WENN DU UR EINE APOLLO 11 HAST, SIEHT ALLE SAUS WIE EIN MOND

TECHNIKTAGEBUCH 2019

@isabellio_, abaumg, aber, Adenauerhut, Marcus Albrecht, Andreas, Angela, annematique, Aoife, Arnold, Julian Ausserhofer, axaneco, Mehmet Aydın, Frau B. aus N., Ole Bahlmann, Stephan Bartholmei, Stefan Baur, Daniel Bayer, Stefan Beermann, Christopher Bergmann, Julia Bergmann, Katja Berlin, Kascha Beyer, Reto Biederborst, Kai T. Biermann, Kai Biermann, Mathias Block, blogfaerie, bolz, Daniel Boos, Sascha Bors, Nicolas Bourbaki, Michael Brake, Tanja Braun, Peter Breuer, Sascha Brittner, Siegfried Brunner, Frau Brüllen, Buntschuh, Jan Bölsche, Lutz Büch, Catweazle, Christine, die christine, Anaïs Clerc, coconutandvanilla, Jan Creutzenberg, Boris Crismancich, Mia Culpa, Cumarin, Cz, Dagonet, Don Dahlmann, Matthias Damm, Daniel, Smilla Dankert, dasnuf, Esther Debor-Gregor, dingedieichfand, Disa, Jan Dittrich, Leonhard Dobusch, Karsten Doms, Christina Dongowski, Isabella Donnerhall, Anne Doppelbauer, Dragonet, Dragonqueen2812, L. A. Jo Döling, Mela Eckenfels, Jan Eden, Uli Eder, Nadja Edler, Ella, ellebil, Oliver Elser, Hanna Engelmeier, Ermel, Kilian Evang, Extramittel, Samael Falkner, Julian Finn, Christian Fischer, Heiko Fischer, Fjonka, Susanne Flach, Flo, florianjb, Sascha Foerster, Andrea Frank, Holm Friebe, FriFri, Karoline Fritz, Frau Frohmann, fthomsen, Gesa Füßle, Torsten Gaitzsch, Moritz Geisel, Gerald, gergo, giardino, Katrin Girgensohn, Rainer Glaap, Peter Glaser, Lukas Glimm, gold1812, Gomobu68, Jens Gosch, Philipp Greifenstein, Ronnie Grob, Henning Grote, Stefan Großmann, Anke Gröner, Tabea Guhl, Marcus Karl Gärtner, Joachim Göb, Alexander Görsdorf, Stefanie Haacke, Dirk Hagedorn, Sebastian Hagedorn, Marek Hahn, Luca Hammer, hannamydear, Michael Hau, Florian Hauck, Piet Haverstorm, Heartcore, heibie, Angela Heider-Willms, Martin Heilgenberg, Katja Heimann-Kiefer, Heinz, Lorenz Heinzer, Ulrich Heister, Uwe Heldt, Lilli Herrmann, Ruth Herzberg, herzbruch, hgdrn, Marco Hitschler, Keith Hjortshoj, Kerstin Hoffmann, Peter Hogenkamp, Holger, holmer, Bert Homburg, horax, Doro Horedt, Lars Hubrich, Tine Hunecke, Martin Häberle, Sarah Häuser, Iltschi, Lukas Imhof, Lars Immisch, Frau Indica, Indica, Iris, iris, iv, J-u-le-s, Stefan Jaekel, Jan-Martin, Jan, Jane, jane_isklar, Krzysztof Jeziorny, Julian, Helga Jung-Paarmann, Thomas Jungbluth, Nina Jäger, Sebastian K, Svenja Kaduk, Jan

Kalbitzer, die Kaltmamsell, Christoph Kappes, Lars Karmann, katzesagtmiau, Kaukomieli, Natalia Kauz, Kiki, Lukas Daniel Klausner, Tom Klein, Torsten Kleinz, Jan-Martin Klinge, Susanne Klingner, Janne Klöpper, Helen Knauf, Reiner Knudsen, Robert Koall, Inge Koch, Katharina Kohse-Höinghaus, Sebastian Koopmann, Kristin Kopf, Aimée Kowalski, Fiona Krakenbürger, Sonja Krause-Harder, Roland Krause, Werner Krauß, Thomas Krebs, kreimlink, Luan J. Kreutschmann, Wolfgang Kunckel, Lilian Kura, Chris Kurbjuhn, Volker König, Steffen L., la23ng, Frank Lachmann, Ninia LaGrande, Swantje Lahm, Sebastian Langer, LaSolMiFaRe, Heinrich Lauert, Oliver Laumann, Vera Leberecht, Angela Leinen, Fabian Leinen, Nora Leinen, Daniel Leitschuh, Horst Lenes, Gregor Leusch, Gunnar Liebich, Martin Lindner, Sascha Lobo, Felix Lorenz, Michael Lorer, Harry Luck, Peggy Luck, Klaus Luther, Lydia, Undine Löhfelm, Daniel Lücking, Helen M, Ulrich Maasmeier, macplanet, Sergio Maldini, Malte, Marcus, marylein, Matthias, Alexander Matzkeit, mauszfabrick, Maya, Feathers McGraw, MD, Florian Meerwinck, Mika Menken, Hans-Peter Merz, Stefan Mesch, Rüdiger Meschkat, Moritz Metz, Michael, Caspar Clemens Mierau, Jan Minnesänger, Johannes Mirus, Molinarius, Paul Monderkamp, moschlar, mstemmle, Jöran Muuß-Merholz, Jens Arne Männig, Uwe Mäurer, Clemens Möller, Stefan Möller, Felix Müller, Stefan N., Nachtvogel, Gero Nagel, nahoernsiemal, Kixka Nebraska, Larissa Nekobento, Nekobento, nerdytherapist, Felix Neumann, Friederike Neumann, nf*rm, Stefan Niggemeier, Ninu, Hannes Nonhebel, Novemberregen, Maik Novotny, Franziska Nyffenegger, Hanne Nüte, o aus h, Ansgar Oberholz, Heinz-Jürgen Oertel, Martin Oetting, Polly Oliver, om-schreibt, Stefanie Otersen, Tilman Otter, Patrick Paas, Enno Park, Dieter Passig, Emma Passig, Georg Passig, Kathrin Passig, Konstantin Passig, Kreszenz Passig, Nathalie Passig, Kathrin Passigs Großvater, Patrick, Oliver M. Pawlak, Jutta Pilgram, Sebastian Posth, David Prochnow, Patrick Präg, G. Raten, Thomas Rau, Die Redaktion, Kevin Reidegeld, reinerw, Thomas Reintjes, Faraj Remmo, Thomas Renger, Iris Rethy, Mi Ri, Dan Richter, Sebastian Riehm, Martin Riemer, Marian Ritter, Michael Rosenthal, Ruhrbube, Michael Rutschky, Rin Räuber, Rüdiger, Stefan Rüdinger, Wolfgang Rügner, Claudia S., S.kang, saathchr, Ka-

roline Sager, saltysheepninja, Sandzwerg, Annette Schaal, Björn Schad, Katrin Scheib, Katharina Schell, Kirsten Schelper, Franz Scherer, Frank Schiersner, schilderburger, Rudolf Schimke, Mathias Schindler, Christian Schmidt, Hans-Jürgen Schmidt, Jochen Schmidt, Marco Schmidt, Daniela Schmitt, Hilmar Schmundt, Barbara Schneider, Dominik Schneider, Ilka Schneider, Julian Schollmeyer, Aleks Scholz, Uwe Scholz, Hannes Schrader, Kai Schreiber, Schreiblabor Bielefeld, Gerhard Schröder, Martin Z. Schröder, Michael Schulte, Andreas Schulz-Dieterich, Marcus Schwarze, felix schwenzel, Anne Schüßler, Seewolf, seifestattgel, Joel Seiller, semi-reg, Carsten Senf, Nadja Sennewald, seoulstages, Clemens Setz, Esther Seyffarth, Daniel Sigge, Marian Sigler, Simon, Grampa Simpson, sleeplessdarkhorse, Alan Smithee, Alina Smithee, Alina Smithees Großvater, Alan Smithees Onkel, Alina Smithees Onkel, Sokoban-Spielerin, Ernst Soldan, Mike Sperber, André Spiegel, Andreas Stahl, Sebastian Standke, Roger Stapleton, Drago Starcevic, Anatol Stefanowitsch, Alexander Stielau, Melanie Stilz, Andrea Sturm, Marcel Sude, Sven, Alexander Svensson, sympathischeufos, Katharin Tai, Tim Tepaße, Kiki Thaerigen, Alexander Thiel, Thomas, Frank Thomsen, tobblog, Tobias, tribarworld, Tim Tulpenberg, umar2003, Uwe, u_blues, Vanek, Kaltmamsells Vater, verenka, Milena Verlag, Udo Vetter, Virtualista, Thomas Vogel, Miriam Vollmer, Christel Vonderpost, Steffen Voß, wahlatlas.net, Philippe Wampfler, wayward boy, Max von Webel, Gregor Weichbrodt, Carsten Jan Weichelt, Weidekaiser, André Wendt, Sabine Werthmann, Aileen Wessely, Till Westermayer, Malte Widenka, Thomas Wiegold, Ursula Willem, Bernd Wilms, Markus Winninghoff, Leah Winzely, Tina Wirth, Rodrigo Witzel, wjanw, wok4, Rochus Wolff, Gabriel Yoran, Pia Ziefle, Jürgen Ziegler

Lizenz: CC-BY-NC-SA 3.0

Version vom 17. Februar 2019, 6044 Beiträge

Let me show you some of the different lengths of wire I used.

—Professor Hubert J. Farnsworth

Wenn junge Leute vereinzelt auf alte Technik stoßen und darüber schreiben, entsteht irgendwie ein Zerrbild. Dinge die noch gar nicht so lange her sind, aber die es nicht mehr gibt, werden als ganz vorsintflutlich hingestellt. Kurzzeitige nebensächliche Dinge werden hervorgehoben. Aber ganze Ären werden vergessen.

—Spiegel-Online-Kommentator „Hamberliner“

Jedes mögliche Verständnis des Techniktagebuchs erweist sich bei näherem Hinsehen als Missverständnis.

—André Spiegel

Wer sich einmal näher angesehen hat, wie lauter individuell vernünftige Menschen mit der größten Überzeugung Dinge tun, die uns nach bloß drei Jahrhunderten wie der reine Irrsinn vorkommen, der mag es sich danach auch zweimal überlegen, etwas nur deswegen für richtig zu halten, weil das im Hier und Heute alle anderen tun.

—Leonhard Horowski: Das Europa der Könige, S. 13

Ich lebe in einer Zeit, in der die Techniken von gestern nur noch begrenzt funktionieren und die von morgen noch nicht richtig. Das macht es so anstrengend.

—Undine Löhfelm

Natürlich geht aber auch hier nichts ohne Probleme ab, und die beginnen damit, dass Gegenwart naturgemäß breit ist, jeder hat sie, vor allem als alltäglichen Zeitvollzug, sie kommt also global und in Milliarden von Einzelfällen vor, und das ist ungünstig.

—Hanna Engelmeier

Ich möchte sagen, daß die Benutzung eines solchen Buches nicht nur wichtig für den Wissenschaftler, den Techniker oder sonstigen Fachmann ist, sondern auch dem Laien, etwa der Hausfrau, helfen kann, sich bei der Verwendung neu entwickelter Apparate, Geräte oder Maschinen, auch im Haushalt, über die Grundvoraussetzungen ihres Gebrauchs zu unterrichten.

—Hans Heinrich Franck, Nationalpreisträger und Präsident der Kammer der Technik

Inhaltsverzeichnis

Kein Vorwort 225
Immer noch kein Vorwort 225
Jetzt aber mal ein Vorwort 226
Diesmal wieder kein Vorwort 226
Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft 227
Erträgliche Leichtigkeit 227
Als das Fliegen noch unsagbar schön war 229
Die standhafte Klobeleuchtung 230
Heute einmal mit Maschine 232
Verschick's doch zugenäht 233
Der Strom wird im Sägewerk gemacht und hat 110 Volt, man muss sich aber absprechen 234
Mein erstes TV-Erlebnis 237
Eine Ära geht zu Ende 238
helfdirgot 243
Der Arzt verschreibt Technik 243
Wartenummer im Telegraphenamt 244
Gruppenschrubben und Wärmeökonomie 244
Für schöne Zahlen nimmt man sogar ein Telefon 245
Die Anwesenheit aller Beteiligten 246
Die Anschaffung des Fernsehgeräts 247
Ich bekomme meine erste Kamera 249
Stöße von Fotokopien, warum? 250

The summer of ‘69 251
Der erste Fernseher, die erste sozialliberale Koalition 252
Das Schweigen der Mainzelmännchen 253
Kalte Technik statt warmer Solidarität, oder: Alles wird viel praktischer 254
Wie man eine Frau mit der Pistole rumkriegt 255
Dick und Doof bestrafen einen Übeltäter 256
Alles Wichtige auf dieser Welt 257
Eine Störung des harmonischen Mittags 265
Mähdrescherloses Dreschen in Kastilien 267
Als das Computerpapier noch gegen Kälte schützte 270
Algen verhindern das Abarbeiten der *job queue* 271
Traktor, Raketa – Fortschrittsglaube und Technikhoffnung, ausgedrückt in Vornamen 273
Die erste LCD Armbanduhr: unverkäuflich, auf rotem Samt 274
Unser erstes Telefon 275
Wie man sich anstelle einer Kreditkarte der Bahnhofsmission bedient 280
Strafvereitelung im Amt 281
Eine recht flache, linsenförmige Plastik-Sache 282
Licht aus! 283
Unsere Familie bekommt unseren ersten Farbfernseher, mit Aufnahmefunktion für Musikkassetten! 284
Früher hat man nicht mit Handy telefoniert, sondern CB-gefunkt . . 285
Die Telefone der Kindheit 286
Nachtschicht – von wegen Work-Life-Balance! 287
Bundesligaergebnisse 289
Bildschirme aus Papier 291
Wer lesen kann, ist klar im Vorteil. Oder: Eine Stunde Vorsprung muss genügen 292
Telefonnummern: fünfstellige, vierstellige und dreistellige 294
Die neue Chefin verlangt ein Telefon 294
Schreibtafel, Schwammdose, Stiftverlängerer 295
Wer nicht schreiben kann, muss hören 296

Den Takraf-Aufzug für sechs Personen durch Hopsen steckenbleiben lassen – eine Versuchsreihe mit Selbstbeteiligung 298
Urlaub mit CB-Funkgeräten, Kassettenrecorder und Super-8-Kamera 299
Der Rufbus in Friedrichshafen (1): Kleiner Probebetrieb 300
Zwangserreichbarkeit 304
Rezepte und Informationen von Fernsehsendungen erhalten 307
Grundig Telespiel 1 309
Schweinebraten aus dem Härtungsofen der Lackiererei 309
Mein Ferienjob als Datentypist mit Admin-Rechten bei Auskunftei und Inkasso 310
Ein Leben ohne iTunes, Youtube und Spotify – aber mit Trollen! . . . 311
Der Rufbus in Friedrichshafen (2): Der Große Probebetrieb 312
Die Buchstaben auf den Tasten sind gar nicht nach dem Alphabet angeordnet 317
Piep piep piep, der Lehrer hat uns lieb 318
Urlaubsbilder in 3D mit dem Viewmaster 318
Die Lohntüte: Hartes Geld ist Wahrer Lohn 319
Einkaufen mit Lochkarten 320
Eine Tastatur gibt es nicht. Auch keinen Bildschirm. Und schon gar keine Maus. 321
Noch einmal zum Thema Freizeichen 327
Der Rufbus in Friedrichshafen (3): Die zweite Erweiterung und das langgezogene Ende 327
Saturday Night Ruddung-guddung Fever 329
Das verruchte zweite Leben des Thermokopierers 331
Knöpfe im öffentlichen Nahverkehr 332
Kassetten funktionieren anders als Milchflaschen 333
Busfahren in Niederbayern: Wer von hier ist, kennt sich aus, und andere gibt es hier nicht 334
Leuchtende Digitalziffern, eine der edelsten Erfindungen des 20. Jahrhunderts 335
Vollständige Buchhaltung in 8 Kilobyte 335

Erster Schultag, mit Plan 336
Herzwürfel 338
Das erste Foto meines Lebens auf eigenem Fotoapparat 342
Die Angst fährt mit: Das erste Mal im Paternoster 343
Mein Berufsleben beginnt mit ERNA 344
1981 piept es bei mir in der Klasse. Ein paar Tage lang. 346
Der PET 2001 “All-in-one” 346
Meine erste Begegnung mit einem Computer 349
Technik aus Japan: Euch geht’s wohl zu gut! 351
PRINT 2+2. Maßloses Erstaunen 351
Ein Brief aus dem Rechenzentrum 353
Nintendo Parachute 354
Telefonstecker (gibt es schon) 355
Der erste sprachgesteuerte Heimcomputer. Theoretisch. 355
Der Ansageknopf 357
Kauf von Singles im Drogeriemarkt Müller 358
Kabel für die Band 359
Mein Schlüsselbund piepst 361
[TT-Aufschreibeservice] Kein Adapter? Dann ein neues Gerät 362
Telexe zur Reiseplanung für eine China-Reise 363
Kalkulationen im Reisebüro per Schneider CPC 464 365
Ein Rechner mit elektrischer Schreibmaschine für nicht mal 5000 Mark 366
Musik: Man ahnt, dass es sie irgendwo geben muss 367
Seit wir ein Telefon haben, ist alles besser 368
Die Hochprägung gehört zur Kreditkarte 369
Auf meinen ersten Audioaufnahmen heule ich sehr viel rum 371
Mein erster User Generated Content per Video (Wir hatten ja nix, Kapitel 8.772) 372
Die Firma, in der ich mein Elektrotechnik-Praktikum mache, liefert bahnbrechende Technik, doch später 373
Mein Projekt stößt an seine Grenzen (3,5 KB) 374
Der Kleine ist nicht stumm: Wettläufe mit der Technik 375

Ich möchte meine Kassetten mit Content füllen 377
Wie die Bilder nach Köln kommen 378
Freiminuten in Zeiten des Impulswahlverfahrens 380
Gut, dass diese Beitragsüberschrift nicht aus Letrasetbuchstaben ist . 381
Technikphantasie eines Kindes, das ich ist 383
Mein vermutlich erstes produktiv genutztes Computerprogramm . . 384
Züge mit Briefschlitzen und eingebauten Postbeamten 386
Unser Netflix heißt Landesfilmdienst für Jugend- und Erwachsenenbildung in Bayern e. V. 386
Morsezeichen 387
Als Textverarbeitung und Donkey Kong noch nahezu gleich klangen 388
Stromversorgungsprobleme einst und jetzt 389
Auffinden in den Zeiten schlechter Auffindbarkeit 390
Eine bahnbrechende Neuerung in den Sparkassenfilialen: Geldautomaten 391
Wohnung mit vollwertigem Kabel-TV-Anschluss 392
Elektronische Auswertung beim Bogenschießen 393
Begegnung mit dem *aardvark* 395
Den Takraf-Aufzug für sechs Personen steckenbleiben lassen – eine unsystematische Versuchsreihe mit Fremdbeteiligung 396
Zwo-zwölf-sieben-en-achzg 396
100 m Sprint mit fischertechnik 397
Romantik QRZ 399
Meine erste Stelle in der IT-Branche 399
Kopiergerät und Rasterfolie 402
Das Internet meiner Kindheit 403
Stenografie, Schreibmaschinen und Synästhesie 405
Farbfernsehen. Die Maus ist orange! 407
“Dein Freund ist Computerfreak. Zeige ihm die Nachteile seines Hobbys auf.” 407
Wie man Software in den VC-20 hineinbekam: Es war mühsam, aber zu zweit ging es etwas leichter 408

Die Vorwahl von Ost- nach Westberlin ist 849, meistens ist aber besetzt 410
Teatime mit der TeaTime 411
Musik aufnehmen im Kinderzimmer, auf Videokassetten und auf dem Computer 413
Expedition zur Ampel 414
Sich zu helfen wissen 415
Uh, Ypsilonquadrat 416
Mein erster TÜV-Termin, und der Prüfer hat hinterher ein blaues Auge 417
Die Sparkasse ist das schnellste Kommunikationsmittel 420
Meinen ersten Anrufbeantworter schließe ich illegal an 421
Mein erstes Modem ist fertig 423
Datennahübertragung im Computerkeller 425
Ich bin sehr jung und halte mich für sehr, sehr schlau 425
Das neue Büro braucht einen Telefonanschluss 426
(Alb-)Traumwagen 427
Wir wollen nur spielen 429
Das Telefon ist eine körperliche Verlängerung des Freundes und muss deshalb gründlich geküsst werden 431
Die böse Hexe am anderen Ende 432
“Brothers in Arms”: Höret die Zeichen der Zeit! 433
DJ-be-gone 436
Berührung, in H-Dur 437
Sprites sticken für den C64 438
Comshare AG – Einsatz der Polaroid Palette 439
Unglaublich, wie klein so ein voll funktionsfähiges Musik-Abspielgerät sein kann 440
Meine Kunstlehrerin kommt ihrem Bildungsauftrag nach (privat) . . 441
Bauphysikschein mit BASIC-Programm 442
Telefonlosigkeit, Diodenkabel, Stern vs. Sharp, Ergatterungs-Aufgeregtheit 442
Polyplay ist mein Lindenblütentee 443
Das Rückläufige Wörterbuch 446
Iskra Delta antwortet nicht 448

Neuartige Friseurssoftware verpasst mir eine Fußballerdauerwelle . 450
Videotext 450
Was ein Bundeswehrstiefel mit einer Alkoholkontrolle zu tun hat . . 452
Stand by me 454
Manuelle Texterfassung in der Zeitung 454
Auftritt: Elektrische Schreibmaschine! 456
E-Mail ist nicht einfacher als Telex, aber billiger 457
Ein missratenes Fest 458
Filmentwicklung in der Dunkeldrehtür 459
You can call me Schlüsselbundfinder 460
Der Halleysche Komet kommt sechs Monate zu früh 461
Kommunikation mit dem Kursbuch 463
Podcasts in den Zeiten der Kohl-Ära 464
Wir erfinden das Internet (zumindest bei uns im Dorf) 465
Die Universität von St Andrews kauft ihre erste CD-ROM 467
Kopierschutz: Die DDR macht vor, wie's geht 468
Ober sticht Unter 469
Wir suchen Software (Teil 1 – die 80er Jahre) 470
Meine Freunde blasen ihre maschinenlesbaren Ausweise auf 472
Unsere Single für deine Stimme 473
Zitterwahlverfahren 474
Von Bändern und Reglern: Radio IN 479
Ein neuer PC 483
Einführung in die Sozialistische Produktion: Das Versenken von Riegeln 484
Der Westrechner ist beinahe genauso geeignet 486
Im "Institut für wissenschaftlichen Gerätebau" 490
Zum Glück habe ich einen dieser neuen tragbaren Computer 491
Lecken und lecken lassen 494
Den Takraf-Aufzug für sechs Personen (500 Kilopond) regulär und reversibel steckenbleiben lassen – mit Selbstbeteiligung 496

Erstes Vorspiel zur Globalisierung in Gelddingen, in Zeiten vor Onlinebanking und Kryptowährungen 497
Die geheime RUN-Taste 498
Ich stehle einen Computer und bereue es erst viel später 501
Das Programmieren ausgeschalteter Rechner 503
Der Pastellkreide-Nadeldrucker 504
Wie man Texte schreibt, wenn man keine Festplatte hat 505
Neue Technologien, neue Abschreibetechniken 507
Das Computercheatsheet von früher 508
Als die Telefone noch ortsfest waren 510
Im Radiosender fehlt ein Nachschlagewerk 510
Produktpiraterie made in DDR 511
Ein Arbeitsplatz mit Computer (theoretisch) 513
Die erste eigene Schülerzeitung (Auflage: Ganze drei Exemplare) . . 514
Ist das Kunst oder kann das weg? 515
Telefonbanking in den 80ern 515
Die Bücherei kommt per Bus 516
Radiowecker (analoge Frühform) 517
Revolutionäres Elektro-Car-to-go-System 518
Kein Matsch dank Schreibmaschinenkurs 519
Bretterbox oder BBS? 520
Mein erster und letzter Netzschalter 522
Mein Eurosignal piept 522
Topographie Deutschland 523
Mein zweiter Computer hat sogar schon eine Festplatte, tjaha! . . . 524
Endlich ein Mobiltelefon, das ich mit mir herumtragen kann 525
Der Poltergeist und der Drucker 526
Ich sehe im Praktikum das erste Mobiltelefon mit eigenen Augen und hätte an der Technik kapituliert 527
Präsident-Nordhoff-Gedächtnis-Tee 529
Der Tag beginnt mit “Morning Has Broken” und endet mit Morsezeichen 532

P8000: Prolog und Nachspiel 533
Audioversionen von Videos 535
Wie früh man aufstehen musste, bevor es Wohnungssuche im Internet gab 537
Eine Bob-Dylan-Wortkonkordanz auf Endlospapier 538
Revolution im CAD/CAM-Labor, oder auch nicht 539
Die Alarmanlage funktioniert 540
Wie ich völlig illegal an 16 Ampère kam 541
Als ich mir einen Singweisengriffer kaufte 542
Mein Onlinebanking seit 1989 545
Mein letztes Telegramm 547
In einer gelben Telefonzelle erfahre ich vom Mauerfall 547
Anrufe in die DDR, eine abendfüllende Aufgabe 548
Die Bereitstellung meines ersten Telefons (einmalige Gebühr DM 65,00) 548
Der fernsehlose Sommer 550
Schwänke aus der Telefonauskunft 552
Orientieren mit dem Kompass 553
Datentransfer per Telefon und Taxi 554
Shareware kaufen im Megabyte-Laden 556
Digitale Kommunikation durch den Heizungsschacht 556
Unendlicher Spaß 559
Wenn man seine Wissensspiele selber basteln muss, weiß man die Antworten schon 560
Mein Leben als Zigarettenbotenkind 562
Der Urahn aller Suchmaschinen 563
H wie Heide 565
Die Mitfahrzentrale ist eine Hingehzentrale 566
Das Leben vor der Telefonbuch-CD-ROM 567
Mein erster Computer (mit Turbotaste) 567
Analoge Bildbearbeitung mit Papierwedel, Fettstift und Typometer . 568
Schreibmaschinenablösung 570

Texte schreiben und Fehler korrigieren 572
Die Schreibmaschine der Universität 573
Mein Fernseher ist wahrscheinlich älter als ich, funktioniert aber auch viel schlechter 573
Ich kaufe einen Compiler (per Post) 575
Helmut Schmidt in Güstrow – diese Nachricht gelangt schnell aus der DDR in die BRD. Über Dänemark 577
Mein Vater ist die Schreierei zwischen den Stockwerken leid 579
Das FIDO-Netz ist längst Geschichte und ich krieg immer noch ein Bier von meinem Node-Sysop 580
Hayes trollt die Konkurrenz – und macht sowas wie eine frühe DoS-Attacke 581
Lieferdienste: Fast so schnell wie selbst gemacht 582
„1890 gab es noch keine Computer.“ – „Kann man so oder so sehen.“ 584
Ein Megabyte Arbeitsspeicher ist nicht genug 586
Ich bin ein Assemblergott (vorübergehend) 587
Qualitätsprüfung in der Audi-Lackiererei 595
„einfach umformatieren“ oder: Die Tränen haben mich gerettet . . 597
Die Rettungsdiskette wird zum ständigen Begleiter 598
Sparbücher mit Frakturschrift 599
Die Büroautomation spaltet die Gesellschaft 609
Autoschlüsselerlebnis 610
Zu viel verkauft: Buchhaltungsprogramm stürzt ab 611
Liebe in Zeiten des Briefverkehrs 611
Die D-Mark wird beinahe durch den Dollar abgelöst 614
Wenn man keine Fernsehzeitung hat 615
ShowView oder eben DanndochnichtView 616
Mein erstes Mobiltelefon 617
Hotel-Telefonzentrale 618
Jugend ohne Tugend 619
Lass uns den Notrufhebel nehmen! 620
Frühes digitales Nomadentum in unter acht Kilogramm 620

Mechanische Datenbankabfrage mit Hilfe einer Stricknadel 622
Man könnte im ICE Filme sehen (theoretisch) 623
Ein relativ gut ausgestatteter Heimarbeitsplatz 623
Bob Dylan wird 50 und die Kartonfahrkarte stirbt aus 629
CIP-Pools und wie man in ihnen einen Arbeitsplatz bekommt 630
Ich trage ungefähr 2300 Spiegel-Hefte in den vierten Stock und wieder nach unten 631
Als alle einen Amiga 500 oder C64 besaßen und niemand je ein Spiel legal erwarb 632
Drei vollkommen identische Schalter und die daraus resultierenden Schäden 634
Ich lerne Fähigkeiten, die ich ganz selten brauchen werde 635
[TT-Aufschreibeservice] Ü-Wagen fürs Uni-Radio 638
Strafe für die gute Tat 638
Leg nicht auf! 639
Die Pufferkondensatoren in den Tastenkontakten 641
Nachrichtenübertragung per S-Bahn 642
Press Fire To Play 643
Telefonketten gab es schon im Pleistozän 644
Maus-Garage 645
Der unvermeidliche Gameboybeitrag. Erster! 646
Ich bin meine eigene NSA 646
Ich besitze einen Handscanner. Und man findet noch 2014 damit eingescannte Bilder im Netz 648
Wie Kodak eine bewährte Foltermethode im Familienkreis optimierte 649
Wie man Erfahrungen durch eigene (und fremde) Fehler sammelt . 650
Mein (bescheidener) Konsolenlebenslauf 651
Nur wegen Velvet Underground kaufe ich einen Discman 652
“Sei zuhause, wenn die Laternen angehen” 654
Durchsteckschlüssel, der gerätgewordene Traum aller Vermieter und Hauswarte 655
Sind die Befürworter von Prittstiften reaktionär? 656

Kritische Computerkurse für Frauen 659
Mein Speicher ist nicht groß genug, aber dafür ist mein Keller ziemlich geräumig 660
Ein Arztroman zum Thema TAE-Steckdosen 661
Computerlinguistik: Hört sich erst mal gut an, ist aber gar nicht so toll 662
Gute alte Technik, als moderner Schrott getarnt 663
Fickende Posthörnchen informieren die Welt über meine neue Telefonnummer (per Post) 665
ICH MÖCHTE EINEN VGA-FARBMONITOR! 667
S-Chanf wird gesucht und gefunden 667
Mein erster Kontakt mit elektronisch projizierten Bildern 668
UND WER BEZAHLT DAS??? 669
Das Einreichen von Texten beim Berliner Stadtmagazin “tip” 670
Von der DEC PDP auf den lokalen PC 672
Wir sind jung und wissen nicht, was wir tun 673
Kein Telefon in Lichtenberg 674
In der Zukunft der Vergangenheit muss man Alben nicht mehr in einer bestimmten Reihenfolge hören 675
Briefwechsel mit Gürteltieren 676
Wie ich Strip Poker besiegte 677
Brief nach Bielefeld 678
Mobilfunk-Abmeldung per Chipausbau (und Extragebühren für lange Leitung) 680
Der Ärger mit den Empfehlungsalgorithmen beginnt 683
Während meiner Grundschulzeit gibt es nur bei Lukas einen Rechner, sein Vater ist nämlich Lehrer 684
Gitarre stimmen mit dem Telefon 685
Mobile Satellitentelefone in zentnerschweren Kisten 685
Kursbuch, HAFAS, Schlangestehen: Wie man Bahnverbindungen herausfindet 687
Als die Kreditkarte vom Luxusdings zu etwas ungemein Praktischem wurde 688

Das Leben vor der IMDB: Microsoft Cinemania 689
Jeder Computer ist portabel, man braucht halt ein Auto 690
Drei Stunden Hörspiel ohne Aufstehen 692
Drago im Glück 692
Unkenntliche Gesichter 694
Als ich (fast) das World Wide Web verschlafe 695
MTV im Carepaket 697
Einige Jahre vor dem Onlinebanking 697
Professionell von A nach B finden 698
Mein erster Schallplattenkontakt 701
Wie ich einmal einem Mann mit Kamera eine Freude machte 702
Mr. Dialer und ich 703
vi und ich – fast schon eine Liebesgeschichte 704
Die Schreibmaschinenkatakomben des Piper Verlags 705
Das lange Fiepen der Zapatistischen Befreiungsarmee 706
Billigurlaub ohne Billigflieger (mit Nirvana-Bonustrack) 707
Ich brauche einen Computer! Anderer Meinung: Meine Eltern 708
Dinge, die passieren, wenn man versucht, die Kohlenstoffwelt in Computern nachzubilden 709
Bei den Großeltern ist Telefonieren im Sitzen nicht vorgesehen . . . 710
Großrechnerurgestein vs. Windows: 0:2 711
Warum Mails verschwinden können wie Socken in der Waschmaschine 712
„Hast du mein Fax bekommen?“ 713
Overheadprojektor und Körperflüssigkeit 714
Ich will ja gar kein Jetpack, ich will nur Western auf Video 714
Das Mobiltelefon: Cool ist es schon 715
Eine amerikanische Pinie 716
Ein Anrufbeantworter als Anzeichen übelster Computerfreak-Fanatismus-Kultur 717
Wir hatten ja nix, noch nicht mal Goodreads 718
Ich habe den Beistellherd aus der Küche entfernt, was nicht statthaft ist 725

Was passiert eigentlich mit so einem handschriftlichen Überweisungsformular? 726
Ich frage mich, wie man sich wohl per Brief fürs Kino verabredet . . 727
Das Internet tritt zum ersten Mal in mein Leben und hinterlässt dort nur einen schwachen grauen Eindruck 728
Es ist kalt im Skriptorium, aber ein Ventilator schafft Abhilfe 728
Meine erste E-Mail-Adresse! 729
Mein erster PC und ein Brief an die Großmutter 731
Die D-Info-CD-ROM bedroht die deutsche Privatsphäre durch Telefonnummern-Rückwärtssuche 733
Man kann endlich weltweit Nasenhaarschneider shoppen. Mit Hilfe eines Buchs! 734
Coden auf Papier 738
Gute Reflexe bei der Verteidigung gegen Imps im Straßenverkehr . . 740
Der Kühlschrank bleibt dunkel, damit die Schildkröte besser schlafen kann. 740
Ein kleiner Schritt für die Menschheit, ein großer Schritt für das Arbeitsklima 742
Unterwegs im Auftrag von Paionia Kabushiki-gaisha 743
Telefonieren in der WG 744
Der lange Weg zum Kinoprogramm 745
Sony will keine CDs mehr versenden und schickt mir ein Modem . . 746
Die Mauer ist gefallen und alle können endlich kopieren 747
Das Internet wird noch mit dem Telefon handverzwirbelt 748
Ich erbe einen Videorekorder, nehme Fernsehsendungen auf, und den Rest kann man sich denken 749
Das lange Leben des HP Laserjet IV 749
Ich bin ein Internetausdrucker 752
Die erste E-Mail von meinem Bruder 752
Internet für 23 Pfennig 753
Nur noch emaillieren? Mit einem Exkurs über Modemgeräusche . . 754
Heftiges Mailen mit SLIP 755

Email – einfacher als faxen! Und man muss sich gar kein Amt geben lassen dafür 755
Elternbesuch ohne Lokwechsel 756
Abschlussarbeiten-Panik: Fußnoten in Übersee 756
MTV Europe verschwindet aus dem Kabel und damit aus meinem Leben 757
Urlaub mit dem Funkwecker führt dazu, dass Faxe verschickt werden müssen 759
Zum ersten Mal probiere ich dieses Roaming aus 760
Ich bekomme einen der interessantesten Orte im Netz gezeigt, bin aber leider blöd 761
Wer hat eigentlich das Licht von X Window unter den Scheffel gestellt? 762
Ein Münchner Reisebüro mit bedrohlichem Namen 764
Anderen das Internet erklären 765
Wer in die USA fährt, muss den Freunden zu Hause Software mitbringen 765
Die Kunsthochschule bekommt Internet 766
Probleme mit der Motronic 768
Unordnung und früher Cybersex 769
Rückbestätigungspflicht bei Flügen 770
Telefonkarten 770
Das Wäscherecken 773
Mysterien der ländlichen Postzustellung 774
20 Jahre zu früh: (way too) early adopter 774
[TT-Aufschreibeservice] Kuriosa der Telefonbenutzung 777
Tips zum Lycos-Katalog-Durchblättern 778
Leben ohne Drucker, aber mit Trostdiskette 779
Digitale Routenplaner, lustige Highlights 779
Ein Leben ohne Technik 780
Im Internet mit der Bank kommunizieren: ich muss die Bank dafür wechseln, aber das ist es mir wert 782
Eine Woche Rubbeln 784

Wie die Stadtzeitung zusammengeklebt wurde 786
Text auf dem Handy, was für ein Scheiss 789
Schleswig-Holstein wird elektrifiziert 790
Die beste Fernsehserie, die ich je nicht sah 791
Die HTML-Dateien bringe ich mit dem Fahrrad zum Computerladen 791
Mein erster Laptop wiegt knapp 3 Kilo 793
Das Internet von damals kam von der Max Streicher Bauunternehmung und war aus Papier 794
Kinowerbung mit Internetadressen 795
Online-Dienste wie das Internet, mein Leben als Manfred Spitzer . . 795
Das erste Mal Internet 802
Mein erstes Linux 803
Warum ich keine deutschen Fehlermeldungen mehr installiere, wenn ich es vermeiden kann 804
Mein erstes Offline-Forum auf der Heft-CD der PC Action 804
Kirrlach ist nicht Kalifornien 805
Ich störe nicht beim Essen 806
Fahrplanauskunft per Disketten 807
Konzeptionelle Schwächen des Onlinebankings 808
Mit 26 Mark in die CYBERSPACE-Spielhalle 809
Die E-Mail braucht von Deutschland nach Namibia nur vier Stunden 812
Als Büro-Abschließsysteme mit Karten und PIN noch cool waren . . 813
CIS 100022,1674 813
Das Festival hat schon einen Kommunikationscontainer 814
Et in arcade games ego : Wie ich einmal für kurze Zeit eine Spielkonsole besaß 815
Ich brauche Internet! Anderer Meinung: Meine Eltern 817
Taschenrechner mit Displée 818
Wir bestellen englische Bücher bei telebuch.de. Es läuft suboptimal . 819
Mein erstes Mal im Internet, ausgerechnet mit den Backstreet Boys . 820
Analoges Brute Force Hacking 821

Das israelische Mobiltelefon ist für internationale Gespräche gesperrt. Die T-Card hilft. 821
Ich weiß so genau wie nie, was ich brauche und haben will 823
Das erste private Mobiltelefon! Mit Installations-Audio-Guide auf Kassette 824
Im Wettrennen um den kompliziertesten Vertriebsweg führt eindeutig IBM 825
Jetzt kann ich laden, wann ich will 826
DIY-Hardwarelieferung 828
Man kann „den Rechner eingewählt lassen“, wegen des technischen Fortschritts 830
Meine Magisterarbeit passt nicht mehr so gut auf Disketten, das wird teuer 830
Die ganze Welt als Fußballfeld zum Mitnehmen 835
Meine Eltern, ihr Fernseher und ich 836
Das Ding war ja 838
„Nexon, gib uns sofort Streifenhörnchen!“ 839
Wir haben ganz offiziell keine Postleitzahl 841
Die Alternative zum Anrufbeantworter ist eine Postkarte 841
Es geht auch einfacher 842
BYOB (Bring Your Own Browser) 844
Englischsprachige Bücher in Deutschland kaufen: eine komplizierte Geschichte 845
Wegen des Internets muss ich ein Alpenmassiv überwinden und zweifle sehr 847
Meine erste Strafaufgabe 847
Computer für CAD-Programme sind Mangelware. Also fege ich weiter mit dem Radierkrümelbesen 849
Wie man vor Napster an MP3s kam 850
Abschied vom Kühlschrank 852
Das Schalten einer Kleinanzeige 852
Erreichen in Momenten eingeschränkter Erreichbarkeit 854

Mein erstes Handy 856
Zum ersten Mal im Internet – als Schülerpraktikant 857
Bahnauskunftssysteme in Italien 858
Lebensmittelbestellung im Internet 859
Wie man erfährt, welche Filme laufen 860
Meine cineastischen Mangelerscheinungen 860
Speed – Der Recorder's Cut 861
Das Problem mit Margaret Hoolihan 862
Faxschlange 863
Ein Internetcafé in Wiesbaden wird Schauplatz einer zarten Chatromanze 864
Die CD ist kaputt 865
Herr R. hat kein Verständnis für unseren jugendlichen Wissensdrang 866
Mein Weg zum Bloggen war eigentlich schon immer unvermeidbar . 868
Wer Internet haben will, braucht viel Geduld 869
Als das Internet noch in Moabiter Schrauberhöhlen handgelötet wurde 869
Handys haben keine Sprechtaste 870
Als es noch keine Emojis gab 871
Das Kinoprogramm war falsch abgedruckt, aber es ist egal 872
Wie mich eine nicht ausgereifte Software fast in einen Rechtsstreit mit AOL treibt 872
Mein erstes Handytelefonat. Wo muss ich da jetzt draufdrücken? . . 873
Im Zug telefonieren unter Zuhilfenahme von Briefmarken 874
Mein Rechner hat eine Aufknuspertaste 874
Geteilte Telefonrechnung ist immer noch ziemlich hohe Telefonrechnung 875
Gute Idee, miese Ausführung: Das Spamschutzkonzept sorgt für tausende Spammails pro Tag 876
In einem Briefwechsel geht es um Internet 877
Kassetten mit deutschen Albumcharts. Ein Mitschnitt der Media-Markt-Soundkulisse aus dem Werbefernsehen 878
Tippen im Takt 879

Sic transit gloria disci 882
Was Kassettenrecorder alles können 883
Auch Katzen verstehen Technik. Und nutzen sie 884
8 MB, so etwas Großes habe ich noch nie heruntergeladen 885
Provisorische Grammophonreparatur unter Zuhilfenahme von Gemüse 886
Die Rache ist mein 886
Der letzte Sommer der Armbanduhr 888
Ganze Kinofilme runterladen? Science Fiction! 888
Niemand interessiert sich für meinen Discman. (Außer mir.) 889
Als ich einmal verloren war 890
Die Situation an der Surfstation 891
Reiseplanung zwischen Reisebüro und Flugbörsen 892
2300 DM Telefonrechnung: Als Early-Adopter-Sein noch was kostete 893
Telefonieren hüben und drüben 894
Fast wie bei Detektiven: die Telefonkette! 895
Mit der Telefonzelle ins Bett 898
Holzfäller im Dienst der Elektrizitätsversorgung 898
Zum ersten Mal im Internet 899
Die Zukunft des U-Bahn-Kinos kündigt sich an, kommt aber dann doch nicht 900
Der iMac ist da: Das i steht für Internet 901
Es klappt nicht zwischen Linux und mir 903
Endlich Standleitung! Internet ohne ängstlichen Blick auf die Uhr! . 904
Meine wenige Stunden währende Polaroidphase 904
Phantomtelefonieren im öffentlichen Raum. 905
Sternchen-ät-[irgendwas]-punkt-hoffmann-punkt-de-punkt-jujunet-punkt-de-eh 906
Fun ist ein Erklärbad 907
Semitransparenter Pornografiekonsum am Arbeitsplatz 908
Von Bergen und Propheten 909
Ich kenne Leute auf der ganzen Welt – ganz ohne Internet! 910
Faxzeitungen, das nächste große Ding! 912

Unterwegs Internet lesen bedeutet: Broschüren drucken 913
Der Batteriewechsel ist nicht nur beim Smartphone schwierig 914
Nee, sowas heisst Routenplaner und kostet Geld: Das Leben vor Google Maps 915
Mein Vater bohrt ein Loch für das Internet 916
Experimente mit “Teleteaching” 916
Die zu große Netzwerkkarte und der Onkel mit der Schere 917
Ohne Geschichtskenntnisse und Navigationssysteme: Aus dem Ruhrgebiet nach Berlin über Bremen 918
Mein erstes Handy. Mit 20 Klingeltönen von namhaften europäischen DJs! 918
Nach zu viel Drogen bekomme ich eine Elektrolytlösung und einen guten Tipp 919
Ein Ferngespräch am Handy! Akute Verarmungsängste. Es geht aber alles gut aus 920
Ich importiere mit viel Aufwand Musik 921
Als Exot mit dem Handy rufe ich die Feuerwehr. Aber eine andere als gedacht 923
Kathrin Passig ist kein Navigationsgerät 924
Goldene Zeiten: Als jeder Schüler Pay-TV knacken konnte 924
Klingeltöne abtippen: Ich war dabei 925
Das Online-Banking meiner Bank ist sicher. Sicher? 927
Umständlichkeiten der Fotovervielfältigung 928
Ich bin jetzt immer sehr mit dem Messen der perfekten Belichtungszeit beschäftigt 929
Trockenbleiben hat seinen Preis 930
Mit dem Metropolitan und Personal Video unterwegs 930
Futurama wird illegal aus dem Internet heruntergeladen, das geht nämlich schon 931
Frühe eCommerce Gehversuche in der Industrie 932
Gehirnstimulation mit einer Audiosoftware namens “Cool Edit” . . . 933
„Könntest du kurz aus dem Internet gehen? Ich muss was verschicken.“ 934

Vor- und Nachteile der Rufnummernanzeige 935
Von Robben und Navis 936
Telefonieren in Entenhausen 936
Digital humanities avant la lettre 944
Die Anfänge des Jailbreakens – bei einer Videokamera 944
Der Straßenunebenheitsseismograf spielt Musik ab (manchmal) . . 946
Der Bücherbus in Salzburg-Gnigl 948
Ich war jung und hatte Zeit und einen Videorekorder 949
Ohne Internet muss man mehr Geduld haben 951
Ich trage jeden Monat Bargeld für die Mietzahlung zur Bank und bestimmt gibt es Gründe dafür 952
Der Universal-Adapter für Kellerräume ist älter als zunächst vermutet 956
Y2K und die Taschenlampe bleibt an 958
Interkom Home 958
Dateien sind, wenn man es genauer bedenkt, gar nicht so leicht zu verstehen 960
Handmixer funktionieren nur, wenn sie orange sind 961
Warum am Neujahrstag 2000 die IT Welt nicht kollabiert 963
Die nervöse Zerstreuung der 1980er ist die meditative Sammlung der 2000er und unerreichbar aus dem Jahr 2018 964
Schnüre für Internet gibt es nur in kurz 965
Mein erster Webring hat eine Mailingliste 966
Vorsichtshalber schon mal das Internet ausdrucken 968
Internetsurfen mit System 968
Das Leihfahrrad muss in der Nähe einer Telefonzelle abgestellt werden 969
Mobile Computing mit dem Bollerwagen 971
Frank Schulz muss ein sehr guter Autor sein, denn er hat 1030 Moorhuhnpunkte 971
Manchmal kam nämlich wirklich ein Fax an 972
Bei Burger King steht ein E-Mail-Automat (mit Münzaufnahmeschlitz) 973
Der “Internet-Club” in Moskau 974
Mit dem Handscanner lassen wir uns selbst ins Kino ein 975

Ich bin sehr cool und kaufe mir ein gebrauchtes Smart Twinphone . 976
Von einer, die auszog, einen Festnetzanschluss zu bekommen 977
Meine allererste Onlinepräsenz auf einer Kinderseite 978
Meine erste eigene Domain 979
Ich lerne, was eine Browserchronik ist 979
In der Zettelkastenhölle 981
Der E-Mail-Öffner 982
Meine Hochbegabung zum Drogenhandel 984
Keine Uhr, keine Diebin. 985
[TT-Aufschreibeservice] Ein Kurs im Hardware-Hacking 986
Das unheilbare Beamer-Trauma 987
Höflich anrufen, auch wenn keiner abnimmt 988
Das Internet verschafft Aufklärung (endlich) 989
Bevor Cyber bei der Bundeswehr wichtig war 990
Willkommen beim Reisedialogsystem 991
Sieben Minuten in der Hölle: von 0 bis 100 Prozent zählen, gemeinsam mit Nobelpreisträgern 994
Statt sieben Minuten in der Hölle: Die Alternative zu PowerPoint . . 995
Star-Trek via Sky TV 996
Bildergalerien auf 120 CD-Roms brennen zur Just-in-time-Tagungsdokumentation 997
Ein auf den ersten Blick defekter Geldautomat ist eigentlich nur betrugssicher 998
Das Krankenhaus neppt mich und so muss ich zum Urkundenfälscher werden 999
Wichtige Orte des Internets: Ein Besuch beim IRC-Server Ilmenau . 1000
Mein Underdogbrowser und ich 1001
Technik verschiedener Art im Krankenhaus 1004
Telefonieren mit Call by Call 1005
Als Vorglühen noch nichts mit Alkohol zu tun hatte 1008
Ich bekomme Triband erklärt und den Weg zum neuen Handy durch Vertragsverlängerung (per Fax!) 1009

Reiseschecks und Bargeld: Man kann sie immer noch nicht selbst ausdrucken 1011
Handys mit Sprachsteuerung! Ich glaub kein Wort 1012
Mit der Kraft der Sonne: Meine neue Armbanduhr 1013
Ich möchte gratis SMS verschicken, Don Dahlmann nutzt dafür ein neumodisches Ding namens ICQ 1014
Mit dem Palm III über WAP, Infrarot, Nokia 6210 und Sackzement ins Internet 1015
Live dabei via Weblog 1016
Abgeschirmt 1017
Das Internet stößt an seine Grenzen und das Fernsehen triumphiert 1018
Ich mache zum letzten Mal eine eindrucksvolle Vollbremsung 1019
Mein erstes Handy 1020
Anrufen! Gewagt! Neumodisch! 1020
Ungefragte Abholung von Elektroschrott (durchs Fenster) 1021
Ich habe halt jetzt zu Hause keinen Internetzugang mehr 1022
Ein Parkhaus als Metapher für Securityfehler 1023
Bilder vom Sex mit der ersten Liebe (fehlende) 1024
Pongspiel auf Hochhausfassaden und vergebliche Nutzerforschung . 1025
Das neue Handy hat Vibration und T9! 1025
Was ist bloß los mit dem E-Commerce? Macht er eventuell gar keinen Sinn? 1026
Mütter mit SMS-Kompetenzen 1028
Geschlechtsnocken im Posteingang 1029
Mein anderer Rechner ist ein 486-50, auf dem Windows 3.1 läuft . . 1029
Buttons machen 1030
Versteckter Internationalismus 1032
Von Textsystem bis Google 1033
Mein Kunstgeschichtsstudium scheitert an meinem Stolz 1036
Wenn das Handy im Unterricht klingelt, muss man einen Kuchen backen 1037
Von Moskau nach Filisur und von Filisur nach Bergün 1039

Wählen am Wahlcomputer und vor dem Langneseschild 1040
Eine Digitalkamera für die Jackentasche 1042
Ein Datenverlust kann auch Ballast entsorgen (manchmal) 1046
Kleine Amazon-Bestellhistorie 1047
Fotoserie “Schuhe von Demoteilnehmern” 1048
Das Supporter-Projekt der Einstürzenden Neubauten 1049
Jeder lernt für sich allein: Hören und Verstehen mit Audiokassetten 1050
Vielleicht hätte ich den Rechner nicht fickfrosch nennen sollen . . . 1051
Wir dürfen nichts downloaden, zu teuer 1052
Ein Wunsch an die Zukunft 1054
Das Motorola Timeport, nur unwesentlich besser als überhaupt kein Handy 1054
Zwei Rechner mit ganz viel GB und ein Switch 1057
Bernd diktiert 1058
Ich begehre den Ambient Orb, bekomme aber keinen 1059
Déjà Entendu 1060
Musik aus dem Internet auf den Walkman 1061
“sag einfach du würdest für einen alkoholikerfreund notfallhotline machen”: Handygebrauchs-Ausreden 1063
Totes, pelziges Tier als Schreibwerkzeug 1064
Tuut! 1064
Åch! Ticketkauf im internationalen Bahnverkehr 1065
Und Sie sind von Beruf? Automatikschrankenerklärer 1066
Nach 1000 Mails ist Schluss 1066
Vom Telefon-Scheitern zum Forumsposting-Scheitern 1069
Apfelsaftüberlaufalarm 1070
Wie Schalke 04 mich ins mobile Internet brachte 1071
Schreibschutzschalter 1073
Fernseher als Lichtschalter und die grausigen Folgen 1074
Günter Grass bringt das Internet in die Hochliteratur 1075
Als Filesharing sozial war 1076

Der Computer macht sich selbstständig, übernimmt aber noch nicht die Welt 1077
CD-Mütter 1077
Ich benutze zum allerletzten Mal ein Faxbestellformular 1078
Ich würde gern last.fm nutzen, darf aber nicht, es ist zu teuer 1079
Das Kanzlergattinnenhandy 1080
Handys mit und ohne Wecker. Und mit noch ganz anderen fortschrittlichen Funktionen! 1081
Ich benutze zum ersten und wahrscheinlich auch letzten Mal WAP . 1082
Letztmalige Durchrubbelwonne im Letraset-Milieu 1083
Die bei Saturn sind besser 1084
Das Smartphone ist ein bisschen der Feind des Klugscheißers 1085
Ein neues Zeitalter bricht an 1086
Mobilfunkvertragsverlängerung per Fax, außerdem Probleme mit Nummern, die nicht 9999 oder 1234 sind 1087
Die O2-Website ist schlimm, aber nicht mehr ganz so schlimm wie die von Viag Interkom 1088
Das neue Handy kann 256 Farben! Und Fotos, aber wer will das schon 1089
Druckabfall ruft Feuerwehr 1091
Meine erste Digitalkamera ist ein Schlüsselanhänger 1093
Der Roomba ist ein sehr hilfloser Helfer. Aber so niedlich! 1095
Warum ich als AG-Sprecher der Grünen den Regenwald nicht retten konnte. Sorry dafür 1097
Im Festnetz nur noch Callcenter 1098
Wegbeschreibung: altmodisch erstellt, aber recht modern übermittelt 1099
Internet – jetzt auch für unterwegs 1101
Im Münchner öffentlichen Nahverkehr fällt das Handy-Verbot 1102
Analoge Filmkameras sind nichts für schlecht organisierte Menschen 1104
Datenfernübertragung mit dem Auto 1104
Die Ära der Anrufkarten 1105
Ich kündige meinen Festnetzanschluss 1106
Wikipedia bewahrt mich vor Albträumen 1108

Was genau kann das noch mal, was IRC nicht kann? 1108
Social Schaufenster 1120
Die erste blaue LED 1122
POZ oder ELV, jedenfalls ein Bezahlverfahren für schlechte Zeiten . 1124
Fotoalchemie in der vordigitalen Zeit 1125
DATE KENNEDÜFF 1130
Mixtapes und programmierfähige Taschenrechner 1131
Meine Mutter ist kein Callcenter, und jetzt sieht man das auch . . . 1132
Wir gucken die siebte Staffel von Buffy und es ist fast nicht kompliziert 1133
Mein Handy hat eine Kamera und ich weiß nicht, wozu das gut sein soll 1134
Es leuchten die weißen LEDs 1135
Jonet-Telefoncluster 1137
Man kann seine Mails überall abrufen, auch in Dresden 1138
Unterwegs lesen: Von Bahnhofs-WLAN zu Bahnhofs-WLAN hangeln 1139
Carsharing mit telefonischer Buchung und Schlüsseltresor 1140
Sparkassen-Angestellte rät zur Überweisung im Internet-Café. In der Sparkasse geht es nicht 1140
Sharing Isn't Caring 1141
Täglich etwa 200 Stunden ICQ 1141
Jahr 0 des Google-Kalenders 1142
Ich unterstütze IKEA in dem Gedanken eines Onlineangebots, aber es ist mühsam 1143
Das komische Briefumschlagssymbol auf dem Handy: In den USA gibt es noch keine SMS 1144
Meine erste blaue LED 1145
Freudsche Emojis und ihre Folgen 1147
Config-Dialoge so groß wie die FAZ 1148
Mein erster root-Server 1149
Meine erste fahrerlose Bahn 1150
Risiko Nordamerika-Einreise: Datumsformate und fehlendes Triband stürzen mich ins Unglück 1151

Fortschritte in der Hochzeitsfototechnik 1152
Auf der Suche nach einer Orkut-Einladung 1152
Wir sind jetzt über 30, wir dürfen nicht immer nur an den Fun denken 1153
Wenn es nicht mal geht, wenn Amerika im Bett liegt, geht es nie . . 1153
Fahren sie 62,7 km geradeaus und biegen dann rechts ab 1156
Zum ersten Mal Ziel von Spammern 1157
Zum Chatten wird Internet benötigt 1159
Das eher nicht so überzeugende Prinzip MiniDisc 1160
Mit dem Fernbus und dem Discman nach Norwegen 1161
Ein Fahrradlift! Zehn Jahre später ist er weg 1163
Wenn der Kabeltechniker dreimal klingelt 1163
Farbdrucken im Büro als Extremsport mit Beweisvernichtung 1164
Man hofft immer noch, dass das mit den Kameras eine Phase ist . . 1166
Zum Bewegen des Monitors braucht man zwei Personen 1167
Festplatten-Schwanzvergleich im IRC und ein Tapetenwechselroboter 1168
Die Puschkin-Jahre 1169
Technische Aspekte der Chormusik kurz vor Beginn des alles aufzeichnenden Zeitalters 1171
Die erste Mail im Gmail-Postfach 1172
Es gab kaum Klingeltöne 1173
Was Handys jetzt so können: Triband, Bluetooth 1173
Ich reiche Schecks aus mehreren Jahren ein und suche danach keine Bank mehr auf 1174
Mein erstes und letztes nicht-smartes mobile phone 1176
Mein erstes Selfie 1177
Als es noch kein YouTube gab 1180
Abschied von der Rohrpost 1180
flickr ist das bessere Bildbearbeitungsprogramm 1186
Von der Briefmarke zur Frankiersoftware und wieder zurück 1187
Asterisk des Zweifels 1188
Urlaubsfotos in den Zeiten zwischen Analog und ausreichend großen Speicherkarten 1188

Ich lerne ein neues Verb 1189
Eine ISDN-Anlage anschaffen oder viele neue Leitungen legen . . . 1190
Ton → Papier → Computer → Papier 1191
Mein Freund schenkt mir ein Schloss mit einem Schalter dran 1199
Der Magnet zum sanften Löschen der Sprache 1200
Die Trennung von Inhalt, Struktur und Formatierung kommt nicht zustande 1202
Let Me Google That For My Parents 1203
Vier Jahre Untertitelübersetzung: Von der Videokassette zum FTP-Download 1204
Verteidigung gegen die intelligenten Jalousien 1205
Hör mal, wer da kratzt 1207
Raus aus der Versionen-Rumschick-Hölle 1208
Ich bin aber im Editiermodus, also bitte nur lesen 1209
Ich baue mir einen Texteditor aus Papier, Schere, Klebeband und Stift 1209
Qualitätsabnahme zum Inneren hin 1211
Skype und die Erfindung der ständigen Anwesenheit 1212
Die Firma, in der man alle CDs hatte. Außerdem: Wie man Kanadiern die GEZ erklärt 1214
Das rettende Skype ist nah 1216
malamut pusnet 1221
1 MB Transfer ist frei, das reicht doch 1221
Was Anrufe der Mutter und Telefon-SPAM manchmal gemeinsam haben (jedenfalls technisch gesehen) 1222
Der split mode treibt uns aus dem IRC zu Skype 1224
Die teuerste Software, die ich besitze (und bezahlt habe) 1224
Ich melde mich bei last.fm an 1225
Soziale Netzwerke: Irgendwas muss ja dran sein 1226
Carsharing wird benutzerfreundlicher, ich nutze es trotzdem immer seltener 1227
Sie befinden sich in einem hässlichen Dokument 1228
Der Stock ist als Generalsoftware doch total unterschätzt 1229

Ich habe jetzt praktisch ein schwarzes, nur in weiß 1229
Flughafen, Herz der Einsamkeit 1230
Die Einrichtung eines Telefons steckt voller Überraschungen 1231
Sieg mit 1,5 s Verzögerung 1232
Der Rechner ist mit nichts verbunden. Kein einziges Kabel! 1233
Der hüpfende LKW überzeugt mich 1233
Onkel Milgrams Open Mike und der fehlende Adapter zwischen Handy und Reizstromgerät 1235
Navigation zur See: gar nicht so schwierig, wie man immer liest . . 1237
Es liegt nicht an den Eltern: Das Navi ist wirklich unbenutzbar . . . 1237
Dass das alles auf den iPod passt, kann ich kaum fassen 1238
Ich weiß nicht, warum ich Metager nicht mehr nutze, aber dann fällt es mir wieder ein 1239
Leider ist das Programmieren ganz schön umständlich 1239
Toronto soll öffentliches WLAN bekommen und Berlin nicht 1242
Neuartige, total innovative Präsentationsmethoden 1242
UND WER BEZAHLT DAS??? 1243
Ich kaufe eine Speicherkarte für meine Kamera, auf die ein ganzes GB passt 1244
Google Maps als Offline-Navigationssystem, Überlegenheit der McDonald's-Gratiskarte 1244
Gratis-WLAN in jedem billigen Hotel. Natürlich nicht in Deutschland, haha 1246
Internet via Handy, das ist, als würde man ein Auto mit einem Lagerfeuer betreiben 1247
Man kann sich Musikempfehlungen schicken (aber nicht anhören) . 1248
Der Mac-VGA-Adapter: As nächste Gschäft wo so eps hat is hundertfuchzg Kilometer weida 1249
Ich will kein Internet für zu Hause (aus drei Gründen) 1250
Schon nach 20 Jahren entdecke ich IMAP 1250
Vom Buchbestellen zum Waschmaschinenkauf 1251
Arbeitsunterbrechungen: immer noch nur durch E-Mail 1252

Web 2.0 ist doch in ein paar Jahren schon wieder vorbei 1253
Ich bekomme einen Brief aus dem Internet 1253
Zwischen Wiki und Google Docs 1254
Kannst du mir mal bitte ein Dach-Zeichen geben? 1255
Thunderbird ist einfach zu doof 1255
Schön, aber nicht schön genug: Die Packstation 1256
Schon nach einem halben Jahr entdecke ich die Zwei-Finger-Scrollgeste am Mac 1257
Laufwerk B: 1257
Videoskype: Der Wahnsinn ist das wahrlich, man muss bald gar nicht mehr ausgehen 1258
Seit heute gibt es hier bei meiner Mutti DSL 1260
Gleichzeitig dasselbe Dokument bearbeiten, ein herrliches Wunderfeature 1260
Alles ist schon perfekt außer Fahrradbeleuchtungen 1263
90 MB dauern eine halbe Stunde 1263
Die Tragik meiner MiniDisc-Player 1264
Diese Webseite zerstört sich in 365 Tagen selbst 1266
Mein erster und letzter MP3-Player 1267
Personal Digital Assistants 1268
Das Diplom-Schlepptop 1269
Durch Nichtstun besser leben. Beispiel: Online-Anmeldung für Klausuren weglassen 1275
Überlastetes Mobilfunknetz 1276
Die Einführung des Mobile-TAN-Verfahrens. Mit lustigen Aussichten für die nahe Zukunft 1277
Ich bin zu langsam beim SMS-Schreiben und werde verspottet . . . 1278
Der theoretische Festnetzanschluss bekommt ein grünes Wählscheibentelefon, wird aber nicht praktischer 1279
iTunes, Weihnachtsoratorien und 60er-Kassetten 1279
Man wird erfahren, ob es ein Apple-Handy geben wird 1280
Die “nicht zu viele Web-2.0-Seiten besitzen”-Glaubensrichtung . . . 1281

Das Apple-Handy kann alles und hat nur eine einzige Taste 1281
Endlich! Handys ohne Kamera! 1282
Verschiedene unverschämte Forderungen 1283
Mein letztes Non-Smartphone 1285
Ich habe kleine Festplatten, weil ich dem Musikbesitz abschwöre . . 1287
Internet via Handy am Notebook! Glück! 1288
SMS-Nachrichten abtippen als Backup 1290
Die kurzen glücklichen Jahre ohne Datensorgen 1290
Ausgedruckte Texte in der Badewanne 1291
Ich habe schon 46.480 Spammails für Holm gesammelt 1292
Die dritte Taste 1293
Muss das nicht noch normalisiert werden? 1295
IT-Fakultät scheitert an Datensicherung 1296
Die Fernsehsituation im Elternhaushalt 1299
Institutionalisierte Bewegungsstätten 1300
Wegen des Geographieratespiels trete ich Facebook bei 1303
DAS ist gutes altes Handwerk, DAS ist Luxus 1303
Gratispenisse an der Stirn, an Augen, Ohren, Rücken, Händen und Füßen 1304
Ich gehe auf ein Geheimkonzert, das über MySpace organisiert wurde 1306
Die Heidelberg-Druckmaschine kommt gut mit Staub, Hitze, Kälte, Feuchtigkeit und Stromschwankungen klar 1307
Internetpioniere und Thälmannpioniere 1311
Eine CD. Ein jungsteinzeitlicher Faustkeil. Und ein Regal 1313
Der einzige Nachteil des Internets ist, dass man es noch nicht mit sich herumtragen kann 1314
Eine neue, glücklichere Welt 1314
Windows Vista registrieren: nicht ganz einfach 1315
Dann eben IRC 1316
Über fehlende Telepräsenztools 1317
Onlineberichterstattung vom Zeltlager auf dem Truppenübungsplatz 1318
Einschalten, Orgasmus, ausschalten 1318

Kein Internet, arme Prominente 1322
Dem Internet nicht trauen, aber einem Dachboden! 1323
Endlich WLAN im ORF-Sendehaus 1324
Das letzte Papierticket 1324
Hey, du. Möchtest du einen Fisch kaufen? 1325
Von 0 auf 11 Facebookfreunde in einem Jahr 1326
Pirate Cinema und legalere Alternativen 1327
Meine letzte CD 1327
Die Axt und der Herd 1328
Um meinen Ladezustand muss man sich keine Sorgen machen . . . 1330
Ich sehe zum ersten und vorerst letzten Mal eine Wii 1331
Das Handy wird bald aussterben und durch das Internet ersetzt werden 1332
Langsame Gewöhnung an das eigene Internet 1333
Wie ich mal versuchte, UnityMedia davon zu überzeugen, dass mein Internet nicht geht 1334
Fuck me sideways, mein Hotel hat WLAN! 1337
Klingeltöne, Reflexe, Phantomvibrationen 1337
Die Avantgarde des „Internet of Things“ kommt kurz zu Besuch und wackelt mit den Ohren 1338
Der Vorläufer des Zenbook 1340
Es kracht und raucht und dann ist das Muttermal weg 1341
Immer, wenn interessante Dinge passieren, bin ich nicht online . . . 1341
Amazon kann nicht viel, aber die Videothek um die Ecke kann noch weniger 1342
Wunderwerk Navigationssystem! Leider darf ich es nicht einschalten 1343
DVB-T: Wer fernsehen will, muss leiden 1343
Die Ära der handgeschriebenen Buchhaltung ist zu Ende 1345
Professor der RWTH erfindet neue Geschwindigkeitseinheit 1346
Warteschleifenmusik über Discman 1347
Die ersten Beamer an meiner Schule 1348
Das Mittwochsproblem 1350
Hed ihr Handy-Bomberlin? 1351

Mein Uni-Workaround-Passwort 1352
Die LED-Spots verbrauchen zu wenig Strom 1352
Bis heute gibt es keine für Fahrzeuge zugelassenen “LED-Birnen” . . 1354
DVDs gucke ich nur am Computer 1355
Wie kriegt man denn 30 GB voll, wenn man nicht mit Riesenteleskopen beobachtet? 1356
Falsche DVDs im Briefkasten! Aber vielleicht hat die Videothek sie ja 1358
Unerwarteter Beleuchtungsvorsprung im Reich der Mitte 1358
Mein letzter Videotheksbesuch 1359
Ein neuer Reflex zum Beschleunigen oder Überspringen von Uninteressantem 1360
So ein Diktiergerät erleichtert die Arbeit ungemein 1360
Internet auf der Leipziger Buchmesse dank Riesenmaschine 1362
Alles perfekt, auch Fahrradbeleuchtungen 1365
Das Ende meiner Fernbeziehung zum Bibliothekswesen 1365
Warum gibt es Google Maps noch nicht in laminiert? 1366
Nach dreizehn Jahren versuche ich den Tippfehler auf meiner Kreditkarte korrigieren zu lassen 1367
Via aka-aki erfahre ich von Breaking Bad 1368
Was man braucht, ist nicht Twitter, sondern Spokeo 1369
Internet im Bus und Abstandhalter am Fahrrad 1370
Wenn einen beim Bücherscannen die Konzentration verlässt 1371
Nicht so smarter Aufzug im Smart City Hostel Edinburgh 1372
Mein erstes mobiles Locationdings und fast so etwas wie ein soziales Netzwerk: aka-aki 1374
Alle anderen sind ja schon bei Twitter, wie peinlich 1376
Second Screen (analog) 1376
Ich bin etwas besorgt wegen dieser Twitterangelegenheit 1378
Followen macht jedenfalls mehr Spaß als gefollowt werden 1382
Daten, wie, ich habe Daten verbraucht? Am Handy? 1383
Island ist bei Google Maps noch ein weißer Fleck 1383

Ich befinde mich im Epizentrum eines Erdbebens und erfahre via Twitter und SMS davon 1385
Fernsehkummer? Jägernummer! Aber eben nur noch die Nummer. . 1386
Das Steuererklärungsprogramm vom Marktführer lässt sich nicht installieren 1387
Das zweite Leben der Ostberliner Zimmerantenne 1388
Die umständliche Sortierung nach Zahlen entfällt 1390
Das erste Handy mit Touchscreen, naja, mit so was Ähnlichem wie einem Touchscreen 1391
Wenn der Flughafen Malpensa weniger schlecht ausgedacht wäre, wäre ich nie Android-Nutzerin geworden 1395
Haben Sie einen Internetzugang? Dann wäre das alles viel einfacher 1395
Abschied vom Seelgeräth 1397
Mein geheimes Amazonkonto 1397
„Ebony and Ivory“ und ein N95 1399
World of Warcraft im Elsass 1401
Nach langen Postident-Schikanen endlich FSK-18-DVDs ausleihen . 1402
Selbstverbuchung 1403
Ich habe noch gerade eben kein Smartphone. Nur welches? 1406
Öffnungszeiten im Internet 1407
Scrollen auf Landkarten aus Papier (schwierig) 1407
Jörg Haider ist tot, und ich twittere 1408
Die kurze, glückliche Zeit der Internetversorgung im Zug ist vorbei . 1409
Früher war alles besser 1409
Mobiles Twittern in Prä-Smartphone-Zeiten, das ging also wohl auch irgendwie 1412
Facebook – was ist das? Da werden die einfach Freunde oder wie? . 1413
Ich darf mein künftiges Smartphone schon mal anfassen 1414
Wir riechen an unseren Android-Smartphones und freuen uns . . . 1414
Bluetooth verschwindet aus meinem Leben 1416
Wir lernen uns bei StudiVZ kennen 1416
Erwartung mit Handkurbel 1417

Personal Digital Assistants 1418
Facebook Encounter Assault Recon 1420
Alice und Bob und die zwei Fahrradschlösser 1423
Wir machen das jetzt ja digital 1424
Das futuristische Müllauto kommt, und wir freuen uns sehr 1426
Ich habe eine Theorie, wofür sich Twitter eignen könnte 1427
Ein nicht ganz ausgereifter Selbstreinigungsmechanismus auf der Autobahntoilette 1427
Wie geht's? – Steht doch bei Facebook. 1428
Das Macbook ist der beste Zusatzakku fürs Handy, wenn auch ein bisschen sperrig 1429
Aleks muss etwas von Hand schreiben. Wir sind empört 1429
Username ist meine Zimmernummer 1430
Unerfreuliche Überraschungen beim Öffnen der Telefonrechnung . . 1431
Waschsalon, Waschsalon! 1432
Richtig benutzen kann man es nicht, aber rein theoretisch ist es eine wahnsinnig tolle Sache 1435
Die Kanzler-U-Bahn ist fast fertig. Es fehlen nur noch vier Lücken . . 1435
Technikaspekte von Jackentaschen 1436
Konzertanrufen 1438
Mein erster Iridium-Flare 1439
Der kurze Frühling des Pokens 1441
Sascha Lobos Followerparty ist mit Flatscreens tapeziert 1443
Ein Filmriss, an den ich mich erinnere 1443
Das Pferd frisst jetzt auch im Flugzeug keinen Gurkensalat. Aber das Glück ist nicht von Dauer 1444
Tethering saugt das Handy schneller leer, als ich es laden kann . . . 1445
Hardwareherumtragegewohnheiten 1446
Stromerzeugung mit dem Nähmaschinentischchen 1447
Mobiles Skype: Auch damals schon Schrott 1448
Zum ersten Mal nutze ich ein Handy zur Fußgängernavigation . . . 1448
Eine neue Benchmark für Hotline-Mitarbeiter 1449

Illegales Downloaden mit Sharehostern – gegen Geld 1450
Weitere unangenehme Überraschungen beim Öffnen der Handyrechnung 1451
Die Wirklichkeit ist nicht schwarzweiss genug 1452
Als Hotel von Bloggern geliebt werden: so ginge es (theoretisch) . . 1452
Kindisch passiv-agressiver Widerstand via Yahoo Pipes 1453
Zum letzten Mal erfahre ich aus dem Radio vom Tod eines Prominenten 1454
Einmal die Woche telefonieren ist wohl immer noch zu oft 1455
Bewegungsmeldergesteuerte Beleuchtung unterm Bett 1455
Ich schließe meine Vorfahren ans Internet an 1456
Mein eigener root-Server lief schon fünf Jahre ohne Probleme. Und ohne Update. Tja. 1458
1.500 € werden betrügerisch von meiner Kreditkarte abgebucht, aber dafür bin ich im Fernsehen 1459
Zum ersten Mal seit 20 Jahren ein funktionierendes Backup 1461
Ich schau so selten bei Facebook rein 1462
Ich will Touch&Travel-Testkundin werden, brauche dafür aber ein neues Handy 1463
Die Onleihe ist nicht völlig befriedigend 1465
Handy, Auto, Funkwecker und die Winterzeit 1466
Ich möchte mich sterilisieren lassen 1466
Seit ich bei der Geschirrspülmaschine eingezogen bin, könnte ich jederzeit Gäste einladen. Muss es aber nicht mehr 1468
2 GB im Monat, ach, damals 1469
Rätselraten über Internet am Handy und via Stick 1469
Extragrelle Lichttherapie-Lampen im Test 1473
Internetversorgung und Elternbesuch, ein uraltes Menschheitsproblem 1474
Eine Zentralheizung, die den Namen verdient 1475
Sexy Geräte in Ihrer Region möchten Sie kennenlernen 1476
Der Kopiertrick 1477
“Im Internet” gibt es alles (sogar Immobilien) 1479

Wichtig: Bewahren Sie diese TAN-Liste geschützt vor jeglichem Zugriff durch Dritte/Unbefugte an sicherer Stelle auf 1480
Der ICE hat zwar GPS, weiß aber trotzdem nicht, wo er ist 1482
Die extrem gut versteckte Funkklingel 1485
Clever oder Smart 1486
Selbstscannen mit Argusaugen 1487
Ich sitze in einer Blechkugel und mir ist schlecht 1488
Ich höre auf, Kleidung und Schuhe im Laden zu kaufen 1490
Bus fahren in Dublin ist keine Sache für Ortsfremde 1490
Kabelsalat in der Herrenhandtasche 1491
Die Heizung regelt sich nen Wolf, und jeder kann es sehen 1493
Was das iPad alles nicht kann. Empörung! 1494
Rindenboot, Teelicht und ausgeblasenes Ei 1496
Der Schlamm von Wolverhampton 1497
Print-on-Demand für Zeitungen 1497
Auf dem Weg zur Arbeit besichtige ich ein Perpetuum Mobile 1498
Mikołów liegt in Nordberlin 1501
Ich schreibe Blödsinn ins Internet (nur im Traum natürlich) 1502
In Amerika kann man übrigens alle diese Serien immer online sehen. Online. Immer. 1502
Das erste Smartphone ist ein Motorola Milestone 1503
Historischer Tiefstand: Nach einer Stunde und neun Minuten ist der Handyakku leer 1504
Ein schlechter Ratschlag 1505
Insgeheim wollen doch alle nur Farmville 1506
Eines der besten Prokrastinationstools überhaupt 1507
Die kurze Geschichte der SD-Kartenleser 1508
Erste und letzte Begegnung mit dem “Ovi Ecosystem” 1509
Als Fernsehalternative reicht es aus 1509
Zwischenspeicher Fingerspitze 1511
Sperrmüll in Dublin 1512

Ich drucke vorsichtshalber alle Powerpoint-Slides auf Folien (1,50 € pro Blatt!) 1513
Die Domain, die meinen Namen trägt 1514
Ja, wo schießen sie denn? 1515
Wie ich einmal in Dresden fast Morsezeichen gebraucht hätte 1516
Gemeinsames Seriensehen in unterschiedlichen Betten und Ländern 1517
Endlich (beinahe) legaler Filmkonsum dank iTunes US 1522
Leberwurst TV 1524
Zum Geburtstag bekomme ich ein “Wifi Detector T-Shirt” 1525
Die Ausgrabung meiner letzten Disketten (3,5 Zoll) 1526
Jemand, der nicht ich ist, twittert unter meinem Namen 1526
ISDN-Anschluss auf den Zimmern gegen minimalen Aufpreis 1527
Bitcoins sind leider nicht mehr nutzlos 1527
Als die Zukunft in die Gemüseabteilung kommt (aber nicht bleibt) . 1528
Kollegenkatzenfutternäpfe im Livestream 1531
Das ist gar kein Touchscreen 1531
Ich trete Facebook zum zweiten Mal bei 1534
Ich entgehe knapp der Verarmung durch mobilen Datenverbrauch und werde zum ersten Mal vom Support angerufen 1534
530 Euro für ein Handy ausgeben? Oder besser einfach nie unterwegs sein? 1536
Es könnte so einfach sein 1537
Mein schönstes Ferienerlebnis 1537
Sascha Lobo schwimmt in Smartphones und schenkt mir eins davon 1542
Ich soll 100 Euro extra für die Abwesenheit abgerundeter Ecken bezahlen? 1542
Eine Rechenaufgabe für Physiker 1544
Google Latitude erspart langweilige Telefonate 1545
Türöffnungswunschmitteilmechanismen im Wandel der Zeiten . . . 1546
Ich will mein Windows-Mobile-Handy in die Themse werfen, es ist dann aber doch nicht nötig 1548
Erkenntnis beim Vorlesen der Autoanleitung 1549

Zeilenumbruch beim handschriftlichen Schreiben (im Traum) 1550
Die Fortschrittlichkeit Schwedens 1550
Zerbrochene Smartphonedisplays, die Geißel der Gegenwart 1551
Die teuerste Katzenflohfalle der Welt 1553
Ich erkläre jemandem das Internet, obwohl ich gar nicht jung bin und das Geld auch nicht brauche 1555
Telefonische Postkarte 1556
Ab jetzt bin ich E-Book-Leserin 1556
Papierlose Hausmusik 1557
Eindrucksvolle Geschehnisse auf der Buchmessenpartytoilette 1558
Wach auf! Geh schlafen! 1558
Auf der Heimseite der “CD-Bremse” gibt es keine neue Version . . . 1559
All you can install 1560
Für einen halben Liter Blut gibt es eines der nützlichsten Geräte überhaupt 1562
Die Väter von Internetexperten gehen barfuß 1562
Die letzte konventionelle Kaffeemaschine stirbt den Elektrobritzeltod 1563
Auf dem Firmengelände ist Fotografieren verboten 1565
Drei Navigationssysteme im Auto und trotzdem ratlos zwischen Remshalden und Rudersberg 1566
Anwesenheitspflicht sorgt für Kaufunlust 1567
Duftmoleküle aus der Vergangenheit 1568
Alte Schätze von 5-¼-Zoll-Disketten gerettet 1569
Suchen und Ersetzen von Sonderzeichen mit Hilfe von Koseworten . 1570
Kriegstauglich dank Videospielen 1572
Akademische Exzellenz durch Faulheit 1572
Wir mieten einen Lagerraum für Bücher und DVDs 1573
Warum waren wir eigentlich noch keine digitalen Nomaden? Darum nicht. 1574
Anführungszeichen per Musikgedächtnis 1575
Das Modell war besser als die Augen 1576
Navigation ist, wenn man trotzdem ankommt 1577

Die (recht kurze) Blütezeit der Flip 1578
Rubbelbuchstaben aus der untersten Schublade 1579
Wir bekommen Geld, weil wir in der Kantine essen 1580
Eventuell unberechtigte Navigationsgerätskepsis 1581
Das nächtliche Zucken 1583
Ich kenne mich nur von Fotos. Retuschierten, wie sich herausstellt . 1585
Dank Monitoring finde ich meine Uhr 1585
Wir machen uns Sorgen: Cargohosen kommen aus der Mode! Wohin mit dem Handy? 1588
Jemand aus der VR China versucht auf meinen Facebookaccount zuzugreifen 1589
Stecker zum Internet gezogen 1589
Ein cleveres Filtersystem am mexikanischen Hauptstadtflughafen . . 1590
Ein Fisch begleitet mich durchs Leben 1591
Nicht mein Geburtstag 1593
Die Zeit ist einfach noch nicht reif für Hausmusik via Skype 1595
Immer Passwort, immer 1597
Das leuchtet ja gar nicht im Dunkeln 1599
Verloren im Smog – Shanghai, Entenhälse und WLAN 1600
Wir bestehlen das Fantasy Filmfest auf digitale Weise. (Es tut mir leid.) 1602
Das alte Märchen mit dem Einschaltstrom der Energiesparlampen mal wieder 1603
Internet auf der re:publica: Wird es in diesem Jahr funktionieren? . 1604
Anruferidentifizierung und die Folgen 1606
Ausgeraubt von einem sizilianischen Fahrscheinautomaten 1607
SIM-Karten-Kauf in Italien, erster Einsatz meiner auf der re:publica erworbenen Staatsbürgerschaft 1608
Leben ohne Hardwaretastatur 1609
Gelebte Globalisierung 1610
Dank 1Password finde ich zu einem etwas weniger idiotischen Umgang mit Passwörtern 1611
Niemand will ein Smartphone geschenkt haben 1612

Callabike einst und jetzt 1613
Der Zettelkatalog wird aufgelöst und neu zusammengefügt 1615
The best of both worlds: Ein Internetradio, passend zu klassischen HiFI-Komponenten 1619
Meine Eltern und ich wünschen uns eine Spezialhölle für Aufzugsingenieure 1620
Eine Dialogbox und eine nicht gelesene Sicherheitsabfrage reichen, um die Backups zu testen 1621
Waschmaschinen-Abrechnungsautomat 1623
In which I get fooled thrice by an evil microwave oven 1624
Gegenwart, Vergangenheit, Dampfmaschine 1624
Diese Akkuscheiße muss endlich aufhören. Die Zukunft ist so lahm! 1625
Es gibt eine Nummer, die man anrufen kann, dann sagen sie einem, welche Nummer man hat 1626
Vergoldetes Durchwuseln 1627
Als ein Gewitter aufzieht, nutze ich noch ein Modem aus dem Jahr 2005 1628
Google+ ist ganz neu. Vielleicht wird es Facebook UND Skype überflüssig machen! 1629
All you need außer Internet 1630
Warum es unumgänglich ist, dass alles handschriftlich und auf Papier gemacht wird 1631
Irische Bushaltestellen und ihre Bedienung vor dem Internet. Saß man einfach den ganzen Tag da? 1632
Ich will Twitter eigentlich noch nicht für Google+ aufgeben. Jedenfalls ganz sicher nicht gleich! 1633
Ein vorausschauender Meta-Beitrag über das Techniktagebuch . . . 1636
Filme sehen, jetzt schon etwas legaler, aber immer noch kompliziert 1637
Faxe. Irgendwo sind sie nämlich doch noch im Einsatz, man hat es immer geahnt! 1639
Schwieriges Musikverschenken 1640
Herumwaten im Inneren des britischen Stromnetzes 1640

Mein vorletzter und mein letzter Bankbesuch 1644
Ich benenne mein Handy-WLAN um zwecks Verschönerung meines Soziallebens 1645
Im falschen Film 1646
Roaming in Maßen 1647
Verhütungsdebakel durch fehlendes Internet 1648
Nach vier Tagen als Shipspotter bemerke ich die Sinnlosigkeit meines Tuns 1649
Es gibt ein bisschen Internet auf schottischen Bergen. Die Fähre ruft man aber ganz anders herbei 1650
Ein DRM-geschütztes E-Book-Belegexemplar, drei Autoren 1651
Ich bekomme keine Kreditkarte mehr, weil, ach 1652
Zwirnspule, iPod Touch, Kindle Touch 1653
Es gibt ein Problem mit Ihrem Google-Profil 1654
Kein Internet bei den Schwiegereltern wegen zu viel Sicherheit . . . 1656
Ich will nicht mehr kein Netz 1657
Grund 154, warum mein Kindle nie kaputtgehen darf 1658
Das Zimmer weiß immer von selbst, was es tun muss 1661
Gute-Laune beim Duschen (aber nur im Dunkeln und eher kurz) . . 1662
Mit der Tür telefonieren 1663
Ein Farbband, Standard-Größe 1? Kein Problem 1664
Ich sehe alles aus den 80ern zum ersten Mal bei Youtube 1665
Der Belohnung mit einem frischen Getränk geht ein Stromschlag voraus 1666
Eine Festplatte in der 35mm-Kopien-Box 1667
Die Kunst des Umblätterns 1668
Facebook ist the next big thing. Irgendwann jedenfalls. 1668
Telefonnummernkauf im Laden und im Internet 1670
Wie aus einem 30-Minuten-Rezept ein 60-Minuten-Rezept (mindestens) wird 1670
Auch ich trage jeden Monat die Miete in bar zur Bank und auch das wird wohl seine Gründe haben 1671

Bitcoin-Mining, haha, ich bin ja nicht blöd 1672
Touch&Travel und mein Hirn reisen nicht auf der gleichen Welle . . 1673
Die schwierige Entscheidung für eine Sprache 1675
Spülmaschine mit Zufallsgenerator 1676
Ich lade ein Buch runter, dann können wir losfliegen 1677
Wo die britischen Telefonzellen hingekommen sind 1677
Text-to-Speech in Bussen der sächsischen Provinz 1678
Mein Handy sieht aus wie ein Faultierbaby, kann aber 3D 1678
Ein Newsletter auf Papier soll die Belletristikabteilung retten 1680
In der Schweiz spielen Faxgeräte noch eine wichtige Rolle 1681
Ich bin ein singendes Pixel 1681
This room has an air-condition 1685
Was man bei Goodreads veröffentlichen will, muss man in Bücher schreiben (im Traum) 1686
Gefangen in der Zuviele-Leerzeichen-Zone 1686
Lieber frieren als kaputte Scheibe 1687
Dead Plane's Chest 1688
Das Auto mit dem Auto-Knopf 1695
Und dann ist das jetzt angekommen? 1696
Ein Googlechor singt in meinem Traum 1698
Manchmal kann man mit einem minimalistischen Userinterface doch alles regeln 1698
Von der Unmöglichkeit, eine Tasche zu verlieren 1701
Was fehlt: Google Street View beim Herumgehen auf der Straße . . 1702
Der falsche Dirk von Gehlen und ein möglicher neuer Beruf 1703
Drahtloses Internet so teuer wie Gold. Wieder einmal fehlt es an Adaptern 1704
Unser Navi vs. heimlich gebaute Autobahnstücke in den Niederlanden 1705
Der Fahrkartenautomat in Brüssel will kein Geld von mir, also müssen wir schwarz fahren 1706
Medikamentenbestellung im Internet – bad idea! 1707
Böse Geister nötigen mich, das Handy in hohem Bogen wegzuwerfen 1709

Schwierige Facebooknutzung in China 1710
Meine (fast) letzten CDs, Amazon AutoRip & Kindle MatchBook . . 1711
Farbenfrohes Desaster: Blauregen kurbelt mit braunen Flecken heimlich den Weißwareumsatz an 1712
Bediene Dich selbst! am Auswahl-Automaten 1715
Souverän bewältige ich die erste Begegnung mit einer Selbstscankasse 1719
Was nützt ein Computer? (Teil I) 1720
Frankfurt am Main: Stadt der Paternoster 1724
Am Schliersee wird noch ordentlich etikettiert 1726
Technik von gestern im Hotel von heute 1726
Mit dem Octopus durch Hong Kong 1728
Gespräch mit dem Gaswerk und meine überraschenden Rechenkünste (Traum) 1729
Der Kindle Touch ist nichts für Ungeduldige 1729
Die Mondlandung in meiner Hosentasche 1730
Das sind alles Sachen, die haben noch zu meinen Lebzeiten viel Geld gekostet 1731
Das Fehlen der “Türen schließen”-Taste 1732
Der Stammestanz sichert die kontinuierliche Beleuchtung 1732
Internetnutzung im Urlaub in Italien 1733
Kein Buch, kein Kindle und kein Internet 1734
Mein Handy ruft meine EC-Karten-PIN an 1735
S01E01 auf Piratebay 1736
Die Darstellung von Textnachrichten im Film 1736
Lichtschalter, du eingemauerter Anachronismus 1737
Geburtstagsgrüßeverteilung 1738
Warum öffnet diese arrogante Wurst meine Facebook-Mail eigentlich nicht? 1739
Mein letztes Foto mit dem Fotoapparat 1740
Der Paternoster-Führerschein 1741
Die DB-App ersetzt die Sicht aus dem Fenster 1742
Es kommen Gäste. Wo sind meine Musikkassetten? 1744

Die Einrichtung des Nexus 7 geht schneller als erwartet 1745
Geduldiges, erwachsenes Warten auf das Nexus 4 und Handykauf im lokalen Einzelhandel 1745
Haben die DB-Fahrscheinkontrolleure alles nur vorgetäuscht? Verstörende neue Möglichkeiten 1746
DB-Sitzplatzreservierungen von Bonn über Hamm nach Berlin . . . 1747
Durch Google Spreadsheets wird die Zusammenarbeit mit der Steuerberaterin gleich viel einfacher 1748
Endlich weiß ich, wie man Rufnummern portiert 1749
Das Internet kommt aus dem Lichtschalter 1752
Die Gewöhnung an Vibration 1753
Urgrossmueti ist offline 1755
Der Seewolf aus Lübeck 1755
Der andymöllerigste Moment meines Lebens 1756
Der Kampf gegen die Spritzwasserverschwendung der Scheinwerferreinigungsanlage 1757
Frequenzumrichter für mehr Komfort 1758
Schreibmaschinen 1759
Auch in Deutschland können wir elektronische Steuer! 1760
Mein unentwirrbares Leben mit Kopfhörerkabeln 1763
Fax, Unified Messaging und ein nützlicher gmx-Kündigungstrick . . 1764
Ich benutze einen Mailaufräumdienst, der mich sehr glücklich macht 1766
Wie man dem Supatopcheckerbunny das Programmieren erklärt . . 1767
Wireless Internet HERE NOW 1768
Die Kontoauszugsdrucker sind keine Nadeldrucker mehr 1769
Licht am Fahrrad 1769
Battambang Bambusbahn 1771
Parken ohne Parkschein 1772
Abschied vom Fortschritt? Zu schwerwiegend 1777
Google-Authorship und mein Profil sind nicht kompatibel 1778
Der Testwagen liest meine Kundenkontakte aus 1781
Ich sehe nicht buchlesend genug aus 1781

Aufzug Intelligence? 1782
Ich kaufe ein iPad (für Vortragsnotizen und Kleinkinder) 1783
Medienkompetenz bei Kindern? Bitte nicht unterschätzen 1784
Zeit Online und insbesondere Kai Biermann: Kennen das Internet nicht nur vom Hörensagen 1785
Ich entdecke das Elektrofahrrad. Rentnerdasein, wo ist dein Stachel! 1786
Steckdosen an allen Sitzplätzen 1786
Vielleicht müsste man mit einem SIM-Kartenknipsgerät verreisen . . 1787
Ich bin jetzt Radio-DJ. Mit eigenem Radio 1787
Listen mit Konzertankündigungen im Schaufenster 1788
Die Zahnarztgeschichte 1789
Google lernt selbstständig Dinge über mich und meinen Bruder . . . 1790
Online-Terminvergabe beim Bürgeramt! 1791
Bei Twitter gesperrt zu werden wegen zu viel Twitterei, das muss man erst mal schaffen 1792
Wie ich einmal die 14 überflüssigsten Stunden Internetvideo aufgenommen habe 1792
Internet? Für wie viele Geräte? 1794
So ein Fax ist schon eine praktische und vielseitige Sache 1794
Mein Internetprovider will etwas umstellen und ich soll mitmachen 1796
IQ-Tests kann ich. Meine Rollladenschalter hingegen, anderes Thema 1798
Eine zerbrochene Energiesparlampe stellt mich vor schwere, aber nicht unlösbare Probleme 1800
Aleks' Liebe zu Google+ ist erkaltet 1801
Tarnkappe für den Kindle 1802
Plays on any DVD machine, anywhere in the world 1808
Untertauchen für Anfänger 1809
Ungeahnte Möglichkeiten der Erziehung eröffnen sich 1809
Die Verlagsbranche ist eben manchmal ein bisschen langsam 1810
Ich will einen Diaprojektor mit Karussell, der surrt und klickt und schnauft 1813
Nicht heimische Pflanzenarten Irlands 1815

Ich begegne einem unbekannten Schreibungetüm und die Jugend dem Tipp-Ex . . . 1816
Die ganze Zeit war ein Videotelefon so ein Science-Fiction-Ding . . . 1818
Mein Vater hat Google Earth durchgespielt . . . 1818
Handabgeschriebene Adressen bei “Wired” . . . 1819
Ein neues Macbook und ein Leben ohne Firefox . . . 1820
Protobabyphone und Babyphone . . . 1821
Alte Festplatten, neue Vorsätze . . . 1823
[TT-Aufschreibeservice] Beschwörungsformel klicken bringt den alten Saab auf Trab . . . 1823
Urlaub auf dem Bauernhof. Mit funktionierendem WLAN! . . . 1824
Kaffee machen mit der Tassimo: Das ist doch ganz einfach, das haben wir gleich . . . 1825
Andererseits, wann war ich zuletzt an einem Ethernetkabel . . . 1826
Ein unerwartetes Problem mit brasilianischen Coworkingspaces . . . 1826
Digitale Polaroidkamera und indirekte Selfies . . . 1827
Unterlassener Preisvergleich, unterlassene Lektüre . . . 1828
Auf der Suche nach einer brasilianischen SIM-Karte . . . 1828
Der Gerät . . . 1830
Elektroautos, Desinteresse und Kopfschütteln . . . 1831
Navigation ohne Google Maps! Wie Kolumbus! . . . 1833
Wir hatten ja damals nix außer die Nähe zu Köln . . . 1834
Need Paper! . . . 1835
Fehlanzeige . . . 1835
Ratloses Reden über fahrerloses Fahren . . . 1836
Der immergrüne Balken treibt mich ins Auflade-laissez-faire . . . 1837
Mein Elektroauto ist eine Wellnesslounge mit Duftspender, Easy Listening Musik und Aquarium . . . 1837
Die Warteliste für eBooks . . . 1844
Ich bastele mir aus Versehen eine Eltern-YouTube-Überwachungsfunktion 1845
Die Uhr als Joch des zeitgenössischen Fahrradfahrers . . . 1846
Abenteuer entlang der Silk Road . . . 1848

Über verschiedene Arten von Folien 1849
Mein Smartphone wird heimatlos, ich weiß aber trotzdem immer, wo es ist 1853
Ein Papierstreifen wird bebrummt 1854
Weniger schlecht kollaborieren 1855
Im Internet kennt man das Problem 1864
Ich denke in der Regel daran, das Onlineticket zu drucken, aber eben nicht immer 1865
Bonn, die Bundesstadt.com 1867
Wie ich ein altes CMS überliste 1867
Zustand von Internetterminals im November 2013 1869
Außer Mini und Micro gibt es jetzt auch noch Nano 1870
Reich durch Bitcoin-Investitionen 1870
Lastschriften auf SEPA umstellen 1871
Telefonieren mit Hilfe von Cornflakes (nein, nicht die Captain-Crunch-Sache) 1872
Das Internet rinnt durch ein Loch in meiner Tasche 1872
Wo ist das Ding mit dem Hörer und dem geringelten Kabel? 1873
Ein Kindle, meine Schwiegermutter und ich 1873
Installation eines WLAN-Druckers. Gar nicht so leicht 1875
Das Vergesstelefon 1877
Zwei Wecker und ein Smartphone am Bett, aber nur das Smartphone kann wecken 1877
Der Schraubendreher für den Kunstzahn 1878
Gesperrt wegen falsch rumgetatscht 1881
Internet einfach so. Ohne Nutzerkonto. Für lau. Im Zug. 1882
Als Moodle-Beauftragte benötige ich Kurserstellungsrechte 1883
Weihnachtsbesinnlichkeit, verdammt nochmal! 1884
Sehr rätselhaftes Wissen eher nicht so technikaffiner Menschen . . . 1885
Wie man durchsagt, dass man keine Durchsagen machen kann, oder: The Little Engine that Couldn't 1886
Als Wählen noch Drehen hieß 1887

Der Kundendienst steckt noch im organisatorischen Mittelalter . . . 1888
Internet in Ferienwohnungen und Hotels: nicht immer eine leere Versprechung 1890
Ist ja EU, da wird das ganze Elektrozeugs schon genormt sein 1891
Leben in World's End (und manchmal wird geheiratet) 1892
Das iPad ist das beste Stimmgerät von allen. Schon weil es keine Knopfzellen braucht 1895
Änderungen im Kommunikationsverhalten durch den Facebook Messenger 1896
Nur noch Ryanair steht zwischen mir und dem papierlosen Büro . . 1897
GPS statt Ivrit 1898
Handy laden über USB? Im Prinzip ja, aber 1898
Tschkr, Tskr, Tschskr 1899
Ich bin Zentralverriegelungs-Immigrantin 1900
Meine Notizen sind weder leserlich noch durchsuchbar 1900
14 Tarifbuchungsklassen und der langsame Weg zum dritten Messerset 1902
Die Jalousien wissen auch nicht immer, was sie tun 1904
Ich hab doch kein Spotify und kauf dann noch CDs! 1905
Deutschland ist da, wo wir Technologiefortschritte mit organisatorischen Mitteln bekämpfen 1906
Mein Facebook-Archiv 1908
Die Polizei anrufen: Mit App auch nicht einfacher als ohne 1908
Wir sitzen zur richtigen Zeit vor einem richtigen Fernseher 1909
Ich soll myTaxi nicht mehr benutzen, es ging aber eh nie 1910
Die gute alte E-Mail genügt meinen Bedürfnissen (meistens) 1910
Ich kaufe mir einen neuen MP3-Player und habe jetzt zwei 1912
Eine sehr schöne Bluetoothfunktion. Leider ist sie in einem Radio eingebaut 1913
Ein iPad. Oh? 1913
Wer in den USA wohnt, darf nichts Deutsches lesen 1914
Gedruckt fast unlesbar 1915
Ich kenne jetzt die 3D-Topographie meiner Augen 1915

Nur noch per WhatsApp 1917
The Great Bankensektor Schnitzeljagd 1917
Übersetzen mit Google Streetview 1918
Alle Probleme rund um die Zeitumstellung gelöst 1919
Mobiles Prepaid-Internet in den USA: Auch für Deutsche erhältlich (mit etwas Geduld) 1919
Wie, das kann man ausschalten? 1921
Erreichbarkeit in ex-sicher 1921
Elektrizität ist lautlos 1927
Kochen mit dem Laptop 1927
Wieso hat das Ding eigentlich keinen Netzwerkanschluss? 1928
Skype-Kommunikation als Séance 1928
Leben mit der SIM-Karten-Sammlung 1929
Ich schlafe anscheinend sehr leise 1930
In der Datenbank fehlt das Hühnchen 1931
Die Funktionen meiner Firmenkarten 1932
Im Apple Store ist die Zukunft schon da 1933
Google giveth, and Google taketh away 1935
Eigentlich müsste man eine Art Techniktagebuch führen 1936
Bahnticket-Momentaufnahme 1937
Kamerascheu ist ausgestorben 1937
Der weite Weg ins Nachbarzimmer 1937
Gleichzeitig am selben Ort, ganz wie früher 1938
Technische Aspekte meines Wegs nach Schottland 1939
Ich trage ein Pfund Kleingeld durch Europa 1940
Zwischenstand Musikhörverhalten 1941
Der Hotel-Fernseher ohne analogen Cinch-Anschluss 1941
Zum ersten Mal sehe ich eine US-Serie legal und zur selben Zeit wie die Amerikaner 1943
Die Telefonbücher reichen noch ewig 1943
Mein erstes Tumblrdings 1944
Video on Demand im Original mit Untertiteln gibt es nicht 1945

Dank Digitalabo lese ich praktisch keine Zeitung mehr (auch nicht digital) 1946
Check-in unavailable. Und mein Hosenknopf 1946
Schüßler, Schueßler, Schüssler, Schuessler 1947
Online-Terminvereinbarung? Schon telefonisch wäre ein Fortschritt . 1948
Surfen mit limitierter Geschwindigkeit 1949
Ich kenne nur einen, der sich fürs Autofahren interessiert 1949
Das große grüne Telefon 1950
Wo die Steckdosen versteckt sind 1950
So ein Drittwelthandy fällt auf der re:publica mehr auf als das neueste Smartphone 1951
Ich kaufe zum ersten Mal irgendwas mit bewegten Bildern über iTunes 1954
Fliegen im Februar 2014 1955
Da ich schon nicht weiß, was ich mit WhatsApp soll, brauche ich auch keine Alternative 1956
Neun Jahre Instant Messaging 1957
Das können Sie auch sehen, es ist im Kabel 1958
Wir finden keine Lösung für das Scrabbleproblem 1959
Das Jahr, in dem man in der Innenstadt keine digitalen Kulturprodukte mehr kaufen konnte 1960
Unter Stalins Knute 1961
Tumblr existiert seit 2007 und hat keine Backupmöglichkeit? 1961
Bücherkaufen im Zug: Eine schöne Sache, aber nicht zwischen Dresden und Berlin 1962
Diese Mobiltelefone werden noch unser Untergang sein 1962
Universitätstechnik der Philosophie und Informatik 1963
Erst mal kein Internet in der Ferienwohnung 1964
Die bargeldlose Gesellschaft muss ohne Abendessen ins Bett 1965
Bildschirmpause 1966
Meine Mutter findet Dinge über mich heraus, und das ist vermutlich erst der Anfang 1966
Fernsehen am iPad muss ich noch üben 1966

System Erde. Eine runde Plastikscheibe. Und noch eine 1967
Apotheken-Automat 1968
Google-Bildersuche “Eulenkleid” 1968
Besser, ich und die NSA haben ein Backup, als nur die NSA 1969
Techniktagebuch jetzt auch bei Twitter 1970
Aktuelles Tagesgeschehen auf Twitter oder Facebook 1970
Es ist bestimmt irgendwie sinnvoll, dass ich vom iPhone aus keine Überweisungen tätigen kann 1971
Die falschen Knöpfe 1972
Can I delete my social data? 1972
Weil, nun ja, Amazon halt 1973
Aufregung! Meine Google-Buzz-Beiträge sind weg! 1973
Infoscreen! Zukunft! 1974
Nachdenken über einen Abschied von O2 1975
Folgen des Tagebuchschreibens 1976
Das Amazon-Empfehlungssystem bereitet mir unangenehmes Einschlafen 1976
Überhaupt finde ich SMS eigentlich ganz praktisch 1977
Wie steht er da vor den Verkrunkelungen 1978
Eine fünfzehnjährige Beziehung geht zu Ende 1979
Zeitgemäßes Suchen ohne Zettelkasten 1980
Beinenthaarung im papierlosen Zeitalter 1981
Die technische Seite eines Fluges von Zürich nach Berlin 1982
Vornachzwischenwort 1986
Digitaler Besitz eventuell doch gefährlich 1987
Wie man ein car2go-Auto verschwinden lässt 1987
Ich habe mittlerweile schon einiges an Abo-Diensten durch 1988
Zum ersten Mal car2go, zum ersten Mal Smart 1989
Illegales Streaming? Es gibt illegales Streaming? 1990
Elektromobiles Beschleunigungsspiel 1990
Umstieg auf das digitale Abo in der taz-App 1991
Eingekeilt zwischen den schottischen Strommächten, Teil I 1992

SMS mit Link, geht das also auch 1993
Schubladen sind viel teurer als Türen 1993
Kindlegewohnheiten 1995
Noch mehr Kindlegewohnheiten 1996
Radiosender mögen keine Handyinterviews 1998
Tumblr errät dein Datumsformat 1999
Das Wasser darf nicht mehr einfach mit irgendeiner Temperatur kochen 2001
Demütigung beim Kauf von Festnetztelefonen – ein anonymer Bericht 2002
Es gibt zwei Anrufer mit unterdrückter Rufnummer 2003
Auf der Sonnenallee offenbart sich meine fundamentale Ahnungslosigkeit in Spielkonsolenfragen 2004
Der erste Wasserspender, der sowas kann 2005
Batterien zum Recycling bringen: Müsste man auch mal wieder. Beziehungsweise überhaupt mal 2006
Seltenes Erlebnis Rechnerneustart 2007
Dinge, die sich in der Textverarbeitung nie ändern werden. Genetik vermutlich 2008
Der Einzelhandel! Er ist ja immer noch da, und diesmal löst er sogar meine Probleme 2009
Ich bekomme ein Paket aus den USA (mit Zoll!), möchte aber nicht nach Herne 2010
Mein Smartphone kennt sich aus 2011
Die Hauptfunktion eines Computers ist der Bildschirmhintergrund . 2012
Der Traum von der Universalfernbedienung ist ausgeträumt, aber das ist nicht schlimm 2013
Warum ich auf dem Blackberry Mails nur mit VK unterschreibe . . . 2014
Natürlich ist es bei Facebook. Wo sonst 2015
Suchen im eigenen Blog. Gar nicht so einfach, wie man annehmen könnte 2016
Was man alles braucht, um vernünftig Bahn fahren zu können . . . 2017
Das Bild ist verschwommen 2019
Sauer-Dudo 2020

Die Frontkamera am iPhone ist ein prima Spiegelersatz 2021
Effektive Smartphone-Passcodes dank Erfindungsfaulheit 2021
Wie soll ich mir so viele Passwörter merken? 2022
Aufstieg und Untergang des Handyklingeltons 2023
Ich mache andere Menschen zu Mailausdruckern und schäme mich . 2024
Pfandautomaten – nach nur 10 Jahren funktionieren sie. Nur wir nicht 2025
Wer gebrauchte Vinylplatten sammelt, muss sie natürlich auch waschen 2026
Ich spotte auf Twitter darüber, daß ich einen Scheck einlösen will . . 2031
Konzertticketverkäufer ist ein aussterbender Beruf 2031
Postcardkonto, eFiliale-Konto, Internetmarkenaccount 2032
Steckdosen sind ein Problem 2035
Clarkes 3. Gesetz at work – beim HNO-Arzt 2037
Meine neue Kamera kann NFC! 2037
Automatenbriefmarken 2038
Ist das schon Hacken oder noch Jalousienhochkurbeln? 2038
Wegen Instagram bestelle ich ein Parfum 2039
Woran man Arbeit erkennt 2040
Mobiles Internet in Portugal. Ganz einfach mit Freischaltung per Post 2040
Einen Tumblr-RSS-Feed über den Umweg hinten–Brust–Auge generieren 2042
@FrauZiefle vermisst Strom. (Achtung, Wortspiel!) 2042
Über den Versuch, Dateien von einem Rechner zum anderen zu bekommen 2044
Mühsames Ringen um Internet auf der Leipziger Buchmesse. Aber immerhin: Steckdosen! 2045
Zahnarztbesuch als Tageshighlight dank CEREC 2047
Kein Fahrradfahren wegen technischer Probleme 2049
Gegenstand X ist also auch nur ein Rechner 2051
Nach Jahren der Entbehrung entdecke ich den Chip auf meiner ec-Karte 2052
Eine richtige Handschrift 2053

Eine gelbe Telefonzelle! In Leipzig! Aber wir haben unsere Telefonkompetenz verloren 2054
Burger für Bitcoin 2056
Onlinebanking in Frankreich 2057
E-Book-Leseproben, das Wunderding aus der Zukunft 2058
Virtuell my ass 2059
Ich lese Gebrauchsanweisungen nur, wenn ein Gerät nicht mehr funktioniert 2060
Ein Reflex auf der Suche nach einem Touchscreen 2061
Im Küchenschrank lagern 36 60-Watt-Birnen 2061
Handyempfang, Internet und herbe Enttäuschung 2062
Ich soll bei meiner Bank vorbeikommen? 2063
Ich bin ein Pawlow'scher Auf-Vorrat-Ausdrucker 2063
Das bedrückende Leben mit alten Office-Versionen 2064
Kontoänderungen bitte immer nur schriftlich 2065
Gibt es eventuell doch erträgliche E-Book-Anbieter außer Amazon? . 2066
Mein Facebook-Ticker kommt zurück. Ich habe ihn so vermisst . . . 2067
Das CEREC-Verfahren 2068
Der Minieinkauf an der SB-Kasse dauert nur unwesentlich länger als der Großeinkauf an der normalen Kasse 2070
Odeur der Obsoleszenz 2071
Zitate aus Kindle-Büchern kopieren in sieben einfachen Schritten . . 2073
Die Situation mit den Messengern ist unübersichtlich 2074
Ich lade zum ersten Mal meine GeldKarte auf. Die Welt ist unbeeindruckt 2075
Kryptische Krakel. Oder auch nicht 2075
Briefkasten, Briefkasten, Briefkasten, Briefkasten 2076
Emma Watson ist bekleidungslos 2076
Google-Kalendernutzer vom Flughafen abholen: Keine einfache Sache 2078
Brave New Bankenworld am Rande des Infarkts 2079
Installation des Chromecast-Dingsi in TK-Pizza-Zeiteinheit 2080
Geldabheben außerhalb der EU: vergiss es 2081

Ich hole meine Fotos ab, kann sie aber immer noch nicht betrachten 2082
Mein Mobilboxdilemma. Ich wollte keine, hab aber eine und weiß nicht, was ich tun soll 2083
Bonuspunkte bei der Bahn: Leicht zu sammeln, aber nur schwer wieder loszuwerden 2084
Literaturverwaltung: Große Pläne, großes Scheitern 2086
Bluetooth versucht kurz, in mein Leben zurückzukehren, aber der Akku ist leer 2088
Offline arbeiten mit Google Docs 2088
SIM-Karten, Zugfahrten und die Gesamtkompliziertheit meines Lebens 2089
Fortschritt heißt auch bei Google manchmal, dass nicht mehr alles möglich ist 2091
Ich esse Schnitzel und Apfelstrudel und verschicke danach Emails mit hilfreichen Links 2092
Selbstscankassen in der Schweiz: Wie immer ist alles besser 2093
Ich habe mich sehr bemüht, alles richtig zu machen im Umgang mit Touch&Travel, aber: 2093
Touch&Travel spart Zeit, schont Nerven und ist ganz einfach 2097
Überweisungen mit TAN-Generator sind nur mit angehaltenem Atem möglich 2098
Der schnelle Griff ins Leere 2099
Ich habe eine neue Telefonnummer und werde deshalb nie mehr irgendwem Geld überweisen können 2102
Wie ich versuchte, mittels Sky Go Fußball zu gucken 2104
Mausfähigkeiten, durch Nichtbenutzung abhandengekommene . . . 2105
Techniktagebuch als Psychotherapie 2105
Körpersprache für Schwarzfahrer 2106
Der Druckerknopf stirbt aus 2107
Das ist alles noch Zukunftsmusik 2107
Hotspots als mobile Internetversorgung haben keine Zukunft 2108
Ich könnte auch mit diesem Paitsch hier bezahlen 2110
Wir haben hier im Computer keine Wiedervorlagefunktion 2110

Widersprüchliche skandinavische Durchsagen bezüglich Devices (elektronischen) 2113
Kakao in den USB-Sticks, Komplikationen in der Cloud 2113
Hochleistungs-Händetrockner, Penisse und Toilettengemütlichkeit, fehlende 2115
Neue Automaten im Kino. Fast so bequem wie der Kartenkauf am Schalter, aber interessanter 2116
In meinem Kalender werden erratisch Termine verstellt 2117
Handygebrauch im Horrorfilm, Stand Frühjahr 2014 2118
Ich mache das anders 2120
Sommerzeit. Eigentlich ganz einfach 2122
Twitternamen im Kinofilmabspann. Vielleicht gibt es das schon länger; ich sehe es zum ersten Mal 2122
Congstar-Roaming in Abu Dhabi mit den üblichen unschönen Folgen 2123
Digitale Filmkopien: Anfang, Mitte und Ende der Klagen 2124
Zeitumstellung im Auto. Es ist nicht unmöglich, aber eben irgendwie doch 2126
Meine Küche ist jetzt taylorisiert – wir haben einen Thermomix . . . 2127
Erste flüchtige Begegnung mit einer Videokasse 2130
Eingekeilt zwischen den schottischen Strommächten, Teil II 2131
Yes, no, yes, ja? 2132
Schon wieder ist ein Vierteljahr vorbei 2133
Freunde auf Fotos identifizieren 2134
Ein tragbarer DVD-Spieler in freier Wildbahn. Es ist kaum zu fassen 2135
Ich kriege Geld von der Post – oder: Gefangen in einem Karl-Valentin-Sketch 2135
Ohne GSM-Codes geht in Asien nicht sehr viel 2136
Schwierigkeiten beim Texterwerb 2138
Unternehmensname Stichwort 2139
Viele nützliche Programme als Beigabe zum Hardware-Kauf 2140
Entropiequelle Facebook 2141
Drohne entflogen 2142

Ich kriege einen neuen Personalausweis und mein Dorf ist moderner, als ich zu hoffen wagte 2143
Neue Sorgen auf der Toilette 2144
Spezielle Spezialkabel für spezielle Spezialstecker 2145
Touch&Travel und ich, wir haben es alle nicht einfach 2146
Unsere ethisch unkorrekte Kaffeemaschine kann mehr als deine ethisch unkorrekte Kaffeemaschine 2148
Ich mache an der Siebzehn 32 zu 10 2150
Wie Bluetooth mir heute immer wieder viel Bastelarbeit abnimmt . 2150
Im Hotel: Zweit-Keycards für Gäste nur ohne Klimaanlage 2153
“Ich würde ja gerne, aber der Computer kann das nicht” – die immer gültige Ausrede 2153
Kostenloses WLAN in deutschen Hotels: Eine ganze Stunde (exklusiv für treue Stammgäste) 2156
Obwohl web.de der wohl schlechteste Email-Anbieter überhaupt ist, habe ich dort noch immer ein Postfach 2157
Windows nervt. Aber Linux ist nicht endverbraucherfähig. Also war. 2157
Das Postfach ist 20 MB groß 2159
Der feuchte Keller, ein sicherer, aber unpraktischer Ort zur Aufbewahrung von Passwörtern 2160
Ich habe mein Datenvolumen aufgebraucht, und es tut gar nicht weh! Man verkauft mir neues! 2161
Warum ich wegen eines übersehenen Schalters mal fast ein Notebook neu installiert hätte 2162
Ausgefallene Anzeigetafeln. Bahnfahren unter erheblich erschwerten Bedingungen 2164
Gierige Browsertabs fressen mein RAM 2165
Kellerbeleuchtung mit Quast 2166
Windows 7 oder 8 und der Abschied von den dezentralen Office-Sicherheitskopien 2168
Ich möchte mit meiner Lektüre prahlen, die Transparenzgesellschaft vereitelt meine Pläne 2169

Die Spülmaschine zeigt E24 an 2169
Entschuldigung, wo ist denn hier 2171
Macht euer E-Reader auch Geräusche? 2172
Die Automation von Bahnschranken und wie ich zum Rangierlokfachmann wurde 2173
Übersetzen mit der Google-Bildersuche inklusive Überlegungen, wie das wohl früher mal ging 2174
Versandart klassisch 2175
Rabattcoupons im Supermarkt 2176
Manchmal können auch drei Knöpfe zu viel sein 2177
Im Edeka ist kein Empfang oder die Suche nach der Hechtalternative 2178
Ich habe heute geparkt, und zwar an einem Parkscheinautomaten . 2179
Macbook-Netzteile: etwas haltbarer als Einwegrasierer, aber nicht viel 2180
Je mehr Musikkonserven ich im Auto habe, um so mehr höre ich Radio 2181
Wir haben einen neuen Mikrowellenherd. Ich weiß nicht, ob er gut oder schlecht ist 2183
Twitter erklärt uns die Geräusche vor der Haustür 2184
Wie ich aus einem Wochenmarkteinkauf doch noch einen Techniktagebucheintrag basteln konnte 2184
Ich wechsle meine Mobilfunkanbieter häufiger als meine Bettwäsche 2185
Mein TAN-Generator hat nicht mehr alle Pixelzeilen im Display . . . 2186
“Diiieee Fahrkarten bitte!” 2187
Über Retroradios, Formulare und nicht-responsive Websites 2188
Webcams in Landschaft 2189
Kinder haben jetzt Spielzeug-iPhones 2191
Keiner lobt mich. Außer meinem Drucker. 2192
EIL: PR-Agenturen und mobiles Internet mögen sich nicht 2194
Was der Festplattenrekorder alles so kann. Und was nicht. 2195
Verwaschene Texte auf Lesegeräten 2196
Bildtelefonie mit handgeschriebenen Zetteln 2198
Eingekeilt zwischen den schottischen Strommächten, Teil III 2199
Ich lasse mir die SIM-Karte verkleinern 2199

Von IRC bis Threema und zurück zur SMS 2200
Audioguide auf dem eigenen Smartphone 2202
Schlaflos in Essen. Alles wegen der Spülmaschine 2203
Ich sehe das Plastik um die SIM-Karte herum und werde erleuchtet . 2204
“So ein Walkman ist doch nutzloser Tand.” – “Naja, meiner hat mir beim Lernen geholfen.” 2205
Google Now erfasst alles, was ich mache und sagt mir dafür, wie das Wetter ist 2206
Die SSD meines Notebooks gibt erst Anlass zur Sorge, dann zur Panik 2207
Zeit erfassen 2208
Geänderte Zugangsdaten zum WLAN und die Folgen 2210
Ich repariere eine CD – mit einer Zahnpastatube 2212
Einmal im Leben eine plausible Erklärung hören, warum etwas nicht per Mail geht. Hab ich. 2214
WLAN unterwegs! 2215
Steckdosen braucht man nur zum Arbeiten. Findet jedenfalls die Bahn 2216
Das Nexus 7 ist im Nirvana 2217
Vom Meldeverhalten an modernen Telefonen 2218
Klobrille Toilette Sitz Schrauben Befestigung 2219
Selftracking und Demenzdiagnostik via Scrabble 2219
Fieberthermometer-Crowdfundingideen 2220
In Korea guckt man Baseball live im Stadion und parallel im Smartphonefernseher 2222
Wie kommt der Film zum Bildschirm? Mit 15 m VGA-Kabel und diffizilen Schleifen 2224
Handschriftliche Lesezeichen auf dem iPad, ihre Vor- und Nachteile 2225
Bei Antwort bitte Diktatzeichen angeben 2226
Regentänze mit Fernseher, Tastatur und iPhone 2227
Der Drucker zuhause kann auch kopieren. Wenn es einem einfällt . 2228
Wir bitten um Rücksendung der Mail 2229
Ich warte auf das MiniDisc-Laufwerk für den PC 2229

Früher gab es noch Computerläden. Heute reparieren Google und ich alles selbst 2230
Ich massiere den Vorwärtsknopf 2231
Langeweilepflicht im Landeanflug 2232
Wie ich einmal schnell und schmerzlos ein Prepaidguthaben auflud . 2232
Steckdosen im Zug? Wozu braucht ihr die noch mal? 2233
In Köln-Zündorf gibt es ein T-Mobile-Funkloch. Ich habe das exklusiv getestet. Mehrfach. 2235
Zwei-Faktor-Authentifizierung bei Tumblr. Der steinige Weg zu diesem Beitrag 2236
Bei Überweisungen gehen offenbar keine Umlaute (mehr) 2237
Der Mitbewohner muss unterwegs telefonieren 2238
Der Bewegungsmelder kontrolliert auch die Schnellverrichtung der Geschäfte 2238
Wie man als Vertriebler seine Geschäftskontakte vervielfacht 2239
8-Zoll-Floppy-Disks im Einsatz (anderswo) 2240
Ich weiß noch drei Telefonnummern auswendig. Und eine davon ist die nutzloseste der Welt 2240
Digitale Fahrkarten sind nur für kontaktscheue Einzelgänger vorgesehen 2241
Seit der Wasserkocher wieder bei uns lebt, ist das Nudelwasser viel schneller heiß 2243
Passwort, E-Mail-Passwort und Persönliches Kennwort 2243
Die gefaxte E-Mail 2245
Die NSA und andere Instanzen in meinem Kopf 2246
Eingekeilt zwischen den schottischen Strommächten, Teil IV 2246
Neuerungen im Intranet 2247
Lebens-Kabel 2248
Das Problem beim Onlinebanking sind nicht die IBANs, sondern die vielen Nullen 2250
Immer noch Telefonketten 2251

Ein Hoch auf den Onlineweinkauf ohne Kundenkonto! Es gibt ihn wirklich! 2252
Ich tätige einen größeren Einkauf im Internet und habe ein schlechtes Gewissen deswegen 2253
Ich notiere mir keine Quellen mehr zu Zitaten und google bei Bedarf 2255
Mein Google-Handy kann sehr viel sehr gut. Nur nicht googeln. . . . 2257
Wir fahren nach Estland, um das Techniktagebuch auszudrucken . . 2258
Ein 40-Euro-Workaround im Büro 2258
NFC! Man kann also doch was damit anfangen, und es ist sogar ziemlich praktisch 2259
Außerdem sind da Telefonhörer. Überall Telefonhörer! 2260
Das 3180-Terminal von IBM lässt Herzen höher schlagen 2261
Wie wir eine Extra-SIM fürs iPad haben wollten und wirklich alles funktionierte 2263
Ein paar Minuten im Leben einer Biokistenbestellerin 2264
Lesen ohne Lesebrille mit der Kindle-App 2266
Ohne Smartphone ist die Mietwagenausleihe sehr kompliziert . . . 2269
Seriengucken: Es bleibt schwierig 2270
Wie ich im Zug Internet hatte, obwohl der Laptop die Mitarbeit zunächst verweigerte 2271
Alle lächeln dank Google Photos 2271
Mysteriöse Fernbedienungen verschönern mein Leben 2272
Wir machen uns keine Gedanken über den Grund des Alarms 2272
Wer Internet und Steckdosen will, sollte ins Hostel ziehen 2273
Einwandfreie Mobilfunkversorgung auf der re:publica. Und WLAN! Dass ich das noch erleben darf! 2275
Journalismus auf der Damentoilette 2276
Ich suche das WLAN der re:publica und finde Kathrin Passig 2276
Geldautomaten sind auch nur Mobilfunkkunden. Manchmal. 2278
Eine Theorie über Sparsamkeit und die re:publica 2279
Kaum schaut man mal fünf Minuten nicht hin, gibt es schon wieder ganz neue Kameradinge 2280

Bei der re:publica gibt's was auf die Ohren 2281
Die wichtigsten 100 Arten, Präsentationsdaten nicht auf den Beamer am Vortragsort zu bekommen 2281
Die taz statt erst abends schon abends lesen 2283
Wenn man Java updatet 2285
Wir dürfen zwei brillenförmige Zukünfte schon mal aufsetzen 2286
Threema-Nachrichten von AXirgendwem oder F9irgendwem 2290
Die Dunstabzugshaube kann Ottokataloge ansaugen. Aber nur bei offenem Fenster 2292
Jetzt kommt sogar Wikimedia mit einer Autometapher auf Computer und Internet – aber ich ja auch 2294
Lob- und Tadelsäulen bei Penny 2295
Das iPhone stürzt ab 2296
Flugzeuge stürzen vom Musikhören jetzt wirklich nicht mehr ab . . 2297
Die perforierte Linie verschwindet 2298
Dann müssen es eben Kabelarbeitsplätze sein 2298
E-Mails mit der entsprechenden Outlook-Funktion zurücknehmen funktioniert nur selten 2299
Die Twitterwall ist scheinbar tot. In Wahrheit versteckt sie sich nur in unseren Smartphones. 2301
Fotos aus der Kamera irgendwo ins Internet hineinbekommen, verschiedene Methoden 2303
E-Mails (private) 2305
Nicht zu mager twittern 2306
Klobeleuchtung durch Energiesparbirne 2306
Das halblegale Telefonmithörgerät 2307
Medienbruch, Konzentrationsproblem oder Zwangsstörung 2309
Lichterglanz in der Hochschulvitrine 2311
Brandneues Parkhaus mit Leuchtelampen 2312
Auf krummen Wegen zum legalen Filmkonsum 2315
Eine fortgeschrittene Form der Verschlüsselung 2316

Wozu um alles in der Welt benötigt man eine Tastenfunktion, die das Touchpad deaktiviert? 2317
Eigentlich sortiere ich meine Mails ja nicht mehr in Ordner 2318
Ich mache Kunst mit App-Icons 2319
Speichern statt stapeln 2321
Zwei Toilettenbesuche mit Telefon und einmal Trollen ohne Internet 2323
Spass mit Zeitzonen und Lotus Notes 2324
Das Telefonbuch, so dicke Bände auf Papier gedruckt, ein Auslaufmodell? 2326
Heute schon gestempelt? 2327
Der Chat der Techniktagebuchredaktion macht, dass ich sinnlose Geräte crowdfunde 2329
Ich möchte mein Passwort beim Online Banking ändern 2329
Namensänderungen sind in den Top 10 der Dinge, die man nie tun sollte 2331
Der lange Weg zur Mailverschlüsselung und -signatur bei Behörden (Schritt 0,5) 2333
Eingekeilt zwischen den schottischen Strommächten, Teil V 2334
Wie einen die Arbeitsagentur effektiv daran hindert, sich in sein Jobbörsenkonto einzuloggen 2335
Ich sende mir eine Mail und bekomme eine Mail 2337
Ich bestelle aus Versehen etwas über die Kreditkarte anderer Leute, aber die Bank passt auf! 2337
Früher brauchten wir bei Reparaturen oft einen Spiegel, heute ist das Smartphone Gehilfe 2339
Serienuntertitel auf dem Handy lesen 2340
Ich finde einen Ordner voll fossiler Grafikdateien auf meiner aktuellen Festplatte 2343
Hüpfen macht hell 2344
Mein Bruder liest an einem Airwick ab, wann die Nachbarn die Heizung einschalten 2345
Breaking Bad & Breakfast – ein First world problem der Spitzenklasse 2350

Ich gerate in eine Notlage und muss auf meiner Festplatte nach Musik suchen 2351
Umgekehrte Wagenreihung und umgekehrte umgekehrte Wagenreihung 2352
Ein Lob auf die Fortschritte der Sensorik 2353
Fernseher, kaum guckt man mal 20 Jahre nicht hin, und schon tun sich die seltsamsten Dinge 2354
Röhrenbild im Park-Hotel 2356
Abschied von einem nutzlosen Moskitovergrämungsgerät 2357
Bei web.de ist kein Platz für Bilder 2359
Ich entdecke den ersten Nachteil des Handytickets und komme reumütig bei Touch&Travel angekrochen 2359
Der Beginn eines neuen, wunderbaren Lebens ohne Mailboxnachrichten 2360
Je marmorvertäfelter der Ort, desto komplizierter der Internetzugang 2362
Ich habe zwei Hochschulabschlüsse, aber einen Briefmarkenautomaten bedienen kann ich trotzdem nicht 2362
Hit oder Niete? Keep your light shining mit Online-Abstimmung auf Pro 7 2365
Ein Lobtadelgerät auf der Flughafentoilette in Glasgow 2368
Nach mehrjähriger Verwirrung finde ich doch noch heraus, wie man in Google Docs offline arbeitet 2372
Erst jetzt entdeckt: die Sperrstunde im Videotext 2373
Jetzt Münzen im Sparabo 2375
Oh mein Gott! Es ist voller Sternenbetrachtungszubehör! 2378
Rechnen lernen auf der Handkurbelmaschine 2382
Kurbelschnackelgeräusche 2387
Music Match, Spotify und zwanghaftes Beharren 2390
Hauptsache, man weiß, wie das Wetter drinnen ist 2393
Mein schwieriges Verhältnis zu Equipment jedweder Art 2394
Musikhören unterwegs 2396
Das Spamproblem ist gelöst. Das Pressemitteilungsproblem nicht . . 2399

Der Troll am Handgelenk 2400
Ein Service für Verkehrsmittelkombination beschert mir eine halbe Stunde mehr Schlaf 2401
Filme bezahlen bei Youtube! Schon in wenigen Jahrzehnten sicher auch in Deutschland 2403
Elektronische Geräte bei Start und Landung nicht mehr verstecken, jetzt auch bei Easyjet 2404
Im Hildesheimer Steckdosenparadies 2404
Neue PIN fürs Onlinebanking gibt's nur per Post, aber das immerhin zackig 2406
Wie ich einmal beinahe DJ geworden wäre 2408
Ich habe zu viele Briefmarkenkinder in der Schublade 2410
Leseverhalten in kleinen Zahlen 2411
Haben affige Austernfilmchen eine Zukunft in dieser Welt? 2414
Meistens fehlt der Ethernetanschluss am Macbook Air gar nicht. Außer manchmal 2415
Ich kaufe ein deutsches E-Book 2416
Neu: Klobrille ohne Absenkautomatik 2417
Die Entdeckung der Anwesenheit 2418
Ich habe ein mechanisches Problem und will eine mechanische Lösung 2420
Manchmal bieten ältere Gerätegenerationen eine höhere Effizienz . 2421
C'est automatique! – Klebespaß mit Charles de Gaulle 2423
Ich lese den Kölner Stadtanzeiger nur noch über den iPad-Kiosk . . 2424
Die Zustellung verzögert sich 2425
Bahnfahren in der Schweiz! Ein gefährliches Unterfangen, aber mit Hilfe der SBB-App zu bewältigen 2429
Internet megabyteweise kaufen: Ein bisschen wie Erbsen zum Stückpreis, aber okay 2432
Das Kernenergiemuseum im Kernwasser-Wunderland 2433
Museumsführung im Ohr 2437
Die digitale Pressemappe hilft gegen Kaffeeflecken 2438
Meine Halswirbelsäule im Bild 2440

Ich brauche schon wieder einen neuen Reiseadapter 2441
Kein Touchpad gefunden 2442
Lügen in der Telefonzelle 2444
Home is where the Aufladestation is 2446
Ich habe in einem Schrank alte Geräte gefunden 2447
Von solchen Toiletten träumt man meist nicht einmal 2450
Eigentlich will ich ja nur noch Akkus benutzen. Aber. 2452
Deutsche Ingenieure zerrütten die Gehöre 2454
Ob die eigene Identität nicht doch besser aufgehoben wäre in den Händen von Profis? 2454
Das Telefon geht nicht, aber niemand bekommt es mit 2455
Träume vom Techniktagebuch und Ian McKellen mit tatsächlichem Nostalgiepotential 2456
In wenigen Monaten zum Wordpress-Blog mit eigener Domain . . . 2457
Wissenswertes über elektrische Pfeffermühlen 2458
Warum ein Versagen des Navis beruhigend sein kann 2459
Die Jahresabrechnung meines Stromanbieters ist erfreulich – und überraschend 2460
Die Einbrecher waren schon wieder da 2462
Online einkaufen bei IKEA 2463
Mein Internetprovider bietet mir eine kostenlose Reise in die Vergangenheit an 2464
Geträumt: Endlich mal einen Techniktagebucheintrag mit Kätzchen bebildern 2464
Unbezahltes Streaming von Serienfolgen über das Handyinternet funktioniert leider sehr gut 2465
Auch das Handy bekommt jetzt einen Aluhut aus Textmarkerstreifen 2465
Ich habe keinen Aufbewahrungsort für Fotos aus Papier 2466
Smartphonedisplaywischenderweise nach Unterfranken 2467
Die SMS ist aus der Mode gekommen 2467
Die Anfertigung von Passbildern 2469
Ich träume von Google bzw. vom Internet in der echten Welt 2474

Spielpläne aus dem Kopierer 2475
Tumblr mit Tücken 2476
Mein Akkupack generiert erstaunte Nachfragen 2477
Smartphone-Scanner (2012) 2478
Man kann seine Geldkarte also auch entleeren. Das Ende eines langweiligen Experiments 2480
Mug Shots am Polizeicomputer 2480
Wie der Wert von bedruckbaren Overheadfolien über Nacht auf 0 sank 2481
Immer offene Browsertabs, der späte Beginn einer Chronik 2482
Ich löse meine Batteriensammlung auf 2483
Es ist 2014 und ich benutze jetzt auch mal dieses IRC, von dem sie alle immer reden 2484
Ich will aufzeichnen, ob ich mich bewege. Aber möglichst bequem! . 2485
Dinge, die man beim Büroumzug nicht wegwirft (Vorsicht: #lochkartencontent) 2486
Auf dem Bürgeramt Neukölln: Fortschritt ist ein Haarball 2488
Wertschätzung alter Einheiten 2493
Eingekeilt zwischen den schottischen Strommächten, Teil VI 2494
Skype und Google Hangouts: Immer noch eine Geschichte voller “Was hast du gesagt? Bist du noch da?” 2495
Strom für die Küche 2496
Eingeschaltete Tastaturtöne und andere überschaubare Handyprobleme 2498
WLAN im Dreisternehotel ist immer noch keine runde Sache 2499
Wir kaufen aus Gründen einen Camcorder. Demnächst dann alles mit mehr hüpfenden Kuscheltieren 2499
Mein Brieffreund dummyVorname Poststelle 2500
Wegen IKEA schalte ich die Geräusche am Handy ein. Es sind sehr viele 2501
Umziehen wird mit dem Netz einfacher, nur das Zeitungspapier fehlt 2502
Neue Toilettenzugangskontrollen und fast funktionierende WLANs in Buchhandlungen 2503

Um eine Mobilfunkerfahrung reicher. Alle sind glücklich und Brasilien gewinnt 2504
„Haben sie einen 27B-6?“ – dabei will ich doch nur das Notebook reparieren lassen 2505
Unverhoffte Geldfunde auf der Geldkarte 2507
Viele Wege führen nach Rom, aber nur ein bestimmter dazu, dass sich das Fitbit wieder synchronisiert 2508
Ich weiß, wo der Radiergummi ist, auch wenn ich ihn quasi nie benutze. (Außer gerade eben) 2509
Liebesbrief 2014 2509
Redundante Fußballsysteme 2510
Ich lerne etwas Wichtiges über Selfies, lasse mir aber nichts anmerken 2511
Schweißausbruch beim Notebookversand 2512
Ein Koffer voll gleichzeitig weckender Handys 2514
Messbarer Fortschritt bei der Ämterkommunikation 2514
Auf dem Amt. Hoffentlich habe ich mich nicht für die Bonner Stadtgarde oder ähnliches verpflichtet 2516
Mit Computern reden kann ich. Nervös werden aber auch 2517
Eine Internetkrise steht kurz bevor 2518
Terrypratchettesker Faxempfang per E-Mail 2519
Gut sortierte CD-Läden oder wie ich aus Versehen fünf CDs kaufte . 2520
Offenbar nutze ich kaum noch Bargeld 2521
Das Notebook in Reparatur zu geben ist in zweifacher Hinsicht ein Selbstversuch in Geduld 2522
Wer Flaschenöffner kann, der kann halt auch Chat 2523
Wie Dr. Who mich einmal in einem falschen Paralleluniversum stranden ließ 2525
Technische Probleme bei der Bargeldeinzahlung 2526
Verwirrende Vielfalt der Umblätterwerkzeuge 2527
Für eine Liste meiner Techniktagebuch-Artikel brauche ich 1337 h4xX0rZ skillz 2527
Die geheime Zukunft des Kopierens in Österreich 2529

Ohne Googleschlitten zum Südpol 2529
Beinahe fast, aber dann doch nur aus der Ferne live beim Bachmannpreis dabei 2530
Handyinternet in Österreich: paradiesische Zustände 2531
Nach der Notebookreparatur würde ich sogar im Dschungelcamp überleben 2531
Vinyl-Schallplatten digitalisieren mit kleinen Umwegen 2534
Datenschutz für Anfänger im Auto 2536
Das Halbfinale lesen. Was man halt so macht als textfixierter Mensch 2538
Alternativangebote zum deutschen Moderatorengebrabbel 2539
Leben ohne Internet (im Traum) 2541
50 ways to fail at updating your iPhone 2541
Über die Sicherheit von Fingerabdrücken 2542
Waschmaschinenwaschen als Challenge 2543
Fernsehtechnik im Museumshafen 2545
Notizbücher. Hatte ich früher immer dabei. Wann hab ich sie eigentlich das letzte Mal benutzt? 2545
Warum ich bei EDV-Problemen ungerne der Kunde bin. Immerhin: Mein Backup funktioniert gut 2546
Ich gehe ins Kino und gucke mir einen 40 Jahre alten Film an, der noch analog abgespielt wird 2548
Mein Notizbuch – gestern und heute 2549
Das Messrad gibt es also auch noch 2551
Sie haben 3D ohne Brille erfunden, und keiner sagt mir was 2552
Wie wir Slacker wurden 2552
Elektroautos! Es gibt sie wirklich! Und sie müssen aufgeladen werden! 2553
Im Hamburger Aufladewunderland 2553
WD40 kann man auch benutzen, um zwei Dinge aneinander zu befestigen 2556
Einfach mal eine Facebookseite zum Techniktagebuch einrichten. EINFACH 2557
Wie ich dank Blackberry-Defekt zwei Hierarchiestufen übersprang . 2558

Mein ... erster .... Podcast 2560
Bitte ein Besprechungszimmer in Boston 2561
Wie man halt so lebte, als das E-Book noch recht neu war 2562
O'Brien repariert auf der Enterprise Computer durch Fußtritte und ich High-Tech mit Pappstreifen 2563
Amazon-Markierungen nach Evernote exportieren mit Snippefy: Besser als gar nicht 2566
Auf der Suche nach der verlorenen Festnetznummer 2567
Das Internet verweist mich weiter an den Videotext 2568
Sport Support 2569
Wenn ich verreise, ruht sämtliche Technik in meinem Haushalt . . . 2570
Automatische Passkontrolle in Dallas 2570
Eine verlorene SIM-Karte führt zur Entdeckung eines 4. Clarkeschen Gesetzes 2571
Weitere Telefonate mit der Touch&Travel-Kundenbetreuung 2572
Vielleicht geht die Menschheit eines Tages unter, weil wir alte Medien nicht mehr lesen können 2574
In der Bücherei 2575
Ein kurzer Ausflug ins Planespotting 2577
Wie ich mal versehentlich einen elektrischen Drill Instructor hatte . 2578
Ärzte, Arbeitgeber, Augenrollen 2579
Mein Massengrab vergessener, aber total wichtiger Browsertabs . . . 2581
Der Kassenbon kommt per E-Mail 2582
Pornos gibt es jetzt auch im Teletext. Toll 2582
Legales Seriengucken wird irgendwie nicht leichter 2583
Wohlgestimmtes Dudelsackgetöse dank Smartphonegebrauch 2584
Lesenotstand auf dem Kindle 2585
Neue Erfindungen, neue Verbotsschilder: die E-Zigarette 2586
Eigentlich hab ja ich ich den Pornomodus moderner Browser erfunden 2587
Wenn Freunde in einem Dorf in Brandenburg versuchen, Kolumnen pünktlich abzugeben 2589
Mein deutsches Handy funktioniert in Kanada nicht 2590

Neues von den SIM-Karten. Heute: Tesco Großbritannien 2590
Mein Handy ist kaputt und schon habe ich keinen Wecker mehr . . . 2594
Autokennzeichenscanner und ihre Tücken 2594
Eine 8 bis 9 auf der Technikalltagsverbesserungsskala, wenn nicht gar eine 10 2597
Handy mitnehmen in nasse und internetlose Gegenden: immer noch schwierig 2598
Seitenangaben und das E-Book 2599
Die Wunderwelt der Personalisierung. Heute: Pinterest 2600
Ein Phänomen, das @dentaku “Telefonsenke” nennt 2602
Eine Welt ohne SIM-Karten 2603
Kinderkleidung verkaufen im Zeitalter des Internets 2605
Facebook blockiert Heinz Erhardt 2606
Ampeln in Tapei und am Hamburger Hauptbahnhof 2607
Eine Fährpassage und ein Musikstück 2609
Öffi funktioniert gut, automatisierte Zugdurchsagen nicht, Bahnautomaten zu 50% 2612
Die Liquid-Feedback-Software ist nicht schön und einfach, aber sie funktioniert 2614
Ice Cream & PayPal 2616
Weitere total interessante Details über britische Prepaid-SIM-Karten 2617
Der Kauf von Prepaid-SIM-Karten wird immer einfacher, jetzt auch auf dem Dorf 2619
Pornographie und Eingabehilfe 2620
Kein Wecker, aber das Wetter in Kempen, Palma de Mallorca und Tönisvorst 2621
Auf Lesebühnen vom Tablet vorlesen 2625
Amazon, die Kindle-App und Android. Wenn Android-Updates zum Problem werden 2626
Hochzeitsfotos einsammeln: ein unterschätzter Aufwand 2627
Im Airbus A320 gibt es noch Entertainmentbildschirme 2628

Auf Reisen musst du natürlich ein Radio dabei haben. Sonst bekommst du ja gar nicht mit, wenn ein Krieg ausbricht. 2631
Handschriftliche Kündigung aufgrund von Digitalisierung. Und Prokrastinationshintergrund 2634
Mein elfenbeinfarbenes Wählscheibentelefon von 1962 2635
Mit www oder ohne, in Neuseeland und anderswo 2637
Ein Skype-Interview. Vollständig bekleidet spreche ich mit dem Rand meines Macbooks 2640
Meine Benachrichtigungsvorlieben 2641
Ich versage im Turing-Test (als Leserin) 2642
Selfie aus Messing 2643
Die nächste Evolutionsstufe nach dem Segway 2645
Aus dem Chat der Techniktagebuchredaktion: Swypen überzeugt. Zumindest auf der Amüsierfront 2646
Mysterium Zwischenablage 2647
Free WiFi! Was wie ein Angebot klingt ist dann doch nur ein Hilferuf. Befreit WiFi doch endlich! 2648
Eine sehr gute Twitter-Neuerung (im Traum) 2650
A Better Facebook (by Kathrin Passig) 2650
Wasserkraft und Telefon 2651
Wie das Telefonieren diese Woche funktioniert 2652
Ein Selfie-Musikvideo (beinahe) 2653
Zwanzig Jahre ohne Internet. Mein Leben ist vorbei 2654
Toilettenverfügbarkeitsanzeige in Echtzeit 2655
Im Netzwerk meines Arbeitgebers geht es sehr streng zu 2656
Der komplett unintuitive, aber verblüffend gut funktionierende Onlinekatalog der Stadtbücherei Essen 2658
Fielmann kann nicht mailen, ich nicht telefonieren, und wir verstehen uns doch 2659
Elektromobilität irgendwann zwischen 1900 und 1950 2661
Kein WLAN im Hotel. Zum Glück ist nebenan ein Billa. 2663
Kassenorganisation im Carrefour 2663

Anbetung des iTunes-Visualisers 2665
So ist das also mit diesen Google Photos 2666
Analoges Objekt der Begierde 2668
Ampeln regeln den Kassenverkehr im Supermarkt (vielleicht) 2670
Filterblasierung 2672
Ich möchte keine Facebook-Messages bekommen, sondern E-Mails . 2673
Die erste 6-Megapixel-Lomo mit Wechselobjektiv 2675
Knopf SET 41x drücken 2676
Sensibler Sauger, selektiv schmutzavers 2680
Der Schwimmbeckenfahrstuhl 2682
Bildschirme im Vordersitz im Airbus A330 2683
“Sleep as Android” beschert mir einen entspannteren Morgen 2684
Eine Brille für Mona Lisa 2688
Die erschütternde Geschichte der Menschen mit Sonderzeichen in ihren Namen 2691
Die Spracheingabe will nur f***** 2693
Wie ich darüber nachdachte, mich bei einer Leih-Bücherei anzumelden 2694
Ich will zum ersten Mal ein SMS-Fahrplanauskunftssystem nutzen, aber es ist zu spät 2695
Das untote Restaurant 2697
Drucker druckt nicht wegen leerer Patrone, aber die Scanfunktion ist top! 2698
Verspätet zu den Akten genommen: Wie man also auch telefonieren kann 2700
Es gibt Menschen, die auch ohne Internet zufrieden sind und sogar gut programmieren können 2701
Ich bekomme gar nicht nur noch automatisch erzeugte SMS 2703
Another Magsafe bites the dust 2705
Ich begrüße das induktive Laden 2706
Der Fotoapparat ist durchgestrichen, aber Notizen mit Stift auf Papier sind erlaubt 2709
Ich weiß nichts mehr über den Speicherplatz meiner Geräte 2710

G, E, 3G, H, 4G oder einfach R 2710
GOOGLE GOOGLE, GOOGLE GOOGLE GOOGLE GOOGLE 2711
Ich schreibe mit dem Finger auf aneinandergelegte Badehandtücher statt ins Internet 2713
Anrufe und SMS als E-Mail mit Transkript 2713
Ich sehe eine klassische Telefonzelle, versäume aber leider, sie zu fotografieren 2715
Dieses Internet könnte so schlau sein 2715
Niederlande, Paradies der offenen Funknetze 2716
Ich verbringe meinen Urlaub zwangsweise bärtig 2722
Ich bekomme einen neuen Gaszähler. Smart Metering winkt! 2724
Die Leute sollen nicht denken, ich möchte, dass sie meine Telefonnummer benutzen 2726
Geldkarte “Chipknip” in den Niederlanden: Putziger Name, auch keine Erfolgsgeschichte 2727
Onleihe – gleiches Angebot für alle? 2730
Mein Nokia funktioniert noch sehr gut 2731
Haben Sie denn vor, die Online-Ausweisfunktion zu nutzen? 2732
Gut gemeint: Plakate mit QR-Code und NFC 2734
Als man „im Internet“ nicht mehr dazusagen musste 2736
Fortschrittliches Bayreuth. Hier kann man Parkscheine mit SMS bezahlen *und* verlängern 2736
Stromleitungen in Seoul, Stand August 2014 2740
Selbstbedienung im Bus, aber unbedingt ans Auschecken denken! . 2745
Internet in der Urlaubswohnung 2746
Einschienig in Clermont-Ferrand 2747
Finde den Fehler bei diesem Retrotelefon aus einem französischen Hotelzimmer 2750
Der Elternabend verursacht IT-Zukunftsängste 2751
Fastfoodbestellung am Bestellautomaten 2752
Zwei Browser sind nicht genug, findet mein Unterbewusstsein . . . 2755
Tape-a-Talk versucht mich zum Kauf von Kassetten zu bewegen . . . 2755

Vorbildliches Hotelinternet 2758
Mehr Internet im Hotel. Und weniger 2758
Instagram sagt mir ja vorher, wo es schön ist 2759
Schritte sammeln auf dem Kontoauszug 2759
Ein Kauf im französischen Playstore und die Folgen 2760
Die Lästigkeit der Paprikakerne beim SMS-Schreiben 2762
Telefonnummer für das mTAN-Verfahren ändern, diesmal etwas einfacher 2763
Späterlesedienste und Brückentechnologien 2764
Sie konnten nichts außer Bilder machen 2765
Der Butterautomat 2766
Buzzword Compliance: Big Data 2767
Aus der Zeit gefallen 2767
Das Traumgoogle ist etwas weiter als das echte Google 2770
So viel verbessert hat sich mit Computersystemen dann doch nicht. Klaus bekommt keine Rente 2770
WLAN am Flughafen 2771
Zur Pressekonferenz gibt's ein Handout. Aber per E-Mail 2772
Ein Briefkasten für Pakete 2772
Windows 7 erinnert sich an selige Disketten-Tage 2774
Möglicherweise bezahle ich irgendwann für Musik 2775
3D-Drucker in freier Wildbahn 2776
Das Nexus 4 lädt nicht mehr 2778
Wie ich mir fast 20 Jahre lang meine Passworte gemerkt habe 2779
Seien Sie vorsichtig! Völlig neue Einsichten und Möglichkeiten . . . 2781
Dr. WLAN 2782
Zu große, zu kleine und zu nasse Simkarten 2783
Freunde klassischer Musik und ihre Freunde 2784
Wie ein Trashmail-Server mein Online-Leben einfacher und sicherer machte 2785
Das Geheimnis der Oberleitungen 2787
Der Spezialbrowser hat ausgedient 2787

Schweizer erfinden endlich, worauf alle warten: den Vogelflug! . . . 2788
Paketboten, Pässe und Amazon Prime 2789
Ein Ladekabel mit Wackelkontakt 2791
Die unpraktische Vervielfältigung der Kathrin P. 2793
Das gleiche Passwort auf mehreren Systemen? Klar. Also theoretisch. 2793
Umsonst und ohne Benzin durch Bayonne 2794
Eingewöhnung im Kindergarten, Eingewöhnung ins nomadische Arbeiten 2797
Max Mustermann, Darth Vader und ich 2798
Offline beim Autofahren, aber dafür die Hände frei 2801
Smartphones haben auch eine empfindliche Seele 2802
“Ein dienstliches iPhone, Juhu!” Warte mal ab. 2803
3D-Handys sind schon längst erfunden, und wir haben es alle verpasst. Außer Ira. 2805
Gefangener des Garagentormechanismus 2807
Eine mechanische Wochenzeitschaltuhr und viele Erkenntnisse über die Schweiz 2808
Der weite Weg zum Fernseher 2811
Last.fm hat mir eine Menge vorenthalten! 2811
Google weiß, dass ich zum Flughafen muss. Und nicht von da komme 2815
Die Evolution des Dokumentversands 2817
Festplattenprogrammierung und Gewitterpanik vertragen sich nur bedingt 2819
Telefon im Tech-Startup 2819
Die Frau überm Sofa 2820
In Frankreich geht das Navi kaputt, aber wir finden trotzdem nach Hause 2823
In der Schweiz geschehen schreckliche Verbrechen bei der Mülltrennung 2826
Wie ich schon fast zum ersten Mal mit dem Handy im Supermarkt bezahlen konnte 2827
Ein QR-Code-Gutschein für einen QR-Code-Stempel 2829

Die Telefonkette ist durch Massenemails verdrängt worden 2831
Der Zahlungsunfähigkeit ins Auge sehen 2832
QR-Codes, Weltuntergänge und Kaptain Haddock 2834
DOS-Bootdisketten 2837
Das Geld über die Straße tragen. Oder ein Kabel buchen 2838
Wie bekommt man eigentlich digitale Musik zurück auf eine Kassette? 2840
Das Herz des Entertainment-Organismus' 2844
Fernsehen ohne Fernseher 2844
Der dritte Vorteil des Otto-Versands 2845
Vertragsverhandlungen mit der Telekom 2847
iPhone 6 pünktlich geliefert, und das bei der riesigen Menge an bestellten Geräten 2849
Allgemeine Geschäftsbedingungen in 14.339 Wörtern 2850
Die Waschmaschine in der Hausgemeinschaft funktioniert nur nach Münzeinwurf 2850
Die vollautomatische Wanderung der "Links der Woche" 2854
Die Zukunft des Journalismus und mein erster Leserbrief 2855
Mit der Draisine zu jemandem fahren, der den Film besitzt: wahrscheinlich die einfachste Lösung 2856
Immer offene Browsertabs, der späte Beginn einer Chronik (II) . . . 2857
Aus einer Spammail erfahre ich Verstörendes über unverzichtbare Faxkommunikation 2858
Das iPhone und der Beamer finden nicht zueinander. Es geht dann aber auch so 2860
Vom Acer Travelmate über Macbook und Sony Vaio zum Lesen im Bett 2863
Momentaufnahme der Technik in einem Kurs an der Zürcher Hochschule der Künste 2864
Der Download von Filmen ist in der Schweiz legal und damit Unterrichtsstoff 2865
Nearby Friends in der Ferne 2866
Bekannt aus Funk und Fax. Oder so ähnlich 2867

Eine Leinwand, aber kein Beamer – ich weiß nicht, ob unsere Smartboards moderner oder älter sind 2867
Mein ziemlich kompliziertes Home Office Setup 2868
Der Passwortspeicher und ich, eine Geschichte voller anfänglicher Missverständnisse 2869
Zentralisierter Service, wo ist dein Stachel 2871
Das Autoradio benötigt eine Datenbankaktualisierung. Von einer Kassette. 2872
Mein Mailwechsel mit dem Drucker, außerdem mein Auto, meine Yacht, mein Kopierguthaben 2874
Analoge Werte in sakralem Ambiente (feat. Gruber) 2878
Automatisierung, nächstes Level 2880
Durch häufiges Umziehen sieht die Kunstgeschichts-Hausarbeit leicht zerschossen aus 2880
Zu Hause drucken 2881
Von der CD zur Untertasse 2882
Die Medien der Medientheoretiker 2884
Auf der Suche nach Firmware komme ich nach Monaten auf die absurde Idee, mal anzurufen 2884
Das neue Handy weiß etwas über sich selbst 2886
Kommunikation im Ausland per Google-Bildsuche 2889
Geldautomatensuche in Japan leichtgemacht 2889
Musiknoten, digital oder gedruckt. Eine zufällige und nicht repräsentative Bestandsaufnahme. 2890
Der schwierige Weg zu meinem neuen iPhone 2891
Die Herrschaft der Akkus ist vorbei! 2893
Überweisen in Amerika: die ganze Wahrheit 2894
Check-in bei den Erben der Inkas 2896
Warum verwenden Digitalkameras immer noch eine ISO-Einstellung? 2897
Google Maps macht Navis ernste Konkurrenz – sogar bei den Fehlern 2898
Ein handschriftliches Telefongespräch 2900
Aufstieg und Niedergang der bunten Blink-LED am Handy 2902

Die Winkekatze raubt mir mehrere Stunden Lebenszeit 2902
WHOAAAA! WLAN IM FLUG! WHOAAAA!!! 2903
I survived Shell Shock and all I got was a much bigger server! 2904
Vom Mobilfunkanbieter ausgeraubt als Prepaidkunde, das muss man auch erst mal hinkriegen 2906
Im Schweizer Regionalzug haben sie schon wieder was Neues. Der Fortschritt! 2907
Der Kohl-Loop 2908
Zoll, Meilen, Pfund und Netzstecker aus dem Mittelalter 2910
WLAN-Entwicklungsland mit Geldeinwurfschlitzen 2913
Während die Bahn wieder im Chaos versinkt, steigt mein Vertrauen in die Zugradar-App 2915
Free WiFi in London? Sagt dir TANSTAAFL was? 2916
Ich zahle nicht nur mit meinem guten Namen, sondern manchmal auch mit Maestro-Card oder Giro-Card 2919
WLAN in der britischen Provinz 2921
Runterlade-Kaffeefahrten in die Schweiz, ein Geschäftsmodell mit Zukunft 2922
Das iPhone ist ein Teufelskerl 2923
Ich kaufe ein Kägifret und bezahle mit dem Handy. Wie in Afrika! . . 2924
Das Uni-Druckersystem steht zwischen mir und meinem neuen Beruf 2926
Auch bei Multifunktionsdruckerscannerkopierern gilt: Reboot tut gut! 2927
Überdurchschnittlich dicke Kabel in beschrifteten Dosen 2928
Der Zählerableser – ein running joke. Sind SmartMeter die Lösung? Hmm. Nö 2929
Mit Google Streetview in die alte Heimat reisen 2930
Drucken im großen Stil in der Fachhochschule Südwestfalen 2931
Man muss niemanden mehr auffordern, das Handy lautlos zu schalten (an der Uni) 2933
Technikangebot in einem Zürcher . . . Dings (das, was einmal Internetcafé hieß) 2933

Nachts noch mal rausgehen wegen der Schritte. WIR SIND SKLAVEN DER TECHNOLOGIE 2935
Der bargeldlose Supermarkt 2936
Fast Food, noch schneller, wenn man am Automaten bestellt und bezahlt 2938
Router mit Kabelsalat 2940
Terry Zwigoff: „Crumb“, 1995, 1999 und 2014 2941
Verteilung der Kanäle, über die mich Geburtstagsglückwünsche erreichen 2942
Ich rolle an die Schranke, die Schranke erkennt mein Auto 2942
Tragbare Warenscanner im Supermarkt, aber: nur zum Anschauen, nicht zum Ausprobieren 2943
Private Schmalfilmvorführung, die erste und wahrscheinlich auch letzte meines Lebens 2944
Die anonymisierte Mutter von jemandem fragt, wie man einen Anruf annimmt. Ich weiß es auch nicht 2948
Apple TV mit Hindernissen 2949
Eine Aktion im Spiel Ingress zeigt, was für universelle Assistenten Smartphones schon heute sind 2949
L., muss telefonieren. Nach langem Nachdenken finden wir eine Lösung 2952
Erst keine BahnCard 100, dann eine zuviel 2956
Zum ersten Mal in der automatisierten Grenzkontrolle 2957
Tonaufnahmen mit dem Nexus 5: eine eher traurige Geschichte . . . 2958
Ich kaufe Hardware statt Software und finde darin einen Hardwareschalter für Software 2960
Smartphones, die sich selber K.O. schlagen 2962
Über das Abfotografieren ausgedruckter abfotografierter an das Fenster geklebter Negative 2964
Die Macht des Redens mit Babys 2967
Ein neuer Server und ein ehemaliger Hoster 2968
Die Angst der Banken vor dem Smartphone 2970

Feedreaderstatus im November 2014 2971
Die Tastatur ist kaputt. Die Mutter lässt deshalb alles von Tante Siri schreiben 2972
Wo man ohne Umstände einen weißen Hintergrund herbekommt . . 2973
Ich kaufe eine weitere SIM-Karte und bekomme gratis einen neuen Namen dazu 2976
Eulen in Athen aufladen 2979
Endlich: Die Zeitung von heute nicht erst morgen lesen! 2981
Am Gate gibt es Personal, daneben aber auch einen automatischen, ticketscannenden Durchgang 2983
Anbetung des Amsterdamer Steckdosenaltars 2984
Wir kennen das: Software installieren, albern lange Nutzungsbedingungen nicht lesen und 2985
Der Umgang mit Kindle-Leseproben wird einfacher (auf manchen Geräten) 2987
Internetzugang via HotSpot als Telekom-Kunde 2988
Ich hänge irgendwie in einer Passwort-Schleife fest 2990
IBAN-Eingabe per Acrobat Texterkennung 2991
Terminvereinbarung und Medienwandel: Eine Etüde 2992
Wenn man nicht will, dass die Sicherheitskontrolle fotografiert wird, muss man sie hässlicher gestalten 2994
Kontoeröffnung per Videochat und: 2014 – Comeback der Papier-TAN-Listen 2996
Apple schafft und löst Probleme zur gleichen Zeit 2997
Das Update auf Version 5.0 macht mein Android-Handy nutzlos . . . 3000
Meine Küche piepst 3001
Mein Telefon wird von einem Lastwagen überfahren 3003
Der ICE ist eigentlich auch nur ein großer, langer Computer 3005
Wir brauchen einen Würfel, nein, eine Würfel-App, nein, auch keine Würfel-App mehr 3006
EC-Karte von unvertraut aussehender Hardware einlesen lassen & unterschreiben? Check 3006

Wie kann man nur ohne WLAN in der Küche leben? 3007
Zahnbürste mit Vibrator 3008
Kundenservice bei IKEA oder der Versuch, zwei Fernbedienungen auszutauschen 3010
Kein Netz im Bett dank erratischem Repeater 3012
Krankenscheine funktionieren für den Enduser wie vor 30 Jahren . . 3013
Endlich ordentlich exportierte Kindle-Highlights dank @dvg und @clippingsio 3015
Ich muss feststellen, dass ich eigentlich gar nicht weiß, was eine App ist 3016
Meine Haare werden beim Friseur gestaubsaugt. Aber wozu? 3018
There ain't no such thing as a full battery 3019
Klingeltöne werden erklärungsbedürftig 3020
Wenn Familien mit Videokassetten verreisen, ist nicht immer alles so offensichtlich 3021
Zahnfernsehen 3021
Ein NAS prima selbstgebaut ganz ohne Hobbythek 3022
Ich erfahre, dass ich auch die Waschmaschine im Keller benutzen darf und erlebe Abenteuer mit Bezahlstrom 3026
"Wie hast du denn deine Musiksammlung so gut aufgeräumt?" – "Das war Google" 3027
Zwischenbericht nach drei Monaten Schweiz: Bezahlverfahren im Supermarkt und anderswo 3029
Ich könnte jetzt fast mit einem 24-Zoll-Monitor arbeiten, wenn der Monitor jünger oder der Laptop älter wäre 3030
Android-Update „Lollipop": Entweder von allem geweckt werden oder von gar nichts 3031
Hochmoderne Klimaanlage in Tokio 3033
Eigennütziges Verschenken von CDs 3034
Ich lebe in der ständigen Angst, dass die Sysadmins mir auf die Schliche kommen 3035
Gruppen-Smartphone-Zwang 3036

[TT-Aufschreibeservice] Meine Online-Bank ringt um Akzeptanz . . 3036
Folienfotografie in der Vorlesung 3037
App-Komfort auch ohne App beim Taxi-Bestellen 3039
Die erste deutsche Uni ohne Apostrophtasten 3040
Die Hochschulmails darf man nicht mit Gmail abrufen 3040
Ein Drucker stirbt den Unreparierbarkeitstod 3041
E-Mail von einem Bildschirmfenster zum anderen. Bonustrack: japanische Grußformeln 3043
Die Körperscanner kommen 3046
Mann beißt Hund oder umgekehrt 3048
Tumblr sagt, ich sei ein Streber, und ich hoffe, dass ich die Ironie nur nicht erkennen kann 3049
In die Neunziger zurück geht ganz leicht 3051
Ein Windows-Hotkey, der wohl nur Windows-Fachbuchautoren den Job sichert 3053
Wir drucken fast nur noch auf der Arbeit. Und das auch nur, um Schmierpapier herzustellen 3054
Drahtloses Bezahlen im Dorfladen 3055
Multisource slacktivism bei schlechtem Wetter 3056
Ich nehme an einem Experiment mit Eyetracking teil 3058
An mein Papier lass' ich nur Tinte und Graphit 3059
Rentier im Kreisverkehr 3061
Lärmquelle Internet 3063
Monitore mit Werbung für Liebesfilme und Softdrinks an Gepäckwagen 3065
Die traurigste Internetecke der Welt demonstriert das Rieplsche Gesetz 3067
Lowtech-Geocaching ohne GPS und Smartphone 3068
Auch daheim: Überall LEDs! 3070
Softwareupdates & Datensicherung in der Autowerkstatt 3071
Uber am Morgen, Uber am Abend 3072
Ultralate Adopting: 112 Jahre nach Markteinführung fahre ich zum ersten Mal mit einem Autoaufzug 3074
Wunschmusikbeschaffung beim Radio 3076

Vor der Zentralheizung und nach dem Handygebrauch 3076
Bilder von hier nach da befördern: ein nicht vollständig gelöstes Problem 3078
Lucky Luke und die Fahrkartenkontrolle 3080
Ein neues Wort taucht auf, und schon nach sechs Jahren merke ich es auch 3083
Viel Strahlung, viel gut! 3084
Die Tücken der Packstation 3087
Musik im Auto 3088
Per iPad fernsteuerbare Tonmischpulte sind in der Provinz angekommen 3089
Das analoge Telefon im Haus erspart den Telefonmann 3091
Wie ich einen neuen Rechner aufsetzte 3092
Meine Mutter findet JETZT ABER WIRKLICH heraus, wie man das iPad ausschaltet 3093
Der Panic Button hält, was sein Name verspricht 3093
Zeitkapsel Spielzeugsmartphone 3095
Weihnachtsgeschichte vom iPad, ein Experiment 3097
Digitale Fotos haben Familientreffen nicht leichter gemacht 3098
Der eBook-Reader, vielleicht doch Zauberei 3099
Die Spülmaschine im Elternhaushalt ist umkämpftes Terrain. Ein Schlichtungsversuch 3100
Die Generation 70+ schickt sich einen Link 3102
E-Books verschenken: Gar nicht so einfach, jetzt noch ein bisschen schwieriger 3103
Werbung für E-Books: Irgendwas muss man ja abbilden 3104
Rollengeld, Mindestbeitrag 50 Cent 3106
Opatechnik 3116
Hölderlin und die Bankdaten 3116
Mail vom Mülleimer 3118
Die hinters Licht geführte Epiphyse 3120

Wir feiern Silvester bei Freunden und haben versprochen, Musik mitzubringen 3122
Das sprechende Wimmelbuch 3124
Musik nachzuspielen ist über die Jahre extrem viel einfacher geworden 3125
Pornografie aus neuen Winkeln 3126
Fernsehen über Kabel und Antenne 3127
Low-tech für die Sicherheit 3129
E-Mail ins Ausland 3130
[TT-Aufschreibeservice] Allzweckwaffe Netzteil? 3131
Jalousienantrieb im Hühnerstall 3132
4K Bildschirme in der Industrie 3133
Ein Auto mit eingebautem Staubsauger 3133
Der zweitwichtigste Satz, mein Kommunikationsverhalten betreffend 3134
Der Koffer muss auf 3135
Von der Zettelwirtschaft zum papierlosen Bestellvorgang 3136
Das ist so neu, das funktioniert bestimmt nicht 3137
Am Ende einer Einkaufsstraße in Istanbul kann man mit Münzen Handys aufladen 3138
Zut alors! Voilà la nouvelle Elektro-Analoge-Rauch-Couture aus dem Mutterland des Rauchens 3142
Zu Weihnachten habe ich Philips HUE-Lampen geschenkt bekommen 3144
Spam kommt aus der Mode (vielleicht) 3145
Münzloswerdereisen nach Irland, das nächste große Ding 3146
Kann Spuren von Unsinn enthalten 3148
Nächtliches Lesen auf dem unbeleuchteten Kindle im Schein des Techniktagebuchchats 3149
Rechnungen bezahlen auf dem irischen Postamt 3150
Steuern zahlen und Handyguthaben aufladen am Automaten 3151
Google Now und Google Noch Etwas Nower 3156
Mobiles Internet auf den Kanaren 3157
Weltweites Roaming. Unser Geld wollen sie nicht 3158
Logowechsel bei Vine 3160

Mobiltelefonsturz und seine Folgen 3161
Google Geschirrspüler geträumt 3162
Fehlende Kommunikationstechnik will tear us apart 3163
Die Mutter von Chuck Norris hatte vielleicht 15 Jahre vor mir eine blaue LED im Auto 3165
Ordner verschieben in Windows 8.1 3166
Von der mTAN zur photoTAN 3169
Netflix – guter Empfehlungsalgorithmus, aber umständliche Suche . 3172
Bezahlen mit der Starbucks-App 3172
Erfahrungen mit dem Kindle Fire 3174
Das Eigenleben der Apps. Und wenn's Retro ist 3175
Ich kann mir meine Carsharing-PIN nicht merken, weil sie so einfach ist 3178
Safari mag die Nachrichten in der Facebookseite der Band nicht . . 3179
In den Niederlanden gibt es keine Satellitenschüsseln 3180
Die Unwetter-Katastrophenmeldung kommt am schnellsten über . . . SMS 3181
Ich bin wieder in den USA und kann endlich testen, wie Netflix sich im Ausland verhält 3183
Das Internet im ICE ist besser als sein Ruf, aber verlassen kann man sich eben doch nicht darauf 3184
Ich darf mit meiner Versicherung per Online-Formular kommunizieren. Zukunft! 3185
Bankgeschäfte neuerdings mit Photo-TAN 3186
Klammern für die Renz 3187
PDF-Verträge digital signieren: Sinnlos, aber dafür ganz einfach . . . 3191
Wir beschließen, uns endlich eine richtige Stereoanlage zu kaufen . 3191
Schottische Geheimunterkünfte in Zeiten der Postprivacy 3193
Kommunikationswege 3194
Die wichtigen Daten sind weg. Oder doch nicht. Oder doch. Dann aber doch nicht 3195
Filmen in der Familie 3197

Telefonprobleme in den USA 3200
Die Suche nach der perfekten Zufalls-Playlist 3201
Ich habe ein Backup meiner Messenger-Logs, das mir aber nichts bringt 3203
Man braucht also zum Telefonieren jetzt wieder ein Möbelstück . . . 3204
Ein Computer macht halt auch nur das, was der Mensch ihm sagt . . 3205
Du bist deine Handynummer 3206
Im Vergleich zu Indonesien herrscht beim Bahnfahren in Deutschland Anarchie 3208
Meine Tochter möchte ein PDF ausgedruckt haben 3212
iPod classic: In nur fünf Jahren vom Standard zum Sammlerstück für Sonderlinge 3213
Ein Mobilfunkvertrag zieht um 3216
Eine Konzert-Saison mit ForScore 3217
Second Screen rettet Tabelle 3220
Ich drucke das Internet aus und gebe auch noch vor Frank Lachmann damit an 3221
Immer offene Browsertabs, der späte Beginn einer Chronik (III) . . 3221
Dank mangelnder Passworthygiene finde ich verschollene Lebensverbesserungsdienste und müsste Oma anrufen 3223
Zukunftstaugliche Ablagekonzepte und noch viel bessere Ordnungssysteme 3224
Zweithandy für Instagram 3225
Instant-Messaging-Dienste gestern und heute 3225
Backpacking in China: The Things They Carried 3226
Die Haltestelle Spittelmarkt lässt sich nicht wegwischen 3228
Texteingabe mit Swype 3229
Japanische High-Tech ohne Strom 3230
Wie mir Anna nicht helfen konnte 3232
Nach sieben dürren Jahren endlich wieder Internet im Zug! Wie früher! 3233
Hirnforschung Genforschung Hoffenheim Hemdsärmelig 3234
Wir versuchen es noch einmal mit dem Turnus 3236

Ich lösche versehentlich eine App, entdecke das doppelte Handyticket und kehre zum Papier zurück 3237
Schreiben mit Wischen 3238
Nach dem Flirt in Kontakt bleiben 3239
Wunderwerk Wärmepumpe 3240
Die Rührung beim Betasten kleiner Handys 3242
Swarm weiß, wie oft ich schon beim Lieblingsjapaner war 3244
Ich hänge sehr an der QWERTZ-Tastatur 3245
o2 verschärft erst den Ton, dann die Angebote, und ich lasse mich davon blenden 3246
Das Leben ist in der Vergangenheit genauso schwer wie in der Zukunft 3248
Der Chef fragt per E-Mail nach der Anzahl der Twitter-Follower . . . 3248
Ich bin erstmals von alternativen Smartphone-ROMs enttäuscht . . . 3249
Wir sind die mit dem komischen Briefkasten 3250
Die Beeindruckung der Eltern durch Shazam-Wundertaten schlägt fehl 3253
Meine erste Erfahrung mit dem Oculus Rift 3255
Im Radio passiert eine wichtige Umstellung, die mir aber leider egal ist 3256
Ein OBD-II-Auslesegerät als weiterer Schritt zur technischen Autonomie 3256
Wenn man PIN und Passwort vergessen hat, ist man aufgeschmissen 3258
In Schottland funktioniert Politik ein wenig anders, nämlich auf Twitter 3259
Radio hören auf DVD 3259
Im Traum nehme ich an einem Tweetwechsel teil, in dem Geschlechtsverkehr vereinbart wird 3262
Kathrin Passig erscheint mir im Traum auf Facebook, um mich zu ermahnen 3262
Just another Internetpeinlichkeitstraum 3263
Die Hand meiner Mutter ist aus der Übung 3263
Excel-Tabellen können mehrere Tabellenblätter enthalten 3265
Als der Mensch mit der schlechtesten visuellen Fantasie freue ich mich über zeichnende Menschen & das Internet 3265
Reisen in chinesischen Zügen 3266

Mein Telefon hat Ausschlag 3269
Speditionen – immer noch stoffelig, aber dafür mit Live-Tracking . . 3272
Ich schlafe irgendwo in Westfalen im Zug ein und wache in den Niederlanden auf. Ohne Internet! 3273
Meine zitternden Internetschnurrhaare ertasten in der fremden dunklen Stadt den Weg zur Rettung 3275
10.000 Dateien waren damals sehr viel 3279
„Stay here, effing window!“ 3280
Projektmanager haben's auch nicht leicht 3281
LTE hinter den Schluchten Thüringens 3282
Catch-22 bei der Druckerinstallation 3283
Die Anleitung der Alarmanlage enthält nur einen einzigen Satz. Ich lese ihn nicht 3284
Die Kamera hat viele Knöpfe und Rädchen, aber kein Benutzerhandbuch. Eine Verzweiflungstat 3285
Internet im ICE: Wenn's geht, geht's gut 3286
Mit dem E-Book in die Badewanne. Geht 3287
Zugfahren mit der OV-chipkaart. Ich zwar nix wissen, ich Tourist, es klappt aber trotzdem 3288
Gefräßige Parkautomaten 3290
Mieser Facebook-Algorithmus. Ach ne, doch nicht 3291
Drei verschiedene niederländische Hotels, drei Sorten Internet . . . 3291
So war das damals. Wir hatten ja nix! 3293
Im Traum bekomme ich zwanzig Kisten Post, und Android ist schuld 3294
Ich erweitere meine SIM-Karten-Sammlung um einen ganz neuen Anbieter. Heute: Lycamobile! 3295
Vom Techniktagebuchleser über den Techniktagebuchgastautor zum Techniktagebuchautor 3298
Ich muss persönlich schreiben, soll nicht schimpfen und darf am Ende noch nicht einmal der Held sein 3299
Aufschreiben! 3299
Den Alltag beobachten und “Geschichte” schreiben 3300

Technik ist die Anstrengung Anstrengungen zu ersparen 3301
Vielleicht wird uns am Techniktagebuch in zehn oder zwanzig Jahren nicht der eigentliche Inhalt interessieren, sondern das, was darin gar nicht auftaucht 3302
Könnte man sich den Aufschreibebot doch nur als Begleitung mieten 3304
Der QR-Code ist für die Ewigkeit in Stein graviert. Die Ziel-Website vermutlich nicht 3305
Nach einem Jahr TT-Geblogge spielt sich Techniknutzung bei mir immer auch vor dem Aspekt der Aufschreibbarkeit ab 3306
Das Teleskop ist kaputt 3307
Echtes Geld gibt's nur im Tausch gegen echte Löcher im Papier . . . 3308
Ich möchte auf dem Sofa sitzen und aus dem Fenster schauen. Dafür brauche ich ein Gerät 3309
Handy-Verbot in Münchner Bussen? Glaubt einem ja kaum einer mehr 3313
Wir schreiben das Jahr 2015. Ein PDF soll am Mac erzeugt und unter Windows gelesen werden 3314
Das Techniktagebuch hat Geburtstag und wird ein Buch! 3315
Copy & Paste zwischen Geräten. Magie! 3317
Die Wege des Herrn sind unergründlich – doch Mobilfunk-Bestellwebsites versteht auch er nicht 3318
Ich nehme mir vor, Tickets und Bordkarten vielleicht doch sicherheitshalber noch auszudrucken 3319
Die neuen Heizkostenzähler posaunen mehr raus als mir lieb ist . . 3320
Geburtstag 3321
Der ASCII-Kuhtest 3323
Überweisungen sind gemütlich unterwegs. Deutlich gemütlicher als körperliche Güter 3324
Manchmal fehlen 2 ct, aber wenn sie zu viel sind, kann das auf unerwartete Art gar nicht gut sein 3325
Für einen Software-Download muss ich bestätigen, keine Waffen damit entwickeln zu wollen 3326

Erste bewusste Begegnung mit einem Elektrofahrzeug im Straßenverkehr . . . 3327
Ampelforschung in Rotterdam . . . 3328
Ein Kollege, der nicht aufgezeichnet wird . . . 3331
Revolutionär: Eine Schiffsrundfahrt mit verständlichen Ansagen . . . 3332
Schwieriges Filmeschauen . . . 3334
Parken 2015 . . . 3335
2,7 Millionen Euro mit Poliscan . . . 3336
Mein neues Smartphone ist vor allem ein Kochbuch . . . 3338
Im Traum wird das Techniktagebuch zur Waffe . . . 3342
Die Musik-Kaufgewohnheiten der Techniktagebuch-Redaktion . . . 3343
Virtual-Reality am Stuttgarter Bahnhof . . . 3344
Technik-Momentaufnahme im an einen Coworkingspace angegliederten Café, Rotterdam . . . 3345
Das soll ein großes Display sein? DAS ist ein großes Display . . . 3345
Bots übernehmen die Timeline . . . 3347
Die Figuren des Renderingprogramms sind unter ihren Kleidern nackt 3350
1Password wird durch Methode überlistet . . . 3354
Skateboarden ohne Anschieben . . . 3355
Ich will das Push-TAN-Verfahren aktivieren. Gar nicht mal so leicht . 3355
Es war ja früher manches schlechter. Aber Chat-Logfiles, DIE WAREN VERDAMMT NOCH MAL VIEL BESSER! . . . 3357
Als Techniktagebuchautorin ist man immer im Dienst . . . 3360
An niederländischen Supermarktkassen . . . 3360
Ich möchte zum ersten Mal einen Audioguide am Handy nutzen, aber es wird nichts draus . . . 3362
Lauter alte Bekannte auf der Datingplattform . . . 3364
Sicherheitssysteme designed by Franz Kafka . . . 3365
Ein Foto wird von hier nach da befördert . . . 3367
Wofür das Kindle Fire (unter anderem) gut ist . . . 3368
Mein technische Reiseausstattung passt in keinen Kulturbeutel . . . 3369
Automatisch mein Arsch . . . 3373

Ein Museum versucht, im digitalen Zeitalter anzukommen 3375
Ich habe in den letzten Wochen zwei QR-Codes gescannt (einen heimlich, einen ganz im Ernst). 3377
Sie nennen es nicht Arbeit 3378
Unterhaltungselektronik-Accessoire Klebeband 3379
Ein neuer seltsamer Kommunikationsweg 3380
Der automatische Uhrenbeweger, Gottheit des Techniktagebuch . . . 3381
Ein kleiner Twitter-Bot via IFTTT 3381
Der Dyson Airblade kommt in der Mitte der Gesellschaft an 3383
Swype diskriminiert Fäkalausdrücke. Es ist zum Notizen! 3385
Eine intime Hotelrechnung 3387
Der SWR überträgt per Mobiltelefon live ins Studio 3388
Übertragungshängerstopptanzen 3390
Der Ärger mit den falschen Facebookgeburtstagen 3390
Berliner Behörden sind besser als ihr Ruf 3391
Telefonnummern mit Sonderzeichen, ein Albtraum 3396
Wie öffentlich das Web ist 3397
Die Bibliothek hat keine Münzkopierer mehr. Es geht aber auch so . 3397
Foto-Puzzle mit Zähnchen 3398
Tag der Elektromobilität: Ich sehe ein Elektromoped und fahre in einem Tesla mit 3399
Ich verrate den Punk (für eine grüne Vinylplatte) 3401
Die Facebook-Visitenkarte 3402
Verwendungszweckfreundschaft 3403
Auf dem Weg zum autonomen Fahren werden wir uns noch viel mit unseren Autos streiten müssen 3404
Systemupdate ignorieren – klappt nur so mittelgut 3406
Nehmt dies, ihr schäbigen Quirle! 3407
Gebuffertes Amen dank schlechter Kirchenvernetzung! 3409
Inbetriebnahme. Oder auch nicht. 3409
Kleine Geschichte der öffentlichen Fernsprecher 3412

Die AeroPress-Kaffeemaschine ist so kompliziert, dass ich erst mal einen Kaffee brauche, um sie zu verstehen 3413
Formularausfüll-Wettkampf Papier gegen iPad 3414
Fotoordnung auf dem Handy 3415
Das Netbook kann nicht mehr viel, das aber tadellos 3416
Schafft die Brückentechnologie Kopfhörer bitte endlich ab! 3418
Enttäuschende Messung einer Schlittelwanderung 3420
Früher hätten sie für sowas noch einen Hubschrauber gebraucht . . 3422
Das Social-Media-Tier kommt zu Besuch. Aber was will es? 3423
Bezahlverfahren in Berlin, eine Feldstudie 3424
Aus zwei Menschen wird einer. Ich wünsche mir ein ganz normales Telefon mit Hörer zurück 3426
Aus der Leseprobe wird ein ganzes Buch. Und ich kann dabei zusehen 3427
Leren pinnen 3428
Die Einsamkeit eines Schallplattenspielers 3432
Spaß mit zerbrochenen ec-Karten. Fortsetzung folgt 3433
Box ist wie Dropbox. Fast 3434
Es gibt ein Gespenst, das frisst Taschentücher. Oder halt Akkus . . . 3435
Jetzt weiß ich auch, wozu der CD-Schlitz gut ist 3436
Wieder ein Beispiel, wie das Internet Leute mit auch den abwegigsten Wünschen zusammenbringt 3438
Man braucht eine Kamera nur zum Fotografieren des Handys. Kerstin Hoffmann weiß die Lösung 3439
Meine Fotos schicke ich mir per Mail 3440
Der Papst ist am Telefon 3440
Die Postleitzahlen von Wien 3441
MRT Dancefloor 3442
Tablets sind auch nur große Telefone. Damit ein Telefon zu ersetzen, geht aber nur auf Umwegen 3443
Ein kleiner Pinguin rettet die Geschäftsgeheimnisse 3444
Ich habe bei GMail eine Sternschnuppe gesehen 3445
Onlineporto! Ohne altmodischen Stift! Aber dann doch nicht 3446

Mein kleines Schlaflabor 3447
Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen (am 1. Januar 1970) . . . 3449
Ja es gibt ihn: Den sinnvollen und praktischen Einsatz von QR-Codes 3450
Entweder sterben meine Programme, wenn ich die Batterien wechsle, oder später, wenn ich sie nicht wechsle 3451
Passworteingabe ist wie Jonglieren oder Atmen 3452
Einkaufen mit Trello 3453
Niemand wird durch einen Computer ersetzt werden 3454
Ich habe ein neues Bankkonto, aber kein einziges Dokument dazu in der Hand 3457
Nach Jahren der Vernachlässigung ist sich die Bank nicht sicher, dass Ich = Ich 3458
Schwieriger Telefonnummernaustausch. Ich kann kein T9 mehr . . . 3459
Man muss das Onlineticket jetzt nicht mehr ausdrucken. Sollte aber 3460
Those crazy Europeans: LTE in der U-Bahn! Jedenfalls, wenn man nicht bei O2 ist 3461
Vorglühen des Abschieds 3463
Ich sehe zum ersten Mal seit einem Jahr die Handschrift meiner Frau wieder 3463
Zu wenig Fernbedienungen für das Garagentor. Ein Handy hilft . . . 3464
Gesangsunterricht 3465
Ich bekomme wiederholt seltsame Werbung angezeigt und weiß nicht warum 3465
Dieser Beitrag hätte auch vom Fußende meines Bettes abgeschickt werden können. Am Kopfende ist kein Internet 3466
Die Mitteilung ist zu lang 3467
Apps aus Papier, Minecraft-Werkzeuge aus Bügelperlen 3468
Alles wird günstiger, nur mobile Daten bei der Telekom nicht 3473
Der wichtigste Satz, mein Kommunikationsverhalten betreffend . . . 3475
Haha Autokorrektur Ausrufungszeichen 3475
Mobile Spracheingabe Komma 2015 Punkt Es gibt noch viel zu tun Punkt 3476

Medienwechsel und Deadlinedisziplin 3477
Meine Träume sind wie ein verzögernd ladendes Videospiel 3478
Wie ich fast meinen Professor cyberattackiert hätte 3479
Taxi direkt. Sie sprechen mit dem Fahrer persönlich! 3481
Eine Schachtel mit Lochplatten der Symphonion Musikwerke wohnt in meinem Schrank 3483
Datierungsforschung 3486
Mein Freund, der Bot 3486
Kaum weiß man, was ein Symphonion ist, sieht man sie überall . . . 3487
Alles, was man wissen wollen könnte, hat jemand vor einem schon mal in einem Forum gefragt 3490
Die seltsamen Gebräuche deutscher Einwanderer im Ausland 3491
Drucken auf Umwegen. Aus sentimentalen Gründen 3493
Meine Hose hängt an der Revisionsklappe des Hotelbadezimmers und wird wasserdampfgeglättet 3494
DHL gibt sich immerhin Mühe und kann jetzt auch Mail. Manches wird besser. 3497
Der Konferenzzeichner muss den Hypertext malen 3498
Computerfriedhof 3500
Der Lichtschalter ist ein Telefon 3501
Reiseplatzdaten immer zur Uhr 3503
Der Bestellservice schickt die Befehle mit Automatenstimme und Thermodrucker 3504
Dickbildschirme 3506
Der normale WLAN-Wahnsinn an einer öffentlichen Einrichtung . . 3507
Kommunikation auf mehreren Ebenen an einem Hannoveraner Bahnsteig 3508
Techniken der Sonnenfinsternisbetrachtung 3510
Scrolling analog 3526
Double Rainbow! What does it mean! 3526
Erst seit 33 Jahren habe ich zu Hause Computer und schon sichere ich sie automatisch 3529

Mehr Datenschutz beim Uni-Spam 3531
YouTube merkt sich alles 3532
Um Zeit zu sparen, kaufe ich ein Onlineticket fürs Kino. Am Ende dauert der Vorgang 14 Tage 3533
Antiquarischer Datenschutz 3535
Ein E-Reader für Papierbücher. Das hat man jetzt so in Amerika . . . 3536
Kein Kabelsalat, nicht mal aufstehen muss man. Das ist die Zukunft 3536
Blitzbezahlung 3537
Ein Business-Netzwerk schreibt mir bislang unbekannte Fähigkeiten zu 3538
Das Amtsjericht weiß seine E-Mail Adresse nicht 3539
Steinzeittechnik für den eingemullten Zeigefinger 3540
Die Wortvorschläge von Swype machen mich nicht froh. Deshalb wandere i v.H. zur Konkurrenz ab 3541
Schlüssel finden dank Bluetooth und Internet 3544
Eine sichere Kreditkarte kann für mich zeitweise zu sicher sein . . . 3545
Fußpflege mit Brummen und Zischen 3546
Gmail und ich sind verwirrt angesichts PGP-verschlüsselter Mail . . 3547
Hörbücher damals und heute 3549
Blutzucker kontinuierlich überwachen 3550
Twitter-Ich und Ich-Ich im Zwiegespräch 3552
Auf alle Knöpfchen drücken, bis sie von selbst ihre Funktionen preisgeben 3554
Wie ich einmal versuchte, ohne Stimme zu kommunizieren 3556
Wir bekommen 17 Millionen Pfund und erfahren via Twitter davon . 3557
Ich möchte einen Haushalt gründen und werde von Amazon daran gehindert 3558
Rush hour, konkret 3561
Der Not-Aus-Schalter der Eisenwarenabteilung 3563
Ich kann meine Hose nicht anziehen, ich weiß das Passwort nicht mehr 3565
Spaß durch Firefox 3566
Röhrenfernseher, Katzen und Konsolen 3567
Kerstin Hoffmann, Kommunikations- und Weinberaterin 3571

Touchscreen mit Rubbelfunktion 3571
Träume, in denen man wie ein Depp dasteht: Jetzt auch digitalisiert! 3572
Für E-Mail-Adressen mit neuen Domainnamen verweigert die Airline den Online check-in 3573
Fingerstreich 3574
Stand der Dinge bei der Umstellung auf Sommerzeit 3575
Auf gute Nachbarschaft 3575
Uhrenumstellung 3577
Bestandsaufnahme der Sommerzeit-Umstellung in unserem kleinen Programmkino 3577
Mut anlesen im Techniktagebuch. Und dann einfach mal machen . . 3579
Radio-Interviews ohne Funkhaus 3580
Man kann große Displays gar nicht nur zum Anzeigen von Werbung verwenden 3581
Bei uns piept's. 3586
Beim Wechsel zur Sommerzeit muss ich ein paar Funkuhren umstellen 3587
Uhrenvergleich 3589
Datenroaming kostet nur 0,83 €/MB 3590
what time is it in taipei 3591
Die nervenaufreibende Frage, ob sich das Handy WIRKLICH automatisch auf MESZ umgestellt hat 3593
Ein zweiter Versuch mit der easyJet-App, die in der Zwischenzeit neue Fähigkeiten erworben hat 3593
Egal, wie lange ein Akku hält, man sollte immer alle Ladekabel überall dabeihaben 3596
Reise in die Taschenrechnerwelt der 70er 3597
Kinoprogramm aus zweiwöchentlich erscheinendem Stadtmagazin. Selbst dort, wo Projektoren noch Bildwerfer sind, keine gute Idee . . 3605
Oben ein Rechteck mit abgerundeten Ecken, unten Bedienelemente? Klar ein Computer 3606
Zum Glück besitze ich nur noch zwei Geräte, die die Uhrzeit kennen sollten 3607

Das Display der Spieluhr ist zu klein zum Anzeigen von Google-Ergebnissen 3609
Geldwechsel nur noch am Automaten 3610
E-Reader im Folio-Format 3610
Spaß mit dem Sprachsynthesizer von Google 3611
Mithören im Zug 3612
Gekaufte Follower zum Nulltarif 3612
Die Nachricht, die sie SMS nannten 3614
Alles lässt sich sichern, aber nicht die Anordnung der Apps auf dem Homescreen 3615
Das Fieberthermometer muss nicht mehr geschüttelt werden. Mach ich aber trotzdem 3616
Wir verschweigen unseren Lesern die Existenz von Solarpanels . . . 3619
Gegenseitige Tastaturbeeinflussungen 3621
Ich erwarte ein solides Eichhörnchen und bekomme ein gepunktetes 3623
Tücken moderner Fahrzeuganlasstechnik 3626
Alles wird besser und – ach, nee, doch nicht 3626
Mein bester Facebook-Freund 3627
Dank Command Online stellt sich jetzt auch die Uhr im Auto automatisch um 3628
Meine Pebble kann viel. Außer sich bei mir melden, wenn ich sie verlegt habe. 3629
Achtung, automatischer Transport! 3630
Schwierige Zahlungen 3632
Just-in-Time-Veröffentlichung als Ausdruck und digital 3633
Elektronisches Blättern ist eine Qual 3636
Noch gibt es ihn! Der Durchsteckschlüssel 3637
SD-Karten-Preise im Wandel der Zeit 3639
Sich einen Netflix-Account teilen hat Vor- und Nachteile 3641
»Ich hör nix mehr!« 3641
Automatisch startende Fernseher und ein Stromausfall 3642

Von F-Tasten und rätselhaften Funktionsschwankungen beim TAN-Generator 3643
Pivot-Monitore für das Erstellen von Hochkantdruckerzeugnissen . . 3646
GIF-Bilder pausieren 3648
Ich bin mal kurz ungeschickt und muss jetzt Bücher mit leeren Covern und weißen Seiten lesen 3649
Unendliche Weiten – Ein Ausflug ins Minecraft Universum 3651
Ungeputzte Fenster, Handyfotografie und ein Workaround (für eins der beiden Probleme) 3654
Düt, düt, düt, hier kommt der elektrische Eiermann 3655
Mit Punkt, ohne Komma 3659
WLAN auf Reisen 3660
Maglites, Glühbirnen-Hamsterkäufe und LEDs 3661
Papierloser Futonkauf am Stadtrand 3667
Werner, das Roboterding 3668
Wie meine Ungeduld die Automatisierung von Workflows sinnlos macht 3669
Ach, Sie sind das mit dem Fahrzeug 3670
Zwei Briefkästen aus der Zukunft 3671
Ein Burgfried ist heute genauso nützlich wie im Mittelalter. Nur aus anderen Gründen 3673
Automatisiertes Posten bedeutet Anwesenheit. Und kann schon mal zu Streitigkeiten führen 3678
Den Fotoapparat selbst reparieren. Mit einem Taschentuch 3679
An Ostern findet meine Familie seit jeher nie alle Geschenke wieder 3681
Twitters Werbemechanismen 3683
250 Stunden unter Tage 3684
Wie der Medienwandel meine Automatismen verändert 3686
WLAN-Sehnsucht auf der Reise 3687
Mach mich sauber, du Sau! 3688
Die Handys meiner Familie 3689
Playmobilvorsprung durch Playmobiltechnik 3691

Arkadenspielzeughistorie auf dem Brighton Pier 3692
Filme werden immer noch auf physikalischen Datenträgern geliefert 3694
Die umständlichen Türhütersysteme New Yorks (im Traum) 3696
Facebook-Denglisch 3696
MMOG-Hausaufgaben 3697
Mein erster Techniktagebuchaufschreibetraum 3700
Ein Besuch beim Buchbinder 3702
Geträumt 3702
Nach 45 Jahren: Das Ende der gedruckten Tageszeitung (für mich) . 3704
Quo vadis? 3707
Die Virtualisierung der Pornographie 3708
Kaffee schöner bezahlen per App 3709
Pornos gucken im Büro 3712
Microsoft hat Diener, die für seine Diener Windows reparieren . . . 3713
Interesse am neuen Konzept 3714
Veränderte Medien, aber immer als Hintergrundkulisse 3717
Das Unpraktische an Skypekonferenzen 3718
Weiße Flecken auf der Landkarte 3720
Don't Risk it! Print it! 3721
Eine unerwartete Handshake-Nachricht 3722
Schätzchen für den Sondermüll 3724
Making of Techniktagebuch-Archäologie 3726
Im Keller von Outlook finde ich vergammelte Termine 3728
Der Reinigungsautomat 3730
Der defekte Schaumspender 3732
Mit Webcams flirten statt mit Gesprächspartnern 3734
Geburtstagsgeschenke. Zwischen analoger Vertrautheit und Technikbegeisterung 3735
Asynchrone Kommunikation 3743
"Tut uns leid, aber diese URL ist seltsam. Vielleicht probierst du es stattdessen mit dem Embed-Code." 3744
Die Selbstscankassenschlange 3745

Nachts kann man keine Bücher verlängern 3746
Tolle japanische Bezahlsysteme für Ansässige. Oder halt Bargeld . . 3747
Berliner Behörden sind besser als ihr Ruf (II) 3748
Blüten von der Bank of China 3750
Großraumflugzeuge auf Kurzstrecken 3752
Synchronisierte Werbung in China 3752
Alles schläft – einsam wacht 3753
Das Handy misst Tiefschlaf 3755
Ein Haushaltsbuch soll gegen die Geldnot helfen, muss aber erstmal gekauft werden 3759
Ein magischer Roboter aus den 50ern 3760
Unexpected item in bagging area 3763
Abschied vom Verkehrsfunk 3764
Ein Tuch, das mir als Tweet ein Kompliment ausspricht, das mir mein Kind 3.0 mal gemacht hat 3766
Die erste Steuererklärung ganz ohne Windows. Ok, fast ganz 3770
E-Books verschenken schwer gemacht – Gutscheine, das nächste große Ding. 3772
Elefanten gibt es nur mit WLAN 3779
Neu und fortschrittlich: Den Wecker so lange nicht hören, bis er eben weckt 3780
Ich habe also verlernt, Magazine zu lesen 3782
E-Book-Reader mit Geräuschefunktion 3784
Sperrnotruf 116 116 3784
Mehrere PDFs zusammenfassen ist nicht einfach 3788
Stumme Alarme 3789
Reisen in China 3791
Ich bekenne mich zum “Natural Scrolling” 3801
Ich fühle mich löschbehindert (vorübergehend) 3804
Alltagstechnik in Wimmelbüchern 3805
hoffmannkerstin-hoffmannde 3815
Now Accepting Rent Payments Online 3816

Mit Ohropax und Kopfhörern weckt mich fast nichts mehr 3819
Ein Diskettenlaufwerk am Buch, auf Ideen kommen die Leute 3821
Phantom-Cyborg 3822
Landkarten und Richtungssinn 3822
Sie spiel'n von Level zu Level zu Level 3823
Das Gaspedal lässt sich nicht mehr richtig treten 3824
Mein erstes Technikbuch 3825
Schlüssel, Schlösser, Türen 3837
Mauslolly zum Mausreinigen 3838
Die Degus haben eine ausbruchssichere Behausung. Und wir dafür kein WLAN mehr 3839
Ausgabe von Reservierungsdisketten 3841
Linie R ginge übrigens auch 3843
Langstreckenflug, der erste seit 2011 3844
Taschenrechner und Armbanduhren in Klausuren 3845
Truginternet und U-Bahn-Internet 3846
Ich brauche ein Passwort, damit 1Password mein Passwort synchronisiert 3847
Lost and Found. Auf zwanzig Meter 3847
Seekrankheit und ungeeignete Präsentationstools 3849
Publishers' Forum: Eine technische Bestandsaufnahme 3850
Bezahlen ohne guten Namen 3853
Ausgeraubt durch AldiTalk 3854
Papeteriemuseum oder Mulde? 3855
Kabellos laden 3856
So geht papierloses Büro, auch wenn man unterschreiben muss. . . 3857
QR-Codes haben doch eine Existenzberechtigung 3858
Rennradurlaub mit viel Bluetooth 3859
asdf 3860
Profiler gibt's nicht nur bei CSI 3861
Archäologie der Elektronikwaren 3863
Der grüne Hebel 3864

TISTAAFL 3865
Der nutzlose Astronom, Teil 1 3867
Google Maps betritt Gebäude 3870
Die Tastatur von morgen – nur gut mit dem Sound von gestern . . . 3872
Die Evolution meiner tragbaren Audioplayer 3874
Mein aufgesmartetes Home 3876
Mit dem Finger tippen, in der Hoffnung 3878
Der nutzlose Astronom, Teil II 3878
Hightech auf Pannesamt 3881
Die lange Ballade vom fehlenden Internet 3882
Der nutzlose Astronom, Teil III 3883
Steine am Telefon 3886
Datensparsam ins Wochenende 3888
Das Morse-Pedal 3890
Die albernste Grenze der Welt 3891
Weg mit den Formatierungen 3892
Kabellos laden (3): Smartphone, Auto, Zahnbürste 3893
Warum ich ein Buch als Papierbuch geschenkt bekommen habe . . . 3893
Zu viel Licht überall 3894
Ich bin papierarm und kugelschreiberlos. 3894
Von Koffern und Beuteln 3895
Jacob und Wilhelm, deine Bibliothek-Assis 3897
Browser-Screenshot ohne Add-on 3899
Fernsehen aus der Nähe betrachtet 3900
37 Methoden, kein Bild auf einen Beamer zu bekommen (Zahl geschätzt) 3902
Der Bassföhn 3904
[TT-Aufschreibeservice] Das Schlafzimmer als Plattenspieler 3905
Die Grossmutter hinterlässt eine Kartonschachtel 3906
Telefonkarten: solche und solche 3908
Preisgestaltungsrätsel beim Albumkauf 3908
Wenn man nicht regelmäßig Apps kauft, muss man telefonieren . . 3909

Ohne Stift geht's auch im Computerkurs nicht 3911
Die Studenten von heute haben die Telefone von gestern 3912
Internet im Ausland, Fallbeispiel USA 3913
Weltneuheiten testen auf dem Tempelhofer Feld 3914
Glaskastendamen telefonieren ausschließlich geradeaus 3916
Zu Gast in den 90ern 3918
Versteckte Knöpfe im öffentlichen Raum 3920
Spandoeken aus dem Automaten (echt canvas!) 3921
Die Werbeplakate sind keine Plakate mehr 3924
Das E-Auto mit dem Wuschzisch 3930
Die stete Angst, dass sich der Hotelsafe nicht mehr öffnet 3932
So allmählich solltest du bremsen, Auto 3934
Sie will das Geld nicht. Aber es geht um Technik 3935
Familiäre Hindernisse bei der Altgeräteentsorgung 3937
Ich brauche etwas Kaltes zu trinken. Jetzt. Sofort. 3939
Handy ans Ohr 3939
Papier auf Papier, gelernt ist gelernt 3941
Bed, Breakfast, Buch. Und eine neue Kulturtechnik 3942
When The Music Is Over 3943
Babyschlaf im 21. Jahrhundert 3945
MP3-Player mit Entsperr-Paradoxon 3947
Wir seien doch alle handysüchtig, heißt es. Eine Bestandsaufnahme 3948
Fröhliche Regression mit 10x10 Bauklötzchenreihen 3954
Geld transferieren 3954
Ein einfacher technischer Fehler, der fünf Techniker temporär kulturell überfordert. 3955
Wir brauchen das ja nicht 3957
Der Koffer des Technischen Überwachungsvereins 3957
Rekuperation 3960
Wie Google mich für das Staatsarchiv verdarb 3963
Ein internationaler Filmabend 3966
Messaginghubs 3966

Früher schrieb nicht alles besser 3969
Ich will eine Zugfahrkarte am Automaten buchen 3969
Die Schausteller und die Navis 3970
Copy and … paste? 3971
Eine Spitznamen-E-Mail-Adresse war eine normale E-Mail-Adresse . 3972
E-Mail vom Protokoll 3973
So passt nachher alles schön ins Quadrat 3975
Hilfe beim Supportchat 3975
Das eingeschriebene Teilen 3976
Das Handy kann gar nichts, aber es handelt sich um ein erklärungsbedürftiges Nichts 3977
Atemberaubend schnelles Fernbus-Internet 3978
Der Tag, von dem wir wussten, dass er kommen würde 3979
Ich kaufe einen Adapter-Adapter und werde über den schändlichen Roaming-Nepp aufgeklärt 3982
Die fleißige Art, einen Internettext aufs Papier zu bekommen 3985
Im Weg herumstehen, die altmodische Variante 3985
Die Technik des Fachbereichsrats 3986
Daumen auf den roten Punkt 3987
Das Durcheinander wird entfernt 3989
Der Dolmetscherberuf früher, zwischendrin und heute 3989
iPad als Sozialadapter 3990
Arriving Somewhere But Not Here 3991
Nach Hause telefonieren mit dem Finanzamt 3992
Ein Nullsummenspiel? Handys und Strom 3992
Mein Rechner hat eine Coming-Home-Funktion 3993
Ich verwalte jetzt mein Geld mit einer Software 3994
Selbsthilfe 3996
Die Welt ist blau. Mit Vorbehalt 3996
Wilder Hass auf die Firma Siemens 3999
Aufmunterung aus fremden Hosentaschen 4000
Die Zeit von Wischen bis undurchsichtig 4001

Warum ich nur auf YouTube Musik covere 4002
Stadtführung sotto voce 4003
Literaturverweise: Keine Arbeit gespart 4005
Ich befinde mich hier 4005
Wer noch eine funktionierende Faxnummer hat, wird mit Spam bestraft 4011
Die papierlosen Kinokarten aus Papier 4012
Geocachen, inzwischen für alle 4014
Rauten und Sternchen und Zahlen 4017
Nur deutsche Staatsbürger dürfen brutale oder schmuddelige Sachen anschauen 4018
Eingekeilt zwischen den schottischen Strommächten, Teil XXXVII . . 4020
Blick auf das Röhrenfernsehergebirge 4023
Kurzer Adrenalinstoß dank Google Now 4025
Der Staat sitzt hinter Panzerglas. Kopien sind nicht mehr nötig . . . 4027
Virtuelle Tweets über virtuellen Müll 4031
Use it or lose it 4033
Unendliches Volumen (Aber gedrosselte Geschwindigkeit): Ein zweites Techniktagebuch 4034
Schwieriger Dateiupload auf dem Lande 4036
Gemeinsames Bearbeiten von Texten (1), oder: *I know what you did last weekend* 4037
Eine Maschine zählt Geld 4038
Könnenkunst-Tagesaufzeichnung in 6 Tastendrücken 4041
Wie ich mir per Telefonzelle mailte: Eine Bildergeschichte 4044
Let's Play! 4050
Hoteltechnik – es geht auch anders 4051
Personalisierte Blumen 4054
Druckerprobleme – What you see is not what you get 4056
Wer hat sich zu der Uhr gedreht? 4058
Hightechkrümeldepot 4059
Amazon ist mein Adressbuch 4060
Nur Theaterdonner 4061

(Fast) Unendlicher Speicherplatz 4063
Die kleine wiederkehrende Enttäuschung 4063
Selbstscankasse mit Vorlesefunktion 4064
Die Angst vor versagender Technik 4066
Kalibrierstein 4067
Meine Träume sind jetzt mit Google Maps ausgestattet. Den Zug verpasse ich trotzdem. 4068
Rückschritt ist auch eine Art Fortschritt 4069
Kurz vor dem Verschwinden der Computermaus 4070
Hören mit der Plastikkarte 4071
Die einbruchssichere Sparuhr 4074
Kein Handyempfang, aber Freifunk 4077
Großzügigkeit hat einen neuen Namen: 100MB pro Woche im Ausland inklusive! 4078
Wie raubkopierte eBooks die Branche derzeit eher nicht schädigen . 4079
Wir hatten ja nix, nur ein Siemens C25 4080
Internet zu Hause 4081
Schreibgerät 4085
Festivalnotizen 4086
Digital Eingebürgerte 4090
Ein Screenshot von einem Screenshot von einem . . . nein, halt! . . . 4091
Das erste Mobiltelefon hat nur vier Knöpfe, aber dafür andere Vorzüge 4092
Auf bestimmte SMS reagiert man am besten, indem man anruft . . . 4095
Analoge Filmstreifen in meinen Träumen 4096
Vom Verlernen des linearen Fernsehens 4096
Ethisch unkorrekte Kaffeekapseln bestellen und bezahlen leicht gemacht 4097
Gedrucktes Display 4099
Vier Spuren in einer Richtung 4100
Carsharing mit Elektroauto? Nur mit Schulung. 4102
Gedankliche Disziplin durch Social Media 4104
Lieber warten als selbst am Türknauf zu ziehen 4105

Alarm! Alarm! oder Arbeitsfeeling in der heimischen Küche 4106
Gescheiterte Befreundschaftung 4107
Die Ganggenauigkeit der Gehvermesser 4108
Uralte Reflexe, die getriggert werden 4110
Breaking News: Warteschlange an Berliner Telefonzelle 4111
Die verschlungenen Informationswege des Einzelhandels 4112
NEU Whatsapp Bestellung! 4113
Barcoderaub 4113
Alterungsdokumentation im Fotoautomaten 4115
Tags vom Computer: Tiere sind ein Problem 4119
Papa ist im Radio und ich kann's nicht verlinken 4120
Es bleibt in der Familie 4121
Firmenhandy 4123
Im Callcenter ist man besorgt um mich 4124
Alles ganz toll, außer wenn kein Supercharger auf dem Weg ist . . . 4125
Telefone ohne Hörer sind manchmal auch einfach nur kaputt 4127
Das neue Spiel kommuniziert über ein uraltes Signal mit mir 4129
„Eine Maschine, die dich einfach ersetzt“ 4129
Die Armbanduhren der Toten 4131
Dauerverwirrung bei der U-Bahn-Anzeige 4132
Aufregende Post 4134
Busfahren heute 4135
Es piepst aus dem Telefonhörer 4138
Paradigmenwechsel am Touchpad 4138
Um unkompliziert und anonym im Internet zahlen zu können, muss man zuerst kompliziert unanonym sein 4139
Generation Batterie trifft Generation Akku 4141
Ein- und Auschecken nicht vergessen 4142
Internetcafé? Da gab es doch mal eins am Bahnhof... 4143
Rein akustische Unkrautvernichtung 4144
Zufällige Zeitreise mit dem Zug 4147
Datingplattformen von heute, Beweisstrategien von vorgestern . . . 4150

Zeitreise mit BMW in die digitale Vergangenheit 4150
Socken jetzt im Abo aus den Staaten 4153
Gletscher in Berlin 4154
Kulturinstitutionen und das Internet: immer noch eine Geschichte voller Missverständnisse 4156
Provianterinnungen in Outlook 4157
Die letzten mobilen DVD-Player und Alternativen 4158
Es ist nichts übrig geblieben als die Hülle 4159
Der funkferngesteuerte Rasenmäher 4161
Systemfortführung mit allem Wenn und Aber. Bug oder Feature? . . 4162
Der holprige Weg zur Nostalgie-Spielerfahrung 4166
Unterwegs mit dem klugen Telefon 4169
Geschichte dank Solartechnik 4170
Berlin Hauptbahnhof? Unbekanntes Ziel 4172
BillGuard und Binge Watching 4174
Waldohreulenwhatsapp 4174
Abwiegen ohne Zahlen 4175
Von Twitter ins Radio 4175
Endlich Internet bei den Schwiegereltern 4176
Das magische Auge kehrt zurück. Nein, es verreist 4177
Der Stream bekommt ein eigenes Zuhause 4182
QR-Codes am Bankomaten 4184
Mit dem Ladekabel ins Krankenhaus 4184
WhatsApp als allsehendes Auge 4187
Pay & Evidence 4188
Faktenlernen früher und heute 4191
Sprachverwirrung am Geldautomaten 4192
Chromium, Firefox, Midori. Doch Midori ist der sympathischste unter ihnen. 4193
Wasserzählersuche per Blog 4194
Die Signiermaschine 4195
Die ersten TV-Flachbildschirme wandern auf die Straße 4197

Welcher tote Opa hat heute Geburtstag? 4202
Gedächtnistraining made by Blackberry 4203
Mit Strg oder ohne Strg? 4204
Die versteckte BluRay 4205
Kunst auf Röhrenmonitoren ist schön, macht aber viel Arbeit 4206
Zum zweiten Mal Oculus Rift, einmal von innen und einmal von außen 4208
Aussortiert: Papier-CD/DVD-Hüllen 4210
Post-postalische Postkarte 4212
Mein erster Selfie-Stick 4214
Rezepteklau im Buchladen 4215
Es gibt ein richtiges Leben zur falschen Zeit 4216
Wettlauf der Warnungen 4218
Bluetooth und Blaulicht 4219
Segenswunsch vom Handydisplay 4220
25 Gigabyte, now and then 4221
ec-Kartenlosigkeit ist die neue Bargeldlosigkeit 4223
Mutmaßungen über Bildrechte: Warum hier kein Beitrag über das Comlock zu sehen ist 4224
Die Autokorrektur und ich – eine Hassliebe 4226
Die Tücken schlüsselloser Autos (Part 1) 4230
Stiftemangel und Zukunftswünsche 4231
Studenten und das stille Telefon 4232
Speicherplatzverhandlungen 4233
Der Opladener Busbahnhof, jetzt mit neuer Sprintfunktion 4234
Mein Navi unter Revanchismus-Verdacht 4236
Saarland ohne “de” 4239
Internet im Auto 4239
Internet ist jetzt doch fast überall 4241
Berufskraftfahrer/in – Beruf mit Zukunft 4243
Live Escape Games – die Realverweltlichung der virtuellen Welt . . . 4244
Mobiles Bezahlen 4246
Datentransfer in der Familie 4247

Dramatische Uhrengebrauchsgesten im Café 4248
Endlich wieder mehr endlicher Speicherplatz in der Dropbox 4249
Was kostet es eigentlich, ein Handy aufzuladen? Eine einfache Textaufgabe (Hilfsmittel sind zugelassen) 4251
Umgekehrt polnische Notation in der Schule und beim Brotbacken . 4253
Eintrittskartenfoto 4254
Ich kränke mein Handy und muss deshalb ohne Internet einkaufen . 4256
Die vielen Möglichkeiten, Fotos auszudrucken 4257
Die Tücken schlüsselloser Autos (Part 2) 4259
Kommunikation im Supermarkt 4260
Biographische Archäologie: Eine mysteriöse, versunkene, langsame Welt 4262
Sympathisch realistische Grenzen der technischen Machbarkeit im Tatort 4265
What is internet café? 4266
Teslakabeltaschentrauma 4268
Lautstärke und ihre Ebenen 4271
Immer offene Browsertabs, der späte Beginn einer Chronik (IV) . . . 4277
Viele Wege führen zur Fahrkarte 4278
Leben mit Diabetes 4279
Ein seltsam adressiertes Päckchen 4288
Röntgen ist fast wie sehr, sehr große Toblerone essen 4289
Anwesenheitssimulation und ihre Tücken 4290
Oldtimer-Teile bestellt man wie in der “guten alten Zeit” 4290
Ein Rechner ist ein Computer ist ein PC 4293
Der schwere Abschied vom kleinen Schlüssel 4294
Der erste QR-Code ohne Lesegerät 4295
“Meine Mutter postet Fotos von mir auf Facebook und ich will das nicht” 4296
Schnelllesen für mäßig Fortgeschrittene 4300
This is not the Anne Schuessler you’re looking for 4301
Wenig bekannte Gefahren analoger Medien 4302

Entweder war früher alles einfacher, oder es liegt an meiner Biologielehrerin 4305
Schwimmen ohne Technik (ausser bei den Schliessfächern) 4306
Gescannt wird nur in Hamburg 4308
Online im Ausland. Heute: Irland 4309
Berliner Behörden gehen mit der Zeit 4312
Sprachen lernen – analog und digital 4315
Das iPhone ersetzt den Scanner und die Tücken des fast papierlosen Büros 4316
Das Kaninchen wird per NFC aus meinem Ohr gezogen 4317
Schlüsselloses Schliessen 4319
Frau Pisske aus der Blasiusstraße 4319
Eine Studentin braucht keinen Stift 4321
Mein Notebook ist mein Notebook 4321
CDs löschen in Zeiten der NSA (und anderer neugieriger Menschen) 4323
Virtuelle Absichtserklärungen 4325
“Surfen oder MSN”: Neues von der multitaskenden Jugend 4328
Überrascht von eigentlich nicht so überraschendem Streaming-Zubehör 4331
Die Multimedia-Kioske des Bayerischen Landtags 4332
Warnungen aus der Vergangenheit 4339
Bei der Feuerwehr wissen sie schon lange, dass die SMS gar nicht so super ist 4341
Arbeiten im Computerraum einer Schule 4343
Nexus und Nordmärke wollen nicht Freunde sein 4345
Für online-Banking Kühlschrank erforderlich 4346
Die jüngeren Radiohörer bekommen etwas vor Augen geführt 4347
Technik-Echos aus dem Kinderhandymarkt 4349
Unterwegs mit dem klugen Telefon II: Alles klappt tadellos, nur Busfahren in Schweden bleibt schwierig 4353
eBooks in allen Sprachen, nur nicht auf Deutsch 4355
Kartenschwund 4356
Über Schwarzweiß-Entwicklung in der digitalen Zeit 4357

Die mitgeführte Technik bestimmt die Tasche 4360
Google Now beeinflusst mein Vokabular 4361
Die Modernsten 4363
Onlinebanking jetzt mit mehr Fun! 4363
Mit Chipkarte und Papier 4364
Auftrag 260029.00: Katalogschrank entsorgen 4365
Eine etwas andere Art der Gestensteuerung fürs öffentlich-rechtliche Fernsehen 4370
Der Kreideberg von St Andrews 4371
Tiere ohne Eigenschaften 4374
Google meint es gut 4375
Wegbeschreibungsbelästigung 4375
Steckereinsteckscheitern, Variante USB 2.0 Micro-B 4376
Bessere USB-Einsteckerlebnisse dank Techniktagebuchredaktionschat 4377
Wie wir den neuen Mitarbeiter aussprechen lernten 4380
Unkomfortable Folgen der Bahncard Comfort 4381
Unterlagen bitte stets in Papierform 4386
Tabs sind was für dritte Zähne 4387
Zehnfingerschreiben ist nur was für Sekretärinnen 4389
Papier wird knapper. Aber ein bisschen ist noch da. 4389
Ich baue mir eine Dropbox in einem verwunschenen Salzstock . . . 4390
Stürmischen Zeiten durch Spannungshalbierung begegnen 4394
“Meine PIN ist 1234” 4397
Allein im Wasser 4397
Programmcode, Schreibmaschine, und die Präzision der Mutterliebe 4398
Internet nachholen 4402
Internet in Klagenfurt 4403
Es fehlt ein Adapter, und zwar wie immer genau der, den man nicht kaufen kann 4407
Ich erzeuge Internet aus einer Büroklammer (beinahe) 4409
Veranstaltungen im Zeitalter ihrer technischen Veröffentlichmachbarkeit 4409

Google Maps ist auch nur ein Mensch 4411
Technik vs. Technik 4412
Eine weitere lange und zähe Geschichte von der mobilen Internetbeschaffung in Europa, aber irgendwer muss es ja dokumentieren . . . 4413
Der unsichtbare Unterschied zwischen Kopieren und Ausdrucken . . 4415
Ein Sommertag im ostbrandenburgischen See 4416
Von Moskau nach Washington 4417
Spass mit der Packstation 4419
Ich finde etwas heraus, das alle außer mir schon seit 2004 wissen . 4423
Schwimmen mit dem Smartphone 4426
Digitale Fassungen von Abschlussarbeiten 4427
“Ach, du bist online?” 4427
Abenteuer Lichteinschalten im Hotel 4428
Mit dem Regionalexpress fast in die Zukunft 4431
Der lange Arm der Schweiz 4432
Der Musikladen hat alle Noten jederzeit und sofort 4432
Urlaub in Eiderstedt – eine Zeitreise 4434
Apfelfreud und -leid 4436
Tagungsschreibblöcke, sind sie die Währung der Zukunft? 4437
Kopieren für die Kopie 4437
Reiseparanoia 4439
Der Apple Store ist auch im geschlossenen Zustand ein attraktiver Ort 4440
Smart Wearables 4441
Der andere Weg ist aber schneller! 4442
1.001 Schließfachsysteme 4443
Mein drittes Handy hat Räder untendran (im Traum) 4445
Internationales Überweisungsbonanza 4445
Filmspuleffekt 4448
Warteschleifenmenüs werden menschlicher 4449
Wie ein Büroarbeitsplatz eingerichtet wird 4450
Phantomvibrieren am Handgelenk 4453
Verzögerungen im Betriebsablauf. Beim Joggen 4454

Die Zerschlagung des Fünflibersäuli 4455
Spotify und Persönlichkeitsspaltung 4458
Handyempfang gibt es erst am dritten Baum 4459
Übereifrige Social-Media-Veteranin 4460
“There are lots of ways to quickly and easily top-up” 4461
Wenn digitale Zahlungsmethoden versagen 4463
Amazon warnt mich vor sinnlosem Doppelkauf 4465
Zeitzeichen ohne Wert 4466
Digitale Verschlechterung im fast noch analogen Radio 4467
Digital abgesegnetes Wasser 4469
Das Licht geht nur abends aus 4469
Am Arbeitsplatz muss angebaut werden 4470
Intelligenz nach Update 4471
Ein Kleinbetrag wird mit vagem Gewedel bezahlt 4473
Meine Foursquare-Vergangenheit zahlt sich aus 4473
Die neue Produktkategorie “Maus” etabliert sich 4475
Kathrin wird von glaubwürdigen Eiern verfolgt 4477
Pac-Man und das Elefantengedächtnis 4478
Der Generationenkonflikt bei Informationsquellen 4481
Kostenloses WLAN dank EU 4482
Digital Einkaufen mit Bewegung an der frischen Luft 4483
Sorry but not sorry 4484
Gespeicherte Orte 4486
„Moment, ich muss erst meine Ohren anschalten“ 4486
Das Festland wird von einer Insel aus mit Internet versorgt 4487
Im Free-TV laufen tatsächlich Serien! Verrückt! 4489
Der Trend geht zum Zweit-Mülleimer 4490
Wenig zukunftstaugliche Technikvergleiche in der Literatur 4492
Nach kurzem Glück ist es erst mal wieder vorbei mit den Überweisungen aus dem Ausland 4492
Wie hilfreiche Automatismen einen Urlaub ruinieren könnten 4493

Google Traffic könnte so schön sein, wenn man kein Internet dafür bräuchte 4495
Neues Konto, neue Karte, neues Glück? 4496
Die entgegenkommende Parkuhr 4498
Mit dem Telefon spielen, während man nicht mit dem Telefon spielt 4499
Etwas Merkwürdiges passiert auf meinem Telefon 4500
Schwelgen im Luxus mobiler Daten statt Nagen am WLAN-Hungertuch 4501
Vom Handy geweckt werden (gründlich) 4502
NO TRANSPONDER? NO PROBLEM 4503
Wie die Bank das macht 4505
Wie man von unterwegs nichts ins Techniktagebuch schreiben kann 4505
Rucksackmarinade und Duftnostalgie 4507
Wie die Fahrräder von A nach B kommen 4509
Ich würde der Telekom Geld in den Rachen schmeißen, aber man lässt mich nicht 4510
Wir haben offline eingekauft und jetzt tut es uns leid 4511
Grünes Licht für die Bohrmaschine 4512
Fahrgemeinschaften bilden dank iPod touch 4514
Wohnungskalypse jetzt! 4515
Liveschaltung in die Leserunde 4518
Medientheoretische Erkenntnisse durch Tinder 4519
Manchmal muss man selber messen 4520
Mein Traumbewusstsein verbreitet schmeichelhafte Lügen über das Siemens C25 4521
Ja. Ich meine: JA 4522
Bauchgefühl ist gut, Technik ist besser 4524
Gelassen bleiben im Tech-Support 4527
Die Umkleidekabine am Strand 4529
Die Lineale der NASA 4532
Feierabend lohnt noch nicht 4533
Internetverweise im Funkloch 4536
Die Zukunft des Onlinehandels 4538

Meine Wunsch-als-Merkliste 4539
Abschied von den Papiernotizen 4539
Stromzähler ablesen 4540
Konsumenten, die auf Handys starren 4541
Verblüffung im Bewerbungsgespräch 4542
Wie ich mich einmal fast aus dem Internet ausgesperrt hätte 4543
Der schwierige Weg zur begehbaren Website 4546
Fliegen damals und heute – Flugmodus, Lobtadelgeräte und Sicherheitstheater 4546
Dieser Strand ist in Ihrem Land nicht verfügbar 4547
Der Ombudsmann klärt auf 4548
Die umständlichste Wasserpumpe der Welt 4550
Früher war nicht alles besser. Jedenfalls nicht bei Bewässerungsschaltuhren 4554
Keine Abkürzungen für Fußgänger in der Lagerhalle 4556
Ein Übersetzungsdienst für Leute, die ungern telefonieren 4557
Wayyyy before your time 4558
Happy or not? 4560
Hotelfernseher hacken 4562
Filme kaufen als wär' 1987 4563
Stauwarnung im Zug dank Google Now 4564
Kreditkartenverbaselung, der Tipp für Sparfüchse 4566
Abstürzende Fernbedienungen 4567
Es juckt mich nicht (mehr) 4568
SMS für Schreibfaule 4570
WhatsApp-Kontakte, die ich gar nicht kenne 4570
Schön dargestellt und doch nicht schön anzusehen: die dunkle Seite des klugen Telefons 4571
Vielleicht Fahrradreparatur mit Pannenspray 4572
Zweimal kein Internet im Zug ist immer noch kein Internet im Zug . 4576
Ferngesteuert im Supermarkt 4577

Mein Amazon-Wunschzettel enthält nur Produkte, die ich nicht haben will 4578
Kabeladresse: Assopress Hamburg 4580
Die Nachrichtenbeschaffung im Traum ist schwierig 4586
Handysocken 4586
Einfach mal abschalten 4587
Suche: Liebevolles Zuhause für ungewollte Gegenstände 4590
Internet im Herzen des Kapitalismus 4592
Grundlagenkurs Quantenmechanik am Beispiel eines DPD-Pakets . . 4595
Mein ausgelagertes Gedächtnis 4597
Eine kurze Twittergeschichte in Balken 4597
Empörende Verhältnisse auf dem iPad und den Parkplätzen der Umgebung 4600
Ich habe jetzt eine Art eingebaute Farbsauna (versehentlich) 4602
Der Tag, an dem ich aufhörte, Chat zu sagen 4603
Das Handgelenk weiß Bescheid 4604
Der Rauchmelder meldet sich auch ohne Rauch 4605
Japan 4606
Roststellen heute und morgen 4607
Verkehrsmittelmix: Mit drei Apps den Busersatzverkehr ersetzt . . . 4608
Bargeldlos in Island 4611
Stanzen von SIM Karten ist illegal 4612
Moderne Infrastruktur in neuen Wohnungen 4614
Ich weiß nichts mehr, aber Goodreads erinnert sich für mich 4616
Das Phantom vibriert nicht mehr 4617
Eine CD (ist auch keine Lösung) 4618
Die Fernbedienung als Spielzeugtelefon 4618
The Sharing Economy was Born Innocent 4619
Zu matt zum “einfach 3x tippen”, aber für ein Foto reicht es 4620
Mein erster Fernbus 4622
Papierloses Auto – Navigation ist entspannt ankommen. 4627
Zwei Wege zur 29 4630

Die Videothek gegenüber 4632
Das Ende meiner persönlichen CD-Ära 4632
Mühsamer Handygebrauch im Traum. Ich will meine einfachen alten Wählscheibenalbträume zurück! 4635
Eine Fahrradtankstelle im Wald 4636
Mehr Technik, weniger Sorgen 4636
Zeit, die Pizzaprospekte wegzuwerfen 4638
Herr Kozelek hat gute Laune und macht eine Ausnahme 4640
Drahtlose Kommunikation auf der Baustelle 4641
Zu viel Papierkram für einen mobilen Parkschein 4642
Ein Third Screen muss her! 4643
Drucken heißt nicht immer drucken 4643
Google Maps in meinen Träumen 4644
Nachteile der Handybeintasche und ein Mark-Rothko-Bild auf dem Nexus 5 4645
Klassisches Denken contra moderne Medien 4647
Zusammen sind wir stark 4648
Wir sind jung und brauchen das Geld 4649
Teures Pflaster: Maut in Europa 4649
Urbane Navigation: Am Ende doch mit Zettel 4652
A woman's work is never done 4655
Bezirksgrenze mitten in meiner Wohnung 4657
Google versteht Amtrak nicht 4657
Das erste Mal mit Gäste-Pager 4660
[TT-Aufschreibeservice] Die Geschichten von der re:publica 2015 . . 4662
Außerbetriebsetzung durch Rubbellos 4663
Ich hab doch kein Netflix und kauf dann noch Hannibal! 4666
Auch ein Dudelsack muß stimmen 4667
Bei Amazon arbeiten ausschließlich Menschen 4669
Prähistorische Momente 4671
Die Daten fliegen zum Fenster hinaus 4672

Ich würde der Bahn gern sagen, dass ich mir mehr Internet wünsche, aber es gibt ja kein Internet 4673
Verlassenes Telefon in Istanbul 4677
Kathrin schreibt einen völlig unverständlichen Beitrag 4681
A wie Anruf aus Versehen 4682
Uropower – Hier könnte ihr Text stehen 4684
Ein Gerät, zwei Kameras 4685
Original-Requisiten sind nicht genug 4686
Mein erstes drahtloses Social Network 4690
Eventuell die letzten vier VHS-Kassetten der Welt 4692
IBAN, wo ist dein Stachel? 4694
Verzweifeln an WhatsApp 4695
Medientheoretische Studien zu zeitgenössischen Paarungsmöglichkeiten II: okcupid 4696
Digital-analoge Vinylhandhabung 4697
Einkaufszentrum mit Zukunftsanschluss 4698
[TT-Aufschreibeservice] Backpacker sucht Steckdose 4699
Nicht ganz komplikationsfreier Lifehack mit Navi, Straßenhändler, USB-Kabel, Schweizer Taschenmesser und Pflaster (sensitiv) 4701
Tonträger für Hüpfmusik 4705
Die drei ??? und das Geheimnis der außerirdischen Käseglocke . . . 4706
Irgendwas machen die Leute da schon wieder (im Querformat) . . . 4708
Laptopgefährdende Sitzplätze und mangelndes Verständnis der Gesellschaft 4709
Es regnet auf meiner Uhr 4709
Nach 21:59 wird es nicht mehr 21:00 4710
Ein schwieriger Fall für Google Inbox 4715
RFID-Tags in Handtüchern 4717
Ich brauche immer noch kein Smartphone 4718
WLAN-HotSpots: Jetzt auch da, wo sie niemand braucht! 4719
Unlogisches Parkhaus 4721
Videotelefonie in der Subway 4724

Bei mir piept's wohl 4725
Heißklebebinden – besonders schön im Sommer 4725
Vielleicht ist es auch nur die größte Smartwatch der Welt 4730
Kartenzahlung bei Starbucks in Istanbul 4731
Ich habe das Techniktagebuch angelogen 4733
Lohnen sich LEDs? 4734
Technikgebrauch im Horrorfilm, Stand Sommer 2015 4736
Google schickt mir Grüße 4740
Innovative Technik für die Parkplatzsuche 4741
OKCupid, or not so OK 4742
Deutsche Bahn verhindert Techniktagebuch-Recherchen 4743
Wenn Zeit nicht Geld ist, ist Bahnfahren billiger 4745
Konzertticket auf dem Smartphone 4746
Freies WiFi, Deutsche Version 4747
Fotografisches Gedächtnis 4748
Das neue Auto hat schon wieder irgendwelche Funktionen 4749
Mein Leben mit ohne Musik 4750
Generation Smartphone entdeckt den Computer 4751
OkCupid: Das Langzeitexperiment 4752
Internet! 4754
Ambiguous / Complicated 4754
Dropdowns für JFK 4756
Der Thermomix 4757
Packlisten-Veränderungen aus fünfundzwanzig Jahren 4759
Das Graffiti von heute ist auch irgendwie anders als das von damals 4760
Video on Demand, oder: das Leben in geschlossenen Gärten 4764
Und sie rosten doch! 4766
Gleich kommt der Bus – zwei Anzeigesysteme in Japan 4767
Sehe ich aus wie ich selbst? 4772
Ich verdiene mein Geld in der Seegurkenforschung 4773
Licht am Leihauto 4774
Revolution des Musikhörens, doch noch 4776

Radio wie vor 50 Jahren 4778
Kroatien kennt sich aus 4782
Digitaler Schnitt 4783
Das Favicon wechselt ständig (aber jetzt gerade nicht) 4784
Kontrollanruf nach Kontaktaustausch 4785
Der Anruf ist nicht, was du denkst 4786
Atemlos durch die Nacht 4787
Paralleluniversen der Schimpfkultur 4788
Jugendliche wollen mobil werden und brauchen dafür 4790
Ein Gadget für Leute in traditionellen Kulturberufen 4790
Erdgasauto 4791
Please recycle your books 4792
Wenn es dunkelrot leuchtet, ist es ein Barcodescanner. Nur wozu? . 4796
Ich sage das nicht, um Recht zu haben 4798
Aussterben der Individualbeleuchtungsnotwendigkeit (oder auch nicht) 4799
Mein Luftkissenboot ist voller automatisch übersetzter Aale 4801
//* 4806
Expedia ermöglicht Reise in die Untiefen der Kommunikationsgewohnheiten 4807
Überweisungs-Pics or it didn't happen 4809
Keine Technik hilft gegen Wespen 4811
Filmische Selbstüberlistung per Post 4814
Rumwischen am Raststättenparkplatz 4815
Ein Laptop für Papst Johannes Paul II 4818
Der Prokischreiber hat noch immer einwandfrei funktioniert 4820
Du kriegst jetzt Windows 10, ob du willst oder nicht! 4822
Verwirrung in einem Punkt 4823
The Nudging Toothbrush 4825
Das große oder das ganz große iPhone: Ein Dummy-Test 4826
Smartphone und Spielplatz 4831
Der Taxifunk geht online: Eine akustische Verlustmeldung 4832
"DEFEKT" 4832

Mein erstes Selfie 4835
Firmware-Bug sorgt für Knöllchen 4836
Geld sparen durch schlechte Usability 4838
Anlässlich des Endes von DVB-T ein paar Anekdoten vom Abschalten 4840
Mein Auto redet einfach so mit anderen 4843
Reisen mit elektronischen Tickets und Google Now 4843
Immer Ärger mit Umlauten 4847
Ganz Eurropa errobert . . . außer Italien 4848
Es liegt an den Batterien 4850
Google bringt Familien zusammen 4850
Suche schnelle Ergebnisse jetzt! Keep listening to more music! . . . 4852
Telekom Rechnung online 4853
Schriftverkehr mit der Versicherung: der Fortschritt ist wieder mal eine krakelige Linie 4856
Paypal, Lieferdienste und Smartphone-Apps 4856
Und das ist meine Familie 4857
Pablo Escobars Telefon 4858
Adresssuche für Fortgeschrittene 4859
Aus dem Fenster sehen im Bus 4860
Reisen in den Zeiten von Geoblocking 4861
Sirenenalarm 4862
Wegwerfnotizen, Aufbewahrnotizen, und wie man sie wiederfindet . 4863
Cargokult in Brüssel 4865
Preiskontrolle im real 4866
Tätigkeitentagebuch 4868
Umblättern verboten 4870
Ohne Fernbedienung kein Fernsehgenuss 4872
Die Realität ist immer noch das beste Testszenario 4873
Schlechte Entscheidung vor dem ersten Kaffee 4875
Die Sendung mit der Geführten Zugriffsmaus 4876
Das Netz fängt auf, was das Kleinkind verliert 4877
Steine zum Anklicken 4879

Beim Anstarren des Infomonitors 4881
Zurück in die Zukunft, aber zackzack 4882
Schritte auf dem Weg zum papierlosen Haushalt 4883
Das Internet abschreiben: Jemand muss es ja machen 4885
Wo könnte es klingeln? An der Scheune? 4885
Das Auto denkt, links geht's schneller 4886
23 Likes für das Gartengemüse: Die ersten Jahre 4888
Das einzige, was sich im Universum garantiert nie verändert 4889
Google kennt »that crazy german actor« 4890
Stigma: Techniken der Bewältigung einer Facebook-Identität 4891
Notiz 2.0 4891
Verspätungsalarm! 4892
Bei der Einreise nach Mexiko dürfen mitgebracht werden 4894
Wie schaltet man in Hogwarts das Licht aus? 4896
Blogging-Plattform als Präsentationswerkzeug 4896
Schulkindverwaltung 2015 4897
In der fahrenden Warteschlange 4898
Nahtloses Telefonieren 4899
Ich lerne schreiben *oder:* Die vier Mägen der Textverarbeitung . . . 4899
Nur noch vier statt sechs Einsteckversuche beim USB-Kabel 4901
The Shining 4904
Auf Regen folgt Sonnenschein 4905
Eine ungefähre Mac-Sekunde dauert mehrere 100 Prozent länger als eine Sekunde 4909
Braille am Micro-USB Stecker 4910
Früher, als wir schöne Foren hatten 4910
Bankensicherheit durch unkonkrete Antworten 4912
Probleme von 2014: vergessene, durch Nichtstun gelöste und selbst behobene 4914
Neue Bezahlverfahren, aber nur zum Ansehen 4917
Social-Media-OPSEC im Erbsenpistolenkrieg 4919
Meine Bank hat einen Fuß in der Gegenwart 4920

Meine Kreditkarte hat Spaß in Sri Lanka (ohne mich) 4920
Ich deinstalliere Moves 4921
Gefangen in der Tiefgarage 4922
Mutmaßungen über ein Tintenfischkärtchen 4924
Das analoge Büro 4927
Buntes Ticket 4932
Lieferatio praecox 4934
Actions to be taken on receipt of a bomb threat 4935
frauziefle vermisst TAN-Generierungen 4938
Nach Hause telefonieren 4939
Ich glaub, ich scan' im Wald. 4940
Catch 22 im Archiv? 4941
Spielelust ist nicht gleich Spielelust 4942
Ungebetene Gäste 4943
Handy-Guthaben, ohne Altersprüfung 4945
Ein Tässchen Olivenöl, per favore! 4948
Navi im Ohr 4949
Tankstellentechnik von gestern, heute und morgen 4950
Warentrenner als Lichtschrankentrigger 4954
Vorschaufunktion auf Facebook selbst gebaut 4955
Sag niemals nie 4956
Drei Stunden allein mit dem Revox-Gerät 4958
In der Post sind schon wieder Medien 4961
Text-Kürzung 4962
Wie man in Bordeaux rumkommt 4962
Laufen mit Stöpseln, oder: Spiel mal wie Philip Glass 4964
Das Schwarze ist keine Hilfe, das Weiße auch nicht, aber mit dem Braunen geht es 4966
Beinahe zum ersten Mal in der automatischen Passkontrolle 4968
Free WiFi! Power sockets! At least in theory! 4968
Man muss online sein, um online gehen zu können 4969
In weiter Ferne, so nah 4972

Das Heim als Ankerplatz 4972
Zur Steckdose links abbiegen 4974
Statt Werbung ein Thank you 4975
Das generische Smartphone verweigert den Dienst 4976
Das Display ist schon wieder kein Touchscreen und der Mauspfeil hat noch nie eine Maus gekannt 4979
Ein Navi ist nicht genug 4980
E-Mail 4985
Ich Festnetz 4986
Offline-Gamification wanted 4987
Andere Branchen, andere Rahmenbedingungen für den Quadrocopter-einsatz 4989
Kommunikationserleichterung dank achtsamem Messenger 4989
Wir können beide nicht bis zehn zählen 4990
Amazon-Musikdownloads: Mehr Komfort, quatschige Begründung . 4991
Internet kills the Collagenstar 4992
Meine wirkungslose, aber bewährte Anti-Spam-Strategie 4993
Snapchat erschafft neue Bilderversendegewohnheiten 4994
Die Taschen meiner Jacke sind veraltet 4998
Die Digitalisierung der Kokosbonkjes 4999
Mit Google Maps durch die Mark Brandenburg 5001
In den USA haben die Autos keine Schlüssel mehr 5002
Ein Moment der Völkerverständigung 5004
Neoklassischer Musikkonsum 5005
Die Sonne ist die nächste Cloud 5006
Unterschiedliche Auffassungen der Privatsphäre im Internet *oder* wie ich versehentlich jemanden anschwärze 5006
Ein Foto vom Computerbildschirm per Whatsapp für die Ferndiagnose 5007
Überlegungen zum Stealth-Tippen im Unterricht 5008
Schweinereien für die Kleinen 5009
Clash of cultures bei der Informationsbeschaffung 5009
Laufpost aus Kanada 5011

Die Zukunft erreicht mich ein Jahr zu spät 5012
Digitaler Einkaufszettel 5013
14 von 16 Studierenden 5014
wer hat das mp3 frauenhofer audio komprimirungs programm ? . . 5015
Zwischenbericht meiner Lesegewohnheitsveränderung 5017
Doppeltes Geburtstagsvergnügen dank Facebook 5018
Wenn der Postmann mit A2 klingelt (und alle anderen auch) 5018
Mein Unbewusstes ist ein messfreudiger Hausmeister 5019
Die drei Phasen meiner Spielehilfenbeschaffung 5020
„Die Maßnahme“ oder: Niemand weiß nichts Genaues 5025
Android Pay und die Verteidigung der Minuten 5027
Und schon wieder: Wo muss ich denn da draufdrücken? 5029
Fernsehwerbung für ein Auto mit WLAN 5030
Ein elektronisches Gerät, das seinen Nutzen vorerst nicht zeigen darf 5031
Stromausfall, unspektakulär 5032
Drücken auf großer Fläche 5033
Das Handy fällt runter und macht mich zu einem höflicheren Menschen 5034
Mobiler Flaschenöffner 5035
Von Google vergessen 5035
iPhone-Angeln 5036
Nun mach aber mal einen Punkt! 5038
Für Tonfilm ist es noch zu früh, aber Google Images gibt es schon . . 5038
Ich halte sehr lange die Luft an und erkenne die Zukunft 5039
Mobil mit Rad und, äh, Deutscher Bahn 5041
Digitale Krankenkasse 5043
Dauerausstellung im Landesmuseum: Welt ohne Internet 5046
Kann ich da mal durchschauen? 5047
Grassteppe offline 5049
Der Chat wird zum Nachrichtenstrom 5049
Der gläserne Studentenmagen 5051
Die neuen Handykontaktgesten sind da 5052

Aktivierung spanischer SIM-Karten ist fast so leicht wie die Steuererklärung . . . 5053
Ich fahre Taxi mit Dashcam, die meine Gespräche mitschneidet . . . 5057
Mama spielt, und das Internet braucht kein Mensch . . . 5058
Kampf mit (un)genormten Netzsteckern . . . 5060
Bankensecurity by Obscurity, Folge 2 . . . 5061
Spul an einem anderen Tag . . . 5063
Das ist nett: Großer und kleiner Strom am Bett . . . 5064
Geburtstagsgrüße . . . 5065
Spam, der mich zum Grübeln bringt . . . 5066
Bildungsurlaub dank Internet . . . 5067
Ein Meter ist ein Gegenstand aus Holz mit einem Griff in der Mitte . . . 5069
Schreiben mit der Hand vs. Schreiben mit beiden Händen . . . 5070
Vielen Dank dass Sie sich für uns entschieden haben . . . 5071
Das nächste Level. Fast . . . 5072
Ici (pas de) WiFi . . . 5075
Nagerbesitzern mangelt es an krimineller Energie . . . 5078
Was zu beachten ist, wenn man sich bei einer Behörde bewirbt . . . 5079
Zufallsgesteuerte Kontrolle . . . 5080
Effiziente Behördenkommunikation . . . 5080
Deutsche Stimme aus dem Nichts . . . 5081
Irgendwie ist doch alles Google . . . 5082
E-Obdachlosenzeitung mit Kreditkarte kaufen . . . 5083
Besser mit Gummi am Stift . . . 5083
Im Kopf ist der Medienwechsel noch nicht vollzogen . . . 5086
Echtes Klicken mit einer Maus (damals) . . . 5087
Android 6.0: Neu mit funktionierendem Wecker . . . 5088
Nicht viel Technik im Technikstudium . . . 5089
Das Ticket lieber ausdrucken . . . 5090
Ohne Faxgerät im Urlaub . . . 5091
Wer hat Angst vor der Rufnummernanzeige? . . . 5093
Protokoll zweier Zahlungen mit Android Pay . . . 5093

In der Schweizer Demokratie ist vieles möglich 5094
Disc Error: Mein endgültiger Abschied von der MiniDisc 5096
Smartphone und Spielplatz – ein Folgebeitrag 5098
Kommunikation in Zeiten der Flucht 5100
Anachronismen einer aufstrebenden Ökonomie 5101
Die Waldorfschule kann uns nicht helfen 5104
Friedrichstraße, Schaufenster 5105
Die Whatsapp-Warnfliege 5105
Der (un)soziale E-Book-Reader 5106
Mein Perso hat sich beim Datenverkehr was eingefangen 5106
Das Taschengeld verliert an Wert 5109
TAN-Generatoren für (die wenigen) Niederländer ohne Smartphone 5111
Als ob man auf der Intensivstation nicht schon genug Probleme hätte 5114
Ein Stelldichein mit der Facebookwerbung 5115
Verteilung der Kanäle, über die mich Geburtstagsglückwünsche erreichen 5116
Freier Kapitalverkehr in der Praxis 5117
Wo er wohl bleibt? 5118
Der unkaputte Raspberry Pi 5119
So wird das nie was mit dem interaktiven Kino 5121
Stille Post mit Google Translate 5121
Schnitzeljagd am Wuppertaler Hauptbahnhof 5123
Papier ist das Medium der Stunde 5125
Fortschritt im Taxi 5126
Babys erstes Tablet 5127
Internet im Tagungshaus: mehr, weniger, anders 5132
Traditionelle Medizin 5134
Das iPhone mag die SIM-Karte nicht mehr 5135
Klick, klick, nix! 5137
Das Leben mit kaputtem iPhone: Allzeit bereit für alle Eventualitäten 5137
Die Ostsee in 3D 5139
Mein Blog muss per Mail nach Holland 5139

Magsafe-Netzteile auf Vorrat kaufen … hm! 5140
Back to the … Well … Past 5142
Seniorenhandy: Mei, wenn das so einfach wär 5144
Altes Thema, alte Technik 5146
Perpetuum E-Mobile 5147
Statt zum Smartphone greife ich zum Würfel 5149
Etikettendruck 5150
Videotelefonieprobeanruf aus dem Nebenraum für Screenshot per Email 5151
Unbewusste Datenbanksabotage 5152
Herzrasen 5154
Disney hat schon 1997 Kommunikation per animierter GIFs vorhergesehen 5154
Nun soll mein Blog per Papierpost nach Holland 5156
Von Taxis, Kreditkarten und Steuern – ein Nachtrag 5157
So eine handgeschriebene Karte ist viel persönlicher 5158
Trippel-die-Tripp: die Notizen-App 5159
Keine Schmuddeldaten für Fremde 5159
Zeichen der Zeit 5161
Ich schütze Eure Daten, aber ihr meine nicht. Trotz und wegen WhatsApp 5162
Irgendwie funktioniert es: Links sammeln 5167
Reinhard Mey für Rammstein-Hörer 5168
Die Zukunft wird verboten 5170
Und das von allen Seiten 5172
Mein Telefon spricht per E-Mail zu mir 5175
SIM-Salabim: Trotz Miniaturisierung nicht aus dem geliebten Netz fallen 5176
Prüfstand-Modus 5182
Zeit, Raum und Mikrowellen in der Astronomie 5185
Wir wissen nicht mehr, wie Suchen geht (bald) 5190
Die neuen schreibveranschaulichenden Gesten sind da 5191

It’s a long way to a natural Sprachausgabe 5192
Mit der 2 sieht man besser 5193
Ein Termin wurde in den Papierkorb verschoben 5194
DESY DAY 2015 5195
Vokabeln & Schriftsysteme 5199
Zwischen Mailand und Venedig liegen 50 MB 5201
Generationenmissverständnis beim Fotografieren 5203
Alles bleibt gleich bzw. wird besser (in der Liedankündigungstechnik) 5203
Telefonmasten, Orte der Ungooglebarkeit 5205
Heimlich, während der Arbeitszeit 5207
Fünf Erkenntnisse über SIM-Karten 5207
Automatische Pfannkuchenerkennung reloaded 5209
Rabimmel, elektro, rabumm 5212
Ich darf nicht mittelefonieren 5214
Navigo: Mobil ohne Bargeld in Paris 5214
Die Briefpost ist auch nicht langsamer als das Internet 5217
Bei 9/11 kaufe ich einen Fernseher; bei Paris-Attacken retweetet mich ‘Bild’ 5218
Ich erfahre doch noch einmal was aus dem Fernsehen 5220
Das Telefon wird befördert 5221
Am Kopierer vorbeikopieren 5221
Google bringt uns um unser Frühstück 5222
Vom Aussterben bedrohtes Warten 5223
Herzlichen Glückw§x(ßr- – - – - – - - 5224
Ecclesiae progressio 5226
Das Großereignis 5227
Ein letzter Gruß vom doofen Touch&Travel 5227
Supertanker im Newsfeed 5229
Ein Dings wird angeschafft. Nie mehr die Knöpfe 2, 4 und 6 drücken! 5230
Snackboxen im FJS 5232
iPhone-Reparatur mit der Teetasse 5235
Der Smartphonescreen-Nubbel ist nicht stabil genug für das Trackpad 5236

„Kinder, wollt Ihr Frühstück?“ 5237
Radiomitschnitte oder: wie die Vergangenheit uns einholt 5239
Die kürzesten Hits aller Zeiten 5239
Die digitale BahnCard ist zu digital 5241
Fortschritt auf dem Friedhof 5241
Ich will doch nur bezahlen! 5242
Akku wiederaufradeln 5244
Nur die Toten dürfen ins Internet 5245
Leselisten 5245
Probleme in einer bargeldlosen Welt 5246
Büro mit Gleisblick zu vermieten 5248
Sticklos im Copyshop 5249
Kärntener Jäger haben den Schuss gehört 5250
Ihr müsst mir keine CDs mehr schenken 5251
Momentan ist kein Internet verfügbar 5251
Nearpod 5252
Videokonferenzen für Theoretiker 5254
Smartphone-Szenen zwischen Mutter und Tochter 5255
Vereinfachte Diskussionskultur dank Gefällt-mir-Button 5257
Gar nicht mehr so beliebt: Kastl auf Papier 5258
Die Erben der BR-Skigymnastik 5259
Spracheingabe ist immer okayer 5260
Ich kaufe ein und bekomme noch Geld dafür 5261
Kulturelle digitale Disruption 5262
Technikbezogene Randnotizen aus einem Abend Flüchtlingshilfe . . 5262
Dolmetsch-Software im Praxistest 5263
No newspapers there: Das Ende der Piñata 5264
Die Kinokartenkontrolle wird kleiner und mobiler 5265
Play Store, Chrome, Internet – eh alles das Gleiche 5270
Unterricht mit Kreide und WhatsApp 5271
Aus Herbst wird Sommer, das geht ganz schnell 5272
Let’s listen – was vom Spielen übrig blieb 5273

Ich halte mein Handy an mein Ohr 5276
Ich muss es wach auch noch einmal erledigen 5276
Kinokarten anno 2015 (und früher) 5277
Die Einschlafgewohnheiten der Kinder verwirren die Spotify-Statistik 5279
Wie ich die Sanitärabteilung mit “Paint it black” beschalle 5280
Kreißsaalgeräte früher und heute 5282
Wenn einmal alles funktioniert 5285
Es spricht und läuft, aber nur per Mail 5287
Das Dings im Wandel der Zeit 5287
Sie befinden sich trotz des Jahres 2015 beinah in der Zukunft 5288
Klingeln in den Zeiten der Lautlosigkeit 5289
Und es kam soweit, dass die Frau lachen musste, wenn sie die Leute reden hörte 5295
»Sie schießen die Briefschaften durch ein Rohr / Sie jagen und züchten Mikroben / Sie versehn die Natur mit allem Komfort / Sie fliegen steil in den Himmel empor und bleiben zwei Wochen oben.« 5295
Ich würde gern am Automaten ein Bahnticket kaufen, und möglichst nicht nach Llandudno 5296
Der Weg von CD aufs iPhone führt übers Büro 5298
Vergängliche Bequemlichkeit 5299
Es klingelt, ohne zu klingeln 5300
Die Googlebildersuche führt erschreckend schnell zum Ziel 5301
Ich dürfte zum ersten Mal was im deutschen Internet, was im englischen noch nicht geht (wenn ich in Deutschland wäre) 5302
Vollautomatische Selbstbedienungsspaßbremse 5303
Beim Blutspenden ist die Wahl des Arms nicht mehr egal 5304
Facebook verrät Weihnachtsgeschenke 5305
Vergleichsinterview mit meinem jüngeren Ich 5305
Wenn ich ein Buch gelesen habe, vibriert das Smartphone eines fremden Mannes 5308
Mehr als nur ein Folienmeer 5309
Selbstheilende Technik – es gibt sie! 5310

Telefonieren auf der Flughafen-Toilette 5311
Noch immer 5312
Die aktuellen (Fehl)Funktionen meines aktuellen Mobiltelefons . . . 5313
Fax-Spam gibt's immer noch 5315
Kleine Probleme mit Big Data 5316
Wenn man sich nicht sieht, ist es ein Telefonat 5319
Begriffsverwirrung 5319
Wahnsinn! Man muss gar nicht immer die Vorwahl wählen! 5320
Mit dem Finger unterschreiben 5320
Ich bin viel zu jung dafür 5321
Analoge Sanitärtechnik verwirrt drei Generationen von Männern . . 5324
Buddhistische Schulung des Gleichmuts an der Selbstscankasse . . . 5325
Die Zukunft von 2008 ist da (vermutlich schon seit 2008) 5326
Bei mir piept's 5326
Die Kartenwurfmaschine. Mit Zufallsgenerator. 5328
Bitte ein Pfund Strom: Smart Metering von vorgestern 5328
Smartphonisierung 5329
Wie es nämlich wirklich ist, wenn man kein Internet hat 5330
Ohne Auspuff ist zu leise 5331
Unzufriedenheit mit dem Diercke-Weltatlas 5332
Vielseitigkeit der Findefunktion 5333
Digitalisierung konkret: Kein Weihnachtsgeld für den Zeitungsboten 5334
Für die Kinder bitte nur CDs 5335
Die Eltern: immer einen Schritt voraus 5336
Das analoge Leben ist kein Wunschkonzert 5337
Mutmaßungen über die Psychologie der Selbstscankasse 5338
Es kann nur zwei geben 5339
Alles im Lot auf Riesenrad und Boot 5341
Das Datenvolumen über dem Semmering 5342
Ein benutzerfreundliches Universum zum Anfassen 5342
Config Daten Gewicht Fertig 5343
Kaffee in den Ferien 5346

Boston, wir haben ein Problem 5347
Fatigue digitale 5347
Das Jahr, in dem die Musik explodierte 5348
Meine Vorfahren ziehen ins Internet 5349
Ich habe mehr Daten verprasst und weniger Geld dafür ausgegeben 5352
Blog im Blog und andere Metonymien 5353
Das illustrierte Finanztagebuch 5355
Es gibt Busse in Berlin 5357
Die Targobank und ich werden keine Drahtlosfreunde 5357
Heutzutage gibt es ja alles im Netz 5359
Kreißsaal-Technik 5360
Schiere Masse schlägt Paranoia 5370
Das wär was: Ein Touchspecht zur Vergangenheitssicherung 5371
Ich versuche, elektronisch zu boarden, und schon zwei Jahre später gelingt es mir 5372
Die Entschlüsselung des Cell Phone Parking Lots 5373
Filmdispositive im 21. Jahrhundert 5374
Das Ende von Multiple Sources 5377
Das noch nicht ganz so smarte Haus 5379
Über den Wolken muss die Freiheit wohl eingeschränkt sein 5380
Mein erster Pocket-Computer weiß mehrere Wörter 5385
Wer sagt mir, wann der Bus kommt? (Google, aber nicht überall) . . 5388
Auld Acquaintances, Not Forgotten 5389
Handschrift ist Punk 5390
Andere Subkulturen, andere Verwunderungen 5392
Telefonkonferenz im Kleiderladen 5392
Wenn dem Diktator plötzlich kalt wird 5393
Nennt mich in einer beliebigen Schriftart Ismael 5395
Ein Mittel Gegensprechanlagen 5397
Ich trage eine Smartwatch und keiner merkt's 5400
Tristesse im Treppenhaus 5402
Frau Smithee kauft eine Orchidee 5404

Das ganze Internet ist voll mit mundharmonikaartigen Dingern . . . 5404
Die Anachronismen treffen einen immer dort, wo man sie nicht erwartet . . . 5408
Noch nie bemerkt, noch nie gesehen . . . 5409
Build it and they will come, irgendwann mal . . . 5409
Hinhaltend zahlen . . . 5410
Auf dem Balkon International Space Station gucken . . . 5412
Rührei lieber mit Kräutern (aus Gründen der Usability) . . . 5413
Keine Online-Briefmarke für mich . . . 5414
In Gefahr und größter Not rettet Feedly vor dem Tod . . . 5418
Ich will ins Wifi – und es geht . . . 5419
Mein Druckauftrag geht bei Fuß . . . 5420
Ich schalte jetzt Ihr Kameralicht ein . . . 5422
“Ich kann das erklären!” . . . 5424
Der dysfunktionale Fernseher . . . 5425
Alle Leuchtmittel in LED . . . dann doch (noch) nicht. . . . 5425
Laptoploses Kaffeetrinken und bargeldloses Bezahlen . . . 5428
Das Jahr ohne Kalender . . . 5431
Vier Tage und drei Nächte ohne Strom und Internet . . . 5434
Filesharing mit Paul Krugman . . . 5439
Sehr viele Minidiscs und eine unerwartete Begründung . . . 5441
Ein unerwartetes Navigationsproblem im 21. Jahrhundert . . . 5442
4 Stecker – und ein Halleluja . . . 5443
Kein Ausdrucken mehr bei Ryanair! Jetzt ist die papierlose Zukunft wirklich ganz nah . . . 5445
Papierlos @home . . . 5448
Das Kind in mir . . . 5449
Europa ohne Grenzen (fast) . . . 5449
Bitte kontaktieren Sie uns (nicht)! . . . 5452
2.454.465.931 Centmünzen sind genug . . . 5453
Die Erschließung des Rollfelds . . . 5457

Internet im Hotel: Schon bald wird es funktionieren und gleichzeitig überflüssig werden 5461
Endlich regelmäßige Backups vom Techniktagebuch 5464
Der digitale Müllkalender 5466
Das ideale Filmabspielgerät (wenn man ein Igel ist) 5468
Kontaktlos im Supermarkt 5470
Hinter meinem Rücken wurden neue Frühstückssitten im Hotel eingeführt 5472
SurfBox, powered by HP printers versus Tisch, powered by Stromnetz 5472
Der Netzteilautomat 5475
Würdevolles Erscheinen vs. keine Langeweile, 0:1 5480
Geeicht bis Ende unbefristet 5480
Mobile Bordkarten 2016, heute: Aer Lingus 5482
Im Ruhemodus 5484
Der Workaround-Workaround 5484
Kurzer Mantel oder dicker Kopf? 5487
Gemeinsam ergründen wir die Mysterien der Ausweiskopiertaste . . 5493
Ich kündige meinen Festnetzanschluss 5495
Heizung in Manhattan 5495
Kollaboration in digitalen Zeiten 5496
Den richtigen Zeitpunkt zur Trennung von Monica knapp verpasst . 5497
SMSe mit dem Computer schreiben 5499
Rubik's Cube: Die Auflösung 5500
Animiertes Captcha 5501
Meine Liste enthält schreckliche Dinge 5501
aka-aki, die App avant la lettre 5502
Umtausch bei IKEA – die Fortsetzung 5504
Ich weiß die Telefonnummer meiner Mutter nicht. Meine Mutter weiß sie auch nicht, aber schneller 5505
Vom Verkäufer(bot) zu Interaktivität aufgefordert 5507
Der Hund hat die Verspätungsmeldung gefressen 5511
Mein fernbedienbares Bankkonto 5512

Strom zwischen den Stühlen 5514
Krankenhauslogistik 5517
Weiterhin stromgefuckt 5520
Nach zwei Jahren merke ich, dass man im Café mit PayPal bezahlen kann, und nach zwei Wochen geht es dann auch 5521
So smart: So cute! 5523
Netflix im Auto, oder: Wieviele Daten habe ich nochmal genau? . . 5525
Mehrwegkommunikation 5527
Schufa und Credit Score 5529
Geld zurück, aber nur gegen Geld 5532
Freisprecheinrichtung aus der Steinzeit 5534
Wenn der Anrufbeantworter schreibt 5535
Von der Festplatte ohne Papier direkt ins Radio 5536
Handyhalterungen in der Kupfer- und Bronzezeit 5537
Ich nehme am Austauschtauschprogramm für den Netzteilstecker von Apple teil 5539
Soziale Kontrolle auf Busreisen in Chile 5542
Das Band mit der Aufzeichnung des Notrufs 5542
Ich eröffne ein neues Konto und jemand anders nicht 5543
Wenn Stiefel leise sterben 5544
Krankenhauskopfhörer 5547
Ich leihe mir von vielen Leuten Geld 5549
Stichwortverzeichnis für Leute mit Volltextsuche 5552
Ein kleines Kästchen (und dann noch eins) 5554
Die SmartCard 5556
Was man auf Kurzstreckenflügen mittlerweile darf 5560
Drahtlose Verbindungen-Reflexverwirrung 5562
Überweisen in Echtzeit. Ohne Kontonummer. Das heißt, äh, doch . . 5563
Touristentechnik in Paris – 1. Teil 5568
Als sie Laptops am Wochenende verboten, habe ich geschwiegen. Es war ja nicht immer Wochenende 5570
Wasser marsch! 5573

Verändertes Buchleseverhalten auf dem Webstuhlnachfolgegerät . . 5575
Nachricht kann nicht angezeigt werden 5576
Vorlesungsaufzeichnung mit Kamera-Roboter 5578
Obstidentifikation online 5579
Ende der Erbosung 5580
Bekenntnisse eines Brötchenessers (ohne Kleingeld) 5580
Ross schlägt etwas nach 5581
Traum-App 5582
Zur Hälfte barrierefrei ist gar nicht barrierefrei: Ein Workaround . . 5583
Ich komme vielleicht, nein, ich bin interessiert 5584
Präludien um Mitternacht 5585
Die kleine MMS will aus dem Datenparadies abgeholt werden 5586
69 Zentimeter Sport 5591
Meilen – dafür geh ich weit 5592
Voll LOL 5594
Notiz-Fotos und Lesebrillen-Cheating mit dem Handy 5595
Facebook beweist, dass mein Ausweis mir gehört 5597
Zombies wegen der Landschaftsaufnahmen 5598
Alles soll besser werden und wird, wie immer, erst mal schlechter . 5599
Kontowechselservice: Manchmal wird ja tatsächlich etwas einfacher 5603
Onlinebanking in vier Ländern 5604
Unordnung in der Kommunikationswohnung 5606
Der Chatroom am Ende des Universums 5607
Da fotografiert doch jemand! 5608
Wozu hat man denn ne Flatrate? 5609
Besser vergessen dank Automatisierung 5610
Niemand muss mehr fremde Leute fotografieren (oder nicht mehr so oft) 5611
Kein Mist dank Myst 5612
Das Ablesedatum darf nicht in der Zukunft liegen! 5613
See How the Other Half Lives 5616
Lob des Flachlands: Mobil versorgt durchs Fulda Gap 5618

Die Abwesenheit von Icons im Kopf 5619
Dialog auf Eis 5620
Ich kleb' mir eine 5621
Die Selbstheilungskräfte der Kreditkarte 5623
Nach 7 druckerfreien Jahren kaufe ich wieder einen Drucker 5626
Männer, die auf Ladebalken starren 5627
auf Facebook: Hierarchie der Pinnwand-Geburtstagsgrüße 5635
Rechts. klicken. 5639
Uhrenvergleich 5639
Der Aufstieg der künstlichen Zeitungen 5642
Fahrkarten nur für die Gegenwart 5643
Vereinigung am Valentinstag 5644
Redaktionskonferenz der Tiere 5647
Traumkathrin unterschlägt Getränkerückgeld 5648
Familien im Sinne der Deutschen Bahn 5648
Ich habe die Wahl am Hals 5650
Nur noch 44,4 MB bis Karlsruhe 5652
Zeichen setzen mit skandinavischen LaTeX-Brezeln 5653
Transatlantischer Überweisungsrekord 5656
Exkursion nach Pipeland 5657
Das wäre mal ein kleines Vermögen gewesen 5659
Ohne WLAN keine Jalousien 5664
Entsetzliche SMS! 5665
Unauffindbar im Traumfacebook 5666
Vornachzwischenwort: Die süßen kleinen Fußnoten! 5667
Der ICE findet die start.bat nicht 5667
Kinderbastelei 5669
Arbeiten wie in den 90ern 5670
Besser als befürchtet, aber schlechter als gut: Das neue große Technik-
tagebuch 5673
Kontaktlose Schmiegekontakte 5674
Bearbeitbarkeit: 0, 1, 0 5675

Der Semesterapparat ist kein Gerät 5676
App zum Alex 5678
Let It Be 5679
Bluetooth, es könnte wohl, aber wie immer will es nicht 5680
Ich bin ein Idiot, werde aber eventuell nicht daran sterben 5681
Ich kaufe ein iPhone am Bahnhof 5684
Das E-Book ist kein Ersatz für Feuerholz 5686
ÖPNV-Fahrpreise subventionieren die App-Industrie 5687
Ich nutze Telekom-Hotspots und zahle mit Bandbreite 5690
Das e-Shelf war wohl schon immer da 5692
Erpressungsversuch 5692
‘n Fünfer für’n Fünfer 5693
Die Zeit der zweistelligen Passwörter 5695
Bewegungstracker – you’re drunk 5695
Der Opferstock dreht den Spieß um 5700
Ein Buchkauf am äußersten Rand des Internets 5704
Emotrollen mit Facebook 5705
Im ICE mit dem S4 zuhause das iPad finden 5706
Ich bestelle Sushi aus Wien nach Essen 5707
Neues iPhone ist wie Umziehen 5708
Das kannste so doch nicht rechnen! 5711
Daumen, Herzchen, Tränen 5712
Geburtstagskommunikation 5714
Die Abholkarte ist nicht unterschrieben 5714
Ohne Roaming im nahen Ausland 5715
Es ist der Bau von Übersetzungsmaschinen geplant 5716
Verrechnungsschecks gibt‘s wirklich 5719
Mobiles Datenroaming in Dänemark 5719
Die ausgefallene Bundesligakonferenz 5722
Identitätsklau per Wunschzettel 5723
Wie klingt eigentlich Besitz? 5724
Zwischenbericht meiner Lesegewohnheitsveränderung, Teil 2 5725

Snapchat für Anfänger 5727
Die Preise bleiben geheim 5728
Wer braucht die NSA, wenn er Kollegen hat 5728
Die Powerpoint-Präsentation zum Ausdrucken 5729
OK, das war mein wirklich erster Einkauf bei Instagram 5730
Die Unibibliothek ruckelt 5731
Der gläserne Turnverein 5732
Das Smart Home kommt zu mir 5733
Mobiles Internet im Ausland – die Information kommt bei der Rückkehr 5736
Die Sache mit dem Dosenöffner 5737
Better Call From Mexico 5740
So einfach kann Fortschritt sein 5741
Datensparen statt Datenflat in Nordirland 5741
Navigation, bevor man losfährt 5742
Die Technik im Hintergrund der Flüchtlingshilfe 5743
Das Internet auf liniertem Papier 5744
Onlinebanking ohne Onlinebanking 5747
Techniktagebuchkarma 5749
Digitale Franken aus dem Postomaten 5752
Ortsangaben für Tim 5753
Lineares Fernsehen mit Video on Demand 5754
Schrauben-Traum 5755
Disney-Weiterbildung über Emotionen, vor allem Wut 5755
L. ist langsamer als sein Foto und doch total pünktlich 5756
Das Geld sträubt sich, wird dann aber doch virtuell 5757
E-Book beim Verlag kaufen (gescheitert) 5760
Ali Baba und die 440 Emojis 5761
Navi-Wettrennen 5763
Beruhigt arbeiten dank Meerschweinchenlivestream 5764
Operation am offenen Mantel 5765
Unerwartetes Fernweh durch Büroglobalisierung 5769
Abholzettel 2.0 5770

Warnung: Polarisierung macht blind 5770
In der Techniktagebuchredaktion wird zu viel geredet 5778
Die Entropie des Klaviers wird reduziert 5779
Und trifft dich gigantischen mutierten tintenfisch 5786
Der Schweizer Strom ist teuer, aber tragbar 5787
Am Rand, wo nichts mehr ist 5789
Warmwasser dank WhatsApp 5791
Koreanische Prepaid SIM-Karte im Test. Heute: EGSIM von der Cludes GmbH in Nettetal 5796
Der schwer verständliche Vortrag 5798
Am Wande hängt das Monitär und tut, als ob's die Zukunft wär . . . 5798
Da hab ich gesagt, das will ich lernen, und hab halt im Internet danach gesucht 5801
Ich denke mir das ja nicht aus 5803
Self Service Fotodienst 5804
9 Stunden für ein Windows-Update 5806
Nostalgische Erinnerungen an Navi-Stimme Betty 5807
Ich habe mit meiner neuen Kamera rumgespielt 5808
Piepstondiktatur 5812
Die dritte Stufe der Wifi-Etablierung (vermutlich) 5813
Leben am Rande des leeren Akkus 5814
Die Produktion der Produktion 5815
Flutsch, alle weg! 5817
Papierticket im Nahverkehr, das neue komfortable Ding. Ganz ohne Anmeldung! 5818
Meine Videotechnik für Vorträge ist entweder sehr gut oder völlig idiotisch, schwer zu sagen 5819
In der Halle der Handpflasterträger 5820
Reisen mit der Bahn: Nur Gedrucktes führt ans Ziel 5824
Zwei Tickets in nur 34 Emails 5830
Geschlechtsbestimmung mit der Bildersuche 5831
Die Televisionsdiktatur 5832

Es gibt kein Leben ohne Ladekabel 5833
Proof by Google Suchvorschlag 5836
Von großen und kleinen Toilettentüren 5838
Wofür ich meine Smartphonekamera nutze 5840
Wofür ich meine Smartphonekamera nutze (2) 5841
Wofür ich meine Smartphonekamera nutze (3) 5844
Wofür ich meine Smartphonekamera nutze (4) 5846
Das virtuelle Klavier verwirrt mich 5847
Wir scannen alles außer Hochdeutsch 5849
Wofür ich meine Smartphonekamera nutze (5) 5850
Wofür ich meine Smartphonekamera nutze (6) 5852
Mein erster Drohnenflug 5853
StreetPass auf dem Nintendo 3DS 5859
Wofür ich meine Smartphonekamera nutze (7) 5859
Ortsangaben für niemand Bestimmten 5861
Ein Filmfestival in meinem Kopf 5863
Die Zukunft ist schon da, nur bei den Akkus war die Vergangenheit ein bisschen besser 5867
Aspekte von VR 5869
Flightradar prima selbst gemacht. Zumindest in Bezug auf den eigenen Flug 5871
Gratis und zugleich umsonst 5877
Selbst die Internet-Profi-Profis bei der #rpTEN scheitern an Creative-Commons-Lizenzen 5877
Das Superdrive wird nicht superdringend benötigt 5883
Busfahren in Amerika 5884
Vom Lagerfeuer in die Wolke 5886
In der Welt der Wecker ist schon wieder alles schlechter geworden . 5887
Offlineshopping geht bei der Post viel schneller als Online 5888
Dr. digital: Bitte faxen, wir scannen es dann 5889
Umgangsformen mit Email 5891
Geteiltes Netz ist besser als nichts. 5892

Das Käuferpostfach befindet sich einen halben Meter unter der Ladentheke 5893
Stempel gibt es nur erinnert 5896
Fernsehen im Krankenhaus 5897
Mit dem Fahrrad im Zug ins Silicon Valley 5899
Wie die Apps auf den iPad-Oldtimer kommen 5902
Die BBC weiß, dass ich mich in England befinde, für Google Play bleibe ich für immer in Deutschland 5904
Nach Hause telefonieren 5905
Die Uhren gehen wieder richtig 5906
Computer! Earl Grey, heiss! 5906
Am Anfang war das Tablet 5909
Schlüsseltechnologie 5910
Wifi in der Zeitmaschine 5916
Der Gemüseautomat von Montolieu 5916
Entschleunigung mein Arsch: Meine erste Filmentwicklung 5920
Noch mehr Fernsehen im Krankenhaus 5921
Mit Facebook einen Knödelautomaten googeln 5926
Filmentwicklung, zweiter Versuch 5930
Kennenlernen, ohne erkannt zu werden 5932
Bezahlen mit QR-Codes in China 5933
Mützenerkennung am Flughafen 5938
Das iPad rettet die Volksmusikversorgung des Haushalts 5940
Ein Schatten nur, der wandelt, ist das Internet 5941
Smartphones sind die neuen Feuerzeuge 5942
Der steinige Weg zum automatischen Hörbuch 5943
Der Benutzername ist die Zugangsnummer ist die Zugehörige T-Online-Nummer, aber die Anschlusskennung ist nicht die Kundennummer . 5944
Mein iPad möchte sich ein paar eBooks vom USB-Stick ausleihen . . 5947
Als das Lock smart wurde, wurde es unnötig 5948
Die Telekom und die Mutter haben neue Fähigkeiten erworben . . . 5949
So “geht’s” natürlich auch 5953

E-Books leihen: Irgendwie geht es doch 5953
Unnützes Traumspielzeug 5954
Übersetzen im Smartphone-Zeitalter 5955
Wie die Schule mit uns kommuniziert 5956
USB-C ist da. Alles wird anders 5958
Wie die Schule mit uns kommuniziert 5961
Vorführeffekt 5963
Komm in die totgesagte Filiale 5964
Die Zugbegleiterin vermisst das Knipsvergnügen 5965
Radio unter Putz 5966
Technischer Fortschritt erleichtert mein Reisegepäck 5969
Es ändert sich nichts: Keine Mobiltelefone an geheimen und gefährdeten Orten! 5972
Das Inland ist im Ausland billiger als im Inland 5973
Mehrgenerationenfacebook 5974
Haltbare und weniger haltbare Gegenstände 5974
Ach, diese Lücke, diese eigentlich gar nicht so schlimme Lücke . . . 5977
Dafür also gibt es noch CD-Kaufhäuser 5981
Kann ja überhaupt nicht sein! 5981
Mit Elefantenscheiße ans Ende der Welt 5983
It's Tax Day! 5987
Wenn dieser Ring smart ist, will ich seine doofen Kollegen nicht kennenlernen 5989
Old School hilft der New School 5992
Was nicht in der Cloud ist, das ist schon so gut wie vom Lastwagen überfahren 5993
Die Zukunft des ÖPNV-Tarifs? 5994
Schluss mit Konfetti 5996
Das Handy bekommt eine Maus 5997
Ich bin zu jung für Scherze über T-Shirt-Design 5999
Die Überschall-Hotline 6002
„I strongly recommend you print it out“ 6004

Alle Kinder haben ein Handy! 6005
Schottische Stromsaga, voraussichtliches Ende 6006
Print ist vielleicht doch tot – zumindest beim Lernen 6007
Google Maps nutzen wie Brieftauben 6008
Online unter Österreich 6009
Ein Roboter wird gebaut 6009
Ich sehe die Zukunft der Werbung im Traum 6013
Treffen sich vier Internetexperten 6013
Filme von 2013, die sind doch jetzt sicher legal im Netz verfügbar, oder? 6015
Zugangskontrolle 6016
Münzrubbelblech 6018
Die Zukunft sieht ganz klein aus, aber das täuscht 6021
Das Bild im Bild 6022
Virusbefall im Schlaf 6023
Bitte nicht stören, außer frühmorgens durch laute und unwichtige Angelegenheiten 6024
Zubehör im Preis enthalten: Anschlusskabel zur HiFi-Anlage 6025
Empörende Zustände in der Spionagesitzballbranche 6027
Eine handgestrickte Speichererweiterung 6027
Geschriebene Küsse sind verlorene Küsse 6030
Hotel-WLAN “gegen Gebühr” kostet überraschend nur 1 Euro 6031
Hässlich, aber einleuchtend: Der geflügelte Flughafenwasserhahn . 6032
Vom Telephon zum Telefon 6034
Mein E-Bike rettete Bäume – bis zum Update 1.4 6036
Ein neues Telefon wird angeschlossen 6038
In die Sicherheitsvorkehrungen kommt Bewegung 6039
Wie ich einmal vorübergehend etwas sehr Blödes glaubte 6041
PDF-Anachronismus 6043
Open Air Kino ist auch in heller Sonne möglich 6044
Zweckentfremdung der jüngeren Vergangenheit 6046
Gar nicht so knappes Scheitern an der No-Cash Challenge 6047

Kontoeröffnung im Badezimmer 6048
Momentaufnahmen der Gewöhnung an ein Smartphone 6051
Online autark in Spanien 6052
Social Media an der Universität: vielleicht schon ab Herbst 2017 . . 6054
Geklickte Maulfaulheit 6054
JJJJ-MM-TT 6055
Hotspots als mobile Internetversorgung sollte man noch nicht ganz abschreiben 6056
Hier kommst du net rein, Schrumpelfinger! 6058
Es braucht ein Dorf 6058
The Lattuce of Illuminum 6060
Erfolgreicher scheitern mit SPOF (und Video!) 6062
Meine Mutter im Wandel der Zeit 6063
Der künstliche Horizont im schlauen Telefon 6067
Eine neue Handyhaltung (für Leute, die Geräusche mögen) 6069
Das plötzlich dominante Y 6071
Fahrkarten kaufen im Handtuch 6072
Der lange Weg zu Twitter 6077
Die digitale (Radio)Zukunft ist ungleich verteilt 6082
Das Mutterhuhn ist da und es heißt O 6088
Nur der Kühlschrank teilt meine Interessen 6092
Die Bänder sind wieder da 6095
Steckdosennutzung im Zug 6098
Das viele Bankraubgerede im Chat verursacht Archivierungsprobleme 6100
Missverstandenes Homeoffice 6100
Wie man sich bei Akkuladungen verschätzen kann 6103
Privater Hotspot in der Bahn 6105
WLAN in den Zeiten von ausreichend Mobildaten 6105
Befreiung aus dem Internet durch Ausdrucken 6106
Mobilfunkschluckauf 6107
Die vielen Wege des Lernens 6108
E-Mail-Verwirrung wegen niedlicher Tiervideos 6117

Kaffeemaschinenanleitungen sind was für Feiglinge 6118
Die Bank akzeptiert ihr eigenes Geld nicht 6119
Fotos von oraler Penetration 6120
Facebook vermittelt Fürbitten 6122
Beobachtungen und Anmerkungen zum Scannen 6122
Literarisches Uncanny Valley 6125
Alles, außer Telefonieren 6126
Sparkonto schließen 6128
Wenn Sie Musik hören, ist das Gespräch vorbei 6128
Die Heimatadresse der Kartoffel 6129
Bestandsaufnahme Scheremetjewo 6130
Keine Online-Tickets für britische Züge 6138
Immer mehr am Handgelenk 6139
Das WLAN geht nicht 6142
Wie ich die VRginity verliere 6143
Hier macht Klausbärbel sauber! 6145
Die Maustastentasten von Waterford 6150
Low-Tech-Blogger Wiegold 6152
Video drehen mit dem Handy: Auf der Suche nach dem guten Ton . 6153
Auf Umwegen von Pages zum Fotobuch 6159
Out of touch: Kontaktlos bei Nachbars 6160
Schweizer Badeanstalt, Ort der Gesetzlosigkeit 6161
Unwetterwarnung, die dritte: Diesmal E-Mail vorn 6163
Tag 1 ohne Smartphone 6164
Wie der Nachwuchs an das Jahr 2005 herangeführt wird 6164
Barcode Banking 6166
Tag 2 ohne Smartphone 6168
Weltstadt Tönisvorst 6171
Tag 3 ohne iPhone 6171
Die Neuerfindung des Lichtschalters 6173
Jetzt ist schon wieder was passiert (in der Werbung) 6173
Die Lounge wird fernbespielt 6174

Die Welt in unseren Schachteln 6175
Zehn SIMs für zehn Menschen aus Österreich 6177
Kartentelefon 2.0 6178
Selbstgebastelte Notizzettel 6180
Zustand meiner Meinung über Snapchat nach erfolgter Aufklärung . 6182
Neue Superkraft: Ich scanne ein Virus! 6183
Kurzbericht Budapest 6187
Fernsehen, was ist das eigentlich? 6192
Balearische Bredouillen 6192
Erst ändert sich dreißig Jahre lang nicht viel, aber dann geht es ganz schnell 6195
Sechs Jahre Nachdenken über Vortragstechnik 6196
Out of time: Ahnungslos im In- und Ausland 6201
20 Jahre Vortragen 6202
Ich bekomme ein Buch geschenkt 6204
Erhellende Flatulenz 6206
Kontaktloser Check-in-Vorgang im Hotel! Ein noch nicht mal gehabter Traum wird wahr! 6207
Fernseher per App ausschalten 6211
Probleme beim Einloggen? Für die Mail an den Support bitte einloggen 6212
Auf mehreren Leveln nachgeahmt 6216
Das Videoconferencing-System wäre eigentlich lieber ein Fahrstuhl geworden 6218
Im Kindergarten gibt's kein WLAN 6219
Was einem vor zehn Jahren auch keiner geglaubt hätte, Teil 147 . . 6220
Papierlosigkeit 2.0: Die Hochschule auf dem Weg von der Materie zum reinen Geist 6221
Excel 6222
Das Ende des Endlospapiers ist noch lange nicht gekommen 6223
Guter Stil in Gegenwart und Zukunft 6224
Enttäuschte Symmetrieerwartung 6229

Ortsdatenübermittlung und Überwachungssorgen: Heute mal umgekehrt . . . 6230
Neues aus der Ampeltechnik . . . 6231
Autoschlüssel, Baujahr 2008 . . . 6232
Immer offene Browsertabs, der späte Beginn einer Chronik (V) . . . 6238
Ungewohnter Lesestoff . . . 6240
Das gibt's immer noch? . . . 6240
Zwischenstand Appnutzung . . . 6242
Paketkasten öffne Dich! . . . 6245
Fortschrittsbalkengravitation . . . 6246
Musik hören und austauschen . . . 6247
Gelbphase bei Fußgängerampeln . . . 6248
Es gibt keinen Spunk auf dem Kindle . . . 6250
Screens killed the projector star . . . 6250
Die Mobildaten werden nicht mehr zum Fenster hinausgeheizt . . . 6252
Zwei Monate Fi . . . 6252
Tauch' es ein, tauch' es ein . . . 6257
Die Gelben Seiten . . . 6258
Ein Riss und der Preis seiner Reparatur . . . 6260
Die Diktatur der grünen Linie . . . 6261
Ein Footnoterphone für meine Träume . . . 6262
Meine Literaturverwaltung sieht aus wie eine Biberburg, nur nicht so nass . . . 6263
Eine Armbanduhr gilt als Täuschungsversuch . . . 6265
Wenn's mal schnell gehen muss . . . 6265
Wahrsagerei per Push-Nachricht . . . 6266
Brought to You by a Text Editor . . . 6266
Die neue Welt des Vortragsdongelns . . . 6268
"Sauber abtippen" umgekehrt . . . 6269
School without Google . . . 6270
Sonnenakku in Winterthur . . . 6270
QR-Code scannen? Vorher ausdrucken! . . . 6273

Aufruf zur Internetsparsamkeit 6274
Verlust 6276
Reklamation im Jahre 2016 mit Schere, Drucker und Kamera 6277
Die Badges könnten, aber sie dürfen nicht 6279
Gladbach City Limits 6281
Immer schlechtere Erreichbarkeit über Fernkopierer 6282
Papierzettel in der Digitalhülle 6283
Ich habe Spotify und kaufe doch noch CDs 6285
Kindle Unlimited ist so unlimited, wie eine Flatrate flat ist 6286
Wohlmeinende Werterwartung 6287
Rettungssektor O, wie Ohne Netz 6289
Um den Ladevorgang zu beenden, Wagen zu- und wieder aufschließen 6289
Das Internet ist keine Bibliothek: Quellenangaben im Wandel 6294
Herr Bediener hat eine unglaubhafte Steuernummer, aber ein fortschrittliches Restaurant 6296
Zeitanzeige im Radio mit echten und falschen LEDs sowie einem Wählscheibentelefon 6298
Alle Daten sind noch da – alle Daten? 6300
Das Foto als Beweismittel im Digitalzeitalter 6302
Das Radio bringt viel Papier hervor 6305
Wenn Technik überraschend funktioniert 6307
Das aktuelle Social-Media-Verhalten meiner Studierenden 6310
Literatur- und Fußball-Livestreams fressen mir die Haare vom Kopf . 6310
Öffentlicher Nahverkehr (1): Internet im städtischen Linienbus . . . 6314
Öffentlicher Nahverkehr (2): Die Steckdose im Zug könnte Standard werden 6317
Öffentlicher Nahverkehr (3): Wieder Schwebebahn 6319
Teslas Autopilot: Das selbstfahrende Auto ist nicht schuld 6323
Drei Reisen ins Nichts. Mein Diss-Quellenverzeichnis revisited 6327
Der RoboBarkeeper mixt mir einen Drink (ist aber wohl nicht die Zukunft) 6328
Mehr Kaffee als Atome in seinem Becher 6339

Das große Gerät mit den vielen kleinen Kabeln 6343
Smartphones im Kreißsaal 6347
Remote-Entseelung des defekten Handys 6348
Ich schließe das Gmail-Browsertab 6351
Ich weiß, was auf meinem Konto vor sich geht 6352
Das Kreuz mit der Maus 6353
Ich bin gar nicht cleverer als der Spiegel Online 6354
Ich komme in der Zukunft an und muss gar nicht diskutieren 6356
Die Schreibmaschine aus dem Keller 6358
Position und Familie 6363
Keine englische Bezeichnung in der Datenbank 6365
Kleine Geschichte des Live-Streamings bei Fußballturnieren 6366
Die Pseudo-Präzision des Berliner Nahverkehrs 6367
Hightechschließsysteme auf Portugiesisch 6372
Vom Diktieren zum Diktieren im Anwaltsberuf 6373
Auffälliges Rumstehen an öffentlichen Orten 6375
Einkaufen im Dunkeln 6376
Die Schalterbordkarte geht, die Handybordkarte kommt 6377
1 neue Papierkarte auf dem Handy 6377
Für 2 MB zum Pferdefuhrwerk 6382
Kaum Strom im Kleinkindabteil 6384
Pokémon Stay 6385
Ein weiterer sehr langweiliger Beitrag über das Aufladen von Prepaid-SIMs, aber wenn ich es nicht aufschreibe, macht es ja keiner 6390
Der Schlafbär schleicht sich in meinen Traum 6391
Pokémon Go – eine Liebeserklärung mit Zeitsprüngen 6392
Das Mäuerchen beherrscht mich 6399
Das Pokémon-Rudel-Phänomen 6400
Der frühe Vogel kriegt keine Zeitung 6404
Die 1980er wollen ihren Autoradiocode zurückhaben 6404
Twitter-Workaround aus Militärputschgründen 6406
Britische Prepaid-SIM-Karten im Test, heute: Everything Everywhere 6406

Beinenthaarung im noch papierloseren Zeitalter 6409
Pokémon GO – Persönliche Erfahrungen innerhalb von zehn Tagen sowie eine Hypothese zur Bildung urbaner Legenden 6410
Bushaltestellensuche auf dem Land 6415
Briefkastenfernsehen im Supermarkt 6417
Die Freie Universität Berlin ruft zur Plünderung auf 6420
Vom Pokémon Stay zum Pokémon Go, nur das Hühnercafé-Gym bleibt unerreichbar 6420
Die Bombe tickt. Aber wo? Nur das Nachbarschaftsnetzwerk weiß es 6422
Als ich das erste Mal die „Safe“-Funktion in Facebook nutzte 6424
Gemeinsam dasselbe Buch lesen aus Stromspargründen 6425
Das dumme Stück Plastik auf dem smarten Phone 6426
Die Kamera braucht Updates 6430
Die Kaltmamsell ist also in Sicherheit. Aber wovor? 6432
Digitale Notizen 6433
Viel aufs Klo gehen, so ist das Leben mit einem Smartphone 6435
Bemerkenswert: Menschen tun am selben Ort dasselbe 6436
Eine Mission und ein Gerätli 6438
Drinnen oder draußen oder wie jetzt? 6439
“Los, geh nochmal ran!” 6440
Die neuen Biergartentechniken sind da 6441
Jetzt haben sie mich 6443
Der entspannteste Wandertag jemals 6447
Wozu man kein Smartphone braucht 6447
Ich drucke zur Sicherheit das Internet aus 6450
Laufen mit den Zombies 6451
Digitale Rundschreiben an der Schule 6453
Die erste Woche mit Smartphone 6454
Fernsehen mit dem Roku 6458
Skyper – direkt wissen was los ist 6463
Nanoüberdruss beim Tippen langer Wörter 6468
Kein Urlaub ohne die Maus und Feuerwehrmann Sam 6469

Schokotechnik 2016 6470
Frühe Einübung in den Handygebrauch auf dem Klo 6473
Pride Maps 6477
Nachts, wenn das E-Bike lärmt 6479
Kleinteile-Globalisierung 6480
The Phantom Menace 6481
Das Smartphone ist doch kein Telefon 6483
Die Paketbox ist nicht (genug) geneigt, mein Paket anzunehmen . . 6484
Knappheiten, immer neue Knappheiten 6486
Lieber Kurt, entschuldige bitte 6488
Nachts schlafen die Pokémon doch 6489
Offline dank Hotspot 6491
Map or it isn't there! 6492
Das Smartphone guckt mir in den Hals 6495
Urlaub mit Internet ist gar nicht schlimm 6498
I once was lost, but now I'm found 6499
Kostenloses Internet. In einem deutschen Regionalzug 6500
Das Streaming umarmen 6501
Das Schweigen der Mädchen 6503
Da fehlt doch was, das war doch eben noch da 6505
Das Zusammenspiel von Hard- und Software ist noch suboptimal . . 6506
Paywall aus Pappe 6507
2016 ist also immer noch nicht das Jahr, in dem Kartenkauf im Kino einfach wird 6510
Mein Kind klettert in den Fernseher 6511
Musikabspielgeräte: Nimm einfach irgendwas 6512
Wenn ich essen gehen will, gucke ich ins Internet 6512
Manchmal wird es auch dem Computer zu viel mit der ganzen Technik 6514
Fotografieren wie die Profis: Nimm die Automatik! 6518
Die Senioren und die Pokémon 6520
Das neue Knie 6521
Deutschland, Land der schwer googlebaren Ideen 6523

Die Grenzen Europas sind die Grenzen meines Servers 6524
Musik im Auto 6525
Nachname, Vorname und Geburtsdatum 6527
Mein erster Einkauf über Instagram 6528
Die neue Heizung ist leider doch kein Warpantrieb 6529
Ich renne fremden Männern in abgelegene Waldstücke hinterher . . 6530
Postkarte war früher – heute ist Webcamwinken 6531
CB-Funk ist aus dem Mobilfunkzeitalter nicht wegzudenken 6532
Vom Trödeltrupp überholt 6535
Dunkles, gekringeltes Licht 6536
Zum Abschied feiern wir analoge Technik 6539
Auf der Suche nach der verlorenen Wurstpreisliste 6539
Mit Taschenmesser und ohne Internet in niedriger Reiseflughöhe nach Großbritannien 6540
Internetplakate 6541
Das Inmarsat-Satellitentelefon kennt nur Windows7 6542
Wer spricht? 6544
Selbstscankasse à la française 6545
Automatisch eingereist 6547
Die Nichtschlange-Schlange 6547
Metamorphosen des Spätkaufs 6548
Facebook ist mein Portemonnaie 6550
Die RTL-Gruppe macht Video-on-Demand zu einem Problem 6552
Beobachtungen zur Urlaubstechnik in Frankreich 6553
Der Bauer verkauft aus dem Automaten 6556
Ich bringe uns das Internet in die Ferienwohnung 6557
Hammerhaiforscher vermitteln Sicherheit beim Zahnarzt 6559
Ich mache meine Steuererklärung like a boss 6561
Die Red Hot Chili Peppers live im Wohnzimmer 6563
Insolvent aus Sicherheitsgründen (mit Faxgerät-Bonustrack) 6568
Der Drucker druckt nicht 6571
Ich finde das kaputte Internet 6572

Die Welt in 16 Megabytes 6575
Die elektronische WC-Tür 6575
„Ich bin in Sicherheit!“ 6577
Noch lange nicht obsolet: Wählscheibentelefone in meinen Träumen 6578
Das Fax: Und ist das jetzt auch angekommen? 6579
Von Opas Taschenmesser zum EDC-Tool 6581
PDF? Kenn wa nich! 6587
Erste Schritte mit blauen Zähnen 6588
Unseriöse Handytelefonate mit Reis 6589
Die ersten anonymen Fragen 6590
Zu beachtende Faktoren beim Premium-Austausch eines iPhones . . 6591
Die mobile Telefonzelle 6593
Seefahrt ohne Not 6596
Fünf Arten, das Kägifret zu kaufen 6597
Nanook of the Past 6599
Nicht okay, Google 6599
Okay, Google: Googeln, bitte 6600
Trotz Access kein Zugang 6601
Die No-Media-Dose 6602
Der Hersteller war 24 Jahre schneller 6604
Sicheres Bargeld dank Google Iris 6605
Smartphonemöblierung 2003–2016 6606
Stromloser Frei-Tag 6607
Selbstverständlich habe ich das vorher getestet! 6609
Neues LED-Licht im alten Eisstadion im Friedrichspark Mannheim . 6610
Die Natur fordert die Paketbox zurück 6614
Freunde 6615
Nichtkaufargumente einst und jetzt 6617
Ich lese unentdeckt 6617
Überraschender Service, der kurz erschreckt 6618
Zwei Monate mit Smartphone 6619
DB Navigator! Smooth Operator! 6622

Wanted: Das Überallhin-Verschieben-Kopieren 6624
Das neue Telefon soll dem alten Telefon eine Stütze sein 6626
Tracking für die Tonne und ein sehr ehrlicher Hotlinecomputer . . . 6628
Lange Rille und Glitzerscheibe 6630
Endlich dürfen auch die Vergesslichen nachts scharf sehen 6632
Speichermedien und Speichergrößen 6634
Entspannung durch Orientierung 6635
Wie das Handynetz in meinen Keller kommt 6636
Spontanheilung 6637
Hilfe durch das Microsoft Technical Department und schlechtes CRM im indischen Callcenter 6640
Französische Filme gibt es nur in Frankreich 6642
Dash ist da! 6643
Your Own Personal Captcha 6647
Status Quo Netzwerk und Home Entertainment 6647
Spaß mit Überwachung 6653
Flybys am Hudson 6655
Jugend ohne iPad 6657
Passkontrolle: jetzt noch etwas automatischer 6658
Weniger Hausaufgaben dank Online-Hausaufgabenheft 6659
Mühsal der Internetbeschaffung im Ausland, Folge 8427 6662
Geburtstagsgrüßeverteilung 2016 6664
Klassenreise nach Digitalien 6665
Ein letztes Mal Roaming vermeiden? 6666
Enter PIN code 6668
Hilflos in Mississauga 6668
Ganz viel Internet in der Berliner U-Bahn 6670
Das Internet im Hotel ist nicht nur vorhanden, man kann es auch mitnehmen 6673
Smartphone und anderer Leute Computer reicht 6674
Die Postdienste des Postamts 6675
Geburtstagsbastelarbeiten im Hotelzimmer 6678

Erst kein Strom, dann keine Zeit 6680
Knapp verpasste Zukunft: Die Telefonzellen-E-Mail 6685
Fax gegen Email: Das Fax gewinnt 6689
Die Evolution der Taschentelefone 6690
Eine Reise offline buchen – das Schlechteste aus beiden Welten . . . 6691
Saga vom Videotelefonat am Skjálfandafljót 6693
Das Tablet macht Passwortprobleme 6694
Der Kurzgeschichtenautomat 6695
iPhone-Recycling 6699
Der CD-Schlitz geht, Android Auto kommt 6700
Homezone Is Where the Heart Is 6705
All You Need is YouTube 6706
Wenn das Festnetz nicht mehr fest ist 6706
Ich betrüge dreimal die gute Firma Anker, ohne es zu wollen 6707
Verteilung der Kanäle, über die mich Geburtstagsglückwünsche erreichen 6710
Abnehmen mit dem Smartphone 6711
Das heimliche Leben der iPods 6713
Fünf Wochen, acht E-Mails, ein Joghurt 6716
Mir san mir 6720
Porto ohne Briefmarken 6720
Ich werde zum Assistenz-Assistenten 6727
Postlagernde E-Mail-Anhänge 6728
Bequem online anzeigen 6730
Die Auffindung des Manschgerls 6731
Vorher-Nachher-Bilder beim Zahnarzt 6733
George Clooney im Geldautomaten 6733
Mein Hund braucht einen Fahrschein 6734
Die Zeichen der Zeit 6738
Wer noch an der Uhr dreht 6740
In der Welt der Barschecks tut sich etwas 6742

Ich brauche eine Buchstabiertafel, um über das Internet zu kommunizieren . . . 6742
Ich brauche keine Visitenkarten mehr . . . 6745
Das Internet in China ist nicht wie zuhause . . . 6746
Zustellroboter bei der Arbeit . . . 6749
Pokémon Go auf dem Werksgelände . . . 6751
Das eventuell letzte Postkartenschachspiel der Welt . . . 6752
Das hat kein Automat verdient . . . 6755
Ein Internet mit Fernbedienung . . . 6756
Abschleppen goes wireless . . . 6759
Busfahren ohne alles (außer Bargeld) . . . 6762
Eine Automatenmaus in der Nase von Moritz Metz . . . 6763
Hardrock in der Wiederverwertungseisenbahn . . . 6764
Das Ende des Eppings ist nah . . . 6766
Erreichbarkeit per Messenger um den Preis der Privatsphäre . . . 6768
Der Remote Killswitch . . . 6769
Bestellung per Touchscreen . . . 6776
Licht am Rande der Legalität . . . 6779
Sprachlos zur Sprechstunde . . . 6784
Ganz Asien ist bewölkt . . . 6786
Parken im Internet . . . 6788
Auf der Suche nach der verlorenen Zeiterfassung . . . 6789
Das Internet gehört dazu, aber Oma hat trotzdem keins . . . 6790
Schreibgerätebiographie . . . 6790
Dreißig Jahre Musikkonsum . . . 6794
Die Erfassung der Zeit . . . 6796
Wer schweigt, der bleibt . . . 6797
Audienz bei der Kundendienst-Botschafterin . . . 6798
Statt der Bibel in der Nachttischschublade . . . 6801
Techniktütentagebuch . . . 6801
Auch das Kinderkriegen scheint einfacher geworden zu sein . . . 6806
Klausurvorbereitung 2016 . . . 6806

Neues vom Laptopverbot 6807
Infrastruktur als Ambiente 6810
Unerwartete Elternhandlungen 6811
Unterschrift per Tonaufnahme 6812
Kurbeln auch fürs Handy 6813
Die Kaffeemaschine als akustischer Adblocker 6815
Die Zukunft liegt vor der Tür, aber keiner bittet sie herein 6816
Skype-Bücher 6817
Kein Einkauf ohne Internet 6819
Macbook-Alarm 6820
Schneller ins Internet 6821
Videokonferenzvortrag 6822
Bildschirmbasketball 6823
Im Traum ist die Zukunft schon da und lässt sich ausdrucken 6824
Man kann nur telefonieren damit 6825
Aus Sicherheitsgründen müssen wir in Glasgow unter der Brücke schlafen 6826
Analoge Angewohnheiten 6827
Das Printverbot wird zurückgenommen 6828
Leseverhalten in kleinen Zahlen II sowie Schreibverhalten 6828
Live-Googlen macht erst rammdösig, dann setzt schnell Gewöhnung ein 6830
Die hausgemachte Digitalisierung des Heizens 6832
Der Schlaf der Getrackten 6833
Ich bin hier doch fehl am Platz? 6836
Wie Sträflinge ins Internet finden 6840
Ich emanzipiere mich von Postfilialenöffnungszeiten 6841
Ein Telefon zum Telefonieren, also nur für Eltern 6842
Ihr Fachgeschäft für falsche Uhrzeiten 6843
Ich foltere mich selbst, mit einem heißen Laptop 6846
Null bis 70 Prozent berufliche Kommunikation über den Facebook-Messenger 6847

Die Medienkompetenz des Handys lässt zu wünschen übrig 6847
Mit Live Photos den Diaabend retten 6848
Die Telekom sagt sorry 6849
Ungewohnte Geräusche 6850
Mehrgängiges Menü vom Automaten 6850
Jetzt neu im Internet: Arzttermine 6853
Die Welt in einer Rückenlehne 6853
Das endlose Leben des Endlospapiers 6857
Für den Internetzugang braucht man Internet, auch in Martinique und Guadeloupe 6863
We All Cry For WiFi! 6864
Lucia mit Blitzlicht 6867
Nur das Ziel ist ein anderes 6867
Kein Aufwand für Tiger Lou 6868
Furcht und Elend der Heizdecke 6869
Die Digitalisierung der Zuckerarmbanduhren 6871
Es muss von innen leuchten 6872
Der Weg zur eigenen Telefonnummer 6872
Zollanmeldungen im Jahr 2016 6873
Fußnoten mit Hybridantrieb 6874
Nur zu Weihnachten: Radio hören über Kurzwelle 6876
Der Gutsch und die Folgen 6879
Festplatten in runden Gehäusen, damit kann aber auch niemand rechnen 6880
Für Internet überwinde ich meine Telefonschwäche. Aber nur kurz . 6883
Der Tag, an dem wir die Zeitkapsel öffneten 6885
Leb wohl, E-Mail 6888
Abschied vom gelben Glimmen 6888
Ich kann eine Konzertaufnahme nie wieder hören, und dann doch . 6892
Schrott aus China singt schöne Lieder 6893
Gleichzeitige Sorgeanrufe 6896
Sicherheit im Spiegel der Redaktion (und ihrer Freunde) 6896

Datenverbindung im ländlichen Irland 6899
Unklare Gefahren am Busbahnhof 6901
Analoges Relikt einer digitalen Existenz 6902
Die mysteriöse Katze kann nicht mehr erscheinen 6905
Mein Telefon wird politisch gehackt 6906
Die unentdeckten Seiten meines Telefons 6907
Für PNG fehlt die Manpower 6911
Klammere den Faktor Handy aus der Schule aus 6912
Nur Rauschen auf Kurzwelle (aber das Internet kommt zu Hilfe) . . 6915
Ich weiß auch nicht, was die sich dabei denken 6918
Die Smartphoneversorgung überspannt jetzt drei Generationen . . . 6918
Das war um 8 Uhr früh 6919
Fernbedienung für den Christbaum 6919
Das Smartphone wird zum Handy 6923
Wie kommt das Buch aufs Telefon? 6923
Smarte Weihnachten 6925
Licht und Ton im Theater 6925
Drohnenfliegen für € 1 6927
Alte Geräte machen sich nützlich 6928
Ornithologen unter sich 6929
Das Fernsehen 6930
Die echte Technik ist zu klein fürs Theater 6931
Klebebilder sammeln vereint Generationen 6931
Keine Prüfungsangst im Traum dank Doppelhandystrategie 6935
3D-Druck: Noch geht es nicht, aber gleich geht es bestimmt 6936
Früher war mitnichten alles besser 6943
Ein Papierbuch, das mit einem E-Book daherkommt 6944
Kameras und Monitore werden vielleicht besser, aber der Rasierspiegel bleibt zur Bildübertragung überlegen 6945
Internetversorgung im Urlaub – Eine Chronologie 6947
Internet im EU-Ausland 6949
Mobile only ist im Kommen 6950

Eine ſuper Sache 6952
Wie telephonieren Gehörlose? 6953
Heizen bei Türkis und Kakao spätestens bei Orange 6953
Schaut Batman fern, um sich zu informieren? 6958
Woher spielt die Musik? 6962
Die Jahre mit dem weißen Weckerwürfel 6963
Verlustgefühl mit kurzer Halbwertszeit 6966
Das Smartboard ist kaputt 6968
Der unruhige kleine Patient bin ich 6970
Garantieleistungen in den Zeiten des Onlinehandels 6971
Schreiben mit dem Mund 6972
E-Mail-Postfach voll 6973
Neue Verbote im Flugzeug 6975
Sammelbeitrag Silvesterkommunikation 6976
Mitten in der Gegenwart wohnt die nichtautomatisierte Vergangenheit 6979
Filme im Browser, was werden sie noch alles erfinden! 6981
Bewährtes Nutzungsmuster überlebt Akkudefekt mit Explosionsgefahr 6982
Der Traum im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit . . . 6984
Fortschritte in der Badewanne 6984
Das Dazugelernte ist schon wieder obsolet (teilweise) 6985
Offline im Onlineshop kaufen 6987
Im Internet veröffentlicht ist doch auch veröffentlicht. Oder? 6988
Die Kids von heute nutzen... ICQ?!? 6991
Dieser Beitrag ist praktisch nur für Leute interessant, die dasselbe Problem haben 6993
Schwieriger Kaffeekauf im frühen 21. Jahrhundert 6994
Von oben, unscharf und eine Weile her 6997
Der Knoten als Erinnerungshilfe wandert vom Taschentuch ins Kabel 6999
Immerhin, das Internet wird besser 7001
Warnung vor dem falschen Geldautomaten 7002
im Cafe nicht telefonieren vielen Dank 7003
Das Auto legt die Ohren an und brummt dabei 7004

iPod Revisited 7005
Die Drohne nervt, aber ansonsten stört sie nicht 7007
Der Diaabend beginnt am Mittag 7008
Ich werde DO7TWI 7009
Mit Smartphone im Kino 7016
Das Flughafenpersonal ist keine Hilfe bei der Erforschung des Nadeldruckermysteriums 7017
Ich benehme mich unbotmäßig und werde für einen Bot gehalten . 7019
Der Fuchs schäumt seinen Geruch in die kalte Unweltlichkeit des Wassers 7021
Copy&Paste ist kein vollständig gelöstes Problem 7024
Der holprige Weg zur Nostalgie-Spielerfahrung – Teil 2 7025
Es ist nie zu spät für ein Festnetztelefon 7027
Youtube repariert unsere Spülmaschine 7028
Öffentliche Arbeitsplätze in der Schweiz und anstrengende Senioren 7031
Teichoskopie an der Nordsee 7032
Wie ich in Berlin einen Reisepass dringend brauchte und auch sofort einen beantragen konnte 7032
Ende des Monats: Das Datenvolumen reicht 7035
Hotels bestehen immer noch nicht vollständig aus Steckdosen, und wir müssen es ausbaden 7037
Legaler Filmkonsum ist machbar, man muss nur einfach überall Kunde sein, darf nichts Altes, nichts Neues und nichts Ausgefallenes wollen und am besten nie verreisen 7037
Ich verwende zur Speicherung Backups und Backups von Backups sowie andere Backups 7039
Das Archiv der Adressen (Stand: 2009) 7042
Jazzklavier und moderne Technik 7043
Die parametrische Strickliesel 7045
Ein Problem kommt selten allein 7048
Spontane morgendliche Sicherheitssorgen 7050
Spannungsbogen im Halbdunkel 7051

Ein Blog wird gefunden, aber es ist zu klein 7052
Honey, I Shrunk the Tower 7053
Konto kündigen in nur 1, 2, 3, 4 Schritten 7054
Es ist zu kalt, aber der Techniker kommt “sofort” 7056
Die Augmented Reality ist schon da und tritt mich ans Knie 7058
Wenn ich nicht mit den Lautstärketasten umblättern könnte, würde ich überhaupt keine Bücher mehr lesen 7059
Die Kühlsysteme ändern sich, die dummen Fragen bleiben immer gleich 7059
Mein deutscher Akzent rettet die Kasse des Carphone Warehouse . . 7062
Es geht so schnell mit den Algorithmen und der Kunst, man kommt kaum hinterher 7064
Der Beginn einer Bot-Freundschaft bedingt das Akzeptieren des Service Agreements 7070
Ein etwas zu langer Beitrag über einen etwas zu langen Weg einer Telefonanschlussumstellung 7074
Ich verwende zur Speicherung den Planeten 7076
Herausfordernde Übergangsphasen beim Lesen 7077
Nochmal N26. Und nochmal. Und nochmal. Und nochmal. Und nochmal 7078
Windräder, überall Windräder, die waren doch eben noch nicht da? 7080
Am unteren Ende der Stromskala 7082
Kontrolle ist gut, Vertrauen ist billiger 7083
Das Traumhaus in Weiß mit Arbeitsbereich 7085
Mit dem Handy in der Hose bleibt die Kompaktkamera im Schrank . 7086
Kabellose Kopfhörer sind schwer zu bekommen 7092
Müll, Lumpen, Teppiche und Videokassetten 7093
So hatte ich mir das nicht vorgestellt 7095
Für jede Seite, die ich lese, wachsen dem Buch zwei neue 7097
Kindle Oasis 7098
Ich habe mich seit 2845 Tagen nicht mehr von der Tastatur entfernt 7102
Vergesst nicht, eure Handys wieder einzuschalten 7103

Ich werde von Benjamin Blümchen geweckt und möchte das nicht . 7104
Online-Führung durch's Techniktagebo(o)t 7107
Der Reis in der Maschine 7110
Das Leben mit der Neuen 7111
Mein Internet der Dinge 7112
Das Handy mit der Kraft des Glaubens aufladen 7114
Sind Sie sicher? 7120
Ich brauche ein Sparkonto und alles klappt 7121
Noch nicht mal auf das Internet kann man sich verlassen! 7122
Die Zeit der Beamer war eine kurze 7123
Im Audibleguthabenlimbo 7124
Vielleicht kann die NSA meine Mails lesen, aber wenigstens bekomme ich keinen Spam 7126
Die Kaffeemaschine ist kaputt, aber es gibt eine Lösung, die mit wenig Technik auskommt 7127
Hurra, hurra, wir dürfen Bücher jetzt ganz offiziell mehrfach lesen! 7128
Im Supermarkt 7130
Mobilfunkverwirrung bei EasyJet 7132
Die unsagbare Normalität des Umständlichen 7132
Gelassen im Taxi 7134
Das neue E-Book ist so gut wie immer, nur noch besser 7135
Mein Internet der Dinge (2): Von hier bis zum Mond 7137
Klopapierkulturtechnik im Wandel der Zeit 7139
Der Kampf um meine Aufmerksamkeit 7140
Der Tag, an dem ich die Langsamkeit des Internets lobte 7142
Sergio Maldini liest ein Buch 7144
Die neue Angst vor dem Link 7145
Mich stört eine fiktionale Ohrenentzündung 7146
Die Wagenreihung wird digital. In Echtzeit 7147
Eine neue Art Technikalptraum 7148
Alles ist besser in der Schweiz. Außer Google Street View 7150
Telefoniercafés ohne Telefone 7152

Smartphones und Zuckerzeug bei Schülern, die Welt könnte ein besserer Ort werden 7154
Ein dreidimensionaler Copyshop für dreidimensionale Dinge 7156
Wuurßamprichnisnwiemirstzheingimmerdßlfircigtfmdas Ungewöhnliche 7157
Unlimited technology from the whole universe! 7158
Zen und die Kunst zu tippen 7162
Das WLAN im ICE ist jetzt umsonst, aber dafür immerhin nicht gut . 7164
Es geht ja nichts mehr auf den Spike 7167
Gehen Sie zurück auf Los! 7169
Wie man internationale Hotelbuchungen storniert 7171
Randlos, ratlos, rantlos 7172
Smartphone-Anwesenheits-Kontrolle ab 2016 7177
Die Hightech-Lösung für ein Low-Tech-Problem (Edition Getränkeautomat) 7177
Der doofe neue Fernseher, den keiner wollte 7179
Der praktische Blick ins Internet und der theoretische Blick heraus . 7180
Ich höre Phantomvögel 7180
Immer offene Browsertabs, der späte Beginn einer Chronik (VI) . . . 7181
Ich habe schon überall ein Nutzerkonto 7182
Der praktische Stoffriss 7184
Wie man ein Telefon halten kann 7186
Von der Schwierigkeit, legal Videos zu schauen 7187
Der Zettelkasten des Herrn Rutschky 7190
Neue Geräte beim Schwiegervater 7196
Seltsames Fahrgastgebaren im Film und womöglich auch in der Realität 7197
Wie Fotos reisen 7198
Der Fahrer steigt zuletzt aus 7199
Steckdosen fürs Proletariat 7200
Mehr Licht! 7201
Der Zentraltrick der Ordnungsherstellung 7205

Eventuell das Ende meiner Beziehung zu Amazon Kindle und der Beginn eines neuen Lebens mit Google Play Books 7207
My Little Pony (so heißt der Computer) 7209
Vom Lesen nichts Neues 7212
Mein Smartphone hat mir gar nix zu sagen! 7214
Wie man im Skigebiet ein Kind wiederfindet (und wie nicht) 7216
Die Generation Display und die Sofortbildkamera 7217
Vor dem feuerlosen Kamin, vor dem kaminlosen Feuer 7218
Aus dem kleinen Bild wird ein ganz großes (nachdem man dafür bezahlt hat) 7221
Ich drucke jetzt räumlich 7222
Wenn man wirklich mal ein Gebäude anrufen will statt einer Person 7229
Die Rettung eines Beitrags klappt, aber nur mittelgut 7230
Lieblingstweetlisten auf Rezept 7232
IT-Kompetenzen in einer digitalen Welt 7234
Buchdruck im Schlaf 7235
Rezensionsexemplare vom Verlag: alles wird besser 7236
Alte Gewohnheiten 7237
Ungleich verteilte Zukunft 7238
Erst geht alles ohne Telefon, dann aber doch nicht 7240
Shakespeare im Mediendoppelpack 7242
Monolithe und Zebrastreifen 7243
Da muss man echt aufpassen 7245
Die Karte ist das Gebiet, und ein sehr attraktives dazu 7246
Schattenseiten der Legalität 7246
Nachtschicht in Indien 7248
Flashback: Mein Eurosignal in der Grabbelkiste 7249
Eine Taschenrechnergeschichte 7252
Die Erker und Zinnen meines Handys 7255
Bei der VG Wort sind keine Textupdates vorgesehen 7260
Niemand grinst noch über DOS 7262
Frische Eier, jederzeit 7263

Palmen für Elektrosensible 7265
Unschöne Dinge geschehen, aber ich bin reich und habe ein Backup 7267
Das Rätsel um den schlechten Mobilfunkempfang wird im Thairestaurant gelöst 7269
Die Mission Control Time fällt aus 7270
Mit Paketen ist alles gut, außer 7271
In meiner Biblio8thek sind Seitenzahlen 7273
Zeit ist eine rote Linie 7274
Ziehen, stossen, waschen, wischen 7275
Die Rechnung in der App 7275
Bildbearbeitung mit dem Wunderblock 7276
Den Text vor lauter Arbor nicht 7279
Meine Daten kommen zurück auf die Festplatte gekrochen 7280
Zuhause ohne Drucker 7281
Der Traum von der Ein-DOI-tigkeit 7282
Lesen im Halbschatten 7284
Möglichkeiten und Grenzen des Chat-Journalismus 7284
Alle meine Browser 7285
Der Fernsprecher geht, der Staubsauger bleibt 7288
Der Automat verkauft mir exakt die richtigen Fahrkarten zu exakt dem richtigen Preis 7290
Was mir nicht richtig passt, kriegt Likes und Herzen 7291
Zwei praktische Ideen, jedoch 7292
Sparsames Kopieren aus dem E-Book 7295
Warum Berlin? 7296
Die Zeitmaschine hat ein Diskettenlaufwerk 7297
Ich muss mich in der Oper weder auf meine Ohren noch auf meine Französischkenntnisse verlassen 7300
Ganz oder gar nicht: Upload ins Nirvana 7301
Wespennesttestversagen am Pilotbahnhof 7302
Das Buch redet in die falsche Richtung 7304
Der böse Techniker 7305

Zwischen Offenburg und Straßburg gibt es vielleicht Internet im Zug 7307
In The Year Ten Fifteen 7307
Distraction-Free Unfug 7310
Zugfahren noch einfacher 7314
App-Konfusion in der Bürokommunikation 7316
Ich lüge nicht – Facebook ist mein Zeuge 7318
Bildcode erfolgreich telefonisch beschrieben 7319
Weg mit dem Telefon auf dem Telefon! 7320
Zettelsystem 7320
Nützliche Telefonkabelringel 7322
Der Traum von der eigenen CD 7323
Mein Suppenhalter und ich 7324
Zettelwirtschaft 7326
Online nur Papiertickets 7329
Das Wesentliche ist für das Smartphone sichtbar. Oder? 7330
Sommerzeit. Schon wieder. 7330
Der Wecker ist entschuldigt 7331
Mutmaßungen über die Türklingeln von früher 7331
Dumm ist das Netz, nicht das Telefon 7334
Das Vertrauen in die automatische Zeitumstellung müssen sich Smartphones noch erarbeiten 7335
Bahnstrom nur mit Leihstecker 7336
Digitale Feuerstättenschau unter Zuhilfenahme von Hokuspokusmathematik 7340
Abfahrtstafeln: Ablösungen und Auflösungen 7343
You have more #alcohol lately 7346
Urlaubsfoto mit dem unsichtbaren Tier 7347
OCR aus Screenshot 7348
Internet und Bier im Sonderangebot 7350
Astronautenkatzen 7351
Keine Hörbuchlektüre ohne Rechnen 7354
Am See 7356

Man könnte beim Mittag was Neues probieren, theoretisch 7357
Fernsehen wird zum Problembegriff 7360
Sag's Wien – talk to the hand? 7363
"Online-Beleg! – gilt als Original" 7363
Don't call me, I probably won't call you either 7365
Warum ist der Telefonhörer krumm? 7367
Die Fahnenkorrekturen 7367
Das Volk muss nicht online erfahren, welche Kontogebühren man einzuziehen gedenkt 7369
Was macht eigentlich . . . Telecafé und Internetcafé? 7370
Anmeldung per E-Mail derzeit noch nicht möglich 7373
Digitale Notenmappen und Setlisten 7374
Alles auf Papier 7376
Röhrenmonitor, vielleicht zum letzten Mal 7376
Das andere Links 7378
Neues Handy-Icon im ICE 7379
Wie das Hörbuch drahtlos auf das schlaue Telefon kommt 7381
Vergangenheit und Zukunft im alten Airbus 7382
Die Satellitenantennen wachsen an den Südseiten der Häuser 7386
Im Traum ist alles sehr umständlich, denn Internet gibt es nur draußen 7392
Reale Virtualität – oder was? 7393
Die Bank darf alles, jedenfalls mehr Zeichen 7394
Facebook "liest" meine Fotos und taggt Freunde 7395
Meine Superkraft ist das Zerstören von Kabeln 7399
Die Schwächen des Fernsehprogramms muss man nur nutzen 7401
Ich bin im Ausland und habe zu viel Datenvolumen 7402
Das letzte Klingeltonrefugium 7403
Ich bin die Fernsehretterin meiner Eltern 7407
QR-Code-Strahlen befühlen mein Handy 7409
No Parking 7410
Ceci n'est pas un Touchscreen 7411
Scannen als Passion 7411

Von Parkplatzfotografierern und Handyvergessern 7414
Das Handy wird am Akku operiert 7415
Boje im Bett 7417
Machine Learning gibt den Künstlerberuf, Machine Learning nimmt ihn hinweg 7418
Wir müssen den Artikel nicht zurücksenden 7421
Grüne Telefone im Weinberg 7423
Meine Träume werden mir genommen 7426
Die Anweisungen zur Zopffabrikation kommen per Luftpost. Exciting! 7427
Der große Fernseher ist groß 7431
Kriminelle Kängurumachenschaften 7433
Zwei Aussterbende halten sich aneinander fest 7433
Google ist klug, aber nicht klug genug für Zeitzonen 7436
Haustier Drohne 7437
Kaffee ist fertig trotz unklarer Ankunftszeit 7438
Fernsehen, im Fernsehen oder online 7441
Jungbrunnen ohne Strom 7442
Sicherer Smartphonegriff auch ohne Pokémon 7443
Hände frei für Stadtpläne aus Papier 7444
Bekennerschreiben kommen mit der Post 7446
Worin ich viel Eis esse, mir danach aber trotzdem noch einen Besuch auf der Bahnhofstoilette leisten kann 7447
Umprogrammiert 7450
Zentral gelegene Reklame- oder Ausstellungsvitrinen zu vermieten . 7451
Botschaften aus der Vergangenheit 7453
Kein Kopfhörerausgang, kein Ton 7453
Die Müdigkeitserkennung erkennt etwas 7454
Über die anhaltende Schändlichkeit von Congstar 7455
Spargel schälen – FOR SCIENCE! 7456
Mal eben die Fotos auf das iPad kopieren 7457
Schuhe nur für Barbie 7459
Im Urlaub macht Windows die Arbeit, Apple just for the lulz 7460

Wenn irgendwer dreimal klingelt 7462
Die Kirche ist moderner als die Schule 7463
Noch habe ich nicht recht, aber bald 7466
Übergangszelle 7468
Für Sneaker ungeeignet 7472
Der eigentlich ganz einfache Weg zur Champions League 7473
Datentarife sind wie Socken geworden 7476
CSI Switzerland 7478
Die Leihfahrräder sind jetzt grün, aber immer noch eine Sache für Geduldige 7483
Ins Neuland führen Wegweiser aus Papier 7485
To Packstation or not to Packstation 7487
Mit dem Smartphone bezahlen 7488
Essen (fast) für die Ewigkeit 7490
Kindergeld online 7491
Mein Smartphone kann nicht mehr telefonieren, aber ich freue mich nur kurz 7492
Meine car2go-Karte kann ich wegwerfen 7494
Die Zukunft kommt, wenn auch anders als geplant 7498
Das Geheimnis der bekloppten Mikrowelle 7499
(Fast) nichts an diesem Ausflug ist techniktagebuchrelevant 7500
Wie ich in Portugal fast auf so ein verhasstes Fahrrad gestiegen wäre 7502
Aufwühlende Anzeigetafelentwicklungen am Zürcher Hauptbahnhof 7507
Ist mir doch egal, ob Google weiß, wo ich bin. Meine Frau soll's nicht wissen 7510
Mutmaßungen über die 1980er Jahre 7511
Speicherplatz, vielleicht doch kein gelöstes Problem, jedenfalls nicht überall 7513
Laut Google wohne ich auf einer Landstraße 7514
Bei Marvel sind die Telefone schnurlos – doch die Bildränder noch nicht 7516
Stromverleih am Flughafen 7517
Die Packstation im Laufe der Zeit 7519

Mein Telefon ist nicht mehr fit genug 7521
Kurz vor der Rückkehr der Schellackplatte 7522
Hauptsache weg. Oder hin. 7525
Mein Freund, der Solarbaum 7527
In eine Art immunisiert 7530
Der private Mobilfunkrepeater auf dem Balkon 7532
Ich habe immer noch eine ganz falsche Vorstellung von Netflix, aber insgesamt wird manches besser 7537
Ansagen ignorieren ohne Reue 7539
Online zur Briefwahl 7540
E-Mail: The Next Generation 7541
Der Mensch ist nicht gern allein 7542
Wir müssten lernen 7544
Verschiedene Blickwinkel auf die Sache mit den Selbstscankassen und den Kettensägenmassakerwunsch 7546
Es ist viel praktischer als Fotos machen 7548
Die Konvertitin 7549
Ich möchte ein Smartphone kaufen, aber der stationäre Handel macht seine Sache gar nicht mal so gut und will mir keins verkaufen 7550
Leihradfahren in der Zukunft 7552
Was jetzt schon wieder alles möglich ist 7557
Die vielen Vorteile der Fotodigitalisierung 7558
Über die fragmentarische Natur moderner Streamingdienste am Beispiel einer wirklich ernsthaft gedruckten Fernsehzeitung 7562
Kein Haken – Anruf 7565
Mixtape 3 ist doppelt nutzlos 7566
Der passiv-aggressive christliche Blog meiner Mutter 7567
Weggewischt, die Räuspertaste 7569
Die Mail wird mit der Pferdekutsche zugestellt, aber irgendwie ist es auch toll 7571
Subtile Signale gegen Telefonklingeln 7572
Die vorletzten SMS-Nachrichten von Menschenhand 7573

Mein Handy will die Scheidung 7574
Bücher im Gehen lesen von früh bis spät, so habe ich mir die Zukunft vorgestellt 7575
Softdrink per Smartphone 7576
Die Kunst, im ICE zu streamen 7581
Requiem für einen Ast 7581
Anruf in Australien: Je internetter, desto Telefon 7585
Das Bahn-Ticket per Post nach Pakistan schicken lassen, so geht es also auch 7588
Die re:publica ist vielleicht wie lineares Fernsehen 7589
Digitalkompetenz Smartwatch 7590
Kathrin Passig hat auf mein Handy geatmet oder so 7592
Ein Kindle! Jetzt mit mehr Buchgefühl! 7593
Bezahlen an der unsichtbaren Kasse 7597
Ich habe ein paar Jahre nicht aufgepasst und jetzt kann man das Fernsehen mit Twitter synchronisieren 7598
Zwanzig Jahre Kontaktanbahnung im Internet 7599
Das WLAN-Passwort wohnt im Handy 7600
Mein Luftkissenfahrzeug ist voller Flughäfen 7602
Etappenplan unter Berücksichtigung von WLAN-Wasserlöchern . . . 7605
Jetzt neu! Internet in Berlin-Spandau! 7609
Deutsche Bahn, Verkehrsverbunde, Online-und Handy-Tickets 7610
Die Catch 22 PayPal-Loginhölle 7614
Die neuen Notlügen der Generation Smartphone 7616
Applikationsdatenübertragung? You wish 7617
Alles Nützliche für den Urlaub und das WLAN-Passwort 7618
Tools für die Fernbeziehung: Gemeinsames Netflixvergnügen via Skype-Screensharing 7621
Meine neue Nachbarin heißt Marlies 7625
SMS-Monat Mai 7626
Das Laptopdrehen als motorischer Automatismus 7627

Das Ausdrucken des Eingescannten und das Einscannen des Ausgedruckten 7627
Eine Pandemie kaputter Nebelscheinwerfer 7628
Die Musik geht nicht aus und die Apps müssen bleiben 7630
Das Aussterben der Analog-Fotografie wird von MusikerInnen mit gewisser Sorge betrachtet 7631
Die Bahn informiert jetzt fast über alles 7634
Wenn das Internet im ICE nicht will, hilft auch kein WLAN-Buddy . 7636
Quelle: Internet (sowie U-Bahn und Wartezimmerlektüre) 7639
Alles unter 2 km ist 0: Eine Pokémon-Zwischenbilanz 7640
Bibel 2.0 7642
Sorry, kann nicht zurückrufen, bin unterwegs 7643
Der Bildschirm-Maus-Irrtum 7644
Im Papierbuch steht immer alles da, wo es auch eben noch stand . . 7644
It's the SIM Card, Stupid! 7645
An diesem Tisch bitte kein Laptop mehr 7646
Textfreies Kochrezept 7648
Analog-digitale Bilder von meinen Zähnen 7649
Versuchen Sie es in 26 Sekunden erneut 7650
E-Mail ersetzt die Visitenkarte 7651
Wasserstände von öffentlichem Interesse: Der Anrufbeantworter der Donau 7653
Videotheken-Ausgrabungen in Neukölln-Nord 7657
Alle nutzen ein Tablet, nur ich nicht 7659
Die Zeit zum Reichwerden war wohl gerade 7660
Ziga-was? Vom Raucherhilfsmittel zur Gleichstromquelle 7661
Livestream – Make Faulheit great again 7667
Äußerst mobile Kommunikation 7668
Hackerschauer über meinem Server 7669
Ich deinstalliere Facebook und fühle nichts 7672
Ende der Roaminggebühren in Europa! (Terms & Conditions apply) 7673
Für den Gebrauch des Wörterbuchs bin ich noch zu jung 7678

Rumstromern mit dem Klapprad 7679
Hybridantrieb, einspurig 7689
Google bestellt Honda-Newsletter ab und bestimmt auch viele andere 7698
Die Schrift an der Wand 7700
Alle sind nackt und müssen dringend die Zeit wissen 7701
hi andre 7704
Ferien 7705
Wenn man noch eine Telefonkarte hätte, könnte man hier mit ihr telefonieren 7706
Verlustängste beim Musikhören 7710
Alter Zug, neues Netz (aber nicht in Deutschland) 7711
Der Offline-Einzelhandel und ich, eine nicht gut funktionierende Beziehung. Dritter Teil einer vermutlich noch nicht abgeschlossenen Trilogie 7713
Vom Analogrieseln zum Digitalrieseln in nur zwei Elektromarktbesuchen 7714
Derzeit nicht verfügbar: Salzstreu-Zubehör für Filmdosen 7715
Tanz mit dem Roboter 7717
Mich führt hier ein Licht durch das All 7718
Naturgesetze des Bankenwesens werden überwunden 7719
Der Rotlicht-Hack 7721
Weitere geheime Endlospapierdrucker drucken irgendwo auf der Welt noch vor sich hin 7723
Es gibt sie noch, die gelben Seiten 7725
A Day In The Life 7726
Muss Touring Biro 7728
Das kann doch nicht so einfach sein. Das können die doch nicht einfach machen 7736
Die neuen touristischen Trottelgebräuche sind da 7739
CDs ohne Namen, Fans ohne Abspielgeräte 7741
Abenteuer im Darknet (Nichtschwimmerbecken) 7744
Ein Abend im Leben der gesetzestreuen Bürger 7745
Brandenburg: Partly cloudy 7747

WiFi überall für digitale Nomaden 7748
Routenplanung auf Umwegen 7749
Püntenell 7750
Zu schnell für einen Screenshot 7751
Digitales Ringelreihen 7751
Verwechslung von Körperteilen im Halbschlaf, frühes 21. Jahrhundert 7752
Online Zeit sparen 7753
Moderne Festnetztelefonie 7755
Geisterfahrräder und Zombieroller 7756
Der Unmut der Taxifahrer findet immer einen Weg 7760
Falsch parken in Kaiserslautern 7761
State of the Uber 7764
Wie das Foto auf die Leinwand kommt 7769
Glück ist doch käuflich 7772
Der Bürgermeister wird jetzt aufgeweckt, wann er will 7775
Ich will großes Bargeld loswerden 7778
Weihnachtsgeschenk 1977 7778
Filmlisten mit Wunderlist 7781
Das Kindle braucht keine Lesezeichen 7781
Informative Falschnachrichten 7782
Momox ist mein Netflix 7784
Der Dulles-Zwischenfall 7785
Medienwandel merkt man auch an Geburtstagsgrüßen 7786
Das Telefon ist gut genug 7787
Dreizehn Jahre manuelles Backup 7788
Per Telefon das Fenster schließen 7789
Die Tastatur hat einen eigenen Bildschirm, oder Moment 7791
Peak Beep? 7795
Die Technik kann man schon kaufen, die soziale Akzeptanz noch nicht 7799
Kryptowährungen machen nicht alles einfacher, manches aber schon 7800
All Watched Over by Washing Machines of Loving Grace 7801
Gefangen im Schweizer Netz 7802

Zeitreise mit der Maus in Google Maps 7805
Die Kamera scheitert am Eszett 7807
SIM-Wahnsinn! 7808
Ein Wecker ohne Funktion 7811
Unfreiwilliger Praxistest E-Verwaltung 7812
Onkel Jodok, die Techniktagebuch-Redaktion und das Rätsel des Telefonierens 7816
Durch die Luft geht es schneller als durch den Draht 7818
Beim Fax bleibt auch das Denken analog 7819
Immerhin die Audiokabine hat noch einen Nutzen 7821
Alles ist weg! Genau wie früher! 7822
Die Vergangenheit kostet 840 Franken im Jahr und wird deshalb beendet 7824
Ohne SIM ist schlimm 7825
Das Internet macht mich zum Dokumentenfälscher 7830
Bei mir piept's 7831
Neue Technik einfacher als alte 7833
Das endgültige Ende einer Technologie 7834
Endlich kann ich den Zugang zur Toilette durch Wedeln meines Smartphones über einen Scanner erlangen 7836
In das Kleid passt immer nur eine Kundin gleichzeitig 7838
Aus Fächern werden Fallschirme 7839
Meine erste kontaktlose Brezel 7843
Mein rosaroter Fidget Spinner 7844
Wenn's knallt, ruf die Polizei 7845
Es droht eine harte Forke und es lockt ein Bitcoin-Bällebad 7848
Wohnformen der Zukunft und der Untergang von New York 7852
Technik im Haushalt: Bestand 2017 7853
Wlan Roaming auch zuhause 7877
Would You Give Us Another Chance? – Nope. 7880
Die Nachteile des Analogen 7882
Mein Desktop, mein Startmenü, mein Office 7882

Zwei Heimtrainer, die die gleiche Person sind 7883
It comes in Handy 7884
Das G1 ist nicht ganz so schnell wie ein Eurofighter 7889
Cyborgstudenten, mitten unter uns 7891
Das Fernsehen der Zukunft ist da 7893
Die Show vor dem Film 7896
Das DRM meiner Träume 7897
Wie macht ihr das eigentlich bei Ingress? 7897
Technik im Haushalt, vorhandene und nichtvorhandene 7907
Im Stadthaus ist jetzt schon Zukunft! 7918
Das Auto, in dem ich nicht sitze 7922
Technik im Haushalt: Bestand 2017 – Ergänzung 7923
Eine Woche war mein Internet krank 7927
Das Doppelleben einer Teekanne als Schildkröte 7929
Die Kameraschachtel ist die Kamera 7931
Google Maps weist den Irrweg 7935
Eigenhändige Unterschrift 7936
Mit Google Indoor Maps aufs Klo 7937
Elefanden-Warnungen 7939
I'm a Berliner in New York 7940
Hier gibt's Internet 7944
Du scannst mich nicht 7945
Wurmlöcher im Zug? 7947
Die Health-App hilft beim ungesunden Leben 7950
Kein Zutritt mit uralten Handys 7951
Technik im Haushalt: verschwindende 7953
Wir machen Urlaub und das Internet kommt per Postkarte 7957
Wäsche ist fertig! 7959
Das Stiefmailkonto 7961
Neue Sozialformate, neue Pokémonfanggeräte 7962
Das Handy ist still 7965
Weil es halt geht 7968

Kaum braucht man die SIM-Karte nicht mehr, schon sieht der Markt ein, dass man eine braucht 7969
Die Drohne hört auf die Hand 7972
Anruf bei der Polizei Hamburg 7974
Gruppentauglichkeit von Ebooks 7975
Paypal, Gmail und mein amerikanischer Doppelgänger 7976
Leihrad sagt nein. Smartphone auch. Externer Akku auch. 7979
Facebook und ich 7981
Verbindungen und ihr Scheitern 7983
Ich tanke in Schweden, und eigentlich ist es gar nicht so kompliziert, wie es hier beschrieben ist 7984
Haushaltstechnik 2017, Großbritannien 7985
Fifty Ways To Bring Your Lovesong 8000
Ein Telefongespräch wird geplant 8001
Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 1) 8002
Leben und Sterben im Café 8004
Diabetes für Anfänger 8007
Mutmaßungen über Werbeanrufe 8008
Auf der Suche nach der verlorenen Zeit 8010
Ich kann das Internet nicht durchlesen und nicht einmal anhören und muss sehr viel weinen 8011
In Schweden mangelt es an Netzstrom, nicht an Netz 8013
Baden gehen mit den Spind Doctors 8016
Warum kompliziert, wenn's auch ganz einfach geht? 8019
Warum einfach, wenn's auch kompliziert geht? 8020
Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 2) 8022
Wie ins Gesicht gedruckt 8024
Die Flughafenisierung des Bahnhofs 8026
Ich schicke mir selbst ein Foto und bearbeite es zwischendurch noch mit dem Facebook-Messenger 8029
Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 3) 8031
Aus dem Leben einer Cyborgstudentin (1. Teil) 8034

Handygebrauchskritik 2017 8036
Ein dank Streaming sehr entspannter Serienabend (fast) 8037
Das Foto muss zu Angela 8038
Alle sollen das Wort Gottes hören können 8039
Mein Necessaire 8041
Ein Jahr Boogie Stomp 8042
Schrott und Sicherheit 8045
#keinbockauftwitter 8049
Weniger Automaten, mehr Steckdosen – Neuer Trend im Regionalverkehr? 8050
Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 4) 8054
Onlinebanking, das nächste große Ding 8057
Das Buch ist gelesen, aber Amazon mag trotzdem nicht 8059
Die Videotheken und ich 8061
Strandlektüre: Gedruckt oder E-Book 8062
Das Schwarzweiße ist das Echte 8064
Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 5) 8064
Selbstscankassennutzung ohne Kettensägenmassakerwunsch 8068
Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 6) 8070
Die Vergangenheit ist noch da, sie ist nur ungleichmäßig verteilt . . 8071
Man kann die Leuchtmittel gar nicht so schnell aufbrauchen, wie neue erfunden werden 8073
This is the story all about how I watched a sitcom on my phone . . . 8074
Die Angst vor Elektrosmog ist teuer (für andere) 8075
Unwissen aushalten lernen mit der grünen Eule 8077
Urlaub ist nicht vorgesehen 8078
Als LOL noch 5 bedeutete 8079
Nachrichten von den Hosentaschenteufeln 8081
Bitcoin aus dem Automaten 8083
Der Techniktagebucheintrag, der nicht sein sollte 8090
Registrierung im Rundfunkbeitragsportal 8091
Andere Länder, andere Erwartungen ans Bezahlgerät 8093

Ein ungeschriebener Beitrag 8095
Günstig, gäbig, ungeordnet: der asiatische Veloverleih 8095
Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 7) 8097
Die Mobilfunk-Hotlines sagen mir, was ich schon weiß 8099
Fernwandern verbessern mit elektronischen Karten und Ortung . . . 8100
Kauft keine Zwiebeln! 8103
Die DVDs sind bald nichts mehr wert 8104
Bewegen Sie Ihre Hand über Ihr Gesicht 8104
Wie wir der der neuen SIM-Karte auflauern, sie aber trotzdem nicht den Weg zu uns findet und der Vater weiter teuer surfen muss . . . 8106
Spielgeld 8108
Ich möchte so gern auch mal kontaktlos bezahlen! Erster Versuch . . 8109
I for one welcome our new pool cleaning robot overlords! 8110
Die EC-Karte gibt es nicht mehr, sie funktioniert aber trotzdem in Schweden 8111
Folgebefehle in der Gedenkstätte 8113
Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 8) 8115
Selbst in Schweden ist Bares noch nicht völlig out 8119
Berliner Taxi mit Internet 8120
Catch 22 mit dem Apple Store 8122
In Schottland kann man unbesorgt Unfälle erleiden, auch wenn man die wichtigsten Kabel gar nicht dabei hat 8123
Das Papierbuch darf noch einmal sein Gefieder spreizen 8125
Opa lebt in der Zukunft (und sitzt da links) 8126
Wer schweigt plötzlich auf Facebook? 8127
Mietfahrrad-Spam 8129
Einwegladegeräte im Keksregal 8130
Kreditkartenzahlungen werden einfacher und schneller 8132
Sorge dich nicht, Postkartenindustrie 8134
Multiple erste Male des kontaktlosen Bezahlens 8135
Türkisches Fernsehen 8137
Historische Fotos auf dem Tablet 8138

Ich möchte so gern auch mal kontaktlos bezahlen! Zweiter Versuch . 8139
Ich unterschätze die Polaroidkenntnisse der Jugend 8141
Journey Without a Paper Map 8143
Worin ich kostenpflichtig sehr, sehr wenig über Deep Learning lerne 8145
Ich möchte so gern auch mal kontaktlos bezahlen! Versuch 3 8147
Zukunft und Vergangenheit auf einer Marke 8148
Ich möchte so gern auch mal kontaktlos bezahlen! Versuche vier und fünf 8149
Die totale Briefmarkenzukunft ist sehr langsam und unnötig groß . 8150
Ich möchte gar nicht unbedingt kontaktlos bezahlen, es geht aber einfach 8152
Gefangen. An der Selbstscankasse 8153
Lachen, weinen und splittern 8155
Lesen 2.1 (oder so) 8157
Der verdächtige Sitzplatz 8158
Auf meinem Telefon fehlt das Telefon, und ich merke es lange nicht 8159
Laptopverbote, überall Laptopverbote 8160
Die Vergangenheit wird am Vergehen gehindert 8162
Berlin, Berlin – ich fliege nach Berlin. Oder auch nicht. 8163
Reisen bildet 8166
Wer stellt bei Bitcoin die Gewinnbescheinigung aus? 8167
Kein Kontakt bei den Nachbarn 8168
Meine Fahrscheinkaufgewohnheiten sind schon wieder veraltet . . . 8169
Die Stimmen in der Armbanduhr befehlen es 8170
Im Zweifelsfall so gegangen waren Pferde 8171
Koreanische Schließtechnik hindert mich am Museumsbesuch 8173
Man kann jetzt Arzttermine telefonisch vereinbaren (außer dienstags) 8175
Kontaktlos zahlen? Zeig mir erst deine Karte. 8176
Ich entdecke das zweite Nachrichten-Geheimfach des Facebook Messengers 8177
Elektronisch rein, muffig raus 8178
Sie befinden sich hier (und die Schranke ist zu) 8180

Mir ist, als ob es 109 Stäbe gäbe 8183
Flüstere jetzt: »Hey Google!« 8186
Oreo knabbert an meinem Volumen 8187
Klangteppich dreilagig 8188
Ich weiß, wo die wilden Rosen wachsen 8189
Ich kann googeln und fühle mich wie ein Hacker 8191
Ich wollte doch nur zwei Leisten im Browser ausblenden 8192
Im dritten Kreis der Bargeldlosigkeit 8196
Ein neues summendes Gerät macht mich erst ratlos und dann neidisch 8198
Mein erstes Mal Uber 8200
Brandschutz durch Fortschritt 8203
Die beiden wichtigsten Funktionen der Apple Watch 8205
Weltkriegs-Shooter in der TV-Doku 8207
Ohne Bargeld quer durch Frankreich 8207
Nonsmart Metering ist auch nicht SO super für die Privatsphäre . . 8209
Discwoman 8210
Die Schlange ist beschworen 8211
Nix läuft schief 8212
Authentische Fernseherfahrung dank Spam-Streaming 8213
Meine Tasche ist nicht angeschnallt und mein Auto reagiert empört . 8214
26 Jahre Musik im Auto 8215
Die Haltbarkeit von Arcade-Automaten 8217
Wahlhelfen mit Computer 8219
Der Lohn der Angst 8223
Währung nach Metern 8226
Geknipst, gedruckt, verschickt 8228
Geld und Grammatik 8229
Kleingeldprobleme im Zeit- und Ländervergleich 8230
Die Abwesenheit von Partytechnik im Wandel der Zeiten 8231
Vortragstechnik aus Holz 8233
Das britische Internet und ich fahren im deutschen Zug durch die Schweiz 8236

Hupen ist out 8237
Die Zukunft – wieder etwas zukunftiger 8238
Die Kamera sieht, was vergangen ist 8240
In der Schweiz funktioniert mal wieder alles (ist dafür aber auch teuer) 8246
Einladen in Zeiten der Erreichbarkeit 8247
Horst wird nervös 8249
13 Euro pro Megabyte 8250
Unsichere Prüfungsfragen 8251
Die Arbeit mit dem Gesetz 8252
Ein Stecker für (fast) alles 8253
Kontaktlos, irgendwie unanständig 8256
Die Höflichkeit der Elektrofahrzeuge 8256
Hinter Kinokulissen 8257
Elektrofahrräder, überall Elektrofahrräder 8258
Zwei Kinotickets, ein Bier und zukünftige Alpenchalets oder auch nicht 8259
Das Bezahl-Waschmaschinen-Freischalt-Rückbuchsystem 8265
Wir basteln uns eine Karaokemaschine 8268
Handy klingt inzwischen wie Festnetz, ich muss mich trotzdem selbst interviewen 8270
Gendern ohne rollendes R 8271
Ich und du und Müllers Online-Shop 8274
Von hinten durch den Messenger ins Terminal 8276
Ich brauche sehr lange von Zürich nach Berlin, aber nicht so lange wie das Geld von A nach B braucht 8278
Tote Bäume und verlorene Lebenszeit 8280
Mit der mobilen Kryptowährungskaufstation in die Pilze 8282
Kinder und Handys – steter Quell der Regulierung 8283
Gamification? Workification! 8284
80 Stunden, ein langer Bankarbeitstag 8287
Das Handydisplayglasschutzglas macht mich traurig und wieder froh 8288
Ausgestorbene Handygeräusche in der 70er-Jahre-Nostalgie-Bar . . 8289
Geburtstagsgrüßeverteilung 2017 8291

Auftankwerbung und schlimme Vorahnungen am Zapfsäulendisplay 8292
Auch die Postbank App kann jetzt kontaktloses Bezahlen. Aber nicht für mich, denn vor das kontaktlose Bezahlen hat die Postbank den Kontakt gestellt 8294
BahnCard-Kontrolle geht anders andersrum 8295
Hier wohnen schon etwas ältere Menschen 8296
Zurück aus der Zukunft: Doctor on Demand 8297
Alles muss man selbst machen! Sogar GIFs! 8298
Wir kaufen ein Buch 8299
Bahnhofstoilettenforschung in der Schweiz 8301
Die Jugend soll aus pädagogischen Gründen mehr Computerspiele spielen, mag aber nicht 8302
COUP ohne Clou 8303
Eine neue, unterirdische Welt (mit Steckdosen) 8305
Erinnerungen an ein früheres Leben 8309
Langsamer Abschied von der CD (II) 8311
Das königlich schwedische Inbusschlüsselmonopol 8313
Die Vertabletisierung der Welt 8314
Langsamer Abschied von der CD (I) 8316
Das Gepäck verschwindet in der Tiefe 8317
Fast wie zuhause 8324
Digital und legal 8324
Habe ich ein GHD, ohne es zu wissen? Brauche ich eines? 8326
Natürlich geht's online 8328
Meet the Band 8329
Ich vermisse das Brummen im Lautsprecher 8330
Bye bye Hong Kong – again 8331
Manches wird besser, aber bis dahin haben wir das Problem schon wieder vergessen 8336
Von der Knappheit zum Überfluss und zu neuen Stromverbrauchsplänen 8337

Verteilung der Kanäle, über die mich Geburtstagsglückwünsche erreichen 8337
Der Bademantel lügt (vermutlich) 8338
Verschiedene obskure Phänomene des Geldhabens in der Nähe von Europa: eine Momentaufnahme 8339
Die Schweiz ist ein Powerbankparadies, es interessiert aber niemanden 8342
Mittelmäßig alte Computer im Gebrauch 8342
Spezialangebot: Dreierlei Strom 8345
Nur Freunde der Schweiz dürfen mit dem Handy bezahlen 8346
Das Handy ist kein sicherer Aufbewahrungsort 8348
Hereingelassen und gleich wieder ausgeschafft 8349
Die Jugend will nicht mehr online sein, meint es aber nicht so . . . 8351
Guinea Calling 8352
Nokia Lumia 830 8353
Kopfdurchweichung durch das Radio, eine vergessene Gefahr 8355
Die Kunst bleibt im Museum 8359
Medicine Machine Music 8360
Ich nehme dann Nr. 27 8364
Alle (Halb)Jahre wieder 8365
Schon wieder Winterzeit 8366
Nein, wir parken nicht 8367
Ist Thomas wirklich SAFE? 8368
“0% Copy Paste” 8371
Porträt des Autos als junger Hund 8373
Von Gainsbourg zu Sartre mit Google Maps 8374
Bitte ausfüllen und unterschreiben 8375
Mein Bücherregal ist nicht mehr Ich 8377
Aus zwei mach eins 8379
A Strickpullover by any other name 8381
Früher war auch nicht alles viel schlechter 8381
Dafür brauchen Sie aber eine Maus 8383

Die 90er haben angerufen und hätten gerne ihren Zimmerschlüssel zurück 8384
Steckdosenmangel am Bett ist kein Privileg der Jugend 8386
Kein Internet ist keine Option 8387
Kein Telefon fühlt sich an wie Stromausfall 8388
Ich ist ein Anderer 8389
Tagung im Schlafanzug 8391
Datenverlust aus Sicherheitsgründen 8392
Das Bargeld ist schwer loszuwerden, aber am Ende muss ich es immerhin nicht aufessen 8392
(K)Ein Deutsche Bahn Handyticket 8394
Endlich Fahrradmitnahme im ICE, aber immer noch keine Möglichkeit, Fotos aus Träumen zu exportieren 8397
Ladetagebuch: Der ICE-Ersatzzug zwischen Hamburg und Stuttgart 8398
Kein Schwarzfahrer, dank Anker 8399
50 Wege, wie du deinen Parkschein bezahlen kannst (oder auch nicht) 8402
Die Befragung der physischen Welt bleibt ergebnislos, aber das Internet weiß Bescheid 8406
Die Postkarte ist angekommen 8407
Beinahe wäre eine Ära undokumentiert zu Ende gegangen 8407
Auf Umwegen zum Lebkuchen 8410
Amazon ist schneller als der Zollstock 8412
Vorsicht, frisch ge... was? 8412
Fünf Minuten, eine Mail, kein Joghurt 8413
Schleichend in die Grabbelkiste 8415
Links oben ... ist links oben ... ist links oben ... ist 8419
Neue Brille, Old School 8421
Ungeahnter Fortschritt im Supermarkt 8422
Die Alarmzentrale hat nun ein schönes Foto von mir 8423
Antihüpftechnik in der Altbauwohnung 8425
5% 8427
Vor dem Betreten des Ostkreuzes sind die Füße abzutreten! 8428

Unspektakulär in die Bezahlzukunft 8430
Digitale Tickets – es gibt sie doch! 8431
Der mobile Kammerton 8432
Am Anfang war das Wort und am Ende war es weg 8432
Unscharfe Erkenntnis 8433
Ich bin zu dumm zum Telefonieren 8434
Elektroautos sind leise. Sehr sogar. 8434
Kinder zahlen für ihre Eltern 8435
Getrennt durch den Zweiten Weltkrieg sowie unterschiedliche Kommunikationsgewohnheiten 8441
Die ec-Karte gibt es seit zehn Jahren nicht mehr, aber das muss unter uns bleiben 8442
WebEx: Audio Connected 8443
Neues und Altes im Zug 8446
Harry Potter und die Digitalisierung des Schreckens 8447
Die neue Girocard 8449
Über-die-Geräte-greifend 8450
Der Politiker spricht jetzt auch ins Smartphone 8451
Kein Fortschritt bei Arztterminierung 8452
F12, Rechtsklick, Copy, Paste, Google, Copy, Paste 8452
Die Kaffeemaschine als nörgelige Gouvernante 8454
Das Captcha als Zensor 8456
Umständlicher Hotelstrom 8456
Technische Entwicklung der Telefonie zu Hause 8458
Der lange Weg der Bestellung aus dem Internet in die Filiale 8460
Rohrpostkissen 8461
Netflix & No Chill 8463
E-Book in “Verlagsqualität” 8468
BassTL, der ultimative Open-Stage-Bass mit integriertem Limiter . . 8470
Das Kino eröffnet, aber die Beleuchtung hat noch zu 8484
Auch 2017 wird das Internet noch ausgedruckt 8485

Zoll und Post, es ist immer noch schwierig mit ihnen, aber man erkennt Fortschritte 8488
Das Sumpfgeld wegbringen 8489
Der Einzug von mittelschlauen Audiointerfaces – ich weiß nicht, wie ich da helfen kann. 8490
Das zweite Leben der CD-Hülle (und eines Verfahrens zur Farbfilmherstellung) 8498
Konferenzen, oder wie der Notfall zur Routine wird 8500
Good friends we have, good friends we've lost 8502
An der Nabelschnur der Heizung im warmen Leib des Linienbusses . 8503
Bezahlvorgänge im November 8504
eSIM, Nano-SIM und Verwirrungen 8512
Erreichen in den Zeiten der Erreichbarkeit 8513
Steckdosen am Strand von Kaua'i 8515
Mein Umgang mit Kleingeld 8517
Der Saugroboter ist ein armes, dummes, lautes Tier 8518
Ogg was? Bitte lieber mp3 8519
Ich gehe noch mal offline einkaufen und bin ja auch selber schuld . 8521
Das erste Jahr mit dem Mobiltelefon 8522
Schatz, wo hatten wir nochmal die Bitcoins hingetan? 8522
Moment, dreissig was? 8523
Bekannt von Funk, Fernsehen, und . . . äh, aus dem Streaming . . . 8526
Das (absehbare) Ende der Büroklammer: Und wie nun ein Reset? . . 8528
Das freundliche DB-Fernbegleitungsteam 8531
Friseurtermine über Facebook und Whatsapp 8533
Ultraschall-Heimkino 8536
Das Problem ist der Kaffee 8537
Legal Tech-Seiten für Verbraucher, die ich kenne (bevor ich gegoogelt habe) 8539
Hotlips Hoolihan, der Bilch und ich 8540
Googeln wie ein Mensch, Klicken wie ein Tier 8541
Vom Papier zum Klavier 8543

“Kathrin Passig, this title is not available for you” 8544
One ring to ride them all 8546
Berlin stinkt jetzt weniger 8550
Besser reisen mit Schaltschrankschlüssel 8556
Die Batterien sind alle, aber es ist egal 8558
Neues aus der Schatzkammer 8559
BYOD Sportsbar 8562
Die Traumaufzeichnungs-App ist schwer zu finden (und hätte sowieso nicht funktioniert) 8563
Telefonat, Versuch 1, 2 und 3 8564
Mobile Accessoires und ein &-Zeichen 8564
Partytechnik im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts 8568
Die Bild/Text-Videoerklärbärschere 8572
Das kontaktlose Papierticket ist da 8576
Das ist kein Schlüsselanhänger, das ist ein Smartphone 8578
Die Tante nimmt nachträglich am Unterricht teil 8580
Leg du auf 8581
Selbstgebastelte Sprachnachrichten 8582
Eventuell verstehe ich gar nicht so viel von E-Book-Erzeugung, und jetzt wissen es alle 8583
Gleich fahre ich Zug 8586
Verbannung aus dem Telefonbuch (welches Telefonbuch?) 8591
Alle Jahre wieder in Manhattan 8594
Ein Update für die Reise-Checkliste 8595
Meine Mouter kann voll gut Router 8595
Bass! Bass! Wir brauchen Bass! 8596
Alles ist eine Playlist 8599
Umblättern ist so 2005 8603
Der Lottoautomat 8603
Schwierige Orientierung im Inneren des Wiesels 8605
Kompetente Väter 8606
Kfz-Zulassung halb online 8606

Der Papa hat‘s kaputtgemacht 8608
Ein Jahr mit dem Smartphone 8609
Glühwein, Punsch und Saft 8609
Zurück aus der Zukunft: Android Auto 8610
Im Konzert nicht erreichbar sein wollen 8612
Autoanmietung 2017 8613
Was die Polizei so alles weiß 8615
Vertigo-Effekt reloaded: Wie einem mit 3D-Technik *wirklich* schwindelig werden kann (wenn’s klappt) 8616
Zeichen und Wunder 8617
Audiotranskription: Man kann die Zukunft schon sehen, aber noch ist die Gegenwart schneller 8618
Die Zeitmaschine ist Vergangenheit 8620
Das Sicherheitstelefon 8622
Was tun nach einem Unfall? 8623
Zeitung lesen in der Stadtbücherei 8625
Erste, noch sehr theoretische Begegnung mit Alexa 8628
Rätselhafte Gewohnheiten der Ahnen im Umgang mit Daten 8629
Wenn’s um Geld geht und man sehr viel Geduld hat: Sparkasse . . . 8630
Ich bin ein Roboter 8632
Die E-Mobilität wird ein Erfolg – irgendwann bestimmt 8634
Clash der Kulturtechniken 8637
USB Sticks: Weiterhin nützlich. Drucker: immer entbehrlicher. . . . 8640
Kryptowährungsbürokratie 8641
Tücken der Gastlichkeit 8642
Alte Bilder von Neuseeland 8643
Silvester mit Kassetten 8644
Carrier-Kulthandlungen im Krankenzimmer 8644
Panorama für die Wand damals wie heute 8648
Das Sofortbild ist einzigartig 8650
Die bloße Möglichkeit eines Buches ist hinreichend für sein Dasein . 8651
Navigation ins Neuland 8652

Vom Euro zur Cryptocurrency in 47 einfachen Schritten 8657
Töpferscheibe, die Dritte 8658
Piku fangen mit der Musik-App 8664
Mit Fittingslot Nr. 3 ins neue Jahr 8666
Die Geheimzahl darf bleiben 8669
Die ratternde Nähmaschine druckt standhafte Test-Eulen 8669
Sehen / Hören / Schmecken 8672
Der Google-Kalender und die Zeitzonen: Es bleibt kompliziert 8675
Ladetagebuch: Die U-Bahn in Hamburg 8680
Leicht illegale Ausfuhr von E-Büchern 8681
Möbelstücke, älter als das Fernsehen 8682
Zahlung sicher gelandet 8682
Through the Looking-Glass 8684
Meltdown macht mutig 8684
Zurück aus der Zukunft: Wie die Schule mit uns kommuniziert . . . 8685
Alexa hat jetzt einen Freund 8686
Reisen mit Büchern 8690
Zurück aus der Zukunft: Kontaktlos bezahlen, da könnte ja jeder kommen 8692
Probleme mit dem Gekraxel 8693
Enttäuscht vom Internet 8694
Internetanbindung auf der südostasiatischen Insel 8694
Lebensverbesserung durch Piepsgeräte 8696
Das Überweisen dauert gar nicht mehr so lange (unter bestimmten Bedingungen) 8697
Ich begegne einem Tonbandgerät und vielen ORWO-Bändern 8697
Lederne Enzyklopädien und sprechende Handys bewohnen gemeinsam die Gegenwart 8699
Die Tür ist abgelaufen 8701
Allein, es fehlt das Interface 8702
Unscharfe Eindrücke aus der Logistikbranche 8703
Fortschritt ist, wenn man weniger laut schreien muss 8706

Abgehakt wird am Ende doch auf Papier: Die Schreibtische der Load Controller 8708
Immer eins virtueller 8710
Die Augen werden schlechter, die Leseoptionen besser 8713
Auch die Abwesenheit von Technik ist ja irgendwie Technik 8714
Jan Kalbitzer, Postfach 610403, 10927 Berlin 8715
Die Albträume der Moderne 8717
Überraschende Vernetzung auf Nordseeinseln 8718
Verabredungen in Mecklenburg-Vorpommern 8719
Irgendwie auch egal, in welcher Stadt ich sitze 8720
Wörter, nach denen man suchen könnte 8720
Wir angeln einen Stuhl 8722
Ersatzhaltebericht 8723
Ich erfülle nicht die Anspruchsvoraussetzungen, aber warum nur nicht? 8724
Wir lernen fürs Leben! Heute: Internetausdrucken 8734
Kommzurucksack 8735
In Edinburgh gibt es solche und solche Busse 8736
Der Tag, an dem ich das Papierbuch verstand 8737
Zufriedener reisen mit dem Puppenföhn 8740
Eine Nacht im Steckdosenpalast 8743
Besser leben mit Piepston – Ode an die Einparkhilfe 8748
München Hbf, Gleis Zweiundzwanzigeinhalb: Portal in die Vergangenheit 8750
Allesfresser rettet Videoabend 8754
Wir melden Sichtkontakt zur Braut 8755
CDs hören in 17 einfachen Schritten 8757
Die Zahlung ist fehlgeschlagen. Die Zahlung ist fehlgeschlagen. Die Zahlung ist fehlgeschlagen. 8758
Was tun mit der CD? 8761
Die Firma Motorola vereitelt meine Pokémonpläne und ich muss Henry David Thoreau werden 8762
Wettervorhersage im Jahr 2018 8764

Reisewege zur Information über Jugoslawien 8764
Die erschütternde Geschichte der Menschen mit Sonderzeichen in ihren Namen geht weiter 8767
Der erste Monat mit dem Tolino 8769
Parasynchrone Telephonie 8770
Das fotografische Gedächtnis 8770
Die Zeit arbeitet für uns 8772
Neue und alte Medien 8774
DIY-WiFi 8775
Dating am Ende der Welt 8776
You will never shit the same 8778
Die Rückkehr des Setzkastens 8779
Ich muss zum dritten Mal herumschreien wegen des Onlinebankings der Sparkasse 8780
Debugging ohne Kapuzenshirt und Ahnung (dafür mit Blasmusikbegleitung) 8785
Die Welt für ein Taschengeld 8787
Weltpremiere: Die Oscars vom Sofa 8789
Peer Review einmal anders (oder: Self Review) 8790
Wie die Fotos auf das Handy gelangen 8791
Die Grenzen der Fernwartungsprogramme 8791
Audiotranskription damals (bis 2017) und heute (2017/2018 im Winter) 8792
Symptome des Abschieds von Print 8795
Das Viktorianische Internet ist weg 8795
Gastfreundliches Wikitalien 8796
Ich muss unerwartet möglichst schnell sehr viel Geld loswerden . . 8798
Auf der Suche nach der Herrschaft der Mechanisierung 8800
Kontaktlos in die U-Bahn 8805
Studieren und Fotografieren und Dokumentieren 8806
Die Probleme sind natürlich wieder mal etwas andere als erwartet . 8807
Erst das Papier macht das Dokument lebendig . . . Moment, was? . . 8809

Mikro-Backups 8810
Weiterbildung für die Zukunft 8812
Akku wird nicht geladen 8813
Ich benutze Computer 8815
Wer zu spät guckt und Olympia sehen will, den bestraft die Rechteverwertungsmaschinerie am Rande des Internets 8817
Fehler E63: Verbindung zur Steuerungseinheit unterbrochen 8818
Mit dem Schreiben anfangen im Jahr 2017 8819
Zum Parken Strom herbeitelefonieren 8823
Das sonderbare Excel-Sheet 8824
Das Internet ist zu schnell 8825
WLAN im Bus 8826
Ein Universum hinterlässt ein schwarzes Loch 8826
Problemzerstörer 8829
Die Gegenwart von gestern im E-Book von morgen 8830
Die Stromtankstelle 8832
Das schwere Leben einer rechtschaffenen Bürgerin mit Kameraequipment 8834
Bahnfahren in Europa 8835
Hilfe, man kann mein Gesicht sehen! 8839
Die Radiowerbung passt genau zum Werbefilm! 8840
Die Powerbank druckt mir einen Fisch 8840
Form follows function, sometimes 8845
Oder wie die runden Dinger halt hießen 8847
Fax, oh my dear 8848
Digitalaufnahme mit dem anderen goldenen Bären 8851
Ein zweites Leben für Beichtstühle 8854
Das Ende der Debatten 8857
Die Rückkehr der Telefonzellen 8858
Die Magazine unter meiner Matratze 8860
Eine Woche unbeabsichtigte Techniktagebuch-Funkstille 8867
Mindestens acht Jahre Lieblingstweets 8868

Zukunftsknödel 8870
Livebericht von der Lügenwäsche 8871
Das Zwei-Monats-Ritual 8872
Batterie, Schmatterie 8873
Dreißigjähriges Dienstjubiläum schon vorbei und noch kein Ruhestand in Sicht 8875
Freihändig ist möglich, aber verboten 8878
Die Handschrift des Albtraums 8878
Fünfunddreißigjähriges Dienstjubiläum schon vorbei und noch kein Ruhestand in Sicht 8879
Selbst ein Windows Phone hat Vorteile (zumindest einen) 8882
Analog? Digital? Die Post mag keine Grauzone 8884
Ich will kein Tourist sein, noch nicht mal anonym und virtuell 8890
Verwirrende analoge Fahrscheinwelt 8891
Der Strom geht nach, die Uhren stimmen nicht mehr 8898
Mittagessen, lecker 8899
Öffentlicher Nahverkehr, du bist fei scho a Straf (insbesondere deine Apps) 8900
Die Mutter aller Powerbanks 8909
“Handysignatur-Hotspots” für die “Bürgerkartenumgebung” 8910
Zum ersten Mal im Internet, mit Telegramm-Funktion! 8911
Zu schrumpelig zum Shreddern 8924
Wenn das der Zeitsignalsender wüsste! 8926
Briefmarken für Inländer und Ausländer 8930
10 GB hochladen und dafür mit Karte bezahlen, an einem Sonntag in Deutschland, hahaha 8932
Wie ein Beamer das Ukulelespielen erleichtert 8934
Zu früh? Zu früh gefreut 8936
Papers, please! 8938
Neue Techniken, alte Werberhoffnungen 8940
Der virtuelle Streikposten 8943
Aufstieg und entweder weiterer Aufstieg oder Niedergang des Hashtag 8944

Open Artificial Pancreas System 8947
Ersatzteilverkauf bei IKEA 8950
Preisverfall bei Musik-CDs 8954
Beim Fotografen 8955
Kalte Küche dank Tastensperre 8957
Mobiltelefongeschichte(n) 8958
Kindergartenvortragstechnik im 21. Jahrhundert 8960
“Willkommen in Deutschland” 8961
Bitte legen Sie nicht auf, oder was immer Sie in einem Chat tun würden 8963
Ins Tablet beißen 8965
In der Bibliothek 8973
Bed&Breakfast mit und ohne Air 8976
Aufstieg und Niedergang der Fotokopie 8978
Die transatlantische SMS 8980
Zugtüröffnungstechnik kurz vor dem Aussterben 8981
Das ist der Irrsinn und er geht so 8985
Bestellen und bezahlen, ohne mit Menschen zu reden in der herrlichen anonymen Fettbraterei 8986
Die Fotos müssen auf den Fernseher und anscheinend bin ich dafür verantwortlich 8992
Salapse – da haben wir den Salat! (Teil 1) 8993
Online Reservierungen funktionieren schon . . . fast 8997
Salapse – da haben wir den Salat! (Teil 2) 8997
Arbeitsteilung an japanischen Supermarktkassen 9005
I can see your heartbeat 9012
Die Gegenwart ist in der Vergangenheit enthalten 9013
Öko muss leiden 9016
Die rätselhafte Geldtankstelle 9017
Aus der Mitte entspringt ein Zweifel 9022
Ich helfe meiner Mutter mit den Einkäufen und muss immerhin nicht an der Kasse anstehen 9023
Is it a bird? Is it a plane? 9024

Bringmeister bringt nichts 9025
Folgenloses Musikhören im Café 9027
Verbesserung der Sehschärfe durch Location Sharing 9028
Bedrohliches Halbwissen mit Katwarn 9031
Die Steckdosensituation in Gegenwart und Zukunft 9033
Automatische Passkontrolle: Immerhin wird man nicht mehr individuell angeschnauzt 9034
Lieber geschickt als weggeworfen 9035
Die letzte SMS 9039
Der Chevy hat ein Geheimfach. Es nützt nichts 9040
Von 30 auf 2.000 in 17 Jahren 9044
In den 40er Jahren gibt es noch keine Kartenzahlung, aber sehr viele Steckdosen 9044
Fehlgeleitete Bildersuche 9047
Lieferdrohnen, schön und gut. Aber intelligente Abholdrohnen wären auch eine feine Sache 9048
Die SD Card bestimmt die Nutzungsdauer der Kamera 9049
Sie befinden sich jetzt aber wirklich genau hier: Das Ende eines schönen Hobbys 9050
Tempus fugit 9053
Nachrichten aus der Knautschzone 9055
19 Uhr im Biergarten, ganz ohne Anruf 9056
Beruhigende Entwicklungen mit schönem Sushi 9059
Das Parkieren des Gepäcks 9059
Warum gab es eigentlich zwischendrin mal keine Podcasts? 9064
Gyros mit O-Ton 9064
Mein Handygebrauch ist höflich, aber nicht höflich genug 9065
Tastatur und Textqualität 9066
Treten Sie ein mit Ihrem guten Namen 9067
Lekker Office 9073
Und dann kaufe ich doch wieder im Internet, es tut mir ja auch leid 9074
Drei Technik splitter aus dem Krankenhaus 9075

Bitte hier keine Kassetten hinlegen 9076
Zuständige Datenschutzbeauftragte wären vermutlich nicht amüsiert 9078
Wenn die siebenstellige Telefonnummer noch nicht lang genug ist . 9079
Renaissance der Handschrift 9080
Der vielbeschäftigte Architekt Imhof delegiert eine Aufgabe 9086
Trübsaal blasen 9087
Komfortgewinn beim Bahn Check-in: wie gewonnen, so zerronnen . 9089
Technische Präsentation: Ich kenne die Risiken, aber erstaunlicherweise klappt alles reibungslos 9096
Der eine schreibt Wehen, der andere Whatsapp-Nachrichten 9098
Über die (Un-)Möglichkeit legaler E-Book-Privatkopien 9100
Die empörende Flüchtigkeit des Haltbaren 9102
Der kürzeste Weg zwischen zwei technischen Geräten 9104
Meine Wikipedia ist veraltet (und viel zu dünn) 9104
Backen mit Wolle 9105
Die Glimmse bewährt sich 9108
Die Letzten werden die Ersten sein 9109
Gegen den Wind 9110
Diktieren (1930 – 2018) 9110
Prometheus bringt den Handyempfang nach Deggendorf 9112
Torschlusspanik in Europa 9115
Schöner, grüner, schneller, weiter 9121
Tickets aus Orlando 9125
Das Cookie-Monster greift an! 9128
Notiz zum verantwortungsvollen aber dennoch pragmatischen Umgang mit dem Datenschutz 9128
Vom Gehweg über Google, Facebook und Mexiko zur Hotelrezeption 9129
Spam kommt vielleicht wirklich aus der Mode 9130
Mama napstert in der Bibliothek 9131
Ist seine Bildergalerie voller Spülmaschinenschläuche? 9132
Abenteuer eines jungen Bots: Plötzliche Alterung um Jahre kann belebend wirken, aber auch (vorübergehend) viele Freundschaften kosten 9132

Die britische SIM steht mir in der Schweiz und Österreich und Deutschland bei 9138
Der unendliche Kindlespaß taugt nur für den Urlaub mit Smartphone 9139
Update zum weiterhin geliebten E-Reader, inklusive der wenig überzeugenden Sondernutzungen “Comic” und “Geburtstagsgeschenk” . 9140
Ich verliere einen Schlüssel, finde ihn aber im Internet wieder 9141
VGA wird nicht aussterben, weil es halt einfach funktioniert. Mit dem richtigen Adapter zumindest 9143
Unterwegs in den weißen Seiten 9143
Der Fortschritt erzeugt Witwen und Waisen, erfreut mich aber trotzdem 9145
Low-tech Morsesignale in der Kirche 9146
High-tech Fotoapparate vor der Kirche 9146
Wir sind drei Wochen zu Besuch in der Zukunft 9147
Es ist nicht mein Tag, aber die Maschine rettet mich vor dem sicheren Austrocknungstod 9150
Bücher zum Anfassen 9151
Schlechte Flughafentechnik verzögert meine Rückkehr ins eigene Bett 9152
Flugverpassenstechniken mit und ohne Smartphone 9156
Smartphone auf Klassenfahrt 9160
Komplizierte Sparkassenkommunikation 9160
Wie uns doch nicht das Haus abbrannte 9161
Erste Begegnung mit dem aktuellen Stand der Pfandflaschenrückgabetechnik 9164
Leihfahrrad-App oder WLAN: Ich muss mich entscheiden 9165
Sharing Economy und intermodaler Verkehr: Buzzwords, aber wenn’s drauf ankommt 9168
Elektronisches Lesen 9170
Comics auf dem Handy lesen, ein (von mir jedenfalls) unterschätztes Vergnügen 9171
Neuigkeiten von der Klassenfahrt werden unter Missachtung von Nutzungsbedingungen übermittelt 9174
Nachlinken: Digitale Belege zu Gesprächen nachliefern 9174

Die komplizierte Vergangenheit ist nur einen Moment der Unaufmerksamkeit entfernt 9177
Ich habe meine Ladeorientierung verloren 9178
Die Bekassinenwende 9178
Ja, ich will diese Serie immer noch auf Englisch sehen, VERDAMMTNOCHMAL! 9180
Reisebüros im Internetzeitalter 9181
Vom Handy zum Klavier 9182
Als wär es aus Papier 9183
Ich falle durch ein Wurmloch in der Zeit und komme in Bielefeld wieder heraus 9189
Mobiles Bezahlen, Teil XXXVI 9191
Der Spam bist du 9193
Im Biotop der Sharingfahrzeuge 9194
Der Airbag für den Kopf: Schickes Gadget. Aber arg empfindlich (mit Update) 9196
Der Rufbus in Friedrichshafen (4): Was vom Rufbus übrigblieb . . . 9200
Ladeerleichterungstechnik am Flughafen 9202
Ein Fußballabend anno Zwanzigachtzehn 9204
Das Smartphone guckt mir noch nicht in den Hals, hilft mir aber trotzdem 9206
Noch ein Fußballabend anno Zwanzigachtzehn 9207
Der Videobeweis für den Kühlschrank wird eingeführt 9208
Parallelwelten aufschreiben, festhalten, organisieren 9209
Wie der Sohn einen großen Teil seines Vertrauens in die Cloud verliert 9212
Das Postamt ist nur noch gelegentlich im Dorf 9213
Erstaunliche neue Präsentationstechniken in der Kirk Hall 9215
Sammelbeitrag: Wie wir 2018 die Fussball-WM der Herren tippen . 9217
Teleskypen oder ein ‚altmodischer‘ Workaround 9220
Ich springe in den Abgrund 9221
WLAN, ein Tablet und die Tücken eines Transatlantikflugs 9221
Ich höre Astro-Alex 9223

Bilder von fremden Leuten 9226
Der Bauch spricht deutsch 9227
Vielleicht ist es kein Wurmloch, sondern unaufhaltsamer Fortschritt 9227
Besser schreiben durch mehr Technik? 9229
Träume von elektrischen Ratten 9231
Die Handschrifterkennung im Traum ist immer noch unausgereift . 9232
Bargeld lacht 9232
Witze einsingen 9233
Weniger alberne Unterschriften 9234
E-Mail-Archivierung 9235
Wie die Verwaltung digitalisiert wird und ich deshalb mein Zelt unter einer Brücke aufschlagen muss 9237
Leben ist Schmieren 9239
National Library of Korea 9240
Eine öffentliche Fahrradreparaturstation 9244
Gipfelidentifikationstechnik im Wandel der Zeiten 9246
Die papierlose Firma 9249
Wie ein Blitz in der Nacht 9251
Chadli empfängt ihn . . . fünfmal? 9253
Der Brillenkauf ist ein bisschen digitaler als früher, aber immer noch ziemlich kompliziert 9255
Messengergebrauch Mitte 2018, eine unrepräsentative Umfrage . . 9259
Ein Artikel, der mich interessieren könnte 9263
Das Bücherlesen wäre eigentlich ganz einfach, wenn es nicht so schwierig wäre 9265
Verfluchter Technikfortschritt 9265
Postkarte per MMS 9266
Digital ist besser – auch bei Spieluhren 9266
What's your mail, what's your number? 9268
Mein Arm ist ein Übersetzungswerkzeug für Google Maps 9271
Schrödingers Anschlusszug 9272
Opa und die kleinen Bilder 9273

Von einer, die auszog, nicht alles bei Amazon zu kaufen 9273
Neue grüne Elektrogeräte, aber erst mal nur in der Schweiz 9275
Unwetter halten sich nicht immer an die Wettervorhersage 9277
Zwei Generationen, drei Lesepraktiken 9279
T-Online erklärt mir das Streichen, also das Wischen, vielleicht ist es auch das Schieben 9279
Selbstfindungsreise mit dem ICE 9280
So viel Spaß für 2000 Rubel 9282
Pour Some Sugru On Me 9285
Drei Tage kein Handyempfang, das gibt es 2018 immer noch 9289
Edgingen in Edgeland 9291
Man lernt nie aus 9293
Ausnahmesituationen erfordern Ausnahmebeschäftigungen 9293
Handyempfang und Zugverkehr auf dem Dorf, im Ausland funktioniert das schon wieder 9294
Schummeradl 9295
PokémonGo wird für mich *social* 9296
I saw the blood moon rising 9297
Ich lasse mir doch von einer kaputten App nicht vorschreiben 9301
Einfachere Gruppenreisen dank EU-Roaming – natürlich mit einem Haken 9304
Keine CDs mehr. Und keine Bücher 9307
Ich kaufe ein Spiel und alles geht glatt 9308
Tretboot mit Karies 9309
Kontaktaufnahme/n 9310
Halbwissen über Riesenorgeln 9312
Unerwünschter Geldsegen 9315
Mit der nächsten App wird alles besser 9316
Das Erinnerungspapier ist nicht zum Vorzeigen 9317
Missverständnis über die künstliche Intelligenz einer kultischen Elite in der keltischen Mythologie 9319
Wer brummt, fliegt! 9319

Ein kleines Erdbeben auf der Landkarte 9320
Filmoptimierung dank Shazam 9322
Das Ende der Twitterbots (vielleicht) 9323
Autoausleihen in Amerika 9325
Reality check für Reality Check 9326
Ich zeige die grüne Karte 9330
Mit dem Smartphone im Schwimmbad 9333
Das Smartphone im Schwimmbad ist verpönt 9334
Werbung, jetzt auch in 360° 3D Virtual Reality 9335
Erster Schultag, kein Plan 9336
Der Wille zur Verirrung ist stärker als jede Technik 9341
Die Mitarbeiter und das Papier 9343
Die digitale Bibel 9344
Fotografierset aus dem Schrank 9345
Wir haben keinen Hund, und der heißt Lino 9346
Generationen übergreifende Textgenerierung mit Etherpad 9346
Look Up For Power! 9348
Problemlösung durch Neuinstallation 9349
Die Druckersituation bleibt leider unbefriedigend 9350
Der Horror des Telefonierens 9351
Kontaktlos, aber unergonomisch 9353
Kommunikation mit Pokémon Go 9354
Persönliche Bestandsaufnahme 1980–2018 9356
Rein und raus 9357
Legacy Bikesharing: Radeln ohne Smartphone 9359
Nein, 2018 ist wohl noch nicht das Jahr, in dem Bezahlen per Smartphone normal wird 9361
Ferien auf Otok Edgenjak 9363
25 Jahre Schreiblabor – Wie hat Technik mein Schreiben beeinflusst? 9364
Die zwei Fragezeichen und der nervende Wecker 9366
Pièce Touchée 9366
August 2018 9368

Das Ende der Fußstapfen 9368
Mit Google kann ich alles 9370
Ich werde ganz freiwillig zum gläsernen Supermarktkunden 9370
Ein gescanntes Buch 9372
Unterwegs mit kleinem Gepäck 9373
Ceci n'est pas une antenne satellite 9373
Maßeinheiten 9375
Auf den Spuren meiner ersten Amazon-Bestellung 9375
Schreiben. Mit Stift & Tastatur. 9376
Ducttapedämmerung 9377
Ich möchte mein Geld möglichst bequem, aber ohne unnötige Kosten für den Händler und mich, ausgeben. Das ist leider gar nicht so einfach zu überblicken 9379
Versehentliches Sternchen-Selbstgespräch 9380
Auf der Suche nach den Schokoladenbrüdern 9380
Schreiben mit Textmarker 9382
Mein Rettungsboot ankert in Friedersdorf 9383
Benutzerführung für Profis 9385
Tanken und abhauen, ohne zu zahlen 9386
Der Geldhalbautomat 9387
Hollywoodtechnologie beim Optiker 9388
Im Internet, der großen Wolke 9391
Leben mit der Apple Watch 9392
Von Treue 9398
Ich bin ein Bot 9398
Von iPads, Platten und Airplay 9400
Pssst, Google, sei still! 9402
Kassiererlos 9403
Lieber Amazon Locker 9403
Skip, skip, skip: Serienkonsum ohne das lästige Anschauen 9404
Handyvertrag wechseln? (K)ein Problem 9405
Stricken und Technik 9406

Problem Newsletter Abonnements 9411
Jetzt wird zurückarchiviert 9414
Die – beinah – nutzlose gewordene Kreditkarte 9416
Tag der digitalen Selbstbeherrschung 9418
Die siamesischen Zwillinge wurden durch eine eineinhalbstündige Operation erfolgreich voneinander getrennt 9418
Schlaf-Äppchen zählen 9421
Halt so ein Gerät aus dem 20. Jahrhundert, das Platten abspielt . . . 9422
Weniger Bäume sterben, aber ich bleibe vergesslich 9424
Bilingual und Multimedial 9428
Kafka steckt im Postfach 9429
Ein ganzes Viertel Buch mit nur einer Seite 9433
Absprachen zur Kollisionsvermeidung beim Telefonieren 9434
Gar nicht so neue Beruhigungstechnik bei der Sparkasse 9435
Informatik an der TU Berlin, 1970ff., ein Alumnitreffen (aus Nicht-Alumna-Perspektive beobachtet) 9437
Irgendwie muss ich mir vielleicht doch angewöhnen, Allgemeine Geschäftsbedingungen zu lesen 9441
Burger per Tablet bestellen 9443
Ein anderes Berlin 9444
Mein Internet in Afrika 9445
Flugzeugunterhaltung now and then 9446
Nie mehr ohne Datenvolumen, nie mehr 9447
Papiertherapie 9449
El enrutador (span. „Der Router“) 9450
Wer braucht schon einen individuellen Klingelton auf dem iPhone . 9452
Digitale Auszeit aus sittlichen Gründen 9453
Klappschreibmaschinen aus China, das nächste große Ding (mit Pfannkuchenzubehör) 9454
Das Rückgrat des Textes 9455
Übergangsphasen ohne Dämmerstimmung 9457
Es ist alles noch da 9458

Vergnügungen zu Beginn des 21. Jahrhunderts 9459
Zwischen online und offline 9464
If Twitter then Facebook 9465
Geburtstagsgrüßeverteilung 2018 9468
Ein kurzer Ausflug in die Schreibmaschinenzeit 9469
YouTube-Videos gucken in 15 einfachen Schritten 9471
Technik mit Technik mit Technik mit Technik 9473
Immer offene Browsertabs, der späte Beginn einer Chronik (VII) . . 9474
Wahrscheinlich kompliziertestes Geldtransferverfahren der Gegenwart: der h&m-Geschenkgutschein 9476
Coworkingspace mit Matrix-Anschluss 9480
Die Smart-Home-Enttäuschung 9482
It's a long way to our Mailingliste 9486
Und sie bewegt sich doch 9488
Sein großer Einsatz kam nie 9489
Ich eröffne ein Konto bei einer Direktbank, um Münzen einzuzahlen 9490
Verifizieren eines Mobiltelefonanschlusses 9493
Eine erstaunliche Vielfalt an Audioguides gibt mir zu denken 9494
Jetzt noch einfacher: Lesen im Gehen 9498
Zugbindung in der Zukunft aufheben 9499
Ich lerne etwas über Veranstaltungstechnik und Professionalität . . 9500
Alte Techniktagebucheinträge sind Geld wert 9503
Verteilung der Kanäle, über die mich Geburtstagsglückwünsche erreichen 9504
Weihnachten kommt immer früher, aber ich kann kein richtiges Beweisfoto machen. Anschließend fahre ich mit Papierticket nach Edgingen 9505
Vortragstechnik vor Powerpoint 9510
Von Referenten und Schreibdamen 9516
Von Hand 9519
Wie ich mir den Amazon-Lieferdienst erziehe 9520
Es ist dann wohl wirklich 7:45 9521
Zur Akkusituation im Zelt 9521

Wie spät ist es denn jetzt und weiß die Uhr das schon? 9523
Läuft und läuft und läuft 9525
Das Telefonwarnungsparadox 9527
Fiat Lux 9528
Ich muss mir Ihren Akt anschauen 9530
Der Reißwolf, der beste Freund des Menschen 9533
Nur bar oder mit dem Smartphone 9534
Der Supergau tritt ein 9534
Federhalter und Laptops 9535
Das Münzeinwurfinternet wechselt nicht 9538
Strommangelsorgen verschwinden, neue Sorgen kommen 9543
Was nützt das Hashtag in Gedanken 9544
Ich bezahle mein Abo der ZEIT Online und befolge dabei strenge Sicherheitsvorgaben 9545
This code cannot be redeemed from your country 9549
Im CD-Booklet wie so ein Höhlenmensch 9550
Draußenhobbys, so was kommt mir nicht ins Haus 9551
Neue Technik gebiert neue Technikverbote 9552
Schreibmaschinenpapier. Ein archäologischer Fund 9553
Ja, ähm, dann machen wir das halt so 9556
‘Folgt Großbrand zwei’ oder: Wo kommt der Live-Ticker her? 9557
Buchwahl beim Walbuch 9560
Das vergessene Filesharing-Protokoll 9561
Mein Briefkasten lernt schreiben, und meine Haustür ist ein sicherer Ort 9562
It was always burning 9565
Hasi arbeitet in der öffentlichen Verwaltung und erteilt Aufträge, und Zuvex hat nichts mit Herpes zu tun 9566
Erhebung als Minijobber 9568
Ach, mach du das, ich geb dir dann das Geld 9571
Ich erahne einen Vorteil des stationären Handels 9572
Die Funkloch-App verweigert ihren Dienst in Nicht-mal-Edgingen . . 9573

Wandern in Nicht-mal-Edgingen 9577
Kinobesuch in Edgingen 9584
Zuhause in Ruhe doppelt so schnell 9584
Wie mir eine App und ein Wiki beim Chana Dal helfen 9585
Eine kurze und unrepräsentative Erhebung zum Bargeldgebrauch im Supermarkt 9587
Handverfahren mit Lochkarten und ein beinahe binäres System . . . 9588
Notizen aus der Schreibwerkstatt 9592
Geburtstagsgeschenk für Amazon 9592
Die Randlochbuchkarte der BZ-SH 9594
Wie ich mir einmal sehr ausführlich vorstellte, es gäbe noch Randlochkarten, die ich sortieren könnte 9596
Keilschriftzeichen auf dem Plattenspieler 9601
Es ist furchtbar umständlich und total entspannt 9602
Medien einer infas-Umfrage 9603
Lesepensum 9604
Das Telefon ist nicht mehr gut genug 9605
Einmal Haspa, niemals IBAN 9606
Ich habe meinen Laptop aus dem WLAN ausgeklinkt und tethere mit dem iPhone, wie so ein Tier 9607
Bekenntnisse eines Brötchenessers (immer noch ohne Kleingeld, aber mit Karte) 9609
Krieg und Frieden und Laserpointer 9611
Jemand kauft mit meiner Kreditkarte ein, aber nicht lange 9614
Mein ganz kurzes illegales Netflix-Leben 9615
Die tragbare Selbstscankasse 9617
Kurzer persönlicher Zwischenbericht aus der Leihfahrradökonomie . 9619
Ich laufe da, wo es glüht 9626
Wege durchs System 9628
Handouttotem und Beamertabu 9629
Ladetagebuch: Hauptbahnhof Stuttgart 9630
Das zweite Leben des Aschenbechers 9631

Ein Verkehrsmittel, das ein Bett enthält, ist ein Verkehrsmittel für mich! 9633
Ich lese ein MacBuch 9634
Geht doch, Berlin. 9635
Das Schubladennotebook 9636
Scheingutschein 9639
Warum kaufen, wenn man auch leihen kann 9641
Das eine zeigt den Weg und das andere klingelt 9642
Analoges Hemdenwaschen 9643
Vorweihnachtliche Bastelarbeit 9645
Tontafeltablet 9646
Soll ich, oder soll ich nicht? 9646
Zahlen im Handumdrehen 9648
Bitte verlassen Sie die Gegenwart so, wie Sie sie vorzufinden wünschen 9648
Schreiben in einem Zug 9652
Die Packstation kann mehr und ist auch nicht unhöflicher 9653
Hurra, Apple Pay ist da und es geht ganz einfach 9654
Hurra, Apple Pay ist da und in nur 23 einfachen Schritten 9655
Ich möchte E-Books leihen, statt sie zu kaufen, aber eine Stunde später möchte ich das nicht mehr 9659
Kometenenttäuschung 9662
Die New York Public Library hat keine Bücher 9662
Ein weiteres Kastl wird angeschafft 9665
Ein weiterer Schritt zum papierlosen Hotel 9667
Mit mittelgroßen Kinosälen kommt so mittelgroße Verantwortung . 9669
Maschinen dienen 9670
Die große britische Sortierung der Resteuropäer (Teil 1) 9672
Tatort mit doppeltem Zeitsprung 9674
Sensor Activated Parent 9675
Nachts im Bett ein Buch lesen, das war doch mal ganz einfach . . . 9675
Ich habe verlernt CDs zu brennen. Und mein Computer auch. 9676
Drei Generationen, (k)eine CD 9678
Im Energiesparmodus 9679

Aufzeichnungen aus der Erinnerungslücke 9682
Alexa zieht ein 9684
Wie Musik zu mir kommt 9685
Bezahlen Sie wahrscheinlich nie wieder mit Ihrem guten Namen . . 9692
Umwege in die digitale Gesellschaft 9692
Ein Wiedersehen mit dem Ritschratsch-Gerät 9693
Bezahlerlebnisse und Bargeldbastionen in Deutschland 9694
Mein „Life Recorder“ läuft schon seit 1985 9695
“Schatz, mach mal dein Bluetooth aus!” 9700
Der ICE hält, öffnet seine Türen und heraus purzeln Magazine . . . 9701
Und ganz plötzlich hatte ich ein Amazon Paperwhite E-Book 9702
Ständelibohnen 9704
Worüber wir geschrieben haben 9707
Google hört alles 9710
Dem Automaten sind die Karten egal. Er ist aus Stahl! 9710
Familienplanung im Großformat 9713
Über den Wunsch, eBooks (die ich lesen möchte) zu entleihen. . . . 9715
Die Hochprägung gehörtE zur Kreditkarte 9716
Bring deinen eigenen Code 9719
Die Karstadt-Geschenkkarte 9720
Haarige Icons 9722
Radio für die befreundete Zahnärztin 9724
Eine weitere Bargeld-Bastion fällt 9726
Warum es nicht geht 9728
Bis ans Ende der Welt und noch viel . . . näher 9729
Die U-Bahn weiß, wo es lang geht 9730
Neues von der Hüpfmusik 9731
Serack Scholtfletsch: wie ich die Kindle-App zwingen will, mir doch was vorzulesen, aber Kindle gewinnt 9732
Lange Nächte mit Vinyl 9734
Phantomschreck am Handgelenk 9736
Das Internet bei den Eltern ist schlechter als gedacht 9737

Das kurze, nutzlose Leben des Stromklaus 9737
Barzahlungsdinosaurier 9739
Dial M for Maler(arbeiten) 9740
Auf der Suche nach einer Telefonzelle am Meer 9743
Jetzt haben wir nur noch die Internetprobleme 9745
Eine Rohrpost! Sie haben eine Rohrpost und keiner sagt mir was davon! 9746
Karaoke mit Hindernissen 9747
Alben durchhören und Spülmaschine auf Repeat 9747
Formatieren in Word: Ich erreiche von den Stages of Grief nun die Stufe "Acceptance" 9748
Die Eroberung Trojas scheitert im Teutoburger Wald, weil mein Vater schlau ist 9750
Einmal Drehwurm 50 Pfennig 9752
Die Milch steckt im Schnee 9754
Bitte Ausdruck mitbringen! 9755
Unterschätze nie das Teleobjektiv deines Vaters 9755
Ich würde gern, aber ich kann nicht ohne 9758
Collaborative Scientific Writing 9759
Vom Fremdautogebrauch 9761
Der Waldwegbau und seine Vorarbeiten 9765
Durchgepaust und abgehakt 9767
Es soll telefoniert werden. Das erfordert Vorbereitungen 9770
Tricks and Treats 9772
220 Speak friend, and enter 9774
Vokabel»heft«, digital und selbstgemacht 9775
Vokabellernen leicht gemacht 9775
Die Akkuflex ersetzt den Fahrradschlüssel 9776
Schrödinger on Rails 9778
Neues Display, alte Bekanntschaften 9779
Wir bedenken den Wachsgehalt des Opfers 9781
Eine Bargeldbastion weniger 9784
Ein Xylophon, ein Xylophon! 9786

Ohne Autofoto keine Fähre 9793
Was soll denn Youtube von mir denken? 9794
Das alte Radio ist nicht fortschrittlich genug, das neue zu fortschrittlich für Österreich 9795
Der neue Drucker ist angekommen. 9798
Alexa, ratlos vor Alexander dem Großen 9805
Das Marketplace-Experiment 9806
Ich halte den Betrieb auf 9807

Kein Vorwort

Am 17. Februar 2015 feiert das Techniktagebuch sein 59-jähriges Jubiläum, mit Beiträgen von 1956 bis heute. Welches Jubiläum wir im nächsten Jahr feiern werden, oder ob überhaupt eins, läßt sich daher heute noch nicht sagen. Aus demselben Grund scheinen weder Vor- noch Nachworte zum gegenwärtigen Zeitpunkt so richtig angebracht zu sein, weshalb wir auf die Idee der Vornachzwischenworte verfallen sind, die sich chronologisch einsortiert zwischen den anderen Einträgen finden. Die geschätzte Leserin, der geschätzte Leser seien verwiesen auf die Vornachzwischenworte von:

Torsten Gaitzsch, Thomas Jungbluth, der Kaltmamsell, Alexander Matzkeit, Johannes Mirus, Stefanie Otersen, Kathrin Passig, Thomas Renger, Anne Schüßler, André Spiegel und Thomas Wiegold.

André Spiegel, Februar 2015

Immer noch kein Vorwort

Zum Erscheinen der zweiten, um etwa fünfhundert Beiträge und ein Inhaltsverzeichnis verlängerten Version sei ergänzend erwähnt, dass dieses Buch der Vielfalt der Autorinnen und Autoren durch die Vielfalt seiner Anführungszeichen und Datumsformate Rechnung trägt. Auch wer in der Schweiz lebt oder die Rechtschreibreform ablehnt, wird hier nicht in der freien Entfaltung seiner Rechtschreibansichten behindert.

Kathrin Passig, Mai 2015

---

1. André Spiegel, frei nach Facebook
2. Wir nehmen an, dass es nichts anderes dieser Art gibt. Sollte das nicht stimmen, sind wir an einem Bannertausch[a] interessiert

a. Ein vor zwanzig Jahren noch nicht und in zwanzig Jahren nicht mehr zu verstehender Scherz, wenn wir es nicht aufschreiben.

Jetzt aber mal ein Vorwort

„Im Techniktagebuch ist nichts das Problem von jemand anders.“[1]

Diese Maxime hievt das größte[2] Dokumentationsprojekt kollaborativ arbeitender Technikchronisten nunmehr in das dritte Jahr des Aufschreibens und das dreiundachtzigste Jahr seit dem ersten Eintrag. Schon oft dachten wir, es ist bereits alles aufgeschrieben. Und doch wartet an der nächsten Ecke ein weiterer Automat, ein weiterer Webauftritt, ein weiterer Workaround, der von Millionen wie selbstverständlich hingenommen wird. Dabei sind es gerade die antrainierten Fertigkeiten, die aufgeschrieben werden wollen. Die nicht in Vergessenheit geraten dürfen, wenn wir irgendwann einmal verstehen wollen, wofür man Tastaturen, Bargeld oder eine Unterscheidung von Wifi und Handynetz brauchte.

Und so werden „die, die alles aufschreiben, was es jetzt gibt, damit man später weiß, was es mal gab“[3] unbeirrt ihren Weg mit wachem Blick durch die Fortschrittszeit gehen. Stets mit einem Notizzettel in der Hand, ob nun aus Papier, Silizium oder elektromagnetischen Wellen.

Markus Winninghoff, Februar 2016

Diesmal wieder kein Vorwort

Nur zwei Jahre nach dem ersten Vorwort zum 59-jährigen Jubiläum feiern wir nun unser 84-jähriges Jubiläum. Das Techniktagebuch dokumentiert wie gewohnt. Mehr gibt es dazu momentan nicht zu sagen. Auch der Prozess des Nichts-Sagens wird selbstverständlich im Techniktagebuch festgehalten.

Angela Heider-Willms, Clemens Möller, Kathrin Passig, Anne Schüßler, Februar 2017

3. Sofia Cochus, 11.2.2016, aus einem Sessel (Name geändert)[b]

b. Siehe zu den Fußnoten des Vorworts auch Undine Löhfelms Vornachzwischenwort

Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft

Die Vergangenheit ist die Schule, die uns in der Gegenwart für die Zukunft ertüchtigen soll. Und was ist eine Schule ohne Schulbücher? Gerade im Zeitalter großer Strukturwandlungen – alles redet plötzlich von Digitalisierung, und meint doch meistens was ganz anderes – muss es eine Möglichkeit geben, nachzulesen, wie das war, damals™.

Es wird die Zeit kommen, in der es im Geschichtsunterricht nicht mehr darum geht, wann die größten Feldherren ihre armen Leute haben aufeinander losgehen lassen, sondern in der man sich fragt, wann man eigentlich Tastaturen benutzt hat, wenn man Buchstaben lesbar machen wollte. Warum man sich graue brauseartige Kunststoffteile mit Ringelkabeln an Mund und Ohr gehalten hat, um miteinander kommunizieren zu können. Wie und ob das eigentlich ging, das Münzenreiben, um Automaten gefügig zu machen.

Wenn diese Zeit anbricht, wird das Techniktagebuch zur Pflichtlektüre. Darum verpassen Sie heute nicht, morgen nachzulesen, was uns gestern bewegte.

Markus Winninghoff, Februar 2018

Erträgliche Leichtigkeit

Liebes Techniktagebuch, seit fünf Jahren schreiben wir dich nun und du beginnst sozusagen, Dich allmählich zu runden. Vielfältigste Technik wurde beschrieben und kaum einer der regelmäßig Beitragenden, der nicht schon hätte zugeben müssen, sich selbst in einer der folgenden Situationen ertappt zu haben:

- beginnen, einen Beitrag zu einem Thema zu verfassen, um dann festzustellen, dass man diesen Beitrag bereits geschrieben hat,

- fälschlich behaupten, man hätte einen bestimmten Beitrag geschrieben (manchmal steht er seit Jahren unter *Entwürfe* oder jemand anderes hat ihn geschrieben),
- einen eigenen Beitrag wiederentdecken, den man komplett vergessen hatte.

Natürlich gehören alltäglichste Alltäglichkeiten beschrieben – „ich werfe 50 Cent in den Münzschlitz des Kaffeeautomaten und kann kurze Zeit später einem Schacht den Plastikbecher mit dem frischgebrühten Heißgetränk entnehmen.“ Die besonderen Momente der Techniktagebuchschreiberei ergeben sich aber dann, wenn das Alltägliche ins Abseitige zu driften beginnt. Wenn aus dem „Schatz, ich installiere nur kurz das Update und boote den Router durch“ ein abendfüllendes Programm wird.

Normalerweise schwellen dann die Venen, Puls und Blutdruck steigen. Aber dank Techniktagebuch muss man sich nicht länger nur als Opfer labyrinthischer Benutzerführung oder menschenverachtender Call-Center fühlen. Man wird zum Ethnographen der eigenen Lebensumstände.

Ein leises Lächeln auf den Lippen beginnt man, Fotos oder Screenshots zu speichern und sich Notizen zu machen. Bisweilen muss man sich regelrecht bremsen, zusätzliche Umwege einzuschlagen, um weitere Dämonen aufzustöbern und durch deren Bekämpfung noch mehr Ruhm und Ehre zu erringen. Gelingt es, diese Balance zu halten, stellt man oft genug fest, dass die Angelegenheit nach einigen Wirrungen doch eine zufriedenstellende Lösung findet, noch bevor man sich ans Aufschreiben macht.

Virtualista, Februar 2019

Zweite Junihälfte 1933

Als das Fliegen noch unsagbar schön war

17.6.33: Am Mittwoch oder Donnerstag, den 26. bez 27. fahre ich heim, wenn es irgendwie geht, ganz mit dem Flugzeug Kiel–München. Das wäre eine Fahrt, quer durch ganz Deutschland. (...) Die Fahrt kostet mich per Bahn ungefähr 30 M u. per Flugzeug 40 M[1]. Zwar könnte ich mir die 10 M sparen, aber die helfen mir schließlich auch nicht viel und die 10 M stehen doch dafür, einen Flug über ganz Deutschland zu machen. Oder glaubst du nicht?

24.6.33: Heute morgen hab ich mich dann zum fliegen angemeldet und am Mittwoch, also übermorgen, geht es dahin. Hoffentlich klappt auch alles, es ist nämlich schon etwas fraglich. Wenn nämlich das Flugzeug voll ist mit Fahrgästen, die ganz bezahlen, dann müssen wir zurückstehen. Es kann mir passieren, daß ich bis Hamburg fliege, hier ist dann kein Platz mehr für mich und ich muß bis zum nächsten Tag warten. Und am nächsten Tag kann es mir ebenso ergehen. Ich fahre aber auf gut Glück los, wird schon schiefgehen.

26.6.33: Ich bin unglücklich, konnte nämlich heute morgen nicht wegfliegen, weil das Flugzeug schon voll war. Nun fahr ich jetzt um ½ 1 h über Lübeck, Berlin, Leipzig, kostet allerdings 5 M mehr. (...) Wenn es aber jetzt wieder besetzt ist, dann geb ich es auf und fahre morgen mit der Bahn.

Später: Es hat fabelhaft geklappt. Ich weiß gar nicht, wie ich Dir es schildern soll, es war ganz wunderbar. (...) Auf der ganzen Tour kam ich mir vor wie im Gebirge, wir flogen in 3600 m Höhe. Ich hatte wunderbares Wetter, ab u. zu flogen wir auch über den Wolken. Da kam ich mir dann vor wie beim Skikurs damals, es fehlte mir nur Du. Strahlender blauer Himmel, über uns, unter uns alles weiß vor Wolken. Und die hatten dann immer so geballte Formen, eben wie Berge. Es war einfach fabelhaft. Ich fuhr mit 3 verschiedenen Flugzeugen und zwar ganz der Reihe nach, zuerst ein kleines, dann größer

1. Diesem Kaufkraftrechner zufolge entspricht das etwa 165 € im Jahr 2015.

und zuletzt, ab Berlin, eine 3motorige Junkermaschine[2]. Gretl, ich kann Dir nur empfehlen, mal zu fliegen. Eine Aussicht hatte ich, zuerst das Meer, die Kieler Förde, die holsteinische Schweiz, ganz wunderbar. Dann kommt eine weniger interessante Gegend, da fuhren wir aber über den Wolken. Ab Berlin die mitteldeutschen Gebirge mit Saale, Main aus 3600 m Höhe. Gretl, ich finde gar keine Ausdrücke mehr, so schön war es. Dann immer die Landungen u. wieder die Aufstiege in Lübeck, Berlin, Leipzig u. Nürnberg, unsagbar schön. Schade, daß ich keine Aufnahmen machen konnte, ich hatte keinen Film bei mir.

Kathrin Passigs Großvater, Quelle: Briefe an die Großmutter. Abgeschrieben im Wartebereich des Flughafens Berlin-Schönefeld, Dezember 2015.

etwa 1940 bis 2010

Die standhafte Klobeleuchtung

Irgendwann im zweiten Weltkrieg, sehr wahrscheinlich ziemlich zu Beginn, schraubt jemand im Elternhaus meines Vaters in die blütenförmige Glasleuchte im Klo eine Luftschutzlampe – also eine schwache Glühbirne, deren Kolben größtenteils geschwärzt ist und nur eine kleine Lichtaustrittsöffnung hat.

1945 bricht der Frieden aus. Einige Wochen später kommt mein Vater, gerade 19 geworden, von seinem kurzen Kriegseinsatz nach Hause. Er stellt fest, dass die Hausbewohner ihre Notdurft immer noch im minimalen Funzelschein der Luftschutzbeleuchtung verrichten, schüttelt den Kopf darüber und macht sich daran, den schwarzen Verdunkelungslack abzukratzen. Es ist mühsam, aber das Meiste kriegt er runter.

2. Wahrscheinlich eine Junkers Ju 52/3m.

Als 2010 die letzte Hausbewohnerin stirbt, räume ich das Haus leer. Leider vergesse ich am Ende, die standhafte Glühbirne mit den schwarzen Lackschlieren zu retten. Die Abrissbirne, die nach mir an der Reihe ist, wird dann wohl stärker gewesen sein als sie.

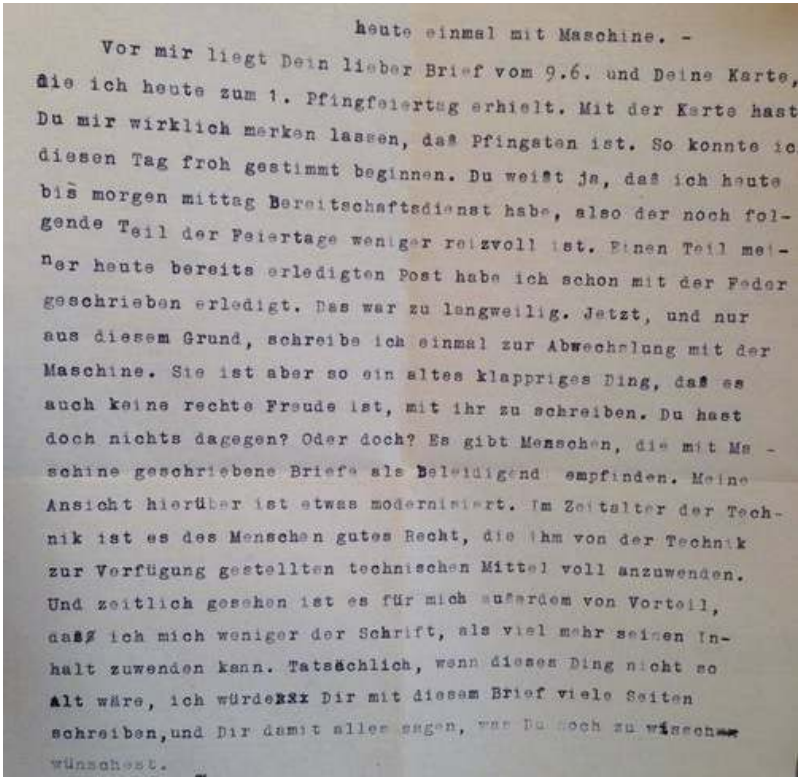
Sie hat rund 70 Jahre im täglichen Einsatz geleuchtet, und man musste das ganze Haus abreißen, um sie schließlich kaputtzukriegen.

Das müssen ihre effizienten Enkelinnen, deren horrenden Kaufpreis man uns mit der Aussicht auf längere Lebensdauer akzeptabel machen will, erst einmal nachmachen.

Tilman Otter

13.6.1943

Heute einmal mit Maschine

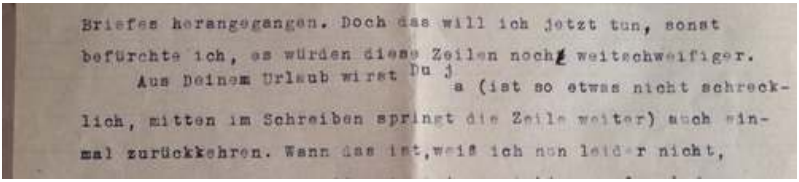


heute einmal mit Maschine. -

Vor mir liegt Dein lieber Brief vom 9.6. und Deine Karte, die ich heute zum 1. Pfingfeiertag erhielt. Mit der Karte hast Du mir wirklich merken lassen, daß Pfingsten ist. So konnte ic diesen Tag froh gestimmt beginnen. Du weißt ja, daß ich heute bis morgen mittag Bereitschaftsdienst habe, also der noch folgende Teil der Feiertage weniger reizvoll ist. Einen Teil meiner heute bereits erledigten Post habe ich schon mit der Feder geschrieben erledigt. Das war zu langweilig. Jetzt, und nur aus diesem Grund, schreibe ich einmal zur Abwechslung mit der Maschine. Sie ist aber so ein altes klappriges Ding, daß es auch keine rechte Freude ist, mit ihr zu schreiben. Du hast doch nichts dagegen? Oder doch? Es gibt Menschen, die mit Ma - schine geschriebene Briefe als Beleidigend empfinden. Meine Ansicht hierüber ist etwas modernisiert. Im Zeitalter der Technik ist es des Menschen gutes Recht, die ihm von der Technik zur Verfügung gestellten technischen Mittel voll anzuwenden. Und zeitlich gesehen ist es für mich außerdem von Vorteil, daß ich mich weniger der Schrift, als viel mehr seinen Inhalt zuwenden kann. Tatsächlich, wenn dieses Ding nicht so alt wäre, ich würde Dir mit diesem Brief viele Seiten schreiben, und Dir damit alles sagen, was Du noch zu wissen wünschest.

„Vor mir liegt Dein lieber Brief vom 9.6. und Deine Karte, die ich heute zum 1. Pfingfeiertag erhielt. Mit der Karte hast Du mir wirklich merken lassen, daß Pfingsten ist. So konnte ich diesen Tag froh gestimmt beginnen. Du weißt ja, daß ich heute bis morgen mittag Bereitschaftsdienst habe, also der

noch folgende Teil der Feiertage weniger reizvoll ist. Einen Teil meiner heute bereits erledigten Post habe ich schon mit der Feder geschrieben erledigt. Das war zu langweilig. Jetzt, und nur aus diesem Grund, schreibe ich einmal zur Abwechslung mit der Maschine. Sie ist aber so ein altes klappriges Ding, daß es auch keine rechte Freude ist, mit ihr zu schreiben. Du hast doch nichts dagegen? Oder doch? Es gibt Menschen, die mit Maschine geschriebene Briefe als beleidigend empfinden. Meine Ansicht hierüber ist etwas modernisiert. Im Zeitalter der Technik ist es des Menschen gutes Recht, die ihm von der Technik zur Verfügung gestellten technischen Mittel voll anzuwenden. Und zeitlich gesehen ist es für mich außerdem von Vorteil, daß ich mich weniger der Schrift, als viel mehr seinem Inhalt zuwenden kann. Tatsächlich, wenn dieses Ding nicht so alt wäre, ich würde Dir mit diesem Brief viele Seiten schreiben, und Dir damit alles sagen, was Du noch zu wissen wünschest.“


Briefes herangegangen. Doch das will ich jetzt tun, sonst
befürchte ich, es würden diese Zeilen noch weitschweifiger.
Aus Deinem Urlaub wirst Du ja (ist so etwas nicht schreck-
lich, mitten im Schreiben springt die Zeile weiter) auch ein-
mal zurückkehren. Wenn das ist, weiß ich nun leider nicht,

„Aus Deinem Urlaub wirst du ja (ist so etwas nicht schrecklich, mitten im Schreiben springt die Zeile weiter) auch einmal zurückkehren.“

Alina Smithees Großvater

Etwa um 1945 bis 1950

Verschick’s doch zugenäht

In den Jahren nach dem 2. Weltkrieg herrscht große Armut in weiten Teilen der Bevölkerung. Gut dran ist, wer sich selbst versorgen kann, oder in der Lage ist, wichtige Produkte wie z. B. Bohnenkaffee mit anderen zu tauschen

oder einfach was abgeben kann, auch über größere Entfernungen hinweg. Da ein persönliches Treffen sicherlich schön wäre, aber mit beschwerlichem und teuren Reisen verbunden ist, werden Pakete verschickt. Darauf warten allerdings auch allerhand Strolche, die die besten Sachen herausnehmen. Da Klebeband zwar schon erfunden, aber Mangelware ist, werden Pakete mit Bindfaden zugebunden. Derlei Pakete lassen sich natürlich so öffnen und wieder verschließen, dass man nichts davon sehen kann. Erst beim Öffnen ist dann die Enttäuschung groß, wenn der ersehnte Bohnenkaffee fehlt.

Die Großmutter geht daher hin und wickelt die Pakete in ein altes Leinentuch ein, das sie mit groben Stichen und dickem Faden zunäht. Natürlich kann man auch solch ein Paket plündern, aber die Hemmschwelle ist ausreichend groß, dass die bösen Buben eher die Finger davon lassen.

Berichtet von Markus Winninghoffs Vater im September 2017

Markus Winninghoff

1946 bis 1951

Der Strom wird im Sägewerk gemacht und hat 110 Volt, man muss sich aber absprechen

Die Ortschaft Grub liegt sehr einsam – oder lag damals sehr einsam. Grub gehörte zur Gemeinde Untergrasensee, war aber von allen anderen Ortschaften weit weg. Die Ortschaft bestand aus einem Bauernhof, einer Mühle mit Sägewerk und einem Häusler. Und einem Haus, vermutlich aus den 20er Jahren, mit mehreren Familien, etwas höher gelegen, oberhalb der Grubmühle.

Ja, und die Grubmühle war natürlich fortschrittlich und hat – wann, weiß ich nicht, jedenfalls in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg – das Wasserrad ausgetauscht gegen eine Turbine. Und an der Turbine hing über eine komplizierte Transmission ein Generator, und zwar ein 110-Volt-Gleichstromgenerator, der vor allen Dingen die Aufgabe hatte, die Mühle zu betreiben und das Sägewerk. Die anderen Anwesen waren da auch angeschlossen.

Jetzt wenn die Mühle gelaufen ist, wenn die Mahlsteine gelaufen sind und die Walzen, konnte man im Sägewerk nichts anstellen, weil die Leistung einfach zu gering war, und umgekehrt. Man musste also dann in der Mühle zu einer anderen Arbeit übergehen, wo man weniger Energie braucht, vielleicht zur Beleuchtung noch, und dann hat man gesägt.

Die Baumstämme lagen im Wasser im Mühlbach vor der Säge und sind da rausgefischt worden und auf einem Rollwagl im Gleisbetrieb zum Sägewerk transportiert worden. Das war nicht sehr lang, das waren vielleicht 200 Meter von dem Holzlagerplatz bis zum Sägewerk. Und dann hat man den Baumstamm in den Gatter – also da war ein vertikaler Gatter – eingespannt, und je nachdem, was man haben wollte: Balken, Bretter, hat man halt die entsprechenden Sägeblätter eingespannt in dem Gatter. Bei Balken hat man ja nur gestreift an der Seite, dass die überall den gleichen Querschnitt hatten. Mit dem Effekt, dass da hinten Schwartlinge rausgekommen sind. Das war der Abfall, wo man Brennholz draus gemacht hat.

Ja, und sobald die Säge gelaufen ist, der Sägegatter, konnte man natürlich nichts anderes mehr machen und in den angeschlossenen Anwesen ist die elektrische Spannung so weit runtergegangen, dass eine Glühbirne nur ganz bescheiden geglüht hat. Dieser Betrieb ist anstandslos gegangen. Getreide gedroschen hat man ja mit der Dampfmaschine. Also der Antrieb war die Dampfmaschine, „der Dampf“. Und sonst hat man auf einem Bauernhof ja kaum Elektromotoren gehabt. Vielleicht einen zum Holzschneiden, aber das war's dann. Aber man hat sich da immer absprechen müssen, weil die Leistung von dem Generator in der Grubmühle einfach begrenzt war durch das Wasserangebot. Wir sind 1951 in die Stadt gezogen und da hat dieser Zustand noch angedauert.

– Und wie ist das, wenn man 110 Volt Gleichstrom hat? Also, hat das irgendwelche Folgen, dass man Geräte nicht anschließen kann? Oder waren die damals eh alle noch so flexibel?

Nein nein, die waren alle auf Gleichstrom, und man musste auch bei den Glühbirnen Gleichstromglühbirnen beschaffen, weil die Wechselstromglühbirnen da nicht funktioniert haben aus irgendeinem Grund. Der Gleichstrom hatte natürlich den Vorteil, dass die Leitungsverluste geringer sind als bei Wechselstrom.

– *Das waren aber doch sehr kurze Leitungen, oder?*

Das ist wurscht. Widerstand ist Widerstand. Bei solchen Leistungsverhältnissen, da geht's um jeden Widerstand.

– *Und ihr habt den Strom damals zum Beleuchten verwendet und für sonst nichts? Also nicht zum Beispiel zum Bügeln oder zum Rasieren oder zum Radiohören?*

Doch, doch. Nein, zum Rasieren sicher nicht. Aber zum Radiohören, wobei der natürlich auch in die Knie gegangen ist, obwohl der Radio[1] wenig Strom braucht. Die Röhrengeräte, die haben damals natürlich wesentlich mehr gebraucht als heute, weil man die Röhren ja heizen musste. Und dann hat man in jedem Haushalt eigentlich eine elektrische Kochplatte gehabt, so einen Kocher mit offen liegenden Spiralen für einen einzigen Topf. Ja, und Bügeleisen, da haben sich die beiden Techniken überschnitten: Am Bauernhof wenn gebügelt worden ist, da haben die im Ofen oder am Ofen die Wärmeeinsätze für das schwere gusseiserne Bügeleisen heiß gemacht und dann in das Bügeleisen hineingeschoben. Und da gab's mehrere, das waren so gusseiserne Trümmer in Stromlinienform, und wenn man das sorgfältig und systematisch gemacht hat, hat man wirklich kontinuierlich bügeln können. Ohne elektrisches Bügeleisen.

– *Ich hab irgendwo gesehen, dass man die frühen Elektrogeräte noch gar nicht an Steckdosen angeschlossen hat, sondern in die Glühbirnenfassung eingeschraubt. Das war da aber schon nicht mehr, oder?*

1. Der Radio: Der Vater ist als Flüchtling nach Bayern gekommen und hat sich gründlich integriert.

Nein, da hat's für die Glühbirnenfassung Zwischenstücke gegeben, wo man den Stecker von der Seite reinschieben konnte, so schräg. Vielleicht hab ich noch so ein Trumm.

– *Ach so, also ihr habt doch das Radio*[2] *...*

Nein, der Bauernhof, der war ja umgebaut und war in einem relativ guten Zustand. Die elektrischen Leitungen, die waren überall da, wo man sie gebraucht hat, in solchen weißen Rohren, die man irgendwo hingenagelt hat. An die Decke meistens. Also die Beleuchtung, die war schon elektrisch. Da ist nichts mehr mit Kienspan gegangen.

Dieter Passig, befragt im Januar 2015 von Kathrin Passig. Aufgezeichnet mit einem Nexus-Handy und zum Aufschreibezeitpunkt nicht mehr rekonstruierbarer App, transkribiert mit Hilfe von otranscribe.com.

2. Juni 1953

Mein erstes TV-Erlebnis

Mein erstes Fernseherlebnis war die Krönung von Elisabeth II. Wir marschierten alle zur Gaststätte Fink in Heimenkirch Berg. Dort hatte die Firma Radio Nuber den ersten Fernseher installiert, die Gaststube war rappelvoll und es wurde die Krönung der englischen Königin live übertragen. Wir Kinder waren sehr beeindruckt. Fernsehen war damals noch eine absolute Neuigkeit, die TV-Geräte waren unförmige Kisten und Programm gab es nur am Abend, anfangs nur das Erste, später auch noch das 2. Programm. Für jedes Programm brauchte man eine eigene große Antenne, um den Sender Grünten empfangen zu können.

Alina Smithees Onkel

2. Das Radio: Ich bin in Bayern geboren und konnte es mir leisten, die Integration zu verweigern.

Oktober 1956

Eine Ära geht zu Ende

Oktober ~~1965~~ 1956

Eine Ära geht zu Ende. In diesen Tagen ist in den Zeitungen zu lesen, daß die Fa. Gossen in Erlangen die Rechte an der Schreibmaschine Modell "Tippa" an die Fa. Adler verkauft hat. Acht Jahre nach dem erfolgreichen Produktionsbeginn 1948.

Nun bleibt abzuwarten, ob auch der neue Hersteller eine Schreibmaschine dieser Qualität abliefern wird. Ein solides Metallgehäuse, keine 6 cm hoch, und das Ganze mit einem Gewicht von unter 4 kg! Was will man sich für die Reise Besseres wünschen.

Denn einfacher als mit der "Tippa" kann man von unterwegs kaum arbeiten. Sie ist so klein und leicht, daß sie praktisch immer dabei sein kann, zudem robust - und das Schriftbild reicht auch für Briefe gut aus. Ihre wichtigste Aufgabe ist aber der schnelle Text, der schnelle Bericht, der dann fernmündlich an die Redaktion durchgegeben werden kann. Oder im Postamt abgeliefert, für das Fernschreiben.

So vielseitige Maschinen wie diese werden vermutlich noch für lange Zeit gebraucht werden. Denn auch unterwegs will ja keiner zurück zur Handschrift - der Zeitgewinn ist einfach enorm.

Eine Ära geht zu Ende. In diesen Tagen ist in den Zeitungen zu lesen, daß die Fa. Gossen in Erlangen die Rechte an der Schreibmaschine Modell “Tippa” an die Fa. Adler verkauft hat. Acht Jahre nach dem erfolgreichen Produktionsbeginn 1948.

Nun bleibt abzuwarten, ob auch der neue Hersteller eine Schreibmaschine dieser Qualität abliefern wird. Ein solides Metallgehäuse, keine 6 cm hoch, und das Ganze mit einem Gewicht von unter 4 kg! Was will man sich für die Reise Besseres wünschen.

Denn einfacher als mit der “Tippa” kann man von unterwegs kaum arbeiten. Sie ist so klein und leicht, daß sie praktisch immer dabei sein kann, zudem robust – und das Schriftbild reicht auch für Briefe gut aus. Ihre wichtigste Aufgabe ist aber der schnelle Text, der schnelle Bericht, der dann fernmündlich an die Redaktion durchgegeben werden kann. Oder im Postamt abgeliefert, für das Fernschreiben.

So vielseitige Maschinen wie diese werden vermutlich noch für lange Zeit gebraucht werden. Denn auch unterwegs will ja keiner zurück zur Handschrift – der Zeitgewinn ist einfach enorm.

(Abschrift des obigen Typoskripts)

(Disclaimer: Dieser Text ist Faction; ich habe das Typoskript auf der Basis verfügbarer Fakten am 10.5.2014 auf der Gossen Tippa geschrieben, die sich in meinem Besitz & in Benutzung befindet. Zubehör habe ich auch noch, Typenreiniger und Tipp-Ex.)

Und zum Vergleich die Tippa neben meiner heutigen ‘Reiseschreibmaschine’:

Thomas Wiegold; Fotos v. Verf.

Ca. 1957

helfdirgot

Mein Schwiegervater geht zur Lehre in einem Textiliengroßhandelsgeschäft. Dorthin kommen Einzelhändler und bestellen in großen Stückzahlen Waren aus Katalogen für Ihre eigenen Geschäfte.

Nun möchte der Großhandel gerne seine eigene Marge verheimlichen und trotzdem Raum für Rabatte lassen. Deshalb stehen in den Katalogen weder Einkaufs- noch Verkaufspreise, sondern es wird der Code “helfdirgot” verwendet – das “h” steht für die 1, das “e” für die 2, und so weiter bis zum “t”, welches die 0 darstellt.

Ein Preis von 19,50 DM kann so mit “hodt” kodiert werden.

Ob die Kunden das System durchschauten, kann nicht mehr geklärt werden.

Tobias

1960

Der Arzt verschreibt Technik

Meine Oma bekommt ihr drittes Kind im Krankenhaus. Der behandelnde Arzt sieht nach ihr und fragt, ob alles in Ordnung ist, und dann ein wenig nach dem Alltag zuhause. Da gibt es natürlich nicht wenig zu tun, Kinder, Haushalt, Bauernhof. Dass meine Oma die Wäsche für mindestens sieben Personen von Hand wäscht, kommt dabei auch zur Sprache.

Als mein Opa zu Besuch kommt, nimmt ihn der Arzt auf die Seite und sagt eindringlich: “Kaufen Sie Ihrer Frau eine Waschmaschine!” Der ärztliche Rat wird natürlich umgehend befolgt.

Kristin Kopf

1959 oder 1960

Wartenummer im Telegraphenamt

Wie ich in München war im ersten Jahr, das war so 1959 oder 60, wenn ich da nach Hause telefonieren wollte, bin ich ins Telegraphenamt gegangen, gegenüber vom Bahnhof. Da hat man sich erst mal anstellen müssen, dann hat man eine Nummer gekriegt, die Nummer wurde dann aufgerufen. Das wurde von Station zu Station bis nach Norddeutschland mindestens drei, vier oder fünf Mal von Hand umgestöpselt. Da saß eine Frau, hat das Gespräch angenommen, hat einen Stöpsel von da genommen, eine Brücke gemacht nach da rein, da ist das Telefongespräch weitergelaufen bis zur nächsten Schaltstelle, da wurde das wieder so gemacht. Und das hat ewig gedauert, also mindestens ein bis zwei Stunden, bis das Gespräch zustandekam.

Alan Smithees Onkel, aufgezeichnet im November 2015

ca. 1950–1960

Gruppenschrubben und Wärmeökonomie

Ich lebe mit meinen Eltern und fünf Geschwistern in einem Holzhaus, wo uns ca. 60 Quadratmeter zur Verfügung stehen. Das Haus hat zwei Zimmer und eine Wohnküche, kein Badezimmer, nur eine Toilette. Die Küche wird mit einem alten gusseisernen Kohle- und Brikettherd beheizt. Im Wohnzimmer steht ein kleiner Kohleofen. Das einzige Zimmer in der oberen Etage kann man nicht beheizen. Im Winter ist es furchtbar kalt, im Sommer unerträglich heiß. Wir Kinder haben kein eigenes Zimmer und kein eigenes Bett. Wir schlafen jeweils zu zweit in einem Bett. Gewaschen wird sich mit kaltem Wasser am Spülstein in der Küche, unter der Woche morgens und abends nur Gesicht und Hände.

Samstags schleppt mein Vater eine Zinkwanne in die Küche. Meine Mutter wärmt Wasser in großen Töpfen auf dem Küchenherd auf. Die Wanne wird dabei nur halbvoll mit warmem Wasser gefüllt und es wird nicht einzeln gebadet, sondern wir sitzen mit mehreren Kindern in der Wanne. Wird das Wasser kälter, drücken wir uns an deren Rand und meine Mutter schüttet heißes Wasser nach. Das Ganze ist zwar nicht ungefährlich, aber nie verbrüht sich einer von uns dabei. Da wir durch das Spielen draußen sehr schmutzig sind, färbt sich das Wasser schnell in eine braune Brühe um. Um uns auch wirklich sauber zu bekommen, setzen meine Mutter oder meine Oma Kernseife und die Wurzelbürste ein. Das Schrubben kann zwar sehr anstrengend und unangenehm sein, doch wir fühlen uns nach diesen Waschaktionen wie neugeboren.

Der Herd in der Küche ist der Mittelpunkt unseres Hauses. Mit ihm wird nicht nur gekocht, sondern ebenfalls die Wäsche gewaschen, da wir keine Waschküche und keine Waschmaschine haben. Im Winter drängeln wir Kinder uns um den Herd, da er frühmorgens die einzige Wärmequelle ist. Es ist daher wichtig, beim Anziehen besonders nahe vor diesem Ofen zu stehen, damit man sich vor ihm aufwärmen und, ohne ständig vor Kälte zu zittern, anziehen kann. Die Flamme darf auf keinen Fall nachts ausgehen, da es dann unmöglich ist, die Küche am Morgen einigermaßen zu heizen, und unser tägliches Leben spielt sich weitgehend in dieser Wohnküche ab.

Ursula Willem, erinnert und aufgeschrieben 2013

1964 (und später)

Für schöne Zahlen nimmt man sogar ein Telefon

Mein Vater ist elf Jahre alt und ein Vertreter von der Post klappert alle Schwarzwaldbauernhöfe ab: Er preist die Vorteile eines privaten Telefonanschlusses an. Meine Großeltern sind aber wenig beeindruckt, sie können sich nicht vorstellen, wozu man so etwas zuhause brauchen sollte. Doch das beste

Argument kommt zum Schluss: Exklusiv eine ganz tolle Nummer! Die 400 nämlich. Da greifen meine Großeltern zu, so eine Gelegenheit kommt nicht wieder.

Lange Zeit teilt sich die Familie den Telefonanschluss dann mit einem Nachbarbauernhof – jeder hat seine eigene Nummer, aber telefonieren kann immer nur einer, für den anderen ist die Leitung währenddessen tot. Gegenseitig anrufen könnte man sich, käme man auf so eine absurde Idee, also nicht. Auch bei der Familie meiner Mutter, die ungefähr hundertfünfzig Anschlüsse später Telefon bekommt, ist das so.

Die Zeiten der 400 halten übrigens nicht ewig an: Irgendwann reichen die dreistelligen Telefonnummern nicht mehr aus und die Post setzt noch eine Ziffer davor.

Kristin Kopf

13. Juni 1966

Die Anwesenheit aller Beteiligten

"Es ist schon arg, daß die Technik nicht erlaubt, Konferenzen zu veranstalten ohne die gleichzeitige Anwesenheit aller Beteiligten."

Suhrkamp-Lektor Karl Markus Michel in einem Brief an Jacob Taubes, gemeint sind Arbeitsmeetings, keine großen Konferenzen (aus: Philipp Felsch: Der lange Sommer der Theorie, C.H.Beck, 2015)

Michael Brake

Herbst 1966

Die Anschaffung des Fernsehgeräts

Seit fast einem halben Jahr wohne ich nur noch sporadisch bei meinen Eltern, da ich mit 16 im fernen Ingelheim eine Lehre als Chemielaborant begonnen habe und nur noch einmal im Monat nach Hause fahre.

Jetzt ist für meine Eltern die Zeit gekommen, sich endlich ein Fernsehgerät anzuschaffen. Die Jahre vorher wollten sie mich vor dem schädlichen Einfluss des Mediums bewahren und deshalb gab es Fernsehen nur bei Nachbarn oder Freunden.

Sie gehen zur örtlichen *Rheinelektra*, kaufen sich ein Schwarz-Weiß-Gerät ~~und schließen es zu Hause an die Satellitenantenne an.~~

Sie müssen zu Post und eine „Fernseh- und Rundfunkgenehmigung“ beantragen, die am 13.9.1966 auch tatsächlich bewilligt wird. Eine schwenkbare Innenantenne haben sie sich auch schon besorgt, so dass das Fernsehzeitalter bei meinen Eltern beginnen kann.

Nr. der Genehmigung P 785190 ✻

Fernseh-Rundfunkgenehmigung

TF 4

130966 ← Kartei-Nr.

Frau
Hans Kraut

7550 Rastatt
Kehler Str. 15

wird hiermit unter den nachstehenden Auflagen die Genehmigung erteilt, einen Fernseh-Rundfunkempfänger zu errichten und zu betreiben.

Postamt

78

1. Die Fernseh-Rundfunkgenehmigung berechtigt den Inhaber, einen Fernseh-Rundfunkempfänger zu errichten und zu betreiben. Der Fernseh-Rundfunkempfänger muß den »Technischen Vorschriften für Fernseh-Rundfunkempfangsanlagen« (Amtsblatt des Bundesministers für das Post- und Fernmeldewesen 1958 Nr. 107, S. 852) entsprechen, es sei denn, daß er vor dem 1. Oktober 1959 hergestellt worden ist.

2. Der Inhaber dieser Genehmigung muß im Besitz einer gültigen, für ihn ausgestellten Ton-Rundfunkgenehmigung sein.

3. Die Fernseh-Rundfunkgenehmigung ist nicht übertragbar.

reinerw

21.1.1967

Ich bekomme meine erste Kamera

Foto Yvonne Lin via Flickr unter CC-BY-SA-Lizenz

Ich bekomme meine erste Kamera. Eine *Diana*, voll aus Plastik, aber auch voll funktionsfähig. Anders als die teure Spiegelreflexkamera meines Vaters (die ich als Kind natürlich nicht benutzen darf) verwendet die Diana keinen Kleinbildfilm, sondern einen 120-er Rollfilm. Aber da passen ja auch zwölf Aufnahmen drauf.

Zwar ist der Fotoapparat mit dem Schieberegler für *sonnig / bisschen bewölkt / sehr bewölkt* nicht für Innenaufnahmen gedacht, aber zum Kamera-Set gehört auch ein kleiner Aufsteckblitz mit Blitzbirnchen. Also kann ich auch an diesem trüben Januartag sofort loslegen mit den ersten Schwarzweiß-Fotos.

Allerdings finde ich die etwas mühsame Handhabung des Rollfilms nervig. Erst muss ich ihn fummelig einfädeln und mit dem Drehrad den Film vorspulen, bis im roten Anzeigefenster auf der Rückseite der Kamera die 1 erscheint, nach der Aufnahme drehe ich wieder am Rad, bis die 2 kommt. Und so weiter. Ich versuche meinen Workflow zu optimieren und beschließe, das Ganze zu beschleunigen: Ich mache direkt zwei Aufnahmen hintereinander – und spule danach den Film gleich zwei Aufnahmen weiter vor.

Erst Tage später, nachdem ich den belichteten Film vom Entwickeln abgeholt habe, wird mir mein Irrtum klar. Ich habe lauter Doppelbelichtungen. Und lauter unbelichtete Negative. So richtig brauchbar ist nur das allererste Foto.

Thomas Wiegold

1968

Stöße von Fotokopien, warum?

> „Versetzen wir uns doch einmal in eine Stadt der Zukunft, von der wir wissen, daß sie nicht irgendwo in der Welt liegt, sondern eine Stadt des Kommunismus ist. In der Zentralbibliothek lesen alle nur Stöße von Fotokopien, warum? Ein Beispiel: einige zehntausend Veröffentlichungen sind erschienen, die sich mit dem Problem der spanlosen Formung befassen. In jedem dieser Bücher kann auch etwas über den Werkstoff oder die Maschine stehen, worüber wir etwas wissen möchten. Eine ungeheure Arbeit wäre es, müßten wir alle Bücher daraufhin durchsehen. Die-

se Arbeit nehmen uns Roboter ab. Auf Lochkarten ist der Inhalt der Bücher markiert. Eine Sortiermaschine sondert die Karten aus, in der unser Werkstoff erwähnt wird. Aber damit ist die Leistung der Automatik noch nicht zu Ende. Sie löst automatisch in den entsprechenden Regalen, an den betreffenden Büchern ein Relais aus, die Bücher kippen auf eine Transportunterlage, wandern in eine Fotokammer, die markierten Seiten werden fotografiert, die Bücher gehen zurück, und die Abzüge entnehmen wir einem Kasten des Arbeitstisches im Lesesaal. Der ganze Vorgang hat nicht länger als zehn Minuten gedauert."

(Aus: Peter Klemm, Automaten, Forscher und Raketen, Der Kinderbuchverlag Berlin, 1968)

Jochen Schmidt

August 1969

The summer of '69

Ich habe gerade meine erste Gitarre zum 12. Geburtstag geschenkt bekommen. In meinem 300 Einwohner-Dorf gibt es natürlich keine Musikschule, aber den Kapellmeister der Blasmusikkapelle, bei dem ich schon mit 7 Jahren Blockflöte gelernt habe. Er sagt zwar, er könne selbst nicht wirklich gut Gitarre spielen, das glaube ich ihm nicht und denke, er will mich nur als Schüler abwimmeln. Schon nach zwei Monaten stelle ich fest, dass es stimmt und er mir wirklich nicht mehr viel beibringen kann. Also werde ich zum Autodidakten.

Das Transistorradio ist über ein Kabel mit dem Kassettenrecorder verbunden, so kann ich aus Radiosendungen einzelne Lieder aufnehmen.

Die Tasten des Kassettenrecorders sind sehr sperrig und müssen fest gedrückt werden. Zum Aufnehmen werden zwei Tasten gleichzeitig gedrückt, bis sie einrasten. Das erzeugt jedes Mal ein lautes "Klack"-Geräusch, das auch

beim Abspielen der Aufnahmen deutlich zu hören ist, bevor die aufgenommene Musik einsetzt. Von den Cassetten gibt es mehrere Längen (60 Minuten, 90 Minuten) und unterschiedliche Qualitäten. Besonders die 90 minütigen Bänder neigen dazu, sich "abzuwickeln", d. h. dass man dann mit einem Bleistift das abgewickelte Band wieder aufrollt, so dass es in der Cassette verschwindet.

Ich sitze also mit meiner Gitarre, einem Blatt Papier und einem Stift vor dem Cassettenrecorder und höre mir die aufgenommen Lieder (hauptsächlich Sachen aus der wöchentlichen Ö3-Sendung "Folk mit Jack") in kurzen Sequenzen an, um auf diese Weise den englischen Text zu verstehen und aufzuschreiben und auch die dazu passenden Akkorde auf der Gitarre zu finden. Jedes Drücken der "Play"-, "Stop"- und "Rewind"-Taste produziert ein lautes "Klack". Die auf diese Art und Weise aufgeschriebenen Songs existieren nur in der handschriftlichen Roh-Fassung, die Weitsicht, die Lieder für die Nachwelt mit der Schreibmaschine festzuhalten, habe ich erst einige Jahre später, als mein Gedächtnis mit 16 nicht mehr reicht, mir alles auswendig zu merken.

Horst Lenes

September 1969

Der erste Fernseher, die erste sozialliberale Koalition

Michael Rutschky: Den ersten Fernseher haben wir zur Bundestagswahl 1969 angeschafft, zusammen mit einem Freund, bei dem stand er dann auch. Das war ein gebrauchtes Modell, ich glaub, für 60 DM. Da funktionierte auch keiner der Knöpfe. Die hatten irgendwie hinten so ein Rad, da musste man dran drehen, dann kriegte man die verschiedenen Sender. Es gab ja nur drei, plus DDR. Und den haben wir angeschafft, weil die Bundestagswahl 69 – das war ja spannend, weil es die Frage war, ob es also eine sozialliberale Koalition geben würde, und die gab's dann ja auch. Da waren wir dann auch

sehr, sehr glücklich. Die FDP rutschte ja ziemlich ab, also hatte sehr viel weniger gekriegt, als man dachte, und man war nun skeptisch. Und Willy Brandt sagte dann in das Reportermikrofon: “Wir machen es.”

Kathrin Passig: Aber hätte nicht gerade bei so einem einmaligen Anlass nahegelegen, das irgendwo in einer Kneipe anzuschauen, anstatt gleich einen Fernseher zu kaufen?

Rutschky: Naja, wissen Sie, das war ja noch die Zeit, in der unsereins als linksradikaler, antifaschistischer Student auch ein bisschen in Angst war, dass er, wenn er in eine normale Kneipe geht ... da sitzen eben nur Nazis.

Passig: Und in den nicht-normalen Kneipen gab’s keine Fernseher?

Rutschky: Nee.

Michael Rutschky, aufgezeichnet von Kathrin Passig

1969

Das Schweigen der Mainzelmännchen

Die Mehrzahl der Leser wird sich nicht an den Tag erinnern, als das Fernsehen in ihrer Familie Einzug hielt. Ich kann das auch nur deshalb, weil meine Eltern kategorische late adopters waren. Technikfeindlich würde ich nicht sagen; aber wenn einem Ungeduld in technologischen Fragen fremd ist, dann hat es eine gewisse Konsequenz, die Unkosten und den Ärger mit neuen Gadgets so weit wie möglich den anderen zu überlassen; und viele Technologien, die sich als kurze Sackgassen der Geschichte erweisen, kommen einem so gar nicht erst ins Haus.

Unseren ersten Fernseher kaufen wir nicht – wir erben ihn, als 1969 meine Grosstante stirbt. Ich bin fünf Jahre alt. (Mir und meinen Geschwistern ist das Medium aber nicht fremd, bei Verwandten und Nachbarn gucken wir schon lange). Als er endlich im Wohnzimmer steht, gibt es erst einmal lange Gesichter, denn es existiert kein passender Antennenanschluss. Es gelingt meinem Vater jedoch, das Antennenkabel mit einem selbstgebastelten Ad-

apter an die Radioantenne zu frickeln. Damit kann man wenigstens ARD gucken, zwar in, selbst für damalige Verhältnisse, armseliger Qualität – aber immerhin.

Trotzdem vergiesse ich an diesem Abend bittere Tränen. Denn auf ARD gibt es keine Mainzelmännchen.

Drago Starcevic

In den 1960ern

Kalte Technik statt warmer Solidarität, oder: Alles wird viel praktischer

Meine späteren Eltern sind Kinder, kennen sich noch nicht und leben auf Schwarzwaldbauernhöfen. Da hält man Kühe, und von Zeit zu Zeit verkauft man eine zwecks Schlachtung und Verkauf. Wenn eine Kuh aber notgeschlachtet werden muss und der Tierarzt keine Gesundheitsbedenken anmeldet, sitzt man auf einmal ungeplant selbst auf einer großen Menge Fleisch – so viel kann auch auf einem großen Hof nicht gegessen werden. Deshalb gibt es einen Bauernverein, dessen Mitglieder sich dieses Notschlachtungsfleisch gegenseitig zu einem günstigen Preis abnehmen. Man spart sich damit den teureren Einkauf beim Metzger und hilft den Nachbarn aus. Der Verein trägt den wunderbaren Namen “Ortsviehversicherungsverein”.

Irgendwann Mitte der 1960er kommt allerdings die Tiefkühltruhe aufs Dorf. Zuerst gibt es mietbare Boxen in einer großen Anlage, die im Keller eines Gasthauses bzw. der Schule installiert wird. Man kann sein Fleisch aus der Notschlachtung jetzt also aufheben, zur Not leiht man sich Platz in den Boxen von Nachbarn dazu. Nicht viel später werden Tiefkühltruhen auch für Privathaushalte erschwinglich, die Kollektivanlage stellt sich als Übergangstechnologie heraus. Und im Ortsviehversicherungsverein ist die Notschlachtung kein Thema mehr. Meine Eltern sind der Meinung, dass er sich irgendwann aufgelöst habe, aber zumindest für die Heimatgemeinde meiner Mutter

gibt es ihn 2018 noch. Von seiner alten Funktion zeugt jedoch nur noch der Name. Er beschäftigt sich heute unter anderem mit der gemeinschaftlichen Anschaffung von Viehanhängern.

Das Leihen von Tiefkühlplatz hört übrigens auch mit den eigenen Tiefkühltruhen nicht auf: In den 1990ern ist die Truhe meiner nun in der Stadt lebenden Eltern dauerhaft bestimmt zur Hälfte mit eingefrorenem Fleisch vom Hof der Großeltern gefüllt. Über dieser Fleischgrundlage befindet sich dann das, was wir tatsächlich regelmäßig essen (nämlich Bofrostprodukte und eingefrorene Reste gekochter Mahlzeiten).

Kristin Kopf

August 1970

Wie man eine Frau mit der Pistole rumkriegt

Ich habe meine neue Flamme mit meinem VW Käfer zu einem lauschigen Abend auf einen bewaldeten Hügel kutschiert. Wir liegen nebeneinander auf einer Waldlichtung und bestaunen den klaren Sternenhimmel. Meine Freundin möchte sich eine Zigarette anstecken, hat aber kein Feuerzeug mit. Obwohl ich Nichtraucher bin, möchte ich meiner Freundin unbedingt beweisen, dass ich in der Lage bin, ihr jeden Wunsch im Handumdrehen zu erfüllen.

Als Mann von Welt führe ich im Kofferraum meines Autos – der beim Käfer wegen des Heckmotors vorne liegt – zufällig eine Spielzeug-Pistole aus dem letzten Fasching mit. Auch ein Streifen Zündplättchen findet sich noch in einer Ecke. Und ein alter Putzlappen.

Ich tauche also vorsichtig den fest zusammen gedrehten Putzlappen durch den Einfüllstutzen tief in den Benzintank und ziehe ihn, vom Benzin triefnass, wieder heraus. Dann lege ich das Zündplättchen unter den Hahnbolzen und darüber eine dünne Lage des von Benzin getränkten Tuches. Ich span-

ne den Hahn und drücke ab. Tatsächlich entzündet sich im dritten Versuch das Tuch und ich kann meiner Angebeteten Feuer geben. Im Anschluss entwickelt sich eine unvergesslich heiße Nacht im romantischen Sternenlicht.

Gomobu68

1970

Dick und Doof bestrafen einen Übeltäter

1970 bin ich sechs Jahre alt. Es ist Freitag, kurz vor 18.35 Uhr, und das bedeutet: ich möchte im Fernsehen Dick und Doof sehen. Ich schalte also den Fernseher ein, und es geschieht – nichts. Das ist nicht besorgniserregend, denn die Röhren (und zwar nicht nur die Bildröhre, sondern auch die, die für den Ton zuständig sind) müssen sich erst aufheizen. Das dauert ziemlich lange, ich würde sagen, mehrere Zehnsekunden. Darum werde ich auch eine ganze Weile nicht misstrauisch, als nichts geschieht, aber irgendwann muss ich den Tatsachen ins Auge sehen: der Fernseher startet nicht. Ist auch der Stecker drin? Ja, ist er. Für tiefergehende technische Abklärungen muss ich meinen Vater hinzuziehen. Der vermutet ein Antennenproblem; um dem auf den Grund zu gehen, müsste man die Vermieterin herausklingeln, die im Dachgeschoss wohnt. Darauf hat mein Vater überhaupt keine Lust. Unter anderem, weil er fürchtet, sie könnte bei der Gelegenheit erfahren, dass sie alleine den Strom für den Antennenverstärker bezahlt, von dem das ganze Haus profitiert, und, geizig wie sie ist, auf Kompensation sinnen. Aber andererseits sieht er die Wichtigkeit von Dick und Doof ein, und macht sich auf den Weg die Treppe hoch.

Mit dem Antennenverstärker scheint jedoch alles in Ordnung zu sein, und die anderen Mietparteien, die jetzt auf dem Treppenabsatz erscheinen, erklären, dass bei Ihnen das Fernsehen tadellos läuft.

Irgendwann komme ich auf die Idee, am Helligkeitsregler zu drehen, und es durchfährt mich heiss. Das Bild erscheint. Nach einem Dreh am Lautstärkeregler auch der Ton. Die Sache ist nämlich die: Ein, ähm, Familienmitglied hat die Regler ganz zugedreht – ob aus Rache für eine erlittene Kränkung oder in einer Sternstunde des Kleinbubenhumors, wird sich nicht mehr rekonstruieren lassen – in der Absicht, seine Nächsten in die Verzweiflung zu treiben, und ist nun Opfer seiner eigenen Schlechtigkeit geworden. Begreift mein Vater, was das Problem war und wieso es plötzlich wieder funktioniert? Wenn ja, dann ist er (Gott segne ihn) zu taktvoll, um mich bloßzustellen. Aber als ich dies ein knappes halbes Jahrhundert später niederschreibe, ist es längst zu spät, ihn zu fragen.

Drago Starcevic

1970 und früher, aber kaum später

Alles Wichtige auf dieser Welt

Im Nachlaß meines Vaters, der zeitlebens Amateurfunker war, finde ich zwei in Kunststoff eingeschlagene Handbücher. Es sind „Tube Handbooks“, ein Verzeichnis von Elektronenröhren, bemerkenswerterweise von einem holländischen Verlag. Und dann erinnere ich mich: vor vielen Jahren hatte ich als Kind im Funkraum meines Vaters gesessen und mir seine rätselhaften elektronischen Geräte angeschaut, deren Namen er mir vorsagte („Receiver“, „Endstufe“, „Meßsender“, „Antennenverstärker“). Wenn mir die mysteriösen Geräte langweilig wurden (das dauerte nicht lange), stöberte ich in den dort herumstehenden Büchern weiter, die allerdings ähnlich rätselhaft waren. Wohl am seltsamsten und unverständlichsten waren die beiden Tube Handbooks. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was da eigentlich abgebildet war, und warum. Ich fragte meinen Vater, was das für Abbildungen wären. „Röhren“, antwortete mein Vater.

Heute, Jahrzehnte später, bin ich viel älter und blättere durch die Tube Handbooks, die mittlerweile in meinem Regal stehen. Noch immer habe ich nicht die geringste Ahnung, was da eigentlich abgebildet ist, und warum. Ja, Röhren.

Holländisches Röhrenbuch („Buizenboek“) von 1961

Lichtenberg sagte einmal, alles Wichtige auf dieser Welt geschehe durch Röhren, Beweis seien die Schreibfeder, das Zeugungsglied und das Schießgewehr. Von der Elektronenröhre wußte Lichtenberg noch nichts, und ich wußte auch nichts mehr davon, ich hatte das mal in Physik gelernt, das ist aber so lange her, da kostete die Kugel Eis noch 30 Pfennig. Also, die Elektronenröhre ist ein aktives elektrisches Bauelement. Aktiv heißt, es macht Sachen. Die Sachen, die es macht, sind die Erzeugung, Gleichrichtung, Verstärkung oder Modulation elektrischer Signale. Also wichtig: Röhren machen unterschiedliche Dinge, für die man allerdings unterschiedliche Röhren benötigt. Röhren sind also nicht turingvollständig, aber, sehr wichtig, das gilt erst einmal nur für die einzelne Röhre. Schaltet man mehrere Tausend Röhren zusammen, kann man daraus eine digitale Rechenmaschine bauen – und tatsächlich, die britische COLOSSUS, der Rechner, mit dem die Enigma-Verschlüsselung decodiert wurde, war ein Röhrencomputer. Zwar war Konrad Zuse knapp schneller, doch die Z3 nutzte Relais statt Röhren und war deshalb viel langsamer. Die Röhrencomputer waren schnell, smart und crispy. Die ollen Zuse-

Computer waren lahm, laut und hatten noch nicht mal Bluetooth. Für die Vacuum Tube Computer nutzte man die Eigenschaft von Röhren, binäre An-Aus-Zustände zu haben (und zwar zeitübergreifend, also speichernd) und setzte daraus Flipflop-Schaltungen mit einer 5-Bit-Codierung zusammen. Ja, sehr viele Röhren, denn jedes verdammte Bit ist eine einzelne Röhre.

Links die vertrackte ECH81, rechts die deutlich einfachere EC92

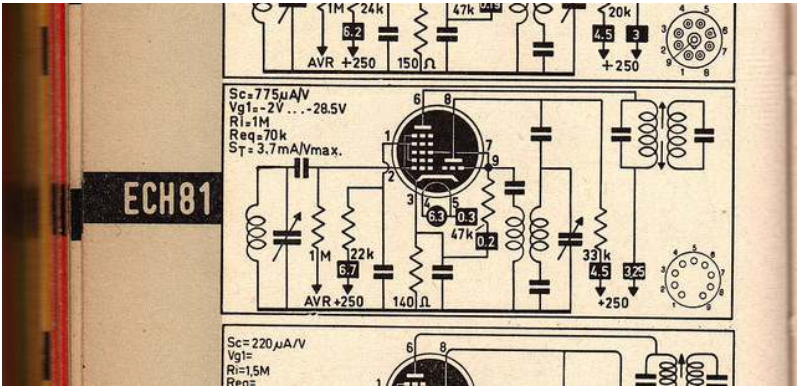
Und wie funktionieren technisch diese Dinger? Ganz einfach erklärt: aus einer Glühwendel, der Kathode, treten im Vakuum der Röhre Elektronen aus und laufen zum Auffangblech, der Anode. Diese primitivste Form der Röhre nennt man Diode, sie dient zum Gleichrichten des stets die Polung verändernden Wechselstroms, da die Röhre nur in eine Richtung Strom transportiert. Wird ein (ansteuerbares) Gitter zwischen Kathode und Anode gelegt, spricht man von einer Triode, und damit lassen sich dann auch Ströme und Signale verstärken, indem man die Gitterspannung manipuliert. Dazu gibt es dann noch Tetroden, Pentoden, Heptoden etc. etc. mit jeweils unterschiedlich verbauten Gittern und Funktionen. In Blockzeichnungen (wie dem Tube Handbook), stehen sich Anode und Kathode gegenüber, in aller Regel ist aber auch die Kathode eine Röhre, umschlossen von der Anodenröhre (Röhren in Röhren sozusagen). Die Kathodenstrahlröhre – das ist die Bildröhre, funktioniert prinzipiell ähnlich, nur dass die Elektronen hier über die Anode hinausfliegen, auf Glas treffen und dort Germany's Next Topmodel vortanzen. Ja, und das ist nicht nur wichtig für TV, sondern natürlich auch für viele Generationen von Computern, und für viele andere Anwendungen wie das Radar (und damit für den Flugverkehr). Bildröhren machen die Sachen sichtbar, die nicht da sind. Und nie war eine Bezeichnung „Fernsehen" glücklicher, als für die Erfindung der Television. Nicht zu vergessen ist eine Röhre, die uns vielleicht schon mal das Leben rettete, oder das unserer Eltern (was auf das Gleiche herauskommt): die Röntgenröhre.

Telefunken ECH 81 (Detail)

Wie Friedrich Kittler in einem famosen Aufsatz (Friedrich Kittler, *Rock Musik – ein Mißbrauch von Heeresgerät*) schon 1991 beschrieb, beruhen die wesentlichen Techniken zur Erzeugung von Rockmusik auf rüstungstechnische Erfindungen des Zweiten Weltkriegs (Bandgeräte, Stereo, HiFi, Synthesizer). Dies gilt vor allem auch für die Entwicklung leistungsfähiger Verstärkerröhren. Erinnern wir uns uns: die Jazzmusik war nicht nur zufällig die bevorzug-

te Populärmusik der ersten Jahrhunderthälfte, sondern der klassische Jazz ist selbstlaut, das heisst: laut auch ohne jede Verstärkertechnik. Zwei Trompeten und zwei Saxophone sind laut, auch ohne Röhren. Und eine Big Band, wie zum Beispiel das Orchester von Count Basie mit insgesamt 15 Bläsern ist laut genug, um einen ganzen Saal zur jazzen. Rockmusik kann das nicht. Die Elektrogitarre, das Rockmusikinstrument schlechthin, muss verstärkt werden, um mehr als 10m weit hörbar zu sein. Und zwar mit einem Röhrenverstärker. Ohne Röhre kein Bill Haley, kein Elvis, keine Beatles, kein Pink Floyd, keine Sex Pistols. Alles Wichtige auf dieser Welt geschieht durch Röhren.

Bemerkenswert ist es, wie leise die röhrenlose Welt gewesen sein muss: es gibt weder die Möglichkeit einer Verstärkung von Geräuschen, und es gibt ebenfalls keine Technik für ihr Senden oder Empfangen. Was klingt und laut ist, das muss man selbst machen, und vor Ort machen. Nicht der elektrische Lautsprecher ist die zentrale Lautstärketechnologie, sondern die elektronische Röhre. Man kann das gar nicht überschätzen. Bis dahin werden Medien gelesen oder angeschaut, alle Medien sind visuelle Medien, bis sich im letzten Jahrhundert dann endlich die auralen Medien entwickeln, mit zwei technischen Grundlagen: die Verstärkerröhren für die Amplifizierung, und die Senderöhre für die Übertragung von Rundfunksendern zu Rundfunkempfängern. Diese teleakustischen Ereignisse sind zunächst „live“ (ein Begriff, der sich erst später etablieren kann, denn zunächst ist alles live, das ganze Leben), weil die Aufzeichnungstechnik zunächst noch sehr hinterherhinkt. Das Orchester, der Sänger, die Sprecher, die Schauspieler sitzen also „live“ vor einem Mikrofon, das in einem Mikrofonvorverstärker eingesteckt ist, in dem sich übrigens Röhren befinden. In UK blieb das übrigens noch länger so, weil die Musikergewerkschaft und die britische GEMA Beschränkunden der sogenannten „needle time“ durchgesetzt hatten, und so konnte die komplette BBC noch 1967 nur maximal fünf Stunden aufgezeichnete Musik pro Tag spielen, alles andere wurde „live“ vor Röhrengeräten aufgeführt.

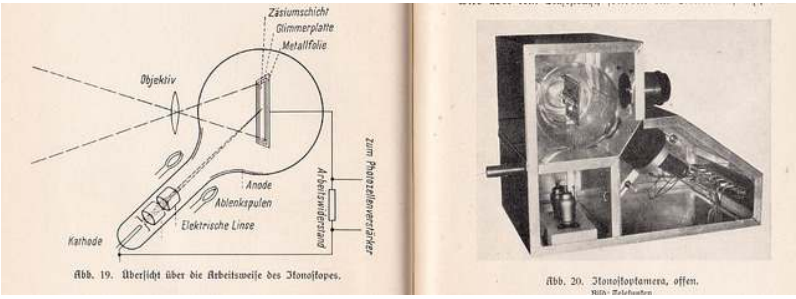


Was in der ECH81 so alles los ist. (Quelle: Tube and Transistor Handbook, 8th Edition, Bussum (NL) 1961)

Die hier abgebildete ECH81 ist übrigens eine Rundfunkröhre. Sie enthält gleich zwei Verröhrungen: links in der Abbildung eine Heptode mit fünf Gittern, rechts eine Triode mit einem Gitter. Diese dient als Oszillator, jene als Mischer (Interessierte mögen Superhet-Empfänger nachschlagen). Diese Röhre war praktisch in jedem Radio bis 1965 verbaut. „E“ ist eine Kennung für die Heizungsart (6,3V), C bedeutet Triode und H bedeutet Heptode. Die Nummer 81 bedeutet, dass sie einen Noval-Sockel mit 9 Pins hatte. Die anderen hier angezeigten Daten sind – äh, auch irgendwie wichtig.

Anfang der Sechzigerjahre ist das der Sachstand: Alles Wichtige auf dieser Welt geschieht durch Röhren. Radio, Verstärker, Popmusik, Radar, Flugverkehr, TV, Monitore, Computer. Ganz zu schweigen vom Lichtenbergschen Schreiben, Kriegführen und Sexhaben. Dann wurde alles anders. Die Erfindung des viel billigeren Transistors direkt nach dem Zweiten Weltkrieg machte die Elektronenröhre schleichend überflüssig. Das erste Transistorradio stellte eine deutsche Firma, Intermetall, 1952 auf der Düsseldorfer Funkausstellung vor. Die Restelektronen dieser Firma sind seit Dezember 2015 im japanischen Konzern TDK aufgegangen, den wir ja alle noch von den

Compact- und Videocassetten kennen(ebenfalls verglühte Technologien). Es dauerte noch bis Mitte der 60er Jahre, dann war es vorbei für die Röhre. Transistoren waren billiger, kleiner, zuverlässiger.



Ein Ikonoskop, für lange Zeit das Aufnahmemodul in einer TV-Kamera. Es ist eine Röhre. (Quelle: K. Kipfer, Das Fernsehen, 1938)

Nur die Bildröhre war deutlich zäher, wie ihr alle wißt. Denn die Entwicklung von der Röhre über den Transistor zum Chip beruht ausschließlich auf Miniaturisierung – die kleinen Dinger sollen 1/0-Zustände absondern, und für ihre logisch-technische Verwendung ist es erstmal egal, wie groß sie sind – im Gegenteil, kleiner ist besser. Bei der Bildröhre ist es komplizierter. Der Bildschirm soll ja gerade nicht nicht miniaturisiert werden. Die Entwicklung von der Bildröhre zum Flachbildschirm war schließlich so langwierig, weil man einfach nicht die Herstellungstechnologie der Miniaturisierung in den Griff bekam. Ironischerweise bestehen heute die Bildpunkte auf einem TFT-Display aus – Transistoren. TFT heißt „thin film transistor“. Ein 4k-Monitor hat davon ca. 30 Mio. Stück. Zum Beispiel für 349 Euro beim Mediamarkt. Und so haben die Transistoren ein zweites Mal gewonnen. Transistor 2, Röhre 0.

Aus Röhren wurden Transistoren, Chips, TFTs. Und auch für die anderen Lichtenbergschen Röhren sieht es nicht besonders gut aus. Die Schreibfeder ist zu einer Tastatur geworden. Die Schießgewehre wurden Tomahawk-

Marschflugkörper. Und selbst das Zeugungsrohr kann durch künstliche Befruchtung ersetzt werden. Die Welt kann offenbar ganz gut auch ohne Röhren auskommen. Es sind allenfalls Mikrowellenherde und Röntgengeräte, die sich sich noch tapfer gegen die Entröhrung der Welt stemmen. Stellt euch das jetzt mal ganz plastisch vor: vor fünfzig Jahren, im Technologieolymp, da war der Röhrengott noch der Beherrscher der sichtbaren und hörbaren Welt. Und heute? Er ist zuständig für Warmmachen von Fertiggerichten und Röntgenbilder des Ellenbogens von Oma Krause. Was für ein Abstieg!

Von alledem ahnte ich nichts als kleiner Junge, damals im Funkraum meines Vaters, als ich im holländischen Tube Handbook herumblätterte. Immerhin begriff ich, dass die Illustrationen nur Repräsentationen vom technischen Aufbau der Röhre war. So ähnlich wie eine Landkarte, auf der Berge auch nicht hoch waren, sondern braun, und Wasser nicht nass, sondern blau. Ich hatte aber weiterhin keine Ahnung, wofür diese Röhren gut waren. Sie sahen ein wenig aus wie Glühbirnen, aber sie leuchteten nur sehr schwach, was ich gut sehen konnte, wenn mein Vater eine Operation am offenen Funkgerät durchführte. Und wieso sollten sie überhaupt im Innern eines Geräts leuchten? Die offenen Geräte summten oft, sehr leise, kaum vernehmbar, ein tiefer, fast beruhigender Ton. Ich stellte mir dann vor, den Summton würden die Röhren machen, und nur wegen dieses tiefen Summens, da würde das Gerät dann funktionieren, und deshalb gab es die Röhren.

Joachim Göb

Frühsommer 1971

Eine Störung des harmonischen Mittags

Ein sonniger Tag, ich befinde mich auf dem Rückweg von der Schule nach Hause. Da erblicke ich in der Entfernung eine Störung des harmonischen Mittags: Zwei Männer sitzen sich mitten auf dem Bürgersteig gegenüber; dazu scheinen sie keine Unterschenkel zu haben.

Näher gekommen, sehe ich, daß ihre Unterschenkel in einem geöffneten Schacht stecken. Zwischen ihnen befindet sich ein Wust von Drähten, die für mich als Laien alle gleich aussehen. Zudem werden die Drähte an ihrem Übergang in die Kabel mit Mull abgebunden. Komische Sache ... neugierig trete ich näher und beobachte das Tun der beiden. Bereitwillig erklärt mir einer der beiden Fernmelder, was sie da tun: Sie verbinden zwei Telefonkabel miteinander. Damit später jede einzelne Leitung auch im richtigen Haus zum richtigen Telefon gelangt, muss man die vielen Drähte wenn auch nicht direkt unterscheiden, so doch auszählen können.

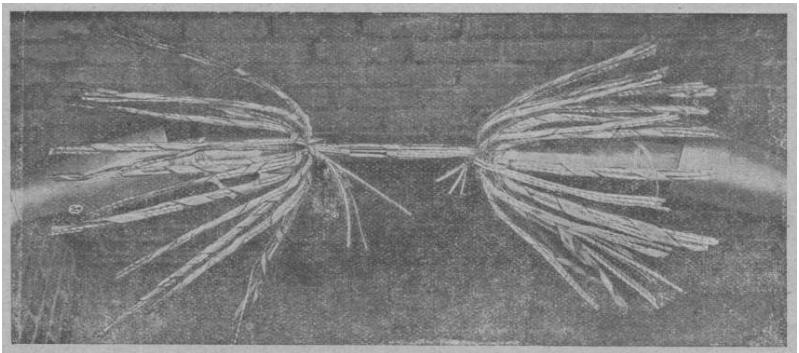


Abb. 7. Herstellung einer Verbindungsmuffe.

Bildquelle:
www.bayern-online.com/v2261/artikel.cfm/203/Berlin-Rheinland-Teil4.html, Lizenz Creative Commons by-sa 3.0

Zur Unterscheidung ist bei dem ersten Adernpaar einer Lage eine Ader rot markiert. Damit die folgenden Adernpaare nicht durcheinander fallen, werden sie mit Mullstreifen fixiert. Danach kann das eigentliche Verdrillen der Adern geschehen.

Wikipedia: Telefonkabel#Kennzeichnung von Kabeln mit Lagenverseilung

Verwundert und doch interessiert, befriedigt über die Auskunft, ziehe ich meines Weges. Daß es sich um spätere Kollegen handelt und ich diesen Beruf ergreifen werde, weiß ich noch nicht.

Sebastian Koopmann

1.8.1972

Mähdrescherloses Dreschen in Kastilien

Als Kind fahre ich mit meiner Familie alle zwei Jahre nach Spanien. Die ein oder andere Woche verbringen wir in El Olmo, dem Geburtsdorf meiner Großmutter in der Sierra nördlich von Madrid. In meiner Kindheit liegt El Olmo nicht nur räumlich weit weg von Bayern (30 Stunden Autofahrt), sondern scheint auch in einem anderen Jahrhundert angesiedelt. Bis Mitte der 70er Jahre gibt es kein fließendes Wasser: Brauchwasser wird aus dem hauseigenen Ziehbrunnen geholt, Trinkwasser in Kanistern im nächstgelegenen größeren Ort. Vermutlich hätte auch das eiskalte Brunnenwasser Trinkwasserqualität, doch alles, was vom eigenen Grund und Boden kommt, wird von vornherein als wertlos und unbrauchbar deklariert. Elektrischer Strom ist zu dieser Zeit zwar in jedem Haus vorhanden, Telefon hat aber bis Ende der 70er nur die Bauernfamilie meines Spielkameraden Luis, der im ersten Haus bei der Straße wohnt. Wenn dort ein Anruf für jemanden aus dem Dorf eintrifft, läuft eines der Kinder los und holt den Angerufenen.

Die Ernte ist Knochenarbeit. Bestellt werden kleine Felder, die in dieser unfruchtbaren, karstigen Gegend weit entfernt voneinander liegen, und zwar mit Weizen. Gedroschen wird das Korn noch mit einer Technik, die ich später nirgendwo anders sehe: Der geerntete Weizen wird auf dem Dreschplatz ausgebreitet. Darauf wird ein dickes Brett gelegt, etwa 1,50 mal 2,50 Meter groß, in dessen Unterseite spitze Steine stecken. Vor dieses Brett spannt man ein Maultier, auf das Brett setzt sich mit einem Hocker der Bauer oder die Bäuerin. Und dann geht es im Kreis über den Weizen, stundenlang und

Runde um Runde. Bei Sonnenuntergang werfen die Bauern dann die so behandelte Ernte mit großen, hölzernen Heugabeln in die Luft, und die Abendbrise weht die Spreu fort. Auf dem Dreschplatz bleiben die Weizenkörner und werden in Säcken gesammelt.

Nachtrag 3.5.2016 von Markus Winninghoff

Ich bin dabei, alte Techniktagebuchbeiträge zu lesen und erreiche diesen hier. Bei der Beschreibung der Dreschwerkzeuge kommen mir Geräte in Erinnerung, die ich im Februar im Urlaub auf La Palma als Dekoration in einem Hotel gesehen habe, deren Verwendungszweck mir aber niemand erklären konnte.

Auf der re:publica treffe ich die Kaltmamsell und zeige ihr die Fotos. Sie bestätigt sofort, dass es die Dreschwerkzeuge sind, und wir vereinbaren, den Artikel mit den Bildern zu ergänzen. Die abgebildete Variante hat sechs kleine Stahlrädchen, in dem Hotel hingen aber auch Exemplare ohne die Rädchen.

Hier sieht man die beschriebenen Steine gut:

die Kaltmamsell

August 1972

Als das Computerpapier noch gegen Kälte schützte

Im August pendle ich per Anhalter zwischen dem Rechenzentrum meiner Universität in Mannheim und meiner Wohnung in München. Es gibt ja noch keine billigen Busverbindungen wie später z. B. FlixBus. Für meine soziologische Diplomarbeit muss ich statistische Berechnungen mit einem selbst geschriebenen Programm auf dem Telefunken Großrechner TR440 der Uni Mannheim durchführen. Das Programm gebe ich im Uni RZ in Mannheim auf

Lochkarten ein und erhalte am nächsten Tag das Ergebnis in einer dicken Liste aus Endlospapier. Die Liste nehme ich dann nach München zur weiteren wissenschaftlichen Auswertung mit.

Am 17. August 1972, einem Donnerstag, stehe ich am Autobahndreieck Karlsruhe. Ein Kieslaster nimmt mich mit in Richtung München, verlässt aber die Autobahn auf der Schwäbischen Alb. Hier in der Abenddämmerung eine Weiterfahrmöglichkeit zu finden, ist sinnlos. Ich verkrieche mich in einen Heuschober und wickle mich in mein Endlospapier ein. So überstehe ich die Nacht halbwegs warm und friedlich schlafend.

Am nächsten Morgen nimmt mich ein Amerikaner in seinem Auto nach München mit. Er erzählt mir von seiner amerikanischen Computerfirma. Bei der bekomme ich später einen Job und arbeite dort bis zur Rente. Von der Lochkarte über die ersten Bildschirme, die ersten Datenbanken, die ersten PCs, das Internet und die ersten Smartphones mache ich dabei alle Evolutionen der Informationstechnologie mit.

Gomobu68

Sommer 1971 oder 1972

Algen verhindern das Abarbeiten der *job queue*

Roger Stapleton ist Astronom und Informatiker an der Uni St. Andrews seit 1965 sowie ehrenamtlicher Hüter der Schatzkammer obsoleter Technologie. Hier unterhalten wir uns im Dezember 2017 unter anderem über Staub; im Computerraum der Uni waren zeitweise Reinraummatten im Einsatz. Ich frage, ob es dabei nur um mechanische Probleme ging oder um Kühlung … hatten die Rechner damals überhaupt schon Lüfter?

Oh, die brauchten *sehr* viel Kühlung. Der 360 hatte einen 100-Ampère-Anschluss. Das waren … es war 100 Ampère Drehstrom, das macht … 50 Kilowatt. Maximal. Im Sommer, wenn die Klimaanlage einen schlechten Tag

hatte, waren es im Computerraum 27 Grad, und dann mussten wir den Laden dichtmachen. Es ist ein paarmal vorgekommen, dass es länger heiß war – die Klimaanlage war wassergekühlt, und das Wasser im Wärmetauscher war schön warm, und das mochten die Algen gern. Die sind gewachsen und haben die Zuleitung verstopft. Dann war von der Kühlung nicht mehr viel zu erwarten.

Foto: Roger Stapleton. Der Springbrunnenteich kühlte das Klimaanlagenwasser. Später wurde der Teich mit Gebüsch bepflanzt und der Computerraum anders gekühlt. Mehr Bilder aus dieser Zeit sind unter www-star.st-and.ac.uk/~jrs/comp_hist/maths/intro.html zu sehen.

Bei heißem Wetter haben wir am Vormittag gearbeitet, bis es zu warm wurde, und am Nachmittag haben wir aufgegeben. Ich bin mehr als einmal gegen neun oder zehn Uhr abends am Gebäude vorbeigekommen, reingegangen, habe festgestellt, dass der Computerraum auf eine vernünftige Temperatur abgekühlt war, den Rechner angeworfen, die *job queue* gesucht, eingegeben,

die Ergebnisse rausgeholt, die Temperatur im Auge behalten, und auf die Art konnte ich die *job queue* vom Nachmittag in einer Dreiviertelstunde am Abend abarbeiten, ohne dass es zu heiß wurde im Computerraum. Die Leute sind dann morgens reingekommen, haben ihren Ausdruck vorgefunden und sich gefreut.

– Ich kenne "job queue" als Metapher, das hat man in den 80ern und 90ern noch gesagt. Aber was hatte diese Queue für eine Form?

In dem Fall war das ein Rollwagen mit Kisten voller Lochkarten. Kleinere Jobs waren in Schubladen gestapelt.

Roger Stapleton, aufgezeichnet und übersetzt von Kathrin Passig

1972

Traktor, Raketa – Fortschrittsglaube und Technikhoffnung, ausgedrückt in Vornamen

Meine Eltern sagen, sie waren sich einig bei der Suche nach einem Vornamen für mich. Lediglich als Scherz, sagt mein Vater, habe er einen Gegenvorschlag gemacht. Meine Mutter hingegen erzählt die Geschichte bis heute mit einer gewissen Sorge in der Stimme. Ich glaube, sie war sich nicht so sicher, dass es wirklich nur ein Scherz war. Der Vorschlag immerhin lautete: Traktor. Beziehungsweise Raketa, sollte ich ein Mädchen werden, Geschlechtsidentifikation per Ultraschall gab es noch nicht. Abgesehen von der Frage, was als „Traktor Biermann" aus mir geworden wäre, finde ich interessant, was diese Vornamen über den Umgang mit Technik aussagen. Denn es gab sie tatsächlich. In der Sowjetunion drückten nicht wenige Kommunisten in den Zwanziger Jahren ihren Glauben an die Moderne über Vornamen aus, die sie

ihren Kindern gaben. Und so nannten sie ihre Nachkommen Technika, Dynamo, Antenna, Robot und eben auch Traktor. Die Industrialisierung war ihnen Hoffnung.

Nachtrag:

Kai T. Biermann

1972

Die erste LCD Armbanduhr: unverkäuflich, auf rotem Samt

Auf einer örtlichen Neuheitenmesse liegt sie vor mir, in einem vor Einbrüchen geschützten Glaswürfel, grell bestrahlt von Spots, gebettet auf rotem Samt, Metallgehäuse, gebürstet, Metallarmband. Ruhig blinkt der zwischen den Zif-

fern eingebettete Doppelpunkt im Rhythmus der Sekunden. Es ist 9:59 Uhr – die mindestens 1 cm hohen Digitalziffern heben sich kontrastreich vom grünen Hintergrund ab.

Ich wage nicht zu blinzeln, halte die Luft an, bis die Ziffern auf 10:00 Uhr umspringen – geräuschlos, magisch, zukunftsträchtig. Ich bleibe noch mindestens 30 Minuten, um den Ziffern beim Umspringen fasziniert zuzusehen, wohlgemerkt: jeder Zahl zwischen eins und null.

Ich sehe meine erste LCD Armbanduhr – so teuer, dass sie nicht einmal käuflich ist. Laut Information des Ausstellers kann man auf Knopfdruck sogar das aktuelle Datum und die laufenden Sekunden anzeigen. Wow! Die Uhr wird per Quarz und Batterie betrieben und soll eine unerreichte Genauigkeit haben.

Die digitale Zukunft hat für mich begonnen – und nach ca. 1 – 2 Jahren kann ich mir endlich ein ähnliches Modell kaufen. Ich weiß noch die No-Name-Marke: „Piratron“, die sogar Google heute, im Jahr 2015, kennt.

Damals war man in der Schule mit so einer Uhr fast ein Technik-Guru – der ersten Digitaluhr musste die nächste folgen mit Stoppuhr – auf 100stel Sekunden, Datum, Wochentag etc. Marken wie Seiko, Citizen und später Casio dominierten den Markt. Und heute, Jahrzehnte später, beschert uns die Vintage- und Retro-Welle wieder Erinnerungen an damals.

Arnold

1972

Unser erstes Telefon

Bei uns in der Wohnung steht jetzt ein echtes Telefon. Es ist ein graues und hat eine Wählscheibe. In der Mitte der Wählscheibe ist ein Zettel, auf dem die Telefonnummer der Polizei und der Feuerwehr stehen. Die hat Papa da drauf geschrieben. In der Mitte steht unsere eigene Nummer “3 1 3 4 3” – weil wir die immer noch selber vergessen.

Foto: Alexas_Fotos / Pixabay, CC0

Weil noch nicht jeder ein Telefon hat, kann man nur mit einigen Menschen telefonieren. Unser Telefon steht im Wohnzimmer direkt hinter der Wohnzimmertür. Papa hat ein kleines Regal an die Wand geschraubt, weil das Anschlusskabel nur knapp 60 cm lang ist. Deswegen muss man auch immer an der Wohnzimmertür stehen, wenn man telefonieren will.

Besonders lange telefonieren Mama und Papa aber sowieso nie. Telefonieren ist ganz schön teuer. Das ist aber gar nicht so einfach zu verstehen.

Telefonieren ist teuer

Also: Man kann in der Stadt telefonieren. Damit erreicht man alle Telefone mit der gleichen Vorwahl. Das kostet dann 23 Pfennige pro “Einheit”. Wie lang so eine Einheit ist, das hängt wiederum von der Tageszeit ab. Tagsüber kann man mit 23 Pfg. ungefähr eine Minute telefonieren. Ab 18 Uhr reichen die 23 Pfg. für acht Minuten.

Teurer wird es, wenn jemand weiter weg wohnt. Es gilt: Je weiter weg, desto teurer. Oma und Opa (Papas Mamma und Papa) wohnen knapp 300 km entfernt. Da können wir nur manchmal anrufen und dann abends und auch nicht so lange reden. Und trotzdem müssen Mama und Papa dann manchmal 10 oder 15 Mark bezahlen.

Abenteuer Wählen

Das Wählen ist sowieso anstrengend. Man muss immer die Wählscheibe drehen, und wenn man weit weg telefoniert, dann fängt man ja immer mit der 0 an. Dann kommen meistens vier weitere Zahlen für die Vorwahl und dann noch die Zahlen für das andere Telefon. Das dauert ganz schön lange.

Es ist auch immer sehr spannend, ob man überhaupt eine Verbindung bekommt. Manchmal wähle ich 0... 5 ... 5 ... 3 ... und dann höre ich schon das Besetztzeichen (“Tut-tut-tut”). Da kann ich dann gleich aufhören. Keine Leitung frei. Dann müssen wir etwas warten und probieren es dann noch einmal.

Mama hat eine Cousine in Amerika. Und die haben schon lange Telefon. Aber da muss man ja immer zwei Nullen am Anfang wählen (0 0 1) und meistens kommt schon nach der zweiten Null das Tut-Tut-Tut. Das ist echt immer Glückssache. Und wie gesagt: Alles im Stehen neben dem Wohnzimmerschrank!

Safety first

Meine Eltern haben mitbekommen, dass meine Schwester und ich auch wählen können. Aber weil Telefonieren ja so unglaublich teuer ist, wollen die sichergehen, dass wir nicht einfach machen können, was wir wollen. Deswegen haben sie jetzt ein **Wählscheibenschloss** gekauft.

Foto: Wikimedia Commons / Thiemo Schuff, CC-BY-SA 3.0

Das Schloss können sie an jeder Stelle in der Wählscheibe anbringen. Dann kann man die Wählscheibe nur noch bis zu der Nummer drehen. Bei uns setzen sie das Schloss immer bei der “3” rein, damit wir Kinder wenigstens noch die Feuerwehr (112) rufen können, falls wir die mal brauchen. Aber die 3 und die anderen Zahlen können wir nicht mehr wählen.

Das Geläut

Für schwache Nerven ist so ein Telefon übrigens nix. Die Telefonklingel ist so laut, dass wir uns jedesmal erschrecken, wenn das Ding losgeht – vor allem, wenn wir abends im Wohnzimmer sind und puzzlen oder was spielen. Aber so oft ruft ja keiner an – ist ja teuer, und so viele Leute haben ja eben noch kein Telefon. Überhören kann man aber den Anruf, der kommt, nicht.

Auflegen oder nicht auflegen – das ist die Frage

Mama und Papa ärgern sich ganz oft über Oma (Mamas Mama) oder Tante Käthe. Die beiden sind manchmal etwas schusselig. Wenn die uns anrufen und wir dann fertig telefoniert haben, dann muss Oma (oder eben Tante Käthe) den Hörer richtig wieder auflegen. Wenn die das nicht machen, dann kann man uns nämlich nicht mehr anrufen, weil unser Telefon nur dann wieder frei ist, wenn der vorherige Anrufer richtig aufgelegt hat.

Blöd ist dann immer, dass wir ja auch Oma nicht anrufen können, um ihr zu sagen, dass ihr Telefon nicht richtig aufgelegt ist – weil ja ihr Telefon nicht richtig aufgelegt und damit besetzt ist. Papa ärgert das immer am meisten, weil Mama ihn dann nämlich immer losschickt, damit er mit dem Auto zur Oma fährt (die wohnt zum Glück auch in unserer Stadt) und ihr Bescheid sagt.

Bei Tante Käthe ist das was anderes. Die wohnt nämlich sogar in einem anderen Bundesland. Da hilft es dann nix. Wir müssen warten, bis sie das merkt – oder wir gehen zu unserer Nachbarin und rufen von da Tante Käthes Tochter an und die fährt dann mit dem Auto zu ihrer Mama und sagt ihr Bescheid.

Man muss schon gut zuhören

Ich telefoniere eigentlich gar nicht so gerne. Man hört manchmal gar nicht richtig, was die anderen sagen. Dann ist plötzlich mal lange Pause oder es rauscht ganz doll. Eigentlich rauscht es immer ein bißchen. Aber hin und wieder versteht man dann für 20 oder 30 Sekunden fast gar nichts. Da muss man dann schon richtig gut zuhören oder immer wieder mal nachfragen.

Wenn ich mit meinem besten Freund telefonieren möchte, dann sagt Mama immer “aber nur ganz kurz” und steht dann neben mir und guckt nach zwei Minuten böse. Dann nehme ich mir lieber mein Fahrrad und fahre die drei Kilometer zu ihm. Dann können wir nämlich nicht nur reden und uns sehen, sondern auch zusammen spielen.

Aber manchmal ist so ein Telefon schon ganz brauchbar.

Reiner Knudsen

August 1973

Wie man sich anstelle einer Kreditkarte der Bahnhofsmission bedient

Während meiner Zeit als Azubi bei einer Düsseldorfer IT-Firma (mein offizieller Titel ist Vertriebsassistent, im 21. Jahrhundert würde auf meiner Visitenkarte vermutlich Junior Client Representative gestanden haben) muss ich im August 1973 zu einer einwöchigen Ausbildung nach München fliegen. Leider ist am letzten Tag der Schulung wegen eines Fluglotsenstreiks kein Rückflug möglich. Ich muss mich also sputen, noch den letzten Intercity Zug nach München zu erwischen (der ICE wird erst zehn Jahre später eingeführt). Ich kratze buchstäblich meine letzten Groschen Bargeld zusammen, um das Zugticket 2. Klasse bezahlen zu können. Kreditkarten besitzen nur hohe Tiere – und ein solches will ich ja erst noch werden.

Gegen Mitternacht komme ich am Hauptbahnhof in Düsseldorf an. Mit den 12 Pfennigen in meiner Geldbörse kann ich mir nicht mal einen Fahrschein für die Straßenbahn leisten. Ich bin todmüde und habe keine Lust, meinen schweren Koffer durch die halbe Stadt zu schleppen. In meiner Not wende ich mich an die Bahnhofsmission. Die Dienst habende Nonne staunt nicht schlecht über den gut gekleideten jungen Mann im Business-Anzug, der sie gerade um 5 DM anpumpt. Irgendwie muss ich dennoch einen Vertrauen erweckenden Eindruck auf sie gemacht haben, denn ich bekomme das Geld. Natürlich zahle ich am nächsten Tag das Doppelte zurück. Aber ein bisschen peinlich ist mir die Sache schon.

Gomobu68

Winter 1973/74

Strafvereitelung im Amt

In der vierten Grundschulklasse habe ich eine überwiegend nette, jedoch zu cholerischen Ausbrüchen neigende Lehrerin. Eines Wintertages hat sie das Bedürfnis, mit einer noch nie dagewesen gigantischen Strafarbeit an der ganzen Klasse ein Exempel zu statuieren, das diese nicht so schnell vergessen soll (was mich betrifft, mit Erfolg – ich schreibe das Ganze im Jahr 2017 nieder. Da habe ich längst keine Ahnung mehr, was die Klasse verbrochen hat).

Wir müssen von einer ewiglangen Kolonne vierstelliger Zahlen *jede gegen jede* multiplizieren. Das sieht schlimm aus, und erweist sich am Nachmittag als noch viel schlimmer. Meine Eltern sind einigermaßen entrüstet über die absurd umfangreiche Arbeit, können sich aber nicht zum Gang auf die Barrikaden entschließen. Eltern auf Barrikaden sind zu der Zeit (zumal in der Kleinstadt) sowieso noch ein seltener Anblick.

Stattdessen verschwindet mein Vater, selbst Lehrer, aus der Wohnung, fährt in seine Schule, und als er zurückkehrt, bringt er etwas mit, was es in normalen Privathaushalten der frühen Siebziger Jahre nicht gibt: Einen Taschenrechner. Er beherrscht die vier Grundrechenarten und hat die Schule 400 Mark gekostet. Mit seiner Hilfe ist die Arbeit immer noch umfangreich, aber machbar.

Es ist eine der letzten Gelegenheiten, mit einem Vier-Grundrechenarten-Taschenrechner Staunen und Aufsehen zu erregen. Schon Weihnachten 1974 sind im Weihnachtspaket meines Onkels, der Pharmareferent ist und uns immer sehr beliebte Pakete mit übergebliebenen Werbegeschenken schickt, mehrere Taschenrechner drin (nichtswürdige allerdings, sie haben nur sechs Stellen und können nur ganze Zahlen); und um die gleiche Zeit findet man im Quelle-Katalog erstmals einigermaßen passable Rechner (mit Komma) um die zwanzig Mark. Zum ersten Mal erlebe ich das Phänomen, dass aus teuren technischen Luxusgegenständen in atemberaubend kurzer Zeit Ramsch wird.

Drago Starcevic

1974

Eine recht flache, linsenförmige Plastik-Sache

Die Suche nach Süßigkeiten, oder auch nur das ewige Bedürfnis, in Sachen reinzugucken, führt dazu, daß ich im Nachttisch meines Vaters den Kopfkissenlautsprecher entdecke. Eine recht flache, linsenförmige Plastik-Sache, die man unter das Kopfkissen legt, um beim Einschlafen Musik zu hören, ohne den Partner zu stören.

Jochen Schmidt

Februar 1974

Licht aus!

Als Azubi in einer Düsseldorfer IT-Firma bin ich im Februar 1974 so weit, dass ich erstmalig auf einen echten Kunden losgelassen werden kann. Für eine Versicherung in Bonn soll ich ein Assembler-Programm schreiben, mit dem 120.000 Datensätze auf einem Magnetband statistisch ausgewertet werden können.

Am Tag meines großen Auftritts darf ich dem ersten Einsatz meines Programms persönlich im Rechenzentrum des Kunden beiwohnen. Man sieht das Band loslaufen. Dann bleiben plötzlich alle Bänder stehen, auch die, welche in parallelen produktiven Sessions benutzt werden. Dadurch wird es im RZ auf einmal mucksmäuschenstill.

Alle starren auf das Kontrolllämpchen an der Systemkonsole, das plötzlich ausgegangen ist. Normalerweise flackert dieses Lämpchen, weil durch die Zugriffe auf die externen, relativ langsamen Bandstationen und durch den damit verbundenen wechselnden Zugriff der Tasks auf die Prozessorleistung immer wieder kurze Pausen in der Prozessorauslastung eintreten. Dunkel wird das Kontrolllämpchen nur in zwei Fällen:

Entweder befindet sich ein Programm in einer Endlosschleife, so dass diese Task die Kontrolle nicht mehr an das Betriebssystem abgibt. Oder im Betriebssystem ist ein Fehler aufgetreten.

Mit roten Ohren sitze ich in meiner Ecke. Werde ich jetzt Schuld sein, dass die gesamte Produktion neu gestartet werden muss? Die Lage entspannt sich nach acht Minuten. Was war geschehen? Ich hatte mir mit meinem ersten Assemblerprogramm große Mühe gegeben, hatte sich überlappende Ein-/Ausgabepuffer und Compare-Long Befehle verwendet. Nachdem alle 120.000 Datensätze vom Magnetband in den Zentralspeicher des Computers eingelesen waren, hatte mein Programm diese Sätze solange durcheinander gewirbelt, bis die gewünschten Statistiken alle ausgerechnet waren. Keine Loop also, sondern eine sehr konsequente Nutzung der damals noch

sehr bescheidenen Prozessor-Ressourcen. Die Anwendungen des Kunden haben schlicht keine Zeitscheibe des Prozessors mehr abbekommen. Nachdem sich mein Erstlingswerk ausgetobt hat, setzen sich die Magnetbänder für die Anwendungen des Kunden wieder ratternd und jaulend in Bewegung.

Gomobu68

1974

Unsere Familie bekommt unseren ersten Farbfernseher, mit Aufnahmefunktion für Musikkassetten!

Unsere Familie bekommt unseren ersten Farbfernseher, ein ITT Schaub-Lorenz. Das erste Gerät, ein Schwarz-Weiß-TV, war auch erst drei Jahre zuvor in die Familie gekommen, davor hatte ich in meinen ersten neun Lebensjahren gar keinen Fernseher.

Diesmal soll es ein Color-Gerät mit acht Kanälen und Fernbedienung sein. Die funktioniert nach dem Ultraschall-Verfahren. Außerdem haben Fernseher und Remote Sensor-Tasten, also man muss nur leicht auf einen Ring fassen, und schon gilt das als Tastendruck. Später kam das wieder aus der Mode oder war zu fehleranfällig, ich weiß es nicht. Auch konnte sich Ultraschall gegenüber Infrarot nicht durchsetzen.

Die wichtigste Ausstattung an dem Gerät ist jedoch eine DIN-Buchse für den Kassettenrekorder. So kann ich die ganzen Musiksendungen und vor allem die Otto-Show aufnehmen, ohne dass meine kleine Schwester dazwischen quatscht. Die hatte die zuvor per Mikrofon aufgenommenen Sendungen nämlich regelmäßig durch ihre Zwischenrufe ruiniert. Und sie hat auch etwas davon: so nimmt sie sich (oder ich nehme ihr, so genau weiß ich das später nicht mehr) viele Karl-May-Filme mit Winnetou, Old Shatterhand & Co. auf und hört sie später rund um die Uhr als „Hörspiel“.

Thomas Jungbluth

10.1.1975

Früher hat man nicht mit Handy telefoniert, sondern CB-gefunkt

Von dem Geld, das ich zu meinem Geburtstag bekomme, und Erspartem bestellen mein Freund C. und ich bei Quelle zwei CB-Handfunkgeräte. Mit denen können wir miteinander sprechen, ohne das Telefon zu belegen. Denn das kostet erstens Geld, steht zweitens im Flur und nicht im Jugendzimmer und ist drittens dauernd von meiner Schwester belegt, die da Stundengespräche mit ihrer Freundin führt.

Das Funkgerät ist ein Universum HF12 mit zwei Kanälen. Die Funkreichweite ist gerade ausreichend für die Distanz zwischen unserer Wohnung und der meines Freundes, ab und zu funktioniert es nur, wenn wir beide auf dem Balkon stehen. Sprechzeiten werden vereinbart oder zur Not kurz per Telefon angestoßen.

Später nehmen wir das Gerät auch mit auf Ferienfreizeiten oder Ausflüge mit dem Jugendrotkreuz, in dem wir beide Mitglied sind. Basierend auf den Regeln für Profis versuchen wir so etwas wie eine Funkdisziplin zu etablieren. Denn den richtigen Funkamateuren sind die vielen Amateure mit ihrem unzivilisierten Gequatsche nicht immer willkommen.

Die Geräte werden nach und nach gepimpt: erst durch einen Akku, dann eine Kurzstabantenne, außerdem haben wir immer einen Satz weiterer Sende-/Empfangsquarze mit, um auf anderen Kanälen sprechen zu können als von Quelle vorgesehen. Die werden im Gerät dann entsprechend umgesteckt.

Thomas Jungbluth

1970 bis 1984

Die Telefone der Kindheit

Foto: Thomas Renger

Als ich Kind war, gab es sehr wohl schon in jeder mir bekannten Wohnung ein Telefon. Ein Telefon sah so oder so ähnlich aus wie das oben abgebildete. Es hatte einen Klingelton, den man sich nicht aussuchen konnte, und der sich ungefähr so anhörte wie die Klingeltöne, die sich heute "Telefonklingeln" oder so ähnlich nennen.

Es stand bei den meisten Familien im Flur und hatte ein Kabel, das vielleicht einen Meter lang war. Das heißt: Man telefonierte im Stehen im Flur. Telefonieren war teuer, und so war gleich dafür gesorgt, dass es nicht allzu bequem wurde und die Gespräche nicht ausuferten. Außerdem konnte ja auch jede und jeder zuhören.

Bei uns gab es nach einem Umzug dann schon einigen Komfort: Das Kabel war so lang, dass man sich setzen konnte, und zwar auf den Boden, der dank Teppich schön weich und warm war. Außerdem hatte der Flur eine Tür zum Wohnzimmer – die Mithörgefahr war somit minimiert.

Fjonka

23. und 24. Oktober 1975

Nachtschicht – von wegen Work-Life-Balance!

Wir sind es im 21. Jahrhundert gewohnt, dass sich das Microsoft Update für das Windows auf unserem Rechner über Nacht von selber installiert und dass anschließend unser System fehlerfrei weiter läuft. Notfalls schaltet sich ein Serviceberater über das WLAN auf meinen Rechner auf und macht eine Ferndiagnose und online Fehlerbehebung. IT-Experten gehen fest davon aus, dass sie tagsüber neue Software in virtuellen Maschinen testen können, ehe sie diese auf ihre reale produktive Serverfarm übertragen. Speicher ist im Überfluss vorhanden und billig zu haben, so dass alle Daten mit RAID gespiegelt und über Glasfaser in entfernte verbunkerte Notfall-Rechenzentren zur Datensicherung übertragen werden.

So war das aber nicht immer!

Meine Kinder sind alle ohne mein Beisein zur Welt gekommen in Nächten, die ich in den Rechenzentren meiner Kunden verbracht habe. Es geht darum, die Zeitspanne zwischen abends 20 Uhr und morgens 7 Uhr zu nutzen, neue Betriebssystem-Versionen und andere Systemsoftware aufzuspielen und zu testen. So auch in der Nacht vom 23. zum 24. Oktober 1975. Es wird noch zehn Jahre dauern, bis es virtuelle Maschinen gibt, in denen man ein "Gastbetriebssystem" auf Herz und Nieren testen kann. Festplatten werden nicht nach Terabyte Kapazität sondern in Megabyte gemessen und sind sauteuer. Folglich stellt sich kein Kunde eine Batterie Festplatten hin, nur damit wir gelegentlich darauf neue Software testen können. Vielmehr ist es so, dass abends die Produktionsdaten einiger Disks auf Magnetbänder gesichert und die Disks neu formatiert werden. Dann wird die neue Software aufgespielt und getestet.

Wehe, wir sind um 7 Uhr morgens nicht so weit, dass die Disks wieder formatiert und die Sicherungsbänder zurückgespielt sind! Dann würden die Kunden meines Kunden um 8 Uhr vor geschlossenen Schalterhallen stehen, wo sich die Bildschirme befinden, mit denen auf Zählerstände, Kontendaten und andere wichtige Informationen zugegriffen wird, die auf den Disks abgespeichert sind.

Ein Gutes haben die Nachtschichten: Die Systemprogrammierer der Kunden und ihre technischen Berater von den Computerherstellern sind eine verschworene Truppe. Denn die Systemprogrammierer der Kunden müssen ja aus Datenschutzgründen und weil sie das produktive Umfeld am besten kennen, in diesen Nächten immer mit dabei sein. Außerdem können sie nur so die neue Software selbst kennen lernen, für die sie in Zukunft verantwortlich sein werden.

Gomobu68

So etwa 1975 bis 1993

Bundesligaergebnisse

Samstag 17.15 Uhr ist eine magische Zeit. Es ist die (klassische) Schlußpfiffzeit in der Fußball-Bundesliga, und wenn man nicht selbst im Stadion ist, stellt sich die Frage, wie man möglichst sofort an die Resultate kommt. 2017 gibt es da eine ganze Reihe Möglichkeiten; aber in meiner Jugend und noch eine Weile danach (als solche Dinge noch ungleich wichtiger für mich sind) ist es nicht ganz so einfach.

Man kann natürlich Radio hören. Das sonst verhasste Erste Programm des Südwestfunks ist zu diesem Zweck für mich der Sender der Wahl. Wenn man sich jedoch nicht den ganzen Nachmittag mit Radiofußball um die Ohren schlagen kann oder will, sondern nur um viertel nach fünf wissen möchte, wie's ausgegangen ist, hat diese Lösung ihre Nöte, denn je nachdem, wann man einschaltet, kann es sehr lang dauern, bis die ersehnten Ergebnisse verlesen werden, und bis dahin muss man peinigende und peinliche Schlagermusik ertragen (und die Fußballbanausen kommen ins Zimmer und fragen süffisant, "Was hörst'n da?").

Oft geht es rascher und einfacher mit dem Telefon. Die Zeitschrift Kicker bietet einen Ergebnisdienst unter einer Nürnberger Telefonnummer an, der schon fünf Minuten nach Spielende die Resultate bereithalten soll (und fünf Minuten nach Halbzeitpfiff die Halbzeitergebnisse). Man hört eine männliche Stimme mit unüberhörbar fränkischem Akzent, die voll Enthusiasmus, aber auch getriebener Hektik vorliest: „Kickersportmagazinergebnisdienst, Endresultatebundesliga. Spiel eins 1:0, Spiel zwei 2:1 ...“ Erster Haken an der Sache ist, dass man nur weiß, welches Spiel welche Nummer hat, wenn man die Woche davor den Kicker gekauft oder sonstwie in die Finger gekriegt UND sich die Spielpaarungen in der richtigen Reihenfolge notiert hat. Der zweite Haken: Das Band läuft nicht etwa immer vom Anfang, sondern rundum, und man kommt an irgendeiner Stelle dazu. Außerdem bricht die Verbindung immer nach einigen Sekunden ab (vermutlich, um Leitungen zu

sparen), und fast nie reicht die Zeit aus, um das ganze Band einmal zu hören. Also gibt es fast immer ein, zwei Ergebnisse, die man nicht mitbekommt, und wenn es böse kommt, hört man zwar alle Resultate, aber nicht mehr, ob es sich noch um die Halbzeitresultatebundesliga, oder schon um die Endresultatebundesliga handelt. Dann muss man nochmal wählen, und bisweilen nochmal ...

Weniger hektisch und niederschwelliger zugänglich sind da die telefonischen Sportnachrichten des Sportinformationsdienst Düsseldorf. Hier gibt, unter der Rufnummer 01161, die immer gleiche brüchige Altstimme mit schnarrenden R's in aller Ruhe die Ergebnisse durch. Allerdings vollzieht sich das Herstellen und Veröffentlichen der Tonaufnahme anscheinend mit derselben Gelassenheit, weswegen es offiziell 15 Minuten, in der Realität aber häufig 30 oder auch 45 Minuten dauert, bis die gewünschten Informationen abhörbar sind (das Wort "online" existiert noch nicht).

Man weiß gleich zu Beginn der Durchsage, ob die Ergebnisse endlich dabei sind, oder immer noch nicht. Im ersten Falle lautet der Anfang: "Guten Tag. Der Sportinformationsdienst Düsseldorf gibt Ihnen die vollständigen Resultate ..." (oder, falls es ein Sonntagssspiel gibt, "die noch unvollständigen Resultate ..."). Im anderen Falle läuft noch das Band von Samstag Vormittag mit den Vorberichten: "Der Sportinformationsdienst Düsseldorf gibt Ihnen die letzten Informationen zu den Spielen der Fußball Bundesliga ..." – Noch ein halbes Menschenalter später, als ich dies aufschreibe, hasse ich diesen Satz. Nach "... gibt Ihnen die letz..." knalle ich meist frustriert den Hörer hin. Wieviel tausend Mal, und wieviel die Deutsche Bundespost daran verdient hat, will ich lieber gar nicht wissen.

Drago Starcevic

Um 1975

Bildschirme aus Papier

So um das Jahr 1975 beginnt in den großen Rechenzentren der Umstieg von Computern mit Karten-Eingabe und Drucklisten-Ausgabe auf die Ein- und Ausgabe auf Bildschirmen mit Tastatur. Diese Bildschirme sind mordsschwer und kosten pro Stück 20.000 DM (ca. 10.000 Euro). Viele Rechenzentren zögern da erst mal, ob sie sich die teure Investition leisten sollten.

Um diese Hemmschwelle bei unseren Kunden zu überwinden, entwickelt die IT-Firma, bei der ich arbeitete, eine Software namens "CICS Simulator" (heute, im Jahr 2016, würde man sagen: eine App), mit der man Bildschirmeingaben auf Lochkarten und Bildschirmausgaben auf Endlospapier simulieren kann. Dazwischen geschaltet ist ein Systemsteuerprogramm, welches die Transaktionen zwischen verschiedenen Bildschirmen und Datenbanken steuert. Die Anwendungsentwickler der Kunden können nun in COBOL oder Assembler Arbeitsabläufe mit Bildschirm Ein-/Ausgabe programmieren, die dann als Tasks unter diesem Systemsteuerprogramm ablaufen. Immer wenn in der Task eine Eingabe an der Bildschirmtastatur angedacht ist, wird diese von einem Kartenstapel über den physischen Kartenleser des Rechenzentrums eingelesen. Immer wenn eine Bildschirmausgabe vorgesehen ist, wird diese auf den System-Endlosdrucker umgeleitet.

Meine erste derartige Test-Anwendung mit dem CICS Simulator ist ein Reinfall. Ich sitze eine halbe Stunde vor dem Drucker, aber keine Bildschirmnachricht erscheint dort. Der Grund ist simpel: Um eine Nachricht von der Bildschirmtastatur abzusenden, muss man an der Tastatur eine "Eingabetaste" anklicken. Diese Taste muss natürlich vom Kartenleser ebenfalls simuliert werden. Dafür gibt es einen Befehl, den man im Kartenstapel auf einer Lochkarte mit einlesen muss. Diesen Befehl habe ich übersehen, weil man bislang für Lochkarten ja keine Eingabetaste benötigte.

Die Umstellung von der sequentiellen Datenverarbeitung mit Lochkarte und Drucker auf die Onlineverarbeitung mit Bildschirmen in “Echtzeit” ist ein “Major Design Change” in der Geschichte der Informationstechnologie. Vergleichbar mit ähnlichen späteren Quantensprüngen bei der Einführung der PC-Computermaus, der Erfindung des Internets, des Google-Suchalgorithmus oder der Einführung des Touchscreens.

Nicht alle damaligen IT-Experten, die anhand der Anordnung der Löcher auf einer Lochkarte sagen können, was auf der Lochkarte draufsteht, sind in der Lage, den Sprung in die Online-Datenverarbeitung mitzumachen. Manche bleiben leider beruflich auf der Strecke.

In jener Zeit entstehen die Brot-und-Butter-Anwendungen wie Gehaltsabrechnung, Einwohnermeldewesen, Kfz-Zulassung, Krankenkassen-Beitragswesen, Rezept-Belegverarbeitung, Rentenversicherung uvm., die im Kern noch heute, im Jahr 2016, auf den Großrechnern in den Rechenzentren der öffentlichen Institutionen und der großen Firmen ablaufen.

Gomobu68

1975

Wer lesen kann, ist klar im Vorteil. Oder: Eine Stunde Vorsprung muss genügen

In der Informationstechnologie gilt das Moore’sche Gesetz, das da lautet: Alle 12 bis 24 Monate verdoppelt sich die Leistung der in den Computern verwendeten Schaltkreise. Entsprechend oft löst eine Smartphone-Generation die andere ab. Bereits seit 1965 hat sich die Gültigkeit des Moore’schen Gesetzes bei allen Computergenerationen immer wieder bestätigt. Das ist eine große Herausforderung für die Kundenberater der Hersteller, denn wenn eine neue Computergeneration auf den Markt geworfen wird, ist der Informationsvorsprung, den die Vertriebsmitarbeiter des Herstellers gegenüber den IT-Spezialisten der Kunden haben, nur gering. Gerade bei den ersten Exemplaren

einer neuen Computergeneration wollen die damit beglückten Kunden aber besonders genau wissen, warum sie das neue System kaufen sollen und ob die neuen Funktionen den frühen Kauf rechtfertigen.

Gegenüber meinen Kunden habe ich meistens nur einen Trumpf: Ich bin es gewohnt, die umfangreichen englischen Fachbroschüren, die mit der neuen Hard- und Software ausgeliefert werden, tatsächlich zu lesen. Dazu sind die meisten Kundenmitarbeiter glücklicherweise zu faul. Einige sind auch wegen mangelhafter Englischkenntnisse überfordert. Die Menschen dieser Generation hatten ja in ihrer Schulzeit noch nicht die Möglichkeit eines Gastschuljahres in den USA oder waren von Englischlehrern unterrichtet worden, die ihre Englischkenntnisse in Nazi-Deutschland erworben hatten.

Oft ist es so, dass ich beim Frühstück noch die englische Broschüre überfliege, deren Inhalt ich dann eine Stunde später bei meinem Kunden zum Besten geben soll. Es bleibt nicht aus, dass ich aus reinem Selbsterhaltungstrieb da manchmal Informationen über nicht so tolle Eigenschaften oder Sachen, die ich selbst nicht verstanden habe, geschickt umgehe.

Meine zweite Stärke als Kundenberater besteht darin, dass ich meine Pappenheimer bei meinen Kunden sehr genau kenne. Wenn zum Beispiel früh das System nicht anspringt, frage ich als erstes, welcher Operator denn gestern Nachtschicht gehabt hat. War es Herr X, dann ahne ich, dass er wieder den gleichen Fehler gemacht haben muss, wie schon zwei Mal in den drei Monaten zuvor.

Als 1975 Bildschirme eingeführt werden, ist die Klage vieler Kundenmitarbeiter oftmals: „Der Computer geht wieder nicht“. Oft ist es dann so, dass die Putzfrau den Stecker des Bildschirms raus gezogen hat. Im 21. Jahrhundert klingt das banal, aber in den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts ist die Datenverarbeitung direkt am Arbeitsplatz für die meisten Menschen noch etwas Neues und Fremdes.

Gomobu68

1976

Telefonnummern: fünfstellige, vierstellige und dreistellige

Unsere Telefonnummer ist fünfstellig, die meiner besten Freundin ist vierstellig, und als die Freundin einige Jahre später umzieht, bekommt sie eine dreistellige Telefonnummer. Auch meine Tante im Allgäu hat eine dreistellige Telefonnummer (2014 immer noch).

Kathrin Passig

Ca. 1976

Die neue Chefin verlangt ein Telefon

Mein Großvater wechselt seine Arbeit. Er wird Hausmeister in einem Pflegeheim. Voraussetzung für die Einstellung ist, dass er einen Festnetzanschluss anschafft. So will es seine neue Chefin: Wenn Sie bei mir anfangen, muss ich Sie auch nachts erreichen können! Bisher hat er die Anschaffung immer abgelehnt, egal wie sehr meine Mutter und meine Großmutter ihn dazu überreden wollten. In ihrer Umgebung gehören sie mittlerweile fast zu den letzten ohne Telefon. Meine Mutter geht zum Telefonieren meistens zu ihren Freundinnen oder zur nächsten Telefonzelle. (Die Telefonzelle hat den Vorteil, dass sie schon etwas defekt ist, und sich manchmal so überlisten lässt, dass sie nicht richtig abrechnet.)

Ein Telefon kostet und was etwas kostet, findet mein Großvater, das muss einen Zweck für sich vorweisen können. Die Schulfreundinnen anrufen ist kein Zweck, die Arbeit schon und die Chefin erst recht. So kommt es, dass

die Wählscheibe bei meinen Großeltern nach längerer Zeit doch noch Einzug hält. Der Apparat ist dunkelgrün. Und ja, manchmal klingelt er wirklich nachts, aber es ist fast immer nichts Ernstes.

Felix Lorenz, aufgeschrieben nach mündlichem Bericht an Weihnachten 2016

1976

Schreibtafel, Schwammdose, Stiftverlängerer

Zu dem Material, das zur Einschulung gekauft werden muss, gehört eine Schreibtafel aus biegsamem, schwärzlichen Plastik. Die eine Seite ist liniert, die andere blanko. Das Format entspricht ungefähr einer A4-Seite. Vorgeschrieben sind auch eine Plastik-Schwammdose mit Schraubverschluss (der Schwamm muss zu Hause befeuchtet werden, in der Schule ist es verboten), spezielle Tafelstifte in mehreren Farben und ein Stiftverlängerer. Ob wir den Stiftverlängerer besitzen und benutzen, wird in der Schule kontrolliert.

Meine Mutter hat die Tafel 2015 immer noch an der Küchenwand hängen und macht sich darauf Einkaufsnotizen mit den verbleibenden Tafelstiftstummeln. Ohne Stiftverlängerer allerdings.

Kathrin Passig

24. Dezember 1976

Wer nicht schreiben kann, muss hören

Heiligabend mit meiner Familie in Ingolstadt. Wir sind erst vor wenigen Wochen in diese Wohnung gezogen, und es ist die erste Wohnung meiner Kindheit mit Telefonanschluss. Zunächst mal haben wir das graue Standardtelefon der Vorbewohner übernommen. Es ermöglicht meinem Vater erstmals, an Weihnachten mit seiner Familie in Madrid zu sprechen – nicht sehr lange, denn Auslandstelefonate sind teuer. Und zum ersten Mal überhaupt von seiner Wohnung aus.

Meine spanischen Großeltern sind Analphabeten; der Abuelo völlig, die Yaya kennt zumindest Buchstaben (sie bringt sich später als Rentnerin mit Illustrierten etwas besser Lesen bei). Der Kontakt mit meinem Vater, ihrem jüngeren Sohn, der 1961 als Gastarbeiter nach Deutschland kam, findet dennoch per Brief statt: Ihre Tochter, meine Tante Luci, schreibt für die Großeltern („escríbele a Jesús, que…“ weisen sie sie an, und meine Tante setzt die Bitte, meinem Vater dieses oder jenes mitzuteilen, irgendwie um) und sie liest ihnen die Briefe meines Vaters vor. Dabei hat meine Yaya sogar ein Telefon, es hängt gleich rechts am Eingang zu ihrer ebenerdigen Hinterhofwohnung in der Calle de Leganés in Madrid an der Wand. Doch bislang ging mein Vater für ein Auslandstelefonat in die Ingolstädter Hauptpost, denn von nur wenigen der gelben Telefonzellen aus sind Auslandstelefonate möglich, außerdem muss man ständig Kleingeld nachwerfen (und wenn man dafür nicht den richtigen Moment erwischt, wird die Verbindung unterbrochen). Im großen Eingangsraum der Hauptpost sind zwei Telefonkabinen für Auslandstelefonate reserviert: Man muss sie an einer Theke anmelden, bekommt eine der beiden Kabinen zugewiesen; nach dem Telefonat zahlt man an der Theke. Es kommen schnell Summen zusammen, die die Hälfte des Tageslohns meines Vaters ausmachen.

Dass wir bislang kein eigenes Telefon hatten (einen eigenen Fernseher allerdings schon immer), wirkte sich auch auf andere Kontakte aus: Mein Vater arbeitet als Elektriker in der Wartung und Instandhaltung der großen Autofabrik. Wenn er außerhalb seiner Schicht wegen einer größeren Störung dringend gebraucht wurde, stand der Werkschutz vor der Tür und holte ihn persönlich.

Jetzt ist das alles anders: Mein Vater kann zu besonderen Anlässen die Familie in Madrid einfach anrufen. Und die große Autofabrik kann ihn im Notfall telefonisch holen.

die Kaltmamsell

Nach 1976

Den Takraf-Aufzug für sechs Personen durch Hopsen steckenbleiben lassen – eine Versuchsreihe mit Selbstbeteiligung

Nachdem ich bereits mindestens zwei Mal im Aufzug steckengeblieben bin, fragt mich ein Mitschüler, ob das daran gelegen habe, dass ich gehopst habe. Ich habe nicht gehopst. Aber an einem Montagmorgen erinnere ich mich an seine Frage und probiere es aus. Tatsächlich bleibe ich zwischen dem 1. und 4. Stock stecken, was für mich nicht weiter gruselig ist. Ich setze mich hin, lese ein bisschen und drücke ab und zu den Notruf, welcher nicht mit dem Hausmeister verbunden ist. Dieser muss von mitdenkenden Personen benachrichtigt werden. Zwei Stunden später werde ich befreit und bekomme eine Bescheinigung für die Schule.

Aber ich bin mir immer noch nicht sicher, ob es wirklich einen kausalen Zusammenhang zwischen Hopsen und Steckenbleiben gibt. Also probiere ich es am nächsten Tag noch einmal aus. Mit Erfolg. Eine Dreiviertelstunde Warten. In der Schule hält man mich für einen Pechvogel.

Zwei Mal Hopsen ist noch kein Reihen-Versuch, was ich nicht so formuliere, aber irgendwie spüre. Außerdem: Funktioniert es auch, wenn man nur ganz leicht hopst, also mit den Zehenspitzen noch am Boden bleibt? Ja, es funktioniert. Ich warte knapp drei Stunden und bekomme ein Hausmeisterat-

test. Der inzwischen skeptische Blick der Klassenlehrerin und der Umstand, dass ich eigentlich gerne zur Schule gehe, führt dazu, dass ich die Versuchsreihe beende.

Dan Richter

Sommer 1977

Urlaub mit CB-Funkgeräten, Kassettenrecorder und Super-8-Kamera

Mein Freund C. und ich machen mit der katholischen Kirche drei Wochen Urlaub in Taxenbach in Österreich. Mit dabei: Zwei CB-Funkgeräte, außerdem ein Kassettenrecorder mit aus dem Fernseher aufgenommenen Otto-Shows, die bei uns in Dauerrotation laufen und mit denen wir die anderen Mitfahrer fast in den Wahnsinn treiben. Aber das ist eine andere Geschichte.

Mein Freund hat außerdem eine Super-8-Kamera, mit der er viel filmt. Zum Anschauen später hat er einen zugehörigen Projektor, der auch eine eventuell vorhandene Tonspur abspielen und auf diese auch aufnehmen kann. Die Kamera selbst nimmt jedoch nur ohne Ton auf.

Nachdem wir zurück sind, schneidet C. aus den Aufnahmen einen Film zusammen und lässt im Fotoladen eine Tonspur aufbringen. Wir vertonen ihn nachträglich mit Musik aus allen Genres, möglichst passend zum Inhalt. Taucht zum Beispiel der dicke Lagerleiter auf, erklingt Der Elefant aus Karneval der Tiere.

Bei der Vorführung gibt es viele Lacher und Aha-Effekte. Ein Jahr später fährt C. nochmal allein mit einer anderen Gruppe nach Frankreich, und wir vertonen auch das nach. In einer Szene spielt ein Mitfahrer Querflöte. Wir finden ein Stück, das wir so exakt auf die Bilder kopieren können, dass sogar das Atemholen zum Ton passt.

Thomas Jungbluth

9. Dezember 1977

Der Rufbus in Friedrichshafen (1): Kleiner Probebetrieb

Der Rufbus nimmt in Friedrichshafen den „kleinen Probebetrieb“ auf. Es soll ein zukunftsweisendes Nahverkehrsprojekt werden. In einem engmaschigen Haltestellennetz ohne festgelegte Linien fahren Kleinbusse kreuz und quer umher; meldet ein Fahrgast per Telefon oder Rufsäule einen Fahrtwunsch an, plant ein Computer die Fahrtstrecke der Busse neu, so dass die Person binnen weniger Minuten abgeholt und an der gewünschten Haltestelle wieder abgesetzt werden kann. Die entsprechende Anweisung erhält der Fahrer über Datenfunk direkt auf sein Terminal. So soll der Nahverkehr der Zukunft auf dem Lande, aber auch im kleinstädtischen Bereich aussehen.

Stationen des kleinen Rufbus-Probebetriebs. Grüne Punkte: Stationen bei Betriebsbeginn 1977. Die Stationen Albrechtstraße, Städtisches Krankenhaus und Städtisches Krankenhaus/Röntgenstraße (blaue Punkte) kamen im Verlauf des kleinen Probebetriebs hinzu. (Karte vom Autor; Kartendaten von openstreetmap.org)

Ich bin dreizehn Jahre alt und freue mich unbändig auf den Rufbus. Ich habe ein nerdiges Interesse am öffentlichen Personenverkehr, habe schon viele lange Nachmittage damit verbracht, umfangreiche Untergrundbahnsysteme für meine kleine Heimatstadt zu konzipieren; dass eine so spannende Weltneuheit ausgerechnet in Friedrichshafen erprobt werden soll, ist für mich kaum zu fassen.

Schon Wochen vor dem eigentlichen Startschuss sieht man die Rufbusse ohne Fahrgäste in den Straßen probefahren. Es sind Mercedes-Kleinbusse vom Düsseldorfer Typ mit 13 Sitzplätzen und erstaunlich lärmigen Dieselmotoren.

Die Fahrer nehmen die Kurven mit abenteuerlicher Seitenneigung und lassen die Motoren im kleinen Gang brüllen. Freuen sie sich an der, gemessen an den großen Linienbussen, neu gewonnenen Wendigkeit? Oder verleihen sie ihrem Grimm Ausdruck, über das neumodische Zeugs im Allgemeinen und ihren deutlich anspruchsvoller gewordenen Arbeitsplatz im Besonderen? (Beides, vermutlich).

An einem Freitag im Dezember ist es dann so weit, der Rufbus-Probebetrieb wird offiziell eröffnet. Vorläufig nützt es mir rein gar nichts, denn die erste Phase des Probebetriebs beschränkt sich auf die Innenstadt und drei nahe gelegene Stadtteile, insgesamt 10 km², und mein Zuhause ist nicht dabei. Trotzdem probiere ich das neue Spielzeug natürlich begeistert aus.

Wie bestellt man nun die Busse? Das Internet heißt zu diesem Zeitpunkt noch nicht Internet, und kein normaler Mensch hat je davon gehört; und Mobiltelefone sind ausschließlich Millionären vorbehalten. Man vereinfacht die Realität nicht sehr, wenn man sagt, dass beides noch nicht existiert. Man kann in der Zentrale anrufen, wo der Fahrtwunsch dann in den Computer eingegeben wird. Oder man benützt eine der Rufsäulen, die an 16 der 29 Haltestellen installiert sind, und die heutigen Fahrscheinautomaten gar nicht unähnlich sehen. Einen Touchscreen haben sie natürlich noch nicht.

Es gibt eine Zehnertastatur, die zur Eingabe des gewünschten Ziels (jede Haltestelle hat eine dreistellige Nummer) und der Personenzahl (von 1 bis 9) dient. Auf kleinen LCD-Displays (so weit ist man schon) kann man die Eingabe überwachen. Dann muss man 50 Pfennig vom Fahrpreis anzahlen, und ein wenig warten – es kommt mir immer ewig vor, vielleicht 30 Sekunden oder so – dann erscheint, ebenfalls auf LCD, Abholzeit, Straßenseite und Busnummer, und eine kleine Fallblattanzeige rappelt und verkündet günstigenfalls, dass alles in Ordnung ist, bisweilen aber auch demoralisierende Texte wie „Lange Wartezeit“ (wenn es über 16 Minuten sind, in diesem Fall darf man das Ganze kostenlos stornieren) oder auch „Rufsäule gestört“ (wenn ein unbekannter Fehler aufgetreten ist und die Säule sich sicherheitshalber

ausschaltet). Wenn es geklappt hat, druckt ein kreischender kleiner Matrixdrucker eine Quittung im ungefähren Kreditkartenformat (das zu der Zeit noch Scheckkartenformat heißt) aus.

Später gibt es den Versuch, auf die 50 Pfennige Anzahlung zu verzichten und die Fahrtwunschanmeldung an der Rufsäule kostenlos zu machen. An dem Tag gegen Mittag macht der Schuldirektor unserer Schule eine erbitterte Durchsage, dass an der Haltestelle vor dem Schultor in nur einer Stunde 106 Rufbusse bestellt wurden, und kein einziger Fahrgast zur Stelle war. Was in der Klasse mit dröhnendem, schadenfrohem Jubel aufgenommen wird (nur nicht von mir, ich LIEBE ja den Rufbus), und stolz zeigen einige ihre Quittungsstapel wie Kartenspiele herum. Alles Rufbus-Bestellungen. Alle für 9 Personen, natürlich, man gönnt sich ja sonst nichts. Das kostenlose Fahrtwunschanmelden bleibt ein sehr kurzes Intermezzo.

Ich verschwende zur damaligen Zeit keinen Gedanken daran, wie die Fahrtwünsche von der Rufsäule in den Computer gelangen, der die Busse steuert. Inzwischen (2017) haben wir uns ja restlos daran gewöhnt, dass wir Daten in (fast) jeder realistischen Menge und an (fast) jedem realistischen Ort ins Netz stecken und wo wir wollen wieder herausholen können. Aber 1977? In der Tat sind die Rufsäulen durch Telefon-Standleitungen mit der Zentrale verbunden, die die Deutsche Bundespost sich teuer bezahlen lässt und die zum echten Kostenfaktor für das Projekt werden.

Der kleine Probebetrieb dauert ein knappes Jahr und ist im Großen und Ganzen erfolgreich. Die durchschnittliche Wartezeit auf einen Bus pendelt sich bei etwa 8 Minuten ein, Verspätungen halten sich in Grenzen, und der Umwegfaktor (also der Quotient aus der tatsächlichen Fahrzeit und der theoretischen Zeit, die man für den direkten Weg gebraucht hätte) liegt im Schnitt bei 1.35, obwohl die Planer im Lastenheft einen Faktor von 2.5 für annehmbar gehalten hätten.

Allerdings ist der kleine Probebetrieb vernünftigerweise auch noch nicht sehr ambitioniert. Das befahrene Gebiet ist ringförmig mit einem unzugänglichen und im Bewusstsein der Bevölkerung irgendwie inexistenten Industriegelände in der Mitte; somit lässt der Computer die Busse einfach im oder

gegen den Uhrzeigersinn herumfahren und teilt ihnen mit, welcher Mini-Umweg zu welcher Haltestelle zu machen ist und welcher nicht. Das ist durchaus in den Griff zu kriegen, auch mit damaligen Mitteln. Außerdem ist in dem winzigen Gebiet der Bedarf für ÖPNV ohnehin begrenzt. Die Fahrgastzahlen überschreiten nie 1000 pro Werktag, und 102 beförderte Zecher in der Silvesternacht 1977/78 sind der Lokalpresse bereits eine Meldung wert.

(Teil 2 hier)

Tilman Otter

Dezember 1977

Zwangserreichbarkeit

Im Dezember 1977 ist der große Tag – Familie Starcevic verlässt ihre Mietwohnung und bezieht ein Eigenheim. Damit man sowohl im Erdgeschoss als auch im 1. Stock telefonieren kann, wird in beiden Stockwerken jeweils eine Telefonanschlussdose installiert.

Von Uwe Schwöbel – Eigene Fotografie, 03.03.2005, CC BY-SA 3.0,
commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=5898058

Im Jahr 1977 sind Telefone in Deutschland normalerweise mittels einer plombierten Anschlussdose fest mit dem Netz verbunden, der Benutzer kann das Kabel zwar gewaltsam aus der Wand reißen, jedoch nicht zerstörungsfrei ein- und ausstecken. Die Ausführung mit Steckdose und Stecker ist also für die Zeit schon ziemlich *fancy*.

Nun ist es aber nicht etwa so, dass man an den zwei Dosen auch zwei Telefone betreiben könnte. Schlösse man zwei Apparate an, dann würde nur der im Erdgeschoss funktionieren, der andere bliebe stumm. Daher gibt es im Hause auch nur ein einziges Telefon vom Typ FeTAp 61 in der Farbe, die die Deutsche Bundespost als “lichtgrau”, der “Spiegel” jedoch als “schnupfengrau” bezeichnet.

Von Strelok – Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0,
commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=33445471

Der kann nun wahlweise in einem der beiden Stockwerke betrieben werden.

Ebenso darf man nicht meinen, es wäre etwa möglich, einfach den Telefonstecker zu ziehen, wenn man seine Ruhe haben möchte. Das ist, jawohl, *verboten*, und die Deutsche Bundespost hat dem auch vorgebaut. Man erhält steckbare Telefondosen nämlich nur dann, wenn man gleichzeitig (für einige Pfennige extra pro Monat) eine festinstallierte und markerschütternd laute Zusatzklingel ordert.

Die Familie wird 23 Jahre lang in dem Haus wohnen, irgendwann dann auch mit einem schickeren, moderneren Telefonapparat, der sanfte Rufmelodien säuseln kann. Nur leider hört man die nicht, weil der Zusatzwecker sie in Grund und Boden bimmelt.

Ich kann mich nur an einen einzigen Tag erinnern, an dem das Telefon im Erdgeschoss angeschlossen wird.

Drago Starcevic

1977

Rezepte und Informationen von Fernsehsendungen erhalten

Auf eine Bitte von mir hat mir meine Mutter 2018 einen Kasten ausgehändigt, in dem sich viele Rezepte befinden. Unter anderem ist mir dort ein Heftchen in die Hand gefallen, das mich zu einem Techniktagebucheintrag animiert.

Seit 1974 gibt es in den dritten Programmen die Sendung “Hobbythek”, die unter der Schirmherrschaft des WDR produziert wird. Federführend ist Jean Pütz. In dieser Sendung werden Lösungen für alltägliche Probleme präsentiert und die Redaktionen forschen selbst.

Thema der Sendung, dessen Rezeptheft ich gefunden habe, ist “Brot”. Sie wurde zuerst am 13.12.1977 gesendet. Die Informationen zur Sendung kann der geneigte Zuschauer sich über einen an sich selbst (ausreichend) frankierten Rückumschlag zusenden lassen.

In dem Text, den ich von der ersten Seite des Heftchens eingescannt habe, ist von den Schwierigkeiten zu lesen, die die Redaktion bei der Verarbeitung der Massen an Zusendungen hat.

Eine Sendung für Hobbyfreunde, Tüftler, Bastler und Leute, die Spaß daran haben, sich selbst zu beschäftigen.

Nach einer Idee von Wolfgang Back und Jean Pütz

Diesmal: BROT - EINMAL NICHT VOM BÄCKER

WDR No.29

Liebe Zuschauer,
wir können nur hoffen, daß Sie die Bastelanleitung etwas früher als sonst erhalten haben. Diesmal ist sie besonders früh in Druck gegangen. So früh, daß wir beim Schreiben dieser Zeilen noch nicht genau wußten, wie groß die Anzahl der zu versendenden Exemplare ist. Eines wissen wir aber bereits jetzt - der Ansturm war noch nie so groß. Erste Schätzungen deuten auf 120.000. Wenn's trotz aller Bemühungen unsererseits doch wieder Monate gedauert hat, bis Sie Ihr eigenes Brot à la Hobbythek nach unseren speziellen Rezepten backen konnten, verzeihen Sie uns, da ist sowas wie höhere Gewalt im Spiel gewesen; unsere Kapazität ist aus Kostengründen begrenzt; mehr als 15 Studenten und diesmal sogar eine Fremdfirma, die den Versand der Umschläge übernommen hat, können wir uns nicht leisten. Leider scheint unser gut gemeinter Appell an Sie, nur noch Rückumschläge der Größe DIN C 6 - also die normalen Briefumschläge - einzusenden, nicht überall verstanden worden zu sein; wir haben wieder einmal eine große Anzahl abenteuerlicher Formate dazwischen gehabt. Das verlängert die Bearbeitung erheblich, denn die Fremdfirma nimmt nur die eine Größe an; also mußten wir vorher wieder alles schön sortieren, umständlich zählen - das nimmt erhebliche Zeit in Anspruch. Nun - wir können nur hoffen, daß es beim nächstenmal besser klappt. Verstehen Sie bitte auch, daß wir keine Anleitungen von vorher gelaufenen Sendungen zufügen konnten. Das hat in letzter Zeit so Überhand genommen, daß wir generell darauf verzichten müssen. Das Bearbeiten dieser Sonderwünsche ist deshalb so aufwendig, weil dazu mehrere Bearbeitungsstufen notwendig sind, und uns außerdem für die Zwischenlagerung sämtlicher Anleitungen und Rückumschläge einfach der Raum fehlt. Bereits jetzt klagen unsere Studenten über die beengten Raumverhältnisse. Wie auch schon in der Sendung gesagt: Wir müssen rationalisieren, wenn wir das Konzept der Hobbythek mit der kostenlosen Anleitung retten wollen. Wir bitten um Verständnis. Eine Abhilfe versprechen wir uns auch von unserem Begleitbuch; dort können wir natürlich alles viel ausführlicher darstellen, viel besser bebildern, als es in der knappen Bastelanleitung möglich ist. Der Band I ist soeben erschienen (siehe Hinweis auf der letzten Seite) und den zweiten Band, der die restlichen, in der Hobbythek vorgekommenen Themen behandelt, haben wir in der Bearbeitung. So, Dies in eigener Sache und nun zum Thema BROTBACKEN. Wir wünschen Ihnen dazu im voraus viel Erfolg. Kleine Brötchen - wie wir in der Sendung - brauchen Sie nicht zu backen. Sie werden sehen, es macht unheimlich viel Spaß.

Ab den 90er Jahren wurde das System dann durch Faxabruf (Fax-Polling) abgelöst, bis man dann nach der Jahrtausendwende die Informationen via Internet jederzeit abrufen konnte.

die christine

Irgendwann zwischen 1977 und 1980

Grundig Telespiel 1

Mein Freund Ralf besitzt ein Grundig Telespiel 1. Man kann es an den Fernseher anschließen und „Tennis“ spielen. Viel später werde ich zum ersten Mal dieses Pong sehen, von dem immer alle reden, und es als Ralfs altes Tennis-Telespiel erkennen.

In meiner Erinnerung hält sich unser Interesse am Tele-Tennis in Grenzen.

Kathrin Passig

Ende der 1970er

Schweinebraten aus dem Härtungsofen der Lackiererei

„In der Autofabrik gibt es viel mehr Industrieöfen, als man eigentlich für die Produktion braucht. Weil die Leute da drin ihre Brotzeit machen, Leberkäs, Schweinebraten. Ist viel billiger als in der Kantine. Der Ofen wird halt für einen erfundenen Zweck bestellt, und wenn der Kostenstellenverantwortliche das genehmigt, wird er angeschafft. Man muss nur beim Kochen aufpassen, dass man nicht erwischt wird.

Meine Elektrikertruppe ist unter anderem verantwortlich für die Wartung und Instandhaltung von dem neuen, vollautomatischen Lager. Da fahren nur Roboter zwischen den Regalen rauf und runter, hin und her, da darf kein Mensch rein, jedes Öffnen der Zugänge löst sofort den Alarm aus. Aber wir Elektriker dürfen natürlich schon rein, falls was gemacht werden muss. Dann schalten wir den Alarm aus und gehen rein. Also haben wir unseren Ofen für den Schweinebraten in das Lager gestellt. Zum Reinschieben vom Braten schalten wir das Sicherheitssystem aus, zwei Stunden später zum Rausholen nochmal.

Früher, als ich noch in der Lackiererei von der Autofabrik gearbeitet habe, haben wir den Schweinebraten auch selber gemacht: Im Härtungsofen, wo die Karossen nach dem Lackieren reinkommen. Der Schorsch, der hat einen Bauernhof, der hat das Fleisch mitgebracht. Am Anfang von der Schicht haben wir das gesalzen und in Alufolie gewickelt, mit ein paar gehackten Zwiebeln, und in den Härtungsofen gelegt. Der hatte 250 Grad, nach zwei Stunden war Brotzeit und der Braten war fertig. Einmal ist die Folie geplatzt. Das war eine Riesensauerei, und natürlich wurde dann gefragt, wer das war. Wir haben uns blöd gestellt."

Kaltmamsells Vater; protokolliert von Kaltmamsell

Ostern 1978, Ostern 1979, Sommer 1980

Mein Ferienjob als Datentypist mit Admin-Rechten bei Auskunftei und Inkasso

Ich arbeite die (zu dieser Zeit noch) drei Wochen in den Osterferien sowie die lange Zeit im Sommer bei Creditreform, einer Auskunftei und Inkassogesellschaft. Zuerst nur im Archiv mit A5 großen Steckmappen für die Unterlagen zu jedem, über den etwas gespeichert ist, später dann an der Computeranlage.

Das sind zu dieser Zeit noch keine PCs, sondern ein Mainframe mit Terminals von Bull, bedient über grüne Flimmermonitore und Tastaturen mit riesigen Funktionstasten.

Dank meiner Computererfahrung werde ich im Sommer mit erweiterten Rechten ausgestattet und darf trotz meines Status als Hiwi auch Datensätze ändern und löschen, während gemeine Datentypistinnen (meist -innen) nur Informationen erfassen können.

Übrigens werden schon 15 Mark je Stunde bezahlt, also umgerechnet etwa 7,50 €. Von dem Geld kaufe ich mir meine erste Stereoanlage (aber das ist eine andere Geschichte . . .)

Thomas Jungbluth

Ab ungefähr 1978

Ein Leben ohne iTunes, Youtube und Spotify – aber mit Trollen!

Ich war Teenager und Musik hatte einen sehr hohen Stellenwert in meinem Leben.

iTunes hieß damals noch „Schallplattenabteilung“, Youtube hieß Hitparade und DISCO und lief im Fernsehen, und mein Musikstreamingdienst war WDR2.

Ich hatte altersbedingt immer deutlich weniger Geld als Plattenwünsche und musste daher auf andere Weise in den Besitz von Musikkonserven gelangen. Was heute Youtube-to-MP3-Konverter sind, waren damals Leercassetten.

Ich hatte zwar eine eigene Stereoanlage mit Cassettendeck, aber die Antenne war nur ein Kabel an der Wand und es gab immer wieder Störungen. Außerdem hatte das Cassettendeck nur eine Aussteuerungsautomatik, was dazu führte, dass beim Fade Out am Ende der meisten Lieder die Musik nicht leiser wurde, sondern das Rauschen lauter, weil die Automatik das Ausblenden kompensieren wollte.

Schließlich hatte ich meine Eltern überredet, sich für ihre an die Dachantenne angeschlossene Stereoanlage ein Tapedeck zuzulegen. Es war vermutlich dieses Technics RS-671 USD.

Da Stereoanlagen schon damals immer im Schrank unter dem Fernseher standen, hatten meine Eltern fortan Montags und Mittwochs ab 20 Uhr meinen Kopf im Bild, weil ich vor der Anlage hockte und bei der Schlagerrallye von Wolfgang Neumann oder Mel Sondocks Hitparade Cassetten aufnahm.

Beide Sendungen waren übrigens Hörercharts, was zu einer ausgesprochen hohen Qualität der Musik führte – und zu einer frühen Trollerei. „Don't bring me down" vom Electric Light Orchestra war mit exakt 52 Wochen zwar nicht am längsten in der Schlagerrallye, aber am nervigsten.

Immer wieder rutschte der Song in die während der Sendung nur angespielten hinteren Ränge, Wolfgang Neumann erwähnte das erleichtert und voller Hoffnung auf das nach dem Reglement endgültige Ausscheiden. Binnen zwei Wochen war der Song dann wieder auf Platz 3.

Ganz ohne Facebook und Twitter fanden sich immer wieder Menschen, die sich an der inzwischen offen genervten Ansage des Titels ergötzten und per Postkarte für den Hasstitel des Moderators stimmten.

Volker König

Oktober 1978 bis November 1979

Der Rufbus in Friedrichshafen (2): Der Große Probebetrieb

(Teil 1 hier)

Der „kleine Probebetrieb" wird nach einem knappen Jahr, am 1. Oktober 1978, durch den „Großen Probebetrieb" abgelöst, und noch niemand ahnt, dass dieser Schritt die Sache in ein Trudeln bringen wird, von dem sie sich nicht mehr erholen soll.

Die Zahl der bedienten Haltestellen erhöht sich von 29 auf 43, mehrere neue Stadtteile werden einbezogen. Im kleinen Probebetrieb wurde ein winziges Gebiet abgedeckt, die durchschnittliche Fahrtlänge war nur 2.7 km.

Jetzt wird die Sache deutlich interessanter, weiter entfernte Stadtteile werden bedient. „Mein“ Stadtteil Manzell ist aber immer noch nicht dabei. Trotzdem ist mein Interesse ungebrochen.

Stationen des großen Rufbus-Probebetriebs. Grüne und blaue Punkte: Vorher bestehende Stationen. Rote Punkte: neue Stationen im großen Probebetrieb. (Karte vom Autor; Kartendaten von openstreetmap.org)

Leider sinkt mit der Erweiterung die Qualität der Verkehrsbedienung heftig ab. Die durchschnittliche Wartezeit auf einen Bus, die im kleinen Probebetrieb um acht Minuten lag, steigt auf über 15 Minuten, es kann auch eine dreiviertel Stunde werden. Über Verspätungen, die auf diese Zeiten noch obendrauf kommen, finde ich keine Zahlen, aber in meiner Erinnerung sind sie ebenfalls ein dauerndes Ärgernis.

Fast noch schlimmer sind jedoch die irren Rundfahrten, die man mitmacht. Wenn man einen Bus in Richtung Westen besteigt, kann es ohne Weiteres geschehen (in meiner Erinnerung ist es sogar eher die Regel), dass der erst einmal Richtung Nordost losfährt und anfängt, kreuz und quer Haltestellen abzugrasen. Danach grast er noch mehr Haltestellen ab, und wenn er damit fertig zu sein scheint, gönnt er sich noch einen Nachschlag. Gerne fährt er auch mehrmals dieselbe Station an oder steht zwischendurch scheinbar unmotiviert herum.

Der Fahrgast wird über den voraussichtlichen Fahrtverlauf offiziell gar nicht informiert, viele (auch ich) platzieren sich deshalb bevorzugt hinter den Fahrer, damit sie auf sein Datenfunkterminal linsen können. Bei den Terminals der ersten Generation ist das eher mühsam, die in den neueren Bussen haben größere Buchstaben. Es kommt vor, dass ein leises Stöhnen des Entsetzens durch den ganzen Bus geht, wenn etwa „148 RADERA“ aufleuchtet, denn das bedeutet: es gibt einen Ausflug nach Raderach (die Stationsnamen werden auf sechs Zeichen gekürzt, Displays sind noch teuer), einen bäuerlich geprägten Ortsteil weitab vom Schuss. Von den Malen, die ich in meinem Leben in Raderach war, werden wohl 90 Prozent auf das Konto des Rufbus gehen.

Dennoch steigen die Fahrgastzahlen deutlich an, auf dem Höhepunkt werden es 3000 Fahrgäste pro Werktag sein. Das ist zwar schön, bringt aber auch die Soft- und Hardware der Siebziger Jahre an ihre Grenzen und darüber hinaus. Rechnerneustarts im laufenden Betrieb finden zeitweise täglich statt. Manchmal stehen Busse mit Fahrgästen viertelstundenlang herum, weil der Computer kein Abfahrtssignal senden und kein Fahrtziel benennen kann. Da kann man dann die unterschiedlichen Charaktere der Fahrer beob-

achten – die einen stellen den Bus ab und erklären, ohne Anweisung dürfen sie nicht fahren; andere befragen die Fahrgäste nach ihren Zielen und fahren auf eigene Faust los. Dann glaubt der Computer, der Bus stehe noch in Meistershofen, der in Wahrheit schon lärmend in Richtung Schnetzenhausen dieselt. Ein GPS, das den Fahrer überführen könnte, erscheint 1978 so realistisch wie fliegende Untertassen. Trotzdem fliegt dem Fahrer sein Ungehorsam natürlich früher oder später um die Ohren, wenn dann doch der nächste Fahrtauftrag kommt, und der Bus sich ganz woanders befindet als er sollte.

Es kommt noch ein überraschender Effekt hinzu: Bei steigender Zahl an Fahrtaufträgen wird die durchschnittliche Besetzung der Busse nicht etwa besser, sondern schlechter. Die Ingenieure rätseln über den Grund – bei Simulationen mit fiktiven Fahrtwünschen ist das nicht aufgetreten, aber in der Realität sind die schütter besetzten Busse bei gleichzeitig quälenden Wartezeiten an den Haltestellen (und absurden Umwegfahrten) für jeden sichtbar. „Was ist das – unten grün, oben weiß, und keiner hockt drin?“ sagen die Leute.

Denn, wenig überraschend: die Stimmung in der Stadt dreht sich zusehends gegen den Rufbus. Restlos ungetrübt war sie nie – immer konkurrierte in der Schwabenseele der Stolz auf die eigene technologische Anführerschaft mit dem Misstrauen gegen Neuerungen und gegen große Geldausgaben. Dem öffentlichen Personenverkehr steht man zwiespältig gegenüber, einerseits ist er energiesparend (die erste Ölkrise liegt gerade vier Jahre zurück), andererseits wohnt ihm immer die Drohung inne, die Existenzberechtigung des eigenen Autos könnte eines Tages in Frage stehen. In der anfänglichen Rufbus-Euphorie hatten die Spötter wenig zu melden; aber die vielen, die den Rufbus begeistert begrüßt haben, werden jetzt nach und nach misstrauischer gegen die laufenden Nachbesserungsversprechen und -versuche, und einer nach dem andern läuft zu den Skeptikern über (Alle? Nein. Ein vierzehnjähriger Knabe hält eisern die Treue . . .).

Aber die Stimmung ist noch lange nicht auf dem Tiefpunkt.

(Teil 3 hier)

Tilman Otter

ca. 1979

Die Buchstaben auf den Tasten sind gar nicht nach dem Alphabet angeordnet

In der Christenlehre wird zu Weihnachten „Bullerbü“ vorgelesen, in einer mit Kohlepapier auf durchsichtigem Papier abgetippten Version. Nach diesem Vorbild mache ich mich daran, auf unserer Mercedes-Schreibmaschine, die noch von vor dem Krieg ist, „Michel“ abzutippen. Ziemlich bald stelle ich fest, daß die Buchstaben auf den Tasten nicht nach dem Alphabet angeordnet sind, was effizientes Tippen praktisch unmöglich macht. Tippen lerne ich dann erst mit 15 im Computer-Unterricht, wobei bei den meisten viel von der wertvollen Computer-Zeit immer noch für das Suchen der Buchstaben draufgeht. Jahre später sitzt neben mir im Computerpool der Uni ein Russe, der ungefähr zwei Stunden braucht, um einen Absatz über einen russischen Komponisten zu schreiben und jeden Buchstaben mühsam einzeln auf der Tastatur sucht. Ich halte ihn erst für einen der im Computer-Pool der Uni praktisch beheimateten Verrückten, bis mir wiederum Jahre später einfällt, daß er wahrscheinlich die kyrillische Tastatur gewohnt gewesen war.

Jochen Schmidt

8.1.1979

Piep piep piep, der Lehrer hat uns lieb

Zu Weihnachten im Vorjahr habe ich eine Armbanduhr mit LCD-Digitalanzeige, Wecker, Zeitzonen, Stoppuhr etc. geschenkt bekommen. Eine Funktion, die mir besonders wichtig ist: Zur jeden vollen Stunde piept die Uhr einmal kurz, so kann ich den Fortgang der Zeit auch wahrnehmen, wenn es langweilig ist, wie zum Beispiel im Unterricht.

Dabei stelle ich fest: ich bin nicht der einzige, der eine solche Uhr geschenkt bekommen hat. Und weil keine der Zeitmesser gleich geht, gibt es zu jeder vollen Stunde ein Piepkonzert. Die Lehrer treibt das in den Wahnsinn, sie weisen uns an, das Stundensignal abzustellen.

Thomas Jungbluth

1979

Urlaubsbilder in 3D mit dem Viewmaster

Im Amerika-Urlaub gibt es bei den Sehenswürdigkeiten – die Carlsbad Caverns in New Mexico, eine Alligatorfarm und das Kennedy Space Center in Florida – touristischen Krimskrams zu kaufen, darunter Diasammlungen und Viewmaster-Scheiben. Mein Vater kauft an den genannten drei Orten die Scheiben. Wir haben bereits welche von verschiedenen Fernsehserien: Batman, Bonanza, und vor allem Zeichentrick-Fassungen von Thor und Sub-Mariner.

Eine Viewmasterscheibe (sie kommen meist in einem Set von drei Stück) ist eine dünne Pappscheibe mit sieben kleinen Bildmotiven, jeweils in doppelter Ausführung: Die Bilder sind stereoskopisch in 3D. Ich nehme selber allerdings nie diesen 3D-Effekt wahr. Zum Betrachten der Scheiben braucht man einen Viewmaster. Man setzt eine Scheibe in den Viewmaster ein und

hält das Gerät an die Augen und gegen eine Lichtquelle. Mit einem Schalter bewegt man mechanisch die Scheibe weiter, so dass man das nächste Bildpaar angezeigt bekommt.

Das Standardmodell zu dieser Zeit ist das rote Viewmaster Model G (seit 1962 produziert), aber wir haben auch ein Model D (produziert von 1955 bis 1972) in schwarzem Bakelit mit größerer Vergrößerung, vermutlich von amerikanischen Verwandten geschenkt bekommen. Es ist batteriebetrieben, so dass man keine Lichtquelle braucht.

Thomas Rau

Sommer 1979

Die Lohntüte: Hartes Geld ist Wahrer Lohn

Bevor ich Abitur machte, kannte ich das Wort “Lohntüte” nur aus Tagesschau-Phrasen wie “Am Ende des Monats bleibt mehr in der Lohntüte”. Allerdings war das Wort “Girokonto” für mich kaum weniger weit weg. In meiner weltfremden Gymnasiasten-Perspektive war alles fremdartig, was mit Geld zu tun

hatte. Ich brauchte es halt, um ein Schlagzeug zu kaufen. Also ging ich nach dem Abi zum Arbeitsamt und bekam einen Job als Masseursgehilfe in der Kurklinik Luisenbad. Oder war es das Viktoriabad?

Es war jedenfalls 1979, also zu der Zeit, als Bad Reichenhall noch eine florierende Kurstadt war. Ich schaufelte heißen, schwarzen Moorschlamm in weiße Tücher und formte daraus Fangopackungen für die Kurgäste. In den Pausen schrieb ich pubertäre Song-Lyrics.Der schnauzbärtige Masseur bearbeitete derweil die Rückenmuskeln. Es war ein angenehmer Job. Ich glaube, dass ich mir vorher gar keine Gedanken darüber gemacht hatte, in welcher Form ich mein Geld bekommen würde.

Es stellte sich heraus, dass ich am Ende jeder Woche das abgezählte Geld im Büro abholte. Die Tüte war eine Art Umschlag und bestand aus dickem, halbtransparentem Papier. Man konnte die Scheine sehen, und ein paar harte D-Mark-Stücke. Als Masseursgehilfe war man Arbeiterklasse: Eigener Hände Arbeit, wahrer Lohn. Büroangestellte wurden bargeldlos bezahlt, glaube ich, und es hieß auch nicht “Lohn”, sondern “Gehalt”. Danach hatte ich noch einen blutigen Job als Gehilfe im städtischen Schlachthof, und ich vermute, dass ich dort auch mein Geld in einer Lohntüte bekommen habe, aber eine bildhafte Erinnerung daran habe ich nicht.

Dann ging ich nach München zum Studieren und eröffnete ein Girokonto bei der Stadtsparkasse. Das besteht bis heute.

Martin Lindner

Irgendwann zwischen 1978 und 1980

Einkaufen mit Lochkarten

Meine Eltern haben die Möglichkeit, in einem örtlichen Großmarkt einzukaufen. Der Laden ist für mich Achtjährigen total spannend – und das nicht nur, weil es nur Hochregale und riesige Packungen von allem gibt.
Es gibt nämlich auch keine Preisschilder an den Waren. Vorne am Regal steht

einmal der Preis und daneben hängt ein kleines Kästchen mit Lochkarten. Für jede Packung, die man sich auf den Einkaufswagen lädt, muss man sich die passende Lochkarte mitnehmen; am Einkaufswagen gibt es dafür extra ein passendes kleines Körbchen.

An der Kasse kontrolliert dann erst jemand, ob Waren und Lochkarten zusammen passen – dafür ist auf die Karten jeweils noch der Name der Ware und die Verpackungsgröße gedruckt.
Dann dürfen meine Mutter und ich schon rausgehen und den Wagen einladen, während mein Vater drinnen darauf wartet, dass in einem großen Büro jemand die Lochkarten in den Rechner eingeführt hat.

Rückblickend nehme ich an, dass dort die Waren sofort aus einem Warenwirtschaftssystem ausgebucht werden, damals weiß ich nur: Der Rechner druckt dann irgendwo am anderen Ende des Büros eine Rechnung aus und so lange müssen wir warten.

Bei einem durchschnittlichen Einkauf dauert es etwa zehn Minuten, bis die Rechnung fertig ist.

Christian Fischer

18.9.1979

Eine Tastatur gibt es nicht. Auch keinen Bildschirm. Und schon gar keine Maus.

In meiner Schule gibt es seit kurzem (1978) in der Oberstufe keine Klassen mehr, sondern sogenannte Jahrgangsstufen, die keinen festen Stundenplan haben, sondern sich nach einem Kurssystem richten. Dabei kann jeder Schüler unter gewissen Vorgaben seine Fächer und vor allem die Inhalte derselben frei wählen. Statt Haupt- und Nebenfächern gibt es jetzt Leistungskurse und Grundkurse.

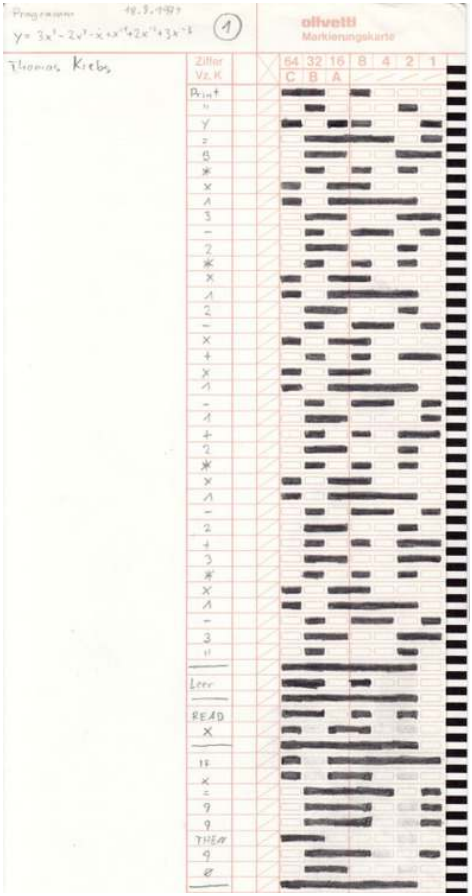
Das Kurswahlverfahren ist zweistufig: Erst treffen die Schüler eine Fachvorwahl, d. h. sie kreuzen an, welche Fächer sie belegen möchten. Daraus ergibt sich ein Mengengerüst, das anschließend mit Lehrern und Themen besetzt wird. Das Ergebnis ist ein Kursverzeichnis, aus dem die Schüler nun konkrete Kurse wählen.

Ohne jegliche Erklärung taucht bei der Kurswahl im April 1979 der Kurs *Datenverarbeitung* auf, den es bei der Fachvorwahl noch nicht gegeben hatte. Neugierig geworden nutze ich diese Gelegenheit und belege den Kurs. Die Auswertung ergibt, dass er nicht überbelegt ist und ich dabei bin. Der Unterricht findet immer freitagnachmittags in der 9. und 10. Stunde nach zwei Freistunden statt und nur wenige Schüler waren bereit gewesen, diese ungünstige Kurslage freiwillig zu wählen. So bin ich im neuen Schuljahr, im Herbst 1979, einer von ca. 20 Teilnehmern, die den allerersten EDV-Kurs mitmachen, den es an dieser Schule gibt.

Um die Verwaltungsarbeit bei der Kurswahl bewältigen zu können, hatte die Schule extra einen Computer der Firma Olivetti angeschafft und der zuständige Lehrer hatte sich offensichtlich ziemlich kurzfristig mit seinem Vorschlag durchsetzen können, dieses Gerät auch den Schülern zugänglich zu machen.

Da stehen wir Schüler nun um das High Tech-Gerät: Es füllt nicht, wie bei Computern sonst üblich, einen ganzen Raum, sondern ist nur so groß wie ein Schreibtisch. Eine Tastatur gibt es nicht und auch keinen Bildschirm. Und schon gar keine Maus, denn die wird erst vier Jahre später auf dem Markt erscheinen.

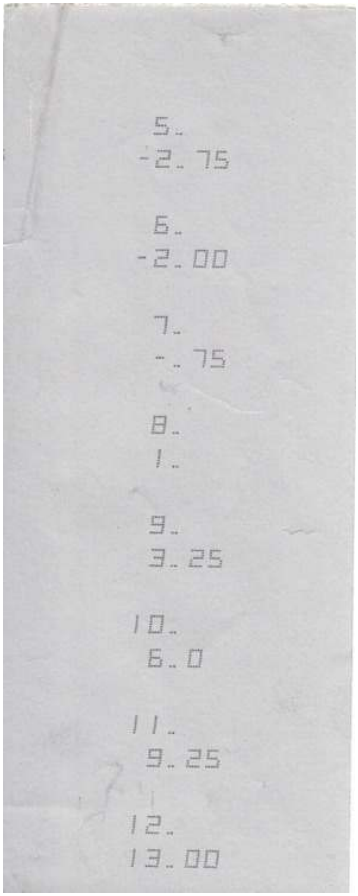
Dieser Computer ist in der Lage, Formeln wie $y=3x^3 - 2x^2 - x + x^{-1} + 2x^{-2} + 3x^{-3}$ zu berechnen. Dazu muss man die Formel natürlich irgendwie in den Computer eingeben. Ohne Tastatur geschieht dies – ganz modern – über optische Markierungskarten.



Vorläufer der Tastatur: die Markierungskarte als Eingabemedium

Dabei entspricht jeder Befehl und jedes Zeichen einem Code, der mit einem weichen Bleistift auf der Karte als Reihe von dunklen Strichen markiert wird. Allerdings ist das nachträgliche Einfügen eines Buchstabens ziemlich

umständlich: Entweder erforderte es großzügiges Radieren oder das Neuschreiben der kompletten Markierungskarte. Mein kleines Programm für die Berechnung der Formel besteht aus acht Befehlen mit 138 Zeichen, für die ich drei Markierungskarten vollkritzeln muss. Ich lege sie in den Kartenleser, der meine Anweisungen einliest und das Programm startet. Die Ausgabe erfolgt auf einem Thermodrucker.



Vorläufer des Bildschirms: der Thermodrucker als Ausgabemedium

Von der Flexibilität der Programmierbarkeit bin ich grundsätzlich begeistert, aber ich habe gewisse Bedenken bezüglich des Aufwandes, wenn die Programme umfangreicher werden. Das Programm zur Verwaltung der Kurswahl unserer Schule ist sehr umfangreich. Ich hege größtes Bedauern für den armen Lehrer und seine Stapel von Markierungskarten für dieses Programm.

Kurz darauf steigt die Schule auf einen modernen Personalcomputer um, den PET von Commodore. Er hat 32 Kilobyte Hauptspeicher und kostet ca. 3000,- DM. Bei diesem Preis kauft die Schule erst einmal nur ein einziges Gerät. Der PET hat im Gegensatz zum Olivetti eine Tastatur und einen monochromen Bildschirm, die allerdings beide fest mit dem Computergehäuse verbunden sind. Dieses Gerät wird der Renner unter den Kursteilnehmern, denn nun kann man Spiele wie *Pong* oder *Space Invaders* spielen, bei denen es darum geht, bewegliche Zeichen mit anderen beweglichen Zeichen zu treffen. Das Highlight ist jedoch, dass die Programme gespeichert werden können, und zwar auf ganz normale Musikkassetten: Der Computer besitzt dazu einen speziellen Kassettenrekorder.

Man kann die Programmkassetten natürlich auch mit einem gewöhnlichen Kassettenrekorder abspielen. Dann hört man ein lautes Tröten als Startsignal und ein langes Rauschen, wenn das Programm folgt.

Dieses Verfahren nutzt eine Techniksendung im Fernsehen (*WDR Computerclub*), die Computerprogramme vorstellt und den schnarrenden Ton dazu sendet. Den kann man an seinem Fernsehgerät mit einem normalen Kassettenrekorder aufnehmen und ist dann im Besitz einer Kopie des Originalprogramms.

Thomas Krebs

September 1979

Noch einmal zum Thema Freizeichen

Änderungen in der Telekommunikationsinfrastruktur sind noch selten. Deshalb stand sogar in der Zeitung, dass der Freizeichenton der Deutschen Post umgestellt wird – und zwar von tut tuuuut ... tut tuuuut (dem Morsecode des Buchstaben A) auf den international üblichen Dauerton.

Wir sind an dem Tag bei meiner Großmutter zu Gast. Während wir dort sonst nur bei Kuchen und Kaffee (für uns Kinder Zitronentee) sitzen, nehmen wir heute mehrmals den Hörer des Wählscheibentelefons ab und horchen ... bis irgendwann am Nachmittag schließlich der neue Ton zu hören ist.

Etwas später auftauchende Geräte mit automatischer Freizeichenerkennung (Faxgeräte, Modems) werden für diese Umstellung dankbar sein.

Musiker auch.

Thomas Renger

November 1979 bis September 1987

Der Rufbus in Friedrichshafen (3): Die zweite Erweiterung und das langgezogene Ende

(Teil 1 hier, Teil 2 hier)

Trotz der unübersehbaren technischen und betrieblichen Probleme wagt man nach knapp 2 Jahren Probebetrieb im November 1979 die nächste Ausweitung des Rufbus-Bereiches. Die Nachbarstadt Markdorf wird einbezogen, und wenige Monate danach ist für mich persönlich der große Tag gekommen: Am 19.4.1980 wird auch Manzell Rufbusgebiet, und damit kann ich zum regelmäßigen Nutzer werden. Das Vergnügen wird kaum ein Jahr dauern.

In dieser dritten Phase des Probebetriebes soll getestet werden, wie ein Mischbetrieb aus bedarfs- und fahrplangesteuertem Busverkehr funktioniert. Das sieht so aus, dass es zwei separate Bedarfssteuerungen in Markdorf und Friedrichshafen gibt; alle 60 Minuten macht sich ein Bus, nachdem er in ganz Markdorf die Fahrgäste mit Ziel Friedrichshafen eingesammelt hat, fahrplangesteuert auf den Weg dorthin, um sie dort, vom Computer gesteuert, wieder zu verteilen. Umgekehrt natürlich dasselbe.

Wie gut dieser Mischverkehr zwischen den Städten funktioniert? Ich kann es nicht sagen. Was jedenfalls prächtig funktioniert, ist, die Fahrgäste in den Wahnsinn zu treiben. An den Haltestellen hängen atemberaubend umständliche Anleitungen aus, zu welchen Uhrzeiten man sich anmelden muss, um dann und dann („in der Regel“) abgeholt zu werden. Vielleicht muss man die Erfahrung, dass die Fahrgäste es einfach haben wollen, widrigenfalls sie schreiend davonlaufen, erst einmal machen. Schon im Dezember 1980 wird die Betriebsform wieder geändert, so dass zwischen Friedrichshafen und Markdorf praktisch ein reiner Linienverkehr herrscht, und ein Großteil der Fahrgäste auf die Anmeldung verzichten kann. Das jedenfalls funktioniert.

Und im Friedrichshafener Stadtverkehr? Geht das Leiden mit Wartezeiten, Verspätungen und unfreiwilligen Stadtrundfahrten weiter. Nicht, dass die Ingenieure sich keine Mühe gäben. Stolz wird vermerkt, dass die Häufigkeit der Rechnerneustarts im laufenden Betrieb von fünfmal auf zweimal pro Woche gesenkt werden kann. Schließlich wird die gesamte Software nochmal neu programmiert.

Anfang 1981 werfen die Verantwortlichen jedoch de facto das Handtuch. Zunächst zur Probe verkehrt der Rufbus ab 1. März in den Hauptverkehrszeiten ganz altmodisch nach Fahrplan, die Bedarfssteuerung kommt nur noch in den übrigen Zeiten zum Einsatz. Und ab 1. Juni beschränkt sich der bedarfsgesteuerte Verkehr auf die Werktage ab 19 Uhr, Samstage ab 14 Uhr, sowie die Sonn- und Feiertage.

Der Rest des Rufbuslebens ist rasch erzählt. In den verkehrsarmen Randzeiten gibt es keine größeren Probleme mehr. Es sind genügend Busse im Einsatz, dass die wenigen Fahrtwünsche ohne größere Missempfindungen in Form von Wartezeiten oder Umwegen erfüllt werden können, und das zum normalen Busfahrpreis. Natürlich ist das nicht möglich ohne die Fördergelder des Bundesministeriums für Forschung und Technologie. Die aber sind eigentlich dafür gedacht, neue Technologien zu erproben, nicht dazu, technikaffinen Mittelstädtern einen luxuriösen Abendverkehr zu finanzieren.

Sechs lange Jahre schaut das Ministerium sich das Trauerspiel noch an. Als es auf Ende September 1987 den Geldhahn schließlich zudreht und so das Ende des Betriebes erzwingt, werden nicht viele Tränen um den Rufbus geweint.

Aus der Sicht von 2017 ist der Rufbus seiner Zeit vielleicht zu weit voraus. Viele der Probleme, mit denen er kämpft, wären 2017 keine mehr. Ein professionell betriebener Rechner, der regelmäßig in die Knie geht, wenn hundert Leute in derselben Stunde etwas von ihm wollen? Undenkbar. Und die Rufsäulen, die seinerzeit ein Vermögen in Anschaffung, Unterhalt und Datenverkehr kosten und empfindlich sind wie Krabbelkinder, hat im Jahr 2017 jeder in der Hosentasche. Von Rechnerleistungen und fertig verfügbaren Routenplanungsalgorithmen einmal ganz zu schweigen.

(Teil 4 hier)

Tilman Otter

1979

Saturday Night Ruddung-guddung Fever

Einmal im Jahr, an einem Samstag- oder Sonntagabend, an dem nichts besonderes im Fernsehen kommt, wird feierlich beschlossen, einen Diaabend stattfinden zu lassen. Dies passiert vergleichsweise spontan, ist aber mit zeremoniellem technischen Aufwand verbunden. Zuerst wird der Diaprojektor

vom Dachboden geholt, ein antikes Stück (Braun PA2, 1956 entworfen von Dieter Rams, aber das interessiert mich 1979 noch nicht), in etwa so groß und so schwer wie ein Banktresor, ein graubrauner Kasten, dessen Bedienungselemente sich auf Diamagazindurchschiebedings, Lampe und 4 Knöpfe beschränken, sonst ist er einfach nur graubraun. Tollstes Feature ist die Fernbedienung, ein langes Kabel, an dessen Ende sich ein schwarzer Zylinder mit einem roten Druckknopf befindet.

Ebenfalls vom Dachboden geholt werden die Diamagazine, sehr viel Zeit wird dafür aufgewendet, die Serien auszuwählen, die gezeigt werden sollen. In der Regel eine repräsentative Auswahl aus „Oma 65.Geb.“, „Oberbayern Sommer ‘77“ und Dokumentationen des Wachsens und Blühens im Garten. Nachdem der Rolladen heruntergelassen, die Bilder von der Wand abgehängt und das Licht gedimmt ist, wird in ehrfürchtiger Langsamkeit das erste Magazin in den graubraunen Kasten geschoben. Sobald man, nach eingehender Betrachtung von Blumenbeet (Garten) oder Blumenschürze (Oma) und zufriedenem Abnicken seitens aller Familienmitglieder, auf den Fernbedienknopf drückt, ertönt das Diatransportiergeräusch, das sich in etwa (nein, genau so, ich hab’s noch im Ohr) anhört: *Ruddung-guddung-du-ruddung-guddung-dudu-RUGG!* Das Ganze ist eine Mischung von lange erwarteter Großleinwand-Kino-Blockbuster-des-Jahres-Stimmung und Akkordarbeit-am-Band-Sounduntermalung.

Neu gepflanzte Brombeersträuche (Frontalansicht)
abnicken
Ruddung-guddung-du-ruddung-guddung-dudu-RUGG!
Neu gepflanzte Brombeersträuche (Seitenansicht)
abnicken
Ruddung-guddung-du-ruddung-guddung-dudu-RUGG!
Neu gepflanzte Brombeersträuche (Detailaufnahme)
abnicken
Ruddung-guddung-du-ruddung-guddung-dudu-RUGG!
Verwandtschaft vor Festtafel (36 Ansichten).
abnicken (36 mal)

Ruddung-guddung-du-ruddung-guddung-dudu-RUGG!

Generische oberbayrische Almlandschaft.

abnicken

Ruddung-guddung-du-ruddung-guddung-dudu-RUGG!

etc.

Das Ganze dauert gut 2 Stunden, dann wird alles zeremoniell wieder eingepackt.

Ein paar Jahre später läuft der altgediente PA2 nach den ersten 5 Minuten heiß, scheitert schon am zweiten „Ruddung“, und wird diskret auf dem Sperrmüll (für die jungen Leser: Eine Art frühes ebay, mit ohne Geld) entsorgt. Heute wird elternseits moniert, wenn meine Dutzenden Durchklick-Urlaubsfotos nicht schnell genug auf Flickr sind.

Maik Novotny

Seit ca. 1980 bis heute

Das verruchte zweite Leben des Thermokopierers

Thermokopierer gelten als Vorläufer der heute üblichen Fotokopierer. So ein Thermokopierer ist an sich ein sehr einfaches Gerät, es muss lediglich große Hitze erzeugen. Dafür ist das Papier, das so ein Thermokopierer braucht, ein umso aufwändiger hergestelltes und vielschichtiges Produkt. Das Thermokopierpapier muss sehr wärmeempfindlich sein, denn Vorlage und Thermokopierpapier werden direkt aufeinanderliegend stark erhitzt, so dass die dunklen Stellen der Vorlage die Wachsschicht des Thermokopierpapiers schwärzen und dadurch ein Positiv der Vorlage erzeugt wird. Thermokopien sind aufgrund von hoher Licht- und Temperaturempfindlichkeit nicht lange haltbar, außerdem ist das Papier sehr teuer. Da wundert es nicht, dass dieses Kopierverfahren von anderen, insbesondere der Fotokopie abgelöst wurde.

Aber nicht ganz, denn es gibt eine Berufsgruppe, die bis heute mit Thermokopierern arbeitet. Die Tätowierer. Denn was für die meisten Einsatzbereiche eher unpraktisch ist, die Tätowierer lieben es: Die Thermokopierer erzeugen spiegelverkehrte Kopien.

Die Tattoovorlage wird zwischen die Pigment- und die Wachspapierschicht des Thermokopierpapiers gelegt und dieses Sandwich in eine Kunststoffeinlage, den sogenannten Carrier gesteckt. Der Tätowierer schiebt den Carrier in den Schlitz des Thermokopierers und die Abbildung auf der Vorlage wird auf das Wachspapier übertragen. Die zu tätowierende Haut wird entfettet und desinfiziert. Anschließend trägt man einen Fixierer auf, dazu eignet sich laut Tätowiererfachkreisen besonders gut der Deoroller "Speedstick". Die thermokopierte Vorlage wird auf die Haut gedrückt und nach ein paar Augenblicken das Papier abgezogen. Die Farbe haftet nun ganz hervorragend auf der Haut und ist so haltbar, dass sie wiederholt dick aufgetragener Vaseline, Blut und starkem Reiben mit Küchenkrepp standhält. Entlang der Umrisslinien der Vorlage kann der Tätowierer mithilfe der Tätowiermaschine die eigentliche Farbe unter die Haut bringen.

Als kostengünstige Alternative zum Thermokopierer entstauben viele Tattoostudios auch einfach ihre alten Thermo-Faxgeräte. Hier ist der Nachteil allerdings, dass schon das Original spiegelverkehrt sein muss.

sleeplessdarkhorse

1980 ungefähr

Knöpfe im öffentlichen Nahverkehr

Eine der größten technischen Errungenschaften im öffentlichen Nahverkehr sind meiner Meinung nach die wirklich überall angebrachten Knöpfe zur Signalisierung des Haltewunsches. In den EvoBus- oder MAN-Bussen, die in Berlin so rumfahren, muss man nicht einmal mehr aufstehen, um an den nächsten dieser praktischen Knöpfe zu kommen.

Die Begeisterung für diese Tatsache verdanke ich einem Kindheitstrauma. In den Ikarus-Bussen, die mich in den achtziger Jahren zur Schule brachten, waren diese Knöpfe in einem grauen Kasten oberhalb der Tür angebracht. Vom Ort her logisch, aber die Usability war eher mäßig. Ich kam das erste Mal im Alter von ungefähr zehn Jahren an den Knopf heran und erinnere mich daran noch als großen Erfolg. Endlich nicht mehr fragen müssen, ob mal jemand für mich drücken kann.

Nicht minder mühsam war das Türöffnen in der Straßenbahn. In den Rekowagen – erst Wikipedia erklärte mir heute, dass die so hießen – der Berliner Verkehrsbetriebe, musste dazu mit ziemlicher Gewalt an einem Alugriff gerissen werden, um die Tür aufzuziehen. Auch nicht leicht. Irgendwann kam ich auf die Idee, immer an der vorderen Tür auszusteigen. Die schob sich in Fahrtrichtung auf. Zog man noch während des Bremsmanövers der Straßenbahn am Hebel, öffnete sich die Tür aufgrund ihrer Trägheit von allein. Physik als Retter.

Völlig unklar ist mir, wie damals Rollstuhlfahrer durch die Stadt kamen. Nicht nur wegen der unerreichbaren Knöpfe und schwergängigen Türen. Busse und Straßenbahnen ließen sich nur über drei steile Stufen ersteigen.

Kai Biermann

Etwa 1980

Kassetten funktionieren anders als Milchflaschen

Oma hört gerne Volksmusik, und so bekommt sie von ihrer Tochter einen Kassettenrekorder geschenkt, und ein paar Volksmusikkassetten gleich dazu. Man zeigt ihr, wie der Rekorder funktioniert, und einige Wochen später fragt man nach, wie ihr denn das gefalle mit so einem Kassettenrekorder.

Neue Musik könne sie mal wieder brauchen, sagt sie. Ob sie die Kassetten denn nicht mehr hören möge? Nein, die *habe* sie schon gehört, die seien leer.

Leer?

Die Oma dachte, das mit den Kassetten sei wie mit den Milchflaschen: Inhalt einmal benutzt – leer.

Auf den Gedanken, daß die Musik nicht "aufgebraucht" ist, daß man sowas *mehrfach* hören kann, war sie gar nicht gekommen. Das mußte ihr erstmal einer erklären.

Fjonka, www.fjonka.wordpress.com

1980–1989

Busfahren in Niederbayern: Wer von hier ist, kennt sich aus, und andere gibt es hier nicht

Mittags fahren vor dem Gymnasium um die 20 Schulbusse ab. Sie haben weder Nummern noch Schilder, auf denen ihr Ziel steht. Wer neu am Gymnasium ist, folgt am besten den älteren Schülern aus demselben Ort in den Bus. Später kann man das System selbst entschlüsseln: Es ist eine Kombination aus dem Namen des Busunternehmens auf dem Bus (der Bus selbst wechselt, das Unternehmen aber nicht), dem Fahrer (wechselt, aber nur innerhalb des Unternehmens) und der ungefähren Abfahrtszeit des Busses relativ zu den anderen.

Auch an den Linienbushaltestellen gibt es keine Fahrpläne. Die Abfahrtszeiten werden mündlich überliefert, wechseln dafür aber auch nie. Da die Busse nur alle ein bis zwei Stunden fahren, muss man sich nicht viel merken.

Kathrin Passig

Um 1980

Leuchtende Digitalziffern, eine der edelsten Erfindungen des 20. Jahrhunderts

Meine Geschwister und ich bekommen von unserer Großmutter einen Radiowecker mit rot leuchtenden Digitalziffern geschenkt. (Ich glaube, ein SABA Mini Clock D mit rotem Gehäuse.) Es ist unser zweites Elektrogerät nach der Lego-Eisenbahn, und unsere Liebe zu ihm ist groß. Jeden Abend versuchen wir, bis 21:21 wachzubleiben, bis 22:22, 23:23 oder 00:00. Aber 22:22 gefällt uns am besten.

Leider fängt er bald an, uns nicht nur sonntags mit dem Sonntagswecker, sondern auch mitten in der Nacht mit hässlichen Pieptönen zu wecken. Wir schicken ihn mehrmals zur Großmutter, die ihn in den Elektroladen trägt, wo sie ihn gekauft hat, aber dort fehlt ihm nichts, und wir bekommen ihn ohne Reparatur zurück – ein Vorgeschmack auf den Verlauf, den unsere Geräteinsendungen auch später im Leben nehmen werden. Wir finden uns mit seinen Weckgewohnheiten ab. Leuchtende Zahlen! Dafür kann man einiges verzeihen.

Kathrin Passig

1978–1980

Vollständige Buchhaltung in 8 Kilobyte

Meine Frau betreibt eine Zeit lang ein Restaurant in Düsseldorf. Um Kosten zu sparen, will ich die Buchhaltung selbst erledigen und lerne in einem Volkshochschulkurs die doppelte Buchführung. 1978 kaufe ich einen PET 2001 Rechner der Firma Commodore. Was dieser zweite konsumententauglichen Rechner der Welt alles kann, ist in dem verlinkten Wikipedia Artikel

beschrieben. Das Gerät sieht aus wie eine große Registrierkasse mit einem kleinen eingebauten Bildschirm oben drauf und kostet zu diesem Zeitpunkt ca. 1500 DM, also 770 Euro.

In der Computersprache BASIC programmiere ich auf diesem Rechner eine vollständige Buchhaltung in doppelter Buchführung. Da nur 8 Kilobyte Arbeitsspeicher zur Verfügung stehen, muss ich für jedes neue Konto, das nachträglich eingefügt wird, irgendwo zwei Code-Zeilen streichen. Das erzieht zu äußerst effizienter Programmierung. Die Buchungssätze werden über die Tastatur eingegeben und mittels des eingebauten Kassettenrekorders auf einer handelsüblichen Tonbandkassette sequentiell abgespeichert. Als Ausgabemedium für das Buchhaltungslogbuch dient ein externer handelsüblicher Kassettenrekorder, den man an den PET 2001 anschließen kann. Ein laut klappernder Seikosha Nadeldrucker dient zum Ausdrucken der Buchhaltungsergebnisse und des Programmcodes. Besonders stolz bin ich darauf, dass mein Buchhaltungsprogramm 1980 anlässlich einer Betriebsprüfung durch das Finanzamt ohne Beanstandungen akzeptiert wird.

Gomobu68

Erinnerungen an die Schule in der Kreidezeit, um 1980

Erster Schultag, mit Plan

Mia: Lese den Stundenplanartikel von Molinarius erst jetzt. Bei euch wurde der Stundenplan mit Kreide an die Tafel geschrieben? Oder ist das ein anderes Früher™, das auch du nur aus den Erzählungen der Alten kennst oder zu dramatischen Zwecken eingeführt hast?

Molinarius: Nein, Mia, das ist meine Erinnerung an mein Früher, daran glaube ich mich zu erinnern: dass in meiner Schulzeit zu Beginn des Schuljahres der Stundenplan mit Kreide an die Tafel geschrieben wurde.

Mia: Interessant!

Molinarius: Ich habe so eine dunkle Erinnerung an die Grundschulzeit, dass das nach den Ferien immer ein riesen Akt für alle war, den abzuschreiben.
Wie hast du deinen denn bekommen?

Aoife: Bei uns wurde der glaube ich nur diktiert

Mia: Ich erinnere mich an ausgeteilte Papierstundenpläne, aber das war meines Erinnerns nicht in der Grundschule. Da bin ich mir nicht mehr sicher, wie das war. Und es muss ja auch irgendwie üblich gewesen sein, dass man den Stundenplan selbst aufschreibt, weil es ja überall Stundenpläne zum selbst Ausfüllen gab, in den Drogeriemärkten und Schreibwarengeschäften

Molinarius: Die gibt's auch jetzt noch!

Mia: Ja, aber das ist ja nur falls Eduport ausfällt 😛

Molinarius: Nein, solche Stundenpläne hängen bei uns noch jedes Jahr an der Küchenwand

Virtua: Keine Stundenplanerinnerung.

Mia: Ich kann ein Erinnerungsbild inkl. Geruch von einem mit Matritze vervielfältigten Stundenplan abrufen, bin mir aber auch da nicht sicher, ob das Grundschule oder später war und kann das Erinnerungsbild nicht drehen, um es zu lesen 😀
Es ist offensichtlich nicht in 3d abgespeichert worden 😀

Molinarius: Ich finde sowieso, dass es über diese Matrizenvervielfältiger und Schreibmaschinen mit Kohlepapier bisher viel zu wenige Beiträge im Techniktagebuch gibt.

Mia: Ich kann leider nichts dazu schreiben, ausser, dass wir immer an den frischen Abzügen gerochen haben, wie Süchtige

Kathrin: Stundenplan mit Kreide an Tafel, hier auch

Molinarius: An meiner Schule gabs immer eine Säule vor der Aula, an der wurden die Vertretungspläne ausgehängt. Jeden Tag vor Schulbeginn und ab und zu in der großen Pause ging man dort vorbei, um zu gucken, ob was ausfällt. Es stand da immer eine große Traube von Schülern drum rum.

Virtua: Schul-Vervielfältigungstechnik steht auch noch auf meiner ewigen Liste des Aufzuschreibenden.

Aus der Redaktionskonferenz am 18. August 2018. Mia, Aoife, Kathrin, Virtua, Molinarius

Am 19. Januar 1981

Herzwürfel

In der Geschichte des Zauberwürfels gibt es ein markantes Datum: der 19. Januar 1981. An diesem Montag erschien im SPIEGEL ein Schema für die Auflösung des Zauberwürfels. Allerdings war es nicht so, dass wir am nächsten Tag in Windeseile unsere Würfel lösen konnten: in jener Zeit hatten Informationen und Meme noch eine recht behagliche Verbreitungsgeschwindigkeit. Der Lösungsweg dürfte wohl einer der meistkopiertesten Artikel in der Geschichte des SPIEGEL sein – aber sie hatten das Thema nicht einmal auf dem Titel, sondern stattdessen „SPD-Ruine Berlin“ und „Mythos Lili

Marleen“. Ende Januar hatte ich dann endlich eine Fotokopie des kostbaren Artikels. Das war insofern wichtig, weil ich mich in ein Mädchenherz hineinwürfeln wollte.

Aber langsam. Zunächst zum Zauberwürfel. Es ist ein Würfel mit sechs Flächen mit jeweils 3x3 Elementen. Diese Elemente können jeweils über zwei Achsen senkrecht und waagrecht verdreht werden. Insgesamt besteht ein Zauberwürfel aus folgenden Teilen:

- das Achsenkreuz mit den sechs Mittelsteinen
- zwölf Kantensteine, jeweils zweifarbig
- acht Ecksteine, jeweils dreifarbig

Der Würfel erschien im Juni 1980 auf dem Markt, und die Lahmheit der damaligen Welt eingerechnet, dürfte ich im Herbst desselben Jahres Eigentümer des Würfels geworden sein. Weil ALLE einen hatten. Und KEINER ihn lösen konnte. Es gelang mir ziemlich schnell, eine Ebene gleichfarbig zu machen bzw. deren Seitenstücke auch in der richtigen Farbe zu haben. Dann aber begannen die Scherereien: jeder Versuch, die zweite Ebene zu vervollständigen, führte zur Zerstörung der ersten Ebene. Man riß also mit dem Hintern seinen bisherigen Erfolg wieder ein. Es war einfach frustrierend.

Es ging das Gerücht, Dieter Katz, das Mathegenie der Stufe, hätte den Würfel gelöst, weil er als einziger die dahinterstehende Mathematik kapiert habe. Allerdings sah ich nie, wie Dieter einen Würfel löste. Ich glaube es ihm bis heute nicht. Irgendwann um Weihnachten 1980 hatte ich aufgegeben und der Würfel verschwand in der Schublade. Es war einfach nicht lösbar.

Bis zum Januar 1981. Dann kam die SPIEGEL-Lösung. Die Strategie besteht darin, dass feste Algorithmen bzw. Zugfolgen angewendet werden, die eben die erdrehten Zwischenergebnisse nicht zerstören. Insgesamt besteht die Lösungsstrategie aus folgenden Schritten:

1. Erste Ebene – die habe ich immer ohne Algorithmus gelöst, es ist ja noch nix kaputtzumachen

2. Zweite Ebene – das sind nur vier Kantensteine, der erste Algorithmus

3. Dritte Ebene 1 – zuerst die letzten vier Kantensteine an die richtige Stelle, evtl. kippen (zwei Algorithmen)

4. Dritte Ebene 2 – die vier Eckstücke an die richtige Position – das ist mit Abstand der längste Algorithmus mit 22 Zügen, und dann ggf. die Stücke kippen (der letzte Algorithmus)

Es ist tatsächlich ein wunderbares Gefühl, die letzte Drehung zu vollziehen und den makellosen Würfel in der Hand zu halten. Als bestünde die Welt aus Chaos und Anarchie, und man hätte gottgleich auf einmal alles gelöst und die Menschheit glücklich gemacht. Im Februar 1981 geschah dann etwas Entscheidendes.

In einer Großen Pause sah ich die Wunderbare Susanne, wie sie mit einem Zauberwürfel herumhantierte, natürlich orientierungs- und hilflos. Die Wunderbare Susanne war eine Stufe unter mir, was ausschloß, sie während des Unterrichts kennenzulernen. Die einzige Gelegenheit, die Wunderbare Susanne zu sehen, waren die beiden Viertelstunden der Großen Pause. Ich hatte mich in sie verliebt, rettungslos. Beziehungsweise, wie man früher sagte: ich fand sie gut. Allerdings war es ein weiter Weg vom viertelstündigen Gutfinden bis zum gemeinsamen Händchenhalten. Wie sollte ich das bewerkstelligen? Einfach zu ihr hinübergehen und ihr sagen: „Susanne, du bist so wunderbar!“ Nein, das war ausgeschlossen. Ich brauchte einen Grund, mit ihr zu sprechen. Sozusagen ein trojanisches Ansprechpferd. Und das hatte ich jetzt. Das nächstemal, wenn die Wunderbare Susanne in der Großen Pause hilflos am Würfel drehte, würde ich zu ihr hintreten, ganz gelassen und ruhig sagen: „Gib mal kurz her“, und ihr den Würfel in Windeseile zurechtlösen. Sie würde mich bewundern. Sie würde sich in mich verlieben. Wir würden glücklich sein.

Dazu mußte ich aber die Lösung auswendig und sicher können. Ich begann zu trainieren. Immer und immer wieder. Am Anfang dauerte es fünf Minuten. Ich baute den Würfel auseinander und schmierte die Achsen mit Margarine –

das funktioniert tatsächlich und der Würfel riecht dann auch noch gut. Drei Minuten. Es gibt günstigere und weniger günstigere Verläufe, gerade bei dem 22er-Algorithmus, der bis zu viermal ausgeführt werden muß. Ich trainierte weiter. Aber es war ein Rennen gegen die Zeit. Jeden Tag könnte sich ein anderer Kerl in das Herz der Wunderbaren Susanne drehen.

Zwei Wochen später war ich soweit. Ich war stabil unter zwei Minuten, und wenn es ganz super lief, sogar unter einer Minute (heutige Rekorde liegen bei 20 Sekunden – mit den Füßen!). Ich war bereit für die Wunderbare Susanne. Allerdings hatte ich mit einer Sache nicht gerechnet. Sie stand zwar jeden Tag zweimal eine Viertelstunde mit ihrer besten Freundin Carola, an immer demselben Platz des Schulhofes hinten an der Laterne, aber nicht mehr ratlos mit einem Zauberwürfel. Überhaupt nicht mit einem Zauberwürfel. Nie mehr. Kein einziges Mal. Ich hatte mich zu einem souveränen Zauberwürfelvirtuosen hochtrainiert, aber die Wunderbare Susanne quatschte mit Carola lieber über die letzte Folge DALLAS. So eine Scheiße.

Schnitt. Der Zauberwürfel verschwand sofort in der Schublade. Vor ein paar Jahren fiel er mir wieder in die Hände. Er war verdreht. Ich fing mit der ersten Ebene an. Dann der kurze Algorithmus für die zweite Ebene, kein Problem. Das Kreuz auf der Unterseite, Check. Dann der 22er Algorithmus. Luftholen. Und los. Und das Verblüffende war – es funktionierte. Es klappte aber nicht deshalb, weil ich bewußt überlegte, z. B. jetzt eine Ebene zwei nach rechts zu drehen. Mein Gehirn hatte längst vergessen, wie der Würfel zu lösen war. Meine Hände aber hatten es nicht vergessen. Ich habe das immer frappierend gefunden, etwas zu können, ohne es zu wissen. Sprache ist das schlagendste Beispiel: die Grammatik kann man immer nur von Sprachen, die man nachher gelernt hat. Oder für Zehnfingertipper die Qwertz-Tastatur: probiert mal, sie auswendig auf ein Papier zu schreiben. Das ist gar nicht so einfach. Und wenn man es versucht, geht man die Finger durch. Ihr habt keine Ahnung, wie Qwertz aufgebaut ist. Das wissen nur eure Finger. Verblüffend. Ich habe das Ganze mal als Video aufgezeichnet. Natürlich bin ich heute viel, viel langsamer, hier:

www.youtube.com/X0mR4XtnTAs

Achja. Sollte jemand von Euch die Wunderbare Susanne kennen: könntet einer von euch ihr ausrichten, dass ich das noch immer kann mit dem Zauberwürfel? Und ich habe auch nie für eine andere Frau gedreht. Echt jetzt.

Joachim Göb. Mit neuem Blog erreichbar unter: www.privileg270t.de

19.2.1981

Das erste Foto meines Lebens auf eigenem Fotoapparat

"Gestern habe ich das erste Fotos meines Lebens auf eigenem Fotoapparat geschossen." (Quelle: Tagebuch). Meine erste Kamera ist eine Certo SL110 (SL für "Schnellader") vom VEB Certo-Kamerawerk Dresden, mit der man quadratische Bilder macht. Die meisten Kinder haben eine Beirette, deshalb ist es ein schönes Gefühl, sich von der Masse abzuheben und eine Certo zu verwenden. Man kann drei Belichtungen einstellen: wolkig, sonnig und heiter-bedeckt. Ich frage meine Mutter vor jedem Bild, welche Belichtung sie wählen würde. Mein Bruder hat sogar an einem Halsband einen Belichtungsmesser, was allen Menschen, die er fotografieren will, viel Geduld abverlangt. Alle Entfernungen von 1,3 Meter bis "unendlich" lassen sich einstellen, was es möglich macht, Quasare zu fotografieren. Wenn man einen neuen Film einlegt, verschießt man immer erst 2-3 Bilder, weil der Anfang vom Film im Labor nicht richtig entwickelt wird, vielleicht weil man die Filme dort zum Trocknen an einer Wäscheklammer aufhängt. Es ist also ganz egal, was man bei diesen ersten Aufnahmen fotografiert, trotzdem sucht man immer etwas wenigstens so halb interessantes, falls die Bilder doch mit entwickelt werden sollten. Interessanterweise mache ich, obwohl die Bilder Schwarz-Weiß und ungefähr im Format 5 mal 5 cm sind (?) mit Vorliebe Aufnahmen von Landschaften.

Jochen Schmidt

1.4.1981

Die Angst fährt mit: Das erste Mal im Paternoster

Mein Berufsleben beginnt nicht nur mit ERNA und Kommunikationstechnik, sondern auch mit einer für mich neuen Art der Personenbeförderung. Im Kieler *Landeshaus*, dem Sitz von Landtag und Staatskanzlei, gibt es zwar – versteckt – auch normale Aufzüge, als übliches Mittel des Transports in die oberen Stockwerke aber einen Paternoster.

Ich habe solche *Personenumlaufaufzüge* bisher nur in (Schwarzweiß)Filmen gesehen, aber noch nie im wirklichen Leben. Und schon gar nicht bin ich mit so einem Ding gefahren.

Der ältere, erfahrene Kollege, mit dem ich an meinem ersten Arbeitstag im Landeshaus unterwegs bin, ist sich dessen überhaupt nicht bewusst. Ganz entspannt und selbstverständlich schreitet er in die vorbeischwebende Kabine des Paternosters – und verschwindet nach oben. Ich traue mich einfach nicht, direkt hinter ihm einzusteigen. Dafür fährt mir das Ding viel zu schnell, mir könnte sonst was passieren.

Aber es hilft nichts: ich muss hinterher. Als die nächste Kabine vorbeischwebt, wage ich beherzt den Schritt, als der Kabinenboden noch gar nicht das Niveau des Erdgeschosses erreicht hat. Im zweiten Stock klettere ich praktisch raus, bevor die Kabine auf Höhe des Geschosses angekommen ist.

Im Laufe dieses ersten Tages mit Paternoster kommt allerdings schnell eine Gewöhnung. Beruhigend finde ich, dass zwischen Aufzugsschacht und dem Boden der jeweiligen Stockwerke eine Klappe mit Scharnier installiert ist – sollte ich beim Ausstieg hängen bleiben, klappt dieses Stück einfach weg. Und auch die Angst vor der Weiterfahrt ganz oben im Haus lege ich schnell ab: Erst glaube ich dem Schild Weiterfahrt ungefährlich nicht so recht, dann probiere ich es aus. Nein, die Kabine stellt sich nicht auf den Kopf. Ich kann aufrecht stehend die Umlenkrollen bewundern und ein Stockwerk tiefer wieder rauskommen. Im Keller übrigens genauso.

Am Nachmittag ist mir klar: Paternosterfahren ist cool. Angst hatte ich nur beim ersten Mal.

Thomas Wiegold

1.4.1981

Mein Berufsleben beginnt mit ERNA

Mein Einstieg ins Berufsleben ist zugleich der Einstieg in eine neue Welt der Kommunikationstechnik. Im Außenbüro der Deutschen Presse-Agentur (dpa), wo ich mein Volontariat beginne, stehen nicht nur die üblichen Geräte der herkömmlichen Bürotechnik: Zwei wuchtige Bildschirme zeigen, dass das Büro an ERNA angeschlossen ist, die *Elektronische rechnergesteuerte Nachrichtenvermittlungs-Anlage*, die in der dpa-Zentrale in Hamburg steht.

ERNA ist, wie es sich für eine Nachrichtenagentur gehört, das schnellste und modernste Mittel der Nachrichtenübermittlung. Die Texte, die grün auf schwarz auf dem Bildschirm erscheinen, werden mit einem Knopfdruck versandt und gehen über eine Standleitung nach Hamburg, werden dort noch mal redigiert und gehen dann entweder regional oder bundesweit an die Zeitungen und Rundfunkanstalten. Bei wichtigen Nachrichten innerhalb weniger Minuten.

Aber ERNA kann noch mehr: Mit dem System lassen sich interne Nachrichten an alle dpa-Büros verschicken, die an ERNA angeschlossen sind. Mit einem aus drei Buchstaben bestehenden Kürzel wird der Adressat benannt, und dann rauscht eine Nachricht innerhalb von Sekunden aus der deutschen Provinz nach Moskau. Oder Washington. Oder Santiago de Chile. Und, auch das ist faszinierend neu: bei Bedarf auch an alle zugleich. Nicht mehr nur wie mit dem Fernschreiber allein an einen Adressaten.

Allerdings erlauben die dummen Terminals, die in diesem dpa-Außenbüro stehen, keinen Zugriff auf die im Hamburger Zentral-Server gespeicherten Texte. Und lokal wird nichts gespeichert. So kann ich zwar meinen Text auf

dem Bildschirm schreiben und beliebig redigieren, verändern, verbessern – aber er bleibt nur so lange stehen, bis der Bildschirm für den nächsten Text, für die nächste Meldung gebraucht wird. Das ist ein bisschen ärgerlich, vor allem bei den Agentur-typischen Zusammenfassungen: Die Bestandteile einer früheren Meldung kann ich nicht einfach in den neuen Text hineinkopieren, sondern muss sie aus der vorherigen Fassung abschreiben, die beim Absenden automatisch ausgedruckt wurde. (Genau genommen muss nicht ich das abschreiben, sondern die Sekretärinnen, die bei dpa Infotypistinnen heißen. Aber das Prinzip bleibt.)

Bei der Beschäftigung mit ERNA lerne ich auch etwas, was mein Verständnis moderner Kommunikation grundlegend verändert. Irgendwann bekomme ich nämlich mit, dass in der Hamburger Technikabteilung alle internen Nachrichten mitgelesen werden. Zum Beispiel eine Information, die das Büro in Santiago de Chile an das Büro in Buenos Aires schickt. Was ich erst nicht verstehe – wieso geht die Nachricht nicht direkt aus dem einen südamerikanischen Land in das andere, sondern den Weg über das ferne Hamburg? Die Techniker machen mir klar, dass alle Nachrichten in die Systemzentrale in der Hansestadt gehen. Geographie spielt für die elektronische Verteilung der Information keine Rolle.

Die ERNA-Terminals, an denen ich mein Volontariat beginne, sind übrigens schon nicht mehr die erste Generation – 1981 ist ERNA bereits acht Jahre alt. 1973 führte dpa das (für Deutschland) revolutionäre System ein, und die Computerwoche beschrieb 1975 nicht nur die technischen Rahmendaten (SPL 16 von General Automation, 24 K/16 Bit mit 2MB-Platte von Burroughs und 24 MB-Memorex-Wechselplatte), sondern sorgte sich auch um die Zukunft des Journalismus: *40 DPA-REDAKTEURE AM COMPUTER-BILDSCHIRM – Macht ERNA Zeitungsmacher brotlos?*

Thomas Wiegold

28.4.1981

1981 piept es bei mir in der Klasse. Ein paar Tage lang.

Nachdem es zur Einschulung wichtig war, eine „normale”, analoge Uhr ablesen zu können, lassen sich alle Jungen meiner Klasse zur Erstkommunion digitale Armbanduhren schenken. Mit Stoppuhr, Countdown, möglichst vielen Weckern und Zeitzonen. Wer die meisten Funktionen an seiner Uhr hat, darf sich als Sieger fühlen.

Am Dienstag nach dem Weißen Sonntag piepen in der Klasse zu jeder vollen Stunde 15 Uhren. Genauer: Sie piepen in den dreißig Sekunden rund um jede volle Stunde, denn so ganz genau gehen die Uhren dann trotz der modernen Technik doch nicht.

Am Mittwoch nach dem Weißen Sonntag verlangt die Klassenlehrerin, dass die Stundensignale aufhören.15 Jungs beteuern, das müsse so sein, das könne man auch nicht abstellen.

Als am Donnerstag die Lehrerin droht, dass die Uhren nicht mehr mit in die Schule gebracht werden dürfen, wenn das ständige Piepen nicht aufhört, findet sich in den Einstellmöglichkeiten aller Uhren plötzlich doch eine Möglichkeit, das Signal zu deaktivieren.

Christian Fischer

September 1978 – Juli 1981

Der PET 2001 “All-in-one”

Der erste richtige Personal Computer, der in Deutschland verkauft wird, kommt nicht von Apple oder IBM, sondern ist ein Gerät von Commodore, der PET 2001. Die drei Buchstaben stehen für „Personal Electronic Transactor“. Der Name erinnert an HAL, den Computer aus 2001 – Odyssee im Weltraum.

In unserem Gymnasium ist der Mathelehrer ein Computerfreak und schafft zwei dieser Geräte an. In den Freistunden der Oberstufe dürfen wir nach Voranmeldung in den Computerraum. Dort verbringen ein Freund und ich viel Zeit. Unser erstes Projekt ist ein Memory-Spiel aus der Funkschau, das wir erst mühsam abtippen und dann die Fehler beseitigen. Es dauert mehrere Monate, bis das letzte vergessene Zeichen ergänzt ist und das Programm läuft. Später sind Programme zum Lösen von Linearen Gleichungssystemen der Hit.

Der PET 2001 ist ein früher „All-in-one“-PC. Sein Blechgehäuse hat nicht nur Monitor und Elektronik integriert, sondern auch Tastatur und Speichermedium – ein schnödes Compaktkassettenlaufwerk nimmt die Programme auf. Mit Systembefehlen zu Starten und Stoppen des Kassettenmotors bauen wir sogar so etwas wie ein Inhaltsverzeichnis für die Kassetten mit unseren abgetippten oder selbst geschriebenen Listings. Die Tastatur verdient eigentlich diese Bezeichnung kaum, denn es sind quadratische kleine Knöpfe mit vier oder fünf Belegungen, immerhin fast so angeordnet wie auf einer Schreibmaschine.

PET 2001 (Photograph by Rama, Wikimedia Commons, Cc-by-sa-2.0-fr)

Später organisiert der Lehrer einen ausrangierten Fernschreiber, den er versucht, als Drucker an den PET2001 anzuschließen. Ich kann mich aber nicht mehr daran erinnern, dass es erfolgreich war.

Teile der Elektronik und die Programmiersprache, ein rudimentäres BASIC, überleben auch in weiteren Generationen von Commodore-Computern wie dem C64, auf das ich später das Memory-Programm transferiere und so umsetze, dass Spielfeld und Karten in Farbe angezeigt werden. Aber das ist eine andere Geschichte...

(to be continued)

Thomas Jungbluth

1981, nach den Sommerferien

Meine erste Begegnung mit einem Computer

Meine erste Begegnung mit einem Computer ist 1981, ich bin 13 Jahre alt. Ein Klassenkamerad erzählt, dass sein Bruder in der Computer-AG der Schule sei. Ich kann zunächst überhaupt nicht glauben, dass die Schule einen Computer besitzt, denn nach meiner Vorstellung sind das zimmergroße Anlagen mit riesigen Bandlaufwerken, wie man sie manchmal im Fernsehen sieht.

Natürlich ist meine Neugier geweckt, und ich gehe zum nächsten Termin der AG.

Sie wird von einem ehemaligen Schüler geleitet, der in Bonn Informatik studiert. Ich erfahre, dass der Computer ein Geschenk eines Vaters gewesen sei und regulär wohl 40.000,- DM Listenpreis gekostet hätte. Dieser Computer ist, wie ich heute (2018) weiß, ein „Mikrocomputer“, was bedeutet, dass er aus heutiger Perspektive riesig war, aber eben nicht so raumfüllend wie die „richtigen“ Computer dieser Epoche. Es gibt zu dieser Zeit bereits den Apple II, und IBM wird im selben Jahr noch den PC vorstellen, aber von all dem weiß ich nichts. Stattdessen stehe ich völlig überwältigt vor einer Maschine, die von sich aus Dinge tut.

Der Rechner stammt von der Firma „Dietz Computer Systeme“, hat 48 Kilobyte RAM und als einziges Speichermedium zwei 8-Zoll-Diskettenlaufwerke. Obwohl 8 Zoll das größte aller Diskettenformate ist, passen zumindest bei

diesem Laufwerk nur ca. 100 Kilobyte auf eine Floppy. Dass Mikrocomputer keine PCs (also „personal computer“) sind, zeigt sich daran, dass an unseren einen Computer drei Terminals angeschlossen sind, an denen gleichzeitig gearbeitet werden kann. Allerdings ist nur ein Terminal so ausgelegt, wie man es heute von einem Computer erwartet, also mit Bildschirm und Tastatur. Ein anderes „Terminal“ ist ein Nadeldrucker, der 132 Zeichen pro Zeile auf Endlospapier druckt, aber als Clou eine eingebaute Tastatur hat. Das dritte Terminal ist ein Fernschreiber, inklusive Lochstreifenleser.

Immerhin erfolgt die Eingabe an allen Terminals über Tastatur, was gar nicht so selbstverständlich ist. An vielen Großrechnern erfolgt noch zu dieser Zeit die Eingabe über Lochkarten. Diese Periode habe ich leider knapp verpasst.

Die meiste Zeit verbringen wir damit, an dem Computer Programmierung zu lernen. Dabei benutzen wir CBASIC, eine Variante von BASIC, die es erfordert, dass das Programm vor der Ausführung kompiliert werden muss (das erste C steht für „Compiler“).

Ich erinnere mich heute leider nicht, wie lange der Kompiliervorgang für „Hello world“ dauert, aber ich weiß noch gut, dass unser „richtiges“ Programm, das wir später für das Schulsekretariat schreiben um die Blockung der Kurse in der Oberstufe zu erleichtern, jedes Mal gut 30 Minuten braucht, auch wenn man nur einen kleinen Tippfehler korrigiert hat.

Es gibt auch Spiele, aber da der Computer keinen Grafikmodus hat, und sowohl auf den Druckern als auch auf dem Bildschirm immer nur zeilenweise Text ausgegeben werden kann, sind die Möglichkeiten begrenzt.

saltysheepninja, saltysheepninja.tumblr.com

ca. September 1981

Technik aus Japan: Euch geht's wohl zu gut!

Weil Erich Honecker im Mai Japan besucht hat, gibt es jetzt ca. 1000 Mazdas auf unseren Straßen, sowie zwei Sony-Walkmen mit und ohne Radio in der Kaufhalle (unter Plexiglas, für 700 und 1000 Mark. Später wird der Preis runtergesetzt, aber es kauft sie trotzdem keiner.) Weil sie in dieser Zeit eingeführt werden und elektronisch waren, halten wir auch die neuen, roten Fahrkartenautomaten für japanisch. Meistens sind gleich zwei nebeneinander in die Wand eingelassen. Sie haben zur Bedienung ein Zahlenfeld, wobei die Zahlen aus Nagelköpfen bestehen, die man mit den Fingern berührt. Man muß also keine unbequemen Knöpfe mehr drücken, sondern nur mit den Fingerspitzen über die Zahlen gleiten. Auf dem Bildschirm gibt es verschiedene Menüs im grün-schwarzen DOS-Look. Beim Klassenausflug bilden die Jungs am Bahnhof immer eine Traube um die Automaten. Wir haben eine Zahlenkombination herausgefunden, bei der das Gerät blockiert und jede Zahl einen anderen Piepston macht, so daß man eine Melodie spielen kann. Bis ein Erwachsener sich durchdrängelt: „Euch geht's wohl zu gut!"

Jochen Schmidt

1981-12-24

PRINT 2+2. Maßloses Erstaunen

Selbst heute, im Jahr 2014, klingt es ein bisschen putzig und belächelnswert, wenn man Sinclair ZX81 sagt. Es klingt nicht wie Commodore 64 – der Computer, der ein Jahr später herauskam, und den die coolen Kinder hatten, die Kinder, die jede Woche neue, bunte, plärrende Spiele darauf spielten.

Der ZX81 war der Computer der uncoolen Kinder, die sich schon für Computer interessierten, als man noch überhaupt nichts mit ihnen machen konnte. Ich kannte niemanden auf der Welt, der so einen Computer hatte.

Ich bin zwölf Jahre alt. Es ist Weihnachten 1981. Ich habe monatelang die Bilder der neuen Heimcomputer im Quelle-Katalog studiert. In einer Ausgabe der Zeitschrift P.M. berichtete der Chefredakteur von seinen ersten Gehversuchen mit einem TI-99/4A, einem Gerät, das allein schon aufgrund seiner blanken Metalloberfläche als vollkommen jenseits der Möglichkeiten meiner Familie zu erkennen war. Ich brütete über den BASIC-Programmen, die in dem Artikel ohne weitere Erklärung abgedruckt waren und versuchte mit Röntgenblick die Bedeutung von INPUT, GOTO und NEXT zu ergründen.

Irgendwann habe ich auf der Rückseite einer Zeitschrift eine Anzeige für den ZX81 gesehen. Er kostete 398 Mark. Das war weit jenseits dessen, was ein Weihnachtsgeschenk kosten durfte, aber andererseits viel weniger als jeder andere Computer. Ich muss lange gebettelt haben.

Der Computer wird mit einem Antennenkabel an den Schwarzweißfernseher angeschlossen, den ich seit einiger Zeit in meinem Zimmer habe. In der linken unteren Ecke des Bildschirms erscheint als Cursor ein invertiertes K.

Ich gebe ein: PRINT 2+2, wobei ich PRINT nicht Buchstabe für Buchstabe schreibe, sondern nur auf das P drücke, über dem PRINT als Keyword-Funktion steht. Mein Gedächtnis gaukelt mir viele Jahre später vor, dass ich selber darauf gekommen wäre, diese Zeile zu schreiben, aber tatsächlich ist es das erste Beispiel im Handbuch des ZX81.

Ich drücke NEW LINE.

Der Bildschirm flackert kurz und die Zeile verschwindet, dafür erscheint in der oberen linken Ecke die Zahl 4.

Das Gefühl, das mich in diesem Moment durchfährt, wird man irgendwo zwischen maßlosem Erstaunen und reinem Glück einordnen können.

Ich benutze regelmäßig Taschenrechner und finde nichts besonderes dabei. Aber das hier, das ist meinem zwölfjährigen Ich sofort klar – das hier ist etwas ganz anderes.

André Spiegel

1981

Ein Brief aus dem Rechenzentrum

Ich bin elf Jahre alt und möchte die Zahl π auswendig lernen. Auf diese Idee bin ich nicht ganz von allein gekommen, sondern ich habe in der ersten Ausgabe der Sendung »Wetten dass?« jemanden gesehen, der das konnte. Es scheint mir eine faszinierende, meinem jungen, formbaren Gehirn angemessene Aufgabe.

In meinem Mathebuch gibt es eine Fußnote, in der die Zahl bis auf dreißig Stellen nach dem Komma abgedruckt ist. Damit fange ich an. Es ist nicht besonders schwer, schon nach wenigen Tagen – oder war es nur eine einzige Schulstunde? – habe ich die dreißig Stellen im Kopf und kann sie herunterrattern. Aber wo bekomme ich jetzt die nächsten Stellen her?

Ich beschließe, an ein Rechenzentrum zu schreiben – jene sagenumwobenen Räume mit blinkenden Lichtern und rotierenden Magnetbändern. Leider weiß ich heute, mehr als dreißig Jahre später, nicht mehr, an welches Rechenzentrum ich geschrieben habe. Es könnte das der Universität Dortmund oder der Universität Münster gewesen sein. Ich weiß auch nicht mehr, wie ich überhaupt die Adresse des Rechenzentrums herausfand. Vielleicht habe ich einfach »Universität Dortmund – Rechenzentrum« geschrieben. Kinderbriefe haben ja die erstaunliche Fähigkeit, ihren Bestimmungsort mit märchenhafter Sicherheit zu finden.

Nach einigen Wochen bekomme ich tatsächlich eine Antwort: ein Brief mit einem umständlich gefalteten, weil im Format nicht ganz in den Umschlag passenden Blatt Druckerpapier, grün/weiß gestreift, perforiert, und tausend

Stellen der Zahl π. Übersichtlich in Fünfergruppen geordnet. Dabei liegt ein Schreiben vom Leiter des Rechenzentrums der Universität, in dem er mir zu meinem Vorhaben gratuliert. Ob da vielleicht der Wunsch dahinter stecke, in einer Fernsehsendung aufzutreten? Hier jedenfalls seien tausend Nachkommastellen, berechnet mit einem alten Programm, das er vor vielen Jahren geschrieben habe. Es sei ihm klar, dass es inzwischen modernere, bessere Verfahren gäbe, aber es sei ihm eine Freude gewesen, sein Programm noch einmal für mich zum Laufen zu bringen.

Ich mache Fotokopien des kostbaren Blattes und beginne zu lernen. Bis zur hundertsten Stelle komme ich – es ist nicht besonders schwierig, das Erfolgsgefühl intensiv, aber von kurzer Dauer, und ich verliere wieder das Interesse.

Heute, vierunddreißig Jahre später, weiß ich von den hundert Stellen noch fünfzig – die ersten dreißig als einen zusammenhängenden, einzigen Strom von Ziffern, so, wie sie im Mathebuch standen, die nächsten zwanzig in den Fünfergruppen des Druckerpapiers aus dem Rechenzentrum.

André Spiegel

Um 1982

Nintendo Parachute

Meine Freundin S. besitzt ein Nintendo-Spiel, Parachute. Abwechselnd retten wir mit unserem Boot die Fallschirmspringer. Es ist das einzige Spiel aus dieser Serie, das ich zu sehen bekomme. Spiel und Gerät sind fest miteinander verbaut, auf dem LCD-Bildschirm kann man ganz schwach auch die anderen Positionen des Boots und der Fallschirmspringer sehen. Wie wir dazu sagen, kann ich beim Aufschreiben dieses Beitrags 2014 nicht rekonstruieren: Telespiel? Spiel? Videospiel? tricOtronic?

Update 29.5.2014: Anne Schüßler hat eine Abbildung ausfindig gemacht, aus der hervorgeht, dass man wohl „LCD-Spiel“ sagte, das letzte Bild in diesem Katalog.

Kathrin Passig

Frühe 1980er Jahre

Telefonstecker (gibt es schon)

Meine Oma litt in ihren letzten Lebensjahren leider an einer bipolaren Störung, auch als manisch-depressive Krankheit bekannt. Das war für alle Beteiligten nicht schön, es gab dabei aber auch tragikomische Momente:

In einer manischen Phase konnte sie stundenlang telefonieren. Das wurde uns daheim irgendwann zu viel, so dass *jemand* den Telefonstecker[1] aus der Wand riss, in der Hoffnung, damit das Gespräch endgültig zu beenden. Als mein Vater den Stecker nach einigen Minuten wieder einstöpselte, war meine Oma immer noch am Erzählen.

Markus Winninghoff

Ca. 1982

Der erste sprachgesteuerte Heimcomputer. Theoretisch.

Ich hatte nie einen ZX81.

1. Eigentlich waren Telefone fest angeklemmt. Da meine Eltern aber zwei Telefondosen bei der Post geordert hatten, gab es einen Telefonstecker, und man konnte das (gemietete) Telefon vom einen Anschluss im Erdgeschoss zum anderen Anschluss im ersten Obergeschoss tragen. Auf Umwegen gelangten wir irgendwann an einen zweiten Apparat. Die funktionierten aber erst gleichzeitig, nachdem *jemand* an den Dosen manipuliert hatte, weil ein Anschluss beim Einstecken des Steckers in den anderen Anschluss abgeschaltet wurde.

Die Folientasten waren mir suspekt – die halten doch nie länger als drei Wochen! – und das Geld war mir als 16-Jährigem zu schade. Nächstes Jahr kommt bestimmt was besseres auf den Markt.

Aber ein guter Freund hatte einen.

Der ZX81 speicherte seine Programme auf einem Standard-Cassettenrecorder. So einen besaß ich auch, sogar eine Stereoanlage und als Elektronikbastler hatte ich mir Adapter auf alle erdenklichen Steckersysteme selber gelötet.

Und ich besaß ein Mikrofon, vermutlich ein UHER M534.

Kurzfristig wurde aus dem guten Freund mein bester Freund, da er mich auf das Mikro und meine Adapter ansprach. Er wolle da was mit dem ZX81 machen, er habe da ein Programm geschrieben, für das er ein Mikro mit Anschluss an seinen Cassettenrekorder brauchte.

Ich packte alles ein und besuchte ihn.

Das Programm hatte er dann doch nicht selber geschrieben, sondern irgendwie getauscht, was es aber nicht weniger spannend machte.

Denn es sollte Sprache verstehen können. Wie der Computer bei Star Trek.

Wir nahmen auf einer Cassette auf, wie er dreimal "Auto" sagte:

"Auto. Auto. Auto."

Den Cassettenrekorder verbanden wir nun mit dem ZX81. Im Lernmodus forderte das Programm auf, die Cassette zu starten.

Nach ein paar Sekunden fragte das Programm, welches Wort es gehört hatte. Mein in diesem Moment bester Freund gab es ein.

"READY." erschien nach ein paar Sekunden auf dem Bildschirm.

Wir spulten die Cassette zurück und starteten den Worteverstehmodus des Programms. Wieder die Anweisung, die Cassette zu starten.

Nach ein paar Sekunden stand da:

"This word was >>>AUTO<<<"

Wir probierten es mehrfach, der ZX81 verstand das Wort “Auto” perfekt. Leider konnte er nur immer ein Wort zur gleichen Zeit lernen und verstehen. Als mein bester Freund ein anderes Wort probieren wollte, schlug ich vor, ihn ein anderes Wort hören zu lassen, ich wolle wissen, was so ein Computer schreibt, wenn etwas falsch ist.

Ich sprach “Fahrrad” Auf die Cassette.

Der Computer hörte zu.

“This Word was >>>AUTO<<<”

Äh, ok.

Meinem bis eben noch besten Freund war es peinlich, er schien wirkliche Werte gegen diesen vermutlichen Fake eingetauscht zu haben.

Tatsächlich dauerte es noch mehr als 20 Jahre, bis Sprachanalyseprogramme für den Hausgebrauch so zuverlässig waren, wie wir es damals vom ZX81 erhofften.

Weihnachten bekam ich dann einen C64. Der war viel größer als der ZX81 und natürlich viel leistungsfähiger.

Volker König

Ca. April 1982

Der Ansageknopf

Statt bequem aus ihren Buden heraus per Mikrofon die Ansagen für die Zugabfahrten durchzugeben, müssen sich die U-Bahnhof-Aufpasser jedes Mal vor das ca. 1,50 Meter hohe und 40 Zentimeter breite Blechmonstrum stellen und mit einem Dreikantschlüssel die Anlage zum Sprechen freigeben. Wenn man sich ein bisschen anstrengt, kann man aber den dreikantigen Pinorek ohne Schlüssel einfach mit dem Daumen eindrücken, wie ich mehrfach im Vorbeigehen ausprobiert habe. Es knackt dann in der Leitung.

Mit Ralf mache ich an einem Spätnachmittag April 1982 am Hausvogteiplatz, der zu jener Zeit nur müde frequentiert wird, die Probe aufs Exempel. Als der Zug anhält, bemühe ich mich um den richtigen Ansager-Tonfall: „Hausvogteiplatz, alle aussteigen. Alllle aussteigen, bitte.“ Tatsächlich steigen Fahrgäste aus und schauen sich irritiert um. Auch der Fahrer scheint nicht so richtig zu wissen, was los ist und fährt erst eine Minute später weiter.

In den nächsten Monaten probiere ich den Trick noch zwei, drei Mal erfolgreich aus. Aber ohne gleichaltrigen Freund macht es keinen Spaß. Die Knöpfe werden kurz nach der Wende ersetzt.

Dan Richter

1982

Kauf von Singles im Drogeriemarkt Müller

Ich bewege meine Großeltern dazu, mir meine erste Single zu kaufen: „Das Model“ von Kraftwerk zum Preis von fünf DM.

Das klingt jetzt so, als sei meine Jugend vielleicht nicht verpfuscht gewesen. Aber meine zweite Single ist „Ein bisschen Frieden“ von Nicole.

Singles kauft man im Drogeriemarkt Müller. Wesentlich mehr als diese beiden werde ich nie besitzen.

Kathrin Passig

17.10.1982

Kabel für die Band

Ich bin 15 und katholisch kirchlich jugendengagiert. Unter anderem mache ich Musik in einer Band, die Jugendgottesdienste gestaltet: „Ins Wasser fällt ein Stein“, „Liebe ist nicht nur ein Wort“, „Danke für diesen guten Morgen“, „Kumbaya my lord“ – ein gut durchgemischtes Happy-Clappy-Repertoire. Ich spiele dabei Querflöte und singe zur sonst üblichen Besetzung Gitarre, E-Bass, Schlagzeug, Keyboard.

Fast jeden Sonntag treffen wir uns am damaligen Kloster und Studienseminar der Redemptoristen St. Alfons in Ingolstadt, um zusammen auf ein Dorf zu fahren und einen Gottesdienst zu untermalen: Einer der Redemptoristenpatres ist der Initiator und Organisator des Ganzen, dem Kloster gehört auch die „Anlage“, also Mikrophone, Verstärker, Mischpult, Lautsprecher und die verbindenden Kabel (sowie der VW-Bus, mit dem uns der Pater zu den Einsätzen fährt, gerne Kirchenlieder anstimmend, die wir mitsingen sollen, oder gleich Rosenkranz betend, was beides bei seinem hochriskanten Fahrstil angemessen erscheint, aber nicht zur Geschichte gehört). Vor Ort bauen wir die Anlage auf, stimmen die Instrumente, soundchecken die Anlage und lassen uns vom verschreckten Gemeindepfarrer inständig bitten, bloß nicht zu laut zu spielen – der Schlagzeuger nimmt seine Sticks bereits nur noch der Form halber mit, spielen wird er eh immer mit Besen.

Hin und wieder geht etwas kaputt und muss ersetzt werden – was dem Pater immer Sorgenfalten auf die Stirn treibt, denn Geld ist knapp im Kloster. Das kann ich verstehen, denn jedes noch so unscheinbare Teil kostet schrecklich viel Geld, vor allem für meine jugendlichen Taschengelddimensionen. Allein schon die Kabel, die durch ständigen Auf- und Abbau und mangels pfleglichem Umgang schnell verschleißen …

Als ich daheim von diesen großen Ausgaben erzähle, spitzt mein Elektrikervater die Ohren: Zum einen ist er ein sehr hilfsbereiter Mensch, zum anderen hegt er den Grundverdacht, dass praktisch jeder Kaufpreis ausbeu-

terisch überhöht ist: „Was? So teuer?“ Er überschlägt, was ihn der Meter Kabel im Großmarkt kostet, wie viel man für die Stecker zahlen muss und kommt unterm Strich auf einen Bruchteil der genannten Kosten. Umgehend bietet er an, Ersatzkabel für die Band anzufertigen.

Zwei Wochen später sind wir wieder auf sonntagmorgendlicher Tour in die fränkische Diaspora. In der kleinen, barocken und ungeheizten Dorfkirche (in meiner späteren Erinnerung sind alle Kirchen, in denen ich damals spielte, klein, barock und scheißkalt) stellen wir die Anlage auf und schließen sie mit den neuen Kabeln an. Sie sind baustellengrau statt des gewohnten Schwarz, aber das ist ja wohl unwichtig. Soundcheck, Instrumente stimmen, ja, wir spielen nicht zu laut, versprochen.

Schon das erste Lied, irgendetwas Mittelschmissiges zum Einzug, klingt seltsam. Da sind doch Zwischengeräusche irgendwoher? Beim zweiten Lied scheint wieder alles in Ordnung – bis es zu Ende ist und wir die Anlage nicht gleich ausschalten. Jetzt sind die Zwischengeräusche recht einfach zu identifizieren: Wir hören einen Radiosender. Erschreckt schalten wir den Verstärker ab, doch fürs nächste Lied müssen wir ihn ja wieder anschalten: Radiogeräusche. Irgendwie hangeln wir uns durch die Messe, konzentrieren uns auf unsere eigene Musik.

Und so lernen wir alle, dass der deutlich höhere Preis der schwarzen Musikkabel begründet ist: Sie sind nämlich gründlich abgeschirmt gegen genau solche Fremdsignale.

Bild: privat, CC-BY-NC-SA

die Kaltmamsell

1982

Mein Schlüsselbund piepst

Die Sache mit den verschmissenen Schlüsseln ist ja ein Menschheitsproblem. 1982 ist der neueste heiße Scheiß ein Schlüsselanhänger, der auf Pfeifen reagiert. Mit hysterischem Piepsen. Es gibt ihn beim Elektronikschrotthändler um die Ecke zu kaufen (wo man auch die Knopfbatterien fürs tricOtronic ersteht), und man muss das Taschengeld schon gut einteilen, um sich auch ein paar dieser Gummispinnen leisten zu können, die langsam die Wand hinunterklettern.

Jedenfalls wird das klobige Teil am Schlüsselbund montiert, und ein paar Tage lang unterhält sich die gesamte Familie ganz hervorragend damit, die Schlüssel zu verstecken und dann nach ihnen zu pfeifen. Dummerweise verlangt das Teil bald nach mehr Knopfbatterien. Und piepst zu den unpassendsten Anlässen. Und alle anderen in der Klasse haben auch solche Anhänger, weswegen einmal Pfeifen 30 mal Piepsen bedeutet. Es verschwindet bald in der Schublade und nach ein paar Umzügen ist es ganz weg.

Katharina Schell

1982 oder 1983

[TT-Aufschreibeservice] Kein Adapter? Dann ein neues Gerät

Mit 13 Jahren, 1982 oder 1983, habe ich einen ZX81 bekommen. Das war mein erster Computer, und der hatte ein Kilobyte (1 KB) RAM-Speicher – das können sich heute viele nicht mehr vorstellen. Ich hatte aber sofort die 16-KB-Erweiterung, das war natürlich ein Riesensprung nach vorn.

Natürlich wollte ich auch Spiele auf diesen ZX81 laden, und da hatte ich ein Problem. Ich besaß zwar auch ein Gerät zum Speichern von Daten, einen Kassettenrekorder von ITT Schaub-Lorenz, der war richtig gut. Und von diesem Rekorder wollte ich die Spiele übertragen. Allerdings hatte der Kassettenrekorder eine Buchse mit fünfpoligen Anschlüssen, der ZX81 dagegen nur eine 3,5-mm-Monoklinke als Anschluss an die Außenwelt.

Da stand ich mit einem Kassettenrekorder, der richtig geil war, und meinem Computer, und beide kamen nicht zusammen.

Ich lebte damals in einem kleinen Dorf in der tiefsten pfälzischen Provinz, 25 Kilometer nördlich von Kaiserslautern. Das war dann das Problem. Denn in diesem Kaff war es einfach unmöglich, einen passenden Adapter von fünfpolig auf den kleinen Klinkenstecker zu bekommen. Nicht, dass das Problem mit den Adaptern sonst unbekannt wäre.

Am Ende haben wir beim örtlichen Elektronikhändler einen neuen Kassettenrekorder bestellen müssen, der ebenfalls einen Anschluss für eine 3,5mm-Klinke hatte. Ein Adapter war einfach nicht zu bekommen. Ich fand das so grauselig, das kann ich mir heute überhaupt nicht mehr vorstellen.

Tom Klein, erzählt auf der re:publica 2015

1982

Telexe zur Reiseplanung für eine China-Reise

1982 beginne ich als Werkstudent meine Arbeit in einem Reisebüro, das für das Theaterfestival, bei dem ich ein halbes Jahr tätig gewesen war, alle Flugreisen und Hotelbuchungen vorgenommen hatte. Fürs Briefeschreiben im Reisebüro gibt es eine IBM Kugelkopfschreibmaschine. Da wir in einer Bürogemeinschaft mit einer Werbeagentur arbeiten (die Geschäftsführung besteht jeweils aus Bruder und Schwester), steht uns für die Planung von Reisen und dem Verschicken von Serienbriefen auch eine Speicherschreibmaschine mit 20 Speicherplätzen zur Verfügung (die allerdings niemand bedienen kann). Dazu nutzen wir ein Telex-Gerät, das ich insbesondere nutze, um eine Reise des Deutschen Schuhverbandes nach China zu planen. Die Telex-Inhalte kann man vorschreiben, sie werden auf gelben Papierstreifen mit Durchstichen codiert, die Papierstreifen kann man beliebig oft wieder einlegen und erneut versenden, z. B. bei Verbindungsabbrüchen. Gerissene Papierstreifen können mit Klebeband wieder repariert werden.

Papierstreifen kommt aus Telex-Gerät, allerdings nicht 1982, sondern 2018 im Technikmuseum Berlin. Foto: Kathrin Passig.

Die gelben Papierstreifen begegnen mir bei meiner übernächsten Arbeitsstelle wieder: die Außendienstmitarbeiter einer Berufsgenossenschaft liefern 1988/89 ihre erhobenen Daten per Papierstreifen im Rechenzentrum der BG ab.

Rainer Glaap

1982

Kalkulationen im Reisebüro per Schneider CPC 464

Das Reisebüro, in dem ich seit 1982 als Studentischer Mitarbeiter tätig bin, veranstaltet für den Deutschen Schuhverband zweimal im Jahr Reisen für die Mitglieder zu den Schuhmessen in Pisa und Bologna. Dafür müssen regelmässig Zimmer akquiriert und Flüge gebucht werden, nach einiger Zeit obliegt mir die Kalkulation mit den diversen Aufschlägen für unseren Gewinn. Eine fehlerträchtige Arbeit mit Taschenrechner, die immer wiederholt werden muss. Ich denke, dass das doch einfacher gehen muss und kaufe privat einen Schneider CPC 464 mit Kassettenlaufwerk zum Speichern der Programme.

Foto: Bill Bertram / Wikimedia Commons, CC BY-SA 2.5

Als Theaterwissenschaftler und Germanist bin ich gänzlich ahnungslos, was Programmierung angeht und quäle mich durch BASIC-Anleitungen. Variable, Berechnungen, Ausgaben – irgendwann meistere ich alles – aber ich habe keinen Drucker und schreibe doch wieder alle Ergebnisse vom Bildschirm ab. Der nächste Schritt wird fällig: der Kauf eines "richtigen" und zum IBM PC kompatiblen PC von Commodore. Ich kaufe gleich zwei Geräte: eins für mich, eins fürs Büro. Festplatten sind noch exorbitant teuer, also haben beide Geräte nur jeweils zwei 5 ¼ Zoll-Diskettenlaufwerke. Als ich das Gerät im Büro aufbaue, bitte ich meine Chefin, schon einmal die Diskette mit dem Betriebssystem einzulegen. Ihre Antwort: Habe ich gemacht, jetzt ist sie weg. Als ich nachschaue, hat sie die Diskette über einen schmalen Schlitz im Gehäuse in den PC hineingesteckt, die ich also aufschrauben muss zur Bergung der Diskette.

Rainer Glaap

Ca. 1983

Ein Rechner mit elektrischer Schreibmaschine für nicht mal 5000 Mark

Mein Vater hatte sich einen IBM PC 5150 (so einen ungefähr) gekauft. Dazu eine elektrische Schreibmaschine, die man an den Rechner anschließen konnte. Das Gerät hatte zwei 5 ¼ Zoll Diskettenlaufwerke. Ein Laufwerk war immer belegt, weil dort das Schreibprogramm gespeichert war. Mein Vater schrieb die Briefe auf dem Rechner vor und sendete sie zum Drucken an die Schreibmaschine. Besucher waren sehr fasziniert, wenn die Schreibmaschine mit Kugelkopf sehr laut ratternd den Brief von alleine schrieb. Meine Mutter war skeptisch, immerhin kostete das Ensemble knapp 5000 Mark (Erinnerung meines Vaters). Abends wurde der Rechner unter riesigen Pla-

stikhauben verstaut. Er stand auch nicht auf dem Schreibtisch meines Vaters, sondern auf einem eigenen Tisch, weil er zu viel Platz wegnahm. Auf dem Rechner hat mein Vater bis in die späten 90er seine Briefe geschrieben.

Don Dahlmann

Um 1983

Musik: Man ahnt, dass es sie irgendwo geben muss

Im Schulbus läuft Bayern 3, meine Eltern hören Bayern 2 und die bei DDR-Besuchen vom Zwangsumtausch gekauften Klassikplatten. Ich erinnere mich an jede der wenigen Gelegenheiten, zu denen ich zufällig etwas Interessantes höre. Einmal kommt „Popcorn“ im Radio, es gelingt mir sogar, die Hälfte davon auf Kassette aufzunehmen. Ein einziges Mal läuft „Golden Brown“ im Schulbus. Einmal kommt „Goldener Reiter“ im Fernsehen als Untermalung einer Sendung über deutsche Fußgängerzonen. Ich habe keine älteren Geschwister und bin auf diese Zufallsfunde angewiesen. (Dass es den Zündfunk gegeben hätte, erfahre ich erst zwanzig Jahre später. Auch so was muss einem erst jemand sagen, und wenn man so jemanden nicht kennt, tja.)

Es gibt keine Möglichkeit, das Interessante danach noch einmal zu hören. Die Stadtbücherei verleiht Platten und Kassetten, aber nur ganz andere. Die Songs, die im KSJ-Liederbuch „Sonnenblume“ handschriftlich ohne Melodie und mit Gitarrenakkorden verzeichnet sind, kenne ich nur aus der mündlichen Überlieferung, genau wie die aus dem Gitarrenunterricht (*Freight Train*, *Paint it Black*). Es passiert bis heute (Stand 2014), dass ich etwas höre und denke: „Oh. So geht also *Locomotive Breath* eigentlich.“

Kathrin Passig

Irgendwann zwischen 1983 und 1988

Seit wir ein Telefon haben, ist alles besser

Ich lebe mit meiner Familie im Dachgeschoss eines fünfstöckigen Hauses in einer kasachischen Kleinstadt. Irgendwann zwischen 1983 und 1985 wird unser ganzes Haus mit Telefonen ausgestattet. Meine Eltern haben unser Telefon in den Flur auf den Kühlschrank gestellt. Es ist schwarz, hat einen Hörer, eine Wählscheibe und ein sehr langes Kabel, damit man es in die Zimmer mitnehmen kann. Das Telefonieren ist nur innerhalb unserer Stadt möglich, dafür sind die Telefonate kostenlos. Meine Eltern zahlen nur einen kleinen Pauschalbeitrag, Jahrzehnte später wird man Flatrate dazu sagen. Ich befinde mich in der frühen Pubertät und habe Freunde und viele Hobbys, aber dazwischen überfällt mich Langeweile und das quälende Gefühl, in meinem Leben sei nichts los. Seit wir das Telefon haben, ist jedoch alles besser. Ungefähr im Jahr 1986, ich bin 12, erfinden meine Freundinnen und ich ein neues Spiel. Wir nehmen das Telefon ins Kinderzimmer mit und wählen beliebige Zahlen, bis es am anderen Ende klingelt und eine fremde Person abnimmt. Eine von uns unterdrückt ihre Aufregung und verlangt nach irgendeinem häufigen männlichen Vornamen. Oft genug wird der Hörer an einen Jungen weitergereicht, dem wir erzählen, wir seien in seiner Parallelklasse und ähnlichen Unsinn. Wenn wir nicht weiter wissen oder es langweilig wird, legen wir einfach auf. Manchmal verabreden wir uns auch mit den Jungs, aber natürlich geht keine von uns jemals hin. Wir spielen dieses Spiel solange, bis wir 1988 im Alter von vierzehn Jahren zusammen mit den Jungs aus unserer Klasse eine Clique gründen, mit ihnen abhängen und auch gemeinsam zum ersten Mal in eine Disco gehen. Ab da wird das Telefon nur für wichtige Gespräche, Hausaufgaben und zum Verabreden benutzt.

Natalia Kauz

Seit 1983 bis 2015 (und wohl noch länger)

Die Hochprägung gehört zur Kreditkarte

Kreditkartennummer mit Hochprägung; Lichtbild v.Verf.

Als ich 1983 meine erste Kreditkarte bekam, war diese Art des Zahlens in Deutschland noch recht ungewöhnlich – und so selten, dass die *Gesellschaft für Zahlungssysteme*, die damals meine *EuroCard* herausgab, in regelmäßigen Abständen ein gedrucktes Verzeichnis mit den Restaurants und Läden veröffentlichte, die Kreditkarten zur Zahlung annahmen.

Natürlich waren auf diesen Karten die Kartennummer, das Gültigkeitsdatum und der Name des Karteninhabers erhaben geprägt: Die so genannte *Hochprägung* diente dazu, die Daten auf einen Zahlungsbeleg zu übertragen. Dafür wurde die Karte in einen so genannten *Imprinter* (den Begriff habe ich auch erst bei Wikipedia gefunden) eingelegt, darüber ein Belegformular mit mehreren Durchschlägen. Ein Schlitten wurde zweimal über Formular und Karte gezogen, und die Nummer und die übrigen Daten drückten sich mit Kohlepapier auf den Beleg. Abgerechnet wurde oft erst Wochen später, wenn der Händler seine gesammelten Belege an seine Bank geschickt hatte. Bei Transaktionen im Ausland konnte das auch schon mal Monate dauern.

Meine aktuellen Kreditkarten haben zwar inzwischen einen Magnetstreifen, einen Chip und zum Teil auch NFC eingebaut – aber die Kartendaten sind immer noch erhaben geprägt. Im Unterschied zu meinen Bankkarten, auf denen alles nur aufgedruckt ist. Dabei habe ich schon seit mindestens einem Jahrzehnt, wenn nicht länger, keinen dieser Imprinter mehr gesehen und weiß gar nicht, ob und wenn ja wo die noch verwendet werden (im Techniktagebuch-Redaktionschat verwies allerdings jemand darauf, neulich in einem Fünf-Sterne-Hotel so ein Ritsch-Ratsch-Gerät gesehen zu haben).

Inzwischen ist ja Sekunden nach dem Bezahlen mein Kreditkartenkonto mit dem Betrag belastet. So eine glückliche Erfahrung wie Anfang der 1990er Jahre in Mailand ist damit ausgeschlossen: Der Kellner gab uns nach dem Ritsch-Ratsch-Verfahren irrtümlich nicht nur den Durchschlag mit der *Customer Copy,* dem Kundenbeleg, sondern auch seinen Originalbeleg. Das Geld wurde nie abgebucht.

Thomas Wiegold

1983 (vielleicht)

Auf meinen ersten Audioaufnahmen heule ich sehr viel rum

Die erste Audioaufnahme von mir stammt vermutlich aus dem Jahr 1981 oder so. Darauf demonstriere ich mein Durchhaltevermögen und meine Unzufriedenheit mit der Gesamtsituation, indem ich ausdauernd schreie.

Die nächste Aufnahme auf der gleichen Kassette muss ein bisschen später sein, ich denke 1983, aber vielleicht auch 1982, keine Ahnung, in welchem Alter Kinder im Allgemeinen und ich im Besonderen verständlich und in ganzen Sätzen reden können bzw. konnten.

„Wo das Baby da weint, sollst du machen.“ fordere ich meine Eltern auf. „Wo das Baby da weint.“ Immer und immer wieder. Dass das Baby ich selber bin, wurde mir entweder verschwiegen oder ich war noch zu dumm, um es zu verstehen. Verschwiegen wurde mir außerdem, dass dieses Gespräch aufgezeichnet wurde.

Dann gibt es eine ganze Reihe von Ton- und Gesangsaufnahmen von einem durchaus eloquenten Kleinkind. Es endet damit, dass ich rumheule, weil ich nicht ins Bett gehen will. Eine gewisse Dramaturgie ist also auch vorhanden.

Vermutlich gibt es die Kassette noch irgendwo, aber ich wüsste nicht, wo. Außerdem besitze ich ja keinen Kassettenrecorder mehr.

Anne Schüßler

Sommer 1983

Mein erster User Generated Content per Video (Wir hatten ja nix, Kapitel 8.772)

Wir planen das Schulfest und irgendjemand ruft „Rocky Horror Teacher Show“ in die Runde. Das klingt geil und nach ein paar Minuten Brainstorming steht ein Konzept.

Mti der schuleigenen Videokamera wollen wir Lehrerinnen und Lehrer interviewen, einen Werbeblock einschieben und eine Nachrichtensendung aufzeichnen.

Am Ende war ich neben einer Mitschülerin, die die Nachrichtensprecherin gab und einem Interviewer, derjenige, der Drehbuch, Kamera, Schnitt und Special Effects gemacht hat.

Die Videoausrüstung bestand aus zwei Recordern (Betamax?), einer war tragbar, und einer Schwarzweiß-Kamera, die ihren Strom aus dem Akku des tragbaren Recorders bezog.

Nachher schnitten wir die Szenen so, wie sie gewollt waren, mit dem zweiten Recorder zusammen.

Ich weiß nicht mehr genau, was wir die Lehrer alles gefragt hatten, aber alles war etwa wie die Frage an einen Lehrer mit ÖDP-Parteibuch, was er zur Verschmutzung unserer Gewässer durch Dihydrogeniummonoxyd sagen würde.

Am Ende brauchten wir Vor- und Abspann und zauberten dabei im Fotolabor mit einem Fotoscheinwerfer und bemalten Papptafeln. Den durchlaufenden Text im Abspann tippte ich auf der Olympia-Reiseschreibmaschine meiner Eltern, klebte die A4-Blätter zu einem scheinbar endlosen Band zusammen und ein Helfer zog sie während der Aufnahme vor einem Karton entlang.

Mit anderen Worten: Als ich meinen ersten User Generated Content auf Video produziert habe, hatten wir nichts. Bis auf fünf Aufführungen der 15-minütigen Show auf dem Schulfest, die alle ein Klassenzimmer maximal gefüllt haben.

Da der Abspann auch voller Lästerei über Lehrer war, blieben sogar alle sitzen und bekamen die letzte „Special“-Szene mit, bei der der ÖDP-Lehrer uns kurz nach seinem Interview vor laufender Kamera ansprach:

„Hört, mal, das mit dem, wie heißt das? Hydro...“

„Dihydrogeniummonoxyd.“

„Ja, das Dihydro, ich hab mal die Chemie-Kollegen gefragt, das ist ja Wasser!“

Volker König

Juli 1983

Die Firma, in der ich mein Elektrotechnik-Praktikum mache, liefert bahnbrechende Technik, doch später ...

Für ein Studium der Elektrotechnik, das ich im September 1983 an der Uni-GH Siegen aufnehmen will, brauche ich ein Fachpraktikum. Ich wähle ein Labor für technische Physik in Köln.

Sie montieren und liefern Körperschall-Analysegeräte für mechanische Teile wie Zahnräder, Getriebe etc. Man kann nämlich genau „hören“, ob die richtig gefertigt sind und somit „rund laufen“, oder ob sie fehlerhaft sind – genauer als mit einer materialtechnischen Analyse wie Röntgen oder Ultraschall.

Hierfür werden mit Piezo-Tonabnehmern der Körperschall aufgenommen und von einer Elektronik analysiert. Kombiniert mit entsprechender Prüfeinrichtung laufen solche Analysen zum Beispiel im VW-Werk in Braunschweig, wo die Getriebe gefertigt werden.

Im Rahmen des Praktikums begleite ich den Chef zu der Produktionsstätte. Das gesamte Verwaltungsgebäude vibriert alle paar Sekunden spürbar wie bei einem leichten Erdbeben.

Ansonsten löte ich Platinen oder klebe die runden Piezo-Aufnehmer zusammen. Der Chef des Labors ist ein ausgewiesener Fachmann, aber auch ein Choleriker und steht sich damit oft im Weg. So sagt er eine Präsentation auf einer Messe einfach ab, was ihn viel Geld kostet.

Zu der Zeit ist die Technologie bahnbrechend und kann den Kunden teurere Analysen ersparen. Doch bei Google finde ich nur noch einen alten Eintrag in ein Branchenverzeichnis.

Thomas Jungbluth

Sommer 1983

Mein Projekt stößt an seine Grenzen (3,5 KB)

Ich sitze an meinem VC20 von Commodore, an dem ich mir beigebracht habe, in Basic zu programmieren. Ich arbeite schon länger an einem Spielprogramm, bei dem ein flatternder Vogel, über die Cursortasten gesteuert, den Projektilen der Jäger ausweichen muss, während er selber die Jäger mit seinen Ausscheidungen bekämpft.

Dann kommt der Moment, in dem die Meldung erscheint: „Memory Overflow Error“. Mein Programm und die Variablen haben den gewaltigen Speicher von 3,5 KB vollkommen gefüllt. So ist dieses Projekt an seine Grenzen gestoßen und ich muss es einstellen.

Ulrich Heister

Sommer 1983

Der Kleine ist nicht stumm: Wettläufe mit der Technik

Auf meinem ZX81, den ich seit eineinhalb Jahren besitze, habe ich inzwischen die Maschinensprache gelernt. Ich kann einzelne Bits im Prozessor hin und her bewegen, und das mehr als drei Millionen mal in der Sekunde. So schnell, mit 3,25 Megahertz, ist nämlich der Prozessor getaktet. Vor kurzem habe ich außerdem entdeckt, wie ich den Tonausgang, über den normalerweise die Programme auf einem Kassettenrekorder gespeichert werden, ein und wieder ausschalten kann. Wenn ich ihn einschalte und dann – so rechne ich mir aus – 3693 Operationen lang gar nichts mache, ihn dann ausschalte, und noch einmal 3693 Operationen lang gar nichts mache, dann wieder einschalte und alles von vorn – müsste am Ausgang der Kammerton A mit 440 Schwingungen in der Sekunde erklingen.

Gesagt, getan. Der Ton erklingt. Und ich kann es mit der Stimmgabel aus dem Gitarrenunterricht nachprüfen: Es ist wirklich der Kammerton A. Das ist ziemlich spektakulär, denn von Hause aus hat der ZX81 keine Tonausgabe eingebaut, abgesehen von dem Kassettenausgang, der für die Datenspeicherung da ist. Und auch hier musste Clive Sinclair extreme Sparsamkeit walten lassen: Der Kassettenausgang ist darum derselbe wie der Ausgang, an dem der Fernseher hängt, und so zeigt mein Schwarzweißfernseher ein interessantes Streifenmuster, während der Ton erklingt.

Ich schreibe ein paar weitere Programme. Ich experimentiere mit anderen Tonhöhen, gleitenden Frequenzen, Impuls/Pausenverhältnissen – ich habe einen Synthesizer gebaut! Darauf bin ich so stolz, dass ich beschließe, eine kleine Auswahl dieser Programme an die neue Computerzeitschrift CHIP zu schicken, die in jedem Heft einige Listings von Lesern veröffentlicht.

Aber wie bekomme ich die Programme auf Papier? Zwar habe ich seit einiger Zeit einen Drucker für meinen Computer, aber der ist ebenfalls eine abenteuerliche Konstruktion von Clive Sinclair, die mit metallbeschichtetem Thermopapier arbeitet und ein so katastrophales Schriftbild hat, dass ich es

unmöglich einer Zeitschrift zumuten kann. Ich nehme also die Ausdrucke – oder schreibe ich die Programme lieber von Hand vom Bildschirm ab? – und gehe nach Feierabend in die Arztpraxis, in der meine Mutter arbeitet, wo es eine elektromechanische Schreibmaschine gibt. Damit tippe ich die Programme auf ein DIN-A4-Blatt, wobei ich darauf achte, jede Null, für die man ein großes O schreiben muss, danach noch mit einem drübergetippten Schrägstrich eindeutig als Null erkennbar zu machen. Die Programme sind kurz – denn es geht ja mehr ums Prinzip – und passen darum alle auf das eine DIN-A4-Blatt. Mit Lineal und schwarzem Filzstift zeichne ich Trennungslinien dazwischen.

Bevor ich von CHIP eine Antwort bekomme, wache ich eines Tages im Krankenhaus auf. Ich habe in der Schule einen epileptischen Anfall bekommen. Es werden Röntgenaufnahmen meines Kopfes gemacht, um vielleicht eine Ursache zu finden. Aber Röntgen ist dafür zu grob – irgendetwas scheint da in meinem Gehirn zu sein, aber man sieht nicht genau, was. Es gibt so etwas nicht in unserer Kleinstadt, aber das Krankenhaus in der nächstgrößeren, achtzig Kilometer entfernten Kreisstadt hat einen modernen Computertomographen. Dort werde ich mit einem Krankenwagen hingefahren.

Es sieht nach einer Gehirnblutung aus. Vielleicht ist es aber auch ein Tumor – selbst der Computertomograph kann das nicht mit Sicherheit beantworten. Ich muss operiert werden. Und erst bei der Operation wird man sehen können, was es wirklich ist. Eine Blutung wäre vergleichsweise harmlos – man würde das geronnene Blut entfernen und vielleicht noch ein wenig angrenzendes Gehirn. Wenn es aber ein Tumor ist, und vielleicht sogar ein bösartiger, sagen die Neurologen, wird man große Teile des umgebenden Gehirns mit entfernen müssen.

Während ich in das Krankenhaus der Kreisstadt verlegt werde, wo meine Eltern mich jeden Tag besuchen kommen, und auf die Operation warte, trifft die Antwort von CHIP ein. Mein Artikel ist angenommen! Allerdings hätte die Redaktion eine kleine Bitte – ob ich ihnen die Listings vielleicht noch einmal zuschicken könnte, und zwar jedes auf einem einzelnen Blatt Papier?

Jetzt hängt alles an meiner Mutter. Sie wird sich nach Feierabend an die elektromechanische Schreibmaschine setzen und die Listings noch einmal abtippen – Zeichen für Zeichen, ohne auch nur das geringste von Programmierung zu verstehen. Sie wird mir später die Vorlage zeigen, das Blatt, das ich selber geschrieben hatte. Jedes einzelne Zeichen darauf hat sie mit Bleistift unterstrichen, unmittelbar nachdem sie es abgetippt hatte, um nur ja keinen Fehler zu machen. Sie macht keinen. Einschließlich der Os mit dem Schrägstrich durch.

Es ist ein etwas eigenes Gefühl, in Narkose versetzt zu werden und nicht zu wissen, mit was für einem Gehirn, was für einem Ich man danach wieder aufwachen wird. Schlimmer allerdings wird es für meine Eltern gewesen sein. Für mich mit meinen dreizehn Jahren ist es noch immer vor allem ein Abenteuer.

Als ich wieder zu mir komme, bin ich derselbe, und die Ärzte lächeln. Nur ein Angiom! Nur ein Angiom! Wir haben uns richtig gefreut, als wir dein Gehirn vor uns liegen hatten.

Ich bin noch im Krankenhaus, als ich das Belegexemplar von CHIP bekomme. »Der Kleine ist nicht stumm: Tonerzeugung am Kassettenport des ZX81«.

Was weiter geschah: Biographische Archäologie und Die Präzision der Mutterliebe.

André Spiegel

Sommer 1983

Ich möchte meine Kassetten mit Content füllen

Ich habe den Grundig-Rekorder meines Vaters erobert und möchte meine Kassetten mit Content füllen. Eine Quelle sind die Schallplatten aus der Kinderbibliothek. Es gibt die Ost-Bands, von denen man gar nichts haben will und kaum etwas kennt, und die AMIGA-Lizenzplatten von West-Bands, unter

denen aber auch welche sind, von denen man nie gehört hat, weil sie schon länger als 5 Jahre existieren (manche tragen sogar Schlaghosen). Wenn man so etwas im Laden sieht, kauft man es auf Verdacht, aber bald stellt sich heraus, daß es auch im Westen schlechte Musik gibt („Fleetwood Mac“, „Barclay James Harvest“, „Chicago“. Phil Collins hat auch früher komische Musik gemacht, als er noch eine Band als Klotz am Bein hatte). Das Überspielen geht mit einem Diodenkabel, aber nur beim Plattenspieler im Wohnzimmer, das meistens durch meinen fernsehenden Vater besetzt ist. Ich würde gerne den Anfang von Lonnie Johnsons „Too Late to Cry“ aus der „Blues Collection“ lernen, aber es sind zuviele Töne, und ich bin zu unmusikalisch. Es soll Plattenspieler geben, bei denen man Sequenzen einstellen kann, die dann immer wiederholt werden, sehr praktisch, wenn man von einer Platte immer dieselben zehn Sekunden hören will. Ich versuche, das Solo zehnmal hintereinander aufzunehmen, und später komme ich darauf, es mit halb leeren Batterien langsamer abzuspielen, aber dadurch verändern sich auch die Tonhöhen, soweit ich das beurteilen kann. Ich werde kein Blueser und habe dadurch viel später Sex als der von Professor Borrmann in seiner Rubrik in der Jugendzeitschrift „Neues Leben“ („Professor Borrmann antwortet“) angegebene Durchschnitt der DDR-Jugendlichen. Auch weil ich viel zu spät von dem Trick erfahre, zuhause das Etikett von AC/DCs „Highway to Hell“ abzulösen und gegen das von Herbert Roths „Ich wandre ja so gerne den Rennsteig entlang“ auszutauschen.

Jochen Schmidt

Sommer 1983

Wie die Bilder nach Köln kommen

Ich hatte Ferien und mein Vater konnte mir einen Aufenthalt in der Düsseldorfer Lokalredakion des EXPRESS vermitteln. Ich wollte vom Schreiben leben und konnte die Arbeit so aus der Nähe ansehen.

Eine Kollegin hatte eine komplette Schublade ihres Schreibtischs voll mit Salmiakpastillen, unter dem Schreibtisch des Gerichtsreporters konnte man an der Anwesenheit seines Hundes erkennen, dass er gerade bei Gericht ist und nicht zu Hause.

Der Fotograf hatte keinen Schreibtisch, dafür eine unglaubliche Fotoausrüstung und ein Fotolabor, in dem ein frisiertes Radio den örtlichen Polizeifunk wiedergab.

Alles also wie im Klischee.

Ich lernte dort einiges über den Satz von Artikeln, darüber, dass die Konkurrenz mit den vier Buchstaben die Laufweite der Schriften unterschnitt, um noch ein Wort mehr in die Headlines zu bekommen, und dass man zwar in dem Beruf nicht unbedingt reich wird, aber seinen Spaß haben kann.

Einen Tag fuhr ich mit dem Fotografen mit, der zwischen den im Polizeifunk aufgefischten Einsätzen und gezielten Aufträgen pendelte. Da ich in der Schule jede Woche einige Stunden im Fotolabor verbracht hatte, war das ein echtes Erlebnis für mich.

Auch ich war in der Lage, nach einer Probe des Schultheaters binnen einer halben Stunde die ersten Abzüge an die Leine zu hängen. Aber wie zum Kuckuck kommen die ins Stammhaus des EXPRESS nach Köln?

Der Fotograf zeigte mir ein Gerät, bei dem er das Bild auf eine Trommel spannte. Diese rotierte und fuhr offenbar Zeile für Zeile an einer Kombination aus einer Lampe und einem fotoelektrischen Element vorbei, mit der die Helligkeit an der jeweiligen Stelle gemessen wurde.

Vorher gab er noch eine Telefonnummer ein, und das Bild erreichte so die zentrale Redaktion und den Satz in Köln. Erst heute im Techniktagebuch-Redaktionschat erfahre ich von Thomas Wiegold, dass das Ganze Wirephoto hieß oder auch Bildtelegraph und noch bis in die 1990er in verschiedenen Evolutionsstufen Stand der Technik war.

Übrigens schickten die anderen Redakteure ihre auf Schreibmaschinen in Normseiten getippten Artikel mit demselben Gerät nach Köln. Telefax gab es zwar schon, aber der Bildtelegraph tat es auch.

Volker König

1983

Freiminuten in Zeiten des Impulswahlverfahrens

Mein erstes Semester als Student! Ferngespräche sind teuer und werden es noch lange bleiben. Da aber meine Freunde teils von der ZVS, teils von anderen Zwängen und Plänen in alle Winde zerstreut werden, spielt das Telefon dennoch eine wichtige Rolle.

Es wird mir ein Spartipp zugetragen: Angeblich kann man in Telefonzellen kostenlos telefonieren, wenn man die Hörergabel mit Hilfe eines Klebebandes in einer ganz bestimmten Mittelstellung fixiert, und die gewünschte Rufnummer nicht mit Hilfe der Wählscheibe einstellt, sondern mit sanften Fingerschlägen auf die Gabel hackt – ein Schlag für 1, zwei Schläge für 2 und so weiter, und 10 Schläge für eine 0.

Ich kann nicht sagen, ob das wirklich funktioniert, denn ich habe es nie versucht; und als ich dies aufschreibe, 34 Jahre später, ist der Trick so oder so obsolet, weil es das Impulswahlverfahren nicht mehr gibt. Sehr gut möglich, dass er die Erfindung irgendeines Schwätzers ist, der mit angeblichen technischen Kenntnissen in Verbindung mit kleinstkrimineller Energie in einer nächtlichen WG-Küche zu punkten hoffte.

Was ich aber ausprobiere und was wirklich funktioniert: man kann in der Tat Telefonnummern auf der Gabel hacken. Es erfordert Geduld und Frustrationstoleranz, aber es ist möglich. Ein Bekannter hat die hierfür günstige Telefonnummer 22123. Eine Zeitlang wähle ich diese Nummer niemals, son-

dern hacke sie immer auf die Gabel. Es spart natürlich kein Geld, ich hacke ja zuhause und ohne das geheimnisvolle Klebeband. Ich tue es einfach aus Freude daran, dass es geht.

Drago Starcevic

Um 1983 (nacherzählt 2017)

Gut, dass diese Beitragsüberschrift nicht aus Letrasetbuchstaben ist

Jan Bölsche: Meine Eltern haben damals eine Zeitschrift, nämlich den "Buchholzer Regenbogen", mit Letrasetüberschriften und einer Typenradschreibmaschine gemacht.

Kathrin Passig: Wann war das?

Anfang der 80er, glaube ich. Vorher hab ich die übrigens an meinem C64 mit meinem selbstgeschriebenen Blocksatzprogramm gemacht.

Wie, vorher?

Bevor die Typenradschreibmaschine angeschafft wurde.

Ihr seid vom C64 zurück auf die Typenradschreibmaschine gegangen?

Das war kein Rückschritt, das war ein großer Fortschritt. C64 bedeutete Matrixdrucker, 7-Nadel-Drucker, Seikosha SP-irgendwas. Und so ein Typenrad macht ein sehr schönes Schriftbild. Proportional! Proportionalschrift!

Aber das gab es doch vorher auch schon, das hätten sie doch dann gleich machen können. Oder war die Typenradschreibmaschine irgendwann neu?

Ja ... ja ... das Typenrad musste erfunden werden dafür.

Das Typenrad ist eine Erfindung der 80er? Also es gab tatsächlich den C64 vor der Typenradschreibmaschine?

Das weiß ich nicht. Aber das ist ja auch immer eine Frage der Erschwinglichkeit. Diese Typenradschreibmaschine hatte so eine Art Texteditor, mit dem man eine Zeile editieren konnte, mit so einem grünen Display. Wenn man Enter gedrückt hat, wurde die Zeile ausgedruckt. Vorher konnte man noch korrigieren. Hinterher konnte man auch korrigieren, aber dann halt mit so einem Korrekturband, ein weißes Farbband.

In welcher Auflage ist der Buchholzer Regenbogen so ungefähr erschienen?

Keine Ahnung. Ich war acht oder so.

Ach ja, und Letraset ist natürlich teuer. Es gibt aber den kostenlosen Letrasetkatalog, und natürlich haben meine Eltern nicht wirklich das Letraset gekauft, sondern die Buchstaben aus dem Katalog ausgeschnitten und nebeneinandergeklebt.

Kopiert, denke ich, weil sonst kann man das ja nur einmal machen. Man muss doch vorher die Katalogseiten kopieren.

Man hätte das machen können, aber da der Katalog ja kostenlos war, war das auch egal. Also wir haben das direkt aus dem Katalog ausgeschnitten. Weil, Kopierer ist ja auch nicht so einfach . . .

Ach so, wahrscheinlich gab's gar keinen Kopierer in Buchholz. Musste man nach Hamburg? Hat dein Vater das heimlich in der Spiegel-Redaktion kopiert?

Es gab einfach keine Copyshops in den Achtzigern. Also nicht in Buchholz jedenfalls. Man hat dann immer gekuckt, was auf der Rückseite ist. Und ob da vielleicht der bessere Font ist.

Aber das heißt doch, man kann nur Überschriften machen, in denen jeder Buchstabe nur einmal vorkommt.

Nein, das stimmt, glaube ich, nicht. Ich glaube, was in dem Katalog abgedruckt war, war die komplette Letrasetfolie ...

Nein, ich hatte den Katalog. Da war einmal das komplette Alphabet und dann vielleicht noch so ein paar Testwörter, damit man sich einen Eindruck machen kann, wie das aussieht. Also wenn du Glück hattest, war ein Buchstabe mehrmals da, aber meistens nicht.

Kascha Beyer: Mein Vater hatte in den Achtzigern schon einen Kopierer im Büro, da haben wir immer Kinderzeitungen zusammengebastelt. Und er hatte eins der ersten Faxe und das Fax hat damals 20.000 Mark gekostet, das Faxgerät.

Jan: Alter!

Jan Bölsche und Kascha Beyer, befragt von Kathrin Passig auf einer Ausstellung zum 45. und 40. Geburtstag der Berliner Stadtmagazine tip und Zitty

Etwa 1983

Technikphantasie eines Kindes, das ich ist

Wir haben ein Festnetztelefon mit Wählscheibe in der Diele unseres Hauses, es ist grau und klingelt in etwa so, wie der Motor des VW Käfers meiner Großmutter schnurrt.

Wir haben ein Telefonbuch. Darin sind manche Nummern mit einem Q versehen. Ich frage die allwissenden Erwachsenen, was dieses Zeichen bedeutet.

Sie sagen, es bedeute, dass jemand einen “Anrufbeantworter” habe. Für den Fall, dass niemand zuhause sei, ginge er ans Telefon.

Der Tierarzt hat einen, der andere Tierarzt des Dorfes auch, finde ich heraus.

Meine Phantasie arbeitet. Es muss wohl ein Gerät sein, das nicht nur "ans Telefon geht", sondern auch meiner Frage lauscht und dann eine Antwort gibt. Zum Beispiel, so stelle ich mir vor, könnte ich fragen, was ich machen soll, wenn mein Pferd (das ich gar nicht habe), eine Kolik bekommt.

Die Maschine würde mir dann sagen, dass ich es vor allem daran hindern müsste, dass es sich hinlegt. Das weiß ich aus verschiedenen Pferdebüchern und es ist eine so dringende Sache, die würde eine Maschine mit Sicherheit parat haben.

Ich kenne zu diesem Zeitpunkt nichts. Keine Science-Fiction, keine Filme. Nur Kindersachsendungen und Karl May und sämtliche Pfadfinderbücher der katholischen Schulbücherei. Ich kenne das Tonbandgerät meiner Großmutter und den Kassettenrekorder meiner Eltern. Ich weiß definitiv nicht, woher meine Vorstellung kommt.

Ich bin heute noch enttäuscht, dass ein Anrufbeantworter alles tut, nur keine Anrufe beantworten.

Alexa, Siri und all diese anderen Anwendungen (und Geräte letztlich), die es neuerdings gibt, kommen meiner Phantasie von damals jedenfalls sehr viel näher als der Anrufbeantworter selbst.

Pia Ziefle

Ca. 1983

Mein vermutlich erstes produktiv genutztes Computerprogramm

An meiner Schule gibt es einen Computerraum und darin zwei Computer – ein vorsintflutliches Ding von Hewlett-Packard und einen Texas Instruments TI 99/4. Der HP-Rechner verfügt anstelle eines Bildschirms nur über ein LED-Display, auf dem man jeweils eine Zeile BASIC-Programmcode angezeigt bekommt. Immerhin kann man sein Programm mittels eines integrierten Laufwerks auf Compact Cassetten abspeichern.

Das große Plus des Rechners ist der daran angeschlossene Typenraddrucker. Man kann damit den Programmcode von Zeit zu Zeit ausdrucken, Korrekturen in der Druckversion vornehmen und die Änderungen dann mühselig wieder über die Tastatur eingeben. Wenn

man etwas halbwegs Komplexes programmieren will, sollte es also etwas sein, das in einem Druckvorgang resultiert.

Unter diesen Umständen ist es nicht einfach, sinnvollere Dinge zu tun, als z. B. mathematische Funktionen zu berechnen und auszuplotten (gähn). Einer der Nerds, die ihre Nachmittage in diesem Raum zubringen, schreibt ein *Game of Life* und lässt dessen Sequenzen auf Papierrollen für Tischrechner ausdrucken.

Mein Vater arbeitet in dieser Zeit als Verkehrsrichter und hat tatsächlich eine passende Aufgabe für mich: In seinen Verfahren geht es immer wieder um Unfälle, bei denen Überholvorgänge eine Rolle gespielt haben. Unfallbeteiligte machen Angaben, wie schnell sie fuhren und wo sie zum Überholen ansetzten.

Ähnlich wie für den Bremsweg bei gegebener Geschwindigkeit gibt es eine Formel dafür, welche Strecke man bei bekannten Geschwindigkeiten zweier Fahrzeuge für einen Überholvorgang braucht. Diese Formel findet sich in einem kleinen Nachschlagewerk mit dem schönen Titel *Kraftfahrtechnisches Taschenbuch*, welches von der Firma Bosch herausgegeben wird und von dem mein Vater ein Exemplar besitzt.

Um ihm also die Arbeit abzunehmen, anhand der Formel mit Taschenrechner oder Stift und Papier die Angaben der Unfallbeteiligten durchzurechnen und so auf Plausibilität zu prüfen, darf ich ein Programm schreiben. Dieses erzeugt eine Tabelle, deren Zeilen und Spalten den Geschwindigkeiten der Fahrzeuge in 10-km/h-Schritten entsprechen und deren Felder die resultierende Strecke für den Überholvorgang in Metern enthalten.

Es gibt eine Version, in der der vorgeschriebene Sicherheitsabstand mit einberechnet wird und eine, in der er vernachlässigt wird. Nach einigem Herumprobieren mit dem Format der Tabelle kann ich meinem Vater stolz zwei

im Querformat bedruckte A4-Bögen überreichen, anhand derer er nun ohne Rechnerei rasch Plausibilitätsprüfungen durchführen kann. Wie oft diese Tabellen tatsächlich zum Einsatz kommen, ist nicht überliefert.

Virtualista

Um 1984

Züge mit Briefschlitzen und eingebauten Postbeamten

[2014 kann ich] einen Text, der, sagen wir: am nächsten Tag in Wien sein muss, mit einem Klick dorthinschicken. Vor 30 Jahren musste ich erst herausfinden, wann nachts der letzte Fernzug losfährt und wo da der Postwaggon ist. An dem Waggon befand sich ein Briefschlitz, durch den man vom Bahnsteig aus frankierte Umschläge einwerfen konnte; gleich darauf hörte man den Postbeamten im Waggon den Stempel auf die Marke knallen.

Peter Glaser, mit freundlicher Genehmigung übernommen von
glaserei.blog.nzz.ch/2014/12/23/die-fraktale-heizung/

Ca. 1984-1988

Unser Netflix heißt Landesfilmdienst für Jugend- und Erwachsenenbildung in Bayern e. V.

Ich bin Teil des „Filmteam“ im Jugendzentrum. Eine Art Buch im A4-Format verzeichnet alle Filme, die man beim „Landesfilmdienst für Jugend- u. Erwachsenenbildung in Bayern e. V.“ ausleihen kann. Neue Filme sind eher nicht enthalten, natürlich auch nichts, was die Jugend bloß unterhält und nicht auch bildet. Aber zum Beispiel Pink Floyds „The Wall“ bekommt man

über diesen Dienst. Per Post kommen dann 16-mm-Filmspulen, die man in einen Projektor einfädeln und nach der Vorführung wieder zurückschicken muss.

Das Kinoangebot vor Ort ist sehr überschaubar, Videos können wir nicht zeigen, weil der Beamer noch nicht erfunden ist und sich das Videotheksangebot außerdem im Wesentlichen um das Thema Rambo rankt. Wir sind ganz froh, dass es den Landesfilmdienst gibt.

Kathrin Passig

Um 1984

Morsezeichen

Unsere Nachbarn in Kasachstan, die eine Etage unter uns wohnen, haben einen Sohn. Ich bin ungefähr zehn und würde mich nie trauen, den drei Jahre älteren Jungen anzusprechen. Und er ist allem Anschein nach sowieso nur an der Technik interessiert. Unsere Eltern sind befreundet und so bekomme ich es immer mit, wenn der Nachbarsjunge wieder mal aus ein paar Elektronikteilen etwas gebaut hat. Eines Tages sind es zwei Morsegeräte. Mein Vater ist sofort begeistert und beschließt, dass ich das Morsealphabet lernen soll. Er hat es selbst während seines Studiums in einem Wehrdienstkurs gelernt, den die Studenten damals als Ersatzdienst absolvieren durften. Mein Vater besorgt mir einen Zettel mit dem Morsealphabet und eins der beiden Morsegeräte. Zwischen unseren Kinderzimmern wird durch die Fenster ein Kabel gezogen und schon geht es los. Wir senden abwechselnd und notieren die empfangenen Striche und Punkte. Ich mache mir keine Mühe, das Alphabet auswendig zu lernen und sende und übersetze vom Blatt. Die Unterhaltung gestaltet sich mühsam und inhaltlich belanglos, nach ein paar Wochen ver-

lieren wir die Lust. Der Nachbarsjunge stürzt sich in ein neues Projekt. Weder davor noch danach haben wir je einen Satz, vom Nötigsten abgesehen, miteinander gesprochen.

Natalia Kauz

1.3.1984

Als Textverarbeitung und Donkey Kong noch nahezu gleich klangen

In der Schule hatten wir einen Computerraum mit einem Dutzend C64. Dort schrieb ich auch einen Artikel über den Computerraum für die offizielle Schulzeitung.

Die Textverarbeitung konnte schon wahnsinnig viel (Blocksatz, bedingte Trennung, Proportionalschrift) und das wollte ich auch alles im Artikel demonstrieren. Leider konnte ich keinen Drucker auftreiben, der eine proportionale Schriftart beherrschte und an den C64 angeschlossen werden konnte.

Selbst ein zum Brotkasten passender Drucker, der "Near Letter Quality" beherrschte, existierte anscheinend nur in Prospekten. Also musste ich den Text dann doch in immenser 7-Nadelqualität des Commodore-Druckers im Computerraum ausdrucken. Aber hey: Blocksatz! Das konnte der Kunstlehrer, der die anderen Artikel der Schulzeitung mit seiner proportional-Schreibmaschine abtippte, nicht!

Ich weiß nicht mehr, welches Programm ich damals benutzt habe, aber es war trotz seiner für damalige Verhältnisse überragenden Fähigkeiten nicht wirklich zu empfehlen. Ich erinnere mich, dass es Fehler akustisch mit verschiedenen Tönen meldete, und man den Ton deshalb unbedingt eingeschaltet lassen musste.

Allerdings hatten auch sämtliche Tasten nach ihren Kategorien (Buchstaben, Satzzeichen, Cursortasten, Zahlen, F-Tasten) unterschiedliche Töne. Einen Text zu schreiben hörte sich also wie ein Jump-and-Run-Spiel ohne Hintergrundmusik an.

Immerhin begann in diesem Jahr meine Suche nach “der” Textverarbeitung.

Volker König

Sommer 1984

Stromversorgungsprobleme einst und jetzt

Ich fahre mit meinen Eltern und Geschwistern nach Korsika. Damit ich auch dort die Pink-Floyd-Kassetten hören kann, die meine Freundin H. mir von ihren Pink-Floyd-Kassetten überspielt hat, leihe ich mir für zwei Wochen den Sony-Walkman von Simone H. Der Walkman ist batteriebetrieben, und um die Batterien zu schonen, spult man Kassetten niemals zurück, sondern nimmt sie aus dem Gerät, steckt einen Stift in eine der Kassettenöffnungen und dreht die Kassette geduldig so lange von Hand um den Stift, bis alles umgespult ist.

Quelle: Erinnerung. Das unterscheidet sich letztlich kaum von den Akkuproblemen, die man 2014 vor allem wegen des Handys hat. Nur dass der Trick mit dem Stift jetzt nicht mehr hilft.

Kathrin Passig

Sommer 1984

Auffinden in den Zeiten schlechter Auffindbarkeit

Ich bin auf einer Interrail-Reise mit meinem Schulfreund G. Meine Eltern sind besorgt, wir zwei Sechzehnjährigen würden in Frankreich nicht zurechtkommen, da keiner von uns beiden halbwegs brauchbar Französisch spricht. Wir mussten daher versprechen, auf dem Weg von und nach England durch Frankreich nur durchzureisen.

G. hingegen hat sich in den Kopf gesetzt, seinen Gasteltern eines früheren Frankreichaufenthalts einen Besuch abzustatten. Aber alles was er von ihnen weiß, sind die Namen der Familienmitglieder, den ihres Wohnortes und – nicht untypisch für Frankreich – dessen ungefähre Lage in Relation zu Paris.

Auf dem Rückweg aus England marschieren wir also in Paris in ein großes Postamt, wo in langen Reihen die Telefonbücher aller Regionen des Landes hängen. Wir müssen allerdings feststellen, dass „St. Germain de irgendwas“ als Ortsname alles andere als eindeutig ist – nach diesem Heiligen sind Dutzende Städte und Dörfer benannt.

Immerhin kommt der gesuchte Familienname nicht allzu häufig vor. Und auch in Frankreich enthält ein Telefonbucheintrag neben der Nummer eines Teilnehmers

üblicherweise dessen komplette Anschrift. Wir durchforsten also die Bände nach einem St. Germain, das in der richtigen Gegend liegt – Abgleich mit unserer Landkarte – und in dem jemand mit dem gesuchten Namen wohnt.

Tatsächlich werden wir auf diese Weise fündig, statten der Familie einen unangekündigten Besuch ab, werden herzlich kauderwelschend aufgenommen und fürstlich beköstigt.

Diese Geschichte ereignet sich im Jahr 13 vor Google bzw. 21 vor Google Maps. Auch im Jahr 2017, in dem ich sie aufschreibe, ist „St. Germain“ allein bei Google kein besonders zielführender Suchbegriff. Und bei OpenStreetMap ebensowenig.

Virtualista

1984

Eine bahnbrechende Neuerung in den Sparkassenfilialen: Geldautomaten

Ich bin jetzt 16, und meine Eltern stellen die Zahlung meines Taschengelds um auf monatlich (50 Mark) und per Überweisung auf mein frisch eingerichtetes Girokonto bei der Stadtsparkasse Ingolstadt – schließlich soll ich langsam lernen, wie das mit dem Zahlungsverkehr geht.

Sehr froh bin ich, dass fast gleichzeitig eine bahnbrechende Neuerung in den Sparkassenfilialen auftaucht: Geldautomaten. Während die Erwachsenen um mich herum darin in erster Linie den Untergang der Zivilisation sehen (damals weiß ich noch nicht, wie leicht diese Prognose ausgelöst wird), bin ich erleichtert, dass ich mich nicht an fremde Menschen an einem Schalter wenden muss, wenn ich Geld haben will. Außerdem sind die Geldautomaten zu weit längeren Zeiten zugänglich, als die Sparkassenfilialen geöffnet haben.

Mit meiner Girokontokarte und einer hochgeheimen, vierstelligen Geheimzahl kann ich fast jederzeit an den Automaten der Sparkasse gebührenfrei Geld abheben. Ich führe die Karte in einen Leseschlitz ein und werde über die Eingabe meiner Geheimzahl auf einer Tastatur als die Eigentümerin der Karte identifiziert. Dann gebe ich über Tasten neben einem kleinen Bildschirm ein, wie viel Geld ich abheben möchte. Es öffnet sich ein Schlitz, die Geldscheine schieben sich mir entgegen.

Kontoauszüge muss ich allerdings damals noch persönlich und zu Geschäftszeiten abholen, Überweisungen sind nur mit Papierformularen möglich, die ich ebenfalls persönlich an eine Sparkassenangestellte übergeben muss.

(Dank Geldautomaten musste ich tatsächlich zum ersten Mal 1986 an einen Auszahlungsschalter treten: Der Umzugservice der Sparkasse hatte nicht geklappt, und so hatte ich am neuen Wohnort noch kein Konto, das am alten Wohnort existierte aber nicht mehr. Nachdem ich zu dieser Zeit sehr mit meinen Eltern verkracht war, sah ich keinen anderen Ausweg, als am Sparkassenschalter um einen Vorschuss auf das doch sicher bald eintreffende Geld zu bitten.)

die Kaltmamsell

September 1984

Wohnung mit vollwertigem Kabel-TV-Anschluss

Ich ziehe in meine erste eigene Wohnung in Köln-Holweide. Der Vermieter weist stolz darauf hin, dass sie als eine der ersten in der Stadt einen vollwertigen Kabel-TV-Anschluss (damals noch unter der Hoheit der Bundespost) hat, und tatsächlich: Neben ARD und ZDF turnen die linkischen Sat.1-Ansagerinnen und Karlchen von RTLplus über die Mattscheibe, sowie Tele-5-Vorgänger Musikbox, der englische Sky-Channel, MTV mit englischen Ansagern und ausschließlich mit Videos sowie andere, alle noch analog, in bester Qualität und unverschlüsselt.

Für kurze Zeit fühlt man sich medial in der Premium-Klasse. Ich kaufe mir extra die Gong, weil sie zusätzlich einen Einleger “Kabel-Gong” hat, wo man dem spärlichen Programmschema folgen kann.

Thomas Jungbluth

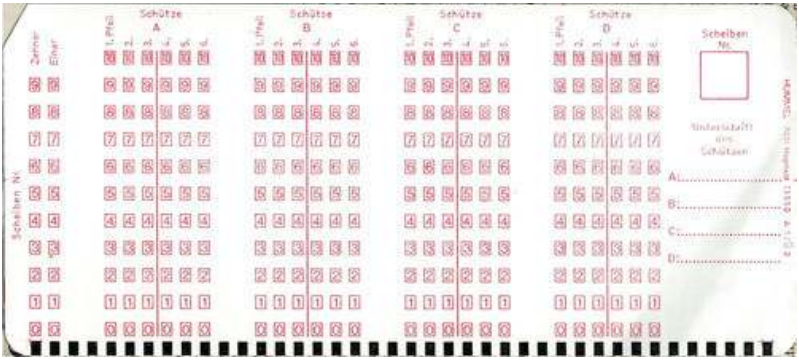
1983-1984

Elektronische Auswertung beim Bogenschießen

Mein Vater, Bogenschütze und Elektrobastler, führt die elektronische Auswertung beim Bogenschießen ein.

In den Jahren zuvor habe ich noch die Auswertung ganz ohne Computer erlebt: Die Schützen gehen nach jeder Runde von jeweils sechs Pfeilen gemeinsam zu den Scheiben und tragen dort ihre Ergebnisse handschriftlich in kopierte Formulare ein. Nach dem Ende des Turniers werden alle Ergebnisse von den Veranstaltern zusammengezählt. Es dauert ein bis zwei Stunden, bis die Sieger bekannt gegeben werden. Während dieser Zeit bemühen sich die Schützen, sich die Zeit zu vertreiben.

Mit der elektronischen Auswertung geht das viel schneller: Nach jeder Runde werden die Ergebnisse der jeweils vier Schützen pro Scheibe, alle mit sechs Pfeilen, auf eine Art Lochkarte ohne Löcher eingetragen. Dabei wird die Karte nicht gelocht, sondern mit einem dicken schwarzen Filzstift werden die entsprechenden Bereiche markiert – zwei Ziffern für die Scheibennummer, sechs Zahlen für jeden Schützen, von 0 (Fehlschuss) bis 10 (in den mittlersten Bereich, das Gold, getroffen). Die Karten werden abgegeben und mit einer selbst entwickelten Maschine eingelesen. Der Rechner dazu dürfte ein CBM 8032 oder CBM 8096 gewesen sein. (Vor großen Turnieren verdiene ich mir ein Taschengeld mit dem Eintippen der Teilnehmerdaten.) Danach geht die Auswertung sehr viel schneller, auch wenn es immer wieder mechanische Probleme mit dem Einlesen oder ungültigen Markierungen gibt.



Wenige Jahre später wird mein Vater die Lochkarten durch kleine Terminals ersetzen, so groß wie ein mittleres Taschenbuch, die fast nur aus zehn großen Ziffern- und wenigen Kommandotasten bestehen. Auf diesen (kabelgebundenen) Terminals geben die Schützen dann die Ergebnisse nach der Runde direkt ein; sie werden gleich an einen zentralen Rechner übermittelt. Zu diesem Zeitpunkt bin ich selber kein Bogenschütze mehr, aber ich kenne die Kisten voller Kabel und Terminals aus dem Arbeitszimmer zu Hause. Mein Vater nimmt die Kisten zu nationalen und internationalen Turnieren mit, ist auch bei Olympiaden dabei.

Im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, habe ich mir sagen lassen, werden auf den Turnieren Tablets zur Eingabe verwendet.

— In den Jahren nach ihrem ersten Einsatz werden die ungenutzten Lochkarten in meinem Haushalt als Einkaufs- und Notizzettel verwendet; als Lesezeichen liegen sie im Jahr 2015 noch in vielen Kochbüchern.

Thomas Rau

1984

Begegnung mit dem *aardvark*

Mein Vater kauft für die Familie einen Heimcomputer. Das heißt, er lässt vielmehr kaufen, von der West-Verwandtschaft. Jedenfalls steht plötzlich ein nagelneuer Sinclair ZX Spectrum in der 48K-Version bei uns zu Hause.

Die nächsten Jahre werde ich viel Zeit vor der Kiste (und dem tragbaren s/w-Fernseher, an den sie angeschlossen ist) verbringen, und dabei spielen, aber auch BASIC programmieren lernen – und Englisch. Dem Rechner liegt nämlich kein deutsches Handbuch bei. Vobis (dort war das Gerät gekauft worden) hat anscheinend direkt aus England importiert und zwar noch einen deutschen Stecker an das Netzteil bekommen, die Papiere sind aber alle auf Englisch.

So lerne ich nun lustige Worte wie „aardvark“ (das oft in Beispielen verwendet wird) neben den ganzen Begriffen, aus denen die BASIC-Befehle hervorgegangen sind. Das DDR-Wörterbuch ist auch nicht immer eine Hilfe, schließlich haben viele technische Begriffe mit ihrer ursprünglichen Bedeutung nicht mehr viel gemein.

Wochen später (vielleicht auch der Mauer geschuldet) erreicht uns dann ein deutschsprachiges Handbuch von Vobis. Interessanterweise ist es nicht die deutsche Fassung des Sinclair-Handbuchs, die es, wie ich später erfahre, auch gibt, sondern ein eigens für Vobis geschriebenes Buch. Das wird bei uns wohlwollend aufgenommen, das englische Handbuch ist mittlerweile durchgearbeitet und wir freuen uns über die neuen Beispiele.

Mathias Block

1980–1984

Den Takraf-Aufzug für sechs Personen steckenbleiben lassen – eine unsystematische Versuchsreihe mit Fremdbeteiligung

Ausgerechnet von C., der im zweiten Stock wohnt und den Aufzug nie benutzt, bekomme ich die Information, wie man den Aufzug steckenbleiben lassen kann, ohne selber mitzufahren: Wenn eine der äußeren Türen geöffnet ist, kann der Fahrstuhl nicht fahren. Schuld daran ist eine kleine Kontakt-Nase am oberen Ende der Tür. Der Kontakt lässt sich aber auch während der Fahrt unterbrechen, indem man ein Streichholz zwischen äußere Tür und Türrahmen schiebt. Mit etwas Geschick kann man das Streichholz auch festklemmen. Wie der Hausmeister die auf diese Weise von uns Geneckten befreit, weiß ich nicht. Vielleicht hat sich der Streichholztrick ja nicht nur unter Schülern, sondern auch in Hausmeisterkreisen herumgesprochen.

Dan Richter

1970 bis 1984 und später

Zwo-zwölf-sieben-en-achzg

„Zwo-zwölf-sieben-en-achzg“: Das sage ich, wenn jemand anruft, und mit dem Vater einen Termin vereinbaren will. 2 12 87 ist die Telefonnummer seiner Praxis. Wann genau ich lerne, die Nummer aufzusagen, weiss ich nicht mehr. Vermutlich lange bevor ich die Bedeutung von Zahlen auch nur ansatzweise verstehe. Viele telefonische Gespräche meiner Kindheit und Jugend bestehen praktisch nur aus „ja“, „nein“, „zwo-zwölf-sieben-en-achzg“. Irgendwann kommen erst eine sechste, dann eine siebte Ziffer und schliesslich noch eine Vorwahl dazu. Nach meinem Auszug aus dem Elternhaus

muss ich das Wort aufsagen, die Zahlen 2 12 87 aufschreiben und die Erweiterungen ergänzen, will ich meinen Vater anrufen. Das Mantra hat sich in meine Erinnerung eingebrannt, nicht die Telefonnummer.

Franziska Nyffenegger

1984

100 m Sprint mit fischertechnik

Im Spätsommer 1984 bekomme ich einen Commodore C64 Computer. Zuvor musste ich meinen Eltern beweisen, dass ich den Computer nicht zum Spielen haben will, sondern mich wirklich für das Programmieren interessiere. Deshalb habe ich zwei VHS Kurse gemacht, in denen ich BASIC auf Commodore 8000 Computern gelernt habe.

Als ich den C64 bekomme, stelle ich schnell fest, dass ein Computer ohne nichtflüchtigen Speicher sinnlos ist und leihe mir eine Datasette von einem Freund aus – natürlich kopiere ich einige Spiele gleich mit.

Dass ich den Computer für Spiele nutze, will ich meinen Eltern nicht direkt auf die Nase binden und verzichte deshalb darauf, einen Joystick zu kaufen. In der Folge werde ich sehr gut darin, die nötigen Tastenkombinationen herauszufinden, mit denen sich die gängigsten Spiele steuern lassen. Die Spiele sind aber in der Regel nicht für Tastatursteuerung ausgelegt und die Tastenkombinationen oft komplex und nicht logisch auf der Tastatur angeordnet. Dennoch kann man einige Spiele mit der Tastatur leidlich steuern.

Zu Weihnachten bekomme ich dann ein 1541 Diskettenlaufwerk und direkt nach den Weihnachtsfeiertagen stehe ich bei meinen Freunden auf der Matte, die mir endlich die richtig guten Spiele kopieren. Ein Freund schenkt mir einen Joystick mit den Worten: “Der ist ein bisschen kaputt, für Summer Games taugt der nicht mehr”

Summer Games ist berüchtigt als Joystick Mörderspiel. Beim 100 m Sprint muss man den Joystick in möglichst hoher Frequenz links/rechts bewegen. Ich kenne Mitschüler, die eine Galerie kaputter Joysticks haben, die alle beim 100 m Sprint abgebrochen sind.

Der kaputte Joystick meines Freunds funktioniert. Aber leider nicht zuverlässig. Also schraube ich ihn auf, um nachzusehen, ob sich vielleicht ein Wackelkontakt reparieren lässt. Der Fehler liegt aber leider an den Folientastern auf der Platine. Die sind durch, zumindest die links und rechts.

Dafür ist gut zu sehen, dass die Schaltung extrem simpel ist. Der Joystick ist kein analoger, sondern ein digitaler. Es werden also nicht sich veränderte Werte, z. B. durch Potentiometer abgegriffen, sondern diskrete Impulse – wie Tastendrücke.

In mir reift eine Idee, die ich in den folgenden Tagen dann auch in die Tat umsetze. Ich schneide das Kabel des Joysticks einfach ab und verpasse den losen Kabelenden kleine Stecker aus meinem fischertechnik Arsenal. Dann baue ich aus fischertechnik eine Konstruktion, die nicht wirklich ergonomisch, aber ein funktionierender Joystick ist.

Für meine Eltern sieht das aus wie eine [fischertechnik] Bastelei. Für mich ist es ein Joystick, den ich sogar an verschiedene Spiele anpassen kann. Zumindest beim 100 m Sprint kann ich mit meinem selbstgebastelten Joystick regelmäßig Freunde schlagen, die mit kommerziellen Produkten antreten.

Mein Selbstbau begleitet mich noch etwa anderthalb Jahre. Dann kaufe ich mir einen Competition Pro.

Henning Grote

1984

Romantik QRZ

Mein Vater findet Telefonieren unnötig und suspekt. Lange hat unsere Familie deshalb gar kein Telefon, dann wird monatlich gedroht, es wieder abzuschaffen, sobald man es benutzt. Um Ärger zu vermeiden, haben mein Freund und ich eine andere Lösung: Er gibt mir das Handfunkgerät seines Bruders mit und sitzt selbst an der Station in seinem Elternhaus. So überbrücken wir die Distanz von etwa 2 km Luftlinie, und den schrecklichen, kaum auszuhaltenden Leerlauf zwischen unseren stundenlangen täglichen Treffen.

Zunächst ist der Empfang nicht besonders. Viel besser wird er, davon bin ich jedenfalls überzeugt, dadurch, dass ich die Geräteantenne verlängere, indem ich sie durch das Dachfenster mit dem Schneefanggitter auf dem Dach verbinde. Ich lerne ein paar Funkerbegriffe und lege mir einen schicken Funkernamen zu. Dann turteln wir was das Zeug hält und gehen vermutlich allen Funkern in der Gegend mächtig auf den Keks damit. Beschweren tut sich selten jemand, und wenn, dann immer einigermaßen humorvoll. Irgendwann verlangt der Bruder dann seine Handquetsche zurück, vermutlich zur Erleichterung der lokalen Funkwelt.

Mia Culpa

1984

Meine erste Stelle in der IT-Branche

Nachdem ich durch meine studentische Tätigkeit in Reisebüro und Werbeagentur einige Zeit mit einem Kunden aus der IT-Branche gearbeitet habe (ich bin zwar ahnungslos, aber interessiert, im Gegensatz zu den meisten

anderen Mitarbeitern – und spreche nach einem USA-Aufenthalt passables Englisch) beschließe ich, mich direkt beim Kunden auf meine erste feste Stelle zu bewerben – als Übersetzer.

Als Newcomer gehört neben meinen Aufgaben in der Übersetzung von Drucksachen, Flyern, Handbüchern und Schulungsunterlagen auch der monatliche Druck und Versand von Deckungsbeitragsrechnungen und anderen Auswertungen, die wir für Kunden in unserem Rechenzentrum in London vornehmen. Der Drucker ist fast schreibtischgroß, gedruckt wird auf Tabellierpapier mit grün-weißen Streifen – mit einem Höllenlärm.

Die Daten werden über eine Telefonleitung abgerufen. Kurz vorher hatten die Kunden ihre Daten zur Berechnung noch per 8-Zoll-Diskette geschickt. Eine typische Auswertung für einen Kunden benötigt ein bis zwei Pakete bedrucktes Papier in A3-Größe. Ich muss die Berechnungen verpacken und für den Transport zur Post sorgen.

8-Zoll-Disketten sind also obsolet. Ich biete an, das Rack für die 8 Zoll-Disketten zu verkaufen – mein Chef glaubt nicht, dass mir das gelingt, erteilt mir aber die Erlaubnis, das auf eigenes Risiko zu machen. Ich finde tatsächlich einen Käufer auf der Suche nach Ersatzteilen, der mir fast 2.000 DM bezahlt. Nach einigem Hin- und Her darf ich das Geld behalten.

Für die Kommunikation mit Kollegen im In- und Ausland gibt es ein erstes rudimentäres E-Mail-System.

Foto: Wikimedia Commons / Retro-Computing Society of Rhode Island, CC BY-SA 3.0

Per TA Silent Writer, einer schreibmaschinenähnlichen Tastatur mit eingebautem Thermo-Drucker und Modem kann ich mit den Kollegen in der Zentrale in Ann Arbor, Michigan, kommunizieren. Es dauert eine ganze Weile, bis ich den Kommandosatz verstehe und der Sinn der Anwendung erschließt sich mir noch nicht richtig. Aber: ich bin online!

Wenig später: ein Supportfall – ein Kunde in Duisburg kann nicht drucken. Mein Chef fährt selbst von Köln aus dorthin und stellt fest, dass die Putzfrau den Stecker gezogen hatte für den Staubsauger.

Für eine Präsentation fordern wir von den Kollegen in Frankreich eine dringend benötigte Kopie einer Diskette an. Vorder- und Rückseite (ja, das gab's). Die Kopie kommt per Fax.

Für die Auslieferung unserer neuen grafischen Software zur Darstellung von div. Grafiken müssen wir amerikanische Tastaturen in den USA bestellen und mit ausliefern. Grund: die Software nutzt den kompletten Hauptspeicher von 640 kb. Für den deutschen Tastaturtreiber mit seinen ca. 5 kb ist einfach kein Platz mehr.

Rainer Glaap

1985

Kopiergerät und Rasterfolie

Bei uns im Haushalt steht ein Tisch-Kopiergerät. Es ist kompakt, ziemlich genau 25 Kilogramm schwer, der Wagen mit der zu kopierenden Seite bewegt sich horizontal über die fix montierte Scannereinheit.

Fotos und allgemein Bilder lassen sich nur schlecht kopieren, sie verschwimmen zu grauen und schwarzen Flächen. Um dem abzuhelfen, gibt es Rasterfolie, von derselben Firma, die auch Rubbelbuchstaben herstellt. Diese Folie, Format etwa DIN A4, besteht aus einem Raster von kleinen weißen Pünktchen vor durchsichtigem Hintergrund. Man legt sie zwischen das zu kopierende Foto und die Scheibe des Kopiergeräts, und die Kopie, die dann entsteht, sieht so ähnlich aus wie ein für den Druck gerastertes Foto, und ist auf jeden Fall um Längen ansehnlicher als eine reguläre Kopie. Damit gerasterte Kopien schneide ich aus und klebe sie in die Kopiervorlagen für meine Heftchen. Ich gebe viele Heftchen heraus, aber die werden nicht mit

dem Tisch-Kopiergerät kopiert, sondern mit anderen, für größere Mengen ausgelegten Geräten (in der Schule, an den Arbeitsstätten von diversen Eltern).

Das Kopiergerät zu Hause nutze ich zum Experimentieren. Eine Zeichnung von einer schwarzen Kuttengestalt wird mit der Rasterfolie kopiert, dann wird die weiße Fläche um die originale Zeichnung ausgeschnitten und mit der gerasterten, also etwas helleren Kopie unterlegt. Auch hier schneide ich die weiße Fläche weg und klebe eine dritte, doppelt gerasterte, also noch hellere Version dahinter, so dass die Kuttengestalt sozusagen zwei leicht versetzte Schatten hat. Ich muss dergestalt mit Schere und Kopiergerät arbeiten, weil meine zeichnerischen Fähigkeiten begrenzt sind. Das Ganze erscheint dann in einem Heftchen mit Auflage 50 als Illustration.

Thomas Rau

Ca. 1985, auch einige Jahre davor und danach

Das Internet meiner Kindheit

Meine Eintrittskarte in die Bücherei ist eine Plastikhülle mit zwei Einschüben, in dem einen Einschub ist der eigentliche Bibliotheksausweis, in dem anderen ein längliches Ausleih-Heftchen. Jede Seite des Heftchens ist einmal in der Mitte und einmal am Rand perforiert, so dass jede Seite als zwei einzelne kleine Abschnitte aus dem Ausleih-Heftchen heraustrennbar ist. Durch das ganze Heftchen durchgestanzt ist zwei mal meine Mitgliedsnummer der Bücherei, so dass auf jedem einzeln heraustrennbaren Abschnitt meine Mitgliedsnummer zu lesen ist.

Die Bücherei ist für mich vielleicht so etwas wie 20 oder 30 Jahre später ein Zugang zum Internet: So viel des Weltwissens versammelt an einem Ort! Außerdem hat die Bücherei einige Hörspiele auf Kassette und viele Spiele,

die man dort spielen kann oder mit nach Hause nehmen kann. Es gibt ein schwarzes Brett, und ich treffe Freunde dort: auch Kommunikation findet also in der Bücherei statt.

Die regulären Kosten sind überschaubar, ich glaube für Kinder 1 DM pro Jahr. Ausleihe ist kostenlos. Aber wenn ich Bücher nicht rechtzeitig zurückbringe und die Leihfrist überschreite, dann wird es schnell teuer: 50 Pfennig pro Buch, das ist ein erklecklicher Teil des Taschengeldes und für mehrere Bücher dann schnell richtig ärgerlich.

Es gibt ja natürlich noch keine Mahn-Email oder so was, um an die ablaufende Leihfrist für Bücher zu erinnern. Nur so eine kleine Pappkarte, die in dem Buch hinten drin liegt. Es gibt eine Karte, die, wenn man ein Buch ausleiht, herausgenommen wird und die in der Bücherei verbleibt. Diese hat an den Seiten Löcher, damit ist kodiert, um welches Buch oder um welche Kategorie Buch es sich handelt. Beim Ausleihen kommt anstelle der Pappkarte mit Löchern eine andere Karte in das Buch, auf dieser ist ein Stempel, der an das Abgabedatum erinnert. Die Pappkarte mit den Löchern wird zusammen mit einem aus dem Ausleih-Heftchen herausgerissenen Abschnitt, auf dem meine Mitgliedsnummer steht, in einen Kasten sortiert.

Ich bin selten organisiert genug, mir eine Eintragung im eigenen Papierkalender zu machen, um an die Leihfrist zu erinnern. Nach einer Woche Fristüberschreitung kommt dann eine Postkarte zur Mahnung, aber da kostet das dann schon, ich weiß nicht mehr genau, 1 DM oder so.

Ich verbringe viel Zeit in der Bücherei. Es gibt einen Lesesaal, in dem Zeitschriften und Zeitungen ausliegen. Die jeweils aktuelle Ausgabe einer Zeitschrift und Zeitung kann nicht ausgeliehen werden, die wird im Lesesaal gelesen. Alle älteren Zeitschriften kann man dort lesen oder ausleihen. Ich kann auch Bücher aus dem Jugendbuch-Bereich mit in den Lesesaal nehmen und dort lesen. Manchmal habe ich vor mir im Lesesaal einen kleinen Berg an Büchern und Zeitschriften, die ich noch lesen will.

Molinarius

Um 1985

Stenografie, Schreibmaschinen und Synästhesie

Ich lerne in zwei von meiner Schule angebotenen Kursen Stenografie und Schreibmaschine. Stenografie empfiehlt mein Vater dringend, es sei eine im Berufsleben unentbehrliche Fähigkeit. Beim Telefonieren macht er sich oft stenografische Notizen.

Für den Schreibmaschinenkurs müssen wir nachmittags in die Volkshochschule, wo es einen ganzen Raum voller Schreibmaschinen gibt. Man kann sich noch aussuchen, ob man mechanisch oder elektrisch lernen will, es sind beide Sorten vorhanden. Im Kurs schreibe ich elektrisch, zu Hause übe ich auf einer mechanischen Olympia-Reiseschreibmaschine, die von meinen Eltern zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr benutzt wird.

Monica, fotografiert im Januar 2016, kurz vor dem Abtransport zum Recyclinghof

In Stenografie bekomme ich eine 5, obwohl mir der Vorgang der Umsetzung gesprochener Sprache in eine intelligente Kurzschrift eigentlich liegen müsste. Die Stenografienotizen meines Vaters bleiben unlesbar für mich. Das Zehnfinger-Blindschreiben hingegen ist wahrscheinlich das Nützlichste, was ich in 13 Schuljahren gelernt habe, auch wenn ich nach dem Kurs nie wieder eine Schreibmaschine anfasse, sei sie mechanisch oder elektrisch.

Außerdem verbinden sich die Wörter für mich synästhetisch mit den Fingerbewegungen beim Schreiben, was ein schönes Gefühl ist, vor allem bei Wörtern mit angenehmem Bewegungsablauf. “Synästhetisch” zum Beispiel ist ein interessantes, aber unbequemes Wort. Fast ideal gebaut dagegen: “leuchtend”. Das hätte man mit der Stenografie auch haben können, aber vielleicht wollten die beiden Synästhesien nicht gleichzeitig in meinen Kopf.

Kathrin Passig

Um 1985

Farbfernsehen. Die Maus ist orange!

Keine zwanzig Jahre nach der Einführung des Farbfernsehens in Deutschland kaufen meine Eltern einen Farbfernseher. Ich finde heraus, dass die Maus aus der Sendung mit der Maus gar nicht grau ist, sondern orange. Orange! Und der Elefant ist blau!

Kathrin Passig

Um 1985

“Dein Freund ist Computerfreak. Zeige ihm die Nachteile seines Hobbys auf.”

In der neunten Klasse schreiben wir einen Schulaufsatz, also einen benoteten Aufsatz, für den man anderthalb Stunden Zeit hat. Das Format heißt „Erörterung“. Zur Auswahl stehen drei Themen, darunter „Dein Freund ist Computerfreak. Zeige ihm die Nachteile seines Hobbys auf.“ Natürlich schreibe ich darüber, denn mein Freund ist Computerfreak. Die Nachteile allerdings muss ich mir erst ausdenken. Der Aufsatz ist leider nicht erhalten.

„Computerfreak“ ist zu dieser Zeit die offizielle Bezeichnung für Menschen, die sich für Computer interessieren. Man kann das im Spiegel-Archiv nachlesen.

Kathrin Passig

Um 1985

Wie man Software in den VC-20 hineinbekam: Es war mühsam, aber zu zweit ging es etwas leichter

Mein Bruder hat sich gebraucht einen Commodore VC-20 gekauft. Gemeinsam tippen wir Listings aus Computerzeitschriften ab, einer liest vor, der andere schreibt. Der VC-20 wird über den Antenneneingang an den Fernseher angeschlossen; auf dem Fernsehschirm passen 20 Buchstaben in eine Zeile.

2015 im Keller des Bruders wiedergefunden: das Originalgerät

Wir tippen ein Hexadezimal-Listing für ein Spiel namens „Ghost Manor“ ab, oder vielleicht auch nur für ein Zusatzlevel dieses Spiels. Wir finden es nie heraus, denn das Spiel funktioniert nicht, obwohl wir das Abgetippte sehr gründlich mit dem Original vergleichen. Man sieht einen Startbildschirm, irgendwelche Fässer rollen, dann stürzt es ab. Wahrscheinlich ist doch ein Fehler im abgedruckten Listing, und weil keiner von uns was von Assembler versteht, können wir auch nichts debuggen. Bei jedem neuem Versuch müssen wir ganz von vorn anfangen mit dem Abschreiben, denn mein Bruder besitzt noch keine Datasette.

Kathrin Passig

ca. 1985

Die Vorwahl von Ost- nach Westberlin ist 849, meistens ist aber besetzt

Die Vorwahl von Ost- nach Westberlin ist 849, meistens ist aber besetzt und man muss es mindestens eine halbe Stunde lang auf den alten Wählscheibentelefonen versuchen, bis man durchkommt, oder man vorher aufgibt. Mein Stiefvater kommt immer schneller durch. Eines Tages verrät er mir seinen Trick: Man darf beim Wählen der Vorwahl nicht absetzen, muss die 849 also schneller wählen, als das Pulswahlverfahren klackert. Vielleicht ist das auch nur Esoterik, aber es klappt.

Im DDR Telefonbuch stehen vorne auch die Vorwahlen in andere kapitalistische Ausländer. Manchmal wähle ich die Vorwahl von Japan oder Neuseeland und irgendeine Telefonnummer. Manchmal klappt es und es klingelt irgendwo. Dann höre ich ein “Hallo?” von ganz weit weg und lege mit rasendem Herzen auf.

Ruth Herzberg

ca. 1985 bis 2015 (und hoffentlich länger)

Teatime mit der TeaTime

Krups TeaTime; Foto gemeinfrei via Wikimedia Commons

Ich bin ein exzessiver Teetrinker. Und (fast) von Anfang meines Berufslebens an habe ich dafür gesorgt, dass in den Redaktionen, in denen ich arbeitete, eine Teemaschine neben der obligatorischen Kaffeemaschine stand. (Als ich im November 1989 zum Mauerfall-Einsatz nach Berlin einflog, hatte ich natürlich eine Teemaschine im Gepäck.) Nicht irgendeine, sondern die – man darf es in diesem Fall sagen – legendäre Krups TeaTime, die als das Topmodell der Teemaschinen galt (auch wenn es bisweilen abweichende Ansichten gibt).

Die TeaTime bereitet den Tee so vor, wie es sich gehört: Erst wird das Wasser zum Sieden gebracht, dann fließt es in einen Ziehbehälter, in dem die Teeblätter liegen. Wie lange der Tee ziehen soll, lässt sich minutengenau von zwei bis zwölf Minuten einstellen. Und danach fließt der zubereitete Tee in die vorgewärmte Glaskanne.

So toll diese Maschine ist, es gibt einen Haken: Schon vor der Jahrtausendwende wurde sie aus dem Firmenprogramm genommen. Seit wann, kann ich nicht mehr nachvollziehen. Es dürfte irgendwann nach der Übernahme der Solinger Traditionsfirma Krups durch das französische Unternehmen Moulinex gewesen sein, in den 1990er Jahren. Zuvor konnte man sogar, für vergleichsweise wenig Geld, eine defekte TeaTime nach Solingen einschicken und bekam sie rundum überholt zurück.

Als das Produktionsende bekannt wurde, hab' ich mir schnell noch eine zweite Maschine dieser Art zugelegt, die ich gerade noch im einschlägigen Handel bekam (für den damals irren Preis von fast 200 Mark, ein Vielfaches einer normalen Kaffeemaschine). In der Absicht, damit nicht nur eine Reservemaschine, sondern auch ein Ersatzteillager zu haben – denn schon so simple Dinge wie den Plastikdeckel für den Ziehbehälter bekam ich natürlich auch von Krups nicht mehr.

Das hat sich bislang bewährt. Eine der beiden TeaTime hat schon den Geist aufgegeben, eine der Glaskannen ist schon zu Bruch gegangen. Doch heute bin ich dem Ende der Nutzungszeit meiner TeaTime wieder ein Stück näher

gekommen: Der Ziehbehälter-Deckel hat, vermutlich wegen Materialermüdung nach mehr als 20 Jahren Gebrauch, schlapp gemacht und ist in der Mitte durchgebrochen.

Einen Deckel hatte ich noch, ganz hinten im Schrank. Wenn der zu Bruch geht, ist es vorbei mit der TeaTime. Denn der ganze ausgeklügelte Wasser-Stopp-Ventil-Mechanismus will nicht mehr so richtig, wenn einer der passgenauen Deckel fehlt.

Es sei denn, ich entschließe mich doch noch, die Phantasiepreise für gebrauchte TeaTime-Ersatzteile auf Ebay zu bezahlen. Dort werden die kompletten Maschinen auch gerne für 100 Euro und mehr angeboten. Das ist ziemlich genau so viel wie ich für die funkelnagelneue TeaTime vor etwa 20 Jahren bezahlt habe.

Thomas Wiegold

ca 1985, 1995 und 2015

Musik aufnehmen im Kinderzimmer, auf Videokassetten und auf dem Computer

Irgendwann Mitte der Achtziger landet aus unerfindlichen Gründen ein Musiker-Magazin in meinem Kinderzimmer. Darin ist ein Testbericht über ein Vierspur-Kassettengerät, einen Kassettenrecorder also, mit dem man nacheinander vier verschiedene Instrumente oder Stimmen auf eine normale Audio-Kassette aufnehmen kann, während man gleichzeitig dabei die schon bespielten Spuren abhören kann. Man kann also zuerst ein Schlagzeug aufnehmen, dann den Bass dazu, dann die Gitarre zu den beiden und zum Schluss den Gesang zur Aufnahme der Band.

Ein Gerät also, das quasi ein kleines Tonstudio für zuhause ist.

Man kann auch mehr als vier Instrumente aufnehmen, indem man zum Beispiel die ersten drei schon aufgenommenen Spuren auf die vierte kopiert und so die drei ersten Spuren neu nutzen kann.

Theoretisch ist das endlos möglich, praktisch summiert sich auf so einer zusammengefassten Spur auch das Rauschen der drei anderen, und spätestens in der zweiten Runde hört man kaum noch Musik. Trotzdem erkennt schon mein dreizehnjähriges Ich das Potenzial, und ich will dringend so ein Gerät haben.

Irgendwann Mitte der Neunziger bauen zwei Freunde von mir ein kleines Tonstudio auf. Highlight ist ein digitales Acht-Spur-Gerät, ein ADAT. Acht unabhängige Spuren sind möglich, und, als wäre das nicht schon genug: Die Spuren werden digital aufgenommen. Man kann also ohne Verluste kopieren, und für uns steht das Paradies offen.

Als Medium dient eine S-VHS Videokassette.

Das Vierspurgerät von 1985 liegt inzwischen in nahezu jedem Proberaum, den ich mit irgendeiner Band nutze, in der Ecke herum.

2014 kann ich für Mac oder PC zwischen mehreren verschiedenen sogenannten Digital Audio Workstations wählen – Programmen also, die ein komplettes Tonstudio mitsamt der Instrumente im Computer simulieren. Die erreichbare Spurenzahl ist eigentlich nur von der Leistung des Computers abhängig, ich habe mit meinem Mac Mini schon um die zwanzig Spuren benutzt, ohne dass der Rechner irgendwelche Probleme gemacht hätte.

Ein Vierspur-Aufnahme-Programm habe ich inzwischen auf dem iPhone.

Christian Fischer

Februar 1985

Expedition zur Ampel

In Langenthal, einer Kleinstadt im Schweizer Mittelland, gibt es keine Ampeln. Für die Autofahrprüfung fahren wir deshalb zu viert – ich, ein zweiter Prüfling, der Experte des Strassenverkehrsamtes und der Fahrlehrer – nach Solothurn; das ist der nächst grössere, notabene in einem anderen Kanton gelegene Ort. Dort wechseln wir Prüflinge das Steuerrad. Erst nach der

Rückkehr gibt der Experte bekannt, ob wir die Prüfung bestanden haben. Mir wirft er vor, ein Gelblicht missachtet und regelwidrig überfahren zu haben, weshalb ich den Führerschein vorläufig nicht erhalten würde und ein zweites Mal zur Prüfung antreten müsse. Ich entgegne, das Licht habe geblinkt und der Fahrlehrer bestätigt, dass mein Verhalten – Bremsbereitschaft erstellen, links rechts links Ausschau halten, dann achtsam weiterfahren – absolut tadellos gewesen sei. Er wird später telefonisch beim Tiefbauamt der Stadt Solothurn nachfragen und dort die Bestätigung dafür erhalten, dass die fragliche Ampel zur fraglichen Zeit tatsächlich blinkt und weder auf rot noch auf grün umschaltet. Durchgefallen bin ich trotzdem, aber bei der nächsten Prüfung muss ich immerhin nicht mehr nach Solothurn.

Franziska Nyffenegger

Ungefähr 1985

Sich zu helfen wissen

Die Studenten-WG, in der lebe, hat immer noch ein Wählscheibentelefon, dessen einzige Extravaganz in seiner Gehäusefarbe besteht (waldgrünstützstrumpffarben gefleckt, irgendein Vorbewohner muss die abgrundtief scheußliche Farbkombination aus dem Lieferprogramm der Post ausgewählt haben. Als ironisches Statement, nehme ich an, etwas anderes ist kaum zu denken). Die Nachbar-WG dagegen hat bereits ein schnurloses Festnetztefon. Natürlich keines von denen, die die Deutsche Bundespost zu prohibitiv teuren Preisen anbietet! Sondern ein selbst importiertes aus den USA, das unter massivem Einsatz von Lüsterklemmen illegal ans Netz gefrickelt wurde.

Eines Tages kommt einer der dortigen Bewohner zu uns an die Tür und bittet uns, drüben anzurufen; das schnurlose Telefon sei unauffindbar, und solle durch seinen Klingelton geortet werden. Die Operation gelingt.

Die Geschichte dient mir viele Jahre lang als recht zuverlässiger Brüller im Partysmalltalk. Erst viel später, als sowohl das Problem als auch die Lösung nicht mehr originell sind, sondern zum allgemeinen Weltwissen zählen, wird sie langweilig.

Drago Starcevic

Mai 1985

Uh, Ypsilonquadrat . . .

Im Mai 1985 schrieb ich meine Abiklausuren.

Die Matheklausur war recht einfach. Ich war schnell fertig und kontrollierte sicherheitshalber die Aufgaben nochmal.

Wir sollten zu einer Funktion den Graphen zeichnen, was mir zu einfach schien. Bis mir bei der Kontrolle auffiel, dass links vom Gleichheitszeichen nicht y, sondern y2 stand.

„Uh, Ypsilonquadrat . . . “ murmelte ich so, dass alle es hören konnten, und entnahm den Reaktionen der anderen Schüler, dass sie das auch übersehen hatten. Ich hatte ausnahmsweise einen Bleistift benutzt und konnte den Graphen korrigieren. Ich glaube, ich musste sogar nur eine Achsenbeschriftung ändern.

Zu Hause warf ich den C64 an und wollte die Funktion dort plotten, um zu sehen, wie plausibel meine verbogene Zeichnung war.

Am Ende kam ein Programm unter Simons Basic heraus, in das man beliebige in der damaligen BASIC-Syntax formulierte Funktionen eingeben und auf dem Bildschirm plotten lassen konnte. Dazu musste ich selbstmodifizierenden Code programmieren, was genau so lange toll ist, bis man das Programm verändern muss.

Angeblich soll das Programm ein Jahr später im Computerraum der Schule genutzt worden sein, um bei der Leistungskurs-Abiklausur zu schummeln. Dabei war ich nur Mathe-Grundkursschüler.

Volker König

Sommer 1986

Mein erster TÜV-Termin, und der Prüfer hat hinterher ein blaues Auge

Mein erstes Auto war ein R4. Den hatte ich gebraucht gekauft, im Sommer wurde er 2 und musste daher zum TÜV. Auch Neuwagen mussten damals nach 2 Jahren geprüft werden.

Ich brachte den Wagen in die Werkstatt zur Inspektion und "TÜV-fertig machen". Also Ölwechsel, Bremsen gucken. Der Wagen war insgesamt pflegeleicht und simpel.

Der Schalthebel kam wie ein kopfüber gehaltener Revolver aus dem Armaturenbrett, die Handbremse war ebenfalls ein waagerecht stehender Pistolengriff vor dem linken Knie.

Damals hatte ich noch eine CB-Funk-Ausrüstung, weil es noch keine Handies gab, Smartphones noch gar nicht, und obwohl ich schon online gehen konnte, noch kein Facebook, Twitter oder Foursquare.

Das Funkgerät hing in der Mitte unter dem Armaturenbrett, der Halter des Mikros links darüber. Die Antenne war eine rund 1.50 lange Firestick, ein Fiberglasstab, der in einem logarithmischen Muster mit Kupferdraht umwickelt war.

Die Antenne passte natürlich nicht mehr auf das Dach, also montierte ich ihre Halterung unten an der Heckklappe. Die Antenne schaute ein paar Zentimeter über das Autodach hinweg und ich vertäute sie mit festem Nylonband an der Regenrinne, wo ein paar Löcher waren, durch die das Wasser ablaufen konnte.

Natürlich baute ich vor dem TÜV-Termin alles ab. Zurück blieben die Halterungen von CB-Funkgerät und Mikro sowie der Antennenfuß. Das war ein Ring, der senkrecht vom Blech abstand.

Der TÜV-Ingenieur sah einen R4, der von einem unrasierten Typen mit abgeschnittener Jeans, zerfransten Chucks und übergroßem T-Shirt gefahren wurde und ließ offenbar seine Vorurteile baumeln.

Der Antennenfuß da unten an der Heckklappe. Der sei ein gefährliches Teil. Da könnten sich Passanten dran verletzen. Wie er drauf kam, war mir unklar, denn der Fuß war 5 cm oberhalb der Stoßstange, die nochmal 5 cm weiter als der Antennenfuß hervorstand.

Wer sich daran verletzt, hatte sich die Beine schon an der Stoßstange gebrochen. Ich konnte sogar ein anderes Fahrzeug sehen, wo er einen baugleichen Antennenfuß auf dem hinteren Kotflügel nicht bemängelt hatte.

Seis drum. Ich hatte eine Kappe für den Antennenfuß. Der Mangel war binnen 20 Sekunden behoben.

Der Mikrofonhalter sei ein gefährliches Teil. Da könnten unangeschnallte Insassen sich bei einem Unfall verletzen. Ich hatte einen Schraubenzieher im Kofferraum und demontierte ihn.

Der Ingenieur verschwand in der Grube unter dem Wagen und suchte nach Rost an tragenden Teilen.

Verzweifelt.

Da war nämlich keiner.

Dann kam der Bremsentest. Die Betriebsbremsen waren gut eingestellt.

Jetzt die Handbremse. Er zog sie und der Bremsenprüfstand zeigte für das linke Vorderrad etwa die doppelte Bremswirkung an wie für das Rechte.

Nein. Dieser Wagen müsse nach der Reparatur der Handbremse nochmal vorgeführt werden. Dafür gibt es keinen TÜV. Verantwortungslos, mit so einem Fahrzeug durch die Gegend zu fahren!

Ich fuhr ziemlich stinkig die 2 km zur Werkstatt und meckerte. Der Meister beschrieb mir den Prüfer aufs Haar genau. Er kannte ihn offenbar.

Die Handbremse bei deutschen Autos würde nach drei Rasten fest sein und auf maximaler Leistung, bei dem R4 sind es aber 6-7 Rasten. Ist halt so und steht auch in der Anleitung. Wenn er die Handbremse nur drei Rasten zieht, wirkt sie links und rechts ungleich.

Denn vom Hebel links vorne gehen zwei unterschiedlich lange Bowdenzüge zu den Bremstrommeln, der Linke ist kürzer, der Rechte länger. Der Rechte würde sich daher mehr dehnen. Gleiche Bremswirkung an beiden Seiten hat man erst, wenn der Hebel halt 6-7 Rasten gezogen wurde.

Was jetzt? Solle ich dem Prüfer das Handbuch zum Fahrzeug vorlesen, wo das genauso drin stand?

Nö, meinte der Meister. Der sei immer so. Wenn ihm die Nase des Fahrzeughalters nicht passe, gäbe es mindestens eine weitere Vorführung. Wenn er nichts findet, dann trickst er.

Er stellte die Bremse so hart ein, dass sie nach zwei Rasten schon blockierte, aber auf der linken Seite bereits während der Fahrt schliff. Daher sollte ich nach der TÜV-Vorführung sofort wieder vorbeikommen.

Keine 30 Minuten nach dem ersten Termin war ich wieder da. Er fuhr den Wagen auf den Bremsenprüfstand und zog beherzt an der Handbremse. Offenbar wollte er den Wagen diesmal nicht durchfallen lassen und den Hebel 7 Rasten weit ziehen.

Die nach zwei Rasten blockierten Vorderräder rissen den Wagen fast vom Prüfstand runter. Um den Hebel zu ziehen, muss man sich etwas vorbeugen, und er knallte mit dem Gesicht aufs Lenkrad.

Jetzt seien sie sogar etwas zu hart eingestellt, meinte er, während er vorsichtig seine rechte Braue betastete.

Ich ließ die Bremse wieder richtig einstellen, montierte die CB-Anlage wieder und hatte zwei Jahre Ruhe.

Volker König

Mitte der 1980er Jahre

Die Sparkasse ist das schnellste Kommunikationsmittel

Ich lebe in einer norddeutschen Großstadt, meine Freunde dort quer über die ganze Stadt verteilt. Kommunikation, wenn sie schnell sein soll, ist nicht ganz so einfach: Anrufen bringt oft nichts, weil er oder sie nicht zuhause ist. Und bei den WG-Mitbewohnern eine Nachricht zu hinterlassen, hat sich als nicht so ganz zuverlässig herausgestellt.

Als schnellste schriftliche Kommunikationsmethode nutzen wir deshalb ein Computersystem. Na ja, indirekt, weil wir natürlich keinen Zugang zu einem Computersystem haben. Aber die örtliche Sparkasse hat eins. Und sie hat in den Filialen Terminals stehen, auf denen man seinen aktuellen Kontostand nachsehen kann. Außerdem, das ist moderne Technik, kann man auch direkt eine Überweisung abschicken.

Der einfachste Weg ist deshalb, seinem Kommunikationspartner einen Pfennig zu überweisen und die Nachricht in den Betreff zu schreiben. Allzu viel Platz ist da nicht, aber für eine kurze Information reicht es. Der Empfänger muss nur in seiner Filiale seinen Kontostand abrufen und sieht dann die Nachricht.

Es ist übrigens auch die billigste Art der Kommunikation. Denn ein Telefongespräch kostet zwanzig Pfennig.

Thomas Wiegold

1.6.1985

Meinen ersten Anrufbeantworter schließe ich illegal an

Panasonic-Anrufbeantworter Mitte der 1980-er Jahre mit Doppelkassette – Foto Norbert Schnitzler via Wikimedia unter CC-BY-SA-Lizenz

Ich kaufe meinen ersten privaten Anrufbeantworter. Im Büro habe ich so ein Gerät schon länger und möchte endlich auch zuhause an der modernen Kommunikationstechnik teilhaben. Das Gerät, das ich für mehrere hundert Mark erwerbe, hat zwar nicht den Segen und die Zulassung der Deutschen Bundespost, aber das ist mir recht egal und nicht weitere hunderte Mark wert.

Der Verkäufer hat dafür nicht nur Verständnis, sondern auch einen guten Tipp parat. Denn natürlich möchte ich den Anrufbeantworter sofort in Betrieb nehmen. Eigentlich muss ich aber eine solche *private Zusatzeinrichtung* bei der Bundespost anmelden und mir für weitere Kosten eine zusätzliche Anschlussdose installieren lassen. Das ist nicht nur teuer, sondern dauert auch.

Der Verkäufer weist mich deshalb darauf hin, dass ich doch einfach zwei Adern des Anschlusskabels an die a/b-Kontakte der vorhandenen Telefondose anklemmen kann. Die ich dafür, das ist ganz böse, aufschrauben müsste. Er dürfe mir das zwar nicht offiziell sagen, aber . . . Ich verstehe und bedanke mich.

Eine halbe Stunde später habe ich den Anrufbeantworter angeschlossen, die Kassette mit dem Ansagetext besprochen und warte auf Anrufe. Es funktioniert auch hervorragend. Nur das ziemlich laute Klacken der mechanischen Laufwerke nervt ein wenig, vor allem wenn jemand früh am Morgen anruft. Aber der Komfort ist das allemal wert.

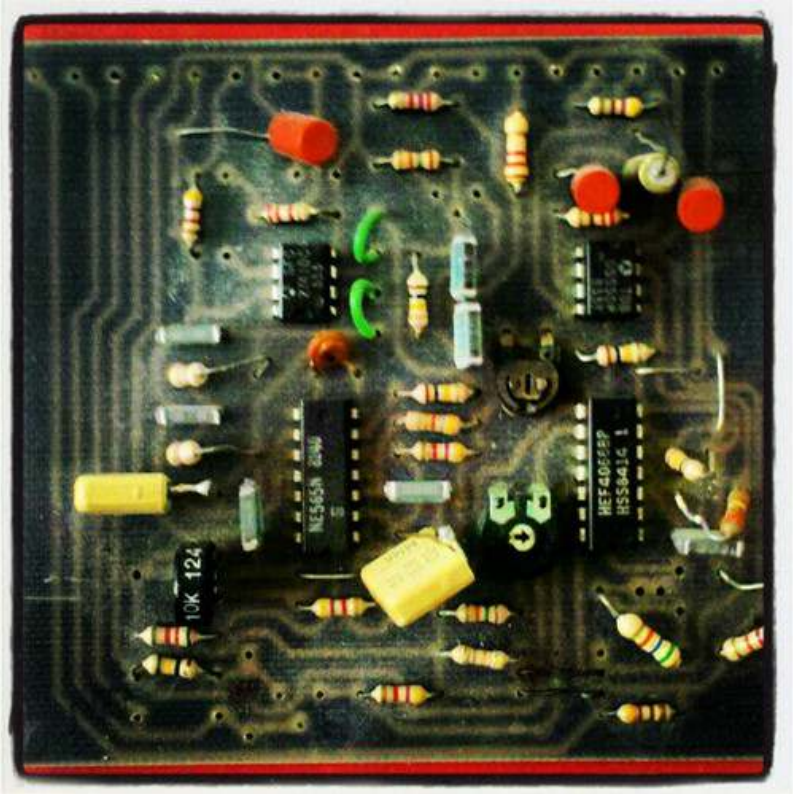
Weil der Anrufbeantworter aus Sicht der Deutschen Bundespost offiziell nicht existiert, bekomme ich dafür auch keinen entsprechenden Eintrag im Telefonbuch. Anschlüsse mit einem solchen Aufzeichnungsgerät sind ja üblicherweise mit dem Symbol ⌕ gekennzeichnet, das wie ein umgedrehtes Q aussieht. Aber damit kann ich gut leben.

Thomas Wiegold

Ungefähr Juli 1985

Mein erstes Modem ist fertig

OK, eigentlich war es kein Modem, sondern ein Akustikkoppler, aber solche Feinheiten differenzierte damals nur die Oberpostdirektion.



Natürlich war es ein Bausatz aus einer Zeitung. Und wir waren mehrere „Computerfreaks“ aus verschiedenen Klassen, die eines bauen wollten.

Die Platine hatten wir dann doch beim Zeitungsverlag bestellt, nachdem ein Freund beim Ätzen des ausgedruckten Platinenplans vermutlich alle Fehler gemacht hatte, die technisch möglich waren.

Nach dem Zusammenlöten mussten die Trägerfrequenzen justiert werden. Das Oszilloskop aus dem Physikraum der Schule war nicht verfügbar, weil Sommerferien waren und ich auch gerade das Abi fertig hatte.

Ich erzeugte mit dem Tongenerator des C64 die erforderlichen Frequenzen und stimmte das Modem wie ein Instrument nach Gehör.

Das ging mit den Sendefrequenzen. Für die Empfänger musste ich den Lautsprecher des Modems an das Mikrofon des Modems halten, vom PC aus Buchstaben senden und den Empfänger so lange am Drehpoti einstellen, bis die Buchstaben auch auf dem Bildschirm erschienen.

Dann nahm ich 10m Telefonkabel und verlegte die verdeckt von meinem Zimmer bis zum Telefon in der Diele. Da stand das Modem mit Netzteil in einem rot-schwarzen Metallgehäuse und groteske Pappkonstruktionen dienten dazu, Lautsprecher und Mikrofon an den Telefonhörer zu klemmen.

Ungefähr eine Woche später schrieb ich meine erste E-Mail in der Mailbox des örtlichen CB-Funk-Ladens.

Als ich ein paar Monate später das erste eigene Geld in der Tasche und Urlaub hatte, kaufte ich mir einen echten Akustikkoppler. Um die elektrischen Unterschiede zwischen seiner RS232-Schnittstelle und dem User-Port des C64 auszugleichen, klaute ich aus dem selbstgebauten Modem ein paar Transistoren und Widerstände. Bei 300 Baud (das entspricht ungefähr 0,0003 Megabit/s) reichte diese konventionelle Technik.

Damals kosteten Ortsgespräche übrigens 23 Pfennige, unabhängig von ihrer Dauer.

Volker König

Vermutlich Sommer 1985

Datennahübertragung im Computerkeller

Beim Schulfest des Gymnasiums führt mir jemand im Computerkeller vor, dass man jetzt auf dem einen Computer etwas tippen kann, das dann nach gar nicht so langer Wartezeit auf dem Bildschirm des Computers daneben erscheint.

Beim Aufschreiben 2015 glaube ich, das wurde durch ein Kabel bewerkstelligt, das die beiden Computer direkt verband. In meiner Erinnerung fühlt es sich so an, als sei ich beeindruckt gewesen und hätte erkannt, dass hier etwas Wichtiges passierte. Ich misstraue aber aus Techniktagebucherfahrung inzwischen solchen Erinnerungen. Eventuell habe ich auch einfach nur “aha” gesagt und bin weitergegangen.

Kathrin Passig

Sommer 1984 oder 1985

Ich bin sehr jung und halte mich für sehr, sehr schlau

Der Kindergarten veranstaltet ein Sommerfest. An mehreren Stationen sind Spiele aufgebaut, für jedes erfolgreiche Spiel bekommt man einen Stempel und wenn man alle Stempel beisammen hat, darf man zu einer Truhe. Dort muss man sehr laut “SESAM, ÖFFNE DICH!” rufen und dann geht die Truhe von ganz alleine auf und man darf sich eine Belohnung nehmen.

Von ganz alleine? Magie? Zauberei?

Hahaha, nein!

Ich bin ja nicht doof. Die Truhe steht vor unserem Kindergartengartenhäuschen und im Gartenhäuschen steht jemand. Auf Zuruf zieht dieser Jemand an einem Seil, das mit dem Truhendeckel verbunden ist und öffnet so die Truhe.

Ich bin stolz auf mich, dass ich diesen Trick durchschaut habe. Da können die Erwachsenen aber mal gucken, die denken wohl, wir Kinder würden nicht aufpassen! Ich bin vielleicht noch sehr jung, aber finde mich schon sehr, sehr schlau.

Anne Schüßler

Herbst 1985

Das neue Büro braucht einen Telefonanschluss

Der Vater meines besten Freundes orientiert sich beruflich neu. Von der Festanstellung in einem Versicherungsbüro macht er sich als Makler selbständig und schlägt seine Zelte im Keller der Doppelhaushälfte auf.

Eines Morgens wird große Maschinerie aufgefahren. „Warum sind hier so viele Bauarbeiter?“, frage ich meinen Freund. „Die legen meinem Papa eine Telefonleitung“, antwortet er. „Warum?“, frage ich neugierig zurück. „Damit er unterscheiden kann, welche Anrufe privat und welche geschäftlich sind.“ Das leuchtet mir ein.

Die Bauarbeiter buddeln erst unter viel Lärm ein Loch in die Straße. Von der nun freigelegten Hauptleitung wird ein neues Kabel abgezweigt und stoßweise unterirdisch bis zum Haus durchgetrieben. Der inzwischen ebenfalls anwesende Vater zeigt mir, wo ich mich hinstellen soll, damit ich die Stöße spüren kann.

Ich verliere kurz darauf das akute Interesse, aber mein Freund erzählt mir am nächsten Tag, dass die Leitung durch die Hauswand gebohrt und dann von einem Beamten der Post angeschlossen wurde. Am Abend konnte der Vater dann seinen Geschäftsanschluss in Betrieb nehmen.

Johannes Mirus

Zwischen 1982 und 1985

(Alb-)Traumwagen

Mein Vater liebt Kombis. Das erste Familienauto, an das ich mich erinnern kann, war ein VW Variant (vermutlich Typ 3) , es folgten ein Opel Rekord C Caravan, ein Renault R4 F6, ein Citroën GS und endlich sein Traumwagen, ein Citroën CX 2500 D Break Familiale.

Leider sollte sich dieser Traumwagen zu einem finanziellen Albtraum entwickeln. Vor allem meine Mutter war deshalb mehr als nur erleichtert, als der Citroën dann einem Opel Astra Kombi weichen musste. Die Favoritenrolle hat sich der Citroën vor allem durch zwei kapitale Motorschäden verscherzt. Davon soll hier aber nicht die Rede sein, sondern von zwei kleineren Malaisen, die beide im Rückblick etwas charmanter daherkommen.

Der Citroën hatte einen Dieselmotor und war also ein Selbstzünder. Welche Nebenwirkungen dieses Motorenprinzip mit sich bringt, erfahren wir, als die Bordelektronik einen interessanten Defekt aufweist. Ob es am Zündschloss oder an etwas anderem lag, kann 2016 niemand in der Familie mehr mit Sicherheit sagen. Aber das Symptom ist noch in guter Erinnerung. Der Wagen lässt sich wie immer starten – natürlich mit der damals noch üblichen Rudolf-Diesel-Gedenkminute. Aber wenn man den Wagen abstellen will, unterbricht das Zündschloss nach Abziehen des Schlüssels nicht mehr den Stromkreis. Also pumpt die Einspritzpumpe weiterhin Kraftstoff und da der Motor ein Selbstzünder ist, gibt es auch keinen Zündstrom, der mechanisch unterbrochen werden könnte.

Der Motor läuft also einfach weiter. Was etwas lästig ist, wenn man das Auto z. B. in der Stadt parken will. Das defekte Teil ist in der Werkstatt nicht vorrätig und muss erst bestellt werden. Da mein Vater aber jeden Tag rund 30 km zur Arbeit fahren muss, kann er auf das Auto nicht verzichten.

Mit laufenden Motor kann er es aber auch nicht abstellen. Also rollt er zu Hause und in der Tiefgarage seines Arbeitgebers den Wagen langsam bis an die Wand, schaltet in den zweiten Gang und kuppelt dann langsam ein, so

dass die Räder nicht durchdrehen. Die Wand begrenzt den Vorwärtsdrang des Wagens und der Motor säuft dadurch ab. Auf Dauer nicht empfehlenswert, aber die drei Tage bis zur Reparatur funktioniert das.

Wesentlich gravierender ist aber ein weiterer Schaden, der zu einem späteren Zeitpunkt auftritt: Der Ausfall der Hydraulik. Seit Mitte der 50er haben die großen Citroëns ein Hydrauliksystem für Federung, Bremsen und Servolenkung. Eine zentrale Hydraulikpumpe ist dafür verantwortlich, den notwendigen Druck für alle drei Systeme bereitzustellen. Die Pumpe wird im CX über die Nockenwelle angetrieben. Und genau die brach so, dass der Antrieb für die Pumpe ausfiel, aber alle Ventile noch ordnungsgemäß gesteuert wurden.

Ohne Hydraulik ist ein großer Citroën aber so beweglich wie eine auf dem Rücken liegende Schildkröte. Bevor man mit einem Citroën losfahren kann, muss erst Hydraulikdruck aufgebaut werden. Wenn das passiert, pumpt sich der Wagen einige Zentimeter in die Höhe, um genügend Bodenfreiheit zu gewinnen. Parkende Citroëns hingegen scheinen fast auf dem Boden zu liegen, denn ohne Druck lässt die Federung den Wagen absinken.

Ohne Hydraulikdruck funktioniert aber auch die Lenkung fast nicht – sie ist extrem schwergängig, und abrupte Lenkmanöver sind ziemlich ausgeschlossen.

Damit nicht genug, ist aber auch das Bremssystem auf die Hydraulik angewiesen. Ohne Druck keine Bremsen.

Wir haben also ein Auto in der Einfahrt stehen, das trotz laufendem Motor nicht fahrbereit ist.

Also rufen wir die Werkstatt an und bitten darum, den Wagen abzuschleppen. Kurze Rückfrage, was genau der Wagen denn hätte, dann die Antwort: Nein, es tue ihnen leid, aber einen CX ohne Hydraulikdruck würden sie nicht abschleppen. Der läge so tief, dass er sich nicht auf den Haken nehmen ließe. Jedes Anheben vorne oder hinten würde zu Beschädigungen am anderen Ende führen. (Anmerkung 2016: Anscheinend besaß die Werkstatt damals nur konventionelle Abschleppwagen, nicht die heute verbreitete Variante, die das ganze Fahrzeug an allen vier Rädern hochhebt.)

Irgendwie müssen wir den Wagen in die Werkstatt bekommen. Dabei hilft uns, dass die Werkstatt a) nicht weit entfernt und b) bergab von uns liegt.

Mit vereinten Kräften schieben wir den Citroën bis zur nächsten Abbiegung, von wo aus er dann dank Eigengewicht die nächsten 1,5 km bis zur Werkstatt rollt – wobei mein Vater nur mit der Handbremse die Geschwindigkeit kontrollieren kann. Bei der Werkstatt angekommen, muss dort aber die ganze 5 Mann starke Belegschaft helfen, den Wagen die 15 Meter zur Halle hoch zu schieben.

Henning Grote

Um 1985

Wir wollen nur spielen

Ich habe es geschafft, meine Eltern davon zu überzeugen, dass ich unbedingt einen Computer brauche. "Für Hausaufgaben" ist die unbestimmte Antwort auf die Frage, wofür man den denn braucht. Ich nehme vorweg: Ich habe nie mit meinem ersten Computer Schulhausaufgaben gemacht. Später, auf dem nächsten Modell (Amiga 1000), tippe ich wenigstens Texte und drucke sie in "Near Letter Quality" aus. Das liegt auch daran, dass ich mir für meinen ersten Computer nie einen Drucker leisten kann, sondern nur einen kleinen Plotter mit Kugelschreiberminen bekomme, der auf einer Art klopapierbreitem Rollenpapier druckt. Damit sind die sinnvollen Anwendungen arg eingeschränkt.

Es ist ein C64 von Commodore geworden. Der Händler, eigentlich ein Fotoladen in der Johannisstraße in Osnabrück, hat eine Ecke für die moderne Technik eingerichtet. Und dank einer Promo-Aktion versucht er gerade, die alten VC-20 unters Volk zu bringen. Mit einer coolen Tragetasche dabei. Ich will aber – trotz der Tasche – den C64, und kann mich letztlich mit dem Ar-

gument “Der ist viel besser [zum Hausaufgabenmachen]” durchsetzen und trage das Ding – im Karton – samt Datasette, dem Massenspeicher auf Compact-Kassette, aus dem Laden.

Zunächst verwende ich die Datasette wie vorgesehen. Kurz darauf lerne ich “Turbo Tape” kennen, ein Tool, mit dem man die Speichergeschwindigkeit verzehnfachen kann. Das kopiere ich auf jede meiner Kassetten ganz an den Anfang. Man braucht es ja andauernd. Dennoch ist das Spulen und Warten, bis doch wieder ein “Load Error” erscheint, nervtötend.

Einige Zeit später nenne ich auch das Diskettenlaufwerk 1541 mein Eigen. Ein 5,25-Zoll-Laufwerk, das noch mal genauso teuer wie der 64er ist, rund 650 DM. Die Disketten haben seitlich eine Kerbe. Klebt man die zu, kann man den Speicherinhalt nicht mehr verändern. Stanzt man an der gegenüberliegenden Kante auch so eine Kerbe in die Diskette, kann man sie umdrehen und weitere 1,44 MB auf die Rückseite speichern. Es gibt spezielle Locher, um diese Kerbe an die richtige Stelle zu setzen. Ich bin mit einem herkömmlichen Locher zum Abheften von Unterlagen aber geschickt genug. Jetzt, mit den doppelseitigen Disketten, kann ich endlich meine “Hausaufgaben machen”.

Inzwischen treffe ich regelmäßig einige mir nicht näher namentlich bekannte gleichaltrige Jungs. Wir finden uns meistens Samstag vormittags in einem Elektrogeschäft in der Großen Straße in Osnabrück ein. Dort gibt es gleich vorn rechts im Eingangsbereich die Computerabteilung. Einige 64er (mit Diskettenlaufwerken) flimmern vor sich hin, ein Sinclair Spectrum und ein Schneider CPC spielen eher Nebenrollen. Andere Treffpunkte sind die Computer-Abteilung bei Horten, da muss man aber rauf in die 2. Etage, oder eben bei Mitschülern zu Hause.

Samstags ist eigentlich immer einer der “Jungs” da. Wir erkennen uns an unseren Diskettenkästen, die wir völlig selbstverständlich mit in den Laden nehmen und gegenseitig durchsehen. Wir haben auch Listen dabei, manche sehr professionell mit einem Nadeldrucker auf Endlospapier gedruckt, ich eher handgeschrieben, mit dem, was wir so im Angebot haben. Sei es

Frogger, Winter Games, Summer Games, Fort Apocalypse, alles, was es so gibt. Meine Sammlung wächst stetig an, und die tristen Nachmittage mit den Hausaufgaben sind gerettet.

Ich habe mich ja immer über diese bunten Seiten am Anfang der Spiele gewundert. Erst später kapiere ich, dass das von den Crackern ist, die den Kopierschutz der Spiele ausgetrickst haben. Ebenso spät erfahre ich, dass man die Spiele auch kaufen kann.

Markus Winninghoff

1985

Das Telefon ist eine körperliche Verlängerung des Freundes und muss deshalb gründlich geküsst werden

Im Büro des Jugendzentrums gibt es ein Telefon, FeTAp moosgrün, ich kann beim Aufschreiben 2017 allerdings nicht mehr rekonstruieren, ob mit Wählscheibe oder Tasten. Für uns Besucher des Jugendzentrums ist die Alternative eine Telefonzelle am Bahnhof auf der anderen Straßenseite, weshalb wir bei Bedarf das Telefon im Büro benutzen. Das kommt nicht oft vor, die Freunde, die man anrufen könnte, sind ja sowieso hier. Ab und zu möchte jemand von den Eltern abgeholt werden. Nur ein Mädchen führt damit täglich ausführliche Gespräche mit ihrem Freund. Dass alle dabei zuhören können, stört sie nicht. Jeder Abschied dauert mehrere Minuten, und sie küsst dabei viele Male den Telefonhörer, nicht nur symbolisch in die Luft, sondern laut und nass auf die Sprechmuschel. Alle ekeln sich vor dem Telefon, und damit man nicht vergisst, sich zu ekeln, riecht der Hörer stark nach vom Hals der verliebten Person stammenden Parfum.

Ich habe im Vorjahr aus dem Buch “Per Anhalter durch die Galaxis” von der Existenz des Berufs “Telefonhörerdesinfizierer” erfahren und bin guter Dinge. Der Besuch des Telefonhörerdesinfizierers wird das alles in Ordnung bringen.

Kathrin Passig

Etwa 1985

Die böse Hexe am anderen Ende

Meine Mutter erlaubt mir, fünf Jahre alt, meinen Freund selbständig anzurufen. Ich stelle mir einen Hocker vor unseren FeTAp (so moosgrün wie in diesem Beitrag und auf jeden Fall mit Wählscheibe), damit ich an den Apparat komme, der im Flur an der Wand hängt.

Ich wähle die vierstellige Nummer. 2, 7, 0, 1. Es meldet sich eine Frau, die nicht die Mutter meines Freundes ist. Ich lege vor Schreck auf. Noch einmal probiere ich es, indem ich meine kleinen Finger in die richtigen Löcher der Wählscheibe stecke und daran drehe, so wie ich es bei meinen Eltern gesehen habe. 2, 7, 0, 1. Wieder meldet sich die falsche Frau, sie klingt böse, wieder lasse ich erschrocken den Hörer auf die Gabel fallen.

„Mama, da geht jedes Mal eine böse Hexe ran!“, rufe ich quer durch den Flur. Meine Mutter glaubt mir nicht ganz und vermutet einen Eingabefehler. „Zeig doch mal, wie du wählst!“, fordert sie mich auf und ich zeige ihr ganz genau, wie ich vorgegangen bin, allerdings dieses Mal mit aufgelegtem Hörer.

„Erst die 2“, sage ich an, stecke meinen Zeigefinger in das Loch mit der 2 und drehe die Wählscheibe im Uhrzeigersinn bis zum schwarzen Plastikstück. „Dann die 7“, geht es weiter. „Dann die 0“, sage ich und drehe wie bei den Versuchen vorher so weit ich kann, aber irgendwo zwischen der 5 und 4 verliere ich die Kraft. „Und dann die 1“, da geht es wieder ganz leicht.

„Johannes, du musst **alle** Zahlen bis zum Ende drehen, sonst klappt das nicht“, belehrt mich meine Mutter.

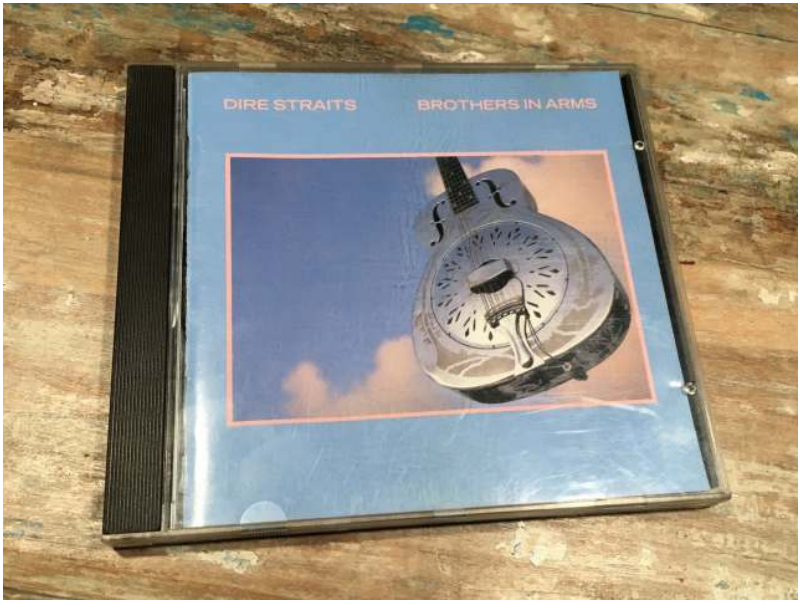
Einmal muss ich aber noch die falsche Nummer wählen, damit sich meine Mutter bei der bösen Hexe entschuldigen kann.

Johannes Mirus

1985

“Brothers in Arms”: Höret die Zeichen der Zeit!

Ich bin 15. Musik findet bei mir hauptsächlich via Radio und Kassette statt. Schallplatten habe ich ein paar. Aus dem Cover nehmen, auflegen, Tonarm aufsetzen, rund 20 Minuten hören, umdrehen, noch mal 20 Minuten Musik hören. Kratzer. Knistern. Neue Nadel kaufen. All das nervt.



Aber nun kommt die CD! Digitale Klangwelten, die nicht verschleißen. Im gleichen Laden, in dem ich mir Computerspiele besorge, wird eine CD-Abteilung eingerichtet. Einer der ersten Silberlinge ist “Brothers in Arms” von Dire Straits. Ich frage, ob ich da mal reinhören darf. Ehrfürchtig nehme ich die CD aus dem Kasten. Das Personal legt sie in den CD-Player mit dem Kopfhörer ein, über den schon Hunderte zuvor in ihre Lieblingsmusik reinhörten. Dabei sehe ich, dass die CD nicht einfach silbern (und schon gar nicht schwarz wie eine LP) ist, sondern, es ist der Resonator der Resonator-Gitarre vom Titelbild des Booklets aufgedruckt, und mir kommt eine Idee.

Die Musik ist sowieso super, allerdings habe ich natürlich keinen CD-Player. Dennoch erwerbe ich die CD. Ich gehe noch schnell in den Elektronikshop und kaufe mir ein kleines Quarzuhrwerk, mit dem man sich Uhren

selbst bauen kann. Packungsinhalt ist das Uhrwerk und zwei Sätze Zeiger: Modern (schlicht) und antik (=verschnörkelt), sowie eine Überwurfmutter, mit der man das Uhrwerk in einer passenden Bohrung montieren kann.

Zuhause angekommen nehme ich die CD aus dem Kasten und montiere sie zu einer Uhr. Gut. Der Resonator hat keine Zwölfer-Teilung, wie es sich für eine ordentliche Uhr gehört, das ficht mich aber nicht an. Ich finde es großartig, wie die Uhr mit meiner ersten CD an der Wand hängt und im Licht in allen Farben schillert. Ich baue die Uhr noch mal auseinander, als ein Freund einen CD-Player bekommt, um sie auf Kassette aufzunehmen.

Erst einige Jahre später, Anfang der 1990er Jahre, sind die CD-Player in Preisregionen angekommen, dass ich mir auch einen leisten kann. Die CD habe ich heute noch (2017), und sie lässt sich einwandfrei abspielen.

Markus Winninghoff

Um 1985

DJ-be-gone

Im Jugendzentrum gibt es, wie anderswo bereits beschrieben, zwei Nutzerfraktionen. Die eine will in der Teestube sitzen und reden, die andere will Nachmittagsdisco. Da die Teestube neben der Disco liegt und es wenig Übereinstimmung in den Musikvorlieben gibt, wächst in der Teestube der Missmut.

Die Quelle der Idee ist verschollen, aber eines Tages nehme ich aus der Bastlerwerkstatt meines Vaters einen Netzstecker der altmodischen Art, die man öffnen kann, schraube ihn auf, verbinde die beiden Kontaktstifte mit einem Kabel und schraube ihn wieder zu.

Wenn man diesen Stecker in der Teeküche in die Steckdose steckt, fliegt die Sicherung heraus und in der Disco wird es dunkel und still. Bei bestimmten Songs fliegt die Sicherung besonders oft.

Es ist eine schäbige kleine Methode der Konfliktbewältigung. Andererseits beschränkt sich der angerichtete Schaden darauf, dass jemand im Dunkeln zum Sicherungskasten gehen muss. Dafür fühle ich mich der Musiksituation nicht mehr ganz so hilflos ausgeliefert wie im Schulbus und kann den Discobesucherinnen friedlicher begegnen. Man könnte argumentieren, dass meine Handlung unter dem utilitaristischen Gesichtspunkt moralisch vertretbar war, weil sie die Summe des allgemeinen Wohlergehens erhöhte.

Aber das sagen wir Arschlöcher aus der Teestube natürlich immer.

Kathrin Passig

Ca. 1985

Berührung, in H-Dur

„1000 mal berührt" von Klaus Lage: das wollen wir in der Schülerband unbedingt spielen. Natürlich haben wir keine Noten dafür, aber die Akkorde sind schnell zusammengefummelt: fis-D-E-fis-D-E-A-E-D- . . . . Nur ein Akkord sperrt sich hartnäckig der Entschlüsselung, irgendwie geschieht bei "Geschwister – in all' den Jahr'n" etwas harmonisch Unerwartetes. Wir kapieren die Stelle nicht. Immer wieder spulen wir den Kassettenrecorder ein paar Sekunden zurück, spielen auf der Gitarre die Akkorde davor mit und versuchen, auch passende Akkorde für *Geschwister – in all' den Jahr'n* zu finden. Es gelingt uns nicht. Die Kassette beginnt bereits zu leiern.

Nach mehreren Tagen erfolglosen Rumprobierens trampe ich aus der Kleinstadt gute 30 km in die nächste etwas größere Stadt, dort gibt es einen Notenladen. Das richtige Songbook ist dort vorrätig, etwas Suchen und Blättern verrät mir den fehlenden Akkord: H-Dur – die Subdominante in Dur! Ach so, mit dem tonleiterfremden Dis! Nun habe ich im Notenladen natürlich kein Musikinstrument dabei, aber mit *Dis*, ja, das kann gut sein. Noch vor dem Notenladen zücke ich mein Notizbuch, ergänze in meinen Notizen der rausgehörten Akkorde das H-Dur und freue mich auf die Bandprobe morgen Abend, in der ich es den Mitmusikern werde vorführen können.

Aufgeschrieben im Februar 2018: Ich erinnere mich daran, als ich schnell Noten für eine Mugge brauche, die ich aus den einschlägigen Datenbanken im Internet innerhalb weniger Minuten auf das Tablet kopiere.

Molinarius

Um 1985

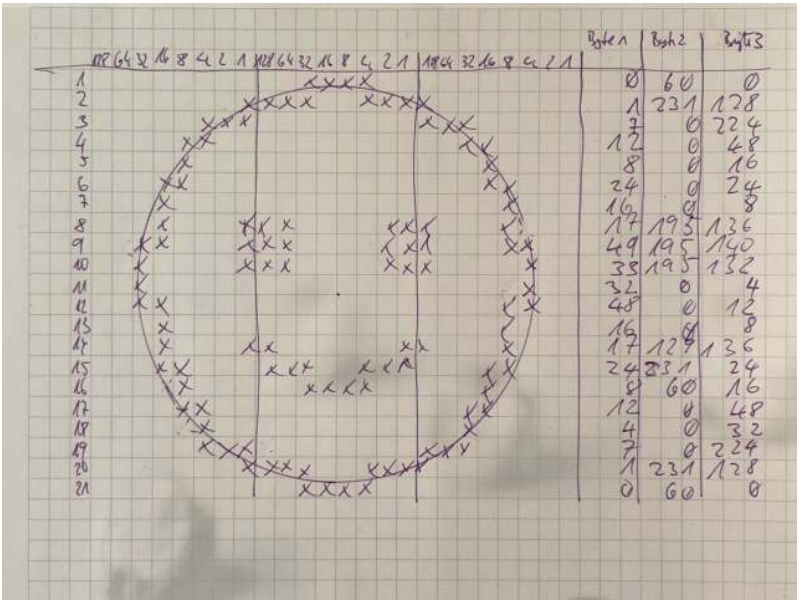
Sprites sticken für den C64

In der ständigen Redaktionskonferenz berichtet Angela, sie wolle noch Sprites für ein Geschenk sticken. Ich stolpere seit langer Zeit mal wieder über das Wort Sprite, aber dass sie die Sprites sticken möchte, erinnert mich an etwas aus meiner Jugend, als ich auf meinem C64 ein paar kleinere Sachen programmierte.

Beim C64 gibt es nämlich auch sogenannte Sprites. Das sind kleine Pixelgrafiken, die man über den Bildschirm flitzen lassen kann. Um sie zu programmieren, entwirft man das Bildchen z. B. auf einem karierten Blatt Papier, was dann wie eine Stickvorlage aussieht. Ich hatte dafür ein kariertes Schulheft.

Weil meine damaligen Entwürfe längst nicht mehr existieren, habe ich das heute, Juli 2018, noch einmal nachvollzogen. Dazu kreuze ich auf einem passend eingeteilten Karoblatt die Stellen an, an denen später mal Pixel angezeigt werden. Dann muss man die einzelnen Bits der entsprechenden Stellen addieren, zu je 3 Bytes pro Zeile. Im Basic-Programmcode kommt das ganze dann in durch Komma getrennte Data-Zeilen. Ist kein Kästchen angekreuzt, ist der Wert des Bytes gleich Null, waren alle angekreuzt, 255. Es sind nicht nur einfarbige, sondern auch bunte Sprites möglich.Die haben dann aber nur die halbe Breite.

So könnte ein Entwurf für ein einfarbiges Sprite ausgesehen haben:



Meistens macht man dann einen Fehler beim Zusammenrechnen, oder der Entwurf sieht nicht gut aus. Dann fängt man von vorn an und radiert und rechnet und merkt sich nebenbei für's Leben, was eine 8-bit-Auflösung ist.

Markus Winninghoff

ca. 1985

Comshare AG – Einsatz der Polaroid Palette

Für unsere Schulungskurse zur Verarbeitung von Quell-Dateien in einer frühen Form von Business Intelligence nutzen wir von einer Agentur hergestellte Dias. Um 1984/85 kommt mit der Polaroid Palette ein System auf den Markt, mit dem man selbst Dias herstellen kann. Dazu hat Polaroid einen selbstent-

wickelnden Diafilm mit 36 Bildern entwickelt. Wahlweise gibt es eine Rückwand, mit der die üblichen Polaroid-Sofortphotos erstellt werden können. Fotografiert wird mit einem Kameragehäuse, das an einen länglichen Kasten angeschraubt wird, in dem ein Farbmonitor die Bilder zeigt.

Für die Erstellung der Bilder nutze ich Paint. Die meisten Dias entstehen Pixel für Pixel in der damals typischen CGA-Auflösung von 320x200 Pixeln. Zum Zeichnen gibt es eine Maus, die leider sehr empfindlich auf elektrostatische Entladungen reagiert. Wenn ich vergesse, mich an einem Metallgegenstand zu entladen, bevor ich mich an den PC setze, friert dieser gerne ein, erfordert einen Reboot und die angefangene Arbeit ist verloren.

Da der Speicherplatz bei 5 ¼-Zoll-Disketten extrem eingeschränkt ist, muss ich gelegentlich aufräumen. Mit einem DEL *.* im falschen Directory lösche ich dann einmal meine gesamte Arbeit von fast 100 Dias. Ein studentischer Mitarbeiter kennt aber die erste Version der Norton Utilities, die gerade auf den Markt gekommen sind – so kann ich einen Großteil der Dateien wiederherstellen, wenn auch nicht alle. Die Dateien werden dann über das Polaroid-Gerät belichtet – mit einer erheblichen Kostenersparnis gegenüber der früheren Erstellungsmethode.

Als einer der ersten professionellen Anwender in Deutschland werden wir mit dem Projekt ausführlich im Kundenmagazin von Polaroid gefeatured.

Rainer Glaap

ca. 1986

Unglaublich, wie klein so ein voll funktionsfähiges Musik-Abspielgerät sein kann

Meine Eltern haben mir zum Geburtstag einen Gutschein für einen Discman geschenkt. Ich kann mir ein Gerät im Wert von rund 200 DM aussuchen. Das ist ein richtiges Luxusteil, das in der Bedienung fast so viel kann wie der große CD-Spieler in meinem Zimmer.

Endlich muss ich nicht mehr meine CDs auf Kassetten überspielen, um sie unterwegs auf meinem Walkman zu hören!

Außerdem ist das Gerät viel leichter und flacher als das dicke, brikettförmige Kassetten-Teil mit seinem Schultergurt. Unglaublich, wie klein so ein voll funktionsfähiges Musik-Abspielgerät sein kann. (Noch kleiner geht ja jetzt auch nicht mehr, weil CDs nun mal diese Größe haben.)

Kerstin Hoffmann

Um 1986

Meine Kunstlehrerin kommt ihrem Bildungsauftrag nach (privat)

Meine Kunstlehrerin leiht meinem Freund und mir privat eine Videoaufzeichnung von Peter Greenaways „A Zed and Two Noughts“ (vermutlich auf Deutsch, weil aus dem Fernsehen aufgenommen). Das ist ein rarer Schatz, denn es gibt für uns Landkinder ansonsten keine Möglichkeit, an so etwas heranzukommen. Im Kino in Deggendorf laufen nie solche Filme, in den Videotheken oder der Stadtbücherei gibt es sie auch nicht, und um sie im Fernsehen zu sehen, müsste man ja von ihrer Existenz wissen. Wir kennen aber auch niemanden, der von so etwas weiß, nur die Kunstlehrerin besitzt eben diesen einen Film. Mein Freund hat einen Videorecorder, auf dem wir ihn ansehen können. Irgendwoher bekommen wir dann sogar noch mehrere Tarkowski-Filme, vielleicht aus derselben Quelle. Es sind herrliche Zeiten.

Kathrin Passig

Juli 1986

Bauphysikschein mit BASIC-Programm

In einem anderen Leben studiere ich Architektur und mache meinen Bauphysikschein mit einem BASIC-Programm auf dem Atari ST, das ausrechnet, ob der Schallschutz eines Gebäudes ausreicht (btw: Note 1,0. Vor allem der beisitzende Professor war überwältigt von den Möglichkeiten der Technik, obwohl einfachste Eingabe und Ausgabe über einen Textbildschirm, nix Maus oder gar Grafik).

Da das Atari-BASIC dem GW-BASIC auf dem PC gleicht, übertrage ich die Daten später mit einem „Nullmodem“-Kabel über die seriellen Schnittstellen vom ST zum PC-System. Per 3,5“-Diskette geht noch nicht, der PC frisst zu der Zeit nur 5,25-Zoll-Floppys. Auf dem PC läuft das Programm so gut wie auf dem ST.

Das Programm zum Transfer von Atari ST zu PC muss ich auch in BASIC schreiben. Es erinnert mich an iPhone, Android & Co.: Millionen Apps, aber für die eine spezielle Aufgabe, die man lösen will, muss man sich die Software doch selbst bauen.

Thomas Jungbluth

Januar 1986

Telefonlosigkeit, Diodenkabel, Stern vs. Sharp, Ergatterungs-Aufgeregtheit

Von Berlin Lichtenberg nach Berlin Wilhelmshagen zum Freund eines Freundes gefahren, um ihn zu fragen, ob ich seine Cure-Kassette überspielen darf. Er war nicht zuhause. Hatten alle drei kein Telefon. Welch eine Hoffnung und welch eine Enttäuschung.

Erst 10 Monate später komme ich an die Aufnahmen. Mit Diodenkabel vom Mono-Stern-Rekorder auf meinen Stereo-Sharp-Rekorder, den ich absurderweise besitze, übertragen. Die 60-Minuten-Kassette kostet 20 Mark, mein monatliches Taschengeld.

[Den Techniktagebuch-Usancen widersprechender Anhang] 2014: Kann jede Musik-Aufnahme der Welt mehr oder weniger gratis hören. CDs kaufen, bei Ebay ungefähr zum selben Preis losschlagen. Die Aufregung, etwas zu ergattern oder zu besitzen ist auf eine kaum mehr imaginable Teilchengröße geschrumpft. Und das ist vielleicht auch ein Vorteil des Spätkapitalismus aus aufgeklärter Konsumentenperspektive.

Dan Richter

Februar 1986

Polyplay ist mein Lindenblütentee

In der kleinen vogtländischen Stadt Jocketa, in die wir seit Jahren in den Sommer- und Winterurlaub fahren, überraschen uns im Flur neben den Toiletten der berüchtigten Gaststätte „Vogtländische Schweiz“ zwei braune Schränke mit eingebauter Farbfernsehbildröhre. Eine monoton dudelnde Melodie lockt uns magisch an, wie alles Elektrische in dieser Zeit. Meine Eltern warten wie gewöhnlich stundenlang auf den Kellner, um ihre Bestellung loszuwerden, und wir betteln um 50 Pfennig, um eine Runde „Polyplay“ spielen zu dürfen. Es ist der einzige in der DDR hergestellte Arkade-Spielautomat, in 2000 Exemplaren, entwickelt im Kombinat „Polytechnik und Präzisionsgerätewerke“ Karl-Marx-Stadt. Ein Gerät kostet 23000 Mark, und ich kann mir vorstellen, daß ich diese Summe auch in Spiele daran investiert habe. Wir haben noch keinen C64 und die ausrangierten Donkey-Kong-Automaten aus dem Westen, die es auf dem Rummel gibt, sind fest in der Hand der Großen, die uns nie daran spielen lassen. Polyplay wird in Urlaubsheimen aufgestellt, 50 Pfennig kostet ein Spiel, soviel wie ein Kilo Altpapier bei SERO einbringt.

Man kann zwischen acht Spielen wählen (durchaus realistisch „Wassserrohrbruch“, unrealistischer dagegen „Skiabfahrtslauf“ und „Hirschjagd“, für Mädchen „Schmetterlinge fangen“ und für die Eltern ein „Merkspiel“), sogar „Pacman“ haben sie nachprogrammiert, allerdings eine sozialistische Version mit Hase und Wolf, bei der der Hase Möhren fressen muß, während sich die Wölfe vermehren. Wenn man dann schließlich, nachdem man sich immer wieder einen Level weiter retten konnte, doch endgültig tot ist, pocht das Herz und die Hände zittern. Die Erwachsenen verstehen dieses Gefühl nicht.

Polyplay im Computerspielemuseum Berlin, 2017. Die Software ist emuliert, die Originalbildröhre durch ein Flachdisplay ersetzt. (Foto: Kathrin Passig)

Inzwischen hat einer dieser namenlosen Heiligen des Internets Polyplay wiedererschaffen (www.polyplay.de), und schon das blubbernde Piepsen im Spiele-Auswahl-Menü klingt für mich wie Lindenblütentee. Endlich kann ich spielen, soviel ich will, ohne mich zu ruinieren. Obwohl das relativ ist, denn wenn ich „nur mal kurz“ spielen will, ist schnell eine Stunde rum. Auch nach Tagen schaffe ich bei „Schießbude“ nicht einmal ein Zehntel der besten Punktzahl aus der Highscore-Liste. Wie lange haben die geübt? Ich vernachlässige meine Arbeit und mein Kind, ich esse nicht mehr und schlafe nicht, wenn ich die Augen schließe, sehe ich ein Band von Gänsen vorbeiziehen, die mir meine Munition wegfressen. So wird das nichts mit dem neuen Roman. Das muß Honeckers Rache sein.

Jochen Schmidt

Ca. 1986

Das Rückläufige Wörterbuch

Wenn ich als Kind Gedichte schreiben wollte, nutzte ich unser “Rückläufiges Wörterbuch vom VEB Bibliographisches Institut Leipzig”, um Reime zu finden. Warum sollte man diese Aufgabe dem eigenen Wort-Gedächtnis, also dem Zufall überlassen? Die Wörter wurden in diesem faszinierenden Wörterbuch, das lediglich die Wörter enthielt und keine Erklärungen, vom Ende her sortiert aufgelistet. Was für eine komplexe EDV-Aufgabe die Herstellung dieses Wörterbuchs gewesen war, davon berichtete das Vorwort von 1964:

> “Das Wortmaterial wurde von einer gründlich überarbeiteten Vorlage (Elöd Halász: Deutsch-Ungarisches Wörterbuch) abgeschrieben, wofür eine Schreibmaschine mit Lochbandstanzer verwendet wurde (SE L4 und SE L5, Mercedes, Zella-Mehlis, bzw. Streifenschreiber mit Empfangslocher, RFT Karl-Marx-Stadt). Der dabei gewonnene Lochstreifen wurde, um eine Sortierung

vom Wortende her zu ermöglichen, rückwärts in ein Bandabfühlgerät eingelesen (Lecteur de bande, Bull, Paris). Die vom Band abgefühlten Impulse liefen über Programmsteuerung in einen Motorlocher, der sie auf Lochkarten übertrug (Pelerod MC, Bull, Paris). Zur einfacheren Handhabung der Korrekturen wurden diese Karten im Lochschriftübersetzer noch beschriftet (Traductrice, Bull, Paris). In einer alphanumerischen Tabelliermaschine (Tabulatrice, Bull, Paris) wurden sie danach, noch alphabetisch vorwärtslaufend, als Korrekturliste niedergeschrieben. Zu diesem Zeitpunkt erfolgten nochmals Ergänzungen und Eliminationen. Danach wurden diese Lochkarten, auf denen die Wörter verzeichnet waren, in Sortiermaschinen vom Wortende her, also rückläufig, alphabetisch sortiert (Sortiermaschine 431, BWS, Sömmerda). Anschließend wurden über die Zählwerke einer Tabelliermaschine bestimmte statistische Untersuchungen vorgenommen (Tabelliermaschine 401, BWS, Sömmerda). Danach konnte das rückläufige Wörterverzeichnis in der alphanumerischen Tabelliermaschine ausgedruckt werden."

Ich bin mir nicht sicher, ob diese Methode wirklich schneller zum Resultat geführt hat, als es einfach von ein paar Praktikanten machen zu lassen. Aber vielleicht ist die Vorstellung, durch Technik Zeit zu gewinnen, auch gar nicht richtig? Seltsam, zu welchen Leistungen einen Faulheit anspornen kann. Wieviel Zeit habe ich investiert, um mit einem Tischtennisball den Umschaltknopf vom Fernseher zu treffen, weil ich zu faul war, aufzustehen und das mit der Hand zu machen (wir hatten keine Fernbedienung). Stattdessen kroch ich stundenlang über den Teppich, um den Ball immer wieder vorzusuchen und es noch einmal zu probieren.

Ich erinnere mich, wie unser Mathelehrer uns in der 10. Klasse, also ungefähr 1986, einen Lochstreifen zeigte, mit einem von ihm im Studium programmierten Programm, das Logarithmen ausrechnete. Das fanden wir ja

nun total rückständig, wir benutzten schließlich Audio-Kassetten zum Speichern. Vielleicht wird sein Programm aber länger überleben als meine vom C64 gepiepste Yellow-Submarine-Version.

Auf “Mensch” gibt es übrigens tatsächlich keinen Reim. Und die Wörter auf “nf” sind Hanf, Genf, Senf, fünf (Der Schweizer Fluß Sernf fehlt, denn der stand wohl nicht im Deutsch-Ungarischen Wörterbuch).

Jochen Schmidt

Um 1986

Iskra Delta antwortet nicht

Ich bin mit zwei Freunden als Quotenmädchen auf der CeBIT, im Auftrag des Vereins zur Förderung der Pädagogik der Informationstechnologien (VFPI e. V.).

Aus dem verlinkten Quotenmädchenbericht: „Unsere Aufgabe war die Betreuung eines Grafikwettbewerbs in der mit Zelten, Regenbögen und der Aufforderung ‘Come on ins Camp!’ dekorierten Halle 15. Die Wettbewerbsbeiträge waren an drei Atari STs mit Farbmonitoren nicht etwa mit Hilfe komfortabler Grafiksoftware zusammenzuklicken, sondern in GFA-BASIC zu programmieren. Verliererbeiträge zeigten bunte Kreise und etwas Krickelkrackel, Gewinnerbeiträge eine Gitternetzgrafik, bunte Kreise und etwas Krickelkrackel. Die sechzehn Default-Farben wurden in jedem Fall voll ausgeschöpft.

Experten hätten theoretisch von der innovativen Möglichkeit des Atari ST Gebrauch machen können, aus einer Palette von 512 Farben sechzehn halbwegs zusammenpassende auszuwählen, aber das ist meines Wissens nie vorgekommen. Insofern war es vielleicht ganz günstig, dass wir über keine Möglichkeit verfügten, die Wettbewerbsbeiträge auszudrucken, auch wenn ein Teilnehmer uns zu diesem Zweck eine Technik vermittelte, bei der man lediglich 16 DIN-A4-Blätter mit Pastellkreiden zu bemalen, nacheinander als Durchschlagpapier in einen Nadeldrucker einzuspannen und das Ergebnis

mit Haarspray zu fixieren brauchte. Die Preise waren von anthroposophisch orientierten Behindertenwerkstätten gestiftet worden und entsprachen in ihrer Attraktivität exakt den Wettbewerbsbeiträgen.“

Bis auf einen, den ich in diesem Bericht für *Spiegel Online* verschwiegen habe. Es gibt nämlich einen Computer zu gewinnen. Da wir uns darüber einig sind, dass keiner der Wettbewerbsteilnehmer diesen Preis verdient hat, rekrutieren wir eine Standbesucherin aus Hannover. Sie stellt ihre Adresse zur Verfügung und gewinnt durch unsere unvoreingenommene Jurorentätigkeit den Hauptpreis. Ihr von meinen Freunden P. und H. beigesteuertes Fraktal ist wirklich viel schöner als die übrigen Wettbewerbsbeiträge, aber P. und H. haben es ja auch nicht im Vorbeigehen am Messestand angefertigt, sondern hatten mehrere Tage Zeit dafür.

Es dauert ein paar Monate, bis der Computer bei ihr eintrifft und wie vereinbart an uns weitergeschickt wird. Es handelt sich um ein undokumentiertes, schweres Gerät mit dem wenig verheißungsvollen Namen „Iskra Delta Partner“, das keiner von uns jemals gesehen hat. Das Betriebssystem, CP/M, kennen wir nur vom Hörensagen. Außerdem liegt es nicht bei. Mit Mühe finden wir die Adresse des Geräteherstellers heraus. Firmensitz ist Slowenien. Slowenien liegt im Ostblock. Wir schreiben einen Brief in englischer Sprache auf Papier, in dem wir unsere Lage darlegen und um kostenlose Zusendung des fehlenden Betriebssystems bitten. Iskra Delta antwortet nicht.

Mit einem Betriebssystem hätte der Iskra Delta Partner offenbar ähnliche Dinge gekonnt wie ein C64. Dieses Video zeigt den Einschaltvorgang. Wir haben ihn nie gesehen.

Kathrin Passig

Um 1986

Neuartige Friseurssoftware verpasst mir eine Fußballerdauerwelle

Auf der CeBIT wird Software für Friseure vorgeführt. Es muss wohl entweder was mit MacVision gewesen sein oder das Coiffeur Creative System. Ich setze mich vor eine Videokamera – zu diesem Zeitpunkt der einzige Weg, ein digitales Foto in den Computer zu bekommen – und ein Fachmann montiert auf das so entstandene Bild verschiedene Frisuren zur Probe. Ich bekomme einen Ausdruck ausgehändigt, der mich mit einer schwarzen Vokuhila-Pudelfrisur zeigt. Das Bild würde diesen Beitrag zweifellos zieren, ist aber leider nicht erhalten.

Später habe ich nie mehr etwas Ähnliches im Einsatz gesehen. Es handelte sich also entweder doch nicht um die große Zukunft der Friseurbranche, oder wir haben noch nicht lange genug gewartet.

Kathrin Passig

26.04.1986 und 2015

Videotext

Oft weiß man noch, wo man war, als man von einschneidenden Geschehnissen erfuhr. Zum Beispiel erinnere ich mich noch genau, dass ich am späten Vormittag im leeren Wohnzimmer saß und gelangweilt durch den Videotext streifte, als ich von der Nuklearkatastrophe von Tschernobyl las. (Vermutlich war's nicht der 26., sondern der Tag danach.)

Als Kind war mir das natürlich nicht bewusst, aber Videotext nahm vorweg, was später dem Internet zugeschrieben wurde: Man erfährt eine Nachricht nicht erst um 20.00 Uhr in der "Tagesschau" oder am folgenden Tag

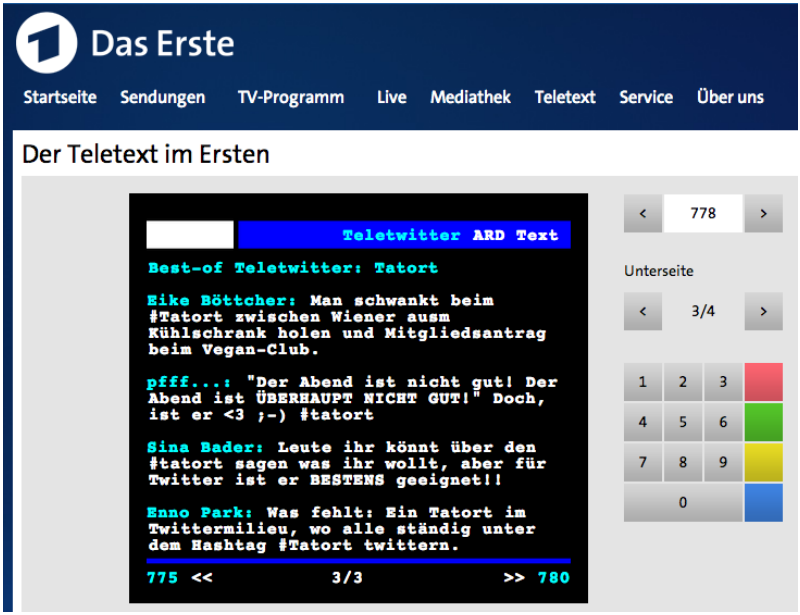
in der Zeitung, sondern theoretisch in Echtzeit – oder praktisch dann, wenn man sich Zeit dafür nimmt, und ohne auf eine bestimmte Uhrzeit warten zu müssen.

Die einzelnen Seiten hießen “Tafel” und waren mit Zahlencodes versehen, die über die Fernbedienung eingegeben wurde. Sie wurden in der Austastlücke zwischen den Fernsehbildern gesendet, und wenn man eine Tafel aufrufen wollte, musste man warten, bis sie erneut versendet wird, was etwas Geduld erforderte. Die Zahlencodes erschlossen sich über ein Inhaltsverzeichnis auf Seite 100, aber bald lernte man die wichtigsten Codes z. B. für Nachrichtenseiten auswendig. Nervig war, dass verschiedene Sender hier verschiedene Strukturen verwendeten. Einige Sender versuchten später, dies zu vereinheitlichen. Besonders moderne Fernseher hatten neben den Zahlencodes noch Tasten in vier Farben, mit denen sich ein Menüpunkt aufrufen ließ, der im Videotext wiederum farblich codiert war.

Seit Tschernobyl wurde der Videotext mein bevorzugtes Medium, Nachrichten schnell und wann ich will zu erfassen. Was ich dann später in einer Nachrichtensendung sah, wusste ich dann schon. Trotz der sehr kurzen Texte war der Informationsgehalt durchaus mit dem einer Nachrichtensendung vergleichbar, wo auch keine größeren Textmengen gelesen werden. Fürs Ausführliche war ich noch auf den “Spiegel” angewiesen. Beides wurde dann im Laufe der 90er Jahre komplett durch das Web abgelöst.

2000 habe ich dann meinen alten Röhrenfernseher verschenkt, besaß aber noch eine TV-Karte, die ich fast nur zu besonderen Ereignissen verwendete. Manchmal musste ich sie vor einem Fußballturnier in meinen gerade aktuellen PC einbauen. Irgendwann in den späten Nullerjahren hatte sich dann auch das erledigt.

Obwohl moderne Fernseher am Internet hängen und umfangreiche Programmdaten aus einer Datenbank ziehen, gibt es im Jahr 2015 den Videotext immer noch. Wie Teile des Fernsehprogramms wird er auch ins Internet gestellt. Absurderweise genau 1:1 mit allen Funktionen einschließlich der Navigation über Zahlencodes, obwohl das doch im Web viel einfacher ginge. (Screenshot: ard.de)



Enno Park

Frühling 1986

Was ein Bundeswehrstiefel mit einer Alkoholkontrolle zu tun hat

Es ist Sonntag und ich bin gerade auf dem Weg in die Kaserne. Um 17 Uhr würde meine Schicht anfangen. Mein R4 schnurrt über die Landstraße durch die Eifel. Die Scheibe ist dreckig, ich trete mit dem Fuß auf den Gummiball, der die Pumpe der Wischwaschanlage darstellt.

Kurz vor dem Ziel ist die Wischwaschflüssigkeit offenbar leer.

Noch ein paar Kilometer weiter gerate ich in eine “Allgemeine Verkehrskontrolle”.

Ja, die Scheibe ist dreckig, Herr Wachtmeister, denke ich. Halte an, öffne die Tür.

“Die Papiere.”

“Steigen Sie mal bitte aus.”

“Hauchen Sie mich mal bitte an.”

“Haben sie etwas gegen einen Atemalkoholtest einzuwenden?”

Hab ich nicht, die Alternative wäre, dass ich auf dem Revier Blut abgenommen bekomme. Den letzten Alkohol habe ich vor über 36 Stunden getrunken. Also kein Problem.

Ich puste ins Röhrchen. Das Granulat ändert seine Farbe nicht: Kein Alkohol.

Der Beamte schaut nochmal in mein Auto. “Haben Sie alkoholische Getränke im Fahrzeug?“

Hab ich nicht. Mir schwant jetzt aber, warum ich “pusten” durfte.

Der Gummiball neben der Kupplung, mit dem ich die Wischwaschflüssigkeit pumpe, ist über eine Metallmuffe gezogen. Mit den klobigen Kampfstiefeln hatte ich ihn von der Muffe gezogen und die gesamte Wischwaschflüssigkeit war in den Innenraum des R4 gelaufen.

Da ich seit dem Winter nicht nachgefüllt hatte, war ein recht großer Anteil Alkohol enthalten. Ich bin offenbar an den Geruch gewöhnt, für den Polizisten riecht es jedoch, als ob mir eine Flasche Schnaps umgefallen wäre.

Volker König

Sommer 1986 und 2018

Stand by me

Der Film „Stand by me“ von 1986 enthält eine Rahmenerzählung, in der einer der jugendlichen Protagonisten die Haupthandlung als mittlerweile erwachsener Schriftsteller rückblickend aufschreibt. Er bedient sich dazu eines PC mit einem der zeittypischen grün leuchtenden Monochrommonitore. Am Filmende sehen wir ihn den letzten Satz seiner langen Geschichte eintippen, dann blickt er versonnen lächelnd auf den Monitor, während seine Kinder ihn zu einem eiligen Aufbruch drängen. Er schaltet den Rechner aus und folgt ihnen zum Auto. Und in meinem Kopf brüllen quälende, misstönend kreischende Stimmen: ER HAT NICHT ABGESPEICHERT! ER HAT NICHT ABGESPEICHERT! – Ich schreibe dies 32 Jahre später nieder und habe den Film in der Zwischenzeit oft und oft gesehen. Aber dieses abwesend lächelnde Rechnerausschalten kommt in seiner Schrecklichkeit für mich immer noch gleich nach Buñuels Rasiermesser im Augapfel. Meine Kinder, die mit Rechnern aufgewachsen sind, die heruntergefahren werden müssen und den Benutzer dabei nötigenfalls ans Abspeichern erinnern, so dass derartige Missgeschicke ihnen fremd sind, sind rat- und verständnislos angesichts meiner Qualen.

Drago Starcevic

September 1986

Manuelle Texterfassung in der Zeitung

Drei Monate nach dem Abitur trete ich mein Zeitungsvolontariat beim Donaukurier Ingolstadt an.

Zum ersten Mal sitze ich an einem Computer. Die Kolleginnen der Kreisredaktion nennen den Bildschirm (grüne Schrift auf Schwarz) mit Tastatur aber nicht Computer, sondern „Terminal“ – dass das technisch korrekt ist, verstehe

ich erst viele Jahre später. Er rechnet nämlich nicht selbst, sondern hängt an dem zentralen Unix-Rechner des Verlags. Unter anderem gibt es ein Nachrichtensystem zwischen den Usern, das vor allem wir Volontäre aus Schabernack nutzen. Blöderweise löst jeder Nachrichteneingang eine blecherne Version des berühmten Anfangs von Beethovens Fünfter aus – unausschaltbar.

An einem der ersten Arbeitstage darf ich aus einer Polizeimeldung eine richtige Zeitungsnachricht schreiben: Mein erster veröffentlichter Artikel, und mein Autorenkürzel „(gut)“ ist geboren. Wichtigste Information auf dem Bildschirm ist die Zeilenzahl unter dem Artikel: Danach zeichnet die Redakteurin den Platz für den Artikel auf einer großen, linierten Seite mit fünf Spalten ein, mit Bleistift (lässt sich mit Radiergummi korrigieren). Die Kreisredaktion umbricht nämlich die Lokalseiten der Außenredaktionen. Die Zeit des Bleisatzes ist so kürzlich vergangen, dass noch Bleisatzterminologie verwendet wird. Und die Redakteurin, die mir später den verschränkten Fünfspaltenumbruch beibringt, ist so gut darin, dass sie gleich alles mit Kuli einzeichnet. Während ich Abend für Abend in Radiergummifutzeln versinke.

Als nächstes lerne ich Redigieren. Artikel von freien Mitarbeitern kommen auf Papier in die Redaktion, auf Manuskriptpapier einseitig mit der Schreibmaschine getippt. Das Manuskriptpapier hat eine Spalte aufgedruckt, in die pro Zeile genau so viele Schreibmaschinenbuchstaben passen wie später in die Zeitungszeile. Diese Manuskripte redigiere ich unter Anleitung der Redakteure und Redakteurinnen, per Hand mit Kugelschreiber. Unter anderem lerne ich Korrekturzeichen.

Mit diesen Anmerkungen gehen die Manuskripte in die Texterfassung zwei Stockwerke unter der Redaktion. Dort sitzen gepflegte Damen, an deren Terminals Klemmbretter befestigt sind. In diese klemmen sie die Blätter und geben den geänderten Inhalt ins System ein. Erst dann steht die tatsächliche Zeilenlänge fest und der Artikel kann auf den Zeitungsseiten eingespiegelt werden. Außerdem geht er so ins Korrektorat, wird dann zur Belichtung freigegeben.

Gerade wenn das Manuskript Kraut und Rüben ist, wenn das Wichtigste im letzten Absatz steht, die Hälfte des Rests irrelevant ist, ginge es erheblich schneller, wenn ich ihn selbst neu ins System eintippte (obwohl ich mit Beginn meines Volontariats zum ersten Mal auf einer Tastatur getippt habe). Doch das verbietet man mir, wegen der Gewerkschaft: Ich dürfe auf keinen Fall den Texterfasserinnen die Arbeit wegnehmen. Also schneide ich Absätze aus und klebe sie um.

Die Manuskripte werden in der Reihenfolge erfasst, in der die Lokalausgaben später gedruckt werden: Hilpoltstein zuerst, Beilngries zuletzt. Doch auch die Redakteurin, die die Beilngrieser Seiten umbricht, kann ihre Seiten erst fertigmachen, wenn alle Artikel im System stehen. Gerade am Freitagabend sitzt sie oft die eine oder andere Stunde untätig herum, weil ihre Artikel noch nicht erfasst sind. Aber sie darf sich die Manuskripte nicht einfach schnappen und selbst eingeben, wegen der Gewerkschaft.

die Kaltmamsell

November 1986

Auftritt: Elektrische Schreibmaschine!

Seit Anfang des Monats arbeite ich in einem Berliner Anwaltsbüro für Familienrecht. Schon am ersten Tag hatte die Rechtsanwältin mir gesagt, dass sie für mich eine gute elektrische Schreibmaschine kaufen wird.

Jetzt ist es soweit: Die funkelnagelneue *brother* steht auf meinem Schreibtisch. Sie ist weiß und strahlt richtig auf der schwarzen Schreibtischplatte. Je mehr ich ausprobiere, desto größer ist meine Begeisterung: Das Papier wird automatisch eingezogen! Beim ersten Mal zucke ich noch zurück, weil es so flott geht. Drei Typenräder mit verschiedenen Schriften, davon eine serifenlose Schrift und eine kursive Schrift! Mit einem Handgriff lassen sie sich wechseln. Wahnsinn. Ein Korrekturspeicher! Das heißt, die Schreibmaschine kann auf Knopfdruck tatsächlich eine ganze Zeile löschen. Die Buchstaben

verschwinden einfach wieder. Na gut, die vier Durchschläge, die ich meistens für die Mandantinnen und Mandanten, das gegnerische Anwaltsbüro sowie die Handakte anfertigen muss, werde ich weiterhin mit Tippex ändern müssen. Aber das bin ich ja gewöhnt.

Und dann entdecke ich den Dezimaltabulator! Der fasziniert mich am meisten, weil ich fast jeden Tag Unterhaltsberechnungen und Kostennoten schreibe. Um die Zahlen schön mit dem Komma an der gleichen Stelle untereinander zu tippen, musste ich bisher immer zuerst das Komma setzen und dann mit der Rückwärtstaste zur der Stelle zurückhüpfen, an der die erste Zahl stehen sollte. Was nicht immer geklappt hat, und dann durfte ich mühsam mit Tippex-Streifen korrigieren. Jetzt entstehen die Zahlenkolonnen wie von Zauberhand. Irre.

Nachdem ich mich an die Schnelligkeit und die Raffinessen gewöhnt habe, ist die neue Schreibmaschine eine enorme Arbeitserleichterung, Sie ist nicht nur elektrisch, also mit Strom, sondern elektronisch, also mit Gedächtnis. So erkläre ich mir den Unterschied zu der IBM-Kugelkopf-Schreibmaschine, die ich zuhause stehen habe und die mich seit Jahren begleitet. Das einzige, was mich an der *brother* stört, ist das Surren, das jede Aktion begleitet. Aber das höre ich nach ein paar Stunden gar nicht mehr. Die harten Anschläge der IBM dagegen kann ich gar nicht überhören. Und irgendwie mag ich sie doch lieber, meine kleine rote knubbelige Kugelkopf von 1972 oder so.

Janne Klöpper

Ende 1986

E-Mail ist nicht einfacher als Telex, aber billiger

Diese astronomische Beobachtung, sagt der pensionierte Astrophysiker R. 2015 beim Frühstück, sei gleichzeitig die letzte gewesen, deren Ergebnisse er per Telex übermittelt habe, Ende 1986. Ein Jahr später habe er schon E-Mail benutzt. Das sei nicht so einfach gewesen, weil man noch UUCP ver-

wendete und er daher alle Stationen wissen und von Hand eingeben musste, die zwischen Absender und Empfänger lagen. Ich frage, wie viele es da 1987 schon gegeben haben könne, fünf? “Oh good grief, no!”, sagt R. Schon allein fünf von der schottischen Ostküste bis zum Atlantik! Er zählt sie alle auf ... und dann war man in New York, und von dort gelangte die Mail dann in nur soundsovielen weiteren Schritten ans Ziel.

Was denn dann der Vorteil gegenüber Telex gewesen sei, frage ich. Telex, das habe richtiges Geld gekostet. Da habe man seine Zeile mit den Ergebnissen aufgeschrieben und in die Unibibliothek getragen, wo sie entgegengenommen und versendet worden sei. Innerhalb von 24 Stunden habe er seine Beobachtungsergebnisse damals übermitteln können. Damit sei er unter den Schnellsten gewesen.

Kathrin Passig

24.12.1986

Ein missratenes Fest

Zum Weihnachtsfest 1986 schenken meine Eltern mir einen Commodore C128, das Nachfolgemodell des berühmten C64. Ich bin enttäuscht, hatte ich mir doch eine Atari Spielkonsole gewünscht. Der Verkäufer im Radiofachgeschäft hatte meinen Eltern geraten, keine Konsole, sondern einen richtigen Heimcomputer zu kaufen, mit dem man alles machen könne, was man mit einer Konsole machen kann und noch mehr.

Bis zu diesem Tag bin ich noch nie mit Computern in Berührung gekommen und habe keine Ahnung, was man damit anfängt. Über das Geschenk bin ich enttäuscht und will wenigstens diese merkwürdige Single anhören, die mit dem Computer angeliefert wird. Die Beschriftung “Commodore System Disk, CP/M Plus” klingt irgendwie nach DJ und nach Amerika. Ich wundere mich über die rechteckige Öffnung mit abgerundeten Ecken in der Hülle und darüber, wie schwer sich das Cover öffnen lässt. Schließlich gelingt es

mir mit Hilfe einer Schere, die Single von der Verpackung zu befreien. Sie ist sehr weich und dünn und hat in der Mitte ein großes Loch, das allerdings nicht auf den Single-Adapter des Schallplattenspielers passt. Rillen sind nicht vorhanden. Ich schiebe die Platte mühsam in ihr Cover zurück und ergebe mich in ein missratenes Fest.

Erst Wochen später finde ich heraus, dass der Radioverkäufer recht hatte und dass es sich bei der Single um eine 5,25" Floppy Disc handelt mit 170 KB Speicherkapazität, die das zusätzliche Betriebssystem "CP/M" enthielt, das man mit ihrer Hilfe auf den C128 booten kann.

Ansgar Oberholz

Dezember 1986

Filmentwicklung in der Dunkeldrehtür

Zu meinem Zeitungs- und Rundfunkvolontariat gehören 1986/87 einige Monate in der Redaktion des *Eichstätter Kuriers*. Neben Redigieren der Berichte freier Mitarbeiter lerne ich Recherchieren (Basis: Telefon, Kollegen-/Kolleginnenwissen und Redaktionsarchiv), Schreiben und Fotografieren. Zu Letzterem gehört auch das Entwickeln des belichteten Schwarz-weiß-Films.

Im abgeschraddelten Verlagshaus gibt es gleich neben der Schreibstube der Redaktion eine verlassene Dunkelkammer aus Zeiten, als noch eine Fotolaborantin im Haus beschäftigt war. Doch nicht diese werde ich geheißen zu nutzen, sondern die lichtdichte Drehtür zu dieser Kammer. Ich betrete sie mit Fotoapparat, Schere und Entwicklungsdose, schiebe sie zu und kauere mich auf den Boden. Dort öffne ich die Rückseite des Fotoapparats, ertastet links von der Linse das Ende des belichteten Films und schneide den Film ab – wegen der paar Fotos von Anneliese Neumeiers 95. Geburtstag kann ich ja nicht den ganzen Film verschwenden. Ich ziehe den belichteten Streifen aus

der Spule rechts von der Linse. Die etwa 30 Zentimeter hohe Entwicklungsdose enthält einen entnehmbaren Schienenring, in den ich den Filmabschnitt einfädle, dann schiebe ich ihn in die Dose und schließe sie.

Ebenfalls auf Tastbasis fädle ich den restlichen Film wieder in die Kamera und schließe sie. Nun gehe ich zurück ins Büro und entwickle den Film mit Entwicklerflüssigkeit, gieße diese nach der vorgeschriebenen Zeit zurück in ihre Flasche, fülle Fixierer in die Dose und finalisiere die Filmentwicklung. Auf dem Filmstreifen suche ich das Bild aus, das ich zur Illustration meines Artikels verwenden möchte und notiere die fortlaufende Randnummer auf einem Zettel. Filmschnipsel und Zettel holt ein gelernter Fotograf ab (im Hauptberuf Bereitschaftspolizist und Quell schöner Wackersdorfgeschichten), der kurz vor Redaktionsschluss die Abzügen bringt. Falls ich es noch nicht getan habe, schreibe ich nun den Bildtext und beschrifte die Rückseite des Abzugs mit dem Dateinamen. Die Abzüge fährt ein Kurier ins Haupthaus des *Donaukurier*, wo die Seiten umbrochen werden.

die Kaltmamsell

1986

You can call me Schlüsselbundfinder

Ich lege zum ersten Mal meine neueste Schallplatte auf: “Graceland” von Paul Simon. Nach etwa 20 Minuten drehe ich die Platte um, um die zweite Seite zu hören. “You can call me Al” ist super! Nach knapp zwei Minuten kommt ein Flötensolo. Ich lausche den Klängen, als sich plötzlich irgendwie unpassende Pfeiftöne dazumischen. Diese scheinen auch nicht aus den Boxen meiner Stereoanlage zu kommen, sondern irgendwo aus einem Regal. Das Flötensolo ist vorbei, das Pfeifen verstummt, und ich denke mir nichts dabei, weil mich das kurze Basssolo eigentlich auch noch viel mehr in seinen Bann zieht.

Beim nächsten Hören wieder dieses Pfeifen. Ich gehe der Sache nach und entdecke ein kleines Gerätchen, das ich schon wieder vergessen hatte: Einen elektronischen Schlüsselbundfinder. Diesen hängt man ans Schlüsselbund. Er antwortet mit einem Piepsen auf einen Pfeifton, so dass man das Schlüsselbund schneller wiederfinden kann. Da ~~ich mein Schlüsselbund sowieso nicht verlege~~ die Batterien eh leer sein werden, wenn ich das Gerätchen mal anpfeifen könnte, habe ich es nie bestimmungsgemäß verwendet, sondern ins Regal gelegt, wo der kleine musikalische Freund nun in das Paul Simonsche Flötensolo einsteigt.

Markus Winninghoff

Um 1979, 1980, außerdem 1986

Der Halleysche Komet kommt sechs Monate zu früh

Roger Stapleton ist Astronom und Informatiker an der Uni St. Andrews seit 1965 sowie ehrenamtlicher Hüter der Schatzkammer obsoleter Technologie. Auf Vorschlag der Techniktagebuchredaktion befrage ich ihn im Dezember 2017 zu seiner ersten Begegnung mit dem Internet.

Die Universitätsnetzwerke in diesem Land sind stückweise gewachsen. Die Ingenieure hatten ihr eigenes Netzwerk, irgendwer anders hatte auch eines, und manchmal redeten die Netzwerke sogar miteinander. Meistens aber nicht. Wir hatten an der Uni ein internes Netzwerk, nachdem wir die VAX-Rechner bekommen haben. Die konnten nämlich Ethernet über Koaxialkabel. Aber internationale Netzwerke – eigentlich auch schon nationale – waren viel spannender. Von unseren VAXen aus sind wir anfangs nicht sehr weit gekommen. Aber wir hatten ein Terminal – 30 Zeichen pro Sekunde, VDU –, das mit dem DEC-10-Rechner in Dundee verbunden war. Darüber sind wir ins … war das das Netzwerk von den Ingenieuren? Kann sein … und

darüber dann ... es gab zwei Gateways zwischen den verschiedenen Universitätsnetzwerken. Eins in Edinburgh, das hieß GRETNA. Und eins in London namens BALHAM ...

– *Wieso BALHAM?*

Das geht auf einen uralten Kurzfilm zurück, in dem Balham das Gateway zu ich weiß nicht mehr was war. Ich glaube, ich habe den Film nie gesehen. Aber das war so eine Anspielung, die hängengeblieben ist. Da konnte man rein, und sich dann von dort mit einem anderen Netzwerk aus GEC-Rechnern verbinden – also keine DEC-Rechner. Und im Royal Observatory Edinburgh hatten sie einen GEC-Rechner und einen VAX-Rechner für die Astronomie. Wir konnten also den GEC-Rechner erreichen, und dann, nachdem der Systemadministrator dort ein Kabel über den Flur verlegt und die beiden Terminals miteinander verbunden hatte, konnten wir als Terminal aus dem einen raus und in dem anderen rein und uns mit unserem lokalen Astronomierechner in Edinburgh verbinden.

Über einen ähnlichen Weg sind wir in den Rechner in Rutherford reingekommen. Manchmal tippte man da so vor sich hin, und plötzlich ging nichts mehr. Und nach einer kurzen Pause kam eine kleine Fehlermeldung: "Sorry! Your computer is no longer available." Die Frage war: Welcher von den sechs, in denen ich eingeloggt bin? Weil wir in Dundee eingeloggt waren. Dann in einem Gateway. Dazwischen vielleicht noch ein anderer Rechner. Über das Gateway haben wir uns in einen von den GEC-Rechnern eingeloggt. Dann vielleicht noch in einen zweiten GEC-Rechner und dann in den VAX-Rechner.

– *Gab es dafür einen guten Grund, oder habt ihr das nur zum Spaß gemacht und weil es ging?*

Anders konnte man gar nicht arbeiten! Nur so sind wir in die Astronomie-VAX-Rechner reingekommen. Von denen gab es ein halbes Dutzend: Rutherford, Edinburgh, London, Jodrell Bank ... Letzten Endes war das ein verteiltes Rechenzentrum für die britischen Astronomen, mit dem man Bilddaten-

verarbeitung betreiben konnte. Wenn wir große Datenverarbeitungsaufträge hatten, war es theoretisch so gedacht, dass wir unsere Daten nach Edinburgh bringen und dort arbeiten sollten. Das haben wir gelegentlich auch gemacht. Aber in der Regel haben wir lokal gearbeitet. Man brauchte aber Zugang zu den Astronomierechnern ... die waren über DECnet verbunden. Dadurch gab es DECnet-Mail. Darüber waren die Astronomen vernetzt und man konnte Mail an andere Astronomen schreiben.

– *Wann war das?*

Das hat ... ungefähr 1980 angefangen. 79, 80. Internationale E-Mail ist für mich kurz nach dem Halleyschen Kometen von 1986 praktikabel geworden. Pech! Das hieß nämlich, dass die ganzen Daten, die ich damals mit dem großen Teleskop über die Position des Kometen gesammelt habe, im Herbst 1985, bearbeiten und zur Telex-Stelle in der Bibliothek bringen musste, von wo sie in die USA geschickt wurden. Wenn der Halleysche Komet sechs Monate später gekommen wäre, hätte ich an meinem Terminal sitzen bleiben und alles direkt als E-Mail an den Empfänger in den USA schicken können.

Roger Stapleton, aufgezeichnet und übersetzt von Kathrin Passig

Silvester 1986

Kommunikation mit dem Kursbuch

Ich muss bis zum Nachmittag in Bad Wildungen arbeiten und will danach meine aus Stuttgart kommende Freundin am Kasseler Hauptbahnhof abholen, um zusammen mit dem Auto auf eine Silvesterfete nach (West-)Berlin zu fahren.

Kurz vor Feierabend fällt mir ein, dass es einfacher wäre, sich in Göttingen zu treffen: Zum Hauptbahnhof in der Kasseler Innenstadt ist es eine Gurkerei (der ICE-Bahnhof Wilhelmshöhe existiert noch nicht), weshalb die Intercitys

(ICE existieren ebenfalls noch nicht) den gar nicht anfahren. Den Göttinger Bahnhof hingegen, das weiß ich vom Trampen, erreicht man von der Autobahn sehr bequem.

Dazu müsste meine Freundin in Frankfurt aber nicht, wie geplant, umsteigen, sondern im Intercity sitzen bleiben. Aber wie kommuniziere ich das, in Zeiten ohne Mobiltelefonie?

Als häufiger Bahnfahrer besitzt man ein Kursbuch, in dem nicht nur die Verbindungen, sondern auch die Telefonnummern der Hauptbahnhöfe aufgeführt sind. Ich rufe also in Frankfurt an, ob man die Frau ausrufen könne. Könne man.

Frankfurt ist ein Kopfbahnhof, die Züge halten also länger als anderswo. Meine Freundin wird ausgerufen, sie möge sich am Infoschalter Gleis 10 melden. Dort teilt man ihr mit, sie möge wieder in den bisherigen Zug steigen und bis Göttingen fahren.

Ich rufe nochmal in Frankfurt an, ob das geklappt habe, und mache mich auf den Weg nach Göttingen. Pünktlich um neun laufen wir zur Silvesterfete in Berlin ein.

Ernst Soldan

1986

Podcasts in den Zeiten der Kohl-Ära

Ein paar Nerds hocken zusammen und nehmen auf, wie sie querbeet über Filme, Fernsehserien, Musik und Computerspiele quatschen und spielen gelegentlich Stücke daraus ein. Als ich ca. 2012 zum ersten Mal Podcasts höre, ist dies ein populäres Genre, neben strenger themenbezogenen Kanälen, z. B. zu Wissenschaft, Computertechnik, Politik oder Sport.

Das, was gern abfällig als „Laberpodcast“ bezeichnet wird, erinnert mich stark an meine Abiturzeit. Damals war ein Mitschüler an Leukämie erkrankt – woran er auch leider jung gestorben ist – und seine beste Kumpels nah-

men Cassetten für ihn auf und brachten sie ihm in Krankenhaus mit. Und das waren eben keine normalen Mixtapes voller Musik, sondern auch ihre Gespräche, Witze, Film- und Plattenbesprechungen gemischt mit Soundclips aus Radio und Fernsehen.

Die Tapes erfreuten sich auch unter den übrigen Mitschülern ziemlicher Beliebtheit und wurden daher eifrig kopiert und weitergegeben. Ich besitze leider kein Exemplar – und meine wenigen verbliebenen Kassette lagern ohnehin im Keller –, daher kann ich nicht sagen, ob die alten Aufnahmen von damals heute noch lustig oder nur pubertär-peinlich wären. Soweit ich mich erinnere, ging es darin immerhin eher um Monty Python als um Colt Seavers oder Knight Rider.

Virtualista

1986

Wir erfinden das Internet (zumindest bei uns im Dorf)

1986 bekommen mein Bruder und ich einen PC zu Weihnachten, genauer einen Schneider PC 1512 DD. Das DD steht für zwei Diskettenlaufwerke, die später noch eine Rolle spielen werden. Mein Nachbar besitzt einen gebrauchten Apple, der mehrfach von Bastlern erweitert wurde. Schnell begeistern wir uns für die Entwicklung kleiner Programme. Anfangs in Basic, bald darauf in Turbo Pascal, das auf beiden Computern läuft. Allerdings klappt der Datenaustausch nicht richtig. Uns gelingt es nicht, Daten von einem Computer auf den anderen zu übertragen. Vielleicht ist das mehr oder weniger selbstgebaute Diskettenlaufwerk am Apple ursächlich, vielleicht unsere Unkenntnis über das richtige Dateiformat.

Als sporadische c't-Leser (Disclaimer: Wir verstehen weniger als 10 Prozent) lesen wir natürlich keine Handbücher, sondern entwickeln eine gerade zu wahnwitzige Idee: Wir ziehen ein Kabel von Haus zu Haus, über das wir die Daten (Turbo-Pascal-Listings) übertragen, damit wir keine Aus-

drucke mehr abtippen müssen. Das Loch im Fensterrahmen schafft Diskussionsbedarf, aber zum Glück nur auf der Nachbarseite. Schnell – also nach mehreren Wochen – ist ein Programm entwickelt, das Daten über die serielle Schnittstelle überträgt. Allerdings gleichzeitig nur in einer Richtung. Die Übertragung erfolgt durch Zuruf durch das offene Fenster. A meldet die Datenübertragung an, B startet den Computer und schaltet das Programm in den Empfangsmodus und gibt A Bescheid, der dann auf "Send" drückt. Als echte Profis verwenden wir englische Kommandos und Variablen, auch wenn uns der Sinn dieses Verhaltens unklar bleibt. Das Ende der Datenübertragung wird vom Programm zurückgemeldet, wenn 30 Sekunden lang nichts mehr übertragen wird.

Das offene Fenster ist nur eine sommerliche Übergangslösung.

Da wir für die Datenübertragung nicht alle Adern des benutzten Kabels verwenden, verwenden wir diese als Basis für eine Übertragungsampel. Mein Nachbar studiert jetzt Elektrotechnik und lötet einen kleine Schaltung mit Leucht-Diode, Taster und Piepser. Über eine vereinbarte Abfolge von Signaltönen erfolgt zukünftig die Übertragung von Daten. Auch das Ablehnen wird so kommuniziert. Ob die Signale richtig interpretiert werden, wird selbstredend wie gehabt über das offene Fenster nachgefragt.

Da jetzt der Übertragungsstatus klar ist, gelingt es uns, einen kleinen Chat zu entwickeln. Da wir nicht so schnell tippen, markiert ein Signalton das Ende der Nachricht. Daraufhin wechseln wir manuell den Sende- bzw. Empfangsmodus des Programms und der andere antwortet. Drei kurze Töne signalisieren das Ende der Unterhaltung. Das könnte man natürlich auch schreiben, aber das wäre halb so spannend.

Gelegentliche Besucher sind begeistert, wenn sich wie von Geisterhand Nachrichten auf dem Bildschirm aufbauen und ich eine Frage eingebe, die kurz darauf beantwortet wird. Auch wir sind begeistert und wollen nun auf das große Ganze gehen. Jeder Mensch braucht zukünftig einen Anschluss und eine persönliche Tonfolge, damit er weiß, ob Nachricht oder Daten für

ihn bestimmt sind. Die Idee, weitere Computer im Dorf anzubinden, scheitert jedoch grandios. Aus dem einfachen Grund, dass es keine weiteren Computerbesitzer in der Nachbarschaft gibt.

Später verstehen wir mehr in der c't und bekommen mit, dass es bereits Mailboxen gibt, die über Akustikkoppler angerufen werden und unser Dorfnetz bereits Wirklichkeit bzw. inzwischen überholt ist. Aber das Kabel hängt noch lange unter der Dachrinne zwischen den Häusern.

Moritz Geisel

1987

Die Universität von St Andrews kauft ihre erste CD-ROM

Die Universität von St Andrews kauft ihre erste CD-ROM. Das entnehme ich 2014 einem aktuellen, großformatigen Prospekt der "Special Collections Unit". Die erste CD-ROM der Uni war die Digitalversion der "McGraw-Hill Concise Encyclopedia of Science and Technology". Das Prospekt weiter: "While most publishers were hesitant to venture into the digital world in the 1980s ..." (hört, hört) "... McGraw-Hill Concise Encyclopedia Series were truly pioneers in this field."

Um die CD-ROM zu lesen, braucht man einen IBM-XT oder AT mit 640 KB RAM und einem CD-Player natürlich. Außerdem benötigt man ein 5.25"-Diskettenlaufwerk. Die Software kam auf Diskette, die Daten auf CD-ROM. Offenbar besitzt die Uni heute, also 2014, 300.000 e-Books. Auf CD-ROM etwa? Das ist durch den Kontext impliziert, aber auch kaum zu glauben.

Aleks Scholz

1987

Kopierschutz: Die DDR macht vor, wie's geht

Ich habe 1987 meinen ersten Computer gekauft, einen C64 II – das war ein normaler C64 in einem anderen, hellgrauen Gehäuse. Das hatte den Vorteil, dass man die Disketten, die man fürs Hin- und Herkopieren brauchte, in der Zeit dazwischen in die Lüftungsschlitze stecken konnte. An weitere Vorteile kann ich mich aber nicht erinnern. Mit dem Rechner bekam ich ein externes Floppylaufwerk VC 1541C und ich glaube 30 Disketten mit Spielen (an diesem letzten Punkt ist die Erinnerung verschwommen, es können auch mehr gewesen sein). Alles kostete 2.000 Mark der DDR, was ein wirklich guter Preis war.

Den guten Preis bekam ich, weil der Vater eines Klassenkameraden, der mit geschmuggelten C64 handelte, die DDR-Steuerfahndung oder sonst irgendwen am Hacken hatte, der sich für sein illegales Tun interessierte, und sehr schnell sein Lager räumen wollte. Vom auf dem Schulhof zugeraunten Angebot bis zum Geld erbetteln bei meinem Vater und der Übergabe am Gartentor des Klassenkameraden vergingen nur wenige Stunden.

Doch will ich auf etwas anderes hinaus. Die Spiele waren selbstverständlich Schwarzkopien, originale Spieldisketten kannte ich gar nicht. Man ging zu einem Bekannten und kopierte, was einem gefiel. Das hatte einen Nachteil: Es gab keine Anleitungen zu den Spielen. Damals lagen Anleitungen den Verpackungen als gedrucktes Buch bei, was in der DDR ein effektiver Kopierschutz war. Denn zwar war es möglich, Disketten in ausreichender Zahl zu schmuggeln, beziehungsweise im Intershop zu kaufen, und ich hatte auch mindestens zwei Bekannte mit einem C64. Kopiergeräte hingegen waren im Osten praktisch nicht vorhanden. Die existierten nur als Nasskopierer an Schulen oder in Betrieben und taugten nicht, um gebundene Bücher zu vervielfältigen.

So hatte ich ein Hubschrauberspiel, ich glaube „Airwolf“, das ich liebte, aber nicht steuern konnte. Es gelang mir nur, den Hubschrauber zu starten und durch die Gegend zu fliegen. Aber ich konnte weder landen, noch die Waffen korrekt bedienen. Ähnliche Probleme hatte ich mit „Ace of Aces“ und anderen Games. Ich war nicht der Einzige. Ich erinnere mich an viele Gespräche auf dem Schulhof, die sich allein darum drehten, wer gerade welche Tastenkombination ausprobiert und welche neue Funktion entdeckt hatte. „Maniac Mansion“ taugte für monatelangen Rätselspaß, da niemand die Lösung kannte.

Kai Biermann

5. Januar 1987

Ober sticht Unter

„Sehr gute Kenntnisse in MS-Office“ gehören im 21. Jahrhundert zu den Standardanforderungen jeder Stellenausschreibung. Erstaunlicherweise gab es mal eine Zeit, in der man von MS Office noch nicht mal träumen konnte. Die für Powerpoint-Präsentationen so selbstverständlichen Laptops und daran anschließbaren Beamer waren ebenfalls noch nicht auf dem Markt.

Am 5. Januar 1987 habe ich meinen ersten Arbeitstag in der Softwaremarketing-Abteilung der Firmenzentrale einer IT-Firma. Dort gibt es einen abgeschlossenen „Grafik-Raum“ mit einer sensationellen Ausstattung:

In der Mitte prunkt ein klobiger Bildschirm mit Tastatur, an dem man Texte und Zeichnungen eingeben kann, und das sogar in Farbe. Daneben steht ein Plotter, mit dem die am Bildschirm erzeugten Grafiken auf spezielle Folien ausgedruckt werden, ebenfalls in Farbe! Die Folien können dann von jemandem, der einen Vortrag halten muss, auf einem Overheadprojektor mit Hilfe eines kleinen Spiegels an die Wand geworfen werden. Der Overheadprojektor sieht aus wie ein Rollator mit einem Aufsatz für die Folie, einem bewegli-

chen Spiegel an einer Stange, einem roten Stromkabel und einer lichtstarken Glühbirne, die meist dann ihr heißes Leben aushaucht, wenn sie für einen Vortrag eingeschaltet wird.

Mein neuer Chef drückt mir einen Papierstapel in die Hand, auf den jemand Skizzen für eine Folienpräsentation gezeichnet hat. Den Stapel soll ich in den geheimnisvollen Raum bringen, in dem ein hoch spezialisiertes Team daraus Präsentationsfolien zaubert. Mir wird noch eingebläut, mich ja nicht abwimmeln zu lassen. Dieser Vortrag sei sehr wichtig und habe allergrößte Priorität. Er sei für den Leiter des Produktmarketings persönlich, der morgen eine Präsentation halten müsse.

Die Crew des Grafik-Raums ist über mein Auftauchen nicht erfreut. Man habe schon zu viel zu tun. Ich sage mein Sprüchlein auf, dass diese Präsentation allerhöchste Priorität habe, weil sie für den Leiter des Produktmarketings persönlich sei. Dafür ernte ich ein höhnisches Grinsen: „Wir haben hier aber schon eine Präsentation für den Leiter des Vertriebs“, schleudert mir mein Gesprächspartner entgegen und knallt mir die Tür vor der Nase zu.

Gomobu68

März 1987

Wir suchen Software (Teil 1 – die 80er Jahre)

Wir – mein Bruder und ich – sind auf der Suche nach Software für unser Weihnachtsgeschenk, einen Schneider PC. Da wir als Einzige in unserem Freundeskreis einen Computer mit MS DOS als Betriebssystem nutzen, sind wir anfangs ratlos. Rettung versprechen Kleinanzeigen in einschlägigen Fachzeitschriften wie Happy Computer und DOS.

Dort finden wir Anzeigen, in denen Freeware, Shareware und Public Domain-Programme angeboten werden. Wir wissen zwar nicht, was das sein soll, aber die Preise werden pro Diskette angegeben und liegen zwischen drei und sechs DM. Wenn man mehr bestellt, wird es günstiger.

Wir fordern bei zwei Händlern eine Katalogdiskette an. Die Auswahl treffen wir, weil diese beiden Händler Qualitätsdisketten und vor allem viele Spiele versprechen. Wir schicken einen frankierten Rückumschlag an die Händler und legen eine Schutzgebühr in Briefmarken bei. Wir erhalten nach kurzer Zeit jeweils eine Diskette mit einem Programm, das alle verfügbare Software mit einer kurzen Beschreibung auflistet. Alles im Textmodus, die Navigation im Katalog erfolgt über Tastenkürzel, die am unteren Bildschirmrand eingeblendet werden.

Als Jugendliche sind wir natürlich an Spielen und weniger an ernsthaften Anwendungen interessiert. Dennoch ziehen uns obskure Programme wie Biorhythmus, Grußkartengenerator oder Poker in den Bann. Da die Namen oft abgekürzt sind, blättern wir stundenlang durch den Katalog. Screenshots gibt es (Textmodus) natürlich keine, so dass wir uns die beschriebenen Programme in unserer Phantasie vorstellen.

Wir notieren die Nummern der Disketten und bezahlen per Postanweisung, da wir mit 13 und 12 Jahren natürlich noch kein eigenes Konto haben. Dazu bringen wir das Geld auf das Postamt und geben auf dem Einzahlungsformular die Nummern der Disketten an. Der Händler hat uns auf der Katalogdiskette genaue Anweisungen dafür gegeben, die wir mangels Drucker quasi auswendig lernen.

Nach einigen Tagen trifft die Lieferung ein. Der Händler hat – offensichtlich um Geld zu sparen – einige Programme zusammen auf eine Diskette kopiert, so dass wir die Software erst suchen müssen. Ein Digger-Clone sorgt wochenlang für die gewünschte Unterhaltung.

Die anderen Programme sind mehr oder weniger Schrott. Das viel gelobte Autorennspiel entpuppt sich als Nachtrallye, wobei man nur die Begrenzungen am Straßenrand als blinkendes Quadrat sieht. Das Biorhythmus-Programm arbeitet offenbar mit einem Zufallsgenerator, wir können keine Ergebnisse reproduzieren. Immerhin können wir die Qualitätsdisketten überschreiben und selbst darauf Daten ablegen.

Moritz Geisel

1987

Meine Freunde blasen ihre maschinenlesbaren Ausweise auf

Der maschinenlesbare Personalausweis wird eingeführt. Maschinenlesbar bedeutet: Er hat am unteren Rand zwei Zeilen Text in der Schriftart OCR-B, die optisch eingelesen werden können. In meinem Freundeskreis ist man der Meinung, das sei ein weiterer Schritt zur umfassenden Ausspionierung aller Bürger und zentralen Speicherung ihrer Daten. Es gibt Protest, man rät dazu, eine Ecke der Laminierung abzuschneiden und den Ausweis aufzublasen. Das Aufblasen kann man immer wieder machen, es sieht lustig aus, und angeblich ist die Maschinenlesbarkeit dann kaputt. Jahrelang sehe ich diese abgeschnittenen Ecken.

Meine eigene Ecke schneide ich nicht ab, denn ich finde, meine Freunde übertreiben ein bisschen. Sie stellen auch ihre Festnetztelefone in den Kühlschrank, wenn sie über heikle Themen sprechen wollen, damit der Verfassungsschutz sie nicht abhören kann. (Das weiß ich nur vom Hörensagen; in meiner Gegenwart sprechen sie nicht über heikle Themen. Man kann nicht einfach den Stecker rausziehen, die TAE-Steckdose wird 1987 ebenfalls gerade erst eingeführt. Telefone sind mit einer Unterputzdose fest verkabelt.)

Trotz des unaufgeblasenen Ausweises werde ich später oft scheitern, wenn ich versuche, Check-in-Automaten am Flughafen zu benutzen. Man muss den Ausweis in genau der richtigen Geschwindigkeit durch die Lesezeile ziehen, und auch dann klappt es meistens nicht.

Kathrin Passig

Mai 1987

Unsere Single für deine Stimme

Für die bevorstehende Wahl der Hamburger Bürgerschaft hat sich die CDU, die aus der Opposition antritt, einen neuen Wahlkampfgag ausgedacht. Für ihren Bürgermeisterkandidaten Hartmut Perschau wirbt die Partei mit einer Schallplatte, genauer: Mit einer Single. Auf der A-Seite, die auch auf der Plattenhülle angekündigt wird, heißt es: Alle, alle lieben Hamburg (nach der Melodie der US-*Battle Hymn of the Republic*), die B-Seite dann *Alle wählen Hartmut Perschau.*

Die Idee ist von den Nachbarn geklaut: Bereits zuvor hatte die CDU im angrenzenden Schleswig-Holstein eine Single herausgebracht, auf der die deutsche Nationalhymne und das Schleswig-Holstein-Lied zu hören sind. Damit haben die Christdemokraten im nördlichsten Bundesland erfolgreich Werbung für ihren Ministerpräsidenten ~~und Parteivorsitzenden~~ Uwe Barschel und die Landespartei gemacht. Auf der Plattenhülle sind alle drei Strophen des *Lieds der Deutschen* (*Deutschland, Deutschland über alles*) abgedruckt, mit dem kleinen Hinweis: *Bei offiziellen Anlässen wird die dritte Strophe gesungen.*

(Nachtrag 17. Mai 1987: Auch mit der Schallplatte hat es der CDU-Kandidat nicht geschafft.)

Thomas Wiegold

1987

Zitterwahlverfahren

Mein Schulfreund Thorsten hat seit heute eine neue Leidenschaft. „Es ist ja gut und schön, so alleine vor dem Rechner zu sitzen und zu coden … ist es ja auch wirklich! Aber was noch viel geiler ist, ist sich mit anderen Rechnern zu verbinden! Datenfernübertragung, Alter!“

Heute weiß ich: Thorsten war einer ganz großen Sache auf der Spur. Damals war ich skeptisch.

Es ist 1987, wir sind 14 Jahre alt und stehen auf dem Schulhof des Gymnasiums am Kattenberge in Buchholz in der Nordheide, einer Kleinstadt 30 Kilometer südlich von Hamburg. Thorsten und ich sind die einzigen Menschen, die wir kennen, die Computer programmieren. Viele andere haben zwar auch Amigas oder Ataris zu Hause, aber die beschränken sich auf den Konsum von Spielen und das Tauschen von Disketten in der Großen Pause.

Mein aktuelles Projekt auf dem Amiga 500 ist ein Trainer für unregelmäßige Verben, motiviert durch meine 5 in Französisch. Die blieb zwar auch im nächsten Zeugnis, dafür spielt der Trainer aber Helmut-Kohl-Zitate ab, wenn der Schüler (also ich) einen Fehler bei der Konjugation macht (also ziemlich oft).

Abgesehen von Thorsten ist der Kontakt zu anderen Programmierern eine Einbahnstraße und besteht in der Lektüre von Zeitschriften wie 'Happy Computer' oder 'Run' und dem Bestellen von Source Code per Briefpost. Es gibt eine kuratierte Sammlung von Public Domain Software auf Disketten namens „Fred Fish Disk". Aus einem gedruckten Katalog sucht man sich die Floppies, die interessant klingende Programme enthalten, und bestellt sie per Mail Order.

Thorsten: „Schaff dir einen Akustikkoppler an! Der macht aus Bytes Piepstöne und die kann man dann per Telefon zu einem anderen Computer übertragen! So kann man sich zu Mailboxen verbinden und da Programme runterladen! Das macht total Bock!"

Ein paar Wochen und einen Geburtstag später bin ich nicht nur stolzer Besitzer eines dataphon s21d der Wörlein GmbH, das bescheidene 30 Zeichen pro Sekunde überträgt (ja, das ist langsamer als Tippgeschwindigkeit), sondern habe sogar mein eigenes Telefon samt eigener Leitung im Kellerkinderzimmer. Die Leitung wurde in erster Linie angeschafft, um die anfallenden Telefongebühren zuordnen zu können und unter Kontrolle zu bekommen. Mein Apparat verfügt nämlich über ein Schloss, das das Tastenfeld verriegeln kann. Es ist eines der ersten Tastentelefone der Deutschen Bundespost.

Endlich normale Leute!

Das Runterladen von Programmen ist nicht das Spannendste an der Datenfernübertragung. Die Möglichkeit, Tastenanschläge in Echtzeit auf den Bildschirm eines anderen, entfernten Unbekannten zu bringen und umgekehrt, ist es, die uns in einen Rauschzustand versetzt. Thorsten (alias KERMIT) und ich (alias GURU MED) wählen uns mehrmals täglich in die Tornado Mailbox

ein, in die riesige Computeranlage des Hamburger Textilerben Thomas Schewe. Thomas betreibt 25 PCs mit 25 Modems an 25 Telefonleitungen und hat die Rechner untereinander vernetzt. So können die User miteinander chatten – zu zweit oder alle zusammen im 'Forum'. Das TECS (Tornado Electronic Communication System, telnet://bbs.tecs.de) hat schon 1987 das Internet vorweggenommen: es gibt persönliche Post, schwarze Bretter, Rollenspiele, Downloads. Aber vor allem: Das Forum.

Das Forum ist mein Fluchtweg aus der Kleinstadt. Ich verbringe jede Nacht dort in dem bis dato unbekannten Gefühl, unter meinesgleichen zu sein. Als ich anfange, täglich persönliche Nachrichten mit KATJA auszutauschen, ist das reale Leben endgültig abgehängt. Denn das besteht aus schwerer Akne, schleichendem Verlust der Sehkraft und dem Warteraum der Uniklinik Eppendorf.

Impulswahl

Die Deutsche Bundespost unterteilt die Bundesrepublik in Zonen. Das Telefonieren innerhalb einer Zone ist teuer genug, über Zonengrenzen hinweg wird es richtig teuer.

Obwohl nur 20 Minuten mit der Regionalbahn entfernt, befindet sich Hamburg, von Buchholz aus gesehen, in Fernsprechzone II. Dieser Umstand schlägt sich mit mehreren hundert DM auf der Telefonrechnung nieder, und dieser Betrag übersteigt mein Taschengeld um ein Vielfaches. Meine Eltern schließen das Tastaturfeld des Telefons daraufhin ab.

Ich glaube nicht, dass in der Geschichte des Hackings irgendjemand mehr an der Umgehung von Sicherungsmaßnahmen interessiert war als ich angesichts dieses abgeschlossenen Telefons.

Zwar vermietete die Bundespost schon diese neuen modernen Tastentelefone. Die eigentliche Technik das Wählens jedoch ist noch auf Wählscheiben abgestimmt und basiert noch nicht, wie in den USA, auf verschiedenen Piepstönen für verschiedene Ziffern. Stattdessen wird bei einem Tastendruck auf

die Ziffer 1 die Verbindung zur Vermittlungsstelle sehr kurz unterbrochen. Bei der Ziffer 2 passiert dasselbe zweimal kurz hintereinander und so weiter. Diese Impulse werden in der Vermittlungsstelle genutzt, um Zylinder mit Kontakten in Position zu drehen, die hintereinander geschaltet dann die Verbindung zu der Leitung eines beliebigen anderen Anschlusses herstellen.

Die Tasten meines Telefones sind physisch durch das Schloss gesperrt. Aber ich kann den Hörer abnehmen und höre das Freizeichen. Und wenn ich kurz auf die Gabel drücke, ist das Freizeichen weg. Wenn ich hingegen die Gabel für eine volle Sekunde gedrückt halte, ist es wieder da. Wenn ich nur vermeide, zu lange zu drücken, die Gabel vier Mal nur ganz kurz runter halte, eine lange Pause zwischen den ersten beiden und eine kurze Pause zwischen den letzten beiden Malen, also etwa so: - - - -, dann ist die Feuerwehr am Apparat! Nach einem kurzen Schock wird mir klar: Ich habe eben 112 gewählt! Mit einem abgeschlossenen Telefon! Der Rest ist eine Frage des Trainings.

Mit ausgestrecktem Daumen der ansonsten zur Faust geballten rechten Hand bearbeite ich rhythmisch die gefederte Gabel meines Telefons wie der Funker eines U-Boots seine Morsetaste. Das größte Problem stellen die Nullen dar. Um die 040 der Hamburger Ortsvorwahl zu wählen, muss ich im Rhythmus 10-4-10 auf die Gabel trommeln, denn die Null hat zehn Impulse.

Nach einigen Stunden klappt es, und ich höre das vertraute Besetztzeichen der TECS. Schon mit einem unabgeschlossenen Telefon ist es ein Geduldspiel, einen Moment zu erwischen, in dem einer der Anschlüsse der TECS frei ist. Mit meinem Wahlverfahren sinkt die Wahrscheinlichkeit auf das Niveau eines Lottogewinns.

Die seltenen Momente, die ich so tatsächlich den ersehnten 300-Baud-Carrier des Modems auf der anderen Seite zu hören bekomme, lassen meinen Puls rasen und meine Hände zittern, während ich vorsichtig, um nicht allzu viele Störgeräusche zu verursachen, den Hörer in die Muffen des Akustikkopplers drücke.

Aufgrund der Fehlerträchtigkeit meines Wahlverfahrens höre ich statt des Besetztzeichens oder gar des freundlichen Fiepsens des TECS-Modems viel häufiger unfreundliche Stimmen, die wiederholt ihren Familiennamen melden. Sie kommen aus Hamburg oder Berlin oder sonstwoher.

Dieser Zustand ist unhaltbar.

Mein Vater sammelt Donald-Duck-Sonderhefte. Die hat er fein säuberlich jahrgangsweise in Sammelschubern. Die Hefte werden durch je einen festen Draht festgehalten, der durch die Heftmitte verläuft, wo die Heftklammern sichtbar sind. Die Drähte sind an ihren Enden oben und unten in zwei Schienen des Schubers eingehakt.

An diesen Drähten streifen meine kriminellen Gedanken entlang, auf der Suche nach einer Alternative zum fehlerträchtigen Zitterwahlverfahren.

Mit je einem dieser Drähte in einer Hand wühle ich im winzigen Telefonschloss herum und versuche, die Zungen des Schließmechanismus einzudrücken, so wie es der passende Schlüssel täte. Bei ausreichend hoher Motivation stellt ein solches Schloss nicht wirklich eine ernstzunehmende Hürde dar.

In den folgenden Nächten tauschen wir immer weiter verfeinerte Bilder von Kühen in ASCII Art im Forum aus.

Um die unweigerlich katastrophal hohe Telefonrechnung zu bezahlen, zwingen mich meine Eltern, den Akustikkoppler und den Amiga per Kleinanzeige zu verkaufen.

Mein Teenagerleben hat seinen Tiefpunkt erreicht.

Aber wie heißt es am Ende vom „Back to the Future“?

```
        (__)
        (oo)
  /-------\/
 / |     ||
*  ||W---||
   ^^    ^^
```

To be continued.

Jan Bölsche

12.08.1987

Von Bändern und Reglern: Radio IN

Ich habe Frühdienst bei Radio IN. Kürz nach halb fünf steige ich aufs Fahrrad, um rechtzeitig zum Live-Sendebeginn um fünf im Studio in der Ingolstädter Innenstadt zu sein. Es ist ein kalter August, ich trage Handschuhe und sehe meinen Atem beim Radeln.

Unterwegs mache ich Halt an der Polizeiinspektion: Ich klingle und lasse mir den Polizeibericht geben, zwei mit Schreibmaschine getippte und fotokopierte Blätter, aus denen später Lokalnachrichten formuliert werden.

In den Büroräumen von Radio IN schalte ich erst mal die Lichter ein: Nachts wird ein Musikband gesendet, Menschen hinterm Mikrophon gibt es erst ab fünf. Auf dem Weg ins Studio ziehe ich die Nachrichten aus dem Faxgerät. Im Gehen überfliege ich die Texte nach fremdsprachigen Namen und Orten, die ich nicht beim Vorlesen zum ersten Mal sehen will. Ich setze mich ins Studio, belege die beiden Plattenspieler mit den LPs, von denen ich die erste Musik spielen werde. Ich stelle mein Mikrophon in der Höhe und im Klang für mich passend ein (der Tontechniker hat an meinem ersten Tag im Radio meinen leichten Lispler erkannt und mir technische Tricks gezeigt, mit denen man ihn weniger hört).

Als die Studiouhr wenige Sekunden vor fünf anzeigt, fahre ich den Regler für die Bandmusik herunter, drücke die Cartridge mit dem Nachrichten-Jingle in den Abspielschuber, und nachdem dieser vorbei ist, ziehe ich den Regler für mein Mikrophon hoch und lese die Nachrichten vor. Mit etwas Glück komme ich ohne Versprecher durch, dann ziehe ich mit der einen Hand den Mikrophonregler herunter, gleichzeitig mit der anderen Hand den Schallplattenregler hoch. Die Morgensendung von Radio IN hat begonnen.

Die Schallplatten habe ich von daheim mitgebracht: Der Radiosender ist noch nicht mal ein Jahr alt und mit übersichtlichem Budget ausgestattet; für ein Plattenarchiv hat es noch nicht gereicht. Radio IN ist eine Folge der Rundfunkprivatisierung, die wiederum durch Kabeltechnik möglich wurde: Neubaugebiete in Ingolstadt gehörten 1984/85 zu den deutschen Pilotgegenden für Kabelfernsehen. Die örtliche Monopolzeitung war mit seinem Radio IN einer der drei erfolgreichen Antragsteller einer Sendelizenz im Kabel. Wir teilen uns derzeit zu dritt eine Frequenz, die Sendezeiten werden durchgewechselt. Die Arbeit bei Radio IN ist Teil meines Volontariats bei dieser Monopolzeitung.

Müsste ich heute eine Nachmittagssendung moderieren, hätte ich nicht nur Platten mitgebracht (da ich mich nicht für angesagte Musik interessiere, ist das eine Mischung aus Biermösl Blosn, Herb Alpert und Angelo Branduardi), sondern auch gründlich die aktuelle *Bravo* gelesen: Zum ersten Mal im Leben interessiere ich mich für dieses Jugendmagazin, gibt es darin doch wertvolle Informationen über Popstars, aus denen ich Moderationen ableiten kann.

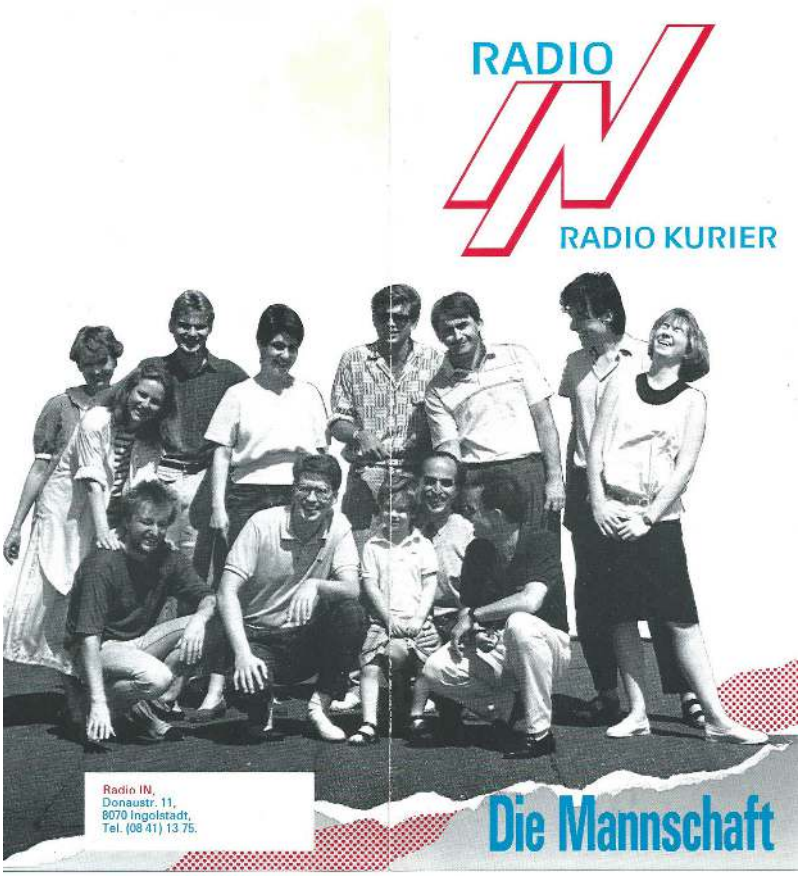
Doch an diesem Nachmittag gehe ich statt dessen mit dem Aufnahmegerät raus, um O-Töne für einen Beitrag aufzunehmen: Das knapp Schuhschachtelgroße Gerät nimmt auf normale Musikkassetten auf, es hat ein 25 Zentimeter großes Handmikrophon an dem einen Kabel und Kopfhörer am anderen. Heute bin ich damit in der Fußgängerzone unterwegs: Straßenumfrage. Es ist mir sehr unangenehm, wildfremde Menschen anzuquatschen, ich fühle mich lästig. Außerdem gehen viele einfach weiter. Vor einiger Zeit habe ich mir einen Trick zurecht gelegt: Straßencafés. Wenn ich dort sitzende Menschen anspreche, fühle ich mich zwar genauso lästig, doch sie laufen wenigstens nicht weg.

Als ich genug Antworten beisammen habe, formiert sich eine Idee für einen roten Beitragsfaden. Der Sender hat zwei Sendestudios, getrennt durch einen Raum mit einem Tisch und einem Mikrophon: dem Aufnahme- oder Nachrichtenstudio. Aus einem Sendestudio wird tatsächlich gesendet, das zweite Sendestudio wird ausschließlich zum Produzieren von Beiträgen ge-

nutzt, es hat unter anderem zwei Schnittplätze. An einem davon überspiele ich die O-Töne, die ich für meinen Beitrag verwenden möchte, von Kassette auf Band.

Jetzt ist der Ton auf einem Tonband um einen "“Bobby”" genannten Metallkern gewickelt, und ich kann ihn am Schneideplatz (sieht etwa so aus) bearbeiten. Ich setze mir Kopfhörer auf, fädle das Band über den Tonabnehmer und höre dem Band beim Durchlaufen zu. Am ungefähren Anfang der Stelle, die ich verwenden möchte, stoppe ich es, durch manuelles, langsames Drehen der Bobbys höre ich den exakten Anfang. Ich markiere ihn mit einem eingebauten Stempel. Das Ende der Stelle finde und markiere ich auf dieselbe Weise. Ich drehe das Band einige Zentimeter weiter und schneide Anfang und Ende an der markierten Stelle per Knopfdruck mit einer winzigen, in die Maschine eingelassenen Schere. Das Stück Band lege ich mir um den Nacken. An der Stelle, an der der O-Ton weitergehen soll, schneide ich wieder, das unbrauchbare Band dazwischen werfe ich weg. Nun klebe ich das vorher ausgeschnittene Stück an seinen neuen Fortgang: Ich lege beide Bandenden in eine Schiene und klebe sie mit einem schmalen Klebestreifen aneinander. Das mache ich, bis ich alle gewünschten O-Töne aufeinander folgen. Sollte ich beim Testhören feststellen, dass mir etwas fehlt, beginnt ein großes Wühlen in den weggeworfenen Bandstückchen.

Jetzt denke ich mir noch aus, mit welchem Text der Moderator oder die Moderatorin den Beitrag ansagen soll und tippe ihn auf der Schreibmaschine (elektrisch, mit Korrekturtaste). Den Bobby beschrifte ich mit einem Etikett, lege Moderationstext und Beitrag zu den anderen Beiträgen auf den Besprechungstisch. Feierabend.



die Kaltmamsell

Sommer 1987

Ein neuer PC

Im Jahr 2017 hat man sich schon ziemlich an die Geschwindigkeit gewöhnt, in der sich erregende neue IT-Technik in scharfkantigen, schmutzigen Schrott verwandelt. Dreißig Jahre zuvor beeindruckt es mich aber noch sehr.

An einem Sommermorgen 1987 erhalte ich einen Anruf, dass mein ersehnter PC zum Abholen bereitsteht – mein erster Computer, der kein Commodore 64 ist, sündteuer für meine Verhältnisse, und sehr passabel ausgestattet, mit Intel 80286-Prozessor, VGA-Grafik, 1 MB Arbeitsspeicher und 40 MB Festplatte (alles aus der Erinnerung, man steinige mich bitte nicht, wenn was nicht stimmen kann). Ich habe aber erst am Abend Zeit, das Wunderteil abzuholen; und bis dahin habe ich Pisssperre. Die Blase ist voll, und ich kann sie nicht mehr entleeren, schon mache ich mir Sorgen, dass ich es nun im zarten Alter von 23 an der Prostata kriege; unbegründet jedoch, das Symptom basiert offenbar auf vorfreudiger Erregung und verliert sich alsbald, als der PC endlich auf meinem Schreibtisch steht.

Kaum drei Jahre später werde ich denselben Computer zum Recyclinghof bringen. (Das sichere Löschen der Festplatte ist dabei übrigens noch kein Thema: Da man Ende der 80er Jahre im privaten Bereich noch nichts Vernünftiges mit einem PC tun kann, was Bezug zum wirklichen Leben hat, sind auch keine persönlichen Daten auf dem Rechner.) Auf dem Weg dorthin wird er mir aus der Hand rutschen und die Steintreppe hinunterpurzeln; ich werde die Achseln zucken und ihn aufheben. Und die Altwarenhändler, die vor dem Recyclinghof lauern, werden mich anhalten, ins Auto sehen und rufen: “Computär! Computär!”, und ich werde die Scheibe runterkurbeln und antworten: “Ein 286er”. Da werden sie mich nicht einmal mehr weiterwinken, sondern ich und mein PC, für den ich einmal Prostataqualen gelitten habe, werden augenblicklich Luft für sie.

Drago Starcevic

September 1987

Einführung in die Sozialistische Produktion: Das Versenken von Riegeln

Mit Beginn der siebten Klasse muss ich, wie nahezu jeder DDR-Schüler, einen Tag wöchentlich in der Produktion arbeiten. 4 Tage Schule, 1 Tag sozialistische Planwirtschaft. Wöchentlich alternierend gibt es entweder “Einführung in die Sozialistische Produktion”, kurz ESP (lies: E-es-Pee), oder “Produktive Arbeit”, PA (lies: Pee-Ah). Beides findet in einem richtigen Betrieb statt, in meinem Fall sind es sogar zwei verschiedene.

Der Unterricht unterscheidet sich nicht nur deshalb vom üblichen Schulunterricht, weil er außerhalb der Schule stattfindet, sondern auch, weil er sich an den Arbeitszeiten des jeweiligen Betriebs orientiert. In meinem Fall beginnt der Unterricht deutlich früher als in der Schule (6 Uhr morgens statt 7:45 Uhr wie in der Normalschule), endet dafür aber auch eher (mittags um 12, anstatt 15 Uhr).

Während im ESP-Unterricht vor allem das theoretische Rüstzeug der sozialistischen Produktion vermittelt wird und man in einem Schulraum sitzt und sich frontal beschallen lässt, führt PA unmittelbar in die Produktion, in laute Werkhallen mit schlechter Luft, einer Menge Dreck und viel künstlichem Licht.

Ich habe PA im Volkseigenen Betrieb (VEB) Bergmann Borsig in Berlin-Wilhelmsruh. Da der Betrieb unmittelbar an der Mauer und damit im Sperrbereich liegt, ist es strengstens verboten, sich allein auf dem Gelände zu bewegen. Zuwiderhandlungen, etwa weil man sich in den weitläufigen Hallen auf dem Weg zur Toilette verirrt, werden mit schlechten Noten, Einträgen ins Elternheft oder Tadeln bestraft, die ins Klassenbuch eingetragen werden und sich erheblich auf die Schulnoten auswirken. Auf dem Gelände muss man immer in Gruppen, mit Lehrern oder Passierscheinen umherlaufen.

Im ersten Jahr fertigen meine Schulkameraden und ich metallene Schubriegel, die etwa so aussehen: www.bilder-upload.eu/show.php?file=9c25d6-1421786066.jpg. Schubriegel sind simple Verschluss-Riegel zum Auf- und Zuschieben, die man an Gartentüren oder im Schrebergarten-Plumpsklo findet.

Meine Aufgabe besteht darin, die fertig gestanzten Metallriegel in grasgrünen Farblack zu tunken und dann trocknen zu lassen. Immer nur grün, es gibt nie eine andere Farbe. Am Ende des Tages muss ich eine bestimmte Anzahl solcher Riegel in Bestqualität abliefern. Bestqualität heißt: durchgehender Farbverlauf ohne Tropfnasen.

Die Lackfarbe, in die ich die Schubriegel tunke, befindet sich in einem riesigen Fass, das aussieht wie so eines, an denen sich in klischeereichen US-Serien die Penner wärmen. Das Fass ist bis zum Rand mit mehreren hundert Litern Lack gefüllt. Neben dem Fass steht eine Aufhängung, an die ich die frisch gefärbten Schubriegel anhängen und abtropfen lassen kann.

Weil die Lackfarbe unverkennbar ungesunde Dämpfe freisetzt, steht sie dankenswerterweise in einem Kabuff. Dankenswerterweise für alle anderen außerhalb des Kabuffs, aber nicht für denjenigen, der in diesem Kabuff Arbeit verrichten muss. Denn es gibt nur einen billigen Atemschutz aus Filz, wie man ihn aus dem Heimwerkermarkt kennt. Der Speckigkeit nach zu urteilen, hatten den Atemschutz zuvor auch schon zwei Millionen andere Schüler auf, weshalb ich ihn pflichtschuldig nur dann aufsetze, wenn der Lehrer vorbeiguckt (was er ja nicht oft tut, des Gestankes wegen).

Der große Vorteil der Arbeit im Kabuff besteht nun darin, dass man für sich und unbeobachtet ist. So kann ich Schubriegel, die keine Bestqualität haben, einfach komplett im Farbfass verschwinden lassen. Tropfnase? Einfach reinschmeißen und – gluck – weg ist der Riegel. Unschöner Farbverlauf? – Plumps. Ein ärgerlicher Kratzer? Rein damit.

Nach getaner Arbeit habe ich so regelmäßig um die 15 Schubriegel im Farbfass versenkt.

Die für die Note 1 geforderte Norm schaffe ich dennoch spielend; die Normen sind nicht sehr hoch. Glücklicherweise wird nirgends erfasst, wie viele Riegel ich zum Arbeitsbeginn erhalten habe. Da sämtliche Klassenkameraden, die alternierend ihren Dienst im Kabuff versehen, das Ausschussprinzip ähnlich handhaben wie ich, dürfte am Schuljahresende das 1,50 m hohe Lackfass bis kurz unter die Oberfläche voll mit metallenen Schubriegeln gewesen sein.

Ich erfahre es leider nicht, weil wir im darauffolgenden Jahr die Produktionsstätte wechseln und künftig Rasierapparate zusammenlöten, die jeder Beschreibung spotten.

Buntschuh

1987

Der Westrechner ist beinahe genauso geeignet

Mit Beginn der 7. Klasse brauchen alle Schüler einen Taschenrechner, in der DDR ist es der Schulrechner SR1. Er kann von Schülern zu einem gestützten Preis von 123 Mark (statt fast 300 für den baugleichen MR 609) erworben werden.

Ein Schulrechner SR1 aus DDR-Produktion (Foto: Verfasser)

Ich habe schon seit Jahren einen West-Rechner, einen Casio fx-5. Das ist ein relativ einfacher Taschenrechner, der aber auch schon über grundlegende wissenschaftliche Funktionen verfügt und – im Gegensatz zu vielen anderen Rechnern dieser Zeit – über Bruchrechnung und eine Klammerfunktion.

Meine Familie möchte die Kosten für den Schulrechner sparen, mein Bruder hat bereits einen und sollte nicht mein Casio-Taschenrechner genauso geeignet sein? Nein, ist er nicht, denn er hat keine trigonometrischen Funktionen, sagt die Schule.

Es folgen lange Diskussionen, letztlich einigt man sich, dass zumindest für das erste Jahr der Casio genügt, und ich dann ja vielleicht den SR1 von meinem Bruder übernehmen kann. Noch bevor dieser Fall eintritt, bekomme ich einen neuen Taschenrechner geschenkt, wieder Casio, diesmal aber mit trigonometrischen Funktionen und vielem mehr, ein fx-451M. Der genügt dann auch für das Abitur.

Der Westrechner, der dann auch für das Abi genügt (Foto: Verfasser)

Der große Traum aber ist ein Grafikrechner, ein fx-8000, was man damit alles machen könnte! (Es ist ja nicht so, dass die Werbung nicht auch bis in den Osten reichen würde.) So ein Taschenrechner ist und bleibt allerdings unerreichbar, erst 20 Jahre später werde ich mir für wenig Geld einen gebrauchten kaufen und bemerken, dass wie so oft der Traum doch schöner ist als die Realität.

Mathias Block

Herbst 1987

Im “Institut für wissenschaftlichen Gerätebau”

Im Fach ESP („Einführung in die sozialistische Produktion“) müssen wir alle zwei Wochen ins Adlershofer „Institut für wissenschaftlichen Gerätebau“. Ich bin zu meinem Leidwesen in der Kristallographie eingesetzt, wir betteln immer, irgendwas am Computer machen zu dürfen, stattdessen müssen wir mit verschieden gekörntem Schleifmittel Siliziumscheiben polieren, um anschließend unterm Mikroskop die „Versatzstellen“ zu zählen. Für ein paar Wochen kommen wir unserem Ziel, am PC 1715 programmieren zu dürfen, aber einen Schritt näher, wir bekommen nämlich den Auftrag, für das Institut mit einer senkrecht fixierten Fotokamera ein Turbo-Pascal-Buch aus dem Data-Becker-Verlag Seite für Seite abzufotografieren.

Jochen Schmidt

September 1987

Zum Glück habe ich einen dieser neuen tragbaren Computer

Es ist spät am Abend, aber dieser Text muss noch fertig werden: Seit Tagen drängelt die Redaktion, dass ich endlich ein Porträt von Uwe Barschel fertig mache. Seitdem Mitte September der *Spiegel* mit den angeblichen Machenschaften des schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten herauskam, gibt es kaum einen Tag, an dem ich nicht etliche Meldungen über das schreibe, was langsam "die Barschel-Affäre" heißt. Und in unserer Mappe für alle Fälle, die jede gute Redaktion hat, fehlt uns genau dieser Politiker – dabei kann er jeden Tag als Kieler Regierungschef zurücktreten.

Tagsüber komme ich vor lauter Aktualität nicht dazu, dieses Porträt zu schreiben. Zum Glück habe ich inzwischen auch einen dieser neuen tragbaren Computer, mit denen ich überall einen Text verfassen und mit einem Akustikkoppler blitzschnell über eine Telefonleitung an die Zentrale schicken kann – und der mich natürlich auch Abends in mein Zimmer bei einem Freund in Kiel begleitet, bei dem ich seit drei Wochen untergekommen bin. Seit etwa zwei, drei Jahren sind diese Geräte bei *Associated Press* im Einsatz (meines trägt als Produktionsdatum März 1985), und sie haben unsere Arbeit radikal verändert.

Jetzt brauche ich keine Schreibmaschine mehr mitzuschleppen, Texte werden nicht mehr durchtelefoniert. Von jeder Telefonzelle aus kann ich mit dem TRS (Tandy Radio Shack) 80 Model 100, liebevoll *Trash 80* genannt, alles elektronisch absetzen. Ohne Probleme.

Satte 16 Zeilen Display hat mein Model 200, die jüngste Version des *Trash 80*, und als Spitzengerät seiner Klasse ein klappbares Display. Zehn A4-Seiten Text speichert er ohne Schwierigkeiten, also genug für einige Tage Arbeit – aber das meiste schicke ich ja ohnehin sofort nach dem Schreiben los. Und das beste: Vier Mignonzellen (neumodisch auch AA-Batterien genannt), wie in einer Taschenlampe, betreiben den Kleincomputer über Stunden.

Ärgerlich ist nur, dass es dieses Gerät bislang nur mit englischer Tastatur gibt. An die Anordnung QUERTY statt QUERTZ kann ich mich ja gewöhnen, aber zusätzlich muss ich noch für jeden Umlaut einen Dreiergriff nutzen. Das macht das Schreiben schon ein bisschen langsamer. Obwohl: Das nehme ich für den Komfortvorteil gerne in Kauf. In den nächsten Jahren, vermute ich, werden wohl alle aktuell arbeitenden Redaktionen mit solchen tragbaren Computern unterwegs sein.

TANDY 200
PORTABLE
COMPUTER

Thomas Wiegold; Lichtbilder v. Verf.

Ende der 80er Jahre

Lecken und lecken lassen

In der zweiten Hälfte der 80er Jahre mache ich mehrmals Ferienjob im Finanzamt. Es gibt dort naturgemäß eine Menge Briefe zu verschicken.

Um fair gegenüber dem Finanzamt und den 80er Jahren zu sein: Es gibt bereits zwei Kuvertiermaschinen, die ihren Schwestern, wie man sie dreißig Jahre später verwenden wird, nicht unähnlich sehen. Etwa für Kraftfahrzeugsteuerbescheide, die automatisierungsfreundlich sind, weil sie immer aus genau einem A4-Blatt bestehen, und weil es von ihnen sehr viele gibt. Nur Sta-

peleinzüge sind in den 80er Jahren noch nicht das Gelbe vom Ei. Wir dürfen sie nicht verwenden, zu oft landen sonst mehrere Steuerbescheide im selben Kuvert, was natürlich nicht passieren darf. Also sitzt man eben ein Stündchen vor der Maschine und schabt einen A4-Bogen nach dem anderen in den Einzug, wie die schwäbische Hausfrau die Spätzle ins Kochwasser.

Ab dann geht es aber mit beeindruckender Geschwindigkeit und Zuverlässigkeit. Die Bescheide werden auf ein Drittel gefalzt, mit Krawuppdich in ein DIN-Lang-Kuvert geschossen, zugeklebt und gestapelt. Die Technik ist hier schon verblüffend weit. Was hingegen noch nicht so weit ist, ist die Anpassung der händischen Arbeitsabläufe an die Bedürfnisse der Maschinen. Es gibt noch sehr viele Formulare und Arbeitsprozesse, die sich gegen Automatisierung sperren, allen voran die Einkommensteuerbescheide, die in den Achtzigern ein völlig irreguläres Querformat haben und in einem halb automatisierten Prozess eingetütet werden müssen, der anfällig ist und immer mal wieder Konfetti und Verdruss produziert.

Und dann gibt es eine Menge Sendungen, die händisch kuvertiert und frankiert werden müssen. Anfangs benütze ich zum Anfeuchten der Gummierung noch vielfach die Zunge, weil es mich vor den Schwämmchen, die zu diesem Zweck vorgesehen sind, ein wenig graust. Es gibt jedoch auch die ehrwürdige alte Anleckmaschine (die offiziell ganz sicher anders heißt, aber ich weiß nicht, wie), ein Ungetüm aus Wellen, Walzen, Spiralfedern und Blechen, das direkt aus einem schlechten oder ironischen Science-Fiction-Film kommen könnte. Schwer zu schätzen, wie alt sie ist, Sechziger? Siebziger? Die Briefe müssen mit geöffneter Lasche und der Öffnung nach oben zwischen senkrechte laufende Gummiwalzen praktiziert werden und werden von diesen etwa einen Meter weit transportiert. Unterwegs feuchtet ein geriffeltes Messingrad, das unten durch ein Wasserreservoir läuft, die Gummierung an, ein elegant geschwungenes Blech schließt die Lasche, eine Rolle drückt sie an, und dann fällt der Brief verschlossen in einen Korb – wenn auch, je nachdem, wie gut man es mit dem Wasserstand im Reservoir gemeint hat, mehr oder weniger nass. Egal, das trocknet dann schon wieder.

Hat man je abends das Wasser im Reservoir ausgewechselt, leckt man nie mehr einen Brief mit der Zunge an, zu widerlich ist die dickliche Stinkbrühe, die sich da ansammelt.

Spannend ist immer die Frage, welche Briefe man dieser Höllenmaschine anvertrauen kann. Grundsätzlich ist sie nicht heikel, was Format und Dicke der Briefe betrifft, aber bei einem gewissen Gewicht und einer gewissen Knubbeligkeit hört es natürlich doch auf. Da wiegt man einen Brief, mit dem einem Steuerpflichtigen seine Originalbelege zurückgegeben werden sollen, in der Hand und sagt dann optimistisch zur Anleckmaschine: „Gell, das schaffst du schon“. Und muss dann mitansehen, wie der Brief zwischen den Walzen abschmiert, über seinen Hohlräumen reisst das Papier ein, das Ganze wird grob zerkleinert und landet im stinkenden Wasserbehälter. Dann wünscht man sich doch, man hätte einfach geleckt.

Drago Starcevic

1976-1987

Den Takraf-Aufzug für sechs Personen (500 Kilopond) regulär und reversibel steckenbleiben lassen – mit Selbstbeteiligung

Der Takraf-Aufzug in unserem Haus lässt sich von innen durch drei Möglichkeiten regulär stoppen:

1. Den Schalter auf „Aus“ drehen.
2. Die innere Schiebetür öffnen.
3. Sich gegen eine Seitenwand lehnen und gegen gegenüberliegende Wand treten, wodurch sich die hintere Tür öffnen lässt, die den Aufzug für Möbeltransporte nutzbar macht.

Dieses Anhalten ist durch den Nutzer reversibel:

1. Den Schalter auf „Ein“ drehen.
2. Die innere Schiebetür schließen.
3. Die Möbeltransporttür schließen.

Dan Richter

Ca. 1987

Erstes Vorspiel zur Globalisierung in Gelddingen, in Zeiten vor Onlinebanking und Kryptowährungen

In der Kleinstadt, in der ich aufwachse, ist man bei der lokalen Sparkasse, na klar. Dort habe auch ich seit vielen Jahren mein Sparbuch. Seit sehr vielen Jahren laufe ich ein mal im Jahr am 31. Oktober, dem Weltspartag, in die Sparkasse, zahle mein Erspartes auf mein Sparkonto und bekomme ein kleines Geschenk dafür.

Nun benötige ich für meine ersten bargeldlosen Geldeingänge und Überweisungen mein erstes Girokonto. Ich vereinbare einen Termin mit dem Sparkassenberater, und er macht mir das Girokonto der Sparkasse mit allen Vorteilen schmackhaft: Für mich würde es keine Gebühr kosten! Und ich bekäme meine eigene ec-Karte!

Meine Pläne sind, möglichst bald aus der von mir als verschnarcht empfundenen Kleinstadt zu fliehen, um dort, wo etwas Leben ist, ein Studium zu beginnen. Daher erkundige ich mich noch: Kann ich dann das Konto in die größere Stadt mitnehmen und dort weiter benutzen? Nein, das geht nicht. Sparkassen funktionieren nur lokal, dort, wo das Konto auch abgeschlossen wird.

Seit einigen Jahren habe ich neben dem Sparbuch der Sparkasse auch ein Postsparbuch – vor allem für Reisen: Von Postsparbüchern kann man sogar im Ausland bei Postfilialen ohne Gebühren in Fremdwährungen abheben! Was die Sparkasse also nicht mal im Nachbarort kann, ermöglicht die Postbank sogar über Landesgrenzen. Für mich das killer feature.

Ich schließe auch mein erstes Girokonto bei der Postbank ab. Dieses Konto kann ich in der Kleinstadt abschließen und am Studienort weiter benutzten. Für Überweisungen füllt man einen Vordruck aus, bitte in Druckbuchstaben, und wirft diesen in einen Briefkasten. Der Kontoauszug kommt ein mal pro Monat per Post. Man braucht – außer zum Abschließen des Kontos – gar nicht persönlich zur Postbank!

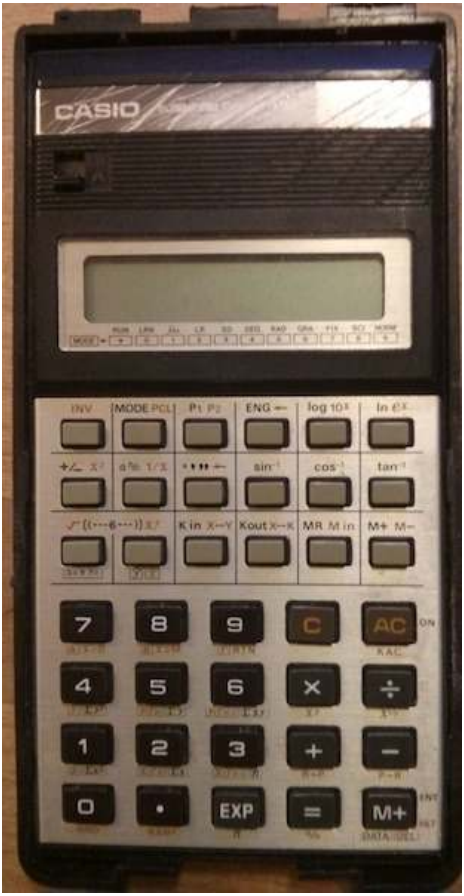
Etwa 1995, längst lebe ich in einer anderen Stadt, besuche ich noch einmal die Sparkasse meiner Kindheit, um mein mittlerweile längst abgelaufenes Sparbuch aufzulösen. Die Guthabenzinsen auf mein Erspartes von 1987, so etwa 4 bis 6%, bekomme ich natürlich nie wieder.

Molinarius

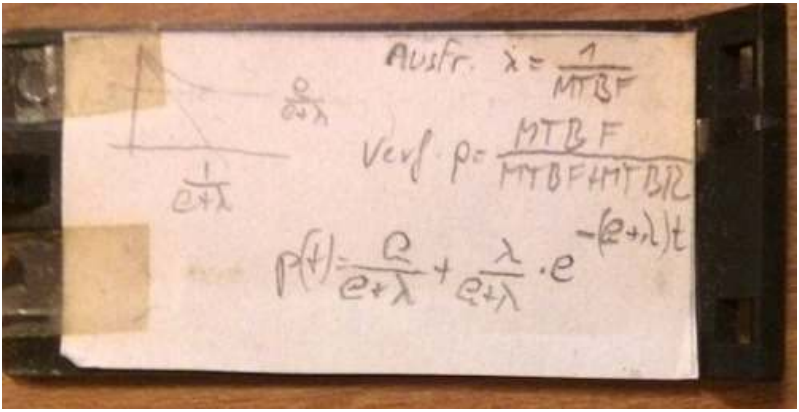
Um 1988

Die geheime RUN-Taste

Mein Bruder möchte in der Schule heimlich einen programmierbaren Taschenrechner bei Klausuren benutzen, den Casio fx-180P. Der nicht programmierbare Casio fx-100 ist zugelassen, aber die Lehrer kontrollieren während der Klausur die Geräte. Wir lösen die „M+“-Taste aus der Tastatur meines fx-100 und tauschen sie gegen die rote RUN-Taste seines fx-180P. Für meinen Bruder funktioniert das gut, mein programmierbar aussehender Taschenrechner aber wird wenig später geklaut.



Mein Bruder ist heute (Stand 2014) FH-Professor und nimmt diesen Taschenrechner täglich mit zur Arbeit. Oben rechts die mit Sandpapier „wie zufällig“ abgeschliffene Typenbezeichnung, unten rechts meine M+-Taste.



Original-Spickzettel aus dem Studium im Inneren des Batteriefachdeckels

Etwas später, vermutlich fürs Studium, kaufe ich mir dann einen programmierbaren, wissenschaftlichen, solarbetriebenen Taschenrechner, einen Casio fx-3400P („It has an unknown number of functions“!) Es ist aber so kompliziert, ihn für irgendwas außer den vier Grundrechenarten zu benutzen, dass ich das anfangs fast nie und nach dem Verlust der gedruckten Anleitung nie mehr mache.

Da er solarbetrieben ist, funktioniert er aber immerhin bis heute (Stand 2014). Wenn er Batterien bräuchte, hätte ich es bestimmt seit 1991 nicht geschafft, die passende Größe nachzukaufen. Der Umwelt ist der Solarbetrieb egal, als nachtaktiver Mensch muss ich immer die Schreibtischlampe einschalten und den Taschenrechner darunterlegen, es ist also quasi ein 60-Watt-Taschenrechner.

Nicht dass ich ihn jemals benutze, ich rechne alles entweder im Kopf aus (Addieren und Subtrahieren von bis zu 2 Zahlen), verwende eine spezialisierte Website beziehungsweise inzwischen halt Google (Währungsumrechnun-

gen, Fahrenheit und Celsius), ein Google Spreadsheet (Umsatzsteuer, Rechnen mit mehr als 2 Zahlen) oder irgendwas Selbstausgedachtes in PHP (Bestimmung von Winkeln in Dreiecken).

Kathrin Passig

1988

Ich stehle einen Computer und bereue es erst viel später

Wir müssen in der zwölften Klasse eine Facharbeit schreiben, das ist eine Art wissenschaftliche Arbeit light, etwa 30 Seiten, Recherche, Fußnoten. Weil ich diese Arbeit nicht von Hand schreiben und dann auf der Schreibmaschine abtippen will, „leihe“ ich mir einen Computer aus dem Computerraum des Jugendzentrums. In anderen Worten: stehle.

Dass ich darauf nicht stolz bin, ist der Grund, warum von meinem allerersten Computer erst jetzt die Rede ist, nach knapp 700 Techniktagebuchbeiträgen.

Fotografiert 2017 im Computerspielemuseum Berlin, hier allerdings mit Farbmonitor.

Es ist ein Schneider CPC 6128, Neupreis 1985 knapp unter 1000 DM ohne alles, mit Schneider-Grünmonitor und 9-Nadel-Drucker NLQ 401 eher mehr als 1500 DM. Vermutlich rechtfertige ich die Tat vor mir selbst damit, dass es im Jugendzentrum erstens noch mehrere andere Computer gibt, zwei oder drei Atari ST und eine klobige CP/M-Maschine (die ihrerseits auf unanständigen Wegen beschafft wurde). Zweitens nutzt diese Rechner außer zwei Freunden und mir niemand, wobei sich meine Nutzung überwiegend aufs Zusehen beschränkt. Die restlichen Jugendzentrumsbesucher interessieren sich eher für Schminkkurse und Disco.

Ich verstehe das zu diesem Zeitpunkt nicht, aber das Jugendzentrum hat von Anfang an ein Schichtenproblem. Es wird einerseits von den Kindern zugewanderter Ingenieure und Beamten wie mir und meinen Freunden genutzt. Wir bekommen eine Teestube, einen Philosophierkurs und einen Computerraum. Eine zahlenmäßig viel stärkere, alteingesessen-bayrische Arbeiterkinderfraktion, die ich als solche nicht erkenne, sondern einfach nur für doof halte, nutzt den Rest des Angebots. Wir gehen aufs Gymnasium, die anderen auf Haupt- und Realschulen. Es gibt sehr wenige Grenzgänger zwischen den Welten.

Dass sich außer uns niemand im Computerraum aufhält, hat zum Teil damit zu tun, dass man an diesen Rechnern noch gar nicht so viel machen kann; ich erinnere mich nicht, dass es im Jugendzentrum Spiele gegeben hätte. Vielleicht war das nicht pädagogisch genug, vielleicht lief auf diesen Rechnern noch gar nichts. Zum Teil liegt es aber auch daran – und das merke ich erst viel später –, dass wir diesen Raum bereits belegen und mögliche Interessenten abschrecken. Nicht durch grundsätzlich fehlende Nettigkeit; meine Freunde geben zum Beispiel Basic-Kurse, die für alle offen sind, aber durch unsere bloße Anwesenheit und dadurch, dass wir uns mit der Discofraktion schlecht verständigen können und sie nicht ernst nehmen. Der Computerraum ist außerdem an einem relativ entlegenen Ende des Jugendzentrums angebracht.

Ich bin also nicht nur bereits privilegiert im Vergleich zu den anderen Besuchern, ich bin außerdem überzeugt, dass mir noch mehr zusteht, zum Beispiel ein eigener Computer. Ich nehme den Schneider-Computer mit nach Hause und bringe ihn nie zurück. Meine Eltern verstehen nichts von Computern; vermutlich behaupte ich, dieser sei eine Dauerleihgabe oder veraltet und ausrangiert. Die Jugendzentrumsmitarbeiter betreten den Computerraum nicht oft und die Verwaltung des Inventars ist keine sehr gründliche. Ich benutze den Computer bis zum Kauf meines ersten rechtmäßig eigenen und verkaufe ihn um 1990 herum über eine Kleinanzeige in der Zeitung.

Ich kann mich nicht erinnern, daran irgendetwas falsch gefunden zu haben. Meine Erziehung scheint mir nicht schuld zu sein; meine Eltern hätten zu diesem Thema eine klare Meinung gehabt, und auch die Gesellschaft konnte nichts dafür. Ich kann als schwachen Erklärungsversuch nur vorbringen, dass mir Fähigkeiten wie Empathie und Unrechtsbewusstsein ungewöhnlich spät gewachsen sind, sicher nicht vor dem 25. Lebensjahr.

Kathrin Passig

1988

Das Programmieren ausgeschalteter Rechner

Ich lebe in einer kasachischen Kleinstadt und besuche die achte Schulklasse, die letzte vor der gymnasialen Oberstufe. In diesem Jahr wurde das Fach Programmieren neu eingeführt. Da es an der Schule keine Computer gibt, fahren wir einmal in der Woche ins Stadtzentrum, wo ein Computerraum mit zehn Elektronika BK-0010 für alle Schulen der Stadt eingerichtet wurde. Alle Schulklassen sind in Gruppen geteilt worden, die zeitversetzt ein paar Wochen lang Programmieren lernen sollen.

Jeder Schüler setzt sich an einen Rechner, der zunächst aus bleiben muss. Eine Lehrerin erklärt uns die Programmiersprache. Ich verstehe wenig. In den darauffolgenden Wochen schreiben wir Algorithmen in unsere Hefte.

Erst nach mehreren Wochen werden die Rechner eingeschaltet. Nachdem uns die ersten für den Umgang mit den Computern notwendigen Handgriffe erklärt worden sind, bekommen wir die Aufgabe, die Rechner mit unseren Algorithmen zu programmieren. Natürlich funktionieren unsere ausgedachten Algorithmen nicht so recht. Das Programmieren bleibt ein Buch mit sieben Siegeln. Noten gibt es trotzdem.

Natalia Kauz

Um 1988

Der Pastellkreide-Nadeldrucker

Ich sehe mir eine Computergrafik-Ausstellung in einer Galerie an. Die Bilder sind farbig, und der Künstler erzählt, wie er das macht: Er verwendet einen Nadeldrucker, um die einzelnen Farben in mehreren Durchgängen mit Hilfe von Durchschlagpapier zu drucken. Das Durchschlagpapier stellt er selbst her, indem er ein Blatt mit Pastellkreide bemalt und mit Haarspray fixiert. Die Herausforderung besteht vor allem darin, das Bild bei jedem Druckdurchgang genau gleich zu justieren, damit die Farben nicht verrutschen.

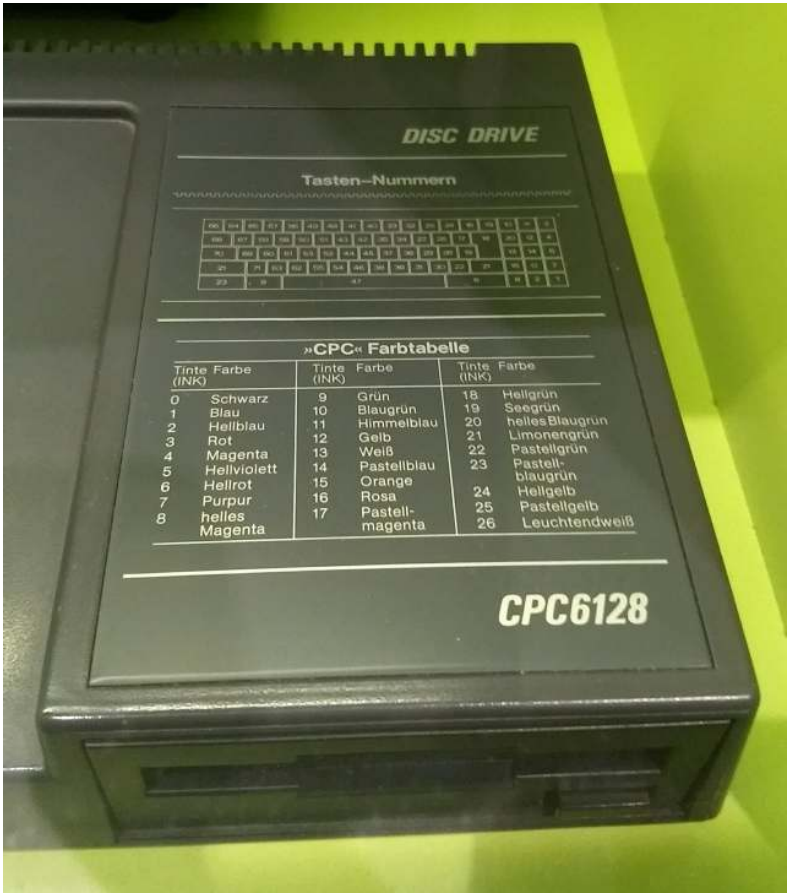
(Hier steht es anders, aber ich glaube, beides stimmt. Vermutlich war ich deshalb danach in der Ausstellung, sie fand in Landshut statt.)

Kathrin Passig

1988

Wie man Texte schreibt, wenn man keine Festplatte hat

Ich schreibe meine Facharbeit auf dem gestohlenen Computer. Er hat keine Festplatte, und das bedeutet, dass man immer erst das Textverarbeitungsprogramm WordStar von einer Diskette laden und dann eine andere Diskette ins Laufwerk einlegen muss, auf der der eigene Text gespeichert ist.



So sieht das Laufwerk aus. Fotografiert 2017 im Computerspielemuseum Berlin.

Wenn ich eine Weile so vor mich hin geschrieben habe, erscheint auf dem Bildschirm die Aufforderung, die Diskette mit dem Text aus dem Laufwerk zu entfernen, die WordStar-Diskette einzulegen und dann eine Taste zu

drücken. Irgendeine Taste. Weil ich schnell schreibe, sehe ich diese Aufforderung immer zu spät, tippe darüber hinweg und drücke dabei naturgemäß irgendeine Taste. Aus dem Laufwerk dringen kummervolle Geräusche, während der Computer versucht, auf meiner Textdiskette die Textverarbeitungssoftware zu finden. Dann stürzt er ab und mein Text ist weg.

Nach einer Weile weiß ich ziemlich genau, wie lange es bis zum Auftauchen dieser Aufforderung dauert (etwa eine halbe Stunde). Wenn ich ihr Herannahen spüre, tippe ich mit einem Finger ganz vorsichtig einen Buchstaben nach dem anderen, so lange, bis die Diskettenwechselaufforderung auftaucht. Danach kann ich wieder eine halbe Stunde normal weiterschreiben.

Kathrin Passig

Ca. Anfang 1989

Neue Technologien, neue Abschreibetechniken

Ich habe den Grundkurs Informatik belegt, der gerade zum ersten Mal angeboten wird (von einem Lehrer, der sich in seiner Freizeit das Nötige beigebracht hat, aber daran wird sich vermutlich auch in den nächsten Jahrzehnten nicht viel ändern). Ich war in einem Basic-Kurs im Jugendzentrum (ein Nachmittag), habe ein Assembler-Buch gelesen und ich verbringe jedes Jahr eine Woche auf der CeBit, aber wie das mit dem Programmieren gehen soll, hat sich mir noch nicht erschlossen. Es fasziniert mich weniger als meine Freunde, Bällchen über den Bildschirm hüpfen zu lassen. Interessantere Anwendungen fallen mir aber auch nicht ein, und wenn doch, übersteigen sie meine Fähigkeiten.

Daran ändert sich auch im Informatik-Grundkurs nichts. Was wir dort über Pascal erfahren, ist sogar noch langweiliger als das, was ich bisher kenne. Die anderen im Kurs können alles schon, und zwar nicht gerade erst, sondern seit Jahren; das ist auch nicht sehr motivierend.

Wir schreiben eine einzige Klausur, die über die Note bestimmt. Da ich im Kurs absolut nichts gelernt habe, bitte ich meinen Freund und Tischnachbarn P. um Hilfe. Die Klausur ist auf Diskette abzuspeichern und abzugeben. Als der Lehrer nicht guckt, schiebt P. mir eine Zweitdiskette mit dem Code herüber, einer etwa zehn Zeilen langen Funktion, die irgendwas sortiert oder abzählt. Da er zuerst seine eigene Lösung und dann die leicht veränderte Version für mich geschrieben hat und ihm die zweite Fassung eleganter geraten ist als die erste, bekommt er nur 12 Punkte und ich 14.

Zehn Jahre später lerne ich dann, wie es gegangen wäre, so dass die 14 Punkte rückwirkend doch noch irgendwie gerechtfertigt sind. Wie die meisten Menschen habe ich wiederkehrende Albträume vom fehlenden Abitur, und aus gutem Grund. Aber Englisch und Informatik, das könnte ich jetzt besser als damals.

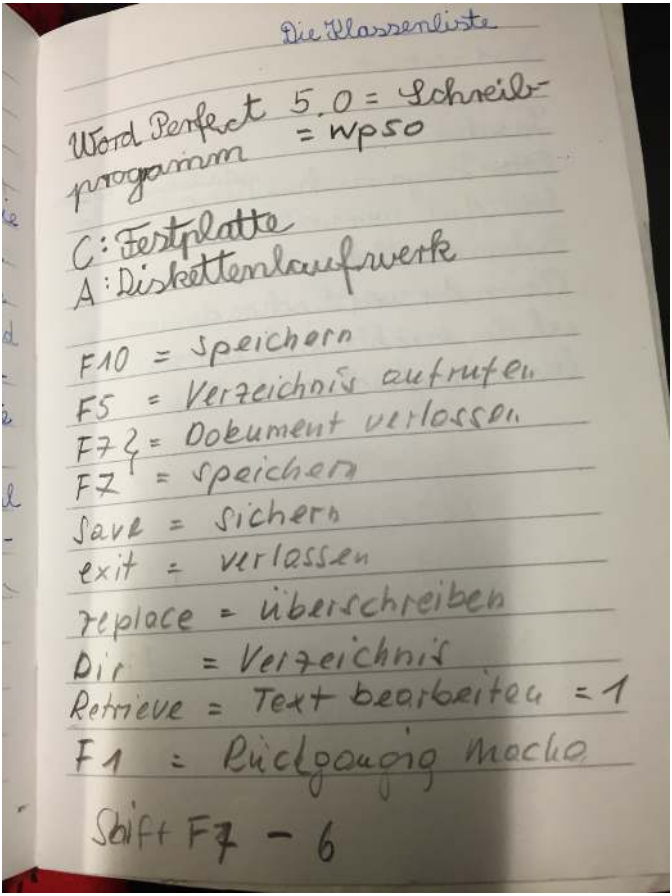
Kathrin Passig

Irgendwann zwischen 1986 und 1989

Das Computercheatsheet von früher

In den Achtzigern hatten wir schon unseren ersten Computer. Vielmehr hatte mein Vater einen Computer, den ich auch benutzen konnte,aber darüber hat das Techniktagebuch schon berichtet.

Anfang 2016 bin ich bei meinen Eltern und suche im Keller nach altem Kram aus der Schulzeit. Das, was ich eigentlich suche, finde ich nicht, dafür aber alte Schulheft. Zufällig blättere ich eins auf und erwische eine Seite, auf der ich und mein Vater die wichtigsten Funktionen des Computers aufgeschrieben haben. Es geht hauptsächlich um Word, aber viel mehr konnte man damals ja auch noch nicht machen.



Die Klassenliste

Word Perfect 5.0 = Schreib-
programm = wp50

C: Festplatte
A: Diskettenlaufwerk

F10 = speichern
F5 = Verzeichnis aufrufen
F7 = Dokument verlassen
F7 = speichern
Save = sichern
exit = verlassen
replace = überschreiben
Dir = Verzeichnis
Retrieve = Text bearbeiten = 1
F1 = Rückgängig machen

Shift F7 - 6

Immerhin passen alle wichtigen Funktionen auf eine Schulheftseite. Wir hatten ja nix!

(Warum darüber “Klassenliste” steht, entzieht sich auch meiner Kenntnis.)

Anne Schüßler

Um 1988

Als die Telefone noch ortsfest waren

Freunde organisieren in München eine Stadtrallye. Das ist eine Art Schnitzeljagd, bei der man verschiedene Aufgaben erledigen muss, aber nicht in einer Gruppe, sondern allein. Jeder Teilnehmer hat seine eigenen Aufgaben, zum Teil begegnet man sich aber, zum Beispiel muss irgendjemand eine Torte an einen bestimmten Ort mitbringen und sie dort jemandem mit einem bestimmten Merkmal – ebenfalls einem Teilnehmer – ins Gesicht werfen. Am Ende sollen sich alle an einem See einfinden, wo die Gastgeber und der Grill warten, aber das ist eine Überraschung.

Die Stadtrallye erweist sich als zu schwierig oder irgendetwas geht schief, jedenfalls scheitern sämtliche Teilnehmer. Weil die Veranstalter nicht zu Hause sind, kann man sie auch nicht anrufen und um Tipps bitten. Sie bleiben mit dem Grill am See allein.

Kathrin Passig

Vermutlich 21. August 1988

Im Radiosender fehlt ein Nachschlagewerk

Das Wandtelefon neben dem Esstisch im Elternhaus klingelt. P. ist dran, er arbeitet für den noch nicht lange existierenden Privatradiosender “unser Radio”. “Ich muss in fünfzehn Sekunden was über Adelbert von Schamisso oder Kamisso oder Chamisso sagen, weißt du, wie man den ausspricht?” Ich schaue zum dtv-Brockhaus, der über meinem Sitzplatz auf der anderen Seite des Tischs neben den Zier-Bierkrügen steht, damit ich offene Fragen beim Essen sofort klären kann. Einmal um den Tisch laufen, auf den Stuhl steigen,

Band *Buci-Deus* aus der Plexiglasbox ziehen, Chamisso finden ... die Zeit reicht nicht dafür. “Kamisso ... vielleicht ...”, sage ich. Das ist leider nicht richtig. Aber so wird es dann gesendet.

Kathrin Passig

Herbst 1988

Produktpiraterie made in DDR

Ich bin 14 und lebe in Pankow, im Ostteil Berlins. Nach der Schule verdinge ich mich gelegentlich bei “Indubü”, dem VEB Industriebürsten, einem eher kleinen Betrieb der sozialistischen Planwirtschaft.

Industriebürsten bestehen aus einer Metallfelge, in die Metallborsten eingelassen sind. Mit solchen Bürsten kann man metallene Oberflächen schleifen, entgraten und tausend weitere Dinge tun, von denen ich keine Ahnung habe. Die Bürsten gibt es von handtellergroß bis zum Halbmetermodell; die Borsten bestehen mal aus weichem Draht, mal aus stahlharten Zinken; es gibt gezopfte und gewellte Bürsten und noch viele weitere Formen. Je nachdem und für jeden Bedarf.

Für meine Aushilfstätigkeit bekomme ich 5 Mark die Stunde, ein fürstlicher Lohn, und gar nicht mal so weit weg vom Stundenlohn eines Facharbeiters. Zweimal in der Woche darf man vorbeikommen und dann drei Stunden arbeiten. Einen Arbeitsvertrag gibt es nicht, ich unterschreibe nur den Erhalt des Lohns und das war es dann. (Nur so: Diese Verfahrensweise ist seinerzeit üblich und meines Wissens sozialversicherungsrechtlich korrekt.) Dank des üppigen Lohns bin ich ein gemachter Mann.

Meine Aufgabe besteht darin, die Industriebürsten versandfertig zu machen. Dazu schlage ich sie in Ölpapier ein und beklebe jede einzelne Bürste mit einem Aufkleber. Auf dem Aufkleber steht: “Gebr. Weyersberg, Solingen,

Germany”. Solingen liegt ganz klar im Westteil Deutschlands, ein DDR-Solingen gibt es nicht und ganz und gar undenkbar ist es, dass die DDR sich selbst als “Germany” bezeichnet, allenfalls tituliert sie sich als East Germany.

(Die Abbildung zeigt einen Original-Aufkleber, den ich in einer alten Kiste fand.)

Meine Aushilfs-Freunde und ich finden zwei mögliche Erklärungen für DDR-Bürsten made in BRD-Solingen:

Erstens, ein Solinger Betrieb hat ein Abkommen mit Indubü und gibt die in der DDR gefertigte Bürsten als eigene aus. Angesichts der Produktqualität der Ware erscheint uns das sehr unwahrscheinlich. Und wie ich anno 2015 feststelle, schmiedeten die Gebrüder Weyersberg aus Solingen, Germany, nur eines: nämlich Waffen.

Zweitens, die wahrscheinlichere Variante: Die Lieferung geht an ein sowjetisches Kombinat. Um den Waffenbrüdern & Kampfgefährten dringend benötigte Valuta aus der Tasche zu ziehen, werden die in der DDR gefertigten Industriebürsten als westdeutscher Herkunft deklariert. Solingen ist Inbegriff für hohe Qualität und bringt offenbar mehr Valuta als mutmaßlich mangelhafte Ware aus dem VEB Industriebürsten.

Der VEB Indubü lebt seit der Wende als IBB Industriebürsten GmbH vor den Toren Pankows, in Mühlenbeck, nahe der Berliner Stadtgrenze. Welche Aufkleber das Unternehmen 2015 verwendet, ist mir nicht bekannt.

Buntschuh

17. Oktober 1988

Ein Arbeitsplatz mit Computer (theoretisch)

Der 17. Oktober 1988 ist mein erster Arbeitstag als *Trainee Marketing* im weltweit größten Computerfachverlag. Auf meinem Schreibtisch finde ich neben einem zeitgemäß analogen Telefon in schickem Currygelb auch eine rote IBM Selectric II vor. Schließlich muss selbst der Marketingtrainee hin und wieder etwas schreiben. Am zweiten Tag entdecke ich in einer Ecke des Büros, das ich mit zwei Kollegen teile, einen etwas angestaubten und offensichtlich schon länger nicht mehr benutzten Computer, einen Olivetti M24. Dem Abteilungsleiter stelle ich die Frage, wer denn das Gerät bedienen könne, man sei ja hier schließlich in einem Computerfachverlag. Niemand, meint er, die Kollegin, die damit umgehen konnte, sei schon seit fast einem Jahr nicht mehr im Unternehmen. Und der zugehörigen Drucker sei irgendwann in einer der Redaktionen gelandet.

Das Thema lässt mich nicht mehr los, aber ich möchte mich nicht an meiner Arbeitsstelle blamieren. Aus diesem Grund erwerbe ich kurz vor Weihnachten 1988 beim damals erfolgreichen Unternehmen Schmitt Computersysteme einen preiswerten PC mit 8088-Prozessor, 30-Megabyte-Festplatte und – festhalten, boah! – EGA-Grafikkarte nebst Farbbildschirm. Zusammen mit einem NEC-P6-Nadeldrucker ist das gute Stück für knapp unter 6.000 Mark zu haben. Schon nach wenigen Tagen habe ich es geschafft, beim mitgelieferten MS-DOS 3.3 einen deutschen Tastaturtreiber zu konfigurieren, und einige weitere Tage später leuchtet sogar der Röhrenmonitor wirklich in bunt.

Ich werde mutig und nehme irgendwann im Frühjahr 1989 einen Akustikkoppler, den ich in einem Schrank an meiner Arbeitsstelle gefunden habe, mit nach Hause. Tatsächlich kann ich einen passenden Treiber organisieren und in nur wenige Tage später Inhaber eines E-Mail-Postfachs mit der Adresse [EwigLangeZahlenfolge]@mcimail.com. Der Einwahlknoten des amerikanischen E-Mail-Anbieters befindet sich im Telefon-Ortsnetz Frankfurt, ich wohne aber leider in München. Zum Verschicken oder Empfangen von E-Mails ist also immer der Aufbau eines nicht ganz preiswerten Ferngesprächs im Netz der Deutschen Bundespost erforderlich. Es folgen Ausflüge in die bunte Welt der Mailboxen. Mein Onlinekosten sind in dieser Zeit so hoch wie später niemals wieder.

Im Sommer 1990 schließlich weicht der Schmitt-PC einem nagelneuen Apple Macintosh SE, der mir ganz andere Welten eröffnen wird.

Jan Minnesänger

So grob 1988

Die erste eigene Schülerzeitung (Auflage: Ganze drei Exemplare)

Unseren ersten Rechner haben wir 1985 oder so. Ich lerne also noch, mich im DOS-System durch die Programme zu navigieren. Heute erinnere ich mich nur nach an F7 und an F1. Glaube ich. Vielleicht war es auch was anderes.

Am Rechner erstelle ich dann auch meine eigene Schülerzeitung, zwei Seiten, vielleicht sogar drei, mit mehreren Gewinnspielen, für die ich selbstverständlich keine Preise habe, ich bin ja selber noch in der Grundschule und habe kein Geld und keinen verschenkbaren Besitz.

Das ist aber nicht schlimm, denn es bleibt bei einer Auflage von drei, die ich dank fehlender Sozialkompetenz auch alle behalte. Deswegen gewinnt weder jemand bei „Wer malt das schönste Winterbild?“ noch beim großen Schreibwettbewerb (Thema hab ich vergessen).

Spiele sind quasi keine vorhanden, aber ich erinnere mich noch an ein Spiel, wo man mit Blöcken böse Monster zerquetschen musste. Es war sehr spannend und nervenaufreibend. Die Monster waren Hs. Buchstaben als Monster! Ich wiederhole mich ungern, aber: Wir hatten ja damals nix!

Anne Schüßler

19. Dezember 1988

Ist das Kunst oder kann das weg?

Im Jahre 1988 hat auch Berlin eine Magnetbahn. Sie heißt M-Bahn und verkehrt auf einer kurzen Teststrecke am Potsdamer Platz. Kurz vor Weihnachten ereignet sich ein Unfall, bei dem ein Waggon über die Endhaltestelle hinausfährt, sauber ein Fassadenelement herausstößt und tagelang in luftiger Höhe aus dem Bahnhof hinausragt (Fotos der Bahn und des Unfalls hier).

Ich bin noch nicht so lange in Berlin und habe wenig Übung darin, zwischen Malheur und Happening zu unterscheiden. Dementsprechend halte ich das ganze, während ich daran vorbei radele, zunächst für eine spektakuläre Werbeaktion für die ansonsten eher wenig beachtete M-Bahn.

Virtualista

1986 bis 1988

Telefonbanking in den 80ern

1986 eröffne ich mein erstes Konto, ein Postgirokonto. Ich erinnere mich nicht mehr, warum ich die Deutsche Bundespost zu meiner Bank zu mache. Vielleicht sind es günstige Kontoführungs- und Transaktionsgebühren, vermutlich aber die gegenüber anderen Banken längeren Schalteröffnungszeiten.

Um in meinem Heimatort, einer norddeutschen Kreisstadt, Bargeld abzuheben muss man einen Vordruck ausfüllen und diesen am normalen Postschalter abgeben. Der Postbeamte prüft daraufhin die ausreichende Deckung des Kontos bei einer Zentrale in Hannover, und zwar per Telefonanruf von seinem Schalter aus, während ich davor stehe und warte. Ich erinnere mich wohl nur deshalb so deutlich daran, weil mir dieses Procedere schon damals ziemlich anachronistisch und umständlich vorkommt.

1988 ziehe ich nach Berlin und eröffne ein Konto bei der Berliner Sparkasse, die mich dadurch beeindruckt, dass sie Geldautomaten auch außerhalb ihrer zahlreichen Filialen hat, z. B. im U-Bahnhof Wittenbergplatz und in der Mensa der Technischen Universität. Das Postgirokonto löse ich daraufhin auf.

Virtualista

1988 (und davor und danach)

Die Bücherei kommt per Bus

Meine ersten dreizehn Lebensjahre lebe ich in Köln in der Bruder-Klaus-Siedlung. Die Siedlung wurde in den Fünfziger Jahren angelegt, ist mehr oder weniger rund und wird auf der einen Seite von der Bahntrasse und von der anderen von der A3 eingeschlossen, in der Mitte ist ein Park und direkt neben dem Park steht die Kirche, es gibt einen Schreibwarenladen, einen Supermarkt, einen Bäcker, einen Metzger und einen Getränkeladen, zur Kirche gehört die Gemeindebibliothek, aus der ich irgendwann mal “Die unendliche Geschichte” ausleihe und nie wieder zurückbringe, allerdings nicht absichtlich, sondern aus Vergesslichkeit gepaart mit einem Umzug nach Leverkusen im Jahr 1993.

Minimale Infrastruktur ist also vorhanden, ansonsten ist es aber alles sehr beschaulich und klein. Zu klein jedenfalls für eine eigene Stadtteilsbibliothek der Stadt Köln. Statt dessen kommt regelmäßig der Bücherbus der Stadtbibliothek Köln. Wie oft genau er kommt und wie lange er dann rumsteht, habe

ich vergessen. Im Jahr 2017 kommt der Bücherbus laut Webseite einmal die Woche und bleibt dann eine Stunde an der Haltestelle stehen, vermutlich war es also in den Achtzigern genauso.

Benutzt habe ich den Bücherbus nur wenige Male, wenn überhaupt. Ich habe vage Erinnerungen daran, mich zumindest mal im Bus aufgehalten zu haben und möglicherweise habe ich, wo ich ja schon mal da war, dann auch etwas ausgeliehen. Aber für ein Kind mit enorm hohem Bücherdurchsatz ist die Auswahl doch etwas zu klein, außerdem ist das Zeitfenster klein, so dass die Rückgabe genau geplant werden muss.

Vor allem aber gibt es ja auch noch die Gemeindebibliothek, die zwar klein ist, aber längst nicht so klein wie der Bücherbus. Außerdem nimmt mich meine Oma regelmäßig mit zur Bücherei in Köln-Mülheim. In einem richtigen Gebäude mit einem ganzen Raum voller Kinderbücher. Der Bücherbus ist bestimmt eine tolle Erfindung, aber für andere Menschen als für mich.

Erkenntnisse aus dem Jahr 2017: Einige der vermeintlichen Nachteile des Bücherbusses sind gar keine. Man kann sich aus anderen Zweigstellen Bücher vorbestellen, die man dann dort abholen kann, Außerdem kann man die Bücher auch in einer anderen Zweigstelle wieder abgeben. Aber selbst, wenn ich heute noch in der Bruder-Klaus-Siedlung wohnen würde und selbst, wenn ich jetzt willens wäre, den Bücherbus zu nutzen, es ginge nicht mehr. Die Haltestelle ist auf dem aktuellen Halteplan nicht mehr verzeichnet.

Anne Schüßler

1988

Radiowecker (analoge Frühform)

Mein Vater hat jahrelang bei Firmen gearbeitet, die Radios und Fernseher gebaut haben, die wir dann zum Testen jeweils eine Zeit lang zu Hause hatten. Als er dann die Branche wechselte, konnten wir jahrelang keine Schallplatten

hören, aber da ich aus der Hui-Buh-Phase schon rausgewachsen war und wir den ganzen Tag das Radio laufen hatten, vermisste auch keiner zusätzliche Musik.

In meinem Zimmer habe ich, 16 Jahre alt, ein Radiocassetten-Gerät, das ich auch zum Wecken benutze. Allerdings hat das Gerät keine eingebaute Uhr, sondern der Netzstecker steckt in einer Schaltuhr. Davon haben wir zwei verschiedene Modelle, das eine hat 48 im Kreis angeordnete kleine Schalter für je eine halbe Stunde, die nach außen (aus) oder nach innen (ein) gedrückt werden können und immer ziemlich schwergängig sind. Dann muss man den Ring noch so drehen, dass die Pfeilmarkierung auf die aktuelle Zeit zeigt. Beim zweiten Modell gibt es auch den Ring, aber nur mit 48 Löchern, in die man rote bzw. grüne Plastikstücke stecken kann, die einen Drehschalter am Rand zum Ein- und Ausschalten betätigen.

Der Lautstärkeregler des Radios – ein Schiebepotentiometer – ist meistens auf der selben Position, damit ich morgens gut geweckt werde. Leider neigt das Schiebepotentiometer zum Verschleiß, besonders wenn immer nur dieselbe Position benutzt wird (ich vermute, der Stromdurchlauf lässt die Kohleschicht oxidieren). Dann kracht das Radio, spätestens wenn man doch *etwas* lauter oder leiser machen will. Irgendwann ist die angenehme Lautstärke gar nicht mehr benutzbar, so dass ich Anfang der 1990er-Jahre schließlich doch einen Radiowecker kaufen muss. Welch' Entdeckung: Es gibt eine Schlummertaste!

o aus h

1968 bis 1988

Revolutionäres Elektro-Car-to-go-System

Als Mitglied des kooperativen Systems geht man zu einer der Stationen, in der die Autos aufgereiht stehen. Man führt die Magnetkarte in den Kartenleser der Station ein und gibt die Zielstation über ein Telefon ein. In der

Zentrale wird jetzt geprüft, ob an der gewählten Haltestelle ein Parkplatz für ein Fahrzeug frei ist. Sobald die Zentrale die Fahrt genehmigt hat, geht man zum ersten Fahrzeug in der Reihe und öffnet es mit der Magnetkarte.

Am Ziel angekommen, fährt man das dreirädrige Fahrzeug in die Station, der Kontakt auf dem Dach fädelt sich in die Schiene über der Station ein und der Akku wird geladen. Der zentrale Computer registriert die Ankunft des Fahrzeugs.

Die Fahrzeuge haben eine Höchstgeschwindigkeit von 30 km/h. Daher müssen die Fahrer einen Führerschein haben. Der Aktionsradius mit geladenem Akku beträgt 15 km.

Dies alles wurde 1968-1974 von Luud Schimmelpennink in Amsterdam erdacht und realisiert. Das Telefon, von dem oben die Rede ist, ist ein Scheibentelefon.

www.youtube.com/EItrvudZy4w

Die Kooperative wurde 1988 aufgelöst, da das Ziel, 25 Stationen und 125 Fahrzeuge zu betreiben, sich wegen technischen und administrativen Problemen als nicht durchsetzbar erwies.

iris

August 1981 und etwa 1988

Kein Matsch dank Schreibmaschinenkurs

Ende der Siebziger schenken meine Eltern mir zu Weihnachten eine elektrische Schreibmaschine, ein “Trumm” mit richtigen Hebeltypen und einem Motor, der vernehmlich im Inneren wummert. Sie schafft locker sechs Durchschläge. Dazu bekomme ich einen Schreibmaschinenkurs bei der Handelsschule Bohlscheid in Köln, erste Adresse für Tippsen (und Schüler, die eine Schreibmaschine geschenkt bekamen).

Den Kurs absolviere ich nur zur Hälfte, dauernd sas und jkj schreiben ödet mich zu sehr an. Eine Bescheinigung der erfolgreichen Teilnahme kriege ich trotzdem.

Diese packe ich zu meinen Zeugnissen, die ich dem Hauptmann präsentiere, der nach sechs Wochen Bundeswehr-Grundausbildung in die Kaserne kommt, um die spätere Verwendung festzulegen. Schon vorher hatte ich durch glückliche Fügung und ein wenig Nachhilfe (Anruf beim Kreiswehrersatzamt kurz nach der Prüfung, wofür man denn bei dem Haufen geeignet sei) eine Luftwaffenkompanie bei Hamburg erreicht.

Der Hauptmann sieht das Schreibmaschinen-Zeugnis und bestimmt: “Sie kommen zu mir in den Stab”, also lande ich kurz darauf in Goch, nur hundert Kilometer vom Heimatort entfernt und es bleibt mir die zweite Hälfte der Ausbildung im Feld erspart. Später, als meine Fähigkeiten tatsächlich gefordert sind und es dem Hauptmann nicht schnell genug geht, schimpft er “Sie haben doch einen Kurs gemacht, also stellen Sie sich nicht so an, wir haben nicht ewig Zeit.”

Etwas Gutes hatte der Kurs doch – es war mehr hängengeblieben als zunächst gedacht. Ich kann am Anfang meiner Berufstätigkeit nach wenigen Wochen Wiederholung und Üben auf die erforderliche Schlagzahl kommen. Das ist dringend notwendig, um als Journalist schnell genug die Gedanken zu Papier zu bringen. Da ist der Trumm aber schon lange auf dem Schrott gelandet.

Thomas Jungbluth

1988

Bretterbox oder BBS?

Windows oder Linux oder OSX? iOS oder Android oder Windows Mobile?

Glaubensfragen gab es unter Nerds schon immer.

In den 1980ern, als Mailboxen uns miteinander verbanden, war die Frage: Bretterbox oder BBS?

BBS stand für Bulletin Board System, eine Art elektronischer Pinwand, bei der man eine UserID und ein Passwort bekam und sich per Menü durch die einzelnen Bereiche des Schwarzen Bretts hangeln konnte. BBS war in den USA sehr verbreitet.

Bretterbox stand für das deutsche Pendant: Man hangelte sich nicht durch Menüs, sondern hatte eine Kommandozeile und konnte die Bereiche, „Bretter“, per Befehl ansteuern.

Während man bei einem BBS entweder das gesamte Menü durchlaufen lassen musste (bei 300 Baud ein zeitraubendes Geschäft), um die Nummer des nächsten Schritts zu lesen, oder alles auswendig lernen und per „1,3,4,2“ die Eingaben vorwegnehmen konnte, musste man bei Bretterboxen die Namen der Befehle und Bretter kennen oder sich per HELP und LIST zeitraubend die Befehle oder Bretternamen anzeigen lassen.

Das aus den USA stammende FIDO-Netz war das erste internationale Mailbox-Netz. Parallel entwickelte sich mit der Bretterbox Zerberus das Z-Netz, der Transportlayer für die Netze deutscher Aktivisten. Auch der erste Virtuelle Ortsverband der SPD fand sich dort.

Natürlich gab es Dogmatiker: Was nicht in Bretterboxen und ihren Netze verfügbar ist, existiert nicht. Beziehungsweise: Was nicht in BBS-Netzen verfügbar ist, existiert nicht.

Pragmatiker hielten es hingegen mit Tucholsky: Hier ein Stuhl und da ein Stuhl und wir immer dazwischen.

Volker König

Anfang 1989

Mein erster und letzter Netzschalter

Es ist mein erster bezahlter Arbeitstag als Informatiker; ich bin Student im Vordiplom. Ich arbeite an einem Gerät, das einem PC zum Verwechseln ähnlich sieht, aber ein bißchen größer ist, »Workstation« heißt und unter VAX/VMS läuft.

Nachdem ich mein Tagwerk verrichtet habe, stehe ich auf, ziehe die Jacke an und suche mit dem Finger nach dem Netzschalter auf der Rückseite des Geräts. Ich betätige ihn und löse so, kurz vor Feierabend, den ersten IT-Notstand meines Berufslebens aus.

Eine VAX, so lerne ich unsanft, ist kein PC, sondern ein richtiger Computer, der niemals ausgeschaltet wird, weil er Tag und Nacht mit irgendwelchen sinnvollen Dingen beschäftigt ist, viele davon unter der Kontrolle von Leuten oder Programmen, die ganz woanders im Gebäude, also im Netzwerk sind. Und selbst wenn man die VAX wirklich ausschalten *wollte*, wäre dazu ein komplizierter Vorgang des Herunterfahrens notwendig und keinesfalls einfach ein Druck auf den Netzschalter, der für die VAX nichts anderes als ein katastrophaler Stromausfall ist.

André Spiegel

11.4.1989

Mein Eurosignal piept

Dieses verdammte Eurosignal könnte ich in die Ecke werfen. Da lerne ich diese interessante Frau kennen, und wir verabreden uns für den erstaunlich lauen Frühlingsabend. Mit dem Auto raus zur “Strandperle” an der Elbe – und kaum habe ich geparkt, piept das Eurosignal.

Nun habe ich einen ziemlich ausgefuchsten mobilen Kommunikationsstandard eingerichtet: Auf mein Eurosignal laufen drei Nummern – Nr. 1 ist die Zentrale, Nr. 2 das Hamburger Büro, und Nr. 3 mein häuslicher Anrufbeantworter: Wenn jemand da eine Nachricht hinterlässt, werde ich automatisch über das Eurosignal alarmiert. Mit meinem kleinen batteriebetriebenen Tonsender kann ich dann den Anrufbeantworter abhören – von jeder Telefonzelle aus!

Auf dem Parkplatz ist das erst mal kein Problem – da steht nämlich eine Telefonzelle. Also höre ich schnell mal das Band zuhause ab. Derzeit sind inhaftierte RAF-Terroristen im Hungerstreik, da kann jederzeit was passieren. Ist aber nur ein privater Anruf.

Auf dem Weg zur "Strandperle" piepst es erneut. Ich entschuldige mich, lasse die Dame alleine weitergehen und hetze zurück zur Telefonzelle. Auch der Anruf ist nicht von Bedeutung.

Als ich an der "Strandperle" ankomme und gerade mein Bier in der Hand habe ... piepst es schon wieder. Es hilft nichts, ich muss zurück zum Parkplatz, sonst ist nirgendwo eine Telefonzelle in Sicht. Also wieder los, die Dame ist not amused. Aber sie hat ja ein Bier.

Am Ende verabreden wir uns dann doch noch für den nächsten Tag. Obwohl sie vermutlich glaubt, dass es bei mir piept.

Thomas Wiegold

Zwischen 1986 und 1989

Topographie Deutschland

In diesen Jahren reise ich jeweils auf Einladung des "Vereins zur Förderung der Pädagogik der Informationstechnologien e. V." auf die CeBIT und betreue dort einen Messestand für Jugendliche, wie hier und hier bereits erwähnt. Weil wir zu dritt sind und gar nicht so viel zu tun haben, verbringe ich viel

Zeit mit einem Spiel namens “Topographie Deutschland” auf dem Messestand-Atari. Drei Screenshots aus dem Spiel (faustgroße Pixel!) sind hier zu besichtigen.

Man fliegt mit einem kleinen Hubschrauber über eine unbeschriftete Karte von Deutschland und muss in einer bestimmten Zeit eine Anzahl von Orten ansteuern, um das nächste Level zu erreichen. Bis heute (2016) stammt praktisch alles, was ich über die Lage von Orten in Deutschland weiß, aus diesem Spiel.

Leider sind meine Kenntnisse ostdeutscher Städte dadurch immer lückenhaft geblieben. Das Spiel ist vor der Wiedervereinigung entstanden und enthält nur den Westen.

Kathrin Passig

Um 1989

Mein zweiter Computer hat sogar schon eine Festplatte, tjaha!

Ich kaufe mir meinen zweiten Computer, gebraucht, für 2000 DM, und zwar vermutlich über eine Kleinanzeige aus einer Zeitung. Details der Ausstattung sind nicht rekonstruierbar, aber er hatte einen Bernsteinmonitor, MS-DOS und eine 20-MB-Festplatte (der erste hatte noch gar keine). Abbildung typähnlich.

Für die 2000 DM habe ich ungefähr 160 Stunden bei Europakarton in Plattling an der Kartonbündelmaschine verbracht. Es ist eine seltsame Konstante, dass bis heute (Stand 2014) alle meine Rechner 2000 DM beziehungsweise später eben 1000 Euro gekostet haben. Die dafür aufzuwendende Arbeitszeit ist zum Glück nicht konstant geblieben, oder vielleicht doch, wenn man die nötigen Vorarbeiten z. B. für das Halten von Vorträgen mit einrechnet (150

Stunden Internet durchlesen, Anreise, 1 Stunde Vortrag, Abreise). Das Internetdurchlesen ist aber unterhaltsamer als das Bündeln von Kartons, und man muss nicht so früh aufstehen dafür.

Kathrin Passig

Sommer 1989

Endlich ein Mobiltelefon, das ich mit mir herumtragen kann

Das ist die neue Freiheit: Ich habe jetzt ein Mobiltelefon, das ich mit mir herumtragen kann. Zwar habe ich auch in den vergangenen Jahren ab und zu mal mobil telefonieren können – aber die Geräte waren immer fest in einem Auto eingebaut. Wo das Auto nicht hinkam, gab's auch kein Telefon.

Meine Firma hat sich überreden lassen, mir (na ja, dem Hamburger Büro) eines der neuen tragbaren Telefone zur Verfügung zu stellen – nicht selbstverständlich bei einem Gerätepreis von rund 10.000 Mark. Das *Philips Porty* wiegt gerade mal knapp vier Kilogramm, damit kann ich es problemlos am mitgelieferten Tragegurt über die Schulter hängen, mitnehmen und von überall telefonieren.

Aber die neue Freiheit bedeutet dieses Mobiltelefon nicht nur deshalb, weil es unabhängig vom Festeinbau in einem Auto funktioniert. Das Porty funkt im erst ein paar Jahre alten C-Netz, und das hat gegenüber dem alten B-Netz einen unschätzbaren Vorteil: Wer mich anrufen will, muss nicht mehr wissen, wo ich mich ungefähr aufhalte. Mit der selben Vorwahl bin ich in ganz Deutschland erreichbar! Selber anrufen ist mit 50 Pfennig in der Minute auch noch recht kostengünstig. Ich muss nur dran denken, die Ortsnetzkennzahl immer mitzuwählen ...

Der Akku im Porty hält schon ein paar Stunden, das ist ok. Und im Auto kann ich es ja an den Zigarettenanzünder zum Aufladen hängen. Während der Fahrt zu telefonieren, ist auch kein Problem: der Hörer liegt gut in der

Hand, zur Not kann ich ihn auch mit der Schulter einklemmen wie beim Telefon auf meinem Schreibtisch. Und die Außenantenne mit Magnetfuß sorgt für eine gute Funkverbindung. (Obwohl Freunde lästern, mit dieser Antenne auf dem Dach sehe mein französischer Kleinwagen aus wie ein ferngesteuertes Spielzeugauto.)

Jetzt hat die (verzweifelte) Suche nach Telefonzellen endlich ein Ende. Selbst wenn ich auf dem Eurosignal angepiept werde, kann ich ja sofort zurückrufen.

Nachtrag 10. November 1989: Mein Porty bin ich wieder los. In Berlin ist die Mauer gefallen, und das einzige mobile Telefon der Firma wird für das Büro in Ostberlin gebraucht. . .

Thomas Wiegold

Ungefähr 1989

Der Poltergeist und der Drucker

Ich war Praktikant in einem Büro im Altbau. Wir hatten schon „Computer“, also Terminals am Großrechner. Und Drucker.

Dummerweise reagierte unser Etagendrucker jeweils Mittwoch und Freitag früh nicht. Jemand musste das Cockpit anrufen (also die Stelle im Rechenzentrum, wo die vielen Bildschirme stehen und alles zusammenläuft, heute nennt man das Helpdesk). Vom Cockpit wurde der Drucker dann neu gestartet, also dem Großrechner gesagt, er solle mal Kontakt mit ihm aufnehmen.

Zeitlich war das kein großer Aufwand, aber man kam sich nach ein paar Wochen schon doof vor. Ich fragte (als vermutlich siebenunddreißigster Anrufer), was denn diese Situation hervorrufen könne. Vermutlich würde jemand vorübergehend den Netzstecker ziehen. Wenn der Drucker neu startet, baut er die Verbindung nicht selber auf.

Die Reinigungskraft stand schon länger nicht mehr im Verdacht, die Steckdose des Druckers für den Staubsauger zu benutzen, sogar der Mehrfachstecker löste das Problem nicht. Den hatte ein Kollege selber besorgt, um das vermutete Ausstöpseln des Druckers durch *irgendwen* überflüssig zu machen. Also sprachen wir nur noch vom Poltergeist, der zweimal in der Woche den Drucker abschaltet.

Monate später traf ich eine Kollegin aus diesem Büro. Das Rätsel war gelöst! Es war ein Wackelkontakt im Koaxialkabel, mit dem der Drucker an den Großrecher angeschlossen war. Den entdeckte man, als ein neuer Drucker angeschlossen wurde und plötzlich gar nichts mehr ging, weil sich das Kabel dabei endgültig zerlegt hatte.

Aber wie kam es zu den Ausfällen an zwei bestimmten Wochentagen?

In dem Altbau lagen alle EDV- und Telefonkabel in großen, eckigen Kabelschächten aus Kunststoff, die vor den Fenstern auf den Boden montiert waren. Der Wackelkontakt hatte normalerweise keine Auswirkungen – bis die Chefin jeden Dienstag und jeden Donnerstag ihre prächtigen Blumen gegossen hat.

Um mit der schweren Kanne an die Töpfe zu kommen, stellte sich die zierliche kleine Dame auf den Kabelkanal genau über dem Wackelkontakt und unterbrach dabei unwissentlich die Leitung.

Volker König

1989

Ich sehe im Praktikum das erste Mobiltelefon mit eigenen Augen und hätte an der Technik kapituliert

Ich machte ein Praktikum im Düsseldorfer Hochbauamt. Von dort sollte ein Künstlerwettbewerb für ein Mahnmal in der Mahn- und Gedenkstätte in der Altstadt organisiert werden.

Wir bekamen einige Räume in der Mahn- und Gedenkstätte zur Verfügung gestellt, hatten dort aber keinerlei technische Infrastruktur, die über elektrisches Licht hinaus ging.

Die Jury war hochkarätig besetzt, ich erinnere mich konkret an Carola Stern und an andere eigens angereiste Juroren, mit denen es Diskussionen darüber gab, wieviel Sterne ein angemessenes Hotel haben solle.

Es war die Veranstaltung, bei der ich das erste tragbare Telefon sehen sollte.

Nach etlichen Jahren mit CB-Funkgeräten und drei Jahren als Fernmelder bei der Bundeswehr hatte ich schon viel an Funktechnik gesehen, mobile Telefone kannte ich aber bislang aber nur aus US-Krimis, wo Detektive und Anwälte natürlich Autotelefone besaßen.

Der Chef der Poststelle hatte ein C-Netz-Telefon aus dem städtischen Fundus bekommen, nach meiner Erinnerung muss es ein Siemens C2 Portable gewesen sein. Zwar kleiner als die Sat-Telefone, mit denen Thomas Wiegold es einige Jahre später zu tun bekommen würde, aber halt auch ohne Satellitenverbindung.

Zum Glück brauchten wir das Telefon am Ende nicht. Keinem war klar, wie teuer ein Gespräch mit dem Funktelefon sein würde, klar war nur, dass es *sehr teuer* sei. Deshalb hatte sich niemand getraut, einen Probeanruf damit zu machen.

In einer Zeit, in der Wählscheibentelefone noch technischer Standard waren, hätte die Technik uns sicher alle überfordert. Der Chef des Orgateams jedenfalls gestand mir am Ende, dass er glaube, das Telefon sei defekt gewesen. Er habe den Hörer abgenommen und kein Freizeichen gehört.

Ich hätte es damals auch nicht besser gewusst.

Volker König

Sommer 1989

Präsident-Nordhoff-Gedächtnis-Tee

Ich habe gerade Abitur gemacht. Im Jahrgang weiß jeder, dass man sich unbedingt sofort arbeitslos melden muss, also gehen wir zu fünft aufs Arbeitsamt. Dort werden wir von der zuständigen Sachbearbeiterin ausgelacht. Vor dem Wehrdienst sei das nicht notwendig; die Frage, wie das bei Verweigerern sei, überhört sie. Wo wir schon einmal da seien, könne man auch die Meldungen schreiben.

Zwei Wochen später werden wir angerufen: Volkswagen braucht wegen einer Modellumstellung Werksstudenten, die in der Ferienzeit die Belegschaft aufstocken. Mit dem Opel Kadett, den mir meine Eltern zum Abitur geschenkt haben, fahren wir in den nächsten fünfeinhalb Wochen jeden Werktag aus Südniedersachsen nach Wolfsburg. Das dauert eineinviertel Stunden, die Frühschicht beginnt um 6.30 Uhr, das gibt eine halbe Stunde Nachtzuschlag. Zwei von uns entscheiden sich gegen die tägliche Fahrerei und bekommen von Volkswagen eine Wohnung in einer werkseigenen Siedlung vermittelt, in der vor allem italienische Gastarbeiter wohnen.

Auf dem riesigen Werksparkplatz vor dem Nordtor ist mein Opel neben einem Camaro der einzige Nicht-Volkswagen. Jeden zweiten oder dritten Tag klebt ein Zettel an meiner Windschutzscheibe, der mich darauf hinweist, wie unkollegial es sei, keinen VW zu fahren und dass es günstige Mitarbeiterkonditionen gebe. Die Zettel sind handgeschrieben und stammen erkennbar von verschiedenen Leuten.

Vier von uns arbeiten in der Lackiererei, der fünfte in der damals berühmten Halle 54, in der einige hundert Fachleute ein Heer von Robotern steuern sollten. Im Sommer ‘89 arbeiten dort 10.000 Menschen.

Der Kollege, der mich einarbeitet, hat Feinblechner gelernt – die Arbeit am Band sei aber besser bezahlt.

Ich stehe am Band und lege mit einer Pistole Silikondichtmasse in die rechten Türen von Polo (Zweitürer) und Golf (Zwei- und Viertürer) ein, verstreiche die eingelegte Dichtungswurst an bestimmten Stellen mit einem Pinsel und einem Plastikschaber. Die Masse kommt auf die Schweißnähte der verzinkten Karossen, danach durchlaufen sie einen Trockenofen, bevor sie in die Lackierkammern kommen. Der Ofen ist ca. 20 Meter bandabwärts von meinem Standort, Einlegepistolen hängen alle paar Meter auf beiden Seiten des Bandes. In der ersten Woche stehe ich regelmäßig kurz vor der Eingangsschleuse des Ofens – ein, zwei Mal muss mich der Vorarbeiter „retten“ – das Ausklinken einer Karosse, bei der schlecht gearbeitet wurde, ist möglich, wird aber nicht gerne gesehen, weil diese in die Leertakte eingehängt werden.

Die Produktion liegt im ersten Stock der Werkshallen, im Erdgeschoss befinden sich Lager und kleinere Werkstätten. Alle Werkshallen sind mit Überführungen verbunden, die Meister sind mit Fahrrädern unterwegs. Unter der Decke hängen Bandschleifen voller Karossen, die eine Reserve für ca. 2 Wochen bilden. Diese müssen wir in den kommenden Wochen allmählich leer arbeiten.

Zur großen Ost-West-Werksstraße hin befinden sich Waschkauen, Büros und verschiedene Kantinen. Wir essen dort nur nach der Frühschicht. Vor der Spätschicht essen wir zuhause. Nachtschicht dürfen wir nicht arbeiten.

Das Band läuft die ganze Zeit, man hat Pause, wenn die Leertakte einen erreichen – dort hat man einfach keine Karossen eingehängt. So läuft eine Lücke von ca. 10 Karossenlängen das Band entlang. Auf die Mittelkonsole ist in rot eine Zahl gepinselt, zwei Mal geht es von 1 bis etwas über 200, gut 400 Autos laufen pro Schicht durch. Manchmal gibt es auch keine Leertakte, dann wird man in den Pausen von „Springern“ abgelöst, die alle Arbeiten am Band beherrschen. In meiner ersten Pause gehe ich allein das nächste Treppenhaus herunter, trete durch eine Tür nach draußen und werde beinahe von einem Zug voller Steinkohle überfahren.

Hinter mir steht eine große Box mit zwei Lackierrobotern. Während meiner Zeit kommt zwei Mal eine Gruppe von Ingenieuren vorbei, schraubt ein wenig an den Robotern herum, gestikuliert und geht wieder.

In den Lackierkabinen herrscht eine Temperatur von 40 bis 50 Grad, die Kollegen dort sollten wegen der eingesetzten Lösungsmittel eigentlich schwere Atemmasken tragen, viele arbeiten aber ohne, weil es zu beschwerlich und viel zu warm ist. Lacke auf Wasserbasis führt VW erst Mitte/Ende der 90er Jahre ein. Es heißt, es arbeite niemand in den Lackierkabinen, der älter als 45 Jahre ist.

An Montagen ist die Stimmung furchtbar, alle sind still und mit sich beschäftigt – dafür steigt freitags, wenn zum letzten Mal von 1 bis 200 gezählt wird, die Stimmung. Uns Neulingen zeigen die Kollegen ihre Arbeiten („Willst Du mal Motorhauben einlegen?“) und alle bespritzen sich mit Dichtungsmasse. Bei VW lerne ich, was Wochenende bedeuten kann.

Nach zwei Wochen sind wir akzeptiert, wir könnten ja arbeiten, obwohl wir zukünftige Krawattenträger seien. Als Erstes wird uns verraten, wie wir am besten einen VW-Blaumann nach draußen schmuggeln. Überhaupt wird offenbar geklaut, was nicht niet- und nagelfest ist. Es geht die Geschichte herum, vor kurzem sei ein Kollege mit einem GTI-Ledersessel über der Schulter einfach mitten durch den Werksschutz nach draußen spaziert.

Schließlich kommt der Bandälteste auf uns zu, wir sollten nun nicht immer unser sauer verdientes Geld in den Cola-Automaten stecken und lieber mal mitkommen. Zwischen Ofen und Lackierkabine steht ein unscheinbarer Kasten in Spindbreite, der sich als Getränkeautomat entpuppt, an dem es kostenlos (!) kalten und heißen Zitronentee, Brühe und Kakao gibt. Diese Automaten seien von Heinrich Nordhoff, dem legendären ersten Nachkriegschef von VW, zusammen mit einem strikten Alkoholverbot eingeführt worden, weil bei Volkswagen so furchtbar gesoffen wurde. Ich trinke ab jetzt in jeder Pause Präsident-Nordhoff-Gedächtnis-Tee.

Den Bewegungsablauf des Dichtungseinlegens beherrsche ich heute noch im Schlaf und träume regelmäßig davon.

Stephan Bartholmei

70er und 80er Jahre

Der Tag beginnt mit “Morning Has Broken” und endet mit Morsezeichen

Morgens läuft nach den Nachrichten auf Bayern 2 um 7:07 eine kurze Instrumentalversion von “Morning Has Broken”, das Signal, dass ich das Haus verlassen muss, um den Schulbus nicht zu verpassen. Abends um 20:15 endet der Wetterbericht der Tagesschau mit dem Morsecode “– – · – · – – –”. Beim ersten Ton rennen wir los, beim letzten müssen wir im Bett liegen. Am Sonntagmorgen gibt es auf Bayern 2 den “Sonntagswecker”, die Eltern dürfen erst geweckt werden, wenn die Sendung vorbei ist.

Diese drei Phasen überlappen sich kaum, denn als ich ab der fünften Klasse zum Schulbus muss, darf ich schon länger aufbleiben als bis zur Tagesschau. Aber insgesamt werden etwa fünfzehn Jahre lang Anfang oder Ende meines Tages von Zeitsignalen aus Radio und Fernsehen bestimmt. Heute (2015) kann ich nicht sagen, ob es sich um eine mittlerweile ausgestorbene Praxis handelt oder ob Eltern ihre Kinder – vor allem solche, die zu jung sind, um die Uhr zu lesen – immer noch auf akustische Zeitsignale konditionieren, die zu einer festen Zeit ausgestrahlt werden.

Kathrin Passig

1989

P8000: Prolog und Nachspiel

Prolog

Ich bekomme die Möglichkeit, als Schüler an einem Programmiersprachen-Kurs an der Humboldt-Universität teilzunehmen. Wir sollen Prolog lernen, eine deklarative, logische Programmiersprache. Das ist eher ungewöhnlich, gibt es an den Schulen doch nur Basic und bestenfalls Pascal.

An der HU ist HU-Prolog, ein sehr guter Prolog-Interpreter entwickelt worden, Fachwissen für die Lehre ist also genügend vorhanden. Wir Schüler nehmen das Angebot dankbar an.

Die praktischen Übungen finden im Rechenzentrum der Uni statt, zu dem es Zutritt nur mit (Papier-)Berechtigungskarte gibt. Dort stehen neben einem PC1715 und einem A5120, mit denen wir nichts zu tun haben, zwei P8000 mit jeweils drei Terminals, die unsere Ausbildungsrechner werden. Der P8000 ist ein 16-Bit-System aus DDR-Produktion, auf dem WEGA als Betriebssystem läuft. Auch WEGA ist eine DDR-Entwicklung, die sehr deutlich an ein System-III-UNIX angelehnt und in vielen Bereichen kompatibel ist.

So lerne ich im Rahmen des Kurses nicht nur Prolog, sondern auch Unix-Grundlagen. Freundlicherweise dürfen wir auch nach Ende des Kurses das Rechenzentrum weiter benutzen, das gibt Gelegenheit, die Kenntnisse zu vertiefen und auch gleich noch etwas C zu lernen.

So interessant Prolog auch ist, es wird bei mir später nie zu praktischer Anwendung kommen. Von den Unix- und C-Grundlagen aber, die ich dort erwerbe, werde ich mein ganzes Berufsleben zehren.

Nachspiel

Wenn man mal wieder Dinge am P8000 gemacht hat, die dem System nicht gut bekommen sind, ist es hilfreich, das root-Passwort (d. h. den Administratorzugang) zu kennen, was für Schüler natürlich nicht vorgesehen ist. Irgendwann hat aber einer von uns gut hingesehen, als ein Admin sich einloggte, und ab sofort haben wir die Macht. Immerhin scheinen wir schon vernünftig damit umzugehen zu wissen, und so fällt es nie auf.

Das Passwort ist nicht kompliziert, nur ein langes Wort, aber wird mir so vertraut, dass ich selbst beginne, es für verschiedene Zugänge zu nutzen. Nur einmal wird mir mulmig: Es ist etwa 1996, ich bin mittlerweile Student der Uni. Es hat Hackversuche im Uni-Netz gegeben, nun testen die IT-Admins alle Passwörter auf ihre Sicherheit. Wenn es durch eine Wörterbuchattacke zu knacken ist, wird der Zugang gesperrt und man wird einbestellt, belehrt und muss das Passwort ändern. Auch ich darf vorsprechen und man zeigt mir das ermittelte Passwort. Es ist das alte root-Passwort der P8000, und gezeigt bekomme ich es von einer Dame, die das Kennwort gut kennen dürfte: Sie war Jahre zuvor einer der Admins für die P8000 im Rechenzentrum gewesen ...

Zugabe

Im Rechenzentrum stehen natürlich auch Drucker – nur das Papier muss bitte selbst mitgebracht werden. Zum Glück kann mein Vater einen Stapel Endlospapier mit Lochrand organisieren, denn die Drucker arbeiten mit einem Traktor zum Papiereinzug. Es sind Typenraddrucker der Marke Robotron, die zwar sehr schnell, aber mit unglaublichem Lärm arbeiten. Da sie auch in der Lage sein müssen, diverse Durchschläge zu erzeugen, werden die Typen mit

großer Kraft auf das Papier gehämmert. Wenn man eine Perforierung des Papiers braucht, druckt man einfach eine Zeile mit Minus-Zeichen, anschließend kann die Seite dort sauber durchgetrennt werden.

Mathias Block

1989-1994

Audioversionen von Videos

Ich habe keinen Fernseher.

Als ich 1986 kurz nach meinem 19. Geburtstag aus dem Elternhaus auszog, hatte ich meine Jugendzimmermöbel mitgenommen: Ein Polsterbett, zwei Kommoden, einen Kleiderschrank, Bücherregale. Fernseher besaß ich keinen, vermisste ich auch nicht.

In den Jahren danach kamen hinzu: Ein Esstisch, vier Klappstühle, ein Sofa, ein Sofatisch, eine Stereoanlage bestehend aus Verstärker, zwei Boxen, Radio, Plattenspieler, Kassettendeck. Ein Fernseher wäre mir als mögliche Anschaffung nicht mal eingefallen (so verpasse ich den Wandel der deutschen Fernsehkultur durch Privatsender, aber das ist eine andere Geschichte).

Ich habe mich mit einem Kommilitonen angefreundet, der ein wandelndes Filmlexikon ist und auch sonst mein Leben um einige kulturelle Dimensionen bereichert. Mit ihm gehe ich viel ins Kino, lasse mir Filmmusik vorspielen, und seine enorme Videosammlung sowie das Angebot eines Videoverleihs 100 Meter vor seiner Wohnung füllen an vielen Nachmittagen und Abenden in seiner düsteren Souterrainwohnung Lücken meiner internationalen Film- und Fernsehbildung (ich durfte als Kind fast nicht fernsehen).

Er würde mir durchaus auch Videos leihen, doch ich habe eben weder Abspielgerät noch Fernseher. So nimmt er mir aus wichtigen Inhalten der Videos Audiokassetten auf. Aus *Silence of the Lambs* kombiniert er Teile des Soundtracks mit Dialogen des Films – so perfekt, dass das Tempo und der Rhythmus des Films über die zweimal 45 Minuten erhalten bleiben. Ich höre diese Hörspielversion von *Silence of the Lambs* so oft, dass ich noch Jahrzehnte später die Dialoge auswendig kann. Aus der Tonspur verschiedener Filme und Flying-Circus-Folgen von Monty Python entsteht sein persönliches Best-of als Audiokassette, das die Grundlage meiner Monty-Python-Begeisterung wird.

„Der Sinn des Lebens“ ist ein weiterer Filmzusammenschnitt in Form einer Audiokassette; darauf zu hören unter anderem Ausschnitte aus Woody-Allen-Filmen, M*A*S*H, der Muppet Show, aus Shows der Lach- und Schießgesellschaft, aus Mel Brooks *History of the World, Part I*, aus *Ein Fisch namens Wanda*.

die Kaltmamsell

Ca. September 1989

Wie früh man aufstehen musste, bevor es Wohnungssuche im Internet gab

Ich bin auf der Suche nach meiner ersten eigenen Wohnung. Naja, Wohnung, einem Zimmer halt, mehr bekommt man in Regensburg nicht, wenn man über umgerechnet 400 Euro im Monat verfügt. Also nicht für die Miete, sondern insgesamt.

Wohnungssuche geht so: An den Tagen, an denen in der Mittelbayerischen Zeitung die Immobilienseite erscheint, findet man sich sehr früh am Morgen vor der Druckerei ein. Es ist noch dunkel. Die ganzen anderen Wohnungssuchenden sind auch schon da. Wenn die Zeitungen herausgetragen werden, kauft man sich eine und sucht eilig die nächste Telefonzelle auf. Das machen natürlich alle, es ist also eher die überüberüberübernächste Telefonzelle. Es sei denn, man hat sehr gute Freunde, die bereit sind, genauso früh aufzustehen und schon mal eine Telefonzelle zu blockieren. Solche Freunde habe ich nicht. Dann ruft man die armen Vermieter an und reißt sie aus dem Schlaf. Oder auch nicht, denn wahrscheinlich sind sie ja schon von den Leuten aus den nähergelegenen Telefonzellen aufgeweckt worden.

Das funktioniert natürlich überhaupt nicht. Nach ein paar Wochen habe ich so viel Zeit im Zimmervermittlungsbüro des Studentenwerks verbracht, dass man mir aus Mitleid die Adresse eines neuen, privat betriebenen Studentenwohnheims zusteckt, noch bevor die Zimmer offiziell ausgeschrieben werden.

Auch alle folgenden Wohnungen finde ich durch Zufall, Freunde und Bekannte, nicht über Kleinanzeigen in der Zeitung. Sicherheitshalber bin ich seit 1992 gar nicht mehr umgezogen, höre aber, es sei seitdem etwas einfacher geworden. Man muss wohl nicht mehr ganz so früh aufstehen, seit es Wohnungssuche im Internet gibt.

Kathrin Passig

Ende 1989

Eine Bob-Dylan-Wortkonkordanz auf Endlospapier

Ich bin gerade bei meinen Eltern ausgezogen, bewohne jetzt ein winziges, düsteres Zimmer in Regensburg und langweile mich. Ich beschließe, eine Bob-Dylan-Wortkonkordanz anzufertigen. Dazu muss ich zuerst meine zwei Bücher mit sämtlichen Bob-Dylan-Songtexten abschreiben. Das dauert einige Wochen und verbessert meine Zehn-Finger-Tippgeschwindigkeit.

Leider fehlt es mir noch an Programmierfähigkeiten, ich bitte daher H., mir zu helfen. Er importiert meine Textdatei in eine dBASE-Datenbank und schreibt irgendwas in Clipper zur Auswertung. Das Ergebnis ist ein etwa 15 Zentimeter hoher Stapel Endlospapier, in dem man jetzt nachschlagen kann, wie oft und wo ein Begriff bei Bob Dylan vorkommt. Ich verschenke den Stapel an einen anderen Freund, ach, wozu es verschweigen: Natürlich wollte ich vor allem mit jenem anderen Freund ins Bett. Das klappt dann auch, wobei der Kausalzusammenhang fragwürdig ist. Ebenso fragwürdig wie die Hinzuziehung von H., mit dem ich nämlich eigentlich zusammen bin. Bedenkt dies, euren Freundinnen mit Programmierung aushelfende Männer.

„Das ist ja schon eher der fleißige Ansatz“, sagt ein unbeteiligter Zuschauer. Obwohl er zweifellos recht hat, kränkt mich diese Bemerkung, ich merke sie mir und muss in den folgenden Jahren oft daran denken. 735 Techniktagebuchbeiträge? *Schon eher der fleißige Ansatz*, während andere Leute *Ideen* haben und so weiter.

Die Textdatei *dylan.txt* liegt 2015 immer noch auf meiner Festplatte. Manchmal benutze ich sie, um ein Zitat darin zu suchen. Meistens google ich aber, das geht schneller.

Kathrin Passig

September/Oktober 1989

Revolution im CAD/CAM-Labor, oder auch nicht

Für ganz eifrige Computerfans, äh, engagierte Wissenschaftler aus computerlosen Uni-Instituten gibt es im Rechenzentrum der Uni Greifswald ein sogenanntes CAD-CAM-Labor. Dort kann man sich in einen Stundenplan für jeweils zwei Stunden für die Nutzung eines CPM-kompatiblen PC 1715 oder gar MS-DOS-kompatiblen EC 1834 eintragen. Zur Verfügung stehen verschiedene Schreibprogramme wie Wordstar, eventuell WORD für DOS, Datenbanken wie dBASE und Programmiersprachen wie Turbo-Pascal, natürlich jeweils in der raubkopierten Version von Robotron.

Es gibt auch einen Nadeldrucker, das Farbband dafür muss man entweder mitbringen oder von einem Verantwortlichen vom Rechenzentrum erbitten, eingebaut wird es in jedem Fall von diesem, nachdem er über die Relevanz des Auszudruckenden entschieden hat.

Damit soll allerdings auch verhindert werden, die kursierenden Programme der oppositionellen Organisationen auszudrucken. Hypermodern befinden sich diese praktischerweise auf 5¼ Zoll Disketten. Wenn man aber spät abends alleine in diesem Kabinett ist, kann man eventuell, am besten gelingt es genau ohne Farbband, auf eine Wachsmatrize drucken, die als Kopiervor-

lage im sogenannten Ormig-Verfahren dient, und erhält so supercoole Flugblätter oder auch feigerweise nur den Handzettel zur wirklich allerletzten FDJ-Wahl.

Seewolf

Oktober 1989

Die Alarmanlage funktioniert

Ich renovierte meine zukünftige Studentenbude in Düsseldorf-Flingern, und die nette Nachbarin wies mich auf Beschädigungen an der Tür hin. Sie meinte, dass durch das defekte Schloss an der Haustür allerlei dunkle Gestalten versucht hätten, gewaltsam in die Wohnungen zu kommen, wenn sie den Eindruck hatten, dass die Bewohner die Nacht auswärts verbringen.

Als ich gefühlte 500 Möbellieferungen später dann wirklich eingezogen war und Telefon und Computer dort standen, dauerte es noch ein paar Wochen, bis ich eine eigene Alarmanlage besaß.

Die war simpel: Oben am Türrahmen wurde ein kleiner Plastikklotz angeschraubt, der einen Magneten enthielt. Am Türblatt hing direkt daneben ein Kistchen mit Elektronik und einem Magnetschalter, die aktiviert wurde, wenn der Magnet mehr als rund 1cm von ihr entfernt war.

Nach dem Öffnen der Tür hatte man 15 Sekunden Zeit, auf dem Kästchen einen Zahlencode einzugeben, den ich im Innern selber definieren konnte. Alle Versuche, die Anlage vor Auslösen des Alarms zu entfernen oder zu ~~deaktivieren~~ zerstören, wären noch lauter als der Alarm gewesen.

Im Frühling, kurz nach Montage der Alarmanlage, machte ich gerade ein Praktikum in einem Rechenzentrum. Ich hatte einen eigenen Schreibtisch und ein eigenes Telefon. Eines Vormittags klingelte es, und während ich mich meldete, hörte ich im Hintergrund ein bekanntes Geräusch:

Meine Alarmanlage.

Meine Mutter war am anderen Ende, wollte mal nach dem Rechten sehen. Ob ich genügend Klopapier hätte und keine verhungerten Mäuse im Kühlschrank. Mütterliche Fürsorge halt. Und offenbar war sie auch nicht das erste Mal dort, was ich genauso befremdlich fand wie sie die Alarmanlage.

Da sie sich in der Panik – 98 dbA aus einem winzigen Druckkammerlautsprecher beschallten gerade das Treppenhaus – den Code kaum merken konnte, war das auch ihr letzter unangemeldeter Besuch in meiner Abwesenheit.

Bis zu meinem Auszug hat übrigens niemand mehr den Alarm ausgelöst. Die einzige dunkle Gestalt, die sich noch im Treppenhaus rumdrückte, an Türen lauschte, von außen durch Türspione guckte und schließlich von der Polizei einen Platzverweis erhielt, war ein GEZ-Mitarbeiter. Aber das ist eine andere Geschichte.

Volker König

Herbst 1989

Wie ich völlig illegal an 16 Ampère kam

Meine Studentenbude hatte nur einen Stromkreis, also auch nur eine Sicherung. Und zwar eine DIAZED-Sicherung, wie sie seit 1909 benutzt wurden. Das sind diese Kapseln, die in eine Art Lampenfassung geschraubt werden, und in denen ein Draht durchbrennt, wenn zu viel Strom fließt. Und es war nur eine 10 Ampère-Sicherung drin.

Das war ein Problem: Ich wollte eigentlich auch zeitgemäße Elektrogeräte nutzen, zum Beispiel einen Elektroherd. Ein Gasanschluss für die Therme war zwar da, aber nicht (mehr) der für einen Gasherd.

Damals lagen noch 220V an der Stromleitung an und bei meinen mickrigen 10 Ampère ergab das 2.200 Watt, die ich gleichzeitig aus allen Steckdosen zusammen entnehmen konnte.

Ein Elektroherd ist normalerweise an drei Stromkreise, also auch an drei Sicherungen mit je 16 Ampère angeschlossen. Die großen Kochplatten des Herdes hatten schon je 1.700 Watt, die kleinen 1.200. Ich konnte also definitiv nicht auf zwei Platten gleichzeitig kochen. Insgesamt hatte der Herd einen Schaltwert – also einen maximalen Stromverbrauch – von 7.700 Watt.

Der Vater meiner damaligen Freundin war Elektriker und warf einen Blick auf die Stromleitungen in der Wand, indem er einige Steckdosen abschraubte. Er meinte, dass die Leitungen auch 16 Ampère aushalten würden, das seien 1,5 mm2-Leitungen.

Bloß: eine 16-Ampère-Sicherung passte nicht in die Fassung. Ihr Kontakt war zu groß und passte nicht durch das Loch in der Isolierung aus (vermutlich noch) Bakelit.

Wenn ich die Hauptsicherung im Treppenhaus vor meinem Stromzähler rausdrehe, meinte der Fachmann, dann könne ich die Isolierung mit einem Schraubenzieher gefahrlos rausbrechen und auch eine 16-Ampère-Sicherung einschrauben.

„Dat hab ich dir aber nich gesagt, klar?“

Ich hatte 10 Minuten später tatsächlich 3.520 Watt zur Verfügung. Das hieß zwar, wenn ich die beiden großen Kochplatten einschaltete und 2.400 Watt brauchte, musste der Computer (170 Watt für den Tower und 50 Watt für den Monitor) vorher ausgeschaltet werden, aber immerhin!

Volker König

Herbst 1989

Als ich mir einen Singweisengriffer kaufte

Mein erstes Telefon in meiner Studentenbude war illegal. Es war ein Importgerät mit Tastenwahl, Display und Freisprecheinrichtung per Lautsprecher und Raummicro.

Es dauerte etwas, bis ich verstanden hatte, wie ich Rufnummern auf den Schnellwahltasten ablege, denn die Bedienungsanleitung war nicht unbedingt hilfreich dabei. Aber ich war zufrieden.

Wenig hilfreiche, weil krude übersetzte Bedienungsanleitungen waren damals noch häufig bei „Importgeräten“ zu finden. Manche hatten den Anschein, dass sie aus dem Hong-Kong-Chinesischen ins Deutsche übersetzt wurden von Menschen, die keine der beiden Sprachen schon mal gehört hatten, aber ein Wörterbuch besaßen.

Google Translate würde heute akkurater übersetzen.

Eine der damaligen Bedienungsanleitungen für ein Telefon ist ein bisschen so was wie Kulturgut geworden. Ich weiß nicht mehr, ob das vielleicht sogar die Anleitung zu meinem Telefon war, aber es wäre vollkommen plausibel.

DAS GEDACHTNISTELEPHON

DIE WIRKUNG

Der Singweisengriffer (Freigestallte)

Stellen Sie die gerte des Singweisengriffers zur EIN-Stellung. Eine nette Singweise wirde verbeugen den anderen Teil auf denn Telephon von hörender Ihrer geheimer Unterredung. Stellen Sie die gerte des SIngweisengriffers zwrück zur AUS-Stellung zu nehmen doe Telephonsunterredung zurück.

Die Klingereinheit

Stellen Sie den EIN/AUS Schalter des Klingers zur EIN-Stellung wenn wollen Sie nicht gestört werden von eintretender ednrüfe.

normales Wählen

1. Nehmen Sie den Griff auf und hören SIe für den Wählscheibenton zu.
2. Setzen Sie die Tasten in die Telephonnummer. Dieses Telephon wird stehen die ziffern an so schnell wie können Sie die Tasten setzen und wählen Sie sie.

Das Wiederwählen

1. Nehmen Sie den Griff auf und hören Sie für den Wählscheibenton zu.
2. Drücken Sie die Taste von „#“ zweimal. Die vorig-eintreteinde Nummer wird wiedergewählöt werden selbsttätig.

Das hemmendes Wiederwählen

Die Wiederwählenwirksamket wird gehemmt können von drückende Taste von „*“ zweimal nach normales gevervollständigtes Wählen. darum die andere Leute können treten ein nicht die Nummer, da Sie wähölten vorig.

Entlassend Draht

Hängen Sie uns wählen Sie andere Nummer und drücken Sie das Wiedersetzenkopf für 2 Sekunden wenigstens denn entlassen Sie sie.

Das Lagerungswählen

Dieses Telephon kann 18 Zifferntelephonnummern legern zwanzig in zwanzig Gedachtnosplätze nämlich 00,01,. . . 18,19.

das Einlagern

1. Nehmen Sie den Griff auf und lassen Sie das Wiedersetzenkopf niedergedrückt.
2. Drücken Sie die Taste X einmal.
3. Treten Sie die Nummer ein und lassen Sie sie eingelagert,
4. Drücken Sie die Taste von X einmal wieder.
5. Drücken Sie eine Gedächtnisplatznummer

Das Gedächtniswählen

1. Nehman Sie den Griff auf und hören Sie für den Wählscheibenton zu.
2. Drücken Sie die Taste von # einmal.
3. Drücken Sie die Gedächtnisplatznummer. DIe Nummer dafa lagerten Sie in jene besondere Platz, wird gewählt werden selbsttätog.

Die Bemerkung

Brauchen Sie nie abschabende, starke Reinigungsmittel oder Lösungsmittel zu reinigen irgend ein Teil des Telephons oder Drahts zu meiden den Schaden. Brauchen Sie ein dumpfes (nicht nasses) Tuch und sanftes abschaberdloses Reinigsungsmittel.
Während aufaerhalb dem Brauchen, setzen Sie Ihr Telephon auf einer platten Oberfläche oder setzen Sie es zurück in den Halter.

DRUCKEN IN HONG KONG

Volker König

Seit 1989

Mein Onlinebanking seit 1989

Nachdem ich meine erste Wohnung hatte, war ich nicht mehr an die Restriktionen des elterlichen Telefons gebunden („Nichts anschließen! Das Ding, das du über den Hörer stülpst, ist ok, aber pack es in dein Zimmer, wenn du es nicht benutzt!“)

Ich konnte also ein 2.400 Baud-Modem anschließen.

Onlinebanking!

Auf meinem PC mit monochromer Hercules-Karte und bernsteinfarbenem Monitor sah das BTX-Programm zwar anders aus, als die damalige Post sich BTX vorgestellt hatte, aber es lief zuverlässig.

Die Commerzbank bot nicht nur allen BTX-Nutzern gratis an, ihr Konto per BTX zu führen – nein, sie erlaubte das auch Nutzern des BTX-Gastzugangs, obwohl das für die Commerzbank kostenpflichtig war.

Da ich für BTX nur den einen Nutzen „Onlinebanking“ kannte, hätte ich auch nie einen kostenpflichtigen Account dort eröffnet.

Onlinebanking bedeutete damals, dass man eine PIN für den Onlinezugang zum Dienst bekam und eine TAN-Liste, auf der Transaktionsnummern standen. Den Kontostand konnte man immer per PIN einsehen, für Überweisungen und ähnliches war jedesmal eine TAN erforderlich, die man frei aus der Liste auswählen konnte (und dann als „verbraucht“ markierte).

Ungefähr 1992 wurde der BTX-Gastzugang durch die Post erheblich eingeschränkt und ich hatte keinen Zugriff mehr auf mein Konto. 1995 wechselte ich zu einer kleinen Genossenschaftsbank, die gegen Ende der 1990er immerhin Überweisungsterminals in der Filiale unweit meines Büros aufgestellt hatte.

Um die Jahrtausendwende gab es dann auch wieder Onlinebanking, diesmal über das Internet.

Das mir seit 1989 bekannte System mit PIN und TAN-Liste war anfangs immer noch Stand der Technik, wurde aber im Laufe der Jahre einmal aus Sicherheitsgründen geändert.

Während ich früher die TANs beliebig auswählen konnte, wurde nun eine der Nummern gezielt abgefragt. Das alte System war anfällig für Manipulationen, wenn Unbefugte einmalig die TAN-Liste einsehen und einzelne Nummern aufschreiben konnten.

Tatsächlich brauche ich kaum noch TANs. Die meisten bargeldlosen Zahlungen erfolgen über Einzugsermächtigungen. Lediglich zwei Daueraufträge und die drei bis sechs Überweisungen pro Jahr an Handwerker und Ärzte verwalte ich darüber.

Volker König

9.11.1989

Mein letztes Telegramm

Wenn meine Mutter bei der Post ein Glückwunschtelegramm verschickte, durfte ich manchmal das Motiv aussuchen. Die Telegramme waren ungefähr im A4-Format, und es gab verschiedene Blumen oder Zeichnungen schmusender Katzen. Besonders aufregend war, daß jedes Wort bezahlt werden mußte und man sich deshalb kurzfaßte, „Telegrammstil“. Man brauchte also gar nicht alle Wörter, um dasselbe zu sagen? Später war das mal eine Idee von mir, daß man vielleicht doppelt so viel von der Weltliteratur schaffen würde, wenn man immer nur jedes zweite Wort lesen würde. Telegrammbote war in der DDR ein Nischenberuf für Aussteiger, manchmal waren es Fotografen, die auf diese Weise viel rumkamen in der Stadt. Mein letztes Telegramm erhalte ich an meinem 19. Geburtstag, am 9.11.89, in der Magdeburger Kaserne, ein Glückwunschtelegramm meiner Mutter. Wenn es immer noch Telegramme gäbe, würde sie diese Möglichkeit wahrscheinlich nutzen, um mich jedesmal zu informieren, wenn in der „Berliner Zeitung“ stand, daß ich irgendwo eine Lesung habe.

Jochen Schmidt

10. oder 11. November 1989

In einer gelben Telefonzelle erfahre ich vom Mauerfall

Es ist nach 18:00, um diese Zeit ist das Telefonieren billiger. Ich stehe in einer gelben Telefonzelle auf dem Arnulfsplatz in Regensburg. Mein Studentenzimmer hat noch kein Telefon. Meine Mutter erzählt mir, dass die Mauer gefallen ist. Fernsehen habe ich natürlich erst recht nicht. Wir freuen uns.

Kathrin Passig

Bis 1989

Anrufe in die DDR, eine abendfüllende Aufgabe

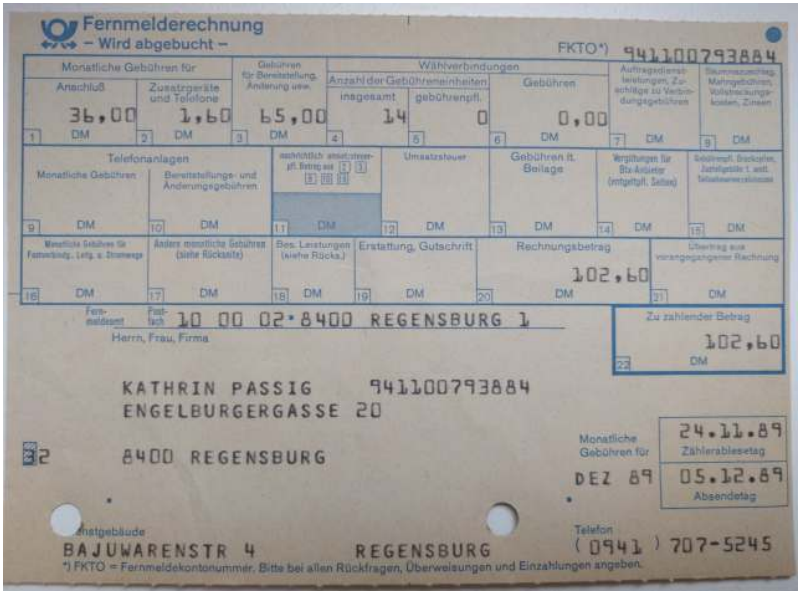
Man kann die Verwandtschaft in der DDR anrufen, weil die Tochter der Cousine meines Vaters Ärztin ist und deshalb einen Telefonanschluss hat. In den anderen Haushalten der Verwandten gibt es kein Telefon, man lässt eben was ausrichten beziehungsweise schreibt Briefe. Wenn meine Eltern dort anrufen wollen, ist das eine abendfüllende Aufgabe, denn man muss die Nummer sehr oft wählen, bis man durchkommt. Mit einem Wählscheibentelefon, anfangs Fernsprechtischapparat 612 (grau), dann Fernsprechwandapparat 791 (farngrün). Wahlwiederholung gibt es noch nicht, also, vielleicht gibt es sie anderswo bereits, aber nicht in unserem Haushalt. Die Eltern wechseln sich beim Wählen gelegentlich ab.

Kathrin Passig

21. November 1989

Die Bereitstellung meines ersten Telefons (einmalige Gebühr DM 65,00)

Vom Mauerfall habe ich noch in einer Telefonzelle erfahren, aber das war das letzte Mal, denn jetzt bekommt meine Wohnung Telefon. Ungefähr so sieht es aus, nur ist es nicht beige, sondern ozeanblau (offizielle Bezeichnung der Telefonfarbe).



Fernmelderechnung
– Wird abgebucht –

FKTO*) 941100793884

Monatliche Gebühren für Anschluß	Zusatzgeräte und Telefone	Gebühren für Bereitstellung, Änderung usw.	Wählverbindungen: Anzahl der Gebühreneinheiten insgesamt	gebührenpfl.	Gebühren	Auftragsdienstleistungen, Zuschläge zu Verbindungsgebühren	Summe zuzüglich Mahngebühren, Vollstreckungskosten, Zinsen
36,00 DM	1,60 DM	65,00 DM	14	0	0,00 DM	DM	DM

Telefonanlagen: Monatliche Gebühren	Bereitstellungs- und Änderungsgebühren	monatlich ausschließlich pfl. Betrag aus	Umsatzsteuer	Gebühren lt. Beilage	Vergütungen für Sta-Anbieter (mitgeltpfl. Satze)	Gebührenpfl. Dienstleistungen, Zahlungsbeträge f. andere Telekommunikation
DM	DM	DM	DM	DM	DM	DM

Monatliche Gebühren für Fernverbindg., Leitg. u. Stromversorg.	Andere monatliche Gebühren (siehe Rückseite)	Bes. Leistungen (siehe Rücks.)	Erstattung, Gutschrift	Rechnungsbetrag	Übertrag aus vorangegangener Rechnung
DM	DM	DM	DM	102,60 DM	DM

Fernmeldeamt / Postfach 10 00 02·8400 REGENSBURG 1

Herrn, Frau, Firma

Zu zahlender Betrag 102,60 DM

KATHRIN PASSIG 941100793884
ENGELBURGERGASSE 20

32 8400 REGENSBURG

Monatliche Gebühren für DEZ 89

Zählerablesetag 24.11.89

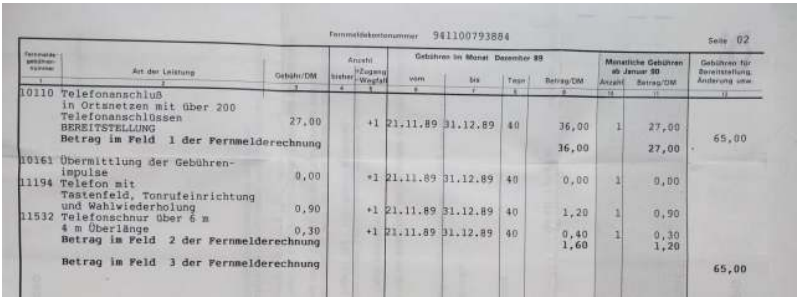
Absendetag 05.12.89

Anschlußgebäude
BAJUWARENSTR 4 REGENSBURG

Telefon (0941) 707-5245

*) FKTO = Fernmeldekontonummer. Bitte bei allen Rückfragen, Überweisungen und Einzahlungen angeben.

Der Anschluss kostet 36 DM, weitere Gebühren werden für “Zusatzgeräte und Telefone” fällig: 1,20 DM Miete für das “Telefon mit Tastenfeld, Tonrufeinrichtung und Wahlwiederholung”. Eine Wählscheibe wäre etwas billiger gewesen, aber ich will natürlich das frisch erfundene Tastenwunderwerk. Weitere 30 Pfennig werden jeden Monat für “Telefonschnur über 6 m” erhoben. Wir brauchen die lange Schnur, damit alle Bewohner das Telefon mit in ihr Zimmer nehmen können. Die “Übermittlung der Gebührenimpulse” immerhin ist kostenlos.



Fernmeldekontonummer 941100793884 Seite 02

Fernmeldegebührennummer	Art der Leistung	Gebühr/DM	Anzahl bisher	Anzahl +Zugang -Wegfall	Gebühren im Monat Dezember 89 vom	bis	Tage	Betrag/DM	Monatliche Gebühren ab Januar 90 Anzahl	Betrag/DM	Gebühren für Bereitstellung, Änderung usw.
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
10110	Telefonanschluß in Ortsnetzen mit über 200 Telefonanschlüssen BEREITSTELLUNG	27,00		+1	21.11.89	31.12.89	40	36,00	1	27,00	65,00
	Betrag im Feld 1 der Fernmelderechnung							36,00		27,00	
10161	Übermittlung der Gebührenimpulse	0,00		+1	21.11.89	31.12.89	40	0,00	1	0,00	
11194	Telefon mit Tastenfeld, Tonrufeinrichtung und Wahlwiederholung	0,90		+1	21.11.89	31.12.89	40	1,20	1	0,90	
11532	Telefonschnur über 6 m 4 m Überlänge	0,30		+1	21.11.89	31.12.89	40	0,40	1	0,30	
	Betrag im Feld 2 der Fernmelderechnung							1,60		1,20	
	Betrag im Feld 3 der Fernmelderechnung										65,00

Außerdem hat das Telefon einen Schlüsselschalter und einen analogen Gebührenzähler. Dass es Gebührenzähler überhaupt gibt, ist ganz neu. Der Schlüsselschalter verhindert, dass Unbefugte das Telefon benutzen, das im leicht zugänglichen Hausflur steht. Auf dem Gebührenzähler muss man nach dem Gespräch den neuen Stand ablesen und in eine Liste eintragen. Am Monatsende macht jemand die Abrechnung und sammelt das Geld bei allen Mietern ein. Eventuell bin ich das.

Kathrin Passig

1989

Der fernsehlose Sommer

Als im Sommer 1989 die DDR zugrunde ging, saßen wir fernsehlos in Westdeutschland. Am 1. Juni waren meine Eltern, mein Bruder und ich der DDR entflohen, mit vielen Koffern und Rucksäcken und dem Deutschen Boxer Ivor. In den Rucksäcken befand sich unter anderem ein Fernrohr, Steine mit Fossilien und Hundefutter, aber ein Fernseher war nicht dabei. Eine entfernte und sehr alte Verwandte bot uns Asyl in einem ehemaligen Forsthaus mitten im Wald. Wir nannten sie “Tantchen”. Das Haus hatte Dutzende Räume. Die meisten waren voller Unrat. Zwei Zimmer im Obergeschoss bewohnte

Tantchen. Wir wohnten in drei weiteren Räumen, einer oben, einer in der Mitte, einer ganz unten. Das nächste Haus war mehrere Kilometer entfernt, ein Bauernhof mit vielen Kühen. Es war der perfekte Einstieg in die westliche Konsumgesellschaft. Man konnte nichts kaufen, weil nichts da war.

Die erste Technikanschaffung war das Auto. Irgendwie musste man aus dem Wald auf die Ämter gelangen, um Anträge zu stellen. Danach kam, glaube ich, die Waschmaschine. Dann der Toaster. Vermutlich. Die Familie hatte Übung mit fernsehlosen Abenden. In den langen Campingurlauben in der Tschechoslowakei hatten wir nur das Lagerfeuer, und in der DDR fiel oft genug der Strom aus, dass wir nicht aus der Übung kamen. Trotzdem ist mir nicht ganz klar, wie wir die Abende verbrachten, im Sommer 1989 im Odenwald. Die Bücher waren alle noch in Umzugskisten, irgendwo im Limbo zwischen Osten und Westen. Wir hatten ein Radio. Vielleicht haben wir Radio gehört. Vielleicht haben wir uns unterhalten. Sicher weiß ich, dass wir eine Weile fasziniert vor der neuen Waschmaschine saßen, die im Gegensatz zu ihrem DDR-Vorgänger ein transparentes Sichtfenster hatte. Man konnte dabei zusehen, wie sich Dinge im Kreis drehen, dann still stehen, dann in die andere Richtung. Dann Action im Schleudergang. Manchmal alles sogar in Farbe. Im Osten gab es das jedenfalls nicht. Eine Samstagabendshow Buntwäsche.

Von den Montagsdemos, der Prager Botschaft, der Flüchtlingswelle und schließlich dem Fall der Mauer erfuhren wir aus dem Radio oder am nächsten Tag auf dem Schulhof. Der erste Fernseher im Westen war ein kleines Schwarzweißgerät, das vorwiegend Schneegestöber zeigte. Aber da war es schon wieder Winter.

Aleks Scholz

1989

Schwänke aus der Telefonauskunft

Abendgesellschaft in meiner Studentinnenwohnung, zu den Gästen zählt auch eine langjährige Freundin, die neben ihrem Studium bei der Telefonauskunft der Deutschen Post arbeitet, meist am Wochenende. In diesen Zeiten vor Internet haben wir zwar alle Telefonbücher zur Recherche daheim, allerdings nur die des Wohnorts. Für andere Telefonnummern in Deutschland muss man die Auskunft anrufen, für Anschlüsse im Ausland die Auslandsauskunft. Alternativ begibt man sich ins nächste Hauptpostamt: Dort stehen alle Telefonbücher Deutschlands in Hängeordnern zur Verfügung, auch Münztelefone, an denen man die gefundenen Nummern anrufen kann.

Die Freundin erlebt in ihrem Job allerhand und unterhält die Abendgesellschaft mit ihren Geschichten. Die Lacher resultieren zum einen aus der Kabarett-tauglichen Beamtenstruktur der Deutschen Bundespost, zum anderen aus dem Verhalten der Anruferinnen und Anrufer. (Und aus der Erzählkunst der Freundin.) Ihre Geschichten handeln von Kindern, die anzügliche Namen erfinden und sich amüsieren, wenn sie die Auskunft um Suche nach der zugehörigen Telefonnummer bitten (Rosa Schlüpfer existiert übrigens wirklich, und nicht nur eine), von Menschen, die Samstagnacht hungrig sind und nach einem der gerade erfundenen Lieferservices fragen, von vielen, vielen einsamen Menschen.

Von ihr lernen wir auch das Wort „Buchsuche“: Wenn man die Anschrift des gewünschten Gesprächspartners nicht genau weiß, ist das das Schlüsselwort, mit dem die Telefonauskunft im ganzen – nun ja – Telefonbuch nach dem Namen sucht, also nicht nur in der Straße oder dem geratenen Wohnort, sondern auch in kleineren Orten im Umkreis.

die Kaltmamsell

1987 und 1989

Orientieren mit dem Kompass

Als männliches Mitglied der DDR-Jugend musste Mann ins sogenannte Wehr- oder GST-Lager. Dort sollten echte Unteroffiziere den Schülern der neunten und der elften Klasse schon mal die Grundlagen militärischen Kampfes vermitteln, damit das dann später bei der Nationalen Volksarmee schneller geht und man mehr Zeit für gegenseitige Schikane und Saufen hat. Diese Wehrlager waren nicht sonderlich lustig, fand ich. Manchmal dann aber doch. Zum Beispiel beim Üben der Technik „Orientieren mit dem Kompass“. Hier ein Symbolbild. GPS hatten wir damals ja noch nicht. Dabei wurden zwei Verfahren kombiniert, ein recht exaktes und ein nicht ganz so präzises, was zu lustigen Ergebnissen führen konnte: Marschrichtungszahl und Doppelschritt. Die Marschrichtungszahl wird mit dem Kompass bestimmt. Kompass auf Karte legen, Karte einnorden, Richtung suchen, in die man will, Winkel ablesen, Winkel in Marschrichtungszahl umrechnen, die nicht in Grad angeben wird sondern beispielsweise von 1 bis 100. Klingt kompliziert, aber man konnte die Zahl einfach vom Marschkompass ablesen, der dazu ausgegeben wurde. Da war so ein Ring mit Strichen dran – in diesem Fall gingen sie von 0 bis 60. Das war also recht genau. Der Doppelschritt war schon schwieriger, es hatten halt nicht alle gleich lange Beine. Uns Dreizehn- beziehungsweise Fünfzehnjährigen wurde zwar erklärt, wir müssten weit ausschreiten, um auf die NVA-typische Doppelschrittigkeit zu kommen, aber wenn man ein paar Kilometer durch den Wald läuft, lässt man das schnell wieder, es ist anstrengend. Kamen dann auf dem Weg zum geplanten Ziel noch ein paar Richtungswechsel dazu, führte das zuverlässig in das falsche Waldstück. Dann hatte man, bis sich alle durch lautes Rufen wiederfanden, ein paar Minuten oder im besten Fall Stunden Pause auf dem weichen Waldboden. Nebenbei: Dass der Dop-

pelschritt ein Maß des römischen Militärs ist (*passus*), das sich zum Beispiel in der Spurweite von Eisenbahnen bis heute erhalten hat, habe ich eben erst dank Wikipedia gelernt. War selektiv, die Bildung damals.

Kai Biermann

Ende der 1980er

Datentransfer per Telefon und Taxi

Ich arbeite neben meinem Studium als freie Mitarbeiterin in der Lokalredaktion einer großen Tageszeitung. Zeitweise verbringe ich mehr Zeit in der Redaktion als an der Uni, allerdings einen erheblich großen Teil davon am Wochenende. Im Sonntagsdienst, den ich über mehrere Jahre für ein kleines Pauschalhonorar fast an jedem Wochenende verrichte, darf ich bald Redakteursaufgaben übernehmen.

Das bedeutet auch: Ich habe eines der begehrten Computerterminals für mich allein und muss nicht, wie die meisten anderen Freien, meine Manuskripte auf Papier mit der Schreibmaschine tippen, damit sie hinterher von den "Eingeberinnen" in das System getippt werden.

Jeden Sonntag bin ich zudem damit betraut, die aktuellen Polizei- und Feuerwehrmeldungen telefonisch einzuholen und zu Meldungen weiterzuverarbeiten. Als dieser persönliche telefonische Datentransfer nach einigen Jahren durch Faxe ersetzt wird, sind der Polizei- und der Feuerwehrsprecher und ich sehr traurig, denn wir haben uns immer sehr gut verstanden.

Die reinen Textinhalte werden automatisch per DFÜ – Datenfernübertragung – an die Zentralredaktion übermittelt. Man muss sehr aufpassen, dass man diesen DFÜ-Vorgang erst auslöst, wenn der Artikel fertig ist. Ansonsten zieht das nämlich aufwändige Abstimmungs- und Korrekturvorgänge nach sich.

Sämtliche andere Daten – Bilder und Layoutvorlagen – können nicht per Computer übertragen werden.

Wir machen keine “Layouts”, wir “spiegeln”, und zwar auf großen Papierbögen auf einem dafür reservierten Tisch. Dazu benutzen wir Typometer, und wir haben viele Kürzel für Überschriftengrößen, Textformen undsoweiter.

Morgens vor der Redaktionskonferenz erfragt die Redaktionssekretärin telefonisch in der Zentrale, wie viele Seiten wir zur Verfügung haben. Danach werden die Themen verteilt. Aber im Laufe des Tages erfahren wir nochmals telefonisch, wie viele Anzeigen in welcher Größe wir mit einzeichnen müssen.

Fotos werden vom Redaktionsfotografen in der Dunkelkammer entwickelt und von den Redakteuren beschnitten und von hinten mit grünen Zetteln beklebt, auf denen die Größe steht und der Anfang der per DFÜ übermittelten BUs – der Bildunterschriften.

Jeden Abend gegen 18 Uhr bricht am Layout-Tisch Hektik aus, denn jeder weiß: Es naht die Ankunft von Herrn Tullmin, dem Taxifahrer. Er holt die Papier-Satzspiegel und die Fotos ab, um sie in die Zentrale zu bringen. Dort werden sie dann weiterverarbeitet. Zugleich nimmt er dort den Umschlag mit den Fotos vom Vortag mit, den er uns dann am folgenden Abend wiederbringt, so dass sie in den großen Karteischränken archiviert werden können. Dort kann man sie wiederfinden, wenn man sie nochmals verwenden will.

Herr Tullmin, tagsüber normaler Taxiunternehmer, abends Redaktionsfahrer, ist ein freundlicher Mann. Da fast nie alles fertig ist, wenn er kommt, findet sich immer jemand, um mit ihm zu plaudern, während die Kollegen hektisch letzte Hand anlegen. Er weiß Ende der 1980er noch nicht, dass dieser Teil seines Geschäftsmodells in wenigen Jahren dem komplett elektronischen Datentransfer zum Opfer fallen wird.

Kerstin Hoffmann

Um 1989

Shareware kaufen im Megabyte-Laden

In Karlsruhe, in der Kaiserpassage, gibt es ein Ladengeschäft für Shareware namens “Megabyte”. Die Einrichtung besteht aus Tischen mit Fächern, die reihum an den Wänden angeordnet sind. In den Fächern der Tische stehen 5-¼-Zoll-Floppies, die mit Shareware-Software bespielt sind. Was die Disketten enthalten, steht auf den Etiketten, mit denen die Disketten oberhalb ihrer papierenen Hüllen beklebt sind. An der Theke kann man Floppies kaufen und darf dann mittels eines Computers, der auf der Theke steht, die gewünschte Software auf die gekaufte Leer-Diskette kopieren.

Der Name des Ladens, “Megabyte”, verheißt die Zukunft: die meisten Disketten im Laden sind mit 360 kB formatiert. Fast alle erhältlichen Shareware-Programme passen auf eine Diskette.

Tobias

1987 bis 1989

Digitale Kommunikation durch den Heizungsschacht

Schon seit der neunten Klasse (1984-1985) bin ich stolzer Besitzer eines Basic programmierbaren Taschenrechners aus der PC-140x-Serie von Sharp. Ich konnte mir dank Nebenjob im Schwimmbad das Modell 1402 mit größerem Speicher (32 kB) leisten. Ein paar Jahre später wurde daraus das Modell 1403 (siehe Foto, mit authentischer Verzierung), das mich durch das Studium begleitet hat und noch immer funktioniert. (Das Problem des Batteriewechsels ist noch nicht gelöst.)

Diese Rechner bieten einen “normalen” Modus, wie man ihn von seinerzeit gängigen wissenschaftlichen Taschenrechner (z. B. TI-30) kennt. Man kann dann noch in zwei andere Modi wechseln: Einen zum Programmieren in zeilenbasiertem Basic, das ich aus meinen C64-er Zeiten bereits kenne, und einen, um die geschriebenen Programme ausführen zu lassen. Durch das Querformat wirkt der Rechner natürlich sehr futuristisch, weil alle anderen im Hochformat rechnen. Auch das zweizeilige Pixeldisplay hebt sich von den 7-Segment-Kollegen deutlich ab. Damit macht man sich bei der Lehrerschaft natürlich verdächtig. Einige erkennen durch wohlwollendes Nicken an, dass sie den Eifer des zukunftsinteressierten Schülers nicht schlecht finden, auch wenn sie selbst nichts davon verstehen.

Bis ich in der 11. Klasse auf ein technisches Gymnasium wechsele, bin ich quasi digitaler Einzelgänger mit meinem Querformatrechner. Das ändert sich auf der weiterführenden Schule, weil nun aus dem gesamten Landkreis ähnliche Nerds in drei Klassen zusammengepfercht werden. Und natürlich sind weitere Sharp-PC-140x-User dabei.

Da das Quasseln im Unterricht nach wie vor wenig beliebt bei den Lehrern ist, muss die moderne Technik uns helfen. Mit einem speziellen Kabel ist es möglich, Daten auf Kassette zu speichern und wieder in den Rechner zu laden. Also müsste auch eine Kommunikation zwischen zwei Rechnern möglich sein. Ich besorge solch ein Kabel und messe es durch. Kurz darauf besorge ich aus dem örtlichen Elektronikshop eine Stiftleiste, die in die Kontaktschiene des Sharp-Rechners passt, und löte ein paar Kabel an. Weil mir Gehäuse für die Stecker fehlen, säge ich Stücke passender Länge von einem Filzstift ab, schlitze die Röhrchen längs und verklebe darin die Stiftleiste. Da es ein anthrazitfarbener Stift ist, sieht das alles sehr modern und technisch aus, gleichzeitig fasst es sich gut an.

Das Programm, mit dem man nun eigene Textpakete schicken kann, ist schnell geschrieben. Es hat nur den Nachteil, dass immer klar sein muss, wer gerade senden und wer eine Nachricht empfangen will. Das hindert uns aber nicht daran, unsere Anstrengungen fortzusetzen. Und noch ein weiterer Effekt ist ärgerlich: Jedes Mal, wenn man eine Nachricht schickt, setzt der Sharp einen Piepton ab. Das ist im Unterricht nicht so gut, auch wenn die Lehrer durch die zu jeder vollen Stunde piepsenden Digitaluhren in den 80er Jahren schon daran gewöhnt sind. Nur piepsen die Uhren pro Unterrichtsstunde maximal einmal und nicht andauernd. Wir lösen also die Gehäuseschrauben und schauen mal unter die Haube des Rechners. Schnell ist der kleine Pieper enttarnt. Die Kabel durchgeknippst, und schon ist Ruhe.

Das Datenkabel ist natürlich im Grunde hinderlich. Von Datenübertragung via Funk wagen wir aber noch gar nicht zu träumen. Also wechseln ein Mitbastler und ich unsere Plätze mit Klassenkameraden, die ihren Platz direkt am Heizungsschacht haben, in dem die Heizkörper unter der Fensterbank untergebracht sind. Dort lassen sich ein paar Meter Kabel zur Überbrückung einiger Sitzreihen problemlos verstecken. Nun kann die Datenübertragung als modernste stille Post, die bis dato in dem Klassenraum stattfand, ihren Betrieb aufnehmen. Ob wir das Kommunikationssystem auch bei Klassenarbeiten verwendet haben? Ich kann mich nicht mehr so genau erinnern ...

Markus Winninghoff

Ca. 1986–1989

Unendlicher Spaß

Im Kindergarten malen wir auf Endlospapier: Links und rechts gelocht, grün liniert, entweder bedruckt mit Dingen, die wir noch nicht lesen können, oder unbedruckt. Es sind lange Fahnen, perforiert, so daß man die einzelnen Seiten leicht voneinander trennen kann.

Das Papier liefern Eltern ab, Abfallpapier aus dem Büro. Daß auf unsem Malpapier irgendeine Erwachsenensache gedruckt ist, wissen wir. Endlospapier, auf das viele Zahlen gedruckt sind, ist ein wichtiges Utensil, wenn wir Raketenwissenschaftler spielen.

Felix Neumann

So um 1989

Wenn man seine Wissensspiele selber basteln muss, weiß man die Antworten schon

Ich bin im Grundschulalter und stehe total auf Wissenspiele. Schon im Kindergarten habe ich am liebsten miniLÜK gespielt, ein Legespiel, bei dem man am Ende anhand von Mustern kontrollieren konnte, ob man alles richtig gemacht hatte.

Später habe ich “Elexikon”, ein Spiel, bei dem man Dinge auf einer Bildtafel bestimmten Begriffen zuordnet. Die Begriffe stehen untereinander auf der rechten Seite der Tafel, man legt sie in der Spielschachtel an eine Schalttafel an. Auf dieser Schalttafel sind in zwei Spalten ganz viele Kontaktpunkte untereinander angeordnet. An den Kontaktpunkten der rechten Spalte steht jeweils eine Zahl von 1 bis 24, auf die Kontaktpunkte der linken Spalte deutet jeweils ein Begriff.

Dazu gibt es noch einen Leuchtstift und einen Stecker, die mit einem Kabel miteinander verbunden sind. Man hält nun den Leuchtstift auf den ersten Kontaktpunkt in der rechten Spalte, sucht auf dem Bild die jeweilige Zahl und was damit gekennzeichnet ist und hält dann den Stecker an den passenden Begriff. Wenn alles richtig ist, leuchtet der Leuchtstift, wenn nicht, dann war es falsch oder die Batterie ist leer.

(Es geht natürlich auch andersrum und man arbeitet die Begriffe von oben nach unten ab und sucht die passende Zahl und an welche Spalte man den Leuchtstift und an welche man den Stecker hält, ist auch egal.)

Das Spiel ist von 1975 und die Bildtafeln entsprechend spektakulär spannend: “Fernsprechen und Fernschreiben”, “Elektrizität im Haushalt”, “Postamt”, “Belagerung einer mittelalterlichen Stadt”, “Blumen in Wiese und Feld”. Welches Kind jubelt da nicht vor Begeisterung! Ich hingegen bin tatsächlich begeistert und spiele gerne mit meinem Elexikon. Immerhin leuchtet da was bei der richtigen Antwort, das ist den Achtzigern schon verdammt viel Technikaction im Spielealltag.

Eine Anleitung findet sich hier. Ich empfehle an dieser Stelle die Googlebildersuche zu “Elexicon”. Da sich die meisten Bilder auf Kleinanzeigen beziehen, macht es keinen Sinn, sie hier zu verlinken, da sie vermutlich schnell wieder aus dem Netz verschwinden.

Ich gehe sogar soweit und baue mir mit meinem Opa zusammen selbst eins. Dazu nimmt man eine dünne Holzplatte und friemelt irgendeine Art von leitenden Metallnupsis, zum Beispiel kleine Schrauben mit Muttern, in zwei Spalten nebeneinander rein, die man auf der Rückseite mit Drähten miteinander verbindet, also jeweils ein Nupsi in einer Spalte mit einem Nupsi auf der anderen Seite. Den Stromkreis schließt man dann auf der einen Seite mit einer Batterie und auf der anderen mit einer kleinen Glühbirne, die in diesem Fall in die Holzplatte selber geschraubt war.

Dann braucht man noch zwei Stecker, die mit einem Draht verbunden sind. Wenn man jetzt zwei verbundene Nupsis mit den Steckern gleichzeitig antippt ist der Stromkreis endgültig geschlossen und die Lampe leuchtet. (Eventuell habe ich das Konzept jetzt auch leicht fehlerhaft wiedergegeben, es ist schon länger her.)

Die Bögen mit den Quizfragen bastele ich selber, ich ordne jetzt keine Bilder mehr zu Begriffen zu, sondern habe klassische Frage-und-Antwort-Blätter, die man zwischen die beiden Nupsispalten legen kann.

Zwei Nachteile hat das selbstgebastelte Quizspiel:

1. Ich kenne alle Antworten schon, weil ich mir die Fragen ja selbst ausgedacht habe.

2. Da ich bei der Bastelarbeit das Konzept verstanden habe, weiß ich, dass die Kombination von Frage und Antwort immer dieselbe sein muss, also bei der ersten Frage immer die dritte Antwort die richtige ist, bei der zweiten die sechste und so weiter.

Aber die Sinnlosigkeit eines Unterfangens hat mich noch nie davon abgehalten, Zeit damit zu verschwenden und außerdem habe ich ja etwas über Stromkreise gelernt.

Anne Schüßler

1985 bis ca. 1989

Mein Leben als Zigarettenbotenkind

In den Achtzigern ist es noch völlig normal, im Beisein von Kindern zu rauchen, ohne dabei ein schlechtes Gewissen zu haben oder gemacht zu bekommen.

Ebenso normal ist es, dem Kind 4 Mark in die Hand zu drücken, damit es schnell zum Zigarettenautomaten laufe und eine neue Schachtel herbeibringe.

So werde auch ich, nicht regelmäßig, aber immerhin ab und zu mit dieser Aufgabe betraut. Der Zigarettenautomat steht keine 200 Meter entfernt, ich bekomme das nötige Klimpergeld in die Hand und eine Anweisung, welche Marke erwünscht ist.

Jetzt ist das auf der einen Seite zwar eine superspannende Geschichte und eine große Verantwortung, erfüllt mich aber auch mit schrecklicher Versagensangst. Der Zigarettenautomat funktioniert so, dass man das Geld einschmeißt und dann unten auf eine Taste unter der gewünschten Marke drücken muss, die eine Schachtel freigibt und rausplumpsen lässt. Die Tasten sind aber sehr groß und schwergängig, man muss sehr kräftig drücken,

damit auch wirklich eine Schachtel rauskommt und 4 Mark sind eine Menge Geld, die man nicht ob seiner mangelnden Tastendruckkompetenz in den Sand setzen will.

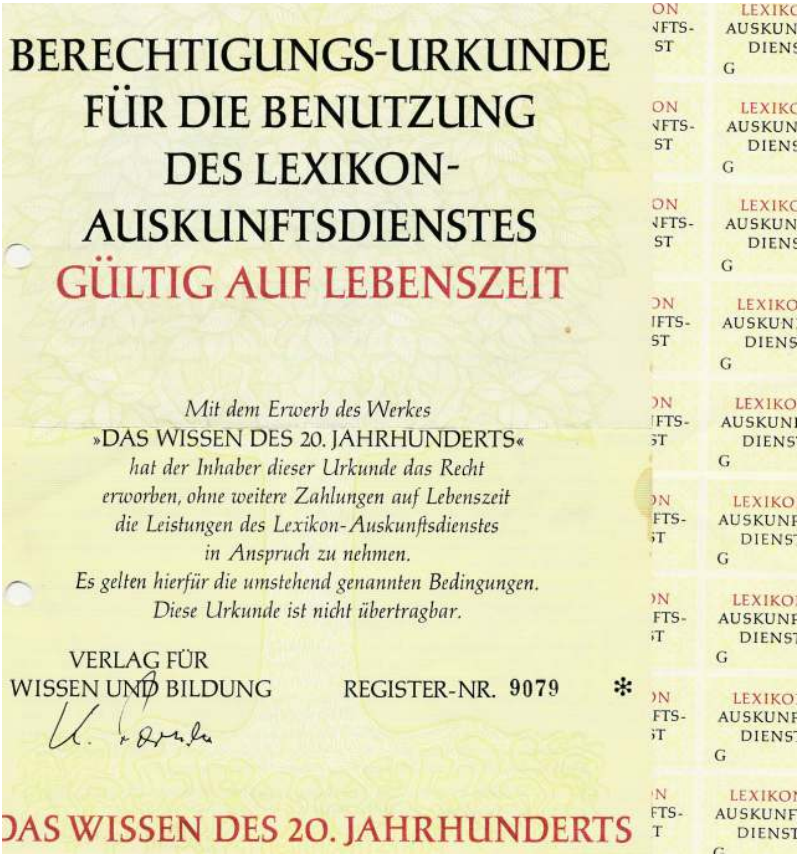
Ob es am frühen Zigarettenautomatentrauma oder an den mangelnden Verboten seitens der Eltern liegt, dass ich (zumindest bis zum Zeitpunkt des Verfassens dieses Beitrags) Nichtraucher bin, kann ich hingegen nicht sagen.

Anne Schüßler

In den Achtzigern

Der Urahn aller Suchmaschinen

Von meinen Eltern bekommen wir die Bertelsmann Lexikothek geschenkt, viele dicke Bücher fast im Format DIN A4 mit einem Lexikon und Themenbänden. Zu dem Werk gehört auch ein Gutschein für Rechercheaufträge, man kann aus einem kleinen Bogen einen briefmarkengroßen Gutschein ausreißen und zu einem Thema Informationen anfordern.



BERECHTIGUNGS-URKUNDE
FÜR DIE BENUTZUNG
DES LEXIKON-
AUSKUNFTSDIENSTES
GÜLTIG AUF LEBENSZEIT

Mit dem Erwerb des Werkes
»DAS WISSEN DES 20. JAHRHUNDERTS«
hat der Inhaber dieser Urkunde das Recht
erworben, ohne weitere Zahlungen auf Lebenszeit
die Leistungen des Lexikon-Auskunftsdienstes
in Anspruch zu nehmen.
Es gelten hierfür die umstehend genannten Bedingungen.
Diese Urkunde ist nicht übertragbar.

VERLAG FÜR
WISSEN UND BILDUNG REGISTER-NR. 9079 ✻

DAS WISSEN DES 20. JAHRHUNDERTS

Einmal nutze ich diesen Dienst für ein Referat über einen unbekannten Maler für mein Studium. Das Ergebnis ist tatsächlich hilfreich, unter anderem mit einer Literaturliste, wo ich bisher nichts gefunden hatte.

Könnte man diesen Dienst später noch einmal nutzen? Im November 2017 antwortet Bertelsmann auf diese Frage:

> “Sie haben mit dem Kauf der Lexikothek seinerzeit den Anspruch erworben, Fragen an die Redaktion zu stellen, die sich aus der Beschäftigung mit dem Lexikon ergeben. Nun tut es mir Leid Ihnen mitteilen zu müssen, dass dieser Auskunftsdienst nicht mehr angeboten wird. Der Grund dafür ist, dass unser Verlag bereits im Jahr 2013 seine Vertriebs- und Buchhandelsaktivitäten eingestellt hat. Im Zuge dessen wurden auch alle dazugehörigen Service-Abteilungen aufgelöst.”

Thomas Jungbluth

Späte 80er Jahre

H wie Heide

In den späten 80ern betreue ich die beiden großen Rechenzentren in meinem Vertriebsgebiet: das der evangelischen Kirche in Frankfurt und das der katholischen in Mainz.

Bei einem meiner regelmäßigen Besuche bittet mich der IT-Leiter des katholischen Rechenzentrums ganz erfreut, ich möge doch mal um den Schreibtisch herumkommen und mir die “Seelenverwaltung” auf seinem Bildschirm anschauen, die jetzt endlich fertig programmiert sei.

Damit meint er die kirchliche Weiterverarbeitung der Daten, die regelmäßig vom Einwohnermeldeamt geliefert werden, Geburten, Umzüge etc. pp. – aus denen dann Karteikarten oder Dateien für die Gemeinden erstellt werden.

Mir schwant nichts Gutes, aber ich habe keine Wahl und schaue mit ihm zusammen auf seinen klobigen Terminal-Monitor mit grüner Schrift auf schwarzem Grund mit seinen 80 x 40 Zeichen. Er öffnet das Menü der Anwendung, die auf dem kirchlichen Mainframe läuft, öffnet die Suchmaske und gibt meinen Namen ein.

In meinem Kopf rast es, ich habe mich in meinen Gesprächen immer sachkundig über die Angelegenheit der Kirche gezeigt, aber natürlich nie erzählt, dass ich schon mit 16 Jahren aus der Kirche ausgetreten bin. Er wird mich also nicht finden und anfangen zu suchen in der Annahme, dass es einen Programm- oder Datenfehler geben müsse.

Es kommt schlimmer: Er findet meinen Namen.

Dahinter das Attribut H – für Heide.

Meine Frau ist Mitglied in der Kirche, ich bin über sie erfasst, damit man mir Kirchgeld abknöpfen kann (eine perfide Methode, Nicht-Kirchenmitglieder mit Kirchensteuer zu belasten).

Es gibt eine Schrecksekunde, für uns beide.

Wir blicken stumm auf den Bildschirm, der IT-Leiter schlägt auf die Enter-Taste und der nächste Datensatz wird eingeblendet.

Wir haben das H nie besprochen, es hat unserer professionellen Beziehung aber nicht geschadet.

Rainer Glaap

Um 1990

Die Mitfahrzentrale ist eine Hingehzentrale

In Regensburg gibt es eine Mitfahrzentrale. Um eine Fahrt anzubieten oder herauszufinden, welche Fahrten angeboten werden, muss man anrufen oder hingehen. Anrufen bringt allerdings für Mitfahrer nicht so viel, weil man sowieso in der Mitfahrzentrale vorbeikommen und die Vermittlungsgebühr bezahlen muss. Ja, in bar. Ja, jetzt. Ja, auch wenn man nicht in Regensburg ist, weil man zum Beispiel gar nicht dort wohnt oder eine Mitfahrgelegenheit *nach* Regensburg sucht.

Am Sonntag hat die Mitfahrzentrale geschlossen, denn Regensburg ist Bischofssitz, und dort muss alles am Sonntag schließen. Auch Videotheken.

Kathrin Passig

Um 1990

Das Leben vor der Telefonbuch-CD-ROM

Auf dem Hauptpostamt in Deggendorf gibt es in der Mitte des Raums eine große Aufhängvorrichtung, die alle Telefonbücher Deutschlands enthält. Auf diesem Bild kann man das Konstruktionsprinzip erahnen: Oben sind die beschrifteten Plastikrücken zu sehen. Wenn man etwas nachschlagen will, dreht man das Buch um die Mittelachse und klappt es auf.

Ich gehe alle Bände durch und notiere mir die Adressen der Leute, die so heißen wie ich. Das dauert lange, weil es ungefähr 120 Bände sind und weil innerhalb der Telefonbücher nicht rein alphabetisch sortiert wird: Jeder Band enthält Unterregionen mit eigener Vorwahl. In Deutschland leben etwa achtzig Passigs. Ich will ihnen aus Ahnenforschungsgründen schreiben, setze sogar den Brief dazu auf, traue mich dann aber doch nicht.

Kathrin Passig

1990

Mein erster Computer (mit Turbotaste)

Ich bekomme meinen ersten Computer. Es ist ein 286-er mit 3½- und 5¼-Zoll-Diskettenlaufwerk und einer wahrscheinlich etwa 40 Megabyte großen Festplatte. Ein Selbstbau eines Bastlers, den mein Vater über Kontakte für wenig Geld bekommt. Der Computer hat eine Turbotaste, sie verdoppelt die Geschwindigkeit von 8 auf 16 Megahertz. (Erst sehr viel später werde ich

darüber nicht mehr lachen, sondern lernen, dass sie nicht dazu gedacht war, einen Computer schneller zu machen, sondern aus Kompatibilitätsgründen langsamer. Ich werde sie nie benutzen.)

Niemand in der Familie weiß, was man mit einem Computer so anfangen soll. Bei den Drei Fragezeichen habe ich etwas von Passwörtern gelernt, also gebe ich wahllos ausgedachte Passwörter in die Eingabeaufforderung ein. Mein Onkel muss kommen und mir DOS-Befehle beibringen. Dann klappt es ganz gut. Zwar verwechsle ich QBasic mit einem Textverarbeitungsprogramm, aber es wird mir noch zugute kommen, weil das mein Interesse für das Programmieren weckt.

Wenige Jahre später werden wir den Computer weitergeben und der neue Besitzer uns schwere Vorwürfe machen, weil das Gerät so unsicher gebaut ist, dass er sich beim Aufschrauben elektrische Schläge holt.

Johannes Mirus

1987 bis Anfang der 1990er

Analoge Bildbearbeitung mit Papierwedel, Fettstift und Typometer

Seit 1987 arbeite ich neben meinem Studium in einer Lokalredaktion. Texte werden in das Redaktionssystem eingegeben. Layouts entstehen auf Papier. Die Fotos macht zum überwiegenden Teil Rudolph, der Redaktionsfotograf. Er hat neben den Redaktionsräumen seine Dunkelkammer. Die Fotos sind, wie auch im Druck, schwarzweiß. (Rudolph gibt sich als mürrischer Griesgram, aber in Wirklichkeit ist er ein sehr liebevoller, mitfühlender Mensch, den alle gernhaben.)

Die Abzüge landen im Format 13 x 18 auf dem Layout-Tisch und werden dort weiterverarbeitet. Mit dem Typometer wird ausgemessen, wie viel Platz auf der Zeitungsseite das Foto einnimmt. Da die Spaltenbreite fix ist, muss die Höhe in Relation dazu ausgerechnet und das Foto entsprechend beschnitten werden.

Dieses Beschneiden geschieht jedoch nicht mit der Schere, sondern mit einem roten Fettstift auf dem Bild. So wird der im Druck zu verwendende Bildausschnitt eingegrenzt. Hinten an die Bilder werden grüne Zettel geklebt, die die Spaltenbreite angeben und den Anfang der Bildunterschrift, damit man sie dem per Datenfernübertragung übermittelten Text zuordnen kann. Abends transportiert der Taxifahrer dann alle Bilder zusammen mit den Layouts ins Druckzentrum.

Alle abgedruckten Bilder nimmt der Taxifahrer im Druckzentrum auch wieder mit. In der Redaktion werden sie in große Archivschränke eingeordnet. Wenn wir ein Bild nochmals in einem anderen Format verwenden oder einen anderen Bildausschnitt wählen, dann wischen wir mit einem Papiertuch die vorigen Fettstift-Markierungen ab und “beschneiden” das Bild neu.

Rudolph ist wirklich ein sehr guter Fotograf, daher haben seine Bilder immer eine hohe Qualität, auch ohne jede Bearbeitung. In der Dunkelkammer, beim Entwickeln, sind nur noch wenige Korrekturen möglich, aber auch hier entscheidet natürlich das Können des Bearbeiters mit über die Qualität. Sind einzelne Bildbereiche zu dunkel, werden sie mit einem weißen Blatt Papier “abgewedelt”.

Mehr als einmal beschwert sich Rudolph über den Leiter der Chirurgie in unserer Stadt, der oft in der Zeitung erscheint, meistens zusammen mit anderen: Dieser habe durch seine ständigen Fernreisen und Sonnenbankbesuche eine so dunkle Haut, dass entweder immer alle anderen viel zu blass aussähen oder er viel zu dunkel. Das könne man beim Entwickeln praktisch nicht kompensieren und auch nicht vernünftig abwedeln.

Kerstin Hoffmann

Anfang der 1990er

Schreibmaschinenablösung

Kurz vor dem Abitur habe ich keine Ahnung, was aus mir werden soll. Studieren gehen, das trau ich mich nicht, das ist zu teuer. Also bewerbe ich mich um eine in einem Betrieb stattfindende Ausbildung, die man sonst nur für Geld an einer Schule machen kann. Die ist sehr begehrt und als ich die Stelle wider Erwarten bekomme, beschließe ich, sie auch anzutreten. Bis zum Beginn der Ausbildung muss ich schon eine Mindestzahl an Anschlägen pro Minute auf der Schreibmaschine vorweisen.

Ich melde mich an der Volkshochschule zu einem Schreibmaschinenkurs an. Die dort vorhandenen Schreibmaschinen sind vollständig mechanisch und ich habe nicht die Kraft in den kleinen Fingern, um sie schnell zu bedienen. Weil bei der künftigen Arbeit die Maschinen elektrisch sein werden, bekomme ich zu Weihnachten eine leichter zu bedienende elektronische Schreibmaschine. Man braucht eine Bandkassette an Stelle eines Textilbands. Toll ist, dass sie auch ein Löschband hat, mit dem man per Rückwärtstaste auch mal ein paar Buchstaben relativ sauber wieder löschen kann. Diese Taste zu nutzen ist im Kurs allerdings verboten, und heimlich geht es auch nicht, denn sie macht ein verräterisches Korrekturgeräusch.

Das Maschineschreiben lerne ich mit dem neuen Gerät halbwegs schnell, aber die Ausbildung ist dann doch gar nichts für mich. Ich breche nach wenigen Monaten ab und beschließe, doch studieren zu gehen. Die Maschine kommt mit. Die ersten Hausarbeiten schreibe ich tatsächlich noch mit der Maschine, die damals noch schick ist (viele Studierende haben nur mechanische zur Verfügung).

Trotzdem ist es eine Qual. Einzelne Tippfehler sind nicht so wild, wenn man sie sofort bemerkt, wegen der Rückwärtstaste. Aber oft komme ich beim Schreiben so in einen Flow, dass ich vergesse, dass das Blatt ja irgendwann zu Ende geht. Da mein Blick auf den Notizen ruht, die ich in die Maschine hinein zu Text verarbeite, sehe ich das Blatt nicht. Ich schreibe also unten

über den Papierrand hinaus, von einem sauberen Seitenaufbau kann keine Rede sein. Immer wenn das mit dem unteren Rand passiert, muss ich die Seite komplett neu schreiben. Diese Selbstdemütigung, verbunden mit farblich dazu passenden Wutausbrüchen, widerfährt mir mindestens einmal am Tag. Ich komme mir ständig vor wie ein sehr idiotischer Idiot und bin ausgesprochen froh, als die Hausarbeitensaison vorbei ist und ich mich nicht mehr täglich vor mir selbst vorführe.

Die nächste Hausarbeit schreibe ich am Rechner meines Freundes. Textverarbeitungsprogramme kommen mir vor wie so eine Art weich gepolsterter Himmel. Die Zeit, die ich früher fürs wiederholte Tippen und fürs Schimpfen verwenden musste, verschwende ich jetzt beim freudigen Herumspielen mit der Formatierung und weil ich unterschiedliche Programme ausprobiere. Präzise computergerechte Formatierungsvorgaben von der Uni kommen erst später. Ich erinnere mich an Studienkolleg*innen, die in diesen ersten Semestern den Umfang ihrer Hausarbeit allein durch die Schriftgröße zur Mindestseitenzahl brachten.

Als ich mir schließlich selbst einen Rechner anschaffen kann, ist die komfortable Textverarbeitung für mich schon normal geworden, die erste Verliebtheit ist vorbei. Inzwischen habe ich auch die Nachteile kennengelernt. Ich habe gelernt, warum es sich lohnt, von Texten in Arbeit regelmäßig Backups zu machen, und dass man Arbeiten früh ausdrucken muss, weil Last-Minute-Druckerei keinerlei Raum für Druckerprobleme bietet. Und es gibt immer Druckerprobleme.

Man kann also getrost behaupten, ich hätte im Studium wichtige Dinge gelernt.

Mia Culpa

ca. 1990

Texte schreiben und Fehler korrigieren

Wollte man in der Zeit vor dem Internet einen Text schreiben, benötigte man eine mechanische Schreibmaschine. Ich hatte eine winzige Reiseschreibmaschine, deren Farbband erstaunlicherweise nie gewechselt werden musste. Auch nach Jahren lieferte das Band zwar eher ins Gräulich tendierende Buchstaben, aber sie waren noch lesbar. Jedenfalls tippte ich auf dieser Maschine meine Texte. Tippfehler wurden hart bestraft, vor allem, wenn man sie nicht sofort bemerkte. Solange sie in der aktuellen Zeile waren, musste man nur den Schlitten nach hinten befördern, das Tipp-Ex rausholen und den richtigen Buchstaben einsetzen. Bemerkte man sie erst später oder gar, wenn man das Blatt Papier aus der Maschine genommen hatte, begann ein kleines Drama.

Dann musste man das Papier wieder einspannen, die Weitertransportrolle lösen und das Papier so positionieren, dass es genau in der richtigen Höhe mit dem Anschlag war. Dafür drückte man vorsichtig eine Buchstabentaste und näherte diese knapp über das Papier, und dann fummelte man so lange rum, bis Anschlag und Zeile einigermaßen übereinstimmten und der Buchstabe nicht nach oben oder unten verrutscht war. Tipp-Ex, neu tippen und nach nur fünf bis zehn Minuten Papier hin und her schieben war man schon fertig.

Das ging aber nur mit den mechanischen Schreibmaschinen. Die in den 80er Jahren aufkommenden, neumodischen Elektrodinger, vor allem jene, die einen Kugelkopf statt eines Anschlagfingers hatten, ließen sich so nicht mehr steuern. Dafür hatten sie allerdings ein „Korrekturband“. Die Maschine „merkte“ sich ein paar Wörter, die man dann mittels der Korrekturtaste wieder löschen könnte. Toll! Das Band kostete allerdings astronomische Sum-

men (also damals für mich, es müssen so 20 DM gewesen sein) und war nach wenigen Seiten aufgebraucht. Danach nahm man wieder Tipp-Ex und schmierte damit den Kugelkopf voll, der permanent im Weg war.

Don Dahlmann

1989-1991

Die Schreibmaschine der Universität

An der Uni Regensburg gibt es eine öffentliche Schreibmaschine (mechanisch, nicht elektrisch). Sie steht auf einem Tisch im Flur. Ich benutze sie auch tatsächlich einmal, um irgendein maschinenschriftlich auszufüllendes Formular auszufüllen.

Offenbar geht man zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr davon aus, dass die Studierenden privat Zugang zu Schreibmaschinen haben. Aber vielleicht gab es auch zwanzig Jahre vorher schon öffentliche Schreibmaschinen an der Uni, zwanzig Jahre danach womöglich auch.

Kathrin Passig

Ca. 1990-1994

Mein Fernseher ist wahrscheinlich älter als ich, funktioniert aber auch viel schlechter

Ich habe irgendwoher einen Schwarzweiß-Kofferfernseher geerbt.

<p class=äuthor»Das Bild zeigt nicht meinen Fernseher, aber so sah er aus. Foto: Hana H., www.flickr.com/photos/98147549@N00/1775367, CC-BY 2.0

Baujahr ist vermutlich zwischen 1960 und 1975. Mit dem einen der beiden Drehschalter schaltet man den Fernseher ein und aus und kann die Lautstärke regulieren, mit dem anderen sucht man erfolglos nach Programmen. Hier steht mehr über den Programm-Drehschalter (”Trommeltuner”).

Auf die obere rechte Bildschirmecke klebe ich einen transparenten Aufkleber mit dem MTV-Logo, damit es wenigstens ein bisschen so wirkt, als könnte man damit MTV sehen. Eigentlich kann man gar nichts empfangen, auf jeden Fall nicht das, was man gerade sehen wollte. Und man muss eine Sendung schon sehr dringend sehen wollen, um sie auf diesem Gerät zu ertragen.

Kathrin Passig

Ca. 1990

Ich kaufe einen Compiler (per Post)

Während des Studiums programmierte ich einige Projekte privat in TurboPascal 3.0. Das bestand aus einem WordStar-kompatiblen Editor und einem DOS-Textmenü, über das man zwischen Editor, Compiler, Einstellungen und noch ein paar Sachen wechseln konnte.

Eines Tages wurde das erste Projekt so groß, dass es die maximale Größe der *.COM-Dateien, die TurboPascal damals erzeugen konnte, gesprengt hat.

64 Kilobyte.

Ich konnte nun noch Overlays benutzen, also Teile des Programmcodes durch Module in separaten Dateien überschreiben.

Nach einigen lustigen Seiteneffekten durch diesen quasi selbstmodifizierenden Code merkte ich: Ich brauche einen Compiler, der die neuen *.EXE-Dateien beherrscht.

Es gab von TurboPasal längst die Version 4, die das konnte, aber die war mir zu teuer und war zudem eine komplette Neuentwicklung. Da könnte ich ja gleich die Programmiersprache komplett wechseln.

Wie die Geschichte weitergeht musste ich tatsächlich erst aufwändig recherchieren. Spontan hätte ich gesagt, dass ich per Google einen Modula-2-Compiler gefunden und gekauft hätte.

Also 1990.

Ich war damals ein Point im FIDO-Netz und über eine ComLink-Mailbox auch an das Usenet angebunden. Vermutlich habe ich den Kontakt zu einem amerikanischen Informatikstudenten, der einen Modula-2-Compiler entwickelt hatte, auf diese Weise hergestellt.

Er vertrieb ihn für 49 US-$ per Post. Wir haben vermutlich gemailt – was wegen der Offline-Anbindung der Mailboxen mit nächtlichem Austausch der zu transportierenden Nachrichten mehrere Tage gedauert haben kann.

Schließlich erinnere ich mich, in meiner Bank einen 50-Dollar-Schein besorgt zu haben, den ich in einen Luftpostumschlag steckte. Hätte ich 49 $ verschickt, wäre der Umschlag schwerer und das Porto teurer geworden. Die Versandadresse hatte ich ihm gemailt, um kein zusätzliches Porto für ein Anschreiben zahlen müssen.

Die Oberfläche des Compilers war meinem geliebten TurboPascal wirklich sehr ähnlich. Neben *.EXE-Dateien, die theoretisch mehrere Megabyte groß werden konnten, beherrschte er auch einen symbolischen Inline-Assembler und hatte erste objektorientierte Ansätze.

Ich hatte ihn für die allfälligen Dinge, die man unter DOS programmiert, bis ungefähr 1993 oder 1994 immer wieder im Einsatz, um dann auf GNU-C umzusteigen.

Volker König

12.02.1990

Helmut Schmidt in Güstrow – diese Nachricht gelangt schnell aus der DDR in die BRD. Über Dänemark

Foto: Jürgen Sindermann/Zentralbild, Bundesarchiv via Wikimedia Commons unter CC-BY-SA-Lizenz

Helmut Schmidt redet in Güstrow. Das klingt banal, ist aber eine Sensation. Der Altbundeskanzler der Bundesrepublik tritt im Wahlkampf für die DDR-Volkskammer auf. In der Stadt, in der er sich 1981 mit dem DDR-Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker getroffen hat, in der Stadt, die damals im Griff der Stasi war. Als AP-Korrespondent in Hamburg bin ich am nächsten dran

und fahre mit dem Fotokollegen nach Güstrow. “In die Barlachstadt, gute Reise”, wünscht uns der DDR-Grenzer an der noch existierenden Kontrollstelle.

Nach Helmut Schmidts Wahlkampfrede, am frühen Abend, muss meine Geschichte schnell raus, für die Zeitungen des nächsten Tages. In der noch existierenden DDR im Winter 1990 eine echte Herausforderung. Die DDR-Sozialdemokraten haben zwar eine extra Telefonleitung für diesen Wahlkampfauftritt schalten lassen, schon das eine Leistung. Doch dieses Telefon geht nur ins DDR-Netz. An einen Anruf im Westen ist nicht zu denken.

Mit dem Fotografen donnere ich nach Rostock, ins Büro der DDR-Nachrichtenagentur ADN. Dort kann der Kollege seine Bilder entwickeln und ich hoffentlich meinen Text absetzen. Während der Fahrt, der Fotograf am Steuer, hacke ich meinen Text in den Laptop.

In Rostock angekommen, folgt der Dämpfer. Auch im Büro der Staatsagentur ADN ist an eine Telefonverbindung in die Bundesrepublik nicht zu denken: 16 Stunden müssen Sie schon warten, bescheidet mich der ADN-Kollege. Ich fange schon mal an zu verzweifeln und überlege, wie lange ich zurück über die Grenze brauche, wo ich an der nächsten Telefonzelle meine Redaktion in Frankfurt – das am Main – erreichen könnte.

Doch dann bringt mich der ADN-Redakteur mit seinem Lamento auf eine Idee. “Überallhin können wir telefonieren”, klagt er. “Nach Dänemark, nach Schweden, nach Österreich. Nur nicht in die BRD.” Und das ist die Lösung.

Denn als weltweite Agentur hat Associated Press in den meisten Hauptstädten ein Computer-Modem als Telefon-Einwahlknoten. In Kopenhagen. In Stockholm. In Wien. Innerhalb von Minuten finde ich im Laptop die gespeicherte Modem-Nummer in Kopenhagen, wenige Minuten später ist mein Text über die Telefonleitung nach Dänemark und dann über das interne AP-Computernetzwerk nach Frankfurt am Main übertragen. Die Geschichte kann an die Zeitungen und in Druck gehen.

Thomas Wiegold

ca. 1990

Mein Vater ist die Schreierei zwischen den Stockwerken leid

Wir bekommen ein Haustelefon. So nennen wir es jedenfalls. Es sind zwei mittelgroße Apparate ohne Wählscheibe oder Tastatur. Sie werden einfach an den Strom angeschlossen. Über ebenjene Leitung könne man dann ganz einfach kommunizieren, sagt jedenfalls die Packung. Ein technologischer Meilenstein, den mein Vater vor allem wohl deshalb angeschafft hat, weil er die Schreierei zwischen den Stockwerken leid war.

Die Installation stellt sich als problematisch heraus. Offenbar ist nicht jede Steckdose telefoniegeeignet. Als wir aber endlich das nötige Paar zwischen Erdgeschoss und oberen Stockwerk zusammen haben, können wir Kinder im oberen Stockwerk fortan zum Essen gerufen oder fernmündlich zurechtgewiesen werden. Die Sprachqualität ist optimierungswürdig, es gibt viele Neben- und Störgeräusche, aber im Grunde kann man sein Gegenüber gut hören.

Die Lösung wäre beinahe perfekt, hätte es nicht ein paar Einschränkungen. Wird zum Beispiel der Staubsauger benutzt, klingelt es oben. Die Bohrmaschine bringt beide Apparate zum Läuten, wird aber glücklicherweise eher selten benutzt. Und schrecklich nutzlos wurde die Lösung kurzzeitig, als sich der Nachbar von der anderen Doppelhaushälfte eine ähnliche Lösung anschaffte, weil wir dann zwar häuserübergreifend telefonieren konnten, aber nicht mehr hausintern. Zum Glück war unser Nachbar genervt genug, um die Apparate schnell wieder abzugeben.

(Die Haustelefone begleiteten mich noch bis zum Auszug im Jahr 2000. Als sie dann unnötig waren, weil man niemanden mehr damit rufen konnte, wurden sie eingemottet.)

Johannes Mirus

Mai 1990

Das FIDO-Netz ist längst Geschichte und ich krieg immer noch ein Bier von meinem Node-Sysop

Ich war Point im FIDO-Netz. „Point“ wurde vom letzten Segment der Adresse abgeleitet.

Die erste Zahl war die Region: 2 stand für Mitteleuropa.

Die zweite Zahl war das Netz. Die Netze waren zumindest in Deutschland so aufgebaut, dass die nächtlichen Telefonanrufe zwischen den Knoten kostengünstig im Ortsnetz stattfanden.

Die dritte Zahl war der Knoten im Netz, also die eigentliche Mailbox. User, die direkt die Mailbox mit einem Terminalprogramm angerufen haben, hatten eine Adresse wie „Michael Mueller@2:234/362“

Die vierte Zahl war der Point, weil sie mit einem Punkt von den anderen Zahlen abgetrennt wurde. Ich war (zumindest eine Weile) 2:246/513.6.

Bis der Node einem anderen Netz zugeteilt wurde, was gefühlt alle 4-5 Monate geschah.

Leider schrieb der Node-Sysop mir meine neue Adresse immer erst per Mail, nachdem er meinen Zugang umgestellt hatte.

Auf das Bier, das ihn das kosten sollte, warte ich übrigens bis heute. Gell, Muckel?

Volker König

Ca. 1990

Hayes trollt die Konkurrenz – und macht sowas wie eine frühe DoS-Attacke

Unsere Modems waren damals „Hayes-kompatibel“, was sich nicht auf die Übertragung zwischen den Modems bezog, sondern auf den Befehlssatz.

Irgendwie musste das Modem ja vom Computer gesteuert werden, was knifflig war. Wie sende ich Befehle an das Modem? Wie teilte das Modem sich dem angeschlossenen Computer gegenüber mit?

Und da hatte sich die Firma Hayes etwas ausgedacht. Sie unterschied zwischen dem Online- und dem Offline-Modus. Im letzteren wurden Befehle als solche erkannt, wenn ihnen am Beginn einer Zeile die Buchstaben AT (für Attention) vorangingen. Alles andere durfte das Modem ignorieren.

Mit ATDP4711 wählte man die Nummer 4711 im damals erforderlichen Pulswahlverfahren – AT für „Achtung, jetzt kommt ein Befehl“ und DP für „Dial Pulse“.

Nach dem Wählen hob dann möglicherweise ein anderes Modem ab und man war nach einigen Sekunden des Handshakes online. Befehle wurden dann nicht mehr erkannt, sondern alle Zeichen unverzüglich zur Gegenstelle übertragen.

Doch wie beendete man die Verbindung? In voll beschalteten Kabeln zum Modem wäre da das Hangup-Signal gewesen, eine eigene Leitung im Kabel. Wenn man denn ein voll beschaltetes Kabel gehabt hätte und nicht nur, wie viele damals, eine dreiadrige Leitung.

Hayes hatte auch dafür eine Lösung.

Nach 1,5 Sekunden ohne Übertragung in Richtung Modem konnte man „+++“ senden, wieder 1,5 Sekunden warten und dann zum Beispiel mit „ATH0“ den Befehl zum Auflegen senden. Das Modem erkennt durch die

Abfolge der Pausen und des „+++“, dass es sich nicht um Zeichen handelt, die für die Gegenstelle bestimmt sind, sondern möglicherweise um einen Befehl.

In Terminal- und Mailboxprogrammen war für die 0,5 Sekunden Pause die Tilde das verbreitete Zeichen, der Befehl las sich also „~~~+++~~~ATH0“

Hayes hatte allerdings auf diese Technik, mitten im Datenstrom Befehle zu verstecken, ein Patent. Und daher gab es Streit, weil alle anderen Hersteller es nutzen, aber niemand Lizenzgebühren zahlen wollte.

Als Ergebnis verzichteten die Konkurrenten auf die kurzen Sendepausen vor und nach dem „+++“. Dadurch waren sie von Hayes Patent unabhängig, hatten aber einen Aufhänger für Trollereien geschaffen.

Nur die wenigsten neuen „Datenreisenden“ hatten von den Hayes-Befehlen Ahnung. Ihre Terminalprogramme nutzten die schon richtig, also musste man sich keinen Kopf drum machen,

„Um den SysOp in den Chat zu rufen gib bitte +++ATH0 ein“ war daher eine verbreitete und erfolgreiche Trollerei.

Lustigerweise habe ich erst durch die Recherche für das Techniktagebuch erfahren, dass auch Hayes getrollt hat. Angeblich jedenfalls war immer „+++ATH0“ in Nachrichten zu lesen, die von Hayes kamen. Nur Hayes-Modems mit den patentgeschützten Pausen legten beim Routen oder Weiterleiten dieser Nachrichten nicht auf.

Volker König

20.5.1990

Lieferdienste: Fast so schnell wie selbst gemacht

Ich bin so um die zehn Jahre alt und wohne mit meinen Eltern in einer Fünfziger-Jahre-Siedlung am Stadtrand von Köln. Das ist zwar nicht zentral, aber alle Straßen sind auf handelsüblichen Straßenkarten vermerkt und wir haben auch Straßenschilder wie überall anders auch.

Weil Bekannte da sind, wollen wir Pizza bestellen. Möglicherweise bestellen wir zum ersten Mal Pizza, Ende der Achtziger ist das zwar keine Novität mehr, aber irgendwie immer noch was Besonderes und Lieferdienste werden auch erst so langsam zum Alltagsphänomen. Wir bestellen also Pizza, geben die Adresse an und warten.

Und warten.

Und warten.

Zwischendurch ruft mein Vater noch mal beim Pizzadienst an, um zu fragen, wo denn die Pizza bleibt. Die wissen es auch nicht, der Fahrer ist längst los. Wir warten weiter.

Irgendwann wollen die Gäste aufbrechen. Es ist immer noch keine Pizza da, trotz erneutem Nachfragen beim Pizzadienst. Ob wir in der Zeit vor Verzweiflung einfach irgendwas anderes gegessen haben, weiß ich nicht mehr.

Nach zwei oder drei Stunden klingelt es und der Pizzabote steht vor der Tür. Er habe die Adresse nicht gefunden, sagt er.

Ob die Pizza noch warm gewesen wäre, kann ich nicht sagen, mein Vater schickt ihn samt Pizza wieder zurück.

So war das damals, als es noch keine Navis und keine Handys gab und Menschen, die in unbekannten Regionen umherfuhren, sich keiner technischen Hilfsmittel bedienen konnten.

(Update 2014: Wir bestellen online beim Pizzaservice um die Ecke. Mit um die Ecke meine ich, dass man exakt zwei mal abbiegen muss. Im Lieferserviceonlinedienst gibt man nicht nur die Hausnummer, sondern auch das Stockwerk an. Wir wohnen in der Hausnummer 8 im vierten Stockwerk. Irgendwann ruft der Pizzabote an, er stehe vor dem Haus Nummer 4 und wüsste nicht, wo er schellen sollte. Wir schicken ihn zwei Häuser weiter und bekommen Pizza.)

Anne Schüßler

1.6.1990

„1890 gab es noch keine Computer.“ – „Kann man so oder so sehen.“

Im Juni 1990 machte ich ein Praktikum in einem Rechenzentrum und lernte, wie ich dort Jobs abschicke. Jobs sind Programme, die im Hintergrund arbeiten und Berechnungen machen oder Drucke aufbereiten. Um den Programmen alle erforderlichen Ressourcen zur Verfügung zu stellen, nutzt man die *Job Control Language*.

„Vorne musst Du nach der Jobkarte noch eine Steplibkarte einbauen.“

„Was habt Ihr immer mit den ‘Karten’? Das sind Zeilen.“

„Früher war jede Zeile eine Lochkarte.“

„Ja, vor dem Krieg, oder?“

„Vor welchem von beiden meinst Du? Die Lochkarte ist gut 100 Jahre alt.“

„1890 gab es noch keine Computer.“

„Kann man so oder so sehen.“

Genau genommen beginnt die Geschichte des Großrechners und der Lochkarte wirklich 1890. Herman Hollerith baute für die große US-Volkszählung eine Maschine, die helfen sollte, die Fragebögen schneller auszuwerten. Diese „Hollerith-Maschine“ wurde mit Lochkarten gefüttert.

Auf jeder waren die Angaben eines Fragebogens in einem Lochraster abgebildet.

Dicke Stapel von Lochkarten wurden automatisch eingezogen und über elektrische Kontakte ausgewertet. So war es – für damalige Verhältnisse rasant – möglich, zum Beispiel alle Karten aus Boston einzulesen und Zahlen über den Familienstand aller Männer zwischen 25 und 35 zu bekommen.

Hollerith gründete die *Tabulating Machine Company* und vermietete seine elektromechanischen Statistikmaschinen an Industrie und Regierungen. Über seinen Lizenznehmer DEHOMAG kamen die Maschinen auch nach Deutschland. Selbst die Nazis nutzten sie, um Deportationen in Konzentrationslager effizienter zu organisieren.

Aus der *Tabulating Machine Company* wurde später die *International Business Machines Corporation:* IBM. Neben Hollerith-Maschinen kamen auch Fernschreiber und Schreibmaschinen ins Angebot.

Als 1952 mit dem IBM 701 schließlich der erste Computer angeboten wurde, setzte IBM natürlich auf bewährte Technik. Die Interessenten – große Unternehmen und Regierungen – hatten schon eine Lochkarteninfrastruktur aufgebaut und konnten das meiste Personal ohne Umschulungen für die Zuarbeit zum Computer nutzen: Die Locherinnen, Schreibkräfte quasi, die Belege erfasst und auf Lochkarten gebannt hatten. Das Eingabemedium war also schon da.

Und auch die Ausgabemedien waren schon vorhanden: Fernschreiber.

Noch heute sind alle Quelltexte und der größte Teil der sonstigen Textdateien auf einem Großrechner so organisiert, dass alle Zeilen exakt die 80 Zeichen einer Lochkarte haben. Das gleiche gilt für die normale Breite des Bildschirms, auf dem man nahezu frei editieren kann und mit der Datenfreigabe-Taste unten rechts den gesamten Bildschirminhalt wie einen kleinen Stapel Lochkarten an das System abgibt.

Wenn man nach dem Drücken von Datenfreigabe ganz genau hinhört, kann man bis heute tief im Kernel des Betriebssystems die Lochkartenleser klappern hören.

Volker König

Sommer 1990

Ein Megabyte Arbeitsspeicher ist nicht genug

Der neue Apple Macintosh SE kommt serienmäßig mit einem Megabyte Arbeitsspeicher und einer 40-MB-Festplatte. Während letzteres zunächst einmal auszureichen scheint, weckt das neue Gerät aufgrund des Multimedia-Betriebssystems MacOS 6.x schon nach kurzer Zeit den Wunsch nach einem geräumigeren Arbeitsspeicher. Doch die SIMM-Bausteine der Firma Apple sind unerschwinglich. Als ich das Problem bei einem Besuch im Testlabor des Computerfachverlages, in dem ich arbeite, anspreche, gibt sich der dort tätige Techniker konspirativ: »Bring den Mac mal mit, vielleicht habe ich da eine Lösung für dich.«

Am nächsten Tag stehe ich mit meinem Rechner wieder im Labor. »Man darf das Gerät nicht öffnen, denn dann erlischt die Garantie«, erklärt mir der Techniker. »Und schon gar nicht darf man Teile einbauen, die nicht von Apple zertifiziert sind. Ist dir das klar?« In der Zwischenzeit ist das quaderförmige Gehäuse schon aufgeschraubt. Aus einer Schublade zieht der Techniker vier grüne SIMM-Platinen, die mit schwarzen Chips bestückt sind.

»Das sind allerdings PC-Arbeitsspeicher, und die funktionieren natürlich überhaupt nicht in einem Mac – sagt zumindest Apple«, erklärt er. »Wenn man aber hier *knips* und da *knips* ein Füßchen von den Chips auf den Platinen entfernt, dann geht das wundersamerweise doch. Aber natürlich ist dann die Garantie des gesamten Geräts erloschen, gell?«

Ruckzuck sind die vier verunstalteten Speicherbausteine eingebaut und das Gehäuse des Mac SE wieder verschraubt. Beim Einschalten vermeldet das Betriebssystem satte vier Megabyte Arbeitsspeicher – was es fürderhin auch zuverlässig tut, bis der Mac gute drei Jahre später in den Ruhestand geht.

Jan Minnesänger

Sommer 1990 bis Sommer 1992

Ich bin ein Assemblergott (vorübergehend)

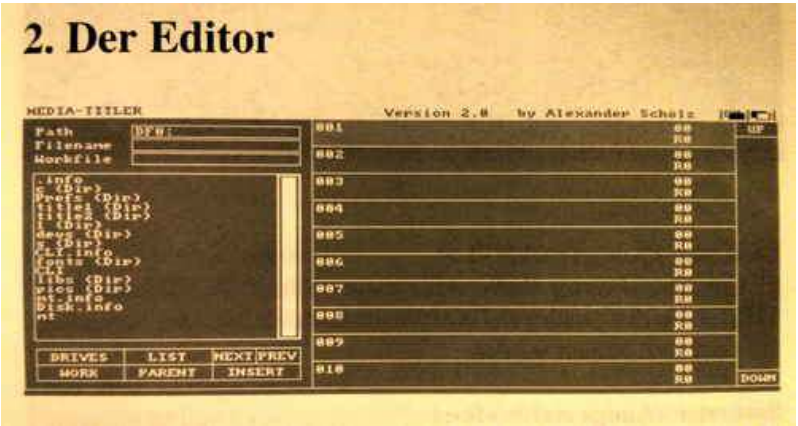
Im Juli 1990, ich war 15 und Deutschland irgendwie gerade mit Fußball beschäftigt, stand ich drei Wochen lang an einer Maschine und schliff Leisten. Es war einer der beklopptesten Jobs, die ich je hatte, drei Wochen lang dieselbe Bewegung. Hinter mir türmten sich Paletten voller Leisten auf, die in irgendwelche Schreibtische in Vietnam eingebaut werden sollten. Die Firma war nahezu bankrott, jeder hasste jeden und ich stand alleine in der Ecke und schliff rhythmisch vor mich hin, die Geräusche meiner Maschine die einzige Konstante im Theater ringsum. Für all das erhielt ich cirka 600 Mark in bar, ein unfassbares, unglaubliches, fantastisches Vermögen.

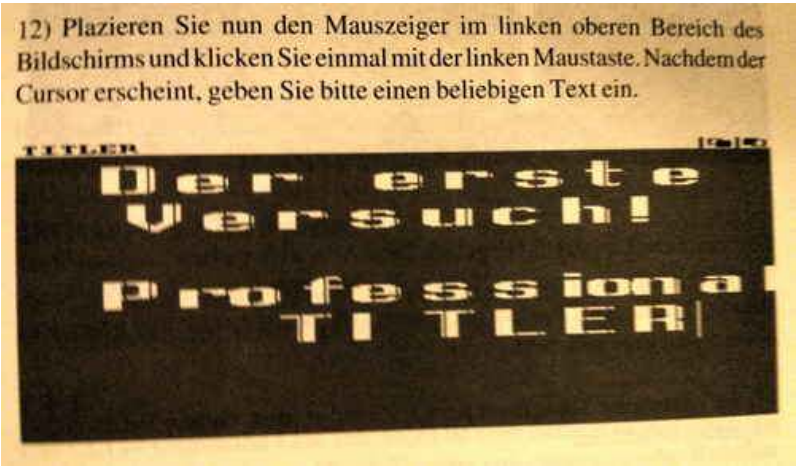
Das natürlich gleich wieder investiert werden musste, Kapitalismus rules. Es gab nur zwei Möglichkeiten: Entweder neues Fahrrad oder der erste Computer. Nach kurzem Nachdenken fiel die Wahl auf den Computer, mit der glasklaren Begründung, dass ich mit Hilfe des Computers das Geld natürlich schnell wieder reinholen kann. Das dachte ich damals wirklich, aber ich war auch erst kurz dem Glauben entwachsen, unsterblich zu sein. 600 Mark für einen gebrauchten Amiga 500, Baujahr 1989, erstanden von einem zwielichtigen Typen aus dem Nachbardorf. Ein großartiger Tag, der Beginn einer Weltkarriere, keine Frage.

Mein Zimmer war im Keller, auf der Seite des Hauses meiner Eltern, auf der die Garage nicht war, weshalb ich weniger eine Garagenfirma als eine Dunkle-Keller-Firma zu gründen vorhatte. Der Raum hatte ein einziges ebenerdiges Fenster, das nie Sonnenlicht sah, und außerdem absurd hässliche Tapeten, die großflächig von Postern und Spinnweben verdeckt waren. Im Zentrum dieser Teenager-Hölle baute ich die neue Maschine auf und schloss mich für die nächsten drei Jahre ein. So ungefähr jedenfalls. Nie wieder Drecksarbeit, so war der Plan.

Ein Jahr später wusste ich alles über das Computerding in meinem Zimmer, jeden Prozessorregister, jede Betriebssystemroutine, jedes Portbit, jedes Detail. Den Sommerurlaub 1991 in Norwegen verbrachte ich mit Büchern über Assembler- und Grafikprogrammierung. Man muss wissen, dass der Amiga zu diesem Zeitpunkt dem Rest der Computerwelt meilenweit voraus war. Abgesehen vom Hauptprozessor hatte er drei Nebenchips, von denen zwei Frauennamen trugen (Denise, Paula). Alle drei konnten vollkommen separat vom Hauptprozessor programmiert werden. Das kann man nicht über viele andere Dinge mit Frauennamen sagen. Man konnte mit Denise zum Beispiel Grafikobjekte auf dem Bildschirm herumfliegen lassen, während der Hauptprozessor tatenlos herumlungerte. Amigas hatten ein großartiges API, das 'Intuition' hieß und sich genauso benahm, sowie echtes Multitasking, ein Feature, das Macs erst zehn Jahre später drauf hatten, glaube ich. Amigas beherrschten außerdem das Kunststück, mehrere Fenster mit unterschiedlicher Auflösung *gleichzeitig* auf den Bildschirm zu bringen, was großartig aussieht, aber wohl nicht viel bringt. Jedenfalls kann es bis heute kein anderer Computer. Ich schwänzte ein paar Deutschstunden, um im Computerraum Benchmarktests zu programmieren: Amiga gegen 386er PCs gegen Apple II. Der Amiga machte sie alle platt. Es war eindeutig die Maschine der Zukunft und ich hatte sie bis zum letzten Bit im Griff.

Als nächstes wollte ich auf den Softwaremarkt. Im Herbst und Winter 1991-92 kloppte ich in einem Texteditor ein ellenlanges Assemblerprogramm zusammen, das anschließend verkauft werden sollte. Monatelang hatte ich auf die zündende Idee gewartet, und beim traditionellen Ansehen der Norwegenfotos mit den Eltern kam sie endlich. Ich würde ein Programm bauen, das es erlaubt, Bildersammlungen anzusehen, mit Überblenden und allem Schnickschnack. Der Amiga war schließlich ein Grafikcomputer. Das GUI meines Slideshowprogramms sah ein wenig aus wie aus dem Dreißigjährigen Krieg, die Benutzerführung war hanebüchen, und es konnte anfangs nur zwei alberne Scrolleffekte, aber was solls. Ich war ein Assemblergott, Usability war für Idioten.





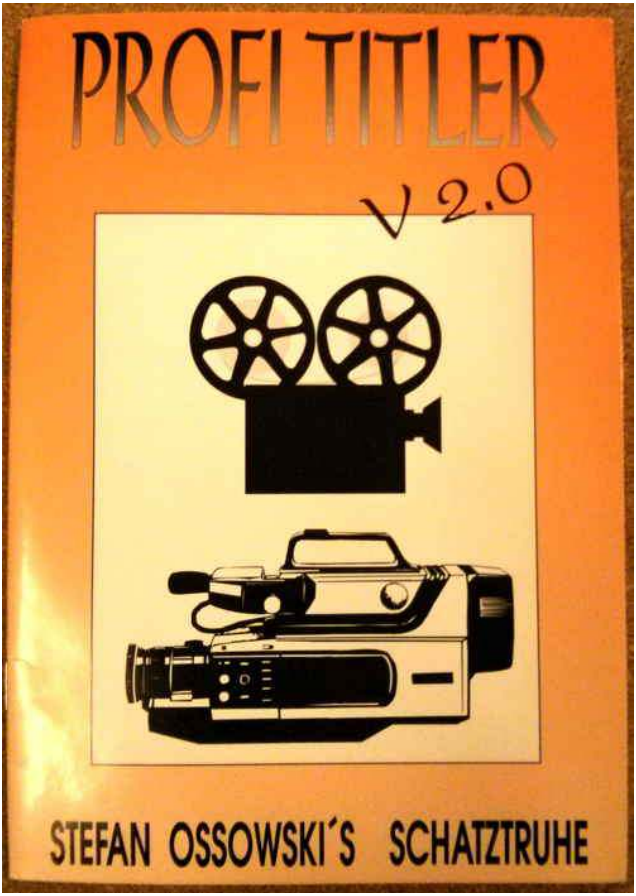
Die ersten Kontakte mit den Softwarehäusern waren, naja. Ich hatte cirka zehn Firmen angeschrieben, jeweils mit 3.5Diskette und einem möglichst erwachsen klingenden Brief, der auf dem 9-Nadel-Drucker der Schule ausgedruckt wurde. Zurück kamen dürre Absagen oder gar nichts. Von einer

Ausnahme abgesehen: „Stefan Ossowski's Schatztruhe“, ein Anbieter von billigen Schundprogrammen, hatte Interesse. Allerdings nur, wenn ich es möglichst schnell schaffen könnte, meine „Slideshow 1.0“ in einen „Media Titler 2.0“ umzubauen, der nicht nur Bilder anzeigen, sondern auch Videos betiteln kann. Ausserdem wollte man mehr und bessere Effekte. Effekte, hurra. Dann würde man nämlich ein Programm von einem anderen Amateur, vermutlich ein Kellerkind wie ich, aus dem Katalog nehmen, weil es *nur* Video konnte, und hätte zwei Fliegen mit einer Klappe und so weiter. Nun hatte ich keinen Schimmer von Videos und wir besaßen so Zeug natürlich auch nicht, aber wie schwer kann es sein, eine Software zum Betiteln von Videos ohne Videos zu schreiben. Dachte ich, und sagte zu.

In den nächsten Ferien im Frühjahr 1992 schrieb ich Code, jeden Tag 12 Stunden, unterbrochen nur durch Essen, Schlafen und Spaziergänge mit Baffy, dem brandneuen Hund. Ob das jetzt besser war als Leisten schleifen, keine Ahnung, aber immerhin war ich jetzt Freelancer und Teil einer globalen Bewegung. Glaubte ich. Der Media Titler wuchs und wuchs und verwandelte sich in ein kleines Softwarepaket, so wie MS Office, nur schöner. An einem Punkt wurde mein Code zu lang, um ihn mit 512kB Speicher kompilieren zu können. Wir reden hier über mehr als 100.000 Zeilen nur für das Hauptprogramm, die meisten davon lauteten ungefähr so wie „move.w #$2000,d1“ oder „clr.l d2“ oder „jmp“, eine endlose, kryptische Zeichenwüste. Todesmutig bestellte ich neuen Speicher von Geld, das ich nicht hatte, dehnte die Hundespaziergänge ein paar Tage lang aus, bis die Post die Chips lieferte, und dann ging's weiter im Quelltext.

Die meiste Zeit verbrachte ich damit, Fehler in meinem Monstercode zu suchen. Die Fehlersuche in Assemblerprogrammen funktioniert ungefähr so wie die Suche nach besonders krude geformten Sandkörnern in der Wüste. Man sah sich die Prozessorregister und den Speicherinhalt als Hexcode an, während man Schritt für Schritt Tausende von Codezeilen durchging. Problem: Beim Assemblerprogrammieren gibt es kein Sicherheitsnetz, die allermeisten Fehler machen soviel kaputt, dass der Rechner sich verabschiedet. Die Hälfte der Zeit schreibt das Programm versehentlich in falschen Teilen des Systems

herum, gar nicht so selten in den Teilen, in denen das Programm selbst steht, was beim Debuggen unglaublich komisch aussieht. Man starrt auf das Programm und auf einmal sieht es ganz anders aus. Es ist so, als würde man einen Roman lesen, der sich unter den Augen verändert. Abstürze führen beim Amiga zu der lustigen 'Guru Meditation', einer rot-blinkenden Meldung auf schwarzem Hintergrund, mein bester Freund. Dann wieder von Diskette hochfahren, ächz, schön war das nicht. Aber von irgendwas musste man ja reich werden.



Ein paar Monate später war das Monster fertig und ich verscheuerte es für 3000 Mark an Stefan Ossowski. Ich war gerade mal 17, sah aus wie 14 und meine Unterschrift auf dem Vertrag war vermutlich nicht rechtsgültig. Aber davon wusste Ossowski nichts, denn wir kommunizierten nur per Telefon und Post. Man schickte mir eine Einladung zur Amiga-Messe in Hannover,

die ich ignorierte, ich konnte da unmöglich als pickliger Teenager auftauchen, und Hochglanzanleitungen zum Media Titler mit tausend Druckfehlern. Außerdem versprach man mir 5% vom Umsatz, was über die nächsten zwei Jahre noch mal ein paar Mark abwarf, wenn auch nicht viel. Meine Eltern, in deren Keller sich die Vertragsverhandlungen abspielten, wussten von all dem natürlich nichts. Ich hatte recht behalten. Nur zwei Jahre nach Kauf des ersten Computers hatte ich nicht nur das Geld wieder rein, sondern außerdem ein neues Fahrrad und einen neuen Computer – den brandneuen Amiga 1200, ein wunderschönes Gerät, mein erster Computer mit Festplatte.

An dieser Stelle verabschiedete sich allerdings die imaginierte Zukunft von der Realität. Ich gründete doch keinen Softwarekonzern und wurde nicht zum Guru der Multimedialandschaft, und zwar aus zwei Gründen: Mit Commodore ging es bergab. Commodore hatte Amiga zwar Mitte der 80er gekauft, aber nie richtig kapiert, was es da eigentlich besaß. Es war so, als würde Media Markt Macbooks verkaufen, bzw. vielleicht macht Media Markt genau das mittlerweile, keine Ahnung. Im Mai 1994 ging Commodore endlich, nach langen Todesqualen, pleite.

Der zweite Grund ging ganz allein auf meine Kappe. Es hatte grob gesagt damit zu tun, dass mein Programm, eine Software zur Betitelung von Videos, keine Videos betiteln konnte. Amigas kommunizierten recht problemlos mit Videorekordern, man musste nur ein Bit umsetzen und das Teil zeigte statt schwarzem Bildschirmhintergrund das Bild vom Video, auf dem man dann seine ganzen Titel ablaufen lassen konnte. Aber man musste dieses Bit eben umsetzen, und es nicht vergessen. Zunächst häuften sich wohl bei der „Schatztruhe“ die Klagen der Leute, die für 60 Mark oder so ein vollkommen nutzloses Stück Software erworben hatten, das nur schwarzen Bildschirm statt Urlaubsvideos zeigte. Dann fragte Ossowski vorsichtig bei mir nach, aber ich fand den Fehler nicht. Es war nur ein Bit, gar nicht so einfach zu finden. Und direkt testen konnte ich nicht, weil kein Video im Haus, weswegen ich die Fehlermeldungen konsequent auf die Videorekorder der anderen schob. „Bei mir ist alles okay“, log ich Ossowski vor. Modern ausgedrückt machte ich nicht nur den Betatest mit Hilfe der Kunden, sondern überhaupt

alle Tests. Schließlich stellte man die erbosten Kunden einfach zu mir durch. Ich war allerdings in der Schule und meine Mutter hatte keine Ahnung vom Genlock-Bit des Amiga. Schlimmer noch: Sie wusste nicht mal, dass ich im Softwaregeschäft war, und musste sich trotzdem von wildfremden Menschen mit unbetitelten Urlaubsvideos anschnauzen lassen.

Software für Mensch + Computer

Wichtiger Hinweis!

Sie haben ein Qualitätsprodukt aus dem Hause Stefan Ossowski´s Schatztruhe, Gesellschaft für Software mbH erworben. Trotz intensivster Kontrollen kann es vorkommen, daß das von Ihnen erworbene Produkt Mängel aufweist.

Bitte setzen Sie sich im Reklamationsfall direkt mit uns in Verbindung, auch wenn Sie das Software-Produkt bei einem Stützpunkthändler erworben haben.

Unsere geschulten Fachkräfte erledigen jede Reklamation kurzfristig. Telefonische Reklamationen können **nicht** bearbeitet werden.

Alle Beanstandungen bitte mit ausführlicher Fehlerbeschreibung an folgende Adresse einsenden:

Stefan Ossowski´s Schatztruhe
Gesellschaft für Software mbH
Abteilung Kundendienst
Veronikastr. 33

W-4300 Essen 1

Die Registrierkarte:

Wenn Sie dieses Produkt im Fachhandel erworben haben, bitten wir Sie, die beiliegende Registrierkarte umgehend ausgefüllt einzusenden. Sie werden dann für dieses Produkt registriert und regelmäßig über Updates informiert.

Wenn Sie dieses Produkt im Direktversand bei Stefan Ossowski´s Schatztruhe, Gesellschaft für Software erworben haben, so ist es nicht notwendig eine Registrierkarte einzusenden. Sie wurden direkt bei der Rechnungsstellung für das Produkt registriert.

Irgendwann fand ich das Bit, ein Moment, der vergleichbar war mit tausend Eigentoren auf einmal. Ossowski ersetzte die paar hundert verkauften Kopien mit der jetzt funktionierenden Version, stellte ansonsten aber den Kontakt mit mir ein, im Nachhinein eine vernünftige Geschäftsentscheidung. Ich hatte für ein paar Jahre genug vom Programmieren, spielte stattdessen „Indy 500“, so lange, bis der Joystick wegen Materialermüdung auseinanderbrach, und arbeitete wieder in irgendwelchen Drecksfirmen unter sadistischen Ausbeuterschweinen. Das nächste Computerdebakel kam erst 5 Jahre später und mit Windows, aber das ist eine andere Geschichte, die man erst erzählen kann, wenn Bill Gates tot ist.

Aleks Scholz

August 1990

Qualitätsprüfung in der Audi-Lackiererei

In den Semesterferien des Sommers 1990 arbeite ich als „Werkstudentin“ bei Audi, so heißen dort Ferienjobber. Zugeteilt werde ich der Lackiererei und dort der Qualitätssicherung.

Der Arbeitsplatz liegt mitten in einer der riesigen Produktionshallen. Er erinnert ein wenig an eine Pferdebox: Ein schulterhohes Metallgestell umgibt eine gut autogroße Fläche, die an einer Seite offen ist. An dem Gestell sind Scheinwerfer befestigt, über die offene Seite werden frisch lackierte Karossen eingeschoben. Der väterliche Meister (es ist die Audi-Ära der grünen Meisterkittel), der sein Kabuff gleich nebenan hat, gibt mir einen weißen und einen schwarzen dicken Wachsmalstift, ein Klemmbrett mit Formularen und ein Prüfgerät in der Größe eines Kassettenrekorders.

Meine Aufgabe ist, Karossen in das Gatter zu schieben und im Licht der Scheinwerfer die Lackierung zu überprüfen. Einschlüsse und Unregelmäßigkeiten umkringle ich mit dem Wachsstift (weiß für dunkle Lacke, schwarz für helle). Das Gerät ist dazu da, die Dicke der Lackschichten zu messen.

Alle Ergebnisse und Funde trage ich in ein Formular ein, das ich an der Karosse befestige, bevor ich sie zurück auf die Fertigungslinie schiebe. In der Nebenpferdebox arbeitet ein festangestellter alter, dürrer Mann in blauem Kittel. Vielleicht ist er gar nicht so alt, aber sein fehlender Arm sieht nach Kriegsverletzung aus und Jahrzehnte langer Alkohol-Abusus hat seinen Teint korrodiert (zu dieser Zeit wird noch an allen Brotzeitkiosken im Werk Bier verkauft).

Der große Haken: Über den Tag verteilt soll ich sechs Karossen überprüfen. Pro Karosse brauchte ich selbst bei peinlichst genauer Untersuchung höchstens 25 Minuten. Damit muss ich aber täglich siebeneinhalb Stunden füllen – netto, denn Pausen werden addiert. Ich bin unterbeschäftigt bis weit über die Schmerzgrenze.

Ich hatte nie einen anstrengenderen Job. Zehn-Minuten-weise verkrieche ich mich in einen der Brotzeiträume bei den Werkstätten im Keller zum Lesen. Dann muss ich mich mal wieder blicken lassen. Ich setze einiges an Ehrgeiz daran, die Karossen immer noch gründlicher zu kontrollieren. Aber irgendwann gibt es Reklamationen, weil alle Karossen, die ich geprüft habe, fast flächendeckend von Wachsmal-Kringeln überzogen sind. In meiner Not kringle ich sogar besonders glatte Flächen an: Derart überglatt, das kann doch nicht normal sein? Das muss doch auf einen Fehler in der Programmierung der Spritzroboter hindeuten? Ich beginne mich zum Zeitvertreib intensiv mit Lackiertechniken im Markenvergleich und aus historischer Perspektive zu befassen. Doch als Quelle habe ich nur Kollegen, die entweder tatsächlich etwas zu tun haben oder mir bei aller Freundlichkeit bedeuten, dass ich sie nerve.

Einen echten Nutzen hat der Job dann doch: Ich darf die speziellen Wachsstifte mit nach Hause nehmen. Und nutze sie, um eines Nachts einem Freund auf die Motorhaube seines roten Citroën 2CV einen Brief zu schreiben.

die Kaltmamsell

Sommer 1990

„einfach umformatieren“ oder: Die Tränen haben mich gerettet

Sommer 1990. Ich schreibe die erste wesentliche Hausarbeit an der Uni Bielefeld. Die, die zeigen soll, ob ich das überhaupt kann. (Ich habe begründete Zweifel. Das Referat war nicht besonders.) Es geht um „Ehre in Augsburg“ im 16. Jahrhundert. Wochenlang habe ich recherchiert, gelesen, exzerpiert. Zuhause mit Bleistift auf Papier produziere ich Text, den ich im HRZ, dem Rechenzentrum der Uni, auf dem Uni-eigenen Computersystem EUMEL tippe und überarbeite. Abends wird jeder Rechner auf Null gesetzt. Bevor man nachhause geht, speichert man auf Floppy Disk.

Am Wochenende ist dort besonders ruhiges Arbeiten möglich. Ich komme gut voran, habe die Arbeit fast fertig. Doch meine Floppy Disk ist voll und die Läden sind zu. Wie soll ich jetzt abspeichern? Ein Mit-User sagt: „Musst Du einfach umformatieren.“ Ich folge seinem Rat, formatiere die Floppy-Disk um, speichere ab, gehe nachhause. Als ich am nächsten Tag die Datei öffne, steht da nur noch „Ehre Ehre Ehre Ehre Ehre Ehre Ehre Ehre Ehre Ehre Ehre Ehre“. Ich gehe schweigend aus dem HRZ, setze mich im Treppenhaus zwischen die Betonwände und weine.

Neben mir taucht das Gesicht einer Frau auf. „Was hast Du denn?“ „Es ist alles weg!“ „Dann komm mal mit.“ Hinter der Frau ein großer schnauzbärtiger Mann, der mich durch das Labyrinth des Rechenzentrums führt, schmale Gänge, links rum, rechts rum, links rum. Im Herzen ein Computer mit besonders empfindlichem Lesegerät. Meine Datei ist zu 95 % erhalten. Die Tränen haben mich gerettet.

Friederike Neumann

1. Die Festplatte war für die damaligen Verhältnisse ungewöhnlich groß. Sie musste auch partitioniert werden, da man so eine große Festplatte an einem Stück nicht ansprechen konnte. Maximale Partitionsgröße waren 30 MB, so dass es eine 30-MB- und eine 20-MB-Partition gab.

Ungefähr 1988–1990

Die Rettungsdiskette wird zum ständigen Begleiter

Meine Eltern kaufen einen Computer in einem der neu eröffnenden Computerläden. Es handelt sich um einen 80286 mit einer 50 MB Festplatte[1] und einem 3,5” sowie einem 5¼” Diskettenlaufwerk. Fortan sitzt mein Vater nicht mehr über seiner elektrischen Schreibmaschine, sondern hackt seine Klassenarbeiten und Hausaufgabenblätter im Zweifingersystem in Microsoft Word für DOS (aber das rechtfertigt allein einen eigenen Beitrag).

Ein Freund bringt Disketten mit Spielen vorbei, die wir mittels des Dateimanagers 1dir+ auf die Festplatte kopieren. Alle Dateien ins Hauptverzeichnis. Das geht solange gut, bis die Festplatte voll ist und ich ein Spiel löschen will. Ich lösche also irgendwelche Dateien – irgendwann auch welche, die zu etwas Wichtigem gehören müssen – denn auf einmal erscheinen beim Start merkwürdige Fehlermeldungen. In den nächsten Monaten muss der Computer des Öfteren mit Hilfe einer 3,5” Rettungsdiskette wiederbelebt werden. Da sich ähnliche Probleme auch im Freundeskreis zutragen, wird diese Diskette zum ständigen Begleiter.

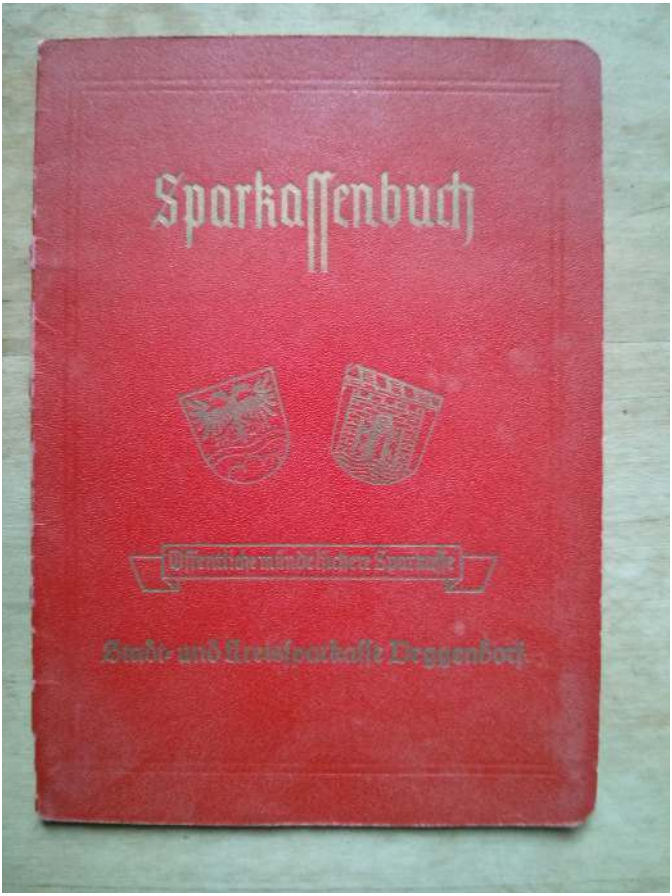
Um zu verhindern. dass ich einen erheblichen Teil meiner Freizeit mit dem Spielen von Ultima VI verbringe, wird der Computer abgeschlossen. Zunächst mit Hilfe eines kleinen, am Rechner befindlichen Schlosses, welches die Tastatur abschaltet. Dieses lässt sich mit einer Büroklammer leicht aufschließen, so dass meine Eltern irgendwann das Zimmer insgesamt abschließen – bis der Bart des Zimmerschlüssels auf mysteriöse Weise abbricht.

Kaukomieli

1970 bis etwa 1990

Sparbücher mit Frakturschrift

Zur Geburt bekomme ich ein Sparbuch. Ich weiß nicht, ob so etwas damals noch von den Eltern oder Großeltern eingerichtet wurde, oder ob die Sparkassen schon so durchtrieben waren, jedem Kind zur Geburt ein Sparbuch mit 5 DM zu schenken.



Die Bank hat fünf Filialen im Landkreis, eine vierstellige Telefonnummer und einen Fernschreiber:

Stadt- und Kreissparkasse Deggendorf

Zweigstellen
in Deggendorf, Eggerstr. 2 – Hengersberg – Metten
Schöllnach – Winzer

Telefon (09 91) 60 55, Fernschreiber Nr. 06 3 004

Konten:
Bankleitzahl 741 500 00
Bayer. Gemeindebank - Girozentrale - München
(Nr. 88-001)
Landeszentralbank, Deggendorf
Postscheckamt München (BLZ 700 100 80) Kto.Nr. 35 402

Dieses Sparkassenbuch ist freizügig!

Sie können damit bei jeder öffentlichen Sparkasse, Girozentrale oder Landesbank sowie deren Zweigstellen einzahlen oder bis zu 2000 DM innerhalb 30 Tagen abheben.

Für solche Abhebungen benötigen Sie Ihr Sparkassenbuch und einen gültigen amtlichen Lichtbildausweis.

Das Sparkassenbuch darf nicht gesperrt sein. Eine Kennwortvereinbarung gilt jedoch nicht als Sperre.

Lautet das Sparkassenbuch auf einen anderen Namen, muß Ihre Verfügungsberechtigung durch uns darin eingetragen sein.

Auszahlungen an Jugendliche unter 18 Jahren können nicht vorgenommen werden.

Prüfen Sie vor Antritt Ihrer Reise, ob in dem Sparkassenbuch noch Raum für weitere Buchungen ist. Lassen Sie sich andernfalls bitte ein Anschluß-Sparkassenbuch ausstellen.

Für Auslandsreisen empfehlen wir Ihnen den Reisescheck oder den eurocheque mit der eurocheque-Karte.

Sparkassenbuch

Nr. 4624771

für

Kathrin Pagelie
Vor- und Zuname

geb. 4.6.1970
Stand

8360 Deggendorf
Fichtenstr. 12
Wohnung

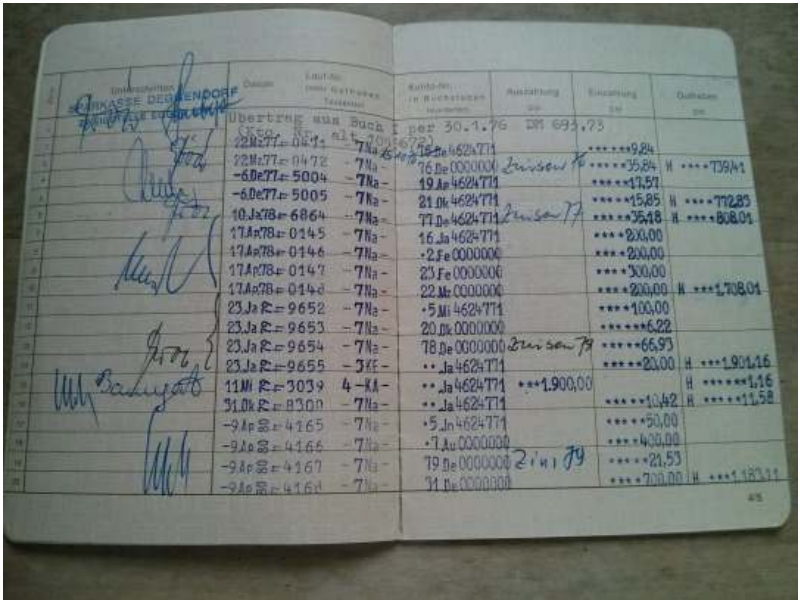
Stadt- und Kreissparkasse Deggendorf

STADT- UND KREISSPARKASSE DEGGENDORF · BAYERN

Bankleitzahl
741 500 00

Über die Jahre zahlen die Eltern und Großeltern dort zu Geburtstagen und anderen Anlässen Geld ein. Auch der Inhalt der drei Spardosen, die meine Geschwister und ich besitzen[1], wird regelmäßig aufs Sparbuch eingezahlt. Zu diesem Zweck kommt einmal jährlich, am Weltspartag, die Sparkasse in die Grundschule, wo alle Spardosen in eine Geldzählmaschine geleert und die Inhalte gutgeschrieben werden. Das geschieht bereits automatisch mit einer fortschrittlichen Maschine, die das Sparbuch einzieht und bedruckt.

1. Diese Spardosen stammen ebenfalls von der Sparkasse, so sehen sie aus. Jedes Kind hat seine eigene Farbe, zur zusätzlichen Kennzeichnung tragen die Dosen silberne Anfangsbuchstaben-Aufkleber.



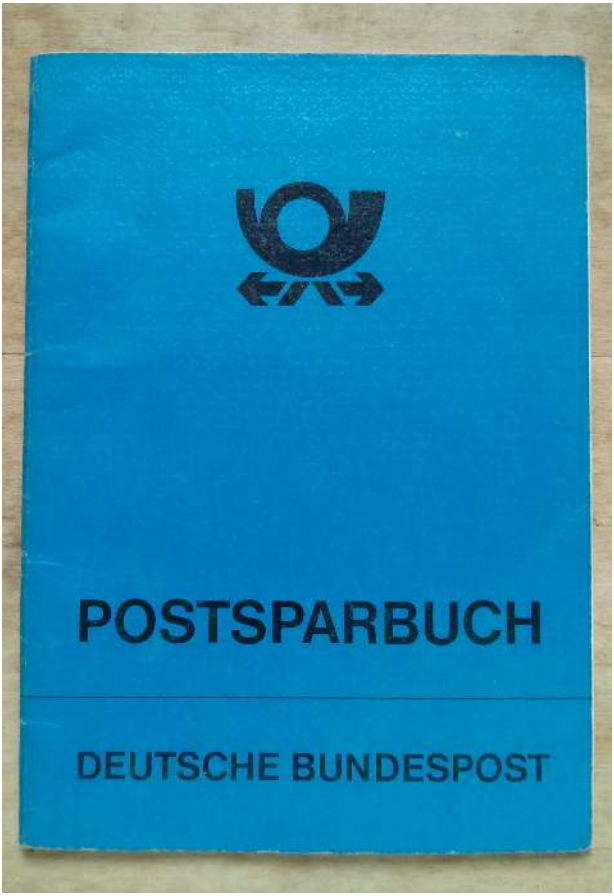
Am Weltspartag 1977 enthält meine Spardose 15,85 DM.

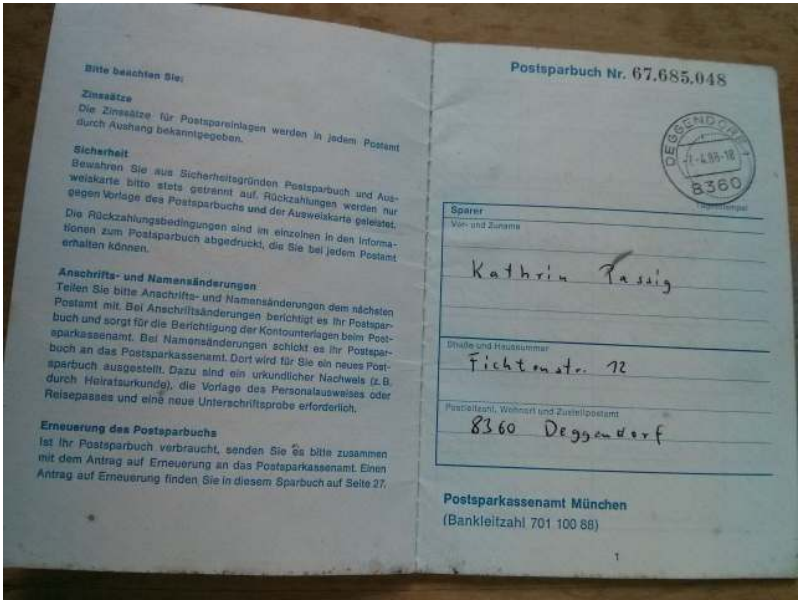
Je nachdem, wie viel Geld man mitbringt, darf man sich dann entweder ein kleines, schäbiges Geschenk aussuchen oder ein etwas größeres, äußerst prachtvolles. Der Hauptgewinn ist die Spardose in Elefantenform, in deren Nähe ich nie gelange, weil in meiner Spardose immer zu wenig Geld ist. Mehr als eine kleine glasperlenbesetzte Geldbörse aus Plastik bekommt man dafür nicht.

Auf das Sparbuch wird nur eingezahlt, wir heben nie Geld ab. Außer zum Weltspartag gibt man es mir gar nicht in die Hand. Jugendliche unter 16 Jahren dürfen sowieso kein Geld abheben, wie in der zweiten Abbildung von oben auf der linken Seite zu erkennen ist.

2. Die Überlegungen dahinter sind 2015 nicht rekonstruierbar; vielleicht war es billiger als ein reguläres Bankkonto, oder vielleicht konnte man Bankkonten nur eröffnen, wenn man volljährig war.

1988 lege ich mir zwecks Finanzierung des Führerscheins ein Postsparbuch zu.[2]





Bitte beachten Sie:

Zinssätze
Die Zinssätze für Postspareinlagen werden in jedem Postamt durch Aushang bekanntgegeben.

Sicherheit
Bewahren Sie aus Sicherheitsgründen Postsparbuch und Ausweiskarte bitte stets getrennt auf. Rückzahlungen werden nur gegen Vorlage des Postsparbuchs und der Ausweiskarte geleistet.

Die Rückzahlungsbedingungen sind im einzelnen in den Informationen zum Postsparbuch abgedruckt, die Sie bei jedem Postamt erhalten können.

Anschrifts- und Namensänderungen
Teilen Sie bitte Anschrifts- und Namensänderungen dem nächsten Postamt mit. Bei Anschriftsänderungen berichtigt es Ihr Postsparbuch und sorgt für die Berichtigung der Kontounterlagen beim Postsparkassenamt. Bei Namensänderungen schickt es Ihr Postsparbuch an das Postsparkassenamt. Dort wird für Sie ein neues Postsparbuch ausgestellt. Dazu sind ein urkundlicher Nachweis (z. B. durch Heiratsurkunde), die Vorlage des Personalausweises oder Reisepasses und eine neue Unterschriftsprobe erforderlich.

Erneuerung des Postsparbuchs
Ist Ihr Postsparbuch verbraucht, senden Sie es bitte zusammen mit dem Antrag auf Erneuerung an das Postsparkassenamt. Einen Antrag auf Erneuerung finden Sie in diesem Sparbuch auf Seite 27.

Postsparbuch Nr. 67.685.048

DEGGENDORF 1-4.88-18 8360

Sparer
Vor- und Zuname
Kathrin Passig

Straße und Hausnummer
Fichtenstr. 12

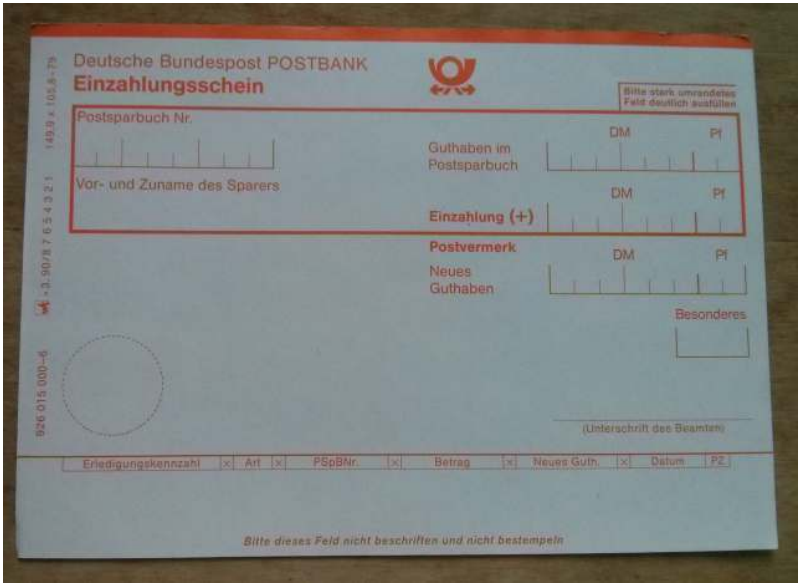
Postleitzahl, Wohnort und Zustellpostamt
8360 Deggendorf

Postsparkassenamt München
(Bankleitzahl 701 100 88)

1

Bei der Postbank ist man nicht ganz so fortschrittlich wie bei der Sparkasse und vermerkt die Ein- und Ausgänge handschriftlich:

Für Ein- und Auszahlungen begibt man sich mit dem Sparbuch auf ein Postamt und füllt mit den dort angeketteten Kugelschreibern einen Ein- oder einen Rückzahlungsschein aus.



Deutsche Bundespost POSTBANK

Einzahlungsschein

Bitte stark umrandetes Feld deutlich ausfüllen

Postsparbuch Nr.

Vor- und Zuname des Sparers

Guthaben im Postsparbuch DM Pf

Einzahlung (+) DM Pf

Postvermerk

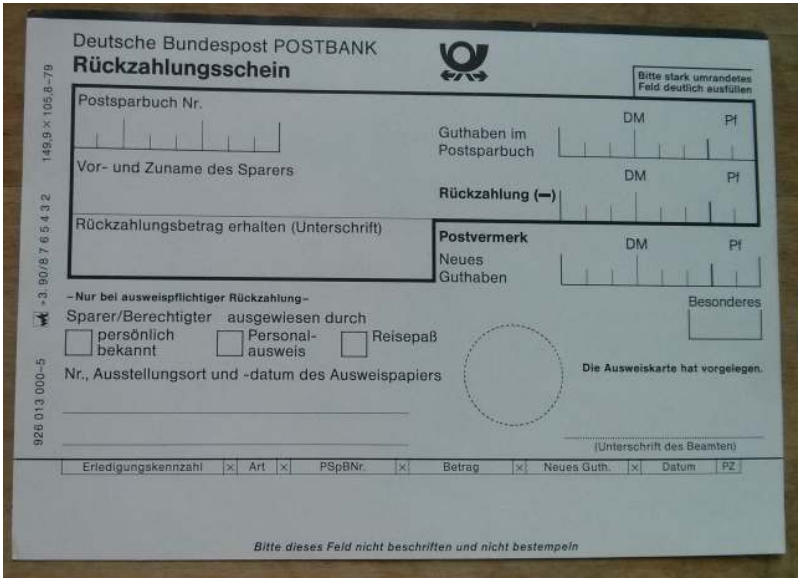
Neues Guthaben DM Pf

Besonderes

(Unterschrift des Beamten)

Erledigungskennzahl | Art | PSpBNr. | Betrag | Neues Guth. | Datum | PZ

Bitte dieses Feld nicht beschriften und nicht bestempeln



Deutsche Bundespost POSTBANK
Rückzahlungsschein

Bitte stark umrandetes Feld deutlich ausfüllen

Postsparbuch Nr.

Guthaben im Postsparbuch DM Pf

Vor- und Zuname des Sparers

Rückzahlung (—) DM Pf

Rückzahlungsbetrag erhalten (Unterschrift)

Postvermerk
Neues Guthaben DM Pf

–Nur bei ausweispflichtiger Rückzahlung–

Besonderes

Sparer/Berechtigter ausgewiesen durch
☐ persönlich bekannt ☐ Personal-ausweis ☐ Reisepaß

Nr., Ausstellungsort und -datum des Ausweispapiers

Die Ausweiskarte hat vorgelegen.

(Unterschrift des Beamten)

Erledigungskennzahl	×	Art	×	PSpBNr.	×	Betrag	×	Neues Guth.	×	Datum	PZ

Bitte dieses Feld nicht beschriften und nicht bestempeln

149,9 × 105,8–79
926 013 000–5
-3. 90/8 7 6 5 4 3 2

Zum Sparbuch gehört eine kleine Ausweiskarte aus festem Papier:

DEUTSCHE BUNDESPOST
Ausweiskarte
zum
POSTSPARBUCH
Nr. 67.685.048
Rückzahlungen dürfen nur gegen Vorlage des Postsparbuchs und dieser Ausweiskarte geleistet werden.
Bitte Ausweiskarte vom Postsparbuch **getrennt** aufbewahren!
11. 86
86 × 57–919f
926 005 000-1

Mit dem Sparbuch, dem Ein- oder Rückzahlungsschein, der Ausweiskarte und bei Einzahlungen auch dem Bargeld begibt man sich dann zum Schalter und lässt einen neuen handschriftlichen Eintrag machen.

Kurze Zeit später eröffne ich ein richtiges Konto bei einer Bank. Sogar eine Karte für den Geldautomaten bekomme ich. Die gilt allerdings[3] ausschließlich für den Geldautomaten dieser einen Filiale.

Kathrin Passig

3. Möglicherweise fehlerhafte Erinnerung 2015.

1990

Die Büroautomation spaltet die Gesellschaft

Ich mache ein Praktikum im Ordnungsamt, in der Abteilung, die unter anderem für Schornsteinfegerangelegenheiten zuständig ist.

Bei den Schornsteinfegerangelegenheiten ist in diesem Zusammenhang ausreichend zu wissen, dass Kaminkehrer ihre Reviere vom Amt zugeteilt bekommen und, weil sie sich ihre Kunden daher nicht aussuchen können, eventuelle Mahnverfahren von der Behörde erledigt werden.

Mein Praxisanleiter macht das mit den Mahnungen so:

Er nimmt die Mahnung vom Vorjahr, greift zu Karopapier und einem blauen Stabilo Fineliner und schreibt die alte Mahnung ab, ersetzt dabei die persönlichen Daten, den ausstehenden Betrag und das Datum durch die aktuellen Werte.

Danach gibt er das Blatt zum Schreibdienst.

Der Schreibdienst hat bereits eine IBM 8100. Das ist ein im Jahr 1990 schon ~~betagter~~ bewährter Abteilungsrechner mit recht intelligenten Terminals, der unter anderem eine Textverarbeitung bietet. Die Schreibdamen haben die Schornsteinfegermahnung schon seit Jahren als Vorlage im Computer und tauschen nur noch die persönlichen Daten und den ausstehenden Betrag aus, das Datum ergänzt die Textverarbeitung selbst.

Wie offenbar jedes Jahr findet mein Praxisanleiter auch dieses Mal beim Vergleich seiner Vorlage mit dem ausgedruckten Schreiben etwas, das er triumphierend für einen Kommafehler hält. Tatsächlich hat er den Fehler beim Abschreiben gemacht, in der Textkonserve des Schreibdienstes ist die Zeichensetzung genauso korrekt wie auf dem Ausdruck.

In Rahmen einer anderen Aufgabe des Büros aus dem Bereich Gesundheitsaufsicht müssen immer wieder Arztrechnungen an die Kassenärztliche Vereinigung oder die Privatversicherung der untersuchten Person abgegeben werden.

Mein Praxisanleiter hat dazu vor über 15 Jahren einen Dreifachdurchschreibsatz entwickelt, für den er auch eine Prämie bekommen hat. Man tippt die persönlichen Daten der untersuchten Person in die Felder des obersten Blattes ein, hat dahinter das Blatt für unsere Akte und noch ein Blatt weiter die Abgabenachricht an den Arzt, um dessen Rechnung es ging.

1974 war das innovativ.

Allerdings stieg die Zahl der Fälle mit diesen Untersuchungen kontinuierlich. 1990 kommen einmal im Quartal Stapel mit 60-80 Rechnungen desselben Arztes an, die mein Praxisanleiter alle auf die beschriebene Weise mit dem Vordruck abarbeitet.

Aber hey! Diesmal macht das der Praktikant!

Sein Bürokollege, der ihn auch im Urlaub vertritt, hat selbst ein Terminal der IBM 8100. Und ist gerade im Urlaub.

Ich warte, bis mein Praxisanleiter einen Tag für eine Untersuchung im Krankenhaus verbringt, und begebe mich an das Terminal, um aus dem Vordruck einen Serienbrief zu machen.

Überflüssig: Der Kollege hat für die Abgabe der Rechnungen schon längst von der EDV-Abteilung einen Dialog bauen lassen, mit dem er die persönlichen Daten von bis zu 100 untersuchten Personen erfassen kann und diese dann in den Briefen als Tabelle auflistet, statt pro Fall einen eigenen Dreiersatz Papier zu erzeugen.

Volker König

Anfang 90er Jahre

Autoschlüsselerlebnis

Ich fahre einen VW Passat Kombi, Baujahr ca. 1980. Als ich eines Abends ins Auto einsteige, bemerke ich mir fremde Gegenstände auf dem Beifahrersitz. Auch das Radio ist anders. Ich steige wieder aus und schaue aufs Nummern-

schild. Das ist nicht mein Auto, sondern das eines Kollegen. Er hat tatsächlich ein fast identisches Auto, gleiche Baureihe, gleiche Farbe. Wir haben schon öfter Späße darüber gemacht.

Sein Passat heißt allerdings Eberhard, meiner Hubert. Ich bin also versehentlich in Eberhard eingestiegen. Ich hinterlasse einen Zettel "Grüßle von Hubert" und schließe wieder ab. Am nächsten Tag erzählt mir der Kollege, ihm sei dasselbe auch schon mit fremden Passats passiert. Ob der Schlüssel auch ins Zündschloss passte, haben wir aber leider nie getestet.

Uli Eder

1990

Zu viel verkauft: Buchhaltungsprogramm stürzt ab

Das Adventure Leisure Suit Larry in the Land of the Lounge Lizards kommt heraus, und wenn man Hilfe braucht, ist man auf gedruckte Werke (Bücher, Zeitschriften, etc.) angewiesen. Das Lösungsbuch von zwei Kollegen bei Data Becker zu Larry läuft so gut, dass die fünfstellige Verkaufszahl die im Verlag verwendete mundgeklöppelte Buchhaltungssoftware abstürzen lässt. Die ist nämlich nur auf vier Stellen ausgelegt gewesen.

Thomas Jungbluth

Von 1988 bis 1990

Liebe in Zeiten des Briefverkehrs

"Vor langer Zeit, als es noch keine Vorwahlnummern[1] für Ferngespräche gab, da lebten in zwei baden-württembergischen Klöstern von einander getrennte Liebende. Eure Mama – und Euer Papa."

1. gemeint sind call-by-call-Vorwahlnummern

So ähnlich beginne ich eine Erzählung, die ich ab und zu vortrage, wenn die Kinder in ihren weichen Sofakissen sitzen und mit ihren Telefonen Sprachnachrichten per WhatsApp verschicken.

An der zeitlichen Verortung müsste ich wohl noch arbeiten, denn "Vorwahlnummern im call-by-call-Verfahren" kennen sie nicht. Wenn sie überhaupt noch Telefonnummern kennen, schließlich rufen sie ihre Freunde an, indem sie auf ein Foto desjenigen tippen.

Wir hingegen, wir waren 1988 noch auf die Deutsche Post angewiesen, und zwar auf die Deutsche Post, die soeben dabei war, sich Rolf auszudenken, der die Umstellung von vier- auf fünfstellige Postleitzahlen medial begleiten sollte.

Damals war ich 14 Jahre alt und in einem Internat, das aus irgendwelchen Gründen zweigeteilt war und daher an zwei Standorten betrieben wurde: einer war im Kloster Maulbronn (das damals auch noch kein Unesco-Weltkulturerbe war), der andere in Blaubeuren, das so selten aus einem mörderischen Albtalkesselnebel auftaucht, dass Menschen aus Ulm an der Existenz des Ortes zweifeln.

Zwischen diesen beiden Orten liegen viele viele Kilometer – und dennoch zu wenige, um ortsübergreifende Liebesbeziehungen zu unterbinden. Jeden Sommer gab es traurige Abschiede zwischen Jungen, die nach der 10. Klasse in Maulbronn in die 11. Klasse nach Blaubeuren wechseln würden, und Mädchen, die noch ein weiteres Jahr in Maulbronn über Griechisch- und Lateinvokabeln und Hermann Hesse brüten müssten.

"Da habt Ihr sicher viel telefoniert?", fragen die Kinder, wenn ich an diese Stelle der Geschichte komme.

"Nein", sage ich dann, "Telefonieren war teuer."

Und ich rechne ihnen aus, was ein 10-Minuten-Gespräch gekostet hätte: laut Wikipedia kosteten damals 42 Sekunden 23 Pfennige. Nach 18 Uhr aber nur. Somit hätten wir rund 3 Mark 30 ausgeben müssen, ich behaupte ohne zu googeln, nach Kaufkraft wären das etwa 2,80 € heute (2015).

Bei einem monatlichen Taschengeldbudget von 40 Mark (einheitlich für jede*n Schüler*in) wären nur wenige Gespräche machbar gewesen, das Geld musste auch für Schulsachen, Klamotten und vier Abendessen im Monat reichen, an diesen Abenden blieb die Küche zu, damit wir das gesparte Geld an Greenpeace spenden konnten.

Außerdem, jetzt kommt die eigentliche Pointe, außerdem hatten wir an jedem Ort für 50 Internatsschüler*innen nur ein einziges Telefon zur Verfügung. Eins. Ein einziges. (Spätestens hier fehlt den Kindern jede Vorstellung).

Was also tun?

Wir schrieben Briefe. Von Hand natürlich, denn 1988 hatten wir noch nicht einmal Computer, der erste wurde, samt Drucker, erst 1990 angeschafft, und wie unromantisch ein neungenadelter Brief auf zweifarbig liniertem Papier empfunden wurde, kann man daran sehen, dass zuerst gedruckte Briefe kamen, und wenig später die (vorübergehende) Trennung.

Das Briefporto damals betrug 80 Pfennige, um 1989 direkt auf 100 Pfennige angehoben zu werden. Je inniger die Liebe, und je größer das Kontaktbedürfnis, umso teurer wurde auch dieser Weg.

Aber wir hatten eine Lösung: wir sammelten die Briefe über einen gewissen zumutbaren Zeitraum, meistens eine Woche, und zwar alle Briefe aller Mitschüler*innen, die eine*n Briefpartner*in am jeweils anderen Internatsstandort hatten, und verschickten dann gleich 20 oder 30 Briefe auf einmal – für den Preis beispielsweise eines Päckchens. So konnten wir auch kleine Beigaben versenden, das Porto teilen – und alle waren glücklich.

Mehr als 200 Briefe habe ich in dieser Zeit verfasst und erhalten, und ab und zu krame ich in meinen Schuhkartons und hole sie hervor und freue mich darüber, dass ich damals schon so ordentlich war und sie alle nummeriert habe.

Und noch mehr freue ich mich, dass auch der Empfänger alle meine Briefe aufgehoben hat, und wenn wir beide abends zusammensitzen und auf dem Familientablet eine Kaminfeuerapp läuft, dann können wir unsere Schuhkartons hevorholen und nebeneinander stellen, und haben ein nahezu vollständiges Archiv unserer ersten großen Liebe.

Pia Ziefle

Anfang der Neunzigerjahre

Die D-Mark wird beinahe durch den Dollar abgelöst

Anfang der Neunzigerjahre ziehen die Geldautomaten großflächig in deutsche Bankfilialen ein. Endlich sind diese technisch so ausgereift, dass Bankkunden Geld abheben können, ohne sich dazu in eine Schlange vor dem Kassierer der Bank einreihen zu müssen – und das rund um die Uhr.

Auch die amerikanische Firma, bei der ich 1990 beschäftigt bin, verkauft solche Kassenautomaten. Allerdings fallen unsere dadurch auf, dass sie oft das Geld nicht korrekt auswerfen bzw. es sich im Ausgabefach verklemmt. In den USA waren solche Probleme nicht aufgetreten.

Nach Protesten einiger deutscher Banken über die schlechte Qualität ermittelt unser Labor in den USA die Ursache der Fehlfunktion: US-Dollar Banknoten sind alle gleich groß, egal ob 1, 2, 5, 10, 100 oder 50000 Dollar Note. In Deutschland sind alle Banknoten unterschiedlich groß. Das ist bei der D-Mark so, genauso wie zehn Jahre später beim Euro: Der 5 Euro Schein ist kleiner als der 10 Euro Schein, dieser wiederum kleiner als der 50 Euro Schein.

Die Anweisung unserer US-Firmenzentrale an unseren Deutschlandchef lautet daher:

“Sorgen Sie gefälligst dafür, dass die Deutsche Bundesbank nur Banknoten drucken lässt, die alle die gleiche Größe haben.” (Zu diesem Zeitpunkt ist Donald Trump übrigens noch nicht Präsident der USA.)

Wie sich danach unser Marktanteil bei Kassenautomaten in Deutschland entwickelt, kann man sich denken.

Gomobu68

Bis 1990

Wenn man keine Fernsehzeitung hat

Damals in der DDR hatten wir ja nichts. Nicht mal eine Fernsehzeitung. Also natürlich hatten wir eine, die „FF dabei“. In der fand sich aber allerdings – wenig überraschend – nur das Fernsehprogramm der beiden DDR-Fernsehsender. Und auch wenn wir nichts hatten, fünf Fernsehprogramme hatten wir schon. Neben DDR 1 und DDR 2 waren das bei uns in Dessau noch ARD, ZDF und NDR, je nach Wohnort empfing man unterschiedliche dritte Programme. In den späten Achtzigern waren es sogar sechs Sender, Sat.1 kam dann noch dazu, der Empfang war aber irgendwie sehr wetterabhängig.

Damit man sich über das ARD- und ZDF-Programm informieren konnte, gab es damals von beiden Sendern eine jeweils halbstündige Sendung, die wohl speziell für die DDR ausgestrahlt wurde (und für diejenigen Bundesrepublikaner, die zu geizig für eine Hörzu waren). Und die Sendungen waren richtig spektakulär! Sonntags um 9.30 lief im Ersten das komplette ARD-Programm der kommenden Woche durch. Als Texttafeln! Ohne Kommentar! Um 10.00 dann im Zweiten das ZDF-Programm. Als Texttafeln! Ohne Kommentar! Und man saß dann eine Stunde vor dem Fernseher, um sich die Sendungen und Filme rauszuschreiben, die man in der nächsten Woche sehen wollte.

Bei uns in der Familie wurde das nicht regelmäßig gemacht, aber immer vor Weihnachten, um sich das Feiertagsprogramm rauszuschreiben. Die beiden Sendungen dürften aber trotzdem für ein Sonntagvormittagsprogramm enorme Zuschauerzahlen gehabt haben. Ob der NDR eine ähnliche Servicesendung hatte, weiß ich nicht. Ich erinnere mich zumindest nicht daran.

Stefan Möller

Um 1990 herum

ShowView oder eben DanndochnichtView

Meine Lieblingsfilme wurden auf VHS aufgenommen, andere wurden in einer Videothek (ein Geschäft, welches als Geschäftsmodell die Videokassettenvermietung bietet) ausgeliehen. Zum Anschauen benutzen wir, wie alle, einen Röhrenfernseher zweifelhafter Größe und Qualität, sowie einen Videorekorder mit ShowView-Funktion.

ShowView ist eine Funktion, die mittels eines bis zu neunstelligen Zahlencodes bestimmte Sendungen bestimmter Sender aufnehmen kann. Den Code kann man in einer Zeitschrift ablesen, welche allwöchentlich das lineare Fernsehprogramm abdruckt – was nie funktioniert. Entweder wird der falsche Sender aufgenommen, oder der richtige Sender zur falschen Zeit, oder auch mal nichts. Kein Unterschied also zum herkömmlichen Programmieren des Videorekorders.

Neuerliche Recherchen im Jahr 2016 legen nahe, dass das daran liegt, dass – jedenfalls in meiner Familie – kein Schwein die Bedienungsanleitung liest und Ausdrücke wie “Tja, wieder die Bedienungsanleitung nicht gelesen?” (vulgo: RTFM!) geflügelte Worte sind. Zu meiner Überraschung kommt bei dieser Recherche auch heraus, dass das System ShowView bis heute existiert und mit rund 250 Sendern in D-A-CH funktioniert. Überraschung deshalb, weil ich einerseits dachte, das System sei irgendwie für das (analoge) Kabel-

netz in Verbindung mit VHS gedacht, andererseits im Zeitalter von Smart-TVs und DVD-Rekordern mit umfangreichen und einfach zu bedienenden On-Screen-Menüs schlicht obsolet.

Alan Smithee

1990

Mein erstes Mobiltelefon

Ich warte auf einen Anruf. Der Anruf kommt nicht. Ich muss dringend aufs Klo, und das Klo liegt eine halbe Treppe tiefer. Immerhin brauche ich es mit niemandem zu teilen, es ist nur einfach nicht in meiner Wohnung. Der Vormieter hat es sehr schön rosa angemalt und mit Alufolie sowie einem Plakat dekoriert, das Frank Zappa auf dem Klo zeigt. Vermutlich war es ebenfalls mein Vormieter, der dafür gesorgt hat, dass das Telefon mit einem extralangen Kabel ausgestattet ist, Sonderzubehör, das jeden Monat zusätzliche Telefonmiete kostet.

Ich nehme das Telefon mit und hoffe, dass nicht gerade jetzt Nachbarn durchs Treppenhaus gehen, das Kabel von meiner Wohnungstür zum Klo sehen und entweder meine Telefoniergewohnheiten für fragwürdig halten oder, noch schlimmer, wissen, dass ich auf einen Anruf warte.

Das Telefon klingelt aber auch auf dem Klo nicht.

Kathrin Passig

1990

Hotel-Telefonzentrale

Es ist Ende der 80er/Anfang der 90er im brasilianischen Rio de Janeiro. Mein Vater ist Hoteldirektor und ich darf als Kind in den Ferien im Hotel "aushelfen" – mehrheitlich in der Telefonzentrale.

Neben dem von Rainer Glaap erwähnten Telex, welches fortwährend Reservierungen eingibt, gibt es einen riesigen Tisch aus Bakelit. Für gewöhnlich arbeiten zwei bis drei Personen an dem riesigen Tisch. Für jedes Hotelzimmer gibt es eine Buchse, in die ein Klinkenstecker hineinpasst. Für das Restaurant oder die Wäscherei, Rezeption oder Büro des Direktors gibt es farblich anders markierte Buchsen. Im Tisch sind viele Kabel eingebaut, an elastischen Bändern befinden sich Bananen-/Klinkenstecker. Nimmt ein Gast den Hörer seines Telefons im Hotelzimmer ab, leuchtet eine Lampe über der Buchse gelb auf. Die Abteilungsgeräte des Hotels haben eine rote Lampe.

Man nimmt nun einen Stecker, zieht diesen aus dem Tisch heraus und steckt ihn in die leuchtende Lampe – das Gespräch wird hergestellt. Der Telefonist spricht mit dem Gast. Wird eine in- oder ausländische Leitung gewählt, wird ein zweiter Stecker in eine Amt-Buchse gesteckt. Der Telefonist wählt per Wählscheibe die erbetene Nummer, stellt das Gespräch her und übergibt das Gespräch an den Gast. Wenn das Gespräch beendet ist, leuchtet die Lampe andersfarbig und die Stecker können abgezogen werden und wieder in den Tisch gegeben werden.

Durch die schiere Größe des Tisches fällt die Übersicht schwer, in hektischen Stunden leuchten viele Lampen, Gäste warten, es stehen nicht ausreichend Leitungen zur Verfügung, das Gespräch ins Ausland braucht lange, um aufgebaut zu werden.

Martin Heilgenberg

Um 1990

Jugend ohne Tugend

(Dieser Beitrag hat wenig mit Technik zu tun, ich reiche ihn als Antwort auf die von Bernd Wilms gestellte Frage nach dem Missbrauch von Geschenkkarten ein.)

Zum Geburtstag bekomme ich einen Büchergutschein, einen genormten Vordruck, den man in allen Buchhandlungen einlösen kann. Beim ersten Einkauf erstehe ich damit nur ein einziges Buch. Ich gehe davon aus, dass man an der Kasse den Betrag auf dem Gutschein entsprechend handschriftlich nach unten korrigieren wird. Das ist jedoch nicht der Fall. Mein offizieller Geburtstagsgutschein wird einbehalten und ich bekomme einen neuen, weniger offiziellen, der auf einem Zweckform-Gutscheinblock handschriftlich ausgefüllt und mit dem Stempel der Buchhandlung versehen wird.

Dieser Anblick bringt mich auf eine Idee. Denn ich bin jung und mein Wunsch nach Büchern ist größer als mein Einkommen.

Im Schreibwarenhandel erstehe ich einen Zweckform-Gutscheinblock. An meinem Wohnort gibt es eine Buchhandelskette mit mehreren Filialen, eine davon direkt an der Universität gelegen. Ich warte einen günstigen Moment ab, um dort den Buchhandlungsstempel zu entleihen. Auf einer Universitätstoilette stemple ich alle 50 Seiten des Blocks. Dann lege ich den Stempel wieder in einem Regal der Buchhandlung ab.

“100 DM” schreibe ich auf alle Seiten des Gutscheinblocks, und widme die Gutscheine vorsichtshalber einem “Anton Schmidtli”. Es beginnt eine schöne Zeit, die erst mit meinem Wegzug aus der Universitätsstadt endet. Die Buchhandelskette gibt es 2018 trotz meines gewinnmindernden Benehmens immer noch.

Alan Smithee

Etwa 1991

Lass uns den Notrufhebel nehmen!

Mein Freund und ich haben ein neues Hobby entdeckt: Wir machen Scherzanrufe. Um nicht aufzufliegen, nutzen wir eine nahe gelegene Telefonzelle. Und weil wir kein Geld haben, rufen wir nur kostenfreie 0130-Nummern an.

Nach einigen gar nicht mal so witzigen Anrufen beim Quelle-Versand, einem lokalen Radio und weiteren Nummern, die im ausliegenden Telefonbuch stehen, ist das Interesse am neuen Hobby spürbar erlahmt. Offenbar sind wir nicht die ersten, die auf die lustige Idee gekommen sind, Gratisnummern für Schabernack zu missbrauchen. Die Telefonisten sind geschult und besitzen nur wenig Humor.

Einen letzten Vorschlag habe ich noch. „Lass uns den Notrufhebel nehmen, der ist auch umsonst!“ „Aber der ist doch nur für den Notfall“, entgegnet mein Freund. „Ja, und deshalb rechnen sie nicht mit uns.“ „Hm, ich weiß nicht.“ Als wir uns nach einigem Hin und Her auf die Feuerwehr einigen, stellen wir fest, dass der Hebel gar nicht funktioniert.

Johannes Mirus

Ab 1991

Frühes digitales Nomadentum in unter acht Kilogramm

Klar, der Mac SE ist im Jahr 1990 noch nicht genau das, was Jahrzehnte später Notebooks oder gar Tablets sein werden. Mit seinen Außenmaßen von 35 × 24 × 27 Zentimetern und einem Gewicht von unter acht Kilogramm ist er aber einer der ersten Kleincomputer, die man halbwegs unproblematisch auf Reisen mitnehmen kann. In die robuste, schwarze Tragetasche, die ich von

der Firma Targus erwerbe, passen neben dem Rechner natürlich auch Tastatur, Maus und Kabel – plus ein für viel, viel Geld erworbenes, topaktuelles 2400-Baud-Modem nebst Netzteil.

Ab 1991 reise ich recht häufig aus beruflichen Gründen in die Vereinigten Staaten, aber auch in Europa bin ich viel unterwegs. Vor diesem Hintergrund bin ich froh, das das integrierte Netzteil des Macs schon damals mit allen Netzspannungen von 100 bis 240 Volt umgehen kann. Lediglich einen passenden Adapter für die jeweiligen Steckdosen des Reiselandes gilt es dabeizuhaben.

Schwieriger stellt sich dagegen die Verkabelung des Modems dar. WLANs existieren noch nicht, und Steckanschlüsse für den Anschluss von Modems in Hotelzimmern de facto auch noch nicht. Aus diesem Grund habe ich mir ein Kabel bedarfsgerecht modifiziert: An einem Ende befindet sich noch der RJ-11-Stecker, der im Modem arretiert wird. Den TAE-Stecker am anderen Ende habe ich – da außerhalb Deutschlands ohnehin nutzlos – entfernt und durch zwei Klemmprüfspitzen an den entsprechenden Adern ersetzt.

In Hotelzimmer angekommen, wird dann sofort bei der Ankunft mit einem mitgebrachten Elektro-Schraubendreher die Telefon-Anschlussdose aufgeschraubt und dann die »heißen« Adern gesucht. Sind die gefunden, werden die Prüfspitzen dort angehängt und schon ist man – die Kenntnis eines möglichst lokalen Einwahlknotens vorausgesetzt – online. Mit den Tarifen einer internationalen AT&T-Telefonkarte ist das sogar einigermaßen erschwinglich.

Freilich muss man in diesen Tagen noch dann und wann etwas ausdrucken, aber auch das ist ganz leicht, da das mitgebrachte Modem auch über eine integrierte Faxfunktion verfügt. Man schickt einfach – kostenfrei, da im Hausnetz – ein Fax an das zentrale Faxgerät des Hotels. Wichtig ist, es mit einem möglichst bedrohlichen Deckblatt zu versehen: »TOP URGENT! Please

deliver immediately to guest Mr. Minnesaenger, room 1256« Nur wenige Minuten nach dem Abschicken klopft in aller Regel ein freundlicher Hotelmitarbeiter an der Zimmertür und überreicht einem die benötigten Ausdrucke.

Jan Minnesänger

Mindestens 1975 bis ungefähr 1991

Mechanische Datenbankabfrage mit Hilfe einer Stricknadel

Wenn man in der Stadtbücherei Deggendorf am Ausleihtresen wartet, kann man den Bibliothekarinnen dabei zusehen, wie sie mit Lochkarten hantieren (Abbildung einer baugleichen Lochkarte aus der Stadtbücherei Ingolstadt). Der normale Wohnort einer solchen Lochkarte ist eine Papiertasche hinten im Buch. Beim Ausleihen des Buchs bleibt die Karte in der Bibliothek zurück. Hier am Tresen sind ganze Lochkartenstapel im Einsatz.

Eine Ecke der Karten ist leicht angeschrägt, so sieht man auf den ersten Blick, ob auch alle richtig im Stapel liegen. Dann fährt die Bibliothekarin mit einer Stricknadel durch die Löcher am Rand des Kartenstapels. Da manche Löcher keine Löcher, sondern nur Kerben sind – es handelt sich um Rand- oder Kerblochkarten –, kann man mit der Stricknadel eine Untermenge des Kartenstapels herausheben; eine Art mechanische Datenbankabfrage. Diese Technik finde ich heute hochinteressant. Damals war das leider anders, und deshalb weiß ich weiter nichts über die Lochkarten der Stadtbücherei zu berichten.

Update 2018: Inzwischen weiß ich doch mehr darüber – nicht genau über diese Lochkartensorte, aber über eine ähnliche.

Kathrin Passig

Ab 1991

Man könnte im ICE Filme sehen (theoretisch)

An manchen Sitzplätzen im ICE 1 in der zweiten Klasse gibt es einen 5-Zoll-LCD-Bildschirm, der in die Rückenlehne des Vordersitzes eingelassen ist. So sieht das aus. Wenn man einen eigenen Kopfhörer mitbringt, kann man darauf irgendwas sehen. Was das gewesen sein könnte, weiß ich nicht, an meinen Plätzen waren die Bildschirme immer defekt.

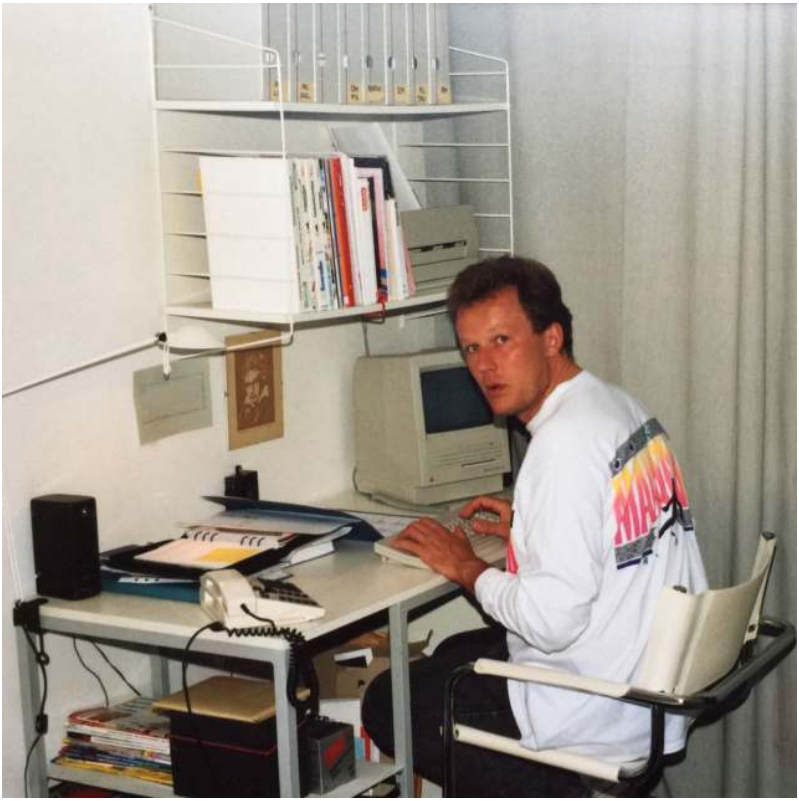
In der zweiten Hälfte der 90er Jahre wird der ICE 1 durch den ICE 2 abgelöst. Er hat Videoversorgung an allen Plätzen der ersten, aber nicht mehr in der zweiten Klasse. Im ICE 3 (so ungefähr ab 2000) sind gar keine Bildschirme mehr eingebaut.

Kathrin Passig

1990/91

Ein relativ gut ausgestatteter Heimarbeitsplatz

So richtig begeistert war ich offenbar nicht, als mein Vetter Stefan irgendwann im Winter 1990/91 ein Foto von mir aufnahm. Dies lässt zumindest mein grenzdebiler Gesichtsausdruck auf dem Foto vermuten. Als ich das Bild vor einigen Tagen erstmals sah, fiel mir aber auf, dass es sehr schön zeigt, wie vor etwa 27 Jahren ein für damalige Verhältnisse relativ gut ausgestatteter Heimarbeitsplatz aussah.



Auf dem kleinen Schreibtisch, den ich gut zwei Jahre früher aus Vierkantrohr selbst zusammengeschweißt und im unvermeidlichen RAL 7035 lackiert hatte, finden wir:

Macintosh SE

Meinen ersten Apple-Computer hatte ich mir erst kurz zuvor, im Sommer 1990 geleistet. Zuvor hatte hier ein 8088-PC von Schmitt Computersysteme (Escom) seinen Dienst getan. Der Mac war natürlich ein echter Fortschritt.

Mag einem heute auch der Bildschirm geradezu grotesk klein erscheinen: Für damalige Verhältnisse konnte der SE einiges bieten. Einen vernünftigen Lautsprecher, WYSIWYG durchs gesamte System und eine erfreuliche grafische Benutzeroberfläche. Wir erinnern uns: Windows 3.0 in der 16-Bit-Version war als Deckelchen für MS-DOS gerade erschienen und vermittelte im Vergleich mit Apples damaligen *System 6* einen eher ungelenken Eindruck. Neben dem sichtbaren Laufwerk für 3,5”-Floppys war das Gerät mit einer 40-MB-Festplatte ausgestattet. Erworben hatte ich es mit 1 MB Arbeitsspeicher, weil ich mir mehr schlicht nicht leisten konnte. Nach kurzer Zeit aber organisierte ein Kollege (Danke, Andi!) auf dunklen Kanälen satte 4 MB auf vier einzelnen SIMM-Riegeln, womit die Sache schon etwas mehr Spaß machte.

Der Mac SE war mit einem integrierten Netzteil ausgestattet, das mit allen Netzspannungen zwischen 110 und 240 Volt umgehen konnte. Das klingt heute normal, war damals aber eher eine Ausnahmeerscheinung. Für den Würfelrechner besaß ich eine Tragetasche von Targus, in der er als Kabinengepäck akzeptiert wurde und in der er mich eigentlich überall hin begleitete – die erforderlichen Steckdosenadapter und kräftige Schultern vorausgesetzt. Immerhin wog der SE knappe neun Kilogramm. Der Rechner war zu dieser Zeit offline. Eine vorhandener Akustikkoppler, mit dem ich unter MS-DOS ein paar Mailboxen ausgekundschaftet hatte, funktionierte mangels passender Treiber am Mac nicht. Einen brauchbaren Netzzugang hatte ich erst wieder gegen Ende 1991, dann per Modem und CompuServe.

StyleWriter

Bei dem Drucker, der auf dem Foto im Regal über dem Mac zu sehen ist, handelt es sich um einen Apple StyleWriter der ersten Serie. Verglichen mit dem NEC-P6-Nadeldrucker, den ich vorher besaß, war das Druckbild des kleinen Tintenstrahlers mit Canon-Technik exzellent. Allerdings musste man geduldig sein: Der Drucker schaffte gerade mal eine Seite Monochromdruck in der Minute. Allzu lange hielt das Gerät allerdings nicht, bis ich es durch einen StyleWriter II ersetzte, der immerhin doppelt so schnell war.

IQ-Tel 2

Das weiße Telefon, das vorn auf meinem Schreibtisch steht, war das fortgeschrittenste und modernste, was man ab Frühjahr 1990 im Netz der Deutschen Bundespost betreiben durfte. Eine Anzeige der Post beschreibt die spektakulären Leistungsmerkmale:

> Es hat ein Display für die gewählte Nummer und die Gebührenanzeige, Freisprech- und Lauthöreinrichtung, Namentasten für 20 Rufnummern. Sie können bei aufgelegtem Hörer wählen, mit einem Sperrschloss unerwünschte Mittelefonierer fernhalten und mit einer Stummschaltung verhindern, daß Ihre Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung alle Gespräche im Raum mithören. Wahlwiederholung ist ebenso selbstverständlich wie Direktruf.

Für dieses Telefon waren – zusätzlich zu Anschluss- und Telefongebühren – jeden Monat noch einmal 9,40 Deutsche Mark an die Deutsche Bundespost zu entrichten. Und für das Anschlusskabel mit sechs Metern, das es erlaubte, nicht nur an der Telefondose im Flur, sondern auch am Arbeitsplatz zu telefonieren, war selbstverständlich eine weitere, monatliche Mietgebühr fällig.

Nicht im Bild: Das Faxgerät

Tatsächlich neben der Telefondose im Flur befand sich eines der frühen erschwinglichen Faxgeräte mit Postzulassung. Das Prachtstück mit Thermo-Druckwerk hatte ich für etwas über 1.200 Mark erstanden und illegalerweise die Absenderzeile selbst einprogrammiert. Offiziell durften das nur die Techniker der Bundespost erledigen. Da ein Faxgerät in dieser günstigen Preisklasse selbstverständlich nicht in der Lage war, sein Zielgerät selbst anzurufen, stand direkt daneben noch ein weinrotes Telefon der Modellreihe Tel 01 LX. Mit diesem wählte man die Zielnummer, wartete aufs Pfeifen des

Modems der Gegenseite, drückte den Startknopf am Faxgerät und legte auf. Mit etwas Glück wurden dann alle Seiten, die man in die Stapelanlage des Faxgeräts gelegt hatte, übertragen. Oft aber auch nicht.

Time/system

Da an wirklich mobile und funktionelle Endgeräte zu Verwaltung von Kalender, Adressen und Aufgaben damals noch nicht zu denken war, was das Time/system für die Organisation dieser Daten die Methode meiner Wahl. Man sieht das aufgeschlagene Ringbuch mit den typischen sechs Hefterringen auf meinem Schreibtisch. Das papiergetragene System im A5-Format war wirklich durchdacht und hoch flexibel. Ganz nach persönlichen Wünschen gab es Tages-, Wochen- und Monatsblätter, und es war immer eine Freude, gegen Ende eines Jahres den neuen Ringbuchinhalt für das kommende Jahr – für teures Geld freilich – in Empfang zu nehmen. Die graue Plastikbox mit rotem Streifen im Untergeschoss des Schreibtischs beinhaltet die noch ungebrauchten und bereits archivierten Bestandteile des Systems. Das Time/system habe ich noch bis zur Jahrtausendwende eingesetzt, als es einem auf acht Megabyte aufgerüsteten Palm V als Rundum-Organisationsmittel wich.

Und sonst . . .

Auf der linken Seite des Schreibtischs erkennt man noch eine kleine Lautsprecherbox. Eine zweite dieser kleinen Sony-Boxen steht verdeckt hinter dem Apple-Rechner. Das Boxenpaar war über Batterien oder ein Netzteil zu betreiben und sein Klang war eher mäßig. Ich betrieb es nicht etwa am Mac, sondern an einem portablen Kassettenspieler mit integriertem Radio, der unter dem Beethoven-Scherenschnitt an der Wand zu sehen ist.

So, liebe Kinder, das war's dann für heute mit dem Thema *Opa erzählt von früher*. Fazit: Die Technik am Heimarbeitsplatz scheint inzwischen etwas leistungsfähiger geworden zu sein, die Kommunikation einfacher und kostengünstiger.

Jens Arne Männig, zuerst veröffentlicht auf maennig.de

24.5.1991

Bob Dylan wird 50 und die Kartonfahrkarte stirbt aus

Es ist Bob Dylans 50. Geburtstag, und ich fahre mit Gerhard Henschel nach Wangerooge. Zugfahrkarten, die so aussehen, waren vor ein paar Jahren noch Standard in Regionalzügen, inzwischen sind sie selten geworden. Für die, die nicht dabei waren: Es handelt sich um ein ziemlich dickes Stück braune Pappe, die edmondsonsche Kartonfahrkarte. Manchmal wird sie durch Knipsen entwertet: Mit einer Spezialzange stanzt der Kontrolleur ein Stück aus der Karte heraus. Auf dem Weg nach Wangerooge wird aber gestempelt. Ich bekomme im Laufe der 90er Jahre noch ab und zu Kartonfahrkarten für Fahrten in Regionalzügen durch Tschechien, dann gar nicht mehr.

Kathrin Passig

1989–1991

CIP-Pools und wie man in ihnen einen Arbeitsplatz bekommt

Die Uni Regensburg ist gut mit Computern ausgestattet. In der Bibliothek muss man weder mit Zettelkästen noch mit Microfiches hantieren, und es gibt in jedem Gebäude einen „CIP-Pool“.

„Das CIP in CIP-Pool steht für Computer Investitions Programm, es beschreibt ein Programm der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), das 1985 vom Bundesministerium für Bildung und Forschung initiiert wurde und den Einzug von Rechnern in die Lehre vorantreiben sollte.“ (Quelle)

Der CIP-Pool in meinem Gebäude hat etwa zehn oder zwanzig Rechner, auf denen MS-DOS läuft (aus der Erinnerung behauptet, 2014). Die reichen aber oft nicht aus, es hat ja noch fast niemand einen zu Hause, alle Seminararbeiten müssen also entweder auf Schreibmaschinen oder hier geschrieben werden.

Am Drucker hängt ein separater Rechner, der meistens frei ist. Über irgendein internes System kann man Nachrichten an einen anderen Rechner im selben Raum schicken. Jemand bringt mir bei, wie man vom Drucker-Rechner aus einem der anderen Nutzer eine Nachricht etwa des Wortlauts „Water in drive C:! Shutdown for drying in 1 minute. Please save all work in progress and log off.“ schickt.

Idiotische Fehlermeldungen sind 1989–1991 so gebräuchlich wie 2014. Der Nutzer dieses Rechners ist also nicht überrascht, geht irgendwas anderes machen und man hat einen Arbeitsplatz.

Kathrin Passig

Oktober und November 1991

Ich trage ungefähr 2300 Spiegel-Hefte in den vierten Stock und wieder nach unten

Mein Freund G. zieht nach Berlin. Er besitzt einige Tausend Bücher und eine komplette *Spiegel*-Sammlung von 1947 bis 1991. Die braucht er als Nachschlagewerk für seine Arbeit. Zu dritt tragen wir alles in Schöneberg in den vierten Stock. Also eigentlich nur zu zweit, denn einer muss immer unten beim Auto bleiben.

Das gemietete Zimmer erweist sich als so unbewohnbar, dass wir keinen ganzen Monat später alles wieder nach unten tragen. Das nächste WG-Zimmer liegt zum Glück im Parterre und ich kann die *Spiegel*-Sammlung einfach zum Fenster hineinreichen.

Dann trennen wir uns (aus anderen Gründen) und ich muss bei weiteren Umzügen nicht mithelfen. Aber schon bald teilt G. mir mit, dass er die *Spiegel*-Sammlung entsorgt hat: Er braucht sie nicht mehr, es gibt ja jetzt das gesamte Archiv auf CD-ROM.

So erinnere ich mich jedenfalls zum Aufschreibezeitpunkt 2018 an die Geschichte. 1993 konnte man für 700 DM vier Spiegel-Jahrgänge (die Jahre 1989 bis 1992) auf CD-ROM kaufen, berichtet der Spiegel. Aber wann und auf welchem Weg das komplette Archiv verfügbar gemacht wurde, weiß ich nicht.

Update: G., dazu befragt, schreibt mir: "Das war nicht durch eine technische Neuerung bedingt. 1998 stand ich am Abend vor meinem Umzug von Göttingen nach Hamburg vor der Frage, ob ich das ganze Gelumpe noch einmal mitnehmen sollte, und dann dachte ich: Weg damit. Zum Glück standen gleich gegenüber zwei große Papiercontainer. Ich habe mich fortan auf die 'Spiegel'-Sammlung in der Hamburger Staatsbibliothek verlassen." Dieser Beitrag handelt also gar nicht von Fortschritten durch die CD-ROM, sondern nur davon, wie anstrengend das Leben mit privaten Papierarchiven ist.

Kathrin Passig

Seit Weihnachten 1991

Als alle einen Amiga 500 oder C64 besaßen und niemand je ein Spiel legal erwarb

Als ich 1990 aufs Gymnasium komme, fängt für mich die große Zeit der Computerspiele an. Alle haben einen Computer zu Hause, alle! Meistens ist es entweder ein C64 oder ein Amiga 500, nur Silke hat einen Windowsrechner, auf dem wir mehrere Male Pacman durchspielen und Lemminge zur Spontanselbstentzündung zwingen. Mit zehn oder elf Jahren weiß man eben, wie man Nachmittage wirklich sinnvoll verbringt.

Dementsprechend brauche ich natürlich auch einen Rechner. Aus pragmatischen Gründen möchte ich einen Amiga 500, denn Daniela hat auch einen Amiga 500 und man muss ja jemanden kennen, der einem Spiele kopieren kann.

Zu Weihnachten ist es dann soweit: Meine Eltern haben mir einen Amiga 500 geschenkt. Gebraucht, aber das ist ja egal. Außerdem kommt der dann schon mit einer Grundausstattung an Spielen, selbstverständlich kein einziges Original, alle von irgendwoher kopiert, der Spielename steht mit Filzstift handgeschrieben auf der Diskette.

Ich weiß nicht wie, aber es scheint uns irgendwie möglich, uns sämtliche Spiele ohne Anleitung und zum größten Teil auf Englisch zu erschließen. Selbst so manche vollkommen kryptische und unerklärliche Aktionsreihenfolge bekommen wir raus, um zum Beispiel „Duck Tales“ zu starten. Dazu muss man nämlich in einer bestimmten Reihenfolge auf die Knöpfe des Joysticks drücken und den Joystick unter anderem kreisförmig bewegen. Eventuell lädt das Spiel auch einfach sehr lange, und es ist eine Illusion, dass man dafür etwas tun muss.

Dabei ist auch die Auswahl der Spiele eine vollkommen willkürliche. Monkey Island können wir leider nicht komplett spielen, weil uns die Drehscheibe fehlt, dafür lerne ich erstmalig durch ein Fußballmanagerspiel von der Existenz eines Vereins namens „Hoffenheim“, der nämlich immer bei Spielstart auf Platz 1 der virtuellen Bundesliga ist, es sei denn, man spielt selber für Hoffenheim, dann halt nicht.

www.youtube.com/8OVEBVa0oKE

Daniela steht auf „Turrican 2“, ein Spiel, das mich vollkommen nervös macht und das ich dementsprechend ungefähr nie spiele, dafür dann eben dabei zugucken muss. Dafür haben wir „Bar Games“, wo man nicht nur Würfeln kann, sondern auch Wassereimer über Frauen mit weißer Oberbekleidung leeren muss, bis man ihre Brüste sieht. Außerdem gibt’s ein textbasiertes Frauenaufreißspiel, was mehr oder weniger so läuft, dass man sich die richtigen Fragen und Antworten, die eine bestimmte Frau hören will, merken muss und zur richtigen Zeit auf den Knopf drücken muss. Natürlich auch

alles auf Englisch. Jahre später erst werde ich wissen, was ein real estate agent überhaupt tut, bis dahin weiß ich zumindest, bei welcher Frau in „Bar Games“ dieser Beruf ausreichendes Interesse weckt.

www.youtube.com/DymKtxLKSCo

Ich bin relativ sicher, dass in der gesamten Zeit weder bei mir noch bei irgendwelche Schulfreunden jemals ein legal erworbenes Spiel den Weg in die Spielesammlung findet. Ich habe keine Ahnung, wer die Leute sind, die sich für sehr viel Geld Originalspiele kaufen und woher die Spiele, die wir besitzen überhaupt kommen. Wir haben sie, wir kopieren sie und wir spielen sie ohne Anleitung und mit den kümmerlichen Englischkenntnissen von Sechst- und Siebentklässlern. Anscheinend funktioniert das ganz hervorragend.

Wo der Amiga 500 jetzt ist, weiß ich nicht, aber ich bekomme immer noch ein wohliges Gefühl, wenn ich alte Gameplays auf YouTube oder auch nur Screenshots davon sehe. Ich habe ja sowieso ein schlimmes Nostalgieproblem und da reicht nur ein Bild von „Fire & Ice“ und ich bin sofort wieder auf unserem Speicher, wo ich mir ein gemütliches Lager mit Matratze, Amiga 500 und Schallplattenspieler zurechtgebaut hatte und die Nachmittage verbrachte. Es war eine gute Zeit.

Anne Schüßler

1991

Drei vollkommen identische Schalter und die daraus resultierenden Schäden

Der Gitarrist unserer Band hat einen neuen Verstärker. Er hat irgendwo einen sehr gesuchten gebrauchten Fender-Verstärker aus den Siebzigern aufgetrieben und alle anderen Gitarristen im großen Probenraum-Bunker sind recht neidisch.

Das führt aber dazu, dass er die Neuanschaffung schon bald nicht mehr im Probenraum stehen lassen kann. Denn egal wie viele warnende Zettel er auf den Verstärker legt, ständig probieren andere Gitarristen aus, wie ihre Gitarre mit dem alten Fender klingt.

Dummerweise hat Fender in den Siebzigern aber noch nicht viel Wert auf eindeutige Benutzbarkeit gelegt und so finden sich an der Rückseite des Gehäuses direkt nebeneinander drei Schalter: Der zum Aus- und Anschalten, der für die Röhrenheizung und der für die Umschaltung zwischen 110 V und 220 V. Alle Schalter sehen exakt gleich aus und sind nur an der kleinen Beschriftung zu erkennen – aber um die zu lesen, muss man sich hinter den Verstärker beugen.

Wenn man also nicht hinguckt, ist die Chance gut, nach dem Testen statt des Aus- den Spannungs-Umschalter zu erwischen. Zum Glück hat Fender wenigstens zwischen Stromnetz und Trafo noch eine kleine Sicherung eingebaut. Die brennt dann durch – immerhin mit dem Ergebnis, dass der fremde Gitarrist denkt, der Verstärker sei wieder aus.

Unser Gitarrist beginnt also, den Verstärker ständig hin und her zu fahren. Erst später kommt er auf die Idee, einfach die Sicherung herauszuschrauben, wenn er den Probenraum verlässt und so die Benutzung unmöglich zu machen.

Christian Fischer

So um 1991

Ich lerne Fähigkeiten, die ich ganz selten brauchen werde

Ich bin elf oder so und meine Mutter bringt von irgendwoher eine Blindenschreibmaschine mit. Dazu muss man vielleicht wissen, dass meine Mutter aus beruflichen Gründen viel auf Flohmärkten und Haushaltsauflösungen ist

und auch mal einfach Dinge anschleppt, die sie grundlegend interessant findet, auch wenn man sie vielleicht gar nicht dringend braucht und vielleicht auch nicht gewinnbringend verkaufen kann.

Die Blindenschreibmaschine ist eine sogenannte Punktschriftmaschine und scheint mir (heute 2015) nach einer Google-Bilder-Suche exakt so eine zu seine wie auf diesem Bild.

Weil ich elf bin und mir oft langweilig ist und ich mich dann in Sachen vertiefe, also zum Beispiel meine Lustigen Taschenbücher katalogisiere und verschlagworte oder ähnliche sinnvolle Projekte, lerne ich also Blindenschrift.

Es ist sehr einfach. Jede der sechs Tasten entspricht einem Punkt, Blindenschrift besteht aus sechs Punkten, in einem zwei mal drei Block. Die ganz linke Taste ist für den Punkt links unten, die danach für den links mittig und die danach für den links oben. Dann geht es weiter von oben nach unten auf der rechten Seite.

Das A ist zum Beispiel einfach nur der Punkt links oben, das B ist der obere und mittige Punkt links und so weiter. Es ist gar nicht schwer und bald kann ich in ziemlicher Geschwindigkeit hunderte Blindenschrifttestseiten tippen, was gut zu meinen anderen Hobbys passt, die im Wesentlichen alle daraus bestehen, Papier in großen Mengen zu vernichten oder wie mein Vater es nennt “unschuldiges Papier zu bekritzeln”. Normales Papier ist für Braille auch nur bedingt geeignet, aber für die Launen ihres Kindes jetzt auch noch extra teures dickes Papier zu kaufen, ist meinen Eltern vermutlich zu blöd und mir reicht es auch aus.

Aus diesem Interesse erwachsen zwei Projekte, die aus unterschiedlichen Gründen zu keinem vernünftigen Ende gebracht werden. Erstens fange ich an, ein Schneiderbuch in Blindenschrift zu übersetzen. Was ich dabei schon mal grundsätzlich falsch mache, merke ich erst später. Es gibt in Braille neben den normalen Alphabet-Zeichen auch extra Zeichen für bestimmte häufige Buchstabenkombinationen, zum Beispiel “ie”, “ei”, “st”, “sch” und so weiter. Die habe ich aber zum größten Teil nicht gelernt und brauche so natürlich

viel mehr Buchstaben als eigentlich nötig. Außerdem stellt sich heraus, dass es doch sehr lange dauert, ein ganzes Buch abzutippen, so dass ich irgendwann aufgebe.

Das zweite Projekte ist eine gescheiterte Brieffreundschaft mit einem blinden Kind. Dazu schreibe ich die Blindenschule in Düren an und schildere die Situation, ich, elf Jahre, nicht blind, habe aber eine Blindenschreibmaschine und würde gerne mit einem blinden Kind Brieffreundschaft schließen. Tatsächlich gibt es sogar einen Brief zurück, aber nur von der Schule, die weiteren Kontakt in Aussicht stellt, sich dann aber nicht wieder meldet. Der Brief ist übrigens tatsächlich in Blindenschrift, ob ich auch in Blindenschrift anschrieb, kann ich nicht mehr sagen, vermute es aber.

Ein drittes Projekt ist sogar halbwegs erfolgreich. Ich drucke Übungsreihen mit Buchstaben auf Karteikarten und versuche zu lernen, Blindenschrift auch wirklich blind zu lesen. Tatsächlich ist das mit ein bisschen Übung gar nicht so schwer, aber diese Fähigkeit geht mir irgendwann zwischen 1991 und 2015 verloren, genauso wie ich viele Buchstaben vergesse und immer E (links oben und rechts mittig) und I (rechts oben und links mittig) verwechsle.

Die Blindenschreibmaschine steht vermutlich immer noch irgendwo in ihrem Köfferchen bei meinen Eltern im Keller, vielleicht sollte ich sie mal befreien und mit zu mir nehmen. Übrig geblieben ist auch noch ein Basiswissen über Brailleschrift, mit der ich immerhin überprüfen kann, ob das, was auf irgendwelchen Medikamentenpackungen steht auch wirklich das ist, was da in “normalen” Buchstaben steht.

Anne Schüßler

1991/92

[TT-Aufschreibeservice] Ü-Wagen fürs Uni-Radio

Die letzten Reste des DDR-Rundfunks kommen unter den Hammer. Zwei Leute aus dem Uni-Radio tun sich zusammen und kaufen sich zwei kleine Übertragungswagen. Das sind Barkas, Kleinbusse auf Wartburg-Basis, und sie kosten je 1000 DM – damals für einen Studenten relativ viel Geld. Echte Ü-Wagen sind das aber nicht, man kann damit nicht irgendwo hinfahren und drahtlos übertragen, es sind vielmehr kleine mobile Studios. Die Finanzierung geht auf, weil in den Wagen Nagras eingebaut sind. Das sind kleine Tonbandgeräte von Studioqualität, man sieht sie oft in Agentenfilmen, wo sie silbern glänzen – und die Dinger sind richtig viel Geld wert. Die beiden kaufen also zwei Barkas, verkaufen dann eines der Nagras und machen mit dem Geschäft 2000 DM Gewinn.

Henning Grote, erzählt auf der re:publica 2015

1991

Strafe für die gute Tat

Nachdem die Mauer gefallen und die DDR in der Bundesrepublik aufgegangen ist, werden eine Menge Leute enttarnt, die im Westen als Spione für die DDR tätig gewesen sind. So auch 1991 in einer deutschen Niederlassung der amerikanischen Computerfirma, bei der ich beschäftigt bin. Ein Kollege fliegt auf, der beschuldigt wird, jahrelang technische Unterlagen unserer Computer kopiert und an die Experten des DDR IT Kombinats “Robotron” übergeben zu haben. Der Mann wird sofort entlassen und vermutlich wird auch ein Strafverfahren gegen ihn eröffnet.

Ich habe das nie verstanden. Denn das angenehme Ergebnis dieses Geheimnisverrats für unsere Firma war, dass nach der Wende viele DDR-Firmen und Forschungseinrichtungen gerade unsere Computer bestellten, weil sie mit deren technischen Spezifikationen und Besonderheiten bereits bestens vertraut waren. Der Kollege hätte daher eigentlich eine Auszeichnung unserer Firmenleitung verdient!

Gomobu68

1991

Leg nicht auf!

Für die etwa 18 Bewohner des Stockwerks im Studentenwohnheim gibt es ein gemeinsames Telefon, das im Flur an der Wand befestigt ist. Auf diesem Telefon können wir angerufen werden: eine Telefonnummer für 18 Bewohner. Um selber jemanden anzurufen, müssen wir zum Verwaltungsgebäude, dort gibt es mehrere Telefonzellen, in denen nach Einwurf von 10-Pfennig-Stücken telefoniert werden kann.

Mein Zimmer befindet direkt neben dem Telefon des Stocks. Wenn jemand auf dem Stockwerk anruft, höre ich das Telefonklingeln am lautesten, gehe daher häufig ans Telefon, dann meldet sich der Anrufer am anderen Ende und teilt mir mit, wen er sprechen möchte. Da ich nicht von jedem Stockwerksbewohner Namen und Zimmernummer kenne, ist es hilfreich, wenn der Anrufer die Zimmernummer kennt und mitteilt.

Auf dem Stockwerk wohnen einige ausländische Studierende, oft auch nur kurzfristig, Erasmusstipendiaten usw. Wegen der Zeitverschiebung in ihre Heimatländer bekommen diese besonders häufig nächtliche Anrufe. Ich habe nahezu jede Nacht die Freude, zwischen 3 Uhr und 5 Uhr von Telefonklingeln aus dem Schlaf gerissen zu werden, schlaftrunken ans Telefon zu torkeln, und mit jemandem zu sprechen, den ich nicht verstehe. Und der mir dann auf vielleicht Persisch oder Hindi (ich spreche kein Persisch oder

Hindi) mitteilt, dass er einen Hamid, einen Afshin oder einen Venkat sprechen möchte, aber die Zimmernummer nicht kennt. Oft überfallen mich die nächtlichen Anrufer mit einem für mich unverständlichen Wortschwall, aus dem ich kaum den Namen des gewünschten Gesprächspartners identifizieren kann.

Da sich das Telefonklingeln nicht ausschalten oder wenigstens leiser stellen lässt, gehe ich während der Klausurphase dazu über, das Telefon nachts nicht aufzulegen.

(Einschub zur Erklärung für später Geborene: Telefone bestanden früher™ fast immer aus einem fest installierten Teil mit der Wähleinheit und dem mit einem Kabel verbundenen *Hörer*. Wenn man nicht telefonierte, legte man den Hörer auf die fest installierte Einheit, meist auf eine sogenannte *Gabel*. Dadurch wurde ein Kontakt umgeschaltet, das Telefonat wurde beendet und das Telefon konnte erneut angerufen werden. Manchmal war ein Telefonhörer auch versehentlich *falsch aufgelegt*, das heißt, der Kontakt nicht korrekt umgeschaltet, und damit das Telefon nicht anrufbar, weil scheinbar besetzt.)

Wenn ich den Hörer absichtlich neben das Telefon lege, der Hörer also nicht auf der Gabel aufgelegt ist, kann das Telefon nicht angerufen werden, und ich kann in Ruhe schlafen. (Ich habe auch nur ein ganz kleines bisschen schlechtes Gewissen deswegen, weil das Schlafen in der Klausurzeit eine gewisse Bedeutung für mich hat.)

Auch heute noch (2016) verwendet man für das Beenden eines Telefonats häufig den Begriff "(das Telefon) auflegen". Nämlich auf die Gabel. Auch wenn man dafür am Smartphone einen Knopf drückt[1]. In der englischen Umgangssprache kenne ich heute (2016) den Ausdruck "to hang up", um ein Telefonat zu beenden, da der Telefonhörer auch häufig "aufgehängt" wurde, so wie hier.

Molinarius

1. Keinen echten Knopf, sondern eine Schaltfläche auf dem Touchscreen. (Anm. d. Red.)

1991

Die Pufferkondensatoren in den Tastenkontakten

Als ich 1991 in der Konstruktionsabteilung eines großen Konzerns anfange, hat nur der Abteilungsleiter einen PC. Die Sekretärin hat auch Anrecht auf einen PC, aber sie beharrt auf ihrer alten Typenradschreibmaschine.

Unser Konzern hat in den 1970ern einen Büromaschinenhersteller gekauft, so dass diese Schreibmaschinen lange Zeit Standard waren. Irgendwann in den 80ern gehörte der Hersteller nicht mehr zum Konzern und seit ca. 1990 werden diese Maschinen nicht mehr vom Büroservice repariert. Nach und nach verabschieden sich aber die Pufferkondensatoren aus den Tastenkontakten, so dass es zu Tastenprellern kommt. Bei den häufiger verwendeten Tasten (1, 9, e und r) hat ein Anschlagen der Tasten zur Folge, dass das Typenrad ca. 3-7 mal angeschlagen wirrrrrrd. Dies wiederum hat zur Folge, dass neben der Maschine ein Packen Schmierzettel liegt. Immer wenn eine böse Ziffer kommt, wird erst der Zettel unter das Farbband gelegt, genau so, dass der erste Buchstabe auf den Briefbogen und alle anderen auf den Schmierzettel gedruckt werden.

Anfang der 1990er ist das für Konstrukteure nicht schlimm, da es noch ein Schreibbüro gibt, in das der Bote vorgeschriebene Schreiben bringt, die dann abgetippt ein bis zwei Tage später mit der Hauspost kommen, um dann intern oder extern verschickt werden zu können.

Unsere Sekretärin darf sowieso nicht vor 10 Uhr angesprochen werden, da sie noch im Vorzimmer frühstückt und dann erst mal mit dem Lockenstab oder Fön eine halbe Stunde verschwindet; in der Mittagspause besetzt sie dann den einzigen Besprechungsraum, um zu schlafen oder einen Roman zu lesen. Das alles wird sich schlagartige 4 Jahre später zum Guten ändern, wenn die Dame in Rente geht.

Dass es 1991 auch schon ein IBM 3270 Terminal für 45 Konstrukteure zur Stücklistenverwaltung und für Mails gibt, ist dann vielleicht die nächste Geschichte.

Holger

Juli bis Dezember 1991

Nachrichtenübertragung per S-Bahn

Mein erster richtiger Job: Ich fasse alles, was auf der Welt passiert, in sieben Zeilen zusammen. Es müssen sieben Zeilen sein, weil das Format des Btx-Nachrichtenkanals, für den ich als Redakteurin arbeite, nur jeweils sieben Zeilen fasst. Ob Kroatienkrieg, Zerfall der Sowjetunion oder die Entdeckung des Ötzi in Südtirol – alles passt in sieben Zeilen. Ausgestrahlt werden diese Nachrichten auf Fernsehgeräten, die eine bestimmte Frequenz empfangen können[1]. (Mein Fernseher kann das nicht.)

Doch woher kommen die frischen Nachrichten, die ich auf sieben Zeilen quetschen muss? Sie sollen aktueller sein als die Tageszeitung und keinesfalls eine Abschrift von Radio- oder Fernsehnachrichten. Internet gibt es noch nicht, jedenfalls nicht in dem Hochhaus im Süden von München, in dem die SV-Teleradio GmbH eine Etage angemietet hat. Sie gehört zum Süddeutschen Verlag, der wiederum die Süddeutsche Zeitung herausgibt.

Die Lösung: Ich hole die Nachrichten aus der Telex-Zentrale der Süddeutschen Zeitung. Dafür fahre ich zwei oder drei Mal am Tag mit der S-Bahn von Neuperlach in die Stadtmitte, eine halbe Stunde pro Strecke. In der Redaktion in der Sendlinger Straße gibt es die Fernschreibzentrale, in der rund um die Uhr die Telex-Geräte rattern. Auf endlosen Papierrollen laufen die

1. Anmerkung der Redaktion: Das Fernsehgerät diente nur zur Anzeige. Zum Empfang von Btx (kurz für den Post-Dienst Bildschirmtext) brauchte man ein Modem und einen Decoder, die man separat kaufen und anschließen musste.

Nachrichten der großen Agenturen ein und werden von den Mitarbeitern in handliche Zettel zerschnitten, portioniert und in die Fächer der einzelnen Zeitungsressorts sortiert.

Für die Redaktion “Teleradio” gibt es ein eigenes Fach. Dort erwartet mich bei jedem Besuch ein ungefähr 20 Zentimeter hoher Stapel mit Nachrichten. Auf der Rückfahrt in der S-Bahn überfliege ich die Zettel, ordne sie nach Wichtigkeit und mache mich zurück am Schreibtisch wieder ans Komprimieren: Jede Telex-Meldung auf sieben Zeilen.

Nach sechs Monaten werde ich versetzt, der Verlag stellt das Btx-Geschäft ein.

Jutta Pilgram

Ca. 1991

Press Fire To Play

Ich studiere bereits in Berlin, fahre aber natürlich gelegentlich zu meinen Eltern in die niedersächsische Kleinstadt. Dort schaue ich manchmal im Kellergeschoss einer Kaufhausfiliale vorbei, wo einsam und quasi von der Welt vergessen ein *Space Invaders*-Automat steht, auf dem noch die ursprüngliche Version des Spiels von 1978 läuft. Das ist auch Anfang der 90er bereits ein bemerkenswerter Anachronismus und aus purer Nostalgie spiele ich dort gern ein paar Runden.

Einmal ist der Automat von einem ca. 12-jährigen Jungen belegt. Ich beschließe zu warten, aber er spielt überraschend gut und dementsprechend lange. Doch schließlich erscheint auch für ihn das ‘Game Over’.

Der Junge dreht sich zu mir um und fragt “willste auch?” Ich bejahe und er zieht den Piezo-Zündmechanismus eines Feuerzeugs aus der Tasche. Ich erkenne das sofort, weil wir uns damit in der Schule gern gegenseitig geärgert haben. Der Zündfunke wird durch hohe elektrische Spannung erzeugt, weswegen man dieses Ding auch als Miniatur-Elektroschocker einsetzen kann.

Er hält den Zündkontakt an die Metallplatte, in die der Joystick des Automaten eingelassen ist, drückt dreimal – zap! zap! zap! – und der Automat zeigt *Credits* für drei Spiele an, wofür man eigentlich drei Mark hätte einwerfen müssen.

Er grinst mich an und wünscht "viel Spaß!" Ich bedanke mich brav und beginne zu spielen.

Virtualista

1989-1991

Telefonketten gab es schon im Pleistozän

Lustig fand ich im Techniktagebuch-Redaktionschat, dass Katharin und Torsten ihre schulischen Telefonketten damals für eine tolle und innovative Idee hielten. Dabei hatten wir sowas schon 10 bzw. 20 Jahre vorher, und das unter den schwersten Bedingungen (gemessen an heute jedenfalls).

Damals schrieben wir im Studium natürlich auch Klausuren. Besonders bei einigen juristischen Fächern hatte sich herumgesprochen, dass die Professoren und Dozenten bevorstehende Klausuraufgaben in abgewandelter Form in den benachbarten Jahrgängen nutzen.

Vor den Klausuren bildeten wir also eine Telefonkette, falls brandheiße Infos durchsickerten.

Und das war nicht nur schwieriger als 2010, sondern sogar schwieriger als 1998. Denn Telefone hatten damals normalerweise kein Display. Und sogar die ersten offiziell erlaubten nicht von der Post ausgegebenen Apparate, die ein Display hatten, zeigten nur die gewählte Rufnummer an, mangels Rufnummernübertragung im Netz aber nie die des Anrufers.

Dazu lebte 1/3 der Kommilitonen noch bei den Eltern, wo es normalerweise nur einen Apparat gab, ein weiteres Drittel lebte mit einem Partner oder einer Partnerin zusammen und teilte sich auch das Telefon.

Für die Telefonkette in den Klausurwochen (wie hielten sie immer 14 Tage aufrecht) war es lebenswichtig, dass man erreichbar war und der Anrufer nicht auf ein Besetztzeichen stieß, weil die kleine Schwester gerade von ihrem Verehrer angerufen wurde. Ohne Rufnummernübermittlung konnte es aber leicht passieren, dass man plötzlich keine Klausurhinweise, sondern die Patentante am Telefon hatte, und ohne Anklopfen und Zweitanruf war es unmöglich, währenddessen den Anruf aus der Telefonkette zu bemerken.

Wer beim Anruf des nächsten Listenplatzes auf ein Besetztzeichen stieß, übersprang die Nummer und versuchte es irgendwann (also in einer Stunde oder so, man musste schließlich lernen) nochmals.

Nicht nur ich habe in diesen Zeiten nach Telefonaten mit Freundin oder Familie die Liste rückwärts abtelefoniert, um bloß nichts zu verpassen, was meine Note pushen konnte.

Es war früher eben nicht alles besser.

Volker König

Anfang 1992

Maus-Garage

Mein Freund schenkt mir eine „Maus-Garage“. Es ist eine Kunstpelzhülle mit Mäusegesicht, die man über die Maus legen kann. Warum man das wollen sollte, ist unklar. Als wir uns kurze Zeit später trennen, werfe ich die Mausgarage heimlich oben auf seinen Schrank.

(Kathrin Passig)

Um 1992

Der unvermeidliche Gameboybeitrag. Erster!

Ich besitze ein Drittel eines Gameboys, den ich mir aus Geldgründen mit P. und seiner Freundin S. teile. Das Display ist schwarzweiß beziehungsweise grau-grau, der Gameboy Color kommt erst 1998. Wir besitzen nur ein einziges Spiel, Tetris, wobei ich nicht rekonstruieren kann, ob das ebenfalls am Geld liegt oder es einfach noch kein zweites gibt.

Gameboytetris ist wohl die Fähigkeit, die ich mir in meinem Leben am gründlichsten und vollständigsten angeeignet habe. Das Space Shuttle kommt herbei[1], wenn ich es rufe, die nötigen Fähigkeiten sind zusammen mit Type A und Type B in meinem Gehirn in Hardware implementiert und nehmen dort vermutlich mehr Platz ein als im Originalgerät. (Type C habe ich nie gemocht.)

Am 27.2.2014 werde ich bei Quizduell die Frage nach der Anzahl der unterschiedlichen Tetrissteine mit “4” beantworten.[2] Ich habe dafür keine Erklärung.

Kathrin Passig

Frühjahr 1992

Ich bin meine eigene NSA

Ich habe einen Computer, mein WG-Mitbewohner hat keinen. Der Mitbewohner schreibt sehr viel Tagebuch, im Regal in seinem Zimmer stehen bereits mehrere vollgeschriebene A5-Notizbücher. Er findet es cool, sein Tagebuch an meinem Computer zu führen. Ich bin zu diesem Zeitpunkt nicht gut auf den Mitbewohner zu sprechen und habe, wie schon anderswo erwähnt, bis-

1. Passiert, wenn man alle Levels durchgespielt hat.
2. In Wirklichkeit: 7.

her weder Empathie noch Anstand erworben. Deshalb stifte ich einen Freund an, ein Skript zu schreiben, das immer, wenn der Mitbewohner einen Tagebucheintrag auf Diskette speichert, eine Kopie des Eintrags auf meiner Festplatte ablegt – unter falschem Dateinamen, denn der Mitbewohner ist sehr misstrauisch. Zu Recht. Die Tagebucheinträge enthalten die übliche „ein FILE, ich schreibe in ein FILE! so flüchtig und doch so irgendwas anderes! es ist überall und nirgends!“-Aufregung. Ein paar Wochen später ziehe ich aber sowieso aus.

Kathrin Passig

1. Ich könnte genau sagen, was es für einer war, wenn ich nicht im Dezember 2013 oder Januar 2014 einen Stapel alter Handbücher für nicht mehr existierende Hardware weggeworfen hätte, mit der Begründung „Die braucht man ja nie wieder“. Vermutlich blieb der Natur nichts anderes übrig, als daraufhin sofort das Techniktagebuch entstehen zu lassen. Die Abbildung oben zeigt den etwas neueren und besseren Handscanner eines Freundes, den ich später erbte.

April 1992

Ich besitze einen Handscanner. Und man findet noch 2014 damit eingescannte Bilder im Netz

Ich besitze einen Handscanner, ungefähr so sieht er aus.[1] Man kann damit etwa fünf Zentimeter breite Bilder in Schwarzweiß und eventuell sogar Graustufen einscannen, indem man ihn langsam und mit ruhiger Hand über das Bild zieht. Ist das Bild breiter, muss man (in einer einzigen Bewegung, und ohne zu ruckeln) überlappende Streifen scannen, die dann von der mitgelieferten Software zusammengefügt werden. Diese Zusammensetzberechnung dauert sehr lange und klappt meistens nicht.

Hauptquellen für Bildmaterial sind Brehms Tierleben und eine Ausgabe von „Scan this Book – Over 2500 Copyright-Free Objects for Scanning and Photocopying“, die ich von Freunden geschenkt bekommen habe und

bis heute besitze (Stand 2014). Das Eingescannte nutze ich zur Bebilderung von Uni-Seminararbeiten und gefaxten Briefen an die Freunde. Die Siebenschläfer-Illustration oben auf meiner allerersten Website wurde mit diesem Gerät eingescannt.

Kathrin Passig

ab ca. 1992

Wie Kodak eine bewährte Foltermethode im Familienkreis optimierte

Maik Novotny hat bereits die Foltermethode "'Diaabend'" vorgestellt, die bei Besuchen, egal, ob Familie oder Freundeskreis, als erstes einen angstvollen Blick hinter die Wohnzimmertür verursachte. Sah man dort die Leinwand bereitstehen, wusste man: Einer von uns muss Kopfschmerzen, Allergie oder etwas anderes Plausibles vortäuschen, sonst gibt es kein Entkommen.

Aber 1992 gab es für eine kleine Gruppe technikaffiner Menschen eine Steigerung: Die Kodak Photo-CD. Zunächst war sie nur für die Menschen nutzbar, bei denen der Besuch sich eh in PC-Nähe aufhält, aber schon unter den ersten 1995 eingeführten DVD-Playern gehörte es zum guten Ton, auch Photo-CDs abspielen zu können.

Aufbauen von Leinwand, gesondertem Projektionstisch und Projektor war hinfällig. Der Folterknecht begann sein übles Werk beiläufig mit der Fernbedienung und präsentierte auf Stichwort den letzten Urlaub in der Lüneburger Heide.

Die umständliche und Fehler geradezu provozierende Menüführung der Player tat ein weiteres: Beim Wechsel von Bild zu Bild sprang man schonmal durch die falsche Taste zurück in die Dateiliste, wusste dann aber nicht mehr, bei welchem Bild man abgebrochen hatte, und der Gast durfte meist die letzten 10-12 nochmal genießen.

Tatsächlich hatte die Photo-CD für mich aber auch Vorteile. Ich fotografiere schon ewig und habe seit ungefähr 1994 kaum noch Abzüge machen lassen. Ich ließ Negative entwicklen und alles direkt auf CD brennen. So hab ich einige Ordner, in denen Negative und CDs fein säuberlich abgeheftet sind.

Eigentlich könnte ich die CDs jetzt auf meine heimischen Netzwerkplatten kopieren und entsorgen.

Eigentlich.

Im Sideboard neben der analogen Spiegelreflexausrüstung machen sie sich aber auch gut.

Volker König

Ca. 1992

Wie man Erfahrungen durch eigene (und fremde) Fehler sammelt

Wir hatten damals am Großrechner Kettendrucker. Das waren die schnellsten Drucker ihrer Zeit. Auf einer Kette rotierten die Typen über der Druckzeile, für jede Druckposition in der Zeile gab es einen Hammer hinter der Typenkette.

Wenn bei der Rotation der Kette ein Buchstabe an der Stelle angekommen war, wo er stehen sollte, wurde er vom Hammer auf das Farbband geschlagen. Die Kette hatte glaube ich 256 oder 512 Kettenglieder = Buchstaben. Und nur Großbuchstaben. Die Zeichen waren daher abhängig von ihrer Häufigkeit mehrfach und dann mitunter sogar in häufig wiederkehrenden Reihenfolgen auf der Kette.

Wenn wir die Rechnungen für einen Kunden druckten, kamen die A4-Endlosblätter mit dem Rechnungsvordruck des Kunden im Sekundentakt aus dem Drucker.

Nun hatte die Buchhaltung des Kunden einen Verbesserungsvorschlag: Wir sollten auf dem Überweisungsträger vermerken, wenn der Rechnungsempfänger schon eine Einzugsermächtigung erteilt hätte. Es gäbe jedes Jahr so viele Rückfragen.

Der Kollege, der den Rechnungsdruck seit ein paar Monaten betreute, änderte das Programm. Um die überflüssigen, aber im Vordruck enthaltenen Überweisungsträger eindeutig als überflüssig zu kennzeichnen, druckte er ein fettes X aus Sternchen (*) mitten drauf.

Das Sternchen war aber nur einmal auf der Kette. Und musste hier auf einmal ungeheuer oft gedruckt werden.

Während der Druckerraum normalerweise uninteressant war, führte der Rechnungsdruck in diesem Jahr zu einem schadenfrohen Tourismus nahezu aller Kollegen: Die Rechnungen kamen im gewohnten Tempo aus dem Drucker, hielten an, wenn der Überweisungsträger die Druckzeile erreichten, änderten den Ton von „einfach nur laut“ in ein sägendes Geräusch wie bei einem Nadeldrucker und warfen pro Sekunde nur noch 3 oder 4 Zeilen aus.

Ich bin mir sicher, dass der Großteil der feixenden Kollegen einschließlich mir denselben Fehler gemacht und den Operatorn, die wegen dieser Verzögerung eine zusätzliche Nachtschicht einlegen mussten, einen Kasten Bier geschuldet hätte.

Volker König

ca. 1992 / 2011ff.

Mein (bescheidener) Konsolenlebenslauf

Ich bin etwa zehn Jahre alt, als mein Vater ein Nintendo Entertainment System (NES) kauft – die erste Spielekonsole in meinem Leben. Der Konsole liegen vier Controller (damals sagte man noch „Joypads“), ein Vierspieler-Adapter sowie eine Kartusche mit drei Spielen bei. Ich spiele am liebsten „Super Mario Bros.“, mein kleiner Bruder „Nintendo World Cup“, mein Vater

„Tetris“. Ein Klassenkamerad, der ein Atari 2600 besitzt, macht sich über die geringe Anzahl der Spiele lustig. Leider kenne ich die Wörter „Komplexität“ und „casual games“ noch nicht und bin beleidigt. Neue Spiele für das NES kosten 79,- bis 99,- DM.

Sprung in die Zukunft: Ende 2011 kaufe ich mir eine Xbox 360 – die zweite Spielekonsole in meinem Leben. Keine zwei Jahre später machen sich störende Grafikfehler bemerkbar. „White dots of death“ nennt man sie in einschlägigen Internetforen. Irgendwann, natürlich kurz nach Ablauf der Garantie, ist das Spielen auf meiner Xbox schließlich kein Vergnügen mehr.

Spaßeshalber bestelle ich bei Amazon für fast 50 Euro einen Converter, mit dem ich das analoge Signal von meinem aus dem Elternhaus mitgenommenen NES auf 1080p upscalen und über HDMI auf meinem Samsung-Fernseher ausgeben kann. Die über 20 Jahre alte Konsole funktioniert wie am ersten Tag! Sogar die Speicherstände auf der Cartridge von „The Legend of Zelda“ sind noch da; im Beipackbooklet war von fünf Jahren die Rede. Das war meines Wissens damals etwas Einzigartiges: ein Spiel mit internem Speicher. (Stimmt: Als „First Game with a Battery Powered Save Feature“ schaffte es „Zelda“ sogar ins Guinness-Buch der Rekorde, weiß Wikipedia.)

Torsten Gaitzsch

10. Juni 1992

Nur wegen Velvet Underground kaufe ich einen Discman

Ich bin es leid, die Kassette zurückzuspulen. Nur wegen der “Repeat 1”-Funktion kaufe ich mir für 349 DM einen Sony “D 202” Discman, so sieht er aus.

KARSTADT
Aktiengesellschaft

Ware/Kunde
Kassenzettel/Quittung
Nr. 190802

Filiale
Name/Vorname
Stra
PLZ/Ort

Datum
10.06.92
Kassen-Nr. Verkäufer-Nr.
458

Abteilung	Menge	Artikelbezeichnung	Einzelpreis DM	Pf	Gesamtpreis DM	Pf
059	01	Sony D 202	349,-		349,-	

KARSTADT
10. JUNI 1992
Berlin-Wedding

Zahlungsbetrag

Nur gültig mit angeheftetem Kassenbon/Quittungsdruck
Bei Umtausch bitte Kassenzettel/Quittung vorlegen

Im Zahlungsbetrag enthaltene Mehrwertsteuer
_____ % = _____ DM

Vielen Dank für Ihren Einkauf

Ich brauche die Funktion für einen bestimmten Velvet-Underground-Song. Welcher das war, ist beim Aufschreiben über zwanzig Jahre später nicht genau rekonstruierbar, aber wahrscheinlich „Oh! Sweet Nuthin'". Entsprechend müsste „Loaded" auch meine erste CD gewesen sein, es war auf jeden Fall eine der ersten. Wo man damals CDs kaufte, weiß ich nicht mehr. Der Discman

wird 2001 von Einbrechern gestohlen, seinen faltbaren Minikopfhörer finde ich um 2012 wieder und benutze ihn noch eine Weile mit meinem Macbook, bis ich ihn versehentlich zertrete. Er war sowieso absurd unbequem, so sah er aus, und es mag irgendwo Aliens geben, in deren Ohren diese Form genau hineinpasst; bei Menschen ist das jedenfalls nicht der Fall.

Insgesamt werde ich im Leben nicht mehr als etwa fünfzig CDs kaufen, die letzte ist "The Needle was Travelling" von Tarwater im Jahr 2007.

Ich habe angefangen, diesen Beitrag zu schreiben, weil "Oh! Sweet Nuthin'" auf last.fm lief. Während ich den Schluss schreibe, spielt mir last.fm "Across the Dial" von "The Needle was Travelling" vor. Der Song endet: jetzt.

Kathrin Passig

Herbst 1992

"Sei zuhause, wenn die Laternen angehen"

Im Herbst 1992 war ich 10 Jahre und lebte mit meinen Eltern in einer Plattenbausiedlung im Norden Rostocks. Da meine Eltern beide berufstätig waren, kamen beide erst gegen 16:30 nach Hause und wussten oft nicht, wo ich mich nach der Schule herumtrieb. Meist war ich bei Freunden oder spielte irgendwo draußen.

Handys waren uns noch gänzlich unbekannt, und Armbanduhren verweigere ich mich schon seit damals. Daher gab es die Vereinbarung, dass ich nach Hause käme, sobald sich die Straßenlaternen einschalteten.

Auf einem meiner Streifzüge hatte ich mit einem Freund entdeckt, dass nicht weit weg von unserem Hauseingang ein großer, grauer Schaltkasten mit einer Stange daneben stand. Wir kletterten daran hoch und stellten fest, dass, wenn wir das Glas oben an der Stange zuhielten, die Laternen angingen. Das funktionierte bestimmt auch umgekehrt.

Kurz nach einer erneuten Erinnerung an “Sei zuhause, wenn die Laternen angehen” bastelte ich an einem Nachmittag aus einer Flachbatterie, einem Gummiband und einer Fahrradglühbirne eine kleine Taschenlampe und legte sie auf die Glasscheibe. Ich weiß nicht genau, wann ich letztendlich nach Hause kam, es war jedenfalls schon eine ganze Weile dunkel; die Straßenlaternen blieben die ganze Nacht über aus.

Meine Eltern waren nicht begeistert und wussten genau, dass ich etwas damit zu tun hatte, bestraft haben sie mich aber nicht. Vermutlich hätten sie sonst ihre pädagogische Glaubwürdigkeit verloren.

Heute weiß ich, dass dort wohl eine Fotodiode verbaut war, die ab einer bestimmten Helligkeit die Straßenlaternen schaltete. Als wir 1997 dort wegzogen, existierte der Schaltkasten schon ein paar Jahre nicht mehr.

Stefan Jaekel

1992 bis ungefähr 1995

Durchsteckschlüssel, der gerätgewordene Traum aller Vermieter und Hauswarte

Bei meinem Einzug bekomme ich einen Durchsteckschlüssel für das Hoftor ausgehändigt. Ein Durchsteckschlüssel ist der gerätgewordene Traum aller Vermieter und Hauswarte, er macht es technisch unmöglich, die Tür offen zu lassen. Man kann sie immer nur für den Vorgang des Hindurchgehens aufsperren. Will man den Schlüssel abziehen, muss man wieder zuschließen. Das bedeutet, dass man die Tür nicht offen stehen lassen kann, wenn man zum Beispiel mehrere Gäste erwartet. Gut, dass ich nie Gäste habe.

Einige Jahre später wird das Durchsteckschloss durch eine zivilisierte Lösung ersetzt. Jetzt lassen wir tagsüber die Tür zum Hof unverschlossen! Manchmal steht sie sogar weit offen!

Kathrin Passig

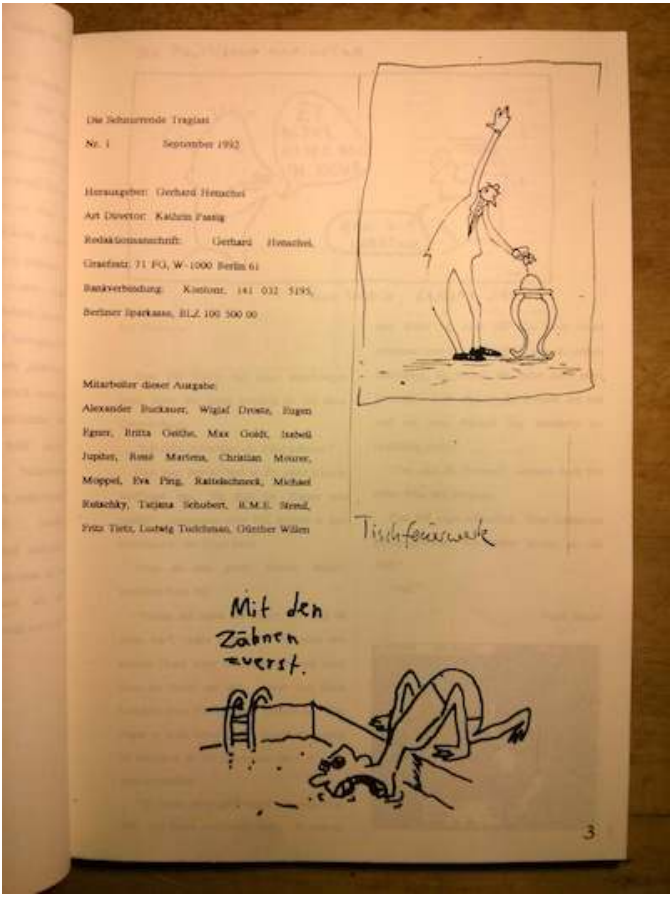
September 1992

Sind die Befürworter von Prittstiften reaktionär?

Gerhard Henschel findet, wir sollten eine Zeitschrift basteln, „Die schnurrende Traglast“:

Sie erscheint in einer Auflage von 10 oder 20 Stück, im Copyshop geheftet, das Titelbild (von Eugen Egner) ist von Hand aufgeklebt und von den Autoren mit Buntstift handkoloriert. Die Texte werden an Henschels Computer

getippt, im gar nicht sehr perfekten WordPerfect-Blocksatz mit einem Nadeldrucker ausgedruckt, in Stücke geschnitten und mit Fixogum-Montagekleber auf der Seite angeordnet.



Die Schnurrende Tragiaat

Nr. 1 September 1992

Herausgeber: Gerhard Henschel

Art Director: Kathrin Fastig

Redaktionsanschrift: Gerhard Henschel, Graefestr. 71 FG, W-1000 Berlin 61

Bankverbindung: Kontonr. 141 032 5195, Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00

Mitarbeiter dieser Ausgabe:

Alexander Buckauer, Wiglaf Droste, Eugen Egner, Britta Gröhe, Max Goldt, Isabell Jupiter, René Martens, Christian Moerer, Moppel, Eva Ping, Rattelschneck, Michael Rutschky, Tatjana Schubert, R.M.E. Streuf, Fritz Tietz, Ludwig Tuchtman, Günther Willen

Tischfeuerwerke

Mit den Zähnen zuerst.

3

Im Heft heißt es dazu:

> Ja, die Schnurrende Traglast ist ziemlich gut, und es ist kein Flecken an ihr außer denen, die der Fixogum-Rubber-Cement-Klebstoff hinterlassen hat. Der Herausgeber hätte lieber mit dem Prittstift gearbeitet, aber der war nicht zuhanden. Art Director Kathrin Passig beschaffte stattdessen das schmierige Fixogum. Es fielen harte Worte. Sind die Befürworter von Prittstiften reaktionär? Gehört die Zukunft wieder Klebstoffen, die stinken, schmieren und Fäden ziehen? Für die Fixogum-Flecken ist jedenfalls Kathrin Passig verantwortlich, und sie ist stolz darauf. Dafür ist der Herausgeber für die Ränder verantwortlich, die beim Kopieren hier und da entstanden sind. „Diese Ränder“, soll er gesagt haben, „sind mir wurscht!“
> Es ist unerhört.

Wir betreiben Copy-Paste in Handarbeit, weil wir – außer meinem schäbigen Handscanner – keine Möglichkeit haben, die Illustrationen einzuscannen. Selbst wenn wir sie hätten, hätten wir keine Layoutsoftware, mit der wir Bilder und Texte auf den Heftseiten anordnen könnten. Selbst wenn wir solche Software hätten, hätten wir keine Rechner, die leistungsfähig genug für ihren Einsatz wären.

Kathrin Passig

Wintersemester 1992/93

Kritische Computerkurse für Frauen

Im Vorlesungsverzeichnis der Freien Universität Berlin stehen „Kritische Computerkurse für Frauen“. Was darin kritisch betrachtet wird, weiß ich nicht, ich gehe nicht hin.

Quelle: Fax an meinen Freund

Kathrin Passig

So ab Ende 1992

Mein Speicher ist nicht groß genug, aber dafür ist mein Keller ziemlich geräumig

Mein Freund (München) und ich (Berlin) schicken uns Faxe von Computer zu Computer, mit Hilfe einer Software namens Winfax. Natürlich besitzen wir keine Faxgeräte und sehen ein bisschen auf Menschen herab, die so was Altmodisches benutzen. Wie der Verschickensvorgang ablief, ist in diesem Beitrag beschrieben.

„Es hat, so meine ich, keinen Sinn, wenn wir uns für teueres Geld oder mit viel Umstand aus den USA Winfax Pro besorgen . . . “

„Aus den USA besorgen“ bedeutet vermutlich: in Form einer Diskette, auf dem Postweg.

„Gerne würde ich meine Post mit bunten Grafiken und dergleichen mehr verzieren, aber wie das Schicksal so spielt, gibt es anscheinend im Moment keine Möglichkeit, bunte Bilder von anderswoher in Winword-Dateien zu pappen. Auch mein Softwareberater ist ratlos, er meint, mein Speicher wäre nicht groß genug. Dabei lacht er schmutzig. Papperlapapp, Speicher, dafür ist mein Keller ziemlich geräumig.“

(„Bunten“ ist natürlich ein Scherz, Faxe waren auch dann schwarzweiß, wenn man sie vom Computer an einen anderen Computer schickte.)

„. . . werdet Ihr dann feste Faxzeiten haben oder immerdar und vierundzwanzigstunden zu erreichen sein? Und ist dann die zweite Nummer nur zum Faxenmachen? (. . .) Ist Dir übrigens aufgefallen, daß es nicht so nett ist, ein Fax zu kriegen, wie morgens resp. mittags einen Brief im Briefkasten zu finden? Aber

das wiegt die Kosten- und Geschwindigkeitsvorteile nicht auf, nein, wie heißt das Gegenteil von aufheben? Zunichtemachen? Hinlegen? Obwohl die Zeit, die der Computer braucht, um das Fax zum Betrachten aufzubereiten, dem Aufreißen von Briefkuverts mittels Hausschlüssel / Margarinemesser / Schraubenzieher vergleichbar ist.“

„Über das Faxen von Corel-Graphiken im allgemeinen kann ich nur sagen, daß sie gerne als schwarze Klötze hier ankommen und ich sie dann Stückchen für Stückchen für Stückchen mit dem Vergrößerungsglas abfahren muß. Auch das Drucken überstehen sie im allgemeinen schlecht. Aber ich bin trotzdem dankbar und sehe sie gerne.“

Zusätzliche Seiten kosteten zusätzliches Geld, weshalb die überlieferten Texte Wendungen enthalten wie „aber wegen so was fang ich jetzt auch keine neue Seite an“ oder „die Seite ist aus, wir gehen nach Haus, rabimmel rabammel rabumm“.

Quelle: Aufbewahrte Faxdateien im Word-Format. Die Faxdateien liegen auf meinem Macbook im Verzeichnis *Documents / Seelgeraeth (ca. 2002 – 2008) / Texte, eigene / bis 2000 / Schund vom alten Rechner / TEXTE / Alter Schund von Disketten.*

Kathrin Passig

Ungefähr Ende 1992

Ein Arztroman zum Thema TAE-Steckdosen

„‘Der Doktor ist’s gewesen!’ So schallte es durchs aufgeregte Försterhäuschen, und wer von draußen durchs Kammerfenster hereingeblickt hätte, der hätte als Ursprung dieses Rufens sogleich die kleine Lernschwester Kathrin ausgemacht. Reizend sah sie aus, wie sie so ihre junge Stirne in Falten legte und eine grimmige Miene versuchte. Um sie herum standen ihre beiden besten Freunde, der Junker Peter und seine blonde Verlobte Susi, und hörten

ihrem Geschrei teilnahmsvoll zu. 'Der Doktor hat diese kleinen schwarzen Dinger, ihr wißt schon, vom Stecker des Telefons abgeschnitten und jetzt sind sie nicht mehr daran! Und dabei war er so teuer, dieser Stecker!' Ja, die kleine Schwester hatte wohl recht und tat gut daran, sich solchermaßen zu empören, denn nun war er nicht mehr zu gebrauchen, der Stecker. Wichtig waren sie gewesen, diese 'kleinen schwarzen Dinger', wie sie sich ausdrückte, wichtig, um irgendeinen verborgenen Schalter im Inneren des komplizierten Mechanismus umzulegen. Und nun? Nichts tat sich mehr, rein gar nichts. 'Na, na', sprach der Junker Peter begütigend auf sie ein, 'das wird schon wieder! Da nehmen wir einen schönen Sekundenkleber, das geht wie der Blitz!' Aber da hatte er sich geschnitten, denn jetzt heulte die brünette Schwester erst recht los: 'Sie sind ja nicht mehr da, die Dinger! Zum Kehricht geworfen hat er sie, der Doktor, der Taugenichts!' Tja, da war nun tatsächlich guter Rat teuer."

Quelle: Fax an meinen Freund (den Doktor). In die mittlere TAE-Steckdose passte nur eine Steckerart, in die beiden äußeren eine andere, und mit einem Teppichmesser konnte man zwar aus der einen die andere machen, aber dann ging es eben nicht mehr.

Kathrin Passig

Vermutlich Wintersemester 1992/93

Computerlinguistik: Hört sich erst mal gut an, ist aber gar nicht so toll

An der Freien Universität Berlin wird ein Computerlinguistik-Seminar angeboten. Computerlinguistik, das klingt gut, an meiner vorigen Uni waren Computer und Geisteswissenschaften noch strikt getrennt. Ich sehe mir das mal an.

Das Seminar besteht darin, dass Studenten für den Dozenten das Oxford English Dictionary von Hand in den Computer tippen. Ein Student hat dafür eine unbequeme Eingabemaske in Pascal geschrieben. Das OED hat 300.000 Einträge, und die Herausgeber schätzen, dass es 120 Jahre dauern würde, es komplett abzutippen. Aber dann wird man, erklärt mir der Dozent, ganz bequem zum Beispiel das Durchschnittsalter aller Wörter in einem Text herausfinden können.

Eigentlich gibt es das OED schon seit 1988 auf 2 CD-ROMs zu kaufen. Entweder weiß der Dozent davon nichts, oder es ist zu teuer, oder es gibt keine CD-ROM-Laufwerke im Institut.

In irgendeinem Paralleluniversum bin ich vielleicht trotzdem Computerlinguistin geworden. In diesem verlasse ich das Seminar und komme nicht wieder.

Kathrin Passig

1992, 1977, 1962

Gute alte Technik, als moderner Schrott getarnt

Wir schreiben das Jahr 1992. Ich habe mir gerade einen billigen 1977er VW Polo L als Winterauto gekauft. Gerade habe ich meine Tasche ins Kofferräumchen verfrachtet und will die Heckklappe schließen, da ruft der frischgebackene Vorbesitzer: “Nein, nicht!” Zu spät: unter herzzerreißendem Knirschen verbiegt sich das, was ich für die Kolbenstange des Gasdruck-Heckklappenhochhalters halte.

Es stellt sich heraus, dass der Polo überhaupt keinen Gasdruck-Heckklappenhochhalter hat, sondern eine rein mechanische Vorrichtung, die nach dem Hochheben der Klappe einrastet und zum Schließen durch leichtes Anheben der geöffneten Klappe entriegelt werden will. Dass der vermeintliche Gasdruck-Heckklappenhochhalter beim Öffnen derselben keinerlei Hilfe ge-

leistet oder Widerstand geboten hatte, war mir allerdings nicht weiter aufgefallen – das Nichtfunktionieren derartiger Einrichtungen ist in meiner Gebrauchtwagen-Preisklasse eher die Regel als die Ausnahme.

Das Beschaffen eines "neuen" Heckklappenhochhalters beim Autoverwerter erweist sich als problemlos. Logisch, geht ja nie kaputt, so eine Mechanik: auch am schlimmsten Schrott-Polo war das Teil noch intakt und wegen der geringen Nachfrage auch angenehm billig zu erwerben. Damit zu leben ist danach auch kein Problem – man gewöhnt sich selbst sehr schnell daran und lernt auch, Mitfahrer rechtzeitig auf diese Besonderheit hinzuweisen. Und man lernt diese Lösung auch zu schätzen, eben weil einem nie wegen eines ermüdeten Gasdruck-Heckklappenhochhalters die Klappe auf den Kopf fällt. Das Ganze erinnert mich sogar ein bisschen an meinen geliebten 1962er VW Transporter, denn der hatte auch so eine Mechanik an der Heckklappe, allerdings offenliegend und deswegen unmittelbar einleuchtend. Alles prima.

Aber warum der verflixte mechanische Heckklappenhochhalter eigentlich so aussehen muss, als sei er ein Gasdruck-Heckklappenhochhalter, das habe ich nie so recht verstanden. Wer kommt auf den Trichter, eine simple und absolut zuverlässige Problemlösung so zu verkleiden, daß sie aussieht wie eine modernere, aber in jeder Hinsicht unterlegene – und aber dann auch zerstört wird, wenn man sie so bedient, wie man es von der moderneren gewohnt ist? Hätte VW auch nur einen Polo weniger verkauft, wenn der Heckklappenhochhalter noch so ausgesehen hätte wie 1962?

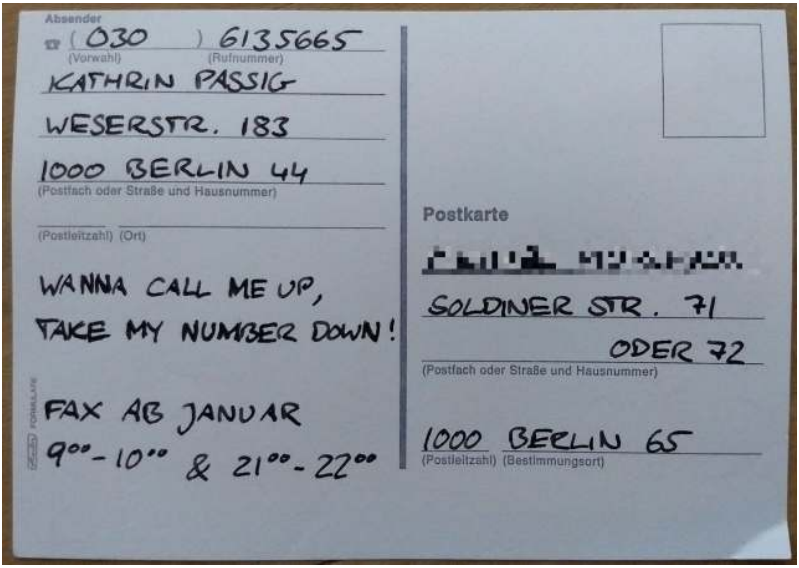
Ermel

Vermutlich Oktober 1992

Fickende Posthörnchen informieren die Welt über meine neue Telefonnummer (per Post)

Ich bin umgezogen und will meinen Freunden meine neue Telefonnummer mitteilen. Traditionell schreibt man zu diesem Zweck Postkarten. Auf der Vorderseite meiner Postkarte ist eine Grafik zu sehen, deren Ausgangsmaterial, das Telekom-Hörnchen, mit diesem Handscanner von einem Telekomdokument eingescannt wurde. Dann habe ich es – in Coreldraw vermutlich – bearbeitet, mit einem Nadeldrucker wieder ausgedruckt und auf die Postkarte geklebt. Die Telekom gibt es noch nicht so lange, erst seit 1989.

Ich habe dieses Motiv auch schon zur Verzierung von Briefumschlägen verwendet, und mindestens einmal ist der Brief beim Empfänger mit teilweise geschwärztem Umschlag angekommen. (Das Beweisstück liegt 2017 noch irgendwo in meinem Haushalt herum, ich reiche es nach, sobald es wieder auftaucht.)



Die angegebenen Fax-Uhrzeiten bedeuten, dass ich zu diesen Tageszeiten ganz sicher den Computer eingeschaltet habe. Das ist wichtig, weil die kurze Zeit zwischen dem vereinbarten Vorwarn-Klingeln, das ein Fax ankündigt, und dem eigentlichen Fax nicht für das Starten des Computers genügt.

Kathrin Passig

24. November 1992

ICH MÖCHTE EINEN VGA-FARBMONITOR!

Also, die [Familie meines besten Freundes] haben Ende September einen neuen Computer bekommen. Einen PC mit 40 MByte Festplatte, 16 MHz, Windows und vor allem einen VGA-Color-Monitor. Unsereiner ist sich auch bewußt, daß er einen ebensolchen benötigt. Das heißt im Klartext soviel wie: „ICH MÖCHTE EINEN VGA-FARBMONITOR!“ (...) Naja, ich wünsche mir einen zu Weihnachten, obwohl ich dann riskiere, nichts anderes zu bekommen; so ein Monitor kostet ja mindestens 800,- DM!

Johannes Mirus; Auszug aus meinem Tagebuch

Um 1992

S-Chanf wird gesucht und gefunden

Der Mitbewohner eines Freundes hat sich auf eine Wette eingelassen:

Es gibt mehr als 4 Wörter mit “nf” am Ende.

Fünf, Hanf, Senf und Genf

sind schnell zusammengetragen. Aber da muss es doch mehr geben! Hundertfünf, Tafelsenf etc. zählen natürlich nicht.

Für mehrere Tage verschwindet der Mitbewohner in der Unibibliothek und stöbert in Lexika und Atlanten. Problem ist natürlich, das niemand daran gedacht hat, dass es sinnvoll sein könnte, die Wörter in der umgekehrten Schreibweise (fnüf, fnah, fnes und fneg) zu sortieren. Dann würde man die nf-Wörter leicht finden. Stattdessen darf er sich von A bis Z durch die Stichwortverzeichnisse und Indexlisten wühlen, bis er in einem Atlas auf “S-Chanf” stößt, eine Gemeinde in der Schweiz, wie man heute leicht der Wikipedia entnehmen kann.

Fortan fragen wir uns, wie man das ausspricht: “Ess Chanf” oder vielleicht doch zu “Schanf” zusammengezogen?

Mit dem Internet ist das nun alles einfacher. Man findet nicht nur heraus, dass “S-Chanf” so ein bisschen wie “Schdanf” gesprochen wird, sondern, dass es auch noch einen Fluss namens Sernf gibt. Auch in der Schweiz. Damit vereint das kleine Alpenland alle Nfs in sich: Umgeben von fünf Ländern (Frankreich, Deutschland, Liechtenstein, Österreich und Italien), es gibt dort Senf und Hanf und auch die drei geographischen nf-Funde Genf, Sernf und S-Chanf.

Während der Mitbewohner meines Freundes in Anlehnung an seinen Nachnamen Bünnemeyer nun von mir “Bünf” genannt wird, sollte man vielleicht darüber nachdenken, die Schweiz in Schweinf umzubenennen.

Nachtrag:
Im Techniktagebuch-Redaktionschat erfahre ich, dass es bereits einen Beitrag gibt, der das hiesige Thema streift. Dort erfahre ich, dass es ein “Rückläufiges Wörterbuch” als Reimlexikon gibt, dafür kann ich hier die Gemeinde S-Chanf ergänzen.

Markus Winninghoff

ca. 1992

Mein erster Kontakt mit elektronisch projizierten Bildern

Mein erster Kontakt mit elektronisch projizierten Bildern: Unserem Jugendzentrum wird ein Videoprojektor angeboten. Irgendjemand hat so ein Gerät zu verschenken, leicht lädiert, angeblich aber funktionsfähig. “Filme zeigen” heißt bis dahin “16mm-Kopie und -Projektor ausleihen”, oder man musste sich mit einem für damalige Verhältnisse großen Fernseher zufrieden geben – ein Videoprojektor ist ein Gerät, das direkt aus der Zukunft gefallen sein muss.

Der Projektor stellt sich als mobiler Röhrenprojektor heraus: Das Gerät steckt in einem massiven riesenhaften, auf vier Rollen fahrbaren Gehäuse (in zeitgemäßer Holzoptik), vorne befinden sich drei enorme Glasoptiken für die drei Grundfarben, hinten eine beeindruckende Zahl von Reglern, mit denen die drei Röhren zueinander justiert werden müssen.

Dazu gehört eine ca. 2 m breite (für diese Zeit also im Heimkinobereich gigantische), gewölbte Bildwand aus Kunststoff, die genau in der korrekten Entfernung zum Gerät aufgestellt werden muss. Zoomen oder andere Veränderungen am Bild sind nicht vorgesehen, allerdings erweist sich die Bezeichnung des Geräts als "leicht lädiert" als freche Untertreibung: Von den zahlreichen Reglern zur Steuerung der Geometrie ist ca. ein Viertel defekt. Schon das Justieren eines funktionsfähigen Geräts dieses Typs wäre ein Geduldspiel, das Erzielen eines im Rahmen des Möglichen optimalen Ergebnisses mit diesem Gerät ist eine Strafarbeit.

Der Projektor ist trotzdem der Hit – auch wenn die großflächig nicht deckungsgleich einstellbaren Farbauszüge jedem Film einen ziemlich psychedelischen Charme verleihen.

macplanet

Ungefähr 1992

UND WER BEZAHLT DAS???

Ich studiere Informatik in Stuttgart und bin nebenher Hiwi (»studentische Hilfskraft«). Ich habe mir vorgenommen, die Software auf den Abteilungsrechnern auf den neusten Stand zu bringen und lade mir dazu eine neue Version des X Window Systems vom Massachusetts Institute of Technology herunter.

Es ist mein erster größerer transatlantischer Datentransfer. Auf meinem Terminal blinken Zahlen, die angeben, wieviele Bytes schon heruntergeladen sind, wie schnell, und wie lange es für die restliche Datenmenge noch dauern wird.

Mein Freund Max kommt in den Rechnerraum. Max ist der Administrator, der für die Abteilungsrechner zuständig ist. Er schaut neugierig auf meinen Bildschirm.

»Na, was machste?«

»Ich lade das neue X vom MIT runter.«

»UND WER BEZAHLT DAS???« fragt Max entsetzt. Wenn wir nicht gute Freunde wären, hätte er mir vermutlich in die Tastatur gegriffen und den Transfer sofort beendet. Wenn da plötzlich eine Rechnung kommt! Über ein paar tausend Mark! An seine Abteilung!

Ich weiß nicht, ob Max mit »bezahlen« die Software meint oder den Datentransfer um die halbe Welt. Wahrscheinlich beides. Ich bemühe mich, eine akzeptable Antwort zu finden.

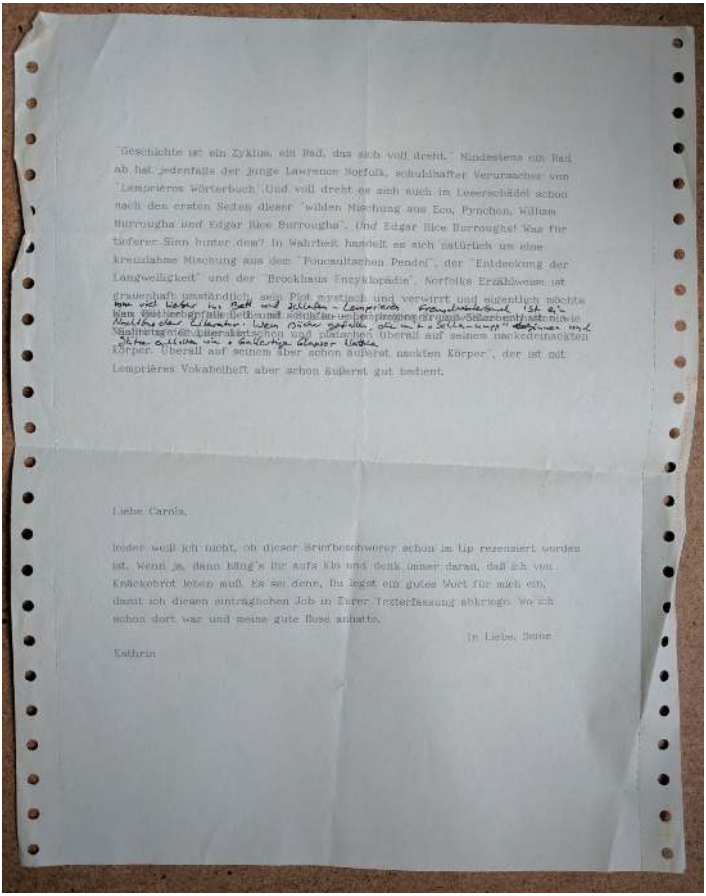
»Niemand bezahlt das. Es ist einfach da.«

André Spiegel

1991 oder 1992

Das Einreichen von Texten beim Berliner Stadtmagazin “tip”

Ich schreibe eine schlechte, unangeforderte Buchrezension und drucke sie auf Endlospapier aus. Weil es mit dem Zeilenvorschub nicht so ganz klappt, sind zwei Zeilen doppelt bedruckt. Ich schreibe handschriftlich darüber, was dort zu lesen gewesen wäre.



"Geschichte ist ein Zyklus, ein Rad, das sich voll dreht." Mindestens ein Rad ab hat jedenfalls der junge Lawrence Norfolk, schuldhafter Verursacher von "Lemprières Wörterbuch". Und voll dreht es sich auch im Leserschädel schon nach den ersten Seiten dieser "wilden Mischung aus Eco, Pynchon, William Burroughs *und* Edgar Rice Burroughs". *Und* Edgar Rice Burroughs! Was für tieferer Sinn hinter dem? In Wahrheit handelt es sich natürlich um eine kreuzfahrne Mischung aus dem "Foucaultschen Pendel", der "Entdeckung der Langweiligkeit" und der "Brockhaus Enzyklopädie". Norfolks Erzählweise ist grauenhaft umständlich, sein Plot mystisch und verwirrt und eigentlich möchte man vielleicht lieber ein Buch über Lemprière schreiben. Ich bin gerade, als ich "Lemprière" beginne, in einer Phase der Lektüre, wo ich gerne ausführlich und plastisch Überall auf seinem nackedeinackten Körper. "Überall auf seinem aber schon äußerst nackten Körper", der ist mit Lemprières Vokabelheft aber schon äußerst gut bedient.

Liebe Carola,

leider weiß ich nicht, ob dieser Briefbeschwerer schon im tip rezensiert worden ist. Wenn ja, dann häng's Dir aufs Klo und denk immer daran, daß ich von Knäckebrot leben muß. Es sei denn, Du legst ein gutes Wort für mich ein, damit ich diesen einträglichen Job in Eurer Texterfassung abkriege. Wo ich schon dort war und meine gute Rose anhatte.

In Liebe, Deine

Kathrin

> Du legst ein gutes Wort für mich ein, damit ich diesen einträglichen Job in Eurer Texterfassung abkriege. Wo ich schon dort war und meine gute Hose anhatte.
> In Liebe, Deine Kathrin

Der einträgliche Job in der Texterfassung besteht darin, die von anderen Autorinnen und Autoren ebenfalls auf Papier eingereichten Beiträge in einen Computer einzutippen. Vermutlich nicht nur in meinem Fall sind diese Beiträge vorher schon einmal in einen Computer eingetippt worden. Aber es gibt keine einfache Möglichkeit, sie ohne Ausdrucken und neues Abtippen ins Redaktionssystem des tip zu befördern. Eventuell gibt es noch nicht mal eine komplizierte Möglichkeit.

Den Job bekommt trotz der guten Hose jemand anders.

Kathrin Passig

1992

Von der DEC PDP auf den lokalen PC

Im Institut haben PCs Einzug gehalten. Die alte DEC PDP-11 wird noch irgendwo im Keller des Rechenzentrums verwahrt. Ein Doktorand hatte einmal ein Programm in Fortran geschrieben zur Berechnung der Mineralien-Zusammensetzung von Steinen. Dieses Programm lief lange auf der PDP-11, existiert nun aber nur noch als Sicherungskopie auf Magnetband, da niemand daran gedacht hatte, es auf einen PC zu transferieren. Ich stelle einen schriftlichen Antrag beim Rechenzentrum, das Magnetband mit dem Programm noch einmal einzulesen und mir das Programm auf einem FTP-Server zur Verfügung zu stellen (denn die PCs können keine Magnetbändern lesen, und einen anderen Weg vom Magnetband auf 5 ¼Disketten kennen wir nicht).

Nach einigen Tagen bekomme ich ein Schreiben, dass das Programm zum Download bereit steht, angegeben ist ebenfalls die Adresse des FTP-Servers und ein Login. Login und Download funktionieren, und nach etwas Bastelarbeit gelingt es, das alte Fortran Programm so zurechtzubiegen, dass es sich mit einem modernen Fortran 90 Compiler für moderne Windows 3.1 PCs lauffähig compilieren lässt.

Molinarius

1992

Wir sind jung und wissen nicht, was wir tun

Wie es genau dazu kommt, weiß ich heute im Jahr 2017 nicht mehr, es müssen so geheime, unter Jugendlichen weitertradierte Insider-Informationen sein, jedenfalls gibt es Anfang der neunziger Jahre Telefonchats, in die man sich einfach einwählen kann und dann mit irgendwelchen Leuten reden kann. Eventuell stehen die Nummern auch einfach im Telefonbuch, aber warum hätte ich danach suchen sollen. So oder so: Wir wissen Bescheid, wir haben die Nummern und wollen sie benutzen.

Daniela und ich sind in dem Alter zwischen elf und dreizehn und damit im besten Alter, um Unfug zu machen, weil einem gerade so langweilig ist, also hole ich das Telefon (ein rotes Tastentelefon) aus dem Arbeitszimmer in mein Kinderzimmer und wir rufen an. Im Chat geben wir uns als 18 aus und kommen auch mit irgendwelchen Jungs ins Gespräch. Obwohl ich mich in dem Alter für alles interessiere, aber garantiert nicht für Jungs, erst recht keine viel zu alten Jungs, bin ich ganz aufgeregt und plappere fröhlich am Telefon mit wildfremden Menschen.

Wie es zu einem Gespräch jenseits des Chats kommt, weiß ich nicht, eventuell tauscht man Nummern aus und ruft dann direkt an. Weiterhin nicht überliefert ist, ob das ganze etwas kostet, wenn ja, wie viel und wunderten sich unsere Eltern über die Telefonrechnung, wenn nein, warum nicht?

Das einzige, an das ich mich jenseits der groben Rahmenhandlung noch erinnere, ist, dass meinem Gesprächspartner das alles doch nicht so ganz geheuer ist.

“Du bist aber doch keine 18, oder?”

“Hihihi, na gut, hm, nein. Was denkst du denn, wie alt ich bin?”

“So 16 vielleicht.”

Das reicht uns eigentlich und wir geben zu, klar, wir wären erst 16 und können damit immer noch stolz darauf sein, als deutlich älter durchzugehen als wir eigentlich sind.

Vermutlich nannte man das damals auch nicht Telefonchats, sondern irgendwie anders, aber selbst daran erinnere ich mich nicht mehr.

Anne Schüßler

1992

Kein Telefon in Lichtenberg

P. und S. sind wegen der billigen Miete nach Ostberlin gezogen, als Untermieter in eine möblierte Wohnung in Lichtenberg. Weil ich außer den beiden niemanden in Berlin kenne, bin ich täglich dort. Es wäre auch schwierig, einen anderen Besuchsrhythmus als den täglichen zu vereinbaren, denn Telefon gibt es nicht. Auch die Nachbarn haben keines. Wenn man telefonieren möchte, muss man entweder einige Straßen weiter nach rechts zu einer Telefonzelle gehen, vor der zu jeder Tageszeit Leute warten, oder einige Straßen weiter nach links, wo in einem Hofdurchgang ein öffentliches Telefon montiert ist. Hier ist die Schlange kürzer, dafür lehnt im Fenster neben dem Telefon eine Frau auf einem Kissen und gibt sich keine Mühe, zu verbergen, dass sie sämtliche Telefongespräche mit anhört.

Nach einigen Monaten werden im S-Bahnhof Lichtenberg öffentliche Telefone angebracht. Es sind Kreditkartentelefone, und P. schreibt einen erbosten Brief irgendwohin, in dem er unter anderem behauptet, in Lichtenberg

habe man nicht nur keine Kreditkarten, sondern halte “American Express” überhaupt für ein Transportunternehmen mit Pferdekutschen. Die erste Behauptung stimmt wahrscheinlich.

P. schreibt weiter Beschwerdebriefe, und so kommt es, dass die Telekom eines Tages überraschend ein Telefonkabel in seine Wohnung verlegt. Es ist der erste Anschluss im Haus, vielleicht der erste in der Straße, und die Nachbarn, erbost über das unverdiente Wessi-Privileg, trennen noch am selben Tag einen Meter aus dem offen im Treppenhaus verlegten Kabel heraus. Jetzt gibt es wieder kein Telefon in Lichtenberg.

Kathrin Passig

1992 ungefähr

In der Zukunft der Vergangenheit muss man Alben nicht mehr in einer bestimmten Reihenfolge hören

Ungefähr um 1992 zieht bei uns ein CD-Spieler ein. Die ersten CDs, die mein Vater kauft sind *Greatest Hits* von den Bangles und *Jazz* von Ry Cooder und noch irgendwas, was ich vergessen habe. Es ist eine wilde Mischung, die nur bedingt etwas mit dem Musikgeschmack meiner Eltern und viel eher etwas mit der gerade ausgelegten Auswahl im CD-Laden zu tun hat, nehme ich an.

Ich bin 11 und sehr fasziniert von dieser neuen Technik. Man kann einfach irgendein Lied abspielen, man kann das Lied oder die ganze CD in Endlosschleife abspielen und man kann per Zufallsgenerator das Album durcheinander abspielen. Ungeahnte Möglichkeiten tun sich auf.

Bei meiner Cousine erfinden wir ein Spiel, bei dem wir eine CD in den CD-Spieler einlegen, den Zufallsabspielmodus einspielen und dann raten, welches Lied als nächstes kommt. Die Tipps der Mitspieler werden auf einer Liste auf einem Zettel festgehalten. Eventuell finde nur ich dieses Spiel faszinierend und meine Cousinen und Cousins verdrehen innerlich die Augen.

Auf diesem Weg hören wir die größten Hits von Reinhard Mey mehrfach hintereinander in der nicht vom Albumkonzipierer vorgesehenen Reihenfolge. Punk ist gar nicht tot, er hört nur Reinhard-Mey-CDs im Zufallsmodus.

Anne Schüßler

Um 1992

Briefwechsel mit Gürteltieren

Nach der Anschaffung des Handscanners benutze ich ihn mangels anderer Anwendungsgebiete erst einmal, um Briefe und Faxe an Freunde mit eingescannten Schwarzweißbildern zu verzieren. Hier einer der raren Belege, wiedergefunden 2017 in einem Stapel alter Papiere. Die übrigen Briefe sind zwar ebenfalls erhalten, aber in einem uralten Word-Format, und das haben die eingefügten Grafiken nicht überlebt.

Mit Schwarzweiß ist hier wirklich Schwarz und Weiß gemeint. Ich glaube, Graustufen überforderten meinen Computer.

Kathrin Passig

1992 (circa)

Wie ich Strip Poker besiegte

Strip Poker war ein eher schlichtes Computerspiel, bei dem man gegen Frauen Poker spielte, genauer gesagt gegen die Bilder von Frauen, und immer, wenn man eine Runde gewann, zog die Frau ein Kleidungsstück aus. Wenn man verlor, zog sie sich wieder an. Es war ein sehr sehr nerviger Weg zu einem Bild von einer barbusigen Frau, aber wir hatten ja damals nichts. Man konnte nicht einfach "barbusige Frau" googeln (was zum Zeitpunkt des Aufschreibens 2017 übrigens auch keine besonders erfüllende Googlesuche ist).

Jedenfalls wollte ich nicht jedesmal warten, bis ich fünf Runden im Poker gewonnen hatte – mehr Kleidungsstücke musste man nie wegpokern. Ich wollte sofort die nackten Frauen sehen, der Vorgang des Ausziehens war mir egal. Sowohl Bilder als auch Programm lagen in Binärformat vor, in großen Datenklumpen, man konnte also nicht so einfach die Bilder woanders hinkopieren. Screenshotten war auch noch nicht erfunden, oder ich wusste nicht, wie es ging. Und das Spiel lief auf einer Diskette und übernahm den gesamten Computer. Die Lösung: Ich lud die Datenklumpen in meinen Debugger für Assemblerprogramme, ein Hex-Editor, mit dem man direkt an der Quelle herummanipulieren konnte. Und dann dauerte es sicher auch nur ein paar Wochen, um herauszufinden, welcher Klumpen welchem Bild entspricht, und die Adressen im Programm so umzudrehen, dass die Frau am Anfang nackt ist und sich dann sukzessive anzieht, statt umgedreht.

Ich hatte damals sicher nichts Besseres zu tun. Erzählt habe ich davon bisher niemandem.

Aleks Scholz

19. Januar 1993

Brief nach Bielefeld

Die Postleitzahlen waren kürzer, Briefe wurden noch handschriftlich verfasst und Telefonnummern konnte man nicht einfach im Internet nachsehen. Ins Gespräch gekommen sind wir aber trotzdem, dauerte eben alles länger.

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN
Zentraleinrichtung
Studienberatung und
Psychologische Beratung
Dr. Otto Kruse

FU BERLIN

Freie Universität Berlin,
Brümmerstr. 50, 1000 Berlin 33

Tel.: (030) 838 5236

Berlin, den 19.1.93

Dr. Andrea Frank
Fakultät für
Pädagogik
Univ. Bielefeld
Postfach
W-4800 Bielefeld

Sehr geehrte Frau Frank,
ich freue mich über Ihre Anfrage
wg. wissenschaftlichem Schreiben. Seit
einigen Jahren führe ich entsprechende
Veranstaltungen durch und diese
Arbeit wächst sich immer mehr aus,
so daß ich auch gerne ein Schreib-
labor aufbauen würde. Leider hat
die FU kein Geld dafür.
Umso mehr interessiert mich, was
Sie machen. Vielleicht können wir
einmal telefonieren? Leider habe ich
keine Telefon-No. von Ihnen, sonst
würde ich es gleich probieren. Da
ich noch heute für den Rest der
Woche verreise, werde ich auch erst
nächste Woche dazu kommen,
Schriftliches zusammenzustellen.
Mit freundlichen Grüßen
Ihr Otto Kruse

Sehr geehrte Frau Frank,
ich freue mich über Ihre Anfrage wg. wissenschaftlichem Schreiben. Seit einigen Jahren führe ich entsprechende Veranstaltungen durch und diese Arbeit wächst sich immer mehr aus, so daß ich auch gerne ein Schreiblabor aufbauen würde. Leider hat die

FU kein Geld dafür.
Umso mehr interessiert mich, was Sie machen. Vielleicht können wir einmal telefonieren? Leider habe ich keine Telefon-Nr. von Ihnen, sonst würde ich es gleich probieren. Da ich noch heute für den Rest der Woche verreise, werde ich auch erst nächste Woche dazu kommen, Schriftliches zusammenzustellen.
Mit freundlichen Grüßen
Ihr Otto Kruse

Andrea Frank

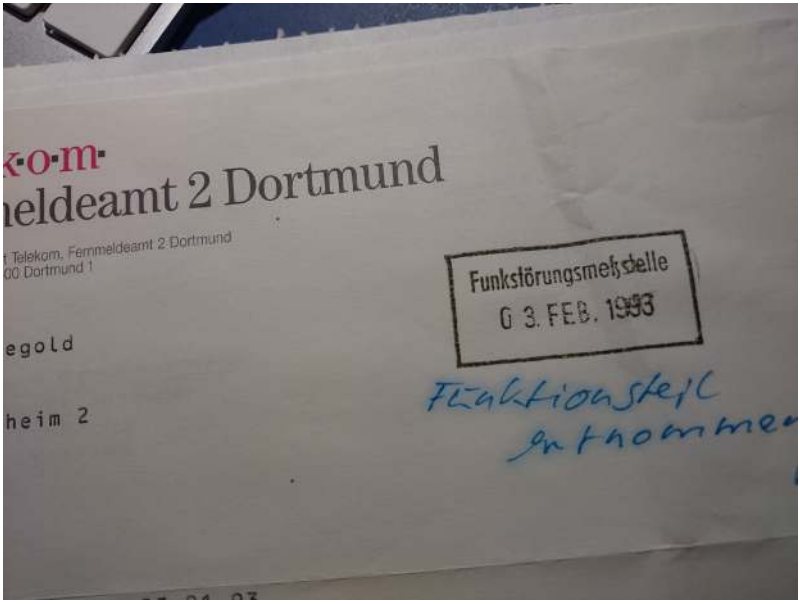
3. Februar 1993

Mobilfunk-Abmeldung per Chipausbau (und Extragebühren für lange Leitung)

Ich habe mein Eurosignal abgemeldet. Die vergangenen Jahre hat es mir gute Dienste geleistet (und bisweilen auch Leute irritiert). Aber die Zeiten dieser simplen Funkrufempfänger, die nur anzeigen, dass jemand eine bestimmte Nummer angerufen hat, sind langsam vorbei.

Abmelden dieser *Funkanlage* bei der *Deutschen Bundespost Telekom* ist allerdings nicht ganz so einfach. Es reicht nicht, den Funkrufanschluss zu kündigen: Die staatliche Telekommunikationsfirma besteht darauf, dass der Chip, der – untechnisch gesprochen – die Rufnummern enthält, amtlich ausgebaut wird.

Den Ausbau lasse ich von der Funkstörungsmeßstelle des zuständigen Fernmeldeamts vornehmen und mir natürlich auch bescheinigen.

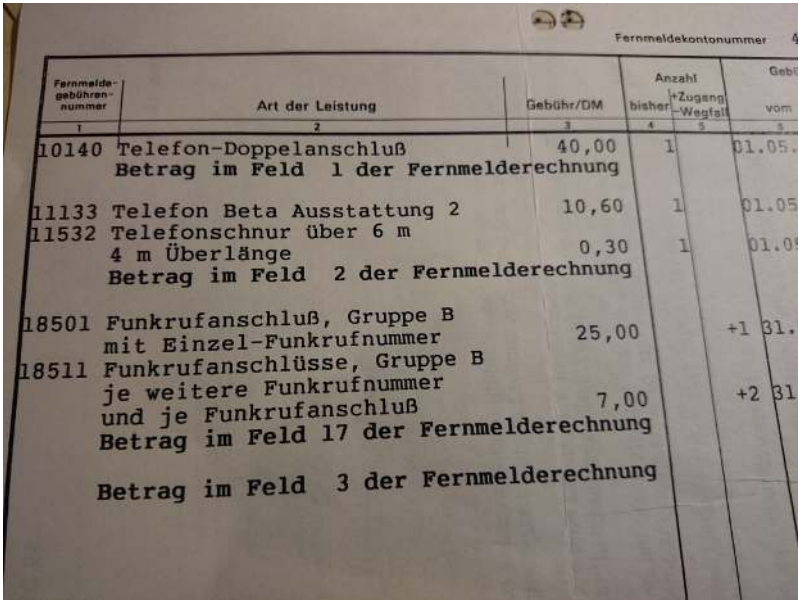


Erst mit diesem Ausbau ist ja meine Abmeldung vollzogen. Und außerdem warnt mich die Deutsche Bundespost: *Wir machen darauf aufmerksam, daß die Vorführung der Funkanlage zwecks Außerbetriebnahme mit Zwangsmitteln des Verwaltungs-Vollstreckungsgesetzes durchgesetzt werden kann.* Das will ich dann doch nicht riskieren.

Ein gewichtiger Grund für den Abschied vom Eurosignal sind die Kosten, die für so einen Dienst in den 90er Jahren einfach nicht gerechtfertigt sind. Eines dieser neuen Mobiltelefone im GSM-Netz hätte ich zwar gerne, zumal die Grundgebühr keine zwanzig Mark höher ist. Aber die Geräte selbst sind mir noch zu teuer.

Schon für das (teuer selbst gekaufte) Eurosignal habe ich 39 Mark im Monat bezahlt – 25 Mark Grundgebühr mit einer Rufnummer, je sieben Mark für die beiden weiteren Rufnummern. Und das waren ja nicht die einzigen

Grundgebühren, die ich in den vergangenen Jahren – neben den nutzungsabhängigen Kosten für Gesprächseinheiten am Telefon – an die Deutsche Bundespost Telekom gezahlt habe.



Fernmeldekontonummer

Fernmelde-gebühren-nummer	Art der Leistung	Gebühr/DM	Anzahl bisher	+Zugang -Wegfall	Gebü vom
1	2	3	4	5	6
10140	Telefon-Doppelanschluß	40,00	1		01.05.
	Betrag im Feld 1 der Fernmelderechnung				
11133	Telefon Beta Ausstattung 2	10,60	1		01.05
11532	Telefonschnur über 6 m 4 m Überlänge	0,30	1		01.0
	Betrag im Feld 2 der Fernmelderechnung				
18501	Funkrufanschluß, Gruppe B mit Einzel-Funkrufnummer	25,00		+1	31.
18511	Funkrufanschlüsse, Gruppe B je weitere Funkrufnummer und je Funkrufanschluß	7,00		+2	31
	Betrag im Feld 17 der Fernmelderechnung				
	Betrag im Feld 3 der Fernmelderechnung				

Zu den 40 Mark Grundgebühr für den Telefon-Doppelanschluss mit zwei Leitungen und zwei Rufnummern (eine für unsere WG, eine für mich beruflich) kommen die monatlich 10,60 Mark für mein Telefon mit Sonderausstattung: Tastenfeld statt Wählscheibe und Einheitenzähler. Und vor allem zahle ich für meine lange Leitung: Weil meine Telefonschnur länger ist als die üblichen sechs Meter, kosteten die vier Meter zusätzlich eben extra. 30 Pfennig im Monat.

Thomas Wiegold

Anfang 1993

Der Ärger mit den Empfehlungsalgorithmen beginnt

Ich will eine Germanistik-Magisterarbeit über Buchempfehlsysteme schreiben. So was gibt es zwar noch nicht, aber das muss doch gehen, denke ich mir, man erhebt einfach, was den Leuten gefallen hat und was nicht, dann vergleicht man die Ergebnisse von mehreren Leuten untereinander, und daraus extrahiert man dann Empfehlungen. Wenn jemand auf der „hat mir gefallen“-Liste neunmal meine Lieblingsbücher nennt, dann wird mir doch sein zehntes Buch vermutlich auch gefallen. Genauso funktionieren schließlich Empfehlungen im Freundeskreis.

Leider glaubt niemand an diese schöne Idee. An meinen Freund schreibe ich: „Den ganzen Tag lang muß ich mich mit Leuten über meine Magisterarbeit streiten. Es ist unglaublich, was man gegen so eine simple, einfache Sache für komplizierte Einwände vorbringen kann. ‚Ja, aber, der Computer kann doch die Bücher inhaltlich gar nicht bewerten!’, ’Ich bin Computerspezialistin und kann Dir sagen: Das geht mit Sicherheit nicht’, ’Man muß eine Expertenbefragung durchführen’, ’Man muß nach den Büchern fragen, die den Leuten in sagen wir einer halben Stunde einfallen’.“ Herr und Frau Rutschky sagen einhellig: „Miss Passig, das stellen Sie sich zu einfach vor. Geschmack ist viel komplizierter.“ Eugen Egner, der eins meiner Buchvorlieben-/Abneigungsformulare zugeschickt bekommen hat, erklärt die Idee für „ausgesprochen infantil“.

Auch meine Germanistikprofessoren sträuben sich und schicken mich hin und her. „Gehen Sie doch mal zu Herrn X., der arbeitet mit Computern.“ Herr X hat, wie sich herausstellt, einen Rechner in seinem Büro, auf dem Word läuft.

Nur Heinz Gralki und Heidemarie Hecht, für die ich in meinem Unijob arbeite (hauptsächlich Tetris), glauben, dass es sich nicht um eine komplett schwachsinnige Idee handelt. Aber Heidemarie Hecht hat auch schon in den 70er Jahren programmiert.

Wenn ich später vor anderen Leuten damit angebe, wie ich schon Anfang der 90er Jahre praktisch Amazon erfunden habe, verschweige ich strategisch einige Details, nämlich dass meine Erhebungen mit Hilfe von Zetteln aus Papier stattfanden, dass ich nicht ansatzweise über die Programmierkenntnisse verfügte, diese Zettel – selbst bei höherer Rücklaufquote – auszuwerten, dass so ein Empfehlungsalgorithmus technisch keine triviale Sache ist, und vor allem, dass das WWW noch gar nicht erfunden war. Man hätte irgendwie eine Desktopanwendung daraus machen müssen.

Es dauert dann noch bis 2000, bis ich meine Magisterarbeit über etwas ganz anderes schreibe. Etwa um dieselbe Zeit führt Amazon einen Buchempfehlungsalgorithmus ein. Der funktioniert auch wirklich nicht besonders gut, aber das ist eine andere Geschichte.

Quellen: Gedächtnis, aufbewahrte Fax-Dateien.

Kathrin Passig

Ca. 1993

Während meiner Grundschulzeit gibt es nur bei Lukas einen Rechner, sein Vater ist nämlich Lehrer

Der Rechner steht im Keller und kann nur DOS. Wir spielen Commander Keen und (heimlich) Duke Nukem.

Außerdem hat Lukas eine Datei: Sein Vater hat ihm eine Textdatei lukas.txt gespeichert, und die und nur die darf er im Default-DOS-Text-Editor benutzen. Für diverse Notizen und selbstgebaute ASCII-Art ist das knapp, weil der Editor nicht beliebig viele Zeilen verarbeiten kann. Ich entdecke, daß man etwa genauso weit nach rechts wie nach unten scrollen kann und glaube,

damit das Speicherproblem ein für alle Mal gelöst zu haben. Lukas erklärt mir, daß jeder Zeilenwechsel alles durcheinanderbringen würde und auch die Pfeiltasten nicht helfen.

Felix Neumann

In den 90ern (aber auch früher)

Gitarre stimmen mit dem Telefon

Wenn man eine Gitarre stimmen will, aber gerade kein Stimmgerät (teuer) oder ein Klavier (noch teurer und dazu nicht immer verfügbar) zur Hand ist, kann man natürlich eine Stimmgabel nehmen. Die haut man irgendwo gegen und hat ein A, dann stimmt man die A-Seite und von da aus alle anderen.

Wenn man keine Stimmgabel hat, kann man auch das Telefon nehmen. Das Tuten, das man standardmäßig hört, wenn man den Hörer von der Gabel nimmt, ist ebenfalls verlässlich ein A. Bis wann das so verlässlich funktioniert, kann ich aber nicht sagen.

(WIR HATTEN JA NIX!)

Anne Schüßler

Mai 1993

Mobile Satellitentelefone in zentnerschweren Kisten

Mein Satfone in Mogadischu . . . Der Reihe nach: Wir sitzen auf dem Dach des Journalisten-Hotels am K4 in Mogadischu (K4, weil die markante Kreuzung an der Hauptstraße vier Klicks vom Hafen entfernt ist). Nachts ist es ruhig in der umkämpften somalischen Hauptstadt, die Clan-Milizen haben sich mit ihren Technicals, den Pick-ups mit aufgeschweißtem Maschinengewehr, in ihre Viertel zurückgezogen. Aus den Ruinen flackert nur ab und zu ein kleines

Feuer; wo die somalischen Warlords, die Hilfsorganisationen und die UN-Militärs sitzen, ist leicht auszumachen: Wo Generatoren dafür sorgen, dass es elektrisches Licht gibt.

Ein bisschen Aufruhr am Tor des Compounds, der von Kämpfern mit Kalaschnikow bewacht wird. Ein Trucker der US-Logistikfirma Brown&Roots hat den Weg von Kenia hier herauf lebend und mit seiner Fracht – vermutlich tonnenweise Pepsi-Dosen für die US-Soldaten – überstanden. Jetzt, sagt er, müsste er mal telefonieren, um zu wissen, wo er seine Ladung abliefern soll.

Telefonieren? Das geht im zerstörten Somalia nur für den, der sein Satellitentelefon mitbringt. Besser: der es von kräftigen Helfern hat an den vorgesehenen Platz bringen lassen. Die Kabel, die einstmals das Telefonnetz Mogadischus bildeten und das Land mit dem Rest der Welt verbanden, sind längst *gelootet*, von Plünderern mitgenommen worden.

Ich bin da privilegiert: Die Kollegen aus dem Associated-Press-Büro in Nairobi haben drei dieser Telefone nach Mogadischu geschafft. Drei Kisten, von denen jede mehr als einen Zentner wiegt, die Parabolantenne für den Kontakt zum Satelliten nicht mitgerechnet. Die Kisten kommen gleich mit angebauten Rollen, damit man die Telefone an die gewünschte Stelle rollen kann.

Die Technik-Kollegen von AP haben da ganze Arbeit geleistet: Die Satellitenschüsseln für die Telefone stehen auf dem Flachdach, wo wir mit billigem Gin und Tonic aus dem französischen Marketenderladen am Flughafen unsere Abende verbringen. Gleich neben den Stromgeneratoren, damit die Telefone überhaupt funktionieren. Die Geräte selber stehen zwei Stockwerke tiefer, in den Zimmern, die wir als Redaktionsräume nutzen.

Damit können wir problemlos nicht nur telefonieren, sondern auch unsere Texte (und die Fotos) verschicken, über diese Satellitenleitung. Für die Texte hänge ich, wie am Telefon zuhause, meinen Laptop an das Satellitentelefon. Das sehen die Kollegen auch lieber, als wenn ich anrufe – bei 19 US-Dollar pro Minute, die Inmarsat kassiert, guckt dann auch eine Weltfirma wie Associated Press, was ihre Leute in Mogadischu da so ausgeben . . .

Mobil ist diese Technik nicht wirklich – oder nur dann, wenn man genügend Leute (und das Fahrzeug) hat, die zentnerschweren Kisten mitsamt Stromerzeuger durch die Gegend zu bewegen. Mit ein bisschen Neid schaue ich deshalb auf den Kollegen von der *Washington Post:* Der hat ein Gerät, das als kleiner Koffer mit viel gutem Willen vielleicht sogar noch als Handgepäck im Flieger durchgeht. Auch sein Apparat baut eine Verbindung zum Inmarsat-Satelliten auf, allerdings nur für Text, und dann nicht wie unsere Computerverbindung mit schnellen 300 Baud, sondern wie eine Telexmaschine mit 75 Baud. Dafür kann er sein Gerät überall hin mitnehmen.

Das mit dem Satellit dürfte die Zukunft sein – es ist einfach komfortabler als der Weg über Kurzwelle, den ich paar Tage zuvor benutzt hatte. In Bosaso im Norden Somalias hat das Technische Hilfswerk eine Funkstation aufgebaut, mit der die THW-Leute den Kontakt nach Deutschland halten. Ich konnte dort zwar Nachrichten absetzen, aber ein bisschen umständlich: Den Text auf meinem Laptop speicherte ich auf eine Diskette, der Funk-Operateur las auf seinem Computer den Text ein, schickte ihn über ein PACTOR-Kurzwellenmodem nach Deutschland, wo er von der Hauptfunkstelle der Polizei bei Bonn ausgedruckt und als Fax an den Adressaten weitergeleitet wurde. Meine Frau dürfte über das Polizei-Fax ein bisschen verblüfft gewesen sein. Vielleicht rufe ich sie lieber mal an, für 19 Dollar die Minute.

Thomas Wiegold

Mitte 1993

Kursbuch, HAFAS, Schlangestehen: Wie man Bahnverbindungen herausfindet

„Jetzt muß ich schon fast wieder los und nach Lichtenberg zum Bahnhof. Es ist kein Leben ohne Hafas! Ein ganz erbärmliches jedenfalls.“ So schreibe ich an meinen Freund. Hafas ist das HaCon Fahrplan-Auskunfts-System der Bahn, und wenn man es nicht hat, muss man zum Bahnhof gehen und

sich seine Verbindungen von Fachleuten am Schalter heraussuchen lassen. Ältere Menschen können auch das Kursbuch benutzen, das angekettet an jedem Bahnhof ausliegt, aber das verlangt Spezialfähigkeiten, die ich nie hatte. Mein Vater macht sich darüber immer lustig.

Zum Glück werde ich bald eine neue HAFAS-Diskette bekommen: „Aber die Rettung naht, die neuen Städteverbindungen sind bei der 'Zentralstelle Produktion' bestellt." Einfach am Bahnhof abholen kann man sie offenbar nicht.

Als die Diskette dann da ist: „Übrigens ist das neue Hafas für Windows und sieht ganz leidlich aus." „Es dauert jetzt alles ein bißchen länger als früher und frißt die halbe Festplatte auf, aber das nimmt man gern in Kauf für die Ästhetik." Wofür es *vorher* gewesen sein mag, wenn nicht für Windows, wissen (Stand 2014) weder ich noch die Wikipedia.

Quelle: Aufbewahrte Faxdateien

Kathrin Passig

Seit dem Sommer 1993

Als die Kreditkarte vom Luxusdings zu etwas ungemein Praktischem wurde

Wir haben Urlaub auf Kreta gemacht und wollten einen Mietwagen haben. „Mallorcapolice" raunte man uns ins Ohr.

Mietwagen sind in Mittelmeerländern nur mit sehr niedriger Haftpflichtversicherung versehen. Konkret erinnere ich mich an 50.000 DM als Höchstsumme. Das reicht nach den örtlichen Gesetzen, wenn man aber blöderweise einem deutschen Touristen über den Fuß fährt, gilt für Schadenersatz und Schmerzensgeld deutsches Recht. Daher stockt man die Haftpflicht mit der Mallorcapolice auf.

Die unter dem Strich günstigste Mallorcapolice bekam ich als Feature der Kreditkarte, die meine Kfz-Versicherung damals ausgab. Die kostete zwar 120 DM im Jahr, aber ich konnte die Insassenunfallversicherung, den Kfz-Schutzbrief und die Auslandsreisekrankenversicherung auch kündigen, weil auch sie in der Kreditkarte enthalten waren.

Dank Online-Banking – damals noch über BTX – konnte ich die Kreditkarte kreativ nutzen. Ich zahle seitdem alles, was möglich ist, mit der Kreditkarte.

Damals waren es überwiegend Benzin und Kleidung, inzwischen akzeptieren auch immer mehr Supermärkte die VISA und MasterCard. Außerdem bestellte ich seit 1993 mehr und mehr im Ausland, was damals wie heute mit der Kreditkarte am einfachsten ist.

Die Karte wird – sie ist ja eine Kreditkarte – im Minus geführt. An einem bestimmten Stichtag wird das vorgestreckte Geld dann von meinem Girokonto abgebucht.

Vor der Kreditkarte musste ich meinen Kontostand kontinuierlich im Blick behalten, inzwischen reicht es, einmal im Monat, kurz vor dem Stichtag, per Onlinebanking auf die Konten zu gucken und gegebenenfalls etwas Geld vom Sparbuch zu nehmen.

Volker König

Ca. August 1993

Das Leben vor der IMDB: Microsoft Cinemania

„Peter hat sich gestern ungeachtet seiner desolaten finanziellen Lage Microsoft Cinemania gekauft. Das ist ein sehr hübsches Programm, und wenn man bedenkt, daß schon ein ordinäres Schauspielerlexikon achtzig Mark kostet, sind hundertdreißig Mark für 19 000 Filme auch nicht so unmäßig. Trotzdem ist es nicht ganz so edel, wie man sich das vorstellt, wenn man die lobhudelnde Werbung dafür gelesen hat. Die Soundbeispiele sind ungefähr fünfzig oder vielleicht hundert, manche davon sind ganz nett, manche weniger, vor allem

sind sie fast nur aus so alten Schwarzweißfilmen. Gemein ist, daß die 'Animation', die das Herz des CD-ROM-Laufwerkbesitzers höher schlagen läßt, nicht etwa bunte Schröhö-Filmausschnitte sind, sondern vier popelige Punkte im Hilfemenü, wo man dann sehen kann, wie sich die Maus bewegt, Knöpfe drückt und Fenster aufmacht. Ich finde, das gehört sich nicht. Und genau so wird es bei den vier anderen tollen Angelegenheiten sein, für die im Vorspann Werbung gemacht wird. Nein, die Möglichkeiten des Multimedia-PC sind noch nicht annähernd ausgeschöpft, dafür sind die Softwarehersteller einfach zu geizig und zu einfallslos."

Quelle: Aufbewahrte Faxdatei

Kathrin Passig

September 1993 bis Sommer 1994

Jeder Computer ist portabel, man braucht halt ein Auto

Ich verbringe ein Jahr an der Uni Portsmouth. Mein Freund A. fährt mich mit seinem Auto nach England, was wichtig ist, denn erstens ist Fliegen noch teuer, und zweitens kann ich so meinen Computer mitnehmen. Er besteht aus einem Röhrenmonitor (etwa 13 oder 14 Zoll) und einem großen Gehäuse von etwa 50 x 50 x 20 cm. Der Monitor ist wohl schon ein Farbmonitor, jedenfalls werde ich in diesem Jahr sehr viel Minesweeper spielen.

Wie schon in Deutschland, wo A und ich in München und Berlin leben, verständigen wir uns durch das Zuschicken von digitalen Faxdokumenten. Man braucht dafür eine spezielle Steckkarte im Computer, in deren Rückseite ein Kabel mit dem amerikanischen RJ-Telefonstecker passt. Weil Telefone meistens noch nicht mit einem Stecker an eine Wandsteckdose angeschlossen, sondern fest verkabelt sind, endet dieses Kabel in zwei losen Drähten, die mit dem Telefonanschluss verzwirbelt werden müssen.

A. hat, glaube ich, in seiner WG schon zwei unterschiedliche Telefonanschlüsse für den Computer und das Telefon, es ist also relativ unkompliziert, ihm so ein Fax zu schicken. Sein Computer muss halt nur eingeschaltet sein. Mit meiner englischen WG ist es schwieriger, denn wir teilen uns zu viert einen Anschluss für alles. A. lässt also erst das Telefon zweimal klingeln, gibt mir dann ein paar Minuten Zeit, um gegebenenfalls den Computer einzuschalten und hochzufahren, und schickt dann das Fax. Das führt recht häufig dazu, dass meine Mitbewohner den Hörer abheben, wenn ein Fax kommt. Das wiederum bedeutet nicht nur das Fehlschlagen des Faxversands, man kann die Faxübertragung auch hören. Sie besteht aus einem lauten und unerfreulichen Schnarren und Zischen. Meine Mitbewohner ärgern sich darüber, und ich ärgere mich darüber, dass sie sich das mit dem Vorher-Klingeln-Lassen einfach nicht merken wollen. Sie warten auch gar nicht immer die zwei Klingeltöne des Vorwarn-Anrufs ab, sondern gehen manchmal sofort ans Telefon und erzeugen damit zusätzliche Kosten.

Die Computer an der Uni sind – zumindest in meinem Fachbereich – noch nicht mit der Außenwelt verbunden. Wenn ich etwas zu Hause Geschriebenes an der Uni ausdrucken will, muss ich es zu Hause in eine Datei drucken (für die Nachwelt: mit einer solchen Datei kann man dann nichts anderes mehr machen, man kann sie nur direkt an einen Drucker schicken), diese Datei auf einer 3,5-Zoll-Diskette an die Uni mitnehmen und sie dort ausdrucken. Ich kann nicht meine Word-Datei mit an einen Uni-Computer nehmen und dort bearbeiten, weil es auf den Uni-Rechnern kein Word gibt. Ich glaube, es gibt dort noch nicht einmal ein grafisches Betriebssystem. Wenn etwas mit der Druckdatei nicht stimmt, muss ich wieder nach Hause fahren, das Worddokument ändern, wieder in eine Datei drucken und damit zurück an die Uni (Fahrrad, ungefähr fünf Kilometer einfache Strecke, *beide Richtungen bergauf*).

Das alles ist ganz neu. Außer A. und zwei Exfreunden hat niemand, den ich kenne, einen Computer; meine Mitbewohner nicht und an der Uni auch niemand. Es interessiert sich aber auch niemand dafür.

Kathrin Passig

10.10.1993

Drei Stunden Hörspiel ohne Aufstehen

Zum Geburtstag habe ich eine neue Stereoanlage bekommen. Sie kann Radio und hat ein Doppelkassettendeck sowie einen beinahe funktionslosen Equalizer, der aber immerhin lustig zappelt, wenn Töne erklingen. Am meisten begeistert mich aber die Möglichkeit, eine Kassette automatisch in beide Richtungen abspielen zu können und eine zweite so auf Pause zu stellen, dass sie nach dem Ende der ersten automatisch startet. Ich kopiere mir sofort mehrere Drei-Fragezeichen- und TKKG-Folgen zusammen, damit ich fortan drei Stunden Hörspiel genießen kann, ohne aufstehen zu müssen.

Johannes Mirus

Oktober 1993

Drago im Glück

Ein Bekannter will die Lokalzeitung abonnieren und fragt mich, ob ich ihn nicht werben möchte, um vom Zeitungsverlag die entsprechende Prämie zu bekommen. Das mache ich gern, zumal auch noch etwas Gescheites angeboten wird: Ich erhalte einen transportablen CD-Spieler. Eine wunderbare Sache! Ich werde ihn in mein Auto montieren, und das Zeitalter der CD wird auch unterwegs für mich anbrechen. Ade, ihr abgenudelten Dumpfcasset-

ten! Ich lebe seit kurzem in einer frischen Fernbeziehung, meine Laune ist entsprechend blendend. Die Aussicht, auf den damit verbundenen langen Autofahrten qualitätvoll Musik hören zu können, hebt sie zusätzlich.

Vorläufig jedoch verlangt das Geschenk noch Investitionen. Ich erwerbe einen passenden „Car-Kit“ mit Schwanenhalshalterung, Adaptercassette (um das Signal ins Autoradio zu transportieren – AUX-IN-Buchsen an Autoradios sind noch unüblich, zumal an Ramschgeräten wie meinem) sowie einem Adapter für den Zigarettenanzünder zur Stromversorgung.

Zweierlei erweist sich: Erstens ist der Schwanenhals völlig unverzichtbar, er federt das CD-Laufwerk gegen Erschütterungen. Legt man das Gerät einfach auf den Beifahrersitz, springt der Laser so wild, dass an Musikhören nicht zu denken ist. Auf Schwanenhals montiert, schwankt und wippt der Player zwar bedenklich, aber merkwürdigerweise macht das nichts aus. Zweitens ist das Zigarettenanzünderadapter ein Gelump und geht schon in der ersten Woche entzwei. Ich kaufe ein neues. Mein Auto sieht mit den vielen Kabeln und Adaptern nicht besonders ordentlich aus, aber das Resultat kann sich durchaus hören lassen. Und Ordnungsfanatismus hat noch nie zu meinen Lastern gehört. Ich bin zufrieden mit der Welt.

In der zweiten Woche krame ich auf der Suche nach irgendwas im Kabelgewölle herum, und schalte versehentlich das Stromadapter von 3 auf 6 Volt um, was zum umstandslosen und augenblicklichen Exitus des Gerätes führt. Meine Laune sinkt deutlich. Um mich wieder zu trösten, leiste ich mir den Kauf eines neuen tragbaren CD-Players (unter Betriebswirtschaftlern würde man hier wohl von „Eskalation des Engagements“ sprechen).

Das neue Gerät ist sehr viel erschütterungsempfindlicher als das geschenkte erste. Ich schaffe es nie, es im Auto befriedigend zum Laufen zu bringen. Es liegt noch einige Jahre nutzlos bei mir herum, ehe ich es mit Schwung gegen die Blechwand eines Recyclingcontainers donnere.

Das Projekt „kostenlos erstklassigen Sound im Auto“ führt unterm Strich zu einem Plus an Lebenserfahrung und einem Minus an Geld. Vernünftig funktionierender CD-Sound im Auto kommt dann drei Jahre später bei mir an.

Drago Starcevic

schon immer bis Oktober 1993

Unkenntliche Gesichter

Ich arbeite ab der 5. Klasse bei der Schülerzeitung mit. Zu dieser Zeit besteht das Heft aus Schreibmaschinenseiten, die mit allerlei gefundenem Material (Buchstaben aus der Zeitung, ausgeschnittene Logos, eigene Zeichnungen) geschmückt und layoutet sind. Alles in schwarz/weiß natürlich — und ich meine Schwarz/weiß und nicht Graustufen! Diese Seiten im A4-Format werden zu einer Druckerei gebracht, wo sie dann verkleinert im Offset-Verfahren zu einem geklammerten Heft gedruckt werden. Unsere Auflage beträgt 500-600 Stück.

Größtes Problem ist das Abdrucken von Fotos. Normale Farbbilder kommen bei diesem Prozess meist als schwarze Rechtecke mit ein paar helleren Stellen oder als weiße Rechtecke mit ein paar schwarzen Stellen heraus. Von Rasterfolie haben wir noch nie gehört (und man konnte ja bekanntlich nicht googeln).

Im Oktober 1993 wechsle ich an eine Universität, welche bereits mit Scannern und Laserdruckern ausgerüstet ist. Jetzt scanne ich Fotos einfach ein und drucke sie am Laser wieder aus — im schönsten vorstellbaren Raster. Ab sofort kann man auf meinen gedruckten Fotos auch die Gesichter erkennen.

Tobias

Oktober 1993

Als ich (fast) das World Wide Web verschlafe

An einem Nachmittag im Oktober 1993 kommt B., einer unserer Studenten, in mein Büro in unserem Institut und sagt, dass er mit mir sprechen möchte.

Ich kenne B. schon länger. Er gehört zu einer Gruppe engagierter Studierender, die in Eigenregie in einem separaten Datenbereich unseres Computernetzes neue Software ausprobieren (und sich dort auch anderweitig austoben). Wenn die Software nützlich erscheint, installiere ich sie zusammen mit meinen Kollegen an einem zentralen Ort, so dass alle im Institut sie an ihren Computern nutzen können.

B. berichtet von einer neuartigen Software namens „Mosaic“, einem sogenannten „Browser“ für das „World Wide Web“. Diese müsse ich mir unbedingt anschauen, und er bittet darum, sie möglichst schnell für alle verfügbar zu machen.

Des weiteren möchte B. auch gleich einen eigenen „Webserver“ einrichten und „Webseiten“ für das Institut erstellen. Hierfür bittet er um entsprechenden Festplattenplatz (er sagt, 20 Megabytes müssten reichen) sowie einen Namen der Form „www.xyz.de“

Ich reagiere erst einmal zögerlich auf das Anliegen von B. und sage keine Unterstützung zu. Den Begriff „World Wide Web“ höre ich zum ersten Mal. Und ein „Browser“ – was soll das sein?

Zum Herunterladen von Software und Daten haben wir FTP, und für den Austausch von Informationen und für Diskussionen nutzen wir sehr intensiv seit den frühen 1980er-Jahren das Usenet. Und dann gibt ja seit 1991 noch Gopher, quasi einen Vorläufer des World Wide Web, wie ich später erfahre. All das funktioniert bestens; einen Bedarf an etwas Neuem kann ich nicht erkennen.

Auf unserem nächsten Arbeitstreffen im Rechnerbetrieb sprechen wir über das Anliegen von B. Wenn B. „Webseiten“ für das Institut erstellt, können diese anscheinend weltweit gelesen werden. Muss das dann nicht zuerst von

den offiziellen Entscheidungsgremien abgesegnet werden? Es herrscht Ratlosigkeit. Sollte man vorsichtshalber statt „www.xyz.de“ besser „mosaic.xyz.de“ nehmen? Wir wissen es nicht und vertagen das lästige Thema erst einmal.

In den folgenden Wochen fragt B. mehrmals zunehmend ungeduldig nach, wie es denn nun mit dem Browser und dem Platz für die Webseiten weitergehen soll. Ich antworte ausweichend.

Es wird November.

An einem ruhigen Nachmittag beschließe ich, mir Mosaic und das World Wide Web doch einmal genauer anzuschauen. Schon nach kurzem Ausprobieren wird mir klar, dass es hier um etwas grundlegend Neues geht, das viele unserer bisherigen Techniken bei weitem übertrifft. Ich bin fasziniert von den Fähigkeiten des Browsers. Text und Bilder werden gemeinsam auf einer Seite dargestellt, und ich kann einfach per Mausklick zu einer neuen Seite wechseln, die auf einem komplett anderen Rechner im Internet liegt.

Noch am selben Tag schicke ich eine Mail an B. und teile ihm meinen Sinneswandel mit. Kurz darauf geben wir Mosaic für alle frei und geben B. grünes Licht für seine Webseiten.

Mosaic erfreut sich sofort großer Beliebtheit; ich selbst nutze es von nun an täglich. Nach einiger Zeit ersetzen wir es durch die erste Version von „Netscape“, einem stark verbesserten Nachfolger. Die ersten zwei Jahre nutze ich das WWW noch komplett in schwarz-weiß – heute (2018) kaum vorstellbar. Einen Farbmonitor bekomme ich erst Ende 1995.

Später muss ich noch oft an meine Fehleinschätzung und meine anfängliche kritische Haltung denken, als B. mir im Oktober 1993 vom damals neuen World Wide Web berichtete. Ich nehme mir vor, künftig bei der Beurteilung technischer Neuerungen die oft naheliegende Reaktion „Wozu soll das gut sein? Das braucht doch kein Mensch!“ zu vermeiden. Zu groß ist die Gefahr, eine technische Revolution zu verschlafen.

Oliver Laumann

Ende 1993

MTV im Carepaket

Ich schreibe aus England an einen Freund:

> "Hast Du eigentlich Fax bei Deinem Hauswirt Lenz? Manchmal ist das Faxen billiger als der Brief, und geht vor allem viel schneller von hier aus. Axel hat mir jetzt ein Carepaket geschickt, mit vielen MTV-Videokassetten und anderen Sachen. Ist das nicht blöd? Da machen sie MTV hundert Kilometer von hier, aber man muß es sich in München aufnehmen und schicken lassen."

(Wiedergefunden 2017 als Word-Datei auf dem aktuellen Laptop, in einem Ordner namens "Altertum". Warum es in England kein MTV zu sehen gab, weiß ich nicht mehr.)

Kathrin Passig

Ca. Dezember 1993

Einige Jahre vor dem Onlinebanking

Ich schreibe aus England an meinen Freund, ich hätte „nicht den Schatten einer Vorstellung vom Zustand meines Kontos".

Quelle: Aufbewahrte Faxdatei. So war das nämlich damals: Man konnte seine Kontoauszüge per Post bekommen oder man konnte sie sich am Kontoauszugsdrucker in der Bankfiliale selbst ausdrucken lassen. Wenn man das zu lange nicht machte, kamen sie doch wieder mit der Post (gegen Aufpreis). Im

Ausland wusste man eben nichts über den Kontostand, denn Onlinebanking war noch nicht erfunden. Immerhin konnte man aber schon mit deutschen ec-Karten an britischen Automaten Geld abheben.

Kathrin Passig

ca. 1993

Professionell von A nach B finden

In den frühen 90ern mache ich im noch relativ frisch wiedervereinigten Berlin den P(ersonenbeförderungs)-Schein, um während des Studiums ~~ein sozialpädagogisches Praktikum …~~ Taxi zu fahren. Ich bin in Berlin geboren, aber erst dadurch lerne ich die Stadt richtig kennen, vor allem den für mich neu dazugekommenen Ostteil von Berlin.

Grob gesagt muss man für das Bestehen der Prüfung mindestens alle Strassen kennen, die auf dem Berliner Stadtplan gelb sind.

Kennen heißt: Enden/Begrenzungen der Strassen benennen können. Dazu kommen eine große Anzahl von Objekten wie Hotels, Ämter, Kirchen, Friedhöfe, Bahnhöfe, Denkmäler, Bundesdienststellen usw. – bei denen muss man die genaue Anfahrt beschreiben können, z. B. vier mal rechts abbiegen, weil einmal links wegen z. B. einer Strassenbahntrasse verboten ist…

In der Prüfung werden dann 30 Punkte aus diesem Ortskundekatalog abgefragt, und wenn man das hinbekommt, muss man bis zu drei Strecken aus dem Kopf abfahren. Der Prüfer nennt einem dafür zwei Objekte aus dem Ortskundekatalog, die man dann auf der kürzesten Strecke miteinander verbindet (das Taxameter in Berlin zählt bevorzugt Strecke und nicht Zeit, ausser die Taxe bewegt sich eine gewisse Zeit gar nicht).

Die Prüfung ist eine der härtesten Prüfungen, die ich gemacht habe, weil ich einfach kein Auswendiglernen-Typ bin und es sehr viel Stoff ist, der wenig Lernverknüpfungen enthält. Ich lerne logische Zusammenhänge ganz gut über die erklärende Herleitung, aber es gibt beim stumpfen Auswendigler-

nen (*Manfred-von-Richthofen-Strasse, Begrenzungen Tempelhofer Damm, ja, an beiden Enden! – Hotel Steigenberger – Los Angeles Platz, Anfahrt über Marburger Strasse)* leider nur wenig logische Bezugspunkte.

Zur Prüfungsvorbereitung habe ich einen großen Wandplan, einen Falk-Faltplan und den bei Kutschern beliebtesten quadratischen mit Spiralheftung (bleibt aufgeschlagen liegen; finde ihn in 2016 nicht mehr zu kaufen und kann deshalb den Namen nicht nennen) komplett verschlissen.

Das eigentliche Kennenlernen der Stadt geht aber erst nach der Prüfung richtig los. Die Stadt sieht komplett anders aus als in den Plänen, besonders im Dunklen. Ich hab anfangs die Tendenz, erstmal irgendwo hinzufahren, wo ich mich etwas auskenne, und von dort aus weiter. Die wirklich coolen Abkürzungen lerne ich nach und nach vor allem durch Fahrgäste, die sich auskennen oder eine Strecke öfter fahren.

An Anfang fällt es mir schwer, einfach dort zu bleiben, wo mich die letzte Tour hin verschlägt. Aber das ist der einzige Weg, unbekannte Ecken wirklich zu erfahren, abgesehen davon werde ich nicht für gefahrene Leerkilometer bezahlt.

Routingfähige Navigationssysteme gibt es eventuell schon, sie sind aber nicht für mich relevant. Die Taxen der Firma, für die ich fahre, haben keine, und ich nehme auch in fremden Taxen keine wahr, es ist auch kein typisches Gesprächsthema.

Wenn ich die Abholadresse, das Ziel oder den Weg dorthin nicht kenne (und der Fahrgast auch nicht), muss ich anhand des Stadtplans oder des Kaupert rausfinden, wo das genau ist. Der Kaupert ist die Berliner Strassenbibel, und in jedem Taxi Pflichtausstattung.

Selbst das Rausfinden einer Adresse ist oft problematischer, als man sich das als Laie vorstellt, weil die Auftragsvermittlung meist über analogen Sprechfunk passiert, und ein paar Dinge werden bei Lautsprache einfach schnell überhört bzw. nicht richtig verstanden, man will sich aber vor den anderen Kollegen auch nicht unbedingt eine Riesenblösse geben, und möglichst schnell losfahren. Ich bin da stumpf und bleibe stehen, bis ich es gefunden habe. Es gibt aber auch Frischlinge, die sofort losfahren, um sich

nicht dem Spott der Kollegen auszusetzen, etwas nicht zu wissen – und in Ruhe in einer Seitenstrasse zu suchen – oft mit höhnischen Kommentaren auf dem Funk, wo man denn in dieser Richtung eigentlich hin will.

Und dann finde mal im Index ne *Luschem Strasse* oder die *Loid-Dschi-Wells*-Strasse.

Gemeint ist die Lewishamstrasse, und besonders gemein: Lloyd-G-Wells schreibt sich mit Doppel L direkt am Index-Buchstaben.

Besonders für nicht muttersprachler-deutschsprachige Kollegen ist es eine irre Herausforderung, die Adresse richtig zu verstehen. Es gibt Funkzentralen, die zusätzlichen Datenfunk anbieten, und nach der Auftragsvermittlung die Anschrift auf ein zweizeiliges Punktmatrix-Display übertragen, auf 'meinem' Funk (WBT) gibt es das aber zu dem Zeitpunkt gerade nicht mehr und die Taxen meines Betriebes sind auch nicht mit Display ausgestattet.

Wir machen das Strassen- und Taxifahrenlernen zu dritt. Der Vater von Frank ist Feuerwehrmann. Wir fragen uns beim Lernen ziemlich bald, wie die Feuerwehr eigentlich zu ihrer Ortskenntnis kommt, und fragen nach.

Die Feuerwehr dieser speziellen Wache (wird aber wohl überall in Berlin ähnlich sein) hat Kärtchen, auf denen es jede Strasse mit jeder Hausnummer im Revier einzeln gibt (bzw. für Nummern gleicher Anfahrt gemeinsam). Der Wachhabende drückt den ausrückenden Beifahrern jeweils die passende Karte in die Hand.

Der beste Weg von der Wache bis zum Einsatzort ist genau vermerkt. Dabei wird auch auf eventuell zu niedrige Durchfahrten und ähnliches, nicht aber auf Abbiegeregelungen und (breite) Einbahnstrassen Rücksicht genommen, d. h., die Kärtchen können nur befolgt werden, wenn der Zug mit Blaulicht und Sonderrechten fährt.

Es ist enorm wichtig für die Einsatzplanung, dass sämtliche spurverengenden Bauarbeiten, Kranaufstellungen und andere von Feuerwehrautos nicht zu überwindenden Hindernisse akkurat gemeldet und die Kärtchen entsprechend korrigiert werden.

Franks Vater erklärt, wie schwierig es deshalb sein kann, von einem Fehlalarm oder einem abgeschlossenen Einsatz direkt in einen weiteren Einsatz zu fahren, obwohl sich die Feuerwehrleute natürlich in ihrem Revier auskennen und z. B. auch die günstigsten Wege in die umliegenden Krankenhäuser wissen, aber auch die Anfahrten zu weiter entfernten Spezialkliniken. Im Notfall werden die Beifahrer über Funk eingesprochen, bis sie sich auf ihrem eigenen Stadtplan sortiert haben.

Meine Taxikarriere endet nach sechs Jahren, zum Ende hin gibt es schon erschwingliche, routingfähige Navigationsgeräte. Diese werden aber im Taxi hauptsächlich dafür genutzt, eine Adresse zu finden, den besten Weg zu einem anderen Ort sucht man sich zu der Zeit immer noch selbst, weil die Navis noch nicht wissen, wo man zu welcher Tageszeit üblicherweise gut durchkommt – von größeren Baustellen oder neuen Strassen mal ganz zu schweigen.

Alexander Stielau

1993

Mein erster Schallplattenkontakt

Meine Teenagerkarriere hat gerade begonnen, seit einiger Zeit lese ich regelmäßig die Jugendzeitschrift „Bravo“, um mich auf den neuesten Stand bei Musik- und Sexualthemen bringen zu lassen.

Während die Sexualaufklärung eher theoretischer Natur ist, setze ich Musikanregungen auch praktisch um. Dafür nutze ich vornehmlich meine neue Stereokompaktanlage. Sie hat ein Doppelkassettendeck, Radio und einen 3-fach-CD-Wechsler. Aber natürlich keinen Plattenspieler, ich lebe doch nicht in der Steinzeit! Dieser Umstand wird jetzt aber zum Problem, weil die Fantastischen Vier – diese neuen Hiphop-Stars aus Stuttgart – eine Schallfolie bespielen und der Bravo beilegen lassen.

Etwas widerstrebend gehe ich zu meinem Vater, der einen sehr teuren, mit allem Schnickschnack ausgestatteten Plattenspieler besitzt und bitte ihn, mir den Inhalt der Schallfolie auf Kassette zu überspielen. „Geht nicht, mein Sohn“, erklärt mir mein Vater väterlich. „Der Arm des Plattenspielers ist zu schwer für so eine Schallfolie, der macht die nur kaputt.“

Es werden noch sehr viele Monate vergehen, bis ich mir einen billigen Plattenspieler kaufe, dessen Arm nicht zu schwer ist. Auf dem höre ich dann auch eine weitere Bravo-Schallfolie mit Walgesängen.

Johannes Mirus

1993 oder 1994

Wie ich einmal einem Mann mit Kamera eine Freude machte

Mein Bruder hat mir sein Auto geliehen und an einem verregneten Nachmittag fahre ich damit durch Berlin. Mit zu hoher Geschwindigkeit nähere ich mich einer Ampel, die für eine Ampel vollkommen überraschend auf rot umschaltet. Ich muss stark abbremsen, gerate ins Schleudern und setze auf einer Verkehrsinsel auf einem hüfthohen Schild auf. Wie sich später herausstellt, ist dabei der Kühler kaputt gegangen.

Auf dem Bürgersteig rechts von mir sehe ich eine Telefonzelle und direkt daneben einen Mann, der mit seinem Camcorder offensichtlich alles gefilmt hat. Ich steige aus und überquere die Straße, um in der Telefonzelle die Polizei zu rufen. Dabei laufe ich frontal auf den Mann zu, der immer noch seine Kamera im Anschlag hat. Ich versuche sehr angestrengt, so auszusehen, als gäbe es überhaupt keinen Grund irgendwas zu filmen, ich parke da schließlich nur. Auf einem Schild. Weil ich es kann.

Dankbar grinsend filmt er auch noch meinen blöden Spruch, ich glaube es war sowas wie: “Ist dein Glückstag heute, was?!” und zieht dann zufrieden weiter.

Seitdem rechne ich damit, mich irgendwann mal in einer dieser “Pleiten, Pech und Pannen”-Shows wiederzufinden. Zu recht.

sleeplessdarkhorse

Um 1994

Mr. Dialer und ich

Ich besitze einen „Mr. Dialer“. Das ist ein kleines Gerät mit einer Zifferntastatur, das keine andere Funktion hat als das Hervorbringen von Tonwahltönen. Man kann damit von Telefonen, die nur Pulswahl beherrschen, also zum Beispiel von öffentlichen Telefonen mit Wählscheibe, Dinge machen, für die man Tonwahl braucht, zum Beispiel einen Anrufbeantworter fernsteuern.

Die Telefone, die man kaufen kann, haben auf der Unterseite einen Schalter, mit dem man zwischen Pulswahl und Tonwahl umschalten kann.

Dass man Telefone überhaupt kaufen kann, ist relativ neu. Bis gerade eben bekamen alle ihre Telefone von der Telekom[1] gestellt und bezahlten dafür eine Monatsmiete mit der Telefonrechnung. Ich nutze die Chancen des Fortschritts und kaufe mir umgehend im Import-Export-Ramschhandel ein transparentes Telefon, das beim Klingeln leuchtet.

Anrufbeantworter sind keine Funktion, die man zur Telefonnummer dazubekommt, sondern Geräte, die unter oder neben dem Telefon stehen und eine Kassette enthalten, manchmal auch zwei. Ich besitze allerdings selbst keinen.

Kathrin Passig

1. Korrektur von Molinarius: “Das ist zwar nicht wirklich falsch, aber auch nicht so ganz sauber: Wikipedia hilft mir mit der Information, dass die „Deutsche Telekom AG“ erst 1995 gegründet wurde, davor war es die „Deutsche Bundespost TELEKOM“. Du kannst mit Recht einwenden, dass das nun wirklich kleinkariert sei, aber ich finde das an dieser Stelle nicht so ganz unwichtig, weil die Vergangenheit des Fernmeldewesens als Ableger der Post sonst vielleicht fast vergessen wird.”

ab 1994

vi und ich – fast schon eine Liebesgeschichte

Irgendwann in 1994 musste ich auch Software auf unseren ersten Unix-Workstations administrieren. Dafür braucht man natürlich einen Editor und ich installierte mir auf den ersten Maschinen den Editor jed und konfigurierte ihn so, dass seine Bedienung “WordStar-kompatibel” war.

Für die Installation musste ich jedesmal Dateien anpassen und war gezwungen, den Unix-Editor vi dafür zu benutzten.

Nach ein paar Installationen beherrschte ich die Grundfunktionen des vi und sparte mir das Verteilen von jed. Die Entwickler installierten sich einen Editor, der sie wie auf dem Großrechner arbeiten ließ, der damalige Unix-Admin nutzte EMACS.

Später hatten wir Unix-Server und meine damalige Kollegin installierte sich einen Editor, mit grafischer Oberfläche.

Ich benutzte vi.

Noch später schrieb ein anderer Kollege alle Scripte auf dem PC mit einem Shareware-Sourcecode-Editor und kopierte sie dann auf die Unixrechner, während ich im vi weiter arbeitete.

Heute benutzt mein Kollege Ultraedit, der vom PC aus auch gleich eine Art Filemanager für Unixsysteme darstellt.

Und ich bin seit 20 Jahren vi treu geblieben.

vi heißt heute genau genommen vim und kann Syntax-Hilighting und visualisiert Klammernpaare, wenn er einen Quelltext erkennt. Und er kann beliebig große Dateien öffnen. Aber er funktioniert noch genauso wie 1994.

Er ist auf allen Unixsystemen installiert oder kann problemlos nachinstalliert werden. Sogar auf meinem Palm Pre konnte ich mich anmelden, per Shell arbeiten und mit dem vi Dateien editieren.

Die Befehle sind zwar ~~etwas~~ völlig kryptisch. Dazu kommen mehrere verwirrende Modi zum Übreschreiben, Einfügen oder Absetzen von Befehlen. Dafür kommt man aber notfalls völlig ohne Funktions- und Cursortasten aus, wenn das Terminal mal falsch eingestellt ist.

Wenn ich im ganzen Text "HIMMEL" durch "HÖLLE" ersetzen will, muss ich om Command-Modus den Doppelpunkt drücken und dann folgendes eingeben:

g;HIMMEL;s;;HÖLLE;g

Es dauert eine Weile, bis man dsds alles kann. Aber ich lerne lieber einmal solche Befehle, als bei jedem Wechsel auf einen anderen Editor oder auch nur bei neuen Releases bestehender Software an unbekannten Menüstrukturen zu verzweifeln.

Neulich sagte ich bei einer Besprechung: "Wer Linux-Systeme administriert, sollte zumindest in der Lage sein, vi ohne schwere Verletzungen zu benutzen."

Alle nickten betroffen.

Volker König

1993 oder 1994

Die Schreibmaschinenkatakomben des Piper Verlags

Meine alte Schreibmaschine war marode, und ich wollte für privat zu Hause eine Schreibmaschine haben. Da bin ich zu Karstadt in München am Hauptbahnhof in die Büroabteilung gegangen und hab gesagt: „Was haben Sie denn so an Schreibmaschinen?“ Der Verkäufer guckte mich völlig irritiert an, und ich sagte: „Ich brauch nur so eine ganz einfache.“ Dann marschierte er mit mir ganz hinten in den hintersten Winkel der Verkaufsfläche und musste dann noch so ne Trennwand vorschieben, und dahinter standen schon ziemlich angestaubt so etwa drei oder vier Maschinen, mehrheitlich, glaub ich, die berühmte Gabriele. Und für die hat er vierhundert Mark verlangt.

Ich meinte: „Das ist doch eine 08/15-Schreibmaschine, das ist doch viel zu viel. Die hat früher hundertfünfzig Mark gekostet.“ Hat er gesagt: „Ja, was glauben Sie, welche Stückzahlen die da noch herstellen, da geht der Preis hoch!“

Dann fiel mir ein, dass bis vor ganz kurzem noch im Piper Verlag in praktisch jedem Raum mindestens eine Schreibmaschine gestanden ist. Die waren jetzt plötzlich alle weg, weil überall natürlich ein Bildschirm und ein Rechner stand. Dann bin ich zu unserem Materialverwalter und hab gesagt: „Sagen Sie mal, wir hatten doch mal so viele Schreibmaschinen, wo sind denn die?“ Da sagt er: „Ja, kommen sie mal mit“, und dann sind wir in den hintersten Keller marschiert, er schloss so einen Kellerverschlag auf, und das war wirklich wie ein Friedhof: Vom Boden bis zur Decke alles voller tollster Schreibmaschinen. Die meisten eben die IBM Kugelkopf, ein richtig teures Gerät. Keine Ahnung, was aus denen geworden ist. In dem Keller war ich nie mehr.

Ich hab natürlich auch einen Haufen Farbbänder und Korrekturbänder mitgenommen, weil mir klar war, dass da früher oder später der Nachschub auch noch versiegen würde. Die hab ich alle noch. Ich hab die eigentlich nie mehr benutzt.

Uwe Heldt, aufgeschrieben von Kathrin Passig

Januar 1994

Das lange Fiepen der Zapatistischen Befreiungsarmee

Ich lebe in einer Wohngemeinschaft und bin dabei mein Studium abzuschliessen. Wir haben zwei Telefone, eines davon ein grosses Gerät mit integriertem Fax und Anrufbeantworter; an das andere erinnere ich mich nicht. Ich schreibe auf einem Macintosh Classic; einer der Mitbewohner schreibt gar nicht; der andere auf einer Schreibmaschine. S. ist unsere Poweruserin. Sie hat einen modernen Computer, ein Modem und einen Zugriff auf die Welt,

der mich nach dem 1. Januar 1994 kurzzeitig interessiert. Subcomandante Marcos und die Zapatistische Befreiungsarmee sind in der Neujahrsnacht aufgetaucht, just in dem Gebiet, über das ich meine vor wenigen Wochen eingereichte Abschlussarbeit verfasst habe. Ein Freund von S. zeigt mir, wie ich in Mailinglisten Informationen, insbesondere die Comunicados der Zapatisten, finden kann. Um dahin zu kommen, muss das Modem sehr lange und sehr unangenehm fiepen und niemand darf parallel dazu telefonieren oder faxen. S. ist nicht immer glücklich darüber, dass ich stundenlang in ihrem Zimmer sitze und die anderen stören sich an der besetzten Telefonleitung. Nach einem Monat intensiver Nutzung wende ich mich wieder meinen Prüfungsvorbereitungen zu.

(notiert am 9. November 2015 während einem Vortrag, in dem Kathrin Passig unter anderem erzählt, wie das war, als man den Leuten das Internet ausdrucken und per Post zuschicken musste, und mir auffällt, dass ich mich an die technischen Gegebenheiten der 1990er Jahre so gut wie gar nicht erinnern kann und wenn, dann an Kalamitäten, an Abstürze, an das verzweifelte Fiepen des Modems.)

Franziska Nyffenegger

März 1994

Billigurlaub ohne Billigflieger (mit Nirvana-Bonustrack)

Ich plane, mein in den Semesterferien hinzuverdientes Geld sofort für einen Urlaub hinauszuwerfen. Ein Flug in mediterranes Umfeld scheint mir am verlockendsten. Zu diesem Zeitpunkt gibt es noch keine Billigfluglinien, es gibt aber Billigflüge. Um herauszufinden, welche das sind, fahre ich eine Woche vor dem Urlaubstermin mehrmals mit der S-Bahn extra zum Flughafen, weil dort die Angebote aushängen. Vermutlich hätte das auch bei innerstädtischen Reisebüros funktioniert, aber es wird einen Grund gegeben haben für

die Flughafenexkursionen, den ich heute nicht mehr rekonstruieren kann, eventuell waren die Angebote günstiger, oder ich hatte eine Aversion gegen innenstädtische Reisebüros.

Während des zweiwöchigen Urlaubs ist man, obwohl in der Wiege der Zivilisation (Griechenland), komplett vom Tagesgeschehen losgelöst und lungert keineswegs vor noch nicht existierenden Starbucks-Filialen herum, um deren noch nicht existierendes WLAN anzuzapfen. An einem Kiosk in einem Touristenort sehe ich eine „BILD"-Zeitung mit der Überschrift „Rock-Star beging Selbstmord!" und kümmere mich nicht weiter darum, denn wenn sich die Bildzeitung für Rock-Stars interessiert, wird es wohl jemand wie Jürgen Drews oder Drafi Deutscher sein. Erst als ich wieder zuhause bin, erfahre ich vom Ableben Kurt Cobains.

Maik Novotny

1994

Ich brauche einen Computer! Anderer Meinung: Meine Eltern

Ich brauche einen Computer! Anderer Meinung: Meine Eltern, die eine Lokalzeitung abonniert, dreieinhalb Programme im Fernsehen und ein Transistorradio haben und erst vor ein, zwei Jahren einen eigenen Telefonanschluss haben legen lassen. (Vorher mußten wir uns mit »Neumann bei Hoffner« melden, und wenn es für Oma war einen Stock tiefer gehen, Oma Bescheid sagen, und dann oben auflegen. Oder umgekehrt.) Ich spare mir fast zwei Jahre alles vom Mund (bzw. von den Yps-Heften) ab, lese in der Zwischenzeit das Data-Becker-Buch »Der leichte PC-Einstieg« etwa 1000 Mal und gelegentlich DOS und Chip, bis ich etwa 1000 Mark zusammen habe und die Eltern den Rest dazulegen: 15-Zoll-Monitor, Pentium 90, sagenhafte 24 (!) MB RAM (das hat der Arbeitskollege von meinem Vater rausverhandelt, der da jemanden kennt, der einem Computer zusammenbaut), Soundblaster, Fest-

platte irgendwas mit 500, 600 MB und ein Vierfach-CD-ROM-Laufwerk. Allerdings – es ist mittlerweile spät in 1995 – noch mit Windows 3.1, »dieses 95 setzt sich eh nicht durch«, sagt der, den der Kollege vom Vater kennt. Beim Soundblaster ist eine Text-to-speech-Software dabei. Mein Schulfreund Benjamin und ich haben großen Spaß, den Soundblaster Unflätigkeiten sagen und Geschlechtsteile benennen zu lassen.

Felix Neumann

Ca. 1994

Dinge, die passieren, wenn man versucht, die Kohlenstoffwelt in Computern nachzubilden

In unserem großrechnerlastigen Rechenzentrum führen wir flächendeckend PCs ein. Schulungen werden auf das Mindeste reduziert, „wer mit WordPerfect und GroupWise nicht klar kommt, der hat in der EDV nichts verloren“ heißt die Devise der Programmierabteilung.

WordPerfect – die Älteren werden sich erinnern – war eine klassische Textverarbeitung, GroupWise das Mailsystem. In unserer hierarchischen Organisation hatte mein Abteilungsleiter die Idee, die Postwege („alles über meinen Schreibtisch!“) auch bei der Mail nachzubilden.

GroupWise kannte dafür – damals jedenfalls – eine Mailroute. War die aktiviert, dann wurde die Mail nicht allen Empfängern im An-Feld gleichzeitig zugestellt, sondern der Reihe nach. Beim Schließen einer Mail kam die Abfrage, ob diese nun dem nächsten Empfänger weitergeleitet werden sollte, beim Löschen ein Hinweis darauf, dass es eine Routenmail war.

Mitarbeiter anderer Abteilungen ignorierten den Wunsch meines Chefs weiträumig, aber wir mussten alle Antworten und Erledigt-Meldungen als Routenmail verschicken.

Nach ein paar Tagen eskalierten etliche Aufträge und mein Abteilungsleiter war irritiert: Die Erledigt-Meldungen waren doch über seinen Tisch gegangen! Warum ist sie nicht angekommen?

Während er rätselte kam der Kollege, der GroupWise betreute, zu mir und erzählte von einem Telefonat mit dem Leiter der Programmierabteilung. Der hatte sich gewundert, warum er beim Löschen der Mails von uns immer zweimal OK klicken musste.

Ein Blick in die Protokolle der Mails zeigte mir: Er hatte sie gelöscht, ohne sie an den nächsten Empfänger weiterzuleiten. Ich druckte ein paar der Protokolle aus, und als mein Chef wenige Minuten später in der Tür stand hatte ich die Antwort auf seine Frage, bevor er sie ausgesprochen hatte.

Später haben wir diese Mailroute, die irgendwann in Leitweg umbenannt wurde, tatsächlich sinnvoll genutzt. Bei einer Reihe Aufträge mussten mehrere Stellen nacheinander tätig werden, was wir mit den Auftraggebern genau absprachen. Workflowmanagement halt.

Volker König

Bis 1994

Bei den Großeltern ist Telefonieren im Sitzen nicht vorgesehen

Wir wohnen bei meinen Großeltern im Haus. Während wir irgendwann in den Achtzigern schon auf ein topmodernes Tischtelefon mit Tasten umgestiegen sind, hängt bei meinen Großeltern immer noch ein Wählscheibentelefon (ich glaube, es war grün, würde aber nicht darauf schwören) an der Wand. Es hängt nicht nur an der Wand, sondern auch so hoch, dass man wirklich nur im Stehen telefonieren kann. Telefonieren im Sitzen ist nicht vorgesehen. Woanders telefonieren erst recht nicht. Unter dem Telefon ist

ein kleines Holzregal mit dem Telefonbüchlein, also einem, in das man selber Nummern einträgt. Immerhin ist die Telefonnummer schon sechsstellig, dafür ist Köln groß genug.

(Bei meinen anderen Großeltern steht das Telefon im Flur auf einer Kommode, aber immerhin steht ein Stuhl daneben, man darf also im Sitzen telefonieren. KOMFORT!)

Anne Schüßler

Ungefähr 1994

Großrechnerurgestein vs. Windows: 0:2

Unser großrechnerzentriertes Rechenzentrum wurde mit PCs ausgerüstet. Vorher hatten wir klassische IBM-3270-Terminals, die zwar auch zum Teil schon Mäuse hatten, aber mit ganz wenigen Ausnahmen nur im Textmodus liefen. Und jetzt konfrontierte man uns mit Windows 3.1.

Mein damaliger Chef saß nun vor WordPerfect an einer Dokumentation.

„Wie speichere ich das jetzt?“

„Oben im Menü auf *Datei* klicken dann auf *Speichern*.“

„Jetzt ist der Text weg!“

Er schrieb nochmal und fragte erneut:

„Wie speichere ich?“

„Immer noch *Datei – Speichern*.“

„Du verarschst mich, der Text ist schon wieder weg.“

Ich ging hin und wollte sehen, was er er da angestellt hatte.

Er tippte auf meine Anweisung einfach „Hallo, Welt“ und sollte speichern.

Er doppelklickte das Menü. Beim ersten Klick klappt das Datei-Menü auf, beim zweiten erwischte er Neu, weil er etwas grobmotorisch den Mauszeiger runtergezogen hatte. Ein neues Sub-Fenster mit einem leeren Dokument öffnete sich.

Seine inzwischen tatsächlich 5 Einleitungen der Dokumentation waren im *Fenster*-Menü als „Unbenannte Dokumente“ zu finden.

Das war aber nicht das einzige Phänomen, das wir für ihn aufklären durften. Etwas später wollte er die Icons und Fenster auf dem Bildschirm in einem ordentlichen Raster anordnen. Seitdem verschwanden nicht nur Texte, sondern ganze Programmfenster spurlos.

Ihm war nicht klar, dass die Einheit, in der unter Windows 3.1 das Raster festgelegt wird, Pixel sind und bei 640x480 Pixeln ein Raster von 700x700 Pixeln nur ungefähr mittelbrauchbar ist.

Volker König

1994-2007

Warum Mails verschwinden können wie Socken in der Waschmaschine

Wir hatten uns damals auf GroupWise als Mailsystem für die Firma festgelegt und sowas hält länger als die meisten Beziehungen. Weil: Das Mailsystem wird schnell auch eine Mischung aus Dokumentenarchiv und Workflow-Tool.

Zu GroupWise gehört auch Notify, das ist ein kleiner Dienst, der bei jeder neuen Mail ein Fenster aufploppen lässt mit Hinweis auf die Mail und den Optionen „[Öffnen] [Abbrechen] [Löschen]“.

Nun schreibe ich blind und hab dabei die Augen nicht immer auf dem Bildschirm, sondern sehr oft auf Unterlagen auf dem Schreibtisch. Ploppte eine Mail auf wertete Notify alle gedrückten Tasten aus. Plötzlich eine Mail zu öffnen oder die Benachrichtigung abzubrechen war nicht schlimm.

Allerdings fielen auch über all die Jahre regelmäßig Mails unter den Tisch, weil ich sie unbemerkt gelöscht habe. Unschön.

Noch unschöner: Interne Absender konnten das im Status der Mail sehen und es gibt immer Menschen, die „der König löscht meine Mail ungelesen!“ persönlich nehmen.

Volker König

1994

„Hast du mein Fax bekommen?“

„Hast du mein Fax bekommen?“

Nein, hatte ich nicht. Wir arbeiteten mit mehreren anderen Stellen in einem größeren IT-Projekt zusammen und hatten einen fetten Bug entdeckt (oder eine der anderen Stellen hatte ihn entdeckt und meinte, wir könnten den beheben). Und um diesen Bug drehte sich seit 48 Stunden alles.

Wir hatten in der IT-Abteilung nur zwei Faxe: Eines oben beim Chef, eines in der Poststelle. Das beim Chef war die offiziele Faxnummer für eingehende Faxe, doch nirgends war etwas für mich angekommen.

Selbst in den zwei Fachabteilungen, die am Test der Software beteiligt waren, war nichts für mich angekommen.

Am Ende stellte sich heraus, dass der Projektleiter das Fax selber von einer anderen Stelle eben per Fax bekommen hatte. Also war es irgendwie schon ein Fax. Allerdings hatte er es dann mit der normalen Briefpost an mich geschickt.

Ich betete, dass möglichst rasch eine brauchbare, firmenübergreifende EMail eingeführt würde. Dann würde alles besser.

Volker König

ca. 1994

Overheadprojektor und Körperflüssigkeit

In einem Informatikseminar halten wir Vorträge mit Overheadprojektor. Ein Kommilitone unterstützt seine Ausführungen durch einige flugs mittels Folienschreiber auf die Glasplatte geworfene Skizzen. Ich bin nicht sicher, ob der Folienschreiber permanent ist oder nicht, jedenfalls gestaltet sich das Freiwischen der Glasplatte danach etwas langwierig.

Ohne Vorwarnung spuckt der Kommilitone auf die Glasplatte und fährt mit dem Reiben fort. Uns Anwesenden fällt im wesentlichen nur die Kinnlade herunter, aber der amerikanische Gastprofessor neben mir gibt einen Laut von sich, als hätte ihn ein Faustschlag in die Magengrube getroffen.

André Spiegel

Juni 1994

Ich will ja gar kein Jetpack, ich will nur Western auf Video

„Gern hätte ich eine Menge Western auf Video“, schreibe ich an meinen Freund, „aber die gibt es ja leider in keiner Videothek und inzwischen nicht mal mehr auf Pro 7, wenn man Pro 7 hat.“

Quelle: Aufbewahrte Faxdatei. So war das nämlich damals, es gab gar nicht alles, nur manches. Und wenn es dann doch mal was gab, war es immer nur die deutsche Synchronfassung.

Kathrin Passig

5.–13.07.1994

Das Mobiltelefon: Cool ist es schon

In der Schule ist Projektwoche.

Die Schülerzeitung – deren technischer Leiter und Mitautor ich bin – begleitet die Woche mit einer Tageszeitung. Diese entsteht in der Zeitungswerkstatt, die gleichzeitig eines der vielen Projekte ist, an dem die Schüler teilnehmen können. Sie ist komplett von den Zeitungsmitarbeitern selbst organisiert. Ziel hier ist es, die anderen Projekte und Veranstaltungen zu dokumentieren.

Die notwendige Technik wird im Wesentlichen von den Redaktionsmitgliedern gestellt, auch ich nehme meinen PC mit in die Schule.

Unser Chef hat alle möglichen Firmen angesprochen, ob uns nicht Unterstützung zuteil werden kann, und war erfolgreich. Von der Telekom bekommen wir leihweise ein Mobiltelefon, und zwar für das C-Netz. Zwar gibt es seit 1992 das D-Netz, aber vielleicht sind die Geräte oder Tarife für ein Leihgerät noch zu teuer. Somit haben wir nun ein großes tragbares Telefon (immerhin nicht mehr mit extra Akku-Koffer), wahrscheinlich ein “Teleport C” oder “Pocky”. In dieses muss von oben eine Telekarte eingesteckt werden, der Vorläufer der späteren SIM-Karte, auch sehr ähnlich mit integriertem Chip und in Kreditkartengröße (wie eine full-size SIM). Leider ist die Halterung für die Karte nicht sehr stabil, die Karte löst sich gern aus der vorgeschriebenen Position und das Telefon ist nicht mehr im Netz. Auch ist die Sprachqualität eher mäßig, eventuell auch die Netzabdeckung in Berlin-Friedrichshain nicht überragend.

Letztlich werden wir nur wenige Male mit dem „Knochen“ telefonieren, aber cool ist es schon – privat hat noch kein Schüler ein Mobiltelefon.

Mathias Block

Sommer 1994

Eine amerikanische Pinie

Ich bin Zivildienstleistender und habe seltsame Freunde, die Zugang zum Rechnerpool (oder Rechnerraum / Rechenzentrum?) der Technischen Universität Kaiserslautern haben. Und dort auch offensichtlich einen Grossteil ihrer Freizeit verbringen.

Unserer Besuchergruppe, im wesentlichen andere gelangweilte Zivis, wird eine Sensation angekündigt – der elektronische Brief. Nach einer kurzen Demonstration (von einem Rechner wird auf einen weiteren baugleichen Rechner im selben Raum eine grünfarbige Textzeile versandt) macht sich doch sehr deutlich ratlose Enttäuschung breit. Wozu die elektronische Post denn gut wäre. Der Einwand, dass man damit auch sehr schnell Nachrichten beispielsweise in die USA versenden kann, wird mit dem simplen Argument, dafür gibt es ja Fax oder eben Telefon, abgebügelt.

Zwei Begebenheiten bleiben haften: das verwendete Programm hiess "Pine" und man musste es mit irgendeinem Extrafenster und dem Befehl @pine aufrufen – oder so ähnlich. Ich finde den Namen nach wie vor niedlich. Des Weiteren war mir nach diesem Treffen klar, dass ich in der Auswahl meiner Freunde und Sozialkontakte doch wesentlich selektiver werden musste. Menschen, die eine Leidenschaft für Computer und Rechenzentren pflegten, galt es zu meiden.

Ich habe mich daran gehalten und werde jetzt (2016) hauptsächlich dafür bezahlt, weit mehr als die Hälfte meiner erwerbstätigen Zeit damit zu verbringen, Emails zu versenden. Sogar in die USA.

Cumarin

8.8.1994

Ein Anrufbeantworter als Anzeichen übelster Computerfreak-Fanatismus-Kultur

P. beschwert sich bei mir über meinen Freund A.:

„Könntest Du ihm erstens abgewöhnen, Telefon mit ph zu schreiben. Yargh. Telephon. Er schreibt sicher auch Photoapparat und Theilchenbeschleuniger. Außerdem reagiert er äußerst empfindlich, wenn man den allgemeinen Sinn und die Zweckmäßigkeit wie Funktionalität seiner Hyper-Voice-Mailbox in Frage stellt. Meiner Meinung nach ist dieses Ding ein Anzeichen übelster Computerfreak-Fanatismus-Kultur. Es ist nicht bunt, es ist nicht laut und nicht schröhöö, man kann nur damit angeben und andere Leute verwirren.
(...)
Hör dir das an (O-Ton letztes Fax, wo ich ihm das neue Hafas angeboten habe): 'Du brauchst mir also vorerst mal keine Disketten zuzuschicken. Wenn Du am Inhalt der [Kursbuch-] CD interessiert bist (schlappe 30 Megs auf der Platte), kannst Du Dich ja melden.' Er freut sich sicher schon auf den Tag im nächsten halben Jahr, an dem er nach Wurmannsquick mit dem Zug fahren will und Hafas den Bahnhof nicht hat, aber sein Kursbuch.
So, jetzt geht's mir besser."

Quelle: Ausgedrucktes Fax. Was für ein Gerät die „Hyper-Voice-Mailbox" war, ist nicht überliefert, es muss sich aber um eine Art Anrufbeantworter gehandelt haben, vielleicht digitaler Natur (ohne Kassette!). Obwohl das eigentlich auch nicht stimmen kann, weil, worauf hätte man denn in so einem Gerät den Ansagetext und die Nachrichten gespeichert? Auf einer Festplatte etwa?

Kathrin Passig

Sommer 1994

Wir hatten ja nix, noch nicht mal Goodreads

Im Sommer 1994 fahren wir nicht in Urlaub. Ich bin 13 und wir sind gerade umgezogen. Ob es am Geld liegt oder einfach nur am Stress, ist mir unbekannt.

Ich verbringe also viel Zeit in der Bücherei und zu Hause mit den ausgeliehenen Büchern. Später werde ich mich an diesen Sommer als den erinnern, in dem ich jeden Tag ein Buch las.

Internet gibt es noch nicht. Dementsprechend gibt es auch keinen Weg, online irgendwie eine Liste mit den gelesenen Büchern und der persönlichen Bewertung anzulegen. Zwanzig Jahre später gibt es Goodreads, mit dem so etwas bequem machen kann. 1994 muss man alles, wirklich alles selbst machen.

Übrig geblieben aus dieser Zeit ist ein großes DIN A4-Buch, in dem ich fleißig die gelesenen Bücher notiere, mit allen sinnvollen Merkmalen, Zusammenfassung und Bewertung. Nach ungefähr 30 Büchern, die ich im Detail festhalte, folgen nur noch Seiten mit den gröbsten Daten. Wahrscheinlich plane ich, den Inhalt später nachzutragen, dazu kommt es aber nicht.

18 BEWERTUNGSBOGEN

AUTOR: Helen Cresswell TITEL: Die geheime Welt der Polly Flint
ORIGINALTITEL: The secret world of Polly Flint AUS DEM: Englischen
VON: Anne Linde ILLUSTRATOR: Ulrike Heyne / Shirley Felts
VERLAG: Loewe ERSCHIENEN: 1987
PREIS: SEITENZAHL: 180
EINBAND: gebunden REIHE: ——

INHALT: Polly sieht mehr als andere Menschen. Sie hat auch schon einmal einen Engel gesehen, wie er über eine Wiese schwebt. Als Polly's Vater einen Arbeitsunfall hat und nicht mehr gehen kann, ziehen Polly und ihre Eltern zu Tante Em in ein kleines Dorf. Dort begegnet Polly einem alten Mann, der ihr die Geschichte von Gnomstone, dem versunkenen Dorf erzählt. Nun möchte Polly unbedingt mehr von diesem Dorf erfahren. Als sie am 1. Mai ganz früh aufsteht, um allein um den Maienbaum zu tanzen, traut sie ihren Augen nicht. Sie sieht ganz viele Kinder, die tanzen und ihre Bänder um den Maienbaum schwingen. Polly weiß noch nicht, welche aufregend Entdeckung sie gemacht hatte. Sie ist den Zeitenwandlern begegnet. Nach einiger Zeit gelingt es ihr, sich mit ihren anzufreunden. Aber die Zeitenwandler sind in Gefahr.

BEWERTUNG: Das Buch ist gut und leicht lesbar. Obwohl die Geschichte von einem Nebenstehenden erzählt wird, erfährt man viel von Polly's Gedanken und Wünschen. Außerdem hat man auch ein wenig Angst, wenn Polly dem „Finger" begegnet, oder die Zeitenwandler bedroht.

EMPFEHLUNG: Ich halte das Buch für gelungen

VON: 2.07.94 BIS: 02.07.94 NAME: Anne Riedl ALTER: 13 Jahre

BEWERTUNGSBOGEN

21

AUTOR: Jan de Zanger
ORIGINALTITEL: Poepoe
VON: Siegfried Mrotzek
VERLAG: Arnich
PREIS:
EINBAND: gebunden

TITEL: Pupu und die gelben Briefe
AUS DEM: Niederländischen
ILLUSTRATOR: ~~Siegfried Mrotzek~~ Karin Keller
ERSCHIENEN: 1989
SEITENZAHL: 160
REIHE: —

INHALT: Abé's junge Stiefgroßmutter ~~Hell~~ Helen, genannt Pupu, ist bei einem Unfall ums Leben gekommen, als sie gerade 37 Jahre alt war. Abé mochte sie sehr. Nach der Beerdigung beschließt er, alle schönen Ereignisse mit Pupu aufzuschreiben. Das tut er auch. Später erfährt Abé, daß Pupu ihm alles vererbt hat: das Haus, in dem sie wohnte, und viel Geld. Doch dann macht Abé eine schreckliche Entdeckung: Er findet kleine Zettel, von Pupu geschrieben, die ihn anhand von einer Art Schnitzeljagd, zu einem Brief von Pupu führen. Und in diesem Brief erfährt Abé etwas von Pupu und von den gelben Briefen, die sie alle 2 Wochen bekommen hatte. Jetzt ist ihm auch klar, daß Pupu's Tod kein Unfall war. Jemand hatte schon seit Jahren Zugang zu Pupu's Haus und dieser jemand hatte Pupu schreckliche kleine Briefe geschrieben, die Pupu in Angst und Schrecken versetzt hatten.

BEWERTUNG: Man muß Pupu und ihre Ideen einfach mögen. Die Briefe, die Pupu geschrieben wurden, sind auf ihre Art schrecklich, und man kann sich gut vorstellen welche Angst sie haben mußte.

EMPFEHLUNG: Ich finde das Buch sehr schön.

VON: 4.07 BIS: 4.07.94 NAME: ANNERiach ALTER: 13 Jahre

16 BEWERTUNGSBOGEN

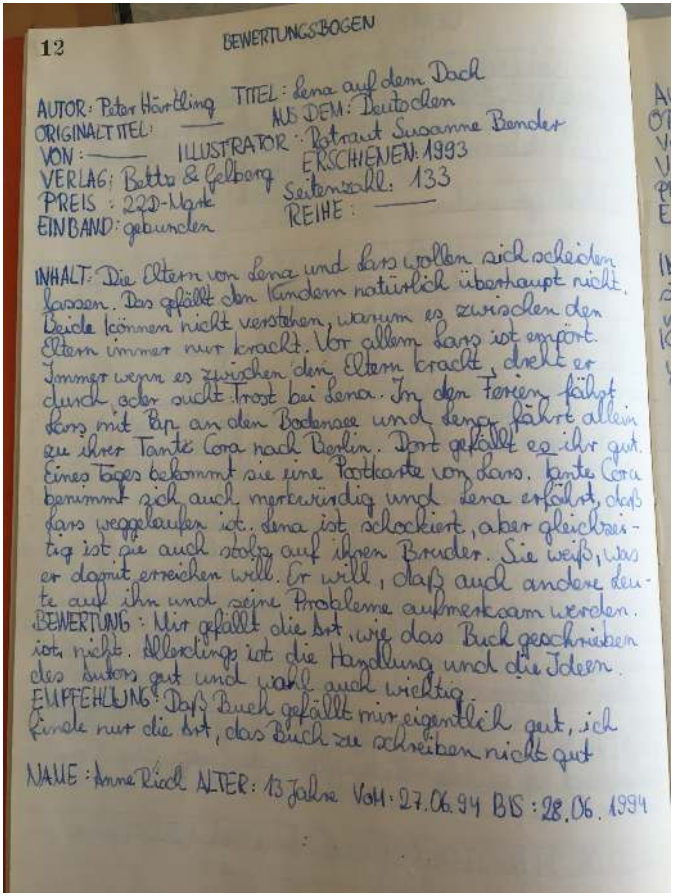
AUTOR: Patty Dann TITEL: Mrs Flax & Töchter
ORIGINALTITEL: Mermaids AUS DEM: Amerikanischen
VON: Irmela Bender ILLUSTRATOR: Klaus Steffens
VERLAG: Oetinger ERSCHIENEN: 1988
PREIS: SEITENZAHL: 160
EINBAND: gebunden REIHE: ——

INHALT: Mrs Flax wechselt ihre Liebhaber wie Socken, und deshalb hat Charlotte nichts Eiligeres zu tun als Heilige zu werden. Sie wartet schon seit Jahren darauf irgendetwas zu hören. Als sie nach Grove ziehen, das Wort Gottes zu hören. Als sie nach Grove ziehen, kaufen sie ein Haus ganz in der Nähe eines Klosters. Dort sieht Charlotte auch zum ersten Mal Joe. Sofort ist sie verliebt. Charlotte's kleine Schwester Kate hat sich schnell eingelebt. Sie verbringt jede freie Minute im Schulschwimmbad. Mrs. Flax verbringt die meiste Zeit mit dem Schulhändler Lou Landsky. So passiert eigentlich nichts Aufregendes. Als Mrs. Flax eine Nacht mit Charlotte's Vater (den Charlotte gar nicht kennt) verbringt, machen die Mädchen eine kleine Feier, die unangenehme Folgen hat.

BEWERTUNG: Charlotte nennt ihre Mutter immer Mrs. Flax. Manchmal ist das Buch etwas langweilig, weil nie etwas richtig aufregendes passiert. Kate ist total niedlich. Jeder Leser des Buches muß sie einfach gern haben.

EMPFEHLUNG: Ich empfehle das Buch für Mädchen ab etwa 13 Jahren.

VOM: 29.06.94 BIS: 30.06.94 NAME: Anne Riedl ALTER: 13 Jahre



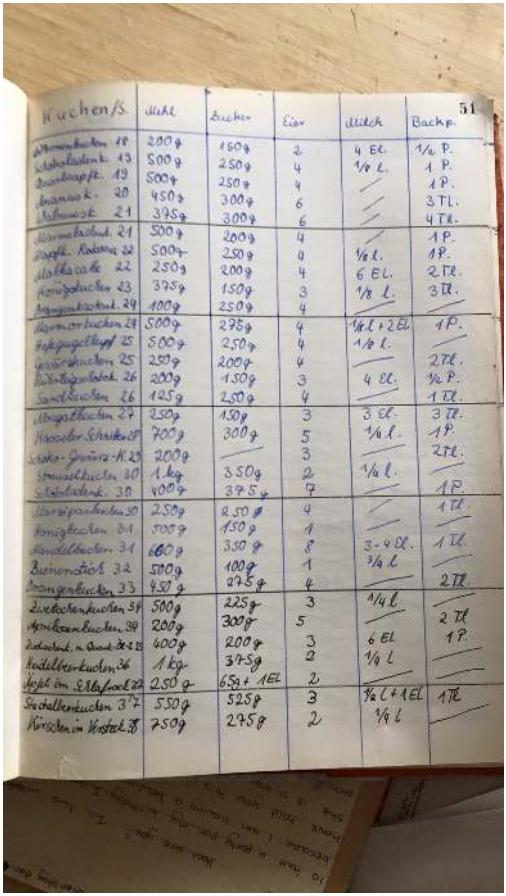
12 BEWERTUNGSBOGEN

AUTOR: Peter Härtling TITEL: Lena auf dem Dach
ORIGINALTITEL: — NS DEM: Deutschen
VON: — ILLUSTRATOR: Rotraut Susanne Berner
VERLAG: Beltz & Gelberg ERSCHIENEN: 1993
PREIS: 22,D-Mark Seitenzahl: 133
EINBAND: gebunden REIHE: —

INHALT: Die Eltern von Lena und Lars wollen sich scheiden lassen. Das gefällt den Kindern natürlich überhaupt nicht. Beide können nicht verstehen, warum es zwischen den Eltern immer nur kracht. Vor allem Lars ist empört. Immer wenn es zwischen den Eltern kracht, dreht er durch oder sucht Trost bei Lena. In den Ferien fährt Lars mit Papa an den Bodensee und Lena fährt allein zu ihrer Tante Cora nach Berlin. Dort gefällt es ihr gut. Eines Tages bekommt sie eine Postkarte von Lars. Tante Cora benimmt sich auch merkwürdig und Lena erfährt, daß Lars weggelaufen ist. Lena ist schockiert, aber gleichzeitig ist sie auch sauer auf ihren Bruder. Sie weiß, was er damit erreichen will. Er will, daß auch andere Leute auf ihn und seine Probleme aufmerksam werden.
BEWERTUNG: Mir gefällt die Art, wie das Buch geschrieben ist, nicht. Allerdings ist die Handlung und die Ideen des Autors gut und wohl auch wichtig.
EMPFEHLUNG: Das Buch gefällt mir eigentlich gut, ich finde nur die Art, das Buch zu schreiben nicht gut

NAME: Anne Riedl ALTER: 13 Jahre VOM: 27.06.94 BIS: 28.06.1994

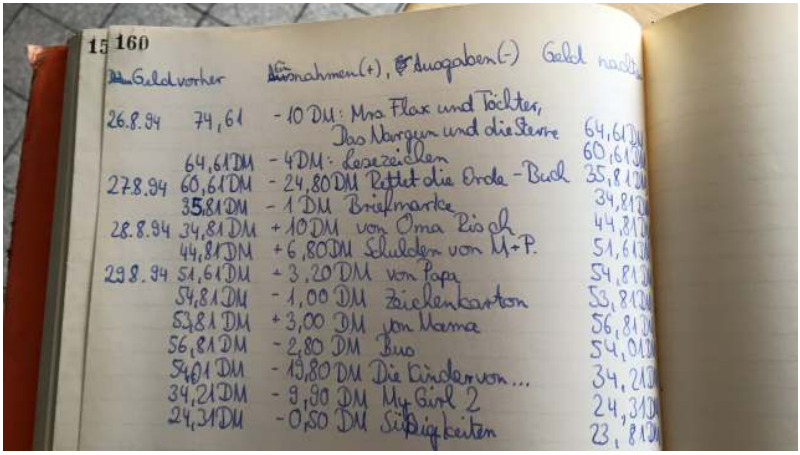
Irgendwann ist auch da Schluss, statt dessen erstelle ich eine tabellarische Ansicht der benötigten Zutaten für die Kuchenrezepte eines Backbuchs. Für einen Kuchen braucht man eine Zeile von sechs Seiten, um alle möglichen Zutaten (von Mehl und Milch über Obst bis zu Nüssen) berücksichtigt zu haben. Auch das halte ich nur ein paar Seiten durch.



51

Kuchen/S.	Mehl	Zucker	Eier	Milch	Backp.
Bananenkuchen 18	200 g	150 g	2	4 El.	1/2 P.
Schokoladenk. 19	500 g	250 g	4	1/8 l.	1 P.
Quarkapfel. 19	500 g	250 g	4	/	1 P.
Ananask. 20	450 g	300 g	6	/	3 Tl.
Kokosk. 21	375 g	300 g	6	/	4 Tl.
Marmorkuchen 21	500 g	200 g	4	/	1 P.
Apfel. Rosina 22	500 g	250 g	4	1/8 l.	1 P.
Mohnkuchen 22	250 g	200 g	4	6 El.	2 Tl.
Honigkuchen 23	375 g	150 g	3	1/8 l.	3 Tl.
Aprikosenkuchen 24	100 g	250 g	4	/	/
Marmorkuchen 24	500 g	275 g	4	1/8 l + 2 El	1 P.
Apfelquarkkuchen 25	500 g	250 g	4	1/8 l.	/
Gewürzkuchen 25	250 g	200 g	4	/	2 Tl.
Rührteigkuchen 26	200 g	150 g	3	4 El.	1/2 P.
Sandkuchen 26	125 g	250 g	4	/	1 Tl.
Mohnkuchen 27	250 g	150 g	3	3 El.	3 Tl.
Hirsekuchen Streusel 28	700 g	300 g	5	1/8 l.	1 P.
Schoko-Gewürz-K. 29	200 g	/	3	/	2 Tl.
Streuselkuchen 30	1 kg	350 g	2	1/8 l.	/
Stachelbeerk. 30	400 g	375 g	7	/	1 P.
Marzipankuchen 30	250 g	250 g	4	/	1 Tl.
Honigkuchen 31	500 g	150 g	1	/	/
Mandelkuchen 31	600 g	350 g	8	3-4 El.	1 Tl.
Bienenstich 32	500 g	100 g	1	3/8 l	/
Orangenkuchen 33	950 g	275 g	4	/	2 Tl.
Zwetschenkuchen 34	500 g	225 g	3	1/4 l	/
Aprikosenkuchen 34	200 g	300 g	5	/	2 Tl
Zwetschk. m. Streusel 35	400 g	200 g	3	6 El	1 P.
Heidelbeerkuchen 36	1 kg	375 g	2	1/8 l	/
Apfel im Eiklapp. 37	250 g	65 g + 1 El	2	/	/
Stachelbeerkuchen 37	550 g	525 g	3	1/8 l + 1 El	1 Tl
Kirschen im Kastel. 38	750 g	275 g	2	1/8 l	/

Weiter hinten im Buch finde ich noch einen kurzen Versuch, meine Finanzen in den Griff zu bekommen. Das halte ich tatsächlich nur eine halbe Seite durch.



Auf dem Buch selber steht der schöne Titel “Bücher, die ich gelesen habe und Briefe von Schriftstellern (falls ich welche bekomme)”. Briefe von Schriftstellern sind keine drin. Ich bin aber ziemlich sicher, dass es nicht an den Schriftstellern lag, sondern an dem Mangel an Briefen, die ich selber an solche verschickte.

Nicht überliefert ist, ob ich die Seitenzahlen selbst aufgerubbelt habe, oder ob das ein anderer armer oder sehr gelangweilter Mensch mühevoll erledigt hat.

Anne Schüßler

September 1994

Ich habe den Beistellherd aus der Küche entfernt, was nicht statthaft ist

Meine Vermieterin schreibt mir:

„Im August 1994 stellten wir in Ihrer Wohnung fest, daß Sie den Beistellherd aus der Küche entfernt und ihn in Ihren Keller, wie Sie sagten, abgestellt haben. was nicht statthaft ist. Da Sie die Wohnung mit Ofenheizung gemietet haben und zum Kücheninventar der Kohle-Beistellherd gehört, fordere ich Sie hiermit auf, den Beistellherd wieder an seinen Platz in der Küche zu stellen. Ich werde mich in einem Monat von der Aufstellung des Herdes überzeugen.“

Beistellherd, das wird jetzt den meisten Lesern nichts sagen, und auch ich wusste bis zum Einzug in diese Wohnung nichts von der Existenz eines solchen Möbelstücks. Ungefähr so sieht es aus. Ich glaube, es dient der Beheizung der Küche.

Kathrin Passig

September 1994

Was passiert eigentlich mit so einem handschriftlichen Überweisungsformular?

Ich brauche Geld und tippe deshalb mehrmals pro Woche von 16:00 bis 20:00 für 13 DM die Stunde bei einem Dienstleistungsunternehmen für Banken irgendwo draußen in Treptow oder Adlershof handschriftlich ausgefüllte Überweisungsformulare ab. (Überweisungen werden handschriftlich auf vorgedruckten Zetteln getätigt, wie auch sonst. Die Zettel wirft man bei seiner Bankfiliale in einen dafür vorgesehenen Kasten.)

In der Stellenbeschreibung hieß es, man brauche „alphanumerische Tippfähigkeiten“, und ich dachte, die hätte ich. Beim Tipptest versage ich dann allerdings, denn Geräte, wie sie in dieser Firma herumstehen, habe ich weder vorher noch nachher jemals gesehen. Auf den Tastaturen ist wenig am gewohnten Ort.

Wenn man beim Eintippen einen Fehler macht, kann man nicht einfach zurück zur letzten Überweisung oder ins letzte Formularfeld. Man muss eine Aufseherin holen, die über eine lange Reihe von Tastaturkürzeln den ganzen Eintrag löscht, so dass man ihn neu anlegen kann.

Hin und wieder geht die Tür zu einem Hinterzimmer auf. Dann sieht man große Schränke voller Magnetbandspulen.

Kathrin Passig

24.09.1994

Ich frage mich, wie man sich wohl per Brief fürs Kino verabredet

In Berlin hat sich eine WG neugegründet und zur Einweihungsfeier ihres Hauses geladen. Die 7 Bewohner, allesamt sympathisch-linksorientierten Zusammenlebensexperimenten zugeneigt, verkünden in einer Art Pressekonferenz den weit über 100 Gästen ihr Kommune-Konzept, geteiltes Einkommen inklusive. Ebenso wolle man, obwohl Telefonanschluss vorhanden, auf ein Telefon verzichten, um, wie man sagt, „die Briefschreibekultur wieder zu fördern“. Ich frage mich, wie man sich wohl per Brief fürs Kino verabredet.

Maik Novotny

Vermutlich September 1994

Das Internet tritt zum ersten Mal in mein Leben und hinterlässt dort nur einen schwachen grauen Eindruck

Mein Freund P. zeigt mir zum ersten Mal das Internet. Sehr attraktiv sieht es nicht aus, so grau, und es steht auch noch kaum was drin. “Wird schon wieder so was sein wie BTX”, denke ich. BTX habe ich auch nie genutzt, also geht mich die Sache vermutlich nichts an.

Kathrin Passig

Oktober 1994

Es ist kalt im Skriptorium, aber ein Ventilator schafft Abhilfe

Meine ofengeheizte Parterrewohnung ist sehr kalt und nur oben unter der drei Meter fünfzig hohen Decke ein bisschen weniger kalt. Die Freunde, an die ich die Wohnung im letzten Jahr untervermietet hatte, haben in ihren Faxen nach England geklagt, sie müssten „pro Tag 25 Kilo Kohle verheizen, um nicht den Ötzi-Tod zu sterben“. Ich kaufe einen Deckenventilator, der die nicht ganz so kalte Luft von oben zu mir herunterwehen soll.

Weil die Decke, wie in Berliner Altbauten üblich, aus Gips und Schilfmatten besteht und keinen Ventilator tragen kann, schraube ich den Ventilator an einen Querbalken, der wiederum mit zwei Winkeln unter der Decke von Wand zu Wand montiert wird. Das Ergebnis ist nicht schön, funktioniert aber und erhöht die Raumtemperatur in Bodenhöhe sicher um ein halbes Grad.

Kathrin Passig

Oktober 1994

Meine erste E-Mail-Adresse!

Ich beantrage und bekomme meine erste E-Mail-Adresse: bilch@fub46.zedat.fu-berlin.de. Man muss dafür an der Freien Universität Berlin eingeschrieben sein und ein Formular auf Papier ausfüllen.

Zu meiner Mailadresse bekomme ich ausgedruckt und zusammengetackert eine „Einführung in die Benutzung der UNIX-Rechner der ZEDAT“, von der ich (Stand 2014) die ersten Seiten auch noch besitze.

Darin ist erklärt, was die „Allgemein zugänglichen Server“ so alles können: *fub46*, der zu diesem Zeitpunkt auch noch ein Bestandteil meiner Mailadresse ist, ist zuständig für „Graphik-Anwendungen, E-Mail, Domain-Name-Server, Compute-Server, Public-Domain-Software“. Er hat 3 CPUs, 192 MB Speicher, eine 27-GB-Festplatte, ein Ethernet-Board, ein „Quarter-inch cartridge tape“-Laufwerk mit 150 MB. Der zweite Server, *pollux*, hat die Einsatzschwerpunkte „Datenbank-Systeme, Tabellenkalkulation, Kommunikationsserver“ und ist etwas schwachbrüstiger ausgestattet als fub46 (nur eine CPU, 64 MB Speicher, 5,5-GB-Festplatte).

Außerdem gibt es noch *abzux* (Ausbildungsserver), *gate1* (gopher, Printer- und Kommunikationsserver), *pascal* (FTP-Server, IRC-Server (geplant)), *pangaea* (Archiv-, Backup- und Migrationsserver mit Robotersystem ABBA/E), *thetis* (Fileserver für die Fachbereiche Chemie und Physik), *phakir* (Compute-Server für die Bereiche Kristallographie und Pharmazie, Chemie-Softwarepakete, Domain-Name-Server) und ein paar Sonstige. „Für Aufgaben mit Bedarf an besonders hoher Rechnerleistung können die Anlagen des Norddeutschen Vektorrechner Verbundes über das Konrad-Zuse-Zentrum für Informationstechnik Berlin genutzt werden.“

Es folgt eine Tabelle der auf *fub46*, *pollux*, *abzux* und *phakir* installierten Software.

Vor Beantragung einer UNIX-Benutzerkennung ist „grundsätzlich ein Projektantrag zu stellen. Eine Ausnahme hierzu bilden allerdings die weiter unten beschriebenen, auf electronic mail beschränkten E-Mail-Kennungen“.

> „Für den login-name enthält das Antragsformular drei Feldbereiche. (...) Der login-name besteht aus maximal acht alphanumerischen Zeichen, ohne Großbuchstaben und ohne nationale Sonderzeichen, wie z. B. die deutschen Umlaute und das ß-Zeichen. Da der login-name für die Inanspruchnahme bestimmter Dienste der ZEDAT FU-weit eindeutig sein muß, ist für den Fall, daß der gewünschte Name bereits vergeben ist, ein anderer login-name zu wählen. Deshalb sollte der Antragsteller im Antragsformular zwei weitere Wünsche für den login-name angeben. Sind auch diese bereits vergeben, so vergibt die Benutzerverwaltung in eigenem Ermessen einen eindeutigen login-name.“
>
> „Zur Abwehr von Paßwort-Knack-Programmen müssen im Antragsformular der ZEDAT Paßworte sechs bis acht Zeichen lang sein ...“
>
> „Hat der Benutzer sein altes Paßwort vergessen, muß er die Vergabe eines neuen Paßwortes seiner Wahl bei der Benutzerverwaltung formlos, aber schriftlich, beantragen.“

(Daniel Erk schreibt dazu: „An der Bürokratie hat sich da bis heute nichts geändert – neues Passwort nur bei der Zedat und zu den Sprechzeiten.“)

Einwählen kann man sich von zu Hause aus – wenn man „Telefonanschluß, ein passendes Wahlmodem und ein Terminal bzw. ein Terminalemulationsprogramm (vorzugsweise VT100-kompatibel)“ besitzt – an „8 Wahlmodems, 1200 bps“ unter der Nummer 832081 oder „6 Wahlmodems, 2400 bps“ unter der 832071. Außerdem gibt es noch „3 Wahlmodems, 9600-14400 bps (V23bis), Telefonnummern 8317091, 8317092, 8317093“.

Es folgt eine Erklärung des Mailprogramms elm mit dem Hinweis:

„Der Benutzer kann den eigentlichen Mailtext weitgehend frei eingeben. Bei deutschsprachigen Nachrichten treten z. B. häufig Probleme mit Umlauten und ß-Zeichen auf. (...) Es empfiehlt sich also, in einer deutschsprachigen E-Mail Umlaute und ß-Zeichen als zwei Zeichen (z. B. ae, oe, ss) zu schreiben. Allenfalls kann in gegenseitiger Absprache zwischen Mailpartnern die Verträglichkeit der beteiligten Systeme in Bezug auf nationale Sonderzeichen getestet und deren Verwendung ggf. vereinbart werden."

Kathrin Passig

Weihnachten 1994

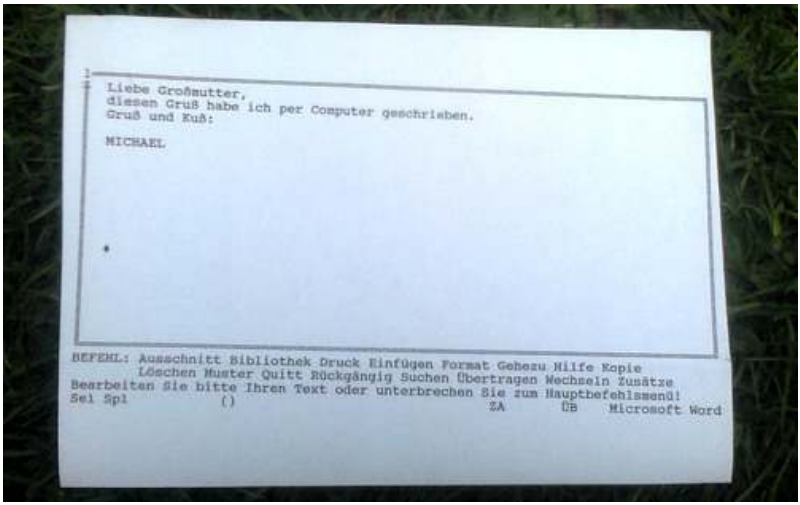
Mein erster PC und ein Brief an die Großmutter

Vielleicht war es auch 1993 oder 1995, jedenfalls bekam ich da meinen ersten PC (vielleicht war es auch ein Geburtstagsgeschenk, das ist bei mir zeitlich das gleiche). Ich weiß nicht mehr genau, ob es ein 386er oder 486er war, jedenfalls hatte er 40 MHz (das sind Megahertz) und eine Taste, mit der man ihn auf 20 MHz runtertakten konnte, für Zwecke, die noch einmal ältere Leute als ich erklären müssten. Die Festplatte muss bei sowas wie 120 MByte gelegen haben und wenn ich mich nicht täusche, hatte er satte 8MB Arbeitsspeicher.

Der Rechner war noch MS-DOS-basiert, also es blinkte eine Kommandozeile (oder wie das heißt) und man konnte mit Befehlen wie „cd" usw. Verzeichnisse wechseln, Spiele starten und... viel mehr musste man ja auch nicht können (ich bekam damals „Lemmings 2" samt Lösungshandbuch, das ich auch immer noch irgendwo rumliegen habe). Windows 3.1 musste man extra starten, es gab aber, wie ich selbst nur dem Foto entnehme, auch eine

vorinstallierte Word-Version für MS-DOS (deswegen nannte man die Word-Versionen für Windows auch lange Zeit WinWord, weil es eben auch schon vorher welche gab; muss man wissen).

Einen Drucker gab es auch dazu und natürlich wurde meiner Oma, die väterlicherseits aus Traditionsgründen „Großmutter“ hieß, ein Brief geschrieben, dessen Inhalt zeigt, wie revolutionär die Anschaffung dieses PCs doch war (sie ist schon lange tot, ich fand ihn in einer Art Michael-Kiste in ihrem Nachlass, neben Postkarten usw.).



Auf die Frage, wie wir denn damals überhaupt Screenshots ausdrucken konnten, hat auf Facebook jemand geantwortet „Die mysteriöse PRT SCR-Taste auf PC-Tastaturen war in grauer Vorzeit wirklich mal zu was gut.“

Ich vermute allerdings, dass wir damals einfach nicht besser wussten, wie man es ausdruckt.

Michael Brake

1994

Die D-Info-CD-ROM bedroht die deutsche Privatsphäre durch Telefonnummern-Rückwärtssuche

Die D-Info-CD-ROM kommt auf den Markt, ein elektronisches Telefonbuch mit Adresseinträgen. Man muss nicht mehr die Auskunft anrufen! (Für jüngere Leser/innen: Im Telefonbuch aus Papier konnte man nur Nummern innerhalb der eigenen Stadt nachschlagen. Für alles Überregionale musste man die Auskunft anrufen.)

Mit 49,95 DM ist sie sehr teuer, aber nicht ganz so teuer wie das schon seit 1990 erhältliche offizielle Telefonbuch auf CD-ROM, das 3950 DM kostet. Zwischen den Telefonbuchverlagen und dem D-Info-Unternehmen Topware gibt es deshalb auch gleich Streit. Denn die D-Info-CD ist durch Einscannen von Telefonbüchern entstanden, und das verletzt das Urheberrecht der Telefonbuchverlage. Deshalb wird die zweite Auflage nicht mehr eingescannt, sondern abgetippt: „Für die zweite Auflage wurde die 34 Millionen Datensätze der deutschen Telefonbücher in China von einheimischen Datentypisten abgetippt, um die Urheberschutzverletzung durch Einscannen zu vermeiden.“ (Wikipedia) Die Rhein-Zeitung hat ein Foto der telefonbuchabtippenden Chinesen. „Vier Monate arbeiteten 631 Chinesen daran, alle 119 deutschen Telefonbücher abzutippen, um die Herstellung eines Computer-Telefonbuchs auf CD-ROM zu ermöglichen. Eine deutsche Sekretärin hätte dafür über 300 Jahre gebraucht.“

Die D-Info-CD-ROM ist nicht nur billiger als die offizielle Telefonbuch-CD-ROM und angenehmer als das Anrufen der Auskunft, sie bietet vor allem eine reverse Suchfunktion von der Telefonnummer zum Namen an, mit der man viel Spaß haben kann. Ich weiß 2015 allerdings nicht mehr, welcher Art dieser Spaß war – identifizierten wir die Autoren von Kleinanzeigen damit? Oder benutzten wir die reverse Suche als Ersatz für die noch nicht existie-

rende Rufnummernanzeige am Telefon? Bis 1994 konnte man jedenfalls einigermaßen anonym bleiben, wenn man irgendwo nur eine Telefonnummer und keinen Namen angab. Danach nicht mehr.

Bei der Neuauflage „D-Info 99“ (inzwischen mit legal eingekauften Daten der Telefonbuchverlage) muss aus rechtlichen Gründen diese Suchfunktion entfallen: „Aus Datenschutzgründen ist die Funktion ‘inverse Suche’ nicht mehr möglich: Über diese konnte man zu einer Telefonnummer Namen und Adresse des Anschlussinhabers ermitteln: Nach §11 der Telekommunikationsdienstunternehmen-Datenschutzverordnung ist es verboten, derartiges in Deutschland zu produzieren oder anzubieten.“ (teltarif.de)

Es gibt die Rückwärtssuche nur noch als gesondert herunterzuladenes illegales Softwaretool zur CD-ROM. Ich beschließe, einfach noch möglichst lange die alte Version von D-Info weiterzuverwenden, vergesse aber schon bald das ganze Thema. Das hat damit zu tun, dass die Telefonauskunft ins Internet wandert, die Rufnummer am Handy sowieso angezeigt wird und das Telefonieren überhaupt nicht mehr so dringend nötig ist.

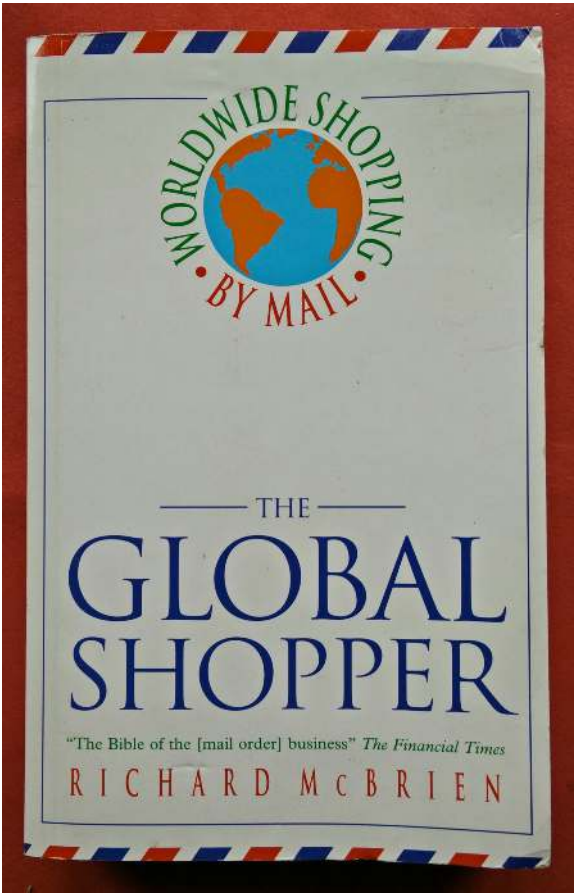
Um 2005 sortiere ich einen Großteil meiner gekauften und gebrannten CD-ROMs aus. Ich frage meine Bürokollegen: „Braucht jemand noch eine D-Info-CD? Mit der begehrten Rückwärtssuche!“ Dann werfe ich die ganze Kiste in den Müllcontainer zu meinen ungesehenen Videokassetten.

Kathrin Passig

1994

Man kann endlich weltweit Nasenhaarschneider shoppen. Mit Hilfe eines Buchs!

Ich kaufe das frisch erschienene Buch “The Global Shopper” in einer britischen Buchhandlung.



Klappentext:

> "*The Global Shopper* is a unique publication dedicated to the growing world of international mail order. Armed with just a credit card and a phone you can now order Levis from America, a suit from Italy, a camera from Hong Kong – even a magnum of cham-

pagne from France. There has never been such an exciting time literally to shop the world by mail. More and more overseas companies are expanding into world markets, producing catalogues in English and even providing toll-free phone numbers so that customers can call them. *The Global Shopper* provides all the information you need to enter this fascinating new world."

Das Vorwort beschreibt die Veränderungen, die das Bestellen von Waren aus *overseas*, vor wenigen Jahren noch "exotic, glamorous and perhaps even a little foolhardy", inzwischen so beliebt machen: Die Kreditkarte, private Paketdienste, das Entstehen globaler Marken wie Sony und Apple. *Improved telecommunications* machen internationale Anrufe einfach und erschwinglich. Die Kreditkartenunternehmen kümmern sich um den Währungsumtausch. "However, until now" – also bis zum Erscheinen des Buchs – "there has been a major obstacle preventing this new form of shopping from truly taking off – a lack of information."

Es folgen konkrete Empfehlungen: Man schickt die Bestellung besser nicht per Post, sondern ruft an oder schickt ein Fax, das geht schneller und funktioniert zuverlässiger. "It is also useful to speak to someone in case the price has changed, the item is no longer available and so on." Vom Verschicken von Schecks wird abgeraten.

Kapitel 6, "Compatibility", handelt mögliche Probleme ab: Batterien, Kameras, Filmen, CDs und Audiokassetten und Computer sind unproblematisch. Papier hat unterschiedliche Größen, bei Telefonen muss man darauf achten, dass es Pulswahl und Tonwahl gibt (es folgen zwei Seiten mit Erklärungen). Fettgedruckte Warnung: "Call identifiers are all the rage in the US at the moment", sie funktionieren aber nicht in allen Ländern, weil der Telekommunikationsanbieter auch mitspielen und die Nummer übertragen muss. Faxgeräte siehe Telefon. Fernseher, Videorekorder und Videokassetten sind schwierig, die Liste der unterschiedlichen Systeme nach Ländern erstreckt sich über weitere zwei Seiten. "These may seem a hopeless jumble, but all is not lost."

Kapitel 10 enthält “Telephone Tips” (inklusive *money saving strategies*). Auf Seite 71 beginnt das eigentliche Verzeichnis der Versandkatalogs-Versender, nach Themen geordnet, unter spezieller Berücksichtigung des Themas Nasenhaarschneider.

Noch neuere Einkaufsmöglichkeiten werden in “Appendix V: Electronic Shopping” (S. 366-367) angedeutet:

> “Electronic shopping is the future. While it is not yet that common the infrastructure is being laid and within a few years we will all be as familiar with it as we now are with cash machines or remote controls.
> Put simply it is shopping via your computer screen.”

In den USA ist es bereits “big business”, man kann die dortigen *on-line malls* aber nur erreichen, indem man sich direkt in den USA einwählt, “which of course can become very expensive”. Es gibt aber auch eine aus Großbritannien erreichbare *on-line mall*: “This system, called CompuServe is a very cheap way of accessing a huge network of electronic shops (and a good many other services besides).”

Anmerkung 2015: Ich hatte das Buch schon um 1998 herum zur Bücherspende gegeben und musste es für diesen Beitrag neu erwerben. Ich tat dies mit Hilfe elektronischen Shoppings bei Amazon Marketplace, einem globalen Versender von Nasenhaarschneidern (unter anderem).

Kathrin Passig

ca. 1994-1995

Coden auf Papier

In der 12. Klasse besuche ich den Informatik-Grundkurs von Herrn Köber am Schubart-Gymnasium, Ulm. Er ist der Ansicht, dass Klassenarbeiten in Informatik grundsätzlich auf Papier zu schreiben sind. Auch und gerade, wenn es um neu zu schreibende Programme in TurboPascal geht. Denn am PC mit seiner 80x25-Zeichen-Textkonsole könne ja jeder bei jedem abspicken.

Programmcode, der nach dem Abtippen durch den Lehrer nicht auf Anhieb funktionierte, wird mit massivem Punktabzug sanktioniert, selbst wenn es nur ein vergessenes Semikolon oder eine fehlende schließende Klammer war.

In einer solchen Klassenarbeit wird uns die Aufgabe gestellt, einen Kreis auf den Bildschirm zeichnen zu lassen – gegeben wurde der Kreismittelpunkt in X/Y-Koordinaten und der Radius. Es darf keine vorgefertigte Zeichenfunktion verwendet werden, sondern der Kreis sollte aus einzelnen Punkten, deren X/Y-Koordinaten zu errechnen waren, entstehen.

Ich hatte, wie ich meinte, eine geniale Lösung für das Problem:

Wenn ich vom Kreismittelpunkt ausgehend den kompletten Radius r nach rechts gehe, habe ich meinen ersten Punkt auf dem Kreisbogen. Analog für links, oben, und unten. Vier Punkte.

Gehe ich nun für x auf die Position r-1 (r-2, r-3, ..., r-n, ..., 1), kann ich ausrechnen, welche Höhe y der nächste Punkt auf dem Kreis hat: Satz des Pythagoras, $a^2+b^2=c^2$, einfach entsprechend umformen und die Werte einsetzen.

Denn ich habe immer ein rechtwinkliges Dreieck, mit dem rechten Winkel an meiner Grundlinie. Die eine Seite ist immer r lang, die Länge der anderen – der Grundlinie – beginnt mit r-1 und schrumpft immer um einen Pixel, daraus bekommt man die Länge der dritten Seite, also der Höhe. Mit einfachem Quadrieren und Wurzelziehen. Wenn ich mich nicht gerade komplett vertan habe, also so:

$y=SQRT(r^2+x^2)$, wobei $x=r-n$.

Das ist ein weiterer Pixel auf dem Kreisbogen. Die Symmetrie des Kreises kann man ausnutzen, um einen weiteren Punkt auf x/-y setzen.

Man ahnt vielleicht, wie es weitergeht : Es ergeben sich durch diverse Symmetrien mit dieser einen Berechnung gleich acht Punkte: x/y, x/-y, -x/y, -x/-y, y/x, y/-x, -y/x, -y/-x

Leider gibt es in meinem Aufschrieb den einen oder anderen Schreibfehler. Herr Köber versteht nicht, was mein Programm da anstellt, weil es meilenweit von seinem erwarteten Lösungsweg mit sin() oder cos() abweicht. Beide Begriffe tauchen nicht auf, das Programm funktioniert nach Abtippen nicht auf Anhieb, also kann es dafür nur 0 Punkte geben, so seine Logik.

Als wir seine Musterlösung und meinen (gefixten) Programmcode auf zwei nebeneinander befindlichen baugleichen Rechnern starteten, mit gleichen Eingabeparametern, bemerkt er dann noch, dass mein Code im Vergleich ja fürchterlich ineffizient und langsam sei.

Ich weise auf die Stelle im Quellcode hin, an der ich zu Vorführzwecken eine Warteschleife nach jedem gemalten Pixel eingebaut habe, damit man überhaupt mit bloßem Auge verfolgen kann, wie mein Programm den Kreis zeichnet. Dazu muss man wissen, dass die Schulrechner 286er-Prozessoren haben, die zwar, auch ohne mathematischen Coprozessor, schon recht performant quadrieren und wurzelziehen können, für sin() und cos() aber deutlich länger brauchen. Noch dazu berechne ich ja 8 Punkte mit einem Durchlauf. Ohne die Warteschleife gewinnt mein Programm den Vergleich also haushoch.

Herr Köber bleibt uneinsichtig und so folgt eine Beschwerde meinerseits, aufgrund der Tatsache, dass im Aufgabentext nirgendwo die Verwendung von sin()/cos() gefordert wurde, und somit bei Behandlung des Themas in den vorangegangenen Stunden ein entsprechender Lösungsansatz zwar naheliegend, aber keineswegs Voraussetzung für das Erreichen der Höchstpunktzahl war.

Danach lässt er zukünftige Klassenarbeiten doch am PC zu – mit einer Bildschirmeinstellung von 80x50, damit das Spicken aus den hinteren Reihen nicht mehr so leicht möglich ist. Somit entfallen zumindest die Diskussionen um den Punktabzug wegen Flüchtigkeitsfehlern.

Stefan Baur

1994

Gute Reflexe bei der Verteidigung gegen Imps im Straßenverkehr

Ich gehe bei windigem, regnerischen Wetter mit einem Schirm über die Straße. Ein Windstoß packt den Schirm, verdreht ihn, und ich sehe kurzzeitig das rote Feld des ansonsten schwarzen Schirms vor Augen. Ich fahre herum, um mit meinem Maschinengewehr den Imp zu erledigen, der mich da mit einem Feuerball von hinten getroffen hat.

Das unerwartete Auftauchen des roten Feldes vor meinen Augen hat offenbar einen in Doom antrainierten Reflex ausgelöst. Ich lache los.

Tobias

Ab 1994

Der Kühlschrank bleibt dunkel, damit die Schildkröte besser schlafen kann.

Mein jüngerer Bruder kauft 1994 im Alter von 10 Jahren eine Schildkröte in der Zoohandlung im Heimatort. Sie wird ihm als russische Landschildkröte verkauft, obwohl die offizielle Bezeichnung wohl Vierzehenschildkröte lautet, wie er dann später recherchiert. Zusammen mit der Schildkröte kauft er auch einen Ratgeber vom GU Verlag für Landschildkrötenhaltung.

In freier Wildbahn graben sich Schildkröten zum Überwintern ein. Als Haustiere sollten sie in den Wintermonaten bei gleichmäßiger Temperatur um die 5°C und bei nicht zu trockener Luft eingewintert werden. Wichtig ist, dass es an ihrem Überwinterungsort nicht friert und keinen großen Temperaturschwankungen gibt. Aus diesen Gründen fallen in Österreich die meisten Keller, Dachböden und Balkone weg.

Wahrscheinlich stammt der Tipp, die Schildkröte im Kühlschrank zu überwintern, aus dem Ratgeber. Die erste Überwinterung war definitiv bevor unser Haushalt online war. Sucht man heute nach dem Thema Kühlschranküberwinterung, findet man viele Treffer, meist Foreneinträge und Seiten mit Tipps für Haustierhaltung.

Für den Winterschlaf wird die Schildkröte in eine Schachtel mit Heu gepackt und diese Schachtel in die Gemüselade des Kühlschranks gestellt. Außerdem wird das Kühlschranklicht deaktiviert, damit sie nicht zu viel gestört wird. Wenn sie noch nicht ganz eingeschlafen ist oder schon wieder aufwacht, hört man es manchmal aus dem Kühlschrank kratzen. Schildkrötenkralle auf Karton ist ein ganz eigenes Geräusch, das Gäste irritiert und Erklärungsbedarf schafft.

Über die Jahre überwintert die Schildkröte in verschiedenen Kühlschränken. Prinzipiell werden wenig genutzte Kühlschränke wie z. B. der im Büro meines Vaters bevorzugt, damit sie wenig gestört wird. Komplett ungenutzt dürfen sie aber nicht sein. Schildkröten im Winterschlaf verbrauchen nur wenig Sauerstoff, aber ganz ohne kommen sie nicht aus. In einschlägigen Haustierforen wird deshalb empfohlen, alle zwei Wochen die Kühlschranktüre zum Lüften zu öffnen.

verenka

1994

Ein kleiner Schritt für die Menschheit, ein großer Schritt für das Arbeitsklima

Mein Job ist es, einige Stunden pro Woche Aufsicht in einem Computerraum der Uni zu führen. Dort stehen ungefähr vier Dutzend *Sony NEWS* Workstations, an denen Mathematik- und Ingenieursstudenten Programmier- und Entwurfsaufgaben bearbeiten und Texte schreiben sollen.

Zur Ausstattung gehören zwei Laserdrucker und ein Plotter (ein Ausgabegerät, das computergesteuert einen Zeichenstift über ein großformatiges Blatt führt). Die Drucker beherrschen die Seitenbeschreibungssprache PostScript, womit sich auch aufwendig formatierte Seiten drucken lassen. Man kann sie aber auch mit ganz normalen Textdateien beschicken, die dann in einer Standardschriftart ausgedruckt werden – vermutlich Courier. Der Plotter hingegen wird ausschließlich mit dem Format HPGL angesteuert.

Es ist in beständiges Ärgernis, dass Plotteraufträge bei einem der Drucker landen, der dann viele Seiten mit sinnlosem Kauderwelsch ausdruckt. Das liegt einerseits daran, dass die Kommandozeilenbefehle zum Drucken und zum Plotten sich nur marginal unterscheiden und andererseits daran, dass die Drucker nichts von HPGL wissen und diese Daten einfach wie Text behandeln.

Die Drucker stehen neben dem Aufsichtstresen am Eingang des Saals. Um Papier und Toner zu sparen und Nerven zu schonen, bricht man als Aufsichtführender solche Druckaufträge natürlich ab, sobald man bemerkt, dass einer der Drucker verdächtig produktiv wird. Ermahnungen der Nutzer fruchten wenig, auch Aushänge mit deutlichen Hinweisen bringen nichts. Es kommen ja auch jedes Semester neue Studenten hinzu, die eifrig in diese Falle tappen.

Obendrein hat jeder Student hat ein festgelegtes Kontingent an Seiten, die er pro Monat drucken darf. Oft genug stellt jemand genau dann fest, dass er diese *Print Quota* ausgeschöpft hat, wenn er kurz vor Toresschluss noch schnell einige Seiten für eine Abgabe ausdrucken will. Diese Gesamtkonstellation führt mehrfach zu unschönen Szenen.

Das weitgehend selbstverwaltete Aufsichtsteam des Comuterraums beschließt, dem Elend ein Ende zu setzen, und an mich ergeht der Auftrag, einen Filter zu schreiben. Ich verfasse also ein kleines Programm, das den Anfang einer Datei daraufhin untersucht, ob er aus HPGL-Befehlen besteht. Dieser Filter wird in das Print-Spooler-System eingeklinkt und sortiert fortan alle Druckaufträge aus, die als HPGL erkannt werden.

Man muss weiterhin gelegentlich jemandem erklären, warum seine Datei nicht geplottet wird, aber immerhin nicht mehr ständig stapelweise sinnlos bedrucktes Papier entsorgen.

Virtualista

Etwa 1994

Unterwegs im Auftrag von Paionia Kabushiki-gaisha

Zur Frage, ob die Leute in ihrer Funktion als Konsumenten wissen, was sie wollen/brauchen (Antwort: nein), diese kleine Erinnerung an einen Studentenjob ca. 1995.

An und für sich habe ich neben dem anstrengenden geisteswissenschaftlichen Studium meistens zuhause rumgesessen, in Zeitschriften geblättert und auf alles andere verzichtet, um nur ja nicht nebenher arbeiten zu müssen (Stipendium reichte allemal für Nudeln mit Möhren-Rosmarin-Sauce). Einmal ließ sich ein Job dann aber doch nicht abwehren, und es war Sommer: Für die japanische Firma Pioneer ging ich Leute auf der Straße befragen, ob

sie eine neuartige Erfindung aus dem Land der aufgehenden Sonne, Name vergessen, bei der man zu Musik „vom Band“ in ein Mikrophon singen soll, auch in Deutschland begrüßen würden (Antwort: “nein”).

Marcus Karl Gärtner

1989 bis 1994

Telefonieren in der WG

In meiner WG-Zeit kam ein völlig neues Gadget am Telefon auf: *der Einheitenzähler*! Mussten wir anfangs noch Minuten aufschreiben, verbunden mit einem Kürzel für Orts-, Regional- oder Ferngespräche, so konnten wir mit dem Zähler schon recht komfortabel einfach einen Vorher-Nachher-Stand eintragen. Und die Uhrzeit natürlich, denn nach 20 Uhr (in späteren Jahren erst nach 22 Uhr) war das Ferngespräch deutlich billiger und die ersten Telefone haben das nicht mit eingerechnet. Später ratterte dann der Zähler dementsprechend langsamer und man konnte sich das sparen. Meine ich. (So ein Zähler war allerdings insofern verdammt unangenehm, als man es nun rattern sah! Ich erinnere mich noch gut an den Monat, in dem meine Telefonrechnung höher war als meine Miete, in Vor-Zähler-Zeiten ... das war mir eine Lehre ...)

Immer noch war es ein komplizierter und zeitraubender Vorgang, aus den eingetragenen Einheiten nach Eingang der Telefonrechnung die anteiligen Kosten pro WG-Mitglied zu berechnen. Zumal manch EineR nicht so ganz zuverlässig im Aufschreiben war und man über die Aufteilung der Fehl-Einheiten schon mal in Streit geraten konnte ... Immer noch haben die Telefone einfach so geklingelt. Nix Auswahl an Klingeltönen. Aber es hörte sich schon nicht mehr so voll und irgendwie mechanisch an wie noch bei den grauen Telefonen.

Überhaupt – grau! Man konnte jetzt zwischen *verschiedenen Modellen* wählen! Monopolist war nach wie vor die Telekom, bei der man den Apparat mietete. Wobei es eigentlich die Telekom noch gar nicht gab. Die hieß nämlich damals noch Deutsche Bundespost und war gelb statt magenta. Aber es gab nun neben den grauen auch moosgrüne, beigebraune oder quietschorangefarbene Telefone!

Zum Glück gab es *schnurlose Telefone* erst nach meiner WG-Zeit ... Zum Glück, weil man so, sich an dem 15-Meter-Kabel entlanghangelnd, immer schnell das Telefon finden konnte, wenn es klingelte – oder wenn es *nicht* klingelte, wenn man mal eben wo anrufen wollte ...

Fjonka, www.fjonka.wordpress.com

Vor 1995

Der lange Weg zum Kinoprogramm

Dies ist kein Gastbeitrag, sondern nur ein Ideen-Stichwort, meine Erinnerungen sind zu lückenhaft.

In meiner Jugend fuhr ich regelmäßig in die Großstadt (Stuttgart) ins Kino. Bevor das Internet entdeckt wurde, war es gar nicht so leicht, an das Kinoprogramm zu kommen, die regionale Zeitung brachte nur regionales Kinoprogramm.

Also rief ich eine Telefonnummer mit einer Bandansage des Programms der Stuttgarter Kinos an. Gut war es übrigens, wenn man sich extra ein Telefonbuch von Stuttgart besorgt hatte, damit man die Telefonnummer raussuchen konnte. Wir waren gut ausgestattet und hatten zu Hause gleich mehrere fette Wälzer mit Telefonnummern aus den Landkreisen der Umgebung.

Man rief dort an – es war natürlich kein Ortsgespräch, also musste man die Uhr im Auge behalten und auch überlegen, zu welcher Uhrzeit (nach 21 Uhr war es am günstigsten) man anrief – und konnte ein Band abhören, auf dem die Programme sämtlicher Stuttgarter Innenstadtkinos für eine gesamte

Woche angesagt wurden. Das Band war ziemlich lang. Leider blieb es genau dort stehen, wo der vorherige Anrufer seinen Anruf beendet hatte. Das war natürlich immer am wichtigsten/größten/spannendsten Kino. Das Band lief ab dort weiter und zwar so lange, bis man zum gewünschten Kino kam. Dann legte man auf. War man sich nicht sicher, ob man richtig zugehört hatte, rief man nochmal an und musste das ganze Band nochmals abhören. Falls nicht belegt war.

Frau B. aus N.

Ca. 1995

Sony will keine CDs mehr versenden und schickt mir ein Modem

Ich bekomme ein großes Paket. Dass ich Pakete bekam, war damals nicht ungewöhnlich. Ich arbeitete als Musikjournalist, und damals sendeten die Labels noch CDs nach Hause. Aber dieses Paket war größer als alle anderen, am Aufkleber erkannte ich, dass es von Sony war. In Erwartung der „Bob Dylan Box“, um die ich mehrfach gebettelt hatte, riss ich das Paket auf, und fand etwas deutlich Moderneres als Bob Dylan. Ein Modem. Genauer gesagt ein Zyxel Modem mit 14.400 Baud. Sony war auf die Idee gekommen, dass der Versand von CDs eventuell auf Dauer teuer sei. Stattdessen wollte man Auszüge von neuen Musikstücken als .wav Datei im Internet verfügbar machen.

Doof war nur, dass es damals nur einen Anbieter für Internet in Köln gab, und das war die Telekom. Um ins Internet zu kommen, benötigte man aber auch einen BTX-Anschluss. Das Setup war absurd kompliziert. Zunächst natürlich der obligatorische Vertrag. Immerhin kostete das Internet meiner Erinnerung nach erst mal nichts, wenn man es buchte, dafür zahlte man eine BTX-Grundgebühr. Abgerechnet wurde nach Zeit. Um ins Internet zu kommen, musste man die Telekom-Software von einer CD installieren. Die Soft-

ware installierte wiederum eine Art Zugangsportal. Das (nach viel Hin und Her) irgendwann korrekt angeschlossene Modem wählte sich ins BTX-System ein. Die Einwahl war kostenlos. Man konnte über das Portal dann auf verschiedene Seiten des BTX-Systems zugreifen. Einige Seiten waren kostenlos, andere kosteten pro Aufruf. Die Preise bewegten sich im Bereich zwischen 5 Pfennig und 1 DM. Onlinebanking gab damals auch schon.

Um ins Internet zu kommen, klickte man oben links auf eine Weltkugel. Daraufhin startete der „Netscape Navigator“ über den man ins Netz kam. Mails konnte man über ein ebenfalls in der Software enthaltenes Mailprogramm empfangen und lesen. Dummerweise kannte ich niemanden, der eine Mailadresse hatte. Die Kosten waren horrend: pro Stunde kostete das Internet 5 DM.

Musik habe ich mit dem Modem natürlich nie runtergeladen. Die .wav Dateien waren viel zu groß für die 1.4 kb/s Download. Das mit dem ungeschützten Download von Musikdateien hat sich für die Musikindustrie dann auch als eher so mittelgute Idee herausgestellt.

Don Dahlmann

Um 1995

Die Mauer ist gefallen und alle können endlich kopieren

Ich belege an der Freien Universität Berlin einen Russischkurs, sechs Wochenstunden oder so. Unsere Dozentin, die bis gerade eben noch große Pflichtfachkurse an der Humboldt-Uni unterrichtet hat, ist zwar einerseits nicht begeistert von der Tatsache, dass wir keine Hausaufgaben machen wollen und sie uns nicht dazu zwingen kann. Aber die Möglichkeit, Übungs- und Prüfungsblätter zu kopieren, gefällt ihr. In ihrem bisherigen Dozentinnendasein

musste sie Prüfungsblätter mit sechs Durchschlägen in die Schreibmaschine hämmern (mehr ging nicht, man sieht dann auf dem siebten Blatt nichts mehr), und den Vorgang bei großen Kursen entsprechend oft wiederholen.

Kathrin Passig

Ca. 1995 bis 2001

Das Internet wird noch mit dem Telefon handverzwirbelt

Wenn ich meine Eltern besuche, bringe ich mein eigenes Modem mit. Das erste hat das Format eines dicken Hardcoverbuchs und wiegt mindestens ein Kilo, das letzte ist ein Lasat Safire, misst etwa 10x10x2 cm und wiegt fast nichts. Ich rolle ein zehn oder fünfzehn Meter langes Kabel aus, das am einen Ende einen Westernstecker für mein Modem hat, am anderen Ende nur zwei abisolierte Drähte. Ich hänge das Wandtelefon ab. Darunter ist ein Anschluss mit mehreren (vier?) Metallzungen. Das Wandtelefon ist mit zwei von ihnen verkabelt. An diese zwei zwirble ich meine losen Kabelenden. Das Wandtelefon wird wieder aufgesteckt und ich kann mich ins Internet einwählen.

Es darf nur niemand währenddessen zu telefonieren versuchen. Meine Mutter vergisst das immer wieder. Ich höre sie „Ach, Entschuldigung!“ sagen, aus dem Modem dringen verwirrte Geräusche, dann ist das Internet weg.

Kathrin Passig

Um 1995

Ich erbe einen Videorekorder, nehme Fernsehsendungen auf, und den Rest kann man sich denken

Ich erbe einen Videorekorder und fange an, Sendungen aus dem Fernsehen auf Videokassetten aufzunehmen: Ich strebe eine vollständige M*A*S*H-Sammlung an, außerdem ER-Folgen und Filme mit Clint Eastwood (alles natürlich in den deutschen Synchronfassungen, andere gibt es ja nicht). Mit Hilfe von Angaben aus der IMDB (die es seit 1990 gibt; das frühe WWW bestand im Wesentlichen aus der IMDB) beschrifte ich alle Kassetten sehr ordentlich.

Ich sehe nie auch nur eine einzige dieser Aufzeichnungen wieder an. Um 2005 herum werfe ich alles weg.

Kathrin Passig

Ca. 1995 bis 17.1.2007

Das lange Leben des HP Laserjet IV

Ich habe einen einträglichen Job. Ich hole gelbe Plastikwannen voll handschriftlicher Pflegeversicherungsgutachten bei meinem Auftraggeber ab, übertrage die ausgefüllten Felder in ein Word-Formular, drucke die jetzt lesbaren Gutachten aus und liefere sie (zusammen mit einer Diskette, glaube ich) wieder ab.

Dafür brauche ich einen leistungsfähigen Drucker. Zuerst kaufe ich einen billigen LED-Laserdrucker (von Okidata oder vielleicht auch Kyocera) für 700 DM, der aber schlecht druckt und immer wieder zurück zum Verkäufer getragen werden muss. Nach ein paar Monaten habe ich genug davon und kaufe über eine private Kleinanzeige in der Zeitung einen gebrauchten HP Laserjet IV für 1400 DM.

Der Laserjet druckt schnell und einwandfrei. Außer im Winter. Durch längere Handbuchlektüre finde ich heraus, dass er eine Mindestumgebungstemperatur von 10 Grad erwartet, sonst wird die Druckeinheit nicht heiß genug. Ich habe Ofenheizung, die ich aber nur selten benutze. Wenn man tagsüber außer Haus ist, lohnt sich das Anheizen des Kachelofens weder morgens (man ist weg, bevor er warm wird) noch abends (man schläft, bevor er warm wird).

Irgendwann kommt mein Auftraggeber zu dem Schluss, dass es datenschutztechnisch nicht so ganz sauber ist, die Pflegeversicherungsgutachten von dahergelaufenen Hilfskräften abtippen zu lassen, und der schöne Job endet. Weil ich nicht weiß, wie ich die großen Gutachtenstapel korrekt entsorgen soll, bewahre ich sie viele Jahre lang auf und werfe sie erst ins Altpapier, als ich glaube, dass die meisten Begutachteten jetzt tot sind.

Der Drucker funktioniert weiterhin gut, ich brauche ihn nur immer seltener, und irgendwann habe ich auch keinen Rechner mit dem passenden Anschluss mehr. Auf diesem Bild vom 19. Januar 2005 kann man nicht nur sehen, dass Röhrenmonitore noch Standard sind, man erahnt auch den Laserjet unter meinem Schreibtisch (rechts neben dem grünen Hüpfball). Links im Bild: Nachschlagewerke aus Papier.

Am 17.1.2007 schreibe ich der Firma „Batman Elektronik“ und bitte um Abholung folgender Geräte aus dem Büro:

HP Laserjet IV (funktioniert, hat auch noch Toner)
Apple Laserwriter Select (funktioniert)
ein defekter Monitor
ein PC-Gehäuse mit diversen Komponenten

Ich weiß nicht, wo mein Laserjet IV heute steht. Aber vermutlich druckt er immer noch.

Kathrin Passig

Januar 1995 bis irgendwann 1997

Ich bin ein Internetausdrucker

Weil ich noch nicht herausgefunden habe, dass man E-Mails auch digital archivieren könnte, drucke ich alle gesendeten und empfangenen Mails aus und hefte sie in Ordner.

Durch Festplattenversagen, Mailclientwechsel und allgemeine Fahrlässigkeit werde ich später sehr viele Mails aus den Jahren 1997 bis 2006 verlieren. Aber die Jahre 1995 bis 1997: einwandfrei. Nur halt leider nicht durchsuchbar. Vielleicht müsste ich sie eines Tages einscannen. Dann könnte ich auch die Ordner wegwerfen.

Kathrin Passig

12.1.1995

Die erste E-Mail von meinem Bruder

> sei gegruesst,
> am anfang eines neuen zeitalters. weil ohne email haett ich dir wahrscheins ja keinen brief geschrieben, sondern telefoniert.
> (...)
> es waer auch nett, wenn du eine email bestaetigung schreiben koenntest, damit ich weiss, ob ich dich nicht doch noch anrufen sollte.
> (...)
> ach ja: georgp@eikon.e-technik.tu-muenchen.de

Quelle: Ausgedruckte E-Mail. Man hätte die Absenderadresse nicht in die Mail hineinschreiben müssen, man konnte sie auch dem Mailheader entnehmen. Das wussten wir aber damals noch nicht so genau.

Kathrin Passig

16.1.1995

Internet für 23 Pfennig

Ich antworte meinem Bruder auf seine erste Mail an mich:

„(...) Viel praktischer als Faxen! Kostet aber auch Geld, wenn man immer nachschauen muß. Peter meint, ich soll mir kein voice-fähiges Modem kaufen, sondern einen Anrufbeantworter, und das Faxen ganz aufhören, nur noch e-mail. Wer weiß. Gruß Kathrin.“

Quelle: Ausgedruckte Mail. Ein „voice-fähiges Modem“, heute (Stand 2014) weiß ich schon gar nicht mehr, was das mal gewesen sein könnte. Ich werde es bei Gelegenheit herausfinden und dann hier nachtragen.

Mit „kostet aber auch Geld“ meinte ich, dass man jedesmal für eine „Einheit“ (23 Pfennig) mit seinem Modem über die Telefonleitung seinen Einwahlknoten, in meinem Fall die Freie Universität Berlin, kontaktieren musste, um herauszufinden, ob man neue Mail hatte.

Immerhin konnte man in Berlin das Internet für diese 23 Pfennig beliebig lang nutzen (wenn die Verbindung nicht abbrach, was häufig passierte). Anderswo war die Dauer einer „Einheit“ abhängig von Tageszeit und Entfernung, lag aber maximal bei acht Minuten. Die Berliner Sonderregelung war ein Relikt einer offenbar bis 1979 gültigen Regelung, bei der es in Ortsnetzen generell keinen Zeittakt gab. 1996 wurde dann auch in Berlin der Zeittakt eingeführt.

Kathrin Passig

16.1.1995

Nur noch emaillieren? Mit einem Exkurs über Modemgeräusche

Ich maile meinem Freund: „... tut mir leid, dass es so lange gedauert hat, aber am Wochenende ist einfach kein Reinkommen in die Uni-Computer. Alles sehr schoen, bunte Farben, viel Laerm, aber gedauert hat es schon so eine Viertelstunde, bis alles da war. Den ganzen Tag waehle ich jetzt schon hin und her mit grosser Geduld, aber um ein Uhr nachts liegen die TU-Studenten halt doch zum Glueck fast alle im Bett. Peter meint, ich soll mir einfach ein ganz normales Modem kaufen, und nur noch emaillieren, auch mit viel umsonst nachschauen, meint er, kommt das ungefaehr gleich teuer wie nach Essen faxen. Meinst du, da hat er recht? Weniger Aerger ist es allemal, auch wenn man am Wochenende nur unter erschwerten Bedingungen nach der Post sehen kann (Wecker auf vier Uhr frueh stellen). Jetzt, wo ich endlich kapiert habe, wie das mit Eudora etc. so ungefaehr geht.“ Dann beschwere ich mich noch darüber, „dass man so schweizerisch schreiben muss, damit am Ende nicht alles voller Sonderzeichen ist.“

Quelle: Ausgedruckte E-Mail. Man muss mit seinem Modem die Uni anrufen, um nach der Mail zu sehen, und es können sich immer nur wenige Anrufer gleichzeitig mit dem Uni-Server verbinden. Es gibt zu diesem Zeitpunkt nur sechzehn Leitungen, aber tausend Neuanmeldungen pro Monat (die Zahlen entnehme ich einer Mail an einen anderen Freund aus demselben Monat). Deshalb braucht man viel Geduld, bis man eine freie Leitung bekommt. Ohne lange Wartezeiten geht es nur zwischen Mitternacht und sieben Uhr morgens.

Ob die Einwahlversuche Erfolg haben oder nicht, kann man an blinkenden Lichtlein am Modem sehen, vor allem aber kann man es hören, denn das Modem spielt einem zu Diagnosezwecken den Anfang der Verbindung laut vor. Das klingt ungefähr so, wobei in dem Beispiel schon ein schnelleres Modem

zu hören ist, als ich es damals hatte. Den Unterschied hört man an den charakteristischen Tönen um 0:13 herum. Die gab es erst ab 28.800 Baud. Es waren die Töne des Fortschritts, und wir begrüßten sie freudig.

Kathrin Passig

1.2.1995

Heftiges Mailen mit SLIP

„Ich bin jetzt auch so richtig mit SLIP über die Anschrift in Essen angebunden“, faxt mein Freund. „Ihr könnt jetzt also immer heftig an axxx.sxxxxxxxx@uni-essen.de mailen.“

Quelle: Ausgedrucktes Fax. SLIP ist das Serial Line Internet Protocol, ein Vorläufer von PPP. Die Mailadresse war nicht wirklich so hässlich, sondern ist von mir anonymisiert.

Kathrin Passig

22.3.1995

Email – einfacher als faxen! Und man muss sich gar kein Amt geben lassen dafür

„Ich weiß ja nicht, ob Du schon nach Email geschaut hast“, faxt mir mein Freund, „jedenfalls kann ich jetzt zumindest von der Uni aus erheblich einfacher Email verschicken als faxen. Zum Faxen außerhalb des näheren Ruhrgebietes muß man sich immer ein Amt geben bzw. von der Zentrale vermitteln lassen, und das dann einmal zum Anklopfen und ein weiteres Mal zum Faxen.“

Quelle: Ausgedrucktes Fax. Das Datum ist das Datum des Ausdruckens, es kann also sein, dass sich das Ganze schon etwas früher zugetragen hat. A., von dem die Nachricht stammt, ist zwar ein paar Jahre älter als ich, verwendet den Ausdruck „sich ein Amt geben lassen“ hier aber wahrscheinlich auch nur ironisch.

Kathrin Passig

28.5.1995

Elternbesuch ohne Lokwechsel

Die Bahnstrecke Camburg-Probstzella wird zum zweiten Mal elektrifiziert. Ihre Oberleitungen waren nach dem 2. Weltkrieg als Reparationsleistung nach Russland geschafft worden, und in meinen ersten drei Berliner Jahren wurde auf dem Elternbesuchsweg zwischen Bayern und Berlin in Probstzella noch die Diesellok vorgespannt.

Kathrin Passig

Mai 1995

Abschlussarbeiten-Panik: Fußnoten in Übersee

Am Abend vor der Abgabefrist am nächsten Morgen um 10:00 Uhr darf ich – im Büro des Schweizer Architekten für den ich während des Studiums gejobbt habe – nach Büroschluss meine Magisterarbeit “Vom Bauen und Schauen – Architekturgalerien und Architekturzentren – eine soziologische Institutionsanalyse” ausdrucken. Der Drucker im Büro ist um Klassen besser als mein preisgünstiges Heimgerät.

Ich bringe eine Diskette mit, ein Mitarbeiter des Büros hilft mir beim Einrichten der Datei, es müssen irgendwelche Fenster, klick, klick, klick, bestätigt werden, damit mein MS-Word-Dokument über den Drucker auch ausgedruckt werden kann. Ab 19:30 Uhr bin ich allein in dem loftartigen Büro und gehe ein letztes Mal durch die Datei: 99 Seiten, 409 Fußnoten, Quellen- und Literaturverzeichnis: zehn weitere Seiten. Mit einem tiefen, erleichterten Seufzer klicke ich "Druck".

21:00 Uhr: Fassungslos sehe ich das Ergebnis an: Fast alle Fußnoten sind verschwunden. Erster Panikschub. Nachdem ich in der Datei nach wie vor alles sehe und meine Versuche, etwas zu verändern, ins Leere laufen, erreiche ich telefonisch: niemanden. Es gibt ja nur Festnetztelefone, mein studentisches Umfeld ist um die Uhrzeit im Mai natürlich nicht zu Hause – bis ich beim fünften Versuch eine Kommilitonin erreiche, die beim selben Professor ihre Arbeit schreibt. Eine halbe Stunde später steht sie mit einer Flasche Prosecco in der Tür. Der bald herausgefundene Fehler: Das Papierformat war beim schnellen klick, klick, klick auf "American Letter" gestellt worden. ("Das Blatt ist etwa 6 mm breiter und 18 mm kürzer und mit einer Fläche von 602,7 cm^2 etwas kleiner als das A4-Blatt mit 625 cm^2." Quelle: Wikipedia.)

Kixka Nebraska

Juni 1995

MTV Europe verschwindet aus dem Kabel und damit aus meinem Leben

Die Medienanstalt Berlin-Brandenburg verbannt MTV Europe ins Hyperband, wo man es nur noch sehen kann, wenn man einen ganz neuen, teuren Fernseher hat.

(Das ist meine Rekonstruktion 2014, vielleicht war auch alles anders, und es ging um Satellitenempfang und/oder eine neu eingeführte Kostenpflicht. Selbe Quelle: „Der Sender hatte in ganz Europa, aber speziell in Deutschland,

Österreich und der Schweiz einen langen Kampf mit den diversen Medienanstalten, Kabelnetzen und der damaligen Deutschen Bundespost, um aufgeschaltet zu werden. Die deutsche Musikindustrie, die das Geschäft auch in der Schweiz und Österreich kontrolliert, hatte Angst, dass MTV Europe zu einer weiteren Veramerikanisierung der Szene führen würde.“)

Jedenfalls können wir jetzt kein MTV mehr sehen, und darüber ist P. so empört, dass er einen Beschwerdebrief schreibt. Brief, denn die Faxnummer der Medienanstalt Berlin-Brandenburg ist außer Betrieb. „Wahrscheinlich haben Sie gar kein Fax“, schreibt P., „das wäre ja auch viel zu neumodisch und bei Ihren 65 Jahren Durchschnittsalter, wer sollte das dann bedienen. . . ?“

Ich habe schon im Vorfeld besorgt direkt bei MTV angefragt und auch eine Antwort von Debbie Woodcock bekommen: „We welcome competition but feel it would be a great disservice to our viewers if we were taken off air in Berlin. Rest assured that we will make every attempt to ensure this doesn't happen. I hope this has set your mind at rest (. . .)“

Dabei konnte ich zu Hause sowieso nie MTV sehen, weil sich meine Vermieterin weigert, das Haus ans Kabelfernsehen anzuschließen. Ich war schon beim Mieterverein deshalb, um herauszufinden, ob das nicht ein Verstoß gegen die Menschenrechte ist.

Jetzt gibt es also gar kein MTV mehr. Kein Ray Cokes! Kein Steve Blame! Kein Paul King! Denis Leary, Beavis and Butt-head, überhaupt Fernsehen auf Englisch, dahin, dahin. Für einen flüchtigen Moment waren wir ans internationale Kulturgeschehen angeschlossen. Wir dachten, es wäre für immer, aber jetzt ist es vorbei. Meine Beziehung zum Fernsehen ist danach nicht mehr dieselbe, genaugenommen habe ich keine mehr. Fernsehen verschwindet aus meinem Leben. VIVA, pf.

Kathrin Passig

1. Beitrag 2016 aus dem Gedächtnis rekonstruiert. Grund für das Fax könnte sein, dass sich die Geschichte etwas früher zugetragen hat und wir noch keine E-Mail hatten. Wahrscheinlicher ist aber, dass man aus dem türkischen Hotel nur Faxe verschicken konnte und keine Mails.

Um 1995

Urlaub mit dem Funkwecker führt dazu, dass Faxe verschickt werden müssen

Ich bekomme ein Fax[1] aus der Türkei. Ein Freund ist dort im Hotel und möchte sich am nächsten Tag frühmorgens wecken lassen, um seinen Rückflug zu erreichen. Er hat seinen Funkwecker aus Berlin mitgenommen. Das DCF77-Zeitsignal aus Mainflingen bei Frankfurt reicht aber nur bis zur oberen linken Ecke der Türkei und nicht bis zu seinem Urlaubsort. In der Hoffnung, den Wecker mit der neuen Zeitzone zu synchronisieren, hat der Freund die Batterien herausgenommen und wieder eingesetzt, mit dem Ergebnis, dass jetzt gar keine Zeit mehr angezeigt wird. Ich soll in der Gebrauchsanweisung des Weckers nachsehen, wie man die Uhrzeit von Hand einstellt. Wir besitzen beide die gleichen Funkwecker, die man in letzter Zeit[2] billig bei Conrad Electronic bekommt.

In der Gebrauchsanweisung des Weckers steht, dass das nicht geht. Schließlich ist es ein Funkwecker, da braucht man nichts von Hand einzustellen. In meinem Antwortfax verhöhne ich den Freund und biete an, am nächsten Morgen ein weiteres Weck-Fax zu schicken. Der Freund lässt sich dann von der Rezeption wecken.

Korrektur von Manfred Fürnrohr zur letzten Fußnote: “Damit ist aber kein Funk*wecker* gemeint (also ein üblicher Wecker mit Zeitanzeige und Weckfunktion), sondern ein Funkmeldeempfänger, wie er zu dieser Zeit immer mehr eingesetzt wurde. Umgangssprachlich wurde er als ‘Funkwecker’ bezeichnet, weil ja damals die per DCF77-Signal versorgten Wecker nicht oder nur sehr selten zu sehen waren und die Mitglieder der Feuerwehr per Funk

2. In dieser Chronik der Freiwilligen Feuerwehr Seussen heißt es über das Jahr 1989: “Durch die Spende einer Bank und einen Zuschuß des Feuerwehr Vereins konnten 2 Funkwecker angeschafft werden.” Der Preisverfall scheint also noch nicht so lange zurückzuliegen. Wir haben meiner Erinnerung nach etwa 30 DM bezahlt.

‘geweckt’ wurden. Ich schätze, dass damals (1989) ein Funkmeldeempfänger etwa 1500 DM kostete. Die ersten Funkwecker (mit DCF-Signal) kosteten etwa 200 DM (z. B. von Junghans) (Ende der 1980er Jahre).”

Kathrin Passig

21.7.1995

Zum ersten Mal probiere ich dieses Roaming aus

Zum allerersten Mal nehme ich das Mobiltelefon aus dem Büro mit auf eine Auslandsreise. Wir haben von diesen teuren Geräten nur eines, deswegen kommt das nicht ganz so oft vor – aber ich will auch unbedingt ausprobieren, wie das eigentlich funktioniert, dieses viel gerühmte *Roaming*: Ich kann mit dem deutschen Telefon nach GSM-Standard einfach irgendwo im Ausland so telefonieren, als wäre ich in Deutschland. Verspricht jedenfalls der Netzbetreiber.

Gegenüber dem bisherigen Verfahren ist das natürlich eine ungeheure Verbesserung – ich hab’ mir nämlich in wichtigen Fällen bei den örtlichen Kollegen ein Mobiltelefon des jeweiligen Landes leihen müssen. Das könnte ich diesmal gar nicht, denn ich will in die italienische Stadt Piacenza südlich von Mailand, und die Kollegen sitzen in Rom. Da fliege ich aber gar nicht hin.

Nach der Landung in Mailand schalte ich das Telefon ein – und es funktioniert. Das heißt, es zeigt mir an, dass ich in einem Netz eingebucht bin. Testweise rufe ich mal in Deutschland an, und auch das klappt problemlos. Ich hatte ja auch zuvor nachgelesen, dass ich nicht nur die internationale Vorwahl mit eingeben muss, sondern am besten auch ein + davor, weil nicht in allen Ländern die Doppel-Null als Vorwahl für eine Landeskennzahl akzeptiert wird.

Mit diesem Roaming kann ich jetzt also auch in Italien so telefonieren wie in Deutschland, ein enormer Vorteil bei zeitkritischen Meldungen. Vor allem für das Ereignis, für das ich nach Piacenza gereist bin: Die Ankunft der ersten deutschen Tornado-Kampfjets für den Einsatz über Bosnien.

Zwar versucht die Bundeswehr, mir wie den anderen deutschen Journalisten mit Mobiltelefon das Telefonieren vom Fliegerhorst auszureden. Während des Anflugs der Tornados, sagt ein Presseoffizier, sollen wir doch bitte die Telefone ausschalten, um die empfindliche Elektronik der Kampfflugzeuge nicht zu stören. So richtig Ernst nehmen wir das nicht – wenn das so stimmen würde, bräuchten sich nur ein paar Serben mit einem Mobiltelefon hinter die Landebahn, außerhalb der Absperrung, zu stellen und könnten den Flugbetrieb lahmlegen. Außerdem: Wir sind in Italien, dem Land der Telefoninos! Den Italienern wird man das schon gar nicht ausreden können.

Thomas Wiegold

26.7.1995

Ich bekomme einen der interessantesten Orte im Netz gezeigt, bin aber leider blöd

M. hat mir zum ersten Mal LambdaMOO gezeigt. Das war sehr nett von ihm, denn ich hätte ohne ihn sicher nie davon erfahren und denke im Nachhinein (Stand 2014), dass es sich um einen der interessantesten Orte im kargen Internet von damals gehandelt haben muss. 1995 aber sehe ich das anders und schreibe ihm eine sehr dumme Mail:

„Leider habe ich AUS VERSEHEN einen eigenen Character beantragt, der mir … in einem Monat zugeteilt werden soll, aber ich setze trotzdem keinen Fuß mehr in diesen Hoellenpfuhl, in diese abstoßende textorientierte Ausgeburt kranker Ueber-Dreissigjaehrigen-Gehirne. Kind, Kind, du mußt zuviel Zeit haben. Viel zuviel Zeit! Und zuwenig Geschmack, und Zurechnungsfähigkeit, und, und … Nein, in so ein ‘social oriented’ Dingsbums kriegt mich

keiner mehr, in keiner noch so anonymen Verkleidung nicht. ... Spielst Du eigentlich auch schon mal D&D-Spiele? Das ist naemlich jetzt wirklich was für TU-Studenten und Vierzehnjährige wie Dich.“ (M. ist 30 und Soziologe.) „IRC ist auch noch sehr empfehlenswert. Da gibt es praktisch nur 14jaehrige aus Texas, bestimmt alle virgin. Gut, Du kriegst mildernde Umstände, weil ja diese ganze Computersache fuer Dich noch ganz neu ist und so.“

Quelle: Ausgedruckte Mail. Man kann dieser Mail und ihren Nachbarn im Ausgedruckte-Mail-Ordner entnehmen, dass das Umlautproblem für mich neu ist. In den vorangegangenen zehn Jahren meiner Computernutzung haben Umlaute eigentlich fast überall funktioniert. Jetzt beginnt eine Phase, in der sie es fast nirgends tun. Ich gewöhne mich ans Weglassen der Umlaute und werde erst nach der Jahrtausendwende wieder anfangen, im Netz welche zu verwenden. In Mail-Betreffzeilen sogar noch später, sicher nicht vor 2005.

Im IRC werde ich wenige Jahre später selbst noch viel Zeit verbringen (ohne Umlaute). Des weiteren gelingt es mir, meine anfängliche Meinung über LambdaMOO vollständig zu vergessen und stattdessen mit meinen Besuchen dort anzugeben, als hätte ich das frühe Internet persönlich mit erfunden.

Kathrin Passig

ca. 1995

Wer hat eigentlich das Licht von X Window unter den Scheffel gestellt?

Mit den IBM-Workstations, auf denen das IBM-Unix AIX lief, kam auch X Window zu uns.

In einem Scherztext, der beschreibt, wie Informatiker Flugzeuge bauen würden, wurde das Unix-Flugzeug so beschrieben: Alle treffen sich, jeder bringt ein oder zwei Bauteile mit, sie schrauben das alles zusammen und erstaunlicherweise fliegt es trotzdem.

X Window gab es schon seit den 1980ern und es war typisch Unix. Es konnte ungefähr alles. Nicht nur einen Zeiger mit der Maus über den Bildschirm bewegen, Icons darstellen, Programmen Fenster zur Verfügung stellen, nein. Es konnte das auch noch auf einem anderen Rechner.

Ich konnte also den Bildschirm meiner Workstation (oder später meinen PC) als Anzeigegerät für den Server vorgeben. Auf dem Server lief ein Programm, malte einen Dialog per Netz auf meinen Bildschirm und wurde von meiner Tastatur gesteuert.

X Window hat also etwas nativ eingebaut, was bei Windows bis heute durch teure Software wie Citrix erst eingekauft werden muss. X Window war dabei, die Computernutzung zu revolutionieren.

Theoretisch.

Praktisch gab es damals nur sehr wenige Programme mit Dialogen. Eher gar keine. Tatsächlich nutzten wir X Window in erster Linie, um möglichst viele Fenster mit textbasierten Shells gleichzeitig auf dem Bildschirm haben zu können.

Typische Unixler oder Linuxer haben bis heute einen schwarzen Gürtel in Kommandozeile und klicken sich nur ungerne was zusammen. So hatten zwar alle Kommandozeilenprogramme auch Icons, waren aber so ohne Kommandozeile drumrum in der Praxis vollkommen unbrauchbar.

Zudem lag der ausbleibende Erfolg wohl auch daran, dass man – Unix-typisch – alles selber einstellen kann.

Es gab damals unzählige Fenstermanager, die die Fenster entweder mit windowstypischen Knöpfen oder ganz anderen, mitunter verstörend absurden Bedienelementen versahen.

Heute gibt es mit Windows und OS-X zwei Standards, die von einigen Linux-Fenstermanagern nachempfunden werden. Und dank Open Source gibt es auch mehr als ausreichend Software.

Volker König

3.10.1995

Ein Münchner Reisebüro mit bedrohlichem Namen

Mein Freund A. und ich wollen in die USA. A. hat sich schon Travellerschecks verschafft. Ich habe noch welche von einem früheren Auslandsaufenthalt übrig, und eine Kreditkarte beantrage ich aus diesem Anlass jetzt auch endlich mal.

Dann müssen Flüge gebucht werden. A. schreibt mir: „Man kann über ein Münchener Reisebüro (www.skynet.de) die Verfügbarkeit von Flügen abfragen und die dann auch direkt buchen. Kannst ja mal nachsehen. Ich habe so den Eindruck, daß das sogar noch etwas besser ist als mit dem Reisebüro telefonieren, weil die nach dem 3. Versuch in der Regel genervt sind.“

Quelle: Ausgedruckte Mail. Für das Münchner Reisebüro mit dem Terminator-Namen scheint sich das frühe Engagement nicht gelohnt zu haben; heute (Stand 2014) ist keine Spur mehr von ihm zu finden.

Kathrin Passig

7.10.1995

Anderen das Internet erklären

Ich fahre zur Frankfurter Buchmesse und übernachte bei Verwandten. Der Mann meiner Cousine (Anfang 30) wünscht sich von mir einen „Internet-Einführungskurs“ an seinem im Keller stehenden Windows-Rechner und mault währenddessen anhaltend „Also isch seh scho, für misch is des nix“, „Also des Getue um des Intänet, un da is dann doch nix dran!“, „Nää nää, des nützt mir doch alles nix!“, „Ja und was soll isch dann damit?“ Er hat aber einen T-Online-2400er-Zugang: „Ja des geht doch net andäs wegä dem BTX!“

Quelle: Ausgedruckte Mail an meinen Freund. Was ein T-Online-2400er-Zugang war, und warum ich das erwähnenswert fand, ist mir (Stand 2014) unbekannt. Vielleicht war es ein besonders schneller Internetzugang, den ich selbst gern gehabt hätte.

Kathrin Passig

29.10.1995

Wer in die USA fährt, muss den Freunden zu Hause Software mitbringen

P. sehnt sich nach Visual Basic 4.0 und Visual C++ 4.0.

A., mit dem ich gerade in den USA bin, mailt ihm:

„Es gibt Visual Basic 4.0 Professional Edition als Vollversion, also nicht als Update, für schlanke 599.- Bucks plus 8% Tax und 1% Umrechnung, was alles zusammen dann so etwa 950 Maerker sind. Wenn Du das zu dem Preis wirklich haben willst, musst Du bis Montag 12.00 Ortszeit, das ist dann so etwa 18.00 MEZ, unter 001-212-xxx-xxxx (gerade mal eine Einheit pro 10 Sekunden) angerufen haben. Ab dann ist das Kathl schon im Flieger bzw.

kommt nicht mehr in den Laden. Du kannst es auch mit mailen versuchen und ich schaue dann so gegen Mittag mal nach. Leider kann sich gerade niemand von uns so recht an Deine neue Nummer erinnern, weshalb anrufen etwas schwierig ist.“

Quelle: Ausgedruckte Mail. Hier archiviert, damit die Jugend erfährt, dass man vor wenigen Jahrzehnten Software aus den USA offenbar am einfachsten in den USA kaufen konnte. Außerdem musste man sich die neuen Telefonnummern seiner Freunde aufschreiben, weil kein Handy die Arbeit des Merkens übernahm. Telefonieren war teuer, und Mails wurden “so gegen Mittag mal” abgerufen. Wie und womit wir das damals im Ausland taten, ist nicht überliefert.

Kathrin Passig

Oktober 1995

Die Kunsthochschule bekommt Internet

Auszug aus einem Kostenvoranschlag zur Internetanbindung des Kunsthochschulgebäudes, das Ende 1995 ans Netz durfte (per Mail angeboten):

> 1) Die 64kbit ISDN Loesung
> ~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~
>
> Telekom: 4.000,- einmalige Anschaltgebuehr
> 385,- monatliche Grungebuehr
> 22,50 monatliche Gebuehr pro km Kabellaenge HBKS: 3.000,-
> ISDN Router
> z. B. IMAC Ethernet-ISDN-Bridge, AUI-Port, 10Base2-Port, S0-Port
> (2 x B-Kanal mit 1TR6 oder DSS1), Datenkompression (!), SNMP
> 2.410,- DM + MwSt. bei Transtec, RZ: 5.400,- anteilige Hardwarekosten (CISCO)

????,- Volumengebuehren (je nach Abmachung)
= 12.400,- DM einmalige Fixkosten
+ ca. 10.500,- DM monatlich

2) [Beschwerden über institutionsinternes Zuständigkeitsgerangel anstatt Zahlen]

3) Die optimale 2Mbit Loesung
~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~

Telekom: 8.000,- einmalige Anschaltgebuehr
2.150,- monatliche Grungebuehr
172,- monatliche Gebuehr pro km Kabellaenge HBKS: 4.500,- WAN Router
z. B. CISCO 2541 Dual LAN Bridge/Routeer, 2x AUI-Port, 2x serieller WAN-Port (max. 4Mbit), versch. Protokolle (z. B. X21, X25, Frame Relay, HDLC,PPP), 3.990,- DM + MwSt. bei Transtec, 540,- DM + MwSt. fuer Treiber-software, 4500,- X21 Modem, RZ: 3.000,- anteilige Hardwarekosten (CISCO)
4.500,- zwebei Transtec, 540,- DM + MwSt. fuer Treibersoftware, 4.500,- X21 Modem, RZ: 3.000,- anteilige Hardwarekosten (CISCO), 4.500,- zweittL0;pMÿMT. . . T–T—Tÿ]. . .]–]—]ÿˆÿˆes X21 Modem ????,- Volumengebuehren (je nach Abmachung)
= 24.500,- DM einmalige Fixkosten
+ ca. 2.650,- DM monatlich

4) Die HBKS-interne Verkabelung
~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~

ca. 4.000,- DM fuer Kabel, Stecker, T-Stuecke, Werkzeug, HUB, Transceiver, Ethernetkarten und sonstige Kleinteile

[Das IT-Gibberish ist irgendwo beim Transfer durch verschiedene Textverarbeitungsprogramme entstanden.]

Undine Löhfelm

November 1995

Probleme mit der Motronic

Viele Online-Freunde hatten sich ZyXEL-Modems gekauft. Das waren die ersten mit einem programmierbaren digitalen Signalprozessor. Es war möglich, neue Modulationsarten mit höheren Übertragungsraten per Softwareupdate einzubauen und nicht durch Austausch des gesamten Modems.

Ich hatte mir gerade einen neuen Opel Corsa geleistet und zum Glück kein Geld für sowas.

Weil: Man hatte bei ZyXEL immer die Wahl zwischen verschiedenen Firmwareständen, die spezifische Fehler hatten. Ein Freund konnte sich aussuchen, ob sein Modem das (normgerechte) Freizeichen seiner Telefonanlage nicht erkennt und daher kein anderes Modem anrufen kann, oder ob es mit der damals verbreitetsten anderen Modemmarke keine Verbindung bekommt, was 50% der User aus seiner Mailbox ausgesperrt hätte.

Also wechselte er eine Weile lang jeden Abend das EPROM des Modems, damit er über Nacht die Polling-Anrufe bei anderen Mailboxen seines Netzes machen konnte.

Ich hatte andere Probleme, denn der neue Opel hat in der Stadt rund 12 Liter auf 100 km verbraucht. Das war auch damals für einen 60-PS-Motor viel.

Ich bestand darauf, dass die Werkstatt sich den Wagen ansieht, solange er noch in der Gewährleistung war. Der Meister meinte schließlich, das sei ein Problem mit der Motronic. Das sei bekannt. Sie hätten jetzt ein neues EPROM eingebaut, das den Fehler behebt.

Zwei Wochen später war der Wagen wieder in der Werkstatt. Der Verbrauch war ok, aber wenn ich den Wagen mit getretener Kupplung einfach rollen ließ, weil vor mir zum Beispiel eine Ampel war, die gleich grün werden könnte, ging der Motor aus.

Wenige EPROMS später fühlte es sich in dem Auto oft so an, als hätte man starken, böigen Gegenwind. Das trat aber nur auf, wenn das Motorenöl bis zum Maximum aufgefüllt war und hing wohl mit einem von der Motronic fehlinterpretierten Wert des Öldrucksensors zusammen.

Als Workaround befestigte ich einen Zettel mit einem Hinweis am Öleinfüllstutzen.

Volker König

November 1995

Unordnung und früher Cybersex

Ich war schon hin und wieder in LambdaMOO, einer Art virtuellem Gebäude, in das man via Telnet gelangt. Wenn man sich einloggt, kommt man immer zuerst im *Coat Closet* zu sich, kann sich dann aber frei im textbasierten Gelände bewegen. An einem Tag im November haben M. und ich dort Sex mit einer dritten Person, und das Logfile ist weitgehend erhalten. Ich heiße MargaretHoulihan, habe keine Erfahrung mit Sex im Internet und benehme mich verwirrt, auch aus technischen Gründen:

„Sorry if I sound confused. It's the lag. And, of course, the incredible size of Mandrake's You-know-what."

„Your keyboard seems to be different from mine. But, never mind, with patience we can work it out ;)"

„I wish I could figure out who's doing what to whom."

„Der Doppelpunkt ist die uebernaechste Taste nach links vom m aus."

Quelle: Logfile aus einer ausgedruckten Mail von M.

Kathrin Passig

Oktober oder November 1995

Rückbestätigungspflicht bei Flügen

Ich muss meinen Rückflug aus den USA telefonisch rückbestätigen. Dazu rufe ich eine Telefonnummer am Flughafen Newark an, die ich vermutlich meinen Reiseunterlagen (auf Papier) entnehme. Das Gespräch verläuft sehr mühsam. Irgendwann sage ich “I can’t understand you very well” zu der Flughafenperson, die daraufhin antwortet, mein Englisch sei aber auch nicht besonders. Am Ende klappt es trotzdem.

Wenn man nicht anruft, kann der Platz neu verkauft werden. Hier erklärt die *Zeit*, wie die Regelung 1991 war, offenbar diente sie dem Zweck, die “No-show-Rate” zu senken. 2002 schreibt die FAZ: “Die meisten Airlines führen heute keine Rückbestätigungslisten mehr”.

Danach fliege ich Mittelstrecke erst wieder im Jahr 2003, Langstrecke 2004, und bis dahin ist die Rückbestätigungspflicht ausgestorben.

Kathrin Passig

1990-er

Telefonkarten

In einer Übergangszeit von Münzfernsprechautomaten zu Handys gibt es eine kurze Ära der Telefonkarten.

Von oben nach unten: Deutsche Karte mit 12 DM, maltesische Karte mit 60 Einheiten, österreichische Karte mit 100 Schilling Guthaben

Deutsche Telefonkarten erwerbe ich in den Neunzigern in einem begrenzten Umfang. Sie kosten das jeweilige Guthaben, das auf dem Chip gespeichert ist. Man steckt die Karte in den Apparat einer geeigneten Telefonzelle. Je nach Entfernung des Gesprächspartners schmilzt das Guthaben langsamer oder schneller dahin, man kann es auf dem Display live verfolgen. Ist die Karte leer, bricht das Gespräch ab, wenn man nicht schnell genug eine Nachfolgekarte zückt.

In meine Sammlung verirren sich auch ausländische Telefonkarten. Meine Mutter bringt mir eine aus Malta mit. Im Gegensatz zur deutschen Variante ist sie nicht mit einem Geldbetrag, sondern mit Telefoneinheiten geladen. Das macht es vermutlich leichter, die Nutzung langfristig und unabhängig von Gebührenerhöhungen zu planen.

Von einem Österreichurlaub ist eine andere interessante Variante erhalten. Die sympathischen Nachbarn haben auf ihren Telefonkarten keinen modernen Chip, auf dem Informationen zum Guthaben gespeichert ist. Stattdessen wird in einem Streifen das abtelefonierte Geld gestempelt.

Praktischer als Telefonkarten sind und bleiben Münzen. Wenn ich mal telefonieren muss, habe ich die Karte normalerweise zuhause vergessen, sie ist nicht mit genügend Guthaben bestückt oder die Telefonzelle ist nicht für Kartentelefonie ausgerüstet. Zudem kostet die Besorgung der Karten mehr Zeit als die in einem Jahr in Telefonzellen verbrachten Minuten. Und mit dem nie genutzten Guthaben verdienen sich einige Telekommunikationsunternehmen bestimmt noch ganz schön was dazu (was dann in die Erstellung von Karten und Umrüstung der Telefonzellen fließt).

Johannes Mirus

Bis in die 1990er Jahre

Das Wäscherecken

In der Zeit, bevor die Betten quasi nur noch mit Microfasern, Biber, Jersey oder Flanell bezogen wurden, nutzte man zu diesem Zweck meistens Bettbezüge und Laken aus glatten Baumwoll- oder Leinenfasern. Insbesondere im Sommer ergibt das ein sehr angenehmes Schlafgefühl. In der Zukunft wird man fast nur noch Spannbettlaken antreffen.

Nachteil dieser Fasern ist, dass sie aufwendig gebügelt werden müssen. In großen Haushalten gibt es dazu eigene Bügelautomaten. Kleinere Haushalte bringen ihre Wäsche zu einer Heißmangel. Hier gibt es verschiedene Typen: Einige sind an Reinigungen angeschlossen. Wieder andere betreiben Leute nebenberuflich.

Die Heißmangelannahme bei uns im Ort besteht darauf, dass die Wäsche gereckt und angefeuchtet geliefert wird. Zu diesem Zweck hat man eine Flasche aus weichem Kunststoff, die einen perforierten Deckel hat. Damit wird das zu behandelnde Wäschestück (also ein Bettbezug, ein Bettlaken oder eine große Tischdecke) gleichmäßig befeuchtet. Danach wird das Wäschestück grob zusammengelegt, damit die Feuchtigkeit durchdringen kann. Hernach beginnt das Recken der Wäsche. Hier hat wohl jede Familie eine andere Routine entwickelt. Bei uns ist das Vorgehen so: Zwei Personen falten das Wäschestück auf der langen Seite in der Mitte zwei mal doppelt, so dass man einen langen, schmalen Streifen mit vier Stofflagen hat. Nun fasst jeweils eine Person zwei Zipfel fest an und gemeinsam zieht man auf Kommando zugleich die Arme nach außen und hinten. Das passiert dann drei Mal. Danach greifen die Hände um und man zieht abwechselnd rechts und links. Danach wird das Wäschestück möglichst ordentlich zusammengelegt.

Die Wäschestücke werden in einen Wäschekorb gestapelt und dann mit einem sauberen Küchentuch abgedeckt. Anderntags werden sie zur Heißmangel gebracht, wo man sie nach einigen Tagen abholen kann. Die Berechnung erfolgt gemeinhin nach Stückzahl.

Noch im Jahr 2015 bringe ich meine Wäsche gerne zur Heißmangel. Heute aber nur noch grob zusammengelegt. Ich mag das Gefühl der Glätte.

die christine

Mitte der 90er

Mysterien der ländlichen Postzustellung

Nachdem ich aus dem Elternhaus ausgezogen bin, fallen mir Dinge auf, die ich früher nicht gesehen habe. Zum Beispiel, dass an der Haustür kein Name steht. Ich frage meinen Vater danach. Er sagt: “Natürlich steht da ein Name.” Gemeinsam gehen wir vor die Tür. An der Klingel steht kein Name. Der Briefkasten trägt noch das Platzhalterschildchen mit dem Herstellernamen. Da die Post trotzdem seit 1975 ankommt, findet mein Vater es unnötig, jetzt noch einen Namen anzubringen.

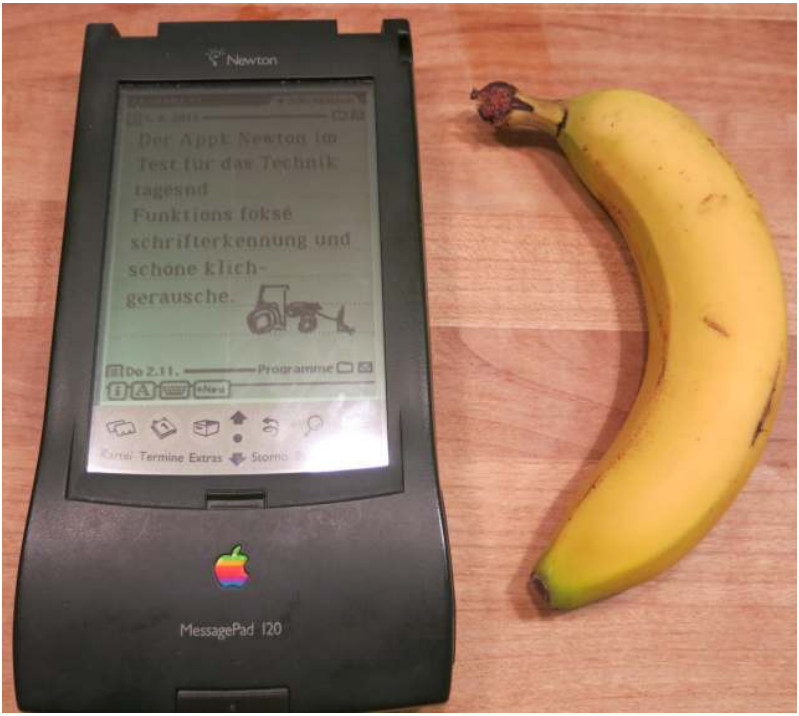
Kathrin Passig

1995

20 Jahre zu früh: (way too) early adopter

Ich bin etwa im zweiten Jahr meines Studiums. Meine handschriftlichen Vorlesungsmitschriften kann ich nicht entziffern, an wichtige Termine müssen mich Freunde erinnern und Notizzettel verliere ich zuverlässig. Ich hoffe, diese Probleme mit einem elektronischen Organizer aus der Welt zu schaffen. Oder zumindest hoffe ich auf interessantes Technikspielzeug.

Der Apple Newton 120 ist ein PDA (Personal Digital Assistant), der erstmals ohne Tastatur auskommt und ausschließlich durch den Touchscreen bedient wird. Es gibt eine Handschriftenerkennung und er ist komplett objektorientiert programmierbar. Ich freue mich auf interessante Bastelstunden und kaufe ihn unter Schmerzen für sehr viel Geld (etwa 600 DM).



Apple Newton mit Größenvergleichsbanane, handgemaltem Techniktagebuch-Logo und Schrifterkennungstest: “Der Appk Newton im Test für das Technik tagesnd Funktions fokse schrifterkennung und schöne klichgeräusche.”

Das Gerät leistet tatsächlich Beeindruckendes – Kalender, einfache Tabellenkalkulation, Todo-Listen, Notizen und Zusatzsoftware ohne Ende. Es mangelt ihm aber deutlich an Rechenleistung und so benötigt der Newton nach fast jedem Klick mit dem Stift Bedenkzeit. Alle Anwendungen können in Hochformat oder Querformat dargestellt werden und es gibt einen Assistenten, der hilfreiche Dienste manchmal sogar ausführt („Bitte Termin“ in das Feld des Assistenten schreiben).

Ich versuche Vorlesungen darauf mitzuschreiben und das Gerät erfüllt den Zweck, mich von der Vorlesung abzulenken, sehr gut. Die Mitschrift jedoch scheitert am geringen Kontrast des Displays, dem geringen Platz zum Schreiben und der verzögerten Verarbeitung. Ich nutze den Kalender und das Adressbuch („Kartei“) sporadisch und installiere allerhand nutzlose Software darauf. Im Lauf der nächsten acht Jahre geling es mir damit, mich mit Hilfe eines Modems in das Uni-Netzwerk einzuwählen und meine Mails einige Male auf dem Newton zu lesen und zu schreiben. Das Schreiben eigener Software dafür schaffe ich nicht, da ich das Buch „Programming for the Newton“ (Entwicklungstools auf Diskette beiliegend) nur in der Version für Mac habe und nicht für Windows. Und überhaupt ist mir objektorientierte Programmierung zu dieser Zeit ein Rätsel.

2002 nutze ich das Gerät mit mäßigem Erfolg noch zum Geocachen mit einem externen GPS-Empfänger, danach spielen die Kinder manchmal damit.

In einer Anwendung hat sich der Newton jedoch über die Jahre sehr bewährt: Mahjongg spielen.

Georg Passig, aufgeschrieben im August 2015

In den 70ern und in den 90ern

[TT-Aufschreibeservice] Kuriosa der Telefonbenutzung

Wir sind irgendwo Anfang/Mitte der 70er Jahre in einem kleinen Dorf in der Pfalz. Wir wohnen in einem Mietshaus mit sechs Parteien und nur eine Partei hat ein Telefon. Das heißt, wenn man telefonieren will, ist das nicht so selbstverständlich. Meine Mutter ist eigentlich aus England und wir haben viel Verwandtschaft über die ganze Welt verteilt, auch in Australien. Wenn man angerufen werden will, muss man vorher per Brief einen Termin ausmachen. Wir verabreden uns schriftlich mit der Familie in Australien zum Telefonieren an einem exakt bestimmten Zeitpunkt. Dann gehen wir zum Telefon und sie rufen da an.

In den 70ern habe ich auch den Kollegen, der ein graues Analogtelefon mit einer runden Wählscheibe besitzt. Es ist das einzige Modell, das es zu dieser Zeit gibt, es ist grau, viereckig und hat eine Drehscheibe. Einfache

Hüllen für die Telefone gibt es noch nicht, aber es gibt Brokathüllen für diese Telefone. Unser Telefon hat eine verzierte, verschnörkelte Goldbrokathülle. Es gibt die Brokathüllen aber auch in rot. Das Telefon wurde mit zwei Teilen verhüllt, ein Teil für die Base und ein Teil für den Hörer, der über ein Kabel mit ihr verbunden war. Das Bild dieses brokatverzierten Telefons werde ich mein ganzes Leben lang nie mehr vergessen.

Dann machen wir einen Sprung, gut 20 Jahre später. Meine Freundin und ich, wir sind beide Studenten, aber wir haben uns ein Siemens S1 geleistet. Das ist gar nicht so billig, für Studenten zumal nicht. Wir teilen uns das Telefon: Wer es gerade braucht, nimmt es mit, und wer es nicht braucht, hat in dem Moment einfach kein Telefon. Da fährt einer mal zwei Wochen auf Dienstreise und nimmt zwei Wochen das Handy mit. Der andere hat dann einfach zwei Wochen kein Handy.

Tom Klein, erzählt auf der re:publica 2015

1995

Tips zum Lycos-Katalog-Durchblättern

> Mit dem Suchsystem Lycos kann man entweder in einem Katalog WWW-Server durchblättern oder direkt mit einer Suchfrage nach der gewünschten WWW-Seite Ausschau halten. Da bei Lycos einige zehntausend WWW-Server verzeichnet sind, könnte eine solche Suche durchaus länger als eine halbe Stunde dauern. Glücklicherweise kann man beim Eingeben der Suchfrage auch die Suchzeit einschränken.

aus: Friedrich Kronenberg, “Online Surfing im Internet”

Dan Richter

Um 1995

Leben ohne Drucker, aber mit Trostdiskette

Ich habe keinen Nadeldrucker mehr und äußere Neid, als ich den Drucker eines Freundes höre. Der Freund sieht ein, dass man so nicht leben kann, hält ein Mikrofon an seinen Drucker und nimmt mir eine WAV-Datei mit dem Nadeldruckergeräusch auf. Die bekomme ich auf einer Diskette mit nach Hause. Jetzt kann ich jederzeit so tun, als hätte ich einen Drucker: SKRRIIIIEEK SKRIIIIIEEEEK SKREEEEEK.

Kathrin Passig

1995

Digitale Routenplaner, lustige Highlights

Wenn man am PC sitzt und eine Route plant, so gibt man meistens maps.google.com ein und lässt sich mehrere Routenvorschläge zeigen, aber das war nicht immer so komfortabel.

1995 hatte ich von mehreren Anbietern deren digitalen Routenplaner getestet, die meisten Programme kamen per CD oder Diskette und waren örtlich auf Österreich beschränkt

Highlights zum Schmunzeln:

Eine Route von meinem Firmensitz ins benachbarte "Mühlviertel" sollte um einige Kilometer kürzer sein als in meiner Erinnerung, dafür einige Zeit länger dauern. Lösung des Rätsels: die Planung führte mich zu einer Fähre bei Ottensheim (die auch heute noch existiert). Das Hauptproblem war aber eigentlich, dass die Fähre nur alle halben Stunde/Stunde fahren würde.

Eine Strecke in der Nähe meines Wohnhauses führte über eine "Moulderstraße" – ich habe lange überlegt, warum die "Muldenstraße" – benannt nach "Mulde = Furche" so eigenartig unbenannt worden war. Später entdeckte

ich im Internet, dass das ursprünglich amerikanische ergänzte Kartenmaterial wohl von einem Amerikaner in Einzeldetails umbenannt worden war. Es gab tatsächlich einen General Moulder, was lag also für einen Amerikaner näher, als den "Tippfehler" von "Muldenstraße" auf "Moulderstraße" umzubenennen. (Das ist natürlich meine persönliche Schlussfolgerung.)

Eine CD-Routenplanung eines in Österreich sehr bekannten Kartenunternehmens hängte sich bei vielen Routen einfach auf. Mein Anruf beim Kartenunternehmen ergab:

- dass es da ein Softwareupdate per CD gegeben hatte, welches aber in der Buchhandlung nicht ausgeliefert worden war.
- dass man mir die CD nachsenden werde (was auch geschah, aber alles nur mehr verschlimmerte, weil das Programm einfach abstürzte)
- und schlussendlich nach meinem letzten Anruf: dass man alle CDs wieder eingezogen habe, wegen diverser Berechungsprobleme.
- Aber die gedruckten Karten dieses Unternehmens sind einfach Spitze.

Seither – und auch seit meinen Erlebnissen mit der Hafas ÖBB Diskette – ist das Wort "Server" für mich das Zauberwort für Datenbanken, auch wenn ich damals noch mit einem 56k Modem ins Internet ging.

Arnold

Vermutlich 1995

Ein Leben ohne Technik

Im Radio wird regelmäßig ein Lied gespielt, das ich sehr gut finde und das ich auch gerne auf einem Album käuflich erwerben würde. Leider kenne ich weder den Titel des Liedes noch den der Sängerin. Es geht irgendwie um eine Begegnung mit einem Obdachlosen, das Lied ist auf Englisch und irgendwie in der Tradition der jüngeren Singer-Songwriterinnen.

Ich suche also das Lied. Mangels Internet und anderweitiger neumodischer Technik habe ich nur zwei Strategien:

1. Ich stöbere in dem einen Kölner Saturn, wo man CDs einfach so anhören darf und probiere alles aus, was mir entweder vom Namen her was sagt und passen könnte, oder wo das Cover irgendwie verdächtig aussieht. Es ist ein sehr langwieriger und erfolgloser Prozess, aber immerhin lerne ich viele Künstlerinnen kennen.

2. Ich hänge vorm Radio und hoffe inständig, dass der Radiosprecher vielleicht irgendwann mal sagt, wie das Lied heißt und wer es singt. Es ist ein gleichermaßen langwieriger und erfolgloser Prozess, denn niemand will mir den Gefallen tun.

Was ich nicht tue: Beim Radio anrufen und nachfragen, das Lied auf Kassette aufnehmen (das Kassettendeck meiner Anlage ist entweder kaputt oder gar nicht mehr vorhanden) und in irgendeinem Plattenladen vorspielen, Teile des Textes notieren und in einem Plattenladen vorlegen, die Melodie vorsummen und ähnliches. Es ist mir zwar sehr wichtig, dieses Lied zu finden, aber offensichtlich nicht wichtig genug, um mit fremden Menschen in Interaktion zu treten.

Ungefähr zehn Jahre später kaufe ich das Album "Time to Kill" von Sophie Zelmani und bin sehr begeistert. Mittlerweile gibt es das Internet im Allgemeinen und iTunes im Besonderen, und so arbeite ich die Musikkarriere von Sophie Zelmani durch und stoße dabei auf den Song "You and Him" von ihrem Debütalbum.

"DAS IST DAS LIED!" jubiliere ich innerlich! Tatsächlich, das ist genau das Lied, nachdem ich monatelang gesucht habe. Immerhin kann ich mich jetzt noch genau so drüber freuen wie ich mich damals gefreut hätte, vielleicht sogar noch ein bisschen mehr.

Wenn ich heute (2017) in einer ähnlichen Situation bin, kann ich folgendes tun:

1. Auf dem Handy Shazam anschmeißen und das Stück identifizieren lassen. Shazam ist ein Programm, dass über das Mikrofon “zuhört” und einem dann sagt, welches Lied das ist. Es funktioniert meines Wissens nur mit den offiziellen Versionen (Liveaufnahmen und vorsummen gehen nicht), da aber reacht zuverlässig. Zeitaufwand: Ungefähr 30 Sekunden.

2. Auf der Seite des Radiosenders gucken, welcher Song zu der Zeit gespielt wurde. Zeitaufwand: Ungefähr: 2 Minuten, eventuell muss man etwas warten, bis die Playlist aktualisiert wurde.

3. Mir ein bis zwei Zeilen des Songtextes merken und danach googeln. Zeitaufwand: Ungefähr 3 Minuten inklusive überprüfen des Ergebnisses über Spotify, YouTube oder ähnliches.

Es gibt bestimmt noch viele andere Wege, heute ein Lied aus dem Radio zu identifizieren und vermutlich muss man bei allen nicht zehn Jahre warten, bis man erfährt, wie denn dieses Lied heißt und wer es singt.

Anne Schüßler

Vermutlich Ende 1995

Im Internet mit der Bank kommunizieren: ich muss die Bank dafür wechseln, aber das ist es mir wert

Meine Bank, die Berliner Sparkasse, bietet nicht nur kein Onlinebanking an, es sieht auch nicht so aus, als würde das noch in diesem Jahrtausend passieren. Ich wechsle zur neuen “Bank 24 AG”, einer Tochter der Deutschen Bank, die “Dienstleistungen zu einer eingeschränkten Produktpalette per Telefon und Internet” anbietet.

ec-Karte von 2002, eine frühere ist nicht erhalten. Hier heißt die Bank schon nicht mehr “Bank 24”, sondern “Deutsche Bank 24”. Ein Chip ist noch nicht drauf.

Ein paar Jahre später kann man doch auch bei anderen Banken das neumodische Onlinebanking ausüben. Und noch ein paar Jahre später heißt die zwischenzeitlich in “Deutsche Bank 24” umbenannte Bank dann wieder einfach “Deutsche Bank”. Dass man Bankgeschäfte 24 Stunden täglich erledigen kann, ist nicht mehr so erwähnenswert wie 1995.

Jetzt erkennt man nur noch an der Filialnummer 950, die zur Zentrale in Frankfurt gehört, und an der 24 am Ende der Bankleitzahl, dass ich einst Kundin der fortschrittlichen Bank 24 war. Eventuell auch an der 24 am Ende der Kontonummer, aber das könnte Zufall sein.

Kathrin Passig

Um 1995 (nacherzählt 2017)

Eine Woche Rubbeln

Kascha Beyer: Ich hab beim Zeit-Magazin ein Grafikpraktikum gemacht, 1995 war das, glaub ich. Und da bin ich noch so in die letzten Wochen reingerutscht vom alten Layout, wo wir noch so Texte geklebt haben. Da hatten sie auch diese Zeilenrücker, die wurden immer angelegt und geguckt: Wie verläuft die Zeile . . .

Kathrin Passig: Wie, Zeilenrücker?

Das wurde alles ausgeschnitten!

Ja, aber was ist ein Zeilenrücker?

Das ist so ein Plastikding mit irgendwie so Buchstabenabstandslinien gewesen, und die musste man anlegen und halt immer gucken, wie der Text auf der anderen Seite weiterläuft, und das musste man eigentlich alles im Kopf machen.

Aber es war nicht jede einzelne Zeile, die man kleben musste, oder?

Nee nee. Die Anfangsbuchstaben der Zeile wurden so gerubbelt, mit den Letrasetdingern, und dann wurde das vom Litho-Typen gesetzt, aber das haben wir nicht gemacht. Man musste halt immer vorausdenken, wie das weitergeht. Es war irre kompliziert! Aber es war nur für die letzte Woche, und dann gab's den Computer und alle mussten mit dem Computer arbeiten. Ich muss da Brigitte noch mal fragen. Die hat nämlich die Grafiker da geschult, die waren beide so um Mitte 50, Anfang 60, und die mussten dann am Computer arbeiten. Karin, die eine Grafikerin, die hieß bei uns Neustart-Karin, weil immer, wenn sie irgendwas nicht verstanden hat, hat sie sofort einen Neustart gemacht.

Vom ganzen Computer oder was?

Jaja, klar! Logisch! Dann war immer alles zerstört, aber man konnte ihr das auch nicht erklären, dass das nicht Apfel-Z ist, dieser Neustart.

Kascha Beyer, befragt von Kathrin Passig auf einer Ausstellung zum 45. und 40. Geburtstag der Berliner Stadtmagazine tip und Zitty

1971 bis irgendwann (nacherzählt 2017)

Wie die Stadtzeitung zusammengeklebt wurde

Wolfgang Rügner: Das mit den Stadtzeitungen war nur möglich, als es irgendwann mal die Composer gab – die Geräte stehen heute im Museum für Verkehr und Technik, hab ich gesehen. Das waren Schreibmaschinen, da konnte man Kugelköpfe mit verschiedenen Schriften und Größen einsetzen. Man konnte auf Barytpapier selber Satz machen, das war so ein beschichtetes Papier. Und die Erfindung des Offsetdrucks. Die beiden Sachen haben überhaupt ermöglicht, dass man so was wie eine Stadtzeitung machen konnte. Vorher wäre das vom Aufwand und vom Preis her nicht möglich gewesen. Dann konnte man so was richtig selber machen. Die Dinger wurden in Spalten runtergeschnitzt, da gab's Speicherkarten, da konnte man das auch speichern und dann rauslassen. Die Grafiker haben das dann zusammengeschnitten, die Fotos wurden in der Repro gerastert, auch auf Papier, und das alles wurde auf Standbögen zusammengeklebt, erst mit Prittstift und später mit Wachs. Und das wurde dann fotografiert. Davon wurden Filme gemacht, davon wurden Druckplatten gemacht, und dann wurde es gedruckt.

Kathrin Passig: Das ist wann passiert?

Ich war ganz von Anfang an dabei, das war noch bei Hobo, dem Vorläufer von tip und Zitty. Das war durch Zufall, ich hab eine Wohnung gesucht, da wurde ich an einen Typen verwiesen, da bin ich hin, der hatte eine Ladenwohnung in der Fichtetraße, den kannte ich von früher, weil wir aus derselben Stadt kamen, und der hat da irgendwas gemacht. Ich hab gesagt: "Was machst du da?" – "Ja, ich layoute gerade die erste Hobo-Ausgabe." – "Was ist das?" – "Das ist ne Stadtzeitung." Da hab ich gesehen, wie das gemacht wurde. Das wurde in der Küche bei dem Typen zusammengeklebt und wurde dann in irgendeiner Druckerei auf einer kleinen Maschine gedruckt. Das war 1971. So fing das alles an.

tip

Mittwoch, den 15.3.
20.00 Philharmonie

LOS PARAGUAYOS

In Deutschland ist neben den Paraguayos nur noch ein zweiter Südamerikaner als Weltstar bekannt: der große chilenische Pianist Claudio Arrau.
Los Paraguayos repräsentieren für Millionen Menschen in aller Welt Tradition und Gegenwart der Volks- und Tanzmusik des südamerikanischen Kontinents. –

Der "Chef" der Gruppe, Louis Alberto, wählte nicht ohne Grund den Namen des fünflängsten Stromes der Erde als Künstlerpseudonym.

Freitag, 17. März und Sonnabend, 18. März
20.00 Urania-Haus

DIE BEAT-OPER "TOMMY"
mit The Jay Five

Sonntag, 19. März
18.00 Philharmonie

"Django"."Le Ronde".
"Vendome"

THE MODERN JAZZ QUARTET

John Lewis, Milt Jackson, Percy Heath, Connie Kay

Sonntag, 19. März,
Sportpalast
ELTON JOHN
Das, was sich bei vielen Künstlern zumeist über Jahre hin erstreckt, hat Elton John innerhalb weniger Monate erlebt erleben können: einen Starrummel ungeheuren Ausmaßes. Tagtäglich verbreiteten Musikzeitschriften und Boulevardblätter irgendwelche Meldungen über ihn, erkoren die Fans ihn zum Superstar 1971, belästigten forstische Reporter und Fotografen Eltons jeweiliges Domizil und ließen ihn nahezu nie unbeobachtet. Daß dieser Starrummel dem Künstler nicht nur Freude bereitete, sondern ihn schließlich einmal zuviel werden mußte, konnten amtende Journalisten aus dem Munde des vergötterten – aber völlig entnervten – Popidols vernehmen: "Haut ab, ich bin kein Superstar!". Dies mag als Überheblichkeit oder Bescheidenheit ausgelegt worden sein, sicher ist, daß Elton diesen Presse-Rummel auf seine Person und seine Musik kaum mehr verkraften konnte.

Foto aus der Ausstellung: eine frühe tip-Seite. Leider habe ich die Jahreszahl nicht mitfotografiert; vermutlich ist diese Seite von 1972. Die in der Ausstellung folgenden Beispielseiten sehen schon viel weniger handgeschnitzt aus, es ist nur diese Seite aus dem ersten Jahr, die offenbar noch auf der Schreibmaschine getippt wurde.

Aber letztlich waren das Schreibmaschinen?

Ganz am Anfang war es Schreibmaschine, ja. Schreibmaschine war ja ziemlich groß, also mit großem Abstand. Bei dem Ding konntest du die Schrift von acht bis zwölf Punkt hochfahren, verschiedene Kugelköpfe, auch verschiedene Schriftsorten. Und dann gab's halt noch die Erfindung Letraset. Die Buchstaben für Headlines wurden da abgerubbelt.

Das war in dem Video zu sehen.

Das waren meine Hände.

Was?

Das waren meine Hände, die da zu sehen waren.

Ah! Ich hab das Video gesehen und gedacht, ich muss jemanden ausfindig machen, der das erklären kann, was Letraset damit zu tun hat.

So wurden die Headlines gerubbelt, ja, und so wurde es alles zusammengeklebt und dann fotografiert. Das andere haben wir dann teilweise ... da haben wir eine Kamera gekriegt, und da konnte man das Gesetzte vergrößern, Zwischenüberschriften und so, wo es keine Kugelköpfe gab, so ein bisschen größer. Mit der Kamera wurde das dann hochgezogen.

Gedruckt wurde das im Bogenoffset. Das war auch ziemlich aufwendig, weil auf eine Druckseite passten nur acht Seiten drauf. Später ging das dann auf Rollenoffset. Da wurde das alles an einem Stück gedruckt. Das waren riesige Maschinen, da kam vorne die Rolle Papier rein und hinten kamen die fertigen Hefte raus. Das war dann aber schon viel später.

Wann ungefähr?

Oh, das kann ich jetzt schlecht sagen. Also bestimmt fünfzehn Jahre später.

Ab wann musste man nicht mehr rubbeln?

Gerubbelt wurde lange. Bis die ersten Computer kamen. Das weiß ich nicht mehr, wann das war, also schätzungsweise so ... weiß jetzt nicht, das kann ich nicht mehr sagen. Uns wurde einfach mal irgendein Mac reingestellt, und dann konnten wir selber probieren. Vorher gab's noch Fotosatz. Das waren Geräte, da gab's Schablonen von Schriften, die hat man oben reingeschoben und im Halbdunkel wurde unten Papier mit Entwickler bearbeitet. Dann hat man das so durchgeschoben und die Buchstaben einzeln hintereinander weg belichtet. Das war noch so ein Zwischenschritt.

Wann war der Fotosatz so ungefähr?

Das war, als wir noch in der Schlüterstraße waren, ganz am Anfang. Bis in die 80er Jahre waren wir da. Ich glaub, 1991 sind wir umgezogen ans Tempelhofer Ufer und da wurde dann auf Rolle gedruckt, und da war das passé ... Doch, der Fotosatz ging noch weiter, das ging noch länger. Das wurde auch geschnibbelt alles. So ganz genau ... da müsste ich noch mal ... ist schon so lange her. Aber so in etwa.

Wolfgang Rügner, befragt von Kathrin Passig auf einer Ausstellung zum 45. und 40. Geburtstag der Berliner Stadtmagazine tip und Zitty

Um 1995

Text auf dem Handy, was für ein Scheiss

Als ich das erste Mal gesehen habe, wie ein Freund von mir eine SMS getippt hat an einen anderen Freund ... das war kurz nachdem wir begonnen haben zu studieren. Die zwei Freunde hatten schon ein Handy und die anderen alle nicht. Der eine musste zurück in den Thurgau fahren mit dem Auto. Der andere blieb hier und hat ihm "Gute Reise" geschrieben. Das hat ungefähr zehn Minuten gedauert, das zu schreiben, und dann hab ich gefragt: "Was machst du da?" Er sagt: "Ich schreibe eine SMS", und ich so: "Was ist das?"

“Ja, er sieht dann diesen Text auf seinem Handy.” Aha, ok, dauert das so lange, hab ich gedacht, und gesagt: “Was für ein Scheiss, das wird sich nie durchsetzen.”

Das hab ich wirklich so gesagt: “Das wird sich nie durchsetzen.” Ich bin seither vorsichtig geworden mit solchen Aussagen.

Lukas Imhof, aufgezeichnet von Kathrin Passig

Ca. 1995 oder wenig später

Schleswig-Holstein wird elektrifiziert

Am Kieler Hauptbahnhof stehen eine Vielzahl von Schildern und hängen Plakate, die darauf hinweisen, dass in den kommenden Monaten mit zahlreichen Störungen im Bahnverkehr zu rechnen sei. Als große Überschrift und Grund für die Störungen steht auf diesen Schildern: **SCHLESWIG-HOLSTEIN WIRD ELEKTRIFIZIERT**

Auch wenn das nördliche Flächenland wirtschaftlich und technisch vielleicht nicht mit einigen deutschen Vorzeigeländern mithalten kann, so möchte ich doch – einerseits, um ihm Gerechtigkeit zu tun, und andererseits aus Gründen technikhistorischer Korrektheit – Folgendes hier festhalten: Tatsächlich ist es so, dass bereits vor 1995 auch in Schleswig-Holstein elektrischer Strom in Haushalten aus Steckdosen bereits recht verbreitet ist, auch fließend Wasser gibt es bereits in der großen Mehrzahl der Haushalte. Sogar fließend warmes Wasser!

In den kommenden Jahren werden dann zwar einige Bahnstrecken elektrifiziert, aber auch 2017 noch sind über 70% der Bahnstrecken in Schleswig-Holstein nicht elektrifiziert und werden von Dieselloks befahren.

PS: Sollte jemand ein Foto dieses Bahn-Plakats haben, dessen Überschrift sich mir so ins Gedächtnis gebrannt hat, und mir dieses zusenden, werde ich es hier gerne einbauen oder verlinken.

Molinarius

Erste Hälfte der 1990er Jahre

Die beste Fernsehserie, die ich je nicht sah

Durch Freunde erfahre ich von der Existenz einer britischen Fernsehserie namens "The Singing Detective". Sie wurde 1986 in Großbritannien ausgestrahlt und soll gut sein. 1991 ist sie auch mal in Deutschland gelaufen, aber das habe ich verpasst, und in den mir zugänglichen Videotheken gibt es sie nicht.

In einer englischsprachigen Buchhandlung kaufe ich das bei Faber & Faber erschienene Drehbuch und lese es mehrmals durch. Etwas später gelingt es mir sogar – wahrscheinlich bei einem Aufenthalt in Großbritannien; zum Aufschreibezeitpunkt 2018 ist das nicht mehr rekonstruierbar –, den Soundtrack auf zwei CDs zu kaufen. Ich mag die Serie sehr gern.

Gesehen habe ich sie nie.

Kathrin Passig

1996

Die HTML-Dateien bringe ich mit dem Fahrrad zum Computerladen

1996 gründet sich an meinem Gymnasium eine neue Schülerzeitung. Nach der ersten oder zweiten Ausgabe kommt mir zu Ohren, dass Tigersoft, der ortsansässige Computerladen, für regionale Non-Profits kostenloses Webho-

sting anbietet (WF-Net). Ich fahre mit dem Fahrrad hin und erhalte zwei große Stapel vollkopiertes Papier: Eine Einführung in HTML und eine ergänzende Anleitung für Frames, damals offenbar die neueste Mode. Beide Dokumente sind englisch und deshalb für mein 13-jähriges Ich eine Herausforderung.

So bin ich fest davon überzeugt, dass es doch korrekt heißen müsste <IMG SCR=""">, denn sicherlich ist "SCR" eine Abkürzung für "Screen", auf dem das Bild ja zu sehen sein soll. Das Wort Source, das man mit "SRC" abkürzen könnte, ist mir noch nicht geläufig.

Schließlich besteht die Schülerzeitungs-Website aus ca. 15 oder 20 Einzelseiten inklusive der Volltexte der ersten Ausgaben. Aus Icons und Cliparts habe ich Navigations-Buttons gebastelt, der Hintergrund ist schwarz, die Schrift schön bunt. Wie das Web 1996 eben aussieht.

Die HTML-Dateien und Bilder kopiere ich auf eine 3,5-Zoll-Diskette und die bringe ich mit dem Fahrrad zum Computerladen. Ich habe nämlich zu Hause noch kein Internet (in der Schule schon gar nicht). Der Admin ist anwesend und kopiert meine Schülerzeitungs-Website direkt auf den Server, aber die Links funktionieren nicht, weil ich nur Windows kenne und deshalb zwei Dinge noch nicht weiß:

- Unix unterscheidet bei Dateinamen Groß- und Kleinschreibung
- Unix verwendet einen Vorwärts-Slash statt Backslash bei Pfadangaben

Nachdem ich die Fehler behebe und die Seiten wieder auf Diskette zum Provider trage, funktioniert es. Wenige Monate später erlauben mir meine Eltern endlich, ein Modem zu kaufen, und FTP löst den Diskettentransport ab.

Stefan Großmann

Um 1996

Mein erster Laptop wiegt knapp 3 Kilo

Ich kaufe meinen ersten Laptop, einen AcerNote 730 oder 735. Ob neu oder gebraucht, und zu welchem Preis, ist 2015 nicht mehr zu rekonstruieren. Er wiegt knapp 3 kg, hat ein monochromes 9,5-Zoll-Display, vermutlich zwischen 120 und 209 MB Platz auf der Festplatte und einen Trackball. Mehr als Windows 3.1 wird aus RAM-Gründen nie darauf laufen. Mit Hilfe einer PCMCIA-Karte lässt sich ein Modem anschließen.

Foto: Michael Walsh, www.flickr.com/photos/lingolook/384504496, CC-BY 2.0

Ich benutze ihn nur unterwegs, für alles andere ist er zu schwachbrüstig. Eigentlich nicht einmal unterwegs, dafür reicht seine Akkulaufzeit nicht. Aber wenn ich zu meinen Eltern fahre oder in der Krimibuchhandlung arbeite, nehme ich ihn mit, denn bei meinen Eltern gäbe es sonst kein Internet und in der Buchhandlung überhaupt keinen Computer.

Um 1998 erbe ich von einer Freundin den gleichen Rechner ein zweites Mal, als Ersatzteillager, weil der erste allmählich kaputtgeht. Wo das erste AcerNote hingeraten ist, weiß ich nicht mehr. Das zweite wird 2001 von Einbrechern gestohlen, ist zu diesem Zeitpunkt aber schon halb defekt und vermutlich unverkäuflich. Den Akku des ersten besitze ich noch 2014, bis es mir endlich gelingt, die Batterien meines ganzen Lebens zum Recycling zu bringen.

Kathrin Passig

1996, 1997 und 1998

Das Internet von damals kam von der Max Streicher Bauunternehmung und war aus Papier

Ich verwende Taschenkalender der „Max Streicher KG Bauunternehmung“. Taschenkalender sind kleine Bücher, die gleichzeitig als Tagebuch, Terminkalender, aber auch zum Aufschreiben von Telefonnummern dienen.

In der Mitte enthalten die Taschenkalender eine Art kleines Internet auf Papier: Eine Entfernungskarte für Deutschland. Telekommunikationstarife und Portoauskünfte („Auswahl, ohne Gewähr“). Nationalitätszeichen, Steuertermine, Währungskurse, Welttelefonvorwahlen, Weltzeit und Sommerzeit, Flugrouten, Jagdzeiten, Zinseszinstabellen, geometrische Formeln (illustriert), internationale Maßsysteme, ein Städteverzeichnis mit Telefonvorwahl, Autokennzeichen und Einwohnerzahl, eine Deutschlandkarte, eine Europakarte, die Zeitzonen der Erde, Karten aller Kontinente, die wichtigsten Verkehrszeichen sowie 90 Seiten „Tabellen für die Bauwirtschaft“. Wenn

ich in diesen Jahren den Mindestzementgehalt für Beton B I (Rezeptbeton) bei Zuschlag mit einem Größtkorn von 32 mm und der Zementfestigkeitsklasse Z 35 nach Din 1164 Teil 1 wissen will, dann habe ich *information at my fingertips!*

Kathrin Passig

Irgendwann zwischen 1995 und 1998

Kinowerbung mit Internetadressen

In den Werbespots, die im Kino laufen, tauchen die ersten Internetadressen auf. Sie enthalten alle noch das für menschliche Leser nutzlose „http://“. „Das erste Produkt, das ohne ‘http://’ beworben wird, kaufe ich!“, sage ich zu P. Es dauert danach noch ungefähr ein Jahr, und das erste http-lose Produkt ist leider ein teures Auto. Ich breche mein Versprechen.

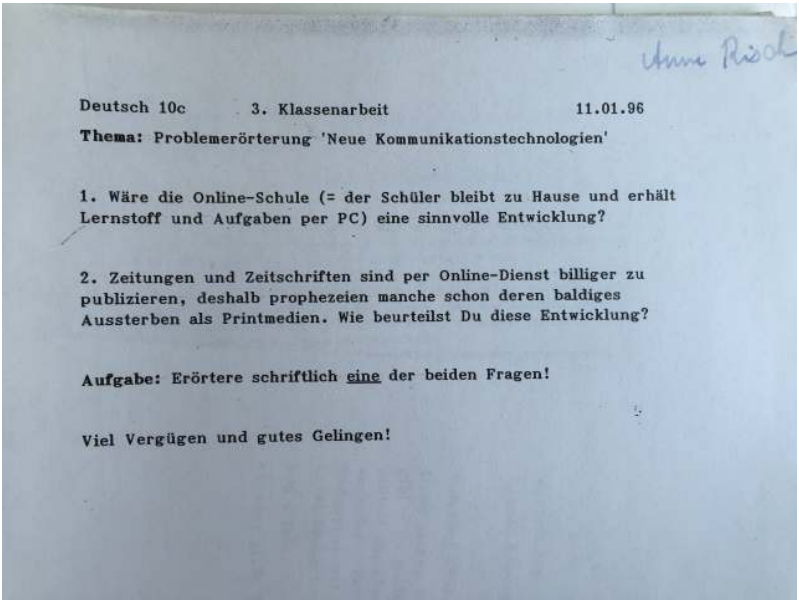
Kathrin Passig

11.1.1996

Online-Dienste wie das Internet, mein Leben als Manfred Spitzer

Am 11.1.1996 schreibt die Klasse 10c der Marienschule Opladen eine Klassenarbeit zum Thema “Neue Kommunikationstechnologien”. Zum Glück für die Nachwelt war ich in diese Klasse und konnte eine der Arbeiten dementsprechend ins Techniktagebuch retten.

Als 15-jährige entscheide ich mich leider für das erste Thema: “Wäre die Online-Schule (= der Schüler bleibt zu Haus und erhält Lernstoff und Aufgaben per PC) eine sinnvolle Entwicklung?”



Anne Risch

Deutsch 10c 3. Klassenarbeit 11.01.96

Thema: Problemerörterung 'Neue Kommunikationstechnologien'

1. Wäre die Online-Schule (= der Schüler bleibt zu Hause und erhält Lernstoff und Aufgaben per PC) eine sinnvolle Entwicklung?

2. Zeitungen und Zeitschriften sind per Online-Dienst billiger zu publizieren, deshalb prophezeien manche schon deren baldiges Aussterben als Printmedien. Wie beurteilst Du diese Entwicklung?

Aufgabe: Erörtere schriftlich eine der beiden Fragen!

Viel Vergügen und gutes Gelingen!

Aus heutiger Sicht (im Jahr 2016) hätte ich interessanter gefunden, was ich vor zwanzig Jahren zu dem zweiten Thema ("Zeitungen und Zeitschriften sind per Online-Dienst billiger zu publizieren, deshalb prophezeien manche schon deren baldiges Aussterben als Printmedien. Wie beurteilst Du diese Entwicklung?") gedacht habe, aber wahrscheinlich hatte ich mit 15 Jahren mehr Ahnung von Schule als von Zeitungen, immerhin verbrachte ich auch mehr Zeit damit.

Es ist unwahrscheinlich, dass ich am 11.1.1996 überhaupt schon einmal mit dem Internet zu tun hatte. Meines Wissens hatte ich meine ersten Berührungen mit diesem Online-Dienst frühestens im Sommer 1997. Aber darüber schreiben wie ein kleiner Spitzer ("Vereinsamung! Haltungs- und Augenschäden!") konnte ich immerhin schon.

11. Jan. 1996

Nr. 3
Problemerörterung

Der Fortschritt der Computertechnik ist kaum mehr aufzuhalten. Mit Online-Diensten wie dem Internet ist es Menschen in aller Welt möglich, Kontakte via Computer zu knüpfen, Nachrichten auszutauschen, sich zu informieren und vieles mehr. Droht dieser technische Fortschritt jetzt auch auf die Schule überzugreifen? Und es stellt sich vor allem die Frage: Ist das sinnvoll? Bz Leitlinie - Frage präzisieren!

Sollte sich diese sogenannte 'Online-Schule' durchsetzen, so würde das bedeuten, daß der Schüler, wie auch der Lehrer zu Hause vor dem Bildschirm sitzen würde, anstatt wie üblich mit der ganzen Klasse in der Schule. Natürlich ist das viel bequemer, aber man darf hierbei nicht vergessen, daß durch Z_1 Z_2

dieses, vermutlich mehrstündige,
Z3 Computerarbeit, Haltungs-, sowie
Augenschäden oder ganz bloß
A sche Fälle wie Kopfschmerzen
hervorgerufen werden können. Und
solange die Technik noch nicht
vollends ausgereift ist, bedeutet
dieser Online-Dienst auch, daß
Fragen nicht unbedingt direkt
an den Lehrer weiter
den, sondern erst 'gelagert' wer-
den, ~~Wenn~~ Bis die Antwort dann ge-
geben ist, kann der Schüler mit-
unter gar nichts machen, fehlen
ihm doch eventuell wichtige Fakten
oder Tips, die er für seine Arbeit
R/Gr brauch(en).
Allerdings gibt es ja immer noch
andere Online-Dienste, wie bei-
spielsweise das Internet, bei denen
sich der Schüler ebenfalls Fakten
besorgen (kann) und sich z. B. in
einer dem Internet angeschlosse-
nen Bibliothek mit entsprechen-
Sb5 der Fachliteratur informieren. Für

Haupt- und Nebenfächer wie Biologie,
Erdkunde und ähnlichem eine
Möglichkeit, die durchaus hilf-
reich und wertvoll sein kann,
aber was ist mit Fächern wie
Sport und Kunst? Es wird sicher-
lich nicht möglich sein, dem Schü-
ler per Computer Basketball-
spielen oder Leinwandmalen bei-
zubringen. Diese und ähnliche
Fächer dürfte[illegible]hl
der Vergangenheit angehören.
Durch diese 'Online-Schule' würde
interessierten Schülern die Möglich-
keit gegeben, ihre Interessen ganz
klar durchzusetzen. Sie würden
nicht mehr abgelenkt und hätten
die Möglichkeit, ohne 'Grup-
penzwang', sich vor allem mit
den Themen auseinanderzusetzen,
die sie wirklich interessieren. Dies
gilt allerdings nur für Schüler,
die so viel Selbstdisziplin und
Interesse vorweisen, daß sie fähig
sind, die 'richtigen' Fragen zu

Schön!

Aussage unklar.

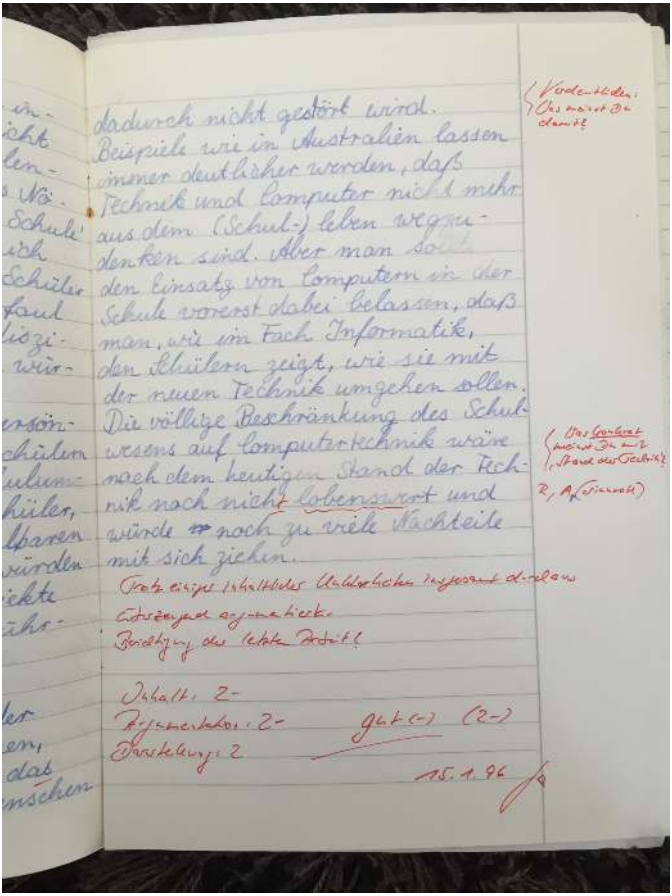
?

?

stellen und ~~genug Interesse~~ interessiert genug sind, sich nicht von der Bequemlichkeit ablenken zu lassen und nur das Wichtigste zu tun. Die 'Online-Schule' wäre ein Reinfall, wenn sich dadurch die Mehrheit der Schüler als nicht interessiert und faul und vor allem ohne Selbstdisziplin und Interesse erweisen würde.

Vor allem aber fehlt der persönliche Kontakt zu den Mitschülern wie auch zum gesamten 'Schulumfeld'. ~~Isolation wäre~~ Für Schüler, die nicht in ihrer unmittelbaren Umgebung Freunde hätten, würden eventuell vereinsamen, Projekte wären nicht mehr durchführbar.

Ich denke, man sollte mit der 'Online-Schule' erst beginnen, wenn die Technik es zulässt, das der Kontakt zu anderen Menschen



dadurch nicht gestört wird.
Beispiele wie in Australien lassen
immer deutlicher werden, daß
Technik und Computer nicht mehr
aus dem (Schul-) Leben wegzu-
denken sind. Aber man sollte
den Einsatz von Computern in der
Schule vorerst dabei belassen, daß
man, wie im Fach Informatik,
den Schülern zeigt, wie sie mit
der neuen Technik umgehen sollen.
Die völlige Beschränkung des Schul-
wesens auf Computertechnik wäre
nach dem heutigen Stand der Tech-
nik noch nicht lobenswert und
würde noch zu viele Nachteile
mit sich ziehen.

Trotz einiger Inhaltlicher Unklarheiten insgesamt durchaus
überzeugend argumentiert.
Berücksichtigung der letzten Arbeit

Inhalt: 2-
Argumentation: 2-
Darstellung: 2

gut (-) (2-)

15.1.96

Tröstend: Als mein Mann diese Arbeit im Juni 2016 liest, sagt er an einer Stelle, die vom Lehrer als “unklar” markiert wurde: “Aber das ist doch klar, was du da meinst, das hat er nur nicht verstanden.”

Anne Schüßler

Anfang 1996

Das erste Mal Internet

Vor einigen Tagen hing in der Schule am Schwarzen Brett eine Einladung mit der Möglichkeit, seinen Namen in einer auf wenige Positionen begrenzten Liste einzutragen. Mein bester Freund und ich waren die ersten, die sich dort eingetragen haben, denn es geht um Computer. Computer sind unser Ding, wir verbringen unendliche Stunden an zahllosen Nachmittagen damit. Seit einiger Zeit schreiben wir QBasic-Programme, die wir für Pfennigbeträge an Mitschüler verkaufen.

Es geht aber auf dem Aushang nicht um irgendwelche Computer, es geht um das Internet. Wir haben davon schon gehört, gesehen haben wir es aber noch nicht. In der örtlichen Raiffeisenbank werden zu Schulungs- und Werbezwecken eine Woche lang Computer ins Foyer gestellt, die Schüler der Mittelstufe nach Geschäftsschluss jeweils für etwa zwei Stunden kostenlos nutzen können.

Als wir uns davor setzen, fällt uns erst einmal gar nicht ein, was wir im Internet machen sollen. Zuerst fällt uns tv-spielfilm.de ein. Wahrscheinlich hatten die ihre Website mal irgendwo beworben. „Probier doch mal praline.de“, schlägt jemand vor, zufälligerweise weiß ich nicht mehr, wer. Zu sehen gibt es da noch weniger als in der Softerotikzeitschrift vom Kiosk, aber wir fühlen uns erwachsen.

Als sich die Aufsicht nähert, ruft uns ein Klassenkamerad vom Computer nebenan „chatcity.de!“ zu. Den Rest des Abends chatten wir mit ihm.

Johannes Mirus

Anfang 1996

Mein erstes Linux

Ich installierte mein erstes Linux.

Das war eine frühe SuSE-Distribution, damals noch mit Punkten, also S.u.S.E. Mein PC war selber zusammengestellt, hatte ein frühes Consumer-CD-ROM mit eigenem Controller und eine etwas bessere Soundkarte.

Das war damals ein Problem bei Linux: Treiber waren noch statisch in den Kernel geschraubt. Neue Grafikkarte? Neuer Kernel. Hardwarekombinationen, für die kein Kernel ausgeliefert wurde? Viel Spaß auch.

In der Distribution waren zwei Kernelversionen für mich: Eine konnte die Soundkarte nutzen, eine hatte einen experimentellen Treiber für das CD-ROM.

Da auch die Quelltexte vorhanden waren, versuchte ich mich mit dem Compilieren eines passenden Kernels. Und das klappte sogar! Ich hatte ein Linux auf dem Rechner, eine CD mit WordPerfect 6.0 für Linux war mir auch in die Hände gefallen, die wieder eine eigene Geschichte ist. Ich hätte meine alltäglichen Computertätigkeiten ohne Windows erledigen können!

Ein Problem hatte ich noch: Als Kunde von EuropeOnline musste ich zum Onlinegehen eine PPP-Verbindung über das Datex-P-Netz der Telekom aufbauen. Ein Script für den Windows-TCP-Stack Trumpet Winsock hatte ich, hab es aber zum Teufel nochmal nicht hinbekommen, mit Linux online zu gehen. Daher blieb es zunächst beim Dual Boot. Bis ich den Plattenplatz für etwas Wichtigeres benötigte.

(Recherchiert anhand der Geschichte der Linux-Distributionen und meiner damaligen Homepageschnappschüsse bei archive.org)

Volker König

ca. 1996

Warum ich keine deutschen Fehlermeldungen mehr installiere, wenn ich es vermeiden kann

Auf 4 Dutzend UNIX-Workstations arbeiteten Techniker und Ingenieure mit Datenbanken auf meinen DB2-Servern.

Eines Morgens klingelte das Telefon schon, als ich noch den Gang zum Büro entlang ging. Am anderen Ende ein in schierer Panik aufgelöster Ingenieur.

„Herr König! Unsere Datenbank ist weg!“

Ich schaute auf dem Server nach und sah sie. Sie war also da. Inhalte hatte sie auch.

„Aber ich sehe sie nicht, das Programm sagt, sie sei entfernt worden!“

Ich ließ mir die Fehlermeldung vorlesen:

„Zugriff auf entfernte Datenbank nicht möglich“

Tatsächlich war – warum auch immer – sein Netzwerkkabel ausgestöpselt. Ich deinstallierte noch am selben Tag alle deutschen Fehlermeldungsdateien. Das englische „Cannot access remote database“ hätte den Kunden vermutlich nicht ganz so beunruhigt.

Volker König

Ca. 1996

Mein erstes Offline-Forum auf der Heft-CD der PC Action

Die Mitte der 90er ist das goldene Alter der Heft-CD. Heft-CDs sind das Internet des kleinen Mannes und stellen die Versorgung mit Demoversionen, Shareware und Patches sicher. Außerdem gibt es mehr oder weniger lustige Experimente, die YouTube und Blogs vorwegnehmen, allen voran die PC

Player mit ihren Multimedia-Leserbriefen, später auch Gamestar mit Raumschiff Gamestar. Cross-mediales Erzählen *avant la lettre*, briefmarkengroße Videos, in denen die Redaktion – Dinge tut.

Ich kaufe wahllos Magazine, gerne auch gebündelte in Folien eingeschweißte Altausgaben. (Anscheinend ein lukrativer Abverkaufskanal für *Back issues*.) Einmal kaufe ich eine große Tüte mit vier, fünf alten Ausgaben PC Action mit Heft-CD und bin sofort angefixt: Auf der Heft-CD gibt es ein Diskussionsforum. Im Stil von 90er-Multimedia-Autoren-System zusammengeklickt, in schwarz-bildschirmgrüner Optik ist dort ein *komplettes Forum* nachgebaut. Die eigenen Beiträge werden in einem foreneigenen Editor geschrieben und auf einer Diskette gespeichert, die per Post an den Verlag geschickt wird. Ein, zwei Monate später ist der Post dann online (oder offline, wie man's nimmt). Es geht auch, die Beiträge online einzureichen, aber am Anfang ist trotzdem alles nur per Heft-CD sichtbar.

Nächtelang vergrabe ich mich im Forum, diskutiere leidenschaftlich, kehre mein Innerstes nach außen und blödele an der Oberfläche, verfolge Debatten und ihre Entwicklung über die Handvoll Heft-CDs, die ich habe. Ich stürze mich in Flamewars und bin bei ihrer Befriedung dabei. Hier finde ich echte Freunde. Hier finde ich echte Feinde.

Die Diskette mit meinen Beiträgen schicke ich nie ein.

(Im Netz gibt es erstaunlich wenig Spuren; anscheinend nur zwei kleine Foren-Einträge: #1, #2.)

Felix Neumann

1996

Kirrlach ist nicht Kalifornien

Es gibt keine Nerd-Szene in Kirrlach. Ich lese Clifford Stolls »Kuckucksei« und möchte Hacker/Programmierer/auch so cool werden. In der Stadtbibliothek Waghäusel (15 min mit dem Fahrrad) leihe ich mir zerfledderte Program-

mier-Literatur aus den 80ern aus und tippe Basic-Quellcode für Spiele ab, der nur manchmal mit QBasic läuft. In den nächsten Jahren lege ich mir einen Turbo-Pascal-Compiler, Assembler-Handbücher vom Flohmarkt, Delphi und eine SUSE-Linux-CD zu. Ich werde nicht Hacker/Programmierer/auch so cool.

Felix Neumann

1996

Ich störe nicht beim Essen

Die GSM-Netze wuchsen, und das Handy wurde langsam aber sicher zum Statussymbol, nicht nur in der Aktentasche, sondern auch die Handynummer auf der Job-Visitenkarte.

Damals hatte ich noch gewisse Hemmungen, Handynummern einfach so anzurufen, wusste ich doch nicht, wo und in welcher Situation ich den Gesprächspartner erwische.

Nachdem ich einen Berater, mit dem wir zu tun hatten, nicht erreichen konnte, er auch nicht zurückrief, die Deadlines aber unbeeindruckt näher rückten, fasste ich mir ein Herz und rief die Handynummer an.

Das Handy war anscheinend nicht im Netz oder ausgeschaltet. Ich versuchte es weiter.

Kurz nach 12 Uhr erreichte ich ihn.

„Ich hoffe, ich störe Sie jetzt nicht beim Essen.“

„Nein, eher nicht.“

In der Nebenkabine wurde die Klospülung betätigt.

Ich hab dann bis zu meinem eigenen ersten Handy lieber wieder auf Rückrufe gewartet.

Volker König

April 1996

Fahrplanauskunft per Disketten

Nachdem ich öfter mit den Österreichischen Bundesbahnen (ÖBB) dienstlich unterwegs bin und weder dicke Fahrplanbücher kaufen/wälzen möchte, noch in Endlosschleifen der Fahrplanauskunft der ÖBB hängen will, um mir dann die bessere Zugsverbindung heraussuchen zu lassen, überrede ich meinen Chef dass wir uns um 370,00 ATS – das sind heute rund EUR 27,00 – den neuen elektronischen Fahrplan auf 2 Disketten mit der Bezeichnung ÖBB Fahrplandisketten (Hafas) kaufen.[1]

Sofort installiert und getestet – läuft unter WIN 3.1 und WIN 95. Übersichtliche Eingabemaske, Startbahnhof Zielbahnhof, geplante/gewünschte Abfahrtszeit und Ankunftszeit. Übersichtliches Ergebnis. 2 Updates pro Jahr.

Ich bin begeistert und möchte das Paket öfter nutzen.

Ich bin noch immer begeistert bis zu dem Zeitpunkt, an dem mir ein Kollege von einer Privatfahrt von Bregenz nach Linz erzählt. Ich möchte ihm sofort die Vorteile des Programms aufzeigen und stelle stolz fest, dass er dann wohl mit dem XY Zug um 15.30 weggefahren und und XX Uhr angekommen sein muss. (Details sind mir nach 20 Jahren leider entfallen.)

Er lacht mitleidig und meint, dass er mit dem XZ Zug um 16.00 weggefahren und um YY Uhr angekommen sei. Ich bin überrascht und quäle das Programm mit den Ankunftszeiten, suche cirka-Ankunftszeiten bei wichtigen Zwischenstationen – sinnlos – der Zug, mit dem mein Kollege gefahren ist, hat nie existiert, hatte keine Zwischenstationen angefahren (= Station gemacht), keine Verbindungen an andere Züge gehabt. Der Kollege ist mit einem Phantomzug gefahren.

1. In Erinnerung gerufen durch Google-Abfrage nach "öbb hafas disketten" und Download des pdf "Elektronische Zugsauskunft im PAN kontra ÖBB-Fahrplandiskette (HAFAS)", welches sehr detailliert über Hafas berichtete.

Verärgert rufe ich die auf der Diskette angeführte Wiener Nummer an und erzählte von unserem Phantomzug. Mein Gesprächspartner ist nicht wirklich überrascht, schließlich sei das Ganze noch im Aufbau begriffen, und manche Zugdetails/Zugnummern sind wohl erst nach Disketten-Aktualisierung offiziell gesetzt worden.

Ob der Fehler später behoben wurde, habe ich nicht mehr überprüft.

Damals habe ich gelernt, Fahrplanabfragen und Ähnliches nur mehr über servergestützte Systeme abzufragen.

Arnold

Sommer 1996

Konzeptionelle Schwächen des Onlinebankings

Ich habe endlich Internet in meiner Studentenwohnung. Da dies alles andere als alltäglich ist, muss ich es oft vorführen und noch öfter erklären. Interessanterweise finden meine Kommilitoninnen (Geisteswissenschaften, sic!) die Erklärung, das Internet sei so etwas wie ein globaler Bibliothekskatalog, ganz einleuchtend. Artikel in (Fach-)Zeitschriften zu recherchieren und gleich lesen zu können klingt nun einmal sehr attraktiv, wenn man ansonsten riesige Karteikästenwände für die Recherche benützen und Ausleihformulare ausfüllen muss.

Das Bibliothekskonzept ist also ein Selbstläufer. Aber brauchen Unternehmen eine Webseite (das war noch vor dem IBM Werbespot von 1997), fragt eine Freundin. Ich erzähle was von Kommunikation mit dem Kunden und dass Unternehmen auch Services anbieten könnten. Bei Banken könnte man z. B. Onlinebanking machen.

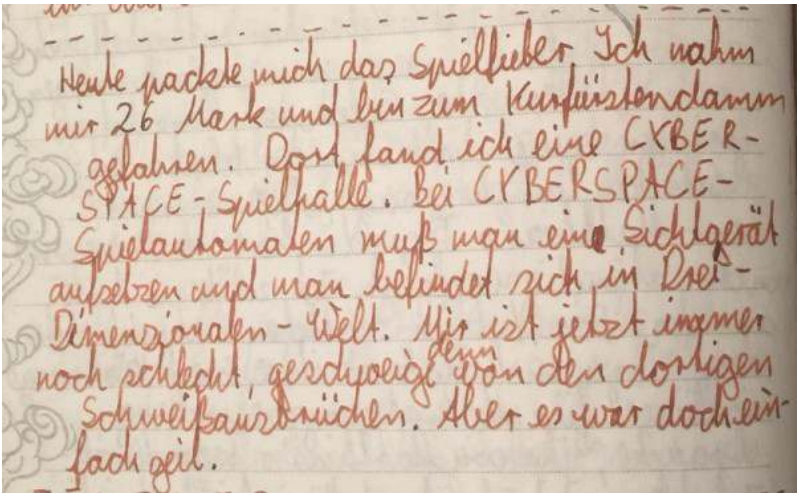
Die Antwort wird zumindest nicht sofort verworfen. Dann blickt die Freundin auf den Rechner, kräuselt die Stirn und fragt: “Wenn ich dann online Geld abhebe, wo kommt das hier raus?”

Henning Grote

21. Juni 1996

Mit 26 Mark in die CYBERSPACE-Spielhalle

Beim Aufräumen im Juni 2015 fällt mir ein Stapel Tagebücher in die Hände. Beim Querlesen bleibe ich beim Wort CYBERSPACE hängen. Es folgt ein Auszug vom Dienstag, den 21. Juni 1996:


Heute packte mich das Spielfieber. Ich nahm
mir 26 Mark und bin zum Kurfürstendamm
gefahren. Dort fand ich eine CYBER-
SPACE-Spielhalle. Bei CYBERSPACE-
Spielautomaten muß man eine Sichtgerät
aufsetzen und man befindet sich in Drei-
Dimensionalen-Welt. Mir ist jetzt immer
noch schlecht, geschweige denn von den dortigen
Schweißausbrüchen. Aber es war doch ein-
fach geil.

Ich kann mich tatsächlich noch an die Übelkeit erinnern. Die Spielhalle war am Zoologischen Garten. Ich erinnere mich an kreisrunde Flächen, auf die man sich stellen musste. Dann einen Helm aufsetzen und einen Datenhandschuh anziehen (oder?).

Ungefähr zu der Zeit habe ich mir einen VR-Helm für zu Hause gekauft. Der Forte VFX1 war erschwinglich und ich hatte ein absurd schlechtes Spiel auf dem Rechner, das den Helm unterstützte: TekWar mit William Shattner. Den Helm habe ich noch am Tag des Kaufs wieder zurückgegeben, weil mir speiübel am Rechner wurde und mich das Aufsetzen eines Helmes und Abtauchen in die Virtuelle Realität überforderte. Aber "einfach geil" war es. Alles.

Update: Nach einigen Rückmeldungen zum Tagebucheintrag kann ich noch folgendes ergänzen:

Die von "Cybermind" produzierten VR-Umgebungen sahen so aus.

Es ist nicht ganz klar, ob ich 1996 wirklich am Zoo und nicht am Adenauerplatz war. Zu diesem Café gibt es einen Artikel mit einigen Aufnahmen, die die Stimmung ganz gut wiedergeben: "Virtuality Cafés. Die Vorläufer der Videobrillen":

> Grelles Neonlicht, Holographien an den Wänden und Lichtbänder zwischen den Fußbodenfliesen. So sah einst das Virtuality Café am Adenauerplatz in Berlin aus. Werbebilder mit der Aufschrift "real life sucks ... try virtual reality" verzierten das Lokal und hatten eine klare Botschaft. Das Café bot sechs Internet-Rechner an, die gut ausgelastet waren. Und außerdem gab es da noch die VR-Maschinen (Virtual Reality): Podeste, die an aufgeblasene Autoscooter erinnerten. Was sich im Grunde nach einem Café in einem Science-Fiction Romans anhört, ist in der Tat schon Vergangenheit. Das Virtuality Café eröffnete im Oktober 1993 direkt am U-Bahnhof Adenauerplatz.

Ein Telepolis-Artikel von 1998 zeigt, dass in direkter Zoo-Nähe erst zwei Jahre später eröffnet wurde (und das wäre nicht der erste Erinnerungs-Irrtum):

> Am 1. Mai eröffnet in Berlin das größte Internetcafe in Europa. Das "Website", das drei Laufminuten von Bahnhof Zoo entfernt in der Joachimsthaler Strasse liegt, wird Internetsurfer 60 Terminals auf zwei Etagen bieten. Netzuser können sich zwischen einer Etage, die wie der Salon der Titanic, und einer, die nach Motiven aus dem Film "Metropolis" gestalteten ist, entscheiden, wenn sie im "Website" auf Surftour gehen wollen.
> Fachkundige "Netz-Scouts" sollen Internet-Novizen zur Hand gehen, außerdem soll es in der "Website" Einführungskurse in Geschäftssoftware und Internet geben. Für die "Website" soll im Kino und in der U-Bahn geworben werden.
>
> ...
>
> Seit drei Jahren betreibt das Unternehmen das Virtuality Cafe am Adenauer Platz, die dafür entwickelte Software ist schon an die Betreiber von anderen Internet-Cafes verkauft worden. Mit Cy-Berlin hat das Unternehmen außerdem eine dreidimensionale Netzversion der Berliner Innenstadt im Internet geschaffen.

Letztlich ist nicht so wichtig, wo ich genau war. Interessant ist, dass es in der Gegend um Ku'Damm und Zoo in den 1990er Jahren mehrere VR-Cafés gab. Mehr zu dieser Szene gibt es im Artikel "Virtuelle Realität in Berlin. Ein Bericht über den Stand des kommerziellen Einsatz von VR-Technologien im Jahre 1994 in Berlin."

Caspar Clemens Mierau, zuerst veröffentlicht hier:
www.leitmedium.de/2015/06/15/tagebucheintrag-21-juni-1996-mit-26-mark-in-die-cyberspace-spielhalle/

Wahrscheinlich irgendwann im Sommer 1996

Die E-Mail braucht von Deutschland nach Namibia nur vier Stunden

Ich glaube, es sind die Sommerferien, nach denen ich aufs Gymnasium wechseln werde. Am Gymnasium ist Sommerfest, und ich besuche es mit meiner Mutter.

Die Schule hat zu diesem Zeitpunkt schon eine vergleichsweise aktive Informatik-AG, die die Schule ins WWW bringt. Ein Highlight dieses Schulfestes also: die Informatik-AG und ihr Internetzugang.

Mein Onkel ist gerade für ein paar Jahre arbeitsbedingt in Namibia. Irgendwoher hat meine Mutter seine E-Mail-Adresse und deshalb fragen wir, ob wir eine E-Mail schreiben dürfen. Wir dürfen. Es ist die erste E-Mail in meinem Leben.

Allerdings dauert es einen kurzen Moment, bis alles eingerichtet ist. Und dann kann ich ins schwarze Terminal meinen Text hacken. Umlaute kann das Terminal zum Beispiel nicht, also muss ich statt ä ae, ö oe, ü ue und ß ss tippen.

Seine Antwort erreicht mich einige Zeit später, als ausgedruckte Mail an die E-Mail-Adresse der Schule. Zwei sinngemäße Zitate, an die ich mich erinnern kann: „Ich habe hier zwar eine englische Tastatur, aber Du kannst mir ruhig deutsche Umlaute schreiben“ und „Die E-Mail hat von Deutschland nach Namibia nur vier Stunden gebraucht“.

Sebastian Riehm

18.7.1996

Als Büro-Abschließsysteme mit Karten und PIN noch cool waren

P. schreibt mir über seine Arbeit bei Pixelpark: „Hier wird übrigens alles schlechter! Abgesehen davon, daß E. am Freitag wieder rüberzieht, sind hier jetzt ungefähr 800 Schreibtische mehr. (...) Man wird hier nicht mehr arbeiten können. Nie wieder. Es wird die Hölle! Und wir werden bestimmt Aral Tank&Rast programmieren, ich seh's kommen. Was allerdings ein gewisses Coolness Enhancement darstellt, ist die Aussicht, daß wir in naher Zukunft hier ein Abschließsystem mit Karten und PIN kriegen. Sehr cool! Wie in Filmen, wo in irgendwelchen Labors irgendwelche Roboterhände aus der Zukunft versteckt werden."

Quelle: Ausgedruckte Mail

Kathrin Passig

22.7.1996

CIS 100022,1674

Ich habe eine Compuserve-ID schon lange vor einer E-Mail-Adresse. Und dass das so ist, dazu verhilft mir meine Schwiegermutter (Jahrgang 1924). Für fiese Beschwerden benötigt sie eine Salbe, die es nur in den USA gibt. Durch Zufall finde ich einen Händler, der sie über Compuserve anbietet.

Compuserve ist ein Online-Dienst, über den man miteinander diskutieren kann, Foren und Newsletter lesen und auch einkaufen – alles lange vor dem „richtigen" Web. Er ist international erreichbar, man kann mit PC und Modem also auch in Frankreich, Niederlande, USA sich einwählen, seine E-Mails abrufen oder tun, was man so tut damals.

Es gibt spannende Newsletter, etwa zu Star Trek, die einem von neuen Serien (z. B. Deep Space 9) etwas verraten, lange bevor es über andere Kanäle hier landet. Später im gleichen Jahr bekomme ich eine COM-Domain mit zugehörigem E-Mail-Anschluss, aber bis dahin bin ich nur über den Compuserve Information Service (CIS) zu erreichen.

Thomas Jungbluth
Journalist

Pützlachstr. 126
D-51061 Köln
Tel. 02 21/9 66 60 41
Fax 02 21/9 66 60 42
CIS 100022,1674

Thomas Jungbluth · Pützlachstr. 126 · D-51061 Köln
Vereinigte Motor-Verlage GmbH
Redaktion *connect*

Der Dienst wird irgendwann später auch in Deutsch umgesetzt und von AOL geschluckt, bis Ende der Nuller-Jahre jemand den Stecker zieht. Manchmal habe ich das Gefühl, so cool wie damals nur mit CompuServe ist es später nie wieder gewesen.

Thomas Jungbluth

22.–28. Juli 1996

Das Festival hat schon einen Kommunikationscontainer

Ich besuche ein Festival der *International Union of Socialist Youth* auf den Rheinauen in Bonn. Über eine Woche feiern und diskutieren über 5000 Menschen aus aller Welt.

Für die Kommunikation der Festivalsgäste gibt es beim Eingang einen kleinen Container der Telekom, an diesem befinden sich mehrere Telefonzellen, die mit Münzen oder Karten benutzt werden können. Für die 7 Tage gibt es auch einen kleinen UKW-Sender, der für das Festival ein Programm veranstaltet, und einen Newsletter mit tagesaktuellen Veranstaltungen und Berichten.

Internet gibt es auch schon, in einem kleinen Zelt stehen mehrere Computer, mit denen man etwas surfen kann. Doch es ist 1996 und das Web ist wirklich noch neu und noch kein alltägliches Werkzeug. Zumindest was die Politik betrifft. Ich bin mir heute, im Jahr 2015, nicht sicher, ob ich überhaupt dieses Angebot genutzt habe.

Thomas

31.7.1996

Et in arcade games ego : Wie ich einmal für kurze Zeit eine Spielkonsole besaß

Ich schreibe an meinen Freund A.:

> Trotzdem war ich aber gestern abend der King in meiner Clique. Ich habe nämlich im "jetzt"-Preisausschreiben einen, halt Dich fest, Sega Saturn gewonnen. Jaha!

(Das Lösungswort lautete "PLAYSTATION".)

> Nicht ein 32-Bit-Risc-Prozessor, auch nicht zwei, sondern drei sind da drin! 32-Kanal-Stereosound dank separatem 16-Bit-Prozessor! Surround-Sound-Modus! Mehr als eine halbe Million Polygone pro Sekunde! Leider ist er noch nicht da. Wenn Du Dich vielleicht erinnerst ... in diesem Video-Verleihnix bei Dir in der Innenstadt, wo sie das coole Autorennen hatten, da war einer, glaube ich. Dann gibt es noch Myst, Virtua Fighter 2,

> Clockwork Knight 2, Panzer Dragoon, Daytona USA, Virtua Cop, Thunderhawk II, Ruins, Descent u. v. m.! Von denen im Lieferumfang wahrscheinlich keines enthalten ist. Weiterhin preist der Prospekt noch an: “GEX. Gex handelt immer zuerst mit dem Maul, bevor er denkt! Zum Glück steuern Sie seinen Schwanz und können ihm aus der Patsche helfen . . . ” Umgekehrt wärs ja einfacher, glaube ich, aber da sind wir nicht so. Den Prospekt habe ich aus einer Karstadt-Abteilung, in der ich nicht nur noch nie war, sondern von der ich auch überhaupt nicht wußte, daß sie existiert. Ach ja, vergessen zu erwähnen habe ich natürlich: “Vorbereitet für echtes Multimedia: Audio-CDs, Video-CDs, Photo-CDs, CD-G und CD-EG. Zugang zur weltweiten Datenautobahn: Internet-Browser in Vorbereitung.” Mit nur einer kleinen Erweiterung toastet er auch leckere Snacks und hält das Auto insektenfrei. Gerade ist der Preis von DM 700.- auf DM 450.- gesenkt worden. Ich habe diese Karstadt-Abteilung sehr stolz verlassen.

Quelle: Ausgedruckte Mail. Aus Geiz oder Geldnot werde ich immer nur das beigelegte Spiel „Sega Rally Championship“ besitzen. Das kann ich aber dafür nach einer Weile so einigermaßen.

Um 1998 verkaufe ich den Sega Saturn bei eBay. Seitdem sind Spielkonsolen und ich getrennte Wege gegangen.

Kathrin Passig

1996

Ich brauche Internet! Anderer Meinung: Meine Eltern

Ich brauche Internet! Anderer Meinung: Meine Eltern. Ende 1998 habe ich sie soweit, daß wir uns ein 56.6er-Modem anschaffen. Die ersten Wochen switche ich von 30-Tage-kostenloser AOL-CD zu 30-Tage-kostenloser T-Online- zu 30-Tage-kostenloser Compuserve-CD. Es kommt, wie es kommen mußte: 200, 300 Mark Telefonrechnung im Monat. ISDN gibt es noch nicht, Internet blockiert also alle Telefonate. Die Eltern sind nicht erfreut.

Gegen 1999 habe ich einen festen Provider: den INKA e. V., der seit Anfang der 90er das Internet bezahlbar und für alle zugänglich machen will. Die Grundgebühr ist 30 Mark oder so im Monat, nur die Telefonkosten müssen zusätzlich bezahlt werden. Zum Glück hat ein Vereinsmitglied bei sich in Rülzheim einen kleinen Einwahlknoten im Keller gebastelt – das ist nämlich gerade noch Ortstarif im Gegensatz zum Einwahlpunkt Karlsruhe.

Mit dem Account kommen 50 MB Webspace, auf dem Skripte laufen, der Zugang zu einem Userrechner und beliebig viele Mails unter einer frei wählbaren Subdomain. Leider spiele ich viel DSA und finde den Namen »Thalion« cool, so daß ich heute noch ausgewählte Adressen @thalion.inka.de habe; meine vorname.nachname@inka.de ist heute noch meine Hauptadresse, und heute noch werden monatlich 8 Euro von INKA vom Konto meiner Eltern dafür abgebucht. Immer, wenn ich daheim bin, fragen sie, ob wir das abbestellen können.

Felix Neumann

August 1996

Taschenrechner mit Displée

Im Mathematikunterricht der 9. Klasse werden graphikfähige Taschenrechner, oder wie unsere Lehrerin es nennt: „Taschenrechner mit Displée“, verpflichtend. Etliche Eltern beschweren sich zwar darüber, denn immerhin kostet das Gerät 89,- DM, doch es nützt nichts. Ein Lehramtsreferendar erklärt uns und der Lehrerin die mannigfachen Funktionen des Casio FX-7400G. Am meisten lädt zunächst der Funktionsplotter zum Experimentieren ein, es entsteht ein regelrechter Wettstreit um den verrücktesten Graphen (am besten eignen sich dafür trigonometrische Funktionen). Und: Der FX-7400G ist programmierbar! Eine ganze Schulstunde verbringen wir damit, nach Anleitung des Referendars ein Programm mit der Lösungsformel einzutippen.

In der 10. Klasse haben wir die BASIC-ähnliche Programmiersprache des Taschenrechners im Wesentlichen durchschaut und schreiben verschiedene Spaßprogramme, z. B. ein Orakel, bei dem die „Random“-Funktion eine Rolle spielt. Ein Mitschüler entwickelt sogar ein Penisgrößenberechnungsprogramm, in dem tatsächlich die Formel „Pi mal Daumen“ vorkommt (man muss u. a. seine Daumenlänge eingeben).

Vor der Abiturprüfung müssen wir alle nicht zugelassenen Hilfsprogramme löschen.

Torsten Gaitzsch

August 1996

Wir bestellen englische Bücher bei telebuch.de. Es läuft suboptimal

In der Krimibuchhandlung, in der ich arbeite, bestellen wir englische Bücher über den ABC Bücherdienst, auch bekannt unter dem Namen Telebuch.de. „Der Erfolg des Unternehmens basierte unter anderem auf der für damalige Verhältnisse schnellen und günstigen Lieferung von englischsprachigen Titeln, die durch einen wöchentlichen Direktimport via Luftfracht aus den USA ermöglicht wurde.“ (Wikipedia) Bei den beiden bisherigen Importeuren, die den deutschen Markt unter sich aufteilen, gibt es sehr wenige englische Bücher, und das zu Preisen, die bei etwa 200% des umgerechneten Originalbetrags liegen.

„Vor einem halben Jahr hat alles noch prima funktioniert”, schreibe ich an einen ungeduldigen Kunden, “und jetzt schicken sie mir nur noch sinnentleerte Nachrichten und keine Bücher. Ich denke, Deine und unsere Aussichten, von diesem sauberen Verein noch was zu hören, sind eher schlecht, aber Anfang Oktober ist Buchmesse und danach können wir persönlich und ohne Umstände in Amerika bestellen und alles wird gut.“

Quelle: Ausgedruckte Mail. Die Hoffnung auf das Bestellen „ohne Umstände“ wird sich als verfrüht erweisen.

Telebuch wird 1998 für einen zweistelligen Millionenbetrag an amazon.com verkauft.

Kathrin Passig

Sommer 1996 (vermutlich)

Mein erstes Mal im Internet, ausgerechnet mit den Backstreet Boys

Ich sehe das Internet zum ersten Mal im Redaktionsbüro einer katholischen Jugendzeitschrift in Augsburg. Man hat ja schon von diesem Internet gehört, aber gesehen habe ich es bis jetzt noch nicht. Warum ich mit meinem Cousin und meinem Onkel in diesem Redaktionsbüro stehe, ist auch eine andere Geschichte.

„Was sollen wir denn mal gucken?“ fragt der Redakteur.

Mir fällt spontan nichts ein. Was sollte man denn in diesem Internet wohl gucken?

Mein Cousin, der auch dabei ist und zu diesem Zeitpunkt vermutlich 11 Jahre alt (wenn es wirklich im Sommer 1996 war, eventuell war es auch 1997, ich weiß nur nicht, wie ich das noch rausfinden kann), sagt: „Backstreet Boys!“ Offensichtlich findet er die Backstreet Boys gut.

Wir suchen also nach den Backstreet Boys. Da mich die Backstreet Boys leider überhaupt nicht interessieren, finde ich dieses Internet eher so mittelspektakulär. Also in der Theorie schon faszinierend und aufregend, aber in der Praxis dann doch etwas ernüchternd.

Das ändert sich aber in den nächsten Jahren recht nachhaltig und ich finde das Internet dann doch sehr gut und werde es oft nutzen.

Anne Schüßler

Irgendwann zwischen 1994 und 1998

Analoges Brute Force Hacking

Meine Mutter bringt vom Flohmarkt einen alten Koffer mit. Der Koffer hat allerdings ein Zahlenschloss und ist zu. Das ist doof. Möglicherweise ist ja was Tolles drin.

Glücklicherweise hat meine Mutter eine geduldige Tochter (mich), die sich bereit erklärt, durch simples Ausprobieren die Zahlenkombination rauszufinden.

Ich lege also los: 000. 001. 002. 003. 004. 005. 006. 007. 008. 009. 010. 011. Ich denke, das Prinzip ist klar. Irgendwann öffnet sich das Schloss. Bei welcher Nummer, habe ich leider vergessen. Es ist auch nichts Aufregendes im Koffer, jedenfalls nichts, an das ich mich erinnern würde.

Dafür wissen wir jetzt aber immerhin die Zahlenkombination und man kann den Koffer damit wieder benutzen.

Ich habe das Passwort des Koffers einfach mittels Brute Force gehackt. Und dabei musste man noch nicht mal eine Viertelstunde warten, wenn man drei Mal hintereinander das falsche Passwort eingibt. Voll praktisch, diese analoge Welt.

Anne Schüßler

5.9.1996

Das israelische Mobiltelefon ist für internationale Gespräche gesperrt. Die T-Card hilft.

Ich sitze in Eilat im Süden Israels und kann nicht zuhause anrufen. Ich habe zwar ein örtliches, also israelisches Mobiltelefon, das mir die Kollegen im Büro in Jerusalem für ein paar Tage geliehen haben (offensichtlich gehört das sonst einer Kollegin, die in Urlaub ist, denn dauernd landen Anrufe für

sie bei mir). Aber dieses Gerät ist nicht für internationale Anrufe freigeschaltet. Vermutlich, um Geld zu sparen. Und mein deutsches Handy tut nicht, entweder hat mein deutscher Provider hier noch keinen Roaming-Vertrag abgeschlossen oder hier gibt's gar kein GSM-Netz, sondern nur irgendeine amerikanische Mobilfunkvariante.

Da ist es auch nur ein geringer Trost, dass ich zusätzlich zum Mobiltelefon einen Pager bekommen habe, der auf die wichtigsten Nachrichtenkanäle des Landes geschaltet ist. Die Nachrichten kommen – mit wenigen Ausnahmen – in der Landessprache Ivrith, und selbst die Buchstaben-Kenntnisse aus meinem Hebraicum während des Studiums sind rückstandslos verdampft. Auch mit den Eilmeldungen des Militärs kann ich deshalb wenig anfangen.

Um mich rum telefonieren alle mit ihren Handys – das scheint hier ohnehin eine Art Nationalsport (auf dem Flug im Armeehubschrauber über die Negev-Wüste hier runter haben auch an Bord alle seelenruhig telefoniert). Nur ich kann nicht. Ich wüsste nämlich nicht, wen ich in Israel anrufen sollte, außer dem Büro in Jerusalem natürlich. Aber warum sollte ich das tun?

Plötzlich fällt mir ein, dass meine T-Card, also die Calling-Card-Variante der Deutschen Telekom, doch bestimmt auch in Israel funktioniert. In der Tat, ich finde sogar die kostenlose israelische Einwahlnummer, die das Handy natürlich akzeptiert. Ganz leicht, nach Eingabe von Kartennummer und Geheimzahl, bin ich dann wenige Minuten später mit Deutschland verbunden.

Thomas Wiegold

Vermutlich 1996, eventuell auch später

Ich weiß so genau wie nie, was ich brauche und haben will

Ich kaufe mir einen neuen Videorekorder, den ersten habe ich gebraucht geschenkt bekommen, aber aus irgendwelchen Gründen, die ich vergessen habe, die aber sicherlich gut durchdacht sind, möchte ich einen neuen.

Folgendes muss er können: LongPlay[1], Stereo/Zweikanalton[2], ShowView[3] bzw. VPS[4]. Dafür habe ich 600 DM. Ich stehe im Laden und es kommen genau zwei Videorekorder in Frage. Ich sage dem Verkäufer, was ich brauche und was ich dafür ausgeben möchte bzw. kann und sage sowas wie: „Ich hätte also gerne den oder den und Sie dürfen mir jetzt sagen, welchen ich davon nehmen soll."

Er zeigt auf einen dritten und sagt: „Nehmen Sie doch den." Anscheinend gibt es einen dritten, der irgendwie runtergesetzt ist oder so, was aber noch nicht dran steht. Ich nehme den dritten.

---

1. Für die jungen Hüpfer, die keine Videorekorder mehr kennen: Mit LongPlay konnte man mit Qualitätseinbußen doppelt (und meines Wissens sogar dreimal) so viel auf eine Kassette aufnehmen wie eigentlich zeitlich vorgesehen. Es wurde dann (glaube ich) nur ein Teil des Bandes bespielt. Kassetten, die mit LongPlay aufgenommen waren, konnte man dann auch nur mit LongPlay-fähigen Rekordern abspielen.
2. Ganz selten gab es Sendungen (vor allem Filme), die im Zweikanalton ausgestrahlt wurden, d. h. in der deutschen Synchronisation und im Original. Dieses Feature konnte man aber auch nur nutzen, wenn der Rekorder auch Stereo bzw. im Zweikanalmodus aufnehmen und abspielen konnte.
3. ShowView ist so ein abgefahrenes Feature, wo man nur eine Nummer eintippt und der Rekorder dann weiß, auf welchem Programm er wann was aufnehmen soll. Gibt's eventuell immer noch.
4. VPS (Video Programming System) war ein System, wo man eine bestimmte Zeit eingeben konnte und dann angeblich bei Verspätungen die Aufnahme auch entsprechend verspätet gestartet wurde. Funktionierte nach meiner Erfahrung nie, war aber eine gute Idee.

Irgendwann zwischen 2004 und 2007 verlässt der Videorekorder unseren Haushalt, ich weiß aber nicht mehr, was damit passiert ist. Ich wusste aber glaube ich nie mehr im Leben beim Kauf eines Gerätes so genau, was ich brauchte und haben wollte wie damals. Das war eigentlich sehr schön.

Anne Schüßler

16.9.1996

Das erste private Mobiltelefon! Mit Installations-Audio-Guide auf Kassette

Ich habe endlich ein privates Mobiltelefon! Verschiedenste Geräte hatte ich von meiner Firma schon seit 1989, aber die musste ich immer mit anderen teilen, je nachdem, wer unterwegs war. Deshalb hab' ich mal investiert und mir selber eins zugelegt, trotz der happigen Grundgebühr von 50 Mark im Monat.

Das Einrichten geht ganz einfach, und alles ist erklärt – nicht nur in einer gedruckten Gebrauchsanweisung, sondern auch als Audio-Guide zum Nachhören. Ich muss nur die Kassette in den Kassettenrekorder legen, dann kann's losgehen.

Thomas Wiegold; Foto v. Verf.

Herbst 1996

Im Wettrennen um den kompliziertesten Vertriebsweg führt eindeutig IBM

Wir planten den ersten produktiven DB2-Server unter AIX. Die Software hatten wir schon für die Installation des Testsystems im Sommer bekommen, wir brauchten neben der Hardware nur noch Lizenzen für zunächst 75 User. Eigentlich hatten wir nur 60 gleichzeitige User kalkuliert, aber die Lizenzen gab es am günstigsten in Bündeln à 25.

Die Bestellung hatte unsere kaufmännische Abteilung gemacht, die genauen Details waren mir also unbekannt.

Im Herbst lieferte ein Paketdienst einen Karton an mich aus. Absender war der zentrale IBM-Softwareversand in Irland. Der Karton wäre groß genug für viele Disketten und Handbücher gewesen (ja, Disketten, wir schrieben 1996).

Es befand sich neben Lieferschein und Anschreiben aber nur ein A4-Blatt mit der Softwarelizenz über den Betrieb von DB2 mit 25 Usern darin.

Am einem der nächsten Tage kamen mit der normalen Post zwei kleinere Kartons von einer IBM-Vertriebsstelle in Deutschland, in die nur noch Schreibblöcke gepasst hätten. Diesmal enthielten sie keine *Softwarelizenzen*, sondern jeweils eine *Kopierlizenz* für das Blatt aus Irland.

"Früher", erklärte mir der Vertriebsbeauftrage, "waren die Userlizenzen auf den Datenträgern mit der Software codiert abgelegt. Für mehr Userlizenzen brauchten Sie neue Softwarepakete, damit der korrekte Key installiert werden konnte. Das machen wir nicht mehr, weil es unpraktikabel ist und wir dem Kunden vertrauen. Aus organisatorischen Gründen werden die jeweils ersten Lizenzpakete aber nach wie vor vom Softwareversand verschickt. Wenn man mehrere gleiche Lizenzpakete kauft, bekommt man für alle ab dem zweiten Kopierlizenzen, damit der Versand aus Irland entfällt."

Volker König

Ende 1996

Jetzt kann ich laden, wann ich will

Das brandneue Siemens-Handy S4 ist ein Hammer. Nicht nur, weil es mit den rund 15 Zentimetern Länge - natürlich ohne ausgezogene Antenne – und 235 Gramm Gewicht gut in der Hand liegt und die Jackentasche nicht sonderlich ausbeult. Auch nicht, weil es gut zwei Tage mit einer Akkuladung durchhält.

Foto: Ria via Wikimedia Commons unter CC-BY-SA-Lizenz

Nein, der Knaller ist der neue Akku-Typ, den Siemens in das Mobiltelefon eingebaut hat. Als eines der ersten Handys (in Deutschland vielleicht sogar als erstes?) hat das S4 einen Lithium-Ionen-Akku, in den Katalogen immer nur kurz als Li-Ion bezeichnet.

Der große Vorteil von Li-Ion: Diese Akkus haben praktisch keinen Memory-Effekt. Bislang war es immer angeraten, den Akku möglichst bis zum Ende auszunutzen und ja nicht vorzeitig aufzuladen, bevor er erschöpft war. Das war bisweilen ein bisschen blöd – wenn genau absehbar war, dass die Energie für den Rest des Tages nicht ausreichen würde, aber aufladen noch nicht in Frage kam. Wer das zu oft ignorierte, musste mit einem Akku leben, der irgendwann nur noch die Hälfte oder weniger seiner Kapazität hatte.

Damit ist jetzt Schluss. Das S4 lade ich auf, wann ich will, denn auf den Memory-Effekt muss ich nun keine Rücksicht mehr nehmen. Wenn das Telefon abends noch halb voll ist, kommt es in die Ladeschale, damit es am nächsten Morgen einen vollen Akku hat, für die Gespräche und SMS, die am Tag so anfallen. Das ist einfach richtig befreiend.

Thomas Wiegold

Dezember 1996

DIY-Hardwarelieferung

Die Hardware für den Server wurde geliefert. Also sollte geliefert werden. So einfach war das nämlich auch wieder nicht.

Aus rechtlichen Gründen (öffentliche Hand und so) mussten wir die ausschreiben. Wir wollten zwar IBM-Hardware haben, aber IBM hat zumindest damals selber keine Hardware verkauft, sondern alles über Partner abgewickelt. Da deren Preise um ein paar Mark abwichen, mussten wir den ~~günstigsten~~ billigsten herausfinden und bei ihm kaufen.

Wir waren nicht sehr glücklich, dass „unser“ normaler IBM-Partner diesmal knapp unterboten wurde. Aber wir mussten diesmal bei seinem Mitbewerber kaufen.

Die Hardware war inzwischen bei ihm angekommen: Ein Server von etwa der Größe einer kleinen Kühltruhe und ein Plattensystem, das nochmal halb so groß war.

„Soll ich Parkplätze vor dem Haus für Sie blockieren?“ fragte ich, denn Hardware kam meistens in kleinen Lkw zu uns. Solchen mit einer ausklappbaren Plattform hinten, die hydraulisch heruntergefahren werden konnte, während die Hardware auf ihrer Europalette und dem Hubwagen darauf stand.

„Ne, nicht nötig, ich kann in meinem Golf die Rückbank umklappen.“

Äh. Aha.

Am Tag der Lieferung hielt dann doch ein Ford Transit vor dem Gebäude. Der Fahrer war etwas ungehalten und verstand nicht, warum IBM aus Gründen der Gewährleistung die Originalkartons für jeden Transport forderte. Die waren wegen des Dämmmaterials so groß, dass sein Golf beinah selber hinein gepasst hätte.

Er packte die Hardware noch im Transporter aus, wuchtete sie gemeinsam mit seinem Beifahrer irgendwie aus dem Wagen heraus, brachte sie in den Serverraum und baute alles zusammen.

Der produktive Einsatz verzögerte sich noch einige Wochen, weil der Server immer wieder den Fehler „888“ auf dem Display anzeigte: Hardware defekt. Die Garantie- und Wartungsverträge schloss IBM zum Glück selber ab und der Techniker tauschte in den nächsten Wochen nach jedem „888“ weitere Komponenten aus.

Am Ende war das Mainboard defekt.

Vermutlich Transportschaden.

Volker König

19.12.1996

Man kann „den Rechner eingewählt lassen“, wegen des technischen Fortschritts

Mein Freund A. schreibt mir: „In der Uni hatte ich heute den Rechner eingewählt gelassen, da sie so eine nette interne Telefonleitung inzwischen haben, die nichts kostet.“ (Stand 2014: Ich weiß eigentlich nicht, was es für ein System ist, das er da beschreibt. Aber jedenfalls war es erwähnenswert, dass man sich nicht mehr für jede Internetnutzung neu einwählen musste.)

Außerdem hat A. jetzt zu Hause ISDN und bietet an, er könne mir „viele schöne Bilder als Anhang zu den Mails schicken, über die Du Dich ja erfahrungsgemäß immer besonders freust.“ Letzteres ist ein Scherz, denn ich habe nicht so was Tolles wie einen ISDN-Anschluss und muss deshalb auf Mailanhänge lange warten.

Quelle: Ausgedruckte Mail.

Kathrin Passig

Um 1996

Meine Magisterarbeit passt nicht mehr so gut auf Disketten, das wird teuer

Ich fange an, meine Magisterarbeit zu schreiben, und lege mir deshalb für etwa 300 DM ein externes iomega Zip-Drive zu.

Foto: Thomas Jungbluth. In Farbe wäre das Gerät dunkelblau. Man könnte es auch hochkant auf die Gummifüßchen am rechten Rand stellen. Macht aber niemand, denn dann fällt es natürlich immer um.

Es sei denn, man lehnt es an den Computer. Dann fällt es vielleicht nicht um. (Serviervorschlag vom Hersteller, fotografiert 2017 im Archiv von Roger Stapleton, der selbstverständlich noch mehrere komplette Geräte besitzt.)

Und wenn ich komplett sage, dann meine ich komplett.

Die dazugehörigen Spezialdisketten sind etwas größer und dicker als die zu dieser Zeit üblichen 3,5-Zoll-Disketten.

Foto: Thomas Jungbluth. Links normale 3,5-Zoll-Diskette, rechts iomega-Zip-Diskette.

Das Zip-Drive wird über die parallele Schnittstelle an den Computer angeschlossen und hat seine eigene Stromversorgung.

Ich brauche es (Rekonstruktion 2015) entweder, weil ein Backup von Magisterarbeit und Material sich nicht mehr bequem auf normalen 1,4-MB-Disketten unterbringen lässt, oder weil das Diskettenlaufwerk an meinem Notebook nicht funktioniert, vielleicht auch beides. Auf die Zip-Disketten passen 100 MB. Dafür sind sie auch viel teurer, sie kosten 20 bis 30 DM, und ich besitze nur etwa zwei Stück davon.

Schon wenige Jahre später gebe ich die Arbeit auch ab, benutze das Zip-Drive danach nie mehr und entsorge es um 2004 herum zusammen mit den Disketten im Hausmüll.

Kathrin Passig

1996

Die ganze Welt als Fußballfeld zum Mitnehmen

"Die umfangreiche Software, die in Disketten- oder CD-ROM-Form für die Zauberkästen zur Verfügung steht, reicht von DAS Hotel und Restaurants, Dehoga, Hotelpage, Mitsubishi Hotelführer, Travelbox, Winhotel (im Fachhandel) zum Aral Super-Travel System für DOS oder Windows mit Straßenverbindungen Deutschland und Europa, Bahnverbindungen Deutschland (Elektronisches Kursbuch auf CD-ROM über DB-BesteIIcenter in Troisdorf, Tel. 02241-947777-78), wichtigen Flugverbindungen Deutschland-lntemational, Schlemmen und Schlummem Deutschland, Reisekosten-Manager (Tel. 02102-447730). – Die Reed Travel Group in Düsseldorf (0211-503062) hat ca. 800.000 Flugverbindungen von über 800 Gesellschaften auf fünf Disketten aufbereitet (OAG Flight Disc). Damit können auch unterwegs die günstigsten Flugverbindungen nebst Zoll-, Einreise-, Visa-Bestimmungen. TeIefon-Nummem der internationalen Hotelreservierungs-Zentralen, der Mietwagen und Fluggesellschaften, Länderinfos. Feiertage. Öffnungszeiten usw. auf den Schirm des notebooks geholt werden. Neun Megabyte, Windows und Dos, monatliche Aktualisierung, Jahresabo 860 DM. – Für eine multimediale Reiseplanung empfehlen sich die CD-ROMs von DeLorme in Freeport, Maine/USA (Tel, 001- 207-8651234, Deutschland-Vertretung 06301-33857): Global Explorer ist ein zoombarer farbiger Weltatlas mit 120.000-Orte-Register, Stadtplänen von 100 Hauptstädten. Länderprofilen und Beschreibungen, einem integrierten Flugplan. Wenn das Programm im Maßstab der stärksten Vergrößerung ausgedruckt und zu einem Globus zusammengesetzt würde, ergäbe sich eine Kugel von der Größe eines Fußballplatzes."

Aus: “Manager unterwegs: erprobte Tipps für Geschäftsreisen” von B. Ness, Eintrag “PC”. Zufallsfund bei der Suche in Google Books nach etwas anderem (2015). Von dort mittels Screenshot und “PDF OCR” sowie etwas Handnachbearbeitung ins Techniktagebuch befördert.

Ich glaube (auf der Basis unbeholfener Berechnungen), wenn man die Google-Maps-Satellitenansicht im Maßstab der stärksten Vergrößerung ausdrucken und zu einem Globus zusammensetzen würde, ergäbe sich eine Kugel mit einem Durchmesser von sechs bis achtzehn Kilometern (die Auflösung variiert je nach Ort). Und der erwähnte “Global Explorer” hatte keine Satellitenansichten, hier eine Anleitung mit Kartenbeispiel.

Kathrin Passig

1990 – 1996

Meine Eltern, ihr Fernseher und ich

Fernsehen gehört nicht zu meinen Hauptbeschäftigungen, was zu großen Teilen daran liegt, dass meine Eltern meinen Fernsehkonsum sehr genau überwachen. Sonntags eine halbe Stunde “Die Sendung mit der Maus”, ab und zu mal irgendwas anderes, natürlich immer als Familie, mehr ist nicht drin. Ich werde es viele Jahre später immer noch merkwürdig finden, dass ich ausgerechnet mal Filmwissenschaft studieren würde.

Doch selbst als meine Eltern mit meinem Eintreten in zweistellige Alterszahlen langsam mehr Fernsehen zulassen, unbeaufsichtigtes Glotzegucken, vor allem von Cartoons und anderen schrillen Kindersendungen ist weiterhin verboten. Was mich natürlich nie davon abhält, es trotzdem zu versuchen. Ein paar Erinnerungen:

– Wir sind gerade umgezogen. Mein Vater zeigt mir, dass wir jetzt einen Kabelanschluss besitzen und rund 30 Kanäle empfangen können. “Sogar solche, wo den ganzen Tag nur Musik läuft.”

– Meine Eltern haben den Fernseher mit einem Kindersicherungscode gesichert. Irgendwann komme ich dahinter, dass der vierstellige Code ihrem Hochzeitstag entspricht und schaue wieder heimlich.

– Meine Eltern verlassen das Haus und sagen, sie hätten eine “neue Kindersicherung” eingebaut. Als sie weg sind, schalte ich den Fernseher an und stelle fest: auf allen Kanälen nur weißes Rauschen. Einige Tage später komme ich drauf, den Antennenkabelstecker wieder einzustecken.

– Meine Eltern wissen, dass ich bis kurz vor ihrer Rückkehr Fernsehen geguckt habe, weil sie ihre Hand auf das Gerät legen und spüren, dass es noch warm ist.

– Meine Eltern nehmen die Fernbedienung mit. Ich entdecke, dass der Fernseher vorne eine Klappe hat, hinter der sich Knöpfe verbergen, über die er sich einschalten lässt.

– Hinter der Klappe befindet sich auch eine Kopfhörerbuchse. Ich gucke morgens am Wochenende, als meine Eltern noch schlafen, Cartoons über Kopfhörer, damit sie nicht aufwachen.

– Unser Fernseher ist kaputt und wird repariert. Wir haben einen anderen, sehr alten Schwarzweiß-Fernseher als Ersatz. Dieser hat keine Klinken-Kopfhörerbuchse, sondern einen XLR-Eingang. Ich erinnere mich, (1) dass meine Eltern ein altes Mikrofon besitzen, das einen Stecker hat, der passen könnte und (2) dass man einen Kopfhörer auch als Mikrofon benutzen kann. Am nächsten Wochenende habe ich das Prinzip aus (2) erfolgreich umgedreht, das Mikrofon an die Kopfhörerbuchse angeschlossen und es an mein Ohr gehalten. Meine Eltern ahnen nichts.

Alexander Matzkeit

1. Dieser Anleitung zufolge etwa 700 kB.

1995 oder 1996

Das Ding war ja

Das Ding war ja, dass Usenet damals nur sehr kleine[1] Attachments konnte. Das heißt, die mussten gestückelt werden und UUencodet werden. Das war total lästig, man musste sich durch die ganzen Dinger durchklicken, den Bildnamen wiederfinden: 1 von 5 ... 2 von 5 ... 3 von 5 ... 4 von 5 ... hm, 5 von 5 fehlt natürlich. Dann musste man die runterladen, zusammenstecken, UUdecoden, und dann hatte man mit Glück ein funktionierendes Bild oder eben auch nicht. Oder einen Videoschnipsel.

Dann hab ich mir auf dem Studentenserver ein Perlskript eingerichtet, was eben mit gewissen Regeln nach zusammengehörigen Postings gesucht hat. Wenn es die komplett gefunden hat, hat es die Attachments runtergeladen – und für irgendwelche Videoschnipsel waren das ja schon auch mal 100 Postings oder so was. Dann hat es die Videoschnipsel ge-cat-et und dann UUdecodet und in irgendeinem Verzeichnis abgelegt. Das hat super funktioniert, ich konnte es auch als Cronjob starten. Aus irgendwelchen Gründen gab es da noch keine großen Sicherheitsregeln. Man konnte als normaler User einfach so alles machen, was man wollte, es gab auch keine Quotas und nichts ...

– *Wann war das ungefähr?*

Das müsste 95 gewesen sein oder so. Vielleicht ein bisschen später, 96. Also jedenfalls gab's noch keine Pornoseiten im Web.

Das hab ich dann auch immer schön laufen lassen und die Dinger runtergeladen und vom Studentenserver gelöscht. Und wie's halt so geht, nach einiger Zeit wird es dann auch langweilig, es funktioniert alles, man guckt gar nicht mehr so häufig rein. Da ist es mal zwei Wochen durchgelaufen, und dann bekam ich eine Mail von den Admins, dass ich allein schon einen Groß-

teil der Festplattenkapazität nutze, und ich sollte doch mal bitte löschen, das ginge so nicht mehr. Was auch stimmte. Die Festplatten waren ja damals ein bisschen kleiner, als sie heute sind.

Da habe ich jedenfalls viel über Socket-Programmierung in Perl und *expect* gelernt – also wo man gewisse Ereignisse vorgibt und das Programm wartet darauf, dass sie mal eintreffen. Das hat mir später an ein paar Stellen tatsächlich indirekt weitergeholfen. Auch wenn ich's direkt nie gebraucht habe, aber indirekt schon. Das war eine der Grundlagen für vieles, was ich dann später moderner programmiert habe.

Alan Smithee, 2016 aufgezeichnet von Kathrin Passig

90er-Jahre des 20. Jahrhunderts

„Nexon, gib uns sofort Streifenhörnchen!"

Wenn ein koreanischer Freund von dir in den 90er-Jahren des 20. Jahrhunderts aufgewachsen ist, dann frage ihn mal, ob er diese Beschwörungsformel kennt. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit wird er mit „Ja!" antworten.

Aber woher kommt dieser Spruch und was bedeutet er eigentlich? Die Phrase wurden in dem koreanischen Online-Spiel „The Kingdom of the Winds" verwendet. Das Spiel wurde im Jahr 1996 herausgegeben und war das erste über das Internet spielbare Mehrbenutzer-Spiel in Südkorea. Die meisten südkoreanischen Kinder haben damals an diesem Spiel teilgenommen. Im Spiel muss man zuerst Tiere jagen, damit man Erfahrungspunkte sammeln und Geld verdienen kann. Das am häufigsten von Anfängern gejagte Tier war das Streifenhörnchen. Weil das zahlreiche Spieler gleichzeitig taten, gab es manchmal auf dem Spielfeld keine Streifenhörnchen mehr, obwohl sie eigentlich kein seltenes Tier sind.

Entsprechend des Programmes sind, immer wenn das Spielfeld völlig leer war, neue Tiere automatisch erschienen. Aber die meisten jungen Spieler hatten damals keine Ahnung, wie das Spiel funktioniert. Sie haben geglaubt, dass irgendjemand die Spielsituation permanent beobachtet, wie ein Spielleiter bei Pen-and-Paper-Rollenspielen. Deswegen haben Spieler die folgende Nachricht eingegeben: „Nexon, gib uns sofort Streifenhörnchen!“ (Koreanisch: 넥슨은다람쥐를뿌려라!). Nexon ist die Firma, die dieses Spiel auch heuzutage noch anbietet. Nachdem diese Beschwörungsformel eingegeben wurde, erschienen nach ein oder zwei Minuten neue Streifenhörnchen. Deswegen haben viele Spieler an die magische Kraft dieser Beschwörung geglaubt.

Im Vergleich zu früher sind Online-Computerspiele heutzutage nichts Besonderes mehr, deswegen wissen die meisten Leute, dass die Welt eines Spiel nur einem Algorithmus folgt. Der „Aberglaube“ ist verschwunden, aber die Nostalgie lebt weiterhin!

S.kang

1993 ff.

Wir haben ganz offiziell keine Postleitzahl

1993 werden in Deutschland die neuen fünfstelligen Postleitzahlen eingeführt, 1994 ziehen wir von Köln nach Leverkusen. Es gibt große Bücher von der Post, in denen man nachschlagen kann, welche Postleitzahl man hat. Dafür muss man seine Stadt suchen, dann die Straße und dann – je nach Länge der Straße – den passenden Hausnummernbereich.

Für die Straße, in der wir jetzt wohnen, gilt bis Hausnummer 57 die Postleitzahl 51379. Ab Hausnummer 61 hat man die 51381.

Wir haben die Hausnummer 59.

Ein paar Jahre lang haben wir keine offizielle Postleitzahl und suchen uns jeweils die aus, die uns besser gefällt. Die Post kommt trotzdem an, aber die Post kommt sogar an, wenn man noch nicht mal die genaue Adresse, sondern nur ungefähre Angaben zur Lage des Hauses auf dem Umschlag notiert. Wenn man der Leverkusener Post eines nicht vorwerfen kann, dann mangelnde Flexibilität.

Irgendwann stellt die Post auch die Existenz des Hauses mit der Hausnummer 59 fest und seitdem haben wir offiziell die Postleitzahl 51379. Es hat nur ein paar Jahre gedauert.

Anne Schüßler

1996

Die Alternative zum Anrufbeantworter ist eine Postkarte

Ich erfahre von einer Open Stage im Domforum in Köln. Um mitzumachen, muss man eine Nummer anrufen und auf den Anrufbeantworter sprechen, dann wird man eventuell zurückgerufen.

Wir haben jetzt nur ein Problem: Ich möchte zwar sehr dringend auf dieser Bühne stehen und singen, aber ich möchte noch viel dringender nicht auf Anrufbeantworter sprechen.

Ich greife also zum nächstbesten Mittel und schreibe eine Postkarte mit einem kurzen Text und meinen Kontaktdaten. Inwiefern sich der richtige Ansprechpartner aus den Kontaktdaten ergibt, oder ich in blinder Hoffnung davon ausgehe, dass die Postkarte schon an die richtige Stelle weitergereicht wird, weiß ich nicht mehr.

Jedenfalls ruft einige Zeit später der zuständige Moderator der Open Stage an und fragt mich, ob ich immer noch auftreten will. Ich bestätige das und komme so zu meinem ersten öffentlichen Auftritt, und das ganz ohne auf einen Anrufbeantworter gesprochen haben zu müssen.

Anne Schüßler

1990–1996

Es geht auch einfacher

Seit Anfang der 1990er Jahre besitze ich als Student einen eigenen Computer. Es gibt drei konkurrierende Systemwelten auf dem Massenmarkt: den PC, durchaus noch nicht selbstverständlich mit Windows, sondern auch noch mit DOS oder OS/2 (Linux ist nicht unbekannt, aber was für Server oder absolute Nerds); den Commodore Amiga, trotz gar nicht schlechter Technik aber immer irgendwie als Daddelkiste verrufen; und den Atari ST, der zwar fast immer nur in schwarzweiß betrieben wird, aber dafür richtig gute, flimmerfreie Monitore bietet und als „des armen Mannes Macintosh“ gilt, denn Macs sind noch viel teurer als die auch schon empfindlich teuren anderen Systeme (mein Mittelklasse-Atari-System namens “MegaSTE“ kostet mit 14”-Monochrom-Monitor, 4 MB RAM, HD-Diskettenlaufwerk und 105-MB-Festplatte gut 3.800 DM; vergleichbare Amigas kosten ähnliche Summen, übliche PCs der 386er-Klasse sind eher etwas teurer).

Auf dem Atari läuft ein im ROM eingebautes Betriebssystem namens „TOS“ (The Operating System), das zwar kein Multitasking bietet, aber immerhin eine vage Mac-ähnliche grafische Oberfläche namens „GEM“ (Graphics Environment Manager). Auf diesem Betriebssystem aufsetzend gibt es diverse Ergänzungen und Verbesserungen, die es schneller und schöner machen – aber Singletasking bleibt's. Ein anflanschbares, irgendwie Unix-basiertes, jedenfalls freies Multitasking-System namens MiNT (MiNT is Not TOS) ändert da nicht viel: die Hardware ist zu lahm, die Kompatibilität zu eingeschränkt.

Das ändert sich erst ca. 1992 mit einem kommerziell erhältlichen Third-Party-Betriebssystem, das erst „Mag!X“ (gesprochen wie engl. „magics“), später „MagiC“ heißt. Auf einmal kann die inzwischen billige alte Kiste mit ihrem 8-MHz-Prozessor präemptives Multitasking mit den meisten GEM-Programmen (die übrigens auch schon die Endung .APP tragen, aber im Deutschen noch nicht „Apps“ heißen), und zwar richtig schnell! Für mehrere große Programme reichen die maximal 4 MB Arbeitsspeicher zwar natürlich immer noch nicht – mehr geht nur beim größeren Atari TT mit 68030-Prozessor, aber der ist wieder teuer und spielt auch sonst in der Mac-Klasse mit, er wird gar nicht so selten als professionelle DTP-Workstation genutzt –, aber kleine Helferlein nebenher laufen lassen zu können ist schon großartig.

Seit 1994 mache ich statt des Studiums eine Ausbildung zum Informatik-Assistenten. Im dortigen Betriebs-systeme-Kurs wird uns der Unterschied zwischen kooperativem und präemptivem Multitasking erklärt, und daß die Zeitscheibendauer beim letzteren ein so dermaßen grundlegender Designparameter sei, daß man den kaum ändern könne, ohne das halbe System neu designen zu müssen. Ich bringe der Kursleiterin daraufhin mal einen Screenshot vom MagiC-Einstellungsdialog mit: zwei Schieberegler, einer für die Zeitscheibendauer (in ms) und einer für die Priorität des Vordergrundprozesses relativ zu den anderen (von 1:1 bis 1:64), und zwei Ankreuzfelder, eins für Multitasking allgemein und eins für präemptives Multitasking. „Und so ward sie erleuchtet.“ :-)

Und nein, diese Einstellmöglichkeiten sind nicht nur Show: wenn man dort präemptives Multitasking ausschaltet, wird der Rechner so unresponsiv, wie man es nur von den unter PC-Verweigerern verächtlich so genannten „WinDOSen“ kennt, die in der Prä-NT-Zeit ja auch nur kooperativ multitasken können, so dass ein unkooperatives Programm das gesamte System lähmen kann; und auch die Schieberegler haben einen deutlich spürbaren Einfluß auf die Performance. Es soll Programme geben, die da andere als die Standardwerte brauchen, um vernünftig zu laufen, aber die meiste „Allerweltssoftware“, wie ich sie habe, macht keine Probleme. Für die wenigen Ausnahmen kann man hinterlegen, dass sie im Singletasking-Modus laufen sollen.

Von der Pleite der Atari Corporation 1996 erholt sich die ST-Computerszene trotz mehrerer Drittanbieter von Hardware, einer sehr aktiven Free- und Shareware-Szene und Portierungen/Emulationen von MagiC auf Mac und PC nicht mehr wirklich. Es gebricht vor allem an einem konkurrenzfähigen Web-Browser, was das Ende im Massenmarkt endgültig besiegelt. Nur im Musikbereich können der Atari ST und sein Nachfolger Falcon sich noch ein Weilchen halten. Meine eigene Atari-Sammlung wartet seitdem im Keller darauf, irgendwann einmal wiederbelebt und neu entdeckt zu werden. Noch scheint es mir zu früh dazu – so furchtbar nostalgisch erscheinen mir diese Geräte heute (2018) noch gar nicht, wenn man sie mit aktuellen Desktop-Systemen vergleicht.

Ermel

In den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts

BYOB (Bring Your Own Browser)

An der Uni verfasse ich eine Hausarbeit zu irgendeinem Internetthema. Vor lauter Internetenthusiasmus fertige ich zusätzlich zur nach Standard formatierten Druckfassung auch eine Hypertextfassung der Arbeit an.

Ich habe natürlich keinen Laptop, sondern einen klobigen Desktop zuhause und bin deshalb mit leichtem Gepäck, also einer Diskette unterwegs. Als ich meinem Professor die Hypertextversion der Arbeit zeigen will, stellt sich heraus, dass die Rechner an der Uni noch keine Browser installiert haben. Auf der Diskette mit der Arbeit ist aber auch ein Browser, weil ich mir so was schon gedacht hatte. Ich installiere also – der Admin allein weiß, warum das möglich ist – einen Browser auf dem Rechner meines Professors und dann schauen wir uns offline die Hypertextpräsentation vom Diskettenlaufwerk an.

Der Professor teilt recht offensichtlich meinen Enthusiasmus für diese technische Errungenschaft nicht, ist aber zumindest am Internetthema nicht völlig uninteressiert, obschon der Hype ihn skeptisch macht. Die Arbeit bleibt mein erster und letzter Hypertext an der Uni, obwohl das Internet sich schließlich als gar nicht mal so kurzlebige Mode herausstellt.

Mia Culpa

Ca. 1985 bis 1996

Englischsprachige Bücher in Deutschland kaufen: eine komplizierte Geschichte

Um 1985 beschließe ich, englischsprachige Bücher zu lesen, zunächst vor allem aus der Überlegung heraus, dass das billiger ist, weil es viel langsamer geht als auf Deutsch. Diese Entscheidung zieht ein neues Problem nach sich: Es gibt in meiner Umgebung gar keine englischsprachigen Bücher. Die wenigen in der Stadtbibliothek vorhandenen interessieren mich nicht. In der Schulbibliothek gibt es ebenfalls nur ein winziges Sortiment. Das ist kein Wunder, denn genau wie Buchhändler können auch die Bibliotheken englischsprachige Bücher nur auf zwei Wegen beziehen: entweder über den Importkatalog von Hans Heinrich Petersen oder über den Importkatalog von Tradis.

Der Katalog von Tradis ist dünn, der von HHP etwas dicker, und alle Bücher kosten darin etwa das Doppelte des Preises im Ursprungsland. Es sind vor allem Schullektüren und Bestseller. Abgesehen von einem buchkauftechnisch sehr glücklichen Uni-Auslandsjahr in Großbritannien bleiben diese beiden Kataloge einige Jahre lang meine Hauptquelle für englischsprachige Bücher. Dann ziehe ich nach Berlin, wo es ein oder zwei englischsprachige Buchhandlungen gibt, plus eine weitere in der Nähe des Anglistikinstituts, wo man die für die Uni benötigten Lektüren bekommt. In allen diesen Läden sind die Bücher so teuer, als müssten sie einzeln mit dem Ruderboot importiert werden, und wenn man etwas bestellt, dauert die Lieferung auch ungefähr so lang.

1996 beginne ich in einer Krimibuchhandlung zu arbeiten. Zu Beginn haben wir ein kleines englischsprachiges Sortiment, das bei Tradis und HHP beschafft wurde. Man kann auch schon englischsprachige Bücher beim "ABC Bücherdienst" bzw. "telebuch.de" bestellen, wo sie wöchentlich per Luftfracht importiert werden, das läuft aber auch noch nicht ganz rund. Etwas später können wir Bücher dann auch direkt bei UK- und US-Verlagen ordern, nicht auf Rechnung, aber immerhin per Kreditkarte.

Eine Weile bewerbe ich unseren zu diesem Zeitpunkt noch ziemlich einzigartigen Service, englischsprachige Bücher zum umgerechneten Originalpreis zu beschaffen, mit Flugblättern an der FU Berlin. Das zahlt sich allerdings nicht aus, denn die Uni-Bücher, die daraufhin bei uns bestellt werden, sind schwer zu beschaffen und die Lieferzeiten oft in Monaten zu messen. Ich telefoniere viel mit Verlagen im Ausland. Die Bestellungen werden, soweit ich das zum Aufschreibezeitpunkt 2019 rekonstruieren kann, formlos handschriftlich verfasst und per Fax übermittelt.

Ab 1998 kann man in Deutschland bei amazon.com englischsprachige Bücher kaufen. Die Bücher kosten den umgerechneten Originalpreis und nicht mehr das Doppelte. Jetzt geht alles ganz einfach.

Kathrin Passig

Irgendwann zwischen 1994 und ca. 1996

Wegen des Internets muss ich ein Alpenmassiv überwinden und zweifle sehr

Irgendwann zwischen 1994 und ca. 1996 führte die Architekturabteilung der ETH Zürich ein, dass man sich nur noch per Internet für die Kurse oder fürs Semester anmelden kann. Vorher ging das per Post. Die Folge davon war, dass alle von auswärts, die früher einfach den vorgedruckten Brief aus den Semesterferien (bei den Eltern) zurückgeschickt hatten, nun nach Zürich fahren mussten, um an den beiden internetfähigen Rechnern vor dem Sekretariat die Anmeldung auszufüllen und diese dann die 4 Meter ins Sekretariat zu schicken. Ich war damals aus irgendwelchen Gründen im Wallis und musste einen Tag investieren, um mit dem Zug nach Zürich zu fahren (Alpenmassiv dazwischen) und mich anzumelden. Ich habe danach sehr am Internet gezweifelt.

Es könnte allerdings auch meine Blödheit gewesen sein, denn ich hatte zuerst versucht, einen Freund damit zu beauftragen, er hat auch irgendwas gemacht, aber danach ging es aus irgendwelchen Gründen nicht mehr und irgendwas musste geändert werden und er war dann wohl verreist oder irgendwas und das hiess damals auch: nicht erreichbar.

Lukas Imhof

In der dritten Klasse (Schuljahr 1996/97)

Meine erste Strafaufgabe

»Welches Tier ist denn ein schönes Tier?«, fragt die Lehrerin in die Klasse.

Freudestrahlend hebe ich die Hand und noch bevor ich aufgerufen werden kann, springt es aus mir heraus: »Eine Schnecke!« Das Kind, das ich bin, ist nämlich sehr von Schnecken begeistert: Ich habe Schneckenbücher und Schneckenbilder und im Garten sogar ein kleines Terrarium mit einem Stück Wiese und einer Schneckensammlung.

Die Lehrerin weiß von meinem Enthusiasmus aber nichts, und weil es nicht allzu viele schneckenbegeisterte Kinder in ihrem Umfeld zu geben scheint, hält sie meine Meldung für einen Versuch, ihren Unterricht zu sabotieren. Wir sind im katholischen Religionsunterricht und sie hätte gerne etwas Anmutiges gehabt, einen Löwen zum Beispiel, um auf die Geschichte von Daniel in der Löwengrube überleiten zu können. Eine Schnecke passt da nicht ganz so gut ins Unterrichtskonzept (zumal die Schnecke im Alten Testament nur einmal vor- und dabei nicht unbedingt gut wegkommt).

Also bekomme ich die erste von vielen Strafaufgaben in meiner Schullaufbahn. Sie ist denkbar altmodisch gestaltet: Ich muss einen Satz so oft schreiben, bis eine DIN-A4-Seite voll ist. Wie der Satz lautet, und ob eine Schnecke oder ein Löwe in ihm vorkommt, daran kann ich mich Jahre später nicht mehr erinnern. Ich weiß aber noch, dass ich ihn nur ein einziges Mal schreibe: Den Rest erledige ich in Word mit Strg + C und Strg + V, und drucke die Seite aus.

Die Lehrerin, sie gebraucht selbst keinen PC, ist sehr angetan von meiner Arbeit: »Sogar mit dem Computer! Na, die Mühe hätte aber nicht sein müssen.« Doch hinter ihrem Rücken bekomme ich schiefe Blicke von anderen Kindern aus meiner Klasse. Es sind die Blicke der Eingeweihten, die sich bei ihren Strafaufgaben aber trotzdem immer die Mühe gemacht haben, jeden Satz einzeln mit dem Pelikan zu schreiben.

Felix Lorenz; aufgeschrieben am 8. Juni 2015

1997

Computer für CAD-Programme sind Mangelware. Also fege ich weiter mit dem Radierkrümelbesen

Anfang 1997: An der Uni gibt es für die 2000 Architekturstudenten circa 15 Computer für CAD-Programme, und ungefähr 17 Studenten, die sich für Architektur am Computer interessieren. Ich benutze Computer an der Uni nur, wenn ich etwas in Word schreiben muss, was zu regelmäßigen Wutanfällen führt (was sich bis 2014 auch nicht ändern sollte). Dass es das Internet gibt, weiß man, das hilft aber beim Studium nicht weiter. Im Büro, in dem ich nebenher arbeite, werden Pläne mit Tusche auf Transparentfolie gezeichnet. Jeden Plan gibt es nur ein einziges Mal. Wenn man etwas korrigiert, kratzt man mit einer Rasierklinge die Tusche ab, radiert mit dem extra dafür gekauften Tuscheradierer nach, fegt die Radierkrümel mit einem extra dafür gekauften Radierkrümelbesen vom Tisch, zeichnet dann neu darüber und wälzt die noch feuchten Tuschestellen mit einer extra dafür gekauften Tuschestellenwalze trocken. Wenn man zu tief kratzt, muss man das Transparent mit Scotch-Klebeband reparieren. Text wird mit einer Schablose geschrieben, die immer verrutscht und Tuscheschmierer hinterlässt. Wenn Pläne kopiert werden, trägt man den Plan zum Copyshop. Wenn er beschädigt wird, ist alles futsch, das darf nie passieren.

Ende 1997: Auslandsstudium in den Niederlanden, es gibt sehr, sehr viele Computer für CAD an der Uni. In 8 Wochen lerne ich, wie man Häuser dreidimensional in AutoCAD zeichnet, diese nach 3D Studio MAX exportiert, dort den Häusern Oberflächen gibt und Filme herstellt, in denen man durch das Haus fährt oder mit dem Auto daran vorbei, während einem Scheinwerfer anderer Autos entgegenkommen, und wie man mit Netscape eine Website baut, auf der man dann die Filmchen zeigt. Ich habe bis heute nie in so kur-

zer Zeit so viel gelernt. CAD funktioniert heute noch ungefähr so wie 1997, das Tuschezeichnen kommt mir heute vor, als wäre es im 18. Jahrhundert gewesen.

Maik Novotny

1997

Wie man vor Napster an MP3s kam

MP3s und die Abenteuer von online verfügbarer Musik traten im Jahr 1997 in mein Leben. Aus mir nicht mehr nachvollziehbaren Gründen kam ich im IRC (in dem ich damals zum Leidwesen meiner Eltern/der Telefonrechnung ganze Abende verbrachte) an eine MP3-Datei von Todd Rundgren mit dem Titel “Bang on the drum all day”, obwohl ich weder vom Interpreten noch vom Lied jemals vorher gehört hatte. Die Datei war klein genug, um damals durch die ISDN Leitung meiner Eltern zu passen, aber in (für meine Ohren) ausgezeichneter Qualität. Dass dieses Format für meinen privaten Musikkonsum genauso bahnbrechend wie für die Musikindustrie sein würde kam mir jedoch nicht mal annähernd in den Sinn.

Nach einer Weile stolperte ich jedoch über eigens angelegte MP3-Channel im IRC-Undernet (in dem ich damals hauptsächlich unterwegs war). In denen konnte man aus der Musiksammlung anderer User einzelne Tracks direkt anfordern. Dazu benötigte man eine Textdatei mit allen Dateinamen, die der jeweilige andere Nutzer im Angebot hatte. Diese wiederum bestanden aus einer langen Liste an Dateinamen, denen das Chat-Alias des Gegenübers mit einem Ausrufezeichen vorangestellt war, etwa so:

> !MusicLover99 (Abba)-Dancing_Queen.mp3
> !MusicLover99 (Abba)-Knowing_me_Knowing_You.mp3
> (ca. 1000 weiterer Titel verschiedenster Interpreten folgen, alphabetisch sortiert)

Um ein Lied zu erhalten, musste man die jeweilige Zeile kopieren und in einer Direktnachricht an den Nutzer senden. Daraufhin wurde der Dateitransfer automatisch initiiert.

Nun war dies eine gute Idee, um relativ schnell an Tracks bekannterer Künstler zu kommen. Man forderte die Textdateien von verschiedenen Anbietern an (relativ wahllos), schnupperte sich durch die Liste und forderte alles an, was einem so gefallen könnte. Auf die Idee, nach neueren Tracks zu suchen, kam ich dort allerdings nicht; es wäre auch sehr mühsam gewesen, immer wieder aktuelle Listen anzufordern. Wenn ich mal etwas Spezielleres oder Aktuelleres gesucht habe, kam es zur Anwendung von Methode 2: Lieder-Downloads via ftp.

Hierzu gab es im www einige Spezialwebsites, die nur zum Durchsuchen von FTP-Inhaltsverzeichnissen da waren (Audiogalaxy und MP3.com fingen zum Beispiel auch so an). AltaVista, das Google der 90er, war damals ebenfalls entsprechend zu verwenden. Wenn man hier auf eine Liste traf, die den gesuchten Titel enthielt, musste man sich über ein separates FTP-Programm mit den in der Liste angegebenen Informationen (Passwort, Login, Verzeichnis, Server, Port) in den Server einwählen. Dies funktionierte eher selten, daher galt es hier die selben Schritte bis zu 20 Mal durchzuführen, um eine einzelne MP3 Datei zu erhalten. Mit der Zeit entdeckte ich eine immer größer werdende Anzahl von Suchmaschinen und Tricks und damit Fähigkeiten, die mit dem Aufkommen von Napster und Audiogalaxy schlagartig nutzlos wurden.

Andreas Stahl

Um 1997

Abschied vom Kühlschrank

Meine Büromitbewohner und ich wollen eine Party feiern. Zu diesem Zweck entleihe ich im Getränkemarkt eine Sackkarre und fahre meinen Kühlschrank ins Büro. Es ist ein ziemlich großer Kühl-Gefrierschrank, in dem ich aber nur Shampoo aufbewahre (hat irgendwann mal jemand hineingestellt, ich war es nicht) und ein Glas gemahlenen Kaffees, das ein Exfreund vor Jahren zurückgelassen hat. Im Büro führt der Kühlschrank ein viel nützlicheres Leben, und mir fehlt er nicht.

Ich ersetze ihn nie, und mein Haushalt bleibt kühlschranklos. Milch bleibt selbst im Sommer ungekühlt vier Tage lang frisch, Joghurt hält sich monatelang, Käse schmeckt warm besser, Wegzuwerfendes kann man auch gleich wegwerfen und muss es nicht erst pietätvoll im Kühlschrank vertrocknen lassen. Die Wichtigkeit von Kühlschränken scheint mir überschätzt.

Kathrin Passig

März 1997

Das Schalten einer Kleinanzeige

Ich möchte meine WG verlassen, und mit anderen Leuten eine neue gründen. Eine passende Wohnung muss gefunden werden. Das Internet ist zwar schon eine Weile in der Welt (und erfreut sich eines rasanten Wachstums), ist aber noch kein Massenphänomen. Man kann nicht erwarten, auf den wenigen existierenden Online-Marktplätzen wirklich viel zu finden. Nein, der Wohnungsmarkt findet nach wie vor auf gedrucktem Papier statt. Praktisch alle Zeitungen haben einmal pro Woche einen mehr oder weniger dicken Immobilienteil; als besonders ergiebig gilt die Frankfurter Rundschau (wir befinden uns im Rhein-Main-Gebiet), aber um einen vollständigen Überblick

zu bekommen, muss man auch andere Zeitungen heranziehen. Wir teilen uns Kosten und Lesearbeit: jede® übernimmt Kauf und Durchsicht einer anderen Zeitung.

Darunter sind auch Zeitungen, die ausschließlich aus Kleinanzeigen bestehen. Bei einer davon (die schlicht "das inserat" heißt), will ich eine Such-Anzeige veröffentlichen. Das geht sogar kostenlos, denn diese Zeitung lebt vom Verkauf der gedruckten Exemplare und von besonders gestalteten kostenpflichtigen Anzeigen. Um eine Anzeige zu platzieren muss ich nur das (in jedem Exemplar abgedruckte) Anzeige-Formular ausschneiden, ausfüllen, und per Post oder Fax an die Redaktion schicken.

Man darf keinesfalls vergessen, die eigene Telefonnummer dazuzuschreiben, denn die wird mit abgedruckt und dient als Rückkanal für die Leser_-innen. Entsprechend groß und auffällig ist das entsprechende Eingabefeld auf dem Formular (oberhalb des Anzeigentextes). Wenn ich meine Nummer nicht veröffentlichen will, könnte ich stattdessen eine "Chiffre-Anzeige" aufgeben, die ist dann allerdings mit 10,- DM nicht mehr kostenlos. Dann erscheint statt meiner Telefonnummer irgendeine individuelle Ziffernfolge, und wer auf die Anzeige reagieren will, sendet seine eigenen Kontaktdaten und die Ziffer der gelesenen Anzeige an die Redaktion, die dann alles an mich weiterleitet.

Ebenfalls 10,- DM werden fällig, wenn man ein Foto dazusetzen will. Man schickt dann ein Papierbild mit, das man nicht zurückbekommt.

Jede Anzeige muss genau einer Rubrik zugeordnet werden. Die auf dem Formular erkennbare Rubrik 2130 bedeutet vermutlich sowas wie "Mietwohnungen in Frankfurt mit 4-6 Zimmern". Nach diesen (ziemlich feinkörnigen) nummerierten Rubriken ist die ganze Zeitung sortiert.

PS. Auch 2017 kann man z. B. in der (Papier-) Zitty klassische Kleinanzeigen nach diesem Schema aufgeben. Im Heft 31/2017 füllten die Kleinanzeigen immerhin noch sieben Seiten.

das inserat

ZEITUNG FÜR KOSTENLOSE PRIVATE KLEINANZEIGEN

Coupon zur Aufgabe einer kostenlosen privaten Kleinanzeige

Rubrik-Nr. 2130

☐ biete ☒ suche

Tel. 0 6 1 7 2 / [redacted]

☒ Private Kleinanzeigen kostenlos

☐ Fotoanzeige DM 10.- Bearbeitungsgebühr Fotos werden nicht zurückgesandt

☐ Chiffreanzeige DM 10.- Bearbeitungsgebühr

☐ Privat-Box DM 10.- Gebühr (incl. Chiffre-Anzeige) als Scheck, bar oder gegen Bank-/Kreditkartereinzug siehe Regeln

Gebühr bezahlt per:

☐ Verrechnungsscheck

☐ Bankeinzug nur telefonisch

☐ Eurocard Kartennr. Gültig bis.

suche 5 ZKB, mögl. Altbau, in FfM Sachsenh. / Gutleut / Bockenh. / Nordend / Bornh., für max. 1500 DM zzgl. NK etc.

Adressfeld bitte vollständig ausfüllen. Soll die Adresse abgedruckt werden, bitte Personalausweiskopie beilegen

Vor- und Zuname: Karsten Doms

Straße: Elisabethenstraße 24

PLZ Ort: 61348 Bad Homburg

Unterschrift: Karsten Doms

Aus irgendeinem Grund fülle ich das Formular nicht von Hand aus, sondern am PC, inkl. Unterschrift, die ich als *.tif-Datei parat habe, und diesem Zufall ist es zu verdanken, dass dieses Relikt 2017 noch vorhanden ist.

Karsten Doms

Ostern ca. 1997

Erreichen in Momenten eingeschränkter Erreichbarkeit

Ich bin mit Freunden auf einer Sportveranstaltung an der italienischen Adria. Auf dem Rückweg möchte ich meinen Onkel besuchen, der in einem Dorf in der Nähe von Forli wohnt. Es gibt zwar schon Mobiltelefone, sie sind aber

noch teuer und nicht sehr weit verbreitet. Tatsächlich verfügt mein Onkel noch nicht einmal über einen normalen Telefonanschluss. Ich muss ihm also einen Brief schreiben und ihn bitten, mich anzurufen, um den Besuch zu vereinbaren.

Vermutlich ist es eine Kombination aus spätem Abschicken des Briefes meinerseits und langsamer Zustellung durch die italienische Post – jedenfalls tritt ein, was zu befürchten war: Mein Onkel ruft mich nicht mehr vor der Abreise an.

Über ein Mobiltelefon, mit dem ich unterwegs für meinen Onkel erreichbar gewesen wäre, verfüge ich – wie gesagt – nicht. Dafür aber über einen Anrufbeanworter mit Fernabfragefunktion. Für letztere benötigt man ein batteriebetriebenes kleines Kästchen, auf dessen Vorderseite sich ein Tastenfeld und auf dessen Rückseite sich ein Lautsprecher befindet. Pro Tastendruck erklingt daraus ein Ton.

Man kann das Kästchen über die Sprechmuschel eines Telefonhörers halten und damit den Anrufbeantworter daheim fernsteuern. Dieser wird so zu einer Art Mailbox, von der man die hinterlassenen Nachrichten telefonisch abhören kann. (Manchmal drücke ich allerdings auch eine falsche Tastenkombination und versetze den Anrufbeantworter dadurch in einen undefinierten Zustand.)

Die Adresse meines Onkels kenne ich und der mögliche Zeitraum meines Besuchs ist auch einigermaßen begrenzt. Eigentlich brauche ich also nur seine Einwilligung für den Besuch. Das habe ich ihm auch geschrieben und dazu die Bitte, doch einfach eine entsprechende Nachricht auf meinem Anrufbeantworter zu hinterlassen, falls er mich nicht direkt erreicht. (Er muss immer einen Nachbarn bitten oder zu einer Telefonzelle radeln, falls er mal telefonieren will.)

Und so stehe ich nun also in einer Telefonzelle in Rimini, ausgerüstet mit dem Kästchen und einer Telefonkarte für 10.000 Lire. Ich rufe zuhause an und starte die Fernabfrage und es klappt auch alles gut. Leider ist der Anrufbeantworter voll mit zahlreichen Nachrichten meiner Sportkameraden, die vor unserer Abreise noch dringende Nichtigkeiten klären wollten.

Ich kann per Fernabfrage keine Nachrichten überspringen, sondern muss sie mir nacheinander anhören, um hoffentlich irgendwann bei der Botschaft des Onkels anzukommen. Wertvolle Minuten verstreichen und dann ist leider das Guthaben der Telefonkarte aufgebraucht. Zähneknirschend erstehe ich am Kiosk eine weitere Karte. Diesmal für 20.000 Lire, denn ich muss mir beim zweiten Versuch alle bisher abgerufenen Nachrichten noch einmal anhören.

Schließlich aber erklingt vom Band die Stimme meines Onkels. Ja, er freut sich und ich soll gern vorbeischauen!

Virtualista

April 1997

Mein erstes Handy

Handys machen gerade einen zögerlichen Imagewandel durch, als ich mir mein erstes kaufe. In meinem Umfeld gibt es zu der Zeit, wenn man von rein beruflich genutzten Firmenhandys absieht, nur penetrante Angeber und Großkotze, die eines haben (was sich in der Folgezeit rasch ändern wird). Deshalb hänge ich die Errungenschaft nicht an die große Glocke und halte die Nummer weitgehend geheim. Stattdessen buche ich bei meinem Festnetzanschluss eine Rufweiterleitung hinzu und leite nun, wenn ich auf Reisen bin, die Anrufe auf mein Mobiltelefon weiter.

Außerdem besorge ich mir eine neue E-Mail-Adresse bei mobilis.de. Dort schickt man mir für vergleichsweise billiges Geld die Kopfzeilen ankommender Mails als SMS auf das Handy, und wenn ich eine Mail unterwegs gleich lesen will, kann ich sie mir (wenn auch umständlich und etwas teuer) häppchenweise in mehreren SMSsen herholen. Falls es zu dem Zeitpunkt schon Webmail-Angebote gibt, dringt die Neuigkeit nicht bis zu mir durch. Aber die würden hier nicht sehr viel nützen, denn etwa in den Hotels, in denen ich so verkehre, ist Webzugang noch längst nicht verbreitet. Die beste Chan-

ce, wenn man auf dem flachen Land in ein Internet möchte, sind die Lobbies von Universitäten, dort findet man gerne mal einen frei zugänglichen Rechner mit Internetanschluss.

Drago Starcevic

26.5.1997

Zum ersten Mal im Internet – als Schülerpraktikant

Mein erster Besuch im Internet erfolgt im Rahmen eines Schülerpraktikums, das ich am Lehrstuhl „Erkennende Systeme und Bildverarbeitung“ der heimischen Informatik-Fakultät ableiste. Ich hatte natürlich schon von diesem weltumspannenden virtuellen Netzwerk gehört, aber was mich darin erwarten würde, wusste ich nicht; ich hatte auch noch nie genauer darüber nachgedacht.

Eine meiner Praktikumsaufgaben lautet: „Mache dich mit dem WWW vertraut.“ Mangels Fantasie gucke ich nach, wie anderswo auf der Welt das Wetter gerade ist. Später entdecke ich dann doch das ein oder andere, was mich interessiert, z. B. Webseiten mit Film- und Seriendrehbüchern. Gelegentlich stürzt ein wissenschaftlicher Mitarbeiter in das Büro, in dem ich sitze, und bittet mich, ein paar Browserfenster zu schließen, weil bei ihm momentan alles ganz langsam gehe. Offenbar muss man sparsam mit dem verfügbaren Datenbrei umgehen und aufpassen, dass die Leitungen nicht verstopfen.

Am Ende steht in meiner Praktikumseinschätzung unter anderem: „Das Anlegen einer persönlichen Homepage für das WorldWhiteWeb hat ihm geholfen, die ersten Schritte beim Umgang mit der speziell dafür vorgesehenen Sprache HTML zu erlernen.“ An den Inhalt dieser Homepage kann ich mich

leider nicht mehr erinnern. Aber schön, dass das Praktikumszeugnis knapp 17 Jahre später doch noch für etwas gut ist – nämlich das Techniktagebuch! (Hebt immer alles auf, liebe Kinder.)

Torsten Gaitzsch

Ungefähr Sommer 1997

Bahnauskunftssysteme in Italien

Ich fahre mit meinem Freund nach Italien, auf die Liparischen Inseln, und zwar mit dem Zug, denn für innereuropäische Flüge kommt man bekanntlich auf dem direkten Weg in die Umweltsünderhölle. Die Fahrt dauert ungefähr 24 Stunden, und unterwegs müssen wir mehrmals umsteigen. Während wir im Zug schlafen, wird mein Zweitrucksack geklaut, in dem ich etwa dreißig Bücher und sonst nichts transportiere. Etwas später geht die Tür zum Abteil auf, jemand reicht meinen Bücherrucksack wieder herein und spricht Anklagendes. Ich verstehe kein Italienisch, gehe aber davon aus, dass es sich um Vorhaltungen wegen des untauglichen Diebesguts handelt.

Zwischen dem italienischen Festland und Sizilien werde ich zum ersten und letzten Mal in meinem Leben mitsamt dem Zug auf ein Schiff verladen. Mit dem Auto in einem Zug auf ein Schiff wäre vielleicht noch ein kleines bisschen besser. Am besten natürlich: Mit einem Auto mit Boot auf dem Dach in einen Autoreisezug, und *dann* auf das Schiff.

Die Verbindung für die Hinfahrt habe ich mir in Deutschland am Schalter heraussuchen lassen, aber auf der Rückfahrt müssen wir uns durchfragen. Am Hauptbahnhof in Neapel gibt es einen Schalter, an dem man eine andere Sprache als Italienisch versteht. Der Computer am Schalter ist selbst für damalige Verhältnisse ungewöhnlich antik, er sieht aus wie ein 286er, genauer kann ich es nicht erkennen. Während des Suchens macht sich die Auskunftsperson handschriftliche Notizen, dann sucht sie weiter, dann wieder Notizen. Ihren Notizen entnehme ich, dass sie keine Verbindung von Neapel

nach Deutschland suchen kann, sondern erraten muss, was wohl der nächste Bahnhof auf der Strecke sein wird: Sie sucht zuerst eine Verbindung von Neapel nach Rom, dann eine von Rom nach Bologna, dann eine von Bologna nach Deutschland. Es ist ein langwieriger Prozess. Am Ende schreibt sie mir alle Verbindungen auf einen Zettel.

Zu Hause sehe ich nur so aus Neugier nach, ob die italienischen Verbindungen wohl auf meiner Hafas-Diskette enthalten gewesen wären. Ja, wären sie, halb Europa wird da mitgeliefert. Außerdem hätte es eine Verbindung gegeben, mit der wir 12 Stunden kürzer gebraucht hätten von Neapel nach Berlin. Man könnte also theoretisch auch für die Fahrplanauskunft in Italien das deutsche Bahnverbindungssystem verwenden, dann hätten Bahnpersonal wie Fahrgäste ein leichteres Leben. Theoretisch.

Kathrin Passig

1997

Lebensmittelbestellung im Internet

Man kann jetzt Lebensmittel im Internet bestellen, bei Die Bringmeister von Kaiser's Tengelmann. Endlich keine Interaktion mit mürrischen Supermarktmitarbeitern mehr! Ich bestelle eine mittelgroße Lebensmittel- und Getränkelieferung in meine Bürogemeinschaft. Man kann zwischen mehreren Lieferzeitfenstern wählen, die Lieferung kostet um die 5 DM.

Zum gewählten Zeitpunkt erscheint ein mürrischer Supermarktmitarbeiter an der Tür. Könnsema tragen kommen. Mit der Karte zahlen, nee dit jeht nich, nur Baret is Wahret. Ihr Pfand mitnehmen, wie stellnse sich dit vor, ick hab den Wagen voll. Ich bin froh, als er weg ist, und kaufe ab sofort wieder alles im Supermarkt. Eigentlich sind die Leute ja doch ganz nett da.

Kathrin Passig

1997

Wie man erfährt, welche Filme laufen

Wir wollen ins Kino gehen. Um zu erfahren, welche Filme laufen, kann man entweder Donnerstags in die Tageszeitung schauen oder – an anderen Tagen – im Kino anrufen.

In unserem Kleinstadtkino muss man das Glück haben, dass der Besitzer schon da ist und einem erzählt, welcher Film in welchem Saal läuft.

In der Nachbarstadt haben sie einen Anrufbeantworter, der Filme, Anfangszeiten und sogar jeweils einen oder zwei Sätze zum Inhalt abspielt. Das ist aber kein Ortsgespräch, kostet meist zwei oder sogar drei Einheiten und so überlegen wir uns das meist.

Christian Fischer

Sommer 1997

Meine cineastischen Mangelerscheinungen

N. leiht mir Videokassetten von der Originaltrilogie von Star Wars. Die Filme kommen ja jetzt alle noch mal „Remastered“ ins Kino, und deswegen reden jetzt alle von Star Wars, außer mir, denn ich habe die Filme nicht gesehen.

Das Problem ist hier weder mangelndes Interesse noch von den Eltern auferlegte Fernsehlimitationen (ich durfte eigentlich immer alles gucken), sondern, dass wir weder Kabelfernsehen noch Satellit haben. Alles, was nicht auf ARD, ZDF, WDR, RTL oder VOX kommt, kann ich nicht gucken und die Senderechte für Star Wars liegen – glaube ich – bei SAT.1. Auf dem gleichen Wege wurde mir der Zugang zum Star-Trek-Universum verwehrt (irgendwann gingen die Rechte vom ZDF zu SAT.1 über und dann war halt Schluss) und Prinzessin Fantaghiró, von dem N. mir regelmäßig mit großem Enthu-

siasmus vorschwärmt, kann ich auch nicht gucken. Ich habe auch bis heute, Februar 2014, ungefähr eine halbe Stunde irgendeines Indiana-Jones-Films gesehen.

Tatsächlich kann ich, seit wir 1994 nach Opladen umgezogen sind, wenn ich die Zimmerantenne sehr, sehr günstig platziere, recht verschneites SAT.1 empfangen. Das reicht, um mir Basiswissen über die Wochenshow anzueignen, das Sehvergnügen ist jedoch deutlich eingeschränkt.

Insgesamt lassen sich aber alle meine cineastischen Mangelerscheinungen damit erklären, dass ich bis zur Einführung von DVB-T immer nur maximal sechs Programme hatte[1] und die Senderechte manchmal halt sehr ungünstig verkauft worden waren.

Anne Schüßler

Irgendwann so um 1997 rum

Speed – Der Recorder's Cut

Weil wir selber kein Kabel- oder Satelliten-Fernsehen haben, muss ein Bekannter meiner Mutter mir Videos aufnehmen. Ich schicke also meine Mutter mit den Aufnahmezeiten und Leerkassetten hin und bekomme irgendwann die aufgenommenem Filme zurück.

Auf diesem Weg komme ich auch in den Besitz einer Aufnahme von "Speed", der auf Pro7 ausgestrahlt wurde. Die Zeit auf der Kassette war knapp bemessen, vorher ist noch irgendein anderer Film drauf, üblicherweise besorgen ich Videos mit 240 Minuten Lauflänge, so dass man in den meisten Fällen zwei Filme aufnehmen kann.

1. Stimmt nicht ganz. P. hatte Kabel oder Satellit, ich konnte also ab 2000 regelmäßig auch alle anderen Sender gucken. Sonst hätte ich am Ende noch die erste Staffel von „Big Brother" verpasst. Nicht auszudenken.

Bei Speed hat es nicht gereicht. (Vorsicht, es folgen Spoiler, jedenfalls für die drei Menschen, die diesen Film noch nicht gesehen haben.) Der Bus fährt in das Flugzeug, Keanu Reeves und Sandra Bullock konnten sich gerade noch so retten, alle anderen Passagiere sind sowieso längst gerettet und dann kommt dieser eine Cop oder was weiß ich und sagt irgendwas Lustiges. Dann bricht der Film ab, ich bin aber insgesamt zufrieden und kann damit leben, die letzten fünf Minuten nicht sehen zu können.

Es dauert einige Zeit, in der ich den Film mehr als einmal gucke, bis ich die Gelegenheit bekomme, den Film in seiner Gänze zu sehen. Wie sich rausstellt, habe ich gar nicht nur die letzten fünf Minuten nicht sehen können, der Film geht noch ziemlich lange weiter und es wird noch eine ganze U-Bahn zu Schrott gefahren und der Bösewicht gestellt werden. Tatsächlich finde ich den ganzen letzten Teil total überflüssig und präferiere meine Videoversion. Dass in meiner Version Dennis Hopper ja immer noch frei rumläuft, ist mir auch die ganze Zeit nicht aufgefallen, es reichte doch, dass alle aus dem Bus rauskamen. Man muss vielleicht gar nicht immer alle Handlungsstränge zu Ende bringen.

Meine Aufnahme hat ganz klar da aufgehört, als es am besten war und es heißt doch, das sollte man immer tun.

Anne Schüßler

Um den 25. August 1997

Das Problem mit Margaret Hoolihan

Ich habe irgendwo im Internet erfahren, dass es das Chatsystem IRC gibt und man sich dort mit anderen Leuten unterhalten kann. Über BDSM! Ich bin zu diesem Zeitpunkt Fan der 70er-Jahre-Fernsehserie M*A*S*H und benenne mich deshalb ohne langes Nachdenken nach Major Margaret “Hotlips”

Hoolihan. Nicht die sympathischste Figur der Serie, aber nun mal die einzige Frau. Im IRC dürfen Namen maximal 9 Zeichen lang sein, ich entscheide mich also für den eindeutigsten Namensbestandteil: Hotlips.

Daraufhin lerne ich sehr schnell sehr viel darüber, wie viele Leute dringend mit einem in private Chats über was für Themen einsteigen wollen, wenn man "hotlips" heißt.

Am zweiten Tag heiße ich erika. Irgendwo ist wohl auch der ganze Name einsehbar, denn man begrüßt mich in den erhaltenen Logfiles mit "Frau Mustermann". Das ist aber immer noch ein eindeutiger Frauenname und damit weiterhin unpraktisch. Ich muss zu vielen Anfragenden erklären, dass ich mich gar nicht so sehr nach dem sofortigen Austausch virtueller oder realer Körperflüssigkeiten sehne. Jedenfalls nicht mit Gestalten, die mich nur aufgrund meines Namens interessant finden.

Am dritten Tag setze ich auf den bewährten und geschlechtsneutralen bilch. Ab da läuft alles glatt.

Kathrin "bilch" Passig

Sommer 1997

Faxschlange

Während eines Portugalurlaubs sandte mir meine Sekretärin die Endfassung eines von mir mit Hilfe eines Experten von der FH Hildesheim erstellten Gesetzentwurfs zur „solidarischen Berufsbildungsfinanzierung" zur Endkorrektur per Fax. Die rund einhundert Seiten Gesetzentwurf mit Begründung liefen dort auf eine Endlosrolle Faxpapier. Wir legten die 30 m Monsterschlange im Garten aus, so dass ich mir Stück für Stück an den Liegestuhl heranzie-

hen konnte. Das Bild von dieser Schlange, zwischen deren Windungen die damals dort noch zahlreichen Wiedehopfe und portugiesischen Elstern herumhüpften und im Rasen nach Würmern pickten, ist mir unvergesslich.

Klaus Luther

Herbst 1997

Ein Internetcafé in Wiesbaden wird Schauplatz einer zarten Chatromanze

Noch haben meine Eltern keinen Internetanschluss, aber das neue Medium begegnet einem bereits an den unterschiedlichsten Orten, von der Fernsehwerbung bis zu den Liner Notes von CDs. Der örtliche Kaufhof in Wiesbaden hat ein Internetcafé mit vielleicht 20 Plätzen im Keller, wo eine halbe Stunde surfen ungefähr zwei Mark kostet. Die Rechner stehen Seite an Seite in einer runden Alkove des Kaufhauses, mit einem Service-Tresen in der Mitte.

Als ich das erste oder zweite Mal dort bin, nach der Schule, gemeinsam mit vielen anderen Wiesbadener Schülern, schaue ich mir zunächst Seiten an, deren URLs ich mir gemerkt habe, zu Bands, die ich höre, und dem Spiel „Magic: The Gathering“, dem ich einen enormen Teil meiner freien Zeit widme.

Doch dann stupst mich der Klassenkamerad an, der am Rechner neben mir sitzt, ich soll doch mal in einen Chat gehen. Da ich keine besondere Chatseite kenne, öffne ich diejenige, die überall auf den Rechnern des Cafés zu laufen scheint, „Happychat“. Als Chatnamen nehme ich „Corwin“, den Held von Roger Zelaznys „Amber“-Chroniken, die ich vor kurzem gelesen habe.

Schon nach kurzer Zeit bin ich im Zwiegespräch mit einer Person, die anhand ihres Nicknames eindeutig als weiblich zu identifizieren ist. Wir tauschen ein bisschen Smalltalk aus, doch ich will wissen woran ich bin. „Wo kommst du her?“ frage ich. „Wiesbaden“, schreibt sie. Oh, sie ist tatsächlich

aus der Gegend. „Wo bist du gerade?“ – „Innenstadt“. Oh. „Bei dir zuhause?“ – „Nein, in einem Internetcafé in einem Kaufhaus.“ – „Äh, KAUFHOF?!“ hacke ich entgeistert in die Tasten. „Ja. Platz 17.“

Ich blicke mich um, stehe auf. An Platz 17 ist auch jemand aufgestanden. Ein Mädchen in meinem Alter. Wir winken uns zaghaft über den Servicetresen hinweg zu. Ich gehe zu ihr, vorbei an einem knappen Dutzend Monitore auf denen überall Happychat läuft. Wahrscheinlich bestehen 80 Prozent des Chatrooms aus Menschen, die hier sitzen. Ich sage kurz hallo, aber die Magie ist verschwunden. Wir wollten uns ja schließlich nicht unterhalten, das können wir überall. Wir wollten chatten.

Alexander Matzkeit

1997

Die CD ist kaputt

In einer Welt, in der man Musik noch ausschließlich über physische Datenträgern (oder im Radio) konsumiert, kaufe ich regelmäßig neue Tonträger, in meinem Fall CDs. Im Saturn in Köln kann man dabei an CD-Spielern testhören, man muss sich nur in eine Schlange stellen und hat dann immer selbstbestimmt Zugriff auf einen CD-Spieler mit Kopfhörern. Ich suche mir sehr viel Zeug nach Cover aus und höre mir das dann an. Das klappt erstaunlich gut.

Jedenfalls komme ich so in den Besitz meiner ersten CD von Dar Williams, einer Folksängerin aus den USA. In diesem Fall ist meine erste CD “End of the Summer” und ich bin unter anderem sehr in den letzten Song “Better Things” verknallt. (Auf Spotify hier: open.spotify.com/track/0C5VO9OHCql3QLrZ8uzmfV)

Irgendwann ist die CD kaputt. Der letzte Song geht nicht mehr. Ausgerechnet. Was genau kaputt ist, weiß ich nicht mehr, jedenfalls kann man den letzten Track nicht mehr fehlerfrei abspielen.

Ich hadere sehr lange mit mir selbst und meiner Taschengeldsituation. Dann halte ich es aber nicht mehr aus und kaufe mir die CD einfach noch mal, um auch den letzten Song hören zu können.

Heute hätte man das Problem gar nicht mehr, weil man den einen Track ja vermutlich sowieso digital hätte und ihn sich im Zweifelsfall noch mal runterladen könnte. Aber damals™ war das anders. Da konnte man sich einen Song im schlimmsten Fall nur zusammen mit zehn anderen Songs kaufen. Für 30 Mark.

(Die zweite CD habe ich glaube ich verschenkt. Ich habe sie dazu noch mal abgespielt. Der letzte Track funktionierte wieder einwandfrei. Tja.)

Anne Schüßler

Schuljahr 1997/1998

Herr R. hat kein Verständnis für unseren jugendlichen Wissensdrang

Schuljahresbeginn 10. Klasse. Unser Physik- und Informatiklehrer verkündet stolz, dass die Schule nun einen internetfähigen Computer besitzt. Gegen zehn DM Gebühr darf man eine Stunde lang ins Internet. Der Computer ist in einem eigenen Schrank eingeschlossen, für den Herr R. den Schlüssel besitzt. Außerdem hat er ein kleines Büchlein, in das die progressiven Internetinteressenten eingetragen werden. Dass sein innerer Blockwart noch viel schlimmere Dinge vermag, ahnen wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht. (Achtung, Spannungsbogen!)

Kathi, Steffi und ich teilen uns die Stunde und gehen zu dritt ins Internet. An interessantesten finden wir den “Antenne Bayern”-Chat. Unser erster Chatpartner heißt Festus und ist ein 25-jähriger (!) Sportstudent. Wir geben uns großspurig und behaupten wir seien 18. Irgendwann müssen wir aber zugeben, dass wir drei 15-Jährige sind, und dass wir das Internet nun wieder verlassen müssen. Wegen Herrn R. und seinem Büchlein und so. Festus

nimmt es mit Humor. Andere sind weniger umgänglich oder antworten nicht mehr, sobald wir den Versand von Photos und die Angabe von Maßen verweigern.

Für uns drei wird die wöchentliche Internetstunde bald zum Ritual. Ansonsten muss Herr R. seinen Schrank nicht oft aufsperren. Im Informatik-Unterricht machen wir Exceltabellen.

Außer den Chats begeistern uns Filmtrailer. Ein neuer Film namens Titanic kündigt sich an. Der Trailer braucht 20 Minuten zum Laden und stockt dann immer noch. Egal. Hundertmal sehen wir uns den Dialog “Do you trust me?” – “I trust you” an.

Bald merken wir, dass man im Internet keinen Schritt tun kann, ohne überwacht zu werden.

Herr R. sagt uns nach einem der Internetnachmittage auf den Kopf zu, er habe da “so Filmchen” entdeckt, die wir uns wohl angesehen hätten. Wir sollten das doch bitte bleibenlassen.

Die Scham von unserem Physiklehrer als Pornokonsumenten entlarvt zu werden, ist grenzenlos. Von einem Cache hatten wir nichts geahnt. Unsere Schule ist katholisch und wird vom Orden der Cistercienserinnen betrieben. Sogar die Bravo ist verboten.

Dabei ist es völlig logisch, dass wir Filmchen sehen wollten. Das ist doch alles, was man über das Internet weiß, dass es da so Filmchen gibt!

Herr R. hat kein Verständnis für unseren jugendlichen Wissensdrang.

(Spannungsbogen Ende).

Wir beschränken uns dann wieder auf den Antenne Bayern-Chat und Filmtrailer. Unser nächster Informatiklehrer geht sogar soweit, der ganzen Klasse Email-Adressen einzurichten.

Alina Smithee

Irgendwann 1997 (glaub ich)

Mein Weg zum Bloggen war eigentlich schon immer unvermeidbar

An der Schule gibt es jetzt Internet und wenn man in der Oberstufe ist, darf man (gegen Geld, ich glaube es sind 50 Pfennig pro Stunde oder etwas ähnlich vertretbares) in einen Raum mit zwei Rechnern, die am Internet hängen.

Ich bin auch damals gefühlt das einzige Mädchen, das regelmäßig in Freistunden oder nach der Schule zur Pforte läuft, um bei der dort Wache haltenden Schwester den Schlüssel zu holen. Vielleicht trügt aber hier die Erinnerung und es gab noch andere weibliche Internetnutzer an meiner Schule.

Ansonsten nutze ich vor allem die Gelegenheit und drucke die halbe IMDB aus, um die Videosammlung zu Hause mit hilfreichen Informationen (Darstellerliste, Zitatsammlungen u.ä.) anzureichern. Was mich auch fasziniert: Eigene Homepages von Privatleuten, die man damals bei Yahoo alphabetisch sortiert oder nach Themen durchforsten kann. Mein Weg zum Bloggen war eigentlich schon immer unvermeidbar.

Außerdem kann man seine eigene E-Mail-Adresse beantragen, indem man irgendeinen Zettel ausfüllt und irgendwo abgibt. Ich bekomme meine erste E-Mail-Adresse: ankari@marienschule.com

Da kann man auch mal sehen, wie fortschrittlich meine Schule war. Bei den gefühlt tausend Marienschulen im deutschsprachigen Raum noch eine .com-Domäne zu bekommen, da muss man schon ganz schon früh drangewesen sein.

Ich habe keine Ahnung, wem ich in der ersten Zeit schreibe, aber ich habe bestimmt noch irgendwo ausgedruckte E-Mails in irgendeiner Kiste.

Anne Schüßler

22.10.1997

Wer Internet haben will, braucht viel Geduld

<dorsch> bilch ueber t-online?
<bilch> dorsch: ein ausgeliehener Account – meine Uni ist kaputt
<Agon> bilch: wow . . . die ganze uni
<bilch> Agon: jetzt wo das Semester wieder losgeht, ist rund um die Uhr besetzt. Zwei Stunden Einwählversuche sind die Regel. . .

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich

Kathrin Passig

9.11.1997

Als das Internet noch in Moabiter Schrauberhöhlen handgelötet wurde

Ich habe zu Hause zum ersten Mal einen kostenpflichtigen Einwahlinternetprovider, also nicht nur das Rechenzentrum der Uni. Für 19,95 DM Monatspauschale kann ich mich beim Berliner Anbieter mind.de einwählen, aber nur zwischen 16 Uhr und 9 Uhr. Das sind praktischerweise genau die Zeiten, in denen der Uni-Zugang überlastet ist. (Die 19,95 sind nur für das Recht, den mind-Zugang zu nutzen; dazu kommen genau wie beim Uni-Zugang Telefonkosten für das Ortsgespräch; in dieser Zeit etwa 200 bis 300 DM pro Monat.)

Der Provider heißt Willi, ich bin ihm zwar noch nie begegnet, kenne aber einige seiner Kunden. Man hört, seine Wohnung sei eine Höhle in Moabit voller Rechner und Modems. Er hat nur einen einzigen Windows-Rechner, und der heißt schande.mind.de.

Quelle: Rekonstruiert 2014 nach IRC-Logs.

Kathrin Passig

Ungefähr Winter 1997

Handys haben keine Sprechtaste

Ich hatte mein erstes Diensthandy und wir waren auf dem Heimweg. Im Autobahnkreuz sahen wir jenseits der Leitplanken ein Tier hüpfen, das da nicht hin gehörte: Etwa so groß wie eine Ziege, aber mit anderem Gehörn.

Wir wollten helfen. Irgendwer muss ja was machen.

Während ich in den Wald im Autobahnkreuz stapfte und versuchte, zumindest irgendetwas zu sehen, gab ich ihr das Handy und sie sollte notfalls die Polizei rufen.

Natürlich hatte ich nichts von diesem scheuen Tier mehr gesehen, wir brauchten also Hilfe, und mir war noch nicht klar, dass an diesem Abend von uns und anderen Anwohnern ein paar Stunden später spontan ein Tierschutzverein gegründet würde, um gegenüber Behörden irgendwie anders als aufgeregte Bürger auftreten zu können.

Als banaler Anrufer, selbst mit Handyvorwahl, wurde man jedenfalls nicht ernst genommen, wenn man entkommene Tiere aus merkwürdigen Haltungen sichtet.

Als ich zum Auto zurück kam, sah ich sie jedenfalls an dem Gerät verzweifeln. Sie hielt es wie ein Funkgerät abwechselnd vor den Mund und ans Ohr, um den Fernfahrern auf dem Parkplatz gegenüber irgendwie offiziell zu wirken und beschwerte sich, dass ich ihr nicht gesagt hatte, wo die Sprechtaste sei. Dass diese Dinger einfach *Telefone* waren, hatte sie noch nicht bemerkt.

Wenige Monate später hatten wir eigene Handys, was viele andere Geschichten ergibt.

Volker König

ungefähr 1995 bis 1997

Als es noch keine Emojis gab

Früher nannten wir Emojis “Smileys”, sie wurden aber eher auf und in Schulhefte gekritzelt und nicht in Texten untergebracht. Wir mussten damals also Ironie noch irgendwie durch gut gewählte Worte kenntlich machen und konnten uns nicht auf ein hinterhergeschobenes Zwinkersmiley verlassen.

Wer sich im Internet auskennt, weiß aber, wie schwierig das mit der Ironie im geschriebenen Wort ist und wie oft das nach hinten losgehen kann. Damals waren die Leute vielleicht noch etwas entspannter, es gab ja noch keine Facebookdiskussionen, aber gelegentlich fehlte einem doch etwas, womit man Ironie als solche kenntlich machen konnte.

In dieser Zeit pflegte ich eine recht intensive Brieffreundschaft mit dem Redakteur einer katholischen Jugendzeitschrift, der unter anderem eine Kolumne hatte, in der er aus Einsendungen der Leser eine Trendshow zusammenbastelte. In irgendeiner Einsendung wurde vorgeschlagen, man könnte Ironie durch ein nachgeschobenes Sonderzeichen kenntlich machen, nämlich so:

“Am besten finde ich bei den Backstreet Boys ihre tiefsinnigen Texte (¬).”

Das nachgeschobene Sonderzeichen in den Klammern war die Ironiekennung. Wir übernahmen das natürlich sofort in unsere Briefe. Ob das Sonderzeichen in irgendeinem obskuren Wingdings-Zeichensatz zu finden war oder ob wir Gedankenstriche nahmen und nach dem Ausdrucken überall noch kleine Striche dran malten habe ich leider vergessen.

Anne Schüßler

1997

Das Kinoprogramm war falsch abgedruckt, aber es ist egal

Ich will in einem Programmkino um 15 Uhr nachmittags Truffauts *Jules et Jim* gucken. Das steht auch so im Kölner Stadtanzeiger, also mache ich mich auf nach Köln ins Broadway in der Ehrenstraße.

An der Kasse sind wir zu dritt. Der Ansturm auf nachmittägliches Programmkino ist überschaubar. Außerdem, sagt uns die Frau an der Kasse, hätte der Kölner Stadtanzeiger den falschen Film abgedruckt, eigentlich wollten sie etwas anderes spielen. Da nun aber niemand für den anderen richtigen Film gekommen wäre und alle Anwesenden den im Stadtanzeiger gedruckten, aber eigentlich falschen Film sehen wollten, würden sie dann jetzt halt doch *Jules et Jim* zeigen.

Geht doch.

Anne Schüßler

Ende 1997

Wie mich eine nicht ausgereifte Software fast in einen Rechtsstreit mit AOL treibt

Ende 1997 bin ich gerade umgezogen und habe parallel meiner Mutter glaubhaft vermitteln können, dass ich zum Studieren einen eigenen Computer brauche. Natürlich werfe ich im ersten Moment, als er auf meinem Schreibtisch steht, eine AOL-CD rein, um mir dieses Internet am eigenen Rechner mal etwas genauer anschauen zu können.

Im Gegensatz zu meinem WG-Kollegen, der seine gesamte online-Zeit nur aus immer neuen „10-Stunden-Gratis“-AOL-Accounts speist, meine ich es etwas ernster und gehe nach Ablauf der Test-Zeit einen festen Vertrag ein.

Bei der Eingabe meiner Daten stelle ich fest: AOL kann keine Umlaute; jedenfalls in diesem Formular nicht. Ich wohne aber in der „Fröndenberger Straße“. Außerdem bin ich noch ungeübt mit dem Computer und denke „Was soll schon passieren?“ als ich daraus die „Froendenberger Strasse“ mache.

Sehr schnell danach will ich doch lieber zu einem kleinen, lokalen Internet-Provider wechseln und versuche AOL zu kündigen. Ich kann mich nicht erinnern, ob das mit einem anderen Formular online oder nur per Brief ging, aber natürlich verschickte ich meine Kündigung aus der Fröndenberger Straße. Das führte zu längeren Streitigkeiten, in deren Verlauf mir ein AOL-Mitarbeiter Betrug vorwarf; ich hätte schließlich falsche Angaben zu meiner Adresse gemacht. Nur aus Kulanz und weil ich ja eh gerade kündigte, wolle er mich nicht verklagen.

Christian Fischer

1997 oder 1998

Mein erstes Handytelefonat. Wo muss ich da jetzt draufdrücken?

Meine Freunde haben schon Handys, ich noch nicht. Ich leihe mir das Handy von Harald N., vermutlich, weil das in diesem Moment einfacher erscheint, als eine der noch zahlreich vorhandenen Telefonzellen zu nutzen. Erst jetzt merke ich, dass so ein Handy anders funktioniert als ein normales Telefon, und ich nicht weiß, wie. „Wo muss ich da jetzt draufdrücken?“, sage ich, und das ist natürlich genau der Satz, mit dem wir uns immer über technisch desinteressierte alte Menschen (also alle über 30) lustig machen. Erst werde

ich verlacht, dann erklärt man es mir, und ich lerne außerdem, dass ich die Ortsvorwahl von Berlin mitwählen muss, *obwohl wir in Berlin sind*. Das kann ja auch wirklich niemand erraten.

Kathrin Passig

Um 1998

Im Zug telefonieren unter Zuhilfenahme von Briefmarken

Ich bin im Zug und muss dringend telefonieren, denn ich habe zu diesem Zeitpunkt zwar noch nichts, was einem Beruf ähnelt, aber doch schon ein oder zwei Auftraggeber, und bei denen ist irgendwas schiefgegangen. (Auf welchem Weg ich unterwegs von diesem Schiefgehen erfahren habe, ist nicht mehr rekonstruierbar.) Im ICE gibt es seit Anfang der 1990er Jahre ein Kartentelefon, ich habe aber entweder keine Telefonkarte oder kein Guthaben. Die Zugbegleiter verkaufen Karten für 10 Euro, mein Geld reicht aber nicht. Ein freundlicher Zugbegleiter akzeptiert meine Handvoll Kleingeld, ein paar Knöpfe und den Rest in Briefmarken und überreicht mir dafür eine Telefonkarte. Alles wird gut.

Kathrin Passig

Irgendwann zwischen 1995 und 2000

Mein Rechner hat eine Aufknuspertaste

Mein Rechner hat eine Turbotaste zur Umschaltung des Prozessortakts von 8 MHz auf 16 MHz. In der Wikipedia steht dazu: „Es kam vor, dass einige ältere Spiele auf seinerzeit modernen Computern zu schnell liefen oder Verzögerungsschleifen zu schnell abgearbeitet wurden. Die Turbo-Taste sorgte hier für Abhilfe.“ Da die Defaulteinstellung „schnell“ ist, müsste die Turbo-

Taste ja eigentlich eine Schnarch-Taste sein, aber weil das nicht so gut klingt, ist es umgekehrt, sie muss also gedrückt sein, wenn man die 16 MHz haben will.

Ich habe eigentlich keine Verwendung für die Turbotaste beziehungsweise ihre Schnarchfunktion, aber sie ist nun mal an diesem Rechner angebracht. Ungefähr so muss man sich das vorstellen. Mein Rechner ist aber nicht der abgebildete, sondern hat ein Towergehäuse, das heißt, man stellt ihn hochkant unter den Schreibtisch. Mein Freund hat die Taste mit „Aufknuspertaste“ beschriftet, eine Aufknuspertaste ist eine relativ aktuelle Neuerung auf dem Toastermarkt. Auf der im verlinkten Bild zu erahnenden Segmentanzeige sieht man, ob der Rechner gerade mit 8 oder 16 MHz arbeitet.

Ich klage seit ungefähr einem Jahr darüber, dass mein Rechner unerträglich lahm geworden ist und trage verschiedene Theorien vor, warum das so ist. Bis eines Tages ein aufmerksamer Freund unter meinem Schreibtisch guckt und „Wieso ist denn deine Turbotaste nicht gedrückt?“ sagt. Ich muss wohl irgendwie mit dem Fuß an den Schalter gekommen sein, vor einem Jahr.

Kathrin Passig

Dezember 1997 oder Januar 1998

Geteilte Telefonrechnung ist immer noch ziemlich hohe Telefonrechnung

Ich beziehe mit Freunden ein Gemeinschaftsbüro, einen Kellerraum in der Pannierstraße im noch vollständig ungentrifizierten Neukölln. Die Miete plus die Telefonkosten für den Internetzugang liegen geteilt durch die fünf Mieter etwas niedriger als unsere bisherigen Telefonrechnungen zu Hause. Im neuen Büro bezahlen wir gemeinsam um die 700 DM im Monat für analoges Einwahlinternet an die Telekom. Dazu kommen 50 DM für unseren Provider MSN.

Nachteil: Ich kann jetzt das Usenet nicht mehr nutzen, zumindest nicht vom Büro aus, denn MSN bietet keinen Newsserver. Es gibt dort nur die Microsoft-Newsgroups. Die letzten freien Newsserver, die man unabhängig vom Einwahlprovider nutzen konnte, sind gerade dichtgemacht worden.

Vorteil: Man kann im internen Büronetzwerk gegeneinander Command&Conquer spielen.

Neben MSN scheint aber auch Willi von mind.de in der Internetversorgung des Büros eine Rolle zu spielen, jedenfalls gibt es hin und wieder Anlass zu leisem Murren über ihn. Dass er billiger ist als die anderen Provider, bleibt offenbar nicht folgenlos für ihn; im Dezember 1998 hat er „seine Rechnungen nicht bezahlt, da ist ihm der Durchsatz beschnitten worden“, und damit auch uns.

Quelle: Rekonstruktion 2014 anhand von IRC-Logs.

Kathrin Passig

1998 ff.

Gute Idee, miese Ausführung: Das Spamschutzkonzept sorgt für tausende Spammails pro Tag

Seit den 90ern habe ich meine E-Mail-Adresse bei INKA, und von Anfang an kamen beliebig viele E-Mail-Adressen unter einer eigenen Subdomain mit. Das nutze ich: Meine Accounts melde ich mit der Adresse $anbieter@$username.inka.de an, für jeden Dienst eine eigene Adresse, sehr wenig wartungsintensiv dank Catch-all-Adresse: Alles was an $username.inka.de geht, geht an mich.

In der Theorie ein prima Spamschutz: Sobald eine Adresse bespamt ist, weiß ich, wer (1.) schuld ist und (2.) kann dann die Adresse abklemmen.

In der Praxis eine ganz, ganz dumme Idee, wg. Catch-all: So erreichen mich tausende Spammails pro Tag an zufällig generierte Adressen wie aaaajlkjasd@$username.inka.de. Meine Mails laufen daher erstmal über einen externen Spamfilter, der 99 % der Mails ausfiltert und auf erträgliche 200 Spammails pro Monat reduziert.

Umstellen ist übrigens völlig aussichtslos: Über die Jahre haben sich Dutzende, wenn nicht Hunderte echter Adressen @$username.inka.de angesammelt, und wer weiß, wo ich nicht im jugendlichen Unverstand überall eine solche Adresse hinterlegt habe.

(Nachgeborenen sei daher empfohlen, zu überprüfen, ob der eigene Mailanbieter Address tags kann.)

Felix Neumann

9. und 12. Januar 1998

In einem Briefwechsel geht es um Internet

Mit einer Freundin, die weit entfernt wohnt, habe ich sporadisch Briefwechsel. Am 9. Januar schreibt sie mir unter anderem:

> Bist Du eigentlich vernetzt mit deinem Comp? Ich krieg jetzt bald (dieses Wochenende wird alles angeschlossen, eingerichtet . . .) einen Internetzugang, dann wär das ganze, mit Briefe schreiben, nämlich viel einfacher!

Ich antworte in meinem Brief vom 12. Januar:

> Ich bin ziemlich neidisch! Warum bekommst Du einen Internetzugang und ich nicht? Ich will schon so lang einen! Aber wir haben vielleicht demnächst einen ISDN-Anschluß. Ich gebe Dir auf alle Fälle rechtzeitig Bescheid (zwecks Kostenersparnis). Apropos: Unser Fax würde theoretisch wieder funktionieren.

Der erhoffte Internetanschluss wird einige Zeit darauf bei uns zu Hause eingerichtet werden.

Johannes Mirus

Anfang 1998

Kassetten mit deutschen Albumcharts. Ein Mitschnitt der Media-Markt-Soundkulisse aus dem Werbefernsehen

Der Regionalsender Dresden Fernsehen strahlt mehrere Stunden am Tag ein Werbeprogramm aus, das lediglich aus einer Anzeigen-Slideshow für eine hiesige Mall besteht. Irgendwie finde ich heraus, dass dabei als Soundkulisse die Ladenbeschallung der dort ansässigen Media-Markt-Filiale dient, die – heute würde man sagen: „als Live-Feed“ – eingespeist wird. Das Bemerkenswerte: Bei dieser Soundkulisse passiert nichts anderes, als dass die ganze Zeit aktuelle Musikalben in voller Länge abgespielt werden!

Diesen Umstand mache ich mir zunutze, indem ich einen Kassettenrecorder per Cinchkabel an den Fernseher anschließe und alles mitschneide. So besitze ich nach einiger Zeit die kompletten deutschen Albumcharts in akzeptabler Qualität auf etlichen MCs. Dann ereilen die Senderbetreiber offenbar urheberrechtliche Bedenken, und ein beliebiges Radioprogramm muss als Hintergrundgeräusch herhalten.

Torsten Gaitzsch

19. März 1998

Tippen im Takt

Ich gehe in die zehnte Klasse und jemand an unserer Schule ist auf die Idee gekommen, dass Zehnfingerschreiben nützlich sein könnte und hat eine Maschinenschreib-AG ins Leben gerufen. Dazu wird eigens eine Lehrerin von der Volkshochschule gebucht, die etwa 12 interessierte Zehntklässler einmal pro Woche nachmittags über 25 Unterrichtseinheiten hinweg schult.

Die Lehrerin ist vom Typ „Chefsekretärin“, beherrscht ihr Handwerk hervorragend und kommt auch mit uns Pubertierenden gut zurecht. Sie sitzt vorne an ihrer Schreibmaschine und gibt wie auf einer Galeere den Takt vor – natürlich nicht mit einer Trommel, sondern mit ihrer Schreibmaschine. Wir Schüler sitzen ihr gegenüber und tippen im vorgegebenen Rhythmus – Tastenanschlag für Tastenanschlag, Zeile für Zeile, Übung für Übung.

Gequatscht wird unterdessen kaum. Einerseits müssen wir uns konzentrieren, andererseits wegen der enormen Geräuschkulisse. Schon die einzelnen Tastaturanschläge sind nicht zu überhören, Doch wenn alle gleichzeitig tippen, entsteht ziemlicher Lärm – weniger ein Hämmern als vielmehr ein fauchend-schnalzendes Geräusch. Die überwiegende Mehrheit im Kurs nutzt nämlich elektronische Schreibmaschinen.

Auch ich schreibe auf einer elektronischen Schreibmaschine, die ich von meiner älteren Schwester ausgeliehen habe. Diese hatte vor Jahren einen ebensolchen Kurs absolviert. Mein Modell (vermutlich eine Brother AX-110) hat ein hellgraues Plastikgehäuse und einen ausklappbaren Tragegriff, mit dem sich das Gerät wie ein etwas sperriger Aktenkoffer transportieren lässt. Ohne Netzanschluss (also Strom!) lässt sich mit einem solchen Gerät übrigens nicht viel anfangen.

Dieses Video vermittelt einen ungefähren Eindruck.

Im Inneren faucht bei jedem Tastenanschlag ein kleiner Elektro- bzw. Servo-Motor, weshalb das Tippen keine nennenswerte Kraftanstrengung erfordert. Die Tasten haben einen guten Druckpunkt und im Gegensatz zu damali-

gen Computer-Tastaturen klappert hier nichts. Zeilenvorschub und -umbruch lassen sich ebenso komfortabel per Tastendruck steuern – offenbar ist der Höhepunkt der Schreibmaschinen-Technologie erreicht (und gleichzeitig mitten in ihrem Niedergang, wie Wikipedia zwischentitelt).

Mit einem Korrekturband lassen sich fehlerhafte Eingaben per Tastendruck „löschen“. Dazu wird – begleitet von einem unheilvollen Stakkato – das falsche Zeichen nochmals mit weißer Korrekturflüssigkeit überhämmert. Dann lässt sich die Stelle mehr oder weniger sauber mit dem neuen Zeichen überschreiben. In unserem Kurs gilt es aber als unschick, diese Funktion zu nutzen, denn Fehlerfreiheit und perfektes Schriftbild sind das Ziel.

Uns sind auch Schreibmaschinen bekannt, auf dem Fehler vorab über ein eingebautes einzeiliges Display korrigiert werden können, doch dergleichen kommt in unserem Kurs nicht zum Einsatz.

Heute findet die 25. und somit letzte Unterrichtseinheit statt. Es gibt keine richtige Abschlussprüfung, aber wir dürfen zeigen, was wir mittlerweile so draufhaben. Die Aufgabe: Eine Normseite mit Blindtext so schnell wie möglich abzutippen – selbstverständlich ohne auf die Tastatur zu sehen. Einige Mitschüler-/innen sind sehr schnell, doch dann häufen sich auch die Tipp- und Flüchtigkeitsfehler (wie doppelte oder ausgelassene Buchstaben). Andere schreiben hingegen langsamer, in gleichbleibendem Rhythmus und bleiben dafür nahezu fehlerfrei. Wir erhalten alle ein „Maschinenschreiben“-Zertifikat von der Kursleiterin, das aber ironischerweise bereits am Computer erstellt wurde:

TEILNAHMEBESCHEINIGUNG

Arbeitsgemeinschaft Schuljahr 1997/98

MASCHINENSCHREIBEN

Tastaturschulung

Die AG wurde vom 6. November 1997 bis 19. März 1998 wöchentlich durchgeführt und umfaßte 25 Unterrichtsstunden.

Nach der Erarbeitung der gesamten Buchstaben- und Zifferntasten wurde auch das Schreiben von Lebenslauf, Bewerbungsschreiben (Privatbrief nach DIN 5008) und die Beschriftung von Briefhüllen geübt.

Als Arbeitsgrundlage diente vom Verlag Mende Karlsruhe das Buch "Maschinenschreiben/Textverarbeitung, 1. Teil".

Der Schüler

Martin Häberle

hat die Arbeitsgemeinschaft mit Erfolg besucht.

Göppingen, 19. März 1998

Im gleichen Jahr bekomme ich meinen ersten PC (darauf läuft Windows 98) und kann meine neu erworbene Fähigkeit auch sofort einsetzen – ganz im Gegensatz zu meiner Schwester, die nach ihrem Maschinenschreibkurs

jahrelang keine Tastatur mehr anfasste. Mein computer-affiner älterer Bruder hingegen lernte statt an einer Schreibmaschine mit einer Tipptrainer-Software. Das funktioniert vermutlich genauso gut.

Martin Häberle

Frühjahr 1998

Sic transit gloria disci

Ich ziehe um und das ist ein willkommener Anlass, mehrere Stapel Zeitschriften – hauptsächlich *Der Spiegel* und *c't* – zu entsorgen, die allmählich die Wände emporgekrochen sind. Natürlich bringe ich die eine oder andere Stunde damit zu, einzelne Ausgaben durchzublättern, um in letzter Sekunde vielleicht doch noch etwas Lesenswertes zu finden.

Dabei fällt mir in einem Spiegel-Heft von 1993 ein Kurzbeitrag ins Auge, in dem der CD-ROM eine große Zukunft als Speichermedium für Computerdaten vorhergesagt wird. Im Rahmen des Umzugs entsorge ich auch einen ganzen Stapel Werbe-CDs. Es ist unter anderem die Zeit, in der AOL sich offenbar vorgenommen hat, die Welt mit CDs zu pflastern, die Software für einen zeitbegrenzten Gratis-Internetzugang enthalten.

Und es ist das erste Mal in meinem Leben, dass eine Technologie innerhalb von fünf Jahren von einer Zukunftsverheißung zum Wegwerfartikel wird.

Virtualista

1998

Was Kassettenrecorder alles können

Auf dem Dachboden meiner Großeltern finde ich einen Kassettenrecorder mit einem Schieberegler, mit welchem man die eingelegte Kassette *in doppelter Geschwindigkeit* laufen lassen kann. Mir will beim besten Willen nicht einleuchten, wofür dieses Feature gut sein soll – bzw. eben doch! Es ergeben sich nämlich vier Aufnahme- und Abspielmöglichkeiten, von denen jede lustiger ist als die andere: 1.) Man schneidet Sachen aus dem Radio mit und spielt sie in doppelter Geschwindigkeit ab; 2.) Man schneidet das Radioprogramm in doppelter Geschwindigkeit mit, so dass man es beim Abspielen in halber Geschwindigkeit hört; 3.) Man zeichnet mit dem eingebauten Mikrofon seine eigene Stimme auf und spielt diese dann in doppelter Geschwindigkeit ab; 4.) Man nimmt seine Stimme mit doppelter Geschwindigkeit auf und hört sie später in halber Geschwindigkeit.

Privat nenne ich ein Doppelkassettendeck mein eigen, das fast so cool ist wie das von Johannes Mirus. Es hat eine automatische Seitenumdrehfunktion, die ich mir zunutze mache. Jeden Samstagabend läuft bis spät in die Nacht eine Kultsendung im Radio. Vor dem Zubettgehen werfe ich den Recorder an und zeichne satte 90 Minuten (= zwei Kassettenseiten!) von dieser Sendung auf. Am nächsten Morgen dann höre ich das Aufgezeichnete bei meinem langweiligen Sonntagsjob als stationärer Zeitungsverkäufer auf dem Walkman an.

(Es gibt auch Audiokassetten mit 120 Minuten Laufzeit, aber denen ist wegen der Dünne des Magnetbandes oft kein langes Leben beschieden.)

Nachtrag: Kathrin Passig erinnert sich, wozu Zweifachkassettendecks mit Doublespeed gut waren, nämlich „zum zügigen Überspielen. allerdings stritt man, ob die Qualität dieselbe sei. (Überspielen, so sagen wir alten Menschen zum Kopieren.)“ Ich möchte aber darauf hinweisen, dass das Gerät meiner Großeltern nur einen einzigen Kassettenschacht hatte!

Torsten Gaitzsch

1.5.1998

Auch Katzen verstehen Technik. Und nutzen sie

Uns waren von einem Bauernhof Katzenkinder in die Hände gefallen. Sie verstanden sich zwar mit den beiden großen Katzen halbwegs, aber sie waren zu spät aus der Scheune geholt worden, suchten Streit und zeigten Fluchttendenzen.

Um nur die beiden großen Katzen raus zu lassen und den Kleinen den Ausgang zu versperren, kauften wir eine der ersten elektronischen Katzenklappen. Die sollten normalerweise dafür sorgen, dass nur Katzen mit einem Chip am Halsband ins Haus kommen, aber wir bauten sie umgekehrt ein, und so kamen nur Katzen mit dem Halsband raus. Die Großen konnten kommen und gehen, wann sie wollten, auch, wenn die Dosenöffner gerade im Büro saßen.

Soweit der Plan.

Das Katzenmädchen starb jedesmal fast dramatisch, wenn sie das Halsband angelegt bekam. Der Kater, Sonny, hatte die Sache hingegen schnell durchschaut: Wenn wir uns morgens fertig machten, sprang er auf den Kratzbaum neben der Tür und ließ sich das Halsband anlegen. Ganz ohne Widerrede. So konnte er das Haus jederzeit verlassen.

Es war ein Sicherheitshalsband. Damit er sich beim Klettern nicht damit an irgendeinem Ast stranguliert, war es nur zusammengesteckt und hatte keine richtige Schnalle mit Löchern, wie etwa ein Gürtel.

Es dauerte zwei oder drei Tage, bis er das auch bemerkt hatte und wusste, an welchem Ast im Nachbargarten er das Halsband bequem ablegen konnte.

Dank der Telefonnummer auf dem Halsband konnte der Nachbar uns informieren, dass er mal wieder „ein Stück von eurem Kater“ gefunden hat.

Volker König

Mai 1998

8 MB, so etwas Großes habe ich noch nie heruntergeladen

Alle Freunde erzählen, man müsse unbedingt „Map & Guide” haben, ohne diesen Routenplaner könnten sie quasi gar nicht mehr autofahren.
Ich schaue mir auf der Website die Möglichkeiten an und beschließe, die Testversion auszuprobieren.

Dann plane ich mehrere Tage akribisch den Download. 8 MB werden vermutlich mindestens 50 Minuten dauern; genau kann ich es nicht sagen, so etwas Großes habe ich noch nie heruntergeladen.

Die Rahmenbedingungen für den Download werden dabei hauptsächlich vom Telefonverhalten der Ehefrau bestimmt. Die ist nämlich Lehrerin in der Ausbildung und muss nachmittags oft mit ihren Kollegen telefonieren. Telefonieren und online-sein zusammen geht eh nicht, aber auch ein ankommender Anruf wirft mich oft aus dem Netz.
Andererseits ist abends das Internet immer sehr langsam.

Mehrere Versuche scheitern, aber nach ein paar Tagen erwische ich vormittags ein Zeitfenster von einer Stunde und fünf Minuten und ich habe die Software endlich.

Christian Fischer

Mai 1998

Provisorische Grammophonreparatur unter Zuhilfenahme von Gemüse

Ich bin mit dem Parkverbot anlässlich der WWDC in Kalifornien. Nach einer Woche in San Francisco mieten wir ein Auto, fahren herum und landen in Orr Springs, einem Hippie-Bad mit heißen Quellen im Wald. M. hat den Tipp aus einem Internetforum; es ist zu diesem Zeitpunkt noch ungewöhnlich, irgendwas über Orte aus dem Internet zu erfahren.

Es ist sehr schön in den heißen Hippiequellen. Wir wohnen in einem Holzhaus, in dem es ein Grammophon gibt. Das Grammophon ist ein richtiges Möbelstück und sieht ungefähr so aus. Es wirkt funktionstüchtig, alte und ungewöhnlich schwere Schallplatten sind auch vorhanden, aber es fehlt ein Bauteil, das die Nadel mit dem Tonabnehmerarm verbindet. Die Nadel ähnelt nicht den mir von Plattenspielern bekannten fragilen Mehrkomponentendingern; sie sieht eigentlich aus wie eine robuste Nähnadel ohne Öhr. Beim Zubereiten des Abendessens schnitze ich versuchshalber aus einer Möhre ein passendes Stück, stecke das Möhrenstück in den Tonabnehmerarm und die Nadel in die Möhre, und es funktioniert! Wir können Musik zum Essen hören!

Macht das mal mit euren MP3-Playern, ihr jungen Hüpfer.

Kathrin Passig

Sommer 1998

Die Rache ist mein

Zur Aufbesserung meines Taschengeldes habe ich einen Schülerjob in einem frisch eröffneten Discounter angetreten. Kasse und Laufband zu bedienen macht Spaß. Scannen, abkassieren, Wechselgeld und Kassenbon zu überrei-

chen versetzt mich insbesondere in Stoßzeiten in einen fast zenähnlichen Fluss. Wenn da nicht die musikalischen Glückwunschkarten direkt neben dem Kassenbereich wären.

Die Karten spielen beim Aufklappen eine Midi-Version von “Happy birthday to you”. Und jeder Kunde muss sie ausprobieren. Jeder. Eine Karte wird aufgeklappt, spielt die ersten paar Takte des bekannten Liedes und der Kunde, zufriedengestellt, klappt sie wieder zu, meistens bei der vierten Note. Das geschieht an einem durchschnittlichen Arbeitstag öfter als ich zählen kann. *Dada da da...* immer wieder setzt die Midi-Dudelei an und wird nie beendet.

Ich weiß nicht genau, wie die Karten funktionieren, nur wie das Innere aussieht, da es sich durch die ganze Testerei der Kunden manchmal löst und auf der Verkaufsfläche herumfliegt: Ein flaches Kabel läuft im Inneren der Karte von einer eingeklebten Knopfzelle links zu dem Musikelement auf der rechten Seite. Die Batterie hält nicht lange und die Kunden testen immer dieselben Karten ganz oben im Stapel, um dann eine frische zu kaufen. Daher hören ich und meine Kollegen den Testkarten beim langsamen Sterben zu. Sie verlieren ihre Fröhlichkeit, die Melodie verzerrt, bis sie nur noch ein kraftloses elektronisches Röcheln ist und wir die Karten entsorgen. Dann geht der Spaß von vorne los.

Zu meinem eigenen Geburtstag bekomme ich von meiner besten Freundin, die mir den Job verschafft hat, eine der Glückwunschkarten zusammen mit einer Schere. Ich klappe die Karte auf und kappe nach den ersten vier Tönen mit großer Befriedigung die schmale Leitung.

Angela Heider-Willms

Juli 1998

Der letzte Sommer der Armbanduhr

Zusammen mit meinem Bruder verbringe ich den Sommer damit, Alpenpässe in Südfrankreich hoch- und wieder runterzufahren. Und zwar mit dem Fahrrad. Damit ich immer im Blick habe, wie mein Herz schlägt, nehme ich den Pulsmesser, der gleichzeitig eine Uhr ist, vom Arm und hänge ihn an den Lenker. An meinem Arm bleibt ein deutlich sichtbarer weißer Ring zurück, denn der Rest des Arms ist vom vielen Training sonnengebräunt.

Im Laufe der nächsten Wochen verwandelt sich der weiße Ring am Arm in einen roten Ring, später in einen Ring, von dem die Haut abfällt. Bis zum Herbst kann ich das Handgelenk nicht zum Tragen von technischen Geräten verwenden. Eine Weile experimentiere ich mit dem anderen Arm, aber aus unklaren Gründen ist es nicht dasselbe. Ich verzichte auf die Armbanduhr. Seitdem ist die Zeit nicht mehr am Arm fixiert, sondern schwebt in einer Wolke um mich herum.

Aleks Scholz

1998

Ganze Kinofilme runterladen? Science Fiction!

Wir sitzen bei Daniel in der Küche und rechnen auf Papier mit Taschenrechner aus, wie lange es dauern würde, das nächstes Jahr erscheinende *Star Wars: Episode 1* im Falle eines Vorab-Leaks aus dem Netz zu laden. Für die geschätzten 1400 Megabyte (2 CD-ROMs) kommen wir auf enorme Zeiten jenseits jeglicher Kapazität von unseren bestenfalls ISDN-Anschlüssen.

Bereits im Mai 1999, kurz nach Veröffentlichung in den USA, kennt Christian jemanden, der Informatik-Hiwi an der Uni Mannheim ist und dort heimlich über Nacht eine von der Kinoleinwand in grausliger Qualität abgefilmte

Kopie von EpI heruntergeladen hat. Für ein paar Tage (bis die gebrannten CD-ROMs flächig über die Schulhöfe verteilt sind) sind wir das Kleinstadt-Nerd-Äquivalent popkultureller Avantgarde.

Felix Neumann

Sommer 1998

Niemand interessiert sich für meinen Discman. (Außer mir.)

Im letzten Familiensommerurlaub in Frankreich vor meinem Abitur habe ich meinen Discman(!) inklusive zwei kleinen Lautsprecherboxen(!!), die sowohl passiv als auch aktiv betrieben werden können(!!!), dabei. Ich bin somit in meinem Universum der coolste und technisch bestausgestattete Mensch der Welt.

Ansonsten interessiert sich aber keiner der sieben mitreisenden Familienmitglieder für diese sensationelle technische Errungenschaft. Statt dessen sitzen wir dann nämlich doch auf der Terrasse und spielen richtige Musikinstrumente. Wie im Mittelalter.

Ob ich damals schon diese zwei CD-Ordner hatte, mit denen ich ein Jahr später meine halbe CD-Sammlung mit nach Amerika transportierte, weiß ich nicht mehr.

Anne Schüßler

20. Juni 1998

Als ich einmal verloren war

Der Text erschien ich im Dezember 2012 als Teil einer taz-Reihe zum Thema „Als ich einmal verloren war“.

Das erste große Festival in meinem Leben! Mit dabei: Elli, ihr Kumpel und ich. Das Wetter: ein Traum. Dumm bloß, dass niemand mal nachgeschaut hatte, ob im Zeltsack auch Stangen zum Zeltaufbauen waren. Waren sie nicht.

Von einem 17-Jährigen sollte man erwarten, dass ihm das egal ist. Hauptsache, Party und so. Ich war da irgendwie anders. Nicht wissen, wo ich nachts hinkann, panisch werden, aber keinen Rückzugsort haben, um mich herum Zehntausende Leute, das alles erdrückte mich, Stück für Stück. Irgendwann lief ich einfach vom Gelände, bestimmt fünf Kilometer, bis ich unter einem Baum saß, über mir der Endloshimmel der nordniedersächsischen Tiefebene, und heulte. Aus der Ferne erklang Iggy Pop. „Lust for Life“.

Ich fing mich wieder und schaute mir Björk an. Als ich zu dem Ort, an dem wir unsere Ruck- und Schlafsäcke untergestellt hatten, zurückkam, waren sie weg. Auf einem Zettel stand, dass irgendwelche Freunde mit Zeltplätzen angekommen waren. Man hatte mein Gepäck schon mal mitgenommen und wollte mich um Mitternacht beim Freefallingstand treffen. Das war vor einer Stunde! Handys gab es noch nicht. Ich rannte trotzdem hin, wartete, wieder zurück, suchte, vergeblich. Jetzt war ich wirklich *lost.* Und schlicht zu fassungslos, um wieder die Nerven zu verlieren.

Ich irrte lange, bis ich meine letzte Hoffnung fand: Ellis Freunde, die wir am Nachmittag besucht hatten. Sie waren Zweitsemester in Göttingen, also richtig erwachsene Leute! Und tatsächlich konnte ich jemanden wecken, der mir eine Isomatte und einen Schlafsack gab. Über mir die Sterne. Unter anderen Umständen wäre das jetzt romantisch gewesen.

Michael Brake

Sommerferien 1998 oder 1999

Die Situation an der Surfstation

In Sparkassen stehen „Surfstationen“ (ich nenne das mal so, weil ich den Namen nicht erinnere oder es vielleicht auch gar keinen Namen gab). Dort kann man seine EC-Karte einstecken und gegen die damals üblichen (vermutlich Minuten-)Gebühren im Internet surfen. Mit drei – genau wie ich in der Hoch- bis Spätphase der Pubertät steckenden – Freunden zelte ich auf Sylt. Als wir in der Sparkasse in Westerland Geld abheben wollen, werden wir auf besagte „Surfstation“ aufmerksam. Aufgrund unserer stark eingeschränkten finanziellen Mittel und dem bis dahin für uns beschränkten Nutzen des Internets, denken wir gar nicht daran, für Internetnutzung zu zahlen. Dennoch versuche ich, ob es nicht auch so funktioniert und siehe da, die Startseite einer nicht näher zu konkretisierenden Internetseite, die furchtbare Schockbilder von Unfallopfern und andere Grausamkeiten zeigt, öffnet sich auf dem Bildschirm. Nachdem das erwartbar erschreckende Startbild geladen wurde, passiert nichts mehr. Unter lautem Gekicher verlassen wir die Sparkasse und freuen uns, dass jeder Besucher beim Betreten der Filiale direkt auf den Startbildschirm guckt.

Sollte sich jemand davon belästigt gefühlt haben, tut es mir heute aufrichtig leid. Surfstationen habe ich danach nicht mehr bewusst wahrgenommen.

bolz

7.8.1998

Reiseplanung zwischen Reisebüro und Flugbörsen

Mit zwei Freunden plane ich eine Reise nach Irland:

<bilch> ich frag dann mal in meinem netten Reisebuero
<bilch> Rolls Reisen fuer Rollstuhlfahrer
<bilch> die haben noch weniger Laufkundschaft als meine Krimibuchhandlung

Aber die anderen beiden sind bereits schlauer und sehen auf den Seiten diverser Fluggesellschaften nach. Dann entdecken wir, dass es Flugbörsen gibt.

<bilch> also am besten funktioniert glaub ich flug.de
<bilch> da gibts nach Dublin 550,-
<bilch> nach Cork 650.-
<bilch> nach Shannon 700,-

Das Ganze ist noch recht neu:

<Snow> ich komm nicht mehr in die doofe flugboerse rein
<Snow> kann das mal eine von euch probieren?
<bilch> url?
<Snow> www.flugboerse.de [1]
<bilch> und dann?
<Snow> „fl¿ge f¿r alle“ [2]

1. Ungefähr so sah flugboerse.de damals aus. Das Angebot war offenbar ganz neu; der erste Screenshot bei archive.org ist vom Dezember 1998, also vier Monate nach diesem Gespräch entstanden.
2. Hier sieht man, warum wir damals keine Umlaute verwendeten im IRC. „Flüge für alle“ bedeutet vermutlich, dass es sich nicht um Flüge zu speziellen Studententarifen handelte.

<Snow> die haben dann ein CGI [3]
<bilch> und dahann?
<Snow> dann das reisebuero aussuchen.

Offenbar braucht man also doch noch irgendwie ein Reisebüro.

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich.

Kathrin Passig

26.8.1998

2300 DM Telefonrechnung: Als Early-Adopter-Sein noch was kostete

<Wormwood> ich hau mich in die koje, für die nächsten 3 monate ungefähr ;)) also, machts gut und macht nicht soviel unsinn, ich komm wieder ganz bestimmt, also haltet meinen op warm *g*, cu bis dann mal, aber mailen könnter noch: Wormwood@gmx.net , kuge auch ab und zu ma in die mailbox ;)))))))
<bilch> leb wohl, Wormwood
<Kreszenzia> Wormwood: warum so lange, was hast Du vor? Urlaub? Atlantikueberquerung?????
*** Wormwood changes topic to '2300 dm telefon rechnung, reicht wohl als erklärung ;-)'
<bilch> dafuer kriegt man ja ein ganzes Bueschel Standleitungen
<craehe> nein.
<craehe> nicht mal eine einrichtungsgebuehr.

3. Common Gateway Interface. Die Seite enthält also irgendein Element, das nicht ganz statisch ist.

<craehe> ISDN = 5000 DM
<craehe> + provider
<craehe> + router

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich. Das war kein Ausnahmefall, solche Geschichten waren eher die Regel. IRC verursachte zwar nur wenig Traffic, aber beim Einwahlinternet bezahlte man nicht nach Daten, sondern nach Minuten. Das konnte je nach Nutzungsgewohnheiten bereits teuer werden, wenn der nächste Einwahlknoten zum Ortstarif erreichbar war; auf dem Land lebte man noch gefährlicher.

Kathrin Passig

August 1998

Telefonieren hüben und drüben

Nach Ende meines Studiums ziehe ich für einige Monate in die USA. Zu den Bereichen mit den deutlichsten Kontrasten gehört die Telefonversorgung. In meiner Berliner WG gibt es für vier Personen einen Anschluss und aufgrund ungeklärter Probleme mit der Telefondose kann man neben dem Festnetztelefon nur wahlweise den Anrufbeantworter oder das Modem für die Einwahl ins Internet anschließen. Eigentlich sollten alle drei Geräte parallel funktionieren aber irgendwie bekommen wir es nicht hin, dass der Anrufbeantworter anspringt, wenn auch das Modem angeschlossen ist.

Einerseits ist es praktisch, dass sich die Telefondose in meinem Zimmer befindet, denn ich habe den höchsten Internetbedarf. Andererseits muss dadurch natürlich auch öfter mal eine(r) der anderen Mitbewohner(innen) zum Umstecken in mein Zimmer kommen, was mal mehr und mal weniger stört. Das Telefon verfügt über ein 10-Meter-Kabel, mit dem sich alle Ecken

der Wohnung erreichen lassen, und die Altbautüren haben breite Spalten. Das Auseinanderdividieren der monatlichen Telefonrechnungen gehört zu den festen WG-Ritualen.

In den USA ziehe ich in eine 3er-WG. Mir wird sofort mitgeteilt, es lägen Leitungen für drei Anschlüsse im Haus und ich solle mal bei *Bell South* anrufen und den in meinem Zimmer wieder freischalten lassen. Dann wäre es eine Sache von 72 Stunden, bis ich meinen eigenen Anschluss hätte. Aus einem Land kommend, dessen Telefoninfrastruktur zwar den 2. Weltkrieg relativ unbeschadet überstanden hat, in dem aber jeder solche Vorgang das Ausfüllen von Formularen, mindestens drei Wochen Bearbeitungszeit und im Zweifel einen Technikerbesuch benötigt, bin ich schwer beeindruckt.

Ob ich einen Telefonapparat kaufe oder sich noch einer im Haushalt findet, weiß ich 2017 nicht mehr. Ebensowenig, wie teuer mich der eigene Anschluss zu stehen kommt. Einen Tag nach meinem Anruf bei der Telefongesellschaft ist er jedenfalls betriebsbereit. Ich erkenne es daran, dass mein Telefon klingelt. Noch bevor ich Gelegenheit hatte, jemandem meine Nummer zu geben, erreicht mich ein automatisierter Werbeanruf.

Virtualista

Schuljahr 1998/99

Fast wie bei Detektiven: die Telefonkette!

Zu Beginn des neuen Schuljahres führt unsere Tutorin etwas Sensationelles ein: eine Telefonkette, für den Fall, dass auf schnellem Wege an alle Kursteilnehmer Neuigkeiten weitergegeben werden sollen. Das erinnert mich sofort an „Die drei Fragezeichen“; dort gibt es die „Telefonlawine“, bei der jedes Kind fünf Bekannte anrufen soll, wenn es Informationen zu beschaffen oder zu verteilen gilt. Bei der Telefonkette ruft allerdings jede/r nur eine weitere

Person an – der Ablauf ergibt sich aus der im Kurs verteilten Liste. Zur Anwendung kommt die Telefonkette, soweit ich mich erinnere, nur ein einziges, unspektakuläres Mal.

Im April 2014, als ich die Liste zufällig wiederfinde, denke ich, dass der Jahrgang 98/99 bestimmt der letzte oder vorletzte war, der das System „Telefonkette“ kennengelernt hat, danach ging ja alles über Onlinekommunikation. Im Techniktagebuch-Chat erzählt Katharin Tai allerdings, dass es so etwas sogar noch zu ihrer Zeit gab: 2006!

Diesen Zettel bitte gut aufheben !

Erich Wustmann Gymnasium

Boxberger Str. 1 / 3 01239 Dresden

Kurs EN 1 / 11 Schuljahr: 1998 / 99

Tutorin: [illegible]

Kurssprecher: [illegible]
Stellvertreterin: [illegible]

Telefonkette

Wenn wir Informationen an alle weiterreichen wollen:

a) jeder ruft ggf. den/die folgende(n) Kurskameraden in der Reihenfolge dieser Kursliste an
b) ist der / die folgende nicht erreichbar, bitte den/die nächste(n) ... usw. anrufen,
so daß die Telefonkette nicht unterbrochen wird.

S-Nr.	Namen		Geb.Datum	Anschrift	Telefon priv.
(05)	1. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(04)	2. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(26)	3. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(07)	4. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(27)	5. Gaitzsch,	Torsten	23.10.1981	[illegible]	[illegible]
(08)	6. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(11)	7. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(12)	8. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(13)	9. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(02)	10. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(03)	11. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(18)	12. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(19)	13. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(20)	14. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(21)	15. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(25)	16. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

Torsten Gaitzsch

1998 und ein bisschen später

Mit der Telefonzelle ins Bett

1998 erscheint *The Globe Sessions*, ein Album von Sheryl Crow. In dem etwas melancholischen Song *Crash and Burn* gibt es folgende Zeilen

> In case you ever wanted to track me down
> I'll take my cell phone to bed

Zwar ist mir klar, dass man eine Telefonzelle nicht (oder nur sehr schlecht) mit ins Bett nehmen kann, aber in Songtexten darf man natürlich auch mal übertreiben oder überzeichnen. Dass man so dringend von jemandem gefunden werden will, dass man sogar bereit ist, eine Telefonzelle durch die Gegend zu schleppen, scheint mir also als durchaus brauchbares, etwas poetisches Bild.

Mobiltelefone spielen 1998 in meinem Leben noch keine Rolle. Der Begriff des cell phones ist mir unbekannt, meine ausgedachte Übersetzung kommt mir schlüssig vor. Irgendwann erfahre ich dann aber doch, dass cell phone das englische Wort für Mobiltelefon ist und jetzt macht der Text zwar viel mehr Sinn, aber es ist auch nicht mehr ganz so schön.

Anne Schüßler

Herbst 1998

Holzfäller im Dienst der Elektrizitätsversorgung

Ich wohne vorübergehend in einem Vorort von Atlanta, Georgia. Das Klima ist subtropisch, das heißt warm, feucht und es gewittert regelmäßig. Brachflächen werden rasch und gründlich von einer Mischung aus Gestrüpp, *Poison Ivy* und spillerigen Jungbäumen überwuchert. Während der Gewitter fällt gern mal der Strom aus, weil viele Stromleitungen oberirdisch verlegt sind.

Das alles habe ich schon gelernt, dennoch begreife ich erstmal nichts, als ein Mann in Arbeitskleidung an unserer Tür klingelt und mich fragt, ob wir das Holz behalten wollen. Er erklärt es mir dann geduldig: Sie schneiden einmal jährlich im Auftrag der Elektrizitätsgesellschaft um die Stromleitungen herum die Vegetation zurück. Das, was sie auf unserem Grundstück absägen, gehört uns und wir dürfen es behalten, wenn wir wollen, sonst nehmen sie es mit.

Ich verzichte dankend – unser Haus hat keinen Kamin und keinen guten Platz, um im Freien ein Feuerchen zu entfachen. Irgendwie sind die Temperaturen auch nicht danach.

Virtualista

1. Oktober 1998

Zum ersten Mal im Internet

Zwischen 1997 (ich war 14) und 2004 (ich war 21) führte ich Tagebuch – am Rechner, oft zwei, drei Seiten täglich.

Einige dieser Einträge brauche ich für meinen Roman. Erst jetzt, im Februar 2017, stelle ich ein großes Dokument zusammen: 1300 Seiten von Oktober 1997 bis Juli 2000. Dann suche ich darin das Wort “Internet”.

Ich weiß, dass ich vom Internet aus Videospiel- und Fernsehzeitungen erfuhr, ca. 1994. Ich weiß, dass ich ab der achten Klasse, 1996, EDV-Unterricht hatte (nicht durchgängig) und ab ca. 1999 regelmäßig im IT-Raum der Schule im Netz surfte, oft in Freistunden oder nach Schulschluss.

Ich weiß nicht mehr, wann ich zum ersten Mal online war – dachte aber 1997, in der Schule. Im Tagebuch aber lese ich:

“Donnerstag, 1.10. 1998. Heute waren wir in Heilbronn auf der Unterland-Ausstellung, einer Messe für alle Industriezweige, die in unserer Gegend vertreten sind und die uns als potentielle Azubis sehen.

Das war todlangweilig. Aber es gab ein paar nette Werbegeschenke und mein “erstes Mal” online: Ich suchte nach Infos zu Lance Henriksen, aber weil ich nicht wußte, wie die Pages heißen und was ich nun überhaupt will, habe ich mich kläglich verirrt. Bei Infos zu „Sailor Moon“ ging es mir kaum besser.

Als Krönung habe ich meinen Schulranzen am Bahnhof [der Kreisstadt] stehen lassen. Aber er war noch da, als wir zurück kamen. . . ”

Lance Henriksen ist Hauptdarsteller der Serienkiller-/Mystery-Serie “Millennium”, die ab Herbst 1997 in Deutschland ausgestrahlt wurde. An die Messe selbst habe ich sonst keine Erinnerung.

Stefan Mesch

Oktober 1998

Die Zukunft des U-Bahn-Kinos kündigt sich an, kommt aber dann doch nicht

Überall wird verkündet, dass man demnächst in der Berliner U-Bahn-Linie U9 zwischen den Stationen Zoologischer Garten und Hansaplatz Filme in Kinoqualität sehen können soll, wenn man während der Fahrt aus dem Fenster schaut.

> “Die Standbilder, die sich für den Passagier im Vorbeifahren zu einem Film zusammenmontieren, werden von 900 Diaprojektoren auf die 545 Meter lange ‘Leinwand’ – eine an der Tunnelwand

> befestigte Fläche in Höhe der U-Bahnfenster – geworfen. (...) Abtastpunkte messen daher die tatsächlich gefahrene Geschwindigkeit eines Zuges und geben die Werte an den Zentralrechner der Projektionsanlage weiter. Vom Computergehirn werden die Einzelbildprojektoren dann synchron so gesteuert, daß in den Köpfen der U-Bahnfahrer der richtige Film abläuft und die Bilder 30 mal in der Sekunde wechseln. Die U-Bahn selbst muß dazu mindestens mit einer Geschwindigkeit von 65km/h an der Leinwand vorbeibrausen, weshalb nicht die gesamte Länge des Tunnels zwischen den beiden Stationen für die Schau 'bespielt' werden kann."
> (Telepolis: "Kino goes Underground", 21.10.1998)

Das klingt gut, und ich sehe dem Fortschritt erwartungsvoll entgegen, aber immer, wenn ich die Strecke fahre, ist gerade irgendwas defekt. Das scheint auch vielen anderen so zu gehen. Irgendwann hört man nichts mehr von der neuen Vorführmethode.

Kathrin Passig

Oktober 1998

Der iMac ist da: Das i steht für Internet

Der Name des neuen Apple-Geräts klingt für manche vielleicht eher so, als hätte McDonald's jetzt auch Spiegeleier im Sortiment. Doch der iMac, ausgesprochen Ei-Mäck, ist ein flippig geformtes Gerät, für das die Firma Apple eine 100-Millionen-Dollar-Werbekampagne gestartet hat. Das i im Namen steht für Internet. Denn der Internet-Computer hat ein Modem bereits integriert, so daß man nach Auspacken und Installation bereits im Netz surfen kann. Das Innenleben besteht aus einem 233-Mhz-Prozessor, einem 32-MB-

Arbeitsspeicher, einer 4GB-Festplatte, einem 56K-Modem und einem 24fach-CD-ROM-Laufwerk. Auch der 15-Zoll-Monitor ist in das Gerät integriert. „Auspacken und Anschließen“, lautet die iMac-Philosophie.

Von einer „Revolution auf dem PC-Markt“, spricht der Apple-Chef und gibt sich zuversichtlich, daß der Rechner die Flaute der drei letzten Jahre vergessen läßt. Nicht alle teilen die Euphorie. Für einen Münchner Computerhändler ist der neue Apple ein nicht ganz unproblematisches Gerät. „Es gibt zu wenig Zubehör, und es ist kein Diskettenlaufwerk eingebaut.“ Die fehlende Möglichkeit der Datensicherung ist auch ein Argument von Experten gegen den Kauf. Der USB-Standard der Schnittstellen sei zwar die Technik der Zukunft, heute jedoch mache sie den Kauf von neuen Geräten und teuren Adaptern notwendig. Den alten Drucker kann man nicht ohne weiteres anschließen.

Die Mängelliste von Fachjournalisten, die den iMac schon ausgiebig testen konnten, ist lang: Der Monitor ist zu klein, mit dem eingebauten Modem ist kein ISDN möglich, und eine Aufrüstung des Arbeitsspeichers ist extrem teuer. Das notwendige Zubehör erhöht den Kaufpreis von 3000 DM nochmal um bis zu einen Tausender. Für einen Internetrechner ist das zu teuer. Das fehlende Floppy-Laufwerk wird auch von Apple-Mitarbeitern hinter vorgehaltener Hand kritisiert. Der Ratschlag, man könnte ja seinen alten Apple parallel weiternutzen, um die alten Daten nicht zu verlieren, wirkt hilflos. Die Prozessorleistung aber ist wohl über jeden Zweifel erhaben. Nur: in einem klassischen beigefarbenen Design würde wohl niemand dieses Gerät kaufen. Vielleicht erfindet Apple irgendwann auch mal Telefone, über die man Ähnliches sagen wird.

Harry Luck

November 1998 bis Januar 1999

Es klappt nicht zwischen Linux und mir

Ich habe einen 486/66-Laptop mit 16 MB RAM, 250-MB-Festplatte und defektem Diskettenlaufwerk, auf dem Windows 3.1 läuft, und beschließe, darauf Linux zu installieren. Ich möchte nämlich „ein autarkes Dasein führen können... ohne alle sechs Wochen die Kollegen flehentlich um Notoperationen am eigenen Rechner bitten zu müssen ... die dann drei Tage ratlos drin rumstochern und zum Schluss 'Windows neu installieren' sagen."

Meine Wahl fällt auf Debian. Aus dem Internet kann ich es nicht herunterladen, dazu ist mein Modem und vermutlich auch der Einwahlknoten der Uni zu langsam. Ich kaufe es in einer Buchhandlung auf 5 CDs für 29 DM. Als Anleitung ist „ein zwanzigseitiges Booklet dabei, das von einem Rudel hirnloser Irrer verfasst wurde, die als erste an die Wand gestellt werden, wenn die Revolution kommt".

Am 30. November beginne ich mit der Installation. Am 9. Dezember kann ich immerhin den Rechner mit dem Internet verbinden. Am 7. Januar 1999 antworte ich auf die Frage „na linuxst du schon?" mit „jetzt nicht, aber morgen vielleicht". Am 8. Januar installiere ich RedHat: „die Debian-Installation war wie eine Stunde lang in einer engen Umkleidekabine kneifende neue Hosen anprobieren, und RedHat war wie nachher die Hose wieder anziehen, in der man gekommen ist und heimgehen." Aus nicht überlieferten Gründen klappt es trotzdem nicht zwischen RedHat und mir. Ich kehre zurück zu Windows 3.1.

Quelle: IRC-Logs

Kathrin Passig

10.12.1998

Endlich Standleitung! Internet ohne ängstlichen Blick auf die Uhr!

Aus nicht überlieferten Gründen trennen wir uns im Gemeinschaftsbüro doch endlich vom Einwahlinternet und mieten eine analoge Standleitung bei Willi von mind.de. Billiger ist das nicht, es kostet genau wie die vorige Lösung um die 800 DM im Monat. Die Freude ist trotzdem groß.

Offenbar zieht sich die Inbetriebnahme ein bisschen hin, aber im Februar 1999 schreibe ich:

<bilch> hach, endlich werd ich wieder alle 10 Minuten frische Mail kriegen
<bilch> wie hab ich das vermisst ...
<bilch> ich hab auf automatisch alle 10 Minuten ziehen umgestellt, seit wir die Standleitung haben ...

Quelle: Rekonstruktion anhand von IRC-Logs.

Kathrin Passig

Irgendein Weihnachten Ende der 1990er Jahre

Meine wenige Stunden währende Polaroidphase

Weil die Polaroidkamera ein kurzes, stilles Comeback feiert und ich noch nie irgendetwas mit Sofortbildtechnik zu tun hatte, wünsche ich mir zu Weihnachten eine solche Kamera nebst Rohmaterial (10 Mark [≈ 5,- €] / Zehnerpack!).

Am Heiligabend gelingt es mir, circa drei Polaroidfotos zu erzeugen, bevor sich der Film in den Eingeweiden der Kamera verhakt und überhaupt nichts mehr funktioniert. Damit ist dieses Kapitel meiner Fotohistorie abgeschlossen.

Torsten Gaitzsch

1997 oder 1998

Phantomtelefonieren im öffentlichen Raum.

Am Hackeschen Markt an der S-Bahn läuft vor mir ein langhaariger Mann telefonierend die Treppe hoch. Handybenutzung im öffentlichen Raum gehört noch nicht zum alltäglichen Stadtbild, deswegen fällt er mir besonders auf. Aber auch weil der Mann sehr aufgebracht zu sein scheint, er spricht laut und klingt ziemlich wütend. Es geht um irgendein Auto, kann ich hören, es wurde ausgeliehen und in inakzeptablem Zustand zurückgegeben. Da der Mann beim Telefonieren den so typischen Schlendergang eingelegt hat, überhole ich ihn noch auf der Treppe und im Vorbeigehen sehe ich, dass er zwar die Hand an sein Ohr gelegt hat, aber sich dort gar kein Handy befindet. Er ist die perfekte Simulation einer relativ neuen Kulturtechnik, inklusive passender Gesprächspausen und veränderter Motorik. Auf dem Bahnsteig bewundere ich das Schauspiel noch eine Weile. Bis die S-Bahn einfährt, kommt es zwischen dem Mann und seinem Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung zur Versöhnung.

sleeplessdarkhorse

ca. Ende 1997 bis Ende 1998

Sternchen-ät-[irgendwas]-punkt-hoffmann-punkt-de-punkt-jujunet-punkt-de-eh

Ich habe eine GMX-E-Mail-Adresse, und immer öfter passiert es, dass ich andere treffe, die ebenfalls schon E-Mail haben. Ich nutze das Medium also immer mehr, vor allem für die Arbeit. Allerdings gibt es auch Situationen, in denen man mit einer Freemail-Adresse nicht weiterkommt, sondern sich mit einer "richtigen", verifizierten Mailadresse anmelden muss. GMX wird nicht angenommen. (Anmerkung 2015: Ich weiß noch, *dass* das so war. Mir fällt nur leider gerade nicht ein, *was* das für Dienste waren, für die ich die richtige Mailadresse brauchte. Sollte es mir wieder einfallen, werde ich es hier nachtragen.)

Richtige Mailadressen bei richtigen Providern kosten aber Geld. Das sehe ich eigentlich nicht ein. Doch der Kollege Michael, Journalist, hat Beziehungen und vermittelt mir einen E-Mail-Account beim Anbieter uunet. Das kostet auch Geld, aber nicht für Journalisten, und eine solche bin ich ja.

Mit einer aufwändigen schriftlichen Anmeldeprozedur erhalte ich meine erste richtige eigene, verifizierte E-Mail-Adresse; und das auch noch kostenlos. Sie lautet *@[irgendwas]-hoffmann.d.uunet.de. ("Irgendwas" schreibe ich hier als Platzhalter; aus verschiedenen Gründen, die zu weit führen würden, will ich hier nicht die komplette Adresse hinschreiben.)

Gut, habe ich also ein Sternchen am Anfang meiner E-Mail-Adresse. Das muss wohl so sein, bei dem Anbieter. Wenn ich sie jemandem mündlich mitteile, klingt das ungefähr so: "Sternchen-ät-[irgendwas]-punkt-hoffmann-punkt-de-punkt-jujunet-punkt-de-eh".

Ich denke nicht weiter darüber nach. Alles funktioniert tadellos. Alle Mails kommen an. Niemand hat Beschwerden vorzubringen.

Etwa nach einem Jahr teilt mir ein anderer Kollege mit, dass ich das Sternchen durch ein beliebiges Wort meiner Wahl hätte ersetzen sollen. Das ist mir relativ peinlich, dass ich darauf selbst nicht gekommen war – wo doch niemand sonst, den ich kenne, ein Sternchen vor dem @ hat.

Ich ersetze das Sternchen durch “info”. Die Adresse ist immer noch kompliziert. Aber jetzt wenigstens nicht mehr komisch. Hauptsache, ich habe eine richtige, verifizierte, offizielle Adresse, die ich auch für offizielle Zwecke einsetzen kann.

Kerstin Hoffmann

ca. 1998

Fun ist ein Erklärbad

Ich sitze am PC und spiele FIFA 98. Mein Großvater kommt ins Zimmer und schaut mit über die Schulter. Er ist ganz fasziniert davon, was man in diesen Kästen alles tun kann. Sogar Fußball spielen. Sonst interessiert er sich nicht besonders dafür, was genau ich am Computer mache und wie diese Geräte funktionieren, aber das mit dem Fußball, da will er mehr wissen.

Ich zeige ihm die CD, die man einlegen muss, wie sich das Spiel startet, was ich alles einstellen kann und wie ich die Spieler mit der Tastatur bediene. Zeug und Zeug. Seine Augen werden nur deshalb nicht immer größer, weil sie von Anfang an sehr groß waren.

“Und, wie lange kannst du das spielen?”, fragt er schließlich. “Bis die Platte zu Ende gelaufen ist?” Ich würde gerne antworten, aber ich verstehe nicht ganz, was er meint. “Musst du die Platte nicht irgendwann umdrehen?”, fragt er nochmal nach, aber ich verstehe ihn immer weniger.

“Ich kann das eigentlich unendlich lang spielen”, sage ich. “Irgendwann stürzt der PC immer ab, aber eigentlich unendlich lang.” Jetzt scheint er mich nicht mehr zu verstehen, auch wenn ich nicht weiß, warum. Ein geduldigerer 10-Jähriger würde jetzt alles noch einmal Schritt für Schritt erklären

und hätte irgendwann eine Eingebung, welche Missverständnisse man wie ausräumen könnte. Aber so wie ich bin, kann ich mir nicht vorstellen, weshalb ihm nicht einfach alles von selbst klar wird. Er schaut mir noch ein bisschen zu, aber eher wie bei einem Spiel im Fernsehen, er stellt keine Fragen mehr. Zwischen uns hängt die Konfusion. So haben wir zumindest auf eine Art noch Einigkeit erzielt.

Felix Lorenz, aufgeschrieben aus der Erinnerung am 9. Januar 2017

Um 1998

Semitransparenter Pornografiekonsum am Arbeitsplatz

Ich teile mir ein Büro mit befreundeten Softwareentwicklern. Einer davon schreibt – vermutlich aus Prokrastinationsgründen – ein Tool, das alle Bilder, die über die Internetanbindung des Büros heruntergeladen werden, sammelt und ohne Personenzuordnung auf einer gemeinsamen Seite anzeigt. Noch hat niemand schnelles oder billiges Internet zu Hause, Pornografie muss also im Büro heruntergeladen werden. Ein paar Tage lang betrachten wir das Geschehen aufmerksam und versuchen die Bilder ihren Konsumenten zuzuordnen. In meiner Erinnerung (2017) gibt es eine Person im Büro, die sich zumindest *unter anderem* für heterosexuelle Standardpornografie interessiert. Die anderen gehören multiplen sexuellen Minderheiten an und sind damit zumindest an diesem Ort in der Mehrheit. Vielleicht wäre es anderswo auch so, ich habe nie von vergleichbaren Experimenten in anderen Gemeinschaftsbüros gehört. Schnell lässt das Interesse wieder nach.

Kathrin Passig

In meinem Fall ca. 1992–98

Von Bergen und Propheten

Auf zahlreiche Menschen in meinem Umfeld üben leistungsstarke Computer und Netzverbindungen einen großen Reiz aus. Das war auch im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts schon so, was dazu führte, dass nicht wenige dieser Menschen quasi in in Uni-Computerräumen oder an ihren Arbeitsplätzen campierten. Einerseits natürlich, um ihren offiziellen Forschungs- und Entwicklungsaufgaben nachzukommen. Andererseits auch, um eher privat zu hacken, zu spielen, zu chatten und Dinge herunterzuladen.

E-Mail und News waren damals auch Dinge, die erst einmal mit wahrnehmbarem Aufwand heruntergeladen werden mussten. Es gab zwar Einwahlverbindungen über Modems, aber diese waren von später unvorstellbarer Langsamkeit. Oft war es möglich, schneller zu tippen, als die getippten Daten dann übertragen wurden. Ein einzelnes Foto herunterzuladen, dauerte Minuten.

Der Umschwung vollzog sich in meinem Umfeld um die Jahrtausendwende, quasi betont durch das Platzen der Dotcom-Blase. Dadurch gingen zahlreiche Unternehmen pleite, deren Hardware mir und meinesgleichen daraufhin zu Schleuderpreisen angeboten oder gar geschenkt wurde.

Gleichzeitig wurden leistungsfähige Desktop-Rechner und zumindest brauchbare Laptops immer erschwinglicher. Sprich, sie kosteten eher ein Monatseinkommen als mehrere. Und mit DSL und WLAN kamen Technologien hinzu, mit denen man bequem vom Sofa aus im Netz surfen oder auf auf entfernten Rechnern arbeiten kann. Bei meinen gelegentlichen Besuchen in Universitäten habe ich jedenfalls lange keinen zusammengerollten Schlafsack mehr gesehen.

Virtualista

1994 bis 1998

Ich kenne Leute auf der ganzen Welt – ganz ohne Internet!

Ich bin in den Neunzigern ein Teenager und erlebe die Zeit der Brieffreundschaften noch sehr aktiv und intensiv. Um 1994 herum schleppt meine Cousine ein Formular an, bei dem man Adressen von Brieffreundschaftssuchenden aus dem Ausland erhält. Die Vermittlung selber nennt sich *International Youth Service* und sitzt in Finnland. Jede Adresse kostet um die 3 Mark, man füllt aus, ob man einen Jungen oder ein Mädchen als BrieffreundIn haben will, aus welchem Land und in welchem Alter. Außerdem gibt man an, in

welchen Sprachen man schreiben will bzw. kann und kann ein paar Kürzel für seine Hobbys und Interessen vermerken. Das ganze packt man dann in einen Umschlag, legt Scheingeld als Bezahlung dazu und schickt es nach Finnland.

Hier kann man die Ausfüllanleitung bestaunen.

Nach einigen Wochen bekommt man dann die Adressen auf kleinen Zetteln zugeschickt und kann den Briefkontakt beginnen. Nicht immer entsteht daraus ein reger Briefwechsel, aber ich pflege erstaunlich lange Brieffreundschaften mit anderen Mädchen aus Island, Holland, Frankreich, den USA, Bora Bora, Australien, Brasilien und diversen anderen Ländern. Chantel aus Großbritannien schickt mir regelmäßig Ausschnitte aus Rockmagazinen für die ihr Vater arbeitet, obwohl ich mich für die Musik gar nicht interessiere und das auch nie behauptet habe. Gwen aus den Niederlanden liebt Take That und wir sind uns einig darin, dass Mark der süßeste ist. Mit Delphine aus Frankreich vereinbare ich, dass wir unsere Briefe auf Französisch (ich) und Deutsch (sie) schreiben und dann jeweils den Brief der anderen korrigieren. Und meine irische Brieffreundin klagt, dass sie nicht noch mal beim Eurovision Song Contest gewinnen können, weil sich das Land das nicht mehr leisten kann.

Außerdem kann es sein, dass die Vermittlung anderen Interessierten die eigene Adresse zukommen lässt und man so noch Überraschungsbrieffreundschaftsanfragen bekommt.

Für den Fall, dass man keine Antwort bekommt, darf man die Adressen zurücksenden und reklamieren und bekommt umsonst eine Ersatzadresse. Dieses System nutzen wir und vor allem ich gnadenlos aus und schicken fast jede Adresse zurück. Wenn man aber neue Länder bebrieffreundschaften will, muss man immer noch offiziell anfragen und bezahlen. So entwickelt sich im Laufe der Zeit eine beachtliche Kartei von Adressen von Mädchen aus aller Welt der Jahrgänge 1978 bis 1982 in meinem Kinderzimmer.

IYS schließt 2008 für immer seine Vermittlungspforten. Ende 2016 finde ich eine Kiste mit Briefen aus dieser Zeit im Keller meiner Eltern und nehme sie mit nach Hause. Da ich gedacht habe, alle Briefe einmal in einem

Anfall von Teenagerrebellion weggeworfen zu haben, freue ich mich sehr über diesen Fund. Einige der alten Brieffreundinnen kann ich tatsächlich auf Facebook wiederfinden, aber sie antworten nicht auf meine Nachricht.

(Auf Facebook findet sich außerdem diese IYS-Gedenkseite.)

Anne Schüßler

Circa 1999

Faxzeitungen, das nächste große Ding!

Von 1997 bis 2000 war ich bei der Berliner Zeitung. Damals gab es dort eine Art Geheimprojekt, es muss 1999 gewesen sein, wenn ich mich richtig erinnere. Die revolutionäre Idee: Eine Minizeitung, zusammengestellt von einer eigenen Redaktion aus den aktuellen Texten und zwei Mal am Tag ausgeliefert als Fax. Das Projekt wurde bald wieder eingestellt.

Aber Faxzeitungen müssen eine Zeit lang als tolle Idee existiert haben. Keine Ahnung, warum, aber ich lese gerade mal wieder "Count Zero", den zweiten Teil der "Neuromancer"-Trilogie von William Gibson, erschienen 1986. Dort werden Faxzeitungen auch erwähnt: "Passing the kiosk again (...) The Asahi Shimbun fax was still rolling down behind its little window, and he stepped closer in time to see the first report of the bombing of A Block, Level 3, Covina Concourse Courts, Barrytown, New Jersey..."

Tragbare Geräte mit ständiger Funkverbindung spielten damals weder bei Gibson noch bei der Berliner Zeitung eine Rolle, wenn es um das Verbreiten von Nachrichten ging. Zukunft vorherzusagen ist echt schwierig.

Kai Biermann

1999 ff.

Unterwegs Internet lesen bedeutet: Broschüren drucken

Seit Ende der 90er lese ich unterwegs Texte aus dem Internet. In den Anfangstagen mußte das noch ohne Gerät gehen: Per Ausdruck. Eine der wichtigeren Funktionen für mich war daher der Broschürendruck. Es ist sehr umständlich. Der Text wird zuerst in ein PDF umgewandelt, dann so zur Broschüre umformatiert, daß die Datei einfach so auf den Tintenstrahldrucker (der weder 2 Seiten auf 1 noch Duplex konnte) geschickt werden kann. Bevor es pdftk gab (und lange bevor Broschürendruck im Adobe Reader Standard war), lief das über irgendwelche Skripte aus dem LaTeX- und PostScript-Umfeld. (Grobe Erinnerung: In ein LaTeX-Dokument wurde das PDF seitenweise eingebaut, jede Seite einzeln, und die Reihe an einzelnen Einbindebefehlen wurde durch ein Skript generiert.)

Das erste größere so ausgedruckte Werk ist 2002 Martin Walsers Reich-Ranicki-Tötungsphantasie »Tod eines Kritikers«; ehe das Buch fürs Volk erscheint (und als es schon der große Skandal im Feuilleton ist) wird eine unformatierte Word-Datei des Romans online geleakt – und alle können plötzlich mitreden, nicht nur die Vorabexemplar-Elite!

Ausdrucken werde ich noch über ein Jahrzehnt; zum immer dabei haben waren die Laptops lange zu groß, das erste mobile Device, auf dem sich komfortabel lesen lies, war der eBook-Reader. (Nur die Technik wurde komfortabler: Irgendwann konnte Acrobat Broschürendruck, irgendwann auch Consumer-Druckertreiber, und Duplex-Drucker stehen zur Verfügung.)

Felix Neumann

Seit ca. 1999

Der Batteriewechsel ist nicht nur beim Smartphone schwierig

Seit irgendwann in den 90ern ist die Batterie meiner Armbanduhr leer und das Uhrarmband kaputt. Vermutlich habe ich sie getragen, bis ich 1999 mein erstes Handy hatte.

Ab und zu betrachte ich in den Uhrenabteilungen von Kaufhäusern die Uhrarmbänder im Plastik-Krokodillederdesign. Weil ich meine Armbanduhr sehr schön finde, gelingt es mir schon 2009, bei Amazon ein neues Uhrarmband und die passende Knopfzelle zu kaufen.

Jetzt stellt sich heraus, dass man die Uhr gar nicht einfach selbst öffnen kann. Man braucht Uhrmacherwerkzeug, oder eben einen Uhrmacher. Ich suche im Internet und in der Realität meinen Stadtteil ab, mache sogar Umwege, um angeblich existierende Uhrenreparaturgeschäfte aufzusuchen, aber es gibt sie alle nicht mehr. Irgendwo wird schon noch eines sein, aber so weit reichen meine Aufraffungsfähigkeiten nicht.

Neulich habe ich zufällig auf dem Weg zu einem Arzttermin einen Uhrenreparaturladen entdeckt. Ich könnte meine Uhr jetzt hinbringen. Die neue Knopfzelle ist zwar sicher schon wieder leer, aber wahrscheinlich verkaufen sie dort ja welche. Seit diesem xkcd bin ich allerdings nicht mehr ganz so motiviert. Das Zeitfenster für unbeschwerte Handgelenke ist so kurz, ich glaube, ich koste es lieber vollständig aus.

Kathrin Passig

9.2.1999

Nee, sowas heisst Routenplaner und kostet Geld: Das Leben vor Google Maps

<bilch> gibts irgendwo ne gute Deutschlandkarte im Web?
<Agra> Neee, sowas heisst Routenplaner und kostet Geld :)
<bilch> ich probier mal expediamaps
<bilch> ah, da ist es ja ... auf expediamaps ist Verlass

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich. Stand 2014: Ich habe keine Ahnung mehr, was „expediamaps“ einmal gewesen sein könnte. Offenbar was 1997 Eingeführtes von Microsoft.

Kathrin Passig

Frühjahr 1999

Mein Vater bohrt ein Loch für das Internet

Wir bekommen Internet zu Hause. Ich konnte meine Eltern ausreichend davon überzeugen, dass ich auch nach dem Abitur Internet brauche. Jetzt bekommen wir ISDN von der Telekom. (Ich habe heute mit Kathrin Passig und Franz Scherer festgestellt, dass ich die Modemphase übersprungen habe. Modemgeräusche lassen mich dementsprechend auch nicht sentimental werden.)

Weil sich der Telefonanschluss allerdings auf der exakt anderen Seite der Wohnung befindet als der Schreibtisch mit dem Rechner im Arbeitszimmer, muss das Kabel durch den Keller gelegt werden. Mein Vater bohrt also irgendwie ein Loch im Wohnzimmer, das in den Keller führt, führt dann das Kabel quer durch den Keller und lässt es dann durch ein Loch im Arbeitszimmer wieder in die Wohnung.

Ein paar Jahre später müssen wir etwas ähnlich Abenteuerliches in unserer Wohnung machen, nur dass man da nicht nach unten bohren kann, weil da eine andere Wohnung ist. Statt dessen legen wir die Kabel unter und an irgendwelchen Fußleisten entlang durch den Flur bis ins Schlafzimmer. Es ist ein sehr, sehr langes Kabel.

Da sieht man mal wieder, wie viel einfacher alles mit WLAN Ist.

Anne Schüßler

Frühjahr 1999

Experimente mit “Teleteaching”

Die Informatik-Seminare an der Humboldt-Universität finden seit dem Umzug des Instituts in den Vorort „Adlershof“ leider auch dort statt. Im Seminar „Digitale Medien“ von Professor Coy experimentiert ein Assistent des Pro-

fessors mit „Teleteaching“. Der Professor wird in Adlershof gefilmt und in Berlin-Mitte für die dort anwesenden Studenten an die Wand projiziert. Zur Kontrolle wird das Bild auch in Adlershof an die Wand projiziert. Sämtliche Studenten im Raum starren das bewegte Bild des Professors an der Wand an, statt den bewegten Professor an seinem Tisch. Angeblich ist es ein alarmierendes Zeichen für den Zustand der menschlichen Natur, wenn Kinder ein Katzenvideo einer anwesenden Katze vorziehen. Warum eigentlich?

Jochen Schmidt

Mai 1999

Die zu große Netzwerkkarte und der Onkel mit der Schere

Wir bekommen ja Internet. Dafür muss man eine Netzwerkkarte in den Rechner einbauen. Es gibt da nur ein Problem: Die Karte passt nicht. Sie ist zu groß. Man bekommt sie in den Slot reingesteckt (gut), dann guckt sie aber aus dem Gehäuse raus und man kann das Gehäuse nicht mehr zu machen (schlecht). (Ich glaube, tatsächlich war dieser Metallteil zu lang, in dem der Kabelanschluss war, ich weiß aber nicht, wie man’s nennt. So oder so stand was über.)

Mein Onkel nimmt eine Stahlschere (falls es sowas gibt, jedenfalls eine Schere, mit der man auch sowas wie Netzwerkkarten schneiden kann) und schneidet an der Seite von der Netzwerkkarte was ab. Jetzt passt sie. Gehäuse geht zu, Netzwerkkarte funktioniert.

Dass man irgendwelche Karten zurechtschneiden muss, damit sie in ein 08/15-Gehäuse passen, habe ich nie wieder erlebt. Noch nicht mal eine SIM-Karte musste ich mir später mal zurechtschneiden. Ein langweiliges Leben.

Anne Schüßler

Um 1999

Ohne Geschichtskenntnisse und Navigationssysteme: Aus dem Ruhrgebiet nach Berlin über Bremen

Ich fahre mit einem Freund in dessen Auto aus dem Ruhrgebiet nach Berlin. „Muss ich auf die A1 oder auf die A2?“, fragt er. Ich weiß das zwar auch nicht, nehme aber an, dass Hitler doch sicher als Erstes eine Autobahn aus dem Ruhrgebiet nach Berlin gebaut hat.

Hat er nicht, wie sich herausstellt. Aber man kommt über Bremen auch nach Berlin, irgendwann.

(Offenbar hatte ich damals schon nicht mehr den nützlichen Taschenkalender mit der Deutschlandkarte.)

Kathrin Passig

24.6.1999

Mein erstes Handy. Mit 20 Klingeltönen von namhaften europäischen DJs!

Ich habe jetzt auch einen Mobilfunkvertrag, bei Viag Interkom. Ich bin damit relativ spät dran, meine Freunde haben eigentlich alle schon Handys, bis auf die, die alles Neue grundsätzlich erst mal zehn Jahre lang ablehnen müssen.

Kurz vorher war ich in einem Berliner Biergarten verabredet. Der Biergarten war sehr voll, ich musste eine Stunde lang herumlaufen und suchen, bis ich den Tisch mit den Freunden endlich fand.

Ebenfalls kurz vorher war ich mit jemandem an einem Badesee verabredet, wurde aber versetzt. Beziehungsweise doch nicht, denn später stellt sich heraus, dass der andere doch da war, wir haben uns nur nicht gefunden.

Jetzt reicht es!, sage ich, ein Handy muss her.

Das Handy gibt es umsonst zum Vertrag dazu, es ist das Siemens C25. „Das monochrome LCD-Display kann 3 x 12 Zeichen darstellen, es sind 20 monophone Klingeltöne gespeichert, ein weiterer Klingelton kann individuell durch Tastendruck komponiert werden.“ Diese Klingeltöne sind ein wichtiges Verkaufsargument, sie sind von europäischen DJs programmiert! Hier kann man alle 20 hören, meinen ab 0:56.

Kathrin Passig; Link-Auffindungshilfe von Ira Strübel

Mitte 1999

Nach zu viel Drogen bekomme ich eine Elektrolytlösung und einen guten Tipp

Es ist Kirchweih im Nachbardorf und unsere Clique ist selbstverständlich dabei. Wir trinken viel Bier, aber ich bin jung, ich vertrage noch was. Am späteren Abend treffen wir einen Bekannten. Er lädt uns ein, mit ihm und seinen Freunden woanders hinzugehen, um genau zu sein in seine Wohnung. Wir wollen noch ein wenig was rauchen, um den Abend abzurunden.

Kurz darauf bin ich Teil eines Kreises, in dem eine Bong zirkuliert. Mehrmals genehmige ich mir kräftige Züge. Nach einiger Zeit spüre ich die volle Wirkung. Ich erhebe mich und falle um wie eine Schranke. Jedenfalls erzählt man mir das später.

Auf dem Boden angekommen bin ich unfähig, mich zu artikulieren oder zu bewegen, jedoch bei vollem Bewusstsein. Ich höre die panischen Stimmen der anderen Leute. Meine Freundin hat wohl nicht so viel getrunken und veranlasst, dass ich – von zwei starken Männern gestützt – in ihr Auto verfrachtet werde. Sie fährt mich unter Missachtung einiger Verkehrsregeln ins Krankenhaus der nächstgrößeren Stadt.

Dort angekommen finde ich mich auf einer Liege wieder. Immer noch unfähig, aktiv am Gespräch teilzunehmen, bekomme ich mit, wie das behandelnde Personal meine Freundin befragt. Neben den Personalien geht es auch um

die Umstände meiner Beförderung. Ob meine Freundin einen Notruf gewählt hätte, wollen sie wissen und sind froh, als sie das verneint. Weniger Papierkram. Sie geben ihr auch noch einen praktischen Tipp: „Wenn so etwas mal wieder vorkommt, fahren Sie nicht selbst, sondern rufen Sie bitte jemanden an! Aber nicht die 110 oder 112, sondern die 19222. Dann kriegt die Polizei das nicht mit."

Anschließend hängt man mich an einen Tropf mit Elektrolytlösung und schiebt mich auf den Gang der Intensivstation, wo ich am nächsten Morgen quietschfidel erwache. Die Behandlung kostet 30 Mark.

Alan Smithee

Ungefähr Juli 1999

Ein Ferngespräch am Handy! Akute Verarmungsängste. Es geht aber alles gut aus

Ich habe noch nicht lange ein Handy und verlasse jetzt zum ersten Mal Berlin damit. Aus dem Zug rufe ich meine Eltern an, um ihnen meine Ankunftszeit mitzuteilen. Weil die Strecke lang ist und es eigentlich nie ohne Verspätungen klappt, weiß ich die Ankunftszeit erst auf der Höhe von Regensburg einigermaßen genau. Dass man jetzt aus dem Zug anrufen kann, ist schon mal ein großer Vorteil, denn bisher musste ich immer auf einem Umsteigebahnhof hastig in die Telefonzelle auf dem Bahnsteig springen, und diese Idee hatte nicht nur ich.

Ich bin etwas besorgt, weil ich im Glauben aufgezogen worden bin, dass man sofort verarmt, wenn man am Telefon mehr als nur das Allernötigste sagt, und jetzt auch noch am Handy, wer weiß! Ich habe irgendeine Berlin- oder Innerhalb-von-Viag-Interkom-Billiger-Telefonieren-Option und deshalb bisher gar kein richtiges Ferngespräch mit einer Festnetznummer geführt. Werde ich mir das mehrsekündige Elterntelefonat leisten können?

Es ist zu diesem Zeitpunkt wohl irgendwie so, dass man sich die Kosten direkt nach dem Telefonat ansagen oder anzeigen lassen kann. Jedenfalls erfahre ich zeitnah, dass der Anruf ungefähr 4 Pfennig gekostet hat, weil ich nämlich *sekundengenaue Abrechnung* habe. Ein Anruf von einem Festnetztelefon wäre teurer gewesen, denn da wird nicht nach Sekunden, sondern nach Einheiten abgerechnet (hier die komplizierten Details). So ist das also mit dieser neuen Technologie!

Meine Mutter wird noch viele Jahre lang sagen: „Ich leg besser gleich wieder auf, du bist doch am Handy, oder? Das ist sicher sehr teuer!“

Stand 2014: Ich rufe sicherheitshalber immer noch auf der Höhe von Regensburg aus dem Zug an, mein Vater sagt dazu aber schon seit etwa 2010 nur noch: „Ich weiß doch, wann du ankommst. Steht ja in deinem Googlekalender.“

Kathrin Passig

1999 und 2001

Ich importiere mit viel Aufwand Musik

Eine meiner Lieblings-CDs ist “Jet” von Katell Keineg. Kennt sonst keiner, auch ich habe die CD eher zufällig gefunden. “Jet” ist das zweite Album von Katell Keineg, das erste heißt “O Seasons, O Castles” und ist in Deutschland nach meinen Recherchen nicht erschienen. Woher ich weiß, dass es dieses Album überhaupt gibt, weiß ich nicht, aber 1999 gibt es ja schon dieses Internet, vermutlich habe ich es da irgendwo erfahren.

Ich gehe also irgendwann im (vermutlich späten) Frühjahr 1999 auf der Ehrenstraße in einen kleinen alternativen Musikladen, dem ich zutraue, mir behilflich sein zu können. Tatsächlich kann ich die CD dort bestellen, 45 Mark kostet mich der Spaß, mir Musik importieren zu lassen, aber das ist es mir wert. Wann die CD kommt, kann man mir aber nicht sagen, es wird sich wohl eher um Wochen als um Tage handeln.

Zwischen dem Besuch im Musikladen und dem Liefertermin der CD passiert folgendes: Ich mache Abitur, bekomme das Angebot, als privates Au-Pair nach New York zu gehen und zögere ungefähr keine Sekunde, "Ja" zu sagen, weil New York. In New York kaufe ich mir dann sicherheitshalber direkt "O Seasons, O Castles". Eventuell kaufe ich die CD sogar zwei Mal, zur Sicherheit, falls ich mal eine verschenken will, da bin ich mir aber nicht mehr sicher. Zutrauen würde ich es mir, so im Nachhinein. Zu Hause hole ich dann trotzdem noch meine teuer importierte CD ab und habe das Album jetzt zwei oder drei Mal zu Hause.

Zwei Jahre später veröffentlicht Lori Carson ein neues Album, das man nur im Internet kaufen kann, bzw. bei ihr direkt bestellen muss. Vermutlich handelt es sich hier um die Vorläufer des mittlerweile ja sehr verbreiteten Self-Publishings. Ich bin mittlerweile Studentin in Bonn. Als Studentin hat man üblicherweise keine Kreditkarte, ich muss also eine Auslandsüberweisung tätigen, um die CD kaufen zu können.

Dazu muss man zur Bank gehen, irgendwelche Formulare ausfüllen und am Ende beläuft sich der von mir zu zahlende Preis auf gut 80 Mark, von denen knapp die Hälfte irgendwelche Auslandsüberweisungsgebühren sind, dazu Preis für die eigentliche CD und natürlich Versandkosten. Aber das ist es mir wert.

"House in the Weeds" von Lori Carson kann man sich 2015 bei Amazon als CD für 37,95 Euro aus den USA importieren lassen. Es ist also gar nicht so schrecklich viel günstiger geworden. Alternativ kann man es für 9,90 Euro bei iTunes runterladen oder halt auf Spotify hören. Aber damals, da hatten wir das alles ja nicht!

Anne Schüßler

Sommer 1999

Als Exot mit dem Handy rufe ich die Feuerwehr. Aber eine andere als gedacht

Ich fahre im Auto während eines schweren Gewitters. Der Blitz schlägt in einen Baum ein, der daraufhin einen großen Ast verliert, welcher wiederum zwei Autos vor mir eine Anschlussverwendung als Kühlerfigur findet.

Ich mache – wie alle anderen Fahrer um mich herum auch – eine Vollbremsung und steige aus, um die Lage zu prüfen. Die Fahrerin des betroffenen Wagens ist glücklicherweise unverletzt, aber der nicht gerade als Ästchen zu bezeichnende Baumteil blockiert nun die gesamte Straße. „Irgendjemand sollte die Feuerwehr rufen!“, höre ich einen Mann sagen. „Ich kenne hier jemanden, der um die Ecke wohnt. Ich rufe von dort aus an“, sagt eine Frau. „Warten Sie, ich habe ein Handy!“, rufe ich in die Menge. Tatsächlich scheine ich der einzige von geschätzt zwanzig Personen um die Unfallstelle herum zu sein, der so ein modernes Gerät einstecken hat.

Ich wähle die 112. Es meldet sich überraschend die Feuerwache Nürnberg, dabei bin ich gut 30 Kilometer entfernt davon, wohingegen die örtliche Feuerwehr keine zwei Kilometer weit weg ist. Ich schildere den Vorfall und als ich den Ort des Geschehens nenne, sagt der Mann von der Leitstelle leicht genervt: „Ach, in Lauf sind Sie! Rufen Sie vom Handy aus an?“ „Ja.“ „Das passiert immer, wenn jemand mit dem Handy anruft. Aus dem ganzen Landkreis landen alle bei uns. Na, dann verständige ich mal die Kollegen in Lauf.“

Johannes Mirus

Sommer 1999

Kathrin Passig ist kein Navigationsgerät

Wir sind zu einer Party eingeladen. Per IRC (Internet Relay Chat) oder E-Mail habe ich eine Wegbeschreibung bekommen. Die drucke ich im A4 Format gut lesbar und drücke sie dann Kathrin in die Hand, damit sie sie mir Schritt für Schritt vorliest. Den Weg zur Ortschaft kenne ich einigermaßen, ich arbeite in der Nähe. Innerorts bin ich aber hilflos und auf Navigationsunterstützung angewiesen. So lange wir in bekanntem Terrain sind, klappt das auch ganz gut. Leider kommt Kathrin beim Vorlesen, gerade als es für mich wegen Orientierungslosigkeit spannend zu werden beginnt, die Narkolepsie in die Quere und ich muss ihr beim Fahren den Zettel aus der Hand nehmen, um selbst zu Ende zu navigieren. Es klappt aber dann trotzdem ganz gut und Kathrin wird auch gerade rechtzeitig wieder wach, als wir am Partyort ankommen.

Mia Culpa

1999

Goldene Zeiten: Als jeder Schüler Pay-TV knacken konnte

Wer in unserer Jahrgangsstufe etwas auf sich hält, schaut Fernsehen nur noch auf dem heimischen Rechner, wofür man eine „TV-Karte“ genannte PCI-Card benötigt. Fernsehkartenmarktführer ist die Firma Hauppauge, von der niemand weiß, wie man ihren Namen ausspricht. Das Fernsehschauen via TV-Karte hat zwei Vorteile: 1. lassen sich von dem über Kabel oder Sat-Receiver eingespeisten Fernsehprogramm Screenshots und Aufzeichnungen anfertigen, 2. ist es möglich, kostenlos Premiere zu schauen!

Der Pay-TV-Sender Premiere war der Vorgänger von Sky und wurde auf äußerst primitive Weise verschlüsselt, nämlich mit Nagravision. Nagravision zerhackt das Bild in horizontale Streifen und wirbelt diese dann durcheinander. Ein auf eine einzige Diskette passendes Crackprogramm namens „MoreTV“ ermittelt den Zeilentauschalgorithmus und descramblet das Fernsehbild. So kann man jeden Abend werbefrei Sportübertragungen und topaktuelle Filme sehen, ohne wie der gewöhnliche Premiere-Kunde eine monatliche Decoder-Leihgebühr zu zahlen.

Diese herrlichen Zeiten der analogen Ver- und Entschlüsselung enden allerdings kurz nach der Jahrtausendwende, als „Premiere World“ und die anderen Premiere-Nachfolger ausschließlich digital senden.

Torsten Gaitzsch

7.8.1999

Klingeltöne abtippen: Ich war dabei

Nach nicht einmal zwei Monaten mit dem schönen Klingelton bin ich seiner überdrüssig:

<bilch> mein Handy klingelt jetzt mit der Itchy&Scratchy-Melodie
<bilch> so produktiv war ich heute :-)

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich. Man kann die Itchy&Scratchy-Melodie nicht einfach als Klingelton herunterladen. Man muss sie in den 21., frei programmierbaren Klingeltonspeicherplatz des C25 hineinschreiben. Zum Glück hat das vor mir schon mal jemand gemacht und im Netz dokumentiert, so dass ich alles nur abzutippen brauche. Klingeltöne abtippen! Ich war dabei!

Update: Irgendwann zwischen 2014 und 2015 ist die verlinkte Anleitung spurlos aus dem Netz verschwunden. Ersatzhalber hier eine Anleitung zum Eingeben der Simpsons-Titelmelodie:

C3(1/8) P(1/16) E3(1/16) P(1/16) Fis3(1/16) P(1/16) A3(1/16) G3(1/8) P(1/16) E3(1/16) P(1/16) C3(1/16) P(1/16) A2(1/16) Fis2(1/16) Fis2(1/16) Fis2(1/16) G2(1/8) P(1/16) P(1/16) Fis2(1/16) Fis2(1/16) Fis2(1/16) G2(1/16) Ais2(1/16) P(1/16) C3(1/16) C3(1/16) C3(1/16) C3(1/16)

Das Eingeben der Töne ging so:

SIEMENS

To input a tune into your C25, use the keys according to the instructions in the table below.

Press	Note	Hold key until display shows: (1/16)	Hold key until display shows: (1/8)
1	DO	c	C
2	RE	d	D
3	MI	e	E
4	FA	f	F
5	SOL	g	G
6	LA	a	A
7	SI	b	B
8	DO (2. octave)	+c	+C
0	"Pause"	p	
# **(Press # until display shows: 2)** **Press # until display shows 1 to return to 1. octave**	"2. octave"	+	
* **[Press * once to activate this function]** **[Press * to remove this function]**		#	

You can change the speed of the tune by holding the key a little longer.
Use (1/4) with the capital letters and (1/8) with the small letters.

Quelle: www.cellular.co.za/siemens_c25_tunes_keystrokes.htm

Kathrin Passig

August 1999

Das Online-Banking meiner Bank ist sicher. Sicher?

Trotzdem ich eher vorsichtig bin, siegt 1999 auch bei mir die Bequemlichkeit und ich lasse mir bei meiner Bank den Online-Banking-Account freischalten. Das ist noch keine Selbstverständlichkeit und braucht einige Wochen, die mit dem Hin- und Her-Senden von diversen Dokumenten vergehen.

Ich arbeite zu dem Zeitpunkt schon seit mehreren Jahren hauptberuflich am Internet, lese auch immer brav die gängigen Sicherheits-Newsletter, und als mir irgendwann bei einer Überweisung eine Fehlermeldung seltsam vorkommt, mache ich mir sofort Sorgen.

Glücklicherweise ist meine Bank zu Fuß drei Minuten die Straße hinunter und ich laufe los. Frage in der Bank, wer denn für das Online-Banking zuständig ist und werde an einen Schreibtisch weiter hinten verwiesen.

Ich berichte, zeige den angefertigten und ausgedruckten Screenshot der Fehlermeldung und äußere meinen Verdacht, dass es eine man-in-the-middle-Attacke gegeben haben könnte. Sie hört mir mit leerem Gesicht zu und antwortet dann, dass sie mir versichern kann, das Online-Banking-Verfahren ihrer Bank sei sicher.

Ich frage, was denn der Fehler zu bedeuten habe. Sie antwortet, dass das Online-Banking ihrer Bank sicher ist.

Ich wiederhole meine Frage, sie wiederholt ihre Antwort.

Ich frage, ob sie einen solchen Angriff ausschließen kann, sie wiederholt ihre Antwort.

Ich frage sie direkt, ob es sein kann, dass sie keinerlei technische Ahnung hat und nur dummerweise auf dem Posten als Ansprechpartnerin gelandet ist. Sie nickt traurig.

Auf meine Bitte hin fertigt sie eine Gesprächsnotiz an – um mich abzusichern, falls in der nächsten Stunde größere Summen von meinem Konto verschwinden sollten. Zum Glück passiert nichts.

Christian Fischer

1996–1999

Umständlichkeiten der Fotovervielfältigung

Als Elfjährige fahre ich zum ersten Mal im Sommer auf ein Zeltlager, das von der KJG organisiert wird. Während der zehn Tage machen die GruppenleiterInnen Fotos vom Lageralltag, natürlich mit analogen Fotoapparaten. Wenn dann die Schule wieder begonnen hat und die Filme entwickelt sind, gibt es einen Diaabend für alle Kinder und ihre Familien. Anschließend liegen die Fotos in langen Reihen auf Tischen aus, durchnummeriert. Die, von denen man einen Abzug haben möchte, werden aufgeschrieben. Jedes kostet ungefähr 30 bis 40 Pfennig. (Das Entwickeln der Negative zuvor hat zusätzlich wahrscheinlich um die 5 Mark pro Film gekostet.) Irgendjemand konsolidiert die 60 Listen dann wohl in eine, trennt für jeden Film von dem Umschlag, in dem die Fotos eines Films zusammen geliefert wurden, den perforierten Nachbestellzettel ab, füllt aus, wie viele Abzüge wovon benötigt werden, bringt das zum Fotogeschäft oder in den Drogeriemarkt und sortiert nach der Abholung die Fotos nach Einzelbestellung wieder auseinander.

Einige Wochen später kann man seine Bilder gegen Barzahlung in einem Briefumschlag im Pfarrbüro abholen.

Kristin Kopf

September 1999

Ich bin jetzt immer sehr mit dem Messen der perfekten Belichtungszeit beschäftigt

Ich will endlich einen alten Traum verwirklichen und künstlerisch fotografieren, wozu ich die alte Practica MTL 3 meines Vaters benutze, die so schön nach Leder riecht. Schwarz-Weiß-Filme sollen den künstlerischen Effekt garantieren. Man zieht für jedes Bild einen Hebel zurück, und am Ende kurbelt man den Film auf und wechselt die Dose. Ich bin jetzt immer sehr mit dem Messen der perfekten Belichtungszeit beschäftigt (ein kleiner Zeiger, den man im Sucher einpendeln muß), und mit dem Scharfstellen. Dazu muß man so lange am Objektiv drehen, bis im Sucher zwei Halbkreise genau übereinander stehen. Als Kind fand ich es faszinierend, daß man auf diese Weise mit einem Fotoapparat die Entfernung von einem Gegenstand messen konnte. Meine bulgarische Freundin, die mich für arm hält, weil ich keine Wohnung besitze, mokiert sich darüber, daß ich mir keine „richtige Kamera“ leisten könne, die die Entfernung automatisch einstelle. In der künstlerischen Fotografie, belehre ich sie, lege man Wert darauf, alles von Hand einzustellen, ein Künstler würde sich das nie von einer Maschine abnehmen lassen. Drei Jahre später habe ich die erste Digitalkamera, und weitere ca. fünf Jahre später werfe ich den letzten Ilford-Schwarz-Weiß-Film aus dem Kühlschrank weg. Ich mache jetzt eher Bilder wie Wolfgang Tillmanns.

(Jochen Schmidt)

September 1999

Trockenbleiben hat seinen Preis

Ich bin mit Freunden in Schottland zu Fuß unterwegs. Zwei Wochen lang rufe ich jeden Morgen am Handy (das ich erst seit Juni habe) die Nummer eines lokalen schottischen Wetterberichts an. Ich habe diese Nummer irgendeinem Druckwerk entnommen, vielleicht der Zeitung? Wenn der Wetterbericht sagt, dass es im Laufe des Vormittags aufhören wird zu regnen, bleiben wir eben bis elf Uhr im Zelt liegen. Ich bin sehr zufrieden mit dem Fortschritt.

Hinterher stellt sich heraus, dass die Kosten für meine Anrufe beim schottischen Wetterbericht insgesamt ungefähr so hoch sind wie die für den Rest des Urlaubs – nicht weil die Wetteransage kostenpflichtig wäre, es ist nur einfach teuer, mit einer deutschen SIM-Karte eine britische Nummer anzurufen. Jede Minute kostet mehrere DM, und so eine automatische Ansage des Wetterberichts dauert halt ein paar Minuten.

Kathrin Passig

1.10.1999

Mit dem Metropolitan und Personal Video unterwegs

Seit diesem Jahr gibt es für Reisen von Köln nach Hamburg einen extra Luxuszug mit edlem Gestühl: Holz statt Plastik und Leder statt Stoff, die Wände sind ebenfalls getäfelt. Ich nutze den Zug für einen eintägigen Termin: morgens hin, abends zurück. Mehr Verbindungen gibt es auch nicht.

Und statt Klassen kann man aus drei Bereichen wählen, in denen man jeweils unterschiedlich verwöhnt wird: Office mit großen Tischen und Handy-Empfang, Silence mit Bewirtung und Club mit Verleih von DVD-Playern mit Filmen (ein Blick in das edle Ambiente aus einem Artikel von Spiegel Onli-

ne). Für eine Zeit, in der das mobile Internet noch langsamer Luxus, Hotspots im Zug noch nicht erfunden sind und Handys noch dem Telefonieren und nicht dem Entertainment dienen, erstaunlich fortgeschritten.

Weiterer Pluspunkt: Der Zug hält zwischendrin nur zwei Mal (Düsseldorf und Essen) und fährt sonst unterbrechungsfrei durch. Auf meiner Hinfahrt genieße ich das Frühstück, auf dem Rückweg leihe ich mir einen der Player mit zwei Filmen. Zum Glück habe ich meine Kreditkarte mit, denn die braucht man als Pfand für das Gerät.

Das von mir gewählte Programm passt dann aber doch nicht in die kompakte Reisezeit (ca. dreieinhalb Stunden), deswegen bekomme ich die letzte Viertelstunde des zweiten Films nicht mehr mit und muss ihn mir dann später in einer Videothek ausleihen, um ihn zuende sehen zu können.

Thomas Jungbluth

1.10.1999

Futurama wird illegal aus dem Internet heruntergeladen, das geht nämlich schon

<bilch> wir haben alle Futurama-Folgen gesehen
<bilch> jemand hat sie aus dem Internet illegal als mpegs runtergeladen
<bilch> und wir haben einen Beamer ausgeliehen

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich. Es gibt zu diesem Zeitpunkt 11 Futurama-Folgen. Es gibt offenbar auch schon Beamer, die man sogar ausleihen kann (meiner Erinnerung nach für relativ viel Geld in Videotheken), man kann bereits US-Serien im Internet herunterladen, und wir haben sogar schon ein Unrechtsbewusstsein.

Kathrin Passig

Sommer und Herbst 1999

Frühe eCommerce Gehversuche in der Industrie

Gegen Ende der neunziger Jahre hat der Internetboom auch die deutsche Industrie voll erfasst. Die Agentur, in der ich arbeite, hat einen Kunden, der unbedingt ein B2B Pilotprojekt umsetzen will. Wir sollen einen Webshop bauen, über den andere Unternehmen Ersatzteile für Transformatoren bestellen können.

Bei den Transformatoren handelt es sich um Starkstromtransformatoren, die in Umspannwerken und ähnlichen Anlagen benötigt werden. Das Produktangebot ist sehr übersichtlich, es gibt weniger als 20 Produkte. Diese werden über Jahre hinweg unverändert gebaut, manche schon seit über 10 Jahren. Als direkte Folge daraus ist auch das Angebot an unterschiedlichen Ersatzteilen nicht besonders hoch, manche Teile finden in verschiedenen Produkten Verwendung.

Das führt dazu, dass der Kunde nicht bereit ist, ein kostenpflichtiges off-the-shelf Shopsystem[1] einzusetzen sondern uns eine individuelle Lösung programmieren lässt. Irgendwann im Projekt kommen wir an den Punkt, an dem wir die Transaktions- und Logistikprozesse definieren müssen – uns graut dabei ein wenig vor der Anbindung an das interne SAP System des Kunden. Wir fragen beim Kunden, in welcher Form wir die Daten aus dem Bestellformular an welche Schnittstellen übergeben sollen.

„Ach“ sagt der Kunde „machen Sie das mal nicht so kompliziert. Lassen Sie einfach eine Email generieren und schicken Sie uns die dann einfach.“ Natürlich ist das für uns einfacher und spart einiges an kalkuliertem Entwicklungsaufwand. Aber jetzt sind wir neugierig und wollen wissen, wie denn die Daten aus der Email dann weiterverarbeitet werden.

1. Von OpenSource will 1999 in der Industrie niemand etwas hören und ein Intershop System für <100 Produkte, die zudem eher über Jahre unverändert angeboten werden, ist dann eben doch eine Nummer zu groß.

„Oh, ganz einfach. Unser Werksstudent druckt die Email aus und überträgt die Bestellung in das Faxformular, das er dann zum Ersatzteillager faxt. Die haben da eh noch keinen Rechner, der über das Internet erreichbar ist und Email empfangen könnte.“

Henning Grote

1999/2000

Gehirnstimulation mit einer Audiosoftware namens “Cool Edit”

„Cool Edit“ heißt ein beliebtes Soundbearbeitungsprogramm, das schon in der Shareware-Version recht professionell daherkommt. Ein Mitschüler gibt mir einen Key, mit dem ich die Vollversion freischalten kann.

Das faszinierendste Feature ist der integrierte „Brainwave Synchronizer“. Dieser transformiert eine beliebige Sounddatei oder ein mit der Software generiertes Geräusch zu einem Dauerton in einer gewählten Frequenz. Die Idee dahinter: Bestimmte Frequenzen haben bestimmte Auswirkungen auf das menschliche Gehirn. Thetawellen zum Beispiel (4-7 Hz) sollen tiefenentspannend wirken, beim Meditieren helfen und die Gedächtnisleistung fördern. Um diese „brainwave frequencies“ zu transportieren, braucht man „carrier waves“, also etwa ebenjene Geräusche, die das Programm zu erzeugen vermag. Man soll sich das in wenigen Minuten erstellte Soundsample auf ein Audiomedium spielen und dann liegenderweise und mit geschlossenen Augen über Stereokopfhörer anhören. Ich experimentiere mit unterschiedlichen Frequenzen und unterschiedlichen Trägergeräuschen (verschiedenfarbiges Rauschen), doch die versprochenen Effekte bleiben aus.

Von „Brainwave Synchronizern“ habe ich später nie wieder gehört oder gelesen. Sucht man heute (2014) im deutschsprachigen Internet danach, stößt man lediglich auf eine Handvoll Verschwörungs- und Esoterikseiten.

(Umfangreiche Dokumentation im Forum astralpulse.com)

Torsten Gaitzsch

Dezember 1999

„Könntest du kurz aus dem Internet gehen? Ich muss was verschicken.“

Seit einem Jahr arbeite ich in einer Münchner PR-Agentur mit zwölf Mitarbeiterinnen. Pressemitteilungen werden als Papierausdruck verschickt, idealerweise in schönen Pressemappen. Wenn eine Meldung besonders eilig ist (Krisenkommunikation, Personalmeldungen), wird schon mal Faxversand gewählt – allerdings mit ungewissem Ausgang, denn die angeschriebenen Redaktionen haben meist nur ein einziges zentrales Fax, und es ist fraglich, ob das Fax auch wirklich der Redakteurin in der Adresszeile gebracht wird. Fotos werden als Dias versandt, eine Hauptaufgabe von Praktikantinnen ist es, Diaduplikataufträge zum Fotoladen zu bringen, die Dias abzuholen und gut eingepackt zu verschicken.

Es gibt allerdings bereits Internetzugang, bezahlt werden zwei Anschlüsse. Das bedeutet, dass von den sechs ans Internet angeschlossenen Rechnern immer nur zwei gleichzeitig online gehen können. Das Web ist noch recht überschaubar, und der Hauptanlass fürs Einwählen per Modem ist das Abrufen und Versenden von E-Mails: Ein paar Kunden sind tatsächlich schon damit zu erreichen, vor allem natürlich die aufstrebenden Internet-Startups, die in München zu dieser Zeit wie die Schwammerl sprießen (Gerhard Polt in anderem Zusammenhang: „They mushroom up.“).

Üblicherweise werden also E-Mails offline geschrieben, und wenn ich sie verschicken will, schaue ich bei den Kolleginnen, ob die Internetzugänge gerade benutzt werden. Ist es so, bitte ich: „Könntest du kurz aus dem Internet gehen? Ich muss was verschicken.“ Als einige Fotos auch digital zur Verfügung stehen, beginnen wir sie den Redaktionen in dieser Form anzubieten –

und ernten meist heftige Abwehr: In vielen Ilustrierten hat nur die Grafikabteilung Internetzugang, und es wäre sehr umständlich für die Redakteurinnen, das eingehende Material zu sichten.

Ein Jahr später bewerbe ich mich bei einer anderen Agentur. Im Vorstellungsgespräch erwähnt der Geschäftsführer en passant, das sie eine Standleitung ins Internet hat; ich sehe das Paradies zum Greifen nahe und freue mich sehr, als ich den Job bekomme.

die Kaltmamsell

ca. 1999

Vor- und Nachteile der Rufnummernanzeige

Ich habe einen PR-Beratungskunden, einen sehr netten, jungen Rechtsanwalt, der aber über einen etwas skurrilen Humor verfügt. Jedes Mal, wenn er mich anruft, meldet er sich mit einem anderen Namen, meistens so etwas wie “Steuerfahndung, Müller”.

Zum Glück habe ich gerade im Büro ein ganz neues Telefon mit Display und Rufnummernanzeige bekommen. Nachdem ich mich ein paarmal sehr erschrocken und mit meiner Reaktion zum Deppen gemacht habe, erkenne ich endlich seine Nummer auf Anhieb. Zwar sind die Telefone der Kanzlei ihrerseits so eingestellt, dass man immer die Zentrale sieht und nicht die jeweilige Durchwahl. Aber da dieser junge Anwalt der PR-Beauftragte der Kanzlei ist, ruft von dort ohnehin nur er bei mir an. Ich nehme mir fest vor, es ihm bald heimzuzahlen.

Als ich das nächste Mal die Nummer der Kanzlei im Display sehe, melde ich mich geistesgegenwärtig mit „Städtischer Hundefriedhof Germersheim-Süd“. – Darauf langes Schweigen am anderen Ende der Leitung, und schließlich der Kunde: „Ja … Wir sitzen hier in der Soziätsversammlung und hätten mal eine Frage. Ich hatte bereits auf laut gestellt.“

Ab diesem Moment werde ich nie wieder einen Telefonscherz machen. Mit niemandem.

Kerstin Hoffmann

Etwa 1999

Von Robben und Navis

Mit einem Freund bin ich in einer Robbe unterwegs, um einen meiner vier Berliner Umzüge über die Bühne zu bringen. Wir diskutieren, ob es wohl eines Tages dazu kommen wird, dass jedes, einfach jedes Auto serienmässig ein Navi eingebaut hat. Wir schauen nachdenklich auf das Armaturenbrett der Robbe. Nie, sagt mein Freund. Das wird bestimmt niemals so kommen.

Im Jahr 2015 sieht es so aus, als würde es tatsächlich nie dazu kommen. Das liegt freilich daran, dass im Jahr 2015 die Menschen es sind, die serienmässig ein Navi dabei haben. Worauf wir wiederum beide nicht gekommen wären. Und übrigens kann man die Robben inzwischen mit Navi mieten.

André Spiegel

Vermutlich Mitte bis Ende der 1990er Jahre

Telefonieren in Entenhausen

Geheimagenten telefonieren in Telefonzellen und verwenden dazu Telefonkarten:

In den Telefonzellen gibt es Tastentelefone und die Karten sind immer im falschen Moment leer:

Es gibt Sammelalben für Telefonkarten. Später in derselben Folge kommt auch eine Telefonkarten-Sammlerbörse vor, auf der getauscht und verkauft wird.

Telefonzellen akzeptieren aber auch noch Münzen.

Telefone haben noch keinen Stecker, den man einfach aus der Dose ziehen kann, sondern sind fest mit der Wand verkabelt:

Wenn das Telefon nicht geht, muss man aus der Telefonzelle den Störungsdienst anrufen:

Weniger arme oder geizige Bürger besitzen aber auch schon Mobiltelefone (in diesem Bild nicht sichtbar, aber: mit Antenne):

Die Telefonkarte mit dem Triceratops-Motiv erleidet im Verlauf der Geschichte einen tragischen Wertverlust und wird am Ende für fünfzig Kreuzer gehandelt.

Quelle: “Kampf um Karten”, in: Walt Disney Lustiges Taschenbuch Spezial “Verborgene Schätze”, Disney Enterprises, Inc. 2015, S. 219–238.

Kathrin Passig; gefunden von Georg Passig

Ca. 1999

Digital humanities avant la lettre

Wir lesen im Lateinunterricht »De bello Gallico«. Unser Lateinlehrer ist anständig und kündigt eine Woche vor der Klausur eine Handvoll Vokabeln an, die in der Klausur vorkommen würden.

Das Perseus-Projekt der Tufts University ermöglicht die Volltext-Suche in vielen antiken Werken – auch Caesar. Wir recherchieren, in welchem Abschnitt alle genannten Vokabeln vorkommen. Mit Erfolg.

Die Klausur hat einen Einserschnitt, unser Lateinlehrer verzichtet ab da darauf, suchbare Vokabellisten anzukündigen.

Felix Neumann

1999

Die Anfänge des Jailbreakens – bei einer Videokamera

Wir haben kleine Katzen bekommen und würden sie gerne auf Video aufnehmen. Ein Camcorder muss her. Ich recherchiere, was Stand der Technik ist, und entscheide mich für Mini-DV.

Mini-DV ist eine digitale Videotechnik, bei der eine ungefähr streichholzschachtelgroße Cassette rund eine Stunde Filmmaterial aufnehmen kann. Die Auflösung und Qualität entsprechen der eines Fernsehsprogramms der Vor-HD-Zeit.

Das Rennen macht ein Mini-DV-Modell von Panasonic mit tollem Objektiv, guter Handlichkeit und interessanten Programmen einschließlich einer Fotofunktion.

Um die Videos zu schneiden, erwerbe ich eine FireWire-Karte für meinen PC. Ein Videoschnittprogramm ist gleich dabei. Die ersten Videos sind auf den PC übertragen. Ich habe für den Transfer extra eine zweite Platte mit

1,5 Gigabyte eingebaut, da jegliche winzige Aussetzer beim Suchen nach freiem Plattenplatz bei der Übertragung zum Abbruch, wenigstens aber zu fehlenden BIldern führen.

Um die Fotos von der Kamera auf den PC zu übertragen, finde ich eine Anleitung zum Löten eines entsprechenden Kabels – eine der Klinkenbuchsen der Kamera wird mit diesem Adapter zugleich eine klassische RS232-Schnittstelle und von der Panasonic-Homepage erhalte ich ein Programm zum Suchen und Herunterladen der Fotos auf dem Videoband.

Ein Problem bleibt: Die Videos. Sie sind auf dem PC. Der steht im Arbeitszimmer und das ist eng, wenn man Freunden die Videos zeigen will, ist das unbequem.

Die Funktion, Videos über die FireWire-Schnittstelle wieder auf den Camcorder zu übertragen, ist zwar prinzipiell vorhanden, aber bei der EU-Ausgabe des Camcorders gesperrt. Ansonsten wären eine höhere GEMA-Gebühr und besondere Einfuhrzölle fällig geworden, weil der Camcorder dann rechtlich als vollwertiger digitaler Recorder gilt, der halt zufällig eine Kamera eingebaut hat.

Was nun?

Wieder im Internet finde ich eine Beschreibung, wie ich in der Firmware des Camcorders die Sperre deaktivieren kann. Dazu brauche ich lustigerweise das bereits selbst gelötete Kabel, das Steuerprogramm von Panasonic und ein weiteres Programm zum Patchen selber, das eine Schnittstelle des Steuerprogramms nutzt.

Nun kann ich die geschnittenen Videos auf eine Mini-DV-Cassette kopieren und sie über den Camcorder auf jedem Fernseher ansehen.

Volker König

1999

Der Straßenunebenheitsseismograf spielt Musik ab (manchmal)

Ich habe jetzt alle meine Kassetten auf dem Weg Heimat – Studium und Studium – Heimat einmal durchgehört. Es wird höchste Zeit, dass die Compact Disc nun auch im Auto Einzug hält. Dafür brauche ich nur viel Geld, um ein anderes Auto oder wenigstens ein anderes Autoradio zu kaufen.

Oder ich bin ganz clever und besorge mir für einen Bruchteil D-Mark einen Discman und diesen formschönen Kassettenadapter und einen Haufen Discman-Batterien und eine Klettverschluss-Discman-Halterung, die nicht funktioniert, weshalb ich den Discman schließlich immer unter den Beifahrersitz schiebe, wo er manchmal Musik abspielt, öfter allerdings als eine Art Straßenunebenheitsseismograf agiert und via Kassettenadapter aka Audio-Converter die tollsten Cuts & Scratches produziert.

Und überhaupt sind ständig die Batterien alle, weshalb ich Akkus und ein Ladegerät kaufe, die aber mit dem Discman nicht funktionieren wollen.

Gut, dass es in Berlin wenigstens ein paar gute Radiosender gibt.

Sebastian Langer, www.sebastian-langer.net

1987 bis 1999

Der Bücherbus in Salzburg-Gnigl

Bei uns in Salzburg-Gnigl kam der Bücherbus immer Montags zwischen halb 3 und 4. Man stieg in der Mitte ein, hinten konnte man die Bücher zurück geben, vorne ausleihen und aussteigen. Dazwischen befanden sich die Bücher. Ein ganzes Regal war voll mit Kinder- und Jugendbüchern. Der Rest hat mich damals nicht interessiert. Sie wurden laufend ausgewechselt. Wenn man alle Bücher, die einen interessieren, durch hatte, konnte man sich beschweren und neue in Auftrag geben. Man konnte immer nur bis zu 10 Bücher gleichzeitig ausleihen, also wenn man noch 4 vom letzten Besuch zu Hause hatte, dann nur mehr 6 Neue. Auch als Kind hatte man seine eigene Karte, sonst konnte man ja nur 10 Bücher für die ganze Familie ausleihen. Diese Karte kostete nichts. Am Anfang wurde noch in jedes Buch eingetragen, wer es ausgeliehen hat und wann, später wurde nur noch der Strichcode auf der Karte und der Strichcode auf dem Buch eingescannt. Man konnte die Bücher 4 Wochen behalten und dann musste man sie zurückgeben oder verlängern lassen.

So hab ich es geschafft den Großteil der städtischen Kinderbibliothek zu lesen, ohne je dort gewesen zu sein. Erst einige Jahre später hab ich mir die richtige Kinderbibliothek angesehen und war enttäuscht, dass ich die meisten Bücher schon kannte. Soweit ich weiß, kommt der Bücherbus auch 2017 noch, wie das mit dem Ausleihen funktioniert, weiß ich aber nicht.

Iltschi

1995 bis 1999 (oder so)

Ich war jung und hatte Zeit und einen Videorekorder

Als mein Opa ins Seniorenheim zieht, bekomme ich seinen alten Fernseher und habe jetzt mein eigenes Fernsehgerät im Zimmer. Irgendwoher bekomme ich auch einen gebrauchten Videorekorder und werde die nächsten vier bis fünf Jahre so viele Filme gucken und sammeln wie vielleicht nie wieder.

Der Videorekorder hat zwar keine Anleitung, ich finde aber trotzdem irgendwie raus, wie man ihn programmieren kann. Man muss sich nur lange genug mit den Geräten beschäftigen.

Ich lese die Fernsehzeitung sehr gründlich und markiere alles, was ich aufnehmen möchte. Da wir nur sechs Programme empfangen (ARD, ZDF, WDR, RTL, VOX und je nach Wetterlage SWR), müssen gelegentlich Bekannte mit Kabel- oder Satellitenfernsehen einspringen. So wächst meine Sammlung selbst aufgenommener VHS-Kassetten rasant an und muss dementsprechend verwaltet werden. Die Verwaltung läuft zweigleisig.

1. Die Videokassetten selber müssen etikettiert werden. Dazu messe ich die entsprechend benötigte Größe für den Kassetten selber und für die untere Seite der Hülle und erstelle eine Vorlage in Microsoft Word. Dann ergänze ich den Text (fortlaufende Nummerierung, Titel und – für die großen Etiketten – Regisseur) und drucke entsprechende Etiketten auf Klebefolie. Ich überspiele relativ selten bereits aufgenommene Kassetten und kann so davon ausgehen, dass ich nicht dauernd neu drucken und überkleben muss.

Ob ich immer erst drucke, wenn ich genug neue Kassetten für eine DIN-A-4-Vorlage zusammen habe oder ob ich einen Weg finde, mit genauen Abmessungen und einem zuverlässigen Drucker eine Seite nach und nach zu bedrucken, weiß ich nicht mehr.

Wozu die kleinen Etiketten gut sind, erkennt man gut, wenn man die Videokassetten im Regal stehen sieht. Leider ist die Qualität des Bildes schlecht, so dass man die Filmtitel nur erkennt, wenn man ich ist und noch eine grobe Erinnerung an die VHS-Sammlung hat. (Auf dem Bild zu sehen sind u. a.

“Der Tod und das Mädchen”, “. . . denn sie wissen nicht, was sie tun”, “Allen geht’s gut”, “Don Juan de Marco”, Stranger than Paradies”, “Die Blechtrommel”, “Mystery Train”, “E-Mail für dich”, “Jennifer Eight”, “Das Glück liegt in der Wiese”, “Was geschah wirklich mit Baby Jane?”, “Tot Ziens” und eventuell “Die Unschuld der Krähen”. Bei mindestens zwei der Filme kann ich mich nicht daran erinnern, sie je gesehen zu haben, aber ich hätte können, wenn ich gewollt hätte.)

2. Zusätzlich erstelle ich eine Tabelle in Quattro Pro, in der ich die Filme eintrage mit ihrer fortlaufenden Nummer, Regisseur und vermutlich noch ein paar anderen Eigenschaften.

Es gibt keine Verbindung zwischen der Verwaltung in Quattro Pro und der Etikettenerstellung, beide Systeme laufen nebeneinander her.

Die VHS-Sammlung zieht noch zwei Mal mit mir um, erst in die erste eigene Wohnung nach Bonn und dann ein paar Jahre später wieder zurück in die erste gemeinsame Wohnung nach Leverkusen. Irgendwann zwischen 2004 und 2007 gestehe ich mir ein, dass die Zeit von VHS wohl vorbei ist und packe alle Kassetten in Bananenkartons. Als meine Tante davon erfährt, interveniert sie, so dass einige Kartons dann doch nicht auf dem Müll, sondern bei ihr landen. Was dann daraus geworden ist, entzieht sich meinem Wissen.

Anne Schüßler

1992 bis 1999

Ohne Internet muss man mehr Geduld haben

1991 bekomme ich zu Weihnachten einen Amiga 500. Der Computer ist gebraucht und kommt bereits mit einer kleinen Ausstattung selbstverständlich durchgehend kopierter Spieldisketten. Außerdem tauschen, leihen und kopieren wir im Freundes- und Familienverband und so komme ich irgendwie auch in den Besitz von Monkey Island. Die Drehscheibe, die als Kopierschutz dem Original beiliegt, befindet sich allerdings nicht in meinem Besitz und so kann man das Spiel zwar sogar relativ lange spielen, irgendwann kommt man aber nicht weiter. (Ich glaube, man kommt ungefähr bis zu der Stelle, wo man in Elaines Villa einbricht und dann in den Ozean katapultiert wird.)

Da ich auch niemanden kenne, der das Originalspiel besitzt, gibt es keine Möglichkeit, die Drehscheibe zu kopieren und so spiele ich einfach mehrfach den Anfang von Monkey Island durch.

Einige Jahre später gelange ich an das Originalspiel von Monkey Island 2, vermutlich noch auf Diskette, aber immerhin für den Windows-PC. Monkey Island 2 ist möglicherweise das einzige Adventurespiel, das ich ohne Lösung komplett durchspiele. Wie mir das gelungen ist, ist mir heute noch völlig unklar, ich muss wohl sehr geduldig gewesen sein. Internet gibt es in meinem Leben noch nicht und auf die Idee, ein Buch oder eine Zeitschrift mit der Lösung zu erwerben oder zu leihen, komme ich gar nicht, denn in meinem üblichen Sozialgefüge gibt es nur wenige computerspielaffine Menschen, die mich auf solche Optionen aufmerksam machen könnten.

Als ich den dritten Teil von Monkey Island spiele, gibt es das Internet schon, denn ich erinnere mich ziemlich genau an mindestens eine Szene, an der ich ohne Lösung schier verzweifelt wäre und auch mit Lösung noch denke, dass ich darauf vermutlich nie gekommen wäre. Spätestens diesen habe ich dann auch als CD-ROM in einer Sammelbox mit allen vier Teilen.

Ich mache später noch mehrere Versuche, einmal den ersten Teil durchzuspielen, scheitere aber mit beeindruckender Zuverlässigkeit, das letzte Mal 2016 auf dem iPhone. Auch bei anderen Adventures habe ich nie wieder die Geduld aufgebracht, die ich Mitte der Neunziger bei Monkey Island 2 hatte, irgendwann muss immer das Internet her, um mir auf die Sprünge zu helfen. Das gute Gefühl, ein Spiel ganz allein bis zum Ende durchgespielt zu haben, weicht dem guten Gefühl, wenigstens ein paar schwerere Rätsel ohne Hilfe selbst gelöst zu haben.

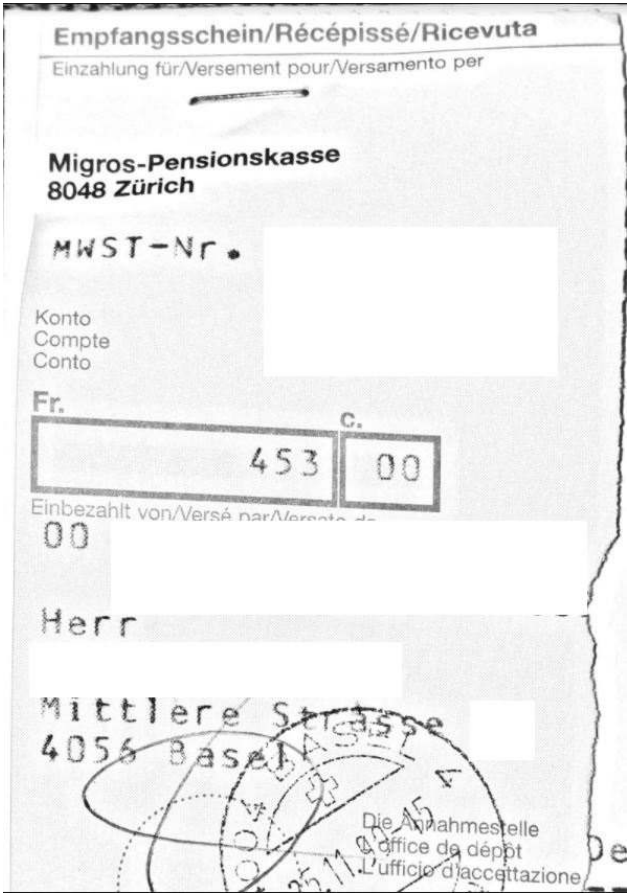
Anne Schüßler

1999

Ich trage jeden Monat Bargeld für die Mietzahlung zur Bank und bestimmt gibt es Gründe dafür

Für die Miete von 453 Franken pro Monat bewohne ich eine kleine Einzimmerwohnung in der Mittleren Straße in Basel, nicht weit von Universität und Innenstadt.

Die Miete dafür zahle ich jeden Monat durch Bareinzahlung am Bankschalter ein, wofür ich einen kleinen Schnipsel Papier mit Stempel und Unterschrift der Bankangestellten bekomme:


Empfangsschein/Récépissé/Ricevuta

Einzahlung für/Versement pour/Versamento per

Migros-Pensionskasse
8048 Zürich

MWST-Nr.

Konto
Compte
Conto

Fr. c.

453 00

Einbezahlt von/Versé par/Versato da

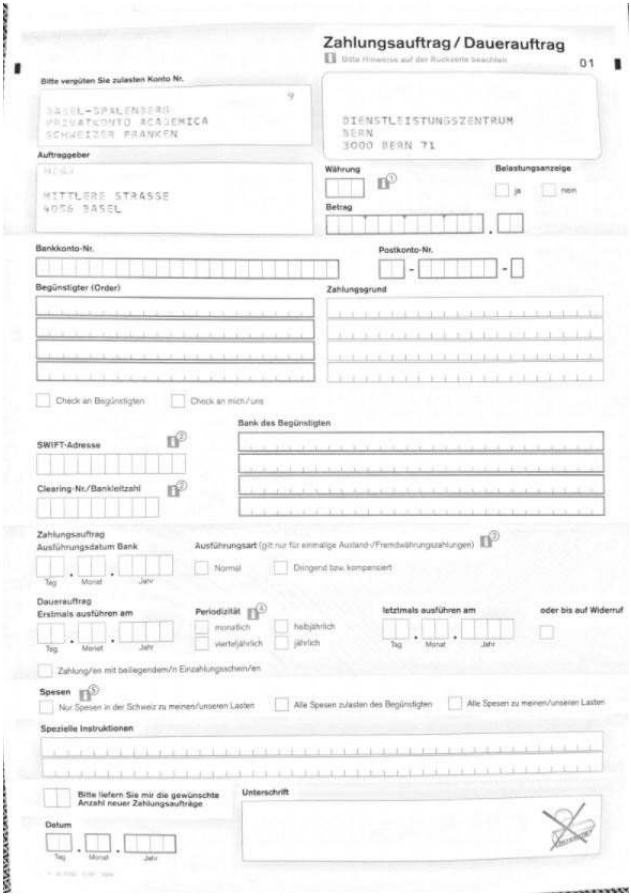
00

Herr

Mittlere Strasse
4056 Basel

Die Annahmestelle
Office de dépôt
L'ufficio d'accettazione

Ich besitze zu dieser Zeit bereits ein Girokonto in der Schweiz, ein “Privatkonto Academica”. Ich kann Überweisungen tätigen, und ich kann auch Daueraufträge für monatlich wiederkehrende Überweisungen einrichten:



Zahlungsauftrag / Daueauftrag

Bitte Hinweise auf der Rückseite beachten

01

Bitte vergüten Sie zulasten Konto Nr.

9

BASEL-SPALENBERG
PRIVATKONTO ACADEMICA
SCHWEIZER FRANKEN

DIENSTLEISTUNGSZENTRUM
BERN
3000 BERN 71

Auftraggeber

MEIER
MITTLERE STRASSE
4056 BASEL

Währung

Belastungsanzeige

ja nein

Betrag

Bankkonto-Nr.

Postkonto-Nr.

Begünstigter (Order)

Zahlungsgrund

Check an Begünstigten

Check an mich/uns

Bank des Begünstigten

SWIFT-Adresse

Clearing-Nr./Bankleitzahl

Zahlungsauftrag

Ausführungsdatum Bank

Tag Monat Jahr

Ausführungsart (gilt nur für einmalige Ausland-/Fremdwährungszahlungen)

Normal

Dringend bzw. kompensiert

Dauerauftrag

Erstmals ausführen am

Tag Monat Jahr

Periodizität

monatlich

halbjährlich

vierteljährlich

jährlich

letztmals ausführen am

Tag Monat Jahr

oder bis auf Widerruf

Zahlung/en mit beiliegendem/n Einzahlungsschein/en

Spesen

Nur Spesen in der Schweiz zu meinen/unseren Lasten

Alle Spesen zulasten des Begünstigten

Alle Spesen zu meinen/unseren Lasten

Spezielle Instruktionen

Bitte liefern Sie mir die gewünschte Anzahl neuer Zahlungsaufträge

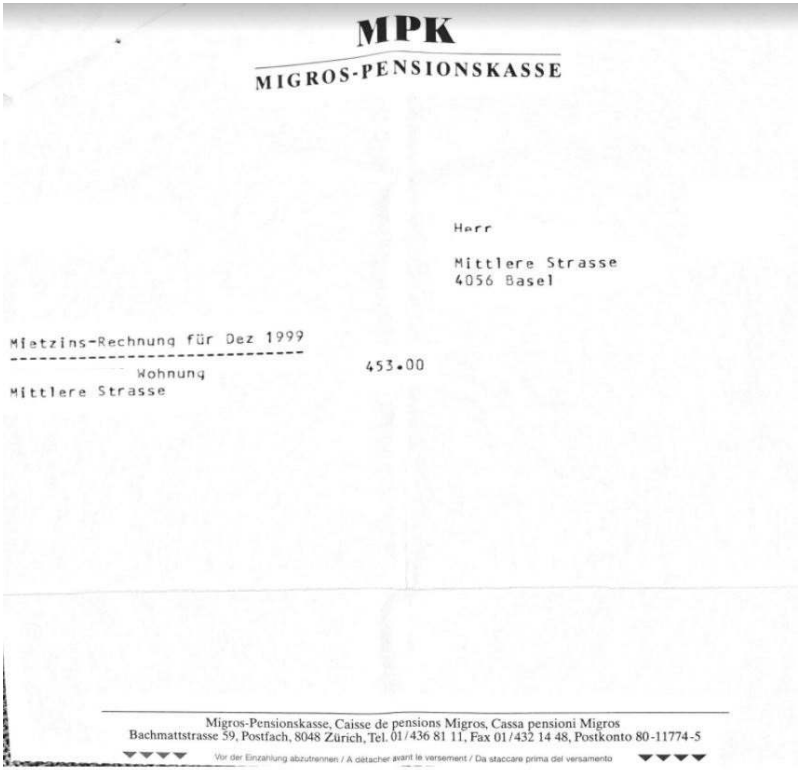
Unterschrift

Datum

Tag Monat Jahr

Auf dem Formular sind meine Kontonummer, Name und Adresse bereits vorgedruckt, die Vorderseite wird dann weiter handschriftlich ausgefüllt, und auf der zweiten Seite entsteht mit Kohlepapier ein Durchschrieb der ersten Seite – daher das “nicht stempeln” Symbol unten rechts (ein Stempel drückt sich wohl nicht gut genug durch).

Warum ich trotzdem monatlich zum Bankschalter laufe und die Kosten für die Miete bar einzahle anstatt einen Dauerauftrag einzurichten, kann ich heute (2017) nicht ganz sicher nachvollziehen. Auf jeden Fall bekomme ich jeden Monat eine Rechnung für die Miete, und an dieser Rechnung befindet sich unten ein an der Perforation abtrennbarer Einzahlungsschein mit einem sich monatlich ändernden Betreff:



MPK

MIGROS-PENSIONSKASSE

Herr

Mittlere Strasse
4056 Basel

Mietzins-Rechnung für Dez 1999

Wohnung
Mittlere Strasse

453.00

Migros-Pensionskasse, Caisse de pensions Migros, Cassa pensioni Migros
Bachmattstrasse 59, Postfach, 8048 Zürich, Tel. 01/436 81 11, Fax 01/432 14 48, Postkonto 80-11774-5

Vor der Einzahlung abzutrennen / A détacher avant le versement / Da staccare prima del versamento

Vielleicht ist dieser sich monatlich ändernde Betreff der Grund, warum ich keinen Dauerauftrag einrichte.

Ich zahle mehrere Jahre monatlich meine Mietkosten bar ein, kann aber leider nicht mehr nachvollziehen, bis wann ich das getan habe und ob das 1999 in der Schweiz so üblich ist (ich vermute eher nicht).

Molinarius

Irgendwann in den Neunzigern

Der Universal-Adapter für Kellerräume ist älter als zunächst vermutet

Bei einem Elektroversand sehe und kaufe ich – mehr aus Zufall – einen Adapter, um in Kellerräumen und Garagen, in denen keine Steckdose vorhanden ist, wohl aber eine Leuchte mit Glühlampenfassung, auch ein Elektrogerät anschließen zu können. Der Artikel ist ein typischer "könnte man ja mal brauchen"-Kauf und dürfte heute wahrscheinlich gar nicht mehr angeboten werden, weil er natürlich hochgradig nicht den gängigen Normen entspricht: Man führt den Stecker mit den zwei Elektropins in die beiden äußeren Löcher, das mittlere Loch dient dem Zusammenhalt mittels Schraube und Mutter. Es gibt keinen Schutzleiter, und CE- oder VDE-Kennzeichnung fehlen auch. In Elektrotechnikforen z. B. bei Facebook kann man allein mit der Erwähnung eines solchen Adapters einen mittleren Shitstorm auslösen.

Zwei Steckdosen stecken (ach) in dieser Fassung (Foto: Thomas Jungbluth)

Später stellt sich heraus, der Adapter scheint antik zu sein und es gab tatsächlich einmal sinnvolle offizielle Nutzungen für diese Technik. Das Bakelit des Gehäuses bestärkt mich in dieser Vermutung. Ich selbst habe ihn übrigens noch nie einsetzen müssen. Aber bis es soweit ist, bleibt er in meiner Werkzeugkiste.

Thomas Jungbluth

31.12.1999

Y2K und die Taschenlampe bleibt an

Es ist Silvester 1999 und ich bin mit meinen Eltern bei meiner Tante im Bergischen Land. Während der Rest der Mannschaft im Dorf Feuerwerk gucken gehen will, wollen meine zwei Cousins und ich zum Steinbruch und von da gucken, ob um Mitternacht die Welt unter- oder zumindest überall das Licht ausgeht.

Zum Steinbruch sind wir schon öfter gewandert, es ist auch keine richtige Wanderung, man geht nur ein bisschen einen Hügel hoch und kann dann aufs Dorf runtergucken. Mein Cousin hat einen Handscheinwerfer dabei und erst auf dem Weg fällt mir, dem modernen Stadtkind, auf, dass hier wirklich sonst keine einzige Lichtquelle ist. Würde der Scheinwerfer ausgehen, tappten wir wortwörtlich im Dunkeln.

Natürlich geht die Taschenlampe aber nicht aus und auch sonst nichts. Die Häuser sind auch um 0:01 Uhr genauso beleuchtet wie zwei Minuten vorher. Während die Cousins Böller zünden, bleibe ich in sicherem Abstand auf einem Stein am Hang sitzen und freue mich darüber, dass die Welt nicht untergeht.

Anne Schüßler

Anfang 2000

Interkom Home

In den letzten Tagen des alten Jahrtausends habe ich mir, nach langer Skepsis, als *late adopter* ein Mobiltelefon gekauft und genieße das neue, verbundene Leben. Kurze Zeit später werde ich *early adopter* und probiere das revolutionäre Konzept der *Homezone* von VIAG Interkom aus, auch unter dem Namen *Genion* vermarktet. Das Mobiltelefon bekommt dabei zusätzlich ei-

ne Festnetznummer und man kann damit zu Festnetzpreisen telefonieren – sofern man sich gerade zuhause befindet. »Zuhause« bedeutet, dass man in der Reichweite einiger bestimmter Mobilfunkmasten ist, die in der Nähe der eigenen Wohnung stehen. Naturgemäß wird diese Homezone wesentlich größer sein als nur die eigene Wohnung, typischerweise ein paar hundert Meter, wenn nicht Kilometer im Durchmesser.

Und der Gebührenunterschied ist enorm: Ein Festnetzgespräch kostet 23 Pfennig (ich glaube, für acht Minuten), ein Mobilgespräch mindestens das dreifache in jeder Minute. Nicht nur ich zahle den Festnetzpreis, wenn ich selber jemanden anrufe, sondern auch wer mich unter der Festnetznummer anruft, zahlt diesen viel niedrigeren Preis. Das ist ein wichtiges Argument für die Akzeptanz der immer noch ziemlich teuren Mobilfunktechnik in der Bevölkerung.

Mit einem Trick haben die Interkom-Ingenieure es sogar geschafft, dass im LCD-Display des Telefons das Wort »home« erscheint, wenn man sich »zuhause« befindet. Ich finde das revolutionär und plane ein literarisches Projekt, um dieses neue Zuhause auszuloten: Ich will die Häuser auskundschaften und beschreiben, auf denen die Mobilfunkmasten montiert sind, die jetzt mein Zuhause aufspannen.

Natürlich gibt es nicht den geringsten technischen Grund, warum Gespräche in meiner Homezone billiger sein sollten als andere Gespräche; es ist eine reine Mischkalkulation von VIAG Interkom, einschließlich einiger bizarrer Sonderregeln. So bezahlen Leute, die mich unter meiner Festnetznummer anrufen, zwar grundsätzlich immer den Festnetzpreis. Sollte ich aber selber gerade nicht in der Homezone sein, muss ich selber den Aufpreis für ein echtes Mobilgespräch bezahlen – denn der Anrufer könne ja schließlich nicht wissen, ob ich gerade zuhause bin oder nicht, wie es in der Erklärung von VIAG Interkom heißt. Die Kunden scheinen das völlig plausibel zu finden.

Und noch eine Sonderregel, die vermutlich eher eine technische Hürde ist, aber als Zugabe verkauft wird: Wenn ein Gespräch in der Homezone beginnt, kostet es für die gesamte Dauer den Festnetztarif, selbst wenn man während

des Gesprächs die Homezone verlässt. Eines Morgens telefoniere ich auf dem Weg in die Uni mit meiner Freundin. Als sie hört, dass ich während des Gesprächs in die S-Bahn einsteige, wird ihr mulmig.

»Das ist aber doch jetzt mobil, wird das nicht teuer?«

»Nein,« sage ich begeistert. »Du musst es dir so vorstellen, als hätte die S-Bahn eine Kabeltrommel eingebaut, und die wird jetzt, während wir miteinander reden, hinter ihr abgerollt.«

André Spiegel

Um 2000

Dateien sind, wenn man es genauer bedenkt, gar nicht so leicht zu verstehen

Meine Mutter fragt mich in einer Computersache um Rat. Sie nutzt seit einigen Jahren einen meiner abgelegten Computer für Briefe und andere Papierangelegenheiten der Vereinsarbeit. Ich verstehe ihre Arbeitsweise nicht ganz und begreife erst nach mehreren Erklärungen, dass sie einen Text, den sie zweimal verwenden möchte, beim zweiten Mal vom ausgedruckten ersten Text abtippt. (Ihre eigentliche Frage an mich handelt von etwas ganz anderem.)

Nur damit hier keine Missverständnisse aufkommen: Das ist nicht typisch für meine Mutter, sie ist ziemlich kompetent im Umgang mit dem Computer, und zwar, weil sie keine Scheu hat, Fragen zu stellen. An dieser Stelle gab es aber für sie offenbar gar keinen Anlass zu einer Frage. Sie hat den Computer als elektronische Schreibmaschine mit großem Display interpretiert. Sein Vorteil besteht dann im Vergleich zur Schreibmaschine im Wesentlichen darin, dass man Tippfehler gleich korrigieren kann.

Thomas Renger sagt dazu im Techniktagebuch-Redaktionschat: „Bei dem Textverarbeitungscomputer von Digital, den ich mal museal hatte, stand das explizit als Vorteil auf der ersten Handbuchseite. Es scheint sich also nicht offensichtlich erschlossen zu haben. Ungefähr: ‘Einmal eingegebene Texte müssen nicht neu abgetippt werden.’“

Ich habe ja selbst auch noch auf Schreibmaschinen Zehnfingerschreiben gelernt (mechanisch, elektrisch, und einmal saß ich kurz an einer elektronischen Schreibmaschine, es war so eine Übergangsphase, in der es alles gleichzeitig gab). Ich muss also von der Persistenz von Dateien selbst irgendwann erfahren haben, kann mich aber an diesen Lernvorgang nicht erinnern. Vielleicht begriff man es einfacher, wenn man zuerst keine Datasette hatte, später aber doch. Oder wenn man mehrere Jahre ohne Festplatte lebte und eine Datei immer auch ein Gegenstand war, den man in die Hand nehmen konnte.

Kathrin Passig

Seit 2000

Handmixer funktionieren nur, wenn sie orange sind

2000 ziehe ich von zu Hause aus und in meine ersten eigene Wohnung. Meine Mutter versieht mich mit einer Grundausstattung an Küchen- und Haushaltsgeräten.

Ich bekomme also nicht nur eine Pfeffermühle, die ich erst Jahre später als Peugeot-Markenmühle identifiziere, sondern auch einen orangenen Krups 3 Mix 3000.

Irgendwann fällt mir auf, dass ich den Mixer ja schon sehr lange habe, und da ich ziemlich sicher bin, dass meine Mutter ihn auch nicht neu gekauft, sondern aus ihrem Küchengerätefundus weitervererbt hat, gucke ich nach, wann diese Handmixer eigentlich hergestellt wurden.

In der Wikipedia erfahre ich, dass dieses Modell zwischen 1972 und 1984 hergestellt wurde. Ich weiß nicht genau, wann der Mixer im Besitz meiner Mutter gekommen ist, aber selbst im spätestens Fall bedeutet das, dass mein Handmixer maximal vier Jahre jünger ist als ich.

Als ich im Redaktionschat des Techniktagebuchs von meinen Recherchen berichte, erklärt man mir, dass damals ja aber … tatsächlich habe ich vergessen, worum es ging, es lief aber darauf hinaus, dass irgendwas am Strom oder so mittlerweile anders ist und die Gefahr besteht, dass der Motor (oder irgendwas anderes Essentielles) des Mixers demnächst kaputtgehen könnte. Seitdem lausche ich viel aufmerksamer auf die Rattergeräusche meines Mixers und bin von tiefem Unbehagen erfüllt, er könnte unerwartet den Geist aufgeben.

Ich bin seit 30 Jahren auf orangene Handmixer geeicht, ein Umstieg auf ein nicht-orangenes Gerät würde mich tief erschüttern und Krups stellt mittlerweile auch nur noch weiße Handmixer her.

Anne Schüßler

Etwa 1997 bis 1.1.2000

Warum am Neujahrstag 2000 die IT Welt nicht kollabiert

Jahrtausendwenden sind immer schon Zeiten, in denen das Ende der Welt, die Ankunft des Messias oder sonstige weltbewegende Ereignisse angekündigt werden.

Etwa seit 1997 haben findige IT Beratungsunternehmen, darunter auch das, für welches ich zu dieser Zeit arbeite, eine neue Geschäftsidee entdeckt: das "Jahr 2000 Problem". Dabei geht es um folgendes:

In der Zeit zwischen 1960 und 1979, in der die meisten Brot- und Butteranwendungen für die traditionellen Großrechner entstehen, war interner Speicher knapp und teuer. Daher war man bemüht, z. B. das Datum 31.12.1999 nicht auszuschreiben, sondern etwa als "99365" abzuspeichern.

Um Dateien auf externen Disks davor zu schützen, aus Versehen überschrieben oder gelöscht zu werden, versah man sie mit einem Verfalldatum 99365. Aus Sicht der damaligen Programmierer war das Jahr 2000 noch "unendlich" weit entfernt. Die Programmlogik sieht dann etwa so aus:
IF currentdate kleiner oder gleich 99365 THEN GOTO undelete.

Damit ist klar, dass ab 1.1.2000 solche Dateien ohne Warnung überschrieben oder gelöscht werden können.

Die Aufgabe zwischen 1997 und dem Jahr 2000 lautet also, in den uralten, aber noch produktiven Programmen Codeschnipsel zu finden und zu entschärfen, die auf ein Ende aller Tage am 31.12.1999 hinauslaufen. Die meisten Autoren dieser Programme sind ja bereits pensioniert oder verstorben. Einige Kunden nehmen das Problem zum Anlass, die alten Programme

ganz über Bord zu werfen und z. B. auf SAP umzustellen. Es wird aber auch vieles Alte noch repariert, was einen vorübergehenden Boom bei COBOL-, PLI- und Assemblerprogrammierern auslöst.

Die erledigen ihren Job offenbar gut, denn am 1.1.2000 kommt es keineswegs zu einem weltweiten Zusammenbruch der IT Infrastruktur.

Die Kehrseite der Medaille ist, dass drei lange Jahre Programmierkapazität für diese Aufräumarbeiten gebunden wird, anstatt die Firmen für das Internetzeitalter fit zu machen.

Gomobu68

3. Januar 2000

Die nervöse Zerstreuung der 1980er ist die meditative Sammlung der 2000er und unerreichbar aus dem Jahr 2018

Aus unklarem Grund läuft in den frühen Morgenstunden dreimal hintereinander der Film “Koyaanisqatsi” im ZDF. Aus ebenso unklarem Grund liegen H. und ich immer noch in der Wohnung herum, in der wir Silvester gefeiert haben, sehen den Film mehrmals und äußern uns überrascht. Es ist ein anderer Film geworden, seit wir ihm in den 1980er Jahren zum letzten Mal begegnet sind. (Ich bin dazu mehrmals weite Strecken nach Regensburg und München gefahren, wo man ihn im Kino sehen konnte.) Damals war es ein zivilisationskritischer Film über Hektik und “die Uhrwerkartigkeit des Lebens"(Wikipedia). Jetzt ist ein langes, entspanntes, meditatives Musikvideo daraus geworden. Die dazwischenliegenden Jahre mit MTV haben unsere Sehgewohnheiten verändert.

Ich schreibe diesen Beitrag 2018 auf, weil ein Gespräch mit A. mich daran erinnert. A. hat mir gerade ein Synthesia-animiertes YouTube-Video des Soundtracks gezeigt.

K.: haben wir eigentlich jemals den Film zusammen gesehen? ich glaube nicht, oder?”
A.: ich habe den film noch nie komplett gesehen
K.: ich weiß gar nicht, ob das überhaupt noch möglich ist
man müsste in der Lage sein, zwei Stunden lang ununterbrochen (wirkt sonst nicht) einen Film zu sehen, in dem nichts passiert
A.: vielleicht unter drogen
oder wenn draussen was passiert.
oder weihnachten
K.: also schon 2000 ging es nur im Rahmen von verkatertem Neujahrsrumhängen, und damals waren die meisten Ablenkungen ja noch nicht mal erfunden.

Kathrin Passig

23. 8. 2000

Schnüre für Internet gibt es nur in kurz

Aus einem E-Mailaustausch zwischen mir (damals 19) mit einer Freundin, A. Leicht editiert für besseres Verständnis, unter Anderem nötig, da wir damals anstatt per Chat über immer länger werdende E-Mails kommunizierten, wo wir direkte Antworten auf Fragen und Anmerkungen immer in die vorherige Mail einfügten.

Ich: konnte mich im internet cafe verkriechen, da bei uns das kabel im a** ist und das neue, extralang erst am freitag geliefert werden kann)
A: hä? *verstehensschwierigkeitenverspür*
Ich: also gaaaanz von vorne
1. wir haben internet
2. wir müssen eine verlängerungsschnur von oben in die diele haben, weil das haus zu alt und oben kein anschluss ist
3. schnüre für internet gibts nur in 25 m

4 .daraus folgt dass wir zwei zusammensteckten
5.meine mutter hat ein zu ästhetisches feingefühl und meint, ein zusammengestecktes, von oben hängendes kabel verunstalte das wohnambiente in einer nicht zumutbaren weise
6. also mussten wir jedesmal nach gebrauch des www die kabel auseinaderstecken und dezent in den zwei stockwerken zusammengerollt unter möbel verstecken
7. das ewige aus und einstecken beschädigte das empfindsame kabel
8. also brauchen wir ein neues
9.also brauchen wir ein LANGES neues damit papa es wohnambientetauglich verlegen kann ohne ein und ausstecken
10. sowas hat der laden nicht vorrätig
11.also musste papa eins bestellen auf das ich jetzt warte
kapiert?noch fragen?
A: wer hat die filmrechte? *lach*

Kurz nachdem das bestellte Kabel im Laden ankam, verlegte es mein Vater mithilfe von in die Wand genagelten Halterungen akribisch ordentlich vom unteren Stockwerk das Treppenhaus hinauf, an Türrahmen und Teppichleisten entlang bis zum Computer im ersten Stock und überstrich das unschöne Grau mit Weiß. Meine Mutter war zufrieden und wir mussten nicht mehr stecken. Heute wird die Familie über unsichtbares und daher wohnambientetaugliches WLAN versorgt.

Alina Smithee

Frühjahr 2000

Mein erster Webring hat eine Mailingliste

Im Informatikunterricht entdecke ich beim Surfen im Web die Seite einer jungen Frau, die sich ihre eigene Fantasy-Welt ausgedacht hat. Sie nutzt die Seite als Hintergrund für Geschichten, die sie schreibt, aber sie verbringt

auch viel Zeit damit, einfach diese fiktive Welt, ihre Sprachen, Völker und Landstriche zu beschreiben und im Netz zu präsentieren. Über diese erste Seite entdecke ich weitere Menschen, die das gleiche machen.

Die Seiten sind verbunden durch einen sogenannten "Webring", ein Konzept, das man schon wenige Jahre später dank Google und anderer Finde-Mechanismen kaum noch brauchen wird. Thematisch ähnliche Seiten schließen sich zusammen und jede von ihnen baut – am besten auf der Startseite – einen Codeschnipsel ein, mit der man durch den Ring navigieren kann. Entweder klickt man sich zur nächsten Seite durch, man springt zu einer zufälligen Seite oder man lässt sich alle Seiten als Liste anzeigen.

Ich befinde mich noch auf dem Zenit einer Obsession mit Fantasy und Science-Fiction und erinnere mich, dass ich vor einigen Jahren auch eine fiktive Welt entworfen habe. Also setze ich mich in den nächsten Tagen nach Schulschluss hin und gieße die Texte, die ich 1996 verfasst habe, in eine HTML-Seite, die ich auf dem T-Online-Webspace meiner Eltern hoste.

Mit der fertigen Seite bewerbe ich mich offiziell um Aufnahme in den noch sehr kleinen Webring und werde kurz darauf zugelassen – ich bin eins der ersten 15 Mitglieder bei den "Weltenbastlern".

Die Administration und Community des Webrings läuft über eine Mailingliste. Man schreibt eine Nachricht an die Adresse der Liste und alle anderen Mitglieder der Liste bekommen sie dann in den Posteingang. Weil manchmal sehr viele Nachrichten pro Tag geschickt werden, kann man sich statt der Einzelmails auch eine tägliche Zusammenfassung aller Mails schicken lassen ("Digest").

Einige Zeit später zieht die Community der Mailingliste auf ein Bulletin-Board-Forum-System um. Dort wird weiter offiziell über die Bewerbung neuer Seiten für den Webring durch die bisherigen Mitglieder entschieden. Meine eigene Seite verlässt 2005 den Webring, weil ich mit dem aktiven Weltenbasteln aufgehört habe.

Alexander Matzkeit

April 2000

Vorsichtshalber schon mal das Internet ausdrucken

Wie Michael Brake besaß auch ich in der Prä-YouTube-Zeit einen Ordner mit „Filmchen“, die ich aus Spaßportalen wie milkandcookies.com heruntergeladen hatte. Das hatte durchaus seinen Sinn: Ausschnitte aus NBC-Latenight-Shows zum Beispiel neigen bis heute dazu, schneller aus dem Netz zu verschwinden, als man „Copyright Policy“ sagen kann. Leider ging dieser Ordner bei meinem letzten Umzug verloren.

Nicht verloren ging hingegen eine Sammlung von 26 A4-Seiten, die ich (laut Datumsstempel) zwischen dem 4. und dem 9. April 2000 von einem „Humor Archive“ gespeichert und ausgedruckt habe. Darauf zu lesen sind: interessante Fakten („Two thirds of the world’s eggplant is grown in New Jersey“; „A snail can sleep for three years“), verrückte Gesetze („The state law of Pennsylvania prohibits singing in the bathtub“), lustige Warnhinweise („Korean kitchen knife: Keep out of children!“) und einige *urban legends*. ‘Hey, solche Listen sind bestimmt total schwer zu finden und werden mich niemals ermüden, die archiviere ich mal lieber auf Papier!’, habe ich mir wohl damals gedacht.

Torsten Gaitzsch

Jahrtausendwende (+/-1 Jahr)

Internetsurfen mit System

Dies ist eine kleine Ergänzung zu giardinos Call-by-Call-Beitrag. Was er über das Telefonieren schreibt, gilt nämlich um das Jahr 2000 herum genau so für das Internetsurfen.

Es gibt zu dieser Zeit natürlich schon die Möglichkeit, ohne Mehraufwand, nämlich gegen einen monatlichen Grundbetrag (+ Gebühren für das tatsächliche Surfen) ins Internet zu gehen, aber in den Sinus-Milieus, für die solche unverhältnismäßig teuren Verträge gemacht werden, bewege ich mich nicht. Man entnimmt stattdessen entsprechenden Tabellen in Fachmagazinen oder auf Internetseiten die aktuellen Tarife und wählt sich je nach Tageszeit mit der günstigsten Nummer ein (ab 18 Uhr wird das Surfen, wie das Telefonieren, in der Regel billiger). Am besten sind Tarife ohne Einwahlgebühr und mit sekundengenauer Abrechnung; Freenet und Compuserve heißen lange Zeit meine Favoriten.

Hin und wieder wollen neue By-Call-Anbieter auf sich aufmerksam machen, indem sie Aktionstage stattfinden lassen, an denen man mit einer bestimmten Vorwahl kostenlos ins Netz kommt! So kann der User (z. B. ich) 24 Stunden am Stück für lau „die Leitungen glühen lassen“ (zeitgemäßer Werbesprech), i. e. komplette Spiele illegal herunterladen, was mit einem 56k-Modem lange dauert, aber eben kein Unding ist, wenn man einen ganzen Tag zur Verfügung hat. Lediglich zu jeder vollen Stunde gibt es eine Zwangstrennung – das ist übrigens bei vielen Call-by-Call-Tarifen so üblich.

Torsten Gaitzsch

April 2000

Das Leihfahrrad muss in der Nähe einer Telefonzelle abgestellt werden

Die Call a Bike AG stellt in München 2000 Leihfahrräder auf, jeweils neben einer Telefonzelle, denn Mobiltelefone gibt es erst in knapp 30% aller Haushalte. Die taz erklärt, wie das System funktioniert:

> Wer sich eines von ihnen ausleihen will, muss zuerst Kunde von Call a Bike werden. Dazu genügt ein Anruf. Wer eine Kreditkarte besitzt, bekommt seine Kundennummer schon nach einer halben Minute. Wer seine Kontonummer nennt, bekommt einige Tage später eine Mark überwiesen und erhält die Kundennummer mit dem Kontoauszug. Für das Ausleihen genügt ein Telefonanruf bei Call a Bike. Über die Tastatur des Telefons wird die eigene Nummer und die des Callbikes eingegeben. Per Ansage erhält man dann eine vierstellige Nummer, mit der sich das elektronische Schloss des Fahrrads öffnen lässt.
> (...)
> Die Rückgabe ist schnell abgewickelt. Das Callbike wird in der Nähe einer Telefonzelle an eine Lampe, einen Fahrradständer, einen Baum oder ein Geländer gesperrt, das elektronische Schloss fragt, ob die Fahrt wirklich beendet werden soll, und spuckt bei Bestätigung einen Quittungscode aus. Den gibt man samt Kundennummer per Telefon an die Zentrale durch, die Uhr hört auf zu ticken, und der Betrag kommt auf die Rechnung, die einmal im Monat abgebucht wird, oder dann, wenn die Summe 20 Mark übersteigt.

Ich kann dieses System nie ausprobieren, weil ich nicht in München wohne, verfolge die Entwicklung aber aufmerksam und hoffe, dass wir bald in Berlin auch so etwas Praktisches bekommen. Im August 2002 ist es soweit, und ich melde mich gleich an. Mittlerweile gibt es in 70% aller Haushalte ein Mobiltelefon (Quelle siehe oben), und die Räder müssen bei Abgabe nur noch an einer Straßenkreuzung abgestellt werden, nicht mehr an einer Telefonzelle.

Kathrin Passig

2000, und ein zwei Jahre drumrum

Mobile Computing mit dem Bollerwagen

Regelmäßig treffe ich mich mit Schulfreunden aus demselben Ort zum Computerspielen – über LAN. Meistens treffen wir uns bei Daniel, dort gibt es einen großen Partykeller und seine Mutter ist sehr nett und bringt uns Kuchen. Wir spielen hauptsächlich Age of Empires, manchmal Quake. Ich habe einen 15-Zoll-Röhrenmonitor, einen Pentium irgendwas im Tower und wg. Minderjährigkeit keinen Führerschein. Daniel wohnt zwei Straßen weiter, zu Fuß vielleicht zehn Minuten. Mit dem Bollerwagen voll mit Monitor, Tower, Tastatur, Maus, Router und vielen Kabeln also gut zu erreichen.

Felix Neumann

5.5.2000

Frank Schulz muss ein sehr guter Autor sein, denn er hat 1030 Moorhuhnpunkte

<bilch> hast du das mitgekriegt, Herrndorf?
<bilch> Frank Schulz hat 1030 Moorhuhnpunkte
<MiouMiou> teufel
<bilch> und das bei einem Autor
<parteitag> ein Intellektueller
<bilch> er stieg sehr in meiner Achtung
<parteitag> mit Abitur
<bilch> wer weiss, vielleicht kauf ich mir sogar noch sein Buch.
<parteitag> Kolks blonde Braeute?
<parteitag> oder hat er maln neues
<bilch> nee, immer noch das

<bilch> ich habs ja nicht gelesen.
<bilch> du?
<parteitag> noe
<parteitag> soll aber gut sein

Quelle: IRC-Log. bilch bin ich, parteitag ist Wolfgang Herrndorf, MiouMiou ist Ira Strübel. Moorhuhn war ein Spiel aus dem Jahr 1999. So sah es aus. Offenbar sind alle an diesem Gespräch beteiligten Personen gut über Moorhuhn-Highscores informiert. „Kolks blonde Bräute“ habe ich daraufhin tatsächlich gekauft und bis heute (Stand 2015) nicht gelesen. Es soll aber gut sein.

Kathrin Passig

15.5.2000

Manchmal kam nämlich wirklich ein Fax an

Ich hatte nie ein echtes Faxgerät. Nachdem ich damals den C64 und danach den ersten PC mit einem Thermodrucker verbunden hatte, waren mir die Kosten für Faxpapierrollen nämlich sehr bewusst.

Um die Jahrtausendwende brauchten wir aber ein Faxgerät und einen neuen Anrufbeantworter. Da bot sich das US Robotics Professional Message Modem an. Es erkannte automatisch, ob ein Anrufer sprach oder der CNG (Calling-Ton, 1100 Hz) eines Faxgerätes zu hören war und reagierte entsprechend.

Da wir eh nie sofort ans Telefon gingen, sondern immer den Anrufbeantworter vorschickten, war das für uns ok. Zudem ging es bei Eltern und Geschwistern auch als Alibi durch, dass wir ja zuerst die Faxe durchlassen wollten und deshalb nicht selber an den Apparat gehen.

Für Faxe waren die 8 MB interner Speicher des Modems ausreichend, da passten bis zu 40 Seiten drauf. Die konnte ich mit der beigefügten Software vom Modem auf den PC übertragen und ansehen.

Das war toll, manchmal kam nämlich wirklich ein Fax an.

Einmal konnte ich jedoch eine andere Funktion nutzen. Wir waren damals in einer groß angelegten Anti-Pelz-Kampagne aktiv, die auch in Orten, wo Nerzfarmen waren, Öffentlichkeitsarbeit machte. Einer der Orte war unsere Nachbarstadt.

Tatsächlich bekamen wir deshalb Drohanrufe, die ich als WAV-Files auf den PC kopieren und der Polizei auf Diskette übergeben konnte.

Ich bezweifelte damals schon, dass die Ermittler *irgendetwas* mit den Disketten anfangen konnten, weshalb ich die Texte der Anrufe auf Papier mitlieferte. Aber egal, die Drohungen wurden sogar in der Zeitung erwähnt und machten PR für uns.

Volker König

2.7.2000

Bei Burger King steht ein E-Mail-Automat (mit Münzaufnahmeschlitz)

„Nach einem Caipirinha zuviel verabschiedeten wir uns jedoch sehr herzlich von der schwarzlichtkompatibel gekleideten Bedienung, und Ulrike und ich gingen ins Burger King. Die anderen gingen unverstaendlicherweise nach Hause. Im Burger King fiel es uns sehr schwer, eine Bestellung zu machen, weil dieses Whopper-System sehr schwierig ist und in der Preisklasse zwischen 2,90 (Cheeseburger) und 5,15 (Whopper) keine Produkte enthaelt. In der Ecke stand ein E-Mail-Automat, mit dem Burger King versucht, die junge computerbegeisterte Jugend an sich zu binden oder emotional zu branden. Ich brauchte eine halbe Stunde, um mir einen Account einzurichten – slia@whopper.de, falls das jemanden interessiert – und versuchte dann, eine

Mail an Dich abzusetzen. Ich fuerchte, es hat aber nicht geklappt. Oder? Es erschien zwar das Dialogfeld 'Nachricht wird gesendet...', aber danach war die Maschine nicht mehr ansprechbar. Vielleicht war sie enttaeuscht, dass ich es nicht geschafft hatte, eine beliebige Muenze zwischen 10 Pfennig und 5 Mark in einen klandestin angebrachten Muenzaufnahmeschlitz zu stecken. Eine um Rat gefragte Angestellte tuerkischer Herkunft konnte mir auch nicht sagen, wie dieses Wunderwerk funktionierte. Und auf meine Frage, ob jemals jemand vor mir versucht habe, das Geraet zu bedienen, erhielt ich ebenfalls ein Kopfschuetteln. Es war aber auch nur eine Mail des Inhalts 'Ich stehe gerade bei Burger King. Ich esse einen Whopper. Es ist sehr aufregend.'"

Alan Smithee, aus einer Mail an Ira Strübel

August 2000

Der "Internet-Club" in Moskau

Im August 1999 bin ich zum ersten Mal zu einem Sprachkurs in Moskau. Beim zweiten Mal, im August 2000, gibt es im Wohnheim schon einen „Internet Club", in dem sich die jungen Araber heimlich Pornoseiten ansehen und deshalb manchmal vom Aufpasser rausgeworfen werden. Er ist ungefähr 60 Jahre alt und trägt eine Perücke und eine sehr starke Brille. Die meiste Zeit sitzt er an seinem Tisch und studiert mehrere Quadratmeter große Schaltpläne. Einmal schläft er ein, und alle können solange umsonst surfen. Am Wochenende ist der „Internet Club" geschlossen, und ich fahre mit der Metro eine Stunde ins Zentrum, um in irgendeinem Internet-Café meine E-Mail zu lesen. Im Monat drauf bin ich in Sofia, wo es Dutzende Internet-Cafés gibt. Ich muß Texte, die ich auf einer Diskette gespeichert habe, verschicken. Ich stecke die Diskette in den Schlitz, und sie fällt in das Gehäuse des Towers, es war gar kein Laufwerk eingebaut gewesen.

Jochen Schmidt

2000

Mit dem Handscanner lassen wir uns selbst ins Kino ein

Wir wollen ins Kino gehen. Nachdem wir uns an den Luxus gewöhnt haben, nicht mehr telefonieren zu müssen, sondern im Internet vorher etwas über die Filme zu erfahren, finden wir auf der Website plötzlich auch die Möglichkeit, uns selber Plätze auszusuchen und die Karten zu Hause schon zu bezahlen und: Auszudrucken! Damit sparen wir uns im Kino immerhin eine der drei Schlangen und wir probieren es natürlich sofort aus.

Eine „Karte" nimmt jeweils eineinhalb Din A4-Seiten ein und besteht überwiegend aus Werbung. Außerdem gibt es einen riesigen Barcode und die Warnung, dass dieser Barcode vollständig auf einem Blatt sein muss und nicht geknickt werden darf. Je nachdem, ob wir meinen oder den Drucker der Liebsten nehmen, klappt das so gerade oder so gerade nicht.

Im Kino angekommen gehen wir froh an den Schlangen an den Kassen vorbei und stellen uns direkt am Aufgang zu den Sälen an. Als wir unsere ausgedruckten Blätter vorzeigen, will man uns zuerst nicht durchlassen. Erst nach wiederholtem Erklären wird ein zweiter Kino-Angestellter dazu geholt; der erinnert sich, dass für solche Fälle in der Nische nebenan doch der neue Computer steht. Wir werden alleine zu dem Rechner geschickt und müssen die Karten mit einem Handscanner einlesen. Niemand schaut zu, was wir da tun.

Das Verfahren ändert sich in den nächsten zwei Jahren nicht wesentlich, selten wissen die Angestellten sofort Bescheid und nie geht jemand mit uns zu dem Rechner mit dem Handscanner.

Nach zwei Jahren verschwindet die Möglichkeit zum Heim-Ausdruck ersatzlos von der Website. Rechner und Scanner stehen aber immer noch in der Nische unter der Treppe.

Christian Fischer

Irgendwann 2000

Ich bin sehr cool und kaufe mir ein gebrauchtes Smart Twinphone

Für meine erste Wohnung in Bonn brauche ich noch ein Telefon. Da ich aber ja Studentin bin und demzufolge kein Geld habe, kaufe ich ein gebrauchtes. Dafür gibt es damals noch so eine Inseratzeitung, ich rufe also irgendwen an, der sein altes Telefon und seinen Anrufbeantworter für insgesamt 20 oder 25 Mark oder so verkaufen will und fahre dann da hin und hole das ab.

Es handelt sich dabei (und jetzt wird es cool!) um ein schwarzes Swatch Twinphone, also so ein Telefon, bei man prinzipiell auch zu zweit telefonieren könnte, einer mit dem offiziellen Hörer und der andere mit dem unteren Teil. (Man kann an dieser Stelle gut mal die Bildersuche anschmeißen, und sich an dem Neunzigerfeeling dieses Telefondesigns erfreuen.)

Ich werde dieses Feature nie nutzen, weil ich einfach kein dringendes Bedürfnis habe, mit einem Menschen, der anwesend ist und einem Menschen, der woanders ist, gleichzeitig zu sprechen. Es ergibt sich auch nie eine Situation, in der sich dieses Feature zufällig als praktisch erweisen sollte. (Eventuell gab es die vielleicht doch, und ich habe sie vergessen.)

Auf dem Anrufbeantworter finde ich irgendwann noch Nachrichten von der Vorbesitzerin. Das ist etwas gruselig (also nicht die Nachrichten selber, sondern, dass sie auf einmal abgespielt werden), aber auch faszinierend.

Meine Telefonnummer in Bonn ist siebenstellig. Dabei ist Bonn viel kleiner als Köln. In Köln sind neue Telefonnummern zu der Zeit aber ja vielleicht auch schon achtstellig, das weiß ich nur nicht. (Vielleicht auch nicht.)

Anne Schüßler

Herbst 2000

Von einer, die auszog, einen Festnetzanschluss zu bekommen

Ich ziehe nach Bonn und möchte da Telefon haben. Deswegen gehe ich zu einem Telekomladen und sage, dass ich an folgender Adresse für folgenden Anschluss mit folgender Vormieterin einen Anschluss haben möchte. Bitte.

Der Telekommann sagt, ja, ist prima, die Vormieterin (mit dem überaus exotischen Vornamen „Zazie“ übrigens, das hat mir Technik nichts zu tun, fasziniert mich aber auch noch 14 Jahre später) hätte auch schon abgemeldet und wir machen dann irgendwas, damit ich Telefon bekommen kann.

Dann passiert anscheinend erst mal nichts.

Irgendwann gehe ich wieder in den gleichen Telekomladen zu dem gleichen Telekommann und frage nach. Der Telekommann guckt in den Computer und sagt, jaha, das ginge ja auch gar nicht, die Vormieterin hätte ja noch gar nicht abgemeldet.

Aber, sage ich, das kann ja gar nicht sein, ich war letztens hier in exakt diesem Laden und habe mit exakt Ihnen gesprochen und da haben Sie mir gesagt, dass alles total super wäre und ich Telefon bekommen könnte.

Der Telekommann erinnert sich an nichts und wir machen irgendwas, damit ich Telefon bekommen kann.

Dann passiert auch wieder nichts.

Irgendwann gehe ich in eine andere Telekomfiliale, stelle mein Problem vor und frage noch mal nach, wie denn jetzt der Stand sei. Der Telekommensch guckt in den Rechner und findet nichts. Also gar nichts.

Aber, sagt er, ich guck noch mal in den anderen Rechner. Er geht zu einem anderen Rechner, guckt rein, sagt, ahjahier, alles prima, läuft.

Irgendwann habe ich dann Telefon. Dass bei einem Telekommunikationsanbieter in unterschiedlichen Rechnern unterschiedliche Informationen zum aktuellen Stand irgendwelcher Verträge stehen, ist aber etwas, das ich bis heute noch nicht ganz verstehen will.

Anne Schüßler

Irgendwann im Jahr 2000

Meine allererste Onlinepräsenz auf einer Kinderseite

Ich bin 12 Jahre und mache die ersten Schritte im Internet. Der SWR bietet mit kindernetz.de eine Seite an, auf der man sich ein kleines Profil – wie in einem dieser Freundschaftsbücher – anlegen und sich gegenseitig ins Gästebuch schreiben kann. Ich lege mein allererstes Profil im Internet an und gebe mir den Nickname „Schreckschraube“.

Bevor die Seite aufgesetzt wird, müssen allerdings die Eltern der minderjährigen Seitenbenutzer ihr Einverständnis erklären. Das funktioniert so: Man druckt ein Formular aus, auf dem alles Wichtige steht, gibt es seinen Eltern zur Unterschrift und schickt es dann entweder per Post an den SWR oder faxt es dahin. Dann wird die Seite freigeschaltet und ist benutzbar.

Weil wir kein Fax zuhause haben, dauert das Freischalten meiner Seite zwei Tage länger als bei der Freundin, deren Eltern ein Fax haben. Dank Mundpropaganda hat irgendwann ¼ meiner Schulklasse ein Profil im Kindernetz. Ob alle Seiten mit Einverständnis der Eltern angelegt worden sind, weiß ich nicht. Allerdings glaube ich nicht, dass der SWR die Echtheit der Elternunterschriften geprüft hat.

ellebil

21.12.2000

Meine erste eigene Domain

Ich bestellte meine erste eigene Domain.

Seit ungefähr 1995 hatte ich Homepages, die aber immer vom Provider abhingen, Die erste hatte die Adresse „http://ourworld.compuserve.com/homepages/V_-Koenig/“ (per Google recherchiert).

Das war doof, weil jeder Providerwechsel einen anderen URL mit sich brachte. Und eine neue Mailadresse. Das wollte ich ändern.

So bestellte ich beim damaligen „Billigheimer“ STRATO die Domain volkerkoenig.de und einen Webspace dafür.

Am 24.12.2000 ging die Domain online.

Im Laufe der Zeit erweiterte sich der Vertragsumfang. Neben eher rudimentären interaktiven Möglichkeiten im vorgegebenen cgi-bin-Ordner kamen PHP, Datenbanken, und am Ende insgesamt 4 inbegriffene Domains hinzu.

Volker König

Im Schuljahr 2000/2001

Ich lerne, was eine Browserchronik ist

Das Jahr 1999 muss das Jahr gewesen sein, in dem ich das Internet entdeckt habe. Und mit der Entdeckung des Internets kamen nicht nur die Chats, die Foren, die Musik-Downloads und die hohen Telefonrechnungen meiner Eltern, mit ihm kamen auch die Pornos.

Über die Chats, die Foren und die Musik-Downloads konnten meine Eltern sagen, dass sie ihnen nicht gefallen, weil ich nur noch vor dem Computer hocke, weil ich gar nicht mehr nach draußen gehe, und natürlich auch wegen der Sache mit den Telefonrechnungen. Über die Pornos konnten meine

Eltern gar nichts sagen, denn sie wussten ja nichts davon, und wenn sie etwas vermuteten, dann kam ihnen sicher nicht in den Sinn, was ich da alles schaute. Vielleicht war ich schon sehr geschickt und wusste, welche Adressen unauffällig sind oder wie ich meine Spuren verwische. Wahrscheinlich hatte ich aber einfach nur Glück. Einen eigenen Computer hatte ich nie, deshalb konnte man meine Aktivitäten immer nachverfolgen. Die meiste Zeit war mir das egal, aber einmal, da kommt es, dass es mir weniger egal wird.

Ich bin 13 Jahre alt und gehe gerade in die siebte Klasse. Als Siebtklässler redet man in den Schulpausen nicht nur neunmalklug daher oder würgt sich gegenseitig eine rein, man kommt auch mal verschämt auf Dinge zu sprechen, von denen man sich noch gar nicht sicher ist, ob man nicht der einzige Mensch auf der Welt ist, der sie tut. In unserer Klasse gibt es einen Jungen, dem es gut gelingt, sich einen Anschein von Reife zu geben. Er flirtet offensiv mit den Lehrerinnen, auch wenn ihm das keine Vorteile bringt. Er ist auch der erste, der vor ganzen Gruppen erzählt, dass er sich Pornos ansieht und auf welcher Seite er das tut. Alle tun so, als wären sie gar nicht solche, die auch sowas machen würden, aber alle werden die Website heimlich einmal ausprobieren.

Wenige Tage später besucht mich ein Freund aus der gleichen Klasse. Bei ihm zuhause wird die Computerzeit sehr restriktiv behandelt, deshalb sitzen wir bei mir dauernd vor dem PC. Er fragt, ob wir nicht mal auf eine dieser Seiten gehen können. Wir grinsen uns an, denn zu zweit ist das ja schon ein bisschen peinlich, aber das muss ja keiner wissen. Ich starte den Netscape Navigator und gebe die URL ein, die wir uns vom Pausenhof gemerkt haben. Es kommt sogar irgendwas mit »sex-« drin vor, was das ganze noch viel spannender erscheinen lässt.

Auf der Seite gibt es aber gar nichts zu sehen. Es wird nur nach Login-Daten gefragt, und wir haben natürlich keine. Herbe Enttäuschung, große Verarsche. Aber soll ich jetzt zugeben, dass ich was viel besseres kenne? Wäre ja auch wieder peinlich. Also mach' ich's natürlich nicht und wir blasen die Porno-Aktion an dieser Stelle ab.

Stunden später steht mein Vater vor mir, und kaum weiß ich, wie mir geschieht, hat er mich schon ordentlich zusammengefaltet. Ihm ist in der Zeile mit den letzten besuchten Seiten eine URL aufgefallen, die schon im Namen verrät, wozu sie dient. Ich erkläre ihm, dass wir ja ganz unschuldig sind und gar nichts zu sehen bekommen haben – aber das hilft alles nichts. Dass ein Freund von mir dabei war, macht alles nur noch schlimmer. Wenn ich noch einmal auf so eine Seite gehe, nur ein einziges Mal, dann droht mir Internetverbot. Ganz einfach. Schlimme Zukunftsaussichten sind das.

Bald darauf erfahre ich zum Glück, dass man die Browser-Chronik sehr einfach löschen kann. Von diesem neuen Mittel werde ich sehr häufig Gebrauch machen. Auffällig häufig, eigentlich. Meinem Vater sage ich, das würde ich aus Sicherheitsgründen tun: Datenschutz und so. – Ein äußerst löbliches Verhalten, wie er findet.

Felix Lorenz; erinnert im April 2015

1991–1993 und auch danach noch lange

In der Zettelkastenhölle

1991 wechsle ich von der technisch gut ausgestatteten Universität Regensburg an die Freie Universität Berlin. In der Regensburger Bibliothek gab es einen OPAC-Katalog und Microfiche-Kataloge, mit deren Hilfe man den Standort eines gesuchten Buchs ausfindig machen konnte. Ich habe das bisher für normal gehalten, aber an der FU Berlin gibt es weder das eine noch das andere, sondern überall große hölzerne Zettelkastenmöbel.

Im Institut für Englische Philologie stehen die Bücher in der Reihenfolge ihrer Anschaffung im Regal. Man findet sie über ein zweistufiges Zettelkastensystem: Der erste Zettelkasten sagt einem, an welchen Zweitzettelkasten man sich wenden muss, der zweite Zettelkasten weist einem dann wirklich den Weg zum Buch. Die Bücher sind aber meistens nicht am Standort.

In den ersten Jahren steige ich manchmal noch bei Elternbesuchen in Regensburg aus dem Zug, fahre an die Uni Regensburg, recherchiere dort im funktionierenden Computersystem und bestelle die Bücher per Fernleihe. Später gebe ich die Bibliotheksbesuche ganz auf.

Kathrin Passig

Irgendwann zwischen 1995 und 2000

Der E-Mail-Öffner

Der Haushalt meiner Eltern wird auf unklarem Weg um einen Brieföffner mit der Aufschrift “e-mail opener” bereichert:

Obwohl der Brieföffner nie benutzt wird, liegt er auch 2015 noch in der Nähe der Post herum. Künftige Archäologen, wie gern würde man manchmal ihre Gesichter sehen und ihre Forschungsartikel lesen.

Kathrin Passig

2000

Meine Hochbegabung zum Drogenhandel

Ich, Typ technikunsentimentaler Geräteöko, habe wieder ein Spielzeug von meinem gadgetversessenen Freund geerbt, dieses Mal einen „Personal Digital Assistant“, den Palm Pilot I. Ich solle sorgsam damit umgehen, heißt es bei der feierlichen Übergabe, der Palm werde unweigerlich museal.

Es ist Liebe. Zum einen erinnert mich das Gerät mit seinem blindschleichengrauen Touchscreengriffelchen an meine analogen Zaubertafeln aus der Kindheit, zum anderen kann ich darauf Dope Wars spielen: „Acid, Cocaine, Ecstasy, PCP, Heroin, Weed, Shrooms, Speed“.

Vermutlich spielt niemand auf der Welt so gut Dope Wars wie ich, es ist die eine Sache im Leben, in der ich mir selbst eine Hochbegabung attestieren würde. Im Spiel bestätigt sich, was Freunde immer wieder sagen: Mit meinem nachhaltig unschuldigen Appeal wäre ich eine unschlagbare Dealerin.

Von nichts kommt aber nichts, und so ist die unwahrscheinlichste Geheimwaffe im virtuellen Drogenkrieg nicht die von mir praktizierte strenge Konzentration auf den PCP-Handel, sondern meine absolute Gewaltfreiheit: Ich erschieße grundsätzlich keine Polizisten, sondern laufe sehr schnell weg. Man kann ein Strategiespiel erfolgreich als Jump ‘n’ Run spielen, denn Jump ‘n’ Run ist auch eine Strategie.

Frau Frohmann

etwa 2000

Keine Uhr, keine Diebin.

Vor 35 Jahren: ich bekomme meine erste Armbanduhr. Eine analoge, mit Zeigern. Weiße Zeiger auf blauem Grund, mit deutlich lesbaren Ziffern. Ich liebe sie. Als sie stehenbleibt und nicht mehr wiederzubeleben ist, weigere ich mich jahrelang, sie zu ersetzen.

Ich weiß trotzdem immer, wie spät es ist, meist besser als alle anderen in der Gruppe, die erst auf ihre Uhr schauen müssen. Manche denken, es liege an meinem übermäßigen Seefahrerromankonsum, und ich gebe bühnenreif zu, ein wenig geübt zu haben, mich an Sternen und Sonnenstand zu orientieren. (Allerdings erfolglos, was ich nicht gern zugebe).

Der Trick: ich lese die Uhrzeit an öffentlichen Uhren ab, habe ein sehr gutes Zeitgefühl, so dass ich über längere Phasen recht genau weiß, wie viel Zeit vergangen sein könnte, und kann außerdem öffentliche Uhren förmlich riechen. Wenn keine öffentliche Uhr zur Stelle ist, beuge ich mich über parkende Autos am Wegesrand und bin bestens informiert. Ein kurzer Blick genügt.

Solange jedenfalls, wie es in PKWs analoge Uhren so groß wie Drehzahlmesser gibt.

Als die winzigen Digitaluhren am Armaturenbrett ankommen, bin ich zunehmend aufgeschmissen. Viele sind mangels Beleuchtung tagsüber nicht lesbar, nicht aus der Ferne, nicht aus dem schrägen Winkel von der Seite, zu dem ich als Nichtbesitzerin verdammt bin. Das Uhrzeitablesen an PKW gebe ich dennoch nicht auf, als ich aber 1998 nach Berlin ziehe, erledigt sich dieses Vorgehen weitestgehend durch die Uhrzeitanzeigen in und um die öffentlichen Verkehrsmittel.

etwa 2000:

Ich lebe noch immer in Berlin und bin in der Nähe der Torstraße unterwegs, beinahe zu Hause, aber knapp dran. Es wäre gut zu wissen, wie knapp. Also

erinnere ich mich an mein altes System, beuge mich über das nächstbeste Auto, halte die Hand zum Blendschutz über die Augen und versuche, im Wageninneren überhaupt etwas zu erkennen. Ich werde rüde am Arm gepackt und weggezogen. Ein älterer Herr sieht unerfreut aus, ich denke, er ist der Besitzer, und frage ihn nach der Uhrzeit. Er ist verwirrt. Ich frage noch einmal, erkläre ihm mein Dilemma. Sichtlich verlegen erklärt er mir im Gegenzug, dass er mich für eine Autodiebin gehalten habe.

Wir lachen.

Die Szene wiederholt sich danach in Berlin noch ungefähr drei Mal. Wahrscheinlich reicht das Wissen, für eine Autodiebin gehalten werden zu können, um mich so verdächtig zu bewegen, dass ich wieder und wieder für eine gehalten werde.

Pia Ziefle

Zu D-Mark-Zeiten

[TT-Aufschreibeservice] Ein Kurs im Hardware-Hacking

Wir besitzen mehrere Sony-Rekorder, die nur mit ihrem richtigen Netzteil wirklich aufgeladen werden können. Bei anderen Netzteilen muss man auf die Steckerpolung achten – wenn man das nicht tut, laden die Geräte zwar auch, aber irgendein Widerstand in Inneren bratzelt durch. Danach läuft der Rekorder auf doppelter Geschwindigkeit. Das ermöglicht zwar Aufnahmen, erschwert aber eine Wiedergabe auf anderen Geräten.

Wir sammeln schnell Erfahrung darin, wo man die Geräte aufschrauben und welchen Widerstand man raus- und wieder reinlöten muss, um die Originalgeschwindigkeit wieder herzustellen. Quasi ein Kurs in angewandtem Hardware-Hacking. Wenn man das nicht selbst macht, erfordert die Reparatur bei Sony etwa den Neupreis. Das Ding kostet über 1000 DM.

Henning Grote, erzählt auf der re:publica 2015

Etwa 2000

Das unheilbare Beamer-Trauma

Der große Chef bestimmt mich als Freiwilligen, einen Vortrag über ein Spezialthema der Unfallrekonstruktion zu halten. Nach rund eineinhalb Berufsjahren und ein paar kleinen Vorträgen im sicheren Hafen des “heimischen” Ingenieurbüros soll ich auf einer Ingenieurstagung in der großen Stadt am Rhein auftreten, in Köln.

Das Thema ist so speziell, dass ich kein vorhandenes Versuchsmaterial finde. Als Betriebsausflugshasser nutze ich die Gelegenheit, nicht mitzufahren und stattdessen mit einem Praktikanten, dem es wohl ähnlich geht, die Versuche auf der büroeigenen Crashanlage durchzuführen, während die anderen sich schon morgens um 8 die Feiglinge hinter die Binde kippen. Das geht ganz gut (das mit den Versuchen), wir haben Filme und Fotos schnell im Kasten.

Als nächstes klicke ich die Präsentation in Powerpoint auf meinem nigelnagelneuen Aldi-Notebook zusammen. Natürlich binde ich zu jedem Versuch nicht nur Fotos, sondern auch Videos ein, die zuvor mühevoll in ein Speicherplatz sparendes Format gebracht wurden, aber immer noch ansehnlich sind. Dass man penibelst darauf achten muss, die Video-Dateien im gleichen Verzeichnis wie die Powerpoint-Datei zu speichern, beachte ich, nachdem ich Kollegen mit einem “File not found”-Error habe erröten sehen. Ich übe den Vortrag ein paar Mal, dabei versäume ich auch nicht, den hauseigenen Beamer anzuschließen. Alles klappt. Ich bin bereit!

Die Tagung geht ihren Gang. Ich bin irgendwann im Laufe des Vormittags dran. Das Kabel vom schiffsdieselgroßen Beamer der Handwerkskammer schließt mir ein Haustechniker an mein Notebook an. Ich habe etwas zittrige Hände. Mit dem Tastendruck “Fn+3” erscheint auch das Bild meines Notebooks an der riesigen Leinwand, vor der ich mir etwas verloren vorkomme.

Ich beginne mit ein paar einleitenden Worten, was ~~ich mir~~ sich mein Chef für ein tolles Thema ausgedacht ~~habe~~ hat, und lege mit meinen Versuchen los. Ich schaue auf mein Notebook: Prima, Film läuft. Ratlose Gesichter starren mich an. Ich schaue auf die Leinwand: Das Feld, wo der Film zu sehen sein sollte, ist schwarz. Nichts zu machen. Fn+3 hin oder her: Es bleibt schwarz. Bei jedem Film. Schwarz schwarz schwarz. Um die Filme auf dem Notebook zu zeigen – ich könnte es ja zum Publikum umdrehen – ist der Saal zu groß. Ich räuspere mich ein paar mal und versuche, den Vortrag noch einigermaßen aufrecht zu Ende zu bringen. Immerhin ist man geduldig mit mir als Vortragsfrischling und entlässt mich mit höflichem Applaus.

Am Ende biete ich an, die Filme interessierten Teilnehmern in der Pause auf meinem Notebook zu zeigen, und lebe seitdem mit einem Trauma, dass in Powerpoint eingebundene Filme nicht laufen. Das Problem ereilt mich aber nie wieder. Dennoch, einige Jahre später, als ich es mir aussuchen kann, steige ich auf Apple und Keynote um.

Markus Winninghoff

Seit den 1980ern bis ca. 2000

Höflich anrufen, auch wenn keiner abnimmt

Solange ich mich zurückerinnern kann, achte ich darauf, einen erfolglosen Anruf höflich zu beenden. Ich verstehe darunter, dem womöglich atemlos herbeieilenden Angerufenen mein Auflegen mitzuteilen, so dass dieser nicht umsonst den Hörer hochheben muss.

(Hörer sind eine Kombination aus Mikrofon und einem kleinen Lautsprecher, die in einem gebogenen Kunststoffstück verbaut sind. Dieses hält man zum Telefonieren in sein Gesicht, da das gesamte Telefon zu schwer ist, um es dauerhaft hochzuhalten. Der Hörer ist mit einem Spiralkabel mit dem Hauptgerät des Telefons verbunden, welches wiederum mit einem Kabel mit der Wandanschlussbuchse verbunden ist.)

Ich lege daher möglichst mitten im Klingeln, und nicht in einer Pause auf.

Als ich erfahre, dass das Tuten im Hörer des Anrufers bei Mobiltelefonen zeitlich nicht mehr mit dem Klingeln des angerufenen Telefons übereinstimmt, beende ich Anrufe an Handys einfach wieder, wann ich will.

Tobias

ca. 1998-2000

Das Internet verschafft Aufklärung (endlich)

Ende der 90er ist die Zeit, in der ich und die meisten meiner Freude noch kein Internet haben, aber schon am Computer zocken können. Bei PC-Spielen muss man sich das meiste selbst erarbeiten, weil man ja nichts nachgucken kann. Viel ist Hörensagen, Tipps von anderen oder oft mittelprächtig recherchierte Infos, die man in Spielezeitschriften gelesen hat. Bei komplexeren Spielen dauert es manchmal Wochen des Herantastens, bis man weiß, wie man in der Anfangsphase eigentlich agieren müsste, um den bestmöglichen Spielverlauf zu erreichen. Bei Spielen wie Monkey Island hängt man manchmal fest und hat die Wahl, sein Gehirn weiter anzustrengen oder einfach so lange Dinge auszuprobieren, bis irgendetwas klappt.

Bei anderen Spielen entstehen Gerüchte, die sich hartnäckig halten. Von Tomb Raider hört man immer wieder, es gebe einen Cheat, der Lara Croft nackt machen würde. Ich selbst habe die Faszination mit Lara Croft nie ganz verstanden (und Tomb Raider immer nur bei anderen gespielt), aber das hält viele meiner Freunde und Mitschüler nicht davon ab, der Sache nachzugehen. Cheats muss man im Spiel über eine Folge von unnatürlichen Körperbewegungen der Spielfigur auslösen. Man kann zum Beispiel zum nächsten Level springen oder sich ein Waffenarsenal verschaffen. Der Nackt-Cheat hat aber leider in jeder Darstellung einer andere Bewegungsfolge und es will keinem so recht gelingen, dass die Spielfigur oben ohne durch den Dschungel hüpft.

Mit dem Zugang zum Internet kommt dann ein schlagartiger Informationszuwachs. Endlich kann man Age of Empires II mit brauchbaren Strategien spielen (und online! im Multiplayer!) und sich bei Grim Fandango weitermogeln. Vor dem Cheaten und Spoilen bewahrt einen nur noch die Selbstdisziplin desjenigen, der auch allein vor sich selbst ehrlich sein möchte. Die falschen Tipps, denen man nachgegangen war, werden teilweise durch neue Internetgerüchte ersetzt, teilweise lösen sie sich einfach in Luft auf. Noch 2017 ist auf einer Cheat-Seite zu Tomb Raider die lapidare Formulierung zu lesen: "Es gibt keinen eingebauten Nacktcheat".

Felix Lorenz, aufgeschrieben nach einem erinnernden Gespräch Anfang Januar 2017

Um 2000 herum

Bevor Cyber bei der Bundeswehr wichtig war

Meine militärische Karriere in dem, was man heute Cyber nennen würde, dauerte knapp 16 Minuten.

Bei meiner Musterung wurde ich gefragt, ob ich irgendwas Spezielles bei der Bundeswehr machen wolle. Meine Spontantwort war "Was mit Computern". Der Kreiswehrersatzamtsmitarbeiter notierte pflichtgemäß "EDV".

Eine Station weiter entspann sich in etwa folgender Dialog.

"Was steht denn da bei Verwendung?"

"EDV"

"Was soll das sein"

"Elektronische Datenverarbeitung. Was mit Computern."

"Kenn ich nicht. Da denkt jeder, dass das KDV sein soll – Kriegsdienstverweigerung. Ich streich das dann mal weg".

Später bekam ich meine Einberufung zur Luftwaffe.

Mathias Schindler

2000

Willkommen beim Reisedialogsystem

Zufällig finde ich 2017 einen alten Text, den ich anno 2000 für die Berliner Zeitung geschrieben habe. Berlin hatte damals noch keinen Hauptbahnhof. Man hatte damals auch noch nicht so Internet wie heute. Man hatte Telefonautomaten für Leute, denen Reisebüros dekadent erschienen. Solche Leute riefen bei der Bahn an und wurden computermäßig »bedient«. Das ging ungefähr so gut wie hier aufgezeichnet:

01805 99 66 22

Der Plan: Von Hoek van Holland mit dem Schiff nach Harwich in England.
Die Frage: Wie gelangt man nach Hoek van Holland?

Piep. Piep.

»Herzlich willkommen beim Reisedialogsystem der Deutschen Bahn. Wenn Sie schon mit dem System vertraut sind, sagen Sie: “Weiter”. Zur Abfrage von Informationen zur Bedienung des Systems sagen Sie bitte: “Information”!«

Information.«

»Mit dem Reisedialogsystem der Deutschen Bahn haben Sie die Möglichkeit, sich über Zugverbindungen zwischen Bahnhöfen in Deutschland sowie den größten europäischen Städten informieren. Sie können an jeder Stelle des Dialogs Hilfen anfordern, indem Sie ‘Hilfe’ sagen. Um eine Ansage zu wiederholen, sagen Sie ‘Wiederholen’. Inländische Bahnhöfe geben Sie bitte vollständig an, zum . . . «

»Wiederholen.«

». . . Beispiel Frankfurt am Main, Hauptbahnhof. Bei internationalen Bahnhöfen nennen Sie bitte zunächst nur das Land und warten weitere Hinweise ab. Bitte nennen Sie Ihren Abfahrtsbahnhof!«

»Berlin.«

»Es gibt mehrere Bahnhöfe mit diesem Namen. Ich werde Ihnen jetzt die Liste der Bahnhöfe mit diesem Namen ansagen. Bitte wählen Sie hinterher Ihren gewünschten Bahnhof aus. Berlin Zoologischer Garten, Berlin Lichtenberg, Berlin Wannsee, Berlin Ostbahnhof, Berlin Schönefeld Flughafen. Es gibt noch 34 weitere Bahnhöfe. Möchten Sie die nächsten fünf angesagt bekommen?«

»Oh, nein.«

»Bitte nennen Sie ihren Abfahrtsbahnhof.«

»Berlin Zoo.«

»Bitte nennen Sie Ihren Zielbahnhof.«

»Holland.«

»Sie möchten also nach Holland fahren?«

»Ja.«

»Zu welchem Bahnhof in Holland möchten Sie fahren?«

»Hoek van Holland.«

»Sie möchten also nach Bruneck fahren?«

»Brunico liegt in Italien, Schätzchen.«

»Zu welchem Bahnhof in Holland möchten Sie fahren?«

»Amsterdam.«

»Sie möchten also nach Amsterdam CS fahren?«

»Naja.«

»Sie möchten also von Berlin Zoologischer Garten nach Amsterdam CS fahren?«

»Eigentlich ja nicht.«

»Bitte geben Sie Ihre gewünschte Verbindung noch einmal neu ein. Bitte nennen Sie Ihren Zielbahnhof.«

»Ach je!«

»Es gibt mehrere Bahnhöfe mit diesem Namen. Ich werde Ihnen jetzt die Liste der Bahnhöfe mit diesem Namen ansagen. Bitte wählen Sie hinterher Ihren gewünschten Bahnhof aus. Paris-Nord, Paris-Este, Paris-Montparnasse, Paris-Lyon, Paris-Austerlitz, Paris-St-Lazare. Bitte nennen Sie Ihren Zielbahnhof.«

»Hilfe!«

»Bitte bestätigen Sie nun die Verbindung. Bitte antworten Sie nach der Aufforderung mit 'Ja', wenn die vorgeschlagene Verbindung Ihren Vorstellungen entspricht. Sagen Sie 'Nein', um eine neue Verbindung einzugeben. Möchten Sie von Berlin Zoologischer Garten nach Rüdesheim am Rhein fahren?«

»Meine Herrn!«

»Bitte geben Sie Ihre gewünschte Verbindung noch einmal neu ein. Bitte nennen Sie . . . «

»Berlin Zoo.«

»Möchten Sie von Lietzow auf Rügen abfahren?«

»Berlin Zoo.«

»Bitte nennen Sie Ihren Zielbahnhof.«

»Hoek van Holland.«

»Sie möchten also nach Düsseldorf Unterrath fahren?«

»Ist das blöd!«

»An welchem Tag möchten Sie abfahren?«

»Gar nicht.«

»Ich habe Sie leider nicht verstanden. Bitte nennen Sie den gewünschten Tag Ihrer Reise, zum Beispiel 5. Januar oder übermorgen. An welchem Tag möchten Sie abfahren?«

»Ich möchte nicht nach Düsseldorf fahren.«

»Um welche Uhrzeit möchten Sie abfahren?«

»Viertel nach neun.«

»Sie möchten also am 24. Mai um 9 Uhr 15 abfahren?«

»Nein.«

»Einen Augenblick bitte. Ihre Zugverbindung wird zusammengestellt. Für den von Ihnen gewünschten Zeitraum gibt es leider keine Verbindungsinformationen. Bitte wählen Sie eine andere Reisezeit.«

». . . «

»Vielen Dank für Ihren Anruf. Wir wünschen Ihnen eine gute Reise. Auf Wiederhören!«

Martin Z. Schröder

Ca. 1999. Könnte auch 2000 gewesen sein

Sieben Minuten in der Hölle: von 0 bis 100 Prozent zählen, gemeinsam mit Nobelpreisträgern

Eine Einladung zu einem Vortrag auf einer Gordon Research Conference kommt, selbst wenn es nur ein Kurzvortrag ist, für einen Nachwuchswissenschaftler zwar noch nicht ganz einem wissenschaftlichen Ritterschlag gleich, aber es ist zumindest das Gefühl, dass es ein guter Schritt auf dem Weg dahin ist.

Direkt vor mir trägt ein anderer Nachwuchswissenschaftler vor, wie ich hat er exakt acht Minuten Zeit, die gut genutzt werden wollen, um die Ergebnisse dem hochrangigen Fachpublikum vorzustellen. Für ihn steht der Laptop schon bereit, alles sieht bestens vorbereitet aus. Ich bin etwas neidisch, dass er sich an die moderne Technik herantraut und mit Laptop und Powerpoint präsentiert, während ich noch mit Dias herummachen muss. Der Redner wird vorgestellt, seine erste Präsentationsfolie erscheint, dann flackert das Bild kurz und wechselt zum Blue Screen of Death. Die dann folgenden etwa sechs Minuten der sehr exakt einzuhaltenden Vortragszeit darf das wissenschaftlich hochrangige Auditorium zuschauen, wie der Nachwuchswissenschaftler seinen Laptop neu startet und der Laptop dann in aller Ruhe den typischen Speichertest beim Start durchführt und die Festplatte auf Fehler untersucht.

Es sind vermutlich die längsten sechs Minuten im Leben des Nachwuchswissenschaftlers, während der die Fortschrittsleiste von 0 auf 100% kriecht. Als die 100% Speichertest erfolgreich beendet sind, bleiben dem Kollegen noch etwa zwei Minuten, um seine Forschungsergebnisse vorzustellen.

Mir brennt sich dieses Erlebnis so ins Gedächtnis, dass ich noch für die kommenden mindestens zwei Jahre allen von der Benutzung von Powerpoint bei wichtigen Vorträgen abrate.

Molinarius

Ca. 1999. Könnte auch 1998 oder 2000 gewesen sein

Statt sieben Minuten in der Hölle: Die Alternative zu PowerPoint

Vor meinem Kurzvortrag auf der GRC bin ich entsprechend aufgeregt und bespreche in der Arbeitsgruppe, welche und wie ich Medien im Vortrag am besten verwenden soll:

Folien mit dem Overhead-Projektor zu zeigen ist auf Konferenzen durchaus nicht ungewöhnlich, wirkt aber etwas angestaubt.

Mehr und mehr Kollegen verwenden Powerpoint-Präsentationen, das tun wir in den internen Arbeitsgruppenseminaren auch. Es gibt aber eine Reihe Argumente, die für mich auf einer Konferenz dagegen sprechen: Meine Präsentation enthält detailreiche Bilder, die entsprechend hochaufgelöst abgespeichert werden müssen; das bringt für die etwa 10 Bilder, die ich zeigen möchte, selbst gut ausgestattete Laptops an ihre Speichergrenzen. Recht häufig stürzt deshalb der Laptop mitten in der Präsentation ab. Dazu kommt die Ungewissheit, ob sich der mitgebrachte Laptop mit dem Projektor vor Ort verbinden lässt oder ob sich meine Präsentation auf dem dort vorhandenen Rechner zeigen lässt. Also: lieber nicht.

Ich entscheide mich für den dritten möglichen Weg: die Abbildungen auf dem PC zu erstellen und dann in dem institutseigenen SlideWriter auf Dias belichten zu lassen. Der SlideWriter hat die Größe von etwa drei aufeinandergestapelten Wasserkästen, er steht in einer Ecke im PC-Raum und ist

brutal schwer, um bei Erschütterungen möglichst stabil zu stehen. Ein Kollege hilft mir: ich lege einen unbelichteten Film in den SlideWriter ein, dann werden die Abbildungen von Canvas aus an den SlideWriter – der wie ein Netzwerkdrucker angesprochen wird – geschickt. Währenddessen darf ich mit dem Computer nicht Anderes tun (damit die Datenübertragung nicht abbricht) und den SlideWriter auf keinen Fall anfassen (damit die Bilder nicht verwackeln).

Nach etwa einer Stunde kann ich aus dem SlideWriter den belichteten Film entnehmen und ihn zur Entwicklung ins Fotostudio um die Ecke bringen. Im Fotostudio erhalte ich nach einigen Tagen die fertig entwickelten und gerahmten Dias zurück. Sorgfältig beschrifte ich jedes einzelne Dia am Rahmen an einer Ecke mit der Dianummer, damit die Dias richtig herum in den Diaprojektor eingesetzt werden und, falls die Dias runter fallen und die Reihenfolge durcheinandergerät, diese schnell wieder sortiert werden können.

Auf der Konferenz gebe ich die Dias, die sorgfältig in einem Rack einsortiert sind, einem Techniker, der neben dem Diaprojektor sitzt, und auf mein Zeichen hin jeweils zum nächsten Dia umschaltet.

Mein Vortrag mit den Dias läuft technisch so weit problemlos, im Gegensatz zu dem eines Kollegen mit Powerpoint. Und mir ist dieses Erlebnis so im Gedächtnis geblieben, dass ich noch für die folgenden etwa zwei Jahre allen von der Benutzung von Powerpoint bei wichtigen Vorträgen abrate.

Molinarius

1995 bis 2000

Star-Trek via Sky TV

Als Star Trek-Fan, der die Serien (Next Generation, Deep Space 9, Voyager) gerne in Originalversion ansieht, empfange ich die englischen Sky-Kanäle via Satellitenschüssel.

Die Sender sind verschlüsselt, deswegen verwende ich einen Amstrad-Receiver mit einer Freischaltkarte. Erst eine aus dem Internet, die man immer, wenn Sky den Schlüsselcode änderte, über eine Folientastatur an der Karte selbst neu mit einer zwölfstelligen Zahl, die man blind eintippte, reaktivieren musste. Später dann hatte ich über Umwege eine Sky-Originalkarte.

Damit stehen mir neben Sky One, der die ST-Serien täglich morgens und abends ausstrahlt, auch andere englische Sender zur Verfügung, so ein Heim- und Gartensender, der viele Heimwerker-Sendungen anbietet, z. B. mit Bob Vila oder This Old House (das US-Vorbild für Zuhause im Glück etc.). Der läuft bei mir tagsüber häufig als Hintergrundberieselung. Mit der Original-Sky-Karte empfange ich auch Sky Movies mit englischen Filmen.

Die Star-Trek-Folgen archiviere ich jeweils zu viert auf E180-VHS-Kassetten. Obwohl Sky One ein Bezahlsender ist, wird jede dreimal durch Werbung unterbrochen, die ich mit der Pausentaste ausspare.

Die Kassetten schaue ich später nie wieder an. Später (bis ca. 2010) lade ich fast alle Folgen aus dem Internet im DIVX-Format herunter und brenne sie auf DVDs. Die sehe ich aber auch kaum öfter an.

Thomas Jungbluth

Um 2000

Bildergalerien auf 120 CD-Roms brennen zur Just-in-time-Tagungsdokumentation

Ich gehöre zu den Leuten, die in der katholischen Jugendverbandsarbeit das Internet einführen. Seit 1997 gibt es unter www.kjg-freiburg.de eine Webseite, und langsam etablieren sich Digitalkameras. (Meine 4-Megapixel-Kamera habe ich 2003 zum Abitur geschenkt bekommen; das Gerät kostet 400 Euro.) Veranstaltungen generieren also plötzlich viele Fotos. Alles online stellen geht natürlich nicht wegen kein Platz und langsam. Auf der Diözesankonferenz (etwa: der Landesparteitag, wenn wir eine Partei wären) etablieren wir

daher Bilder-CD-ROMs. Dazu fangen wir – es sind Wochenendveranstaltungen – sonntags morgens an, alle Digitalkamera-Besitzer_innen einzubestellen, ziehen per USB-1.0-Kabel ihre Bilder auf einen Rechner, generieren (war es mit Irfan-View?) eine kleine HTML-Galerie und haben am Ende die sechs-, siebenhundert Megabyte, die eine CD faßt. Ein Master wird gebrannt, und auf den drei mitgebrachten Desktop-Rechnern (die teilweise mehrere CD-Laufwerke haben, wir sind ja Nerds) läuft dann die Kopierkaskade auf den bestenfalls 8fach-Brennern an, so daß in nur wenigen Stunden zum Schluss der Konferenz für jede_n der 120 Teilnehmer_innen eine Bilder-CD fertig ist.

Felix Neumann

Vermutlich 2000 oder kurz danach

Ein auf den ersten Blick defekter Geldautomat ist eigentlich nur betrugssicher

Ich war als Teenager Elektrobastler und habe mit Fischertechnik beispielsweise ein Kartenlesegerät für EC-Karten gebaut.

Gut, es konnte die Karte mangels Magnetkopf nicht lesen, aber es erkannte, ob eine Karte in den Schlitz gesteckt wurde, zog sie dann ein und stoppte, als sie ganz drin war, um sie auf Knopfdruck wieder auszuspucken.

Das war Anfang der 1980er, und als ich ab 1986 selber eine EC-Karte hatte, fand ich die Technik immer noch toll: Karte einstecken, sie wird eingezogen, und der Magnetstreifen passiert dabei in definierter Geschwindigkeit einen Lesekopf, um die Daten preiszugeben.

Irgendwann um die Jahrtausendwende bekam meine Bank einen neuen Geldautomaten. Von IBM. Ich steckte die Karte ein und – o weh!

Sie vibrierte, wurde ungleichmäßig schnell eingezogen. Es brummte wie ein Servomotor in einem Modellauto kurz vor dem Durchbrennen.

„Die Karte kommt da nie wieder raus! Es ist Sonntag! Bis ich wieder Geld abheben kann, bin ich verhungert!“ dachte ich in meiner unbegründeten Panik.

Im Laufe der Zeit gewöhnte ich mich daran, dass immer mehr Geldautomaten – wenn auch nicht alle – Karten in so unregelmäßigem Tempo einzogen und auswarfen.

Etwas später leuchtete mir ein, warum das so ist und meiner Sicherheit dient.

Skimmer waren immer öfter im Umlauf. Kleine, zum Design des jeweiligen Automaten passende Vorsätze für den Kartenschlitz. Darin befanden sich eine Batterie, ein Lesekopf und ein Sender. Immer, wenn der Automat eine Karte einzog oder auswarf, musste sie am Lesekopf des Skimmers vorbei, und er las den Magnetstreifen aus.

Die PIN-Eingabe konnte dann durch entweder Aufsätze auf der Tastatur oder eine Kamera gefilmt, der Magnetstreifen auf den einer anderen EC-Karte dupliziert und das Konto abgeräumt werden.

Außer bei den Automaten mit dem vermeintlich kaputten Servo – denn zum Auslesen eines Magnetstreifens muss dieser mit hinreichend konstanter Geschwindigkeit am Kopf des Skimmers vorbeigezogen werden.

Das vereitelte der Automat durch das ungleichmäßig ruckelnde Einziehen.

Volker König

Um 2000

Das Krankenhaus neppt mich und so muss ich zum Urkundenfälscher werden

Ich bin privat versichert und muss Arztrechnungen selbst bezahlen. Danach kann ich sie bei meiner Versicherung einreichen und bekomme das Geld zurück. Das gilt jedenfalls für die Leistungen, die von der Versicherung abgedeckt sind.

Chefarztbehandlung gehört nicht dazu, und so bekomme ich ausgerechnet eine Rechnung über einen vierstelligen Betrag unbezahlt von der Versicherung zurück. Nun bin ich aber gar nicht vom Chefarzt behandelt worden, ich habe ihn nicht einmal von weitem gesehen. Dies erkläre ich der Versicherung, die mir rät, eine korrigierte Rechnung beim Krankenhaus anzufordern. Die Krankenhausverwaltung verweigert die Korrektur. Der Chefarzt ist wohl an meiner Zimmertür vorbeigeschlendert oder hat in meiner Abwesenheit einen Blick auf die Akte geworfen, das genügt.

Mir bleibt nichts anderes übrig, als die Rechnung selbst zu korrigieren. Einscannen geht nicht, der Unterschied im Schriftbild würde auffallen. Ich brauche ein paar Stunden, um die Rechnung in Word nachzubauen. An einigen Stellen ist die Word-Vorlage des Krankenhauses jedoch indiskutabel, ich muss Schriftarten vereinheitlichen und Zeilen bündig ausrichten. Das Ergebnis ist schöner als das Original. Ausgedruckt und eingeschickt stellt es auch die Krankenversicherung zufrieden.

Alan Smithee

Um 2001

Wichtige Orte des Internets: Ein Besuch beim IRC-Server Ilmenau

Ich bin aus nicht mehr rekonstruierbaren Gründen ein paar Jahre lang nicht gut auf die Bahn zu sprechen und nutze deshalb mitfahrgelegenheit.de.

Auf dem Rückweg von irgendwo nach Berlin macht der Fahrer in Ilmenau Halt, um noch jemanden mitzunehmen. Er hat selbst einmal in Ilmenau studiert. „Weißt du, wo der IRC-Server steht?“, frage ich, denn auf diesem Server haben sich Jahre meines Lebens abgespielt. Ich weiß sonst nichts über Ilmenau, die Stadt existiert für mich nur als Standort des IRC-Servers.

IRC-Server gab und gibt es nicht so viele in Deutschland. Berlin, Ilmenau, Erlangen, München, BelWue und noch ein paar, insgesamt aber nicht mehr als zehn. War der Server zu weit weg vom eigenen Standort, wurde man abgewiesen, so dass ich nur Berlin und Ilmenau nutzen konnte.

„Selbstverständlich“, sagt der Fahrer. Dann fährt er extra einen Umweg und zeigt mir ein Uni-Gebäude. „Hinter dieser Wand, da steht der Server“, sagt er. Ich freue mich und erzähle später allen: Ich habe den Server gesehen. Oder doch jedenfalls die Wand, hinter der er steht.

Kathrin Passig

Seit 2001

Mein Underdogbrowser und ich

Bis Ende 2000 war der Internetbrowser Opera kostenpflichtig, mit der Version 5.00 gibt es ihn jetzt auch gratis, mit Werbeeinblendungen. Diese stören mich allerdings nicht, zumal die Vorteile von Opera gegenüber anderen Browsern m. M. n. überwiegen: Er schneidet in Stabilitäts-, Sicherheits- und Geschwindigkeitstests regelmäßig hervorragend ab, er ist mannigfaltig anpassbar und er kommt aus Norwegen!

Im Laufe der Jahre kommen immer neue praktische Features hinzu: Mausgesten, RSS-Unterstützung, Widgets, ICR-, Mail- und sogar ein Torrent-Client. Passwörter werden auf Wunsch gespeichert, man kann sie dann mit einem Klick auf den „Zauberstab“ in das jeweilige Passwortfeld einfügen. Seitenquelltext lässt sich direkt im Browser bearbeiten – kein lästiges Öffnen von HTML-Dateien im Texteditor mehr. Am besten gefällt mir die Möglichkeit, beliebige Suchpanels über oder unter der Favoritenleiste hinzuzufügen, z. B. für Amazon, Google, eBay, Leo oder Wikipedia. Verächtlich lache ich, wenn ich Nutzer anderer Browser sehe, die erst „www.yahoo.de“ oder so in die URL-Zeile eingeben müssen, wenn sie etwas suchen wollen. Überhaupt – das gebe ich offen zu – komme ich mir unheimlich individuell und hip

vor, diesen Underdogbrowser zu verwenden. Der an sich nicht schlechte Firefox wird im Laufe der Nullerjahre Mainstream, und davon muss man sich ja abgrenzen. (Für den 17.6.2008 rufen die Firefox-Entwickler einen „Download Day“ aus: Möglichst viele Menschen sollen an diesem Tag die neue Version 3 herunterladen. Mit am Ende 8 Millionen Downloads schafft es Firefox tatsächlich wie geplant ins Guinness Buch der Rekorde.)

„Du willst dich doch nur interessant machen!“, muss ich mir gelegentlich von Nicht-Opera-Fans sagen lassen. Nicht immer fällt es mir leicht, meinen Lieblingsbrowser zu verteidigen, denn wo Licht ist, ist auch Schatten. Im Oktober 2009 kann ich ein paar Tage lang keine https-Seiten aufrufen. Im Juni 2011 werden aus heiterem Himmel meine Log-in-Status nicht mehr gespeichert. Zudem sind etliche Seiten im Netz nicht Opera-optimiert, und so habe ich ab schätzungsweise 2012 nach und nach massive Probleme mit den Formularseiten von eBay, Tumblr und Blogger. Meine Lieblingswetterseite, ein Webcomic sowie eine Fernsehprogramm-Page bauen sich nicht mehr auf. Bei GMX und web.de kann ich mich nicht mehr einloggen (das ist, bevor ich Thunderbird nutze), schließlich auch nicht bei PayPal. Für all diese Dinge muss ich jedes Mal zähneknirschend den Zweitbrowser öffnen (you guessed it: Firefox).

Es wird immer übler, denn die Sache ist die: Ab Juli 2013 wird die laufende Version 12 nicht mehr weiterentwickelt, stattdessen wird eine komplett neue, Chromium-basierte Version 15 eingeführt. Dieser Sprung ist mir zu groß, den mache ich nicht mit ... bis zum April 2014. Zu diesem Zeitpunkt ist das Browsen mit Opera 12 derart nervtötend geworden, dass ich nachgebe und die Neuinstallation (mittlerweile v.20) wage. Danach bereiten die genannten Websites keine Probleme mehr. Lesezeichen (= Favoriten) und Passwörter lassen sich ohne Umstände von der alten Opera-Version importieren. Auch die Schnellwahlkacheln auf der Startseite gibt es noch. ABER! Ärgerlichste Veränderung: Die schönen Suchpanels fehlen! Immerhin kommt man mit frei wählbaren Kürzeln zu den gewünschten Seiten (Beispiel: „w + Uhu“ in die URL-Zeile eingeben führt zum Wikipediaeintrag „Uhu“). Ebenfalls doof: Es gibt keine Möglichkeit, eine Seite aus den Bookmarks in einem

neuen Tab zu öffnen, außer per Druck auf das Mausrad (!). Auch der Umgang mit verschiedenen Dateitypen war bis Opera v.12 viel besser geregelt: Für jede Dateiendung konnte man die Wunschbehandlung regeln (an festgelegtem Ort speichern / Downloaddialog zeigen / mit Standardanwendung öffnen / in Opera öffnen). Jetzt geht alles über Plugins. Das ist freilich komfortabler, aber beispielsweise muss ich jetzt bei Links auf MP3s immer rechtsklicken, um einen Downloaddialog zu erzwingen; das automatische Öffnen in Winamp geht gar nicht mehr, zumindest weiß ich nicht, wie.

Doch das ist Jammern auf hohem Niveau. Vieles lässt sich mittlerweile (Stand: Juni 2014) über sog. Erweiterungen tunen, und die Entwicklung schreitet stetig zum Positiven voran: Seit Version 17 darf die Startseite geändert werden, mit Version 19 wurde die Lesezeichenleiste wiedereingeführt (da war wohl der Druck der User zu groß geworden); vielleicht kommen auch irgendwann die Suchpanels zurück.

(Rekonstruiert mit Hilfe von Wikipedia und persönlichen Notizen.)

Torsten Gaitzsch

2001

Technik verschiedener Art im Krankenhaus

Ich leiste meinen Zivildienst im OP- und Anästhesiebereich eines großen Krankenhauses ab. Technik verschiedener Art wird in den folgenden zehn Monaten eine nicht unerhebliche Rolle spielen.

Schon in den ersten Wochen meines Dienstes höre ich von hier und da verlauten, dass ich als Zivi nicht drum herum komme, „die Geräte zu machen“. ‘Welche Geräte wohl gemeint sind’, frage ich mich. Und was genau wird da eigentlich „gemacht“? Kurz darauf erfahre ich es: Hin und wieder müssen die Beatmungsmaschinen auseinandergebaut und gereinigt werden. Natürlich nimmt sich niemand die Zeit, mir dieses hochkomplexe Prozedere beizubringen, so dass ich nur sehr langsam und im Learning-by-über-die-Schulter-looking-&-doing-Verfahren zum „Geräte“-Profi werde. Die mindestens zehn Einzelteile aus dem Geräteinneren werden ein paar Stunden in ein Desinfektionsbad gelegt, dann trocknen gelassen und schließlich wieder eingesetzt, wobei man höllisch aufpassen muss. Einmal weist mich eine Krankenschwester darauf hin (ja, die Geräte werden nach der Reinigung von einer Fachkraft getestet; das Leben der Patienten liegt also nicht zu 100% in den Händen ungelernter neunzehnjähriger Kriegsdienstverweigerer), dass ich zwei Filter vertauscht habe – was zu einer gefährlichen Fehlfunktion führen könne. Ich bin entsetzt: Wie kann man nur eine Maschine herstellen, in der nicht jedes Teil seinen eindeutigen Platz hat?!

Das technische Gerät, mit dem ich am meisten zu tun habe, ist die Umbettanlage, mit welcher der oder die zu Operierende mithilfe einer beweglichen Fließbandplatte vom Krankenbett auf den OP-Tisch gehievt wird. Die Bedienung dieses Dings ist Hoheitswissen, und ich triumphiere manchmal innerlich, wenn man mich extra für einen Umbettvorgang herbeiruft.

Auch der Transport der Patienten von der jeweiligen Station in das OP-Zentrum fällt in meinen Zuständigkeitsbereich. Wenn ich unterwegs bin, trage ich einen *Pager* bei mir. Das ist ein kleiner, auch „Pieper“ genannter Funk-

meldeempfänger, den man von jedem internen Telefon aus anrufen kann, worauf er piept und eine vierstellige Zahl, nämlich die Nummer des anrufenden Apparats, anzeigt. Wenn das geschieht, muss ich mir das nächste Telefon suchen, die angezeigte Nummer wählen und sagen „Ja, was gibt's?“

Das Coolste an dem Klinikum ist allerdings die Rohrpostanlage, die, wie ich soeben in Erfahrung brachte, immer noch existiert (April 2014). Man tut eine Akte, eine Gewebeprobe oder sonstiges in einen durchsichtigen Zylinder, steckt diesen in das Senderohr, gibt den Zielcode ein, dann macht's „Plopp“ und die Post geht mit bis zu 30 km/h auf die Reise.

In den OP-Sälen gibt es Gassteckdosen. Aus einer kommt bei Bedarf reiner Sauerstoff. Hat sich die feine Gesellschaft in den Goldenen Zwanzigern nicht regelmäßig mit Sauerstoff berauscht?, schießt es mir durch den Kopf, als ich einmal allein im Operationstrakt stehe. Ich schließe einen Schlauch an den O_2-Ausgang an und stecke mir das andere Ende in die Nase. Die Wirkung ist enttäuschend.

Torsten Gaitzsch

Um die Jahrtausendwende

Telefonieren mit Call by Call

(Das wird jetzt ganz schön erklärbärig. Ich stelle mir nämlich vor, ich erzähle das meinem 16jährigen Sohn, bei dem man kaum noch etwas von dem Wissen voraussetzen kann, wie man vor ca. 15 Jahren telefonierte.)

Im Jahr 1998 wurde in Deutschland erstmals *Call by Call*[1] *hergezogen wird, können Sie ja mal mit dem Fakt glänzen, dass Call by Call im englischen Sprachraum dial around service genannt wird. Vorausgesetzt, die Gesprächspartner sind alt genug, um zu wissen, um was es überhaupt geht.* eingeführt. Damit konnte jemand mit Festnetzanschluss bei der Deutschen Telekom (so wie ich und damals sicher 98% aller Einwohner) mittels einer zusätzlichen

1. Wenn auf der nächsten Party mal wieder über „deutsche Anglizismen“ wie Handy

fünfstelligen Vorwahl nach dem Muster 010xx für jeden Anruf einen anderen Anbieter auswählen. Man konnte natürlich auch seinen gesamten Anschluss bei einem Telekom-Konkurrenten anmelden, aber nur wenige so wie Arcor boten das überhaupt schon an, und dann wäre man einer recht unbekannten Firma eine Vertragsdauer lang zunächst einmal ausgeliefert gewesen, weshalb man von Gesetz wegen die Liberalisierung des Markts mit diesem Call by Call beschleunigen wollte.

Der Punkt war also, dass jetzt Firmen sogar ohne eigene Leitungen oder Vertriebsstruktur einfach bei der Regulierungsbehörde eine Vorwahlnummer beantragen konnten, über die dann auf dem freien Markt eingekaufte Telefonminuten angeboten wurden. Die Telekom musste die Nummern durchstellen und sogar das Geld dafür über ihre Telekom-Rechnung eintreiben. Das Prinzip funktionierte und die Tarife der Telekom blieben nach wie vor gepfeffert hoch, weil offenbar genügend Kunden weiterhin brav ohne „Sparvorwahl“ über deren Netz telefonierten. Als junge Eltern, deren Familien und auch vielen Freunde weit weg wohnten, bot sich aber auf diese Weise eine Möglichkeit jede Menge Geld zu sparen.

Das Problem war, herauszufinden, welcher Anbieter mit welcher Vorwahl denn gerade der billigste für den nächsten Anruf war. Die Telekom hatte ein Tarifsystem, das je nach Anrufziel Orts-, Regio- (bis 50km), Fern- und Mobilfunkgespräche unterschied sowie nach Tag und Uhrzeit Tages-, Abend-, Wochenend- und „Mondscheintarif“ (galt z. B. werktags von 2-5 Uhr – keine Ahnung, wieviele Menschen extra dafür ihre Gespräche in die Nacht verlegt haben). Selbstredend waren auch die Tarife für Anrufe auf Handys nochmals je nach Mobilnetzbetreiber verschieden, die man zu der Zeit immerhin noch an ihrer Nummer unterscheiden konnte. Die neuen Konkurrenten hatten ähnliche Tarifstrukturen, aber bezüglich Tageszeiten gerne mal um eine oder zwei Stunden verschoben. Das war aber nicht die einzige Schwierigkeit; jeder Vorwahlanbieter brachte nämlich auch noch seine eigene Taktung mit, die bestimmte, wie genau und wie hoch die erste und alle weiteren gebührenrelevanten Zeiteinheiten abgerechnet wurden. Ein Anbieter konnte also zum Beispiel für ein maximal 59sekündiges Gespräch unschlagbar billig,

aber bei allem länger als 4 Minuten deutlich teurer als ein anderer sein. Zu allem Überfluss gab es kurzfristige Sonderangebote oder Tariferhöhungen, billige Nummern waren oft chronisch überlastet, und die eine oder andere Abzockerfirma ging auch ins Rennen, um aus all der Intransparenz und dem geringen Inkassorisiko Profit zu schlagen. Einige Firmen wollten auch eine separate Anmeldung als Kunde und schickten eigene Rechnungsaufstellungen (beispielsweise Teldafax, die in Folge auch Strom- und Finanzprodukte anboten und deswegen vor einigen Jahren vermutlich völlig zu recht konkurs gingen).

Bald gab es daher Websites wie teltarif.de, die tagesaktuell Tarifinformationen sammelten und über Suchanfragen zugänglich machten („zeige alle anmeldefreien Anbieter mit sekundengenauer Taktung für einminütiges Ferngespräch um 20:30 Uhr“) und zudem regelmäßig per E-Mail Newsletter mit den neuesten Änderungen verschickten. Aus diesen Informationen bastelte ich mir dann eine komplizierte Tabelle, die ich von Hand auf einen ca. A6 großen Zettel schrieb, der fortan über dem Telefon klebte und den ich alle paar Wochen gewissenhaft aktualisierte.

Ich tat das gerne und bestimmt zwei bis drei Jahre lang; es war zwar aufwändig, aber die – verglichen mit früheren Zeiten – auf ein Drittel reduzierten monatlichen Telefonrechnungen waren ja eine sichtbare Belohnung. Mit der Zeit wurde es mir irgendwann zu blöd, mich um die Tabelle zu kümmern; zum einen, weil ich nach und nach ohnehin lieber zuverlässige Anbieter mit stabil niedrigen und unkomplizierten Tarifen auswählte als obskure Nischenbilliganbieter, die meist nur noch so hießen wie ihre Vorwahlnummer – zum anderen, weil auch immer mehr Firmen automatische Ansagen vors Gespräch schalteten, die einem den Tarif nannten, man also nicht mehr so leicht in eine Kostenfalle laufen konnte. Später hatte ich noch einen Telekomanschluss, für den ich nur noch die Grundgebühr zahlte, plus Fremdanbieter für Internet und Telefon mit Festnetz-Flatrate. Und seit einem Umzug vor zwei Jahren habe ich endgültig keine Beziehung zur Telekom mehr und bin froh, dass Flatrates inzwischen jedes Nachdenken über Anrufziele, -dauer und Uhrzeiten überflüssig gemacht haben.

Beim Nachgoogeln des Themas gesehen, dass es Call by Call tatsächlich immer noch gibt und sogar Tageszeitungen, die noch regelmäßig die günstigsten Anbieter empfehlen. Ich stelle mir vor, wie ein pensionierter Studienrat das immer noch jede Woche gewissenhaft ausschneidet und neben sein (inzwischen immerhin schnurloses) Telefon pinnt.

giardino

April 2001

Als Vorglühen noch nichts mit Alkohol zu tun hatte

Ich lese aus Langeweile die Bedienungsanleitung meines neuen Golf und bekomme so durch Zufall die Antwort auf eine Frage, die sich mir seit der ersten Probefahrt stellte:

Als ich nämlich Jahre zuvor bei einem Freund seinen alten Benz /8 fahren durfte, da musste ich vor dem Starten einen Hebel ziehen, um den Dieselmotor vorzuglühen. Und dann warten. Im Armaturenbrett sah man, wenn ich mich richtig erinnere, sogar einen kleinen Glühdraht, der über den Fortschritt informierte.

Und auch mein erstes eigenes Auto, ein alter Passat Diesel, brauchte diese „Rudolf Diesel-Gedächtnis-Minute". Im Winter übrigens auch gerne mal zwei.

Der Hebel war zwar verschwunden, dafür musste man den Schlüssel einstecken und die Zündung einschalten. Ein gelbes Lichtchen zwischen Tacho und Uhr mit dem Symbol eines Heizdrahtes darüber leuchtete auf und musste erst wieder erlöschen, bevor man starten konnte.

Den Golf konnte ich einfach starten. Warum? In der Bedienungsanleitung lerne ich, dass der Vorglühvorgang schon startet, wenn ich 3 Meter vor dem Auto mit dem Schlüssel die Zentralverriegelung öffne. Bis man sitzt und sich angeschnallt hat ist genügend Zeit vergangen, so dass man diese immer noch notwendige Technik vor dem Fahrer komplett verstecken kann.

Eine vollkommen unrepräsentative Umfrage unter zwei 18-Jährigen bestätigt, dass sie das Wort „Vorglühen” zwar kennen und auch im aktiven Wortschatz haben, sich einen Ursprung abseits der ihnen bekannten Bedeutung aber nicht herleiten können.

Christian Fischer

29.5.2001

Ich bekomme Triband erklärt und den Weg zum neuen Handy durch Vertragsverlängerung (per Fax!)

<mioumiou> ich idiot hab mir schon wieder ein handy mit externer antenne ausgesucht! ARGH
<mioumiou> aber dafuer ist es triband
<mioumiou> naja.
<mioumiou> und kost nix extra
<mioumiou> und silbern isses auch
<bilch> ich find ja, ein bisschen Antenne sieht ganz gut aus
<mioumiou> ja aber es ist unpraktisch in der hosentasche
<bilch> und triband heißt, es geht auch in den USA oder wie?
<mioumiou> ja
<mioumiou> weiss man ja nie ob man das nich nochma gebrauchen kann:)
<bilch> und ohne triband geht nicht?
<bilch> also meins zum Beispiel?
<mioumiou> in usa? ne.
<mioumiou> GSM 900 und 1800 kann unsres glaub ich
<mioumiou> aber nich GSM1900 und das is USA standard
<mioumiou> glaub ich
<mioumiou> oder andersrum.
<mioumiou> jedenfalls hab ich mich für das motorolahandy entschieden

<mioumiou> werd ich ja sehn was ich davon hab
<bilch> hast du das bezahlt gekriegt?
<bilch> wegen Vertragerneuerung oder so?
<bilch> sowas hätte ich nämlich gern bald mal
<mioumiou> ja
<mioumiou> du rufst bei 08001090111 an
<mioumiou> und sagst sie solln dir ein angebot schicken
<mioumiou> das tunse dann auch
<mioumiou> und dann krissu entweder neues handy
<mioumiou> oder 200 mack guthaben
<mioumiou> es gibt 6 handys zur auswahl
<mioumiou> du kreuzst eins an
<mioumiou> und sagst „bitte verlängern“ per fax
<mioumiou> das wars
<bilch> du gutes, kluges Ding!
<bilch> woher weißt du sowas?
<mioumiou> weil ich das fax vorgestern verschickt hab
<bilch> ja, aber vorher musstest du das doch irgendwoher wissen
<mioumiou> ich war im viagshop
<mioumiou> und hab gesagt „was gebt ihr mir damit ich nicht zu e-plus geh“
<bilch> oh
<bilch> es ist RL-Interaktion erforderlich
<bilch> feh
<mioumiou> da gaben sie mir eine telefonnummer
<mioumiou> so wars
<mioumiou> weissnich
<mioumiou> hab nich online geschaut
<bilch> dann ruf ich da morgen mal an
<mioumiou> kam gerade am viagshop vorbei

<bilch> ob ich mit Viag Interkom noch über diesen Winter komm
<mioumiou> wie, noch übern winter?
<bilch> eigentlich über den Sommer, aber das reimt sich nicht

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich.

Kathrin Passig

29.5.2001

Reiseschecks und Bargeld: Man kann sie immer noch nicht selbst ausdrucken

<mioumiou> ich muss um halb acht aufstehn
<mioumiou> und zur bank, travellers cheques holn
<mioumiou> das ist alles so rueckstaendig!
<mioumiou> warum kann ich die nicht downloaden !
<mioumiou> :)
<bilch> das geht doch ohne
<bilch> Bargeld fürn Anfang, Kreditkarte für später?
<mioumiou> hm ich mach immer so hiern bissl da'n bissl dort bissl
<mioumiou> seit ich mal mitgekriegt hab, wie gefickt eine bekannte war, der die kreditkarte abhanden kam
<mioumiou> naja egal.
<bilch> naja egal.
<mioumiou> bargeld muss ich ja auch holen. geht ja auch nich auszudrucken.

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich. Es geht um eine Reise in die USA. traveller's cheques oder Reiseschecks sind ein Bargeldersatz, den es bis heute (Stand 2014) gibt. Man konnte offenbar 2001 im außereuropäischen Ausland noch nicht so einfach Geld mit der Maestro-Karte am Geldautomaten abheben

(oder es war teuer) und holte deshalb vor der Abreise Bargeld und Reiseschecks bei der Bank. Vielleicht ging es aber auch schon, und mioumiou hatte sich nur noch nicht daran gewöhnt. In dieser Diskussion kann man nachlesen, wie es 2002 war und dass das ausländische Geldabheben kurze Zeit vorher wohl noch nicht mit der Maestro-Karte funktionierte.

Kathrin Passig

10.6.2001

Handys mit Sprachsteuerung! Ich glaub kein Wort

<mioumiou> ah übrigens! ich habe ein neues handy
<mioumiou> und es hoert aufs wort
<mioumiou> wenn ich „wurstbrot“ sage, weiss es sofort, dass ich eine SMS verschicken will!
<bilch> ich glaub kein Wort
<mioumiou> schwoer!
<mioumiou> nein falsch. es ruft dann die mailbox an. hihi.

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich. Es handelte sich bei diesem Wunderding vermutlich um das Motorola Timeport.

Kathrin Passig

25.7.2001

Mit der Kraft der Sonne: Meine neue Armbanduhr

Ich brauche eine neue Armbanduhr. Vor allem brauche ich eine Uhr, die nicht – wie die heute üblichen Quarzuhren - mit einer Batterie läuft, die genau dann den Geist aufgibt, wenn ich auf Reisen bin oder aus sonstigen Gründen nicht zu einem Batteriewechsel komme.

In einem kleinen Berliner Fachgeschäft (noch gibt es so was) entdecke ich eine japanische Uhr, die zwar auch eine Quarzuhr ist, aber eben nicht mit einer Batterie läuft. Sondern mit einem Solarmodul. Also eigentlich nie in einen Laden muss, um mit neuer Energie für maximal ein Jahr versehen zu werden.

(Außerdem ist sie auch noch wasserdicht, nicht unwichtig für jemanden, der die Uhr außer beim Sex niemals ablegt; hat eine Datumsanzeige und einen Zeiger für eine zweite Zeitzone. Alles nett zu haben.)

Das mit der Sonnenenergie begeistert mich und überzeugt mich für diese Uhr. Zumal von außen nichts zu erkennen ist, was darauf hindeutet, dass diese Uhr nicht wie alle anderen eine Batterie hat. Die Solarzelle für die Energiezufuhr ist unsichtbar ins Zifferblatt integriert. Ich darf die Uhr nur eben nicht länger in eine Schublade sperren, alles andere ist egal.

Warum ist da eigentlich sonst noch keiner drauf gekommen? Außer der japanischen Herstellerfirma mit ihrem *Eco-Drive* bietet offensichtlich niemand solche Uhren an, jedenfalls habe ich sonst noch nie welche gesehen. Ich bin mal gespannt, ob sich diese Art der Energieversorgung durchsetzt.

Thomas Wiegold

30.8.2001

Ich möchte gratis SMS verschicken, Don Dahlmann nutzt dafür ein neumodisches Ding namens ICQ

<bilch> gibts eigentlich noch einen einzigen kostenlos-SMS-Verschicken-Anbieter im Web, bei dem man sich nicht anmelden muss?
<DonDahl> ICQ. . . muß man aber runterladen. Ist aber egal was für eine Adresse man angibt. Also relativ anonym
<DonDahl> @bilch: Also ICQ hat eine sehr gute SMS Funktion
<bilch> ich will aber kein ICQ
<bilch> ich weiß doch, wozu das wieder führt
<bilch> vade retro, satanas!
<DonDahl> Ich nutz das nur dafür

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich, DonDahl ist Don Dahlmann, ICQ ist ein Messenger, den es seit 1996 gibt. Ich nehme an, dass ich die Anmeldung gar nicht aus Anonymitätsgründen vermeiden wollte, sondern nur aus Faulheit.

Kathrin Passig

August 2001

Mit dem Palm III über WAP, Infrarot, Nokia 6210 und Sackzement ins Internet

Ich liege im Krankenhaus, ungeplant, aber nichts Ernstes. Ich habe diesen Palm III, in dem ich alle meine Adressen und Termine verwalte. Und ich habe da dieses Nokia 6210 von meinem Arbeitgeber, mit dem man neuerdings über dieses neumodische WAP auf das Internet zugreifen kann. Der Palm III hat eine Infrarot-Schnittstelle, das Nokia 6210 hat auch eine, und ich habe verdammt viel Zeit und Langeweile. Der Palm III hat sogar ein E-Mail-Programm und ist POP3-fähig. Also sitze ich stundenlang vor dem Krankenhaus an der frischen Luft und versuche, Palm und 6210 zu koppeln, um eine vorab mühsam per Stylus und einer Schreibfrequenz von etwa einem Buchstaben pro zwei Sekunden in den Palm gekritzelte E-Mail am POP3-Server von T-Online abzuliefern. Warum? Weil es geht.

Nun ja, eher, weil es irgendwie doch gehen müsste, Sackzement! So viele Kleinigkeiten, die stimmen müssen: der Winkel, in dem Palm und 6210 zueinander stehen/liegen, der Abstand der beiden Geräte, die Sonneneinstrahlung (im Schatten koppelt es sich besser), die Signalstärke des Mobilfunknetzes, klar, auch der ganze Frickelkram bezüglich POP3 und WAP mit seinen endlosen Optionen. Irgendwann gelingt der E-Mail-Versand, die wenigen hundert Bytes mit einem Gruß an die Arbeitskollegen sind herausgegangen. Ob ich eine Antwort erhalten werde?

Ja, am nächsten Tag lädt das E-Mail-Programm tatsächlich eingegangene E-Mails herunter. Die meisten kann ich nur deshalb lesen, weil man als Web-Programmierer gewohnt ist, HTML-Tags auszufiltern und zwischen den Tags zu lesen – diese HTML-E-Mails sind wirklich eine Seuche ... Ob es wohl irgendwann einmal einen Palm geben wird, der auch HTML-E-Mails korrekt darstellen kann? Oder gar einen Palm mit eingebautem Mobiltelefon? Das wäre toll, dann bräuchte ich nicht immer zwei Geräte mit mir herumtragen.

Dirk Hagedorn

11. September 2001

Live dabei via Weblog

Während die meisten Deutschen sich über Fernsehen und Radio über die Terror-Anschläge informieren, sind es im Internet vor allem Weblogs, die uns das auch miterleben lassen – wenn man jemand folgt, der in NY lebt und das Grauen mitbekommt, wie Else Buschheuer. Sie wohnt zu der Zeit in SoHo nicht weit von den Zwillingstürmen und berichtet mit Einträgen wie diesem:

> „11.9.01
> Angst
> NY 10:01 Berlin 16:01
> Entsetzliches Wehklagen auf der Straße. Einige Kaffeebecher sind runtergefallen. Ein weiteres Gebäude ist explodiert, nein, zwei. Alles sehr nah. Erreiche per Telefon niemanden. Traue mich nicht aus dem Haus, nix zu essen da.“

Das Zitat stammt direkt aus dem Blog www.else-buschheuer.de (Link verweist auf gesperrte Seite). Es folgen noch weitere, sie antwortet auch auf Fragen und zitiert Leserpost.

Ich hatte die Einträge von der Zeit um das Datum damals gespeichert. Am 15.9. notiert der Webmaster, dass das Blog wegen Krankheit (vorerst) geschlossen sei.

Später hat Else Buschheuer Ihr Weblog aus dieser Zeit als Buch (Amazon-Link, weil beim Verlag nicht mehr gelistet) veröffentlicht.

Thomas Jungbluth

11.9.2001

Abgeschirmt

Gegen 15 Uhr erreicht die Meldung, dass ein Flugzeug in einen der New Yorker Twin Towers geflogen ist, Deutschland. Allein ich bekomme davon nichts mit – und nicht nur ich. Der OP-Trakt, in dem ich zu dieser Zeit als Zivildienstleistender arbeite, wirkt stundenlang wie ein Faradayscher Informationskäfig. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind mit anderen Dingen beschäftigt; die ohnehin nicht sehr verbreiteten Mobiltelefone liegen ausgeschaltet im Spind; Patienten kommen in nicht sehr gesprächsfreudigem Zustand an und sind i. d. R. schon lange vorher isoliert worden. Zwar gibt es einen portablen CD-Radiorecorder, aber der wird nur selten verwendet (manche Chirurgenteams hören gerne klassische Musik beim Operieren). Kurz nach 18 Uhr mache ich Abendbrotpause und schalte rein zufällig das zweite, in der Gemeinschaftsküche stehende Radiogerät an. Auf mdr Kultur kündigen sie an, dass irgendeine Sendung „aufgrund der Terroranschläge in den USA“ ausfällt. Ich denke mir nichts weiter dabei. Erst als ich spätabends nach Hause komme, erfahre ich durch Familie und TV die Details.

Es geht aber noch schlimmer. In meinem Tagebuch notiere ich mir eine Woche später das Zeitungsbekenntnis einer Politikerin: „Ja, es stimmt, ich habe *es* heute erst erfahren.“

Torsten Gaitzsch

11.9.2001

Das Internet stößt an seine Grenzen und das Fernsehen triumphiert

Drei Minuten, nachdem das Flugzeug in den Südturm des World Trade Center fliegt, berichtet M., der für einen deutschen Fernsehsender arbeitet, im Höfliche-Paparazzi-Forum davon. Weil ich dort ständig Reload klicke, sehe ich die Meldung sofort und kann den Rest des Geschehens mehr oder weniger live im (deutschen) Fernsehen verfolgen; ein Vorgeschmack auf das, was Twitter später leisten wird. Mein Büromitbewohner Peter hat eine TV-Karte in seinem Rechner, einen Fernseher gibt es im Büro nicht. Die einzige durchgehend erreichbare Nachrichtenwebsite an diesem Tag ist netzeitung.de.

Es gibt ein paar Websites, die US-Fernsehen streamen, aber sie sind schwer zu finden, überlastet, und wenn man sein Internet volumenabhängig bezahlen muss (so wie meine Bürogemeinschaft), kann man es sich kaum leisten, länger zuzusehen, denn man kommt damit auf etwa 20-25 MB pro Stunde.

<bAbC> bilch: ich denke, heute ist das internet mal an seine grenzen gestoßen und das fernsehen hat triumphiert
<bilch> bAbC: leider, ja
<bilch> bAbC: mit ein bisschen Glück lernen die Nachrichtensites daraus, dass es nicht gut ist, riesige, dynamisch erzeugte Seiten zu haben
<Yawnista> das glaubst Du selbst nicht, bilch
<bilch> Yawnista: stimmt. ich glaub es selbst nicht.

Rekonstruiert nach: hoeflichepaparazzi.de, IRC-Logs.

Kathrin Passig

Oktober 2001

Ich mache zum letzten Mal eine eindrucksvolle Vollbremsung

Ich will in meinem jugendlichen Überschwang mit meinem kleinen roten Peugeot 106 einen Radfahrer überholen, schätze den Abstand zur Verkehrsinsel vor mir aber falsch ein und steige in die Eisen, um sie nicht zu rammen. Es quietscht prägnant, eine kurze schwarze Spur bleibt auf der Straße zurück.

Kurz danach werde ich ein neues Auto bekommen, das nur noch langweiliges ABS hat. Schon vorher war mir aufgefallen, dass Bremsspuren auf Straßen weniger wurden. Ich frage mich, wie die Polizei bei Unfällen kontrolliert, ob und wann ein Fahrer gebremst hat.

Nachtrag: Beantwortung meiner Frage im Redaktionschat:

> Gar nicht mehr. Damit ist die Polizei i. d. R. überfordert. Ältere Polizisten, die noch mit Bremsspuren bei Unfällen aufgewachsen sind, folgern aus dem Nichtvorhandensein von Spuren, dass das Auto „ungebremst“ aufgeprallt ist, eine der am häufigsten falschen „Feststellungen“ in Unfallanzeigen und dann auch in Pressemeldungen. Für jüngere Polizisten ist es normal, dass keine Spuren entstanden sind (oder sie schauen nicht so genau hin). Fakt ist, dass Unfälle auf trockener Straße im ABS-Zeitalter im Grunde genauso behandelt werden, wie früher bereits Unfälle auf nasser Straße. Da gab es auch keine Spuren.

Johannes Mirus

02.10.2001

Mein erstes Handy

Zum Geburtstag schenkt mir P. mein erstes Handy. Ich benutze es gefühlt zehn Mal innerhalb eines Jahres, vor allem, weil ich immer vergesse, es aufzuladen und der Akku dementsprechend eigentlich immer leer ist. Es ist blau und ohne Vertrag. Marke hab ich vergessen.

Anne Schüßler

9.10.2001

Anrufen! Gewagt! Neumodisch!

<klesk> ruf sie halt an, tex.
<testbilch> anrufen! gewagt! neumodisch!
* testbilch wedelt mit den Fingern
<WSTR> hab keine telnr, ich telefoniere auch so ungern
<YawAwaY> telefonieren ist eine pest
<YawAwaY> das telefon gehört abgeschafft außer für notfälle
<YawAwaY> und pizzabestellen, vielleicht
<WSTR> ich schreib jetzt wieder briefe
<klesk> telegrafieren ginge auch
<testbilch> mein Festnetztelefon ist schon abgeschafft außer für Notfälle
<WSTR> pizza bestellen mit brief
<rroncalli> hat schon mal jemand pizza im internet bestellt?
<testbilch> rroncalli, ich habs mal versucht
<WSTR> Ich find auch email mittlerweile doof, ich schreib wieder mit felix zB, und Sabeta hab ich auch einen Brief geschriem, man muss wieder reinkommen, aber bei mir geht das eventuell leichter, weil ich den anschluss ja

erst seit 10 monaten hab
<rroncalli> höllisch, gell?
<testbilch> aber ich wär verhungert, bevor ich eine vernünftig funktionierende Pizzabestell-Website gefunden hätte
<rroncalli> jaha
<testbilch> alles Verbrecher.
<testbilch> ist allerdings schon zwei, drei Jahre her ... vielleicht gehts ja inzwischen
<rroncalli> hier geht's nicht. sushi schon
<WSTR> Sushi per brief bestellen, wie romantisch
<YawAwaY> in tübingen gibts eine pizzeria, die das angeblich macht

Quelle: IRC-Chatlog. testbilch bin ich.

Kathrin Passig

18.10.2001

Ungefragte Abholung von Elektroschrott (durchs Fenster)

Einbrecher stehlen mir einen defekten Videorecorder, einen defekten CD-Player, ein fast ganz defektes Notebook, ein fast ganz defektes Modem (28.8 Kbps) und eine funktionierende Bohrmaschine. Das waren alle in meiner Wohnung aufbewahrten elektronischen Geräte. Theoretisch besitze ich auch noch einen stehlbaren Fernseher und eine kleine Analog-Fotokamera, aber beide habe ich verliehen, weil ich sie nie benutze.

Rekonstruiert aus: IRC-Chatlogs, Gedächtnis.

Kathrin Passig

20.10.2001

Ich habe halt jetzt zu Hause keinen Internetzugang mehr

<elpenor> Das Notebook, welches sie Dir geklaut haben, war das Dein einziger Computer?
<testbilch> nein, ich hab ja den hier im Büro
<testbilch> das ist auch meiner
<testbilch> und ich hab das Notebook auch nochmal doppelt
<elpenor> A, I see, trotzdem ärgerlich.
<testbilch> bei beiden waren unterschiedliche Teile kaputt, und ich wollte bei Gelegenheit mal ein ganzes draus machen
<testbilch> ich hab halt jetzt zu Hause keinen Internetzugang mehr
<testbilch> aber das ist nur dann ärgerlich, wenn man krank im Bett liegt
<testbilch> solang ich gesund bleibe, stört es nicht weiter.
<elpenor> Verbilligt das Leben immerhin.
<testbilch> ich könnte jetzt eigentlich meinen Festnetzanschluss abmelden ...
<testbilch> 25 Mark im Monat gespart
<testbilch> nein, das lohnt den Aufwand nicht.

Quelle: IRC-Chatlog, testbilch bin ich.

Kathrin Passig

Herbst 2001

Ein Parkhaus als Metapher für Securityfehler

Wir waren am Sonntag in Essen auf einer AG-Sitzung. Um 10 hatten wir den Wagen in einem Parkhaus in der City abgestellt. Kurz nach 18 Uhr waren wir mit der Tagesordnung durch, packten unseren Kram und eilten zum Parkhaus.

Das ab 18 Uhr geschlossen war. Die Türen waren automatisch verriegelt und ließen uns nicht hinein. Wir zweifelten auch, ob wir mit dem Auto aus dem Parkhaus heraus kämen, da die Ausfahrt hinter der Schranke mit einem Rollgitter verschlossen war. Im Erdgeschoss war zwar nur eine hüfthohe Betonabsperrung um die Parkplätze herum, aber aus der Nähe sahen wir darauf Maschendraht bis zur Decke.

Es gab keinen Weg hinein. Das Auto schien zwar sicher untergebracht, aber das war im Moment nicht wirklich beruhigend.

An der Tür war eine Notrufnummer für Notfälle. Handy raus, anrufen: Mailbox. Ich hinterließ einen Notruf.

Eine Frau kam und öffnete die Tür mit einer Chipkarte: Eine Dauerparkerin. Wir folgten ihr, zahlten erstmal am Automaten. Das Rolltor ginge auf, wenn sie ihre Chipkarte an das Lesegerät hielt, sagte sie. Aber unser Bezahlticket kam ja in das andere Lesegerät. Ob das Gitter dann auch aufgeht? Immerhin könnten wir es probieren.

Notfalls, sagte sie, würde sie uns ihren Chip durch das Gitter geben und wir könnten probieren, ob wir Schranke und Gitter auch dann damit öffnen könnten, wenn sie gerade schon mit dem Chip herausgefahren war.

Sie fuhr raus, das Gitter schloss sich unverzüglich wieder. Und öffnete sich, als unser Parkticket die Schranke öffnete.

Puh.

Beim Rausfahren bemerkten wir direkt neben dem Rollgitter eine gut 80cm breite, unverschließbare Lücke zwischen Betonbrüstung und Gitter. Offensichtlich war das der Eingang für Menschen, die ihr Fahrzeug nach 18 Uhr abholen wollten.

Seitdem habe ich eine wunderbare Geschichte, mit der ich Sicherheitslücken in Software bildhaft erklären kann.

Volker König

23.10.2001

Bilder vom Sex mit der ersten Liebe (fehlende)

<Jemand> wer hat aufnahmen vom sex mit der ersten liebe?
<Ich> damals gabs noch kein Video
<Ich> oder . . . doch
<Jemand anders> gelten zeichnungen auch?
<Noch jemand anders> jemand? alles klar? damals gabs noch keine kassettenrekorder
<Don Dahlmann> wie? erste liebe?

Quelle: IRC-Log. Keiner von uns scherzt, außer vielleicht Don Dahlmann.

Kathrin Passig

24.11.2001

Pongspiel auf Hochhausfassaden und vergebliche Nutzerforschung

Ich habe mit P. und seiner Freundin zusammen den ganzen Tag bei großer Kälte am Alexanderplatz Nutzerforschung betrieben: Unter anderem haben wir Passanten Zettel vorgelegt, die wie ein Browser aussahen. Die Passanten mussten sich entscheiden, ob sie die „HTML-Version“ oder die „Java-Version“ sehen wollten. Das war eine Entscheidung, vor der man 2001 im Web häufiger stand. Zur Begründung ihrer Wahl haben die Passanten Dinge vorgebracht wie „Java klingt gut, das ist eine Insel, das nehm ich mal.“ Wir haben diese Begründungen aufgeschrieben.

Jetzt sind wir in einem Steakhouse am Alexanderplatz. Von hier aus kann man das „Haus des Lehrers“ sehen, wo es seit September eine Blinkenlights-Lichtinstallation gibt: Man kann mit dem Handy auf der Fassade Pong spielen. Ich habe das schon vorher ausprobiert, und bei mir ging es nicht so richtig, aber bei P. klappt es, er steht am Fenster und freut sich.

Später am Abend wird P. auf dem Rückweg nach Zürich mit dem Crossair-Flug 3597 abstürzen. Schuld ist eine fehlerhafte gedruckte Karte. P. überlebt unverletzt, die Ergebnisse unserer Nutzerforschung verbrennen.

Kathrin Passig

25.11.2001

Das neue Handy hat Vibration und T9!

<bilch> das neue Handy ist übrigens toll
<bilch> endlich wieder länger als 1 Gespräch pro Akkuladung!
<bilch> Vibration! schicke Funktionen galore!

<bilch> nur das froschartige Blöken, das als Nebeneffekt der Vibration auftritt, missfällt mir
<mjutabor> was für eins isses
<mjutabor> ha!
<mjutabor> bei meinem handy dacht ich immer, der nachbar bohrt loecher in der wand
<mjutabor> wenns auf dem tisch oder dem bettrand resonanz fand
<mjutabor> mindestens 3 tage lang
<bilch> ein C35 ohne i
<mjutabor> ah fein
<bilch> hübsch sieht es aus
<mjutabor> da gibts auch wenig umstellung in der menüführung, oder?
<mjutabor> also im prinzip
<mjutabor> ja, das ist wirklich ein schoenes.
<bilch> es ist schon anders, aber recht intuitiv
<bilch> und T9 find ich auch prima

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich. So sah das Siemens C35 aus. T9 war eine Eingabemethode für SMS, bei der man nicht ganz so viele Tasten drücken musste wie bisher.

Kathrin Passig

25.11.2001

Was ist bloß los mit dem E-Commerce? Macht er eventuell gar keinen Sinn?

<mjutabor> sportscheck.com hat eine umstaendliche navigation.
<mjutabor> aber man kann unterscheiden ob man eine daunenjacke oder lieber eine modejacke will.

<bilch> was hast du denn da verloren?
<mjutabor> modejacke passend zur haarfrisur.
<mjutabor> ich wollte mal schauen wie das da aussieht
<mjutabor> aber besonders vorbildlich ist das alles nicht.
<mjutabor> freizeitschuhe oder trendschuhe
<mjutabor> ein bloeder shop, der sportscheck.
<bilch> ja, Schuhe online kaufen ist nach wie vor unmöglich
<bilch> ich habs erst die Tage wieder zaghaft versucht
<bilch> was ist bloß los mit dem E-Commerce?
<mjutabor> naja macht eh keinen sinn.
<mjutabor> find ich persoenlich.
<mjutabor> aber die kategorisierung bei denen ist wirklich merkwürdig
<mjutabor> ich meine
<mjutabor> trägt man trendschuhe nicht in der freizeit?
<mjutabor> oder wie?
<mjutabor> zu viele zu willkürlich benannte kategorien, zu bloede navigation. weg.
<bilch> nein, in der Freizeit befreit man sich vom Zwang zum Trend und trägt alten, hässlichen Schund
<bilch> du nicht?
<mjutabor> hihi
<mjutabor> ausserdem sind viele fehler drin
<mjutabor> bei „trendschuh“ kriegt man ein zelt angeboten
<mjutabor> so grosse füsse hat doch wirklich keiner!

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich.

Kathrin Passig

25.11.2001

Mütter mit SMS-Kompetenzen

<Tobler> meine mutter schrieb nacht gestern die jahrhundert-sms: „bist du im wald oder im bett?“
<bilch> hihi
<bilch> schön
<Tobler> mutter ist die beste
<bilch> aber was wäre gewesen, wenn du zwar lebendig, dein Handy aber im Wald . . . ?
<Tobler> urgh. . .
<bilch> erstaunlich. 13Ks Mutter irct, deine schreibt SMS . . . es ist doch eine andere Generation
<Tobler> wir schenkten ihr das handy zum 60sten. . .
<Tobler> it took time. . .
<Tobler> meine mutter-als alte anglophile-spricht auch immer von „sm-nachrichten“. hei, ist das ein gelächter.
<bilch> hihi
<Tobler> gell?

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich. Die „Wald oder Bett?“-Frage bezieht sich auf den Absturz des Crossair-Fluges 3597. Die Mütter aus der hier von mir bewunderten „anderen Generation“ sind vermutlich ca. Geburtsjahrgang 1950. Meine Mutter besitzt zwar bereits ein Handy, weigert sich aber, SMS zu schreiben oder zu lesen („ja, da war so ein Briefumschlag, aber ich hab nicht gewusst, was ich mit dem machen soll“).

Kathrin Passig

November 2001

Geschlechtsnocken im Posteingang

Im November 2001 erfahre ich, wie es wirklich um die immer wieder von meinem Chef gepriesenen Möglichkeiten der Maschinenübersetzung bestellt ist: In einer großen Anzahl von Spammails werde ich aufgefordert, mich mit *Geschlechtsnocken* und *Phasenmädchen* zu befassen. *SEHR GROSSE FILME* werden angepriesen, dazu ein *Kennwort für Geschlecht*. Alles klingt sehr verlockend, ich entscheide mich dann aber doch, vorerst ohne ein solches Kennwort weiterzuleben. Stattdessen versuche ich, mit Freunden die Ursprungstexte zu rekonstruieren. Mehrere Nockenwellen landen noch in meiner Mailbox, eine unterhaltsamer als die andere. Dann scheint das *Geschlechtsstadium* überwunden und der Spam mäkelt wieder nur noch an meiner Penisgröße herum. Gelegentlich sogar in fast geradem Deutsch. Aber immer ohne *Web-Nocken*.

Mia Culpa

21.12.2001

Mein anderer Rechner ist ein 486-50, auf dem Windows 3.1 läuft

<mjutabor> ich hab eben sogar ein bisserl gespielt am andren rechner
<bilch> am _anderen_ Rechner
<mjutabor> ja
<bilch> sie sagt das nur, um uns zum Weinen zu bringen
<Klede> wollt ich auch grade sagen
<mjutabor> bilch du hast doch selber mehrerere
<bilch> jetzt nicht mehr

<bilch> also nur noch den einen und eine Art elektrische Schreibmaschine
<mjutabor> jo
<mjutabor> und ich hab zwoelf oder was?
<bilch> ich werd beim nächsten Besuch nachzählen
<mjutabor> zweie!
<mjutabor> und beide nicht sonderlich luxuriös ausgestattet.
<Klede> pcs oder macs
<mjutabor> keine unanständigen 20zollmonitore oder dergleichen
<mjutabor> pcs
<bilch> ok, nimm das: mein anderer ist ein 486-50, auf dem Windows 3.1 läuft
<bilch> du weißt vermutlich nicht mehr, was das war
<mjutabor> hihi okay
<mjutabor> 3.1 hatte ich ja auch bis vor 2 jahren

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich.

Kathrin Passig

2001

Buttons machen

Ein Schüler klagt darüber, wie es ist, als Streber verschrien zu zu sein. Das bringt mich auf die Idee, eine Reihe von Buttons zu entwerfen mit der Aufschrift “Streber – und stolz darauf!” Man erzählt mir, dass ich beim Landratsamt eine Button-Maschine ausleihen kann. Das mache ich. Die Maschine ist nicht groß, aber solide gebaut; sie passt zusammengelegt in einen kleinen Karton. Auf eine Platte ist ein Hebel montiert, mit dem man eine kleine Druckfläche nach unten pressen kann. Unter dieser werden später die Buttons geformt.

Ein Button besteht aus drei Blechteilen: einer Unterseite (mit der Sicherheitsnadel daran), einem Mittelteil und einer gewölbten Oberseite. Auf die Oberseite kommt eine Papierscheibe mit der Beschriftung oder dem Logo, die ich mit dem Tintenstrahldrucker ausdrucke und mit der Schere einzeln rund ausschneide. Mitgeliefert werden außerdem kleine Papierscheibchen, die ich aus irgendwelchem Grund auch irgendwo dazwischen tun soll, und größere durchsichtige Plastikscheibchen, die letztlich zur obersten, schützenden Schicht des Buttons werden.

Der wichtigste Teil des Geräts sind drei kurze Metallzylinder mit unterschiedlichem Durchmesser. In unterschiedlicher Reihenfolge werden die Ringe ineinandergesteckt und bilden die Unterlage für das Zusammenpressen. Je nach Kombination bilden sie einen Ober- und einen Unterstempel. Zuerst wird die Metallunterseite des Buttons mit dem Mittelteil zusammengepresst, und dann das Metalloberteil mit dem selbst ausgeschnittenen Papier und der Schutzfolie, und dann alles zusammen. Für jeden Button muss ich die Ringe mehrfach anders ineinander stecken. Trotzdem mache ich etwa 200 Buttons. Alle Motive schneide ich einzeln rund aus.

Einige Jahre will ich weitere Buttons machen und leihe ich eine andere Maschine vom Landratsamt aus. Sie ist sehr viel größer und vor allem sehr viel schwerer, aber dafür funktioniert das Pressen ohne Umstecken einzelner Ringe. Trotzdem ist mir die alte, kompakte und leichter transportierbare Maschine lieber.

Wiederum einige Jahre später bestelle ich meine Buttons im Web und lade nur die Bilddatei mit dem Logo hoch.

Thomas Rau

Ca. 2001

Versteckter Internationalismus

DVDs haben einen Regionalcode: Sie sollen nur in den Gebieten funktionieren, in denen sie gekauft wurden. Europa hat Code 2, Amerika Code 1 – und Code-1-DVDs sind oft die einzige Möglichkeit, ordentliche Originalfassungen zu bekommen, manchmal sogar die einzige Möglichkeit, an bestimmte Filme und Serien zu kommen.

Wenn man einen DVD-Player kauft, stellt man ihn am Anfang auf einen Regionalcode ein und kann dann höchstens noch ein, zweimal umstellen – dann ist der Code fest gesetzt. Unpraktisch, wenn man immer wieder zwischen DVDs verschiedener Herkunft wechselt.

Es gibt aber einen Ausweg: Vor dem Player-Kauf recherchiere ich online, ob das Gerät regionalcodefrei zu schalten ist. Das geht natürlich nicht bequem im Menü. Stattdessen braucht es ziemlich umständliche konamicode-artige Tastensequenzen – schließlich ist der Player Code 0 und spielt alles ohne Murren ab.

Im Redaktionschat schreibt Kathrin, dass man beim Kauf als Serviceleistung gleich die Regionalcode-Beschränkung entfernen lassen konnte – das Graben nach Hardware-Cheat-Codes im Graubereich des Netzes war nicht sonderlich massenkompatibel, im Gegensatz zum Wunsch, internationale Medien trotz lizenzrechtlicher Hindernisse zu nutzen.

Felix Neumann

1992 bis 2001

Von Textsystem bis Google

Mit einem Computer umzugehen, habe ich in der Schule gelernt. Das muss zwischen 1992 und 1996 gewesen sein. Das Fach hieß „Maschineschreiben am Textsystem“ und wurde von zwei energischen Klosterfrauen mittleren Alters unterrichtet. Es fand zweimal wöchentlich statt, Dienstag und Donnerstag, und dass ich mich noch heute an die Wochentage erinnere, ist erstaunlich.

Vielleicht hat es damit zu tun, dass diese Art von Unterricht mit einem gewissen organisatorischen Aufwand verbunden war und schon allein deshalb das Wocheneinerlei strukturierte. Die Klasse – eine etwa dreißig Mädchen umfassende Realschulklasse – wurde für dieses Fach nämlich in zwei kleinere Gruppen geteilt. Eine Gruppe übte im Schreibmaschinensaal an laut klappernden Gabriele-Schreibmaschinen das Maschineschreiben alter Art, die andere Gruppe saß im so genannten „Computerraum“ und übte das Formatieren.

Der Computerraum, klein und lichtarm, weil mittels Glasbausteinwand einem Korridor im Erdgeschoss des spätbarocken Klostergebäudes abgerungen, war der eigentliche Grund, warum die Klasse geteilt wurde: Es gab nur zehn oder zwölf Computer, jedes Mal mussten sich also auch einige Zweierpaarungen bilden, die gemeinsam in ein Gerät hineinschauten bzw. abwechselnd daran übten. Ich glaube, es waren IBM-Computer, jedenfalls

große graue Kästen, Schwester Maria musste im Mittelgang permanent auf Patrouille gehen, um uns nicht aus den Augen zu verlieren. Das Programm hieß Word 4.0 und erzeugte weiße Schrift auf schwarzem Grund.

Ein wesentlicher Teil des Unterrichts bestand – zumindest in meiner Erinnerung – darin, kurze Texte zuerst abzutippen, dann auf einer großen Floppy Disk, auf die ein Etikett mit meinem Namen geklebt war, abzuspeichern und schließlich vorgegebene Wörter zu formatieren, durch Textbausteine zu ersetzen oder Tabulatoren zu setzen. Am Ende wurden die formatierten Texte manchmal auf einem Nadeldrucker auf grüngrau gestreiftem Endlospapier ausgedruckt. Das Papier hatte perforierte Streifen mit kleinen Löchern an den Rändern, und der Drucker zwei gestachelte Räder, die „Traktoren“ genannt wurden und in die man das Papier einspannen musste, damit es weiter transportiert wurde. Falls es dafür einen richtigen, echten Fachausdruck gegeben hat, ist er bei mir nicht haften geblieben, während ich mich aber genau an das klackende Geräusch erinnere, das mit der Umdrehung dieser Räder verbunden war.

Methodisch zentral für den Unterricht war – wiederum in meiner Erinnerung – das Erlernen von „Kurzbefehlen“ , mit dem ich ziemliche Schwierigkeiten hatte, weil wir zuerst nämlich die Langfassung „über das Menü“ lernten, um zu verstehen, wo welche Funktion sitzt. Der „Kurzbefehl“ war für mich folglich das Äquivalent zur „Eselsbrücke“ beim Sprachenlernen: Etwas, wofür ich von ganz wenigen, ästhetisch interessanten Ausnahmen abgesehen nie eine kategorische Verwendung hatte, weil es für mich eher einen zusätzlichen Arbeitsschritt bedeutete: Dinge wie Vokabeln und Tastenkombinationen habe ich mir immer schon einfach gemerkt bzw. habe sie eingeübt und dann ausgeführt und war in der Regel mindestens so schnell wie die anderen. Trotzdem war es beim „Maschinenschreiben am Textsystem“ irgendwie essentiell, die Kurzbefehle zu beherrschen – wobei ich mich nicht mehr daran erinnere, wie das abgeprüft wurde.

Übrigens war das ungefähr zur selben Zeit, als unser Physiklehrer uns einmal darüber aufklärte, dass das Internet eine Sache sei, um die viel zu viel Lärm gemacht werde – das würde sich nie und nimmer für private Haushalte

durchsetzen. Tatsächlich dauerte es von da an noch mehrere Jahre, bis die ersten Mitschüler direkten Kontakt mit dem Internet hatten. Konkret erinnere ich mich an meine Freundin V., deren Eltern ein Lebensmittelgeschäft mit Lottoannahmestelle hatten und für Letzteres ein Modem brauchten, und an den Sohn eines Apothekers, dessen E-Mail-Adresse die erste private E-Mail-Adresse war, die mir zu Gesicht kam, und das muss schon scharf auf die Jahrtausendwende zugegangen sein. Für meine Facharbeit, die ich symbolträchtig in der Silvesternacht 1999 fertigschrieb, beauftragte ich einen wenig älteren Bekannten, der schon in Passau studierte, damit, mal nachzusehen, was es zu meinem Thema so im Internet gäbe – das Resultat war ein Schnellhefter ausgedruckter Seiten, den er seiner jüngeren Schwester in die Hand drückte, die ihn dann bei Gelegenheit an mich weiterreichte. Etwas aus dem Internet in die Facharbeit einzubauen, war ziemlich state of the art.

Ich selbst hatte meinen ersten Internetanschluss und meine erste Mailadresse dann kurz darauf, als ich anfing, im Nebenfach Kommunikationswissenschaften zu studieren (Umwege erhöhen bekanntlich die Ortskenntnis). Während in meinem Hauptfach damals noch der Dielenboden der Villa Thieme unter den Füßen knarrte, wenn man sich mit einem an einem Stück Schnur hängenden Bleistift in eine xeroxkopierte Liste eintrug, ging im kommunikationswissenschaftlichen Institut ohne Mailadresse überhaupt nichts. In den Studiengangsbeschreibungen spielte die Abgrenzung zur tradierten, aber durchaus noch gebräuchlichen Begrifflichkeit der „Zeitungswissenschaft“ eine große Rolle. In der ersten Sitzung der Einführungsvorlesung hörte ich tatsächlich zum ersten Mal den Namen der Suchmaschine „google“, und zwar, wenn ich jetzt nichts durcheinanderbringe, vor allem im Zusammenhang mit dem enormen Raumbedarf für Server, die solche Unternehmungen hatten. Abgeprüft wurde am Ende des Semesters dann aber etwas, das in meiner Erinnerung „Münchner Modell der Massenkommunikation“ hieß. Dargestellt war es in einem recht bipolar aussehenden Pfeildiagramm, das man sich zuvor zusammen mit dem anderen Stoff in einem 500-seitigen kopierten und spiralgebundenen Reader in einem Copyshop in der Amalienstraße gekauft hatte. Die Zeichnung hatte Ähnlichkeit mit einem

zweiköpfigen Insekt, ein Kopf war der Sender und einer der Rezipient. Unter dem Begriff, den ich mir gemerkt habe, findet Google heute allerdings keinen präzisen Treffer.

Interessant ist, wie selten ich im Einzelnen über diese Dinge nachdenke, weil es heute so ist, als wäre es nie anders gewesen als jetzt, selbst wenn man, wie ich, weiterhin eher ein altmodischer user und late adopter ist.

iv, Erstveröffentlichung bei Hystricidae

2001

Mein Kunstgeschichtsstudium scheitert an meinem Stolz

Ich studiere Kunstgeschichte an der Universität Bonn. Tatsächlich habe ich zum zweiten Mal mein Nebenfach gewechselt, ich habe also schon ein bisschen Unierfahrung in anderen Fächern.

Die Kunstgeschichtler in Bonn gehören aber zu einer besonderen Spezies. Um die Bibliothek benutzen zu dürfen, muss man eine Einführung mitmachen, erst dann bekommt man irgendwo einen Stempel oder Ähnliches, und darf offiziell die Bibliothek nutzen. Damit nicht genug, man muss auch eine Einführung machen, um auf die Diasammlung zugreifen zu können. In den Seminaren werden Bilder nach wie vor mit Hilfe eines Diaprojektor gezeigt, für eigene Referate kann man sich entsprechende Dias zusammensuchen und ausleihen. Allerdings eben nur nach einer obligatorischen Einführung.

Zumindest die Bibliothekseinführung empfinde ich als persönlichen Affront. Ich benutze Bibliotheken, seit ich vier bin, habe als Teenager in der örtlichen Bibliothek Bücher eingeräumt und andere Leute beraten, ein Praktikum im Buchladen gemacht und benutze schließlich auch alle anderen Seminarsbibliotheken, ohne dass man mich dafür anleiten musste. Ich sehe schlichtweg nicht ein, warum ich mir ausgerechnet für Kunstgeschichte die Benutzung einer Bibliothek vorschreiben lassen sollte.

Ich mache entsprechend keine Einführung und suche mir die Bücher, die ich für ein Referat brauche, in der großen Unibibliothek zusammen, da will mich keiner einführen.

Die ebenso obligatorische Einführung für die Diasammlung würde ich unter anderen Umständen eventuell noch akzeptieren, an dieser Stelle greift aber ein geradezu kindlicher Trotz und ich verweigere mich auch dieser Gängelung. Ich darf also auch keine Dias ausleihen.

Wie ich zu den Dias meines einzigen Referats gekommen bin, ist nicht überliefert. Eventuell gab ich dem Dozenten einfach eine Liste mit allen Bildern, die ich benötigte und er besorgte die Bilder. Irgendwie ging es anscheinend.

Zwei Semester später breche ich mein Studium ab und werde Fachinformatiker. Zumindest im Fall der Kunstgeschichte ist mein Studium eventuell auch ein bisschen an meinem Stolz gescheitert.

Anne Schüßler

2001

Wenn das Handy im Unterricht klingelt, muss man einen Kuchen backen

Im Jahr 2017 gab es in Deutschland rund 131 Millionen Mobilfunkanschlüsse. 2001 waren es gut 56 Millionen. Mein erstes Handy schaffte ich mir im Sommer 2009 an, auf die Benutzung eines Smartphones verzichte ich. 2001 war ich 16 Jahre alt und ging in die zehnte Klasse.

Nach der Schule bin ich mit meinem Freund Frank verabredet. Er würde nach der letzten, der fünften Stunde, mit dem Bus von seiner Gesamtschule in die Innenstadt fahren. Ich – so haben wir es am Tag zuvor nach Konsultation des online verfügbaren Busfahrplans abgesprochen – werde nach der sechsten Stunde von meiner Schule aus folgen.

Trotzdem besteht Frank darauf, dass ich für den Fall kurzfristiger Änderungen das Mobiltelefon meiner Mutter mitnehmen sollte. Ein altes Siemensgerät in blau und grau, welches ich folglich am Morgen einschalte und in einer Seitentasche meines Schulranzens verstaue.

Die meisten meiner KlassenkameradInnen haben bereits ein Handy, aber nicht alle. Es ist noch kein Distinktionsmerkmal: Wer kein Handy besitzt, fällt nicht auf. Es ist einfach eine Tatsache. Wenn man sich nicht mit der Thematik auseinandersetzt, kann man guten Gewissens glauben, Handys mögen vielleicht von einem anderen Trend abgelöst werden und verschwinden, wie kurz zuvor Tamagotchis. Zumindest geht es mir so. Es ist zwar ein gutes Gefühl, im äußersten Notfall schnell Kontakt zu Eltern, Feuerwehr oder Polizei aufzubauen. Gleichzeitig führe ich stets mehrere geladene Telefonkarten mit mir. Telefonzellen gibt es an vielen Ecken. Brauche ich eine, so weiß ich instinktiv, wo die nächste zu finden ist.

Im Schulunterricht gilt absolutes Handyverbot. Bimmelt oder surrt ein Mobiltelefon, so wird der Delinquent dadurch bestraft, dass er am nächsten Tag einen Kuchen mit in die Klasse bringen muss. Da ich kein Handy besitze, ist mir das normalerweise egal. Doch auch heute, mit dem Mobiltelefon meiner Mutter in der Tasche, fühle ich mich sicher. Keiner kennt die Nummer, mit Ausnahme von Frank, der sie am vorherigen Abend zusammen mit der Busverbindung auf einen Notizzettel geschrieben hatte. Frank weiß aber, dass ich bis 13:05 in der Schule sitze. Mein Bus wäre um 13:28 an der verabredeten Bushaltestelle. Es ist also alles abgesprochen.

Um kurz vor eins klingelt es leise in meiner Tasche. Mein erster Gedanke: Ich kann nicht backen und habe auch keine Lust darauf! Irgendwas dämpft das Gebimmel, das Handy ist wirklich tief im Ranzen vergraben. Der Lehrer doziert, hört es nicht. Aber Natascha! Meine Sitznachbarin wirft mir einen verstohlenen Blick zu, schaut auf meine Schultasche und grinst. Wenn sie mich verrät, ist es aus.

Doch Natascha belässt es beim wissenden Grienen. Das Handy verstummt, kurze Zeit später hält mein Bus am Ort der Verabredung mit Frank. Ich frage ihn, weshalb er mich angerufen hat. Er antwortet: „Ich wollte nur sicher

gehen, dass es bei unserer Verabredung bleibt.“ Nach einer kurzen Pause schiebt er nach: „Woher sollte ich wissen, dass du das Handy nicht auf lautlos gestellt hast?“

Sebastian K

2001

Von Moskau nach Filisur und von Filisur nach Bergün

Ich hab als junger Journalist für die Sonntagszeitung eine Reportage gemacht über das Moskauer Nachtleben und hab in so einem Expat-Forum in Moskau eine Übersetzerin gesucht, also mit einer Online-Annonce. Darauf hat sich meine heutige Frau gemeldet. Dann sind wir eine Woche lang mit einem Reuters-Fotografen in einem alten 7er-BMW von Club zu Club. Dort haben wir uns kennengelernt und verliebt, aber ich war ein extrem scheuer Typ, so dass ich mich nie getraut habe, etwas zu sagen. Dann bin ich todtraurig nach Hause geflogen und hab meinen ganzen Mut zusammengenommen und hab meiner Frau 50 Rosen geschickt mit so einem internationalen Versand, aus der Ferienwohnung meiner Eltern.

Es gab dort noch keinen Handyempfang, und so musste ich von Bergün nach Filisur fahren, um ihr ein SMS zu schicken, und dann bin ich zurückgefahren und dann dreimal hintereinander wieder bis Filisur, um zu sehen, ob sie geantwortet hat. Irgendwann hat sie dann geantwortet: „1000 thanks for the flowers. When are you coming, darling?“

Lorenz Heinzer, aufgezeichnet von Kathrin Passig im September 2017 in der Kronenhallenbar, Zürich

2002 bis 2008

Wählen am Wahlcomputer und vor dem Langneseschild

Wahlen sind trotz ihrer Bedeutung für die Demokratie eher unglamouröse Veranstaltungen. Natürlich hat man die Faszination der Versammlung der vielen verschiedenen Menschen, die man in der Wahllokalwarteschlange findet, von Rentner im Sonntagsstaat bis zu eher merkwürdigen Gestalten. Aber gleichzeitig ist man nie mit der Auswahl zufrieden und das Prozedere hat die Sexyness eines Behördenganges. Andererseits wohnt in einem immer noch ein kleiner Idealist, das Wahllokal ist gerade mal am Ende der Straße und ein paar Meter weiter kann man sich am Kiosk mit einem Cornetto Haselnuss belohnen; also gibt es keine Ausrede, nicht zu gehen.

Zudem gab es in den Nuller Jahren in Dortmund dabei etwas Spannendes zu bewundern: einen Wahlcomputer. Genauer das Modell ESD1 von Nedap. Man lebte also praktisch in der Zukunft, besonders wenn die eigene Vorstellung von Zukunft aussah wie Industriedesign, das gut auf der Cebit 1986 zum Anschluss an das BTX-Netz vorgestellt hätte werden können.

Im Gegensatz zu mehreren Kabinen bei der Papierwahl gab es nur ein Gerät in meinem Wahllokal. Die Schlangen waren dementsprechend länger. Dazu kam die entsprechende Verwirrung der wählenden Erstnutzer. Aus dem Gerät kam ein Kabel zu einer Steuer- und Anzeigeeinheit auf dem Tisch des Wahlhelfers. Offenbar wird damit das Gerät für jeden einzelnen Wahlgang freigeschaltet. Ob damit die Stimmabgabe live beobachtet wird, wurde häufiger gefragt. Die Wahlhelfenden mussten immer wieder im leicht genervten Tonfall des dutzendmal Antwortenden entsprechende Aufklärungsarbeit leisten.

Wenn man dann endlich hinter der Ruhe der Sichttrennwand verschwunden war, war der Vorgang eher leicht für Geldautomatengeübte. Man tippte seine Stimmaufgabe auf Tastern neben leicht verrutscht angebrachten Beschriftungen und bestätigte die Auswahl endgültig. Die LED-Segmentanzei-

ge, die einen durch den Prozess leitete, war eher ungünstig angebracht. Jeder mit einer Größe über 170cm musste sich umständlich bücken, um diese lesen zu können.

Am schönsten war die rechts oben angebrachte Taste „Ungültig wählen“, schon allein, weil diese die Phantasie befeuerte. Man imaginierte sich die vorher bestimmt stattgefundenen hitzigen Diskussionen unter Juristen in Behörden, ob diese Taste demokratisch notwendig sei und wenn ja, wie die Beschriftung zu lauten hätte. Und dann machte man sich die Auswirkungen dieser Taste auf die bewusst künstlerisch ungültig Wählenden klar: Es gäbe doch bestimmt Bedarf an weiteren Tasten, um seine Intention auszudrücken, zum Beispiel „Ich bin mit der Gesamtsituation unzufrieden“ oder „Ich habe einen Penis gemalt“.

Nach Wahlschluss wurde das die Stimmen speichernde Modul beim Wahlamt ausgelesen. Als Computerwähler konnte man so, während der Rest der Republik sich gerade mal über die zweite oder dritte Hochrechnung empörte, auf der städtischen Webseite die Ergebnisse nach Wahllokal aufgeschlüsselt nachgucken. Gerne gab ich im IRC damit an, wie viel besser als Restdeutschland doch mein lokales Großstadtviertel wählte und spekulierte, wer aus der Nachbarschaft derjenige sei, der die einzelne Stimme für die Republikaner abgegeben habe. Ohne Wahlcomputer muss ich dafür bis zum nächsten Vormittag warten.

Für mich als semi-informierten Nerd wurden die späteren Wahlcomputerwahlen immer zu einem Ereignis, das schlechtes Gewissen auslöste. Die niederländische Initiative „Wij vertrouwen stemcomputers niet” und der Chaos Computer Club stellten fest, dass das gleiche Modell, auf dem ich wählte, ein genereller, umprogrammierbarer Computer ist, und demonstrierten dieses durch die Installation eines Schachprogrammes. Durch Wahlbeobachtung wurden viele verschiedene Mängel im Sicherheitsprozedere aufgedeckt, angefangen von baugleichen Schlüsseln über mangelnde Bewachung der Geräte bis hin zu fälschbaren Siegeln. Ich erwischte mich dabei, wie ich überlegte, ob die 50cm dicke, 100 Jahre alte Ziegelmauer hinter dem Wahlcomputer wohl Van-Eck-Strahlungsmessung erschwert. Aber auch ohne diese Spezi-

fika führt das Nachdenken über mögliche Manipulationspunkte zu leichter Paranoia. Die Daten können nicht nur im Gerät, sondern auch im Transit zu den übergeordneten Wahlämtern gefälscht werden. Kann man, rafft man sich denn zum Wahlbeobachten auf, dieses überhaupt verhindern? Dass dieses auch bei Papierwahlen auftreten kann, hilft nicht gerade, Vertrauen zu gewinnen.

2007 werden Wahlcomputer in den Niederlanden verboten. 2009 kommt auch nach einer gescheiterten Bundestagspetition eine Wahlanfechtungsklage vor das deutsche Bundesverfassungsgericht, und dieses entscheidet, dass Wahlcomputer nicht den Anspruch der Nachvollziehbarkeit an Wahlen erfüllen. Die 4.750 Euro pro Gerät, die die Kommunen dafür ausgegeben haben, waren also für die Katz. Die Schlangen im Wahllokal sind seitdem kürzer, man muss bis zum nächsten Morgen auf die genauen Ergebnisse warten. Weiterhin belohne ich mich nach jeder Wahl mit einem Eis vom Kiosk, bin aber inzwischen Wechselwähler vor dem Langnese-Schild.

Tim Tepaße

4. Februar 2002

Eine Digitalkamera für die Jackentasche

Ich kaufe mir eine Pencam (ähnlich wie diese hier, jedoch in silber). Sie wird bei Aldi angeboten und macht mit einem Schnäppchenpreis von nur 42 Euro genau solche Bilder, wie man erwarten würde:

(Solche Effekte wird man zehn Jahre später aufwendig in Apps nachstellen müssen.)

Bin aber vorerst zufrieden mit dem Dreiklang aus Kosten, Bildqualität und Transportabilität. Andere Digitalkameras, die zwar auch bessere Bilder machen oder sogar einen Blitz haben, sind nicht so einfach in der Jackentasche zu tragen.

Johannes Mirus

Frühling 2002

Ein Datenverlust kann auch Ballast entsorgen (manchmal)

Ich neige zu Paranoia, was Datenverluste angeht. Immer mehr meines privaten Lebens spielt sich digital ab und im Beruf ist es mein Job, Datenverlusten vorzubeugen.

Ich besaß einen QIC 80-Streamer und aus der Tatsache, dass Wikipedia das Format als "historisches Magnetband-System für die Sicherung (*Backup*) und Archivierung von Daten" bezeichnet, ist ersichtlich, dass ich insbesondere auf meinem Archiv-Bändern viele Daten hatte.

In den frühen 90ern hatte ich zum Beispiel die Aufgabe, die Sammlung von PublicDomain-Software eines Computerclubs zu verwalten. Die war da komplett drauf.

Außerdem sicherte ich mit wöchentlichen kompletten und täglichen incrementellen Sicherungen meine Festplatte.

Im Laufe der Zeit wurden Festplatten immer größer und ich hatte einen CD-Brenner. Um schneller auf die Archive zugreifen zu können, begann ich an einem Sonntag nach der rituellen Vollsicherung, die PD-Sammlung des Vereins vom Band auf CD zu brennen.

Das erste Band war nicht lesbar.

Das zweite auch nicht.

Ich legte sie zur Seite und nahm mir das Band der Vollsicherung.

Nicht lesbar.

Dabei sicherte das Backupprogramm erst und kontrollierte danach die Daten auf dem Band. Das hätte dem Programm doch auffallen müssen! Naja. Hätte, hätte, Fahrradkette.

Nach und nach kontrollierte ich alle Bänder und keines war lesbar. Der QIC 80 Streamer hatte sich in ein WOM verwandelt, ein Write Only Memory.

Was die wichtigen Daten anging, waren die Festplatten ja in den letzten Jahren mit gewachsen. Die waren nicht im Archiv, da hatte ich keine Verluste. Die PD-Sammung war genau genommen auch schon über 12 Jahre alt und der Verein längst aufgelöst.

Bei den anderen Bändern wusste ich ehrlich gesagt nicht mehr so recht, was da genau drauf war. Ich kam mir wie ein Datenmessie vor und malte mir aus, wie Tine Wittler wohl meine Festplatte aufräumen und ausmisten würde.

Der Verlust war daher schon eine Erleichterung.

Das einzige Problem war jetzt, die Bänder zu löschen oder auf andere Art unbrauchbar zu machen. Ich wusste ja nicht, was da noch alles drauf war. Mit dem Laufwerk ging es jedenfalls nicht.

Zum Glück hatte ich kurz darauf ein Loch im am Flachdach mit etwas Bitumenpappe zu flicken, öffnete die Cassetten und schmolz die Bänder bei der Gelegenheit mit dem Gasbrenner ein.

Volker König

2002-2014

Kleine Amazon-Bestellhistorie

27.3.2002 Ich bestelle zum ersten Mal etwas bei Amazon: ein englischsprachiges Buch.
4.1.2008 Ich bestelle zum ersten Mal etwas bei Amazon, das kein Unterhaltungsmedium ist: Kopfhörer.
2.10.2011 Ich bestelle zum ersten Mal etwas bei Amazon, das kein Unterhaltungsmedium und kein technisches Gerät ist: ein Achterpack Braun-Oral-B-Aufsteckbürsten.
27.6.2012 Ich bestelle zum ersten Mal etwas bei Amazon, das kein Unterhal-

tungsmedium, kein technisches Gerät und kein Zubehör für ein technisches Gerät ist. Was, tut hier nichts zur Sache.
6.5.2014 Ich bestelle zum ersten Mal Lebensmittel bei Amazon.

Torsten Gaitzsch

6.4.2002

Fotoserie "Schuhe von Demoteilnehmern"

In Düsseldorf ist Demo. Weil der Regierungspräsident Büssow einige Naziwebseiten und rotten.com sperren lassen will, sind ~~Angry Nerds~~ Nerds mit Notebooks unterwegs. Netzprominenz zeigt sich: padeluun, Jörg Tauss und andere.

Ich habe meine erste Digicam dabei, eine Fuji Finepix 2400, damit ich die Bilder noch am selben Tag in Farbe zum Heise-Verlag mailen kann. Analog hätte ich mit meinem Heim- oder irgendeinem Schnelllabor und Scanner einige Stunden Arbeit gehabt.

Die Bilder sollen für die c't sein, einen Text für den Newsticker soll ich auch abliefern.

Die meisten Bilder werden nichts. Von meinen beiden analogen Pentax-Gehäusen war ich damals gewohnt, dass man den Bildausschnitt einstellt, auslöst, fertig. Bei analogen Filmen macht man zudem auch nur selten eine zweite Aufnahme – der Film hat schließlich nur 36 Fotos.

Nicht einkalkuliert hatte ich die Auslöseverzögerung der Digicam und die Tatsache, dass ich bei der Sucherkamera mangels hochklappendem Spiegel kein Feedback darüber habe, ob das Bild im Kasten ist.

Auf fast der Hälfte der Bilder waren daher nur die Schuhe der Aufgenommenen zu sehen, weil ich die Kamera zu früh abgesetzt hatte.

Volker König

2002 (prägend bis heute)

Das Supporter-Projekt der Einstürzenden Neubauten

Die Berliner Band Einstürzende Neubauten gibt es seit 1980. Ihre wichtigsten Alben veröffentlichen sie auf dem britischen Independent Label Some Bizarre und es heißt, dass sie von Labelbesitzer Stevo über den Tisch gezogen wurden und in ihrer kreativsten und erfolgreichsten Schaffensphase mit der Musik kaum Geld verdienten. 1989 wechseln sie erst zu Rough Trade und dann zu Mute.

2002 wird Mute an das britische Major-Label EMI verkauft und die Einstürzenden Neubauten stehen ohne Vertrag da. Anstatt sich eine andere Plattenfirma zu suchen, gehen sie neue Wege. Über die Website der Band können Fans Supporter werden und mit einem Beitrag von 35 $ die Produktion eines neuen Albums unterstützen. So entsteht das Supporter Projekt I, das von 2002 bis irgendwann in 2003 läuft. Gut 2000 Supporter unterstützen das Projekt finanziell, dafür bekommen sie exklusiven Zugang zum Supporter Forum, können dort miteinander und mit den Mitgliedern der Band diskutieren, per Webcam live im Übungsraum und Studio bei der Produktion des neuen Albums dabei sein und währenddessen mit der Band chatten. Mit der Veröffentlichung einer CD (kostenfrei für alle Supporter) endet die erste Phase des Projekts. Es werden noch zwei weitere folgen.

Ich bin eine dieser Supporter und verbringe zum ersten Mal jede freie Minute im Internet. Bis heute sind diese Erfahrungen für mich Sinnbild digitaler Kommunikation. Es ist dieser direkte ungeschminkte Einblick in etwas Unvollkommenes, der mich beeindruckt und prägt. Ich erlebe hautnah den Übergang einer one-to-many in eine many-to-many-Kommunikation und -Kultur. Das ist aufregend und mir neu. Mit viel Mut zum öffentlichen Scheitern stellt sich eine Band einer digital vernetzten Community, streitet sich vor laufender Webcam, legt bandinterne Strukturen offen, verspielt sich wieder und wieder, und wir dürfen alle dabei sein. Am Ende dieses Prozesses gibt es eine CD mit neuen Songs. Nicht alle sind gut, aber was zählt ist die

gemeinsame Erfahrung. Für mich entsteht mit diesem Projekt ein ganz neues Lebensgefühl, eine post-privacy-Haltung, lange bevor ich zum ersten Mal von diesem Begriff gehört haben werde.

sleeplessdarkhorse

2002

Jeder lernt für sich allein: Hören und Verstehen mit Audiokassetten

Wenn man wie ich Amerikanistik studiert, wird man dazu genötigt, einmal pro Woche im institutseigenen Multimedialen Sprachlernzentrum (MSZ) Hörverstehens- und Ausspracheübungen zu machen. Man sitzt an *cubicle*-artig voneinander abgeschirmten Plätzen und hört sich Audiokassetten an, die man in einen in den Tisch eingebauten Kassettenschlitz steckt. Auf den Kassetten, die der Qualität nach zu urteilen aus den 1930er Jahren stammen, mümmelt ein Muttersprachler oder eine Muttersprachlerin Sätze, die derjenige, der das Tape anhört, nachsprechen muss. Das, was man sagt, hört man live über die Kopfhörer. Für das Betreuungspersonal im MSZ muss das ein ulkiges Szenario sein: wie dort 25 junge Leute sitzen und wild durcheinander unzusammenhängende fremdsprachige Phrasen wiedergeben. Nach einer Stunde lässt man sich die Anwesenheit quittieren. Diese leicht entwürdigenden Zwangsübungen sind einer von mehreren Gründen, aus denen ich ein Jahr später den Studiengang wechsle.

Torsten Gaitzsch

4. bis 21. Mai 2002

Vielleicht hätte ich den Rechner nicht fickfrosch nennen sollen

Ich versuche zum zweiten Mal, auf Linux umzusteigen. Mein Notebook hat 40 MB RAM und ist unaufrüstbar. Auf der Schachtel mit der Suse-Distribution steht, dass man „mit grafischer Oberfläche mind. 64 MB“ braucht. Die Schachtel enthält auch ein Benutzerhandbuch mit „etwa 1000 Seiten“.

Erste Ernüchterung: „ich muss leider sagen, dass Windows sich immer noch wesentlich glatter und schneller installieren lässt ... ich dachte eigentlich, die Zeiten seien inzwischen besser geworden“.

Neue Einsichten: „hm, vielleicht hätt ich den Rechner nicht fickfrosch nennen sollen. ich vergaß, dass man da unter Linux viel häufiger dran erinnert wird als unter Windows.“

Dann kommt „die X-Dingsbums-Konfiguration“. Der Mauspfeil bewegt sich schon mal, und es werden „prächtige, farbige Sachen dargestellt“. XDings veranstaltet allerdings irgendeine Hardware Detection und hängt dann fest.

Das Hochfahren dauert jetzt eine halbe Stunde, in der ich nur einen „loading linux“-Balken sehe. Danach lässt es sich zwar so einstellen, wie es soll, aber die Maus versagt und man kann die Einstellungen nicht speichern. „ich bin mit Escape aus dem X-Konfigurationstool rausgegangen, ohne zu speichern, und jetzt kann ich nix mehr erkennen. weißt du rein zufällig, wie man X über die Tastatur verlassen kann?“

Ich fasse einen neuen Plan: „ich mach es einfach genau wie vor vier Jahren: ich werf mit Suse alles hin und besorg mir ein Redhat :-)“

<iSnow> du kannst von CD booten, oder?

<bilch> nein

<iSnow> oh verdammt

<iSnow> dann muss ich nach der boot-diskette suchen

<iSnow> ansonsten kann man die afaik auch von der CD erzeugen
<iSnow> disketten. ich.
<iSnow> daß ich das nochmal erleben muss :)

Am 21. Mai läuft das RedHat-Linux zwar, erkennt aber die PCMCIA-Netzwerkkarte im Notebook nicht, ich habe also kein Internet. Ich kehre zum zweiten Mal zu Windows zurück. Diesmal ist es immerhin schon Windows 95.

Rekonstruiert anhand von IRC-Logs, 2014.

Kathrin Passig

6.5.2002

Wir dürfen nichts downloaden, zu teuer

<bilch> ich hab grade im Firmennetzwerk einen Folder „gay-porn“ gefunden
<bilch> ich liebe diese Firma
<heterogen> cool
<heterogen> wie viele Verdächtige?
<bilch> reichlich . . .
<heterogen> ich such mal auf unserem fileserver nach *porn*
<bilch> aber H. sagt grade, dass das sogar mittels einer Mail an buero@. . . angekuendigt worden ist
<bilch> Lebensqualität, sag ich.
<heterogen> super sache
<Yawork> feine firma
<bilch> nicht sehr erfolgreich, aber fein, ja.
<heterogen> wenn’s nicht gerade gayporn wäre, würde ich mich gern per filesharing oder so an der Erhöhung Eurer Lebensqualität beteiligen
<bilch> wir dürfen nichts downloaden, zu teuer

<bilch> die Firma muss sparen.
<heterogen> keine Flat Fee?
<bilch> gibts das überhaupt für Großabnehmer?
<heterogen> Klar.
<bilch> dann ist es wohl zu teuer für uns.
<heterogen> Wir haben in der Firma 512 kbit/s unlimitiert.
<heterogen> Und ich habe immer gesagt, ich will lieber unlimitierte Menge als etwas schnelleren Zugang. Denn wenn mal wer einen Monat lang Filme runterlädt, habe ich keine Lust auf die Rechnung. Zu Hause habe ich auch nach dem Kriterium entschieden.
<bilch> dafür seid ihr auch pleite und wir nicht
* bilch bleckt die Zähne
<heterogen> Ja, daran mag es liegen.
<heterogen> Allerdings teilen wir den Zugang mit unseren Nachbarn und zahlen etwa 500.- im Monat. Das ist weniger als 2 Prozent unserer Fixkosten.
<heterogen> Bei der Suche nach *porn* habe ich nichts gefunden, dafür bei *sex*!
<heterogen> Ansichtsexemplar.doc, adressexport_1.xls, Fenster_WindowsExpl.tif :)
<bilch> hihi
<bilch> dann ist die Schweiz irgendwie billiger. wir teilen auch und zahlen ohne Flatrate viel mehr
<bilch> und das liegt nicht an mangelnder Recherche
<bilch> das Thema wird so etwa wöchentlich neu durchgerechnet
<heterogen> ich weiss
<heterogen> Schweizer Freunde von mir haben eine Filiale in FFM aufgemacht und sagten dasselbe: unglaublich teuer in Deutschland.

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich. Was meine Vermieter tatsächlich für den Internetzugang am Arbeitsplatz bezahlten, kann ich leider momentan (Stand 2015) noch nicht rekonstruieren; vielleicht wird weitere Chatloglektüre es ans Licht bringen.

Kathrin Passig

16.5.2002

Ein Wunsch an die Zukunft

Ich wünsche mir in diesem taz-Text „Ein handliches, transportables Googlegerät, mit dem man die leidigen Diskussionen am Kneipentisch 'Wie heißt noch gleich dieser eine Film mit dem knusprigen blonden Buben und dem, der auch das verkleidete Kindermädchen gespielt hat?' schnell und ohne Umstände beenden kann."

Es dauert noch bis zum 19.12.2008, bis ich eines bekomme.

Kathrin Passig

21.5.2002

Das Motorola Timeport, nur unwesentlich besser als überhaupt kein Handy

<bilch> ich brauch schon wieder ein neues Handy
<bilch> ich kauf mir jetzt ein neues, mit 2 Jahren Garantie
<bilch> so geht das nicht weiter
<bilch> (das wird dann wahrscheinlich geklaut)
<mjutabor> ich versuch nochmal, meins zum laufen zu kriegen
<mjutabor> es ging ja einwandfrei, jemand sagte mir, dass bei zu langer

lagerung der akku manchmal nicht gleich weiss, dass er jetzt wieder was tun muss.
<mjutabor> wenn es geht, bring ichs dir mit
<bilch> was war das denn für eins?
<bilch> und wieso hast du ein neues, wenn's doch noch ging?
<mjutabor> das war das gleiche das du hattest
<mjutabor> c25 oder so?
<mjutabor> alt halt
<bilch> das hätt ich trotzdem lieber als das doofe Motorola, das ich jetzt benutzen muss
<mjutabor> aber das letzte mal als ichs in betrieb nehmen wollte, sprangs nicht mehr an
<bilch> so wie meins auch
<bilch> gar nicht mehr
<mjutabor> das war aber nur so lang nicht in betrieb, weil ich ja das neue hatte
<mjutabor> und das alte dann meiner mutter schenken wollte
<mjutabor> wir probierten es, aber es ging nicht mehr.
<mjutabor> das timing war super.
<mjutabor> egal ich versuchs nochma.
<mjutabor> ein neues hab ich, weil ich eins wollte, das auch internet kann
<mjutabor> und triband und so.
<mjutabor> jetzt hab ich auch ein scheussliches motorola.
<mjutabor> und da sagten sie immer, die siemens-benutzerführung sei umstaendlich!
<bilch> ja, die bei meinem Motorola ist auch unter aller Sau
<mjutabor> womoeglich haben wir ja das gleiche?
<mjutabor> timeport?
<bilch> ja. wieso hast du so einen alten Schrott, wenns doch ein neues ist?
<mjutabor> 1. so neu ist es nimmer 2. es kann das, was es für mich können muss (ausser wecken) 3. ich wollte auf keinen fall geld dafür ausgeben
<mjutabor> und da das angebot lautete „null mark“ und ich sowieso bei

viag bleiben wollte. . . tadaa.
<bilch> ach ja, ich hätt das auch machen sollen
<bilch> anstatt die 100 Mark Gesprächsguthaben einzustreichen
<mjutabor> ja aber damals warst du doch so furchtbar pleite
<mjutabor> und wolltest..genau.
<bilch> hätt mir viel Ärger gespart.
(. . .)
<bilch> es hat schon auch Vorteile, das Timeport
<bilch> das mit dem „erst vibrieren, dann klingeln“ find ich sehr höflich
<mjutabor> ja
<mjutabor> und die diktierfunktion find ich auch angenehm
<bilch> und es hat einen viel besseren Empfang als mein Siemens
<mjutabor> das stimmt allerdings aber das haben alle neueren
<bilch> mit dem Siemens konnte ich nie von zu Hause telefonieren
<mjutabor> die definition von stimmkommandos ist auch prima
<mjutabor> „kartoffelsalat“ sagen und mit dem büro verbunden sein
<mjutabor> das wollt ich immer.
<bilch> ich glaub, wir haben doch ein anderes
<bilch> meins kann so schicke Sachen nicht
<mjutabor> ahso
<mjutabor> meins kann kaffee kochen
<mjutabor> wenn man sich die zeit nimmt es zu programmieren

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich. Das war das Motorola Timeport: „In vielen Testberichten in Internetforen fiel das Telefon vor allem durch seine relativ umständliche Bedienung und Menüführung sowie dem Fehlen von sonst üblichen Ausstattungsmerkmalen wie Kalender, Wecker, Taschenrechner oder Währungsrechner negativ auf . . . “ Es war so unangenehm und schwierig, damit irgendwas zu machen, dass ich die Benutzung möglichst vermied. Ich

wollte danach nie wieder ein Motorola, auch wenn man mir gegen Ende der nuller Jahre häufiger versicherte, die Android-Telefone von Motorola seien nicht schlechter als andere Android-Telefone auch.

Kathrin Passig

Irgendwann zwischen 2001 und 2003

Zwei Rechner mit ganz viel GB und ein Switch

Zwischen 2001 und 2003 gibt es eine Phase, in der ich zwei Rechner besitze, die beide an einem Switch hängen, an dem ich Monitor, Tastatur und Kabel umschalten kann und so nicht erst einen Rechner runterfahren, den ganzen Kabelkram umstöpseln muss und dann den anderen hochfahren kann.

Der Grund für den doppelten Rechner ist auch, dass ich nur auf dem einen vernünftig Musikdateien bearbeiten kann, weil bei dem anderen einfach die Festplatte nicht ausreicht. Das läuft dann auch so, dass man irgendwas aufnimmt und bearbeitet und dann erst auf eine CD brennen (DVD-Brenner sind zu der Zeit noch Zukunftsmusik) muss, um es dann löschen zu können, weil man sonst nichts Neues aufnehmen und bearbeiten kann.

Warum ich den anderen Rechner mit weniger Festplatte noch habe, weiß ich gar nicht mehr, aber das wird schon auch seine Gründe gehabt haben. Der war auch als erster da, also liegt es vielleicht einfach daran, dass ich keine Lust habe, das, was auf dem einen Rechner ist noch auf den anderen rüberzukopieren. Außerdem geht es ja mit dem Switch total gut.

Übrigens, wenn mich nicht alles täuscht: Der eine Rechner hat 4 GB Festplatte, der andere möglicherweise sogar 16 GB. (Vielleicht aber auch nur 8 GB.) WIR HATTEN JA DAMALS NIX!

Anne Schüßler

Mai 2002

Bernd diktiert

Ich fahre in einem alten IC oder sogar D-Zug in der Nähe von Koblenz oder Bonn, als jemand aufgeregt in den Wagen stürzt und nach einem Handy fragt – »Ich muss ‘ne SMS verschicken, es is wichtig!« Bis 1999 bat ich selbst bei Mitreisenden um Telefoniergelegenheit, wenn ich jemanden über meine verspätete Ankunft informieren wollte; jetzt kann ich mich revanchieren. »Toll, das is nett von dir! . . . Tach, ich bin der Bernd aus Mönchengladbach.«
Bernd nimmt gleich gegenüber auf der Kunstlederbank Platz und beginnt flüssig zu diktieren. Ich tippe auf dem Tastaturblock meines kleinen Siemens ME45 (schwarzgrau, die »Outdoor-Version«) herum, so flott ich kann; immerhin funktioniert die T9 genannte Worterkennung so, dass ich sie auch benutze und so etwas schneller schreibe als z. B. mit meinem späteren Nokia-Handy, bei dem ich sie nach ein paar missratenen Versuchen abgestellt habe.
Bernds Mitteilung beginnt mit „liebe maus“ und fällt etwas länger aus. Staunend schreibe ich einen gut 2.000 Zeichen langen Brief, in dem es sprunghaft, aber nicht ohne Klarheit um große Gefühle geht (Liebe, Eifersucht und Enttäuschung) wie auch um Alltägliches (Verabredung zur Sonnenbank am Abend). Der Rest des Großraumwagens hört mit. Ich lösche zwischendurch ältere Nachrichten aus meinem Postausgang, um den Text am Schluss nochmal ganz nachlesen zu können; an Diskretion scheint Bernd wenig gelegen. Er sagt danke (»Toll – es sind immer so Kumpelfrauen wie Du, die mir helfen!«), erspart mir weitere Details und steigt am nächsten Bahnhof aus. Ich bin ja auch gut informiert jetzt.
Eine Reaktion auf die vielen von meiner Handynummer abgeschickten Nach-

richten kommt nie, weder als SMS noch als Anruf. Ich schreibe das Erlebnis auf und den ganzen Liebesbrief von meinem schwarz-weißen, ach was: gelblich-olive/dunkelgrauen Display ab.

Undine Löhfelm

2002

Ich begehre den Ambient Orb, bekomme aber keinen

Die US-Firma Ambient Devices stellt den „Ambient Orb“ vor, eine Glaskugel, die abhängig von bestimmten Ereignissen im Internet in verschiedenen Farben leuchtet. Man kann einstellen, was die Kugel anzeigen soll: Börsenkurse, das Wetter, neue E-Mails ...

Ich begehre den Ambient Orb, wie ich selten ein Produkt begehrt habe und halte die Gerätekategorie „ambient devices“ für das allernächste große Ding. Leider kostet der Orb $ 150 und funktioniert nur in den USA, denn er nutzt nicht etwa WLAN, sondern irgendein nur dort verfügbares Mobilfunknetz. Aber sicher wird er bald auch in Deutschland auf den Markt kommen.

Ich warte.

2002 und 2003 warte ich sehr heftig.

2004 bis 2006 lässt mein Interesse ein bisschen nach.

2008 habe ich mein erstes Smartphone und vergesse den Ambient Orb.

Erst 2015 sehe ich wegen dieses Beitrags wieder nach ihm. Der Ambient Orb ist immer noch nicht für deutsche Nutzer verfügbar. Ich habe ein Smartphone mit in unterschiedlichen Farben blinkender LED, die ich ignoriere, und die Welt ist überhaupt ziemlich voll mit Benachrichtigungen sowie farbwechselnden Beleuchtungskörpern. Mein Besitzwunsch hat sich in Gleichgültigkeit mit Tendenz zu leichter Abneigung verwandelt.

Kathrin Passig

5. Juni 2002

Déjà Entendu

In meiner Jugend war es nicht unüblich, bei Fußballübertragungen den Fernseher ohne Ton laufen zu lassen und stattdessen die Radioreportage einzuschalten. Radiomoderatoren müssen das Spiel ja ununterbrochen so schildern, dass die Zuhörer einen Eindruck vom Spielverlauf bekommen, weswegen ihre Moderationen meist packender sind. Ein Beweggrund war aber auch die verbreitete Abneigung gegen Heribert Fassbender. Ich erinnere mich an keine nennenswerte Zeitverzögerung zwischen den zwei Übertragungswegen.

Deutlich eingeprägt hat sich mir hingegen meine Verblüffung im Sommer 2002. Die WM findet in Japan und Südkorea statt, wodurch sämtliche Spiele zu deutschen Büroarbeitszeiten ausgetragen werden. Eine der besseren Entscheidungen meines Arbeitgebers besteht darin, der Belegschaft das Schauen aller Spiele zu gestatten.

Die zweite deutsche Vorrundenpartie gegen Irland sehen wir im Innenhof unseres Bürokomplexes. Dort haben die Mitarbeiter eines benachbarten Startups einen großen Fernseher in ein Parterrefenster gestellt und wir setzen uns mit unseren Bürostühlen davor. Leichte Irritation macht sich breit, als wiederholt kritische Szenen von Raunen, Stöhnen oder Jubel angekündigt werden, Sekunden bevor wir sie zu sehen bekommen. Offenbar empfängt irgendjemand im Gebäude die Übertragung merklich früher als wir.

In den folgenden Jahren werden die unterschiedlichen Signallaufzeiten von analoger und digitaler Übertragung sowie von terrestrischer Ausstrahlung und verschiedenen Internet-Streams zum Gemeinplatz. 2002 resultierte der Zeitversatz vermutlich daraus, dass wir die Übertragung per DVB-T empfingen und die Nachbarn per analogem Antennensignal.

Aktuell – Sommer 2016 – ist beispielsweise der (illegal bereitgestellte) Internet-Stream der Fernsehübertragung von *Sky* oft eine halbe Minute näher am Geschehen als der (legal empfangene) Audio-Stream von *Sport 1*.

Virtualista

ca. 2002 und ff.

Musik aus dem Internet auf den Walkman

Das 21. Jahrhundert ist noch jung, ich bin ein Jugendlicher mit teils abrasierten, teils buntgefärbten Haaren, verbringe viel Zeit im Internet, ziehe mir dort die Musik, die mir gefällt, und höre sie unterwegs – mit einem Walkman.

MP3-Player gibt es schon zu kaufen und Discmans sind noch weiter verbreitet. Nur kosten die neuen Geräte Geld und davon habe ich nicht so viel, und das, was ich habe, spare ich nicht, sondern gebe es für andere Dinge aus. Außerdem haben alle anderen in meinem Alter immer neue Geräte und ich bin aus Prinzip und Überzeugung gegen alles, was alle anderen machen. Also muss ich eben mit dem alten Walkman meiner Mutter leben.Es ist ein Sony Walkman DD-1 aus den frühen 1980er Jahren. Er hat sich gut gehalten – keine Kratzer, keine Defekte, mattschwarz mit silbernen Tasten, ein schönes Accessoire eigentlich.

Um mit ihm Musik hören zu können, kaufe ich neue Leerkassetten, meistens C90, und bespiele sie oder ich recycle ältere. Ich besitze – der nächste Anachronismus – einiges an Vinyl und zum Teil überspiele ich über meine Anlage direkt von LP auf MC, zum Teil auch von gekauften oder geschenkten CDs.

Das meiste, was ich besitze, besitze ich aber als MP3s, denn wie alle in meinem Alter besorge ich mir Musik vor allem illegal über Peer-to-Peer, vor allem über Soulseek – wo ich auch die eine oder andere Kurzzeitfreundschaft schließe –, oder (seltener) über Torrents, zum Beispiel eDonkey. Und diese MP3s muss ich nun auch irgendwie auf die Kassetten bringen. Dazu brenne

ich erst am PC eine Audio-CD mit dem, was ich hören möchte, und mit der bespiele ich dann meine Kassette. Manchmal mache ich auch Mixtapes, bei denen ich abwechselnd ein Lied von einer CD und von einer Schallplatte auf die Kassette bringe. Das wird dann zwar noch mühsamer, aber was soll's, alle einfacheren Wege machen doch sowieso keinen Spaß.

Für den Walkman brauche ich auch Batterien, und sein Stromverbrauch ist natürlich höher als bei aktuelleren Musikabspielgeräten. Dafür habe ich Akkus und ein billiges, langsames und wenig vertrauenswürdiges Ladegerät von Aldi. Man weiß bei ihm nie, wann die Batterien geladen sind und zu viele auf einmal darf man auch nicht hineinklemmen. Aber der Walkman braucht das eben.

Das ist ganz schön viel Blödsinn für so ein bisschen Musikhören. Nach ein paar Jahren geht der Walkman schließlich nach und nach kaputt: Das Spulen wird problematisch und manchmal fabriziert er seltsame Störgeräusche. Zum Glück kann ich irgendwann den alten Discman meiner Mutter übernehmen, als sie einen iPod bekommt. Mit ihm wird alles etwas einfacher: Der Discman kann sogar MP3s lesen, ich brauche also nur noch CDs randvoll mit Dateien zu brennen und bin versorgt. Kein Überspielen mehr, kein Spulen und sagenhafte 700 MB Speicherplatz.

Von hier aus werden es dann nur noch ein paar Jahre sein, bis ich endlich ohne irgendwelche Rohlinge, Batterien und Ladegeräte ein halbwegs entspanntes Leben als Musikjunkie führen kann.

Felix Lorenz; notiert am 09.03.2015 aus der Erinnerung

24.7.2002

“sag einfach du würdest für einen alkoholikerfreund notfallhotline machen”: Handygebrauchs-Ausreden

<mjungle> wann geht ihr denn segeln?
<mjungle> und für wie lange?
<bilch> Freitag bis Sonntag
<mjungle> achso
<bilch> die Crew wirkt mir ein wenig sozialpädagogisch
<mjungle> gnihi
<mjungle> du nimmst dein handy mit
<bilch> was kein Wunder ist, denn das Schiff wird sonst von straffälligen Jugendlichen genutzt
<bilch> ich trau mich nicht so recht
<mjungle> dann kann ich dir zur not ein bisschen was zynisches zusenden
<bilch> ich glaub, die sozialpädagogische Crew wird mich dafür verachten
<mjungle> falls es zu schlimm wird.
<mjungle> sag einfach du würdest für einen alkoholikerfreund notfallhotline machen
<mjungle> oder irgend sonstwas
<mjungle> :)
<mjungle> oder benutz es nur heimlich, klingelton aus
<bilch> hm! kein schlechter Plan.
<bilch> also, der erstere
<bilch> aber hat man auf offener See denn überhaupt Empfang?
<mjungle> k.a. wie weit ihr rausfahrt
<bilch> so bis Grönland etwa

---

1. In Wirklichkeit hinter Berlin-Spandau (Stand 2014).

<mjungle> achso
<mjungle> ja, dann geht das
<mjungle> erst hinter grönland wird bei o2 der empfang schlecht.[1]

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich. Hier archiviert, damit man sieht, dass das 2002 noch ein Thema war: In vielen Situationen galt Handymitführung als unmanierlich.

Kathrin Passig

24.7.2002

Totes, pelziges Tier als Schreibwerkzeug

Im Traum versuche ich, einen Traum ins Internet zu schreiben. Als Schreibwerkzeug habe ich ein totes, pelziges Tier, mit dessen Blut ich den Text in ein lehmiges Erdloch schreiben soll.

Kathrin Passig, zuerst veröffentlicht bei Wir höflichen Paparazzi und das-schema.com

Sommer 2002

Tuut!

Vieles, nein, eigentlich alles an diesem Erlebnis ist Spekulation. Ich werde versuchen, es verantwortungsvoll zu erzählen, indem ich mich an nichts als die Fakten halte.

Es ist der Sommer 2002. Meine Freundin und ich haben uns ein Cabrio gemietet und wir genießen die Sonne Kaliforniens mit offenem Verdeck. Wir sind auf dem Interstate nach San Francisco unterwegs, und neben uns auf der rechten Spur fährt eine endlose Kolonne von chromblitzenden Trucks.

Alle Trucks haben CB-Funk-Antennen.

Die linke Spur haben wir praktisch für uns alleine und wir ziehen mit siebzig, fünfundsiebzig Meilen pro Stunde an den Trucks vorbei. Es können auch achtzig Meilen gewesen sein. Herrlich!

Plötzlich macht einer der Trucks neben uns »Tuut!« mit seiner Dampfhupe.

Ich grübele, ob dieses »Tuut!« irgendwas zu bedeuten hatte, komme aber zu keinem Ergebnis.

Etwa fünf Minuten später zieht vor mir ein Truck auf die linke Spur und bremst mich auf sechzig Meilen pro Stunde herunter.

Das passiert genau in dem Augenblick, als wir an einer Radarfalle vorbeifahren.

André Spiegel

August 2002

Åch! Ticketkauf im internationalen Bahnverkehr

In Deutschland kann man Bahntickets nur bis nach Österreich lösen, und in Österreich nur bis zur ungarischen Grenze. Ungarisches Bargeld habe ich aber keines beschafft, im Glauben, ich bräuchte es erst nach dem Verlassen des Zuges. Der Geldwechsler, der in Hegyeshalom an der ungarischen Grenze zusteigt, versichert mir, dass ich genausogut mit Euro bezahlen kann.

Der Schaffner, bei dem ich kurze Zeit später mit Euro bezahlen möchte, findet das Ansinnen jedoch empörend. „Åch!“ ruft er und wirft die Hände in die Luft. „Kreditkarte?“ frage ich zaghaft. „Åååch!“ Er muss einen Kollegen zu Rate ziehen. Viel Hin und Her, vorwurfsvolle Blicke und Rechnen mit dem Handy folgen. Man kommt auf 29 zu entrichtende Euro, ich aber habe nur 50 und etwas Kleingeld. Der Schaffner verfolgt mein Kramen im Portemonnaie sehr aufmerksam und zählt nebenbei mein Kleingeld. „Muss schreiben! Muss schreiben!“ erläutert er die Wechselgeldproblematik und schlägt einen

Kompromiss vor: „15 Euro, keine Problem! Bin ich Chef, keine Problem!“ Ich händige all mein Kleingeld aus. Fahrschein bekomme ich keinen. Zufrieden geht man auseinander.

Kathrin Passig; rekonstruiert 2015 aus einer Mail

August 2002

Und Sie sind von Beruf? Automatikschrankenerklärer

Im Foyer des Budapester Széchenyi-Bades hängen hübsch gravierte Warnschilder, Hinweise und Pfeile in Richtungen, alles auf Ungarisch. Die Preisstruktur ist unübersichtlich. Man muss sich auf Nabelhöhe herunterbeugen und durch eine kleine Luke verhandeln, dann bekommt man ein Ding mit einem Chip, das zum Einlass berechtigt. (Ich weiß bei der Rekonstruktion 2015 nicht mehr, ob es sich um ein Armband oder eine Plastikkarte gehandelt hat.)

Neben der Einlassschranke zum eigentlichen Bad steht ein wichtig aussehender Kasten. Alle Badegäste bleiben stehen, halten den Chip auf gut Glück irgendwo an diesen Kasten und sind verwirrt. Deshalb steht neben der Schranke jemand, der den Gästen auf Ungarisch erklärt, dass sie nichts tun müssen und einfach durch die Schranke gehen sollen.

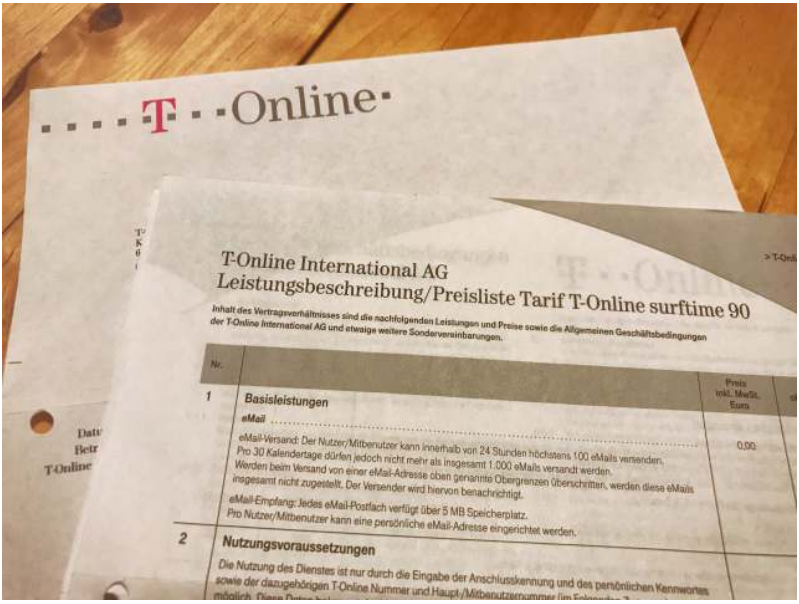
Kathrin Passig

August 2002

Nach 1000 Mails ist Schluss

Noch gut zwei Monate bis zum Umzug, das heißt: Schredderfestspiele! Manche Ordner voll Papier hätten gar nicht erst in diese Wohnung gemusst, in die nächste kommen sie definitiv nicht mit. Gehaltszettel von einem lukrativen, in britischen Pfund bezahlten Freienjob, der so schön von der Diplom-

arbeit ablenkte. Frühdienst-Checklisten aus der Redaktion, die mal DerWesten hieß. Die Bescheinigung, an einem Seminar über „Medienkonvergenten Journalismus“ teilgenommen zu haben. Aktenordner als Zeitkapseln.



T-Online International AG
Leistungsbeschreibung/Preisliste Tarif T-Online surftime 90

Inhalt des Vertragsverhältnisses sind die nachfolgenden Leistungen und Preise sowie die Allgemeinen Geschäftsbedingungen der T-Online International AG und etwaige weitere Sondervereinbarungen.

Nr.		Preis inkl. MwSt. Euro
1	**Basisleistungen**	
	eMail	
	eMail-Versand: Der Nutzer/Mitbenutzer kann innerhalb von 24 Stunden höchstens 100 eMails versenden. Pro 30 Kalendertage dürfen jedoch nicht mehr als insgesamt 1.000 eMails versandt werden. Werden beim Versand von einer eMail-Adresse oben genannte Obergrenzen überschritten, werden diese eMails insgesamt nicht zugestellt. Der Versender wird hiervon benachrichtigt.	0,00
	eMail-Empfang: Jedes eMail-Postfach verfügt über 5 MB Speicherplatz. Pro Nutzer/Mitbenutzer kann eine persönliche eMail-Adresse eingerichtet werden.	
2	**Nutzungsvoraussetzungen**	
	Die Nutzung des Dienstes ist nur durch die Eingabe der Anschlusskennung und des persönlichen Kennwortes sowie der dazugehörigen T-Online Nummer und Haupt-/Mitbenutzernummer im Folgenden	

Dazwischen ein Briefkopf, schon damals in Magenta: Am 28. August 2002 meldet sich T-Online und weist höflich darauf hin, dass es nicht nur „ein zuverlässiger und leistungsstarker Internet-Service-Provider“ ist, sondern auch seine Tarife geändert hat. Mein „Surftime 90“ kostet im Zukunft nur noch 39,95 Euro im Monat, vorher waren es 40,30.

Der Tarif heißt so, weil man für diese Summe 90 Stunden online sein darf – pro Monat. Nach heutiger Nutzung wäre da nach einer guten Woche Schluss – always on und so. Ansonsten nehmen die AGB mich als Nutzerin an die

Hand und führen mich sanft auf den Weg der digitalen Vernunft: Es gibt eine Backup-Pflicht (Punkt 6.6.3) und auch eine Pflicht, sein Passwort in regelmäßigen Abständen zu ändern (Punkt 6.3.1).

Punkt 6.5 schließlich erklärt die Sache mit der Inbox, die hier Postkorb heißt: „Der Kunde hat sicherzustellen, dass er seinen eMail-Postkorb regelmäßig überprüft, damit der Speicherplatz seines eMail-Postkorbs jederzeit für eingehende eMails ausreicht und er rechtzeitig von den eingehenden Inhalten Kenntnis erlangen kann.“ Ein Satz irgendwo zwischen Fürsorge und Oldschool-Suchmaschinenoptimierung.

Ehe das Schreiben in den Schredder geht noch ein letzter Blick auf die Preisliste: E-Mail, Verzeihung: eMail ist in den 39,95 Euro inklusive, mit 5 MB Speicherplatz. Nur bitte nicht zu eifrig schreiben, sonst muss der leistungsstarke Internet-Service-Provider meines Vertrauens bremsen: „Der Nutzer kann innerhalb von 24 Stunden höchstens 100 eMails versenden. Pro 30 Kalendertage dürfen jedoch nicht mehr als 1000 eMails versandt werden. Werden beim Versand von einer eMail-Adresse oben genannte Obergrenzen überschritten, werden diese eMails insgesamt nicht zugestellt. Der Versender wird hiervon benachrichtigt.“

Immer vorausgesetzt, er hat seinen Postkorb ordentlich aufgeräumt.

Katrin Scheib, Beitrag erstveröffentlicht unter
kscheib.de/nach-1000-mails-ist-schluss/

16.9.2002

Vom Telefon-Scheitern zum Forumsposting-Scheitern

Früher pflegte ich vom Telefon-Scheitern zu träumen. Dringend muss irgendwo angerufen werden, aber das Telefon hat eine Wählscheibe, ich verwähle mich ständig etc. Inzwischen ist dieser Traum weitgehend dem Traum vom schwierigen Forumsposting gewichen. Heute beispielsweise musste ich einen langen Beitrag schreiben, indem ich auf meinem Teller, später auf dem Tisch fünf Zentimeter hohe Buchstaben aus rotgewürztem Reis formte. Saure Sah-

ne erschwerte die Aufgabe zusätzlich. Dabei war mir klar, dass der Reis nach Vollendung des Beitrags einfach so ins Forum gekippt würde, alle Buchstaben also danach neu geformt werden müssten. Und es eilte sehr, weil ich einen Witz machen wollte, bei dem mir niemand zuvorkommen sollte …

Kathrin Passig, zuerst veröffentlicht bei Wir höflichen Paparazzi und das-schema.com

2002

Apfelsaftüberlaufalarm

So lange ich denken kann, kocht mein Vater im Herbst Apfelsaft in GFK-Fässern von Cemo ein. Die beim Entleeren nachströmende Luft wird durch ein System mit Alkohol gereinigt, das sich auf dem Deckel des Fasses befindet. Allerdings hat das eine geringe Kapazität, daher darf man den Apfelsaft nur tröpfelnd aus dem Fass ablassen. Daher steht regelmäßig ein Eimer im Keller und ein Wecker in der Küche. Nach etwa einer Stunde sollte man den Wecker besser nicht überhören, sonst gibt es eine Überschwemmung. Ist der Hahn nicht weit genug geöffnet, ist der Eimer manchmal aber auch nur halb voll. Eine Optimierung muss her!

Ich erwerbe im Fachgeschäft eine Kojak-Sirene für die Küche und einen Feuchtigkeitssensor für den Apfelsafteimer. Wir verlegen 50 Meter Draht, und ab da heult eine Sirene los, sobald der Eimer seine optimale Füllhöhe erreicht hat.

2010 steigt mein Vater auf ein System mit einem schwimmenden Deckel um, das sich wesentlich schneller entleeren lässt.

holmer

2. November 2002

Wie Schalke 04 mich ins mobile Internet brachte

Als Fußballfan hat man gewisse Vorteile, wenn man versucht, seine Erinnerungen zu sortieren. Die eigene Obsession führt einen zwangsläufig dazu, die Vergangenheit in Saisons statt in Jahre zu ordnen (also “02/03” statt “Herbst 2002”) und bietet innerhalb dieser Saisons mit dem Spielplan verlässliche Anhaltspunkte, die dann in den inzwischen vielerorts verfügbaren Online-Archiven mit den genauen Daten eines Spiels abgeglichen kann.

Aus diesem Grund also meine vollkommene Sicherheit bei der folgenden Angabe: Es ist der 2. November 2002, ich bin gerade 15 geworden, und an diesem Samstag findet der 11. Spieltag der Fußball-Bundesliga statt. Ich wohne in Düsseldorf und fahre samstags eigentlich immer mit meinem Vater auf Schalke, aber an diesem Samstag spielt Schalke auswärts und sind wir mit der ganzen Familie auf einen Kurztrip in Berlin. Und jetzt wird es kurios: An diesem Wochenende spielt Schalke auswärts in Cottbus und damit quasi um die Ecke, aber wir sind aus einem komplett anderen Grund in Berlin. Heißt: Stadtbummel, Shoppen, Sehenswürdigkeiten – die reinste Katastrophe, denn dadurch besteht die ernsthafte Gefahr, dass ich nicht zu sehen bekomme, wie der ruhmreiche FC Schalke sich gegen Energie Cottbus schlägt.

Als Fußballfan 2002 bin ich medial eigentlich schon gut versorgt. Mit einem Premiere-Abo kann ich alle Spiele der Bundesliga live im TV sehen – blöd nur, dass wir das zuhause nicht haben, weil in meiner Familie außer mir niemand so einen Fußball-Pfeil im Kopf hat, dass er sich Satellitenschlüssel, Dekoder und was nicht alles noch anschaffen würde (selbst Vatter fährt nur alle zwei Wochen auf Schalke, weil ich ihn so lange belabert habe, bis er Dauerkarten gekauft hat). Live-Spiele gibt es im Radio, samstags in der Konferenz laufen 7 Spiele gleichzeitig. Für uns Free-TV-Gucker gibt es um 18:00 Ran Sat. 1, für mich als Kind der 90er ein Klassiker – auch wenn schon gemutmaßt wird, dass ab nächstem Jahr die ARD-Sportschau “wie-

der kommt". Wer Radio und Sportschau verpasst, hat es schon schwerer, das "ZDF SPORTstudio" (zu dem jeder nur "Das aktuelle Sportstudio" sagt) ist abends gegen 11 noch die letzte Chance. Wer da auch nicht kann, muss auf Sonntag warten, da gibt's morgens um 9:45 "Bundesliga pur" im DSF. Und wer das verpasst, der hat den Spieltag verpasst, es sei denn, sein Club spielt sonntags. Online-Video-Highlights hatte sport1.de vor ein paar Jahren noch, aber den Service hat man abgeschafft – auch ich als Fußball-Nerd weiß jetzt nicht, wo ich im Internet Videos von Spielen sehe.

Das also ist meine große Sorge, als dieser Samstag in Berlin nun ansteht. Wie schaffe ich es, irgendwie mitzukriegen, wie das Spiel gerade läuft?

Ich besitze seit Sommer ein Siemens S45 in trendig gold-silberner Farbe und damit ein topmodernes Handy, auf dem ich von e-Plus sogar Nachrichten-SMS empfangen kann, wenn ich will. Jede solche SMS kostet aber mindestens 25 Cent – mir ein bisschen zu teuer, wenn ich nicht weiß, wie viele ich bekommen werde. Es gibt auch andere Anbieter für solche Dienste – der Kicker zum Beispiel wirbt in den Seiten seines Magazins für einen SMS-Tickerdienst – aber keine, die ich mir regelmäßig leisten will. Ich weiß aber auch, dass mein Siemens-Handy noch eine weitere Funktion besitzt, die ich noch nie getestet habe: Ich kann über WAP im Internet surfen! Eigentlich ein Knaller, von meinen Eltern aber mit dem klaren Hinweis versehen, dass das ein Schweinegeld kostet und es massiven Ärger gibt, wenn auf der Handyrechnung plötzlich Hunderte Euro stehen für die Nutzung eines Internets, das ohnehin nur aus Text besteht.

Es ist 16:15 (für Fußballfans ein Synonym für Halbzeit), wir stehen vor einem Schuhladen in Berlin-Mitte, und ich sehe die Zeit gekommen für außerordentliche Maßnahmen. Ich beschließe ein für allemal, den Schritt in das mobile Internet zu wagen.

Dieser Schritt zieht sich ein bisschen, denn den Browser zu bedienen dauert ein Weilchen (ich bin T9-Verweigerer aus Prinzip!). Aber ich schaffe es und kämpfe mich durch auf die Seite des Kickers. Und dieses wundervolle kleine Siemens S45 ermöglicht es mir tatsächlich, die wichtigste Nachricht der Zeit zu lesen: Cottbus – Schalke 0:0!

Wirklich verfolgen kann ich das Spiel hier nicht – einen vollwertigen Ticker könnte man auf diesem Gerät gar nicht laden, das würde viel zu lange dauern und überhaupt die Kosten. Aber wie's steht, weiß ich jetzt. Das reicht erstmal und ich übe extreme Zurückhaltung, um lediglich alle paar Minuten zu aktualisieren. Wer weiß, was das jetzt kostet!

Und dann ein Lichtblick: Wir müssen um kurz vor 5 weiter, in einen anderen Teil der Stadt. Und wir sind mit dem Auto unterwegs! Ich scanne durch die Radiosender und finde irgendwann die Bundesliga-Konferenz. Es steht immer noch 0:0, da versenkt Andy Möller einen Freistoß! Und sie retten das über die Zeit! Schalke hat gewonnen und wird weiterhin ein Wörtchen mitreden im Meisterkampf, mit dem jungen Trainer Frank Neubarth wird sich der ungerechte Saisonausgang von 2001 sicher schon bald rächen lassen!

Am Montag in der Schule erzähle ich davon, wie ich das Spiel unterwegs verfolgt habe. Es überrascht keinen wirklich – ich bin auf dieser Schule zwar erst seit Saisonbeginn, aber hier kennt mich schon jeder als den Schalker. Das einer einen enormen Aufwand betreibt, wenn er seinen Verein liebt, das versteht schon damals jeder. Aber wie ich das getan habe, mit Internet auf dem Handy: Das hat auf einem Schulhof im November 2002 tatsächlich noch Nachrichtenwert.

Bernd Wilms

Weihnachten 2002

Schreibschutzschalter

Weihnachten 2002 schenkt mir mein großer Bruder einen 64 MB USB-Stick. Mit Schreibschutzschalter, damit man nicht aus Versehen etwas löscht. Bisher habe ich immer alles, was ich kopieren musste, auf CDs gebrannt, was ja auch schon ein Luxus ist, denn nicht jeder hat einen CD-Brenner, aber es ist auch etwas umständlich. Oft, wenn ich es eilig habe, gibt's einen Brennfehler, und ich kann von vorne anfangen, außerdem ist es Verschwendung,

wenn man mal nur ein paar MB kopieren will. Jetzt kann ich spontan bei Freunden ein ganzes Album rippen, auf meinen Stick ziehen und auf meinen Computer kopieren. Das ist dann auch das Haupteinsatzgebiet meines neuen USB-Sticks. Da Master-und Slave-Laufwerk in meinem Rechner aber auch zusammen nur 12 GB groß sind, kopiere ich bald alle mp3s thematisch geordnet wiederum auf CDs, nur die neuesten und besten behalte ich auf der Festplatte. Den Schreibschutzschalter benutze ich nie, aber ich finde die Vorstellung beruhigend, dass er da ist.

Den Stick finde ich 2010 in einer Kiste wieder und mache damit einem Freund einen „Mix-Stick“ mit 15 Liedern. Den Schreibschutz sperre ich und überklebe ihn.

Melanie Stilz

2002

Fernseher als Lichtschalter und die grausigen Folgen

(Der Eintrag über den Lichtschalter hat mich an eine Situation in meiner ersten eigenen Wohnung erinnert.)

Meine Wohnung ist klein, nicht einmal 25 Quadratmeter und hat nur ein Zimmer. Dennoch ist sie natürlich mein ganzer Stolz. An diesem Abend hatte ich mir mit Freunden im Kino den Horrorfilm “The Ring” angesehen. Hier geht es um ein gruseliges kleines Mädchen, das Leute sieben Tage, nachdem sie sich eine verfluchte VHS-Kassette angesehen haben, aufsucht und tötet. Das unheimliche Kind krabbelt dabei aus einem verrauschten Bildschirm. Daher werden fast alle fiesen Ereignisse im Film durch Schnee auf einem Bildschirm und statisches Rauschen angekündigt. Das Ende dieses Filmes kommt sehr unerwartet und ist ausnahmsweise wirklich schockierend und so gehe ich mit ganz mulmigem Gefühl nach Hause. Es ist spät und längst dunkel.

Vor einiger Zeit ist die Birne meiner Deckenlampe ausgebrannt und ich bin bisher zu faul gewesen, sie zu wechseln. Ich besitze noch einen Deckenfluter aus elterlichen Beständen, dieser steht allerdings in der andern Zimmerecke und im Dunkeln sehe ich den Dimmschalter nicht. Daher habe ich mir angewöhnt, bei Betreten der Wohnung sofort den Fernseher einzuschalten, den ich ohnehin meistens als Hintergrundbeschallung laufen lasse, und in seinem Licht den Schalter des Fluters zu betätigen.

Ich betrete die stockdunkle Wohnung und drücke auf den Knopf des Fernsehers. Er springt an und zeigt mir Schnee, dazu statisches Rauschen. Ich schreie auf.

Als ich merke, dass ich noch lebe und kein verfluchtes kleines Mädchen mich umbringen möchte, schalte ich den Fernseher aus und belasse es für diesen Abend dabei. Am nächsten Tag finde ich einen Aushang im Treppenhaus vor und erfahre, dass ausgerechnet in dieser Woche die Kabelanlage des Wohnhauses gewartet wird und sich die Hausverwaltung für etwaige Störungen des Empfangs entschuldigt.

Angela

2002

Günter Grass bringt das Internet in die Hochliteratur

2002 erscheint von Günter Grass »Im Krebsgang«. In der Novelle sind drei Handlungsstränge verknüpft, die alle mit der Versenkung des KdF-Schiffs Wilhelm Gustloff im Januar 1945 zu tun haben. (Plot-Details entnehme man der Wikipedia.)

Die Geschichte enthält eine (für mich) sensationelle Neuheit: Zentrales Plot-Element ist das Internet. Der Erzähler findet die Website „www.blutzeuge.de“ (heute registriert von Grass' Verlag Steidl), wo die Ermordung des NSDAP-Funktionärs Gustloffs diskutiert wird; Chats spielen eine zentrale Rolle.

Für mich das erste Mal, daß ich vom Internet in der Hochliteratur lese. Bis dahin kannte ich das nur aus der Science Fiction oder aus Hacker-Anekdoten wie Clifford Stolls Kuckucksei.

Felix Neumann

1999 bis ca. 2002

Als Filesharing sozial war

1999, ich gehe noch per Modem ins Internet, ist Hotline der letzte Schrei, denn da gibt es mehr als bei Napster. Hotline ist aber bald zu kommerziell (und pornoverseucht). Carracho heißt die Alternative für Mac-UserInnen. Ein Server-Programm, ein Client, man muss nach Trackern suchen, zumindest, bis man ein paar Server kennt. Oder besser: Bis man die Leute kennt, die diese Server betreiben. Man chattet, man tauscht Zugangsdaten aus, man tauscht – ja, auch Daten aus.

Bald habe ich ein paar Lieblingsserver, Leute mit meinem Musikgeschmack, bei denen ich Neues, manchmal auch Altes, jedenfalls Unbekanntes finde. Sicher – manchmal sucht man einen Server, um einfach die neueste Software runterzuladen. Meistens aber vergehen die Abende mit Chats. Mit dem Holländer, der mir ein Bild "schenkt", das ich heute noch als iphone-Hintergrund verwende; mit dem Dänen, der bis heute ein Freund ist, per Facebook, aber auch im echten Leben; mit dem Schotten, dem ich "Mixtapes" mit damals total angesagten österreichischen Electronic-Tracks mache; auch ein paar Frauen sind dabei, ich werde Co-Administratorin bei einem Server als Hommage an die Power Puff Girls. Ich bin Buttercup.

Carracho ist schon lange tot. Fast hätte – angeblich – Bertelsmann die Firma gekauft, doch dann platzte die Blase. Manche Usernamen aber weiß ich heute noch, und die vielen GB Musik auf meiner Festplatte aus dieser Zeit

betrachte ich nicht als illegales Material, sondern als Privatkopien. Wir haben Musik ausgetauscht und uns darüber ausgetauscht, und das Social Web erfunden, lange bevor es ein Geschäftsmodell wurde.

Katharina Schell

2002 vermutlich

Der Computer macht sich selbstständig, übernimmt aber noch nicht die Welt

Es ist nachts und es gewittert. Ich wohne in Bonn in einer kleinen Studentenwohnung, ein Zimmer mit Kochnische, das Bett ist ein Futon und in der genau anderen Zimmerecke stehen ein kleiner Computertisch mit zwei Computern, zur jeweils linken und rechten Seite.

Auf einmal blitzt es ganz gewaltig, sofort danach donnert es und dann hört man die Geräusche, die ein Computer macht, wenn er gerade hochfährt.

Etwas irritiert stehe ich auf und schalte den Computer wieder aus. Am nächsten Tag überprüfe ich, ob der Blitzschlag irgendwelche Schäden am Computer angerichtet hat, kann aber nichts feststellen. Glück gehabt, als arme Studentin wäre das nämlich doch sehr ärgerlich gewesen. (Als nicht arme Studentin vermutlich auch.)

Anne Schüßler

2002

CD-Mütter

Die Band, in der ich singe, veröffentlicht eine CD.

Ich schenke meiner Mutter diese CD, es gibt höchstens 500 Stück davon.

Meine Mutter besitzt noch keinen CD-Player, um sich die Musik anzuhören.

Sie geht in diesen großen Supermarkt mit Hi-Fi-Abteilung und bittet die Fachverkäuferin, ob sie freundlicherweise die CD abspielen würde.

Die Lautstärke wird voll aufgedreht, die Musik ist überall im Supermarkt laut zu hören.

Meine Mutter beendet ihre Einkäufe, auf dem Weg zur Kasse holt sie die CD wieder ab.

Martin Riemer

Ungefähr 2002

Ich benutze zum allerletzten Mal ein Faxbestellformular

Man muss jetzt nicht mehr auf der Post Schlange stehen, um Briefmarken zu kaufen. Man kann sie auch auf der Website der Post bestellen. Ich habe das schon mehrmals gemacht. Aber es ist ein relativ umständlicher Prozess, und diesmal fällt mir das Faxbestellformular in die Hand, das der letzten Lieferung beigelegt war. „Irgendwas ankreuzen, faxen, fertig“, denke ich, „es war ja gar nicht alles schlecht früher!“ Ich teile mir nämlich zu diesem Zeitpunkt ein Büro mit einer Firma, die ein Faxgerät besitzt.

Ein paar Tage später kommt eine Nachnahmesendung für mich. Ich muss sehr, sehr viel Geld bezahlen, und ich bekomme dafür nur einen ganz kleinen Umschlag. Darin sind Sondermarken, ziemlich genau zehnmal so viele, wie ich haben wollte. Ich vergleiche noch mal mit dem Faxformular: Dort, wo auf der Postwebsite „Stück“ steht, heißt es auf dem Faxformular „Bogen“. Auf einem Bogen sind zehn Briefmarken.

Ich habe ein Rückgaberecht, von dem ich aber nichts weiß, und verkaufe deshalb die überschüssigen 90 Prozent der Briefmarken bei eBay. Am Ende des Jahres kann ich einen schönen hohen Betrag unter „Portokosten“ von der

Steuer absetzen. Ich schreibe auf meine Lessons-Learned-Liste: „Keine Faxbestellformulare benutzen“. Bestellverfahren, bei denen man den Endbetrag nicht angezeigt bekommt, sind viel zu gefährlich.

Kathrin Passig

2002 bis 2004

Ich würde gern last.fm nutzen, darf aber nicht, es ist zu teuer

Ich miete einen Schreibtisch in einer Softwarefirma, die ihr Internet trafficabhängig bezahlt; der Tarif ist vermutlich noch einer von 1998, dem Jahr des Einzugs. Ich glaube, nur das erste GB ist inklusive, jedes MB, das darüber hinausgeht, kostet so was wie 5 Cent (Rekonstruktion mittels vager Erinnerung und Google, 2014).

Über last.fm Musik zu streamen würde zusätzlichen Traffic von etwa 50 MB pro Stunde verursachen, im Monat also rund 5 GB extra, 250 Euro. Deshalb darf das niemand, wir hören Musik von CDs (immer dieselben drei). Erst als ich Ende 2004 selbst ein Büro mit einem nicht volumenabhängigen Internettarif miete, kann ich mich bei last.fm anmelden.

Während ich im Juni 2014 diesen Beitrag schreibe, höre ich Musik über Soundcloud. Dabei fallen immer noch 50 MB pro Stunde an, diese 50 MB kosten mich ungefähr 10 Cent (am Handy). Im Monat wären das rund 10 Euro, tatsächlich sind es weniger, da ich Musik meistens am Arbeitsplatz höre, wo das Internet nicht aus dem Handy kommt.

Kathrin Passig

10.1.2003

Das Kanzlergattinnenhandy

<bilch> ich hab mir vorhin ein neues Handy geebayt mit noch 22 Monaten Garantie
<mjutabor> oh, cool
<bilch> weil mich das Nichtfunktionieren von meinem gestern 600 Euro gekostet hat
<bilch> da dachte ich, für das Geld kriegt man viele Handys
<mjutabor> oh no
<mjutabor> job entgangen oder was?
<bilch> exakt
<bilch> und das verschlagene Mistding hatte sich ausgeschaltet, einfach so
<bilch> ein Siemens M50, weil dafür hab ich die meisten Ladegeräte
<bilch> so 4, Nokia nur 2, alle anderen keines
<mjutabor> holy shit
<mjutabor> was kostete das handy?
<bilch> außerdem siehts leidlich ok aus
<bilch> 101 Euro
<mjutabor> geht ja

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich. Das Siemens M50 hat ein monochromes, blau leuchtendes Display, das mir sehr gut gefällt. Es kann schon 100 SMS speichern und außerdem WAP, sonst aber weiterhin nicht viel. Meine Freunde nennen es „das Kanzlergattinnenhandy“.

Kathrin Passig

18.1.2003

Handys mit und ohne Wecker. Und mit noch ganz anderen fortschrittlichen Funktionen!

<bilch> dieses Handy hat eine unique selling Funktion, die mein Leben so viel angenehmer gestalten wird
<mjutabor> do tell
<bilch> und zwar klingelt jetzt vor 12 Uhr nur noch die Rufnummerngruppe „Büro“
<mjutabor> ah
<mjutabor> praktis
<bilch> Fortschritt!
<mjutabor> hat es einen wecker?
<bilch> nicht nur das
<mjutabor> meins kann ALLES aber es hat keinen wecker.
<bilch> anders als beim blöden Nokia-Handy kann ich den auch fürs ganze Jahr im Voraus stellen
<mjutabor> hurra
<bilch> na ja, mehr oder weniger
<mjutabor> naja egal, wenigstens hats einen
<bilch> aber das mit dem Anruffilter: super.
<bilch> jeden Cent wert.
<mjutabor> ich finde es wirklich bescheuert, dass ein triband-ich-rock-dein-notebook-per-funk-ins-netz-und-alles-handy
<mjutabor> keine weckfunktion hat
<mjutabor> vermutlich denken sie, dass jemand der das hat einfach nie schlaeft

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich. Schon ab dem nächsten Handy werde ich so was wie „Rufnummerngruppen“ allerdings nicht mehr benutzen.

Kathrin Passig

18.1.2003

Ich benutze zum ersten und wahrscheinlich auch letzten Mal WAP

<bilch> ich hab heute zum ersten Mal gewappt, obwohl meine Handys das schon seit ungefähr zwei Jahren konnten
<mjutabor> ich wappe eigentlich nur auf bahnhoefen
<bilch> aber ich glaub, ich lass das jetzt auch wieder für die nächsten zwei.
<mjutabor> bzw auf dem weg zu denselben
<bilch> wozu auf Bahnhöfen?
<ˆwrblˆ> das kostet
<mjutabor> wenn wieder mal an allen automaten und schaltern und sonstigen dingen riesige ost-schlangen stehen
(„Ost-Schlangen“: eine Anspielung auf die Schlangestehverhältnisse in der DDR.)
<mjutabor> ab und zu auch google, unterwegs

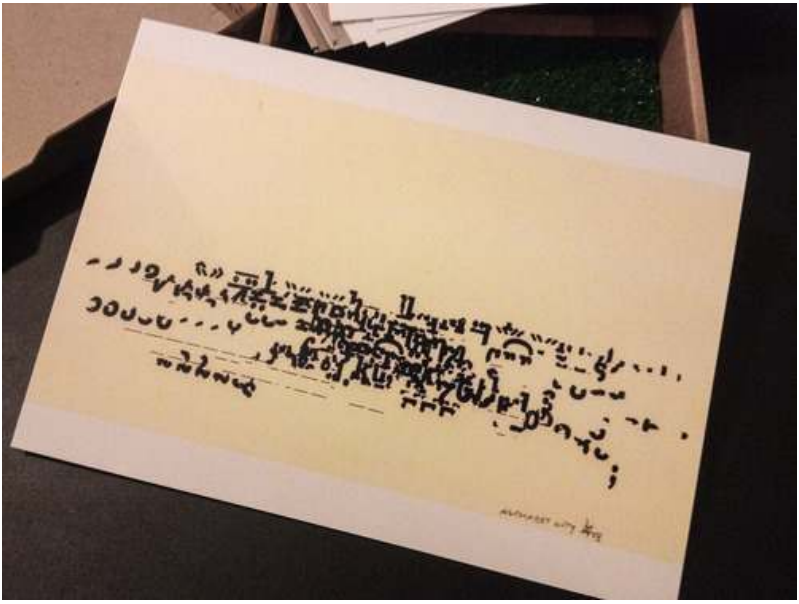
Quelle: IRC-Log, bilch bin ich und WAP war das hier. Es beförderte so was Ähnliches wie das Internet auf die briefmarkengroßen und einfarbigen Displays von Mobiltelefonen, was ungefähr so aussah. Ich habe es danach nicht nur zwei Jahre nicht mehr benutzt, sondern nie wieder.

Kathrin Passig

1.3.2003

Letztmalige Durchrubbelwonne im Letraset-Milieu

Eine gute Freundin eröffnet eine Galerie, und hat mich kurzerhand für die Eröffnungsausstellung rekrutiert, in der es um Schrift gehen soll. Kurz darauf entdecke ich in der Verramschungsecke eines Schreibwarenladens etwas, das mich nostalgisch seufzen lässt: Letrasetbuchstaben! Damit beschriftete und illustrierte man im Architekturstudium noch in den 90er Jahren Zeichnungen, indem der betreffende Buchstabe mit einem extra dafür angeschafften metallenen Letrasetlöffel (eine Art flachgeklopfte Häkelnadel) von seinem Trägerpapier, oder wie auch immer das in der Letrasetbranche hieß, durchgerubbelt wurde, eine konzentrierte Tätigkeit, die einem stets zu zenhafter Zufriedenheit verhalf. Ich kaufe den ganzen Restbestand, und stelle daraus, die wohl letztmögliche Durchrubbelwonne auskostend, eine Handvoll Bilder von fiktiven Städten her.



Maik Novotny

1.3.2003

Die bei Saturn sind besser

Notgedrungen bei Mediamarkt in den Arkaden eine Digitalbox gekauft. Eine Frau raunt mir zu: „Die bei Saturn sind besser“ „Wieso?“ „Mehr Technik“.

Jochen Schmidt

1999 bis 2005 (ungefähr)

Das Smartphone ist ein bisschen der Feind des Klugscheißers

Es gab eine Zeit zwischen 1999 und ungefähr 2005, in der ich nicht mehr zu Hause wohnte und weder ich noch meine Eltern ein Smartphone mit Datentarif besaßen.

In dieser Zeit gab es zwei Standardsituationen:

1. Meine Mutter ruft mich an. Sie hat gerade mit meinem Vater oder mit irgendwem über irgendwas geredet und entweder sie streiten sich über ein (Wissens-)Detail oder sie kommen nicht auf den Namen von irgendwas. Dann ruft sie mich an, damit ich mit meinem allumfassenden Wissen weiterhelfen kann.

2. Ich rufe meine Eltern an. Wir gucken "Wer wird Millionär?" und es wird gerade eine Frage gestellt, bei der ich glaube, dass mein Vater sie beantworten könnte. Dazu kommt, dass ich ein erstaunlich sensibler Mensch bin, der aus dem Raum gehen muss, wenn jemand bei "Wer wird Millionär?" eine Frage mit relativer Sicherheit falsch beantwortet. Ich ertrage den Moment sehr schlecht, wenn aus der Vermutung Gewissheit wird und möchte dem Elend nicht beiwohnen. Ich bin also auch gerne vorbereitet. Mein Vater ist für alle Themen, die Geographie und Biologie betreffen, sehr gut geeignet, meine Mutter hat eher wie ich ein sehr großes, aber zerfasertes Allgemeinwissen, weil sie sich (eben auch wie ich) immer gut zufällige Dinge merken kann.

Mittlerweile (Stand 2015) gibt es Smartphones. Ich vermute, dass meine Mutter Streitfragen jetzt auch (genau wie ich) klärt, indem sie "Ich guck mal kurz im Internet nach!" sagt und dann im Internet nachguckt.

Bei "Wer wird Millionär?" verfahre ich genauso und gucke entweder auf dem Smartphone oder auf dem Laptop nach, wenn ich die Spannung nicht aushalte und die Antwort selber nicht weiß.

Das letzte Mal rief meine Mutter an, weil sie den Namen meiner ehemaligen Klavierlehrerin vergessen hatte. Das konnte man dann wohl doch nicht googeln.

Anne Schüßler

4. April 2003

Ein neues Zeitalter bricht an

Im Jahr 2002 hat unsere amerikanische IT-Konzernmutter eine große internationale Beratungsgesellschaft gekauft. 2003 erfolgt auch die Integration der neuen Kollegen in Deutschland. Ich werde einer Abteilung zugeteilt, die fast nur aus Consultants besteht, die aus der Beratungsgesellschaft zu uns gestoßen waren.

Am 4. April werde ich abends um 20 Uhr zu einem ersten "come-together" Meeting in den vornehmen Malkasten in Düsseldorf eingeladen. Außer mir sind nur noch drei Kollegen aus der "alten" Firma anwesend, die ich aber heute zum ersten Mal sehe. Die übergroße Mehrheit sind sich smart gebende Consultants im Alter zwischen Mitte 20 und Ende 30 aus der aufgekauften Firma. Denen macht es offenbar nichts aus, dass sie, so wie ich, bereits einen Zehn-Stunden Arbeitstag in der Firma oder beim Kunden hinter sich haben. Einige von ihnen führen den Titel "Partner" auf ihrer Visitenkarte und werden von ihren Kollegen irgendwie ehrfurchtsvoll behandelt.

Zuerst gibt es eine große Vorstellungsrunde. An die Wand werden 3 Flipcharts geklebt. Ein langer waagerechter Strich wird darüber gezogen mit einer Skala von 1 bis 10. Die Zahlen markieren die Anzahl von Jahren, die jeder der hier Anwesenden bisher in "seiner" Firma verbracht hat. Jeder soll neben der für ihn selbst zutreffenden Zahl ein Kreuz machen.

Die Kreuze der neuen Kollegen ballen sich alle im Bereich zwischen 2 und 5 Jahren. Einige wenige Ausreißer sieht man bei der 8. Keiner erzählt, dass er eigene Kinder habe.

Nun bin ich an der Reihe. Ich stelle mich drei Meter neben den Flipchart und mache eine angedeutete Schreibbewegung auf die leere Wand zu. Denn ich bin ja schon 31 Jahre bei der deutschen Niederlassung der “alten” IT-Firma. Die jungen Leute gucken ein wenig verdutzt und amüsiert, so als hätte ich einen schlüpfrigen Witz zum Besten gegeben. Ich selber habe zum ersten Mal das deutliche Gefühl, dass ich in dieser Firma fehl am Platz bin.

Ein halbes Jahr später nehme ich ein Vorruhestandsangebot an. Mir schwant: In Zukunft wird es weniger um Hard- und Software gehen, sondern um strategische Beratung und komplexes Projektmanagement. Schon bald wird genau das als neues Unternehmensziel verkündet.

Gomobu68

5.4.2003

Mobilfunkvertragsverlängerung per Fax, außerdem Probleme mit Nummern, die nicht 9999 oder 1234 sind

Wenn man seinen Mobilfunkvertrag um zwei Jahre verlängert, bekommt man ein Handy gratis. Aber nicht irgendeins, sondern nur eins aus einer beschränkten Auswahl.

<mjutabor> die gedruckte auswahl für die fax-verlaengerung war auch eine andre als im netz
<bilch> ich komm ja nicht auf die bescheuerten Kunden-Webseiten
<bilch> weil man dafür irgendeine Nummer braucht, die auf dem Vertrag steht
<bilch> als ob ich wüsste, wo der ist
<mjutabor> die hast du aber selbst ausgesucht, die nummer
<mjutabor> probier halt mal ein paar geburtsdaten oder so durch
<bilch> ja, ich weiß. ich telefoniere zweimal jährlich mit der Hotline.
<mjutabor> hihi

<bilch> „sieht die Nummer aus, als hätt ich mir was dabei gedacht?“ frage ich dann
<bilch> und sie sagen: „ja“
<bilch> „also nicht so 9999 oder 1234“?
<bilch> „nein“
<bilch> „jetzt geben Sie mir halt einen Tipp. siehts aus wie ein Geburtsdatum?“
<bilch> und so geht das dann.

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich. Man beachte, dass es offenbar auch gedruckte Prospekte mit der Handyauswahl gibt und man seinen Vertrag per Fax verlängern lassen kann.

Kathrin Passig

5.4.2003

Die O2-Website ist schlimm, aber nicht mehr ganz so schlimm wie die von Viag Interkom

<bilch> die Webseiten treiben mich jedesmal zur Raserei
<bilch> es sind die schlimmsten, die ich kenne
<mjutabor> ha! die von viag waren viel schlimmer
<bilch> und ich kenne viele schlimme.
<mjutabor> also NOCH schlimmer.
<bilch> geht doch gar nicht
<mjutabor> doch!
<bilch> nein!
<mjutabor> die suchfunktion funktionierte NIE
<mjutabor> und es gab lauter looplinks
<mjutabor> also nicht das produkt

<mjutabor> sondern so „hier gehts zu ihrer xy“
<mjutabor> und dann „die seite wurde verlegt, bitte klicken sie hier“
<mjutabor> und dann war man wieder bei „hier gehts zu ihrer xy“

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich. O2 hieß bis 2002 Viag Interkom.

Kathrin Passig

5.4.2003

Das neue Handy kann 256 Farben! Und Fotos, aber wer will das schon

Überlegungen bei der Anschaffung eines neuen Handys:

<mjutabor> ich hab mich für das s55 entschieden
<mjutabor> wg. guter ciao und dooyoo-berichte und testberichten
<bilch> das war mit Zuzahlung, oder?
<mjutabor> ein bisschen, ja
<mjutabor> aber die ohne waren nur oma-nokias
<mjutabor> oder motorolas
<mjutabor> und ich wollte kein motorola mehr
(. . .)
<mjutabor> die ganze zeit hatte ich mich zaehneknirschend damit abgefunden, dass mein handy so ist wie es ist (d. h. alles kann, aber keine freude im handling bereitet)
<mjutabor> und jetzt kjann ichs kaum mehr erwarten:)
<mjutabor> supergeil die testberichte „grosses manko: kann nur 256 farben“
<mjutabor> meins kann nur grün und schwarz, herrje!
<bilch> meins kann blau und schwarz
<bilch> das reicht

<mjutabor> ja
<mjutabor> auch gut: der kamerascheiss ist nicht integriert
<mjutabor> es ist zwar welcher dabei, aber nur zum aufstecken.
<bilch> allerdings muss man alle seine alten Siemens-Ladegeräte wegschmeißen
<mjutabor> ich hab eh kein altes
<bilch> na dann. ich hatte so vier Stück . . .
<mjutabor> halt nein, vom c25 müsst noch irgendwo eins sein
<mjutabor> endlich ein handy mit wecker!
<mjutabor> hurra!
<mjutabor> (das neue motorola, das angeboten wurde, kann immer noch nicht wecken)
<bilch> ich hoffe, sie haben das bei deinem schlauer gelöst mit dem Wecker
<mjutabor> wieso?
<bilch> ich hatte ja jetzt nacheinander das M50 und das C55
<bilch> und da ist es so, dass der Termin-Erinnerungston gleich dem Weckton ist
<mjutabor> which means?
<bilch> man kann also entweder täglich die Kollegen tödlich nerven, wenn man an die Pille erinnert wird
<bilch> oder man wacht nicht auf
<bilch> eins von beiden.
<mjutabor> ahso
<mjutabor> da ich die pillenerinnerung nicht brauche
<mjutabor> und ohnehin ein büro für mich allein habe. . .
<mjutabor> es wird mir vermutlich herrlich vorkommen
<mjutabor> die benutzerführung von meinem ist in etwa so komfortabel wie ein gulag im winter
<bilch> und man kann vermutlich auch für deines nachtleuchtende Cover kaufen
<mjutabor> keine ahnung
<bilch> ach, herrlich, Kinder!

<mjutabor> ich bin ja mehr so der nicht-verspielte typ, was handys angeht
<mjutabor> :)
<mjutabor> aber vielleicht wird sich das jetzt aendern!
<mjutabor> und ich mach staendig handyfotos!
<mjutabor> totaler handy-fun!
<mjutabor> mir leuchtet das nicht so richtig ein
<mjutabor> aber naja
<mjutabor> wie gesagt, das kamerading ist ja nicht integriert.
<mjutabor> das beruhigt mich irgendwie.
<mjutabor> das samsung, was sie anboten (für 199 zuzahlung) hat eine integrierte drehbare
<mjutabor> da waer ich fast wieder schwachgeworden
<bilch> sprich mir nicht von dreistelligen Summen
<mjutabor> andererseits, wie viele kameras soll ich noch mit mir herumtragen!

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich.

Kathrin Passig

12. Mai 2003

Druckabfall ruft Feuerwehr

An diesem Montagmorgen soll eine Augenklinik in der Münchner Innenstadt eröffnet werden. Schon ziemlich früh bin ich in der Klinik, um sicherzustellen, dass am ersten Tag auch alles möglichst rund läuft. Noch bin ich allein in den Klinikräumen, als kurz vor sieben eine Gruppe Installateure auftaucht.

»Was wollt ihr denn hier, wir haben heute Eröffnung«, begrüße ich sie etwas unwirsch.

»Wir müssen nur schnell noch das Hauptventil für die Sprinkleranlage im sechsten Stock austauschen, das ist defekt und lässt sich nicht mehr von der Zentrale ansteuern«, entgegnet mir der Kapo der Gruppe. »Das Ding sitzt in der Zwischendecke der Damentoilette, und in einer halben Stunde ist auch alles erledigt.«

Während die Handwerker die Lamellendecke in der Toilette demontieren, mache ich mich wieder an meine Arbeit. Die Sondersignale von zwei Löschzügen der Feuerwehr nur wenig später ignoriere ich. Schließlich liegt die Hauptfeuerwache gleich um die Ecke, und das Getöse der Martinshörner gehört somit zum üblichen akustischen Straßenbild.

Was ich kurze Zeit später nicht mehr ignorieren kann, ist ein lautes Stampfen, Klopfen und Getöse im Treppenhaus. Ich öffne die Zugangstür in der sechsten Etage und sehe mich einem kompletten Angriffstrupp der Münchner Berufsfeuerwehr gegenüber, der gerade mit Atemschutz und Vollausrüstung die Treppe heraufkeucht.

»Hmpf mrlm dnn rrr!« Was der erste Feuerwehrmann mir zuruft, ist dank Atemmaske unverständlich.

»Was?«

»Hmpf mrlm dnn rrr!!!«

»Nimm doch mal das Ding ab, ich versteh dich nicht«, lasse ich den Feuerwehrmann wissen. Der hebt vorsichtig die Maske an: »Wo brennts denn hier?«

»Hier brennts nicht«, behaupte ich ziemlich bestimmt, schließlich habe ich gerade erst meine Runde durch alle Räume der Etage gemacht.

Mein Gegenüber hat inzwischen seinen Atemschutz abgelegt: »Mir håm aba an Alarm kriagt!«

Ich überlege kurz, bis mir die Installateure in der Zwischendecke der Damentoilette einfallen, und ich führe die Feuerwehrleute dorthin.

»Wos måchts na ihr då?«, will der Feuerwehrtruppführer von den Installateuren wissen.

»Sprinklerhauptventil wechseln«, lautet die lapidare Antwort.

»Idioten!«, bricht es aus einem der anderen Feuerwehrleute heraus, »Auch wenn Montagfrüh ist: Kann man da nicht vorher die automatische Aufschaltung zur Feuerwehr deaktivieren?«

Klar eigentlich: Löst ein Sprinklerkopf der Sprinkleranlage aus und beregnet den Raum, dann sinkt in den Leitungsrohren der Druck. Deshalb wird der Druck in den Leitungen von Sensoren überwacht. Bei einem Druckabfall im System lösen diese Sensoren einen Alarm aus, der wiederum automatisch über das Telefonnetz direkt zur Feuerwehrleitstelle übertragen wird.

Will man das Hauptventil der Sprinkleranlage wechseln, dann lässt man natürlich auch als Allererstes den Druck aus dem Leitungssystem ab, weil der Wechsel des Ventils sonst eine ziemlich feuchte Angelegenheit wäre. Das allerdings löst natürlich die automatische Alarmierung der Feuerwehr genauso aus – sofern man sie nicht zuvor deaktiviert hat.

An diesem Montagmorgen geben sich die Installateure am Ende schuldbewusst und zerknirscht, und man einigt sich schließlich darauf, dass sie bei Schichtende zwei Kästen Bier in der Hauptfeuerwache vorbeibringen werden. Als Wiedergutmachung.

Jens Arne Männig

Ca. 2003

Meine erste Digitalkamera ist ein Schlüsselanhänger

I. schenkt mir meine erste Digitalkamera, eine *l'espion*. Sie ist so klein, dass man sie am Schlüsselbund tragen kann, wiegt 40 Gramm (eine AAA-Batterie inklusive) und hat 0,1 Megapixel. So sieht sie in der Google Bildersuche aus. Eins von vielen Highlights aus ihren technischen Daten: „Optical Viewfinder Type: Real-image“. Real-Image bedeutet, dass es einen kleinen Rahmen aus Plastik gibt, den man aus dem Gebäude ausklappen kann. Das ist der Sucher.

Es passen entweder 20 „hochaufgelöste“ Bilder (352x288 Pixel) oder 80 noch viel weniger hochaufgelöste Bilder (176x144 Pixel) in ihren 2 MB großen SDRAM-Speicher; über einen USB-Anschluss bekommt man die Bilder dann auf den Rechner. 2 MB! Meine erste Festplatte hatte nicht viel mehr, war aber viel größer und konnte keine Fotos machen, es handelt sich also ganz eindeutig um Fortschritt.

Die Bildqualität reicht allerdings nur knapp an die einer Lochkamera heran. Ich würde das gern mit einem Foto belegen, habe aber (Stand 2014) alle mit dieser Kamera gemachten Bilder verloren, genau wie die Kamera selbst. Wahrscheinlich waren sie einfach zu klein.

Update: Die Kamera ist gar nicht verloren, sondern ging 2005 in den Besitz von Aleks Scholz über, der auch noch Fotos aufbewahrt hat:

Foto: Aleks Scholz, Original-Bildgröße (12 kb)

Kathrin Passig

Mitte 2003

Der Roomba ist ein sehr hilfloser Helfer. Aber so niedlich!

Je länger ich abends arbeite, desto weniger Lust habe ich auf Haushaltsdinge. Um Zeit zu sparen, erwäge ich den Kauf eines Staubsaugroboters von einer Firma mit dem schönen Namen iRobot. Dass die Firma etwas von Ro-

botern versteht, sieht man daran, dass schon die Startseite ihrer Website in zwei Hälften geteilt ist: auf der einen Seite eine Hausfrau mit einem tollen Roboter, auf der anderen Soldaten in Uniform mit einem zugegebenermaßen noch tolleren Roboter. Die Staubsauger sind offenbar ein Abfallprodukt der Rüstungsindustrie. Ich habe kurz ein schlechtes Gewissen, aber dann rollt eine Staubmaus von der Größe eines Tumbleweeds vorbei und ich kaufe. Oh, die viele Zeit, die ich jetzt sparen werde!

Als das Gerät geliefert wird, bin ich so aufgeregt, dass ich sogar die Gebrauchsanweisung durchlese. Man muss anhand dreier Tasten aussuchen, ob der Raum klein, mittel oder groß ist. Bewegliche Hindernisse und Kabel räumt man möglichst aus dem Weg. Damit der Staubsaugroboter nicht abhaut und sich zum Beispiel die Treppe hinunterstürzt, gibt es eine Sperre, die man aufstellen kann. Ich habe keine Treppe in meiner Wohnung und sperre den Roomba deshalb nicht ein. Er soll es ja gut bei mir haben.

Als der Sauger aufgeladen ist, setze ich ihn in Bewegung und kann meine Augen nicht mehr von ihm lassen. Er bewegt sich wie ein blinder Welpe, stupst gegen Tischbeine, torkelt an Wänden entlang und ist in seinem Verhalten auf eine seltsam silberfarbene Weise so putzig, dass ich ihn ohne Unterlass beobachten muss. Dabei mache ich vermutlich ein Gesicht, als hätte ich es mit einem Wurf Kätzchen zu tun. Als er unter dem Sofa zum Stillstand kommt, piepst er jämmerlich. Ich quieke vor Mitleid und mein Mutterinstinkt befiehlt mir sofort, ihn zu füttern, denn von allein findet er nicht zur Ladestation zurück.

Insgesamt ist er ein sehr hilfloser Helfer und es dauert zwei Wochen, bis ich beginne, ihn nur noch anzuschalten, wenn ich aus dem Haus gehe. Nur so spare ich durch den Roboter Zeit: Kein Blick zurück. Hinfort, Possierlichkeit! Bei der Rückkehr am Abend dann heisst es lauschen und suchen, denn wie einem schüchternen Haustier geht dem Gerät gerne unter Schränken und Kommoden der Saft aus. Es gibt dann in größeren Abständen Laut, um seine Position zu melden. „Er verkriecht sich, wenn es ihm nicht gut geht“ denke ich kurz, aber dann schäme ich mich vor mir selbst für diesen Gedanken.

Irgendwann, nach ein paar Jahren, wird er gebrechlich. Zuerst lässt der Akku nach und muss ersetzt werden. Dann will er irgendwann gar nicht mehr. Es dauert fast zehn Jahre, bis ich mir wieder einen Staubsaugroboter anschaffe und diesmal gehe ich erst gar nicht auf seine Niedlichkeiten ein. Der neue ist etwas ruppiger, er frisst schon mal herumliegende Stoffbeutel in sich hinein, um dann schmollend liegen zu bleiben, weil der Bissen doch zu groß war. Auch verfährt er selbständiger: er findet zur Ladestation zurück und macht sich quasi selbst was zu essen. Mir solls recht sein, ich bin eh nicht da.

Mia Culpa

ca. Sommer 2003

Warum ich als AG-Sprecher der Grünen den Regenwald nicht retten konnte. Sorry dafür

Ich bin Sprecher einer Landesarbeitsgemeinschaft der GRÜNEN. Unter den Mitgliedern sind Grüne und auch Parteifremde, die als Berater teilnehmen dürfen.

Für jede Sitzung müssen wir ein Protokoll schreiben, einmal für uns und dann in Kopie für den Parteivorstand, der über die Themen informiert sein möchte, die in der Partei rumoren.

Das Protokoll dürfen nur Parteimitglieder schreiben, und neben mir ist nur eine weitere Person bereit, sich einzubringen. U., eine pensionierte Lehrerin mit mechanischer Schreibmaschine als einzigem technischen Büroutensil, die schon gefühlt sei dem Frühmittelalter in der LAG mitwirkt und Protokolle schreibt.

Da ich mir meine Notizen inzwischen auf meinem Palm-kompatiblen PDA mit einer faltbaren Notebooktastatur mache, ist das Protokollieren für mich nicht sonderlich aufwändig. Die Kernaussagen habe ich per Knopfdruck in WORD und dann in ein paar Minuten zum Protokoll gemacht.

Ich habe im Mailprogramm einen Verteiler für die gute Hälfte der Mitstreiter, die EMail „können“, und ein WORD-Dokument zum Bedrucken von Versandetiketten für Mitglieder, die per Briefpost kommunizieren.

Aus Gründen gelebter Demokratie wechseln wir uns mit dem Protokoll ab. Die Vereinbarung mit U. lautet, dass sie ihre Protokolle mir und den Mitgliedern, die nur per Post erreichbar sind, zuschickt. Die Etiketten dafür bringe ich ihr jedes Mal ausgedruckt mit. Den Versand per EMail würde ich dann übernehmen. Wir wollen ja schließlich den Regenwald retten, indem wir Papier sparen.

Ich scanne ihre Protokolle ein, lasse sie durch OCR-Software laufen. Das dabei entstandene WORD-Dokument sieht jedes Mal aus wie ein verwilderter Garten. U.s Schreibmaschine hat selten ein frisches Farbband, die Buchstaben springen, die Schriftart hat viele sehr ähnliche Buchstaben und ist daher OCR-unfreundlich. Handschriftliche Korrekturen sind das I-Tüpfelchen.

Ich brauche zum ~~Jäten~~ Korrigieren des Dokuments stets etwas länger, als wenn ich selber das Protokoll geschrieben hätte.

Utes Protokolle verschicke ich dann als PDF an die Mailingliste.

Nach drei von ihr erstellten Protokollen fragt sie, warum die Etiketten eigentlich nicht vollständig seien, sie müsse immer gut die Hälfte der Empfänger manuell adressieren.

Volker König

15.7.2003

Im Festnetz nur noch Callcenter

<bilch> ... denn Outboundprobleme hab ich keine mehr, seit ich nicht mehr ans Telefon gehe
<bilch> also, ans Festnetz

<bilch> wenn es mal klingelt und mir grade sehr langweilig ist, gehe ich dran, aber ich weiß, dass es Callcenter sind
<bilch> und es sind auch immer welche

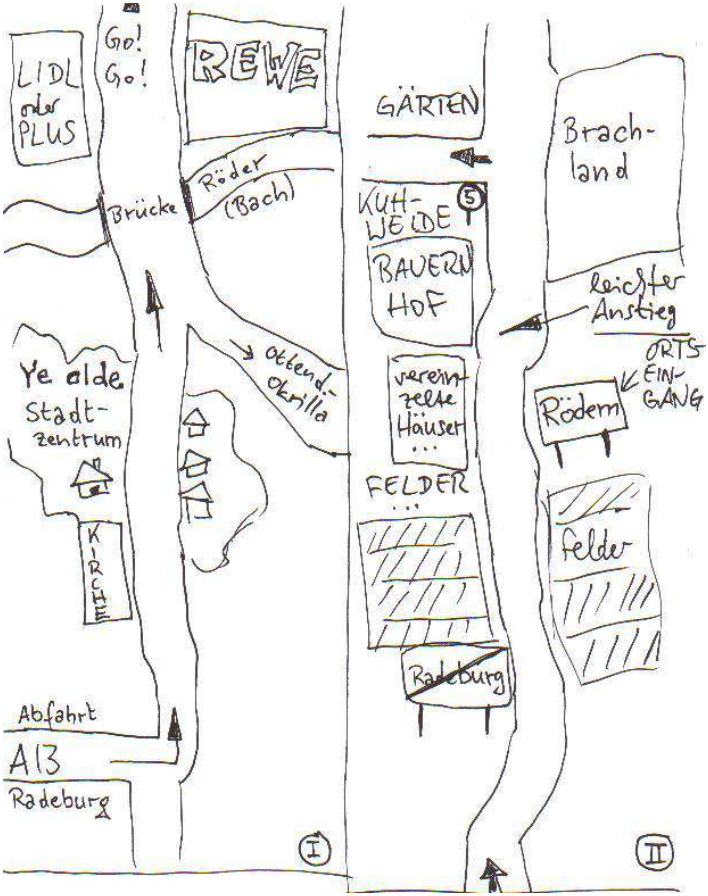
Quelle: IRC-Chatlog, bilch bin ich.

Kathrin Passig

18.7.2003

Wegbeschreibung: altmodisch erstellt, aber recht modern übermittelt

Meine Eltern haben in den 1990er Jahren in Rödern (nordwestlich von Dresden) eine Datsche nebst Gartengrundstück gekauft. Im Sommer 2003 möchte ich mit ein paar Freunden – wir sind alle so um die 20 – dort feiern und übernachten. Partyplanungen und Verabredungen besprechen wir seit ein paar Monaten in einem speziellen, nicht öffentlichen Internetforum (das im Sommer 2015 noch immer existiert, aber so gut wie nicht mehr genutzt wird). Um meinen Freunden das Finden der Örtlichkeit zu ermöglichen, zeichne ich eine Anfahrtsskizze und scanne diese ein.



Als ich die Datei zwölf Jahre später auf einer externen Festplatte wiederentdecke, finde ich auch eine HTML-Datei namens anfahrtsskizze.htm, in die das Anfahrtsbild eingebaut ist und welche drei weitere Routenhinweise in Textform enthält. Ich habe das Bild nämlich aus nicht mehr zu rekonstruierenden Gründen nicht direkt in unser Forum, sondern auf meiner privaten

Homepage hochgeladen, und im Forum darauf verlinkt. Im entsprechenden Thread habe ich am Vortag des Treffens außerdem vermerkt: „gibt es irgendwelche wünsche? [. . .] es wäre toll, wenn ihr mich mal kontaktieren würdet. ab morgen vormittag bin ich nämlich schon weg. ich muss ja alles 'vorbereiten'“ (Erklärung: “schon weg” = nicht erreichbar, denn ich hatte noch kein Handy). Später jedoch schrieb ich: „morgen kann man mich auch unter einer notrufnummer erreichen, falls wegfindungsprobleme auftreten sollten: 0175-xxxxxxx.“ Offenbar hatte ich mir für das Wochenende das Handy meines Vaters geliehen.

Man bewundere bitte die hohe Qualität meiner Karte, die ich höchstwahrscheinlich aus dem Kopf erstellt habe (bis auf die Lidl/Plus-Unsicherheit) – wir hatten ja nix (z. B. Google Maps)!

PS: Sie brauchen, liebe Leserinnen und Leser, nicht mehr vorbeizukommen, das Grundstück gehört inzwischen jemand anderem.

Torsten Gaitzsch

Juli 2003

Internet – jetzt auch für unterwegs

Um mich für ein Praktikum im Ressort Kino, Musik & TV bei einer Zeitung vorzustellen, fahre ich mit dem Nachtzug von München nach Berlin. Am Ostbahnhof angekommen springe ich erst mal unter die Dusche – die relativ neu eingerichtete Waschmöglichkeit ist zwar nicht billig, aber genau richtig, da man auf Reisen immer das Gefühl hat, verklebt zu sein. So ein Stundenhotel zum Ausruhen, das es in manchen Ländern gibt, wäre nach der langen Bahnfahrt genau das Richtige, um die Beine auszustrecken, aber in der deutschen Hauptstadt hat sich so etwas noch nicht durchgesetzt.

Nach dem Bewerbungsgespräch eile ich zum Ku'damm, wo ich angesichts des rettenden orangefarbenen Schildes, das auf das EasyInternetCafé hinweist, innerlich frohlocke. Ich werfe Kleingeld in einen Automaten, der darauf einen Zettel mit einem Freischaltcode ausspuckt, den ich bei einem der Computer eintippe – und schon habe ich Zugang zum gelobten Land aka Internet. Jetzt kann ich mich bei meinem Freund in München per Chat (AIM oder ICQ2go) beschweren, wie sehr mich die zwei Redakteure durch die Mangel genommen haben. Das Praktikum habe ich – trotzdem oder gerade deswegen – bekommen.

Tanja Braun

28.8.2003

Im Münchner öffentlichen Nahverkehr fällt das Handy-Verbot

Für einen (Wohn)Berliner war es in den vergangenen Jahren eine etwas absurde Vorstellung: Während in der Hauptstadt schon seit den späten 1990-er Jahren der Handy-Empfang in der U-Bahn möglich war (E-Plus war das erste Netz im Untergrund und warb mit großen Aufklebern *Auch hier immer auf Empfang*), herrschte im Münchner öffentlichen Nahverkehr ein flächendeckendes Verbot der Benutzung von Mobiltelefonen. Nicht nur in der U-Bahn, wo es ohnehin keinen Empfang gab, sondern auch in den Bussen und Bahnen der bayerischen Hauptstadt. Aufkleber in den Fahrzeugen wiesen darauf hin, und es wurden auch immer wieder Geschichten von Fahrgästen kolportiert, die ein Busfahrer rauswarf, weil sie während der Fahrt telefonierten.

Das ist jetzt vorbei, auch in Bayern sind offensichtlich Mobiltelefone keine Gefahr mehr für die Busse (die ja sonst vielleicht abstürzen könnten). Das Verbot wurde aufgehoben. Über die neue Münchner Freiheit berichtet der *Münchner Merkur:*

> Das Handy-Verbot in städtischen Bussen und Trambahnen ist ab sofort aufgehoben. Das hat Nahverkehrschef Herbert König verkündet. Die Bushersteller hätten nach langem Zögern einen Freibrief für die Handy-Benutzung in den Fahrzeugen ausgestellt. Die U-Bahn bleibt dagegen von dieser Regelung ausgenommen, weil dafür die technischen Installationen fehlen. (...) Wie berichtet, signalisierte nun eine Mehrheit im Rathaus, sie werde sich nun doch nicht gegen eine Erlaubnis sperren. Währenddessen ließ König ein ums andere Mal das Publikum befragen, doch das Meinungsbild bei Handy-Besitzern und anderen Fahrgästen blieb uneinheitlich. Die Gesundheitsbehörde stellte ein vorsichtiges Unbedenklichkeitszeugnis aus. So hat er sich nun entschlossen, das Verbot fürs erste probeweise aufzuheben. Zugleich ruft er die Telefonbenutzer dazu auf, sparsam mit der neuen Freiheit umzugehen.

Erstaunlich ist, dass bayerische Fahrzeuge und Gesundheitsrichtlinien offensichtlich von denen in anderen Bundesländern abweichen – dass Berliner Doppeldeckerbusse durch Mobiltelefone gefährdet würden, war nie ein Thema. Vielleicht fühlten sich die Münchner auch nur durch Dauertelefonierer auf dem Nachbarsitz gestört. Die könnten ja trotz Erlaubnis auf die akustisch weitgehend unbedenklichen SMS ausweichen.

Thomas Wiegold

1999 und 2003, so ungefähr

Analoge Filmkameras sind nichts für schlecht organisierte Menschen

Ich kaufe auf dem Weg in den Urlaub noch schnell analoge Einwegkameras. Einmal eine von Polaroid (27 Bilder, mit Blitz) und ein anderes Mal eine Fujifilm QuickSnap (ebenfalls 27 Bilder, mit Blitz, haltbar bis 03-2004).

Nach keinem der beiden Urlaube schaffe ich es, die Kamera einzusenden. Beide liegen bis heute (Stand 2014) bei mir herum. Ob es die dazugehörigen Entwicklungseinrichtungen überhaupt noch gibt? Ob die Filme in den Kameras nicht längst vermodert sind? Und was wohl draufgewesen wäre auf den Bildern?

Kathrin Passig

September 2003

Datenfernübertragung mit dem Auto

Im Ferienhaus auf Korsika schreibe ich diese taz-Kolumne. Ich habe mein Modem zwar dabei, aber die Übertragung des Textes zur taz scheitert – ich weiß nicht mehr, ob an der nötigen mechanischen Verknotung des Kabels mit dem Telefon im Ferienhaus oder daran, dass ich mich irgendwo (vermutlich bei Freenet in Deutschland) einwählen müsste. Zum Glück reist mein Bruder mit Frau und Kind etwas früher ab als ich. Er fährt die Diskette mit dem Auto nach München und mailt den Text von dort an die taz.

Kathrin Passig

2003/04

Die Ära der Anrufkarten

Ich bin ein halbes Jahr in Neuseeland, und die einzige Möglichkeit, mit der Familie in der Heimat zu telefonieren, erfolgt mit Hilfe dieser hübschen, kreditkartengroßen Calling Cards:

Im Gegensatz zu Telefonkarten werden diese Pre-Paid-Karten nicht in einen Telefonschlitz gesteckt, sondern können an jedem Fernsprecher benutzt werden, wobei ich Telefonzellen oder andere öffentliche Apparate verwende, da ich zu dieser Zeit noch kein Handy habe. Das aktuelle Guthaben – ich kaufe immer zwischen 5 und 12 NZ-$ – wird beim jeweiligen Anbie-

ter hinterlegt und angesagt, nachdem man die kostenlose „access number“ gewählt und seine (vorher freizurubbelnde) zehnstellige PIN eingegeben hat. Um nach Hause zu telefonieren, muss ich insgesamt bis zu 34 Ziffern eingeben. Dafür ist das Gespräch dann auch nicht allzu teuer. Die Karten sind nach Aktivierung zwischen 60 Tage und 12 Monate nutzbar.

Torsten Gaitzsch

11.11.2003

Ich kündige meinen Festnetzanschluss

Das Kabel, das am Fenster aus der Wand kommt und bis zur einige Meter entfernten TAE-Dose reicht, rolle ich auf und hänge es an einen Nagel. Vielleicht wird ja nach mir noch einmal jemand einziehen, der gerne Festnetz hätte.

Dort hängt es 2016 immer noch.

Kathrin Passig

Seit 2003 bis heute

Wikipedia bewahrt mich vor Albträumen

Seit “Ring” (dem amerikanischen Remake) gucke ich keine Horrorfilme mehr. Nachdem ich diesen Film geguckt haben, musste ich eine Woche unseren Fernseher quasi dauerbewachen, damit er keine bösen Sachen tun konnte. (Das war meine Lösung. Ich kenne andere Menschen, die den Fernseher nach dem Film eher gemieden haben, ich hielt es für besser, ihn einfach permanent zu kontrollieren.) Ich bin dann wohl doch etwas zu sensibel.

Da ich aber auch schrecklich neugierig bin, brauche ich einen Weg, wie ich bei Horrorfilmen erfahre, was die Pointe (oder generell die Handlung) ist, ohne dass ich den Film gucken muss.

Wikipedia hilft dabei. Bei fast allen Filmen bekommt man hier eine brauchbare und ausreichend ausführliche Zusammenfassung. Auf wenigen Absätzen zusammengefasst klingt es auch meistens nicht so schlimm, meine Neugier ist trotzdem befriedigt und ich muss mich nicht mehr unnötig verängstigen lassen. Nur mein Mann ist gelegentlich unzufrieden, weil ich öfter als früher “Nein, das guck ich nicht!” sage, manchmal sogar mit dem Zusatz “Ich hab mir die Handlung eh schon durchgelesen.”

Anne Schüßler

30.11.2003

Was genau kann das noch mal, was IRC nicht kann?

Die Zentrale Intelligenz Agentur versucht, von IRC als Kommunikationskanal wegzukommen und auf einen neumodischen Messenger umzustellen, nämlich den von MSN. Das ist gar nicht so einfach. Unter anderem muss man beim Anmeldeprozess „Zeichen aus einem Bild abtippen“!

Session Start: Sun Nov 30 15:48:14 2003
Session Ident: #zia
*** Now talking in #zia
<klezk> ich habe NULL erfahrung mit messengern
*** klezk sets mode: +o lurch
<lurch> so
<klezk> tach
<Kirkuba> hallo lurchi
<lurch> ich hab auch nur wenig Erfahrung, weil bei mir hats auf Anhieb funktioniert
<lurch> über Fehlerbehebung weiß ich da wenig.
<Kirkuba> hast du mein hallo denn bekommen, lurch
<lurch> nö, dich kenn ich doch noch gar nicht
<Kirkuba> ich scheine connected, habe dich und holm aufgenommen und mal eine message gesendet
<klezk> setzt mich mal bitte auf eure liste, pxxxxxxxx@web.de
<Kirkuba> ach so
*** vFoerster has joined #zia
*** klezk sets mode: +o vFoerster
<vFoerster> hallo
<klezk> hallo
<lurch> pxxxxxxxx wird bei mir als offline angezeigt
<Kirkuba> wie ist das mit dem namen, leg ich mir den forever zu, muss das irgendeine reale adresse sein, oder ist das so wie bei irc?
<klezk> meine fehlermeldung beim sign in nach wie vor:
<lurch> real ja, aber nimm was spambares
<lurch> man braucht sie danach eigentlich nicht mehr
<klezk> „you are disconnected from the msn network“
<Kirkuba> hm, ich hab aber was ausgedachtes genommen und bin trotzdem online?
<lurch> also nicht bei mir
<lurch> jetzt sag halt mal, welche

<Kirkuba> officer@passport.com
<klezk> was spambares? hm, dann werd ich das nochmal ändern.
<vFoerster> ich hab dich eingetragen, aber er findet dich nicht, kirk
<Kirkuba> dich auch nicht
<vFoerster> ebensowenig kathrin, strange
<lurch> bei mir seid ihr alle offline ... rätselhaft, hier in der Firma hat das alles auf Anhieb geklappt
<Kirkuba> ich bin sogar mit zwei accounts bei msn online sehe ich gerade
<lurch> ah, die Nachricht von Holmfriebe
<lurch> immerhin kam die schon mal an
<lurch> sehen kann ich dich nach wie vor aber nicht.
<vFoerster> sieh mal an
<klezk> FGKMNDXZJBYV@spammotel.com das ist meine neue adresse
<vFoerster> ich auch niemanden, msn ist vielelciht einfach scheiße.
<lurch> vielleicht :-)
<lurch> aber ist AOL vielleicht besser?
<lurch> die sind einfach alle scheiße, face it.
<Kirkuba> was genau kann das nochmal, was irc nicht kann?
<lurch> und wie gesagt, hier klappt das reibungslos
<vFoerster> wie ist es mit icq, ich glaube, das ist weniger proprietär
<klezk> niemals
<klezk> icq kommt mir nicht ins haus
<vFoerster> ok
<lurch> Kirk: es loggt dich beim Rechnereinschalten automatisch ein, idlet den ganzen Tag im Hintergrund, poppt auf, wenns Nachrichten gibt und das Beste: man wird nicht immer von Fremden genervt
<lurch> wie im IRC
<Kirkuba> ah, wegen der buddylists
<vFoerster> aber warum klappt das mit msn nicht? Ich glaube, man muss dort ordentlich registriert sein.
<lurch> und wenn man den MSN Messenger benutzt, kann man sogar gegeneinander Minesweeper spielen.

<Kirkuba> hm, verstehe
*** vFoerster has quit IRC (Trillian (www.ceruleanstudios.com))
<lurch> also Trillian bietet doch den Punkt „Create a new MSN messenger account (Passport)“
<lurch> habt ihr das denn alle getan?
<Kirkuba> und ich bin offline, oder gar nicht sichtbar für dich, lurch?
<lurch> gar nicht
*** fvoerster has joined #zia
<Kirkuba> ich hab da wie gesagt, den fantasiespass eingetraGEN UND DANN CREATE NEW ACCOUNT GEKLICKT
<klezk> so einen punkt hab ich übrigens nicht
<lurch> du hast ja auch kein Trillian
<fvoerster> hmm, ob das ausreicht, eigentlich legts das tool ja nahe.
<lurch> wichtig ist, dass man euch 1x auf die Microsoft Passport Seiten scheucht
<lurch> und dass ihr dort dem Moloch willfahrt
<klezk> ja, aber bei mir krankt es ja wohl auch am msn account, den ich nicht habe
<lurch> habt ihr das getan?
<lurch> ja, klar, den braucht man
<fvoerster> ich war gerade über trillian im irc, deshalb bin ich auch rausgeflogen beim neustart, das klappt also ganz gut
<lurch> deshalb ja auch die spambare Adresse
<Kirkuba> was brauche ich dafür? muss ich dafür irgendeine verkackte echte emailadresse angeben?
<lurch> gebt einfach alle holmspam@zentrale... und kirkspam und so ein
<fvoerster> nee, du holst dir ne hotmail.
<lurch> ja, oder so was
<lurch> ist völlig egal
<Kirkuba> niemals
<lurch> Hauptsache Wegwerfadresse
<fvoerster> es passiert einem nichts dabei, ich hab meine alte reaktiviert

<klezk> wie gesagt: meine ist FGKMNDXZJBYV@spammotel.com
<Kirkuba> na gut, wieviele minuten muss ich für so eine spammoteladressenanmeldung einrechnen?
<lurch> ah! Holm! ich kann dich sehen!
<klezk> eine minute, kirk
<Kirkuba> moment
<klezk> aber cookies annehmen
<klezk> sont gehts nicht
<fvoerster> so, mit kathrin scheints zu funktionieren
<klezk> frage: wo kriege ich denn so einen msn account her? muss ich den haben?
<fvoerster> kirk, probier mal neustart
<lurch> klezk, das kommt drauf an, was du für einen Messagingclient benutzt
<lurch> wenn du den von mir vorgeschlagenen benutzt, dann ja
<lurch> die Mac-Teile können immer nur ein System, anscheinend
<klezk> naja, mac messenger halt
<lurch> ja, der ist speziell für MSN
<klezk> und wo kriege ich den msn account her? bei msn.com?
<lurch> ja-ha
<lurch> red ich denn Chinesisch?
<lurch> nein, sorry, bei dir scheint ja der Link zu fehlen
<klezk> kann nicht entdecken, wo das erwähnt hattest
<lurch> im Verlaufe dieser Konversation einige Male
<Kirkuba> moment, mein mozilla stürzte gerade ab
<klezk> ich finde den registerlink nicht
<lurch> aber du kannst natürlich auch gern ICQ oder AIM oder so was nehmen, ich find die zwar alle gleich schmutzig, aber Trillian ist das egal, was Du nutzt
<lurch> ganz wie du willst, du musst dir dann nur einen entsprechenden Mac-Client dafür suchen.
<fvoerster> kann man nicht eine gruppe nur auf ein medium beschränken?

<klezk> hab das eben gecheckt auf versiontracker, mac messenger scheint schon das beste zu sein
<fvoerster> Also gruppe ZIA (MSN)
<klezk> auf die gefahr hin, dass es euch egal ist:
<Kirkuba> muss ich bei password das passwort des email-accounts eingeben?
<klezk> ich kann noch immer nicht connecten, weil ich keinen account habe
<lurch> Kirk: nein!
<fvoerster> hab ich gemacht
<Kirkuba> eins ausdenken, aha
<fvoerster> dann kann man seine tollen hotmail mails auch gleich abrufen
<lurch> ja, bei Hotmail ist es wohl egal, da ist man eh schon in den Fängen des Bösen
<klezk> wenn ich auf „signIn.net“ klicke, kommt nur „browser not supported“
<lurch> aber sonst: niemals irgenwem das Mailpasswort geben!
<lurch> ja, so ist es, das gute Microsoft
<lurch> ich versuch mal, einen Passport mit deiner Spammotel-Adresse anzulegen, Moment . . .
<klezk> merci
<fvoerster> aber man brauch es, um sich in den MSN messanger einzuwählen
<lurch> ein Passwort deiner Wahl bitte
<Kirkuba> hm, wenn ich das ausgefüllt habe, erscheint eine loginaufforderung in meinem mozillabrowser, ist das richtig?
<lurch> nein
<lurch> geh einfach mal auf www.passport.com und mach es dort
<lurch> ist einfacher
<klezk> ging das an mich gerade?
<fvoerster> brb, bzw. see you auf trillian
<lurch> nein, das ging an Kirk gerade

<Kirkuba> meine güte, das ist ja ein irrer anmeldeprozess, man muss zeichen aus einem bild abtippen
<lurch> muss man in letzter Zeit immer öfter
<Kirkuba> ok, bin jetzt angemeldet unter bingo17@spammotel.com und werde trillian jetzt neustarten
<Kirkuba> kathrin und holm sind offline
*** klezk has quit IRC (Ping timeout)
<fvoerster> neineineni
<lurch> seit wann kriegt man denn so schöne Spammoteladressen?
<Kirkuba> k.a.
<fvoerster> soll ich das jetzt eintragen?
<Kirkuba> oder ist das noch gar nicht die spammoteladresse
<lurch> ich habs eingetragen, aber genutzt hat es noch nichts bisher
<Kirkuba> es hiess, ich sei registered
<lurch> und da sagen die Leute immer, IRC sei kompliziert . . .
*** klezk has joined #zia
<klezk> re
<klezk> ich flog raus, pardon.
<fvoerster> bingo17@spammotel.com
<klezk> aber jetzt scheine ich connected zu sein
<fvoerster> macht nichts
<fvoerster> als was?
<klezk> also meine spammotel-emailadresse
<fvoerster> ja
<klezk> die ich jetzt nicht mehr im zwischenspeicher hab
<lurch> ich kann nach wie vor nur Holm sehen . . .
<fvoerster> ich dich jetzt auch nicht mehr, kathrin
<fvoerster> jetzt wieder
<klezk> hm, eben hat netpassport@kulturindrustrie gebeten, auf meine contactlist gesetzt zu werden und ich hab ja gesagt
<lurch> ich war kurz raus, um zu sehen, ob ein Reconnect das bessert
<lurch> ah! ha!

<fvoerster> wie ist denn kleskens?
<fvoerster> spammotel?
<fvoerster> adresse?
<klezk> ich kann bilch sehen
<lurch> hurra hurra Frau klesk ist da
<fvoerster> wie ist denn kleskens?
<fvoerster> spammotel?
<fvoerster> adresse?
<klezk> mooooment
<klezk> die kann ich nicht auswendig
<lurch> FGKMNDXZJBYV@spammotel.com
<klezk> genau
<fvoerster> scheiße, ich kann das nicht copypasten, klesk, du musst mich manuell draufsetzen.
<klezk> und jetzt bitte holms und kirks adressen, s'il vous plait
<Kirkuba> ich hab euch nochmal runtergenommen und dann wieder auf die buddyliste gesetzt, aber es tut sich vermutlich nichts bei euch?
<fvoerster> holmfriebe@hotmail.com
<Kirkuba> bingo17@spammotel.com
<klezk> kirk, holm, ich seh euch
<Kirkuba> hurra!
<klezk> aber ihr seid grau un unlachend
<klezk> während kathrin gelb und lachen ist
<klezk> :)
<lurch> ich seh noch keinen Kirk
<Kirkuba> hm
<klezk> moment mal
<klezk> gruppenchatten?!
<klezk> dazu muss ich sicher erst eine gruppe anlegen
<Kirkuba> ??
<klezk> btw sind im messenger eure umlaute kaputt
<lurch> bestimmt ein Macproblem, hähä

<lurch> nein, sorry, keine Ahnung, warum
<klezk> okay, es gibt kein gruppenchatten, okay.
<lurch> ich kann Holms Umlaute sehen
<lurch> es gibt keine offenen Gruppen, aber man kann durchaus zu mehreren chatten
<lurch> wie wir es ja eben tun.
<klezk> „ mit der Hand und dem H^ºhnere“
<klezk> so sieht das aus.
<lurch> hässlich
<lurch> ich kann gern auf Umlaute verzichten, aber Holm nicht :-)
<klezk> seht ihr denn meine umlaute? ich teste das mal
<Kirkuba> ich will auch
<lurch> Kirk, ist bei dir in Trillian der hellblaue Punkt rechts unten ausgefüllt?
<lurch> das ist der MSN-Connect
<Kirkuba> ja
<lurch> und bingo17 ist ganz sicher die Adresse?
<Kirkuba> i think so
<lurch> und du siehst uns auch alle nicht?
*** Blueˆeyz has joined #zia
<lurch> Privatveranstaltung, Blue
*** Blueˆeyz has left #zia (Blueˆeyz)
<Kirkuba> was heißt sehen? ich hab euch eingetragen, aber ihr seid online
<Kirkuba> sorery, offline meinte ich
<lurch> noch mal raus und rein?
<Kirkuba> moment
<Kirkuba> offline
<Kirkuba> keine änderung
<lurch> ich geh mal FAQ lesen
<fvoerster> ach, körk, du stellst dich aber manchmal auch bissi dusselig an :)
<Kirkuba> schnauze. foersti

<fvoerster> obacht
<fvoerster> was heißt denn users currently in conversation?
<fvoerster> O mein gott, das wird anstrengend, jörn und schmidt dadurch zu coachen
<lurch> es geht sicher einfacher, wenn man ihnen vorher einen MSN passport besorgt und ihnen dazulegt
<klezk> schmidt hat doch sicher einen aol messenger
<lurch> stimmt, müsste er eigentlich
<lurch> aber dann brauchen wir AOL-Accounts
<klezk> damit könnte er euch sehen, aber mich nicht, richtig?
<lurch> und so was kommt mir nicht ins Haus
<klezk> ah
<lurch> Trillian ist nur ein Frontend für die verschiedenen Systeme, es ersetzt nicht die jeweilige Anmeldung
<klezk> oh, es gibt hier „multiple chat“ (2 participants)
<fvoerster> kein aol account!
<klezk> kann es sein, dass ich euch (holm und kathrin) eben parallel zugelallt habe?
<lurch> wir waren zu dritt im Chat, falls du das meinst
<klezk> genau
<klezk> verwirrend, das.
<Kirkuba> ah, ich glaube, meine spammoteladresse ist eine andere
<lurch> aber wie hat das denn für dich ausgesehen?
<fvoerster> kathrin in dem ursprünglichen fenster von dir steht: users currently in conversation? soll das heißen, dass man immer nur bilateral konferieren kann osä
<fvoerster> sag an, kirk
<Kirkuba> da steht: **: This is a test account. This is what all your accounts will look like on this page..
<Kirkuba> –No.1 JAEBAQRQKRLO@spammotel.com–
<Kirkuba> ist letzteres meine adresseß
<lurch> vermutlich

<klezk> wies für mich aussah: rechts eine liste mit holm und kathrin drin, unten eingabefeld. aber ich kann nur einen von euch in der liste markieren, drum dachte ich, nur kathrin kann mich hören
<Kirkuba> okay
<lurch> also ich konnte euch beide im gleichen Fenster sehen
<lurch> aber ich hatte euch ja auch eingeladen
<klezk> ich euch auch
<fvoerster> kirk, du musst mich adden, ich kann das nicht abschreiben
<klezk> aber mir war nicht klar, dass holm das auch lesen kann
<lurch> schon mal was von Copy+Paste gehört, Herr von Foerster?
<fvoerster> ich bin irc restricted und kann deshalb nicht copypasten, ma'am
<lurch> Quark
<klezk> das hat damit nix zu tun
<lurch> das hat mit restricted so was von gar nichts zu tun
<fvoerster> ist so
<lurch> ich bin auch restricted und kann das
<lurch> schlimmer Aberglaube!
<fvoerster> es geht nicht, die markierung ist sofort weg
<lurch> du musst sie halten, während du CTRL-C drückst
<lurch> das ist auch so, wenn man nicht restricted ist
<lurch> da braucht man halt beide Hände
<fvoerster> aber mir war nicht klar, dass holm das auch lesen kann
<fvoerster> <lurch> schon mal was von Copy+Paste gehört, Herr von Foerster?
<fvoerster> tatsache
<lurch> da, hast ein Gutti
<Kirkuba> in mirc macht er automatisch copypaste
<Kirkuba> man muss nur markieren, das reicht
<lurch> ja, in den neueren Versionen
<lurch> nicht in dem alten Schund von Holm und mir
<klezk> ich werde das gefühl nicht los, dass man beim zusammenbauen von mac messenger die hälfte der einstellmöglichkeiten vergessen hat

<lurch> ich glaube, das gilt generell für IM
<lurch> als IRC-Nutzer ist man da verwöhnt
<klezk> ich kann z. b. den alten bingo-kirk nicht aus der liste löschen
<lurch> doch, das muss irgendwie gehen
<lurch> das geht überall
<lurch> man muss doch Feindschaften pflegen können!
<klezk> wie blöd! ich kann euch renamen, mich selbst aber nicht
<lurch> was ist denn jetzt, Kirk? ich muss mal wieder an die Arbeit
<klezk> arggg
<Kirkuba> ZNJPMDRIVOTM@spammotel.com
<lurch> und den anderen wieder löschen?
<klezk> hab dich geadded, kirk, aber es passiert nix
<Kirkuba> ja, ich habe die jetzt neu created
<fvoerster> ging mir gerade auch so
<lurch> und nicht vergessen: bitte die Clients so einstellen, dass ihr beim Rechnereinschalten connectet, sonst nutzt es wenig.
<Kirkuba> ich vermute, es hakt bei der scheiss passportanmeldung
<klezk> wenn ich wüsste, wo...
<Kirkuba> wie war noch die webadresse?
<lurch> aber da kann man doch nichts verkehrt machen
<lurch> www.passport.com
<lurch> E-Mail-Adresse eingeben, Passwort wählen, Bild abmalen, fertig
<lurch> mehr gibts da nicht
<fvoerster> ich schau in einer viertelstunde noch mal, kinnis
<klezk> kathrin, kann es nicht vielleicht sein, dass man meinen nick bei passport.com ändern muss?
<lurch> nein
<klezk> nur so ein gedanke
<lurch> der wohnt im Client
<klezk> dann haben sie ihn eingemauert
<Kirkuba> ich bin online, aber ihr seid offline
<lurch> klezk: aber Version 30a13 muss das gehen

<klezk> umgekehrt wird ein schuh draus
<lurch> s/aber/ab
<lurch> lies doch bitte mal die Hilfe, ich vermute, da steht es drin
<Kirkuba> na gut
<lurch> nein, klezk mein ich
<klezk> es gibt nur das readme, das listet nur neue features
<lurch> ich konnte nur ergoogeln, dass es geht, nicht wie.
<lurch> also: suchen
<klezk> wenn es eine hilfe gäbe, ich läse sie
<lurch> Kinder, ich muss arbeiten
<lurch> ihr kriegt das schon hin.
<Kirkuba> tu es, ich schaff das heute nicht mehr
<lurch> bis die Tage
<klezk> okay
*** Disconnected

Quelle: IRC-Log. Ich weiß nicht mehr, ob es uns jemals gelang, die Firma auf den MSN Messenger umzustellen, und wenn nein, womit wir sonst die Zeit bis zur Einführung von Skype überbrückten. 2006 hatte sich die Lage jedenfalls noch nicht wesentlich gebessert.

Kathrin Passig

16. Dezember 2003

Social Schaufenster

Der dritte „Herr der Ringe“-Film kommt in die deutschen Kinos. Ich habe mit einer Gruppe Freunde Tickets für ein Triple-Feature ergattert. Wir werden alle drei Filme hintereinander im örtlichen Multiplexkino sehen. Um die

Tickets zu erwerben, bin ich bereits im August zum Kino gefahren, habe dort bar bezahlt und sie dann an meine Freunde verteilt. Onlinetickets gibt es noch nicht und auch Kartenzahlung ist in diesem Kino nicht möglich.

Auf einem Ticket scheint allerdings ein Fluch zu lasten.

Zunächst war es für meinen Bruder bestimmt. Doch ausgerechnet für diesen Tag berief sein Lehrer eine Klausur ein. Dann sollte der Onkel einer Freundin es bekommen, aber er musste letzte Woche wegen einem wichtigen Termin kurzfristig absagen.

Derjenige, der das Ticket jetzt eigentlich haben sollte, sagt uns ebenfalls ab, zwei Stunden bevor der erste Film anläuft, ab. Was nun? Alle Leute im Freundeskreis, die potenzielles Interesse am Triple-Feature haben, gehen bereits mit. Wie kann ich kurzfristig so viele Leute wie möglich erreichen?

Kurzentschlossen greife ich zum Telefonhörer und rufe in den zwei kleinen Schreibwarenläden auf dem Universitätscampus an, wo ich neben dem Studium jobbe. Ich diktiere meinen Kolleginnen den Text für ein Schild, das sie bitte in die Schaufenster stellen sollen: Die Karte wird zu einem vergünstigten Preis angeboten, wenn der Interessent innerhalb der nächsten Stunde meine Handynummer anruft.

Und tatsächlich: Es klingelt. Ein Sportstudent möchte die Karte haben. Unser Angebot, ihn gleich im Auto mit zum Kino zu nehmen, nimmt er ebenfalls an. So treffen wir diesen völligen Fremden und verbringen gute zwölf Stunden miteinander, diskutieren über die Filme, essen gemeinsam, freuen uns über den neuen Film. Danach trennen sich unsere Wege und ich sehe ihn nie wieder. Er war uns allen eigentlich sympathisch, aber um in Kontakt zu bleiben hätte man nach der Telefonnummer fragen müssen und das war mir dann doch etwas zu aufdringlich.

Angela Heider-Willms

Weihnachten 2003

Die erste blaue LED

Ich bekomme ein Set externer Lautsprecher für den Computer geschenkt (mit Subwoofer!). Der Lautstärkeregler fällt mir sofort ins Auge, nachdem ich alle Kabel wie vorgesehen verbunden und das Gerät eingeschaltet habe. Die Betriebsleuchte strahlt unangenehm hell mit einer blauen LED. Es ist die erste blaue LED in meinem Haushalt.

Johannes Mirus

Ungefähr 2000–2003

POZ oder ELV, jedenfalls ein Bezahlverfahren für schlechte Zeiten

Weil ziemlich viele Geschäftsmodelle, die mit dem Internet zu tun haben, gerade bauchoben treiben, haben meine Büromitbewohner und ich manchmal kein Geld auf dem Konto. Wenn der Geldautomat uns nichts mehr gibt oder die Gefahr besteht, dass die Karte eingezogen werden könnte, gehen wir bei Kaiser's am Kottbusser Tor einkaufen. Dort kann man mit der ec-Karte bezahlen, ohne dass dabei eine Verbindung zur Bank hergestellt wird. Man braucht keine PIN und muss nur auf dem Kassenzettel unterschreiben.

Es könnte sich um das POZ-Verfahren ("Point of Sale ohne Zahlungsgarantie") handeln, wahrscheinlich ist es aber das "Elektronische Lastschriftverfahren" ELV. Beim POZ wird bei Beträgen über 30,68 Euro[1] eine Sperrdatei der Banken abgefragt, die aber nur prüft, ob die Karte als gesperrt, verloren oder gestohlen gemeldet ist. Dabei fallen Telefonkosten und 5 Cent für die Sperrdateiabfrage an. Das ELV-Verfahren ist noch billiger, weil es auch auf diese Prüfung verzichtet. Es liest lediglich aus dem Magnetstreifen der Karte die Bankleitzahl und die Kontonummer aus und erzeugt eine ganz normale Lastschrift. (Quelle: Internet, vor allem zahlungsverkehrsfragen.de.)

Die Bank könnte die Lastschrift bei ungedecktem Konto und fehlendem Dispo-Kredit zwar ablehnen, tut es aber nie. Ob das ein Abkommen zwischen Deutscher Bank und Kaiser's ist oder einfach nur Glück, weiß ich nicht.

Kathrin Passig

1. Warum gerade dieser krumme Betrag? Ungooglebar.
Update: Doch nicht ungooglebar: 60 DM sind umgerechnet 30,68 Euro. Ich habe das selbst herausgefunden, aber nur, weil mir entgangen war, dass Gunnar Kwisinski die Lösung schon zwanzig Minuten früher per Mail eingesendet hatte.

1989 bis ca. 2003

Fotoalchemie in der vordigitalen Zeit

Seit 1985 war ich in einer Theatergruppe und dort unter anderem für die Fotos zuständig. Insbesondere bei Generalproben und Aufführungen waren damals wie heute Schwarzweiß-Aufnahmen beliebt.

Der Grund war einfach: Schwarzweiß-Filme hatten eine bessere Auflösung und einen größeren Belichtungsspielraum als entsprechende Farbfilme.

Außerdem war es erheblich einfacher, sie zu entwickeln und Vergrößerungen herzustellen – zumindest damals.

Das Entwickeln der Negative erfolgte in einem lichtdichten Tank – die Kaltmamsell berichtete bereits von den klassischen Kippentwicklungsdosen. Das Problem war: Die Aufgabe der Negative besteht darin, extrem lichtempfindlich zu sein. Zum Entwickeln müssen sie jedoch in eine Spiralschiene eingefädelt werden, damit sie gleichmäßig von der Chemie umspült werden können.

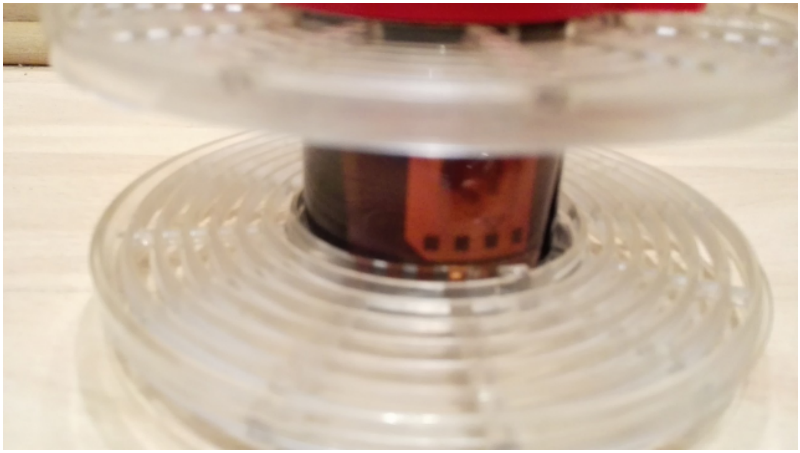
Es gab drei Möglichkeiten:

- den Film in einem hinreichend dunklen Raum im Blindflug in die Spirale einzufädeln, was dann auch mal eine Abstellkammer oder eine Drehtür sein konnte
- den gesamten Vorgang in einem Dunkelsack auszuführen, was etwas bequemer war und vor versehentlichem Einschalten des Lichts oder Öffnen der Tür schützte
- die Anschaffung einer Tageslichtentwicklungsdose, in welche die Filmpatrone eingelegt wird und die eine Einspulvorrichtung für den Film besitzt.

Mein Badezimmer war 1989 zwar auch Dunkelkammer, aber meine ersten Versuche, belichtete Negativstreifen in die Spiralschiene zu schieben, scheiterten an meiner Geduld und der Tatsache, dass man dazu Handschuhe tragen muss, um Fingerabdrücke auf dem Filmstreifen zu vermeiden.

Der Tageslichttank funktionierte so, dass die komplette Filmpatrone in eine Kammer in der Achse der Spiralschine eingelegt wird.

Das Ende des Films, bei dem man zuvor die Leicazunge entfernt und die Ecken abgerundet hatte, wird von innen in die Schiene eingelegt. Die beiden Teile der Schiene haben knapp hinter der Stelle, wo der Film eingelegt wird, zwei Haken und können ungefähr ein halbes Bild, also 18mm, gegeneinander verschoben werden.



Die Spiralschiene wird in den Tank eingelegt, dieser wird zugeschraubt und ist schon mal durch den Labyrinthverschluss lichtdicht. Nun wird durch Hin- und Herdrehen der oberen Scheibe der Schiene (die untere ist im Tank fixiert) der Film um jeweils ein halbes Bild weiter in die Schiene befördert.

Ich hatte ausreichend Fingerspitzengefühl, um am Klicken und der leichten Vibration der Achse, die ich drehte, zu erkennen, ob der Film korrekt eingespult wird.

Ich erinnere mich an keinen Fall, in dem das am Ende nicht geklappt hätte.

War der Film aus der Patrone in die Spirale befördert, wurde der innere Teil der Achse nach unten gedreht. Die scharfe, runde Klinge an seinem unteren Ende schnitt erst den Film ab und dichtete dann die Kammer mit der Patrone ab, damit deren Metall nicht den Entwickler chemisch unbrauchbar macht.

Dann wurde zuerst Entwickler, eine alkalische Lösung, in den Tank geschüttet. Nach Anleitung des Herstellers musste der nun auch wasserdicht verschlossene Tank regelmäßig gekippt werden, damit der Entwickler durchgemischt wird, was für eine gleichmäßige Entwicklung erforderlich ist.

Nach dem Entwickeln und Wässern des Films kam Stoppbad in den Tank, ich nahm Essigsäure in 5%, die ich aus einem Teil Essigessenz 20% und vier Teilen Wasser hergestellt hatte.

Nach dem Neutralisieren des Entwicklers durch das Stoppbad wurde der Film wieder gewässert und danach mit Fixierbad bearbeitet.

Mit meist zitternden Fingern entnahm ich den Negativstreifen und hängte ihn im überheizten Badezimmer zum Trocknen an eine Wäscheleine.

Mitte der 90er wurden die mit dem Schwarzweiß-Prozess zu entwickelnden Filme rar. Das Entwickeln im eigenen Labor war nicht gerade billiger als das Weggeben des Films, aber es ging erheblich schneller (wenige Stunden statt einer Woche bei Schwarzweißfilmen) und ich konnte beim klassischen Ilford HP5+ die Empfindlichkeit von 400 ASA auf bis u 3.200 ASA "pushen", was zugleich die Körnung und die Kontraste (Gradation) ziemlich stimmungsvoll machte.

Während der Delta400 von Ilford noch mit dem simplen Schwarzweiß-Prozess entwickelt wurde, musste der Kodak T Max mit dem Farbprozess C41 entwickelt werden. Das bedeutete, dass noch ein Bleichbad hinzukam und

die Chemikalien immer eine Temperatur von 38 ± 0,3°C haben mussten, was mir zu kompliziert war. Bei Schwarzweißfilmen maß man die Temperatur des Entwicklers und entnahm die erforderliche Entwicklungszeit einer Tabelle.

Mein nächster PC hatte Corel Draw und Corel Photo Paint dabei. Ich scannte Bilder, die ich bearbeiten wollte, in der Firma und dachte dann über die Anschaffung eines Negativscanners nach, bis mein Stamm-Labor Ende der 90er Jahre alle Negative direkt auf Photo-CD brennen konnte.

Um die Jahrtausendwende kaufte ich dann die erste Digicam. Die letzten analogen Fotos habe ich Anfang der Nullerjahre gemacht.

In Schwarzweiß.

Volker König

ca. 2003

DATE KENNEDÜFF

Anfang der 2000er bin ich Kunde bei der HypoVereinsbank. Ich kann bei der Bank noch kein Online-Banking machen, aber wenn ich nicht die Lust habe, ein Überweisungsformular auszufüllen und zur nächsten Filiale zu gehen, kann ich meine Überweisungen auch per Telefon erledigen. Dazu muss ich zu einer zivilen Uhrzeit eine Festnetznummer anrufen und werde mit einem Call-Center-Mitarbeiter verbunden. Ich brauche eine PIN und manchmal werde ich zur Sicherheit auch nach meinem Geburtstag und -ort gefragt. Dann kann ich die Überweisungsdaten durchgeben.

Es kommt dabei öfter zu Komplikationen. Ziffern werden in der Regel korrekt aufgenommen, aber die Namen der Empfänger und die Verwendungszwecke können die lustigsten Fehler enthalten. Am Ende werden alle Daten noch einmal zur Kontrolle vorgelesen, aber besonders fremdsprachige Wörter oder ungewöhnliche Eigennamen werden von den Call-Center-Mitarbeitern nicht besser aufgenommen als von mancher Sprachsoftware.

Einmal ersteigere ich auf eBay eine LP von den Dead Kennedys ("Frankenchrist" vermutlich) und überweise den Betrag per Telefon. Wochen später, als ich die LP längst ins Regal einsortiert habe, überfliege ich den Kontoauszug, den ich mir in Papierform bei der Bank-Filiale ausdrucke, und muss kurz überlegen, was wohl mit "DATE KENNEDÜFF" gemeint sein könnte.

Felix Lorenz, aufgeschrieben am 19. August 2015

2000 bis 2003

Mixtapes und programmierfähige Taschenrechner

Zwischen 15 und 18 tausche ich gern mit meinen Freunden (die ich aus meiner Klasse, aber auch aus dem Internet kenne) Mixtapes aus. Das ist schon eher aus Nostalgiegründen, aber es macht großen Spaß.

Ich lade mir illegal Lieder als MP3-Dateien über Tauschbörsen herunter, brenne sie als Musik-CDs und überspiele sie mit meiner Anlage auf Kassetten. Meine Anlage besteht aus einem Verstärker, einem Kassettendeck mit sehr guten Lautsprechern, die ich günstig bei ebay ersteigert habe und einem DVD-Player, den ich bei Media Markt gekauft habe. Ich werde ihn fast nur zum Abspielen von CDs nutzen, aber ein Freund überzeugte mich, dass es eine zukunftssichere Entscheidung wäre, einen DVD-Player statt ein CD-Spieler-Deck zu kaufen.

Eine große Schwierigkeit ist es, die Lieder alle vollständig auf die Kassette zu überspielen, ohne dass am Ende einer Seite ein Lied in der Mitte aufhört. Ich könnte die Zeiten aller Lieder auf dem Papier zusammenrechnen, aber mit dem Hexagesimalsystem zu rechnen fällt mir schwer. Und der PC, den ich zum Herunterladen der Musik benutze, steht im Arbeitszimmer meines Vaters, dem Mixtape-Erstellen gehe ich aber stundenlang versunken in meinem Zimmer unterm Dach nach.

Bis unser Mathelehrer im Mathezirkel Modulo vorstellt. Nun weiß ich endlich, welcher Rest übrigbleibt, wenn ich alle Liedzeiten in Sekunden addiert durch 60 teile! Etwa zur gleichen Zeit lernen wir auch für unseren Taschenrechner Programme zu schreiben. Da ich in Sachsen zur Schule gehe, mussten sich alle zu Beginn der 7. Klasse einen grafikfähigen Taschenrechner kaufen. Die Schule empfiehlt den Casio CFX-9850G, aber ich habe auch Freunde, die von älteren Geschwistern Rechner von Texas Instruments erben. Ich schreibe nun ein kleines Programm, das zwei Sets an Minuten und Sekunden getrennt abfragt und verrechnet. Etwas umständlich, aber für mich genügt es. So weiß ich endlich, wieviel Zeit mir am Ende der Kassettenseite bleibt, und irgendwann habe ich eine Liste an sehr kurzen Stücken, die ich immer als Lückenfüller verwende.

annematique

Irgendwann zwischen 1999 und 2003

Meine Mutter ist kein Callcenter, und jetzt sieht man das auch

Meine Mutter ist der einzige Mensch, der mit legitimen Anliegen und trotzdem unterdrückter Rufnummer bei mir anruft. Der elterliche Anschluss ist alt, und per Default wird dann keine Rufnummer übermittelt; bei neuen Anschlüssen ist es umgekehrt. Bei einem Aufenthalt im Elternhaus nutze ich die Gelegenheit und wähle eine Servicenummer, unter der man die Rufnummernübermittlung dauerhaft einschalten kann. Als Legitimierung genügt, dass ich von dieser Nummer aus anrufe.

Ich erkläre der Mutter den neuen Sachverhalt, sie vergisst ihn aber gleich wieder, da es an ihrem Telefon ja kein Display für irgendetwas gibt. Nur selten wundert sie sich darüber, mit “Hallo Mami” begrüßt zu werden, noch

bevor sie sich mit Namen gemeldet hat. Eventuell denkt sie, dass ich sie an der Uhrzeit ihrer Anrufe identifiziere, und das ist ja auch keine abwegige Theorie: Kurz nach 18 Uhr, sobald das Telefonieren billiger wird.

Kathrin Passig

2002 bis 2003

Wir gucken die siebte Staffel von Buffy und es ist fast nicht kompliziert

Mein bester Freund und Kollege und ich lieben die Serie “Buffy – The Vampire Slayer”. Genau genommen liebte der beste Freund sie vor mir und überreichte mir irgendwann vermutlich Ende 2002 seine gesammelten Videokassetten der bereits im deutschen Fernsehen gezeigten Folgen. Zwei Folgen fehlen, die wären schlecht und deshalb bräuchte ich sie nicht gucken (eine der Folgen ist die Folge “Bad Eggs”, die andere habe ich vergessen).

Ungefähr zur selben Zeit erscheinen die ersten DVD-Boxen von Buffy auch im deutschen Handel, und ich kann die nächsten Staffeln jetzt nicht nur in besserer Qualität, sondern auch auf Englisch gucken. DVD-Boxen sind zu dieser Zeit unverschämt teuer, eine halbe Staffel kostet um die 50 Euro.

Jetzt müssen wir nur noch an die Folgen der aktuellen Staffeln kommen und das geht so: Mein bester Freund ersteigert alle paar Wochen auf eBay ein Set mit den neuesten Folgen, die irgendjemand auf irgendeine Art aufgenommen und auf CD-Rohlinge gebrannt hat. Sobald er damit fertig ist, bekomme ich die CDs und kann weitergucken. Eventuell reichen wir die CDs danach noch an eine andere Kollegin weiter. Ein paar Wochen später gibt es dann das nächste Paket bis die Staffel und damit auch die gesamte Serie zu Ende ist.

Sobald die Staffel als DVD-Box erscheint, erwerben wir sie käuflich. Tatsächlich kauft der beste Freund manche DVD-Boxen doppelt. Eine, um sie zu gucken und eine, um sie unangetastet in eine Vitrine zu stellen.

Anne Schüßler

2003

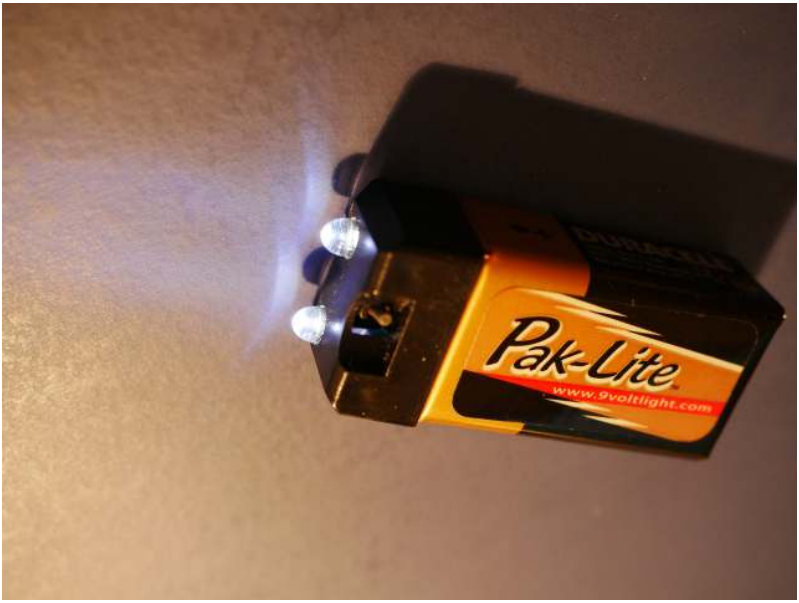
Mein Handy hat eine Kamera und ich weiß nicht, wozu das gut sein soll

Bei der Verlängerung meines Mobilfunkvertrages gibt es ein neues Telefon. Ich entscheide mich für das Siemens S55, weil die Auswahl nicht so super ist und man über dieses Telefon Gutes liest. Als das Päckchen mit dem Telefon kommt, stellt sich heraus, dass das Telefon über ein externes Kameramodul verfügt. Ein Jahr zuvor etwa habe ich mir gerade meine erste Kamera gekauft, eine digitale Ixus mit stolzen 3 Megapixeln, und fühle mich damit sehr künstlerisch und fortschrittlich. Weshalb ich auch nicht so viel Lust auf das Kameramodul des Handys habe, das mit schlappen 0,3 Megapixeln aufwartet. Überhaupt überzeugt mich das Konzept der Telefonkamera wenig: mit Modul ist das Telefon zu sperrig für die Hosentasche. Separater Transport bedeutet ebenfalls ausgebeulte Taschen, und die beule ich mir lieber mit der Ixus aus, obwohl bei der S55-Kamera sogar ein kleines Etui dabei ist, damit man sie nicht kaputttransportiert. Ohnehin finde ich, dass Telefone zum Telefonieren sind und Kameras zum Fotografieren. Das Telefon benutze ich über 2 Jahre, das Kameramodul genau einmal beim Auspacken, danach nie wieder.

Mia Culpa

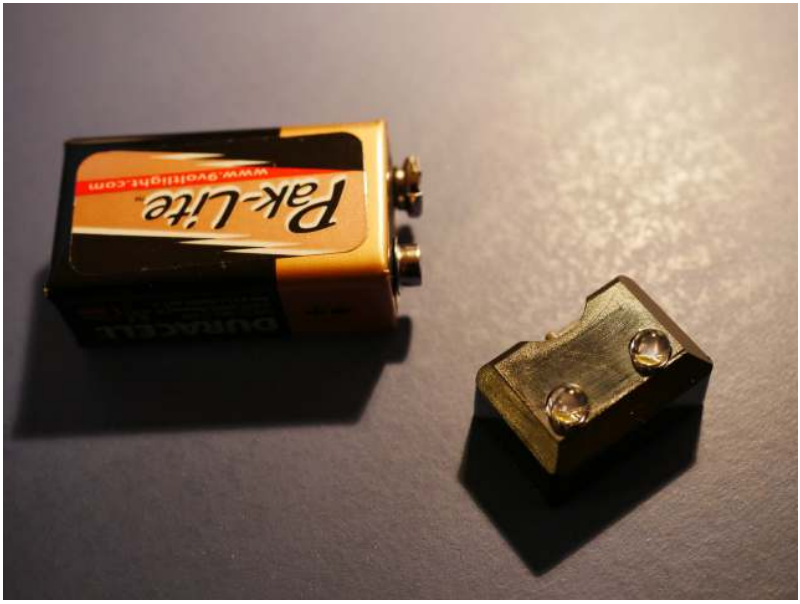
Ca. 2003

Es leuchten die weißen LEDs



Aus den USA bringt mir ein Freund die erste, na ja, Taschenlampe mit, die ihr Licht aus weißen Leuchtdioden abstrahlt. Das ist hierzulande noch recht selten, rote LED sind in allen möglichen technischen Geräten gebräuchlich, aber die Lichtausbeute reicht meist nur für eine Anzeige und nicht zum Ausleuchten.

Die Minimal-Lampe besteht eigentlich aus zwei LED mit einem Schaltkreis und einem Umschalter zwischen zwei Helligkeitsstufen. Das Ganze ist recht klein und wird einfach auf eine 9-Volt-Blockbatterie aufgesetzt:



Dass diese LED-Leuchte so winzig ist, ist nicht nur der verwendeten Technik geschuldet: Sie ist Teil der aufkommenden Ultralight-Backpacking-Bewegung, bei der die Ausrüstung für Fernwanderungen möglichst klein und leicht ausfallen soll. Und diese Lampe muss halt für die Nächte auf dem *Pacific Crest Trail* ausreichen.

(Rekonstruiert 2017 nach Wiederfinden der Lampe aus dem Haltbarkeitsdatum auf der Batterie. Die Lampe wird bis heute weitgehend unverändert verkauft.)

Thomas Wiegold

1995–2003

Jonet-Telefoncluster

Viele Journalisten tauschen sich über das Jonet aus, zunächst ist das vornehmlich eine Mailingliste. Doch ab und zu trifft man sich auch außerhalb regional in Köln, Bonn, München, Hamburg, Frankfurt etc.

Und dann gibt es dazu noch das *Jonet-Telefoncluster*, eine Art „Live-Telefonkette“. Von der habe ich vorher und anschließend nie wieder gehört, obwohl das eine hervorragende Idee ist, mehrere Personen zu einer Konferenzschaltung zusammen zu bringen. Mit der IP-Telefonie oder entsprechend ausgestatteten Telefonanlagen geht das im Jahr 2014 natürlich auch von einem Teilnehmer aus.

Doch während der ersten Jahre telefoniert man entweder analog oder mit ISDN. Nur ISDN ermöglich zu der Zeit die Verbindung von mehreren, nämlich drei Teilnehmern. Der Cluster funktioniert so: A ruft B und C an. C hält das Gespräch mit A und ruft D an. D hält das Gespräch mit C und ruft E an, und so weiter.

Zickzackmäßig entsteht so eine Verbindung von bis zu 15 Teilnehmern. Solange in der Mitte keiner auflegt oder sonstwie ausfällt, ist die Verbindung stabil und der erste kann auch den letzten gut verstehen. Jedenfalls zu den Gelegenheiten, wo wir einen solchen Cluster auch zeitmäßig etablieren können.

Das Jonet existiert natürlich über den genannten Zeitraum hinaus, nur den Cluster haben wir später nie wieder gebildet.

Thomas Jungbluth

2004

Man kann seine Mails überall abrufen, auch in Dresden

Seit einem halben Jahr bin ich nun Computerbesitzer- und -nutzerin. Seither bin ich bei BookCrossing aktiv und plane nun mein jährliches Treffen mit einer Freundin irgendwo in Deutschland. Und da diese Freundin – noch frischer als ich – inzwischen auch BookCrosserin ist, liegt es nahe, daß wir auch ein Treffen mit dortigen BookCrossern initiieren.

Wir entscheiden uns für Dresden als Ziel unserer Tour, die Planung schreitet fort und fort, und alles ist klargemacht für das Treffen. Ich kündige an, von nun an bis dahin nicht mehr erreichbar zu sein, also möge man bitte nichts mehr kurzfristig ändern.

Hä? Nicht erreichbar? Nichts mehr ändern? Gibt es denn in Dresden keine internetcafés, wo man mal gucken kann, ob sich was neues ergeben hat?
Ja, wieso, schon- aber von da kann ich doch keine mails gucken!
????
Meine mails sind doch auf meinem Computer, im Outlook!
?????

Ach- wie? Übers web kann man die auch abholen? Man muß nur das Mailprogramm aufrufen und da seinen Namen und sein Paßwort eingeben???
Oh!

Ja, oh! Das hatte ich nicht gewußt, ebensowenig, daß ich mich von jedem beliebigen Computer aus ins BookCrossing einloggen könnte . . .

Fjonka, www.fjonka.wordpress.com

ca. 2004–2008

Unterwegs lesen: Von Bahnhofs-WLAN zu Bahnhofs-WLAN hangeln

Das Ausdrucken hält sich lange für unterwegs zu lesende Texte (Uni-Texte gibt's sowieso in den Seminarapparaten zum Kopieren). Für längere Zugfahren öffne ich am heimischen Netz alle Seiten im Browser, die ich lesen will, danach wird der Laptop in den Ruhemodus geschickt. Im Zug mache ich dann den Rechner wieder auf, und hoffentlich lädt der Browser nicht neu, und ich lese Tab für Tab, bis es nichts mehr zu lesen gibt. Außerdem ist noch der Usenet-Server synchronisiert.

Unterwegs gibt es selten WLAN, aber nicht alles war schlechter damals: Die Bahn hat noch keinen exklusiven Vertrag mit der Telekom, auf Bahnhöfen gibt es WLAN von mehreren verschiedenen Anbietern mit unterschiedlichen Micropaymentoptionen. Sehr elegant: Ein Anbieter ist Arcor, Arcorkunden können einfach per Kundennummer und Paßwort minutenweise das WLAN nutzen. Die Kosten tauchen dann auf der Telefonrechnung auf. Zum Glück haben wir in der WG Arcor, und zum Glück nutze nur ich das Arcor-WLAN unterwegs, sonst hätten wir das auf dem Einzelverbindungsnachweis nicht auseinanderfriemeln können. Besonders gut eignen sich die Bahnhöfe Mannheim, Frankfurt und Köln, um schnell ins Netz zu gehen (dort sind die Aufenthalte meistens lang genug, um sich einzuloggen, Mail und News zu ziehen und ggf. ein paar Seiten aufzurufen).

Felix Neumann

Vermutlich um 2004

Carsharing mit telefonischer Buchung und Schlüsseltresor

Ich werde Kundin des Carsharing-Anbieters StattAuto. Die Autos haben feste Stationen und können telefonisch über die Buchungszentrale gebucht werden. Bei der Registrierung als Kunde bekommt man einen Schlüssel, mit dem man den in der Nähe der Station angebrachten Schlüsseltresor öffnen kann. Darin hängen dann die Autoschlüssel. Wo der Schlüsseltresor ist, muss man allerdings wissen; oft ist er ziemlich gut versteckt.

Bei Stattauto München ist noch eine detaillierte Anleitung aus dem Jahr 2004 erhalten.

Kathrin Passig

2004 und 2015

Sparkassen-Angestellte rät zur Überweisung im Internet-Café. In der Sparkasse geht es nicht

Verwundert musste ich feststellen, dass sich bei der Sparkasse vom Jahr 2004 bis heute technisch nicht viel verändert hat.

Ich war zum Studieren von Kiel nach Marburg gezogen und stand in der Pflicht die Gebühr für den Semesterbeitrag zu entrichten. “Der Semesterbeitrag kann leider nicht bar entgegengenommen werden.” schreibt die Uni auch heute noch auf ihrer Homepage. “Kein Problem”, dachte ich mir und ging in die nächste Sparkassen-Filiale, um dort einen Überweisungsträger auszufüllen und abzugeben. “Können wir leider nicht bearbeiten”, meinte die freundliche Sparkassen-Angestellte und erklärte mir auf Nachfrage, dass die Filialen zu bestimmten Regionen gehören und diese wiederum unabhän-

gig voneinander sind. Ebenso wie Pia Ziefle im Jahr 2015 hat mich dieser Umstand auch damals extrem irritiert. Da es 2004 zwar schon stationäres Internet inklusive Onlinebanking gab, ich daran aber noch keine persönliche Anbindung besaß, empfahl mir die Sparkassen-Angestellte die Überweisung in einem Internet-Café zu tätigen.

Ich entschied mich dagegen. Aus Gründen. Und bat stattdessen meine Eltern im entfernten Kiel, die Überweisung vorzunehmen. Kurz darauf habe ich mein Konto bei der Sparkasse gekündigt und zwei Semester später meinen Studienort nach Kiel verlegt.

Gunnar Liebich

Januar 2004

Sharing Isn't Caring

Ich werde Kunde bei DB Carsharing. In den Jahren bis ungefähr 2010 komme ich auf etwa eine Fahrt pro Jahr, danach sind es null. Trotzdem zahle ich jedes Jahr 99 Euro für einen geringeren Selbstbehalt bei Unfällen. Vielleicht brauche ich einfach überhaupt kein Auto.

Kathrin Passig

10. Februar 2004

Täglich etwa 200 Stunden ICQ

Mia Culpa und ich haben uns im IRC kennengelernt, aber jetzt ist es wohl Zeit, auf neumodischere Technologien umzusteigen. Am 10. Februar 2004 stellen wir den ICQ-Kontakt her:

Session Start (ICQ – 241697617:Mia ICQ): Tue Feb 10 13:53:40 2004
Mia ICQ: ding dong die hex ist tot [Offline Message (2/10/2004 [12:38])]

bilch: geht doch
bilch: wenn auch Stunden später.
Mia ICQ: na wenn ich gewusst haett dass du icq kannz, haettich dich doch laengst in meine „leute mit denen ich verlobt bin“ icq-liste eingetragen!
bilch: ich hatte dich eingetragen, aber du warst nie da
Mia ICQ: komisch. ich bin eigentlich taeglich etwa 200 stunden drin vielleicht meine alte nummer gehabt. . .
bilch: möglich
bilch: weiß auch nicht mehr, wo ich die her hatte
Mia ICQ: und ich wusste nicht mehr, wo ich sie hin hatte

Wir unterhalten uns auf diesem Weg bis März 2004 und eventuell auch noch länger. Ab etwa 2006 werden wir wohl Skype genutzt haben, aber die Details dieses Übergangs kann ich beim Sichten alter Logfiles 2017 nicht rekonstruieren.

Kathrin Passig

18.2.2004

Jahr 0 des Google-Kalenders

Ab hier enthält mein Google Calendar Einträge. Allerdings gibt es Google Calendar erst seit 2006. Entweder war ich meiner Zeit sehr weit voraus, oder ich habe vorher etwas anderes verwendet, aus dem man die Termine importieren konnte, oder es gab ein aufgekauftes Vorläuferprodukt.

Kathrin Passig

3. März 2004

Ich unterstütze IKEA in dem Gedanken eines Onlineangebots, aber es ist mühsam

bilch: ich versuche gerade zum ersten Mal, bei IKEA online einzukaufen, und sie habens immer noch nicht kapiert, diese schwedischen Narren!
Mia ICQ: hihi
Mia ICQ: das ist ganz ganz schwierig bei ikea
„wann wir liefern wissen wir nicht, aber bescheid sagen tun wir auch nicht und überhaupt kann man online nur sachen kaufen, die 12 millionen porto kosten“
bilch: es geht einfach gar nicht, in keinem Browser
bilch: und man kriegt auch keinerlei Auswahloptionen zu den Sachen
bilch: so „welche Farbe Billy“ etwa
Mia ICQ: ach? ich hab das nach lesen der AGB schon gar nicht mehr probiert.
Mia ICQ: aber kann man nicht auch telefonisch bestellen?
bilch: ja, aber ich dachte, ich unterstütze sie mal in dem Gedanken eines Onlineangebots
bilch: aber das geht einfach überhaupt gar nicht.
Mia ICQ: das ist wirklich erstaunlich
aber vielleicht wollen sie das auch nicht! so..komische onlinekunden. am end der zeit wird sich herausstellen, dass sie am meisten geld überhaupt mit koettbullar verdient haben. dann wissen wir, warum sie einem online-einkaufen vergaellen wollten die ganze zeit die ganze zeit die ganze zeit
bilch: hihi, So können Sie bestellen: Per Online: Klicken Sie „Produkte von A bis Z“ an, oder in dem „Produkte“ Scroll-Fenster.
bilch: so behindert, wie sich das anhört, ist es dann auch
bilch: man kann GAR NICHTS in seinen Warenkorb legen

bilch: aaaah
Mia ICQ: hihi hihihihi
Mia ICQ: zen shopping bei ikea
Mia ICQ: für leute, die viel geld sparen wollen!
bilch: ui, es geht nicht mit Mozilla und IE, aber mit Opera
bilch: diese Schweden! stecken doch mit den Norwegern unter einer Decke!
Miou ICQ: jetzt ist es dir vermutlich gleich wieder sympathisch!
bilch: nein.
bilch: man kann Billy nur im Format „2 Stück, weiß“ kaufen
bilch: ausschließlich
Mia ICQ: waha
bilch: ah, jetzt hab ich Billy doch noch gefunden
bilch: „2 Stück, weiß“ ist die Defaulteinstellung, wenn man dagegen auf „Einzelteile“ klickt, kann man auch einzelne Regale kaufen. Durchtrieben!
Mia ICQ: ich konnte letztes jahr das online-angebot von ikea auswendig.
Mia ICQ: habe aber alles verdrängt inzwischen.
bilch: ich komme voran!
bilch: hey! es hat alles geklappt!

Quelle: ICQ-Logfile. bilch bin ich, Mia ist Mia Culpa.

Kathrin Passig

März 2004

Das komische Briefumschlagssymbol auf dem Handy: In den USA gibt es noch keine SMS

Ich bin auf der CeBIT und will dort unter anderem meinen Cousin treffen, der für Intel arbeitet. Weil ich ihn nicht bei der Arbeit stören möchte, schicke ich eine SMS. Das Treffen scheitert beinahe daran, dass er nicht weiß, was eine

SMS ist, in den USA nutzt das nämlich noch niemand. „Ich habe mich schon gewundert, was das komische Briefumschlagssymbol auf meinem Handy bedeutet“, sagt er, als wir später doch noch telefonieren.

Um 2006 setzt sich das *texting* dann auch in den USA durch: „About 40 per cent of the more than 200m mobile phone subscribers in the US now use text messaging, up from 25 per cent in 2003 but still far behind the 60 per cent plus penetration rates in Europe.“ (ft.com)

Über 60 Prozent in Europa klingt zwar auch nicht so, als könnte man zuverlässig damit rechnen, jemanden per SMS zu erreichen. Bei Menschen im Alter meines Cousins – erst recht, wenn sie für Tech-Firmen arbeiten – liegt die Marktdurchdringung in Deutschland aber schon seit Jahren bei 100%.

Kathrin Passig

März 2004

Meine erste blaue LED

Ich treffe meinen Cousin, der bei Intel arbeitet, auf der CeBIT. Weil ich die Werbegeschenk-Kugelschreiber so bewundere, schenkt er mir ausnahmsweise einen, obwohl ich überhaupt kein guter Geschäftskunde des Unternehmens bin. Der Kugelschreiber kann in vier verschiedenen Farben leuchten, darunter blau. Soweit ich mich (2014) erinnere, ist es mein erster eigener Gegenstand mit einer blauen LED.

„Lange Zeit konnten Leuchtdioden nicht für alle Farben des sichtbaren Spektrums hergestellt werden. (...) Die Massenproduktion blaugrüner und danach blauer Leuchtdioden begann im Jahr 1993.“ (Wikipedia) Eine Google-Suche nach „mit blauer LED“ bringt etwa ab 2001 Ergebnisse. Diesen Ergebnissen kann man entnehmen, dass blaue LEDs damals noch etwas Besonderes waren und manche Leute ihre Geräte (Handy, Auto) extra umrüsten ließen. Ab etwa 2006 werden die Suchergebnisse normaler, Blau ist jetzt nur noch eine Farbe und kein Statussymbol mehr.

Die Knopfzelle im Kugelschreiber funktioniert auch 2014 noch, die Mine nicht mehr. Dieser Beitrag trägt nicht das Tag *#schreiben*, denn geschrieben habe ich mit dem Kugelschreiber natürlich nie. Dafür war er viel zu wertvoll und eigentlich auch zu unhandlich.

Kathrin Passig

Frühjahr 2004

Freudsche Emojis und ihre Folgen

Es sind Semesterferien, ich habe aus diversen Gründen nicht viel Lust, die Wohnung zu verlassen und verlagere meine Aktivitätsphasen größtenteils auf die Nacht. Ich surfe, schreibe und chatte mit Kontakten rund um den Globus. Manche Menschen kenne ich nur online, manche sind das, was man "real life"-Freunde nennt, manche waren einst das eine und sind jetzt das andere.

Die meisten meiner aktiven Chatpartner sind zu dieser Zeit in verschiedenen Messengern verteilt. Dazu gehören ICQ, MSN und der Yahoo-Messenger. Dort registrierte Freunde aus Deutschland gehen peu à peu offline, je länger die Nacht fortschreitet, außer einem noch recht neuen Kontakt. Kennengelernt haben wir uns auf Livejournal.com. Dort hat jeder von uns ein eigenes Blog, das gleichzeitig als Account fungiert, mit dem man Communitys beitreten kann. Wir haben uns in einer Community zum Thema deutschsprachiger und englischsprachiger Austausch getroffen, festgestellt dass wir auf dieselbe Universität gehen und und auch sonst viel gemeinsam haben. Erst dachte ich, der Mensch hinter dem in Fuchsiatönen gehaltenem Blog sei eine Frau, aber das macht ja im Netz sowieso keinen Unterschied. Als unsere Threads immer länger wurden, begannen wir unsere Unterhaltungen aus dem Blogsystem in einen direkten Chat umzulagern. Richtig getroffen haben wir uns bisher nicht, wozu auch. Vielleicht belegen wir ja im kommenden Semester einen gemeinsamen Kurs.

Wenn niemand anders mehr wach ist, reden wir über alles Mögliche und bombardieren uns vor allem mit den animierten Smileys, die der Yahoo Messenger anbietet. Ein beliebtes Spiel ist es, eine lange Kette dieser Emoticons aneinanderzureihen und zu erraten, was der Gegenüber wohl damit gemeint hat, oder gleich mit einer Kette zu antworten.

Bei einer solchen Kette – es ist schon recht spät – vertippe ich mich und ein Gesichtchen mit einem eindeutig flirtenden Ausdruck schleicht sich ein. Ich erschrecke und will erst erklären, dass es ein Versehen ist – doch dann antwortet er mit einem ebenso flirtenden Smiley. Ich stelle fest, dass mich das sehr freut und dass ich vielleicht doch nicht nur deswegen fast jede Nacht mit ihm chatte, weil er der einzige ist, der noch wach ist.

Am nächsten Tag sprechen wir kein Wort über Herzchensmileys oder deren Bedeutung. Auch nicht bei unserem ersten Treffen an der Uni. Aber es braucht nur noch zwei Wochen, bis wir einsehen, was um uns herum längst jeder mehr als deutlich verstanden hat. Fünf Jahre später heiraten wir. Smileyketten benutzen wir heute noch, auf Whatsapp.

Angela Heider-Willms

5.4.2004

Config-Dialoge so groß wie die FAZ

Die Umstellung auf AIM:

katzenfrett: und?
isnowde: sehr gut :)
katzenfrett: ah! aber ohne die schicke IM Funktion „isnowde is typing a message“
isnowde: es macht pliff und ploff und malt schlechte icons
katzenfrett: die find ich ja ganz gut, da sieht man, ob man sich ins Wort fällt
katzenfrett: die Icons kann man abschalten
isnowde: du kannst mir auf die Finger schauen?
katzenfrett: also, hier bei mir jedenfalls
katzenfrett: nein, das geht nur im … Dings, MSN meinte ich
isnowde: gott, der config-dialog ist groß wie die FAZ
katzenfrett: gwohns, Katz!
isnowde: seltsame Sache.

isnowde: naja ich kann dir nicht versprechen, daß ich darüber ständig zu erreichen bin, aber ich werd mich bemühen ;)
katzenfrett: ich mag es inzwischen lieber als IRC, weil man es einfacher (zumindest hier unter Windows) so konfigurieren kann, dass es in einem kleinen Fensterchen läuft und nur bei Bedarf nach vorn kommt, und vor allem, weil einen nur die sehen können, von denen man gesehen werden will
katzenfrett: und weil man deren Onlinestatus auf einen Blick vor Augen hat
katzenfrett: also wie idlen im IRC, nur ohne schlechtes Gewissen.
isnowde: hmja aber leider halt so verdammt synchron..
katzenfrett: äh?
isnowde: genau die Kommunikationsform, die absolutes Gift für mich ist..
katzenfrett: achso :-)
isnowde: weil es meinen Hang zur Prokrastination ins Unendliche steigert *G*
katzenfrett: ach was, man muss sich nur dran gewöhnen, dass die Leute halt immer da sind und das nicht zum Anlass nehmen, sie auch gleich anzuquatschen
katzenfrett: es ist mehr wie ein Großraumbüro
katzenfrett: und noch ein Vorteil: wenn man nicht am Rechner ist, wird man nach ein paar Minuten automatisch auf away gesetzt und die Leute reden nicht mit deiner kalten toten Leiche.

Quelle: AIM-Log, katzenfrett bin ich.

Kathrin Passig

Mai 2004

Mein erster root-Server

Seit vier Jahren hatte ich einen Hosting-Vertrag für zwei Domains.

Eine war die Homepage eines Tierschutzvereins und im Gegensatz zu meiner eigenen Homepage recht dynamisch, deshalb wollte ich ein Redaktionssystem einsetzen.

Hinzu kam, dass ich noch eine weitere Domain einer Freiberuflerin supporten wollte, die auch mit einem Redaktionssystem am besten fahren würde.

Allein: Die Verträge bei STRATO, meinem Provider, die das damals handelsübliche Redaktionssysem Mambo unterstützten, waren erheblich teurer als das Angebot eines Konkurrenten.

Ich mietete also einen virtuellen root-Server mit 254 Megabyte Hauptspeicher (konnte dynamisch auf 512 Megabyte erweitert werden) und installierte zwei Redaktionssysteme.

Der Vertrag bei STRATO lief weiter.

Volker König

17.6.2004

Meine erste fahrerlose Bahn

In Vancouver sehe ich zum ersten Mal ein fahrerloses S-Bahn-System, den SkyTrain (englischer / deutscher Wikipediaeintrag. “The program was developed by Alcatel, and loads from a 3.5” diskette.”). Offenbar gibt es die Fahrerlosigkeit dort schon seit 1986. In Europa kenne ich fahrerlose Systeme bis heute (Stand 2014) nur an Flughäfen für die Verbindungen zwischen Terminals.

Kathrin Passig

Juli 2004

Risiko Nordamerika-Einreise: Datumsformate und fehlendes Triband stürzen mich ins Unglück

Ich fliege nach Vancouver, reise von dort nach Alaska (auf dem Alaska Marine Highway System), später wieder zurück nach Kanada zu einer Hochzeit in der Verwandtschaft, und dann von dort noch mal kurz in die USA. Mein Handy lasse ich zu Hause, denn es kann kein Triband und würde daher in Nordamerika gar nicht funktionieren.

Es fehlt mir sehr. Vor allem bei der Einreise nach Kanada, wo man mich erst mal drei Stunden lang ohne Angabe von Gründen festhält. Ich fühle mich sowieso schon sehr allein, so ohne Kontaktgerät, und jetzt werden sie mich womöglich auch noch nach Guantanamo stecken, und niemand wird je davon erfahren! Nur weil mein Handy kein Triband hat! Außerdem bin ich erkältet, darf aber nicht husten, weil ich auf dem Einreiseformular angekreuzt habe, dass ich auf keinen Fall die Vogelgrippe mitbringe.

Dann bekomme ich meinen Pass wieder zurück, und auf Nachfrage erklärt man mir sogar, was das Problem war: Es ist ein provisorischer Reisepass, der ab dem 12.6.2004 gilt. Weil die kanadische Grenzpolizistin aber noch nie von anderen Datumsformaten gehört hat, hielt sie meinen Pass für gültig ab dem 6. Dezember. Ein international versierter Vorgesetzter hat das Missverständnis aufgeklärt, ich brauche also nicht bis Dezember im Einreiselimbo zu warten.

Bei den diversen Kanada- und USA-Einreisevorgängen dieser Reise werden unter anderem erstmals meine Fingerabdrücke genommen und ich werde fotografiert, weiß aber nicht mehr, wo. Freundlichster Empfang ohne jedes Interesse an Dokumenten hingegen am Grenzübergang am Haines Highway, zwischen Whitehorse und Skagway, wo vermutlich pro Woche nicht mehr als zwei Autos vorbeikommen.

Kathrin Passig

Juli 2004

Fortschritte in der Hochzeitsfototechnik

Ich bin auf einer Hochzeit bei Verwandten. Im Eingangsbereich steht ein Computer. Die Gäste werden im Laufe der Veranstaltung gebeten, den dort sitzenden Geschwistern des Bräutigams ihre Kameraspeicherkarten zu überlassen. So werden nach und nach alle Hochzeitsfotos eingesammelt und auf CD-ROM gebrannt. Beim Abschied kann man sich eine CD mitnehmen.

(Aufgeschrieben 2016 aus dem Gedächtnis. Ob früher gehende Gäste sich mit weniger Fotos abfinden mussten, weiß ich nicht mehr.)

Kathrin Passig

18.8.2004

Auf der Suche nach einer Orkut-Einladung

bilch: Weib: ihr seid doch immer ganz weit vorn in dem Heidelberg
bilch: bist du bei Orkut?
Miou ICQ: ich glaube die die früher vorn waren, sind stehengeblieben und jetzt ganz weit hintendran. ich jedenfalls.
bilch: schade
bilch: Friendster?
bilch: (da muss man nicht eingeladen werden, ich frag nur)
Miou ICQ: non
Miou ICQ: isch abe gar keine freunde!
bilch: tragique!

Quelle: ICQ-Log, bilch bin ich.

Kathrin Passig

20.8.2004

Wir sind jetzt über 30, wir dürfen nicht immer nur an den Fun denken

<an> jetzt hab ich schon die 2. einladung nach friendster :)
<an> ist das wirklich cool?
<an> hat man da spass?
<testbilch> weder noch
<testbilch> aber es ist … irgendwie interessant
<testbilch> und hat im Unterschied zu Orkut funktionierende Server
<testbilch> wir sind jetzt über 30, wir dürfen nicht immer nur an den Fun denken
<testbilch> betrachte es als Fortbildung.

Quelle: IRC-Log, testbilch bin ich.

Kathrin Passig

20.8.2004

Wenn es nicht mal geht, wenn Amerika im Bett liegt, geht es nie

katzenfrett: immer noch keine Einladung, skandalös.
isnowde: hmm das geht so nicht
isnowde: ich probier das gleich nochmal
isnowde: so, ich habs nochmal probiert.
katzenfrett: mal sehen
katzenfrett: tut sich nichts

isnowde: ja aber...
katzenfrett ringt flehentlich die Pfoten
katzenfrett: wie soll ich da Holm und Sascha Staub fressen lassen?
isnowde: was mag ich nur falsch machen?
katzenfrett: ich lese gerade, dass Orkut-Mitglieder Einladungen für $5 bei ebay anbieten :-)
katzenfrett: und du machst es mir umsonst!
isnowde: ich würde ja gern :)
isnowde: soll ichs mit einer anderen Emailadresse probieren?
katzenfrett: probiers mal mit passig@zentrale-intelligenz-agentur.de
katzenfrett: Friendster ist ja auch verboten dämlich: die Suche in den Profilen anderer Leute ist case sensitive
isnowde: argl
isnowde: wer macht denn sowas?
isnowde: so ich hab dich jetzt noch mal über die ZIA eingeladen
katzenfrett: oder vielleicht ist sie auch nicht case sensitive. ich glaub aber schon.
isnowde: schnell, schnell, es sind schon vier passigs bei Orkut angemeldet...
katzenfrett: die könnten mich ja wohl ruhig auch mal einladen
katzenfrett: noch ist keine Mail da
katzenfrett beißt ein Stück aus dem Schreibtisch
isnowde: mein acct ist iSnow
isnowde: password ist ******!
isnowde: log dich halt mal ein und schau
isnowde: vielleicht entgeht mir ja was
katzenfrett: bad server, no donut
katzenfrett: sagt es
isnowde: weiter probieren
isnowde: das ding ist heute irgendwie hakelig
katzenfrett: ah, jetzt bin ich aber doch drin
katzenfrett: und ich bin best friend und die anderen nur friends!

isnowde: damit du nicht weinen musst :)
(...)
katzenfrett: jetzt geht gar nichts mehr, nur noch nackte runtime errors
katzenfrett: wahrscheinlich ist es wie mit Aktien: in dem Moment, in dem ich was erfahre, erfährt es der gesamte Rest der Welt
katzenfrett: deshalb bricht der Server gerade zusammen
isnowde: *lach*
isnowde: nein, der hat nur Grippe
isnowde: morgen wird alles gut
isnowde: und bis morgen sind auch weder Holm noch Sascha mitglied
katzenfrett: das meinst du!
(...)
katzenfrett: 100 Versuche umsonst
katzenfrett: hoffnungsloser Fall
isnowde: dann heute nacht um zwei :)
katzenfrett: da ist in den USA ja nicht nachts um zwei
katzenfrett: da ist ja beste Nutzerzeit
katzenfrett: vermutlich mehr los als jetzt
isnowde: komischerweise tut mein acct.
katzenfrett: wahrscheinlich ist das Wachstum exponentiell und es versuchen sich gerade 18 Millionen Leute anzumelden
katzenfrett: zehn Eingeladene pro Mitglied
isnowde: oder der Turbo-Knopf des 286 ist grade nicht gedrückt
katzenfrett: *g*

(...)
katzenfrett: so, 5 Einladungen hab ich inzwischen :-)
katzenfrett: die anderen 4 verkauf ich auf ebay
isnowde: wieso hast du jetzt 5 Einladungen?
isnowde: alle von mir?
katzenfrett: ja, alle von dir, ich hab mir von deinem Account aus ja auch noch ein paar geschickt, an unterschiedliche Adressen, testhalber

isnowde: ah sehr gut :)
isnowde: hast du es inzwischen geschafft, den Server zu betören?
isnowde: hmm immer noch nciht, wie es scheint
katzenfrett: nein, und die hochfrequentierte Zeit in den USA fängt jetzt erst an
katzenfrett: furchtbare Zustände
isnowde: ach ach

(...)
isnowde: schon bei orkut angemeldet? wenn nein, dann jetzt, zack zack :)
katzenfrett: schon versucht, geht nicht
katzenfrett: ich glaube, es ist jetzt amtlich hoffnungslos
katzenfrett: wenn es nicht mal geht, wenn Amerika im Bett liegt, geht es nie.
isnowde: stimmt, es scheint kaputt zu sein
katzenfrett: wahrscheinlich von wütenden Nutzern abgefackelt
isnowde: interessanterweise läuft es flüssig wenn man dazu gehört

Quelle: AIM-Log, katzenfrett bin ich.

Kathrin Passig

Spätsommer 2004

Fahren sie 62,7 km geradeaus und biegen dann rechts ab

(auf der Fahrt in diesen Urlaub)

Wir hatten noch kein Navi, die waren noch zu teuer. Aber es gab ja Routenplaner. Wir druckten uns die Route und eine Karte der Umgebung des Hotels aus („Wer kauft heute noch Stadtpläne?“) und fühlten uns gerüstet.

Das Ziel war Hullerbusch, ein zum Ort Feldberger Seenlandschaft gehörendes Dorf. Eine ehemalige SED-Urlaubsstätte, die nach der Wende zum Hotel wurde, ca. 2 Bauernhöfe und etliche Holunderbüsche, von denen sich der Name ableitete.

Irgendwo hinter Rostock verließen wir laut Routenplan die Autobahn und wurden durch die ersten Orte geführt.

Ungefähr 70km vor dem Ziel (die Entfernung war auf dem Routenplan an jedem Wegepunkt mit angegeben) stand da nur noch

„An der Kreuzung biegen Sie in Richtung Hullerbusch ab.“

Und zwar an jeder Kreuzung.

Das war ja im Prinzip richtig, half uns aber nicht wirklich.

Wir retteten uns, indem wir vor jeder Kreuzung versuchten, die nächsten Ortsnamen aus den Kartenausschnitten auf dem Routenplan zu rekonstruieren:

„Auf der Karte seh ich einen Ort, der mit ‘agen’ endet.“

„Gut, ich kann einen Wegweiser nach ’Mollenhagen’ anbieten.“

Den ersten Wegweiser nach Hullerbusch fanden wir dann, als wir uns in Feldberger Seenlandschaft durchfragten.

Dabei waren wir gebrannte Kinder. Einmal fand nämlich bei Frechen eine Lesung aus einer Anthologie statt, zu der ich auch etwas beigetragen hatte.

Nachdem wir ein paar Minuten – 5? 10? Wer weiß das schon? – auf der A62 Richtung Süden unterwegs waren, suchten wir den Namen der Ausfahrt, die wir nehmen sollten.

Da stand nur

„Fahren sie 62,7km geradeaus und biegen dann rechts ab“.

Volker König

Spätsommer 2004

Zum ersten Mal Ziel von Spammern

Ich war seit einiger Zeit in ein Non-Profit-Projekt involviert, das eine Onlinecommunity für Aktivisten bauen wollte. Im Spätsommer waren wir in „Feldberger Seenlandschaft“ in Mecklenburg-Vorpommern im Urlaub. Auf

der Rückfahrt planten wir einen Halt in Rostock, um uns dort mit anderen Projektmenschen zu treffen. Wann und wo genau, wollten wir noch per Mail vereinbaren.

Natürlich war das nur mein persönlicher Vorwand, um im Urlaub online sein. Ich hatte einen PDA (Handspring Visor mit PalmOS) mit faltbarer Tastatur und ein Nokia-Handy mit Infrarotschnittstelle. Das war alles fast so gut wie ein Notebook.

Zu Hause bereitete ich alles vor, damit ich damit Mails abrufen konnte.

Das ging recht gut: Handy und PDA lagen nebeneinander auf dem Tisch, verständigten sich per Infrarotrechnik. Die immensen 9.600 Bit pro Sekunde reichten bequem für die Mailheader. Die Texte würde das Mailprogramm dann suzessive nachladen, während ich die Mails lese.

Im Hotel angekommen erwies sich der Plan als eher so mittelgut.

Ich hatte nur an einer einzigen Stelle im Zimmer Netz – das war die obere rechte Ecke des hohen Altbaufensters. Und selbst dort war das Netz schwach, was die volle Übertragungsrate utopisch machte.

Zum Mails abrufen musste ich also auf die Fensterbank steigen und das Handy in die obere rechte Ecke des Fensters halten. Die Reichweite der Infrarotverbindung betrug knapp 50 cm, in der anderen Hand hielt ich also den PDA neben das Handy. Ich bin mir heute nicht mehr sicher, wie ich den Button zum Mailabrufen gedrückt habe. Aber irgendwie habe ich das hinbekommen.

Und wartete auf den Piep, wenn alle Mailheader übertragen sind.

Als meine Arme vom Hochhalten beinah abgestorben waren meldete der PDA ein Problem: Sein Speicher war voll.

Im Mailprogramm fand ich dann haufenweise Mails an nicht existierende Mailempfänger unter meiner Domain. Tatsächlich war ich das erste Mal Ziel von Spammern geworden, die einfach Mailempfänger existierender Domains per Zufallsgenerator aus anderen Mailadressen ableiten. Mails kosten kein Porto, wenn auch nur jede zehntausendste Mail in einem echten Postfach landet, reicht das.

Leider war bei meinem Mailserver „Catch All“ aktiviert. Mir wurden also diese eigentlich nicht zustellbaren Mails in mein Postfach weitergeleitet. Und über den PalmOS-Browser konnte ich die Admin-Website meines Providers nicht aufrufen und das abstellen.

Immerhin hatte ich die Handynummern der anderen Projektmenschen und konnte mit ihnen per SMS das Treffen organisieren.

(recherchiert nach Artikeln in NEON und EMails)

Volker König

Sommer 2004

Zum Chatten wird Internet benötigt

Ich bin 14 Jahre alt. Meine Freundin und ich wollen für ein paar Wochen in ein Sommerferienlager in den Niederlanden. Nach der Schule schreiben wir uns über den Messenger ICQ. Wir überlegen, wie wir mit Leuten, die wir im Ferienlager kennenlernen werden, im Kontakt bleiben können. Schnell kommen wir auf die nächstliegende Idee: ICQ. Das geht immerhin kostenlos ohne SMS-Kosten oder Briefmarken.

Wir brennen also das ICQ Programm auf CDs, um diese dann weiterzugeben. Dass zum Chatten Internet benötigt wird und sich also jeder das Programm selbst herunterladen könnte, bedenken wir nicht. Immerhin schreiben wir auf die CDs noch unsere eigenen ICQ Nummern, so haben wir eine besondere Form der Visitenkarte.

marylein

Irgendwann zwischen 2003 und 2005

Das eher nicht so überzeugende Prinzip MiniDisc

In meinem geheimen Zweitleben als gefühlvolle Singer-Songwriterin spiele ich ein Konzert im Bürgerhaus Kalk in Köln. Irgendwie ergibt es sich (ich weiß nicht, ob ich vorher gefragt habe oder ob es mir jemand anbot), dass man das Konzert mitschneiden kann. Abends darf ich also eine MiniDisc mit nach Hause nehmen.

Das Problem ist jetzt: Ich habe gar kein Abspielgerät für MiniDiscs. Ich brauche auch keins, ich will ja auch keins, ich habe nur diese eine MiniDisc, und eigentlich möchte ich nur gerne das, was da drauf ist, auf den Computer kriegen und von da aus weiter bearbeiten.

Ich leihe mir also von jemandem einen MiniDisc-Player, den kann man auch an den Computer anschließen, das Gerät weigert sich jedoch, das, was auf der MiniDisc ist, auf den Rechner zu überspielen wegen Kopierschutz. Ich darf das nur auf ein anderes Gerät übertragen, wenn ich das gleiche Gerät nehme, mit dem das aufgenommen wurde. Das Gerät steckt aber irgendwo in einer Anlage in Köln-Kalk und ich habe keinen Zugriff darauf.

Ich habe also jetzt seit ungefähr zehn Jahren eine MiniDisc mit einem kompletten Liveauftritt von mir (in recht guter Qualität, wie ich beim Reinhören bemerke) und kann sie weder abspielen noch das, was drauf ist, irgendwo anders hin übertragen. Insgesamt hat mich das Prinzip MiniDisc also eher nicht so überzeugt, obwohl es bestimmt mal total gute Argumente dafür gab. (Die kenne ich aber nicht.)

(Wer in dieser Hinsicht sachdienliche Hinweise hat, der soll sich bitte mal melden. Es besteht immer noch Interesse, die Daten zu retten und auf kompatiblere und zukunftstauglichere Geräten zu überspielen.)

Anne Schüßler

24.9.2004

Mit dem Fernbus und dem Discman nach Norwegen

Fernbusverkehr ist in Deutschland zwar erst seit 2013 erlaubt, jedoch gab es auch schon davor kaum bekannte Ausnahmen: Nach demPersonenbeförderungsgesetz durften Fernbuslinien eingerichtetwerden, „wenn sie zu einer 'wesentlichen Verbesserung derVerkehrsbedienung' gegenüber der Eisenbahn oder vorhandenen Buslinien führen" (Wikipedia), was im Falle der schlechten Infrastruktur in Brandenburg bejaht wurde und somit die Existenz der Berlin Linien Bus GmbH rechtfertigte. Busse dieses Unternehmens brachten einen für sehr wenig Geld in zahlreiche europäische Städte.

Ich fahre also im September 2004 mit dem Fernbus von Berlin über Kopenhagen nach Oslo, wobei die Teilstrecke Rostock-Gedser mit der Fähre zurückgelegt wird. Das Ticket habe ich in einem Servicezentrum gekauft, weil Onlinebuchung in diesem Fall nicht möglich war, was ich bereits als sehr exotisch empfand.

Weil es im Gegensatz zur Zukunft weder WLAN in Fernbussen noch Smartphones gibt, ich mir aber irgendwie die Langeweile auf dieser halbtägigen, z. T. in der Nacht stattfindenden Fahrt vertreiben muss, habe ich einen Discman dabei. Die CDs transportiere ich in einem praktischen Case, das ich obskurerweise zehn Jahre später immer noch besitze (s. Foto). Es ist das letzte Mal, dass ich diese Art des Musikhörens auf Reisen praktiziere, wenig später kaufe ich mir einen MP3-Player. Dass ich aber nicht derjenige mit der angestaubtesten Audiomedientechnologie an Bord bin, erfahre ich an der schwedisch-norwegischen Grenze. Alle Fahrgäste müssen samt Handgepäck den Bus verlassen und werden von ein paar Grenzern gelangweilt durch ein Zollhäuschen gewinkt. Nur zwei männliche schwarze Passagiere werden aufgefordert, ihre Ausweise zu zeigen und ihre Taschen zu öffnen (*racial profiling*). In den Taschen befinden sich Dutzende Musikkassetten.

Torsten Gaitzsch

1.10.2004

Ein Fahrradlift! Zehn Jahre später ist er weg

Im so hügeligen wie studentisch geprägten Trondheim in Norwegen sehe ich etwas Sensationelles: einen Fahrradlift! Der *Sykkelheisen Trampe* funktioniert so (zitiert von hier, wo es auch ein Video gibt): „Dieser Lift fügt sich ohne große Bauten ins Stadtbild ein, da er nur aus einer kleinen Tal- und Bergstation, sowie einer Schiene am Straßenrand einer Steilstrecke besteht. Entlang der Schiene wird eine Fußplatte gezogen, die an eine Starthilfe für Sprinter auf dem Sportplatz erinnert, auf der man sich mit dem rechten Fuß abstützt. Diese Platte drückt dann den Fahrer mit dem Fahrrad in einer angemessenen Geschwindigkeit die Steigung hinauf."

Leider wird dieser erste Fahrradlift der Welt im Jahr 2012 abgebaut, „aufgrund von veränderten Sicherheitsbestimmungen" (Wikipedia).

Torsten Gaitzsch

6. 10. 2004

Wenn der Kabeltechniker dreimal klingelt

In unserer WG haben wir schon seit Monaten Probleme mit dem Fernsehempfang. Nach etwas Herumprobieren hat sich herausgestellt, dass der Empfang verrauscht, sobald der Kabelanschluss meiner Mitbewohnerin eingesteckt ist. Das verschafft mir zwar temporär klaren Empfang, wenn sie außer Haus ist, kann jedoch keine Dauerlösung sein. Unser Vermieter wollte sich schon vor sechs Monaten "sofort darum kümmern".

Dies bedeutete in der Praxis, dass nach jeweils mehren Wochen Wartezeit zwei Techniker unverrichteter Dinge abziehen mussten, da sie Zugang zu einem mysteriösen verschlossenen Metallkästchen im Keller brauchten, dessen Schlüssel wir nicht haben. Unser Vermieter wollte sich wiederum "sofort darum kümmern".

So sind erneut ein paar Wochen vergangen und Techniker Nr. 3 kommt heute vorbei, von der Firma, die einst das mysteriöse Metallkästchen installierte. Er möchte aber zunächst unsere Verbindung testen. Dazu kämpft er sich durch die Kabelsalate hinter unseren Fernsehtischen und sprintet eine Weile zwischen beiden WG-Zimmern hin und her. Er wird zunehmend verschwitzter und knurriger. Auch die mysteriöse Box gibt keine Antwort, da sich, so der Techniker, dort ganz andere Kabel finden als in unseren Zimmern.

Eine halbe Stunde rennt er hin und her, dann findet er den Fehler. Beim Einbau der Anschlüsse hat irgendjemand schlicht und ergreifend Ein- und Ausgang vertauscht. Und das ist wohl auch noch eine ganze Weile her, denn, Zitat Techniker: "Die hat wohl der Führer persönlich eingebaut."

Ob der wohl auch dafür verantwortlich ist, dass beim Einschalten des WG-Herdes regelmäßig alle Sicherungen herausfliegen?

Angela Heider-Willms

Ende 2004

Farbdrucken im Büro als Extremsport mit Beweisvernichtung

Da die Übernahmesituation nach der Ausbildung schwierig ist, schreiben wir Bewerbungen.[1]

1. Für die Nachwelt: Damals war es durchaus noch üblich, Bewerbungen auf Papier auszudrucken, in ein großes Kuvert zu stecken und richtig zu versenden. Verrückt, unvorstellbar, aber wahr!

Auf der Arbeit gibt es verteilt mehrere Farbdrucker, deren Benutzung uns Azubis aber mit Hinweisen auf die immensen Kosten quasi untersagt war. De facto konnte aber natürlich niemand nachprüfen, ob wir diese Drucker benutzten oder nicht, da sie wie alle anderen am Netzwerk hingen.

Ein mir bekannter Farbdrucker stand irgendwo auf der sechsten Etage, während wir auf der ersten Etage saßen. Ausdrucken auf dem Farbdrucker unter Vermeidung möglichst aller denkbaren Spuren funktionierte so:

1. Ich stellte alles so weit auf meinem Rechner ein, bis nur noch jemand auf den „Drucken“-Button drücken musste.

2. Dann lief ich in den sechsten Stock und legte außerdem auch gerne ein Spezialpapier ein, das ein bisschen dicker und insgesamt schöner war als das übliche Druckerpapier.

3. Dann lief ich zu einem Telefon (da standen aus irgendeinem Grund anscheinend immer auch Telefone rum, die nicht konkret einem Mitarbeiter zugeordnet waren) und rief A. an, der an meinem Rechner saß und auf das Signal zum Drücken des „Drucken“-Buttons wartete.

4. A. klickte auf „Drucken“.

5. Ich wartete am Drucker, bis alles ausgedruckt war, beseitigte dann jegliches Beweismaterial, und verschwand wieder auf die erste Etage.

(Im Nachhinein merke ich, dass es auch sein kann, dass diese umständliche Handhabung notwendig war, weil ich immer dieses Spezialpapier hatte und das ja einlegen musste und sichergehen, dass nicht aus Versehen jemand anders dann damit druckt. Es kann aber auch sein, dass wir im Büro nebenan zwar einen Farbdrucker gehabt hätten, da aber auch der Ausbilder und der Ausbildungsleiter saßen und uns die Benutzung dieses Druckers unter diesen Umständen zu heikel war.)

Anne Schüßler

13.11.2004

Man hofft immer noch, dass das mit den Kameras eine Phase ist

<testbilch> ich habe kürzlich ein Gerät erfunden, das wieder mal jemand anderen reich machen wird
<mjumjumju> oho
<testbilch> einen Flaschenöffner mit GPS und so, der, wenn man in kurzer Zeit mehr als drei Bier mit ihm öffnet, allen Freunden mitteilt, wo die Party ist
<testbilch> also meinen Freunden. nicht seinen.
<testbilch> könnte man eigentlich leicht ins Handy integrieren
<testbilch> statt der Scheißkamera
<testbilch> ein Flaschenöffner! Höre, Siemens! Höre, Sony Ericsson!
<mjumjumju> da waer ich sehr für
<mjumjumju> wobei ich ja ein separates kameramodul habe
<testbilch> schon ein einfacher Kompass wäre super. Nie mehr falschrum aus dem U-Bahnhof kommen!
<testbilch> aber nein, es sind dämliche Kameras dran
<mjumjumju> re
<mjumjumju> ich hoffe ja immer noch, dass das mit den kameras eine phase ist
<mjumjumju> und dass jetzt dann irgendwann die ixus500-für-100-euro phase stattdessen eintritt
<testbilch> ich hoffe vor allem, dass die Kameraphase vor meiner nächsten Vertragsverlängerung im nächsten Frühjahr vorbei ist
<mjumjumju> das wäre sehr schoen
<testbilch> und man dann auch was Nützliches stattdessen haben kann
<mjumjumju> ja!
<testbilch> schon ein wenig Zahnseide wäre gut

<mjumjumju> oder ein schweizermesser
<testbilch> oder eine Münze für den Einkaufswagen
<mjumjumju> das hast du nicht am handy?
<testbilch> „Umfassende Marktforschungsstudie: Frauen wollen statt Kameramodul Einkaufswagenmünzmodul am Handy“
<mjumjumju> ach moment, ich hab das ja am schluesselbund entschuldigung.
<mjumjumju> von der apotheke!
<testbilch> meins ist von der Firma EAM

Quelle: IRC-Log, testbilch bin ich. Für das iPhone wird es einen Flaschenöffner später immerhin als Sonderzubehör geben.

Kathrin Passig

11.12.2004

Zum Bewegen des Monitors braucht man zwei Personen

Ich tausche meinen Monitor gegen den meines Büromitbewohners Jan. „Er hat jetzt einen 7 Tonnen schweren fossilen Röhrenmonitor und ich ein geschmeidiges, einem Blatt Papier gleiches TFT-Display“, schreibe ich ins IRC. Jan konnte wegen einer Sehstörung mit dem TFT-Display nicht richtig arbeiten. Mein alter 15-Zoll-Monitor kommt zu Jan nach Hause; der „fossile Röhrenmonitor“ mit ungefähr 21 Zoll ist uns aus einer Grafik- oder Werbeagentur zugelaufen, die auf Flachdisplays umgestellt hat. Zum Bewegen des Riesenmonitors braucht man zwei Personen.

Meine Kurzsichtigkeit, die zwischen meinem 22. und 34. Lebensjahr von 0 auf -4 Dioptrien zugenommen hat, kommt zum Stillstand. Es ist ein wenig verdächtig, aber vermutlich Zufall.

Rekonstruiert nach: IRC-Log, Gedächtnis.

Kathrin Passig

17.12.2004

Festplatten-Schwanzvergleich im IRC und ein Tapetenwechselroboter

<mjumjumju> oh gott ich hab nur noch 120 GB auf meiner backupfestplatte frei!
<crea> so viel hat mein gesamter server nicht.
<mjumjumju> ich sag das auch nur weil ich nie schwanzvergleich gemacht habe!
<bilch> mju ihrer ist unermesslich viel größer als meiner.
<bilch> ich hab es immer befürchtet.
<mjumjumju> tja.
<mjumjumju> das ist aber nur extern
<mjumjumju> also quasi ein . . . hilfsmittel!
<wilmita> okay. ich bin dann offenbar mittelmaß, was meinen angeht.
<wilmita> damit bin ich zufrieden.
<hogen> boah, ich hab schwanzvergleich verpasst
<hogen> so ein pech
<wilmita> hogen, es ist nie zu spaet zum schwanzvergleich.
<mjumjumju> sie koennen noch einsteigen
<mjumjumju> wir sind erst bei gesamt 190 GB
<hogen> ehrenwort?
<hogen> ahso
<hogen> frei oder voll, was ist genau das Längenmass?
<mjumjumju> frei 150
<hogen> soviel hat nicht mal unser Server

<hogen> aber unser prakti hat einen Tapewechselroboter oder so von der Uni geschenkt bekommen
<hogen> damit überhole ich rechts
<wilmita> damit duerfte ich dann wohl doch den kleinsten haben.
<wilmita> 20 gb frei.
<Alks> ich überlegte gerade lange, wieso man tapeten 'tape' abkürzt und wie schön es wäre, einen tapetenwechselroboter zu besitzen.

Quelle: IRC-Log. bilch bin ich. Wie groß meine Festplatte 2004 war, ist nicht überliefert. Der Tapewechselroboter ist vermutlich so was Ähnliches wie das hier.

Kathrin Passig

1998–2004

Die Puschkin-Jahre

Im Jahr 1996 hatte ich keine Freunde. Stattdessen zog ich ins Internet. Mein erster Chat wurde von einem Internet-Reisebüro namens Traxxx betrieben. Dazu hier nur soviel: Die drei X haben nichts mit Genitalien zu tun. Nach einigen Zwischenstationen zog ich im Jahr 1998 in der brandneuen Webcommunity puschkin.de ein, betrieben von der Firma Berentzen als eine Art Werbemaßnahme für deren weltbekanntes Kartoffelgetränk Puschkin. Puschkin.de lief auf der Cassiopeia-Software und bestand aus einem Webchat und Foren zu so abwegigen Themen wie "Sport" oder "Politik".

Ich verbrachte sehr viel Zeit bei Puschkin. Sehr viel Zeit. Stunden über Stunden, jeden Tag. Regelmäßig blieb ich die gesamte Nacht in den Computerräumen der Uni, nur um nichts zu verpassen. Mehrere Jahre lang fand mein gesamtes Sozialleben im Puschkin statt. Es gab nichts anderes, jedenfalls wenn man von kurzen Ausflügen in den Auto-Chat absieht. Während ich im richtigen Leben nie mit Leuten redete, verwandelte ich mich im Chat in

einen sehr geschwätzigen Vollidioten. Ich beleidigte andere Chatter, stundenlang, wahllos. Ich schrieb endlose Forenstränge voll mit Müll, entsetzlichem Müll. Heute würde man es Trollen nennen, aber damals hatten wir ja nix. Zusammen mit meinen Kollegen “Liberty”, “DerAlteFritz” und insbesondere “Nachtfalke” inszenierte ich gigantische Trollfeste. Dabei ging es insbesondere gegen die sogenannten VIPs, User, die mit Sonderrechten ausgestattet waren. Wir nannten sie Blockwarte oder, wenn es nicht anders ging, KZ-Schergen. Überhaupt schien der Nationalsozialismus ein bestimmendes Thema der Konversation zu sein. Große Teile der Chatbevölkerung hassten mich. Zu Recht, muss man sagen.

Parallel hatte ich zum ersten Mal eine Freundin, natürlich aus dem Chat. Sie schickte mir falsche Bilder und war gestört, aber was soll’s. Ein paar Wochen war es ganz gut. Ich fuhr in die Schweiz zum Besichtigen. Sie benannte ihren Igel nach mir. Dann bemerkte ich, dass sie gestört war. Weil der gesamte Vorgang in Chat und Foren in epischer Breite weitergetragen wurde, hassten mich von jetzt an noch mehr. Ich konnte mich zu keinem Chattertreffen mehr anmelden, ohne dass mir Prügel angedroht wurden. Denn es gab natürlich Chattertreffen, oder wie wir Insider sie nannten: CTs. In Darmstadt, Frankfurt, Berlin. Dort konnte man mit den ganzen Schmusebaeren und HuHus und baerchen und Waldfeen gehörig trinken. Oder sie ignorieren.

Drei weitere Ereignisse aus der Puschkin-Zeit sind berichtenswert. Zum einen wurde ich nach einiger Zeit zum VIP gewählt. Mir ist nicht ganz klar, wie das passieren konnte, vermutlich irgendwas mit Gärtner und Bock. Als VIP konnte ich Stränge löschen und User blockieren, glaube ich. Außerdem hatte ich Zugriff auf einen ganz anderen Chat, in dem VIPs mit dem Chatbetreiber kommunizierten. Der Chatbetreiber war irgendein Angestellter von Berentzen. Ab und zu lud er uns zu sich ein, ich fuhr aber nie hin. Alle VIPs bekamen eine Art Deputat, bestehend aus Dingen mit Puschkinlogo und Wodka. Viele Jahre lang standen die großen Flaschen mit widerlichem Puschkin-Wodka bei mir im Schrank. Eine meiner Errungenschaften als VIP war die Einrichtung von neuen Foren zu so abwegigen Themen wie “Geist und Materie”.

Zum zweiten kam es zu einer Invasion. Die Bevölkerung des Schmooz-Chats fiel in unser Ökosystem ein und löste einen totalen Forenkrieg aus. Endlich gab es auch bei uns richtige Ausländer, Leute, die eine andere Sprache redeten und sich komisch verhielten. Wir behandelten sie mit Abscheu, ja, offenem Hass. Allerdings stellte sich bald heraus, dass einer von ihnen, er hieß "Lewin", mein lange verloren geglaubter Halbbruder war, oder beinahe jedenfalls. Ich kannte ihn vielleicht aus dem Auto-Chat. Im Auto-Chat waren alle Chaträume nach Automarken benannt.

Und schließlich: Ende 2004, genau zu Silvester, ich befand mich gerade in einem Flugzeug nach Kanada, löste sich die gesamte Puschkin-Blase auf. Berentzen hatte eventuell gemerkt, dass eine Community aus sozial gestörten Eigenbrötlern keine ideale Marketingplattform darstellt und stellte den Laden einfach ab, ohne jede Vorwarnung. Viele meiner sogenannten "Freunde" sah ich nie wieder. Stattdessen baute Puschkin unter dieselbe URL eine neue Community, voll mit enthusiastischen Teenagern. Weil es um Alkohol ging, musste man am Eingang per Mausklick bestätigen, dass man mindestens 18 ist, sicherlich eine extrem schwere Hürde für die meisten von uns.

Aleks Scholz

2001–2004

Technische Aspekte der Chormusik kurz vor Beginn des alles aufzeichnenden Zeitalters

Ich singe im "Popchor Berlin" (Spotify-Link) mit. Weil ich weiterhin keine Ahnung von Musik habe, halte ich unser Repertoire für mir unbekannte Klassiker aus den 70ern. Später werde ich dank Weiterbildung durch last.fm zu dem Schluss kommen, dass es sich wohl doch um relativ aktuelle Musik gehandelt haben muss, auch wenn "Daft Punk" vom Namen her gar nicht so neu klingt.

Während wir proben, ist mir nicht klar, dass alle außer mir die Originalversionen kennen und vermutlich sogar besitzen. Deshalb suche ich irgendwann bei Napster alles zusammen, lege es auf meinem gemieteten Server ab und schicke dem Chor (der sich über eine Mailingliste koordiniert) die Links dazu.

Almut Klotz, die den Chor leitet, verteilt die einzelnen Stimmen bei Bedarf zum Üben auf Audiokassetten. Die Kassetten sind rar, irgendwie gelangt nie eine bis zu mir, dabei hätte ich sogar noch ein funktionierendes Abspielgerät. Theoretisch ginge das zwar auch schon anders, aber es ist ein technisch nicht sehr interessierter Chor.

Abgesehen von den Aufnahmen für die zwei offiziellen CDs ist so gut wie nichts erhalten: Von unseren Liveauftritten gibt es keine Spur. Selten hat jemand Proberaumaufnahmen auf MiniDisc gemacht, aber in Ermangelung einer einfachen Möglichkeit, diese Aufnahmen allen zugänglich zu machen, liegen sie vermutlich bis heute in irgendeiner Privatschublade. Ein einziges Mal habe ich uns mit der Audioaufzeichnungsfunktion meiner 2003 gekauften Digitalkamera ohne externes Mikro beim Proben aufgenommen. Diese erbärmliche Aufnahme ist meines Wissens die einzige, die es von unserer Coverversion einer finnischen Coverversion von “Creep” gibt.

Kathrin Passig

20.01.2005

Die erste Mail im Gmail-Postfach

Meine erste Mail im Gmail-Postfach ist vom 20. Januar 2005. Das Ende des Desktop-Mail-Programmes ist eingeläutet.

(Möglicherweise habe ich zwischen 2005 und jetzt auch mal versucht mit Desktopapplikationen zu arbeiten, bin aber immer wieder gescheitert und habe es mittlerweile aufgegeben.)

Anne Schüßler

1.2.2005

Es gab kaum Klingeltöne

<bilch> ich zitiere noch mal extra für mju einen Zwischenfall von Dreas Party:
<bilch> Rechtsanwalt um die 60: „Ihr könnt euch ja gar nicht vorstellen, WIE hart das damals für uns war so als Nachkriegsgeneration.“
<bilch> Jeremy, mitfühlend: „Ich hab gehört, es gab kaum Klingeltöne.“

Quelle: IRC-Log. bilch bin ich, Jeremy ist Sascha Lobo.

Kathrin Passig

12.3.2005

Was Handys jetzt so können: Triband, Bluetooth

<seltzer> kennst du dich aus mit handies?
<bilch> bisschen. kommt drauf an.
<seltzer> ich hab da ein paar angebote von meinem anbieter wegen vertragsverlängerung. jedes handy 1 franken.
<seltzer> nokia 6230, sony ericsson S700i, samsung SGH-E710, motorola V535, sny ericsson K700i oder siemens S65. welches nehmen?
<bilch> nicht das Motorola. niemals das Motorola.

<bilch> und sonst das, wo du schon ein passendes Ladegerät dazu hast.
<seltzer> das ist eh klar. kotorola ist superscheisse. frage ist eher siemens oder sony?
<seltzer> und was ist mit samsung? das haben doch eigentlich nur kids, oder?
<bilch> nimm halt eins, das was kann, was dir wichtig ist, z. B. das K700i kann Triband, das geht auch im entfernteren Ausland
<bilch> das kann fast kein Samsung.
<seltzer> okay
<bilch> das Siemens kann auch Triband
<bilch> das andere Sony-Ericsson auch. das machts also nicht einfacher.
<seltzer> genau. zumal ich kein neues handy brauche, sondern nur ein schnäppchen schlagen kann.
<bilch> Bluetooth können sie auch alle ... also nimm einfach das, das am besten aussieht. nichts zu danken.

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich.

Kathrin Passig

14.3.2005

Ich reiche Schecks aus mehreren Jahren ein und suche danach keine Bank mehr auf

<bilch> vorhin stand ich gefühlte 30 Minuten in der Bank Schlange
<bilch> vor mir ein Pärchen um die 30, ein wenig hilflos
<bilch> man näherte sich also nach endlosem Warten dem einzigen besetzten Schalter, bückte sich devot, rang die Hände und sagte
<bilch> ick hätte da ma ne frage
<bilch> die Schalterbesetzung verschwand gleichgültig und machte einer

anderen Platz
<bilch> Händeringen, ick hätte da ma ne frage
<bilch> ick würde gern 800 Euro von mein Girokonto bei der DiBa zur Deutschen Bank überweisen
<bilch> (wir befinden uns, needless to say, in einer Filiale der Deutschen Bank)
<bilch> ja, das geht nur über die DiBa
<bilch> ach so, nur über die DiBa . . .
<bilch> dann ging man, wieder einmal betrübt über die übergroße Komplexität der Welt.
<bilch> ich war beruhigt, denn ich dachte, ich käme schlecht zurecht.
<bilch> also, vorher. nachher dachte ich es nicht mehr.
(. . .)
<Alks> was ich nicht verstehe: wieso geht man ueberhaupt zu einer deutschen bank? ich war in diesem jahrhundert noch gar nicht dort.
<bilch> ich war in diesem Jahrhundert auch noch nicht dort, habe aber heute Schecks aus mehreren Jahren eingereicht.
<bilch> einer der ältesten Punkte auf meiner To-Do-Liste.

Quelle: IRC-Logfile, bilch bin ich. Die "Schecks aus mehreren Jahren" stammen alle von der VG Wort, die aus unerfindlichen Gründen das Geld, das man von ihr aus ebenso unerfindlichen Gründen bekommt, in Form von Verrechnungsschecks per Post verschickt. Kurze Zeit später überlasse ich die gesamte Kommunikation mit der VG Wort Michael Brake, der dort anruft und fragt, ob sich das mit den Verrechnungsschecks nicht auch anders lösen läst. "Oh, ach so", sagt die VG Wort, "wir können natürlich auch überweisen, wenn Ihnen das lieber ist." Seither war ich meines Wissens nicht mehr in einer Bankfiliale.

Kathrin Passig

April 2005

Mein erstes und letztes nicht-smartes mobile phone

Zu Weihnachten habe ich mein erstes Handy geschenkt bekommen, obwohl ich vorher allen gesagt habe: „Ich wünsche mir *irgendetwas*, nur kein Handy! Auf keinen Fall ein Handy, bitte.“ Aus nicht mehr nachvollziehbaren Gründen, vielleicht aus jugendlicher „Rebellion“, sträube ich mich nämlich gegen Mobilfunktechnologie.

Nach einem Vierteljahr, in dem das Telefon unausgepackt in meinem Zimmer gelegen hat, habe ich schließlich ein Einsehen und werde als Very Late Adopter doch noch zum Handybenutzer. Mein Telefon ist ein Sagem myV-55 (85 g, Format: „Barren“, interne Kamera mit 0,3 MP Auflösung, Display: 30 x 45 mm). Zum Glück habe ich nicht auch noch einen Vertrag dazu bekommen, sondern kann mir bei Bedarf Vodafone-Guthaben holen: zuerst in Form von mit Zahlencodes bedruckten Zetteln an der Tankstelle und in den meisten Supermärkten, später – sehr praktisch – per Onlinebanking. Da ich Telefonieren und Simsen nach wie vor tunlichst vermeide, bin ich nur alle paar Monate zum Aufladen gezwungen.

Aus den vorinstallierten Sounds wähle ich als Klingelton ein altmodisches „Rrrrring“ und als Weckruf ein Elefantentröten.

Irgendwann zwischen 2006 und 2007 bleibt das Ladekabelkontaktteil im Ladekabelschlitz des Telefons stecken, so dass ich fortan nur dieses proprietäre Kabel zum Rechargen verwenden kann. Und im September 2009 ist mein SMS-Speicher voll. Das Sagem bleibt insgesamt sechs Jahre mein Begleiter, bevor ich mir mein erstes Smartphone hole.

Spaßeshalber habe ich das Handy heute (9.4.2014) noch einmal aufgeladen: Es funktioniert tadellos.

Torsten Gaitzsch

Sommer 2005

Mein erstes Selfie

Im Mai 2005 besucht mich Kathrin zum zweiten Mal in Toronto. Wir fangen Forellen mit den Händen, reden mit Bibern und rauchen seltsame Kräuter aus eine Friedenspfeife, was man eben so tut in Kanada. Außerdem schenkt mir Kathrin ihre abgelegte Digitalkamera, damit ich mein kanadisches Leben angemessen dokumentieren kann. Es ist eine “L’Espion” von Digital Dreams, seit 2002 auf dem Markt, etwa 65 Euro teuer und so groß wie eine Streichholzschachtel. Die L’Espion macht zwanzig Bilder mit einer sagenhaften Auflösung von 352x288 Pixeln, dann ist der Speicher voll. Ich hänge mir meine erste digitale Kamera an den Schlüsselbund und fahre zur Arbeit. Eines der ersten Bilder zeigt die rote Straßenbahn, Linie 506, auf dem Weg von der Innenstadt nach High Park.

Die Kamera ist so klein, dass es gar nicht so einfach ist, durch das Suchfenster zu sehen; deshalb sehen die meisten Bilder irgendwie gekippt aus. Die geringe Auflösung ist das eine Problem, das andere ist die Optik. Die Linse ignoriert ein paar hundert Jahre Linsenforschung und hält sich so ungefähr im Zeitalter von Galileo Galileo auf. Infolgedessen sind Objekte nur durch Zufall manchmal scharf und die Ränder der Bilder kippen weg. Wenn sich die Welt richtig Mühe gibt, dann kann man in den Bildern sogar so etwas wie Farben erahnen. Mit ein wenig Übung kann man mit der L'espion sicher Kunst machen, aber so viel Geduld habe ich nicht. Ich verwende die Kamera noch genau einmal, und zwar, um eine Radtour zu dokumentieren. Ich will um das Kerngebiet von Toronto herum fahren, etwa hundert Kilometer auf

vielbefahrenen, radweglosen Straßen. Nach fünf Stunden Fahrradschlacht stehe ich am Lake Ontario und blicke missmutig von der anderen Seite in die Linse. Hier wohne ich jetzt also.

Aleks Scholz

2005, ungefähr

Als es noch kein YouTube gab

Hm, gerade auf einer alten Festplatte einen seit Jahren durch Backups geschleiften Ordner mit „Filmchen“ gefunden, es sind alles so lustige Werbespots und Ausschnitte aus Comedyshows, die ich damals aus dem Netz geladen hab oder so. Fast alles so von 2005 oder älter. Das war, als es noch kein YouTube gab oder man Angst hatte, nicht immer online zu sein, deswegen hab ich die wohl aufgehoben.

Michael Brake, geschrieben am 2. März 2014

10. Juni 2005

Abschied von der Rohrpost

Dass die Firma, in der ich arbeite, noch eine Rohrpost betreibt, fand ich von Anfang an aufregend. Eine Station liegt gleich neben meinem Büro.

Ich bedaure sehr, dass mir einfach keine Verwendung dafür einfallen will: Im Haus übertrage ich Informationen elektronisch, und wenn ich mal mit Papier zu tun habe (Druckfahnen, Blaupausen), ist die Gegenseite des Austauschs immer ein externer Dienstleister.

Im Advent 2004 verhalf mir ein Freund zu einer Nutzung: Er schickte mir per Post einen Schokoladennikolaus ins Büro und bat mich, ihm zu einer Rohrpostfahrt zu verhelfen. Ich lieh mir also eine Patrone aus und schickte den Nikolaus einmal durchs Haus.

Doch nun wird die Rohrpost stillgelegt: Ein großer Umbau in einer der Fertigungshallen geht mitten durch den letzten noch regelmäßig genutzten Hauptstrang der Rohrpost – für mich ein melancholischer, aber willkommener Aufhänger, für die Mitarbeiterzeitschrift gründlich über diese Technik zu recherchieren.

Vom Leiter der allgemeinen Verwaltung lasse ich mir erzählen, dass die Anlage fast 50 Jahre in Betrieb war und zuletzt noch fünf Kilometer Rohre und 35 Stationen mit 60 Zielen umfasste. Er erklärt mir auch, wie die Rohrpost eigentlich funktioniert hat. Die Patronen aus durchsichtigem Kunststoff wurden von Druckluft halb gesogen, halb geschoben und bewegten sich mit etwa 36 Stundenkilometern durch die Rohre, hin und wieder gestoppt von Relais-Abtaststellen, die sie über Weichen ins richtige Rohr leiteten. Bis zuletzt wurde das System noch für Versandpapiere oder Originaldokumente zur Unterschrift verwendet – manche Länder bestehen auf handschriftlich unterzeichneten Rechnungen. Diese Übermittlung übernimmt künftig der interne Botendienst (Menschen mit Wägelchen).

Sehr ausführlich wird mein Gespräch mit den beiden Fernmeldetechnikern (!), die die Rohrpost bis dahin ihr ganzes Berufsleben lang betreut haben. Als ich sie in ihrem Büro besuche, liegen und stehen vor ihnen auf den Schreibtischen Dutzende ausgedienter Patronen. Einer der Techniker berichtet, dass zuletzt noch 260 Patronen im Umlauf waren, mit denen täglich um die 30 „Schüsse“ abgegeben wurden. Zu Hochzeiten waren es nach seiner Auskunft täglich bis zu 200 Schüsse. (Später recherchiere ich zum Vergleich, dass gleichzeitig in diesem Werk täglich 12.000 interne E-Mails verschickt werden.)

Die beiden Herren erklären mir das System noch ein wenig detaillierter: Die Patronen enden in verstellbaren Metallringen, die Kombination ihrer Beschriftung aus Buchstaben und Zahlen ergibt das Ziel der Reise, das die Relaisstationen mit Metallklingen abtasten. Auch solch eine Abtastmaschine bekomme ich zu sehen.

Die Techniker berichten aber auch, dass sich in den letzten Jahren die Störungen gehäuft hatten – nicht nur durch Schabernack der Kollegen, von denen sie mir halb seufzend, halb lachend erzählen (Stichwörter: Kaffeebecher, Flachmann, Romadur-Käse). Einer der Herren erklärt mir die Schalttafel mit

Lichtern, die bei Störungen aufleuchteten. Er ergänzt allerdings, dass ihm die Geräusche der Rohrpost nach Jahrzehnten so vertraut waren, dass er die Lichter gar nicht mehr brauchte, um zu wissen, wann es im System hakte.

Zuletzt lasse ich mir noch den Schaltschrank zeigen, der all die Elektronik der Rohrpost gesteuert hatte, und bin entzückt von den handgebundenen Kabelbäumen.

Ich recherchiere noch, ob es überhaupt eine Zukunft für Rohrpost gibt: Aber ja! Verschickt wird per Rohrpost auch heute unter anderem Bargeld, Krankenhäuser nutzen sie für Medikamente und Laborproben.

die Kaltmamsell

2005-2007

flickr ist das bessere Bildbearbeitungsprogramm

Endlich ist die neue, internationale Firmenwebsite online, an der ich mit Kollegen in ganz Europa gearbeitet habe. Die Inhalte der Startversion waren noch übersichtlich, jetzt soll mehr rein, unter anderem Bildmaterial für die Presse. Gute und hoch aufgelöste Fotos habe ich wohl, doch für die Galerieansicht der Medienecke brauche ich davon Miniaturversionen. Wenn ich diese mit der Bildbearbeitungssoftware der Firma erzeuge, kommt nur unansehnlicher Matsch heraus. Doch seit 2005 bin ich Mitglied der Onlinefotoplattform flickr, und von Anfang an hat mich beeindruckt, wie wunderbar die Miniaturansichten meiner Bilder dort aussehen.

Also funktioniere ich flickr zum Resizingmaschinchen für die Arbeit um. Erst mal muss ich mir von der IT-Abteilung die URL freischalten lassen; in der Firma sind alle Bereiche des Web gesperrt, die nicht eindeutig Nutzen für die Arbeit belegen. Ich lade Pressebild für Pressebild hoch, warte das eine oder andere Minütchen, dass flickr fürs Runterrechnen in verschiedene Formate braucht, dann lade ich die kleinste Version – gestochen scharf und in exzellenten Farben – zurück auf meinen Rechner. Jetzt habe ich eine Miniatur für die Pressegalerie. Anschließend lösche ich das Ursprungsbild aus flickr.

Ein bisschen habe ich bei dem Ganzen ein schlechtes Gewissen: flickr ist eigentlich nur für den Privatgebrauch kostenfrei, gewerbliche Accounts kosten.

die Kaltmamsell

Juli 2005 – September 2011

Von der Briefmarke zur Frankiersoftware und wieder zurück

Ich kaufe einen Etikettendrucker, weil ich so etwas schon immer interessant fand und es durch eine Werbeaktion gerade auch erschwinglich ist. Dabei ist auch eine Promotion der Post, und ich werde Kunde bei STAMPIT.

Hierbei handelt es sich um die PC-Frankiersoftware der Deutschen Post, ein natives Windows-Programm. Dafür wird eine elektronische Portokasse angelegt, die etwas umständlich zu handhaben ist, da sie immer erst befüllt sein möchte (z. B. per Lastschrift), bevor Briefmarken gedruckt werden können.

Die Software ist stabil und dank einer eigenen kleinen Datenbank und diverser Einstellmöglichkeiten gut und sehr effizient nutzbar. Über die Jahre kommt es ein paar Mal zu kleinen Problemen, die vom Service aber umgehend und anstandslos gelöst werden.

Im September 2011 stellt die Post den Dienst zugunsten der Browser-basierten Internetmarke ein, die plattformübergreifend und wahrscheinlich viel besser zu warten ist, aber in der Bedienung für mich deutlich langsamer. Sie verwendet zwar noch die gleiche Portokasse, ist mir aber einfach zu unpraktisch, daher werde ich sie zunächst über Jahre nicht nutzen und zu klassischen Briefmarken zurückkehren. Der Windows-Version werde ich noch lange nachtrauern.

Mathias Block

August 2005

Asterisk des Zweifels

Im Urlaub verliebe ich mich in ein Mädchen aus Osteuropa. Nach langem Hin und Her schreibt sie mir eine SMS, die mit einem Smiley endet, der aus einem Doppelpunkt und einem Asterisk besteht. Ich frage einen gemeinsamen Bekannten, was das bedeute. Er sagt: „*It means your mouth looks like an asshole.*“

Jochen Schmidt

Herbst 2005

Urlaubsfotos in den Zeiten zwischen Analog und ausreichend großen Speicherkarten

Wir fliegen nach Chicago und fahren einmal so grob um die großen Seen rum (nicht um alle, dafür wären zwei Wochen zu knapp bemessen).

Weil auf meine Digitalkamera geschätzt 36 Bilder passen (aus dem Gedächtnis rekonstruiert, vielleicht waren es auch 24 oder sogar 50), leihe ich mir die Kamera meiner Eltern. Da passen ein paar mehr Bilder auf die Speicherkarte und auch sonst ist sie besser.

Natürlich reicht auch die Speicherkarte dieser Kamera nicht aus, um die Eindrücke von zwei Wochen USA-Reise angemessen aufnehmen zu können.

2005 macht man das dann in Amerika so: Man geht in einen größeren Drugstore, wo es Maschinen gibt, in die man dann die Speicherkarte reinsteckt und die Bilder auf CDs brennen kann. Wenn man damit fertig ist, kann man die Bilder von der Kamera löschen und dann zwei bis drei Tage weiterfotografieren. Dann muss man wieder zum Drugstore und die nächsten CDs brennen lassen.

Klingt erstmal doof, ist aber im serviceorientierten Amerika tatsächlich überhaupt kein Problem, geht schnell und unkompliziert und so fliegen wir mit acht CDs voll Bildmaterial nach Hause. Damit quälen wir dann arme Leute, die nichtsahnend zu Besuch kommen und sich nicht ausreichend wehren können. Aber wer möchte denn nicht hundert verschiedene Ansichten von den Niagarafällen angucken? Oder? ODER?

Anne Schüßler

Herbst 2005

Ich lerne ein neues Verb

Ich befinde mich für drei Monate an einem englischen Internat und besuche zusammen mit 6 anderen internationalen Schülerinnen einen Literaturkurs. Weil wir aus unterschiedlichen Ländern kommen, sollen wir Gedichte in unserer Muttersprache mitbringen und sie für alle ins Englische übersetzen. Uninspiriert greife ich zu Eichendorffs Mondnacht und präsentiere eine holprige Übersetzung, die das Gedicht vermutlich nicht verdient hat. Meine deutschsprachige Mitschülerin hat sich mehr Mühe gemacht und nach passenden Wörtern für das Versmaß in ihrem Gedicht gesucht. Unsere Lehrerin fragt, wie viel Zeit sie dafür gebraucht hat. Sie sagt: “It was really easy, I just googled it.” Die Lehrerin findet es amüsant, dass sie “to google” benutzt. Wir hören das Verb an diesem Tag vermutlich alle zum ersten Mal.

ellebil

Herbst 2005

Eine ISDN-Anlage anschaffen oder viele neue Leitungen legen

Wir hatten den privaten Anschluss sowie Telefon und Fax für das Freiberuflerbüro über einen ISDN-Anschluss realisiert. Internet bekamen wir per DSL und je nach Raum Netzwerkkabel oder WLAN.

Dann musste ein Homeoffice der Hauptberufsfirma eingerichtet werden und es wurde kompliziert. Die Firma wollte nämlich einen eigenen ISDN-Anschluss und einen eigenen DSL-Anschluss installieren.

Das Netz virtuell zu verdoppeln war nicht schwierig. Die Firma unterstützte aus verschiedenen sicherheitsesoterischen Gründen eh kein WLAN und im Homeoffice lag bereits ein Netzwerkkabel, das zum bisherigen Router führte. Auf demselben Kabel ein zweites Netz mit eigenen Adressen einzurichten ist keine Raketentechnik.

Aber das Telefon! An den S0-Bus, wie die ISDN-Leitung heisst, kann nur ein Anschluss angeschlossen werden. Dabei können über den Bus zwei Telefonate gleichzeitig geführt und theoretisch hunderte verschiedener Rufnummern bedient werden!

Ich bräuchte nur ein Gerät, das zwei ISDN-Anschlüsse auf einen S0-Bus leitete.

“Nur.”

Ich kam auf die T-Concept XI721, eine Telefonanlage für kleine Firmen. Mit einem Zusatzmodul konnte sie zwei (externe) ISDN-Anschlüsse bedienen und diese auf zwei (interne) S0-Busse und ein Rudel analoger Anschlüsse schalten.

Da die Anlage schon nicht mehr produziert wurde, erstand ich sie und das Modul bei eBay. Die Konfiguration klappte nur, weil ich noch ein beinah schon ausgemustertes VAIO-Notebook mit der letzten vorhandenen seriellen Schnittstelle wiederbeleben konnte.

Das Notebook musste ich noch bis 2012 weiterbetreiben, da die Konfigurationssoftware bei Windows-Versionen nach Windows 2000 zickte und damals bei einem virtualisierten Windows USB-Seriell-Adapter von der Software nicht erkannt wurden.

Die Telefonanlage erscheint zwar wie ein Overkill, aber sie ist zusammen mit dem 8fach-Ethernet-Switch das zuverlässigste Gerät an der Wand, wo die Telefonanschlüsse ins Haus kommen.

Ich hoffe, dass sie auch zum VoIP-ISDN der nächsten Anschlussgeneration der Telefonanbieter noch kompatibel ist.

Volker König

Ca. 1200 v. Chr. und 2005-2009 n. Chr.

Ton → Papier → Computer → Papier . . .

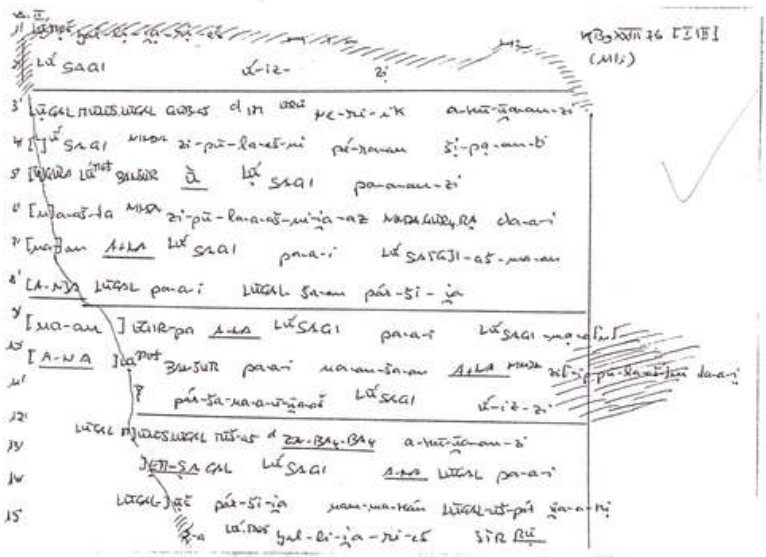
Als das kleinasiatische Reich der Hethiter nach gut sechs Jahrhunderten aus bisher nicht gänzlich geklärten Gründen zusammenbricht, hinterlässt es immerhin einen beachtlichen Korpus an Textdokumenten. Die hethitische Sprache wurde in Keilschrift geschrieben, einer Erfindung des ebenfalls vorderasiatischen Volks der Sumerer; die Keilschriftzeichen wurden mit einem Schreibgriffel in weiche Tontafeln geritzt und die Tafeln danach entweder luftgetrocknet oder im Ofen gebrannt. So konnten sie Jahrtausende ohne die Gefahr des Verwitterns oder Verblassens überdauern, und der Rest der Menschheit konnte sich bis Anfang des 20. Jahrhunderts mit ihrer Ausgrabung, Zuordnung und Entzifferung Zeit lassen.

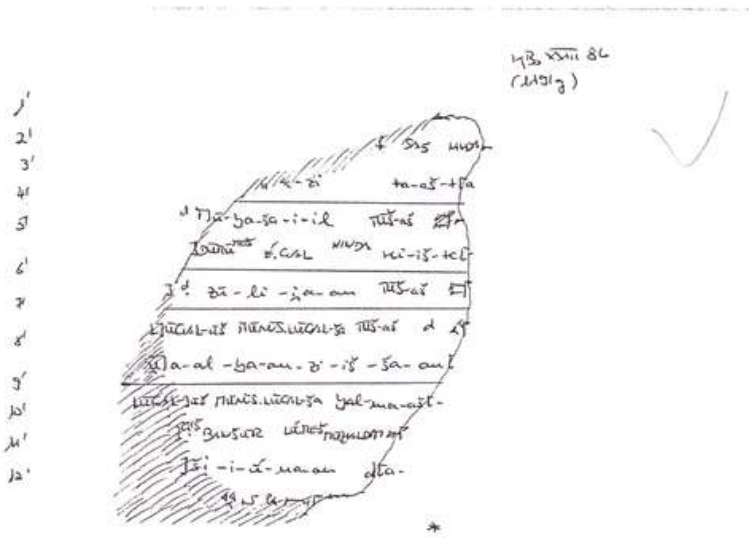
Hethitische Keilschrifttafel. Wikipedia, Creative Commons CC0 1.0

Nun ist, wie bereits angedeutet, Ton geduldiger als Papier, wohl aber nicht immun gegen Brüche, weswegen viele Tafeln nur stückweise zum Vorschein gekommen sind und die Puzzleteile („joins“) manchmal in Museen auf der

ganzen Welt verstreut sind. Das Anfertigen von Katalogen, Konkordanzen, Autographien und Transkriptionen aller hethitischen Keilschrifttafeln ist also eine erhebliche Arbeit.

Im Jahr 2005 ist es meine Aufgabe als studentische Hilfskraft, handschriftlich transkribierte Keilschrifttexte für eine von unserem Lehrstuhl herausgegebene Buchreihe zu digitalisieren. Es handelt sich um Texte aus der Hauptstadt Hattuša, dem heutigen Boğazkale/Boğazköy (Türkei). Die mir ausgehändigten 304 Seiten sehen zum Beispiel so aus:





Und in Word (Ja, Word! Wir hatten ja nix!) abgetippt sieht die Beispielseite 3 so aus:

Nr.: KBo XXIII 86 (119/g)
CTH:
Dat.:
Anschlüsse:
Duplikate:
Bearbeitung:

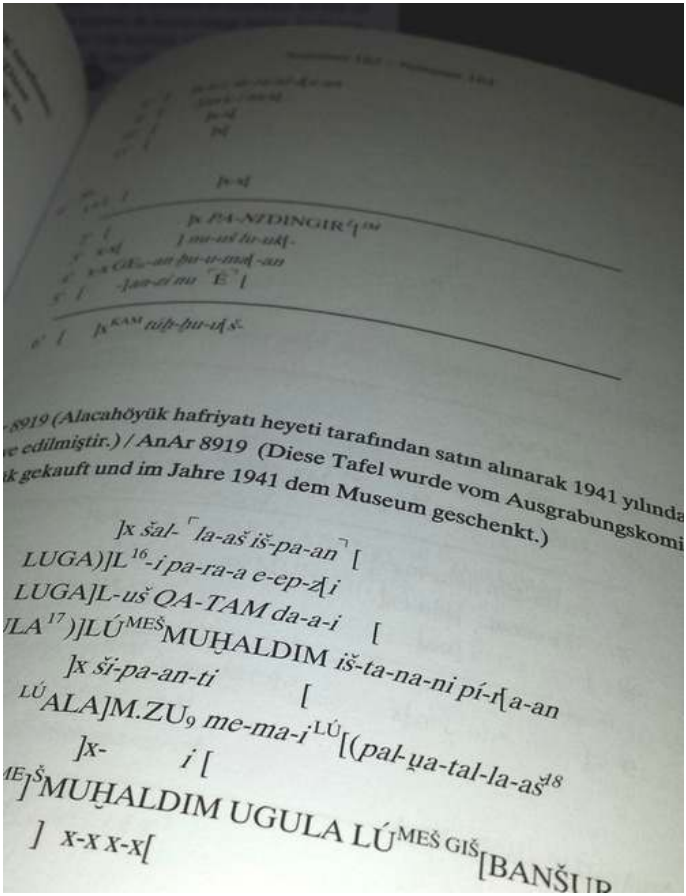
1' [ ] x
2' [ ] SA$_5$ NINDA x
3' [ ] x x-zi ta-as-t[a
- - -
4' [ ] ^{DINGIR}Mu-ha-sa-i-il TU$-as x
5' [ ] DUMU^{MEŠ} É.GAL ^{NINDA}ki-is-te[-
- - -
6' [ ] $^{\&DINGIR\#}$Zu-li-ya-an TU$-as x
- - -
7' [L]UGAL-us MUNUS.LUGAL-sa TU$-as ^{DINGIR}x
8' [w]a-al-ha-an-zi-is-sa-an [
- - -
9' [LUGAL-]us MUNUS.LUGAL-sa hal-ma-as[-
10' [ ] $^{\&GIŠ\#}$BAN$UR $^{LÚ.MEŠ}$MUHALDIM x
11' [ ] si-i-ú-na-an d[a-
12' [ ] x x x x

*

Es gibt einiges zu beachten. Statt zum Beispiel die Sonderzeichen jedes Mal umständlich einzufügen, nimmt man Ersatzzeichen, die am Ende mittels „Suchen & Ersetzen“ umgewandelt werden: Aus $ wird Š, aus S. wird Ṣ usw. Aus & und # werden später spezielle eckige Klammern, die rekonstruierten Text anzeigen. Handschriftlich unterstrichene Silben werden im Word-Dokument kursiv gesetzt, es handelt sich um akkadische Wörter und Formen, z. B. die Präposition *ana*. Die Hethiter waren aber nicht nur Fans von Lehnwörtern, sie haben auch sumerisch-babylonische Ideogramme ver-

wendet, welche stets mit Großbuchstaben wiedergegeben werden (z. B. MUNUS.LUGAL „Königin“). Manche dieser Ideogramme sind hochgestellt, weil sie entweder als Determinative fungieren (^{GIŠ} „Holz-“) oder grammatische Hinweise geben (^{MEŠ} = Plural). Ein x bedeutet einfach: „Da muss noch was stehen, aber wir wissen nicht, was.“

Am mühsamsten ist das Ausrichten der Zeilen an den Rändern oder das Nachahmen von Lücken im Text. Leerzeichen für Leerzeichen. Am Ende soll der abgetippte Text ja irgendwie die tönerne Vorlage abbilden. Spaßig ist es zudem, wenn man in der Zeile verrutscht, weil man plötzlich an einer Silbe festgeklebt ist, die auch an einer völlig anderen Stelle auftaucht. Innerhalb von vier Jahren wirke ich so an der Entstehung von drei Büchern mit.



Torsten Gaitzsch

Um 2005

Mein Freund schenkt mir ein Schloss mit einem Schalter dran

H. bastelt mir ein Geschenk. Es soll das Problem lösen, dass ich meinen Schlüsselbund immer irgendwo hinlege und dann lange danach suchen muss, bevor ich die Wohnung verlasse.

In meinem Flur ist es dunkel, man muss also beim Nachhausekommen tageszeitunabhängig erst mal das Licht einschalten. Das wird mit diesem neuen Schalter erst gehen, nachdem man den (dann am Schlüsselbund zu tragenden) Schlüssel hineingesteckt hat. Der Haustürschlüssel wird also immer am Lichtschalter zu finden sein. Ich freue mich und beschließe, den Schalter recht bald einzubauen.

Dazu kommt es nie. Aber seit ich den Schalter besitze, hänge ich meine Schlüssel immer gleich nach dem Betreten der Wohnung an einen Garderobenhaken. Das Problem ist also gelöst, ich weiß nur nicht genau, auf welchem Weg. Vielleicht hänge ich die Schlüssel nur so gewissenhaft auf, um dem Einbau des Geschenkschalters aus dem Weg zu gehen. Oder es hat genügt, das Schlüsselproblem aus den entlegenen Regionen des Halbbewusstseins nach vorne zu holen.

Kathrin Passig

1998 bis ca. 2005

Der Magnet zum sanften Löschen der Sprache

1998 beginne ich mit meiner Berufslaufbahn und lerne ziemlich schnell mein wichtigstes Werkzeug kennen: Das Diktiergerät. Zum Einsatz kommen natürlich noch Magnetbänder, genauer Minikassetten. (Es gibt auch noch Mikrokassetten mit geringerem Spulenabstand).

Nun wird natürlich nicht jedes Mal eine neue Kassette verwendet, sondern es liegt an einer Sammelstelle stets ein ganzer Haufen Kassetten herum, von denen man sich eine oder mehrere greift. Aufgefüllt wird der Haufen vom Sekretariat, nachdem die Texte geschrieben sind. Nun muss die Kassette gelöscht werden. Dafür gibt es einen Löschmagneten.

Durch den Schlitz schiebt man die Kassette mehrfach hindurch. Dabei werden die Magnete auf dem Band neu ausgerichtet, wodurch die Aufnahme gelöscht wird.

Nun mache ich mir aber immer wieder den Spaß, die Kassette vor dem Löschen doch erst in mein Diktiergerät einzulegen, um mal zu hören, was der Kollege vor mir so erzählt hat. Da hört man mitunter schon interessante Dinge, zumal offensichtlich auch nicht nur Firmenangelegenheiten diktiert werden.

Markus Winninghoff

Dezember 2005

Die Trennung von Inhalt, Struktur und Formatierung kommt nicht zustande

Ich habe die Examensarbeit von Studienfreund Ole vor mir. Jede Überschrift sieht anders aus. Seitenumbrüche sind manuell gesetzt. Bilder sind irgendwie in den Text kopiert. Mal so und mal so und das .doc ist dadurch so groß, dass es nur knapp auf den USB-Stick passt.

Meine eigene Examensarbeit ist noch ein wenig hin – zwei Semester brauch ich wohl noch. Ich aber möchte vorbereitet sein. Ich kenne diese Geschichten von Leuten, denen in den letzten Tagen vor der Abgabe noch einmal ihre gesamte Arbeit von Word um die Ohren gehauen wurde.

Doch mir hat ein Buch über wissenschaftliches Arbeiten mit Open Office die Trennung von Inhalt, Struktur und Formatierung erklärt – und wie man sie mit OpenOffice umsetzt. Das ist ganz einfach, wenn man gleich damit anfängt. Und dann könnte ich all die tollen Funktionen nutzen, die die meisten Studierenden nie kennenlernen: Automatisch erzeugte Inhaltsverzeichnisse. PDF-Exporte mit Inhaltsverzeichnissen. Das Verschieben von Kapiteln ohne Copy&Paste. Fußnoten, die sich zu benehmen wissen.

Für Oles Examensarbeit aber wäre das ein Arsch voll Arbeit: Ich müsste alle manuellen Formatierungen entfernen und von vorne anfangen: Überschriften als Überschriften auszeichnen, Hervorhebungen als Hervorhebungen, Bilder müsste ich exportieren und dann als externe Verweise wieder einfügen.

Dann müsste ich mir die Formatierungsregeln seines Instituts besorgen und das Dokument so einrichten. Am Ende bekäme Ole ein völlig neues Dokument zurück – die Abgabefrist wäre aber sicher abgelaufen oder Ole hätte keine Lust, meine Version mit der sprachlich korrigierten Version seiner Mutter abzugleichen. Vermutlich wäre die Arbeit für die Katz.

Ich gebe Ole seine Arbeit zurück, ohne etwas daran gemacht zu haben. “Ne, ist total super. Ich hab einfach keine Fehler gefunden.”

Steffen Voß

So um 2005

Let Me Google That For My Parents

Mein Vater ruft an und fragt, ob ich wüsste, wie man alte Dateien aus Quattro Pro und noch irgendeinem veralteten Programm wohl auf einem neueren Windowssystem öffnen könnte. Quattro Pro ist ein Tabellenkalkulationsprogramm, so ungefähr der Vorläufer von Excel, ich habe das Programm in meiner Jugend selber genutzt, um meine Videosammlung (damit sind tatsächlich unzählige VHS-Kassetten gemeint) zu verwalten.

Ich sage, dass ich das jetzt auch nicht wüsste, aber das könne man sicherlich googeln, das könne er doch bestimmt auch selber googeln, ich würde ja nichts anders machen als er, nur googeln.

Ach nein, sagt er, ich würde mich ja doch da besser auskennen und die Antwort auch schneller finden.

Also google ich, wie man Dateien aus Quattro Pro in neuen Windowssystemen öffnen kann. Das ganze “Lehre einen Mann, wie man angelt und er hat jeden Tag etwas zu essen”, klingt halt in der Theorie super, funktioniert aber bei um Hilfe bittenden Eltern immer noch erstaunlich selten. Tatsächlich kann ich mich aber auch nicht daran erinnern, danach je wieder etwas elternauftragsmäßig gegoogelt zu haben. Warum meine Mithilfe ausgerechnet in dieser einen Sache so dringend gefordert war, bleibt unklar.

Auch an die Ergebnisse der Recherche habe ich keine Erinnerung.

Anne Schüßler

Anfang 2002 bis Anfang 2006

Vier Jahre Untertitelübersetzung: Von der Videokassette zum FTP-Download

Anfang 2002 zeigt man mir im Amsterdamer Büro der Firma SDI Media, wie das Untertiteln von Filmen geht. Zuerst muss jemand den Film „spotten“, also die Timecodes für das Einblenden und Ausblenden der Untertitel in eine Datei eintragen. Das geschieht mit Hilfe eines großen Spezialdrehknopfs am Videorekorder, mit dem man sich Frame für Frame durch den Film bewegen kann. Ich trainiere das Spotting eine halbe Stunde lang und beschließe, nie dieser Jemand zu sein, auch wenn das weniger Geld pro Untertitel bedeutet. In einem zweiten Arbeitsgang werden die Untertitel in die Datei mit den Timecodes hineinübersetzt.

Die Filme bekomme ich per Post auf Videokassetten. Ich besitze selbst schon keinen Videorekorder mehr, ein Freund hat aber noch einen herumstehen, den er mir schenkt. Auf den Videorekorder stelle ich meinen 15-Zoll-Röhrenmonitor.

Durch die Zusendung des Materials per Post und wegen des Videorekorders ist die Arbeit ziemlich ortsgebunden. Manchmal bin ich nicht in Berlin, dann digitalisiert mir ein Freund das Video und lädt die Datei für mich irgendwohin hoch. Die Geschwindigkeit des Downloads ist aber ein Problem. In Haushalten ohne DSL kann ich nicht arbeiten.

Im Juli 2002 schreibt SDI an alle Untertitlerinnen:

> Wir überlegen uns gerade, unser System auf CDs umzustellen und künftig immer weniger bzw. keine Videos mehr einzusetzen. CDs haben den Vorteil, dass sie euch beim Übersetzen viel Zeit sparen (kein Zurückspulen mehr usw.). Dazu müsste ich von euch wissen, ob ihr über ein CD-Rom-Laufwerk an dem Computer verfügt, an dem ihr für uns arbeitet... wovon ich eigentlich ausgehe :-)

Die Umstellung auf CDs bedeutet auch, dass wir jetzt andere, teurere Untertitelungssoftware brauchen, die SDI uns leihweise zur Verfügung stellt. Sie funktioniert nur unter Windows und nur zusammen mit einem Dongle. Ich unterschreibe ein Dokument, das besagt, dass ich sehr viel Geld bezahlen muss, wenn ich diesen Dongle verliere. (Ich besitze ihn, Stand 2015, bis heute.)

Um 2005 folgt die nächste Umstellung: von CD auf FTP-Download. Ich bekomme nur noch eine Mail mit dem Auftrag, die Filmdateien liegen auf dem FTP-Server von SDI Media. Dadurch verkürzen sich die Bearbeitungszeiten auf insgesamt zwei oder drei Tage von der Auftragserteilung bis zur Ablieferung, im Notfall geht es auch schneller.

Anfang 2006 melde ich mich wegen anderer Arbeit vorübergehend vom Untertiteln ab und kehre nie zurück, obwohl es ein schöner und interessanter Job war. In diesen vier Jahren hat sich technisch viel verändert, aber vielleicht ist das in der Filmbranche generell so und wäre in jedem anderen Vierjahreszeitraum genauso gewesen.

Kathrin Passig

Seit 2006 bis heute, dauert an

Verteidigung gegen die intelligenten Jalousien

Das Ingenieurbüro, in dem ich tätig bin, ist 2006 in ein Ende der 1990er Jahre erbautes 7-stöckiges Bürogebäude umgezogen. An allen Fenstern befinden sich Außenjalousien, in jedem Büroraum hat es neben der Tür unter dem Lichtschalter einen Doppelwippschalter zur Bedienung der elektrischen Jalousien.

Der menschliche Bediener dieser Wippschalter ist nicht der Einzige, der Einfluss auf die Stellung der Jalousien nimmt, sondern auch ein Windgeschwindigkeitsmesser mit einer scheinbar komplizierten Auswertelogik und vor allem höherer Priorität als der Mensch. Weht es draußen etwas stärker,

fahren die Jalousien am ganzen Gebäude gleichzeitig hoch und lassen sich vor Ablauf von rund einer Viertelstunde nicht wieder mittels Schalterdruck hinunterfahren. Hat man sein Büro auf der windabgewandten Seite, kann man von dieser sicheren Leeseite aus einen Gewittersturm beobachten oder den strahlenden Sonnenschein genießen. Sobald man den Rechnermonitor ein bisschen zum Fenster oder zu einer der durch die Sonne angeleuchteten weißen Zimmerwände ausgerichtet hat, ist erst mal Pause, weil es zu stark blendet. Zwischenzeitlich beschaffe ich mir einen eigenen Windgeschwindigkeitssensor, den ich an meinem Bürofenster mit einem Saugnapfhalter befestigen kann und mit einem Datenlogger verkabele, um der Hausverwaltung bei nächster Gelegenheit zeigen zu können, dass eindeutig Handlungsbedarf besteht.

Mit der Zeit stelle ich fest, dass sich das Verhalten der Jalousien verändert hat. Draußen windet es etwas stärker, was ansonsten zum sofortigen Hochfahren der Jalousien geführt hat, aber nichts passiert. Ich denke, dass man es endlich geschafft hat, die Steuerungslogik des Windgeschwindigkeitsensors besser zu programmieren. Bei nächster Gelegenheit spreche ich den Hausmeister darauf an, dass das ja nun super klappt mit dem Wind und den Jalousien. Er nimmt mir allerdings den Wind aus den Segeln und sagt, dass der Windgeschwindigkeitssensor auf dem Dach defekt sei.

Ein paar Wochen später setzt das altbekannte Spiel wieder ein: Man hat den Sensor repariert. Es gesellt sich ein neues Phänomen hinzu: Wenn ich nach einigen Stunden Bedienpause einen der Wippschalter betätige, muss ich bis zu einer halben Minute warten, bis sich die Jalousien bewegen. Das ist nicht in allen Büros gleich; der Hausmeister hat keine Erklärung, öffnet aber dennoch die Verkleidung der abgehängten Decke, um eine Steuerelektronik (einen “Geber”, wie er mich sachkundig wissen lässt) auszutauschen. Ich schaue mir einigermaßen genau an, wo das Teil sitzt, mit dem Plan, eine direkte Verkabelung meiner Jalousie in Angriff zu nehmen, sobald der Hausmeister wieder verschwunden ist. Bei seinen Arbeiten an der Elektroinstal-

lation erwische ich ihn aber auch dabei, wie er einen Sicherungsautomaten ausschaltet, um vor elektrischen Schlägen sicher zu sein. Ich präge mir ein, wo sich die Sicherungen für mein Büro befinden.

In kurzer Zeit finden wir für alle unsere Büroräume heraus, welche Sicherungen für die Jalousien der einzelnen Räume zuständig sind und kleben kleine Schildchen an die entsprechenden Stellen im Sicherungskasten. Sind die Sicherungen eingeschaltet und kommt es irgendwo hoch droben auf dem Dach zu einer Böe, die den Hochfahrbefehl auslöst, sprintet nun jemand zum Sicherungskasten, um die Jalousien auszuschalten, bevor sie zu weit nach oben gefahren sind. Schafft es niemand schnell genug, wird gewartet, bis sich die Jalousien wieder mit den Wippschaltern betätigen lassen, sie werden auf eine Höhe hinuntergefahren, die die nächsten Stunden angenehmes Arbeiten zulässt, und ausgeschaltet.

Manchmal haben wir schon vergessen, die Jalousien über Feierabend oder das Wochenende wieder einzuschalten. Trotz Herbststürmen ist auf unserer nicht gerade dem Unbill der Natur ausgesetzten Seite des Hauses noch keine Funktionseinschränkung erkennbar. Dennoch schaue ich nun öfter vor Feierabend in den Sicherungskasten und träume dabei von Fenstern, die sich ohne mechanische Teile davor verdunkeln lassen wie diese automatischen Schweißermasken.

Markus Winninghoff

6. Januar 2006

Hör mal, wer da kratzt

Heute begleitet mich den ganzen Tag über ein seltsames Kratzgeräusch. Es ist häufig genug, dass es langsam nervt, aber leise und unregelmäßig genug, dass ich zwischendurch vergesse, nach der Quelle zu suchen.

Abends finde ich den Verursacher: meinen Windows-Explorer, wie üblich vergraben unter einem Haufen offener Fenster. Irgendwann habe wohl ich die Windows XP-Suchfunktion benutzt, die von einem kleinen, animierten Hund begleitet wird. Wenn man ihm länger nichts zu tun gibt, kratzt er sich zufallsgeneriert und mit Geräusch hinter dem Ohr.

Angela Heider-Willms

24.1.2006

Raus aus der Versionen-Rumschick-Hölle

Wir befinden uns in einer Übergangsphase zwischen Word, Wikis und Writely (dem später von Google aufgekauften Google-Docs-Vorläufer):

[15:50] Holm: Jörn hat es mir jetzt auf Papier geschickt, und die Rückübersetzung ins Wiki ist in der Tat zu mühsam. Ich schicke es dir, wenn ich fertig bin für den finalen feinschliff, ok?
[15:51] bilch: was ist daran denn mühsam, Copy-Paste, fertig
[15:51] Holm: Das wiki macht bei DaimlerChrysler ein Fragezeichen und komische Formatierungen.
[15:52] bilch: ist doch egal, mach ich dann raus. ins Wiki damit.
[15:52] bilch: es kommen noch so viele letzte Blicke, ich will aus dieser Versionen-Rumschick-Hölle raus.
[15:52] bilch: oder pack es meinetwegen bei writely rein
[15:52] bilch: alles besser als Word-Versionen rummailen.
[15:53] Holm: Ich würde lieber aus der Raus-aus-dem-Wikirein-ins-wiki-Hölle raus-
[15:53] bilch: hättet ihr es halt nicht verfrüht rausgenommen
[15:53] bilch: eigentlich war es anders vereinbart.
[15:57] Holm: Ich muss in Word sehen, was ich kürze, anders geht das nicht.
[15:57] Holm: Als wie viele Zeichen und so.

Quelle: MSN-Log

Kathrin Passig

Anfang 2006

Ich bin aber im Editiermodus, also bitte nur lesen

Aleks Scholz und ich beginnen mit der Arbeit am „Lexikon des Unwissens“. Die Zusammenarbeit findet noch bis Dezember 2006 in einem Wiki statt („ich bin aber im editiermodus, also bitte nur lesen.“) Man muss sich irgendwie darüber verständigen, wer gerade an was arbeitet. Gleichzeitiges Bearbeiten desselben Textes ist nicht möglich.

Rekonstruiert nach: Skypelogs

Kathrin Passig

13.2.2006

Ich baue mir einen Texteditor aus Papier, Schere, Klebeband und Stift

Ich bin mit der Zentralen Intelligenz Agentur zum Arbeiten in Zürich und muss dort auch den Text zu Ende schreiben, mit dem ich mich bei den Tagen der deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt bewerben will. Womit ich nicht gerechnet habe: Die Schweiz hat gar nicht dieselben Steckdosen wie Deutschland. Die Schweiz ist überhaupt ein ganz anderes Land als Deutschland, ein Land, in dem ich meinen Laptop nicht in Betrieb nehmen kann. (Aus Gründen, die mir entfallen sind, haben wir auch keine Adapter, oder nur die, in die keine Schukostecker hineinpassen.)

Zum Glück habe ich den halbfertigen Text ausgedruckt dabei. Mit der Bastelschere der Tochter von Techniktagebuch-Autor Lukas Imhof, Klebeband und Stift baue ich die drei wesentlichen Textverarbeitungsfunktionen Ausschneiden, Einfügen und Schreiben nach.

Der Text wird rechtzeitig fertig, und alles geht gut aus.

Kathrin Passig

16.2.2006

Qualitätsabnahme zum Inneren hin

Auf dem Weg zur Tanzstunde gehen wir ab Januar 1985 jede Woche das Schaufenster des RFT-Ladens (Rundfunk- und Fernmeldetechnik) in der Wollankstraße besuchen. Dort ist nämlich ein Tangentialplattenspieler zu sehen, und von meinem Kumpel, der zuhause ein Keyboard lötet und nur noch die Tasten braucht (er überlegt, sich mit Taschenrechnertasten zu behelfen), weiß ich, daß Tangentialplattenspieler einfach besser sind. Der Tonarm liegt bei einem solchen Plattenspieler nämlich immer im selben Winkel zur Rille, was die Platte schont, oder den Klang verbessert. 20 Jahre trage ich dieses Insiderwissen mit mir herum, dann lese ich in einem Vinyl-Forum nach (www.dancecharts.at/forum/showthread.php?t=437) , wo eine einfache Frage immer eine Flut von Kommentaren auslöst. Sind die Tracks auf der A-Seite der Vinyl lauter sind als auf der B-Seite? Ist der Klang am äußeren Rand der Vinyl besserer? Ja! „*Die Nadel sollte weder nach vorne noch nach hinten gekippt auf der Platte aufliegen, weil sie da nicht optimal abtastet. Das Plastik des Nadelträgers muß genau parallel zur Plattenoberfläche verlaufen. Wichtig auch, wenn man von Filzmatte auf Gummimatte wechselt.*“ Kurze Zwischenfrage: Von Filzmatte auf Gummimatte? Sind wir noch beim Plattenspieler? „*Antiskating: Das große Mysterium, das in vielen HiFi-Foren diskutiert wird. Beim Auflegen sorgt das Antiskating dafür, dass die Nadel beim Backcueing und beim Scratchen in der Rille bleibt. Aber erst kürzlich habe ich erfahren, dass die Antiskating-Einstellung auch die Tonqualität beeinflussen kann. Da geht es darum, dass die Nadel weder an der einen Rillenwand noch an der anderen zu stark aufliegt, sondern zentral in der Rille steht. Wie das genau eingestellt wird, ist eine Sache, auf die selbst erfahrene Hifi-Jünger keine passende Antwort geben können. Da gibt es verschiedene Einstellungen, ob ich jetzt eine elliptische oder eine sphärische Nadel verwende. In der Beschreibung des Technics steht ja, man solle das Antiskating auf den gleichen Wert wie das Auflagegewicht stellen. Das mag vielleicht für den Discobetrieb gelten, aber für Zuhause passt das mei-*

ner Meinung nach nicht ganz. Die meisten Ortofon-Concorde-Systeme haben ein empfohlenes Auflagegewicht von 3g. Stelle ich jetzt mein Antiskating am Technics auf 3 wird der Tonarm sehr stark nach außen gezogen. Kann also nicht stimmen, weil die Nadel dann hundertprozentig gegen die äußere Rillenwand gedrückt wird. Ich lasse jetzt das Antiskating immer fast auf Null. Eine klangliche Veränderung ins Negative konnte ich nur bei der beim 1210er äußerst möglichen Einstellung von 3 feststellen."

Ich könnte so etwas ewig lesen, ohne etwas davon zu verstehen. Es ist einfach toll, Menschen zu beobachten, die für eine Sache brennen. „*Die Qualitätsabnahme zum Inneren erklärt sich einfach*", schreibt ein LJ Martinez. „*Dir steht innen ja bei gleicher Umdrehungsgeschwindigkeit nur wesentlich weniger Platz zur Verfügung, somit kann die Information nicht mehr so detailliert gepresst werden wie außen. Die Tonarmfehlstellung zur Mitte hin tut das ihrige dazu.* ***Dies lässt sich mit einem Tangentialplattenspieler vermeiden, der jedoch für den DJ-Einsatz völlig ungeeignet ist***."

Geschafft! Das Ende einer langen Reise! Qualitätsabnahme zum Inneren hin läßt sich nur mit Tangentialplattenspieler vermeiden! Ich hatte zwar nie einen, aber ich habe es immer gewußt! Und so ist es doch immer im Leben. Ich kann ja auch Samba und Foxtrott tanzen und mache es nie.

Jochen Schmidt

16.2.2006

Skype und die Erfindung der ständigen Anwesenheit

Ich melde mich bei Skype an. Das hat mit der Zentralen Intelligenz Agentur zu tun, die genauen Beweggründe sind nicht rekonstruierbar, aber wahrscheinlich liegt es daran, dass Skype Gruppenchats kann und wir das für die Zusammenarbeit brauchen.

Neu an Skype ist, dass es den Unterschied zwischen Anwesenheit und Abwesenheit verwischt. Was man zu Leuten sagt, die gerade nicht am Rechner sitzen, wird ihnen eben dann zugestellt, wenn sie wieder da sind. Und wer in einem Gruppenchat eine Weile nicht mitgelesen hat, kann später alles nachlesen. Abwesenheit wird ersetzt durch verschiedene Arten des Nicht-ganz-Anwesend-Seins, die man an Icons neben dem Namen erkennt:

Im IRC zum Beispiel ist das anders; wer da abwesend ist, ist wirklich weg und verpasst was. Es ist, als würde man in einer physischen Gesprächssituation vor die Tür gehen: Wenn man zurückkommt, ist das Gespräch an einer anderen Stelle angelangt, und man weiß nicht, was zwischendurch passiert ist.

Nach der Umstellung auf das Konzept der ständigen Anwesenheit durch Skype kommt es mir zunehmend merkwürdiger vor, in IRC-Logs zu lesen, wie dort schlecht über andere gesprochen wird, die sich gerade verabschiedet haben. „Das liest der doch später“, denke ich, „ach so, nein, doch nicht.“

Dass man mit Abwesenden reden kann, als wären sie da, verändert mein Sozialleben. Obwohl es noch kein nennenswertes mobiles Internet gibt, ist es jetzt nicht mehr so wichtig, ob man gerade am Rechner sitzt oder nicht. Die Gespräche gehen weiter, man klinkt sich einfach später wieder ein.

(Rekonstruiert 2014, Quelle für das Anmeldedatum: MSN-Chatlog. Eine Weile verwenden wir noch IRC und Skype parallel, aber ein Jahr später sind die IRC-Zeiten für mich vorbei. Es bleibt noch eine Weile schwierig, weil Skype nur schlecht mit mehreren Geräten zurechtkommt. Wenn ich am Arbeitsplatz vergesse, mich aus Skype auszuloggen, landen Nachrichten an mich nicht etwa im Notebook-Skype, sondern weiterhin im Büro, wo ich gar nicht bin. Aber 2008 verabschiede ich mich vom Zwei-Rechner-System, und das Problem ist behoben.)

Kathrin Passig

17.2.2006

Die Firma, in der man alle CDs hatte. Außerdem: Wie man Kanadiern die GEZ erklärt

<bilch> muss ich eigentlich alle meine CDs behalten, um beweisen zu koennen, dass meine MP3s legal sind?
<bilch> ich wuerde sie ja gern verschenken oder verkaufen.
<Alks> wie, was?
<Alks> achso, verstehe
<Alks> keine ahnung, kopiere sie doch, bevor du sie verkaufst
<bilch> aber das beweist doch dann gar nichts.
<Alks> doch, aehm, bzw. nein.
<Alks> ich habe von musikrechten keine ahnung und die vorstellung, dass jemand MP3s und die dazugehoerigen CDs kontrolliert, ist sehr lustig
<bilch> ja, jetzt lachst du noch
<bilch> aber wenn sie morgens um fuenf deine Tuer eintreten, lachst du nicht mehr.
<bilch> denn dann wirst du feststellen, dass man mp3s nicht essen kann!
<Alks> moment, ICH habe ja fast alle CDs.

<bilch> apropos „fast alle CDs haben“
<Alks> neulich einen der besten momente bisher in meiner kommunikation mit kanadiern. ich habe das GEZ-prinzip erklaert.
<Alks> es war aberwitzig komisch
<bilch> Hannes erzaehlt, dass er frueher mal eine Firma kannte, in der man „alle CDs hatte“, buchstaeblich
<bilch> alle, die es zu diesem Zeitpunkt gab
<bilch> also alle 200 oder so.
<Alks> wie, alle. alle? war das 1985?
<bilch> so irgendwie, ja.
<bilch> die GEZ ist auch fuer Deutsche aberwitzig komisch
<bilch> bzw waere es, wenn sie nicht so aergerlich waere.
<Alks> ich kann mir vorstellen, wie frustrierend es in den 80ern gewesen sein muss, fuer einen, der sich vornahm, ALLE CDs zu sammeln
<Alks> aber kanadiern ist das prinzip sehr sehr fremd. ‘you have to pay to watch TV? for only two channels? how many channels do you have? 50? so, why do you keep watching those two?’
<Alks> ich erklaerte dann, dass es keine rolle spielt, ob man sie wirklich ansieht, was sie zu bemerkungen ueber hitler und diktaktur veranlasste
<Alks> diktatur eigentlich nur
<bilch> und das Schlimmste weisst du vermutlich noch gar nicht:
<bilch> weil die Oeffentlich-Rechtlichen auch Websites haben, die davon finanziert werden, kosten ab 1.1.2007 alle Rechner GEZ-Gebuehren
<bilch> Firmen zahlen grundstuecksbezogen.
<Alks> es wurde noch besser. “how do they control this? what? they come into your room?”
<Alks> oh, das ist in der tat noch eine stufe drauf. what???
<bilch> das sagte ich auch.

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich, Alks ist Aleks Scholz.

Kathrin Passig

6.3.2006

Das rettende Skype ist nah

Die Chatgeschäfte der Zentralen Intelligenz Agentur sind immer noch beschwerlich. Hier unterhalten wir uns in einem Messenger (vermutlich MSN beziehungsweise Trillian als Frontend), gleichzeitig scheint es nebenan noch einen IRC-Chat zu geben. Aber Rettung durch Skype zeichnet sich bereits ab. Man findet dort die Menschen unter Klarnamen! Bonustrack: Ab Sommer soll „das Second Life Projekt“ endlich mal beherzter angegangen werden.

Session Start (netpassport@kulturindustrie.com:Group Conversation 29657): Mon Mar 06 11:41:15 2006
[11:41] Habakuk: Ich versuchs noch mal.
[11:41] Habakuk: Wieso fliegt denn immer einer raus?
[11:41] Habakuk: Irgendjemand da?
[11:41] Kathrin: ich bin jetzt nebenan
[11:42] Kathrin: aber meinetwegen auch hier
[11:42] Habakuk: Ich finde kein mirc zum runterladen.
[11:42] Kathrin: „ist Josef immer noch auf Lanzarote?“, sagte ich
[11:42] Habakuk: der ist eigentlich da, aber sagt, er hätte noch kein trillian und die userdaten von uns nicht und son zeug.
[11:42] Kathrin: mirc bei Google eingeben, erster Treffer
[11:42] Kathrin: mirc.com
[11:43] Habakuk: Er versuchts gerade zu installieren.
[11:43] Kathrin: ächz
[11:43] Habakuk: bei mirc.de muss man eine emailadresse für den persönlichen downloadlink hinterlassen.
[11:43] Kathrin: die ZIA muss dringend technikaffiner werden
[11:44] Habakuk: Es erodiert immer alles wie alte links.
[11:44] Kathrin: sonst sag ich in Interviews nie mehr, dass wir „eine virtuelle Firma“ oder dergleichen sind
[11:44] Munibert: (^_^)

[11:44] Habakuk: Wohl gesprochen. Liest Munibert mit?
[11:44] Habakuk: ah.
[11:44] Habakuk: Hallo Firma.
[11:44] Kathrin: und was ist das Problem, hast du keine Mailadresse?
[11:45] Habakuk: Doch, aber es kommt nichts.
[11:45] Munibert: (-_-)zzz
[11:45] Kathrin: ich seh schon, wir müssen dringend mehr ircen und Trillian benutzen
[11:45] Kathrin: damit das nicht erst im Ernstfall auffällt.
[11:45] Munibert: (-_-)
[11:45] Kathrin: sollen wir noch auf Josef warten?
[11:45] Habakuk: Es gibt tolle neue Emoticons mit geräuschen.
[11:46] Habakuk: Munibert kann uns ja derweil mit seinen Emos unterhalten.
[11:46] Kathrin: also, hat es Sinn, auf Josef zu warten?
[11:46] Habakuk: Schätze mal schon.
[11:46] Munibert: (^-^)
[11:46] Kathrin: wie schwer kann es sein, mit einem Tag Vorwarnzeit Trillian zu installieren?
[11:46] Habakuk: Wir können ihm ja mal alle unsere Hotmailteile schicken, per mail, dann gehts vielleicht schneller.
[11:47] Munibert: (>_<)
[11:47] Kathrin: schickst du ihm meins mit? netpassport@kulturindustrie.com
[11:47] Kathrin: mein Rechner ist so lahm, wenn ich jetzt was maile, bin ich zehn Minuten weg
[11:48] Kathrin: man kann die Emoticon-Umwandlung übrigens abschalten, unter File-Options-Emoticons
[11:48] Habakuk: Munibert?
[11:48] Munibert: U•I•U
[11:48] Munibert: meine daten?
[11:48] Habakuk: Schon geklärt.
[11:48] Munibert: bongozongo@hotmail.com

[11:49] Habakuk: stimmt nicht: bongozongo36
[11:49] Munibert: erwischt!
[11:49] Munibert: (•x•)
[11:49] Munibert: bzw.: (>_<)
[11:50] Habakuk: Dieses skypen könnte tatsächlich auch interessant sein. Munibert, hast Du skype?
[11:50] Habakuk: In 5 Minuten fangen wir an.
[11:50] Kathrin: mit oder ohne Josef?
[11:50] Munibert: ich weiss noch nicht, what es is... telefon über web? geht das auch mit diesem aol messenger?
[11:50] Kathrin: irgendwie geht es ihn ja mit am meisten an.
[11:51] Kathrin: nein, das geht nur mit der Skype-Software, die ist kostenlos
[11:51] Kathrin: und installiert sich fast von selbst
[11:51] Habakuk: Aber es ist auch mal wieder typisch...
[11:51] Kathrin: du brauchst aber ein Mikro
[11:51] Kathrin: entweder in einem Headset oder dein Rechner hat eins eingebaut.
[11:51] Munibert: hab ich im comp
[11:51] Habakuk: Es kann aber auch messenger so wie hier und ist weniger anfällig
[11:51] Kathrin: Skype ist toll, installier das mal.
[11:51] Munibert: jetzt installieren?
[11:51] Habakuk: Für veraltete accounts etc.
[11:51] Kathrin: nein, nicht jetzt
[11:51] Kathrin: aber bald.
[11:51] Habakuk: Man findet die menschen unter klarnamen.
[11:52] Munibert: ok chefs
[11:52] Kathrin: ja, das Skypetelefonbuch ist allein schon toll
[11:52] Munibert: kenn dat noch nich alta
[11:52] Habakuk: Man kann Girls aus Deiner Umgebung kennenlernen, die angeskypt werden wollen
[11:52] Habakuk: Jede Menge, tonnen von

[11:52] Munibert: Dafür brauch ich kein Skype alta
[11:53] Munibert: hab ne festnetzflatrate
[11:53] Habakuk: Ok, Du machst sie auf der Straße klar, verstehe
[11:53] Munibert: anonym
[11:53] Munibert: bin dann meist nackt
[11:53] Kathrin: aber die Festnetzflatrate gilt bestimmt nur innerhalb von Deutschland und ins Festnetz
[11:53] Kathrin: Skype dagegen! Kanada! Alles!
[11:54] Kathrin: ausserdem Telefonkonferenzen leichtgemacht
[11:54] Munibert: ach so, das sind dann die girls aus meiner umgebung oder was?
[11:54] Kathrin: und ein Messenger mit dabei
[11:54] Munibert: bin überzeugt
[11:54] Habakuk: Ich finde auch, das Second Life Projekt sollte Ab sommer beherzter angegangen werden.
[11:54] Munibert: will aber auch realen sex haben
[11:54] Munibert: (^-^)
[11:55] Munibert: so, mann , worum gehts hier
[11:55] Habakuk: Lass mal die Scheiß-Emoticons, die nerven
[11:55] Kathrin: schalt sie halt ab, Habakuk, siehe oben
[11:55] Munibert: ich find die cool
[11:55] Habakuk: Auch abgeschaltet nerven sie
[11:55] Kathrin: kann mal jemand Josef anrufen und fragen, was das Problem ist?
[11:55] Habakuk: Mache ich.
[11:55] Munibert: evtl. anskypen?
[11:56] Munibert: ich steh voll auf Queens of the Stoneage
[11:57] Munibert: ich mach auch gerne sport
[11:57] Habakuk: er versuchts jetzt mall.
[11:57] Munibert: am liebsten hänge ich mit meinen freunden ab.
[11:57] Habakuk: Mein trillian hat übrigens die ganzen Kontakte selbst mit rübergezogen. Serverseitig. Fand ich sehr geschmeidig.

[11:58] Munibert: (°o°)
[11:58] Habakuk: Bei Open Office zerschießt es noch manchmal die Sonderzeichen in bestimmten Formaten.
[11:58] Habakuk: Aber Grundsätzlich eine echte Option, zumal man daraus PDFen kann.
[11:59] Munibert: iRiver oder iPod???
[11:59] Habakuk: Was ist iRiver?
[11:59] Munibert: ein globaler mp3 Player
[12:00] Kathrin: was heisst global in dem Zusammenhang?
[12:00] Munibert: nur ein quatsch wortspiel...
[12:00] Munibert: das jobwunder in personalunion
[12:01] Habakuk: Wie würde das mit Skype-out funktionieren aus Kanada? Das ist doch nicht umsonst.
[12:02] Habakuk: Gibt es eigentlich eine Zeit, bei der Du in Kanada, Christian in Peking und wir in Berlin wach sind? Nur mal so für die Zukunft?
[12:02] Kathrin: nein, es kostet Geld, aber weniger als normale Telefonate
[12:02] Kathrin: ich glaube, so 2 Cent die Minute
[12:02] Habakuk: Das geht ja. Aber brauchst Du nicht ein Amerikanisches Konto dafür?
[12:02] Kathrin: ausserdem, das ist der Hauptgrund, ist der Festnetzanschluss hier kaputt, und Aleks könnte sonst seine Eltern nicht mehr anrufen.
[12:02] Kathrin: ich glaube, das geht via Kreditkarte.
[12:03] Habakuk: Geschmeidig, diese neue Technik.
[12:03] Kathrin: ich weiß leider nichts über die Zeitzone von Peking und Schmidts Tagesrhythmus
[12:03] Munibert: da steht aber free und forever
[12:03] Kathrin: ja, es sind nur SkypeOut und SkypeIn, die Geld kosten
[12:03] Habakuk: Was willst Du uns sagen, Munibert?
[12:03] Kathrin: wenn man sich nur von Skype zu Skype unterhält, kostet es nichts
[12:03] Habakuk: Ach so.
[12:03] Kathrin: nur die Übergänge ins Festnetz, die kosten.

[12:04] Munibert: also wie gehts weiter?
[12:04] Habakuk: Godot scheint noch Probleme zu haben.
[12:05] Kathrin: was kann denn daran so schwierig sein?
[12:05] Habakuk: Ich verstehe es auch nicht.
[12:06] Munibert: der versucht doch mit seinem arsch zu tippen alta

Kathrin Passig

1993 bis 2006

malamut pusnet

Zwischen 1993 bis 2006 benutze ich eine kleine Stereoanlage von Technics. Auf dem Display wechselt dank RDS der Name des Senders mit dessen Slogan ab. Im Frankfurt am Main der späten 1990er Jahre ist das zum Beispiel "planet radio", gefolgt von "maximum music". Allerdings fasst das Display nur acht Buchstaben und wechselt die Wörter zu allem Überfluss nicht auf einen Schlag aus, sondern in Form eines lustigen Musters und zudem sehr langsam. Das führt dazu, dass zu meiner großen Freude für eine Sekunde immer wieder die Wörter "malamut" und "pusnet" auf der Anlage stehen.

Gabriel Yoran

4. April 2006

1 MB Transfer ist frei, das reicht doch

Diesen Eintrag habe ich 2018 in meinem eigenen Weblog wiedergefunden, und es ist bei all den antiquierten Inhalten schwer vorstellbar, dass das nur 12 Jahre her ist. Ich bin nicht mehr sicher, welches Handy ich damals hatte, ich glaube, es war ein Nokia-Slider-Modell.

Heute smst mir mein Mobilfunkbetreiber, dass die mobile Email ab Mai abgedreht wird. Was!? Der Text verrät, dass es in Wirklichkeit nicht ganz so schlimm, sondern eigentlich eine Umstellung ist. Man hat jetzt keinen eigenen Mailaccount mehr beim Mobilfunkbetreiber (den ich ohnehin nie wollte), sondern *darf* eine "normale" Email-Adresse abrufen (dass das mit dem mobile Opera über Webmail längst funktioniert, verschweigt man) – und das für nur 5 € / Monat, 25 MB Transfer inkludiert.

Das klingt ja, besonders vermutlich für datendienstmäßig Schlimmeres gewohnte deutsche Ohren, nicht sonderlich teuer. Tatsächlich ist es aber so, dass ich im letzten Jahr nie mehr als eineinhalb MB verbraucht habe – und 1 MB Transfer war bisher frei, jedes weitere angebrochene kostet 1,50. Was de facto heißt, dass ich – und nicht nur ich – € 3,50 im Monat mehr bezahlen würde, für ein Transfervolumen, das ich keineswegs brauche. Also, wenn ich das Angebot in Anspruch nehmen würde. Was ich ja dank mobile Opera nicht muss.

Andrea Sturm

Mai 2006

Was Anrufe der Mutter und Telefon-SPAM manchmal gemeinsam haben (jedenfalls technisch gesehen)

Die Telefonanlage verrichtete ihre Dienste problemlos und ich hatte Lust, etwas zu basteln.

In letzter Zeit hatten mich einige Werbeanrufer genervt, die teilweise von immer denselben Rufnummern oder gar mit unterdrückter Rufnummer in der Liste "verpasster Anrufer" zu finden waren.

Meistens rief ich zurück, wenn ich die Nummer noch nicht kannte, denn die interessantesten Themen für telepolis und andere Abnehmer von Artikeln kamen "von draußen", also auch per Telefon, auf meinen Tisch. Die Liste nerviger Rufnummern wurde jedoch immer länger und unübersichtlicher.

Die Telefonanlage hatte einen Klinkenstecker, über den ich eine Wartemelodie beim Weitervermitteln eines Anrufs einspeisen konnte. In einem Forum fand ich eine Methode, wie man Anrufer mit bestimmten Rufnummern auf einen internen Apparat umleiten kann. Sie hören dann, bis der Anruf entgegen genommen wird, die Wartemusik.

Das war perfekt. Ich hatte auf einer CD aus irgendeiner Computerzeitung einen Sprachsynthesizer gefunden, suchte noch passende GEMA-freie Musik und nahm die Ansage auf

> Dieser Anruf kostet nach dem Piepton einmalig 9,95,€

Dann kam ein Pieps.

Ich mischte die Ansage (vermutlich per Audacity) in die Musik, spielte sie als MP3 auf einen ausrangierten Player, den ich mit einem Stück Holz in der Länge einer AAA-Batterie und zwei angeklemmten Kabeln an ein Universalnetzteil anschloss und die Ansage in Dauerschleife in die ISDN-Anlage laufen lies.

Die Liste nerviger Rufnummern leitete ich per Konfiguration direkt auf die Ansage weiter.

Nach zwei oder drei Wochen rief mein Bruder an. Ob ich einen neuen Telefonanbieter hätte. Unsere Mutter wollte mich anrufen, aber da käme seit Wochen eine komische Kostenansage.

Oh.

Ich hatte tatsächlich auch Anrufe mit unterdrückter Rufnummer umgeleitet, wie die unserer Mutter.

Volker König

3.5.2006

Der split mode treibt uns aus dem IRC zu Skype

[03.05.2006 02:48:34] Alexander Scholz says: da draussen ist eine split-mode seuche
[03.05.2006 02:48:44] Alexander Scholz says: ich zog mich deshalb hierhin zurueck
[03.05.2006 02:48:45] Kathrin Passig says: ja, ich merk es gerade
[03.05.2006 02:48:47] Kathrin Passig says: dann halt hier.

Quelle: Skypelog. Split mode war ein häufiges Problem im IRC: die verschiedenen IRC-Server verloren den Kontakt zueinander, und man konnte dann nur noch die Nutzer sehen, die denselben Server verwendeten wie man selbst. Anfang 2006 verwendeten wir offenbar IRC und Skype parallel.

Kathrin Passig

4.5.2006

Die teuerste Software, die ich besitze (und bezahlt habe)

Die teuerste Software, die ich besitze (und bezahlt habe), heißt Ulysses. Das ist ein Schreibprogramm für den Mac. Ich habe sie am 4. Mai 2006 für 116,- Euro gekauft, eine Bekannte hatte sie mir empfohlen. Ulysses ist ein Programm, um sehr lange Texte zu schreiben, ohne den Überblick zu verlieren. Bücher zum Beispiel. Es hat diverse nützliche Funktionen dafür. Die netteste aber, und auch die, wegen der ich es einst kaufte, ist die sogenannte Terminal-Ansicht. Der Bildschirm wird dabei schwarz, die Schrift gelb und es ist nur noch der reine Text zu sehen, keine Randspalten, keine Bedienleisten, keine Formatierungsmenüs, keine hüpfenden Knöpfe. So wie ganz früher. Sehr angenehm.

Leider schreibe ich nicht allzu oft Bücher, seltener zumindest, als die Betriebs-systeme von Apple überarbeitet werden. Jedes gefühlte Mal also, wenn ich Ulysses aus dem Keller meiner Festplatte hole, stürzt es ab, weil es mit dem inzwischen erneuerten Betriebssystem nicht mehr klar kommt.

Glücklicherweise scheinen die Leipziger Entwickler von Ulysses nette Menschen zu sein. Der Support reagiert schnell auf Mails und bislang habe ich immer kostenlos auf eine aktuellere Version upgraden können, die dann problemlos lief. Auch jetzt wieder. Die aktuelle, Ulysses III, müsste ich bezahlen. Aber es gibt eine frühere Komplettversion kostenlos zum Download, die mit meinem derzeitigen Betriebssystem klar kommt. Alles gut also.

Verwirrend fand ich immer nur die Bezeichnung der verschiedenen Programmversionen. Ich habe gerade von Version 1.6r2 aktualisiert auf Version 2.2.2 – die aktuellste aber klingt wie ein Rückschritt, sie heißt nun wieder 1.2.2 oder eben Ulysses III, was ein Fortschritt wäre. Der Nachfolger davon ist bereits angekündigt, unter dem Namen Ulysses 2.0.

Kai Biermann

19.5.2006

Ich melde mich bei last.fm an

Als Kategorisierungs- und Listenfreund sowie als Verfechter der Meinung, Menschen im Internet am besten über ihren Musikgeschmack einschätzen zu können, leuchten mir die Vorzüge von last.fm sofort ein, als ich davon erfahre. Am Anfang nutze ich hauptsächlich die Kernfunktion dieses sozialen Internetradiodienstes, d. h. ich gebe einen Bandnamen oder ein Musikgenre ein, und last.fm beginnt Lieder zu spielen, die mir gefallen könnten. Die Datenbank des Last.fm-Radios ist erfreulich groß (7 Mio. Songs lt. Wikipedia, Stand Juli 2014), sein großes Manko ist jedoch, dass Musikstücke nicht jukeboxmäßig direktangewählt werden können, weswegen es für halbwegs ernsthafte DJs ungeeignet ist.

Fortan „scrobble“ ich jegliche Musik, die ich über Winamp laufen lasse. Dabei entwickle ich einerseits einen gesunden Chart- und Statistikfetisch, andererseits einen ungesunden Hass auf fehlerhaft oder gar nicht getaggte MP3s. Am 1. Juli 2008 wird mein zehntausendstes gehörtes Lied registriert, am 17. Februar 2009 Nummer 12.345. Danach nimmt meine Scrobble-Aktivität ab, was vermutlich daran liegt, dass ich Musik immer öfter auf mobilen Geräten höre und mir sage ‘Naa, ich brauche nicht auch noch Musik zu hören, wenn ich am Computer sitze’. (Es gibt zwar auch Möglichkeiten, last.fm etwa mit dem Android-Musikplayer zu koppeln, aber das wäre des Trackings gar zu viel.) Bis zum 26. Juli 2014 hat last.fm 21.517 von mir gespielte MP3s von insgesamt 1104 Interpreten protokolliert. Zu diesem Zeitpunkt ist mir das Programm aber schon ziemlich egal. Lediglich das "“Event-System"” nutze ich noch ganz gerne, um mich über anstehende Konzerte meiner favorisierten Bands zu informieren.

Torsten Gaitzsch

30.5.2006

Soziale Netzwerke: Irgendwas muss ja dran sein

<bilch> ich glaube, das zentrale Problem dieser ganzen Friendster-artigen Websites ist, dass Freundschaft ausschliesslich im ersten Grad funktioniert
<bilch> das sieht man doch an fast allen Freunden aller Freunde.
<mjumjumju> da ist glaube ich sehr viel dran.
<mjumjumju> andererseits scheint es für andere leute ja gut zu funktioniern,sonst wären diese seiten doch laengst untergegangen, oder?
<mjumjumju> irgendwas muss ja dran sein
<mjumjumju> und new economykapital wirds nicht sein

Quelle: IRC-Log, bilch bin ich.

Kathrin Passig

Juni 2006

Carsharing wird benutzerfreundlicher, ich nutze es trotzdem immer seltener

Mein Carsharing-Anbieter StattAuto wird verkauft, fusioniert, zerlegt oder umbenannt, die Schreiben, die ich zu diesem Thema bekomme, deuten komplizierte Streitereien an. Man hat jetzt die Wahl, ob man sein Kundenkonto lieber bei Greenwheels weiterführen möchte oder bei DB Carsharing. Bei Greenwheels kann man nur in Berlin Autos ausleihen, bei DB Carsharing auch in vielen anderen Städten, also entscheide ich mich für die DB.

Spätestens jetzt – eventuell aber auch schon gegen Ende der StattAuto-Zeit – kann ich Autos online buchen (wenn auch auf sehr mühsame und umständliche Weise). Außerdem muss ich am Parkplatz des Autos nicht mehr nach dem Schlüsseltresor suchen, sondern brauche nur noch meine Kundenkarte an einen Sensor an der Windschutzscheibe zu halten, um die Autotüren zu öffnen. Der Zündschlüssel ist dann im Handschuhfach.

Die Beschreibung, wo das Auto parkt, fällt allerdings spartanisch aus. Und wenn man es gefunden hat, kann sich die Rückgabe immer noch schwierig gestalten, zum Beispiel bei Firmenparkplätzen, die man auf unterschiedlichen Wegen befahren und wieder verlassen muss. Eigentlich funktioniert das System nur dann gut, wenn man es regelmäßig nutzt, und zwar möglichst immer am gleichen Standort. Ich brauche aber nur ein, zwei Mal im Jahr ein Auto, und verbringe deshalb immer wieder viel Zeit mit der Suche nach dem gebuchten Auto oder seinen Parkplatzzufahrten.

Nach ein paar Jahren merke ich, dass es auch bei diesen wenigen Gelegenheiten eigentlich billiger ist, ein Taxi zu rufen oder den IKEA-Lieferdienst in Anspruch zu nehmen. Meine letzte Buchung (Stand 2014) hat im Dezember

2011 stattgefunden. Seitdem werden nur noch einmal jährlich die 90 Euro abgebucht, für die man eine niedrigere Selbstbeteiligung bei Schäden am Auto bekommt.

Kathrin Passig

Juni 2006

Sie befinden sich in einem hässlichen Dokument

Weil ich mich 2005 über die unansehnlichen Worddokumente der Kandidaten bei den Tagen der deutschsprachigen Literatur geärgert habe, schicke ich eine mit LaTeX erstellte PDF-Version von „Sie befinden sich hier“ nach Klagenfurt, die wirklich sehr schön aussieht. Ich werde das später noch oft bereuen. Es fängt schon damit an, dass die Veranstalter den Text fürs Publikum für Ort so vergrößern, dass er kaum noch Seitenränder hat. Später kopieren alle, die ihn weiterverwenden wollen, den Text aus dem PDF nach Word, so dass er defekte Sonderzeichen und harte Trennstriche enthält. In die traurigste Situation gerate ich im Oktober bei einer Lesung in Hamburg, deren Publikum genau so eine aus dem PDF herauskopierte Fassung auf Papier bekommen hat. Sie enthält nicht nur defekte Sonderzeichen und harte Trennstriche, sondern die Zeilen sind auch noch komplett falsch umbrochen. Es ist eins der hässlichsten Dokumente, die ich je gesehen habe.

Kathrin Passig

10.6.2006

Der Stock ist als Generalsoftware doch total unterschätzt

Alexander Scholz says: meine kollegen behaupten übrigens, das bei mac mitgelieferte ichat wäre um längen besser als skype
Alexander Scholz says: allerdings funktioniert es halt nur unter mac usern. ich brachte dagegen ein, daß es nicht ziel sein kann, alle macuser ideal zu vernetzen
Alexander Scholz says: sondern alles mit allem
Kathrin Passig says: aber bald werden alle Macuser sein, und dann ist der Streit beigelegt.
Alexander Scholz says: das hat windows damals auch gedacht
Alexander Scholz says: nein, ich will am ende meiner tage mit einem einzigen programm alles erledigen können
Alexander Scholz says: und zwar mit einem stock, genaugenommen
Alexander Scholz says: der stock ist als generalsoftware doch total unterschätzt

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

12.6.2006

Ich habe jetzt praktisch ein schwarzes, nur in weiß

[12.06.2006 04:27:37] Kathrin Passig says: welche Farbe hat noch gleich dein Macbook?
[12.06.2006 04:29:16] Alexander Scholz says: es ist, hm.
[12.06.2006 04:29:19] Alexander Scholz says: also, naja.
[12.06.2006 04:29:35] Alexander Scholz says: bitte, sei nicht so kleinlich.

schwarz wäre 200 dollar mehr gewesen
[12.06.2006 04:31:28] Kathrin Passig says: echt, das schwarze ist nur wegen der Farbe gleich teurer? ich wollte ja eigentlich gern so eines.
[12.06.2006 04:31:55] Alexander Scholz says: ja, das schwarze ist wie das weiße mit 80gb festplatte. ich habe mir die 80gb festplatte halt extra einbauen lassen
[12.06.2006 04:32:55] Kathrin Passig says: man erkennt also an der Farbe, was so alles drin ist?
[12.06.2006 04:33:04] Kathrin Passig says: ist ja wie in der praktischen Tierwelt!
[12.06.2006 04:33:07] Alexander Scholz says: nein, man kann natürlich aufrüsten, wie man will
[12.06.2006 04:33:14] Alexander Scholz says: ich habe jetzt praktisch ein schwarzes, nur in weiß

Quelle: Skypelog. Schwarz vs. Weiß war, soweit ich mich (Stand 2014) erinnere, damals tatsächlich ein Statusthema, und der Hauptgrund, das schwarze Macbook zu kaufen, war, dass es eben teurer aussah.

Kathrin Passig

14.6.2006

Flughafen, Herz der Einsamkeit

[14.06.2006 14:57:01] Kathrin Passig says: wo bist du?
[14.06.2006 14:57:10] Alexander Scholz says: in heathrow
[14.06.2006 14:57:38] Kathrin Passig says: verstehe. und kostet das Internet 15 Pfund pro Stunde?
[14.06.2006 14:57:49] Alexander Scholz says: nein, nur fünf.
[14.06.2006 14:58:22] Alexander Scholz says: aber dafür kommt es von alleine in den mac

[14.06.2006 14:58:49] Alexander Scholz says: ich habe mir eben einen globalen netzadapter gekauft, der angeblich jedes land beherrscht
[14.06.2006 14:58:55] Alexander Scholz says: irgendwo ist da bestimmt ein haken
[14.06.2006 14:59:50] Kathrin Passig says: fühlt man sich denn mit so einem kompetenten Mac tröstlich nabelschnurgleich mit der Welt verbunden, auch am Flughafen, dem Herz der Einsamkeit?
[14.06.2006 15:00:23] Alexander Scholz says: ja, weil alles plötzlich so ist, wie zu hause.
[14.06.2006 15:00:44] Alexander Scholz says: mailer, skype, alles da, man verreist praktisch mit seiner digitalen wohnung
[14.06.2006 15:01:02] Kathrin Passig says: und nicht nur wie ich mit einer Art Einmannzelt, durch das es durchregnet.
[14.06.2006 15:01:50] Alexander Scholz says: nur der akku wird bald aufgeben
[14.06.2006 15:02:18] Kathrin Passig says: es gibt in Heathrow Rechnerplätze mit Steckdosen, ich war da schon

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

Sommer 2006

Die Einrichtung eines Telefons steckt voller Überraschungen

Ich habe ein neues DECT-Telefon gekauft. Das wird natürlich sofort angeschlossen und eingerichtet. Die Einrichtung geschieht über einzelne Ziffern, die auf dem Telefon in entsprechender Reihenfolge gewählt werden müssen. Das sehr weitläufige Menü erstreckt sich über mehrere Ebenen und ist glücklicherweise auch in der Anleitung dokumentiert. Will ich beispielsweise mei-

ne Mailbox einrichten, muss ich erst mittels *1 den Menü-Modus aktivieren, dann kann ich durch Wählen der 2 (Mailbox), der 1 (neuer Ansagetext) und nochmals der 1 eine Ansage aufsprechen, die ich am Ende mit der #-Taste abschließe.

Bevor ich aber weitere Schritte unternehme, muss ich dem Telefon erst einmal mitteilen, auf welche Telefonnummer es hören soll. Ein Blick in die Anleitung sagt: Menü 1, dann wieder 1, dann 2. Das gebe ich also ins Telefon ein. Es tutet kurz, dann meldet sich eine Stimme: „Feuerwehr Köln?“

Ups, da habe ich wohl vergessen, mit *1 vorher das Menü zu aktivieren.

Johannes Mirus

30. Juni 2006

Sieg mit 1,5 s Verzögerung

Deutschland besiegt Argentinien im Viertelfinale der Fußballweltmeisterschaft 2006. Die Spannung im Elfmeterschießen wird in unserem Wohnzimmer aber ein wenig dadurch getrübt, dass unser Kabelfernsehen gegenüber DVB-T und Satellitenempfang etwa 1,5 s hinterher zu sein scheint. Die Straße, Nachbarn und das WG-Grillfest im Hof jubeln und trampeln immer schon, bevor wir ein Tor sehen können.

Thomas Renger, zuerst hier veröffentlicht

5.7.2006

Der Rechner ist mit nichts verbunden. Kein einziges Kabel!

[05.07.2006 22:00:43] Kathrin Passig says: eigentlich toll, wenn man sich z. B. Skype, also dieses Gespräch als eigentliche Welt vorstellt, dann öffnet sich einfach die Tür nach draußen immer in eine andere Gegend.
[05.07.2006 22:00:50] Kathrin Passig says: so ähnlich wie in „Howls Moving Castle“
[05.07.2006 22:01:29] Alexander Scholz says: mich fasziniert viel mehr, dass mein rechner mit nichts verbunden ist, kein einziges kabel
[05.07.2006 22:01:38] Alexander Scholz says: und doch kann man überall damit hin
[05.07.2006 22:01:45] Alexander Scholz says: tod dem kabel!
[05.07.2006 22:02:03] Kathrin Passig says: ja, du bemerkst das Fehlen des Kabels noch, kommenden Generationen wird da gar nichts mehr auffallen

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

26.8.2006

Der hüpfende LKW überzeugt mich

Beim Erlanger „Poetenfest“ ist die Riesenmaschine mit einer Installation vertreten, dem „Altar des Alltags“. Ein Teil der Software ist von mir, und als vor Ort noch Dinge zu reparieren sind, leiht Sascha mir sein 12-Inch-Powerbook. Ich weiß nicht mehr, warum; vermutlich hatte ich einen Windows-Laptop dabei, mit dem es aus irgendwelchen Gründen nicht ging. Obwohl ich mich

vorher viele Jahre gegen Macs gesträubt habe (Gründe vergessen, vielleicht war es nur der Preis), bin ich gleich sehr begeistert vom Powerbook und kaufe mir zwei Tage später selbst eines (gebraucht, 1050 €). Ein wesentlicher Faktor bei dieser Entscheidung war das hüpfende LKW-Icon des FTP-Tools Transmit.

Kathrin Passig

30.8.2006

Onkel Milgrams Open Mike und der fehlende Adapter zwischen Handy und Reizstromgerät

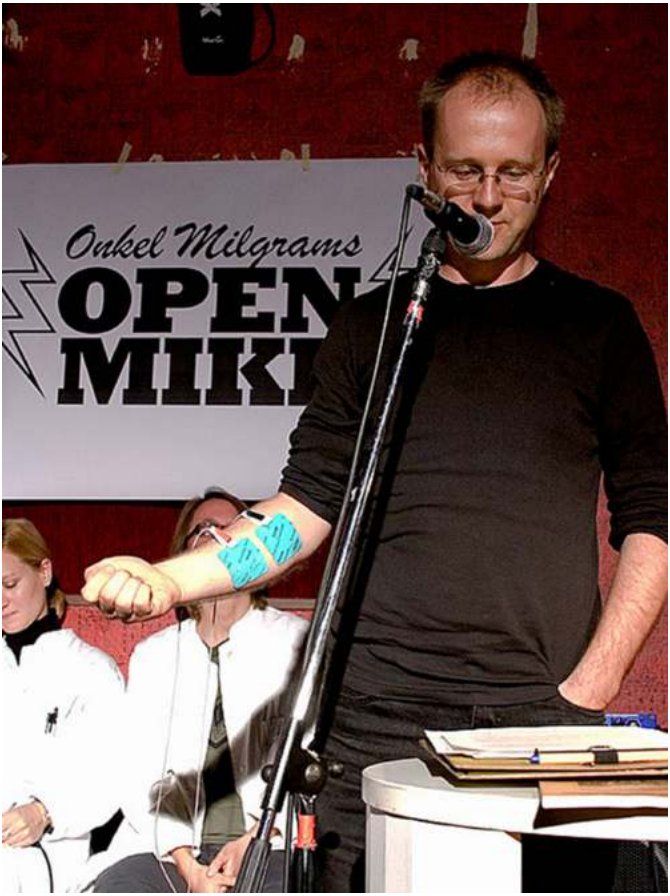


Foto: Johannes Jander

Die Zentrale Intelligenz Agentur veranstaltet eine Lesung mit dem Titel „Onkel Milgrams Open Mike“, Untertitel „Kunst muss wieder weh tun“.

Die Ankündigung lautet:

> 1961 untersuchte der Psychologe Stanley Milgram in seinem berühmt gewordenen „Milgram-Experiment“ die Bereitschaft seiner Versuchspersonen, anderen Menschen schmerzhafte Stromstöße zu versetzen.
> In einer Neuauflage dieses Experiments werden am Mittwoch, 30. August, 20.00 Uhr Autoren unmittelbarer als sonst erfahren, was das Publikum von ihren Texten hält: Freiwillige Vortragende werden mit einem medizinischen Reizstromgerät verkabelt, das vom Publikum gesteuert wird. Je schlechter der Text, desto britzeliger das Bühnenvergnügen. Anders als bei Milgram sind die elektrischen Schläge und ihre Empfänger echt, es steht den Vortragenden aber frei, die Bühne vorzeitig zu verlassen. Die Meinungsäußerung erfolgt anonym, damit die niederen Triebe der Zuhörer nicht in ihrer freien Entfaltung gehemmt werden. Die Dauer der Performance ist ein Produkt aus literarischer Qualität und Stehvermögen. So spannend kann Basisdemokratie sein!

Das medizinische Reizstromgerät haben wir bei einem befreundeten Krankenhaustechniker entliehen. Die anonyme Meinungsäußerung erfolgt per Anruf an eine von zwei Handynummern, die für „weiter aufdrehen“ und „runterdrehen“ stehen.

Das Reizstromgerät und die eingehenden Anrufe sind durch einen ausgefeilten Mechanismus miteinander verbunden: Zwei Praktikanten weisen die Anrufe ab, damit die Anrufenden nichts bezahlen müssen und die Leitung nicht blockiert ist. Die Praktikanten übertragen das Ergebnis ihrer Anrufzählung von Hand ans Reizstromgerät.

An dieser Stelle könnte eine Variation der Behauptung „wir hatten ja nix damals“ stehen, aber ich glaube, dieses Problem würde man 2014 nicht anders lösen als 2006. Wir haben ja immer noch nix.

Kathrin Passig

August 2006

Navigation zur See: gar nicht so schwierig, wie man immer liest

Ein Freund lässt mich sein Boot steuern. Um das Steuer herum liegen große, kompliziert aussehende Seekarten, die mich zum Glück nichts angehen, denn der Bootsbesitzer ist die Strecke schon einmal gefahren. Sein Boots-Navi erinnert sich daran und zeigt die Vergangenheit als Strich an, den ich nur mit dem Boot nachzuzeichnen brauche. Es ist nicht schwieriger als eine Koordinationsübung für Kleinkinder.

Kathrin Passig

Zweite Jahreshälfte 2006

Es liegt nicht an den Eltern: Das Navi ist wirklich unbenutzbar

Meine Eltern haben ein neues Auto mit fest eingebautem Navi (RNS 300, glaube ich). Sie klagen hin und wieder, es gelinge ihnen nicht so recht, sich damit den Weg irgendwohin weisen zu lassen, aber Eltern, das kennt man ja, sicher ist es in Wirklichkeit ganz einfach.

Dann fahre ich zum ersten Mal selbst im neuen Auto mit. “Lasst mich mal!”, sage ich, und “ich mach das schon!”, denn es ist auch eine meiner ersten Begegnungen mit so einem Wunderding. Bisher hatte ich nur mit Outdoor-GPS-Geräten von Garmin zu tun, und auch das nur selten.

Das Gerät sieht ungefähr so aus, und wer jetzt glaubt, die Eingaben geschähen etwa über einen Touchscreen, der täuscht sich. Man muss alles über Kombinationen aus den ums Display herum angeordneten Knöpfen eingeben. Schon ungefähr eine halbe Stunde später gebe ich auf und sage: “Ihr habt recht, es geht nicht, es liegt nicht an euch.”

Das Gerät ist meines Wissens ungenutzt geblieben. 2010 bekamen sie dann ein TomTom oder ein Garmin Nüvi, jedenfalls so eins, das man an der Windschutzscheibe befestigen und auch tatsächlich verwenden kann.

Kathrin Passig

September 2006

Dass das alles auf den iPod passt, kann ich kaum fassen

Ich habe mir in den USA einen iPod gekauft, weil er da viel preiswerter ist. Es sind nun mehr als 11.000 Songs auf ihm gespeichert und sogar Farbfotos aus dem zurückliegenden Urlaub. Ich hatte zwei 1-GB-Speicherkarten dabei (mehr war mir zu teuer), es sind also recht viele Bilder geworden. Dass das alles da drauf passt, kann ich kaum fassen, er ist nun allerdings auch randvoll.

Noch besser aber ist: Ich habe jetzt bei iTunes den Video-Podcast der “Tagesthemen” abonniert. Das heißt, dass ich nun auf dem iPod morgens in der Straßenbahn die Spätnachrichten des Vorabends sehen kann und also beim Betreten meines Büros viel aktueller informiert bin, als durch die Tageszeitung, die ja schon gestern am frühen Abend Redaktionsschluss hatte.

Robert Koall

1.9.2006

Ich weiß nicht, warum ich Metager nicht mehr nutze, aber dann fällt es mir wieder ein

Ich bin im ZDF Nachtstudio, um dort irgendwas über „Big Google – Die geheime Macht der Suchmaschinen“ zu sagen. Vor oder nach der Aufzeichnung fragt mich Wolfgang Sander-Beuermann, Leiter des Suchmaschinen-Labors der Universität Hannover und Geschäftsführer des Vereins SuMa e. V., warum ich Google benutze und nicht die von ihm betreute Metasuchmaschine Metager. Ich sage, dass ich Metager in den 90er Jahren oft verwendet habe, aber irgendwann aus Gründen, an die ich mich nicht mehr erinnern kann, komplett zu Google übergelaufen bin. Wolfgang Sander-Beuermann guckt vorwurfsvoll, und ich schäme mich ein bisschen. Erst nach der Veranstaltung fällt mir der Grund wieder ein: Metager war damals sehr, sehr langsam.

2014, beim Schreiben dieses Beitrags, merke ich, dass Metager noch existiert. Inzwischen ist es sogar schnell. Die Usability ist allerdings noch auf dem Stand von damals, und auch die Suchergebnisse sind eine Zeitreise: So war das Netz vor Google. Man muss nicht mehr durch ganz so viele Seiten mit Werbung und nur entfernt zum Thema passenden Ergebnissen waten, aber als Erinnerung, warum der Google PageRank eine gute Idee war, ist der Anblick ganz hilfreich.

Kathrin Passig

2006

Leider ist das Programmieren ganz schön umständlich

Ab der elften Klasse brauchen wir für den Matheunterricht einen grafikfähigen Taschenrechner. Der hat ein größeres Display als ein normaler Taschenrechner und kann zum Beispiel Funktionen plotten und ihre Extremstellen

und Ableitungen berechnen. Die TI-84 Plus werden über die Schule bestellt und kosten, wenn ich mich richtig erinnere, 85 Euro – unverschämt teuer, finde ich, und keine zehn Jahre später wird man für gut das Doppelte ein ganzes Smartphone kaufen können, das unendlich viel mehr kann.

Ich freue mich insbesondere darauf, weil unter uns Schüler*innen der Begriff „programmierbarer Taschenrechner“ kursiert, auch wenn unser Mathelehrer darauf besteht, dass unsere nur grafische seien, und programmierbar ein leistungsfähigeres Genre bezeichne. Egal, am Ende kriegen wir die Taschenrechner, und es gibt darauf eine mit „PRGM“ beschriftete Taste, und wenn man darauf drückt, kann man auch tatsächlich kleine Programme einspeichern und ausführen. Das reicht mir. Mit dem Taschenrechner kam ein knapp fingerdickes Heft, in dem alle Befehle recht ausführlich erklärt werden.

Leider ist das Programmieren ganz schön umständlich. Ich habe zu dieser Zeit auch schon seit einer Weile mit PHP rumgespielt, das im Vergleich doch wesentlich mehr kann. Zum Beispiel gibt es keine Möglichkeit, eine Zahl in einen String umzuwandeln, was mich sehr ärgert, wie kann man etwas so Grundlegendes weglassen! Es gibt nur eine Funktion, mit der man an einer definierten Position des Bildschirms etwas hinschreiben kann, und der man auch Zahlen übergeben kann, allerdings schreibt sie sie dann einfach linksbündig ohne führende Nullen. Eines meiner ersten Programme, es gibt in einer Dauerschleife die aktuelle Uhrzeit aus, überprüft deshalb jeweils für Stunde, Minute und Sekunde, ob der jeweilige Wert kleiner als 10 ist, und schreibt gegebenenfalls selbst die Null davor. Es gibt auch nur 26 verfügbare Variablennamen für Zahlen und nur zehn für Strings, und diesen Namensraum teilen sich alle Programme.

Außerdem werden die Programme nur sehr langsam ausgeführt, zum Beispiel kann man, wenn zeichenweise den Bildschirm vollschreibt, sehen, wie die Zeichen eins nach dem anderen auftauchen. Es gibt auch Funktionen, mit denen man Punkte, Linien und Ähnliches malen kann, aber auch die sind sehr langsam. So verliere ich doch recht schnell wieder das Interesse an der Taschenrechnerprogrammiererei.

Der Taschenrechner hat außerdem einen USB-Anschluss, mit dem man ihn mit dem Computer oder mit anderen Taschenrechnern verbinden kann. So kann man z. B. Programme auf andere Taschenrechner übertragen. Recht schnell tauchen von irgendwo diverse kleine Spiele auf und verbreiten sich so schnell in der Klasse, mit denen sich langweilige Deutschstunden wesentlich verkürzen lassen. Handys haben zwar damals schon Farbdisplays und mehr Platz, Rechenkapazität etc. als unsere Taschenrechner, sind aber in der Schule streng verboten und werden normalerweise sofort einkassiert. Bei einem Taschenrechner, immerhin Unterrichtsmaterial, haben die Lehrer*innen wohl größere Hemmungen, ihn uns wegzunehmen.

Trotz der beschriebenen Einschränkungen der enthaltenen Programmiersprache hat es zum Beispiel irgendjemand geschafft, damit ein ziemlich ausgefeiltes Bomberman zu programmieren. Tetris gibt es natürlich auch. Es scheint auch eine zweite Programmiermöglichkeit zu geben, jedenfalls taucht später ein Autorennspiel auf, bei dem sich die Strecke sehr schnell bewegt, schneller als das mit der mir bekannten Programmiersprache gegangen wäre. Auch kann man von diesem Programm nicht den Quelltext anschauen. Ich mache mir aber nie die Mühe, rauszufinden, wie das funktioniert.

Ich bin der Einzige meiner Klasse, der die Programmierbarkeit selbst nutzt. Es spricht sich aber schnell herum, dass sich hinter der PRGM-Taste eine Möglichkeit verbirgt, beliebigen Text in den Taschenrechner zu speichern und wieder anzeigen zu lassen. Vor Mathe- und Physikklausuren werden eifrig Formelsammlungen in den Taschenrechner getippt und mit den USB-Kabeln in der Klasse verteilt. Die Lehrer*innen wussten davon scheinbar nichts, jedenfalls wurde das nie kontrolliert, selbst vor den Abiklausuren nicht wirklich.

Arbeit erspart hat uns das alles nicht: Trotz Taschenrechner müssen wir die ganze Kurvendiskussion auch von Hand rechnen können, im Abitur gibt es einen Teil ohne und einen mit Taschenrechner. Meinen habe ich eh kurz

vorher verloren, so dass ich mir fürs Abi den meiner Schwester ausleihen muss. Macht aber nix: Für meine Informatik- und Physikvorlesungen an der Uni werde ich nicht mal einen normalen Taschenrechner brauchen.

Marian Sigler

8.9.2006

Toronto soll öffentliches WLAN bekommen und Berlin nicht

Ich schreibe in der Riesenmaschine bekümmert darüber, dass Toronto jetzt kostenloses öffentliches WLAN bekommen soll und Berlin nicht. Im ersten Kommentar erklärt Kai Lobo, er habe „öffentliches WLAN in der berliner innenstadt, für immer und umsonst“ zusammen mit Sascha Lobo gerade lanciert und die Umsetzung stelle sich „gar nicht mal so unrealistisch“ dar.

Anfang 2014 gibt es in Berlin immer noch kein öffentliches WLAN, und seit 2010 ist mir auch egal, ob es jemals kommt. Toronto hat übrigens auch immer noch keins.

Kathrin Passig

Juni 2005 und September 2006

Neuartige, total innovative Präsentationsmethoden

Die Kunsthochschule, für die ich seit kurzem arbeite, führt ein interkulturelles Projekt durch. Partner ist eine chinesische Universität, die auch Designer_innen ausbildet. Wir proben die Einführungsvorträge unserer Studierenden und dabei werde ich erstmals mit Beamertechnologie konfrontiert. Nach mehreren Pannen, die niemand zu beheben weiss und die mich fürchterlich ungeduldig machen, schlage ich vor, unseren Auftritt mit rein ana-

logen Mitteln einzustudieren, was wir schliesslich tun. Als die chinesische Gruppe dann hier ist, funktionieren alle Beamer tadellos. Wir präsentieren in Form von kleinen Sketchs und unter Zuhilfenahme lustiger Requisiten, ganz ohne Computer; unsere Gäste zeigen Powerpoint-Folien.

Ein Jahr später findet das Projekt in China eine Fortsetzung. Wir machen eine Studienreise und präsentieren jeweils abends unsere Vorarbeiten. Inzwischen gehe ich nicht mehr ohne Beameradapter aus dem Haus und habe mich an technische Kalamitäten gewöhnt; all unsere Inputs liegen auf meinem Computer und andere Formen sind nicht vorgesehen. Der von meinen Kollegen mitgeführte Beamer versteht zwar nur chinesisch, zeigt aber ohne Murren auch unsere Bilder und Folien. Eines Abends fragt mich eine der chinesischen Dozentinnen nach unseren neuartigen, total innovativen Präsentationsmethoden. Kollegen, die im Vorjahr in der Schweiz dabei gewesen seien, hätten ihr davon erzählt. Sie habe allerdings nicht verstanden, wie das gehen solle: ein Vortrag ohne Beamer. Wir versuchen es ihr im Laufe des Projekts zu demonstrieren, was aber uns aber nur mässig gut gelingt.

Franziska Nyffenegger

September 2006

UND WER BEZAHLT DAS???

Als Dozent für Mathematik und EDV in einem Programm für Hartz-4-Empfänger, die damit für das Arbeitsleben fit gemacht werden sollen, habe ich 50 Seiten mit Unterlagen zusammen gestellt, die ich auf einem Panasonic Multifunktionsgerät 40x kopiere, beidseitig.

Als der Mensch, der das Gerät in seinem Büro stehen hat, das sieht, bekommt er fast einen Herzinfarkt. Hauptsächlich wegen der Kosten, aber auch weil er Angst darum hat, dass sein Kopierer den Geist aufgibt. Dabei sind es

genau solche Aufgaben, für die solche Geräte ausgelegt sind. Aber er lässt sich nicht beruhigen. Zum Glück hat er es erst gemerkt, als ich schon fast fertig war.

Thomas Jungbluth

6.10.2006

Ich kaufe eine Speicherkarte für meine Kamera, auf die ein ganzes GB passt

Irgendwo zwischen Toronto und New Jersey finde ich die zweite Speicherkarte für meine Kamera nicht mehr (ich glaube, 64 und 128 MB). Ich kaufe zu einem vergessenen, mir aber sehr vertretbar erscheinenden Preis bei Staples eine neue, auf die ein ganzes Gigabyte passt. Kleinere gibt es dort gar nicht. 1 GB, nie werde ich das vollkriegen, denke ich.

Kathrin Passig

Oktober 2006

Google Maps als Offline-Navigationssystem, Überlegenheit der McDonald's-Gratiskarte

Wir mieten ein Auto und fahren von Toronto nach New Jersey. Weil ich weder eine kanadische SIM noch eine amerikanische noch ein Handy besitze, mit dem man mobiles Internet nutzen könnte, fotografiere ich vorher die Google-Maps-Wegbeschreibung ab.

Maps

12. Continue on **RT-33 E** - go **12 mi**

...

13. Take the **US-9 S** ramp to **Lakewood (RT-79)** - go **3.1 mi**
14. Bear **right** at **US-9** - go **2.9 mi**
15. Take the **I-195 E** ramp to **Shore Points** - go **7.0 mi**
16. Take the **RT-34 S** exit **35A** to **Garden State Parkway South/Brielle** - go **0.2 mi**
17. Bear **right** at **RT-34 S** - go **0.2 mi**
18. Take the **Garden State Parkway South** ramp - go **0.7 mi**
19. Merge into **Garden State Pky S** - go **3.9 mi**
20. Take the **CR-549** exit **91** to **Lakewood/Brick Twp.** - go **0.8 mi**
21. Bear **right** at **Lanes Mill Rd** - go **376 ft**
22. Turn **right** at **CR-549** - go **1.8 mi**
23. Turn **right** at **Sweeney Ave** - go **0.2 mi**
24. Arrive at Brick, NJ

These directions are for planning purposes only. You may find that construction projects, traffic, or other events have caused road conditions to differ from the map results.

Das Bild zeigt einen Ausschnitt, die gesamte Route passt auf drei Fotos. Man darf nur nie vom Weg abkommen, dann geht es auch so. Natürlich kommen wir sofort vom Weg ab. Den Rest der Strecke navigieren wir mit einer Gratiskarte, auf der alle McDonald's-Filialen Nordamerikas verzeichnet sind.

Kathrin Passig

Oktober 2006

Gratis-WLAN in jedem billigen Hotel. Natürlich nicht in Deutschland, haha

Wir fahren mit einem gemieteten Auto von Toronto nach New Jersey. Alle Motels auf dem Weg haben Gratis-WLAN. Immerhin ist das aber noch nicht vollkommen selbstverständlich, sonst müsste man es ja nicht dranschreiben.

In Deutschland ist kostenloses WLAN auch in viel teureren Hotels zu diesem Zeitpunkt nur eine ferne Utopie.

Kathrin Passig

17.10.2006

Internet via Handy, das ist, als würde man ein Auto mit einem Lagerfeuer betreiben

Aleks Scholz: ich war uebrigens in deinen fruehen morgenstunden auch wach.
Kathrin Passig: ja, aber ich halt eben ohne Internet, vielleicht brauch ich doch

mal eines für zu Hause
Kathrin Passig: ich habe sogar versucht, rauszufinden, wie das via Handy geht, aber das kann man natürlich nur rausfinden, wenn man Internet hat.
Aleks Scholz: internet via handy, das ist eine idee, die mir noch nie einleuchtete.
Aleks Scholz: das ist so, als wuerde man ein auto mit einem lagerfeuer betreiben
Kathrin Passig: das gab es im Krieg und danach, es hieß Holzvergaser oder so
Aleks Scholz: ich weiss. aber sind wir im krieg?

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

20.10.2006

Man kann sich Musikempfehlungen schicken (aber nicht anhören)

Aleks Scholz: großartiger song übrigens: kaiser chiefs, titel „na na na na na“
Kathrin Passig: versuch ihn mir doch mal zu recommenden, vielleicht hilft das
Aleks Scholz: hm, weißt du, wie das geht?
Kathrin Passig: nein, nie gemacht
Aleks Scholz: your recommendation has been sent to bilch. cool!

Quelle: Skypelog. Das Gespräch bezieht sich auf last.fm. Der Empfänger einer solchen Empfehlung kann sich das Verlinkte allerdings nicht anhören, weil last.fm aus rechtlichen Gründen eben ein Radio ist und einem nicht einfach vorspielen darf, was man sich wünscht.

Kathrin Passig

20.10.2006

Der Mac-VGA-Adapter: As nächste Gschäft wo so eps hat is hundertfuchzg Kilometer weida

Ich bin zu einer Lesung in Deggendorf eingeladen. Bei der Vorbereitung gibt es vielfältige technische Probleme: Wenig Internet im Elternhaus, die Unbeschaffbarkeit eines Mac-VGA-Adapters für den Beamer, „as nächste Gschäft wo so eps hat is hundertfuchzg Kilometer weida“ (in München nämlich). Ich frage, ob es sich nicht gerade dann lohnen würde, so einen Artikel zu bevorraten, aber: „Sie san ehrlich gsagt de Erste de wo nach dem fragt.“ Die Mac-CDs sind am PC meiner Eltern unlesbar, ich kann von meinem Rechner aus die Lesetexte nicht drucken, mein Vater will aber nicht, dass ich vom Notebook ablese. Ohne meinen Bruder, der unvorhergesehen anreist und sein Windows-Notebook mitbringt, hätte gar nichts funktioniert. Mit Apple scheint es sich ähnlich zu verhalten wie mit O2: Alles schön, geht aber nur in Großstädten.

Quelle: Skypelog, Erinnerung

Kathrin Passig

28.10.2006

Ich will kein Internet für zu Hause (aus drei Gründen)

Kathrin Passig: neulich versprach ich hier, mir endlich Internet für zu Hause zuzulegen
Kathrin Passig: davon bin ich nach einiger Überlegung wieder abgekommen
Kathrin Passig: soll ich Gründe nennen oder akzeptierst du es einfach widerspruchslos?
Kathrin Passig: ach, egal, also folgendermaßen:
Kathrin Passig: a) Möglichkeit, wenigstens zu Hause was zu tun, was nicht durch Maillesen alle 30 Sekunden unterbrochen werden muss
Kathrin Passig: b) Motivation zum Aufbruch ins Büro
Kathrin Passig: c) Teuer (DSL) bzw. kompliziert und doof (GPRS)

Quelle: Skypelog. Durch Maillesen unterbrochen werden! Was waren es für beschauliche, ungestörte Zeiten.

Kathrin Passig

28.10.2006

Schon nach 20 Jahren entdecke ich IMAP

Kathrin Passig: es wird dich mit deinem Pine nicht so interessieren, aber ich bin sehr begeistert von IMAP gerade: Mailverwaltung auf zwei Rechnern parallel und deckungsgleich, inklusive To-Do-Markierung
Kathrin Passig: bisschen langsam, aber toll!
Aleks Scholz: das klingt gut, ja.

Quelle: Skypelog. Den von Aleks benutzten Mailclient Pine gibt es seit 1989. IMAP ist allerdings auch nicht gerade erst erfunden worden.

Kathrin Passig

30.10.2006 und danach

Vom Buchbestellen zum Waschmaschinenkauf

Am 30.10.2006 bestelle ich zum ersten Mal bei Amazon ein Produkt, das kein Buch ist, nämlich einen Apple-Adapter von Mini-DVI auf VGA.

Ich bin Kundin seit ungefähr 1998. Genauer lässt es sich nicht sagen, weil Amazon 1999 beim Zusammenlegen meines US- und meines DE-Accounts gepfuscht hat und deshalb die Frühgeschichte einschließlich meines Wunschzettels verlorenging.

- Am 17.2.2001 erscheint schon mal ein „Titanic Book and Submersible Model“ in der Liste meiner Bestellungen, aber das versenkbare Plastikschiff ist immerhin noch Zubehör zu einem Buch. Davon abgesehen habe ich von 1998 bis 2006 nur Bücher und ein oder zwei CDs gekauft.

- Außerdem 2006: einen ferngesteuerten Minihubschrauber, wohl als Weihnachtsgeschenk.

- 2007 gibt es sechs Nicht-Buch-Bestellungen (unter anderem Zahnbürstenwechselköpfe und Batterien) und über 100 Bücher.

- 2008: Acht Nicht-Buch-Bestellungen, überwiegend Elektronik, aber auch ein Sitzball. Über 100 Bücher.

- 2009 sind es zehn Nicht-Bücher, darunter ein Duschkopf und ein Macbook. 54 Bücher.

- 2010 fange ich offenbar an, auch den nicht-elektronischen Haushaltsbedarf bei Amazon zu decken: Staubsaugerbeutel, Kontaktlinsen, Schreibwaren. 26 Bücher.
- 2011 kaufe ich eine Waschmaschine bei Amazon, außerdem erstmals auch Kleidung. 5 Bücher.
- 2012: 25 Nicht-Buch-Bestellungen, 21 Bücher (entweder zum Verschenken oder weil es sie nicht als E-Books gab).
- 2013: 21 Nicht-Bücher, 17 Bücher. Erstmals ein apothekenpflichtiges Medikament
- 2014: 5 Geschenke oder Haushaltsgegenstände, 5x Elektronik (darunter ein Smartphone), 4 Bücher, die es nicht als E-Books gab.

Ohne die Hilfe der Amazon-Bestellübersicht hätte ich vermutet, dass sich mein Bestellverhalten nicht ab 2006, sondern schon ab 2000 verändert hat. Außerdem dachte ich, ich hätte seit 2010 gar keine Papierbücher mehr gekauft, oder doch höchstens fünf pro Jahr.

Kathrin Passig

1.11.2006

Arbeitsunterbrechungen: immer noch nur durch E-Mail

Kathrin Passig: ich habe heute zur Bekämpfung der ständigen Arbeitsunterbrechungen beiden Thunderbirds den „Mail abrufen“-Button gezogen
Kathrin Passig: hoffentlich verrät mir nie jemand versehentlich den Tastaturshortcut.

Quelle: Skypelog.

Kathrin Passig

2.11.2006

Web 2.0 ist doch in ein paar Jahren schon wieder vorbei

Kathrin Passig: wie geht das mit der clickable map?
Aleks Scholz: das ist ja wohl standard html.
Kathrin Passig: ahso.
Aleks Scholz: glaube ich!
Aleks Scholz: man definiert halt bereiche in irgendeinem bild als link.
Kathrin Passig: nicht sehr Web 2.0, geht aber sicher.
Aleks Scholz: web 2.0 ist doch in ein paar jahren schon wieder vorbei.
Aleks Scholz: man muss robust denken.

Quelle: Skypelog. Ich habe clickable maps in den 90ern gemacht und frage hier entweder danach, weil ich vergessen habe, wie es geht, oder weil ich mir nicht vorstellen kann, dass es 2006 immer noch genauso funktioniert. Aleks' "web 2.0 ist doch in ein paar jahren schon wieder vorbei"-Aussage ist aber vermutlich auch nicht sehr ernst gemeint.

Kathrin Passig

7.11.2006

Ich bekomme einen Brief aus dem Internet

Ich bekomme einen Brief von Denic. Man weist mich darauf hin, dass ich immer noch Eigentümer der Domain assis2000.de bin und nun die Möglichkeit habe, diese löschen zu lassen. Täte ich dies nicht, würde Denic „die Wartung der Domain übernehmen" und dafür 58,- € p.a. in Rechnung stellen. Ich hatte schon völlig vergessen, dass es die Seite www.assis2000.de überhaupt noch gibt. Zusammen mit einem Schulfreund hatte ich die Homepage vor über sechs Jahren erstellt – das mit der „2000" in der URL war natürlich

sehr kurz gedacht (man befand sich halt im Millenniums-Hype). Die "“Wayback Machine"” von archive.org hat sogar mehrere Schnappschüsse der Seite gemacht, leider nur in Form kaputter Frames und spärlicher Informationen im Quelltext, z. B. meine Webmaster-Adresse und die Ankündigung von „Bildern“ und „Mathe-Hilfen“. Was es wohl damit auf sich hatte?

Im Mai 2014 ist die Domain assis2000.de nach wie vor unregistriert. Falls jemand Interesse hat . . .

Torsten Gaitzsch

November 2006

Zwischen Wiki und Google Docs

Skypelogs zufolge benutze ich schon für einige Dinge Google Docs („toll bei Googledocs: mehrere Leute können problemlos gleichzeitig editieren“). Allerdings noch nicht zum gemeinsamen Bücherschreiben. Das findet immer noch in einem Wiki statt.

Zwischenstand vom 13. November:
Kathrin Passig: übrigens haben mich die Google Docs schon fürs Lexikonwiki verdorben, ich versuche immer, den Text direkt zu ändern.
Aleks Scholz: mir gefaellt das wiki, es ist frugal, charismatisch und einfallslos, genau wie ich.

Kathrin Passig

12.11.2006

Kannst du mir mal bitte ein Dach-Zeichen geben?

Aleks Scholz: kannst du mir mal bitte ein dach-zeichen geben?
Kathrin Passig: ˆ
Aleks Scholz: danke
Kathrin Passig: ganz neue Lösung eines alten Problems
Aleks Scholz: ach, uralte lösung, leider

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

13.11.2006

Thunderbird ist einfach zu doof

Ich steige auf Apple Mail um, „Thunderbird ist einfach zu doof.“ Was an Thunderbird zu doof war, ist nicht überliefert.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

27.11.2006

Schön, aber nicht schön genug: Die Packstation

[27.11.2006 03:29:26] Kathrin Passig says: die Packstation gestern löste übrigens mein „für den Briefschlitz zu großes Päckchen liegt seit 10 Tagen hier rum“-Problem auch nicht
[27.11.2006 03:29:44] Aleks Scholz says: wie? wieso nicht?
[27.11.2006 03:30:13] Kathrin Passig says: nach endlosen Mühen gelangte ich an ein Auswahlmenü „Fachgröße wählen: S – M – L – Abbrechen“, in dem nur der Button „Abbrechen“ funktionierte
[27.11.2006 03:30:28] Kathrin Passig says: sonst nichts, keine Fehlermeldung gar nichts. erbost drosch ich mit der Faust auf den Touchscreen ein, aber erfolglos.
[27.11.2006 03:30:46] Kathrin Passig says: das bedeutet, wie ich heute am Telefon erfuhr, dass die Packstation voll ist.
[27.11.2006 03:30:57] Kathrin Passig says: „wird sie denn sonntags geleert“, fragte ich naiv
[27.11.2006 03:31:04] Kathrin Passig says: die Antwort enthielt drei mal die Wendung „natürlich nicht“.
[27.11.2006 03:31:37] Kathrin Passig says: man könnte gleich beim allerersten Schritt der Menüführung „Paket versenden“ erfahren, dass der Kasten voll ist, aber nein.
[27.11.2006 03:33:08] Aleks Scholz says: die packstation anrufen zu müssen ist schonmal eine so tolldreiste tolldreistheit, dass.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

3.12.2006

Schon nach einem halben Jahr entdecke ich die Zwei-Finger-Scrollgeste am Mac

Kathrin Passig: noch was Neues über den Mac gelernt, aber vielleicht weißt du das längst:
Kathrin Passig: man kann horizontal und vertikal scrollen, indem man mit zwei Fingern auf dem Touchpad herumfährt
Aleks Scholz: oh, danke
Aleks Scholz: man sollte menschen mit solchen features ausstatten.
Aleks Scholz: je länger man sie kennt, immer mehr interessante dinge findet man über sie heraus.
Aleks Scholz: oft ist es ja anders.
Kathrin Passig: das kommt nur davon, dass man so viel miteinander redet
Kathrin Passig: wenn man von Anfang an konsequent schweigt, gibt es auch nach vielen Jahren noch Interessantes zu entdecken.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

Ende 2006

Laufwerk B:

Ende 2006 bekommt unsere Firma einen neuen Server, neue Software, neue Rechner, alles neu. Wie in solchen Fällen üblich, hat man manche Probleme vorausgesehen, manche aber auch nicht.

Und so steht eines Tages der Buchhalter in meinem Büro, in der Hand eine 3.5”-Diskette. Sein Rechner habe dafür kein Laufwerk mehr.

Da hat er Recht. Auf Nachfrage erklärt er, dass er von der Schweizer Postbank die eingehenden Zahlungen auf Disketten in grauen Pappcouverts zugesandt bekommt. Die würden das durchaus auch online schicken, aber unser damaliger Chef glaubt nicht an das Internet, zumindest wenn es um Bankdinge geht. Keine restlos unvernünftige Haltung, jedoch eine von denen, für die Oscar Wilde das schöne Adjektiv “quixotic” erfunden hat.

Gleichviel, ich stehe vor dem Problem, im 21. Jahrhundert ein Diskettenlaufwerk zu besorgen. Rasch ergibt eine Recherche: es gibt sie durchaus noch zu kaufen.

Bald hat unser Buchhalter wieder sein Diskettenlaufwerk. Und, wie es sich für ein Dreieinhalbzolllaufwerk gehört, reiht es sich brav als Laufwerk B: ein. Es ist außerordentlich beruhigend, dass es noch Konstanten im Leben gibt.

Drago Starcevic

8.12.2006

Videoskype: Der Wahnsinn ist das wahrlich, man muss bald gar nicht mehr ausgehen

Wie das Pferd im Jahre 2006 den Gurkensalat fraß:

[08.12.2006 18:13:46] mtz2000 says: hallo!
[08.12.2006 18:14:02] mtz2000 says: wollen wir mal kurz video testen?
[08.12.2006 18:14:41] mtz2000 says: (bin nicht offline, tue nur so, sonst kommen lauter nachrichten von meiner neuen arbeit ..)
[08.12.2006 18:29:13] Kathrin Passig says: wusste gar nicht, dass das geht, offline tun.
[08.12.2006 18:29:22] mtz2000 says: ganz praktisch manchmal
[08.12.2006 18:29:32] mtz2000 says: so, ich rufe ich mal an, vielleicht siehst du dann video!
[08.12.2006 18:30:09] mtz2000 says: siehst du was?

[08.12.2006 18:30:14] mtz2000 says: hörst du was?
[08.12.2006 18:30:20] Kathrin Passig says: wenn du mich nicht hören kannst, ist mein Headset kaputter, als ich dachte
[08.12.2006 18:30:34] Kathrin Passig says: ich leg mal wieder auf.
[08.12.2006 18:30:37] Moritz says: ok.
[08.12.2006 18:30:43] Moritz says: hast du mich gehört oder gesehen?
[08.12.2006 18:30:47] Kathrin Passig says: sehen kann ich nichts, hm, warte ...
[08.12.2006 18:31:02] Kathrin Passig says: gesehen schon mal gar nicht.
[08.12.2006 18:31:16] Moritz says: vielleicht hast du nicht die neueste skypeversion..
[08.12.2006 18:31:37] Kathrin Passig says: doch, gerade nachgesehen, aber man wird, glaube ich, bei der Installation gefragt, ob man Wert auf Video legt oder nicht
[08.12.2006 18:31:38] Moritz says: apple ist seit kurzem erst mit video
[08.12.2006 18:31:50] Kathrin Passig says: bin am PC
[08.12.2006 18:32:01] Moritz says: aber da gehts eher ums senden. kuck mal einstellungen → video
[08.12.2006 18:32:13] Moritz says: kannst ja mal anschalten trotzdem
[08.12.2006 18:32:29] Kathrin Passig says: ja, war gar nicht an, versuchs noch mal jetzt
[08.12.2006 18:32:46] Kathrin Passig says: ah!
[08.12.2006 18:33:07] Kathrin Passig says: ja, du kannst mich zwar immer noch nicht hören, aber ich kann dich sehen
[08.12.2006 18:33:32] Kathrin Passig says: toll! das ist also diese Zukunft, von der man in letzter Zeit so viel hört.
[08.12.2006 18:33:41] Moritz says: der wahnsinn ist das wahrlich
[08.12.2006 18:33:52] Moritz says: man muß bald gar nicht mehr ausgehen

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

10.12.2006

Seit heute gibt es hier bei meiner Mutti DSL

Moritz says: servus!
Kathrin Passig says: ah, es gibt Internet in diesem Bayern
Moritz says: in der tat ist heute diesbezüglich ein feiertag!
Moritz says: wir haben zwar kein rotes bändchen zerschnitten wie bei einer autobahneröffnung – aber seit heute gibt es hier bei meiner mutti dsl. seit sieben jahren warten wir darauf. ihre isdn-rechnungen waren horrend.
Kathrin Passig says: deine Eltern haben auf ein 28.8er Modem upgegradet?
Kathrin Passig says: ah. fast richtig.
Moritz says: mein erstes modem hier war vierzehn vier.
ich weiß noch wie krass schnell isdn plötzlich war, fast 7kb pro sekunde.
Kathrin Passig says: ich würde jetzt gern mit einem 9600er Modem angeben, glaube aber, das stimmt nicht
Kathrin Passig says: dafür war es kiloschwer!
Moritz says: dein modem hatte bestimmt trotzdem mehr kilos als kilobytes.

Quelle: Ein Logfile, wahrscheinlich Skype.

Kathrin Passig

12.12.2006

Gleichzeitig dasselbe Dokument bearbeiten, ein herrliches Wunderfeature

[12.12.2006 01:26:36] Kathrin Passig says: hast du moralische Vorbehalte gegen Google Docs?
[12.12.2006 01:26:56] Moritz says: docs? anleitungen?

[12.12.2006 01:27:03] Kathrin Passig says: nein, das ehemalige Writely
[12.12.2006 01:27:21] Kathrin Passig says: da du schon last.fm misstraust, frage ich lieber.
[12.12.2006 01:27:23] Moritz says: suchmaschinenoptimierer? nein.
[12.12.2006 01:27:52] Moritz says: nein, warte, ich recherchiere es mir gerade selbst
[12.12.2006 01:27:56] Kathrin Passig says: nein, so was wie ein Wiki, nur einerseits viel besser, andererseits aber eben von und bei Google.
[12.12.2006 01:28:14] Moritz says: ja, sehe es gerade – das nutzt ihr?
[12.12.2006 01:28:36] Kathrin Passig says: ja, du musst aber nicht. ich kann's verstehen, wenn man sich da raushalten will.
[12.12.2006 01:28:48] Moritz says: google gegenüber bin ich noch eiiingermaßen vertrauenswürdig
[12.12.2006 01:29:04] Moritz says: kommt auf den nutzen an. wäre der groß?
[12.12.2006 01:29:07] Kathrin Passig says: sehr.
[12.12.2006 01:29:14] Moritz says: na dann :)
[12.12.2006 01:29:18] Moritz says: also account erstellen?
[12.12.2006 01:29:28] Kathrin Passig says: in der Geschichte der ZIA das mit Abstand produktivitätsförderndste Tool ever.
[12.12.2006 01:29:55] Moritz says: okay, warum habt ihr kein eigenes wiki . . . ?
[12.12.2006 01:30:14] Moritz says: weil es besser ist, dann teste ich es mal.
[12.12.2006 01:31:20] Kathrin Passig says: wir haben mehrere eigene Wikis, aber die sind umständlicher in der Bedienung, man kann nicht zeitgleich dasselbe Dokument bearbeiten und es gibt keine sinnvolle Userverwaltung (außer im Flugzeugträger MediaWiki, glaube ich)
[12.12.2006 01:32:14] Kathrin Passig says: (gleichzeitig dasselbe Dokument bearbeiten, ein herrliches Wunderfeature, ich weiß gar nicht, wie man jemals ohne auskommen konnte)
[12.12.2006 01:33:05] Moritz says: habe ganz gute erfahrungen gemacht mit dokuwiki

[12.12.2006 01:33:20] Moritz says: aber gleichzeitiges bearbeiten, nein, das kann es beileibe nicht
[12.12.2006 01:33:38] Moritz says: ist aber weniger flugzeugträger als mediawiki – sogar ohne sql
[12.12.2006 01:34:52] Kathrin Passig says: wir haben halt immer sehr unterschiedliche Leute, die an unterschiedlichen Projekten arbeiten (Problem der Rechteverwaltung und -vergabe) und dazu größtenteils leider sehr wenig technikaffin sind (ständig Ärger im Wiki).
[12.12.2006 01:37:16] Moritz says: vielleicht hilft es mir auch auf zwei laptops ordnung zu behalten :)
[12.12.2006 01:37:58] Kathrin Passig says: ja, ich habe nach wenigen Minuten meine gesamte Textproduktion nach Googledocs verlagert, eben weil man sie da a) auf beiden Rechnern und b) von überall zur Hand hat.
[12.12.2006 02:01:12] Moritz says: entstehen dort auch eure bücher?
[12.12.2006 02:01:38] Kathrin Passig says: bisher im Wiki, aber inzwischen ja

(...)

[12.12.2006 02:15:47] Moritz says: schön.
[12.12.2006 02:16:34] Moritz says: und viel flotter als ein wiki
[12.12.2006 02:16:50] Kathrin Passig says: ja, und man kann einfach während der Treffen da hineinprotokollieren, sogar zu mehreren, das ist so praktisch.
[12.12.2006 02:17:03] Kathrin Passig says: nix mehr mit hinterher Protokoll rummailen und so.
[12.12.2006 02:17:19] Kathrin Passig says: danke, Web 2.0!

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

16.12.2006

Alles ist schon perfekt außer Fahrradbeleuchtungen

[16.12.2006 21:56:24] Kathrin Passig says: du meinst, die Evolution hat gar nicht genau jetzt und heute den Punkt der höchsten Vollendung erreicht, ab dem nichts mehr geht?
[16.12.2006 21:56:34] Kathrin Passig says: bedenkliche Vorstellung.
[16.12.2006 21:57:07] Moritz says: hm unter umständen könnte es tatsächlich vielleicht noch eine weile weitergehen mit den entwicklungen
[16.12.2006 21:58:35] Kathrin Passig says: ja, obwohl alles schon perfekt ist außer Fahrradbeleuchtungen.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

16.12.2006

90 MB dauern eine halbe Stunde

[16.12.2006 21:59:42] Moritz hat die Datei „frv-sis.zip“ gesendet
[16.12.2006 21:59:52] Moritz says: achtung, eine 90mb-datei
[16.12.2006 21:59:58] Moritz says: mal sehen wie schnell das geht
[16.12.2006 22:01:16] Kathrin Passig says: halbe Stunde, heißt es hier

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

Ende der 90er bis 2006

Die Tragik meiner MiniDisc-Player

Ende der 1990er Jahre. Mit dem ISDN-Anschluss meiner Eltern habe ich die Welt von Napster entdeckt und lade mir einzelne illegale mp3s aus dem Netz. Doch wir haben keinen CD-Brenner und so kann ich meine Songs vorerst nur am PC hören.

Ein Klassenkamerad, dessen Steckenpferd DJ- und Audio-Equipment ist, zeigt mir sein Abspielgerät: Einen Sony MiniDisc-Player. Auf eine MiniDisc passen 80 Minuten Musik, wie auf eine CD, aber sie ist viel kleiner. Sie hat trotzdem digitale Qualität, weil die Daten über einen optischen Eingang aufgespielt werden können und mit speziellen Komprimierungs-Techniken kann man sogar ein Vielfaches der 80 Minuten aufspielen. Einen Mikrofonanschluss gibt es auch, so dass man direkt darauf aufzeichnen kann. Das wird irgendwann die CD ablösen, versichert er mir. Ich glaube ihm.

Zufälligerweise hat selbiger Klassenkamerad noch einen etwas älteren MiniDisc-Player, den er mir gebraucht verkauft. Ab sofort stelle ich meinen Musikkonsum also auf MiniDisc um und höre meine mp3s auch unterwegs. Die Komprimierung funktioniert zwar mit diesem Modell noch nicht und obwohl meine Kompaktanlage auch einen optischen Ausgang hat, gestaltet sich auch das digitale Überspielen von CD oft schwierig, was mich meist doch zu analogen Lösungen greifen lässt. Das Wichtigste ist aber: Ich fühle mich endlich mal als Teil einer audiophilen Elite, weil ich schon auf dem nächsten großen Ding höre, während der Rest der Welt noch Discmen umherschleppt.

Schon bald beginnt sich abzuzeichnen, dass der Weg wie immer natürlich nicht in Richtung Qualität, sondern in Richtung Komfort führt. Ich merke, dass sich höchstvermutlich eher Geräte durchsetzen werden, die vollständig auf Trägermedien verzichten und mp3-Dateien direkt abspielen können. Mein MiniDisc-Player aber ist für mich mit 17 Jahren das, was später für manche der Plattenspieler ist: Beweis dafür, dass man begriffen hat, worauf es bei Musik wirklich ankommt: auf das Damit-Angeben.

Deswegen kaufe ich mir sogar für mehrere hundert Mark einen neuen MiniDisc-Player, als mein erstes Modell (in meinem Rucksack) auf einem Parkplatz von einem Auto plattgewalzt wird. Zugegeben: Ich nutze ihn sogar einigermaßen produktiv, zum Beispiel, um Proben meiner Band mitzuschneiden. Ich verdränge die Tatsache, dass ich meine Felle längst davonschwimmen sehe und tröste mich damit, dass MiniDisc immerhin im professionellen Bereich, zum Beispiel bei Radiojournalisten noch immer viel genutzt wird. Auch in der Amateurtheatergruppe, bei der ich im Bereich Licht- und Tontechnik mithelfe, nutzen wir MiniDisc, um Musikeinsätze zu fahren, weil sie schneller reagiert und weniger stoßanfällig ist als CD.

Doch als ich 2001 von meinem ersten Zivigehalt meinen ersten eigenen PC mit CD-Brenner kaufe, schlagen die letzten Stunden des Players. CD-Rohlinge sind billiger als MiniDiscs, Brennen geht schneller als Überspielen, man kann die mp3s als Dateien statt als Audiotracks auf die CD brennen. Und so gut sind meine Ohren sowieso nicht.

2006 drehe ich im Sommer einen Kurzfilm und krame den MiniDisc-Player noch einmal hervor, um den Ton auf MiniDisc aufzuzeichnen. Doch wir haben kein geeignetes Mikrofon benutzt und der Ton ist kaum besser als der Kameraton – das Anlegen des MiniDisc-Tons in der Postproduktion wäre viel zu viel Aufwand für den Ertrag und so bleibt der Film unvollendet.

Wegwerfen oder verschenken möchte ich meinen MiniDisc-Player trotzdem nicht. Er ist ein Fall für's Technikmuseum. Memento meines kurzzeitigen Hybrisglaubens, ich könnte das Zeug zum Early Adopter haben.

Alexander Matzkeit

Um 2006

Diese Webseite zerstört sich in 365 Tagen selbst

Es war um 2005 herum, als eine Agentur die Webseite eines Telekommunikationskonzerns baute. Auf den Tag genau ein Jahr später, an einem Montag, bekam ich einen panischen Anruf von einer Mitarbeiterin der Web-Agentur.

Kundin: "Herr XY, die Seiten in unserem Projekt verschwinden alle."
Ich: "Was genau meinen Sie mit 'Verschwinden'?"
Kundin: "Naja, in der Baumansicht verschwinden Seiten und ich habe Tausende Seiten in meinen Aufgaben. Aber in der anderen Ansicht sind noch alle Seiten da."
Ich: "Bitte löschen Sie einmal den Cache!"
Kundin: "Oh Gott! Jetzt fehlen sie dort auch!"
Ich: "Ich weiß nicht, was das ist, aber schalten Sie den Server bitte schnellstmöglich aus und senden uns die Projektdatenbank."

Die Kundin tat, wie ihr geheißen. Die Seiten fehlten tatsächlich. Es stellte sich heraus, dass in dem Projekt ein globaler Wiedervorlage-Workflow aktiv war: Der Workflow legt nach Zeitraum X alle erstellten Seiten als Aufgabe vor, sodass die Redaktion entscheiden kann, ob die Seite noch gebraucht wird. In diesem Fall war eingestellt, dass die Seiten sonst nach Y Tagen gelöscht werden. Das Projekt war allerdings der Relaunch einer bestehenden Seite. Das heißt: Alle Seiten wurden an einem Tag per Script in das System überführt. Eingestellt war, dass nach 365 Tagen die Seiten als Aufgaben vorgelegt werden. Das passierte auch. Es war ein Sonnabend. Eingestellt war, dass nach einem Tag ohne Reaktion gelöscht werden sollte. Das war der Sonntag.

Als nun die Mitarbeiterin am Montag zur Arbeit kam, war der Löschprozess voll im Gange, und das mehrere tausend Seiten enthaltende Projekt war im Begriff, sich selbst zu zerstören. Als Kollegen das anhand der Datenbank rekonstruiert hatten, rief ich die Kundin an und teilte ihr mit, dass die Seiten unwiderruflich gelöscht seien und das sie wohl oder übel ein Backup ein-

spielen müsse. Nach wenigen Minuten erhielt ich einen Anruf – mit einem Tonfall, den ich nie vergessen werde. “Herr XY, das Backup ist nicht gelaufen.” – “Wie lange denn nicht?” – “Noch nie!”.

Das Backup war zwar in Auftrag gegeben worden, aber von der Datenbanktruppe nie eingerichtet worden. Da die Webseite selbst noch verfügbar war, nur das Redaktionssystem dahinter nicht mehr funktionierte, einigten sich Agentur und Datenbanktruppe darauf, Stillschweigen zu bewahren und Studenten zu organisieren. Diese brachten dann die Inhalte von der Website per Copy und Paste zurück ins Redaktionssystem.

Einige Jahre später wechselte ich den Arbeitgeber und ging zu einer neuen Agentur. Beim Mittagessen erzählten wir Kundenstorys, und ich erzählte diese hier und amüsierte mich köstlich darüber, wie man einen Selbstzerstörungsmechanismus in ein Projekt eingebaut hatte. Plötzlich wurde es still. Ich hatte vergessen, bei welcher Agentur das passiert war. In dem Moment wurde es mir klar.

Boris Crismancich

2005 oder 2006

Mein erster und letzter MP3-Player

Das Abspielen selbstgebrannter MP3-CDs auf einem bei Aldi gekauften Diskman erscheint mir nicht mehr zeitgemäß, und so muss was Neues her. Seit einiger Zeit gibt es den Apple iPod, aber der kommt für mich nicht in Frage, zu teuer, zu proprietär, zu wenig Speicherplatz, und überhaupt. Als, hm, preisbewusstem Käufer schwebt mir eine pragmatischere Lösung vor. Meine Wahl fällt auf den Vosonic VP3320, eine Art Gehäuse mit einfachem Display, MP3-Player und UKW-Radio, das mit einer 80 GB 2,5”-Notebook-Festplatte bestückt wird. Mit seinem SD-Kartenleser kann das Gerät sogar auch als Image Tank dienen, was mir besonders sinnvoll erscheint in Zeiten, wo jedes Megabyte Flash-Speicher in Gold aufgewogen wird.

Die Realität sieht ernüchternd aus: Das Gerät mit der vibrierenden Platte darin ist trummig und schwer, und der Coolness- und Usability-Faktor geht natürlich gegen Null. Das Ansteuern einzelner Alben auf der großen Festplatte ist langsam und mit vielem Knöpfedrücken verbunden. Der Player wird hauptsächlich im Bett verwendet. Kurze Zeit nach dem Kauf werden größere SD-Karten und kleinere MP3-Player erschwinglich, und nach ein paar Jahren stirbt die Festplatte in ihrem engen Zuhause den Hitze- oder Feuchtigkeitstod. Zum mobilen MP3-Hören wird seitdem nur noch das Handy benutzt.

Lukas Glimm

ca. 2002 bis ca 2006

Personal Digital Assistants

Als ich in die Bürogemeinschaft ziehe, bietet mir dort jemand seinen alten Palm V an. Ich liebe ihn sofort, da ich eine dunkle Vorstellung davon habe, dass er meine Daten im Büro, zu Hause und unterwegs synchron halten könnte. Also zumindest die Termine.

Ich nutze das Ding dann so begeistert, dass sich meine Handschrift in Richtung Palm Graffiti verändert.

Das erhoffte synchron-Halten gestaltet sich so: Im Büro nutze ich Outlook, dort steht auch die Docking-Station des Palm. Die Synchronisation klappt in der Erinnerung (2016) ganz gut.

Zu Hause steht ein Laptop und auf dem nutze ich die Kalender-Software, die dem Palm beiliegt. Um die Daten vom Palm herunter und auf den Laptop zu bekommen, stecke ich einen kleinen USB-Stecker mit Infrarot-Sender und -Empfänger in den Laptop. Den Palm lege ich auf einen sorgfältig zugeschnittenen Radiergummi, da die beiden Infrarot-Sender ganz exakt auf der gleichen Höhe sein müssen. Manchmal klappt die Synchronisation dann schon im dritten Anlauf. Scheint zuviel Sonne durchs Fenster auf den Schreibtisch, klappt es schlechter, habe ich das Gefühl.

Etwa 2005 wechsle ich dann auf ein Windows-Phone, später zum iPhone; beide haben USB-Stecker.

Meine Handschrift ist inzwischen vollkommen verkümmert.

Christian Fischer

Ende 1997/Anfang 1998 und dann bis Ende 2006

Das Diplom-Schlepptop

Für meine Diplomarbeit benötige ich einen Computer, auf dem ein Programm läuft, das ich in Turbo-Pascal geschrieben habe, und der eine I/O-Schnittstellenkarte mit diversen Ein- und Ausgängen ansprechen kann. Der Computer soll einen Messstand mit einem Messzyklus steuern, mit dem ich Reaktionstests vornehme und speichere. Da die Tests an verschiedenen Orten durchgeführt werden sollen, muss der Rechner transportabel sein. Die Karte stellt mir die Firma, in der ich die Diplomarbeit mache, den Rechner habe ich kurz zuvor ausgemustert, nachdem ihn mir mein ältester Bruder bereits Jahre zuvor vermacht hat. An ein Laptop ist natürlich nicht zu denken. Bislang habe ich noch nicht mal eins in Natura gesehen.

Foto aus meiner Diplomarbeit vom Schlepptop

Der Rechner ist ein 386er mit Hercules-Grafikkarte (monochrom) und einer 40 MB-Festplatte. Außerdem habe ich einen zur Grafikkarte passenden Schwarzweißmonitor, der aber eher hellgrau/dunkelgrau anzeigt. Ansonsten ist der Rechner mit einem 5,25”- und einem 3,5”-Diskettenlaufwerk bestückt.

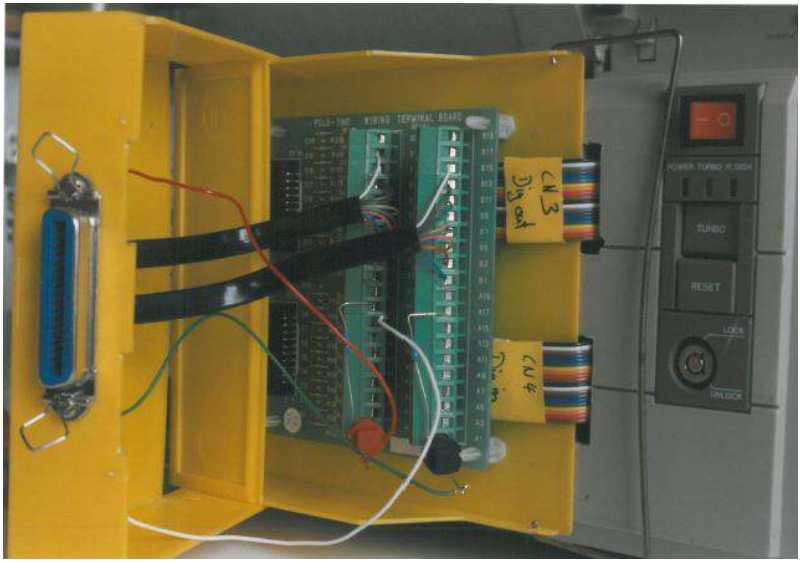


Foto aus meiner Diplomarbeit von der Diskettenbox mit der I/O-Karte

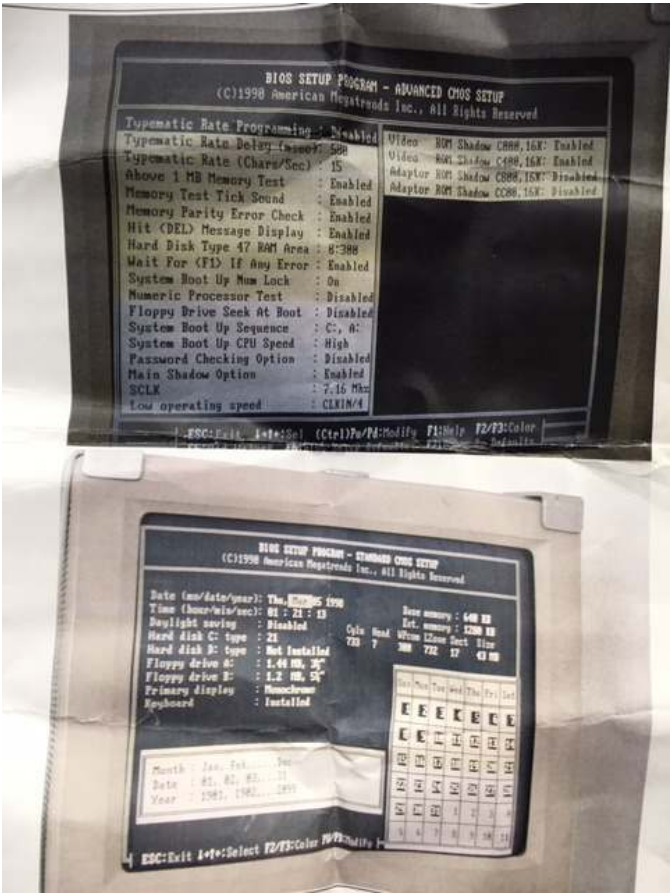
Die Schnittstellenkarte besteht aus zwei Platinenteilen: Ein Teil sitzt auf einem Steckplatz des Mainboards, der andere Teil hängt an zwei Flachbandkabeln. Daran werden meine Gerätschaften angeschlossen. Damit ich dafür nicht jedes Mal den Rechner aufschrauben muss, schlitze ich das Frontpanel und führe die Flachbandkabel dort hindurch. Die Anschlussplatine kommt in ein separates Gehäuse. Ich nehme dafür eine alte, gelbe Aufbewahrungsbox für 5,25”-Disketten und schraube sie samt Platine vorn links an das Frontpanel. Leider klappt sie sehr leicht auf. Damit sie geschlossen bleibt, bastle ich eine Klammer aus Schweißdraht. Die Verkabelung löse ich mit einer Centronics-Buchse. Dazu passende Kabel sind Standard zum Anschluss von Druckern und leicht verfügbar.

So richtig transportabel wird der Rechner erst, als ich zwei stabile Klappgriffe seitlich an das Gehäuse aus Stahlblech schraube, und den Monitor mit einem Gerippe aus vernieteten Aluminiumflachprofilen auf dem Rechner befestige. Das ganze Konstrukt wiegt nun zwar einige Kilos, aber es ist so allemal besser, als alle Teile einzeln von A nach B tragen zu müssen. Die Tastatur klemme ich derweil hochkant vor dem Monitor und meinem Bauch ein.

Letztes Bild (bereits digital) vom Schlepptop kurz vor meinem Umzug nach Berlin

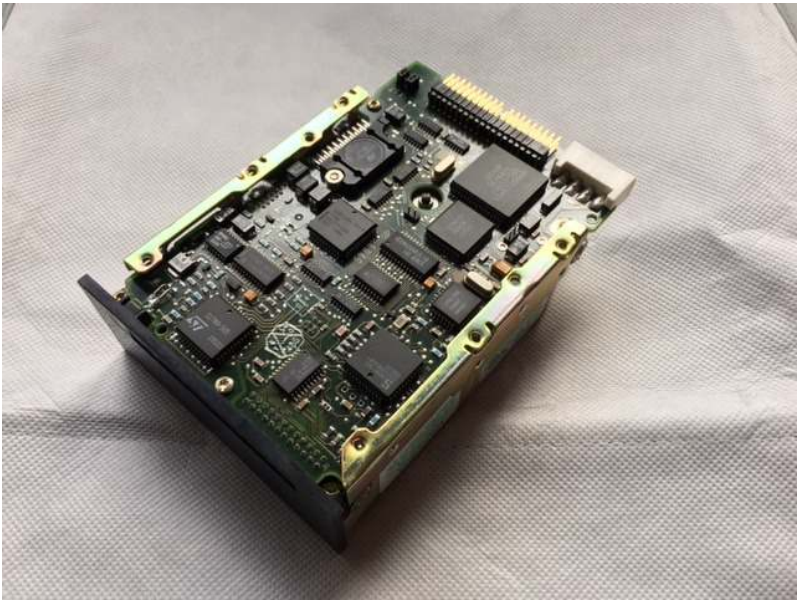
Für einen angehenden Ingenieur ist die Diplomarbeit die wohl größte Zäsur. Ich trete direkt nach Abgabe der Arbeit meine erste Stelle in der Firma an, die mich betreut hat. Dort steht das Schlepptop noch so lange, bis ich vom Münsterland nach Berlin wechsle. Zwischendurch bearbeite ich noch ein Turbo-Pascal-Programm zur Berechnung der Lichtverhältnisse abhängig von

Datum, Mond- und Sonnenstand so, dass Sommer- und Winterzeit bis 2007 richtig berücksichtigt werden. Da der Akku für den CMOS-Speicher längst kaputt ist, fotografiere ich die Konfiguration vom Bildschirm ab, drucke sie aus und lege sie in das Schlepptop-Gehäuse unter das 3,5”-Diskettenlaufwerk. Bei jedem neuen Einschalten muss ich erst ein paar Werte in das BIOS-Setup eintragen.



Abfotografierte und ausgedruckte BIOS-Konfiguration (Foto vom 3.11.2016)

Dann geht das Schlepptop den Weg alles Irdischen. Nur die Festplatte nicht. Die baue ich aus und lege sie weg. Warum auch immer.



Die Festplatte (Foto vom 3.11.2016)

Markus Winninghoff

2003 bis 2006

Durch Nichtstun besser leben. Beispiel: Online-Anmeldung für Klausuren weglassen

Seit so ungefähr Mitte 2003 muss man sich für alle Klausuren und Hausarbeiten an der Universität Göttingen online anmelden. Ich habe faktisch gar keinen Internetzugang, in meiner WG nicht, da gibt es nur ein Flurtelefon für

alle zusammen, und das Rechenzentrum macht um 16 Uhr zu. Kontrolliert wird die Anmeldung vor der Prüfung nicht, weshalb ich sie einfach weglasse. Stattdessen gehe ich nach jeder Prüfungsphase zum Prüfungsamt und bitte die netten Damen gut gelaunt um nachträgliche Anmeldung. Das läuft immer sehr unproblematisch.

Dieses Vorgehen ist auch vorteilhaft für die Übersicht der Studienleistungen, die man zum Examen vorlegen muss. Einmal wurde eine meiner Hausarbeiten mit „mangelhaft“ bewertet (durchaus ein Skandal, weil ich mir in den anderthalb Tagen vor meiner spontanen Reise nach Budapest wirklich Mühe gegeben hatte). Ein anderes Mal habe ich einen Klausurtermin verschlafen. In solchen Fällen sollte man nicht zu konsequent sein und nur die Prüfungen nachmelden, an denen man erfolgreich teilgenommen hat.

Piet Haverstorm

Silvesternacht 2006–2007

Überlastetes Mobilfunknetz

Die Silvesternacht verbringe ich mit Freunden auf und neben der Hohenzollernbrücke in Köln. Das ist die Brücke zum Hauptbahnhof, die direkt neben dem Dom beginnt bzw. endet.

Nachdem ich mir etliche Böller zwischen die Füße habe werfen lassen und von ein paar wildfremden Menschen mit Umarmung im neuen Jahr begrüßt wurde, möchte ich – braver Sohn und Bruder, der ich bin – meine Familie anrufen. Dazu nehme ich mein Mobiltelefon, aber kurz nach Mitternacht ist kein Durchkommen. Ich höre immer nur ein Besetztzeichen, egal, welche der drei Nummern ich probiere.

Als ich gegen 1 Uhr immer noch nicht durchgekommen bin, versuche ich es mit SMS, die wenigstens meine Schwester empfangen kann. Aber auch die wird abgewiesen.

Da ich sowieso schon wieder auf der Rheinseite mit dem Hauptbahnhof bin, gehe ich zu einem öffentlichen Münzfernsprecher im Bahnhofsgebäude und führe damit die Neujahrsgespräche.

Im Aufschreibejahr 2016 kann ich mich zwar nicht mehr an die Gebühren erinnern, die ich zu entrichten hatte. Aber ich bin mir sicher, dass es meine erste Benutzung eines öffentlichen Telefons war, seit ich ein Handy im Jahr 1998 erworben hatte. Und es ist bis heute, 25. Juni 2016, das letzte Mal gewesen.

(Johannes Mirus)

Um 2007

Die Einführung des Mobile-TAN-Verfahrens. Mit lustigen Aussichten für die nahe Zukunft

Die Ethikbank führt das „Mobile TAN“-Verfahren ein. In „Dinge geregelt kriegen – ohne einen Funken Selbstdisziplin“ schreiben Sascha Lobo und ich darüber:

„Wenn vor einer langweiligen oder unangenehmen Tätigkeit auch noch ein organisatorisches Hindernis steht, sind dreijährige Verspätungen unausweichlich. Hilfreich ist es daher, wiederkehrende technische Aufschiebegründe auszuräumen. Einige Banken schicken zum Beispiel TAN-Nummern bei Bedarf per SMS. So lassen sich nicht nur Überweisungen endlich von jedem Ort aus erledigen, sondern auch pro Jahr etwa 70 Stunden Suche nach dem TAN-Block einsparen. Natürlich können LOBOs[1] unmöglich die Bank wechseln. Aber falls sowieso ein neues Konto her muss, sollte man auf das Stichwort ‘mobileTAN’- oder ’mTAN’-Verfahren achten. Wahlweise hilft es, den TAN-Block abzufotografieren oder einzuscannen, wovon die Bank allerdings nie erfahren darf.“

1. Anhänger eines **L**ifestyle **O**f **B**ad **O**rganisation

Ende 2009 zieht auch die Deutsche Bank nach. Ich kann also endlich die abfotografierte TAN-Liste aus dem Speicher meiner Kamera löschen und Überweisungen von jedem Ort erledigen. Fast immer jedenfalls. Und nicht via Onlinebanking-App am Handy.

Dabei fällt mir ein (Stand März 2014), ich bin gespannt, wie man die eingetragene Telefonnummer ändern kann, denn das werde ich demnächst machen müssen. Ob man die neue Nummer wohl mit einer an die alte Nummer verschickten MTAN bestätigt?

Kathrin Passig

Um 2007

Ich bin zu langsam beim SMS-Schreiben und werde verspottet

M. macht sich über meine SMS-Tippgeschwindigkeit lustig. Er ist zehn Jahre jünger als ich und führt den Unterschied in unseren Fähigkeiten auf mein hohes Alter zurück. Ich glaube nicht, dass das stimmt, denn ich habe eine Freundin, die wiederum zehn Jahre älter ist als ich und schon um das Jahr 2000 herum SMS blind fast so schnell schreiben konnte, wie ich auf einer regulären Tastatur tippe. Wahrscheinlich kenne ich nicht genug Leute, die sich auch mal vom Rechner wegbewegen, und habe deshalb keinen Anlass, das SMS-Schreiben zu üben.

Kurze Zeit später werden die Ergebnisse irgendeiner SMS-Schnellschreibeweltmeisterschaft veröffentlicht. Ich reibe sie M. unter die Nase, denn alle Gewinner sind erst 14 Jahre alt, und die 16-jährigen Titelinhaber des Vorjahres mussten Staub fressen.

Inzwischen (Stand 2014) ist die Fähigkeit, Texte möglichst schnell auf den 12 Zifferntasten eines Mobiltelefons einzugeben, nicht mehr viel wert. Vermutlich besitzen die Preisträger von 2007 nicht mal mehr ein Gerät, auf dem sie ihre Weltklassefähigkeit demonstrieren können. Haha.

Kathrin Passig

Um 2007

Der theoretische Festnetzanschluss bekommt ein grünes Wählscheibentelefon, wird aber nicht praktischer

Wir haben im Büro bisher nur theoretisch einen Festnetz-Telefonanschluss, er ist im Internetzugang inbegriffen. Jetzt bringt Moritz zum Spaß ein grünes Wählscheibentelefon (FeTap 791 moosgrün) mit und schließt es an. Er benutzt es allerdings kaum, und die anderen Bürobewohner nutzen es gar nicht. Etwa zweimal im Jahr ruft uns jemand unter der Nummer an. Beim Auszug aus dem Büro 2011 kommt das Telefon in die frisch eingeführte orange Tonne, die kurz danach auch schon wieder abgeschafft wird.

Kathrin Passig

7.1.2007

iTunes, Weihnachtsoratorien und 60er-Kassetten

Aleks Scholz says: man gerät in große zweifel über seine geistige zurechnungsfähigkeit, wenn man sich von itunes ungeordnet, weil es anders nicht kann, das weihnachtsoratorium vorspielen lässt, das sozusagen fest im hirn eingebrannt ist
Kathrin Passig says: ja, früher war ich auch irritiert, wenn Songs plötzlich

vollständig gespielt wurden, die bei mir im Kopf halt da abbrachen, wo meine 60er-Kassette voll war.
Aleks Scholz says: so erzeugt neue technik im kern doch immer dieselben verstörungen.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

9.1.2007

Man wird erfahren, ob es ein Apple-Handy geben wird

[09.01.2007 19:04:01] Kathrin Passig says: in den nächsten zwei Stunden werden die neuen Mac-Gadgets verkündigt
[09.01.2007 19:04:32] Kathrin Passig says: man wird erfahren, ob es ein 12-Zoll-Macbook und ein Apple-Handy geben wird
[09.01.2007 19:07:08] Aleks Scholz says: oh
[09.01.2007 19:07:24] Aleks Scholz says: toll. aber wieso ist ein 12 zoll macbook soviel besser als ein 13 zoll?
[09.01.2007 19:07:42] Kathrin Passig says: ich will es dir sagen: weil es 1 Zoll kleiner ist!

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

9.1.2007

Die “nicht zu viele Web-2.0-Seiten besitzen”-Glaubensrichtung

Moritz says: zum glück habe ich jedenfalls nur 2 megapixel an diesem telefon, optimal zum verschicken.
Kathrin Passig says: aber willst du es nicht selbst flickern? Adresse der flickr group hast du ja jetzt.
Kathrin Passig says: sonst muss ich mich mit fremden Federn schmücken.
Moritz says: ja, hm. dann müsste ich ja mein flickerprofil beackern.
Moritz says: ich hänge der „nicht zu viele web2.0-seiten besitzen“-glaubensrichtung an.
Kathrin Passig says: ich habe mich immerhin bei friendster und orkut wieder verabschiedet, glaube ich, oder doch jedenfalls das Profil geleert.

Quelle: Ein Logfile, wahrscheinlich Skype.

Kathrin Passig

10.1.2007

Das Apple-Handy kann alles und hat nur eine einzige Taste

[10.01.2007 00:26:12] Aleks Scholz says: ah, es kommt also ein apple handy
[10.01.2007 00:26:26] Kathrin Passig says: ja, aber in Europa erst in Q4
[10.01.2007 00:26:33] Kathrin Passig says: aber dafür! kann es alles und noch mehr!
[10.01.2007 00:26:41] Aleks Scholz says: und es hat nur eine einzige taste.

[10.01.2007 00:26:46] Aleks Scholz says: ich will es sofort haben.
[10.01.2007 00:27:22] Aleks Scholz says: und mit ipod! toll.
[10.01.2007 00:32:08] Aleks Scholz says: toll, sms mit richtiger tastatur. vielleicht kann sogar ich damit mal eine sms hinkriegen!
[10.01.2007 00:32:32] Aleks Scholz says: und mit googlemaps. ach!
[10.01.2007 00:32:44] Kathrin Passig says: mit allem, ach!
[10.01.2007 00:32:55] Kathrin Passig says: man kann es schütteln, wenn es schlechte Musik spielt (hoffe ich jedenfalls)
[10.01.2007 00:33:01] Kathrin Passig says: (wozu sonst das Accelerometer?)
[10.01.2007 00:33:11] Aleks Scholz says: am besten finde ich ja: wenn man es dreht, springt der bildschirm auf querformat um.
[10.01.2007 00:33:25] Aleks Scholz says: so sollten alle gegenstände sein. wenn man sie dreht, springt die schrift um.
[10.01.2007 00:34:20] Kathrin Passig says: sicher hat es kleine Arme und Beine, mit denen es sich selbstständig am Kopf festhält, damit man selbst die Hand frei hat.

Quelle: Skypelog. Keiner von uns wird je ein Apple-Handy besitzen (Stand 2015).

Kathrin Passig

10.1.2007

Endlich! Handys ohne Kamera!

[10.01.2007 00:35:33] Kathrin Passig says: endlich! bei einem von den Sony-Ericsson-Handys steht unter „Features“ „ohne Kamera“
[10.01.2007 00:35:42] Kathrin Passig says: (ich kriege in zwei Wochen ein Vertragsverlängerungshandy)

[10.01.2007 00:36:00] Aleks Scholz says: ich warte auf ein handy, beim dem „ohne telefon“ als feature verkauft wird.
[10.01.2007 00:36:16] Aleks Scholz says: DANN schlage ich zu.

Quelle: Skypelog. Warum ich partout keine Kamera will, ist hier erklärt, ansatzweise jedenfalls.

Kathrin Passig

18.1.2007

Verschiedene unverschämte Forderungen

[18.01.2007 04:09:56] Aleks Scholz says: du warst bei k.?
[18.01.2007 04:10:39] Kathrin Passig says: die Bunnybesprechung war bei K.
[18.01.2007 04:10:43] Aleks Scholz says: ah
[18.01.2007 04:11:06] Kathrin Passig says: es gefällt mir nicht, dir so was mitteilen zu müssen, wofür habe ich denn die vielen Frontends zur Welt?
[18.01.2007 04:11:23] Aleks Scholz says: es stand nirgendwo.
[18.01.2007 04:11:34] Kathrin Passig says: Googlekalender, Googledocs, überall stand es
[18.01.2007 04:11:50] Kathrin Passig says: ich möchte mich mit dir nie mehr über Fakten unterhalten müssen, so
[18.01.2007 04:12:03] Kathrin Passig says: über Fakten muss sich unsere Software hinter unserem Rücken verständigen.
[18.01.2007 04:12:16] Aleks Scholz says: gern, aber im kalender steht nicht, WO das treffen ist.
[18.01.2007 04:12:18] Kathrin Passig says: mein Kalender muss alles selbstständig mit deinem ausmachen
[18.01.2007 04:12:23] Aleks Scholz says: dass es stattfand wusste ich natürlich

[18.01.2007 04:12:26] Kathrin Passig says: im Googledoc steht es aber.
[18.01.2007 04:12:51] Aleks Scholz says: ich sehe dieses googledoc aber gar nicht.
[18.01.2007 04:12:59] Kathrin Passig says: na gut. du gewinnst.
[18.01.2007 04:13:11] Aleks Scholz says: es muss anders und einfacher gehen.
[18.01.2007 04:13:32] Aleks Scholz says: schön wäre z. b., wenn skype das anzeigen könnte.
[18.01.2007 04:13:45] Aleks Scholz says: skype synchronisieren mit dem google-calender, hm?
[18.01.2007 04:13:53] Kathrin Passig says: Skype kann das ja anzeigen, via plazes
[18.01.2007 04:14:03] Kathrin Passig says: wenn man kein Mac-Notebook hat
[18.01.2007 04:14:28] Kathrin Passig says: und außerdem, wo blieben dann die lebenswichtigen Informationen über meinen last.fm-Konsum?
[18.01.2007 04:14:30] Aleks Scholz says: ich verstehe auch nicht, wieso es immer noch keine biochips gibt
[18.01.2007 04:14:47] Aleks Scholz says: die könnten das alles, sofort.
[18.01.2007 04:15:25] Kathrin Passig says: ich möchte auch bei last.fm nicht „Love“ klicken müssen, ich möchte, dass es das aus der Amplitude meines Sitzballgehüpfes extrahiert.
[18.01.2007 04:16:03] Kathrin Passig says: ach, hätte ich doch die gute alte taz-Technikkolumne noch, da könnte ich das alles fordern.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

Januar 2007

Mein letztes Non-Smartphone

Ich bekomme als Vertragsverlängerungshandy ein Sony Ericsson K700i. Es hat Bluetooth, eine Kamera und einen Browser. Das Handy-Internet kann man (via Bluetooth, glaube ich) auch am Macbook nutzen.

Kathrin Passig

26.1.2007

Ich habe kleine Festplatten, weil ich dem Musikbesitz abschwöre

[26.01.2007 02:12:26] Aleks Scholz says: so, mein backupversuch ist wohl gescheitert.
[26.01.2007 02:12:34] Aleks Scholz says: dann muss ich das halt wie immer auf dem mac machen.
[26.01.2007 02:13:17] Kathrin Passig says: was denn genau?
[26.01.2007 02:13:28] Aleks Scholz says: daten undso halt, vom alten rechner.
[26.01.2007 02:13:46] Kathrin Passig says: externe Festplatte! ich sag nur externe Festplatte! Lebensverbesserung galore.
[26.01.2007 02:13:47] Aleks Scholz says: es fehlen noch 1-2 gigabyte
[26.01.2007 02:14:03] Kathrin Passig says: sie passt an beide Rechner, und es passen alle drei Festplatten je 2x drauf.
[26.01.2007 02:14:27] Aleks Scholz says: nein, meine neue loesung ist: mac nur noch zum reisen verwenden, neuen laptop kaufen, auf dem linux laeuft, DANN externe festplatte.
[26.01.2007 02:14:45] Aleks Scholz says: alle drei festplatten je 2x, du scherzt, meine drei festplatten haben insgesamt 500gb
[26.01.2007 02:14:47] Kathrin Passig says: äh? aber warum das denn?
[26.01.2007 02:15:00] Kathrin Passig says: also warum ein Zweitlaptop mit Linux?
[26.01.2007 02:15:02] Aleks Scholz says: weil man dann nichtmehr darauf angewiesen ist, dass andere einem einen desktoprechner besorgen.
[26.01.2007 02:15:13] Kathrin Passig says: ich habe kleine Festplatten, weil ich dem Musikbesitz abschwöre
[26.01.2007 02:15:17] Kathrin Passig says: dann braucht man nicht so viel Platz.

[26.01.2007 02:15:27] Aleks Scholz says: ja, meinst du, ich besitze musik? da sind daten drauf.
[26.01.2007 02:16:22] Kathrin Passig says: so astronomische?
[26.01.2007 02:16:26] Aleks Scholz says: ja, so bilder
[26.01.2007 02:18:01] Kathrin Passig says: so, Wegwerfen heute: einen sehr großen Musikfolder gelöscht, einfach so!
[26.01.2007 02:18:15] Aleks Scholz says: aber der wiegt doch nichts
[26.01.2007 02:18:24] Kathrin Passig says: es geht ums Prinzip

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

27.1.2007

Internet via Handy am Notebook! Glück!

[27.01.2007 03:54:49] Kathrin Passig says: übrigens heute Handyvertrag verlängert, jetzt dann mit UMTS, und dann auch mit so was wie einer UMTS-Flatrate für Arme
[27.01.2007 03:54:54] Kathrin Passig says: also Internet auch zu Hause (in Grenzen)
[27.01.2007 03:54:56] Kathrin Passig says: und in Hotels)
[27.01.2007 03:55:03] Aleks Scholz says: was heißt für arme? datendurchsatz?
[27.01.2007 03:55:26] Kathrin Passig says: nachdem ich heute auf der Telefonrechnung gesehen habe, dass das bisschen Skypen mit dir aus dem Hotel in Hannover 45 Euro gekostet hat
[27.01.2007 03:55:51] Kathrin Passig says: es heißt 30 MB im Monat, aber Skype schluckt ja nicht so sehr viel, und wenn das wirklich gar nicht reicht, kann man es jederzeit erweitern.
[27.01.2007 03:55:51] Aleks Scholz says: wenn ich das gewusst hätte, hätte

ich nur wichtige dinge gesagt.
[27.01.2007 03:56:30] Aleks Scholz says: in schottland habe ich dann übrigens nur 8gb im monat oderso.
[27.01.2007 03:56:38] Aleks Scholz says: (weil es nicht mehr gibt)
[27.01.2007 03:56:42] Kathrin Passig says: oh Gott, wie soll das gehen?
[27.01.2007 03:57:00] Aleks Scholz says: oder waren es 20?
[27.01.2007 03:57:58] Aleks Scholz says: oh, das hat sich gerade in der letzten woche verändert, jetzt hat das beste internet dort keinen deckel mehr.
[27.01.2007 03:58:04] Aleks Scholz says: und genau das habe ich bestellt.

Wenige Tage später:

[10.02.2007 20:17:23] Kathrin Passig says: hurra!
[10.02.2007 20:17:34] Kathrin Passig says: endlich doch noch! Internet via Handy am Notebook! Glück!
[10.02.2007 20:17:48] Aleks Scholz says: wieviele goldene steine kostet das?
[10.02.2007 20:18:15] Kathrin Passig says: 10 Euro im Monat für 30 MB
[10.02.2007 20:18:26] Kathrin Passig says: 30 MB entspricht, das weiß ich jetzt, ungefähr einer Stunde Skype.
[10.02.2007 20:18:42] Aleks Scholz says: fuer skype oder mail sollte das rei..
[10.02.2007 20:18:44] Aleks Scholz says: ah. hm.
[10.02.2007 20:18:45] Aleks Scholz says: hm!

Quelle: Skypelog. Die 30 MB reichten nicht sehr lange.

Kathrin Passig

Januar 2007, vielleicht auch schon vorher

SMS-Nachrichten abtippen als Backup

Ich tippe alle SMS-Nachrichten seit 2002 aus dem Speicher meines Handys in eine Textdatei, weil ich immer noch kein Tool kenne, mit dem man sie archivieren könnte.

Auch 2014 sehe ich in meinem Nexus 4 noch keine solche Option, es gibt nur „Delete old messages“. Vermutlich wird es schon gehen, mit irgendeiner App wahrscheinlich. Ich muss das vor dem nächsten Handywechsel mal herausfinden.

Kathrin Passig

Dezember 2004 bis Januar 2007

Die kurzen glücklichen Jahre ohne Datensorgen

Im Dezember 2004 ziehe ich aus meinem bisherigen Gemeinschaftsbüro in ein neues, in dem ich Hauptmieterin bin. Im alten Büro durften wir keine Musik streamen, weil ein alter Vertrag dafür sorgte, dass jedes MB einzeln bezahlt werden musste, und auch während 9/11 standen die Trafficgebühren dort zwischen mir und dem US-Fernsehen. Nach dem Umzug bezahle ich nur noch eine Pauschale und muss endlich nicht mehr über Daten und ihre Kosten nachdenken (außer wenn es um Speichermedien geht).

Zu Hause habe ich gar kein Internet und deshalb ebenfalls keine Datensorgen. Mein letztes Modem wurde im Dezember 2001 von Einbrechern mitgenommen, und seitdem habe ich mich auf den Standpunkt gestellt, dass Internet am Arbeitsplatz ausreicht. Da bin ich sowieso immer, mein Büro ist viel schöner als meine Wohnung. Außerdem führt diese Einrichtung dazu, dass man sich nach dem Aufstehen recht zügig an den Arbeitsplatz begibt,

ein wichtiger Aspekt für Prokrastinierer. Aber im Oktober 2006 fange ich an, darüber nachzudenken, ob ich nicht doch zu Hause Internet aus dem Handy beziehen könnte.

Im Januar 2007 gebe ich der Verlockung nach: Jetzt kann ich zu Hause 30 MB pro Monat verbrauchen. Im Laufe des Jahres gewöhne ich mich an diesen Zustand, aber bald folgen unerfreuliche Überraschungen beim Öffnen der Telefonrechnung (2007, 2008 und 2009) sowie weitere unerfreuliche Überraschungen beim Öffnen der Telefonrechnung (2009), außerdem unerfreuliche Überraschungen beim Öffnen der Telefonrechnung (2010). 2013 muss ich das von anfangs 10 GB auf 5 GB gekürzte O2-Kontingent durch den Kauf von Vodafone-Zweitkarten stützen, 2014 wechsle ich zu AldiTalk (lange Geschichte), wo man mir immerhin beliebig große Datenmengen zu verkaufen bereit ist, aber vor größeren Downloads muss ich weiterhin scharf nachdenken, denn sie kosten ungefähr 3 Euro pro GB. (Bevor jetzt jemand einwendet, ich könnte mir ja so ein Kabel legen lassen wie andere Leute auch: Ich bin fast nie zu Hause, es müsste schon ein sehr langes Kabel sein, das ich hinter mir herziehen kann.)

Nur zwei kurze Jahre des sorglosen Datenverbrauchens waren mir beschert, so barmte die alte Frau. Ob die guten Zeiten wohl eines Tages wiederkehren?

Kathrin Passig

Ca. 2006/2007

Ausgedruckte Texte in der Badewanne

Ich bin gerade 18 und einerseits möchte ich gerne so ein richtiger Intellektueller sein und von mir behaupten können, dass ich mich mit den großen Namen des Abendlands beschäftigt habe. Ich sitze aber auch gerne in der Badewanne, pappe mir aus dem Schaum einen Nikolaus-Bart ins Gesicht und brumme Albernheiten in mich hinein. Das Bartausschaummachen und

Vormirselbstblödeln kommt mir dann immer etwas ungeistig und zeitverschwenderisch vor, es will so gar nicht zu dem passen, was ich von mir erwarte.

Die logische Folge ist: Ich muss mit dem Lesen in der Badewanne anfangen. Dafür möchte ich aber kein Buch nehmen, denn das könnte ja nass werden, und ich betrachte meine Bücher nicht als Gebrauchsgegenstände, sondern als etwas anderes, wichtigeres (am besten etwas, für das sich gar nicht so recht eine Bezeichnung finden lässt). Also überlege ich mir eine andere Technik. In Word setze ich Texte in sehr winziger Schrift und drucke sie auf wenigen Seiten aus, anschließend kommen sie in Klarsichtfolien, je zwei in eine. Die Texte habe ich aus dem Internet, wenn sie gemeinfrei sind, einzelne auch aus digitalen Kopien die ich mir besorgt habe, zumeist über P2P. Meistens sind es inhaltlich dichte Essays, die man auch nur langsam liest und mehrfach durchgehen kann (vor allem, wenn man eigentlich noch nicht so richtig versteht, was man da liest). Für eine Sitzung in der Wanne brauche ich deshalb nur wenige Folien.

Es wird sich herausstellen, dass die Badewanne nicht der beste Ort für Konzentration ist, weil in dieser Angelegenheit der Kreislauf auch noch mitzureden hat. Aber es ist auch nicht der schlechteste, es gibt immerhin keine anderen Ablenkungsmöglichkeiten und das Gehirn freut es immer, wenn es zumindest nicht unterfordert wird. Wenn das Wasser kälter wird, steigt die Aufmerksamkeit, aber auch der Wille, aus der Wanne zu steigen.

Felix Lorenz, aufgeschrieben im Januar 2017

3.2.2007

Ich habe schon 46.480 Spammails für Holm gesammelt

Holm denkt schon länger über ein Buch mit dem Titel „Best of Spam“ nach.

Kathrin: ich habe schon 46.480 Spammails für dich gesammelt.

Holm: klingt gut, kannst du sie mir forwarden?

Quelle: Skypelog. Wie lange es dauerte, diese 46.480 Spammails zu sammeln, ist nicht überliefert.

Kathrin Passig

25.2.2007

Die dritte Taste

Am Bahnhof in Tyndrum, Schottland, gibt es ein Telefon:

Auf der Erklärtafel zum Telefon steht:

> **CUSTOMER INFORMATION**
>
> The telephone provided at this station by ScotRail is for your convenience and assistance.

> **Train running information / Assistance**
>
> Should you need any form of assistance, lift the phone and press button 1 which will connect you to ScotRail Customer Support staff who will be pleased to assist you.
>
> **Emergency Services**
>
> Where 2 buttons are provided, please use button 2 which is connected to 999 services, otherwise use button 1 and ask for emergency services you require.

Aber *where 3 buttons are provided*, ScotRail, was passiert, wenn man Button 3 drückt? Wird man mit einer Stelle verbunden, deren Aufgabe es ist, zu erklären, was passiert, wenn man Button 3 drückt? Meldet sich Cthulhu? Sein Anrufbeantworter? Google weiß keine Antwort auf diese Frage. Ich bin öfter in Tyndrum, und eines Tages werde ich Button 3 drücken müssen. *What is behind that curtain?*

Kathrin Passig

Frühling 2007

Muss das nicht noch normalisiert werden?

Unsere Firma nimmt am Girl's Day teil. Schülerinnen ab der 5. Klasse sollen Berufe gezeigt werden, die völlig ohne Not männliche Domänen sind. Als IT-Betrieb mit Rechenzentrum gehören wir auch dazu.

Die ersten zwei Schulstunden – 90 Minuten plus Pause – sollen die Schülerinnen, alle um die 15 Jahre alt, aus einem Buffet mit PC-Komponenten an jedem Arbeitsplatz einen funktionstüchtigen Desktop-PC installieren und ins Netz bringen.

25 Minuten später sind bis auf zwei PCs alle aufgebaut. Ein PC hat eine defekte Festplatte und bootet nicht, ein anderer eine wackelnde Netzwerkkarte. Der Vorschlag einer Schülerin, aus den zwei defekten PCs einen intakten zu machen, scheitert zunächst am fehlenden Schraubenzieher.

Wir mussten Zeit überbrücken, bis die nächste Veranstaltung beginnen konnte. Die Mädchen durften also mit den PCs ins Internet gehen. Rund 15 Minuten später waren alle auf Knuddels online. Unsere Firewall hatten sie per Web-Proxy umgangen.

Am Nachmittag stellte ich Relationale Datenbanken vor. Ein trockenes Thema, ich versuchte, es anhand einer Datenbank mit der CD-Sammlung anschaulich zu machen.

Nach ein paar Minuten hatten wir eine Tabelle mit allen CDs und den Songs der Sammlung auf der Tafel fertig.

„Da sind jetzt in der Spalte mit den Songs mehrere Einträge pro Zeile in der Tabelle, muss das nicht noch normalisiert werden?“ fragte ein Mädchen.

Fachbegriffe wollte ich eigentlich meiden. Aber sie hatte Recht. Und offenbar eine guten InformatiklehrerIn.

Volker König

Februar 2007

IT-Fakultät scheitert an Datensicherung

Im 1. Semester habe ich eine Vorlesung namens “Office & Excel”, in der wir quasi Grundlagen für Menschen, die mit Computern arbeiten, lernen. Als erstes Semester im komplett überholten Bachelor-Studiengang Informationsmanagement und Unternehmenskommunikation sind wir außerdem die Laborratten für jedes Fach. Das hier ist eine von etlichen Anekdoten aus diesem Testreihen-Semester.

Wir schreiben also Briefköpfe und lernen, Pivot-Tabellen zu erstellen, mit Summenformeln zu arbeiten und Zeitpläne zu bauen. Alles noch mit Windows XP.

Die Prüfung dazu ist eine Farce, weil der Schwierigkeitsgrad sich im Vergleich zu gechillten Vorlesung verdoppelt und die Zeit halbiert wird. Unser überforderter Dozent (dessen latenter Sexismus eventuell meine Einschätzung seiner Fähigkeiten trübt) merkt schon während der Prüfung, dass dieses Experiment so nicht gelingen wird.

Wir speichern die Dateien, durch ein Passwort schreibgeschützt, auf den jeweiligen PCs, die laufen waren, als wir in den Prüfungsraum kommen. Also wahrscheinlich alle unter einem Account. (das ist bis heute nicht eindeutig geklärt) Das Passwort beinhaltete, glaube ich, unsere Matrikelnummer. (es war auf jeden Fall etwas, mit dem man den Autor identifizieren konnte.) Ohne zweite Kopie natürlich.

Kaum drei Wochen später hängt die Liste mit den Ergebnissen und der spektakulären Quote 35% bestandener Prüfungen aus. Ich war mit einer 4,0 knapp durch.

Etliche von uns wollen daraufhin natürlich in die Prüfungseinsicht, und es stellt sich heraus, dass es Dateien gibt, die sich nicht öffnen lassen. Diese hatte der gute Herr Professor einfach grundsätzlich mit einer 5 benotet.

Es kommt zu Protesten von diversen Seiten, die ich aber nicht voll mitbekam. Hauptsächlich geht es wohl um das Mädel am PC neben meinem, deren Datei auch der einzige Hacker an der Fakultät nicht aufbekommt. Obwohl sie Stein und Bein schwört, dass das Passwort stimmt.

Einige Tage später dann die Email: Die Prüfung wird nochmal geschrieben, zu Beginn des kommenden Semesters. Eine unvorhergesehene zweite Chance für viele. Lang lebe die Technik! (Auf Nachfrage gibt man dann zähneknirschend zu, dass diejenigen von uns, die bestanden hatten, ihre Note behalten werden. Außer man verbessert sich.)

Es stellte sich raus, dass zwischen Prüfung und Korrektur mindestens in einem Fall die Festplatten zweier PCs ausgetauscht worden waren. (Schuld war wohl jemand aus dem Wirtschaftsingenieur-Semester. Mochte ich noch nie.)

Die zweite Prüfung, zu der wir alle antreten müssen, verläuft wie gehabt, nur, dass wir die Ergebnisse am Ende sowohl auf der Festplatte speichern, als auch auf eine CD (!) brennen. Es kommt zur Erkenntnis, dass es in einem Studiengang namens Informationsmanagement etliche Teilnehmer gibt, die außerhalb eines Mix-Tapes noch nie Daten auf eine CD gebrannt haben. The mind, it boggles. Nach einem ausführlichen Tutorium dazu geben aber schließlich alle eine CD ab.

Im Ergebnis verlief die Prüfung dann doch nur marginal besser (ich glaube, nach zwei Versuchen hatte die Hälfte des Semesters bestanden.) Die Modalitäten für die Sicherung der Prüfungsergebnisse haben sich seitdem mit fast jedem Semester geändert. Von USB-Sticks zur Dropbox war schon alles dabei.

Isabella Donnerhall

4.3.2007, aber auch lange davor und danach

Die Fernsehsituation im Elternhaushalt

Auf diesem Bild sieht man die Fernsehsituation in meinem Elternhaus, wie sie von Mitte der 80er Jahre bis Ende der 00er Jahre bestand.

Der Fernseher wohnt seit Menschengedenken (also meinem) auf diesem grünen Servierwägelchen. Kann sein, dass er vor langer Zeit wirklich ins Wohnzimmer gerollt wurde, wenn man fernsehen wollte, denn so war das bei meinen Großeltern väterlicherseits, der Fernseher wurde im Schlafzimmer aufbewahrt und abends ins Wohnzimmer geschoben. Ihre Wohnung war allerdings so klein, dass es nicht anders ging. Auch bei den Großeltern mütterlicherseits stand der Fernseher auf einem Möbelstück mit Rädern, war

aber ortsfest; vermutlich auch dort ein Rudiment früherer Mobilität. Fernseher im Arbeitszimmer sind – oder waren jedenfalls einmal – ein Mittelschichtsmerkmal, Fernseher im Wohnzimmer nicht. Vielleicht ist das fahrbare Tischchen Ausdruck einer gewissen Unentschlossenheit. Man konnte ja bei seiner Anschaffung in den späten 60ern noch nicht wissen, wie die Sache ausgehen würde.

Unter dem Fernseher ist ein Videorekorder zu erahnen. Er wurde in den 90er Jahren aus unklarem Grund gekauft. Viele Jahre später schlug ich meiner Mutter vor, eine Sendung aufzuzeichnen, und sie sagte: „Aber wir haben doch keine Kassette."

Um 2008 erben die Eltern einen DVD-Player aus dem Haushalt meines Bruders und seiner Frau, weil sie eine DVD über die Familiengeschichte meiner Mutter geschenkt bekommen haben, die sie nicht ansehen können. Der Player spielt die Familiengeschichts-DVD einmal ab und altert seitdem in Ruhe.

Irgendwann zwischen 2010 und 2014 wird der Röhrenfernseher durch einen kleinen Flachbildschirm ersetzt. Der neue Fernseher ist an eine Steckdosenleiste mit Schalter angeschlossen, die die Eltern gewissenhaft ein- und ausschalten.

Alina Smithee

15.3.2007

Institutionalisierte Bewegungsstätten

Nach einigen Jahren Pendeln arbeite und lebe ich wieder in derselben Stadt. Der schönste Nebeneffekt: Ich habe einen Feierabend, an dem ich tun kann, was mir Spaß macht. Mir macht sportliche Bewegung Spaß und so habe ich mich nach einem Sportstudio umgesehen. Nach einigen Probetrainings werde ich wieder Mitglied einer Studiokette, in der ich mich bereits vor meiner Pendelphase gerne bewegt hatte.

Doch diesmal bekomme ich nach Unterzeichnung des Vertrags nicht nur eine Mitgliedskarte, die bei jedem meiner Besuche an der Empfangstheke durch ein Lesegerät gezogen wird: Ich bekomme einen Datenspeicher für mein Training.

In einer Ersteinweisung nimmt eine Trainerin an einem Stehtisch mit Computer mein Alter und mein Gewicht auf, das wird auf dem Datenschlüssel gespeichert. Sie fragt mich nach meinen Trainingszielen, und obwohl sie mir mehrfach „Abnehmen“ anbietet, bleibe ich bei „Kräftigung“, „Spaß haben“, „mich bewegen“. Darauf basierend erstellt sie ein Trainigsprogramm mit den zahlreichen Bewegungsgeräten, die in diesem Studio stehen. Die Trainerin stellt die beweglichen Teile der Maschinen für mich körpergerecht ein, lässt

mich entscheiden, mit welchem Gewicht ich trainieren möchte (gibt dafür aber fachkundige Tipps) und legt fest, wie viele Wiederholungen und Pausen ich machen soll. Das alles notiert sie sich auf einem Klemmbrettzettel und überträgt die Daten erst in ihren Stehtischcomputer, dann auf meinen Datenschlüssel.

An den meisten Sportgeräten ist ein Kasten befestigt, in den man den Datenschlüssel steckt – dann weiß das Gerät, wie ich heiße und viele Wiederholungen sowie Pausen ich machen soll. Außerdem zeigt das Display meine Einstellungen der verstellbaren Teile an und wie viel Gewicht ich festgelegt habe. Nachdem ich die Übung programmgemäß absolviert habe, nennt das Display das nächste Gerät meines Programms.

Manche Geräte haben keinen Kasten für den Datenschlüssel. Manche sind nicht mal richtige Geräte, sondern zum Beispiel Hanteln. Für diese Fälle gibt es ein zentrales Terminal, in das ich meinen Schlüssel stecke und das mir dann die festgelegten Trainingsdaten anzeigt. Nach der Übung muss ich den Schlüssel nochmal einstecken um einzugeben, dass ich die Übung absolviert habe.

Zum Erfassen des Gruppenturnens gibt es ein eigenes Terminal am Eingang zum Turnsaal: Es enthält alle angebotenen Turnstunden und zeigt nach Einstecken des Schlüssels die des jeweiligen Tages an. Durch Bestätigen speichert man auf dem Schlüssel auch diese Bewegung.

Der Lohn all der Einlese- und Eingabemühen: eine Auswertung! Vor der ganzen Lauf-, Drück- und Heberei muss ich nämlich an einem zentralen Display am Studioeingang durch Einstecken meines Schlüssels ankündigen, dass ich jetzt trainieren werde. Und wenn ich beim Gehen wieder den Schlüssel eingebe, sagt mir dieses Display mithilfe einer Balkengrafik, wie sich meine absolvierte Leistung zum Soll und zu vorherigen Trainings verhält. Vermutlich könnte ich dem Gerät noch zahlreiche weitere Analysen entlocken, aber nach dem Training möchte ich schnell heim.

Eine Freundin erzählt mir, dass ihr Sportstudio in Erlangen sogar ermöglicht, Trainingsauswertungen übers Web von daheim aufzurufen. UND dass es das gehobene Gewicht in verschiedene, frei wählbare Tiere umrechnet, darunter Elefanten. Ich bin neidisch.

die Kaltmamsell

Irgendwann erste Hälfte 2007

Wegen des Geographieratespiels trete ich Facebook bei

Ich trete zum ersten Mal Facebook bei, aber eigentlich nur, weil es da so ein Geographieratespiel gibt und ich mich mit dem anderen Geographieklugscheißer im Büro battlen will. Irgendwann wird das Geographiespiel langweilig, Facebook damit auch und ich melde mich wieder ab.

(Am 23.7.2010 trete ich zum zweiten Mal bei und dieses Mal bleibe ich auch, jedenfalls bis – aktueller Stand – Februar 2014.)

Anne Schüßler

März 2007

DAS ist gutes altes Handwerk, DAS ist Luxus

Ich träume, dass meine Mutter zu Besuch ist. Als ich nach Hause komme, hat sie meine Wohnung mit rätselhaften Mitbringseln verziert, die zum Teil an der Wand hängen, zum Teil herumliegen. Ich stoße auf einen interessanten Apparat: länglich, mit einem Griff links, einer Kurbel rechts und einer stricknadelförmigen, langen Spitze. Diese Spitze scheint hohl zu sein. Wenn man die Kurbel dreht, wird die Masse im Korpus der Maschine erhitzt und nach einem einprogrammierten Muster auf z. B. eine Kerze aufgebracht. Das Er-

gebnis ist eine Kerze mit einer roten Wachs-/Lackschicht in spaghettidicken Ornamenten drauf – DAS ist gutes altes Handwerk, DAS ist Luxus, denke ich (im Traum).

Undine Löhfelm

März 2007

Gratispenisse an der Stirn, an Augen, Ohren, Rücken, Händen und Füßen

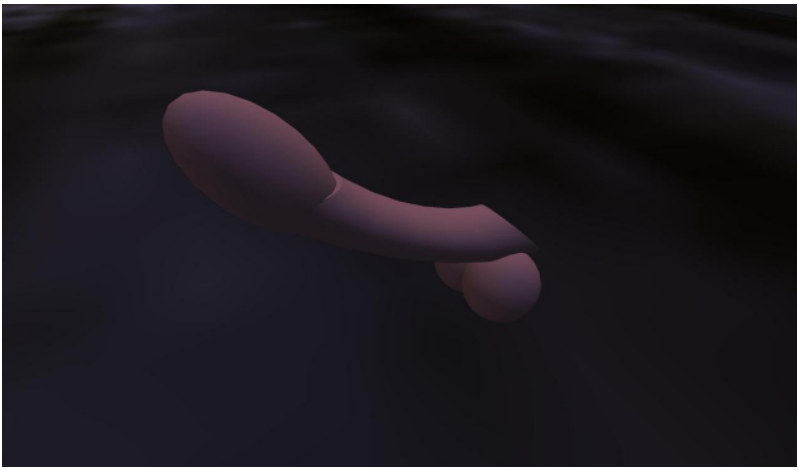
Ein Bekannter erzählt kichernd von Second Life und wir loggen uns zu dritt ein. Für meinen Avatar wähle ich einen Nachnamen aus einem vorgegebenen Sortiment, das Linden Labs immer wieder ändert. Wahrscheinlich sollen Leute mit gleichen Nachnamen sich verbunden fühlen und Familien- oder Generationengemeinschaften entwickeln. Dazu darf ich mir selbst einen Vornamen ausdenken. (Jahre später gibt Linden Labs dieses Nachnamenkonzept auf, vermutlich, weil die Marktforschung ergeben hat, dass wirklich niemand als „Generation Au“ bezeichnet werden möchte.)

Meinen Avatar nehme ich in Besitz, indem ich mich erst einmal mit dem Konfigurationsmenü für sein Äußeres befasse. Wie im richtigen Leben ist es egal, was ich tue: die Haare sehen immer scheiße aus. In Second Life erinnern sie eher an einen gefärbten Klumpen Kitt als an eine Frisur. Schnell wird klar, warum fast alle Avatare, die älter als zehn Minuten sind, Perücken tragen.

Mit Hilfe von Schiebereglern gebe ich meinem virtuellen Körper einen ordentlichen Wanst, staksige Beine und Gummibootlippen, dazu ein Matschauge und ein insgesamt recht schiefes Gesicht mit platter Nase. Die passt zu der Tatsache, dass ich zunächst beim Navigieren ständig gegen Wände und Möbel laufe. Fliegen geht auch nicht besser, vor allem in Regionen, in denen Lag herrscht. Mal bewegt man sich gar nicht, weil alles einfriert, dann schießt man wieder übers Ziel hinaus. In lagfreien Gegenden geht es nach

kurzer Übung dann aber doch ganz gut. Und Teleportieren ist sowieso ganz einfach, sogar mit einem angemessen teleportisch klingenden Teleportationsgeräusch.

Einer meiner Begleiter war zuvor schon mehrmals eingeloggt und hat einen Ort ausgemacht, wo man Frisuren, Animationen, Kleidung und Genitalien gratis bekommt. Wir teleportieren dorthin und besorgen uns natürlich sofort kopierbare Gratispenisse, die aus drei Kugeln und einem angeschnittenen Torus zusammengeklebt sind.



Jeder von uns befestigt etwa ein Dutzend Penisse an den diversen *Attachment Points* unserer Avatare. Mit Penissen an der Stirn, an Augen, Ohren, Rücken, Händen und Füßen lassen wir unsere Avatare die eingesammelten Gratistänze verwenden. So ziehen wir in einer Prozession des kichernden Veitstanz durch populäre Clubs, wo man uns zu Recht nicht lustig findet. Wir finden uns natürlich erstmal sehr lustig, aber das nutzt sich zügig ab. Für eine erfolgreiche Trollkarriere oder gar eine Griefer-Laufbahn fehlt es uns offen-

sichtlich an Ausdauer, Vision und technischen Fähigkeiten (hier ein Beispiel für eine halbwegs kompetent durchgeführte Griefer-Attacke). Wir loggen uns also aus und suchen neue Zerstreuung.

Erst einige Monate später, als ich krank zu Hause sitze, logge ich mich mit einem frischen Avatar erneut ein und gebe der Sache eine ernsthafte und mehr oder weniger penisfreie Chance. Ich lerne wie man in Second Life Dinge herstellt und sogar verkauft, dass es dort spannende Communities gibt, und dass Sex und Paartanz auch in der virtuellen Welt nur gelingen, wenn man zueinander passende, wohlsynchronisierte Animationen verwendet.

Mia Culpa

06.04.2007

Ich gehe auf ein Geheimkonzert, das über MySpace organisiert wurde

Es ist Karfreitag und im Ex-Haus in Trier soll ein Konzert stattfinden. So'n bisschen Indiepop und 'n bisschen Elektro, also durchaus Tanzmusik.

Und genau da liegt das Problem: Am Karfreitag herrscht in Rheinland-Pfalz Tanzverbot, weil der Karfreitag nämlich ein stiller Feiertag ist.

Das merken die Bands aber erst, nachdem sie einen Rüffel vom Ordnungsamt bekommen haben. Damit die Menschen, die auf das Konzert gehen wollen, erfahren, dass das Konzert leider ausfallen muss, schreiben Bands und Plattenfirma über ihre MySpace-Accounts Nachrichten an die Fans. Mit einem geheimen Zusatz: Das Konzert findet doch statt, wird in einen privaten Proberaum verlegt.

Der Proberaum ist abends gestopft voll. Über MySpace und Fan-Foren hat sich die Nachricht der alternativen Location offensichtlich ausreichend verbreitet.

Einen der auftretenden Musiker kenne ich flüchtig und wechsele ein paar Worte mit ihm, u. a.:

R.: „Und wie habt Ihr mitbekommen, dass es hier stattfindet?“

Ich: „MySpace.“

R.: „MySpace, ey! MySpace wird noch ’ne richtig große Sache! Rupert Murdoch wird irgendwann echt die ganze Welt beherrschen!“

MySpace wurde 2005 von Rupert Murdoch für 580 Millionen US-Dollar aufgekauft. Und 2011 wird Murdoch MySpace für 35 Millionen wieder verkaufen.

Sebastian Riehm

April 2007

Die Heidelberg-Druckmaschine kommt gut mit Staub, Hitze, Kälte, Feuchtigkeit und Stromschwankungen klar

Ich bekomme den Auftrag, an der Universität Kabul einen Raum für die geplante, vom DAAD finanzierte PC-Werkstatt zu suchen. Da zwar immer mehr Hardware angeschafft wird, aber keine Kapazität aufgebaut wurde, die von Staub, Hitze, Kälte, Feuchtigkeit und Stromschwankungen geplagten Geräte zu pflegen, soll eine universitätsinterne Werkstatt Abhilfe schaffen. Der Vizekanzler der Universität kennt mich schon, da er bereits versucht hat, mir einen verrosteten Container anzubieten. Er wirft mir beim Betreten seines Zimmer ein Lachen entgegen, dem abzulesen ist, dass ich auch heute keine ernstzunehmende Alternative präsentiert bekommen werde.

Wir überqueren den Campus und betreten ein Gebäude, dessen eine Hälfte nur noch Reste eines Dachs hat – diese wird mir angeboten –, und in dessen anderer Hälfte drei Reihen von eingestaubten Setzkästen mit Buchstaben stehen. Auf meine Frage, was das denn mal war, betreten wir einen Nebenraum, in dem drei Männer versammelt sind, von denen einer schläft, einer Buchstaben sortiert und einer die Heidelberg-Druckmaschine bedient. Sie steht seit 1960 hier, das Einschussloch im Schriftzug hat sie im Bürgerkrieg, Anfang der 1990er Jahre, davongetragen.

Ich erfahre, dass hier sämtliche Kommunikation der Universität gedruckt wird, Informationsschreiben, Plakate, offizielle Dokumente. Und dass nur sehr schleppend auf digitale Alternativen umgestellt wird. Auch die Verwaltung der über 10 000 Studenten, mehreren hundert Lehrkräfte sowie der Administrationsmitarbeiter, Köche, Reinigungskräfte und vom Sicherheitspersonal wird auf Papier geführt, und hier werden die zahllosen Anträge, Belege und Berichte gedruckt, die ununterbrochen vom Präsidenten unterzeichnet werden müssen.

Ob das nicht etwas umständlich sei, wundere ich mich. Man könne doch auch digital drucken. Der Vizekanzler schlägt vor, mir als nächstes ihre professionelle digitale Druckmaschine zu zeigen, die eine japanische NGO gespendet hat. Die sei aber noch verpackt. Da die Stromspannung zu sehr schwankt und der Strom auch oft ausfällt, wäre es zu riskant, sie anzuschließen. Außerdem kann keiner der drei Mitarbeiter diese Maschine bedienen, und was solle man dann mit denen machen? Die Heidelberg läuft und hat keinerlei Kompatibilitätsprobleme zu den hier gängigen Schnittstellen. Was man von 5 Jahre alten Computern meist schon nicht mehr behaupten kann.

Melanie Stilz

16.4.2007

Internetpioniere und Thälmannpioniere

[16.04.2007 00:29:43] Kathrin says: toll, seit es hier WLAN gibt, muss ich das Notebook an überhaupt kein Kabel mehr anschließen, es hat immer noch was von Magie
[16.04.2007 00:29:52] Kathrin says: so müssen sich unsere Großväter über das elektrische Licht gefreut haben.
[16.04.2007 00:30:35] Aleks Scholz says: ja, ich stehe oft staunend in mei-

nem schlafzimmer, zeige in alle richtungen und sage „da, da, da, und da“. ueberall internet.
[16.04.2007 00:31:30] Kathrin says: man weiß das nur zu schätzen, wenn man vorher genug gelitten hat unter Internetabwesenheit.
[16.04.2007 00:37:24] Aleks Scholz says: ja, so bis 1995 zum beispiel.
[16.04.2007 00:37:50] Aleks Scholz says: schlimme zeiten.
[16.04.2007 00:38:01] Aleks Scholz says: doch, dafuer bin ich der uni wuerzburg dankbar, fuer das internet.
[16.04.2007 00:38:29] Kathrin says: du hattest es gut, ich musste immer leiden, bis heute (30-MB-UMTS)
[16.04.2007 00:50:45] Kathrin says: so barmte die alte Frau
[16.04.2007 00:50:59] Kathrin says: „nie einen friedlichen Moment, immer nur Not und dünne Leitungen und zusammenbrechende Verbindungen“
[16.04.2007 00:51:09] Kathrin says: „ihr Kinder könnt euch ja gar nicht mehr vorstellen, wie das war“
[16.04.2007 00:52:44] Aleks Scholz says: das kannst du sagen, du, der du neuerdings in artikeln als „internet-pionierin“ bezeichnet wirst.
[16.04.2007 00:53:00] Aleks Scholz says: ich war zur selben zeit noch thaelmannpionier, das werde ich dazu immer sagen.
[16.04.2007 00:53:14] Kathrin says: warst du gar nicht, 1994, das glaubt dir doch keiner.

Quelle: Skypelog. Mit “30-MB-UMTS” meine ich, dass ich 30 MB mobiles Internet im Monat zur Verfügung habe.

Kathrin Passig

April 2007

Eine CD. Ein jungsteinzeitlicher Faustkeil. Und ein Regal

Ich fahre mit einer Wiener Freundin für ein paar Tage nach Berlin, netterweise können wir bei Sascha in seiner riesigen neuen Wohnung übernachten. Wir überlegen uns, welches Gastgeschenk wir mitbringen sollen. Die Freundin kauft die neue CD einer österreichischen Band. In Berlin angekommen, überreichen wir das Gastgeschenk. Sascha dreht und wendet es, betrachtet es, lange, stirnrunzelnd und schweigend, wie einen eben an unerwarteter Stelle ausgegrabenen jungsteinzeitlichen Faustkeil, und sagt schließlich die Worte:

„Eine CD."

(Ich habe mir Anfang 2006 ein CD-Regal gekauft, es war damals das mit Abstand teuerste Möbelstück, das ich mir je angeschafft hatte, es musste aber sein, weil es das einzige CD-Regal war, das nicht scheußlich,nutzlos, spiralförmig, aus Plexiglas mit einer doofen Holzkugel obendrauf oder einer 3 Meter hohen hölzernen Osterinselskulptur nachgebildet war, und weil es 500 CDs fassen konnte. Wenig später ging mein CD-Player, den ich seit circa 1988 besaß, kaputt, was nicht schlimm war, ich hörte eh meistens am Rechner. Irgendwann spielte auch das Macbook keine CDs mehr direkt ab, was egal war, weil inzwischen eh alle Musik auf der Festplatte lag. Meine letzte CD dürfte ich mir ungefähr 2009 gekauft haben. Die CDs stehen heute im teuren Regal an prominenter Wohnzimmerstelle, als reine Ansammlung von Gegenständen. Der CD-Player ist irgendwann aus dem Stereo-Ensemble aus gestapelten schwarzen Kästen verschwunden, ich habe keine Ahnung wohin. Dafür stehen dort jetzt drei Plattenspieler.)

Maik Novotny

April 2007

Der einzige Nachteil des Internets ist, dass man es noch nicht mit sich herumtragen kann

Im Vorwort zu „Riesenmaschine – Das Beste aus dem brandneuen Universum“ heißt es:

> „Der einzige Nachteil des Internets ist, dass man es noch nicht so ohne weiteres mit sich herumtragen kann. Demnächst, im Prinzip heute schon, wird sich auch das Internet auf den Geräten abspielen, die wir täglich am Körper mit uns führen, im Gehirn zum Beispiel. Weil aber noch nicht alle so einen internetfähigen Handapparat haben, und ein Stück weit auch einfach, weil es geht, gibt es das Beste aus knapp zwei Jahren Riesenmaschine jetzt in erprobt handlicher Papierform als Buch.“

Fürs Techniktagebuch wiederentdeckt von Lukas Imhof. Der Text stammt vermutlich größtenteils von Holm Friebe oder vielleicht auch Michael Brake.

1.5.2007

Eine neue, glücklichere Welt

Aleks Scholz: das ist ja toll, heute morgen warf ich die gesehen dvds in den briefkasten und jetzt gerade ging eine neue von blockbuster an mich raus. (nachdem die zurueckgegebene angekommen ist)
(Das Ganze trägt sich in Schottland zu.)
Aleks Scholz: turnaroundzeit inklusive postweg weniger als einen tag!
Aleks Scholz: eine gute erfindung.
Kathrin Passig: eine neue, glücklichere Welt.

Kathrin Passig: ich will auch so was.
Aleks Scholz: mach doch. gibt es nicht?
Kathrin Passig: nicht so richtig. wenn sie „The Wire“ nicht haben, will ich nicht.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

3.5.2007

Windows Vista registrieren: nicht ganz einfach

Seit einigen Tagen erscheint auf meinem kürzlich gekauften Notebook ein Fenster, das mir wahrheitswidrig mitteilt, der Product Key zur Aktivierung des Betriebssystems sei ungültig. Bis gestern habe ich die Meldung brav ignoriert, doch heute kommt nach dem Hochfahren die Info, dass jetzt Zapfenstreich sei und ich mir einen neuen Key generieren lassen solle, wenn ich Windows Vista Home Premium künftig nicht mit eingeschränkten Funktionen nutzen wolle (und wer kann schon auf Aero verzichten?!).

Also wähle ich mich per „automatischem Telefonsystem“ ein. Als erstes muss ich dafür die auf dem Bildschirm angezeigten 54 (!) Ziffern auf meinem Telefon eingeben. Darauf stellt mir ein Roboter diverse Fragen, die ich mit „1“ oder „2“ beantworten muss, z. B. ob ich mir sicher sei, wirklich eine Originalversion zu besitzen. Nach längerer Wartezeit werde ich mit einer menschlichen Mitarbeiterin verbunden, die nicht nur den ersten 54-stelligen Bildschirm-Ziffernblock sowie den alten Product Key abfragt, sondern mir noch einmal exakt die gleichen Fragen stellt wie zuvor der Roboter. Schließlich wird eine neue (ebenfalls 54-stellige) Ziffernfolge generiert und von der Roboterstimme vorgelesen, die ich am Rechner eingeben muss. Mir wird angezeigt, dass die Authentizität immer noch nicht festgestellt werden könne.

Ich muss mir von der Microsoftseite ein Programm herunterladen, welches dann doch noch herausfindet, dass mein Vista „echt“ ist, und mir wird endlich voller Zugriff gewährt. Eine telefonische Support-Anfrage bei Microsoft kostet übrigens 63 Euro zzgl. MwSt, sofern man Windows länger als 90 Tage benutzt – bis dahin fallen „nur“ die Telefongebühren an (12 ct/Min.).

Torsten Gaitzsch

9.5.2007

Dann eben IRC

[09.05.2007 15:11:33] Aleks Scholz says: aber bist du darauf vorbereitet, per irc zu kommunzieren?
[09.05.2007 15:12:09] Kathrin says: puh, äh, hab ich am Mac noch nie gemacht
[09.05.2007 15:12:15] Kathrin says: warum denn per IRC?
[09.05.2007 15:12:20] Kathrin says: am PC natürlich kein Problem.
[09.05.2007 15:12:48] Aleks Scholz says: ja, wie denn bitte sonst, wenn ich keinen computer habe.
[09.05.2007 15:13:25] Kathrin says: ach, IRC funktioniert jetzt in den neueren Versionen per Gedankenübertragung?
[09.05.2007 15:15:11] Aleks Scholz says: nein, aber normalerweise in jedem internetschuppen, von denen es in la serena hunderte gibt.
[09.05.2007 15:16:11] Kathrin says: dann eben IRC.

Quelle: Skypelog. Falls es wirklich dazu kommt, wird es vermutlich das letzte Mal sein, dass wir IRC verwenden.

Kathrin Passig

20.5.2007

Über fehlende Telepräsenztools

[20.05.2007 01:52:49] Aleks Scholz says: es ist uebrigens sehr schade, dass du nicht ab und zu hier ist, ich glaube, es waere lustiger.
[20.05.2007 01:53:01] Kathrin says: wo hier? in Chile?
[20.05.2007 01:53:23] Aleks Scholz says: ja, also. hier halt.
[20.05.2007 01:56:25] Kathrin says: man bräuchte so ein Telepräsenztool
[20.05.2007 01:56:42] Kathrin says: wo man sich hin und wieder zuschalten könnte, mit Video und so.
[20.05.2007 01:57:04] Aleks Scholz says: auf jeden fall, ja
[20.05.2007 01:59:00] Kathrin says: hätte auch den Vorteil, dass man dann hier, wenn man angesprochen wird, das Headset abnehmen und geistesabwesend sagen könnte „äh, wie? entschuldige, ich war gerade in Chile am Strand“
[20.05.2007 01:59:28] Aleks Scholz says: ach, ja. man braeuchte ein to go video skype.
[20.05.2007 02:00:18] Aleks Scholz says: kann doch eigentlich nicht so schwer sein, hm.
[20.05.2007 02:00:58] Kathrin says: man bräuchte halt eine internationale UMTS-Flatrate oder so was.
[20.05.2007 02:01:04] Kathrin says: ich glaube, daran scheitert es im Moment noch.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

Mai 2007

Onlineberichterstattung vom Zeltlager auf dem Truppenübungsplatz

Ich bin an der Organisation eines Zeltlagers für 1000 Teilnehmende auf einem Truppenübungsplatz in Tauberfranken, dem Outback Baden-Württembergs. 2007 ist klar, dass eine Großveranstaltung ohne Berichterstattung im Netz nicht geht, mobiles Internet ist aber noch eher in den Städten zuhause, eher nicht im 2 km vom Zeltplatz entfernten Dorf und gar nicht auf Truppenübungsplätzen der Bundeswehr.

Unser Webmaster hat eine – sündhaft teure – Datenkarte gekauft. Auf dem Truppenübungsplatz leider außer bei sehr speziellem Wind völlig fruchtlos. Also bereitet das Online-Team alle Inhalte und Bilder auf Laptops vor Ort vor, und einmal am Tag fahren wir zwei Ortschaften weiter ins Elternhaus eines der Teilnehmer, von wo aus wir das Zeltlager-Blog dann vom heimischen DSL-Anschluss füllen.

Felix Neumann

Seit Juni 2007

Einschalten, Orgasmus, ausschalten

Auf einer BDSM-Veranstaltung hat V. einen Hitachi Magic Wand dabei, und alle dürfen ihn mal ausprobieren. Ich bin bei diesem Ausprobieren weitgehend bekleidet, es ist auch Publikum anwesend und ich mag kein Publikum, trotzdem sage ich nach wenigen Sekunden: Nimm das weg, ich, ähem.

Wenige Sekunden später mache ich mich bei eBay auf die Suche nach einem eigenen Magic Wand. Leider darf das Gerät in Deutschland nicht mehr verkauft werden, weil es gegen irgendein Elektronikschrottgesetz verstößt. V. weiß aber, welchem eBay-Händler man nur privat zu mailen braucht, dann geht es trotzdem.

Für 104 Euro inklusive Versand bekomme ich den Magic Wand, einen US-Spannungswandler und 2 blaue Aufsätze zum Hineinstecken in Körperöffnungen.

Von links nach rechts: 30-cm-Lineal, Hitachi Magic Wand (Gummikopf leicht vergilbt durch Chlorreiniger), US-Spannungswandler. Aufsätze nicht abgebildet.

Der Satz „Ich glaube, es geht grade nicht“ ist seitdem in meinem Bett nicht mehr geäußert worden. Jedenfalls nicht von mir. Dafür preise ich dort regelmäßig V.s Namen.

Die ersten ein oder zwei Jahre verspüre ich keinerlei Experimentierwillen, denn ich bin vollkommen zufrieden mit der neuen Einfachkeit, die in meinem Sexualleben eingekehrt ist: Einschalten – Orgasmus – ausschalten. Ich muss mir noch nicht mal was dazu ausdenken, eine flüchtige Erinnerung an einen Halbsatz aus der Einhandliteratur genügt. Die mitgelieferten Aufsätze bleiben originalverpackt. Der Netzstecker behebt auch endlich das Problem, dass leere Batterien im Vibrator im falschen Moment fast so unangenehm sind wie leere Batterien in der Taschenlampe, wenn man sich gerade gemeinsam mit Zombies in einem dunklen Keller aufhält. Ohne Bedauern werfe ich alle meine vorher angeschafften Vibratoren weg, sogar den nachtleuchtenden.

Um 2008 oder 2009 herum finde ich heraus, dass es überhaupt keinen Grund gibt, nach dem ersten Orgasmus aufzuhören. Es geht beliebig oft – nehme ich jedenfalls an; das eine Mal, als ich es wirklich wissen wollte, habe ich mich zwischen Orgasmus Nr. 20 und 30 irgendwie verzählt und um 37 herum erlahmte mein Forschungsinteresse. Aber einen richtigen Grund zum Aufhören gab es nicht; eigentlich ging es von Mal zu Mal einfacher.

Bei Männern ist der Unterschied zwischen mit und ohne wohl nicht so dramatisch, aber ich habe auch da schon schöne Erfolge mit dem Gerät erzielt. Auch gegen Nebenhöhlenentzündungen hilft es, es rüttelt einem den Schleim aus dem Kopf und kitzelt dabei lustig in den Ohren. Manchmal behandle ich sogar Verspannungen damit, wie auf der Verpackung beworben.

Der einzige Nachteil, der leider durch mein zunehmend nomadischeres Leben in den letzten Jahren relevanter wird: Der Magic Wand ist viel zu groß und schwer fürs Handgepäck. Es gibt ihn inzwischen in ganz guten Nachbau-Varianten für den deutschen Markt zu kaufen, aber auch ohne Spannungswandler ist er noch sehr sperrig.

Letzte Woche erfuhr ich via Johannes Grenzfurthner von der Existenz des handlicheren X2 Orgasmatron. Im Sexspielzeug-Rezensionsblog „Oh Joy Sex Toy“ steht schon über das Vorgängermodell X1 der verheißungsvolle Satz: „If the Hitachi Magic Wand is a speeding race car, the Orgasmatron is a rocket ship blasting into orbit.“ Und für private Raumfahrt sind 199 $ kein unan-

gemessen hoher Preis. Leider gibt es auch das Orgasmatron erst mal nur in einer US-Version. Aber den Spannungswandler habe ich ja jetzt schon. Vielleicht muss ich einfach öfter mal zu Hause bleiben.

Kathrin Passig

7.6.2007

Kein Internet, arme Prominente

Kathrin Passig: ich bin hier übrigens mit meinem schmutzigen Riesenrucksack in einem luxuriösen Luxushotel
Kathrin Passig: es hat alles außer Internet.
Aleks Scholz: welches luxushotel?
Kathrin Passig: Romantik Hotel Gebhard, gegenüber vom Bahnhof in der Goetheallee
Kathrin Passig: man hat mir das Gepäck aufs Zimmer getragen.
Aleks Scholz: echt, das sieht tatsaechlich luxurious aus
Aleks Scholz: dort steigen immer die prominenten ab, wenn sie mal nach goettingen kommen.
Kathrin Passig: ja, aber dann kein Internet. arme Prominente.

Quelle: Skypelog. Das für diese Konversation benötigte Internet kam aus meinem Handy.

Kathrin Passig

19.6.2007

Dem Internet nicht trauen, aber einem Dachboden!

Aleks Scholz: heute eine idiotische diskussion mit ansonsten intelligenten menschen. sie beklagten, dass einige ihrer publikationen jetzt nur online zu lesen sind, und gar nicht mehr in papier herauskommen, ein umstand, der mich regelmaessig sehr freut.
Aleks Scholz: ihr argument: wenn das internet morgen durch etwas anderes ersetzt wird oder ganz verschwindet, liegen immer noch die papierversionen auf dem dachboden.
Aleks Scholz: totaler quatsch, denn um auf dem „dachboden“ ein bestimmtes paper zu finden, braeuchte man wieder eine datenbank, also das internet.
Aleks Scholz: dem internet nicht trauen, aber einem dachboden.
Kathrin Passig: aber immerhin werden Sachen auf dem Dachboden manchmal 400 Jahre später zufällig wiedergefunden.
Aleks Scholz: ja, aber das waren die von vor 400 jahren, als es pro jahr nur 10 wichtige publikationen gab.
Aleks Scholz: heute sind es millionen. es GIBT gar keinen dachboden, der sie alle fassen koennte.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

22.6.2007

Endlich WLAN im ORF-Sendehaus

Kathrin Passig: in Klagenfurt gibt es, wie ich zu meiner Beruhigung von Sascha erfahren habe, WLAN im Sendehaus.
Kathrin Passig: ich werde also nicht verarmen müssen.
Aleks Scholz: ja, war doch schon letztes jahr so.
Aleks Scholz: leider nicht draussen auf der wiese.
Kathrin Passig: ich hatte ja letztes Jahr noch kein Gerät, das was mit WLAN anzufangen wusste und war mir deshalb nicht sicher.
Kathrin Passig: für draußen auf der Wiese bräuchte man eine extra zu bestellende italienische UMTS-Karte, sagt Sascha
Aleks Scholz: ja, und viel geld.
Aleks Scholz: andererseits koennte man dann vielleicht auch gleich am see...
Kathrin Passig: gerade nachgesehen, es ist obszön teuer
Kathrin Passig: und vermutlich jetzt zu spät, um schnell so eine Karte zu kriegen

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

Mitte 2007

Das letzte Papierticket

Eine Flugreise über sechs Stationen, darunter zwei sehr kleine Flughäfen, in den USA und Mexiko, steht an. Die Internetdienste zur Vorbereitung der Reise sind hilflos und schlagen Flüge für mehrere Tausend Euro vor. Die Sekre-

tärin der Abteilung, erfahrene Reisekauffrau im Vorleben, kommt auch mit der Profi-Software zu keiner guten Lösung, empfiehlt aber ein auf Fernreisen spezialisiertes Reisebüro am anderen Ende der Republik.

Nach einer Woche habe ich ein Ticket auf dem Schreibtisch liegen. Es ist vermutlich das letzte Papierticket, das ich sehen werde. Mit Nadeldruckern bestickte, widerstandsfähige, grünliche Pappen, die einzelnen Flüge zum Abreißen, ein Durchschlag, auf dem "not valid for travel" steht. Es wirkt verlässlich, als wenn es auch ohne Internet funktionieren würde. Das Reisebüro sagt mir am Telefon, dass sie ein Schlupfloch genutzt hätten, daher das Papierticket, mit dem es einfacher zu bewerkstelligen war. Sie klangen nicht, als wollten sie sich wichtig machen.

Die Reise klappt wegen des Hurrikan Dean nicht ganz so gut, er soll zeitgleich mit mir in Cancun ankommen. Einen Flug muss ich zwei Tage vorher streichen und einen anderen verschieben, was auch mit Papierticket über das Telefon anstandslos funktioniert.

Fußnote: Die IATA hat verfügt, dass nach dem 1. Juni 2008 keine Papiertickets mehr ausgegeben werden.

Roland Krause

22.7.2007

Hey, du. Möchtest du einen Fisch kaufen?

Aleks Scholz: ich erlebe gerade eine revolution meines sozialen umfeldes: ich begebe mich in eine web 2.0 online community, in der ich abgesehen von einem dutzend astronomen, niemanden kenne.
Kathrin Passig: merkwürdige Definition von „niemand“
Aleks Scholz: naja, es ist die kollision von web community und astronomie.
Kathrin Passig: wie kam es zu der Community?
Aleks Scholz: zu der community kam es, weil bei diesem workshop alle

gleichzeitig im internet waren und ich neben mir simon beobachtete, wie er damit rumspielte. man kann dort ein aquarium haben und fische kaufen. das wollte ich dann auch.
Kathrin Passig: wie heißt die? keine Angst, ich melde mich nicht gleich an.
Aleks Scholz: facebook.com, melde ruhig, damit komme ich klar.
Kathrin Passig: ach so.
Aleks Scholz: ein unfassbares prokrastinationsinstrument.
Kathrin Passig: ich dachte eigentlich, das wäre was sehr Langweiliges, so wie Xing.
Kathrin Passig: aber wenn man natürlich Fische kaufen kann ...
Aleks Scholz: weiss nicht, vielleicht langweilt es auch nach ein paar tagen.
Kathrin Passig: halt mich auf dem Laufenden.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

29.7.2007

Von 0 auf 11 Facebookfreunde in einem Jahr

Ich melde mich bei Facebook an. Schon am 7. November schreibe ich sogar etwas hinein. Ein Jahr später habe ich 11 Facebookfreunde.

Quelle: Facebook-Timeline.

Kathrin Passig

6.9.2007

Pirate Cinema und legalere Alternativen

Kathrin Passig: am Sonntag läuft hier ganztags die erste „The Wire“-Staffel im Pirate Cinema.
Aleks Scholz: verdammt.
Kathrin Passig: ich könnte auch nicht hingehen und wir leihen uns dann mal die DVD aus. geht auch.
Aleks Scholz: ich versuche ja seit monaten die dvds zu kriegen, aber blockbuster bringt sie mir einfach nicht
Kathrin Passig: man kann sie beim Videodrom ausleihen. ist halt etwas umständlicher, geht aber.

Quelle: Skypelog. Pirate Cinema gab es von 2004 bis 2007 in einem leerstehenden Gebäude in der Tucholskystraße, Berlin. Die erste „The Wire“-Staffel lief dort am 9.9.2007, fünf Jahre nach der US-Erstausstrahlung. Auf welchem Weg ich davon erfahren habe, ist nicht überliefert.

Kathrin Passig

12.9.2007

Meine letzte CD

Ich kaufe eine Musik-CD, „The Needle Was Travelling“ von Tarwater. Es ist die erste seit vielen Jahren und vermutlich auch meine letzte. Tarwater kenne ich von last.fm.

Rekonstruiert 2014 anhand der Amazon-Bestätigungsmail, in den Jahren dazwischen keine CD-Käufe.

Kathrin Passig

13.9.2007

Die Axt und der Herd

10:30. Das Telefon reißt mich aus dem Tiefschlaf.
Telefon: „Ja, hier ist die Firma B., Sie haben einen Elektroschrott-Abholungstermin mit uns vereinbart."
Ich: „Äh, ja. Und?"
Telefon: „Der ist heute. Ich steh hier bei Ihnen vor der Tür, ist aber keiner da."
Ich: „Doch, ich bin da, die Klingel geht nicht, Moment."

Dass die Klingel nicht geht, ist an sich eine gute Nachricht, denn ich nehme mir seit Jahren vergeblich vor, sie endlich mal abzuklemmen, es sind ja doch immer nur die GEZ oder meine Vermieterin. Muss ich also jetzt nicht mehr machen. Schlecht ist, dass man mir beim Vereinbaren des Elektroschrott-Abholungstermins extra eingeschärft hat, dass alle Geräte abmontiert bereitstehen müssen. Der abzuholende Elektroherd aber ist noch fest mit der Mietsache verbunden. Ich springe aus dem Bett, ziehe was an, räume den Weg zum Herd frei, rücke ihn von der Wand ab und sehe: Das Starkstromkabel meint ernsthafte Geschäfte. Erstens ist es dick, zweitens verschwindet es in einem Loch an der Herdrückseite und drittens ist die Herdrückseite mit tausend Schrauben fest verriegelt. Ich öffne dem Handwerker und erläutere das Problem.

Handwerker: Ich darf da nicht anfassen. Haben Sie die Sicherung rausgemacht?
Ich: Gute Idee!
Handwerker: Ist das auch die richtige?

Ich: Es steht „Herd“ dran.
Handwerker: Ich mach mal noch den FI-Schalter raus.
Ich: Gute Idee!
Nachdenken beiderseits.
Ich: Verdammt noch mal, da hat man schon mal einen Bolzenschneider, und wenn man ihn EINMAL IM LEBEN braucht, liegt er im Büro!
Handwerker: Vielleicht mit ‘nem Messer?
Ich: betrachte mein einziges kleines Küchenmesser skeptisch.
Ich: Ich fürchte, ich muss 35 Euro Dummheitssteuer bezahlen und Sie noch mal . . . nein! halt!

Denn mein Auge ist auf meine Axtsammlung gefallen. Ich besitze sieben Äxte, von denen sechs meinem ehemaligen Nachbarn gehörten, eine siebte aber ist ein Erbstück meiner Großtante. Der Nachbar hat einiges aus meinem Besitz an sich genommen, so dass ich zum Ausgleich den Bolzenschneider und alle sieben Äxte behalten habe, als er damals fristlos gekündigt wurde und seine Sachen auf dem Hof standen. Ich weiß nicht, welche Axt das Erbstück ist und muss deshalb alle in Ehren halten. Jetzt streiche ich mit dem Daumen über alle sieben Klingen, wähle die am wenigsten stumpfe Axt und sage zum Handwerker „Gucken Sie nicht hin!“, denn ich bin barfuß und überhaupt. Zack! Der Herd verschwindet aus meinem Leben, begleitet von einem kichernden Handwerker.

Ich versuche noch herauszufinden, in welcher Stellung der FI-Schalter jetzt eigentlich drin ist und in welcher nicht, finde heraus, dass der Strom in beiden Stellungen ungestört weiterfließt[1] und es also wohl egal ist, und gehe zurück ins Bett. Another job well done!

Damals dokumentiert bei: hoeflichepaparazzi.de. Später ergänzte ich noch: „Beim Abtransport des Herdes sind allerdings drei schöne porzellanene Drehknöpfe abgefallen, die ich beim zweiten Aufstehen fand. Ich werde sie an den Pappofen montieren, den ich mir demnächst zu basteln gedenke. Denn ich wer-

1. Der FI-Schalter ist nur fürs Bad zuständig. Das merke ich aber erst Anfang 2014.

de dank Sascha Lobo Gast-Kochbloggerin bei einem großen Kochbuchverlag, und da, denke ich mir, braucht man vielleicht einen Ofen. So einen mit drei Drehschaltern dran.“

Kathrin Passig

18. September 2007

Um meinen Ladezustand muss man sich keine Sorgen machen

Mein vor einem Jahr angeschafftes Powerbook hat am Stecker einen Ring, der grün leuchtet, wenn der Ladevorgang abgeschlossen ist ist. Heute finde ich heraus, dass ich mit dem Stecker auch meinen eigenen Ladezustand messen kann.

Ich bin vollständig geladen.

Die rechteckigen Stecker der Nachfolgegeräte zeigen nur noch den Ladezustand des Laptops an.

Kathrin Passig

19.9.2007

Ich sehe zum ersten und vorerst letzten Mal eine Wii

Kathrin Passig: gerade zum ersten Mal mit einer WII rumgespielt
Kathrin Passig: schon ganz toll.
Aleks Scholz: mit einer was?

Kathrin Passig: so einem Herumschwenk-Controller mit Bewegungssensor und Bluetooth.
Aleks Scholz: und, aehm, wozu ist das gut?
Kathrin Passig: man kann zum Beispiel, das sollte dir doch eigentlich gefallen, Schlagzeug spielen auf einem unsichtbaren Schlagzeug.
Aleks Scholz: fuer meinen kopf?
Aleks Scholz: ja, toll, aber, also, gibt es dazu ein bild?

Quelle: Skypelog. Ich weiß nicht mehr, wem diese Wii gehörte, und habe danach nie mehr eine aus der Nähe gesehen oder benutzt (Stand 2014).

Kathrin Passig

20.9.2007

Das Handy wird bald aussterben und durch das Internet ersetzt werden

Kathrin: du schreibst ja wirklich aktuelle Dinge in deinen Facebookstatus, Respekt
Kathrin: machst du das schon länger so?
Aleks: ja, das ist seit wochen das einzige, was ich den ganzen tag tue.
Aleks: aber meist steht nur schrott da, sowas wie 'aleks is counting some numbers'
Aleks: oder 'aleks is finding out what he is'
Kathrin: verstehe. wir könnten anfangen zu twittern, da gibt es sicher ein Facebook-Plugin
Aleks: kai macht das uebrigens auch.
Aleks: keine ahnung, was du meinst, aber es klingt illegal
Kathrin: twitter.com
Kathrin: es heißt Microblogging.
Aleks: ah, stimmt, kenne ich doch

Aleks: aber genau das leistet facebook natuerlich auch
Kathrin: nur halt in irgendwie umständlicher
Kathrin: twittern kann man auch vom Handy aus, ich glaube, mittlerweile sogar durch ein Gedanken-Plugin.
Kathrin: es gibt ein Tool Skype Mood Message → Twitter.
Aleks: „kann man auch vom handy aus“, das moechte ich nicht mehr hoeren, das handy wird bald aussterben und durch das internet ersetzt werden
Kathrin: werd doch Trendforscher.
Kathrin: schon bald kannst du zu Konferenzen über das Aussterben des Handys eingeladen werden.
Aleks: sowas gibt es?
Kathrin: ähm, nein.
Aleks: schade, es sollte das geben, denn es ist die zukunft

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

25.9.2007

Langsame Gewöhnung an das eigene Internet

Aleks Scholz: morgen muss ich uebrigens nach wuerzburg und werde dann vermutlich noch weniger internetzugang haben als bisher.
Kathrin Passig: ja, das war ja zu befürchten
Kathrin Passig: ich bin aber auch zwischendrin in Hamburg und dito.
Kathrin Passig: oder, ach, wobei
Kathrin Passig: ich vergesse immer noch, dass ich ja jetzt mein eigenes Internet habe. omnia mea mecum porto!

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

Ende 2007/Anfang 2008

Wie ich mal versuchte, UnityMedia davon zu überzeugen, dass mein Internet nicht geht

im Herbst 2007 ziehen wir nach Düsseldorf. Jetzt brauchen wir noch Internet. Wir gehen in uns, sondieren die Lage bzw. die Anbieter und kommen auf die Idee es mal mit UnityMedia zu versuchen, Internet übers Kabelfernsehen also.

Unsere Wohnung hat zwar noch keinen Kabelanschluss, aber das kann man ja ändern. Einen Verteiler gibt es jedenfalls im Keller, einer der Nachbarn hat schon Kabelanschluss, das sieht man sehr schön an dem Kabel, das auf der Rückseite des Hauses außen an der Wand bis in den dritten Stock läuft und dann neben einem Fenster durch ein Loch ins Innere des Hauses verschwindet. So oder so ähnlich müsste das ja dann auch bei uns klappen.

Bei uns klappt es sogar noch besser, es gibt nämlich noch alte Schächte im Haus und man kann das Kabel aus dem Keller durch den Schacht bis in unsere Wohnung legen. Es kommt dann an der Garderobe raus, Anschluss dran, fertig.

Wir melden uns also bei UnityMedia an, sagen aber gleich, dass die noch gar nichts machen brauchen, weil wir ja noch gar kein Kabel haben, aber Bescheid geben würden, sobald es so weit wäre.

Irgendwann kommt dann der Kabelmann und legt das Kabel, genauso wie geplant, klappt alles super. Er würde da aber jetzt nichts aktivieren oder so, sagt er, das wäre ja sinnlos, weil der Mensch, der dann von UnityMedia kommen würde, würde dann eh irgendwas anderes machen und solange

der nicht kommt, können wir das Kabel eh noch nicht nutzen. Ich nicke, das ergibt alles sehr viel Sinn, danke dem Kabelmann und sage UnityMedia Bescheid, dass jetzt ein Techniker kommen kann.

Dann haben wir sehr lange kein Internet. Es kommt auch kein Techniker. Irgendwann rufe ich mal bei UnityMedia an und frage, wann wir denn so grob mit Internet bzw. der Ankunft des Technikers rechnen könnte.

„Aber Sie müssten doch schon Internet haben“, sagt die Frau am Telefon.

„Neinnein“, sage ich. „Wir haben kein Internet, es wurde ja erst mal nur das Kabel gelegt und der Kabelmann hat gesagt, da müsste jetzt noch einer Ihrer Techniker kommen und da was freischalten, vorher ginge gar nichts.“

Die Frau möchte mir nicht glauben und fordert mich auf ihr Aussehen und Beschaffenheit der Kabelsteckdose zu beschreiben.

„Sehen Sie“, sagt sie. „Wenn Sie da nicht zwei, sondern drei Anschlüsse haben, dann kriegen Sie auch Internet.“

Ich versuche, ihr zu erklären, dass das ja sein mag, dass unser Anschluss prinzipiell internetfähig wäre, das aber immer noch nichts hilft, solange kein Techniker da war.

Aber, so sagt sie jetzt, außerdem hätte sie hier einen Vermerk, dass ja wohl schon längst ein Techniker da gewesen wäre.

Das wäre ja schön, sage ich, dann haben wir aber davon nichts mitbekommen, wann das denn gewesen wäre.

Sie nennt ein Datum, das irgendwann vor der Kabelinstallation liegt und ich frage nach, was denn der Techniker von UnityMedia bitte schön zu einem Zeitpunkt ausgerichtet haben können sollte, als es noch gar kein Kabel gab.

Das Gespräch verläuft auch weiterhin mehr oder weniger im Kreis. Die Frau von UnityMedia ist davon überzeugt, dass wir Internet haben müssten, schon allein, weil die Steckdose so aussieht, wie sie aussehen sollte und ja ausreichend viele Techniker da waren, die wir zwar alle nie getroffen haben, aber mein Gott, steht halt so im System. Ich bin weiterhin davon überzeugt, dass wir kein Internet haben, erstens, weil wir keins haben und zweitens, weil ich mir nicht vorstellen kann, wo es herkommen sollte, wo wir doch nie einen Techniker gesehen haben.

Um die Geschichte schön antiklimaktisch zu beenden, ich habe vergessen, wie es weiterging. Irgendwann haben wir anscheinend Internet und das funktioniert auch über drei Jahre lang ausreichend gut. Übers Fernsehen werden wir den Kabelanschluss übrigens nie nutzen, denn der Anschluss ist ja an der Garderobe und der Fernseher im Wohnzimmer und Kabel quer durch die Wohnung verlegen ist schon seit mindestens zwei Jahren total out.

Drei Jahre später ziehen wir dann nach Essen und kündigen den Vertrag bei UnityMedia genau so viele Wochen zu spät, dass wir noch ein knappes Jahr Internet bezahlen, das wir gar nicht mehr nutzen. Ich versuche, aus der Nummer rauszukommen, indem ich einer anderen Frau am Telefon erzähle, dass wir hier ja gar keinen Kabelanschluss hätten und dementsprechend auch technisch gar nicht in der Lage wären, Internet über Kabel zu empfangen.

„Das ist alles gar kein Problem“, sagt sie. „Dann brauche ich nur die Bestätigung von Ihrem Vermieter, dass da kein Kabelanschluss liegt und auch keiner gelegt wird.“

„Hm“, sage ich.

Leider bin ich selber mein Vermieter und wie kulant die bei UnityMedia sind, wenn ich mir selbst bestätige, dass ich nicht vorhabe, einen Kabelanschluss zu legen und deswegen gerne den Vertrag außerhalb der Fristen kündigen möchte, probiere ich gar nicht erst aus, das ist mir zu doof.

Seitdem haben wir Internet bei Alice, das jetzt auch schon wieder zu einem anderen Anbieter gehört und vor allem monatlich kündbar ist. Überhaupt mache ich nichts mehr, was nicht monatlich kündbar ist oder problemlos bei Umzügen oder ähnlichem Unsinn mitgenommen werden kann.

Anne Schüßler

20.10.2007

Fuck me sideways, mein Hotel hat WLAN!

Kathrin Passig: leider werde ich im Zug nach Bratislava kein Internet haben (außer die ersten zwei Stunden)
Kathrin Passig: und in Bratislava vermutlich genausowenig.
Aleks Scholz: ich finde das zwar doof, werde es aber ueberleben
Kathrin Passig: ja, du. aber ich?
Kathrin Passig: oh, doch, die Fußgängerzone hat kostenloses WLAN
Kathrin Passig: well, fuck me sideways! mein Hotel hat WLAN!
Aleks Scholz: jesus christ
Kathrin Passig: da! www.bratislavahotels.com/hotel-antares-bratislava
Aleks Scholz: sieht aus wie alle hotels.
Aleks Scholz: aber wlan kann man ja nicht sehen
Kathrin Passig: aber da steht, dass es „Wifi in all rooms“ hat
Aleks Scholz: vielleicht meinen sie sehr kleine klaeffende hunde?
Kathrin Passig: ja, wahrscheinlich heißt Wifi auf slowakisch „Bettwanze“

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

24.10.2007

Klingeltöne, Reflexe, Phantomvibrationen

Bettina: ich habmal ne Zeit lang alles runde rote für eingehende Mails gehalten, auch nicht fein, gerade auf dem Kinderspielplatz.
Lukas: deine mails sind rund und rot?
Bettina: beim Mailprogramm vom Mac, jawohl
Sascha: ah, das, das ist bei mir immer da und es steht 1248 drauf

Lukas: achso, da unten.
Lukas: einfach kein baby-bel mehr kaufen, problem gelöst
Kathrin: das ist die furchtbarste Geschichte, die ich seit langem!
Kathrin: aber: als ich mal einige Zeit beim Handy nur die Vibration und sonst nichts an hatte, war wenigstens Schluss mit lästigen falschen Klingeltonwahrnehmungen in Kneipenmusik und überall.

Quelle: Skypelog. Es muss also zwischen 2007 und 2013 noch einmal eine Phase mit Klingelton gegeben haben, aber seit spätestens 2013 schweigt das Handy. Statt der lästigen falschen Klingeltonwahrnehmungen hatte ich eine Weile lästigen falschen Phantomvibrationsalarm in der Hosentasche, aber auch das hat irgendwann aufgehört, grob geschätzt um 2011 herum.

Kathrin Passig

Ende 2007

Die Avantgarde des „Internet of Things“ kommt kurz zu Besuch und wackelt mit den Ohren

Im Oktober 2007 bekommt die in der Blüte ihrer Jugend stehende Riesenmaschine eine Mail von der Pariser Agentur Violet, in der es heißt:

> „Mein Anliegen ist ungewöhnlich, exzentrisch, tanzt aus der Reihe und ist 100 % Pop, Design, High-Tech, Web 2.0 rolled into one.“

Die Mail bewirbt einen Hasen namens Nabaztag, *„die Avantgarde des ‘Internet of Things’“*, der

> „kabellos mit dem Internet vernetzt, spricht, Emails und die neuesten Pop- News und Riesenmaschine-Feeds liest, MP3s ’singt’, das Wetter vorhersagt, zur Radiostation wird… Ein stilisierter kleiner Design-Roboter mit integriertem Mikrofon für

> Sprachbefehle, rotierenden Ohren bei eintreffenden Nachrichten und blinkenden Lichtanimationen bei abgespielter Musik. (...) Der besondere Clou: Er ist nicht an den Computer, sondern ans Internet angeschlossen, kann somit auf ein riesiges Reservoir an Content zugreifen. Nun spricht der kleine Hase auch Deutsch und wird mehr und mehr den Alltag deutschsprachiger Lofts, Büros und Agenturen beeinflussen."

Natürlich wollen wir die Avantgarde des Internet of Things keinesfalls verpassen und sehnen uns sehr nach Geräten mit rotierenden Ohren. Ein paar Mails später verspricht man uns einen Testhasen, und im Dezember ist er da. Er wird im „Haus der Frohen Zukunft" aufgestellt, auf den Namen „Hase der Frohen Zukunft" getauft, und nachdem wir unser WLAN von WPA2 (das der Hase nicht beherrscht) auf WPA downgegradet haben, funktioniert er auch.

Leider kann er nicht besonders viel. In meiner Erinnerung (von 2014) bewegt er eigentlich nur die Ohren, und auch das nur manchmal. Die „Ztamps", RFID-Aufkleber, mit deren Hilfe andere Geräte mit dem Hasen kommunizieren könnten, werden für „später" angekündigt. Nach ein paar Monaten wird er entweder zurückgeschickt oder wandert zu Sebastian S. Sein weiteres Schicksal ist mir unbekannt.

Dem Nabaztag-Wikipediaeintrag zufolge geht Violet 2009 nach anhaltenden technischen Problemen pleite und wird von Mindscape aufgekauft. 2011 geht Mindscape selbst pleite und stellt den Nabaztag-Service ein.

Kathrin Passig

12.11.2007

Der Vorläufer des Zenbook

Kathrin Passig: guck mal, beste Nachricht seit, ach: www.appleinsider.com/articles/07/11/12
Aleks Scholz: hurra! betrachte es als gekauft.
Kathrin Passig: so auch hier.
Kathrin Passig: endlich mal ein sinnvoller Einsatzzweck für all den Reichtum!
Aleks Scholz: moment, es hat kein dvd-drive, oder?
Aleks Scholz: oder keine festplatte, nur flash?
Kathrin Passig: beides richtig.
Aleks Scholz: gar keine festplatte?
Kathrin Passig: ultra-mobile. Trennung von irdischem Besitz.
Aleks Scholz: nein, es gibt schon noch eine platte.
Kathrin Passig: der Nachfolger hat dann gar nichts mehr und besteht nur aus Luft. er wird Zenbook heißen.
Aleks Scholz: ich meine, da gab es ein problem in die richtung 'aller verfuegbarer flash-speicher der welt reicht nicht, um die festplatten in macbooks zu ersetzen'
Kathrin Passig: keine Ahnung
Aleks Scholz: nagut, warten wir's ab. ausschliesslich flash speicher waere natuerlich grossartig.
Aleks Scholz: verstehe auch ganz das argument nicht, fuer den standardkram braucht man maximal 10, 20 gb und nicht die 80, die normalerweise drin sind. und dafuer nimmt man sich dann eben eine billige externe platte.

Quelle: Skypelog. Es dauert dann noch fünf Jahre bei Aleks und sechs Jahre bei mir, bis wir so ein Wunderding auch wirklich besitzen. Und ich glaube, als ich „Trennung von irdischem Besitz" sage, ist mir tatsächlich nicht bewusst, dass das im Kontext dieses Gesprächs ein ganz kleines bisschen komisch ist.

Kathrin Passig

14.11.2007

Es kracht und raucht und dann ist das Muttermal weg

Kathrin Passig: ich war vorhin beim Arzt und habe mir zum ersten Mal im Leben was weglasern lassen, es war toll
Aleks Scholz: wird es warm?
Kathrin Passig: hochdramatisch unter Krachen und Rauchen, und danach war das borstige Muttermal einfach spurlos verschwunden.
Aleks Scholz: und du merkst nichts?
Kathrin Passig: Lokalanästhesie.
Kathrin Passig: das Ganze dauerte wenige Minuten und kostete 29 Euro, bar zu bezahlen vor Ort
Kathrin Passig: der billigste Arztbesuch, den ich je!
Kathrin Passig: das mach ich jetzt jede Woche. genug borstige Muttermale sind ja da.
Aleks Scholz: 29 euro, irre.

Quelle: Skypelog. Den Arzt hatte ich ausgewählt, weil es die einzige Hautarztpraxis in Berlin mit Online-Terminvergabe war.

Kathrin Passig

2.12.2007

Immer, wenn interessante Dinge passieren, bin ich nicht online

Aleks: das ist ein anderer grund, warum twitter bei mir nutzlos waere, immer, wenn interessante dinge passieren, bin ich nicht online
Kathrin: das wird sich bald ändern

Kathrin: irgendwann 2008 oder 2009 wird es Mobilfunkverträge mit weltweiten Datenflatrates geben, hurra!
Aleks: meinst du? internet in der atacama-wueste?
Aleks: achso, achso. das ist schonmal ein fortschritt.

Quelle: Skypelog. Ich möchte meine Vorhersage revidieren (Stand Anfang 2014) und behaupten, dass es 2018 oder 2019 Mobilfunkverträge mit weltweiten Datenflat… ach, vergesst es.

Kathrin Passig

5.12.2007

Amazon kann nicht viel, aber die Videothek um die Ecke kann noch weniger

Kathrin Passig: ich bin seit heute Kunde beim Amazon-DVD-Verleih
Aleks Scholz: oh, kann das was?
Kathrin Passig: und habe mir von ziemlich vielen Serien irgendwas bestellt
Aleks Scholz: welche?
Kathrin Passig: nein, das kann nicht so viel, aber die können alle in etwa dasselbe
Kathrin Passig: und die Videothek bei mir um die Ecke kann halt noch viel weniger.

Für € 18,99 im Monat kann ich bis zu 3 DVDs gleichzeitig per Post leihen, was teuer klingt, aber nicht viel schlimmer ist als das, was ich aus Vergesslichkeit bisher in Videotheken an Überziehungsgebühren zahlen musste. Im ersten Monat leihe ich die 3. und 4. Sopranos-Staffel (verteilt auf je 4 DVDs) und einen Teil der ersten „Prison Break“-Staffel aus, danach erlahmt mein Interesse aus unklarem Grund und ich leihe nichts mehr aus. Dadurch ist es dann doch wieder viel teurer als Videothekenbenutzung.

Quelle: Skypelog, Mails von Amazon

Kathrin Passig

14.12.2007

Wunderwerk Navigationssystem! Leider darf ich es nicht einschalten

Ich fahre mit J. mit einem Mietauto (ich glaube, DB Carsharing) von Berlin nach Göttingen. Vorher habe ich ihm gemailt, es sei mit dem Zug billiger, "aber wenn Du gern mit dem Auto fahren möchtest, bin ich dafür auch zu haben (vorausgesetzt, es hat ein fancy Navigationsdisplay, mit dem ich herumspielen darf)."

Aus unklarem Grund verursacht es mir Schauer des Wohlgefallens, mich selbst als Punkt zu sehen, der sich auf der Karte bewegt, ich habe nur nie Gelegenheit dazu. Leider auch diesmal wieder nicht, denn J. verbietet mir das Einschalten des Navis. Es störe ihn beim Fahren. Ich weiß nicht, ob er damit das Gerät selbst meint oder mein "Da! Wir! Als Punkt auf der Karte!"-Quieken.

Kathrin Passig

Ende 2007, Anfang 2008

DVB-T: Wer fernsehen will, muss leiden

Ich hätte gerne Fernsehen und bestelle mir über eBay eine DVB-T-Antenne für meinen Laptop. Eigentlich schaue ich nicht besonders viel Fernsehen, aber ab und an kann ich es dann doch gebrauchen und die Antenne kostet

auch nur 11,- €. Es ist wahrscheinlich eines der billigsten Modelle, das auf dem Markt ist, aber ich möchte ja auch einfach nur fernsehen, ohne irgendwelchen Schnick-Schnack. Und dafür Geld ausgeben? Nee, nee.

Den Kaufpreis muss ich auf ein deutsches Konto überweisen, geliefert wird aber aus Hongkong. Weil ich nach einigen Wochen noch kein Paket erhalten habe, schreibe ich eine Meckermail. Die Antwort ist der Versuch, mich zu vertrösten:

> Liebe Kunde
> ihre Geld ist am 30,11 bei mir ,ihre Ware ist am nächsten Arbeitstag Montage 03,11 auf dem Weg.Jetzt vor Weihnachten Post ist sehr beschäftig .bissen Spärt ist auch möglich. Bitten Sie um ihr Verstandniss.
> schönes Wochenend

An Weihnachten fahre ich zu meinen Verwandten und bin für zwei Wochen nicht in Berlin. Als ich Anfang Januar 2008 wiederkomme, liegt ein Abholzettel der Post in meinem Briefkasten. Ich gehe am nächsten Werktag zur Postfiliale. Die Mitarbeiterin sucht im Lager nach der Sendung, kehrt aber mit leeren Händen zurück an den Schalter.

– Da haben Sie zu lange gebraucht.
– Wie, warum?
– Das Paket ist leider schon wieder zurück an den Absender.
– Und es gibt keine Chance, dass es doch noch irgendwie da ist?
– Lagerfristen sind Lagerfristen. Dann muss man Ihnen das eben nochmal schicken. Woher kommt denn das Paket?
– Aus Hongkong!
– *(große Augen)*

Dieses Paket ist dann wohl perdu, und von dem Absender höre ich auch nichts mehr. Nach einigen Wochen kaufe ich mir zu einem ähnlichen Preis eine andere DVB-T-Antenne und sie kommt diesmal auch an.

Zu dieser Zeit wohne ich in einer Erdgeschosswohnung und mit der billigen Antenne ist es gar nicht so leicht, Empfang zu bekommen. Ich justiere sie an verschiedenen Punkten in der Nähe der Fenster. Irgendwann habe ich rausgefunden, an welchen Stellen ich welche Sendergruppen empfangen kann. Am besten funktioniert es ausgerechnet in der Küche, also muss ich wohl, wenn ich denn fernsehen möchte, in der Küche sitzen. Manchmal muss ich die Antenne auch neu platzieren, wenn ich auf selten frequentierte Sender umschalten will.

Kurzum: Es ist ein ziemliches Glump. Aber ich werde die Antenne noch Jahre später in Gebrauch haben. Denn irgendwie funktioniert sie ja doch – und nochmal vergeblich auf ein Päckchen aus Hongkong warten, das will ich wirklich nicht.

Felix Lorenz; notiert am 04.03.2015 aus der Erinnerung und auf Grundlage von E-Mails

In etwa 2007 oder 2008

Die Ära der handgeschriebenen Buchhaltung ist zu Ende

Die Schwiegermutter – gelernte Steuerfachgehilfin – hat die letzten Dekaden mit ihrem Mann den gemeinsamen Laden geführt und dabei auch die Buchhaltung gemacht. Logisch.

Die Buchhaltung macht sie ganz klassisch auf riesigen Journalbögen, in die alle Buchungen eingetragen werden und die dann zum Steuerberater weitergereicht werden.

Dann ruft die Druckerei dieser Journalbögen an und teilt mit, dass sie zu den letzten zehn oder zwanzig Menschen gehört, die noch von Hand die Buchhaltung machen, und dass die Druckerei deswegen die Produktion einstellt.

Netterweise fragen sie, ob und wie viele Bögen die Schwiegermutter noch bestellen möchte, so dass die letzten paar Jahre des Ladens auch noch gesichert sind.

Christian Fischer

Irgendwann in den 60ern und dann 2006 oder 2007

Professor der RWTH erfindet neue Geschwindigkeitseinheit

Im Audimax der RWTH ist hinten-oben über den Rängen in der Mitte ein kleines Räumchen, in dem der Beamer steht, der über die Köpfe der Studierenden hinweg vorne auf die Wand der "Bühne" projiziert. Die Dozierenden haben dafür auf der Bühne ein Kabel, an das sie ihren Laptop einstecken können, um dann ihre Powerpoint-Künste zu zeigen.

Ein Professor erzählt uns in der Vorlesung eine Geschichte aus seinem Studium:

Damals stand in dem kleinen Räumchen noch kein Video-/Computerbeamer, sondern ein Diaprojektor. Da der Projektor nicht von vorne fernbedient werden konnte, musste eine Assistentin oder ein Assistent den Projektor bedienen und die Dias passend zur Vorlesung manuell laufen lassen.

Es gab einen Professor Fuchs oder Fucks (es könnte Wilhelm Fucks gewesen sein). Dieser Professor hatte immer einen Stock in der Hand während der Vorlesung. Mit diesem Stock stieß er auf den Boden auf, wenn er das nächste Dia zeigen wollte. Die Assistentin oder der Assistent wusste dann, was zu tun war.

Es gab sogar eine eigene Geschwindigkeitseinheit: Ein Fucks waren drei Dias pro Minute.

Sebastian Riehm

Ca. 2004 bis 2007

Warteschleifenmusik über Discman

Als Leiter des Telefonbefragungsstudios bin ich automatisch auch für die Telefonanlage des gesamten Instituts zuständig. In diesen Aufgabenbereich fällt auch das Thema Warteschleifenmusik. Die Geschäftsführung ist genervt von Mozarts Kleiner Nachtmusik in Pieps-Dur und hat eine aktuelle Café-del-Mar-CD gekauft. Sie wird in einen Discman eingelegt, der an die Telefonanlage angeschlossen wird.

Damit Tag und Nacht Wartemusik ertönen kann, muss die CD beständig spielen, sie läuft also auf Dauerwiederholung. Diese Lösung hält immer ein paar Wochen, dann gibt der Discman auf und wir müssen einen neuen kaufen und anschließen.

Irgendwann ist die MP3-Player-Technologie so weit. Bisher scheiterte ein Einsatz vor allem an der nicht vorhandenen Repeat-Funktion. Es erfordert ein wenig Überzeugungsarbeit, denn diese Geräte sind teurer als Discmans, aber schließlich darf ich einen vergleichsweise günstigen MP3-Player einer 2015 nicht mehr rekonstruierbaren Marke erwerben. Er hält viele Monate, bis wir schließlich eine Telefonanlage bekommen, deren Warteschleifenmusik über Software eingespeist werden kann.

Johannes Mirus

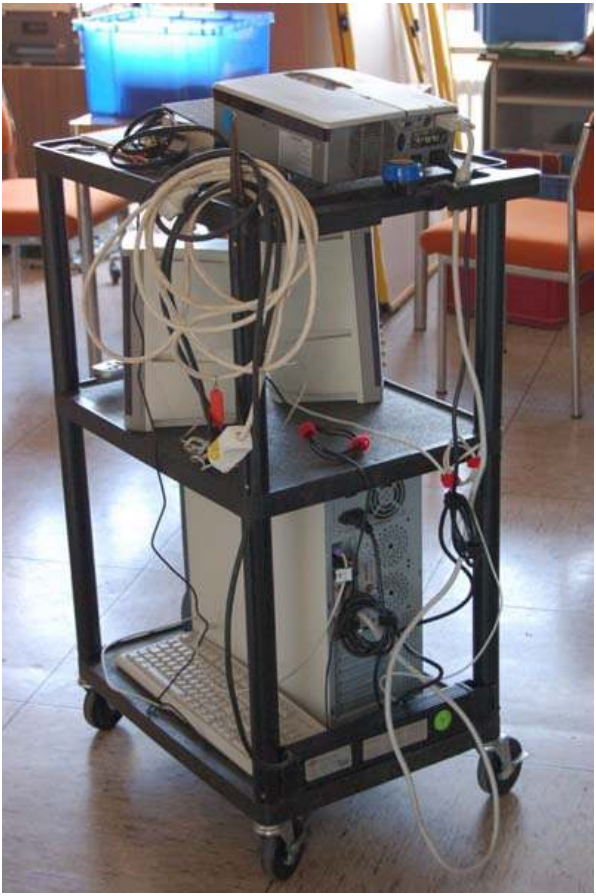
2007

Die ersten Beamer an meiner Schule

Meine Schule erhält die ersten Beamer. Sie sind für den mobilen Einsatz gedacht, da für die ganze Schule vorerst nur nur drei Geräte vorgesehen sind, die in verschiedenen Klassenzimmern eingesetzt werden sollen. Es gibt in den Klassenzimmern keine Computer, so dass zu jedem Beamer auch ein begleitender Rechner – teils als Laptop, teils als Desktopgerät – gehört. Rechner, Beamer, Lautsprecher, Maus und Tastatur sind auf einem sogenannten Laptopwagen angebracht. Für die Wartung jedes Laptopwagens ist jeweils eine Lehrkraft verantwortlich.

Die Laptopwagen stehen in einem eigenen Raum, in dem auch die fahrbaren Videorekorder-Fernseher-Kombinationen untergebracht sind. Möchte eine Lehrkraft einen Wagen benutzen, trägt sie sich in einen Kalender am Wagen ein (was nur einigermaßen funktioniert) und holt den Wagen dann für die geplante Stunde ab. Da es keine Aufzüge gibt und die Laptopwagen eher sperrig sind, funktioniert das nicht über Stockwerkgrenzen

Ich bin für einen der Wagen zuständig und ordne die Kabel mit Kabelbindern so, dass sie möglichst angesteckt bleiben. Außerdem montiere ich eine Art Dorn an eine Ecke des Wagens, damit das lange Kabel – der Wagen muss meist weit weg von der Steckdose platziert werden – halbwegs ordentlich bleibt; ich stelle mir vor, dass es ein bissen so aussieht wie ein Lasso am Pferd. Da der Wagen viel durch die Gänge geschoben wird, ergänze ich eine Fahrradklingel, damit man sich leichter einen Weg durch im Weg stehende Schülerscharen schaffen kann. Weitere angedachte Verzierungen – Revolverhalfter für die Maus, Fuchsschwanz – werden durch die technische Entwicklung überflüssig gemacht: Wir ziehen bald um in ein neues Schulgebäude mit Rechnern und deckenmontierten Beamern in jedem Klassenzimmer.



Thomas Rau

Irgendwann zwischen 2004 und 2007

Das Mittwochsproblem

Ich arbeitete zwischen 2004 und 2007 im technischen Support für den Hersteller von Web-Redaktionssystemen, als Kollegen über ein schwer zu lösendes Kundenproblem berichteten: Der Kunde meldete, dass sich keine Inhalte publizieren ließen.

Als der Kunde das Problem meldete, konnte der Support das Problem nicht reproduzieren. Kurz darauf trat es auch beim Kunden nicht mehr auf. Einige Tage später meldete sich der Kunde erneut. Diesmal trat das Problem auch auf den Systemen im Support auf. Der Support-Mitarbeiter nahm einen Bug auf und leitete ihn an die Entwicklung weiter. Diese meldete am nächsten Tag zurück, dass das Problem bei ihnen nicht auftrete. Auch bei Support und dem Kunden selbst trat der Fehler nicht mehr auf.

Die Lösung zog sich über mehrere Wochen hin, in denen der Support verbissen alles versuchte, um herauszufinden, wie sich der Fehler reproduzieren ließe. Und der Kunde meldete sich immer nach einigen Tagen wieder, weil das Problem erneut auftrat. Plötzlich fiel auf, dass sich der Kunde immer nur mittwochs meldete. Mit dieser Information ging der Supporter zum Entwickler, der daraufhin den Quelltext erneut Zeile für Zeile durchging.

Die Lösung des Problems begann mit den Worten des Entwicklers, die heute zu den Firmenlegenden gehören: “Sag mal, wie schreibt man eigentlich ‘Wednesday’?”

Boris Crismancich

Ca. 2007

Hed ihr Handy-Bomberlin?

Kirrlach (Nordbaden), Dialog an der Kasse des Buchladens: »Hed ihr Handy-Bomberlin?«, die Verkäuferin verneint bedauernd – obwohl ich der Sprache der Einheimischen mächtig bin (da meine Muttersprache), ist mir unklar, was die Frau vor mir an der Kasse sich wünscht, also frage ich nach, was wohl gemeint sei. Handy-Bomberlin, Anhänger, die an Handies „bombeln“, also hin- und herschwingen, sind kleine Schmuckstücke oder Figürchen, die mit einer Schlinge an Ösen oder auch per Klinkenstecker am Kopfhörereingang befestigt werden. Eine praktische Funktion gibt es anscheinend nicht, bestenfalls festhalten oder einfacher aus Taschen und Hüllen ziehen lassen sich die Telefone damit wohl.

(Daß ich mich mehr als zehn Jahre später noch an diesen Dialog erinnere, liegt wohl an der Kombination aus absoluter Selbstverständlichkeit zwischen Kundin und Verkäuferin und völligem Unverständnis bei mir. Datieren kann ich ihn nur per Papier: 2006 ist in einem Regionalverlag ein Buch zur Stadtgeschichte erschienen, das ich in diesem Laden kurz nach Erscheinen gekauft habe; ein Gerät, das meinen Standort aufgezeichnet hätte, hatte ich damals noch nicht und hätte ich damals auch als befremdlich und übergriffig empfunden. Für Handy-Anhänger wirft Google immer noch eine erstaunliche Anzahl an Artikeln aus, obwohl aktuelle Mobiltelefone quasi nie Ösen und immer weniger Klinkenbuchsen haben.)

Felix Neumann

19.1.2008

Mein Uni-Workaround-Passwort

Zum ersten Mal in meiner mittlerweile recht langen Studienzeit schaue ich in mein elektronisches Uni-Postfach. Ungelesene Nachrichten: 86. Ich finde Mails darin, die mir das Studium ganz schön hätten erleichtern können. Es zeigt sich aber, dass ich gerade zur richtigen Zeit in das Postfach gucke, denn eine der letzten Mails ist ein Hinweis vom Rechenzentrum: Wegen einer grundlegenden Systemumstellung werden alle Studierenden aufgefordert, so bald wie möglich ihr Passwort zu ändern. Ich ignoriere die Aufforderung natürlich erst einmal.

Nach circa einer Woche erreicht mich eine Erinnerungsmail vom Rechenzentrum, noch eine Woche später eine weitere. Jetzt sei wirklich der letzte Zeitpunkt zur Passwortänderung gekommen, die alten Passwörter werden in wenigen Tagen nicht mehr funktionieren. Tatsächlich: Nach Ablauf der Frist kann ich mich nicht mehr einloggen. Ich rufe im Rechenzentrum an. Der Mitarbeiter lässt mich mein Problem vortragen, seufzt und sagt: „Also gut. Nehmen Sie einfach Ihr altes Passwort und hängen Sie ein Dollarzeichen und die Ziffer 2 dran. Dann geht's.“ Bis zu meiner Exmatrikulation verwende ich dieses Workaround-Passwort.

Torsten Gaitzsch

ab 2008

Die LED-Spots verbrauchen zu wenig Strom

Nachdem ich keine Mitbewohner mehr hatte, die sich über die Farbtemperaturen von nicht-Glühlampen erregten, fing ich an, mein Haus von Glühbirnen zu befreien.

Einfach: 230V-Halogen-Spots mit GU10-Sockel. Das sind die zwei Kontakte, die wie sehr kurze und dicke Nägel aussehen und mit einem Bajonettverschluss in die Fassungen gedreht werden. Einfach, weil keine passgenaue Ausformung der Lampe erforderlich ist, um die Spots zu befestigen. Der Sockel hält sie fest und der Spot liegt meist komplett im Freien.

LEDs leuchten etwas punktförmiger als die Halogenlampen, was aber nicht stört. Es gab aber auch damals schon Spots mit 3 statt einer LED, die dann so angeordnet sind, dass der Lichtkegel breiter wird.

Toll: einen in die Ecke gerichteten Halogenspot konnte ich durch einen LED-Spot mit automatischem Farbwechsel ersetzen. Gibt Ambientepunkte.

Schwieriger: Kerzen in der Dunstabzugshaube und in der Lampe über dem Klo. Ungefähr 2009 finde ich welche und besorge mir drei Konkurrenzmodelle mit ungefähr 3W Leistung zum Vergleich. Alle drei funktionieren bis heute mit unveränderten Eigenschaften: Im Bad sind zwei davon in der Lampe hinter Milchglas montiert.

Eine hat ein etwas kälteres Licht, geht aber sofort an, die andere hat rund eine halbe Sekunde Verzögerung, dafür aber ein Licht wie aus einer Glühlampe. Die in der Dunstabzugshaube hat nicht ganz die gewünschte Lichtleistung, geht dafür aber sofort an und hat vermutlich fast exakt die 5777 Kelvin des Tageslichts.

2012 finde ich für die Stehlampe im Wohnzimmer auch eine LED-„Birne“, die hell genug ist, vorher nutzte ich eine klassische Energiesparlampe.

Gar nicht einfach: Die 12V-Spots. Die hatte ich in den abgehängten Decken montiert und sie stellen mich bis heute vor zwei Probleme:

Die Passform. Etliche 12V-LED-Spots haben ganz einfach die falsche Form: Sie passen nicht in die Fassungen. Da die Kontakte nur Drahtstifte sind, reichen diese nicht zur Befestigung. Insbesondere, wenn man sie versenkt einbauen will, sind Fassungen für die Lampe selber erforderlich.

Dann: Die Transformatoren. Heutzutage sind die meisten Trafos geregelt. Das heißt: Sie funktionieren nur, wenn ein Abnehmer vorhanden ist, der hinreichend Strom verbraucht. Bei den von mir verbauten Trafos sind das 10 Watt. Alles, was drunter liegt, hält der Trafo für einen Kriechstrom und schaltet sich ab.

In den drei Dielenabschnitten habe ich je drei Spots und ihren jeweiligen Trafo in der Decke versenkt. Die Halogen-Spots hatten je 25W, was mir eine Kleinigkeit zu hell war. Ein 3W LED-Spot lag 2008 noch knapp drunter, entsprach ungefähr 20W. Drüber gab es damals noch nichts.

3x3 Watt = 9 Watt.

Ich musste also an jeden Trafo weiterhin einen 24W-Halogen-Spot anschließen, damit das Licht überhaupt angeht.

Volker König

2008

Bis heute gibt es keine für Fahrzeuge zugelassenen "LED-Birnen"

Mir fallen immer mehr Autos auf, deren Blinker, Brems- und Rücklichter aus LED bestehen. Das sieht nicht nur cool aus, die LED halten länger als normale Birnen, brauchen weniger Strom und sind erheblich schneller auf voller Leuchtleistung, als die Wolframdrähte in Glühlampen.

Glühbirnen brauchen einen Moment, bis sie volle Helligkeit erreicht haben, LED bieten daher Sicherheit. Der nachfolgende Fahrer kann einen Sekundenbruchteil früher bremsen: Bei 120 km/h legt man in einer viertel Sekunde über 8m zurück.

Der Ersatz der Glühlampen durch LED-Leuchtmittel scheiterte jedoch daran, dass es bis heute keine für Fahrzeuge zugelassenen „LED-Birnen“ gibt.

Das liegt einmal daran, dass eine Glühlampe immer kugelförmig um den Glühdraht herum leuchtet. Die Lampenmodule sind so konstruiert, dass Reflektoren das kugelförmig abgestrahlte Licht so reflektieren, dass das gesamte Lampenglas hell wird.

LED sind auf Trägermaterial aufgebrachte Halbleiter und strahlen erstmal nur in eine Richtung ab. Um in allen klassischen Bremslichtern einwandfrei zu funktionieren, müssten mehrere LED so zusammengebaut werden, dass sie immer in alle Richtungen leuchten. Das ist ziemlich aufwändig. Tests mit – nicht zugelassen – Lampen waren daher auch eher so mittelgut.

Zudem müssten Ersatzlampen, um die Zulassung zu erhalten, weiß abstrahlen, Das ist ziemlich blöde, denn weiße LED gibt es eigentlich nicht. Rote und Gelbe sind Standard und würden Blinker, Rück- und Bremslicht ja abdecken. Weiße LED hingegen sind aus verschiedenen LED auf demselben Träger gemischte Lampen, deren Licht durch Filter hindurch in der Summe weiß ist. Man würde also u. a. aus roten und gelben LED weißes Licht mischen, das durch rotes oder gelbes Glas leuchten soll.

Zum Ersatz der Glühbirnen durch LED muss man das gesamte Lampenmodul austauschen. Dazu muss man erstmal eines finden, das für den eigenen Wagen maßgeschneidert wurde und eine Allgemeine Betriebserlaubnis hat.

Die Preise sprengen aber bis heute mein Budget für solche Spielereien

Volker König

10.1.2008

DVDs gucke ich nur am Computer

DVDs gucke ich nur am Computer, weil ich zwar einen kleinen DVD-Player habe, aber der Fernseher keinen SCART-Anschluß, weshalb ich den DVD-Player an den Videorekorder anschließen müßte, dann müßte ich aber jedesmal die DVB-T-Box abstöpseln. Einen neuen Fernseher will ich nicht kaufen, weil ich Angst habe, dann zuviel fernzusehen. Ich gucke “Das Haus am Eaton

Place", keine vollständige Edition, sondern nur einige Folgen, wobei es pro DVD nur zwei Folgen sind, und jede DVD in einer Extra-Hülle steckt, was den Besitzerstolz erhöht, weil man auf einfache Weise viele Zentimeter Regal füllt. Immerhin kann man die Szenen sehen, die das ZDF bei der Erstausstrahlung gekürzt hatte, damit die Folgen die fürs deutsche Fernsehen damals gewünschte Länge hatten. Das lädt den Laien zu filmkritischen Erwägungen ein, ob diese Szenen nicht tatsächlich verzichtbar gewesen waren. Die Serie habe ich in den 80ern geliebt, und mir auch einen Butler gewünscht, der meine Schnürsenkel bügelte. Im Jahr 1908 begegnen wir einem englischen Dichter, der die Tochter des Hauses heiratet, die Ehe aber nicht "vollziehen" kann. Sein Verleger hatte das schon aus seinen Gedichten erkannt und bringt sich als Ersatz in Stellung. Skandalöse Themen! Der Dichter lehnt es ab, ein Auto zu fahren, mit der Begründung: *"It is unseemly for a poet to proceed anywhere by a series of explosions."*

Jochen Schmidt

12.2.2008

Wie kriegt man denn 30 GB voll, wenn man nicht mit Riesenteleskopen beobachtet?

Ein Backup wird angelegt:

Kathrin Passig: hm, noch kämpfe ich ein bisschen mit rsync
Saraniti Obermuller: was geht nicht?
Kathrin Passig: es muss doch auch inkrementelle Updates können
Kathrin Passig: kopiert aber stur immer wieder alles neu.
Saraniti Obermuller: das ist mir relativ egal.
Kathrin Passig: es dauert aber viele Stunden, wenn alles immer neu kopiert wird. und es ist total sinnlos.
Saraniti Obermuller: tar kann inkrementell

Kathrin Passig: ich traue keinem eingepackten Backup, da sieht man erst, wenn es zu spät ist, dass es defekt ist. ich jedenfalls.
Saraniti Obermuller: halt gleich auspacken
Kathrin Passig: ha bloody ha
Saraniti Obermuller: abgesehen von zwei wire-staffeln habe ich ein gigabyte oderso auf dem macbook, inkrementell oder nicht, das ist doch egal
Kathrin Passig: meins hat jetzt für 30 GB mehrere Stunden gebraucht und den Rechner dabei hart rangenommen.
Saraniti Obermuller: 30gb! hell, girl!
Kathrin Passig: halt vorsichtshalber das ganze home-Verzeichnis, weil da an allen möglichen Stellen wichtige Daten verteilt sind
Kathrin Passig: die überseh ich nur, wenn ich das von Hand kopiere.
Kathrin Passig: allein Apple Mail breitet sich an drei, vier unterschiedlichen Orten aus.
Saraniti Obermuller: ja, das gesamte home hat bei mir 10gb, davon 9 the wire
Saraniti Obermuller: wie kriegt man denn 30gb voll, wenn man nicht mit riesenteleskopen beobachtet?
Kathrin Passig: ich hab meinen Rechner halt schon länger als du deinen. und ich besitze eine Kamera.

Quelle: Skypelog. Saraniti Obermuller ist Aleks Scholz.

Kathrin Passig

22. Februar 2008

Falsche DVDs im Briefkasten! Aber vielleicht hat die Videothek sie ja

Aleks Scholz: verdammt! blockbuster behauptet, sie haetten von mir die vierte dvd der lost-staffel zurueckgekriegt und senden mir jetzt die fuenfte.
Aleks Scholz: ja, sind sie denn doof?
Aleks Scholz: gleiches gilt fuer eine house-dvd.
Kathrin Passig: Amazon so ähnlich: ärgerliche Reihenfolgeverwirrungen bei den Serien.
Aleks Scholz: es ist ein fluch.
Kathrin Passig: ach was, mit Absicht machen sie das.
Kathrin Passig: weil ich dann die übernächste DVD so lange herumliegen lassen muss, bis die nächste da ist. und in der Zeit kann ich mir keine neue schicken lassen.
Kathrin Passig: Verschwörung! Aufregung!
Aleks Scholz: ausgerechnet jetzt, wo es mal drauf ankaeme, weil du kommst
Kathrin Passig: vielleicht hat die Videothek sie ja?
Aleks Scholz: ja, hoffe ich.

Kathrin Passig, Quelle: Skype-Logfile

Februar 2008

Unerwarteter Beleuchtungsvorsprung im Reich der Mitte

An einer nordostchinesischen Universität erzähle ich in einen Hörsaal voller dichter schwarzer Haare hinein die neuesten Neuigkeiten von Wiener Hochhäusern. Ein gutes Dutzend haben wir schon und hey, eines davon hat

nachts sogar Lichtprojektionen auf der Fassade. Programmierbar! Mit Bewegung und so! Unter den schwarzen Haaren schaut es interessiert hervor, ganz sicher erfüllt vom Wohlwollen über die österreichische Zukunftstechnologie.

Nur kurz werde ich etwas nachdenklich, als ich später vom Taxi aus feststelle, dass die nordostchinesische Millionenstadt Shenyang, an deren Rand sich die Uni befindet, von mehreren brandneuen Satellitenmillionenstädten umgeben ist, die nur aus Hochhäusern bestehen, von denen jedes einzelne wild bewegte Lichtprojektionen an der Fassade hat.

Maik Novotny

8.3.2008

Mein letzter Videotheksbesuch

Kathrin Passig: vielleicht erst mal aufs Sofa zurückziehen und weiter Serien gucken, später neu über das Thema Arbeit nachdenken.
Oatridge Mewbourn: welche serien denn?
Kathrin Passig: House (Anfang 2. Staffel) oder 6FU.
Oatridge Mewbourn: anfang 2. staffel!
Kathrin Passig: sonst hatten sie nichts da.
Kathrin Passig: (Videothek)

Quelle: Skypelog. Oatridge Mewbourn ist Aleks Scholz, und es handelt sich wahrscheinlich um meinen letzten Besuch in einer Videothek. Ich bin schon seit einem Vierteljahr Kunde beim Amazon-DVD-Verleih, dort gibt es House aber bisher nicht. Die Feststellung, was es bei Amazon alles nicht gibt, führt in diesem Monat noch einmal zu vermehrter Videothekennutzung, aber dann ist es vorbei.

Kathrin Passig

1. gemeint ist: das Touchpad des Macbook

9.3.2008

Ein neuer Reflex zum Beschleunigen oder Überspringen von Uninteressantem

Kathrin Passig: gestern auf der Zugfahrt habe ich DVDs gesehen und kam an eine etwas zähe Stelle, ich ertappte mich dabei, wie ich mit zwei Scrollfingern sanft den Film kraulte[1], damit es schneller vorangehen sollte.
Kathrin Passig: es half natürlich nichts, aber die Geste gefällt mir. die Welt kraulen, damit alles schneller geht.
Kathrin Passig: das ist doch besser als mit der Maus auf den Tisch hämmern.
Oatridge Mewbourn: ja, sollte man bei buechern auch ab und zu tun

Quelle: Skypelog, Oatridge Mewbourn ist Aleks Scholz. Die Scrollgeste, die mir da zum Reflex geworden ist, habe ich erst Ende 2006 entdeckt.

Kathrin Passig

März 2008

So ein Diktiergerät erleichtert die Arbeit ungemein

Ich mache ein Praktikum bei der taz und finde, dass es praktisch wäre, ein Diktiergerät zu besitzen. Damit kann ich entspannt Interviews machen und muss nicht hektisch mitschreiben. Im Media Markt erfahre ich, dass die meisten Diktiergeräte für Windows hergestellt wurden, ich brauche aber ein Apple-kompatibles, damit ich die Sprachaufnahme gegebenenfalls auf mein iBook übertragen kann. Ein Gerät von Olympus soll auch mit Apple funktionieren, und ich setze es gleich bei einem Interview zum Ostermarsch ein. Dabei stelle ich fest, dass ich wirklich sehr gemütlich mit meinem Interview-

partner plaudern kann, aber so eine Aufnahme auch zu wesentlich mehr Arbeit beim eigentlichen Schreiben führt, weil man ein zweistündiges Interview erst einmal transkribieren muss.

Tanja Braun

13. bis 16. März 2008

Internet auf der Leipziger Buchmesse dank Riesenmaschine

Die Riesenmaschine ist mit einem 1 qm großen Buchmessenstand aus Pappe auf der Leipziger Buchmesse vertreten.

Im Messestand Kathrin Passig und Sascha Lobo, davor Aleks Scholz, Dieter Moor

Im Ankündigungsbeitrag schreibe ich:

> Überall gibt es heutzutage Internet, selbst in der Antarktis und im Weltall. In den indischen Dörfern Ethida und Poolpur kann man neuerdings die Question Box befragen und bekommt daraufhin ergoogelte Auskünfte über Reisanbau und Cricketergebnisse vorgelesen und erklärt. Die letzten verbleibenden internetfreien Orte sind deutsche Hotels und Messen. Auch auf der diesjährigen Leipziger Buchmesse vom 13. bis 16. März gibt es wie gewohnt kein kostenloses W-LAN. An dieser Stelle kommt die Riesenmaschine ins Spiel, die dieses Jahr dank der Vermittlung des Verbrecher Verlags erstmals mit einem Buchmessenstand von 1 qm Grösse vor Ort vertreten sein wird (neben der Leseinsel Junge Verlage, Halle 5, Stand D200). Messebesucher, die Fragen an das Internet haben, können diese Fragen entweder am Schalter des Riesenmaschinestands vortragen oder schriftlich im dafür vorgesehenen Einwurfschlitz (...) deponieren. Die geschulten Riesenmaschine-Fachkräfte Aleks Scholz, Michael Brake, Kathrin Passig und eventuell sogar Sascha Lobo werden von Freitagmittag bis Samstagabend Auskünfte erteilen und auf Wunsch Blogs, Feeds, Twitterungen oder private Mail verlesen.

So geschieht es dann auch. Das dafür benötigte Internet kommt aus meinem Sony Ericsson K610i, das via Bluetooth PAN mit meinem Laptop verbunden ist. Das geht ganz gut, denn ich habe als O2-Kundin einen Datentarif mit 10 GB, UMTS ist auch schon erfunden, aber die mobile Internetnutzung ist noch nicht so verbreitet, dass die Besucher damit gemeinsam das Netz lahmlegen wie auf späteren Messen (ca. 2009 bis 2015 immer noch).

Kathrin Passig

17.3.2008

Alles perfekt, auch Fahrradbeleuchtungen

Am 9.1.2008 fasse ich einen Plan:

Kathrin Passig: ich werde mir einen Nabendynamo implantieren lassen.
Leaver Schweppe: im knie?
Kathrin Passig: nein, in der Nabe! am Kinn, herrje!
Kathrin Passig: im Fahrrad.

Am 17.3.2008 dann:

Kathrin Passig: verstehe. ich muss auflegen, mein Handyakku ist leer. ich melde mich so in einer Stunde wieder, und zwar dann als Besitzerin eines Fahrrads, das heller ist als tausend Sonnen.

Quelle: Skypelogs. Jetzt ist endlich alles perfekt, auch Fahrradbeleuchtungen. „Auflegen“ wird hier scherzhaft verwendet, das mit dem Handyakku ist allerdings ernst.

Kathrin Passig

Anfang 2008

Das Ende meiner Fernbeziehung zum Bibliothekswesen

Die Regelungen des “2. Urheberrechtskorbs” treten in Kraft, und der Dokumentenlieferdienst der Bibliotheken subito hört auf, Artikel aus wissenschaftlichen Zeitschriften via E-Mail zu versenden. Man kann die Texte jetzt nur noch per Post (oder Fax!) bekommen. Ich ärgere mich über diesen Rückschritt und höre auf, subito zu nutzen. Weil ich nicht an einer Universität arbeite, bedeutet das, dass ich seitdem keinen Zugang mehr zu wissenschaftlichen Artikeln habe, die nicht frei im Netz stehen.

Die Auswirkungen sind aber gar nicht dramatisch. Die meisten wissenschaftlichen Artikel findet man – entweder über Google Scholar oder mit etwas Suchen – am Ende doch im Volltext auf den Seiten der Autoren. Vor allem aber brauche ich nur sehr selten einen ganz bestimmten Artikel. Meistens genügt es, zwei, drei andere zum selben Thema zu finden. Wissenschaft ist zum Glück ein redundantes System.

Kathrin Passig, Auszug aus einem bei Zeit Online veröffentlichten längeren Beitrag

2. April 2008

Warum gibt es Google Maps noch nicht in laminiert?

Aleks Scholz: verdammt, ich besitze nur eine unlaminierte karte von an teallach. gleich eine neue bestellen.[1]
Kathrin Passig: die unlaminierte kann man sich ja immer noch an die Wand hängen oder so.
Aleks Scholz: wenn ich in 5 jahren aus schottland wegziehe, werde ich cirka 100 karten besitzen und dafuer 1000 pfund ausgegeben haben
Kathrin Passig: 1000 Pfund?
Kathrin Passig: für Karten? wir leben in einer schlechten Welt. warum gibt es Google Maps noch nicht in laminiert und 1:25.000?
Aleks Scholz: ich glaube, ich moechte nicht mit googlemaps herumlaufen. da sind ja nichtmal hoehenlinien drin.

Kathrin Passig, Quelle: Skype-Logfile

1. Man kann in Schottland nur mit wasserfesten Karten wandern, alle anderen lösen sich auf.

2.4.2008

Nach dreizehn Jahren versuche ich den Tippfehler auf meiner Kreditkarte korrigieren zu lassen

Auf meiner Kreditkarte steht seit ca. 1995 „Kathrin Passing“. Vermutlich ist der Name von jemandem mit englischer Muttersprache abgetippt worden, die können manchmal nicht anders.

Ich habe meiner Bank jetzt geschrieben, dass ich gern meinen richtigen Namen auf der Karte hätte, weil man manchmal online nichts damit kaufen kann, wenn der Name nicht übereinstimmt. Heute kommt die neue Karte:

Ob es damit wohl besser geht?

Kathrin Passig

3.4.2008

Via aka-aki erfahre ich von Breaking Bad

Kathrin Passig: bekam vorhin via aka-aki eine Serienempfehlung: Breaking Bad
Kathrin Passig: was die Wikipedia darüber schreibt, klingt sehr gut.
Kathrin Passig: ist aber wohl nur raubkopierbar.
Oatridge Mewbourn: man kriegt ueber aki-aki serienempfehlungen?
Kathrin Passig: ja, von so Leuten halt.
Oatridge Mewbourn: aber woher wissen die leute das?

Kathrin Passig: keine Ahnung. vielleicht sind sie so Trendsetter und early adopter!
Oatridge Mewbourn: achso, irgendwelche leute, die gar nichts wissen.
Oatridge Mewbourn: nagut, strenggenommen ist das ja immer so.

Quelle: Skypelog. Oatridge Mewbourn ist Aleks Scholz.

Kathrin Passig

4.4.2008

Was man braucht, ist nicht Twitter, sondern Spokeo

Aleks: uebrigens habe ich mich jetzt auch bei twitter angemeldet, vor allem, weil ich es muede war, mehreren anderen hinterherzulesen. so habe ich wenigstens alles auf einmal.
Kathrin: ach, Fehler, was du brauchst, ist nicht Twitter, sondern spokeo.
Kathrin: das ist viel viel viel toller.
Aleks: mag sein. das mache ich dann spaeter.
Kathrin: es verfolgt nicht nur alle Twitterungen, sondern auch alles andere.

Quelle: Skypelog. Spokeo war damals ein praktischer RSS-Aggregator, in dem man auf einer Seite sehen konnte, was eine Person bei diversen sozialen Netzwerken machte: “Spokeo 2.0 is like a blog reader for all of your friends’ activities across more than 30 social Websites, including Bebo, Digg, Facebook, Flickr, Hi5, imeem, Last.fm, LinkedIn, MySpace, Pandora, Slide, StumbleUpon, Twitter, Windows Live Spaces, Yelp, and YouTube. (Delicious is conspicuously absent).” (Techcrunch) Nach einer Phase um 2014, in der es explizit als “Spioniere deine Freunde aus!”-Tool beworben wurde, ist es 2015 eine nicht funktionierende Personensuchmaschine.

Kathrin Passig

9.4.2008

Internet im Bus und Abstandhalter am Fahrrad

Kathrin Passig: Internet im Bus, nämlich.
(Das Internet, von dem die Rede ist, befindet sich in Schottland.)
Oatridge Mewbourn: yurray!
Kathrin Passig: (aber erst mal nur bis Buchanan Station)
Oatridge Mewbourn: dieses internet ist aber nicht so toll.
Kathrin Passig: stimmt, mir wird schlecht davon

(...)

Kathrin Passig: wieder da. Internet auch im nächsten Bus!
Oatridge Mewbourn: tja.
Oatridge Mewbourn: wir koennen damit auch noch die allerletzten telefonate abschaffen.
Kathrin Passig: ausgerechnet jetzt, wo du ein Handy hast.
Oatridge Mewbourn: story of my life. ich bin ein too-late-adopter
Kathrin Passig: aber du könntest dich bei aka-aki anmelden, dann hättest du das Handy nicht ganz umsonst.
Kathrin Passig: wo warst du das noch?
Oatridge Mewbourn: aehm. damals, als ich als einziger ddr-buerger einen abstandhalter am fahrrad hatte.
Oatridge Mewbourn: stimmt natuerlich nicht, damals war ich too-early-adopter.
Kathrin Passig: eine aufwühlende Geschichte.
Oatridge Mewbourn: gilt auch fuer die neuen macbooks. too early. vielleicht insgesamt ein 'wrong time adopter'
Kathrin Passig: natürlich hatten im Westen nur Spastis Abstandhalter am Fahrrad, aber das hat euch vielleicht keiner mitgeteilt.
Kathrin Passig: wahrscheinlich zensierte Information.

Oatridge Mewbourn: ja, davon wussten wir nichts. wir erhielten die information, das haette man jetzt da so.
Kathrin Passig: westliche Propaganda!
Kathrin Passig: wir WOLLTEN, dass ihr Kommunisten wie Spastis ausseht.
Oatridge Mewbourn: nur, um den sozialismus laecherlich zu machen
Kathrin Passig: das war dann ja auch euer Untergang.

Quelle: Skypelog, Oatridge Mewbourn ist Aleks Scholz.

Kathrin Passig

2008

Wenn einen beim Bücherscannen die Konzentration verlässt

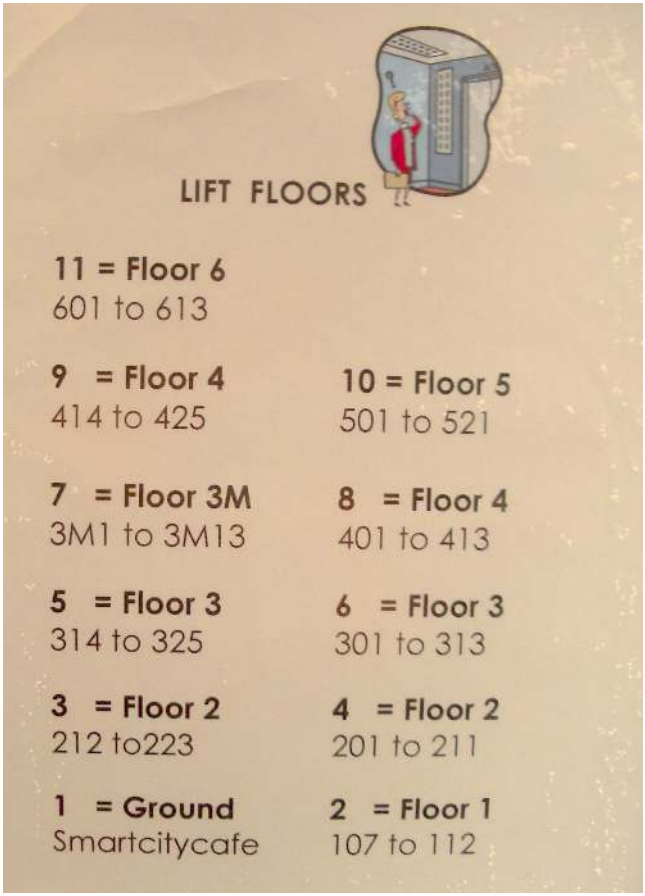
In der Universitätsbibliothek gibt es „Bookeyes“: stationäre Aufsichtscanner, von denen unser Lehrstuhl ausgiebig Gebrauch macht. Studentische und wissenschaftliche Hilfskräfte sind monatelang damit beschäftigt, Lehrbücher, Monographien und Nachschlagewerke – mit zum Teil vierstelligen Seitenzahlen – zu digitalisieren. Buch auf das Bookeye legen, aufklappen, Foto machen, umblättern, Foto machen, umblättern, [...], am Ende die Daten auf einem USB-Stick speichern und alles zu einem PDF zusammenfügen. Ab und zu verlässt einen dabei die Konzentration und *das* passiert:

Torsten Gaitzsch

16.4.2008

Nicht so smarter Aufzug im Smart City Hostel Edinburgh

Das Smart City Hostel Edinburgh hält vermutlich den Weltrekord in verwirrender Liftknopf-Etagen-Zuordnung:


LIFT FLOORS
11 = Floor 6
601 to 613
9 = Floor 4
414 to 425
10 = Floor 5
501 to 521
7 = Floor 3M
3M1 to 3M13
8 = Floor 4
401 to 413
5 = Floor 3
314 to 325
6 = Floor 3
301 to 313
3 = Floor 2
212 to223
4 = Floor 2
201 to 211
1 = Ground
Smartcitycafe
2 = Floor 1
107 to 112

Wir sind hier, weil auf der Website “free WiFi” versprochen wurde. Wie üblich gibt es natürlich gar kein WLAN, das dazu befragte Personal zuckt die Schultern, offenbar hat das WLAN überhaupt noch nie funktioniert. Davon abgesehen ist es aber ganz schön im Smart City Hostel.

Kathrin Passig; ich habe diesen Aufzug schon mal in der Riesenmaschine beschrieben

21.4.2008

Mein erstes mobiles Locationdings und fast so etwas wie ein soziales Netzwerk: aka-aki

Vor etwa einem Monat habe ich mich bei aka-aki angemeldet, einem mobilen Locationdienst oder so was Ähnlichem wie einem frühen sozialen Netzwerk, das auf meinem unsmarten Sony-Ericsson-Handy funktioniert. Ich erhoffe mir davon, dass das Handy meine Gesichtsblindheit ausgleicht und endlich anfängt, für mich andere Leute zu erkennen, jedenfalls dann, wenn die auch bei aka-aki sind und an ihrem Handy Bluetooth eingeschaltet haben. Über „Sticker“ kann man außerdem seine Interessen kundtun. Auch eine Serienempfehlung habe ich via aka-aki bereits bekommen.

Kathrin Passig: es gibt einen Mars Volta Sticker, ich sags ja nur: www.aka-aki.com/index.php?pageAlias=Sticker_theMarsVolta
Oatridge Mewbourn: das ganze nuetzt mir ohnehin wenig, weil mein handy natuerlich kein bluetooth kann. abgesehen davon, dass hier niemand akiaki kann
Oatridge Mewbourn: das einzige, was ich damit tun kann: dich verfolgen, aber warum sollte ich das tun.
Kathrin Passig: es ist aber für dich nicht anders als für mich, denn ich bin noch nie (in den letzten vier Wochen oder seit wann ich halt angemeldet bin) tatsächlich jemandem begegnet.

Kathrin Passig: außer Kirk halt, aber das wusste ich dann auch so.
Kathrin Passig: selbst beim Fantasy Filmfest jetzt: null.
Kathrin Passig: wie, dein Handy kann kein Bluetooth. so was gibts doch seit 1892 nicht mehr.
Kathrin Passig: sicher?
Oatridge Mewbourn: ja
Kathrin Passig: sogar beim Fußballspiel vor zwei Wochen: null.
Kathrin Passig: ich weiß nicht, wie diese „aki der Woche“-Leute auf ihre vielen hundert Begegnungen kommen
Kathrin Passig: vermutlich stalken sie die ganze Woche Gabriel Yoran und gehen immer nah ran und dann wieder weg.
Oatridge Mewbourn: du hast dich selbst ganz oft getroffen
Oatridge Mewbourn: aber du hast doch auch, aehm, mehr als tausend begegnungen
Kathrin Passig: ja, meinen eigenen Rechner, das stimmt
Kathrin Passig: ach so, die zählen alle?
Oatridge Mewbourn: bei dir vermutlich
Kathrin Passig: haha, stimmt, 1440 Begegnungen mit Horstbit

Quelle: Skypelog. Horstbit ist mein Laptop. Einige Zeit später, ich glaube, im Oktober 2008 im Rahmen der Weserrakete, macht mich mein Handy in einer Neuköllner Bar auf ihre Anwesenheit eines aka-aki-Kontakts aufmerksam. Ich frage die dem Profilbild ähnlichste Person, ob sie Antischokke ist, und sie ist es! Das klappt aber nur dieses eine Mal und danach nie wieder.

Mit der Trennung vom Sony-Ericsson-Handy und dem Umstieg auf Android im Dezember 2008 muss ich mich auch von aka-aki verabschieden, denn die Android-Version wird jahrelang angekündigt, erscheint aber nie. Im Frühjahr 2012 wird aka-aki eingestellt.

Kathrin Passig

26.4.2008

Alle anderen sind ja schon bei Twitter, wie peinlich

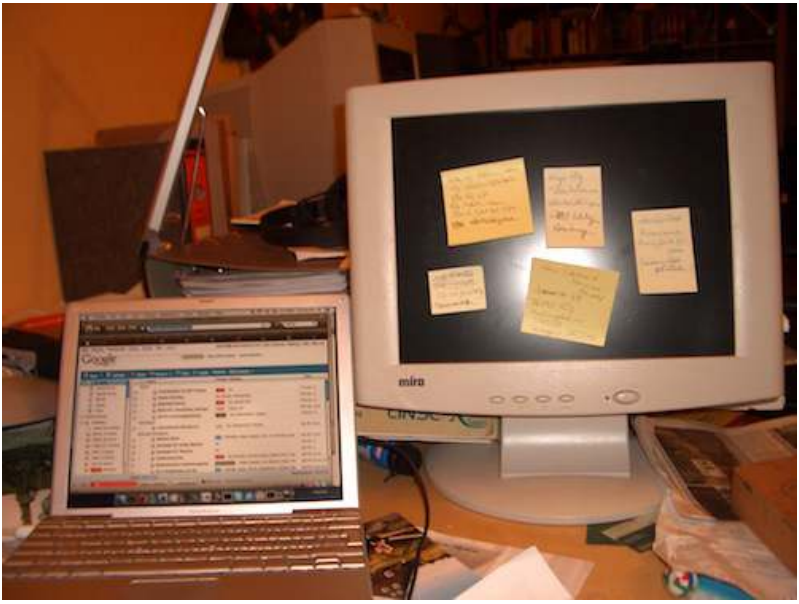
Ich melde mich bei Twitter an. Ich habe schon länger darüber nachgedacht, bin mir aber blöd vorgekommen, weil alle anderen ja schon bei Twitter sind. Bei der Anmeldung stehe ich mit Sascha Lobo auf einem Flughafen und lasse mich beraten, was ein günstiger Username ist.

Kathrin Passig

April 2008

Second Screen (analog)

Ich habe meinen Windows-Desktoprechner noch unter dem Schreibtisch, schalte ihn aber nicht mehr ein, sondern benutze nur noch das Mac-Powerbook. Wie sich herausstellt, hat der Monitor eine nützliche Zweitfunktion:



Auf einem der Post-its steht die Postadresse von gmx, die ich brauche, um endlich unseren Unified-Messaging-Account dort zu kündigen.

Im Hintergrund sieht man, dass einer meiner Büromitbewohner noch einen Röhrenmonitor verwendet. Das ist vermutlich M., er ist Grafiker, da geht es nicht anders. Bei Flachdisplays stimmt entweder die Bildqualität noch nicht, oder sie sind in dieser Größe zu teuer, vielleicht auch beides.

Kathrin Passig

28. April 2008

Ich bin etwas besorgt wegen dieser Twitterangelegenheit

Am 26. April habe ich mich bei Twitter angemeldet. Schon kurze Zeit später, am 28. gegen zwei Uhr morgens, äußere ich erste Bedenken in einem Skypechat mit Aleks Scholz, der hier Oatridge Mewbourn heißt.

Kathrin Passig: ich bin etwas besorgt wegen dieser Twitterangelegenheit
Kathrin Passig: ich sehe erhebliches neues Zeitverschlingungspotenzial.
Kathrin Passig: es ist so eine Art Sozialcrack.
Oatridge Mewbourn: wieso, man muss doch fast nichts tun da.
Oatridge Mewbourn: facebook war anfangs schlimmer
Kathrin Passig: auch wieder wahr. aber bestimmt rüstet Twitter morgen eine Videofunktion und Scrabble und noch ganz andere Dinge nach.
Kathrin Passig: meine Follower sind Idioten.
Oatridge Mewbourn: woraus schliesst du das?
Oatridge Mewbourn: alle 150?
Kathrin Passig: ich überprüfe sie gerade einen nach dem anderen. Idioten.
Kathrin Passig: sie verwenden Wörter wie „Schreckmümpfeli“ und „mal was köchern“.
Oatridge Mewbourn: haha. keinen funken mitleid habe ich..
Kathrin Passig: die meisten verwechseln außerdem Twitter mit einem Instantmessenger.
Kathrin Passig: oder verstehe ich da was nicht?
Oatridge Mewbourn: wobei mir der unterschied auch nicht so klar ist.
Oatridge Mewbourn: ich dachte eigentlich, twitter dient nicht zum kommunizieren, sondern zum verkuenden
Oatridge Mewbourn: eine art miniblog
Oatridge Mewbourn: aber evt stimmt das auch nicht
Oatridge Mewbourn: aber das getwittere bei ‘everyone’ liest sich eigentlich eher wie ein sehr grosser chat

Kathrin Passig: gut, nach 24 Stunden Testen soll man nicht so viel behaupten, aber meine Vermutung wäre eher, dass es gut wäre, wenn jede Lautäußerung einen Unterhaltungswert auch für diejenigen hätte, die nicht der direkte Empfänger sind.
Oatridge Mewbourn: ja, sehe ich auch so.
Kathrin Passig: vielleicht ist das aber auch eine falsche, artsy-fartsy Vorstellung
Oatridge Mewbourn: es ist genau dieselbe einstellung, die die riesenmaschine von den meisten anderen blogs unterscheidet
Kathrin Passig: erstes Kriterium: niemandem followen, der multiple Satzzeichen verwendet
Oatridge Mewbourn: oder, the wire: 'just because it happens, doesn't mean that it's news'
Kathrin Passig: 2: keine multiplen Vokale
Kathrin Passig: 3: keine Rechtschreibfehler
Kathrin Passig: 4. niemanden, der übers Essen twittert
Oatridge Mewbourn: katzen
Kathrin Passig: 5. niemanden, der über seine Kinder twittert
Kathrin Passig: 6. Katzen
Kathrin Passig: 7. niemanden, der über seinen Ehemann twittert
Oatridge Mewbourn: halt dieselben kriterien wie bei blogs
Kathrin Passig: stimmt
Oatridge Mewbourn: aber wieso sollte ich leute followern, die ich nicht kenne?
Kathrin Passig: Mhhh, Seelachs mit Senf-Dillsauce und Naturreis"
Oatridge Mewbourn: ich fand noch niemanden, der interessante sachen sagt, also, fuer mich interessant, obwohl ich ihn nicht kenne
Kathrin Passig: ich auch nicht, aber ich möchte die theoretische Möglichkeit nicht ausschließen
Kathrin Passig: und dann könnte man den ja kennenlernen
Oatridge Mewbourn: so hoert man, ja.
Oatridge Mewbourn: so war das bei chats auch ganz oft.

Kathrin Passig: ja, also warum nicht.
Oatridge Mewbourn: andererseits sehe ich nicht, wie das gehen soll. wie genau findet man denjenigen?
Oatridge Mewbourn: bei 'everyone' staendig mitlesen?
Kathrin Passig: vielleicht diejenigen ansehen, denen die eigenen Freunde so followen?
Oatridge Mewbourn: also sascha
Kathrin Passig: mach ich gerade, meine sind ja eine Teilmenge von Saschas.
Oatridge Mewbourn: eben. und warum sollte ich jemanden interessant finden, der sascha interessant findet? das sind zuviele.
Oatridge Mewbourn: man braucht vernuenftige auswahlkriterien, und ich sehe nicht, wie das bei twitter geht.
Oatridge Mewbourn: bei facebook allerdings auch nicht.
Oatridge Mewbourn: kein wunder, dass es millionen matching-sites gibt.
Oatridge Mewbourn: leider fokussieren die sich meist auf eheaussichten, nicht auf soziale kongruenz im allgemeinen
Kathrin Passig: das mit den Stickern bei aka-aki ist da schon ein Schritt in die richtige Richtung.
Kathrin Passig: beugt auch hässlichen Überraschungen vor: man findet nicht nach 12 Ehejahren plötzlich heraus, dass der andere BAP mag.
Oatridge Mewbourn: ja, stimmt. leider ist aki-aki total provinziell
Oatridge Mewbourn: ich koennte mir vorstellen, allen twitterern zu folgen, die marsvolta gutfinden. oder 'marsvolta AND bagpipes AND basketball'. wieviele koennen das schon sein?
Oatridge Mewbourn: aber nie wird man das herausfinden.
Kathrin Passig: muss man dazu nicht nur nach den Stichworten suchen?
Oatridge Mewbourn: kann man das?
Oatridge Mewbourn: ah, ich komme voran. erstmal alle in st. andrews ansehen, das sind nur 39
Oatridge Mewbourn: aechz, 'astrophys student in st. andrews', postet nur scheisse.
Kathrin Passig: Berufe als verbindendes Element werden eh überschätzt.

Oatridge Mewbourn: ich probiere es jetzt mal und followe jemanden, den ich nicht kenne. auswahlkriterium: der halbwegs interessanteste twitter, oder sagt man das twitter, bei denen aus st. andrews.
Oatridge Mewbourn: moment, stichwortsuche? wie geht das? oben kann man nur nach name oder location suchen
Oatridge Mewbourn: den gesamten tweedhaufen durchsuchen, geht das?
Kathrin Passig: müsste doch eigentlich, oder?
Kathrin Passig: zur Not via Google
Kathrin Passig: also Google geht.
Oatridge Mewbourn: oh.
Oatridge Mewbourn: wie sucht man nochmal in einer domain?
Kathrin Passig: gut wäre natürlich eine schlauere Suche: wer hat schon mal über Dudelsäcke und in einem anderen Tweet über Astrophysik geschrieben?
Kathrin Passig: stichwort site:irgendwas.de
Oatridge Mewbourn: hm, stimmt. aber immer noch sehr unkomfortabel
Oatridge Mewbourn: mal alle in schottland durchsehen. (nur 812)
Kathrin Passig: also über 90% aller Schotten!

Anmerkungen 2017: “Schreckmümpfeli” ist ein legitimer Schweizer Ausdruck. Das wusste ich aber 2008 noch nicht. Die Followregeln 1–7 finde ich im Rückblick zu streng, meine heutige Praxis ist: Jeder darf alles, solange dazwischen genug Interessantes vorkommt. Dass wir bei Twitter zum ersten Mal vor der Aufgabe standen, uns das soziale Umfeld selbst zusammenzubauen, hatte ich bis zur Wiederentdeckung dieses Logfiles längst vergessen. Aber in Chats und Foren war es natürlich nicht so, und bei Facebook bildeten wir damals nur unseren vorhandenen Freundeskreis ab, eigentlich mache ich das bis heute so. Für das andere Verfahren gibt es ja Twitter.

Kathrin Passig

29. April 2008

Followen macht jedenfalls mehr Spaß als gefollowt werden

Einen Tag nach unseren ersten Spekulationen über Twitter sind Aleks Scholz (hier: Oatridge Mewbourn) und ich zu weiteren Erkenntnissen über die Neuerung gelangt:

Oatridge Mewbourn: ich finde gerade ein paar interessante twitterdings, moment
Oatridge Mewbourn: ich fand gestern den blogger von badastronomy.com
Oatridge Mewbourn: und verwende ihn jetzt als hub
Kathrin Passig: ah, ich seh mir das gleich mal an.
Oatridge Mewbourn: ob das irgendwas bringt, weiss ich noch nicht. aber followen macht jedenfalls mehr spass als gefollowt werden.
Oatridge Mewbourn: das lernt man auch in jedem film
Kathrin Passig: zweifellos
Oatridge Mewbourn: nagut, SEHR weit hat das auch nicht gefuehrt
Oatridge Mewbourn: vielleicht hat cornelius recht und twitter bringt in jedem das schlechte zu tage.
Oatridge Mewbourn: vielleicht kann man aber auch interessante dinge damit tun. ich bin noch unentschieden
Kathrin Passig: nein, Cornelius hat nicht recht, aber ich glaube, er hat das auch gar nicht so behauptet.
Oatridge Mewbourn: toll auch: twitterfeed fuer das very large telescope. twitter.com/Paranal
Kathrin Passig: man kann ganz sicher interessante Dinge damit tun, und dass wie immer 99% Idioten drin herumspielen, soll uns nicht weiter stören.

Kathrin Passig

14.5.2008

Daten, wie, ich habe Daten verbraucht? Am Handy?

Ich bekomme eine Telefonrechnung über 134,81 Euro. Normal wären eher 50, und schon 50 sind rätselhaft viel, wenn man bedenkt, wie ungern ich telefoniere. Im Einzelverbindungsnachweis tauchen sehr viele ganz kurze Datenverbindungen auf, bei denen jeweils wenige Kilobyte übertragen worden sind. Ich weiß von nichts und rufe bei O2 an.

Dem freundlichen Callcentermitarbeiter sagt das auch nichts. Typischerweise entstehe so etwas, wenn man irgendwas installiert hätte, was das Internet nutzt. Aber ich habe ja noch gar kein Smartphone, installiere deshalb nie was, und schon gar nicht ... oh, Moment. Vielen Dank, jetzt weiß ich es wieder, entschuldigen Sie die Störung.

Schuld ist aka-aki. Ich bin nach Schottland gefahren und habe den Dienst ausgiebig zum Posten von Statusmeldungen weitergenutzt – twittern kann ich ja unterwegs mangels Smartphone nicht –, ohne darüber nachzudenken, dass Daten im Ausland ja vielleicht ganz andere Preise haben als in Deutschland. Jetzt weiß ich Bescheid.

Das wird mich in den nächsten Jahren nicht daran hindern, noch mehrere Male in dieselbe Falle zu tappen.

Kathrin Passig

Ende Mai 2008

Island ist bei Google Maps noch ein weißer Fleck

Wir machen Urlaub in Island, aber Island ist bei Google Maps noch ein weißer Fleck. Reykjavik ist eingezeichnet, aber auch nur als Punkt, ohne Straßen. Vor Ort hätte Google Maps uns sowieso wenig genützt, wir haben weder

Smartphones noch isländische SIM-Karten. Aber zumindest hätte man sich zu Hause was ausdrucken können, oder hin und wieder an einem Ort mit WLAN nachsehen.

Wir versuchen, in einem angeblich darauf spezialisierten Laden in Reykjavik Karten auf Papier zu erwerben. Es gibt aber nur einen nicht so interessanten Autofahrermaßstab. Wir kaufen dann eben keine Karte und besteigen die Hekla später anhand der schematischen Darstellung auf einem Touristenflugblatt, das ist sowieso spannender.

Spätestens im Juni 2010 scheint sich die Lage gebessert zu haben.

Kathrin Passig

29.5.2008

Ich befinde mich im Epizentrum eines Erdbebens und erfahre via Twitter und SMS davon

Wir stehen in Island vor einem Supermarkt und wundern uns, denn der Supermarkt hat geschlossen, obwohl es erst kurz nach vier ist. Es sieht auch sehr unordentlich aus da drin.

Ich bekomme eine besorgte SMS von Sascha aus Berlin, der wissen will, ob alles in Ordnung ist. Offenbar befinden wir uns im Epizentrum eines Erdbebens der Stärke 6.1, das vor wenigen Minuten stattgefunden hat. Wir haben nichts davon gemerkt, weil wir im Auto unterwegs waren, und da bebt es ja immer. Sascha weiß es von Twitter.

Kathrin Passig

31. Mai 2008

Fernsehkummer? Jägernummer! Aber eben nur noch die Nummer.

Nach 42 Jahren stellt die Berliner Firma "Fernsehdienst Jäger" den Geschäftsbetrieb ein. Reparaturen von TV-Geräten lohnen sich nicht mehr, berichtet die Morgenpost.

> "Die Umstellung des über Antenne verbreiteten herkömmlichen (analogen) Fernsehens auf das digitale TV Anfang 2003 in Berlin hatte den Firmen zwar noch einmal ungewohnt großen Zulauf beschert. Denn viele Besitzer alter Geräte hatten Problem mit dem Decoder, der so genannten Set-Top-Box. Damals im Mai waren die Außendienstmitarbeiter unentwegt im Einsatz, erinnert sich Bilinski."

Inzwischen seien Fernseher aber zu günstig und die Reparaturmöglichkeiten zu eingeschränkt. 2004 waren noch 200 Fernsehdienste Mitglied in der Landesinnung Informationstechnik Berlin, 2008 sind es 70.

Die Telefonnummer der Firma Jäger ist auch 2015 noch an mehreren Stellen in Berlin leicht zu finden.

Kathrin Passig

31.5.2008

Das Steuererklärungsprogramm vom Marktführer lässt sich nicht installieren

Ich will die Steuererklärung machen und bin wenige Stunden vor überfällig. Das Steuererklärungsprogramm vom Marktführer lässt sich aber nicht installieren.

Irgendwas mit einer xml.dll wird angemeckert, die sei in der falschen Version x installiert, benötigt würde Version y. Dummerweise war y < x, und y war vorhanden, wurde aber von Windows nicht benutzt und ich konnte nichts nachinstallieren, sondern ich musste mehrere neuere Versionen dein-

stallieren. Was nicht ging. Irgendwas sorgte dafür, dass die neuen Versionen schneller nachinstalliert wurden, als ich die Steuersparkiste installieren konnte.

Ich machte im Kundendienstforum einen Thread auf, in dem sich auch andere irritierte Kunden mit der selben Fehlermeldung fanden. Als Lösung bekamen wir eine neue Version der Software, die sich als exakt die CD aus der Verkaufsverpackung erwies. Das Update könne man online herunterladen, wenn man die Software installiert hatte.

Hatte.

Hätte.

Könnte.

Ich fand noch einen Lizenzcode für Windows XP im Fundus und installierte Virtual Box, um unter einem aktuellen Windows XP SP2 mit allen Updates einen Gast mit einem Windows XP SP2 ohne Updates laufen zu lassen.

Im Forum wurde ich für die komplizierte Lösung für ein doch triviales Problem gescholten.

Aber die Steuererklärung war vom Tisch.

Volker König

Juni 2008

Das zweite Leben der Ostberliner Zimmerantenne

Mein um 1994 gekaufter Fernseher, den ich zwischendrin einige Jahre lang an einen Freund verliehen hatte, verlebt seine letzten Tage im Gemeinschaftsbüro, weil dort ab und zu jemand Fußball gucken will. Ich habe einen DVB-T-Empfänger dazu gekauft, den man an den SCART-Eingang des Fernsehers anschließt.

Man braucht eine Antenne dazu, aber zum Glück habe ich in den frühen 90ern eine Zimmerantenne von Freunden geerbt, die sie wiederum in einer möbliert bezogenen Ostberliner Wohnung vorgefunden haben. Lange Zeit

war mit Zimmerantennen nicht viel anzufangen, ich kannte sie bis dahin nur von meinen Großeltern. Man muss sie jedesmal justieren, bis das Bild besser wird, ganz wie früher.

Im Wesentlichen sieht man hier meinen Kopf, aber im Hintergrund sind der Bürokühlschrank, der Fernseher und die Ostberliner Zimmerantenne zu erahnen.

Kurze Zeit später kommt dann aber doch ein Elektro-Abholdienst und nimmt alles mit.

Kathrin Passig

19.7.2008

Die umständliche Sortierung nach Zahlen entfällt

Mein Amazon-DVD-Verleihkonto wird automatisch an die Firma Lovefilm übertragen, bei der ich wegen des blöden Namens freiwillig wahrscheinlich nicht Kunde geworden wäre.

„Wir haben für Sie viele Verbesserungen vorgenommen“, schreibt Lovefilm, nämlich: „Ab sofort können Sie die Filme auf Ihrer Wunschliste mit den Prioritäten ‘hoch’, ’mittel’ oder ’niedrig’ versehen, je nachdem welchen Film Sie am ehesten erhalten möchten. Wir garantieren Ihnen, dass verfügbare Filme mit der Priorität ’hoch’ als erstes an Sie verschickt werden. Damit entfällt die umständliche Sortierung nach Zahlen und Sie haben immer einen Ihrer Lieblingsfilme zuhause. Sie können auch die mehrfache Wunschlistenfunktion nutzen, um themenbasierte Listen zu erstellen. Wenn Sie zum Beispiel eher ein Fan von Actionfilmen sind, jedoch ab und zu auch eine romantische Komödie sehen möchten, können Sie eine Liste für jedes Genre (’Actionfilme’, ’Komödien’ oder ’Bond-Filme’) anlegen und entsprechend priorisieren.“

Quelle: Begrüßungsmail. Mit „umständliche Sortierung nach Zahlen“ ist gemeint, dass man bis dahin die Filme, die man gern entleihen wollte, in eine Reihenfolge bringen musste und dann von den beim Verleiher gerade vorhandenen Filmen immer die zugeschickt bekam, die möglichst weit oben auf der Liste standen. Man wusste also nie so genau, was als Nächstes in der Post liegen würde. Klar, denkt man, leihe ich eben was nicht-Mainstreamiges aus, das wird dann schon verfügbar sein. Ein Sortiment von „über 20.000

Titeln“ bedeutet aber, dass es ausschließlich Mainstream auszuleihen gibt. Wie Lovefilm im Einzelnen funktioniert, hat Anne Schüßler hier noch viel genauer erklärt.

Ich leihe bei Lovefilm nie etwas aus, sondern werde stattdessen sofort Kunde beim Konkurrenten Videobuster, weil dort das Sortiment größer ist und auch FSK-18-Filme enthält. Dort leihe ich dann allerdings auch fast nie etwas aus.

Zur Erinnerung: Diese ganzen Umstände waren nötig, weil Streaming damals noch nicht ging. Ob durch das Netz nicht genug hindurchpasste oder ob die Anbieter es nur noch nicht konnten oder wollten, weiß ich nicht.

Kathrin Passig

Juli 2008

Das erste Handy mit Touchscreen, naja, mit so was Ähnlichem wie einem Touchscreen

Die Riesenmaschine bekommt zum ersten und einzigen Mal in ihrer Existenz ein kostenloses Testhandy zur Verfügung gestellt, das LG Secret. Ich benutze zu diesem Zeitpunkt selbst noch das Sony Ericsson K700i, also ein Überhaupt-nicht-Smartphone; das Testgerät kann schon wesentlich mehr. Der per Mail vorgeschlagene Werbedeal ist mir attraktiv erschienen, weil ich als O2-Vertragskundin kein iPhone haben darf, es ist derzeit nur für Telekom-Kunden erhältlich:

> Kathrin Passig: außerdem könnte mich das Handy drüber hinwegtrösten, dass ich voraussichtlich noch wochenlang[1] kein iPhone bekommen werde, das mit O2 funktioniert.
> Kathrin Passig: und sobald ich ein iPhone habe, verlosen wir das

1. Tatsächlich wird die exklusive Verbindung von iPhone und Telekom erst anderthalb Jahre später enden. Zu diesem Zeitpunkt bin ich längst Android-Kundin geworden.

> LG Secret auf irgendeine extrem bescheuerte Art.
> Roland Krause: Wenn das iPhone nicht bei der Telekom wäre, wäre es sicher ausverkauft.
> Kathrin Passig: es IST ausverkauft.
> Roland Krause: Jaja, ich geh mal den Clown kotzen, den ich zum Frühstück hatte.

Das LG Secret wird ansonsten zu einem Einführungspreis von 549 € verkauft, es ist also für Riesenmaschine-Verhältnisse ein attraktiver Werbedeal. Im Skype-Redaktionschat berichte ich von der Inbetriebnahme. Es ist 17:29:

> Kathrin Passig: so, das Riesenmaschine-Testhandy ist da
> Kathrin Passig: es hat einen Schnaftmechanismus, entschuldigt mich, ich muss erst mal schnaften.

Mit Schnaftmechanismus ist gemeint, dass man am unteren Ende des Handys mechanisch eine Zifferntastatur herausschieben kann.

> Kathrin Passig: es fühlt sich ungemein toll und teuer an.
> Kathrin Passig: "Benutzen Sie das Telefon nicht in Sprenggebieten"
> Kathrin Passig: vermutlich auch nicht in Minenfeldern oder Vulkankratern.
> (...)
> Kathrin Passig: oh, es ist so herrlich rätselhaft
> Kathrin Passig: es macht schöne Geräusche und zeigt außerirdische Symbole an

17:36, erste Zweifel stellen sich ein:

> Kathrin Passig: drückt man eine Taste, macht es neue schöne Geräusche und zeigt noch mehr Zeug an, aber alles völlig sinnlos bisher.

Kathrin Passig: wie eine Handyattrappe für Kinder.
Kathrin Passig: es hat die Tastentöne eines, sagen wir, Spinetts.
Kathrin Passig: ist aber nicht ganz so benutzerfreundlich.

17:46, meine Liebe ist erkaltet:

Kathrin Passig: puh, ist das mühsam
Kathrin Passig: es tut so, als wäre es toll und modern, so mit Touchscreen, aber die Benutzerführung ist Siemens 1998.
Kathrin Passig: der HÄ??-Faktor ist sehr hoch

17:52, Empörung:

Kathrin Passig: argh, ich will ein iPhone!
Michael Brake: du klingst wie der trottelbot, nur umgekehrt
Kathrin Passig: was denken sich diese Leute!
Kathrin Passig: schon das Entsperren ist eine Wissenschaft! Argh!
Kathrin Passig: oh, nach nur einer Viertelstunde habe ich das Hauptmenü gefunden
Kathrin Passig: das Problem: es gibt sieben Tasten unter dem Display, und die üblichen variablen Tastenbeschriftungen auf dem Display meinen nicht unbedingt die direkt darunter angebrachte Taste, sondern irgendwie manchmal auch eine ganz andere.
Kathrin Passig: ah, es kann das Bild auch kippen, wenn man das Handy kippt.
Kathrin Passig: argh! argh!
Kathrin Passig: es hat einen Touchscreen, der kann aber nur vier spezielle Spezialtouchscreenfunktionen, die total unnütz sind.

Im Blogbeitrag heißt es dazu: “Der Touchscreen ist durch Deaktivierung sicher vor Abnutzung geschützt und wird nur bei Bedarf gesondert eingeschaltet. Er ermöglicht dann die Touch-Bedienung von fünf Premium-Spezialfunktionen.” Bei den fünf Spezialfunktionen handelt es sich (das

ergeben meine Recherchen zum Aufschreibezeitpunkt 2018) um einen Musikplayer, ein FM-Radio, eine Bildergalerie, den “Picsel document reader” sowie “M-Toy”, eine Sammlung von sechs Spielen.

18:04: Ermattung und Resignation

> Kathrin Passig: na ja, ich spiele jetzt mal eine Woche damit rum, dann mal sehen.
> Kathrin Passig: wenn man sich “einarbeitet”, geht es sicher irgendwie.
> Kathrin Passig: aber es macht erst mal einen ungemein störrischen Eindruck.
> Kathrin Passig: gleißendes Design des Handys und der Verpackung, aber Benutzerführung wie immer (außer bei Apple) von irgendeinem Ingenieur erdacht.
> Kathrin Passig: “ah, hier ist noch Platz, da tun wir das hin”

Die fertige Rezension ist hier nachzulesen: ”Großer Riesenmaschine-Test: Null-Euro-Handys (Teil 2)”, ihr Fazit lautet: “Wer sein Handy vorwiegend ausgeschaltet nutzt, wird so schnell kein schöneres und geeigneteres Gerät finden.”

Kathrin Passig

2.8.2008

Wenn der Flughafen Malpensa weniger schlecht ausgedacht wäre, wäre ich nie Android-Nutzerin geworden

Als O2-Kundin kann ich in Deutschland kein iPhone kaufen, das gibt es nur mit einem T-Mobile-Vertrag. Aber in Italien soll es angeblich iPhones ohne Vertragsbindung bei Vodafone geben. Und zufällig führt der billigste Weg aus Schottland nach Berlin über den Flughafen Milano Malpensa.

Ich irre dort lange umher und versuche, den Vodafone-Laden zu finden. Das Flughafen-Informationssystem besteht aus Säulen mit einem eingebauten Display, auf denen man sich als Punkt auf einer großen weißen Fläche sieht: Sie befinden sich hier. Sonst ist nichts eingezeichnet.

Schließlich finde ich heraus, dass der Vodafone-Shop im Duty-Free-Bereich von Terminal 1 liegt. Fliegt man nicht von Terminal 1, wird man dorthin gar nicht erst vorgelassen. Ich fliege woanders ab. Ohne iPhone.

Kathrin Passig

1998 bis 2008 (ungefähr)

Haben Sie einen Internetzugang? Dann wäre das alles viel einfacher

Meine Handynummer steht in diesen Jahren in diversen Büchern, in Kleinanzeigen und im Web als Kontakttelefonnummer für BDSM Berlin.

Auf die Fragen der Anrufer sage ich eigentlich immer als Erstes: „Das wäre jetzt am einfachsten, wenn Sie einen Internetzugang hätten. Haben Sie einen Internetzugang?“

In den ersten Jahren haben die meisten Anrufer keinen. Ich rede ihnen gut zu und sage, dass alle ihre Fragen wirklich viel leichter zu beantworten wären, wenn sie mal einen Blick ins Internet werfen würden, voll mit Informationen über BDSM ist es nämlich, und ja, auch andere Menschen kann man darin kennenlernen.

Es folgen einige Jahre, in denen die meisten Anrufer „Oh, ach so, ja, Internet habe ich“, sagen. Ich sage dann: „Unter bdsm-berlin.de ist schon einiges erklärt. Wenn Sie danach noch Fragen haben, rufen Sie mich einfach noch mal an.“ – „Alles klar.“

Am Ende ruft fast niemand mehr an. Ein, zweimal im Jahr vielleicht, aber diese letzten verstreuten Anrufer sind schwierige Fälle:

(twitter.com/kathrinpassig/status/876504038)

Kathrin Passig

4.8.2008

Abschied vom Seelgeräth

Zwei Jahre nach Anschaffung des Powerbooks verlässt der Windowsrechner mein Büro. Im ersten Jahr habe ich den Windowsrechner noch < 10 Mal eingeschaltet, im zweiten Jahr gar nicht mehr. Die Abschaffung hängt auch damit zusammen, dass ich keine Untertitelübersetzungen mehr mache, was nur mit Windows-Software ging. Leb wohl, „Seelgeraeth“.

Rekonstruiert anhand von: Tweets. Ob der Rechner zum Schrott kam oder von jemand anderem weiterverwendet wurde, weiß ich nicht mehr.

Kathrin Passig

Irgendwann zwischen 2005 und 2010

Mein geheimes Amazonkonto

Ich logge mich bei Amazon ein und wundere mich. Wo sind alle meine Bestellungen? Wo sind die ganzen Artikel auf dem Wunschzettel[1]? Und was sind das für seltsame Artikel auf dem Wunschzettel?

Dann denke ich ein bisschen nach und mir wird klar, dass ich mich aus Versehen mit einem anderen Passwort eingeloggt habe. Anscheinend ist es bei Amazon möglich, mehrere Konten mit der gleichen Email-Adresse zu haben und anscheinend habe ich irgendwann mal ein zweites Konto angelegt. Lediglich das Passwort ist dann ein anderes. Die Email-Adresse ist gleichzeitig auch der Nutzername.

1. Wie andere Menschen nutze ich den Wunschzettel primär als Merkliste für mich selber. Gelegentlich miste ich aus und schmeiße Dinge runter, die ich nicht mehr ganz so dringend haben will (oder auf anderem Wege erworben habe). Wenn aber jemand auf die Idee kommt, mir etwas von meinem Wunschzettel zu schenken, wehre ich mich nicht.

Daraus ergeben sich natürlich mehrere Fragen: Ist das sicherheitstechnisch problematisch? Was passiert, wenn ich jetzt das Passwort des einen Kontos ändere und das gleiche nehme wie für das andere Konto? Gibt es vielleicht sogar sinnvolle Gründe dafür, zwei Amazonkonten zu haben?

Ich nutze aber auch jetzt in Zukunft nur mein eines Amazonkonto, während das andere als Karteileiche ungenutzt vor sich hin existieren kann. Wer weiß, vielleicht fällt mir irgendwann noch mal eine sinnvolle Einsatzmöglichkeit ein.

Anne Schüßler

12. August 2008

„Ebony and Ivory“ und ein N95

„Ebony and Ivory“: Das Stück von Stevie Wonder und Paul McCartney ging mir durch den Kopf, als unsere neuen Asus Eee PC 900 vor wenigen Tagen erstmals nebeneinander auf unserem Besprechungstisch standen. Ein weißer für mich, ein schwarzer für U.

Erworben haben wir sie vor allem deswegen, weil wir viel unterwegs sind und keine Lust mehr hatten, unsere schweren Notebooks zusätzlich zum Handgepäck über die Flughäfen der Welt zu schleppen. Zumal sie davon

auch nicht besser werden. Da mich bereits ein paar Leute nach meinen Erfahrungen gefragt haben, die auch mit dem Ding liebäugeln, hier ein erster Kurzbericht.

Ich brauche den Computer unterwegs vor allem für Workshops, Seminare und Präsentationen. Um mal eben von unterwegs einen Text zu liefern oder ein Projekt weiterzubringen, wenn ich verreist bin. Und um die wichtigsten Daten zu meinen Kunden und Projekten unterwegs parat zu haben. (Für E-Mails ist so ein kleiner PC auch praktisch, aber nicht unbedingt erforderlich. Das mache ich unterwegs mit meinem Nokia N95, das auch W-Lan hat.)

Zudem ist mein Notebook mittlerweile im Arbeitszimmer ziemlich verkabelt, mit USB-Hub, zusätzlichem Monitor, externer Festplatte und dergleichen. Wenn ich es dann mal im Besprechungsraum brauche, muss ich das alles ab- und hinterher wieder aufbauen.

Ich habe mich gleich zu Anfang in meinen neuen kleinen Asus verliebt. Aufbauen und In-Betrieb-Nehmen ging ganz einfach. Die wichtigsten Programme sind schon drauf, dafür habe ich einige direkt deinstalliert: Zum Beispiel war Star Office installiert, ich arbeite aber mit Open Office. Zwischendurch hat er dann mal gemeckert wegen einer Auslagerungsdatei und zu wenig Arbeitsspeicher, das hat U. dann aber schnell behoben – sein Asus hatte das schon am Tag davor gehabt.

Die Tastatur ist etwas gewöhnungsbedürftig. Dafür gehen auch größere Programme superschnell auf. Der Monitor ist gestochen scharf, so dass man nach einer Weile vergisst, dass man mit einem so kleinen Bildschirm arbeitet. Allerdings habe ich es noch nicht mit großen Bildern oder Grafik-Bearbeitung probiert. Geradezu genial ist die eingebaute Webcam: Wir haben Skype getestet, und das war ein viel besseres Bild als mit meiner externen Kamera am Notebook – allerdings ziemlich Zeit-verzögert, was auch an Skype liegen mag. Mikro und Lautsprecher sind derartig gut, dass das Skypen problemlos ohne Headset funktioniert.

Morgen wird der Asus mich erstmals in einen Workshop begleiten, mit mir ins Ausland fliegen erstmals Mitte September. Ebenfalls ab Mitte September wird er mich dann auch regelmäßig zu meinen Vorlesungen an der Europa Hochschule Fresenius in Köln begleiten. Dann wird sich erweisen, wie praxistauglich er für meine Anforderungen ist.

(Ursprünglich erschienen im Blog pr-doktor-tipps.de; Foto von der Autorin)

Kerstin Hoffmann

Sommer 2008

World of Warcraft im Elsass

Wir sind im Urlaub in Colmar und in der Ferienwohnung gibt es kein Internet. So dringend brauchen wir es auch gar nicht, aber weil mein Mann selbstständig ist und gelegentlich auf Anfragen reagieren muss oder zumindest will, suchen wir ein Internetcafé, in dem man zumindest seine Mails checken darf.

Das Internetcafé befindet sich knapp außerhalb des Zentrums, wie viel es kostet ins Internet zu gehen, habe ich aber längst vergessen. Außer uns sitzen dort eigentlich nur Jugendliche, die World of Warcraft oder irgendwas anderes in der Richtung spielen. Ich kenne mich da nicht aus, schaue aber fasziniert zu, während mein Mann seine Mails nachguckt.

In dieser Woche lernen wir aber vor allem eins: Französische Tastaturen sind noch bekloppter als englische (jedenfalls aus deutscher Sicht). Man vertippt sich dauernd, weil nie der Buchstabe da ist, wo er zu Hause ist. Das Q ist zum Beispiel an viel prominenterer Stelle, kein Wunder eigentlich, im Französischen kommen ja sehr viele Qs vor. Das hätte man sich zwar auch vorher denken können, aber wenn man erstmal fluchend an einem französischen Computer saß, weil nix da ist, wo es sein sollte, brennt sich diese Informationen auf jeden Fall stärker ins Hirn.

(Ich glaube, das ist auch das letzte Mal, das wir in einem Internetcafé sind. In den Jahren 2012 bis 2014 sind wir auch in Frankreich, nutzen dort aber einfach umsonstiges WLAN immer dann, wenn wir eins finden.)

Anne Schüßler

29.8.2008

Nach langen Postident-Schikanen endlich FSK-18-DVDs ausleihen

Kathrin Passig: hurra, nach langen Postident-Schikanen endlich FSK-18-DVDs ausleihen! „Zombie Strippers“, da weiß man doch, wozu es gut war.
Kathrin Passig: Kundenbewertung: 1 von 5.
Kathrin Passig: WTF, „Lethal Weapon 1“ ist FSK 18? was als nächstes, Pinocchio? Heidi?

Quelle: Skypelog. Es geht um den DVD-Verleih Videobuster. Zur Teilnahme am Postidentverfahren muss man mit einem ausgefüllten Papierformular und einem Ausweis auf der Post seine Identität beglaubigen lassen. Über die „langen Schikanen“ ist ansonsten nichts überliefert außer einer Mail vom Videobuster-Support:

> Sehr geehrte Frau Passig.
>
> Heute ist Ihr Post-Ident-Formular bei uns eingegangen.
> Wir konnten Sie allerdings nicht Freischalten, da die eidesstattliche Erklärung fehlt.
> Bitte drucken Sie sich das Formular erneut aus und senden Sie uns die gesamte, vollständig ausgefüllte und unterschriebene Erklärung noch ein Mal zu.
> Das Post-Ident-Formular liegt uns vor und muss nicht noch mal

durchgeführt werden.
Nach Eingang der Erklärung, können wir Sie für den FSK 18 Bereich Freischalten.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr Video Buster Support-Team

Kathrin Passig

Seit etwa 2008

Selbstverbuchung

So um das Jahr 2008 führt die städtische Bibliothek unserer kleinen Stadt ein Selbstverbuchungssystem ein. Wer seitdem Bücher oder sonstige Medien entleihen will, hat die Wahl, damit zu eine/r Mitarbeiter/in zu gehen, oder die Entleihe an einem der beiden Selbstverbuchungsplätze eigenhändig vorzunehmen.

Warum freue ich mich darüber und will es sogleich ausprobieren? Die Begeisterung über solche Angebote hat, bei Lichte betrachtet, etwas Irrationales. Es arbeiten freundliche Menschen an der Theke der Stadtbibliothek, es gibt keinerlei Grund, den kurzen Smalltalk mit ihnen zu vermeiden, oder gar ihre Jobs überflüssig machen zu wollen. Dass man sonderlich lange auf die Verbuchung seiner Medien hätte warten müssen, kam selten vor. Und das feierlich-wichtige Gefühl, eigenhändig der geheimnisvollen Computermaschine gebieten zu dürfen, das vielleicht einige Jahrzehnte zuvor noch ein echtes Argument gewesen wäre, kann doch wohl nicht mein Ernst sein!

Wie auch immer – ich bin kein Computer, ich bin nicht rational, ich freue mich und will es gleich ausprobieren.

1.) Ich frage einmal die Angestellten, ob die Diebstahlsicherung ein RFID-Chip ist, da lachen sie auf. Nein, sie kämpfen zwar seit Jahren darum, dass das eingeführt wird, aber es ist sehr teuer. Verwendet wird ein radiofrequentes Warensicherungssystem.

Wie sich rasch zeigt, ist es aber gar nicht so einfach.

Wenn die Mitarbeiter/innen der Bibliothek ein Buch verleihen, tun sie zweierlei: Erstens scannen sie seinen Barcode, zweitens setzen sie seine Diebstahlsicherung[1] außer Gefecht, indem sie mit einem Dauermagneten darüberfahren. Der Scanner und der Magnet sind sinnreich in einem ergonomisch geformten Handapparat zusammengefasst, so dass das Ganze ratzfatz geht.

So einfach kann man es selbstverbuchenden Kunden jedoch nicht machen – man könnte sie schwerlich daran hindern, die Diebstahlsicherung zu entfernen, den eigentlichen Buchungsvorgang jedoch zu unterlassen, und dann das Buch auf Nimmerwiedersehen mit nach Hause zu nehmen. Deshalb muss an den Selbstverbuchungsplätzen das Buch zügig entlang einer Schiene über einen Tisch geschoben werden, wobei gleichzeitig gescannt und entsichert wird. Entsichern ohne zu scannen ist dabei – so die Theorie – nicht oder nur unter auffälligen Verrenkungen möglich.

Allein, es funktioniert elend schlecht. Es dauert eine Weile, bis man den richtigen Schwung beim Buchdrüberschieben raus hat, und der gelegentliche Nutzer gelangt kaum je dahin. Ein Buch über dieses Gerät zu schieben, kann zu vier verschiedenen Ergebnissen führen:

1. Das Buch wird gescannt und entsichert, alles ist gut

2. Das Buch wird entsichert, das Scannen scheitert jedoch. Der GAU für die Bibliothek. Damit er unwahrscheinlich bleibt, darf das Entsichern nicht allzu leicht und glatt funktionieren, das führt aber zwangsläufig zu einer erhöhten Wahrscheinlichkeit von Fall 3...

3. Das Buch wird gescannt, das Entsichern scheitert; der Computer piepst, was bedeutet, man muss den Vorgang wiederholen, was leider häufig geschieht.

4. Scannen und Entsichern scheitern beide, das passiert vor allem, wenn man von einem mehrfach auftretenden Fall 3 schon zermürbt ist, und anfängt, alternative Schiebetechniken auszuprobieren.

Das Ganze wird noch dadurch verkompliziert, dass all die genannten Zusammenhänge einem nicht erklärt werden, sei es, um die Kunden nicht mit komplizierten Erläuterungen zu überfordern, sei es auf der Suche nach Security by obscurity.

Das grässlichste am ganzen System ist, dass es die Kundschaft und in der Folge auch das Personal andauernden Erniedrigungen aussetzt.

Da ist zum einen der recht häufige Fall (nach meinen Beobachtungen so alle 5–10 Minuten), dass ein vermeintlich erfolgreich entliehenes Medium doch nicht entsichert ist, beim Verlassen der Bibliothek geht der Alarm los, gefolgt vom scharfen Ruf der Person am Tresen: „KOMMEN SIE BITTE ZURÜCK!“ (denn wenn sie es sanft ruft, neigen die Leute zum Sichtaubstellen). Also kommt man zurück, nicht ohne allenthalben grinsende Gesichter (weil man ein Trottel ist) und zum Himmel verdrehte Augen (weil die folgende Untersuchung den Betrieb aufhalten wird) wahrzunehmen. Ungerechterweise hält man sich schadlos an der Person, die einen zurückgerufen hat, indem man sie im Stillen für einen selbstgerechten Stinkstiefel bzw. ein böses Flintenweib hält, was ihr aber natürlich nicht entgeht, so dass die Temperatur im Raum um weitere Grade sinkt.

Der andere Erniedrigungsfall tritt ein, wenn man versucht, ein Medium korrekt zu verbuchen, und es klappt und klappt nicht. Irgendwann schießt dann jemand hinterm Tresen hervor, um einen zu belehren, und man fühlt sich als uralt, gebrechlich und technologisch überfordert wahrgenommen (zumal einem wie gesagt nicht mehr erklärt wird als „mit dem Barcode nach unten da drüberschieben“, was man aber schon weiß) und hat den unwiderstehlichen Drang, die Person anzuschreien „ICH HABE SCHON ASSEMBLER PROGRAMMIERT, DA HABEN SIE NOCH IN DIE WINDELN GESCHISSEN, WENN ÜBERHAUPT!“ – Ich habe das nie getan, es wäre ja auch kontraproduktiv, wenn man als alert, souverän und leidlich jung dastehen möchte; ich bitte jedoch an dieser Stelle um Verzeihung für alle übellaunigen Grunzer und alle zu einem Balken zusammengezogenen Augenbrauen.

Verständlicherweise drückt all das auch auf die Laune des Personals.

Alles in allem ist durch die Selbstverbuchung an einem Ort, der zuvor recht entspannt war, Stress, Sturheit und wechselseitige Geringschätzung eingekehrt.

Einige Jahre später wird ein verbessertes System eingeführt, mit dem es augenscheinlich weniger Ärger gibt. Trotzdem gehe ich, wenn nicht grade eine längere Schlange oder ein begriffsstutziger Kunde am Tresen steht, lieber zu den Mitarbeitern und lasse meine Sachen verbuchen. Ich darf tagaus tagein so vielen geheimnisvollen Computermaschinen befehlen, da empfinde ich es als echtes Asset, wenn jemand es für mich macht. Und ich nehme die Mitarbeiter wieder als die netten Menschen wahr, die sie sind.

Drago Starcevic

25.9.2008

Ich habe noch gerade eben kein Smartphone. Nur welches?

Kathrin: soll ich jetzt weiter kein iPhone haben oder lieber stattdessen erst mal kein G1?

Quelle: Skypelog. Apple vs. Google, es ist eine Entscheidung von ähnlicher Tragweite wie damals Pelikan vs. Geha. Aber schon ab Dezember werde ich dann nur noch kein iPhone haben!

Kathrin Passig

September 2008

Öffnungszeiten im Internet

Ich bin Student, meist bis spät in die Nacht wach und schlage Stunden im Internet tot. Es kommt relativ oft vor, dass ich dann Dinge im Internet kaufe, bei eBay oder in Onlineshops. Es gibt zwar Dienste wie paypal, und sie verbreiten sich in den letzten Jahren immer mehr, aber oft genug ist man noch auf Vorkasse durch Überweisung angewiesen. Ich möchte eigentlich Dinge kaufen, sie gleich bezahlen und mich nicht mehr darum kümmern müssen, bis irgendwann ein Paketbote klingelt. Das ist leider nicht so einfach.

Als Kunde bei einer regionalen Sparkasse werde ich dabei seit Jahren in meinem nächtlichen Einkaufsdrang gebremst. Die Sparkasse bietet Onlinebanking, allerdings hat dieses Onlinebanking Öffnungszeiten und ist nachts zwischen 1 Uhr und 6 Uhr nicht erreichbar. Auf Nachfrage bekomme ich nur eine allgemein gehaltene Antwort, dass nachts Datenbankdinge passieren.

> Das Online-Banking steht unseren Kunden täglich in den wesentlichen Geschäftszeiten von 06.00 Uhr bis 24.00 Uhr zur Verfügung. Dienstags bis Sonnabends steht das System in der Zeit von 01.00 Uhr bis 06.00 Uhr nicht zur Verfügung. Die Nichterreichbarkeit in den genannten Zeiträumen ist durch die technische Infrastruktur am Rechenzentrum bedingt. Während dieser Zeiträume laufen z. B. sogenannte Datenbanken-Clearing-Läufe, die andere Anwendungen wie das Online-Banking daneben nicht zulassen. Nach Rückfrage und Auskunft unseres Rechenzentrums wird es auch kurzfristig keine Änderung bei den Betriebszeiten für das Online-Banking geben. An einer kundenorientierteren Lösung wird jedoch gearbeitet.

Ich muss nun daran denken, am nächsten Morgen nach dem Aufstehen das Geld zu überweisen. In den vergangenen Jahren habe ich das zum Glück nur wenige Male vergessen.

Stefan Jaekel

6.10.2008

Scrollen auf Landkarten aus Papier (schwierig)

Geträumt:

Ich sitze vor einer Landkarte, aber die Gegend, die mich interessiert, ist auf der Karte nicht mehr drauf. (Es geht wohl um das, was unten rechts vom Bodensee ist.) Ich tippe mit dem Finger auf die Städte am Rand der Karte. Nichts. Ich kratze knapp neben der Karte mit dem Fingernagel. Immer noch nichts. Irgendwie muss man doch in den nächsten Quadranten scrollen können. Ich folge den Straßen bis zur Kartenkante mit dem Finger und warte.

Kathrin Passig, zuerst veröffentlicht bei Wir höflichen Paparazzi und das-schema.com

11.10.2008

Jörg Haider ist tot, und ich twittere

Ich erwäge seit einer Weile, mich bei Twitter anzumelden. Es sind aber schon alle dort, und ich wäre dann wirklich der letzte late adopter, also vielleicht lieber ganz cool ignorieren? Und was soll man da überhaupt schreiben? Als ich mich Ende September 2008 sehr über das Wahlergebnis in Österreich ärgere, bei dem Jörg Haider triumphiert, denke ich, vielleicht wäre das ein Thema für Twitter? Ich verwerfe das aber wegen der drohenden Gefahr des Altherrenquerulantismus. Am 11.Oktober 2008, ein Samstag, wache ich früher als sonst auf, um 8 Uhr, und schalte spontan das Radio ein. Das ist sehr ungewöhnlich, denn ich höre vielleicht einmal alle zwei Monate Radio, und dann nur im Sonntagsfrühstückskontext. Die ersten Worte, die ich nach dem Einschalten höre, sind: "Jörg Haider ist tot." Eine Stunde später melde ich mich bei Twitter an, und twittere "Jörg Haider ist tot, und DU twitterst!"

Das Twitterthema "österreichische Innenpolitik" wird binnen weniger Tage von anderen Themen verdrängt (Käse, Schnee, Unfug).

Maik Novotny

Oktober 2008

Die kurze, glückliche Zeit der Internetversorgung im Zug ist vorbei

Im Zug gibt es inzwischen überhaupt kein Internet mehr, nur noch an Bahnhöfen größerer Städte mit UMTS-Versorgung je fünf Minuten lang. Ich bin mir zu diesem Zeitpunkt noch nicht sicher, ob das an der allgemein gestiegenen Nutzung oder an O2 liegt. Bald werde ich herausfinden, dass O2 schon seit einiger Zeit die Roaming-Kooperation mit T-Mobile in immer mehr Gebieten beendet, in denen das O2-Netz noch gar nicht ausgebaut ist. Die kurze, glückliche Zeit der Internetversorgung im Zug ist vorbei und kehrt (Stand 2014) nicht wieder.

Rekonstruiert aus: Skypelog

Kathrin Passig

2. und 3. November 2008

Früher war alles besser

Früher war alles besser. Manchmal kann ich selbst nicht glauben, dass ich inzwischen oft genug zu dieser Generation gehöre, die über so was meckert. Mein neues Handy beispielsweise kann zwar fotografieren und hat einen mp3-player und ein Radio eingebaut, braucht dafür aber dreimal so viele Tastendrücker wie mein altes, um eine SMS zu verschicken.

Beim Handy geht das ja noch. In Sachen mp3-Player jedoch bin ich einfach wahnsinnig frustriert inzwischen.

Das hier ist mein alter mp3-Player, ein Trekstor i.Beat Cebrax:

Er hat zwar nur 512 MB Speicherplatz, aber ich mag ihn. Er hat Ordnernavigation (sehr wichtig), er läuft mit AAA-Batterien, er ist einfach und intuitiv zu bedienen und hängt gut um den Hals. Außerdem ist er gleichzeitig auch ein völlig unkomplizierter USB-Stick. Er hat nur ein Problem: Der kleine Joystick, den man zum Bedienen braucht, geht halt leicht kaputt. Doof. Na gut, dachte ich mir, kaufe ich mir halt einen neuen Player.

Das ist mein neuer, ein Samsung YP K3J:

2 GB Speicherplatz, schickes Design, gute Klangqualität. Aber: Proprietäre Software (d. h. nicht als Datenträger zu gebrauchen), keine echte Ordnernavigation, sondern nur alphabetische Sortierung nach Alben, Künstlern etc. (sehr, sehr unpraktisch bei Compilation-Ordnern), ohne Extra-Tasche nicht um den Hals zu hängen (schlecht zum Musikhören beim Gehen, wenn man gerade keine Jacke trägt), und aufladen kann man ihn nur am Computer oder mit einem Extra-Gerät für 15 Euro. Ach so: Gekostet hat er etwa anderthalb mal so viel . . .

Das nervt mich echt zu Tode. Warum hat die Gadget-Industrie immer die Tendenz, einfache, klar funktionierende Geräte gegen komplizierten, aufgeblasenen Mist auszutauschen. Ich war heute im Saturn, wollte ihn umtauschen, aber es gibt einfach kein Gerät mehr, so wie ich es gerne hätte.

Aufgeben? Oder doch frustriert zurückgeben und eine andere Möglichkeit suchen . . . ?

Ein wenig Nachdenken und ein generelles Gefühl von Aufbruch, das ich heute Mittag hatte, haben mich heute dazu bewegt, einem Hinweis (in den Kommentaren des letzten Postings) zu folgen. Ich bin in den Saturn gestiefelt, habe das doofe Samsung-Gerät zurückgegeben (44,99), einen funkelnagelneuen i.Beat Cebrax mit dem doppelten Speicherplatz meines alten (also 1 GB) mitgenommen (19,99) und mir dann noch einen neuen Philips-Kopfhörer dazu gekauft (24,99). Bin also genau aufs Gleiche rausgekommen, jetzt aber viel glücklicher (unbezahlbar). Hoffen wir, dass mein neuer Cebrax eine Weile hält.

Alexander Matzkeit, erstmals veröffentlicht auf meinem alten Livejournal und dort wiedergefunden

13.11.2008

Mobiles Twittern in Prä-Smartphone-Zeiten, das ging also wohl auch irgendwie

Angela: was benutzt man denn so zum mobilen Twittern?
Angela: Von einem normalen Sony Ericsson Telefon aus
Angela: Bevor hier jemand „iPhone“ sagt
Kathrin: ich hab Jitter
Kathrin: das kann nicht viel, es gibt vermutlich Besseres.
Angela: Ich habe bisher Tweeter, dafür gilt dasselbe
Angela: Also selbersuchen

Quelle: Skypelog. Ich würde ja gern erklären, wie das ging: mobiles Twittern, bevor es Smartphones gab, habe aber leider alles vergessen.

Kathrin Passig

November 2008

Facebook – was ist das? Da werden die einfach Freunde oder wie?

Ich nehme an einem mehrtägigen Seminar teil. Wir sind ca. 20 Leute, die sich alle gerade erst kennengelernt haben. In einer Pause lümmele ich tatenlos im Seminarraum herum und bekomme folgende Situation mit: ein Typ aus dem Seminar (ich nenn' ihn mal Hans) schlendert lässig zum Seminarleiter (den nenn' ich mal Fritz) herüber und spricht ihn quasi im Vorübergehen an:
Hans (*ahmt eine kindliche Sprechweise nach*): „Naa, Fritz . . . willst du mit mir auf Facebook befreundet sein?"
Fritz (*lacht*): „Klar."

Das Gespräch ist beendet, Hans schlendert ziellos weiter.

Ich bin baff. Nach außen hin heuchele ich Gleichmut, aber innerlich bin ich nun schwer beschäftigt. „Das ist stark", denke ich. Und beinahe empört: „Der kennt den doch kaum!" Für ein paar Sekunden kreisen meine Gedanken nur um diesen überschaubaren Aspekt. Dann tasten sie sich langsam weiter: „Und was ist das eigentlich, dieses Facebook? Hab ich doch neulich schon immer irgendwo gehört. Und warum fragt der eigentlich nicht auch mich, ob ich da mit ihm befreundet sein will? Ist das so ein 'In oder Out'-Ding? Bin ich dem zu out? Das muss ich aber alles echt mal dringend rausfinden, wenn ich wieder zuhause bin." In den folgenden Tagen beäuge ich immer wieder mal stumm und gedankenverloren Hans, der mir sehr fortschrittlich zu sein scheint.

Vier Monate später melde ich mich auch bei diesem Facebook an. Im ersten halben Jahr schreibe ich aber sicherheitshalber quasi nichts hinein. Das ist mir alles nicht geheuer.

Smilla Dankert

Anfang Dezember 2008

Ich darf mein künftiges Smartphone schon mal anfassen

Die Telekom hat vor ein paar Monaten in Berlin-Mitte den "4010 Store" eröffnet: "4010 ist der Community Store der Deutschen Telekom in Berlin. Neben allen Telekom Produkten und Services gibt es hier Events, Workshops und Inspiration." Dort findet ein Preview des in Deutschland noch gar nicht erhältlichen G1 statt, und ich gerate als +1 eines geladenen Gasts (vermutlich Sascha Lobo oder Moritz Metz) in die Veranstaltung.

Rekonstruktionsversuch 2015: Eventuell war es der 11.12. und diese Veranstaltung. Wie ich einem Chatlog entnehme, gab es Currywurstpralinen. Ungefähr zwei Exemplare des G1 waren an Tischen angekettet, ich durfte auch kurz mal eines berühren, wusste aber nicht so richtig, was ich jetzt ausprobieren könnte, außer die kleinen Tasten zu drücken. Es war meine erste Begegnung mit meinem ersten Smartphone, und das ist alles, woran ich mich erinnere. Auch Fotos von diesem Abend sind im Netz nicht aufzutreiben, obwohl er nur sechseinhalb Jahre zurückliegt. Vielleicht hatte noch niemand ein Smartphone, und deshalb wurde wenig fotografiert?

Kathrin Passig

19.12.2008

Wir riechen an unseren Android-Smartphones und freuen uns

Moritz und ich holen Cornelius am Flughafen ab. Er kommt aus Princeton, wohin Moritz zwei „HTC G1 Developer Phones" (so steht es auf der Rechnung) von Google schicken lassen hat. Es sind die ersten Android-Telefone, man brauchte eine US-Adresse dafür und sie kosten $399. Genaugenommen nur die Hälfte, denn Google hat den Betrag versehentlich nur einmal von

Moritz' Kreditkarte abgebucht. Nachdem wir Cornelius zu Hause abgeliefert haben, sitzen wir in einem Café und packen die Geräte aus. Sie riechen sehr gut und wir freuen uns.

Mein erstes Foto mit dem neuen Handy zeigt Moritz mit seinem neuen Handy. Na gut: mein zweites Foto. Das erste war noch unschärfer.

Andere Menschen haben schon seit letztem Jahr ein iPhone. Aber als O2-Kunde kann ich keines bekommen, es ist in Deutschland nur mit einem T-Mobile-Vertrag erhältlich. Das G1 hingegen ist zumindest in der Developerversion providerunabhängig. Es löst mein Sony Ericsson K610i ab.

Rekonstruiert anhand von: Mails, Wikipedia.

Kathrin Passig

Dezember 2008

Bluetooth verschwindet aus meinem Leben

Mit der Ablösung des Sony-Ericsson-Handys durch das G1 verschwindet auch Bluetooth aus meinem Leben. Bis dahin habe ich es verwendet, um Internet aus meinem Handy in mein Notebook zu transportieren, aber seitdem sehe ich das Bluetooth-Icon am Handy wie am Rechner nur noch, wenn Bluetooth sich wieder versehentlich von selbst eingeschaltet hat.

Quelle: Erinnerung

Update: Stimmt nicht ganz, im Januar 2014 taucht Bluetooth noch mal auf.

Kathrin Passig

August 2008

Wir lernen uns bei StudiVZ kennen

Obwohl ich noch gar keine eingeschriebene Studentin bin, habe ich schon länger ein StudiVZ-Profil. Bei StudiVZ kann man sehen, wer sich die eigene Seite angeguckt hat, wenn man das nicht abgestellt hat. Ich bemerke, dass in letzter Zeit jemand regelmäßig meine StudiVZ-Seite besucht. Ich kenne ihn nicht und wir haben nur eine gemeinsame Freundin, meine ehemalige Mathenachhilfelehrerin.

Ich schaue mich inkognito auf seiner Seite um, finde sein Blog, lese es ein wenig und finde auch die Gruppen, in denen er bei StudiVZ ist, sehr interessant. Nur sein Profilbild ist etwas nichtsagend, weil er in OP-Montur und mit Mundschutz posiert. Irgendwann stelle ich die Benachrichtigung, dass andere Leute sehen können, dass ich ihre Seite besucht habe, wieder ein.

Jetzt besuchen wir uns regelmäßig gegenseitig auf unseren StudiVZ-Seiten, ohne dass irgendwas passiert. Bis zu dem Tag, an dem ich mein Profilbild ändere, das er mit einer Direktnachricht kommentiert: „Gestern sah das Profilbild aber noch netter aus.“ Zugegeben, nicht der allerbeste Weg, eine Konversation zu starten, aber wir schreiben ab jetzt hin und her, und Ende des Monats treffen wir uns dann tatsächlich zum ersten Mal. Dass und wie wir uns bei StudiVZ kennengelernt haben, ist uns heute noch leicht peinlich.

ellebil

Um 2008

Erwartung mit Handkurbel

Ich kaufe ein kurbelbetriebenes Universal-Ladegerät, um damit unterwegs mein Handy aufzuladen.

Es funktioniert natürlich überhaupt nicht.

Kathrin Passig

ca. 2000 bis 2008

Personal Digital Assistants

Bis 2008 habe ich kein Mobiltelefon und gelte damit zunehmend als wunderlich, dabei war ich nur meiner Zeit voraus und wollte nicht mit Leuten reden. Stattdessen habe ich seit Ende der 90er verschiedene Taschencomputer. PDA, »Personal Digital Assistants«, heißt die Geräteklasse.

Angefangen hat es irgendwann vor 2000 mit einem Gerät, das nur Adressen und Kalender speichern konnte, ohne Möglichkeit zu synchronisieren oder zu sichern. (Alle meine Daten gingen so in einer unrühmlichen Physikstunde verloren, in der sich Teresa meinen, wie sie es nannte, »Persona« »ausgeliehen« hatte – Verhütungscomputer der Marke Persona waren damals durch Fernsehwerbung die Referenzklasse für »kleine Geräte mit Tasten«.)

Foto: “Palm IIIe Special Edition” von Glenn Scott bei en.wikipedia.org. Lizenziert unter CC BY-SA 3.0 via Wikimedia Commons.

Bis Juli 2002 verwende ich einen Palm IIIe, einen der ersten PDAs, die für mich per Zeitungsaustragen finanzierbar waren: Die schicke transparente Special-Edition. Die Daten werden über eine Dockingstation per Kabel an den Rechner synchronisiert, Adressen und Kalender verwaltet der Lotus Organizer.

Nachfolger ist nach einem Displayschaden der Palm M125, der am 27. Dezember 2002 ein unrühmliches Ende im Wasser findet und schnell im Januar durch einen Sony Clié PEG-T425 ersetzt wird – ein sehr schickes Gerät, das auch über zehn Jahre später noch relativ vorzeigbar wirkt (im Gegensatz zu Palms postmoderner Designsprache, die »günstiges iMac-Rip-off!« ruft). Weniger würdevoll altert der Lotus Organizer, der mit jeder neuen Betriebssystem-Version weniger kompatibel wird – immerhin fünf Jahre ist der Clié im Einsatz; 2005 kaufe ich auf eBay einen Nokia Communicator, unter 2005er-Bedindungen von Mobilfunk ist das aber keine Alternative – und wandert gleich wieder zurück.

Für mich endet die PDA-Zeit 2008 mit einem Blackberry Bold 9000. Blackberry – das ist (2008) solide und zukunftssicher. (Und der Lotus Organizer wird bald durch Google-Dienste abgelöst.)

Felix Neumann

2008

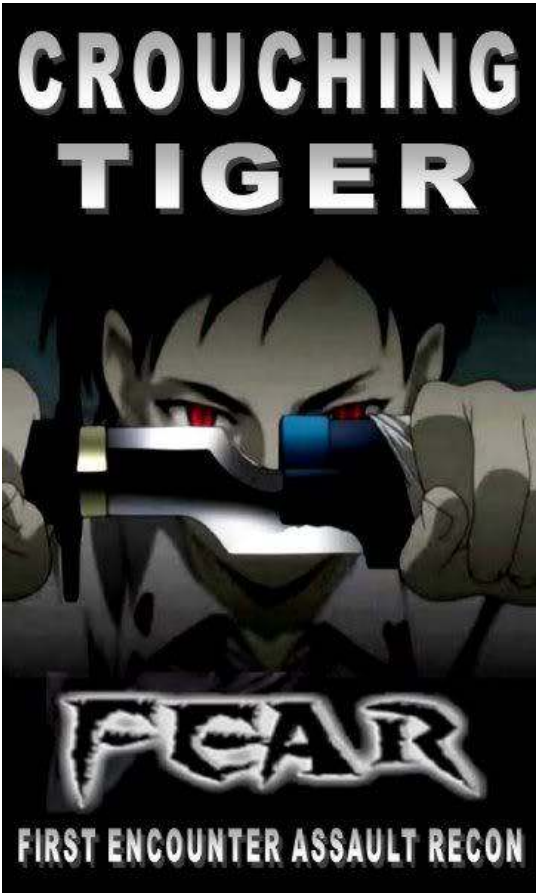
Facebook Encounter Assault Recon

Anfang 2008 lege ich mir meinen ersten Facebook-Account zu. Ziemlich schnell beginne ich Spiele zu spielen. Im Mai 2008 werde ich Teil der World's End Community. Das ist eine Gruppe von Leuten, die von dem Spiel Mob Wars abgewandert ist und ein eigenes, natürlich viel besseres Spiel entwickelt hat – World's End. Ein Teilaspekt des Spiels ist es, sich ein Squad aus 2000 Spielern zusammenzustellen. Großer und einzigartiger Vorteil von World's End im Vergleich zu allen anderen Spielen, die ich kenne, ist es, dass

ich diese Squadmitglieder hinzufügen kann, ohne mich gleichzeitig mit ihnen auf Facebook zu befreunden. Später stellt sich diese Großartigkeit als Killer für das Spiel heraus, denn als Marketingstrategie ist die Facebookfreundeadderei natürlich von unschätzbarem Wert. Aber ich spiele auch andere Spiele und mein Freundeskreis wächst schnell.

Facebook ist der Spielecommunity gegenüber sehr ambivalent. Es hostet die Spiele zwar, aber mit den damit verbundenen Verhaltensweisen hadert es. So werde ich mehrfach gefragt ob ich Janna James oder Reginald Washington wirklich aus dem echten Leben kenne und wenn ich zu viele Freunde in kurzer Zeit adde, wird die Funktion für 24 Stunden blockiert.

Im Sommer 2008 wird mein Facebook-Account zum ersten Mal gesperrt und dann ohne Angabe von Gründen gelöscht. Ich eröffne einen neuen Account, diesmal unter anderem Namen. Nach kurzer Zeit wird auch der gelöscht. Wieder weiß ich nicht, warum. Das wiederholt sich noch mehrfach und da ich bezüglich der Gründe total im Dunklen tappe, lösche ich irgendwann versuchsweise meinen harmlosen Avatar.



Und siehe da, es hilft. Seitdem habe ich Ruhe. Als Folge der Löschwut von Facebook verstoße ich seitdem sicherheitshalber gegen eine ihrer Nutzungsbedingungen und lege mir einen Zweit (Dritt- und Viert)-Account zu. Nun habe ich einen Account für... Facebookdinge... und ein paar reine Spieleaccounts.

(sleeplessdarkhorse)

Ungefähr 2008

Alice und Bob und die zwei Fahrradschlösser

Auf meinem Weg zur Arbeit werde ich in Berlin Mitte Zeuge eines Unfalls. Eine Radfahrerin wird von einem Rechtsabbieger umgefahren und bleibt bewusstlos liegen. Ein Rettungswagen ist in Minuten zur Stelle und transportiert die Verletzte ab.

Wer in den nächsten 20 Minuten nicht auftaucht, um den Unfall aufzunehmen, Zeugen zu befragen oder Spuren zu sichern, ist die Polizei. Nun habe ich das Unfallgeschehen selbst nicht gesehen, nur die Situation unmittelbar danach, halte mich also als Zeugen nur für bedingt brauchbar. Außerdem muss ich eigentlich zur Arbeit. Ich hoffe also, meiner Bürgerpflicht ist genüge getan, wenn ich mehreren Umstehenden, die versichern, auf die Polizei warten zu wollen, meine Visitenkarte in die Hand drücke.

Und dann ist da das Fahrrad des Unfallopfers. Es wurde bislang nur von der Straße auf den Bürgersteig geräumt, wirkt aber neu, teuer und kaum beschädigt. Das sollte man hier nicht einfach so stehen lassen, denke ich, sonst hat es ruckzuck einen neuen Besitzer. Es abzutransportieren sähe aber auch verdächtig nach Diebstahl aus und außerdem muss ich selbst noch ein paar Kilometer mit dem Rad zurücklegen.

Ich entscheide mich dafür, auch an dem Rad eine Visitenkarte anzubringen und es mit einem meiner zwei Fahrradschlösser an den direkt an der Ecke befindlichen stabilen Metallzaun eines Verwaltungsgebäudes anzuschließen. Wer auch immer das Rad bergen möchte, kann mich so kontaktieren und ich kann es später immer noch zur Polizei oder zum Fundbüro bringen, falls sich keiner meldet.

Tatsächlich ruft mich am Nachmittag jemand an, der glaubhaft versichern kann, der Freund des Unfallopfers zu sein. Die Verletzte liegt in der Charité und wir überlegen, wann wir uns treffen können, um das Rad zu übergeben, finden aber keinen gemeinsamen Termin in den kommenden zwei Wochen.

Ich schlage daraufhin Folgendes vor: Er schließt das Rad mit einem zweiten Schloss an den Zaun an. Wenn ich in den nächsten Tagen dieses zweite Schloss sehe, kann ich mein Schloss entfernen und er kann dann später das Rad mitnehmen. Und so machen wir es.

Damit haben wir ein mit physikalischen Schlössern einen Vorgang nachgestellt, der in der Kryptographie ständig stattfindet. Wenn ein Verschlüsselungsverfahren kommutativ ist, wenn also eine zweimal verschlüsselte Nachricht auch entschlüsselt werden kann, indem man zuerst den ersten und dann den zweiten Schlüssel wieder anwendet, dann kann eine Nachricht sicher verschlüsselt übertragen werden, ohne dass Sender und Empfänger je den Schlüssel des jeweils anderen kennen müssen.

So war es hier auch – zwei Leute brachten je ein Schloss zum Einsatz, keiner hat je den Schlüssel des anderen gesehen und das Fahrrad war ununterbrochen gesichert.

Virtualista

Ende 2008

Wir machen das jetzt ja digital

Ich mache ein Praktikum fürs Studium, bei einer kleinen IT-Firma. Wir betreuen regionale Firmen und haben einen Rufdienst, falls etwas nicht geht kommen wir vorbei und reparieren es.

Ein Kunde ruft an und bittet um Unterstützung. Etwas Triviales – was genau weiß ich nicht mehr, ich glaube Tonerkartuschen an zwei Druckern wechseln. Da die meisten Kunden auch Verbrauchsmaterial über uns beziehen, ist dies ein einfacher, aber kein ungewöhnlicher Auftrag. Mein Kollege

und Praktikumsbetreuer fragt, ob ich den Einsatz allein übernehmen will, und ich sage ja. Mein Betreuer sagt mir noch, ich solle mir die Firma zeigen lassen – “da hast du was zu lachen”.

Ich klemme mir die Tonerkartuschen unter den Arm und fahre zum Kunden. Der Chef empfängt mich persönlich, wir gehen zu den betreffenden Geräten, die Arbeit ist in wenigen Minuten erledigt. Der Chef fragt mich, ob ich gern mal die Firma sehen will – immerhin war ich noch nicht bei diesem Kunden und es hilft immer, sich einen Überblick zu verschaffen. Ich erinnere mich an die Worte meines Betreuers und bejahe natürlich.

Es handelt sich um eine alte Firma, die bereits seit Jahrzehnten mechanische Spezialteile als Einzelstücke oder Kleinstserien herstellt. Dabei durchlaufen die Teile mehrere Arbeitsschritte – Rohzuschnitt, Feinfräsung, Oberflächenbearbeitung, Bohrungen, Gewindeschneiden, Endkontrolle, Verpackung, Versand ist eine typische Kette. Dabei ist üblicherweise bei jedem Bauteil ein Laufzettel dabei, auf dem die einzelnen Arbeitsschritte abgehakt und vom Ausführenden unterschrieben werden.

Obwohl die Arbeitsabläufe für einen Techniker interessant sind, kann ich noch nichts zum Lachen erkennen. Mir fällt auf, das neben jedem Arbeitsplatz ein PC mit Drucker und Scanner steht, selbst bei den kleinsten PCs in jedem Raum. Ich frage den Chef danach, immerhin wären Netzwerkdrucker einfacher und sooo viel zu scannen gibt es ja auch nicht. Der Chef antwortet: “Nee, wir brauchen das so. Das ist für die Laufzettel. Wir machen das jetzt ja digital.” Ich stelle erstmal keine Fragen dazu, wird schon seinen Grund haben. Ich bin jedoch leicht überrascht, denn in solch alten Firmen werden Arbeitsvorgänge oft jahrzehntelang nicht verändert, und schon gar nicht zur Verwendung solch neumodischer Technologien.

Am Ende der Führung – im Versand. Mir fällt auf, dass die Laufzettel hier kleiner zu sein scheinen – bzw. ist das Papier gleich groß, nämlich A4, aber der Laufzettel selbst ist nur klein in der MItte des Papiers gedruckt. Ich schwatze noch mit dem Chef, als das nächste Teil zum Versand kommt – und plötzlich weiß ich, was mein Kollege meint, als der Versandbeauftragte mit seiner Arbeit beginnt:

An jeder Station wird der Laufzettel ausgedruckt, per Hand ausgefüllt, per Hand unterschrieben, wieder eingescannt, und per Email an den nächsten Bearbeiter gesandt, der die gleichen Schritte wieder ausführt. Drucken – ausfüllen – scannen, immer wieder. So erklärt sich auch der breite weiße Rand um den Ausdruck am Ende der Arbeitskette – die Drucker sind nicht randlos, und so wird die Grafik immer kleiner und kleiner. Ich muss mir große Mühe geben, nicht loszuprusten, während ich mich verabschiede.

Ich frage mich noch, ob man hier selbst auf diese Idee gekommen ist, oder ob ein gut gemeintes und wohlgeplantes System hier an den Anwendern scheitert, und warum alle Mitarbeiter dieses System als Arbeitserleichterung sehen. Am Ende versuche ich jedoch nicht darauf einzuwirken, denn die Arbeitsweise scheint ganz offensichtlich für alle Beteiligten selbstverständlich zu sein und zu funktionieren.

Schön, diese neue digitale Welt.

Malte

Ungefähr 2009

Das futuristische Müllauto kommt, und wir freuen uns sehr

„Die Müllabfuhr kommt!“, ruft meine Mutter. Der ungefähr fünfjährige Neffe und ich gehen nach draußen, um das Müllauto anzusehen. Man darf die Mülltonnen jetzt nicht mehr irgendwie vors Haus stellen, sie müssen mit dem Griff zur Straße stehen. Das neue Müllfahrzeug ist nämlich ein Seitenlader. Aus der Seite klappt ein Greifer heraus, der die Tonne packt, hochhebt, leerschüttelt und wieder hinstellt. Der Greifer ist immer genau da, wo die Tonne ist! Der Neffe ist begeistert, aber ich glaube, nicht ganz so begeistert wie ich gerade.

Ich habe seitdem nie wieder dergleichen gesehen, in Berlin sind wir noch nicht soweit. Aber hier ist ein Video.

Update Januar 2014: Weil die Mülltonne mit dem Griff zur Hausseite steht, frage ich meinen Vater, ob das fortschrittliche Müllfahrzeug nicht mehr kommt. Nein, sagt er, das sei irgendwann stillschweigend verschwunden. Bei jeder Neuerung gebe es Pressemitteilungen ohne Ende vom Zweckverband, aber wenn etwas nicht so gut funktioniere und wieder abgeschafft werde, geschehe das in aller Stille.

Kathrin Passig

13.01.2009

Ich habe eine Theorie, wofür sich Twitter eignen könnte

Ich melde mich bei Twitter an, hauptsächlich weil ich eine Theorie habe, derzufolge sich Twitter gut als Kommunikationskanal in agilen Projekten eignen könnte. Weil ich ansonsten nicht weiß, was ich damit tun soll, ist der Account privat und die Tweets hauptsächlich auf Englisch.

Es wird über zweieinhalb Jahre dauern, bis ich verstehe, wie man mit Twitter halbwegs brauchbar kommuniziert.

Anne Schüßler

27.1.2009

Ein nicht ganz ausgereifter Selbstreinigungsmechanismus auf der Autobahntoilette

Ich bin auf der Autobahn zu einem Kunden nach irgendwo (leider nicht rekonstruierbar) unterwegs, als ich den nächsten Rastplatz mit einer Toilette ansteuern muss. Ich habe Glück, so denke ich, denn ich lande auf einem Rast-

platz, der nicht einen zugigen offenen Betonbau oder so ein Voll-Edelstahl-Monstrum beherbergt, sondern vor einem schicken, neuen Flachbau mit vielen Türen. An jeder Tür ist eine Ampel, die anzeigt, ob besetzt ist oder nicht.

Ich betrete also die erste Kabine mit grüner Ampel, drücke die Tür zu, höre ein Klacken und suche den Riegel. Es gibt keinen. „Wahrscheinlich auch ganz schick vollautomatisch", vermute ich und rüttele sicherheitshalber an der Tür. Bei der ersten Berührung der Klinke höre ich wieder das Klacken, die Tür geht anstandslos auf, ich denke „ah, ja" und in dem Moment wird hinter mir die Toilette automatisch mit recht viel Wasser von unten durchgespült.

Ich verlasse fluchtartig den Raum und suche die nächste Kabine mit grüner Ampel. Die logischen Zusammenhänge zwischen Öffnen, Schließen und Reinigen glaube ich mir erschlossen zu haben, also rüttele ich diesmal nicht an der Tür und verlasse mich auf das Klacken. War wohl ein Fehler, denn als ich gerade sitze, wird die Tür von außen geöffnet. Eine ältere Dame schreit auf, ich auch, die ältere Dame lässt die Tür wieder zufallen und die Toilette denkt, ich wäre draußen und beginnt pflichtgemäß mit ihrer Selbstreinigung.

Ich habe dann wohl doch nicht so viel Glück gehabt wie anfangs vermutet und sage den Kundentermin kurzfristig ab.

Christian Fischer

30.1.2009

Wie geht's? – Steht doch bei Facebook.

Kathrin Passig: Claudius Seidl hat gerade an der American Academy seinen Facebook-Freund Sascha Lobo getroffen: „Wie gehts?" – „Steht doch bei Facebook" – „Ach so."
Kathrin Passig: (Quelle: Facebook)

Quelle diesmal: Skypelog

Kathrin Passig

30.1.2009

Das Macbook ist der beste Zusatzakku fürs Handy, wenn auch ein bisschen sperrig

Kathrin Passig: Vorteil des G1: mit dem Akku des Macbooks hält es lange Reisen durch (anders als das Macbook).
Alèqs Scholz: es haengt dann am usb-port?
Kathrin Passig: ja

Quelle: Skypelog. Viele Jahre lang benutze ich unterwegs das Macbook als Zusatzakku fürs Handy. An dem Konzept erfreue mich immer wieder: Ein Gerät von der Leistungsfähigkeit sämtlicher Computer des 20. Jahrhunderts zusammengenommen (gerundet) im Einsatz als Akkupack für ein Telefon. Erst ab dem Macbook Air (also für mich ab Mitte 2013) geht das nicht mehr so richtig, weil sich das Air weigert, im zugeklappten Zustand das Handy mit Strom zu versorgen. Vielleicht hat es rausgefunden, dass ich mich über es lustig mache.

Kathrin Passig

11.2.2009

Aleks muss etwas von Hand schreiben. Wir sind empört

Alèqs Scholz: ich habe heute morgen mit der HAND zwei gutachten schreiben muessen.
Kathrin Passig: wieso das denn!

Alèqs Scholz: ich habe der studentin gesagt, sie soll sich nicht mehr auf solche stellen bewerben, die kein per tastatur ausfuellbares formular anbieten
Alèqs Scholz: vor allem, weil ich den text natuerlich schon fertig hatte. so hat es eine stunde gedauert, alles abzuschreiben, und es sieht aus wie meine schreibhefte aus der ersten klasse.

Quelle: Skypelog. Etwa um diese Zeit sagt mir jemand, es sei charakteristisch für meine Generation, dass sie auf Fragen, wann man zuletzt was mit der Hand geschrieben habe, „bei meiner Uni-Abschlussprüfung“ oder „beim Abitur“ antwortet.

Kathrin Passig

14.02.2009

Username ist meine Zimmernummer

Ich kaufe mir im Hotel in Hong Kong Internet für vergessen-wie-viel. Es ist nicht übertrieben viel, aber auch mehr als 2 Euro. Meine Logik: Da ich bereit wäre, soundsoviel mehr für ein Zimmer auszugeben, wenn es umsonst WLAN hätte, kann ich auch WLAN dazukaufen, wenn es soundsoviel kostet.

Das Passwort setzt sich irgendwie aus meinem Geburtstag zusammen, Username ist meine Zimmernummer. Da ich weiß, wann meine Kollegin, die mit in Hong Kong ist, Geburtstag hat und in welchem Zimmer sie ist, könnte ich rein theoretisch auch Internet über ihr Zimmer buchen. Ich bin ja aber leider immer sehr ehrlich.

Minuspunkt: Der Wecker tickt so laut, dass ich ihn quasi sofort nach initialem Betreten des ZImmers ins Badezimmer stellen muss.

Bonuspunkt: Ich habe ganz viele Kabel auf meinem Schreibtisch rumliegen. Als ich abends zurück ins Zimmer kome, hat jemand nicht nur mein Zimmer aufgeräumt und geputzt, sondern auch alle Kabel sortiert und schön zusammengelegt. Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich ALLE Kabel ausgepackt und auf dem Schreibtisch verteilt.

Rekonstruiert aus Email mit Flugplan und Gedächtnis.

Anne Schüßler

Dezember 2008 und Januar 2009

Unerfreuliche Überraschungen beim Öffnen der Telefonrechnung

Im Dezember 2008 kaufe ich mein erstes Smartphone. Ich habe seit Januar 2007 einen Datentarif, 30 MB im Monat, das „Internet-Pack S“ von O2 für 5 Euro. Das Netz ist auf meiner Seite, dort sind Dinge zu lesen wie „30 MB sind fürs reine Surfen und E-Mails absolut ausreichend.“ Alles, was darüber hinausgeht, kostet 50 Cent pro MB. Statt 30 MB verbrauche ich im ersten Monat mit dem Smartphone etwas mehr und bekomme eine Telefonrechnung über 81,83 Euro.

Ich wechsle in den nächstgrößeren Tarif: Beim „Internet-Pack M“ sind 200 MB inklusive, es kostet 10 Euro im Monat. Wieder verbrauche ich geringfügig mehr als die 200 MB und bekomme eine Telefonrechnung über 302,47 Euro. Davon hätte ich mir ein ganzes Jahr lang das „Internet-Pack L“ mit 10 GB Inklusivvolumen für 25 Euro leisten können! Und das buche ich jetzt auch sofort. 10 GB sind nämlich *fürs reine Surfen und für E-Mails absolut ausreichend*.

Kathrin Passig

2.3.2009

Waschsalon, Waschsalon!

Meine Waschmaschine geht kaputt. Ich habe sie nach dem Tod meines Großvaters aus dessen Haushalt übernommen. Der Hersteller heißt Zanker und man braucht eine separate Schleuder dazu. Meine Mutter sagt, diese Waschmaschine sei angeschafft worden, als sie selbst noch bei ihren Eltern wohnte. Sie ist dort um 1959 ausgezogen, die Waschmaschine hat also knapp 60 Jahre durchgehalten. Die Schleuder musste ich um 2001 herum einmal durch eine andere gebrauchte Schleuder ersetzen.

Ich versuche, im Netz Näheres über das Modell zu finden, aber es ist offenbar so alt, dass es in keiner Liste auftaucht. In Reparaturanleitungen ist vom Austausch der Kohlebürsten die Rede. Ich schraube die Waschmaschine auf, finde darin aber keine Kohlebürsten, sondern ein Laufrad mit karthagischen Sklaven, naja, also jedenfalls keine Kohlebürsten.

Für ein paar Monate werde ich wieder Kunde im Waschsalon, demselben Waschsalon, den ich um 1993 herum frequentiert habe.

(twitter.com/kathrinpassig/status/1270897419 - das “L:” am Anfang bedeutet “Location:”, das machte man damals eine Weile so.)

(twitter.com/kathrinpassig/status/1270943567)

Dann lagert ein Freund seinen Hausrat bei mir ein, darunter eine Waschmaschine. Als auch diese Waschmaschine schließlich wieder abgeholt wird, kaufe ich Ende August 2011 eine neue bei Amazon.

[9/1/11 4:17:07 PM] Kathrin Passig: sie materialisierte sich auf rätselhafte Weise in meiner Küche.
[9/1/11 4:17:36 PM] Kathrin Passig: eventuell muss ich zum Ausgleich ungefähr 50 Kilo Zeug rauswerfen, aber das geht in Form von Büchern.
[9/1/11 4:17:52 PM] Kathrin Passig: (das mit dem Materialisieren war wirklich so)
[9/1/11 4:18:24 PM] Kathrin Passig: (der Lieferant rief an, ich sagte ‘Moment, ich komm raus’, ging nach vorne, um die Tür zu öffnen, es war niemand zu sehen, ich ging wieder rein und da stand sie.)
[9/1/11 4:18:40 PM] Kathrin Passig: vermutlich so ein neues Experiment

von Amazon.
[9/1/11 4:18:51 PM] Kathrin Passig: ein schlecht getarnter Teleportierdienst oder so.

[9/2/11 12:48:37 AM] Kathrin Passig: meine neue Waschmaschine kann jetzt endlich was, was mir immer gefehlt hat: man befüllt sie abends und sagt ihr, sie soll aus Gründen der Nachbarnschonung aber erst morgens starten.
[9/2/11 12:48:59 AM] Kathrin Passig: aber weil die Welt so ist, wie sie ist, brauche ich das jetzt gar nicht mehr, weil sie nämlich außerdem so leise ist, dass es den Nachbarn egal sein kann.
[9/2/11 12:49:01 AM] Aleks Scholz: das ist toll, ja
[9/2/11 12:49:27 AM] Kathrin Passig: zwei Fortschritte, die sich aufheben.
[9/2/11 12:50:07 AM] Aleks Scholz: naja, man kann es auch benutzen, wenn man morgens kurz vor verlassen der wohnung feststellt, dass man waschen muss, aber dann keine zeit mehr hat um zu warten.
[9/2/11 12:50:21 AM] Kathrin Passig: ah, stimmt, das ist auch sehr gut
[9/2/11 12:50:30 AM] Kathrin Passig: daran hab ich noch gar nicht gedacht.
[9/2/11 12:50:53 AM] Kathrin Passig: und sie piepst dann auch dezent, um einem zu sagen, dass man die nasse Wäsche rausnehmen muss.
[9/2/11 12:56:31 AM] Aleks Scholz: als ich mal eine eigene maschine hatte (2001-2) war das auch so
[9/2/11 12:57:43 AM] Kathrin Passig: ich glaube, ich vermiete die Wohnung und ziehe in die Waschmaschine. sie ist viel kompetenter.
[9/2/11 1:10:23 AM] Aleks Scholz: als wir nach der uebersiedlung eine weile keinen fernseher hatten, aber schon eine waschmaschine, haben wir lange die maschine beobachtet. in der ddr hatten wir nur einen frontlader ohne fenster. das fenster mit der drehenden buntwaesche war fast besser als fernseher
[9/2/11 1:11:11 AM] Kathrin Passig: das ist eine traurige Geschichte.

Rekonstruiert aus: Skypelogs.

Kathrin Passig

Schätzungsweise 2009

Richtig benutzen kann man es nicht, aber rein theoretisch ist es eine wahnsinnig tolle Sache

Mein neues (und, wenn ich richtig gezählt habe, viertes) Handy ist ein Motorola Razr Klapphandy, das man mit einer lässigen Handbewegung aufklappen kann. Es ist wohl mein erstes Handy mit Farbdisplay.

Neu auch: Es hat eine Kamera, mit der man, wie ich irgendwann feststelle, nachdem ich die Kamera sehr, sehr lange ignoriert habe, ganz okaye Bilder machen kann.

Irgendwann finde ich sogar raus, dass man irgendwelche obskuren Java-Applikationen installieren kann und ich habe kurze Zeit eine Java-Twitter-App auf dem Handy. Die ist mehr oder weniger textbasiert und durch das kleine Display können immer nur drei oder vier Tweets gleichzeitig angezeigt werden. Richtig benutzen kann man das also nicht, aber rein theoretisch ist es eine wahnsinnig tolle Sache.

Anne Schüßler

März 2009

Die Kanzler-U-Bahn ist fast fertig. Es fehlen nur noch vier Lücken

Ich bekomme den U-Bahn-Tunnel der neuen Berliner Kanzler-U-Bahn U55 gezeigt, die vom Brandenburger Tor zum Hauptbahnhof führt und im August eröffnet werden soll. Der Tunnel führt unter der Spree hindurch. Zu beiden Seiten der Spreeunterquerung sind Schotte angebracht, die man im Falle eines Wassereinbruchs von oben herunterlassen kann.

Ich betrachte den oberen Rand und den unteren. Unten sind Gleise, oben sind aber keine Aussparungen für Gleise. Ich äußere Besorgnis, dass die Schotte deshalb womöglich nicht dicht schließen. “Gucken Sie mal genau hin”, sagt der Bauleiter. Ich sage “Ah.” Er sagt: “Na, jetzt haben Sie’s gefunden, was?” Ich sage: “Aber da oben sind nur Aussparungen für zwei Schienen . . . ” Unten, wo wir stehen, sind sechs Schienen verlegt: zwei Gleise und eine Weiche. Der Bauleiter guckt nach oben und sagt: “Hm.” Wir wechseln das Thema.

Alan Smithee

März 2009

Technikaspekte von Jackentaschen

Im Winter 2008/2009 kaufe ich mir eine gefütterte Winterjacke. Sie hat die üblichen Taschen – zwei innen und zwei außen mit senkrechten Reißverschlüssen, in die man die Hände stecken kann. Zudem noch zwei Taschen außen am linken Oberarm, die ich für modischen Schnickschnack halte, die mich aber auch nicht stören.

Im März 2009 fahre ich in einen Skiurlaub nach Österreich, und spätestens hier erweisen sich zwei der Jackentaschen als technisch sinnvoll. Die linke Innentasche hat nämlich ein Fenster aus durchsichtigem Plastik, durch das sich der Touchscreen meines frisch erworbenen ersten iPhones nicht nur betrachten, sondern auch durch Tippen bedienen lässt. Man muss dazu zwar immer noch die Handschuhe ausziehen, aber die Gefahr, dass einem das teure neue Gadget aus klammen Fingern in den Tiefschnee fällt, ist zumindest reduziert. Da Smartphones noch nicht sehr verbreitet sind, vermute ich, dass diese Tasche ursprünglich eher für iPods und normale Handys entworfen wurde.

Jackentaschen mit Sichtfenster erleichtern auch die Beantwortung der ewigen Frage “wo ist eigentlich mein Headset?”

Auch die Tasche an der linken Schulter erweist sich als nützlich. Hier kann man den Skipass verstauen – eine mit einem RFID-Chip bestückte Plastikkarte, die man an jedem Skilift an ein Lesegerät halten muss, um die Zugangskontrolle zu passieren. Diese Lesegeräte sind praktischerweise stets auf der linken Seite und ungefähr in Höhe meines Ellbogens angebracht, sodass ich mich mit dem Skipass in der Außentasche nur leicht zu bücken und nach links zu lehnen brauche, bis mir ein Piepston den Lesevorgang bestätigt.

Hier entfällt also das Gefummel mit unbehandschuhten Fingern ganz. Nur manchmal muss ich mich etwas ausgiebiger mit der Schulter am Lesegerät reiben, bis der Skipass erkannt wird.

Virtualista

Bis März 2009

Konzertanrufen

Als ich neulich mal wieder auf einem Festival war, erinnerte ich mich an eine Kulturtechnik, die ich sehr kurz verwendete. Mit dem Aufkommen von Mobiltelefonen veränderten sich auch meine Konzertbesuche. Daheimgebliebene wurden beim Lieblingssong der Band angerufen, das Handy in die Luft gehalten und sie konnten so für ein paar Minuten per Telefon am Konzert teilhaben. Man fand sich besonders nett, wenn man das tat. Am anderen Ende der Leitung war man, wenn man mit dem Anruf nicht rechnete, zunächst einmal verwirrt, auch weil die Soundqualität eines Songs in einer Großraumhalle – übertragen von einem Mobiltelefon – nur so mittelprächtig war. Mit dem Aufkommen von Smartphones und sozialen Netzwerken wurde das Konzert-Anrufen obsolet: man konnte einfach Videos drehen und sie

allen zur Verfügung stellen. Die einzige Frage, die ich mir stelle, ist, ob sich das Konzert-Anrufen weiterentwickelt hat. Möglicherweise wird es ja mittlerweile über WhatsApp-Sprachnachrichten fortgeführt.

ellebil

2009-04-01

Mein erster Iridium-Flare

Am 1. April 2009 um 21 Uhr 33 sehe ich meinen ersten Iridium-Flare. Ein paar Minuten vorher habe ich angefangen, neugierig und ein bisschen skeptisch in der berechneten Himmelsregion herumzugucken. Ich orientiere mich an den paar Sternen, die hell genug sind, um sich am Großstadthimmel behaupten zu können, schätze Winkelhöhen und Streckenverhältnisse, um den Punkt zu finden, wo es passieren wird.

Aber ich kann nicht gleichzeitig den Himmel absuchen und auf meine Uhr gucken. Die letzten Minuten und Sekunden werden dadurch merkwürdig unscharf, man fühlt sich sehr allein mit dem Himmel. Und vielleicht stimmt ja auch alles gar nicht. Doch. Irgendwann in der Unendlichkeit dieser Minute ist da plötzlich ein winziger, sich bewegender Punkt. Einen Moment lang kann man noch unsicher sein, ob er nicht Einbildung ist, nein, zweifellos: Er wird heller. Heller. Und noch heller. So hell wie kein anderes Objekt am Himmel, und dann wieder schwächer. Schwächer und schwächer, genauso schnell, wie er gekommen ist, und verschwindet wieder im Nichts. Das ganze hat etwa zehn Sekunden gedauert.

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

In der Realität sieht das spektakulärer aus, weil der Punkt nicht größer wird, sondern heller, und die Helligkeitszunahme wesentlich stärker ist, als ein Display darstellen kann. – Animation: Icycomputer/Wikipedia, CC-BY-SA 3.0

Die Iridium-Satelliten bilden ein Telefonnetz, das nicht an terrestrische Funkmasten gebunden ist. Es funktioniert darum auch auf dem Meer und in der Wüste, überhaupt überall auf der Erde. Das Netzwerk besteht aus 66 aktiven und einigen Reservesatelliten.

Das besondere an den Iridium-Satelliten ist, dass ihre Antennen das Sonnenlicht äußerst gut reflektieren. Die Antennen befinden sich außerdem in einem günstigen Winkel zur Flugbahn, so dass sie das Licht auf die Erde lenken wie eine orbitale Discokugel. Ein einzelner Reflex bildet einen Lichtkegel von etwa zehn Kilometern Durchmesser, der rasch über die Erdoberfläche wandert. Innerhalb dieses Kreises sieht man den Satelliten mit maximaler Helligkeit, außerhalb nimmt die Helligkeit rasch ab. Da die Bewegung der Satelliten genau bekannt ist, kann man exakt ausrechnen, wann diese Reflexe über welchen Teil der Erdoberfläche wandern.

Das Iridium-Netzwerk gibt es seit 1998, es handelt sich bei den Flares also um ein sehr neues, halb astronomisches und halb terrestrisches Phänomen. Es wäre im letzten Jahrhundert auch schwer zu beobachten gewesen, weil die Zeiten der Flares ja an jedem Ort auf der Erde anders sind. Man kann sie darum nicht einfach in Tabellen veröffentlichen, sondern braucht einen Computer, um sie zu berechnen, oder, noch besser, ein Internet, um auf so einen Computer zugreifen zu können.

Im Jahr 2009 ist es die Webseite heavens-above.com, auf der ich mir die Flares für meinen aktuellen Aufenthaltsort ausrechnen lasse. Oft drucke ich mir die Sternkarten aus und nehme sie mit nach draußen, denn ein Smartphone habe ich noch nicht. Ab dem Jahr 2010 benutze ich Apps dafür, die anfangs noch primitiv und schwer zu bedienen sind. Heute, im Jahr 2016, gibt es heavens-above.com auch als Android-App und der Bedienkomfort lässt nichts zu wünschen übrig. Man kann damit nicht nur Iridium-Flares voraussagen, sondern auch die Zeiten und Bahnkurven von tausenden anderen

Satelliten und ausgebrannten Raketenendstufen, bis hin zur internationalen Raumstation (ISS). Abgesehen von der ISS gibt es allerdings nichts im erdnahen Orbit, das optisch auffälliger wäre als die Iridium-Flares.

André Spiegel

1. bis 3. April 2009

Der kurze Frühling des Pokens

Auf der re:publica kann man bei geschäftstüchtigen Privatleuten Pokens kaufen. Es sind Schlüsselanhänger in Form kleiner Tierchen mit einer großen Hand: Pandabär, Bienchen, Alien und Schädel-Dings. Trifft man einen anderen Poken-Besitzer, dann hält man die Hände der Figuren aneinander und tauscht dadurch via NFC Kontaktdaten aus. Die Hände leuchten dann grün. Später steckt man das Poken an den USB-Anschluss eines Computers und liest die gesammelten Kontaktdaten aus. Jetzt kann man auf der Poken-Website sehen, wem man alles begegnet ist. Das ist selbst 2009 eigentlich gar nicht besonders nützlich, und sobald sich alle eins gekauft haben, ist die Zeit des Pokens auch schon wieder vorbei.

Das Bild zeigt das einsame Poken von @sillium auf der re:publica 2014. „Jetzt kann ich's ja sagen: Der erste Andere mit einem Poken hätte entlarvt, dass meiner längst nicht mehr funktioniert. #rp14“

Kathrin Passig

3. April 2009

Sascha Lobos Followerparty ist mit Flatscreens tapeziert

Sascha Lobo gibt eine Party für seine 7572 Twitterfollower (Stand 2016: 400.000). Aus diesem Anlass hat er seine Wohnung mit sechs 46-Zoll-Flachdisplays ausgestattet, in jedem Raum mindestens eines. Darauf ist Twitter zu sehen. Steffen Siegrist möchte beim Anblick der Flatscreens Buchautor werden und streamt live bei Qik von der Party (Video nicht erhalten, Qik gibt es seit Februar 2016 nicht mehr). @bosch öffnet Bierflaschen mit seinem Nokia 6110. Im Schlafzimmer finden sexuelle Handlungen unter Zuhilfenahme von Pokens statt.

Ich sehe zum ersten Mal Flatscreens in dieser Größe und anderswo als auf einem Schreibtisch. Es sind Ausstellungsstücke aus einem Saturn-Sonderangebot, insgesamt haben sie 5.000 Euro gekostet.

Beim Aufschreiben dieses Beitrags 2016 versuche ich herauszufinden, was vergleichbare Displays heute kosten würden und komme zunächst zum Ergebnis: Ungefähr dasselbe. Verwundert berichte ich anderen Menschen davon und werde darüber aufgeklärt, dass es sich wie bei Computern verhält: Ein Display dieser Größe kostet zwar immer noch dasselbe, man bekommt 2016 aber mehr Qualität fürs Geld als 2009.

Kathrin Passig

14.4.2009

Ein Filmriss, an den ich mich erinnere

In einem mittelgroßen Kino schaue ich „RocknRolla“ von Guy Ritchie. Nach etwa zwei Dritteln des Films verschwindet plötzlich das Bild. Der Vorführer betritt den Saal und teilt mit, dass die Filmrolle gerissen ist. Es gibt leider

keine zweite Kopie, weswegen die Zuschauer nach Hause geschickt werden müssen. Sie dürfen sich noch aussuchen, ob sie das Eintrittsgeld zurückerstattet oder einen Kinogutschein bekommen möchten.

Es ist dies das erste und letzte Mal, dass ich einen echten Filmriss erlebe. Beinahe bin ich dankbar für diese Erfahrung. Danach sehe ich, soweit ich weiß, nur noch digital projizierte Filme im Kino.

Torsten Gaitzsch

24.4.2009

Das Pferd frisst jetzt auch im Flugzeug keinen Gurkensalat. Aber das Glück ist nicht von Dauer

Ich twittere: „Das Pferd frisst auch im Flugzeug keinen Gurkensalat! Erster! (Ryanair stürzt jetzt nicht mehr ab bei Handygebrauch.)“ Es gibt auf dem Flug ganz normalen, nur etwas teureren Handyempfang.

Der Service hieß OnAir, wurde bei Ryanair ab Februar 2009 eingeführt und im April 2010 wieder abgeschafft.

Um 2013 herum sehe ich in Flugzeugen ab und zu WLAN, aber es ist nicht nur teuer, man muss sich auch auf eine abschreckend mühsame Weise („in sechs ganz einfachen Schritten, schon sind Sie drin!“) anmelden, darum probiere ich es nicht aus.

Kathrin Passig

30.4.2009

Tethering saugt das Handy schneller leer, als ich es laden kann

Aleks Scholz: du bist zu hause. interessant.
Kathrin Passig: ich bin gar nicht zu Hause, was sollte ich denn da?
Kathrin Passig: warte, ich behebe das.
Aleks Scholz: aber meine informationen...
Kathrin Passig: so.
Aleks Scholz: musst du dazu das handy einschalten? heisst das, du musst online sein?
Kathrin Passig: es ist natürlich immer eingeschaltet, aber es muss außerdem Google Maps auf dem Handy aktiv sein.
Kathrin Passig: und heute war mehrmals der Akku leer.
Aleks Scholz: ah
Kathrin Passig: wenn ich das Handy für den Internetzugang benutze, wird es schneller leergesaugt, als ich es laden kann. nur ein winziges bisschen schneller, aber nach ein paar Stunden macht sich das bemerkbar.

Verständnishilfen 2015: Es geht in diesem Gespräch um öffentliche Sichtbarkeit von Aufenthaltsorten via Google Latitude und um Tethering mit dem G1.

Kathrin Passig

31.5.2009

Hardwareherumtragegewohnheiten

Ich bin beruflich in New York und habe mich am Sonntag mit Freunden zu einem Ausflug in die Sümpfe New Jerseys verabredet. Deshalb nehme ich ausnahmsweise das Macbook nicht mit. In der Bahn erfahre ich, dass aus dem Ausflug nichts wird. Es ist noch früh, und ich schaffe es gerade noch zum Barcamp NYC 4. An 364 Tagen des Jahres habe ich meinen Rechner mit mir herumgetragen, aber ausgerechnet am Barcamp-Tag liegt er zu Hause. Ich behelfe mich mit dem Smartphone und twittere am nächsten Tag: „Gestern zum ersten Mal (versehentlich) den ganzen Tag fern vom Laptop verbracht, nur mit G1. Ging ganz gut. Könnte man öfter machen.“ Mache ich dann aber nicht, sondern gehe stattdessen noch konsequenter als bisher nirgendwo ohne Rechner hin, Sumpf oder nicht.

Auf diesem Bild von 2013 erkennt man hinter meinem Bein eine weiße Plastiktüte. Wir sind durch ein zerbrochenes Fenster in die aufgelassene Zeche Hasard Cheratte geklettert. In der Tüte ist mein Macbook. Das ist ein bisschen weniger idiotisch, als es aussieht, denn die Alternative wäre gewesen, das Macbook in einem zweifelhaften belgischen Vorort in einem Auto mit Touristenkennzeichen zurückzulassen.

Wenn es gar nicht anders geht, lasse ich das Macbook zu Hause und verstecke es so gut, dass ich es gelegentlich selbst nicht wiederfinde, denn ich besitze sonst nichts Stehlenswertes, mache mir daher keine Einbrechersorgen und möchte jetzt nicht wegen dieses einen Geräts damit anfangen. Bin ich bei anderen Leuten zu Hause, verstecke ich es nur etwas besser als den Rechner des Gastgebers, der alten Regel folgend, dass man nicht schneller laufen können muss als der Bär, nur schneller als der Begleiter.

Kathrin Passig

Sommer 2009

Stromerzeugung mit dem Nähmaschinentischchen

Im Neuköllner Café Ori findet ab und zu eine Maker-Veranstaltung namens „Bausteln“ statt. Das Ori ist mit mehreren alten Nähmaschinentischchen möbliert, komplett mit funktionierendem Fußpedal und Schwungrad. (So wie auf diesem Bild, nur ohne die Nähmaschine.) Andernorts ist das Fußpedal oft stillgelegt, damit die Leute nicht so viel Krach erzeugen. Ich frage mich, ob man nicht mit diesen Nähmaschinentischchen die Energie erzeugen kann, die die Macbooks darauf verbrauchen, und fange an zu recherchieren.

Es ist harte Googlearbeit, aber über die Anbieter von Handyladefahrrädern für Open-Air-Festivals komme ich der Sache allmählich näher. Das Ergebnis lautet ungefähr so: Es muss nichts besonders Kompliziertes gelötet werden, eigentlich braucht man im Wesentlichen eine ganz bestimmte Lichtmaschine (ich glaube, von VW), die man bei eBay für 20 Euro bekommt. Allerdings würde der mit energischer Nähmaschinentischbetätigung erzeugte Strom nicht im Entferntesten für ein Macbook reichen. Noch nicht mal mein aktuelles Handy, das G1, könnte ich damit nennenswert aufladen. Ich verwerfe den Plan wieder.

Rekonstruiert 2015 aus dem Gedächtnis, weshalb alle Detailangaben zu Lichtmaschinenmarke, Stromerzeugung und Stromverbrauch fehlen. Ich habe mir damals sicher Notizen gemacht, aber mein Rechner weiß nichts davon. Womöglich habe ich Zettel und Stift verwendet.

Kathrin Passig

1.6.2009

Mobiles Skype: Auch damals schon Schrott

[6/1/09 6:38:03 PM] Kathrin Passig: mein mobiles Skype funktioniert leider sehr schlecht
[6/1/09 6:38:24 PM] Kathrin Passig: aber via Jabber bin ich eigentlich immer erreichbar, der Jabberclient fürs G1 ist ziemlich gut.
[6/1/09 6:38:57 PM] Alèqs Scholz: soll ich jetzt auch noch mit mehreren messengern anfangen?
[6/1/09 6:39:24 PM] Kathrin Passig: nein, ich kann auch einfach hin und wieder bei Skype nach dir sehen.
[6/1/09 6:39:30 PM] Kathrin Passig: nur länger drinbleiben geht halt nicht.
[6/1/09 6:40:00 PM] Kathrin Passig: es stürzt sofort ab, wenn ich irgendwas anderes mache oder auch ein paar Minuten nichts.

Quelle: Skypelog. Mobiles Skype funktioniert 2014 nicht wesentlich besser als 2009.

Kathrin Passig

13.06.2009

Zum ersten Mal nutze ich ein Handy zur Fußgängernavigation

Weil ich derzeit als mondäner Großstadtmensch kein Auto besitze, aber über das Wochenende knapp 800 Kilometer in den Wilden Osten zurücklegen muss, buchte ich einen Leihwagen bei einem großen Autoverleiher. Die Buchung ging bequem über die Website, ich bestellte eine Golf-Klasse und bekam einen 1er-BMW angeboten, alles gut.

Auf die Frage, an welcher Station ich gerne den Wagen in Empfang nehmen und Sonntagabend wieder zurückgeben möchte, entschied ich mich für eine kleine in einem mir größtenteils unbekannten, südlich gelegenen Kölner Stadtteil, weil die Station – ein kurzer Blick auf Google Maps bestätigt es – recht günstig mit der Stadtbahn erreichbar ist.

Als ich Samstagmorgen dann aus der Bahn aussteige, verliere ich prompt die Orientierung. Dummerweise hielt der Zug nämlich an der falschen Seite – wenn man mit „falsch“ meint: Ich habe beim Plangucken nicht mitgedacht. Was ein Glück, dass ich seit kurzer Zeit ein Firmen-Smartphone habe, ein brandneues LG KM900 Arena. Obschon es ein ziemlich schlechtes und proprietäres Betriebssystem hat, für das es kaum native Apps gibt, besitzt es doch immerhin eine Kartenfunktion, in der mittels GPS die eigene Position eingeblendet wird.

Als ich kurze Zeit später im Leihwagen sitze, hat sich mir eine ganz neue Funktion eines mobilen Telefons erschlossen. Voller Begeisterung denke ich: Nie wieder Passanten fragen! Nie wieder Papierkarten rumschleppen! Nie wieder verirren!

Johannes Mirus

Sommer 2009

Eine neue Benchmark für Hotline-Mitarbeiter

Meine Eltern sind umgezogen, und ich werde beordert, das Internet einzurichten. Der alte Telekom-Router, ein Speedport, braucht eigentlich nur die neuen Zugangsdaten – allerdings will er trotz Ethernet-Verbindung nicht einfach mit meinem Ubuntu-Laptop kooperieren. Die Anleitung hat den Umzug wohl nicht geschafft und auf 192.168.2.1 erhalte ich eine Fehlermeldung.

(Kurz vorher habe ich alle Familien-Maschinen auf Ubuntu bzw. Mint umgestellt, um weniger IT-Support leisten zu müssen. Eine Erfolgsgeschichte.)

Ich rufe also die Hotline an. Beim Begriff „Linux“ werde ich von der plötzlich hektischen Dame am anderen Ende der Leitung sofort zu einem technischen Mitarbeiter durchgestellt. Mir schwant Böses.

Auch dem technischen Mitarbeiter erkläre ich noch einmal kurz, dass ich nur wissen muss, wie ich den Speedport ohne die Telekom-Software erreiche.

Ein Jubelschrei am anderen Ende der Leitung.

„Endlich jemand mit einem vernünftigen Betriebssystem! Arbeiten Sie über die Kommandozeile? Das haben wir gleich!“

Soviel Euphorie habe ich bei einer Hotline noch nie erlebt.

Er dirigiert mich durch ein paar Zeilen sudo ifconfig, und wir plaudern nebenher über Debian, Open Source und wie viel besser das Leben ist, wenn man seine Computerprobleme selber lösen kann. Er sagt mir auch, in welches Forum ich schauen sollte, falls es nochmal Probleme mit dem Port gibt. So unter uns Pfarrerstöchtern.

Als endlich alles leuchtet, was an so einem Router leuchten soll, und das Wlan funktioniert, wünscht er mir einen schönen Tag, ach was, ein schönes Leben noch!

Ich bedanke mich und habe eine neue Benchmark für Hotline-Mitarbeiter.

Isabella Donnerhall

Ab Juli 2009

Illegales Downloaden mit Sharehostern – gegen Geld

Am 6.7.2009 werde ich Premiumkunde bei Rapidshare. Lange Zeit war Rapidshare auch in der kostenlosen Version ein akzeptabler Filehostingservice, inzwischen sind die Downloadgeschwindigkeiten für Free User jedoch unerträglich niedrig, zudem ist die zulässige Dateigröße beschränkt und es gibt lange Wartezeiten zwischen den einzelnen Downloads, die sich lediglich durch Router-Reset/IP-Neuvergabe umgehen lassen. Für einen Premiu-

maccount zahlt man 9,90 € pro Monat. Ein Downloadlimit, falls es das geben sollte, erreiche ich nie, weil ich hauptsächlich Serien und Musik herunterlade und keine Filme. Jedenfalls sind im Jahre 2009 praktisch sämtliche aktuelle Unterhaltungsmedien auf Rapidshare gehostet. Eine nette Alternative – insbesondere wenn man an Pornographie interessiert ist – stellt Megaupload dar: Hier kann man als Free User bis zu 1 GB große Dateien mit recht hoher Geschwindigkeit downloaden. Mit dem Strafverfahren gegen seinen Gründer Kim Schmitz wird der Dienst irgendwann abgeschaltet.

Rapidshare nutze ich noch bis zum September 2012. Zu dieser Zeit werden urheberrechtlich geschützte Daten allerdings fast so schnell gelöscht, wie sie auf den Server geladen werden. Der neue Lieblingshoster in der Download- und Warez-Szene ist nun Uploaded. Meinen ersten UL-Premiumaccount erstehe ich am 9.9.2012, verlängern tu ich ihn bis heute (August 2014) im Monatsturnus. Das kostet jeweils 9,99 €.

Alan Smithee

13.7.2009

Weitere unangenehme Überraschungen beim Öffnen der Handyrechnung

Ich bekomme eine Handyrechnung über 392,92 Euro. Darin steht, ich hätte halt nicht in Österreich 200 MB Daten verbrauchen sollen. Dabei habe ich nur ganz selten und ab und zu im Hotelzimmer oder im Strandbad ins Internet gesehen! Na gut, und Angelas und meinen Rechner via WLAN-Tethering ans Handy gehängt. Einer von beiden muss die Gelegenheit wohl genutzt haben, irgendein Softwareupdate herunterzuladen.

Schon bald werde ich schlauer, im nächsten Monat zum Beispiel beträgt meine Handyrechnung nur 109,16 Euro. Ich hätte halt nicht in Dänemark 50 MB Daten verbrauchen sollen.

Kathrin Passig

August 2009

Die Wirklichkeit ist nicht schwarzweiss genug

Wir besuchen die Ausstellung zum Werk des Fotografen Walker Evans im Fotomuseum Winterthur. Die Mutter (*1944) kommentiert, dass ihr bei ihrer ersten Reise nach New York alles sehr bunt vorgekommen sei und auch Paris, das sie als Jugendliche in den Bildern von Eugène Atget kennengelernt habe, überrasche sie bei jedem Besuch von neuem durch seine Vierfarbigkeit. Es wirke immer irgendwie unecht.

Franziska Nyffenegger

September 2009

Als Hotel von Bloggern geliebt werden: so ginge es (theoretisch)

Der Hotelmanager eines Berliner "Holiday Inn" lädt die Riesenmaschine-Redaktion zu einem Frühstück ein, um über Werbung für sein Hotel zu reden.

Eine Anzeige möchte er am Ende doch nicht schalten, aber irgendwie würde er gern mehr Leute wie uns oder unsere Leser in sein Hotel locken. Wir könnten doch unsere Besprechungen dort abhalten, das Frühstück ginge aufs

Haus? Aber die Frühstückszeit endet leider irgendwann vormittags, um diese Zeit wollen wir keine Besprechungen abhalten. Und sonst eigentlich auch nie. Die Riesenmaschineredaktion ist eine orts- und meetinglose Redaktion.

Wir schlagen vor, das Holiday Inn könne doch Gratis-WLAN anbieten, das tut zu diesem Zeitpunkt noch so gut wie kein deutsches Hotel (also ganz ähnlich wie 2015), während es in den USA schon lange normal ist. Es wäre ganz leicht vermarktbar, wir würden gern freiwillig und unbezahlt darauf hinweisen, so wie vermutlich auch alle anderen Blogger Deutschlands.

Nein, das kommt leider nicht in Frage.

Kathrin Passig

Herbst 2009 (vermutlich)

Kindisch passiv-agressiver Widerstand via Yahoo Pipes

Ich benutze zum ersten (und vorletzten) Mal Yahoo Pipes. Und das kam so:

Wir arbeiten in der Entwicklung in zwei Scrumteams, die gerne vom Developmentleiter subtil gegeneinander ausgespielt werden, allerdings leider nicht so subtil, wie er glaubt, es merkt nämlich jeder.

Irgendwie kriegen wir mit, dass ein Entwickler aus dem anderen Team den RSS-Feed des Entwicklungsbuildservers angezapft hat und über einen Twitteraccount Jubelmails hinaussendet, wenn ein Build erfolgreich durchläuft.

In einem Anfall von kindisch passiv-aggressivem Widerstand hegen wir infantile Rachepläne, die folgendermaßen aussehen: Ich bastele mit Yahoo Pipes einen RSS-Feed, der zu jedem generierten „Hurra! Build ist grün!“-Tweet mit einem „Congratulations“-Tweet antwortet. Das klappt erstaunlich gut, schnell und einfach und überzeugt mich sofort vom Konzept von Yahoo Pipes.

Dann benutzen wir irgendeinen Tweetbot (ich hab vergessen, wie der hieß), um aus dem RSS-Feed auch wirklich Tweets zu machen und lassen das dann laufen, kichern etwas bekloppt und freuen uns unseres Lebens.

Ich benutze Yahoo Pipes danach noch einmal, um aus einem RSS-Feed bestimmte Artikel, die mich nicht interessieren (was man sehr schön an der Überschrift erkennen kann) rauszufiltern. Klappt auch einwandfrei und ist auch sogar noch in Betrieb. Überhaupt ist Yahoo Pipes sehr hübsch, auch schon von der Oberfläche. Dass ich nicht mehr damit mache, hängt hauptsächlich damit zusammen, dass mir die Anwendungsfälle fehlen. Ich werde auch zwei oder drei Jahre später begeistert vor IFTTT[1] sitzen und nicht wissen, was ich damit machen soll. Aber schön ist es.

Anne Schüßler

26.09.2009

Zum letzten Mal erfahre ich aus dem Radio vom Tod eines Prominenten

Ich wache auf, weil der Radiowecker angeht („klingeln“ kann man das wohl nicht nennen) und jemand erzählt, dass Michael Jackson gestorben ist.

Das ist an sich nicht beeindruckend, es ist aber zumindest gefühlt das letzte Mal, dass ich von dem Tod eines irgendwie prominenten Menschen über irgendeine Art zentralisiertes Massenmedium erfahre. Danach erfahre ich immer auf Twitter und gelegentlich Facebook als erstes davon und muss dann Quellen recherchieren, um rauszufinden, ob es wirklich stimmt.

Der Hoax-Prozentsatz solcher Meldungen liegt übrigens bislang in meiner Timeline bei null.

Anne Schüßler

1. IFTTT steht für „If This Then That“ und ist ein Dienst, bei dem man eigene Rezepte erstellen kann und so auf Ereignisse irgendeines Dienstes mit irgendwas anderem reagieren kann. Man kann zum Beispiel sagen, dass jedes auf Instagram gepostete Bild gleichzeitig in einen Dropbox-Ordner gespeichert werden soll oder ähnliche Spitzfindigkeiten.

28. September 2009

Einmal die Woche telefonieren ist wohl immer noch zu oft

Ich tippe Google-Suchbegriffe ein und halte dann geistesabwesend das Handy ans Ohr.

Quelle: 2015 in diesem Tweet wiedergefunden. Das Handy, in das die Google-Suchbegriffe eingetippt wurden, war mein erstes Smartphone, das G1.

Kathrin Passig

September 2009

Bewegungsmeldergesteuerte Beleuchtung unterm Bett

Meine Frau arbeitet Schicht und steht daher teilweise deutlich früher auf und liegt früher im Bett als ich. Damit wir uns gegenseitig nicht unnötig den Schlaf rauben, installiere ich einen günstigen LED-Lichtstreifen unter unserem Bett. Dieses indirekte Licht stört Schläfer/in nicht und ist hell genug, damit man den Weg zur Tür ohne Anstoßen oder weitere Beleuchtung findet.

Das LED-Licht habe ich an eine Steckdose angeschlossen, die erst Strom bekommt, wenn ein Bewegungsmelder diesen freigibt. Man setzt einfach den ersten Fuß auf den Boden und hat dann für zwei Minuten Licht, um sich nach draußen zu begeben. Der Bewegungsmelder schaltet dann das Licht automatisch wieder aus. Andersrum kann man das Licht im Wohnzimmer auschalten, dann die Tür zum Schlafzimmer öffnen und mit der Unterbettbeleuchtung zum Bett gehen.

holmer

September 2009

Ich schließe meine Vorfahren ans Internet an

Das älteste Dokument, das ich im Nachlass meiner Oma finde, ist die Geburtsurkunde meiner Ur-Ur-Großmutter, Adelheid Wedekind. Sie wurde 1855 in Deinste geboren, einem kleinen Flecken südlich von Stade in der Nähe von Hamburg.

Es gibt Fotos von ihr. Eins davon, ohne Datum, zeigt sie als junge Frau, vielleicht fünfundzwanzig. Das muss also um das Jahr 1880 gewesen sein. Auf einem anderen Bild steht meine Oma als Dreikäsehoch neben ihr. Meine Oma ist 1915 geboren, das Bild folglich etwa aus dem Jahr 1918 und Adelheid Bastein, geborene Wedekind, ist über sechzig darauf.

Ihre Eltern waren, so steht es in Handschrift auf der Geburtsurkunde,

> der Häusling Georg Christian Wedekind und dessen Ehefrau Catharina Christine Margaretha, geborene Bredehöft.

Namen, Stand und Wohnort der Eltern: Häusling Georg Christian Wedekind
und dessen Ehefrau Catharina Christina Margaretha geborne Bredehöft
in Deinste.

Ich suche im Netz nach diesen Namen. In genealogischen Datenbanken wie GedBas und RootsWeb werde ich auch tatsächlich fündig. Die Bredehöfts, so stellt sich heraus, sind ein weitverzweigter Familienclan, der seit einigen hundert Jahren in der Gegend südlich von Stade ansässig ist. Leider war Catharina im 19. Jahrhundert einer der häufigsten Mädchennamen, und so finde ich nicht weniger als vier oder fünf Catharina Bredehöfts, die in der fraglichen Zeit und Gegend als meine Ur-Ur-Ur-Großmutter in Frage kommen.

Ich brauche noch irgendeine zusätzliche Information. Die finde ich, etliche Google-Suchen später, im Verzeichnis der Heiraten im Kirchenbuch der Stadt Harsefeld. Ein gewisser Heino Buckstöver hat dieses und noch viele andere Kirchenbücher in mühevoller Kleinarbeit transkribiert und ins Netz gestellt. Dort, zwischen hunderten anderen Einträgen, steht es:

> 19.10.1845 Georg Chr. Wedekind + Catharina Chrst. M. Hastedt
> * Bredeh.

Kein Wunder, dass ich bei diesen Schreibweisen lange suchen musste. Catharina Bredehöft war also mindestens zweimal verheiratet, und aus ihrer ersten Ehe trug sie den Namen Hastedt. Mit dieser Information finde ich sie in einem völlig anderen Dokument wieder, der *Chronik der Bredehöfts*. Das ist eine große, von einem Ahnenforscher erstellte Textdatei, in der die

Abstammung von einigen hundert Personen verzeichnet ist. Auf einer Familienwebseite hat diese Datei eine Zeitlang im Netz gestanden, aber zu dem Zeitpunkt, als ich danach suche, ist sie aus Datenschutzgründen wieder entfernt worden.

Ich finde noch eine Kopie im Google-Cache.

Und da ist sie: Catharina Christina Bredehöft, geboren am 23.3.1813 in Ahrensmoor, Heirat am 2.12.1836 mit Claus Hastedt, der am 17.12.1844 starb. Zu der zweiten Ehe mit Georg Wedekind findet sich kein Hinweis in der Datei, aber dafür ist ihre, und damit meine Abstammung um sechs weitere Generationen zurückverfolgt, bis zu einem gewissen Hinrich Bredehövet, geboren um das Jahr 1608.

André Spiegel, beruhend auf einem älteren Text

Oktober 2009

Mein eigener root-Server lief schon fünf Jahre ohne Probleme. Und ohne Update. Tja.

Mein eigener root-Server lief schon fünf Jahre ohne Probleme.

Und ohne Update.

In meinem Postfach landete eines Tages eine dubiose Mail von einem Hacker-Killer-Team. Darin war ein Link auf einen URL auf meinem Server, der beim Aufruf eine Phishing-Seite zeigte, also die nachgemachte Login-Seite einer Bank.

Allerdings hatte das Hacker-Killer-Team diese schon defaced, also mit deutlichen Hinweisen darauf, dass es nicht die echte Login-Seite der Bank sei, versehen.

Da ich das entsprechende Dokument beim besten Willen nicht finden konnte und auch die Konfiguration des Apache scheinbar unverändert war, ignorierte ich die Angelegenheit.

Zwei Wochen später kam eine Abuse-Mail meines Providers. Da ich die neue Phishing-Seite nicht binnen 24 Stunden beseitigen konnte, machte ich Exporte der Datenbanken und erhielt vom Support ein tar-File des gesamten Servers.

Ok, nach fünf Jahren konnte er wirklich mal neu aufgesetzt werden. Von Mambo gab es inzwischen einen Fork namens Joomla, der mir besser supportet schien.

Nach 2 Tagen lief wieder alles.

Volker König

Herbst 2009

1.500 € werden betrügerisch von meiner Kreditkarte abgebucht, aber dafür bin ich im Fernsehen

Ich schaute online auf meine Kontoauszüge und fand auf der Kreditkarte eine bemerkenswerte Belastung: Rund 1.500€ sollte ich der in Rom stationierten Filiale einer großen Autovermietung zahlen, da ich dort vor zwei Wochen ein Auto gemietet hätte.

Die Kreditkarte war von meiner Bank ausgegeben worden und noch am selben Tag unterschrieb ich dort eine Erklärung an Eides statt, dass ich das nicht war. Was auch anhand der anderen Buchungen plausibel war, da ich nicht am selben Tag in Tönisvorst im Supermarkt einkaufen gehe, in der Düsseldorfer City Klamotten kaufe und in Rom einen Mietwagen nehme, um einen Tag später in Krefeld zu tanken.

Die Bank faxte die Erklärung zur Clearingstelle der Kreditkartenmarke, und da der Ausgleich des Kartenkontos bevorstand, rief ich eine Woche später bei der Clearingstelle an, wo das Geld bleibe.

Ich müsse die Angelegenheit mit dem Autovermieter klären, hörte ich.

Hö? Es gäbe keinen Vertrag, ich sei nachweislich nicht in Rom gewesen. Wo sei denn der Beleg mit meiner Unterschrift?

Das sei bei Autovermietern anders. Da gäbe es oft keine Unterschrift, so auch in meinem Fall. Das sei völlig normal in solchen Fällen, wo man den Wagen in bar bezahlt hat und die Kartennummer nur die Sicherheit war. Falls nach Rückgabe des Fahrzeugs noch Reparaturen anfielen oder Knöllchen zu zahlen seien. Das dauere manchmal Monate, bis diese Buchungen dann kämen. Ich solle das also mit dem Autovermieter klären, mit dem ich den Vertrag hatte.

Ich hätte noch nie in Italien einen Wagen gemietet, wollte ich sagen, der resolute Ton der Dame am anderen Ende ließ aber nur ein "Das höre ich hier jeden Tag, glauben Sie mir" als Antwort erwarten.

Montag rief ich meine Bank an und erhielt binnen 24 Stunden eine Rückmeldung meiner Sachbearbeiterin.

Es kämen kontinuierlich Liquiditätsanfragen zu meiner Kreditkarte von Geldautomaten in Italien. Diese Anfragen fänden, soweit sie das verstanden habe, statt, bevor vom Automaten die PIN geprüft würde. In Italien stünden noch eine Reihe alter Geldautomaten, bei denen die Anzahl fehlerhafter PIN-Eingaben nur auf dem Magnetstreifen der Karte gespeichert und nicht zur Zentrale gemeldet würden.

Mir war schlagartig klar, was passiert war: 2007 war ich in Venedig gewesen und hatte dort mit derselben Karte bezahlt. Irgendein Zahlterminal war offenbar ein Fake: Dort wurde der Inhalt des Magnetstreifens nur ausgelesen, gespeichert und später auf eine andere Kreditkarte übertragen. Später, als ich nicht mehr nachvollziehen konnte, wo ich überall mit der Karte bezahlt hatte.

Skimming nennt man das.

Jetzt wurde die Kreditkarte wenige Wochen vor ihrem Ablaufdatum benutzt. Man versuchte zwei verschiedene PINs, entnahm die Karte wieder, löschte die Fehlversuche auf dem Magnetstreifen, probierte die nächsten zwei PINs und so weiter. Zwischendurch benutzte man die Karte irgendwo zum Bezahlen, wo eine Reklamation der Buchung weniger unproblematisch ist als anderswo.

Seit man die PIN selber ändern kann, meinte die Bankmitarbeiterin, seien einfach zu merkende Kombinationen wie Zahlengruppen aus der Kreditkartennummer, “1234” oder Jahreszahlen verbreitet. Und klar: Wenn man einen Haufen Kreditkarten auf diese Weise kopiert hat, seien einige mit solchen PINs darunter, von denen man einmal das Limit von meist 2000-10000€ abheben könne.

Sie hatte meine Kreditkarte schon gesperrt, bevor sie mich zurückgerufen hatte, und das Geld auf mein Konto zurück gebucht.

Ein paar Tage später beschrieb ich die Geschichte in einem Blogkommentar im Blog eines Anwalts, der über einen ähnlichen Fall berichtet hatte. Im Frühling 2010 entdeckte ein Journalist des WDR meinen Kommentar, der über solche – übrigens gar nicht seltenen – Fälle in der Servicezeit berichten wollte.

So kam ich als Wiedergutmachung für den Schrecken immerhin ins Fernsehen.

Volker König

1.10.2009

Zum ersten Mal seit 20 Jahren ein funktionierendes Backup

Ich gebe den Glauben an Backups durch Einfach-nur-regelmäßig-dran-Denken und Selbstdisziplin auf, werde Kunde bei Backblaze und habe kurze Zeit später zum ersten Mal seit zwanzig Jahren ein aktuelles, vollständiges, funktionierendes Backup. Backblaze ist ein Cloud-Backup-Anbieter, der sich selbstständig alles Wichtige von der Platte sucht (im Normalfall keine schlechte Wahl; man kann aber auch selbst nachjustieren).

Im Laufe der nächsten vier Jahre werden mir zwei Rechner versterben. Die Wiederherstellung vom Backblaze-Backup funktioniert, ich komme ohne Datenverlust davon.

Backblaze hat nur zwei vergleichsweise kleine Nachteile: Erstens kann man in der Variante „Continuous Backup“ nicht einstellen, dass das automatische Backup nur bei bestimmten WLAN-Verbindungen anspringen soll. Das hat mir schon mehrmals in kurzer Zeit das Mobilfunk-Datenvolumen des Monats aufgefressen, deshalb betreibe ich Backblaze jetzt nur noch im „Only when I click <Backup now>“-Modus.

Zweitens kann es – je nach Internetanbindung – beim neuen Rechner ziemlich lange dauern, bis alle Daten hochgeladen sind. Das Backup vom alten Rechner existiert aber zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr, wenn man nur ein Gerät angemeldet hat. Dadurch ist man im Ernstfall einige Stunden, Tage oder in meinem Fall Wochen ohne vollständiges Backup. Aber immerhin nicht zwanzig Jahre lang.

Kathrin Passig

4.10.2009

Ich schau so selten bei Facebook rein

Franziska: oh! wir waren noch gar keine facebook freunde
Kathrin: ich schau so selten bei Facebook rein. alle zwei Wochen mal, wenns hoch kommt.

Quelle: Jabber-Log

Kathrin Passig

Oktober 2009 bis Juni 2010

Ich will Touch&Travel-Testkundin werden, brauche dafür aber ein neues Handy

Ich bewerbe mich als Testkundin für die „Pilotstufe 2“ des „innovativen eTicketing-Verfahren Touch&Travel“ und werde angenommen. Mit meinem Handy funktioniert Touch&Travel nicht, weil es kein NFC kann, und mit NFC bucht man sich ein und aus, indem man das Handy an dafür vorgesehenen Punkte an den Bahnhöfen hält. Außerdem bin ich bei O2, Touch&Travel funktioniert aber wie so vieles nicht mit O2. Alle Pilotstufen-Testkunden sollen gratis ein neues Handy bekommen. Aber NFC-Handys sind offenbar auch für die Bahn gar nicht so leicht aufzutreiben:

Januar 2010:

> ... die für Ende letzen Jahren bzw. Anfang dieses Jahres geplante Handylieferung hat sich verzögert. Nun werden wir die ersten Handys Mitte Februar bekommen. Sie werden mit der erforderlichen Software ausgestattet, verpackt und Ihnen persönlich zugesendet. Der Versand erfolgt sukzessive ab Anfang März, so dass wir nach und nach die neuen Touch&Travel Handys an alle Kunden schicken werden. Bis dahin bitten wir Sie weiterhin noch um ein wenig Geduld.

April 2010:

> ... die ersten Touch&Travel-Handys wurden bereits an Testkunden versendet. Parallel haben wir uns jedoch über weitere neue NFC-Handymodelle informiert und es bietet sich die Gelegenheit, Ihnen ein neues modernes NFC-Touch-Screen Handy zur Verfügung zu stellen. Wir haben dadurch die Möglichkeit, mehrere Modelle mit der NFC-Technologie zu testen und zusätzliche Erfahrungen in der Handhabung mit Touch&Travel zu sammeln.

> Freuen Sie sich auf das Samsung S5230N Star, ein einzigartiges Touch-Screen-Handy mit folgenden Highlights:
> - Großes 3,0 -Touchscreen
> - Virtuelle QWERTZ-und 3x4-Tastatur
> - Innovative Bedienbarkeit dank Widgets
> - 3,2-Megapixel-Kamera
> - MP3-Player, UKW-Radio mit RDS-Funktion
> - microSDTM-Steckplatz
>
> und natürlich mit der innovativen NFC-Technologie.
> Sie werden Ihr neues Handy erst im Juni erhalten. Wir sind jedoch überzeugt, dass Sie mit dem neuen Samsung S5230N Star viel Freude am Testen von Touch&Travel haben werden und sind auf Ihre Erfahrungen sehr gespannt.

Juni 2010:

Ich bekomme das Zweithandy (mit Vodafone-Vertrag). Ich lege zwei oder drei Strecken mit Touch&Travel zurück (das geht zu diesem Zeitpunkt nur auf wenigen Fernverkehrsstrecken, ich glaube, Berlin-Köln und Berlin-Hamburg oder so), dann ist kein Guthaben mehr auf dem Vodafone-Konto, ich finde nicht gleich heraus, wie ich es aufladen kann, und Touch&Travel ist nicht so überzeugend, dass ich besonders motiviert wäre.

Die ganzen NFC-Mühen der Bahn waren, was mich angeht, vergeblich: Ich werde später zwar noch viel mit Touch&Travel fahren, aber nie unter Einsatz von NFC. Über die App ist es einfacher, und bei den paar Gelegenheiten, zu denen ich auf NFC ausweichen will, funktioniert es nicht. Überhaupt habe ich (Stand 2014) meines Wissens noch nie erfolgreich NFC genutzt.

Kathrin Passig

ab Oktober 2009

Die Onleihe ist nicht völlig befriedigend

Die Städtischen Bibliotheken Dresden haben neuerdings eine Onleihe, „eBibo“ genannt. In den nächsten Jahren werde ich – selten, aber immer mal wieder – testen, verschiedene Medien zu entleihen.

Die angebotenen eBooks liegen allesamt im EPUB-Format vor, was ein Vorteil sein kann, für mich als Kindle-Besitzer aber einen Nachteil darstellt: Ich müsste jedes *.epub erst mithilfe semilegaler Software in das proprietäre Amazon-Format umwandeln. Musikalben und Hörbücher wiederum sind nur im (ungern benutzten) Windows Media Player abspielbar. Es gibt keine mir bekannte Möglichkeit, die Alben auf ein mobiles Gerät zu spielen oder wenigstens in einer anderen Wiedergabesoftware zu öffnen. Zeitschriften und Zeitungen kommen als PDF daher, allerdings mit strikten Einschränkungen: Drucken, Speichern, Konvertieren, selbst das Kopieren einzelner Textstellen ist deaktiviert.

Am bemerkenswertesten ist, dass der gesamte Bestand der Onleihe im Grunde Eigenschaften physischer Objekte aufweist. Jedes Buch/Magazin/etc. existiert tatsächlich nur ein einziges Mal, es kann jeweils nur von einer Person entliehen worden sein! Ist die Leihfrist abgelaufen, wird die entsprechende Datei unbrauchbar. DRM-Mechanismen stellen unsere Vorstellung digitaler Medien völlig auf den Kopf.

Torsten Gaitzsch

26.10.2009

Handy, Auto, Funkwecker und die Winterzeit

Es hat sich im Laufe der Jahre so nach und nach ergeben, dass ich nur noch eine einzige Uhr per Hand umstellen musste, nämlich die große Wanduhr in meinem Wohnzimmer. Vom Videorecorder über den Wecker bis zum Handy und dem Computer hat sich in den letzten Jahren immer mehr alles selbst gestellt.

Bis gestern.

Mein nigelnagelneues, mit allem Schnickschnack versehenes und auf automatische Uhrzeitabstimmung über das Netz eingestellte Handy? Stellt sich nicht von selbst auf Winterzeit ein. Mein fast nigelnagelneues Auto, das nicht nur Uhrzeit, sondern auch Datum im Bordcomputer hat? Stellt sich nicht von selbst auf Winterzeit ein. Und das Geilste: Mein **Funk**wecker? Hat mich heute früh eine Stunde zu früh geweckt, weil er es in 29 Stunden nicht geschafft hat, sich auf die neue Uhrzeit einzustellen.

Johannes Mirus; aus meinem Tagebuch

Oktober 2009

Ich möchte mich sterilisieren lassen

Ich möchte mich sterilisieren lassen. Im Fachsprech nennt sich das bei Männern: Vasektomie.

Die Internetrecherche fördert für ganz Berlin lediglich eine einzige vertrauenswürdige Arzt-Website zutage; der Rest sind unbrauchbare Katalog- und Ärzteverzeichnisseiten. Der Arzt meines Vertrauens ist Urologe und hat bereits auf seiner Startseite das Close-up-Youtube-Video einer Vasektomie-OP eingebunden. Ob dies abschrecken, aufklären oder unterhalten soll, bleibt unklar.

Im Gespräch klopft der Arzt zunächst den festen Willen ab („Sie haben zwei Kinder? Na dann!“), erläutert dann die Konsequenzen („5% weniger Ejakulat“), die Risiken („Bakterien, das Übliche halt“) und schließlich die Kosten (roundabout 600 Euro, keine Kassenleistung).

Eine etwaige Wiederherstellung der Zeugungsfähigkeit wird auf 8.000 Euro veranschlagt und mit einer Wahrscheinlichkeit von 25-40 Prozent angegeben („In zehn Jahren sind wir bei 2.000 Euro und 100 Prozent.“). Dauerhaft erhalten bliebe indes die Möglichkeit zur Zeugung via Reagenzglas. Schließlich würden nur die Samenleiter gekappt, Spermien werden weiterhin produziert, nur eben anders abgebaut. Stichwort Nebenhoden.

Zwischen Aufklärungstermin und OP müssen 3 Wochen liegen, „der reiflichen Entscheidung wegen“. Die OP selbst erfolgt ambulant, dauert keine 15 Minuten und wird lediglich mit Lokalbetäubung ausgeführt.

Bei der Vasektomie werden beide Samenleiter durchtrennt, jedes einzelne der vier Enden verödet, zusätzlich umgeklappt und mit einer Metallklammer zusammengekniffen. Zugleich wird eine Art Barriere aus Gaze zwischen allen Enden eingezogen. Vierfach-Sicherung, sagt der Arzt. Seine Versicherung haftet fortan für jedes Malheur mit 100 Prozent.

Bei der Vasektomie wird ein winziger Schnitt auf jeder Seite geführt, der Samenleiter kurz rausgeholt, operativ bearbeitet, alles wieder reingesteckt, zugenäht. Und fertig. Die OP verläuft komplett schmerzfrei.

Wenn ich wöllte, dürfte ich zugucken; ich bevorzuge die Liege- und Nichtmitanseh-Haltung. Im Hintergrund läuft Johnny Cash, American Recordings. Der Arzt summt mit.

Parallel plaudern wir angeregt und ich erfahre, dass jeden Dienstag ein Kleinbus aus Polen vor der Praxis hält, der polnische Männer zur Vasektomie nach Berlin begleitet. Das läge wohl daran, dass Polen erzkatholisch sei, Vasektomien ärztlicherseits offenbar kaum angeboten würden und es dem Selbstbild polnischer Männer innerhalb der eher patriarchal geprägten Gesellschaft schade, wenn sie sich freiwillig ihrer Zeugungsfähigkeit beraubten. Ich lerne: Was der Zahnarzttourismus von Deutschland nach Polen, ist in Polen der Sterilisationstourimus nach Deutschland.

Nach der OP verbleibe ich 90 Minuten zur Begutachtung und muss dann von einer Begleitperson abgeholt werden (Standardprogramm).

Die ersten 2 Tage nach der OP soll man sich wenig bewegen, die Stelle nicht zu stark mit Sitzen beanspruchen und: kühlen, kühlen, kühlen. Es dauert zwei Tage, bis der Körper einen anderen Weg gefunden hat, die Spermien adäquat abzubauen. Danach normalisiert sich alles.

Die Zählung nach 4 Wochen ergibt: null Spermien vorhanden. (Wie die Probe zustande kam, darüber senkt sich der schwarze Schleier der Demut. Zur Unterstützung werden jedenfalls Zeitschriften angeboten, kein Internet.)

Bereits kurze Zeit später ist vom Eingriff weder etwas zu sehen noch zu spüren. Lediglich bei umfangreicheren Duschprozeduren sind die Metallklammern zu erfühlen.

Buntschuh

November 2009

Seit ich bei der Geschirrspülmaschine eingezogen bin, könnte ich jederzeit Gäste einladen. Muss es aber nicht mehr

Ich ziehe das erste Mal in meinem Erwachsenenleben in eine Wohnung mit einem alten Seppelfricke-Geschirrspüler. Damit verändert sich alles.

Angelehnt an die Broken-Windows-Theorie glaube ich an die Dreckiges-Geschirr-Theorie. Die besagt, dass ein Haufen dreckigen Geschirrs neben der Spüle dazu führt, dass man den Küchenboden erstmal nicht wischt, weil sich das vor dem Abwasch nicht lohnt. Wegen des dreckigen Küchenbodens wird auch der Rest der Wohnung nicht gesaugt. Also kann ebenso die Schmutzwäsche neben dem Bett liegenbleiben. Daher lohnt es sich auch nicht, die Waschmaschine anzustellen und bei dem Chaos Fenster zu putzen, wäre auch

unsinnig. Dann holt man sich noch 17 Katzen wegen der Ratten und eh man sich versieht, stürmen Polizeibeamte, das Gesundheitsamt und ein RTL-Fernsehteam die Wohnung.

Dem kann man nur auf zwei Wegen entkommen. Entweder durch regelmäßigen Besuch, für den aufgeräumt werden muss, oder durch eine Geschirrspülmaschine, in der man das dreckige Geschirr sofort verschwinden lässt. Seit November 2009 muss ich niemanden mehr zu mir nach Hause einladen, könnte aber dennoch jeden Gast spontan in meine Wohnung bitten. Ich liebe dieses Gerät sehr und habe es ihm auch schon ein paar Mal zugeflüstert.

Katja Berlin

November 2009

2 GB im Monat, ach, damals

Von den 5 oder 10 GB meines O2-Handy-Datentarifs verbrauche ich zu dieser Zeit „kaum mehr als 2 oder so“ (Quelle: Skypelog). Dieser schöne Zustand wird leider nicht von Dauer sein.

Kathrin Passig

9.11.2009

Rätselraten über Internet am Handy und via Stick

Fatboyz Nodrog: du koenntest mir einen gefallen tun
Kathrin Passig: Lobo nicht mehr erwähnen?
Fatboyz Nodrog: nein, mir eine sms schicken, auf das neue handy.
Kathrin Passig: oh, ein neues Handy! jederzeit.
Fatboyz Nodrog: 086-xxxxxxx, laendervorwahl 00353

Fatboyz Nodrog: danke, ich kann leider nicht antworten, weil noch kein geld da ist.
Fatboyz Nodrog: eine kamera! es hat eine kamera!
Kathrin Passig: ach so, du meinst tatsächlich neues Handy und nicht nur „irische SIM-Karte“.
Fatboyz Nodrog: ja, mein altes handy hat so komische dinge gemacht, und es war ja auch das billigste ueberhaupt
Kathrin Passig: während das neue einen vollen Euro gekostet hat?
Fatboyz Nodrog: nein, das neue kann so dinge.
Fatboyz Nodrog: und es ist zehnmal leichter
Kathrin Passig: kann es wohl am Ende Internet?
Fatboyz Nodrog: oh
Fatboyz Nodrog: kann es offenbar wirklich. da ist ja google
Fatboyz Nodrog: toll! ich kann mich selbst googeln! auf dem handy!
Fatboyz Nodrog: aha, aha
Kathrin Passig: dein Leben wird jetzt nie mehr so sein wie vorher.
Kathrin Passig: speziell an Bushaltestellen.
Fatboyz Nodrog: ach, gar nicht. aber die kamera ist ein schoenes spielzeug
Fatboyz Nodrog: dafuer habe ich jetzt wieder kein internet
Kathrin Passig: deine Anwesenheit ist eine Illusion?
Fatboyz Nodrog: ich bin im buero
Kathrin Passig: Kathrin Passig: und warum hast du kein Internet mehr?
Fatboyz Nodrog: weil ich meinen stick zurueckbringen musste
Kathrin Passig: und die irische Simkarte in deinen deutschen Stick tun geht nicht?
Fatboyz Nodrog: ah.
Fatboyz Nodrog: hm.
Fatboyz Nodrog: das kommt mir unwahrscheinlich vor
Fatboyz Nodrog: wieso sollte das gehen?
Fatboyz Nodrog: sind das nicht komplett unterschiedliche dinge?
Fatboyz Nodrog: warum wuerde o2 sonst extra sim-karten fuer die sticks verkaufen?

Kathrin Passig: ich verstehe die Frage nicht.
Kathrin Passig: „In den Optionen lässt sich zudem einstellen, dass man über einen anderen APN online gehen möchte – etwa wenn man eine andere SIM-Karte einlegt.“
Kathrin Passig: die Software zum Stick hat Optionen, von denen ist da vermutlich die Rede.
Fatboyz Nodrog: aber die sim-karte im handy und die im (irischen) stick sind doch ganz anders
Kathrin Passig: ja, vermutlich hat der Stick auch sowieso ein Simlock, dann geht es gar nicht.
Fatboyz Nodrog: oder nicht?
Fatboyz Nodrog: nein, mein stick hat gerade kein simlock
Fatboyz Nodrog: soviel steht fest
Kathrin Passig: dann müsste es aber gehen.
Kathrin Passig: oder was meinst du mit „Karten sind ganz anders“?
Fatboyz Nodrog: mir leuchtet nur nicht ein, wieso O2 dieses ganze theater mit vertraegen und 5 euro pro tag macht, wenn ich auch mit einer handy-simkarte ins netz komme
Kathrin Passig: weil nicht alle Handy-SIMs überhaupt eine Datenoption haben. viele können nur telefonieren.
Fatboyz Nodrog: das wird ja wohl eindeutig auf komplett anderen linien verkauft, weswegen ich bisher dachte, die simkarten sind ganz anders
Kathrin Passig: wenn der Vertrag, zu dem die SIM gehört, aber grundsätzlich Daten kann, dann sollte es gehen.
Kathrin Passig: und dein irischer Vertrag scheint ja Daten zu können.
Fatboyz Nodrog: ja
Fatboyz Nodrog: offenbar fuer 99c pro tag, 50mb maximum
Kathrin Passig: okayer Preis
Kathrin Passig: davon können die hungernden Kinder in Deutschland nur träumen.
Fatboyz Nodrog: aber das ist doch viel besser als das mobile internet, das o2 extra anbietet.

Fatboyz Nodrog: nagut, halt kein broadband
Fatboyz Nodrog: also, nur 50mb
Fatboyz Nodrog: koennte das handy simgelockt sein?
Kathrin Passig: ja, aber das ist dann das Problem des Handys.
Fatboyz Nodrog: das heisst, davon wuesste die simkarte nichts
Kathrin Passig: meines Wissens nicht.
Fatboyz Nodrog: leider, ehem.
Fatboyz Nodrog: scheitert es einfach wieder daran, dass ich kein bankkonto habe
Kathrin Passig: der Stick fragt nach deinem Bankkonto?
Fatboyz Nodrog: nein, aber die sim karte wird geld haben wollen
Kathrin Passig: und akzeptiert keine Kreditkartenzahlung?
Fatboyz Nodrog: und offenbar akzeptiert O2 keine fucking auslaendischen kreditkarten
Fatboyz Nodrog: fuer so ein kleines land ist es ganz schoen hochmuetig
Kathrin Passig: das sind die kleinen Länder oft, hört man so.
Kathrin Passig: ich hätte noch eine Zweitkarte, mit der es aber in Irland 15 Euro am Tag kostet.
Kathrin Passig: wieso nochmal musstest du deinen funktionierenden Stick zurückbringen?
Fatboyz Nodrog: weil ich ihn nur zum testen mitgenommen habe, sonst 20 euro monatlich fuer ein jahr
Kathrin Passig: ah, hm.
Kathrin Passig: andererseits ist 20 Euro monatlich für Internet zu Hause nicht aus der Welt, oder?
Kathrin Passig: was ist es denn für ein Handy?
Fatboyz Nodrog: es sind aber unnoetige 20 euro, wenn man ohnehin noch anderes internet kaufen muss
Fatboyz Nodrog: nokia, vierstellige nummer
Kathrin Passig: *welche* Nummer
Kathrin Passig: weil, vielleicht kann es ja Bluetooth-Tethering.
Fatboyz Nodrog: ja, kann es

Fatboyz Nodrog: aber jetzt hat es auch geld
Fatboyz Nodrog: es kann ALLES!
Kathrin Passig: das heißt, ich könnte jetzt nach Hause fahren und du wärst danach womöglich immer noch da und hättest Internet?
Kathrin Passig: wahrscheinlich unterscheiden sich teure Premiumhandys inzwischen von 1-Euro-Handys nur noch darin, dass sie einen Flaschenöffner mitbringen.
Kathrin Passig: sonst ist alles überall gleich.

Quelle: Skypelog. Fatboyz Nodrog ist Aleks Scholz.

Kathrin Passig

10.11.2009

Extragrelle Lichttherapie-Lampen im Test

Kathrin Passig: ich verfüge jetzt über einen extragrellen Lichttherapie-Leuchtkasten auf meinem Schreibtisch, von dem ich mir mehr als zwei Stunden Wachheit pro Tag erhoffe.
Kathrin Passig: toll, wenn auch entsetzlich teuer, auch das hier: www.amazon.de/Philips-HF3330-01-goLITE-Lichttherapieger%C3%A4t/dp/B002G1Y8S6/
Kathrin Passig: es ist ganz klein, sieht gut aus und CAPSLOCK CANNOT ADEQUATELY CONVEY ITS BLUENESS.
Kathrin Passig: oh, bei amazon.com ist es gar nicht so teuer.
Fatboyz Nodrog: aber warum?
Kathrin Passig: warum was jetzt?
Fatboyz Nodrog: die lampen
Fatboyz Nodrog: dunkelheit macht doch auch wach
Kathrin Passig: oder Clubmate
Kathrin Passig: ich war letzte Woche trotz Dunkelheit und Clubmate gefühlte vier Stunden insgesamt wach.

Fatboyz Nodrog: wer sagt, dass lampen daran was aendern?
Kathrin Passig: es ist nur eine Leihgabe, ich probier es jetzt mal aus.
Fatboyz Nodrog: wichtig ist, dass es IM kopf hell ist.
Kathrin Passig: ich glaube, das blaue Ding ist so hell, dass man hinter dem Kopf noch Zeitung lesen kann. es leuchtet durch.

Quelle: Skypelog. Es blieb bei dem Experiment.

Kathrin Passig

24.12.2009

Internetversorgung und Elternbesuch, ein uraltes Menschheitsproblem

Bei den Eltern von Aleks gab und gibt es kein WLAN. Der Handyempfang ist auch nicht der Rede wert.

Fatboyz Nodrog (Aleks): seltsam, wieso bin ich online?
Kathrin Passig: ja, man fragt sich.
Fatboyz Nodrog: der tmobilestick behauptet, er verbindet mich gerade.
Kathrin Passig: offenes WLAN der Nachbarn vielleicht?
Kathrin Passig: oder deine Mutter kocht neuerdings Internet in großen Gläsern ein, das man dann in Notzeiten gebrauchen kann.
Fatboyz Nodrog: nein, ich haenge am stick.

Man kann allerdings den elterlichen Computer nutzen, der immerhin schon an einer richtigen Internetleitung hängt. (Man kann sogar das eigene Macbook anschließen, wenn man schlau genug war, den USB-Ethernet-Adapter mitzubringen. Das Macbook Air hat seit 2008 keinen Ethernet-Port

mehr, das Macbook Pro seit 2012.) Hier nur dokumentiert, weil man ja sonst vergisst, wie die Zustände 2009 in Internet-Wenignutzerhaushalten auf dem Lande waren.

Kathrin Passig

Dezember 2009

Eine Zentralheizung, die den Namen verdient

Dank AirBnB mieten wir über Weihnachten und Silvester das kleine New Yorker Appartment einer Schweizerin, die die Feiertage in der Heimat verbringt. In Manhattan! Mit Doorman! In einem recht schönen alten Haus der NYU. Mit ebenso schönen alten, in Metall gefassten Fenstern, einfach verglast. Könnte frisch werden – würde man hier in Deutschland vielleicht denken. Vor Ort kommen wir gar nicht auf die Idee, denn von Anfang an herrscht in der Wohnung eine Affenhitze. Das ist nett gemeint, aber ein bisschen weniger tropisch ginge schon – denken wir uns und suchen nach den Reglern, einem Thermostat, einem Schalter, irgendwas. Aber es gibt keine Möglichkeit, die Temperatur individuell zu regulieren; zumindest nicht über die Heizung. Es handelt sich um eine echte Zentralheizung, die für alle Hausbewohner gleich aufgedreht wird. Der Doorman bestätigt uns das. In den kommenden zwei Wochen kühlen wir gelegentlich über offene Fenster runter, gewöhnen uns aber auch schnell daran, die Aussicht auf die Schneeflocken draußen in Unterwäsche zu genießen.

P. S.: Der PC schafft es in ein offenes Nachbar-WLAN, der Mac nicht.

Undine Löhfelm

2001 bis ungefähr 2009 (und danach)

Sexy Geräte in Ihrer Region möchten Sie kennenlernen

Meinen ersten DVD-Spieler kaufe ich ungefähr 2001 für einen Betrag von 550 irgendwas. Möglicherweise war es auch 2002, also könnte es sowohl DM oder Euro gewesen sein.

Alle meine DVD-Spieler zwischen 2001 und 2009 sind region free oder lassen sich mit einem Geheimcode region free schalten. Das ist auch wichtig, weil das US-Serien-Angebot deutlich größer ist, wenn man auch DVDs mit Region Code 1 kaufen und vor allem abspielen kann. Außerdem muss man auf den Import aus den USA oder Kanada immer noch weniger lang warten als auf die Veröffentlichung in Deutschland und preislich macht es auch quasi keinen Unterschied. Gelegentlich muss man zum Zoll, und man hat keine deutsche Tonspur oder deutsche Untertitel (die ich aber eh nicht brauche), ansonsten gibt es keine Nachteile.

Ungefähr 2009 kaufen wir einen Festplattenrekorder, der gleichzeitig auch ein BluRay-Player ist. Das ist alles ganz wunderbar, DVDs mit Region Code 1 kann man damit aber nicht abspielen. Auch die PlayStation 3, die wir etwas später kaufen, verweigert das Abspielen von US-DVDs. Anscheinend ist region free kein Ding mehr. Ich finde auch keine Hacks, Workarounds oder Geheimcodes im Netz. Die Geräte können nur noch DVDs mit Region Code 2 abspielen.

Seitdem habe ich ziemlich viele DVDs, die ich nicht abspielen kann. Was ich damit mache, weiß ich noch nicht. Tatsächlich ist das Serienangebot in Deutschland 2010 auch deutlich besser als 2001, günstiger ist es auch alles geworden, so dass auch kaum noch ein Anlass besteht, DVDs (oder BluRays) aus den USA zu importieren.

(Auf der re:publica 2013 erfahre ich von Cory Doctorow, dass das Problem wohl ein mangelndes Problembewusstsein irgendwelcher großen Firmen war, denen nicht klar war, dass Menschen sehr wohl Interesse daran haben könnten, auch Trägermedien aus anderen Regionen abzuspielen.

Dementsprechend war kein großes Etat für Rechtsstreitigkeiten eingeplant. Als dann die BluRay-Player aufkamen, war man etwas klüger und entsprechend vorbereitet. Ob das stimmt, weiß ich nicht. Es klingt aber ausreichend bekloppt, um wahr zu sein.)

Anne Schüßler

Ende der Nullerjahre

Der Kopiertrick

Als ich an der Uni zu studieren beginne, muss man noch sehr viel drucken und kopieren. Die Semesterunterlagen gibt es als PDF- und Word-Dateien oder man muss sie sich mithilfe der bibliographischen Angaben aus der Bibliothek zusammensuchen. Ausleihen kann man die Bücher aus dem Bestand nur bedingt und Laptops sind in Seminaren noch eine eher ungewöhnliche Angelegenheit. Sie sind schwer, laut und der Akku hält nicht lange. Also hat man nicht die Wahl, man muss drucken. Dabei sammeln sich einige Ordner voller Pflichtlektüren an, die ich alle nach einigen Jahren in die Altpapiertonne treten werde.

Anfangs bin ich von der Fülle, die in der Bibliothek bereitgehalten wird, so begeistert, dass ich auch ganze Bücher einfach so kopiere. Ich verbringe halbe und ganze Stunden vor dem Kopierer, einfach um ein Buch selbst besitzen zu können, das vergriffen oder zum Kaufen viel zu teuer ist. Mein sammlerischer Eifer macht mich blind dafür, dass das Kopieren ein bisschen sinnlos ist, schließlich könnte ich jedes dieser Bücher binnen kurzer Zeit in einer der vielen Bibliotheken ausleihen oder zumindest einsehen. Ich lebe ja nun endlich in einer einigermaßen brauchbaren Stadt, aber anscheinend brauche ich ein paar Jahre, um mich auch innerlich daran zu gewöhnen. Dann werde ich auch diese Textberge in die Altpapiertonne treten.

Da gibt es aber etwas, was ich nur wenigen sage: Das ganze Kopieren ist für mich billig, unverschämt billig. Ich habe nämlich schon gleich zu Beginn meines ersten Semesters einen Trick herausgefunden, wie ich manchmal gratis drucken kann. Üblicherweise druckt man seine Dokumente an einem der Bibliotheks-PCs (an denen man sich mit seinem Bibliotheks-Account einloggen muss), indem man seine Kopierkartennummer eingibt und einen Dokumentennamen auswählt. Dann geht man an eines der Druckerterminals, legt seine Karte auf, markiert die gewünschten Dokumente, tippt auf »Drucken« und wenn man artig ist, wartet man dann, bis der fürchterlich stotternde Großdrucker langsam und widerwillig Seite für Seite preisgibt. Im Umgang mit Institutionen bin ich aber nicht so gerne artig und dann lebe ich ja auch noch von wenig Geld. Da ist man offen für Umwege.

Ender der 1990er und Anfang der 2000er habe ich exzessiv Jagged Alliance 2 gespielt, ein Rollen-Strategie-Spiel für den PC. Bei dem Spiel ging es darum, mit einer schmalen Truppe von Söldnern ein kleines Land von einer ruchlosen Despotin zu befreien. Durch einen Bug war es möglich, einige Söldner für einen langen Zeitraum anzuheuern, aber nur für einen kurzen zu bezahlen. Man musste nur beim Klicken auf den Vertrag mit langer Laufzeit die Maustaste gedrückt halten, die Maus auf das andere Feld mit kurzer Vertragslaufzeit verschieben, dort die Maustaste wieder loslassen, und schnell noch einmal klicken. Im Spiel konnte man sich dadurch einen ganz ordentlichen Startvorteil verschaffen. Ab und an probierte ich den gleichen Trick bei anderen Gelegenheiten, meistens klappt er nicht. Aber warum sollte etwas, das in der fiktionalen Welt schon einmal hervorragend als Bug funktioniert hat, nicht so oder so ähnlich auch mal irgendwo in der realen Welt funktionieren?

Mein wertvolles Handlungswissen bringe ich in der Bibliothek der Uni zum Einsatz. Wenn ich am Druckterminal auf »Drucken« getippt habe, tippe ich gleich danach, und zwar möglichst schnell, auf »Abbrechen«. Häufig ist es so, dass der Drucker dann zwar die Dateien ausdruckt, aber kein Geld von der Kopierkarte abgezogen wird. Das passiert nicht immer, und es gibt keine erkennbare Regel, wann der Kopiertrick gelingt und wann nicht, aber

er gelingt oft genug. Der kleine Fehler im System verschafft dem, was von dem jugendlichen Anarchisten, der ich einmal war, in mir übrig geblieben ist, beim Kopieren nicht nur einige Cent extra, sondern auch eine kleine diebische Freude.

Einige Jahre später wechselt der Kopierservice und mit ihm auch die Ausstattung der Kopierräume. Man druckt nicht mehr an einem gesonderten Terminal, sondern an den Kopiergeräten und benutzt dafür die Mensa-Karte statt einer extra angeschafften Kopierkarte. Der gute, alte Kopiertrick funktioniert damit nicht mehr. Als ich davon erfahre, weine ich aber nur kurz und beschließe einfach, von diesem Zeitpunkt an gar nichts mehr zu drucken, was nicht, unter Androhung von Schmerzen, Liebesentzug und Verarmung, wirklich und unbedingt gedruckt werden muss.

Alan Smithee, aufgeschrieben am 13. August 2015

2009

“Im Internet” gibt es alles (sogar Immobilien)

A. hat einen Tipp für uns: “Habt Ihr denn schon mal *im Internet* nach einer Wohnung geguckt? Da soll es ja alles Mögliche geben, und da hat K. ihre Wohnung auch gefunden, ganz billig und ohne Makler!”

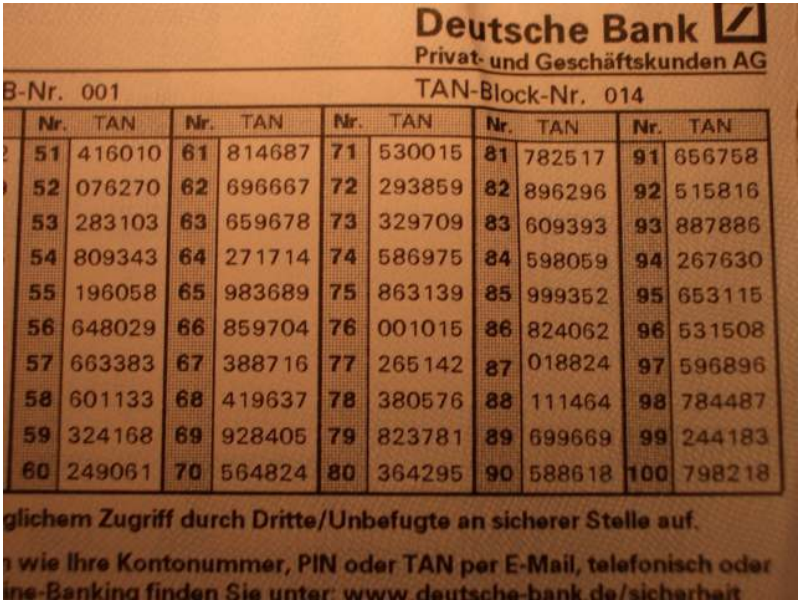
Ich bin etwas verdutzt, denn: wo soll man sonst Immobilien suchen, wenn nicht auf den einschlägigen Portalen “im Internet”? Mit (wie ich meine ironischem) Unterton antworte ich: “Oh, tolle Idee, nein, bisher haben wir nur in Zeitungen geschaut.” A. versteht die Ironie jedoch nicht, weil “das Internet” 2009 offensichtlich noch nicht zu ihrem regelmäßigen Aufenthaltsort gehört.

Molinarius

Ungefähr 2004 bis Ende 2009

Wichtig: Bewahren Sie diese TAN-Liste geschützt vor jeglichem Zugriff durch Dritte/Unbefugte an sicherer Stelle auf

Weil ich jetzt eine Digitalkamera habe und gelegentlich auch unterwegs Überweisungen tätigen möchte, fotografiere ich die TAN-Listen ab, die meine Bank mir auf Papier schickt. Und zwar ohne Speicherkarte in der Kamera. Die Kamera hat nämlich einen internen Speicher, in den ungefähr fünf Bilder passen. Diese Bilder werden nicht angezeigt, solange eine Speicherkarte eingelegt ist. Falls ich die Kamera also verliere oder sie gestohlen wird, findet vielleicht niemand mein TAN-Listen-Foto. Ein Foto meines Personalausweises bewahre ich ebenfalls dort auf.



Deutsche Bank
Privat- und Geschäftskunden AG

B-Nr. 001 TAN-Block-Nr. 014

Nr.	TAN	Nr.	TAN	Nr.	TAN	Nr.	TAN	Nr.	TAN
51	416010	61	814687	71	530015	81	782517	91	656758
52	076270	62	696667	72	293859	82	896296	92	515816
53	283103	63	659678	73	329709	83	609393	93	887886
54	809343	64	271714	74	586975	84	598059	94	267630
55	196058	65	983689	75	863139	85	999352	95	653115
56	648029	66	859704	76	001015	86	824062	96	531508
57	663383	67	388716	77	265142	87	018824	97	596896
58	601133	68	419637	78	380576	88	111464	98	784487
59	324168	69	928405	79	823781	89	699669	99	244183
60	249061	70	564824	80	364295	90	588618	100	798218

glichem Zugriff durch Dritte/Unbefugte an sicherer Stelle auf.

wie Ihre Kontonummer, PIN oder TAN per E-Mail, telefonisch oder

Ich schreibe diesen Beitrag Anfang 2016. Um ihn mit einem der Fotos aus dem internen Kameraspeicher zu illustrieren, muss ich

- die beiden seit Ende 2009 bzw. 2012 nicht mehr benutzten Digitalkameras finden, weil ich nicht mehr so genau weiß, um welche der beiden es geht
- feststellen, dass beide eine Buchse haben, deren Existenz ich vergessen hatte; (nach Bildervergleich glaube ich, es handelt sich um eine UC-E6-Buchse)
- den großen Kabelknoten aus meiner Kiste mit obsoleter Technik herausnehmen und in einzelne Kabel zerlegen, um ein zu dieser Buchse passendes USB-Kabel zu finden

- feststellen, dass man auf keine der beiden Kameras zugreifen kann, wenn der Kameraakku leer ist
- das Ladegerät der jüngeren Kamera finden
- noch mehr Kabel aus dem Kabelknoten entwirren, um das Ladegerät der jüngeren Kamera anzuschließen
- alle passenden Kabel erfolglos durchprobieren
- das Ladegerät der älteren Kamera finden; das Kabel hängt zum Glück noch dran
- nach einer Stunde Akkuladen feststellen, dass der Akku wohl defekt ist
- einen Zweitakku der älteren Kamera finden
- diesen Akku laden

Und dann geht es auch schon.

Kathrin Passig

2006 bis 2009, wahrscheinlich auch vorher und nachher

Der ICE hat zwar GPS, weiß aber trotzdem nicht, wo er ist

Das war, als sie die Hochgeschwindigkeitsstrecke in der Schweiz gebaut haben, von Basel bis Interlaken. Die Deutsche Bahn hat ICEs an die Schweizer Bahn vermietet. Die Positionsbestimmung der Züge hat primär über die Achsumdrehungen funktioniert, und die Achsumdrehungen sind nicht besonders präzise, weil die Räder sich abnutzen und sich dann schneller drehen. Die Züge hatten zwar ein GPS an Bord, aber das durfte nicht für die Positionsbe-

stimmung genutzt werden. Zum einen, weil es in Tunnels nicht funktioniert und zum anderen und primär, weil es von den Amis jederzeit abgeschaltet oder in der Güte verschlechtert werden kann.

Warum haben sie es dann überhaupt erst eingebaut?

Na, um die Uhrzeit zu gewinnen.

Aber da hätte man doch einfach einen Funkwecker . . .

Wahrscheinlich haben sie's eingebaut, weil sie halt hofften, dass sie irgendwann auch mal mit GPS navigieren können. Ich weiß es nicht genau. Jedenfalls hatten die Dinger das halt.

Die ganze Positionsbestimmung war nie so präzise, dass man hundertprozentig sicher sein konnte, wo der Zug eigentlich gerade ist. Deshalb sind auf den Schienen die sogenannten Balisen. Das sind gelbe Kästen, die so eine Art riesengroße RFID-Chips drin haben. Wenn der Zug drüberfährt, dann liest er mit einer Sendeantenne die Balisennummer aus und weiß dann, wo er ist.

Wir mussten aus den aufgezeichneten Telemetriedaten aus den Zügen erschließen, woran das liegen konnte, wenn der Zug aus irgendwelchen Gründen eine Notbremsung hingelegt hatte. Da war es unter Umständen wichtig, zu wissen, an welcher Stelle er genau war. Das wussten wir eben nicht so ganz genau, weil wir immer nur sagen konnten: Soundso viele Meter nach der letzten Balise mit der Nummer soundso. Wir hatten aber keine Liste, wo die genau sind, welche GPS-Positionen die haben. Natürlich wird GPS auch nicht aufgezeichnet, weil sie's ja eh nicht verwenden durften. Naja, und dann hab ich halt tatsächlich mal überlegt, auf dieser Schweizer Hochgeschwindigkeitsstrecke in meiner Freizeit die ganzen Balisenpositionen mal genau zu vermessen. Also so genau, wie es eben mit einem handelsüblichen GPS funktioniert.

Damit ich dann immer sagen kann: Der Zug hat genau an der und der Stelle eine Notbremsung hingelegt, wenn da zum Beispiel eine Weiche ist. Speziell in der Umgebung der Bahnhöfe wollte ich ganz genau wissen, *wo*

irgendwas passiert ist, um zu sehen, ob das an einem bestimmten Stück Schiene liegt, keine Ahnung, an magnetischen Störungen oder sonst irgendwas.

Die Züge haben ja auch so ein Radar nach unten, mit dem sie die Geschwindigkeit messen, also Radare, die auf den Boden schauen und da durch die Schottersteine quasi so ne Art Flow erzeugen ...

Versteh ich nicht, wie kann man damit die Geschwindigkeit messen?

Du strahlst das Radar auf den Boden, das wird zurückgeworfen und hat einen gewissen Versatz, der von der Geschwindigkeit abhängt. Und das kannst du messen. Dann weißt du, wie schnell du bist. Also wenn halt nicht gerade Schnee an den Dingern pappt. Oder der Zug über eine Brücke aus Eisen fährt, weil dann funktioniert es nicht mehr. Wenn der Zug über einen längeren Eisenviadukt gefahren ist, dann haben sich die Radare abgemeldet für eine gewisse Zeit. Das hat dann gerne so eine Kettenreaktion nach sich gezogen: Dann waren nur noch die Achsdrehzähler da, und damit hat das Ortungssystem gewusst, es hat jetzt nicht mehr genug Sensoren, um die höchste Güte zu gewährleisten, und hat deshalb in der Qualität runtergeschaltet. Dann musste der Zug schon von der Höchstgeschwindigkeit runtergehen, weil er das nur in der höchsten Qualitätsstufe durfte.

Und schuld war nur die Brücke?

Ja, schuld war nur die Brücke ... Oder die Tatsache, dass sie kein verficktes GPS verwendet haben für die Ortung!

Du weißt aber auch nicht, ob sie das eingebaute GPS inzwischen verwenden dürfen, oder?

Nee, keine Ahnung. Ich bezweifle es ja. Wahrscheinlich warten sie auf Galileo, weil das ein europäisches System ist, dürfen sie's dann.

Alan Smithee, aufgezeichnet von Kathrin Passig

Ungefähr 2009

Die extrem gut versteckte Funkklingel

Unsere Abteilung sitzt im Souterrain eines Bürogebäudes. Wenn man raus will, kann man entweder den offiziellen langen Weg einmal durchs Gebäude, im Erdgeschoss raus oder man nimmt halt den Fluchtwegausgang, der direkt nach draußen führt. Der Fluchtwegausgang ist eine Tür, die in einen kleinen Zwischenflur führt und dann die Tür nach draußen. Raus kommt man immer, rein nur, wenn einem von innen jemand beide Türen öffnet.

Dementsprechend muss man am Gebäude entlanglaufen, bis man ein Büro findet, in dem jemand sitzt, ans Fenster klopfen und ihn oder sie um Einlass bitten. Manche Leute nutzen dann diese Gelegenheit, um einfach direkt durchs Fenster zu steigen, das kommt aber eher selten vor.

Weil die Sucherei und Klopferei uns irgendwann zu doof sind, besorgen zwei Kollegen im Baumarkt eine Funkklingel. Die Klingel selber befestigen sie unauffällig an der Rückseite einer Säule neben dem Eingang, den Empfänger verstecken sie unter einer Deckenplatte im Büroflur vor der Tür.

Jetzt haben wir eine eigene, gut versteckte, im höchsten Grade nicht genehmigte und vermutlich gegen sämtliche Bürosicherheitsregeln verstoßende Geheimklingel und müssen nicht mehr an Fenster klopfen oder den Umweg durch den Haupteingang nehmen.

Irgendwann geht die Klingel nicht mehr. Vermutlich ist bei dem Empfängermodul die Batterie leer. Die Kollegen steigen auf Stühle, fummeln unter Deckenplatten, fummeln unter anderen Deckenplatten, fummeln nochmal unter der ersten Deckenplatte. Das Modul ist unauffindbar. Offensichtlich haben sie sich beim Verstecken sehr große Mühe gegeben und jetzt müssen wir halt wieder ans Fenster klopfen.

Anne Schüßler

2009

Clever oder Smart

Mehr aus Neugier denn aus Notwendigkeit miete ich für eine Wochenendfahrt mit der Liebsten einen Smart. Gleich zu Beginn verwirrt mich die Gangschaltung. Zwar gibt es einen Schaltknüppel ungefähr dort, wo sich in größeren Autos eine Mittelkonsole befindet, aber kein Schaltschema, das man einer klassischen Hand- oder Automatikschaltung zuordnen könnte. Also weder 1-2-3-4... noch

P-R-N-D... und auch kein Kupplungspedal.

Der Schaltknüppel hat stattdessen eine Neutralstellung, aus der man den Hebel gegen einen Federwiderstand nach vorn oder hinten drücken kann. Damit gibt man wohl einfach Befehle zum Hoch- und Runterschalten. Nur der Rückwärtsgang ist hinten rechts separat angeordnet.

Etwas verunsichert rufe ich

auf Anraten meiner Freundin

noch aus dem Parkhaus die Hotline des Autovermieters Sixt an, deren Nummer im Auto groß abgedruckt ist. Die freundliche Dame vom Kundensupport weiß sofort, worum es geht, und erklärt mir

gründlich

das Schaltprinzip.

Erst auf der Rückfahrt entdecke ich den Knopf, mit dem man die Schaltung auch komplett auf Automatik stellen kann.

Virtualista

Ca. 2009

Selbstscannen mit Argusaugen

Ich kaufe Teile eines Küchenschranks in einem der Berliner IKEA-Möbelhäuser. Im Kassenbereich suche ich die kürzeste Schlange und stelle fest, dass diese sich vor den Selbstscankassen befindet. Ich habe davon schon gehört und bin natürlich neugierig. Und glücklicherweise habe ich nicht mehr als die zulässige Anzahl Artikel (10?) auf meinem Rollwagen.

Die Selbstscankasse besteht aus einem Touchscreen, einem Kreditkartenslot sowie einem Handscanner an einem Spiralkabel. Da ich auf meinem Rollwagen mehrere flache, schwere Teile gestapelt habe, laufe ich zum Scannen der Barcodes mit dem Handscanner um den Wagen. Dabei werde ich von einem IKEA-Mitarbeiter, der offenbar extra dazu abgestellt ist, die selbstscannenden Kunden zu überwachen, misstrauisch beobachtet. Erfahrungsgemäß werde ich unter solcher Beobachtung noch etwas fahriger und ungeschickter.

Die gescannten Artikel werden mir auf dem Bildschirm der Kasse angezeigt und als ich soweit sicher bin, alle Barcodes – und jeden nur einmal – erwischt zu haben, bezahle ich mit meiner EC-Karte. Die Kasse druckt meinen Kassenbon aus und im nächsten Moment steht der misstrauische Aufpasser

auch

schon neben mir und bittet, den Bon inspizieren zu dürfen.

Ich reiche ihm den Zettel und nach kurzer Prüfung meint er streng, ich hätte nicht alle Waren bezahlt, und deutet an, das wäre Ladendiebstahl. Ich soll ihn samt Rollwagen zum Büro des Oberaufsehers begleiten. Ich bitte ihn, mir den Zettel nochmal zu geben und kann ihn nach erneuter Prüfung meinerseits immerhin darauf hinweisen, dass die Zahl der Artikel auf dem Papier mit der Zahl derer auf dem Wagen übereinstimmt.

Er zeigt mir dann den Artikel, dessen Nummer er auf dem Zettel vermisst hat, und es stellt sich heraus, dass die Nummer im einen Fall mit führenden Nullen angegeben ist – also z. B. „00543210“ – und im anderen ohne –

„543210“. Möglicherweise ist es der erste Arbeitstag des Mannes. Dennoch kann ich nicht anders, als seine Qualifikation in schneidenden Worten zu kritisieren und mit empörtem Gestus abzuschieben.

Dieses Erlebnis trübt mein Verhältnis zu Selbstscankassen leider bis heute (2017).

Ende 2009

Ich sitze in einer Blechkugel und mir ist schlecht

Zum Geburtstag habe ich meinem Mann einen Hubschrauberrundflug geschenkt. Man kann aus diversen Rundflügen auswählen, da wir zum aktuellen Wohnort keinen direkten Heimatbezug haben und den nicht dringend von oben begucken müssen, habe ich einen Rundflug über das Braunkohleabbaugebiet Garzweiler gebucht. Davon verspreche ich mir immerhin spannende Eindrücke, auch ganz ohne emotionale Verbindung mit der Lokalität.

Morgens stehen wir am Flughafen in Mönchengladbach, von dort aus starten die Hubschrauberrundflüge. Kurz vor dem Start stellt sich heraus, dass ein anderer Teilnehmer abgesagt hat und noch ein Platz frei ist und ich werde gefragt, ob ich nicht vielleicht auch mitfliegen will. Auch mit dem Preisnachlass von 20 Prozent kostet so ein Flug zwar viel Geld, aber jetzt bin ich schon mal hier und jetzt hat man mich schon mal gefragt, also sage ich zu und werde also gleich mitfliegen.

Im Hubschrauber ist Platz für fünf Personen inklusive dem Piloten. Mein Mann darf vorne sitzen, ich sitze hinten in der Mitte, es ist eng und unbequem, wird aber ja auch nur eine halbe Stunde dauern.

Dann wird es nicht nur eng und unbequem, sondern auch noch laut und wir heben ab. Sofort wird mir klar, das Hubschrauber fliegen etwas komplett anderes ist als Flugzeug fliegen. Man ist sich sofort bewusst, dass man in einer kleinen Blechkugel sitzt, die halt mal gerade eine beunruhigende Anzahl

von Metern über der Erde entfernt in der Luft hängt. Auch die Bewegungen sind anders, es geht nicht einfach nach vorne, sondern wippt nach rechts und links und vorne und hinten und in sämtliche denkbaren Variationen davon.

Dass mich nur etwas Blech und Glas vom freien Fall trennt, vergesse ich Gott sei Dank schnell wieder. Dann aber kommt eine neue Erkenntnis: Beim Hubschrauberfliegen wird mir leider furchtbar schlecht.

Das konnte ich natürlich nicht wissen, weil ich noch nie in einem Hubschrauber saß, trotzdem kommt diese Erkenntnis überraschend. Und ungelegen. Während wir über Garzweiler fliegen und das riesige braune Abbaugebiet bestaunen, dann noch einen Schlenker über den Düsseldorfer Süden fliegen, denke ich in einem fort: "Nicht übergeben, nicht übergeben, nicht übergeben, nicht übergeben,..." Es ist etwas schwierig, sich für den faszinierenden Anblick von Stadt und Land aus der Luft zu begeistern, wenn man gleichzeitig Angst hat, der netten alten Dame neben einem auf den Schoß zu kotzen.

Es tut mir ein bisschen leid für die Mitreisenden, die den Flug sichtlich genießen und gebannt aus dem Fenster schauen, aber ich kann die Landung kaum noch erwarten. Ich muss dringend aus diesem Hubschrauber raus, bevor ein Unglück passiert.

Es geht dann aber noch gut aus, wir landen und ich kann mit intaktem Mageninhalt aus dem Hubschrauber steigen. Auf der anderen Seite: Um zu lernen, dass der Körper mit den Bewegungen eines Hubschraubers nicht klar kommt, muss man es eben auch einmal gemacht haben. Einmal. Einmal reicht.

Anne Schüßler

2007 bis 2010

Ich höre auf, Kleidung und Schuhe im Laden zu kaufen

Ab etwa 2007 kaufe ich Kleidung überwiegend im Netz, ab 2010 auch Schuhe. Zum Zeitpunkt der Rekonstruktion (Mitte 2014) fühlt es sich zwar so an, als hätte ich schon viel früher damit angefangen, aber die Belege in Form von Bestellbestätigungsmails tauchen erst ab 2007 auf.

Im Herbst 2012 oder 2013 war ich in Frankfurt noch einmal in einem Adidas-Laden, weil ich akut neue Schuhe für die Buchmesse brauchte, ich erinnere mich an einen Jackenkauf in einem Bench-Store in Berlin im Herbst 2012, und Anfang 2014 musste ich in Zürich eilig eine neue Vortragshose kaufen. Alle anderen Kleidungsstücke, die ich derzeit besitze, habe ich bestellt: bei American Apparel, Globetrotter und Amazon, weil ich da den Laden bereits anderswoher kannte (physisch bei AA und Globetrotter; durch Buchbestellungen bei Amazon), bei Threadless, shirt.woot und Icebreaker auf Empfehlung von Freunden, bei laFraise, Frontlineshop und Planet-Sports, weil ich nach diesen Läden aktiv im Netz gesucht habe. Ich habe Kleidungs- und Schuhläden zeitlebens ungern aufgesucht und diesen Zustand lange herbeigesehnt.

Kathrin Passig

Januar 2010

Bus fahren in Dublin ist keine Sache für Ortsfremde

Bus fahren in Dublin ist keine Sache für Ortsfremde. An manchen Bushaltestellen hängen zwar Fahrpläne, aber diese Fahrpläne sagen einem nicht etwa, wann der Bus an dieser Haltestelle eintreffen wird. Sie enthalten nur Informationen darüber, um welche Uhrzeit der Bus an seiner Starthaltestelle losfährt. Wo diese Starthaltestelle liegen mag, und wie lange ein Bus wohl

ungefähr von dort bis zu der Haltestelle brauchen könnte, an der man selbst gerade steht, das muss man wissen. Vermutlich erben die Einheimischen diese Information von ihren Vorfahren.

Ich denke im Laufe der dreieinhalb Jahre, die Aleks in Irland wohnt, immer wieder darüber nach, durch Beobachtung der Haltestelle einen tatsächlichen Busfahrplan zu erstellen, ihn zu laminieren und auszuhängen. Der Plan scheitert daran, dass mir das dann doch zu deutsch vorkommt und ich außerdem zu faul bin.

Vermutlich wird Dublin den Bushaltestellenfahrplan irgendwann durch Einführung einer App leapfroggen.

Kathrin Passig

Seit mindestens 2010

Kabelsalat in der Herrenhandtasche

Ganz früher war ich ein pragmatischer Mensch. Wenn ich das Haus verließ, hatte ich meistens nicht mehr dabei als den Hausschlüssel. Mit der Pubertät kam das Verlangen, auch ein Portemonnaie mitzuführen. Seit dem ersten Handy hatte ich ab Ende der 1990-er dann drei Gegenstände, die ich stets mitführen wollte. Mehr brauchte ich aber nicht und an diesem Zustand änderte sich lange nichts.

Bis vor wenigen Jahren. Seit etwa 2010 schleppe fast immer eine große Tasche mit mir rum, in der ich nicht nur Schlüssel und Geld mit mir rumtrage, sondern auch essentielle Dinge wie ein Notfalldeo oder einen neonfarbenen Marker. Zärtlich nenne ich mein Gepäckstück deshalb Herrenhandtasche. Der eigentliche Grund für die Notwendigkeit meiner Herrenhandtasche sind die vielen Kabel, die ich bei mir führen muss:

Ladekabel für das iPhone und das Android-Handy, ein Ladekabel für den mobilen Akku (den ich schon länger nicht mehr benötigt habe, aber trotzdem mitschleppe, man weiß ja nie), Adapter für die Steckdose, Ladekabel für das Macbook, Adapter zum Anschluss an einen VGA- oder HDMI-Beamer. Das muss alles immer dabei sein, weil ich es nur unterwegs mal brauchen kann.

Versuche, einfach morgens daran zu denken, welche Kabel und Adapter ich am Tag benötigen könnte, schlugen mehrmals fehl. Und Versuche, einfach mal ohne diese ganzen Kabel und Adapter aus dem Haus zu gehen, endeten regelmäßig mit einem verstört vor- und zurückwippenden Johannes, der “Muss. Handy. Laden.” vor sich hin stammelte.

Johannes Mirus

10. Januar 2010

Die Heizung regelt sich nen Wolf, und jeder kann es sehen

Wir haben eigentlich gar keine richtige Heizung, sondern nur eine Wärmeübergabestation, die an das Fernwärmenetz angeschlossen ist: kein Gas, kein Öl, nur heißer Dampf. Öffnet man den weißen Blechdeckel der Übergabestation, taucht man scheinbar unvermittelt in eine Originalkulisse aus “Das Boot” ein. Überall Hebel, Uhren und Leitungen, Leitungen, Leitungen.

Ziemlich prominent in der Mitte ein schief eingebauter, schwarzer Kasten. Dieser Kasten zeigt ein merkwürdiges Eigenleben. Eine Skala dreht sich langsam nach links. Dann macht es “grrrrrrrrrrrt”, und das Spiel geht wieder von vorn los. Unentwegt. Immer wieder. Tag und Nacht.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass das so richtig ist und nehme Kontakt mit dem Klempner auf. Nach meiner Beschreibung kann er noch nicht allzu viel mit dem Problem anfangen. Ich schlage vor, mit meinem neuen Smartphone ein Video aufzunehmen und ihm zu schicken. Das scheitert an der Dateigröße, so dass ich das Video bei Youtube hochlade und dem Klempner den Link schicke.

www.youtube.com/xEww_on0W9E

Mehr oder weniger umgehend meldet er sich bei mir und kündigt an, etwas an der Heizungsanlage anders einzustellen. Da das Regelventil wahrscheinlich schon tausende Arbeitsspiele hinter sich hat und es damit ja schon viel stärker als beabsichtigt verschlissen sein dürfte, rege ich an, das Teil zu ersetzen, was anstandslos durchgeführt wird.

Während er das Ventil wechselt, nimmt mich der Klempner zur Seite und meint, dass man beim Hersteller der Anlage und in seiner Firma nicht gerade begeistert gewesen sei, dass das Video ja für alle im Internet zu sehen sei. Ich zucke eigentlich nur mit den Schultern, weil man ja keine Firmennamen erkennt und so ein Ventil sicherlich auch keine Rechte am eigenen Bild besitzt.

Markus Winninghoff

27.1.2010

Was das iPad alles nicht kann. Empörung!

Fatboyz Nodrog: moment, dieses verschissene ipad hat keinen videoausgang.
Fatboyz Nodrog: was ist das? und keinen usb-anschluss? was?
Holm Friebe: Hast Du schon eins?
Fatboyz Nodrog: nein. es kommt erst im maerz, in amerika.
Holm Friebe: Und was willst Du mit einem Videoausgang?
Fatboyz Nodrog: bitte, eines der wenigen dinge, fuer die ich mobile endgeraete brauche, sind tagungen und praesentationen.
Holm Friebe: Ah, stimmt, für mich ja auch. Und wie macht man das dann?
Fatboyz Nodrog: gar nicht. keynote ist drauf, video ausgang nicht.
Holm Friebe: Bluetooth?
Fatboyz Nodrog: ah, es gibt offenbar einen dock connector to vga adapter. ehem. bluetooth, welcher beamer kann denn bluetooth?
Fatboyz Nodrog: und stimmt das, es kann nur eine applikation ‘gleichzeitig’?

Fatboyz Nodrog: und stimmt es, dass es kein flash kann? bitte.
Holm Friebe: Wo erfährst Du das?
Fatboyz Nodrog: z. b. bei gizmodo: i.gizmodo.com/5458382/8-things-that-suck-about-the-ipad
(. . .)
Ruben: iPhone kann doch auch nur eine App gleichzeitig, dachte ich
Fatboyz Nodrog: das iPad soll aber netbooks ueberfluessig machen.
Kai: ich dachte grade nicht
Fatboyz Nodrog: was ist dann die konkurrenz, wenn nicht netbooks?
Kai: ich hab nicht viel gelesen, aber irgendwer redete davon, dass das eine neue nische sei und jetzt erstmal den kindle auffrisst
Fatboyz Nodrog: aber das ist eine sehr kleine nische, fuer apple-verhaeltnisse, ebook meine ich
Fatboyz Nodrog: okay, zitat: „SO all of us use laptops and smartphones. . . the question has arisen; is there room for something in the middle. We've wondered for years as well – in order to create that category, they have to be far better at doing some key tasks. . . better than the laptop, better than the smartphone. What kind of tasks? Browsing the web. Doing email. Enjoying and sharing pics. Watching videos. Enjoying music. Playing games. Reading ebooks. If there's gonna be a third category, it has to be better at these tasks – otherwise it has no reason for being. Now some people thought that was a netbook – the problem is that netbooks aren't better than anything! We think we've got something that is better. And we call it the iPad."
Fatboyz Nodrog: was er nicht sagt: der iPad kann immer nur EINES dieser dinge tun, ein netbook zehn
Kai: okay, genaugenommen weiss ich ja nichtmal genau, was ein netbook ist, ich mach nur geräusch hier

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

30.1.2010

Rindenboot, Teelicht und ausgeblasenes Ei

Ich besuche die Newcomen Engine im Black Country Living Museum bei Wolverhampton. Aus dem Bericht im Lesemaschine-Blog:

„Weil wir nicht den ganzen, sondern nur einen halben Tag Zeit hatten (. . .) warfen meine Mitreisenden nur einen Blick durch die Tür in den Raum, in dem eine *working replica* der nur ein paar Kilometer weiter erfundenen Newcomen Engine steht. Sie füllt ein ganzes Haus, das so aussieht. Manchmal läuft sie auch. Das sieht dann so aus. An diesem Tag stand sie jedoch still, und im Inneren des Hauses war ungefähr das hier zu sehen, nur viel mehr davon. Die Newcomen Engine wirkt wie vom Dorfschmied aus alten Zinkbadewannen zusammengeklopft, was im Großen und Ganzen den Tatsachen entspricht. Sie ist ein enormes Ding in ihren Ausmaßen wie in ihren Auswirkungen. Ich betrachtete sie eingehend und las alle Tafeln durch, falls ich eines Tages in eine Zeitmaschine geriete und dem Mittelalter die Dampfmaschine erklären müsste. Man will dann ja nicht nur mit Rindenboot, Teelicht und ausgeblasenem Ei dastehen. Den Tafeln war zu entnehmen, dass der Kolben sich in der Newcomen-Engine wieder zurück in die Ausgangsposition bewegt, weil man kaltes Wasser in den Zylinder spritzt. Heute gibt es dafür elegantere Lösungen, ich weiß zwar noch nicht, welche, aber gebt mir ein paar alte Badewannen und einen Dorfschmied, dann kommen wir klar, das Mittelalter und ich. Ich lief den anderen nach und sagte: ‘Das ist das Internet von damals! Und ihr geht einfach so dran vorbei!”“

Kathrin Passig

31.1.2010

Der Schlamm von Wolverhampton

Beim Tough Guy, einem britischen Schlamm- und Hindernisrennen, bekommen wir erstmals ein „ChronoTrack D-Tag“, das wir an unseren Schnürsenkeln befestigen sollen. Via RFID wird damit die Zeit des Zieleinlaufs automatisch erfasst. Der Fortschritt ist eingekehrt in Wolverhampton.

Allerdings muss man beim Tough Guy nicht nur so ein bisschen durch den Schlamm, man badet sehr gründlich darin. Gelegentlich sieht man Teilnehmer, die nur mit einem Schuh oder barfuß im Ziel ankommen. Wie bei allen Unternehmungen, bei denen Kälte eine Rolle spielt, muss man alles, was man behalten will, vor dem Start mit warmen Händen gründlich und mehrfach redundant festknoten, oder noch besser: überhaupt nichts bei sich tragen, was Knoten oder Befestigungen erfordert. Unterwegs ist es zu spät für Reparaturen und Nachjustierungen. Am Ende jedes Rennens ist die Strecke übersät mit Handschuhen, Mützen, Schuhen, Teilnehmernummern, Kostümbestandteilen und diesmal eben auch ChronoTracks.

Im Jahr darauf gibt es kein RFID mehr. Im Ziel stehen wieder Leute, die die Nummern der 5000 Teilnehmer und die Uhrzeit aufschreiben.

Kathrin Passig

Januar 2010

Print-on-Demand für Zeitungen

Ich befinde mich auf einer Urlaubsreise in Thailand. Die Kioske der Touristengebiete bieten viele Dinge, die wohl nur europäische Reisende kaufen. Darunter natürlich auch deutsche Zeitschriften und Magazine, von denen aber meist nicht die neueste Ausgabe erhältlich ist.

Daneben gibt es Auslagen mit den vertrauten Seitenköpfen der FAZ, der Süddeutschen und anderer europäischer Tageszeitungen. Papier und Format wirken allerdings merkwürdig und bei näherem Hinsehen erkennt man, dass es sich um Computerausdrucke auf A4-Papier handelt, die am Rand von Heftklammern zusammengehalten werden. Die ursprünglichen Zeitungsseiten wurden dabei so zerlegt oder verkleinert, dass ihr Inhalt auf A4-Seiten passt.

Diese Ausgaben stammen meist vom Vortag – höhere Aktualität wäre wegen der Zeitverschiebung auch kaum zu leisten. Ich vermute also, dass fleißige Helfer die Zeitungen in Europa kaufen und scannen und dass die thailändischen Kioske diese Scans dann per Internet beziehen und ausdrucken.

Man sieht auch keine großen Stapel dieser Kopien, denn wenn ein Exemplar verkauft wird, kann es ja rasch noch einmal ausgedruckt werden. Ob hinter diesem Geschäftszweig ein organisiertes Vorgehen steht oder jeder Kioskbesitzer einen eigenen Cousin im fernen Westen mit dem Zeitungsscannen beauftragt hat, bringe ich nicht in Erfahrung.

Virtualista

Februar 2010

Auf dem Weg zur Arbeit besichtige ich ein Perpetuum Mobile

Die irische Firma Steorn hat ein Perpetuum Mobile erfunden. Im Winter stellt sie das Wunderding zum zweiten Mal der Öffentlichkeit vor, in einem unscheinbaren, aber immerhin schwimmenden Gebäude in den alten Dubliner Docks, eine Gegend, in der die billigsten Wohnungen bei 1000 Euro Miete anfangen. Drinnen darf man nicht fotografieren, aber das Haus sieht so aus:

Ich habe das Handy noch nicht lange. Fotografieren ohne Finger auf der Linse werde ich erst später lernen.

Zum diesem Zeitpunkt ist Steorns Perpetuum Mobile nicht mehr so neu. Im Jahr 2006 redete Steorn zum ersten Mal darüber. Die Riesenmaschine berichtete. Die erste geplante Vorführung scheiterte und die Riesenmaschine berichtete noch einmal. Danach wurde das Gerät namens Orbo von Wissenschaftlern untersucht, die im Jahr 2009 einhellig bekundet haben, dass es nicht funktioniert. Man beachte, dass es sich um Wissenschaftler handelt, die Steorn selbst ausgewählt hatte. Es sah nicht gut aus für freie, saubere Energie.

Grundsätzlich habe ich aber nichts gegen die Verletzung des ersten Hauptsatzes der Thermodynamik, den von der Erhaltung der Energie. Ich wohne praktisch nebenan und sehe mir Orbo auf dem Weg zur Arbeit an. Viel gibt es nicht zu sehen. Auf einem Tisch steht ein Elektromotor, der von einer Batterie betrieben wird. Wenn es ein Trick ist, wovon man vielleicht mal ausgehen sollte, dann ist es jedenfalls ein sehr fauler Trick. Als würde der Zauberer behaupten, dass das Kaninchen verschwunden ist, obwohl es immer noch für alle sichtbar auf dem Tisch sitzt. “Total enttäuschend” schreibe ich danach in den Redaktionsbereich der Riesenmaschine.

Wie die meisten modernen Perpetua mobilia hat auch Orbo etwas mit Magnetfeldern zu tun, was, ist schwer zu sagen. Außerdem spielen spezielle Materialien eine Rolle. Viel mehr weiß ich über die Maschine nicht. Steorn behauptet, dass Orbo noch bis zur Marktreife entwickelt werden muss, und lädt Interessierte ein, sich damit zu befassen. Für eine Gebühr von ein paar hundert Euro erhält man Zugriff auf die technischen Details.

Aleks Scholz

3. März 2010

Mikołów liegt in Nordberlin

> “Verbringen andere Latitude-Nutzer eigentlich auch seit ein, zwei Wochen viel Zeit in Mikołów? Und hat schon jemand rausgefunden, warum ausgerechnet Mikołów? Auf dem Satellitenbild sieht es mäßig attraktiv aus, aber Google weiß ja oft besser als ich, was gut für mich ist. Vielleicht kann man sich dran gewöhnen.”

So frage ich im März 2010 bei Google Buzz. Latitude ist ein Dienst von Google, mit dem man anderen Nutzern den eigenen Standort anzeigen lassen kann. Ich verwende Google Latitude seit 2009 oder so.

Auf meine Google-Buzz-Frage antwortet Matthias Rampke:

> “Ich bin gelegentlich nebenan, in Katowice. Manchmal auch an seltsamen Orten in Berlin. Und immer nur, wenn ich in Innenräumen bin und kein GPS habe, das scheint also ein Problem mit der Lokalisierung über die o2-Telefonmasten zu sein. Mit Latitude an sich hat das nichts zu tun, das Telefon selbst denkt, es wäre dort.”

Volker Weber schlägt vor, mit Latitude den Pfad aufzuzeichnen. Mit Hilfe dieser Aufzeichnung finde ich heraus: “Mikołów scheint in Nordberlin zu liegen, im Süden ist alles in Ordnung.”

Swen Wacker kommentiert:

> “Ich bin anscheinend regelmäßig in der Umgebung Londons. Da ich jemand kenne, die da in der Nähe wohnt, habe ich das immer für einen Fingerzeig höherer Mächte (i. e. Google) gehalten.”

Irgendwann später kommt die polnische Positionsangabe wieder aus der Mode, und 2013 wird Google Latitude eingestellt. Google Buzz gibt es auch nicht mehr. Das Material zu diesem Beitrag wurde 2017 aus dem nicht ko-

pierfähigen Archiv-PDF abgetippt, aber immerhin gibt es ein Archiv-PDF. Das ist mehr, als viele andere kurzlebige soziale Netzwerke von sich behaupten können.

Kathrin Passig

3.3.2010

Ich schreibe Blödsinn ins Internet (nur im Traum natürlich)

Im Traum schreibe ich mühsam allerhand Forumspostings mit Bleistift auf den freien Platz in alten Zeitungen. V. ist über Nacht zu so einer Art Forumsadmin geworden, der alles darf, und editiert in meinen Postings herum, so dass es aussieht, als hätte ich Blödsinn geschrieben. Schlimmer noch, ich schreibe tatsächlich nur Blödsinn voller Rechtschreibfehler. V. fügt nur noch zusätzlich ein paar blumige Adjektive und falsche Erklärungen ein. Es reicht! Erbost erkläre ich meinen Abschied in Großbuchstaben.

Kathrin Passig, zuerst veröffentlicht bei Wir höflichen Paparazzi und das-schema.com

10.3.2010

In Amerika kann man übrigens alle diese Serien immer online sehen. Online. Immer.

Fatboyz Nodrog: in amerika kann man uebrigens alle diese serien immer online sehen. online. immer.
Kathrin Passig: ich weiß. in Amerika hat der iTunes-Videoverleih auch nicht nur zwölf Filme im Angebot.

Kathrin Passig: es müsste aber auch möglich sein, sich als Amerikaner auszugeben, ohne dass man dafür gleich dorthin ziehen muss.
Fatboyz Nodrog: du meinst, hulu.com vorzumachen, dass man in amerika wohnt? sag bescheid, wenn das gelingt

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

Frühjahr 2010

Das erste Smartphone ist ein Motorola Milestone

Ich kaufe mir mein erstes Smartphone und bin damit zumindest gefühlt sehr, sehr spät dran. Smartphones gibt es jedenfalls schon etwas länger. Es ist ein Motorola Milestone und ich möchte es vor allem wegen der schicken ausziehbaren Tastatur haben. Eine Hardware-Tastatur ist tatsächlich vermutlich eines der unterschätztesten Features aller Zeiten, denn ich habe noch nie und werde auch in den nächsten vier Jahren nie mehr so gut auf einem Handy tippen können.

Trotzdem erweist sich das Milestone als nicht unproblematisch. Software-Updates kommen mit monatelanger Verspätung (wenn überhaupt) und insgesamt stößt das Gerät relativ schnell an seine Grenzen. Ich habe zwar eine tolle Extra-SD-Karte drin, aber erschreckend viele Apps und Daten lassen sich nicht auf die Extra-SD-Karte übertragen, so dass ich regelmäßig irgendwas löschen muss, um noch SMS bekommen zu können. (Wenn der Speicher voll ist, kommen keine SMS mehr an. Sie sind dann auch teilweise komplett verloren und erscheinen auch nicht, wenn man wieder etwas Platz auf der Karte freigeschaufelt hat.)

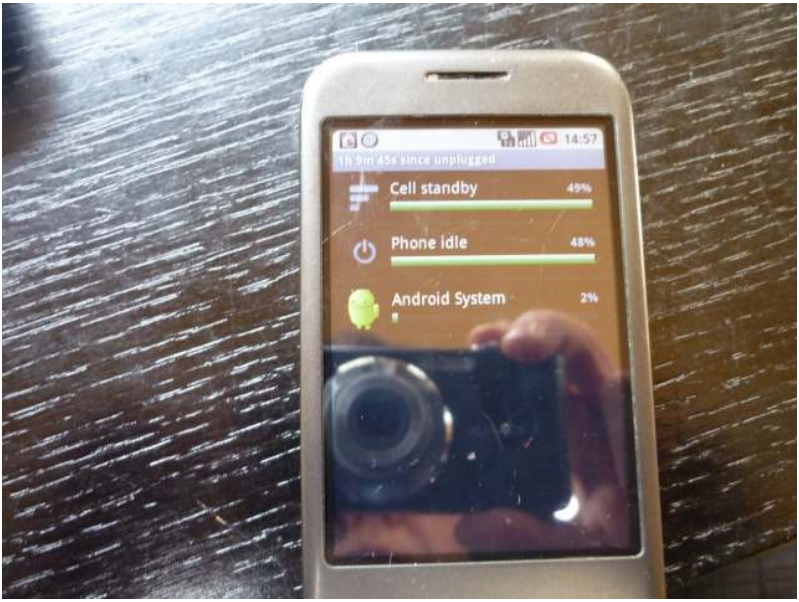
Vor allem aber kann ich damit nicht Plague Inc. spielen, was wahrscheinlich der sprichwörtliche letzte Tropfen ist, wegen dem ich mir dann im Winter 2012 ein iPhone zulege.

(Im Rückblick muss man sagen, dass das Milestone ein wirklich schönes Smartphone war, das nur halt technisch sehr schnell von anderen Geräten überholt wurde. Aber das mit der Tastatur war schon super.)

Anne Schüßler

25.3.2010

Historischer Tiefstand: Nach einer Stunde und neun Minuten ist der Handyakku leer



Smartphone-Akkus 2010, hier am G1: “1h 9m 45s since unplugged”, oben neben der Uhrzeit ein leeres Akkusymbol. Vermutlich konnte man schon beim G1 Screenshots machen, ich wusste aber damals noch nicht, wie das geht. Immerhin aber ist das Display noch intakt, das sieht man nicht oft.

Kathrin Passig

28.3.2010

Ein schlechter Ratschlag

Ich schreibe ins prokrastination.com-Blog: „In ‘Dinge geregelt kriegen – ohne einen Funken Selbstdisziplin’ steht irgendwo, man solle als verplanter Mensch Kunde eines netflix-artigen DVD-Verleihs werden, um so Überziehungsgebühren in spektakulärer Höhe einzusparen. Ich bin nach anfänglicher Mitgliedschaft bei Amazon/Lovefilm vor etwa anderthalb Jahren[1] zu Videobuster gewechselt (wegen des größeren Sortiments und der FSK-18-Versendebereitschaft, die nicht selbstverständlich ist). Wenige Monate später waren von vier zugesendeten DVDs zwei verloren, und der Rücksendeumschlag für die anderen auch nicht mehr da.

Etwa ein Jahr später gelang es mir immerhin, per Mail zu klären, was da jetzt zu tun sei. In den Videobuster-Hilfeseiten war der Fall jedenfalls nicht vorgesehen. Jetzt weiß ich, an welche Adresse ich die zwei übrigen DVDs zurücksenden könnte, und dass der Ersatz der anderen mich 50 Euro kosten würde. Die zehn oder fünfzehn Euro Monatsgebühr habe ich seitdem über ein Jahr lang für nichts bezahlt; erst müsste ich ja schließlich das Problem lösen. Das wird vermutlich auch noch eine Weile so weitergehen, weil ich mir sicher bin, dass die beiden vermissten DVDs am selben Tag wieder auftauchen werden, an dem ich die 50 Euro an Videobuster überweise. Ich glaube, sie liegen als Lesezeichen in einem Buch, nur in welchem?

1. Tatsächlich war es im August 2008.

Vielleicht wird ja alles besser, wenn man endlich Videos bezahlterweise irgendwo herunterladen kann, denn dann gibt es gar nichts mehr zurückzuschicken. Der letztes Jahr auch in Deutschland gestartete und von mir sehr herbeigesehnte iTunes-Verleih ist diese Lösung aber schon mal nicht. Dort gibt es ungefähr zwölf Filme, die meisten nur auf Deutsch, und an FSK-18 ist nicht zu denken. Aber vermutlich vergesse ich dann statt der Filmrückgabe, mir die Filme innerhalb der 30 zulässigen Tage anzusehen.

Bedenkt mein trauriges Los, besser organisierte Leser, wenn ihr DVDs irgendwo entleiht. Vermutlich müsstet ihr das Doppelte bezahlen, wenn Menschen wie ich die Branche nicht subventionieren würden."

Am 11. Juni 2010 kündige ich mein Videobuster-Abo. Die fehlenden DVDs sind bis heute (Stand Anfang 2014) nicht wieder aufgetaucht.

Kathrin Passig

5.4.2010

Insgeheim wollen doch alle nur Farmville

Kathrin: oh, du bei Facebook. the end is nigh!
Kathrin: und das, wo wir gerade noch über die Nichtswürdigkeit sozialer Netzwerke!
S: ja, ich dachte, ich registrier mich da halt auch noch. Dann erreichen mich die Messages der gleichen Bekannten auf noch mehr Wegen ;)
Kathrin: das ist die übliche Begründung.
Kathrin: insgeheim wollen dann doch alle nur FARMVILLE.
S: naja und Farmville natürlich
S: aber das geb ich nicht zu
Kathrin: du musst jetzt ganz stark sein.
Kathrin: man kann in Farmville gar keinen illiziten Sex mit den Tieren haben.
S: aber wozu produziert man sie dann?
Kathrin: frag mich nicht, ich habe Farmville nie verstanden.

Quelle: Jabber-Log

Kathrin Passig

6.4.2010

Eines der besten Prokrastinationstools überhaupt

S: facebook ist ja herrlich, das ist ja eines der besten prokrastinationstools überhaupt
S: man muss gar nix mehr machen, damit kann man einen kompletten Arbeitstag erschlagen
Kathrin: ach was, ich finde, da gibt es sehr wenig zu tun.
Kathrin: einmal täglich reinschauen ist mehr als genug.
S: kaum eine halbe Stunde und hier sind wieder 20 Statusänderungen oder nachrichten aufgeschlagen
Kathrin: aber das ist ja alles langweiliges Zeug.
Kathrin: „x is now friends with y“
S: als wäre das bei Prokrastinationsmitteln sehr häufig anders

Quelle: Jabber-Log

Kathrin Passig

12.4.2010

Die kurze Geschichte der SD-Kartenleser

Stefan Niggemeier: hast du einen sd-mini-kartenleser, zufällig?
Kathrin Passig: im Prinzip ja, ich seh mal nach, ob der hier ist.
Stefan Niggemeier: danke!
Kathrin Passig: nein, doch nicht. war überhaupt nur eine Verwechslung. und die Kollegen haben auch keinen.

Quelle: Chatlog unklarer Herkunft, vermutlich iChat. Was ich aufgrund der Verwechslung suche, ist eins von den billigen „56 Karten mit nur einem Gerät lesen!!!“-Plastikdingern mit USB-Anschluss, von denen ich seit 2004 mindestens zwei in Elektronikramsch-Läden gekauft habe. Die konnten aber noch gar keine SD-Mini-Karten lesen.

Ungefähr zwischen 2010 und 2013 besitze ich ein Macbook, das einen eingebauten Schlitz für eine SD-Karte hat.

Im August 2012 werde ich noch einmal für € 6,82 einen „SD-/MicroSD-Kartenleser 8in1 USB 2.0“ bei Amazon bestellen, ihn dann aber nur noch ein oder zwei Mal einsetzen, weil ich bald danach aufhöre, die Digitalkamera zu verwenden. Beim Niederschreiben dieses Beitrags im Februar 2014 denke ich darüber nach, wie dieses Ding wohl ausgesehen hat. Als es mir wieder einfällt, merke ich, dass ich es seit anderthalb Jahren in meiner Umhängetasche mit mir herumtrage.

Kathrin Passig

14. April 2010

Erste und letzte Begegnung mit dem “Ovi Ecosystem”

Aus irgendeinem Grund sitze ich auf der re:publica in einer Präsentation mehrerer Nokia-Leute über “Das Ovi Ecosystem”. Das Ovi-System begegnet mir auf dieser Veranstaltung zum ersten und letzten Mal, laut Wikipedia ist es *“eine im Mai 2009 gegründete Vertriebsplattform des finnischen Unternehmens Nokia für Inhalte (Apps und Medien) für deren Mobilgeräte, insbesondere Smartphones. Inhalte sind darin für die von Nokia verwendeten Betriebs-systeme Symbian, Maemo, Meego und Series 40 (Nokia Asha) erhältlich.”* Die Nokia-Manager springen mit routiniertem Managerenthusiasmus auf der Bühne herum und erklären, dass alle Entwickler im Publikum gut daran täten, sich mit dem Ovi-System zu befassen, weil Nokia die stärkste Marke in Entwicklungsländern ist. Die Entwickler im Publikum gucken unüberzeugt. Hinterher werde ich zusammen mit einigen anderen Zuhörern interviewt. Alle sagen, dass sie niemanden mit einem Nokia-Handy kennen.

Der Wikipediaeintrag “Mobile Operating System” enthält unter dem Punkt “Market Share” zwei Grafiken, aus denen hervorgeht, dass wenige Monate nach diesem Vortrag das Nokia-Betriebssystem Symbian von Android überholt wird und es danach mit dem einen so steil bergab wie mit dem anderen bergauf geht. Im Januar 2015 wird der Ovi Store eingestellt.

Kathrin Passig

17.04.2010

Als Fernsehalternative reicht es aus

Ich werde Kunde bei LOVEFiLM. Das entscheidende Argument für diesen Service ist, dass man wirklich fast nichts mehr selbst machen muss, abgesehen davon, dass man daran denken muss, die DVD/BluRay zurückzuschicken.

LOVEFiLM funktioniert nämlich so:

Man hat eine Wunschliste, die beliebig lang sein darf und die dreistufig priorisierbar ist (also „Hoch“, „Mittel“ und „Niedrig“). Dann bekommt man einen Film zugeschickt, der kommt in einem normalen Briefumschlag, weil Hülle nicht mitgeschickt wird, man kriegt also nur die SIlberscheibe in einem kleinem Schutzumschlag.

Wenn man den Film gesehen hat und/oder einen neuen möchte, reißt man einen Teil des Umschlags ab, steckt die DVD wieder rein und klebt ihn zu. Adressiert ist er schon und Porto ist auch schon bezahlt, man muss also nur zu irgendeinem beliebigen Briefkasten. Das bekomme ich gerade noch so hin. Porto wäre bei mir vermutlich die allergrößte Hürde gewesen, weswegen ich jeden Verleihservice, bei dem ich selber eine Briefmarke hätte draufkleben müssen, sofort ausgeschlossen hätte.

Das ganze kostet irgendwas mit 12 Euro im Monat (glaube ich), dafür bekommt man beliebig viele Filme im Monat, aber halt immer nur einen, bis man ihn zurückschickt. (Es gibt auch teurere Tarife mit zwei Filmen gleichzeitig oder günstigere mit beschränkt vielen pro Monat.)

Gelegentlich gucken wir tatsächlich einen Film nach dem anderen, manchmal haben wir einen Film monatelang zu Hause. Aber dafür zahlt man halt immer das gleiche und muss sich nicht um Mahngebühren sorgen.

Wenn man bedenkt, dass die meisten Filme immer noch mindestens 10 Euro kosten und man sie in vielen Fällen auch nicht mehr als einmal guckt, ist das aber okay und spätestens als LOVEFiLM Video on Demand einführt und wir den Service sogar direkt im Fernseher aufrufen können, finde ich das einen sehr okayen Preis. Dafür gibt es wenig im Original, aber als Fernsehalternative reicht es aus.

Anne Schüßler

Seit Mitte 2010

Zwischenspeicher Fingerspitze

Meine Mutter erzählt mir stolz, was sie gelernt hat: Eine befreundete iPad-Besitzerin hat ihr gezeigt, wie sie sich besser merken kann, wie Copy/Paste am iPad funktioniert.

Man markiert mit der Fingerspitze den Text, den man kopieren möchte, und wählt “kopieren” aus. Jetzt stellt man sich vor, das Kopierte ist auf der Fingerspitze. Dort wo sie mit der Fingerspitze hintippt kann der Inhalt wieder eingefügt werden.

Meine Mutter lacht, als sie erzählt, dass sie seither beim Copy/Pasten den ausgestreckten Zeigefinger hochhält. Manchmal markiert und kopiert sie auch etwas Falsches und wischt dann ganz automatisch den Finger am Oberschenkel ab.

verenka

7.5.2010

Sperrmüll in Dublin

Die alten Fernseher und Röhrenmonitore, okay. Aber der Mac!

Kathrin Passig

Wahrscheinlich Mai 2010

Ich drucke vorsichtshalber alle Powerpoint-Slides auf Folien (1,50 € pro Blatt!)

Im Sommersemester 2010 unterrichte ich in einem Hörsaal mit topmoderner Overhead-Projektionstechnik. Um diese nutzen zu können, habe ich mich vor Semesterbeginn mit einem Mitarbeiter des Medienzentrums getroffen, der mir den Passcode für das Technikkästchen (darin befinden sich alle notwendigen Kabel und Anschlüsse) mitgeteilt und mich in die Bedienung der Konsole eingewiesen hat. In der Theorie klingt alles ganz simpel: Ich schließe meinen Laptop über ein VGA-Kabel an die Konsole an und steuere alles weitere über ein Bedienfeld, sogar die Hörsaalbeleuchtung und die Rollläden.

In der Praxis habe ich allerdings meine liebe Mühe, meine stümperhaften Powerpoint-Präsentationen an die Wand zu werfen. Das geringste Problem ist noch, dass ich das Notebookbild gelegentlich nur an der Wand, aber nicht auf meinem Notebook sehe. An die Mikrofonbenutzung traue ich mich gleich gar nicht ran. Jede Woche komme ich direkt nach Ende der vor der meinigen stattfindenden Lehrveranstaltung in den Saal und schaffe es gerade so bis zum Pausenende, alles in Gang zu bringen. Einmal jedoch – es muss das vierte oder fünfte Seminar gewesen sein – will partout *gar nix* funktionieren. Auch nach mehrfachem Konsolen- und Laptopneustart kriege ich nichts anderes als einen Bluescreen aufs Whiteboard projiziert, in dem die höhnische Meldung „Keine Quelle erkannt“ aufleuchtet. Nach einer Viertelstunde Rumprobiererei inkl. Ratsuche bei den Studierenden gebe ich schließlich auf und beende das Seminar vorzeitig.

Erst viel später fällt mir ein, dass ich den Lehrstoff ja auch auf die Tafel hätte schreiben können. Aber wie lange das wieder gedauert hätte! Für die nächste Stunde drucke ich vorsichtshalber alle Powerpoint-Slides auf Folien,

was im Copyshop 1,50 € pro Blatt kostet. Doch den im Hörsaal stehenden Polylux brauche ich gar nicht; diesmal – und bis zum Ende des Semesters – läuft alles glatt.

Torsten Gaitzsch

Sommer 2010

Die Domain, die meinen Namen trägt

Ich brauche eine eigene Webseite, möglichst mit meinem Namen in der Domain. Nicht aus Gründen der Eitelkeit, sondern weil ich mich auf die berufliche Selbständigkeit vorbereite und eine Domain mit aussagekräftigem (eigenen) Namen ein Teil des öffentlichen Auftritts ist.

Dummerweise ist die URL *wiegold.de* bereits registiert – und nicht mehr, wie noch vor ein paar Jahren, auf jemandem mit gleichem Namen, der sie auch selber nutzt. Sondern auf einen offensichtlichen Domaingrabber, der sie für mehr als 1.000 Euro verkaufen will, vermutlich in der Hoffnung, dass jemand interessiert ist an Werbeseiten wie *maedchen.wiegold.de* oder ähnlichem Unfug. (Wieso die frühere Inhaberin die Domain nicht mehr besitzt, entzieht sich meiner Kenntnis.)

So gern ich diesen Namen für meine Webseite hätte: Das Geld dafür kann und will ich nicht ausgeben.

Bekannte mit guter Kenntnis der Internet- und Domainhändlerszene weisen mich auf eine Möglichkeit hin, in diesem Fall günstig an die Domain zu kommen. Wenn ich der Meinung bin, ich hätte an dem Namen mehr und bessere Rechte als der derzeitige Inhaber, muss ich das zwar selber durchfechten, notfalls vor Gericht. Aber die DENIC, die die auf .de für Deutschland endenden Internetadressen verwaltet, hat dafür ein Hilfsmittel vorgesehen: den so genannten DISPUTE-Eintrag.

Die Erklärung dazu auf der DENIC-Webseite ist sogar für juristische Laien verständlich:

> Dazu muss der Anspruchssteller nachweisen, dass ihm ein Recht an der Domain zukommen könnte, und dieses Recht gegenüber dem Domaininhaber geltend machen. Eine Domain, die mit einem DISPUTE-Eintrag versehen ist, kann von ihrem Inhaber weiter genutzt, jedoch nicht auf einen Dritten übertragen werden. Der Inhaber des DISPUTE-Eintrags wird zudem neuer Domaininhaber, sobald die Domain freigegeben wird.

Das ist es. Ich fülle einen solchen Antrag aus, lege eine Kopie meines Personalausweises bei, um meinen Anspruch zu belegen, und schicke das Formular an die DENIC.

Ein paar Tage später hat die DENIC meinen Dispute-Eintrag nach Prüfung akzeptiert, und ich schreibe dem Verkäufer der *wiegold.de*-Domain einen netten Brief: Er könne weder Marken- noch Namensrechte an dieser Domain geltend machen und habe offensichtlich auch nicht vor, diese Domain für eigene Zwecke zu nutzen. Deshalb möge er sie doch bitte – kostenlos – an mich abtreten.

Eigentlich stelle ich mich schon darauf ein, dass es ein langer und zäher Kampf wird, und überlege, wie weit ich juristisch zu gehen bereit bin. Aber ich habe mir ganz umsonst Gedanken gemacht: Nach knapp einer Woche kommt eine Mail von der DENIC-Registrierung. Der Verkäufer hat die Domain einfach gelöscht. Und damit gehört sie mir.

Thomas Wiegold

22.5.2010

Ja, wo schießen sie denn?

Ein Freund hat sich einen neuen Beamer gekauft und lädt zum Fußball gucken auf seiner großen Leinwand ein. Es läuft das Champions-League Finale Bayern München gegen Inter Mailand. Es ist warm, alle Fenster und

Türen sind auf. Nach 35 Minuten hören wir plötzlich aus der Nachbarschaft lautes Aufstöhnen. Auf unserer Leinwand ist aber gar nichts Stöhnenswertes passiert. Aber dann, ca. 10 Sekunden später fällt das erste Tor für Inter auch bei uns. Wie sich herausstellt, gucken die Nachbarn via Satellit, während bei D. erst das Satellitensignal in das Kabel eingespeist werden muss. Das zweite Tor für Inter fällt dann bei geschlossenen Türen und Fenstern und mir ist sehr heiß.

sleeplessdarkhorse

22.5.2010

Wie ich einmal in Dresden fast Morsezeichen gebraucht hätte

Ich bin dienstlich in Dresden und habe ein schönes Zimmer in einem Hotelneubau. Dresden kam mir als Ziel gelegen, da ich mich dort schon länger mit einer Twitterbekannten auf einen Kaffee treffen wollte.

Im Hotel kriege ich die Twitter-DM der Bekannten noch mit und will antworten, habe aber fast kein Netz. Es reicht gerade, um den Empfangsbalken zu färben, aber nicht mehr, um Daten zu übertragen oder auch nur zu telefonieren.

Offenbar ist der schöne und ruhige Innenhof, auf den ich aus dem Fenster blicken kann, durch die Stahlbetonkonstruktion des Gebäudes ein Faradayscher Käfig geworden.

Das Hotel hat WLAN – 18 € pro Tag jeweils bis Mitternacht. Es ist schon 18 Uhr und ich will ja noch weg. Man muss kein Geizkragen sein, um bei dem Preis erstmal zu schlucken.

In der Ecke des Fensters habe ich einen Balken mehr Empfang. Die Twitter-DMs fließen zögerlich und brauchen ewig. In der Wartezeit entdecke ich das Zimmertelefon und finde in den Hotelunterlagen die Rufnummer, über die ich dort erreichbar bin.

5 Minuten später telefonieren wir. Ich komme mir vor wie in Star Trek V – am Rande des Universums, wo das Außenteam einen Gefängnisausbruch organisieren kann, weil Spock und Scotty noch das Morsealphabet beherrschen.

Ich nehme mir vor, sicherheitshalber selber wieder morsen zu üben.

Volker König

März 2008 bis Ende Mai 2010

Gemeinsames Seriensehen in unterschiedlichen Betten und Ländern

Am 20. März 2008 sage ich im Skypechat zu Aleks, der zu dieser Zeit in Schottland wohnt:

> was ich eigentlich meinte mit meinen House-Fragen bisher war gar nicht so sehr „gemeinsam am selben Ort sehen“, sondern mehr so „zu ähnlichen Zeiten an unterschiedlichen Orten“

Dann fällt mir aber ein noch besserer Plan ein:

> was wir natürlich auch mal probieren könnten: echtes Synchronseriensehen

Das tun wir dann auch oft:

> Kathrin Passig: fünf Minuten brauch ich noch
> Aleks Scholz: okay
> Kathrin Passig: so.
> Kathrin Passig: jetzt?
> Aleks Scholz: so, rueckschau fertig. auf 1:04
> Aleks Scholz: mein file ist 1:44:34 lang
> Aleks Scholz: achnein, 1:45:38

Kathrin Passig: meins auch
Kathrin Passig: ich sag bei 1:04 Bescheid
Kathrin Passig: ok
Aleks Scholz: 3
Aleks Scholz: 2
Aleks Scholz: 1
Aleks Scholz: go

Manchmal muss während des Films nachjustiert werden:

Aleks Scholz: fuck
Kathrin Passig: fuck
Kathrin Passig: bin bei 16:35 wieder eingestiegen.
Aleks Scholz: 15:50 bei mir
Kathrin Passig: ok, sag Bescheid, wenn du bei 17:13 bist.
Aleks Scholz: hier
Kathrin Passig: on belay!

In der ersten Zeit (Dr. House) verwenden wir dabei DVDs, die Aleks per Post von Blockbuster bekommt. Ich habe meine vom Amazon-Filmverleih und teilweise auch noch aus der Videothek. 2009 und 2010 (LOST, Breaking Bad) beziehen wir Material aus unbezahlten Quellen.

Aleks Scholz: haben wir neue lost folgen? die sind bestimmt weniger wirr
Kathrin Passig: eine leider nur
Kathrin Passig: ich versuchs noch mal anderswo mit der Doppelfolge, mein derzeitiger Download braucht noch 2 Tage, 4 Stunden.

(Ich habe für diese Lost-Folgen später bezahlt, wenn auch nicht an die Urheber.) 2010 ist noch von eztv (Filesharing), aber auch schon von iTunes die Rede. Nebenbei hat Dropbox einen ersten Auftritt:

Kathrin Passig: wir könnten nachher zusammen die neue Lost-Folge gucken.
Kathrin Passig: hier käme sie her (zweiter Link von oben): eztv.it/shows/171/lost/
Aleks Scholz: ist das online oder muss ich runterladen?
Kathrin Passig: runterladen
Kathrin Passig: allerdings würde es bei mir 24 Stunden dauern, sagt es mir gerade. vielleicht doch lieber iTunes.
Kathrin Passig: haha
Kathrin Passig: während ich zäh mit dem Login- und Bezahlvorgang bei iTunes ringe, ist der Download schon bei „noch 30 Minuten“ angekommen.
Kathrin Passig: der illegale.
Kathrin Passig: jetzt noch 30 Sekunden.
Kathrin Passig: toll.
Aleks Scholz: wie gross ist das file? klede hat mir neulich ein 80mb file in wenigen sekunden per sendtofile geschickt
Kathrin Passig: 350 MB.
Kathrin Passig: ich kann es dir auch schicken, aber das geht vermutlich nicht schneller als Bittorrent.
Aleks Scholz: doch, glaub schon. bittorrent macht ja immer nur so 20 kb/s, direkt geht es oft zehnmal so schnell
Kathrin Passig: ok
Kathrin Passig: sag mal den Link zum Kledetool.
Kathrin Passig: das stimmt übrigens nicht mit den 20 kb/s, ich hatte bei dir oft über 100.
Kathrin Passig: kann man aber wohl einstellen am Client.
Aleks Scholz: www.yousendit.com
Kathrin Passig: geht nicht, über 100 MB ist ein premium feature.
Kathrin Passig: dropbox könnte gehen.
Kathrin Passig: ich hab die Datei mal für aleks@cp.dias.ie freigegeben, falls du bei Dropbox mit einer anderen Adresse bist, sag

es.
Aleks Scholz: ich bin gar nicht bei dropbox
Kathrin Passig: vielleicht doch Bittorrent, dann?
Aleks Scholz: ja, okay. spaeter.
Kathrin Passig: Dropbox ist allerdings ziemlich super, wenn man öfter mal mit denselben Leuten auf Dokumente zugreifen möchte.
(...)
Aleks Scholz: toll, man koennte das avi-file theoretisch bei dropbox online ansehen.
Kathrin Passig: können wir jetzt?
Aleks Scholz: nein, es laedt runter
Aleks Scholz: 15 minuten angeblich
Aleks Scholz: 500 km/sec
Aleks Scholz: km/sec? what's wrong with you?

Mitte 2010 zeichnet sich das Ende ab:

Kathrin Passig: so, Lost-Download läuft, diesmal allerdings kostenpflichtig via iTunes, ich werde dir die Datei vermutlich nicht so einfach rüberreichen können.
Kathrin Passig: (eztv ging nicht, und auch sonst war kein funktionierender Link zu finden)
(...)
Aleks Scholz: woher hast du das lost-finale?
Aleks Scholz: und wieso gibt es das nicht auf itunes?
Kathrin Passig: gibt es doch
Kathrin Passig: da hab ich es her
Aleks Scholz: bei mir nicht
Kathrin Passig: vielleicht kannst du es ja dafür bei eztv.it kriegen, wo ich heute gescheitert bin.
(...)

Aleks Scholz: das wird alles nichts.
Kathrin Passig: warum nicht?
Aleks Scholz: woher soll ich das wissen?
Kathrin Passig: hm.
Kathrin Passig: und der irische iTunes-Shop hat überhaupt kein Lost?
Aleks Scholz: doch, alles, abgesehen von der letzten
(...)
Kathrin Passig: eztv will immer noch nicht.
Kathrin Passig: was jetzt?
Kathrin Passig: ich habe da zwar ein m4v-File aus dem iTunes-Store, aber wie ich Apple kenne, wird sich das nicht einfach bereitwillig von anderen Leuten abspielen lassen.
Aleks Scholz: ja, das klappt sicher nicht
Aleks Scholz: man koennte screen-sharing probieren. mit ichat geht das. evt. auch mit skype
Kathrin Passig: dann kann ich aber nicht zu Hause im Bett Lost sehen.
Kathrin Passig: na gut, das ließe sich verschmerzen.
Aleks Scholz: muesste eigentlich buttons geben, 'freigeben-bildschirm freigeben', wenn man jemanden anruft
Aleks Scholz: wieso nicht?
Aleks Scholz: sound ist ein problem, also, du darfst nicht mit dem bett rascheln, weil der sound ueber deine lautsprecher kaeme
Kathrin Passig: mein VLC kann die Datei schon mal nicht abspielen.
Kathrin Passig: deshalb nicht im Bett, weil mein Handyinternet zu Hause dafür garantiert nicht ausreicht.
Kathrin Passig: das mit dem Screensharing ist mir zu unappetitlich.

Kathrin Passig: es muss doch verdammt noch mal einfacher gehen.
Aleks Scholz: ja, unsaubere loesung

Weil sich die legale Downloadsituation allmählich verbessert, bezahlen wir ungefähr ab 2010 für unseren Serienkonsum. Da wir in unterschiedlichen Ländern leben und von unterschiedlichen Anbietern versorgt werden (ich von iTunes US, Aleks von Netflix Irland), haben wir selten Zugriff auf die gleichen Filme. Wir kehren zurück zum traditionellen Verfahren und sitzen gleichzeitig am selben Ort vor demselben Gerät.

Kathrin Passig; Quelle: Skype-Logfiles

29. und 30.5.2010

Endlich (beinahe) legaler Filmkonsum dank iTunes US

Kathrin Passig: ich versuche gerade rauszufinden, ob und wie man aus Deutschland den US-iTunes-Store für Filme nutzen kann.
Kathrin Passig: hast du denn im englischen ein halbwegs normales Angebot?
Kathrin Passig: (im deutschen halt nur ein paar Filme, und die fast alle auf Deutsch)
Fatboyz Nodrog: ja
Fatboyz Nodrog: also, im englischen.
Kathrin Passig: ungerecht.
Fatboyz Nodrog: ja, aber offenbar ist es nicht so schwer, das zu faken
Fatboyz Nodrog: du koenntest meine kreditkarte und meine englische adresse angeben.
Kathrin Passig: das wäre überhaupt toll, iTunes-Patenschaften.
Kathrin Passig: für Nichtamerikaner.

(...)

Kathrin Passig: ich habe jetzt übrigens einen funktionierenden US-iTunes-Store-Account, war ganz einfach.
Fatboyz Nodrog: wie geht das?
Kathrin Passig: hier ist alles erklärt[1]: www.macinplay.de/wordpress/2010/05/us-itunes-store-aus-atde-nutzen-how-to/
Fatboyz Nodrog: ah, mit gutschein, schlau
Kathrin Passig: der Gutscheincode war bei mir nach zehn Minuten da.
Kathrin Passig: iTunes leidet halt wie alles von Apple unter Family Values, vermutlich deshalb gibt es so schöne Filme wie Ex Drummer nicht.
Kathrin Passig: und undurchschaubar ist auch, was man leihen und was nur kaufen kann.
Fatboyz Nodrog: bei gelegenheit koenntest du mal nachsehen, ob der amerikanische wirklich alles hat. der englische hat bei aelteren sachen erhebliche luecken, 'old boy' z. b. nicht da
Kathrin Passig: manches, was hier gerade frisch im Kino läuft, kann man schon leihen bei iTunes.
Kathrin Passig: Oldboy ist da.
Fatboyz Nodrog: mist
Kathrin Passig: 9,99 buy, 2,99 rent.
Fatboyz Nodrog: aber wenn diese landesrechte so einfach auszuhebeln sind, warum gibt es sie dann ueberhaupt?
Kathrin Passig: ja, das fragt man sich.

1. Hier sicherheitshalber als Screenshot, falls der Link eines Tages ins Leere führt:

Los gehts:
– Die erste Adresse ist maps.google.com, hier sucht ihr euch eine Adresse aus dem Bundesstaat New York oder Delaware, denn in diesen beiden Bundesstaaten fallen auf Online-Einkäufe keine Steuern an; euer Einkauf wird also nicht unnötig verteuert.
– Danach sucht ihr euch hier eine Vorwahl einer Stadt im Bundesstaat New York oder Delaware; eine Telefonnummer wird für die Anmeldung im iTunes Store benötigt
– Der dritte Schritt ist das Organisieren eines iTunes-Gutscheins für den US-iTunes Store. Empfehlen kann ich hier cardscout24.us – der erste Kauf läuft mit Referenzcode, danach mit einem Direktcode; soll heissen, ihr überweist per Paypal und wenige Minuten später erhaltet ihr den Code per Mail – schneller gehts nicht.

Und dann gehts ab in den iTunes Store:
– rein in den iTunes Store
– im iTunes Store ganz nach unten scrollen und durch Anklicken der jeweiligen nationalen Flagge den lokalen iTunes-Store verlassen
– Ihr werdet auf die Seite für die Auswahl eures Landes geleitet, hier USA auswählen
– Nun im US-iTunes-Menü den Punkt „Redeem auswählen“
– Den organisierten Gutschein-Code in das entsprechende Feld eingeben und auf „Redeem“ klicken
– nun noch mit einer gültigen E-Mail-Adresse und den Adress- und Telefondaten aus Delaware oder New York eine Neuanmeldung im iTunes Store durchführen

Quelle: Skypelog, Fatboyz Nodrog ist Aleks Scholz.

Kathrin Passig

2010

Leberwurst TV

Während der Fußball-Weltmeisterschaft treffen wir uns bei einem Freund, um ein Spiel auf seinem neuen Flachbildfernseher zu kucken. Bevor es losgehen kann, muss der Bildschirm des Fernsehers von großflächigen Schlieren gereinigt werden.

Später begreife ich warum. Der sechsjährige Sohn des Freundes versteht nicht, dass ein Fernseher keinen Touchscreen hat. Mit dem Leberwurstbrot in der einen Hand wischt er mit der anderen über den Bildschirm. Vermutlich findet er Fußballgucken langweilig und sucht einen YouTube Kanal.

sleeplessdarkhorse

4.6.2010

Zum Geburtstag bekomme ich ein “Wifi Detector T-Shirt”

Eventuell habe ich vorher einmal den Wunsch danach geäußert. Da wusste ich allerdings noch nicht, dass das WLAN-Symbol auf der Vorderseite des T-Shirts nicht Teil des T-Shirts ist, sondern eine Plastikkarte, die mit Klettverschluss am Shirt befestigt wird. Die meisten Produktfotos verschweigen das, aber hier sieht man es. Außerdem wird der WLAN-Detektor nicht etwa mit einer handlichen Knopfzelle betrieben, sondern mit 3 AAA-Batterien. Sie stecken in einem Plastikgehäuse, für das am unteren Rand des T-Shirt eine Innentasche eingenäht ist.

Ich trage das T-Shirt zur Geburtstagsfeier und detektiere damit das WLAN des Büros. Danach begnüge ich mich damit, mich theoretisch an dem Konzept zu erfreuen. Das liegt nicht nur an der Plastikkarte und dem Batterieklotz, sondern auch daran, dass ich wenige Tage später dem öffentlichen WLAN abschwöre.

Kathrin Passig

15.6.2010

Die Ausgrabung meiner letzten Disketten (3,5 Zoll)

Beim Aufräumen des Schreibtischs finde ich in den unteren Lagen mehrere Disketten (3,5 Zoll). Sie müssen dort wohl seit 2008 liegen, denn damals hatte ich zuletzt einen Rechner mit Diskettenlaufwerk. „Was mag danach kommen, Saurierknochen?“, twittere ich, werfe die Disketten weg und habe seitdem keine mehr gesehen. Außer in Form von „Speichern“-Icons natürlich.

Kathrin Passig

19.6.2010

Jemand, der nicht ich ist, twittert unter meinem Namen

Jemand, der nicht ich ist, twittert unter meinem Namen. Es hat wohl damit zu tun, dass ich einige Tage vorher im St. Oberholz war und dort erfolglos versucht habe, ins WLAN zu gelangen. Seit diesem Tag nutze ich kein öffentliches WLAN mehr, sondern nur noch das mitgebrachte aus meinem Handy (außer in Notfällen). Ob in Berlin irgendwann öffentliches WLAN für alle kommt oder nicht, ist mir deutlich egaler geworden.

Kathrin Passig

22.6.2010

ISDN-Anschluss auf den Zimmern gegen minimalen Aufpreis

[6/22/10 12:33:13 AM] Kathrin Passig: ah, Mist, ich wollte doch noch ein langes Ethernetkabel aus dem Büro mitnehmen. daran fehlt es in Hotels immer schmerzlich.
[6/22/10 12:33:22 AM] Fatboyz Nodrog: ah, guter punkt
[6/22/10 12:36:13 AM] Fatboyz Nodrog: wissen wir irgendwas ueber das internet in diesem hotel? ich habe mir abgewoehnt nachzusehen, weil es sowieso nie stimmt
[6/22/10 12:38:17 AM] Kathrin Passig: ich weiß nichts über das Internet.
[6/22/10 12:42:14 AM] Kathrin Passig: „ISDN-Anschluss auf den Zimmern“ gegen „minimalen Aufpreis“.
[6/22/10 12:42:30 AM] Fatboyz Nodrog: ‘minimal’
[6/22/10 12:42:42 AM] Kathrin Passig: mhm
[6/22/10 12:42:47 AM] Fatboyz Nodrog: isdn?

Quelle: Skypelog, Fatboyz Nodrog ist Aleks Scholz.

Kathrin Passig

Mitte 2010

Bitcoins sind leider nicht mehr nutzlos

Der Beitrag von Kathrin erinnert mich an meinen Bitcoin-Anfang. Ich finde das Konzept interessant und installiere mir einen Miner und eine Wallet, was man halt so braucht. Ich lasse den Miner mehrere Tage laufen (damals auf zwei GeForce GTX 280, die dabei ein Geräusch machen wie ein Haartrockner). Nach einer Weile habe ich einige Bitcoins zusammen – wie viel genau,

weiß ich heute nicht mehr. Der Wert liegt umgerechnet bei rund 2 Dollar, loswerden kann man sie auch nirgendwo, und die Börsen für den An- und Verkauf sind noch nicht wirklich etabliert.

Irgendwann ist der Rechner fällig für eine Neuinstallation, und beim Backup der Daten, die nicht in irgendeiner Cloud liegen, fällt mir auf, dass die Wallet gigabyteweise Speicher braucht (vermutlich, weil die Blockchain gespeichert wird). Ich suche kurz nach einer anderen Möglichkeit, meine Bitcoins zu parken, und finde Infos über Online-Wallets. Der Anmeldeprozess ist mir aber zu umständlich, als dass ich mich für 2 Dollar damit auseinandersetzen will. Die Wallet wird gelöscht.

Hätte ich die Daten zum Zeitpunkt des Aufschreibens Ende 2017 noch, hätte ich für das Stromgeld einiger Tage heute ein Auto kaufen können . . .

Malte

Juni 2010

Als die Zukunft in die Gemüseabteilung kommt (aber nicht bleibt)

Ich bin nur selten in dem großen Supermarkt im Einkaufszentrum am Autobahnkreuz. Heute ist es mal wieder soweit. Mir fällt sofort auf, dass der gesamte Supermarkt seit meinem letzten Besuch renoviert und modernisiert wurde. So auch die große Obst- und Gemüseabteilung.

Bisher gab es hier einige der üblichen Selbstbedienungswaagen, an denen man zum Abwiegen über eine Zehnertastatur einen Warencode eingeben musste, den man von den Preisschildern bei den Produkten ablesen konnte.

Diese Waagen wurden seit meinem letzten Einkauf durch “intelligente” Selbstbedienungswaagen ersetzt, die die aufgelegte Ware nun automatisch erkennen sollen. Dazu gibt es an jeder Waage eine kleine Kamera, die von

oben auf die Wiegefläche schaut und das jeweilige Produkt aufnimmt. Eine Bilderkennungssoftware soll dann automatisch herausfinden, um welche Art Frucht oder Gemüse es sich handelt.

In meinem Kopf entstehen sofort Fragen, viele Fragen. Wie soll das Gerät die verschiedenen Apfelsorten unterscheiden? Wie werden ähnlich aussehende Obst- oder Gemüsesorten unterschieden, z. B. Zucchini und Salatgurken? Was ist mit Petersilienwurzeln und Pastinaken, die nicht einmal ich selbst auseinanderhalten kann? Was ist mit Waren, die im Plastikbeutel auf die Waage gelegt werden, wie z. B. grüne Bohnen oder Pilze?

Schnell finde ich heraus, dass in dem Supermarkt alle Apfelsorten gleich viel kosten – Problem gelöst. Und bei Produkten, die sich nicht eindeutig identifizieren lassen, wird einfach eine Reihe von kleinen Icons mit in Frage kommenden Obst- oder Gemüsesorten angezeigt, und man muss dann das Richtige durch Antippen auf dem Touchscreen auswählen.

Die Frage jedoch, die mich mehr beschäftigt, als alle anderen, ist: Was passiert, wenn ich meine Hand auf die Waage lege? Ich tippe zunächst darauf, dass die Bilderkennung meine Hand als Ingwer identifizieren wird. Von der Farbe her würde das passen (ich bin recht dunkelhäutig), und sehen die Verzweigungen des Ingwer-Rhizoms nicht irgendwie wie Finger aus?

Ich lege meine Hand unter die Kamera, und die Waage weiß sofort: Das ist eine Süßkartoffel! Sie ist sich sogar so sicher, dass Ingwer nicht einmal als mögliche Alternative angezeigt wird.

Bildquellen: pxhere.com/en/photo/1084223 und pxhere.com/en/photo/694866, CC0

Na gut. Farblich zumindest passt das ja so mittel. Gerne hätte ich noch weitere Gegenstände auf die Waage gelegt, aber meine Begleitung hat kein großes Verständnis für meinen Experimentiertrieb und würde gerne den Einkauf fortsetzen.

Später lese ich, dass die intelligente Waage am Fraunhofer-Institut in Karlsruhe entwickelt wurde und im Jahr 2008 in etlichen Supermärkten zum Testen eingeführt wurde. In den darauffolgenden Jahren habe ich nirgendwo sonst derartige Selbstbedienungswaagen gesehen, und auch der Supermarkt, um den es hier geht, hat sie mittlerweile wieder abgeschafft. Das finde ich erstaunlich, da es ja in den letzten Jahren in Bezug auf Kameratechnologie, Bilderkennung, Deep Learning etc. große Fortschritte gegeben hat.

Vielleicht haben die Waagen ja die Kundinnen und Kunden zu sehr zum Herumspielen animiert (so wie mich) und dadurch den Einkauf letztendlich behindert?

Oliver Laumann

Sommer 2010

Kollegenkatzenfutternäpfe im Livestream

Ein Kollege hat zwei Katzen. Bei einer hat sich gerade rausgestellt, dass sie Katzendiabetes hat. Katzen mit Katzendiabetes müssen Medikamente nehmen (glaube ich) und vor allem aber auch regelmäßig über den Tag verteilt fressen. Da tagsüber niemand zu Hause ist, kauft der Kollege eine Katzenfuttermaschine, die drei Mal am Tag einen neuen Napf „freischaltet“, da dreht sich dann einfach so ein Ring weiter, und der neue Napf ist für die Katze zugänglich.

Da sich aber nun zwei Katzen im Haushalt befinden, kann man nicht einfach so durch Kontrolle der Näpfe feststellen, ob die Katze auch wirklich gefressen hat.

Also stellt der Kollege sein Macbook mit laufender Kamera so auf, dass man die Katzennäpfe im Blick hat und lässt das ganze über Ustream ins Internet streamen. Es endet also so, dass zwischenzeitlich diverse Kollegen in irgendeinem Browsertab die Futternäpfe der Kollegenkatzen beobachten.

Als Extragimmick hat er noch ein Katzenanlockgeräusch als Sounddatei auf dem Rechner und kann das remote von seinem Firmenrechner abspielen. Es ist ein großer Spaß und funktioniert zu allem Überfluss auch noch überraschend gut.

Anne Schüßler

22. September 2010

Das ist gar kein Touchscreen

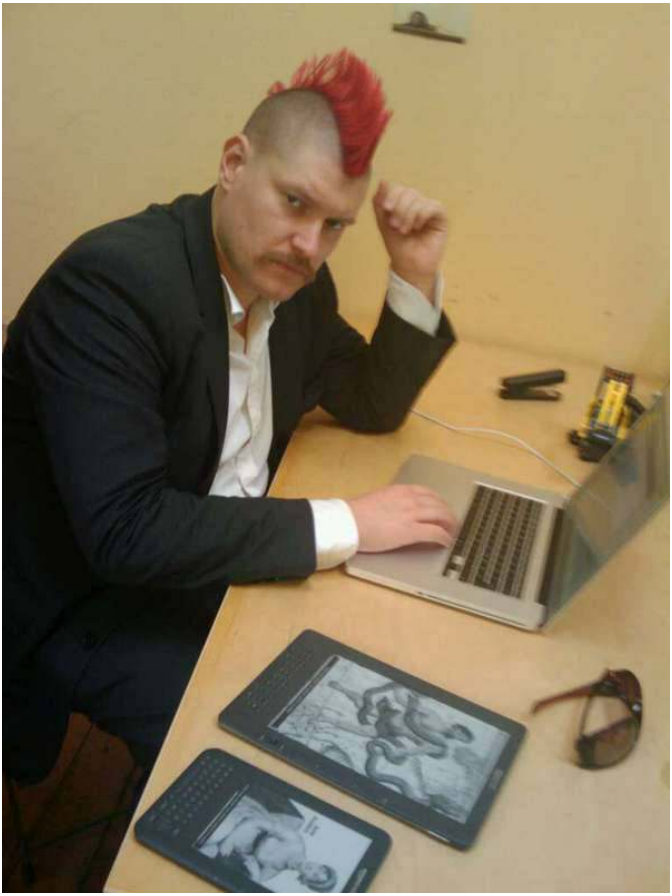
Sascha Lobo kommt ins Haus der Frohen Zukunft und hat zwei Kindles dabei: einen Kindle 2 und einen Kindle DX Graphite. Ich habe beides noch nie gesehen, nehme eins der beiden Geräte in die Hand und tippe den Bildschirm an.

Es passiert aber nichts. „Das ist gar kein Touchscreen“, sagt Sascha. Ich verliere sofort das Interesse – vorwiegend aus ästhetischen Gründen, denn beide Kindles haben die Farbe, Oberflächenstruktur und Knöpfchenanmutung langweiliger Bürogeräte aus den 90er Jahren. (Den gefühlten 90er Jahren, in den echten war sicher alles noch hässlicher.)

Sascha, beim Aufschreiben 2014 nach dem Datum dieser Erstbegegnung gefragt, antwortet: „... es müsste also im juli oder allerspätestens august 2010 gewesen sein, danach habe ich den kram nie wieder angefasst.“

Update 2017: Ich habe den Tweet und das Foto wiedergefunden. Saschas Datierung war fast richtig.

Das im Tweet verlinkte Bild:



Während ich diesen Beitrag schreibe, sitzen neben mir H. (45) und H. (2) zusammen vor einem Macbook, und es fällt der Satz: „Nein, das ist zwar ein Bildschirm, aber den kann man nicht anklicken.“

Kathrin Passig

23.07.2010

Ich trete Facebook zum zweiten Mal bei

Ich trete Facebook zum zweiten Mal bei, wieder aus konkretem Grund: Bei Facebook sind nämlich die ganzen Vietnamesen, die in unseren Offshore-Teams arbeiten und es ist dementsprechend die beste bzw. unkomplizierteste Möglichkeit, mit ihnen unverbindlich Kontakt zu halten und eine irgendwie geartete Beziehung aufzubauen.

Anne Schüßler

Juli 2010

Ich entgehe knapp der Verarmung durch mobilen Datenverbrauch und werde zum ersten Mal vom Support angerufen

Anfang Juli liege ich krank im Bett und denke mir: Der Monat hat gerade erst angefangen, ich habe noch alle meine Inklusiv-GB und kann ja wohl ein oder zwei davon mit dem Herunterladen von Serien verplempern. Es ist ein sehr schönes Krank-im-Bett-Liegen.

Auf der Juni/Juli-Rechnung stehen dann statt der zu erwartenden 100 Euro (darin enthalten einiges Auslands-Datenroaming, das bei O2 bei 15 Euro pro Tag und 60 Euro pro Monat gedeckelt ist) unerwartete 829 Euro, ermäßigt auf 502 Euro. Begründung: “Kulanzgutschrift mobile Internetnutzung (Bitte buchen Sie ggf. ein Internet-Pack)”. Ein Internet-Pack aber habe ich bereits gebucht, und zwar 2007, das “Internet-Pack L” mit 10 GB inklusive. Da ich damals nie über die ersten ein oder zwei dieser Inklusiv-GB hinausgekommen bin, habe ich mir auch nie Gedanken darüber gemacht, was danach

eigentlich passieren wird. Ich schreibe dem O2-Support und klage am Tag darauf bei Twitter darüber, dass es immer noch keine Datentarife ohne unangenehme Überraschungen gleich welcher Ursache gibt.

Der Twitteraccount @o2online_de antwortet ziemlich prompt: “Vermutlich uraltes Internet-Pack-L. Bis zum 30.6.2008 war’s noch keine Flatrate. Bitte Hotline anrufen, wir klären das.” Irgendwie war ich mir sicher gewesen, einen Tarif mit Drosselung nach Ende der Inklusiv-GB zu haben, das hat O2 nämlich in letzter Zeit so beworben. Die 10 Inklusiv-GB, die bei Vertragsabschluss enthalten waren, sind jedenfalls irgendwann zwischen 2007 und 2010 auf 5 GB zusammengeschnurrt. An eine Benachrichtigung darüber kann ich mich nicht erinnern, aber das muss nichts heißen, man bekommt ja immer viel Papierkram mit der Post.

Die wesentliche Erleuchtung aber stellt sich erst nach längerem Nachdenken ein: Die 5 GB gelten gar nicht pro Kalendermonat, sondern pro Abrechnungszeitraum. Ich habe natürlich keine Ahnung, wann dieser Abrechnungszeitraum anfängt und aufhört. Es ist bei O2 auch nur unter größter Mühe möglich, der Rechnung zu entnehmen, wie viele GB man eigentlich so pro Monat verbraucht, denn der Verbrauch jedes einzelnen Tages ist im Einzelverbindungsnachweis gesondert aufgeführt, und zwar in Bit oder Hektopascal, jedenfalls keinem so direkt menschenlesbaren Format. Kurz: Man hat eigentlich keine Möglichkeit, herauszufinden, wann man gerade dabei ist, Datenkosten in unpraktischer Höhe zu verursachen. Eine Benachrichtigungs-SMS über das Erreichen das Limits gibt es offenbar auch nicht. Anstatt meine Inklusiv-GB am Anfang des von mir angenommenen Abrechnungszeitraums (Juli) zu verbrauchen, habe ich sie unwissentlich am Ende eines ganz anderen Abrechnungszeitraums (irgendwann im Juni bis irgendwann im Juli) aufgezehrt.

Als Nächstes ruft mich der O2-Support an und stellt ohne Diskussion den Erlass aller unerwarteten Rechnungskosten in Aussicht. “Sie werden sich wundern, dass wir uns proaktiv bei Ihnen melden . . . ”, in der Tat, ich bin

noch nie von einem Unternehmen dieser Art auch nur *zurückgerufen* worden, geschweige denn *angerufen*, in einem Fall, in dem nicht etwa das Unternehmen mehr Geld von mir, sondern ich Geld zurück wollte.

Mit der Septemberrechnung gibt es wieder dasselbe Problem. Offenbar ist es wirklich so, dass mein altes Internet Pack L zwar zusammen mit denen für Neukunden von 10 GB auf 5 GB gekürzt, aber nicht gleichzeitig – wie die für Neukunden – auf "Drosselung nach Erreichen des Limits" umgestellt wurde. Es gab die ganze Zeit zwei "Internet Pack L" mit völlig unterschiedlichen Vertragsbedingungen. Nach weiteren Supporttelefonaten wird diesmal aber wirklich alles repariert, und ich muss nicht verarmen. Nur die 5 GB fangen schon bald an, zu kneifen und zu drücken.

Kathrin Passig; zuerst so ähnlich veröffentlicht bei Google Buzz

31.7.2010

530 Euro für ein Handy ausgeben? Oder besser einfach nie unterwegs sein?

Kathrin Passig: soll ich wirklich 530 Euro für ein Handy ausgeben?
Kathrin Passig: dafür bekommt man mehrere iPhones, na gut, eines.
Kathrin Passig: (530 Euro kostet das Nexus One)
Aleks Scholz: natuerlich nicht, was fragst du mich das?
Kathrin Passig: aber womit soll ich dann unterwegs meine Mail lesen und so?
Aleks Scholz: weiss nicht, einfach nicht unterwegs sein?

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

August 2010

Es könnte so einfach sein

Freizeichenmusik ist der heißeste Sch… zu dieser Zeit, und Vodafone bietet mir an, das kostenlos für einen Monat zu probieren. Ich wähle „Es könnte so einfach sein“ von Fanta 4 als Musik, die zusätzlich zum „Tut“ erklingt, wenn jemand mich auf dem Handy versucht zu erreichen.

Ich beende das Experiment, als sich ein (sogar von mir als relativ modern eingeschätzter) Kunde beschwert, mein Mobilanschluss sei wohl kaputt, da höre man dauernd „Rap-Musik“. Zum Glück war im Sommer nicht so viel los …

Thomas Jungbluth

4. und 5.8.2010

Mein schönstes Ferienerlebnis

Wir sitzen auf der Hafenmauer im dänischen Grenaa, als am Horizont etwas Großes und Seltsames auftaucht. Es kommt bald näher und wird dabei noch größer und seltsamer. Schließlich legt es direkt vor uns im Hafen an. Es ist der Schwimmkran Samson.

Die Besatzung legt auf dem Kai lange Stahltrossen aus und verbindet sie zu noch längeren Stahltrossen. Es ist klar, dass hier Aufregendes passieren wird, aber es geht alles sehr langsam. Deshalb kommen wir am nächsten Tag wieder und sehen weiter zu. Auf dem Bild oben sind die Stahltrossen bereits montiert.

Sie werden um den Bauch eines Schiffs gelegt.

Und dann!

Samson legt das Schiff vorsichtig auf dem Schrottplatz ab.

Das war mein schönstes Ferienerlebnis.

Kathrin Passig

8.8.2010

Sascha Lobo schwimmt in Smartphones und schenkt mir eins davon

Kathrin Passig: ich bin Sascha begegnet (indem er im Haus der Frohen Zukunft vorbeikam) und habe jetzt ein neues G1.
Kathrin Passig: weiß allerdings noch nicht, ob es funktionieren wird.
Kathrin Passig: eventuell kann es nur T-Mobile.
Kathrin Passig: er sagte „du kannst eigentlich auch mein Nexus One haben, ich wollte mir sowieso was Tolleres holen“, das Problem dabei: es gibt derzeit überhaupt gar nichts Tolleres.

Quelle: Skypelog. Das T-Mobile-G1 ließ sich nichts anmerken und funktionierte einwandfrei auch mit O2.

Kathrin Passig

9.8.2010

Ich soll 100 Euro extra für die Abwesenheit abgerundeter Ecken bezahlen?

Moritz: hi katrin, hast du wieder ein androidhandy.
Kathrin: ja, ich habe ein funkelnagelneues G1 von Sascha.
Kathrin: praktisch unbenutzt!
Moritz: super!
Moritz: ein weißes?
Kathrin: schwarz
Moritz: cyanogen draufgemacht? die neueste cm6 rc2 ist super.
Kathrin: es steht „T-Mobile“ drauf, es ging aber alles anstandslos.

Kathrin: was kann die denn?
Moritz: wieder viel schneller, wlan tethering eingebaut, lauter kleine customizing-sachen zwar vor allem optisch und usability, aber doch auch andere praktische kleinigkeiten.
Moritz: der akku dürfte nur eher drunter leiden.
Moritz: kaspar hat so eine art g1 friedhof, wenn du dein altes nicht mehr brauchst, vielleicht kann ers gebrauchen oder dir reparieren.
Moritz: noch eine frage: soll das gespräch eher ein unbezahltes gespräch mit einer autorin die über ihr buch spricht sein – oder eher ein journalistenfachgespräch über programmieren, auf das du dich stichpunktemäßig vorbereiten müsstest (helf ich dir) und das dann mit gut 300€ bezahlt wird.
Kathrin: hehe, dann natürlich die bezahlte Option.
Moritz: Gut.
Moritz: Find ich auch besser.
Kathrin: ich brauche schließlich viel Geld für ein HTC Desire!
Moritz: So finanziere ich mir ja auch immer meine Gadgets.
Moritz: Wobei ich nochmal gekuckt hatte, ein Nexus One wäre doch besser weil es nicht diese HTC-Sense Oberfläche hat.
Kathrin: was ist denn schlecht an Sense? und wenn einen das stört, kann man doch sicher auch auf das Desire was anderes drauftun?
Moritz: es ist halt anders und glänziger mit abgerundeteren ecken.
Kathrin: oh noes! abgerundete Ecken!
Kathrin: ich soll 100 Euro extra für die Abwesenheit abgerundeter Ecken bezahlen?
Moritz: upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/e/e5/Htc_hero.jpg
Moritz: und es ist noch nicht mit froyo. cyanogen kriegt man aber irgendwie drauf, obwohl er noch vorrangig fürs nexus one programmiert.
Moritz: eine kleinigkeit muss gepatcht werden oder so – aber das haben menschen bereits getan und stellen die gepatchten cyanogenroms ins netz.
Moritz: froyo ist das tolle neue android 2.2 was besonders toll und schnell ist.
Kathrin: doch, Froyo fürs Desire ist schon ausgerollt.

Moritz: dann hab ichs verpasst

Quelle: Jabber-Log. Cyanogen war ein inoffizielles Android-Betriebssystem, um das man sich selbst kümmern musste. Man kann Moritz' Angaben entnehmen, dass WLAN-Tethering (also die Möglichkeit, mit dem Handy ein eigenes WLAN zu erzeugen) damals bei Android-Handys noch nicht serienmäßig mitgeliefert wurde.

Ich habe zu diesem Zeitpunkt schon ein paar Cyanogen-Mods auf dem G1 installiert, interessiere mich allerdings nur halbherzig dafür und habe danach nur noch Handys, die sich selbstständig mit einem aktuellen Betriebssystem versehen (Stand 2014).

Kathrin Passig

11.8.2010

Eine Rechenaufgabe für Physiker

Eine Rechenaufgabe für Physiker: Ein anderthalb Jahre altes Macbook hat einen temperaturabhängigen Displaydefekt. Die Besitzerin kann es nicht zur Reparatur bringen, weil sie es täglich für ihre Arbeit benötigt. Daher erwirbt sie zwei Kältekompressen (Inhalt ca. 0,5 Liter), auf denen der Rechner seine Arbeit verrichtet. Ein neues Macbook kostet rund 1.000 €. Zum Austausch der Kältekompressen muss an einem achtstündigen Arbeitstag jede Stunde das Einsternefach des fünfzehn Jahre alten Kühlschranks für fünf Sekunden geöffnet werden. Wie lange dauert es, bis die dadurch entstehenden zusätzlichen Stromkosten (Anbieter „Naturstrom“, 21,25 Cent/kWh) zusammen mit dem Preis der Kältekompressen (5,38 €) den Anschaffungspreis eines neuen Macbooks übersteigen? Bonuspunkte für die Berücksichtigung aller CO2-relevanten Vorgänge der beiden Varianten.

Update 28.8.2010: Man kann das wahrscheinlich so machen, sollte aber nicht den Rechner leichtfertig, weil man gerade im Gespräch ist, zuklappen und auf dem Kältepad stehen lassen. Dann nämlich hört er auf zu heizen und nimmt stattdessen die Temperatur des Kältepads an. Wenn die Umgebungsluft jetzt warm und feucht ist, wie es im August gerne mal vorkommt, kondensiert sie innen im wehrlosen Gerät. Beim Versuch, den Rechner wieder hochzufahren, wundert man sich, weil es nicht geht, versucht es noch mal, und beim dritten Versuch ist er dann hin und man braucht einen neuen. Ruhe in Frieden, “The lron Fist".

Quelle: Google Buzz, Text mit Hilfe von PDF OCR X aus dem Buzz-Archiv-PDF extrahiert.

Kathrin Passig

14.8.2010

Google Latitude erspart langweilige Telefonate

Das Höfliche-Paparazzi-Forum trifft sich an einem See bei Berlin. Ich bin schon da, Sascha und Aleks kommen erst spätabends mit dem Auto. Weil die Abzweigung von der Straße zum Grundstück nicht ganz leicht zu finden ist, verfolge ich während des Grillens bei Google Latitude auf der Karte den Sascha-Lobo-Punkt. Als der Punkt ganz nah gekommen ist, gehe ich zur Straße. Ich warte zwei Minuten, dann biegt ein Auto um die Kurve. Ganz ohne langweilige „seid ihr schon da?“- und „sind wir schon dran vorbei?“-Telefonate.

Google Latitude wird im August 2013 eingestellt. Das ist einerseits schade, andererseits kannte ich sowieso nie mehr als zehn Leute, die es genutzt haben.

Kathrin Passig

Um 2010

Türöffnungswunschmitteilmechanismen im Wandel der Zeiten

Ich klingle an der Tür der Merkur-Redaktion in Berlin-Charlottenburg. Das heißt, ich will klingeln, es gibt aber keine Klingel, nur einen Türklopfer. Da kein anderer Türöffnungswunschmitteilmechanismus in Sicht ist, überlege ich kurz, ob ich an die Tür klopfen soll, aber das scheint mir wiederum ein Rückschritt gegenüber dem Türklopfer, also betätige ich ihn.

Aufmerksame Betrachter des Bildes werden bemerken, dass der Türklopfer gar nicht an der Tür montiert ist, sondern an der Wand daneben, und dass ein Kabel zu ihm führt. Es handelt sich nämlich, wie sich jetzt herausstellt, gar nicht um einen Türklopfer, sondern um eine Klingel und damit einen frühen Skeuomorphismus: Besucher, die 100 Jahre vor mir vor dieser Tür

standen, hätten mit einem kleinen Drückknopf vielleicht nichts anzufangen gewusst. Damit sie die Klingel als den gesuchten Gegenstand erkennen, hat sie die Form eines Türklopfers. Die Metapher funktioniert 2010 nicht mehr ganz reibungslos, am Ende aber doch irgendwie, und das kann man nicht von allen historischen Bedienmetaphern sagen.

Kathrin Passig

1.9.2010

Ich will mein Windows-Mobile-Handy in die Themse werfen, es ist dann aber doch nicht nötig

Apple stellt die neuen iPod-Modelle vor, und ich bin nach London eingeladen, um auf einer Video-Leinwand mit anderen europäischen Journalisten die Präsentation zu sehen. Im Nachhinein übrigens die letzte, die Steve Jobs selbst durchführte. Aber das nur am Rande.

Mein Smartphone ist ein Vodafone VDA4, ein Windows-Mobile-Handy, das mir furchtbar auf die Nerven geht. Nicht nur dass Vodafone zwar für jedes Popel-Nokia-Handy ausführlichste Unterlagen bereitstellt, aber die eigenen VDA-Modelle totschweigt. Ich warte auf die nächste Generation der iPhones und hoffe, sie kommt dann auch in weiß, was sich aber als trügerische Hoffnung erweist. Aber auch das nur am Rande.

Ausgerechnet an diesem Tag vergesse ich die vierstellige Zahlenkombination, mit der das Smartphone entsperrt wird. Das heißt, eine Ahnung habe ich schon, doch ich gebe die Kombination jedesmal falsch ein. Und jedes Mal, wenn ich sie falsch eingebe, verdoppelt sich die Zeit, nach der ich es erneut versuchen kann. Den letzten Versuch starte ich nach der Stunde, die es seit der Fehleingabe am Flughafen gebraucht hat, im Hotel, das direkt an der London Bridge liegt.

Sollte das nicht klappen, schwöre ich mir, schmeiße ich das Ding im hohen Bogen von der Mitte der Brücke in die Themse. Das muss das universelle Bewusstsein wohl gehört haben, denn bei diesem letzten Versuch gebe ich die richtige Kombination ein und das VDA ist gerettet.

Thomas Jungbluth

Entweder September 2010 oder September 2012

Erkenntnis beim Vorlesen der Autoanleitung

Auf der Rückfahrt aus dem Frankreichurlaub ist uns so langweilig, dass P. auf die Idee kommt, ich könnte ja mal die Anleitung des Autos vorlesen.

Ich habe keine relevanten Gegenvorschläge und/oder Einwände und fange an, die Bedienungsanleitung unseres VW Golf (Automatik) vorzulesen.

Das einzige, was ich davon behalten habe ist, dass bei der Tankanzeige ein kleiner Pfeil ist, der auf die Seite des Autos zeigt, wo der Tankdeckel ist. Ich finde das unglaublich praktisch, denn so muss man sich ja gar nicht mehr merken, wie man am besten an der Tanksäule parkt, man muss einfach nur auf die Armatur gucken.

Alles andere, was ich vorgelesen habe, habe ich wieder vergessen. War wohl nicht so wichtig.

Anne Schüßler

7.9.2010

Zeilenumbruch beim handschriftlichen Schreiben (im Traum)

Im Traum schreibe ich den vorangegangenen Traum ins Internet. Ich tippe alles auf meiner Handytastatur, während ich in der U-Bahn sitze, unterwegs zu einer Bunny Lecture, aber als ich weiter oben noch was einfügen will, ähnelt das Niedergeschriebene einer Comicseite, und ich muss das Einzufügende mühsam zwischen zwei Panels kritzeln. Ich warte auf den Zeilenumbruch, aber er bleibt aus.

Kathrin Passig, zuerst veröffentlicht bei Wir höflichen Paparazzi und das-schema.com

9.9.2010

Die Fortschrittlichkeit Schwedens

Ich fahre in Schweden mit einem Bus. Im Bus gibt es WLAN und Steckdosen an allen Sitzplätzen. Einen Tag später auf der Schärenfähre: WLAN und Steckdosen.

Allerdings führt die Fortschrittlichkeit Schwedens dazu, dass Aleks und ich einige kalte Nachtstunden in Jönköping verbringen. Unser Plan, von dort den letzten Bus nach Göteborg zu nehmen, ist daran gescheitert, dass man Bustickets nicht mehr beim Fahrer, sondern nur noch im Netz kaufen kann. Wir erfahren das erst vom Fahrer, und es gelingt mir nicht, schnell genug auf dem Handy (über die nicht für den mobilen Gebrauch geeignete Website) ein Ticket zu kaufen. Der Bus fährt ohne uns ab. Das Bahnhofsgebäude wird geschlossen. Alles andere wird auch geschlossen. Frierend sitzen wir vor dem Bahnhof und sehen „Breaking Bad“-Folgen auf meinem Macbook, so lange der Akku reicht.

Ebenfalls in Schweden: Türklingeln an Wohnblocks mit LCD-Display und Menü. Die Klingelbedienung ist schwierig, ich fühle mich, als käme ich aus einem Drittweltland.

Rekonstruiert anhand von: Tweets, Gedächtnis.

Kathrin Passig

12.9.2010

Zerbrochene Smartphonedisplays, die Geißel der Gegenwart

Nach fast zwei Jahren des ungetrübten Glücks mit dem G1 fällt mir das Handy infolge verstörend frühen Aufstehens in einem Billighotelzimmer am Flughafen von Stockholm aus dem oberen Stockbett, und das Display bekommt mehrere Sprünge.

Der Touchscreen funktioniert aber weiterhin einwandfrei. Magie.

Als ich mich einige Monate später in Berlin in einem darauf spezialisierten Laden nach dem Preis des Ersatzteils erkundige, erfahre ich, dass das Display so viel kostet wie ein ganzes G1 bei eBay. Also immer noch ganz schön viel. Ich hätte nicht das obere Stockbett nehmen sollen, sondern das untere.

Quelle: Google-Kalender, Erinnerung

Kathrin Passig

19.9.2010

Die teuerste Katzenflohfalle der Welt

Katzenflöhe (Ctenocephalides felis) orientieren sich bei der Suche nach beißbaren Zielen primär an Wärme und Lichtreizen, wobei sie wechselndes grünes Licht um die 515 nm am attraktivsten finden. (Quellen: http://www.ncbi.nlm.nih.gov/ und www.advantix.info/Adults.1901.0.html) Längeres Googeln nach Bausätzen, die es auch Narren ermöglichen, eine Katzenflohfalle nach diesen Spezifikationen zusammenzulöten, blieb fruchtlos. Die abgebildete Lösung (Screensaver “Flurry”, Optionen “Green”, “Thick”, SSlow"; Wasser mit Spülmittel zur Verringerung der Oberflächenspannung) erfüllt alle Anforderungen und ist vielseitiger als andere kommerziell erhältliche Katzenflohfallen (großes Display, zeitgemäßes Betriebssystem, benötigt keine Nachfüll-Klebepads). Fangerfolg ca 1 Katzenfloh/Stunde.

Version 2.0 vom 29.9.2010 enthält statt eines Macbook Pro ein grünes Kindernachtlicht (3 € bei Amazon), fängt bei einer Kostenreduktion von knapp 100 Prozent eine vergleichbare Menge Flöhe und ist zusätzlich von hoher Attraktivität für Stubenfliegen.

Quelle: Google Buzz, Text mit Hilfe von PDF OCR X aus dem Buzz-Archiv-PDF extrahiert.

Kathrin Passig

24.9.2010

Ich erkläre jemandem das Internet, obwohl ich gar nicht jung bin und das Geld auch nicht brauche

Ich sitze im Zug neben einem alten Mann, der mir interessiert auf den Bildschirm guckt und nach einer Weile fragt, ob er mich was fragen darf. Was das so alles sei und wie das funktioniere. Ich beantworte seine Fragen. Ob ich mir das alles autodidaktisch angeeignet hätte. „Ja“, sage ich, „ich hatte aber auch 25 Jahre Zeit“. Ich zeige ihm den Googlekalender: Darin kann ich die Termine aller Leute sehen, mit denen ich zusammenarbeite. Außerdem entnimmt mein Vater dem Kalender selbstständig, wann er mich vom Bahnhof abholen soll, weil meine Zugfahrt darin steht. Äh, Ihr Vater kennt sich gut mit Computern aus, da haben Sie das her", sagt der alte Mann. (Nein und nein.) Als ich mich in Nürnberg verabschiede, steckt er mir zehn Euro zu, für die ganzen Erklärungen: „Sie sind noch jung, Sie brauchen das Geld!“ Ich bin 40.

Kathrin Passig

Herbst 2010

Telefonische Postkarte

Mit meinem neuen Handy habe ich erstmals auch eine Flatrate für Telefonate. Als ich ein Wochenende in Hamburg verbringe, gibt es einen Moment, in dem ich noch etwas Zeit totzuschlagen habe, aber keine Lust habe, Postkarten zu kaufen und zu schreiben. Stattdessen entscheide ich mich, telefonische Postkarten abzusetzen.

Ich rufe meine Familie und besten Freunde nacheinander an. Zum Anfang des Gesprächs erwähne ich kurz, dass es sich bei dem Gespräch um eine telefonische Postkarte handelt. Dann erzähle ich kurz, dass ich in Hamburg bin, was ich schon gemacht habe und dass das Wetter gut ist. Anschließend bringe ich das Gespräch schnell zu Ende. “Könnte man öfter machen”, denke ich mir. Mache ich aber nie.

Alexander Matzkeit

1.10.2010

Ab jetzt bin ich E-Book-Leserin

Ich erwäge den Kauf eines Kindle, entscheide mich aber aus nicht überlieferten Gründen dagegen (eventuell deshalb) und installiere stattdessen die Kindle-Software auf dem Macbook und dem Androidhandy. Ab jetzt bin ich E-Book-Leserin. Mein erstes E-Book ist „Caught Stealing“ von Charlie Huston. Es kostet $8.25.

Ich nutze dafür meinen Amazon-US-Account. Das bedeutet, dass ich englische Bücher billiger und in größerer Auswahl kaufen kann als mit einem deutschen Amazon-Account, deutsche Bücher aber praktisch gar nicht. Wenn ich ein deutsches Buch kaufen wollte, müsste ich erst den Wohnsitz meines Amazon-Accounts ändern und ihn dann wieder zurückändern.

Rekonstruiert anhand von: Skype-Chatlogs, Mails.

Kathrin Passig

2.10.2010

Papierlose Hausmusik

Alle zwei Jahre veranstaltet meine Verwandtschaft eine Familienbergtour. Früher wurde dabei abends gesungen, vor allem das „Mundorgel“-Repertoire. Mein Onkel J. spielte dazu Gitarre. Das ist schon in den 1990er Jahren eingeschlafen. Ich habe meine Eltern gefragt, ob man nicht wieder damit anfangen sollte und angeboten, Texte zu kopieren. Aber obwohl sie früher gern “Wir wollen zu Land ausfahren” und “Wenn wir erklimmen schwindelnde Höhen” gesungen haben, interessiert es sie jetzt nicht mehr. Vielleicht haben sie es nur der Großelterngeneration zuliebe getan?

Wir haben dann aber doch eine Zither und eine Gitarre vor Ort und singen abends das ein oder andere, also vor allem ich (Wein ist im Spiel), aber auch mein Bruder sowie Techniktagebuchautor F. Kopierte Texte brauchen wir gar nicht, wir googeln die Titel und lesen dann von meinem Macbook ab.

Kathrin Passig

7.10.2010

Eindrucksvolle Geschehnisse auf der Buchmessenpartytoilette

Die Rowohlt-Buchmessenparty findet in der Schirn-Kunsthalle statt. Dort begegne ich zum ersten Mal einem japanischen Washlet mit Funksteuerung. Wikipedia: "Diese Toiletten können viele technisch fortgeschrittene Funktionen erfüllen, die man außerhalb Japans nur äußerst selten antrifft." Später wechsle ich Nachrichten mit einer finnischen Verlegerin:

Sie: "Hallo aus Finnland! Good to meet you & danke mit Hilfe with the Party. You never came out from the spaceship-toilets in Schirn, by the way. We *did* wait!"

Ich: "I had to test all of the toilet's very interesting features, it was the closest I ever got to being rimmed at a Rowohlt party. By the time I emerged from this techno-wunderland, a little dazed, you were gone."

Sie: "'Closest to being rimmed at a R party'? I consider the toilet experience as being rimmed all the way – such a German way to meet the local literate circle!"

Kathrin Passig

10. Oktober 2010

Wach auf! Geh schlafen!

Ich habe zu meinem Geburtstag nicht nur tolle Geschenke bekommen, ich habe mich auch selbst mit einer Spracheingabe-Software beschenkt. Der eigentliche Zweck ist, bei meiner nächsten Hausarbeit schneller und besser fertig zu werden. (Wobei, besser als 1,0 *angeb* geht es wohl kaum. Aber es geht auf jeden Fall schneller.) Die Software eignet sich auch ganz gut, um Blog-Einträge wie diesen zu schreiben.

Es ist gewöhnungsbedürftig, so komisch zu reden, und es ist auch nicht so einfach, die Software auf seinen persönlichen Sprachstil einzustellen. Aber je mehr ich rede, desto besser und schneller werde ich. Mittlerweile geht es schon ganz gut – und ich verwende die Software gerade erst seit einer Stunde. Sobald sie auch noch „Blog“ versteht und nicht immer dafür „Block“ nimmt, würde ich sagen, ist sie vollständig an mich angepasst.

Das Geilste an der Software – außer Tatsache, dass man ihr das Wort „geilste“ beibringen kann – sind die Befehle. Mit „geh schlafen!“ schaltet man das Mikro stumm, mit „wach auf!“ schaltet man es wieder ein. Ich möchte gar nicht wissen, wie bescheuert ich für einen zufälligen Mithörer klinge.

Nachtrag 2015: Ich werde die Software („Dragon Natural Speaking“) für genau eine Hausarbeit verwenden und dann nie wieder. Zu oft muss ich dann doch noch Wörter selbst tippen oder Fehlannahmen verbessern, außerdem erfordern viele übersehene Kleinigkeiten eine zusätzliche Korrekturschleife. Am Ende werde ich keine Zeit gespart haben, dafür aber eine Abwertung erhalten, weil meine Arbeit zu umgangssprachlich formuliert ist.

Johannes Mirus; geglättetes Crossposting aus meinem Blog

29.10.2010

Auf der Heimseite der “CD-Bremse” gibt es keine neue Version

Ich komme in die Verlegenheit, eine CD-Rom in mein Notebook legen zu müssen. Weil die Disk in meinem DVD-Laufwerk mit ohrenbetäubender und funktionsbeeinträchtigender Geschwindigkeit rotiert, benutze ich ein vor Ewigkeiten installiertes Programm namens „CD-Bremse“. Damit möchte ich die Geschwindigkeit auf 4x drosseln. Beim Programmstart erscheint der Hinweis: „Diese Version von CD-Bremse ist schon recht alt. Möglicherweise gibt es auf der Heimseite eine neue Version.“

Aber auf der „Heimseite“ – solche Wörter hat man in den 90er Jahren ganz ironiefrei benutzt; man denke auch an „Weichware“ für „Software“ – auf dieser Seite jedenfalls findet man keine neue Version, weil die Entwicklung schon vor Jahren eingestellt worden ist. Ich werde also bis in alle Ewigkeit mit diesem Nervsprüchlein konfrontiert werden, wann immer ich die „CD-Bremse“ benutzen möchte.

Das Programm ist übrigens Shareware. Shareware: gibt’s das heute noch?

Torsten Gaitzsch

Seit mindestens 2010

All you can install

Im Laufe eines Lebens mit Technik kommt es unweigerlich dazu, dass man mal einen Computer neu einrichten muss. Sei es, weil man einen neuen Computer hat, das System komplett neu installieren möchte oder was auch immer.

Das ist normalerweise lästig, weil man auf einmal lauter kleine (oder große) Programme neu installieren muss, denn selbst, wenn man sich geschworen hat, den Rechner dieses Mal wirklich nicht vollzumüllen, ein paar Programme braucht man eben doch, um halbwegs vernünftig arbeiten zu können.

Seit ich Ninite entdeckt habe, ist dieser Schritt deutlich weniger nervig geworden. Ninite ist eine Webseite, auf der man aus einer langen Liste von Programmen diejenigen auswählen kann, die man installieren möchte. DAs Programm bastelt dann eine Exe-Datei, die man runterladen kann und dann muss man nur noch auf ein Knöpfchen drücken und alles wird nacheinander installiert.

Zwei weitere Vorteile: Bereits installierte Programme werden üblicherweise aktualisiert. Außerdem findet man in der Liste gerne mal Programme, die auch nützlich sind, und die man sonst vergessen hätte.

Zum Sicherheitsaspekt mag ich nichts sagen, ich habe bisher keine schlechten Erfahrungen gemacht und auch von keinen gehört. Ich möchte aber auch nachher nicht schuld sein. Am Ende ist jeder selbst verantwortlich für seine Installation.

Ein typisches Neuinstallationspaket bei mir umfasst die folgenden Anwendungen:

- Chrome
- Firefox
- Filezilla
- Notepad++
- Skype
- Dropbox
- iTunes
- VLC
- Spotify
- .NET 4.5.2-Framework
- Silverlight-Framework
- 7-Zip
- Paint.NET
- PIcasa
- Launchy
- Steam
- Everything

(Stand 14.7.2015, das wären die Programme, die ich auswählen würde, würde ich jetzt gerade mein Installationspaket zusammenklicken.)

Anne Schüßler

Irgendwann zwischen 2009 und 2011

Für einen halben Liter Blut gibt es eines der nützlichsten Geräte überhaupt

Ich gehe halbwegs regelmäßig zur Blutspende beim DRK. Beim DRK kriegt man kein Geld für einen halben Liter Blut, aber etwas zu essen, literweise Cola, wenn man möchte und immer ein lustiges Geschenk.

Meistens brauche ich das Geschenk nicht, einmal gibt es eine Taschenlampe, die ich auch erstmal so hinnehme, deren wahrer Nutzen sich mir aber erst mit der Zeit erschließt.

Es ist tatsächlich so: Hat man erst mal eine Taschenlampe, kann man sie dauernd total gut für sehr nützliche Sachen verwenden. Man sieht viel besser, wo bei irgendwelchen technischen Geräte (BluRay-Player, Synthesizer) hinten die Stecker reinmüssen, kann in dunkle Ecken leuchten oder hinten in Dentaltischscanner.

Natürlich haben auch die handelsüblichen Smartphones mittlerweile wohl alle eine Taschenlampenfunktion, es geht aber kaum etwas über eine praktische kleine rote Taschenlampe mit LED-Birnen. Und sie hat mich nur einen halben Liter Blut und ein bisschen Zeit gekostet.

Anne Schüßler

Ende 2010

Die Väter von Internetexperten gehen barfuß

Ich bin beim Vater eines bekannten Internet- und Frisurenexperten zu Besuch. Der Vater hat jetzt, wie er sagt, etwas ganz Großartiges, Neues. Er wird es mir vorführen! Dazu muss der Fernseher aufgestellt und lange am Fernseher herumgebastelt werden. Ich bin gespannt.

Das, was dann folgt, kenne ich allerdings schon. Ich habe es nur etwa zwanzig Jahre nicht mehr gesehen und dachte, es sei längst ausgestorben: Teletext. Stolz zeigt mir der Vater, wie er damit jetzt jeden Tag die dpa-Nachrichten in vier Sprachen lesen kann. Die Vorführung zieht sich hin, weil man beim Weiterblättern immer warten muss, bis alle 1000 grobgepixelten Seiten einmal durchgelaufen sind.

Falls mal Ersatz für die mit dem Aussterben des Schusterhandwerks zunehmend unverständliche Redewendung “Schusters Kinder gehen barfuß” benötigt wird, schlage ich “Die Väter von Internetexperten verwenden Teletext” vor.

Kathrin Passig

1.11.2010

Die letzte konventionelle Kaffeemaschine stirbt den Elektrobritzeltod

Die letzte konventionelle Kaffeemaschine, eine Rowenta Filtertherm, stirbt den Elektrobritzeltod. Sie wird durch eine Senseo Padmaschine von Philips ersetzt. Der Grund: es gibt keinen adäquaten Ersatz.

Sie verfügte über drei entscheidende Vorteile:

1. Thermoskanne mit Glaskörper
2. Abnehmbarer Wassertank
3. Automatische Endabschaltung

Der Rowenta-Nachfolger beispielsweise hat zwar ein futuristisches Aussehen, doch ein Metallinneres und einen nicht schließenden Deckel, so dass der Kaffee nach einer halben Stunde kalt ist.

Ein abnehmbarer Wassertank ist wichtig, um die Maschine nicht zu verschmutzen, denn man kann die Kanne zum Nachfüllen noch so sauber spülen: irgendwann mogeln sich doch Kaffeereste dort hinein.

Die automatische Endabschaltung ist auch ohne Statistiken über durch durchgebrannte Maschinen abgefackelte Wohnungen selbsterklärend.

In der praktischen Kombination der drei Eigenschaften gibt es keine andere Maschine, die uns vom Aussehen und Funktion gefällt. Und bei eBay eine gebraucht kaufen wollen wir auch nicht.

Thomas Jungbluth

2010 (und davor) bis irgendwann 2013

Auf dem Firmengelände ist Fotografieren verboten

Die Firma, für die ich arbeite, hat ein eigenes Werksgelände, man muss also erst an einem Sicherheitswärterhäuschen vorbei. Da zeigt man seine Karte vor, wenn man keine hat, muss man sich anmelden.

Auf dem Firmengelände ist außerdem Fotografieren verboten, man darf also eigentlich auch keine Kameras mitnehmen. Da ich regelmäßig montags und freitags mit einem kleinen Rollkoffer ins Büro komme und eine Menge Kram dabei habe, melde ich brav meine Digitalkamera an, bzw. ich gebe sie vorne ab und hole sie beim Verlassen des Geländes wieder ab. Im Prinzip gibt es für Fälle wie mich gar keine Handlungsregel, man dürfte mich streng genommen mit Kamera nicht aufs Gelände lassen, man darf die Kamera aber auch nicht wirklich einsacken, und im Auto lassen geht nicht, weil ich eben kein Auto habe, sonst könnte da auch der Rollkoffer bleiben.

Zusätzlich absurd wird es, weil mittlerweile zu jedem Smartphone eine Kamera gehört, und man darf durchaus sein Smartphone mit aufs Gelände nehmen. Letztlich kann man auch kaum etwas Spannendes fotografieren, die wirklich interessanten Sachen sind eh noch mal in Bereichen untergebracht, in die man nicht so einfach reinkommt.

Mehrere Sicherheitsmenschen bestätigen mir die Absurdität der Regeln, können da aber auch nichts machen. Ist jetzt halt so.

Vollkommen absurd wird es, wenn man bedenkt, dass man beim Betreten des Geländes überhaupt nicht kontrolliert wird. Beim Verlassen des Geländes hingegen drückt man auf einen roten Knopf, und nach Zufallsprinzip leuch-

tet das Licht dann entweder grün oder rot. Wenn es rot leuchtet, muss man Taschen und Rollkoffer öffnen und den Sicherheitsmenschen reingucken lassen. Findet er etwas, das man eigentlich nicht hätte aufs Gelände nehmen dürfen, wird man gescholten, machen kann er aber auch nichts, denn man verlässt das Gelände ja gerade schon wieder.

Irgendwann verstecke ich die Kamera gut genug im Koffer oder in der Tasche, einfach, um im Zweifelsfall nicht gescholten zu werden. Und dann werden irgendwann Drehkreuze eingebaut und es gibt keinen Knopf mehr, und keine Taschenkontrollen. Man darf zwar weiter offiziell nicht auf dem Gelände fotografieren, praktisch darf man aber alles mitnehmen.

Anne Schüßler

14. November 2010

Drei Navigationssysteme im Auto und trotzdem ratlos zwischen Remshalden und Rudersberg

Auf dem Rückweg von der Kindstaufe fahre ich im Auto meiner Eltern mit. Wir kennen die Gegend nicht gut. Das Navi, wie sich herausstellt, auch nicht: Es leitet uns direkt in eine Baustelle. Vermutlich könnte man ihm irgendwie mitteilen, dass das nicht geht, aber niemand weiß, wie. Starrsinnig führt es uns wieder zurück zur gesperrten Straße. Das im Auto fest verbaute Zweitnavi ist unbenutzbar und würde den Stress jetzt nur vermehren. Ich versuche von der Rückbank aus, mit Google Maps eine Alternative zu finden, es gibt sogar ein bisschen Handynetz, aber Google Maps weiß wiederum nur ganz ungefähr, wo wir sind.

(Warum das so ist, kann ich 2015 beim Rekonstruieren des Vorfalls nicht mehr sagen. Habe ich aus Akkugründen die GPS-Funktion abgeschaltet, so dass das Handy sich nur an Funkzellen orientieren kann? Ist es noch zu schwächlich und bekommt vom Autorücksitz aus keinen richtigen Satellitenkontakt?)

Ich sehe die richtige Strecke, kann aber nicht sagen, wie wir dorthin gelangen könnten. Man müsste die präzise Ortung aus dem Auto-Navi irgendwie in mein Handy mit der funktionierenden Streckenführung hineinbekommen, denke ich. Schließlich lösen wir das Problem durch Versuch und Irrtum und erreichen die Kaffeetafel lange nach allen anderen Gästen aus einer unerwarteten Himmelsrichtung.

Kathrin Passig

23. 11. 2010

Anwesenheitspflicht sorgt für Kaufunlust

Ich: jaja, kauf dir witcher 1, sagte er. plus fünf tacken versand und ich muss persönlich bei abgabe anwesend sein
P.: hä, wie was?
Ich: wenn man es bei amazon bestellt ist es eine bestellung von jugendgeschützten mitteln. dafür 5 € versandkosten und man muss persönlich anwesend sein
P.: wtf okay, sorry das wusste ich nicht, hab das noch nie gemacht
Ich: macht nix, ich gehs bei saturn kaufen
P.: besser ist das. ich glaub ich habs von einem Drittanbieter aus Österreich

Eine archivierte (und zum besseren Lesen leicht editierte) Unterhaltung über Google Hangouts (damals Google Talk). "The Witcher" ist ein Computerspiel, das mir P. einst empfahl. Es ist ein Fantasy-Rollenspiel und hat, wie viele seiner Art, in Deutschland eine Altersbeschränkung ab 18. Gekauft habe ich es

1. Overheadprojektor

erst ein Jahr später, am 21. 12. 2011 online, bei einem Sale auf der Plattform Steam. Höchstwahrscheinlich war es nur unwesentlich teuer als die 2010 für den Versand fälligen 5 €. Gespielt habe ich es bis heute (2016) nicht.

Angela Heider-Willms

26.11.2010

Duftmoleküle aus der Vergangenheit

Präsentationstechnik. Ein Thema, das letzthin auch im TT-Redaktions-Chat angeschnitten wurde. “Wo gibt es denn noch OHP[1]?”, fragte jemand, und einige von uns sagten: “Bei uns.”

So ist es nämlich. Bei mir im speziellen Falle heißt das: in den Schulen meiner Kinder, verschiedene Grundschulen und ein Gymnasium. Dort stehen überall OHPs herum, es werden an Elternabenden Folien aufgelegt, mit farbigen Stiften werden Notenspiegel umkringelt, während sich die Eltern fleißig auf Zettel notieren, wie viele Klassenarbeiten bspw. in Latein zu erwarten sein werden. (Übrigens spielt es keine Rolle, dass der sehr engagierte Elternsprecher später eine eMail herumschickt mit einem Abendprotokoll). Teile, die wir noch nicht lesen sollen, werden wie früher, mit einem Blatt abgedeckt.

Aber nicht nur OHP scheinen an manchen Enden der Republik in nicht zu kleinen OHP-Schutzgebieten überlebt zu haben, nein, auch die Matrizen. Wer in den frühen 80ern in der Schule war, der hatte vielleicht so einen Lehrer, der mit einem Stapel gelblicher Blätter mit sehr glatter Oberfläche im Arm das Zimmer betrat, “Fenster auf!” brüllte und dann mit dem ganzen Stapel zu selbigem hinauswedelte. Nein? Wir hatten so einen, und der machte das, weil diese Blätter Matrizen waren. Gedruckt mit blauer Farbe und sehr viel Alkohol. Ich rate, es war irgendwas mit Isopropanol, weil ich

genau denselben Duft später im ersten Lehrjahr in der Offset-Werkstatt wiedergefunden habe, und bei diesem Druckverfahren wird Isopropanol zum Befeuchten eingesetzt.

Unser Lehrer wollte uns übrigens durch das Fensteröffnen und Wedeln davor bewahren, süchtig zu werden, was ihm, ich glaube, nur mittelmäßig gut gelungen ist. Wir hingen jedenfalls alle mit den Nasen auf den blauen Buchstaben. Ausgestorben ist die Technologie aber dennoch. Sie ist dem Fotokopierer zum Opfer gefallen.

Überall? Nein, nicht überall. Am 26.11.2010 kommt eins der oben erwähnten Kinder aus der Schule, im Ranzen ein Arbeitsblatt, blaue Farbe, gelbliches Papier. Dieselbe gedruckte Handschrift wie früher, derselbe Geruch. Und sogar dieselbe Rechtschreibung.

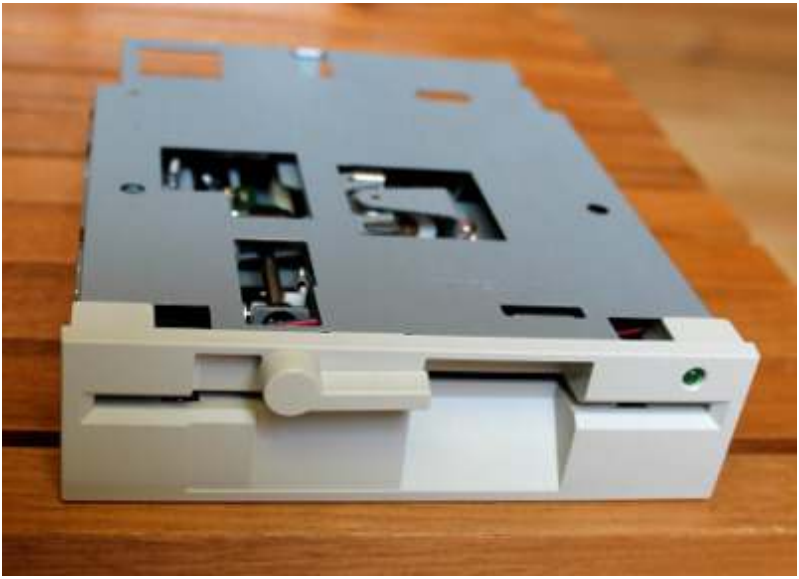
Wenn die Schule sich eines Tages von ihrem Gerät trennen will, ich werde es abholen und ihm einen Ehrenplatz auf dem Speicher bereiten.

Pia Ziefle

26. November 2010

Alte Schätze von 5-¼-Zoll-Disketten gerettet

M. ist Historiker und hat Texte auf 5-¼-Zoll-Disketten, die er in ein aktuelles Buch aufnehmen will. Doch kein PC hat mehr so ein Laufwerk. Bei eBay gibt es hunderte 3,5-Zoll-Laufwerke, doch kaum noch welche für das größere Format. Mit Glück ergattere ich eines der letzten Exemplare und habe auch einen Desktop-PC, in den ich das einbauen kann.



Der PC erkennt das Laufwerk ohne weitere Treiber, und wir können unter Windows auf die Dateien zugreifen und sie auf USB-Stick sichern.

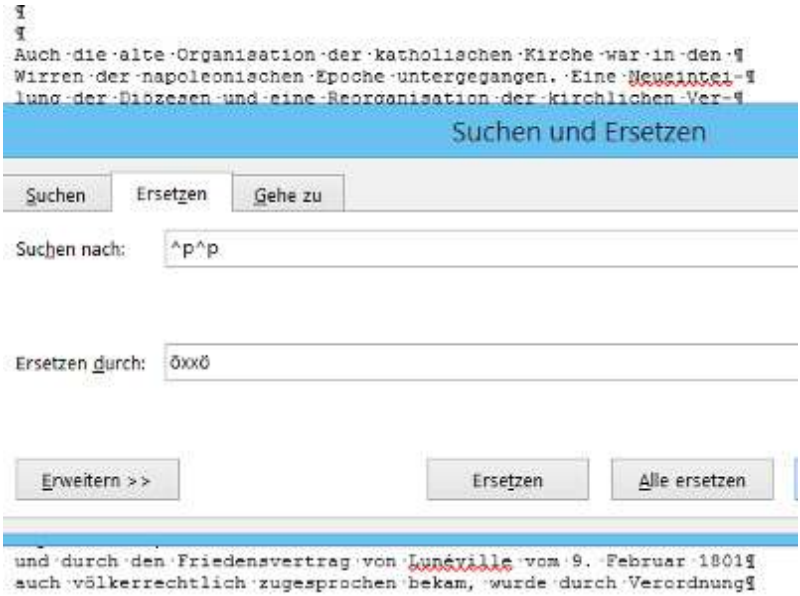
Thomas Jungbluth

26. November 2010

Suchen und Ersetzen von Sonderzeichen mit Hilfe von Koseworten

M. ist Historiker und möchte einige alte Artikel in ein Buch aufnehmen. Nachdem die Texte von der 5-¼-Zoll"=Diskette gerettet sind, steht die nächste Herausforderung an: am Ende jeder Zeile steht ein harter Zeilenumbruch. Den per Hand herauszulöschen wäre eine mühselige Arbeit.

Word kann auch solche Absatzmarken (denn das ist ein harter Zeilenumbruch für das Programm) suchen und durch Leerzeichen ersetzen. Damit dabei die Absatzstruktur nicht verloren geht, muss man nur vorher alle doppelten Umbrüche konservieren.



Deswegen werden die zweimal hintereinander liegenden Umbrüche zunächst durch einen Text ersetzt, der garantiert sonst nicht vorkommt (öxxö – zum Glück waren weder Kosenamen noch Metal-Bands oder BCD-Codes das Thema der Texte, sonst hätte es nicht funktioniert, erfahre ich im Techniktagebuchredaktionschat). Danach die einfachen durch Leerzeichen, und zum Schluss die öxxö wieder durch zweifache Umbrüche.

Es bleibt noch genug zu tun (die Fußnoten vom Fließtext trennen, Korrekturlesen, ggf. aktualisieren, in die vom Verlag gelieferte Druckformatvorlage einfügen, mit Bildern ergänzen etc.), doch die Sisyphos-Arbeit ist damit erst einmal erledigt.

Thomas Jungbluth

4.12.2010

Kriegstauglich dank Videospielen

Ich spiele mit ein paar Freunden Lasertag. In zwei Sechser-Teams schießen wir auf einem Indoor-Parcours mit Infrarotpistolen auf Sensoren, die an unseren Westen angebracht sind. Obwohl dies mein erstes Mal ist und ich wahrlich keine Sportskanone bin, habe ich nach der halbstündigen Spielzeit die drittmeisten Punkte erzielt. Meine Erklärung: Jahrelanges Egoshooter-Spielen hat mich zur (potentiellen) Kriegsmaschine werden lassen. Zielen, Schießen, Ausweichen, Anschleichen und andere Taktiken mehr, die ich vor dem PC trainiert habe, sind mir in Mark und Bein übergegangen und kommen jetzt ganz natürlich zum Einsatz. Zudem macht mir das Ganze sehr viel Spaß.
(Christian-Pfeiffer-Gedächtnis-Zusatzklarstellung: Das Bedürfnis, anderen Menschen in echt weh zu tun, habe ich trotzdem nicht.)

Torsten Gaitzsch

17. Dezember 2010

Akademische Exzellenz durch Faulheit

Für meine mündliche Magisterprüfung muß ich eine Literaturliste einreichen, über deren Inhalte ich geprüft werde.

Meine Prüferin lobt mich überschwänglich: Selten habe sie eine so forschungsorientierte und aktuelle Literaturliste gesehen.

Tatsächlich war ich nur zu faul, in die Unibibliothek zu fahren, die wegen Umbau drei Straßenbahnstationen weiter weg ausgelagert ist. Statt Büchern stehen nur Artikel aus Fachzeitschriften auf der Liste, für die die Freiburger Unibibliothek Online-Lizenzen zur Verfügung stellt.

Felix Neumann

17.12.2010

Wir mieten einen Lagerraum für Bücher und DVDs

Wir ziehen von Düsseldorf nach Essen und haben statt 140 qm jetzt 70 qm Platz.

Deswegen haben wir einen Lagerraum bei Shurgard gemietet, um kistenweise Bücher und DVDs einzulagern. Der Plan ist, bei Gelegenheit mal das Hab und Gut zu sichten, zu verkaufen oder doch in der Wohnung unterzubringen.

Stand Februar 2014: Im Lagerraum befinden sich geschätzt noch 95 Prozent der Bücher, die ursprünglich da eingelagert wurden. Wir scheinen sie nicht zu brauchen. Der Leidensdruck (und die Kosten fürs Lager) sind aber auch noch nicht hoch genug, um sich mal eine endgültige Lösung zu überlegen.

(Am 24.2.2011 bestelle ich – zu dem Zeitpunkt noch ausschließlich in den USA erhältlich – ein Kindle, damit wir nicht noch ein größeres Lager brauchen.)

Anne Schüßler

Ungefähr 1998 bis 2010

Warum waren wir eigentlich noch keine digitalen Nomaden? Darum nicht.

Ich rede immer wieder mit Freunden darüber, dass es schön wäre, gemeinsam zum Beispiel ans Meer zu fahren und dort zu arbeiten. Wir haben ja jetzt fast alle Berufe, in denen das geht, auch transportable Rechner können wir uns (gebraucht) bereits leisten, und wenn man sich die Miete von so einem Ferienhaus oder einer Ferienwohnung teilt, ist es gar nicht besonders teuer.

Die Suche nach Unterkünften im Ausland ist – zumindest in der ersten Hälfte dieses Zeitraums – schwierig. Die Plattformen, die es dafür gibt, sind wenig benutzerfreundlich. Aber vor allem ist so gut wie keine Ferienunterkunft mit Internet versorgt. Ich verbringe sehr viel Zeit mit der Suche, aber aus den schönen Plänen wird nichts.

Etwa ab 2005 haben viele Ferienhäuser angeblich Internet, ab etwa 2010 kann man damit rechnen, dass es auch wirklich funktioniert und oft sogar leidlich schnell ist. Die Art und Qualität des Zugangs gehört zu den selbstverständlichen Angaben der Vermieter. Ungefähr zur gleichen Zeit wird es in vielen (aber nicht allen) Ländern ziemlich einfach, Prepaid-SIM-Karten mit Datentarif zu kaufen, so dass man den mobilen Internetzugang als Backup zur stationären Versorgung oder sogar ausschließlich nutzen kann.

Die Plattformen, auf denen man nach Ferienhäusern und Ferienwohnungen suchen kann, waren 2011 immer noch ziemlich schlecht und sind es vielleicht sogar 2014 noch. Ich weiß es nicht, weil ich in den letzten Jahren keine besucht habe. Das ist teils einfach Zufall, teils liegt es daran, dass es inzwischen Airbnb gibt.

Kathrin Passig

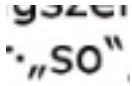
Ende der 90er bis ca. 2010

Anführungszeichen per Musikgedächtnis

In Sachen Interpunktion bin ich ein wenig pedantisch. Ein Gedankenstrich und ein Bindestrich sind etwas Unterschiedliches, drei Punkte sind keine Ellipse und die Dinger auf der Tastatur über der 2 sind keine Anführungszeichen.

Richtige Anführungszeichen waren aber früher nicht ganz einfach: Texte, die in Windows und DOS bearbeitet wurden, waren nur kompatibel bei Zeichen, die im unteren Zahlenbereich des verwendeten Zeichensatzes vorkommen – und da gibt's keine richtigen deutschen Anführungszeichen.

Word (oder der Windows-Zeichensatz) machte zudem in der Auto-Korrektur aus zweimal den Tüddelchen über der 2 zwar Annäherungen an typographisch korrekte Anführungszeichen, aber eben nur annähernd:



so nicht

Die einzige kompatible und typographisch tragbare Lösung: Guillemets, französische Anführungszeichen, im Zeichensatz auf Position 175 für » und 174 für «. Eingegeben wird das unter Drücken der Alt-Taste und der Zahlenkombination auf dem Nummernblock: Umständlich, aber unter DOS und Windows verwendbar und im Ergebnis hübsch.

Über die ALT+Zahlenkombination-Methode gebe ich bis Anfang der 10er-Jahre alle Sonderzeichen ein, per Muskelgedächtnis geht das erstaunlich flott von der Hand (und mit erstaunlich vielen Sonderzeichen). Mittlerweile bin

ich unter Windows auf Autohotkey umgestiegen, mit dem man bequem beliebige Zeichen auf beliebige Kombinationen legen kann, die Anführungszeichen zum Beispiel auf AltGr+> und AltGr+<.

Nur bei der Arbeit darf ich keine eigene Software installieren – die Eingabe per Zahlencode geht immer noch, Muskelgedächtnis sei Dank.

Felix Neumann

Ungefähr 2010

Das Modell war besser als die Augen

Auf einem Modellauto-Sammler-Stammtisch stellt sich der versammelten Riege im Schnitt eher alter Herren die Frage, was denn die Firma Wiking da in silberner Farbe auf weißem Grund auf den Heckdeckel des etwa daumenlangen Opel-Kadett-Modells gedruckt haben mag. Scharfes Hinsehen, die eine oder andere Lesebrille und Lupe und nicht zuletzt die Erinnerung ans Vorbild des Modellautochens bringen uns zum Schluß: Links steht “Kadett L”, was soll da auch sonst groß stehen. Aber rechts? Das kann niemand von uns entziffern. Bis sich der Unterzeichnete der legendären Makrofähigkeiten seiner auch schon etwas älteren, gebraucht erstandenen Nikon Coolpix 990 entsinnt. Ein schnell geschossenes Bild, auf dem Display der Kamera bis zum Anschlag gezoomt, bringt es an den Tag: “automatic” steht da in fliegenbeindünnen Chromlettern. Man ist von Modell- wie Kameraqualitäten angemessen beeindruckt.

Ermel

2005 bis 2010

Navigation ist, wenn man trotzdem ankommt

2005 haben meine Eltern ein günstiges Saugnapf-Navi in ihrem Auto. Ich probiere es aus und baue fast einen Unfall, weil ich mich immer wieder frage, was für idiotische Wege es fährt, die man als Taxler nicht benutzen würde.

Meine Eltern sind nicht gerade die Technik-Early-Adopter, deswegen nehme ich an, dass diese Ausstattung zeitüblich und Mainstream ist. Zum gleichen Zeitpunkt habe ich auch schon mehrere reine GPS-Navigationssysteme ohne Routingfunktion verschlissen (beim Segeln und beim Geocachen), das macht es noch wahrscheinlicher.

Ab Dezember 2006 habe ich ein eigenes Saugnapf-Navigationssystem im Auto. Es gibt eine Navi-Modder-Szene, es kann erste Formen von Stau-Vorhersage über TMC und es hat Bluetooth mit einer brutal hellen blauen LED. So etwas wie Zukunft ist spürbar.

Im Sommer 2010 wird mein Auto aufgebrochen und das vier Jahre alte Aldi-Navi geklaut. Ich kaufe mir kein neues, dezidiertes Navi mehr.

Zu dem Zeitpunkt habe ich wahrscheinlich ein Iphone 3GS, das auch irgendeine Routing-Software hat. Diese hat sich aber so unauffällig verhalten, dass ich mich nicht daran erinnern kann, ob das schon GoogleMaps war.

Alexander Stielau

ca. 2010

Die (recht kurze) Blütezeit der Flip

Ein Blick auf Pocket-Camcorder vom Typ der Flip, ein paar Jahre in den USA (und dann auch in Deutschland) ein Kult-Gadget.

Und warum sie nach recht kurzer Blüte keine Bedeutung mehr hatten. Passend zum Thema als Video.

www.youtube.com/VAmhwW5gxXE

Ein mit der Flip aufgenommenes Video sieht dann ungefähr so aus:

...

www.youtube.com/pnEyzfoOs6Y

Thomas Wiegold

2010

Rubbelbuchstaben aus der untersten Schublade

Ein Kollege meint „Wir sollten diese riesigen Planschränke endlich entsorgen, die braucht doch kein Mensch mehr.“ Recht hat er, denn seit Speicher preiswert geworden ist, archivieren wir ohnehin nur noch digital und jetzt ist es so, dass die Planschränke den halben Flur auffressen, ohne irgendwas für uns zu tun. In den Schubladen der Planschränke finden wir zum Teil ästhetisch unangenehm gealterte Layouts aus den goldenen Zeiten der goldenen Zeiten (New Economy/ Neuer Markt, andere Bubbles) und der eigenen Jugend (also von vor 2-3 Jahren).

Ganz unten, in der Pleistozänschublade, findet sich sogar ein Stapel nur wenig angenagter Letrasetbögen. Letraset, das sind teure Anreibebuchstaben, mit denen man früher unfassbar präzise Layouts von Hand auf Papier gerubbelt hat (www.youtube.com/watch?v=ed6iXQW_O1U). Ich selbst habe nie damit gearbeitet und kenne das ernsthafte Layouten damit nur noch aus Erzählungen der älteren Kollegen. Es scheint mir der Inbegriff der beschwerlichen alten Zeit zu sein: Man musste sich vorher ganz genau überle-

gen, was wohl gut aussehen würde und konnte schon aus Zeitgründen nicht einfach mal einen groben Scherz in Comic Sans dazwischenschieben oder 26 unterschiedliche Schriftgrößen oder Schriftarten kurz mal durchprobieren.

Im Rausch des Räumens dokumentiere ich noch nicht einmal, was wir da wegwerfen. Hinterher tut es mir leid, und ich denke, ich hätte Beweise sammeln sollen. Wie schwer das früher war, eine Überschrift umzuformatieren, das glaubt einem in fünf Jahren ja kein Mensch mehr.

Mia Culpa

Zwischen 2007 und 2010

Wir bekommen Geld, weil wir in der Kantine essen

In der Firma haben wir eine kleine öffentliche Kantine, die aber hauptsächlich von den zwei Firmen im Gebäude genutzt wird. Unser Arbeitgeber bezuschusst jedes Essen mit 1,50 Euro, sofern es über einem bestimmten Wert ist. Diesen Wert habe ich leider mittlerweile vergessen, es läuft im Wesentlichen darauf hinaus, dass man nicht einfach dauernd umsonst essen kann.

Der Betrag wird beim Bezahlen abgezogen. Als Softwareentwickler liegt eine unsere Spezialfähigkeiten darin, herauszufinden, wie sich jedes gegebene System zu den eigenen Gunsten knacken lässt und so fragen wir uns auch, ob es möglich ist, mit geschicktem Taktieren das Kantinenbezahlsystem auszuhebeln.

Eher durch Zufall bekommen wir die Antwort, leider habe ich die Details vergessen, aber das grobe Konzept weiß ich noch, von näheren Nachfragen muss man also absehen.

Es funktioniert ungefähr so: Der erste in der Reihe bezahlt ein relativ kostengünstiges Essen, dass aber noch in den bezuschussten Rahmen fällt, es werden als 1,50 Euro abgezogen. Leider ist auf der Chipkarte nicht mehr genügend Geld drauf, so dass sich der nächste erbarmt, das Essen mit seiner Karte zu bezahlen.

Entweder weil die Kassiererin unaufmerksam ist oder aber das System es einfach so vorgibt, wird nochmal 1,50 Euro Bezuschussung abgerechnet. Die zusammengerechneten 3 Euro Zuschuss werden jetzt vom Gesamtbetrag abgezogen, der aber weniger als 3 Euro beträgt.

(Ich würde behaupten, der Minimalbetrag für Bezuschussung lag bei 2,50 Euro und ein Salatteller kostete 2,90 Euro oder irgendwie sowas, das mag aber auch falsch sein.)

So oder so wurde das Essen jetzt mit doppelt so viel Zuschuss abgerechnet und der zweite Kartenbesitzer bekommt den Differenzbetrag auf die Karte gut geschrieben.

Genau diese Konstellation bekommen wir einmal hin, rein zufällig, ohne es darauf abgesehen zu haben. So haben wir 30 oder 40 Cent verdient, aber weil wir die Kantine okay finden, die Konstellation auch nur mit etwas Mühe herzustellen ist und wir davon ausgehen, dass die Kantinenbetreiber auch nicht doof sind und 30-Cent-Gutschriften auf Dauer doch auffallen würden, bleibt es bei dem einen Mal. Als Entwickler reicht uns auch ein bisschen die Erkenntnis, dass es ginge, wenn man würde.

Anne Schüßler

2004 bis 2010

Eventuell unberechtigte Navigationsgerätskepsis

Irgendwann ab 2004 treten Navigationssysteme in mein Leben. Zunächst bin ich nur skeptischer Beobachter. Das erste Mal live und in Action sehe ich ein Navigationssystem bei der Fahrt zur Hochzeit von Freunden ins Sauerland. Bekannte nehmen uns mit und haben so ein Wunderding eingebaut. Möglicherweise starre ich etwas zu fasziniert auf das kleine Gerät, jedenfalls stellt der Beifahrer es irgendwann aus.

Doch es überwiegt weiterhin die Skepsis. Das hat auch den Grund, dass ich sehr gerne Karten lese und eine insgesamt gute Orientierung habe. Zwar bringe ich dauernd rechts und links durcheinander, Himmelsrichtungen und Wege machen mir hingegen keine Probleme. Was, wenn einen das Navi falsch führt, was, wenn eine Straße gesperrt ist? Was, wenn es nicht weiß, dass das nur ein Feldweg ist? WIE KANN SO EIN DING ÜBERHAUPT DENKEN, DASS ES BESSER DEN WEG FINDEN KÖNNTE ALS ICH? Die Lobeshymnen anderer Leute auf dieses technische Wunderwerk scheinen mir etwas übertrieben. Ein guter Straßenatlas tut es doch auch!

Natürlich basiert diese Skepsis auf exakt keiner Erfahrung. Bis auf mein kurzes Navigationserlebnis Ende 2004 habe ich noch kein Navigationsgerät bei der Arbeit gesehen, geschweige denn selber bedient. Aber Straßenkarten! Die schönen Straßenkarten! Woher soll das Navi das alles wissen? Und, was, wenn es ausfällt? Am Ende verhungert man einsam und verlassen, weil das Navi versagt und man ohne Benzin und Straßenatlas irgendwo im Nirgendwo gestrandet ist.

Die Navigationsgerätskepsis verlässt mich recht plötzlich, als wir 2010 ein neues Auto mit eingebautem Navigationsgerät kaufen. Das Navi weiß, wo es lang geht, es führt einen verlässlich, es führt einen NICHT verkehrt in Einbahnstraßen und NICHT auf obskure Feldwege! Toll!

Eventuell, so muss ich zugeben, war meine Skepsis unangebracht. Aber seit dem großen niederländischen Autobahndebakel von 2012 (das Techniktagebuch berichtete) haben wir trotzdem auch wieder Straßenkarten im Auto, allein für den Fall, dass irgendwer wieder heimlich eine Autobahn umgebaut hat.

Anne Schüßler

Ohne Datum (irgendwann zwischen 1998 und ca. 2010)

Das nächtliche Zucken

Meine Schwester ist zu alt für ihren „Furby“, laut unserer Mutter. Das bedeutet, entweder wegwerfen oder an mich übergeben, und da meine Schwester es nicht übers Herz bringt, ihn zu entsorgen, bekomme ich ihn.

Furbys sind diese kleinen plüschigen Tierchen mit den großen Plastikaugen, die aussehen wie eine kleine Brille, verbunden mit einem gelben Schnabel. Sie entwickeln nach und nach eine Persönlichkeit, je liebevoller man sie behandelt, desto positiver wird ihr Charakter. Dieses blau-türkise Exemplar sitzt auf seinen Füßen, Ohren gespitzt, als würde er dir immer gerne zuhören wollen.

Ich freue mich natürlich über das Geschenk und spiele ziemlich oft mit ihm, er brabbelt irgendetwas und ich finde das auch witzig, ich kann ihn sogar „füttern“, indem ich seine Zunge mit einem Finger runterdrücke. Meine Mutter findet das ziemlich nervig, ich aber immer noch lustig. Der blaue Plüschball redet ununterbrochen und zwinkert mit den Augen.

Nach ein paar Wochen fängt er an zu zucken und nicht mehr aufzuhören, auch nachts nicht, auch nicht, wenn ich versuche ihn auszuschalten. Das bedeutet, Batterien raus. Dadurch ist er auch erst einmal ruhig und steht nun in meinem Bücherregal, sieht direkt auf mein Bett, mit einem halb und einem ganz geöffneten Auge.

Mitten in der Nacht, ein paar Tage später, fängt er erneut an zu zucken, so sehr, dass er vom Regal fällt und ich erschrocken aufwache. Ich bin acht Jahre alt und fange an zu weinen, renne in das Zimmer meiner Mutter, die nicht erfreut darüber ist, dass ich sie nachts um halb zwei wecke.

Wir haben doch die Batterien rausgenommen, wie ist es also möglich, dass sich der Furby immer noch bewegt und Geräusche macht? Nun versuchen wir gemeinsam eine Lösung für das Problem zu finden, von dem wir dachten, wir hätten bereits eine gefunden.

Am Morgen suchen wir Gründe für das komische Verhalten des Tieres im Internet. Die einzige Antwort, die man finden kann, ist: „Er ist zu alt“ oder „die Version ist veraltet“. Meine Schwester berichtet, dass so etwas Ähnliches auch schon bei den Furbys ihrer Freunde vorgefallen ist, sie sich aber nie weiter Gedanken darüber gemacht hat und ihre Freunde die Furbys letzten Endes einfach in den Keller verbannt oder weggeworfen haben. Auch nach weiterem Suchen und Fragen im Internet finden wir keine Antwort.

Seit er mir so einen Schrecken eingejagt hat, habe ich ihn in einer Schublade verstaut und seitdem ist er auch immer ruhig gewesen. Ich versuche ihn noch einmal anzuschalten, mit neuen Batterien versehen. Das funktioniert jetzt allerdings auch nicht mehr.

Wir kommen zu dem Schluss, dass er tatsächlich zu alt ist und irgendetwas in seinem Inneren kaputtging, ohne dass man es vorher bemerkt hatte. Was genau, kann leider niemand sagen.

Karoline Fritz

Anmerkung der Redaktion: Tatsächlich gibt es auch von anderen Leuten Geschichten über Zombie-Furbys ohne Batterien. Auch Videos existieren, hier z. B. “Possessed Demonic Furby! REAL!!”. Eine ausführliche Erklärung konnten wir nicht finden, es scheint aber was mit Kondensatoren zu tun zu haben, in denen auch nach dem Entfernen der Batterien noch Energie gespeichert ist.

Um 2010

Ich kenne mich nur von Fotos. Retuschierten, wie sich herausstellt

Ich habe zu Hause keinen Spiegel. Also, ich habe einen, aber er hängt nicht im Bad, ich hole ihn nur manchmal für Gäste heraus, die danach verlangen. Nicht dass ich mein Spiegelbild unangenehm fände, ich will nur nicht darüber nachdenken; Spiegel erzeugen zu viele Gedanken über Unfug, und meine Kontaktlinsen kann ich auch so einsetzen. Aus demselben Grund gucke ich auf öffentlichen Toiletten beim Händewaschen nicht in den Spiegel. Ich sehe mich nur auf den Fotos von Freunden. Zwischen 2005 und 2010 sind das vor allem Fotos von J. und H., mit denen ich mir auch das Büro teile.

Auf den Fotos anderer Menschen finde ich mich in letzter Zeit merkwürdig verhärmt aussehend. Ich mache mir Sorgen, vielleicht bin ich ja unglücklich oder gestresst und weiß es nur nicht? Als ich das Problem vor J. und H. erwähne, vermutet J.: „Die anderen Fotografen machen halt nicht die Falten weg“. „Wie, ihr macht das? Ihr bearbeitet die Bilder nach?“ Selbstverständlich bearbeiten sie alle Bilder nach, sagen beide. Sie haben das bisher nicht für erwähnenswert gehalten. Ich bemühe mich, doriangraymäßig sofort um mehrere Jahre zu altern, aber es dauert ziemlich lange, bis ich mich an die neue Situation gewöhne.

Kathrin Passig

Anfang 2011

Dank Monitoring finde ich meine Uhr

Ich stelle mein persönliches Monitoring auf zuverlässigere Beine, weg von Google Alerts, hin zu alert.io, die eine für meine Zwecke vollkommen ausreichende Kostenlosvariante zur Verfügung stellen.

Bei der Neueinrichtung kommt mir mein nicht so häufiger Nachname zugute, der als Suchbegriff zunächst einmal vollkommen ausreicht. Ich werde Falschmeldungen von den wenigen Unternehmen und Produkten, die meinen Nachnamen tragen, dann später noch aussortieren können.

Beim ersten Durchlauf entdecke ich schier Unglaubliches: Ich habe eine Uhr. Also, genauer: Es gibt eine Uhr, die meinen Nachnamen trägt. Ich bestelle sie sofort. Es ist ein Haufen Plastikschrott in Glitzeroptik, ich werde sie keine Sekunde tragen, aber ich finde sie ganz toll. Wer außer Menschen mit dem Nachnamen Rolex oder Swatch kann schon von sich behaupten, eine Uhr zu besitzen, die seinen Namen trägt?

Johannes Mirus

Um 2011

Wir machen uns Sorgen: Cargohosen kommen aus der Mode! Wohin mit dem Handy?

Mein Freund H. macht sich große Sorgen: Cargohosen kommen aus der Mode! Keine Beintaschen mehr! Wohin wird man in Zukunft sein Handy stecken?

Die Beintaschenlösung ist zwar auch nicht ganz ideal, weil man, wenn man im Gehen das Handy herausholt, ein paar Schritte lang aussieht wie der Glöckner von Notre Dame. Aber sie ist klar besser als die Vordere-Hosentaschen-Lösung (drückt), die Hintere-Hosentaschen-Lösung (Handy geht beim Hinsetzen kaputt oder fällt beim Hoserunterlassen ins Klo) oder die abwegigen Oberarm- oder Umhängetaschengurt-Ideen, auf die manche Hersteller verfallen. In den 90ern gab es auch mal eine Phase, in der man Bauchtaschen umschnallte, in die dann auch noch das Geld und die Wochenendeinkäufe passten, aber das ist zum Glück vorbei. Lederne Handyfutterale am Gürtel (neben der Ledertasche für das Leatherman-Tool) habe ich schon lange nicht mehr gesehen.

Es gibt also keine ernstzunehmende Alternative zur Beintasche, und vorübergehend sorgen wir uns beide, bis ich mit der Post den Frontlineshop-Katalog bekomme. Frontlineshop ist nämlich auch an der Frontline der Gendersache und schafft es inzwischen, mir den Männerkatalog mit den gutaussehenden Sachen zu schicken statt den Frauenkatalog mit den ungewöhnlich idiotischen Sachen. (Ich will damit nicht sagen, dass Frauensachen generell idiotisch aussehen, nur bei Frontlineshop ist es halt so.)

Schau, sage ich, die ganzen jungen Hipstergeschöpfe! Alle mit Beintaschen! Wir müssen uns keine Sorgen machen.

Kathrin Passig

21.1.2011

Jemand aus der VR China versucht auf meinen Facebookaccount zuzugreifen

Ich rufe Facebook auf und kriege den Hinweis (mit Darstellung auf einer Weltkarte), dass jemand aus der Volksrepublik China versucht haben soll, auf meinen Account zuzugreifen. Dank IP Geolokalisation erkennt Facebook das und findet es komisch.

Ich schließe mich an und klicke auf „Erkenne das nicht“.

In der Folge gab es mehrere Möglichkeiten, sich als rechtmäßigen Accountinhaber zu beweisen. Mir geht es ähnlich wie es Kai Biermann am 1.4.2014 ergehen wird: Keine Handynummer im Profil und keinen Zettel mit der Sicherheitsabfrage im Portemonnaie.

Ich wähle also die Fotos der Facebook-Freunde. Und merke, dass etliche noch die Bilder aus der „Wähle Deinen Helden der Jugend als Facebook-Profilbild“-Aktion eingestellt hatten.

Aber anscheinend habe ich ausreichend oft den richtigen Namen hinter den gefühlt 2.582 Bildern von Kermit, dem Frosch, gewählt, um meine Identität nachzuweisen.

Volker König

Februar 2001

Stecker zum Internet gezogen

Die PR-Agentur, in der ich arbeite, ist kürzlich in neue, schicke Räume umgezogen, endlich gibt es auch Platz für einen anständigen Serverraum im Keller. Der betreuende Admin, Alex, ist eigentlich PR-Trainee in meinem Team,

konnte aber der Adminaufgabe nicht entfliehen, da er im jugendlichen Enthusiasmus seine überragende Kompetenz auf dem Gebiet nicht rechtzeitig verheimlicht hatte.

Der Serverraum im Keller ist verschlossen, den Schlüssel bewahrt in seinem Schreibtisch der stellvertretende Admin Thomas auf, der ebenfalls in meinem Team sitzt.

Während der eigentlich friedlichen Nachmittagsarbeit tut sich Seltsames in meinem E-Mail-Eingang: Immer mehr Mails von unbekannten Absendern und mit Anhang tauchen auf. Ich sage ins Großraumbüro: „Äh, ist bei euch auch . . . ?“, als uns allen die Nachrichten vom Vortag einfallen, nach denen eine große deutsche Luftlinie durch eine Virenattacke (Anna Kournikowa?) lahmgelegt wurde.

Dann geht alles filmreif schnell:

Alex springt auf und rennt los, Thomas reißt seine Schublade auf, greift den Serverraumschlüssel und wirft ihn hoch über Alex' Laufbahn, Alex greift den Schlüssel im Flug und verschwindet damit im Treppenhaus. Drei Minuten später kommt er atemlos aus dem Serverraum zurück: „Stecker zum Internet gezogen.“

Dann erinnert er alle in der Agentur daran, niemals auf den Anhang in Mails unbekannter Absender zu klicken.

Wir arbeiten bis zum nächsten Tag ohne Internetzugang weiter.

die Kaltmamsell

9.2.2011

Ein cleveres Filtersystem am mexikanischen Hauptstadtflughafen

Die Zollkontrolle im Flughafen „Benito Juarez“ von Mexiko-Stadt ist auf interessante Weise geregelt: Jede/r Einreisende muss auf dem engen Weg in die Freiheit einen großen Knopf drücken. Dieser lässt nach dem Zufallsprin-

zip eine Ampel aufleuchten. Zeigt die Ampel grünes Licht, darf man ohne gesonderte Kontrollen weitergehen. Leuchtet die Ampel rot, muss man sein Gepäck von den Zollbeamten untersuchen lassen. Meine Reisebegleitung und ich haben Glück, wir erwischen beide das grüne Licht. Wir hatten aber eh nicht vor, Verbotenes ins Land zu schaffen.

Torsten Gaitzsch

Januar 1993 und Februar 2011

Ein Fisch begleitet mich durchs Leben

Im Januar 1993 scanne ich aus dem Buch „Scan this Book: Over 2500 Copyright-Free Objects For Scanning and Photocopying“ mit meinem Handscanner dieses Bild ein:

(Ich weiß, dass es im Januar 1993 war, weil die Datei durch eine Reihe unwahrscheinlicher Zufälle bis heute auf meiner Festplatte liegt und noch das Original-Erstellungsdatum trägt.)

Im Februar 2011 beginne ich mit der Arbeit am Zufallsshirt-Generator. Als Erstes muss ich herausfinden, wie ich mit Vektorgrafiken im SVG-Format arbeiten kann. Ich suche mir eine Testgrafik im Netz. Bei Wikimedia Commons gibt es einen sympathischen SVG-Fisch. Es dauert ein paar Tage, bis ich merke, warum er mir so bekannt vorkommt.

Kathrin Passig

21.2.2011

Nicht mein Geburtstag

Heute ist der 21. Februar, und heute ist nicht mein Geburtstag. Nein, ehrlich nicht. Obwohl ich es kurz vor Mitternacht, zum Ende dieses Tages, bald selbst kaum noch glauben kann.

Eine ganze Menge Leute haben mir heute zum Geburtstag gratuliert, mit den besten Wünschen. Die meisten via Facebook, einige per E-Mail oder Twitter. Sie alle haben gesehen, was seit heute Null Uhr bei meinem Facebook-Profil steht: Hat heute Geburtstag.

Nun ist mir ein dummer Irrtum passiert. Als ich meinen Facebook-Account einrichtete, muss mir doch glatt irgendwie ein Zahlenfehler passiert sein. Im Klartext: Da habe ich wohl falsche Ziffern eingegeben. Ziffern, die das social network in die klare, aber ebenso klar falsche Ansage umsetzte: Der Typ wird am 21. Februar ein Jahr älter.

Nun wäre das relativ egal, wenn nicht, wie ich heute gelernt habe, für viele Leute die Facebook-Anzeige den Kalender ersetzt. Unter den Gratulanten sind einige, die mich seit Jahren kennen und eigentlich wissen, dass ich nicht im Februar Geburtstag habe. Die haben sich, dennoch, an der Facebook-Ansage orientiert.

Mehr noch: Ich hatte ja so was geahnt und kurz vor dem Anbruch dieses Tages einen Hinweis auf mein Profil gesetzt:

> Ich muss etwas gestehen, und es bedarf dazu keiner Aufforderung: In den mehr als 5 Jahrzehnten meines Lebens habe ich Fehler gemacht, die sich aus dem mühevollsten Alltag ergeben haben. Darunter ist auch, das gehört zur Wahrheit und Klarheit, ein dummer Eingabefehler bei der Facebook-Anmeldung. Bei dem für Montag angegebenen Datum handelt es sich, und keiner bedauert das mehr als ich, nicht um das korrekte Datum.

Aber auch das haben nur einige wenige ernst genommen . . . und den Gratulationsstrom konnte das nicht stoppen.

Zugegeben: einige haben auch damit gespielt und ganz bewusst gratuliert, obwohl sie wussten, dass das Datum nicht stimmt.

Aber nach diesem falschen Geburtstag frage ich mich: Werde ich mich irgendwann rechtfertigen müssen, weil in Geburtsurkunde, Pass, Führerschein und Personalausweis ein anderes Datum steht? Gefährde ich meine Renten-

zahlung? Gefährde ich meine Identität, weil ich darauf beharre, dass mein Geburtstag an einem anderen Tag ist als bei Facebook angegeben? Kann ich das alles noch ändern?!

Oder, kurzgefasst: wer bestimmt hier eigentlich – ich oder Facebook? Ich fürchte, die Antwort will ich gar nicht hören . . .

Thomas Wiegold, Crosspost von WiegoldZwo

27.2.2011

Die Zeit ist einfach noch nicht reif für Hausmusik via Skype

Ich bin bei meinen Eltern zu Besuch. Wir haben gerade versucht, Aleks mit seiner Blockflöte aus Irland via Skype zur Hausmusik zuzuschalten. Das Ergebnis erfreut niemanden.

Kathrin Passig: es tut mir leid.
Aleks Scholz: ich bin den traenen nahe.
Kathrin Passig: vielleicht geht es besser, wenn man nicht verschiedene Kontinente bewohnt.
Kathrin Passig: deine Nachbarn sind vermutlich auch den Tränen nahe.
Aleks Scholz: meine nachbarn haben nicht viel gehoert
Kathrin Passig: immerhin sind die Kinder begeistert vom Technikspektakel.
Aleks Scholz: vielleicht geht es mit einem richtigen telefon besser.
Kathrin Passig: oh, ein richtiges Telefon.
Aleks Scholz: aber das nimmt irgendwie den reiz
Kathrin Passig: das wäre natürlich auch noch eine Option gewesen. auf die Idee bin ich gar nicht gekommen.
Aleks Scholz: jedenfalls haben richtige telefone nicht dieses problem, dass man nicht gleichzeitig senden kann
Kathrin Passig: ach, bis nächste Weihnachten ist die Latenzzeit sicher schon

wieder geringer.
Aleks Scholz: ja, ganz sicher. hust.
Kathrin Passig: und schon in zehn Jahren wird der Traum von der Skypehausmusik wahr.
Kathrin Passig: oder man braucht einen Schieberegler, mit dem man … hm …
Kathrin Passig: man müsste ja nicht den ankommenden Ton ausbremsen, sondern die umgebende Realität.
Aleks Scholz: man braucht eine art metronom, das die beiden stimmen an einem referenzrechner zeitgenau einspielt
Kathrin Passig: und dann dürfte man seine Originalstimme nicht hören, sondern nur die aus dem Rechner.
Aleks Scholz: jeder spielt nach unabhaengigen zeitsignalen, die vom referenzrechner mit, ehm, lichtgeschwindigkeit an die teilnehmer uebermittelt werden
Kathrin Passig: es bleibt das Problem, dass man die selbst erzeugte Musik ja direkt selbst hört, ohne Umwege über das Internet.
Aleks Scholz: und der zentralrechner baut alles zusammen. aber das ist auch nicht viel anders als „jeder spielt separat seine stimme ein“
Aleks Scholz: was immer geht
Aleks Scholz: aber nicht dem spirit der hausmusik entspricht

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

Februar 2011

Immer Passwort, immer

Nach Wien zu fliegen, ist von Frankfurt aus nicht teuer. Es kostet aber viel Schlaf, weil man um 4 Uhr morgens dort sein muss für den wirklich billigen Flug. Bepackt mit einer Kameratasche und einem On-Board-Rucksack, in dem neben On-Board-Dingen auch Platz für meinen Laptop ist, nicht jedoch mit vollem Bewusstsein, schlurfe ich zur Sicherheitskontrolle, wo sich prompt gleich mehrere Personen um mich kümmern.

Den Laptop wünschen sie aus dem Rucksack, ich muss ihn aufklappen und anschalten. Währenddessen befragt mich ein Kollege zu meinem Kamerazubehör. Ich weiss natürlich nicht alle Objektivspezifikationen auswendig. Schon gar nicht um die Uhrzeit. Dann soll ich mitkommen, mit der Kameratasche. Den Laptop und Rucksack soll ich ruhig da lassen, sagen sie. Ich gehorche willenlos. In einem Nebenraum behandelt ein gesprächiger Sicherheitsmensch jedes einzelne Teil in meiner Kameratasche mit Abstrich und Augenschein, beides offenbar gründlich. Als er nichts Verdächtiges an den Sachen findet, darf ich alles wieder einpacken und zurück zum Sicherheitskontrollpunkt gehen, wo mein Rucksack noch liegt. Den nehme ich aus der Plastikwanne und gehe weiter zum Gate.

Erst beim Auspacken in der Wiener Pension wird mir klar, dass im Rucksack alles mit mir gereist ist, bis auf den Rechner. Der muss, so hoffe ich zumindest, noch in Frankfurt liegen. Das mobile Internet schwächelt, also muss WLAN her. Im Stockwerk oben drüber sei das WLAN besser, hieß es, aber für oben habe ich keinen Schlüssel. Das Telefon hochgereckt defiliere ich deshalb entlang der salutierenden Blümchentapete im Flur der Pension, um das versprochene WLAN zu finden. Es versteckt sich an und in der Flurtoilette. Immerhin. Damit kann ich die Telefonnummer des Fundbüros am Frankfurter Flughafen herausfinden. Wenn ich will sogar sitzend.

Natürlich rufe ich gleich an. Nun bereue ich sehr, dass der Reiserechner lieblos und hastig erworben wurde und noch nicht einmal vernünftig eingerichtet. Ich hatte ihn in aller Eile zwei Wochen zuvor für eine Parisreise erworben und gerade mal die notwendigsten Verrichtungen daran getan, zu denen wohl nicht die Einrichtung eines Passwortes zählte.

Ja, sagt mir der Fundbüromann am Telefon, ein Rechner sei in der fraglichen Zeit liegen geblieben, welches Modell es denn sei, und ich sage so etwas wie „so ein eckiger schwarzer von Samsung, klein, leicht“ und schäme mich. Dann muss ich auch noch zugeben, dass ich kein Passwort nennen kann, weil es keines gibt. „Immer Passwort!“ sagt der Mann hilfsbereit. „Immer!“ Ich gebe ihm recht.

Der Plan, den Rechner anhand installierter Programme zu identifizieren scheitert ebenfalls: Den ganzen vorinstallierten Quatsch habe ich bislang keines Blickes gewürdigt und meine wenigen selbst installierten Dinge (Chrome etc.) sind zu generisch für eine Identifikation.

Der Mann am Telefon bleibt freundlich – nur, fragt er, wie wolle ich denn dann beweisen, dass es mein Rechner sei. Da müsse man schon sicher sein. „Sie werden“, sagt er, „uns die Rechnung bringen müssen“ Die hab ich zwar noch, weil der Rechner ja so neu ist, aber das will ich natürlich nicht, denn der Flughafen ist über eine Autostunde von daheim entfernt und überhaupt, das dauert alles viel zu lang, da sind ja auch Bilder drauf, die ich brauchen werde.

Als mein Kopf so das Wort „Bilder“ denkt, fällt mir dann doch noch etwas ein: Ich hatte in Paris unter anderem Bilder von historischen medizinischen Präparaten gemacht. Ich bitte also den Mann, den Rechner doch noch einmal hochzufahren und dann in einen bestimmten Ordner zu schauen. Dort müsste er, so sage ich ihm, Bilder von eingelegten Organen und Wachsmodellen von Tumoren finden „so Pathologiezeug“, sage ich. Er seufzt jetzt doch ein bisschen, aber ich höre, wie er den Hörer beiseite legt und sich am Rechner zu schaffen macht. Als der Rechner so weit ist, scheint der Mann die Bilder einzeln anzuklicken und jeweils mit einem beherzten KLACK der Entertaste zu öffnen. Es bleibt lange recht still, nur das hellere Mausklicken gefolgt vom

Tastenklack Ist zu hören, immer wieder. Warum er so viele davon anschaut, weiß ich nicht, aber ich beschwere mich nicht. Dann raschelt es: „Hören Sie?“. Ich bestätige. „Das ist dann wohl ihrer“.

Wir vereinbaren die Abholungsmodalitäten und ich besorge mir anderntags einige große Speicherkarten, um die Wienzeit ohne Rechner zu überbrücken. Auf dem Rückweg hole ich den Rechner in Frankfurt wie vereinbart ab. In den Tagen danach sortiere ich endlich alle Fotos aus Wien und Paris, auch die aus der Pathologie, die wirklich wesentlich gruseliger sind, als ich sie in Erinnerung hatte. Die mir selbst vielfach gelobte Besserung tritt in der Folge zumindest teilweise ein: Die Pathologiebilder bleiben unveröffentlicht, denn eigentlich hätte ich sie ohnehin nicht machen dürfen und ich will mein Karma nicht weiter herausfordern. Dem Rechner verpasse ich endlich ein Passwort. Und ich verdrehe nicht mehr die Augen, wenn jemand teure Technik im Taxi oder beim Bäcker liegen lässt.

Mia Culpa

01.03.2011

Das leuchtet ja gar nicht im Dunkeln

Mein Kindle ist da. Ich packe es aus, es ist mehr oder weniger sofort funktionstüchtig, ich schalte es also an, gehe irgendwo hin, wo’s dunkel ist und stelle fest, dass das ja gar nicht im Dunkeln leuchtet.

Es ist auch nicht so, als ob mir jemand gesagt hätte, dass es leuchten würde oder dass ich das irgendwo gelesen hätte. Man geht halt davon aus, dass Bildschirme leuchten. Ein Kindle-Bildschirm leuchtet nicht, das ist das Prinzip, er soll ja gar nicht leuchten.

Ich begreife so langsam, was so ein E-Book-Reader eigentlich ist und kann, und dann finde ich das Gerät eigentlich nur noch toll.

(Das wird auch so bleiben, übrigens.)

Anne Schüßler

März 2011

Verloren im Smog – Shanghai, Entenhälse und WLAN

Ich bin in Shanghai und fest entschlossen, die riesige Stadt wenigstens teilweise zu Fuß zu erkunden. Auf meinem Motorola Milestone Smartphone habe ich eine Deutsch-Chinesisch App installiert, mit der man einzelne Worte zu Belustigung der Einwohner vermutlich sehr falsch aussprechen kann. Um im Ernstfall, sollte ich zum Beispiel einen Arzt benötigen, nicht erst die Wörter „Krankenhaus“ und „schnell“ aus der nicht gerade übersichtlichen App pulen zu müssen, habe ich 5 Euro in eine andere App investiert, die über vorgesprochene Sätze verfügt. Bevor ich losgehe, probiere ich die App am Englisch sprechenden Portier aus, der bei jedem Satz respektvoll mit dem Kopf nickt. Habe ich mir also keine Scherz-App andrehen lassen, die statt „Hilfe, der gebratene Hühnerfuß steckt mir quer in der Kehle“ eine schlimme familienübergreifende Beleidigung auswirft.

Die Orientierung in Shanghai ist so eine Sache. Die Stadt ist chaotisch, und die Schilder haben nur auf größeren Straßen auch lateinische Buchstaben. Mein Telefon hat erstaunlicherweise GSM-Empfang, eine chinesische SIM-Karte will mir aber niemand verkaufen. Außerdem hat die Sprach-App keinen Satz für „Ich hätte gerne eine Prepaid-Karte mit 500 MB UMTS-Volumen“, was ich anprangere.

Aber was soll’s, so schwierig wird das mit der Orientierung nicht sein, denke ich. Immerhin wohne ich in einem riesigen Hotel mit 70 Stockwerken, das zudem auch noch über eine sehr einprägsame Dachspitze verfügt. Muss ich halt nur im Blick behalten. In der ersten Stunde meiner Wanderung versichere ich mich ständig, dass das Hotel a) zu sehen und b) noch da ist. In China reißt man die Dinge ja schnell ein und ab. Dann habe ich zusätzlich die gran-

diose Idee, das einprägsame Dach des Hotels zu fotografieren, so dass ich es Menschen zeigen kann, die mir sicher mit Händen und Füßen erklären werden, in welche Generalrichtung ich laufen muss.

Drei Stunden später habe ich an einem Imbiss einen eingelegten Entenhals gegessen und mich völlig verlaufen. Das Viertel, in dem ich unterwegs bin, hat sehr enge Gassen, ein Blick auf die Hochhäuser ist nicht möglich. Also wandere ich eine weitere Stunde rum, bis ich wieder auf eine breite Straße komme, die den Blick in die Richtung freigibt, in der ich mein Hotel vermute. Womit ich allerdings nicht gerechnet habe, war der Smog. Der legt sich so ab Mittag über die Stadt, sinkt runter und bedeckt alles, was mehr als 30 Stockwerke hat. Alle Hochhäuser sehen gleich aus, die Schilder haben schöne chinesische Schriftzeichen, die sicherlich allerhand interessant Dinge verkündigen, mir jedoch nicht. Ich bin verloren und werde vermutlich erst nach Jahren wieder nach Hause finden. Um das zu umgehen, halte ich einen verdutzen Chinesen an, dem ich das Foto vom Dach meines Hotel zeige, wobei ich mit den Fingern in der versmogten Luft rumfuchtele und mit den Schultern zucke. Der Mann schaut sich das Foto interessiert an, nickt, zeigt mir einen erhobenen Daumen und geht weiter. Weitere Versuche enden mit drei völlig verschreckten Passanten und zwei Beschimpfungen (glaube ich).

In meiner Not werfe ich mein Smartphone an. Ich stehe zwischen etlichen Wohnhäusern, vielleicht hat ja eines ein offenes WLAN. Das Telefon denkt einen Moment nach und wirft mir dann eine ca. 50 WLANs umfassende Liste aus, alle offen. Gleich das erste funktioniert, und mit erstaunlicher Geschwindigkeit sagt mir Google Maps, wo ich bin und wo ich hin muss. Auch an allen weiteren Kreuzungen finde ich genug offene Netzwerke. Abends berichte ich meinem Gastgeber erstaunt von den vielen offenen WLANs. Der lacht und meint, dass niemand seine WLAN Verbindung verschlüsselt, dafür gibt es einfach keinen Grund. Die restliche Zeit in Shanghai hüpfe ich dann von WLAN zu WLAN, verlaufen habe ich mich nicht mehr.

Don Dahlmann

März 2011

Wir bestehlen das Fantasy Filmfest auf digitale Weise. (Es tut mir leid.)

A. und ich sind beim Fantasy Filmfest. Für einige Filme habe ich vorab Karten über die Kinowebsite gekauft, aber nur für die, die womöglich an der Kinokasse ausverkauft sein werden, denn das Kartenbestellsystem ist wenig komfortabel. Für jedes einzelne Ticket muss man den Bestellvorgang neu starten und alle Daten neu eingeben.

Jetzt stellen wir fest, dass ich mich verschätzt habe und ausgerechnet der Film, den wir ganz besonders dringend sehen wollten, ausverkauft ist.

Eigentlich bin ich längst ein anständiger und gesetzestreuer Mensch geworden und weiß, dass uns das langjährige FFF-Besuchen zu gar nichts berechtigt, ebensowenig wie der Umstand, dass wir aus Prokrastinationsgründen nie Dauer- oder Pressekarten haben, sondern sehr viel Geld hier lassen. Wir beraten uns eine Weile. Dann beschließe ich: „Dieses eine Mal schmuggeln wir uns ein, und dafür kaufen wir ab dem nächsten FFF immer alles komplett im Voraus."

Ähnlich habe ich es vor langer Zeit mit der Verhütung gehalten („wenn es dieses eine Mal noch gutgeht, nehme ich ab sofort die Pille"), und vor fast genauso langer Zeit mit dem Finanzamt („ich pfusche dieses eine Mal die Umsatzsteuer irgendwie hin, und dafür nehme ich mir ab dem nächsten Mal eine Steuerberaterin"). Es kommt vor, dass man Dinge falsch macht, aber wenigstens soll man sie danach nicht noch mal auf dieselbe Art falsch machen.

Ich gehe davon aus, dass die Einlasskontrolleure nicht unbedingt von mir verlangen werden, dass ich die Onlinetickets ausgedruckt vorlegen kann, schon gar nicht, wenn das Gedränge groß ist. Und den Kontrollpunkt, an dem es einen Barcodeleser gibt, haben wir schon bei einem der vorangegangenen Filme passiert.

An einem Stehtisch vor dem Eingang zum Kinosaal fälsche ich den neuen Filmtitel und die Uhrzeit unter die digitalen Tickets des vorangegangenen Films (nur was für Leute, die nie irgendwo ohne Rechner hingehen). Wir werden ohne Diskussion eingelassen. Die Sitzplätze reichen für alle.

Ich möchte diese Tat nicht zur Nachahmung empfehlen. Erstens verdienen die Fantasy-Filmfest-Veranstalter unser Geld in beiden Wortbedeutungen, und zweitens zieht die Vorstellung, für einen selbst gälten aus irgendwelchen Gründen andere Regeln als für die anderen, viel Unheil nach sich.

Wir wollten nur eben den Film sehr gern sehen.

Kathrin Passig

Frühling 2011

Das alte Märchen mit dem Einschaltstrom der Energiesparlampen mal wieder

Wir zogen mit der ganzen Firma in ein Industriegebiet um. Die Räumlichkeiten konnten wir komplett vom Vorgänger übernehmen, nur noch neuer Teppich und etwas Wandfarbe waren nötig, damit wir unsere Schreibtische aufbauen (lassen) konnten.

Auf den Toiletten hing noch ein Schild

> „Bitte das Licht eingeschaltet lassen!
>
> DAS SIND ENERGIESPARLAMPEN!!!“

Es ging die Diskussion los, dass (erste Partei) Energiesparlampen bekanntlich beim Einschalten so viel Strom ziehen, dass erst nach 30 Minuten Leuchten eine positive Bilanz gegenüber Glühbirnen erzielt würde.

„Quatsch!“ rief die zweite Partei, das sei alles Schnee von gestern und gelte bei modernen Lampen nicht.

Tatsächlich waren beide im Unrecht. Eine 60W Glühlampe verbraucht pro Stunde 60 Wattstunden, die vergleichbare Energiesparlampe mit 14 Wattstunden 44 weniger. Eine normaler, haushaltstypisch mit 16 Ampère abgesicherter Stromkreis kann maximal 3.680 Watt liefern.

Jede Stunde hat 3.600 Sekunden, wenn die Energiesparlampe also eine Sekunde lang die kompletten 3.680 Watt abnimmt – bei mehr würde die Sicherung rausfliegen –, verbraucht sie knapp über einer Wattstunde an elektrischem Strom.

Da der Einschaltstrom maximal ein paar Millisekunden fließt, ist die Behauptung mit dem teuren Einschaltstrom also schon immer und aus tatsächlichen Gründen Humbug gewesen.

Trotzdem war das Schild berechtigterweise angebracht worden.

Der Vormieter der Räume hatte Geld gespart und große Mengen ~~billiger~~ preiswerter Energiesparlampen eingekauft. Die brauchten zwei bis drei Minuten, bis sie auf voller Leuchtstärke waren. Mal schnell im Spiegel über dem Waschbecken die Kontaktlinse richten oder das Makeup kontrollieren war also nur möglich, wenn das Licht schon eine Weile eingeschaltet war.

Volker König

13.4.2011

Internet auf der re:publica: Wird es in diesem Jahr funktionieren?

Kathrin Passig: ich bin jetzt erst mal weg und melde mich dann, falls es dieses Jahr ausnahmsweise technisch möglich sein sollte, von der re:publica wieder.
Fatboyz Nodrog: nagut
(Stunden später)
Kathrin Passig: hurra! Internet!
Kathrin Passig: auf der re:publica funktioniert natürlich wie immer weder

WLAN noch Handynetz.
Kathrin Passig: einen einzigen Tweet habe ich nach mehrstündigen Mühen durchbekommen.

Quelle: Skypelog. Fatboz Nodrog ist Aleks Scholz.

Dieser Tweet illustriert das Problem, ist aber nur ein Beispiel von vielen. Das Thema “Spott über fehlendes Internet auf der re:publica” war in jenen Jahren allgemein beliebt:

twitter.com/Zivilschein/status/58217294823817216

WLAN und Mobilfunkempfang auf der re:publica begannen, soweit ich das 2014 rekonstruieren kann, ~~um 2012 herum zu funktionieren, im sechsten Jahr der Veranstaltung~~. Korrektur: Es war wohl doch erst 2013 und im siebten Jahr, wie die Kaltmamsell berichtet: „2012 erklärte man (Johnny?) mir, dass eine derart starke Nutzung des WLAN eine eigens gelegte Leitung erfordern würde, und dass das scheißteuer sei. 2013 stand das WLAN und man (Johnny?) deutete auf ein dickes Kabel, das man von der oberen Terrasse in ein Fenster gehen sah: Die Verrückten hatten tatsächlich diese Leitung gelegt.“

Kathrin Passig

seit April 2011

Anruferidentifizierung und die Folgen

Immer wenn mein Smartphone klingelt, sehe ich, wer mich anruft, sofern der oder die Anrufende in meinem Kontaktbuch gespeichert ist. Mein altes Handy hat lediglich die Nummer des eingehenden Anrufs angezeigt; es war ihm egal, ob es die Person am anderen Ende kannte oder nicht.

Seitdem stehe ich unter einer kleinen, aber nicht abzuschüttelnden psychischen Belastung: Wie soll ich mich melden, wenn ich einen Anruf entgegennehme und schon weiß, wer mich sprechen will? Früher hat man einfach „Hallo?“ gesagt. Sage ich heute „Hallo?“ und bekomme als Antwort „Ja, hallo, hier ist XY!“, kann ich entweder reagieren mit „Ja, ich weiß“ – worauf mein „Hallo?“ als sinnlos-rhetorische Frage enttarnt wird –, oder ich kann Überraschtsein vortäuschen. Ich muss mich also zwischen hohler Floskel und plumper Lüge entscheiden! Alternativ könnte ich mich natürlich gleich mit „Hey, hallo XY!“ melden, was dem Gesprächspartner aber den Wind aus den Segeln nähme. Schließlich sollte derjenige, der anruft, das Überraschungsmoment auf seiner Seite haben. Der Subtext von „Hallo XY!“ ist aber: „Ha, du kannst mir nichts vormachen. Ich weiß, wer du bist!“

Ich versuche, mich jetzt immer mit einem vorsichtigen „Jaaa?“ zu melden. Das kann sowohl „Wer ist da?“ als auch „Ja, was willst du denn, XY?“ heißen.

Torsten Gaitzsch

20.4.2011

Ausgeraubt von einem sizilianischen Fahrscheinautomaten

Ich löse an einem Automaten am Bahnhof von Cefalù, Sizilien, ein Ticket. Das Ticket für die drei Kilometer kostet einen Euro oder zwei, ich habe nur einen 20-Euro-Schein, aber der Automat ist modern und mehrsprachig und versichert mir auf seinem Display, dass er wechseln kann.

Statt Wechselgeld bekomme ich aber nur einen Gutschein über den Restbetrag, „einzulösen an jedem Schalter“. Der Schalter ist ja gleich nebenan, also trage ich den Gutschein dorthin. „Only in Palermo“, sagt der Bahnmitarbeiter. Ich sage, da stehe ja wohl *einzulösen an jedem Schalter* und keineswegs *only in Palermo*. Daraufhin setzt mir der Bahnmitarbeiter in perfektem und fast akzentfreiem Deutsch auseinander, dass Leute wie ich, die unbedingt meinen, ihr Ticket am Automaten kaufen zu müssen statt am Schalter, obwohl der Schalter doch gleich daneben ist, es eindeutig nicht besser verdient haben und jetzt sehen können, wo sie bleiben mit ihren Only-in-Palermo-Wechselgeldgutscheinen. Beziehungsweise besser gleich in Deutschland bleiben sollten.

Geknickt steige ich in den Zug. Ich bin von einem Fahrscheinautomaten ausgeraubt worden.

Kathrin Passig

20.4.2011

SIM-Karten-Kauf in Italien, erster Einsatz meiner auf der re:publica erworbenen Staatsbürgerschaft

Ich brauche eine italienische SIM-Karte, um nicht durch Roamingkosten zu verarmen. Auf irgendeinem Weg habe ich herausgefunden, dass es in Cefalù eine Filiale des Mobilfunkanbieters TIM gibt. Ich fahre mit dem Zug hin, warte zwei Stunden, bis die Mittagspause des Ladens vorbei ist und bekomme dann relativ problemlos für ungefähr 50 Euro eine mit 2 GB Datenvolumen versehene SIM-Karte, obwohl ich kein Italienisch kann und die Verkäufer des Ladens kein Wort Englisch. Ein UMTS-Stick ist im Preis inbegriffen.

Ich muss beim Kauf meinen Ausweis kopieren lassen und lege dafür zum ersten Mal den Ausweis der Transnational Republic vor, den ich mir wenige Tage vorher auf der re:publica ausstellen lassen habe. Der Vorgang war komfortabler als beim deutschen Staat: Man brauchte kein Passbild mitzubringen, es wurde vor Ort angefertigt.

Ich benutze den Ausweis seitdem für alle Vorgänge unterhalb der Grenzkontrolle: Mietwagenabholung, SIM-Karten-Kauf und Flughafen-Check-in. Letzteres klappt nicht immer.

Kathrin Passig

Anfang Mai 2011

Leben ohne Hardwaretastatur

Auf einem nicht rekonstruierbaren Weg gelange ich an ein Google Nexus S. Mein Verhältnis zu diesem eigentlich sehr guten Handy wird durch das Fehlen einer Hardwaretastatur getrübt. Auf der ausklappbaren QUERTY-Tas-

tatur des G1 konnte ich mit zwei Daumen schnell und fehlerfrei schreiben. Es wird lange dauern, bis ich diese Schreibfähigkeiten auf einer Softwaretastatur wieder erwerbe; Anfang 2014 ist es jedenfalls noch nicht soweit.

Anfangs gibt es Swype noch gar nicht für Android, dann gibt es irgendeinen komischen Ersatz, der kaum funktioniert, dann gibt es Swype, das aber auch nicht so richtig funktionieren will. Vielleicht liegt es auch an mir, denn mein Verhältnis zu Autokorrekturtools und „intelligenten“ Schreibhilfen ist angespannt, die Einmischung in meinen Text durch schlecht informierte Software ärgert mich. Deshalb tippe ich weiter mit zwei Daumen Buchstabe für Buchstabe, unter geduldigem Fehlerkorrigieren. Es wird langsam besser.

Kathrin Passig

18. Mai 2011

Gelebte Globalisierung

Ich unternehme mit meiner Frau eine Wanderung über die Hügel hinter Punta Carnero. Das ist der letzte spanische Außenposten der europäischen Zivilisation am Eingang der Meerenge von Gibraltar. Sein Wahrzeichen ist ein großer Leuchtturm.

Am gegenüberliegenden marokkanischen Ufer sehe ich zum Greifen nahe den 2000 m hohen Berg „Dschebel Musa“. Der bildete im Altertum eine der beiden „Säulen des Herakles“, die das Ende der damals bekannten Welt markierten. Die andere Säule ist der Felsen des britischen Zwergstaates Gibraltar am Ausgang der Bucht von Algeciras, auf den ich ebenfalls gute Sicht habe. Unter uns ziehen die Frachtschiffe wie an einer Perlenschnur aufgereiht vorbei.

Während im spanischen Teil der Bucht von Algeciras und über der Meerenge von Gibraltar die Sonne vom wolkenlosen Himmel brennt, hat der Westwind ein Wolkengebirge am Felsen von Gibraltar angestaut, das sich wie ein Atompilz um den Gipfel des Affenfelsens legt und aus dem echter englischer Regen auf den verschatteten britischen Kleinstaat prasselt.

In meiner Hosentasche klingelt es kurz. Ich gucke auf das Display meines Handys. Dort steht: „Welcome to Maroc Telecom!“ Ich stehe zwar mit beiden Beinen in Spanien, virtuell aber bereits in Afrika und meine Telefonate würden jetzt zum marokkanischen Auslandstarif und nicht zum EU Tarif meines deutschen Mobilfunkbetreibers abgerechnet.

Gomobu68

Mai 2011

Dank 1Password finde ich zu einem etwas weniger idiotischen Umgang mit Passwörtern

Aus einem nicht rekonstruierbaren Anlass beschließe ich, mir endlich mal einen weniger fahrlässigen Umgang mit Passwörtern zuzulegen. Das bisherige Verfahren sieht so aus: Ich melde mich bei neuen Anbietern mit der Mailadresse namederwebsite@eine-meiner-domains.com an und nehme dann entweder ein lächerlich unsicheres Passwort für alles, wo es nicht drauf ankommt, oder ein kaum weniger lächerlich unsicheres für alles andere. Wenn das nicht geht, weil das Passwort vom Anbieter vorgegeben wird oder ganz bestimmte Anforderungen erfüllen muss, schreibe ich es im Klartext in ein Googledoc.

Jetzt installiere ich 1Password, und sofort wird alles viel besser oder fühlt sich zumindest so an. Es gibt sogar eine Handyversion, die sich (wenn auch auf einem Weg, über den ich hier lieber schweigen möchte) mit der Version auf dem Rechner synchronisieren lässt. Meine Passwörter sind seitdem sehr eindrucksvoll und sehen aus wie von Lovecraft persönlich erdacht:

K3tFuuE9]pRLQgULP^kh
oder
phu-thog-pe-quys

Ich habe keine Ahnung, wie sicher 1Password ist, gehe aber davon aus, dass es jedenfalls nicht schlechter sein kann als meine vorige Lösung.

Kathrin Passig

22.5.2011

Niemand will ein Smartphone geschenkt haben

Ich bringe mein abgelegtes Smartphone mit zu einem Familientreffen, um es zu verschenken. Smartphones sind noch nicht sehr verbreitet, und es ist viel minderjährige Verwandtschaft anwesend, deshalb rechne ich mit großem Interesse.

Tatsächlich will niemand ein Smartphone geschenkt haben. „Brauch kein Internet“, „will nur telefonieren“ und „Datentarif zu teuer“, lauten die Begründungen der Erwachsenen. Auch die Kinder interessieren sich nicht dafür.

Ich nehme es wieder mit nach Hause.

Quelle: Google-Kalender, Erinnerung, Facebookbeitrag

Kathrin Passig

Mai 2011

Callabike einst und jetzt

Seit 2002 habe ich das Callabike-Leihfahrradangebot gern und häufig genutzt. Obwohl ich ein eigenes Fahrrad besitze, ist es in vielen Situationen hilfreich, eines ausleihen zu können:

- Auf dem Hinweg hat man aus irgendwelchen Gründen die U-Bahn genommen. Auf dem Rückweg entfallen diese Gründe, vielleicht regnet es zum Beispiel nicht mehr so stark.
- Jemand hat einen mit dem Auto irgendwohin mitgenommen, wo das eigene Fahrrad nicht ist.
- Man ist aus Spazierengeh- oder Nachdenkgründen zu Fuß unterwegs, hat dann aber keine Lust, auch zu Fuß wieder zurückzugehen.
- Das eigene Rad geht unterwegs kaputt.
- Das eigene Rad ist in der Werkstatt.
- Das eigene Rad ist kaputt oder gestohlen, und man kann sich nicht sofort für ein neues entscheiden.
- Man hat Besuch, mit dem man Rad fahren möchte.
- Man ist in einer fremden Stadt und hat das eigene Rad nicht dabei.
- Man möchte das eigene Rad nicht tagelang am Bahnhof parken, während man weg ist.

Von 2002 bis 2010 musste ich zwecks Ausleihe und Abgabe mit einem weitgehend automatisierten System telefonieren. Beim Ausleihen bekam man die Nummer angesagt, beim Abgeben musste man den Standort aufsprechen. (Irgendwo, nehme ich an, wurde jemand dafür bezahlt, diese

Ansagen abzuhören und Fähnchen auf eine Karte zu stecken.) Bei Bedarf konnte man sich mit Mitarbeitern verbinden lassen, die einem den Standort des nächsten Rads ansagten. Seit 2010 gab es auch eine eher mittelmäßig funktionierende Android-App. Insgesamt war die Ausleihe und vor allem die Rückgabe oft ein hakeliger Vorgang, vor allem Gäste konnte ich damit nicht allein lassen, es ging meistens was schief.

Bisher konnte man die Callabike-Räder an jeder beliebigen Straßenkreuzung innerhalb des Berliner S-Bahn-Rings zurückgeben. Jetzt stellt die Bahn auf ein Stationssystem um. Es gibt aber nur ganz wenige Stationen in Berlin, Thomas Wiegold hat die Nachteile des neuen Systems ausführlicher aufgeschrieben. Gerade jetzt, wo es eigentlich einfacher denn je sein müsste, den Standort der Fahrräder – dank gestiegener Smartphoneverbreitung – ausfindig zu machen oder die Fahrräder ihren Standort sogar selbst an die Zentrale übermitteln zu lassen, wird ein benutzerfreundliches System von einem viel weniger benutzerfreundlichen abgelöst. Es wird wohl Gründe dafür geben, vor allem dürfte die Handhabung des Stationssystems für die Bahn einfacher und billiger sein. Eine ausführlichere Diskussion, in der auch die Entscheidung der Bahn verteidigt wird, gibt es hier bei Google+.

Stand 2015: Obwohl es seit Ende 2013 auch eine Station gibt, die nur 500 Meter von meiner Wohnung entfernt ist, habe ich Callabike in den letzten vier Jahren nur noch ein oder zwei Mal genutzt, als ich Besuch hatte. Vielleicht sind Ausleihe und Rückgabe durch das Stationssystem einfacher geworden, ich weiß es nicht. Offenbar wurden vor der Umstellung im Jahr 2010 198.000 Fahrten absolviert, 2011 waren es nur noch 75.000. Im Jahr 2014 vermeldet die Bahn: “Nach der Umstellung des Call a Bike-Systems im Jahr 2011 ist das systemgebundene System weiterhin auf Erfolgskurs”, denn im Jahr 2013 unternahmen die Nutzer schon wieder so viele Fahrten wie vor der Umstellung, 2014 waren es sogar 339.000 Fahrten. Vermutlich tun sie das eher um touristische Schwerpunkte herum und nicht so sehr in den Stadtteilen, in denen ich mich aufhalte, denn bis 2011 habe ich ständig

Leute auf Callabikes herumfahren sehen, seitdem nur noch selten. Es kann gut sein, dass die Bahn jetzt pro Ausleihvorgang mehr Geld einnimmt oder zumindest weniger Verlust macht.

Kathrin Passig

Anfang Juni 2011 (ungefähr)

Der Zettelkatalog wird aufgelöst und neu zusammengefügt

Das Soziologische Institut der Universität Zürich löst seinen Zettelkatalog auf. Die überflüssig gewordenen Karteikarten werden stapelweise zusammengeklebt, in eine Kartonhülle gebunden, mit einem Bleistift ausgerüstet und am Sommerfest als Notizblöcklein verteilt.

J 982

Technik und Gesellschaft. - Fullach bei München : Verlag Dokumentation, cop. 1974- . - ;
19 cm

Bd 1 : Literaturführer / hrsg. und eingeführt von Hans Sachsse ; in Zusammenarb. mit Hubert Fein ... [et al.]. - Cop. 1974. - 309 S. - (UTB : Uni-Taschenbücher ; 413)
ISBN 3-7940-2626-8

J. Sozialer Wandel
J. Techn. Fortschr.
Y. Biblio

Ein Freund, der dort arbeitet, schenkt mir sein Exemplar. Damit ich den Studierenden in meinen Kursen zum Thema Wissenschaftliches Arbeiten und Recherchetechnik zeigen kann, wie das damals war, als wir noch nichts hatten.

aufgeschrieben dank dem Zettelkatalog-Beitrag von Kristin Kopf

Franziska Nyffenegger

Sommer 2011

The best of both worlds: Ein Internetradio, passend zu klassischen HiFI-Komponenten

Nichtcomputer, die ins Internet funken wollen, sind mir immer suspekt. Nicht, weil ich Angst habe, dass sie mich ausspionieren, sondern einfach so.

Als ich feststelle, dass ich „normale“ Radiosender nur noch im Auto höre und zu Hause meistens über das Notebook oder das Smartphone Internetradios, mache ich eine Marktschau über reine Internetradios, die auch ohne Handy oder Notebook Musik liefern.

Die meisten sind mir zu teuer, unter 200€ war nur ein Modell im Angebot, das mit den Logos irgendeines Fußballsenders verunstaltet war. Aber auch das war zu klobig und hatte keine Ausgänge, um es an die Stereoanlage anzuschließen.

Dann sah ich in der Elektronikecke des Supermarktes eines im Ausverkauf, das auch noch genau das Ziegelformat der klassischen HiFi-Komponenten hatte. Kein Schnickschnack, keine mittelguten Lautsprecher, einfach zwei Cinch-Buchsen hinten dran. Zack, gekauft.

Über das kleine Display konnte ich es ins WLAN einklinken (was etwas dauerte, weil ein 21-stelliges Passwort über Pfeiltasten und eine Bildschirmtastatur dann doch eine Weile braucht) und meine Sender waren schnell gefunden. Tolle Sache.

Überrascht war ich einige Tage später, als mein Notebook eine Kontaktanfrage eines mir unbekannten Gerätes vermeldete. Da wollte jemand auf die Medien auf dem PC zugreifen.

Der Name des Gerätes entpuppte sich als die Typenbezeichnung des Internetradios, das nicht nur Audiostreams an meine Stereoanlage lieferte, sondern auch noch ohne groß damit zu werben ein DLNA-fähiges Gerät war.

Ich konnte also auch noch MP3 und die sogar über Playlisten auf der Stereoanlage hören. Meine Gedanken und mein innerliches Ringen, die alte DENON-Anlage gegen etwas aus dem 21. Jahrhundert auszutauschen, waren also erstmal hinfällig.

Inzwischen erwische ich mich dabei, sogar den regionalen Sender 1LIVE über das Internetradio zu streamen, obwohl ich seinerzeit extra für den UKW-Receiver ein Kabel als Antenne unter der Tapete versteckt hatte.

Volker König

Um 2011

Meine Eltern und ich wünschen uns eine Spezialhölle für Aufzugsingenieure

Meine Eltern besuchen mich in Berlin. Wir treffen uns am Estrel Hotel in Neukölln, wo gerade mehrere Reisebusse mit bayrischen Touristen vorgefahren sind. Das Einchecken geht relativ schnell, aber dann stecken wir etwa eine halbe Stunde lang im Gedränge vor den Aufzügen fest. Wenn sich die Tür öffnet, sieht man im Aufzug dieselben Menschen stehen, die gerade hoffnungsvoll nach oben gefahren sind. „Des gibts doch ned!“, rufen sie.

Es ist wohl so, dass man seine Türöffnungskarte in einen Schlitz im Aufzug stecken muss. Dann fährt der Aufzug in die richtige Etage, aber in keine andere. Stehen zehn Leute darin, dann fährt der Aufzug nur in die Etage des ersten (oder vielleicht auch letzten) Kartenschlitzbetätigers, und danach zurück in die Eingangshalle.

Kathrin Passig

Juni 2011

Eine Dialogbox und eine nicht gelesene Sicherheitsabfrage reichen, um die Backups zu testen

Sicherheitsabfragen sind normal und vorausgesetzt. Aber lesen wir die wirklich?

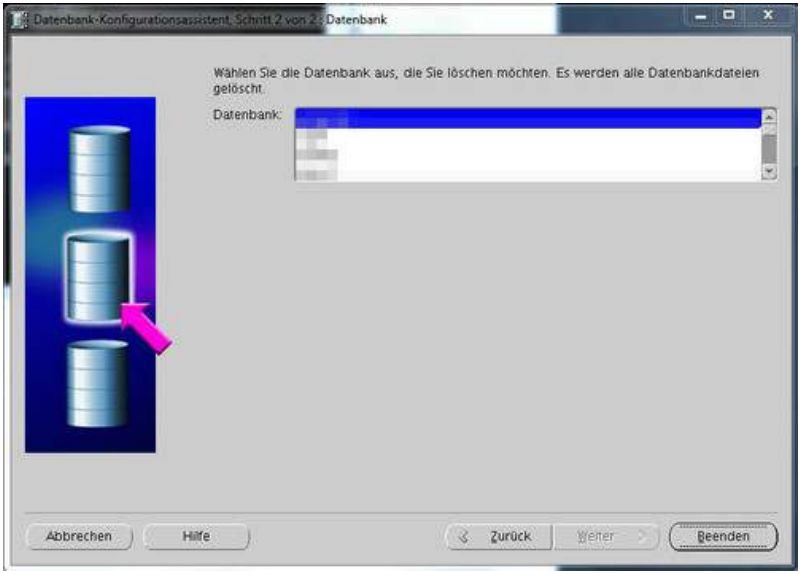
Es war ein langer Arbeitstag und das letzte Fenster auf meinem Bildschirm war der Oracle DBCA, der Database Configuration Assistant. Das Programm, mit dem zum Beispel man Datenbanken anlegen und wieder aus dem System tilgen kann.

Ich schloss das Programm, bestätigte die Sicherheitsabfrage und ging nochmal Richtung Toilette. Als ich zurück kam fuhr ich den PC runter.

Am nächsten Morgen lag ein Ticket vor. Eine Datenbank sei nicht erreichbar. Ich loggte mich auf dem Server ein, auf dem sie laut meiner Erinnerung und unserer Liste liegen sollte, fand sie aber nicht.

Auch auf den anderen Servern war sie nicht.

Mir schwante etwas. Ich startete den DBCA nochmal und fand den Dialog, aus dem ich das Programm beendet hatte:



Über diesen Dialog werden Datenbanken gelöscht, also komplett entfernt. Die erste Datenbank in der Liste (meist alphabetisch) ist per Default ausgewählt. Klickt man rechts unten auf “Beenden”, kommt eine Sicherheitsabfrage und das Schicksal der Datenbank ist besiegelt, wenn man bestätigt.

“Beenden” heißt hier also “Ausführen”, genauer gesagt “Löschen”.

“Abbrechen” ist jedoch der Button unten links. Das ist zu menschlichen (und besonders rechtshändischen) Denkweisen nur bedingt kompatibel. Da der Name der fehlenden Datenbank mit A begann wusste ich, was mir passiert war.

Alle Datenbanken samt ihrer Transaktionsprotokolle sind auf externen Medien gesichert. Es war also möglich, alles bis zum Moment versehentlichen Löschung wieder herzustellen. Sowas gehört heutzutage zum Standard.

Wegen der komplett aus dem System getilgten Datenbank war es jedoch etwas komplizierter. Hätte ich nur noch eines der dreifach redundant abgelegten Controlfiles gehabt, wäre die Recovery erheblich schneller fertig gewesen. Aber da ich die Datenbank ja offenbar löschen wollte, waren auch diese Dateien weg.

Lustigerweise stand zwei Tage später der damalige Abteilungsleiter in der Tür und fragte, was für ein Aufwand es sei, am Wochenende mal eine Desaster Recovery zu testen. Er würde dem Kunden gerne mit gutem Gewissen versichern, dass er keine Angst vor Katastrophen haben müsse.

"Hab ich vorgestern erst gemacht. Klappt gut."

Und mit Linux-Mitteln dafür gesorgt, dass die Controlfiles faktisch nicht gelöscht werden können, hatte ich inzwischen auch.

Volker König

2011

Waschmaschinen-Abrechnungsautomat

Bisher waren meine Waschmaschinen in der Küche, die neue Wohnung hat einen Waschmaschinenkeller, wo alle Mietparteien eine eigene unterstellen können. Abgerechnet wird über Automaten: aus den Steckdosen kommt nur Strom, wenn 50 Cent in einen vorgeschalteten Kasten gesteckt werden. Es gibt einen Strom-für-Zweieinhalb-Stunden-Kasten und einen Strom-für-Anderthalb-Stunden-Kasten (trotzdem 50 Cent).

(Nachtrag, 2014: Die neue Wohnung hat auch einen Waschkeller für eigene Waschmaschinen, die Steckdosen laufen über den zur Wohnung gehörenden Stromzähler und sind abschließbar.)

Felix Neumann

4.6.2011

In which I get fooled thrice by an evil microwave oven

Über Amazon bestelle ich eine Mikrowelle, die Severin MW 9713. Wie zu erwarten, erreicht das Gerät mein Zuhause, als ich dort gerade nicht anzutreffen bin, und ich muss zu einer Postfiliale gehen. „Das ist aber schon recht schwer“, sagt die Frau am Schalter. „Sollen wir es Ihnen noch einmal zustellen?“ – „Ach was, das schaff’ ich schon“, entgegne ich, mir auf die Brust trommelnd. Nach ein paar hundert Metern Fußweg bringen mich die 13 Kilogramm dann doch etwas ins Schwitzen.

Daheim setze ich die Mikrowelle in Betrieb. Ich möchte die Reste eines Thaigerichts in einer Tupperdose aufwärmen. Ich stelle den Regler auf die höchste Stufe und warte etwa eine Minute, bevor ich aus Neugier auf die Mikrowellenoberfläche fasse, auf der ein „Achtung, heiß!“-Warnlabel klebt. Das Warnlabel hat recht, ich verbrenne mir die Finger.

Als ich den Mikrowellenherd öffne, kommt die nächste Überraschung: Giftig riechender Rauch schlägt mir entgegen, der Deckel des Tuppergefäßes ist geschmolzen und das Essen angekokelt. Hätte ich den Regler doch nicht auf die höchste Stufe (1000 W) drehen sollen? Vermutlich. Nach diesem ersten Versuch jedenfalls begnüge ich mich mit 550 Watt.

Torsten Gaitzsch

12.6.2011

Gegenwart, Vergangenheit, Dampfmaschine

Ich interviewe meinen Vater (Jahrgang 1940) zum Thema Dampfdreschen, das er als Kind im Rottal noch selbst gesehen hat. Ich nehme das Gespräch mit meinem Handy auf; vermutlich war die verwendete App Tape-a-Talk. ”Des ganze Ding hod einfach ‘Da Dampf’ ghoaßn. ‘Da Dampf kimmt!’” Ich

lerne das Wort “Reampech”, Riemenpech, das den Treibriemen am Durchrutschen hindert. Während der Vater mir das Dampfdreschen erklärt, betrachten wir auf dem iPad meiner Mutter in der Google-Bildersuche Bilder von Dampfdreschmaschinen. ”Die Dampfmaschine ist kein Selbstfahrer? Da sind aber Räder dran”, sage ich. “Ja natürlich. Glabst de hams trong?”, sagt mein Vater. Der Dampf wurde von vier Pferden auf den Hof gezogen.

Kathrin Passig

21.6.2011

Diese Akkuscheiße muss endlich aufhören. Die Zukunft ist so lahm!

Kathrin Passig: leider wird mein Kameraakku in Wales leer sein.
Aleks Scholz: und du hast kein ladegeraet
Kathrin Passig: das liegt in Berlin
Kathrin Passig: es ist so groß und klobig, ich dachte, es geht auch mal ohne, der Akku hält ja eigentlich ziemlich lang.
Kathrin Passig: aber ach.
Kathrin Passig: es sei denn, ich versuche morgen in Dublin einen zu kaufen.
Kathrin Passig: habt ihr hier so was Mediamarktähnliches?
Kathrin Passig: oder muss man sich Ladegeräte beim Dorfschmied handlöten lassen?
Aleks Scholz: die beste mediamarktalternative ist wohl argos, stephens green.
Aleks Scholz: aber von mir aus brauchen wir auch keine bilder
Aleks Scholz: man wird eh nichts sehen, haha
Kathrin Passig: wir haben zwei Handys, die okaye Bilder machen, aber womit lassen wir uns dann retten?
Kathrin Passig: außerdem hält der Akku bei meinem ungefähr 12 Stunden.

Kathrin Passig: diese Akkuscheiße muss endlich aufhören. die Zukunft ist so lahm!
Aleks Scholz: mein handy muss ausgeschaltet bleiben, weil eine kalte nacht den akku komplett leermachen kann
Kathrin Passig: meins muss auch ausgeschaltet bleiben.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

21.6.2011

Es gibt eine Nummer, die man anrufen kann, dann sagen sie einem, welche Nummer man hat

Kathrin Passig: wie ist denn deine Festnetznummer hier?
Aleks Scholz: gute frage.
(Aleks lebt in der Wohnung mit dem Festnetztelefon seit anderthalb Jahren.)
Aleks Scholz: es ist jedenfalls eine
Kathrin Passig: der Amazonsupport soll mich anrufen, und nicht am Handy, das muss ich dann bezahlen.
Aleks Scholz: es gibt eine nummer, die man anrufen kann, dann sagen sie einem, welche nummer man hat. aber die habe ich auch vergessen
Kathrin Passig: hihi
Aleks Scholz: warte
Kathrin Passig: 19 9000
Kathrin Passig: und deine Nummer ist offenbar 12354xxx, klingt das plausibel?
Aleks Scholz: keine ahnung, klingt wie jede andere nummer. aber warte
Kathrin Passig: ok, ich hätte sie auch selbst anrufen können.
Kathrin Passig: lass.

Kathrin Passig: ja, ist sie.
Aleks Scholz: irgendwo habe ich einen zettel. aber gut
Kathrin Passig: ich hab sie mal aufs Telefon geschrieben.
Kathrin Passig: eigentlich ganz schön, in endlosen Musikwarteschleifen zu hängen, wenn die Gegenseite dafür bezahlen muss.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

30. Juni 2011

Vergoldetes Durchwuseln

15:46 **Simone**: you are here on the plus too :D
15:47 **Ich**: without me noticing Oo
I filled out this "let me join" thingy and didn't get anything, no confirmation
15:48 but when you shared something I could log in
Simone: I started a "hang out" and added a whole group of people there... everyone that had a gmail account got a link and could join then... was a bit of hack :)
15:49 because invites are still closed
15:50 **Ich**: ah!
15:51 I'll try that, too
but I need to install smth so I try that at home
15:52 **Simone**: I didnt care about not having a camera.. just skip and keep going
15:53 **Ich**: it does need the plugin, can't see where to skip that
15:54 I'll try via android
15:56 **Simone**: I just clicked hang out and then added a group... really ignored the message I need to install stuff.. but maybe you have a different message there
15:58 **Ich**: I get a whole popup page that blocks everything
it's this "start a hangout" button, right?
15:59 **Simone**: yeah
then you get a message if you dont get a camera
and there's "hang out" button again
click on it again
and will let you add groups
16:00 at least how it worked for me
16:01 **Ich**: no, it forces me to install something :(I'll try at home!
16:02 **Simone**: but install what?
Ich: voice and video plugin
Simone: I am on linux... didnt install anything
Ich: I'm on Windows 7 ^^

Google+ kommt, ich trage mich euphorisch für die damals begrenzt freigeschaltete Mitgliedschaft ein, vergesse es und bin verwirrt, als ich durch eine Freundin Zugang bekomme. “Hangout” ist als Begriff für einen Gruppenchat noch so unbekannt, dass man es in Anführungszeichen benutzt.

Das Chatlog zeigt: Schon die kleinsten Hürden machen mich unwillig, diese Tür zu Zukunft aufzustoßen. Ich könnte jetzt behaupten, dass ich einfach gewusst habe, dass Google+ sich nie durchsetzt. Aber die Wahrheit ist wohl, dass es mir bei Facebook und Twitter ganz genauso ging: am Anfang stand Verwirrung und Meckern, im besten Fall Apathie.

Wieder einmal ist die vergoldete Erinnerung zerstört, dass man das alles ganz toll fand und es einfach benutzte. Nein, man schimpfte und musste sich durchwuseln, wie immer.

Angela Heider-Willms

29.06. – 01.07.2011

Als ein Gewitter aufzieht, nutze ich noch ein Modem aus dem Jahr 2005

29.06. 2011

Als ein Gewitter aufzieht, nutze ich noch ein Modem aus dem Jahr 2005. Die Internetverbindung bricht ab. Das Modem findet den DSL-Anschluss nicht mehr. Weil mir das oft bei schlechtem Wetter passiert, rufe ich die Telekom an und bitte um ein Port Reset. Statt des Resets bekomme ich eine Erklärung, wie ich mein WLAN vor Angriffen schützen kann. Dann wird vermutet, ich hätte etwas an der Konfiguration meines WLAN-Routers verändert. Die Störungsmeldungen werden aufgerufen: Großraumstörung. Geduld.

30.06.2011

13 Uhr: Der Kundendienstservice findet keine Meldung über eine Großraumstörung. Er führt ein Port Reset durch, bekommt aber keinen Kontakt zu meinem WLAN-Router, den ich ihm als das ADSL-Modem Teledat 302 vorgestellt hatte. Ich werde gefragt, ob ich etwas an der Konfiguration verändert hätte. Er gibt das Problem mit meinem Router an die Techniker weiter.

19 Uhr: Ein Servicetechniker ruft an. Es gab keine Großraumstörung. Wenn ich „Störung“ melde, wird für meinen Vorwahlbereich automatisch eine Störung angezeigt. Einige der Service-Mitarbeiter halten diese Einzelmeldung für eine Großraumstörung. Mein DSL-Anschluss ist in Ordnung. Aber meinen WLAN-Router können sie nicht erreichen. Es muss an meinen Endgeräten liegen. Ein Außentechniker könnte herkommen. Bei Reparaturbedarf würden mir die Anfahrtskosten berechnet werden.

01.07.2011
10 Uhr: Ich tausche T-DSL Splitter und Kabel aus.

11 Uhr: Ich kaufe einen WLAN-Router.

12 Uhr: Die schwäbische Service-Dame von der Telekom kennt dieses Wort. Modem. Wir verstehen uns prächtig. Sie gibt mein Anliegen weiter.

13 Uhr: Ein Techniker meldet, dass mein Port defekt sei. Ich bekomme einen neuen, der nie ein Problem mit schlechtem Wetter haben wird.

Sokoban-Spielerin

1.7.2011

Google+ ist ganz neu. Vielleicht wird es Facebook UND Skype überflüssig machen!

Kathrin Passig: dieses Googleplusding scheint einen auch am Handy funktionierenden Gruppenchat mitzubringen, wenn ich das richtig interpretiere.
Kathrin Passig: eventuell wird es eine Alternative zu Skype.
Aleks Scholz: das waere natuerlich ein hammer, wenn google es schafft, in einem zug facebook und skype zu erledigen
Kathrin Passig: im Moment kann es deutlich weniger als Facebook.

Kathrin Passig: du verpasst nichts, alle sagen nur „das Pferd frisst keinen Gurkensalat“ und „bin jetzt auch hier!“ und „wie kann ich denn hier . . . “
Aleks Scholz: natuerlich verpasse ich nichts, alles wesentliche der welt spielt sich in den wellen des meeres ab
Kathrin Passig: echt, du kannst da drin die Fortsetzung von The Wire sehen?
Aleks Scholz: auf eine art, ja

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

6.7.2011

All you need außer Internet

Kathrin Passig: jetzt im Hotel mit Angela. es heißt allyouneed-Hotel.
Kathrin Passig: „all you need außer Internet“, sagte ich. „doch, es hat natürlich Internet“, sagte Angela. „das sagen sie alle, aber dann geht es nicht“, sagte ich.
Kathrin Passig: und was geht es: nicht.
Aleks Scholz: wo ist denn dieses dubiose hotel?
(. . .)
Aleks Scholz: es hat offenbar einen runden turm
Kathrin Passig: den hat es, ja. lieber hätte ich Internet.
Aleks Scholz: du bist so anspruchsvoll
Kathrin Passig: wenn ich nicht vorausschauend Internet mitgebracht hätte, könntest du dich gar nicht bei mir darüber beschweren, dass ich anspruchsvoll bin, also bitte.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

6.7.2011

Warum es unumgänglich ist, dass alles handschriftlich und auf Papier gemacht wird

Kathrin Passig: ich saß im Flugzeug neben einem Lektor von Rowohlt Berlin, der mir noch mal genau erklärte, warum es unumgänglich ist, dass alles handschriftlich und auf Papier gemacht wird.
Kathrin Passig: (jünger als ich)
Aleks Scholz: kann man diese erklaerung kurz fassen?
Kathrin Passig: nein
Aleks Scholz: ergibt sie sinn?
Kathrin Passig: nein
Kathrin Passig: ungefähr „weil es halt so ist, dass andere Leute dann die Papierfassung brauchen“.
Aleks Scholz: die anderen leute, die wo sitzen? in der druckerei?
Aleks Scholz: es wuerde erheblich schneller gehen, wenn wir einfach ein druckfertiges PDF machen und das dann an die, moment!
Kathrin Passig: tja
Kathrin Passig: das Thema kam auf, weil er was dabei hatte, was ich für einen Stapel ausgedruckte Mails hielt.
Kathrin Passig: es war dann aber doch nur ein Manuskript mit einer einzigen ausgedruckten Mail vornedran.
(...)
Kathrin Passig: handschriftlich. hineingemalte. Änderungen.
Kathrin Passig: der Lektor schien wirklich verwirrt über mein Entsetzen darüber.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

11.7.2011

Irische Bushaltestellen und ihre Bedienung vor dem Internet. Saß man einfach den ganzen Tag da?

Es geht um eine Bushaltestelle an der irischen Westküste:

Kathrin Passig: aber woher wusstest du, wann der Bus fährt?
Aleks Scholz: aus dem internet. das ist interessant, an der haltestelle gab es null informationen, nicht mal die information, dass es ueberhaupt eine haltestelle ist. ohne internet kaeme kein mensch auf die idee zu vermuten, dass dort sonntags frueh um 7:30 ein bus abfaehrt.
Aleks Scholz: es ist einfach irgendein schaebiges hotel in einem gottverlassenen nest
Aleks Scholz: wie war das vor dem internet, sass man einfach den ganzen tag da?
Kathrin Passig: schlimmer.
Kathrin Passig: man musste mit Leuten reden.
Aleks Scholz: aber die reden GAELISCH da

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

12. Juli 2011

Ich will Twitter eigentlich noch nicht für Google+ aufgeben. Jedenfalls ganz sicher nicht gleich!

Am 1. Juli haben Aleks und ich das noch ganz neue Google+ entdeckt und darüber spekuliert, ob es Facebook und Skype überflüssig machen wird. Heute rätseln wir weiter über die Vorteile des neuen Dings. Vorangegangen ist ein Gespräch über das Entfolgen einer Person bei Twitter, die sich dann ausführlich darüber beschwert hat.

Aleks Scholz: uebrigens auch ein problem, das google plus loest. man verschiebt denjenigen einfach in einen anderen circle.
Kathrin Passig: ja, es erspart so viel Sozialstress genau dieser Art.
Aleks Scholz: aber es wirft auch neue fragen auf: wem soll ich jetzt die basketballtweets schicken? allen, wie auf twitter? da war es aber nicht ich, sondern ein pseudonym.
Aleks Scholz: man braeuchte noch eine moeglichkeit, sich selbst in anonymous zu verwandeln
Kathrin Passig: du kannst doch einen speziellen Basketballversendecircle gründen.
Aleks Scholz: ja, aber dort lesen es ja dann nur die, die mich auch in einen circle stecken
Aleks Scholz: es sei denn, sie machen 'incoming', aber wer macht das schon
Kathrin Passig: ach ja, hm.
Aleks Scholz: gar nicht so einfach!
Aleks Scholz: allgemein fehlt mir noch einiges, was bei twitter sehr schoen und einzigartig war
Kathrin Passig: ich will auch Twitter eigentlich nicht aufgeben.
Kathrin Passig: jedenfalls ganz sicher nicht gleich.
Aleks Scholz: ich habe den eindruck, bei twitter geben sie viele mehr muehe, weil der platz so begrenzt ist.

Aleks Scholz: bei google+ und bei facebook labern sie einfach drauflos
Aleks Scholz: mir kommen viele bei twitter intelligenter vor als anderswo
Kathrin Passig: was mir schmerzlich fehlt bei G+: public schreiben, aber die Kommentare nur für Leute öffnen, denen man selbst folgt.
Kathrin Passig: der Müll unter meinen Beiträgen quält mich.
Aleks Scholz: ja, genau. kommentare wegwerfen.
Aleks Scholz: hoffentlich kommt das noch
Kathrin Passig: naja, wegwerfen kann man sie ja, einzeln und von Hand.
Kathrin Passig: ich würde sie nur gern gar nicht erst zulassen.
Aleks Scholz: obwohl, bei mir kommentiert sowieso keiner, mich stoeren eher die kommentare bei anderen, sascha zum beispiel
Aleks Scholz: und bei dir natuerlich
Aleks Scholz: ich will mal den chat ausprobieren.
Aleks Scholz: ich habe dich gerade eingeladen, keine ahnung, wieso das ueberhaupt noetig ist
Kathrin Passig: ich habe den schon am Sonntag mit dir auszuprobieren versucht.
Kathrin Passig: erfolglos.
Aleks Scholz: hast du gerade email gekriegt?
Aleks Scholz: du hast mich am sonntag in eine diskussion eingeladen, die mit mobiltelefonen zu tun hatte.
Aleks Scholz: das war irritierend.
Aleks Scholz: ich klickte dann und kriegte eine sms mit dem link auf die mobilanwendung von google+
Kathrin Passig: ein Huddle halt. kann sein, dass das nur mobil geht.
Kathrin Passig: ich hörte so was.
Kathrin Passig: E-Mail: bisher keine
Aleks Scholz: seltsam.
Aleks Scholz: dabei muesste mein googleaccount dich doch kennen und selbstaendig aktivieren
Aleks Scholz: vielleicht geht es einfach noch nicht
Kathrin Passig: dann eben weiter Skype.

Aleks Scholz: was auch fehlt ist sowas wie eine facebookgruppe.
Kathrin Passig: ich meine, das gibt es. sind das nicht die Sparks?
Aleks Scholz: also ein bereich, der x personen zugaenglich ist, aber niemand anderem.
Aleks Scholz: nein, sparks sind so interessensstreams, und bisher nutzlos
Aleks Scholz: bisher geht es nur mit hangouts, und theoretisch mit gruppenchats. aber man will ja nicht gleich chatten
Aleks Scholz: ja, ein huddle waere es wohl
Kathrin Passig: ich hatte das Huddle eher als Chatersatz verstanden.
Kathrin Passig: ich wurde schon ein paarmal unfreiwillig gehuddlet, und das war wie im Skype-Gruppenchat.
Aleks Scholz: aber es geht sowieso nur auf mobile
Aleks Scholz: ja, so klingt es. gruppenchats wird es irgendwann auch ohne huddle geben.
Aleks Scholz: aber einfach nur gruppen, hm.
Aleks Scholz: was auch toll waere: circle roulette. ein circle, in den jeden tag eine bestimmte anzahl zufaelliger leute reingesetzt werden
Kathrin Passig: auf keinen Fall.

Bei der Wiederauffindung dieses Chatlogs im Herbst 2018 habe ich bereits keine Ahnung mehr, was das alles einmal war. Incoming? Huddles? Sparks? Worüber reden diese Menschen? Und mit Hangouts ist vermutlich auch etwas ganz anderes gemeint als heute.

Kathrin Passig

16.7.2011

Ein vorausschauender Meta-Beitrag über das Techniktagebuch

Kathrin Passig: und: wieder ein ganzes Billyregal voller Bücher aussortiert.
Kathrin Passig: je länger man das macht, desto einfacher geht es. dieselbe Erfahrung hat vermutlich auch Stalin gemacht.
(...)
Kathrin Passig: es ist nicht leicht mit den Büchern. einerseits belasten sie mich, andererseits macht es mich auch manchmal ein bisschen traurig, dass sie gehen.
Kathrin Passig: ich weiß so wenig über den Menschen, der ich damals war. und außer den Büchern gibt es kaum noch Indizien.
Kathrin Passig: wenn sie jetzt weg sind, werde ich vergessen, dass ich sie jemals besessen habe.
Aleks Scholz: du weisst aber auch nicht mehr ueber den menschen, der du vor ein paar wochen warst
Kathrin Passig: doch, da kann ich bei Twitter nachsehen oder bei Facebook oder an diversen anderen Orten. Chatlogs.
Kathrin Passig: Lesemaschinen- und Riesenmaschinenbeiträge (für manche Zeiträume)
Aleks Scholz: es ist schwer mit der vergangenheit, weil es auf eine art das einzige ist, was es gibt von dir.
Aleks Scholz: gegenwart ist viel zu kurz, eigentlich gar nicht da, und zukunft ist nur fantasie.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

18.7.2011

Filme sehen, jetzt schon etwas legaler, aber immer noch kompliziert

Kathrin Passig: ich gehe gleich zu Jan, der angeblich die erste neue Breaking-Bad-Folge hat. dort werde ich dir untreu werden und sie ohne dich ansehen.
Aleks Scholz: das ist gemein von dir
Kathrin Passig: es war nicht meine Idee, ich wusste nicht mal, dass Jan Breaking Bad sieht. aber er hat es vorgeschlagen und ich kann nicht widerstehen.
Aleks Scholz: wie du willst! aber beklage dich dann nicht, wenn.
Aleks Scholz: mein itunes-store hat es noch nicht.
Kathrin Passig: da muss man sich nicht wundern, wenn die Leute zu Verbrechern werden.
Kathrin Passig: soll ich danach schweigen wie ein Grab oder was dazu sagen?
Aleks Scholz: du denkst ernsthaft darueber nach, was dazu zu sagen? ich werde dich nach sibirien schicken muessen.
Kathrin Passig: okay okay!
Kathrin Passig: ich könnte auch Jans Version für dich in die Dropbox stecken.
Aleks Scholz: wie war das jetzt mit der legalitaet?
Kathrin Passig: du wärst ja dann der Verbrecher, nicht ich.
Kathrin Passig: ich bin nur, ähm, Nutznießer und Komplize.
Aleks Scholz: wieso, deine version ist legal erworben?
Kathrin Passig: aber ich WÜRDE sie sofort legal erwerben, wenn es ginge.
Kathrin Passig: ich schau mal, ob mein iTunes-Store anders ist als deiner.
Aleks Scholz: sie wurde vor wenigen minuten oderso ausgestrahlt, das ist jetzt wirklich zuviel verlangt
Kathrin Passig: gar nicht. in dem Geschäft geht es um Minuten.
Kathrin Passig: interessant: wenn ich im iTunes-Store die Breaking-Bad-Seite lade, taucht jeweils für einen Sekundenbruchteil die 0401 auf, verschwindet

dann aber sofort wieder.
Kathrin Passig: ah doch, hier ist sie.
Kathrin Passig: man kann sie kaufen für 2,99
Kathrin Passig: nein, 1,99 sogar.
Aleks Scholz: ich nicht, aber ich bin auch im englischen store.
Aleks Scholz: was die aussage „aber ich WÜRDE sie sofort legal erwerben, wenn es ginge.“ in einem anderen licht erscheinen laesst
Kathrin Passig: ich kaufe einfach den Season Pass, fertig.
Kathrin Passig: das legalisiert dann alle nebenher gesehenen Raubmordkopien.
Kathrin Passig: lästig nur, dass man dann unausweichlich alle „Making of“-Bonustracks mit runterladen muss.
Kathrin Passig: das könnten sie ruhig mal abschaffen.
Aleks Scholz: WAS KOENNTE ICH DENN MAL SCHNELL OHNE DICH ANSEHEN
Kathrin Passig: das ist jetzt Vorsatz. während ich nur in Versuchung geführt wurde.
Aleks Scholz: semantics
Kathrin Passig: ich wäre bereit, mit allen weiteren Folgen auf dich zu warten.
Aleks Scholz: in meinem itunesstore gibt es noch nichtmal staffel 3. hm.
Aleks Scholz: du meinst, bei folge 2 ist die versuchung geringer?
Aleks Scholz: NEIN MACH NUR.
Aleks Scholz: WIE SCHLIMM KANN ES SCHON SEIN
Kathrin Passig: verdammt, ich hätte sie gar nicht kaufen müssen.
Kathrin Passig: Jan hat ja die legale Version!
Kathrin Passig: der ist ja jetzt auch iTunes-Kunde.
Kathrin Passig: wir könnten einen Google+-Hangout machen.
Aleks Scholz: und dann?
Kathrin Passig: dann könntest du zuschauen.
Aleks Scholz: ich soll ueber deine webcam sehen, was auf jans fernseher passiert?
Kathrin Passig: nicht meine, die funktioniert ja nicht.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

20.7.2011

Faxe. Irgendwo sind sie nämlich doch noch im Einsatz, man hat es immer geahnt!

Aleks Scholz: haha, jana FAXT immer die korrekturen zur setzerei.
Aleks Scholz: das ist so albern.
Aleks Scholz: bei den wissenschaftsverlagen, mit denen ich sonst zu tun habe, endet der kontakt mit dem editor, wenn das paper im prinzip fertig ist, ab da kommuniziere ich direkt mit denen, die fuer den satz verantwortlich sind
Aleks Scholz: wieso an diesem punkt der lektor noch im spiel ist, ist auch so eine offene frage
Kathrin Passig: FAXT.
Kathrin Passig: weil die, die für den Satz verantwortlich sind, noch keine modernen Kommunikationsmittel bedienen können, und weil sie nicht nett sind.
Kathrin Passig: dann gehen wir natürlich NICHT zu Fischer, oder dtv, oder was das ist.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

Mitte 2011

Schwieriges Musikverschenken

Morgen verabschiedet sich eine Praktikantin, mit der ich im vergangenen halben Jahr gut zusammengearbeitet habe und die ich mag. Ich möchte ihr zum Abschied Musik schenken: Eine Zusammenstellung musikalischer Albernheiten in einer bestimmten, dramaturgisch aufgebauten Reihenfolge. Nur zu einem kleinen Teil wurden diese Stücke per Tonträger veröffentlicht, die meisten stammen aus Filmen und semi-offiziellen Konzertmitschnitten. Alle habe ich sie auf der Festplatte meines Rechners unter dem Oberbegriff „Blödsinn“. Ganz früher™ hätte ich ihr eine Musikkassette zusammengestellt, vor ein paar Jahren eine CD gebrannt. Doch inzwischen kommt mir jede Hardware-Gebundenheit von Musik umständlich und veraltet vor.

Ich entscheide mich, die Stücke auf einen USB-Stick zu laden; den kann sie nach Überspielen auf ihr bevorzugtes Speichermedium zumindest wiederverwenden. Damit sich die einzelnen Musikstücke in die gewünschte Reihenfolge sortieren (angefangen mit der Universal Studios-Fanfare, beendet mit der Entschuldigung aus *A Fish Called Wanda*), nummeriere ich die Dateinamen durch.

die Kaltmamsell

6.8.2011

Herumwaten im Inneren des britischen Stromnetzes

Ich wandere mit Aleks auf dem schottischen Ben Cruachan herum. Der Berg ist durchlöchert von Tunneln, insgesamt 19 Kilometer, die das herabströmende Regenwasser erst ins Innere des Berges und dann auf der anderen Seite in einen Stausee leiten. Man kann diese Tunnel betreten:

Für dieses Foto musste ich nur ein kleines Staubecken durchwaten und mich in Unterhosen ein Stück in den Tunnel hineinwagen. (Die Hemmschwelle, so etwas auszuprobieren, sinkt, wenn man beim Bergsteigen Zehenschuhe aus Neopren trägt. Der Unterschied zwischen Wandern und Waten ist in Schottland nicht groß.)

Ich verlasse den Tunnel wieder. Wir gehen auf der Außenseite des Berges weiter und kommen an ein Tor:

Von meinem ersten Ausflug ins Innere des Berges weiß ich, dass es rechts und links vom wasserführenden Kanal ein etwa dreißig Zentimeter breites Sims gibt, auf dem man relativ trockenen Fußes (theoretisch; praktisch hat man auf schottischen Bergen keine trockenen Füße) am Kanal entlang gehen kann, vermutlich durch den ganzen Berg hindurch bis zum Stausee. Wir lassen die Rucksäcke liegen, nehmen Taschenlampen mit und winden uns unter dem Tor hindurch. Ich habe dabei die Stimme meines Vaters im Kopf, wie er mir aus der 1976 in Schottland gekauften „Peter Rabbit"-Ausgabe vorliest: „And he squeeeeeezed under the gate!"

Das Sims ist nass, glitschig und uneben, und nach etwa dreißig Metern mündet der schmale Kanal in einen breiteren, in dem das Wasser schnell und schwarz dahinströmt. Rutschte man aus, würde man vermutlich bis in den Stausee gespült, und wer weiß, welche Gitter und Tentakeltiere auf dem Weg dorthin im Dunkeln lauern. Außerdem kann es jederzeit mehr regnen,

dann füllen sich diese Tunnel bestimmt bis zur Oberkante mit Wasser, im Film passiert das jedenfalls immer. Wir kommen zu dem Schluss, dass wir draußen länger leben werden und verlassen den Berg auf dem normalen Weg.

Am nächsten Tag besichtigen wir die Cruachan Power Station. Man fährt dazu mit einem Bus von der anderen Seite durch sehr viel größere Tunnel ins Innere des Berges, wo die Turbinen sind. Ein paar Fotos vom Inneren des Kraftwerks. Cruachan ist ein Pumpspeicherkraftwerk und verbraucht insgesamt mehr Energie, als es erzeugt. Es dient zur Speicherung von Energie, die zu nachfrageschwachen Zeiten anderswo erzeugt wird. Diese gespeicherte Energie wandelt es zu Spitzenlastzeiten in teureren Strom um. Natürlich werben die Betreiber trotzdem damit, dass es 440 Megawatt ohne schädliche Emissionen erzeugen kann, was nicht stimmt; nur 10 Prozent davon sind tatsächlich selbst erzeugte Energie aus Regenwasser, das durch die Kanäle freiwillig in den Stausee fließt. Nach einem flächendeckenden Stromausfall kann Cruachan das landesweite Stromnetz schwarzstarten.

Kathrin Passig

14.7.2008 und 15.8.2011

Mein vorletzter und mein letzter Bankbesuch

Im Techniktagebuch und im TT-Redaktionschat geteilte Erfahrungen mit Schecks hängen oft mit der VG Wort zusammen. Auch mein erster und letzter (in Deutschland ausgestellter) Verrechnungsscheck stammte von der VG Wort und zwang mich, zum vorerst letzten Mal (Stand: April 2015) eine Mitarbeiterin meiner Hausbank in persona zu konsultieren.

Da ich kein Scheckeinlöseprofi bin, gehe ich zuerst zu einer Filiale der Commerzbank, weil das Konto, von dem die VG-Wort-Zahlung erfolgt, dort liegt. „Da sind Sie hier falsch“, teilt mir die Frau am Schalter mit, „Sie müssen sich den Betrag bei *Ihrer* Bank auszahlen lassen.“ Leider hat meine Bank,

die PSD Bank Nürnberg, keine Niederlassung in Frankfurt, so dass ich erst bei meinem nächsten Besuch in *Dresden* an mein Geld komme. Dort kann ich es mir aber auch praktischerweise gleich auf mein Girokonto überweisen lassen und brauche es nicht leichtsinnig mit mir herumzuschleppen (es handelt sich um eine ziemlich hohe Summe). In den nachfolgenden Jahren landen die VG-Wort-Einnahmen einfach so auf meinem Konto, ohne dass ich eine Änderung der Zahlungsmodalitäten beantragt hätte. Das finde ich gut.

Mein letzter physischer Bankbesuch davor war im Juli 2008. Ich brauchte ein Touristenvisum für Indien und musste dafür eine Gebühr an das indische Generalkonsulat in Berlin entrichten. Aus irgendeinem Grund durfte man diese Spezialüberweisung nur in der Hausbank durchführen. Man bekam dann auch einen hochoffiziellen Nachweis, den man dem Visumsantrag beifügen musste; die Kopie des Kontoauszugs reichte nicht.

(Quelle: Jahresplaner von 2008 und 2011. Ich hielt die Bankbesuche offenbar schon damals für so außergewöhnlich, dass ich sie in meine auch als Kurztagebuch verwendeten Terminplaner eintrug.)

Torsten Gaitzsch

August 2011

Ich benenne mein Handy-WLAN um zwecks Verschönerung meines Soziallebens

Ich sitze in einem Zug nach Berlin und schalte mein Handy-WLAN ein, das so ähnlich wie „AndroidAP“ heißt. Dann sehe ich am Macbook, dass es in diesem Zug auch noch ein WLAN namens IvoWxxxxx gibt (anonymisiert, in Wirklichkeit der vollständige Name). Ich kenne diesen Ivo, habe ihn aber schon mindestens zehn, eher fünfzehn Jahre nicht mehr gesehen und mache mich deshalb auf die Suche nach ihm. Zwei oder drei Wagen weiter finde ich ihn (die Reichweite von so einem Handy-WLAN ist größer, als ich dach-

te). Bis Berlin trinken wir gemeinsam Bier im Zugbistro. Danach benenne ich gleich mein eigenes Handy-WLAN um in „kpassig“. Bisher (Stand 2014) wollte allerdings niemand mit mir deswegen Bier trinken.

Kathrin Passig

22.08.2011

Im falschen Film

Wie jedes Jahr bin ich beim Fantasy Film Fest in Berlin und verbringe über die Dauer von gut einer Woche fast meine gesamte Freizeit im Kino. Kollegen nehmen sogar extra Urlaub. Heute ist “Saint“, ein holländischer Grusel-Streifen zur Midnight-Madness angesagt.

Kurz vor Beginn der Vorstellung kommt einer der Organisatoren auf die Bühne und erklärt, dass der Film wegen technischer Probleme nicht laufen kann. Stattdessen wird “Cat Run” gezeigt, eine vergnügliche Gangsterkomödie, alternativ kann man die Karten auch zurückgeben. Obwohl einige aus unserer Gruppe den Ersatzfilm schon kennen, entschließen wir uns zu bleiben und werden gut unterhalten.

Nach der Vorstellung nutzen wir die Chance, den Mitarbeiter über die Details der technischen Probleme auszufragen und bekommen folgendes erzählt:

Die Filme für das FFF werden teilweise herkömmlich als Spulen, großteils aber schon digital auf Festplatte im Kino angeliefert. Letztere werden dann auf den Kinoserver kopiert, auch weil die Festplatten möglichst schnell ins nächste Kino müssen, denn das FFF läuft nahezu parallel in mehreren deutschen Städten.

Leider hat am Vormittag jemand die Server-Festplatte aufgeräumt (auch da ist wohl nicht beliebig Platz), und auch den für den Abend vorgesehenen Film gelöscht. Als das bemerkt wurde, war die Transport-Festplatte aber schon weg, und damit die Vorführung vereitelt.

Mathias Block

Sommer 2011

Roaming in Maßen

Eines Tages im Sommer 2011, als ich von Manhattan nach New Jersey zur Arbeit fahre, stelle ich fest, dass das Netz von T-Mobile ausgefallen ist. Na gut, wird sicher gleich wieder gehen, denke ich mir. Aber auch zehn Minuten später, als ich schon längst in einer anderen Funkzelle bin, ist das Netz noch nicht wieder da. Wow, so ein langer Ausfall, und nicht mal auf einen bestimmten Stadtteil begrenzt, denke ich mir. Und selbst als ich, eine ganze Stunde später, an meinem Arbeitsplatz in New Jersey ankomme, geht das Netz noch nicht wieder. Donnerwetter, da wird jetzt aber die Hölle los sein, bei so einem Totalausfall. Am Schreibtisch und im Firmennetz angekommen, googele ich nach den Katastrophenmeldungen. Aber ich finde keine. Nirgendwo ist von dem spektakulären Ausfall des T-Mobile-Netzes in New York und New Jersey die Rede.

Allmählich dämmert mir, dass nicht das T-Mobile-Netz ausgefallen sein könnte, sondern nur mein Zugang dazu. Ich rufe bei der Hotline an.

»Ja, wir haben Ihr Konto gesperrt, weil Sie zuviel Roaming-Daten benutzt haben.«

»Wie bitte?«

Es ist richtig: Ich fahre in diesem Sommer an vielen Wochenenden in die Catskill Mountains, drei Autostunden nordwestlich von New York. Dort gibt es kein T-Mobile-Netz, und mein Telefon hat darum auf Roaming über einen anderen Provider, ich glaube Sprint, umgeschaltet. In meinem Vertrag steht

nichts über dieses Roaming. Ich habe es ein paar Wochenenden lang probiert, auch auf meiner nächsten Rechnung war es nicht aufgetaucht, also war es offensichtlich ein kostenloser Service. Ich habe es dann fleißig weiterbenutzt, auch per Tethering, genauso wie ich sonst das Netz von T-Mobile benutzt hätte.

Offensichtlich war dieses Angebot nur für mich gratis, aber keineswegs für T-Mobile. Die mussten bestimmt Volumen-Gebühren an Sprint zahlen und hatten nicht damit gerechnet, dass jemand das ernsthaft und über längere Zeiträume nutzen könnte. Es gab offenbar nicht mal einen offiziellen Weg, in so einem Fall den Kunden zu kontaktieren, außer, ihm das Netz zu sperren.

Ich rede eine Weile mit ärgerlichen, dann flehenden Engelszungen auf den Hotline-Mitarbeiter sein, sage, dass ich ein wichtiger Kunde sei und beruflich auf meinen T-Mobile-Vertrag angewiesen, und dass mit mir in Zukunft bestimmt noch viel Geld zu verdienen wäre, und dass ich natürlich in Zukunft sparsam beim Roaming sein würde.

Er aktiviert meinen Zugang wieder.

André Spiegel

Anfang September 2011

Verhütungsdebakel durch fehlendes Internet

Mein Pillenerinnerungsmechanismus versagt. Seit ich den Googlekalender nutze, also vermutlich seit 2006, lasse ich mich täglich an die Pilleneinnahme erinnern, und zwar auf allen Notification-Wegen, die der Kalender anbietet: Mail, Desktop-Alert, Handy-Notification. Das reicht knapp für unordentliche Menschen wie mich.

Aber jetzt bin ich in Irland und habe kein mobiles Internet. Ich habe zwar schon versucht, eine irische SIM zu kaufen, in sämtlichen Mobilfunkläden der Dubliner Innenstadt, aber überall hat man mich nur glasig angeschaut auf meine Frage, ob es nicht auch irgendwas mit mehr als 500 MB im Monat gibt.

Zum Zeitpunkt der verschiedenen Erinnerungs-Alerts bin ich unterwegs, also offline, danach ist der Handyakku leer, und ausgerechnet danach habe ich zur Zeugung von Nachwuchs geeigneten Sex, was gar nicht *so* oft vorkommt. Nach meinem Zyklus kann man die Uhr stellen (wie es halt so ist, wenn man die Pille nimmt), deshalb erhärtet sich schon bald der Verdacht, dass solcher Nachwuchs auch tatsächlich erzeugt wurde. Schwanger durch fehlendes Internet! Diese Durchtriebenheit des Lebens muss man honorieren, ich unternehme also nichts.

Es wurde dann doch nichts draus, das war mir auch lieber. Aber dass man dem Kind jetzt nicht sein Leben lang erzählen kann, dass es nur durch die Abwesenheit von Internet überhaupt erzeugt wurde, das ist ein bisschen schade.

Kathrin Passig

5. bis 8.9.2011

Nach vier Tagen als Shipspotter bemerke ich die Sinnlosigkeit meines Tuns

Da mein Arbeitsplatz vorübergehend an einem Fenster liegt, aus dem man den Schiffsverkehr von und nach Dublin und Dun Laoghaire verfolgen kann, beschließe ich, Shipspotter zu werden. Ich lege ein Googledoc an, in das ich Beobachtungen schreibe wie „16:30, über dem flachen Stück von Dalkey Island eine dicke weiße Fähre von Irish Ferries, nach Google-Bildervergleich vermutlich die *Ulysses* von Holyhead nach Dublin.“

Als ich gerade mehr über das irische Fähr- und Seefrachtwesen herauszufinden beginne und ein bisschen besser zwischen Beobachtung und Spekulation unterscheiden kann, entdecke ich www.dublinport.ie/information-centre/next-100-departures und www.marinetraffic.com. Mein Shipspotterleben wird sofort sinnlos. Jetzt könnte ich jederzeit alles über jedes Schiff herausfinden, das am Horizont zu sehen ist. Allerdings nur von diesem Fenster aus, denn ich habe immer noch kein mobiles irisches Internet.

Kathrin Passig

8.9.2011

Es gibt ein bisschen Internet auf schottischen Bergen. Die Fähre ruft man aber ganz anders herbei

Wir sind ein paar Tage durch die schottischen Sümpfe gestapft und wollen heute nur noch auf den Gipfel von Beinn Chabhair und dann zurück nach Glasgow. Der Bahnhof von Ardlui liegt am Westufer von Loch Lomond, wir befinden uns auf der Ostseite. Obwohl auf der Ostseite des Lochs ein Stück des schönen und fußtrockenen West Highland Way verläuft, müssen wir deshalb wohl weiter nördlich eine Brücke über den River Falloch nehmen und die letzten Kilometer auf der A82 zurücklegen.

Es sei denn, es gibt eine andere Lösung. Beim Heruntersteigen vom Berg nutze ich jede Stelle mit minimalem Handyempfang (zu diesem Zeitpunkt noch Roaming mit der deutschen O2-SIM) für eine der langsamsten Suchen meines Lebens. Am Ende weiß ich, dass es wohl irgendeine unklare Möglichkeit gibt, vom Ostufer des Sees ein Boot aus Ardlui herbeizurufen.

Wir nehmen also den schönen Weg statt der Straße. Am See steht in der Nähe eines Bootsstegs ein Fahnenmast, an dem man einen orangefarbenen Ball hissen kann. Auf diesem Bild sieht man die zeitgemäße und wasserfeste Kommunikationseinrichtung. Danach reicht die Zeit nur ganz knapp zum

Baden, dann ist die Fähre auch schon da. Für drei Pfund pro Person bringt sie uns direkt in die Zivilisation, wo es Eisbecher und Bahnhöfe gibt. Danke, Internet!

Kathrin Passig

September 2011

Ein DRM-geschütztes E-Book-Belegexemplar, drei Autoren

Ich habe mit zwei Coautoren ein Buch veröffentlicht. Zum ersten Mal bekommen wir zusätzlich zu den Papier-Belegexemplaren auch die E-Book-Version unseres Buchs. In der Mail vom Verlag heißt es:

> Um es zu herunterzuladen, gehen Sie bitte wie folgt vor:
> 1. Sollten Sie Adobe Digital Editions noch nicht installiert haben, laden Sie es bitte hier herunter:
> www.adobe.com/products/digitaleditions/
> 2. Nachdem Sie Adobe Digital Editions installiert haben, öffnen Sie den folgenden Link in Ihrem Browser. *(Es folgt ein sechs Zeilen langer Link.)*
> 3. Die geladene Datei öffnen Sie bitte anschließend mit Adobe Digital Editions. Wichtig: sobald Sie diese Datei öffnen wird der Link für andere Personen (genauer: andere Installationen von Adobe Digital Editions) ungültig.
> 4. Das eBook wird nun automatisch geladen und angezeigt.

Dass der Link beim Öffnen der Datei für andere Personen ungültig wird, ist unpraktisch, denn wir sind ja zu dritt. Zum Glück kennt sich einer von uns mit Sicherheitskopien von DRM-geschützten Büchern aus, und kurze Zeit später besitzen wir alle das Buch in einer .mobi- und einer EPUB-Version.

Kathrin Passig

Ende 2011

Ich bekomme keine Kreditkarte mehr, weil, ach

Ich habe im Laufe des Jahres mehrere Mahnungen vom Finanzamt bekommen, endlich irgendeinen Kleinbetrag, 27 Euro oder so, zu überweisen. Ich ignoriere diese Mahnungen, denn weil ich gut im Ignorieren von Mahnungen bin, hat das Finanzamt schon seit vielen Jahren eine Einzugsermächtigung, von der es bitteschön Gebrauch machen soll.

Irgendwann wird meine ec-Karte vom Automaten einbehalten und mein Konto gesperrt. Man kann nämlich nicht einfach dem Finanzamt eine Einzugsermächtigung erteilen und dann seine Ruhe haben. Ab und zu sehnen sie sich dort nach persönlicher Zuwendung, und deshalb gibt es kleine Sonderspezialbeträge, die nicht eingezogen werden können, sondern von Hand überwiesen werden müssen.

Auf meinem Konto ist zu diesem Zeitpunkt ein solider mehrstelliger Betrag, ich war seit zehn Jahren nicht mehr in den roten Zahlen. Falls ich überhaupt über einen Dispokreditrahmen verfüge (was ja bei Selbstständigen immer so eine Sache ist), weiß ich nichts über ihn, ich nutze ihn nie.

Nachdem ich mühsam herausgefunden habe, dass es wirklich an den 27 Euro liegt, vermute ich zunächst eine Catch-22-Situation, denn wie soll ich das Geld ans Finanzamt überweisen, wenn mein Konto gesperrt ist? Die Welt ist an dieser Stelle aber nicht so kafkaesk eingerichtet, wie man meinen könnte, und man darf bei einem gesperrten Konto tatsächlich noch genau eins: Geld ans Finanzamt überweisen. Bald ist alles wieder gut, ich kriege eine neue ec-Karte, und was die Kreditkarte angeht, beschließe ich, mir endlich eine mit einem albernen Bild meiner Wahl anfertigen zu lassen.

Das Web-Tool, das die Deutsche Bank zu diesem Zweck anbietet, ist voller Fehler und weit von jeglicher Usability entfernt, aber ich will unbedingt eine Kreditkarte mit Herrndorfs röhrendem Hirschen im Picassostil, und schon im ungefähr zehnten Anlauf gelingt es mir, sie in Auftrag zu geben.

Es kommt aber keine. Es kommt nie wieder eine. Die Bank sagt mir nicht, warum, aber vermutlich habe ich jetzt einen unvorteilhaften Schufa-Score.

Ich beantrage eine Kreditkarte bei einem weniger kleinlichen Anbieter. Die neue Karte ist hirschlos, goldfarben, hässlich und muss monatlich per Rechnung bezahlt werden – mein Wunsch, zwei Überweisungen pro Jahr ans Finanzamt einzusparen, hat mir also zwölf zusätzliche Überweisungsvorgänge eingebracht. Aber immerhin sind Auslandsbuchungen kostenlos, was gerade dann Geld spart, wenn es dabei überwiegend um $0.99-Käufe bei Amazon und iTunes geht. Außerdem kommen die neuen Kreditkartenrechnungen per Mail, und wenn es Verdacht auf Missbrauch gibt, setzt man sich ebenfalls per Mail mit mir in Verbindung. *Per Mail.*

Vorsichtshalber richte ich einen Dauerauftrag ein, der jeden Monat den Mindestrückzahlungsbeitrag von 30 Euro an das Kreditkartenunternehmen überweist. Ich bin nämlich ganz gut im Ignorieren von Mahnungen.

Kathrin Passig

2.10.2011

Zwirnspule, iPod Touch, Kindle Touch

Kathrin Passig: verdammt, wo wir doch jetzt jeden Cent für Schulwandertage brauchen! (Vorangegangen war das hier.)
Aleks Scholz: und fuer gadgets
Kathrin Passig: wie, Gadgets, das brauchen die auch?
Kathrin Passig: können sie nicht unsere abgelegten auftragen?
Kathrin Passig: wobei ich es ehrlich gesagt schon ein bisschen empörend und unverständlich finde, dass die Kinder meines Bruders zusammen nicht ein einziges iPad haben
Kathrin Passig: wahrscheinlich wird man schon bald seine Eltern für so was verklagen können, es wird irgendein Unterpunkt von Kindsmisshandlung.

Aleks Scholz: ollis gadget zur zeit ist dieser ipod mit spielen.
Aleks Scholz: es hat den sony dings abgeloest
Kathrin Passig: iPod mit Spielen? von dessen Existenz weiß ich noch nicht mal was.
Kathrin Passig: eine leere Zwirnspule reicht sicher auch.
Aleks Scholz: ipod touch heisst er. ich dachte auch schon darueber nach
Aleks Scholz: er hat einen, ehm, touchscreen
Kathrin Passig: ach so, das Ding, ok.
Kathrin Passig: ich hatte vergessen, dass das ja ein iPod war.
Kathrin Passig: ich hatte es im Kopf schon als eine Art verkrüppeltes iPhone abgelegt.
Aleks Scholz: ja, der unterschied ist nicht so klar. es kann auch internet
Kathrin Passig: oh, es kommt endlich ein Kindle Touch, das hatte ich ganz verpasst.
Kathrin Passig: das wird ja allmählich ein nicht mehr völlig unattraktives Gerät.
Aleks Scholz: damit wird es endlich auch fuer diebe interessant

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

3. Oktober 2011

Es gibt ein Problem mit Ihrem Google-Profil

Beim Öffnen meines G+-Accounts erscheint plötzlich eine Textfläche “Es gibt ein Problem mit Ihrem Google-Profil” – mit der Aufforderung, bis zum 7. Oktober meinen Klarnamen anzugeben.

Mir ist sofort klar: Ich werde meinen Namen nicht ändern.

Das, was ich im Netz bin, ist Kixka. Mein Klarname ist für mich eine reine Berufsidentität, mit der ich die Öffentlichkeitsarbeit für einen Weiterbildungsanbieter betreue – und die von den Erfahrungen, die ich als Kixka im Netz gemacht habe, profitiert. Doch als Kixka Nebraska bin ich nicht erst seit 2010 auch im Analogen auf Kongressen und mit eigenen Vorträgen unterwegs.

Nachdem ich bei Google Widerspruch zur Löschung eingelegt habe, einige Links (allerdings keine Kopie meines Personalausweises) einreichte – passiert erstmal: Gar nichts. – Das "über mich" bei G+ wird öffentlich deaktiviert, so dass ich nicht mehr über die Suche zu finden bin. Für mich weiterhin sichtbar, war für andere in meinem "Über mich" nur zu lesen: "*Kixka hat ihr Profil bisher noch nicht ausgefüllt*". Als *Profilagentin* setzt mir das bei diesem ungeklärten G+-Verhalten fast am meisten zu. Mein Profil wird nicht gelöscht oder gesperrt, es gibt keine Rückkehr in den Normalzustand, sondern ein Dasein in der digitalen Warteschleife – ohne irgendeine Information von Google.

Posten kann ich durchgehend. Ganz unvermutet stehen mir dann Ende Oktober 2011 ganz neue Optionen in den Sicherheitseinstellungen zur Verfügung: Mein "About me" kann von "nur für mich sichtbar" auf "öffentlich sichtbar" umgestellt werden. Voilà, es steht wieder "öffentlich sichtbar" zur Verfügung! Der Hintergrund könnte der angekündigte Wechsel der Klarnamenpolitik von Google sein, offiziell war das allerdings zu dem Zeitpunkt noch nicht.

Kixka Nebraska

2011 (und auch in anderen Jahren)

Kein Internet bei den Schwiegereltern wegen zu viel Sicherheit

Meine Schwiegereltern in Konstanz haben WLAN, nur ist das leider für niemanden nutzbar außer für sie selbst.

Ich war bei der Einrichtung des Netzwerkes nicht dabei, das haben zumindest Gerüchten zufolge ein Enkel und sein Vater gemacht (wer in welchem Verhältnis wofür verantwortlich ist, bleibt unklar), und sich dabei etwas feines, aber leider vollkommen unnötiges und absolut unwartbares ausgedacht.

Um das WLAN der Schwiegereltern maximal vor bösen Internethackern zu schützen, ist es nicht nur passwortgeschützt, nein, jedes Gerät muss auch beim Router mit der MAC-Adresse angemeldet werden. Was insofern eben unmöglich ist, als dass natürlich niemand (außer vielleicht den beiden Herren, die das eingerichtet haben) das Passwort für den Router kennt.

Wenn man den Schwiegervater nach dem Passwort für den Router fragt, bringt er ein kleines Büchlein, in das er irgendwann mal ein paar Passwörter geschrieben hat und man befindet sich sofort in der Todesspirale der Technikmissverständnisse. Es ist nämlich mehr oder weniger unmöglich, herauszufinden, welches das Passwort für den Router ist bzw. ob das überhaupt da drin steht. Meistens ist es das, was man gebracht bekommt, nämlich das Passwort für das Emailkonto und das ist dann auch noch falsch.

Ich bin relativ überzeugt, dass man Menschen, die sich hobbymäßig mit sowas wie Technik und Sicherheit beschäftigen, nie erlauben dürfte, bei anderen Leuten irgendwas einzurichten. Das ist dann nämlich alles gut gemeint und funktioniert vermutlich sogar, nur, dass man an der Konfiguration nie mehr etwas ändern darf (oder könnte, wenn man dürfte) und wir deswegen in Konstanz nicht ins Internet kommen.

Vor allem: Als ob es in Hegne irgendwelche bösen Hacker gäbe. Absurd.

Anne Schüßler

Herbst 2011

Ich will nicht mehr kein Netz

Seit Mitte der neunziger Jahre fahre ich mehrmals im Jahr für ein paar Tage irgendwo aufs Land, um mich, abgeschieden von allen störenden Einflüssen und allein mit der Natur, aufs Schreiben konzentrieren zu können. Dass ich in dieser Zeit kein Telefon, kein Fernsehen, kein Netz dabeihaben will, versteht sich von selbst.

Gegen Ende der nuller Jahre beginnt das, sich zu ändern. Ich fahre erst sporadisch, dann regelmässiger aus dem Funkloch, in dem das Haus liegt, auf eine Anhöhe, um mit dem Telefon E-Mails abzurufen und um nachzulesen, was in der Welt so passiert ist. Erst habe ich ein schlechtes Gewissen dabei, aber wie sich zeigt, wird meine Konzentration durch das Durchbrechen der Isolation gar nicht spürbar geringer.

Im Herbst 2011 fahre ich das erste Mal zum Arbeiten weg und sorge dafür, dass ich während der ganzen Zeit ständig online sein kann. Ich will nicht nur Informationen abrufen, sondern wachsende Teile meines Lebens und Arbeitens finden inzwischen im Netz statt, und mich davon abzuschotten käme mir wie eine sinnlose Einschränkung vor.

Natürlich lenkt das Netz auch ab, natürlich mache ich auch Blödsinn und unproduktives Zeug. Das stört mich allerdings nicht mehr, denn die wichtigen Sachen setzen sich entweder von selber gegen den Blödsinn durch, oder sie sind eben nicht wichtig genug.

Ich fahre auch nicht mehr aufs Land zum Arbeiten. Inzwischen kann ich überall schreiben.

André Spiegel

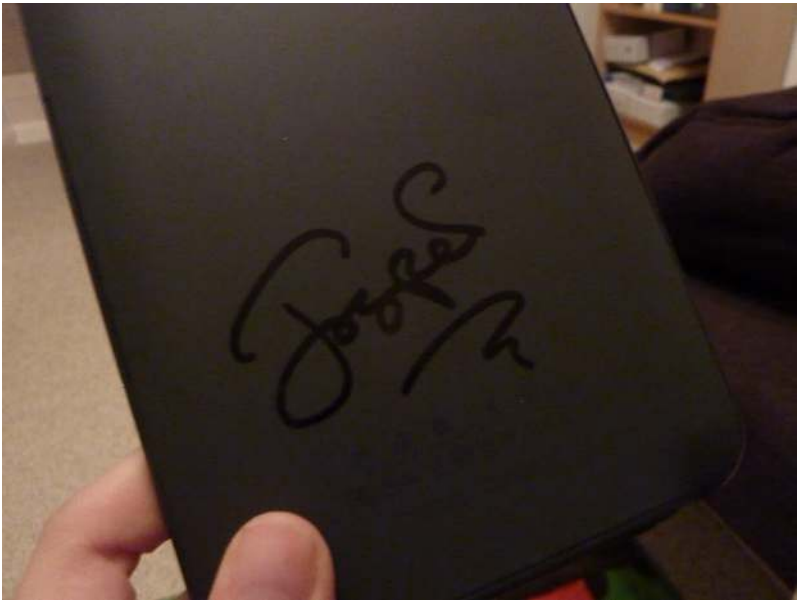
November 2011

Grund 154, warum mein Kindle nie kaputtgehen darf

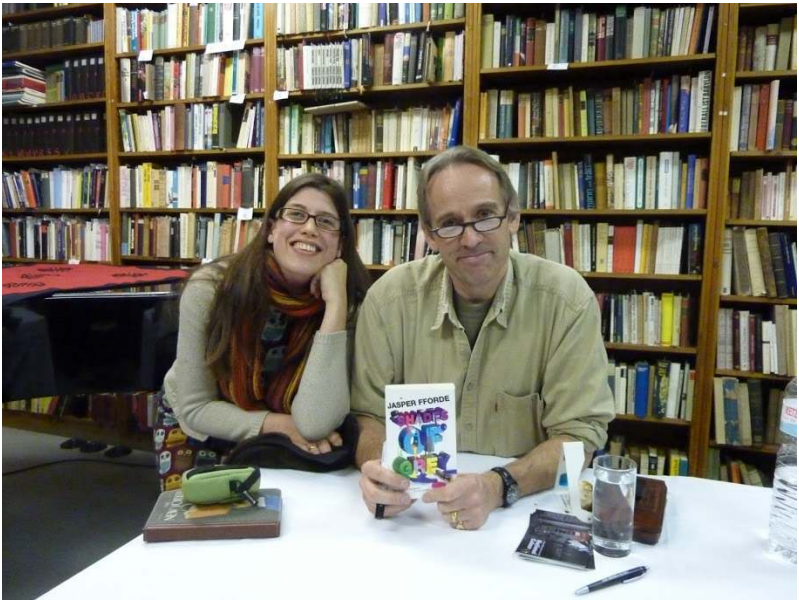
Ich bin auf einer Lesung von Jasper Fforde in einer Frankfurter Buchhandlung. Jasper Fforde liest aus *Shades of Grey*, Oliver Rohrbeck liest aus der deutschen Übersetzung.

Während ich die Bücher der Thursday-Next-Reihe noch als Taschenbücher gelesen habe, habe ich *Shades of Grey* bereits als eBook erworben und gelesen. Die (Taschen-)Bücher sind seit dem letzten Umzug im Lagerraum in irgendwelchen Kisten, mein Kindle habe ich aber dabei, schon allein, weil ich ja auf dem Weg zur und von der Lesung Zug fahre und da ja eventuell lesen möchte.

Nach der Lesung kann man sich Autogramme holen und Fotos machen. Ich mache beides, ich bin nämlich in Gegenwart von Leuten, die ich toll finde, nicht zurechnungsfähig und mache gerne alberne Fangirldinge. Mangels eines Buches unterschreibt Jasper Fforde auf der Rückseite meines Kindles. Einen Edding hat er selber dabei.



Schwer erkennbar, aber doch zu sehen. Unterschrift auf der Kindlerückseite.



Der Vollständigkeit halber: Alberne Fangirlfotos. Mitgeführte Technik: Ein Fotoapparat (wird gerade verwendet, wäre sonst in dem grünen Täschchen), ein Kindle (in der e-Reader-Hülle mit New Yorker-Motiv unter dem Kameratäschchen).

Anne Schüßler

Ende 2011

Das Zimmer weiß immer von selbst, was es tun muss

Am Anfang war die Höhle. Die Höhle hatte einen Eingang, vielleicht konnte man wenig später schon ein Fell davor hängen, Fell hoch, Fell runter, Tür auf, Tür zu. Dann erfand wer das Feuer: Wärme/Licht an und aus. Von der Höhle zum Haus, irgendwann Türen, Fenster, Kamine ...

(fast forward)

Ende 2011 werden eine Kollegin und ich zur Besichtigung in ein neu eröffnetes Luxushotel in Frankfurt eingeladen. Wir folgten der Einladung gern, werden durchs Haus geführt, Eingangshalle, Restaurants, Spa, es ist natürlich beeindruckend. Dann wird uns ein Zimmer gezeigt und die Zimmer in diesem Hotel sind „intelligent“. Intelligent bedeutet: das Zimmer weiß immer von selbst, was es tun muss in Bezug auf Licht, Luft und Unterhaltung. Es gibt zum Beispiel keine Lichtschalter oder Klimaanlagenschalter oder gar so profane Dinge wie Heizungsdrehknäufe. Statt dessen gibt es Bewegungsmelder und Körperwärme-Erkennung. Kommt man ins Zimmer und bewegt sich darin, geht das Licht an und die Klimasteuerung passt sich der erkannten Körperwärme an. Hat man das Licht und den Fernseher eingeschaltet und schläft dabei ein, schalten sich die Geräte nach einiger Zeit von selbst ab. Steht man nachts auf oder kommt eine andere Person ins Zimmer, schaltet sich nicht die „große“ Beleuchtung ein, sondern ein dezentes Fußbodenlicht, das den Weg zu Bad und Bett weist, ohne dass die Nachtruhe allzu sehr gestört wird.

„Was aber nun, wenn ich besser als das Zimmer weiß, was ich will? Wenn ich mit seiner Entscheidung nicht einverstanden bin?“, fragt meine Kollegin. Ihre Bedenken werden zertreut: Für den Fall, dass man mit dem Zimmer in Intelligenzkonkurrenz treten möchte, steht ein Touch Panel zur Verfügung, mit dem die Zimmerelektronik abweichend gesteuert werden kann.

Trotzdem fordern solche Sachen mit Bewegungsmeldern und Körperwäremerkennung natürlich geradezu zu Gedankenspielen heraus. Was ist, wenn ein Einzelzimmer gebucht ist und eine zweite Person ins Zimmer kommt? Blitzendes Blaulicht aus der sonst so dezenten Bodenbeleuchtung und Alarmsirenen aus dem Fernseher, und dann war es ein, ähm, gebetener Gast? Oder dezente Nachtbeleuchtung, in der ein potenzieller Bösewicht seinen klandestinen Tätigkeiten nachgehen kann? In dem Zusammenhang: was ist, wenn jemand im Zimmer sich nicht mehr rührt und die Körpertemperatur immer weiter sinkt? Gibt es dafür eine Vorkehrung, die über „Fernseher ausschalten“ hinausgeht?

Unser Ansprechpartner lacht nur – er glaubt, wir scherzen. Fest steht jedenfalls: von der Höhle haben wir uns ein gutes Stück entfernt.

Novemberregen

November 2011

Gute-Laune beim Duschen (aber nur im Dunkeln und eher kurz)

Ich erfahre von der Existenz von Duschköpfen mit bunt leuchtenden LEDs und bestelle sofort einen via Amazon. Im Onlinehandel kann einem Frau Indicas versehentlicher Leuchtduschenkauf nicht passieren, “1 LED-Duschkopf für Gute-Laune beim Duschen mit LED-Regenbogen Effekt” ist eine eindeutige Beschreibung.

Dass die Dusche durch winzige Wasserturbinen ihren eigenen Strom erzeugt, entzückt mich sehr, schon aus Prinzip, aber auch, weil meine Dusche ohne Batterien funktionieren wird (es gibt auch Konkurrenzprodukte mit). Leider stellt sich nach der Montage heraus, dass sich die volle Leuchtkraft nur entfaltet, wenn ich das Wasser ganz aufdrehe. Da ich einen eher klei-

nen Warmwasserspeicher besitze, bedeutet das, dass ich entweder kurz und leuchtend duschen kann oder länger und nicht-so-leuchtend. Beim normalen Wasserdruck blinken die LEDs nur halbherzig.

Das Hauptproblem ist aber in beiden Fällen, dass die LEDs über und hinter mir leuchten, wo ich keine Augen habe. Ich dusche ein oder zweimal im Dunkeln, um den Gute-Laune-Effekt überhaupt zu sehen zu bekommen. Bald verkalken die kleinen Turbinen, und auch das schwache Blinken hört auf. Im August 2012 kaufe ich einen ganz normalen Duschkopf.

Kathrin Passig

Dezember 2011

Mit der Tür telefonieren

In den anderen Coworkingspaces von Berlin muss man entweder nach Hause gehen, wenn der Laden schließt, oder jeden Monat zusätzliche Miete für einen eigenen Schlüssel bezahlen. Mein neuer Arbeitsplatz hat einen Rolladen vor der Tür, den man anrufen kann, um ihn hoch- und runterzufahren. Dann kommt noch ein Türschloss mit Zahlencode. Jeder, der die Telefonnummer und einen eigenen Türcode hat, kann kommen und gehen, wie es ihm passt.

Schon ein Jahr später finde ich heraus, wie das funktioniert: Innen liegt in einer Nische über der Tür ein billiges Mobiltelefon, das mit Isolierband an einen optischen Sensor geklebt ist. Ruft man an, dann leuchtet das Display des Telefons und löst den Sensor aus.

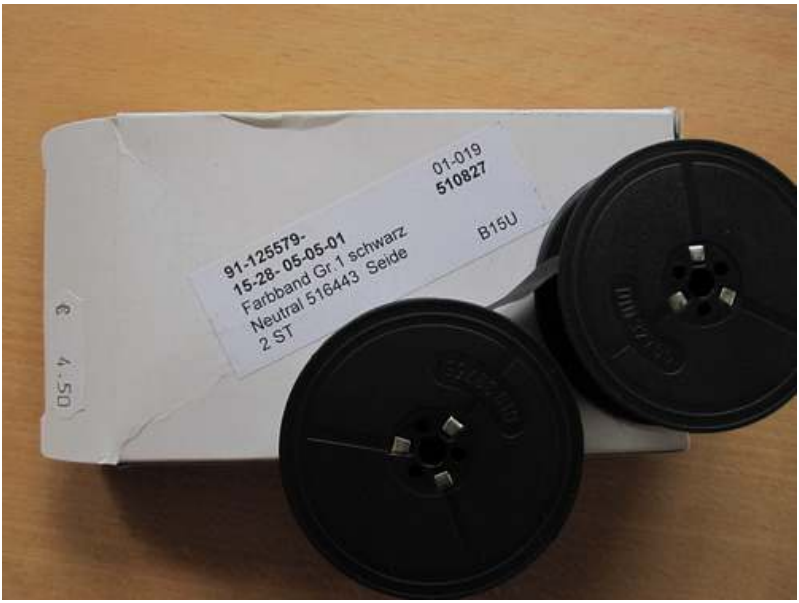
Meinen Zahlencode für das Türschloss habe ich mit 1Password erzeugt.

Kathrin Passig

Dezember 2011

Ein Farbband, Standard-Größe 1? Kein Problem

Für meine Vintage-Reiseschreibmaschine Gossen Tippa brauche ich ein neues Farbband. Nicht ganz so einfach im Zeitalter von Computer und Druckern. Denke ich. Bis ich zufällig im Schreibwarenladen am Bundesplatz im beschaulichen Wilmersdorf lande. Ein Farbband, Standard-Größe 1, für Schreibmaschinen? Kein Problem, sagt die freundliche Verkäuferin: “Hier wohnen so viele Schriftsteller, die so was noch brauchen, dass wir das immer auf Lager haben.”



Thomas Wiegold; Lichtbild v.Verf.

11.12.2011

Ich sehe alles aus den 80ern zum ersten Mal bei Youtube

Kathrin Passig: dieses von dir verlinkte Trio-Video ist frappierend on so many levels.
Aleks Scholz: genau
Aleks Scholz: ich glaube, wenn ich gross bin, will ich auch sowas machen.
Aleks Scholz: noch besser ist das da-da-da video ein paar wochen davor, als noch keiner im publikum sie kannte, moment
Aleks Scholz: hier, das: www.youtube.com/watch?v=QDXaW8lfjKk
Aleks Scholz: da stimmt einfach alles.
Aleks Scholz: meine lieblingsbilder sind die kurzen shots ins publikum
Aleks Scholz: krank: ich habe das damals im fernsehen gesehen[1], ich weiss, wie meine eltern reagiert haben
Kathrin Passig: ich sehe natürlich alles aus den 80ern zum ersten Mal jetzt bei Youtube.
Kathrin Passig: der Youtube-Link ist not available in Germany.
Aleks Scholz: ich zeige es dir morgen [2]

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

1. Das ist umso empörender, als Aleks damals DDR-Bürger war, ich aber nicht.
2. in Irland, wo der lange Arm der GEMA nicht hinreicht.

Winter 2011

Der Belohnung mit einem frischen Getränk geht ein Stromschlag voraus

Das Aufstehen von der Couch mit dem anschließenden Gang zum Kühlschrank ist Fluch und Segen gleichermaßen. Der Belohnung mit einem frischen Getränk wird ein Stromschlag vorausgehen.

Seit einiger Zeit sind Schlappen aus weichem Kunststoff in quietschenden Farben en vogue. Ich erstehe ein Paar in meiner Größe und bekenne, dass die wirklich bequem sind. Aber schon nach kurzer Zeit lerne ich die Nachteile kennen. Die trockene Luft zur Winterszeit begünstigt, dass sich beim Anfassen des metallenen Kühlschrankgriffs eine Entladung zwischen mir und dem Kühlschrank ihren Weg bahnt. Wenn ich andere Schuhe oder nur Socken anhabe, passiert das nicht. Mit der Zeit entwickle ich eine Technik, dass ich mich dem Kühlschrank zuerst mit weniger empfindlichen Körperteilen wie dem Ellenbogen nähere. Auch das Berühren des Griffs der Tiefkühleinheit mit meinem Hinterteil funktioniert, sieht aber komisch aus. Der Funke springt über und ich kann anschließend an den Fingerkuppen schmerzfrei den Kühlschrank ganz normal öffnen.

Nachdem ich mal wieder nicht daran gedacht habe, mich erst über Ellenbogen oder Hinterteil zu entladen und mir die Entladung durch die Finger zischt, überlege ich, meine Schuhe mit Erdungsstreifen zu versehen. Weil mir das übertrieben und nicht alltagstauglich vorkommt, erwische ich mich dabei, wie ich in das Suchfeld der Suchmaschine “Antistatik Hausschuhe” eingebe. Ich stelle fest, dass mein Wunschschuh längst auf dem Markt ist. Zwar nur in schwarz, das kommt meinem Geschmack aber durchaus entgegen. Ich bestelle ein Paar und kann seitdem den Kühlschrank ohne Entladung öffnen.

Markus Winninghoff

ca. 2011

Eine Festplatte in der 35mm-Kopien-Box

Seit Ende der 2000er Jahre werden Kinos mehr und mehr auf digitale Projektion umgestellt.

Das freut die Zuschauer, ist für die Kinobetreiber aber ziemlich aufwändig (weil sie viel neue, teure Technik anschaffen müssen – manche Kinobetreiber beschäftigen sich vermutlich erstmals seit Jahrzehnten überhaupt mit Technik).

Eine Umstellung ist es aber auch für die Firmen, welche die Kinos mit Filmkopien beliefern: Diese werden nicht mehr über spezielle Spediteure als schwere Hartpappe-Boxen mit 35mm-Kopien verschickt, sondern in Form von Festplatten, normalerweise in kleinen Plastikköfferchen, die normalerweise mit einem Paketdienst geliefert werden.

Unser kleines Kino ist digitalisiert, in zwei Sälen können wir aber auch noch 35mm-Kopien abspielen – aber da 35mm-Kopien viel teurer sind als Festplatten, bekommen wir ohnehin fast alle Filme digital.

Eines Tages steht nun aber doch wieder eine Hartpappe-Box vor der Tür, mit einem Film, den wir unbedingt digital brauchen, weil er in dem Saal laufen soll, der nur noch digital bespielt wird – und die Kopie kommt so spät, dass man keine Ersatzkopie mehr bestellen kann.

Doch der Schock währt nur kurz: Beim Anheben der Box ist gleich klar, dass sie viel zu leicht ist: Rätselhafterweise hat der Versender (ein Filmlager) das Festplatten-Köfferchen in die viel zu große 35mm-Kopien-Box gepackt. Wir haben nicht nachgefragt, warum – vermuten aber, dass das Filmlager mit dem Paketdienst einen Spezialtarif ausgehandelt hat, der genau für die Abmaße eines 35mm-Pakets gültig ist.

Matthias Damm

2011

Die Kunst des Umblätterns

Ich bekomme meinen ersten Kindle geschenkt und fange sofort an, damit zu lesen. Aber mein Timing stimmt noch nicht. Beim Lesen in Papierbüchern bin ich es gewöhnt, bereits bevor ich eine Seite zu Ende gelesen habe, den Umblättervorgang einzuleiten und dann während des Umblätterns die letzten Zeilen zu lesen. Diese beiden Vorgänge sind perfekt synchronisiert. Jetzt drücke ich die Taste zum Umblättern immer zu früh und verpasse die letzten Zeilen der Seite. In den ersten Wochen muss ich oft die Zurücktaste benutzen, um Seiten fertig zu lesen.

sleeplessdarkhorse

Seit Sommer 2007

Facebook ist the next big thing. Irgendwann jedenfalls.

Ich bin ja seit 1985 online und habe von Mailboxen über Mailboxnetze hin zu Chat- und Forenservern im Web schon viele soziale Kommunikationsplattformen gesehen. Ungefähr 2007 stöberte ich in den ersten Social Networks der Neuzeit herum.

Auf meinnachbar.net konnte ich maximal die älteren Nachbarskinder stalken, was hinreichend langweilig war, da sie sich meistens vor meinem Grundstück aufhielten und quatschten und ich bei offenem Fenster auch schon alles wusste.

StudiVZ war ziemlich kindisch und die längste Zeit meiner Mitgliedschaft dort verbrachte ich mit der Suche nach der Möglichkeit, den Account zu löschen.

Facebook. Da reden alle drüber. Ich hatte schon vorher versucht, mich dort anzumelden, was aber daran scheiterte, dass Anmeldungen von außerhalb der USA nicht akzeptiert wurden.

Im Sommer 2007 ging es dann: Ich eröffnete meinen Facebook-Account.

Dann geschah erstmal: nichts.

Ich fand kurz darauf ein Social Network aus Krefeld namens "Krefeld Liebt", das eigentlich ein Partyportal für Teenies und StudentInnen sein sollte. Da die Eltern der Teenies aber wissen wollten, was ihre Kinder da so treiben, meldeten sie sich auch an und ein Boom der Ü30-Parties war die Folge.

Mit Gästebüchern an den Profilen, einem rudimentären Blog, einer Mailfunktion, Partybildern und der Möglichkeit, seine Teilnahme an einer Party oder einem Konzert öffentlich anzumelden, bot es schon viel.

Am 16.2.2008 bekam ich eine Mail.

Auf Facebook.

Wer will da was von mir?

Tarryn Jade frage mich, ob ich der Volker König aus Hamburg sei, bei dem sie Au Pair war.

War ich nicht. Ich suchte selber nach allen möglichen Namen, fand aber niemanden, den ich kannte.

Im April 2008 dann die nächste Mail. Aus Tuttlingen. Nein, ich war auch nicht der Volker König aus dem Bodenseekreis.

Ab 2009 fand ich dann auch auf Facebook Freunde, was damit zusammenhing, dass ich auf Twitter recht aktiv wurde. Langsam aber sicher kamen auch die Freunde von Krefeld Liebt bei Facebook an.

Krefeld Liebt versuchte dann nach 2010 einen Relaunch mit neuer Software, die aber nie den Charme der alten Software erreichte.

Außerdem konnte man da keine Kühe halten.

Facebook hatte gewonnen.

Volker König

2002 und 2011

Telefonnummernkauf im Laden und im Internet

Mein erstes Handy (Prepaid mit E-Plus-Karte) erstehe ich 2002 (?) im Laden. Dort steht ein Stapel dieser Geräte, auf deren Verpackung jeweils die Nummer aufgedruckt ist, so dass man sich, wenn man denn möchte, die hübscheste Nummer aussuchen kann. Die Nummer hat (ohne die 0 am Anfang) 10 Stellen. Ich nehme sie später zu einem günstigen Prepaid-Anbieter mit besserem Netz mit.

Im November 2011 schaffe ich mir mein erstes Smartphone an. Das Angebot ist mit einem günstigen Tarif eines mir bisher unbekannten Prepaid-Anbieters verbunden. Bei der Online-Anmeldung erhalte ich nach der Eingabe meiner persönlichen Daten die Möglichkeit, mir eine Nummer auszusuchen. Es gibt eine Suchfunktion für bestimmte Zahlenkombinationen und mehrere Bildschirme mit Nummern, auf denen ich mir eine Nummer (11 Stellen ohne 0) aussuchen kann. Ich erwische eine Nummer mit einer vierstelligen “Straße” und einem “Dreier”, die hervorragend zu merken ist, so gut, dass ich sie gern für immer behalten möchte und dafür umständliche Portierungsverfahren in Kauf nehme.

Extramittel

Vermutlich 2011

Wie aus einem 30-Minuten-Rezept ein 60-Minuten-Rezept (mindestens) wird

Das Kochbuch “Jamies 30 Minuten Menüs” von Jamie Oliver verspricht komplette Menüs in 30 Minuten. Dazu sind die Rezeptangaben auch so gehalten, dass man das komplette Menü kocht, also das Hauptgericht nicht von den Beilagen oder dem Dessert getrennt abgehandelt wird.

Ich möchte ein Rezept nachkochen, in dem unter anderem ein Püree aus Süßkartoffeln fabriziert wird, habe alles eingekauft und möchte loslegen.

“Backen Sie die Süßkartoffel für soundsoviel Minuten in der Mikrowelle” steht sinngemäß als eine der ersten Anweisungen im Rezept.

Nun.

Wir haben keine Mikrowelle.

Ich backe die Süßkartoffeln letzten Endes deutlich länger als die angegebenen soundsoviel Minuten im Ofen. Schon allein der Rechercheaufwand zur Mikrowellenalternativenfindung nimmt teure Minuten in Anspruch. Ich habe wirklich sehr viele Küchengeräte, aber dass man in einem Rezeptbuch ausgerechnet davon ausgeht, dass eine Mikrowelle im Haus ist, damit habe ich nicht gerechnet.

Anne Schüßler

2009–2011

Auch ich trage jeden Monat die Miete in bar zur Bank und auch das wird wohl seine Gründe haben

Molinarius’ Beitrag im Techniktagebuch erinnert mich an eine meiner Basler WGs, in der ich eine Zeitlang für das Bezahlen der Miete für die fünf bis sechs Leute in dieser Wohnung verantwortlich bin.

Man gibt mir den jeweiligen Betrag in bar und ich trage diesen gar nicht so kleinen Batzen Geld zuzüglich meines eigenen Anteils auf die Kantonalbank, wo ich die Miete mit einem Einzahlungsschein auf das Konto unseres Vermieters einzahle. Einmal, als ich es entweder vergessen habe, oder wir die Miete einfach noch nicht zusammen haben, flunkere ich bei der telefonischen Nachfrage des Vermieters, dass ich keine Einzahlungsscheine mehr habe, was anstandslos geschluckt wird und mir wenige Tage später einen ganzen Haufen Einzahlungsscheine per Post beschert.

Diese Vorgehensweise erscheint mir antiquiert und auch ich frage mich im Nachhinein, was der Grund dafür sein mag: liegt es an dem besonders umständlichen Registrierungsverfahren im Online-Banking der Kantonalbank, das ich aufgrund Verpeiltheit und mangelndem Interesse mehrmals auf halbem Wege abbreche? Oder gibt es einen anderen Grund? Auch ich bin ratlos.

Meine MitbewohnerInnen scheinen sich nicht an der Barzahlung zu stören; die einzige Schweizerin in der Wohnung, die auch gleichzeitig die einzige mit einem nennenswerten festen Einkommen ist, findet es sogar praktisch: ein Teil ihres Gehalts wird ihr in bar ausbezahlt, und sie freut sich, dass ich jeden Monat problemlos den darin enthaltenen 1000 CHF-Schein kleinmachen kann.

Auch auf der Bank sorgen die regelmäßigen großen Bar-Einzahlungen weder für Stirnrunzeln, noch werde ich jemals auf die Möglichkeit anderer Zahlungsmodalitäten hingewiesen.

Irgendwann ist dann eine andere Mitbewohnerin für die Finanzen zuständig, die als erste Amtshandlung ein WG-Konto einrichtet (die bargeldaffine Schweizerin wohnt inzwischen woanders), fortan wird die Miete überwiesen. Mir ist es schnuppe, inzwischen habe selbst ich mein Online-Banking erfolgreich in Gang gebracht.

LaSolMiFaRe

Eines Tages zwischen Anfang 2010 und Ende 2011

Bitcoin-Mining, haha, ich bin ja nicht blöd

Irgendwo habe ich von Bitcoin-Mining-Software für den Mac gelesen. Vermutlich war es bei Hacker News oder vielleicht auch Twitter, das ist zum Aufschreibezeitpunkt 2017 nicht mehr zu rekonstrieren. Jedenfalls installiere ich etwas auf meinem Macbook und starte die Bitcoinmaschinerie. Das

geht überraschend einfach, sieht auch relativ seriös aus und tickert jetzt so vor sich hin. Während ich auf meine ersten selbstgemachten Bitcoins warte, lese ich mich ein bisschen ins Thema ein. Die Stromkosten scheinen nicht unerheblich zu sein. Schnell überschlage ich, wie viel Strom mein Macbook verbraucht und mit welchen Gewinnen zu rechnen ist. Der Bitcoinkurs liegt im einstelligen Dollarbereich. Ich komme zu einem Ergebnis und schalte die Miningsoftware sofort wieder ab. Ich bin ja nicht blöd.

Etwa zwei Jahre später, ich benutze noch denselben Laptop, fällt mir die Sache beim Anblick des jetzt dreistelligen Bitcoinkurses wieder ein. Vielleicht habe ich ja damals die Miningsoftware gar nicht abgeschaltet! Vielleicht läuft sie seit Jahren unbemerkt im Hintergrund!

Aber so ist es nicht.

Kathrin Passig

Seit 2012

Touch&Travel und mein Hirn reisen nicht auf der gleichen Welle

Ich benutze für den ÖPNV in Berlin die Touch & Travel App der Deutschen Bahn auf meinem iPhone. Ein eigentlich einfaches System, die App ortet meinen Standort, gibt mir alle Haltestellen der Umgebung zur Auswahl an, ich wähle aus, wo ich einsteigen will, beginne eine kostenpflichtige Fahrt und checke aus, wenn ich an der Zielhaltestelle angekommen bin. Mehrere Einzelfahrten werden am Ende des Tages auf maximal den Preis einer Tageskarte summiert, und im Monatsturnus wird der angefallene Betrag von meinem Konto abgebucht. Ich vermute, es ist nie mehr als der Preis einer Monatsmarke, aber sicher bin ich mir nicht, da ich in der Regel drunter liege oder mir direkt eine Papiermonatsmarke kaufe, wenn ich erwarte, dass die sich rentieren wird.

Denn leider reisen Touch & Travel und mein Hirn nicht auf der gleichen Welle. Weder autosuggestives Training mit allen Tricks der Visualisierung von Zielbahnhöfen, noch mantraartiges Gemurmel helfen: ich vergesse fast immer auszuchecken. Da hilft auch nicht die Erinnerungsfunktion der App, die entweder zu früh kommt oder im Gewusel und Geräuschpegel der Großstadt untergeht. Manchmal fällt es mir irgendwann später ein und ich checke schnell aus, aber meistens merke ich es erst, wenn nach 4 Stunden eine Erinnerung mit akustischem Signal kommt und ich gefragt werde, ob ich immer noch unterwegs bin. Wenn ich dann auschecke, wird der Preis eines Tagestickets in Rechnung gestellt. Auf das akustische Signal dieser Erinnerung, das ich komischerweise immer höre (vermutlich weil ich dann irgendwo drinnen bin, wo es weniger Nebengeräusche gibt), bin ich inzwischen mit einem "Fuck, nicht schon wieder" konditioniert.

Neulich hab ich in Berlin Lichtenberg an der Tram-Haltestelle Altenhofer Str. eingecheckt und bin zum Flughafen Tegel gefahren. Als ich 4 Stunden später in München in der S-Bahn saß, kam die Erinnerungs-SMS. Also nutzte ich die Möglichkeit, unabhängig von meinem georteten Standort als Zielhaltestelle den Flughafen Tegel manuell einzugeben. Wenig später bekam ich eine Mail mit der Bitte, die Differenz zwischen manueller Eingabe und Ortung zu erklären, da man mir sonst die Strecke Berlin-München in Rechnung stellen müsse. Meine Antwort, dass es, bislang jedenfalls, nicht möglich sei, binnen 4 Stunden mit dem Zug von Berlin nach München zu gelangen, überzeugte die DB sofort.

Auf meine Frage, ob es nicht möglich wäre, die Software so zu programmieren, dass man direkt bei Fahrtbeginn schon das Ziel eingibt, bekam ich leider keine Reaktion.

Für mich hat jetzt eh die Motorradsaison begonnen, ich darf bloß nicht vergessen, nach Ende der Fahrt den Zündschlüssel abzuziehen und mitzunehmen.

sleeplessdarkhorse

Seit 2012

Die schwierige Entscheidung für eine Sprache

Es gibt Entscheidungen, die sind einfach. Es gibt Entscheidungen, die sind schwer. Doch meist stellt man am Ende fest, dass auch diese eigentlich einfach gewesen sind, man sich nur zu lange damit aufgehalten hat, sie zu fällen. Und dann gibt es Entscheidungen, die einem weder einfach noch schwer fallen, sondern bei denen man sich eigentlich alle paar Stunden wieder neu entscheiden möchte.

Ein solche Entscheidung erlebe ich seit einigen Jahren. Die Spracheinstellungen von meinem Computer, Smartphone, Fernseher und anderen Geräten wechseln seitdem regelmäßig zwischen Deutsch und Englisch hin und her. Und nach all der Zeit weiß ich nicht, was ich besser oder schlechter finde. Ich habe sogar mal eine Pro- und Contra-Liste gemacht, doch beide Optionen kommen auf die gleiche Anzahl von Punkten.

Bei Englisch fühle ich, dass die Bedienung konsistenter ist, bei Deutsch fühle ich mich sicherer, bei Englisch weniger verwirrt, bei Deutsch glaube ich zu finden, was ich suche. Und so geht es weiter und weiter und weiter. Ich sehe seltsame Übersetzungen und wie schwierig die Mehrsprachigkeit von Programmen ist, z. B. will sich die mobile Seite von Gmail nicht an die Spracheinstellungen von Google halten. Oder auch Google Musik erscheint auf Deutsch auf dem Chromecast.

Vielleicht ist es auch etwas völlig anderes, was mich die Sprache in regelmäßigen Abständen umstellen lässt. Auf der anderen Seite: Einige Softwareprojekte haben durch mein Entscheidungsproblem jetzt jemanden, der regelmäßig Übersetzungsvorschläge macht und versucht bestehende Fehler zu verbessern. Es ist also nicht alles schlecht.

Thomas

Ca. 2012 bis März 2015

Spülmaschine mit Zufallsgenerator

Wir haben nun endlich eine neue Spülmaschine (genau genommen gleich eine ganze neue Küche, aber das spielt hier keine Rolle). Die alte Spülmaschine haben wir mit der Wohnung vor etwa dreieinhalb Jahren übernommen, sie muss da schon einige Jahre alt gewesen sein. Die alte Spülmaschine hat die üblichen Programmvarianten – eine "Eco" genannte, die weniger als 60°C heißes Wasser verwendet, eine mit etwa 70°C, eine irgendwo dazwischen.

Immer fasziniert hat mich aber die "Auto"-Variante. Kaum hatte man dieses Programm ausgewählt, erschien im rot leuchtenden LED-Display eine (immer wechselnde) Zahl zwischen etwa 125 und 140, die veranschlagte Minutenzahl anzeigend, die man für das Programm zu erwarten habe. Die implizite Erwartung des "Auto"-Mechanismus ist es natürlich, dass sich die Maschine automatisch der Befüllung und der Verschmutzung anpasst; allerdings ist mir bis zum Schluss nicht klar geworden, wie die Maschine hierüber eine sinnvolle Entscheidung hätte treffen können.

Ich vermute deshalb nach wie vor hinter der angegebenen Minutenzahl einen Zufallsgenerator, der einfach eine beliebige, sinnvoll erscheinende Zahl ausgibt. Leider habe ich nie Buch geführt, um das wirklich zu verifizieren.

Rochus Wolff

04.01.2012

Ich lade ein Buch runter, dann können wir losfliegen

Wir sitzen im Flugzeug am Flughafen in Edinburgh und sind kurz vorm Start, als mir einfällt, dass ich ja noch gar nichts zu lesen habe. Ich hole mein Kindle raus, schalte WiFi ein und lade mir über Amazons WhisperNet ein neues Buch runter. Das dauert drei Minuten (na ja, vielleicht auch fünf), dann schalte ich WiFi wieder aus, und wir können losfliegen.

Anne Schüßler

28.1.2012

Wo die britischen Telefonzellen hingekommen sind

Im Open-Air-Museum „Blists Hill Victorian Town“ sehe ich einem Eisengießer bei der Arbeit zu. Er bereitet Gussformen aus Sand für die Gegenstände vor, die im Museumsshop verkauft werden: Briefbeschwerer, Tür- und Fensteroffenhalter, Buchstützen, Flaschenöffner, Stiefelauszieher in Käferform. Die gusseisernen Gartenmöbel, die man im Baumarkt bekommt, sagt der Eisengießer, seien aus neumodischem Eisen, das nicht lange halte, weil da zu viel unsortiertes Metall zusammengemischt werde, ja, auch Aluminium sei da drin. Während man hier in Blists Hill seit Jahren die alten Telefonzellen verarbeite. Das sei frisches Eisen gewesen damals in den 1920er Jahren, direkt aus dem Bergwerk in die Telefonzelle, hohe Qualität. Die Antwort auf die Frage, was eigentlich aus den britischen Telefonzellen geworden ist, findet sich also in diesem Museumsshop.

Kathrin Passig

28. Januar 2012

Text-to-Speech in Bussen der sächsischen Provinz

Ich bin eingeladen, einen Vortrag in Meißen zu halten und zuckle mit dem Bus durch die sächsische Prärie, denn die Zugstrecke von Dresden nach Meißen ist aktuell gesperrt.

Mir fällt auf, dass die Durchsagen im Bus des VVO weder von einer zuvor aufgenommenen Stimme gemacht werden, noch vom Busfahrer selbst. Stattdessen steckt hinter der Sprachausgabe eindeutig ein Text-to-Speech-System, was man an gelegentlichen merkwürdigen Betonungen und Aussprachen merkt.

„Gar nicht mal so dumm“, denke ich mir. Ein solches System bietet den idealen Kompromiss zwischen Verständlichkeit und Flexibilität, da weder ein_e Sprecher_in gebucht werden muss, der/die dann später vielleicht nicht mehr zur Verfügung steht, wenn sich Routen und Haltestellennamen ändern, noch die Busfahrerin, die nicht immer die beste Aussprache hat, einspringen muss. Zudem lässt sich das System ohne großen Aufwand auf jede beliebige Gegend umziehen, wenn die Busse verkauft werden.

Drei Jahre später erinnert mich die App Timehop daran, dass mir diese Besonderheit aufgefallen war.

Alexander Matzkeit

Anfang 2012

Mein Handy sieht aus wie ein Faultierbaby, kann aber 3D

Ich brauche ein neues Telefon. Wegen eines Tarifwechsels darf ich mir nicht mehr alle zwei Jahre gratis eines aussuchen, sondern muss erstmals selbst eines kaufen. Deshalb schaue ich mir die Sonderangebote im Elektronikmarkt

genau an. Ein besonders seltsam aussehendes Gerät ist recht neu auf dem Markt und schon sehr stark im Preis reduziert. Bei dem Design wundert mich das nicht.

Als ich das Ding in die Hand nehme, stelle ich fest, dass es auf der Rückseite zwei Augen hat. Diese dienen dazu, 3D-Bilder und -Videos herzustellen, die dann auf dem 3D-Bildschirm in 3D angezeigt werden können. Riesenquatsch, befinde ich sofort. Dann kaufe ich das Handy aber trotzdem, weil das Internet an verlässlichen Stellen behauptet, dass der nicht-dreidimensionale Rest der Features für den Preis absolut in Ordnung geht. Mit Hülle ruft es darüber hinaus bei den Menschen sehr unterhaltsame Assoziationen hervor: Cassettenrekorder, Faultierbaby, Derping Darth Vader und Hello Kitty sind die häufigsten.

Das Telefon tut, was es soll, und die nutzlose 3D-Fähigkeit stellt sich unerwartet als *Conversation Piece* heraus. Ich verwende sie nie, werde aber in Kneipen oder auf Parties immer wieder auf mein seltsames Telefon angesprochen und muss dann die Dreidimensionalität mittels eigens arrangierter Biergläser wiederholt demonstrieren.

Es ist aber auch wirklich nicht einfach mit der dritten Dimension: Verschicke ich ein 3D-Bild an jemanden, dessen Telefon oder Rechner keine 3D-Hardware und Software hat – also an praktisch jeden –, erhält der Empfänger lediglich zwei leicht unterschiedliche JPGs. Mit etwas Geschick, beziehungsweise Geduld und Gratissoftware, kann er dann ein Wackel-GIF daraus basteln, oder ein rot-grün-brillen-taugliches JPG. Alles viel zu umständlich für das bisschen Räumlichkeit.

Sommer 2014

Noch immer will mir keine nützliche Anwendung für die 3D-Sache einfallen. Ohnehin stellt sich nun heraus, dass womöglich die eigentliche Superkraft des Telefons gar nicht die 3D-Fähigkeit ist, sondern die Tatsache, dass man für 6 Euro einen erstklassig funktionierenden Ersatzakku bestellen und diesen mit drei Handgriffen selbst auswechseln kann. Wer weiss, was es noch alles kann. Eventuell lese ich nächstes Jahr mal die Gebrauchsanweisung.

Mia Culpa

20.2.2012

Ein Newsletter auf Papier soll die Belletristikabteilung retten

Der Zentralen Intelligenz Agentur winkt ein Beratungsauftrag eines großen deutschen Verlages. Zum Vorgespräch bin ich mit hinzugebeten worden. Im Verlag macht man sich Sorgen wegen der rapide schwindenden Umsätze der Belletristikabteilung. Dagegen soll etwas unternommen werden. Wir machen verschiedene Vorschläge, die aber auf keine Gegenliebe stoßen.

Wie sich herausstellt, gibt es im Verlag bereits einen Plan, und der sieht folgendermaßen aus: Vor Jahren hat man auf einem nicht näher benannten Weg (durch ein Gewinnspiel?) Kundenadressen gesammelt. Diese Kunden, so heißt es nun, müssen ja noch irgendwo sein, und man muss sie nur irgendwie reaktivieren. Das soll durch einen Newsletter auf Papier geschehen. Wir legen die Stirn in Falten und bekommen den Auftrag nicht.

Kathrin Passig

26.2.2012

In der Schweiz spielen Faxgeräte noch eine wichtige Rolle

Im Traum erfahre ich, dass man dem Fax in der Schweiz "Gugli" sagt. Ich wundere mich zum einen darüber, dass das keineswegs, wie ich zuerst dachte, halt so ein mittelalterlicher Schweizer Begriff ist, "neinnein, wir nennen das erst so, seit es Google gibt", und zum anderen darüber, dass Faxgeräte dort noch eine wichtige Rolle zu spielen scheinen. Vielleicht ist wegen der Berge das Internet nicht so gut, denke ich.

Kathrin Passig, zuerst veröffentlicht bei Wir höflichen Paparazzi und das-schema.com

Dezember 2009 – Februar 2012

Ich bin ein singendes Pixel

Seit meiner Schulzeit habe ich immer in den verschiedensten Chören mitgesungen, klassisch, modern, klein, groß. Nun erfahre ich, dass es auch einen virtuellen Chor gibt.

Entdeckt habe ich das Video durch Zufall irgendwo im Netz und bin sofort völlig begeistert. Eric Whitacre, professioneller Dirigent und Komponist, forderte Sänger und Sängerinnen aus der ganzen Welt auf, mit ihm eines seiner Stücke als virtuelles Gemeinschaftsprojekt aufzuführen. Er bekam Videos der Einzelstimmen zugeschickt und schnitt sie zu einem Chorvideo zusammen – dem Virtual Choir. Das Projekt Virtual Choir 2.0 läuft leider etwa zu dem Zeitpunkt, als ich davon erfahre, aus, Videos können nicht mehr eingeschickt werden.

Ich abonniere über Eric Whitacres Webseite den Virtual Choir-Newsletter, trete der Virtual Choir-Facebookgruppe bei und hoffe, dass es irgendwann auch ein drittes Video geben wird und ich dazu beitragen kann.

Als ich es schon fast vergessen habe wird der Virtual Choir 3.0 im Herbst 2011 angekündigt. Auf Facebook spekulieren wir, welches Lied Whitacre wohl aussuchen wird. Geprobt habe ich bisher nur eines von ihm, „Water Night“. Beziehungsweise versucht, denn das teilweise dissonante und in unüblich viele Stimmgruppen aufgesplittete Arrangement stellte sich beim Proben als so schwierig und auch wenig befriedigend heraus, dass mein damaliger Chorleiter das Lied abbrach und aus dem Repertoire nahm. Ich hoffe also, dass es nicht ausgerechnet *dieses* Lied sein wird.

Tja.

Das schreckt mich trotzdem nicht ab, ich habe schließlich lange genug darauf gewartet, endlich mitmachen zu können. Ich registriere mich beim VC3-Onlineportal mit meiner Emailadresse als Altistin und bekomme online Zugriff auf Übungsmaterial, Noten und MP3-Dateien sowie das Dirigentenvideo, mit dem wir auch aufnehmen müssen. Auch Fans erstellen eigene Materialien, beispielsweise singt ein professioneller Sänger alle Einzelstimmen ohne Hintergrundmusik ein und stellt diese Audiodateien zur Verfügung. Zusätzlich kaufe ich mir die offizielle „Water Night“ Mp3 von Eric Whitacres CD bei Amazon, lade mir das alles auf mein Smartphone und brenne eine CD für mein Auto. Ab jetzt höre ich, wo ich gehe und stehe, das Lied und übe den Alt-Part. Auf dem Weg zur Arbeit, zu Hause, während meiner Gesangsstunde, unterwegs, wo es nur geht, denn von der Ankündigung des Videos

bis zur Deadline liegen nur ein paar Wochen, und neben Arbeit und anderen Verpflichtungen bleibt nicht viel Zeit. Ich nehme mir vor, nicht bis zum bitteren Ende zu warten, sondern frühstmöglich mein Video aufzunehmen und stressfrei abzuschicken.

Es ist dann natürlich am Abend der Deadline, dem 1. Februar 2012, als ich im Esszimmer unserer Wohnung mein kleines Aufnahmestudio bastele. Neutrale Umgebung ist Voraussetzung, also richte ich eine Stehlampe so aus, dass sie mich und eine weiße Wand beleuchtet. Ich trage schwarze, neutrale Kleidung und Kopfhörer, um die Begleitmusik deutlich hören zu kommen. Vor mir aufgebaut: ein Stapel Bücher, darauf das Netbook mit Frontkamera, ein Zettel mit Noten und Notizen auf der Tastatur. Ich starte die Aufnahme und danach das Dirigentenvideo, in dem man leise im Hintergrund "Water Night" hört und Eric Whitacre dirigieren sieht. Zu Beginn des Videos muss man zusammen mit dem virtuellen Dirigenten klatschen, um später beim Zusammensetzen die Synchronität zu erleichtern.

Natürlich schaffe ich es nicht beim ersten Take. Entweder ich vergesse zwischendurch den Einsatz, muss husten, eine Tür knallt, irgendwas ist immer, nicht nur bei mir. Auf Facebook wird von anderen Mitsängern unter anderem von über Tasten laufende Katzen berichtet, die eine Aufnahme platzen lassen. Als das Video endlich zurechtgestutzt und fertig zum Upload ist, gibt es erneut Schwierigkeiten, weil ich zusammen mit den anderen Last-Minute-Einsendern die Server überlaste, so sehr, dass die Deadline extra verlängert wird. In der Facebookgruppe stehen wir uns gegenseitig bei, feuern uns an und endlich ist auch mein Video hochgeladen und akzeptiert. Insgesamt sind es 2052 Videos aus 58 Ländern.

Jetzt beginnt das Warten, bis das Video endlich fertig ist. Zunächst bekommen wir per Twitter und Facebook nur eine Vorschau, eine riesige Fotowand, in der ich mich tatsächlich finden kann – 47 Bilder nach rechts, neun nach oben. (Auf Twitter gibt es das hochaufgelöste Bild nicht mehr, daher der sehr pixelige rote Pfeil.

Die Suchen nach diesem Bild in meinem Facebookarchiv wurde durch die ständig hochspringende Zeitleiste im Browser etwas erschwert.)

Am 2. April 2012 hat die Aufführung des virtuellen Chores Premiere, als Stream live übertragen aus dem Lincoln Center, New York City. Ich bleibe extra lange auf und schaue mir mit meinem Mann den Stream an, indem wir das Netbook per HDMI-Kabel an den Fernseher anschließen. Als das Video auf Youtube veröffentlicht wird, verlinke ich es auf allen mir möglichen sozialen Netzwerken. Uns deutschen Mitsängern macht die GEMA in Deutschland auf Youtube erst Probleme, die aber glücklicherweise bald behoben werden. In der Facebookgruppe geht jetzt das große Suchen los. Akribisch durchforsten wir das Video, machen Screenshots und umkringeln die Leute, die wir erkennen, meistens Mitglieder, die beim Hochladesupport besonders hilfreich waren und deren Gesichter wir daher gut kennen.

Ich finde mich weiterhin nur in der Anfangswand, bin aber zufrieden, dass ich im Video irgendwo mittendrin dabei bin, als Tonspur, als Pixel, als Name im Abspann, als einer von vielen Menschen, denen Chormusik so viel bedeutet, dass sie technische Wege fanden, dafür globale Grenzen verschwinden zu lassen.

www.youtube.com/V3rRaL-Czxw

Angela Heider-Willms

7.3.2012

This room has an air-condition

Kathrin Passig

17.3.2012

Was man bei Goodreads veröffentlichen will, muss man in Bücher schreiben (im Traum)

Im Traum versuche ich etwas bei Goodreads zu schreiben, finde aber die richtige Stelle nicht. Die Website ist wenig benutzerfreundlich, denn sie besteht aus einzelnen Büchern, die auch noch an unterschiedlichen Orten aufbewahrt werden, zum Beispiel in Buchhandlungen. Ich überlege, ob ich die Schriftart an der jeweils aufgeschlagenen Stelle nachahmen muss oder ob das später von allein angepasst wird.

Merkwürdig an diesen ganzen Schreibträumen: Im wachen Zustand schreibe ich eigentlich nie etwas von Hand, vielleicht zehn kleine Notizbuchseiten pro Jahr und ein paar Unterschriften.

Kathrin Passig, zuerst veröffentlicht bei Wir höflichen Paparazzi und das-schema.com

25. März 2012

Gefangen in der Zuviele-Leerzeichen-Zone

Heute hatte ich einen Traum, in dem du mir was erklärt hast. Und ich hoffe, ich gebe das richtig wieder, denn es ist etwas vertrackt. Also, ich bin vor dem Computer gesessen und da waren ein paar Wörter in einem Textfenster und zwischen zwei Wörtern waren zu viele Leerzeichen, wie's ja manchmal passiert. Und dann hast du gesagt, ich soll doch mal versuchen, den Cursor zwischen die beiden Wörter zu tun und dann Backspace zu drücken, bis nur noch ein einziges Leerzeichen übrig ist. Das habe ich versucht und bei jedem Mal Backspace-Drücken ist der Abstand zwischen den Wörtern erwartungsgemäß kleiner geworden, aber er war trotzdem immer zu groß, nie exakt eins. Da hast du mir erklärt, dass das ein spezieller Algorithmus ist: wenn

man die Leertaste nur einmal drückt, dann ist alles normal, aber wenn man sie aus Versehen zu oft drückt, dann kommt man nie wieder zurück auf eins, egal, wie oft man Backspace drückt. Man bleibt irgendwie für immer in dieser Zuviele-Leerzeichen-Zone stecken. Darauf habe ich gesagt: „Ah, so wie bei diesem Film 'Event Horizon'?". Da hast du, den Kopf etwas zur Seite geneigt, kurz nachgedacht und dann, in freundlich-geduldigem Ton, gesagt: „Ach, Unsinn."

Clemens Setz; Nachricht an Kathrin Passig

04.04.2012

Lieber frieren als kaputte Scheibe

Shuttleparty in Aachen. Wie bei jeder Shuttleparty macht das Hochschulradio eine begleitende Livesendung. Das Studio liegt im dritten Stock, aus dem Fenster können wir genau auf einen Parkplatz sehen. Durch die Nähe zur Partymeile Pontstraße parken hier am Wochenende und auch heute einige Autos der Partypeople.

Auf einmal erkennen wir von oben, wie sich in einem Audi TT ein Mensch bewegt. Eine Frau, die vorher nicht zu erkennen war. Sie ist mal an der Frontscheibe, mal wieder hinten, an der Fahrertür und an der Beifahrertür. Das kommt uns seltsam vor, wir gehen nach unten, um nachzuschauen.

Durch die geschlossene Scheibe können wir mit der jungen Frau reden. Sie war mit ihrem Freund unterwegs, dann wurde sie müde, sie hat sich im Auto schlafen gelegt und er ist wieder weggezogen.

Weil sie gemäß einer Party im Club gekleidet ist, es draußen aber schweinekalt ist, ist auch ihr sehr kalt und sie würde gern ins Warme.

Das Problem ist nur: Sie kommt nicht aus dem Auto raus. Die Türen sind abgeschlossen und von innen nicht zu öffnen, ihren Freund erreicht sie nicht über Handy.

Wir rufen zuerst die Hochschulwache, dann die Polizei. Denn boulevardfernsehsicher wie wir nun mal sind, gehen wir davon aus, dass die Polizei ein magisches Werkzeug hat, mit dem sie jederzeit jede Tür jedes Autos problemlos aufschließen kann.

Hat die Polizei aber nicht. Die Polizei ruft den ADAC an. Der ADAC sagt (sinngemäß): Nein, das ist nicht möglich. Der Audi TT ist, wenn er einmal abgeschlossen ist, so dicht, es gibt keine Möglichkeit, ihn wieder zu öffnen. Außer die Scheibe einzuschlagen.

Die Scheibe einschlagen wiederum möchte die junge Frau nicht. Fast schon panisch erklärt sie uns, dass das das Auto ihres Freundes ist, niemals die Scheibe einschlagen, nein, dann friert sie lieber.

Wir stehen ratsuchend um das Auto, als plötzlich um die Ecke kommend der Freund aufschlägt. Zuerst scheint er uns gar nicht zu registrieren und macht mit der Fernbedienung schon mit mehreren Metern Abstand das Auto auf.

Seine Freundin stürmt auf ihn los, umarmt ihn, küsst ihn, fragt, wie es war. Dann setzen sich die beiden ins Auto und fahren weg, die Polizisten setzen sich ins Auto und fahren weg – und wir stehen noch zwei Augenblicke lang sprachlos da und gehen dann zurück ins Warme.

Sebastian Riehm

13.04.2012

Dead Plane's Chest

Morgen fliege ich zurück nach Hause. In einem Flugzeug. Wahrscheinlich wird es ein schönes glänzendes Flugzeug sein, das von seiner Airline täglich gestreichelt wird, super Kerosin bekommt und ein hübsches Leben führt. Nach Flugzeugmaßstäben. Dann gibt es aber Flugzeuge, die niemand lieb hat. Oder so. Typischerweise alte Flugzeuge, oder zwischenzeitlich überflüssige Flugzeuge. Und leider sind Flugzeuge nun mal ziemlich groß und man

kann sie schlecht in Privatwohnzimmern zwischenlagern. Also muss man sie irgendwo hinstellen, wo es billig ist und eventuell so ein abgestelltes Flugzeug nicht gleich verrottet. Gut, dass es amerikanische Wüsten gibt.

Vor ein paar Tagen stand ich an Stacheldrahtzäunen von zwei *Airplane boneyards* in der Mojave, in Victorville und Mojave, beides in Kalifornien. Obwohl das Betreten von einem solchen Gelände ziemlich cool wäre und überhaupt halbkaputte Flugzeuge in Wüsten etwas wäre, was ich besser finde als Nashornjagden, darf man bestenfalls näher an die ganze Sache ran, wenn man sich ein Hollywoodkamerateam ausleiht. Alternativ vielleicht eine prestigeträchtige Gruppierung von Editorialfotografmenschen mit großen prestigeträchtigen Objektiven von prestigeträchtigen Magazinen, die prestigeträchtige Dollarscheine mitbringen. (Edit: Im Fernsehen läuft gerade eine *Mythbusters*-Episode, die auf einem solchen Platz gedreht wurde. Sie simulieren Tornado-Auto-Holzstück-Unfälle.)

Praktischerweise gibt es neben den Außenseiten der Stacheldrahtzäune von diesen Abstellplätzen auch die Außenseiten der Stacheldrahtzäune von richtigen kleinen Abwrackwerkstätten. Mit Schrottplatzhunden.

In Victorville also fotografierte ich ein bisschen an einem Zaun herum, der Schrottplatzarbeitermann (oben in Blau markiert) wurde aufmerksam, freute sich, weil er zufällig einen immens einflussreichen Freund in Deutschland hat. Genauer gesagt: Im Landkreis Fürstenfeldbruck. (Ernsthaft.) Dann öffnete er das weitläufige Schrottteileimperium und bat den Hund sachlich, niemandem ein Bein abzufressen. Leider bat niemand den herumfliegenden Sand sachlich, nicht meine Kamera anzufressen, aber darüber kann man ein bisschen hinwegsehen.

Auf dem Schrottplatz passieren ziemlich tolle Dinge, wenn man dem Schrottplatzmann glauben darf. Im Prinzip nehmen sie dort Flugzeuge auseinander und basteln aus den Teile andere Dinge, die Menschen mit Geld haben möchten. Bartheken aus Flügeln, Sushirestaurants für Südkorea. Oder, angeblich ziemlich populär in Kalifornien, Atomschutzbunker aus den Rümpfen von alten Jumbo-Jets. Oder Filmkram. Schrottplatzmann lieferte bereits Teile für *Batman* und *Transformers* und für irgendwas Neues it's co-

ming out soon, I forgot the name, it's some sequel. (Wir glauben an dieser Stelle bitte, dass es sich um *The Dark Knight Rises* handelt, okay?) Ziemlich guter Schrottplatzbesuch. Außerdem fühlt sich Carbon seltsam an und Flugzeugflügel sehen von innen aus wie Bienenwaben. Überhaupt sind Flugzeuginnereien recht spannend. Sollte man sich eigentlich insgesamt mal genauer angucken. Und vielleicht möchte ich jetzt auch eine Flugzeugflügelbartheke haben. Sobald ich eine Bar habe.

गोदावरी

Nina Jäger; zuerst veröffentlicht hier: www.nina-jaeger.de/blog – Rechte an allen Bildern bei der Autorin

Zwischen April 2000 und April 2012

Das Auto mit dem Auto-Knopf

Als ich im Jahr 2000 mit dem Autohändler über die Ausstattung meines ersten Neuwagens debattiere, zwingt er mir eine Klimaanlage auf, denn „ohne wird er den Wagen nach Ablauf meiner Leasing-Zeit nie wieder los."
Ich bin bis dahin in einer Welt aufgewachsen, in der Klimaanlagen viel Sprit verbrauchen und die Umwelt töten, und will das eigentlich nicht. Aber nun ja.

Die Klimaanlage im Golf aus dem Jahr 2000 hat drei Drehregler und zwei Knöpfe, und die Bedienungsanleitung empfiehlt, am besten alle zu ignorieren und nur den Knopf „Auto" zu drücken. Und danach nichts mehr anzufassen. Die Ironie eines Knopfes „Auto" in einem Auto sehe nur ich, aber mir macht sie große Freude. Benutzt man diesen Knopf nicht, muss man die Anlage bewusst anstellen und so übernimmt vier Jahre später der nächste Besitzer eine nahezu unbenutzte Klimaanlage von mir.

Im nachfolgenden Wagen hat die Klimaanlage ein paar Knöpfchen mehr, aber auch hier muss sie bewusst eingeschaltet werden.

Wieder vier Jahre später haben sich die Knöpfe erneut etwas geändert und es ist eine neue Funktion hinzugekommen: Nach einem nicht nachvollziehbaren System schalten auch einige andere Knöpfe die Klimaanlage in den Automatik-Modus. Ich vermute, dass nicht genügend Fahrer den Empfehlungen der Anleitung gefolgt sind und so nachgerüstet werden musste.

Wieder vier Jahre später lerne ich beim ersten Fahren, dass meine Vermutung wohl richtig war, dass sich aber immer noch Fahrer widersetzten, denn jetzt schaltet quasi jeder der inzwischen elf Knöpfe die Anlage irgendwann ein.

Ich resigniere, aber meine Freude am großen, mittig platzierten Knopf „Auto” im Auto, die trägt immer noch.

Nachtrag: Kathrin wies mich noch auf diesen Tweet über Flugzeuge im „Airplane Mode” hin.

Christian Fischer

Irgendwann 2012 (vermutlich)

Und dann ist das jetzt angekommen?

Faxen. Ich habe vermutlich in meinem Leben noch kein einziges Mal selbstständig etwas gefaxt und bin immer wieder irritiert, wenn Menschen irgendwo etwas zugefaxt haben wollen. Allein schon, weil das bedeutet, dass sie ein Faxgerät besitzen. Warum sollte man ein Faxgerät besitzen?

Mein Faxgerät ist seit jeher das Faxgerät, das im Büro meines aktuellen Arbeitgebers steht und weil ich so selten etwas faxe, es aber bis 2012 mindestens einmal im Jahr doch passiert, dass irgendwer gerne irgendwas zugefaxt haben möchte, stehe ich dann immer wie so ein Technikidiot vor dem Gerät und lasse mir von jemandem die Bedienung erklären.

„Und jetzt?“

„Das Dokument einlegen.“

„Wie rum? So rum?“

„Ja, so rum.“

„Und jetzt?“

„Die Nummer da eintippen.“

„Muss ich was vorwählen?“

„Nein.“

„Und jetzt?“

„Auf den großen Knopf drücken.“

„Den da?“

„Ja, den da.“

„Okay.“

Das Papier wird irgendwo durchgezogen, es piepst und rattert.

„Und jetzt?“

„Bekommst du die Bestätigung.“

„Ah. Und dann ist das jetzt angekommen?“

„Ja.“

„Muss ich noch was machen?“

„Nein.“

„Okay, danke.“

Abgang Anne mit irgendeinem Bestätigungswisch in der Hand, dem Originaldokument und nagenden Zweifeln, dass das jetzt wirklich alles funktioniert hat.

Ich vermute, Faxen ist gar nicht so schwierig, aber wenn ich es bis 2012 nicht gelernt habe, dann sehe ich auch für die Zukunft schwarz. Glücklicherweise war 2012 vermutlich (hoffentlich!) das Jahr, in dem ich das letzte Fax irgendwohin schicken musste. Es war irgendwas für einen Schädlingsbekämpfer.

Als ich P. kennen lernte, besaß er auch ein Faxgerät und nutzte es sogar. P. wüsste möglicherweise, wie man faxt. Ich glaube, spätestens beim nächsten Umzug 2004 verschwand das Faxgerät dann und wir haben seitdem zu Hause nie mehr eins besessen.

Anne Schüßler

27.4.2012

Ein Googlechor singt in meinem Traum

Geträumt: Ein großer Chor singt im Michael-Nyman- oder Philip-Glass-Stil ein Werk, dessen einziger Text “Google” lautet. Es klingt sehr gut, ich hätte gern länger zugehört, aber da endet es schon auf “G-g-g-g”.

Kathrin Passig, zuerst veröffentlicht bei Wir höflichen Paparazzi und das-schema.com

Mai 2012

Manchmal kann man mit einem minimalistischen Userinterface doch alles regeln

Ich bin ja Systemadministrator, und da gehöre ich zu den bekennend faulen Individuen.

Faule Admins haben den Vorteil, dass sie für alles, was sie dreimal manuell gemacht haben, ein Script schreiben. Am Ende laufen die Server einfach so und schreiben im Idealfall noch einen Brief, falls sie tatsächlich mal vorhaben, abzustürzen oder sonstwie zu zicken.

Home Automation ist daher für mich ein spannendes Thema. 2012 war ich des öfteren nicht zu Hause und wollte vermeiden, dass böse Buben oder Mädel dank nachts offenstehenden Rollos erkennen konnten, wann das Haus leer ist,

Die Rollos wurden über Schwenkwickler hoch- und runtergelassen, das sind diese vorsintflutlichen auf den Rahmen geschraubten Rollogurtaufrollgeräte. Bei der Sanierung des Hauses hatte ich schon ihre elektrischen Varianten vorhergesehen und neben den Fensterbuchten in 20 cm Höhe Steckdosen montiert.

Im Elektronikversand meiner Wahl fand ich Schwenkwickler mit Motor für rund 100 € pro Stück. Sie hatten zwar nur je vier Tasten und zwei LED als Userinterface, aber angeblich konnten sie auf Zeiten zum Öffnen und Schließen programmiert werden und hatten Lichtsensoren, um die Rollos bei brennender Sonne zum automatischen Abblenden zu nutzen.

Die Montage sah komplizierter aus als sie war. Die Rollogurte werden komplett vom alten Schwenkwickler abgerollt und in den Rolloautomaten eingehakt, der wickelt dann den Gurt auf. Mit einer Büroklammer drückt man die RESET-Taste und gleichzeitig die Aufwärts-Taste um die oberste Position des Rollos festzulegen. Das gleiche macht man mit der untersten Position.

Die Uhrzeit programmiert man simpel: Man wartet auf die Zeit, zu der das Rollo automatisch öffnen soll (morgens) und drückt gleichzeitig die Taste mit der Uhr und die zum Öffnen. Das gleiche macht man abends mit der Tasten zum Schließen.

Die Wickelautomaten nutzen vermutlich die 50 Hz des Stromnetzes als Uhr, die 50 Hz sind sehr genau, da sie über den Tag angeblich auch Einrichtungen des Stromnetzes so steuern.

Für das Abblenden lässt man die Rollos so weit runter, wie sie abblenden sollen, und pappt einen Saugnapf mit Lichtsensor knapp drunter an die Scheibe. Wenn es hell genug ist, aktiviert man die Automatik.

Simpel gehaltene Technik, aber sie funktioniert.

Ich rate von solcher Technik, obwohl sie dafür geeignet wäre, jedoch für die Rollos vor Terassentüren ab. Insbesondere, wenn der Garten keinen eigenen Ausgang zur Straße hat.

Volker König

2012-05-04

Von der Unmöglichkeit, eine Tasche zu verlieren

Ich bin müde und ein bisschen verpeilt, als ich spät abends am New Yorker Flughafen John F. Kennedy ankomme. Ich sitze einige Minuten erschöpft auf der Wartebank in der Airtrain-Haltestelle am Terminal 5. Der Zug kommt, ich stehe auf und steige ein. Als sich die Türen geschlossen haben, wird mir plötzlich siedend heiß: *Ich habe die Umhängetasche mit meinem Laptop auf der Wartebank vergessen.*

Ich warte panisch auf die nächste Haltestelle, stürze aus dem Wagen und suche nach einem Zug in der Gegenrichtung. Es gibt keinen. Noch panischer stürze ich die Treppen herunter und will zum Terminal 5 zurücklaufen, aber die Distanzen sind riesig und ich verliere im Gewirr der Zubringerrampen sofort die Orientierung. Völlig außer Atem renne ich die Treppen wieder nach oben und sehe eine Frau vom Flughafenpersonal mit einem Walkie-Talkie.

»Meine Tasche! Ich habe meine Tasche im Terminal 5 vergessen!«

Die Frau greift zu ihrem Walkie-Talkie. »An alle Einheiten: Wir haben den Eigentümer der Tasche.«

Ich stutze und mir beginnt zu dämmern, dass nicht ich es bin, der nach meiner Tasche sucht, sondern der ganze Flughafen sucht nach mir.

»Ihre Tasche ist in Sicherheit. Setzen Sie sich hier in den nächsten Zug, fahren Sie einmal die ganze Runde, bis Sie wieder bei Terminal 5 sind. Die Kollegen warten auf Sie. Zum Glück haben Sie nicht versucht, zurückzulaufen. Da wären Sie nie durchgekommen.«

Die Runde über alle acht Terminals dauert fünfzehn Minuten. Als ich an Terminal 5 aussteige, stehen drei Männer von der Flughafensicherheit um meine Tasche herum.

»Ich werde Ihnen jetzt sagen, was passiert ist«, beginnt einer von ihnen. »Ich habe natürlich auf meinem Bildschirm sofort gesehen, dass Sie Ihre Tasche vergessen haben. Ein paar Sekunden später kam ein Typ und wollte sie mitnehmen. Ich habe über den Lautsprecher gerufen: ›Lassen Sie die Tasche in Ruhe! Das ist nicht Ihre!‹ Da ist er sofort weg. Ich bin dann von meiner Zentrale hier runtergelaufen, das hat etwa eine Minute gedauert, während der ich Ihre Tasche nicht gesehen habe. Würden Sie die Tasche jetzt bitte mal aufmachen und kontrollieren, ob alles in Ordnung ist und nichts fehlt?«

Ich öffne die Tasche und sehe die Fächer durch. Alles in Ordnung, nichts fehlt. Ich weiß gar nicht wohin mit meiner Dankbarkeit und würde dem Officer gerne ein Trinkgeld geben, habe aber kein Bargeld dabei. Wahrscheinlich hätte er es sowieso nicht angenommen.

André Spiegel

6.5.2012

Was fehlt: Google Street View beim Herumgehen auf der Straße

Aleks Scholz: brb (nach hause laufen, immer noch eine internetlose betaetigung, wo bleibt der google-visor?)
Kathrin Passig: für mich ist das keine internetlose Betätigung.
Kathrin Passig: du kannst immer noch mein G1 haben.

Aleks Scholz: das ist nicht dasselbe, man kann nicht ernsthaft schnell laufen und gleichzeitig im netz sein
Kathrin Passig: das stimmt wohl. und Tippen geht auch nicht, jedenfalls nicht für mich und nicht beim derzeitigen traurigen Stand der Autokorrektur.[1]
Aleks Scholz: ja, das soziale ist schwer, aber schoen waere ja schonmal sowas wie die google street view options, nur auf die echte landschaft gemappt
Aleks Scholz: dann muesste man spracherkennung einbauen
Kathrin Passig: wozu willst du beim Gehen Street View haben?
Aleks Scholz: um zu sehen, wieviel die haeuser kosten, wann flut ist, wie man hummer faengt. usw.
Kathrin Passig: ahja, na gut.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

12. Mai 2012

Der falsche Dirk von Gehlen und ein möglicher neuer Beruf

Beim "Frankfurter Tag des Onlinejournalismus" soll Dirk von Gehlen sprechen. Er kann nicht persönlich erscheinen, sondern wird per Skype zugeschaltet. Während Dirk von Gehlen von der Leinwand redet, steht am Rednerpult ein Techniker, der an etwas herumbastelt. Er sieht dabei gar nicht von seiner Arbeit auf. Trotzdem muss ich mich alle dreißig Sekunden daran erinnern, dass er nicht der Redner ist. Die Anwesenheit irgendeiner Person am Pult genügt offenbar, um eine mir bisher unbekannte Form der Pareidolie auszulösen.

1. Das hat sich im Laufe des Jahres 2013 geändert.

Seitdem denke ich darüber nach, ob man nicht bei allen Skype-Vorträgen eine Ersatzperson auf die Bühne stellen sollte, an die sich die Erwartungen des Publikums heften können. Die Ersatzperson könnte währenddessen arbeiten oder lesen, optional ab und zu freundlich nicken.

Kathrin Passig

21.5.2012

Drahtloses Internet so teuer wie Gold. Wieder einmal fehlt es an Adaptern

Aleks Scholz: das tagungshotel liegt zwar im park, aber man kann sich sicher schoenere arbeitsumgebungen vorstellen.
Kathrin Passig: ach, ihr kriegt sicher einen schönen fensterlosen Raum morgen.
Aleks Scholz: das drahtlose internet ist so teuer wie gold. zusaetzlich liegen kabel mit kostenlosem internet herum, die mir nichts nuetzen. damn.
Kathrin Passig: warum nutzen sie nichts? und hattest du nicht mal so einen T-Mobile-Stick?
Aleks Scholz: sie nutzen nichts, weil die flachen macbooks nur per usb-adapter ans drahtnetz kommen
Aleks Scholz: muss erstmal wieder offline. bis spaeter.
Kathrin Passig: aber warum hast du keinen USB-Adapter!
Kathrin Passig: falls du gestern Abend mit zitternden Schnurrhaaren hier drin nach mir gesucht hast, ich war mit meiner Gießener Cousine essen, Bier trinken und lange auf den Nachtbus warten.
Kathrin Passig: wenn ich eine Essener Cousine hätte, könnte ich jetzt zum Ausgleich mit ihr gießen gehen, aber ich habe keine.
Aleks Scholz: ich habe keinen usb-adapter, weil man im ausland nie internet per kabel kriegt

Kathrin Passig: und wie bist du jetzt im Internet? mit der Kraft deiner Gedanken?
Aleks Scholz: gute frage! mit hilfe des telekom-accounts, den wir hier kostenlos verwenden duerfen. von dem wusste ich gestern noch nichts.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

Ende Mai 2012

Unser Navi vs. heimlich gebaute Autobahnstücke in den Niederlanden

Wir fahren mit dem Auto nach Brüssel. Seit wir 2010 den Golf mit eingebautem Navi (ganz Europa!) haben, ist das ja alles überhaupt kein Ding mehr. Man tippt die Zieladresse ein und lässt sich sagen wo es lang geht.

Wir tippen also die Zieladresse des Hotels ein und lassen uns sagen, wo es lang geht. Das geht gut bis wir nach Eindhoven kommen und die nette Frau im Navigationsgerät uns nach links auf die A sowieso schicken will, es geht allerding nur rechts auf die A sowieso und wir müssen uns relativ schnell entscheiden, ob wir eher der Richtungsangabe oder der Autobahnangabe folgen wollen und entscheiden uns spontan falsch, was uns eine gut halbstündige Tour rund um Eindhoven beschert.

Anscheinend haben die Niederländer hier heimlich in den letzten paar Jahren ein neues Stück Autobahn gebaut, der Frau im Navigationsgerät aber nichts davon erzählt. Sie weiß noch nicht mal, dass wir uns auf einer Autobahn befinden, und möchte, dass wir wenden oder alternativ rechts abbiegen, was sich in Ermangelung einer Ausfahrt nur schwer in die Tat umsetzen lässt.

Da auch unsere geographischen Kenntnisse der näheren Umgebung von Eindhoven bzw. der südlichen Niederlande eher zu vernachlässigen sind, haben wir keine Ahnung, in welche Richtung wir so grob fahren müssten. Die meisten Städte kennen wir nicht, und von denen, die wir kennen, wissen wir nicht, in welchem geographischen Verhältnis sie zu Brüssel bzw. Eindhoven stehen. Also treffen wir immer wieder spontan falsche Entscheidungen und fahren genau in die Richtung, in die wir besser nicht hätten fahren sollen.

Wir fluchen viel, und stellen das Navi irgendwann so groß, dass wir zumindest sehen können, welche auf den Autobahnschildern angegebene Stadt auf dem Weg nach Brüssel liegt.

Ein paar Monate später kaufen wir einen Straßenatlas, der – sofern P. nicht gerade das Auto aufgeräumt hat – auch einigermaßen verlässlich im Auto liegt. Für Notfälle und neugebaute Autobahnen.

Anne Schüßler

30.5.2012

Der Fahrkartenautomat in Brüssel will kein Geld von mir, also müssen wir schwarz fahren

Wir sind in Brüssel und wollen zum Konzert von Elvis Costello. Mit der U-Bahn. Ich weiß, wo die Haltestelle ist und welche Bahn wir nehmen müssen, und wo wir aussteigen müssen. Das alles kann man ja mittlerweile prima im Internet (und auch noch altmodisch mit Stadt- und Linienplänen) recherchieren.

Was ich vergaß zu recherchieren war der Erwerb des Tickets. Der Automat an der Station mag keine Scheine, und Kleingeld habe ich nicht genug. Tatsächlich gibt es sogar einen Schlitz für eine Bankkarte, aber der Automat mag weder meine EC- noch meine Kreditkarte.

Ein belgisches Pärchen sieht uns leiden und versucht zu helfen. Ich erkläre das Problem, so weit mein Französisch das eben erlaubt, der belgische Mann ist zwar auch der Meinung, mit einer EC-Karte müsste das eigentlich gehen, sieht aber nach mehrmaligen Versuchen mit unterschiedlicher Einschubrichtung dann auch ein, dass es vermutlich tatsächlich nicht geht.

Wir wissen uns nicht mehr zu helfen, machen aber wohl einen ausreichend verzweifelten Eindruck, mal abgesehen von unserem sehr offensichtlich demonstrierten Zahlungswillen. Deswegen schleusen uns die zeitkartenbesitzenden Belgier halt so in die U-Bahn. Man muss da nämlich durch ein Drehkreuz durch, und wenn man sich ganz eng zusammenstellt, passen auch zwei Leute gleichzeitig durch so ein Drehkreuz.

Und so kam es dazu, dass wir in Brüssel schwarz fahren mussten. Es lag nicht an uns, sondern an der mangelnden Flexibilität des Fahrkartenautomaten.

Anne Schüßler

22.1.2012 – Mai 2012

Medikamentenbestellung im Internet – bad idea!

Ich möchte ein Medikament ausprobieren, das nicht nur verschreibungspflichtig ist, sondern auch unter das Betäubungsmittelgesetz fällt, habe aber keine Lust, deswegen zum Arzt zu gehen. Außerdem bin mir nicht sicher, mit welcher Diagnose ich Chancen hätte, das gewünschte Medikament verschrieben zu bekommen. Also recherchiere ich im Internet, finde den Namen des Grundstoffs des gewünschten Medikaments, entdecke den gleichen Grundstoff in einem Medikament mit wieder anderem Namen und bestelle 30 Pillen für 29,98 USD.

Wo genau ich die Pillen bestelle, bleibt unklar. Auf der Internetseite wird immerhin eine Kontaktadresse in Zypern angegeben.

Shipping method:
International Unregistered Mail = 10 USD
International Unregistered Mail: delivery normally takes 14-21 days from the date the order is dispatched.
Non-trackable service.

Gut einen Monat später sind die Pillen noch nicht angekommen und ich wende mich deswegen per E-Mail an den Support. Noch am selben Tag bekomme ich eine Antwort:

"In this case I would like to inform you that we will refund your money on your credit card. We appreciate your patience and willingness to cooperate with us. We protect our clients' interests and do our best to satisfy them with the provided services."

Binnen weniger Tage wird mir das Geld tatsächlich gutgeschrieben.

Noch mal ca. zwei Monate später bekomme ich Post vom Zollamt in Frankfurt am Main. Ich werde darüber informiert, dass meine Pillen bei dem Versuch des illegalen Imports aus Indonesien beschlagnahmt wurden. Da es sich um einen Verstoß gegen das Betäubungsmittelgesetz handele, wurde die zuständige Staatsanwaltschaft informiert. Gegen die Zahlung einen Bußgeldes in Höhe von 50 EUR werde man aber von weiterer Strafverfolgung absehen.

Ich schäme mich und zahle umgehend das Bußgeld. Ob ich mich mehr darüber schäme, dass ich illegale Drogen bestellt habe oder dass ich mich habe erwischen lassen, ist mir selbst nicht ganz klar. Es bleibt bis heute jedenfalls bei diesem einen Versuch. Ob eine Bestellung im Darknet erfolgreicher gewesen wäre, weiß ich nicht. Ich habe es nicht probiert und für weitere Anläufe fehlt mir die Energie.

sleeplessdarkhorse

Vermutlich Juni 2012

Böse Geister nötigen mich, das Handy in hohem Bogen wegzuwerfen

Auf einem Bahnsteig werfe ich mein Nexus S in hohem Bogen von mir. Weil auf dem Bahnsteig Steinchen liegen, geht das Display nicht nur kaputt, was ja inzwischen der Normalzustand bei Smartphones ist, sondern bekommt eine übertriebene Menge wirklich störender Sprünge. Jedem, der mich in den folgenden Monaten nach der Ursache fragt, sage ich „Ich habe es einfach weggeworfen, vielleicht haben böse Geister von meiner rechten Hand Besitz ergriffen“, und alle sagen „Ah, genau dasselbe ist mir auch schon passiert“. Ich nehme an, es hat mit unbewussten, energischen Ärmelzurechtschüttelbewegungen zu tun.

Beim Lesen muss ich ab jetzt immer raten, welche Buchstaben unter den Sprüngen stehen. Außerdem versagt diesmal die Magie, und der Touchscreen funktioniert an den zersprungensten Stellen nicht mehr. Vor allem die Buchstaben in der Gegend des i kann ich nicht mehr tippen, das ist meistens kein großes Problem, ich drehe das Handy, dann sind andere Buchstaben defekt. Meistens, aber nicht immer: In der Bahn-Fahrplanauskunfts-App kann man die Orte nur in der Hochformat-Orientierung eingeben. Ich kann also nur noch von Orten, an denen ich schon war, an Orte reisen, an denen ich schon war, denn die sind im Pulldown-Vorschlagsmenü. Oder ich gebe das ein, was ich halt schreiben kann, und hoffe, dass die Fuzzy-Suche der App damit klarkommt. Die ist übrigens wirklich nicht schlecht: Es dauert ein bisschen, aber dann wird Omgomstadt korrekt als Ingolstadt erkannt.

Kathrin Passig

September 2011 bis Juni 2012

Schwierige Facebooknutzung in China

Ich lande zum ersten Mal in China, genauer: Shanghai. Für die ersten Tage sind wir in einem Hostel im Stadtzentrum untergebracht, und am zweiten Abend versuche ich, mit einer Freundin zu skypen, scheitere jedoch an der schlechten Verbindung – wir können einander kaum verstehen.

Am gleichen Abend probiere ich aus, ob der VPN, den ein Freund mir auf meinem Macbook mit Tunnelblick eingerichtet hat, mich wirklich das eigentlich gesperrte Facebook benutzen lässt. Allerdings bekomme ich auch mit dem VPN die gleiche Fehlermeldung wie über das normale chinesische Internet. Verdammt.

Im November erzählt mir ein Freund, der in Wuhan ist, von einem Gratis-VPN für Windows, der in seinem Fall wunderbar funktioniert. Ich lade mir das Programm runter, installiere es in meiner Windows XP-VM und dieses Mal funktioniert es tatsächlich tadellos. Allein der Aufwand reduziert meine Facebookaktivität in diesen Monaten allerdings erheblich – jedes Mal die langsame VM zu starten und über das Programm einen Server zu finden, der nicht gesperrt ist, nervt schon.

Irgendwann Anfang 2012 organisiert mir ein Freund einen Tunnel über die Univerbindung eines weiteren Freundes – als Dank gibt es eine Kiste Mate. Dieses Mal funktioniert der VPN auch mit Tunnelblick und ich kann mein Glück kaum fassen, als diverse Seiten wie Facebook und LeMonde auf einmal wieder ohne den ganzen Aufwand mit der VM laden.

Im Juni 2012 verlasse ich zum ersten Mal seit neun Monaten die Volksrepublik gen Japan. Am Abend meiner Ankunft in Tokio sitze ich auf dem Boden im Apartment eines Freundes und tippe das ellenlange Wifi-Passwort von einem kleinen Zettel ab. Ich weiß nicht einmal mehr, welche Seite ich als erstes lud – aber ich erinnere mich noch genau, wie sehr mein Gastgeber lachte, als ich begeistert rief: “Oh mein Gott, das Internet ist so unendlich schnell!”

Auch nach der Rückkehr nach Deutschland im August ist mein erster Reflex nach dem Starten meines Laptops für ein paar Tage immer noch, als Allererstes den VPN in der oberen rechten Ecke anzuklicken und zu verbinden.

Katharin Tai

1.6.2012

Meine (fast) letzten CDs, Amazon AutoRip & Kindle MatchBook

Ich kaufe bei Amazon meine letzten zwei Musikalben auf CD. Ich habe schlicht keinen Platz mehr. Schon vor längerem bin ich dazu übergegangen, hauptsächlich MP3s zu kaufen (ja, zu kaufen!) und CDs nur bei sehr hübscher Aufmachung oder besonderer Künstlersympathie zu erwerben.

Knapp ein Jahr später versucht Amazon, mit „Auto-Rip“ seine Kundschaft wieder zu mehr CD-Käufen zu animieren: Wer eine CD bestellt, bekommt das MP3-Album gratis dazu. Gut ist, dass man auch Rips von CDs, die man vor über zehn Jahren bei Amazon gekauft hat, herunterladen kann. (Im Herbst 2013 führt Amazon etwas ähnliches für Bücher ein: „The Kindle MatchBook program offers customers who purchase, or have previously purchased, a print book from Amazon.com the option to purchase the Kindle version of that title for $2.99 or less. If you have a print version of your title and enroll the Kindle version in Kindle MatchBook you can earn a royalty from Kindle Direct Publishing (KDP) based on the Promotional List Price (choose from $2.99, $1.99, $0.99, or free) for any Kindle MatchBook sale.“ Bei Amazon Deutschland gibt es diesen Service bis heute – Mai 2014 – nicht. Buchpreisbindung!)

Weihnachten 2012 gelangt doch noch eine (Doppel-)CD in meinen Besitz, nämlich der „Mitratefall“ *Die Drei Fragezeichen – House of Horrors*, ein interaktives Hörspiel im Stil der "“Choose your own adventure"”-Bücher. Das geht

dann etwa so: „Willst du dem Verdächtigen folgen, gehe zu Track 14. Möchtest du ins Hauptquartier zurück, mach weiter mit Titel 20.“ Dafür setzt man sich gerne vor den CD-Player.

Torsten Gaitzsch

2012

Farbenfrohes Desaster: Blauregen kurbelt mit braunen Flecken heimlich den Weißwareumsatz an

Flecken. Nach der Wäsche. Du nimmst die frisch gewaschene Wäsche aus der Waschmaschine und sie hat Flecken. Fiese braune Flecken in hellen Hemden, Blusen, Hosen. Sie sind so dermaßen hartnäckig, dass nur Neukauf der Kleidungsstücke die Lösung zu sein scheint. Sie gehen partout nicht raus.

“Die Waschmaschine ist kaputt, sie macht Flecken in die Wäsche”, stellen wir fest. Das muss einfach so sein. Wenn man unbefleckte Wäsche in die Maschine steckt und sie befleckt herauskommt, muss es an der Maschine liegen.

Wir schütten diverse Reinigungsmittel hinein. Kein Erfolg. Wir probieren zum ersten Mal das Kochprogramm, weil sich ja irgendwelcher Knies abgesetzt haben könnte. Kein Erfolg. Vielleicht liegt es am Wasserhahn? Ich montiere einen neuen Hahn. Kein Erfolg. Wir vermuten ein rostendes Teil in der Maschine, das die Flecken verursacht. Die schwere Entscheidung fällt: eine neue Maschine muss her. Wir sehen uns in der Weißwareabteilung eines nahgelegenen Elektromarktes um und entscheiden uns für ein typisches Mittelklassemodell. Nach dem Hochtragen und Anschließen kommt der erste Funktionstest: Wäsche sauber. Wunderbar.

Die alte Maschine wird aufgeladen und kurz vor dem Recyclinghof einem sehnsüchtig dreinschauenden Schrotthökerer mit den Worten übergeben: “Die macht Flecken in die Wäsche.” Er zuckt mit den Schultern. Ihm ist’s offenkundig wurscht. Für den Second-Hand-Markt sieht sie wie neu aus.

Der Sommer kommt, die Kleidung wird wieder heller, und: Die Flecken tauchen wieder auf. Dass die Maschine schon wieder kaputt ist, schließen wir jetzt mal aus. Gut, die Investition in die neue Maschine ist verschmerzt, die Ratlosigkeit ist aber größer denn je.

Schon vor dem Neukauf hatte ich natürlich das Internet durchforstet, was die Ursache sein könnte, aber ohne Erfolg. Jetzt, nachdem die neue Maschine gekauft ist und unzählige Kleidungsstücke ersetzt sind, finde ich den entscheidenden Tipp: Die am Balkongitter wild wuchernde Glyzine (Blauregen) ist schuld. Alle paar Wochen muss man sie zurückschneiden, da sie uns den Platz auf dem Balkon in kürzester Zeit streitig macht. Der Pflanzensaft,

der aus den Schnittenden austritt, ist zunächst in der Wäsche unsichtbar. Es kommt dann zu einer chemischen Reaktion bei der Wäsche, so dass die Flecken danach erst ekelig braun sichtbar werden. Zwar trage ich überwiegend dunkle Klamotten, es ergibt nun aber auch Sinn, dass hauptsächlich die Kleidung meiner Frau versaut ist, kümmert sie sich doch mit großer Leidenschaft um den kleinen Garten.

Ich greife zur Axt, lasse den Schleifstein auf Höchsttouren rotieren, um sie zu schärfen, setzte sie ein paar Mal an und mache dem hinterhältigen Gewächs den Garaus. Es revanchiert sich mit ein paar letzten Flecken, die mir in meinem Arbeitsklamotten aber egal sind.

Markus Winninghoff

Seit 2012

Bediene Dich selbst! am Auswahl-Automaten

In dem kleinen Dorf Reichenow in Brandenburg hängt seit dem Sommer 2012 an der Hauswand des Cafés Delicati ein Bediene Dich selbst-Automat. Ursprünglich hing er an einem Kaufladen irgendwo in Hessen, wahrscheinlich seit den 1950er Jahren. Wir haben uns gefragt, was dort wohl verkauft wurde, aber niemand von uns weiß es. Von der Feinstrumpfhose bis zur Immerfroh-Kola-Tablette hätte alles in die verschieden großen Fächer gepasst. Im Internet kann man nachlesen, dass es damals aufgebrachte Diskussionen gab, ob die Nutzung solcher Automaten etwa auch am Sonntag erlaubt sein sollte.

D. und S. haben den Automaten im April 2012 besorgt und ihn repariert und umgerüstet. Im Sommer ist er Teil eines größeren Kunstprojekts. Er wird mit kleinen selbstgebastelten Objekten gefüttert, die für zwei Euro erworben werden können. Das kommt allerdings nur mittelmäßig gut an, weil sich vor allem Kinder für den Automaten interessieren und immer enttäuscht sind, dass sie die Objekte nicht essen können. Später wird der Automat mit Kaubonbons gefüllt und die kosten auch nur noch zwanzig Cent.

S. hat den Geldeinwurfschlitz vergrößert, weil die Zwei-Euro-Stücke dicker sind als es Münzen in D-Mark waren. Mit der Position der Schraube ganz rechts lässt sich die Größe der Münze einstellen, die durch den Schlitz in das untere Fach neben dem Bolzen gelangt. Für die Umrüstung auf 20-

Cent-Münzen muss S. ein neues Schraubloch bohren. Erst wenn eine Münze unten angekommen ist, wird der Bolzen von dem Geldstück so umgelenkt, dass sich der Schließmechanismus öffnet und den Einkauf freigibt.

Jetzt fallen zwar nur Münzen in der geforderten Größe bis unten durch, allerdings bleiben größere und kleinere Münzen einfach oben stecken und legen alles vollständig lahm. Vielleicht gehört den Bediene dich selbst-Automaten doch nicht die Zukunft.

sleeplessdarkhorse

2.7.2012

Souverän bewältige ich die erste Begegnung mit einer Selbstscankasse

Ich habe es eilig und beschließe daher, mich im Tesco von Dun Laoghaire nicht an der langen Kassenschlange anzustellen, sondern zum ersten Mal die Selbstscankasse auszuprobieren. Es steht eine Erklärperson daneben, deren Aufgabe außerdem das Genehmigen von Alkoholkäufen ist, aber ich werde natürlich keine Erklärperson benötigen, ich kompetentes und dem Neuen gegenüber stets aufgeschlossenes Geschöpf.

Beim ersten Artikel klappt noch alles, aber schon beim zweiten nicht mehr. Ich bin nicht einmal dann ein geduldiger Mensch, wenn ich es nicht eilig habe und fange deshalb nach zehn Sekunden an, laut zu fluchen. Es kann aber auch niemand erraten, dass man erstens *nichts* auf die Ablagefläche für die eingebuchten Waren legen darf, außer die eingebuchten Waren, die aber *müssen* dort hingelegt werden. Offenbar gibt es eine Plausibilitätskontrolle nach Gewicht. Das begreife ich aber erst Anfang 2014.

Ungefähr eine Viertelstunde später, die Erklärperson ist inzwischen dreimal eingeschritten, habe ich alle meine acht Artikel erfolgreich verbucht. Das ist der Moment, in dem sich herausstellt, dass ich mein Portemonnaie vergessen habe. Es ist auch der Moment, in dem ich sehr froh bin, dass es nach wie vor so eine Art Anonymität auf der Welt gibt, jedenfalls außerhalb des Internets, und ich jetzt einfach alles liegenlassen und davonlaufen kann.

Ich muss zur Vermeidung von Missverständnissen sagen, dass das keine Kritik an Selbstscankassen darstellen soll. Ich fand sie vorher toll und auch schon wenige Tage nach diesem Vorfall wieder. Ich freue mich auf den Tag, an dem Selbstscankassen auch nach Deutschland kommen. Dann werde ich blasiert gucken und erwähnen, dass es das in Irland schon ewig gibt, und haha, da steht ja eine Erklärperson! Das Neue ist schon für viele Leute eine verwirrende Raketenwissenschaft!

Ergänzung von Aleks Scholz: „Die Selbstscankassen mit Erklärern gibt es in Irland und Schottland inzwischen nur noch in Läden, die keine funktionierenden Selbstscankassen haben. Das ist ein normales Übergangsding."

Kathrin Passig

Juli 2012 sowie 1984 oder vielleicht auch 1979

Was nützt ein Computer? (Teil I)

Im Juli 2012 gehe ich auf einem Platz in Heidelberg auf und ab und warte auf das Zustandekommen eines Telefoninterviews. Dabei betrachte ich ein öffentliches Bücherregal und finde darin eine dünne Broschüre mit dem Titel "Was nützt ein Computer?" von Andreas Alteneder, ursprünglich im Jahr 1979 erschienen, 3. Auflage 1984, herausgegeben von der Siemens Aktiengesellschaft. *"Dieses Buch wendet sich an alle, die den Computer nicht als eine Modeerscheinung abtun"*. Ich fühle mich angesprochen und nehme es mit.

Im Hause Siemens sind bereits *"über 20.000 Mitarbeiter mit der Datenverarbeitung beschäftigt". "Natürlich haben sich durch die Umstellung auf Computer-Systeme die Arbeitsplätze verändert. Heute verwenden die Sachbearbeiter Datenstationen; von lästigen und zeitraubenden Routinearbeiten hat sie der*

Computer befreit.” Ich weiß nicht, wie es heute so zugeht im Hause Siemens. Vielleicht bleiben Sachbearbeiter dort wirklich unbehelligt von lästigen und zeitraubenden Routinearbeiten.

Man kann aus der Broschüre viel darüber erfahren, wie die Welt früher ausgesehen hat:

> “Wer in der heutigen Zeit sein Auto ummelden oder in seinem Fahrzeugschein eine Angabe ändern lassen möchte, wird überrascht sein, wie schnell dieser lästige Behördengang beendet ist. Vorausgesetzt, die Stadtverwaltung verfügt über ein EDV-System.
>
> Als erstes fällt auf, daß bei vielen Behörden die Schalter nicht mehr nach Buchstaben gegliedert sind. Jeder Schalter verfügt über eine Datensichtstation. Der Beamte kann zu allen gespeicherten Daten direkt zugreifen. Das Suchen mit der Hand in riesigen Registraturen entfällt.
> (...)
> Der Beamte ruft die vorhandenen Daten über seine Datensichtstation ab und führt sofort die Anschriftenänderung durch. Die Daten werden in die Datenbank zurückgeschrieben. Die neue Anschrift trägt der Sachbearbeiter in den Fahrzeugschein ein. Eine Sache von drei Minuten. Leider geht es noch nicht in allen Bearbeitungsstufen so schnell. Herr Datinger z. B. mußte, bevor er den geänderten Fahrzeugschein zurückbekam, erst bei der Kasse die Bearbeitungsgebühr entrichten. Und dort fand er eine Schlange Wartender vor. Solche Engpässe, wo sie auch auftreten, lassen sich durch eine bessere Organisation beseitigen.”

Das haben wir zum Glück inzwischen schon fast geschafft.

Darüber, wie Platzreservierungen im Zug funktionierten, bevor es Reservierungsdisketten gab, habe ich noch nie nachgedacht, aber hier steht es:

> “Früher mußten jährlich über acht Millionen Reservierungen manuell bearbeitet werden. Es konnte Tage dauern, bis ein Reservierungswunsch bestätigt wurde, so zeitaufwendig war das Verfahren. Von den einzelnen Annahmestellen wurden die Reservierungswünsche an die TEE-Zentrale in Frankfurt schriftlich weitergeleitet. Dort wurden alle Plätze der für eine Reservierung vorgesehenen Züge zentral verwaltet. Besonders in den Ferienzeiten war der Andrang an den Reservierungsstellen groß.
> (...)
> Um die Kunden auch in den Hauptreisezeiten besser zufriedenzustellen und die Bestätigungszeit von mehreren Tagen auf wenige Minuten zu verkürzen, nahm die Bundesbahn 1971 ein elektronisches Platzbuchungssystem in Betrieb.”
> (...)
> Die Plätze können bei rund 5000 Fahrkartenausgabestellen der Deutschen Bundesbahn und in über 600 Reisebüros vorbestellt werden. Dazu werden z.Z. 300 Buchungsterminals eingesetzt, die etwa 60% der Reservierungswünsche erfassen. Die restlichen Buchungswünsche werden von Annahmestellen ohne Buchungsterminals an die nächste Fahrkartenausgabestelle weitergeleitet und dort bearbeitet. Der gesamte Buchungsvorgang – von der Kundenberatung bis zum Kassieren der Reisegebühr – dauert nur drei Minuten.

Demnächst in Teil 2: “Ich kann zu jedem Schalter gehen, ganz gleich, was ich bei der Bank erledigen möchte”. Geräte, die nicht größer als Kühlschränke sind. Berichte über das Fußballspiel vom Vorabend stehen schon am nächsten Tag in der Zeitung. Man kann sich die Zeitung in den Urlaub nachsenden lassen. Künstler liegen im Schaukelstuhl und freuen sich über ihre von der GEMA ausgeschütteten Vergütungen. Gefahr des Missbrauchs besteht zum Glück keine, weil wir ein Datenschutzgesetz haben.

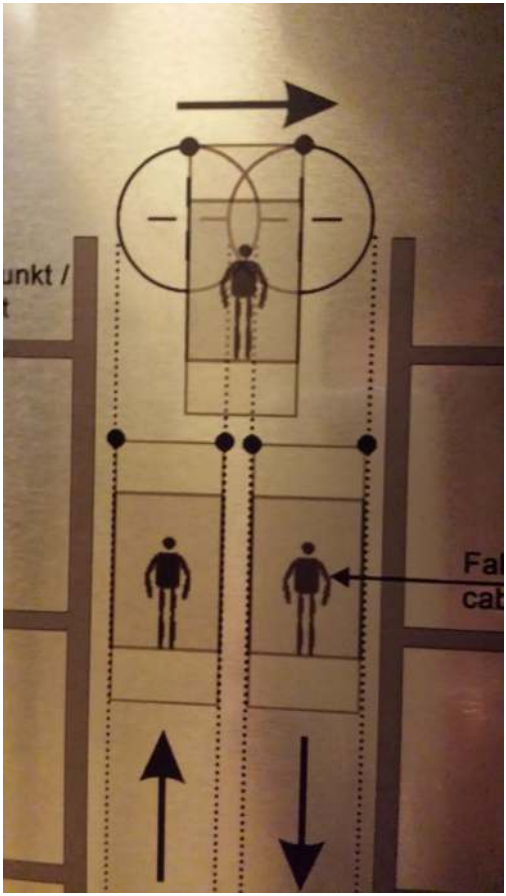
Kathrin Passig

Juli 2012 ff.

Frankfurt am Main: Stadt der Paternoster

Ich muss mir ein Buch aus der Geisteswissenschaftlichen Bibliothek der Frankfurter Goethe-Uni besorgen. Die Bibliothek hat ihren Sitz im um 1930 gebauten IG-Farben-Haus; darin befindlich: mehrere Paternoster! Diese kenne ich nur von elterlichen Erzählungen und Enthauptungs-Horrorstorys, glaubte bis heute sogar, diese Form von Aufzug sei in Deutschland inzwischen verboten worden. Sehr aufgeregt und vorsichtig steige ich in den Paternoster und fahre vom Erdgeschoss bis ganz nach oben. Und später wieder nach unten. Und spaßeshalber noch einmal hoch und runter. Wie Thomas Wiegold im Jahre meiner Geburt ist mir heute klar: "Paternosterfahren ist cool. Angst hatte ich nur beim ersten Mal."

Irgendwann im selben Jahr besuche ich das Fleming's-Hotelrestaurant im Bayer-Haus am Eschenheimer Tor in Frankfurt. Auch dieses Gebäude verfügt über Paternoster. Ein Schaubild räumt mit dem Gerücht auf, der Umlaufaufzug würde jeweils am oberen und unteren Ende der Anlage kopfüber gedreht.



… bestätigt aber das Gerücht, dass die Menschen früher längere Beine hatten.

Torsten Gaitzsch

Juli 2012

Am Schliersee wird noch ordentlich etikettiert

Wir sind auf eine Hochzeit am Schliersee und weil wir wie immer äußerst gut vorbereitet sind, müssen wir noch Shampoo und Duschgel kaufen. Vielleicht auch noch Zahnpasta, ich weiß das nicht mehr so genau.

Wir halten an einem Dorfedeka und kaufen das Benötigte ein. Dabei bemerke ich, dass hier noch an jedem Artikel einzeln ein Preisschild klebt. Das erinnere ich zuletzt irgendwann aus den späten Achtzigern, eventuell mögen es auch die frühen Neunziger gewesen sein. An der Kasse tippt die bayerische Verkäuferin jeden Artikel einzeln in die Kasse ein. Gescannt wird hier nichts.

Beim Besuch eines Dorfedekas irgendwo am Schliersee bekommt man also quasi eine Reise in die Vergangenheit gratis mit dazu. Toll.

Anne Schüßler

24.7.2012

Technik von gestern im Hotel von heute

Ich bin dienstlich in Hamburg und habe ein Zimmer im Holiday Inn. Das WLAN im Zimmer ist so lala. Wenn das Notebook auf dem Nachttisch steht, geht es. Mehrere Geräte können über den WLAN-Zugang nicht zugreifen, der Code funktioniert nur für ein Gerät gleichzeitig.

O2 (privat) und Vodafone (dienstlich) kommen nicht durch die Wände.

In den Bars im Erdgeschoss finde ich eine Theke, an der ich ausreichend Netz habe, um Lebenszeichen von mir zu geben. Zum Glück muss ich nicht dienstlich online gehen.

Beim Frühstück entdecke ich zwei PCs in der Lounge, über die Gäste kostenlos ins Internet gehen können. In der Woche dort habe ich tatsächlich ein russisches Pärchen dort gesehen, bei deren Versuch, einen Voucher auszudrucken, der Drucker an verklumptem Toner scheiterte.

Volker König

Juli 2012

Mit dem Octopus durch Hong Kong

Ich komme zum ersten Mal nach Hong Kong und habe von meiner Familie schon vorher eine Octopus-Karte bekommen, die noch vom letzten Urlaub übrig war – eine Plastikkarte im Kreditkartenformat, die mit Guthaben aufgeladen werden kann und beim Betreten und Verlassen der Metro einfach einmal über das Lesegerät gehalten wird. Und wehe, man hat im Feierabendverkehr am Eingang nicht rechtzeitig die Karte gezückt – von hinten wird mitleidslos nachgeschoben. Das gleiche System kenne ich auch aus Shanghai, Beijing, Tokio und Taiwan. Deutschland kommt mir ein bisschen rückständig vor, wenn ich daran denke, wie ich noch ein Jahr vorher mit einem Schaffner in Bochum aneinandergeriet, weil ich mein papiernes Viererticket aus Versehen zweimal übereinander gestempelt hatte.

Anders als in Shanghai kann ich die Karte in Hong Kong allerdings nicht nur in der Metro benutzen – auch beim 7/11 oder beim Starbucks gibt es bunten Lesegeräte direkt an der Kasse. Es ist durchaus ganz angenehm, mal nicht die ganze Zeit Bargeld mit sich herumzuschleppen. Ein Hong Konger Freund erzählt mir auch von der neuesten Weiterentwicklung der Octopus-Karte und ich denke erst, er wolle mich veräppeln: Seit kurzem gibt es die Karte auch als Armband, sodass dem zeitbewussten Stadtbewohner das Herauskramen der Karte erspart bleibt. Noch am selben Abend in der Metro sehe ich tatsächlich mehrere Leute, die einfach ihr Handgelenk über das Lesegerät ziehen. Also doch kein Scherz.

Ich erinnere mich dunkel, dass es ein ähnliches System mit aufladbaren Karten auch in London und Paris gibt, das für meine kurzen Aufenthalte dort und mein Studentenbudget aber vergleichsweise teuer war. In Japan ist das ähnlich, aber in allen anderen Ländern bekam ich die Plastikkarte für eine

Kaution von ein paar Euro, ohne irgendwelche Formulare ausfüllen zu müssen, und konnte sie am letzten Tag gegen die Kaution und das Restguthaben wieder abgeben.

Katharin Tai

25.7.2012

Gespräch mit dem Gaswerk und meine überraschenden Rechenkünste (Traum)

Geträumt: Mich ruft eine Vertreterin der Energiewerke an. Die Frau spricht nicht durch ein Telefon zu mir, sondern durch den Gaszähler. Sie teilt mir mit, ich hätte für das vergangene Jahr Gaskosten in Höhe von 2000 Euro nachzuzahlen. Ich ermittle mit einem Taschenrechner, dass das einem Betrag von 170,- € pro Monat entspricht.

Nach dem Aufwachen überprüfte ich spaßeshalber den im Traum errechneten Monatsbetrag – er stimmt ungefähr! Wieso kann ich im Schlaf so gut kopfrechnen?

Torsten Gaitzsch

27.7.2012

Der Kindle Touch ist nichts für Ungeduldige

Ich bestelle für meine Mutter einen Kindle Touch bei Amazon. Ich habe mir die Touch-Bedienung einfacher und intuitiver vorgestellt, aber als ich das Gerät ausprobiere, bereue ich, nicht doch eins mit Knöpfen gekauft zu haben. Es reagiert so schleppend auf die Berührung wie ein zehn Jahre alter Geldautomat.

Meine Mutter trägt es mit Fassung und benutzt den Kindle, bis er etwa anderthalb Jahre später in einer Fahrradtasche eine große Schramme auf dem Display bekommt. Danach liest sie nur noch auf dem iPad und auf Papier.

Kathrin Passig

1.8.2012

Die Mondlandung in meiner Hosentasche

Ich habe mir ungefähr an diesem Datum Iron Sky angeschaut.
Im dem Film geht es um Nazis auf der dunklen Seite des Mondes. Ihre Reichsflugscheibe „Götterdämmerung“ konnte nicht zur Eroberung der Erde abheben, weil die Computerkapazitäten noch nicht ausreichten.

Es war im Sommer 1969. Meine Eltern ließen mich (damals 3 ½) länger aufbleiben, weil da im Fernsehen Menschen zu sehen waren, die auf dem Mond rumliefen. Dass ich das miterlebt habe, weiß ich nur noch, weil meine Eltern es mir erzählt haben und das Datum in Wikipedia steht.

Die Mondfähre, die Eagle, hatte einen leistungsfähigen Computer.
Nämlich: 4 Kilobyte RAM und 74 Kilobyte ROM.

13 oder 14 Jahre später hatte ich meinen ersten Computer. Der C64 hatte schon 64 Kilobyte RAM und 16 Kilobyte ROM. Irgendwann fand ich auch ein Programm, mit dem ich auf dem C64 eine Mondlandung simulieren konnte.

In meiner Hosentasche habe ich heute ein Smartphone, auf dem ich einen C64 emulieren kann, der die Mondlandung mit dem Computer der Eagle simuliert.

In Iron Sky schafft der verrückte Wissenschaftler es, die „Götterdämmerung“ mit dem iPhone eines amerikanischen Astronauten zu steuern. Parallel hätte er mit damit vermutlich noch Verschwörungsvideos auf Youtube gucken können, wenn der Akku nicht leer gewesen wäre.

Volker König

2.8.2012

Das sind alles Sachen, die haben noch zu meinen Lebzeiten viel Geld gekostet

Ich begleite meinen Vater zum Recyclinghof. Dort gibt es einen ganzen Container voller Elektronik. Gemeinsam mit einem fremden Mann stehe ich lange davor. “Das sind alles Sachen, die haben noch zu meinen Lebzeiten viel Geld gekostet”, sage ich, “und so alt bin ich noch gar nicht”. Der Mann sagt, das beschäftige ihn auch und er überlege, in den Container zu steigen und ein paar Sachen herauszuholen. Er tut es dann aber doch nicht.

Kathrin Passig

Seit August 2012

Das Fehlen der “Türen schließen”-Taste

Als ich nach einem Jahr in Asien nach Europa zurückkehre, gibt es eine Sache an europäischen Fahrstühlen, die mich ganz fundamental irritiert: Das Fehlen der „Türen schließen“-Taste. Ob Hong Kong, China oder Japan – überall gibt es sie. Sobald man im Fahrstuhl ist, drückt man diesen Knopf (am besten mehrmals, denn das hilft sicher), damit die Türen schließen und es möglichst schnell losgeht. Ich weiß auch von anderen Europäern, die längere Zeit in Asien verbracht haben, dass sie dort diesen Reflex entwickelt haben.

Der Schock kommt, wenn man in Deutschland und Frankreich (meistens) wieder gezwungen wird, darauf zu warten, dass die Türen von alleine zugehen. In Europa, so scheinen die Fahrstühle zu sagen, haben wir Zeit, gedulde dich! (Vielleicht zeigt man seine Ungeduld auch einfach nicht – über Fahrstuhletikette an sich ließen sich ja auch zahlreiche Bücher schreiben.)

Nach ein, zwei Wochen hatte ich mich wieder an die europäische Situation gewöhnt – aber ich fürchte, dass mich dieser Kulturschock auch bei meiner nächsten Rückkehr aus Asien wieder einholen wird.

Katharin Tai

12. August 2012

Der Stammestanz sichert die kontinuierliche Beleuchtung

Mein Vater ist leidenschaftlicher Stromsparer. So kurz kann man einen beleuchteten Raum gar nicht verlassen haben, dass er nicht schon hinter einem das Licht löscht. Da der Herr gelernter Elektriker ist, nutzte er schon früh die technischen Möglichkeiten des automatischen Lichtlöschens. Zum Beispiel Außenbeleuchtung durch Bewegungssensoren. NUR durch Bewegungssensoren. Ich wohnte bei der Einführung dieser Neuerung schon nicht mehr bei

meinen Eltern, doch von meinem jüngeren Bruder lernte ich beim Rauchen vor der Haustür, regelmäßige Sprünge oder ausholende Gesten zu machen, damit wir bei unserem nächtlichen Geschwisterratsch nicht im Dunkeln standen. So, wie mein Bruder und ich veranlagt sind, entwickelten wir in kurzer Zeit Stammestanz-artige Choreographien, mit denen wir kontinuierliche Beleuchtung vor der Haustür sicherten. Die Gespräche dazu wurden nicht allzu tief, weil wir mit Lachkrämpfen und Rauchen ausgelastet waren.

Rauchen tue ich seit zehn Jahren nicht mehr, doch die Erinnerung an diese Geschwisterepisoden half mir, als ich gestern Schuhe putzen wollte. Mein Vater hat nämlich inzwischen auch im Keller bewegungssensitive Beleuchtung installiert; ihn wird wohl seit Jahren genervt haben, dass niemand außer ihm das Licht bei jedem auch noch so kurzen Verlassen des Kellers ausknipste. Die Schuh- und Schuhputzkommode befindet sich in genau diesem Keller, ich stand innerhalb weniger Sekunden mit Schuh und Schuhcremetube im Dunkeln – die kleinen Bewegungen des Wienerns reichen dem Bewegungsmelder nicht. Also kombinierte ich die Elemente des Stammestanzes, an die ich mich noch erinnerte, mit den für das Restaurieren der Schuhe nötigen Gesten. Mein Bruder wäre stolz auf mich gewesen.

die Kaltmamsell

Sommer 2008 und Sommer 2012

Internetnutzung im Urlaub in Italien

2008 fahren wir nach Lido di Dante, das ist ein kleiner Badeort an der Adria. Natürlich richten sich meine Auftraggeber nicht nach dem Urlaub und prompt muss ich nebenher ein paar Artikel schreiben. Egal, am Strand liegen und baden ist sowieso nicht mein Ding, also nutze ich die Zeit, während die anderen plantschen und sonnen. Die Ergebnisse maile ich aus einem Inter-

netcafé am Rande des Ortes. An Mobilfunknutzung vom Laptop aus oder gar Tethering ist nicht zu denken, mein Smartphone zu der Zeit ist ein Palm Treo 500v (verlinkter Test damals von mir).

2012 geht es an die Riviera, ebenfalls mit begleitenden Artikelaufträgen (Selbstständig heißt selbst und . . .). Ich besitze ein iPhone, und das ermöglicht auch mobiles Internet in Italien, doch die Roaminggebühren fressen schon nach einem Beitrag, den ich sende, einen Fünfziger weg. Zum Glück gibt es einen Vodafone-Shop, bei dem ich für knapp 30 Euro einen UMTS-Stick mit italienischer SIM-Karte kaufen kann – üppige 3 Gigabyte sind da drauf. Allerdings habe ich ein UMTS-Netz nur im Strandcafé und nicht in den Bergen, wo unser Feriendomizil liegt. Egal, am Strand liegen . . . (siehe oben).

Thomas Jungbluth

September 2012

Kein Buch, kein Kindle und kein Internet

Frankreichurlaub. P. hat sein Buch in der ersten Urlaubswoche ausgelesen. Das kommt davon, wenn man trotz mehrmaligem Nachfragen nur ein Buch mitnimmt und das dann ausgerechnet auch noch ein Stephen-King-Buch ist.

Er ist der Meinung, das wäre jetzt eine prima Gelegenheit, mein Kindle auszuprobieren. Ich darf also noch mein Buch zu Ende lesen und dann muss ich „Der Anschlag“ lesen, während P. auf meinem Kindle liest.

Wie zu erwarten war, bin ich nach drei Tagen mit dem Buch durch und jetzt habe ich kein Buch, kein Kindle und kein Internet. Ich lese also jetzt das, was ich zufällig noch auf der Kindle-App auf dem iPod geladen habe: Mansfield Park von Jane Austen und Oliver Twist und A Tale of Two Cities von Charles Dickens. Alles auf dem iPod. Selten war Urlaubslektüre verzweifelter.

(Nach dem Urlaub kauft sich P. irgendwann auch ein Kindle. Es war also nicht alles umsonst. Ich möchte dafür nie wieder etwas auf dem iPod lesen.)

Anne Schüßler

Seit 2012

Mein Handy ruft meine EC-Karten-PIN an

Ich habe mehrere EC-Karten, von denen ich nur eine regelmäßig nutze. Damit ich mir die PINs der anderen merken kann, füge ich sie in einem komplizierten Verfahren in eine Handynummer ein und speichere sie unter Fantasienamen im Handy ab. Sollte jemand also mein Handy und mein Portemonnaie klauen, müsste er oder sie erstmal alle Nummern abtelefonieren und dann noch herausfinden, welche der Ziffern zu meiner PIN gehören.

Irgendwann fängt mein Handy in meiner Tasche an selbstständig zu werden und ruft eine dieser Nummern an. Es stellt sich heraus: sie ist tatsächlich vergeben. Ich lege schnell genug auf, bevor sich jemand meldet. Allerdings ruft dieser jemand mich zurück. Ich stammele etwas von verwählt und höre nie wieder was von dieser Person. Kurze Zeit später kriege ich eine neue PIN, die ich auf die gleiche Methode im Handy speichere. Etwas verwirrt bin ich, als sie kurze Zeit später in meinem Whatsapp-Konto auftaucht und mich da leider ein Mann statt einer Frau vom Avatar anlächelt. Ich denke darüber nach, dass das eigentlich ein guter Stoff für eine RomCom wäre ...

ellebil

30.9.2012

S01E01 auf Piratebay

Ich sehe die erste Folge von „Elementary“ bei einem Freund und google nachher, wie viele Folgen es davon schon gibt. Zu meiner großen Überraschung gibt es nur genau diese eine, Erstausstrahlung am 27.9. Normalerweise erfahre ich von neuen Serien mit mehreren Jahren Verspätung. “Woher wusstest du denn davon?”, frage ich den Freund. “Ich suche eigentlich regelmäßig nach S01E01 auf Piratebay”, sagt er.

Kathrin Passig

2.10.2012

Die Darstellung von Textnachrichten im Film

Ich sehe die erste Folge der britischen Serie „Sherlock“ von 2010 (bei einem Freund, der sie auf dubiosen Wegen beschafft hat. Ich selbst versuche ja mittlerweile, für alles zu bezahlen; das lässt sich aber eigentlich nur durchhalten, weil ich Freunde mit weniger Skrupeln habe). Wenn bei „Sherlock“ jemand eine Textnachricht empfängt, wird sie über das Bild gelegt, so dass die Zuschauer sie auch lesen können. Es muss also nicht das Handy gezeigt werden, und der Empfänger muss die Nachricht auch nicht jemand anderem vorlesen. Das ist mir neu, und ich finde es sehr elegant.

Als ich dasselbe 2013 in der Netflix-Serie „House of Cards“ sehe, wirkt es schon ganz normal.

Kathrin Passig

Oktober 2012

Lichtschalter, du eingemauerter Anachronismus

Jeder Mensch braucht einen Erzfeind. Meinen habe ich im Urlaub gefunden: den Lichtschalter. Der Lichtschalter im Schlafzimmer unserer Ferienwohnung war nämlich an einer unfassbar praktischen Stelle angebracht: am Kopfende des Bettes, so dass wir beide ihn auch im Bett liegend bequem erreichen konnten. Ins Bett legen und das Licht ausmachen – kein Vergleich zum "Nachttischlampe an, Deckenlampe aus, ins Bett, Nachttischlampe aus"-Tanz, den ich jeden Abend im heimischen Schlafzimmer aufführe. Denn bis zum heutigen Tag ist es absolut normal, dass wir das Licht in unseren Zimmern nur an dem Ort steuern können, den irgendein unbekannter Elektriker beim Bau des Hauses für geeignet hielt. Ich kann in meinem Wohnzimmer vom Sofa aus Filme ausleihen, einkaufen, mit Freunden in aller Welt kommunizieren, mich über Lichtschalter aufregen oder sonstwas für wunderbare Dinge tun. Nur wenn es draußen dunkel wird, muss ich aufstehen, einmal quer durchs Zimmer laufen und das Licht einschalten. Kann das nicht auch etwas bewegunssparsamer funktionieren? Und wenn wir schon dabei sind: Kann das Licht nicht auch ganz von allein angehen, sobald es draußen dunkel wird?

An dieser Stelle höre ich oft den Einwand, dass die meisten Menschen gar nicht wollen, dass plötzlich einfach so das Licht angeht. Womit wir beim nächsten Punkt wären: Licht, das nicht nur an oder aus kann. Nur sehr selten möchte ich voll-an oder ganz-aus haben. Nachts, wenn ich auf Klo will, will ich eigentlich nur ein leichtes blaues Licht in Bodennähe, damit ich nicht gegen die Wand renne. Bei Parties wäre eventuell buntes Licht ganz nett. Abend hätte ich gerne Licht, das ähnlich der Software f.lux an meinem Mac das Licht in der ganzen Wohnung (und damit auch mich) nach und nach in einen Schlummermodus versetzt. An Stelle blöder Push-Notifications auf meinem Telefon will ich intelligentes Licht, das mich ganz beiläufig darauf

hinweist, dass die erwarteten Gäste gleich vor der Tür stehen, dass das Wasser fast kocht, dass ich mal langsam los sollte, oder dass das Katzenklo mal wieder sauber gemacht werden will.

Also, Lichtschalter, mag ja sein, dass dich früher mal alle ganz toll fanden, damals, als die Dampfmaschine noch was ganz Neues war. Aber wie so viele Dinge bist du eigentlich nur noch ein eingemauerter Anachronismus, schon lange reif, von ein paar hunderttausend Zeilen C-Code auf einem ARM-Prozessor abgelöst zu werden. Schalte dich aus, und zwar schnell!

Max von Webel

11. Oktober 2012

Geburtstagsgrüßeverteilung

Ich wünschte, die Idee wäre mir vor ein paar Jahren gekommen, dann sähe man jetzt bestimmt interessante Unterschiede im Zeitverlauf. Aber nun gut, dann fange ich eben heute damit an. Ich habe am vergangenen Tag eine Art Strichliste geführt, über welche Kanäle mir wie oft zu meinem gestrigen Geburtstag gratuliert wurde. Herausgekommen ist:

1. Facebook-Pinwand: 47%
2. Telefon: 15%
3. Persönlich: 14%
4. Facebook-Nachricht: 6%
5. E-Mail: 5%
6. XING: 5%
7. SMS: 4%
8. Twitter: 4%

9. Blog: 0%

10. Whatsapp: 0%

Ohne konkrete Zahlen zu haben: Es gab Jahre, da wurden sehr viele Grüße in meinem Blog hinterlassen, auch StudiVZ war mal hoch im Kurs. SMS kackt immer weiter ab. Dafür habe ich erstaunlich viele Telefonanrufe erhalten – wesentlich mehr als in den vorherigen Jahren.

Nachtrag 2016: Leider war ich nicht wirklich konsequent in der Dokumentation der Folgejahre. Immerhin schrieb ich 2015 eine Art Update.

Johannes Mirus; Repost aus meinem Blog

Herbst 2012

Warum öffnet diese arrogante Wurst meine Facebook-Mail eigentlich nicht?

Volker: Mir ist auf Facebook was passiert.
N: Wasn?
Volker: Hab jemand ne Mail geschrieben. Um Kontakt aufzubauen. Und dann ne Freundschaftsanfrage zu machen.
N: Und?
Volker: Hat nicht geantwortet. Hat die Mail nichtmal geöffnet. Kannste ja sehen, wenn sie geöffnet wurde.
N: Kennste im RL?
Volker: Jo.
N: Wasn das für ne arrogante Wurst?
Volker: Gar nicht. Hab eben bemerkt, dass ich neben dem Postfach einen „Sonstiges“-Ordner hab.
N: Nie gesehen.

Volker: Jo. Da waren etliche Mails an mich drin, die ich seit zwei Jahren nicht geöffnet hab.
N: Autschn.
Volker: Die denken jetzt alle „Boah, König, diese arrogante Wurst.“ Und jetzt wollen wir mal wetten, wo meine Mail gelandet ist.
Volker: Hallo?
Volker: La la la la, noch da?
N: Mist!
Volker: Wasn?
N: Ich hab auch so einen Ordner. Auch knall voll mit Mails.
Volker: Und?
N: Ich hab mich immer gefragt, warum mein Chef seit Weihnachten angepisst ist. Rate mal.

(Rekonstruiert aus dem Skypelog)

Volker König

24.10.2012

Mein letztes Foto mit dem Fotoapparat

Das Datum des eventuell letzten Fotos, das ich mit einer Kamera aufgenommen habe, die nicht in meinem Handy eingebaut ist. Ich habe die Kamera schon vorher immer seltener mitgenommen. Meistens fotografiere ich bloß dokumentarisch, um das Bild dann bei Twitter oder Facebook weiterzuverwenden, und das geht einfacher, wenn man es direkt aus dem Gerät weiterleiten kann.

Zur gleichen Zeit sage ich immer noch manchmal “Fotoapparat” zur Kamera.

Kathrin Passig

Oktober 2012

Der Paternoster-Führerschein

Ich arbeite an einer altehrwürdigen Universität, in einem sehr hübschen und großen Gebäude. Es gibt sechs Flügel und sechs Etagen, und da dort täglich mehrere Tausend Leute ein- und ausgehen, gibt es zusätzlich zu den sechs originalen Paternostern, die immer im Kreis fahren, auch noch sechs nachinstallierte Aufzüge. Mein Büro ist im vierten Stock, zwei über Bereit-zu-laufen. Da wir uns im öffentlichen Dienst befinden, ist eine gewissen Überregulierung Standard. Soviel zur Vorgeschichte.

Das neue Semester beginnt mit der offiziellen Information, dass Paternoster-Fahren große Gefahren mit sich bringe, obwohl Fahrer unter 18 Jahren, Behinderte (leider Originalformulierung) und Menschen mit Koffern ja laut Hinweistafel schon verboten seien. Dem müsse Einhalt geboten werden, daher werde der Betrieb der Paternoster ab sofort eingestellt, auch in Anlehnung an ein Gutachten eines Personenaufzugherstellers, der sich deutlich gegen Paternoster ausspreche. Nach Stilllegung der Paternoster verlängert sich mein Arbeitstag temporär um ca. 30 Minuten, die ich mit Warten vor dem Aufzug im Erdgeschoss verbringe, während dieser wie auf Drogen hektisch zwischen 2 und 4 hin- und herfährt, wenn ich mal in den sechsten Stock will. In den vierten beginne ich widerwillig zu laufen, aus Gründen der Effizienz. Die neue Situation kommt beim Personal nicht gut an, und nach mehreren stundenlangen Gremiensitzungen entsteht folgender Entschluss: Wir machen alle den Paternoster-Führerschein, damit der Paternoster reaktiviert wird.

Mit “alle” ist natürlich das Personal gemeint, die Studierenden müssen jetzt laufen oder vor dem Aufzug warten. Die neuen Regeln für die Benutzung des Paternosters lauten: Zuvor genannte Zielgruppen sind verboten, ebenso die Fahrt mit mehr als einer Person in der Kabine, Durchfahrt oben und unten ist zwar ungefährlich aber auch verboten, und zudem wird vor Benutzung der Paternoster-Führerschein kontrolliert, um sicherzustellen, dass der User auch über alle Risiken informiert ist und sich in der Benutzung des

Gefährts als kompetent erwiesen hat. Die Paternoster-Führerscheinprüfung besteht aus einem Theorie- und einem Praxisteil, aus Abfragen der Regeln und selbstständigem Ein- und Aussteigen unter Beobachtung. Ich bestehe mit Bravour und bin seitdem stolze Besitzerin eines Paternoster-Führerscheins, den ich manchmal sogar bei mir führe.

Eines hat sich der Dienstherr allerdings vermutlich nicht gut überlegt: 6 Paternoster in 6 Stockwerken bedeutet, dass folgerichtig an 36 Stellen Führerscheinkontrollen stattfinden müssen. Das sind 36 neue Stellen im Öffentlichen Dienst. Und das finden wir doch alle gut. Demnächst ist übrigens mal wieder eine Gremiensitzung. Dort soll das neue System noch einmal diskutiert werden.

herzbruch

2.11.2012

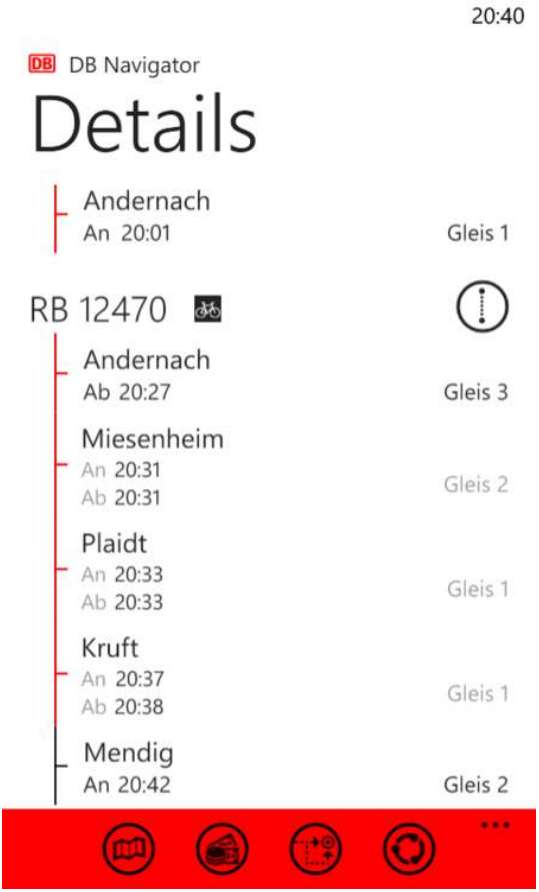
Die DB-App ersetzt die Sicht aus dem Fenster

Unser Auto, ein Fiat Multipla, braucht rundum eine Reparatur: Bremsen, Kupplung, Ölwechsel, etc. Wir schreiben die Arbeiten in myhammer.de aus, und die Firma, die den Zuschlag bekommt, sitzt in Mendig. *Zum Thema myhammer.de und was man da so erntet gibt es demnächst noch mal einen extra Beitrag.*

Zum Abholen des Autos muss ich mit dem Zug nach Mendig fahren. Von Köln fährt ein Regionalexpress bis Andernach, und von dort ein Nahverkehrszug die Haltepunkte einer Bimmelbahnstrecke ab. Die Bahnhöfe sind mehr schlecht als recht beleuchtet, Schilder mit den Namen sind sowieso kaum erkennbar und abends ist es im November stockfinster.

Im Schienenbus auf der Nebenstrecke ist es taghell beleuchtet, was das Nach-draußen-schauen noch schwieriger macht. Auf die Zugansage mag ich mich nicht verlassen. Um den Bahnhof nicht zu verpassen, benutze ich ein Smartphone mit der DB-App als “Second Screen” oder “Second Window”.

Das zeigt nämlich GPS-genau die Position des Zuges an. So kann ich genau sehen, wann der Zug am Bahnhof davor hält, damit ich rechtzeitig aufstehe und beim nächsten Stopp richtig aussteige. In der Pampa ohne Taxi hab ich nämlich sonst keine weitere Chance, zum richtigen Bahnhof zu gelangen.



Thomas Jungbluth

11.11.2012

Es kommen Gäste. Wo sind meine Musikkassetten?

Ich feiere den 20. Jahrestag des Einzugs in meine Wohnung und habe Gäste eingeladen. Da ich zu Hause nie Musik höre, gibt es keine Geräte, die sich dafür eignen, nur den Radio-Kassettenrecorder, den ich zur Firmung bekommen habe. Wahrscheinlich könnte man damit noch Kassetten abspielen, wenn man welche hätte. Ich bin mir ziemlich sicher, dass irgendwo noch ein paar sein müssen, darunter eine, auf der ich Anfang 1983 die Top Ten von Bayern 3 aufgenommen habe, sicher voll rarer und gästebeglückender Partyhits. Leider ist in der ganzen Wohnung keine Kassette mehr aufzutreiben. CDs gäbe es noch ein paar, da fehlt mir allerdings das Abspielgerät. Einbrecher haben meinen DiscMan 2001 davongetragen, aber er war sowieso defekt.

Man wird Radio hören müssen. Ich höre nie Radio und kenne mich damit nicht aus, weiß aber von Besuchen bei Jan, dass man von FluxFM kein Ohrenbluten bekommt. Ich muss auf der Website sehr lange suchen, bis ich herausfinde, auf welcher Frequenz man diesen Sender statt im Internet mit einem traditionellen Radiogerät hören kann. Aber dann geht es ganz gut.

Rekonstruiert aus: Google Calendar, Gedächtnis.

Kathrin Passig

12.11.2012

Die Einrichtung des Nexus 7 geht schneller als erwartet

Ich bin der Versuchung erlegen und habe mir ein Tablet von Google zugelegt, um genau zu sein das Nexus 7, das seit einigen Wochen auf dem Markt ist.

Die Einrichtung ist unkomplizierter, als ich ohnehin erwartet hätte. Das Tablet, das ich gerade zum ersten Mal einschaltete und bisher ausschließlich mit dem WLAN verbunden habe, weiß sofort, wer ich bin und verknüpft mein Google-Konto mit dem Gerät, inklusive aller damit verbundenen Informationen.

Ich bin gleichermaßen geschockt wie fasziniert. Eigentlich will ich gar nicht, dass Google ohne weiteres Zutun weiß, wer ich bin. Noch eigentlicher freue ich mich jedoch, dass ich das Tablet in unter zwei Minuten einsatzbereit habe.

Johannes Mirus

November 2012

Geduldiges, erwachsenes Warten auf das Nexus 4 und Handykauf im lokalen Einzelhandel

Google fängt damit an, das Nexus 4 auszuliefern. Ich begehre es sehr wegen des kaputten Displays an meinem Nexus S, und meine Mutter möchte es mir aus Mitleid zu Weihnachten schenken. Aber weil es für Smartphoneverhältnisse sehr billig ist (199 Euro), ist es sofort vergriffen.

Ich gedulde mich wie ein erwachsener Mensch, ohne mehr als zehnmal täglich nach *lieferbarkeit nexus 4* zu suchen, bis zum März 2013. Dann kann man es endlich auf einem regulären Weg kaufen – seltsamerweise immer

noch nicht direkt bei Google, sondern im nächsten Mediamarkt, derselben Filiale, in der ich mir 1999 mein allererstes Handy ausgesucht habe und danach keines mehr.

Es ist ein schönes Handy auf eine unspektakuläre Weise: Es kann alles, was das Nexus S konnte, nur schneller und besser. Beim Bücherlesen stören keine Sprünge im Glas, und die Kontrolleure der Bahn mögen mich wieder, weil sie den Touch&Travel-QR-Code von meinem intakten Display einscannen können.

Ich kaufe dem Nexus 4 eine hässliche Gummihülle und eine Packung Display-Schutzfolie und hüte es, wie man früher seinen Augapfel hütete und heute eben sein Handy. Bisher (Stand März 2014) ist es trotz einiger Stürze in gutem Zustand.

Kathrin Passig

22.11.2012

Haben die DB-Fahrscheinkontrolleure alles nur vorgetäuscht? Verstörende neue Möglichkeiten

Weil das Display meines Handys so viele Sprünge hat, kann ich im Zug den Touch&Travel-Barcode nicht mehr scannen lassen. Aber macht nichts, Touch&Travel funktioniert ja auch mit NFC. Man schaltet NFC am Handy ein, dann muss es nur an die Rückseite des Zugbegleitergeräts gehalten werden, wo zur Verdeutlichung ein NFC-Logo angebracht ist.

Meistens wissen die Zugbegleiter nichts von diesem Verfahren, und auch wenn sie es kennen, funktioniert es trotz langen Gebastels meistens nicht. Die Begründungen dafür variieren.

Heute lautet die Erklärung des Zugbegleiters: „Das geht nicht, das ging noch nie, und wenn Ihre bisherigen Kontrolleure behauptet haben, es hätte geklappt, dann haben die nur so getan.“

Kathrin Passig

November 2012

DB-Sitzplatzreservierungen von Bonn über Hamm nach Berlin

Ich möchte mit der Bahn von Bonn nach Berlin fahren. Weil ich eine Sitzplatzreservierung machen möchte, die man online so nicht tätigen kann, gehe ich ins DB-Reisecenter. Nachdem ich mir brav ein Wartemärkchen gezogen habe und nach einer kurzen Wartezeit auch zum Schalter gewunken werde, klage ich mein Leid. Ich möchte drei Fahrten in einem ICE buchen. Die eine geht von Bonn nach Berlin, die anderen von Hamm nach Berlin. Das Ganze hätte ich natürlich online machen können, aber ich möchte bitte eine Sitzplatzreservierung mit den anderen beiden Mitfahrern haben und zwar so, dass wir zusammen sitzen können. Der Mann hinter dem Schalter lacht ein wenig verzweifelt und erklärt mir dann, dass die DB auch 2012 noch mit Disketten arbeitet. Wenn also die Sitzplatzreservierungen mal nicht angezeigt werden, hängt das wohl meist mit einer fehlenden Diskette zusammen.

Das Buchungssystem der DB erlaubt auch seinen Mitarbeitern nicht, mein Problem zu lösen. Denn: natürlich könnte ich alle Plätze auch schon von Bonn nach Berlin reservieren, aber: wenn man zehn Minuten nach Fahrtantritt seinen Platz nicht besetzt hat, verfällt die Reservierung. Das ist also schon mal keine Option. Im Buchungssystem funktioniert es auch nicht, dass später zusteigende Mitfahrer in der Nähe des schon im Zug Sitzenden gesetzt werden. Nach einigem Hin und Her zeigt sich der DB-Mitarbeiter erfreut über meine Bahncard, mit der seien nämlich Anschlussreservierungen kostenlos. Also bucht er mir von Bonn nach Hamm einen Sitzplatz und reserviert dann

von Hamm nach Berlin im gleichen ICE noch mal drei Sitzplätze. Ich muss also nur in Hamm einmal quer durch den Zug laufen und kann mit den Mitfahrern zusammen sitzen.

Einige Reisebuchungen später schafft es ein findiger Ameropa-Mitarbeiter, das Problem zu lösen. Wie er das geschafft hat, hat er mir allerdings nicht verraten.

ellebil

Ende 2012

Durch Google Spreadsheets wird die Zusammenarbeit mit der Steuerberaterin gleich viel einfacher

Meine Steuerberaterin bemängelt beim Unterschriftstermin das Fehlen aller Informationen zu Reisekosten. Dabei habe ich die doch zusammengestellt und auf dem zweiten Tabellenblatt des Googlespreadsheets untergebracht, zu dem ich ihr einen Link geschickt habe. Aha, sagt sie, sie habe sich das Spreadsheet heruntergeladen, darin nur ein Tabellenblatt gesehen, dieses Blatt in ihr Excel kopiert und dort damit weitergearbeitet. In der Mail sei es ja noch, sage ich. Die habe sie gelöscht. Sie löscht alle Mails. Ich frage nicht weiter nach und beschließe, die Steuervorbereitungen im nächsten Jahr noch weitgehender von jemandem erledigen zu lassen, der nicht ich ist.

Kathrin Passig

August bis Dezember 2012

Endlich weiß ich, wie man Rufnummern portiert

Seit Anfang Dezember 2012 besitze ich ein iPhone. Das iPhone löst das zweieinhalb Jahre alte Motorola Milestone ab, das auch dringend ablösebedürftig war, nur noch mit regelmäßigen Abstürzen oder eingefrorenen Bildschirmen überzeugen konnte und auf dem noch nicht mal “Plague, Inc.” lief, was mich in der Bürokommunikation deutlich zurückwarf.

Also muss was Neues her, verbunden mit einem Wechsel des Anbieters aus unterschiedlichen Gründen, die hier auch nicht zur Diskussion stehen. Weg von BASE, hin bzw. zurück zur Telekom.

Das war der Plan, mit dem ich schon im Sommer bei einem Telefonhändler aufschlug, ihm von meinem Plan erzählte und den BASE-Vertrag kündigte. Das klappte alles prima, allerdings lief der Vertrag noch bis Ende Januar 2013, ich konnte mich also schon auf ein paar Monate doppelte Grundgebühr freuen.

Vor allem: Ich will meine Rufnummer behalten. Und da ungefähr fing das Unglück an.

Das Hin und Her im Sommer und Frühherbst mit Anrufen von BASE und Faxen, die irgendwohin geschickt wurden und von denen ich nie mehr hörte, alles geschenkt. So richtig eilig hab ich es ja gar nicht und je länger ich mit einem neuen Vertrag warte, desto weniger muss ich doppelt zahlen. Ein gutes Beispiel dafür, wann Prokrastination wirklich Geld spart. Aber ich schweife ab.

Irgendwann ist es dann aber soweit. Mit Kündigungsschreiben von BASE betrete ich einen Telekom-Shop in der Essener Innenstadt. Ich würde gerne einen neuen Vertrag abschließen, und ein iPhone haben. Und übrigens auch meine Rufnummer mitnehmen.

Das klappt alles zunächst total prima. Weil das gewünschte Telefon nicht vorrätig ist, wird es mir zugeschickt, aber immerhin habe ich schon mal eine SIM und alles sieht total super aus. Es ist Oktober.

Nach anderthalb Wochen, in denen weder ein iPhone noch sonst irgendwas kommt, denke ich, ich könnte ja vielleicht mal nachfragen. “Ach, das ist noch in Bearbeitung”, sagt die Frau bei der Hotline. “BASE sagt, die Vertragsdaten wären falsch, da müssen sie da mal nachfragen.”

Bei BASE sagen sie mir, die Vertragsdaten wären falsch. Das wüsste ich schon, sage ich, ich wüsste aber gerne, welche Vertragsdaten da falsch seien, und was man da jetzt tun könnte. Das könnte man mir auch nicht sagen, einfach mal alles vergleichen. Wir vergleichen alles. Alles richtig. Toll. Und jetzt? Man weiß es auch nicht.

Auf einen verzweifelten Tweet melden sich sowohl BASE als auch die Telekom via Twitter, bitten um DM mit Rufnummer, damit sie sich das mal angucken können. Ein Mitarbeiter von BASE ruft an und erklärt mir, dass die Telekom nur eine einfache Rufnummernportierung beantragt hat, die müssten aber eine vorzeitige Rufnummernportierung beantragen, damit die Anfrage durchgeht.

Na gut. Mit diesen neuen Informationen begebe ich mich in eine andere Telekom-Filiale in der irrigen Hoffnung, man könnte mir dort helfen können. Erstens erfahre ich, soll man gar nicht die Kundennummer, sondern die Rechnungsnummer angeben. Das finde ich seltsam, schließlich ändert sich die Rechnungsnummer doch immer, aber man besteht darauf, es wäre ganz sicher die Rechnungsnummer, das wäre ein ganz klassischer Fehler. Und zweitens kann man von der Filiale aus GAR NICHTS machen. Ich muss schon in die Filiale gehen, wo der Vertrag abgeschlossen wurde. Ich Dummerle! So naiv.

Zwischendurch ruft irgendwann noch mal die Filiale in Essen an, und erzählt mir alles das, was ich schon weiß, nämlich, dass die Anträge immer abgelehnt werden. Ich teile mein wertvolles Wissen. Sie müssten eine vorzeitige Portierung beantragen, sage ich, und außerdem gar nicht die Kundennummer angeben, sondern die Rechnungsnummer, die hätte ich aber nicht hier. Man könne hier nichts auswählen, sagt die Telekom-Mitarbeiterin, aber sie würde den Antrag jetzt noch mal einfach ohne Kundennummer abschicken, das wäre eh kein Pflichtfeld, vielleicht würde das ja helfen.

Hilft natürlich nix. Also rufe ich noch mal bei der BASE an und schildere das Problem. Die nette Frau am Telefon sagt, sie würde da mal nachfragen, ich hänge ein paar Minuten in der Warteschleife, dann ist die nette Frau wieder dran und erklärt mir, wie das alles eigentlich geht.

Das geht nämlich so: Die von der Telekom müssen per Mail(!) eine Anfrage für eine vorzeitige Portierung an BASE schicken. Dann wird die Rufnummer für einen Monat zur Portierung freigegeben und DANN kann die Telekom die ganze Anfrage an BASE schicken und dann wird alles gut. Zudem stellt sich raus, das mit der Rechnungsnummer ist natürlich Unfug (hab ich doch gesagt!), das gilt nur für Geschäftskunden, die haben da nämlich noch eine Extra-Rechnungsnummer.

Ich bin euphorisch. Endlich weiß ich, wie man Rufnummern portiert. Mit diesem neu erworbenem Wissen marschiere ich zur Telekom-Filiale in Essen. “Wo müssen wir die E-Mail denn dann hinschicken?” fragt mich die Mitarbeiterin. Gute Frage. Muss ich wohl noch mal bei BASE anrufen. Der Mitarbeiter bei BASE will von einer Mail irgendwie nichts mehr wissen, sagt mir aber, wenn ich unbedingt was schicken wollen würde, dann doch einfach an den Kundenservice. Aber eigentlich müssten die doch bei der Telekom nur anhaken, dass das eine vorzeitige Portierung wäre. Da ist kein Haken, sage ich, die können da nichts anhaken. Ich glaube, er glaubt mir nicht.

In der gleichen Zeit, telefoniert die Telekom-Mitarbeiterin noch mal rum und überrascht mit neuen Informationen. Die Mail müsste gar nicht an BASE gehen, sondern intern an eine bestimmte Abteilung der Telekom. Und die leiten das dann irgendwie weiter.

Also, noch mal zum Mitschreiben: Für eine vorzeitige Rufnummernportierung muss man erst mal seinen Vertrag kündigen, dann muss die Telekom intern eine Mail an eine spezielle Abteilung schicken, die fragen dann noch mal bei BASE nach. BASE ruft dann noch mal bei mir an, fragt, ob ich das wirklich will und dass das 25 Euro kostet (Egal! Macht einfach!), ich sage ja, ich möchte das bitte gerne, dann sagt BASE der Telekom Bescheid, dass sie jetzt noch mal den Antrag zur Rufnummernportierung schicken können, das

macht die Telekom dann, dann kriegt man irgendwann eine SMS, an welchem Tag die Rufnummernportierung statt findet und dass man zu diesem Termin bis zu 24 Stunden nicht erreichbar ist.

Am 3. Dezember wird meine Rufnummer portiert, ein paar Tage vorher ist auch das iPhone angekommen, die SIM-Karte habe ich ja schon seit Wochen. Am 2. Dezember bin ich anscheinend schon abends nicht mehr zu erreichen. Werte das als gutes Zeichen.

Und tatsächlich, jetzt klappt alles: Am 3. Dezember schalte ich morgens das Handy ein und ... EIN WUNDER! Ich habe Netz, ich habe Internet, ich kann telefonieren. Mit meiner alten Telefonnummer! Und es hat nur ein paar Wochen, diverse Tweets, E-Mails und Telefonate gebraucht. Aber immerhin.

Wer also jemals vorhat, eine vorzeitige Rufnummernportierung von BASE zur Telekom zu beantragen und es da irgendwie nicht so läuft wie vorgesehen, ICH WEISS, WIE DAS GEHT! Ich teile dieses Top-Secret-Insider-Wissen auch gerne. Nur was für wertvolles Wissen von diesen mühsam geernteten Informationen auf immer verdrängt wurde, das will ich lieber nicht wissen.

(Mehr oder weniger komplett kopiert aus meinem Blog.)

Anne Schüßler

Seit Weihnachten 2012 & andauernd

Das Internet kommt aus dem Lichtschalter

Bei Planung und Bau meiner Wohnung wurde vieles ungefähr semi-gut bedacht, unter anderem die Anzahl und Verteilung der Stromsteckdosen generell sowie in Kombination mit der Netzwerkverkabelung insbesondere. An zahlreichen Stellen befinden sich nun Netzwerkdosen, die auch korrekt verkabelt zu meinem Router führen, aber nicht ansatzweise in der Nähe einer Stromzufuhr liegen. Bis für diese Stellen also netzwerkfähige Geräte völlig

ohne Strombedarf erfunden werden, dürfte es noch ein paar Jahre dauern – bis dahin ignoriere ich diese Anschlüsse, verfluche den mir unbekannten Planungsingenieur, und nutze nur die “guten” Positionen.

Eine davon (lies: eigentlich die einzige) ist im Wohnzimmer innerhalb einer Beamer-Aussparung an der Decke angebracht. Da ich nicht vorhabe, mir einen Beamer anzuschaffen, die Stelle aber WLAN-topologisch recht gut für einen Repeater geeignet ist, hängt dort nun ebenjene Verstärkerantenne. Der positive Nebeneffekt ist, dass ich “das Internet im Wohnzimmer” nicht nur mit einem als Lichtschalter getarnten Knopf ein- und ausschalten kann, sondern auch, dass ich den Repeater dann sogar rund 30 Zentimeter weit vollmotorisiert aus der Decke herausfahren lasse. Das bringt zwar keinen nennenswerten Zugewinn an .. nun ja, /irgendwas/, aber es macht zumindest immer großen Eindruck, wenn mal Besuch da ist.

Frank Lachmann

Weihnachten 2012

Die Gewöhnung an Vibration

Weihnachten 2012 bekomme ich endlich mein erstes eigenes Smartphone (ein Galaxy S3 mini), nachdem meine bessere Hälfte schon längere Zeit ein Galaxy Ace besitzt, mit dem ich schon ausreichend herumgespielt habe. Ich mache mich voller Freude auf Entdeckungsreise durch die Funktionen, probiere da eine Einstellung aus, ändere dort was an den Tönen etc.

In den Klingelton-Einstellungen fällt mir auf, dass man auch eigene Vibrationsmuster einstellen kann. Seitdem hat mein Smartphone keinen Pieps mehr (gewollt) von sich gegeben, sondern informiert mich nun mit unterschiedlichen Vibrationsmustern über eingehende Nachrichten und Anrufe (in diesem Fall per selbstgebautem “Herzschlag”).

blogfaerie

Weihnachten 2012

Urgrossmueti ist offline

Wenn die Grossmutter (*1919) im Familientrubel sitzend einnickt und ein wenig vor sich hindöst, sagt mein Neffe (*2004): “Urgrossmueti ist offline.”

(erinnert dank Opatechnik)

Franziska Nyffenegger

2012-12-28

Der Seewolf aus Lübeck

Ich kenne Barney, den Seewolf aus Lübeck, seit etwa 2009. Er ist einer meiner frühsten Kontakte auf Twitter. Im Dezember 2012 komme ich zum ersten Mal dazu, der Kneipe, die er mit seiner Frau Rosi führt, einen Besuch abzustatten.

Die Bar ist ein Halbrund, und an ihrem offenen Ende steht für alle gut sichtbar der Laptop mit Tweetdeck. Während der Seewolf zapft, kassiert, manchmal stehenbleibt und sich ins Gespräch seiner Gäste einschaltet, macht er genauso immer wieder Station an dem Laptop und liest, antwortet, retweetet irgendwas, bevor das nächste Bier fertig ist.

»Das is’ einfach ‘n weiterer Gast,« sagt Barney. Man spürt einen Hauch Technikbegeisterung darin aufblitzen, aber vor allem eine norddeutsche Knurrigkeit, die unmissverständlich klarmacht, dass die Toleranz für blöde Nachfragen äußerst begrenzt ist.

André Spiegel

30.12.2012

Der andymöllerigste Moment meines Lebens

Ich fliege über Silvester mit Freundin K. nach Mailand. Ich weiß gar nicht mehr, wie man ohne Internet Reisen organisiert hat. Wir haben die Flüge kurz zuvor online gebucht, haben uns sämtliche airbnb-Möglichkeiten angeguckt und uns daraufhin dann doch lieber ein Hotelzimmer über eine Buchungsseite reserviert. Außerdem hat K. Tickets für eine Ballettaufführung in der Scala gekauft. Auf deren Webseite kann man sich (nach ein bisschen Suchen) für jeden Sitzplatz den jeweiligen Blick auf die Bühne als Foto zeigen lassen.

K. hat Cafés, Aperitivobars und Restaurants recherchiert und diese handschriftlich in eine Stadtkarte eingetragen. Ich dagegen besitze ja ein Smartphone und habe mir deshalb eine Reiseführer-App gekauft. Die App bietet Gastro- und Sightseeingtipps im Umkreis, außerdem lohnenswerte Spaziergangrouten. Sie funktioniert auch offline.

Am Abend unserer Ankunft stellen wir unser Gepäck im Hotel ab und fahren zum Dom, von wo aus wir mit der Mailanderkundung beginnen möchten. Auf dem Domplatz öffne ich die App und lese, was das Zentrum so bietet. Es kommt mir alles spanisch vor, wohl auch, weil es spanisch ist. Nach drei Minuten Überlegen komme ich dahinter, dass ich in dem andymöllerigsten Moment meines Lebens aus Versehen eine Madrid-App gekauft habe.

Ich kaufe jetzt nicht noch die Mailand-App, sondern lösche die Madrid-App. Am nächsten Tag fragen wir die nette Frau an der Hotelrezeption, was sie uns so empfehlen kann.

Katja Berlin

Winter 2012

Der Kampf gegen die Spritzwasserverschwendung der Scheinwerferreinigungsanlage

Unser Honda Civic hat Xenon-Scheinwerfer. Das ist natürlich nicht nur toll, weil es was hermacht, sondern weil man im Dunkeln damit ganz gut sehen kann. Jedenfalls wenn man im Dunkeln unterwegs ist. Nun wohnen wir in einer sehr großen Stadt, und in dieser ist es praktisch nie dunkel. Der Honda muss meistens für Einkaufsfahrten herhalten, oder wenn das Wetter zu schlecht ist, um sich mit anderen Verkehrsmitteln zu bewegen, bei denen man der Witterung schutzlos ausgeliefert ist. Jedenfalls im Dunkeln, so wie wir es von unserem früheren Landleben kennen, fahren wir praktisch nur in Ausnahmefällen. Aber Xenon-Scheinwerfer sind nun mal dran. Also fahren wir damit herum. Hat man Xenon-Scheinwerfer am Auto, ist eine Scheinwerferreinigungsanlage Pflicht. Damit sollen Ablagerungen abgewaschen werden, die sonst zur Blendung der anderen Verkehrsteilnehmer führen könnten.

Nun ist diese Scheinwerferreinigungsanlage mit der Wascheinrichtung für die Windschutzscheibe gekoppelt, jedenfalls dann, wenn das Licht am Auto eingeschaltet ist. Spritzt man Wasser durch einen kurzen Zug am Scheibenwischerhebel auf die Windschutzscheibe, spritzt es auch an den Scheinwerfern. Aber wie! Da sitzen Hochdruckpumpen drin, die mit schier unbändiger Kraft des Wassers den Dreck fortspülen sollen. Scheibenwischer gibt es ja an den Scheinwerfern nicht mehr. Damit war irgendwann in den 1980er Jahren oder so Schluss.

Gerade im Winter, der dunklen Jahreszeit, fährt man praktisch immer mit eingeschaltetem Licht. Auch tagsüber. Werden die Straßen im Winter mit Salz gestreut, muss man andauernd die Windschutzscheibe spritzwischen,

weil die Salzlake sofort in kleinen weißen Flecken oder Streifen antrocknet. Bei Gegenverkehr, der natürlich auch mit Licht fährt, sieht man dann nichts mehr. Oder wenn die Sonne tief steht und vorn blendet. Das ist nicht gut.

Nun ist die Menge, die pro Scheinwerferwaschvorgang auf die Scheinwerfer gespritzt wird, geradezu üppig bemessen, ganz im Gegensatz zum Vorratsbehälter der Scheibenwaschanlage. Eh man sich versieht, ist der Behälter leer und man guckt in die Röhre bzw. in die weiße Salzkruste vor der Nase. Die gelegentliche Sichtkontrolle ergibt auch, dass die Scheinwerfer gar nicht so dreckig sind, wenn man schon wieder eine Waschung auslöst.

Ich suche die Bedienungsanleitung des Autos heraus und stelle fest, dass die Scheinwerferreinigungsanlage mit einer separaten Sicherung im Sicherungskasten vorn links im Fahrerfußraum abgesichert ist. Flugs ziehe ich die Sicherung heraus und suche mir eine durchgebrannte, an die ich zwei Kabel anlöte. An die Kabel schließe ich einen Schalter und die herausgezogene Sicherung in Reihe an. Den Schalter platziere ich gut erreichbar, aber unauffällig unten am Armaturenbrett. Er ist ja eigentlich verboten.

Nun bin ich Herr über die Menge, die die Scheinwerferreinigungsanlage verbraucht. Je nach dem, wie mir zumute ist, schalte ich die Scheinwerferreinigungsanlage mal ein, mal aus.

Markus Winninghoff

2012

Frequenzumrichter für mehr Komfort

Mit Frequenzumrichtern kann man die in Deutschland übliche Netzfrequenz von 50 Hz für einen nachfolgenden Stromkreis verändern. Mit diesem Trick kann man unter anderem Drehstrommotoren langsamer oder schneller laufen lassen. Bei einem Auktionshaus habe ich mir Umrichter verschiedener Leistungs- und Komfortklassen besorgt, um Transportbänder regelbar zu machen.

Die Umrichter kann man wahlweise direkt am Gerät oder über eine Fernsteuerung bedienen. Diese Fernsteuerung lässt sich leicht aus einem Plastikgehäuse mit einem Potentiometer und einem Schalter basteln. Mit Hilfe der Dokumentation findet man heraus, wie das Ganze zu verkabeln ist und schon kann man die Bandgeschwindigkeit vom Arbeitsplatz aus regeln.

Das ist unter anderem hilfreich beim Kartoffelsortieren, wo sowohl die Arbeitslast durch unterschiedliche Qualität und Verschmutzung als auch die verfügbare Arbeitskraft (Familienmitglieder, die einer anderen Hauptbeschäftigung nachgehen) stark schwankt.

Die vorherige Lösung – häufiges Ein- und Ausschalten – belastet die Transportbänder und lässt nur Schwanken zwischen Zeitverschwendung und Überforderung zu. Mit Hilfe der Frequenzumrichter kann man die Geschwindigkeit genau auf den komfortablen Arbeitspunkt anpassen.

holmer

1991, ca. 2006 und ca. 2012

Schreibmaschinen

1991 gibt es in unserem Haushalt schon einen Computer, aber auch noch eine alte Schreibmaschine. Mein fünfjähriger Bruder haut zur Freizeitbeschäftigung gerne wahllos auf die Tasten und lässt sich von mir, sieben, kichernd vorlesen, was er da “geschrieben” hat. Ghjdfksuerf fsjaöliräeojkfkldsj dfjuiaerzhjfd!

2006 soll ich als wissenschaftliche Hilfskraft eine Fernleihe für meine Chefin aufgeben. Das funktioniert eigentlich online über den OPAC, aber in diesem speziellen Fall ist das Buch, das gebraucht wird, in unserer Bibliothek als vorhanden verzeichnet. Dass es bereits seit längerem verschollen ist, weiß der OPAC nicht und genehmigt daher auch keine Fernleihe. Die Frau an der Auskunft weiß aber Rat: Man muss dem System nicht unbedingt Bescheid sagen, sondern kann auch einfach einen Fernleihschein auf Papier

ausfüllen. Der Schein ist rosa und muss in eine von zwei Schreibmaschinen eingespannt werden, die in einer dunklen Ecke unter der Treppe auf einem Tisch stehen. Ich spanne also ein, drehe am Rad bis das erste Feld ungefähr an der richtigen Stelle ist und tippe sehr, sehr langsam alle Daten ein, um keine Fehler zu machen. Dass es keine Null auf der Tastatur gibt, verwirrt mich kurzfristig, dann greife ich zum O. Spätestens jetzt wird mir auch klar, warum auf den computergeschriebenen Handouts eines meiner älteren Dozenten immer "Sommersemester 2006" steht.

2012 räume ich, mittlerweile als wissenschaftliche Mitarbeiterin, unser Büro auf und entsorge unter anderem ein orangerotes Kissen mit schwarzem Muster, einen verrosteten Löffel, gefühlte 250 nicht mehr gültige Leihscheine (manche davon rosa) und: eine elektrische Schreibmaschine. Jahre später tut mir das immer etwas weh, wenn ich daran denke: Die Maschine funktionierte trotz jahrelanger Nichtbenutzung noch tadellos und hätte bestimmt so einigen Fünfjährigen Freude bereitet.

Kristin Kopf

2012 (ungefähr)

Auch in Deutschland können wir elektronische Steuer!

André Spiegel beschreibt im Techniktagebuch, wie in den USA die Steuererklärung elektronisch abgegeben wird. Der Identitätsnachweis der abgebenden Person erfolgt dabei offenbar folgendermaßen:

> Nach Eingabe aller Zahlen muss die Steuererklärung rechtskräftig unterschrieben werden. Um diese Unterschrift durchzuführen, gibt man seinen Namen in ein gewöhnliches Textfeld ein, Buchstabe für Buchstabe genau so, wie er über dem Textfeld angezeigt wird.

Außerdem ist zur Abgabe eine

speziell für diese Steuererklärung vergebene Geheimzahl erforderlich, die ich direkt beim IRS anfordern muss, unter Angabe meiner Social-Security-Nummer, Anschrift und ein paar anderer Daten. Die Zahlenfolge wird mir dann per SMS zugeschickt. Alternativ kann ich aber auch den dollargenauen Betrag meines Bruttoeinkommens aus dem letzten Jahr als Geheimzahl verwenden, und so mache ich es.

Aber! möchte man als Cybercrime- und Datenschutz-sensibilisierter Deutscher rufen. Da könnte ja jeder kommen! Und einfach in meinem Namen eine Steuererklärung abgeben!

In Deutschland kann man ebenfalls seine Steuererklärung elektronisch abgegeben, das Verfahren heißt ElStEr, was für "Elektronische Steuer Erklärung" steht, nicht für den diebischen Vogel, haha, eine deutsche Behörde mit Humor!

Zum Glück hat sich die deutsche Steuerbehörde dafür ein sichereres Verfahren zum Identitätsnachweis ausgedacht, und dies muss unbedingt – schon aus Vergleichsgründen zu den USA – im Techniktagebuch dokumentiert werden. Also, los gehts:

Zunächst beantrage ich das Elster-Basis Signaturzertifikat. Dafür registriere ich mich beim ElsterOnline-Portal. Nötig ist dafür eine eigene E-Mail-Adresse und die persönliche Steueridentifikationsnummer. Mit der persönlichen Steuernummer (das ist etwas anderes als die persönliche Steueridentifikationsnummer) funktioniert die Registrierung nicht. Ebenfalls nicht mit der elektronischen Steuer-Transfer-Identifikationsnummer. Möglich ist aber die Registrierung mit der Identifikationsnummer und der Personalausweis-PIN (eID-PIN).

Für die Registrierung ist zunächst ein Check des Computers auf Erfüllung der technischen Anforderungen nötig. Dafür muss auf dem Computer Java installiert sein (ausgerechnet).

Dann gebe ich in der Registrierung alle persönlichen Daten ein, wähle einen “Kurzname Konto” und vergebe ein selbst gewähltes Passwort. Nun erhalte ich zunächst eine E-Mail der Finanzverwaltung zur Prüfung meiner E-Mailadresse. Ich bestätigt meine E-Mailadresse durch Klicken auf den darin enthaltenen Link. Es funktioniert, ich erhalte anschließend zwei getrennte Aktivierungsinformationen, einen Code per E-Mail und – nach etwa drei Wochen – einen Code per Post. Durch Eingabe dieser fünf Informationen (Kurzname Konto, selbst gewählter Benutzername, selbst gewähltes Passwort, Aktivierungscode aus der Email und Aktivierungscode aus dem Brief) könnte ich mein Elster Konto aktivieren, aber, leider: Da ich beruflich oft unterwegs bin, stockt hier der Vorgang, ich bin nicht innerhalb der Frist, in der diese Aktivierung erfolgen muss, gemeinsam mit allen erforderlichen Informationen (Kurzname Konto, selbst gewählter Benutzername, selbst gewähltes Passwort, Aktivierungscode aus der Email und Aktivierungscode aus dem Brief) an einem Ort.

Also: ein paar Wochen später noch einmal von vorne, es klappt, und mit dem in dem neuen Brief der Finanzverwaltung enthaltenen Aktivierungscode erzeuge ich nun die ElsterBasis Signatur: mein persönliches Signatur-Zertifikat (eine PFX-Datei). Dieses wird noch mit einer von mir festzulegenden PIN (6 bis 20 Buchstaben und/oder Zahlen) gesichert.

Diese kleine Datei, gesichert mit der selbst gewählten PIN, speichere ich auf der eigenen Festplatte ab und schon fast kann ich damit meine Steuererklärung elektronisch unterzeichnet abgeben!

Ich muss nur noch einmal das gespeicherte Zertifikat aktivieren und mich ein erstes Mal einloggen. Auf der Elster-Online-Übersichtsseite wähle ich dafür meine vorher gespeicherte Zertifikatsdatei aus, gebe die PIN ein und klicke auf Login. Es erscheint die Übersichtsseite “Erstmaliges Login”. Hier muss ich meine persönlichen Angaben (Adresse, Geburtsdatum usw) noch

einmal kontrollieren und ergänzen, dann auf “Übernehmen” klicken, und jetzt: Schon kann ich meine elektronisch unterzeichnete Steuererklärung abgeben!

Molinarius

1985 bis heute

Mein unentwirrbares Leben mit Kopfhörerkabeln

1985: Mein erster Walkman. Eine Kaufhof-Billigmarke, er ist in etwa so groß wie eine Bibel (Kathedrale Hochamt Altar Edition), aus weißem Plastik, die Klappe fürs Kassettenfach schließt nicht richtig, aber für den Anfang bin ich ganz zufrieden. Einziges Problem: Die Kopfhörerkabel verknoten sich, sobald man wenige Sekunden nicht hinschaut, unentwirrbar. Serielle Wutanfälle sind die Folge. Aber die Kopfhörerkabelindustrie wird sicher bald Abhilfe schaffen.

1987: Mein zweiter Walkman, Sony DD Quartz, aus kostbarem Metall, das Kassettenfach rastet mit einem satten zufriedenstellenden „Klack“ ein, und es gibt zwei Kopfhöreranschlüsse. Es ist einer der schönsten Gegenstände, die ich je besessen habe. Er hatte sogar so ein rundes Plastikteil als Zubehör, in dem man das Kopfhörerkabel sauber aufrollen konnte, aber wer will schon immer ein rundes Plastikteil mitschleppen. Problem also: Die Kopfhörerkabel verknoten sich, sobald man wenige Sekunden nicht hinschaut, unentwirrbar. Serielle Wutanfälle sind die Folge. Aber die Kopfhörerkabelindustrie wird sicher bald Abhilfe schaffen.

1994: Mein erster Discman. Die Klappe fürs CD-Fach rastet so mittelgut ein, er ist auch nicht schön, aber genügsam und langlebig. Einziges Problem: Die Kopfhörerkabel verknoten sich, sobald man wenige Sekunden nicht hinschaut, unentwirrbar. Serielle Wutanfälle sind die Folge. Aber die Kopfhörerkabelindustrie wird sicher bald Abhilfe schaffen.

2006: Mein erster iPod. So winzig, dass man ihn überall suchen muss, aber: So viel Platz drauf! Ich verbringe meine Abende mit iPod-Playlist-Erstellungen. Einziges Problem: Die Kopfhörerkabel verknoten sich, sobald man wenige Sekunden nicht hinschaut, unentwirrbar. Serielle Wutanfälle sind die Folge. Aber die Kopfhörerkabelindustrie wird sicher bald Abhilfe schaffen.

2008: Mein zweiter iPod. Noch mehr Platz, noch mehr Playlisten. Die Freude währt nicht lang, man sollte einen iPod eben nicht in der hinteren Hosentasche aufbewahren, wenn man sich auf Kneipenstühle setzt. Neben dem Splitterglas sein einziges Problem: Die Kopfhörerkabel verknoten sich, sobald man wenige Sekunden nicht hinschaut, unentwirrbar. Serielle Wutanfälle sind die Folge. Aber die Kopfhörerkabelindustrie wird sicher bald Abhilfe schaffen.

2012: Mein zweites iPhone. Wir erzählen uns alles, planen Urlaub und Hausbau zusammen, sogar Schweigen ist nie peinlich zwischen uns. Einziges Problem: Die Kopfhörerkabel verknoten sich, sobald man wenige Sekunden nicht hinschaut, unentwirrbar. Serielle Wutanfälle sind die Folge. Aber die Kopfhörerkabelindustrie wird sicher bald Abhilfe schaffen.

Maik Novotny

Ca. 2002 bis 2012

Fax, Unified Messaging und ein nützlicher gmx-Kündigungstrick

2002 wird die Zentrale Intelligenz Agentur gegründet. Geschäftskunden wünschen sich nach wie vor eine Faxnummer, aber wir sind eine ortlose und damit auch faxgerätlose Firma. Unified Messaging – das bedeutet unter anderem, dass man sich Faxe per Mail zuschicken lassen kann – ist noch relativ neu und bei unserem Webhoster Schlund+Partner nicht im Angebot,

weshalb wir für 5 Euro im Monat zusätzlich Kunden bei gmx werden. Wir bekommen eine Faxnummer mit Münchner Vorwahl, was hin und wieder Kundenverwirrung stiftet, aber ansonsten funktioniert.

Etwas später, so um 2005 oder 2006 herum, führt dann auch Schlund Unified Messaging ein. Nach kleineren Anfangsschwierigkeiten – die Faxe aus dem Schlund-eigenen Unified-Messaging-System werden vom Schlund-eigenen Spamfilter ausgefiltert – funktioniert der Empfang von Faxen und sogar Sprachnachrichten ganz gut. Faxe bekommt man als TIF- und als PDF-Datei, Sprachnachrichten als WAV.

Man könnte jetzt den gmx-Account kündigen. Ich schiebe das ein paar Jahre vor mir her, kündige dann aber doch irgendwann über das Formular auf der gmx-Website. Man muss innerhalb von einer Woche nach der Onlinekündigung schriftlich kündigen, per Post. Das gelingt mir sogar, aber die gmx-Rechnungen laufen weiter: Die schriftliche Kündigung ist nicht fristgerecht eingegangen. Auch der zweite und dritte Versuch (verteilt über ungefähr anderthalb Jahre) bleiben aus demselben Grund erfolglos. Irgendwann rufe ich in einem Anfall besonders großen Tatendrangs die gmx-Hotline an. Die freundliche Callcentermitarbeiterin sagt: Kündigen Sie einfach nicht vorher online. Dann läuft auch keine Frist. Schicken Sie ganz normal eine Kündigung auf Papier, dann klappt es.

Und dann klappt es auch.

Um 2012 – genauer weiß ich es nicht, ich bin zu diesem Zeitpunkt schon ausgestiegen – renoviert die ZIA ihre Website. Eine Faxnummer steht nicht mehr darauf. Es geht wohl inzwischen auch ohne.

Kathrin Passig

Seit 2013 oder so

Ich benutze einen Mailaufräumdienst, der mich sehr glücklich macht

Ich benutze schon seit einiger Zeit den Mailaufräumdienst Unroll.me. Unroll.me funktioniert so, dass man es irgendwie mit dem Mailaccount verdrahtet (in diesem Fall Gmail), und das Tool dann alle Mails direkt in einen Ordner verschiebt, die ihm irgendwie wie Newsletter und ähnlicher Unfug vorkommen. Dafür bekommt man dann einmal am Tag (morgens um 7 Uhr, kann man aber auch konfigurieren) eine Mail, in der alle Mails der letzten 24 Stunden gelistet sind. Wenn einen dann doch was interessiert, kann man sich die dann angucken, mal abgesehen davon, dass die Mails ja nur direkt als gelesen markiert und verschoben werden, sie sind also die ganze Zeit da, man sieht sie nur im Posteingang nicht mehr.

Wenn Mails von Absendern kommen, die das Tool noch nicht so einschätzen kann, wird man gefragt, ob die auch wegsortiert werden oder ob sie im Eingang bleiben sollen.

Insgesamt bekomme ich so über den Tag viel weniger unnütze Mail, kann aber immer noch mal gucken, ob nicht doch was interessantes dabei war. Das gefällt mir, deswegen habe ich den Einsatz des Dienstes auch noch keine Sekunde bereut.

Anne Schüßler

10.1.2013

Wie man dem Supatopcheckerbunny das Programmieren erklärt

Geträumt: Ich soll dem Supatopcheckerbunny das Programmieren erklären. Zwar sind mehrere Männer anwesend, die das auch könnten, aber die haben zu tun. Ich glaube, sie erklären sich erst mal gegenseitig, was sie dem Bunny erklären sollen. Ich fange damit an, dass die verschiedenen Fenster im Editor des Bunnys (der noch am ehesten NoteTab ähnelt) nichts Unterschiedliches bewirken, sondern nur verschiedene Sichtweisen auf den Code darstellen. Das Supatopcheckerbunny sagt, das sei ihm selbstverständlich bewusst. Ich versichere eilig, ich hätte nicht unterstellen wollen, es sei etwa in so elementaren Dingen schlecht informiert, und verhasple mich in Erklärungs-Erklärungen.

Kathrin Passig, zuerst veröffentlicht bei Wir höflichen Paparazzi und das-schema.com

13.1.2013

Wireless Internet HERE NOW

Kathrin Passig

28.1.2013

Die Kontoauszugsdrucker sind keine Nadeldrucker mehr

Es ist ja nicht nur das Stadtbild Berlins, das sich verändert, bei der Sparkasse fällt mir auf, daß die Kontoauszugsdrucker von Siemens-Nixdorf keine Nadeldrucker mehr sind. Das war eine der letzten Gelegenheiten, das vertraute Geräusch noch zu hören. Ich erinnere mich an die Zeit (Anfang der 90er), als es noch eine Luxusinvestition war, einen 9-Nadel-Drucker statt eines gewöhnlichen 8-Nadel-Druckers zu kaufen. Das Drucken der Auszüge geht jetzt schneller, was mir aber gar nicht recht ist. Bisher war das Warten am Kontoauszugsdrucker eine willkommene Auszeit im Leben. Wenn man da stand, dem Geräusch der Nadeln lauschte und das beruhigend reale Rumpeln des hin- und her rasenden Druckkopfs, konnte einem keiner einen Vorwurf machen, das war eine Pause, auf die man einen Anspruch hatte, wie an einer roten Ampel. Genauso wie die Zeit im Wartezimmer beim Arzt, wo man nie das Gefühl hat, daß sie einen schnell loswerden wollen, weil man auch mit Termin immer mehrere Stunden verweilen darf. Ein Refugium der Erfolglosen.

Jochen Schmidt

Januar 2013

Licht am Fahrrad

Ein Fahrrad braucht Lichter, damit man es besser sehen kann. Das Vorderlicht hilft zudem ein wenig, als Radlerin den Weg besser zu sehen – allerdings weiß jede, die schon mal nach einem Fest die Abkürzung durch den zappendusteren Park genommen hat, wie wenig das der eigentliche Nutzen der Lampe ist. Doch wer schon mal nachts im Straßenverkehr von einem lichtlosen Fahrrad fast über den Haufen gefahren worden wäre, weiß, wie viel

eher man ein Radl mit Beleuchtung wahrnimmt. Die Lichtpflicht für Fahrräder gehört also zu den gesetzlichen Vorschriften, deren Nutzen allgemein anerkannt ist (die Details der Vorschrift lassen wir bitte beiseite).

Bis Mitte der 90er hieß das für mich Vielradlerin: Felgendynamo (der wohl genauer Seitenläuferdynamo heißt). Eine kleine Keule war am Fahrradrahmen befestigt, die sich an die Nabe des Vorderrads klappen ließ, damit ein Rädchen bewegt wurde, der Dynamo diese Bewegung in Strom umwandelte und über Kabel an Vorder- und das Rücklicht weitergab. So weit zumindest die Theorie. Denn bei mir funktionierte dieser Dynamo praktisch nie. Nach einigen vergeblichen Versuchen der Reparatur brachte ich mein Rad sogar zum Fachmann – dessen Erfolg genau eine Nacht überdauerte.

Zum Glück gab es zu dieser Zeit dann die ersten Fahrradlichter, die batteriebetrieben und zum Aufstecken waren. Ich befestigte eine kleine Halterung an der Vorderseite und an der Hinterseite des Fahrrads und steckte die Leuchten auf. Zur Rückbeleuchtung befestigte ich dieses Lichtlein mit Broschenhalterung gerne auch an Rucksack oder sonst irgendeiner rückwärtigen Kleidung. Die Nachteile dieses Systems: 1) Ich musste die Leuchten dabei haben, was gerne mal nicht so war, wenn ich ungeplant länger als bei Tage unterwegs war. 2) Die Batterien mussten geladen sein, was überraschend kurz anhielt. Unterm Strich fluchte ich damit noch etwa 40 Prozent so häufig wie zu Zeiten des Felgendynamos.

Jetzt ist alles gut: Mein Fahrrad hat einen Nabendynamo. Ich hatte mir bei einem Heimatbesuch das Fahrrad meines Vaters ausgeliehen, dessen Licht bei Einbruch der Dunkelheit einfach anging: Nicht nur verfügte die Lampe über einen Helligkeitssensor, sein Dynamo saß in der Nabe des Vorderrads und holte sich den Strom mit Hilfe eines Klauenpolgenerators (welch ein Wort!) einfach über rotierende Magnete aus der Drehung der Nabe. Die Leuchten speicherten sogar ein wenig Strom, beim Stehenbleiben (zum Beispiel an roten Ampeln – ja, es gibt Radlerinnen, die da stehenbleiben) blieben sie

hell. Ich ließ das umgehend auch an meinem Fahrrad anbringen (also ein neues Vorderrad montieren) und war selten glücklicher über eine technische Neuerung. Nachteile habe ich auch nach einem Jahr noch keine entdeckt.

die Kaltmamsell

23.2.2013

Battambang Bambusbahn

In Battambang, Kambodscha, gibt es eine stillgelegte Gleistrasse, auf der seit den 1980er Jahren ein draisinenartiges, motorbetriebenes Schienentaxi verkehrt: der „bamboo train“, lokal auch *nor(r)y* genannt. Auf einem simplen Metallgestell mit zwei Achsen befindet sich eine Sitz- bzw. Tragfläche aus Bambusstangen. Darauf werden gelegentlich Waren und Rohstoffe transportiert, in der Hauptsache ist der Bambuszug jedoch eine Touristenattraktion.

www.youtube.com/mZgSp_AFPU4

Mit beachtlicher Geschwindigkeit (manche Quellen sprechen von bis zu 50 km/h) geht es über die etwa 6 km lange,gerade Strecke, was Bandscheibenpatienten übrigens nicht zu empfehlen ist, denn die Schienen sind alters- und hitzebedingt stark verbogen. Da auf *einem* Gleis *zwei* Norrys verkehren, kommt es einmal pro Fahrt zu einem Aufeinandertreffen: In dem Fall muss das stärker beladene Gefährt auseinandergebaut und vom Gleis genommen werden. Das geht aber recht schnell.

www.youtube.com/JZ-wg9gl84Y

Torsten Gaitzsch

Februar 2013

Parken ohne Parkschein

Ich bin schon seit einiger Zeit Kunde bei mobilparken.de. Da registriert man sich und kann per Anruf vom Handy aus die Parkgebühren in Köln zahlen. Es gibt eine Telefonnummer für den Start und eine für das Ende der Parkzeit. Identifiziert wird man anhand der übermittelten Handynummer, bezahlt wird per Lastschrift.

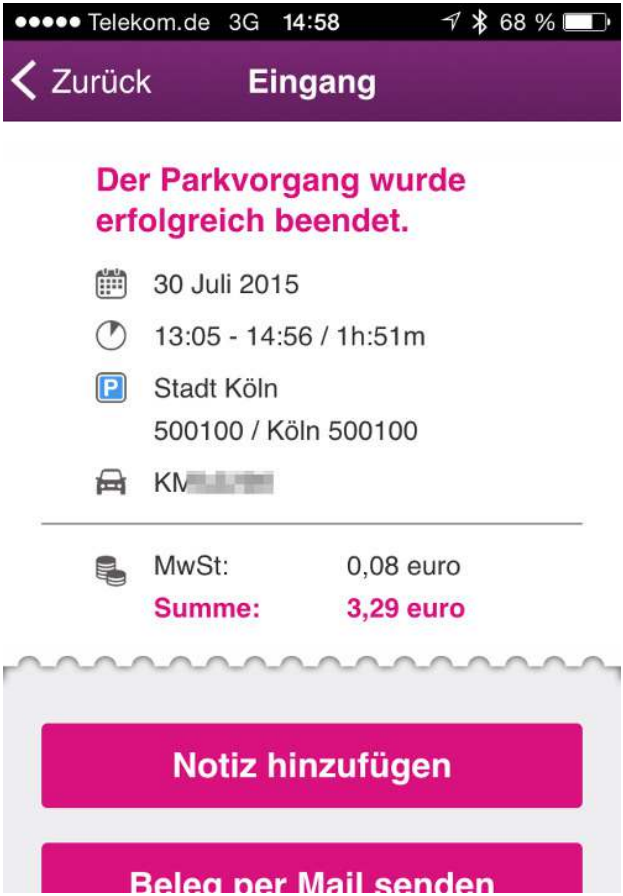
Man kann sogar mehrere Autos eintragen, dann fragt einen die synthetische Stimme, für welches Fahrzeug der Parkvorgang gestartet werden soll. Die Zuordnung zum Parkbezirk erledigen sechsstellige Zahlen, die seitlich auf den Parkautomaten stehen.

Mit dem oben genannten Datum fusioniert mobilparken.de mit easypark.de, einem Mitbewerber. Vom Prinzip ändert sich erst einmal nichts.

Irgendwann benutze ich eine App für das iPhone, mit dem der Parkvorgang auf Fingertipp erfolgt. Einzige Arbeit ist das Ausdrucken eines Logos mit dem Vermerk, dass man seine Gebühren online bezahlt (von mir selbst erstellt mit einem Logo von der Website, möglichst einfach, damit das Parkzeitkontrollierpersonal das auch kapiert). Ich habe aber auch öfter ohne das Logo im Fenster geparkt.

Entscheidend ist, dass man sich zügig anmeldet. Einmal war ich angekommen und drei Minuten später prangte schon die Knolle unterm Wischer. Durch Einsenden der easypark-Abrechnung konnte ich die erhöhte Gebühr rückgängig machen.

Praktisch: zwar lege ich fest, wie lange ich bleiben will, wenn ich aber früher fertig bin, kann ich den Parkvorgang abbrechen und bekomme nur den anteiligen Betrag berechnet. Beim Parkschein bezahlt man unter Umständen zu viel. Und weil easypark vorher für Leverkusen zuständig war, kann ich auch dort meine Parkscheine elektronisch bezahlen.



Ein letztes Bonbon: wenn man eine Apple Watch besitzt, erinnert einen die App auch über diese an das nahende Parkzeitende.

Thomas Jungbluth

6.3.2013

Abschied vom Fortschritt? Zu schwerwiegend

Weil mein Rechner kaputt ist, muß ich einen neuen kaufen und bekomme Probleme mit meinem T-Online-Internet-Anschluß. Ich rufe bei der Telekom an, und der Mitarbeiter zeigt sich erstaunt, daß ich noch ein Teldat-Modem benutze, das komme nur noch „ganz selten vor“. Dabei ist es erst sieben Jahre alt und hat keinen Kratzer. Er schießt es mir irgendwie wieder frei, aber ich bekomme ein neues Modem aufgeschwatzt, mit dem ich zuhause auch WLAN habe (das allerdings ca. 5 Euro im Monat kosten soll). Weil ich gerne mit WLAN Internet-Radio übers Handy hören will, sage ich zu. Als das Paket mit dem Speedport W 723V eintrifft, lasse ich es aber erst einmal im Flur liegen. Da ich online nicht schreiben kann, stöpsle ich meinen Laptop immer ab und trage ihn an einen anderen Tisch, um richtig zu arbeiten. Hätte ich WLAN, müßte ich zum Arbeiten jedesmal in ein 4-Sterne-Hotel ziehen, wo sie kein WLAN haben (bzw. nur für 10 Euro am Tag). Es ist also alles beim Alten geblieben, nur daß ich jetzt ein unausgepacktes Paket im Flur habe, für das ich eine Monatsgebühr bezahle. Ins Zimmer kann ich es nicht räumen, weil ich es ja nicht benutzen will. Wegstellen geht nicht, damit ich nicht vergesse, daß ich es besitze. Zurückschicken wäre eine zu schwerwiegende Entscheidung (Abschied vom Fortschritt). Nach einigen Monaten habe ich es erstmal ins Schuhregal gestellt.

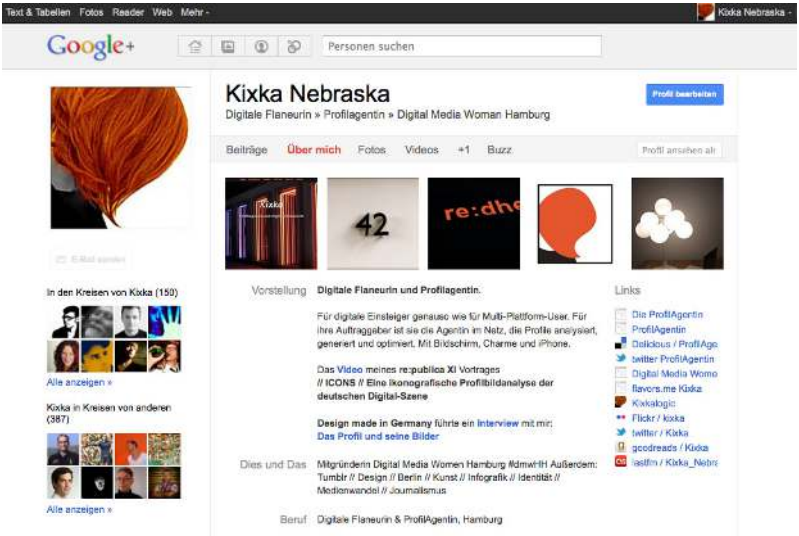
Jochen Schmidt

11. August 2011 bis 11. März 2013

Google-Authorship und mein Profil sind nicht kompatibel

Über einen SkillSwap habe ich bereits seit August 2011 die technischen Voraussetzungen auf meiner Seite, auf den Seiten, für die ich schreibe, und auf meinem G+Profil für die Darstellung meines Google-Profilbildchens in den Google-Suchergebnissen eingerichtet. Doch auf der Suche nach meinem Namen in Kombination mit von mir geschriebenen Artikeln wird mein Profilbild nicht angezeigt:

Über Wochen, Monate und Jahre befrage ich verschiedene Experten und Expertinnen, von denen keiner mir weiterhelfen kann. Unser nahe liegender Verdacht: Ich darf wegen meines Pseudonyms nicht beim Authorship mitspielen.



Als Google+ im März 2013 sein Layout verändert und das Profilbild im Kreisausschnitt darstellt, ergibt mein ursprüngliches Profil-Foto kaum noch einen Sinn: von der Profildarstellung meines Haarschnitts sind nur noch rote Haare zu sehen. Aus der Not heraus baue ich ein “richtiges” Portrait ein – und innerhalb von Sekunden habe ich eine Mail von Google in der Inbox:

> “Willkommen als Urheber bei Google Authorship! . . . Sie haben sich für Google Authorship registriert, um als Urheber Ihrer Inhalte genannt zu werden. Das bedeutet, dass Ihre Inhalte in Suchergebnissen jetzt mit Ihrem Foto und einem Link zu Ihrem Profil angezeigt werden können”.

Ab sofort klappt es mit der Authorship Funktion.

Entscheidend war also die Gesichtserkennung von Google. Steht ja auch eindeutig in der Anleitung: “Nehmen Sie ein Profilbild, auf dem Ihr Gesicht gut zu erkennen ist”. Wer lesen kann, ist klar im Vorteil.

Im August 2014 wird die Funktion der Anzeige des Profilbildes von Google eingestellt.

Kixka Nebraska

März 2013

Der Testwagen liest meine Kundenkontakte aus

Der Leasingvertrag meines Wagens läuft aus und ich schaue mir ein Nachfolge-Auto an. Bei der Testfahrt stelle ich erfreut fest, dass der neue Wagen eine Bluetooth-Schnittstelle hat. Natürlich möchte ich ausprobieren, ob die sich mit meinem iPhone versteht.

Der Sicherheitscode in der Anleitung ist schnell gefunden, Auto und Handy verstehen sich, die Freisprecheinrichtung funktioniert prima. Der zu Testzwecken Angerufene meint, der Klang wäre gut, im Auto verstehe ich auch alles, im Display neben dem Tacho sehe ich, wer anruft. Ich bin hoch erfreut.

Etwas weniger erfreut bin ich, als ich merke, dass der Wagen mein komplettes Telefonbuch – unter anderem mit allen Kundenkontakten – ausgelesen hat. Ob das jetzt dauerhaft gespeichert ist oder nur bis zum Ende der Fahrt kann mir weder die Anleitung noch nachher der Verkäufer sagen. Auch nicht, ob und wie wir die Daten wieder löschen können oder ob der Wagen gar auf andere Daten Zugriff hatte.

Zum Glück gefällt mir der Wagen. Ich reserviere ihn und er wird eh nie wieder von jemand anderem gefahren werden. Ich habe immer noch keine Ahnung, wann die Daten ausgelesen oder aktualisiert werden, es ist mir aber jetzt auch egal.

Christian Fischer

Vermutlich März 2013

Ich sehe nicht buchlesend genug aus

Ich bin auf der Buchmesse in Leipzig, und ein Kamerateam will mich in Autorenposen filmen. „Haben Sie vielleicht ein Buch dabei, in dem Sie lesen könnten?“ Natürlich kommen Autoren auf die Buchmesse, um dort endlich mal in

Ruhe ein gutes Buch zu lesen. Aber Kamerateams haben es nicht leicht, wenn sie Berufe zeigen müssen, in denen so wenig Aufregendes passiert, also nehme ich eine buchlesende Haltung mit der Kindle-App ein.

“Das geht nicht”, sagt das Kamerateam. “Da denkt man ja, Sie gucken in Ihr Handy.” – “Aber ich habe kein Papierbuch dabei, und das ist halt das Buch, das ich gerade lese.” Das Kamerateam berät sich und filmt mich dann mangels Alternativen beim Betrachten meines Handys. Ich glaube, die Aufnahmen sind nicht verwendet worden.

Kathrin Passig

21. März 2013

Aufzug Intelligence?

Wenn ich zur Arbeit komme, nehme ich oft den Weg durch das Parkhaus, von wo ein Aufzug bis zu meiner Büroetage fährt. Das Parkhaus ist im 1. Untergeschoss, was den Vorteil hat, dass der Aufzug hier zu Stoßzeiten meist noch leer ist, anders als im Erdgeschoss darüber. Der Nachteil ist, dass nur einer der beiden Aufzüge bis in die Tiefgarage fährt, so dass man oft länger wartet.

Heute drückte ich wieder den Rufknopf im Keller, noch bevor ich sah, dass der Aufzug gerade aufwärts fuhr. Weil ich keine Lust hatte zu warten, beschloss ich, die Treppe nach oben zu nehmen, um dann im besten Fall den anderen Aufzug im Erdgeschoss zu erwischen. Allerdings hatte ich schon den Rufknopf gedrückt, so dass der Aufzug in jedem Fall unnötigerweise bis in das Untergeschoss kommen würde. Ich drückte den Knopf noch einmal, in der vagen Hoffnung, den Ruf so zu annullieren (was im Aufzug, bei den Etagenknöpfen, funktioniert), jedoch vergeblich.

Ich ging trotzdem hoch und musste feststellen, dass der zweite Aufzug noch lange auf sich warten lassen würde, während jener, der auch das Parkhaus bedient, bereits wieder im freien Fall abwärts war. Ich hatte mir also

selbst ein Bein gestellt, dachte ich, als sich der Aufzug vor mir öffnete. Wenn ich ihn jetzt nehme, soviel war klar, würde er zuerst weiter in den Keller fahren.

Doch mitnichten. Ich konnte es kaum glauben, als der Pfeil vor meinen Augen auf die Aufwärtsposition sprang. Der Aufzug war leer und brachte mich non-stop zu meinem Ziel im neunten Stock. Während der kurzen Fahrt hatte ich den Vorfall schon vergessen.

Später jedoch fiel er mir wieder ein und ich wunderte mich. Wie war das technisch möglich gewesen? Was wäre gewesen, wenn ich im Untergeschoss geblieben wäre? Hat der Aufzug irgendwie gewusst, dass er dort nicht mehr gebraucht wurde? (Aber was wäre, wenn mittlerweile jemand anderes unten wartete?) Heißt das, dass er wusste, dass ich ihn im Erdgeschoss erwartete? Die einzig mögliche Erklärung wäre ein Fingerabdruckscanner, der meinen Standort zuerst beim Drücken des Knopfes im Keller registriert und dann beim Drücken im Erdgeschoss auf den neuesten Stand gebracht hatte? War ich hier Zeuge der Geburt einer rudimentären Intelligenz? Ich behalte das Phänomen im Auge!

Jan Creutzenberg

30.3.2013

Ich kaufe ein iPad (für Vortragsnotizen und Kleinkinder)

Ich kaufe bei Amazon ein iPad Mini (iPad 3, 9,7 Zoll, 539 €). Ich möchte es für Vorträge benutzen, weil ich immer auf dem Weg zur Veranstaltung im Zug noch was an meinen ausgedruckten Vortragsnotizen ändere, und das nervt. Schon weil ich gar keinen Drucker besitze. Außerdem denke ich, dass man auf der Bühne mit einem iPad professioneller aussieht als mit verknitterten und bekritzelten Zetteln. Das funktioniert bisher (Stand Anfang 2014) auch ganz gut. Ich mache meine Vortragsnotizen wie bisher in einem Google Doc. Das brauche ich dann nur noch auf dem iPad zu öffnen, fertig.

Davon abgesehen benutze ich das iPad bisher (immer noch Stand Anfang 2014) fast ausschließlich zur Unterhaltung von Kleinkindern („Streichelzoo“, „Ham ham“). Ein paar Monate lang – bis zum Kauf eines neuen Macbooks – kommt es auch beim Videoskype mit meiner Mutter zum Einsatz, weil das mit meinem alten Macbook nicht geht, an dem war schon im Neuzustand die Kamera defekt. Für die meisten sonst noch denkbaren Zwecke fehlt mir eine richtige Tastatur.

Kathrin Passig

April 2013

Medienkompetenz bei Kindern? Bitte nicht unterschätzen

Die 8jährige hatte auf dem alten Android-Tablet einige Spiele installiert und nudelte mit Subway Surfer und anderem Kram eine Akkuladung nach der anderen durch. Immer wieder mal crashte die eine oder andere Anwendung das Tablet.

Eines Tages kam ihr Hilferuf: Alle Apps waren verschwunden. Und der Play Store funktioniert auch nicht mehr.

Ich sah es mir an und merkte, dass nicht nur die *heruntergeladenen* Apps, sondern auch mein Google-Account aus den Einstellungen verschwunden war. Sie erzählte, dass wieder eine App gehangen hatte und sie das Tablet deshalb neu gestartet hatte.

Als sie mir das Starten demonstrierte, sah ich, dass sie beim Einschalten die Lautstärkentaste mit gedrückt hatte. Dann kamen in einer komischen grünen Schrift ein paar Fragen, die sie alle mit „YES“ beantwortet hat. Und wenige Minuten später war das Tablet wieder im Auslieferungszustand. Die WLAN-Einrichtung hat die Kleine dann selber hinbekommen, nur das Passwort zu meinem Google-Account fehlte ihr.

Etwas später spielte ihr großer Bruder auf dem Tablet und fluchte über die dauernd abstürzende App.Sie bot ihm Hilfe an und setzte es diesmal absichtlich zurück. Ohne mein Google-Passwort war es aber nicht möglich, das Spiel aus dem Play Store zu laden, aber das war glaube ich der Plan. Sie wollte nämlich Monster-High-Fanvideos gucken – die YouTube-App gehört bei Android zum Lieferumfang.

Volker König

April 2013

Zeit Online und insbesondere Kai Biermann: Kennen das Internet nicht nur vom Hörensagen

Ich fange auf Einladung von Kai Biermann an, Texte für Zeit Online zu schreiben. Meinen ersten Beitrag gebe ich ohne Links ab und werde aufgefordert, doch bitte welche einzufügen. Es ist das erste Mal für mich, dass sich ein Redakteur Links in Texten wünscht. Bisher waren sie immer unerwünscht oder in den Redaktionsprozessen / im CMS nicht vorgesehen.

Kai Biermann ist auch der erste Redakteur, mit dem ich gemeinsam in Google Docs am Text arbeiten kann. Ich schalte ihm den Beitrag frei, er taucht dann am Tag des Abgabetermins irgendwann im Dokument auf und hinterlässt seine Änderungswünsche mit der Kommentarfunktion. Nach ein paar Stunden, in denen wir immer wieder mal ins Dokument sehen und auf die Änderungen des anderen reagieren, ist der Text fertig. Es ist die angenehmste Redakteurszusammenarbeit, die ich kenne.

Kathrin Passig

2.4.2013

Ich entdecke das Elektrofahrrad. Rentnerdasein, wo ist dein Stachel!

Meine Mutter hat jetzt ein Elektrofahrrad, und heute darf ich zum ersten Mal damit fahren. Ich habe Vorurteile gegen das in meiner Vorstellung klobige, sehr teure und nur für Rentner geeignete Fahrzeug. Meine Eltern wohnen auf einem Berg, den ich noch nie hochfahren konnte, ohne abzusteigen und zu schieben, obwohl ich ihn viele Jahre lang täglich überwinden musste. Mit dem Elektrorad soll es angeblich ganz leicht gehen.

Eventuell, denke ich, hat meine Mutter die Fähigkeiten des Rads ein bisschen beschönigt dargestellt; der Berg ist nämlich immer noch ganz schön anstrengend. Bis ich merke, dass ich versehentlich im achten Gang fahre (von acht). Okay! Elektrofahrrad also! Goldene Zukunft!

Kathrin Passig

13.4.2013

Steckdosen an allen Sitzplätzen

Ich bin zum ersten Mal in einem Flughafenabschnitt (Paris Charles de Gaulle, Terminal 2E, Fertigstellung 2003) mit Steckdosen an allen Sitzplätzen.

Rekonstruiert anhand von: Google Calendar, Gedächtnis.

Kathrin Passig

14.4.2013

Vielleicht müsste man mit einem SIM-Kartenknipsgerät verreisen

Ich komme in Santiago de Chile an und vermute, dass die Aussichten auf eine auf Englisch erwerbbare chilenische SIM-Karte am Flughafen noch am besten sind. Zwei Mobilfunkanbieter haben dort Kioske, in denen einsame Mitarbeiter herumsitzen, die ein bisschen Englisch sprechen, mir aber keine Prepaid-SIM verkaufen können.

Es gibt einen dritten Kiosk, in dem Schokoriegel, Zeitungen und auch Prepaid-SIMs verkauft werden. Nur auf Spanisch, aber inzwischen ist jemand vom Goethe-Institut aufgetaucht und kann für mich dolmetschen. Die SIM-Karten haben die falsche Größe: Mini statt Micro, und es gibt im Kiosk kein Gerät zur Kartenverkleinerung. Ich frage bei den beiden anderen Kiosken nach. Auch dort hat man nichts dergleichen, und da mein letzter Versuch, eine SIM-Karte mit Sandpapier aufs richtige Format zurechtzufeilen, damit endete, dass ich eine neue brauchte, bleibe ich mobilfunklos. Da man mich in den fünf Tagen meines Aufenthalts sowieso kaum aus dem Tagungshotel lässt (in dem es immerhin manchmal stellenweise WLAN gibt, wenn auch nicht in meinem Zimmer), macht das nicht viel.

Kathrin Passig

20.04.2013

Ich bin jetzt Radio-DJ. Mit eigenem Radio

Ich bin jetzt Radio-DJ. Mit eigenem Radio. Es ist eins von ca. 1.400 laut.fm Webradios.

Tagelang habe ich die Basis-Playlist mit Musik gefüllt. Diese wird geshuffelt wiedergegeben. Endloswiederholungsschleife rund um die Uhr. Darum habe ich beschlossen, dass die Basisliste sehr lang werden soll, bevor ich das Radio starte. Nach 64 Stunden Spielzeit mit 960 Songs habe ich keine Lust mehr, speichere die Liste ein letztes Mal ab und will das Radio ausprobieren. Dafür muss ich einen kleinen Playbutton drücken: „Station starten". Einige Stunden lang passiert: Nichts. Doch dann geht es los: Die Musik läuft. Ich schließe den Radio-Admin. Wenig später öffne ich ihn wieder. Die Basisliste ist leer. 0 Songs. 0 Stunden.

Ich suche Hilfe und erfahre: „Das ist ein Bug. Alle paar Monate erwischt's mal wen." Es gibt ein inoffizielles zweites Programm, das einer der User selbst erstellt hat. Es kann viel mehr, ist leichter zu bedienen und verfügt sogar über eine Backup-Funktion.

Sokoban-Spielerin

25.04.2013

Listen mit Konzertankündigungen im Schaufenster

Ich bin nach fast zehn Jahren zum ersten Mal wieder in Bonn. Etwas verstört stelle ich fest, wie wenig sich Bonn verändert hat. Das WOKI zum Beispiel gibt es noch und die U-Bahn-Station sieht auch noch genau so aus wie 2004, obwohl man da ruhig mal was dran hätte ändern können.

Am irritierendsten finde ich aber, dass Mr. Music, der lokale CD-Dealer, nicht nur noch existiert, sondern immer noch diese ellenlangen Listen mit Konzertankündigungen im Schaufenster hängen hat. In den späten Neunzigern hing ich ja in Köln immer wieder vor diesen Listen, wo hätte man auch sonst rausfinden können, wann irgendwer irgendwo ein Konzert gibt. Internet gab es ja praktisch nicht. Heute muss man ja nur auf die Homepage eines Künstlers gucken und weiß Bescheid. Oder man geht auf die Webseite ei-

nes Veranstalters und guckt da, wer da so in den nächsten Monaten auftritt. Oder man nutzt sowas wie Eventim und lässt sich benachrichtigen, wenn irgendwer auf Tour geht.

Dass es aber 2013 noch CD-Läden gibt, die sich dem Fortschritt so konsequent widersetzen und einfach weitermachen wie 1993, das hat was.

Anne Schüßler

2013, im Frühjahr

Die Zahnarztgeschichte

Ich gehe öfter mit Freunden in eine Schöneberger Kneipe, die Möve im Felsenkeller. Eines Abends sitzen wir im Hinterzimmer, es ist alles wie gewohnt, nur etwas hat sich im Interieur verändert. Auf einem kleinen Tischchen steht das Modell eines Hauses, so groß wie ein Puppenhaus für Kinder.

Wir starren lange darauf und irgendwann spricht uns die Bedienung an, ob sie uns eine Erklärung geben soll. Es ist das Modell eines Wohnhauses, das abbildungsgetreu in einer Straße ein paar Ecken weiter steht. Ein regelmäßiger Gast hatte es gebastelt, aber er wollte nicht, dass es bei ihm zuhause herumsteht und von niemandem gesehen wird. Also steht es jetzt da. Bei genauerer Betrachtung fällt uns auf, dass es im Erdgeschoss wohl einen Zahnarzt gibt, dort ist auch eine kleine Klingel mit Straußenlogo angebracht. Wunderbar, denke ich mir, ich war ja schon sehr lange nicht mehr beim Zahnarzt. (Seit wie lange, das muss in 20 Jahren dann doch niemand mehr wissen. Sehr lange jedenfalls.) Ich beschließe, bei genau diesem Zahnarzt einen Termin zu machen.

Wieder zuhause setze ich mich vor Google Maps und gehe mit Street View die in Frage kommenden Straßen ab, um die Adresse und den Namen herauszufinden. Nachdem ich das Haus gefunden habe, und mich vergewissert

habe, dass es tatsächlich so da steht, wie es gebastelt wurde, suche ich über Google mit der Adresse die Telefonnummer und bin bald darauf Patient bei Stefan Strauß.

Reich geworden ist er an mir aber glücklicherweise auch ein paar Jahre später noch nicht.

Felix Lorenz; aufgeschrieben am 24. Juli 2015

Vermutlich Mai 2013

Google lernt selbstständig Dinge über mich und meinen Bruder

Ich sitze bei meinen Eltern im Auto und wir fahren zu meinem Bruder. Nach hundert Metern teilt mein Google-Handy mir mit, dass die Fahrt noch 1 Stunde 50 Minuten (oder so) dauern wird, und zwar nicht zur Adresse meines Bruders, sondern zu einer anderen Hausnummer in seiner Straße. (Google Now heißt der Dienst, der für solche ungefragten Auskünfte zuständig ist.)

Das bedeutet, Google weiß nicht von mir, dass wir dorthin wollen. Es hat selbstständig gemerkt, dass meine Autofahrten, wenn sie an der Adresse meiner Eltern begannen, meistens bei meinem Bruder endeten. Das ist bisher nicht öfter als drei, viermal vorgekommen, offenbar lernt Google schnell. Nur die Bruderadresse kennt es nicht ganz genau, aber die kann ich mir ja selbst nicht merken, ich muss sie immer im Amazon-Adressbuch nachschlagen.

Kathrin Passig

16.5.2013

Online-Terminvergabe beim Bürgeramt!

Man kann sich jetzt – wahrscheinlich schon seit Jahren – beim Bürgeramt online einen Termin geben lassen. (In meinem Fall: Zur Beglaubigung meines Abitur- und Hochschulzeugnisses, die Rentenversicherung wünscht sich nämlich beides seit über zehn Jahren in geduldigen Erinnerungsschreiben von mir.)

Man muss also nicht mehr auf gut Glück hingehen, eine Wartenummer ziehen und dann viel Zeit haben. Das wäre an sich kein Problem, ich warte ganz gern, seit es ordentliches mobiles Internet gibt. Früher hieß es: Zu Hause bin ich da, wo es Internet gibt. Heute bin ich bei Bedarf auch im Wartesaal des Bürgeramts zu Hause, es ist warm und trocken da, man kann arbeiten oder das Internet durchlesen.

Der wesentliche Vorteil der Onlineterminvergabe ist, dass man die Entscheidung ganz schnell fällen und den Termin herbeiklicken kann. So kann das gegenwärtige Ich das zukünftige Ich verpflichten, bis dahin die nötigen Unterlagen zu finden und zum Termin zu erscheinen. Während im bisherigen Verfahren das gegenwärtige Ich nur zum zukünftigen Ich sagen konnte: „Demnächst gehst du da aber wirklich mal hin, ja?“, worauf das zukünftige „Klar, mach ich“, antwortete und die Rentenversicherung weitere traurige Briefe schicken musste.

Briefe von der Rentenversicherung bekomme ich natürlich immer noch. Aber sie handeln jetzt von irgendwas anderem, um das ich mich sicher schon bald einmal kümmern werde.

Quelle: Tweet, Erinnerung

Kathrin Passig

1. Es wird jetzt genug Menschen geben, die sagen „Nein, *ich* nicht!“ Das ist selbstverständlich auch richtig.

18.05.2013

Bei Twitter gesperrt zu werden wegen zu viel Twitterei, das muss man erst mal schaffen

Abends kommt der Eurovision Song Contest und ich twittere dazu wie ungefähr alle anderen auch.[1]

Irgendwann während der Punktevergabe darf ich nicht mehr twittern, weil ich zu viel getwittert habe. Es ist schrecklich. Angstschweiß steht mir auf der Stirn. So macht der ESC doch überhaupt keinen Sinn mehr. Was haben wir eigentlich vor Twitter gemacht? Nur zugeguckt? Mit unseren anwesenden Mitmenschen geredet? Absurd.

Anke Gröner geht es genauso. Nach einer Ewigkeit (aka einer Viertelstunde) geht es wieder. Ein Gutes hat es aber: Niemand kann sich jetzt noch trauen, abzustreiten, dass wir nicht ziemlich große ESC-Fans wären. Bei Twitter gesperrt zu werden wegen zu viel Twitterei, das muss man erst mal schaffen. Da steckt Leidenschaft dahinter.

Anne Schüßler

22.5.2013

Wie ich einmal die 14 überflüssigsten Stunden Internetvideo aufgenommen habe

In unserem Dorf wird nach einer Bombe gesucht. Man weiß anhand von Luftbildern und Zeitzeugen ungefähr, wo sie liegen würde, und das ist ungefähr 150m von meinem Haus entfernt.

Die Wahrscheinlichkeit, dass etwas passiert und wir evakuiert werden müssen, ist eher gering. Viele Bomben, die auf Luftaufnahmen der Alliierten noch zu sehen sind, wurden bereits im oder kurz nach dem Krieg entsorgt, ohne das an die große Glocke zu hängen.

Heute sitzen die Kampfmittelräumer daher in den meisten Fällen über alten und neuen Luftbildern und können nur feststellen, in welchen Häusern die Bodenplatten für Magnetsonden durchlöchert werden müssen. Da die Bomben alle aus Metall waren, kann man sie so recht gut finden. Manchmal aber auch Badewannen oder Autoteile.

Wir sollen uns jedenfalls auf die Evakuierung vorbereiten. Ich arbeite an diesem Tag im Homeoffice, habe eine Tasche gepackt und Transporter für die Katzen stehen bereit. Im Fall der Fälle ziehen wir über Nacht zu meiner Freundin.

Was für ein blöder Gedanke. Ich will wissen, was los ist und passiert.

Im Schrank, erinnere ich mich, liegt noch eine ältere Funkkamera. Schwarz/weiß noch, aber ich will ja im Prinzip nur wissen, ob das Haus noch steht. Die Kamera hänge ich ins Dachfenster, sie zeigt in Richtung Bombenfundort. Den Empfänger schließe ich über den TV-Grabber, den ich mal zum Digitalisieren von VHS-Videos angeschafft habe, an das alte Notebook an.

WLAN und Kamera sind dummerweise Frequenznachbarn, und während das WLAN digital ist und Fehler kompensieren kann, zeigt die Kamera Störstreifen. Außerdem regnet es immer wieder und wenn man nicht weiß, wo das Küchendach, die Büsche und die Gemeindehalle im Bild zu finden sind, sieht man nur die Tropfen auf dem Dachfenster. Für meinen Zweck sollte es aber reichen.

Ein Freund, der bei den Piraten regelmäßig die Sitzungen streamt, empfiehlt mir Bambuser als Plattform. Tatsächlich kann ich da sowohl streamen als auch den Stream ansehen, ohne spezielle Software zu installieren. Das erfordert zwar den Flash Player, aber gut.

Während des Homeoffice-Tages schreibe ich noch einen Live-Ticker über all das, was nicht passiert ist. Denn es wurde tatsächlich keine Bombe gefunden.

Bambuser hat den Livestream bis heute gespeichert. Es sind vermutlich die überflüssigsten 14 Stunden Internetvideo aller Zeiten:

embed.bambuser.com/broadcast/3608338

Volker König

24.5.2013

Internet? Für wie viele Geräte?

Sascha Lobo und ich sind zu einer Veranstaltung in Hildesheim eingeladen. Beim Einchecken ins Hotel fragt die Frau an der Rezeption: Brauchen Sie Internet? Für wie viele Geräte?

Ich ahne, warum sie das fragt, denn ich war inzwischen mehr als einmal in Hotels, in denen das Internet kaputtgeht, wenn man versucht, es mit mehr als einem Gerät gleichzeitig zu nutzen. Man muss dann zur Rezeption und sich vorwurfsvoll angucken lassen, dann bekommt man neue Zugangsdaten, mit denen man so einen groben Unfug aber bitte nicht noch mal machen soll.

Für drei Geräte, sage ich.

Sascha steht hinter mir und sagt: Sieben.

Kathrin Passig

28.5.2013

So ein Fax ist schon eine praktische und vielseitige Sache

Ich möchte meine Einkommenssteuererklärung abgeben. (Nein, natürlich möchte ich das nicht, aber das Finanzamt halt)

Ich habe dafür schon Berge von sauber abgehefteten Unterlagen katalogisiert und kategorisiert. (Tatsächlich ist es ein Haufen loser Blätter, aber abgesehen von meinen paar nebenberuflichen Honorarabrechnungen muss ich nur die Zahlen für Versicherungen und Werbungskosten im Lohnsteuerprogramm aktualisieren).

Überraschenderweise fehlt mir die Lohnsteuerbescheinigung meines Arbeitgebers. Die ist für mich tatsächlich jedes Mal so überraschend notwendig, wie ich an jedem 20. Dezember merke, dass die seit Sommer phantasiereich ausgedachten Weihnachtsgeschenke *jetzt* nicht mehr zu beschaffen sind.

Ich habe Urlaub und rufe unsere Personalstelle an. Ja, kein Problem, die Bescheinigung kann jederzeit binnen Minuten ausgedruckt werden

Abholen kann ich die Bescheinigung heute aber nicht, ob er sie mir mailen könnte? Ich drucke sie dann selber aus.

Nein. Das geht nicht, sagt er. Ich überzeuge ihn, dass er es nur noch nicht versucht habe und es allein deshalb eben nicht nicht ginge.

Ich lotse den Kollegen per Telefon in die Windows-Druckereinstellungen und wir sehen, dass er einen PDF-Druckertreiber installiert hat. Er versucht den Ausdruck über den PDF-Drucker, aber die Software blendet im Druckdialog den PDF-Druckertreiber aus.

Während ich recherchiere, wie wir es schaffen, das blöde Blatt in ein PDF zu sperren, bekomme ich Mail von der Personalstelle.

Der Kollege hat das Blatt ausgedruckt, ist zum Faxgerät gegangen, hat das Blatt an seine persönliche Faxnummer übermittelt und als Mail zugestellt bekommen.

Volker König

Juni 2013

Mein Internetprovider will etwas umstellen und ich soll mitmachen

Ich erhalte einen Anruf von meinem Internetprovider. Man habe vor, die DSL-Technik von Anbieter A auf Anbieter B umzustellen. Dies sei eine sehr gute Idee, böte doch Anbieter B deutlich bessere Leistungen. So würden Verbindungsabbrüche der Vergangenheit angehören, freute sich die junge Dame am Telefon. Ich erwiderte, dass ich keine Verbindungsabbrüche erleben würde, was sie in ihrer Gesamtfröhlichkeit nicht störte. Sie verkündete mir, dass das Netz aber schneller werden würde. „Ach“, sagte ich, „schneller als die 16 Mbit/s, die ich jetzt habe?“ Nein, meinte sie unbeirrt, aber dennoch schneller. Bevor ich mein über mir schwebendes Fragezeichen einbringen konnte, setzte sie hinzu: „Ach ja, ihre Leitung wird während der Umstellung ca. vier Wochen nicht erreichbar sein, aber sie bekommen einen UMTS-Stick mit 1GB Datenvolumen als Ausgleich.“

Ich: „Das geht nicht, das brauche ich ja allein schon für den Upload meiner Podcasts im Monat.“
Junge Dame: „Vielleicht bekommen Sie auch zwei Sticks, das muss ich prüfen.“
I: „Sie können mir eine ganze Palette schicken, ich kann mit UMTS nichts anfangen, es ist zu langsam.“
JD (jetzt leicht schnippisch): „Sie müssen die Umstellung nicht mitmachen, dann haben Sie halt weiterhin schlechtes Internet mit Verbindungsabbrüchen.“
I: „Aber ich habe keine … egal. Lassen wir das.“

Ich beschloss, die Social Media Kompetenz des Providers zu testen, und schilderte auf deren Facebookseite mein Problem, verbunden mit der Frage, was das für eine Umstellung sei und ob ich die Umstellung denn jetzt mitmachen müsse oder nicht. Und wenn ja, ob sie mir was anderes als UMTS anbieten können. VDSL zum Beispiel, ich sei willig, auch mehr zu bezahlen.

Als Antwort erhielt ich einen Textbaustein, in dem man sich für die Nachricht bedankte und mich für alles Weitere an die Kundenhotline verwies. Um drei Ecken bekam ich dann heraus, wer in dem Laden für Social Media zuständig war, verfasste eine Mail und bekam daraufhin folgende Antwort:

> „Bei dem Angebot, das Sie erhalten haben, handelt es sich um die Umstellung von Resale (Telekom) auf CLS (Carrier Line Sharing, Telefonica), die vor allem auf die Qualitätsverbesserung der Anschlüsse betroffener Kunden zielt.
> Am jeweiligen Tarif und den monatlichen Kosten ändert sich dadurch nichts.
> Die CLS Plattform von Telefonica bietet gegenüber Resale der Telekom zwei entscheidende Vorteile: Zum einen können wir damit in der VoIP-Telefonie eine bessere Qualität bieten, da sich hier Sprache und Daten in ein und demselben Netz befinden. Zum anderen können Sie mit einer Telefonica-Leitung oftmals aber auch eine höhere Bandbreite erreichen als im Telekom-Netz, da Telefonica adaptiv schaltet.
> Selbstverständlich stellen wir Ihnen einen kostenfreien UMTS-Surf-Sticks zur Verfügung, um den Zugang zum Internet zu gewährleisten. Zudem kann der Wechselzeitraum individuell gewählt werden.
> Wer bei dem Anruf den Wechsel ablehnt, kann sein altes DSL-Produkt beibehalten.“

Ich habe dann einfach nicht mehr reagiert, nach zwei Wochen klingelte aber erneut das Telefon. Man habe mitgeteilt bekommen, dass ich VDSL haben möchte. Ich bejahte erfreut, bekam dann folgendes zur Antwort: „Wir

können ihnen gerne einen VDSL Vertrag geben, aber in ihrer Wohngegend bieten wir nicht 50 Mbit/s an. Sie können aber weiterhin mit 16 Mbit/s surfen.“ Das wollte ich dann nicht, auch keine Diskussion darüber, warum ich einen VDSL-Vertrag abschließen sollte, der kein VDSL bietet.

Seitdem habe ich nichts mehr von der Firma gehört. Dabei hätte ich gerne VDSL. Aber auf der anderen Seite bin ich dank diverser Providerwechsel meiner Freunde auch zu der Erkenntnis gekommen: „Mit laufendem Providerverträgen, die sorgenfreies Internet liefern, verhält es wie mit stabil laufenden Rechnern und schlafenden Babys: Einfach in Ruhe lassen.“

Don Dahlmann

Seit 2013 oder so

IQ-Tests kann ich. Meine Rollladenschalter hingegen, anderes Thema

Zu einem nicht mehr rekonstruierbaren, weil undigital über Zettel im Briefkasten angekündigten Termin haben alle Parterrewohnungen im Haus Rollläden bekommen. Die Rollläden sind elektrisch, was die Verlegung von vielen Metern Kabel in hässlichen viereckigen Kabelumhüllungen zur Folge hatte, aber egal, meine Wohnung und die Ästhetik grüßten sich auch vorher nur flüchtig.

Man steuert das Öffnen und Schließen mit Schaltern, die so aussehen:

Rätsel 1, „Zu welchem Rollladenzustand gehört diese Schalterstellung?“ ist noch relativ leicht zu lösen – vielleicht nicht für die Leser dieses Beitrags, aber für mich, denn ich sehe ja, ob der Rollladen oben oder unten ist. Rätsel 2: „Was muss man unternehmen, um die jeweils andere Rollladenstellung herbeizuführen“ versuche ich manchmal ohne Ausprobieren zu lösen.

Es geht aber nicht ohne Ausprobieren. Es gibt nur vier mögliche Schalterkombinationen, und ich muss regelmäßig sechs bis acht durchprobieren, um zum gewünschten Ergebnis zu gelangen. Ich habe das Gefühl, die Lösung ist auch gar nicht immer dieselbe.

Kathrin Passig

ca. Sommer 2013

Eine zerbrochene Energiesparlampe stellt mich vor schwere, aber nicht unlösbare Probleme

Ich zerbreche eine Energiesparlampe. Man muss dann offenbar am besten das Haus abreißen und in ein neues, weniger mit Quecksilber verseuchtes einziehen, aber das entnehme ich dem Internet erst jetzt. Ich kann die Scherben also nicht einfach in den Müll werfen und sehne mich zum ersten Mal stark nach der Glühbirne zurück. Wie soll man als haushaltlich sowieso schon herausgeforderter Mensch mit solchen neuen Komplikationen klarkommen? Ich stecke den Sondermüll in eine Plastiktüte, die ich auf dem Küchenfußboden liegenlasse. Schon bald wird mir sicher einfallen, wie ich sie entsorge.

Im Dezember kommt F. und putzt meine Wohnung. Danach ist die Tüte weg. Ich frage nicht nach, nehme aber an, F. hat sie in den Hausmüll geworfen. Ich beschließe, keine Energiesparlampen mehr zu kaufen.

Kathrin Passig

6.6.2013

Aleks' Liebe zu Google+ ist erkaltet

Aleks Scholz: ich denke darueber nach, bei g+ auszusteigen. da passiert ja nichts mehr
Kathrin Passig: aber dann bleibt ja gar nichts mehr. kein Facebook, kein G+, und manche Sachen passen bei Twitter einfach nicht rein.
Aleks Scholz: du meinst, ich habe gedanken, die laenger als 140 zeichen sind?
Kathrin Passig: ein eigenes Blog plus Twitter, das ginge vielleicht noch.
Kathrin Passig: ja.
Aleks Scholz: aber in ein blog wuerde ich sowieso nichts schreiben, g+ ist so angenehm, weil es eben nur so reingeworfen ist.
Aleks Scholz: viel unfertiger als im blog
Kathrin Passig: dann behalt es doch. bei Buzz hat auch nie jemand reingesehen.
Kathrin Passig: du bist so ungesund abmeldefreudig.
Aleks Scholz: ungesund, gar nicht. man muss alle bindungen immer wieder pruefen.

Quelle: Skypelog. Google+ gibt es zu diesem Zeitpunkt ziemlich genau zwei Jahre. Das erwähnte „Buzz“ ist Google Buzz (Februar 2010 bis Oktober 2011).

Kathrin Passig

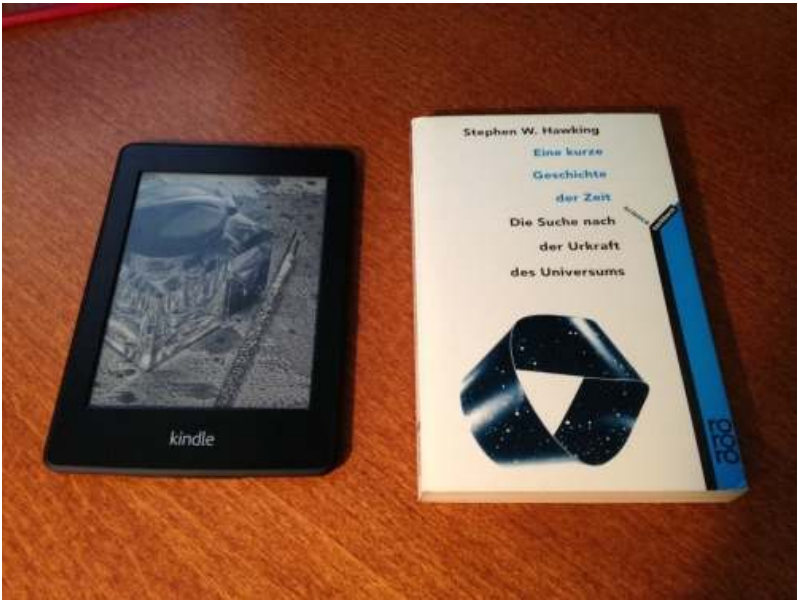
14.06.2013

Tarnkappe für den Kindle

Ich steige ein in die Welt des digitalen Lesens. Ein Kindle Paperwhite (der mit Hintergrundbeleuchtung) soll zukünftig das Lesen bequemer machen. Der Lieferumfang ist ja ziemlich mager. Das Gerät, ein bisschen Papier, ein Kabel, rin in den Karton: Das war's. Kein Ladegerät, keine Hülle. Und die braucht man ja doch, meine ich, wenn man das Leseding etwas geschützt transportieren will. Guckt man sich dann an, was es so gibt, ist das entweder ziemlich hässlich und bieder oder teuer (oder alles auf einmal). Was liegt also näher, als sich eine Hülle selbst zu bauen?

Die Idee: Ein Buch soll den Kindle aufnehmen. Ist bestimmt nicht neu, aber trotzdem individuell. Außerdem hoffe ich, damit weniger mürrische Blicke auf mich zu ziehen. Das passiert einem mit einem elektronischen Gerät in der Hand ja gerne mal. Ein Buch aus Papier macht derzeit noch den gebildeteren Eindruck, so mein Gefühl.

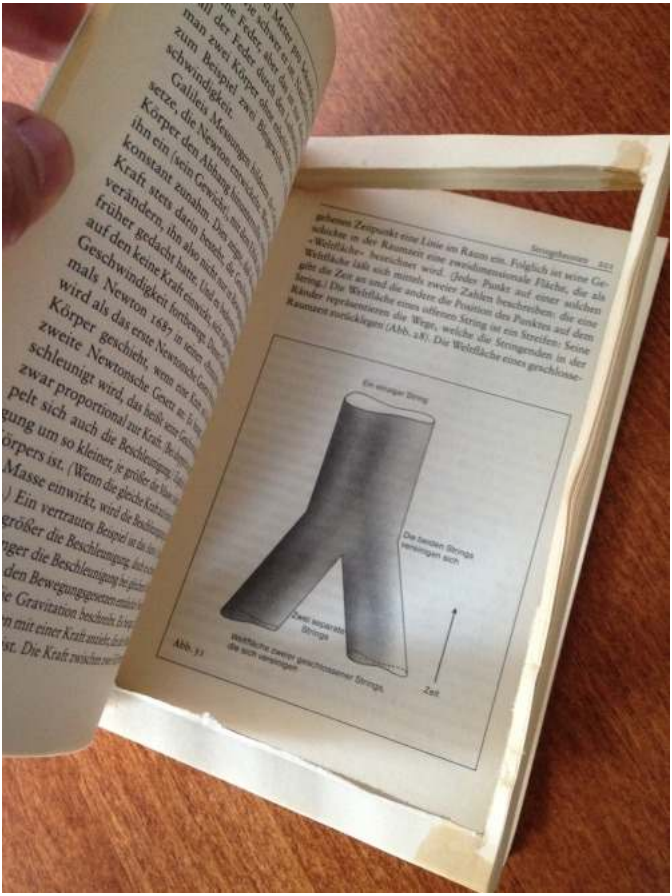
Also schaue ich mir erst mal den Bestand an Büchern in unserem Haushalt an, der von der Größe her in Frage kommt. Da fällt mir Stephen Hawkings "Eine kurze Geschichte der Zeit" in die Hände. Ich denke, och, das wird den Herrn Hawking nicht stören, wenn ich in sein Buch ein Stück "Zukunft" einbaue.



Lustigerweise finde ich in der hinteren Reihe Bücher (ja, die stehen doppelreihig im Regal, was nicht gut für das Wiederfinden ist) noch eine Ausgabe desselben Buchs. Damit ist die Entscheidung endgültig gefallen. Wobei ich mich nicht erinnern kann, das eine oder das andere Buch gelesen zu haben. . .

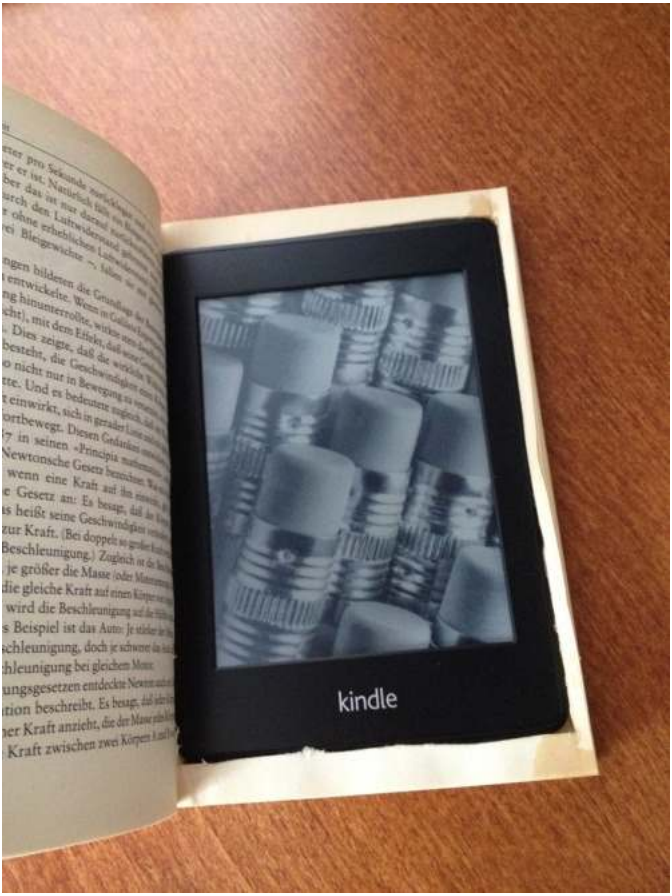
Als erstes fange ich an, die Seiten in der Mitte nahe der Bindung (oder besser Klebung, da Taschenbuch) zu durchtrennen. Vorher habe ich noch nach Augenmaß die Dicke ausgelotet, die ich an Seiten aufschneiden muss. Wer das nachbasteln will, sollte unbedingt einen scharfen Cutter zu nehmen. Man glaubt gar nicht, wie schnell so ein Ding beim Schneiden von Papier stumpf wird. Wenn man sich's überlegt, kommen ja auch ein paar Meter Schnittlänge zusammen.Das Herausschneiden der Seiten dauert dann schon ziemlich lange. Schließlich will ich ja auch vermeiden, die dünnen Stege der jetzt entstehenden Rahmen zu verletzen. Letztlich ist wie bei vielem, was ich so bastle, die Optik etwas auf der Strecke geblieben. Eine richtig saubere Kante durch mehr als 100 Seiten (glaube ich) habe ich dann doch nicht zuwerke gebracht. Aber für mich ist es ok.

Als nächstes spanne ich das Buch mit den beschnittenen Seiten drei Mal mit je einer Kante in den Schraubstock ein und pinsele die Innenkante mit Weißleim ein, den ich mit Wasser verdünnt habe. Vor dem Umspannen auf die nächste Kante lasse ich den Leim etwa eine Stunde lang trocknen.



Tja, und was soll ich sagen? Das Ergebnis sieht aus wie ein Buch. Und wenn man es aufklappt, ist ein Kindle darin. Die Optik könnte wie gesagt verbessert werden. Ich habe zunächst auch versucht, die Seiten in den Ecken mit Sekundenkleber anstatt mit Weißleim zu verkleben. Das hat ein paar hässliche Flecken ergeben. Und eben die schiefen Schnittkanten. Ist halt ein

Prototyp. Dabei sitzt der Kindle da recht stramm drin, lässt sich aber dennoch relativ gut wieder herausnehmen. Die Frage ist jetzt natürlich noch, wie lange das Werk hält. Denn das Buch wird ja jetzt immer an der gleichen Stelle aufgeklappt. Es wird sich zeigen.



Markus Winninghoff

15.6.2013

Plays on any DVD machine, anywhere in the world

Postkarten mit DVD und Region-Code-Beruhigung, Fährterminal in Stranraer.

Kathrin Passig

Juni 2013

Untertauchen für Anfänger

Ich habe etwas vor, bei dem ich schon weiß, daß ich nachher mit der Polizei sprechen müssen werde. Deshalb schalte ich mein Smartphone in den Flugmodus, denn ich nutze eins von diesen Tools, das meine Ortsdaten ständig aufzeichnet. Selbst wenn ich keines nutzen würde, würden meine Ortsdaten bestimmt aufgezeichnet. Eigentlich müsste man das Handy ganz zuhause lassen, aber ich brauche es an diesem Tag. Der Flugmodus kommt mir wie ein akzeptabler Kompromiss vor.

Es ist zwar verdächtig, dass am Ende gerade die Ortsdaten dieses Tages in der Aufzeichnung fehlen werden. Da sich die Polizei aber am Ende nicht im Geringsten für mein Handy und auch fast gar nicht für meine Aufenthaltsorte interessiert, ist es egal.

Alan Smithee

22.6.2013

Ungeahnte Möglichkeiten der Erziehung eröffnen sich

Die Kinder sollten bei der Gartenarbeit mithelfen. Und waren nicht so richtig begeistert davon. Während das Mädchen sich irgendwie an die Arbeit machte, dauerte der „Ja, Moment, ich spiel nur die eine Runde zu Ende“ des Jungen inzwischen eine halbe Stunde.

Wie bewegen wir ihn aus seinem Zimmer raus?

XBOX und iPhone waren auf das WLAN angewiesen, aber den Router auszuschalten war zu durchschaubar. Ich erinnerte mich an die App Fing, die alle in ein WLAN eingeloggten Geräte auflisten kann.

iPhone und XBOX waren die einzigen Geräte von Microsoft und Apple im Netz. Fing zeigt mir für alle Geräte auch die MAC-Adresse an, das ist eine weltweit eindeutige ID.

Im Setup des WLAN-Routers erinnerte ich mich an eine Option, mit der über die MAC-Adressen geregelt werden kann, welche Geräte überhaupt „ins Internet“ dürfen. Aber es war noch toller: Man kann dort sogar komplexe Zeitpläne einrichten. Ungeahnte Möglichkeiten der Erziehung eröffneten sich.

Ich sperrte XBOX und iPhone erstmal komplett aus dem Internet aus.

Ein paar Minuten später kam er aus dem Zimmer.

„Ich komm nicht ins Internet. Kannst du mal gucken, was da ist?“

„Du brauchst im Moment auch kein Internet. Es ist Zeit für die Gartenarbeit. “

Volker König

2009–2013

Die Verlagsbranche ist eben manchmal ein bisschen langsam

I

Von 2009 bis Mitte 2013 arbeite ich bei einem Verlagsvertreter. Ein Freund von ihm hat mir den Job besorgt, ich weiß anfangs nur, dass es irgendwie um Büroarbeiten geht und man “ein bisschen clever” sein sollte. Bis dahin habe ich ein Faxgerät zwar mal aus der Ferne gesehen, in der Firma meiner Großeltern (die, wirklich, Modelleisenbahnradsätze in einem Thüringer Dorf fertigen), aber noch nie benutzt. Als Kind gruselte mich das Faxgerät, weil es wie ein normales Telefon klingelte, dann aber keine Stimme am Hörer

war, sondern irgendwo ein bedruckter Zettel herauskam. Ich lerne jedenfalls 2009 das Faxen, weil, wie mein Chef gleichmütig sagt, "die Verlagsbranche eben manchmal ein bisschen langsam" ist.

Nicht, dass das Faxen eine schwierige Aufgabe ist, es bringt nur Tücken mit sich, mit denen man 2009 in der Kommunikation vielleicht nicht mehr unbedingt rechnet: Papier leer; seltsame Übertragungsfehler mit lustigen Geräuschen und Melodien wie aus der Modem-Zeit; verschmierte Druckertinte; unleserliche Handschriften; fehlgeschlagene Übertragungen, bei denen man nach mehreren Versuchen den Empfänger anruft und erfährt, dass sein Faxgerät schon seit zwei Jahren nicht mehr in Benutzung ist o.ä.

Außerdem muss ich die gefaxten Bestellungen, deren Weg aus der Buchhandlung zum Vertreter und dann zur Auslieferung geht, archivieren. Man nimmt das Blatt, die Datei quasi, und tut sie in einen Ordner. Mit der Hand. Jedes Jahr im Sommer werden die zu alten, also mehr als zwei Jahre alten, Bestellungen aussortiert. Das dauert dann etwa drei, vier Arbeitstage.

II

Das Faxgerät ist außerdem Telefon und Anrufbeantworter. Ich soll für meinen Chef die Anrufe auf einem Zettel notieren und das, was ich schon erledigen kann, erledigen. Den Rest gebe ich ihm am Telefon durch. Anfangs kenne ich die Buchhandlungen und Namen noch nicht genau, und die wenigsten Leute machen sich die Mühe, langsam und deutlich ihr Anliegen vorzubringen. Eher grüßen sie formlos bis jovial, da er mit vielen schon länger bekannt und befreundet ist.

Einmal ruft ein Herr an, es knackt sowieso immer ein bisschen, dazu nuschelt er wie durch eine riesige Zuckerwatte, es klingt aber wichtig. Ich höre mir den AB-Spruch zweimal an, viermal, sechsmal, gehe Buchhandlungsnamen und Inhaber durch und bleibe ratlos. Als mein Chef anruft, erkläre ich ihm die Lage, und wir sind gemeinsam ratlos. Dann schmieden wir einen Plan: Mein Chef ruft mich von seinem Handy auf meinem Handy an, und dann bringe ich sein Tele/fax dazu, den Spruch abzuspielen und halte das Handy an den Hörer des Faxgeräts. Das Faxgerät redet also mit meinem Handy, damit der Nuschelmann mit meinem Chef reden kann, während ich

daneben sitze und zuhöre. Der Mann ist schnell identifiziert, sein Anliegen kein Problem, ich archiviere den Zettel in den Ordner, sortiere ihn ein und schiebe die Schublade zu.

III

Irgendwann 2012 sind mir meine verbindlichen Büro-Anwesenheitszeiten im Weg, weil ich in der Zeit gerne einen Lateinkurs belegen möchte. Eigentlich, denke ich, muss ich gar nicht zu den abgesprochenen Zeiten im Büro sein, das sich im Haus meines Chefs befindet. Einerseits rufen die Leute eh nicht zu den Zeiten an, sondern eben dann, wenn sie ein Anliegen haben, andererseits kann man Anrufe umleiten, und sicherlich auch Faxe. Ich informiere mich in der Gebrauchsanweisung des Faxgeräts und finde einen Punkt, der so interpretiert werden kann, dass die Faxe auch in Mails umgewandelt und an eine beliebige Adresse gesendet werden können. Überhaupt fallen mir plötzlich zahlreiche Möglichkeiten ein, wie man die Kommunikation Buchhandlung – Vertretung – Auslieferung ortsungebundener und einfacher (vor allem für mich, zugegeben) gestalten könnte.

Als ich meinen Chef zaghaft darauf anspreche, interessiert er sich nicht dafür. Die Umleitungen erscheinen ihm unsicher, die Anwesenheitszeiten wichtig. Wir verschieben meine Büro-Zeiten also in den Nachmittag, damit ich Latein lernen kann. Erst später, als ich mich mit meiner Nachfolgerin darüber unterhalte, verstehe ich: Das unverrückbar Wichtige an dem Job ist das Blumengießen, wenn mein Chef auf Reisen ist; und dass da dreimal in der Woche jemand in der Wohnung ist, dem er von seinen jüngsten Erlebnissen und Kunstkäufen erzählen kann.

Peggy Luck

Juni 2013

Ich will einen Diaprojektor mit Karussell, der surrt und klickt und schnauft

Ich kuratiere eine kulturhistorische Ausstellung und will eine Serie von Dias meines Grossvaters zeigen. Dem Museumstechniker wäre es am liebsten, ich würde die Bilder scannen, doch ich bin nicht von meiner Idee abzubringen. Ich will einen Diaprojektor mit Karussell, der surrt und klickt und schnauft und Licht in einer Qualität an die Wand wirft, wie das (zumindest bisher) kein mir bekannter Beamer kann. Die Verantwortlichen lassen sich schliesslich überzeugen. Der Museumstechniker sucht und findet ein geeignetes Gerät, das wir gemeinsam testen.

Mein Grossvater hat die meisten Bilder in der billigsten Variante ausbelichten lassen: in Kodachrome-Kartonrahmen. Für eine unbewachte Projektion während mehrerer Monate ist das völlig ungeeignet. Die Bilder bleiben stecken und verklemmen sich. Der Museumstechniker meint, wenn ich nicht scannen wolle, dann müsse ich halt umrahmen. Ein in solchen Dingen erfahrener Kollege ergänzt, ich solle für die Projektion Duplikate anfertigen lassen, sonst seien die Dias nach einem halben Jahr Ausstellung völlig ausgebleicht.

Ich erkundige mich im Fachhandel. An sich könnten sie die Originale schon vervielfältigen, sagt die Verkäuferin, doch sie müsse abklären, ob noch genügend Diarahmen am Lager seien. Die gebe es wohl nicht mehr. Dann stellt sich heraus, dass die Kosten einer Vervielfältigung das knappe Budget bei weitem übersteigen. Der Kauf von leeren Rahmen wäre immer noch teuer genug, teurer als eine Scan-Aktion.

Unterdessen denkt der Museumstechniker mit und schlägt die Installation einer Lichtschranke vor: Die Diashow springt erst an, wenn sich tatsächlich jemand diesen Teil der Ausstellung anschaut, was die Bilder schont. Zudem fischt er aus einem für den Abfall bestimmten Haufen Material mehrere Magazine mit Dias in den gesuchten Kunststoffrahmen und gibt sie mir. Nach

einem Tag am Leuchtpult sind die Grossvaterdias wohl teilweise seitenverkehrt, aber wenigstens richtig gerahmt. Der Projektor wird installiert und die Diashow läuft, sobald jemand den Raum betritt, einwandfrei.

(Franziska Nyffenegger)

Juni 2013

Nicht heimische Pflanzenarten Irlands

Auf der M 50 südlich von Dublin fällt mir ein ungewöhnlicher Baum auf, auch der Nachbarbaum ist nicht standorttypisch. Auf dem Google-Streetview-Bild sieht man, was ich im Vorbeifahren erst für unplausibel hielt: Es handelt sich um getarnte Mobilfunkmasten. Offenbar werden die Masten auch in Großbritannien, Korea, Italien, Portugal, Südafrika und den USA schon seit den 90er Jahren als Bäume, Kakteen oder Palmen verkleidet, hier gibt es eine

Bildersammlung. In Deutschland stecken Sendeanlagen in Fahnenmasten, Kreuzen und ebenfalls in Bäumen. Bemerkt habe ich von alldem nach der irischen Anfangssichtung aber (Stand 2015) nichts mehr.

Kathrin Passig

Anfang Juli 2013

Ich begegne einem unbekannten Schreibungetüm und die Jugend dem Tipp-Ex

Zwecks Rettung des Bachmannpreises installiert der Verein Lendhauer eine elektrische Riesenschreibmaschine im Klagenfurter Lendhafen. Man kann dort ausliegende Blätter einspannen und eine Begründung tippen, warum der Bachmannpreis bleiben soll. In diesem Video von Wolfgang Tischer kann man die Geräusche der Maschine hören. Ich stelle mich der Herausforderung, obwohl ich so ein Gerät noch nie gesehen habe, und komme auch einigermaßen zurecht. Nur die Zeilenanfänge sind nicht ganz da, wo ich sie gern hätte.

Nach mir wagt sich Twitterer @mitnichten (ca. 20) an die Maschine. Erst jetzt wird mir klar, wie viel die Jugend über solche Geräte nicht weiß und auch nicht erraten kann: zum Beispiel, wie man Papier einlegt. Hier sieht man @mitnichten zum ersten und vermutlich auch letzten Mal in seinem Leben Tipp-Ex benutzen.

Kathrin Passig

12.7.2013

Die ganze Zeit war ein Videotelefon so ein Science-Fiction-Ding

Cornelia Travnicek hat mir für eine Woche ihre Stadtschreiberwohnung im Klagenfurter Europahaus geliehen. Vor dem Fenster spielt eine Blasmusikkapelle Musik aus meiner Heimat („Sierra Madre“). Ich rufe meine Eltern via Skype am iPad an, zeige ihnen die Stadtschreiberwohnung und halte dann das iPad aus dem Fenster, damit sie sich an meiner Blasmusik erfreuen können. „Seltsam, oder?“, sage ich, „die ganze Zeit war ein Videotelefon so ein Science-Fiction-Ding, und dann war es plötzlich einfach da, und man hat es kaum gemerkt.“

Kathrin Passig

Irgendwann im Sommer 2013 (glaube ich, ist aber auch egal)

Mein Vater hat Google Earth durchgespielt

Mein Vater zeigt mir, wie er Fledermäuse sucht. Er sucht ja nicht zum Spaß Fledermäuse, sondern weil er beauftragt wird. Wenn er gute (sprich: gefährdete) Arten findet, wird zum Beispiel da in der Eifel kein Windkraftwerk gebaut.

Das geht so: Erst steckt er auf Google Earth das genaue Gebiet ab, wo er suchen soll. Dann fährt er hin und sucht Orte, wo Fledermäuse gerne (Vorsicht Wortspiel!) rumhängen, also Baumhöhlen, leere Gebäude und ähnliches. Da merkt er sich irgendwie die GPS-Koordinaten, ich hab aber vergessen, mit

was für einem Gerät er das macht. Die trägt er dann zu Hause wieder bei Google Earth ein mit unterschiedlichen Symbolen je nach dem, was für eine Art potentieller Fledermausabhängort das ist.

Dann fährt er zu den üblichen Fledermauszeiten wieder hin und prüft mit dem Fledermausdetektor mit eingebautem GPS, ob an den potentiellen Fledermausabhängorten wirklich Fledermäuse sind und nimmt das dann auch auf. Das Gerät merkt sich dann auch, wo es was aufgenommen hat. (Es ist meines Wissens übrigens mindestens der dritte Fledermausdetektor, den mein Vater gekauft hat. Die Dinger werden immer fortschrittlicher. GPS konnte der erste ziemlich sicher nicht.)

Dann trägt er zu Hause wieder ein, wo er welche Fledermaus gefunden hat (auch mit unterschiedlichen Symbolen). Das kann man dann aus den Geräuschen, die der Detektor aufgenommen hat, erkennen. Also, wenn man sich mit Fledermäusen auskennt. Wenn man sich nicht mit Fledermäusen auskennt, kann man gar nichts erkennen außer seltsamen Geräuschen.

Wenn er ausreichend viele seltene Arten findet, wird kein Kraftwerk gebaut. Es sei denn, der beauftragte Ornithologe findet vorher schon einen Schwarzstorch, dann ist das Projekt eh durch und mein Vater muss gar nicht mehr suchen.

Ich bin auf jeden Fall ziemlich sicher, dass mein Vater Google Earth durchgespielt hat.

Anne Schüßler

25.07.2013

Handabgeschriebene Adressen bei “Wired”

Ich bestelle online ein Print-Abo der UK-Edition der „Wired“. (Kleiner Tipp am Rande: Während ausländische Zeitschriften am Bahnhofszeitschriftenladen gerne ein Vermögen kosten, sind Abonnements quasi lächerlich günstig.

Ich habe deswegen mal zwei Jahre lang den New Yorker abonniert, aber leider so gut wie nie gelesen.) Das heißt, ich gebe meine Adresse ein, sende das Formular ab, und warte ab.

Am 30.07. bekomme ich eine Mail von Condé Nast, in der ich gebeten werde, meine Daten noch mal zu überprüfen. Tatsächlich steht da nicht Feuerbachstraße, sondern Feuerbackstraße. Etwas verwirrt suche ich die automatische Bestätigungsmail raus. Da steht Feuerbachstraße.

Irgendwer muss also hingegangen sein und die Adresse händisch von A nach B übertragen oder meine Eingaben korrigiert haben. Warum man so etwas tun sollte, bleibt schleierhaft.

Ich schreibe eine nette Mail an Condé Nast und sage, dass die Adresse falsch ist und schicke einen Link zu dem Wikipediaeintrag über Ludwig Feuerbach mit. Ich bekomme eine nette Mail zurück, die Adresse wurde korrigiert und irgendwann liegt dann eine UK-Wired im Briefkasten.

(Die Mail beginnt übrigens so: „I tried creating an account to manage my contact details, but for whatever reason, the system won't validate my account, so I cannot change my account details online. . . " Ich habe allerdings vergessen, was da das Problem war.)

Anne Schüßler

26.7.2013

Ein neues Macbook und ein Leben ohne Firefox

Mein Macbook gibt seinen Geist auf. Ich ahne schon, dass nur die Festplatte defekt ist, aber die Kamera ging schon von Anfang an nicht, und seit ein abgebrochenes Klinkensteckerende in der Audiobuchse steckt, funktioniert auch der Sound nur noch auf Umwegen. Das sind genügend Neukaufgründe, außerdem muss ich wie immer dringend an irgendwas arbeiten und kann den Rechner nicht wochenlang einschicken, falls es doch nicht an der Festplatte liegt.

Am nächsten Tag gehe ich in den Apple Store, den es in Berlin seit Mai 2013 gibt, und kaufe dort ein 11-Zoll-Macbook-Air.

“Eigentlich bräuchte ich 8 GB RAM, nicht 4, oder noch besser 16”, sage ich, “am Vorgängerrechner waren schon die 8 ständig zu knapp. Chrome und Firefox haben immer alles aufgefressen, was da war.”
“Das liegt meistens an Browser-Addons, oder an sehr vielen Tabs”, sagt der Verkäufer.
“Ich weiß, aber ich hab schon alles ausprobiert, und es ist nicht besser geworden.”
“8 GB müssten wir bestellen.”
“Ich brauch den Rechner leider gleich. Man kann später nicht mehr aufrüsten, oder?”
“Nein. Aber mit einem neuen Gerät hat man manchmal die alten Probleme gar nicht mehr. Und nur für Browser sollten 4 GB eigentlich reichen.”

Jaja, denke ich, Verkäufergerede. Aber es hilft ja nichts. Der Kaufvorgang verläuft genauso futuristisch wie von Anne Schüßler beschrieben, und ich bin genauso beeindruckt.

Am nächsten Tag läuft alles wieder, die wichtigsten Teile des Backblaze-Backups sind heruntergeladen, und ich installiere probehalber einfach mal gar keinen Firefox, nur Chrome. Seitdem reichen die 4 GB.

Kathrin Passig

1977ff. und dann wieder seit Juli 2013

Protobabyphone und Babyphone

Als ich im entsprechenden Alter war, so tradiert die *oral history* meiner Familie, stand neben meinem Bett eine Gegensprechanlage (über die der Karton zukunftsfroh verkündete, sie übertrage Daten, so wörtlich, ›drahlos‹; leider sind sowohl Gerät als auch Verpackung ohne vorherige archäologische Rettungsgrabungen oder fotografische Dokumentation weggeschmissen wor-

den), deren Sendeknopf mithilfe eines kleingefalteten Stücks Papier dauerfixiert war. Wenn ich also schrie, übertrug dieses Protobabyphone mein Geschrei ins Wohn- oder Schlafzimmer, wo das jeweilige Empfangsgerät eingestöpselt war. Wenn ich leise war, rauschte es leise mit.

Heutzutage kann man Babyphones mit Kamera kaufen oder solche mit Bewegungsmelder oder Atemfrequenzmessung. Wir haben uns, als ein Anwendungsfall auftrat, für ein weitgehend basales Modell entschieden. Der Sender im Kinderzimmer hängt am Stromkabel und nimmt den Betrieb auf, wenn da ein Geräusch ist. Ob das Geräusch tatsächlich durch das Kind verursacht wurde, kümmert das Babyphone nicht. Müllwagen, Autotüren oder die streitenden Nachbarskinder werden mit der gleichen Emphase zum akkubetriebenen Empfangsgerät übertragen.

Springt dieses an, rauscht es so laut wie es die »[s]tufenlos regulierbare [...] Lautstärkeneinstellung« zulässt. Gibt es (das ist aufgrund der Zeitverzögerung zwischen dem die Übertragung veranlassenden Geräusch und dem Beginn der Übertragung, die in etwa eine halbe Sekunde beträgt, nicht in jedem Fall der Fall) ein tatsächliches Geräusch im Kinderzimmer, hört man das. Einen Rückkanal, mithilfe dessen man, auf dem Sofa sitzend oder im Bett liegend, dem weinenden Kind eine akustische Rückmeldung geben könnte (mit der dieses wiederum in den allermeisten Fällen nichts Positives anfangen könnte), gibt es nicht.

Als erste der Produkteigenschaften preist die Website die »Anzeige eines schlafenden oder schreienden/wachen Babys« auf dem Display an. Annonciert wird dieses Babymoticon durch die gleichzeitig anspringende blaue Displayhintergrundbeleuchtung. Das ist als zusätzlicher optischer Reiz beim Empfangsgerät angemessen und hilfreich. Leider aber gibt der Sender, der naheliegenderweise im nächtlich abgedunkelten Kinderzimmer steht, dem Kind, das ja selbst gar keine Bestätigung des Geräuschs benötigt, den glei-

chen optischen Impuls. Wenn aber das Kind selbst ein Geräusch gemacht hat, dann weiß es das ja. Und will und soll ja recht eigentlich weiterschlafen. Im absichtlichen Dunkeln.

Thomas Vogel, @zthoddle

28.7.2013

Alte Festplatten, neue Vorsätze

Ich kaufe für meine umfangreiche Sammlung alter und namenloser Festplatten eine „LogiLink Quickport USB 2.0“-Dockingstation. Man kann damit sowohl die kleinen 2,5Festplatten aus den Notebooks als auch die größeren 3,5Platten aus den Desktoprechnern anschließen. Früher brauchte man dafür so ein breites, flaches Datenkabel oder ein externes Festplattengehäuse, und auch damit war es kompliziert, aber die Details habe ich vergessen. Ich nehme mir vor, demnächst endlich mal nachzusehen, was auf diesen historischen Platten alles drauf ist. Bisher (Stand Februar 2014) ist es beim guten Vorsatz geblieben.

Kathrin Passig

Juli 2013

[TT-Aufschreibeservice] Beschwörungsformel klicken bringt den alten Saab auf Trab

Ich fahre einen 19 Jahre alten Saab. Das heißt, eigentlich fahre ich immer mit dem Fahrrad in Hamburg, und darum vergesse ich stets, wo der Saab geparkt ist. Darum ist dann auch regelmäßig die Batterie leer, und der ADAC

ist mein bester Freund, weil wir ohne Starthilfe eigentlich selten loskommen. Wenn wir mit dem Saab fahren wollen, dann eine längere Strecke, Ausflüge, Urlaub, sowas.

Er springt manchmal aber auch nicht an, obwohl es nicht an der Batterie liegt, denn irgendwo geht trotzdem noch ein Licht. Aber er fährt halt nicht los. Irgendwann finden wir heraus, dass es bei diesem 19 Jahre alten Saab hilft, wenn man den elektrischen Türöffner dreimal klickt: Klick, klick, klick. Wie eine Beschwörungsformel. Dann steckt man den Schlüssel wieder hinein, und er fährt los, ohne Probleme. Das klappt tatsächlich sehr häufig. Bis auf die Male, wo ich den ADAC rufen muss.

Kixka Nebraska, erzählt auf der re:publica 2015

3.8.2013

Urlaub auf dem Bauernhof. Mit funktionierendem WLAN!

Urlaub auf dem Bauernhof, im Allgäu, in einer Gegend ohne jeden O2-Empfang. Natürlich gibt es kein WLAN. Was, doch, natürlich gibt es WLAN, sagt die Bäuerin (ca. 60). Man braucht nur einen Repeater für die Steckdose, der das Netz aus dem Wohnhaus der Vermieter auf der anderen Hofseite in unsere Ferienwohnung hineinverstärkt. Den bringt sie gleich herbei. Ich wusste bisher nicht, dass es so was gibt, lasse mir aber nichts anmerken.

Man braucht ein Passwort für den Repeater. Das wird die Bäuerin jetzt bestimmt nicht finden, nie findet irgendjemand das Passwort für sein WLAN. Aber sie weiß es, auswendig, und es ist das richtige Passwort.

Das WLAN funktioniert einwandfrei, und wir können von früh bis spät Scrabble gegeneinander auf den verschiedenen iPads und Handys spielen. Einziger Nachteil: Man hat nur entweder im Erdgeschoß oder im ersten Stock Empfang. Nachts zieht das Internet mit uns nach oben, tagsüber wieder nach unten.

Kathrin Passig

4.8.2013

Kaffee machen mit der Tassimo: Das ist doch ganz einfach, das haben wir gleich

In der Ferienwohnung gibt es eine "Tassimo"-Kaffeemaschine. Ich habe schon mal eine Nespresso-Maschine bedient, das war ganz leicht, ein Schalter, eine einzige Kapseleinlegemöglichkeit, zwei Tassengrößen zur Wahl. Und da die beiden Geräte offenbar für denselben Markt aus faulen Kreaturen gemacht sind, wird es hier schon genauso sein.

Eine Viertelstunde später haben wir jede Möglichkeit, die "T-Disc" mit dem Kaffee in die Maschine einzulegen, ungefähr viermal ausprobiert. Muss man vielleicht vorher den Deckel der T-Disc aufmachen? Müssten irgendwelche Lichtlein blinken, die es jetzt nicht tun? Soll man rohe Gewalt anwenden? Ratlos stehen wir um die Maschine herum. Es geht wohl nicht anders, ich muss die Gebrauchsanweisung suchen.

Wie üblich sind die ersten 100 Googletreffer mit YouTube-Anleitungsvideos verstopft. Ich habe es aber eilig! Ich will Kaffee trinken und nicht erst ein Video ansehen, um eine Information herauszufinden, die in einen Satz oder ein Foto passen würde! Nach zehnminütigem Zetern schaue ich ein Video an und kann danach die Disc einlegen und Kaffee machen.

Kathrin Passig

8.8.2013

Andererseits, wann war ich zuletzt an einem Ethernetkabel

Kathrin Passig: aber wieso hast du Internet?
Aleks Scholz: computer meiner eltern.
Kathrin Passig: du bist so selten dort, ich vergesse immer wieder, was das Problem war. du kannst erst an den Computer, wenn sie schlafen?
Aleks Scholz: es ist ein windows-computer, der immer ausgeschaltet wird, daher geht es nur in etappen. heute fiel mir ein, dass ich auch einfach per kabel an ihr netz koennte mit meinem macbook, aber leider habe ich den adapter nicht dabei.
Kathrin Passig: oh, den Adapter habe ich auch noch gar nicht.
Kathrin Passig: andererseits, wann war ich zuletzt an einem Ethernetkabel.

Quelle: Skypelog. Seit 2012 hat das Macbook Pro keine Ethernetbuchse mehr, man braucht einen Adapter.

Kathrin Passig

August / September 2013

Ein unerwartetes Problem mit brasilianischen Coworkingspaces

Ich werde die nächsten vier Wochen in Brasilien verbringen und werde vorher von einem deutsch-brasilianischen Kamerateam interviewt. Dazu muss ich mit aufgeklapptem Laptop unter anderem vor dem Brandenburger Tor herumsitzen, wie wir Coworkingnomaden es bekanntlich ständig tun – alles andere würde dem brasilianischen Publikum nichts sagen, erklärt man mir.

Das Kamerateam hält mein Vorhaben, in São Paulo genau wie in Berlin einen Coworkingspace zum Arbeiten aufzusuchen, für undurchführbar. Es gibt zwar ein paar solche Orte, ich habe sie schon ergoogelt, aber da ja jeder wisse, dass dort Leute mit Laptops hineingingen und herauskämen, würde man selbstverständlich überfallen und ausgeraubt. Man könne einen Rechner zu Hause haben, aber dort müsse er dann auch bleiben.

Ich arbeite also vier Wochen lang in meinem Schlafzimmer, nehme auch das Smartphone nur sorgenvoll mit und hole es nur selten an der Öffentlichkeit heraus, um Fotos zu machen (mehr kann es mangels brasilianischer SIM-Karte sowieso nicht). Auf der Straße sieht man tatsächlich wenig Gerätschaften, aber in der U-Bahn ziehen alle sofort ein Smartphone aus der Tasche. Anders als in anderen Ländern, wo man in der U-Bahn gewarnt wird, man solle das Smartphone aus Diebstahlsgründen möglichst nicht sehen lassen, fühlen sich die Bewohner von São Paulo beim U-Bahn-Fahren offenbar vergleichsweise sicher.

Kathrin Passig

29.8.2013

Digitale Polaroidkamera und indirekte Selfies

Auf der Buchmesse in Rio de Janeiro fotografiert eine Mitarbeiterin des Deutschland-Stands mit einer Polaroidkamera, die aussieht wie ein riesiges Kinderspielzeug (eine Fujifilm Instax 210). Ich habe nicht nur noch nie eine gesehen, ich wusste nicht mal von der Existenz digitaler Polaroidkameras. „So was will ich auch!“, sage ich, aber die Besitzerin erklärt, dass jedes Bild ungefähr einen Euro kostet.

Die Bilder kommen an eine „ID Wall“ am Messestand. Alle Fotografierten fotografieren ihre Fotos hinterher mit dem Handy ab, für Facebook.

Kathrin Passig

30.08.2013

Unterlassener Preisvergleich, unterlassene Lektüre

Ein Freiburger Antiquariat lockt mich mit seinen Auslagen. Früher sah ich vor solchen Geschäften immer alle Suhrkamp-Taschenbücher durch, weil ich sie alle für lesenswert hielt. Heute ist mir die Schrift zu klein, und ich gucke eher bei Hardcovern, die ja auch nicht mehr mehr kosten. Es gibt eine ganze Abteilung Bücher aus der „Anderen Bibliothek“, jedes für sich etwas zum Vererben. Das Rußlandreise-Tagebuch eines französischen Adligen aus dem 19. Jh interessiert mich. Weil sein Hotelbett in Petersburg nach wenigen Minuten von Wanzen bedeckt war, läßt Astolphe de Custine die Bettpfosten in Wasserbehälter stellen. Der Buchhändler möchte 20 Euro für das Buch, was mir viel vorkommt. Nein, das sei nicht viel, die Bücher der „Anderen Bibliothek“ seien teilweise schon vergriffen. Sollte ich hier ein Schnäppchen machen? Ein seltenes, vergriffenes Buch? Ich zahle zähneknirschend, und wenig später fällt mir ein, daß ich ja auf meinem Handy schnell bei amazon-marketplace den Preis checken könnte: es gibt einige Angebote unter 10 Euro! Gelesen habe ich das Buch seitdem noch nicht, die Stellen, auf die man beim ersten Durchblättern gestoßen ist, waren am Ende seltsamerweise zufällig oft die interessantesten.

Jochen Schmidt

30.8.2013

Auf der Suche nach einer brasilianischen SIM-Karte

Ich mache mich zu Fuß auf den Weg vom Hotel in Barra da Tijuca zu „Latin America’s largest shopping center“, weil ich vermute, dass man mir dort eine brasilianische SIM-Karte verkaufen wird, obwohl ich kein Portugiesisch kann.

Ich bin vor der Abreise in Duolingo bis Level 11 gekommen, also praktisch Operierender Thetan, verstehe aber vor Ort nicht mal, wenn man „Guten Morgen“ oder „Danke“ zu mir sagt.

Im Internet wird abwechselnd behauptet, es sei a) ganz unmöglich, als Ausländer in Brasilien eine SIM-Karte zu kaufen, b) kein Problem, da man seit 2012 keine brasilianische Steuernummer mehr dafür braucht oder c) ganz unmöglich, da man zwar keine brasilianische Steuernummer mehr dafür braucht, die SIM-Karten-Verkäufer und ihre Software davon aber noch nichts wissen.

Eine Stunde wandere ich durch Barra, an Kanälen entlang und vorbei an Schildern, auf denen steht, dass man die wildlebenden Tiere in Ruhe lassen oder nicht aufessen soll. Das Verb ist mir unbekannt, und das Schild zeigt eine Capybara-Silhouette. Als ich mir die Mall im Hotel bei Google Maps angesehen habe, wirkte sie ganz nah. Weil ich kein Handyinternet habe, musste ich mir den ganzen Weg merken, was natürlich noch nie geklappt hat, aber die Mall ist so groß, dass man sie kaum verfehlen kann. Immerhin ist Zu-Fuß-Gehen hier keine völlig exotische Tätigkeit, die anderen tun es auch.

Die Umgebung der Mall ist staubig, heiß und sieht aus wie jedes andere Industriegebiet. Von innen ist die Mall kühl, ganz neu und voller wohlhabender Besucher. Es gibt drei prächtige Filialen verschiedener Mobilfunkanbieter, und anhand der ausliegenden Prospekte kann ich erahnen, dass alle drei in der Lage wären, mir eine Prepaid-SIM zu verkaufen. Aber obwohl die Filialen mit englischsprachigen Slogans nur so tapeziert sind, spricht kein einziger Mensch Englisch. Man bemüht sich sehr, lässt mich Platz nehmen und deutet mit Hilfe vager Gesten an, man habe schon einmal von einer englischsprechenden Person gehört, aber es wird nichts draus. Ich trete den heißen staubigen Rückweg an und bleibe vier Wochen mobilfunklos.

Kathrin Passig

Sommer 2013

Der Gerät

Ich bin vierzehn Jahre alt und weiß zu diesem Zeitpunkt in meinem Leben noch nicht, wie man selber kocht. Soll heißen: Sobald meine Eltern mal nicht da sind, sieht die Lage bezüglich meines leeren Magens schlecht aus. Glücklicherweise tritt dieser Fall nur einmal die Woche, nämlich donnerstags, ein. Dann machen mein bester Freund und ich meistens so was wie einen Buddy-Nachmittag. Wir gehen ins Kino, zocken zusammen Videospiele, solche Dinge halt. Genau wie ich hat er an diesem Tag auch sturmfreie Bude. Donnerstags können wir so ziemlich alles machen, was wir wollen. Problem ist: Er kann ebenfalls noch nicht kochen. Wir brauchen also immer noch etwas zu essen. Weshalb wir zum Dönerladen unseres Vertrauens gehen: BAGDAD.

An einem der vielen Donnerstage gehen wir wie sonst auch auf dem Weg nach Hause bei Bagdad vorbei, um uns einen Dürüm zu holen. Das ist von den Zutaten her betrachtet dasselbe wie ein Döner. Nur wird er in einer Teigrolle anstatt im Fladenbrot serviert.

Als wir ankommen, trifft uns plötzlich ein ungewöhnlicher Anblick. Eine eigenartige Maschine ummantelt den Dönerspieß. Sie ist mit der Außenaufschrift „Der Gerät“ beklebt. Ein von selbst auf und ab laufendes Messer schneidet nun die dünnen Streifen vom Fleisch. Außerdem ist ein zweiter Spieß aufgetaucht. Mit Hühnchenfleisch. HÜHNCHEN! Auf dem Döner! Das ist unvorstellbar für einen Berliner wie mich.

Mit skeptischen Blicken mustern wir die neue Szenerie. Wir bestellen schließlich das Übliche: „Döner Dürüm, Kräuter, Knoblauch mit Salat alles“ für meinen Kumpel und „Döner Dürüm, Kräuter, Knoblauch, Scharf mit Salat alles, aber ohne Tomaten“ für mich.

Vielleicht suche ich absichtlich nach etwas, das mit dem Essen nicht stimmt. Aber eines ist klar: Das Fleisch ist viel, VIEL zu dick geschnitten. Beim nächsten Besuch versuchen wir dann als Alternative das Hühnchenfleisch, welches immer noch von einem Mann hinter der Theke per Hand

geschnitten wird. Das geht, wie natürlich schon vermutet, GAR NICHT! Da das eine zu dick geschnitten ist und das andere nicht nach Döner schmeckt, brechen wir tatsächlich mit unserer Tradition und suchen uns woanders was zu essen.

Und wir sind nicht die Einzigen damit. Denn jedes Mal, wenn wir auf dem Heimweg einen trauernden Blick auf unser einstiges Stammlokal werfen, erscheint es etwas leerer. Unsere Trauer soll aber nicht lange andauern, denn auch Bagdad bemerkt offensichtlich das Fehlen seiner Kunden. Nach nur wenigen Wochen ist „der Gerät“ wieder verschwunden, das Fleisch wird wieder von einem MENSCHLICHEN Profi geschnitten und der Döner Dürüm schmeckt wieder so fantastisch wie eh und je. Manche Tätigkeiten können wohl selbst von den tollsten Maschinen nicht ersetzt werden!

L. A. Jo Döling

Herbst 2013

Elektroautos, Desinteresse und Kopfschütteln

Schon seit längerem liebäugle ich mit einem Elektroauto. E-Mobile sind leise, umweltfreundlich, besitzen eine magische Beschleunigung und haben dazu einen gewissen Revoluzzertouch. Und irgendwer muss ja mal damit anfangen. Andererseits bin ich bei der Autowahl sehr konservativ und fahre seit 30 Jahren nur VWs. Polo, Passat, Bus, nur einmal einen Citroën GS, komisch.

Außerdem kann ich mich nicht recht mit zweisitzigen Kleinflitzern wie Renault Twizy oder Ähnlichem anfreunden. Ein Auto braucht vier Sitze und einen Kofferraum, der mehrere Getränkekisten oder ein paar Kartons Flyer schlucken kann.

Im Herbst 2013 aber ist es endlich soweit: Volkswagen bringt eine Elektrovariante seines Kleinwagens „up!“ auf den Markt, den „e-up!“. Jetzt fange ich an, ernsthaft darüber nachzudenken.

Ich fahre jeden Tag 15 Kilometer zur Arbeit und abends wieder zurück. Dazwischen mal in die Druckerei oder zu Kunden, hier mal 10 Kilometer, dort mal 8 Kilometer. Für längere Fahrten oder den Urlaub haben wir den Familien-VW-Bus. Faktisch reicht mir die Reichweite des e-up mit 160 Kilometern also dicke durch den Tag. Und nachts kann er an die Steckdose.

Ich gehe also zum örtlichen VW-Händler, frage nach dem e-up! und stoße auf eine Mischung aus Desinteresse und Kopfschütteln. Der nächste VW-Händler mit einem extra elektro-geschulten Verkäufer sei in der großen Stadt, 20 Kilometer weiter.

Ich rufe dort an und höre, dass noch kein e-up! für Probefahrten zur Verfügung stehe. Sie würden sich melden. Einen Monat später frage ich nach. Ach ja, jetzt hätten sie einen da. Man könne einen Termin machen. Schließlich schaffen wir es, eine Probefahrt zu vereinbaren.

Der Verkäufer ist jung, kommt frisch von der Elektroschulung aus Wolfsburg und ist hellauf begeistert vom e-up!. Insbesondere die spezifischen Standlichter in U-Form haben es ihm angetan. Andere wichtige Informationen haben sie ihm dort offenbar vorenthalten. Von der speziellen Abschreibe-Regelung für Elektro-Firmenfahrzeuge zum Beispiel hat er noch nie gehört. Dabei ist dies – neben der Befreiung von der Kfz-Steuer – das einzige finanzielle Plus, das E-Mobile vorzuweisen haben. Ansonsten kostet der e-up! locker das Doppelte der Benziner-Version.

Auch sonst habe ich nicht das Gefühl, dass VW sehr daran interessiert ist, Elektroautos zu verkaufen. Im Gegensatz zum sonstigen Gebaren in Autohäusern sind Rabatte für den e-up! nicht vorgesehen. „Da zahlen wir ja drauf“, jammert der Jungverkäufer. Als ich mich trotz des horrenden Preises am Ende zum Kauf entschließe, wird – weil ich der erste Elektroauto-Kunde in diesem Autohaus bin – ein Foto von der Schlüsselübergabe für die Presse geschossen. Da kommt dann auch der Chef des Hauses dazu. Offensichtlich sieht er das Auto an diesem Tag zum ersten Mal. Und stellt seinem Jungverkäufer Fragen, die tief blicken lassen. Wie lange denn so ein Auto lädt? Welche Reichweite es hat? Aha.

Beim Abschied deute ich auf den chromglänzenden Fuhrpark, der in seinem Haus steht und frage ihn, ob ihm klar sei, dass es all das in zwanzig oder dreißig Jahren vielleicht nicht mehr gebe. Er ist entsetzt. Nein, er glaube das nicht. Die werden schon noch irgendwo Öl finden, hofft er. In der Arktis vielleicht.

Uli Eder

15.9.2013

Navigation ohne Google Maps! Wie Kolumbus!

Weil ich keine brasilianische SIM-Karte habe, muss ich mich in São Paulo ohne Google Maps zurechtfinden. Das hat unter anderem zu der Erkenntnis geführt, dass man aufpassen muss, wenn man sich auf der Südhalbkugel am Sonnenstand orientieren will. Theoretisch wusste ich das, aber bis diese Theorie und die Praxis heute in meinem Kopf zusammengefunden haben, bin ich eine halbe Stunde von der U-Bahn weg gelaufen statt auf sie zu.

Auf dem Nachhauseweg schlafe ich im Bus ein und erwache in einer unbekannten Gegend. Zum Glück gibt es in São Paulo überall Gradienten: Es geht bergauf oder bergab, und die Hausgrößen ändern sich. Ich muss in eine Gegend mit kleinen Häusern, in der es bergab geht. Hier fahren wir jetzt auf einer mehrspurigen, hochhausgesäumten Straße ohne Steigung. Ich steige aus und gehe in eine Richtung, in der die Häuser kleiner werden, und dann bergauf. Das klappt ganz gut, die Umgebung fängt an, meiner Wohngegend wenigstens im Prinzip zu ähneln. Dabei fällt mir auf, dass ich bisher noch nicht einmal darüber nachgedacht habe, einen Stadtplan zu beschaffen und mitzunehmen. Die Möglichkeit der Stadtplanbenutzung war irgendwie aus

meinem Kopf verschwunden. Wahrscheinlich war es weniger eine Möglichkeit als eine Gewohnheit. Aber es geht auch so, es dauert nur eine Stunde länger.

Kathrin Passig

17.09.2013

Wir hatten ja damals nix außer die Nähe zu Köln

Nachdem ich mir jahrelang nicht merken kann, auf welcher Nummer welches TV-Programm gespeichert ist, sortiere ich erstmalig die Programme auf dem Fernseher nach meinen Vorstellungen. Das geht ungefähr genauso schwerfällig, wie man sich das vorstellt, und Menschen mit weniger Geduld hätten nach zwei Mal Programmplatz ändern frustriert das Handtuch geschmissen, aber ich halte zumindest solange durch, bis alle Programme, die ich irgendwie als halbwegs relevant empfinde, da sind, wo ich sie auch wiederfinde.

Nachher: ARD auf der 1, ZDF auf der 2, WDR auf der 3, RTL auf der 4, VOX auf der 5, danach folgt der Rest. Das entspricht der Programmreihenfolge auf unserem Fernseher ca. 1994, auf der 6 war damals noch SWR in leicht verschneit. Wir hatten ja damals nix außer die Nähe zu Köln.

Jedenfalls komm ich jetzt, wo alles wieder ist wie 1994, wieder mit dem Fernseher klar. Es ist geradezu fantastisch.

Anne Schüßler

18.9.2013

Need Paper!

Ich habe zum ersten Mal einen Boardingpass auf dem Handy statt auf Papier (von Lufthansa). Der Flughafen von São Paulo kommt damit gut klar, die Leute an der Kasse im Duty-Free-Shop nicht. „Need paper! Need paper!“ Ich muss mein restliches brasilianisches Geld mit nach Hause nehmen.

„Need Paper!“ wäre ein guter Titel für ein Buch über das frühe 21. Jahrhundert.

Kathrin Passig

September 2013

Fehlanzeige

Unser erstes Kind ist ganz frisch auf der Welt. Eines der ersten Geschenke ist die Ausgabe der örtlichen Zeitung dieses Tages, die uns zur Aufbewahrung überreicht wird. Es wird außerdem die Frage gestellt, bei welcher Zeitung wir die Geburtsanzeige schalten möchten.

Ich überlege.

Zu diesem Zeitpunkt haben wir bereits erste Fotos des Babys per Smartphone über Whatsapp und Threema an recht viele Menschen, die mit uns auf das Baby gewartet haben, verschickt. Wer über diese sozialen Netzwerke nicht erreichbar war, bekam eine Email. Damit sind alle engen Freunde und näheren Verwandte abgedeckt, da selbst die älteren Semester zumindest eine Emailadresse besitzen. Dazu kommen noch zwei Posts auf Facebook, die auch Menschen im entfernteren Bekanntenkreis erreichen.

Von den Leuten, die wir in der Stadt kennen, liest niemand regelmäßig Zeitung. Die Schnittmenge der Menschen aus unseren Heimatorten, die sowohl regelmäßig Zeitung lesen als sich auch noch an uns erinnern ist sehr gering. Die Antwort ist also: “Gar nicht.”

Die Großeltern sind perplex, können uns aber auch keinen wirklichen Grund für den Sinn einer Anzeige nennen, außer dem Wunsch nach einem Memorandum aus Papier. Diese Aufgabe erfüllt später ein Stoß Fotokarten, bestellt bei einem auf diesen Zweck spezialisierten Onlineanbieter, die wir am Bildschirm über eine Vorlage selbst gestalten und dann per Post weiterverschicken. Eine Geburtsanzeige vermisst niemand.

Angela Heider-Willms

September 2013

Ratloses Reden über fahrerloses Fahren

Ich wette mit G., dass es innerhalb der nächsten zehn Jahre möglich sein wird, sich in einer deutschen Stadt ein fahrerloses Auto als Taxi zu rufen. G. hält das für ganz ausgeschlossen. Ich bin selbst unsicher, denn meine Vorhersagen waren bisher in diesen Dingen zwar meistens richtig, aber ich bin immer zu optimistisch, was den Zeitpunkt des Eintretens angeht.

G. steht dem Internet gleichgültig bis skeptisch gegenüber, und es gelingt mir nie (Stand Anfang 2014), ihn via Mail oder auch nur auf dem Handy zu erreichen, das er immerhin besitzt. Es geht nur über seine Festnetztelefonnummer.

Kathrin Passig

1.10.2013

Der immergrüne Balken treibt mich ins Auflade-laissez-faire

Den Akku meines neuen Samsung Galaxy habe ich in dem einen Monat, in dem ich es besitze, bereits öfter komplett leerlaufen lassen als den meines letzten Telefons in zwoeinhalb Jahren. Der Grund dafür: Der Ladebalken des Samsung-Handys ist *immer grün*. Nicht einmal beim letzten Prozent denkt der Balken daran, wenigstens gelb zu werden – von rot ganz zu schweigen. Tut mir leid, das kann ich nicht ernst nehmen. Wenn du aufgeladen werden möchtest, signalisiere mir das bitte auf andere Weise als durch die international anerkannte Symbolfarbe für „alles i.O.“!

Torsten Gaitzsch; Cross-posting von hier

Seit 09.10.2013

Mein Elektroauto ist eine Wellnesslounge mit Duftspender, Easy Listening Musik und Aquarium

Im Frühjahr 2013 treffe ich die Entscheidung, meinen älteren VW Golf zu verkaufen und auf ein Elektroauto umzusteigen. Der ab Juni 2013 auch in Deutschland erhältliche, rein elektrische Renault ZOE hat eine ähnliche Größe und genug Platz für die Familie. Aufladen kann ich ihn daheim an einer im Preis inbegriffenen Wallbox, die in unserer Garage installiert wird. Wohl wegen der langen französischen Werksferien kann ich ihn erst am 09.10.2013 abholen.

Da ich die hellen Polstersitze schöner als die dunkelgrauen finde (die Kinder sind inzwischen groß), nehme ich die Ausstattungsvariante „Zen“.

Integriert ist bei ihr ein Duftspender, der zwei verschiedene Duftkapseln aufnimmt. Wählen kann man aus acht Duftnoten: „Energizing Citrus“, „Gourmet Fruits“, „Fresh Fern“, „Stimulating Forest“, „Clean Breeze“, „Relaxing Jasmine“, „Calming Ylang“ und „Cocooning Flowers“. Die Kapseln gibt es als Zubehör schon länger für kleine Plastikspender, die man an das Lüftungsgitter jedes beliebigen Autos klemmen kann (siehe obere Zeichnung in der Bedienungsanleitung).

Im ZOE Zen werden sie in eine kleine Schublade geschoben.

Die Lade ist recht gut abgedichtet und die Kapseln geben ihren Duft erst nach Aktivierung über das Menü im Touchscreen frei. Auch die Duftintensität ist dort von 1 bis 5 einstellbar.

Leider vergesse ich immer, welche Patronen ich eingefüllt habe, die als „Duft 1“ und „Duft 2“ anwählbar sind. Zumindest merke, besser: rieche ich sofort, wenn mein Mann mal mit meinem Auto gefahren ist, er liebt den Duftspender.

Das Lounge-Ambiente für die Nase wird noch angenehm für Auge und Ohr ergänzt: Man kann auf dem Screen eine von vielen verschiedenen farbigen Bildcollagen anschauen und bekommt zum Duft passende Easy Listening-Stücke eingespielt, von Klaviergeplätscher über New Age-Klängen und Ethnosound bis zu Jazzigem.

All das funktioniert auch während der Fahrt. Nur im Stillstand aktivierbar ist das animierte Aquarium, mit Pflanzen und Fischen kann man es selbst gestalten und dann dem beruhigenden Treiben zusehen.

Da ich beim Aufladen nie im Auto sitzen bleibe, nutze ich statt des Aquariums lieber die App, die mir mobil den Ladestand auf dem iPhone anzeigt (sie ist ein eigener Tagebucheintrag wert).

Vermutlich soll diese Sonderausstattung das Wohlgefühl in der Wartezeit während des Aufladens, der sogenannten „Ladeweile“, steigern. Eigentlich fehlt nur noch die eingebaute Minibar, doch der Betrieb eines Eisschranks würde die kostbare Akkuladung und damit die Reichweite meines ZOE wohl zu stark reduzieren.

Anne Doppelbauer

Seit 2013 (ungefähr)

Die Warteliste für eBooks

Wenn ich irgendwo (vor allem im Internet, aber auch anderswo) über ein interessantes Buch stolpere, mache ich üblicherweise folgendes:

Ich gehe zu Amazon und suche das Buch. Wenn es das Buch als eBook gibt und es schon erschienen ist, lasse ich mir eine Leseprobe aufs Kindle schicken.

Wenn es das Buch als eBook gibt, aber es noch nicht erschienen ist, füge ich es der Wunschliste hinzu. Wenn es das Buch nicht als eBook gibt, füge ich es ebenfalls der Wunschliste hinzu, da ist es dann auch egal, ob es schon erschienen ist oder nicht, denn es gibt ja kein analoges Äquivalent zur Leseprobe.

In regelmäßigen Abständen miste ich meinen Wunschzettel aus. Dabei prüfe ich auch, ob die eBooks, die zum Zeitpunkt des Hinzufügens noch nicht verfügbar waren, mittlerweile erschienen sind. Ist dies der Fall, lasse ich mir eine Leseprobe schicken und lösche sie dann vom Wunschzettel.

Tatsächlich geht das einfacher als es klingt, weil auf dem Wunschzettel an jedem Artikel ein Button klebt, entweder “In den Einkaufswagen” oder “Vorbestellen” oder “Mit 1-Click kaufen”. Letzteres bedeutet, dass ich nicht den gesamten Kaufprozess durchmachen muss, sondern der Artikel sofort gekauft und mit einer voreingestellten Bezahlmethode bezahlt wird.

“Mit 1-Click kaufen” kann ich nur eBooks, das werde ich wohl irgendwann mal so konfiguriert habe. Zusätzlich unterscheiden sich die Buttons in der Farbe. “Vorbestellen” ist grau, “In den Einkaufswagen” ist gelb und “Mit 1-Click kaufen” ist orange. Ich muss also nur nach den orangenen Buttons suchen und finde so relativ schnell alle eBooks für die es mittlerweile Leseproben gibt. Noch nicht erschienene eBooks haben wie alle anderen noch nicht verfügbaren Artikel einen grauen “Vorbestellen”-Button.

Was mir natürlich eigentlich fehlt: Ich bräuchte einen Button “Leseprobe schicken, sobald eBook verfügbar”. Aber den gibt es noch nicht.

Anne Schüßler

Irgendwann 2013

Ich bastele mir aus Versehen eine Eltern-YouTube-Überwachungsfunktion

Ich suche aus irgendwelchen Gründen ein YouTube-Video, von dem ich weiß, dass ich es letztens schon mal geguckt habe, deswegen benutze ich einfach die Verlaufsansicht bei YouTube.

Auf einmal tauchen in der Liste Videos auf, die ich ziemlich sicher nie gesehen habe. Irgendwelche Konzertmitschnitte. Bowie, Creedence Clearwater Revival und so Zeugs. Find ich zwar prinzipiell gut, hab ich aber nicht geguckt. Ich bin verwirrt und gucke weiter.

Dann folgt eine ganze Reihe von „Ladykracher“-Sketchen mit Anke Engelke und es dämmert mir.

Ich hatte mich nämlich neulich bei meinen Eltern am Laptop in mein Gmail-Konto eingeloggt, um Mails nachzugucken. Anscheinend habe ich vergessen, mich da wieder auszuloggen und da mein Gmail-Konto ja mit YouTube verknüpft wird, denkt YouTube im Browser von meinen Eltern jetzt auch, ich würde das alles gucken.

Erst denke ich, dass das ja doof ist, wenn ich bei meinen Eltern dauereingeloggt bin. Andererseits habe ich jetzt die perfekte Eltern-YouTube-Überwachungsstation und da meine Eltern beide keinen Gmail-Account besitzen, ist die Chance, dass sie auf mein Mailkonto stoßen, recht gering.

Bisher habe ich also nichts geändert. Und heute hat mein Vater David Bowie und Led Zeppelin gehört. Könnte schlimmer sein.

Anne Schüßler

Herbst 2013

Die Uhr als Joch des zeitgenössischen Fahrradfahrers

Ich besitze seit über zehn Jahren keine Armbanduhr mehr. Wenn ich wissen möchte, wie spät es ist, ziehe ich das Handy aus der Tasche und tippe es kurz an. So wie man das eben macht. Aber dummerweise habe ich vor kurzem wieder angefangen, Fahrrad zu fahren.

Auf dem Fahrrad ist es schwierig, mal eben aufs Smartphonezu schauen. Während des Fahrens verbietet sich das, und extra anhalten, um die Uhrzeit nachzusehen, ist auch ein bisschen blöd. Also bleiben noch die Ampelpausen. Aber wie das so ist, wenn man schon mal das Telefon in der Hand hat, schaut man nicht nur die Uhrzeit nach, sondern vielleicht auch mal eben bei Google Maps, wie weit es noch ist, oder vielleicht, wer einem gerade über WhatsApp geschrieben hat, oder welche Neuigkeiten man noch kurz aufnehmen könnte, oder… – und schon hat man vor lauter Aufruf-Automatismen übersehen, dass es seit ein paar Sekunden wieder grün ist.

Wenn es gut läuft, bin ich in so einem Moment alleine an der Ampel. Wenn es schlecht läuft, bekomme ich von hinten wüste Beschimpfungen zu hören, weil ich meine Nase in dieses Ding da stecke und einer verkommenen und weiter verkommenden Spezies angehöre, die die wirkliche Welt völlig aus dem Blick verliert. Beinahe möchte ich da zurückrufen: »Die ›Wirkliche Welt‹ ist doch, in Wahrheit, nur die Karikatur unsres großen Internets!« Aber ich rufe nie im Straßenverkehr, und außerdem ist die Empörung der Hinterleute ja absolut verständlich und ich bin einfach nicht im Recht.

Um solche Situationen zu vermeiden, will ich mir eine Armbanduhr kaufen. Sie muss gar nichts können, keine Stoppuhr, keine Datumsanzeige, kein Alarm, keine Tiefen- und Höhenmessung, kein USB-Anschluss, kein Düsenantrieb, nichts. Sie soll einfach nur die Zeit anzeigen, vielleicht noch schön anzusehen sein und möglichst gar nichts kosten.

Ich suche nach gebrauchten Uhren auf eBay und kaufe mir am Ende für sehr wenig Geld eine sowjetische Uhr der Marke Raketa, vermutlich aus den 1970er oder 80er Jahren. Sie funktioniert mit Handaufzug, und ich entwickle gleich neue Automatismen: Immer mal wieder, über den Tag verteilt, drehe ich anlasslos das Rädchen, um zu verhindern, dass die Uhr stehen bleibt, und einmal die Woche muss ich sie neu stellen, weil sie dann ungefähr zwei Minuten nachgeht. Aber was tut man nicht alles, um den Mitmenschen das Leben zu erleichtern.

Im Januar 2015 geht die Armbanduhr kaputt. Als ich sie abnehmen möchte, fliegt sie wegen irgendwelcher nicht nachvollziehbarer Körperzuckungen in hohem Bogen durchs Zimmer und bleibt stehen. Als Ersatz kaufe ich mir eine andere Uhr, auch ohne Sonderfunktionen, auch auf eBay, auch für fast kein Geld, aber diesmal mit einer Batterie. Es ist diesmal keine Raketa, sondern irgendein weniger klangvolles No-Name-Produkt, aber es funktioniert

einwandfrei. Und wenn jetzt noch das Rücklicht an meinem Fahrrad repariert wäre, dann, ja, dann würde ich vielleicht sogar ab und zu auf die Armbanduhr schauen.

Felix Lorenz; aufgeschrieben am 01.04.2015 aus der Erinnerung

Herbst 2013

Abenteuer entlang der Silk Road

Aus rein wissenschaftlichem Interesse informiere ich mich über das in der Presse oft mit "Darknet" gleichgesetzte TOR-Netzwerk. Dank guter Anleitungen, die man durch Suchen schnell findet, ist es kein größeres Problem, den modifizierten Firefox-Browser zu installieren und die Adresse zu Silk Road zu finden ist auch kein großer Rechercheaufwand.

Aus rein wissenschaftlichem Interesse muss ich mich nach erster Betrachtung der dort angebotenen Waren dann auch noch zusätzlich mit dem Thema Bitcoin auseinandersetzen. Also, mit der praktischen Verwendung von Bitcoins. Die sind nämlich das einzige Zahlungsmittel, das man bei Silk Road verwenden kann und irgendwie ist das auch sehr logisch. Nach mehreren Tagen, die das Aufsetzen inklusive Identitätsprüfung dauert, lade ich gut einhundert Euro in Bitcoins auf das Konto. Die wiederum überweise ich dann mittels eindeutigem, aber hoffentlich anonymen Schlüssel auf das Benutzerkonto bei Silk Road, damit ich dort einkaufen kann.

So bestückt traue ich mich wieder auf die Silk Road, wo die Bitcoins tatsächlich angekommen sind und zur Verfügung stehen. Ich bestelle aus rein wissenschaftlichem Interesse ein, ähm, Produkt. Das kostet fast genauso viele Bitcoins wie ich habe. Der Verkäufer bittet mich als Neuling mit noch null Käufen: "pls FE!" Ich habe keine Ahnung, was er meint, finde aber dank Recherchen heraus, dass er damit "finalize early" meint. Das bedeutet, dass ich im Gegensatz zum normalen Vorgehen (bestellen, Bitcoins an das als Treuhänder funktionierende Silk Road überweisen, Produkt erhalten, Erhalt

bestätigen, Silk Road überweist Bitcoins an Verkäufer) den Erhalt des Produkts schon vorab bestätigen soll, der Verkäufer also das Geld schon erhält, bevor er die Ware losschickt. In den einschlägigen Quellen, die “FE” erklären, steht einhellig dabei, man solle das auf gar keinen Fall unter gar keinen Umständen niemals nicht tun. Also mache ich es.

Nachdem ich einige Wochen später die Hoffnung aufgebe, als wahrscheinlich erster FE-ler der Welt doch noch die Bestellung zu erhalten, starte ich einen zweiten Versuch. Ich überweise Bitcoins an meinen Account in der Silk Road, wieder im Gegenwert von gut einhundert Euro. Als ich einige Tage später shoppen möchte, sehe ich beim Aufruf der Silk Road ein Siegel des FBI. Ich finde heraus, dass man den angeblichen Silk-Road-Macher geschnappt und den Marktplatz “beschlagnahmt” hätte, mehrere Millionen Bitcoins inklusive. Meine natürlich auch.

Conclusio meiner wissenschaftlichen Studie: Ich bin gut zweihundert Euro ärmer, dafür aber ein paar nervositätsbedingte Magenschmerzen, ein Bitcoin-Konto und etliche Erfahrungen reicher.

Alan Smithee

23.–25.10.13

Über verschiedene Arten von Folien

Wintersemester 2013/14, erste Semesterwoche. Ich gebe ein Seminar zu Korpuslinguistik (Sprachwissenschaft mit viel Computer) und erstelle für den ersten Überblick eine PowerPoint-Präsentation. Wie alle meine Arbeitsdateien speichere ich sie auf meinem Unilaufwerk – da sind sie wegen häufiger Backups sicher und ich kann von jedem Rechner im Uninetz darauf zugreifen. Ich muss also nur mit unserem Bürolaptop in den Seminarraum gehen, mich einloggen und ihn mit dem Beamer verbinden. Das Seminar ist Donnerstag, 10 Uhr.

Am Mittwochnachmittag passiert Folgendes:

23.10.13, 15:39

Sehr geehrte Damen und Herren,

zur Zeit kommt es leider erneut zu einer Störung auf einem Teil der Heimverzeichnisse.

Die Ursache für die Störungen wird bereits vom Hersteller untersucht. Wir hoffen, dass wir alle Heimverzeichnisse schnellstmöglich wieder in Betrieb nehmen können.

Die Störungen bitten wir vielmals zu entschuldigen.

Mit freundlichen Grüßen,

Ihr Zentrum für Datenverarbeitung

Ohne Heimverzeichnis bin ich erst einmal weitgehend arbeitsunfähig, aber der Tag ist ja eh schon vorangeschritten. Serverausfälle gab es in der Vergangenheit schon vereinzelt, aber i. d. R. waren sie nach zwei, drei Stunden behoben, ich mache mir also keine großen Sorgen. Noch nicht. Um 23:29 h schreibt das ZDV erneut: Die Fehlersuche sei sehr zeitaufwändig und man wisse nicht, wie es am nächsten Tag aussehe. Ich mache mir noch immer keine Sorgen. Am Donnerstag um 05:42 kommt die nächste Mail, die keine guten Nachrichten, aber einen für manche brauchbaren Workaround enthält:

[. . .]

Um Ihnen wenigstens einen teilweisen Zugriff auf Ihre Daten zu ermöglichen, haben wir die alte Hardware des Fileservers fs02 wieder eingeschaltet – auf diesem befindet sich noch eine ca. einen Monat alte Kopie Ihrer Daten.

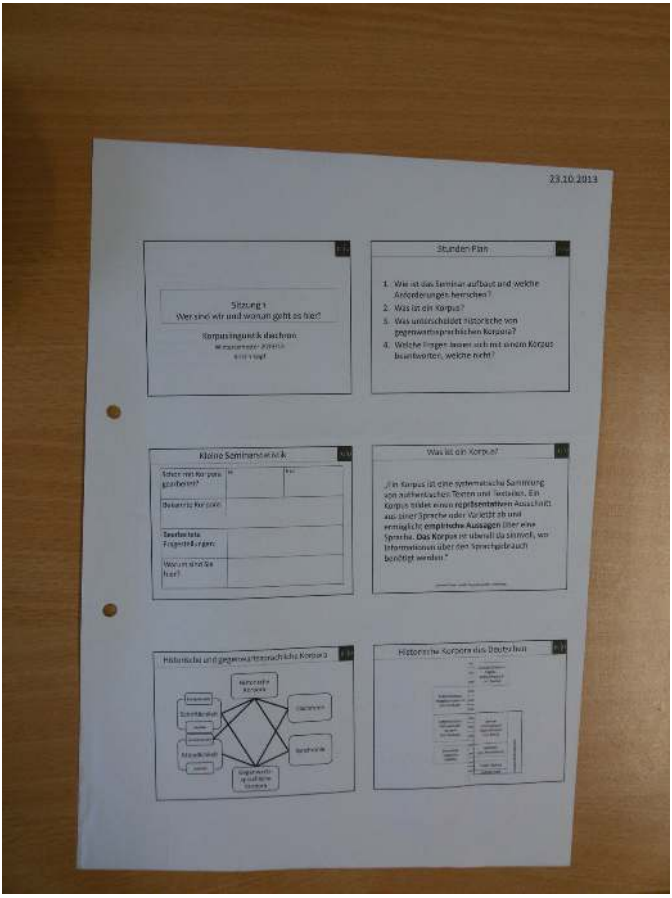
Sie können über \fs02-old\IHRBENUTZERNAME$ auf die dort gespeicherten Daten in Ihrem Heimverzeichnis zugreifen.

Bitte speichern Sie dort AUF KEINEN FALL Daten ab, da wir das System nach Reparatur des neuen Servers wieder abschalten müssen.

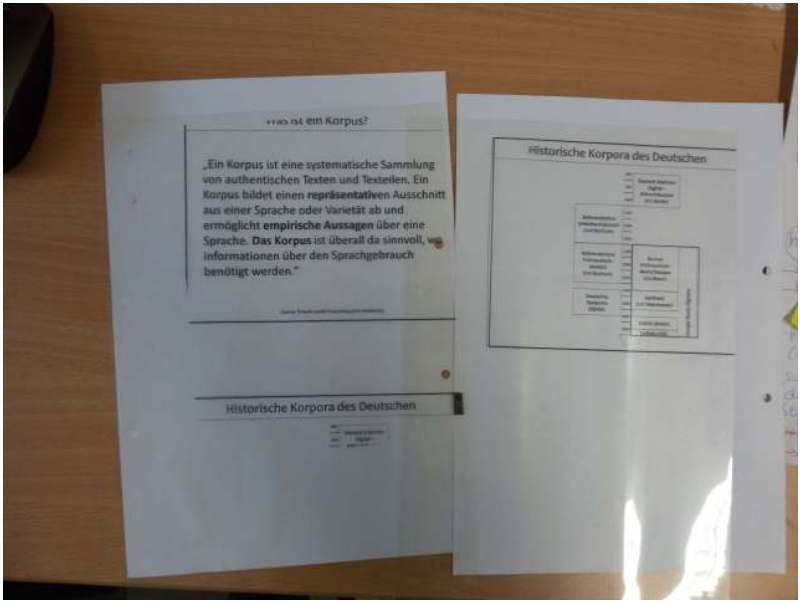
Speichern Sie Ihre Daten in der Zwischenzeit bitte auf dem Desktop Ihres Arbeitsplatzrechners ab. Wenn Ihr Heimverzeichnis wieder zur Ihrer Verfügung steht, können Sie die Daten dann problemlos dorthin kopieren.

[. . .]

Das ist unerfreulich. Ich bereite meine Seminare zwar frühzeitig vor, aber ca. einen Monat vorher nicht, die Präsentationsdatei ist also weiterhin unzugänglich. Glücklicherweise habe ich die Präsentation nach dem Erstellen ausgedruckt – sechs Folien auf ein Blatt, schwarzweiß und so schief, wie nur unser Drucker das kann:



Ich beschließe einen Umstieg von Folien auf Folien-Folien: In der Materialschublade liegen noch Overheadfolien herum, auf die ich nun die verkleinerten PowerPoint-Folien wieder großkopiere. Wie immer beim Vergrößern am Kopierer, ist kaum absehbar, welchen Ausschnitt es treffen wird. Der Schiefheitsgrad erhöht sich weiter:



Der Overheadprojektor projiziert in schummrigem Gelb, aber man kann alles erkennen. Die weniger textlastigen Folien entwickle ich trotzdem an der Tafel. Ich bin ziemlich froh, als ich mit diesen Inhalten durch bin und den Studierenden Korpusbeispiele im Internet zeigen kann, die vermuten lassen, dass das Seminar medial etwas moderner wird als sein Einstieg.

Um 12:33 teilt das ZDV mit, dass manche Leute wieder Zugriff haben, aber die Systemprüfung noch mindestens bis 20 Uhr dauern wird. (Ich bin weiter heimverzeichnislos.) Am 25.10. um 4:04 h erreicht uns schließlich die Nachricht, dass die Prüfung abgeschlossen und kein Datenverlust entstanden ist.

Kristin Kopf

Ab Herbst 2013

Mein Smartphone wird heimatlos, ich weiß aber trotzdem immer, wo es ist

Vom Ende der 90er bis mindestens 2011 habe ich mein Handy in der Oberschenkeltasche meiner Hose herumgetragen und war glücklich damit. Beim Herausholen im Gehen musste man sich je nach tiefem Sitz der Beintasche albern verrenken, und eine besonders seltsame Outdoorhose hatte die Beintasche in der Kniekehle, aber ansonsten war alles gut.

Ab etwa 2010 verdiente ich mein Geld vermehrt mit Vorträgen und brauchte dafür anständige Vortragshosen. 2012 nahm Globetrotter die einzige sehr gute schwarze Hose aus dem Programm, mit der man sowohl auf Berge steigen als auch Vorträge halten konnte. Ende 2013 kaufte ich deshalb in einer Vortragsnotlage in einem regulären Schweizer Kaufhaus eine Herrenhose mit Bügelfalte und vornehmem Muster. Sie verfügt zwar über eine gesonderte Kleingeldtasche, die ich bis heute stolz vorführe, aber nicht über eine Beintasche.

2014 ziehe ich vorübergehend in die Schweiz, und weil dort nur ganz verkommene Personen Outdoorhosen tragen, wenn sie sich nicht auf Bergen aufhalten, habe ich gleich nach dem Umzug noch viel mehr anständige Herrenhosen erworben. Immerhin sind bei Herrenhosen – was ich früher nicht wusste – die vorderen Hosentaschen so geräumig, dass auch größere Handys bequem hineinpassen. Manchmal stecke ich das Handy auch in die hintere

Hosentasche, nehme es aber auf dem Klo immer sorgsam heraus. Das geht nur, wenn man nie betrunken ist, sonst sind die Gefahren der hinteren Hosentasche natürlich das Erste, was man vergisst.

Dass es jetzt keinen festen Aufbewahrungsort mehr gibt, ist nicht so problematisch, wie ich früher dachte. Mit einem Smartphone ist man viel fester verwachsen als früher mit dem Handy. Meistens habe ich es sowieso in der Hand, und wenn nicht, dann weiß ich genau, wo es ist (am Ende des Ladekabels).

Kathrin Passig

1.11.2013

Ein Papierstreifen wird bebrummt

Wir fahren gegen Abend mit dem letzten Bus vom Strand wieder zurück ins Stadtzentrum von Kochi an der Südküste von Shikoku. Ja, es handelt sich um exakt die hier von Anne Doppelbauer beschriebene Busroute. Das Bezahlsystem funktioniert folgendermaßen (bei den Mitpassagieren abgeschaut): Beim Betreten des Busses zieht man einen Papierstreifen aus einem Kästchen. Auf dem Papierstreifen steht eine Nummer. Das ist die Nummer der Haltestelle, an der man eingestiegen ist. Vorne im Bus, links über dem Fahrer, befindet sich ein Display, auf dem die Nummern von 1 bis [Anzahl maximal angefahrener Bushaltestellen] angebracht sind, darunter leuchtet bei den schon passierten Haltestellen der Betrag auf, den man jeweils zahlen muss, der sich natürlich nach jeder Haltestelle erhöht. Steigt man aus, zeigt man dem Busfahrer den Zettel mit der Nummer, dieser quittiert das mit dem in Japan üblichen gutturalen Geräusch für “Aha!”, “Soso!”, “Ich sehe schon!”, “Was Sie nicht sagen!”, “Stimmt so!” und werweißwasnoch, d. h. ein langge-

zogenes nasales, leicht fragend klingendes “oooooo?”, und dann wirft man den abgezählten Betrag mit sattem Münzgerassel in ein mit einem riesigen Münzeinwurftrichter ausgestattetes Blechkistchen.

Maik Novotny

2008 bis 2013

Weniger schlecht kollaborieren

Ich beschließe mit zwei Coautoren, ein Buch zu schreiben, das “Weniger schlecht programmieren” heißen soll. Seit 2006 habe ich alles, auch Bücher, in Google Docs geschrieben, diesmal wird es aber ein bisschen schwieriger. Die Vorgaben für das zu findende Kollaborationstool sind:

- Kathrin: Will nichts auf der Kommandozeile machen. Jedenfalls nichts Komplexes, und schon gar nicht beim Bücherschreiben.
- Jan: Hat einen Sehfehler, durch den viele Tools mit nicht einstellbaren Farben, Kontrasten oder Schriftgrößen nicht in Frage kommen. Liebt die Kommandozeile sehr.
- Hannes: Findet Google böse. Arbeitet außerdem in einer Firma, in der viele Tools aus Firewallgründen nicht funktionieren.

Es folgt eine mehrjährige Odyssee.

September 2008

Wir experimentieren mit einer Kombination aus CVS, OpenOffice und ODF. “Docbook wäre mir eigentlich lieber gewesen, aber openoffice mault dann jedesmal, dass da features nicht unterstützt sind und neooffice kann die Files nicht mit Markup öffnen und schreiben.”

Januar 2009

Ein kurzes Experiment mit Zoho endet in Geschrei und Datenverlust.

Jan schreibt:

> "Zoho hat unter Beweis gestellt, dass es für den produktiven Einsatz ungeeignet ist. Keinesfalls werde ich Tools benutzen, bei denen man jeden Moment mit Datenverlust rechnen muss. Besonders wenn ich weiss, dass es andere gibt, die besser funktionieren. Was bleibt ist entweder GoogleDocs oder TextMate/subversion. Letzteres würde ich bevorzugen. Für die Kommandozeilenschwachen unter uns gibt es sicher eine grafische UI für subversion."

Es folgt eine SVN-Anleitung in 20 einfachen Schritten.
Bei mir funktioniert es nicht:

> "Man muss offenbar irgendwas installieren, bevor es nach Jans Anleitung funktioniert, jedenfalls kriege ich da nur eine Fehlermeldung. Aber was könnte das sein? Bei opencollab.net scheint es so was wie SVN für den Mac zu geben, allerdings gelingt es mir da nicht, in den eigentlichen Downloadbereich vorzudringen. Der Link führt in allen Browsern nur in eine sinnlose Schleife. Bis zur Lösung maile ich euch halt meine Änderungswünsche, und ihr müsst sie einchecken . . . "

November 2009

Jan schreibt:

> "Ich wollte noch nachreichen, dass wir natürlich mit git auch ohne forks arbeiten können, wir also alle in das selben Repository pushen können, was sicherlich sinnvoller ist als unsere bisherigen Versuche mit drei forks. Das funktioniert dann fast genauso wie svn."

Es folgt eine Anleitung in 20 einfachen Schritten.

> “Für einen Kommandozeilenwizard wie mich ist die oben beschriebene Art des Vorgehens die angenehmste und effizienteste und sie geht mir gerade in Fleisch und Blut über, weil ich alle meine Projekte auf github geschoben habe. Ich lebe halt in der Kommandozeile. (...) Mein Argument gegen web-only editieren: Es wäre ziemlich peinlich, durch einen Bug oder Datenverlust beim Anbieter sämtliche Textes eines Buches zu verlieren, das die Verwendung eines Versionskontrollsystems dringend empfiehlt!”

Ich lege ein Etherpad an und schreibe:

> “Ich glaube, Etherpad kann genau das, was wir brauchen, nicht weniger und vor allem nicht mehr. Bedenkt, bevor ihr ‘so nicht!’ ruft, dass ich jetzt zweimal willenlos das mitgemacht habe, was ihr wolltet, nämlich SVN und github. Es wäre für mich eine große Erleichterung, wenn ich zur Arbeit nur ins freundliche Etherpad müsste und nicht ins github-Gestrüpp. Es ist schwer genug, sich zur Arbeit an einem Buch immer wieder aufzuraffen, man muss es sich nicht noch zusätzlich durch die Wahl der Tools erschweren. Danke für euer Mitgefühl.”

Noch mal ich:

> “Ok, reden wir nicht mehr vor Ort darüber, sonst muss ich zu sehr zetern. Aber bitte denkt noch mal über den grundsätzlichen Unterschied zwischen ‘Texte gleichzeitig bearbeiten’ und ‘Texte parallel bearbeiten, dann entstandene Editkonflikte beheben’ nach. Man muss bei Büchern in der Anfangsphase zwar nicht gleichzeitig an Texten arbeiten, beziehungsweise wird es relativ selten vorkommen, aber in der Endphase ist es normal und kommt ständig vor. Wollt ihr dann wirklich eure Lebenszeit (die dann knapp sein wird) mit dem Beheben von Editkonflikten zubringen? Ich nicht.”

Jan:

> “Ich bin doch nach dem gestrigen Frust schon umgekippt, nachdem mir klar wurde, dass ich im Moment selbst mein Hirn noch nicht um git gewickelt bekomme und ich keine Lust habe, mit jedem Problem, das auftritt alleine dazustehen und es unter lautem Gekeife lösen zu müssen.
> Deine Argumentation, Kathrin, geht dann ja auch gegen subversion. Also um Himmels Willen, im Sinne des Familienfriedens: von mir aus Google Docs oder Etherpad. Aber wenn wir nennenswerten Datenverlust erleiden (...), dann musst Du alleine das Buch noch mal neu schreiben!
> Vielleicht können wir einen cron-job schreiben, der alle halbe stunde alle Files runterlädt und auf github pusht, als versioniertes Backup. Die Lösung scheint mir im Moment ganz vernünftig. Den cronjob würde ich übernehmen.”

April 2010

Ich stelle einen Buchauszug mit dem Titel “Wie man Leuten nichts beibringt” auf der re:publica vor und erkläre den Zuhörern, dass man das fertige Buch ab Herbst 2010 bei O’Reilly kaufen können wird.

Jan schreibt an den Verlag:

> “Die andere, weniger gute Nachricht: Wir machen uns keine Hoffnung mehr, den Abgabetermin am ersten Mai halten zu können. (...) Kurzum: Wir möchten höflich um eine Fristverlängerung von vier Wochen bitten und geloben, ab sofort fieberhaft und unabgelenkt zu schreiben, zu schreiben und zu schreiben.”

Ebenfalls April 2010

Etherpad wird von Google aufgekauft und sofort eingestellt. Wir sind wieder heimatlos. Ich schreibe:

> "Ich habe noch mal gegoogelt: SubEthaEdit scheint tatsächlich keinerlei Rich-Text-Unterstützung zu haben. Neuer Vorschlag: Titanpad titanpad.com ist ein von Österreichern betriebener Etherpadklon und sieht ganz gut aus ..." Wir entscheiden uns letztlich für Piratenpad, einen Etherpad-Klon auf den Servern der Piratenpartei, weil man dort genau wie bei Etherpad auch nichtöffentliche Textfolder haben kann.

Juni 2010

Die Lektorin schreibt:

> "Ich hänge mal sowohl eine Word- als auch ein OpenOffice-Vorlage an – für uns wäre es natürlich super, wenn Ihr das Material darin erfasst und wir nicht aus einem Rohformat produzieren müssen."

Ich antworte:

> "Ich wäre euch da gern entgegengekommen, aber ich habe es jetzt mehrmals ausprobiert, und OpenOffice macht mich wahnsinnig. Ich verbringe dann den ganzen Tag nur mit Geschrei anstatt mit dem viel dringender nötigen Schreiben am Buch. Können wir unsere Endfassung in Pages (der eigentliche Text entsteht in einem Etherpad) halbwegs so mit Formatvorlagen versehen, wie wir uns das vorstellen, und dann für euch nach RTF exportieren? Damit wäre mir sehr geholfen. (Wahlweise auch gern TeX.)"

und dann:

> “ein bisschen dauert es leider doch noch – der RTF-Export zerschießt sämtliche mühsam eingebauten Formatvorlagen, die muss ich jetzt erst wieder einbauen. Wieso ist Textverarbeitung eigentlich 2010 immer noch so ein trauriges Debakel?”

Mail von mir an die Coautoren:

> “Jetzt habe ich schon wieder unwiederbringliche Lebenszeit mit Herumschreien zugebracht. Man kann aus Pages offenbar nicht so nach .doc oder .rtf exportieren, dass a) Formatvorlagen erhalten bleiben und man b) problemlos im so entstandenen Dokument weiterarbeiten kann. Ich sehe drei Möglichkeiten: a) wir geben in Pages ab, b) wir geben in TeX ab, c) ein geduldigerer Mensch als ich regelt das alles in OpenOffice.”

September 2010

Die Lektorin schreibt: “Wäre nicht der Jahresanfang ein wunderbarer Termin für die Veröffentlichung Eures Buchs?”

Mai 2011

Die Polizei beschlagnahmt die Server der Piratenpartei und damit auch unser Buch. Das ist immerhin einer der besseren Gründe, ein paar Tage lang gar nichts zu schreiben: “Die Polizei hat den Server beschlagnahmt, auf dem unser Buch liegt!”

Juni 2011

Ich schreibe der Lektorin:

> “Da Hannes im November Vater wird, würden wir gern den 1. Oktober als Abgabetermin anpeilen, mit Option auf Verlängerung bis 1. November. Jan will leider nicht mehr mitmachen, aber im-

> merhin wird das Softwareprojekt, an dem er stattdessen arbeitet, die Welt noch viel mehr verbessern als unser Buch (falls er je damit fertig wird, jedenfalls)."

(Wurde er nicht.)

Juli 2011

Ich schreibe der Lektorin:

> "Hannes kann an seinem Arbeitsrechner nicht auf die Dropbox-Dokumente zugreifen, deshalb würden wir jetzt doch gern alles bis ganz zum Schluss im Etherpad halten und dann erst alles zusammen in RTF-Form bringen. Wäre es auch ok, wenn du einfach im Etherpad mitliest? Vorteil: du kannst ohne Umwege direkt in die Texte reinkommentieren."

August 2011

Mail von mir an die Coautoren:

> "Ich habe heute schon den ganzen Tag Probleme mit dem Piratenpad: meine Pads lassen sich, einmal geschlossen, nicht mehr öffnen, sondern hängen ewig bei 'Loading' fest. Unter 'read only' kann man den Text noch rauskopieren, aber mit den notgedrungen neu angelegten Dateien passiert dann dasselbe wieder."

Später:

> "Wie Hannes herausgefunden hat, lag es an einigen von Pages eingefügten Sonderzeichen, darunter den typografischen Anführungszeichen. Um den Preis einer Konvertierung nach ASCII und zurück ist jetzt alles wieder gut; allerdings sind dabei alle ß auf der Strecke geblieben. Ich habe sie weitgehend wieder eingebaut, aber bitte beim Lesen nebenbei drauf achten."

Die Lektorin antwortet:

> “Es ist immer schön zu verstehen, warum etwas nicht funktioniert. :-) Ich für meinen Teil wüsste zu gern, warum das Piratenpad mein Account schon wieder nicht kennen mag. Mir wird nicht wegen eines falschen Passworts der Zutritt verweigert, sondern weil meine Mailadresse angeblich unbekannt ist. An die kann ich mir folglich auch kein neues Passwort schicken lassen – mich gibt es ja gar nicht.”

September 2011

> “Heute ist es zur Abwechslung auf andere Weise defekt, ich kann zwar reinschreiben, habe aber alle 30 Sekunden reconnects, nach denen das Geschriebene weg ist. Ich werde dann mal privat in Googledocs arbeiten und das Ergebnis ins Piratenpad kopieren, wenn es sich erholt hat, also macht euch bitte keine Sorgen, wenn in den Pads nichts passiert.”

Januar 2012

> “Leider verschluckt das Piratenpad hartnäckig fast alles, was ich mache, ob im Chat oder im Text.”

Juli 2012

> “Es geht wirklich nicht mehr. Egal, von wo aus ich auf das Piratenpad zugreife, es disconnected sich alle ein, zwei Minuten unter Textverlust. Ich habe in letzter Zeit fast alles zwei- bis dreimal hingeschrieben und dabei geseufzt und “aber es geht halt nicht anders” gesagt. Aber so geht es auch nicht. Wir brauchen irgendeine andere Lösung. Vielleicht eben doch nackte Textfiles und die Dropbox? Schlag was vor.”

August 2012

Wir stellen auf Stypi und Markdown um. “Wir müssen dann nur mit dem Buch fertig sein, bevor Stypi von Google aufgekauft wird.” Anders als Etherpad bringt Stypi überhaupt keine Backupmöglichkeit mit. Hannes schreibt ein paar Tage lang statt am Buch an einem Backup-Tool für Stypi.

Die Lektorin schreibt:

> “Ich finde es nicht sonderlich handlich und wäre für jede andere Produktionsumgebung offen. Mich traf gestern übrigens kurzzeitig der Schlag, als ein kleines bisschen Herumklicken auf Augen-, Kamera- und Label-Symbolen dazu führte, dass der Text eines Kapitels komplett aus stypi verschwand. Durch Strg-Z war er dann wieder da, aber meine Experimentierfreude mit diesem Tool hat einen deutlichen Dämpfer bekommen.”

Ich antworte ihr:

> “Ich weiß, dass Stypi Schwächen hat, würde dich aber bitten, das Thema ruhen zu lassen. Das Buch ist in dieser Hinsicht von Anfang an verflucht gewesen, und es hilft jetzt nichts, man muss die Zähne zusammenbeißen und da irgendwie durch.”

November 2012

> “. . . gerade sind mir die beiden Chrome-Tabs mit dem Namensgebungs-Kapitel und der Materialsammlung abgestürzt und waren beim Reload auf dem Stand von vor drei Tagen. Das Backup auf Hannes’ Server hat offenbar auch in der Zwischenzeit keine Änderungen darin gefunden. Es sieht so aus, als hätte die Seite mir glaubhaft vorgetäuscht, dass alles regelmäßig gespeichert wurde, in Wirklichkeit ist aber gar nichts passiert. Tut mir leid, es dauert alles noch ein bisschen länger.”

> “Update: Heute wieder dasselbe Problem (aber diesmal war ich vorbereitet und hatte den Text anderswohin kopiert). Offenbar können seit längerer Zeit geöffnete Browsertabs in irgendeinen seltsamen Nie-mehr-speichern-Zustand geraten (vielleicht, weil ich zwischendrin immer wieder mal offline bin wegen Unterwegssein / Handyinternet?). Versucht man die Stypi-Seite dann neu zu laden, kommt eine Warnung mit ‘unsaved changes, do you really want to etc.’, aber trotzdem werden weitere Änderungen nicht mehr gespeichert.”

Ganz zum Schluss, nach der Buchabgabe im Herbst 2013

Wir zanken uns heftig mit dem Verlag, als sich herausstellt, dass man dort mit Markdown nichts anzufangen weiß und den Text in mehrtägiger Handarbeit nach Word konvertiert. Beim Verlag stellt man sich auf den Standpunkt, wir hätten ja von Anfang an mit was Vernünftigem arbeiten können.

Das finde ich eigentlich auch.

Kathrin Passig

November 2013

Im Internet kennt man das Problem

Ich ändere mein Googlepasswort. Seitdem kann ich mich nicht mehr bei Google Drive, dem Clouddienst von Google, anmelden. „Klicken Sie hier, um sich erneut anzumelden“, lese ich bei Rechtsklick auf das Taskleistensymbol. Gebe ich mein Passwort ein, erscheint die Meldung „Das von Ihnen eingegebene Konto stimmt nicht überein. Melden Sie sich erneut mit Ihrem torstengaitzsch@googlemail.com-Konto an, um fortzufahren.“

Im Internet kennt man das Problem, es hängt mit der Umstellung von @googlemail auf @gmail zusammen, die bereits 2012 erfolgte. Auf einem Blog heißt es „Lösung: Melden Sie sich auf den Rechnen (auf denen google drive installiert ist) bei gmail im browser an und gehen oben rechts auf die Einstellungen (Zahnrad)- > Konten und Import → (etwas weiter unten) Senden als: dort steht in der ersten Zeile 'Wechseln zu @googlemail.com?' (wenn Sie schon auf gmail umgestellt haben). Wechseln Sie noch einmal kurz auf die gute alte googlemail.com Adresse, loggen sich dann unten beim Googledrive ein und der Sync geht wieder. Nun können Sie problemlos in gmail wieder auf die moderne gmailadresse stellen und alles ist gelöst."

Da mir das zu kompliziert ist, beschränke ich mich halt weiterhin auf Dropbox (Stand: April 2014).

Torsten Gaitzsch

Seit November 2013

Ich denke in der Regel daran, das Onlineticket zu drucken, aber eben nicht immer

Als quasi wöchentlicher Pendler auf der ICE-Strecke München-Berlin-München bin ich mit einigen der hier bereits beschriebenen Phänomene durchaus vertraut. Die höchstens erratisch zu nennende Verfügbarkeit mobilen Internets (wobei mir als O2-Kunde meine über 15 Jahren antrainierte Leiderfahrung und Geduld massiv zu Gute kommt) oder auch der "Zukunftsbahnhof Berlin Südkreuz" vom dem ich ja glaube, dass das ein großer Marketing-Gag ist. Man stellt Dinge hin, die selten funktionieren (der digitale Wagenstandsanzeiger zeigt nach meiner Erfahrung etwa die Hälfte der Zeit gar nichts, oder nichts Korrektes an) und kann sich bei Funktionsstörungen dann mit "ist halt Technik der Zukunft" wunderbar aus der Affäre ziehen.

Mit am ärgerlichsten war es aber bisher, immer ein ausgedrucktes Exemplar seines Online-Tickets dabei haben zu müssen. In der Regel denke ich daran, es in der Arbeit zu drucken, aber eben nicht immer. Kuriose Fahrten zu Copyshops zu noch kurioseren Zeiten kamen daher durchaus häufig vor. Nun ist seit Längerem bekannt, dass man sein Ticket "ersatzweise" auch digital vorzeigen kann. Weil ich mich bisher nie in eine Auslegungsdebatte um das Wörtchen "ersatzweise" begeben wollte, hatte ich dann doch immer ein gedrucktes Ticket dabei. Auf der letzten Fahrt war ich dann doch gezwungen, den Ersatzfall zu testen, als plötzlich mein Ticket verschwunden war, und mir nur noch das pdf als Email-Anhang auf meinem Handy blieb. In leichter Panik (man will ja nicht auf halber Strecke – oder, noch schlimmer, in Naumburg – aus dem Zug hinauskomplimentiert werden) das pdf lokal gespeichert – mobiles Internet funktioniert ja nicht – und schnell noch den entsprechenden Artikel aus der FAZ im Browser geöffnet, um für alle Fälle gewappnet zu sein. Im Zweifel finde ich "steht aber so in der FAZ" immer noch glaubwürdiger als "steht aber so in den Bahn-Beförderungsbedingungen".

Zur Kontrolle vergrößere und verschiebe ich den QR-Code aus dem pdf so, dass er das Handy-Display nahezu ausfüllt, und lasse es abscannen. Bei der ersten, der zweiten und der dritten Kontrolle klappt das einwandfrei. Papiertickets werden in der Regel noch einer ausführlicheren Inspektion unterzogen, aber anscheinend reichen die Informationen auf dem QR-Code aus.

Ich kann zwar die DB-App, über die man offiziell Handy-Tickets beziehen kann, nicht nutzen, aus neugierigen Blicken glaube ich aber zu wissen, dass auch dort lediglich ein großer QR-Code im Display erscheint. Vermutlich merken die meisten Schaffner einfach gar nicht, dass es sich nicht um die App, sondern um ein pdf handelt. Zukünftig werde ich die Ticketfrage etwas entspannter handhaben können.

(Allerdings ist es noch aufwendiger, jedes Mal einen Mail-Anhang auf dem Handy zu öffnen, als sein Ticket aus der Hosentasche zu ziehen, wenn man wieder mal nach wenigen Sekunden vergisst, welchen Sitz man reserviert hat.)

Steffen L.

04.11.2013

Bonn, die Bundesstadt.com

Am Freitag startete dann Bundesstadt.com, das neue Portal für Bonn. Sehr aufregend und gleich mit der ersten Panne, denn obwohl ich groß den Start für zehn Uhr ankündigte, war der Willkommens-Beitrag schon um neun Uhr live. Im System war halt noch Sommerzeit, man kann nicht an alles denken.

Johannes Mirus; aus meinem Tagebuch

5.11.2013

Wie ich ein altes CMS überliste

Der größte Kunde meines Arbeitgebers veranstaltet eine riesige Partnermesse, alle meine Kolleginnen und Kollegen der kleinen Agentur werden vor Ort sein. Doch parallel müssen für diesen Kunden Pressemitteilungen zur Veranstaltung auf dessen Website veröffentlicht werden, und zwar mithilfe seines vor vielen Jahren eigens dafür erstellten CMS, mit der nur noch der deutsche Standort arbeitet. Diese Aufgabe wird mir übertragen.

Ich habe das davor genau einmal gemacht und das CMS bei dieser Gelegenheit zu fürchten gelernt, sehr zu fürchten gelernt: Bei Formatierungen verhält es sich so unberechenbar wie die Laune eines zweieinhalbjährigen Menschenkinds. Absatzabstände sind von ein- bis dreizeilig, ebenso Zeilen-

abstände, Fettungen oder (Königsdisziplin!) Aufzählungen enthalten mehr Variationen als schriftliche Kita-Mitteilungen, noch dazu willkürlich verteilt. Ein Zusammenhang zwischen Eingabe und Ausgabe ist nicht zu erkennen. Das Onlinestellen meiner ersten, wenig komplizierten Pressemitteilung hat fast zwei Stunden gedauert. Was allerdings auch daran lag, dass das CMS einen alle ein bis zwei Minuten rauswirft und man sich neu einloggen muss.

Entsprechend bricht mir der Schweiß aus, wenn ich daran denke, dass ich morgen innerhalb eines Vormittags neun solcher Pressemitteilungen online stellen soll, manche davon mit Aufzählungen in drei Ebenen. Zuhause jammere ich abends ausführlich über die Umstände meines Kummers, und zusammen mit meinem Partner, der bereits mit Computers spielte, bevor sie Festplatten enthielten, erarbeite ich einen Workaround: Ich nutze das Wordpress-CMS meines Blogs, um eine HTML-Version der Pressemitteilung zu erstellen, die ich dann in die HTML-Ansicht des Kunden-CMS kopiere. Ein direktes Formatieren über HTML in dieser Ansicht wäre durch das ständige Rausgeworfenwerden zu mühsam.

Vorher haben wir uns die CSS-Informationen der Kundenwebsite angesehen und festgestellt, dass Schriftart, Schriftgröße, Zeilen- und Absatzabstand festgelegt sind, ich mir darum also keine Gedanken machen muss.

Am nächsten Morgen fange ich sofort nach Erhalt der ersten Pressemitteilungen mit dem Basteln an. Zunächst bin ich noch sehr aufgeregt und brauche eine Stunde pro Mitteilung, doch über den Vormittag bekomme ich tatsächlich Routine, denke mir bei Aufzählungen selbst HTML-Alternativen für die schicken Word-Formatierungen aus, bringe alles online.

die Kaltmamsell

7. November 2013

Zustand von Internetterminals im November 2013

Gesehen im Krankenhaus Bergmannsheil in Gelsenkirchen-Buer. Der Zustand wird sich auch zwei Monate später nicht geändert haben.

Johannes Mirus

7.11.2013

Außer Mini und Micro gibt es jetzt auch noch Nano

Am Flughafen in Zürich kaufe ich als Erstes eine Schweizer SIM-Karte beim erstbesten Mobilfunkanbieter, Orange. „Welche Größe brauchen Sie denn, die große oder die kleine?“, fragt man mich. „Die kleine“, sage ich.

Als ich dann unten am Bahnsteig die SIM einlegen will, ist sie viel zu klein. Offenbar hat man hinter meinem Rücken eine dritte Größe eingeführt: Außer Mini und Micro gibt es jetzt auch noch Nano. Ich gehe zurück zu Orange, erkläre das Problem und schütte, damit man mich nicht für blöd hält, meine SIM-Kartensammlung auf den Tresen. „So was hab ich auch noch nicht gesehen“, sagt die Verkäuferin, meint damit aber nicht das größte der drei Formate, sondern den Umfang meiner Sammlung.

Ich bin darauf gefasst, dass jetzt der ganze Kauf rückgängig gemacht wird und ich alles noch mal ausfüllen muss und meinen Zug verpasse. Stattdessen händigt man mir ein Adapter-Set aus, das aus Nano Micro und aus Micro Mini macht. Gratis! Manchmal ist nämlich wirklich alles ganz einfach.

Kathrin Passig

9.11.2013

Reich durch Bitcoin-Investitionen

Kathrin: Und zwischen Weggehen und Wiederkommen wurde ich um 150 Euro reicher durch Bitcoin-Investitionen, das kannst du H. „Tresor voller Uhren“ mal ausrichten.
L: 150€? ähm. h. sitzt auf 100 bitcoins, die er mal für 2€ gekauft hatte.
Kathrin: hihi, man hätte es ahnen müssen.
L: ich glaub, gestern hat er daran 1000 € verdient

Kathrin: dann hat H. leider 1500 Euro verdient, während ich auf dem Berg war. also theoretisch.
L: jepp. aber berg ja auch schön.

Quelle: Facebook-Messages

Kathrin Passig

21. November 2013

Lastschriften auf SEPA umstellen

Heute habe ich schon drei Briefe geschrieben, alle an Unternehmen und Institutionen, die von einem unserer Konten im Lastschriftverfahren Geld einziehen. Das klappt bisher eigentlich problemlos, aber jetzt wird ja alles auf das SEPA-Verfahren umgestellt. Dabei ersetzt die BIC die bisherige Bankleitzahl, und aus der Kontonummer wird die IBAN.

Deutsche IBANs werden eigentlich nach einem vorgegebenen Schema aus den bisherigen Kontodaten berechnet, doch die Tücke liegt wie immer im Detail. So scheint zum Beispiel mein Konto bei der Deutschen Bank überraschend (genau) ein Unterkonto mit der Unterkontonummer 00 zu haben. Da das außer der Bank bisher niemand wusste, sind die berechneten IBANs jetzt falsch und müssen einzeln per Brief korrigiert werden. Grmpf.

(Der Artikel erschien zuerst auf meinem Blog. Bis zur endgültigen Umstellung aller Lastschriftmandate sollte ich schließlich insgesamt 15 solche Briefe schreiben.)

Thomas Renger

23.11.2013

Telefonieren mit Hilfe von Cornflakes (nein, nicht die Captain-Crunch-Sache)

Geträumt: Ich muss dringend wo anrufen, ausnahmsweise brennt kein Haus, es geht nur um Telefonseelsorge oder so was. L. erklärt mir, wenn ich die milchfeuchten Cornflakes an den Rand der Schüssel schiebe und dann einfach den Finger ein paar Sekunden auf ihnen ruhen lasse, erscheint die Telefonnummer ihrer Mutter. Ich bin beeindruckt, was inzwischen alles geht. Aber es passiert natürlich nichts.

Kathrin Passig, zuerst veröffentlicht bei Wir höflichen Paparazzi

24.11.2013

Das Internet rinnt durch ein Loch in meiner Tasche

Aleks Scholz: wieso hast du die sim-karte gewechselt? in welchem abseitigen land bist du schon wieder?
Kathrin Passig: in Deutschland, aber durch Fahrlässigkeit sind meine 5 GB bei O2 aufgebraucht und ich muss vorübergehend zu Vodafone wechseln.

Quelle: Skypelog. Die Fahrlässigkeit bestand darin, dass ich vorher bei einem Schweizaufenthalt mein Backblaze-Cloud-Backup auf „continuous“ geschaltet habe, weil ich in einem Haushalt mit WLAN lebte. Nach meiner Rückkehr habe ich nur einen Tag lang vergessen, wieder auf „only when I click <backup now>“ umzuschalten, und schon waren mehrere GB dahin. Aus rätselhaften Gründen kann ich O2 jetzt nicht einfach noch mehr Geld geben

und dafür ein paar zusätzliche GB bekommen. Ich muss auf eine Prepaid-SIM ausweichen, und die kann ich dann auch gleich bei einem Anbieter kaufen, bei dem man nicht nur in Berlin Netzabdeckung hat.

Kathrin Passig

Dezember 2013

Wo ist das Ding mit dem Hörer und dem geringelten Kabel?

H., zwei Jahre alt, sagt: “Telefon!” Ich halte nach einem Ding mit Hörer und geringeltem Kabel Ausschau, vielleicht meint sie ein Kindertelefon mit Rädern untendran? Nach einer Weile stellt sich heraus, dass es um eine schwarze Fernbedienung geht. Zu welchem Gerät die Fernbedienung gehört, ist unklar. Einen Fernseher oder dergleichen gibt es in H.s Haushalt nicht.

Kathrin Passig

02.12.2013

Ein Kindle, meine Schwiegermutter und ich

Die Schwiegermutter bekommt einen Kindle Paperwhite geschenkt. Ich habe schon seit ein paar Monaten so ein Gerät und bin begeistert. Nun soll auch sie in den Genuss größenverstellbarer und beleuchteter Buchstaben kommen.

Ich bestelle ein Gerät bei Amazon, das mir prompt nach Hause geliefert wird. Bei der Übergabe kann ich selbst nicht dabei sein, das erledigt meine Frau. Das Kennenlernen des Geräts erlebe ich live in 300 km Entfernung in Form einer E-Mail mit. Ich bekomme die Nachricht, ein eBook gekauft zu haben (Dan Brown: “Inferno”. Eigentlich eine gute Wahl, nur dass ich es nicht gekauft habe.)

Ich rufe meine Frau an und frage, ob das da alles mit dem Kindle klappen würde. Ja, super. Man könne sogar gleich Bücher kaufen, was ich bestätige – auf meinen Account.

Ich lerne als erstes, dass auf einem Zweitkindle anscheinend schon sämtliche Accountdaten des Erstkindle gespeichert sind. Das freut die Schwiegermutter, aber nicht den Accountinhaber.

Ich rege (recht nachdrücklich) an, der Schwiegermutter einen eigenen Account anzulegen, was auch umgehend vorgenommen wird. Der Schwiegermutterkindle befindet sich nun auch nicht mehr in meiner Geräteliste, in der aber diverse iPhones (vor und nach der Neuinstallation ...), ein iPad und eine Mac OS-X-App aufgelistet sind. Man teilt mir mit, dass das nun alles umgestellt sei und die Schwiegermutter nun endlich "Inferno" lesen könne. Ich wundere mich etwas, dass sich das Buch noch auf ihrem Kindle befindet. Mangels Erfahrung denke ich mir dann aber nicht mehr viel dabei. Einige Wochen später möchte ich auch Inferno lesen und kann es mir problemlos aus meinem Kindle-Inhalte-Verzeichnis herunterladen.

Mein Büchergeschmack und der meiner Schwiegermutter sind zwar sehr unterschiedlich, aber es gibt doch eine kleine Schnittmenge. Während früher Papierstapel hin- und hergereicht wurden, läuft das nun meistens über das schwiegerelterliche WLan, wenn wir, meine Frau und ich, mal wieder dort zu Besuch sind.

Möchte meine Schwiegermutter nun ein Buch aus meinem eBook-Bestand haben, loggt sich Schwiegermutter aus ihrem Kindle aus und ich mich ein. Dann lade ich das gewünschte Buch aus meiner Cloud-Bibliothek auf das Gerät herunter und logge mich wieder aus. Schwiegermutter loggt sich wieder ein und hat nun das Buch auf ihrem Kindle. Umgekehrt geht das natürlich auch, wenn ich ein Buch aus ihrer Bücherliste haben möchte.

Da das geht, nehmen wir an, dass es auch legal ist. Ohnehin ist die Schnittmenge aber auch wirklich sehr, sehr klein.

Markus Winninghoff

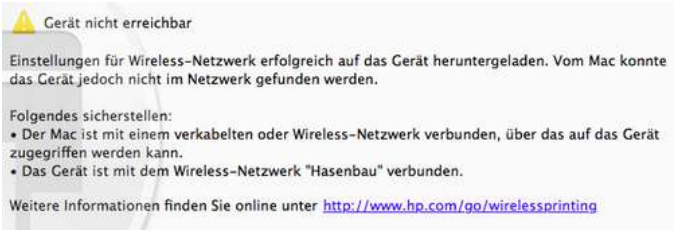
06.12.2013

Installation eines WLAN-Druckers. Gar nicht so leicht

Einer schönen Tradition folgend beschenken meine Liebste und ich uns zu Weihnachten nicht gegenseitig, sondern leisten uns gemeinsam etwas Größeres. Dieses Jahr ist es ein Multifunktionslaserdrucker. Die Wahl fiel auf einen HP Laserjet im unteren preislichen Mittelfeld, der unter anderem dadurch besticht, dass er über das WLAN ansteuerbar ist.

Für die Installation hänge ich das neue Gerät per USB an meinen Mac. Die Einrichtung klappt reibungslos, obwohl der Drucker sichtbar nicht primär für die Zielgruppe Mac-Nutzer gebaut wurde. Als ich aber das USB-Kabel abziehe und an die WLAN-Installation gehen will, funktioniert nichts mehr. Nach Ergoogelung sämtlicher Hindernisse weiß ich nicht mehr weiter und poste hilfesuchend in der HP-Support-Forum:

> **Laserjet 100 color MFP M175nw auf Mac OS X 10.9 Mavericks – WLAN-Verbindung funktioniert nicht**
> am 06.12.2013 17:18
>
> Hallo,
>
> ich habe nun wirklich alles probiert und nachgeschlagen, was ich konnte, aber ich bin mit meinem Latein am Ende. Folgende Problemstellung:
>
> Ich habe den o. g. Drucker auf meinem Mac installiert, er funktioniert über USB problemlos, sowohl im Druck-, als auch im Scanbetrieb. Über WLAN hingegen funktioniert gar nichts. Ich komme nicht einmal auf den Drucker bei Eingabe der IP. An der Firewall liegt's nicht, die habe ich vorübergehend ausgeschaltet. Und bei der Gerätekonfiguration bekomme ich diese Meldung:



> (Und ja, der Drucker ist im Netz „Hasenbau“ (ich will nichts hören ;-)) registriert.)
>
> Ich habe wie gesagt alles probiert (noch einmal komplett alles neu installieren inklusive), ich habe die aktuellsten Treiber von der HP-Seite heruntergeladen und so weiter. Alle Schranken sind unten, andere Geräte erreichen den Drucker. Nur mein Mac nicht. :(
>
> Danke für jeglichen Lösungshinweis im Voraus! Vielleicht übersehe ich ja nur eine klitzekleine Kleinigkeit.
>
> Viele Grüße
> Johannes

(In Wirklichkeit meinte ich natürlich „alle Schranken sind *oben*“ und die übermäßige Smilie-Verwendung schreibe ich der emotionalen Ausnahmesituation zu.)

Nur 17 Minuten später gibt es eine Antwort auf den Forumsbeitrag. Von mir selbst.

> **AW: Laserjet 100 color MFP M175nw auf Mac OS X 10.9 Mavericks – WLAN-Verbindung funktioniert nicht**
> am 06.12.2013 17:35
>
> Okay. Das ist jetzt ein bisschen peinlich für uns. Also für mich. Aber manchmal hilft es ja, einfach mal sein Problem zu schreiben.

> Also, ich habe da eine kleine Sache noch nicht ausprobiert, die aber geholfen hat: Den Router neu starten. Echt jetzt, so einfach war das.
>
> Nun, trotzdem danke! :)
>
> *Johannes Mirus*

10.12.2013

Das Vergesstelefon

Im Sekundenschlaf den Service „Vergesstelefon“ geträumt. Man ruft an und sagt, was man gern vergessen möchte, dann wird das erledigt.

Kathrin Passig, zuerst veröffentlicht bei Wir höflichen Paparazzi

10.12.2013

Zwei Wecker und ein Smartphone am Bett, aber nur das Smartphone kann wecken

Nun habe ich also drei Wecker neben meinem Bett stehen, um alle nächtlichen Informations- und morgendlichen Weckbedürfnisse abzudecken.

Bis heute hatten zwei genügt: Ein 10x7x5 Zentimeter großer, billiger Digitalwecker, dessen Display in dunkelgrauen Ziffern auf Hellgrau die Uhrzeit (funkgesteuert) anzeigt, zudem in kleineren solchen Ziffern die Weckzeit und die Raumtemperatur. Diesen Wecker schenkte mir vor zwölf Jahren eine spanische Freundin, als sie nach ihrem Promotionsaufenthalt in München nach Spanien zurückkehrte und ihren fürs Studentinnenwohnheim angeschafften Wecker nicht mehr brauchte.

Dieser Wecker reichte mir aber nie: Im nächtlichen Dunkel erkenne ich darauf die Uhrzeit nicht. Wie gut, dass ich noch einen alten Braun-Quarzwecker mit Zifferblatt besitze, dessen Zeiger fluoreszieren. Der mir aber wiederum nicht allein ausreicht, weil er seine Weckfunktion bereits wenige Jahre nach Kauf unreparierbar einstellte.

Doch nun weckt auch der geschenkte Wecker nicht mehr: Unter der Wecktaste ist irgendwas zerbrochen, sie lässt sich nicht mehr betätigen. Das Billiggehäuse ist verschweißt, ich komme also an nichts heran, was ich reparieren könnte.

Ab heute lasse ich ich mich von meinem Smartphone wecken. Den Braun-Wecker brauche ich weiterhin, um nachts ohne Licht die Uhrzeit zu erkennen. Und den geschenkten Wecker behalte ich, weil ich mittlerweile sehr an der Temperaturanzeige hänge. Nicht nur habe ich damit herausgefunden, dass mein Altbau-Schlafzimmer bei geschicktem Lüften auch im bösesten Hochsommer nachts nicht wärmer als 25 Grad wird und im Winter durchschnittlich 18 Grad hat. Auch linse ich auf die Anzeige, wenn ich es besonders warm oder besonders kalt finde um abzuschätzen, ob mit mir etwas nicht stimmt oder mit der Innentemperatur.

die Kaltmamsell

13.12.2013

Der Schraubendreher für den Kunstzahn

Jetzt ist der neue Zahn also fast komplett, das Zahnimplantieren fast abgeschlossen: Die Ärztin schraubt die massgefertigte Keramikkrone auf den Metallstift in meinem Kiefer.

Ein halbes Jahr zuvor hatte sie den gesprungenen Backenzahn gezogen, der schon lange der marodeste Bestandteil meines ansonsten unproblematischen Gebisses war. Drei Monate hatte die Stelle Zeit zum Heilen, dann drehte die Ärztin eine Metallschraube in meinen Kieferknochen (dass dieser

dick genug dafür war, hatte sie ganz am Anfang durch eine Röntgenaufnahme sichergestellt). Das war eine anstrengende Operation, auch wenn sie völlig problemlos verlief. Trotz örtlicher Betäubung bekam ich genug interessante Details mit. Wirklich freuen konnte ich mich an Anblick und Geräusch der winzigen Ratsche, mit der die Zahnärztin die Schraube festzog. Danach heilte die Schraube einige Monate ein.

Und nun, mit der aufgesetzten Krone, fehlt nur noch das Abdecken des sichtbaren Schraubenkopfs in der Mitte der Kaufläche. Damit will die Ärztin aber noch warten, denn möglicherweise lockert sich die Krone ein wenig und man muss nachziehen. Dummerweise bin ich in den folgenden drei Wochen auf Urlaubsreise im Ausland und kann nicht zu einem Nachziehen vorbeikommen. Da hat die Ärztin eine Idee: „Ich gebe Ihnen den Schraubenzieher einfach mit. Wenn der Zahn locker wird, stellen Sie sich vor einen Spiegel und ziehen ein wenig nach.“ Als sie meine leuchtenden Augen sieht, stellt sie klar: „Sie müssen mir den aber wiederbringen!“

So reise ich mit diesem steril verpackten Winzling (Durchmesser oben 0,5 cm) im Geldbeutel über Weihnachten und Neujahr nach Tel Aviv.

die Kaltmamsell

13.12.2013

Gesperrt wegen falsch rumgetatscht

Ich kann P. nicht anrufen. Weder normal, noch per FaceTime. SMS bekommt er auch nicht. Umgekehrt geht es schon. Von anderen Leuten kann er angerufen werden, auch wenn er „irgendwie glaubt“, dass auch das nicht immer verlässlich funktioniert.

Wir vermuten böse Inkompetenz des magentafarbenen Mobilfunkanbieters, haben aber irgendwie auch keine besondere Lust, uns intensiv mit dem Thema zu verfassen. Nachfragen auf Facebook, ob solche Probleme auch anderen Leuten bekannt wären, bringen leider auch kein Ergebnis.

Weil es doch etwas nervig ist, den eigenen Ehepartner nicht erreichen zu können, schnappe ich mir in einem Anflug von Aktionismus das iPhone und gucke mal in die Telefoneinstellungen. Wie sich rausstellt, ist meine Nummer auf der Liste der gesperrten Kontakte gelandet. Das erklärt jetzt relativ viel, eigentlich fast alles. Ungeklärt bleibt, wie die Nummer da hingekommen ist.

Es ist übrigens sehr, sehr einfach, eine Nummer auf dem iPhone zu sperren. Man muss nur auf der Kontaktseite ganz nach unten, da auf „Anrufer sperren“ und dann einmal bestätigen, so ziemlich auf der gleichen Höhe, wo auch der „Anrufer sperren“-Button war. So oft, wie ich schon bescheuerte Sachen gemacht habe, weil ich falsch auf dem Display rumgetatscht habe, scheint es mir nicht unwahrscheinlich, dass man in ungünstigen Momenten auch mal Nummern komplett sperrt, ohne es zu merken.

Anne Schüßler

14.12.2013

Internet einfach so. Ohne Nutzerkonto. Für lau. Im Zug.

Wir müssen relativ spontan mit dem Zug von Essen nach Antwerpen fahren. Nicht spontan nach Antwerpen, sondern spontan mit dem Zug, weil das Auto zu einem äußerst ungünstigen Zeitpunkt beschloss, kaputt zu gehen und in der Werkstatt ist.

Was ich auf der Reise lerne: Ein IC ist in den Niederlanden und in Belgien etwas vollkommen anderes als ein IC in Deutschland, wir fahren nämlich die ganzen Zeit mit Bummelzügen von Dorf zu Dorf, es ist eher so eine Art RE oder vielleicht auch nur ein RB-Äquivalent.

Aber.

In den Zügen in den Niederlanden gibt es Umsonst-WLAN. Man muss sich einfach nur einloggen und schon darf man ins Internet. Einfach so. Ohne Nutzerkonto. Für lau. Im Zug. Während der Fahrt. Irre. Anbieter übrigens: Telekom. Aber das nur am Rande.

Selbst ohne Einloggen sieht man übrigens, wenn man den Browser vom Smartphone öffnet, in welchem Zug man gerade sitzt, und die nächsten Stationen mit planmäßiger bzw. aktueller Ankunftszeit. Niederländische Züge sind Zukunft!

In den belgischen Zügen gibt es dann aber wieder überhaupt kein WLAN. Aber von Breda bis Antwerpen fährt man auch gar nicht so lange.

(Anne Schüßler)

Dezember 2013

Als Moodle-Beauftragte benötige ich Kurserstellungsrechte

Viele meiner Kollegen an der Uni nutzen sehr ungern die Online-Plattform zur Verwaltung ihrer Kurse, lieber erstellen sie Emaillisten oder möchten in ihren Sprechstunden aufgesucht werden, wenn es außerunterrichtliche Fragen gibt. Um den Studierenden eine bessere Übersicht über ihre Kurse zu bieten, gibt es nun aber den Wunsch, doch bitte diese Plattform zu nutzen, damit auch online alle Kurse zu finden sind. Auch das Weiterbildungszentrum bietet Einführungskurse für die Plattform an, niemand wird im Regen stehen gelassen.

Ich war schon 2005 als Studentin „moodle Beauftragte“ und machte mich im Dezember 2013 siegessicher an die Kurserstellung. Dafür benötige ich Kurserstellungsrechte. An meiner letzten Uni hatte ich die automatisch mit meiner Einstellung bekommen, nun gut, das war in Irland, zurück in Deutschland lässt man Vorsicht walten. Ich muss mich mit meinen Zugangsdaten, die mir mit der Einstellung zugeteilt wurden, in die online Plattform einloggen und dort ein Formular ausfüllen. Das bekomme ich dann per Mail zugeschickt und muss es ausdrucken und unterschreiben. Dann muss ich es wieder einscannen und an den e-Learning-Beauftragten meiner Fakultät schicken, der im echten Leben ein vielbeschäftigter Professor ist. Der muss es wiederum ausdrucken, meine Echtheit in Form seiner Unterschrift bescheinigen und es dann per Postweg oder Scankopie an den IT Service schicken. Das tut er umgehend (wahrscheinlich, indem er auf der Institutswebseite mein Profil aufruft) und bescheinigt mir per Mail, dass mein Antrag weitergeleitet wurde.

Vier Wochen später ist noch nichts passiert. Nach drei Versuchen per Telefon und Email bekomme ich vom IT Service die Auskunft, dass mein Antrag nie eingegangen sei. Ich schäme mich, den Fakultätsbeauftragten erneut zu

behelligen und schreibe ihm eine freundliche Mail in der Hoffnung, dass er die unterschriebene Scankopie vielleicht noch hat und nur nochmal abschicken muss. Ich stifte nur Verwirrung. Letztendlich schicke ich ihm meine eingescannte Kopie nochmal, er druckt sie nochmal aus, unterschreibt und seine Sekretärin teilt mir umgehend per Mail mit, dass sie sie auf dem Postweg – auf dem die letzte Version vermutlich verloren gegangen ist – an den IT Service verschickt hat. Eine Woche später bin ich freigeschaltet. Ich frage mich welche fatalen unbefugten Kurserstellungen zu diesen Maßnahmen geführt haben.

Melanie Stilz

20.12.2013

Weihnachtsbesinnlichkeit, verdammt nochmal!

Ich stehe an der Packstation und will eines der letzten Weihnachtsgeschenke abholen. Packstationen benachrichtigen mich über dort wartende Sendungen mit einer SMS, in der auch die mTAN enthalten ist, mit der ich mich dort einloggen kann.

Ich stecke meine Kundenkarte in das Lesegerät, ziehe sie raus und muss die mTAN vom Handydisplay eingeben.

Fehlermeldung: Die mTAN ist falsch.

Ich wiederhole es, Zahlendreher sind eine meiner Softskills.

Wieder falsch.

Ich sehe, dass hinter der SMS, die ich gelesen hatte, noch eine SMS kommt. Ich probiere diese Nummer.

Immer noch falsch. Zugang gesperrt. Bitte wenden Sie sich an den Kundendienst.

Ich gucke genauer hin: Inzwischen hatte ich mehrere Dutzend SMS mit jeweils unterschiedlichen mTANS für die Pakete des letzten Jahres auf dem Handy und versehentlich ein paar Seiten zurück gescrollt. Daher hatte ich die falschen Zahlen eingegeben.

Mir schwant ein über die Feiertage aussichtsloser Mail- oder Briefwechsel. Dabei will ich doch nur das *#!&§! Paket haben. Weihnachtsbesinnlichkeit, verdammt nochmal!

Ich rufe die Hotline an, deren Nummer auf der Packstation angegeben ist. Ein Teil von mir will sich nur abreagieren, ein anderer klammert sich an den Strohhalm.

Der Mann am anderen Ende fragt direkt, ob ich denn eine SMS bekommen hätte. Ja, habe ich. Er fragt die Postnummer ab, die auf der Kundenkarte steht, fragt nach Adresse und Geburtsdatum.

„Ja, die Karte ist gesperrt, weil Sie die mTAN mehrmals falsch eingegeben haben. In Kürze werden Sie eine neue mTAN bekommen, ich habe die Karte gerade wieder freigeschaltet."

Ich bedankte mich, die SMS piepste bereits im Handy, und ich war das erste Mal in meinem Leben vom Kundendienst der Post begeistert.

Volker König

22.12.2013

Sehr rätselhaftes Wissen eher nicht so technikaffiner Menschen

Die eine Freundin, wegen der ich WhatsApp habe, schickt mir gelegentlich lustige Videos über WhatsApp. Ich weiß nicht, wo sie die her hat, ich würde mich auch gerne revanchieren, aber ich kenne nur YouTube und wenn man da Videos exportiert, sind die gleich mal gerne 50 MB groß. Die Videos, die

ich von ihr geschickt bekomme, sind irgendwas unter vier MB groß. Ich weiß nicht, wo man solche Videos findet, das scheint mir sehr rätselhaftes Wissen eher nicht so technikaffiner Menschen zu sein.

Auf der anderen Seite möchte ich mich jetzt auch nicht zwingend mit Videodateikomprimierung beschäftigen und so bleibe ich in diesem Fall rein auf der Empfängerseite und lasse mich beliefern.

Anne Schüßler

22.12.2013

Wie man durchsagt, dass man keine Durchsagen machen kann, oder: The Little Engine that Couldn't

Der ICE von Berlin nach München hält außerplanmäßig in Probstzella. Eine Durchsage erklärt, dass unser Triebwagen nur mit halber Leistung fahren kann, das sei eigentlich kein Problem, außer eben hinter Probstzella. Die Strecke zwischen Probstzella und Steinbach am Wald hat eine Steigung von 29 Promille. Das ist eine Steilstrecke, zu steil für unseren schwächelnden ICE. Deshalb bekommen wir jetzt eine zusätzliche Diesellok, die uns über den Berg schieben wird.

Es dauert, dann wird es dunkel im Zug, dann fahren wir weiter. Ein Zugbegleiter geht durch den Großraumwagen und sagt: „Meinedamnherrn, Sie werden bemerkt haben, dass wir derzeit ohne Strom fahren. Bis wir oben auf dem Berg sind, haben wir kein Licht, keine Stromversorgung, keine Klimaanlage, keine Toiletten ... und wir können leider auch keine Durchsagen machen.“ Unter dem Gekicher der Fahrgäste geht er weiter in den nächsten Wagen.

Kathrin Passig

Um Weihnachten 2013

Als Wählen noch Drehen hieß

Wir sind zu Gast bei M. zuhause. M. hat eine gewaltige Plattensammlung, eine gewaltige Comic-Sammlung, trägt eine John Lennon-Brille und langes Haar, die Regale an den Wänden seiner Wohnung hat er selbst gemacht – die organischen Formen, in denen sie sich winden, sind bei IKEA nicht zu haben, man muss sie selber machen. Kleine Räucherstäbchen-Abfackelvorrichtungen in Form von Drachen komplettieren das Bild. M. führt eine weitgehend analoge Existenz – Internet gibt es bei ihm nicht. Erst seit einem halben Jahr hat er ein kleines Notebook, das er ausschließlich zum Musikhören benutzt. Ausgenommen von seinem weitreichenden Technik-Skeptizismus sind allerdings große Landmaschinen und jede Art von motorisiertem Werkzeug.

Das Kind der Freunde von früher, das ebenfalls zu Besuch ist, ist mittlerweile ein schlaksiger Teenager, der nicht so recht weiß wohin mit sich. Zu allem Übel ist das Handy leer oder es gibt zur Zeit keines. (Eine Strafmaßnahme? Ich weiß es nicht mehr.) Es wird der Wunsch nach einem Telefongespräch artikuliert, dem M. gerne entgegenkommt. Er dirigiert den Heranwachsenden ins Wohnzimmer zum Telefonapparat. Nach einigen Minuten bekommen wir eine zögernd eingestandene Niederlage zu hören: Der Teenager konnte das Telefon nicht bedienen. M.s Telefonanapparat ist ein antikes Modell aus Bakelit mit textilumfasstem Kabel und – einer Wählscheibe. Ihr Funktionsprinzip habe sich auch nach einigem Herumprobieren schlichtweg nicht erschlossen.

Heiko Fischer

27.12.2013

Der Kundendienst steckt noch im organisatorischen Mittelalter

Eigentlich ist mir die Prepaid-Karte dieses D-Netz-Anbieters zu teuer. Aus verschiedenen Gründen (Bonusfeatures etc) ließ ich mich anfixen, das gut beleumundete Netz mal zu testen.

Karte per Netz bestellt, Bestätigungsmail kommt an, sogar die Rufnummer steht drin. Kurz darauf ist die Karte im Briefkasten. Ich stecke sie ins Tablet und gebe die PIN ein. Ah. Ich habe Signal, bin also im Netz. Toll.

Das Tablet ist im WLAN, damit ich ohne Flatrate keine Kosten verursache. Jetzt Aufladen. Dazu zahle ich über die Aufladewebsite per PayPal 15 €. Bestätigung per SMS kommt an. Toll.

Ich installiere die App zur Karte, um eine Flatrate zu buchen. Sie fragt nach Telefonnummer und Kundenkennwort. Ich denke: Aha, erst einen Kundenaccount auf der Website einrichten. Wollte ich eh. Toll.

Ich richte den Account ein und will die SIM-Karte hinzufügen. Nummer eingegeben, das System fragt nach dem Kundenkennwort. Ich lerne: Das Kundenkennwort ist nicht das Internetkennwort. Und habe ein Problem. Bei allen anderen Anbietern würde jetzt eine SMS mit dem Kennwort aufs Handy geschickt und gut wärs. Doof.

Ich google nach dem Kundenkennwort. In den FAQ steht: Es sind die letzten vier Ziffern der PUK, die ersten vier Ziffern der SIM-Kartennummer oder es wurde mir per Internet übermittelt. In der Mail war es nicht, außer es war steganographisch in einem der Bilder versteckt.

Ich probiere die ersten und letzten vier Ziffern aller Nummern durch, die mit der Karte zusammen hängen, und als Erfolg sperrt die Website die Funktion für 24 Stunden.

Am nächsten Tag sehe ich die SMS, dass die meinen 15 € entsprechende Flat automatisch gebucht wurde. Da noch ein Bonusguthaben bei der ersten Aufladung versprochen wurde, will ich das mit dem Kennwort jetzt klären und rufe die Hotline an.

Wir probieren jeweils die ersten und letzten Ziffern einschlägiger Zahlen aus, bis der Zugang wieder gesperrt ist. Ich werde auf ein PDF mit einem Formular verwiesen, mit dem ich das Kennwort ändern kann. Dass da steht, bei vergessenem oder unbekantem Kennwort müsse man zum Shop, solle ich ignorieren und es faxen. Dann sei in wenigen Stunden alles geregelt.

Nach weiteren zwei Tagen ohne Kennwort oder Antwort frage ich nochmal nach. Wir probieren wieder alle Ziffern durch bis ... ratet mal. Ich gehe also bei nächster Gelegenheit in einen Shop, weise mich aus und sie setzen das Kennwort auf einen Städtenamen.

Zu Hause angekommen probiere ich alle Schreibweisen des Städtenamens (groß, klein, Umlaute, Schreibfehler) aus, bis der Zugang wieder ordnungsgemäß gesperrt ist.

Am nächsten Tag gehe ich wieder in den Shop und wir setzen es auf eine vierstellige Zahl.

Als auch die nicht funktioniert, rufe ich wieder die Hotline an. Das Kennwort, das ich hätte, sei richtig, das stünde hier so, wie ich es sage, warum es im Internet nicht funktioniere, wisse man nicht.

Ich bin inzwischen sauer, weil die Anrufe Geld kosten, ich zum Absenden einer Anfrage an den Kundendienst über das Web-Formular aber das Kundenkennwort brauche, das ja im Internet nicht funktioniert.

Zufällig gerate ich auf der Website auf den Chat-Button und eine Elfe schreibt mich an. Zumindest muss es eine zauberkräftige und allwissende Elfe sein, denn sie klärt mich auf: Das Kundenkennwort würde nach dem Wechsel im Shop regelmäßig erst nach 24–48 Stunden mit den Internetservern synchronisiert.

So war es dann auch.

Im 21. Jahrhundert, dem Zeitalter von Big Data und Wissensdatenbanken, steckt der Kundendienst noch im organisatorischen Mittelalter. So freundlich und engagiert alle Gesprächspartner auch waren: Augenscheinlich hatte keiner von ihnen Zugriff auf *alle* erforderlichen Informationen.

Volker König

29.12.2013

Internet in Ferienwohnungen und Hotels: nicht immer eine leere Versprechung

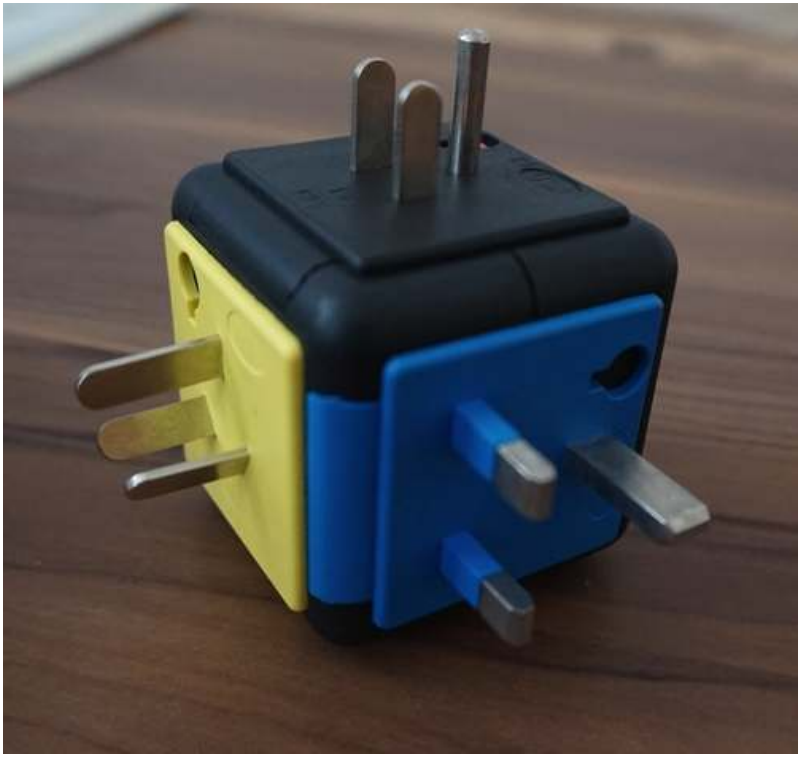
“Es wird kein Internet geben”, sage ich auf dem Weg zu unserer irischen Unterkunft zu Aleks. “Internet in Ferienwohnungen und Hotels ist immer eine leere Versprechung, und wenn man in einem B&B wohnt und der Vermieter ein uralter Mann ist, dann gibt es erst recht keines.” “Wart’s ab”, sagt Aleks, “du bist hier nicht in Deutschland.” Tatsächlich gibt es nicht nur Internet, sondern die Zugangsdaten sind im Wohnzimmer neben dem Teezubehör leicht auffindbar angebracht, man muss nicht erst durch drei brennende Anmeldungsreifen springen wie in deutschen Hotels, es ist ganz normales WLAN und sogar schnell genug, dass man im Bett Serien via Netflix-Streaming sehen kann.

Gegen Ende dieses Aufenthalts werde ich es mit jahrelanger Verspätung endlich schaffen, mir eine irische SIM-Karte mit vernünftigen Daten-Konditionen zuzulegen (Tesco). Leider kann man sie nur in der Original-SIM-Größe kaufen, die schon seit Anfang des Jahres nicht mehr in mein Handy passt, und ein Kleinschneidegerät gibt es bei Tesco nicht.

Kathrin Passig

30.12.2013

Ist ja EU, da wird das ganze Elektrozeugs schon genormt sein



Ich besitze seit über zehn Jahren einen praktischen Weltreisestecker (Platz 1 in den Amazon-Schukostecker-Charts!), doch in den Dublin-Urlaub habe ich ihn nicht mitgenommen. 'Ist ja EU, da wird das ganze Elektrozeugs schon genormt sein', denke ich mir.

Im Hotelzimmer gibt es jedoch ausschließlich dreipolige irische Steckdosen vom Typ G, D oder M. Allein an einer Dose im Badezimmer kann ich mein Smartphone laden (eine sog. Rasiersteckdose, die nur bei eingeschaltetem Licht funktioniert). Eine akzeptable Notlösung, auch wenn das Ladekabel beim Zähneputzen ein wenig stört und man aufpassen muss, das Telefon nicht nasszuspritzen. Eine andere Lösung hätte darin bestanden, sich aus dem Hotel-Snackautomaten (!) für 7 Euro (!) einen Adapter zu ziehen. Auch kleine Reisekosmetiksets hält dieser Automat bereit.

Torsten Gaitzsch

2008 bis 2013

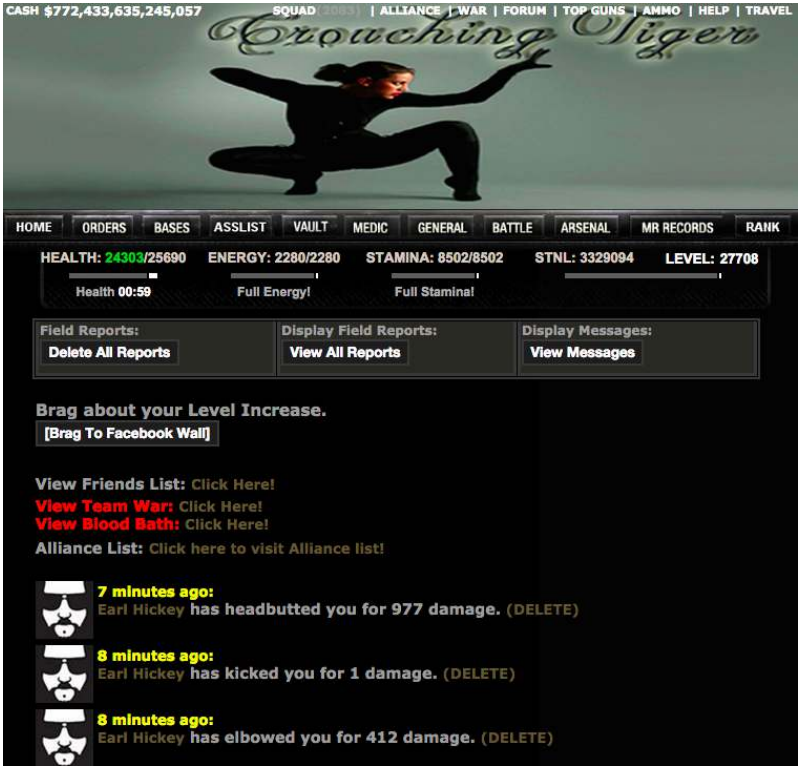
Leben in World's End (und manchmal wird geheiratet)

World's End ist ein Spiel, das bei Facebook angeboten wird. Es ist ein postapokalyptisches Kriegsspiel, bei dem sich Spieler in verschiedenen *Alliances* zusammentun und dann gegenseitig bekämpfen. Dabei gibt es keine aufwändige Grafik wie bei Spielen für Konsolen, sondern lediglich ein paar Standbilder. Ansonsten gilt es auf diverse Knöpfe zu klicken.

Das Prinzip ist ähnlich wie bei vielen anderen Browserspielen: Die Grundeigenschaften eines Spielers bestehen aus *Health/Energy/Stamina/Attack Strength/Defense Strength*. Für jedes Level, das man schafft, gibt es Punkte mit denen verschiedene Eigenschaften verbessert werden können.

Neben den Eigenschaften gibt es noch weitere wichtige Kategorien, wie *Investment* (Militärbasen, Wachtürme, Anleger für Flugzeugträger usw.) das *Cash Flow* generiert und gebraucht wird für das *Arsenal* (Waffensysteme jeglicher Art).

Es geht darum sich hochzuleveln und Spieler anderer *Alliances* zu bekämpfen. Dafür gibt es in World's End die sogenannte *Asslist* (Ass steht für assassination), auf die man per Mausklick andere Spieler zum Abschuss freigeben kann.



Die beiden Hauptspielertypen sind **Hunter** und **Leveler.** Die Hunter sind die, die sich überwiegend in der *Asslist* aufhalten und warten. Wenn eine Zielperson auftaucht, muss man möglichst schnell auf seine Maus klicken. Beliebt bei manchen ist das Surfen auf der *Asslist*, indem man permanent auf dem *Heal*-Button drückt. Das führt dazu, dass der Hunter seine *Stamina*, sinnlos verpulvert. Als Hunter muss man sehr geduldig sein und die *Asslist* beobachten, lange passiert nichts, aber wenn, dann ist blitzschnelles Reagieren gefragt. **Leveler** sind die, denen die Einsamkeit des Hunters zu langweilig ist und die stattdessen möglichst schnell hochleveln. Dazu sucht man sich am besten Levelpartner, die ihren Spieler so aufgebaut haben, dass sie als Partner geeignet sind (z. B. *Attack* und *Defense* müssen aufeinander abgestimmt sein). Die Hunter reagieren sehr empfindlich auf Angriffe der Leveler, weil ihnen große Fische durch die Lappen gehen, wenn sie im entscheidenden Moment keine *Health* mehr haben. Die Leveler finden das besonders lustig.

Um genau diese Interaktionen geht es beim Spielen: wie reagieren Menschen? Die angesehensten Spieler sind die, die nie ihren Humor verlieren, die schnell klicken können und spielen ohne sich zu beklagen, wenn sie wieder und wieder getötet werden. Interessant ist, dass das spielinterne Sterben so schlimm ist, ein Klick auf *heal* reicht aus, um wiederaufzuerstehen. Trotzdem reagieren viele sehr empfindlich auf Angriffe. Wie im echten Leben gibt es Bullies und deren Opfer, Menschen, die vermitteln wollen, denen bestimmte Verhaltenscodes wichtig sind und die, denen das alles vollkommen egal ist. Es gibt Wochenendspieler und welche, die in World's End leben.

Verhandelt wird die ganze Interaktion in Foren und Facebookgruppen, dabei wird gechattet und geskyped (die Entwicklung von IRC über Skype bis zum FB Messenger, die Kathrin beschrieben hat, gibt es auch in der World's End Community). Es ist eine internationale Gemeinschaft, in der fast jeder

jeden kennt. Mir sind diverse Fälle bekannt, in denen sich Liebschaften entwickelt haben und sogar geheiratet wurde. Dabei waren meist mehrere Kontinente im Spiel.

sleeplessdarkhorse

2007 und 2013

Das iPad ist das beste Stimmgerät von allen. Schon weil es keine Knopfzellen braucht

2007 kaufe ich bei eBay gebraucht ein Saiteninstrument. Da ich es bis heute (Stand 2015) nicht spielen kann, möchte ich zu den Details lieber schweigen, es war aber unmodern und damit immerhin sehr billig.

Ich kaufe ein ebenfalls billiges Stimmgerät und lerne erst danach etwas Wichtiges über Stimmgeräte: Es gibt sie in den Geschmacksrichtungen "chromatisch" (alle Töne) und "Gitarre" (nur die Töne, die man für eine Gitarre braucht). Ich kaufe ein zweites, etwas teureres Stimmgerät.

2013 ersteigere ich aus ungebrochenem Optimismus das gleiche Musikinstrument noch mal, in viel besser und noch billiger. Die Knopfzellen der beiden Stimmgeräte sind leer, das macht aber nichts, denn ich besitze inzwischen ein iPad und könnte das Instrument mit der Gratis-Stimmgeräts-App insTuner Free stimmen. Falls ich eines Tages doch noch beschließen würde, regelmäßig zu üben.

Kathrin Passig

Ende 2013

Änderungen im Kommunikationsverhalten durch den Facebook Messenger

Ich nutze den Facebookmessenger jetzt sehr viel, wahrscheinlich mehr als alles andere. Seine Vorteile: Man kann zwischen mobiler Version und Facebook-Website wechseln, er synchronisiert beides problemlos. Bei Skype ist die mobile Version weiterhin buggy, langsam, synchronisierunwillig und akkufressend. Facebook kann genau wie Skype Gruppenchats. Und man muss sich mit Leuten, mit denen man noch gar keine Nachrichten ausgetauscht hat, nicht erst auf einem anderen Kanal verständigen, welchen Messenger sie jetzt nutzen und dann die nötigen Kontaktdaten austauschen; man sieht ja, dass sie bei Facebook sind.

Im Facebookmessenger kann man sehen, wann eine Nachricht gelesen wird. Ich muss erst mühsam lernen, dass ich bei beruflichen Vorgängen im Facebookmessenger (die sich seit 2011 oder 2012 mehren) nicht wie bisher tagelang so tun kann, als hätte ich die Nachricht noch gar nicht gesehen. Plausibel war das natürlich vorher auch nicht, aber fremde Auftraggeber wissen schließlich nicht, dass ich in den letzten zwanzig Jahren kaum je länger als ein paar Stunden ohne Netz war. Könnte ja sein, dass ich so einer “Mails nur einmal die Woche lesen”-Produktivitätsschule anhänge.

Die lange Pause trotz gesehener Nachricht wird zu einem inhaltstragenden Teil des Gesprächs.

Auf anderen Kommunikationskanälen stellt sich jetzt häufiger flüchtige Irritation ein, wenn ich nicht sehen kann, ob die Gesprächspartner meine Nachricht schon gelesen haben.

Kathrin Passig

Ende 2013

Nur noch Ryanair steht zwischen mir und dem papierlosen Büro

Ich drucke nichts mehr. Von 1985 (Endlospapier!) bis etwa 2005 spielten Drucker in meinem Leben eine wichtige Rolle. Bei der Auflösung des letzten Gemeinschaftsbüros Ende 2011 haben wir einen der beiden Laserdrucker in die Tonne mit dem Elektroschrott gelegt, obwohl er noch funktionierte. Was aus dem anderen geworden ist, weiß ich nicht mehr.

Seitdem arbeite ich in einem Coworkingspace, in dem ein mittelmäßiger alter Laserdrucker steht. Will man etwas drucken, stellt man seinen Laptop auf den Kühlschrank neben dem Drucker und schließt ihn über ein USB-Kabel an. Mein Vermieter sagt: „Wir kaufen alle ein, zwei Monate eine Packung Druckerpapier“ In einer Packung sind 500 Seiten. Die Zahl der Mieter schwankt zwischen 25 und 50. „Immer, wenn jemand eine Master-Arbeit schreiben muss, steigt der Verbrauch.“

Bis zum Kauf des iPad im März 2013 habe ich ab und zu meine Notizen für Vorträge ausgedruckt. Bis ich Ende 2013 das Büro Impresario (Disclosure: die Betreiberin Nathalie Passig und ich sind unüberraschenderweise verwandt) mit meiner Buchhaltung beauftragt habe, musste ich in seltenen Fällen Rechnungen ausdrucken, wenn die Empfänger keine PDFs akzeptieren wollten.

Das einzige, was ich jetzt noch drucke, sind Ryanair-Bordkarten. Wenn man die nicht ausgedruckt mitbringt, kostet es 40 Euro. Das macht ungefähr zwei Blatt Papier pro Jahr.

Kathrin Passig

31.12.2013

GPS statt Ivrit

Nach einer Zugfahrt auf der einen Bahnstrecke Israels bin ich mit dem Mitbewohner im Norden angelangt. Doch um zum Dorf der Bloggerin zu kommen, die wir besuchen wollen, müssen wir auch noch Linienbus fahren. Die Bloggerin hat uns mit detaillierten Anweisungen versorgt, wir finden den Busbahnhof in Nahariya problemlos, ebenso den richtigen Bus. Wir wissen auch, an welcher Haltestelle wir aussteigen müssen, die Haltestellen sind auf einem Display im Bus angeschrieben – aber in Ivrit. Und auch wenn sich der Mitbewohner in der einen Woche, die wir bereits in Tel Aviv sind, Grundkenntnisse angeeignet hat, sind wir beim Entziffern der Schrift auf vage Vermutungen angewiesen.

Also verfolgen wir unsere Busfahrt auf unserem Tablet per GPS. Station für Station vollziehen wir auf dem Bildschirm nach, bis wir sehen, dass wir an der nächsten werden aussteigen müssen. Wir drücken den Halteknopf, unter einem großen Baum erwartet uns die Bloggerin – nach über zehn Jahren gegenseitigem Lesen schließen wir einander in die Arme.

(Natürlich hätte wir auch den Busfahrer um Hilfe bitten können.)

die Kaltmamsell

April 2010 bzw. Januar 2014

Handy laden über USB? Im Prinzip ja, aber . . .

Auch 2014 ist mein Smartphone-Zeitalter noch nicht angebrochen. Wie schon seit Jahrzehnten genügen mir abgelegte oder billig er-e-buchtete Nokia-Telefone älteren Semesters. Das neueste davon ist ein 6303i von 2010,

das ich mir nur gekauft habe, weil es zu der ebenfalls über E-Bay für einen Euro erstandenen Ladeschale passt, die sich wiederum in den Lastwagen meines Arbeitgebers einbauen lässt.

Dass dieses 6303i sogar im Web surfen kann, habe ich genau einmal ausprobiert und dann nie wieder genutzt. Angenehm finde ich hauptsächlich die bessere Kamera und die längere Akkulaufzeit als beim Vorgänger, auch scheint es robuster gegen mechanische Zerstörung zu sein. Bestes Feature ist aber, dass man es im Gegensatz zu dem von Kristin Kopf auch über USB aufladen kann.

Es sei denn, man versucht selbiges mit einem Windows-Rechner. Zumindest mein auch schon etwas abgehangenes Notebook mit Windows XP reagiert nämlich auf das Einstecken des Handys via USB mit der Meldung, da sei ein unbekanntes USB-Gerät, zu dem es keine Treiber installieren könne – und schaltet dann sicherheitshalber die Stromversorgung dieses USB-Ports ab. Das Installieren des Software-Pakets zum Handy bringt keine Besserung, so dass die mit dem Handy geknipsten Bilder auch weiterhin durch Einlegen seiner SD-Speicherkarte in einen Kartenleser den Weg in den Rechner finden müssen.

Naja, irgendwas ist ja immer. Wenigstens brauche ich kein spezielles Nokia-Ladekabel mehr.

Ermel

Anfang 2014

Tschkr, Tskr, Tschskr

Nach jahrelangem Gestolper bin ich jetzt endlich in der Lage, das Wort „Touchscreen“ auszusprechen. Meistens jedenfalls.

Kathrin Passig

Anfang 2014

Ich bin Zentralverriegelungs-Immigrantin

Wenn ich bei jemandem im Auto mitfahren will, stehe ich so lange neben der Beifahrertür, bis der Fahrer eingestiegen ist (in Großbritannien: neben der Fahrertür, bis man mich auf die andere Seite schickt). Dass es seit den 90er Jahren Zentralverriegelung gibt und ich gar nicht warten müsste, vergesse ich immer wieder, schon weil ich so selten Auto fahre. Ich bin Zentralverriegelungs-Immigrantin und werde es womöglich für den Rest meines Lebens bleiben.

Kathrin Passig

Anfang 2014

Meine Notizen sind weder leserlich noch durchsuchbar

Ich trage immer noch ein Notizbuch und einen Stift mit mir herum. Vor ein paar Jahren habe ich zwei oder drei Moleskines vollgeschrieben, 2012 und 2013 eher billige karierte Ringbücher, und auf der Buchmesse in Rio im September 2013 habe ich wieder einen Moleskine-Nachbau in rot geschenkt bekommen. Vor den Moleskine-Jahren war es ein winziges Buch mit Gummieinband, Geschenk einer Freundin, und davor habe ich BVG-Fahrscheine, Kassenzettel und Kaugummipapierchen benutzt (als Kaugummipapierchen noch größer und robuster waren als heute). Noch früher, etwa bis Ende der 90er Jahre: Taschenkalender. Auch To-do-Listen lege ich manchmal auf Papier an, denn sobald auf so einer Liste zu viel Unerledigtes steht, werde ich ganz mutlos und brauche einen Neuanfang.

Beim öffentlichen Verwenden des Notizbuchs komme ich mir etwas blöd vor, speziell auf sehr digitalen Veranstaltungen. Es ist auch unpraktisch, weil die alten Notizbücher außer Reichweite und die Notizen weder leserlich noch durchsuchbar sind. Aber ich habe noch keine befriedigende Lösung auf dem Handy gefunden.

Ganz selten, vor allem beim Gehen oder beim Fahrradfahren, spreche ich Notizen in eine Sprachaufzeichnungs-App, aber nur in Notfällen, denn das Abhören ist umständlich, langwierig, und ich höre mich nicht gern reden. Ein oder zwei Jahre hatte ich eine Art Notizzettel-App, aber dann bin ich eines Morgens im Hotel vom Putzpersonal aus dem Schlaf gerissen worden, wollte nur kurz aufs Handy sehen und habe unaufmerksam auf etwas geklickt, das wohl so ähnlich wie „Do you want to update this app? You will lose all data.“ lautete. Danach war ich wach.

Manchmal mache ich mir seitdem Notizen in einer Mail an mich selbst im Drafts-Ordner von Gmail. Google Docs dauert auf dem Handy zu lang. Außerdem schreibe ich von Hand immer noch schneller als auf der Handy-Softwaretastatur, ich opfere also die spätere Les- und Weiterverwendbarkeit zugunsten eines kleinen Aufschreibevorteils. Öfter schreibe ich etwas in Gegenwart digital desinteressierter Personen auf, die es für unhöflich halten könnten, wenn ich mitten im Gespräch mein Handy heraushole. Und als O2-Kunde bin ich immer noch gar nicht so selten in Situationen, in denen es keinen Handyempfang und damit kein Internet gibt (in Kinosälen, auf manchen U-Bahn-Teilstrecken, im Flugzeug, im Zug). Ich müsste also sowieso ein Backup-Notizwerkzeug mit mir herumtragen.

Kathrin Passig

Januar 2014

14 Tarifbuchungsklassen und der langsame Weg zum dritten Messerset

Im Flugzeug gibt es drei Sitzplatzkategorien: Economy, Business und First Class. Die Klassen unterscheiden sich deutlich im Preis. In der Economy sitzt man überall gleich schlecht, und nach acht Stunden Flug fühlt man sich wie nach einer schlecht ausgeführten Lobotomie, die in einem winzigen Hühnerkäfig vorgenommen wurde. In der Business bekommt man einen schönen, breiten Sitz, den man meist zum Schlafen komplett flach stellen kann, und eine Zahnbürste. Wer viel fliegt, kann „Meilen“ sammeln. Eine Art Bonussystem, das alle Fluglinien haben, jedoch nicht alle dasselbe. Es gibt verschiedene Bonusmeilenverbünde wie „Miles & More“ oder „One World“, zu denen dann wieder verschiedene Fluggesellschaften gehören. Mit den Bonusmeilen kann man dann später in einem Onlineshop gegen Zuzahlung von Bearbeitungs- und Versandkosten Dinge bestellen, die man nicht braucht. Noch ein Messerset zum Beispiel.

Man kann die Meilen aber auch dazu verwenden, ein Upgrade von einem Economy Ticket auf Business zu kaufen, um nach einem Langstreckenflug minimal weniger lobotomiert am Zielort anzukommen. Da ich einen Flug in die USA in der Economy-Klasse gebucht bekommen hatte, wollte ich nun meine hart erflogenen Meilen für ein Upgrade einsetzen. Der Flug wurde von US Airways ausgeführt, die aber im „Miles & More“ Programm mitmachen.

1. Versuch, Schalter am Flughafen München

„Guten Tag, ich würde gerne einen Flug upgraden.“
„Wos? Des mochma hier net. Do miassens zu Mäls änd Mohr.“
„Haben die denn hier einen Schalter?“
„Na, des geht nur onlein. Vielleicht mit der Hotlein. Ruafens halt an.“

Telefonieren ist mir aus vielen Gründen zu blöd, also logge ich mich bei „Miles & More“ ein und suche die Upgradefunktion. Brav gebe ich alle Daten ein, klicke „Upgrade“ und bekomme nur zur Auswahl, welchen Sitz ich in der Economy buchen möchte. „Business, ich will Business“, rufe ich dem Rechner entgegen, was zwar sinnlos ist, ich fühle mich aber besser dabei (gibt es da eigentlich Studien über das Thema „Sprechen mit der Maschine – Warum es gut für den Blutdruck ist“?). Also doch Hotline.

3. Versuch: Hotline Miles & More

„Guten Tag, ich fliege dann und dann mit Flugnummer US1234 und würde gerne auf Business upgraden“

„Ja, das müssen Sie bei US Airways machen“

(Ich schiebe hier eine Lüge ein, denn man kennt das ja, dass einen Callcenter auf die Reise schicken, und bestehe darauf, dass US Airways mich zu „Miles & More“ geschickt hat)

„So so. Aha. Kann ich mir gar nicht vorstellen. Aber gut, was für ein Flug war das?“

„. . . “

„Ja. Nein. Das geht nicht.“

„Aber ich habe doch genug Meilen“

„Ja, schon. Aber nicht die richtige Buchungsklasse“

„Economy? Gibt es noch was unter Economy, was ich aus Versehen gebucht habe?“

„Nein, aber in der Economy gibt es unterschiedliche Tarifbuchungsklassen. Es gibt: Y, B, M, H, X, V, W, Q, S, G, K, L, T, E und U. Man kann aber nur upgraden, wenn man Y oder B hat. Sie haben N.“

„‘N’ haben sie gar nicht erwähnt?“

„Nein, das ist eine Tarifklasse von US Airways, die hat Lufthansa nicht. Aber da können Sie auch nur mit Y oder B upgraden.“

„Aha, woher weiß ich denn, welche Tarifbuchungsklasse ich buche, wenn ich ein Ticket online kaufe?“

„Meistens gar nicht. Die Fluggesellschaften bieten verschiedene Tarife an, die dann von Portalen je nach Verfügbarkeit angeboten werden, das günstigste

Angebot immer zuerst. Das sehen Sie aber erst auf dem Ticket.“
„Aha. Kann ich denn von meiner Buchungsklasse auf ‘Y’ upgraden, um dann in Business upzugraden?“
„Nein.“
„Aha.“
„Und ehrlich gesagt, das Upgrade würde auch nichts bringen. Sie fliegen mit US Airways, die wollen 400 Euro an Gebühren für ein Upgrade.“
„Aber da steht doch immer, dass ein Upgrade nichts kostet.“
„Nur wenn Sie mit Lufthansa fliegen. Im Übrigen gibt es auch in Business unterschiedliche Klassen, nämlich C, D, I, J, Z und P. Ein Upgrade würde sie in ‘I’ bringen, aber das ist der Discount Upgrade Tarif. Wenn die Business mit ‘C’ Kunden ausgebucht ist, fliegen sie sowieso Eco, Upgrade hin oder her. Aber Sie können mit ihren Meilen in unserem Bonusshop tolle Produkte erwerben. Soll ich Sie mit dem Kundenservice vom Shop verbinden?“

Das Messerset wollte ich trotzdem nicht, ich hab schon zwei.

(Gespräch mit der Hotline aus Notizen und dem Gedächtnis rekonstruiert.)

Don Dahlmann

Seit 2014 (vermutlich auch früher)

Die Jalousien wissen auch nicht immer, was sie tun

Die Fenster im Büro gehen vom Boden bis zur Decke, es kommt also immer schön viel Licht rein. Außen sind Jalousien angebracht, die man an einem Schalter neben der Tür, die genau auf der anderen Seite des Büros ist, rauf- und runterfahren kann.

Damit man bei zu heller Sonneneinstrahlung nicht selber reagieren muss, ist irgendwo ein Lichtsensor, der der Jalousie sagt, wann sie runterfahren sollte.

Leider ist der Lichtsensor empfindlicher als die Menschen im Büro. Die Jalousie fährt also auch gerne runter, wenn überhaupt nicht viel Sonnenschein ist. Da wir aber generell Licht mögen, ist die Wahrscheinlichkeit, dass beim ersten Jalousienrunterfahrgeräusch jemand vom Stuhl aufspringt und die Jalousie wieder zum Rauffahren zwingt, sehr hoch.

Immerhin, sobald man der Jalousie einmal seinen Willen aufgezwungen hat, hält sie eine ganze Weile ruhig. Irgendwann unternimmt sie dann vielleicht wieder einen Versuch, den man dann auch schnell wieder unterbindet. Immerhin bekommt man ein bisschen Bewegung im Büro.

Anne Schüßler

02.01.2014

Ich hab doch kein Spotify und kauf dann noch CDs!

Wir sind im Saturn und versuchen für die „Kaufe drei – bezahle zwei“-Aktion drei interessante Filme zu finden. Wir scheitern, weil „Despicable Me 2“ nicht auffindbar ist und ich augenblicklich Desinteresse bekomme.

Ich schlage vor, es müsste ja nicht zwingend alles Filme sein, man könnte ja auch eine CD dazu kaufen.

P. sagt: „Ich hab doch kein Spotify und kauf dann noch CDs.“

(Wir gehen unverrichteter Dinge und kommen ein paar Tage später wieder, als auch „Despicable Me 2“ wieder vorrätig ist.)

Anne Schüßler

2.1.2014

Deutschland ist da, wo wir Technologiefortschritte mit organisatorischen Mitteln bekämpfen

Kathrin Passig wünscht sich nach der Begegnung mit SB-Kassen in Irland, dass diese auch zu uns kommen.

Das sind sie inzwischen.

Der Supermarkt meiner Wahl ist der Future Store von real. Nicht, weil ich in einem Supermarkt einkaufen möchte, der der Legende nach von Claudia Schiffer eröffnet wurde, sondern weil er der größte in unserer Kleinstadt ist, einen großen Parkplatz hat und dort auch meine Packstation steht.

Neben Robotern in Form von 1,60m großen Mensch-Ärgere-Dich-Nicht-Figuren, die einem den Weg zu Artikelgruppen zeigen könnten, wenn sie nicht gerade am Ladegerät hingen oder von ~~Terroristen~~ Kindern zwischen Regalen und Einkaufswagen gefangen wurden, gibt es dort SB-Kassen.

Der erste Typ entspricht ungefähr dem Modell, das Kathrin in Irland kennengelernt hat. Man nimmt seine kleinen Einkäufe, scannt die Artikel und wirft sie in die Plastiktüten, die in Gestellen hängen und gemeinsam eine Waage bilden.

Bei mir dauerte es eine Weile, bis ich Einkäufe von mehr als 10 Artikeln ohne Zwischenfall scannen konnte. Was auch Katja Berlin berichten kann. Es ist einmal sehr laut im Supermarkt und das Piepsen und Gerede der Kasse geht da schonmal unter, zumal dort vier baugleiche Kassen mit denselben Stimmen reden und mit demselben Piepsen piepsen. Vielleicht höre ich auch ein Phantompiepsen nach dem Scannen, wenn das Piepsen des Automaten ausgeblieben ist.

Landet jedenfalls ein nicht gescannter Artikel in der Tüte muss die eine Kassiererin[1], die für die Aufsicht der SB-Kassen abgestellt wurde, eingreifen.

1. tatsächlich habe ich dort bewusst noch keinen der im Markt arbeitenden Kassierer gesehen

Manche Artikel machen das Scannen zusätzlich aufwändig: Getränke, die in verschiedenen Gebinden angeboten werden, zum Beispiel. Eine Bierflasche, die auch im Sixpack oder Kasten angeboten wird führt immer zur Rückfrage, in welchem Gebinde man sie kaufen wolle. Jede einzelne. Vier Flaschen, vier Rückfragen. Falls eine von ihnen zufällig doch noch in einem Sixpack steckt oder man einen ganzen Kasten plus drei einzelne Flaschen kaufen wollte.

Manche Artikel haben gar keinen EAN-Code, sondern müssen über Warengruppe und den aufgedruckten Preis manuell eingegeben werden. Was die Kasse mit einem "Für diesen Artikel benötigen Sie Hilfe." quittiert. Man darf dann warten, bis die Kassenaufsicht das Blinken der Nummer über der Kasse entdeckt.

Manche Artikel wieder kann man dort auch gar nicht bezahlen. Was man leider erst erfährt, wenn man bereits an der Kasse steht und scannt. iTunes-Karten zum Beispiel.

Vermutlich liegt das daran, dass die Waage nicht erkennen kann, ob die jeweilige Karte in Platin (15€), Rohdiamanten (25€) oder goldgepresstem Latinum (50€) aufgewogen wurde. Wir sind ja bekanntlich ein Volk von Betrügern, die fünfmal eine 15€-Karte über den Scanner ziehen und dabei kaltblütig 50€-Karten in die Tüte werfen.

Noch eine Nützlichkeitsbremse ist die Altersüberprüfung, die – Überraschung – zu einer erneuten Wartezeit auf die Kassenaufsicht führt. Bei Alkohol ist das durchaus verständlich. Irritiert war ich aber, als ich neulich verifizieren lassen sollte, dass ich wenigstens sechs Jahre alt sei.

Tatsächlich hatte ich Calcium-Sprudeltabletten gekauft, die bei Allergien schnell wirken, aber als *Medizinprodukt* wohl erst ab sechs Jahren verkauft werden dürfen.

Um den Jahreswechsel herum hat die Marktleitung sich für die Kassen noch eine Komplikation ausgedacht. Während sich die Schranken hinter der vier SB-Kassen früher von alleine öffneten, nachdem die Diebstahlsicherun-

gen keinen Alarm gegeben hatten, müssen sie nun von der Kassenaufsicht per Fernbedienung geöffnet werden, um das Durchschlüpfen ohne vorheriges Bezahlen zu verhindern..

Also wenn die Aufsicht irgendwann zwischen dem manuellen Verbuchen von Artikeln ohne EAN, Korrekturen von Gewichtsproblemen, Altersüberprüfungen und anderen Aufgaben wie dem Aushändigen von Treuepunkten tatsächlich mal Zeit dazu hat und zur Schranke kommt, die Fernbedienung hat nämlich nur knapp 5m Reichweite.

Sollte jemals auffallen, dass meine per Kreditkarte bezahlten Einkäufe auf dem stiftbedienten Touchpad grundsätzlich von verschiedenen Päpsten, Sternenflottenkommandanten und Scheibenweltbewohnern unterschrieben werden, möchte ich mir die organisatorischen Konsequenzen gar nicht ausmalen.

Volker König

3.1.2014

Mein Facebook-Archiv

Ich fordere zum ersten Mal mein Facebook-Archiv an. Obwohl es angeblich vollständig sein soll, reicht es nur bis zum 31. März 2011 zurück statt bis 2007. Immerhin sind die Facebook-Messages dabei, ich kann also aufhören, die von Hand in Textdateien herauszukopieren.

Kathrin Passig

4.1.2014

Die Polizei anrufen: Mit App auch nicht einfacher als ohne

Geträumt:

Ich muss die Polizei anrufen, weil viele für sich genommen harmlose Indizien dafür sprechen, dass ein mir bekannter Intellektueller, der optisch dem Verleger Jörg Sundermeyer ähnelt, gerade eine Paketbombe in einem Café in der Innenstadt deponiert hat. Vermutlich geht es um Minuten, und natürlich kann man mit dem Handy die 112 gar nicht anrufen, es passiert dann einfach nichts. Weil ich dieses Problem offenbar schon öfter hatte, habe ich mir eine App installiert oder eine Art Shortcut angelegt, jedenfalls ist auf dem Telefondisplay ein rundes Icon zu sehen, unter dem „Polizei“ steht. Das drücke ich, und jetzt wird eine lange Nummer gewählt, die fast so aussieht wie die der Rettungsleitstelle: Ortsvorwahl und dann 19222. Ich bin stolz auf meine vorausschauende Planung, aber während am anderen Ende immer noch nichts passiert, begegne ich einer echten Polizistin. Darüber ist sehr viel Zeit vergangen, fast eine halbe Stunde. Es wird knapp werden mit der Evakuierung.

Kathrin Passig, zuerst veröffentlicht bei Wir höflichen Paparazzi

4.1.2014

Wir sitzen zur richtigen Zeit vor einem richtigen Fernseher

BBC sendet die erste Folge der 3. Staffel von „Sherlock“, und in unserem Bed&Breakfast in Irland gibt es einen Fernseher, auf dem man BBC sehen kann. Wir planen den Tag sorgsam so, dass wir zur richtigen Zeit vor diesem Fernseher sitzen. Es ist das erste Mal seit langer Zeit, dass ich irgendwas auf einem echten Fernsehgerät zu einer festgelegten Uhrzeit sehe; ich glaube, das letzte Mal war es die Sendung mit der Maus, ungefähr 2008.

Kathrin Passig

9.1.2014

Ich soll myTaxi nicht mehr benutzen, es ging aber eh nie

Die Taxi-App myTaxi ändert ihre Bedingungen. Fahrten werden jetzt versteigert und gehen an denjenigen Fahrer, der den Betreibern den höchsten Prozentsatz abzugeben bereit ist. Bei Twitter und Facebook empört man sich und rät vom weiteren Gebrauch der App ab. Das fällt mir leicht, denn seit ich myTaxi ungefähr im Sommer 2012 installiert habe, ist es mir noch kein einziges Mal gelungen, damit ein Taxi zu rufen. Entweder fehlen doch noch irgendwelche Anmeldedaten (die ersten drei Versuche), oder ich kann die gar nicht mal so intuitive App nicht bedienen (die nächsten drei Versuche), oder es ist kein myTaxi-nutzender Fahrer in Reichweite (Ingolstadt), oder mein angeblicher Standort ist falsch, lässt sich aber auch nicht korrigieren (meistens).

Kathrin Passig

2014 bis heute

Die gute alte E-Mail genügt meinen Bedürfnissen (meistens)

Nachdem Kathrin hier über unzureichende Kommunikationsmöglichkeiten klagte, die den Bedürfnissen aller Beteiligten gerecht werden (ein Messenger, der auch eine Desktop-Variante hat, aber kein reiner Chat-Dienst ist) ist mir aufgefallen, dass ich zu diesem Zweck eigentlich am liebsten die doofe alte Mail benutze.

Wie die halbe Welt hatte ich Whatsapp auf meinem Telefon. Und wie die Viertelwelt hatte ich Whatsapp von meinem Telefon gelöscht, als es von Facebook übernommen wurde, weil ich nicht möchte, dass meine Alltagskommunikation in Facebooks Social Graph einfließt. Das führte aber zu Proble-

men bei der Kommunikation mit der Frau, die vorübergehend ein Nokia mit Windows Phone hatte, wofür es kein Threema gibt. Nach einiger Recherche haben wir uns auf Line geeinigt. Der Dienst verschlüsselt zwar keine Nachrichten, aber immerhin die Kommunikation mit dem Server. Außerdem gibt es einen Desktop-Client. Es war ziemlich nett, in einem Messenger zu zweit alleine zu sein und an der Notification sofort erkennen zu können, ob die Nachricht von ihr (Line) oder jemand anderem (Threema) kommt.

Mittlerweile ist das Nokia in der Familie weitergewandert und wir haben keinen Bedarf mehr für Line. Interessant ist allerdings, dass die gute alte E-Mail meinen Bedürfnissen völlig genügt. Wer keine Floskeln erwartet, kann damit im Grunde genauso gut kurze Messages austauschen. Sie können mit Anhängen versehen werden, und ich übersehe keine Nachricht, weil das Telefon woanders herumliegt, während ich am Schreibtisch sitze. E-Mail ist sowieso auf allen Geräten eingerichtet, und niemand muss sich Gedanken über Apps machen. Nachrichten sind genauso schnell gelesen und geschrieben wie mit Messengern und kommen dank Push-Notification auch sehr schnell auf all meinen Geräten an. Für Chats in Echtzeit reicht das nicht, aber vollkommen für asynchrone Kommunikation – meiner Meinung nach der Haupteinsatzzweck von Messengern im Gegensatz zu Chat-Clients. Ganz nebenbei freue ich mich, dass ich alle Nachrichten in meinem E-Mail-Programm archivieren kann. Sie liegen auf meinem gemieteten IMAP-Server und lassen sich wunderbar nachträglich durchsuchen – und bei Bedarf natürlich auch verschlüsseln.

Nur manchmal reicht das nicht. Manchmal brauchen wir Echtzeit-Kommunikation. Meistens telefonieren wir dann einfach.

Enno Park

10.1.2014

Ich kaufe mir einen neuen MP3-Player und habe jetzt zwei

Ich kaufe mir einen neuen MP3-Player: den SanDisk Sansa Clip Zip (Platz 1 der Amazon-MP3-Player-Charts). Mein alter Player, ein Sony Walkman, sieht zwar cooler aus, ist flacher und leichter, kann Videos abspielen und hat eine beachtliche Akkulaufzeit, weist aber zwei Nachteile auf. Erstens ist er kaputt (er schaltet sich neuerdings nach dem „Hochfahren“ sofort wieder ab), zweitens bekommt man seine MP3s nur über eine sony-eigene Übertragungssoftware draufgespielt. Der SanDisk hingegen wird einfach an einen USB-Anschluss gestöpselt und als Laufwerk erkannt. Großes Doppel-Plus: Auch mit FLACs und mit Audible-Dateien kommt der Sansa klar. Audible-Hörbücher werden nämlich unverschämterweise in einem proprietären Format zur Verfügung gestellt. Das beste an dem SanDisk ist, dass ich mir nie wieder merken muss, welches Album bzw. Hörbuch ich wie weit gehört habe. Er merkt sich bei jeder Datei, an welcher Stelle ich zuletzt war.

Damit dieser Eintrag nicht bloß eine marktschreierische Produktbeschreibung wird, hier noch eine kleine Abschlusspointe: Nachdem ich meinen Sony Walkman formatiert habe, damit ich ihn datenfrei in den Müll werfen kann, kopiere ich zum Spaß noch einmal ein Musikalbum drauf und teste, ob er vielleicht wieder funktioniert. Tut er. Seitdem besitze ich zwei MP3-Player.

Torsten Gaitzsch

11.1.2014

Eine sehr schöne Bluetoothfunktion. Leider ist sie in einem Radio eingebaut

Ich bin bei Jan zu Besuch und will ihm Musik vorspielen. (Keine Ahnung, wie es dazu gekommen sein kann, ich spiele eigentlich nie jemandem Musik vor.) „Mach das doch über die Anlage“, sagt er. Ich muss nur Bluetooth einschalten und irgendwas, was dann auftaucht, als Audioausgabegerät wählen, und schon geht es.

Also, es geht tatsächlich, und zwar auf Anhieb. Wir haben um 2005 herum lange versucht, etwas Ähnliches im gemeinsamen Büro hinzukriegen und sogar ein teures Dings von Apple dafür gekauft, das sich leider als genauso nutzlos erwies wie alles andere. Am Ende haben wir halt ein Kabel genommen.

Kurz denke ich darüber nach, mir dasselbe Wundergerät wie Jan zu kaufen, nämlich dieses hier, aber es ist ein Radio. An Radios habe ich ungefähr so viel Interesse wie an Nasenduschen, und einfach nur die Bluetoothfunktion ohne Radio verkaufen sie wohl nicht, jedenfalls nicht in einem so hübschen Gehäuse. Außerdem ist es ja sinnlos, wieder mit dem Gerätekauf anzufangen, wo die Funktionen gerade alle so schön in Handy, Notebook und Tablet gewandert sind.

Kathrin Passig

13.1.2014

Ein iPad. Oh?

H. (2 Jahre) sieht zum ersten Mal ein iPad, hält mitten im Gebrüll inne und sagt „Oh?“ Anhand von Streichelzoo lernt sie im Laufe der nächsten halben Stunde die Touchscreengeste Antippen. Nach einigen Tagen mit Kapu Forest

auf dem Android-Handy kommt am 18.1. die Fähigkeit „Halten und Ziehen über kurze Strecken“ dazu (Hasen-Level). Im Laufe der darauffolgenden Woche verfeinert sie die Motorik des Ziehens (Pilz- und Biber-Level) und lernt (Marienkäfer- und Maulwurf-Level), wie man die Tiere durch Bewegen des ganzen Handys steuert. Ich glaube, jetzt kann sie alles, was man mit einem Finger und einem Touchscreen machen kann. Zweifingergesten braucht man in den mir bekannten Kleinkind-Apps nicht.

Kathrin Passig

16.1.2014

Wer in den USA wohnt, darf nichts Deutsches lesen

Ich frage einen Verleger, dessen Verlag zu einer der größten Verlagsgruppen Deutschlands gehört, warum ich bei Amazon US eigentlich praktisch keine deutschen E-Books kaufen kann. Er weiß weder, dass die Bücher seines Verlags für Kindle-Kunden mit Wohnsitz in den USA nicht existieren, noch, warum das so ist.

„Nach der letzten Volkszählung (2000) haben [in den USA] 1.382.610 Personen angegeben, zu Hause Deutsch anstatt Englisch zu sprechen. (...) An amerikanischen Schulen lernen ca. 375.000 Schüler Deutsch; es ist die drittpopulärste Fremdsprache nach Spanisch und Französisch. 1997 stellte die deutsche Regierung etwa drei Millionen US-Dollar für Projekte zum Deutschunterricht in den USA zur Verfügung.“ (Wikipedia)

Kathrin Passig

17.01.2014

Gedruckt fast unlesbar

Ich habe für meine Klausuren Zusammenfassungen geschrieben, die ersten Seiten per Hand, später mithilfe zweier Notebooks, auf dem einen die Folien, auf dem anderen die Zusammenfassung.

Die handschriftlichen Zusammenfassungen will ich meiner Lerngruppe zukommen lassen, aber der Multifunktionslaser in meinem Zimmer ist nur deshalb in meinem Besitz, weil er nicht mehr scannt und kopiert, sondern nur noch druckt. Geld für einen Copyshop mag ich nicht ausgeben, weshalb ich eine iPhone-App benutze, die OCR kann, aber auch einfach nur scannen kann. Dabei wird der Kontrast erhöht und alles in A4-Format gebracht, was sehr praktisch ist.

Mein iPhone 4 ist seit iOS 7 praktisch unbenutzbar langsam, und die Kamera kommt mit meiner Schreibtischlampe nicht zurecht. Ich verbringe 20 Minuten damit, 7 Seiten wiederholt zu fotografieren, die Einstellungen anzupassen und sie zu speichern. Um die Bilder vom iPhone zu kriegen, verbinde ich sie mit dem Mac und lasse Dropbox sie importieren.

Gedruckt sind sie dennoch fast unlesbar und ich fasse das Wichtigste einfach noch mal elektronisch zusammen.

Franz Scherer

Mitte Januar 2014

Ich kenne jetzt die 3D-Topographie meiner Augen

In einem Anfall von Eitelkeit begebe ich mich spontan zum Optiker, weil ich es noch mal mit Kontaktlinsen versuchen will.

Beim Optiker wird dann auf ungefähr hundert verschiedene Arten erst mal meine Sehstärke gemessen, also das übliche Buchstabenerkennen, aber dann muss ich immer noch sagen, wann irgendwas auf einem grünen Hintergrund schwärzer ist als das auf dem roten Hintergrund und lauter so lustige Sachen.

Danach werden meine Augen fotografiert in ganz groß, ich muss also erst geradeaus gucken und dann nach link und nach rechts und nach oben und nach unten und dann mit dem anderen Auge noch mal und von allem wird ein Foto gemacht und in meinen Kundendaten abgelegt, damit man später noch mal fotografieren und vergleichen kann. Man sieht dann zum Beispiel, wenn das Auge zu wenig Luft bekommt und die Äderchen dicker werden.

Am coolsten aber: Es wird eine 3D-Topographie von meinem Auge erstellt, jedenfalls von dem vorderen Teil, an den hinteren Teil kommt man ja schlecht dran, der ist ja im Kopf. Dazu guckt man auf so eine schwarze Scheibe, wo in der Mitte ein Loch ist und dann macht die Maschine irgendwas und man sieht auf dem Bildschirm, dass das Auge (jedenfalls meins) gar nicht wie eine Kugel, sondern eher so Plateauartig ist.

Am Ende bescheinigt mir der Optiker, dass ich total super gucken kann (jedenfalls, wenn ich eine Brille trage) und bestellt die Kontaktlinsen. Weil mein eines Auge wohl eine nicht ganz standardkonforme Oberfläche hat, muss er da extra was anfertigen lassen.

Ich fühle mich extremst gut bekümmert und bin immer noch fasziniert, weil ich jetzt die 3D-Topographie meiner Augen kenne. Sowas weiß ja auch nicht jeder!

Anne Schüßler

20.01.2014

Nur noch per WhatsApp

In der Pizzeria in Frankfurt läuft italienisches Fernsehen, eine der Sendungen, in denen man früher SMS schicken konnte, die unter den Videoclips in angeblicher Echtzeit eingeblendet werden. Das geht nun nur noch per WhatsApp, was mich kurz ernsthaft erstaunt.

Franz Scherer

21.1.2014

The Great Bankensektor Schnitzeljagd

Meine Bankomatkarte ist abgelaufen, eine neue habe ich aus irgendwelchen Gründen nicht bekommen, muss also eine ganz neue beantragen, die auch einen neuen PIN-Code hat. Da „meine“ Filiale (nennen wir sie Filiale A) inzwischen in den letzten Zügen der Bankfilialenexistenz liegt (erst nur Kundenverkehr nach telefonischer Absprache, dann nur noch Geldautomaten im Foyer, dann nur noch kommentarlos zugeklebter Eingangskartenschlitz), gehe ich zur nächstbesten (nennen wir sie Filiale B). Die neue Karte wird pünktlich zugeschickt, einen Tag, nachdem ich in einem Stapel ungeöffneter Post entdecke, dass ich die erste Karte sehr wohl bekommen hatte. Egal. Fehlt nur noch der in der Filiale hinterlegte PIN-Code, und dann hallo fröhliches Geldausgeben. Also schnell vergnügt mit Dollarzeichen in den Augen zu Filiale B geschlendert. Aber nein, man sei doch gar nicht meine Filiale, sagt Frau B und schickt mich zu Filiale C, zwei Bezirke weiter weg, ein anonymes Bürohaus neben der „Bar Monique“. Ich klingele auf Verdacht irgendwo, tingele auf Verdacht durch die Bürogeschosse und lande schließlich bei Frau C. Frau C hat den Code leider auch nicht in ihrer Schublade und vermutet ihn in Filia-

le D am tumbleweed-umwehten Stadtrand. Nach mehreren Telefonaten (der Schiebeschrank mit dem Aufkleber „Kaffee für Kunden“ bleibt verschlossen) stellt sich heraus, dass der Code sich anscheinend doch in Filiale B befindet.

Meine Vermutung, in Wirklichkeit befinde sich dieser in der Bank-Austria-Geheimfiliale E in der Kanalisation am Wienfluss, die rund um die Uhr geöffnet ist, allerdings nur bei Vollmond, man müsse vor der Tür nur laut den Satz „Der Garten meiner Großmutter ist riesig, doch die Qualität ihrer Stachelbeermarmelade hat über die Jahre nachgelassen“ sagen, und dabei 10 Minuten steptanzen, und schon würde einen der Filialleiter (ein rückwärts sprechender Zwerg) hereinlassen, bestätigt sich dann doch nicht.

Maik Novotny

22.1.2014

Übersetzen mit Google Streetview

Ich übersetze ein Buch, in dem eine mit *sycamores* bestandene Straße in London vorkommt. Das können Platanen sein, aber auch Berg-Ahorne. Ich sehe bei Google Streetview nach, und an dieser Straße stehen eindeutig Platanen. (Gut, als Straßenbaum war das sowieso wahrscheinlicher, aber man soll ja als Übersetzer nur raten, wenn es gar nicht anders geht.)

Zum Vergleich: 1996 muss ich, ebenfalls für eine Buchübersetzung, herausfinden, wie ein bestimmter Straßenverlauf irgendwo in Kalifornien aussieht. Mit dieser und anderen offenen Fragen verbringe ich einen halben Tag in der Amerika-Gedenkbibliothek in Kreuzberg. Den gesuchten Stadtplan von Los Angeles finde ich dort schon mal nicht, und auch nicht besonders viele Antworten auf meine übrigen Fragen. Am Ende rate ich eben.

Zur gleichen Zeit ist mein Übersetzerfreund Gunnar Teil eines Übersetzerzirkels, der sich alle paar Wochen trifft. Dann bringen alle ihre Listen mit offenen Fragen mit und hoffen, dass ein anderer Teilnehmer zufällig das ge-

suchte Zitat kennt, die Antwort weiß oder das nötige Nachschlagewerk zu Hause hat. (Es gibt schon Mailinglisten, aber die wollen sie nicht nutzen, ich habe gefragt.)

Um 2003 bin ich dann noch einmal bei einer hauptberuflichen Übersetzerin zu Besuch, die hinter ihrem Schreibtisch eine ganze Bücherwand nur mit Nachschlagewerken hat. Teuren Nachschlagewerken.[1] Das geht nicht anders, sagt sie, man braucht die alle.

Kathrin Passig

23.1.2014

Alle Probleme rund um die Zeitumstellung gelöst

Im Traum meine eigene Abiturfeier verpasst wegen einer falsch gehenden Uhr, daraufhin (mühsam) ungefähr Folgendes getwittert: „#wasfehlt: Bei Sommerzeit-Winterzeit-Umstellung einfach beide Male die Uhr eine Stunde zurückstellen. Vorteil: Wer es vergisst, kommt nur zu früh, nie zu spät."

Kathrin Passig, zuerst veröffentlicht bei Wir höflichen Paparazzi

24.1.2014

Mobiles Prepaid-Internet in den USA: Auch für Deutsche erhältlich (mit etwas Geduld)

Ich bin in den USA und hätte gerne Internet mit allem Pipapo, wie Instagram. Das ist, wie man mir vorher per Facebook nachdrücklich versicherte, entweder kein oder ein sehr, sehr großes Problem. Ich entscheide mich innerlich

1. Und man verdient nicht sehr viel Geld mit Übersetzungen: „Erfolgreiche, vollständig ausgelastete Literaturübersetzer erzielen einen Betriebsgewinn von durchschnittlich 13.000 bis 14.000 € jährlich, ihr Nettoeinkommen liegt damit an oder unter der Armutsgrenze." Quelle: VdÜ

für die „kein Problem“ Fraktion und halte die „großes Problem“ Menschen für Hinterwäldler. Denn auch in den USA wird es ja wohl Prepaid-Karten geben, die man unter Vorlage seines Passes erwerben kann und die sofort freigeschaltet sind.

In einem „Walmart“ entdecke ich ein mannshohes Display mit unterschiedlichen Karten, aber keine sagt „Prepaid“ oder „Für dumme Urlauber aus Europa, die für 2 GB 50 Dollar zahlen“. Die Fachkraft im Walmart reagiert auf meine Frage mit freundlichem Achselzucken. Auf gut Glück zu kaufen ist mir zu teuer, wieder draußen entdecke ich einen „Radioshack“. Die Frage nach einer Prepaid-Karte für mein Smartphone wird mit „Sure“ beantwortet. Es dauere auch nur 10 Minuten, dann würden die Daten durch das echte amerikanische Internet auch auf meinem Nokia Lumia 920 hin und her gesendet.

Tatsächlich dauert es dann ein bisschen länger (2 Stunden). Und das war so: Man braucht eine Adresse, wenn man eine Prepaid Karte kaufen möchte. Die muss aber in den USA sein, eine andere wird nicht akzeptiert. Da die Internetprovider, die Prepaidkartenverkäufer und die Touristen diesen Umstand allesamt blöd finden, gibt der Prepaidkartenverkäufer einfach die Adresse seines Ladens an und der Internetprovider ignoriert die Tatsache, dass ca. 3552 Prepaidkartenbesitzer die gleiche Adresse haben. Dafür muss man allerdings irgendwelche geheimen Dinge in einem Interface beim Kartenanbieter machen (bei mir war es AT&T).

Nun musste die Kartennummer, die IMEI (das ist eine Art Identifikationsnummer des Telefons, jedes hat eine eigene), und die Telefonnummer angegeben werden. Daraufhin sollte die SIM-Karte dann im System auftauchen und freigeschaltet werden. Das würde „in Minuten“ (ich stand da schon eine Stunde) gehen, versprachen AT&T Hotline und Radioshack-Mensch. Tatsächlich tauchte „AT&T“ im Telefon auf, aber das Internet ging nicht.

Wie sich herausstellte, fehlte der APN (Zugangsinformationen zum Netz des Betreibers). In Europa werden diese Daten automatisch übertragen, in den USA 2014 offenbar nicht. Der AT&T Mitarbeiter buchstabierte mir am Telefon des Radioshack Laden dann die APN Einstellungen durch, die falsch waren. Das bemerkte ich, nachdem ich den mittlerweile überforderten Ra-

dioshack Menschen darum gebeten hatte, im Netz einfach mal „AT&T prepaid apn“ zu googlen. Ging aber immer noch nicht. Das lag an meinem Telefon, das noch auf „Deutsch“ eingestellt war. Wie sich herausstellte, mochte die SIM-Karte die Spracheinstellung „Deutsch“ nicht. Dann hatte ich tolles Internet. Sogar LTE auf der Prepaidkarte (ja, O2, so was geht).

Don Dahlmann

26.1.2014

Wie, das kann man ausschalten?

Meine Mutter klagt am Telefon über irgendwelche Ausfälle ihres iPads.
„Hast du es schon mal aus- und wieder eingeschaltet?“, frage ich.
„Mach ich doch ständig“, sagt sie.
„Nein, ich meine nicht nur den Deckel zumachen. Richtig ausschalten, mit dem Schalter.“
„Wie, das kann man ausschalten?“

Sie besitzt das iPad seit März 2013.

Vor wenigen Jahren war es noch umgekehrt: „Schalt dein Handy doch mal ein!“ – „Wie geht das noch mal?“

Kathrin Passig

Januar 2014

Erreichbarkeit in ex-sicher

Ich arbeite in einem Pharmaproduktionsbetrieb und zwar, das muss man ja heutzutage dazusagen, in der Chemieproduktion. Da wird, anders als in der Bioproduktion, nicht nur mit Wasser gekocht, sondern mit einem bunten Strauss an in Verbindung mit Luftsauerstoff potentiell explosiven Lösungs-

mitteln (und anderen Chemikalien, z. B. Wasserstoff, aber das wäre eine andere Geschichte). Deswegen ist unser gesamter Produktionsbau (und eine Sicherheitszone von 2 Metern drumrum) eine sogenannte Ex-Zone, in der nur ex-sichere Geräte verwendet werden dürfen, um sicherzustellen, dass man, wenn man denn mal eine Leckage HÄTTE und sich ein explosionsfähiges Gemisch bilden WÜRDE, wenigstens keine Zündquelle hätte und so nicht der gesamte Betrieb in die Luft fliegen würde.[1]

Das Ganze wird dann ein bisschen tricky, wenn man daran denkt, dass alle Mitarbeiter, die potentiell etwas entscheiden müssendürfensollen (Schichtleiter, Meister, Produktionschemiker, Betriebsleiter), immer und überall für diese Entscheidungen erreichbar sein müssen. Man denkt ja, das wäre so leicht mit der Erreichbarkeit: I-Phone und gut ist es. Nun ist es aber so, dass I-Phones (und auch sonst alle Smartphones und Handys) nicht ex-sicher[2] sind (erkennt man daran, dass nicht „Ex“ in einem Sechseck draufgedruckt ist) und deshalb nur für ausserhalb des Baus erlaubt.[3]

Deswegen haben die Mitarbeiter, die immer im Bau sind, ex-sichere Mobiltelefone, das sind so Riesenklötze, die noch dazu unendlich teuer sind. Die anderen Mitarbeiter (ich z. B.), die eher in einem Büroumfeld zu Hause sind, aber eben immer mal wieder auch im Betrieb sofort erreichbar sein müssen, haben ein I-Phone oder anderes Handy (Nokia ist da noch ganz gross) in nicht ex-sicher für z. B. in der Nacht neben dem Bett oder so und eben einen

1. Man darf übrigens schon auch nicht-ex-sichere Geräte im Bau verwenden, dann braucht man aber eine sogenannte „Foto-und Funkenbewilligung“ des Gebäudesicherheitsbeauftragten und ein Explosimeter, das eben anzeigt, ob ein explosives Gemisch um einen rum ist. Ich hatte da mal viel Spass mit einem Freelancer-Fotografen, der sich ungefähr so mutig wie ein *embedded journalist* an der Front vorkam. Aber das wäre auch eine andere Geschichte.
2. Ex-sicher bedeutet „explosionssicher“, d. h. das Gerät ist darauf ausgelegt, dass niemals irgendwelche Funken o. Ä. entstehen, die *bummm* das ganze Gebäude voller Heptan-Luftgemisch, wenn wir denn da eines HÄTTEN, in die Luft jagen würden.
3. Das ist immer lustig, wenn wir Besuch von extern oder Qualität oder Kunden oder irgendjemand, der nicht in der Produktion lebt, zu Besuch haben. Wir sagen immer unser Sprüchlein: „So, wir betreten nun die Ex-Zone, Sie wissen ja: Handys aus oder draussen lassen. Und ‘aus’ heisst nicht ‘stumm’ oder ‘Flugzeugmodus’, sondern ‘ausaus’.“ Wir haben so eine Kiste, wo wir die dann immer einsammeln, ich komme mir vor wie das Direktorat einer Schule, wo man die dann „am Ende des Schuljahres von den Eltern wieder abholen lassen” kann.

ex-sicheren Piepser. Das ist ein mittelhandliches Gerät, das man sich an die Hosentasche klippst, und wenn man auf der Piepsernummer von einer internen Telefonnummer angerufen wird, dann … tada!… piepst das Gerät (also: es schrillt in einer extremen Tonlage) los, bis man auf den einzigen Knopf (rot) drückt, den das Gerät hat, dann hört es wieder auf. Soweit, so nutzlos, ausserdem zeigt das Gerät „92“ an, aber wenn man innerhalb der Zeit, die ein Anrufer Geduld hat, es klingeln/piepsen zu lassen, von einem internen Telefon aus die eigene Piepsernummer anruft, dann hat man den Anrufer an der Strippe.

Total explosionssicher und überall auf dem Areal (natürlich nur überall dort, wo Telefone sind, aber die sind überall. Und wenn es piepst, dann darf man auch einfach in ein Büro stürmen und dort das Telefon annektieren. Das fühlt sich ein bisschen so an wie ein Auto auf der Strasse zu stoppen: „Get out of the car, FBI!“ Also, so wie ich mir das vorstelle).

Profi-Anpiepser schaffen es übrigens, einen so anzupiepsen, dass auch noch die Nummer des Anrufers erscheint, da muss man, glaube ich, „94“- und dann die Piepsernummer wählen. So ist es dann nicht ganz so schlimm, wenn man gerade kein Telefon zur Hand hat.

Ausserdem kann der Piepser noch verschiedene Ereignis-Alarme, wobei da witzigerweise die eine Hälfte der ausgegebenen Piepser so programmiert ist, dass sie die Übungsalarme anzeigt, die andere zeigt die echten an. Ich hatte erst einen nur mit den echten Alarmen unseres Baus, aber der ist mir dann mal aus dem zweiten Stock ins Erdgeschoss runtergefallen und dann habe ich ihn auch noch mal mitsamt einem Vollschutzanzug ausgezogen und aus Versehen in ein Sondermüllfass gestopft und jetzt habe ich einen neuen. Auf dem hat die MSR-Werkstatt[4] sämtliche Alarmplätze belegt, so dass ich

4. Mess-, Steuer- und Regeltechnik

andauernd bimmle. Ich weiss jederzeit, ob es gerade „Gebäuderäumung Tiefgarage“ oder, das ist am öftesten der Fall, „Feuerwehr-Pikett“ gibt. Da kann man dann die Zeit stoppen zwischen Piepsen an der Hose und dem Tatütata, wenn die Werksfeuerwehr zu einer Übung oder einem steckengebliebenen Kollegen im Lift ausrückt.

Lustig wird das Ganze übrigens dann, wenn man nicht nur für wichtige Produktionsentscheide innerhalb des Firmentelefonnetzes immer erreichbar sein muss, sondern auch für Kindergarten, Schule, Kinderkrippe von ausserhalb.

Die Eltern unter den Lesern kennen das vermutlich: In der Kinderkrippe, im Kindergarten, in der Schule gibt man sämtliche Nummern an, unter denen man am besten rund um die Uhr und binnen Sekundenbruchteilen erreichbar ist, für „wenn mal wat is“. Wenn dann das Handy klingelt (piepst, tschirpt, brummt) und es steht „Krippe“, „Klassenlehrerin Q.“, „Kindergarten“ auf dem Display, dann schiesst das Adrenalin erstmal durch den Körper, man wappnet sich für „Ihr Kind ist auf dem Weg ins Krankenhaus, alles voller Blut“ und geht ran. Meistens ist es dann gottseidank sowas wie „Morgen gehen wir in den Wald, bitte an ordentliche Schuhe denken“ oder höchstens was wie „Er ist beim Sport mit einem anderen zusammengerumpelt und hat jetzt ein blaues Auge, ich wollte nur, dass Sie Bescheid wissen“. Manchmal natürlich auch nicht (wir hatten jetzt ja bei jedem schon mal einen Platzwundenanruf), aber auch dann ist es natürlich gut für alle Beteiligten, wenn man das so schnell wie möglich erfährt, und zu Recht wird auf Krippen-/Kindergarten- und Schulelternabenden regelmässig moniert, dass man gefälligst auch erreichbar sein soll und es nicht geht, dass ein kübelndes Kind erst 6 Stunden später abgeholt wird.

Ich habe also brav meine Handynummer, unsere Festnetznummer, meine Geschäftshandynummer, meine Büronummer, die Handynummer des Hübschen, dessen Geschäftshandynummer und seine Büronummer hinterlegt. Aus Gründen rufen immer alle zuerst meine Handynummer an, aber *so be it*, irgendjemanden erreicht man beim Abtelefonieren immer, nur nicht aufgeben.

Nun ist es ja so, dass aus den oben geschilderten Gründen mein Privathandy oft neben dem Firmenhandy und dem Firmenfestnetztelefon auf dem Schreibtisch liegt und ich handylos in der Ex-Zone unterwegs bin. Dann brummt und tschirpt es vor sich hin, und am anderen Ende ärgert sich jemand, warum ich denn um alles in der Welt meine Handynummer angebe, wenn ich dann nicht rangehe.

Der Hightechpiepser ist halt nur mit dem internen Telefonnetz verbunden und so habe ich z. B. seinerzeit die 25 Telefonanrufe wegen „Q. hat eine Platzwunde“ erst bemerkt, als ich eine Stunde später wieder in meinem Büro und das Kind längst schon geklebt war. Aber: *Lessons learned*, mein Mann weiss jetzt, wie er mich total ex-sicher jederzeit auch von ausserhalb anpiepsen kann, und das ist sooooo letztes Jahrhundert, das muss ich Ihnen auch noch schnell aufschreiben: Also: Er ruft bei der Telefonzentrale des Weltkonzerns an, das sind diese Nummern, die man im Telefonbuch findet, wenn man z. B. nach BASF oder BMW sucht. Meist irgendwie zwei oder drei Ziffern und dann -00. Wenn er dann die freundliche Telefonistin am Apparat hat, muss er der sagen, dass sie bitte seinen Anruf auf die Piepsernummer xy umleiten soll (am besten mit Namen, Personalnummer etc., weil, da könnte ja jeder piepsen wollen), dann drückt sie ein paar Knöpfe (oder steckt ein paar Kabel um, man weiss es nicht), an meiner Hosentasche piepst es wie irre, ich sehe die kryptische Anzeige „92“, sprinte zum nächsten Telefon und schon habe ich den Mann explosionssicher an der Leitung, um zu erfahren, dass morgen Projekttag ist und man an die Blätter von 3 verschiedenen Bäumen, die mit P anfangen, denken soll.

Erstveröffentlichung so ähnlich hier.

Frau Brüllen

Januar 2014

Elektrizität ist lautlos

Anfangs ist das Verblüffendste am Elektroauto der Sound. Der nicht vorhandene. Mitfahrgäste sind stets irritiert, wenn man den Zündschlüssel rumdreht und scheinbar nichts passiert. „Ja läuft er jetzt oder was?“ Immerhin ist ein Ton zu hören, der einem signalisiert, dass das Fahrzeug nun fahrbereit ist.

Uli Eder

01.02.2014

Kochen mit dem Laptop

Ich bin leider kochzeitschriftensüchtig und habe folgendes Problem: Man kann darin zwar total schön rumblättern, wenn man aber nach etwas sucht, weil man zum Beispiel irgendwie Brokkoli verarbeiten (bzw. in unserem Fall eher zwischen irgendwas verstecken) muss, dann kann man nicht einfach irgendwo „Brokkoli“ eintippen, und bekommt dann Rezepte mit Brokkoli angezeigt.

Das stimmt so natürlich nicht: Jede Kochzeitschrift hat auch einen Internetauftritt und da kann man sogar ganz gut nach Zutaten bzw. Stichworten suchen.

Allerdings.

Auf der Onlineseite von „Essen & Trinken“ wird total praktisch bei jedem Rezept auch angezeigt, aus welcher Ausgabe der Printversion das Rezept stammt. Man kann dann gucken, ob man diese Ausgabe zufällig hat und diese dann total gut neben den Herd legen. Bei der Onlineseite von „Lecker“ fehlt dieser praktische Hinweis, man muss also entweder den Laptop neben den Herd stellen (nicht zu empfehlen, wenn man so kocht wie ich und sei-

nen Laptop prinzipiell mag) oder man muss die ganze Zeit zwischen Herd und Küchentisch hin- und herlaufen, um zu gucken, was man als nächstes machen muss.

Ich entscheide mich sehr weise für letzteres und bleibe so zumindest beim Kochen in Bewegung. Vielleicht steckt doch Absicht dahinter.

Anne Schüßler

Februar 2014

Wieso hat das Ding eigentlich keinen Netzwerkanschluss?

Ich habe mir einen Flipper gekauft. Hardware. Also: so ein großes möbelstückartiges Ding für in die Kneipe, in meinem Fall also für in die Wohnung.

Im Rahmen des Einweihungsabends (Flipper, Pizza, Whiskey, Bekannte) passiert der Dialog „*Wieso hat das Ding eigentlich keinen Netzwerkanschluss?*“ – „Wozu?“ – „*Dann könntest du nebenan im Bett liegen und zum Beispiel per Webinterface spielen.*“

Den Rest des Abends habe ich daraufhin (ergebnislos) über meinen Freundeskreis nachgedacht und (ebenfalls ergebnislos) nach WLAN-Bridges für Pinballmachines gegoogelt. Für Kühlschränke hingegen … achnaja.

Frank Lachmann

Februar 2014

Skype-Kommunikation als Séance

Ich schalte mein Powerbook nur noch selten ab – eigentlich nur, wenn die Dinge nicht mehr so funktionieren, wie sie sollen. Neuerdings anfällig für solche Störungen ist Skype. Dort kann ich manchmal von Anfang an das Ge-

genüber nicht hören, ohne dass es auf Stummschaltung, defektes Mikrofon oder eine schlechte Verbindung zurückzuführen wäre. Wenn es zu lang dauern würde, alle ca. 10 geöffneten Programme samt geöffneten Dokumenten für einen Neustart zu schließen, kann die Unterhaltung als eine Art Séance geführt werden: Um sich über das Medium (Computer) zu verständigen, müssen die Gesprächspartner auf unterschiedliche Art kommunizieren. Bei mir wird das Chatfeld zum Ouija-Board, worin Buchstaben wie von Geisterhand auftauchen. Auf der anderen Seite ist meine Stimme zu hören, kann aber nur schreibend befragt werden.

Undine Löhfelm

Februar 2014

Leben mit der SIM-Karten-Sammlung

In meinem Portemonnaie trage ich ein gefaltetes Papierchen mit Pay-as-you-go-SIM-Karten in drei verschiedenen Größen herum: Irland, England, Belgien, Österreich (in 2 Größen), Schweiz, Vodafone Deutschland (zur Überbrückung, wenn die 5 GB Datenvolumen bei meinem O2-Account aufgebraucht sind), eine unbrauchbare T-Mobile-Deutschland. Irgendwo müsste auch noch eine italienische sein. Ein Größenadapter von Nano-SIM auf Micro-SIM auf Mini-SIM ist auch dabei.

Wenn ich im Ausland eine andere SIM nutze, bin ich unter der deutschen Nummer nicht erreichbar, und wenn ich eine Überweisung tätigen will, muss ich vorher die deutsche SIM einlegen, damit die Textnachricht mit der mTAN ankommt.

Beim Zugfahren wäre es besser, die Vodafone-SIM zu nutzen, weil man mit O2 außerhalb der Städte kaum Empfang und überhaupt kein Internet hat, aber dann funktioniert Touchandtravel wiederum nicht, denn das hängt am O2-Konto. Versucht man sich bei Touchandtravel einzuloggen, während man eine andere SIM im Handy hat, wird einem gleich der Account gesperrt.

Probleme bereitet auch die „2-step verification“ meines Google-Accounts, denn der zweite Schritt beinhaltet eine Textnachricht an mein Handy unter der deutschen Nummer. Ab und zu wird man von Google ausgeloggt und muss sich neu einloggen. Das geht nur, wenn die deutsche SIM im Handy ist und es O2-Empfang gibt.

Außerdem hält die Anti-Diebstahls-App mein Handy immer für gestohlen, wenn ich eine andere SIM einlege. Sie macht dann in unregelmäßigen Abständen Fotos von mir, und ich muss mich dort einloggen und das Handy als nicht gestohlen melden. Man kann keine zusätzlichen legitimen SIMs anmelden, muss es also immer wieder machen.

Kathrin Passig

Seit 2012

Ich schlafe anscheinend sehr leise

Ich bin ein Morgenmuffel, und die Gravitation unter der Bettdecke ist jeden Morgen eine Herausforderung. Verschiedenste Tricks halfen nicht:

Genauso, wie ich in der Lage bin, das Drücken der Schlummertaste ad infinitum zu wiederholen, kann ich auch mehrere Wecker einfach abschalten, ohne dabei wach zu werden. Einen Wecker in der entfernten Ecke des Schlafzimmers kann ich blendend ignorieren.

Irgendjemand meinte, das läge daran, dass ich meist aus der Tiefschlafphase geweckt würde, was nicht gut sei. Die REM-Phase, in der man träumt, sei zum Aufwachen besser.

Eine App namens Sleep as Android sollte da helfen. Sie misst den Geräuschpegel – also auch die Atmung – und man kann zum Beispiel einstellen, dass sie schon eine bestimmte Zeit vor dem eigentlichen Wecken eben wecken soll, wenn man gerade träumt und besser aus dem Bett kommt.

Nach zwei Wochen hatte ich die Zeit auf eine Stunde ausgeweitet und wurde stets zur normalen Uhrzeit geweckt. Habe ich keine REM-Phasen? Die umfangreichen Protokolle der App zeigten jedenfalls keine an.

Doch, sicher, da waren REM-Phasen, an einzelne Träume konnte ich mich erinnern, aber ich schlafe anscheinend sehr leise.

Die App konnte sogar die erkannten Geräusche aufzeichnen, falls man im Schlaf spricht und morgens wissen möchte, was man der Partnerin erklären muss.

Das Schnurren der Kater und jedes vorbeifahrende Auto waren aufgezeichnet, aber nichts von mir.

Im Februar fand ich dann im Ausverkauf des Supermarktes einen Lichtwecker. Der ist gleichzeitig eine Art Nachttischlampe und schaltet eine Viertelstunde vor dem Klingeln das Licht ein, langsam gedimmt, wie ein Sonnenaufgang.

Als Weckton habe ich die Geräuschkulisse eines Teichs mit Enten und anderen Vögeln gewählt.

Ich bin nicht sicher, ob es das Licht ist oder ob das Plätschern Harndrang auslöst, aber ich komme jetzt etwas besser aus den Federn.

Volker König

03.02.2014

In der Datenbank fehlt das Hühnchen

Beim Pizzalieferdienst bestelle ich eigentlich mittlerweile nur noch über Drittanbieter. Das hat den unglaublichen Vorteil, dass man da auch mit Kreditkarte bezahlen kann und dann nur noch die Pizza annehmen und dem Boten ein bisschen Trinkgeld in die Hand geben muss. Bezahlung ist ja schon geregelt. Ich habe ja diese Telefonschwäche, und umfahre Telefonate immer sehr weiträumig, wenn möglich.

Üblicherweise läuft das so ab: Es gibt zwei Drittanbieter für Lieferdienste, die mir bekannt sind. Ich melde mich bei dem an, dessen Namen mir immer als erstes einfällt, vermutlich, weil ich ihn ein bisschen hübscher finde (den Namen *und* das Webdesign). Dann baue ich unsere Standardpizza zusammen (richtige Italiener und Puristen hören jetzt bitte weg: Barbecuesoße, Zwiebeln, Jalapenos und Hühnchen) und stelle dabei fest, dass es keine Option für „Hühnchen“ gibt. Es gibt nur „Pesto-Chicken“, das finde ich aber suspekt.

Also breche ich alles ab und melde mich bei dem anderen Anbieter an, wo man auch Hühnchen auswählen kann.

Jetzt, wo ich das aufgeschrieben habe, erinnere ich mich beim nächsten Mal vielleicht daran, dass ich mich sofort bei dem anderen Anbieter anmelde. Sinnvoller wäre natürlich, irgendjemand irgendwo würde in die Datenbank einfach noch „Hühnchen“ mit einpflegen. Das scheint ja nur vergessen worden zu sein. Im Prinzip ist mir das aber auch egal, solange ich am Ende meine Wunschpizza in den vierten Stock gebracht bekomme.

Anne Schüßler

03.02.2014

Die Funktionen meiner Firmenkarten

Erster Tag bei der neuen Firma: Ich bekomme eine Firmenkarte OHNE Bild, mit der ich meine Zeiten stempeln, Türen öffnen und in der Kantine bezahlen kann. Weitere (geheime) Funktionen sind mir bislang nicht bekannt. Geld bekommt man auf die Karte, indem man an einem Automaten Bargeld einzahlt und der Betrag dann auf die Karte gebucht wird.

–

Rückblick August 2002: Ich fange meine Ausbildung an und bekomme eine Firmenkarte (mit Bild, glaube ich, schon weil man die am Empfang immer zeigen musste), mit der ich meine Zeiten stempeln, möglicherweise Türen öffnen kann (vielleicht auch nicht, weil man ja am Empfang die Karte zeigen musste) und in der Kantine bezahlen kann.

Der Clou 2002: Man kann am Automaten nicht nur Geldscheine einzahlen und den Betrag auf die Karte laden, sondern mit einem Passcode Geld direkt vom Gehalt auf die Karte buchen. Das ist zwar für Menschen wie mich, die ihre Finanzen eher nicht so im Griff haben, auch nicht optimal, aber doch eine ganz schicke Option.

–

In der neuen Kantine kann man (angeblich) anschreiben lassen. Geht natürlich auch. Mal gucken, was man mit Firmenkarten 2026 so machen kann. Vermutlich Türen öffnen, stempeln und in der Kantine bezahlen, wenn man vorher mit Bargeld die Karte aufgeladen hat.

Anne Schüßler

06.02.2014

Im Apple Store ist die Zukunft schon da

Ich versuche seit Tagen, ein Fitbit im Einzelhandel zu kaufen. Ein Fitbit ist ein Schrittzähler, ich hab schon eins und möchte jetzt eins für P. kaufen, damit ich immer damit angeben kann, dass ich mehr laufe als er.

Bei Saturn schickte man mich zu Runner's Point, Runner's Point hat nur GPS-Kram, andere Sportläden wissen auch von nichts, bei Gravis hat man zwar Fitbits, aber nur die Armbänder und nicht das, was ich haben möchte (zum In-die-Tasche-stecken nämlich), ich war in mindestens drei Mobilfunkanbieterläden, dort gab es entweder nur ähnliche Geräte andere Marken (bringt nichts, da man sich ja auch online über die Webseite vergleichen will

und dementsprechend ein Fitbitgerät und nichts anderes braucht), bei einem T-Online-Shop sagte man mir immerhin, die Filiale in Essen-Mitte müsste noch welche haben, die hätte aber jetzt schon zu.

Ich bin kurz davor, dem Einzelhandel frustriert den Rücken zu kehren und das Fitbit für P. einfach auch bei Amazon zu bestellen, wie ich's schon bei meinem getan habe.

Dann gebe ich dem Ganzen noch eine Chance: Auf der Webseite stehen als Partner der Apple Store und deswegen laufe ich nach der Arbeit zum Düsseldorfer Apple Store und nehme mir eins von den mindestens zehn Fitbits, die da rumstehen. Dann suche ich die Kasse.

Ich finde keine Kasse. Im Apple Store in Düsseldorf gibt es keine Kasse, nur viele Holztische, an denen Menschen rumstehen und wo manchmal irritierende Schilder mit sowas wie „Genius Bar" draufstehen.

Ich haue einen Mitarbeiter an und frage ihn, wo ich denn hier bezahlen könnte. Er sagt „Bei uns allen." „Also auch bei Ihnen", schlussfolgere ich knallhart und er bestätigt. Ich müsse aber mit Karte zahlen, sage ich, worauf er sich bei irgendeinem Kollegen ein Gerät leihen muss und dann zahle ich einfach so an einen dieser vielen Holztische gelehnt.

Ob ich die Rechnung noch ausgedruckt haben möchte oder lieber zugeschickt oder als Mail, fragt er. Als Mail ist prima, sage ich, er fragt mich nach der Mailadresse, tippt sie ein und schickt mir die Rechnung zu, die auch sofort bei mir auf dem Handy erscheint.

Ich glaube, das ist gerade schon ein bisschen Zukunft. Aber ich bin ja auch in einem Apple Store.

(Anmerkung: Das soll keine Schleichwerbung für die Schrittzähler einer bestimmten Marke sein, ich musste den Namen nur so oft erwähnen, weil der Text sich sonst doof gelesen hätte, und das Auftreiben des Gerätes ja leider wirklich mit sehr vielen Hürden verbunden war.)

Anne Schüßler

6.2.2014

Google giveth, and Google taketh away

Ich treffe mich mit einem Zeitschriftenredakteur. Das Treffen muss am Potsdamer Platz stattfinden, weil die Zeit ein bisschen knapp ist und ich hinterher in die englischsprachige Sneak Preview im Cinestar will.

Am Potsdamer Platz ist es ganz egal, wo man hingeht, also kann man auch gleich zu Starbucks. Weil der Redakteur nicht aus Berlin kommt, liefere ich die Adresse mit. Ich finde in Google Maps mit *starbucks potsdamer platz* die Filiale, die ich meine, und maile dem Redakteur ihre Adresse: Potsdamer Platz 5.

Zum vereinbarten Termin erscheint der Redakteur aber nicht. Ich habe nur eine Festnetznummer von ihm, und seine Mailadresse. Nach zwanzig Minuten werde ich unruhig, betrachte das Straßenschild vor meiner Nase und merke, dass die Filiale in Wirklichkeit in der Alten Potsdamer Straße liegt. Ein Fehler in Google Maps offenbar. Das maile ich dem Redakteur und hoffe, dass er ein Smartphone besitzt, bei diesen Papierberufsleuten weiß man ja nie.

Dann sehe ich noch mal bei Google Maps nach und stelle fest, dass es am Potsdamer Platz eigentlich drei Starbucks-Filialen gibt, von denen ich aber nur zwei angezeigt bekomme. Eine der anderen beiden liegt tatsächlich am Potsdamer Platz 5, die beiden teilen sich also bei Google Maps, nicht aber in der Realität dieselbe Adresse. Dort sitzt der Redakteur jetzt wohl, und falls er unterwegs doch keine Mails lesen kann, mache ich mich auf den Weg dorthin.

Weil Murphy's Law gebietet, dass wir jetzt gerade beide den Ort wechseln und uns deshalb wieder verfehlen werden, betrachte ich alle mir entgegenkommenden Menschen aufmerksam. Ich kann keine Gesichter erkennen und habe mir deshalb beim Warten viele Bilder des Redakteurs bei Google Images angesehen. Er hat zum Glück ein ziemlich markantes Gesicht, sonst hätte auch das nicht geholfen. Und so begegnen wir uns wirklich auf halbem

Weg zwischen den beiden Starbucksfilialen, ich spreche ihn an und alles wird gut. Was Google mit der einen Hand wegnahm, gab es uns mit der anderen zurück.

Kathrin Passig

7.2.2014

Eigentlich müsste man eine Art Techniktagebuch führen

Ich schreibe bei Facebook:

> Nach einem Chat mit Aleks Scholz und einem Gespräch mit Thomas Vašek gedacht: Eigentlich müsste man eine Art Techniktagebuch führen und mindestens zweimal jährlich, besser noch öfter aufschreiben, was man gerade wie macht und warum. Und was man gern anders machen würde, wenn es endlich ginge. (Ergänzung von Aleks: "dinge, die man irgendwie SO macht, aber lieber anders machen wuerde, was zwar geht, aber man ist zu faul".)
>
> Man vergisst ja sonst sofort, was sich eigentlich wann geändert hat, und schreibt dann irgendwann Romane, in denen 1990 alle Handys haben. Am besten auch mit Fragen an andere, so wie Christoph Koch in seinem 'Mein Medien-Menü', denn die machen ja doch wieder alles ganz anders. Ich glaube, ich fange mal mit einer privaten Timeline an, einiges wird sich vermutlich aus Chatlogs und anderen Texten rekonstruieren lassen, zum Beispiel mein 2002 in der taz veröffentlichter Wunsch nach einem "handlichen, transportablen Googlegerät".

Kathrin Passig

7.2.2014

Bahnticket-Momentaufnahme

Im Zug hat von den acht Passagieren, die ich um mich herum sehen kann, niemand ein Ticket aus dem Automaten oder vom Schalter. Nur selbstausgedruckte Onlinetickets und ich mit Touch&Travel. (Ich habe bis heute noch nie jemanden außer mir selbst gesehen, der Touch&Travel nutzt.)

Kathrin Passig

8.2.2014

Kamerascheu ist ausgestorben

In den Workshops beim #cowork2014-Barcamp in Wolfsburg wird mit ziemlich großen Kameras gefilmt, ohne dass sich irgendjemand dadurch erkennbar gehemmt fühlt. Alle ignorieren die Kameras vollständig. Das ist wahrscheinlich schon länger so, fällt mir aber heute zum ersten Mal auf.

Kathrin Passig

10.02.2014

Der weite Weg ins Nachbarzimmer

Mein Mitbewohner braucht für eine Praktikumsbewerbung ein PDF, das Anschreiben, Lebenslauf, Zeugnisse etc. enthält. Wir haben zwar keinen Scanner, er hat die ganzen Sachen aber bei seinen Eltern eingescannt. Leider kann er aus den Einzeldateien kein PDF machen und fragt mich um Hilfe. Beim Mac kann man einfach alle Dateien markieren und sie als PDF ausdrucken, ob das bei Windows auch gegangen wäre (mit Bordmitteln) weiß ich nicht.

Er ist zufrieden, braucht die Datei aber natürlich auf seinem Computer. Alle meine USB-Sticks sind mit dem Mac-Dateisystem formatiert, und auf seine NTFS-Festplatte kann mein Mac wiederum nicht schreiben, weshalb ich lieber Dropbox benutze.

Der Router steht zwar im Nebenraum, aber aufgrund von Wasseradern oder des Röntgenapparats des Zahnarztes in der Wohnung unter uns kommt ab und an keinerlei Internet in meinem Zimmer an. Das PDF lädt knapp 15 Minuten hoch, bis ich den Downloadlink via Facebook an ihn schicken kann.

Franz Scherer

Anfang Februar 2014

Gleichzeitig am selben Ort, ganz wie früher

Ich habe mit G. zusammen ein Buch übersetzt. Die einzelnen Kapitel liegen in einer Dropbox, aber G. möchte sich damit nicht befassen, deshalb maile ich sie ihm zusätzlich. Die letzte Überarbeitungsrunde sieht so aus, dass wir zu zweit vor meinem Rechner sitzen und die Datei (RTF, OpenOffice) gemeinsam Satz für Satz durchgehen. Das dauert vier Abende, insgesamt etwa zwanzig Stunden. Mir wäre es anders lieber gewesen (Google Docs zum Beispiel, oder irgendwas mit Screensharing und Skype, wenn das geht), aber das ist mit G. nicht zu machen, und sein altersschwacher Rechner könnte es vermutlich auch gar nicht. Ich muss zugeben, dass das Gleichzeitig-am-selben-Ort-Format auch Vorteile hat, vermutlich ähnliche wie Pair Programming. Aber organisatorisch ist es halt sehr aufwendig. G. wohnt nicht mal in Berlin.

Kathrin Passig

11.2.2014

Technische Aspekte meines Wegs nach Schottland

Flug nach Schottland. Ich zahle 5,40 im Marché-Dings für einen halben Liter frischgepressten Orangensaft, um vor dem Abflug noch eine halbe Stunde mein Handy aufladen zu dürfen (dort gibt es Steckdosen, sonst nirgends am Flughafen Schönefeld). Mein alter batteriebetriebener Not-Handyakku ist defekt und der neue kann nicht so viel wie der alte, außerdem liegt er zu Hause. Mein Handy hat im Moment bei normaler (also: ständiger) Nutzung Strom für ungefähr vier Stunden (gefühlt, nicht gemessen). Am Flughafen gibt es nichts Nützliches zu diesem Thema zu kaufen, genau wie in allen anderen Läden; Amazon ist die einzige mir bekannte Verkaufsstelle für brauchbare Notlösungen.

Ich habe mich sowohl über die Website online eingecheckt als auch über die Handy-App (die immer verlangt, dass man es vorher über die Website erledigt, wegen irgendwelcher "erweiterter Fahrgastdaten"); als ich zur Sicherheitskontrolle gehe, sagt die Handy-App aber trotzdem, ich sei nicht eingecheckt und es sei jetzt auch zu spät für den mobilen Check-in. Ich gehe zum Schalter und lasse mir ein Papierticket geben.

Ich habe ein Taschenbuch aus Papier dabei, um es auf dem Flug zu lesen, weil man nach dem Start und vor der Landung für je etwa zwanzig Minuten alle elektronischen Geräte ausschalten, na ja: in die Tasche stecken muss. Ich lese es auch tatsächlich.

Bei der Passkontrolle in Schottland gibt es vier automatische Ausgänge, an denen man offenbar nur seinen Pass scannen und dann in eine Kamera sehen muss. Ich probiere das aus, bekomme aber mehrmals nur eine Fehlermeldung in Form eines roten Kreuzes. Schließlich kommt der nur für die Beaufsichtigung dieser Ausgänge zuständige Mann und erklärt mir, dass mein Ausweis keinen Chip hat. Dass man den bräuchte, ist weder am Gerät noch in der Fehlermeldung erklärt; offenbar hätte es auf einem Schild 30 Meter stromaufwärts gestanden.

Die im Herbst gekaufte britische SIM-Karte im Handy funktioniert überraschenderweise immer noch und das Internet geht erst mal. Ich kaufe in einem Getränke- und Sandwichladen am Flughafen einen top-up voucher für 15 Euro, der mir 30 Tage mit "All-you-can-eat data" verschafft. (Ich werde nur eine Woche hier sein, aber der nächstkleinere Tarif enthält nur 500 MB Daten.) Am Zielort nutzt diese SIM leider nichts, dort gibt es entweder gar keinen Handyempfang oder jedenfalls nicht für Kunden von "3".

Die "Traveline Scotland"-Fahrplanauskunfts-App funktioniert mittlerweile sehr gut und komfortabel. Das war noch bei Aleks' letztem Schottlandaufenthalt (bis 2010) alles viel schwieriger.

Am Bahnhof in Edinburgh-Haymarket gibt es drei verschiedene Arten von Fahrscheinautomaten. Nur einer davon ist bereit, meine ec-Karte zu akzeptieren. Man hätte aber im Notfall immer noch ein Ticket bei einem Menschen am Schalter kaufen können.

Kathrin Passig

11.2.2014

Ich trage ein Pfund Kleingeld durch Europa

In Deutschland gibt es keine Möglichkeit, Münzgeld aufs Konto einzuzahlen oder in sonst irgendeine praktischere Währung umzuwandeln. Sehr wenige Bankfilialen haben Automaten dafür, die Deutsche Bank hat gar keine. Um wenigstens meine britischen Münzen loszuwerden, habe ich sie in einer Tüte mit nach Schottland gebracht, weil ich dort bei Tesco im Kassenbereich einen Münzeinwurfautomaten gesehen habe, der das Geld vermutlich in ein Tesco-Guthaben umwandeln könnte. Leider ist der Automat in der Zwischenzeit abgeschafft worden, was eventuell mit der Umstellung dieser Tesco-Filiale auf Selbstscannerkassen zu tun hat. Es gibt jetzt nur noch zwei normale Kassen und dafür neun Selbstscanstationen. Ich nehme an, der Münzautomat diente früher der Beschaffung von Wechselgeld, aber Tesco braucht jetzt we-

niger Wechselgeld als früher. Geduldig werfe ich einen Teil des Geldes in den Münzschlitz der Selbstscanstation, die es immerhin im Unterschied zu Supermarktkassiererinnen klaglos akzeptiert. In anderen britischen Supermärkten stehen die Münzautomaten noch. Eines Tages wird es klappen.

Kathrin Passig

Februar 2014

Zwischenstand Musikhörverhalten

Nach einer mehrmonatigen Musikhörpause (aus Unzufriedenheit mit last.fm) wieder ins Musikhören eingestiegen, jetzt mit: Soundcloud, um Tipps nachzugehen oder mehrere Tracks von derselben Band zu hören, dazwischen wieder last.fm.

Kathrin Passig

14. Februar 2014

Der Hotel-Fernseher ohne analogen Cinch-Anschluss

Wir fahren über das verlängerte Wochenende nach Hamburg. Dort übernachten wir in einem Business-Hotel, welches am Wochenende recht günstig ist.

Für die Entspannung am Abend haben wir ein paar gute Filme ausgesucht. Diese kopiere ich vor der Reise von meiner Notebook-Festplatte auf mein Smartphone. Mein Notebook bleibt zu Haus. Denn das Smartphone und ein spezielles Kabel sollten ausreichen, um die Filme auf dem großen TV-Bildschirm des Hotelzimmers zu genießen.

Bei meinem Smartphone handelt es sich um ein Nokia N9, gekauft im Sommer 2013. Am oberen Gehäuserand befindet sich eine Buchse für einen 3,5-mm- Klinkenstecker. Durch das erwähnte Nokia-Kabel können sowohl Ton- als auch Videosignale über einen analogen Cinch-Anschluss an externe Geräte übertragen werden.

So sieht es aus, wenn das Smartphone den Wetterbericht auf den Fernseher überträgt:

Der Wetterbericht läuft auf dem Smartphone, welches über ein 3,5-mm-Klinke-auf-Cinch Kabel mit dem Flachbildfernseher verbunden ist.

Nachdem ich das notwendige Kabel im letzten Urlaub vergessen habe, freue ich mich, nun endlich die Kino-Option meines Telefons weit weg von zu Haus auszuprobieren und auf dem Hotel-Fernseher unsere Filme zu schauen, die wir uns vor der Reise gemeinsam ausgesucht haben.

Die Enttäuschung folgt am ersten Abend: Der Fernseher unseres Hotel-Zimmers besitzt keine Cinch-Buchsen für analoge Video- und Tonsignale mehr. Er ist dem analogen Zeitalter entwachsen und bietet nur noch zwei digitale HDMI-Eingänge an.

Wir verbringen die folgenden Abende vor dem Einschlafen mit Büchern und Zeitschriften.

Uwe Scholz

14.2.2014

Zum ersten Mal sehe ich eine US-Serie legal und zur selben Zeit wie die Amerikaner

Aleks bekommt eine Mail von Netflix, dass alle Folgen der 2. Staffel von "House of Cards" bereitstehen. Obwohl sehr viele Menschen gleichzeitig damit anfangen, funktioniert das Streaming reibungslos. Es ist wahrscheinlich das erste Mal, dass ich eine US-Serie legal und zur selben Zeit wie die Amerikaner sehe. Ich weiß noch nicht, ob das in Deutschland auch gegangen wäre. Aleks hatte seinen Wohnsitz bis gerade eben noch in Irland und ist daher so was wie legaler irischer Netflixkunde.

Kathrin Passig

15.2.2014

Die Telefonbücher reichen noch ewig

Jans Mietwohnung im schottischen Landschloss hat einen offenen Kamin. Um das Feuer in Gang zu bringen, verbrennen wir Seiten aus Telefonbüchern. ("Unten in der Eingangshalle haben wir ein ganzes Schränkchen voller Telefonbücher gefunden, die reichen noch ewig.") In Großbritannien bekommt

man die Telefonbücher offenbar weiterhin kostenlos zugeschickt. In Deutschland muss man sie schon seit ungefähr Ende der 90er Jahre selbst abholen, wenn man welche haben will. Ich weiß nicht mehr, wann ich zuletzt eines besessen oder eine Nummer in einem Telefonbuch nachgeschlagen habe. Ich weiß nicht mal mehr, wann ich zuletzt die Onlineversion des Telefonbuchs benutzt habe.

Auf dem Hinweg, dem Rückweg und auf einem Ausflug dazwischen navigiere ich mit Google Maps auf dem Handy. Das ging bisher meistens nicht mangels Empfang, im Ausland schon gar nicht, aber jetzt habe ich eine britische SIM. Allerdings verlangt es immer noch Glück und geschickte Vorausplanung, denn wenn im falschen Moment der Empfang wegbleibt und man dann leichtfertig scrollt oder zoomt, ist auch die Karte weg. Wir bewegen uns dabei auf so entlegenen Landstraßen und Wanderwegen, dass man sehr detaillierte Karten für weite Teile Schottlands gebraucht hätte, um dasselbe mit Papier zu bewerkstelligen.

Kathrin Passig

17.2.2014

Mein erstes Tumblrdings

Mein erstes Tumblrdings, nämlich dieses (nach Beratung durch Marcel Weiß / neunetz.com, weil man hier Beiträge rückdatieren kann). Allerdings war ich, wie sich dabei herausstellte, bereits angemeldet. Wozu ich den Account ursprünglich angelegt hatte, weiß ich nicht mehr.

Kathrin Passig

17.02.2014

Video on Demand im Original mit Untertiteln gibt es nicht

Ich musste heute eine BluRay-Disc kaufen, weil es immer noch keinen Anbieter gibt, bei dem man Filme als Video on Demand im Original *mit Untertitel* gucken kann.

Alternativ gibt es vielleicht einen Anbieter und ich weiß nichts davon. Lovefilm kann Original nach wie vor nur in Ausnahmefällen und Watchever kann zwar immerhin erfreulich oft im Original, aber halt nicht mit Untertitel. Ich finde es sowieso schon albern bis absurd, bei zwei Anbietern ein Konto zu haben, das ist aber jetzt halt so, aus Gründen, die man bei Gelegenheit mal detaillierter aufdröseln könnte.

(Was die BluRay angeht: Englische und deutsche Tonspur, aber lediglich deutscher Untertitel. Das ist allerdings so eine Krankheit, die seit Anfang der DVD besteht und bei der ich nicht mehr auf Heilung hoffe.)

Was außerdem geschah: Das Handy von P. hat aus unerklärlichen Gründen keinen Empfang (gleicher Vertrag wie ich bei der Telekom und mitten in der Stadt), deswegen muss ich die SMS-Kommunikation für den Abend übernehmen. Überhaupt SMS. Wie lang sich das hält, vollkommen irre.

Was außerdem noch geschah: Ich drücke zwei Mal hintereinander sehr verlässlich bei Tumblr statt auf Save auf Cancel. Nur die Pop-Up-Meldung, die noch mal nachfragt, ob ich wirklich abbrechen will, rettet das gerade Geschriebene. Wir lernen daraus: Nutzer lesen keine Texte auf Buttons. Und Blau ist keine ausreichende Signalfarbe. Grau auch nicht.

Anne Schüßler

18.02.2014

Dank Digitalabo lese ich praktisch keine Zeitung mehr (auch nicht digital)

Als ich meine WG bezogen habe, beschloss ich mit meinen Mitbewohnern, dass wir uns ein Studentenabo der FAZ teilen. Sie kostet 28,90 € monatlich abzüglich 3% für halbjährliche Zahlung. Ich erfreute mich sehr daran, die anderen beiden allerdings nicht, sodass die zweite Halbjahresabbuchung komplett von mir zu zahlen war und ich danach kündigte. Recherche ergab, dass man für wenig Geld (wenn man bedenkt, dass man sie allerdings schon regulär zum Preis von 59,60 bezieht, sind 13,80 € mehr allerdings auch Geld) zu einem Printabo das Digitalabo hinzufügen kann, womit ich bei meinen Eltern mitlesen könnte.

Nachdem alles eingerichtet ist und funktioniert, lese ich praktisch keine Zeitung mehr, weil mein iPad 1 bei jeglichen Renderingvorgängen (auch PDFs in Safari, andere digitale Zeitungen) zuverlässig und reproduzierbar abstürzt. Ich könnte sie auch am Macbook lesen, aber habe mich damit noch nicht angefreundet.

Mein iPad wird weiterhin ausschließlich zum Musikhören mit Spotify benutzt, dazu liegt es in der Küche auf einer alten Stereoanlage und erfreut auch meine Mitbewohner.

Franz Scherer

18.2.2014

Check-in unavailable. Und mein Hosenknopf

Auf dem Rückweg aus Schottland dasselbe Problem mit der Easyjet-App: Tagelang sagt sie „Checked in“, am Flughafen dann aber „Check-in unavailable. Mobile check-in has now closed for this flight.“ Ich lasse mir am Schalter ein

Papierticket geben und frage, woran das liegt. „Oh, to be honest, you'd better ask a 13-year-old.“ – „So, are there any 13-year-olds working for Easyjet?“ – „No. Maybe the people at the ticket counter can help you.“ Am Ticketschalter: „Yes, that happens quite a lot.“ – „Is there anything I can do to avoid it, short of not using the Easyjet app?“ – „No.“

Danach zum ersten Mal im Bodyscanner. Schuld war mein Hosenknopf.

Kathrin Passig

18.02.2014

Schüßler, Schueßler, Schüssler, Schuessler

Erfolgserlebnis! Bei Jacques Weindepot auf Anhieb unsere Kundendatei gefunden, weil ich mir beim letzten Mal gemerkt habe in welcher der möglichen vier Varianten (Schüßler, Schueßler, Schüssler, Schuessler) unser Nachname da eingetragen ist.

Ich weiß aber nach wie vor nicht, ob das so richtig ist, dass ich mir immer merken muss, wie irgendwer irgendwo meinen Nachnamen geschrieben hat. Bisher hab ich noch kein System gefunden, das versteht, dass „ss“ und „ß“ das gleiche ist oder mit Umlautsubstitutionen ordentlich umgehen könnte. Ich warte ab.

Anne Schüßler

19.2.2014

Online-Terminvereinbarung? Schon telefonisch wäre ein Fortschritt

In der Arztpraxis ein kleiner Röhrenmonitor, der fest mit einem medizinischen Gerät (Ultraschall?) verbaut ist. Dabei fällt mir auf, dass ich schon länger keinen Röhrenmonitor mehr gesehen habe. Sie scheinen jetzt aus dem Alltag verschwunden zu sein, auch sonst gibt es in der Arztpraxis (am Empfang, in den diversen Behandlungsräumen) nur Flachdisplays. Der Datenaustausch zwischen Behandlungsräumen und Empfang findet papierlos statt, das war allerdings auch schon bei meinen letzten Besuchen so. Auf dem Tresen liegen trotzdem noch die handschriftlich ausgefüllten, gefalteten Patientenakten.

Es ist und war immer schon unmöglich, in dieser Praxis telefonisch einen Termin zu vereinbaren. Das Telefon ist entweder besetzt, oder der Anrufbeantworter geht dran und sagt einem die Öffnungszeiten. Man muss persönlich vorbeigehen, um sich einen Termin geben zu lassen. Arztpraxen mit Online-Terminvereinbarung scheint es immer noch sehr wenige zu geben; ich war 2007 mal in einer. Es gibt diverse überregionale Anbieter, die damit werben, dass man sich bei ihnen Arzttermine online aussuchen kann, aber ich habe bisher keinen gesehen, der so wirkt, als würden mehr als drei Ärzte auch wirklich mit diesem Dienst kooperieren.

Ergänzung von Aleks Scholz: „In Großbritannien ist Terminvereinbarung bei Arztpraxen via Internet übrigens Standard. Beispiel: strathcairn.com/patient-services/appointments/apply-to-book-appointments-online/ Ich habe es aber noch nicht gemacht.“

Kathrin Passig

19.02.2014

Surfen mit limitierter Geschwindigkeit

Ab jetzt surfe ich für den Rest des Monats vom iPhone aus mit “limitierter Geschwindigkeit”. Ich surfe eigentlich jeden Monat ab irgendwann mit limitierter Geschwindigkeit, die Frage ist nur, ob’s am 15. ist oder doch eher am 25.

Immerhin ist der Februar nicht so lang und ich kann vom Kauf eines Zusatzpaketes mit normaler Geschwindigkeit absehen. Im Prinzip geht auch alles, nur halt langsamer. Und Hochladen von Bildern bei Instagram funktioniert mit langsamen Internet nicht. Das hat bestimmt Gründe, nur kenne ich die nicht.

Anne Schüßler

19.2.2014

Ich kenne nur einen, der sich fürs Autofahren interessiert

“Kennst du Leute, die gern Auto fahren und auch darüber berichten würden auf den verschiedenen Kanälen?”, fragt ein Bekannter, der gerade Social-Media-Marketing für ein neues Mobilitäts-Startup macht. Ich sage: “Ich glaube, ich kenne nur einen, der sich fürs Autofahren interessiert, und der ist nicht in Berlin.” – “Hamburg geht auch.” – “Ja, in Hamburg.” Das muss nicht an Veränderungen der Einstellung zum Autofahren liegen. Wahrscheinlich ist es eher mein statistisch nicht repräsentativer, weil zu urbaner, kinderloser und bohèmehafter Freundeskreis.

Kathrin Passig

19.2.2014

Das große grüne Telefon

Ich betrachte ein Bilderbuch mit H., zwei Jahre. „Und was ist das da?“ frage ich und deute auf ein Handy aus den 90er Jahren mit Stummelantenne, Tasten und winzigem Display. H. muss ein bisschen überlegen, sagt dann aber doch „Telefon“. Die Kategorie scheint recht weit gefasst zu sein, mein iPad Mini mit grünem Cover ist „das große grüne Telefon“.

Kathrin Passig

19.02.2014

Wo die Steckdosen versteckt sind

Im EC von Düsseldorf nach Essen sehe ich endlich, wo hier die Steckdosen versteckt sind, nämlich unter der Lehne zwischen den Sitzen. Da wäre ich so ja auch nie drauf gekommen.

Was mir auch auffällt: Es handelt sich um eine Steckdose mit runder und eine mit sechseckiger (gestauchter) Aussparung. Vielleicht hat das was mit Schweizer und deutschen Steckernormen zu tun, und ich versteh nichts davon. Eventuell ist das auch Zufall oder hat ergonomische Gründe. Oder es ist Steckdosen-Feng-Shui.

Anne Schüßler

20.2.2014

So ein Drittwelthandy fällt auf der re:publica mehr auf als das neueste Smartphone

Die Ultrabasic-Mobiltelefone Nokia 1202 (links) und 105 – Lichtbild v. Verf.

Indonesien ist das ideale Land, ein neues Mobiltelefon zu kaufen. Ich suche nämlich dringend nach einem Ersatz für mein bewährtes, inzwischen aber ziemlich abgenutztes Nokia 1202. Das ist, so sagt Wikipedia, *a low-end GSM cell phone sold by Nokia under their Ultrabasic series, (. . .) aimed at first-time cell phone users.*

Nun bin ich zwar kein *first-time cell phone user*, kann einem schlichten und minimalistischen Mobiltelefon aber einiges abgewinnen. Das fängt schon bei der Akkulaufzeit an: Das Nokia 1202 hält, bei moderatem Gesprächsaufkommen, locker eine Woche durch, ehe es wieder ans Netz muss. Das liegt zum Teil an dem monochromen (!) Display, vor allem aber daran, dass dieses Telefon das kann, was ein Telefon können muss: telefonieren. Als Extra kann es auch SMS verschicken und empfangen, und es hat sogar eine eingebaute Taschenlampe. Nicht als App, die den Bildschirm oder die Fotoleuchte zweckentfremdet, sondern eine genau für diesen Zweck vorgesehene LED an der Stirnseite.

Das erste Mal hab' ich dieses schlichte Handy vor einigen Jahren in Djibouti benutzt, als Leihgerät mit örtlicher SIM-Karte (Roaming mit meinem deutschen Telefon ging damals aus irgendwelchen Gründen nicht und wäre auch prohibitiv teuer gewesen). Ich war gleich angetan von dem kleinen Ding, das zudem problemlos in jede Hosen- oder Hemdtasche passt, nicht aufträgt, recht staubunempfindlich ist – kurzum: ein echtes Handy für die, pardon, nicht ganz so entwickelten Länder, das was abkann.

Zurück in Deutschland suchte ich nach dem Nokia 1202, wurde aber nicht fündig. Schließlich rief ich bei der deutschen Nokia-Zentrale an und erfuhr, dass die gar nicht daran dächten, das Billig-Telefon in Europa zu vermarkten. Ich sollte mir doch, wenn ich was Robustes und Staubdichtes suchte, was anderes aus ihrem Sortiment nehmen. Dann aber, so wurde mir klar, für etwa 200 Euro an Stelle der umgerechnet 20 bis 30 Euro, die dieses Nokia in afrikanischen und asiatischen Ländern kostet.

Ich hab' mir das Nokia 1202 dann von einer Freundin aus Südafrika mitbringen lassen. Das hat den Nebeneffekt, dass ich verschiedene Sprachen zur Auswahl habe – Englisch, Afrikaans, Xhosa und Zulu. Das macht das SMS-Schreiben etwas umständlich, weil die Texterkennung natürlich nicht auf deutsche Wörter ausgelegt ist, und außer Englisch kann ich keine der anderen Betriebssprachen wirklich gebrauchen. Aber was soll's.

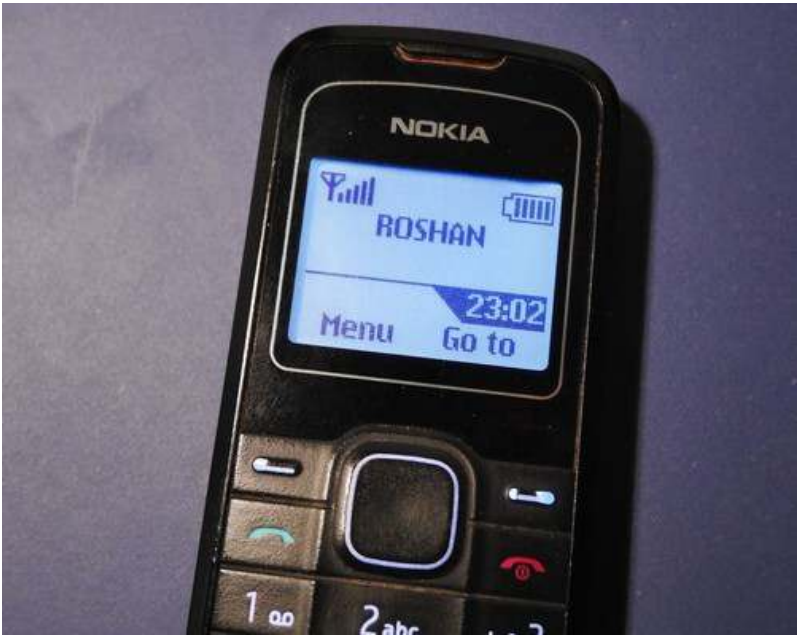
Jetzt hat das Telefon allerdings seine besten Tage hinter sich – vor allem, weil ich zu oft die SIM-Karte gewechselt habe und die doch sehr dünne Plastikabdeckung der Rückseite langsam darunter leidet. Zeit, an ein Ersatzgerät zu denken.

Der freundliche Nokia-Händler auf Bali hat zwar kein 1202 mehr im Angebot, dafür aber das Nachfolgemodell. Das Nokia 105 sieht ein bisschen schicker aus, ist ein klitzekleines bisschen größer (vor allem dicker), aber hat auch einen Nachteil: Auch in der Ultrabasic-Klasse ist jetzt das Farbdisplay angekommen. Das macht micht nicht ganz so glücklich, weil es vermutlich die Akkulaufzeit begrenzen wird und ich schon nach fünf bis sechs Tagen wieder aufladen muss.

Dennoch kaufe ich mir das neue Mobiltelefon, 25 Euro halte ich für eine vertretbare Ausgabe. Sprachlich bin ich jetzt allerdings auch wieder eingeschränkt – neben Englisch gibt es einige südostasiatische Sprachen zur Auswahl. Ich verliere sämtliche Umlaute, die es beim vorherigen Handy – via Afrikaans – noch gab. Egal. Dafür hab' ich jetzt ein eingebautes UKW-Radio (das allerdings nur mit dem mitgelieferten und natürlich proprietären Headset funktioniert).

(Zwei Monate später stelle ich fest, dass so ein Drittwelthandy auf der re:publica mehr auffällt als das neueste Smartphone. Und ein gutes halbes Jahr später entdecke ich das Nokia 105 auf dem deutschen Markt. Erst bei einer Kaufhauskette, dann auf dem Grabbeltisch eines Elektronik-Marktes. Für 20 bis 25 Euro. Die Firma Nokia scheint erkannt zu haben, dass es auch in Europa Kunden für ein Mobiltelefon gibt, das eigentlich nur telefoniert.)

Das alte Nokia 1202 bleibt dann mein Handy für bestimmte Länder. Zum Beispiel für Afghanistan; meine afghanische SIM-Karte tut interessanterweise im Roaming auch in Deutschland (da kann ich immer nachsehen, ob das Guthaben noch reicht, diese Prepaid-Karte am Leben zu erhalten).



Thomas Wiegold

20.02.2014

Ich kaufe zum ersten Mal irgendwas mit bewegten Bildern über iTunes

Ich habe sehr, sehr spontan das dringende Bedürfnis, „How I Met Your Mother“ zu gucken, was dazu führt, dass ich zum allerallerersten Mal eine komplette Serienstaffel (oder generell irgendwas mit bewegten Bildern) über iTunes kaufe. Die erste Staffel kostet komplett 9,99 Euro, was ich einen okayen

Preis für einen Spontankauf finde, auch vor dem Hintergrund, dass ich mir vorbehalte, die Staffel eventuell auch auf DVD (besser noch BluRay, aber im Moment gibt es das noch nicht auf BluRay) noch mal zu kaufen.

Aus Faulheit und Interesse schalte ich die Untertitel mit ein. Wer auch immer die gemacht hat, er hat sich offensichtlich nicht ausreichend mit der Serie beschäftigt: Robin Scherbatsky heißt laut Untertitel Robin Trubotsky. Ansonsten funktioniert aber alles einwandfrei. Ich kann zwar jetzt nur am Laptop gucken, aber damit kann ich leben.

Anne Schüßler

20.02.2014

Fliegen im Februar 2014

Fliegen im Februar 2014 geht so:

Man bucht im Internet einen Flug. Dann fährt man am Abflugtag zum Flughafen.

Wenn man nicht First oder Business Class fliegt, muss man sich erst an einem Automaten sein Ticket selbst ausdrucken und sich durch eine Reihe Masken klicken, den Reisepass scannen, darf dann eventuell den Sitzplatz selber wählen und scheitert dann an der Maske, wo man die richtige Option für die US-Einwanderungsbehörde angeben muss. Da wird nämlich getrennt zwischen: Ich steige da nur um und ich möchte da gerne bleiben bzw. mindestens einmal übernachten.

Wichtig: Wenn man falsch klickt, kann man nicht einfach einen Schritt zurück, sondern muss abbrechen und den ganzen Krempel noch mal machen. Wir haben das heute exklusiv, wenn auch nicht ganz absichtlich, getestet.

Wenn man dann alle Tickets hat, geht man den Koffer abgeben. Da wird man dann noch mal nach der Adresse in den USA gefragt, die man ja nicht hat, weil man da ja nur umsteigt und nicht übernachtet. Das weiß die Frau am Schalter aber nicht, weil sie die Daten zum Weiterflug aus unbekannten Gründen nicht sehen kann.

Als wir erfahren, dass das Gepäck in Chicago abgeholt und wieder eingecheckt werden muss (Aufenthaltszeit knapp zwei Stunden), bin ich kurzfristig ganz glücklich, dass ich nicht mitfliege.

Anne Schüßler

21.02.2014

Da ich schon nicht weiß, was ich mit WhatsApp soll, brauche ich auch keine Alternative

Frustrierend: Ich kann mich nicht empört von WhatsApp abwenden, weil ich über WhatsApp mit exakt einer Person kommuniziere und das auch nur, weil sich diese Person sonst in keinem anderen üblichen sozialen Netzwerk aufhält. Ich habe WhatsApp auch nur wegen dieser Person und weil ich in einem Anflug von Peer Pressure Paranoia der App den Zugriff auf die Kontakte verweigerte, kann man auch nur mit mir kommunizieren, wenn man meine Handynummer kennt und weiß, dass ich WhatsApp installiert habe.

Praktisch: Da ich ja schon nicht weiß, was ich mit WhatsApp soll, brauche ich auch keine Alternative und muss mir nicht eilig irgendwas anderes installieren.

(Für die Nachwelt: Wenige Tage vorher kaufte Facebook den Messengerdienst Whatsapp für eine knappe Schrilliarde Geld, was zumindest gefühlt zu einem Massenexodus führte, bei der die WhatsApp-Nutzer vor allem zum Konkurrenzdienst Threema wechselten. So kam es einem jedenfalls auf Twitter vor, die Realität war wahrscheinlich auch wieder anders.)

Anne Schüßler

21.02.2014

Neun Jahre Instant Messaging

Instant Messaging ist weit älter als mein Internetleben, und als ich erstmals das Bedürfnis hatte, mit meinen Freunden zu schreiben, war in meiner Altersklasse und meinem Umfeld ICQ sehr beliebt. Das war 2005, als ich knapp 13 war, und für gewisse Zeit benutzte ich nur ICQ.

Sehr plötzlich (ungefähr 2007 denke ich) wurde dann MSN (der Microsoft Messenger) wichtig, und das vor allem, weil es dort so schöne Möglichkeiten gab, den Onlinestatus mit emotionalen Liedtextzeilen zu füllen, oder mit MSN-Plus alles irgendwie farbiger zu machen. Nur deshalb hat MSN gegen ICQ gewonnen, und sehr schnell war ICQ völlig überflüssig: Nur weil es hübscher aussah, und vor allem, weil man selbst hübscher aussah.

Nachdem spätestens ab 2010 beinahe jeder bei Facebook war, wurde MSN bedeutungslos, und so blieb die Situation eine Zeit lang, bis mit WhatsApp eine neue Kategorie auftauchte, die es so vorher nicht gegeben hatte – unbegrenzt kostenlose Nachrichten auf dem Handy, im Gegensatz zur teuren und ganz persönlich gefühlt verbindlicheren SMS.

Außerdem ist iMessage ein ganz klein bisschen wichtig, weil es so praktisch ist, auf MacBook und iPhone den gleichen Kanal zu haben. (Da gäbe es auch Viber, das benutzt aber keiner). Die schriftliche Kommunikation mit meinen Freunden findet ausschließlich über Facebook, WhatsApp und, allerdings nur mit drei Personen, iMessage statt.

Ohne Relevanz für mich ist IRC. Skype ist praktisch wegen der Gruppenchats und der Sprach- / Videoübertragungsmöglichkeiten, brauche ich aber nur auf der Arbeit, außerdem ist dort von meinen Bekannten fast nie jemand online.

Franz Scherer

21.2.2014

Das können Sie auch sehen, es ist im Kabel

Nach dem Kino unterhalte ich mich mit Herrn Rutschky über Serien, die er sich im Fernsehen ansieht. Die Sender, die er erwähnt, sagen mir überhaupt nichts: Pro7 Max, RTL Nitro. “Wo kann man die denn sehen?”, frage ich. “Pro 7 Max ist bei mir auf 150”, sagt Herr Rutschky. Das hilft mir nicht weiter. “Können Sie auch sehen, es ist im Kabel”, sagt Herr Rutschky. Ich gucke ratlos.
“Sie haben kein Kabel?”
“Woran würde ich es denn anschließen, wenn ich es hätte?” (Weil er “Können Sie auch sehen” gesagt hat, denke ich, er meint vielleicht irgendeine Art Kabel, das in den Rechner passt.)
“Na, an Ihren Fernseher, es ist so ein Stecker dran, der … das passt bestimmt.”
“Ähm.”
“Sie haben gar keinen Fernseher?”

Kathrin Passig

22.02.2014

Wir finden keine Lösung für das Scrabbleproblem

Meine Mutter beschwert sich über ihre Scrabble-App, denn „der Computer ist so doof!“

Hauptkritikpunkt ist, dass der Computer meckert, wenn er Wörter nicht kennt, und sie das dann nicht legen lässt, aber im Gegenzug gerne Wörter legt, die meine Mutter nicht kennt, und sie dann aber auch nicht sagen kann: „Kenn ich nicht, darfst du nicht legen.“

Mein Cousin und ich schlagen ihr vor, doch online gegen andere Menschen zu spielen, das ist ihr aber auch zu doof, weil sie ja spielen will, wenn sie Lust hat. Rundenbasiert bzw. zeitversetzt möchte sie auch nicht, also fällt auch Wordfeud und ähnliches aus. Ich wäre ja sonst durchaus bereit gewesen, mich als Mitspieler anzubieten.

Wir finden keine Lösung für das Scrabbleproblem. Sie muss dann wohl erstmal weiterhin gegen den doofen Computer spielen oder eben live, offline und mit physischen Buchstabenplättchen gegen meinen Vater. Später erzählt mir mein Vater, er würde jetzt „zum Club der Dreihunderter“ gehören. Das hat zwar nichts mit Technik zu tun, aber passt so schön zu Scrabble.

Anne Schüßler

1. Edit: Tobias Vogel weist darauf hin, dass es “Blu-ray” heißen muss und eben keine DVD ist. Da kann man mal sehen, wie wenig mir diese merkwürdige Technologie geläufig ist, dass ich es schaffe, zwei Fehler in einen einzigen Namen hineinzubasteln.

22.2.2014

Das Jahr, in dem man in der Innenstadt keine digitalen Kulturprodukte mehr kaufen konnte

Die Frau kommt mit dem ICE aus Hamburg zurück, im KaDeWe kaufe ich alles für ein geschmeidiges Indoor-Picknick. Da kommt mir in den Sinn, dazu eine Blueray-DVD[1] mit einer schönen Naturdoku zu kaufen. Zwar laufen rund 97% meines Medienkonsums vollständig ohne sich tot anfühlende Datenträger wie CDs, DVDs, USB-Sticks oder ähnlich musealen Kram ab – aber HD-Qualität, breite Auswahl und gute Verfügbarkeit sind beim Streaming selten.

KaDeWe-Verkäufer:
- Nee, die Tonträjerabteilung is schon dicht seit letztet Jahr.
- Ist aber doch ein Film?
- Und Fülme seit zwei Jahre.

Auf dem Weg zum Bahnhof liegen die Potsdamer Platz Arcaden, eines der zentralsten Einkaufszentren Berlins.

Info-Mitarbeiterin Potsdamer Platz Arcaden:
- Früher war hier Hugendubel, aber der ist jetzt zu.
- Blueray-DVDs kann man hier also nirgends mehr kaufen?
- Nee, stimmt. Jetzt wo Sie's sagen.

Letzte Hoffnung: Virgin im Hauptbahnhof selbst.

Virgin-Verkäufer:
- Kürzlich haben wir den Laden auf'n Drittel verkleinert, jetzt gibt's nur noch Zeitschriften, Bücher und bisschen die Charts auf CD. Und ein paar normale Film-DVDs, aber wenig.
- Gar keine Bluerays?
- Vielleicht irgendwo dazwischen. Sind aber tendenziell eh Restbestände, alles.

2014, das Jahr, in dem man in der Innenstadt keine digitalen Kulturprodukte mehr kaufen konnte.

Sascha Lobo

22.2.2014

Unter Stalins Knute

H. (10 Jahre): „Stalin wollte bestimmen, welche DVDs man gucken durfte."

Jochen Schmidt

23.2.2014

Tumblr existiert seit 2007 und hat keine Backupmöglichkeit?

Weil es hier inzwischen doch schon einige Beiträge gibt, suche ich zum ersten Mal nach der „export account data"-Option von Tumblr und finde heraus, dass es keine gibt. Tumblr existiert seit 2007 und hat keine Backupmöglichkeit? Provisorisch speichere ich wenigstens die bisher existierenden 8 Seiten à 15 Beiträge mit der „save page"-Funktion des Browsers. Aber so wird das nichts mit dem „in zwanzig Jahren".

Bevor jetzt lauter gutgemeinte Zuschriften kommen: Ja, ich weiß, dass es diverse externe Tools und Optionen gibt und werde mich auch schon bald mit einer davon anfreunden. Ich will nur darüber nörgeln, dass es immer noch nicht selbstverständlich ist, die Backupfähigkeit *einzubauen*, und zwar *von Anfang an*.

Kathrin Passig

23.2.2014

Bücherkaufen im Zug: Eine schöne Sache, aber nicht zwischen Dresden und Berlin

Auf der gesamten Bahnstrecke von Dresden nach Berlin ist es nicht möglich, ein Kindle-Buch am Ende der Leseprobe zu kaufen, dabei habe ich gerade das Bücherkaufen im Zug in Interviews schon mehrmals als einen wesentlichen E-Book-Vorteil gelobt. Ich habe schon länger den Verdacht, dass GPRS und EDGE nur höflichere Formulierungen von „überhaupt kein Internet“ sind (jedenfalls bei O2). Nach langem Warten gebe ich auf und lese stattdessen die angesammelten Leseproben am Handy durch, das muss man ja auch ab und zu mal machen. Ab Südkreuz ist das Netz dann wieder da. Auf dem Hinweg war es genauso, und auf der Strecke Berlin-Dresden eigentlich überhaupt schon immer.

Kathrin Passig

23.2.2014

Diese Mobiltelefone werden noch unser Untergang sein

Ich überquere den Fahrradweg vor meinem Haus, ein Buch von Elmore Leonard auf dem Handy lesend (grobe Fahrlässigkeit) und werde dabei fast von einer telefonierenden Radfahrerin überfahren (25 Euro Verwarnungsgeld, keine Punkte in Flensburg). Diese Mobiltelefone werden noch unser Untergang sein, wenn nicht demnächst irgendwas mit Kollisionswarnung eingebaut wird. Und am besten auch gleich ein Hundekotdetektor.

Kathrin Passig

23.02.2014

Universitätstechnik der Philosophie und Informatik

Ich studiere Informatik an der Goethe-Universität Frankfurt, im Nebenfach (was bei uns Anwendungsfach heißt) studiere ich Philosophie. Derzeit werden an der Universität (zumindest in meinem Umfeld) zwei Kursverwaltungssoftwares eingesetzt. Außerdem gibt es ein zentrales Organisationsportal, mit dem man sich mithilfe von ausgedruckten, zugeschickten TAN-Listen Studienbescheinigungen ausdrucken kann, seinen Notenspiegel einsehen kann und sich (dazu allerdings noch später mehr) zu Klausuren an- und abmelden kann. Außerdem kann man dort das gesamte Vorlesungsverzeichnis einsehen, sich seit diesem Semester allerdings nicht mehr für Seminare anmelden – was früher zentralisiert möglich war, inzwischen muss man das (ob das früher auch so war, weiß ich nicht) direkt beim Veranstalter machen.

Die angesprochenen Kursverwaltungssoftwares (Wikipedia nennt sie «Learning Management Systems» sind Olat und Moodle. Es handelt sich dabei um Webinterfaces, bei denen man sich mit einer persönlichen Kennung anmeldet. Sie wurden von Universitäten entwickelt und werden von vielen (subjektive Umfrage bei meinen Freunden) Universitäten benutzt. Beide erlauben das Erstellen von Kursen, zu denen man sich als Student dann anmelden kann. Dort werden vor allem Vorlesungsfolien, Übungsaufgaben und evtl. andere Dateien hochgeladen und so bereitgestellt, außerdem ist es möglich, Dateien abzugeben, die Bewertung lässt sich (wenn der Bewertende es denn einträgt) nach der Korrektur einsehen.

Beide Systeme unterscheiden sich in meinen Augen kaum, zumindest in dem Umfang, in dem sie bisher genutzt wurden. Während, zumindest in meinem subjektiven Eindruck, die Geisteswissenschaften, Gesellschaftswissenschaften und generell alles, was mit Wörtern und weniger mit Zahlen arbeitet, die Möglichkeiten von Olat sehr gerne und durchdacht nutzt, hat in der Informatik und der Mathematik jeder Professor seine eigene, teilweise garstig handgestrickte Seite, auf der mit Vorkriegs-HTML FTP-Links bereitge-

stellt werden, um an Skripts und Übungen zu gelangen. Ich habe in meinen gesamten Basismodulen bisher genau zwei Dozenten gehabt, die sich der zentralen Verwaltung anschließen. Dabei zählt sogar einer genau genommen gar nicht, weil Moodle zwar schick ist, aber auch ausschließlich von diesem Professor benutzt wird und auf dem Server der Professur läuft.

Alle Dokumente, die ich in meinem Informatik-Studenten-Alltag bereitgestellt bekomme, sind mit LaTeX gesetzt, manche können sogar Seitenzahlen-Links, andere nicht.

Während meine Klausuren sofort ins zentrale System eingetragen werden, haben andere Fachbereiche noch Papier-Scheine, wie man das früher hatte. Auch die Möglichkeit, sich online zu Klausuren anzumelden wurde erst 2011 eingeführt und wird, leider wieder nur subjektiv beobachtet, nur in der Informatik voll ausgenutzt.

Es gibt Informatikstudenten, die keinen eigenen Computer besitzen und nur die Pool-Computer nutzen, die perfekt gewartet sind, viel mehr können, als man braucht, und mit allen wichtigen Programmen (IDEs für Java und dergleichen) ausgestattet sind. Außerdem darf man 500 Seiten im Jahr kostenlos drucken, allerdings nur über die Kommandozeile. Außerdem kriegt man, wenn man lieb nachfragt, eine aktuelle Windows-Lizenz für den Heimgebrauch umsonst, die von der Universität bezahlt wird.

Franz Scherer

23.02.2014

Erst mal kein Internet in der Ferienwohnung

In der Ferienwohnung in Südtirol gibt es freies Internet, allerdings weist uns die Broschüre darauf hin, dass “in gastgewerblichen Betrieben (...) Bestimmungen [gelten], nach denen der Gastgeber Ihre Daten erheben, in einem eigenen Register eintragen und aufbewahren muss” (Italienisches Recht). Weil

der Computer der Vermieter angeblich nicht geht, haben wir einen Tag kein Internet, am Abend des zweiten Tages bekommen wir auf je einem DIN-A4 Blatt ausgedruckt für jeden Bewohner einen Zugangscode.

Franz Scherer

23.2.2014

Die bargeldlose Gesellschaft muss ohne Abendessen ins Bett

“Deutsche Bank geht nicht”, sagt die Kassiererin (Edeka am Bahnhof Südkreuz, deshalb auch sonntags geöffnet), als ich ihr meine ec-Karte geben will. Sie haben ja jetzt jede Hoffnung aufgegeben, dass Kunden jemals begreifen werden, auf welche der vier möglichen Weisen die Karte in genau dieses Gerät nun wieder hineingeschoben werden will, so dass man die Karte einfach der Fachkraft zum Einschieben überreicht, das geht schneller. Die Kartenlesegeräte sind entweder drehbar angebracht – dann kann man sie für diesen Vorgang zwischen Personal und Kunde hin und her schwenken –, oder sie liegen lose in der Kassengegend herum.

“Oh”, sage ich, “wieso denn nicht?” – “Wissen wir auch nicht. Zuerst gingen sie alle nicht, dann nur noch Deutsche Bank.” Zum Glück finde ich die benötigten elf Euro gerade noch so. Aber wenn die bargeldlose Gesellschaft jetzt schon da wäre, müsste ich ohne Abendessen ins Bett.

Kathrin Passig

23.2.2014

Bildschirmpause

“So, aber jetzt bin ich erstmal weg. Ich hab so ein wenig Fieber und brauche erstmal eine Bildschirmpause.” Skypechat-Verabschiedung gerade eben.

Michael Brake

23.2.2014

Meine Mutter findet Dinge über mich heraus, und das ist vermutlich erst der Anfang

Meine Mutter ruft via Skype an, wie meistens hält sie das iPad so, dass ich nur ihr Kinn sehe. Ab und zu ist mein Vater im Hintergrund zu hören. Sie will unter anderem wissen, ob ich es wirklich für richtig halte, meine Träume im Internet zu veröffentlichen. Ich weiß nicht genau, was ich sagen soll, weil ja nicht nur meine Träume im Netz stehen. Sollte ich morgen tot umfallen, könnte man aus dem Material einen brauchbaren Ersatz konstruieren, der noch ein paar Jahre Artikel über das Internet schreibt. Meine Mutter hat vermutlich erst die Spitze des Eisbergs gesehen. Ich antworte ausweichend.

Kathrin Passig

23.02.2014

Fernsehen am iPad muss ich noch üben

Ich habe eine Idee: Weil ich gerne in der Küche sitzen möchte, aber trotzdem WDR gucken will, lade ich mir auf das iPad Mini von P. die offizielle App vom WDR und gucke den Livestream.

Das klappt ungefähr eine halbe Stunde gut, dann bleibt zwischendurch das Bild stehen, und auf einmal gibt es gar kein Bild mehr, auch nicht, wenn man den Stream neu startet.

Jetzt höre ich „Zimmer frei“ in der Radio-Edition. Funktioniert erstaunlich gut, anscheinend braucht man das Bild dazu gar nicht zwingend.

Es scheint mir aber zumindest eine theoretisch brauchbare Idee, übers iPad Fernsehen zu gucken. Praktisch muss ich das noch üben.

Anne Schüßler

23.2.2014

System Erde. Eine runde Plastikscheibe. Und noch eine

Ein Mitarbeiter des GFZ Helmholtz Zentrum Potsdam hat mir vor ein paar Wochen nach einem kurzen Mailwechsel eine Ausgabe der Papierzeitschrift „System Erde – GFZ-Journal“ zugeschickt. Heute nehme ich sie beim Zähneputzen zum ersten Mal zur Hand, und eine runde Plastikscheibe von etwa 20 cm Durchmesser gleitet heraus. Auf der einen Seite ist sie sehr schön mit einer bunten Ansicht der Erde bedruckt und leicht rau, fast schillernd. Die andere Seite ist gummiert. Es ist ein attraktiver Gegenstand, und ich muss tatsächlich ein, zwei Sekunden überlegen, bis ich ihn als Mauspad erkenne. Ein Mauspad! Ich habe zuletzt ungefähr 2007 eine Maus benutzt. An Mauspadbesitz kann ich mich gar nicht erinnern, vielleicht in den 90ern.

Beim Blättern im Heft entdecke ich auch noch eine von Hand beschriftete CD-ROM. Aber mein letzter Rechner mit einem CD-ROM-Laufwerk ist vorigen Sommer kaputtgegangen, und ich glaube nicht, dass ich das Laufwerk in den zwei Jahren des Rechnerlebens benutzt habe.

Kathrin Passig

24.02.2014

Apotheken-Automat

In dem italienischen Skidorf gibt es direkt an der Apotheke einen Automaten, an dem man auch außerhalb der Öffnungszeiten der Apotheke nicht verschreibungspflichtige Dinge kaufen kann, die man sonst in der Apotheke kauft. Der Automat ist sehr schön und intuitiv, aber trotz der Tatsache dass man sich sonst überall sehr gut auf Deutsch verständigen kann, komplett italienisch beschriftet. Es gibt ein Hauptmenü mit neun Kategorien, von dem man zu den den Kategorien angehörigen Produkten kommt. Ich weiß nicht wirklich was es alles gab, da ich kein Italienisch spreche, aber durch unwissendes Herumklicken bekam ich Schmerztabletten, diverse Salben, Hygienebedarf und dergleichen zu sehen. Besonders schön an dem ansonsten sehr fortschrittlichen Gerät war die Bebilderung der Kategorien – Bilder, wie ich sie zuletzt auf der Corel Draw Clipart-CD von 1997 sah (große gelbe Smilies, schlecht gezeichnete 16-Farben-Bilder von Fieberthermometern). Sie waren auch komplett unnütz im Hinblick auf Verständnis. Zahlen konnte man in bar oder mit Karte, und es kam sogar Wechselgeld heraus.

Franz Scherer

Februar 2014

Google-Bildersuche “Eulenkleid”

Ich überlege, dass ich mir mal wieder neue Kleidung kaufen will. Es gibt da diese Marke, von der ich schon etwas habe, aber das Kleid finde ich aktuell nicht – es ist vermutlich in der Wäsche oder liegt irgendwo in der hinterletzten Ecke meines Schranks. Der Markenname fällt mir nicht ein. Also google

ich Stichworte, die zur Marke passen, aber leider zu unspezifisch sind. Irgendwann komme ich auf die Idee, in der Google-Bildersuche nach „Eulenkleid“ zu fahnden. Auf der dritten Seite werde ich fündig.

ellebil

24.2.2014

Besser, ich und die NSA haben ein Backup, als nur die NSA

Auf der Suche nach Möglichkeiten, ein Backup von diesem Blog anzulegen, entdecke ich ein mir ganz neues, leider noch recht kleines Genre von Backup-Tools: Frostbox, Socialsafe und Archivesocial archivieren alles, na gut: einiges von dem, was man bei Facebook, Twitter, G+, Instagram, LinkedIn, Evernote und so weiter im Netz abgelegt hat.

Frostbox macht das automatisch und in der Cloud, was mir sympathisch ist, weil ich erfahrungsgemäß selbst kaum öfter als einmal im Jahr an Backups denke. Mit dem Preis von € 5,99 im Monat könnte ich auch leben. Leider kommt die Anmeldebestätigungsmail auch im fünften Versuch nicht bei mir an, weder im Spam noch sonstwo. Die Website und die Betreiber wirken nett, aber ein bisschen unseriös. (Update: Am nächsten Tag kommt die Anmeldebestätigungsmail doch noch an. Weiteres Update, Juni 2014: Der Unseriositätseindruck trog nicht, Frostbox funktioniert nur sehr schlecht.)

Bei Socialsafe muss man selbst an das Herunterladen der Daten denken, dafür liegen die dann auf der eigenen Festplatte und nicht direkt bei der NSA. Das heißt, in meinem Fall natürlich doch, denn meine Festplatte wird wiederum per Cloud-Backup via Backblaze gesichert. Aber besser, ich und die NSA haben ein Backup, als nur die NSA, die die Daten ja außerdem sowieso bei den ganzen Cloud-Diensten, die ich archivieren will, direkt abgreifen kann. Wie sich herausstellt, lädt Socialsafe allerdings gerade bei Tumblr nur äußerst halbherzig 20 Default-RSS-Einträge herunter, wir haben aber

schon über 100. Angeblich ist eine bessere Tumblr-Einbindung innerhalb der nächsten 6 Monate geplant, aber ich bin inzwischen ein bisschen weniger leichtgläubig als früher, was solche Versprechungen angeht.

ArchiveSocial ist vermutlich auch irgendwie ganz toll und kostet in der Economy-Version nur $149 im Monat.

Ich denke noch ein bisschen darüber nach.

Update: SocialSafe ist toll und löst viele andere Probleme für mich, nur eben nicht das mit Tumblr. Im Juli 2014 finde ich dieses kostenlose Python-Tool, und seitdem gibt es endlich Backups vom Techniktagebuch.

Kathrin Passig

24.1.2014

Techniktagebuch jetzt auch bei Twitter

Dan Richter äußerte den Wunsch, dem Techniktagebuch nicht in chronologischer Reihenfolge des Geschehens, sondern in der Reihenfolge des Beitragschreibens zu folgen. Das geht ab sofort auf einem kleinen Umweg über Twitter: twitter.com/techniktagebuch.

Kathrin Passig

24.02.2014

Aktuelles Tagesgeschehen auf Twitter oder Facebook

Dass Harold Ramis gestorben ist, erfahre ich auch als erstes über Twitter. Aber darüber schrieb ich ja bereits hier. Ich behaupte, es bleibt jetzt auch so, dass ich über aktuelles Tagesgeschehen immer zuerst auf Twitter oder Facebook erfahre. Und weil ich manchmal sehr ausdauernd keine Nachrichten

gucke oder lese, braucht es auch schon mal ein paar Tage bis ich „irgendwas mit xyz“ googeln muss, um rauszufinden, worüber die anderen eigentlich die ganze Zeit reden.

Anne Schüßler

24.02.2014

Es ist bestimmt irgendwie sinnvoll, dass ich vom iPhone aus keine Überweisungen tätigen kann

Weil ich jetzt beim Online Banking auf mobileTAN umgestiegen bin, weil das jetzt wohl alle machen, kann ich vom iPhone aus auch keine Überweisungen mehr machen. Es ist glaube ich auch das erste Mal, dass ich überhaupt auf die Idee komme, ich könnte vom iPhone aus eine Überweisung machen.

Es geht ja auch gar nicht. Im Prinzip ist das sehr logisch und überdies auch sehr vorbildlich, da werden irgendwelche Sicherheitsbedenken dahinter stecken, da hat sich bestimmt jemand was bei gedacht. Allerdings: Je mehr ich drüber nachdenke, desto weniger verstehe ich das. Denn ob jetzt jemand, der mir mein Handy geklaut hat, vom Handy aus oder von irgendeinem beliebigen Rechner aus, versucht, Bankgeschäfte in meinem Namen zu tätigen, ist ja eigentlich auch wieder egal. Das Hauptproblem ist ja, dass jemand mein Handy gestohlen hat.

Trotzdem ist es bestimmt irgendwie sinnvoll, dass ich vom iPhone aus keine Überweisungen tätigen kann. Nur halt jetzt konkret auch unpraktisch und doof.

Anne Schüßler

25.2.2014

Die falschen Knöpfe

Seitdem Apple mit iOS 7 fast alle Buttons durch Text ersetzt hat, drücke ich viel häufiger auf den falschen Knopf. Lesen scheint meine Stärke nicht zu sein.

Anne Schüßler

25.2.2014

Can I delete my social data?

In den FAQ von Frostbox steht, dass man seine dort archivierten Social-Media-Daten nie mehr von den Frostbox-Servern löschen kann: „Can I delete my social data from Frostbox to make more space?“ – „We currently do not support this functionality.“ Obwohl ich mich vom Privatsphärenglauben schon lange verabschiedet habe, lese ich das doch nicht gern. Andererseits, denke ich, löschen alle anderen Anbieter meine Daten ja wahrscheinlich auch nicht. Sie sagen es nur nicht so offen.

Kathrin Passig

26.02.2014

Weil, nun ja, Amazon halt

Ich lasse mich von Amazon mit ihrem neuen „Amazon Prime Instant Video“ locken, Amazon Prime 30 Tage kostenlos zu testen. Dann hätte ich superschnellen Versand, Kindle-Bücherei (ein Buch im Monat, na ja) und Video on Demand von Amazon. Ich verspreche mir sehr viel von einem Video on Demand von Amazon, weil, nun ja, Amazon halt.

Als ich dann endlich das Angebot durchstöbern darf, bin ich schwer enttäuscht. Erstens ist das Angebot jetzt auch nicht besser als bei Watchever, erinnert eher an das von LOVEFiLM (nicht verwunderlich), viel schlimmer aber: Im Original kann man auch nichts gucken.

Unter diesen Umständen nutzt mir Amazon Prime jetzt auch nicht wirklich viel und ich werde wohl nach den 30 Tage Testphase wieder kündigen und weiter auf ein besseres Video-on-Demand-Leben warten. Aber vielleicht sollte ich vorher noch ein paar Sachen bestellen und zumindest mal den superschnellen Versand bewundern.

Anne Schüßler

26.2.2014

Aufregung! Meine Google-Buzz-Beiträge sind weg!

Auf der Suche nach einem Beitrag, den ich ganz bestimmt irgendwann irgendwo geschrieben habe, finde ich nur ins Leere führende Links zu einer Adresse bei Google+. Die Links stammen von 2010, Google+ gibt es aber erst seit 2011. Der Vorläufer von Google+ war Google Buzz. Aufregung! Meine Google-Buzz-Beiträge sind weg!

1. Von diesem Satz ist es nicht mehr weit zu „In a few years you'll be driving your google to the google to buy some google for your google.“ (2005)

Eine Suche ergibt, dass sie im Juli 2013 nach dem Ende von Google Buzz in einem Ordner in Google Drive (vormals Google Docs) gespeichert wurden.[1] „Any existing links to your Google Buzz content will redirect users to the folder containing your public posts.“ Das stimmt zwar nicht, ich bin nur zu einer Fehlermeldungsseite umgeleitet worden, aber der Ordner existiert tatsächlich und enthält die Beiträge. Über das Speicherformat (alle zusammen in einem PDF, aus dem man nicht copy-pasten kann) kann man zwar geteilter Meinung sein, ebenso wie über Googles Einstellung zur Erhaltung von Adressen, aber hey! Es ist alles noch da, und ich musste mich nicht selbst um die Einlagerung kümmern.

Google Buzz. Was war das damals eigentlich? Wie sagten wir zu dieser Art Dienst, als er neu war? Man wird mehr Tagebucheinträge schreiben müssen.

Kathrin Passig

26.02.2014

Infoscreen! Zukunft!

Immer, wenn ich vor so einem Infoscreen[1] im Bahnhof oder in der U-Bahn-Station stehe, erinnert mich das an “Total Recall” (das Original, nicht das Remake) und ich denke: “Zukunft!”

Dabei gibt es die Dinger schon ewig und sie waren auch noch nie besonders abgefahren.

Anne Schüßler

1. Für die Nachwelt: Mit Infoscreens meine ich diese Bildschirme, auf denen irgendwelche Kurznachrichten, Mini-Zeichentrickfilme, Ratespielchen usw. angezeigt werden, damit man beim Warten was zu gucken hat.

26.2.2014

Nachdenken über einen Abschied von O2

Ich merke jetzt erst, wie viel ich hier über O2 klage und wie wenig sich die Internetversorgungssituation im Laufe der Jahre verbessert hat. Zum ersten Mal in fünfzehn Jahren denke ich über einen Anbieterwechsel nach. Ich kenne Leute, die ihren Mobilfunkanbieter nicht wechseln wollen, weil die Mitnahme von Rufnummern immer noch nicht zuverlässig funktioniert und auf jeden Fall anstrengend ist, hört man. Ein Rufnummernwechsel wäre mir egal, eigentlich rufen inzwischen auch auf dem Handy nur noch Leute an, die besser eine Mail schreiben sollten, so gesehen könnte eine neue Nummer sogar Vorteile bringen. Oder vielleicht einfach gleich nur noch ein Datentarif ohne Anrufmöglichkeit, wenn es das gibt. Besonders gut konnte man mit den Smartphones eigentlich sowieso nie telefonieren, und seit letztem Jahr benutzt auch meine Mutter Skype.

Dass O2 relativ günstige (lies: nicht völlig ruinöse) Auslands-Datentarife hat, ist mir inzwischen auch egal, ich besitze eine mittelgroße Sammlung ausländischer SIM-Karten.

Was mich die ganze Zeit überzeugt hat, war der Datentarif: 5 GB, zeitweise sogar 10 GB für 25 € im Monat. Aber wenn ich die Tarife der Konkurrenz betrachte und die Tatsache bedenke, dass diese 5 GB schon seit längerer Zeit nur noch mit Mühe und gestützt durch teure Zweitkarten reichen, dann sehe ich in meiner Zukunft einen Vertrag ~~oder noch besser: eine Prepaid-SIM~~[1] von T-Mobile und endlich wieder Internet im Zug! Zustände wie 2007!

Kathrin Passig

1. Update: Hihi, Drosselung nach 500 MB? „Für Powersurfer“?

26.2.2014

Folgen des Tagebuchschreibens

Ich habe in den letzten Tagen so viele alte Logfiles von Gesprächen durchgesehen, dass ich anfange, in den aktuellen Gesprächen Nachrichten an mich selbst unterzubringen: „(Für die Nachwelt, also mich, später mal: Es gibt parallel zu diesem Plotclockgespräch einen schönen Facebookkommentarstrang unter dem ursprünglichen Beitrag von Michael Brake.)“ Diese ganzen Onlinedinge sind ja immer auch noch auf der Zeitebene quer miteinander verbunden, und *das* wird später wirklich schwer zu rekonstruieren sein.

In einem Roman wäre das jetzt der Zeitpunkt, ab dem man ahnen könnte, dass es mit der Protagonistin kein gutes Ende nimmt.

Kathrin Passig

26.2.2014

Das Amazon-Empfehlungssystem bereitet mir unangenehmes Einschlafen

Seit Bestehen des Empfehlungssystems bei amazon bereitet mir unangenehmes Einschlafen, dass dort zwei Ebenen vermischt bzw. nicht klar genug voneinander getrennt werden: amazon fragt mich, wie mir ein Buch gefallen habe, meint damit aber eigentlich die Frage, wie sehr mich die Kategorie jenes Buchs anspricht. Genauer: ich habe überhaupt nicht die Möglichkeit, einen konkreten Artikel qualitativ zu bewerten. Ein Fachbuch über sagenwirmal gesunde Ernährung, in dem Mist steht, schlecht bewertet? Ich bekomme ab sofort gar keine Ernährungsratgeber mehr vorgeschlagen – anstatt bessere Ernährungsratgeber. Ein Notebook gekauft, das Schrott ist? amazon interpretiert das, als würden mich Notebooks kategorisch nicht mehr interessieren.

(Dass amazon nicht getrennt nach Kategorie und Exemplar fragt, ist vermutlich in irgendeiner empirischen Usability-Studie begründet. Zumal im Ernstfall ja auch mehrere Kategorieebenen/-zuordnungen abgefragt werden müssten. Und sich über so etwas vermutlich nur ich und doppelvermutlich Kathrin Passig freuen würden. Aber ein netter Kompromiß wäre ja vielleicht, wenn ab sofort "Wie bewerten Sie dieses Buch?" ersetzt werden könnte mit "Was halten Sie eigentlich von Romanen wie diesem, die in den 1960er Jahren spielen und auf verschiedenen Ebenen von Science-Fiction und Transhumanismus handeln, nicht Teil einer Reihe sind und in der fünften Auflage nur in Australien veröffentlicht wurden?" – also ein ganz klein wenig präziser eben. Wobei ich jetzt noch nicht drauf wetten möchte, dann besser einschlafen zu können.)

Frank Lachmann

26.02.2014

Überhaupt finde ich SMS eigentlich ganz praktisch

Ich hole bei Saturn eine bestellte BluRay ab. Der Film war beim letzten Mal nicht da und als mir angeboten wurde, dass man ihn auch bestellen könnte, habe ich einfach mal ja gesagt. Ich brauchte ihn ja nicht dringend. Wenn ich die Handynummer hinterlassen würde, würde man mir dann einfach eine SMS schicken.

Das ging auch letztens beim Optiker schon so, da bekam ich eine SMS, als die bestellten Kontaktlinsen zum Anprobieren da waren.

Ich finde diese SMS-Kommunikation sehr angenehm. Email ginge natürlich auch, aber SMS ist ein bisschen direkter (gefühlt, nicht technisch), aber man muss trotzdem nicht mit Leuten reden oder – noch schlimmer – ans Telefon gehen, obwohl man die Nummer nicht kennt.

Mit A. kommuniziere ich mittlerweile eigentlich fast nur noch per SMS. Überhaupt finde ich SMS eigentlich ganz praktisch, jetzt noch praktischer als vor ein paar Jahren, als ich noch kein Smartphone hatte und regelmäßig kryptische SMS verschickt habe, weil ich mit eingeschaltetem T9[1] SMS auf Englisch verfassen wollte. Außerdem habe ich unbegrenzte SMS in meinem Datentarif, ich weiß aber nicht, ob das mittlerweile üblich ist oder daran liegt, dass ich so unglaublich viel Geld (60 Euro) im Monat für den Vertrag zahle.

Ich glaube, SMS wird das nächste große Ding.

Anne Schüßler

27.2.2014

Wie steht er da vor den Verkrunkelungen

Seit dem Kauf (vor drei Jahren) lasse ich bei meinem kleinen packard-bell-Reiselaptop die Schutzfolie auf dem Bildschirm, damit er, wenn ich sie einmal abziehen sollte, wie neu ist. Heute im Zug war es so weit, ich warf alle zwanghafte Sorgfalt über Bord und zog die inzwischen schon sehr verkrunkelte und schmutzige Folie ab. Dabei stellte sich heraus, daß die Folie gar nicht die Bildschirmfläche bedeckte, sondern nur den schwarzen Rahmen. Der sieht dafür aber jetzt wieder wie neu aus.

Jochen Schmidt

1. Was genau T9 war, weiß ich auch nicht, aber es war so eine Art Worterkennung, die überhaupt nicht funktionierte, wenn die Handysprache Deutsch war und man auf Englisch schreiben wollte.

27.2.2014

Eine fünfzehnjährige Beziehung geht zu Ende

Ich lese mehrmals alle T-Mobile-Angebote auf der Website durch. Es gibt sehr viele, und überall sind „100.000.000 Frei-SMS“ und Kaffeefahrten ins Elsass und andere Dinge dabei. „Wieso gibt es eigentlich keinen Mobilfunkanbieter, bei dem man genau das buchen kann, was man tatsächlich braucht, also zum Beispiel ganz viel Internet und sonst gar nichts?“, denke ich, und wie meistens, wenn ich so etwas denke, gibt es das bereits. Es heißt Congstar, und obwohl das auch nur eine T-Mobile-Tochtergesellschaft[1] ist, hat es eine benutzbare, übersichtliche Website und einen schmerzlosen Bestellprozess. Vielleicht wieder so ein Beispiel für das, was Clayton Christensen in „The Innovator’s Dilemma“ sagt: Man kann das schwerfällige Schiff nicht wenden, man muss ein kleines Beiboot aussetzen. In zehn Jahren wird auch die Congstar-Website oben drei Reihen Tabs und links noch ein ausführliches Menü haben. Oder was man dann eben hat statt Tabs und Menüs.

Dann kündige ich meinen O2-Account. „Ich vermute, Sie sind unzufrieden mit Ihrem Tarif“, sagt die Callcentermitarbeiterin, „ich sehe, Sie hatten in den letzten Monaten sehr hohe Rechnungen.“ Sehr hohe Rechnungen? Ich habe in den letzten Monaten durch Nichtbenutzung von O2 im Ausland ungemein gespart und war sehr stolz darauf. Meine Rechnungen vom letzten Jahr hingegen . . . aber die kann sie vermutlich nicht sehen. Die Daten werden ja nach ein paar Monaten weggeworfen, weshalb ich meiner Steuererklärung immer nur ungefähr sieben von zwölf Monatsrechnungen beilegen kann, weil ich wieder nicht schnell genug ans Runterladen gedacht habe.

Nein, sage ich, ich möchte gern wieder Internet im Zug und außerhalb von Großstädten haben.
Ich könnte Ihnen, hier, attraktive Tarife und Nachlässe!

1. Wikipedia: „Mit einem No-frills-Konzept und dem Motto „Du willst es. Du kriegst es.“ richtet sich congstar an einen jungen, flexiblen, preissensiblen und den Hauptmarken der Telekom reserviert gegenüberstehenden Personenkreis.“ Hihi.

Schon, aber Internet im Zug, das nicht.
Nein, aber monatlich dieses und jenes!
Das, was ich gern möchte, das können Sie mir aber nicht geben, sage ich, und fühle mich wie in einem französischen Film.
Das stimmt wohl, sagt sie, und jetzt sind wir beide ein bisschen traurig und werden auf der Bettkante rauchen müssen.

Update April 2014: Es war dann doch alles etwas komplizierter.

Kathrin Passig

27.2.2014

Zeitgemäßes Suchen ohne Zettelkasten

Am letzten Beitrag von Anne Schüßler hängen unten viele Tags. „Das ist ja hässlich“ denkt man als Leser, „wieso machen die das, aus SEO-Gründen?“ Bis vor einer halben Stunde dachten wir auch so, wenn wir diese Tagschwänze an anderen Tumblrs sahen. Dann fanden wir heraus, dass die Suche in Tumblr-Logs generell gar nicht den Volltext durchsucht, sondern eben nur die Tags, und dass es offenbar auch gar keine anderen Lösungen für dieses Problem gibt. Google scheint Tumblr nicht zu mögen und ist daher auch keine Option. Im Jahr 2014 muss man sich die Wörter, nach denen Nutzer suchen wollen könnten, also selbst ausdenken und an den Text anhängen, okay, ein Zettelkasten wäre noch ein kleines bisschen unpraktischer. Man muss vermutlich dankbar sein, dass es kein Zettelkasten ist.

Wobei ein Zettelkasten zur Blogdurchsuchung auch schon wieder cool wäre, Kunstprojekt geradezu. Besuch nach Vereinbarung.

(Update: Mitte August 2014 wird das Techniktagebuch dann doch vollständig vertaggt. Wie sich herausstellt, hat das einige Vorteile.)

Kathrin Passig

27.2.2014

Beinenthaarung im papierlosen Zeitalter

Lange Zeit habe ich mir die Beine über Zeitungsblättern epiliert. Anfangs über gelesenen Zeitungen, dann über den Sportteilen meiner Belegexemplare, dann über Gratiszeitungen und dann noch drei Jahre über Reinraum-Matten aus dem Laborbedarf. Die Reinraum-Matten habe ich nicht extra dafür angeschafft, sondern weil mir die Vorstellung gefiel, meine Wohnung zu putzen, indem ich einfach nur herumlaufe und den Dreck auf der klebenden Reinraum-Matte hinterlasse. Das hat nur mittelgut funktioniert, aber für Beinhaare eignen sich die Matten hervorragend.

Im fremden Haushalt merke ich jetzt, wie das Leben ohne Zeitung aussehen wird, denn dort gibt es überhaupt kein unterlegbares Material. Schließlich finde ich doch noch einen Supermarktprospekt in gerade eben brauchbarem Format. Aber bald gibt es womöglich auch keine Supermarktprospekte mehr, und dann wird man sich irgendwas ausdenken müssen. Über der Duschtasse geht es schon mal nicht, das Kabel reicht nicht so weit. Ich sage das hier schon mal, denn später wird diesen Zusammenhang ja doch keiner mehr rekonstruieren: Das Ende der Papierzeitung wird dazu führen, dass auch das kabelgebundene Epiliergerät ausstirbt. Oder Beinhaare kommen wieder in Mode.

Kathrin Passig

27.2.2014

Die technische Seite eines Fluges von Zürich nach Berlin

Den Flug habe ich vor ein paar Monaten auf der Homepage der Fluggesellschaft gebucht, bezahlt mit Kreditkarte. Ich habe einen Account der Fluggesellschaft, deshalb geht das einfach und ohne Eintippen einer langen Kreditkartennummer, einer Adresse oder spezieller Menuwünsche.

24 Stunden vor dem Flug bekomme ich von der Fluggesellschaft eine Mail, die ich (zufällig) auf meinem Telefon empfange. Deshalb checke ich auch gleich auf dem Telefon ein, ich benutze dazu die App der Fluggesellschaft. Innerhalb der App wird mir eine Bordkarte ausgestellt, die mit einem QR-Code versehen ist. Ich mache sofort einen Screenshot von der Bordkarte, weil Photos auf dem Telefon schneller zugänglich sind als die Bordkarte innerhalb der App[1]. Angewöhnt habe ich mir das mit dem Screenshot aber, weil man für das Laden der Bordkarte eine Internetverbindung braucht und mein Datentarif bis vor kurzem noch kein Internet im Ausland inkludiert hat.[2] Ich hab mir schon überlegt, den Screenshot der Boardkarte jeweils gleich als Sperrbildschirm einzurichten, aber es ist mir zu umständlich.[3]

Mit dem Zug fahre ich an den Flughafen. Ein Bahnticket kaufe ich in der App der Bahn, weil ich keine Zeit hatte, ein Ticket zu lösen. Denn seit die Billetautomaten Kartenzahlung akzeptieren, kaufe ich die Tickets wenn immer

1. Eine ähnliche Funktionalität wie der Screenshot würde die vorinstallierte App „Passbook“ von Apple bieten, die mit der App der Fluggesellschaft kommunizieren kann und einen direkten Link zur Boardkarte auf dem Sperrbildschirm anzeigt, auf Wunsch sogar ortsabhängig. Das heisst, der Link würde angezeigt, sobald man sich dem Startflughafen nähert. Das ist eine hübsche Sache, braucht aber wegen der eingeschalteten Ortungsfunktion ziemlich viel Strom. Und ausserdem weiss Apple schon genug von mir, und meine Flugtickets müssen sie nicht auch noch wissen.
2. Jetzt enthält er für den Aufpreis von Sfr. 9.- (von Sfr. 120.- auf Sfr. 129.-) (ja, ich weiss) pro Monat immerhin 100MB Roaminginternet, 100 Roaming-SMS und 100 Roaming-Telefonminuten.)
3. Der QR-Code wäre beim Iphone weder vom Slider noch von der Uhr verdeckt, es dürfte funktionieren.

möglich wieder am Automaten, das geht schneller und schont den Akku. Ausserdem hat man das Papierticket (hintere Hosentasche) bei Kontrollen schneller zur Hand.

Weil ich beim Fliegen immer Gepäck einchecke[4], gehe ich nach der Ankunft direkt zum Baggage-Drop-Off. Dort muss ich neben meinem Bordkartenscreenshot meinen Ausweis und eine Vielfliegerprogrammmitgliederkarte zeigen, um den Schalter ohne Schlange benutzen zu können. Der Vielfliegerstatus ist also nicht in der Bordkarte vermerkt[5]. Hier lasse ich mir, wenn keine Leute hinter mir warten, trotz elektronischer Boardkarte oft noch eine Papierbordkarte aushändigen. Als ich ca. 1999 einmal meinen Boardingpass verloren habe (Swissair, Heathrow), kostet das Wiederbeschaffen dieses Dokumentes etwa eine Stunde und sowas wie 100£, und man beachte den Kurs des britischen Pfund damals. Heute macht einem das Personal in wenigen Sekunden auf einem kleinem Drucker, der bei jeder Baggage-Drop-Off Station zum Ausdrucken der Gepäckidentifikationsklebebändel verwendet wird, eine Bordkarte, zur Not auch mehrere Male.

Ich bin zurück zum Papierticket, denn wenn sich die Begeisterung für das Ticket auf dem Handy einmal gelegt hat, merkt man, dass ein Papierticket in der hinteren Hosentasche schneller und bequemer zu greifen ist als jeder Screenshot auf dem Telefon. (Telefon aus der Innentasche des Mantels klauben, Hülle öffnen, Entsperr-Code eingeben, Fotoapp öffnen, Screenshot der Bordkarte öffnen, versus: Griff in die hintere Hosentasche, fertig.)

Erstaunlicherweise hat das Papierticket immer noch die gleiche Form wie früher, also dieses längliche Querformat mit gerundeten Ecken, von dem früher beim Einsteigen rund zwei Drittel entlang einer perforierten Linie abgerissen wurden. Nur reisst heute niemand mehr etwas ab, man legt das Ticket einfach nur auf den QR-Code-Leser und steigt ein.

---

4. Weil das Flugzeug nicht ohne mich abfliegt, wenn ich Gepäck eingecheckt habe. Sollte das Gepäck irgendwann einmal von einem Roboter eingeladen werden, der weiss, wo genau er meine Tasche verstaut hat, wird das nicht mehr funktionieren. Im Moment aber müsste man alle Taschen ausladen und meine mühsam raussuchen, weil mit meiner Tasche, aber ohne mich darf nicht geflogen werden.
5. Ist er doch, merke ich nachträglich. Der Control Officer scheint das nur nicht zu wissen.

Was man auch noch auf Papier bekommt: Einen Teil des Bändelaufklebers, der am Gepäck befestigt wird, als Gepäckquittung. Wenn ich ein Papierticket drucken lasse, wird dieser kleine Abschnitt ganz traditionell auf die Rückseite des Tickets geklebt. (Auf der Vorderseite markiert das Personal standardmässig mit einem Kugelschreiberkringel das Gate, zu dem man jetzt gehen soll. Warum dieser Kringel nicht einfach mit ausgedruckt wird?) Wenn man kein Papierticket hat, klebt das Personal diesen kleinen Abschnitt auf ein dünnes Papierchen, das sie von einer Art Kassenquittungsrolle abreissen. Ich bitte, wenn ich nur das elektronische Ticket habe, immer darum, das Kleberchen nicht auf Papier aufzukleben, sondern klebe es – analog zum Kleben aufs Analogticket – auf die Rückseite des Telefons. So verliere ich es nicht.

Das Gepäckabgeben ist der einzige Moment, an dem ich einen Ausweis brauche, denn im neuen Gate in Zürich ist der Weg zum Flugzeug ab diesem Moment mit nichts als der Bordkarte möglich: man legt beim Übergang vom öffentlichen Bereich des Flughafens zu jenem Teil, den man nur mit Ticket betreten kann, seine Bordkarte bzw. seinen Bordkartenscreenshot auf ein Lesegerät, worauf sich eine Schranke öffnet und man ohne weitere Kontrolle zum Sicherheitscheck kommt. Noch vor zwei Jahren musste man an dieser Stelle Boardingkarte und Ausweis zeigen. Am Gate dasselbe: das Personal steht zwar noch rum, aber nur eine Schranke mit QR-Leser als Zutrittsöffner gibt den Weg ins Flugzeug frei, keinerlei Ausweiskontrolle mehr. Ausser bei der Sicherheitskontrolle hat man bis im Flugzeug also keinen Kontakt mehr mit dem Bodenpersonal. Beides ist aber in Zürich erst seit der Eröffnung des neuen Gates (2013) so. Wenn man kein Gepäck eincheckt, kann man also ohne Ausweis fliegen, es wird nur die Bordkarte kontrolliert. Das heisst auch, jeder könnte unter meinem Namen fliegen.[6] Im Flugzeug muss man bei Start und Landung so tun, als würde man sein Telefon ganz ausschalten. Fast alle schalten es aber nur in den Flugmodus, stecken es in die Tasche und neh-

6. Zumindest von Zürich nach Berlin. Von Berlin nach Zürich wird der Ausweis bei der Sicherheitskontrolle oder beim Einsteigeschalter meist kontrolliert und man muss nett gucken können, um ohne Ausweis ins Flugzeug zu kommen.

men es lange vor dem Gongzeichen, das die Benutzung (zum Musikhören etc, aber ohne Telefonieren) wieder freigibt, wieder hervor und hören weiter Musik oder machen Spielchen.

Nach der Landung muss man in technischer Hinsicht gar nichts mehr tun, man steigt aus, nimmt sein Gepäck und geht nach Hause.

Es klingt alles sehr kompliziert, aber im Vergleich zu vor ein paar Jahren ist es doch recht einfach geworden. Damals musste ich oft mit einem PDF des Flugtickets auf einem Memorystick in einen Copyshop eilen, weil der Drucker des Gastgebers kaputt war. Man musste damals die Tickets nämlich noch auf Papier haben, auch wenn man schon elektronisch einchecken konnte. Die Bordkarte wurde einem dann per Mail zugestellt und man musste sie ausdrucken. Man konnte alternativ zum Selberdrucken des Tickets auch an einem Eincheck-Automaten am Flughafen einchecken, wozu man, um sich zu identifizieren, einen Personalausweis von der Maschine scannen lassen musste, was nicht einfach war, weil der Ausweis keinen Strichcode enthält, sondern nur eine Zahlenfolge. Man musste dann oft lange vor den Automaten warten, vor einem ein schwitzendes Ehepaar aus Oberägeri, das den Ausweis auf alle möglichen Arten in den Scanbereich der Maschine hält.

Man könnte aber, perspektivisch betrachtet, den ganzen Bordkarten-Zauber mittlerweile einfach abschaffen, wenn man eine andere Möglichkeit fände, die Leute zu identifizieren. Wenn man also statt des Boardingpasses zb die Identitätskarte scannen könnte, könnte einfach abgeglichen werden, ob die Person einen Flug gebucht hat und fertig. Jetzt wurde der Flughafen aber grad frisch mit den QR-Scannern überall ausgestattet, man wird noch eine Weile darauf warten müssen.

Noch einfacher wäre freilich ein Iris- oder Fingerabdruckscan. Man müsste dann gar nichts mehr tun, ausser mit dem Finger über eine kleine Fläche zu fahren und dann durchzugehen. Das dürfte aber aus anderen als technischen Gründen noch einige Jahre auf sich warten lassen.

Lukas Imhof

28. Februar 2014

Vornachzwischenwort

28. Februar 2014: Erste Erwähnung des Techniktagebuchs in meinem eigenen Blog, elf Tage, nachdem es das Licht der Welt erblickte.

Lese jetzt Walter Benjamin, *Illuminations* – die englische Ausgabe mit dem Vorwort von Hannah Arendt, Schocken Books 1969, ein halbes Jahr vor meiner Geburt. Wegen dem Mann, den ich neulich in der Subway damit gesehen habe. Ich lese die elektronische Version, in der allerdings dasselbe Titelbild enthalten ist, das auf seinem Taschenbuch war.

Mit dem Büchersammeln, das er im ersten Essay beschreibt, ist es vorbei. Das war es schon zu seiner Zeit, wie er selber schreibt: *Only in extinction is the collector comprehended.* Die Frage ist, ob wir zu den digitalen Artefakten Beziehungen aufbauen können, die völlig anderer Natur, aber ähnlich komplex sind.

Wahrscheinlich ist es das, was mich an dem Techniktagebuch so fuchst: dass es völlig an der Oberfläche bleibt, und insofern selber technisch ist. Fuchsen natürlich deshalb, weil es so erfolgreich ist damit. Alle wollen mitmachen, alle – ich eingeschlossen – wollen es lesen.

Ähnlich komplex . . . wäre also menschlich das, was komplex ist? (Michael Krügers Klage über die »unterkomplexe Literatur«.)

Es könnte sein, dass die Komplexität nur das artistische Aufbauschen eigentlich einfacher Sachverhalte ist. Oder aber, dass die Literatur dazu da wäre, das Leben aus seiner selbstverschuldeten Unterkomplexität zu befreien.

André Spiegel

28.02.2014

Digitaler Besitz eventuell doch gefährlich

Ich hatte mir mal ein tolles Onlinebanking-Programm im Mac-AppStore gekauft, und es war sehr schön. Es tat alles was ich wollte und ich war sehr zufrieden. Seit dem letzten Update ist es unbenutzbar, weil es komplett reproduzierbar abstürzt. Ich fragte mich lange, warum es denn kein Update gibt, das alles repariert. Dann stelle ich fest, dass das Programm in die Version 2 gegangen ist und nicht mehr im AppStore zu bekommen ist, weshalb ich es nochmal kaufen (15 €) muss, um es weiter zu nutzen.

Und ich lachte alle aus, die digitalen Besitz mit Gefahren (man hat nichts Materielles mehr) zu verbinden suchten.

Franz Scherer

28.2.2014

Wie man ein car2go-Auto verschwinden lässt

Ich verlasse mit L. die IKEA-Filiale in Schöneberg, nur einen Wäscheständer und ein paar Plastikkisten im Gepäck. Das car2go-Auto, mit dem L. hergekommen ist, ist nicht mehr da. L. sieht in seiner car2go-App nach und findet ein anderes freies Auto auf dem Gelände. Die Standortangabe ist eigentlich (weil GPS) normalerweise ziemlich präzise, aber dort, wo das Auto stehen müsste, steht kein Auto. Jedenfalls keines von car2go. Wir suchen eine Weile und merken schließlich, dass der angebliche Parkplatz ziemlich nah neben dem tatsächlichen Tiefgarageneingang liegt. Jemand hat sein car2go-Auto also in die GPS-lose Tiefgarage unter IKEA gefahren und abgemeldet, um Geld zu sparen und trotzdem ein Auto für den Rückweg zu haben. Natürlich wollen wir diesem schlechten Menschen jetzt ganz besonders dringend sein Auto wegnehmen, aber die Tiefgarage ist groß, und er hat es gut versteckt.

Als wir gerade erwägen, einfach für immer bei IKEA zu wohnen, parkt eine Frau mit einem car2go-Auto direkt vor uns und gibt es ab. Wir fahren mit ihrem Auto davon. In zwei Stunden wird sie dieselbe Geschichte zu erzählen haben.

Kathrin Passig

28.02.2014

Ich habe mittlerweile schon einiges an Abo-Diensten durch

Ich habe mittlerweile schon einiges an Abo-Diensten durch. Die Vorstellung, dass man irgendwelche Artikel einfach so ins Haus geliefert bekommt, ohne dass man sich noch großartig drum kümmern muss, finde ich höchst befriedigend.

Die Bitebox musste ich leider irgendwann abbestellen, weil wir einfach nicht genug Nüsschen und Trockenobst knabberten bzw. weil das Vorhandensein von Nüsschen und Trockenobst uns nicht vom Konsum weniger gesunden Knabberzeugs abhielt.

Dann war ich einigermaßen lange Kunde bei "'Letters in the Mail'" von The Rumpus und bekam in regelmäßigen Abständen richtige (kopierte) Briefe von amerikanischen Autoren. Das war sehr, sehr hübsch, ich habe aber doch zu wenige davon gelesen und der ersehnte Brief von Dave Eggers kam leider nie.

Kurz vor Weihnachten schickte mir ein Kollege einen Link zu Foot Cardigan, einem Sockenaboserive aus den USA und ich habe als Weihnachtsgeschenk für P. ein dreimonatiges Sockenabo abgeschlossen. Das erste Paar war schwarz mit Totenköpfen, das zweite kam letzte Woche und war schwarz mit rosa Elefanten. Ich finde das super, P. ist eher mäßig enthusiastisch, obwohl ich nicht verstehe, wie man rosa Elefanten nicht super finden kann.

Was aber auch noch im Umschlag war: Ein exklusiver Couponcode für "“Panty by Post”", einem Schlüpferaboservice. Man kann da wählen, ob man eher Tangas oder normale Höschen oder einen Mix haben möchte und dann bekommt man jeden Monat einen Schlüpfer per Post aus den USA. Ich weiß ja nicht, ob ich da widerstehen kann.

Anne Schüßler

28.2.2014

Zum ersten Mal car2go, zum ersten Mal Smart

Ich fahre zum ersten Mal mit einem car2go-Auto, zum ersten Mal mit einem Smart (Beifahrersitz). Das Buchen, Entleihen und Zurückgeben scheint mir einfacher und geschmeidiger zu funktionieren als bei DB Carsharing, wo ich Kundin bin, aber wer weiß; ich habe schon so lange kein Auto mehr ausgeliehen, vielleicht ist dort jetzt auch alles anders.

Den Smart gibt es schon seit den späten Neunzigern, und ich habe ihn mir die ganze Zeit technisch so innovativ vorgestellt wie ästhetisch. Beim Fahren fühlt man sich aber doch eher wie in dem Fiat, den meine Mutter um 1980 hatte (Neupreis 5000 DM). Federung gibt es praktisch keine, über Bremsschwellen möchte man das Auto am liebsten tragen.

Beim Versuch, das fest eingebaute Navigationssystem zu bedienen, fällt mir wieder ein, was eigentlich an den frühen Touchscreens so schlimm war. Erst glaube ich, es geht gar nicht, dann merke ich, dass man nur sehr oft, geduldig und fest drücken muss, dann will ich nach der Adresse noch die Postleitzahl eingeben (meine Straße und Hausnummer gibt es zweimal in Berlin), woraufhin das System die Adresse wieder vergisst, und jetzt habe ich keine Lust mehr und nehme Google Maps auf dem Handy stattdessen.

Dass man die car2go-Autos auch in Anwohnerparkzonen einfach so abstellen kann, überzeugt mich dann aber sofort wieder von dem Konzept.

Kathrin Passig

28.2.2014

Illegales Streaming? Es gibt illegales Streaming?

Ich erfahre, dass man Filme illegal streamen kann. Klar, legales Streaming kannte ich, illegales Runterladen auch, aber illegales Streamen, davon höre ich zum ersten Mal. „Das geht schon seit Jahren“, sagen Freunde, mit denen ich in den Folgetagen darüber spreche, „natürlich machen wir das so, es ist auch rechtlich viel ungefährlicher, wieso weißt du das nicht?“

Ja, wieso weiß ich das nicht? Vielleicht hat es damit zu tun, dass ich vor ein paar Jahren beschlossen habe, nach Möglichkeit für alles zu bezahlen. Trotzdem ist es unerklärlich, gerade bei einem Thema, das mich seit Jahrzehnten so interessiert und beschäftigt wie die Beschaffung von Filmen. Und wieso habe ich nie mit den Freunden darüber gesprochen, und sie nicht mit mir? In was für Technik-Paralleluniversen wir leben.

Kathrin Passig

Frühjahr 2014

Elektromobiles Beschleunigungsspiel

Die siebenjährige Tochter fährt gerne mit „Elli“ – so wurde das Elektromobil getauft. Es riecht neu und hinten kann man das Seitenfenster aufklappen. Darf man vorne sitzen, lockt das Radio – wenn Papa es zulässt. Mit der Zeit hat sich nämlich ein kicheriges Spiel entwickelt. Das Spiel geht so: Kaum sitzen wir – Elli piepst, dass sie jetzt fahrbereit ist – greift das Kind zum

Radio. Und Papa? Drückt aufs Strom-Pedal. Das Kind wird durch die beim Elektrofahrzeug sehr heftige Beschleunigung in den Sitz gedrückt und die Finger schaffen's nicht bis zum Einschaltknopf. Papa fährt wieder normal, Kind beugt sich vor und streckt Arm aus, Papa drückt aufs Pedal, Kind wird zurückgeworfen ... Kind juchzt und gewinnt schließlich, weil man auch mit dem Elektromobil nicht schneller als 50 fahren darf. Und je nachdem, ob's die Kinderfinger bis „Media" oder „Radio" schaffen, hören wir Royal Blood oder Helene Fischer.

Uli Eder

1.3.2014

Umstieg auf das digitale Abo in der taz-App

Ich habe das Abo der TAZ gekündigt.

Also das Holzabo. Das habe ich schon so lange, dass ich gar nicht weiß, ob es die legendäre Kolumne Strübel & Passig damals schon gab. Die TAZ war auch die einzige Zeitung, bei der ich Fußballberichte gelesen habe. Ok, es war die Kolumne von Yves Eigenrauch, zugegeben. Aber Fußball!

Die TAZ ist überregional und wegen der leider nur wenigen Abonnenten kommt sie im Postvertrieb zu mir. Das heißt, dass die Papierausgabe eh in den letzten Jahren zur Abendzeitung wurde und ich das Relevante tags schon im Internet gelesen habe. Die TAZ hat nämlich das gesamte Angebot im Netz.

Ich steige auf das digitale Abo in der TAZ-App um, sobald das Holz nicht mehr geliefert wird. Das wird für mich billiger – 30€ im Monat! – und für die Umwelt besser. Weniger Papierherstellung, weniger Rohstoffverschwendung, weniger CO2.

Andere Zeitungen – auch die c't – machen keinen preislichen Unterschied zwischen Papier- und Digitalausgabe. Dabei ist der digitale Vertrieb für den Verlag im einiges billiger.

Zur nächsten Renovierung werde ich allerdings längere Zeit die örtlichen Reklamezeitungen sammeln müssen, um alles abkleben zu können.

Volker König

Anfang März 2014

Eingekeilt zwischen den schottischen Strommächten, Teil I

Nach dem Kauf der neuen Wohnung, die in Wahrheit extrem alt ist, muss ich natürlich von irgendjemandem Strom kaufen. Außerdem macht der gasbetriebene Durchlauferhitzer nach dem Einschalten des Wassers geisteskranke Geräusche. Strom und Gas werden in Schottland immer zusammen verkauft. In der Wohnung finde ich alte Rechnungen, die andeuten, dass die Firma "Scottish Hydro" (die nichts mit Wasser zu tun hat) bis 2012 die Boilerwartung in der Wohnung vorgenommen hat. Ich bin sehr für Kontinuität und glaube nicht an unterschiedliche Strompreise, deshalb rufe ich dort an und sage einfach, dass sie mir Strom, Gas und Boilerwartung verkaufen sollen. Das Telefonat dauert auch nur circa eine Stunde.

Dies setzt einen mehrwöchigen Prozess in Gang, von dem ich nur durch gelegentliche Briefe erfahre. In den Briefen steht irgendwas mit "Welcome to Scottish Hydro", offenbar kam der Strom vorher doch woanders her. Nagut, das ist mir doch egal. Immerhin die Boilerwartung funktioniert einwandfrei, wenige Tage nach dem Telefonat kommt ein netter Schotte, dreht an ein paar Ventilen und alles funktioniert einwandfrei. Schön.

Aleks Scholz

1.3.2014

SMS mit Link, geht das also auch

Ich bekomme eine SMS mit einem Link darin, der als riesenhafter Play-Button angezeigt wird. „SMS mit Link, geht das also auch! Zukunft! Oder Vergangenheit oder so was!“, denke ich. Aber beim Anklicken passiert dann doch: gar nichts.

Kathrin Passig

01.03.2014

Schubladen sind viel teurer als Türen

Der Kassenautomat im Waschsalon nimmt keine Scheine über 10 Euro. Das bedeutet, dass ich vorm Waschen immer prüfen muss, dass ich genug Geld in kleinen Scheinen bzw. Münzen habe und ggf. zur Bank muss, um Geld zu holen. Ich hole dann immer 30 Euro, weil ich dann sicher sein kann, mindestens einen 10-Euro-Schein zu bekommen.

Schön ist auch, wenn man kein Münzgeld hat und jetzt zum Beispiel den Trockner bezahlen muss. 10 Minuten Trocknen kostet 50 Cent, schmeißt man 10 Euro in den Automaten, kommen 9,50 Euro in Klimpergeld wieder raus. Man muss sich also vorher immer genau überlegen, wie man am besten bezahlt, damit nachher das Portemonnaie nicht doppelt so schwer ist wie vorher. Man kann auch nicht erstmal Geld einschmeißen und dann mehrmals auf eine Taste drücken, man darf immer nur einmal für zehn Minuten Trockner drücken und dann muss man wieder was einschmeißen und darf wieder ein Mal drücken.

Der Kassenautomat im Waschsalon ist – vorsichtig formuliert – optimierbar.

(Letzte Woche waren beide Geldscheinannahmeschlitze blockiert, die leuchten dann rot und nehmen kein Geld an. Das war der Moment, in dem ich zum ersten Mal das Telefon neben dem Automaten benutzte und bei der Nummer anrief, die man dann anrufen soll. Es ging jemand dran, dem ich berichtete, dass Geldscheinannahme momentan nicht möglich sei. Kurze Zeit später leuchtete einer der Schlitze wieder grün. Ich weiß nicht, ob das Zufall war oder ob die Automaten von irgendwoher angesteuert werden können und das Problem so behoben werden konnte.)

Wieso ist das eigentlich so schwierig mit dem Papiergeld und den Kassenautomaten, dass es immer noch viele Automaten gibt, die Papiergeld gar nicht annehmen und noch viel, viel weniger, die welches zurückgeben können? Es gibt ja auch die Auszahlautomaten an der Bank, die können das doch auch, die Technologie muss also irgendwie da sein.

Vielleicht ist es aber viel komplizierter, Geldscheine ordentlich herauszugeben und deswegen ist die Herstellung solcher Ausgabesysteme viel teurer und es lohnt sich nicht. Ein bisschen wie mit Schubladen. Schubladen sind viel teurer als Türen, das weiß ich spätestens, seit mein Onkel uns damals die Küche gebaut hat. Wir hatten da überlegt, Schubladen einzubauen, die von beiden Seiten geöffnet werden können, die Recherchen ergaben aber, dass sowas unglaublich teuer ist, und so wurden es nur normale Schubladen, die so schon deutlich teurer waren als die Schränkchen mit den Türen (von beiden Seiten zu öffnen).

Automaten, die Scheine zurückgeben können, sind also vielleicht wie Schubladen, während Münzgeldrückgabe schnöselige Türen sind.

(Mir gefiel die Analogie hauptsächlich, weil ich mal mit meinem Schubladenwissen prahlen wollte.)

Anne Schüßler

02.03.2014

Kindlegewohnheiten

Auf meinem Kindle befinden sich aktuell 404 Leseproben und 26 Bücher, die ich noch nicht gelesen habe.

Das mit den Leseproben erklärt sich relativ leicht. Wenn ich ein Buch interessant finde, dann lade ich mir eine Leseprobe runter. Das hat den Vorteil, dass ich alle Bücher, die ich eventuell lesen wollen könnte, zentral auf einem Gerät habe und zwar auch auf dem Gerät, das ich bevorzugt zum Lesen benutze. Ich muss nicht noch irgendwo irgendwelche „To-Read“-Listen pflegen.

Wenn ein Buch als eBook weniger als 5 Euro kostet, kann es gut sein, dass ich es einfach sofort kaufe. So erklären sich auch die 26 ungelesenen Bücher. Ungefähr da scheint meine Preisschwelle zu sein, da denke ich dann gar nicht mehr groß drüber nach, ob ich das wirklich lesen will.

Womit ich nicht zwingend sagen will, dass eBooks immer günstig sein müssen, ich bin auch bereit 10 Euro oder mehr für eins zu bezahlen. Aber dann denke ich eher drüber nach, überlege, ob ich das wirklich brauche (so mit über 20 Büchern aufm Kindle, die ich ja sowieso noch lesen könnte) und nehme gerne die Leseprobe in Anspruch, um mal zu gucken, ob ich das auch wirklich gut finde.

(Andere Bücher, die ich gerne lesen würde, landen eigentlich alle auf der Amazon-Wunschliste. Ebenso kommen da die eBooks hin, die noch nicht veröffentlich sind. Die kann man nämlich nur vorbestellen. Was mir da fehlt ist ein „Lade-eine-Leseprobe-runter-sobald-das-Buch-erschienen-ist“-Button, den gibt es aber leider noch nicht. Dass ich auch eine „To-Read“-Liste auf Goodreads habe, auf der sich zu allem Überfluss auch noch Bücher befinden, erklärt sich auch mir nicht so ganz. Das muss in einem sehr schwachen Moment passiert sein.)

Anne Schüßler

Stand März 2014, aber schon länger

Noch mehr Kindlegewohnheiten

In meinem Kindle-Reader auf dem Macbook liegen 357 „Items“. 132 davon sind Leseproben. Ich bekomme das nicht angezeigt, sondern musste es gerade von Hand nachzählen. Die gekauften Titel sammeln sich hier an seit Oktober 2010, die Leseproben leider nicht, das sind vermutlich nur die seit dem Macbookkauf letzten Sommer (zu den Gründen für diesen Schwund komme ich noch). Auf dem Handy müssten mehr sein, aber da ist das Nachzählen noch mühsamer, das lasse ich jetzt.

Genau wie Anne Schüßler verwende ich die Kindle-Leseproben zum einen als Test und zum anderen als Erinnerungsstütze, was ich als Nächstes lesen will. Andere „to read“-Listen, wie man sie ja beispielsweise bei Goodreads haben könnte, nutze ich nicht.

Wenn ich irgendwo auf ein Buch stoße, das interessant aussieht, lade ich die Leseprobe herunter, und zwar zweimal: In den Kindle-Reader am Mac und in den am Android-Handy. Ich könnte es auch dreimal tun, aber am iPad lese ich bisher keine Bücher. Es wäre schön, wenn Amazon die Option anbieten würde „Leseprobe auf alle meine angemeldeten Geräte herunterladen“. (Man kann bis zu fünf Geräte anmelden.) Ich mache mir diese Umstände, weil ich erstens ungefähr gleich oft am Macbook und am Handy lese, und weil Amazon die Leseproben offenbar nicht besonders ernst nimmt: Sie werden nicht mitsynchronisiert bei der Anmeldung neuer Geräte, und wenn man die Kindle-Software auf einem Gerät aktualisiert, können schon mal alle Leseproben verschwinden. Ich habe sie dann wenigstens noch auf dem jeweils anderen Gerät.

Wenn es das Buch nur auf Papier gibt, klicke ich zuerst auf „I’d like to read this book on Kindle“, dann setze ich es auf meinen Amazon-Wunschzettel. Ungefähr zweimal jährlich, wenn mir sehr langweilig ist, klicke ich dann den Wunschzettel durch und lade bei allen inzwischen als E-Book erschienenen Titeln die Leseprobe herunter. Denn es gibt keine Benachrichtigung, dass ein

Titel, bei dem man „I'd like to read this book on Kindle“ geklickt hat, jetzt als Kindle-Ausgabe verfügbar ist. Manchmal ist es, als wollten sie gar nicht, dass man Bücher kauft.

Genau wie Anne ärgere ich mich oft bei angekündigten Neuerscheinungen, dass ich mich nicht für eine Leseprobe vormerken lassen kann. Ich klicke die Amazonseite nämlich wahrscheinlich nur ein einziges Mal an, und zwar dann, wenn ich von dem Buch erfahre. Danach gerät es wieder in Vergessenheit, also keine Leseprobe, kein Kauf. (Dass auch bei diesem Problem der Umweg über den Wunschzettel hilft, habe ich tatsächlich erst beim Lesen von Anne Schüßlers Beitrag gemerkt.)

Blöd ist auch, dass die Leseproben von den Verlagen so wenig ernst genommen werden. Erstaunlich oft enthalten sie einfach nur ein Vorwort von jemand ganz anderem, über das eigentliche Buch erfährt man nichts.

Anders als Anne kaufe ich keine Bücher auf Vorrat, warum auch, ich kann sie ja (mit Ausnahmen) dann kaufen, wenn ich sie wirklich gerade lesen will.

Erfahrungsgemäß kaufe ich Bücher entweder direkt nach dem Ende der Leseprobe oder nie. Letzteres kann auch dann passieren, wenn die Leseprobe sehr gut war, ich aber gerade keine Zeit für ein neues Buch hatte.

Ich bin schon ein paarmal auf ein Phänomen hereingefallen, das vermutlich älter ist als der Kindle: Der Leseprobentext ist verheißungsvoll, der Rest des Buchs dagegen relativ öde. Ich nehme an, die Autoren / Verlage machen das nicht bewusst. Es kann ja auch ohne böse Absicht passieren, dass man seine besten Ideen im ersten Kapitel verbraucht.

Im Nachhinein merke ich dann meistens, dass man das Problem bereits an den Kundenrezensionen hätte erkennen können. Nach einer guten Leseprobe überspringe ich den Schritt „Rezensionen ansehen“ leider oft, weil ich sofort weiterlesen will. Wenn ich die Rezensionen lese, orientiere ich mich vor allem im 3-Sterne-Bereich und an den „hilfreichsten kritischen Rezensionen“. Gute Rezensionen sind oft Lobhudelei ohne praktischen Nutzen, schlechte oft von Leuten, die mit dem Autor ein Hühnchen zu rupfen haben oder in der Schule gezwungen wurden, das Buch zu lesen, aber im Mittelfeld ist Hilfreiches zu finden.

Insgesamt führen die Leseproben dazu, dass ich experimentierfreudiger als früher kaufe, mich also weniger an erprobten Autoren festhalte. Sie führen aber auch dazu, dass ich vieles, was ich früher (aus Begeisterung für Autor oder Thema) sofort und unbesehen gekauft hätte, nach Leseprobenlektüre doch nicht besitzen will.

Alles unter $10 kaufe ich, ohne darüber nachzudenken. Wenn die Leseprobe gut ist, es aber keine Kundenrezensionen gibt, sind diese $10 eine relativ harte Grenze. Bis $15 ist bei guter Leseprobe und Kundenbewertungen okay. Darüber muss ich das Buch schon sehr dringend haben wollen.

Kathrin Passig

Ungefähr 2006 bis Anfang 2014

Radiosender mögen keine Handyinterviews

Ende 2003 habe ich meinen Festnetzanschluss gekündigt, weil immer nur Callcenter anriefen und ich ihn auch vorher schon lange nicht benutzt hatte. Immer, wenn mich ein Radiosender anruft, verläuft das Gespräch daher ungefähr so:

„Frau Passig, wir würden morgen gern ein kurzes Telefoninterview mit Ihnen zum Thema *irgendwas mit Internet* machen.“
„Gern, ich habe aber kein Festnetz.“
„Hm, können Sie nicht irgendwo hingehen, wo es ein Festnetztelefon gibt?“
„Ich kenne nicht mal mehr jemanden, der eins hat.“ *(Keine Ahnung, ob das stimmt. Aber ich habe jedenfalls von meinen Freunden keine Festnetznummern und werde jetzt nicht überall herumfragen, ob jemand so was hat. Und dann da auch noch hingehen, am Ende um acht Uhr morgens, was eine beliebte Zeit für Radiointerviews ist.)*
„Oh.“

Ich finde, das lässt mich immer ungemein qualifiziert klingen für Interviews über den Fortschritt. Aber es wird dann natürlich nichts aus dem Interview, weil ich ja kein Festnetz habe. Radiosender mögen keine Handyinterviews, weil da die Empfangsqualität nicht gut genug ist. („Oder die haben einen doofen Tarif und wollen nicht so viel zahlen“, so die Theorie von Anne Schüßler.)

Kathrin Passig

2. März 2014

Tumblr errät dein Datumsformat

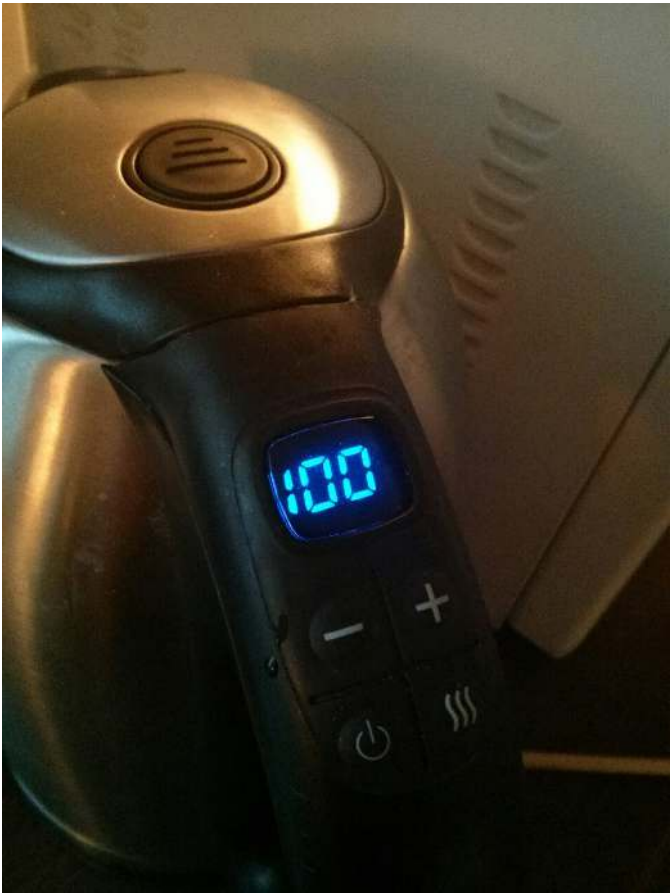
Michael Brake: Äh, wie rückdatiere ich denn das jetzt?
Kathrin Passig: Oben rechts ist so ein Zahnrad.
Kathrin Passig: Oder ein Dings jedenfalls.
Michael Brake: Sehe es.
...
Michael Brake: Welches Datumsformat man angeben soll könnten sie aber auch mal dazuschreiben, hmpf
Kathrin Passig: Das ist das Tolle an Tumblr: Es errät dein Datumsformat einfach!
Kathrin Passig: Man kann es irgendwie reinschreiben, wird korrekt erkannt.
Kathrin Passig: Die Zukunft, ich sag's dir.
Michael Brake: War das jetzt auch schon ein Beitrag?
Kathrin Passig: Ich fürchte ja.
Michael Brake: Okay, ich trage es ein
...
Michael Brake: Argh nein, es hat aber nicht geklappt anscheinend.
Kathrin Passig: Macht nichts, kann man auch nachträglich.

Michael Brake: Ja, jetzt.
Michael Brake: Okay, nur 2005 schreiben reicht dann doch noch nicht.
Kathrin Passig: Oder nur 2005 denken.

Michael Brake

3.3.2014

Das Wasser darf nicht mehr einfach mit irgendeiner Temperatur kochen



Im Coworkingspace gibt es einen neuen Wasserkocher mit einstellbarer Temperatur. Ich sehe das nicht nur zum ersten Mal, ich wusste auch bisher nicht von der Existenz solcher Geräte. Noch nicht einmal den Wunsch danach habe ich verspürt.

Was die Taste mit den drei Wellenlinien rechts unten kann, habe ich noch nicht herausgefunden. Vielleicht ist es die Funktion, die ich an Wasserkochern am häufigsten nutze: "So lange kochen, bis es immer noch kein Teewasser gibt, die Küche aber dafür aussieht wie ein Dampfbad."

Update: Es handelt sich um eine Warmhaltetaste.

Kathrin Passig

3.3.2014

Demütigung beim Kauf von Festnetztelefonen – ein anonymer Bericht

Anonym bleiben wollende Freundin: ich hab übrigens letztens ein festnetztelefon erworben und es war sehr demütigend
Kathrin: hihi, schreibst du einen Gastbeitrag?
Anonym bleiben wollende Freundin: also, weil halt, wenn man ein festnetztelefon kauft (und es soll nix können und kosten), dann denken die zwölfjährigen verkäufer automatisch: aha! eine alte frau ohne internet.
Kathrin: hihihi, schreibst du bitte unbedingt einen Gastbeitrag?
Anonym bleiben wollende Freundin: nein. ich schäme mich, ich möchte nicht, dass die leute wissen, dass ich ein festnetztelefon besitze.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

03.03.2014

Es gibt zwei Anrufer mit unterdrückter Rufnummer

Weil ich so ungerne telefoniere, und vor allem so ungerne ans Telefon gehe, wenn ich nicht weiß, wer dran ist, ignoriere ich üblicherweise Anrufe von Nummern, die ich nicht kenne.

Ich würde auch gerne nicht drangehen, wenn die Rufnummer unterdrückt ist, das funktioniert aber nicht, denn es gibt im Jahr 2014 vor allem zwei Anrufer, deren Nummer erfahrungsgemäß unterdrückt ist: Meine Eltern und meine Oma. Also genau die Sorte Anrufer, die ich nicht ignorieren möchte.

(Außerdem: Mein Vermieter in Hanau. Da ich die Wohnung aber Ende Januar 2014 aufgebe, fällt der in Zukunft vermutlich aus.)

Glücklicherweise gibt es ansonsten kaum noch Leute, die mit unterdrückter Rufnummer anrufen, ich kann also wenigstens relativ gefahrlos ans Telefon gehen, wenn keine Rufnummer angezeigt wird.

Anne Schüßler

4.3.2014

Auf der Sonnenallee offenbart sich meine fundamentale Ahnungslosigkeit in Spielkonsolenfragen

Die Sonnenallee ist trotz der fortschreitenden Gentrifizierung Neuköllns noch weitgehend unverändert und voller Läden für neue und vor allem gebrauchte Elektronik. Ich bin bisher gleichgültig daran vorbeigegangen, gucke mir heute aber mal ein Schaufenster genauer an, denn ich habe jetzt ein Technikblog und trage Verantwortung.

Rechts steht die XBox 360, links die Playstation 3, und ich habe beide noch nie gesehen. Also nicht nur genau diese Modelle nicht, sondern überhaupt noch nie eine XBox oder eine Playstation.

Den Anblick in der Mitte kenne ich zwar, aber 319 Euro? Ich habe dafür noch, ach, erfreulich ist das alles nicht.

Kathrin Passig

04.03.2014

Der erste Wasserspender, der sowas kann

Der Wasserspender im Büro kann nicht nur normales stilles Wasser, sondern auch Sprudelwasser. Das mag unspektakulär klingen, ist aber nicht zu verachten und außerdem der erste Wasserspender, den ich kenne, der sowas kann.

Anne Schüßler

4.3.2014

Batterien zum Recycling bringen: Müsste man auch mal wieder. Beziehungsweise überhaupt mal

Ich stelle fest, dass ich offenbar noch nie Batterien zum Recycling gebracht habe. In der Pappschachtel mit den alten Batterien liegen mehrere Notebookakkus seit den 1990er Jahren, die abgelegten elektrischen Zahnbürsten, und ich erkenne die Akkus aus meiner batteriebetriebenen Fahrradbeleuchtung von 1993 wieder (im Bild rechts oben).

Leider weiß ich immer noch nicht, wo die nächste Batterienabgabestelle wäre.

Kathrin Passig

5.3.2014

Seltenes Erlebnis Rechnerneustart

Mein Macbook stürzt ohne erkennbaren Anlass ab und muss neu gestartet werden. Es ist das erste Mal seit – gefühlt, vielleicht aber auch wirklich – Jahren, dass mir ein Rechner abstürzt, und das erste Mal seit über zwei Monaten, dass ich dieses Macbook neu starte. Das weiß ich, weil ich erst vor wenigen Tagen nach seiner Uptime gesehen habe. Eventuell ist es erst der zweite Neustart seit dem Kauf im letzten Sommer. Wenn das Betriebssystem einen Neustart wegen Updates verlangt, was alle paar Tage passiert, klicke ich die Aufforderung weg. Früher habe ich noch nachgesehen, ob es wichtige Updates sind, aber es war immer nur iTunes, und das interessiert mich nicht (außer wenn ich Filme sehen will).

Ich erwähne das deshalb, weil diese Stabilität ein relativ neues Phänomen ist. Bis 2007, solange ich Windows-Rechner hatte, musste ich mindestens täglich neu starten. Bei den Notebooks funktionierte der versprochene Sleep-Modus sowieso nie, Browser stürzten mehrmals täglich ab, der Rest nicht viel seltener.

Jetzt fühlt es sich schon seltsam und altmodisch an, das Wort „abstürzen“ hinzuschreiben, und ich suche nach Alternativen. „Stehenbleiben“?

Mein Handy bleibt nie stehen, ich habe es aber gestern auch zum ersten Mal seit Monaten aus- und wieder eingeschaltet, und zwar, um ein nicht abzuschüttelndes Icon aus der Notifications Bar zu entfernen, mit dem Threema seinen Wunsch nach einem Backup kundtat. Backup! Ich habe zwei Zeilen mit Leuten geredet in Threema, und es verlangt ein Backup!

Kathrin Passig

5.3.2014

Dinge, die sich in der Textverarbeitung nie ändern werden. Genetik vermutlich

Kathrin Passig: das ist toll, aber hast du eine sehr starke Präferenz für gar keine Absätze?

Kathrin Passig: oder könnte man da noch ein paar?

Kathrin Passig: nur wenns dir egal ist.

Kathrin Passig: ansonsten ist es einfach mir egal, das geht auch!

Volker König: Eigentlich sind da Absätze. Ah, die sind beim Kopieren scheinbar verschwunden. Sind <br> statt <p> geworden.

Kathrin Passig: yeah, Textbearbeitung 2014!

Kathrin Passig: das wird wahrscheinlich für immer und immer so bleiben. Genau wie das Problem mit den Umlauten.

Volker König: Das ist vermutlich im genetischen Code unsrer Spezies hinterlegt.

Kathrin Passig: jetzt ja.

Kathrin Passig: aber bald wird sich vermutlich einfach die Fähigkeit, Absätze und Umlaute überhaupt wahrzunehmen, zurückbilden.

Volker König: Gleichzeitig wird der Wortschatz auf den mitgelieferten Umfang der Autokorrektur reduziert.

Kathrin Passig: oh, das wäre wirklich hilfreich.

(Quelle: Techniktagebuch-Redaktionschat)

Volker König

5.3.2014

Der Einzelhandel! Er ist ja immer noch da, und diesmal löst er sogar meine Probleme

Ich habe wegen dieses Blogs zum ersten Mal bewusst über mein Problem mit den nie eingeschickten Einwegkameras nachgedacht, also nicht nur in Form von „jaja! jemand müsste mal!“ Danach habe ich im Internet nachgesehen, wohin man diese Kameras eigentlich einschicken muss, und ob das nicht vielleicht immer noch geht. Ergebnis: Man muss sie gar nicht spezialeinschicken, man kann sie überall abgeben, wo man Filme zum Entwickeln abgeben kann. Wo auch immer das jetzt wieder ist.

Ich erinnere mich dunkel, dass auf dem Weg, den ich seit 1992 zur U-Bahn und zurück gehe, ein Fotoladen liegt. Heute sehe ich nach, und da ist er immer noch, voll mit uralten Film- und Fotokameras, Projektoren, sehr schönen Pappschachteln und auch einer Kiste Schallplatten.

Ich warte, während ein bärtiger junger Mann sich vom langhaarigen, mützetragenden Besitzer die Bedienung eines Geräts mit Faltbalg erklären lässt, das ich für eine Rollfilmkamera halte. „Jetzt kommt erst ein dicker Strich“, sagt der Mützenmann und kurbelt am Gerät, „dann kommen Hände ... Pfeile ... Punkte ... Und jetzt kannst du fotografieren.“ – „Wie viele Bilder gehen da drauf?“ – „Acht.“

Ich trage mein Problem vor und erfahre, dass es gar keins ist. Die Kameragehäuse werden mit einem Schraubenzieher aufgebrochen, und drin sind zwei ganz normale Filme. „Die schicken wir ein, das kostet (längeres Rechnen) ungefähr 20 Euro.“ – „Kann ich die Bilder eigentlich auch digital haben?“ – „Da ist dann sowieso eine CD dabei mit einem niedrig aufgelösten

Scan. Demselben Scan, den die zum Ausdrucken der Bilder verwenden.“ – „Wie jetzt?“ – „Naja, wenn du größere Formate bestellst, kriegst du auch eine bessere Scanqualität.“

Ich denke nach. „Kann ich vielleicht auch nur die digitalen Bilder haben?“ – „Klar. Dann müssten wir das hier selbst entwickeln, das kostet (längeres Rechnen) ungefähr 20 Euro.“ Keine Abzüge kostet also genau dasselbe wie Abzüge. Ich zahle 20 Euro an und bekomme einen handschriftlichen Papierbeleg.

Im Regal hinter der Kasse steht eine kleine Rollei-Kamera, die gleiche, die ich um 1983 zur Firmung bekommen und Anfang der 00er Jahre einem Freund geliehen habe, dem sie dann gestohlen wurde. Das heißt, ich hoffe, dass es die gleiche ist und nicht dieselbe. „Darf ich die fotografieren?“, frage ich, „genau die hatte ich auch mal.“ Dann fotografiere ich meine ehemalige Kamera mit dem Handy und gehe.

Kathrin Passig

05.03.2014

Ich bekomme ein Paket aus den USA (mit Zoll!), möchte aber nicht nach Herne

Ich habe etwas in den USA bestellt, und als ich heute nach Hause komme, liegt ein gelber Zettel von UPS im Briefkasten, weil der erste Zustellversuch gescheitert ist. Da auch der zweite Zustellversuch scheitern wird und im Zweifelsfall auch der dritte, gehe ich auf die Webseite von UPS und versuche da, das Paket zum Selbstabholen irgendwohin liefern zu lassen. Die einzige Selbstabholmöglichkeit, die das System mir vorschlägt ist aber in Herne.

Ich möchte nicht nach Herne. Außerdem ist es ja auch nicht so, als ob Herne mal eben so um die Ecke wäre und ich da mal eben schnell vorbeifahren könnte.

Also rufe ich bei der Hotline an und möchte fragen, ob man das Paket nicht in eine der anderen UPS-Abholstationen in Essen liefern könnte. Das geht aber nicht so schnell, wie ich gerne hätte, weil ich mich erstmal durch die automatische Ansage navigieren muss. Da das automatische System mir aber nur die exakt gleichen Möglichkeiten nennt wie die Webseite, sage ich irgendwann gar nichts mehr. Die nette automatische Frau fordert mich zwar noch mehrfach auf, irgendwelche Entscheidungen zu treffen, nachdem ich mich lang genug verweigere, bietet sie mir aber auch an, ich könnte 0 drücken und würde dann zu einem Mitarbeiter durchgestellt.

Die Mitarbeiterin ist tatsächlich hilfreich, erklärt mir, dass die anderen UPS-Abholstationen in Essen eben nicht gehen, wenn man Zoll bezahlen muss (bzw. etwas per Nachnahme bestellt hat), und für Essen ist dann eben Herne zuständig. Wir einigen uns darauf, dass wir erstmal versuchen, das Paket in mein Büro zu schicken und wenn das dann Probleme gibt, könnte ich es auch in Düsseldorf beim UPS-Center abholen. Das UPS-Center in Düsseldorf liegt auch tatsächlich gar nicht so bescheuert wie das in Herne (oder überhaupt Herne), das würde also im Notfall auch funktionieren.

Ob sie mir noch sagen könnte, wie man am schnellsten einen Mitarbeiter ans Telefon bekommen könnte, frage ich. „Einfach nichts sagen“, sagt sie. „Das sagen mir die anderen Kunden auch immer.“ Es gibt also keine geheime Zahlenkombination, aber „Nichts sagen“ ist immerhin etwas, was ich so gerade noch hinbekomme.

Anne Schüßler

5.3.2014

Mein Smartphone kennt sich aus

Ich sitze gegen 17 Uhr im Büro und mein Smartphone gibt einen Alarm von sich.

Das macht es manchmal um diese Uhrzeit, ganz von selbst. Es sagt mir, dass die Fahrzeit vom Büro nach Hause im Moment fast 50 Minuten beträgt, weil im Autobahnkreuz Neersen Stau ist.

Ich hab dem Smartphone weder gesagt, wo ich wohne, noch, wo ich arbeite, oder wann ich fahre. Das hat es selber aus meinen Bewegungsdaten qualifiziert geraten und gibt mir den Hinweis auf den Stau genau jetzt, weil ich meistens gegen 17 Uhr nach Hause fahre. Wenn ich eine Zugverbindung oder eine Kinovorstellung mit einer bestimmten Uhrzeit gegooglet habe, erinnert mich das Smartphone auch ungefragt an den Termin, wenn es langsam Zeit wird, aufzubrechen. Im Auto fragt es dann direkt, ob es mich zum jeweiligen Ort navigieren soll.

Ich finde das sehr praktisch und bleibe heute noch eine Dreiviertelstunde im Büro, weil ich weiß, dass der Stau sich dann aufgelöst hat. Tatsächlich wird die geschätzte Fahrtzeit jetzt auf dem Homescreen angezeigt, direkt neben den Hinweisen, dass die Aktivkohlefilter für die Esse heute verschickt wurden, dass @diplix etwas gebloggt hat und es zu Hause 7° sind.

Volker König

06.03.2014

Die Hauptfunktion eines Computers ist der Bildschirmhintergrund

Ich erzähle A. abends beim Koreaner, dass ich auf dem Arbeitsrechner noch nicht mal Verknüpfungen löschen darf, weil ich keine Adminrechte habe.

“Ich kann noch nicht mal den Bildschirmhintergrund ändern!”

A. guckt entsetzt. Für ihn ist der Bildschirmhintergrund nach wie vor eine der Hauptfunktionen eines Computers. Das war schon vor zehn Jahren so. Ich glaube, er sitzt regelmäßig stundenlang am Bildschirm und sucht irgendwelche schicken Bilder irgendwelcher Serien oder bastelt sich in mühe- und liebevoller Arbeit selbst was zusammen.

Ich lebe jetzt mit dem Microsoftsymbol als Bildschirmhintergrund. Allerdings habe ich es auch schon munkeln hören, dass es Hintertürchen gibt, und man per Script sehr wohl den Bildschirmhintergrund setzen kann. Jetzt muss ich nur noch rausfinden, wie das geht.

(Dafür durfte ich allerdings die Schreibtischlampe selber zusammenbauen. Es ist nicht so, als ob man mir hier überhaupt keine technische Verantwortung zutrauen würde.)

Anne Schüßler

06.03.2014

Der Traum von der Universalfernbedienung ist ausgeträumt, aber das ist nicht schlimm

Wir haben aktuell drei Fernbedienungen im Wohnzimmer. Eine für den Fernseher, eine für die Lautsprecher, die am Fernseher angeschlossen sind und eine für den Blu-Ray-Player/Festplattenrekorder. (Die Steuerung für die PlayStation 3 ist hier nicht mitgezählt.)

Während P. immer noch dem Traum einer Universalfernbedienung hinterherhängt (glaube ich jedenfalls) und relativ konsequent ausschließlich die Fernbedienung für die Lautsprecher benutzt (mit der man auch den Fernseher ein- und ausschalten und zumindest das Programm wechseln kann), habe ich mich mit meinem Schicksal abgefunden und benutze einfach für jedes Gerät die Fernbedienung, die dazu gehört. Ich misstraue dem Konzept der Universalfernbedienung zutiefst, wir haben das glaube ich zwei Mal ausprobiert (mindestens) und sind jedes Mal grandios an der Programmierung gescheitert.

Meistens ist es nämlich so, dass die Standardfunktionen des Gerätes zwar irgendwie automatisch mit der Universalfernbedienung abgebildet werden können, sogar auf halbwegs intuitive Art und Weise, es aber spätestens bei so Special Features wie der Umschaltung des Untertitels *während* einer lau-

fenden DVD/Blu-Ray deutlich hapert. Da ich solche Funktionen leider nutze, mir aber weder irgendwelche Tastaturbelegungen ausdenken und dann auch noch einrichten will, noch mir diese merken könnte (vemute ich jedenfalls), finde ich es einfacher, eben die zugehörige Fernbedienung zu nutzen, wo alles da ist, wo es sein soll, es im besten Fall sogar dransteht und man im Zweifelsfall in der Anleitung nachgucken kann (ohne selbst eine schreiben zu müssen).

Der Traum der Universalfernbedienung ist ausgeträumt. Eher glaube ich an Hoverboards und Jetpacks.

Anne Schüßler

7.3.2014

Warum ich auf dem Blackberry Mails nur mit VK unterschreibe

Was Kathrin Passig hier schrieb ließ mich auch über die Eingabemethoden bei Smartphones nachdenken.

Mein erstes Smartphone lief unter Windows Mobile 6.1 und konnte diverse Bildschirmtastaturen, Handschriftenerkennung und sowas wie Graffiti von PalmOS. Das waren tolle Möglichkeiten, aber alles nur mit Stifteingabe und recht gemächlich. Also eher nichts, um von unterwegs etwas zu schreiben.

Das zweite Smartphone war ein Palm Pre, und der hatte eine ausschiebbare Hardwaretastatur. Die fand ich gut und sie war toll durchdacht. Ok, alle Tasten auf dem Mäuseklavier waren mehrfach belegt. Aber Umlaute waren hinter einer Umschalttaste versteckt, die Zahlen und Sonderzeichen hinter einer anderen und alles absolut praxistauglich.

Und schnell erlernt. Zumal die Telefontastatur auf dem Touchscreen eingeblendet wurde und man das Mäuseklavier zum Wählen gar nicht brauchte.

Anders als auf meinem Dienstblackberry. Für Großbuchstaben und Sonderzeichen gibt es auch da drei unterschiedliche Umschalttasten, über die man aber nicht an die Umlaute kommt.

Umlaute erreicht man, indem man den entsprechenden Buchstaben gedrückt hält und mit dem (damals) Trackbällchen oder (heute) Touchpadchen durch die verschiedenen Diakritika scrollt. Was in der Praxis aus „König“ regelmäßig „Kónig“ oder „KØnig“ macht.

Mails unterschreibe ich daher nur mit „VK“ und entwickelte ~~eine gewisse Übung darin~~ ziemlichen Skill, auch mal ohne Umlaute auszukommen.

Und sogar zum Wählen muss man beim Blackberry die kleinen, doppelt belegten Tasten des Mäuseklaviers benutzen, was ihn auf meiner persönlichen Beliebtheitsskala noch etwas weiter nach unten schubst.

Volker König

7.3.2014

Natürlich ist es bei Facebook. Wo sonst

Volker König: Hab gerade bei Meike L. was kommentiert, das auch passt. Softwarelizenzkauf bei IBM ca. 1996.
Kathrin Passig: Link?
Kathrin Passig: oder ist es jetzt per Default Facebook, wenn man „bei x was kommentiert“ sagt?
Kathrin Passig: ah ok, ist es. ich hatte zuerst in ihrem Blog nachgesehen.

Quelle: Facebook-Redaktionschat zum Techniktagebuch

Kathrin Passig

7.3.2014

Suchen im eigenen Blog. Gar nicht so einfach, wie man annehmen könnte

Tumblr-Blogs sind, wie schon erwähnt, nicht durchsuchbar. Und auch nicht archivierbar. Die zweitbeliebteste Blogplattform insgesamt und die beliebteste der letzten ein, zwei Jahre ist weder durchsuchbar noch archivierbar, aber na gut, man kann diesem Blog entnehmen, dass wir alle Kummer gewöhnt sind, Fortschritt ist eben kein Zuckerschlecken, da ist Stoizismus gefragt. Außerdem weiß ich, dass man sich mit einem selbstgehosteten Blog genauso viele Probleme einhandelt, nur eben andere, und diese anderen kenne ich schon.

Wenn ich irgendwas in den mittlerweile knapp 400 Beiträgen wiederfinden will, versuche ich es zuerst auf der Archiv-Seite. Die ist aber aus irgendeinem Grund unvollständig; vielleicht wird sie nur alle paar Tage aktualisiert. Außerdem kann man sie nicht so richtig mit „auf dieser Seite suchen“ durchsuchen.

Dann suche ich in meinem lokalen PDF-Archiv. Das PDF-Archiv gibt es, weil ich mittlerweile einen Premiumaccount bei frostbox.com habe, offenbar dem einzigen Anbieter, der Tumblr-Logs archivieren kann. Aber eben: als PDF. Ich fürchte mich sehr vor dem Tag, an dem irgendwas kaputtgeht und ich das Blog aus diesem PDF rekonstruieren muss. Umso mehr, als es seltsame Fehler enthält; wenn vor einem Bindestrich ein e stand, fehlt dieses e in der Archivversion. Am Anfang des PDF-Archivs steht „Copyright © 2013 Frostbox. All Rights Reserved“.

Der Premiumaccount gilt für ein Jahr. Ich habe ihn bekommen, weil ich angeboten habe, dafür die Frostbox-Website korrekturzulesen. Schon nach vier Seiten war ein Gratisjahr erwirtschaftet, und ich hoffe sehr, dass es in einem Jahr andere Backupmöglichkeiten geben wird. Ich bin inzwischen alterswei-

se und werde mir kein eigenes Backuptool schreiben, o nein, das werde ich nicht. Und auch keine eigene Suche für das Blog. Nicht vor nächster Woche jedenfalls.

Update Juni 2014: Frostbox funktionierte so schlecht, dass ich nach ein paar Monaten selbst den Gratisaccount nicht mehr haben wollte. Mein Anfangsverdacht, dass die Zahl der Rechtschreib-, Grammatik- und Flüchtigkeitsfehler auf der Website Rückschlüsse auf die Qualität des Dienstes zulässt, war richtig.

Kathrin Passig

07.03.2014

Was man alles braucht, um vernünftig Bahn fahren zu können

Wenn man wie ich oft mit der Bahn fährt, lernt man irgendwann die Tücken des Bahnalltags kennen und somit auch die fehlenden Funkionen der ansonsten ziemlich gut funktionierenden Bahnapp.

Ich möchte zum Beispiel aus einem Zug heraus nachgucken können, wo und wann ich am besten umsteigen muss, um irgendwohin zu kommen. Die Bahnapp kann aber keine Züge als Startpunkt, sondern nur feste Positionen und Auskünfte gibt es auch sowieso nur für die Zukunft. Wenn ich also in einem Zug sitze und weiß, wann der wo losgefahren ist, dann bringt mir dieses Wissen nichts, weil ich für Zugverbindungen nicht in der Vergangenheit suchen kann. (Ich kann natürlich rausfinden, wo und wann der Zug vermutlich als nächstes halten wird und das dann eintippen.)

Das Suche in der Vergangenheit brauche ich aber auch, um diese Fahrgastrechtezettel auszufüllen, die man kriegt, wenn der Zug mehr als 60 Minuten Verspätung hat. Weil ich als BahnCard100-Kunde nun mal kein Zugticket habe, kann ich nirgendwo nachgucken, wann ich eigentlich wo hätte sein

müssen, wenn der Zug keine Verspätung gehabt hätte. Ich behelfe mir dann meistens so, dass ich die gleiche Verbindung eine Woche in der Zukunft suche und davon ausgehe, dass die (geplanten) Zeiten da schon die gleichen sein werden.

(Update: Wie mir über Twitter und den Redaktionschat des Techniktagebuchs mitgeteilt wurde, kann man sehr wohl in der Vergangenheit suchen. Ich recherchiere noch, was genau mein Problem da ist, aber es scheint, dass Vergangenheitssuche nicht funktioniert, wenn gleichzeitig die Live-Auskunft – also aktuelle Verspätungen – einfgeschaltet ist. Ich bleibe dran.)

Ansonsten ist es aber schon ziemlich cool, dass man sehr schnell gucken kann, was jetzt wann auf welchem Gleis fährt und meistens auch die Liveauskunft mit aktueller Verspätung funktioniert.

Was auch ein sehr hübsches Angebot von der Deutschen Bahn ist: Pendlerfahrpläne. Da gibt man eine Strecke an, die man regelmäßig fährt, darf dann noch ein paar Einstellungen machen (z. B. nur werktags oder nur zu bestimmten Uhrzeiten) und kann sich dann per Mail ein PDF zuschicken lassen, wo alle Verbindungen zu dieser Zeit aufgelistet sind. Das ist ein bisschen praktischer als jedes Mal neu nach einer Verbindung zu suchen und man muss dafür noch nicht mal ins Internet. (Sowas gibt es übrigens auch mindestens vom VRR und bestimmt auch anderen Verkehrsbetrieben.)

Wunderhübsch finde ich auch den Zugradar der DB, obwohl ich bisher noch keinen praktischen Nutzen für mich sehen konnte, da mir die Handhabung übers Smartphone noch etwas suspekt scheint. Ich habe es aber zugegebenermaßen auch noch gar nicht ausprobiert.

Dafür kam mir gesten über diverse Kontakte die Bahntools von Andreas Seier unter. Da kann man sich jetzt für jeden Bahnhof der DB (und jede Station im VRR) die aktuellen Informationen anzeigen lassen, so wie sie auch an den Anzeigetafeln im Bahnhof bzw. an der Haltestelle stehen. Und sie aktualisieren sich ständig! Man muss gar nicht neu laden! FORTSCHRITT!

ZUKUNFT! Jetzt habe ich den Abfahrtsplan von Essen als Link auf dem iPhone-Desktop. Das geht viel schneller als die Bahn-App aufzurufen und eine Verbindung einzugeben und dann suchen zu lassen.

Was übrigens auch gut funktioniert (wo wir schon mal dabei sind) ist der Twitteraccount der Deutschen Bahn. Auch wenn man mir da nicht immer alle Fragen beantworten konnte, hat man zumindest Gefühl, die Leute, die da sitzen, bemühen sich, einem zu helfen und reagieren üblicherweise sehr schnell. Aber über Kommunikation mit Twitteraccounts von Dienstleistern diverser Arten kann man einen eigenen Tagebucheintrag schreiben.

Anne Schüßler

07.03.2014

Das Bild ist verschwommen

Ich betrete das Büro im Eifrige-Praktikantin-Outfit und rufe laut „MOIN“, weil das selbstbewusster klingt als „Guten Morgen“. Es antwortet keiner, also mische ich mich in ein Gespräch ein. Zwei Kollegen schauen auf ein Bild von Code. Also das Bild.jpg von ein paar Zeilen Code. Es ist verschwommen.

Sie: „Wie hast du das Bild erstellt?“
Er: „Mit Screenshot“.
Sie: „Naja“.
Ich: „. . . “
Sie: „Vielleicht müsste man das eher auf Retina. . . “
Er: „Ja“
Ich: „. . . !“
Sie: „Oder doch den Grafikern schicken.“
Er: „Ja.“
Ich: „. . . “

Sie reden weiter, ich hör aber nur noch die Gedanken in meinem eigenen Kopf. Innerlich brodele ich vor Anspannung, weil ich gerne einen Witz machen würde: „Haha, ich könnte ein Bild von deinem Bildschirm machen mit meiner Analogkamera, den Film entwickeln lassen und wir hätten damit ein Bild mit eine Auflösung, Schärfe und Informationsdichte, die nicht einmal ein tiff hinbekäme!“

Ehrlich gesagt weiß ich gar nicht, was ein tiff ist, und so abwegig wäre mein Kommentar nicht, da es tatsächlich eine Möglichkeit wäre, aber natürlich viel zu lange dauern würde, aber vor allem wäre es nicht besonders lustig. Ich setze mich neben meine Kollegin und klappe schweigend meinen Laptop auf.

Kurze Zeit später öffne ich das Dashboard dieses Tumblrs und als erstes erscheinen sehr große gif-Abbildungen von zwei nackten Frauen, auf deren Haut das blaue Licht eines Fernsehbildschirms schimmert, und mindestens eine von ihnen hat einen riesigen Dildo in der Hand, den sie der anderen Frau … dann schließe ich etwas zu panisch den Tab, da wir alle zugegeben sehr dicht gedrängt sitzen.

Update: Ich hab grad nochmal nachgeguckt, ich glaube, es war gar kein Dildo.

Fiona Krakenbürger

07.03.2014 vormittag

Sauer-Dudo

Ich fahre mit meinem Fahrrad von Friedrichshain nach Kreuzberg. Dabei höre ich den Freakshow-Podcast. Sie sprechen über einen ehemaligen Fail bei Apple. Man konnte das Datum rückdatieren und dadurch permanent root sein, das sudo lief dadurch nicht ab. Also ein Dauer-sudo.

Jemand im Podcast kommentiert: ”Sauer-Dudo!”

Ich breche in Lachen aus, gerate ins Schlingern und muss rechts ranfahren, um mich auszulachen.

Fiona Krakenbürger

07.03.2014

Die Frontkamera am iPhone ist ein prima Spiegelersatz

P. weist mich darauf hin, dass ich etwas zwischen den Zähnen hätte. Wir liegen aber gerade im Bett und ich bin zu faul aufzustehen und in den Spiegel zu gucken, also nehme ich einfach das iPhone vom Nachtisch, aktiviere die Kamera und stelle auf Frontkamera um. Ich habe tatsächlich etwas zwischen den Zähnen, aber jetzt wo ich's selber sehe, kann ich's auch wegfummeln.

(Ich habe mir mit Hilfe der Frontkamera als Spiegelersatz auch schon mal die Kontaktlinsen rausgenommen. Das ist ein sehr cooles Feature, was man nicht nur für Selfies gut gebrauchen kann.)

Anne Schüßler

08.03.2014

Effektive Smartphone-Passcodes dank Erfindungsfaulheit

Als ich mich beim Abendessen mal kurz von meinem iPhone entferne, versuchen Freunde anscheinend, meinen Passcode zu knacken.

Leider erfolglos. Mal abgesehen davon, dass offensichtlich niemand mein Geburtsdatum richtig weiß, hätte das auch nichts gebracht. Mein Passcode ist einfach die gleiche zufällige vierstellige Nummer, die damals bei meinem ersten Handy (oder der ersten SIM-Karte, was weiß ich?) voreingestellt war und die ich nie geändert habe und jetzt einfach weiter benutze.

Die gleiche Nummer war damals während der Ausbildung auch mein Code, um Kantinenguthaben auf meine Firmenkarte zu laden.

Anne Schüßler

08.03.2014

Wie soll ich mir so viele Passwörter merken?

Viele Jahre lang, ach, was sage ich, mein ganzes Internetleben lang variierten meine E-Mail-Passwort-Kombinationen in einem sehr geringen Ausmaß. Wenn ich mich bei einem neuen Netzwerk, Service oder Blumenversand anmelde, nehme ich meistens meine normale E-Mail-Adresse, gebe dem Account einen von drei bewährten Nutzernamen (in der Reihenfolge der Verfügbarkeit) und eines von ungefähr drei Passwörtern, die ich mir merken kann.

Jetzt habe ich schon viel zu oft gelesen, wie grob fahrlässig es sei, so zu verfahren. Man solle doch für jeden Service eine eigene E-Mail-Adresse und ganz besonders unterschiedliche Passwörter verwenden. Klingt logisch und nachvollziehbar, aber auch unpraktikabel. Wie soll ich mir so viele Passwörter merken? Und sie aufzuschreiben kann ja auch keine Lösung sein.

Also kaufte ich mir 1Password, das mir alle empfahlen, für 50 US-Dollar. Das ist echt eine gute Sache, sehr praktisch in der Anwendung, Passwörter lassen sich generieren und ich muss mir nur noch ein einziges merken, um das Programm zu aktivieren.

Nachdem ich also überall meine Zugangsdaten einzigartig gemacht hatte, war ich zufrieden. Bis ich feststellte, dass ich auch noch Smartphones, ein Tablet und einen Windows-Arbeitsrechner besitze. 1Password gibt es für Android-Handys als kostenlose App, mit der man immerhin die Passwörter auslesen kann. Für iPhone kostet die entsprechende App 18 Dollar. Und für

Windows hätte ich noch einmal 20 Dollar auf die Lizenz drauflegen müssen. Was ich natürlich alles nicht mache, weil die 50 Dollar schon sehr viel Geld für den dahinterstehenden Nutzen sind.

Jetzt sieht mein Alltag also so aus, dass auf meinem Mac alle Passwörter hinter dem 1Password-Master-Kennwort versteckt sind. Auf allen anderen Geräten habe oder werde ich Passwörter mühsam mittels Android-App Zeichen für Zeichen abtippen; um sie dann möglichst abzuspeichern, damit ich das nicht wieder tun muss, was im Sicherheitssinne nicht die beste Lösung ist.

Die Sicherheit meiner Accounts hat sich also ein wenig erhöht, die Handhabbarkeit wurde jedoch in einem noch stärkeren Ausmaß verkompliziert. Das muss doch auch einfacher und leichter gehen!

Johannes Mirus

März 2014, aber schon länger

Aufstieg und Untergang des Handyklingeltons

<testbilch> da gibt es Hormone, die aus Männern Frauen machen und aus Frauen Männer, aber keine, die die Leidenschaft für grässliche Handyklingeltöne versiegen lassen
<testbilch> in was für einer Welt leben wir denn!
<mjumjumju> die gibt es sicher
<mjumjumju> aber die rezepturen liegen in den tresoren von jamba
(IRC-Log, 1.11.2004)

Ich weiß zwar noch genau, wie sich mein erster Handyklingelton angehört hat, und ich erinnere mich auch, mich einige Jahre später über einen Ring-ring-Retroklingelton gefreut zu haben. Alle anderen Handygeräusche aber

haben keine Spur in meinem Gedächtnis hinterlassen. In den letzten Jahren habe ich das Handy immer öfter stumm geschaltet, etwa ab Anfang 2013 war es dann immer stumm.

Als wir im Autorenchat dieses Blogs über Klingeltöne reden, muss ich erst ausprobieren, wie mein jetziger überhaupt klänge, wenn er eingeschaltet wäre. Ich habe ihn vor einem Jahr ausgewählt und dann nie benutzt. Es ist eine Melodie, die auf dem Handy-Interferenzgeräusch beruht, und als ich sie höre, merke ich, wie lange dieses Geräusch schon nicht mehr zu meinem Alltag gehört. Vielleicht gibt es das gar nicht mehr? Oder bin ich nur nie in der Nähe von Lautsprecherboxen?

Auch die Vibration habe ich ausgeschaltet, weil so viele Apps von ihr Gebrauch machen, um mich auf wichtige Geschehnisse (Eine neue Nachricht im Facebook-Messenger! Ein neuer Scrabble-Spielzug!) aufmerksam zu machen, und es mir erfahrungsgemäß nicht gelingt, das bei jeder App einzeln für alle Sonderfälle abzuschalten. Wenn das Handy nachts „brp!“ sagt, bin ich sofort wach, denn auch mein Gehirn findet offenbar neue Facebooknachrichten und Scrabblespielzüge wichtiger als alles andere.

Jetzt bemerke ich Anrufe nur noch, wenn ich zufällig gerade in dem Moment das Handy ansehe. Das ist überraschend häufig der Fall.

Kathrin Passig

8.3.2014

Ich mache andere Menschen zu Mailausdruckern und schäme mich

Ich erhalte per Post eine Vortragsanfrage, die wie eine E-Mail aussieht. Handschriftlich ist darauf noch einmal vermerkt „per Postbrief 6.3.2014“. „Diese lustigen Leute mit ihren lustigen Praktiken wieder“, denke ich, sehe dann aber in der vom Drucker eingefügten Kopfzeile eine URL, die mit „https://email.1und1.de“ beginnt. Offenbar ist das Schreiben tatsächlich mal als

Mail verschickt worden. Und da ist es dann auch, in meinem Maileingang vom 11. Februar. Die Mail habe ich gesehen und gleich wieder vergessen, den Brief hingegen sofort beantwortet (also, die Mail halt, aber nur wegen des Briefs). Mit Leuten wie mir wird es die Digitalisierung nicht weit bringen.

Kathrin Passig

9.3.2014

Pfandautomaten – nach nur 10 Jahren funktionieren sie. Nur wir nicht

(Seit 2003, anhand meines Twitter- und Mailarchivs sowie Wikipedia nachrecherchiert)

2003 wurde das Einwegpfand eingeführt. Der Einzelhandel stellte nach einigen Diskussionen und Verhinderungsversuchen seinetwegen Pfandautomaten auf.

Man könnte jetzt diskutieren, ob das Einwegpfand nur ein Vorwand war, die längst geplanten Automaten zu kaufen und Personal einzusparen. Zumindest anfangs erschien es mir jedenfalls, als ob die im Einzelhandel eingesparten Stellen im technischen Support der Geräte neu geschaffen wurden. Ich kann mich jedenfalls zwischen 2003 und 2008 an keinen Wocheneinkauf im Supermarkt meiner Wahl erinnern, an dem nicht zumindest einer der Pfandautomaten gerade repariert wurde.

Es dauerte noch bis ungefähr 2010, bis die Automaten wirklich in der Lage waren, alle einschlägigen Pfandflaschen und -dosen nahezu komplett im ersten Anlauf zu erkennen und sie nicht wegen fehlender Deckel, wieder aufgeklemmter Kronkorken oder 0,002ml zu viel Restflüssigkeit zurück zu weisen.

Zeitweise war ich sogar bereit, an die Verschwörungstheorie mit der Mondlüge zu glauben: Wie kann unsere Zivilisation Menschen auf den Mond und wieder zurück gebracht haben, wenn wir noch nicht einmal funktionstüchtige Pfandautomaten bauen können?

Heute leidet die Effizienz dieser Geräte nur noch selten unter technischen Problemen. Viel schlimmer sind die Menschen, die Pfand abgeben wollen und grundsätzlich vor einem stehen:

Der Erbsenzähler prüft jede Flasche und jede Dose vor dem Einwerfen einzeln: *Ist das überhaupt etwas mit Pfand? Sind Flaschenhals und Flaschenboden wirklich an gegenüber liegenden Seiten?* Und er nimmt die nächste Flasche erst in die Hand, wenn er den gutgeschriebenen Pfandbetrag im Display kontrolliert hat.

Der Rebell hingegen lässt sich nichts vorschreiben: *Mit dem Flaschenboden voran einführen? Nicht einwerfen? Was sind das hier wieder für faschistoide Methoden? Ich lasse mich von keinem System der Welt in meiner freien Entscheidung einschränken, wie ich die Flasche in den Automaten einführe!* Um dann frühestens nach drei Fehlversuchen einzulenken. Und das für jede Flasche und Dose aufs Neue.

Volker König

Frühjahr 2014

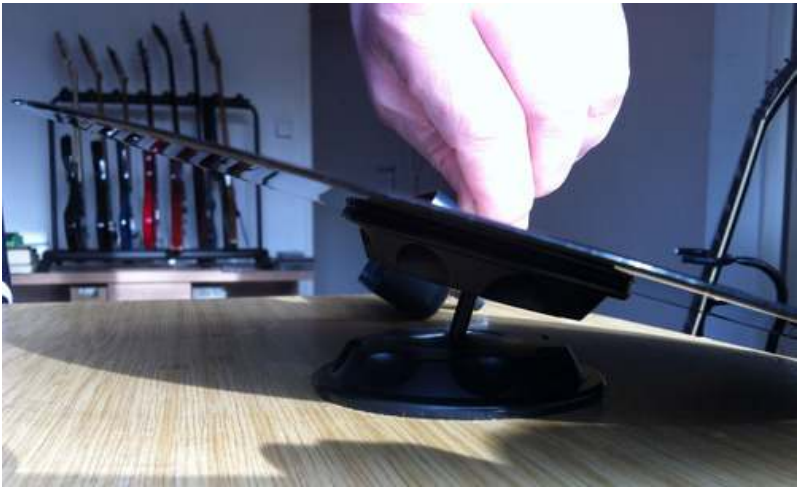
Wer gebrauchte Vinylplatten sammelt, muss sie natürlich auch waschen

Wer gebrauchte Vinylplatten sammelt, muss sie natürlich auch waschen. Diejenigen, die etwas mehr ausgeben möchten, erwerben eine so genannte Okki Nokki, die so etwas wie der Mercedes unter den Vinylwaschmaschinen ist. Sie besitzt einen Motor, der die Waschflüssigkeit mit einem Rohr absaugt.

D. hat sich eine etwas günstigere Variante zugelegt, die „knosti“ heißt und folgendermaßen funktioniert:

Man füllt die Waschflüssigkeit in den linken Behälter, der in seinem Inneren zwei kleine Bürsten besitzt, hängt die Platte mithilfe der beiden runden Aufsätze ein und dreht sie per Hand durch das Waschmittel.

Anschließend steckt man die Platte zum Abtropfen auf die Aufsätze und stellt sie nach ein paar Minuten zum endgültigen Trocknen in den Trockenständer.



Nach dem Waschen schüttet man die Waschflüssigkeit mithilfe eines Aufsatzes durch einen Vliesfilter wieder in die Flasche zurück, da man sie wiederverwenden kann.

Tanja Braun

11.03.2014

Ich spotte auf Twitter darüber, daß ich einen Scheck einlösen will

Ich spotte auf Twitter darüber, daß ich einen Scheck einlösen will, und alle wissen sofort Bescheid: Die Beitrags-Rückzahlung meiner Krankenkasse. Geldverkehr antik, aber dafür ist das Social-Media-Monitoring der Krankenkasse top, sie wirbt unter meinen Followern gleich Mitglieder.

Das letzte mal (und damals das erste Mal) Scheck für mich war die Kautions-Rückzahlung meines Vermieters 2012. Die junge Bankangestellte in meiner Hausbank hatte das seit der Ausbildung auch noch nie gemacht und hat die Annahme verweigert, weil der Scheck angeblich nicht korrekt ausgestellt war. War er aber doch. Immerhin hier Fortschritt: Dieser Scheck wird anstandslos angenommen und ist (im Unterschied zu Überweisungen, die innerdeutsch ein, zwei Tage Laufzeit haben) innerhalb von zwei, drei Stunden meinem Konto gutgeschrieben.

Felix Neumann

11. März 2014

Konzertticketverkäufer ist ein aussterbender Beruf

Meine Mutter hat mir in einem Anflug elterlicher Komplettüberschätzung eine CD-Box mit sämtlichen Wagneropern geschenkt.

Ich gehe zu Dussmann, um sie umzutauschen. Dort bekomme ich aber sofort das Geld zurück, muss mir also keine Bücher aussuchen. Weil meine Mutter Geldgeschenke hasst, möchte ich mir sofort etwas anderes davon kaufen und gehe zur Konzertkasse im Eingangsbereich. Normalerweise bestelle ich Konzertkarten nur noch online. Jetzt habe ich aber gerade Bargeld, das ich dem Mann beim Ticketstand ganz altmodisch in die Hand drücken

möchte, um im Gegenzug zwei Eintrittskarten zu bekommen. So wie früher, als ich für mein Taschengeld beim Karstadt in Tegel schön gestaltete Tickets bekam, die ich mir nach dem Konzert an die Wand meines Jugendzimmers pinnte.

„Zwei Karten für Damon Albarn, bitte. Ich glaube, er spielt am 30. Juni.“. Der Mann am Schalter sucht eine Weile und bittet mich dann, den Namen des Sängers zu buchstabieren. Dann sucht er wieder eine Weile. Dann fragt er mich nach dem Konzertort. Ich google diesen mit meinem Smartphone und sage es ihm. Der Mann sucht weiter.

In der Zwischenzeit denke ich darüber nach, dass das online so viel schneller geht und dass Konzertticketverkäufer ein aussterbender Beruf ist. Ich finde das trotz der Wartezeit ein bisschen schade, weil der Mann nett ist.

Er erklärt mir, dass er das Konzert gefunden hat, es aber nicht in dem üblichen Buchungssystem sei, sondern in einem anderen. Daher habe es etwas länger gedauert, aber jetzt sei er fast fertig. Er sagt, es koste 68 € und er nehme an, dass ich mit Karte zahle. Also zahle ich doch mit Karte.

Dann druckt er zwei DIN A4-Seiten in Schwarz-Weiß aus, auf die er einen Stempel drückt. Ich dürfe die Blätter nach Belieben falten, nur den QR-Code solle ich nicht knicken.

Katja Berlin

11.3.2014

Postcardkonto, eFiliale-Konto, Internetmarkenaccount

Ich brauche mal schnell zwei Briefmarken. Da ich das meiste per Mail oder (webbasiertem) Fax erledige, sind das vermutlich alle 60ct-Briefmarken für das erste Halbjahr.

Seit einigen Jahren kaufe ich Briefmarken online und drucke sie aus. Die Internetmarke hat einen personalisierten 3D-Code aufgedruckt, der eine Mehrfachnutzung oder Fälschung verhindern soll.

Zu Beginn legte man bei der Internetmarke einen Account an und wählte die Marken aus. Die können sogar mit Adressen versehen werden und den Adressaufkleber komplett ersetzen. Sogar aus eBay oder Steuerdateien kann man die Empfänger liefern.

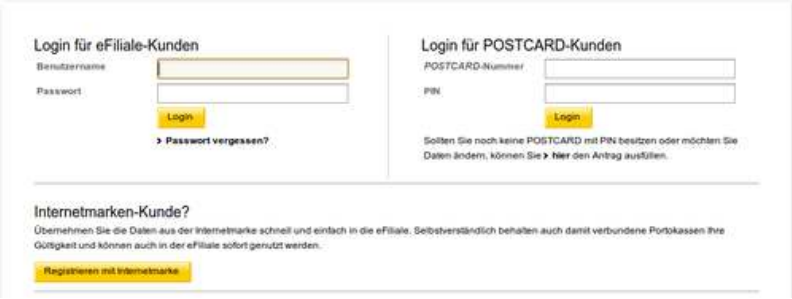
Über seinen Internetmarkenaccount konnte man dann per PayPal die Portokasse füllen – also mal schnell 10 € aufladen.

Das war so einfach und geradlinig. Dann wurde das Angebot überarbeitet. Zur Vereinfachung. Man brauchte nun zusätzlich ein Postcardkonto (was auch immer eine Postcard ist), um darüber PayPal-Zahlungen in die Portokasse zu bringen. Was beim Kauf von ein paar Marken pro Jahr die Sache nicht unbedingt beschleunigte.

Heute war es wieder anders. Wahlweise konnte ich mich per Postcardkonto einloggen, oder per eFiliale-Konto, oder per Internetmarkenaccount und diesen in ein eFiliale-Konto umwandeln. Ich entschied mich für letzteres und hoffe, mich in ein paar Monaten noch erinnern zu können, welches der Konten ich nun habe.

Warum überhaupt mehr als ein Kontotyp für die Webseiten eines Anbieters erforderlich sein soll, ist mir nicht wirklich klar, aber immerhin scheine ich jetzt wählen zu können und brauche nicht mehr zwei.

Und meine zwei 60-ct-Marken können ausgeschnitten und benutzt werden.



Volker König

12.3.2014

Steckdosen sind ein Problem

Steckdosenverzweiflung am Flughafen (Wien, März 2014, unbekannter Handybesitzer).

Steckdosen sind ein Problem, spätestens seit der Einführung des Smartphones, das bei mir eine Neuinterpretation des Konzepts Akku von “muss man halt ab und zu aufladen” zu “kann mit etwas Glück und Selbstdisziplin den Weg von einer Steckdose zur nächsten überbrücken helfen” mit sich brachte.

Steckdosen sind überall ein Problem: am Flughafen, bei Konferenzen, in Cafés, wo mich Steckdosen mittlerweile mehr interessieren als WLAN. Und natürlich in der Bahn, denn man kann der Bahn-Fahrplanauskunft einiges entnehmen: Bordrestaurant, “SnackPoint”, Fahrradmitnahme, aber die wichtigste Information fehlt: Hat der Zug Steckdosen? Manchmal fahren ja irgendwelche umlackierten Interregiogarnituren als angebliche ICs, und dann gibt es im ganzen Zug nicht eine einzige Steckdose.

Im Januar ergab es sich zufällig so, dass ich eine Dreifachsteckdose mit mir herumtrug. Das erwies sich als so praktisch, dass ich sie seitdem nicht mehr ausgepackt habe. Man braucht sie in Hotelzimmern, wo es in Bettnähe bestenfalls eine einzige Steckdose gibt, auf Konferenzen, im Zug, wenn man neben jemandem sitzt, der ebenfalls die Steckdose begehrt.

Meine Mehrfachstecker-Herumtragefähigkeit ist wiederum eine direkte Folge des neuen 11-Zoll-Macbooks, das als erster meiner Rechner so klein und leicht ist, dass ich oft trotz Befühlens meiner Tasche nicht gleich weiß, ob ich es überhaupt dabei habe.

Ich betrachte jeden neuen Aufenthaltsort wie ein Junkie einen neuen Stadtteil: Wo kann ich scoren? In welchen Wänden sind so offensichtlich keine Kabel verlegt, dass es sich nicht lohnt, unter den Bänken herumzukriechen? Man darf damit nicht warten, bis die Not akut wird. Vorausschauende Planung ist gefragt. Wenn eine Steckdose vorhanden ist, muss sie auch genutzt werden. “You can never be too rich or too thin”, hat Wallis Simpson einmal gesagt; das ist natürlich beides Unfug. Aber man kann nie einen zu vollen Akku haben.

Kathrin Passig

12.3.2014

Clarkes 3. Gesetz at work – beim HNO-Arzt

Ich bin bei der routinemäßigen Ohrenkontrolle. Nach der Hauptuntersuchung verabschiedet mich die HNO-Ärztin mit den Worten: „Jetzt macht die Schwester noch einen Ohrdruckcheck, dann können Sie gehen.“ Die Arzthelferin hält irgendein Ding in jedes meiner Ohren und sagt nach kaum einer Minute: „Ihre Nase ist ein bisschen zu und Sie haben leichte Schluckbeschwerden, aber sonst ist alles in Ordnung.“ Sie hat recht.

Torsten Gaitzsch

12.3.2014

Meine neue Kamera kann NFC!

Meine neue Kamera, eine Sony Alpha 5000, hat ein Feature, von dem ich im Zusammenhang mit Kameras noch nie gehört habe: Sie ist NFC-fähig. Dass mein *Smartphone* NFC-fähig ist, weiß ich schon lange, da ich aber kein Touch&Travel-Kunde bin, hatte ich diese Funktion bis jetzt deaktiviert. Es kommt mir irgendwie unanständig, ja geradezu ungesund vor, zwecks Datenaustausch mein Handy an ein fremdes technisches Gerät zu schmiegen.

NFC mit der Sony-Kamera ist indes super. Zum einen kann ich Fotos von der Kamera auf mein Telefon (und von da aus überall hin) übertragen, zum anderen kann ich die Kamera im Aufnahmemodus mit dem Telefon an- und fernsteuern, sodass ich nicht nur auf dem Handydisplay sehe, was die Kamera gerade sieht, sondern darüber auch den Auslöser betätigen kann – etwa wenn ich ein Selbstporträt schießen möchte.

Torsten Gaitzsch

12.3.2014

Automatenbriefmarken

Nach Lesungen muß ich meine Reisebelege immer per Post an den Veranstalter schicken, und weil ich oft nicht weiß, wie der aktuelle Brieftarif ist, klebe ich lieber zwei Marken drauf. Weil ich mich für Marken nicht am Postschalter anstellen will, drucke ich sie mir manchmal am Automaten aus. Auf den Automatenmarken ist ein Brandenburger Tor zu sehen und der extra für mich aufgedruckte Postwert. Sie haben aber keine briefmarkentypischen Zacken und wirken überhaupt wie eine Nachkriegsersatzlösung. Ich habe immer ein schlechtes Gewissen, wenn ich bei Briefen an Privatpersonen solche Automatenmarken verwende, denn ich stelle mir ja auch bei Briefen, die ich bekomme, vor, daß der Absender die Marke aus einem großen Arsenal an Motiven extra für mich ausgesucht hat, um mir einen kleinen Denkanstoß zu geben, mir eine Freude zu machen, oder mir zu erkennen zu geben, wie gern er mich hat und wie gut er mich kennt.

Jochen Schmidt

12.3.2014

Ist das schon Hacken oder noch Jalousienhochkurbeln?

Ich gucke jeden Tag bei perlentaucher.de nach, was im Feuilleton der großen Zeitungen geschrieben wird. Seit sie (in diesem Jahr?) den Überblick über die Feuilleton-Artikel aus allen Zeitungen thematisch in “9Punkt – die Debattenrundschau” und “Efeu – die Kulturrundschau” umsortiert haben, nutze ich das aber etwas weniger. Es ist wahrscheinlich übersichtlicher, aber für mich gilt generell, daß “so, wie es vorher war und wie ich es gewohnt bin” gleichbedeutend ist mit “übersichtlicher”. Die Bücherschau mit den Meta-Rezensionen gucke ich mir aber trotzdem an, sie sind manchmal unterhalt-

samer geschrieben als die Rezensionen selbst. Die Bücherschau wird täglich um 14:00 Uhr freigeschaltet. Wenn ich ca. 5 Minuten vorher schon die Buchkritiken lesen will, drücke ich auf “Bücherschau des Tages” und ändere in der Adresszeile

www.perlentaucher.de/buecherschau/2014-03-11.html

manuell das Datum auf

www.perlentaucher.de/buecherschau/2014-03-12.html

Denn die Kritiken sind offenbar längst geschrieben und befinden sich bei perlentaucher.de in der Datenbank. Kann man das schon als “Hacken” bezeichnen? Oder ist es eher, als würde man die Jalousien vom Gemüsehändler morgens selber hochkurbeln?

Jochen Schmidt

12.3.2014

Wegen Instagram bestelle ich ein Parfum

Ich sehe bei Instagram ein Bild von einem Parfum. Das Parfum selber interessiert mich nicht die Bohne, aber es erinnert mich (vermutlich in Verbindung mit dem aktuell doch sehr frühlingshaftem Wetter) daran, dass ich ja im Januar in Berlin dieses tolle Parfum bei Frau Toni entdeckt hatte, was so nach Lindenblüten roch und bei dem ich damals spontan „Ach nee, jetzt nicht, ABER IM FRÜHLING BRAUCH ICH DAS!“ dachte.

Deswegen fackele ich nicht lange und bestelle im Onlineshop eben dieses Parfum.

Dann schreibe ich noch eine Mail hinterher und bitte darum, mir doch bitte für Bestellung Nummer soundso noch einen Ersatzsprühaufsatz für ein 50-ml-Flacon zu schicken, weil das von dem Parfum, das ich im Januar dort kaufte, nämlich kaputt ist. Ob das klappt, wird sich zeigen.

Wer sich jetzt fragt, was das denn mit Technik zu tun hat: Alltagstechnik, Mann! Assoziationen verursacht auf dem Smartphone per Instagram von Leuten, die ich noch nie im Leben getroffen habe, von denen ich manchmal gar nicht weiß, wie sie heißen, die eventuell in einer Stadt wohnen, in der ich noch nie war.

Plus: Sofortige Befriedigung eines durch diese Assoziationen verursachten Konsumbedürfnisses per Internet.

Plus (vielleicht): Behebung eines momentan unbefriedigenden Zustands per Mailanfrage. Wenn das nicht Alltagstechnik ist, dann weiß ich auch nicht.

Anne Schüßler

12.3.2014

Woran man Arbeit erkennt

T, um die 30, macht zur Illustration von Büroarbeit eine „Tippen, dann Wagenrücklauf betätigen“-Geste. „Hast du das jemals so gemacht?“, frage ich sie. Nein, sagt sie, aber einfach nur tippen, das könnte ja alles sein, Chatten zum Beispiel. Wenn man Arbeit veranschaulichen möchte, muss man die Wagenrücklauf-Bewegung machen.

Kathrin Passig

13. März 2014

Mobiles Internet in Portugal. Ganz einfach mit Freischaltung per Post

Ich bin im Urlaub in Portugal und habe beschlossen, mir eine portugiesische SIM-Karte für mein Android-Smartphone zu kaufen. Es gibt sehr viele Optionen fürs Telefonieren und nur wenige reine Internetangebote. Aber ein Tarif

bei Optimus (die jetzt „Nos“ heißen) ist akzeptabel und ich kaufe mir die SIM-Karte in einem Optimus-Shop in Porto. Eine unfreundliche Verkäuferin sagt sehr viele Sachen sehr schnell auf Portugiesisch, aber ich glaube, das Wichtige verstanden zu haben.

Beim Einsetzen der SIM-Karte zurück im Hotel tritt dann aber schon die erste Schwierigkeit auf, weil sich das Herausbrechen aus dem Plastikträger als nicht so einfach herausstellt. Ich gebe die Karte meinem Kumpel und er gibt mir die SIM-Karte in iPhone-Kartengröße zurück – für mein Smartphone nicht zu verwenden. Also setzen wir die Karte in sein iPhone ein, ich gehe anschließend auf die Website von Optimus, um die Karte freizuschalten. Die Website hat zwar eine englische Version, die funktioniert aber nicht, also fülle ich die Daten auf der portugiesischen aus – nicht so schwer zu lesen, da die Portugiesen – wie wir Deutschen – viele englische Wörter beim Thema Mobilfunk benutzen.

Man muss für die Freischaltung eine portugiesische Adresse angeben, davon hatte ich schon im Internet gelesen und gebe die Hoteladresse ein. Ich schicke die Daten ab, bekomme eine E-Mail, bestätige, habe mit dem iPhone aber trotzdem keinen Internetzugang. Ich lese noch einmal auf der Website nach und was ich nicht glauben kann, aber da steht wirklich, man solle den Freischaltantrag ausdrucken, unterschreiben und per Post an Optimus senden. Ausdrucken ist eine Hürde, die ich nur in Ausnahmefällen bereit bin, zu überwinden – also kein Internetzugang per Handy. Allerdings gibt es in allen Hotels, in denen wir übernachten, gut funktionierendes Wlan – von daher ist es nicht ganz so schlimm, wir verlaufen uns auch nur ein paar Mal ohne Google Maps und ich soll ja sowieso mit portugiesischen Menschen reden, die sich als sehr freundlich und überaus hilfsbereit erweisen.

Tanja Braun

13. 3. 2014

Einen Tumblr-RSS-Feed über den Umweg hinten–Brust–Auge generieren

Twitter ist schon länger beim War on RSS ganz vorn dabei, Tumblr (diese Zeitung berichtete) auch eher sparsam mit Durchsuchbarkeit und Export. Leider neige ich zu leicht zwanghaftem Komplettismus und will daher alle, auch die rückdatierten, Einträge im Techniktagebuch lesen. Im Feedreader. Was der Tumblr-Feed nicht hergibt. Allerdings werden alle neuen Artikel über @techniktagebuch getwittert.

Meine Lösung: Auf meinen Server installiere ich eine Instanz dieses Twitter-RSS-Parsers, der @techniktagebuch abgreift und einen Feed daraus macht.

Für Mitte 2016 plane ich einen Artikel darüber, wie ich ohne belastbare PHP-Kenntnisse das Skript so zurechtgehämmert habe, daß es dem Link im Tweet nachgeht und den Artikeltext von Tumblr zieht.

Felix Neumann

12.03.2014

@FrauZiefle vermisst Strom. (Achtung, Wortspiel!)

Ich vermisse Elektrizität.

Genaugenommen vermisse ich keinen Strom, sondern mein mühsam verdientes Geld. Im Falle meiner Stromrechnung schlagen da zwar zwei Herzen in meiner Brust, weil das Geld immerhin an die Stromrebellen aus Schönau geht, und insofern der Gedanke „ich werde nicht ärmer, ich investiere“ gewisse Durchschlagskraft hat. Weil das aber nicht ausreicht, befindet sich die Familie etwa zweimal im Jahr im Ausnahmezustand.

Das eine Mal ist in der Belegerfassungsphase für die Steuererklärung, das andere Mal dann, wenn die Stromabrechnung kommt. Ich habe einen Listentick, deswegen hängt an unserem Sicherungskasten eine Tabelle, in die ich tageszeitengenau den Zählerstand eintrage. Für einen Normzeitraum, sagen wir, drei Monate. Danach verlässt mich die Lust, weil ich dann absehen kann, dass meine Annahmen über unseren Verbrauch sich in etwa decken mit den Zahlen im Kästchen.

Wasser und Gas vermesse ich übrigens auf dieselbe Weise, Wasser ist allerdings ein wenig Proust-artiger, da schreibt man schon mal drei oder vier Tage lang dieselbe Zahl vor dem Komma auf.

Zurück zum Strom. Der fließt irre schnell. Darum haben wir auch keine Küchenmaschinen. Außer einer von der Urgroßmutter, mit Handkurbel, Vakuumansaugfuß für glatte Flächen und allerhand Wechselscheiben. Aber keine Espressomaschine. Keinen Pürierstab. Nichts. Wenn ich im Schweiße meines Angesichtes also Espressobohnen von Hand mahle oder Karotten rasple oder Pizzateig für 8 Personen knete, habe ich vor allem eins: ein sehr gutes Gefühl.

Gefühl reicht aber bekanntlich nicht weit, Gefühl ist Ursache für so manche Fehlentscheidung. (Und für Investitionsstau, z. B. wenn man das Gefühl hat, diese sauteure LED-Technologie lohnt sich genauso wenig wie ESL. Stimmt aber nicht. Lohnt sich extrem, ich rechne das gerne mal vor.) Mir reicht nämlich nicht, den Gesamtstromverbrauch zu kennen, nein, ich will genau wissen, wie viel Energie jede einzelne meiner Tätigkeiten verbraucht. Glücklicherweise denke nicht nur ich so, deswegen gibt es Strommessgeräte, die man zwischen Verbraucher und Steckdose klemmen kann. Sie decken zum Beispiel in Sekunden auf, wie viel ein Drucker frisst, der gerade gar nicht druckt. Die allermeisten Menschen kaufen sich danach sofort eine schaltbare Steckerleiste und müssen nicht mehr nachschlagen, was „amortisieren“ bedeutet. Viele Messgeräte lassen sich programmieren, so dass sie nicht nur den aktuellen Verbrauch z. B. des Küchenradios messen, sondern auch gleich anzeigen, wie teuer mich das Deutschlandfunkfeature zur Energiewende gerade kommt.

Ein solch tolles Gerät kommt hier natürlich regelmäßig zum Einsatz. Meine Familie kennt mich. Sie weiß, dass eines meiner Lieblingsthemen Ressourcenverschwendung ist. Sie wissen auch, was es heißt, wenn Mama mit dem Laptop im Keller sitzt und Zählerstandslisten in Excel überträgt. Die Kinder konnten „Szenario“ fehlerfrei aussprechen, bevor sie „Apfelsaft“ sagen konnten. Ich habe vor ein paar Stunden vor den Augen meines Ältesten das kleine graue Kästchen an den PCs wiederentdeckt, als ich eigentlich etwas ganz anderes gesucht habe, seither habe ich niemanden aus der Familie mehr im Haus gesehen. Unsere Campingausrüstung ist ebenfalls spurlos verschwunden.

Aber wie ich die Daten aus knapp vier Jahren so auswerte, stelle ich fest: Würden die Kinder ihre gesamte Freizeit vor den Rechnern verbringen, würde mich das für alle zusammen lediglich 76 ct pro Tag an Elektrizität kosten. Das ist deutlich billiger als Eisdiele oder Sportverein oder Musikschule. Darüber denke ich seither nach.

Pia Ziefle

13.3.2014

Über den Versuch, Dateien von einem Rechner zum anderen zu bekommen

Ich muss etwas auf einem Rechner testen, der nicht am Firmennetzwerk hängt. Erstmal denke ich, kein Problem. Dann merke ich, dass ich ja noch die Testdateien brauche, die auf meinem Rechner liege.

Mangels externer Festplatte oder USB-Stick entscheide ich mich für einen der ältesten Workarounds aller Zeiten: Ich schicke mir die Dateien vom Firmenmailaccount an meine private Adresse, denn an meine Mails komme ich ja immer dran, solange ich Internet habe.

Ich packe also die Dateien in zip-Files (es sind mindestens dreißig und die Ordnerstruktur sollte beibehalten werden) und schicke sie ab. Keine Mail kommt. Ein Blick in Outlook bestätigt: Die Mail konnte nicht versendet werden, weil ja möglicherweise schädliche Inhalte in den ZIP-Dateien versteckt sein könnte.

Ich benutze erneut einen der ältesten Workarounds aller Zeiten und benenne die ZIP-Dateien in TXT-Dateien um und schicke sie noch mal ab. Das funktioniert einwandfrei.

(Alternativ hätte ich die Dateien auch vom Privataccount zum Privataccount schicken lassen. Es ist ja nicht so, als ob ich mir nicht noch regelmäßig selber Mails schicken würde.)

Ich muss jetzt also nur noch die Dateien runterladen, umbenennen und entpacken und schon kann ich weitertesten. Außerdem erwäge ich den Kauf mehrerer günstiger USB-Sticks, um immer einen irgendwo in der Nähe zu haben.

(Tatsächlich kann ich dann immer noch nicht weitertesten, aber das hat andere Gründe, die nichts mehr mit Alltagstechnik zu tun haben, sondern mit Systemdetails.)

Anne Schüßler

13.3.2014

Mühsames Ringen um Internet auf der Leipziger Buchmesse. Aber immerhin: Steckdosen!

Auf der Leipziger Buchmesse gibt es natürlich nicht das geringste O2-Internet. Aber das ist mir egal, denn ich bin ja dank Techniktagebuch inzwischen Congstar-, also T-Mobile-Kunde. Ich habe es nur bisher noch nicht ausprobiert, weil mein O2-Internet erst zum 29.3. gekündigt ist. Jetzt lege ich die neue SIM zum ersten Mal ins Handy. Und das Internet rauscht nur so heraus!

Allerdings nur eine Viertelstunde lang, bis sie bei Congstar merken, dass mein Guthaben gar nicht für einen ordentlichen Internettarif reicht. Kein Problem, denke ich, lädt man eben das Guthaben auf. „Guthaben aufladen – So einfach wie telefonieren“, heißt es schließlich auf der Congstar-Website.

Man kann bei Congstar auf diverse unterschiedliche Arten für sein Internet bezahlen, *nur nicht via Internet*. Lastschrift geht noch nicht, das muss erst mit einer Erstabbuchung freigeschaltet werden, und Abbuchungen dauern ja in Deutschland mehrere Tage (in Slowenien hingegen ging das schon vor zehn Jahren binnen Sekunden). Ansonsten kann man Guthaben bei „real, dm, famila, Rossmann, Kloppenburg, Müller, an den Geldautomaten der Sparkassen-Finanzgruppe und der Volks- und Raiffeisenbanken, an Aral- und Shell-Tankstellen sowie an weiteren Tankstellen“ kaufen. Auf der Leipziger Buchmesse gibt es nichts davon.

Ich lege die O2-Karte wieder ins Handy, denn fast gar kein Internet ist vielleicht besser als gar keins, und während ich kummervoll auf das Display starre, begrüßt mich Sascha Lobo. Ich klage ihm mein Leid. „Ha-HA!“, sagt er. „Selbstverständlich bin ich mit multiplen SIM-Karten ausgestattet ...“ – „Ich vielleicht nicht?“, murre ich – „... und ich kann dich gern an meinem Internet teilhaben lassen.“ Ich gehe mit Sascha zum Pressezentrum, wo sich herausstellt, dass auch seine Versorgungskanäle allesamt versagen. Wir sitzen mit fünf Geräten an einem Tisch und haben Internet für null davon.

„Ich frage mich allmählich, ob es so eine gute Idee war ...“, sagt Sascha. „... in der Gegenwart zu leben?“, sage ich.

Dann eben an die schmutzige Pressezentrums-WLAN-Nadel. Man braucht dafür irgendwelche Zugangsdaten, die wir beide nicht haben. Aber weil ich dank Deutschlandradio diesmal einen Presseausweis habe, händigt man mir Zugangsdaten für drei Geräte aus, und damit geht es dann, „an allen markierten WLAN-Hotspots auf dem Gelände“, wie man mir versichert.

Während ich diesen Beitrag schreibe, entdeckt eine Frau meine Mehrfachsteckdose. „Darf ich mich hier kurz anstöpseln?“, fragt sie, das iPhone in der Hand. „Aber gern“, sage ich.

Dann kommt Lilith P. und sagt: „Oh! Ihr habt Steckdosen! Kann ich da eine davon haben?“ Ich stecke mein Macbook aus, sie steckt ihr iPhone ein. Nächstes Jahr muss ich eine längere Steckdosenleiste mitbringen.

Kathrin Passig

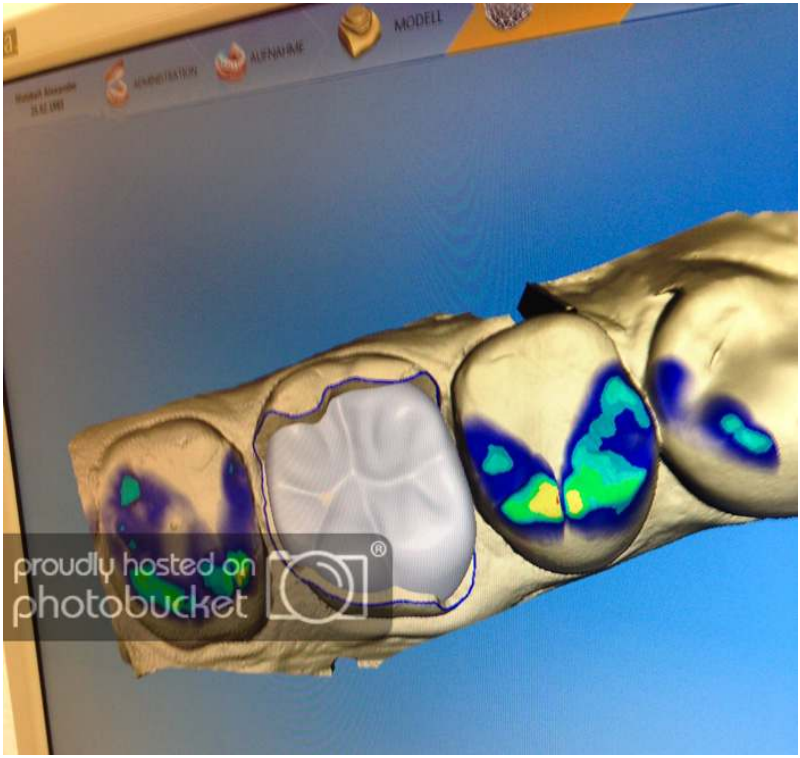
14.03.2014

Zahnarztbesuch als Tageshighlight dank CEREC

Ich bekomme beim Zahnarzt ein Inlay aus Keramik im unteren rechten Quadranten. Aus früheren Erfahrungen mit Zahnersatz – zuletzt vor etwa zehn Jahren – erwarte ich, dass ein Abdruck gemacht werden muss, mit dessen Hilfe dann das passende “Ersatzteil” hergestellt werden kann.

Stattdessen zieht meine Zahnärztin nur ein Gerät mit Monitor heran und schiebt nach der Entfernung der alten Füllungen und der üblichen Grundreinigung einen Sensor in meinen Mund, der ein wenig an ein Ultraschall-Messgerät erinnert. Damit erstellt sie einen 3D-Scan der entsprechende Gebissstelle, der prompt frei rotier- und zoombar auf dem Monitor erscheint. Mit der Maus kann sie dann auf dem Monitor die genaue Form der herzustellenden Füllung modellieren.

Ich bin völlig baff und frage, ob ich das bitte dokumentieren kann, was sie mir freundlicherweise erlaubt.



Nachdem sie mit dem Resultat zufrieden ist, erklärt sie mir, dass sie jetzt mit einem Tastendruck die Fräse im ersten Stock in Gang setzt. Ich bitte darum, auch das sehen zu dürfen. Geduldig führt sie mich in einen anderen Teil der Praxis, wo tatsächlich in einem Glaskasten meine Zahnfüllung aus einem kleinen Keramikblock gefräst wird. Das Ganze lässt sich leider schlecht fotografieren

Ich freue mich, dass der eigentlich so ungeliebte Zahnarztbesuch durch diese aufregende Technikerfahrung zu einem echten Tageshighlight geworden ist. Das Inlay passt dann auch quasi perfekt. Ich lasse mir noch den Namen des Prozesses sagen, CEREC, und schwärme in den nächsten Tagen allen Freunden davon vor.

Alexander Matzkeit

14.03.2014

Kein Fahrradfahren wegen technischer Probleme

Ich bin relativ begeisterter Nutzer der Leihfahrräder in Essen. Der Anbieter, eigentlich nextbike, heißt hier metropolradruhr und dankbarerweise gibt es eine Radstation direkt bei uns an der Bahnhaltestelle.

Früher kostete eine Stunde einen Euro, das wurde dann irgendwann geändert und jetzt kostet eine halbe Stunde einen Euro. Für mich kommt das ungefähr aufs gleiche raus, weil ich selten länger als eine halbe Stunde unterwegs bin und sich somit für mich eigentlich nichts geändert hat. Maximal komme ich mir nicht mehr so verarscht vor, weil ich eigentlich noch 45 Minuten weiterfahren hätte können.

Leihrad funktioniert so: Man meldet sich einmal bei nextbike an, mit (mobiler) Telefonnummer und Abrechnungskram (Kreditkarte oder wasweißich) und wenn man dann ein Rad leihen will, ruft man mit dem Handy, mit dem angemeldet ist, eine Nummer an, tippt die Nummer, die auf dem Rad, das man ausleihen will, ein und bekommt von einer freundlichen Stimme den Schlosscode mitgeteilt. Außerdem bekommt man noch eine SMS mit dem Schlosscode.[1]

1. Man kann sich auch noch so eine Karte besorgen, die man dann an eine Lesegerät hält und es gibt bestimmt noch andere Möglichkeiten, wie man an ein Leihrad kommt, aber ich mache das mit dem Handy und deswegen weiß ich, wie das geht.

(Das System ist relativ leicht knackbar, weil man mit der Zeit eine schöne Liste an Radnummern mit zugehörigem Schlosscode auf dem Handy sammeln kann. Möglicherweise werden die Schlösser aber auch regelmäßig ausgetauscht, das kann ich nicht sagen, weil ich ja leider sehr ehrlich bin.)

Dann kann man mit dem Rad fahren, so lange man will und stellt es dann nachher an einer anderen Station wieder ab, ruft noch mal an, gibt an, dass man das Rad abgeben will und spricht die neue Stationsnummer auf Band (oder tippt sie ein).

Das Schöne daran ist, dass man sich keine Sorgen mehr ums Fahrrad machen muss, wenn man zum Beispiel morgens damit zum Bahnhof fährt und es dann da stehen lässt. Man muss auch abends nicht damit zurückfahren. Für Gelegenheitsradfahrer für mich, die auch aus Faulheit möglicherweise nur die Bergabstrecke hin und nicht die Bergaufstrecke zurück fahren wollen, ist das super.

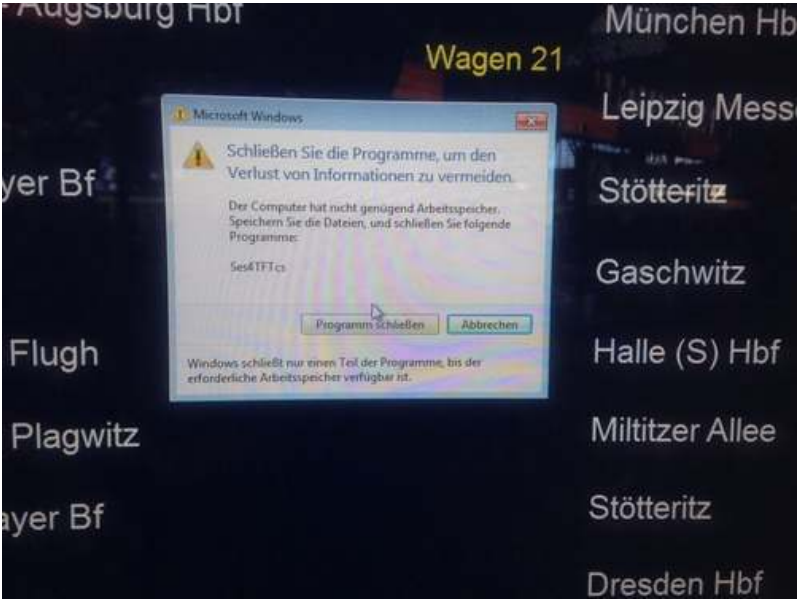
Heute möchte ich mit dem Leihfahrrad von zu Hause zum Girardethaus fahren. Ich rufe also die Nummer an, warte etwas, noch etwas länger, noch etwas länger und dann erzählt mir die freundliche Stimme, dass wegen eines technischen Problems momentan keine Ausleihen möglich sind.

Da will man einmal ein bisschen sportlich sein, und dann gibt es technische Probleme. Also laufe ich zu Fuß, merke Gott sei Dank an der nächsten Ecke, dass ich mein Fitbit zu Hause vergessen habe, laufe noch mal nach Hause und dann habe ich wenigstens am Ende des Tages ordentlich viele Schritte auf dem Zähler. Man muss das alles positiv sehen.

Anne Schüßler

14.3.2014

Gegenstand X ist also auch nur ein Rechner



Das Gefühl, „ach, sieh an, Gegenstand X ist also auch nur ein Rechner und hat rechnertypische Probleme“, stellte sich bei mir das erste Mal bei einem Telefon ein (Symbolbild). Wann genau, kann ich nicht mehr sagen. Aber das Telefon, mit Schnur und auf dem Schreibtisch stehend, hatte schon eine Art Bildschirm. Dessen einzige praktische Anwendung ist, glaube ich, jederzeit Datum und Uhrzeit anzeigen zu können. Beziehungsweise in diesem Fall den kompletten Systemausfall oder einen allgemeinen Ausnahmefehler, oder so. Vielleicht stand auch einfach nur error drauf.

Seitdem habe ich immer mal wieder das Gefühl, „... ist auch nur ein Rechner“. Zuletzt vorgestern am Leipziger Hauptbahnhof, wo ein Abfahrtsanzeigenbildschirm eine Windows-Fehlermeldung mit der Beschriftung: „Der Computer hat nicht genügend Arbeitsspeicher. Speichern Sie die Dateien, und schließen Sie folgende Programme: Ses4TFTcs“, zeigte.

Nur nebenbei: Mich beunruhigt der Gedanke, dass eine Anzeigentafel für Zugbewegungen zu wenig Arbeitsspeicher hat, geht es doch dabei naturgemäß um größere Datenmengen. Das spricht irgendwie für schlampige Planung, finde ich.

Wie immer meine ich aber etwas ganz anderes. Mein Gefühl ist wahrscheinlich ein typischer Übergangszustand auf dem Weg von einer Technik zur nächsten. Das Konzept Abfahrtsanzeige habe ich noch zu sehr mit Gleichnissen wie gedruckter Aushang, klackernde Buchstabentafel oder Fernseher gespeichert. In meinem Hirn ist offensichtlich noch immer nicht ausreichend synaptisch engraviert, dass in einer elektronischen Welt alle Geräte irgendwie Computer sind und Speicher und Rechenkerne enthalten. Ich bin also offensichtlich kein digital native. Dabei würde ich mir nach vielen Jahren als für das Internet zuständiger Redakteur eines Onlinemediums so gern einbilden, ich sei einer. Die Technik hat mich eines Besseren belehrt.

Kai Biermann

14.3.2014

Nach Jahren der Entbehrung entdecke ich den Chip auf meiner ec-Karte

Gestern musste ich mir in der Leipziger Straßenbahn einen Euro schenken lassen, weil man am Automaten in der Bahn nicht mit Scheinen, außerdem nicht beim Fahrer und auch nicht via Touch&Travel bezahlen kann, und ich

weder Kleingeld noch GeldKarte hatte. GeldKarte, meine Bank hat das nicht gleich eingeführt, und ich habe mich über die Jahre dran gewöhnt, dass ich es halt nicht habe.

Heute stehe ich an einem Geldautomaten der Sparkasse, der bemängelt, ich hätte die Karte falsch eingeführt. Habe ich natürlich nicht, deshalb stecke ich sie gleich noch mal genauso hinein. Erst beim dritten Versuch untersuche ich dann meine Karte und die Illustration am Automaten und finde heraus, dass bei Sparkassenautomaten[1] alles anders ist und die Karte wirklich mit dem Gesicht nach unten eingeführt werden muss.

Dabei betrachte ich meine ec-Karte zum ersten Mal etwas genauer. Da ist ja ein Chip, denke ich, und: oh, da ist ja auch ein GeldKarten-Symbol. Die Karte sieht gar nicht besonders neu aus, der Chip ist schon ganz abgewetzt. Ich könnte seit Jahren mit GeldKarte bezahlen.

Kathrin Passig

15.3.2014

Eine richtige Handschrift

Mit Kathrin Passig an einem Stehtisch zwischen Halle 3 und 5 der Leipziger Buchmesse. Nach den Pommes haben wir auch das leckere russische Sahne-Eis aufgegessen und schreiben einander noch ein paar URL-Adressen auf Papierfetzchen (yep). Kathrin: »Wow, du hast ja eine richtige Handschrift!«

Undine Löhfelm

1. Korrektur von @Boring Angel: „Das mit dem Karte-falschrum-reinstecken ist eine Besonderheit der Leipziger Sparkasse, nicht der Sparkassen im allgemeinen.“

15.3.2014

Eine gelbe Telefonzelle! In Leipzig! Aber wir haben unsere Telefonkompetenz verloren

Am Connewitzer Kreuz in Leipzig steht noch eine gelbe Telefonzelle. “Kunstprojekt”, denke ich erst, “wahrscheinlich ein Bücherregal drin”, aber auch aus der Nähe betrachtet ist es eine echte, vermutlich funktionstüchtige Telefonzelle. Ich berichte im Techniktagebuch-Chat von meinem Fund:

Fiona Krakenbuerger: Ruf jemanden an. I dare you!
Fiona Krakenbuerger: Ich habe zeitnah Geburtstag und würde mich über einen Anruf aus einer Telefonzelle sehr freuen
Volker König: Braucht man dazu nicht diese Telefonkarten? Also die, wo man keine Mini-SIM rausbrechen kann?
Fiona Krakenbuerger: was? Kann man das nicht mit Münzen erledigen
Fiona Krakenbuerger: In was für einer Welt leben wir eigentlich?
Volker König: Als ich so alt war wie Du: Ja. Danach kamen die Karten, und dann hatte ich ein Handy. Wie mag das wohl heute sein?[1]
Fiona Krakenbuerger: Moment mal, ich habe auch damals™ noch mit Münzen münztelefoniert. Zum Beispiel wenn ich auf den Bus warten musste
Fiona Krakenbuerger: Das muss 2002-2003 gewesen sein.
Fiona Krakenbuerger: Oh warte, das ist verdammt lang her
Fiona Krakenbuerger: Mein Zeitempfinden ist kaputt
Volker König: Mir ist völlig entgangen, dass die Karten wieder abgeschafft wurden.
Volker König: Also die klassische Form.
Maik Novotny: Jetzt müssen wir nur jemanden rekrutieren, der/die am 23. Oktober 1984 im Postamt Goslar 2 (Hahnenklee-Bockswiese) die testweise Einführung von Telefonkarten miterlebt hat, das wird ein Hammerbeitrag.
Maik Novotny: ”mit zitternden Fingern wählten wir Omas Nummer”

Einen Tag später:

Kathrin Passig: Ich war gerade in der Leipziger Telefonzelle und wollte Fiona anrufen, ging aber nicht, ich konnte die Nummer nirgends finden.
Kathrin Passig: man tauscht ja schon seit Jahren keine Telefonnummern mehr

1. Ich kann das mittlerweile beantworten: Es geht beides.

aus.
Kathrin Passig: und Telefonbuch war auch keines drin. ich weiß eh nicht, ob ich es gekonnt hätte. es war anders als früher, aber ohne Anleitung.
Anne Schüßler: Wir haben unsere Telefonkompetenz verloren.

Kathrin Passig

15. März 2014

Burger für Bitcoin

Die Betreiber des Berliner Burger-Restaurants *Room 77* sind offenbar sehr Bitcoin-affin. 2014 steht im Gastraum ein Automat, an dem man Euro-Scheine einzahlen und ein entsprechendes Bitcoin-Guthaben erwerben kann.

Ich kann das Datum so genau nachvollziehen, weil ich an diesem Tag dort € 80 einzahle und dafür knapp ein Sechstel Bitcoin erhalte. Dazu muss ich den Automaten einen QR-Code mit der Adresse meiner Bitcoin-Wallet scannen lassen und dann die Scheine in einen der üblichen Einzugschlitze einfädeln. Ich habe den QR-Code ausgedruckt, vermutlich hätte es auch funktioniert, ihn nur auf meinem Smartphone anzuzeigen.

Ein Foto des Automaten habe ich leider nicht. Das Licht im Restaurant war auch angemessen schummrig. Mich interessiert diese Einzahlung vor allem als Methode, Geld möglichst anonym und direkt auf meine Bitcoin-Wallet einzuzahlen, ohne einen der mehr oder weniger vertrauenswürdigen Online-Händler zu bemühen.

Den Automaten gibt es dort 2016 nicht mehr. Laut Auskunft des Restaurantpersonals hat der Aufsteller dieser Automaten zumindest in Deutschland den Betrieb eingestellt. Man kann aber seine Burger wohl immer noch mit Bitcoin zum Tageskurs bezahlen.

Virtualista

Mitte März 2014

Onlinebanking in Frankreich

Im Ausland zu leben hatte für mich irgendwie den verrückten Effekt, dass ich mittlerweile drei Konten habe. Zuerst gab es mein altes Sparkonto in Deutschland. Dann brauchte ich für China und Frankreich eines mit einer Prepaid-Kreditkarte, um ohne zusätzliche Gebühren Geld abheben zu können. Und dann brauchte ich nach meinem Umzug nach Frankreich noch ein französisches Konto – für meinen Handyvertrag, Internet, Miete und Zuschüsse vom französischen Staat.

Im März 2014 habe ich mal wieder vergessen, dass mein Krankenkassenbeitrag immer am gleichen Tag zur Mitte des Monats von meinem deutschen Konto eingezogen wird. Ich hatte Geld hin und her überwiesen und vergessen, dass die Krankenkasse das Geld einziehen würde und jetzt ist das Konto im Minus. “Macht nichts”, denke ich, “auf dem französischen ist ja genügend Geld.” Ich bin gerade aus der Uni heimgekommen und die Bank hat natürlich schon zu, aber wofür gibt es Internetbanking?

Ich gebe BIC und IBAN meines deutschen Kontos ein, bekomme aber eine Fehlermeldung. Ich bin mir nicht sicher, ob ich richtig verstanden habe, und frage bei einem französischen Kommilitonen nach, aber es stimmt: Ich muss ein Formular mit BIC und IBAN meines Kontos ausdrucken, unterschreiben und an meine Bank schicken, um es zu der Liste von Verbindungen hinzuzufügen, an die ich Geld überweisen kann. Es ist Freitag, die Banken haben zu – vor nächster Woche wird das nichts mehr.

Katharin Tai

16. März 2014

E-Book-Leseproben, das Wunderding aus der Zukunft

Maximilian Schröter fragte bei Twitter „Warum kann man eigentlich nicht mit seinem ebook-Reader von Stand zu Stand laufen und sich überall Leseproben herunterladen?“, und das frage ich mich eigentlich auch schon seit ein paar Jahren. Aber heute komme ich am Stand von Piper vorbei, und da ist ein großes Werbeplakat für das Herunterladen von Leseproben via QR-Code: „Lies e-Books mit Deinem Smartphone“. Eigentlich interessiert mich keins der Bücher, also gehe ich erst noch mal um den Stand herum, vielleicht gibt es das ja für alle ausgestellten Bücher des Verlags? Nein. Ich ziehe einen etwas größeren Kreis, vielleicht bieten ja andere Verlage auch das Herunterladen von Leseproben an? Auch nicht.

Also wieder zurück zu Piper, ich entscheide mich für ein Buch und scanne den QR-Code. Er enthält einen Link zu einer Leseprobenseite unter piper.de, ich habe jetzt also im Browser auf dem Handy eine Leseprobe. Das ist schon

mal nicht schlecht, einen Browser hat jeder; es funktioniert aber eigentlich vor allem dann, wenn man die Texte sofort lesen will. Eine Sammlung für irgendwann nach der Messe kann man sich so nicht anlegen. Die Leseprobe ist ungefähr fünf Buchseiten lang und enthält aufregende Sätze wie „Somit trat sie entschlossen und mutig an die Fahrerseite und war sich des dichten Gestrüpps in ihrem Rücken nur zu bewusst, während sie an ihrem Schlüsselbund herumfummelte.“ Ich tippe *entschlossen und mutig* auf *In den Warenkorb*, weil ich herausfinden will, was dann passiert.

Nichts. Also, mein Buch wurde in den Warenkorb gelegt, aber wo mag der sein? Ich bahne mir einen Weg zurück zur Piper-Einstiegsseite, und dort gibt es dann tatsächlich ein Einkaufswagensymbol, das zum Warenkorb führt. In meinem Warenkorb liegt die papierene Taschenbuchausgabe des Buchs, sie ist zwar noch nicht lieferbar, „kann aber vorbestellt werden“.

So ist das also.

Kathrin Passig, zuerst veröffentlicht im Deutschlandradio-Buchmesseblog

16. 3. 2014

Virtuell my ass

Gerade fragt mich meine Freundin, ob ich die Folien von dem Vortrag, bei dem wir gestern waren und den sie organisiert hat, haben will. Ich sage ja, sie geht an ihre Tasche und gibt mir einen spiralgehefteten Papierstapel.

Ohne nachzudenken sage ich etwas enttäuscht: »Oh, du hast die gar nicht in echt, nur ausgedruckt.«

Felix Neumann

16.3.2014

Ich lese Gebrauchsanweisungen nur, wenn ein Gerät nicht mehr funktioniert

Ich lese Gebrauchsanweisungen nur, wenn ein Gerät nicht mehr funktioniert. Also erst einmal haue ich drauf oder puste rein und wenn das nichts bringt, lese ich die Gebrauchsanweisung, um herauszufinden, ob ich es gleich wegwerfen soll oder damit noch drei Wochen warten soll.

Aus diesem Grund lerne ich einige Funktionalitäten meiner Geräte erst kennen, wenn sie kaputt gegangen sind („Ach guck an, in der Gebrauchsanweisung steht, es könne auch xy – oder besser gesagt, es *konnte* auch xy. Interessant!“).

Das Gerät, dessen Funktionen ich am wenigsten kenne, ist meine Waschmaschine. Sie ist ein südkoreanisches Modell, ungefähr zwei Jahre alt. Ihr Display sieht aus, als könne man damit auch eine Boeing landen. Es ist einigermaßen unübersichtlich und hat viele Lämpchen und Knöpfchen.

Ich benutze nur drei Programme: 40 Grad, 60 Grad oder Wolle. Die ersten beiden muss ich umständlich per Temperaturknopf händisch einstellen, weil ich die bequem über einen Regler aufzurufenden, vorprogrammierten Waschgänge nicht richtig einordnen kann. Was ist das Besondere am Waschprogramm „Flecken“? Was bedeutet der „Schaum aktiv“-Knopf? Und was wäscht man mit dem Programm „Outdoor“? Zelte? The-North-Face-Jacken? Das steht mit Sicherheit in der Gebrauchsanweisung, ich werde es also irgendwann erfahren, wenn die Maschine komische Geräusche macht.

Die einfacher zu verstehenden Programme wie „Baumwolle“ und „Jeans“ dagegen nutze ich nicht, weil sie Baumwolle mit 60 und Jeans mit 30 Grad waschen will, statt mit 40 Grad, wie ich es immer mache. Ich habe dann das Gefühl, das Gerät wolle mir damit sagen, dass ich nicht korrekt wasche.

Wahrscheinlich will mich die Technik aber gar nicht bevormunden, sondern ich bin nur zu starrköpfig. Ich sollte jetzt gleich mal einen Blick in die Gebrauchsanweisung werfen und dann einem südkoreanischen Waschmaschinenexpertenteam einfach mehr Vertrauen schenken als meinem „Das habe ich aber schon immer so gemacht!“.

Katja Berlin

16.3.2014

Ein Reflex auf der Suche nach einem Touchscreen

W., Verlagslektor und Besitzer eines alten Samsung-Handys, erzählt, er habe sich in letzter Zeit mehrmals dabei ertappt, nach dem Hervorholen des Handys mit dem Daumen über das Display zu wischen, „wie zum Staubwischen, aber da ist natürlich gar kein Staub, ich hab es ja gerade erst aus der Tasche geholt“. Es müsse wohl ein versehentlich von Smartphonenutzern übernommener Reflex sein.

Kathrin Passig

17.3.2014

Im Küchenschrank lagern 36 60-Watt-Birnen

Im Küchenschrank lagern 36 60-Watt-Birnen, die ich 2011 kurz vor dem Verbot gekauft habe. Wieviele hätte ich horten müssen, um mich einigermaßen sicher zu fühlen? Ungefähr einmal im Jahr knallt eine meiner Glühbirnen durch, ich könnte also noch ca. 30 Jahre mit dem Licht meiner Kindheit und Jugend versorgt sein, dann muß ich eine Lösung finden, wie ich ohne dieses Licht noch schreiben kann. Ich habe so ein abergläubisches Gefühl, daß es Glühbirnen schädigt, wenn man sie an- und ausschaltet, deshalb lasse ich

sie meistens an. Als ich noch Kohleheizung hatte, freute ich mich, daß dadurch die Wohnung wärmer wurde, ohne daß ich mich mit Kohlenmonoxid vergiftete.

Jochen Schmidt

16. und 17.3.2014

Handyempfang, Internet und herbe Enttäuschung

(Was bisher geschah.) Nachdem ich in Leipzig in einer Rossmann-Filiale ein Congstar-Guthaben gekauft und mein Konto aufgeladen habe, dauert es dann nur noch einen knappen Tag, bis das Internet am Handy auch wirklich funktioniert. Handyempfang! Und Internet! Auf dem Buchmessengelände! Ich schaffe es sogar, in den Minuten vor der Einfahrt des Zugs nach Berlin in einem Telefonat mit der Kundenbetreuung mein Touch&Travel-Konto auf die neue SIM umzumelden.

„Jetzt pass auf“, sage ich zu W., „ein historischer Moment: Internet im Zug werde ich haben, zum ersten Mal seit 2007!“ Aber dann funktioniert es genauso wie vorher mit O2, nämlich gar nicht.

In Berlin stellt sich heraus, dass es in meiner Wohnung zwar für O2-Kunden vier Striche HSDPA gibt, aber für T-Mobile-Kunden nur null bis einen Strich Edge. Im weiten Umkreis der Wohnung ist es genauso. Man hat also mit O2 zwar kein Internet außerhalb von Großstädten, dafür aber mit T-Mobile offenbar *kein Internet in der Stadt,* und im Zug auch nicht, jedenfalls schon mal nicht zwischen Leipzig und Berlin. Hätte ich das ahnen müssen? Wussten es alle außer mir?

Ich lege die O2-SIM wieder ins Handy, die Kündigung greift ja erst zum 29.3. Ein paar Tage habe ich also noch funktionierendes Internet zu Hause und in den umliegenden Cafés. Allerdings muss ich jetzt wieder Papiertickets für die U-Bahn lösen, mein Touch&Travel-Konto ist ja schon umgemeldet. Und was ich nach dem 29. machen soll, weiß ich auch noch nicht.

Kathrin Passig

17.3.2014

Ich soll bei meiner Bank vorbeikommen?

Soeben bei einem Telefonat gelernt, dass man nicht nur zum Arzt zu einem jährlichen Check-up gehen soll – zumindest wenn man älter als 35 Jahre ist. Nein, seine Bank soll man ebenfalls jährlich besuchen. Also ich, meine Bank. Es gäbe da so viele Neuerungen, ob ich nicht mal in der Filiale vorbeikommen und mich darüber informieren wolle, fragte mich eine Callcenter-Frau am Telefon. Das jährliche Gespräch wäre doch mal wieder dran . . .

Da sucht man sich eine Bank, die nichts kostet, wenn man artig alles online erledigt, und dann soll man vorbeikommen? Jährlich? Natürlich weiß ich, dass das ein Trick ist, um mir Kram zu verkaufen. Aber trotzdem.

Ich kann mich nicht mal an die Adresse der Filiale erinnern.

Kai Biermann

17.3.2014

Ich bin ein Pawlow'scher Auf-Vorrat-Ausdrucker

Als Privatpatient muss ich Arztrechnungen ja selber bezahlen und dann bei der Krankenversicherung einreichen, um eine Erstattung zu bekommen.

Meine Krankenversicherung ist sehr unkompliziert und vor allem frei von Vordrucken. Seit bestimmt 20 Jahren habe ich ein unverändertes Anschreiben auf meinem Computer, das ich vor die Rechnungen tackere. Lediglich meine Anschrift hat sich in den Jahren geändert.

Immer, wenn ich das Anschreiben ausdrucke, kommt der Reflex, für die nächsten Rechnungen gleich ein weiteres Blatt auszudrucken. Oder noch besser gleich 5.

Meistens fällt mir im letzten Moment dann doch noch ein, dass Word das Datum in diesem Dokument seit ungefähr 1997 automatisch setzt, weil ich ein manuell nachgetragenes Datum doof finde.

(Abgesehen davon, dass ich für solche vorgedruckten Blätter erstmal eine Ablage einrichten müsste, damit sie nicht unter die Räder kommen.)

Volker König

17.03.2014

Das bedrückende Leben mit alten Office-Versionen

Das Leben mit Microsoft Office war zwar auch vorher bedrückend genug. Aber 2007 gab es grundlegende Änderungen in dem Paket und seit 2007 gibt es zuverlässigen Ärger mit Inkompatibilitäten. Auch heute noch gibt es nicht wenig Kunden, die mit einer x-Dateiendungsendung (sic!) nichts anfangen können, weil sie noch Office-Versionen von 2003 oder älter im Einsatz haben. Was für mich als Dienstleister bedeutet, alle neueren Spielereien und Vereinfachungen nicht konsequent nutzen zu können, weil immer die Gefahr im Raum steht, das als „Kompatibilitätsmodus“ getarnte Downgrade eines Dokuments vornehmen zu müssen.

Besonders ärgerlich ist diese ganze Sache allerdings bei einigen Projekten, die in unserem Institut schon seit den späten Neunzigern laufen. Dort arbeiten wir mit mehreren Excel- und Access-Makros, die nicht Office-2007-

kompatibel sind. Deshalb muss ich mich zur Bearbeitung auf einem Remote Desktop einloggen, auf dem noch eine alte Office-Version installiert ist. Dieses Arbeiten über das Netzwerk ist langsam und umständlich.

Während das Problem mit den inkompatiblen Kunden geringer wird, weil selbst öffentliche Verwaltungen langsam Budgets für ein Upgrade bis zum Jahr 2020 bekommen (ich übertreibe leider nur ein wenig), ist die Sache mit den laufenden Projekten etwas, das mich wohl noch lange begleiten wird.

Johannes Mirus

17.03.2014

Kontoänderungen bitte immer nur schriftlich

Das mit meinem Kontoumzug hat fast total gut geklappt, ich musste kaum was machen, weil meine Bankberaterin sich darum gekümmert hat, Briefe rauszuschicken, in denen stand, dass sich meine Kontodaten geändert haben.

Anscheinend haben alle diese Briefe bekommen außer der Bahn und deswegen konnte die Bahn auch die Monatsgebühr für die BahnCard nicht einziehen.

Ich habe also einen Brief bekommen und weil ich nicht auf einmal ganz viel Geld bezahlen will, rufe ich dann irgendwann auch mal beim bahn.comfort-Service an, um meine neuen Kontodaten mitzuteilen.

Zwar sagt die nette automatische Stimme, dass meine voraussichtliche Wartezeit weniger als eine Minute beträgt, das ist aber gelogen. Richtig lange warte ich aber nicht, dann habe ich eine Servicemitarbeiterin am Telefon, die mich nach kurzer Problemschilderung zum BahnCard-Service weiterverbindet.

Der BahnCard-Servicemitarbeiter sagt dann, ja, da konnte man nichts mehr abbuchen und ich sage, ja, das stimmt, das Konto existiert ja auch nicht mehr, sie müssten da aber auch was von meiner Bank bekommen haben. Er sagt, nein, haben wir nicht. Ich sage, na gut, dann kann ich Ihnen ja jetzt meine neuen Daten mitteilen.

Das geht aber nicht, ich muss das schriftlich machen. Oh, sage ich, und sehe mich vor meinem geistigen Auge schon ein Schreiben aufsetzen, ausdrucken, unterschreiben und zur Post bringen, ein – wie wir alle wissen – hoffnungsloses Unterfangen mit viel zu vielen Hürden, das man mit viel Übung wochenlang vor sich herschieben kann.

Neinnein, sagt er, das geht auch per Mail. Ah, puh, na gut, sage ich, dann schreibe ich Ihnen eine Mail.

Warum man etwas, für das man ja anscheinend weder eine Unterschrift braucht noch sonst irgendeine Legitimation, eine Email schreiben muss und das nicht einfach am Telefon machen kann, frage ich mich aber jetzt schon.

Anne Schüßler

18.3.2014

Gibt es eventuell doch erträgliche E-Book-Anbieter außer Amazon?

Ich kaufe zum ersten Mal ein E-Book bei einem Anbieter, der nicht Amazon ist: minimore.de. Der Kaufvorgang dauert länger als bei Amazon, gestaltet sich aber verhältnismäßig schmerzfrei, ich brauche danach nur einige Anläufe, um zum Download-Link zu finden: In der Paypal-Bestätigungsmail ist er nicht, in der Minimore-Bestätigungsmail auch nicht. Ich warte ein bisschen, ob er vielleicht in einer dritten Mail auftauchen wird, denn in der zweiten heißt es „Your order has been received and is now being processed.“ Eine Stunde später finde ich den Link zufällig im Kleingedruckten des noch offenen Bestell-Browsertabs. Das Buch hat kein DRM, öffnet sich bereitwillig in

Clearview und, hm, ob ich das jetzt so wie bei Amazon auch am Handy lesen und mit der nicht-mobilen Version synchronisieren kann, muss ich noch rausfinden.

Wegen der Fahnen-PDFs eigener und fremder Bücher habe ich schon einen Dateiordner „Books“. Da kommt es jetzt hinein. Wo die Kindle-Bücher und ihre Calibre-Sicherheitskopien liegen, vergesse ich immer, jedenfalls woanders.

Kathrin Passig

18.3.2014

Mein Facebook-Ticker kommt zurück. Ich habe ihn so vermisst

Mein Facebook-Ticker kommt zurück. Der Ticker ist eine Spalte, in der kontinuierlich durchläuft, was die anderen gerade liken, wo sie kommentieren oder zu welchen Veranstaltungen sie sich angemeldet haben. Er ist die beste, eigentlich die einzige Möglichkeit, bei Facebook auch mal was Neues zu entdecken.

Für mich war der Ticker im Sommer 2013 verschwunden. Vermutlich war ich Teil der weniger glücklichen Gruppe in einem A/B-Testverfahren, und ich glaube, ich habe Facebook dadurch desinteressierter genutzt als vorher (abgesehen vom ständigen Suchen auf Support-Seiten, ob es nicht doch irgendwie möglich sein könnte, den Ticker zurückzubekommen). Ein bisschen besser wurde es, als ich Anfang 2014 verschiedene Feed-Ansichten wie „Close Friends“ bekam. Die sind jetzt wieder verschwunden, es gibt nur noch „most recent“ und „top stories“. Ich erinnere mich nicht genau an den früheren Zustand, aber ich glaube, mein Facebook vom März 2014 sieht wieder aus wie vor einem Jahr.

Kathrin Passig

18.3.2014

Das CEREC-Verfahren

Zahnarztbesuche sind ein unangenehmes Thema. Heute hatte ich einen. Vielleicht der letzte mit dem, was ich am unangenehmsten empfinde.

Alles, was im Zahnlabor an Ersatzteilen gebaut wird – Inlays, Kronen, Brücken –, benötigt Gebissabdrücke des Patienten. Einer vor und einer nach der Vorbereitung des Zahns. Nach vielen Jahren des Kampfes mit meiner Zahnarztphobie sind die Abdrücke nach wie vor widerlich, insbesondere die vom Oberkiefer, die schnell zu Würgereiz führen.

Dabei gibt es seit Mitte der 1980er das CEREC-Verfahren. Der Zahnarzt macht ein Foto des Zahns und ein Computer errechnet daraus ein 3D-Modell des Ersatzteils. Das wird am Bildschirm geprüft, wenn nötig nachbearbeitet und dann von einer 3D-Fräse aus einem kleinen Keramikblock hergestellt. Inzwischen sind Inlays (also die Alternative zu Zahnfüllungen) nach dem CEREC-Verfahren offenbar haltbarer als Goldinlays aus dem Labor.

Zudem kriegt man das Ersatzteil direkt am Tag der Behandlung eingebaut. Ansonsten muss man wenigstens eine Woche mit einem Kunststoffprovisorium statt eines Zahnes herumlaufen, da das Zahnlabor ja auch Lieferzeiten hat.

Als ich vor einigen Jahren einen neuen Zahnarzt suchte und einen fand, der CEREC anbot und auch sonst viel Vertrauen erweckte, war die Wahl einfach.

Heute war ich wieder da. Leider waren Abdrücke erforderlich. Eine Brücke musste nach fast 20 Jahren ersetzt werden und CEREC eignet sich nicht vollkommen zur Herstellung von Brücken. Da sind Arbeiten aus dem Zahnlabor mit einer Metallunterkonstruktion derzeit noch im Vorteil.

Vielleicht ändert sich in den nächsten 10-15 Jahren, wenn die neue Brücke frühestens ausgetauscht werden muss. Vielleicht werden wenigstens Abdrücke nicht mehr erforderlich sein, weil bis dahin in Zahnlabors auch nach digitalisierten Aufnahmen auf dem Computer gearbeitet wird.

Volker König

18.3.2014

Der Minieinkauf an der SB-Kasse dauert nur unwesentlich länger als der Großeinkauf an der normalen Kasse

In meinem Supermarkt gibt es SB-Kassen, vor denen ich mich bislang gedrückt habe (im Gegensatz zu Kathrin Passig und Volker König). Ich probiere nicht gerne mir unbekannte Technik in der Öffentlichkeit aus, außerdem schienen sie mir auch nicht besonders selbsterklärend zu sein. Neben den vier SB-Kassen stehen nämlich immer ein oder zwei Verkäuferinnen, um die Fehler der SB-Einkäufer auszubügeln. Da ich aber nur eine Butter und eine Packung Espresso im Korb habe und an der geöffneten normalen Kasse ein Mann mit Großeinkauf steht, wage ich es heute doch.

Die SB-Kasse ist eine Art Tisch mit mehreren Stationen. Ein fest installierter Scanner mit Monitor, ein Kartenlesegerät, ein Münzgeldtrichter und ein Geldscheineinziehgerät, dessen korrekte Bezeichnung ich auf die Schnelle nicht googlen konnte.

Nachdem ich den Espresso erfolgreich gescannt habe, lege ich ihn daneben ab, um die Butter unter den Scanner zu halten. Da ertönt eine Stimme aus dem Gerät, die mir sagt, ich solle den Einkauf in eine Tüte stecken. Erst dann bemerke ich neben dem Tisch einen Plastiktütenständer. Obwohl ich eine große Tasche bei mir habe, in die ich die Einkäufe packen wollte, gehorche ich der autoritären Automatenstimme unwillkürlich, packe den Espresso sofort in eine Plastiktüte und lege die wieder auf dem Tisch ab. Ich wundere mich auch nur sehr kurz darüber.

Bevor ich den Barcode auf der Butter finde, kommt schon wieder eine Stimme aus dem Gerät, dass jetzt gleich ein Mitarbeiter zu mir käme, um mir zu helfen. Das steht auch auf dem Monitor. Ich verstehe überhaupt nicht, was ich falsch gemacht haben soll, ich werde ja wohl noch zwei Produkte fehlerfrei unter einen Scanner halten können.

Dann steht aber schon eine Mitarbeiterin neben mir, die den Espresso in der Tüte an den Tütenständer hängt und sagt, dass der Tisch eine Waage sei, die Einkäufe nach dem Scannen da nichts mehr zu suchen haben und mir das deshalb auch von der Stimme gesagt wurde.

Mir ist das sehr unangenehm vor Mensch und Maschine, auch wenn das, glaube ich, so nirgendwo stand. Jedenfalls kann ich danach die Butter scannen, ich finde immerhin auf Anhieb den Einkauf-abgeschlossen-Button und möchte die 5,28 € mit der EC-Karte zahlen, weil mir das Kartenlesegerät vertrauter ist als die Bargeldannahmegeräte. Eine Mitarbeiterinnenhilfe pro Einkaufsvorgang sollte doch für mich reichen.

Ich stecke meine Karte viermal in das Lesegerät. Dreimal sei sie falschrum und einmal nicht lesbar. Ich kapituliere und probiere es doch mit Bargeld. Das hingegen funktioniert dann endlich problemlos und ich verlasse gleich hinter dem Mann mit dem Großeinkauf den Laden.

Katja Berlin

19.3.2014

Odeur der Obsoleszenz

Wenn mich jemand auf der Straße sieht, könnte er sich von meinem Gang und meinen wachen Augen täuschen lassen und mich für jugendlich halten. Manchmal esse ich auch spontan ein Softeis, das macht mich dann nochmal um fünf Jahre jünger. Aber in meiner Wohnung kommt die Wahrheit ans Licht, denn da verraten mich die technischen Geräte, von denen ich mich nicht trennen kann. Ein Besucher sieht sofort, wenn jemand eine unsichtbare Grenze überschritten hat und nicht mehr in seinen Gerätepark investiert. In so einer Wohnung möchte keiner lange bleiben, etwas, was man früher „odeur de femme“ nannte, kitzelt in der Nase, und man hat Angst, beim Auf-

stehen festzukleben. Manchmal ist am Radio das einzige glänzende Teil der An- und Ausknopf, weil nicht mal mehr umgeschaltet, sondern immer denselbe Sender gehört wird (früher Radioeins, jetzt Deutschlandradio Kultur).

Mein kleiner Röhrenfernseher könnte noch eine kulturkritische Geste sein (fürs ZDF-Nachtstudio hat er noch gereicht, aber das läuft ja nicht mehr), aber in der Küche kommt es raus, mein Wasserkocher ist nämlich schon mindestens 15 Jahre alt, und der Deckel ist ganz vergilbt. Außerdem trinken ja eigentlich nur noch alte Leute selbst gekochten Kaffee. Ich habe den Griff mit Blumendraht festgebunden, weil er einmal abgebrochen war. Alle paar Jahre muß ich den Boden abschrauben und ein verschmortes Kabel abisolieren und neu festschrauben (Rentnerkenntnisse). Warum sollte ich den Kocher austauschen, wenn er noch geht? Die neuen Geräte sind bestimmt viel anfälliger, weil überflüssige Elektronik eingebaut wurde. Und man kann sie meistens gar nicht mehr aufschrauben, weil die Hersteller nicht wollen, daß man sie selber repariert. Und zum Benutzen muß man erst die dicke Bedienungsanleitung durchlesen und vergleichen, ob in den vielen Sprachen wirklich dasselbe gesagt wird. Richtig begeistert bin ich über die Bedienungsanleitung von meinem neuen Fön, in 20 Sprachen steht dort lediglich, daß man ihn zum Haarefönen anschalten muß, und zwar auf Stufe 1, 2 oder 3, je nachdem. Das ist mal ein technisches Gerät nach meinem Geschmack! Der alte Fön, den ich vor 20 Jahren von einem Untermieter übernommen habe, bleibt mir als Backup. Ich war aber unsicher geworden, weil die Firma längst pleite gemacht hat, und ich nicht wußte, ob es legal ist, Geräte von nicht mehr existierenden Firmen weiterzubenutzen.

Jochen Schmidt

Stand März 2014

Zitate aus Kindle-Büchern kopieren in sieben einfachen Schritten

Ich lese Bücher in der Kindle-Software am Android-Handy und am Macbook. Ab und zu möchte ich jemandem ein Zitat zeigen oder es in einem eigenen Text weiterverwenden. Copy+Paste funktioniert aber aus DRM-Gründen in der Kindle-Software nicht. Anfangs mache ich also einen Screenshot der jeweiligen Stelle und werfe den in die Gratissoftware PDF OCR. Danach muss ich nur noch die OCR-Fehler korrigieren.

Nach ein oder zwei Jahren finde ich heraus, dass es in meinem Amazonkonto eine gut versteckte Seite kindle.amazon.com/your_highlights gibt. Dort liegen alle mit der „Highlight“-Funktion markierten Textstellen als HTML, sind also kopierbar. Das Verfahren ist immer noch umständlich: Textstelle markieren, Buch verlassen, in der Kindle-Übersicht „Sync“ auslösen, dann zu Amazon, einloggen, auf die Highlights-Seite, kopieren, einfügen, fertig. Aber es ist besser als die OCR-Lösung, und auch besser als Papierbücher, denn da muss man Zitate von Hand abtippen.

Inzwischen habe ich einige hundert Bücher in meinem Kindle-Konto. Die Highlights-Seite ist nicht sinnvoll untergliedert oder durchsuchbar, dort steht einfach alles hintereinander, die neuesten Bücher oben, und es ist eine von diesen „endloses Nachladen statt Navigation“-Seiten. Wenn ich die markierten Stellen aus einem vor längerer Zeit gelesenen Buch sehen will, muss ich sehr lange und geduldig nach unten scrollen. Die Highlights-Seite ist zur Zitatverwaltung unbrauchbar. Sie erleichtert das Kopieren, mehr nicht. Und sie wirkt so lieblos und ignoriert, dass ich jeden Tag mit ihrer Abschaffung rechne. Dann muss ich wieder zurück zum OCR-Verfahren.

In dem gestern bei minimore gekauften DRM-freien E-Book ist das alles übrigens kein Problem: Kopieren, einfügen, fertig. Man könnte es so schön haben.

Kathrin Passig

März 2014

Die Situation mit den Messengern ist unübersichtlich

Die Situation mit den Messengern ist unübersichtlich. Nach dem Whatsapp-Kauf durch Facebook sind einige meiner Kontakte zu Threema, Line oder Telegram gegangen. Viele sind trotzdem bei Whatsapp geblieben. Einige Personen erreiche ich am besten über den Facebook Messenger, andere über Twitter-DMs. Traditioneller orientierte Freunde schreiben mir immer noch SMS. Und eine Person kontaktierte mich neulich doch tatsächlich über die Nachrichtenfunktion bei Google+, die ich bis dato noch gar nicht bewusst wahrgenommen hatte.

Es ist also kompliziert und ich bin ein wenig genervt, dass die Kontaktmöglichkeiten sich immer mehr ausdifferenzieren. Die schöne neue Welt, in der alles mit allem vernetzt ist – beim 1:1-Kontakt sind sichtbare Grenzen gesetzt. Zumal viele Messenger auch immer noch an das Handy gebunden sind und sich nicht einmal über verschiedene Geräte hinweg synchronisieren lassen.

(Ich glaube übrigens, dass sich Whatsapp langfristig durchsetzen wird, weil mir sogar schon meine Mutter darüber unfallfreie Audiobotschaften schickt.)

Johannes Mirus

19.3.2014

Ich lade zum ersten Mal meine GeldKarte auf. Die Welt ist unbeeindruckt

Ich habe zum ersten Mal den gerade entdeckten GeldKarten-Chip auf meiner Maestro-Karte aufgeladen und berichte Freunden davon. Die Gegenwart und ich, wir sind jetzt *so*! Die Freunde sind unbeeindruckt: „Hab ich zuletzt vor fünf Jahren gemacht“, „GeldKarte, was willst du denn damit?“ Früher war Early Adopter sein irgendwie besser.

Kathrin Passig

2014-03-20

Kryptische Krakel. Oder auch nicht

Newark, Security-Checkpoint: Man gibt dem TSA-Beamten Ausweis und Bordkarte, er läßt den Kugelschreiber einige Sekunden über der Bordkarte kreisen und macht dann ein paar kryptische Krakel darauf. Der Nächste! Mit meiner elektronischen Bordkarte auf dem Telefon werde ich da nie und nimmer durchkommen, vermute ich. Es geht aber. Anstelle der kryptischen Krakel macht er einfach nichts.

André Spiegel, zuerst veröffentlicht im fortlaufenden Blog

20.3.2014

Briefkasten, Briefkasten, Briefkasten, Briefkasten

Seit einigen Jahren muß man seine Briefumschläge nicht mehr anlecken zum Zukleben, man muß nur einen Papierstreifen abziehen und kann die Klebefalz (seltsames Bastelwort) aufdrücken. Briefe schreibe ich fast nur an Veranstalter, denen ich meine Fahrtkostenbelege schicken muß, und einmal im Jahr an die KSK, um meine Einkommensschätzung fürs nächste Jahr abzugeben. Das Problem ist, daß ich unter einem seltsamen, sehr selektiven Gedächtnisverlust leide, ich vergesse z. B. oft beim Duschen, ob ich mich schon eingeseift hatte und muß dann an mir riechen, um es rauszufinden, was aber nicht funktioniert. Und, wenn ich aus dem Haus gehe, vergesse ich, sobald ich unten bin, daß ich Briefe einwerfen wollte. Ich versuche es manchmal damit, im Kopf ununterbrochen "Briefkasten" zu murmeln, das klappt auch einigermaßen. Aber ich kann mir nicht gleichzeitig den Müll merken, der auch weg muß. Oft trage ich deshalb die Briefe tagelang in der Jackentasche mit mir rum, als wären es Liebesbriefe, bis sie ganz zerknittert sind, und die Veranstalter bekommen dann einen schlechten Eindruck von mir und laden mich nie wieder ein (einzige rationale Erklärung).

Jochen Schmidt

20.3.2014

Emma Watson ist bekleidungslos

Seit circa drei Wochen liegt auf meinen Desktop ein aufgenommenes Interview als mp3-Datei. Ich bin natürlich viel zu faul, das Ding abzutippen, muss mich aber langsam an die Arbeit machen. Da ich auf der nach oben offenen Abgabepanikskala erst bei „Uiuiui“ angelangt bin, (das ist weit entfernt von „Oh nein, oh nein, wie erkläre ich das nur wieder“ und noch weiter

von „Liefert Uruguay säumige Autoren aus?“) habe ich Zeit für technische Experimente. Immerhin haben wir 2014! Die NSA schneidet alles mit und protokolliert es in Dateien. Da wird es ja wohl jemanden gegeben haben, der eine Software gebastelt hat, die aus gesprochenen Wörtern einen Text zaubert.

Nun ist das mit der Spracherkennungssoftware ja so eine Sache. Seit Jahren will man so was haben, seit Jahren weigert sich die Technologie, etwas in der Art zu erfinden. Immer, wenn man Programmierer fragt, bekommt man, je nach alkoholischem Befüllungszustand des Befragten, eine längliche Antwort, in der das Wort „Siri“ (Spracherkennung von Apple) vorkommt und die sich nach 20 weiteren Minuten so zusammenfassen lässt: „Hamwa nich, kommt auch nich wieder rein.“

Kann ja nicht sein, denkt man und googelt. Nach nur zwei Stunden finde ich ein Video, in dem ein netter Mensch erklärt, dass man keine nicht funktionierende Software für 300 Euro kaufen muss, sondern einfach die Google Speech API nutzen kann. Dafür muss man ein „Virtual Audio Cable“ (Software) installieren, ein paar Dinge im Rechner umstellen und schon wird der Sound, der sonst aus den Boxen kommt, von Zauberhand ins Internet und zur Google Speech API umgeleitet. Nach einer erstaunlich kurzen Zeit gelingt mir auch die fehlerfreie Installation. Ich werfe die Interview-Datei in einen Player, lasse die Google Speech API laufen und sehe, dass es Mist ist. Nach weiteren 10 Minuten Rumfummeln in den Audioeinstellungen entdecke ich, dass die Speech API noch auf „Englisch“ stand. Facepalm, umgestellt, Audio gestartet.

Zu meinem Entzücken hört Google tatsächlich, dass gesprochen wird. Nach zwei Minuten tritt aber die eigentlich zu erwartende Ernüchterung ein. Google erkennt Worte, aber keine sinnvollen Sätze. Warum die API in jedem zweiten Satz meint, dass Emma Watson bekleidungslos sei, erschließt sich mir auch nicht. Immerhin ging es bei dem Interview um ernsthafte Themen.

Das Experiment hat drei Stunden gedauert, mich dafür aber auf der Abgabepanikskala etwas nach oben befördert. (Nicht so weit natürlich, dass ich nicht noch diesen Text hätte schreiben können).

Don Dahlmann

20.3.2014

Google-Kalendernutzer vom Flughafen abholen: Keine einfache Sache

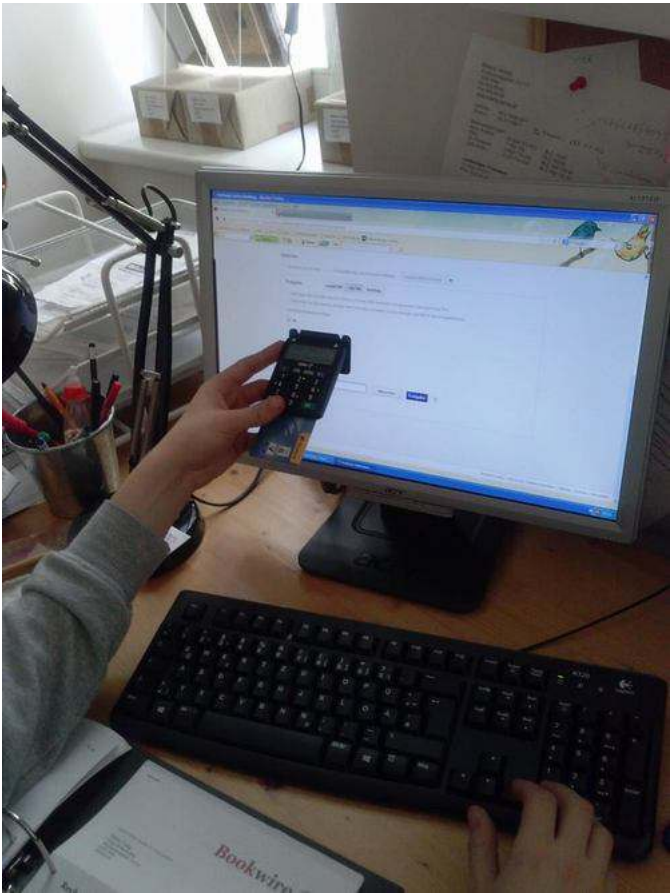
Aleks: wenn ich das richtig interpretiere, bin ich morgen 12:40 in schoenefeld.
Aleks: deiner zeit!
Aleks: bis dahin musst du mir sagen, wohin ich kommen soll
Kathrin Passig: ich weiß das natürlich und hole dich ab.
Kathrin Passig: oder warte, nein, ich wusste es nicht. ich hätte dich wie immer um 13:40 abgeholt.

Es ist nämlich so, dass der Googlekalender Einträge immer in der Ortszeit des Eintragenden anzeigt. Ich sehe daher in meinem Kalender, wann Aleks nach britischer Zeit in Schönefeld landet. Das hat mehr als einmal dazu geführt, dass ich 55 Minuten zu spät zum Abholen am Flughafen erschienen bin, ohne auch nur einen entschuldigenden Gesichtsausdruck. In meiner Welt war ich schließlich fünf Minuten zu früh dran. Ein Glück, dass der arme Mann nicht mehr in Kanada wohnt, da würde er immer sechs Stunden zu spät abgeholt.

Kathrin Passig

20.3.2014

Brave New Bankenworld am Rande des Infarkts



Brave New Bankenworld. So muss der Kollege dasitzen, wenn er Geld vom Dt. Postkonto überweisen muss. Den f** Card-Tan-Generator (sic! und: kostenpflichtig, logo!) an den Balken auf dem Bildschirm halten (die Größe muss übereinstimmen, das muss man mit nervösen Mäusefingerchen einstellen) und hoffen, dass der Tancode daraufhin auch gelesen wird. In 4 Fällen von 10 funktioniert es nicht, worauf der blutjunge Kollege zu fluchen beginnt. Diese Arbeit wurde an ihn delegiert, weil er das jüngste Herz hat, ich selbst war vor Zorn oft am Rande des Infarkts.

Wenn das meine Oma noch erlebt hätte! Was hätte sie gemacht? Wie machen das die ganzen alten Leute? Keine Ahnung. Alles Geld abheben und doch wieder im Strumpf aufbewahren is ja auch nicht erlaubt. Ein Wunder, dass man nicht auch noch einen Kopfstand dabei machen muss und eine Bankensonate pfeifen, dann käme der Kunde noch umständlicher zu seinem Geld.

Ich habe fertig.

Milena Verlag, www.milena-verlag.at

20.03.2014

Installation des Chromecast-Dingsi in TK-Pizza-Zeiteinheit

Seit gut einer Stunde ist ein Chromecast-Dingsi an meinem Fernseher angeschlossen. Bin einigermaßen beeindruckt von der problemlosen Installation und freue mich über die Möglichkeit, ohne Kabel Inhalte vom Computer (und sogar vom Telefon!) auf dem großen Bildschirm werfen zu können. Selten eine so einfache und doch durchschlagende Technologie erlebt. Ich habe den Eindruck, einer Home-Entertainment-Revolution beizuwohnen.

Das meiste im vorherigen Absatz war gelogen. Ich habe zwar ein Chromecast-Dödeldu an meinem Fernseher hängen, aber schon die Installation dauerte länger als die Fertigpizza, die ich währenddessen im Ofen auftauen

ließ. Die Suche und Installation passender Apps war ebenfalls ein bedeutender Zeitfaktor; zumal die schöne neue Welt noch gar nicht richtig erschlossen ist, erst recht nicht die iOS-Welt.

Rund dreißig Minuten und eine TK-Pizza später stehe ich jetzt vor der größten Herausforderung. Ich weiß nämlich gar nicht, wozu ich das Teil überhaupt praktisch verwenden soll. Deshalb sehe ich mir jetzt Schmink-Tutorials auf YouTube an.

Johannes Mirus

21.3.2014

Geldabheben außerhalb der EU: vergiss es

In Sarajevo möchte ich Geld am Bankomaten abheben. Wie schon unzählige Male zuvor an anderen Orten stehe ich völlig ratlos vor dem Bildschirm, als ich mich zwischen „Checking Account“, „Savings Account“ und „Credit Account“ entscheiden soll. Ich kann mir ums Verrecken nicht merken, was was ist. (Warum lernt man so etwas nicht in der Schule?) Ich drücke nach dem Zufallsprinzip auf eine der Optionen und scheine Glück zu haben, denn ich komme bis zu der Frage, ob ich für den Vorgang einen Beleg haben möchte. Doch bevor das Geld aus dem entsprechenden Schlitz flutscht, wird die Transaktion mit dem lapidaren Hinweis „Transaction cancelled“ gecancelled.

Ich probiere es am nächsten Bankomaten, doch auch hier: Abbruch. Bei den folgenden zwei Bankautomaten fehlt die Account-Auswahl-Frage immerhin, doch Scheine zu ziehen gelingt mir ebensowenig. Bei Versuch Nummer fünf wird meine Geldkarte wegen Überschreitung der erlaubten Zahl von Fehlversuchen eingezogen. Gottlob handelt es sich nicht um einen einsamen, in irgendein Mauerwerk eingebauten Automaten, sondern um einen zu einer Bankfiliale gehörenden, die gottlob geöffnet ist. Diese betrete ich und schildere einer Angestellten mein Missgeschick. Nachdem ich mich mit

meinem Personalausweis identifiziert und ein Papier unterschrieben habe, öffnet die Bankmitarbeiterin den Automaten von innen, zerrt den Karteneinbehaltungsschacht heraus und gibt mir meine Karte zurück.

Ich rufe meine Bank in Deutschland an. Des Rätsels Lösung: Auf meiner (relativ neuen) Geldkarte befindet sich nicht mehr das altvertraute Maestro-Logo, das mich jeher zum Abheben im Ausland legitimierte, sondern ein neuartiges „V PAY"-Zeichen. Dieses garantiert mir zwar „Sicherheit nach internationalem Standard", macht das Abheben in Nicht-EU-Ländern allerdings unmöglich. Meine Reisebegleitung besitzt – zum eigenen Verblüffen – ebenfalls nur eine V-Pay-Karte, hat aber wenigstens noch ein paar Euros zum Wechseln dabei. Später erfahre ich, dass ich zumindest meine Mastercard zum Abheben hätte nutzen können – die hätte mir aber auch nix gebracht, denn die PIN dafür habe ich schon vor Äonen vergessen (braucht man ja nie; für Onlinekäufe reichen die Daten, die auf der Kreditkarte draufstehen).

„Als ich jung war, konnte man mit *einer einzigen* EC-Karte in Deutschland und überall auf der Welt Bargeld bekommen!" Ein Satz, den unsere Kindeskinder späterhin oft hören werden.

Torsten Gaitzsch

21.3.2014

Ich hole meine Fotos ab, kann sie aber immer noch nicht betrachten

Wenige Wochen, nachdem ich meine zwei alten Einwegkameras im Neuköllner Fotoladen abgeliefert habe, sage ich zu Aleks: „Auf dem Rückweg muss ich noch meine Fotos abholen."
„Fotos? Abholen?"
„Jaja, es ist sicher das letzte Mal in meinem Leben."

Wir betreten den Laden, ich bekomme einen großen Umschlag und sage: „Mir ist inzwischen eingefallen, ich habe ja gar kein CD-Laufwerk . . . “ Das Macbook Air hat nämlich schon seit 2008 keines mehr, und ich damit seit Sommer 2013 auch nicht. „Das Problem musst du selber lösen“, sagt der Fotoladenbesitzer.

Ich habe jetzt also ein anderes Medium mit den Bildern, die ich immer noch nicht sehen kann. Aber ich fühle mich schon mal einen Schritt weiter.

Kathrin Passig

21.3.2014

Mein Mobilboxdilemma. Ich wollte keine, hab aber eine und weiß nicht, was ich tun soll

Seit ich wieder einen Vertrag bei T-Mobile habe, habe ich auch wieder eine Mobilbox. Niemand hat mich gefragt, ob ich eine will, und ich bin immer noch unschlüssig, ob ich sie nicht deaktivieren lassen soll.

Auf der einen Seite möchte ich eigentlich gar nicht, dass mir Leute auf die Mobilbox reden, denn dann muss ich mir das anhören und im Zweifelsfall sogar zurückrufen. Auf der anderen Seite kann ich mich so schon mal mental darauf vorbereiten, worum es überhaupt geht und ich kann relativ beruhigt nicht drangehen, wenn wieder jemand mit einer Nummer anruft, die ich nicht kenne, denn wenn es ernsthaft wichtig ist, kann man ja auf die Mobilbox sprechen.

Bisher habe ich keine befriedigende Lösung für mein Mobilboxproblem. Am liebsten wäre mir ja, es würden einfach alle Emails schreiben.

Das, was mich tatsächlich noch hauptsächlich vom Abschalten der Mobilbox abhält ist, dass es in meinem Bekanntenkreis drei Personen gibt, die in der Lage sind, sehr lustige Nachricht auf der Mobilbox zu hinterlassen. Die höre ich mir dann an und kichere vor mich hin. Wenn mir öfter Leute

amüsantes Zeug auf die Mobilbox quatschen würden, vielleicht, nur ganz vielleicht, würde ich mir weniger oft den Kopf über ihre Sinnhaftigkeit zerbrechen.

Anne Schüßler

22.3.2014

Bonuspunkte bei der Bahn: Leicht zu sammeln, aber nur schwer wieder loszuwerden

Ich habe ungefähr 7000 Bahn-Bonuspunkte und noch nie welche eingelöst. Ok, einmal, als Callabike noch ein nützliches Angebot war (davon ein andermal mehr), habe ich ein paar Punkte in ein Callabike-Guthaben umgewandelt, aber seitdem habe ich das Nachdenken über das Thema vermieden.

Heute will ich mit Aleks zusammen durch halb Deutschland fahren. „Ich habe Milliarden Bahn-Bonuspunkte und kann dir die Fahrt ausgeben“, sage ich, „wir müssen nur etwas früher am Bahnhof sein.“ Denn ich habe schon mal vergeblich versucht, jemandem so eine Bonusmeilen-Freifahrt auszugeben, und weiß noch, dass es nicht einfach ist. Aber am Schalter wird es schon gehen.

Die Kundenzentrums-Mitarbeiterin am Bahnhof Berlin-Südkreuz guckt mich mit dem Spezialgesichtsausdruck „Ich bin entsetzt über Ihre Unkenntnis, dabei aber vollkommen ungerührt“ an, den sie in den Mitarbeiterschulungen sicher lange üben müssen, und sagt: „Nee, am Schalter geht dit GAR nicht.“

„Wie denn dann?“

„Na per Post!“

„Das ist ja total bescheuert“, sage ich. Ich weiß, dass sich das nicht gehört, und es geschah im Affekt, aber eigentlich finde ich es mit ein paar Tagen Abstand immer noch total bescheuert.

Weil wir außerdem am falschen Bahnhof und viel zu früh dran sind, habe ich noch viel Zeit, auf den Webseiten der Bahn danach zu fahnden, ob es nicht doch irgendwie geht. Dort gibt es ein entweder noch bis zum 31.3. oder schon ab 1.4. buchbares Angebot zwar nicht als einfache Fahrt, aber: „Sie erhalten die Mitfahrer-Freifahrt in Verbindung mit der Buchung einer Fahrkarte Hin- und Rückfahrt 2. Klasse als Online-Ticket zum sofortigen Selbstausdruck an Ihrem PC.“ Das mit dem sofortigen Selbstausdruck an meinem PC wäre schon zu Hause nicht einfach gewesen, wo es auch keinen Drucker gibt.

Ich frage am Info-Schalter (inzwischen Berlin-Hauptbahnhof), ob Onlinetickets wirklich immer ausgedruckt werden müssen. Ergebnis des langen und von beidseitigen Verständnisproblemen geprägten Gesprächs: Eigentlich muss das Onlineticket immer, unbedingt, in absolut jedem Fall ausgedruckt werden, sonst verstößt man gegen die AGB der Bahn. Aber wenn man behauptet, der eigene Drucker sei kaputt gewesen, bekommt man das Ticket *vielleicht* im Servicezentrum ausgedruckt.

Vorher muss man es aber im Vertrauen auf die verständnisvollen Servicezentrumsmitarbeiter erst mal kaufen. Ich möchte nicht so gern im Servicezentrum wieder dem „Ich bin entsetzt über ihre Unkenntnis“-Gesichtsausdruck begegnen, dann aber um 1000 wertvolle Bonuspunkte ärmer sein. Oder 1500. Oder 2000. Oder 2500. So leicht ist das gar nicht rauszufinden am Handy, es gibt viele subtil unterschiedliche Freifahrtangebote, und es wird nicht leichter dadurch, dass man wissen muss, wie viele Punkte das Gesuchte kosten wird, um es zu finden.

Schließlich verstricke ich mich am Handy in einen „Sie wurden aus Sicherheitsgründen ausgeloggt“-Einloggen-„Danke, dass Sie sich ausgeloggt haben“-Kreislauf und gebe auf. Weil ich altersmilde und einsichtig bin, schreie ich dabei nur ganz wenig herum. Aleks kauft sich ein Ticket für 100 Euro am Automaten.

Ich glaube, wenn man lange genug abwartet, verfallen die Bonuspunkte ganz von allein, und man muss überhaupt nichts machen.

Kathrin Passig

22.03.2014

Literaturverwaltung: Große Pläne, großes Scheitern

Interessant oder wahlweise auch ziemlich bescheuert ist es, dass ich mir bei jeder wissenschaftlichen Arbeit einen neuen Stil aneigne, mit Literatur umzugehen. Ich habe schon so ziemlich alles durch. Bei der ersten Arbeit legte ich noch ganz naiv einfach los, indem ich Bücher las, interessante Stellen markierte und mittels Post-its und Seitenmarkern Lesezeichen setzte. Es wurde lustig, als ich versuchte, diese Grundlage in ein Fußnotensystem mit Literaturanhang zu überführen.

Ich wechselte in der Folge auf ein Karteikartensystem. Es war aufwendig, hatte aber immerhin eine systematische Ordnung. Bei einer späteren Arbeit probierte ich, diese Karteikarten in einem Excel-Dokument abzubilden. Das war ein Fortschritt, denn nun konnte ich die Suchfunktion nutzen. Ich wollte mehr, deshalb versuchte ich es bei der nächsten Arbeit mit einem Wiki. Unheimlich aufwendig, aber dank zahlreicher Querverlinkungen sehr querverlinkt. Keines dieser Systeme machte die Fußnotenverwaltung einfacher, aber immerhin die Arbeit mit den Quellen.

Voraussetzung für digitale Systeme ist, die Werke zu digitalisieren oder gleich digital zu haben. Eine Binsenweisheit, die im Praktischen jedoch das mühsame Herausschreiben oder -kopieren von Textstellen bedeutet. Diese Arbeit wird erst dann lohnenswert, wenn man bei einer Vielzahl an Quellen irgendwann die Übersicht zu verlieren droht. Und wenn man ein gutes Ablagesystem konzipiert hat.

Für meine aktuelle Master-Arbeit wollte ich an meinen bisherigen Erfahrungen anknüpfen. Ich wollte nicht nur eine mächtige Literaturverwaltung, sondern am besten gleich noch ein System, das mir bei der mühsamen Erstellung von deutschen Fußnoten hilft. Die Recherche war umfangreich, ich probierte schließlich ein halbes Dutzend Programme im Praxisbetrieb. Ich wollte einfach nichts dem Zufall überlassen. Zwar ist das Thema recht digital und noch dazu so neu, dass keine Handvoll an Büchern dazu existiert, aber dafür eine Unmenge an kleinen PDFs und Webseiten. Genau deshalb brauche ich ein System, das mir alle gedruckten und digitalen Bücher, alle Textstellen aus dem Internet und die zahlreichen PDF-Dokumente irgendwo zentral zur Verfügung stellt.

Es war ein großes Scheitern. Nach viel zu viel Zeit, die ich nicht auf die Literatur, sondern die Erforschung der Verwaltung von Literatur verschwendete, gab ich vorläufig auf. Keine Frage, es liegt sicherlich an mir und meiner Arbeitsweise, aber kein Programm kann abbilden, wie ich mir seit Jahrzehnten Bücherwissen aneigne. So bin ich tatsächlich in meinem *digital life cycle* wieder bei Papier angekommen. (Die Bücher sind ja schon so per Werksvoreinstellung, den Rest drucke ich aus.) Denn da kann ich alles markieren und mir Notizen dran machen, wie ich das gerade brauche. Schnell und unkompliziert und wie vor zwei Wochen auch mal auf der Dachterrasse.

Allerdings stehe ich jetzt, nach nahezu abgeschlossenen Literaturstudium, vor einem riesigen Problem: Wo stand noch einmal was? Wer hat wozu noch einmal das passende Zitat geliefert? Ich fürchte, das Thema Literatur- und Quellenverwaltung ist noch nicht abgeschlossen.

Johannes Mirus; Crossposting von 1ppm.de/2014/03/literaturverwaltung/

22.3.2014

Bluetooth versucht kurz, in mein Leben zurückzukehren, aber der Akku ist leer

„Jan“, sage ich, „was ist denn das da? Es war auf deinem Fensterbrett und ich glaube, es kann Bluetooth.“ Es ist ein kleiner Lautsprecher, der ganz gut aussieht.
“Was ist damit?”
“Naja, hier ist ein Bluetoothsymbol. Aber woher nimmt es seinen Strom?”
“Aus einem Akku. Man muss es einschalten, so. Ähm. Okay, der Akku ist leer.”

Kathrin Passig

22.3.2014

Offline arbeiten mit Google Docs

Ich sitze mit Aleks im Zug. Trotz T-Mobile gibt es kein Internet, und auch das Zug-WLAN funktioniert nicht.

- Eigentlich ein Glück, dass mich die ganzen Verlagsleute immer noch dazu zwingen, mit Word zu arbeiten. Auf die Art kann man ja immerhin im Zug was tun.
- Aber hat nicht Googledocs auch mal offline funktioniert? Das haben sie doch vor zwei Jahren oder so eingeführt.
- Hat für mich nie funktioniert.
- Für mich auch nicht.

Aleks öffnet einen lokalen Ordner namens „Google Drive“.

1. Ich habe das jetzt mal gegoogelt. Mit Google nach Google Keep suchen, auch wieder so ein Fall von *driving your google to the google*. Es scheint sich um so was wie Evernote zu handeln.

- Was ist eigentlich *Google Keep* schon wieder, weißt du das[1]? Das ständige Umbenennen von den Google-Einzelteilen macht mich ganz wirr im Kopf.
- Keine Ahnung, nie gehört.

Im Google-Drive-Ordner sind lauter Dateien, die die Titel von Aleks' Texten tragen. Er klickt eine davon an. Die Datei öffnet sich im Browser. Beziehungsweise eben nicht, der Browser meldet nur, dass er kein Internet hat. Aleks öffnet die Datei im Terminal mit irgendeinem vermutlich 30 Jahre alten Editor. Außer einem Link zur Onlineversion enthält sie nichts.

- Früher war das mal ein Offline-Backup.
- Hab ich auch so in Erinnerung.
- Aber wozu soll es jetzt gut sein? [2]
- Keine Ahnung.
- Blöd, dass wir nebeneinander sitzen. Wenn wir dieses Gespräch schriftlich geführt hätten, könnte ich es jetzt ins Techniktagebuch kopieren.
- Wir können gern skypen.
- Aber wir haben ja kein Internet.

(Aus dem Gedächtnis aufgeschrieben und südlich von Hanau veröffentlicht, wo es dann doch ab und zu Internet gibt.)

Kathrin Passig

22.3.2014

SIM-Karten, Zugfahrten und die Gesamtkompliziertheit meines Lebens

Nach dem Aussteigen in Basel will ich als Erstes an einem Fahrscheinautomaten ein neues Guthaben für meine Schweizer Prepaid-SIM von Orange kaufen. Dass das geht, habe ich vorausschauend im Zug herausgefunden. Der

2. Es geht wohl doch irgendwie auch offline, man muss es nur erst einrichten. Aber die Beschreibung klingt umständlich, und da das Offline-Bearbeiten früher nicht funktioniert hat, bin ich diesmal nur mäßig motiviert.

Fahrscheinautomat verlangt meine Orange-Handynummer. Ich lege also die Schweizer SIM ein, was beim Nexus 4 immer ein mittelgroßes Gebastel mit einem speziellen Nadel-Metallteil bedeutet, das ich auf keinen Fall verlieren darf.

Dieses Gebastel geschieht auf einem Geländer über einer Rolltreppe, und ich denke darüber nach, was passiert, wenn durch eine falsche Bewegung alle Komponenten auf die Rolltreppe fallen, die SIM-Sammlung, das Nadeldings und die kleine SIM-Schublade des Handys. Wie dann alles in den Rillen und Ritzen der fahrenden Rolltreppe verschwinden wird, und ob das nicht auch als Metapher zur Anfälligkeit und den *moving targets* meiner Techniksituation passt.

Unter *about phone – my phone number* steht nur „unknown".

Bei dieser Gelegenheit fällt mir auf, dass ich meine Fahrt bei Touch&Travel noch nicht beendet habe. Jetzt geht es auch nicht mehr, weil Touch&Travel nur zusammen mit meiner deutschen SIM funktioniert. Handy aus der Gummihülle nehmen, Papierchen mit der SIM-Sammlung herausholen, Metallnadeldings, Kartenwechsel über der Rolltreppe. Mit der deutschen SIM geht es aber auch nicht, weil ich jetzt in der Schweiz bin und bei Congstar erst mal kein Datenroaming inbegriffen ist. Ich versuche, mich über die Kundenhotline abzumelden, aber es ist eine 0800-Nummer, und die kann man vermutlich aus dem Ausland nicht anrufen, jedenfalls geht es nicht.

Ich kaufe an einem Kiosk ein Orange-Guthaben, dort braucht man die Telefonnummer nicht. Dann gehe ich ins Hotel, wo man mir Zugangsdaten fürs WLAN aushändigt. Über das Hotel-WLAN kann ich mich dann tatsächlich aus dem Zug ausloggen. Zwar nicht in Basel SBB, wie man mir in einer Pressemitteilung aus dem letzten Herbst versprochen hat, aber doch immerhin jenseits der Grenze in Basel Bad.

Gummihülle, SIM-Papierchen, Metallnadeldings, Schweizer SIM, Guthaben aufladen. Um mir von diesem Guthaben einen Monat Internet zu kaufen (ich bin nur drei Tage hier, aber wie meistens wirkt der Monatstarif billiger), müsste ich wohl einen Account bei Orange haben, andere Optionen kann

ich jedenfalls nicht finden. Um so einen Account anzulegen, braucht man die eigene Handynummer. Ich google eine Weile, wie man bei Orange seine Handynummer herausfindet.

Später am Abend bitte ich meine Schweizer Verabredung, sie anrufen zu dürfen, und fotografiere dann meine eigene Handynummer vom Display ihres Handys ab. Wir reden über die These aus Systemantics, dass die *Anergie*-Menge im Universum eine Konstante ist. Ich habe jetzt oft, und manchmal sogar im Ausland, mobiles Internet, und ich muss mich nicht mehr um die Aufbewahrung von Zugtickets für Fahrtkostenabrechnungen kümmern. Aber die Gesamtkompliziertheit meines Lebens ist unverändert.

Kathrin Passig

22.3.2014

Fortschritt heißt auch bei Google manchmal, dass nicht mehr alles möglich ist

Wir hatten eine größere Aktion in diesem Augmented-Reality-Spiel Ingress hinter uns und ich sollte für die Community den Situation Report schreiben.

Google Docs bewies sich wieder einmal als großartiges Tool für kollaboratives Arbeiten, lediglich die Bilder waren ein Problem. Alles sollte als Google-Plus-Posting in der weltweiten Community veröffentlicht werden, die Bilder müssten also in einem der aus den Picasa Web-Alben hervorgegangenen Google-Plus-Alben abgelegt werden.

Als die Picasa Web-Alben noch sie selbst waren, konnte man ein Album für solche Zwecke teilen: Als Ersteller lädt man ein Bild hoch und die anderen Beteiligten können ihre Bilder auch in das Album stecken.

Seit der Vereinigung mit Google Plus geht das nicht mehr.

Die anderen Spieler schicken mir die Bilder jetzt in ZIP-Files per Mail.

Wie so im ausgehenden 20. Jahrhundert.

Volker König

22.03.2014

Ich esse Schnitzel und Apfelstrudel und verschicke danach Emails mit hilfreichen Links

Beim Essen beim Österreicher in Wien unterhalten wir uns kurz übers Techniktagebuch, bzw. darüber, dass ich über die Mobilboxnachricht geschrieben habe. S. kennt das Techniktagebuch, hansbahnhof (der verantwortlich für die letzte kicherninduzierende Nachricht war) aber nicht.

Auf dem Rückweg unterhalten wir uns über Foren und die teilweise etwas zu bemängelnde Kommunikationsstruktur in selbigen, und ich verweise sowohl auf Television Without Pity mit seinem exzellent regulierten Forum und auf StackOverflow.

Was im Endeffekt bedeutet, dass ich um halb elf Uhr abends im Bett sitze und eine Follow-Up-Email mit weiterführenden Links verfasse. Ich bin mir relativ sicher, dass man früher, also so vor zehn Jahren noch nicht auf die Idee gekommen wäre, nach einem Treffen eine Mail mit weiterführenden Links zu schreiben, aber heute kommt mir das wie eine vollkommen vernünftige Handlungsweise vor. Was hätte man früher wohl gemacht? Einen Brief geschrieben? Angerufen?

Auf der anderen Seite: Früher hat man sich auch nicht über die Kommunikation in Onlineforen oder das Techniktagebuch unterhalten, also hätte man da auch keine weiterführenden Links gebraucht und dementsprechend nach Wiener Schnitzel, Apfelstrudel und ausreichend viel Weinkonsum keine Follow-Up-Email benötigt. So erklärt es sich vielleicht auch.

Anne Schüßler

23.3.2014

Selbstscankassen in der Schweiz: Wie immer ist alles besser

Der einzige geöffnete Supermarkt von Zürich (Migros unter dem Bahnhof) ist sehr voll. Es gibt viele Selbstscankassen, die auch alle genutzt werden, schlangenlos, Wartezeitersparnis mindestens eine Viertelstunde. Bei der Kassenbetätigung sehe ich nur zu. Auffälliger Unterschied zu den Selbstscankassen, die Katja Berlin, Volker König und ich hier schon beschrieben haben: Es gibt keine Plausibilitätskontrolle durch eine überraschende Waage in der Warenablage, und damit entfallen fast alle Möglichkeiten, etwas falsch zu machen.

Vielleicht sind die Schweizer ehrlicher, wobei die deutschen und irischen Selbstscankassen ja von vornherein mit Waage eingeführt wurden; die Anbieter können also kaum erst schlechte Erfahrungen gesammelt haben. Vielleicht verfügen die Schweizer Supermarktbetreiber über einen festeren Glauben an die Redlichkeit der Bürger. Oder es gibt dort vernünftigere Ingenieure, die die Kundenverwirrung und den Erklärpersonalbedarf durch das Waagensystem vorhergesehen haben.

Kathrin Passig

März 2012 bis März 2014

Ich habe mich sehr bemüht, alles richtig zu machen im Umgang mit Touch&Travel, aber:

8.3.2012

> ... wir möchten Sie auf Ihre Fahrt vom 07.03.2012 aufmerksam machen: Auswertungen unseres Systems haben ergeben, dass Sie offensichtlich von Hamburg Hbf nach Neumünster mit einem unerlaubten Verkehrsmittel (RE) gefahren sind.

20.4.2012

> Ihre übermittelten Fahrtdaten haben ergeben, dass Sie sich vom Flughafen Berlin Schönefeld zur Haltestelle Rathaus Neukölln außerhalb des Touch&Travel-Geltungsbereiches bewegt haben.

(Als ich nachfrage, ob es nicht besser wäre, Bahnhöfe außerhalb des Geltungsbereichs in der App gar nicht als Anmeldeoptionen anzubieten, schreibt man mir sinngemäß, dass es einfacher ist, abzuwarten, bis der Geltungsbereich erweitert wird und die Realität sich der App anpasst.)

30.10.2012

> ... gemäß Ihrer übermittelten Fahrtdaten haben Sie sich bei Ihrer Fahrt verspätet abgemeldet.

4.11.2012

> Ihre übermittelten Fahrtdaten haben ergeben, dass Sie sich über die von Ihnen angegebene Strecke hinaus bewegt haben. Sie haben sich am 04.11.2012 um 16:10 Uhr in Bad Homburg angemeldet und am Hbf Hanau um 19:16 Uhr abgemeldet. Die uns übermittelten Daten führen bis Hanau AAF.

24.12.2012

> Ihre übermittelten Fahrtdaten haben ergeben, dass Sie sich von Berlin, Rathaus Neukölln nach Plattling außerhalb des Touch&Travel-Geltungsbereiches bewegt bzw. ein nicht erlaubtes Verkehrsmittel (agilis) genutzt haben.

13.2.2013

Ihre übermittelten Fahrtdaten deuten darauf hin, dass Ihre Angaben zum Fahrtverlauf in Ihrer Fahrt (ID 02121) vom 12.02.2013 nicht korrekt sind sowie das Sie bei dieser von Sonnenallee/Pannierstr., Berlin nach Pflügerstr., Berlin eine Rundfahrt getätigt haben, d. h. eine Fahrt in Richtung der Starthaltestelle ohne sich zwischenzeitlich abzumelden.

9.6.2013

Sie haben sich bei Ihrer Fahrt am 09.06.13 (Fahrt-ID: 06091) mit Touch&Travel an derselben Haltestelle an- und wieder abgemeldet. Die von Ihnen übermittelten Daten haben ergeben, dass Sie eine Rundfahrt oder Hin- und Rückfahrt ohne zwischenzeitliche Abmeldung gemacht haben. (...) Wir weisen darauf hin, dass wir Sie im Wiederholungsfall von der Touch&Travel-Nutzung ausschließen müssen.

27.9.2013

... die von Ihnen übermittelten Daten haben ergeben, dass Sie bei Ihrer Fahrt am 26.09.2013 (Fahrt-ID: 09261) außerhalb des aktuellen Geltungsbereiches von Touch&Travel gefahren sind.

23.11.2013

... die von Ihnen übermittelten Daten haben ergeben, dass Sie bei Ihrer Fahrt am 22.11.2013 (Fahrt-ID: 11221) ab Hamm bis Münster außerhalb des aktuellen Geltungsbereiches von Touch&Travel gefahren sind.

23.2.2014

... die von Ihnen übermittelten Daten haben ergeben, dass Sie bei Ihrer Fahrt am 22.02.2014 (Fahrt-ID: 02221) außerhalb des aktuellen Geltungsbereiches von Touch&Travel gefahren sind.
(Fahrten innerhalb Dresdens)

16.3.2014

> Sie haben bei Ihrer Fahrt am 16.03.14 (Fahrt-ID: 03161) die Ortungserlaubnis auf Ihrem Smartphone entzogen. Die Ortung über Ihr Smartphone ist jedoch eine wesentliche Voraussetzung, um Touch&Travel nutzen zu können.

22.3.2014

> ... während Ihrer Fahrt mit Touch&Travel am 22.03.14 (Fahrt-ID: 03221) war Ihr Mobiltelefon (zeitweise) nicht sende- und/oder empfangsbereit. Dies ist der Fall, wenn das Gerät während der Fahrt ausgeschaltet wurde, der Akku leer war oder der Flugzeugmodus aktiviert wurde.
> Wir möchten Sie darauf aufmerksam machen, dass ein sende- und empfangsbereites Mobiltelefon Voraussetzung für die Nutzung von Touch&Travel ist.
> Bitte berücksichtigen Sie dies für Ihre zukünftigen Fahrten.

24.3.2014

> Sie haben bei Ihrer Fahrt am 24.03.14 (Fahrt-ID: 03241) die Ortungserlaubnis auf Ihrem Smartphone entzogen. Die Ortung über Ihr Smartphone ist jedoch eine wesentliche Voraussetzung, um Touch&Travel nutzen zu können.

Ich habe mich in dieser Zeit sehr für Touch&Travel interessiert. Wie der Dienst funktionieren soll, wenn er von mehr und gleichgültigeren Fahrgästen als mir genutzt wird, ist mir noch nicht klar. Der Bahn vermutlich auch nicht.

Kathrin Passig

24.3.2014

Touch&Travel spart Zeit, schont Nerven und ist ganz einfach

Ich fahre von Zürich zurück nach Deutschland. Von Zürich nach Basel Badischer Bahnhof löse ich ein Papierticket. Auf dem Weg zwischen den beiden Baseln nehme ich die Schweizer SIM aus dem Handy und lege die deutsche wieder ein. Auf dem Hinweg hatte ich noch bis in die Schweiz hinein deutschen Mobilfunkempfang, also werde ich mich wohl bald bei Touch&Travel einloggen können.

Ich bin nicht zum Vergnügen Touch&Travel-Kunde, sondern weil ich dann eine unverlierbare digitale Rechnung bekomme, die ich per Mail zur Erstattung an den Veranstalter schicken kann. Ein Papierticket müsste ich per Post schicken, und bis ich Adresse, Umschlag, Briefmarke und Motivation beisammen habe, weiß ich nicht mehr, wo das Ticket geblieben ist. Es taucht dann später wieder auf, ungefähr zwei Jahre nach Abgabe der Steuererklärung, zu der es gepasst hätte. Laienhaft könnte man annehmen, es genüge, Veranstaltern das Papierticket der Hinfahrt vorzulegen, denn die Rückfahrt kostet ja oft genau dasselbe, aber so ist es nicht.

Etwa zehn Kilometer hinter Basel taucht auch schon das deutsche Mobilfunknetz auf. Ich versuche mich bei Touch&Travel einzuloggen. Die darauffolgende Viertelstunde aus mangelndem Empfang, ganz neuen Fehlermeldungen und wiederholten Login-Aufforderungen kürze ich hier ab, am Ende muss ich jedenfalls die Kundenbetreuung anrufen.

- Ja, Ihr Konto ist gesperrt. Haben Sie den Mobilfunkprovider gewechselt?
- Ständig. Leider. Mir wäre es anders auch lieber.
- Ja, das geht aber nicht. Ihr Handy könnte ja geklaut sein.
- Ich darf die SIM nicht mal wechseln, wenn ich gar nicht mit Touch&Travel

unterwegs bin?
- Nein. Sie dürfen einfach nie die SIM wechseln. Das ist zu Ihrer eigenen Sicherheit.

(Ich glaube, diese Auskunft ist falsch. Vermutlich hat die Sperrung eher mit den Komplikationen der Hinreise zu tun.)

(Update Juli 2014: Die Auskunft war doch richtig. Man darf einfach nie seine SIM wechseln als Touch&Travel-Kunde.)

Dann fährt der Zug in einen Tunnel ein und die Verbindung ist weg. Aber ich habe jetzt eine SMS, dass mein Account wieder freigeschaltet ist. Nach dem Tunnel dauert es nur noch zehn Minuten, bis das Internet zurückkehrt und ich mich neu einloggen kann (mit einer neuen PIN, die ebenfalls per SMS kommt). Ein paar Neustarts der Touch&Travel-App später (Startbildschirm: "Spart Zeit. Schont Nerven. Ist ganz einfach.") bin ich kurz vor Freiburg schließlich angemeldet. Jetzt darf die Kontrolleurin kommen.

Kathrin Passig

März 2014

Überweisungen mit TAN-Generator sind nur mit angehaltenem Atem möglich

Onlinebanking ist das Wunderbarste, das je erfunden wurde. Meine ersten Überweisungsträger habe ich noch mit Schreibmaschine ausgefüllt, ich war Ferienjobberin in einem Fachmarkt für Teppichböden und Heimtextilien, und habe mich selten dämlich dabei angestellt.

Die Sekretärin hatte eine Engelsgeduld mit mir. „Gymnasiastin“ hörte ich sie zwar ab und zu bedeutungsschwer murmeln, aber das haben die anderen Ferienjobchefs auch immer gemurmelt. Der Gärtner, die Köchin, der Bademeister, der Friedhofsgärtner und die andere Köchin. Nur der Siebdrucker nicht, deswegen bin ich später auch Siebdruckerin geworden.

Onlinebanking gab es eine zeitlang sogar an einem eigens dafür ausgedachten Terminal, das letzte seiner Art erinnere ich in einer Filiale der Berliner Sparkasse in den späten Neunzigern. Zuhauseonlinebanking mit TAN-Listen, später mit nummerierten TAN-Listen – es war der Himmel auf Erden für mich und für meine Handelspartner*innen.

Und dann kam der TAN-Generator. Ich habe so einen. Seit Jahren. Für alle meine Konten. Erstaunlicherweise funktioniert er ohne Murren mit allen EC-Karten, die ich besitze, sogar die geklebte akzeptiert er. Leider ist mein TAN-Generator abgesehen davon eine Diva. Er verlangt bestimmte Beleuchtung, bestimmte Anstellwinkel, sogar eine ganz bestimme Atemfrequenz, während ich ihn halte. Nämlich gar keine.

Ich weiß aus verlässlicher Quelle: das geht nicht nur mir so. Viele Menschen starren mit angehaltenem Atem auf das „Suche Anfang“ und dann, schon etwas sauerstoffärmer, auf das „Übertragung aktiviert“. Irgendwann wird ein Überweisungswilliger an seinem TAN-Generator scheitern. Und dann wird auf seinem Grabstein zu lesen sein: „Übertragung abgeschlossen.“

Pia Ziefle

Frühling 2014

Der schnelle Griff ins Leere

Wie schnell die Dinge doch vertraut werden! Und wie sehr sie, wenn sie denn praktisch sind, so in alltägliche Routinen und Praktiken eingebunden werden, dass der Umgang kein Nachdenken mehr erfordert.

Dass das so ist, fällt immer dann auf, wenn die eingeübten Routinen scheitern. Ein Stück Technik tut nicht mehr: das Nexus 7, mein Tablet, gut eineinhalb Jahre ist es alt geworden.

Und es hat sich in der Tat eingepasst in Alltagsroutinen; so gut, dass das erst auffällt, wenn der schnelle Griff, um nochmal etwas nachzuschauen, ins Leere geht. Wenn die Kinder keinen Anlass haben, sich in ihrer „Computer-

zeit“ um das „große Handy“ (und die dort vorzufindenden besseren Spiele) zu streiten, weil es schlicht nicht funktioniert. Und sich abends gemütlich in den Sessel zu kuscheln, das Tablet in der Hand – auch das geht nicht mehr, weil es nicht mehr geht.

Was genau passiert ist, spielt keine große Rolle. Das Nexus 7 lud nicht richtig. Die Warnungen vor dem extrem niedrigen Akkustand wurden ignoriert. Ein letztes Aufblinken des „Akku leer“-Symbols um die Mittagszeit, am Abend dann kein Lebenszeichen mehr. Egal, an welchem Ladegerät. Und auch die Tricks aus dem Netz (lange auf diese Taste drücken, sehr lange auf die andere Taste drücken) änderten daran nichts.

Ja, das Nexus 7 hatte seine Macken. Gerade nach den letzten Betriebssystemupdates kam es immer wieder einmal vor, dass es spontan neu startete. Oder dass es manchmal erst nach längerem Druck auf den Einschaltknopf angehen wollte. Auch die Wechsel zwischen Apps, der Startvorgang – all das war nicht mehr ganz so butterweich wie am Anfang. Gewöhnungseffekte? Speicherprobleme? Die größer gewordenen Ansprüche immer neuer Android-Versionen?

Aber an diese Macken konnten wir uns gewöhnen, ebenso wie an den einen oder anderen kleinen Kratzer. Im Großen und Ganzen funktionierte das Tablet, war – wenn es nicht gerade an der Steckdose hing, oder wenn jemand anderes es in der Hand hatte – da, wenn es gerufen wurde.

Was jetzt? Die Phantomschmerzen legen es nahe, sofort einen Ersatz zu beschaffen. Jedenfalls sind an die Stelle des praktischen Routinehandelns jetzt bewusste Entscheidungen und Abwägungen getreten. Auch der *homo oeconomicus* tritt zum Vorschein. Ein (gebrauchter) Ersatz, das gleiche Modell, vielleicht mit 16 statt mit 8 Gigabyte Speicher, würde etwa 125 Euro kosten. Dann gibt es, für etwa 150 bis 175 Euro, andere Android-Tablets. Oder für 200 bis 250 Euro, je nach Ausstattung, die 2013er-Version des Nexus 7. Die Kosten einer Reparatur sind unklar, dürften aber auch deutlich über 100 Euro liegen.

Damit ergibt sich also das typische Problem, dass es billiger ist, ein Hightech-Gerät neu zu kaufen, als es reparieren zu lassen. Nachhaltig ist das nicht. Eineinhalb Jahre Lebenszeit für Hightech sind zu kurz, selbst wenn in Betracht gezogen wird, dass wir – also insbesondere die Kinder – nicht immer sanft mit dem Nexus 7 umgegangen sind. Gekoppelt mit wachsendem Speicherhunger und allen paar Monaten einem Nachfolgemodell auf dem Markt wird es, auch ohne an geplante Obsoleszenz zu glauben, schwierig, derartige Technik lange zu nutzen.

Und selber reparieren? Da fehlen mir Werkzeuge, Kenntnisse und auch das Geschick. In solchen Momenten denke ich, dass es nett wäre, ein Repair Cafe oder einen Makerspace in Freiburg zu haben. Gibt es aber, soweit ich das sehe, bisher nicht. Oder doch schauen, ob das Geschäft hier im Viertel, das mit Smartphone-Reparaturen wirbt, etwas tun kann. Zum Hersteller einschicken, obwohl die Garantiezeit abgelaufen ist?

Erstmal, aus der Not geboren: Tablet-Fasten. Mal sehen, wie schnell die Phantomschmerzen nachlassen, ob auch nach zwei Wochen noch immer der (inkorporierte) Wunsch da ist, möglichst schnell wieder ein Tablet in der Hand zu halten. Praktisch ist es ja schon, selbst im Vergleich zum Smartphone. Ein hervorragendes Unterhaltungsmedium.

Deutlich wird jetzt auch die selbstgewählte Abhängigkeit zu einem „Ökosystem“ – hier dem von Google. Denn hier kenne ich nicht nur die Bedienabläufe, hier habe ich auch die Apps, die ich verwende, herausgesucht, teilweise auch gekauft. Die lassen sich mit ein paar Klicks auch auf ein neues Gerät wieder installieren – solange es mit dem Google Playstore zusammenarbeitet. Also sollte das Gerät danach wieder eines mit Android sein.

Was mit dem (vorübergehenden) Verlust des Tablets nicht verbunden ist, sind Datenverluste. Am schlimmsten vielleicht noch die Spielstände einiger heiß geliebter Spiele der Kinder. Ansonsten war fast nichts lokal gespeichert auf dem Nexus 7. Bücher und viele CDs liegen in der Cloud von Amazon, anderes in der von Google. Als Arbeitswerkzeug habe ich das Tablet nicht genutzt, die Mails liegen nach wie vor auf dem Server, Dokumente ebenso,

von sozialen Netzwerken gar nicht erst zu reden. Und weil die Kamera des Nexus 7 miserabel war, gibt es keine Photos, die ich vermissen würde (wenn doch, sind sie bei Flickr oder Facebook oder in der Dropbox gelandet).

Summa summarum ist das Tablet also ein Lesegerät für die Cloud. Und auch da stellt sich mir nochmal die Frage, ob das nachhaltig ist. Ich habe da so meine Zweifel, will aber ungern drauf verzichten.

(Till Westermayer; gekürzte Fassung von blog.till-westermayer.de/index.php/2014/03/25/

25.3.2014

Ich habe eine neue Telefonnummer und werde deshalb nie mehr irgendwem Geld überweisen können

Ich muss Geld überweisen. Beim mTAN-Verfahren bekomme ich dazu jedesmal eine SMS mit der erforderlichen TAN, ich habe aber eine neue Telefonnummer. Ich bin gespannt, wie das gehen mag. Ich logge mich ein.

> Die Änderung der Mobilfunknummer kann nur mit einer iTAN legitimiert werden. Wenn Sie am iTAN-Verfahren teilnehmen, melden Sie sich bitte per Logout ab und melden sich erneut mit der Option „iTAN-Login“ ein. Alternativ wenden Sie sich für die Änderung Ihrer Mobilfunknummer bitte an Ihren Berater.

Berater habe ich schon mal keinen. Aber iTAN, was mag das Modernes sein? Ich melde mich ab und wieder an. Jetzt schlägt man mir vor, ich könnte mir ja Kontoauszüge und so Zeug künftig digital zuschicken lassen und nicht mehr auf Papier. Ja! Das will ich!

> Ihre Abfrage bzw. Ihr Auftrag wurde von unserem System nicht ordnungsgemäß bestätigt. Sofern es sich bei dem Auftrag um eine Überweisung handelt, prüfen Sie bitte, ob der Betrag in der Umsatzanzeige für die Verbuchung vorgemerkt ist bzw. im Falle einer Order im Orderbuch eingetragen wurde. Sollte Ihr Auftrag

> in der entsprechenden Anzeige nicht erscheinen, bitten wir Sie, den Auftrag erneut einzugeben. Bei Rückfragen wenden Sie sich bitte an unsere Hotline unter der Nummer (069) 910-10000. Der Fehler wurde protokolliert unter der Nummer:
>
> 2014-03-25-10.52.18.47300_912978_6810800a1971c75f93ba33_-pnta72

Ich freue mich schon darauf, diese Fehlernummer der Hotline vorzulesen. Aber ein andermal.

Das iTAN-Verfahren ist, wie sich jetzt herausstellt, das gute alte Verfahren mit dem Zettel mit TANs drauf. So einen Zettel habe ich seit vielen Jahren nicht mehr gehabt. Das erkennt auch meine Bank:

> Hinweis
> Ihr TAN-Block 14 verfügt über keine freien TAN mehr. Bitte aktivieren Sie den TAN-Block 11 in der TAN-Verwaltung sobald er Ihnen vorliegt.

Nach TAN-Block 14 kommt also TAN-Block 11. Die Sache scheint kompliziert zu sein. Vielleicht brauche ich doch einen Berater. Oder ich mache einfach nie mehr Überweisungen, das geht sicher auch.

Update 2. April 2014: Nachdem ich zweimal den technischen Support angerufen und meine Telefon-PIN gesucht und wiedergefunden habe, klappt es dann doch noch.

Kathrin Passig

25.03.2014

Wie ich versuchte, mittels Sky Go Fußball zu gucken

Seit vielen Jahren bin ich Kunde des Pay-TV-Anbieters Sky. Als ich Kunde wurde, hieß er noch Premiere World, später dann Premiere ohne World. Ich bin dort hauptsächlich aus einem Grund: Ich möchte Fußball live sehen. (Dass ich trotzdem das Gesamtpaket abonniert habe, beruht auf persönlichen Defiziten, die ich nicht näher ergründen möchte.)

So ziemlich seit Sky Sky heißt, gibt es ein Angebot namens Sky Go. Das ist zum einen eine iOS-App, mit der man das abonnierte Programm auf Tablet oder Handy ansehen kann. Sky Go gibt es darüber hinaus auch für das Web, ich kann also das bezahlte Programm auch im Browser ansehen.

Heute wollte ich das zum ersten Mal tatsächlich nutzen. Ich sitze an meinem Schreibtisch, weil ich noch arbeiten muss, möchte aber nebenbei die Bundesligakonferenz laufen lassen. Ich gehe also auf die Sky-Website und schon viele Minuten nach Herausfinden meiner Zugangsdaten bin ich eingeloggt. Weitere Minuten später finde ich mittels Browser-Suchfunktion klein im Footer den Zugang zu „Sky Go im Web“. Dort muss ich mich wieder einloggen, kann aber immerhin – nachdem ich zunächst auf die prominent platzierte Konferenz der österreichischen Liga klickte – die Buli-Konferenz aufrufen.

Der Webplayer verlangt ein Silverlight-Plugin von Microsoft. Falls das jemand nicht kennt: Silverlight ist das extrem erfolglose Konkurrenzprodukt zur Flash-Technologie. Flash ist schon längst auf dem Rückzug und gängige Videoplayer wie YouTube haben schon vor vielen Monaten auf modernes, standardisiertes HTML-5-Video umgestellt.

Sky nutzt also ein Plugin, das ein nie von echten Profis genutztes Konkurrenzprodukt zu einer altmodischen Technik ist, um Bewegtbildinhalte darzustellen. Ich habe dieses Plugin selbstverständlich nicht installiert, muss das also erst einmal nachholen.

Schon Minuten später bin ich so weit. Der Player läuft, ich sehe ein briefmarkengroßes Bild. Vergrößern auf Vollbild bringt nichts, weil bei jedem Klick auf dem zweiten Monitor das Bild sofort wieder auf Portoformat schrumpft. Aber was soll's. Endlich kann ich Fußball gucken!

Pünktlich zum Start der Spiele ist der Server dann überlastet. Ich sehe gar nichts mehr.

Johannes Mirus

26.3.2014

Mausfähigkeiten, durch Nichtbenutzung abhandengekommene

Ich benutze am Rechner der Eltern von A. zum ersten Mal seit Jahren wieder eine Maus. Jetzt macht sich unangenehm bemerkbar, dass ich am Ende meiner immerhin fast zwanzig Jahre langen Mausphase Maus-Linkshänderin war: Ich weiß mit beiden Händen nicht mehr, was rechte und was linke Maustaste war, und muss immer wieder beides durchprobieren.

Kathrin Passig

26.3.2014

Techniktagebuch als Psychotherapie

Das Techniktagebuch bringt für mich diverse neue Erkenntnisse mit sich. Dass technische Probleme nur selten Lösungen haben, wusste ich zwar vorher und habe es auch bereits in eigene Bücher hineingeschrieben, aber wie allgegenwärtig das Phänomen im Alltag ist, wird mir jetzt erst klar. Man kann die Probleme in der Regel nur an einen anderen Ort verschieben, wo sie mit

etwas Glück weniger stören als vorher. Auch befördert das Niederschreiben von Problemen die bewusste Auseinandersetzung und die Suche nach Lösungen. Eine Psychotherapie funktioniert vermutlich ganz ähnlich.

Nachdem ich vorgestern nicht zum ersten Mal Unzufriedenheit mit dem Touch&Travel-System der Bahn äußerte, dachte ich zum ersten Mal darüber nach, dass das Handyticket ja womöglich genau die Probleme mit dem Aufbewahren und Einschicken von Papiertickets löst und dabei vielleicht nicht ganz so viel neuen Ärger verursacht wie Touch&Travel.

Heute habe ich mein erstes Handyticket gebucht. Es ging ganz einfach, ich brauchte keinen neuen Account, meine vorhandenen bahn.de-Daten genügten, es gilt auf allen Strecken und in allen Zügen ohne überraschende Ausnahmeregelungen, und ich brauche dafür nur irgendeine SIM-Karte in irgendeinem Handy statt einer ganz speziellen, die niemals geändert werden darf. Sogar das City-Ticket bekomme ich jetzt wieder. Vielleicht gab es einen guten Grund, warum ich nie jemanden außer mir bei der Nutzung von Touch&Travel gesehen habe, und vielleicht heißt dieser Grund Handyticket.

Kathrin Passig

26.3.2014

Körpersprache für Schwarzfahrer

„Hiernochjemandzuggestiggengrüßgottdiefahrscheinebidde“. Eilfertig greife ich zum Handy, weil ich wissen will, wie das jetzt ist mit meinem brandneuen Handyticket. Der Zugbegleiter sieht mich an und geht weiter. Das passiert mir nicht zum ersten Mal. Die Beschäftigung mit dem Handy signalisiert offenbar Gleichgültigkeit und äußerstes Nicht-Zugestiegensein.

Kathrin Passig

26.3.2014

Der Druckerknopf stirbt aus

Immer mehr Möglichkeiten, Beiträge im Netz über einen der digitalen Kanäle zu verteilen. Habe manchmal schon bis zu einem Dutzend Knöpfe gezählt, von Facebook über Google+ bis Digg und Instagram.

Ein Knopf zur Verbreitung aber, der bislang Standard war, stirbt langsam aus: der für den Drucker. Das kleine, hellgraue Druckersymbol verschwindet von mehr und mehr Seiten (auch hier gibt es ihn nicht). Viele Blogs und Websites haben auch keine anständige automatisch anspringende Druckversion, werfen seitenweise leere Blätter mit aus oder hunderte Kommentare, schneiden dafür aber die halbe Spalte Text am Rand ab.

Ist Drucken wirklich schon so rückständig? Bin ich zu alt? Sind dank Pocket oder Delicious Linklisten längst der Standard? Vielleicht. Ich gebe zu: Ich drucke noch immer. Nicht alles, nicht viel, aber manchmal sehr viel lieber, als nur zu linken. Papier als Speichermedium ist im Vergleich zu digitalen Medien ungeschlagen – wenn es um die Haltbarkeit geht, sagt Wikipedia. Mag sein, doch wird es offensichtlich verdrängt. Oder ist nicht mehr gefragt.

Kai Biermann

27.03.2014

Das ist alles noch Zukunftsmusik

Vorhin habe ich zweimal (insgesamt etwas mehr als 20 Minuten) mit Netze BW, der neuen Betreibergesellschaft des Strom- und Gasnetzes telefoniert.

Vor ein paar Tagen kam nämlich die jährliche Aufforderung zum Ablesen der Zählerstände. Das ging bisher ganz einfach: Zahlen von den mechanischen Zählwerken des Stromzählers und des Gaszählers ablesen und in die Postkarte eintragen. Fertig.

Bei der ohnehin etwas missglückten Tauschaktion im Dezember wurde aber ein neuer Digitaler Gaszähler eingebaut. Und der zeigt erstmal gar nichts an. Wenn ich aber auf eine Leiter steige und den Knopf drücke, dann zeigt er gleich mehrere verschiedene Zahlen nacheinander an. Welche davon könnte auf die Postkarte gehören?

Leider gab man uns mit dem Gerät kein Handbuch, und so landete ich am Telefon.

Im Callcenter war man ebenso ahnungslos wie ich. Keiner der Mitarbeiter dort hatte bisher einen solchen Zähler gesehen. Die zweite Callcenter-Agentin mutmaßte sogar, ich müsse erst noch mit einer Taschenlampe irgendwo reinleuchten (Häh? Oh, tatsächlich: da links von der Anzeige scheint eine Fotozelle zu sein. Wozu die wohl gut ist...?). Der Satz "*Das ist alles noch Zukunftsmusik.*" fiel. Da wurde wohl mal wieder die Modernisierung durchgeführt, ohne zu schulen oder die Dokumentation nachzupflegen.

Thomas Renger; Crossposting von hier

27.03.2014

Hotspots als mobile Internetversorgung haben keine Zukunft

Hotspots als mobile Internetversorgung haben keine Zukunft. Ich trete die Beweisführung anhand eines aktuellen Beispiels an.

Seit Anfang des Jahres bietet die Telekom pro Tag dreißig Minuten kostenfreie Hotspot-Nutzung an heißen Bonner Punkten an, auch für Nichtkunden. Ein altruistisches Marketing-Projekt, das deshalb auf zwölf Monate begrenzt ist.

Wenn ich im Hauptbahnhof wieder eine längere Wartezeit überbrücken muss und aus naheliegenden Gründen nicht das Bonner Gleiswerk betrachten möchte, denke ich voller Vorfreude auf schnelles Internet an den Hotspot und lege los.

Um das Angebot nutzen zu können, muss man an jedem neuen Tag bei jedem neuen Hotspot die gleiche Prozedur durchlaufen:

- Mit einem WLAN namens „Telekom“ verbinden.
- In den Browser wechseln, eine beliebige Seite aufrufen und auf der dort erscheinenden Hotspot-Anmeldeseite die eigene Handynummer und ein Captcha eingeben. (Captchas mit Groß-Kleinschreibung und Zahlen über Handytasturen sind eine tolle Idee; aber das ist ein anderes Thema.)
- Etwa eine Minute auf die SMS mit der PIN warten.
- Sechsstellige PIN gut einprägen. (Fortgeschrittene würden sie kopieren, aber ich ~~komme erst jetzt beim Schreiben auf diese Idee~~ habe ein phänomenales Zahlengedächtnis.)
- Während der Wartezeit aus dem WLAN ausgeloggt werden.
- Das nicht merken und mehrmals erfolglos versuchen, die PIN in der Eingabemaske einzugeben.
- Wieder ins WLAN einloggen.
- Auf die Anmeldeseite wechseln.
- PIN vergessen, zurück zu der SMS.
- Wieder zur Anmeldeseite.
- PIN eingeben.
- Online sein.

Das schnelle Verbinden dauerte bei mir noch nie unter drei Minuten. Und der schnelle Hotspot besitzt normalerweise eine geringere Geschwindigkeit als meine mobile Datenverbindung an diesen gut versorgten Punkten.

Wäre es mit einer einmaligen Anmeldung meines Geräts getan, würde ich mich in Hotspotnähe automatisch oder wenigstens mit nur einem ~~Klick~~ Touch verbinden können, wäre das alles eine gute Sache. So aber sind die Hürden hoch genug angesetzt, um nach dem Probezeitraum als erfolgloses Projekt beerdigt werden zu können.

Johannes Mirus

27.3.2014

Ich könnte auch mit diesem Paitsch hier bezahlen

Taxi Frankfurt, hinten alles voller Aufkleber für eine mir bislang unbekannte Bezahl-App namens paij. Bin nett, lade sie runter, lege ‘nen Account an, gebe meine Kreditkartendaten irgend ‘nem Startup, ohne AGB und Datenschutzbestimmungem gelesen zu haben. Sage schließlich stolz zum Fahrer: “Ich könnte jetzt auch mit diesem Paitsch hier bezahlen, wenn Sie wollen.” Antwort aus dem Rückspiegel: “Das kann ich nicht. Ist ein Ersatzauto, keine Ahnung, wie das funktioniert.” Technikoptimismus ausgebremst, aber sowas von.

Kai Biermann

27.3.2014

Wir haben hier im Computer keine Wiedervorlagefunktion

Ich warte auf etwas über 30 Euro von der Post.

Im Herbst hatte ich eine Reklamation bei einem britischen Amazon Marketplace Händler. Nach einigen Diskussionen (ich fragte stets auf englisch an und erhielt gebabelfishte deutsche Antworten, die meinerseits noch mehr Fragen aufwarfen) packte ich die Ware in einen Maxibrief und verschickte sie als Einschreiben.

Das – natürlich – nie ankam.

Nachforschungsauftrag.

Drei Wochen nach dem Absenden die Bestätigung: Ja, ist verschollen. Ich solle die Aufwendungen zusammenstellen.

Insgesamt gab ich für die Abwicklung der Angelegenheit an ca. drei Stellen meine Bankverbindung an und erhielt Anfang Dezember 2013 einen Brief, dass nun das Geld auf mein Konto überwiesen würde.

Und fand eine Woche drauf einen Verrechnungsscheck über die Summe im Kasten.

Nun lebe ich auf dem Dorf und meine Bankfiliale ist in der nächsten größeren Stadt. Ich arbeite allerdings in der übernächsten größeren Stadt. Um zur Bank zu gelangen und den Scheck einzureichen müsste ich mich ins Auto setzen und hätte Benzin- und Parkgebühren, die den damals noch knapp unter 30€ nicht angemessen wären.

Die Rufnummer auf dem Begleitschreiben zum Scheck war eine 0180er-Nummer, also rief ich per Flatrate die Frankfurter Nummer von der Zahlungsankündigung an.

Große Verwunderung, dass die andere Abteilung im Rheinland mir einen Scheck zugeschickt hätte. Bestimmt sei die Kontonummer falsch. Was nicht der Fall war, wir haben das geprüft. Man versprach mir, das zu klären.

Mitte Januar fragte ich nach, was denn sei. Jemand murmelte was in den möglicherweise vorhandenen Bart und meinte, alles sei in der Bearbeitung, ich würde Bescheid bekommen.

Mitte Februar erinnerte ich an meine Existenz. Tatsächlich wäre ich inzwischen zweimal zu den Öffnungszeiten in Banknähe gewesen und hätte den Scheck einreichen können, wartete aber auf die Überweisung und wollte nicht noch mehr Durcheinander anrichten.

Ich müsse den Scheck natürlich zurückschicken, um das Geld zu bekommen, sagte man mir. Woher ich das wissen solle? Naja, ich wisse es ja jetzt. Der Kollege würde mir einen Rückumschlag schicken.

Mitte März. Der nächste Anruf. Es war dem Mitarbeiter unerklärlich, warum ich noch keinen Rückumschlag hätte. Ich verlangte einen Vorgesetzten.

Dem war es peinlich. Er packte das Porto für ein Einschreiben, um ihm den Scheck zu schicken, auf die Summe drauf und ich schickte den Scheck per Einschreiben zurück.

Ende März. Ich rufe wieder an.

Große Verwunderung! Die Zahlung wurde nicht abgewickelt! Die IBAN sei falsch!

Nun, ich hatte nie eine IBAN angegeben, aber die besteht halt auch nur aus DE, einer zweistelligen Prüfziffer, meiner Bankeitzahl und der auf 10 Stellen ergänzten Kontonummer. Einer Prüfziffer, die ein Fachinformatiker im ersten Lehrjahr mit dem Taschenrechner berechnen kann.

Die Prüfziffer war natürlich falsch. Der IBAN-Umrechner, den jemand dort benutzt hatte, war offenbar defekt.

Warum das alles denn immer erst auffiele, wenn ich anriefe, fragte ich.

„Wir haben hier im Computer keine Wiedervorlagefunktion, wenn wir den Status eines Falles wissen wollen, müssen wir uns das Aktenzeichen aufschreiben und dann manuell aufrufen. Da geht dann schon mal was unter“

Vielleicht kaufen Sie sich von den Zinsen, die Sie durch die verzögerten Zahlungen erwirtschaften, mal eine klassische Wiedervorlagemappe. Hab ich natürlich nur gedacht. Ich bin ja höflich.

Volker König

28.3.2014

Widersprüchliche skandinavische Durchsagen bezüglich Devices (elektronischen)

Liebes Tagebuch! Heute bin ich mit Scandinavian Airlines geflogen, und hörte dort, kurz vor dem Landeanflug, eine Durchsage, und dann noch eine, letztere zum allerersten Mal überhaupt, und sie lautete „We ask you to disregard the announcement regarding electronic devices.“ Man dürfe nämlich, solange das Device im Flugmodus sei, sehr wohl fröhlich bis zum Touchdown vor sich hin usen. Es war das erste Mal, dass ich eine Flugzeugdurchsage, die einer soeben getätigten anderen Flugzeugdurchsage widerspricht, hörte, geradezu ein Durchsagenpalimpsest, und es war das erste Mal, dass ich das Rollfeldaufsetzen untermalt mit Musik aus dem eigenen elektronischen Device erlebte. Ich muss sagen, es nimmt dem Gefliege etwas den Zauber.

Maik Novotny

Januar bis März 2014

Kakao in den USB-Sticks, Komplikationen in der Cloud

Eine Grundschul-Lehrerin möchte in einer AG mit den Kindern über den Zeitraum eines Jahres eine Projektarbeit schreiben. In den Jahren zuvor gab es ähnliche Projekte; die Word-Dokumente wurden von den Kindern jeweils auf einen USB-Stick gespeichert, damit sie zu Hause und in der Schule weiter arbeiten konnten.

Mehrere Arbeiten gingen teilweise oder komplett verloren, weil die Sticks in den Schultaschen verschwanden, weil Kakao hineingelaufen war oder schlichtweg weil nach zehn Monaten unaufmerksamen Arbeitens auch mal ein Datenverlust auftritt, wenn man den Stick in der Hektik am Ende einer Schulstunde nicht immer ordnungsgemäß auswirft.

Eine Sicherung auf den Schulrechnern ist nicht möglich, weil die Rechner dort bei jedem neuen Einschalten wieder auf einen klar definierten Nullpunkt gesetzt werden und alle Änderungen der letzten Stunde verloren sind. Man kann nur arbeiten und dann ausdrucken.

Für die neue Gruppe hatte ich im zweiten Jahr vorgeschlagen, GoogleDocs, im Jahr darauf, ein Speichern in der Cloud zu nutzen.

Beide Lösungen scheiterten.

Sowohl der Internet-Zugang der Schule als auch die 7 Jahre alten Windows-Rechner (oder beide zusammen?) sind nicht schnell genug, um zehn Kindern gleichzeitig zu ermöglichen, bei Google angemeldet zu sein und auch nur halbwegs flüssig in GoogleDocs zu arbeiten.

Um in der Cloud zu arbeiten, müsste DropBox, OwnCloud oder ähnliches installiert werden. Die Installation von Programmen ist nur einem IT-Mitarbeiter der Stadt erlaubt.

Er versteht nicht, was ich von ihm will, als wir uns nach drei Wochen im PC-Raum der Schule treffen. Ich erkläre ihm das Problem, ich erkläre ihm das Konzept eines Cloud-Speichers und das Prinzip der Dropbox. Er versteht nichts davon.

Er versteht nur, dass Dropbox ein amerikanischer Anbieter ist und er den in der Firewall nicht freischalten kann. Meine eigene OwnCloud-Installation auf einem deutschen Server ist in Ordnung, den Nutzen und die Funktion versteht er dennoch nicht. Den Client kann er nicht so installieren, dass er sich die Zugangsdaten merkt, also müssen die Kinder zu Beginn jeder Stunde komplett die Server-Einrichtung durchführen.

Nach drei Wochen nutzen alle wieder USB-Sticks, nach zehn Wochen liegt der erste Stick bei mir und die Lehrerin fragt mich, ob ich die Datenrettungsprogramme von damals noch hätte.

Christian Fischer

29.3.2014

Hochleistungs-Händetrockner, Penisse und Toilettengemütlichkeit, fehlende

Auf der Toilette im Untergeschoss des Cinemaxx Potsdamer Platz gibt es drei oder vier Hochleistungs-Händetrockner. Die haben sich so ab etwa 2005 in der Berliner Gastronomie ausgebreitet, anfangs der Airwolf, dann auch der Dyson Airblade.

Im Prinzip mag ich diese Geräte gern, auch wenn ich bei der Benutzung des Dyson Airblade immer an Larry E. denken muss, der schon einmal seinen Penis in den Schlitz des Geräts gehalten hat und sagt, es sei „ganz angenehm“ gewesen. Zuerst denke ich an Larry E. und dann ans Sterben, weil die Haut an meinen Händen im Luftstrom so lose flattert, wie sie es vermutlich im Greisenalter auch ohne Händetrockner tun wird.

Die hier angebrachten Geräte sind weder Airblades noch Airwolves, sondern eine dritte Variante, „Airstar“, Schallpegel 75 db. Der Toilettenvorraum mit den Waschbecken ist nur wenige Quadratmeter groß, und wenn alle Trockner gleichzeitig laufen (was sie nach dem Ende eines Films immer tun), herrscht darin ein erhebliches Getöse. „Stell dich nicht so an“, sagt A., „seit wann sind Toiletten angenehme Aufenthaltsorte?“

Kathrin Passig

29.3.2014

Neue Automaten im Kino. Fast so bequem wie der Kartenkauf am Schalter, aber interessanter

Wegen der Fantasy Filmfest Nights brauchen A. und ich ziemlich viele Kinokarten für das CinemaxX am Potsdamer Platz. Man kann sie über die CinemaxX-Website kaufen, aber das ist umständlich, weil man den Buchungsvorgang für jeden Film wieder von vorn durchlaufen muss.

Im Kino gibt es eine ganze Reihe neuer Automaten, die da letztes Jahr noch nicht standen. Letztes Jahr gab es zwar auch schon ein oder zwei Automaten, und wir haben dort auch Karten abgeholt und/oder gekauft, aber es war nicht ganz einfach. Ich erinnere mich daran, wie wir gemeinsam mit einem Pärchen, das kein Deutsch konnte, deren vorab gekaufte Karten aus dem Automaten zu locken versuchten. Die Fehlermeldungen waren auch keine Hilfe.

Die neuen Automaten sind viel besser. Man bekommt allerdings immer noch nicht Karten für mehrere Filme auf einmal. Wir verbringen deshalb zehn Minuten an benachbarten Automaten und kaufen, ec-Karte rein, ec-Karte raus, nacheinander die Karten für alle Filme.

Als wir fertig sind, sage ich: „Das wäre am Schalter schneller gegangen. Wieso stehen wir noch mal hier?“
„Weil wir sonst mit Leuten reden müssten.“
„Aber die waren doch eigentlich immer nett.“
„Der Automat ist aber auch ganz gut. Wenn man den Touchscreen anfasst, ist da so eine kleine Blase.“
„Ja, stimmt, es ist kein schlechter Automat. Und er sagt erst ‘Bitte entnehmen Sie Ihre Karte’, wenn man sie auch wirklich entnehmen kann, nicht so wie die von der Bahn.“

Nachträglich fällt mir noch eine nicht besonders gute Begründung ein: Bis vor kurzer Zeit konnte man in den beiden großen Multiplex-Kinos am Potsdamer Platz nicht mit der Karte bezahlen, man musste also zum Fantasy Filmfest immer mit großen Mengen Bargeld erscheinen. Ich glaube aber, das ist inzwischen gar nicht mehr so.

Kathrin Passig

30.3.2014

In meinem Kalender werden erratisch Termine verstellt

Der Wecker neben meinem Bett ist die einzig verbliebene Uhr, die ich manuell auf die Sommerzeit umstellen muss. Alle anderen Uhren leben in Computern: Meinem Telefon, meinem Tablet und meinem Laptop. Da ich den Wecker kaum beachte, war die Sommerzeit also einfach da. Eventuell hätte ich sie noch nicht einmal bemerkt, sondern nur geglaubt, dass ich besonders lange geschlafen hätte, was an sich nicht selten vorkommt.

Kompliziert wird es bei einem Blick in meinen Kalender. Dort sind zahlreiche Termine plötzlich verstellt. Um es mir nicht zu einfach zu machen, allerdings gleich um zwei Stunden. Demnach wäre ein Termin heute Abend um 22.00 Uhr statt um 20.00 Uhr – und das durchgängig auf allen Geräten, da ich Laptop, Telefon und Tablet mit einem Google-Kalender gekoppelt habe. Betroffen sind aber nicht alle Termine, sondern nur diejenigen, die sich automatisch wöchentlich, 14-tägig oder monatlich wiederholen.

Das ist jetzt nicht so schlimm, weil ich natürlich sofort weiß, dass die Zeiten nicht mehr stimmen können, hinterlässt aber ein ungutes Gefühl: In meinem Kalender werden erratisch Termine verstellt. Ich denke ersthaft darüber nach, wieder einen altmodischen Kalender in Buchform aus Papier anzuschaffen. Mich hält nur die Vorstellung davon ab, dass ich ihn dann samt Stift immer mit mir herumtragen müsste und ich mit einem Stapel Papier weder telefonieren noch twittern kann.

Zwischendurch gerate ich kurz in Panik, als ich sehe, dass ein anderer Termin schon um 12.00 Uhr ist und ich jetzt ganz dringend das Haus verlassen muss, um nicht zu spät zu kommen. Zum Glück erfahre ich über Twitter, dass der Termin erst um 15.00 Uhr ist. Den hatte ich wohl selber falsch in mein Telefon eingegeben. Wäre mir das handschriftlich auch passiert?

Ok, mein Telefon zeigt mir falsche Termine an, aber zum Ausgleich auch gleich noch, wie ich ins Büro komme und wie lange ich mit dem Auto dorthin brauche. Obwohl ich heute nicht ins Büro muss und nicht Auto fahre. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass der Algorithmus auch das noch lernt.

Enno Park

29.–30.3.2014

Handygebrauch im Horrorfilm, Stand Frühjahr 2014

Beim Fantasy Filmfest geht es, anders als der Name suggeriert, nicht um Einhörner, sondern um Horrorfilme. In den letzten Jahren wurden dort bei gefühlten 90 Prozent aller Filme in den Anfangsszenen die Handys aus dem Weg geräumt, mit verschiedenen Begründungen: In der Wildnis gibt es keinen Empfang, oder einer der jungen Männer auf dem Weg zu irgendeinem Junggesellenabschied hat das Handygetue satt und kassiert alle Telefone ein, woraufhin seine Tasche verlorengeht. Anscheinend stellte die Ausbreitung des Festnetztelefons insbesondere Krimiautoren früher vor ähnliche Probleme (Quelle vergessen).

Stand Frühjahr 2014 (7 von 10 Filmen gesehen):

- Ein Film in der Wildnis ohne Handyempfang (mit Schildern, auf denen „Mobile Phone Service Area“ steht; vermutlich gibt es die in Australien wirklich).
- Ein Film in Irland ohne Handyempfang; nicht mal das Navi im Auto bekommt Kontakt zu seinen Satelliten.

- Ein Film in einer nur teilweise realen kantonesischen Geisterwelt; ein altmodisches Handy taucht kurz auf als Träger einer gespeicherten Voicemail-Nachricht aus der Welt vor Beginn der Filmhandlung.

- Ein Science-Fiction-Film in einer dystopischen Zukunft, in der es aus nachvollziehbaren Gründen keine Handys mehr gibt.

- Ein norwegischer Zombiefilm, in dem von Smartphones vielfach Gebrauch gemacht wird, unter anderem zur Ortung anderer Personen.

- Ein kanadischer Film, in dem Telefongespräche eine wichtige Rolle spielen und immer wieder an Festnetztelefonen stattfinden, obwohl alle Beteiligten auch Handys haben. Innovativ: Eine Frau unterscheidet ihren Mann von einem Doppelgänger, indem sie sein Handy anruft.

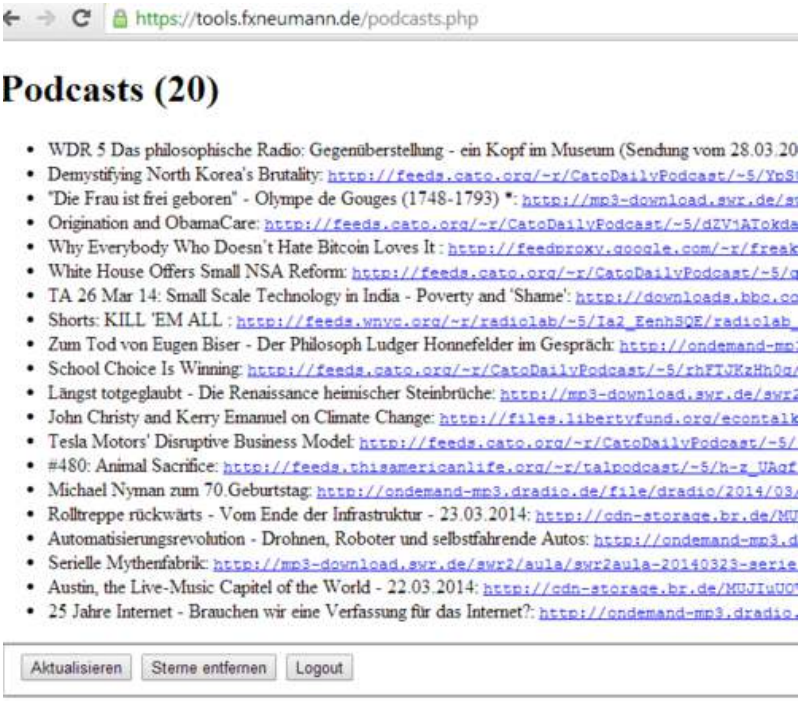
- Amerikaner im peruanischen Dschungel. Handys sind sehr wichtig, hier allerdings eher in ihrer Funktion als streamingfähige Kameras. (Zwecks Streaming hackt man sich in eine im Dschungel vorhandene Satellitenschüssel.) Ein GPS-Gerät kommt vor, es verfügt angeblich über eine Notruf-Funktion, aber der Akku ist leer, bevor es zum Einsatz kommen kann. Die Akkulaufzeiten sind ein kleines bisschen unglaubhaft, aber nicht vollkommen abwegig.

Kommentar von Anne Schüßler bei der techniktagebuchinternen Diskussion des Themas: „Auf der anderen Seite, bei den Problemen, die man anscheinend im richtigen Leben noch mit Handyempfang hat, sollte das ja [für die Drehbuchautoren] gar nicht schlimm sein. ‘Ruf die Polizei an!’ ’Geht nicht, bin bei O2, hab hier kein Netz.’ ’Ach so. Na dann.”“

Kathrin Passig

2008 bis heute

Ich mache das anders



Es soll komfortable Software geben, um Podcasts zu verwalten und zu hören. Ich mache das anders. Seit 2008 habe ich denselben iPod Shuffle, mit dem ich Podcasts höre. Dazu verwende ich einen über die Jahre gewachsenen Workflow.

Ich abonniere RSS-Feeds von Podcasts. Die Folgen, die ich hören will, markiere ich per Sternchen. Die Podcasts, von denen ich alle Folgen hören möchte, kommen im Feedreader in den Ordner Podcasts/Immer hören und werden durch einen Filter automatisch gesternt. Wenn ich meinen mp3-Player leergehört habe, parse ich mit einem selbstgeschriebenen PHP-Skript per Reader-API alle mit Sternchen markierten Artikel und lasse mir im Browser die URLs anzeigen, die als Link oder Attachment auf Sounddateien zeigen. (Das geht erst, seit ich Tiny Tiny RSS installiert habe. Früher, mit Google Reader, habe ich alles von Hand mit Sternchen versehen und später heruntergeladen.) Die Links kommen per *Copy and paste* in den JDownloader. Noch schnell die Sterne von den heruntergeladenen Artikeln entfernen und im Reader manuell den Links zu den Podcasts folgen, die von meinem Skript nicht automatisch ausgewertet werden, und auch die runterladen. Dann liegen im Download-Ordner viele mp3-Dateien.

Der Download-Ordner wird nach Länge der Datei sortiert, alles unter 15 Minuten kopiere ich auf den mp3-Player ins Verzeichnis 00000000000001 – damit werden die kurzen Sachen (die meist eher tagesaktuell sind) zuerst abgespielt. Die längeren Podcasts schneide ich erst mittels einer Batchdatei, die durch alle mp3s im Download-Ordner loopt, per *mp3splt* in 5-Minuten-Stücke. Das mache ich, weil der iPod ja keinen Display hat und nur in Zwei-, Drei-Sekunden-Takt spult. Wenn man bei Stunde fünfeinhalb von »Wir müssen reden« versehentlich auf *skip forward* kommt, würde man sonst nie die Stelle wiederfinden. In Fünf-Minuten-Stücken findet man sich dann doch besser zurecht. (Die *Hold*-Funktion ist zu umständlich.) Das funktioniert ganz gut (außer hier, da sind die mp3s irgendwie komisch und funktionieren nicht mit *mp3splt*), macht aber komische Scratch-Geräusche alle fünf Minuten. Das Ergebnis kommt dann auf den iPod.

Den iPod Shuffle mag ich gerne, weil man ihn ganz iTunes-frei hacken kann. Allerdings muß man dafür jedesmal, wenn man neue Dateien drauf kopiert, die Datenbank neu initialisieren mit einem kleinen Python-Skript. Das geht nur mit der zweiten Geräte-Generation, daher kann ich mir nie mehr einen neuen iPod kaufen.

Aber wenn ich die Datenbank neu initialisiert habe, höre ich ganz komfortabel Podcasts am Stück, bis der iPod leergehört ist.

Felix Neumann

30.3.2014

Sommerzeit. Eigentlich ganz einfach

Aleks: „Mein Macbook hat sich automatisch auf Sommerzeit umgestellt, aber nicht auf deutsche Ortszeit. Mein Handy hat sich automatisch auf deutsche Ortszeit umgestellt, aber nicht auf Sommerzeit. Jetzt zeigen sie beide dasselbe an, aber das bedeutet nichts. Sie gehen beide falsch ... Andererseits ist mein Auto jetzt wieder auf der richtigen Zeit. Wenn ich es genau wissen will, sehe ich sowieso bei timeanddate.com nach."

Aleks Scholz; aufgeschrieben von Kathrin Passig

30.3.2014

Twitternamen im Kinofilmabspann. Vielleicht gibt es das schon länger; ich sehe es zum ersten Mal

Ich war zu langsam, um ein Foto zu machen, aber im Abspann von „The Green Inferno" (2013) gibt es neben Rollenbezeichnung und Schauspielername eine dritte Spalte, über der der Twitterlogovogel steht. Sie enthält die Twitternamen aller Schauspieler. Auch weiter unten im Abspann tauchen immer wieder mal Beteiligte auf, die alle drei Spalten nutzen.

Kathrin Passig

31.3.2014

Congstar-Roaming in Abu Dhabi mit den üblichen unschönen Folgen

Ich bin auf dem Weg nach Asien und beschließe, beim Zwischenstop auf dem Flughafen von Abu Dhabi „mal kurz Mails zu checken“. Die Roaming-Gebühren von Congstar werden eingeblendet, von mir fix überflogen, mit „aha, 1 Cent pro 50 kb, nun ja, teuer, aber kann man ausnahmsweise mal machen“ akzeptiert, und schon 20 Minuten und 2 Facebook-Newsfeed-Reloads später bekomme ich eine SMS, dass ich soeben die €50-Kostenmarke überschritten hätte.

Bei genauerer Betrachtung kostet das 50-kb-Päckchen nämlich das Hundertfache im Vergleich zum von mir für plausibel gehaltenen Tarif, und bei noch genauerer Betrachtung hätte es am Flughafen sogar free WiFi for everyone gegeben.

Meine am nächsten Tag lakonisch, aber unterwürfig formulierte Mail an den Congstar-Support mit der Bitte um eventuelle Kulanz inklusive dezent eingestreutem „ich hätte ja 1 Cent pro 50 kb schon für ziemlich teuer gehalten, deswegen leider nicht noch genauer, also nicht genau genug gelesen, Irrtum, tut mir leid“ etc. wird mit Textbausteinen der Sorte „Sie zweifeln doch nicht etwa an, dass die hier protokollierten Verbindungen aufgebaut wurden?“ beantwortet, von mir wiederum mit „nein, in der Tat tu ich das nicht, ich zweifle nur an, dass dieser Tarif wirklich euer Ernst sein soll“ (in einer etwas höflicheren Wortwahl) sowie allgemeineren Ausführungen über Ethik und Menschenrechte retourniert und vom Congstar-Supportroboter danach ignoriert. Hätte ich an seiner Stelle aber wohl auch so gemacht.

Frank Lachmann

Ungefähr 2009 bis 2014

Digitale Filmkopien: Anfang, Mitte und Ende der Klagen

Ungefähr 2009 lief beim Fantasy Filmfest erstmals ein kleiner Teil der Filme in digitaler Projektion statt als 35-mm-Kopie. Die meisten Filme werden dort vor dem eigentlichen Filmstart und nur ein einziges Mal gezeigt, und es ~~ist einerseits einfacher, sie digital zu beschaffen (wobei die Datenmengen groß sind, so ein Download war vor fünf Jahren noch kein triviales Problem, glaube ich), andererseits~~ *(Hier habe ich Unsinn behauptet; dazu unten mehr)* kann viel schiefgehen.

Ich habe die Veranstalter oft auf der Bühne stehen und Geschichten erzählen hören, die grauenvoller waren als der Splatterinhalt der Filme selbst. Meistens ging es, glaube ich, darum, dass die digitalen Filmversionen verschlüsselt oder in unstandardisierten Formaten geliefert werden und dann entweder der richtige Codec oder der passende Schlüssel fehlte. (Ich verstehe nichts davon.)

Leider kann ich aus dem Gedächtnis nicht mehr genau rekonstruieren, wie sich das entwickelt hat. Gefühlt lag der Klagehöhepunkt so um 2011 herum. Aus dem Sommer 2013 kann ich mich schon an keine technischen Pannen mehr erinnern. Im Frühjahr 2014 lief jedenfalls alles glatt, und das Ausbleiben von technischen Problemen mit den digitalen Kopien war den Veranstaltern auch keine Erwähnung mehr wert.

Update: Matthias Damm vom Casablanca Filmkunsttheater Nürnberg versteht im Unterschied zu mir was vom Thema und steuert folgende Auskünfte bei:

- „Vermutlich war es 2009 nicht einfacher, einen Film digital zu zeigen, sondern alternativlos (da die Filme, die z. B. auf dem FFF gezeigt wurden, nur digital vorhanden waren). Eine 35mm-Kopie war und ist ei-

gentlich nie kompliziert, sofern man es schafft, sie zum richtigen Zeitpunkt an den gewünschten Ort zu transportieren – vermutlich war selten in der Geschichte ein Format so gut standardisiert wie 35mm-Film.

- Im täglichen Kinoeinsatz gibt es bei der digitalen Projektion eigentlich keine Probleme mehr – es gibt nur noch sehr wenige verschiedene Abspielgeräte und einen halbwegs gut definierten Standard (das Digital Cinema Package, DCP – definiert in der DCI-Norm). Dass ein Verleih was rausschickt, was dann irgendwo Probleme macht, kommt sehr selten vor. Gerade diese Woche hatten allerdings viele Kinos Probleme mit dem Film "Zwischen Welten", der mehrsprachig ist, aber in vielen Kinos am Wochenende ohne Untertitel lief (auch die arabischen Dialoge . . .) – die Untertitel des DCP liefen auf einer leicht veralteten Software-Version der recht verbreiteten Dolby-Server nicht korrekt.

- Weit mehr Probleme macht das DRM – die Schlüssel für die digitalen Kopien treffen immer wieder mal verspätet ein, passen nicht zum gewünschten Kinosaal, die Gültigkeit ist so knapp bemessen, dass man nicht testen kann, es werden Schlüssel für die falsche Sprachfassung geschickt, Schlüssel laufen aus und der Verleih vergisst, sie zu verlängern etc. pp.

- Je größer der Verleih, desto größer die Probleme – die kleinen Verleihe verzichten ohnehin aufs DRM und verschicken unverschlüsselte DCPs.

- Digitale Kinokopien werden auch heute noch fast ausschließlich von Kurieren per Festplatte geliefert. Die typische Datenmenge liegt bei 100 bis 200 GB (teilweise pro Sprachfassung). Es gibt Übertragung per Satellit, die sich in Deutschland aber noch nicht breit durchgesetzt hat und auch Pilotversuche mit der Übertragung per Internet (über normale VDSL-Infrastruktur). Aber momentan werden in jedem Kino jede Woche zig Pelicases mit Festplatten durch die Gegend jongliert.

- Im Festivaleinsatz sind digitale Kopien heute weit problematischer, als es 35mm jemals war. Dass das heute weniger thematisiert wird und weniger Pannen passieren, hängt schlicht damit zusammen, dass die Organisatoren mehr Erfahrung haben. Festivals wie die Berlinale stellen ein kleines Rechenzentrum hin, behalten sich vor, für jeden Film einen Master Key zu erhalten, um ihn beliebig neu codieren zu können und haben alle Spielorte mit einem Glasfasernetz erschlossen. (Mehr dazu bei heise.) Kleine Festivals müssen dieselben Probleme mit weit weniger Geld und Möglichkeiten lösen. Die Betreuung von Festivals ist heute Sache von Spezialfirmen, die da beträchtlich Zeit und Aufwand reinstecken.“

Herzlichen Dank an Matthias Damm für die Erklärungen und Ergänzungen!

Kathrin Passig

31.3.2014

Zeitumstellung im Auto. Es ist nicht unmöglich, aber eben irgendwie doch

Ich wollte die Zeit umstellen. Im Auto. Es ist ein Auto Baujahr 2009 etwa, ich nenne es ein modernes, quasi aktuelles Fahrzeug.

Das erste seiner Art in meinem Fuhrpark. Es hat eine digitale Uhr, mit Datums- und Temperaturanzeige. Und zwei Knöpfe. Sofort erkenne ich, dass ich beide drücken muss, um in den Bedienmodus zu kommen.
Brav blinkt die Datumsanzeige „Tag“. Ich drücke. Und verstelle das Datum versehentlich auf den 1. März. Ah.

Zurück geht nicht. Also 30 mal drücken, um wieder den 31. zu haben. Beim Monat bin ich gleich vorsichtiger und überspringe ihn gekonnt. Beim Jahr bin ich leider nicht so schnell. Wir haben also 2015. Egal.

Hauptsache, die Uhrzeit! Aber das ist tückisch. Kaum blinken die Stunden, bin ich schon in die Minuten gerutscht. Also zurück. Geht nicht. Nochmal von vorn. Tag / Monat / Jahr. Steht jetzt auf 2017. Egal.

Nach drei Versuchen und insgesamt rund 60 mal Knopfdrücken, weil alles nur vorwärts, aber nicht rückwärts einstellbar ist, habe ich Sommerzeit. Sommerzeit des Jahres 2035. Man kann wirklich nicht rückwärts. Und grob geschätzt 11992 mal drücken, bis ich wieder 2014 habe, nur auf den reinen Verdacht hin, die Anzeige reiche nur bis 9999 und springe dann wieder auf 0, das war mir zu riskant. Wahrscheinlich fängt sie gar nicht bei 0 an. Sondern bei 2000. Oder?

Die Temperatur ist währenddessen allerdings um 2 Grad gefallen. Sagt die Anzeige.

Pia Ziefle

31. 3. 2014

Meine Küche ist jetzt taylorisiert – wir haben einen Thermomix

Meine Küche ist jetzt taylorisiert – wir haben einen Thermomix. Ein Thermomix ist eine Küchenmaschine, die ca. alles kann: Schneiden, pürieren, wiegen, kochen, dämpfen und das alles gekoppelt mit einer Zeitschaltuhr.

Diese Zeitschaltuhr führt dazu, dass der Thermomix Kochen in seinem Wesen verändert. Andere Küchengeräte machen Arbeit einfacher – sie verändern aber nichts am grundsätzlichen Paradigma von Kochen. Ein Mixer ist ein schneller Rührlöffel oder effizientes Kneten. Eine normale Küchenmaschine ist Hobelkraft plus Elektrifizierung. Rezepte funktionieren grund-

sätzlich ähnlich, weil sie im Prinzip Hitze, Schneiden, Bewegen, Mischen, Würzen auf beliebigem technischem Niveau zu einer kunsthandwerklichen Arbeitsanweisung kombinieren.

Ganz anders der Thermomix: Rezepte für den Thermomix sind Verfahrensanweisungen. Früher, als ich noch einen realwirtschaftlichen Arbeitgeber hatte, hatten wir mehrere Mischmaschinen von Koruma: 1000-Liter-Misch- und Heizmaschinen, in die Chemikanten nach standardisierten Verfahrensanweisungen Rohstoffe in bestimmter Reihenfolge mit festgelegter Temperatur, Mischdauer und -Stufe einfüllen, und am Ende kommt Seife oder Ultraschallgleitgel raus. Mit einem Kochrezept hat eine solche Verfahrensanweisung nichts zu tun: Das ist taylorisiertes Handwerk, keine Kunst.

Und genau das zieht mit dem Thermomix in die Küche ein: Es gab Blumenkohl-Kokos-Curry mit Bulgur – das Rezept liest sich so:

> 2. Zwiebeln in den Mixtopf geben, 4Sek./Stufe 5 zerkleinern und mit dem Spatel nach unten schieben.
> 3. Öl und Curry zugeben und 3Min./Varoma/Stufe 2 dünsten.
> 4. Äpfel zugeben und 5Sek./Stufe 4,5 zerkleinern.
> 5. Blumenkohl, 50g Wasser, Kokomilch, Salz und Pfeffer zugeben und 8 Min./100°C/Linkslauf/Stufe Sanftrührstufe garen.

Während das Gerät, das nie müde wird, das nie einschläft, während also dieses Gerät rührt, schweißfrei schneidet und kocht, bleiben für das Bedienpersonal nur Handlangertätigkeiten übrig wie Zutaten zureichen und Küche putzen, bis das Gerät durch einen vordergründig sympathischen, aber keinen Aufschub duldenden Pfeifton Aufmerksamkeit heischt und den nächsten Arbeitsschritt einfordert.

In den einschlägigen Thermomix-Foren spekuliert man, wann das Nachfolgemodell erscheint. Es ist wohl Jahre überfällig. Meine Vermutung: Der Hersteller Vorwerk wartet, bis die Zielgruppe mit mobilen Endgeräten versorgt ist, die Bluetooth Low Energy können, und die nächste Version wird

aus einer Rezepte-App Steuerbefehle an die Küchenmaschine schicken. Der vernetzte Kühlschrank ist Quatsch. Küchenmaschinen mit Autopilot, das ist die Zukunft.

I for one welcome our Vorwerk overlords.

Felix Neumann

1.4.2014

Erste flüchtige Begegnung mit einer Videokasse

Beim Geldabheben in einer Commerzbankfiliale begegne ich diesem neuen Gerät. Es heißt “Videokasse”, und man kann daran Geld einzahlen, Geld abheben, Schecks einlösen, Geld auf fremde Konten einzahlen (was vielleicht dasselbe ist wie eine Überweisung, vielleicht auch nicht) und Scheine wechseln. Offenbar wird zur Begleitung dieser anspruchsvollen Aufgaben ein Bankmitarbeiter per Video zugeschaltet, weshalb die Videokasse auch “nicht an Feiertagen” funktioniert. Leider bin ich in Eile und kann sie nicht näher erforschen. Aber ihre Existenz ist hiermit schon mal dokumentiert.

Kathrin Passig

Anfang April 2014

Eingekeilt zwischen den schottischen Strommächten, Teil II

Was bisher geschah: Teil I.

Das Telefon klingelt. Ein Mann von einer Firma namens “Scottish Power” ist dran und will mich davon überzeugen, dass es bei Scottish Power doch viel besser war. Nun bin ich derzeit in der alten Wohnung bei Scottish Power und mir ist das doch eigentlich auch egal, solange man mich damit nicht behelligt, und die Tarife sind sowieso ununterscheidbar (glaube ich) und Power klingt für mich ganz genauso wie Hydro. Um ehrlich zu sein, war mir bis dahin nicht klar, dass es sich um unterschiedliche Firmen handelt. Um Erzfeinde gar. Jedenfalls zucke ich ein paarmal am Telefon mit den Schultern und schon hat mich der Mann von Scottish Power zur Rückkehr überredet. Keine Bürokratie, sagt er mir zu, wir machen das alles für Sie. Toll. Das Telefonat dauert auch kaum mehr als eine Stunde. Ab jetzt bekomme ich zwei Sorten Briefe. Die einen von Hydro heißen mich willkommen und versprechen, dass der Wechsel zu Hydro jetzt bald beendet ist. Die anderen von Power heißen

mich willkommen und versprechen, dass der Wechsel zu Power jetzt bald beendet ist. Währenddessen läuft der Strom natürlich sauber weiter. Gas auch, nehme ich an.

Aleks Scholz

April 2014

Yes, no, yes, ja?

Die elektronischen Lob- und Tadelsäulen, die hier schon besprochen wurden, fielen mir seit etwa 2013 am Flughafen Dublin auf. Sie stehen dort und offenbar auch an diversen britischen Flughäfen direkt hinter der Sicherheitskontrolle. Zufällig bin ich gerade damit beschäftigt, eine Touristenattraktion zu erfinden, und suche nach einem möglichst einfachen Feedbackkanal für die (bisher hypothetischen) Besucher. Das hätte außerdem den Vorteil, dass man sich die üblichen Evaluierungsumfragen, die man zur Gewissensberuhigung der Sponsoren durchführen muss, schenken kann – gleichzeitig auch die damit unweigerlich verbundene maximale Nervung der Besucher. Die einfache und elektronische "Are you happy with this service? Yes – no – whatever" Umfrage kam mir daher sofort attraktiv vor.

Als ich das Gerät sah, stellte ich mir vor, dass es sich vermutlich um irgendeinen schlichten Miniaturcomputer handelt, den man untenrum ausliest, was sollte es sonst sein. Die Wahrheit sieht, ähm, anders aus. Die Happy-or-not-Säulen stammen natürlich von der finnischen Firma Happy-or-not. Die Website sagt irgendwas von "Netzwerk" und "Intelligent Reporting", was schon mal nicht so einfach klingt.

Ich frage nach und führe ein Telefongespräch mit dem britischen Vertreter, der mir zunächst mitteilt, das ich sein erster Kunde werden könne. Wir freuen uns. Dann erklärt er mir alles haarklein. Das Gerät enthält eine SIM-Karte und übermittelt die Daten tatsächlich wie ein Handy an die finnische Zentrale. Diese wiederum schickt mir per Cloud-Service jeden Monat oder

so eine umfassende Abrechnung. Das Ganze kostet, Details vergessen, aber jedenfalls ein paar hundert Euro im Monat Sockelbetrag im einfachsten Fall. Das ist mir dann doch ein wenig zu kompliziert und außerdem zu teuer für meine Handvoll Fantasiebesucher. Ich bitte mir Bedenkzeit aus, breche den Kontakt schleunigst ab, und verbringe die nächsten fünf Minuten damit, die finnische Geschäftsidee – etwas sehr Einfaches auf sehr kompliziertem Wege abzuwickeln und dafür sehr viel Geld zu verlangen – gebührend zu bewundern. Seitdem suche ich nach einem Elektronikbastler, der mir genau dasselbe Gerät für drei Euro zusammenlöten kann.

Aleks Scholz

01.04.2014

Schon wieder ist ein Vierteljahr vorbei

Schon wieder ist ein Vierteljahr vorbei. Woran ich das merke? Ich muss beim Einloggen am Unternehmensrechner mein Passwort ändern. Das steht alle drei Monate an und nervt tierisch, weil ich danach ungefähr zweieinhalb Monate lang das vorherige eingebe, bis ich mich endlich an das neue gewöhnt habe. Davon abgesehen logge ich mich mit dem gleichen Account bei noch vielen weiteren Systemen ein (Zeiterfassung, Ticketsystem, auf dem Firmenhandy etc.), wo nun überall die voreingestellten Werte angepasst werden müssen. Und da man das Passwort nur im Firmennetzwerk ändern kann, bin ich richtig aufgeschmissen, wenn der Quartalswechsel mit einem Home-Office- oder Geschäftsreisetag zusammenfällt.

Bei alledem erschließt sich mir der Sinn hinter dieser hohen Passwortänderungsfrequenz nicht. Wie mir viele Kolleginnen und Kollegen bestätigen, hat sie genau einen Effekt: Man nummeriert seine Passwörter durch und

erhöht alle drei Monate um eins. Aus „passwort1“ wird „passwort2“ wird „passwort3“ und so weiter. Sehr viel sicherer dürfte das Unternehmensnetzwerk dadurch nicht werden.

Johannes Mirus

1.4.2014

Freunde auf Fotos identifizieren

Facebooks bunte Datenwelt: Account gesperrt. Meldung aus der blauen Wolke: „Es sieht so aus, als würdest du dich mit diesem Gerät zum ersten Mal anmelden“. Nein, bestimmt nicht. Keine Ahnung, wie das nun wieder zustande kam. Aber was jetzt? Drei Möglichkeiten werden mir angeboten. Erstens: SMS schicken lassen. Will ich nicht, hab Facebook extra keine Handynummer gegeben und möchte das auch nicht tun. Zweitens: Sicherheitsfrage beantworten. Kann ich nicht, weil keine Ahnung, was ich da vor Jahren mal eingegeben habe. Drittens: Identifiziere Freunde auf Fotos. Na gut, das kann ja nicht so schwer sein. Fünf Mal zeigt Facebook mir also Gesichter von Bekannten, Fotos aus ihrem privaten Stream, aus der Sammlung von anderen? Mal Portraits, mal Gruppenbilder, auf denen sie zu sehen sind. Kein Problem, sie richtig zu identifizieren. Nach ein paar Sekunden ist mein Account wieder freigeschaltet. Und Facebook hat noch mehr Daten darüber, wer diese fünf Menschen sind und wie sie aussehen. Sorry, Leute.

Kai Biermann

1.4.2014

Ein tragbarer DVD-Spieler in freier Wildbahn. Es ist kaum zu fassen

Im EC von Düsseldorf nach Essen sitze ich einem Mann gegenüber, der auf einem kleinen Laptop einen Film schaut (eventuell auch eine Serie, jedenfalls irgendetwas). Zunächst mal gibt es an dieser Szene nichts Ungewöhnliches. Menschen, die im Zug auf ihrem Laptop irgendwas gucken, gibt es ja ständig.

Kurz hinter Duisburg fällt mir auf, dass das gar kein Laptop ist, sondern ein tragbarer DVD-Spieler. EIN TRAGBARER DVD-SPIELER! Sowas gibt es noch und es gibt sogar Menschen, die sowas nutzen. Ganz öffentlich! Einfach so!

Das ist auf der Abgefahrenheitsskala nur ganz knapp hinter dem einen Mal, als ich auf der Autobahn drei DeLoreans hintereinander sah.

(Ein tragbarer DVD-Spieler! Unglaublich.)

Anne Schüßler

2.4.2014

Ich kriege Geld von der Post – oder: Gefangen in einem Karl-Valentin-Sketch

Manche Geschichten schreibt man auf, weil man glaubt, dass die Absurdität jetzt ihren Höhepukt erreicht hat. Ich meine, wir sind ja nicht in einem Karl-Valentin-Sketch, oder?

Da war dieses verschollene Einschreiben, für das ich von der Post – wir erinnern uns – rund 28 € erstattet bekommen sollte. Im Dezember bekam ich erst einen Scheck, den ich als online bankender Dorfbewohner nur mit Aufwand einlösen kann.

Alles sei kein Problem, hieß es ja am Telefon, und kaum vier Monate später hatte der Chef der Abteilung die Sache auf dem Tisch. Den Erstattungsbetrag erhöhte er um 3,50 €, damit ich ihm den Scheck per Einschreiben zurück schicken kann. Danach hatte er bereits einmal vergeblich versucht, das Geld mit einer falsch errechneten IBAN zu überweisen.

Ausgerechnet am 1. April ging die Überweisung bei mir ein.

Ganze 3,50 €.

Vermutlich, so hieß es, habe der Computer nicht erkannt, dass der Scheck zurückgebucht sei, und den Betrag entsprechend gekürzt. Was vermutlich auch daran läge, dass Überweisungen von einer anderen Abteilung an einem ganz anderen Standort mit einem völlig anderen Computersystem, dafür aber vollautomatisch und ohne menschliche Eingriffsmöglichkeiten getätigt würden.

Man versprach mir, einen neuen Vorgang dazu anzulegen, damit mir der eigentliche Betrag ohne Abzüge überwiesen würde.

An diesem Punkt – neuer Vorgang zur Auszahlung von rund 28 € – waren wir Anfang Dezember schon mal und ich habe jetzt Angst, in meinen Briefkasten zu gucken und dort wieder einen Scheck vorzufinden.

Volker König

2.4.2014

Ohne GSM-Codes geht in Asien nicht sehr viel

Für den Aufenthalt in Asien habe ich mir eine SIM-Karte eines lokalen Providers besorgt. Verglichen damit, wie so etwas in Deutschland funktioniert, ist das hier geradezu verstörend einfach, und läuft exakt so ab, wie in verschiedenen Reise-Foren beschrieben: in einen beliebigen 7-11 (“Späti”) gehen, Karte kaufen, einlegen, funktioniert.

Also, zumindest prinzipiell. Vor die Bandbreite haben die Götter allerdings GSM-Codes gesetzt. Und ganz Asien ist verrückt nach GSM-Codes: Sternchen Zahl Sternchen Zahl Raute Senden. Wobei Zahl und Zahl unterschiedliche Bedeutungen haben, je nach Provider, je nach gerade gültigen Angeboten, je nachdem wie gut man die meist größtenteils unenglisch verfasste Website jenes Providers versteht. Es gibt unterschiedliche Tarifpakete (Flatrate UMTS, Flatrate EDGE, nicht-so-richtig-aber-fast-Flatrate in bestimmten Gegenden, Stunden-/Tages-/Wochen-Pakete für Telefonie und/oder Datennutzung, alles nochmal mit wahlweise 5, 10 oder 20 e-Books und/oder Onlinemagazinen inklusive, gekoppelt an Nahverkehrs-Tickets, mit oder ohne Subway-/KFC-/PizzaHut-Promo-Discount, für iPhones, für nicht-iPhones, zeitlich befristet auf 3, 6 oder 10 Monate, mit oder ohne WiFi-Nutzung in einigen Shopping Malls, dergleichen) – alle mit spezifischen GSM-Codes buchbar, wenn man erstmal Guthaben (per GSM-Code!) auf seine Karte gebracht hat. Tabellen mit GSM-Codes werden auf Plakaten beworben, oder im Fernsehen oder im U-Bahn-TV: *777# scheint hier derzeit sehr angesagt zu sein bei den Kids in Bangkok, jedenfalls hat das dazugehörige Plakatmotiv im Gegensatz zu den meisten anderen Tarif-Tabellen einen ziemlich gut frisierten 18jährigen dunkelhaarigen “Boy” zu bieten, der auf einem Surfbrett im – ich vermute mal – sog. “Cyberspace surft”, der aus verschiedenen GSM-Codes in dunkelgrau besteht, nur die *777# ist hellgrün und fancy dargestellt.

Ich verbringe rund zwei Stunden im Hotel-WLAN damit, mich auf der in asiatischen Schriftzeichen verfassten “english version” der Provider-Website über Tarife und GSM-Codes schlau zu machen, glaube mir ein halbwegs stimmig klingendes Paket aus 3GB Datentransfer ohne E-Books oder Sandwiches zu buchen, scheitere an ebenfalls sehr asiatisch aussehenden Fehlermeldungs-Kurznachrichten, bemerke irgendwann den Ablauf (“Promotion!”) des von mir gewählten Pakets ein paar Tage zuvor. Mit einem anderen Tarif und Code geht’s dann.

Also, zumindest prinzipiell. Jedenfalls ist mein Guthaben jetzt um die entsprechende Summe kleiner, allerdings sagt mein Telefon, es könne nicht online gehen. Die Hotline tut so, als würde sie mein Problem verstehen, wir

werden allerdings im Gespräch unterbrochen, ich bekomme eine SMS, dass mein Internetzugang jetzt “unbarred” sei, mein Telefon ist anderer Meinung. Auf reddit wird mir ein Shop des Providers empfohlen, beim Hotel um die Ecke. Dort lächelt man, konfiguriert den APN richtig (MNC 03!), nickt höflich, und schon bin ich online.

Auf dem Heimweg kommt mir doch tatsächlich der Gedanke, dass das jetzt ja eigentlich gar nicht *so* schwierig war. Nehme mir vor, “kognitive Dissonanz” aber erst später zu googeln.

Frank Lachmann

2.4.2014

Schwierigkeiten beim Texterwerb

K.: du hast nicht zufällig diesen Goetz-Text über Herrndorf und könntest den irgendwie digitalisieren, und sei es noch so schäbig?
(Es geht um einen Beitrag in „Texte zur Kunst“. Mit „und sei es noch so schäbig“ meine ich das übliche Abfotografieren der Seiten mit dem Handy.)
K.: ich war sogar willens, das Heft zu kaufen, konnte es aber in mehreren Buchhandlungen nicht finden.
C.: ich hab den einfach nur im Buchladen durchgelesen.
C.: weil auch sehr kurz.
(Ich wusste bei meiner Suche noch nicht, dass „Texte zur Kunst“ 15 Euro kostet, und wenn es das Heft in einer Buchhandlung gegeben hätte, hätte ich es wohl genauso gemacht wie C.; schließlich interessiert mich nur der eine Text.)
K: ah, und das war vermutlich Pro qm oder so was.
C.: bingo.
C.: aber wenn du kaufwillig bist, kannst du den doch sicher schnell und unkompliziert online ordern?

K.: nachgesehen, nur auf Papier.
K.: das ist irgendwie das Schlechteste aus zwei Welten.
K.: man muss es bestellen, es kostet extra, und dann ist es immer noch Papier.

Quelle: Skypelog

Update: Einige Wochen später lässt ein Freund mit einer Uni-Stelle sich den Artikel über einen Dienst kommen, den ich hier verschweige, weil seine AGB diese Nutzung verbieten, und legt ihn für uns alle in eine Dropbox.

Kathrin Passig

03.04.2014

Unternehmensname Stichwort

Ich recherchiere auf Facebook nach einem Beitrag einer Unternehmensseite, dessen Inhalt ich noch ungefähr weiß. Die Facebook-Suche ist wie immer keine große Hilfe. Obwohl es das GraphSearch genannte Suchfenster schon einige Monate gibt und wohl eine Art Weltrevolution der Suche darstellen sollte, findet man damit weniger, als wenn ich einen beliebigen Passanten um Auskunft gebeten hätte.

Im konkreten Fall: Ich suche nach „Unternehmensname Stichwort“ und bekomme eine Suchergebnisseite von Bing präsentiert. Das erste Suchergebnis ist die Homepage des Unternehmens, das zweite verweist allgemein auf die Facebook-Seite, auf der ich die Suche startete, ab dem dritten wird es abstrus.

Die Facebook-Suchfunktion reiht sich nahtlos ein in fantastische Suchmöglichkeiten von Diensten wie Tumblr[1] oder die von meinem Gedächtnis.

1. An dieser Stelle hätte ich gerne den passenden Beitrag von Kathrin Passig hier im Techniktagebuch verlinkt, aber – ach, sucht doch selbst!

Von Kathrin Passig kam im Chat der Workaround, über meine Likes zu recherchieren, sollte ich den Beitrag gedaumenhocht haben. Mal abgesehen davon, dass ich auf diesen Rechercheweg gar nicht gekommen wäre: Ich like doch nicht Beiträge von Unternehmen, igittigitt.

Johannes Mirus

3.4.2014

Viele nützliche Programme als Beigabe zum Hardware-Kauf

Da ich gerade da vorbeikomme und mir eigentlich der Gedanke, den Einzelhandel zu stärken, gefällt, besuche ich den örtlichen Elektro-Markt: Ich brauche ein Kabel für den Fernseher. Ich finde schnell, was ich brauche; an der Kasse drückt mir die Kassiererin zum Kassenbon eine CD in die Hand.

Ich gucke fragend und sie erklärt: “Das ist ein Geschenk von uns, da sind viele nützliche Programme drauf!” Ein Blick zeigt mir, dass es sich um ältere Versionen mehrerer zweit- bis drittklassiger Programme handelt – die meisten zum „Tunen” von Windows. In anderen Worten: Das, was man auch auf den Beilagen-CDs einer Computerzeitung findet.

Ich antworte, dass ich die nicht brauche, da ich erstens professionell mit meinem Rechner arbeite und deswegen zweitens einen Mac habe, der mit den Programmen nichts anfangen kann.

Sie schaut mich verständnislos an.

Ich schiebe die CD weg und wiederhole meine Erklärung, sie schiebt sie mir wieder hin.

Ich schiebe sie weg und sage „Das ist Unsinn, die landet bei mir ungeöffnet im Müll”.

Sie sagt „Ich muss Ihnen die geben.”

Seitdem fliegt in meinem Auto eine ungeöffnete CD herum. Vielleicht freut sich ja in ein paar Jahren der Autohändler darüber, wenn er sie findet.

Christian Fischer

3.4.2014

Entropiequelle Facebook

Nachdem ich mich an das aktuelle neue Facebook-Design gewöhnt habe, stelle ich fest, dass es nach rund 392 Jahren anscheinend endlich klappt, dauerhaft zwischen „Hauptmeldungen“ und „neueste Meldungen“ umzuschalten.

Also auf der Website. Die Auswahl und Anzeigereihenfolge in der Android-App hingegen scheint mir eine veritable Entropiequelle für einen kryptographisch sicheren Zufallsgenerator zu sein.

In diesem Moment zeigt sie mir folgende Beiträge in dieser Reihenfolge:

1. Posting aus FB-gruppe, 35 Minuten alt
2. Posting von gestern 22:00, ein Kommentar von 22:15
3. Posting von heute, 5 Stunden alt.

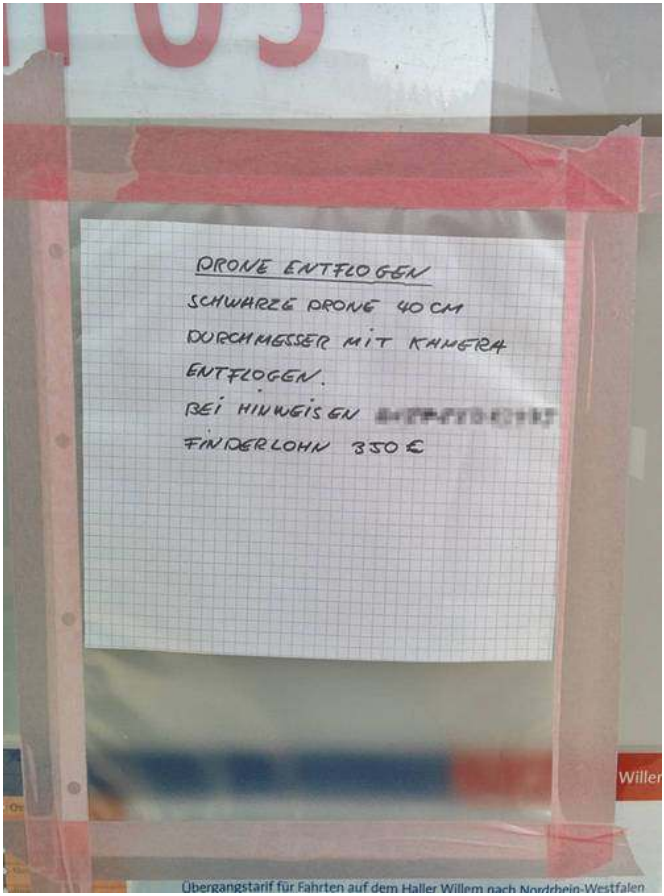
Nach wenigen Sekunden kommt ein Update, neue Beiträge sind da. Die Reihenfolge:

1. Posting „vor 1 Minute“ **Neueinstieg**
2. Posting aus FB-Gruppe, abgestiegen von Platz 1
3. Posting von „gerade eben“ **Neueinstieg**
4. Posting von gestern 22:00, abgestiegen von Platz 2
5. Posting von heute, 5 Stunden alt, abgestiegen von Platz 3

Volker König

3. April 2014

Drohne entflogen



Die Gegenwart fühlt sich zukünftig an, wenn am Bahnhof von Oesede (bei Osnabrück) nicht mehr nach entlaufenen Haustieren gesucht wird.

Felix Neumann

4.4.2014

Ich kriege einen neuen Personalausweis und mein Dorf ist moderner, als ich zu hoffen wagte

Ich habe einen Tag Urlaub genommen, weil ich Post von der Stadtverwaltung im Briefkasten fand. Mein Personalausweis liefe am 6.4. aus und ich solle doch einen neuen beantragen. Weil wegen Ausweispflicht.

Tatsächlich hatte ich den 4.6. als Haltbarkeitsdatum im Kopf und bin über den Hinweis dankbar. Mit noch warmen biometrischen Fotos spreche ich im Bürgerbüro vor und beantrage das Ding mit dem RFID-Chip drin.

Bei uns auf dem Land brauche ich im Gegensatz zu Kathrin Passig in Berlin jedoch keinen Passierschein A38, sondern ziehe eine Wartenummer, warte sieben oder acht Minuten und bin dran.

Auf die Speicherung biometrischer Daten außerhalb des Fotos verzichte ich, ob ich den Chip deaktivieren lasse, überlege ich noch. Die Dame auf der anderen Seite des Schreibtischs meint, dass sie ein Lesegerät für den Ausweis am Arbeitsplatz habe, diese aber außerhalb der Bürgerbüros und Einwohnermeldeämter faktisch nicht existierten.

Dann warte ich auf den scheckkartengroße Identitätsnachweis. Von der Bundesdruckerei kommt bald eine Ankündigung, dass der Ausweis nun käme. Als der erinnerte Zeitraum bis zur Abholung großzügig überschritten ist, lese ich das Begleitschreiben zum Antrag nochmal.

Tatsächlich steht da ein mittelkurzer kryptographischer Code, über den ich auf der Website der Stadt den Lieferstatus prüfen kann.

Der Ausweis liegt zur Abholung bereit, schon längst.

Toll.

Ich hole ihn ab und kaufe mir direkt ein kleineres Portemonnaie.

Volker König

April 2014

Neue Sorgen auf der Toilette

Seit Januar 2014 besitze ich ein Fitbit. Ein Fitbit ist ein Schrittzählmesser, den man mit sich rumträgt und der einem sagt, wie viel (alternativ: wie wenig) man so rumläuft.

Die Anleitung sagt, dass man das Fitbit am besten in der Hosentasche mit sich rumtragen kann, es geht natürlich auch in Rock-, Kleid- oder Jackentaschen. Alternativ können Frauen sich das kleine Gerät auch dezent an den BH klemmen. Da ich aber auch regelmäßig in Outfits ohne Taschenoption rumlaufe und mir die BH-Lösung suspekt ist, klemme ich das Gerät sehr häufig an den Strumpfhosenbund, das funktioniert auch.

Ein generelles Problem habe ich aber entdeckt: Ich habe jetzt mit Fitbit und iPhone gleich zwei Geräte, bei denen ich auf Toilette Sorge habe, dass sie durch eine ungeschickte Bewegung ins Klo fallen könnten. Das Problem hatte ich früher mit Asterixheften, Lustigen Taschenbüchern und Calvin-und-Hobbes-Bänden nicht.

Anne Schüßler

April 2014

Spezielle Spezialkabel für spezielle Spezialstecker

1996 nannten wir USB noch spöttisch Useless Serial Bus, weil neue PCs zwar langsam solche Anschlüsse bekamen, aber Peripherie zum Anschließen noch fehlte. Inzwischen ist es aber zum Standard geworden und ich suche noch einen Antiquitätenhändler, dem ich meine Drucker- und Seriell-Kabel ~~andrehen~~ anbieten kann.

Und USB ist wirklich ein supertoller Standard.

Mobile Devices sind klein und haben wenig Platz für Stecker. Die ersten davon, die per USB zum Datenaustausch an den Computer anschließbar waren, brauchten spezielle Spezialkabel für die speziellen Spezialstecker der Handymarke, die dann aber auch ein Laden über den USB-Port zuließen. Inzwischen haben sich die Hersteller (außer Apple) auf Micro-USB geeinigt.

USB kann erstmal garantiert 0,5 Ampère liefern. Das klingt nicht nach viel, ist es auch nicht, aber die Handy-Ladegeräte im Jahr 2000 lieferten eher weniger. Das änderte sich mit Smartphones. Damit deren ziemlich große Akkus noch zu Lebzeiten des Benutzers voll werden, brauchen sie deutlich mehr Strom.

Die USB-Norm erlaubt auch, 1-1,5 Ampère zu beziehen. Dazu müssen im einfachsten Fall zwei Leitungen kurzgeschlossen werden. Die zwei, über die sonst die Daten laufen. Das Smartphone erkennt daran, dass am anderen Ende des Kabels kein Computer, sondern ein Ladegerät hängt.

Ich amüsierte mich über die Diskussionen in der EU, einheitliche Ladegeräte vorzuschreiben. Regulierungsirrsinn! USB klappt doch prima! Was denn noch alles – Verbot von Glühbirnen etwa?

Dann kam Apple.

Das iPad möchte gerne 2 Ampère Ladestrom haben. Das gab die Norm damals, 2010, noch nicht her. Unter 2 Ampère lädt das iPad aber gar nicht. Wenn es die Ampère einfach so aus einem normalen USB-Port zieht, wird dieser vom Computer abgeschaltet.

Ein 1-Ampère Netzteil wird sich auch entweder wehren oder kaputtgehen. Also legte Apple auf die beiden Datenleitungen unterschiedliche Spannungen, um dem iPad zu signalisieren: Hier, ich bin es wirklich, dein Ladegerät!

Samsung hatte das Problem auch und dachte sich wiederum eine eigene Lösung aus (sehr klug, ansonsten müssten sie vielleicht eine Klage von Apple befürchten).

Bei uns hängen an einem normalen Tag 6 Geräte (4 Handies, 2 Tablets) an Ladegeräten, an manchen Tagen bis zu 10. Eine universelle USB Ladestation, die Geräte aller Marken optimal mit Strom versorgt, liegt noch in weiter Ferne.

Heute freue ich mich auf die einheitlichen Ladegeräte, die die EU vorschreiben will.

Volker König

4.4.2014

Touch&Travel und ich, wir haben es alle nicht einfach

Eigentlich war ich in letzter Zeit gar nicht mehr so überzeugt von Touch&Travel. Ich bin im Nahverkehr kurz zu Papiertickets zurückgekehrt, aber besonders praktisch war das auch nicht. Oft fährt einem die Bahn vor der Nase weg, während man darauf wartet, dass die Automaten mit dem Kalligraphieren des Fahrscheins fertig werden. (Die Automaten der BVG waren früher schnell; inzwischen warnen sie einen beim Kauf eines Viertickets, dass das Drucken mehrere Minuten dauern wird. Wann und warum sie so langsam geworden sind, kann ich nicht herausfinden.) Außerdem muss man sich merken, wo man den Fahrschein hingesteckt hat, man hat immer die Taschen voll Papier, und für eine Monatskarte fahre ich zu selten.

Die BVG hat auch eine Android-App, in der man Tickets lösen könnte, „BVG Fahrinfo Plus“. Das habe ich vorige Woche auf einem Werbeaufkleber in der U-Bahn gesehen. Ich wollte die App installieren, aber im Google Play Store kommt keine der ersten zehn Nutzerbewertungen über einen Stern von fünf hinaus:

“Bad usability, over engineered”, “Überall Fehler”, “Ticket server doesn’t work”, “No way to buy a bundle of 4 tickets”, “buggy server response”, “won’t accept my email address – it keeps telling me it is invalid – obviously a bug”, “Total crap . . . seems like BVG only tested it on apes or they just don’t care", „Müll”, “Schrott“, “Zahlung mit Lastschrift unmöglich, wird einem aber vorgespielt so dass man nach 8 mal eingeben seiner Iban komplett am durchdrehen ist”, “Wozu werden die Rechte read contacts und boot at startup benötigt?”

Da sieht Touch&Travel im Vergleich wieder ziemlich gut aus. Allerdings haben sie mir in den letzten Tagen wieder Vorwürfe gemacht:

> Sie haben bei Ihrer Fahrt am 03.04.14 (Fahrt-ID: 04031) die Ortungserlaubnis auf Ihrem Smartphone entzogen. Die Ortung über Ihr Smartphone ist jedoch eine wesentliche Voraussetzung, um Touch&Travel nutzen zu können.
> Bitte beachten Sie, dass die bei der Anmeldung aktivierten Standortdienste zwischen An- und Abmeldung kontinuierlich aktiviert bleiben müssen.
> Damit Sie Touch&Travel weiterhin nutzen können, ist es notwendig, die Ortungserlaubnis in den Einstellungen Ihres Smartphones erneut freizuschalten.

Ich soll auf diese automatisch generierte Mail bitte nicht antworten, sondern mich mit Fragen und Anregungen an die Touch&Travel Kundenbetreuung, Postadresse, wenden. Ich antworte trotzdem auf die Mail und frage, was diese Ortungserlaubnis ist, denn ich habe eigentlich nichts an irgendwelchen Einstellungen geändert.

> Sehr geehrte Frau Passig,
> Mit der Ortungserlaubnis ist gemeint, Ihr Handy muss ständig empfangsbereit sein. In Ihrem Fall ist es aber die U-Bahn die daran Schuld ist und nicht Sie. Diese automatischen E-Mails können wir leider nicht verhindern.
> Weiterhin gute Fahrt!

Ich bin so gerührt von diesem Eingeständnis und der allgemeinen Verfahrenheit der Situation, dass mir Touch&Travel gleich wieder ans Herz wächst. Wir haben alle keinen Empfang in der U-Bahn und können nichts gegen automatische Mails tun. We're in this together.

Kathrin Passig

5.4.2014

Unsere ethisch unkorrekte Kaffeemaschine kann mehr als deine ethisch unkorrekte Kaffeemaschine

Wir kaufen einen neue Kaffeemaschine, also genauer gesagt, eine neue ethisch vollkommen unkorrekte[1] Nespresso-Maschine. Die alte haben wir seit Ende 2007, jetzt ist sie aber seit ein paar Monaten inkontinent und läuft gelegentlich unten aus, also das Wasser, kein Kaffee. Wir wissen nicht, warum, auch nicht, ob und wenn ja, wie sich das beheben lässt und behelfen uns mit Küchenhandtüchern, die wir unter die Maschine legen.

Das ist aber auf Dauer auch doof und darum kaufen wir eine neue. Mein einziges Kriterium ist, dass ich einen von diesen Milchaufschäumern haben will, solche Teflonbecher, wo unten ein Aufschäumdings angebracht ist und wo man nur Milch einfüllen muss, anstellen und nachher hat man Milch-

1. Für die Nachwelt, falls es irgendwann mal keine Nespresso-Maschinen mehr geben sollte: Die Maschinen sind ethisch unkorrekt, weil man Kaffee nur einzeln portioniert in Alukapseln kriegt, also besonders schnell besonders viel besonders doofen Müll produziert. Leider ist der Kaffee ziemlich gut und die Maschinen vom ganzen Konzept her sehr überzeugend.

schaum. Es gibt dann keine blöden Plastikbehälter und Schläuche mehr, die man immer direkt auswaschen muss, weil es sonst sehr schnell sehr eklig wird.

Bei Karstadt stehen wir vor den Nespressomaschinen und während ich bei denen im mittleren Preissegment rumhänge, steuert P. relativ zielstrebig auf die teuerste aller Nespressomaschinen im Karstadtsortiment zu. Die teure Variante hat eigene Knöpfchen, um die Stärke von Espresso bzw. Kaffee einstellen zu können, außerdem kann man nicht nur Milchschaum machen, sondern wahlweise heiße Milch ohne Schaum, heiße Milch mit ein bisschen Schaum, heiße Milch mit viel Schaum und kalte Milch mit Schaum. Geht auch über ein Drehknöpfchen.

Und es gibt einen Tassenwarmmacher für Espressotassen. Während ich noch versuche, darauf zu hinarbeiten, dass es die für den halben Preis ja eigentlich auch tun, sehe ich das Glänzen in P.'s Augen und weiß, dass ich hier nichts mehr tun kann. Ich zögere das unvermeidliche noch ein paar Tage heraus, da ich mich mental auf den Erwerb größerer Gegenstände erst immer vorbereiten muss.

Am nächsten Samstag kaufen wir die Kaffeemaschine bei Saturn. Weil es ein Ausstellungsstück ist, kriegen wir noch fünf Stangen Kaffee dazu. Aufbau und Inbetriebnahme gestalten sich geradezu lächerlich einfach, es ist unerhört. Man muss nur einmal Wasser durchlaufen lassen, dann kann man den ersten Kaffee machen.

Tatsächlich ist der einstellbare Milchschäumer ein ziemlich tolles Feature, ich kann also nicht klagen. Nur die ethisch besonders korrekte Demeter-Biomilch, bei der man nach dem Öffnen erst immer den Rahm abschöpfen muss, stellt sich als vollkommen ungeeignet für Milchschaum heraus. Da macht man nichts.

Anne Schüßler

April 2014

Ich mache an der Siebzehn 32 zu 10

Niemand hat im Sportunterricht so oft gefehlt wie ich. Einmal hat mir mein Sportlehrer sogar für mein pures Erscheinen eine Urkunde verliehen. Ungelogen. Das war in den Neunzigern.

Jetzt haben wir 2014 – und jemand hat sich chipkartenbetriebene Fitnessgeräte ausgedacht, die sich wie von Zauberhand auf mich einstellen. Sie haben schöne Displays, werfen verständliche Grafiken aus, machen mahnende Geräusche, und sie produzieren Zahlen. Viele Zahlen. Ich kann jetzt Sätze sagen wie „also ich mache an der Siebzehn 32 zu 10."

Damit haben sie mich gekriegt.

Pia Ziefle

Seit 1999

Wie Bluetooth mir heute immer wieder viel Bastelarbeit abnimmt

Seit ich ein Handy habe, war das Telefonieren im Auto ein Dauerthema. Als Pendler sitze ich halt viel im Wagen und war einige Jahre auch als Sprecher einer grünen Landesarbeitsgemeinschaft viel unterwegs.

Die erste Freisprechanlage steckte im Zigarettenanzünder. Das Handy hing in einer Halterung an den Lüftungsschlitzen 30cm darüber. Das Microphon war in die Freisprechanlage integriert. Um dem krächzenden Roboter vor dem Schalthebel antworten zu können, musste ich mich runterbeugen.

Ich möchte rückblickend bezweifeln, dass das sicherer war, als das Handy in die Hand zu nehmen, aber ich habe sicher etliche Bußgelder nicht zahlen müssen.

2001 kaufte ich einen Modeo als Jahreswagen, der vorher Dienstwagen eines Pharmavertreters war. Der Wagen hatte eine Freisprecheinrichtung fest eingebaut, mein Nokia 6210 passte in die Halterung und konnte sogar über eine Antenne an einem der Heckfenster strahlungsarm nach draußen funken.

Die Freisprecheinrichtung war zwar ein teures Modell mit externem Microphon, aber von einem Fremdhersteller und offiziell für die etwas ältere 51xx-Reihe gedacht. Nokia hatte bei den neueren Modellen an den Sprachleitungen die Spannungen reduziert, um Strom zu sparen. Die Freisprechanlage glaubte daher nach 10-15 Sekunden Gespräch immer, dass aufgelegt worden sei.

Ich erwarb ein passendes Gerät und konnte die Halterung sogar an der Telefonkonsole anbringen. Und der Anschluss am Telefon erfolgte über Adapter, die ich später, bei einem neuen Handy, austauschen konnte.

Theoretisch.

Als ich mir bei der nächsten Vertragsverlängerung ein Samsung SGH D600 kaufte, war die Modellreihe bereits eingestellt und es gab keine Adapter. Ich musste also wieder alles austauschen und fand ein gutes und günstiges Modell zum Einstecken in den Zigarettenanzünder. Mit externem Micro.

Die Konstruktionsweise „Plug&Play im Zigarettenanzünder“ kombiniert mit „Externes Micro, das am Armaturenbrett angeklebt werden muss“ verstand ich zwar nicht so ganz, hatte in der Kramkiste aber noch eine auf dem Zigarettenanzünder basierende „Autosteckdose“. Ich klemmte sie an den Strom des Radios an und versteckte das Gerät hinter dem Armaturenbrett. Der externe Lautsprecher rechts unten im Fußraum des Beifahrers stammte vom vorherigen Modell und funktionierte trotzdem.

Ungefähr 2006 gab das Autoradio den Geist auf (es hatte eine Cassette verschluckt). Die speziellen Spezialstecker, mit denen die Hersteller ihre Handys ausstatteten, existierten zwar immer noch, aber Bluetooth machte ihnen Konkurrenz. Ich fand im Elektronikversand ein Radio mit CD-Player, Schlitzen für SD-Karte und USB-Stick und eine rintegrierten Bluetooth-Freisprecheinrichtung. Und zu einem akzeptablen Preis.

Bluetooth löste viele Probleme: Ich musste keine Kabel von der Halterung irgendwie hinter das Armaturenbrett stopfen, die Anbindung an die Freisprecheinrichtung im Radio war endlich genormt.

2011 kaufte ich mir einen gebrauchten Focus. Das Radio nahm ich aus dem alten Wagen. Für mich als Nichtraucher war der schmale, tiefe Aschenbecher in der Mittelkonsole neben den Lenkrad perfekt: Auf ein Stück Dachlatte schraubte ich einen Metallwinkel, an dem die Handyhalterung befestigt wurde. Das Holz steckte ich in den Aschenbecher und klemmte alles fest.

Volker König

6.4.2014

Im Hotel: Zweit-Keycards für Gäste nur ohne Klimaanlage

In meinem Hotel könnte ich auf Wunsch und gegen geringe Gebühr eine zweite Keycard zu meinem "Einzel"zimmer bekommen, deutet man mir beim Check-In an. Ich ignoriere den Bangkok/Hihi/Farang/Hohoho-Subtext, sofern da überhaupt einer gewesen sein sollte (die Paranoia wächst an ihren Aufgaben), lehne jedenfalls dankend ab, und sehe dann auf meinem Zimmer eine ebensolche zweite Keycard bereits im "hier die Karte einstecken für Elektrizität"-Slot neben der Tür stecken.

Die, so erklärt mir der Reinemachmensch, hat sowieso jedes Apartment, denn man könne den Gästen nicht zumuten, bei Abwesenheit die Klimaanlage auszuschalten, also nach Ausflügen in ein warmes Zimmer zurückkommen zu müssen.

Gewissermaßen kostet der Klimaanlagen-Dauereinsatz also eine Gebühr, sobald/wenn ich Gäste habe. Das hätte mir die Dame an der Rezeption auch direkter vermitteln können.

Frank Lachmann

Seit 1989 immer wieder

"Ich würde ja gerne, aber der Computer kann das nicht" – die immer gültige Ausrede

1989 zog ich in meine Studentenwohnung und damit in einen anderen Stadtteil von Düsseldorf. Mein Bankkonto hätte ich gerne in einer näher gelegenen Filiale der Commerzbank geführt, aber der Umzug hätte mir eine neue Kon-

tonummer beschert und damit verbunden unnötigen Schreibkram. Schuld war der Computer, die Kontonummern seien fest den Filialen zugeordnet, da könne man nichts machen.

Was damals noch selten war – nämlich Service nicht leisten zu können, weil der Computer ihn nicht beherrscht – kam nach meinem subjektiven Eindruck im Laufe der Zeit immer öfter vor. Und persönlich werde ich den Eindruck nicht los, dass es immer genau dann passiert, wenn der Besitzer des Computers dadurch Vorteile hat.

Ungefähr 2004 stellten wir fest, dass das Haus nicht gegen "Elementarschäden" versichert war. Also Sturm und Hochwasser. Ein dicker Fauxpas des Vermittlers vor acht Jahren. Die Versicherung bot an, den Vertrag zu erweitern.

Allerdings konnte der Computer weder den Preis noch den genauen Leistungsumfang vorhersagen, das würden wir dann in der Police alles erfahren, wenn wir den Vertrag erweitert hätten. Alternativ könnten wir den Vertrag auch auf die neuen Versicherungsbedingungen umstellen, da könne der Computer das vorher ausrechnen (hat schonmal *irgendjemand* freiwillig auf neue Versicherungsbedingungen umgestellt?)

Den Knaller hat sich aber ein Mobilfunkanbieter dieses Jahr geliefert. Nach einem Wechsel der Bank wurden die Raten für das Handy per Dauerauftrag überwiesen, um nicht eine neue Einzugsermächtigung erteilen zu müssen.

Zahlungszweck war die Kundennummer von der Rechnung. Die war aber nur vorläufig, was nicht dabei stand. Die tatsächliche Kundennummer kannten wir mangels Mitteilung nicht, was dazu führte, dass nur ungefähr jede zweite Zahlung manuell dem Vertrag zugeordnet wurde, die anderen jedoch nicht.

Nun war der Vertrag nach drei offenen Zahlungen nach Ansicht des Mobilfunkanbieters wegen Zahlungsrückständen geplatzt und die gesamte Restsumme auf einen Schlag fällig.

Sicher, räumen die Damen an der Hotline ein, nach Aufklärung des Fehlers sei ja keine Zahlung mehr offen, aber im Computer sei der Vertrag trotzdem geplatzt, und wenn jetzt nicht die gesamte Restsumme gezahlt würde, ginge alles automatisch ans externe Inkassobüro und das würde teuer. Das sei leider so bei dem Computer.

Volker König

7.4.2014

Kostenloses WLAN in deutschen Hotels: Eine ganze Stunde (exklusiv für treue Stammgäste)

Falls diese E-Mail nicht richtig angezeigt wird, klicken Sie bitte hier.

MARITIM
Hotel Dresden

Hotel | Buchung | Kontakt | Angebote | Tagung

Sehr geehrte Frau

vielen Dank, dass Sie unser Maritim Hotel Dresden gerne und häufig besuchen. Wir hoffen sehr, dass Ihnen Ihr letzter Aufenthalt gefallen hat.

Als Stammgast unseres Hauses bedanken wir uns bei Ihnen für Ihre Treue: Bei Ihrem nächsten Aufenthalt bis 31. Dezember 2014 erhalten Sie einen Gutschein für **eine Stunde kostenfreies W-Lan**. Zeigen Sie bei Check-In einfach beigefügten Gutschein ausgedruckt oder auf Ihrem Smartphone.

Alina Smithee

April 2014

Obwohl web.de der wohl schlechteste Email-Anbieter überhaupt ist, habe ich dort noch immer ein Postfach

Obwohl web.de der wohl schlechteste Email-Anbieter überhaupt ist (12 MB Speicher, max. 500 Mails, hahaha!), habe ich dort noch immer ein Postfach. Die Mails, die von dort aus in meinen Thunderbird gepoppt werden, sind zum größten Teil Werbemist. Ich konnte die Spamflut allerdings neulich spürbar eindämmen, indem ich einen Filter anlegte, durch den jede Nachricht mit den Wörtern „spins“, „Freispiele“, „Kredit“ und „genehmigt“ in der Betreffzeile sofort gelöscht wird. Wenn mir jemals irgendwer über web.de mitteilen möchte, dass mir ein Kredit o.ä. genehmigt wurde, werde ich es nie erfahren.

Torsten Gaitzsch

Seit November 2013

Windows nervt. Aber Linux ist nicht endverbraucherfähig. Also war.

Ich bin von Windows genervt. Dauernd kommen Updates und das Umcodieren eines längeren, frisch geschnittenen Videos, für das man das Notebook über Nacht eingeschaltet lässt, scheiterte an einem Update, das einen Neustart erforderlich machte.

Nach meinem ersten Ausflug ins Linuxdesktopland in den 1990ern war das freie Betriebssystem für mich immer mit dem Stempel „Tolle Sache für unsere Server, aber Endkundensoftware fehlt“ versehen. Dennoch schaute

ich mich auf dem Notebook um und stellte fest: Für die meisten installierten Programme, die noch nicht Open Source waren, gab es mittlerweile gleichwertige Open Source Software unter Linux.

Tatsächlich hieß mein Office-Paket OpenOffice, zur Fotobearbeitung nutzte ich Picasa und GIMP, zur Seitengestaltung Scribus. Videoschnitt und Mehrspur-Audioaufnahmen waren mit Open Source auch möglich. Twitter hatte seine Apps durch API-Regeln faktisch eh hingerichtet, der separate Facebook-Messenger stand auch kurz vor der Rente.

Übrig blieben als reine Windows-Software das Steuererklärungsprogramm, die Programme zum Updaten von Navi und Universalfernbedienung und der Turbolister von eBay, also nichts für den täglichen Gebrauch.

Für die paar Anwendungen wäre es aber kein Problem, Windows zum Beispiel mit Virtual Box zum Untermieter zu machen. Das musste ich ja sogar unter Windows schon machen.

Ich erstellte die ISO-Images der Original-ASUS-Recovery-CDs, um notfalls wieder zu Windows zurück zu können, sicherte sie mit allen Benutzerdaten auf der USB-Platte und installierte Linuxmint 15.

Mit der Cinnamon-Oberfläche sah es fast aus wie Windows. Mit CinnaDock hätte es fast wie OSX ausgesehen, wenn ich das gewollt hätte.

Das Notebook meiner Freundin brauchte auch mal eine Neuinstallation, das Vista war nach Jahren vermurxt und ich hatte eine Windows 7 Lizenz abgestaubt. Ich richtete ihr auf meinem Notebook einen Account ein und ließ sie mal damit surfen.

Tatsächlich ist Linuxmint mit der Cinnamon-Oberfläche genauso weit von menschlichen Denkweisen entfernt wie Windows, und sie kam auch als nicht-IT-Mensch mit Windows-Erfahrung damit gut klar.

Auch sie bekam Linuxmint mit einem Windows als Untermieter für hartnäckige Altlasten.

Der Älteste hatte einen PC mit einem altersschwachen XP und ich hätte erst Medien besorgen müssen, um ihn neu zu installieren. Nachdem er probeweise am mütterlichen Notebook Eishockey gucken konnte und die einzige erforderliche Information das Passwort war, nutzte ich die nächste Gelegenheit, auch ihm Linux unterzujubeln.

Als iPhone-Besitzer hatte er die recht einfache Wahl zwischen einem Windows, auf dem iTunes abstürzte und ein Linux, auf dem halbwegs funktionsfähige Alternativen liefen.

Das einzige Problem war am Ende der Treiber für den WLAN-Stick. Die Linux-Installer kannten das Gerät nicht.

Ich googlete nach entsprechenden Treibern und fand mehr oder weniger experimentelle Treiber im Sourcecode. Umwandeln wäre nicht das Problem gewesen, nur aufwendig, weil der PC gerade weit vom Router entfernt stand und die Compiler, Linker und so weiter in der richtigen Version per USB-Stick zu ihm gelangen mussten.

Schließlich entdeckte ich, dass die von Ubuntu abstammenden Linuxe wie Linuxmint auch echte Windows-WLAN-Treiber per *.inf-Datei einbinden können.

Lediglich die Kleine hat noch Windows XP. Ihr PC ist aber auch nicht im Internet und ihre Lernprogramme für die Grundschule laufen nur unter Windows.

Volker König

Schon lange, im April 2014 immer noch

Das Postfach ist 20 MB groß

Schulen in NRW bekommen vom Ministerium eine E-Mail-Adresse zugewiesen. Das Postfach dazu ist 20 MB groß. Diese Adresse der Schulen wird unter anderem auch vom Ministerium selber dazu genutzt, regelmäßig Protokolle,

Erlasse oder ähnliches an die Schulen zu verschicken. Aber auch für Eltern, die Lehrer untereinander oder den Kontakt zu anderen Schule ist diese Mailadresse gedacht.

Zum Vergleich: Der Anbieter GoogleMail warb bereits im April 2004 mit einem Postfach von 1 GB.

Christian Fischer

6. und 7.4.2014

Der feuchte Keller, ein sicherer, aber unpraktischer Ort zur Aufbewahrung von Passwörtern

Ich überweise seit Anfang 2010 jeden Monat 100 Euro per Dauerauftrag von meinem Bankkonto auf ein Aktiendepotkonto, und habe dort alles so eingerichtet, dass von diesen 100 Euro automatisch noch mehr Aktien gekauft werden. Glaube ich jedenfalls. Man liest ja immer, dass man Aktien so wenig wie möglich anfassen soll, dann macht man am meisten Gewinn, und folgsam war ich seit diesem Einrichtungsversuch nicht mal mehr auf der Website der Bank, geschweige denn in meinem Depot.

Jetzt nehme ich mir aber doch vor, mal nachzusehen, ob das alles so geklappt hat. Allerdings weiß 1Password gar nichts von einem Konto bei dieser Bank. Stimmt, ich habe das Aktiendepot ja auch schon seit 2001, bin aber erst zehn Jahre später auf 1Password umgestiegen. Ich weiß sogar noch, wo die Zugangsdaten stehen: Auf einem Zettel in einer Papiermappe mit Unterlagen von dieser Bank, in einer Schublade bei mir zu Hause, wo ich gerade nicht bin.

Am nächsten Tag bin ich zu Hause und sehe in der Schublade nach. Keine Papiermappe. Ich steige hinunter in den Keller und finde die Mappe nach gar nicht so langem Suchen in einer IKEA-Plastikbox mit Inhalt „UNSORTIERT“.

Ich nutze die Gelegenheit, die angeblich luftdichten IKEA-Boxen mit noch mehr Verschlussclips zu verschließen und lege endlich auch die extra dafür bei Ebay gekauften Beutel mit Trockenmittel hinein, denn mein Keller ist kaum weniger feucht als ein Aquarium. Das Trockenmittel wird sich verfärben, wenn IKEA sein Versprechen nicht hält. Dann kann man es im Backofen wieder reaktivieren. Ich habe keinen Backofen, aber vielleicht sind die Kisten ja wirklich luftdicht.

Tatsächlich enthält die Mappe die Zugangsdaten, die Zugangsdaten funktionieren noch, und zu meiner mittelgroßen Überraschung sind wirklich jeden Monat 100 Euro überwiesen und in Aktien umgesetzt worden. Ich kann mir die Talerchen auf die Glatze prasseln lassen!

Dann ändere ich mein Passwort und bringe es 1Password bei. Mein nächster Besuch im Jahr 2019 wird ohne Umweg über den Keller verlaufen. Vielleicht.

Kathrin Passig

8.4.2014

Ich habe mein Datenvolumen aufgebraucht, und es tut gar nicht weh! Man verkauft mir neues!

Die 3 GB, die man im Congstar-Prepaidtarif in 30 Tagen maximal bekommen kann, sind aufgebraucht. Man drosselt mein Internet auf “reduzierte”, also zu nichts zu gebrauchende Geschwindigkeit. Aber anders als bei meinem bisherigen O2-Vertragskundentarif steht in der SMS mit der schlechten Nachricht nicht nur “Tja”, sondern “Sie können Ihre Ausgangsgeschwindigkeit wiederherstellen unter datapass.de”.

Für 4,90 € bekomme ich ohne Umstände weitere 500 MB. Das ist zwar nicht viel; für dasselbe Datenvolumen, das bei O2 fünfundzwanzig Euro gekostet hat, zahle ich auf diesem Weg fünfunddreißig (fünfzehn Euro plus vier Verlängerungen), aber immerhin muss ich nicht mehr die SIM und den Mobilfunkprovider wechseln, um weiter Internet zu haben.

Soweit ich sehen kann, wird diese naheliegende, die Kunden erfreuende und den Anbietern Geld einbringende Option fast nirgends angeboten. AldiTalk (E-Plus) hat sie allerdings, wie ich von Volker König erfahre, in noch viel besser: Dort kann man für nur drei Euro die gesamten im XL-Tarif enthaltenen 5 GB beliebig oft noch mal bekommen[1]. Das Äquivalent zu meinem alten O2-Tarif kostet hier nur fünfzehn Euro, ein üppig ausgestatteter 10-GB-Monat achtzehn. Aber das wusste ich bei der Entscheidung für Congstar noch nicht, und jetzt reicht es erst mal mit den neuen SIM-Karten und Telefonnummernwechseln. Nächsten Monat vielleicht.

Kathrin Passig

April 2014

Warum ich wegen eines übersehenen Schalters mal fast ein Notebook neu installiert hätte

„Ich komme mit dem Notebook nicht mehr ins WLAN.“

„Hast Du den Router mal neu gestartet?“

„Klar.“

„Dann guck ich nachher mal.“

Das Notebook lief schon unter Linux und es sollte kein Problem sein, das WLAN wieder zu aktivieren. Unter Windows hatte ich jedenfalls schon derart abgestürzte WLAN-Treiber erlebt, dass eine Neuinstallation erforderlich wurde. Nicht des Treibers, des ganzen Windows.

1. Update: Das stimmte leider nicht. Aber mit den 1,5 GB aus dem L-Tarif funktioniert es. Weiteres Update: Einige Monate später geht es dann auch mit dem 5-GB-Tarif.

Ich klickte auf den Verbindungsmanager in der Statusleiste, klickte dort auf „Netzwerkeinstellungen“ und sah, dass der Flugzeugmodus aktiviert war. Folgerichtig war der WLAN-Schalter im selben Fenster auf AUS.

Der Flugzeugmodus ließ sich per Schalter ausschalten, aber bei erneutem Aufruf der Netzwerkeinstellungen war er wieder aktiviert.

Ich fragte Tante Google und sie verwies mich auf das *rfkill*-Utility. Mit *rfkill status* auf der Kommandozeile bekäme ich alle WLAN-Geräte mit Status angezeigt. Ergebnis:

> 0: phy0: Wireless LAN
> Soft blocked: no
> Hard blocked: yes

„Hard blocked: yes“. Hmm. *rfkill unblock all,* was jetzt eingegeben werden sollte, änderte an dem Status nichts.

Ah: Mit der notebooktypischen Fn-Taste und der Funktionstaste mit dem Antennensymbol ließ sich das WLAN ein- und ausschalten. Also früher. Jetzt nicht mehr. War die Hardware defekt? Der Treiber nach einem Update hinüber, wie bei so einem Windows?

Wir sicherten die Benutzerdaten auf der USB-Platte und ich suchte nach der Installations-DVD mit der Linuxversion, als ich an der Vorderseite des Notebooks an den Lautstärkeregler kam.

Der steuerte dieselbe eingeblendete Lautstärkenanzeige wie die mit der Fn-Taste umschaltbaren Funktionstasten. Direkt neben dem Rädchen des Lautstärkereglers war ein Schiebeschalter mit einem Antennensymbol.

Ich erinnerte mich. Als das Notebook angeschafft wurde, fand ich diese Bedienungselemente absolut praktisch. Und der Status „Hard locked: yes“ war auf einmal plausibel.

Ich schob ihn Richtung Antenne, eine LED beleuchtete das Symbol und das Notebook war online.

Volker König

8.4.2014

Ausgefallene Anzeigetafeln. Bahnfahren unter erheblich erschwerten Bedingungen

In Düsseldorf sind die automatischen Anzeigen am U-Bahnhof kaputt, man weiß also weder minutengenau, wann welche Bahn kommt, noch, ob die gerade eingefahrene Bahn auch die ist, die man nehmen möchte. Das ist soweit nicht so wirklich schlimm.

Jetzt muss ich allerdings darüber nachdenken, wie lange es schon her ist, dass es solche Anzeigetafeln nicht gab, man also nicht wusste, wann die nächste Bahn kommt, sondern lediglich, dass laut Fahrplan in soundsoviel Minuten eine kommen sollte und auf der Bahn selber die Nummer ablesen musste. Bestimmt irgendwann im letzten Jahrtausend.

Heute muss man ja auch wirklich nicht mehr auf die Wagenbeschilderung gucken, sondern steigt einfach in die Bahn, die dann kommt, wenn auf den Anzeigetafeln die richtige Bahn angezeigt wird. Das funktioniert allerdings auch nur bedingt. Ich saß schon mindestens einmal in der falschen Bahn, weil ich einfach irgendwo einstieg, ohne auf die Bahn selber zu gucken und bis kurz vor Einfahrt meine Bahn noch die nächste auf der Ankunftsliste war. Dann gab es wohl ein lustiges Überholmanöver in den Tunneln und es war dann doch eine andere Bahn. Noch nicht mal auf die Bahnanzeigetafeln ist Verlass, auch nicht, wenn sie funktionieren.

Anne Schüßler

2014, aber auch schon viele Jahre vorher

Gierige Browsertabs fressen mein RAM

Was bisher geschah: Die 8 GB in meinem Macbook wurden seit Jahren von Firefox und Chrome vollständig aufgezehrt, obwohl ich gar nicht 100 Tabs offen habe wie andere Leute, sondern nur zehn oder so. Das Macbook ging kaputt, ich musste eilig ein neues mit nur 4 GB kaufen, auf dem ich dann probehalber mal kein Firefox installiert habe, nur Chrome. „Seitdem reichen die 4 GB problemlos“, schrieb ich.

Na gut, meistens jedenfalls. Etwa einmal am Tag wird der Rechner sehr langsam. Ich sehe dann im Activity Monitor nach, wo alle Prozesse in absteigender Reihenfolge des Speicherverbrauchs aufgelistet sind.

Ganz oben in der Liste stehen so viele „Google Chrome Helper“-Prozesse, wie ich Tabs in Chrome geöffnet habe. Meistens sind ein oder zwei dabei, die jeweils um 1 GB verbrauchen. Die beende ich mit „Force Quit“ und sehe dann im Browser nach, wer die Schuldigen waren. In achtzig Prozent der Fälle ist es das Facebook-Tab, aber auch Twitter, Gmail, Google Calender, Feedly, Tumblr und ganz unschuldig aussehende Seiten versuchen gern mal, mein RAM vollständig aufzufressen.

Wenn ich 8 oder 16 GB hätte, wäre alles genauso, ich würde es nur erst später merken. So gesehen ist es aus Energiespargründen wahrscheinlich ganz gut, dass ich nur 4 bekommen habe.

Kathrin Passig

Seit März 2014

Kellerbeleuchtung mit Quast

Ich habe die letzten Wochen über unsere Beleuchtung auf LED umgestellt. Also auf LED-Glühbirnen, wenn man das so sagen darf. Nicht auf diese Strahler.

Warum habe ich das gemacht? Weil ich mit ESL (ja, man lernt Profiabkürzungen dabei), weil ich also mit Energiesparlampen schon immer auf Kriegsfuß stand. Vor allem, weil ich in all den Jahren als Stromrechnungsbezahlerin nie, nicht ein einziges Mal, weniger Strom verbraucht habe als mit den alten 60-Watt-Birnen, die hell machen und warm noch dazu.

LED-Birnen waren bis vor Kurzem unerschwinglich. Niemals hätte sich eine Umstellung innerhalb vernünftiger Zeiträume amortisiert, und nach den Erfahrungen mit meinen ESLs, die nie und nimmer auch nur annähernd so lange gehalten haben wie auf der Packung angegeben, hatte ich kein Bedürfnis danach, 40 Euro für ein einziges Leuchtmittel auszugeben.

In der Zwischenzeit kosten sie nur noch um die 10 Euro, und sie verbrauchen im akzeptablen Lumenbereich nur noch zwischen 6 und 10 Watt.

Also begann ich, nachzurechnen.

Und rechnete und rechnete. Und fand heraus, dass ich bei einer Umstellung auf LED im ganzen gesamten Haus im ersten Jahr die Investition wieder drin habe, und ab dem zweiten Jahr rund 150 Euro Strom spare.

Also nahm ich noch mehr Geld in die Hand, und investierte in Sensorlampen. Für empfindliche Bereiche wie bewohnter Keller, Gang und Gästetoilette eine hervorragende Idee (aber auch für die Küche!). Dort brannten zu ESL-Zeiten den ganzen Tag die Lichter, weil ich dachte, so ist es schonender und ich erhalte mir die Dinger länger. Gewirkt hat es nicht. LED hingegen haben wesentlich mehr Schaltzyklen und eine höhere Schaltstabilität, und eignen sich daher bestens für Sensorlampen.

Wenn man nicht in solche Lampen investieren will, kann man auch einfach Sensoren anstelle von Lichtschaltern einbauen, geht einfach, versteht jeder. Kostet 8 Euro.

Nochmal nachgerechnet, ergeben sich trotz des Dauerverbrauchs für die Sensoren nun schon 200 Euro Ersparnis pro Jahr. Messungen seit der Umstellung bestätigen erstmals in meinem Leben eine signifikante Reduzierung des Verbrauchs. Sollten die LEDs also wirklich so lange halten wie behauptet, bin ich in zehn Jahren irre reich.

Das Einzige, was ich nicht ausreichend bedacht habe, ist der Bereich, in dem der Sensor anspricht. Um sicher und beleuchtet in den bewohnten Keller zu kommen, muss ich nun auf der obersten Stufe entweder den Arm so weit wie möglich übers Geländer hängen lassen, oder an meinem neuen, selbstgebastelten Quast ziehen, der an einer Schnur gebunden in den Kellervorraum hinunterbaumelt, und schon beim kleinsten Rütteln den Sensor aktiviert.

Ganz ohne analoge Handarbeitsfertigkeiten komme ich offenbar auch jetzt nicht aus.

Pia Ziefle

seit 8.4.2014

Windows 7 oder 8 und der Abschied von den dezentralen Office-Sicherheitskopien

Die Anzahl der Jetzt-wechsel-ich-zu-Windows-7-oder-8-weil-es-ja-doch-nicht-mehr-anders-geht-Anwender steigt spürbar an. Das spült Microsoft nicht nur Geld in die Kassen, weil diese ein neues Windows kaufen müssen, während die Vorgängerversion XP in der Regel auf dem Computer beim Kauf installiert war.

Viele sind jetzt auch gezwungen, sich von der „dezentralen Sicherheitskopie“ ihres Office-Programms zu verabschieden. Die mit der Lizenznummer liebevoll handbeschriebenen Installations-CDs sind häufig nicht mehr auffindbar.

Oder das Office war auch, wie mir viele versichern, denen ich beim Wechsel helfe, „von Anfang an auf dem PC drauf“. Dabei gab es diese Programme für privat genutzte und verkaufte PCs in der Regel nur bei Dell und Gateway dazu, und das auch nur in den ersten Jahren, nachdem diese auf den deutschen Markt gekommen waren – also Ende der Achtziger des alten Jahrtausends.

Dell hat das schon kurze Zeit später wieder eingestellt, und Gateway hat den deutschen Markt schon lange verlassen.

Wer partout kein Geld ausgeben kann oder will, den bekehre ich zu Open Office.

Thomas Jungbluth

9.4.2014

Ich möchte mit meiner Lektüre prahlen, die Transparenzgesellschaft vereitelt meine Pläne

Nachdem ich in Karlsruhe am ZKM einen Vortrag gehalten habe, bekomme ich von Wolfgang Ullrich, der mich eingeladen hat, öffentlich mehrere Bücher überreicht. Darunter auch eins, das er selbst geschrieben hat.

Ich habe im Herbst in St. Gallen einen guten Vortrag von Wolfgang Ullrich gehört und daraufhin zwei seiner Bücher gekauft (auf Papier, digitale Versionen gab es nicht). „Ha“, sagte ich deshalb jetzt, stolz auf meine Vorbereitung, „das hier habe ich natürlich schon.“ So, als würde ich professionelles Geschöpf immer die Bücher der Einladenden vor dem Vortrag lesen.

Gelesen habe ich beide genaugenommen nur zur Hälfte, das weiß Ullrich aber nicht. Theoretisch könnte er es wissen, denn sie stehen nicht in meiner Goodreads-Liste der gelesenen Bücher, aber die guckt sich ja niemand außer mir an.

Er entschuldigt sich und verspricht Ersatz. Aber so habe ich es auch wieder nicht gemeint, „ich sag es nur, weil ich praktisch nie die Bücher von irgendwem kenne, und das hier habe ich jetzt aber mal gelesen!“ Ich, ein Buch gelesen, und zwar das richtige, nicht *Game of Thrones* oder so. Das soll das Publikum ruhig wissen.

Ullrich: „Ich hab extra vorher auf Ihrer Website nachgesehen. Da steht ja, was Sie gelesen haben, und da war es nicht dabei.“

Kathrin Passig

9.4.2014

Die Spülmaschine zeigt E24 an

„Die Spülmaschine zeigt E24 an.“

„Och nö.“

Das Abpumpen war in letzter Zeit schon öfter mal etwas lauter gewesen. „Ausgerechnet jetzt“ denken wir und merken, dass eine defekte Spülmaschine zu keinem Zeitpunkt gelegen kommt.

Wir fragen Google. Es liegt möglicherweise am Laufrad der Laugenpumpe, der Laugenpumpe selber, der Umwälzpumpe oder dem Ablaufschlauch. Ein Video erklärt, wie man das Laufrad der Laugenpumpe prüft und wieder gängig macht.

Man muss tief im Laugenschacht eine Kunststoffabdeckung lösen, dahinter ist das Rädchen der Pumpe. Lässt es sich leicht drehen, ist sie nicht das Problem, ansonsten kann man Unrat entfernen, der sie bremst.

Das ganze dauert nur fünf Minuten, verspricht der Videomensch. Wobei er es noch schneller schafft, die Zeit für das Leerräumen der Maschine und ihren Ausbau aus der Einbauküche aber in den fünf Minuten nicht enthalten ist.

Wir räumen leer und entfernen das Sieb. Die Schacht ist randvoll mit „Lauge“, die weiße Abdeckung der Pumpe schwimmt schon obenauf. Immerhin muss ich sie nicht erst lösen.

Das Sieb an sich ist schon unappetitlich, die Lauge da unten sah nicht so aus, als ob ich hineingreifen wollte. Wie schöpfen den Schacht weitgehend leer, den Rest machen wir mit dem Spülschwamm halbwegs trocken.

Da die Maschine noch in der Küchenzeile steht, verrenke ich mich, um balancierend von oben in den Schacht schauen zu können. Kann mal jemand der Kleinen das Handy wegnehmen, bevor sie auf die Idee kommt, zu filmen? Danke.

Das Rädchen lässt sich problemlos drehen. Ich klemme die Abdeckung wieder rein und wir versuchen Schritt 2.

Einen Eimer Wasser in den Schacht schütten, den Ablaufschlauch vom Siphon entfernen und möglichst tief in eine Schüssel halten. Dann abpumpen lassen, eventuelle Hinternisse im Schlauch werden so herausgespült.

Keine Hindernisse. Also Schlauch wieder an den Siphon anschließen.

Die Pumpe scheint anhand des gezogenen Stroms zu erkennen, wann der Schacht leer gepumpt ist. Es gibt mehrere Anleitungen, den Messwert zu resetten.

Die plausibelste lautet „Spülprogramm starten, beim Abpumpen den linken Zeigefinger ins rechte Ohr stecken und die START-Taste gedrückt halten, dabei den Text von Macarena rückwärts aufsagen.“

Keine Veränderung.

Wir suchen schonmal die Rufnummer des Kundendienstes raus und lassen Spülwasser ins Waschbecken einlaufen. Ich will das Sieb wieder in die Spülmaschine stecken – ah, die Abdeckung der Pumpe hat sich wieder abgelöst.

Das nicht abgepumpte Wasser unten drin ist annähernd frisch, ich schiebe die Abdeckung wieder unter ihre Halterung. Damit sie drinnen bleibt, drücke ich einmal ziemlich fest.

Klick.

Sie ist eingerastet.

Ich lese nach: Irgendwo bei „Wer weiss was“ oder „Wer hilft wem“, also einer dieser Selbsthilfeseiten, steht, dass die Abdeckung laut hörbar einrasten müsse. Ohne sie würde die Pumpe nicht funktionieren.

Ein Probelauf: Sie funktioniert wieder, pumpt leise und ohne komische Geräusche ab.

„Monteure tauschen immer zuerst die Laugenpumpe und dann die Umwälzpumpe, wenn die neue Laugenpumpe das Problem nicht löst.“

Volker König

9.4.2014

Entschuldigung, wo ist denn hier . . .

Ich habe es nur mitteleilig auf meinem Fußweg in die Arbeit. Den suchenden Blick der entgegenkommenden Frau erwidere ich lächelnd. Sie fragt: „Entschuldigung, wo ist denn hier die Lessingstraße?“ Das weiß ich nicht,

obwohl mir die Gegend vertraut ist. Wahrscheinlich liegt diese Straße weiter entfernt. Ich bitte die Fragerin kurz um Verzeihung für mein Unwissen, „aber ich kann nachschauen!“ Aus meiner Tasche hole ich mein iPhone, starte Google Maps und suche die Lessingstraße. Tatsächlich zeigt die App einen Fußweg von 7 Minuten bis zum Ziel an, die Straße ist nicht in der Nähe. Zusammen schauen wir auf meinem Display die Karte an, darauf erkläre ich ihr den Weg.

die Kaltmamsell

10.4.2014

Macht euer E-Reader auch Geräusche?

Beim Lesen im Bett fällt mir etwas auf: Mein Kindle macht Geräusche! Sie sind kaum wahrzunehmen, doch wenn man die Ohren spitzt, hört man beim Umblättern sowie beim An- und Ausschalten des Lesegerätes ein kurzes Schnurren, ein mechanisch anmutendes Sirren, ich möchte fast „Rattern“ schreiben, wenn dieses Wort nicht für mindestens Nähmaschinenlautstärke reserviert wäre.

Im Amazon-Board herrscht einhellige Meinung darüber, dass dieses Geräusch normal, aber für mit natürlichem Hörvermögen ausgestattete Menschen kaum störend ist. Dennoch: What has been heard cannot been unheard. Zum ersten Mal wird mir klar, dass in so einem Kindle (in meinem Fall: ein Modell der 4er-Serie) richtige Technik steckt und nicht bloß Zauberpapier.

Torsten Gaitzsch

Seit 2002

Die Automation von Bahnschranken und wie ich zum Rangierlokfachmann wurde

Seit 1997 muss ich auf dem Weg ins Büro den Bahnübergang in Anrath passieren. Der liegt direkt am örtlichen Bahnhof, der aus zwei Bahnsteigen für die zwei Gleise besteht.

Bis Ca. 2002 war da ein echtes, klassisches Schrankenwärterhäuschen. Der Schrankenwärter saß in 8 oder 9 Metern Höhe, bekam das Signal, dass ein Zug kommt, und schloss und öffnete die Schranke.

Wenn ein Fahrgast auf dem Weg zum Bahnsteig noch schnell unter der Schranke durchhuschen wollte, gab es über die Lautsprecher einen üblen Anpfiff.

Wenn ein Zug in Richtung Mönchengladbach am Bahnsteig stand, wusste der Schrankenwärter, dass er die Schranke erst schließen muss, wenn der Zugführer ihm Signal gab. Er wusste auch, wie schnell die verschiedenen Züge sind, und dass er bei einer Rangierlok auf dem Weg von Krefeld nach Mönchengladbach die Schranke erst schließen muss, wenn die Lok gemächlich hinter der Kurve auftauchte.

Bei Betriebsstörungen erfuhr er, dass der Zug, auf den er wartet, gerade auf dem Gleis steht und auf Freigabe wartet, und konnte die Schranke erstmal oben lassen.

Dann wurde die Planstelle eingespart, eine automatische Schranke eingebaut und das Schrankenwärterhäuschen abgerissen. Die automatische Schranke, lasen wir, sei viel sicherer und effizienter.

Die Automatikschranke arbeitet mit zwei Sensoren für jedes Gleis. Der erste ist eine ganze Strecke vor der Schranke angebracht und nach einem Signal des Sensors löst ein Computer die Schranke aus, wenn ein Zug dort ankommt.

Der Computer weiß aber nicht, wie schnell der Zug ist, weil er den Fahrplan nicht kennt, und er weiß nicht, ob der Zug nach wenigen Metern stehen bleibt, weil es eine Störung auf der Strecke gibt. Passiert das, dann bleibt die Schranke in Anrath unten, auch, wenn mehrere Stunden lang kein Zug fährt.

Der Computer weiß nicht mal, wenn ein Zug in Richtung Mönchengladbach am Bahnsteig stehen bleibt. Er schließt die Schranke, wenn der Zug den Sensor passiert, lässt sie geschlossen, während der Zug 50m entfernt am Bahnsteig hält, und öffnet sie erst wieder, wenn der Zug den Sensor auf der anderen Seite passiert hat.

Manchmal jedoch bleibt die Schranke auch dann einfach unten. Wenn nämlich in Gegenrichtung schon ein Zug den Sensor passiert hat. Oder kein Zug sondern eine Rangierlok, die zwischen Krefeld und Mönchengladbach unterwegs ist. Langsam wie halt eine Rangierlok. Die sind ja nicht schnell, aber dafür stark.

Als Laie macht man sich gar keine Vorstellung, wie viele Rangierloks mit wichtiger Miene zwischen Krefeld und Mönchengladbach pendeln. Und wie viele verschiedene Typen es davon gibt.

Ich kenne sie inzwischen alle.

Volker König

10.4.2014

Übersetzen mit der Google-Bildersuche inklusive Überlegungen, wie das wohl früher mal ging

Im zu übersetzenden Buch kommt ein “garden arbour” vor. Nie gehört, dabei sind meine passiven Englischkenntnisse viel enzyklopädischer, als meine verhältnismäßig erbärmlichen Konversationsfähigkeiten vermuten lassen. LEO kennt auch keinen *garden arbour*. (Oder doch, wenn man nach *garden arbor* sucht, aber das merke ich erst beim Schreiben dieses Beitrags.)

In der alten Übersetzung von Susanna Rademacher, Geburtsjahrgang 1899, ist der *garden arbour* eine Gartenlaube, aber ich weiß aus den vorangegangenen hundert Seiten, dass Frau Rademacher auch gerne mal rät.

Der korrekte nächste Schritt wäre das Nachsehen in einem besseren Wörterbuch. Mein Oxford English Dictionary enthält zwar alle 20 Bände in einem Band dank winzigster Schrift (Lupe liegt bei), wiegt aber immer noch einige Kilo. Man nimmt es nicht mal eben mit an den Arbeitsplatz. Vor zwanzig Jahren besaß ich auch eine Kopie der CD-ROM-Version dieses Wörterbuchs, aber die war so langsam und umständlich in der Benutzung, dass ich damals doch meistens zur Papierausgabe gegriffen habe. Das war trotz Gewicht und Lupe angenehmer.

Ich konsultiere die Google-Bildersuche und finde Gartenlauben. Wie Frau Rademacher wohl 1949 zum gleichen Ergebnis gekommen ist? Eventuell saß sie näher an ihrem Wörterbuch als ich.

Kathrin Passig

11.04.2014

Versandart klassisch

Bekomme zum ersten Mal einen E-POSTBRIEF, in Großbuchstaben, laut Umschlagaufdruck – also zugestellt in der "Versandart klassisch" auf Papier in meinen Briefkasten. Eine Arztrechnung.

Wikipedia erklärt zur "Versandart klassisch", dass jene Briefe zentral in Waiblingen gedruckt werden und auf den Zustellweg gehen, mit dem Zusatz "auf diesem Weg können alle Briefkästen in Deutschland erreicht werden", vermutlich nicht in kausalem Zusammenhang gemeint, aber dann eben doch sehr eigenartig: wäre bei dieser Gelegenheit nicht ein möglichst kurzes Routing der eigentlichen Hardware sinnvoll? Also: wenn das Ding schon ein "online beauftragter Druck- und Versandauftrag" ist, möchte man dann als Post nicht den Druck in die Nähe des Versandorts auslagern und den physischen

Versand optimieren, also Wege verkürzen? Wie sinnvoll ist es, den Auftrag der rund 300 Meter von meiner Wohnung entfernten Arztpraxis online entgegenzunehmen, in Baden-Württemberg auszudrucken und quer durch's Land nach Berlin zu befördern? Also: möchte man nicht eigentlich den /teuren/ Teil der Beförderung optimieren, wenn man schon befördert? Schließlich existieren in der Tat Postfilialen, die näher an meiner Berliner Wohnung liegen als Waiblingen.

Vielleicht gibt's da aber auch nur irgendwelches logistisches Insiderwissen, das mir bisher noch fremd ist.

Frank Lachmann

11.04.2014

Rabattcoupons im Supermarkt

Eine der hiesigen Supermarktketten bietet wöchentlich neue Rabattcoupons an – ganz klassisch auf Papier, meistens im Kassenbereich stapelweise zur Mitnahme angeboten, und aber auch als PDF auf der Website zum Selbstdruck (zugegebenermaßen dort aber selbstverständlich veraltet). Die einzelnen Coupons beziehen sich auf je ein bestimmtes Produkt und sind mehrere Wochen lang gültig. Möchte man 2 oder 3 dieser Produkte kaufen, muss man 2 oder 3 – identische – Coupons vorzeigen, respektive an der Kasse einscannen und danach wegwerfen lassen.

Beim Vorratskauf 12 identischer Produkte unter Bereithaltung nur eines dazugehörigen Coupons scheitere ich jedoch ("Können Sie den nicht 12x über den Scanner ziehen?") an der Kassiererin ("Das akzeptiert der Computer nicht!"). Die weiteren drei direkt neben der Kasse liegenden Coupons verhelfen mir dann also zu Rabatt bei genau vier meiner Artikel – zu gleichen Teilen perplex, irritiert und erstaunt sehe ich zu, wie die Dame also vier

identische Coupons einzeln, getrennt, nacheinander durch den Kassenscanner zieht und mir ein freudiges “Sehen Sie? So geht’s, der Computer hat das akzeptiert!” entgegenstrahlt. Zahle €4 für meine Resignation.

Früher war mehr technikmissionarischer Eifer.

Frank Lachmann

11.4.2014

Manchmal können auch drei Knöpfe zu viel sein

Padkaffeemaschinen sind ein Kompromiss zwischen Kapselmaschinen mit tollem Kaffee und dem schlechten Gewissen, für viel Geld Aluminiumschrott zu erzeugen. Ihre Bedienung ist denkbar einfach: Pad auf den Padhalter, in die Maschine, Tasse drunter, aufheizen, Knopf drücken, fertig. Es gibt einen Knopf für eine einzelne und einen für zwei Tassen. Je nach Tassengröße weiß man, was man drücken muss.

Morgens fülle ich zwischen Duschen, Anziehen und Broteschmieren meine Coffee-To-Go-Tasse. Am Rauschen der Maschine erkenne ich, ob sie aufgeheizt hat und ich Kaffee machen kann.

Neulich fiel ich darauf herein, dass die Maschine nach dem Kaffeekochen automatisch nochmal aufheizt. Ich kam aus der Dusche, hörte das Rauschen, drückte die Zweitassentaste und wunderte mich einige Sekunden später über das Plätschern.

Im morgendlichen Durcheinander zwischen hungrigen Katern, dicken Augen und Gähnanfällen hatte ich offenbar vergessen, dass die Tasse schon gefüllt war.

Im Büro mache ich mir regelmäßig ein einem Espresso nicht völlig, aber doch ziemlich unähnliches Getränk. Dazu gibt es einen speziellen Padhalter, der durch eine kleinere Öffnung den Druck erhöht und dabei automatisch die Wassermenge reduziert.

Eine typische schwedische Espressotasse wird auf diese Weise nach Druck auf die Eintassentaste perfekt gefüllt, was beim Italiener um die Ecke der Menge eines dreifachen Espresso mit Schuss entspräche.

Heute, am letzten Tag vor dem Urlaub, hat mich das überaus komplexe User-Interface der Büromaschine mit seinen drei Tasten überfordert. Nach dem Drücken der Zweitassentaste müsste meiner Meinung nach ja sowieso eine Sicherheitsabfrage erfolgen. Nach 20 Jahren IT kann ich das wohl beurteilen.

Ich geh dann mal einen Lappen holen.

Volker König

April 2014

Im Edeka ist kein Empfang oder die Suche nach der Hechtalternative

Im Edeka am Rüttenscheider Stern, der sich im Untergeschoss eines Gebäudes befindet, ist kein Handyempfang. Das ist auf der einen Seite doof, auf der anderen Seite kann man so auch sehr störungsfrei einkaufen.

Einmal muss ich aber rausfinden, was für einen Fisch man ersatzweise nehmen kann, wenn man an der Fischtheke keinen Hecht bekommt, weil das offensichtlich ein Fisch ist, den man nicht zwingend an der Fischtheke bekommt. Wenn man sich an den Kassen günstig hinstellt, bekommt man immerhin EDGE. Ich lungere also im Kassenbereich herum, um Fische zu googeln.

Allerdings erfolglos, das Internet weiß auch keine Hechtalternative. Also kaufe ich Hühnchen.

Anne Schüßler

11. April 2014

Ich habe heute geparkt, und zwar an einem Parkscheinautomaten

Auf manchen Parkplätzen darf man nicht einfach so parken; man benötigt dazu einen Parkschein. Diesen bekommt man am Parkscheinautomaten.

Der Parkscheinautomat steht am Straßenrand in der Nähe der Parkplätze, für die er zuständig ist. Er ist etwa so groß wie ein kleiner Mensch, rechteckig und steht hochkant. Vorn werfe ich Münzgeld ein. An manchen Automaten kann man auch per EC-Karte oder – das weiß ich nur vom Hörensagen und habe es noch nie selbst erlebt – per Handy zahlen. An diesem Automaten ist aber nur Bargeld möglich, also kratze ich Münzgeld zusammen, werfe es vorn in den Schlitz, drücke einen Knopf und heraus kommt: ein kleiner Zettel! Auf diesem Zettel steht, wie lange ich parken darf, und ich lege ihn üblicherweise hinter die Windschutzscheibe. Wenn dann das Ordnungsamt oder sonst wer kontrollieren kommt, können sie gleich sehen, ob ich rechtmäßig oder ungefugt parke.

Früher gab es statt Parkscheinautomaten übrigens Parkuhren – mit früher meine ich: bis noch vor wenigen Jahren. Vielleicht gibt es sogar noch einige? Ich habe aber lange keine mehr gesehen. Parkuhren waren mechanisch und jeweils eine Uhr war für einen einzelnen Parkplatz verantwortlich. Man warf Münzgeld in die Uhr, konnte dann an einem Knopf je nach Geldmenge ein bisschen oder viel drehen, und dann begann die Uhr wieder herunterzulaufen, bis das Geld aufgebraucht war.

Das Gute an den Parkuhren war: Man konnte immer sehen, ob an einem Parkplatz noch eine Restparkzeit übrig war, die der Vorgänger nicht verwendet hatte. Diese konnte man dann noch selbst zum Parken ausnutzen, und es war sehr verbreitet, das zu tun. Mit den Parkscheinen geht das nicht, allenfalls kann man sie, wenn noch Zeit übrig ist, an neu Parkende weitergeben.

Dazu muss man allerdings mit fremden Menschen sprechen, das ist bekanntlich nicht jedermanns Sache und die Weitergabe von unaufgebrauchten Parkscheinen hat sich nicht richtig durchgesetzt.

Novemberregen

12.4.2014

Macbook-Netzteile: etwas haltbarer als Einwegrasierer, aber nicht viel

Der Coworkingspace-Mitbewohner fragt, ob ich was vom Mediamarkt brauche. Er muss da hin, um sich ein neues Macbook-Netzteil zu kaufen, „das Übliche“. Ah ja, sage ich, das kenne ich, aber warte, vielleicht habe ich noch eines zu Hause, ich muss da sowieso kurz hin.

Ich habe dann doch keines, offenbar habe ich das letzte funktionierende zusammen mit dem defekten Vorgängermacbook verschenkt. Aber zum Beweis, dass ich gründlich gesucht habe in meiner Kiste mit Kabeln und Netzteilen, habe ich ein Foto gemacht. Es zeigt die seit 2006 am selben Konstruktionsfehler verstorbenen Macbook-Netzteile aus meinem Besitz (abzüglich ein oder zwei, die ich erfolgreich einschicken konnte).

Der mit Ducttape befestigte Kugelschreiber verhindert das Abknicken des Kabels am Gehäuse, das war aber auch keine Dauerlösung. Ebensowenig erfolgreich der Reparaturversuch mit der Lüsterklemme (oben im Bild, blau). Das dicke, robuste Kabel (nicht im Bild, weil austauschbar) ist übrigens ganz leicht austauschbar, geht aber nie kaputt. Das dünne, fragile Ende hingegen ist fest mit dem 80 Euro kostenden Netzteil verbaut.

Kathrin Passig

12.4.2014

Je mehr Musikkonserven ich im Auto habe, um so mehr höre ich Radio

Frühjahrsputz, auch das Auto muss dran glauben.

In der Ablage der Beifahrertür finde ich eine CD von 2010.

Ich hatte ein Date und wir hatten vorher schon über Musik geredet und ich hatte ihr die Best Of von Melissa Etheridge gebrannt. Da wir beim Beschnuppern beide ein „eher doch nicht“ empfanden, blieb die CD in meinem Wagen zurück.

Angesichts der CD fällt mir eine interessante Entwicklung auf.

Seit Mitte der 90er hatte ich nur noch serienmäßig ausgelieferte Autoradios, weil sie ins Design integriert waren und Cassetten abspielen konnten. Ich war zufrieden und hörte fast nur Musik von der Konserve, hatte immer vier oder fünf Cassetten im Auto deponiert.

Bis das Autoradio im Mondeo den Geist aufgab. Auf der Suche nach Ersatz stieß ich auf ein Radio mit CD, Anschluss für USB-Sticks und einer Bluetooth-Freisprechanlage. Tolle Sache.

Ärgerlich war, dass es nur mit meinem allerersten USB-Stick reden wollte (128 MB, das entspricht 0,13 Gigabyte). So brannte ich MP3 auf eine Daten-CD, die konnte es auch lesen. 750 Megabyte entsprachen 10-12 Alben, das war locker doppelt soviel, wie ich früher auf Cassette dabei hatte.

Ich hörte nun abwechselnd Konserve und 1LIVE.

Bis der CD-Player anfing zu springen. Und irgendwann gar nicht mehr funktionierte. Kurz vor dem erwähnten Date tauschte ich das Radio gegen eines mit ungefähr denselben Fähigkeiten, das ich günstig im Supermarkt bekommen hatte. Eine 16 GB SD-Karte enthielt die Standardalben, die ich so höre, über den USB-Anschluss konnte ich Podcasts einspeisen.

Ich war uninspiriert, was ich aus der Konserve hören wollte, aber das Radioprogramm war toll.

Beim dem Wechsel des Autos nahm ich das Radio mit (und die CD offenbar auch). Den Umzug schien es nach einigen Monaten übel zu nehmen und es versagten immer mehr Beleuchtungselemente des Displays.

Ich sah mich wieder auf dem Markt um und fand ein Modell von JVC, das einen USB-Port für einen Stick hatte und eine Bluetooth-Freisprecheinrichtung, die zwei Telefone gleichzeitig versorgen konnte.

Nur ein CD-Laufwerk hatte es nicht.

Andererseits hatte ich seit dem Wechsel des Radios gar keine CDs mehr gehört, alles kam von der Karte oder vom Stick.

Oder halt meistens aus dem Radio.

Ich bestellte mir das Radio und zwei sehr kurze USB-Sticks mit 32 Gigabyte. Auf den einen kopierte ich alles aus meiner Musiksammlung, was in irgendeiner Weise relevant ist, auf den anderen die Podcasts, die sich gesammelt hatten.

Wo mir gerade die CD in die Hände gefallen ist, fällt mir auf, dass ich inzwischen nur noch in Gegenden ohne Radioempfang oder im Ausland MP3 höre.

Andererseits verhält sich die Zeit, die ich vor dem Fernseher verbringe, auch umgekehrt proportional zum Angebot an Fernsehsendungen, die ich sehen könnte.

Volker König

12.04.2014

Wir haben einen neuen Mikrowellenherd. Ich weiß nicht, ob er gut oder schlecht ist

Wir haben einen neuen Mikrowellenherd. Der alte war kaputt gegangen und weil man so ein Gerät nur alle zehn Jahre anschafft, weiß ich nie, was ein gutes Gerät eigentlich ausmacht. Sind 900 Watt viel oder wenig? Braucht es einen Grill oder ist das sinnloser Schnickschnack? Brauche ich überhaupt einen Mikrowellenherd oder ist das ein Faule-Leute-Gerät, wie mir eine Kollegin versicherte? Letztlich entschieden wir uns für die 900-Watt-Variante mit Grill, weil das Gerät den Schnittpunkt zwischen Watt- und Preiskurve darstellte.

Bei der Entsorgnung des alten Geräts merkte ich, dass es – von der Grillfunktion abgesehen – die exakt gleichen Eigenschaften hatte wie der neue Herd. Ist die Mikrowellentechnologie tatsächlich schon vor Jahren an ihrem Entwicklungsendpunkt angekommen oder haben wir uns ein hoffnungslos veraltetes Modell zugelegt?

Johannes Mirus

12.4.2014

Twitter erklärt uns die Geräusche vor der Haustür

Am Coworkingbüro fahren diverse Polizeibusse mit Sirene vorbei. Der einzige andere Samstagsarbeiter und ich wundern uns, und ich sehe bei Twitter nach dem Anlass. Eine Suche nach *polizei berlin* führt nur zu langweiligen Pressemeldungen der Polizei („Geldautomat gesprengt – Täter ziehen ohne Beute ab"), die durch Twitterbots ins Unendliche vervielfältigt werden. *polizeieinsatz berlin* bringt noch weniger. *bullen* führt nur zu Klagen über die Wortwahl der Linken. Aber *wannen* erweist sich als das richtige Suchstichwort, es führt zum Hashtag #WuWDemo („Würde und Widerstand"). Jetzt wissen wir auch, welche Demo gleich vor der Tür vorbeiziehen wird, man kann sie schon hören. Danke, Twitter.

Kathrin Passig

12.4.2014

Wie ich aus einem Wochenmarkteinkauf doch noch einen Techniktagebucheintrag basteln konnte

Ich gehe zu Fuß mit einem Körbchen auf den Wochenmarkt und kaufe da Gemüse, Obst, Salz und französischen Schinken. Alles mit Bargeld bezahlt.

Frustriert schreibe ich im Techniktagebuchchat, dass ich auf diese Weise wirklich überhaupt keinen neuen Eintrag besteuern könnte, da fällt mir auf, dass ich ja schon seit Jahren meine Einkaufsliste mit einer Smartphone-App verwalte.

Meine heißt „Einkäufe“ und abgesehen davon, dass ich vermutlich viel mehr damit machen könnte, wenn ich mich ein bisschen damit beschäftigen würde (neue Lebensmittel anlegen und kategorisieren, Standardmengen anlegen, usw.), macht sie genau das, was ich brauche. Man schreibt rein, was man einkaufen will, dann guckt man im Supermarkt nach, und was man hat, kann man mit einmal auf den Artikel tippen von der Liste entfernen.

Das ist tatsächlich sehr viel praktischer als Papierzettelchen, die man mit komplizierten Knickverfahren verkleinern muss, um während des Einkaufs den Überblick zu behalten.

„Es gibt ein digitales Leben im analogen!“ jubele ich und dann fahre ich mit der U-Bahn zu IKEA und bezahle später meine drei Einkäufe an einer SB-Kasse. Geht doch.

Anne Schüßler

12.4.2014

Ich wechsle meine Mobilfunkanbieter häufiger als meine Bettwäsche

Was bisher geschah: 2007 hatte ich Internet im Zug. Durchgehend auf der ganzen Strecke von Bayern nach Berlin. 2008 kommt es mir allmählich abhanden. Ich fahre aber viel Zug und möchte es wieder so schön haben wie früher, weshalb ich schon im Februar 2014 über einen Wechsel des Mobilfunkproviders nachdenke. Wenige Tage später entdecke ich das Prepaid-Angebot von Congstar und kündige meinen O2-Vertrag. Im März finde ich

heraus, dass man bei Congstar nicht im Internet für sein Internet bezahlen kann, aber egal, wir arrangieren uns. Allerdings habe ich mit Congstar immer noch kein Internet im Zug. Und zu Hause auch fast keins mehr.

An einer ganz bestimmten Handyposition, etwa in Kniehöhe neben meinem Bett, gibt es manchmal einigermaßen funktionierendes Internet. Ich beginne gerade, mich mit meinem neuen Leben als Congstar-Kunde anzufreunden, als ich via Volker König von AldiTalk erfahre. Großzügigste Gigabytemengen für wenig Geld! Und vielleicht ist E-Plus (AldiTalk) in meiner Wohnung ja etwas vorhandener als T-Mobile (Congstar).

Ich kaufe bei Aldi eine weitere Prepaid-SIM, meiner Zählung nach #12 in meiner Sammlung. Ein Wünschelrutengang mit dem Handy durch die Wohnung ergibt in allen Zimmern zufriedenstellenden Empfang (2-3 Balken HSDPA). Und ob man mit E-Plus jetzt Internet im Zug hat oder nicht, ist mir inzwischen egal. Die anderen Anbieter können es ja auch alle nicht. Internet im Zug gibt es einfach nicht mehr.

Kathrin Passig

13.04.2014

Mein TAN-Generator hat nicht mehr alle Pixelzeilen im Display

Mein TAN-Generator zeigt seit geraumer Zeit nicht mehr alle Pixelzeilen im Display an. Ich dachte, er ist halt kaputt, und wurde recht gut im TAN-Erraten. Dann sagte er mir, seine Batterien seien beinahe leer. Es dauerte nur sieben Wochen, bis ich einen Zusammenhang hergestellt hatte.

Also dachte ich, ich gehe in den Laden und kaufe neue Batterien. Und fiel beinahe in Ohnmacht. Weil eine einzige der benötigten 3-Volt Knopfzellen 5 Euro kosten sollte. Zwei hätte ich benötigt.

1. zum Handythema denke ich an einem eigenen Beitrag herum

Wieder raus aus dem Laden.

Kurze Denkschleife, mir doch ein dauerhaftes persönliches Handy[1] zuzulegen, damit ich per mobileTAN . . . ? Ich weiß nicht. Für Banking ein Telefon kaufen?

Kurzer Ausflug in den Tarifdschungel. Das einzig vernünftige Angebot wäre von O2 gewesen, nämlich O2o, ohne Basispreis, ohne Anschlussgebühr, ohne Verpflichtung ohne alles. Nur eine Nummer, und schon wäre ich erreichbar. Für eine mobileTAN, beispielsweise. Zusammen mit einem der Abermillionen Zweit-, Dritt- oder Vierthandys, die manche Menschen in ihren Schubladen herumfahren haben, wäre das eine Sache, die mich nicht einen einzigen Cent kosten würde.

Leider ist der O2-Server so oft weg gewesen, dass ich nach zweimaliger Eingabe meiner sämtlichen Daten inklusive Personalausweisnummer Angst bekam.

Nun überlege ich, ob ich mir einfach einen neuen TAN-Generator kaufe. Die Sparkasse hat einen schönen roten im Angebot. Für rund 8 Euro. Batterien inklusive.

Pia Ziefle

13. April 2014

“Diiieee Fahrkarten bitte!”

„Diiieee Fahrkarten bitte!“ – Ich zeige mein eTicket vor, auf dem das Logo des Verkehrsbetriebs abgebildet ist, jedoch keine Daten über Gültigkeitsgebiet oder -zeitraum. Der Kontrolleur wirft einen Blick darauf und verkündet im Brustton der Überzeugung: „In Ordnung, vielen Dank!“

Seit rund 30 Jahren bin ich Abonnent einer Jahresfahrkarte für den öffentlichen Personennahverkehr. Im Frühjahr 2012 gab es dabei erstmalig (von Preiserhöhungen abgesehen) eine Neuerung: statt eines kleinen Papierzettelchens erhielt ich mein „eTicket“: eine Chipkarte.

Um das eTicket zu kontrollieren, ist natürlich eigentlich ein Gerät notwendig, das den Chip auslesen kann. Jedoch hat längst nicht jeder Kontrolleur in der S-Bahn oder Straßenbahn ein solches Gerät – ich würde schätzen, nur etwa jeder zweite. Im Bus findet die Fahrkartenkontrolle beim Einstieg statt (daher: vorne nur Einstieg / hinten nur Ausstieg – eins meiner Lieblingsthemen für ungehaltene Abhandlungen, die aber nicht hierher gehören). Ich fahre mehrfach wöchentlich Bus, habe aber überhaupt noch nie einen erwischt, in dem die entsprechende Technik zur Kontrolle meines eTickets vorhanden gewesen wäre.

Es ist klar, dass es bei technischen Neuerungen zunächst Umstellungsprobleme gibt. Dass auch rund zwei Jahre nach der Einführung des eTickets das Auslesen des Chips überwiegend per „Blick“ stattfindet, verblüfft mich aber doch.

Novemberregen

13.04.2014

Über Retroradios, Formulare und nicht-responsive Websites

Kurz nach dem Aufwachen rufe ich am Handy meine E-Mails ab. Dort ist schon wieder dieser E-Mail-Newsletter, den ich nie bestellt habe, den ich aber auch nie abbestellt habe, weil ich die Produkte so interessant finde. (Das war keine Aufforderung, mir andere ungebetene Newsletter zu schicken.) Dieses Mal hat der Versandhändler Glück. Ich sehe ein sogenanntes Retroradio, das ich uns nach gemeinschaftlicher Abstimmung kaufen möchte. (Das Radio kann nichts weiter als Radio, hat keinen USB-Anschluss, keine Netzwerkfunktionalität und besitzt einen völlig ungenauen Drehregler zur Frequenzeinstellung. Diese widersinnige Anschaffung der Dekoration wegen wäre eigentlich schon einen eigenen Techniktagebucheintrag wert.)

Mit dem Handy scheitert der Bestellvorgang grandios. Meine Finger sind zu dick, die Seite ist nicht auf Kleindisplays ausgelegt und tolle HTML-5-Animationen wie das Fliegen des Artikels in den Warenkorb funktionieren nur ruckelnd und arbeitsspeicherfressend. Ich breche ab.

Am Frühstückstisch verwende ich mein Tablet für einen zweiten Versuch. Die Seite ist zwar immer noch nicht responsiv, dafür ist mein Display aber groß genug, um über diesen Umstand hinwegzusehen. Ich packe das tolle Radio in den Warenkorb, gehe zur virtuellen Kasse und gebe – umständlich wie gewohnt bei Mobilgeräten und nicht optimierten Webseiten – meine Rechnungsadresse an. Die Lieferadresse soll die Packstation werden, deshalb wechsle ich kurz die App, um die entsprechende Nummer aus den Notizen herauszusuchen. Als ich zum Browser zurückwechsle, lädt sich die Seite. Das Formular ist leer und ich muss die gesamte Adresse noch einmal neu eingeben. Obwohl der Browser offen bleibt, lädt sich das Formular wieder neu, als ich gerade die Lieferadresse eingeben möchte. Es präsentiert sich der bekannte Anblick leerer Felder. Ich breche entnervt ab.

Nach dem Frühstück setze ich mich an den Computer und schreibe einen Techniktagebucheintrag, in dem ich mir wünsche, dass diese ganze Adresseingeberei und Neuladerei einfacher wird und Webseiten, die nur auf einem großen Bildschirm gut aussehen, endlich aussterben.

Johannes Mirus

13.4.2014

Webcams in Landschaft

Vergangenen Herbst machte ich eine wunderschöne Wanderung im Chiemgau, auf die Ratzinger Höhe. Sie führte an unzähligen alten und jungen Obstbäumen vorbei, deswegen stellte ich es mir bezaubernd vor, dieselbe Wanderung während der Obstblüte zu machen.

Als ich meinen Eltern davon erzählte, wollten sie mitgenommen werden, ein Anruf ein paar Tage vor der Wanderung genüge.

Seit es diesen März warm wurde, beobachtete ich also die Webcams am Chiemsee, vor allem die auf die Ratzinger Höhe, um die Blütezeit nicht zu verpassen. Landschaftskameras stehen nämlich inzwischen sehr viele herum, vor allem in Fremdenverkehrs-relevanten Gegenden, und übertragen Aufnahmen ins Web. Vergangene Woche sah ich: Die Blütezeit ist da. Ich rief meine Mutter an, um für den heutigen Sonntag die Wanderung zu vereinbaren. Als sie mir nicht recht glauben wollte, dass es im Chiemgau wirklich schon blüht, schickte ich meinem Vater (er hat Zugang zum Web, buchstäblich und übertragen, er guckt auch regelmäßig per Webcams nach dem Wetter in seiner spanischen Heimat) per E-Mail den Link zur beweisenden Webcam.

Am Wandertag wachten wir zu Regen auf. Sollten wir am Ende die Wanderung absagen? Auf dem Regenradar Bayern sah ich nach, ob es auch im Chiemgau nass war (ja) und ob es noch lange regnen würde (nein).

Es tröpfelte dann auch nur ein wenig hin und wieder.

die Kaltmamsell

14. April 2014

Kinder haben jetzt Spielzeug-iPhones

Kinder haben jetzt Spielzeug-iPhones. Wird unsere Jugend je lernen, mit Bananen zu telefonieren?

Felix Neumann

14.4.2014

Keiner lobt mich. Außer meinem Drucker.

Früher habe ich bei Druckerpatronen immer versucht, die günstigsten Produkte von Fremdherstellern zu kaufen. Ich habe viel gedruckt – Protokolle der grünen Landesarbeitsgemeinschaft, Flugblattentwürfe, Korrespondenz, Rechercheanfragen, Fotos in echter Fotoqualität.

Früher waren Druckerpatronen sogar ein sichtbarer Posten auf meiner Steuererklärung.

Inzwischen erreiche ich die meisten Korrespondenzparter per Mail, notfalls kann ich ein Fax über einen Internetdienst senden. In ganz seltenen Fällen schreibe ich noch richtige ausgedruckte Briefe mit Umschlag und Marke, meistens, wenn ich der Krankenversicherung Belege zuschicke oder direkt jemand anders eine Mahnung.

Da lohnt es sich nicht mehr, bei dem maximal einen Satz Druckerpatronen, die ich pro Jahr benötige, noch nach dem aktuell günstigsten Hersteller zu suchen.

HP würdigt das bei jedem Patronenwechsel mit einem Fleißkärtchen.

Volker König

14.04.2014

EIL: PR-Agenturen und mobiles Internet mögen sich nicht

PR-Mitteilungen per Mail sind auch noch 2014 eine ganz besondere Hölle. Viele Betreffzeilen sehen so aus:

Betreff: „EIL! Neue Pressemitteilung“ oder „Es liegt eine neue Pressemitteilung für Sie vor“.

Das war es. Keine Angaben über das Thema der PR-Mitteilung, nicht mal ein Schlagwort. Öffnet man die PR-Mail dann, kann in vielen Fällen folgendes lesen:

„Lieber Kollege, anbei finden Sie unsere neuste Pressemitteilung im PDF-Format. Mit freundlichen Grüßen“

Erst nach dem Download erfährt man dann meist die uninteressanten News. Den Vogel schoss dabei eine mittelständische Firma ab, in deren PDF dann zu lesen war, dass die Presseabteilung in Zukunft auf den Faxversand verzichten würde.

Es gibt dann aber noch die gemeinen Mails, deren Betreffzeile großes Interesse weckt. So bekam ich neulich eine Mail, in der Nominierte für einen Preis bekannt gegeben wurden. Voller Vorfreude öffnete ich die Mail, um Genaueres zu erfahren. Doch in der sehr langen HTML-Mail wurden die Namen der Nominierten nicht genannt. Dafür musste man sich eine gezippte 5MB Datei runterladen.

Auch immer wieder gerne genommen sind die PR-Mails, in denen eine ganz gewitzte Agentur den Text als Bilddatei geschickt hat. Da ich auf allen mobilen Endgeräten den Bilderdownload per se erst mal gesperrt habe, sehe ich dann ein großes, weißes Feld. Mobiles Internet kommt bei den meisten Firmen und Agenturen einfach noch nicht vor.

Don Dahlmann

14.4.2014

Was der Festplattenrekorder alles so kann. Und was nicht.

Seit ich das Wochenendpendlertum aufgegeben habe, ist auch der Festplattenrekorder wieder in Essen und wird vor allem seitdem auch wieder als Festplattenrekorder und nicht nur als DVD-/BluRay-Player genutzt.

Seit ungefähr drei Wochen fahre ich nun eine neue Aufnehmstrategie. Sobald die neue Fernsehzeitung kommt, programmiere ich den Rekorder für die kompletten zwei Wochen und dann ist gut.

Das funktioniert erstaunlich gut. Zwischendurch guckt man mal auf die Festplatte und freut sich, was man da für schöne Sachen aufgenommen hat. Es ist immer wieder eine Überraschung, da ich ja alles nach dem Programmieren sofort wieder vergesse.

Vor allem aber: Ich vertraue meinem planenden, vorausschauenden Ich mehr als meinem spontanen, flexiblen Ich. Als ich einmal abends eine Doku über David Bowie in der Fernsehzeitung sehe, überlege ich kurz, ob ich das noch programmieren soll, dann denke ich nur: „Na, entweder ich hab's schon programmiert oder nicht, ich werd schon meine Gründe gehabt haben." Tatsächlich habe ich es natürlich programmiert, es ist schließlich eine Doku über David Bowie.

Nur gestern am Sonntag mussten die Pläne kurzfristig umgeschmissen werden, da aufgrund von Sozialverpflichtungen, von denen ich zu Programmierzeiten noch nichts wusste, der Tatort nicht geguckt werden konnte und die geplante Aufnahme von „Muriels Hochzeit" dann doch dem deutschen Traditionsprogramm weichen musste. (Wer jetzt entsetzt aufschreit: Ich habe „Muriels Hochzeit" auch irgendwo auf DVD (UK-Import, glaube ich), ich weiß nur nicht wo.)

Als wir heute den Tatort nachholen, meldet der Rekorder irgendwann, dass die Aufnahme in zehn Minuten startet. „Ach, interessant“, denke ich und blättere in der Fernsehzeitung, um zu gucken, was ich denn da wohl aufnehmen wollte. Kann eigentlich nur „Misery“ sein, aber na ja, wer weiß. Ich werd mir schon was dabei gedacht haben.

„Mal gucken, ob der Rekorder gleichzeitig aufnehmen und abspielen kann“; sage ich dann noch und wir gucken einfach den Tatort weiter und warten, was passiert.

Wie sich rausstellt, kann der Rekorder *nicht* gleichzeitig aufnehmen und abspielen. Um 20:53 schaltet er automatisch auf arte um und wir müssen den Tatort dann wohl morgen weitergucken. Aber ich werd mir wohl was dabei gedacht haben. Damals, vor drei Wochen.

Anne Schüßler

2011–2014

Verwaschene Texte auf Lesegeräten

2011 versuchte ich zum ersten Mal so etwas wie einen akademischen Abschluss zu erlangen. Nach einigem Hin und Her hatte ich mich mit meinem Betreuer dann darauf geeinigt, dass sich meine Bachelor-Arbeit um Zeitungen im Nationalsozialismus drehen sollte. Die Digitalisierung solcher Zeitungen war damals noch nicht wirklich weit fortgeschritten. Deshalb bestellte ich mir Mikrofilme der Zeitung und setzte mich mehrere Wochen in einen Glaskasten, um die Negative dieser Zeitungen durchzusehen. Das war kein wirklicher Spaß, weiße Schrift auf schwarzem Grund und teilweise unscharfer Film erschwerten die Unternehmung. Hinzu kam die damals noch um 10 Uhr schließende Universitätsbibliothek – ich arbeite eigentlich am liebsten mitten in der Nacht und wollte die wichtigsten Artikel auch zuhause zur

Verfügung haben. Das ging, indem man einen Termin machte, an dem ein Mitarbeiter der Bibliothek mit einem die Zeitungsseiten auf DIN A3 Bögen ausdruckte. 10 Seiten Artikel waren dabei ein kleines Vermögen wert.

Drei Jahre später sitze ich an meiner Masterarbeit, und auch dieses Mal habe ich mir wieder die tolle Aufgabe vorgenommen, eine Zeitschrift vom Anfang des 20. Jahrhunderts auszuwerten, die in Deutschland an zehn Standorten vorhanden ist. In Nordrhein-Westfalen gibt es sie nur im FrauenMediaTurm in Köln, deren Mikrofiche-Lesegerät aktuell kaputt ist (ob es jemals wieder repariert werden wird, weiß man nicht). Von dort durfte ich die Mikrofiches mit in die UB in Köln nehmen. In einer überheizten Kabine saß ich Anfang des Jahres drei Tage lang, um diese Zeitung zu digitalisieren. Bis ich die Anordnung der Seiten auf dem Fiche verstanden hatte, dauerte es etwas, und auch der Scanvorgang dauerte Jahre, aber immerhin bestand die Möglichkeit, mehrere Seiten zu einem PDF zusammenzufügen. Kein Negativlesen mehr, die Umkehrung erledigt das Scanprogramm. Ein Traum!

Für ein anderes Projekt darf ich aktuell auch Zeitungen digitalisieren. Nachdem das Scangerät anscheinend abgeschrieben ist, muss man in der Bib nun auch keine Gebühren mehr dafür entrichten, weswegen ich die meisten Bücher jetzt nur noch scanne und auf dem USB-Stick mitnehme. Tatsächlich scheint die Digitalisierung aber noch nicht so richtig anzukommen oder sie ist sehr idiotenunsicher, denn immer, wenn man das Gerät benutzen möchte, muss es einem erst ein Mitarbeiter erklären kommen. Außerdem stellt sich das Gerät während der Schließzeiten am Wochenende gerne mal um und erkennt den Scanner nicht. Und in meiner „Heimbibliothek“ kann man auch nur eine Seite scannen, ohne dass diese mit anderen zusammengefügt werden könnte. Das darf man dann zuhause erledigen. Man hat sich außerdem bei der Scaneinrichtung die Tastatur gespart. Deswegen muss man die Dateinamen jetzt umständlich mit der Maus auf einem Wordpad anklicken und

deswegen sind meine Seiten nur durchnummeriert, was später regelmäßig für Verwirrung sorgt. Aber alles ist besser, als verwaschene Texte auf Lesegeräten angucken zu müssen.

ellebil

Irgendwann im April 2014

Bildtelefonie mit handgeschriebenen Zetteln

Als ich 2003 meinen Festnetzanschluss gekündigt habe, war meine Mutter der letzte Mensch, der mich noch am Festnetz anrufen wollte (außer Callcentermitarbeitern). Bis 2013 war sie einer der letzten Menschen, die am Handy mit mir telefonieren wollten (außer Journalisten), und seit etwa Herbst 2013 ruft auch meine Mutter via Skype an.

Die erste Minute dieser Anrufe vergeht in der Regel mit "kannst du mich jetzt sehen?" und "hörst du mich jetzt?"-Feinabstimmung. Irgendwann klappt es dann meistens.

Diesmal fehlt der Ton auf ihrer Seite so hartnäckig, dass ich auf einen Zettel schreibe "Du musst den Ton einschalten! Mit dem Schalter da am Rand!" und den Zettel ins Bild halte. Das hilft aber auch nichts, denn es liegt gar nicht an dem Schalter da am Rand.

Im Wesentlichen will sie mir sowieso nur was zeigen, was sie gebastelt hat, und nachdem ich eine Weile wirre "näher ran, ich kann nichts erkennen", "noch näher!"-Gebärden gemacht habe, verständigen wir uns so einigermaßen. Wenn es gar nicht geklappt hätte, hätten wir nebenher auch telefonieren können. Das ist mir zu spät eingefallen, das probiere ich dann beim nächsten Mal.

Kathrin Passig

Mitte April 2014

Eingekeilt zwischen den schottischen Strommächten, Teil III

Was bisher geschah: Teil I, Teil II.

Der Boilerwartungsvertrag mit Hydro verlangt nach der jährlichen Inspektion. Ich wohne natürlich immer noch nicht in der Wohnung und verpasse daher alle Termine. Schließlich erreicht mich jemand am Telefon. Nachdem ich ihm mein Strom-Gas-Limbo erklärt habe, legt er ziemlich schnell auf, vermutlich "what an idiot" murmelnd. Die Verwirrung verschärft sich dadurch, dass der Boiler wieder Probleme bereitet. Ungefragt tropft Wasser aus ihm heraus. Wer dafür jetzt zuständig ist, Hydro oder Power, das ist die Frage.

Hydro erklärt sich zuständig,aber die Terminvereinbarung erweist sich als Geschicklichkeitsspiel mit multiplen Schwierigkeitsstufen. Ich scheide auf Level 2 aus. Hydro schickt den Mann einfach so vorbei, natürlich ist niemand im Haus, der ihn reinlassen könnte. Ab Anfang Mai ist laut Vertrag auch Power zuständig. Mein bisher unbenutzter Boiler ist besser versichert als jeder andere unbenutzte Boiler in der Geschichte des Boilers.

Aleks Scholz

15.4.2014

Ich lasse mir die SIM-Karte verkleinern

Ich werde demnächst in Irland sein und habe auch schon eine irische Tesco-SIM, allerdings in der falschen Größe, Mini statt Micro. Bei Tesco in Dun Laoghaire gab es nur diese eine, und auch kein Kleinknipsgerät. Offenbar haben die Iren entweder andere Smartphones oder gar keine, oder sie interessieren sich nicht für die Tesco-SIM. Dabei ist der Tesco-Datentarif sehr gut, eigentlich der einzig brauchbare im Lande.

Ich betrete einen O2-Shop und frage, ob man mir die Karte verkleinern könnte. Die Karte sei zwar nicht von O2, ich aber Kundin des Unternehmens.

„Welche Größe denn?“

„Die große auf die mittlere.“

„Das geht leider nicht mehr, wir können nur noch die ganz kleine.“

„Ich könnte die ganz kleine dann in einen Adapter stecken.“

„Nein, nach dem Schneiden sind die Kanten anders, das hält nicht.“

Ich versuche es nebenan bei E-Plus. Die Karte sei zwar nicht von E-Plus, ich aber Kundin des Unternehmens. Man verkleinert mir bereitwillig die Karte.

Falls sie bei E-Plus nicht das passende Knipsgerät gehabt hätten, wäre ein paar Meter weiter noch ein Vodafone-Laden gewesen, und auch dort hätte ich „ich bin aber Kundin“ sagen können. Und bei T-Mobile auch.

Kathrin Passig

1994–2014

Von IRC bis Threema und zurück zur SMS

Als das Internet noch jung war, hatte man drei Möglichkeiten, mit anderen Menschen zu chatten. Entweder man kannte sich mit IRC aus oder man setzte auf den AOL-Messenger bzw. auf ICQ. Beide waren weit verbreitet, beide funktionieren zufriedenstellend. Gruppenchats gingen immer noch am besten im IRC, einem bis heute nicht tot zu bekommenden System. In den Folgejahren kamen dann weitere Nachrichtensysteme hinzu. Erst Yahoo und Microsoft, dann in den 2000er Skype, Google Talk, und das offene Jabber-Protokoll. Es folgen MySpace, Facebook, WhatsApp und im Grunde auch Twitter, dessen Nachrichten aber auf 140 Zeilen beschränkt waren und das keine Gruppenchats zuließ. Und dann gab es noch iMessage von Apple, was man aber nur mit erheblicher Mühe auf Systemen außerhalb der Apple-Welt betreiben konnte.

Natürlich verteilte sich der Freundeskreis auf alle nur denkbaren Systeme, was dazu führte, dass es schnell Anbieter wie Trillian oder Pidgin gab, die den ganzen Messenger-Salat in eine Oberfläche packten. Statt diverse Programme offen zu haben, konnte man alles bequem über ein Fenster laufen lassen, auch die Facebook-Chats. Das war toll, aber funktionierte natürlich nicht in allen Bereichen. So konnte man keine Gruppenchats von Facebook über die Jabber-Schnittstelle empfangen, weil Jabber das einfach nicht unterstützte. Gruppenchats gingen also nur über den Browser. Und mobil funktionierte das alles sowieso nur eingeschränkt und schon gar nicht auf allen Plattformen. Wer mobil chatten wollte, hatten wieder ganz andere Probleme.

Auf Smartphones hatten sich eigentlich WhatsApp, Facebook und für Apple-User iMessage durchgesetzt. WhatsApp erlebte Anfang 2014 einen Exodus etlicher User, weil die Firma a) angeblich fahrlässig mit den Userdaten umging und b) von Facebook gekauft wurden, denen man sowieso nachsagte, dass sie „Fahrlässigkeit mit Userdaten“ ganz groß in den Gründungspapieren stehen hatten. Jedenfalls wechselten daraufhin viele Nutzer von WhatsApp zu Chatanbietern, die ihren Service verschlüsselten. Darunter waren vor allem „Threema“ und „Telegram“. Diese Programme liefen zwar auf Apple und Android, nicht aber auf WindowsPhone und Blackberry-Geräten. Und für den Desktop gab es sie schon mal gar nicht.

Konnte man auf dem Desktop dank Multi-Messenger noch einigermaßen die Übersicht behalten, war man mobil verloren. Entweder man installierte alle, damit man auch von allen erreicht werden konnte. Oder man ließ es einfach, und versuchte es wieder mit SMS, was teuer, unsicher und überhaupt sehr vorgestrig war.

Don Dahlmann

15.4.2014

Audioguide auf dem eigenen Smartphone

Ich besuche das Vasa-Museum in Stockholm. Das Museum beinhaltet ein Kriegsschiff, das von 1628 bis 1961 im Meer vor Stockholm lag, weil es auf seiner Jungfernfahrt nach nur 1300 Metern kenterte. Dies geschah nicht ganz unerwartet: Vor dem Auslaufen der Vasa wurde eine Stabilitätsprobe durchgeführt, die so katastrophal verlief, dass man sie abbrechen musste. Warum stach das Schiff trotzdem in See? Schauen Sie sich Hierarchie- und Entschiedungsstrukturen in Unternehmen an, dann wissen Sie es. Und so können wir das einzige erhaltene Kriegsschiff aus dem 17. Jahrhundert in Stockholm besichtigen.

Das Museum ist – um das Verrotten des Schiffes möglichst lang hinauszuzögern – dunkel und kühl. Die Besucher können sich über sämtliche Details an Schautafeln informieren, oder auch über einen Audioguide. Dieser ist aber, und jetzt komme ich endlich zum Punkt, keiner dieser schweren Klötze, die man sich an Lanyards um den Hals hängen kann und damit schon per default demütig gebeugt an der Historie vorbeiflaniert, sondern: es ist vorgesehen, dass der Besucher sich mit dem eigenen Smartphone oder auch iPod oder Ähnlichem im WLan des Museums anmeldet und die Informationen zu den einzelnen Stationen über die Website des Museums als mp3 darauf streamt. Dazu gibt ein mehrsprachiges Infoblatt und auch einen speziellen Informationsschalter, an dem man sich bei der Einrichtung am eigenen Smartphone helfen lassen kann. Das funktioniert alles außerordentlich gut und die meisten Besucher, die ich sehe, nutzen diese Möglichkeit.

Nur ganz selten hakt der Stream einmal, es scheint an diesem Tag ab und an Aussetzer im WLan des Museums zu geben, und in diesen Momenten schütteln die Besucher ihre Smartphones erst leicht und recken sie dann in die Höhe, als wäre das WLan irgendwo dort oben. Unwillkürlich mache ich

mit, so stehen wir alle vor einem fast 500 Jahre altem Kriegsschiff im Dämmerlicht und halten das vermutlich Wertvollste, das wir bei uns tragen, Richtung (Schiffs-)Mast, auf dass es Empfang gebe. Was für ein Bild.

Novemberregen

Seit Februar 2011 (bis mindestens April 2014)

Schlaflos in Essen. Alles wegen der Spülmaschine

Die Spülmaschine in Essen hat zwei große Nachteile gegenüber der, die wir in Düsseldorf hatten. Erstens weiß man nie, wie lange sie noch braucht und sie braucht sehr lange. Die in Düsseldorf hatte vorne eine Anzeige, auf der man sehen konnte, wie lange die Spülmaschine voraussichtlich noch brauchen würde. Das war zwar meistens gelogen, aber man konnte zumindest einschätzen, ob man noch zehn Minuten oder doch eher eine Stunde warten musste.

Vor allem aber: Die Spülmaschine in Essen piepst, wenn sie fertig ist. Fünf Mal piepst sie in einem unangenehmen hohen Ton. Dann ist sie erst mal still und irgendwann PIEPST SIE WIEDER! Das macht sie so lange, bis jemand kommt und sie ausschaltet. Wenn ich abends die Spülmaschine anmache, dann muss ich sowohl die Küchentür als auch die Schlafzimmertür zumachen und dann hoffen, dass ich ausreichend fest schlafe, um nicht doch vom Piepsen aufzuwachen.

Ob man das Piepsen ausstellen kann, weiß ich nicht. Vermutlich steht es in der Anleitung, aber dazu müsste man ja die Anleitung lesen. Absurd.

Anne Schüßler

16.4.2014

Ich sehe das Plastik um die SIM-Karte herum und werde erleuchtet

Ich schreibe die Daten der irischen SIM in die „Secure Notes“ von 1Password. „Secure Notes“ sind die drittpraktischste Funktion von 1Password nach Passwortmerken und Passworterzeugen: Man hat endlich einen Aufbewahrungsort für die ganzen PINs und PUKs und PUK2s und SUPERPUKs, die mit allem ausgeliefert werden. Das heißt, dass man sie dann zur Hand hat, wenn man sie braucht. Es heißt auch, dass man total hilflos sein wird, wenn 1Password eines Tages kaputtgeht, aber das passiert sicher nie.

Dabei halte ich das kreditkartengroße Plastikding in der Hand, aus dem ich die SIM-Karte herausgebrochen habe. Ich habe im Techniktagebuch jetzt schon zweimal diese Wikipediagrafik zur Evolution der SIM-Karten verwendet und viele solche Herausbrech-Plastikteile in der Hand gehalten. Aber erst heute wird mir klar: Das ist nicht nur ein herstellungsbedingtes Plastikteil. *Das ist auch eine SIM-Karte*. Es ist das Standard-Format und der Grund, warum das für mich normale Format den Namen „Mini“ trägt.

Wahrscheinlich gibt es irgendwo auf der Welt Geräte, in die man dieses SIM-Kartenformat noch einlegen könnte. Wahrscheinlich leben außerdem bereits Menschen, die beim Herausbrechen des Micro-Formats aus einer Kombi-SIM das Mini-Format nur für eine Trägersubstanz halten.

Kathrin Passig

Seit 1984

“So ein Walkman ist doch nutzloser Tand.” – “Naja, meiner hat mir beim Lernen geholfen.”

Den Walkman gibt es seit 1979, aber ich war als armer Schüler nicht nur aus finanziellen Gründen kein Early Adopter. Mobile Musik hatte ich seit 1984.

Wir waren auf Studienfahrt, und in London gab es einen sehr günstigen roten Nicht-Walkman aus Taiwan oder Hongkong oder wo damals Billigkram hergestellt wurde. Meine Eltern fanden es nicht lustig, dass ich das gute Geld für so einen Tand ausgab, aber ich war volljährig.

Das Gerät begleitete mich ein paar Jahre, bis es bei einem Autounfall 1988 zum Teil des Totalschadens wurde. Damit ich während des längeren Krankenhausaufenthalts danach (länger wegen 2 gebrochenen Beinen) Musik hören konnte (bzw. nicht vom Gejammere der Zimmergenossen deprimiert werde) versorgten meine Eltern mich mit einem supertollen Ersatzgerät von AIWA: Es konnte Autoreverse, also in beide Richtungen abspielen und auch noch selbst am Ende der Cassette umschalten.

Dazu hatte es einen Equalizer. Ok. Also drei Schieberegler auf dem Deckel, die den Klang von fast ganz gut bis fast etwas besser verändern konnten.

Dieser Nicht-Walkman liegt übrigens bis heute in der Schublade und ist immer noch funktionsfähig. Er hat mir übrigens sogar während des Studiums geholfen: Ich musste ungeheure Mengen juristischen Krams griffbereit im Kopf haben.

Dazu zerlegte ich alles, was ich wissen musste, in überschaubare Sätze, die aufeinander aufbauten, und sprach diese auf Cassetten auf. Auf zwei beidseitig bespielte C90-Cassetten passte alles fürs Examen drauf und ich hörte beim Einschlafen, bei der Recherche in der Bibliothek und beim Joggen, indem ich die Cassetten auf „endlos“ stellte.

Das nennt man Superlearning, wie ich später erfuhr, als ich in einem anderen Zusammenhang und mehrere Mobilabspielgerätegenerationen später das gleiche mit MP3 machte.

Dass so ein Walkman mir bei der Prüfung geholfen hat, versöhnte meine Eltern ein bisschen mit der Technik.

Volker König

16.04.2014

Google Now erfasst alles, was ich mache und sagt mir dafür, wie das Wetter ist

Die NSA und ich, wir haben schon lange eine gemeinsame, fruchtbare Arbeitsbeziehung gefunden. Sie beruht im Wesentlichen darauf, dass ich kritik- und bedenkenlos so viele Tools und Dienste benutze wie möglich. Einer davon ist die im Android-Betriebssystem enthaltene Funktion „Google Now“. Sie erfasst kurz gesagt alles, was ich mache. Im Gegenzug dafür sagt sie mir, wie das Wetter ist.

Theoretisch kann Google Now auch noch mehr. Zum Beispiel mir für einen anstehenden Termin aufgrund der aktuellen Stauprognosen eine passende Abfahrtszeit vorschlagen. Oder selbständig herausfinden, welchen Weg ich jeden Tag zur Arbeit nehme, um mich vor Behinderungen zu warnen. Aber nichts davon hat bisher je geklappt.

So richtig bewusst wurde mir diese ungleiche Beziehung wieder, als ich heute Morgen ganz kurz vor dem Büro aufgrund einer Baustelle dreißig Minuten im Stau stand. Dabei hätte mich doch Google Now nur kurz warnen müssen und ich wäre einfach einen anderen Weg gefahren! Weder die Strecke, noch die Uhrzeit, noch die Baustelle kamen irgendwie überraschend, es wäre also ein Leichtes gewesen, eine der fünfhundert Meldungen, die ich täglich aufs Mobiltelefon bekomme, mit einer entsprechenden kurzen Botschaft zu versehen.

Alles wissen wollen, aber nichts sagen. Google Now dürfte damit das exakte Gegenteil von Gülcan Kamps sein.

Johannes Mirus

17.4.2014

Die SSD meines Notebooks gibt erst Anlass zur Sorge, dann zur Panik

Die SSD meines Notebooks gibt erst Anlass zur Sorge (seltsamer teilweiser Datenverlust bzw. urplötzlich defekte Dateien) und wenig später dann Anlass zur Panik (Defekt vermutlich irgendeines einzelnen zum Booten verantwortlichen Bits). Mein Notebook ist ein Sony VAIO, eine Marke, mit der ich seit rund 12 Jahren und verschiedensten Geräten minimalstmögliche Probleme hatte, – dessen Garantie jetzt aber bereits knapp abgelaufen ist. Egal, ich benötige das Ding dringend, also bitte "kostewaswolle-Reparatur, schnell", danke.

Die SSD meines Notebooks tarnt sich als 128GB-Festplatte, ist aber in Wirklichkeit ein 2x64GB-RAID-Verbund mit eigenartigen Intel-Treibern und vor allem Sony-proprietären Anschlüssen innerhalb (des RAIDs, also der einzelnen Module) und außerhalb (weder eSATA noch ZIF oder LIF). Erfahre ich im für mich zuständigen VAIO-Servicecenter in einem un-hippen Teil von Adlershof.

Einfach eine neue SSD irgendwo zu kaufen und einzubauen geht also nicht – die beiden neuen Module werden vom VAIO-Servicecenter aus Belgien bestellt, mein Kontostand auf unsittliche Weise berührt, und nach 24 Stunden habe ich ein frisch installiertes Windows7-System und viel zu tun in Sachen Backup-Rekonstruktion (nur Daten, kein Image) über das anstehende Feiertagswochenende.

Außerdem habe ich jetzt zwei alte 64GB-Module neben mir liegen, bei denen ich während dem Betrachten immer kapitulierend darüber nachdenke, wie eigenartig mittelbar und mehrstufig abstrakt sich darauf meine Daten befinden. Also: befanden, aber doch irgendwie auch noch befinden. Und dass so eine Konstellation plus Truecrypt-Verschlüsselung bei nur einem "wackligen Bit" (gibt's so etwas?) Kosten in Höhe von ein paarhundert Euro und mehrere Tage Stress bedeutet, und was das eigentlich hochgerechnet volkswirtschaftlich bedeutet, und überhaupt wir werden alle sterben.

Aber anders würde ich's ja natürlich auch nicht wollen.

Frank Lachmann

2002–2006 / 17.4.2014

Zeit erfassen

Angestellte arbeiten in der Regel auf der Basis von Arbeitsverträgen, in denen die zu erbringende Zahl von Arbeitsstunden festgelegt ist. Es gibt verschiedene technische Systeme, die tatsächlich erbrachte Arbeitszeit zu dokumentieren. Meist ist es im Interesse sowohl von Arbeitnehmern als auch Arbeitgebern dies zu tun: Der Arbeitgeber hat den Beweis, dass er etwas für das gezahlte Gehalt bekommt; die Arbeitnehmerin kann beweisen, dass sie ihre Pflicht erfüllt hat. Zudem umfasst der Arbeitsvertrag meist sehr komplexe Regeln, was wann in welchem Maß als Arbeitszeit, Pause, Überstunde, Urlaub gilt und womit gegengerechnet wird – eine Umsetzung erfordert irgendeine Form von Erfassung.

In meinem bisherigen Arbeitsleben habe ich zwei Techniken zur automatisierten Arbeitszeiterfassung kennengelernt. Die eine war eine moderne Form der Stempeluhr. Von 2002 bis 2006 war ich in der Verwaltung einer Maschinenbaufabrik angestellt. Ich bekam bei der Einstellung eine Plastikkarte in der Größe einer Kreditkarte, auf der mein Name und meine Personalnummer eingetragen waren. An allen Fabriktoren standen Lesegeräte, die in Größe

und Form den Fahrscheinentwertungsmaschinchen glichen, wie sie im europäischen Öffentlichen Nahverkehr üblich sind. Vor Arbeitsbeginn hielt ich meine Karte ans Lesegerät, ebenso beim Verlassen des Geländes. Wenn ich während der Arbeitszeit das Gelände verlassen musste oder am Folgetag eine Geschäftsreise antrat, musste ich am Nummernblock auf dem Maschinchen vor dem Einlesen einen Code eingeben.

Allerdings wurden Arbeitsstunden nur zu bestimmten Tageszeiten komplikationslos als solche erfasst, nach 19 Uhr zum Beispiel nicht mehr. Ich brauchte etwa vier Monate, bis ich das System nicht mehr als völlig willkürlich empfand, und bis zum Ende der viereinhalb Jahre an diesem Arbeitsplatz war der monatliche Stundenzettel mit seinen zwölf Zahlenreihen eine überraschende und spannende Lektüre.

Jetzt, im April 2014, erfasse ich meine Arbeitszeit bei einer Dienstleistungsagentur mit einem web-basierten Tool namens Timeslips. Es dient in erster Linie der Weiterberechnung meiner Arbeitszeit an die Kunden der Agentur. An meinem Arbeitscomputer wähle ich auf einer schlichten Oberfläche aus Dropdown-Menüs erstens den Namen des Kunden aus, für den ich gearbeitet habe, zweitens das Projekt, das vertraglich vereinbart wurde, und manchmal drittens auch die eigentliche Tätigkeit. In einem Freitext-Feld beschreibe ich, was ich getan habe. Für interne Aufgaben im Unternehmen gibt es eigene Posten in jedem der Menüs.

In einem weiteren Feld gebe ich an, wie lange diese Tätigkeit gedauert hat, gezählt in Viertelstundeneinheiten. Zuletzt muss ich noch auswählen, ob diese Arbeit weiterberechnet werden soll oder nicht.

Es wird erwartet, dass die Einträge insgesamt mindestens die acht Stunden des vertraglich vereinbarten Arbeitstages abdecken (ein Überstundenausgleich ist in diesem System nicht vorgesehen). Deshalb mache ich mir über den Tag möglichst viele Notizen über meine Tätigkeiten, um abends ausführlich genug Rechenschaft ablegen zu können. Die Timeslips-Einträge und vorbereitende Notizen kosten mich täglich 15 bis 30 Minuten meiner Arbeitszeit – das weiß ich, weil ich inzwischen mit ständigem Blick auf die Uhr arbeite. Die Software bietet auch die Möglichkeit, Tätigkeiten in Echtzeit

zu erfassen: Man kann eine Stoppuhr einschalten und am Ende der Tätigkeit ausschalten. Doch meine Arbeiten überschneiden sich meist zu sehr, als dass ich das nützen könnte.

Die Anwendung dieser Zeiterfassung erfordert eine recht detaillierte Kenntnis der Verträge mit und Aufträge vom Kunden. Doch selbst dann hat die Auswerterin in der Buchhaltung noch einiges an Arbeit: Sie muss die Einträge auf korrekte Zuordnung prüfen, um daraus die Rechnung an die Kunden zu generieren.

Hin und wieder denke ich an meine polnische Großmutter selig, die in den 1970ern in der Fertigung einer Fabrik von Telefunken arbeitete (von ihr ausgesprochen „Däläfungä“), und an ihre Klage: „Akkord de is de Mord!“ (Akkord ist Mord). Ihr Grundgehalt war an eine Mindeststückzahl von Teilen gekoppelt, die sie mit einer Stanzmaschine bearbeiten musste. Wenn sie mehr schaffte, bekam sie mehr Geld, wenn sie den Akkord nicht schaffte, gab’s Ärger mit dem „Kapo“ (Vorarbeiter).

die Kaltmamsell

17.4.2014

Geänderte Zugangsdaten zum WLAN und die Folgen

Die Nachbarin und Internet-Co-Nutzerin bat mich neulich, die Zugangsdaten zum WLAN zu ändern. Aus Gründen.

Ich machte das noch während des Telefonats, was natürlich ihren Mailversand mit fetter Anlage schlagartig beendete. Unsere PCs und der Repeater waren jedenfalls in weniger als 2 Minuten wieder konfiguriert.

Heute fand ich im Briefkasten eine Zahnarztrechnung und wollte das Anschreiben für die Versicherung ausdrucken. Mein Drucker ist über das Netz angebunden. Das WLAN.

Mit der alten SSID und dem alten Kennwort.

Um ihn zu konfigurieren, müsste ich erstmal das Handbuch herausholen. Ich erinnere mich, dass ich damals PC und Drucker über das WLAN verband und der PC dem Drucker alles Wichtige mitteilte.

Damals. ca. 1848, unter Windows. Jetzt hab ich Windows nur noch virtualisiert und es bekommt das WLAN des gastgebenden Linux als drahtgebundenes Netz vorgegaukelt. Die Windows Software von HP kann also auf kein WLAN und kein WLAN-Kennwort zugreifen.

HP bietet unter Linux natürlich keine entsprechende Software an.

Der Drucker kann auch WPS. Das ist diese Schnellkopplung, WiFi Protected Setup.

Entweder muss ich im einen Modus die WPS-Taste des Routers 3 Sekunden lang drücken, während der Drucker auf Signal von Router wartet, oder eine PIN, die der Drucker anzeigt, in der Adminseite des Routers eintragen.

Mein TP-Link-Router kann WPS. Steht im Internet. Statt der dort beschrieben WPS-Taste ist aber nur eine QSS-Taste zu finden.

Ist WPS vielleicht QSS und keiner will das verraten? Aus Sicherheitsgründen? Der Router hängt eh in 4m Höhe unter der Treppe in den 1. Stock, die Taste wäre also eher Plan C oder Plan D.

Also die PIN-Sache. Ich behaupte einfach, dass QSS und WPS das^selbe sind und hoffe, dass der Drucker nicht drüber nachdenkt.

Nach nicht ganz 30 Minuten Suche finde ich in der Routeradministration die Möglichkeit, der QSS-Konfiguration einen PIN-Code mitzuteilen. Die PIN-Eingabe war versteckt, weil ich QSS offenbar abgeschaltet hatte.

Ich gebe die PIN ein, die der Drucker anzeigt, und nach ein paar Minuten scheint er online. QSS ist also WPS. Ich lasse ihn den Bericht ausdrucken und er behauptet, die IP-Adresse 169.254.93.207 zu haben.

Ein PING dahin ist natürlich nicht erfolgreich. Die Geräte im LAN haben ja 192.168.1.x als Adresse. Inzwischen stürzte der Router ab und ich starte ihn per Netzstecker neu.

Auf der Konfigurationsseite des Routers hat der Drucker nun angeblich die 192.168.1.101 – das ist eine automatisch vergebene Adresse und ich änderte das direkt in die statische Adresse 192.168.1.199, damit ich nicht gelegentlich wieder den Drucker im Netz suchen gehen und seine Adresse im Treiber umkonfigurieren muss.

Natürlich war die schwarze Tintenpatrone nach der Statusseite leer und ich muss das Anschreiben nachher bei meiner Freundin ausdrucken.

Volker König

Mitte April 2014

Ich repariere eine CD – mit einer Zahnpastatube

Ich bin auf der Suche nach der Kopie einer seltenen Pressung von Falcos Album *Data de Groove*. Das Album ist von 1990, es war bald darauf vergriffen, und außer mir interessiert sich sicher kein Mensch auf der Welt dafür (obwohl ich mich noch nicht einmal als Fan bezeichnen würde). Neben der regulären Edition, die mir schon länger bekannt war, gibt es eine, bei der vier Stücke in längeren Versionen enthalten sind. Unter anderem werden Fade-Outs vermieden und wer möchte das nicht? Eine Welt ohne Fade-Outs ist eine bessere Welt. Das war aber nur bei der bundesdeutschen Erstpressung (nur der CD, nicht der LP) der Fall, die äußerst selten ist und sich nur anhand einer Nummer am Innenrand der CD identifizieren lässt. Im gesamten Berliner Bibliotheksverbund gibt es genau ein einziges Exemplar dieses Albums, und ich kann mir nicht sicher sein, ob es auch diese Auflage ist und sich der Aufwand lohnen würde. Aber ich habe ja nicht nur ein Fahrrad, sondern auch Glück – und eine Zahnpastatube.

Nachdem ich die CD in einer Neuköllner Bibliothek ausgeliehen habe, stelle ich anhand der Matrixnummer am Innenrand fest, dass es sich tatsächlich um die von mir gesuchte Erstpressung handelt. Jetzt möchte ich sie natürlich rippen, damit ich die längeren Versionen auch als MP3s behalten kann. Und

schon bin ich mit einem Problem konfrontiert, das bei einer 24 Jahre alten CD aus einer öffentlichen Bibliothek alles andere als ungewöhnlich ist: Die CD ist verkratzt und lässt sich nicht mehr fehlerfrei abspielen. Zwei Stücke hängen und es sind ausgerechnet genau zwei der vier, auf die ich es abgesehen habe.

Zuerst greife ich zu den üblichen Methoden. Ich rubble die CD mit etwas Feuchtigkeit und einem Stück Stoff sauber (es war wohl kein vorbildlich weiches Tuch, sondern nur mein eher mäßig flauschiger Pullover) und versuche es noch einmal. Aber es klappt nicht. Die CD läuft jetzt zwar weiter, aber es gibt Ruckler in den Musikdateien. Ich probiere verschiedene Programme aus: iTunes, foobar2000, sogar den Windows Explorer, und drehe an den Einstellungen herum, aber immer gibt es Fehler in den Dateien. Unterschiedliche Fehler zwar, aber es sind immer die beiden gleichen Dateien betroffen.

Also bemühe ich Google und schaue, ob es Hausmittelchen gibt, mit denen man verkratzte CDs wieder benutzbar machen kann. Auf YouTube stehen mehrere Videos, in denen man sehen kann, wie Leute Zahnpasta auf CDs schmieren, um sie zu glätten. Ich finde die Idee etwas schräg, so richtig glauben will ich daran nicht, vielleicht hält man mich und alle anderen CD-Kratzer-Geschädigten einfach nur gerne zum Narren. Aber natürlich muss ich die Methode ausprobieren, denn die CD werde ich so leicht ja nicht noch einmal bekommen, weder auf legalen noch auf illegalen Wegen.

Ich reibe die Unterseite der CD unter kreisförmigen Bewegungen mit weißer Zahnpasta ein (es soll eine ohne Granulat sein, sagen die Anweisungen), die Zahnpasta-Maske lasse ich ungefähr eine halbe Stunde einwirken, anschließend spüle ich die CD mit lauwarmem Wasser ab und tupfe sie trocken.

Nach dieser Zahnpastaprozedur versuche ich noch einmal, das Album zu kopieren – und es klappt. Die beiden Stücke, die vorher Abspielfehler hatten, lassen sich jetzt ohne Probleme konvertieren. So richtig an die Methode glauben will ich aber immer noch nicht. Wenn vor meinen Augen eine Wunderheilung stattfinden würde, wäre das für mich ungefähr genauso überzeugend.

Ein paar Tage später bringe ich das Album wieder in die Bibliothek. Die Mitarbeiterin an der Rückgabe wirft einen kritisch prüfenden Blick auf die Unterseite der CD und nimmt sie anstandslos zurück. Sie weiß ja nichts, die Arme, und sie weiß auch nicht, warum meine Mimik in diesem Moment Mühe hat, den Anschein von Alltäglichkeit zu wahren.

Sollte sich jemand anderes nach mir einmal die CD ausgeliehen haben – auch wenn ich wirklich nicht weiß, wer sich außer mir dafür interessieren könnte –, wird ihm wahrscheinlich nicht in den Sinn gekommen sein, wie unselbstverständlich es ist, dass sie sich reibungslos abspielen lässt. Aber vielleicht hat er ja beim Öffnen der Hülle einen etwas anderen Geruch bemerkt, dessen Herkunft nicht ganz zu erklären ist: eine Spur von frischer, scharfer Minze – oder zumindest von dem, was man mir in der Zahnpasta als solche verkaufen wollte.

Felix Lorenz; notiert am 16.03.2015 aus der Erinnerung und auf Grundlage von E-Mails

18.4.2014

Einmal im Leben eine plausible Erklärung hören, warum etwas nicht per Mail geht. Hab ich.

Nachdem gestern mein Drucker versagte (bzw. die schwarze Tintenpatrone) kam mir noch die Idee, die Krankenversicherung anzurufen.

Da ich ihr seit Jahren eh nur eine Kopie der Rechnung zuschickte, müsste doch auch ein Scan per Mail reichen, oder?

Nun ist meine private Krankenversicherung schon etwas dem Bewährten verhaftet: Die Kundendienstzentren, die meine Arztrechnungen bearbeiten und mir Geld auszahlen, sind alle noch mit Telefonnummern in den Orten, in denen die Außenstellen sitzen, erreichbar.

Also die Außenstelle Düsseldorf unter 0211… – keine 0800-er Nummern, die nur bei Vollmond vom Festnetz aus erreichbar sind, keine 0180-x-Nummern, die vom Festnetz aus irgendwas Pauschales, vom Handy aus etwas Unvorhersehbares kosten.

Nein, sagte mir die Sachbearbeiterin, Mail geht nicht. Es gibt noch keinen Standard der Verschlüsselung zwischen meinem PC und der Versicherung, das ginge aus Datenschutzgründen nicht.

Kompetente Erklärung, Respekt.

Aber ginge es vielleicht per Fax …?

Klar, Fax ist kein Problem, aber ich solle bitte meine Versicherungsnummer auf ein Vorblatt schreiben.

Ich klebe dann gerade die gescannte Rechnung und das Anschreiben als PDF zusammen, um es zu meinem Fax-Dienst hochzuladen.

Früher war halt nicht alles schlecht.

Volker König

18.4.2014

WLAN unterwegs!

Zum ersten Mal nutze ich eine der neuen seit 2013 wie Pilze aus dem Boden sprießenden deutschen Fernbuslinien. Das hat neben allen Nachteilen gegenüber der Bahn den Vorteil, dass es relativ preiswert ist, und: Es gibt kostenloses, stabiles WLAN an Bord! Einige Fernbusse werben mittlerweile sogar mit eigenen Mediacentern, aus denen man Filme und Musik über sein mobiles Endgerät streamen kann.

Torsten Gaitzsch

18.4.2014

Steckdosen braucht man nur zum Arbeiten. Findet jedenfalls die Bahn

Nachdem mir irgendwer von der Existenz dieser Einrichtung erzählt hat, bin ich zum ersten Mal in einer Spezial-Bahnhofslounge für uns privilegierte Comfortkunden.

Comfort-Kunde wird man ungefragt ab 2000 für Bahntickets ausgegebenen Euro pro Jahr. Ich reise viel auf Veranstalterkosten, und Berlin ist weit weg von allem. Die Vorteile des Comfort-Status waren bisher sehr überschaubar, nämlich gleich null, es sei denn, man ist jemand, der zu Mitreisenden auf bahn.comfort-Plätzen sagt: Kann ich mal sehen, ob Sie auch wirklich eine Bahncard-Comfort haben? Wenn dieser Satz eines Tages aus meinem Mund kommen sollte, erschlagt mich bitte mit dem Notausstiegshammer.

Ich bin wegen der Steckdosen hier, und es gibt auch welche. Allerdings nur an ein paar extra unkomfortabel aussehenden Arbeitsstationen. („Haben Sie während Ihrer Wartezeit auf den Anschluss noch Arbeiten zu erledigen, stehen Ihnen Laptop-Arbeitsplätze mit Telekom HotSpot-Internetzugang zur Verfügung.“) Der Herumlungerbereich mit roten Sesselchen ist steckdosenlos. In der Freizeit braucht man offenbar keine Steckdosen, und wenn ich so darüber nachdenke, dann stimmte das sogar bis vor knapp zwanzig Jahren noch.

Kathrin Passig

18.4.2014

Das Nexus 7 ist im Nirvana

Zwei Tage vor dem Abflug in den Urlaub ist das Nexus 7 im Nirvana. Es bootet, bootet, bootet und bootet und kommt zu keinem Ende. Dabei wollte ich doch von unterwegs ins Techniktagebuch schreiben können . . .

Also ausschalten, beim Einschalten die “leiser”-Taste gedrückt halten, im Bootmenü “Restore” auswählen.

Ein Androide erscheint auf dem Display und meint nur “Keine Daten”.

Also Google fragen. Die Situation ist etliche Male beschrieben. Wenn der Androide derart über das Android-Image meckert, kann man auf den Lieferzustand zurückgehen. Dazu drückt man nun die “lauter”-Taste und die Einschalttaste gleichzeitig und landet im Factory-Reset-Menü.

Ich lösche alle Daten und der Auslieferungszustand wird hergestellt.

Glaube ich. Stimmt aber nicht. Anscheinend ist das Boot-Image wirklich total kaputt.

Nach etwas Lektüre zum Thema finde ich bei Google selbst alle relevanten Dateien, um das Image wieder herzustellen. Von Linux oder Windows aus.

Nachdem ich verstanden habe, dass ich lediglich das Programm fastboot installieren muss und alles andere automatisch läuft, kann ich das Tablet 151 Sekunden später (die Zeit zeigte das Rettungsscript an) neu einrichten.

Den Rest des Tages wird es vermutlich damit verbringen, Apps und Medien wieder zu installieren.

Volker König

19.04.2014

Vom Meldeverhalten an modernen Telefonen

Als man früher noch den Telefonhörer tatsächlich von der Gabel abheben musste, war das anscheinend noch kein Problem. Heute aber fiel mir mal wieder auf, wie moderne Telefone das Meldeverhalten verstümmelt haben.

Es ist nämlich so, dass mittlerweile gefühlt jeder zweite Anruf, den ich starte, so oder so ähnlich beginnt:

> *Telefon tutet nicht mehr. Stille.*
>
> Ich: „Hallo?“
>
> Gegenstelle: „Jaha! Hallo!“
>
> Ich: „Ach, du bist schon dran.“

Es scheint so, dass man zwischen Abheben und Sich-melden eine Gedenksekunde einlegen sollte. Weil das aber kaum jemand macht, melden sich die meisten Menschen schon, während das Telefon noch gar nicht mit der Gegenstelle verbunden ist. In günstigen Fällen hört man dann noch die letzte Silbe des Namens oder ein knackiges „-lo!“, oft genug aber einfach nichts.

Ich vermute, da hinkt die Technik der menschlichen Leistung noch hinterher. Oder umgekehrt. Jedenfalls kann ich diese Vorkommnisse ziemlich sicher Telefonen zuordnen, die man mittels Taste oder Touchscreenstreicheln abhebt. Bei den *guten alten* Telefonen mit separatem Hörer, wie man sie häufig noch in Büros antrifft, passiert so etwas nie.

Johannes Mirus

19.4.2014

Klobrille Toilette Sitz Schrauben Befestigung

Heute kauften wir eine neue Klobrille – das mit der Klobrille und mir ist eine längere Geschichte, länger meint: Jahre – die sich überraschenderweise unkompliziert auf die alte Halterung aufstecken ließ. Jedoch weiß ich aus Erfahrung: die alte Halterung sich irgendwann lösen, und zwar ungefähr genau dann, wenn ich vergessen habe, wie man die neue Halterung befestigt. Wie das geht ist auf der Rückseite der Klobrillenverpackung vermerkt, die ich aber nicht aufbewahren möchte.

Ich habe deshalb die Rückseite der Verpackung abfotografiert und das Bild plus die Information, wo ich das neue Befestigungsset hingepackt habe, an alle meine E-Mail-Adressen (jedenfalls an all die, die mir eingefallen sind) geschickt und mit dem Betreff „Klobrille Toilette Sitz Schrauben Befestigung“ versehen. Das bedeutet: außer, das Internet wird abgeschafft (und dann habe ich größere Probleme als einen lockeren Klositz), werde ich diese Information, wann immer ich sie benötige, auffinden können!

Ich fühle mich gerade sehr schlau.

Novemberregen

April 2014

Selftracking und Demenzdiagnostik via Scrabble

„Ich werde dement!“, sagt meine Mutter, wie schon seit mindestens zwanzig Jahren. „Ich kann mir nichts mehr merken! Ich hab das, na, Dings … Parkinson?“ Das Wort Alzheimer konnte sie sich überhaupt noch nie merken, seit wir uns kennen.

„Du wirst nicht dement“, sage ich, „wenn du dement wirst, merke ich das beim Scrabble, und dann sag ich dir Bescheid.“

Wir spielen seit knapp einem Jahr Scrabble, ich auf meinem Android-Handy, sie auf ihrem iPad gegen die halbe Verwandtschaft und ungezählte Fremde. An hohen Punktzahl, die die Scrabble-App mir bei einem Sieg gegen meine Mutter gibt, kann ich ablesen, dass die Scrabble-App sie als ziemlich gut einstuft. Ein Sieg über schwächere Spieler bringt kaum Punkte. Außerdem gibt es in der App eine Kurve, die die Spielerentwicklung im Laufe der Zeit anzeigt. Und wenn man ständig gegen dieselbe Person spielt, kennt man ihre Angewohnheiten und Fähigkeiten ganz gut; ich würde eine beginnende Demenz daher wahrscheinlich auch ohne irgendwelche Analysen der App bemerken.

Meine Mutter betreibt Selftracking – via Scrabble. Zum ersten Mal in ihrem Leben gibt es kontinuierlich erhobene Daten über ihre geistige Leistungsfähigkeit. Diesen Daten kann man entnehmen, dass sie heute kein bisschen dement ist, und man wird es ihnen frühzeitig entnehmen können, falls sich daran eines Tages etwas ändert. Beides ist beruhigend.

Kathrin Passig

20.4.2014

Fieberthermometer-Crowdfundingideen

Eigentlich wollte ich mir etwas auf dem Flug in den Urlaub einfallen lassen, aber der hat heute nicht stattgefunden. Dafür konnte ich mir Gedanken zu Fieberthermometern machen.

Als ich ein Kind war, da waren die aus Glas und enthielten eine klassische Quecksilbersäule. Bei Temperatur dehnte das Quecksilber sich aus. Um mit den ganzen schützenden Glasschichten drumrum die Temperatur der Achselhöhle anzunehmen, brauchte es fünf Minuten.

Oral oder rektal gemessen ging es schneller, aber das war weniger angenehm. Rektal aus Gründen und oral, weil im Privathaushalt normalerweise keine dieser Plastiktüten vorhanden sind, mit denen man das Thermometer überzieht, damit man bei oraler Messung nicht den Achselschweiss oder noch Schlimmeres der letzten Messung schmecken musste.

Da das Quecksilber sich nach Entfernen des Thermometers sofort wieder zusammenzog, war in dem Röhrchen ein kleines Metallstück, das vom Quecksilber hochgeschoben wurde und dort blieb und den eigentlichen Messwert zeigte. Vor dem Messen musste man dieses Dings erst wieder herunterschlagen.

Mein erstes eigenes Fieberthermometer nach dem Auszug bei meinen Eltern war ein digitales. Es funktionierte wie die alten, nur ohne Quecksilber und Metallstückchen, das man herunterschlagen muss. Man schaltet es ein, es kalibriert sich, und wenn es dann – wo auch immer – die Temperatur erkannt hat, piepst es.

Ich benutze selber immer noch so ein Modell.

Die Neunjährige ist nun seit drei Tagen krank und misst problemlos selber. Und blitzschnell. Das Gerät misst anscheinend Infrarot in den Gehörgang. Einschalten, kurz warten, an den Gehörgang andocken, Knopf drücken und nach maximal 5 Sekunden ist das Ergebnis da.

Ich überlege mir, Crowdfunding für eine noch modernere Lösung zu machen. Wenn das Fieber des Kindes sich den magischen 41 Grad nähert, sollte man Fiebersenker einsetzen. Das Fieber schwankt bei Kindern aber oft, und auch das In-Ear-Messgerät weckt einen schlafenden Patienten, daher wird man eher nicht im 10-Minuten-Intervall messen, sondern lieber eher den Fiebersenker geben und damit dann auch das Immunsystem bremsen.

Fieber ist ja eine der evolutionär bewährten Abwehrstrategien des Körpers gegen Viren.

Daher schwebt mir eine haushaltsgerechte Lösung mit kontinuierlicher Messung und kontinuierlicher Übermittlung an eine Smartphone-Appp vor. Wird der gewählte Grenzwert erreicht, gibt es einen Alarm, und der Verlauf des Fiebers wird protokolliert.

Volker König

21.4.2014

In Korea guckt man Baseball live im Stadion und parallel im Smartphonefernseher

Pünktlich zu Ostern skype ich mit einem Freund, der für ein Jahr nach Seoul gezogen ist. Er war gerade bei einem Baseballspiel, um mal die berühmte Atmosphäre in koreanischen Sportstadien zu erleben. Was ich viel interessanter finde, ist sein neues Handy von Samsung – wie die meisten anderen Handys in Korea hat es eine ausklappbare Fernsehantenne. So guckt man in Korea in der U-Bahn eben Fernsehen, wenn man nicht gerade über KakaoTalk, das koreanische WhatsApp, mit Freunden chattet.

Eine andere Anwendung dieser zusätzlichen Funktion hatte mein Freund auch direkt im Stadion gesehen: Während man das Spiel auf dem Feld verfolgt, lässt man gleichzeitig auf dem Handy die Fernsehübertragung laufen, um die Spieler von Nahem oder die Wiederholungen spannender Stellen zu sehen. Erst bezahlen, um das Spiel im Stadion zu sehen, es dann aber doch auf dem Handy gucken – ich frage mich, ob man dafür in Deutschland wohl ausgelacht werden würde.

Katharin Tai

22. April 2014

Wie kommt der Film zum Bildschirm? Mit 15 m VGA-Kabel und diffizilen Schleifen

Wie kommt der Film zum Bildschirm? Zwar gibt es mittlerweile ausgefuchste drahtlose Lösungen, am besten und universellsten funktioniert aber immer noch das gute alte VGA-Kabel. Wir haben 15 Meter davon (mit integriertem Klinkenkabel für den Ton), das aus dem Fernseher hinter dem DVD-Regal am Schnaps und der Heizung entlang möglichst versteckt hinter Möbeln geführt wird, bis es unter der Couch hervorkommt.

Die Lösung funktioniert einwandfrei, nur hat leider das Kabel am rechnerseitigen Stecker durch das viele Hin und Her Schaden genommen. Damit das Bild keinen Rotstich hat, muß das Kabel in einer Schleife nach links oben gelegt werden. Leider knackt der Ton, wenn der VGA-Stecker (nicht der Klinkenstecker!) nicht in einem bestimmten und ungesunden Winkel aufgebockt ist – am besten geeignet ist die Fernbedienung vom DVD-Player.

Felix Neumann

22.4.2014

Handschriftliche Lesezeichen auf dem iPad, ihre Vor- und Nachteile

Auf dem schwarzen Rand des iPads meiner Mutter klebt seit Monaten ein langer grüner Papierstreifen, auf dem sie handschriftlich „http://www.duden.de/suchen/duden notiert hat. Die Adresse brauchen wir beide beim Scrabble, um die Behauptung „Das Wort gibt's doch gar nicht! Die App ist Schrott!“ zu entkräften. Früher hätte ich mich über den Aufkleber lustig gemacht, heute habe ich mehr Achtung vor den Workarounds anderer Leute. „Aber ich bin immer in Versuchung, da draufzutippen“, sagt meine Mutter.

Heute reden wir über eine zweite Adresse, die sie wiederfinden möchte, und mit einem zweiten Aufkleber würde es eng auf dem iPad. Deshalb will ich ihr zeigen, wie man Lesezeichen anlegt. Ich weiß das nicht mehr genau, weil ich seit etwa zehn Jahren nur noch die Browser-Autovervollständigung benutze oder halt google, aber wie schwer kann es schon sein. Nachdem ich zehn Minuten lang auf dem Lesezeichen-Icon in Safari herumgedrückt und „Aber hier muss es doch sein!“ gerufen habe, gebe ich auf und google, wie man in Safari auf dem iPad Lesezeichen anlegt.

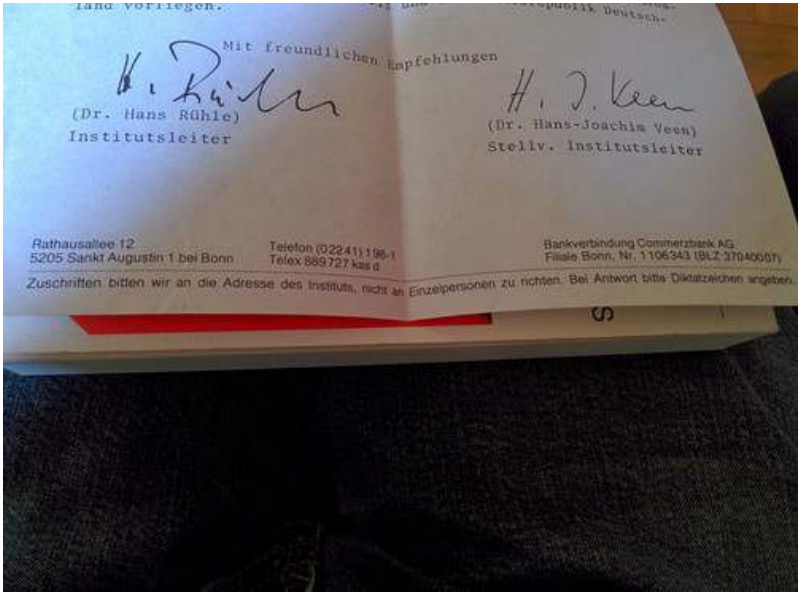
Entweder sind wir inzwischen beide alt, oder es war usabilitytechnisch nicht die sauberste Entscheidung, das Anlegen von Lesezeichen an einer völlig anderen Stelle unterzubringen als die restlichen Lesezeichen-Optionen.

Dann demonstriere ich das Ergebnis. „Ah, das ist praktisch, dann kann ich ja jetzt den Aufkleber abmachen, oder?“, sagt meine Mutter.

Kathrin Passig

April 2014

Bei Antwort bitte Diktatzeichen angeben



In einem antiquarischen Buch finde ich diesen 35 Jahre alten Zettel. Die Anweisungen zur Kommunikation (Telex? Diktatzeichen?) sind völlig kryptisch.

Felix Neumann

23.4.2014

Regentänze mit Fernseher, Tastatur und iPhone

Der Redaktionschat des Techniktagebuches erinnerte mich an Dinge, die wir bei der Benutzung von Technik machen und die technisch gesehen Humbug sind. Aber dennoch sehr menschlich und verbreitet wie eine Folklore.

Wenn der Fernseher ein gestörtes Bild zeigt, dann haut man mit der flachen Hand auf das Gehäuse, obwohl das ungefähr nichts bewirkt, was im Zusammenhang mit eine schlechten Bild steht. Manchmal wird das Bild zufällig besser und man versucht, den spezifischen Schlag bei der nächsten Störung zu wiederholen.

Auf ähnliche Weise müssen die Regentänze der Indianerstämme entstanden sein.

Seit den Zeiten im Computerraum der Schule kenne ich Menschen, die ~~sehr nachdrücklich~~ ziemlich brutal auf die Tasten hauen. Insbesondere, wenn sie eine Eingabe wiederholen müssen. Und die ENTER-Taste wird beim Abschicken eines Befehls oder Start des Compilers schon mal so hart geschlagen, dass man um die Fingerknochen des Tippenden fürchtet.

Dabei ist diese Form der Aggression sogar heilbar: Selber habe ich keine Tastaturen mehr zerschlagen, seit ich einen 10-Finger-Kurs besucht habe und auch Quelltexte blind schreibe.

Aber zu den hilflosen Riten, in die wir verfallen, wenn Technik nicht so funktioniert wie man es erwartet, kommen immer neue hinzu.

Vor gut zwei Jahren war ich mit einer flüchtigen Twitterbekanntschaft auf einem Konzert und wir foppten einander über die Timeline. Besonders amüsant war, dass sie immer wieder versuchte, das gefühlt langsame Nachladen der Timeline durch Schütteln des iPhones zu beschleunigen.

Volker König

24.4.2014

Der Drucker zuhause kann auch kopieren. Wenn es einem einfällt

Anfang der 90er kopierte ich, um den Preis zu drücken, immer zwei Bücher doppelseitig auf eine Kopie, also 4 Seiten auf A4. Bei 2 Büchern à 10 Mark und 200 Seiten und Kopien à 5 Pfennig, kostete ein Buch nur noch 2,50 Mark. Ich konnte die Kopien gleich im Copyshop zerschneiden und band sie zuhause mit Buchbinderleim, weil ich mich gegen die Anschaffung einer Spiralierungsmaschine (?) entschieden hatte. Sollte ich in einen Kopierer investieren? Gemütlich zuhause kopieren können, Tag und Nacht? Heute mußte ich wegen der Honorierung einer Tagungsteilnahme ein schwedisches Steuerformular abschicken, das seltsamerweise eigentlich für Seeleute ist. Dazu wurde eine Ausweiskopie benötigt. Der einzige erreichbare Kopierer befindet sich im Einkaufszentrum im McPaper. Ich zahle dort 24 Cent für eine Kopie meines Ausweises, auf der mein Gesicht schwarz ist, so schwarz, daß das unmöglich ich sein kann. Ist Ausweise kopieren strafbar? In Bukarest las ich einmal, daß man kopierte Ausweispapiere nur 10% vergrößert laminieren darf. Die Mitarbeiterin klärt mich auf: es gibt am Kopierer eine Ausweistaste, die man beim Ausweise kopieren drücken muß! Zu spät fällt mir ein, dass ich ja 20 Leute hätte zusammentrommeln können, um unsere kleinen Ausweise gleichzeitig zu kopieren, dann hätte es jeden nur 1,2 Cent gekostet. Noch etwas später fällt mir ein, daß mein Drucker zuhause ja auch kopieren kann. Das ist, wie wenn man seinem Kind monatelang noch nicht zutraut, daß es sich den Po abwischen kann, weil es das nur bei der Mutter macht und einem nicht verraten hat.

Jochen Schmidt

Schon quasi immer und bis mindestens heute

Wir bitten um Rücksendung der Mail

Dieser „*Sollten Sie nicht der richtige Adressat dieser Mail sein, bitten wir um Rücksendung der Mail und Löschung auf Ihrem Computer.*“-Irrsinn: für genau den wurde vermutlich irgendwann der Ausdruck „*What the .. I can't even ..*“ erfunden.

Frank Lachmann

Seit 1998

Ich warte auf das MiniDisc-Laufwerk für den PC

Ungefähr 1998 begann bei mir die 3. Generation mobiler Musikabspieldinger. Es war ein MiniDisc-Gerät.

Sony hatte für die „MD“ mehrere Dinge erfunden: Eine Art Digital-Rights-Management zum Beispiel. Man konnte Daten immer per digitalem Datenstrom und damit verlustfrei über die Lichtwellenleiter aus einem CD-Player in das Gerät einspeisen.

Der MD-Player hatte auch die Möglichkeit, die Daten wieder digital an ein anderes Gerät weiterzugeben, aber nur dann, wenn die Musik nicht auf digitalem Weg auf die MD aufgenommen wurde.

Eine digitale MD-Aufnahme durfte also nur analog auf die nächste MD gespielt werden, die analoge Aufnahme dann auch wieder digital. Alle zwei Kopiergenerationen auf dem Schulhof hätte es also Qualitätsverluste gegeben.

Dazu waren die Musikdaten komprimiert. Nicht nach MP3-Norm, sondern ohne Verluste. Und die MD sollte auch als PC-Laufwerk eingeführt werden.

Da ich damals eine digitale Aufnahmemöglichkeit für Musik suchte, mit der ich sie im PC mastern konnte, wäre das perfekt gewesen.

Ich wartete auf das PC-Laufwerk. Gab es dann aber nicht.

Der MD-Player liegt heute in der Schublade neben dem AIWA-Cassettenabspieler.

Volker König

24.04.2014

Früher gab es noch Computerläden. Heute reparieren Google und ich alles selbst

Ich weiß nicht, wo sich bei mir in Nähe ein Computerladen befindet. Früher gab es sie noch an jeder Ecke, entweder von einer größeren Kette oder kleine Schrauberläden. Aber ich habe vor zwei Wohnsitzen, etwa 1994, zum letzten Mal einen betreten.

Alles, was mit Computern zu tun hat, bestelle ich im Internet. Wenn irgendwas nicht funktioniert, beschreibe ich die Symptome allen Leuten, die ich kenne. Deren Vorschläge gebe ich dann bei Google ein, um das Problem einzugrenzen. Ist Hardware auszutauschen, bestelle ich diese online und suche mir ein Youtube-Video, das den Ausbau-/Einbau erklärt.

Seit ein paar Tagen erklingen aus meinem Notebook von oben links komische Geräusche. Mein Bekanntenkreis findet, es klingt wie ein aufsetzender Festplattenkopf. Youtube erklärt mir jedoch, dass die Festplatte eigentlich oben rechts ist. Oben links ist der Lüfter. Am Lüfter sehe/höre ich bei eingehender Untersuchung aber nichts.

Ich bestelle also eine Festplatte und werde sie nach Ankunft probeweise – nach Youtube-Anleitung – tauschen. Ist das Problem dann behoben, freue ich mich. Wenn nicht, verkaufe ich die Festplatte auf eBay und denke weiter nach.

Heute kam mir der Gedanke, dass es vielleicht viel einfacher für mich wäre, das Notebook bei einem fachkundigen Menschen in einem Computerladen in Reparatur zu geben. Schließlich kenne ich mich mit Computern überhaupt nicht aus.

Aber ich weiß ja noch nicht einmal, wo sich so ein Laden befindet.

Novemberregen

24.04.2014

Ich massiere den Vorwärtsknopf

Wer einen modernen Radiorecorder oder eine Musikanlage kauft, von dem/der man auch MP3 abspielen will, muss aufpassen: sonst manövriert man sich in eine Sackgasse, und die heißt USB. Moment mal, USB? Das ist doch der universelle Anschluss, an den ich einen Speicherstick stecken kann. Richtig. Und wenn da Musik drauf ist, spielt die Musikanlage den auch ab. Hurra! Ich kann meine ganze CD-Sammlung rippen und auf einen 32-GB-Riegel packen!

Viel Spaß. Denn wer das schon mal gemacht hat, der weiß, wie mühsam das ist. Je größer der Stick, umso mühsamer. Außer den rudimentären Funktionen *Start*, *Stop*, ~~*Schade*~~ sowie *Nächstes Stück* und *Vorheriges Stück nochmal* gibt es an den Musikanlagen nämlich keine weiteren Funktionen (mein Autoradio hat immerhin *nächster Ordner*. Alle Musikspieler in unserem Haushalt, darunter eine teure Panasonic-Kompaktanlage, nicht).

Auch das Ratespiel „Was wird denn grad gegeben?“ ist immer wieder nett. Wenn man Glück hat, zeigt das Display des Abspielgerätes den im Code verborgenen Titel an. Wenn sich beim ~~Raubkopieren~~ Rippen jemand die Mühe gemacht hat, diese Information einzupflegen.

Meist zeigt es aber nur die Nummer an. Wenn ich von zehn Alben, die schön sortiert auf dem Stick sind, das drittletzte Stück des vorletzten Ordners hören will, muss ich den Vorwärtsknopf erst durch die zwölfunddreißig-

tausend anderen Stücke massieren, bis er fast abgewetzt ist. Und den MP3-Player, ob iPod oder Smartphone kann ich an die Anlage nicht anschließen, denn einen Audio-In-Eingang gibt es bei vielen Geräten (wieder als Beispiel die teure Panasonic-Anlage) nicht.

Dafür hat sie doch USB! Ah ja, und iPod-Anschluss (aber nur den alten). Über den Spaß, mit der Fernbedienung das Apple-Gerät befehligen zu wollen, könnte man einen eigenen Eintrag schreiben.

Thomas Jungbluth

25.4.2014

Langeweilepflicht im Landeanflug

Als der Landeanflug beginnt und wir zum Ausschalten aller elektronischen Geräte aufgefordert werden, schreibe ich gerade Techniktagebuchnotizen in mein Papiernotizbuch. Ohne nachzudenken, klappe ich das Notizbuch zu. Offenbar hat mein Kopf sich nicht etwa „bei Start und Landung muss man elektronische Geräte ausschalten“ gemerkt, sondern nur „bei Start und Landung muss man alles Interessante aus der Hand legen und sich eine Viertelstunde langweilen, womöglich sogar das Bordmagazin durchblättern“.

Kathrin Passig

25.4.2014

Wie ich einmal schnell und schmerzlos ein Prepaidguthaben auflud

Ich lande in Dublin, lege zum ersten Mal die irische SIM ins Handy und habe ohne weiteres Getue Internet. Vor dem Abflug habe ich auch die Tesco-App installiert und kann daher jetzt nachsehen, wie es um mein Guthaben

steht. 14 Cent! Das Internet kann jeden Moment wieder verschwinden! Beim Warten auf den Flughafenbus zahle ich über die App 20 Euro per Kreditkarte ein, man weiß ja nie, was das GB hier so kostet (5 Euro, wie sich herausstellt, beziehungsweise 5 GB für 10 Euro).

Das geht schnell und schmerzlos, anders als bei Congstar und auch anders als bei meiner neuen AldiTalk-SIM, in deren App ich neulich auf „Sofortaufladung“ klickte, woraufhin man mir mitteilte, man werde mir *sofort* per Post die nötigen Unterlagen für künftiges Aufladen zuschicken.

Kathrin Passig

Seit 2008

Steckdosen im Zug? Wozu braucht ihr die noch mal?

Ende 2008 hatte ich mein erstes Smartphone. Am ersten Tag mit der neuen Errungenschaft hatten wir unsere Firmenweihnachtsfeier, und ich führte eine Gruppe Kolleginnen und Kollegen mit Google Maps und GPS an den Veranstaltungsort.

Und vergaß, GPS abzuschalten, was bei Windows Mobile 6.1 bedeutete, dass GPS die ganze Zeit über lief, auch, als das Smartphone in meiner Tasche steckte.

Als ein Kollege das Gerät eine halbe Stunde nach Ankuft bei der Feier mal sehen wollte, war der Akku natürlich leer.

Auch mein zweites Smartphone, der Palm Pre, litt unter einem zu kleinen Akku. Auf einer Twitterlesung vom “Taubenvergrämer” half ich einer der Vortragenden, ein Video herunterzuladen, indem ich den Palm als Hotspot für ihr MacBook nutzte. Als 15 MB vor Schluss meine Flatrate wegen der Volumensgrenze gedrosselt wurde, wurde es verdammt knapp mit dem Akku. Zumal in der Ecke des Veranstaltungsortes, in der wir Ruhe und Netz hatten, keine Steckdose war.

Der Akku endete knapp 0,5 MB vor Ende des Downloads.

Spätestens mit dem Augmented Reality Spiel Ingress wurde externe Hilfe nötig. Inzwischen habe ich einen externen Akku von Anker, das ist zur Zeit der Marktführer. Ein Smartphoneakku hat meist 1000-2000 mAh, also Milliampèrestunden, mein Zusatzakku hat 14.000 mAh.

Steckdosen im Zug? Wozu braucht ihr die noch mal?
(Volker König)

26.4.2014

In Köln-Zündorf gibt es ein T-Mobile-Funkloch. Ich habe das exklusiv getestet. Mehrfach.

Wir sind bei einem Geburtstagsbrunch im Süden von Köln, und P. möchte etwas auf meinem Handy nachgucken.

Allerdings dauert das Laden der Seite etwas länger, also deutlich länger als so üblich, bis mir einfällt, dass wir uns gerade in einem totalen T-Mobile-Funkloch befinden und sich anscheinend auch das WLAN der Gastgeber seit unserem letzten Besuch geändert hat. Damals stand ich nämlich mit dem Herrn des Hauses irgendwo auf der Treppe und wir hielten unsere jeweiligen Handys in die Höhe, um das sehr, sehr lange WLAN-Passwort irgendwie per SMS auf mein Handy zu bekommen.

Das neue Passwort ist aber nicht mehr ganz so lang, das kann ich gerade noch so eintippen und dann kann man auch wieder was auf dem Handy nachgucken.

Später stehe ich mit einem Gast noch mal im Garten, die Handys suchend in alle möglichen Richtungen streckend, um Kontaktdaten via SMS auszutauschen.

(Hinter „Kontaktdaten via SMS austauschen“ steckt nichts anderes als eine SMS zu verschicken, um damit dann die jeweils andere Nummer direkt auf dem Handy zu sehen. Man könnte die auch in irgendeiner Notizen- oder Kontakte-Applikation speichern, aber so weiß man bei erfolgreichem Erhalt der SMS wenigstens mit Sicherheit, dass sich beim Eintippen der Nummer kein Fehler eingeschlichen hat, genauso, wie ja die Nummer des Versenders zwingend richtig sein muss.)

Ich bin ja generell sehr zufrieden mit der Netzabdeckung von T-Mobile, nur in Köln-Zündorf könnte sie etwas besser sein.

Anne Schüßler

26.4.2014

Zwei-Faktor-Authentifizierung bei Tumblr. Der steinige Weg zu diesem Beitrag

Eigentlich wollte ich einen ganz anderen Beitrag schreiben als diesen. Aber Tumblr hatte mich ausgeloggt, und wie sich jetzt herausstellt, habe ich bei Tumblr die Zwei-Faktor-Authentifizierung eingeschaltet. Man braucht dann zusätzlich zum Passwort einen Code, der per SMS verschickt wird. Ich bin in Irland und habe die irische SIM im Handy. Bei der Zwei-Faktor-Authentifizierung von Google gibt es für solche Fälle noch mehrere andere Möglichkeiten, zum Beispiel kann man sich Backup-Codes ausdrucken oder sie als Screenshot mit sich herumtragen. Bei Tumblr nicht.

Raus mit der irischen SIM, rein mit der deutschen. Das dauert ein bisschen, weil ich erst mal die richtige SIM in meiner Sammlung finden muss und das Handy ein Gefrickel mit einer Spezialnadel und einem Mikroschublädchen verlangt. Handy-Neustart. Das dauert ein bisschen, weil Android. Tumblr-Login noch mal von vorne. Das dauert ein bisschen, weil die ReCaptchas gar nicht so leicht zu lesen sind. Keine SMS.

Vielleicht hatte ich die Nummer noch nicht geändert? Tumblr sagt einem nicht, an welche Nummer die SMS mit dem Code verschickt wird. Auch das ist bei Google besser gelöst; Google nennt einem die letzten Stellen der Nummer. Raus mit der deutschen SIM, rein mit der älteren deutschen. Handy-Neustart. Tumblr-Login. Captcha, Captcha, Captcha. Keine SMS.

Vielleicht hatte ich die Nummer schon länger nicht geändert? Raus mit der älteren deutschen SIM, rein mit der noch älteren deutschen SIM. Handy-Neustart. Tumblr-Login. Mehrere Captchas. Keine SMS.

„*Enabling two factor authentication makes it extra difficult for anyone other than you to access your account*“, sagt Tumblr. Bis auf das „other than you“ stimmt das soweit.

Also doch wieder zurück zur aktuellen deutschen SIM; vielleicht habe ich ja nur nicht lange genug auf die SMS gewartet. Handy-Neustart. Tumblr-Login. Captchas. Und da ist der Code!

Dann schalte ich die Zwei-Faktor-Authentifizierung ab. Wie viel Ärger kann so ein gehackter Tumblr-Account schon verursachen?

Kathrin Passig

27.4.2014

Bei Überweisungen gehen offenbar keine Umlaute (mehr)

Ich habe eben mehrere Versuche benötigt, um herauszufinden, dass ich im Verwendungszweck sehr wohl das Komma, das Semikolon, den Doppelpunkt sowie das Pluszeichen verwenden kann, aber nicht das ü. (Bitte keine Nachfragen zu meinen ausufernden Verwendungszwecken.)

Ja, ich weiß, in der Fehlermeldung steht sogar, *welches* unzulässige Zeichen ich verwendet habe, aber erstens habe ich anfangs nur rot gesehen, zweitens ganz viele andere Zeichen und bin drittens sowieso davon ausgegangen, dass das ein Darstellungsfehler ist. Womit ich nicht rechnete, war, dass man keine Umlaute bei einer Ueberweisung verwenden darf.

(Wie man mir im Redaktionschat mitteilte, könnte es etwas mit der SEPA-Umstellung zu tun haben, weil es früher wohl noch ging. Das fände ich logisch: Internationalisierung durch Rationalisierung.)

Johannes Mirus

27.4.2014

Der Mitbewohner muss unterwegs telefonieren

Der Mitbewohner hat kein Mobiltelefon, seine SIM-Card nutzt er für sein Tablet. Heute wird er allerdings unterwegs telefonieren müssen, nämlich um von einem entlegenen Bahnhof aus (Ingolstadt Hauptbahnhof – oh doch, der ist entlegen) ein Taxi zu bestellen. Er testet mit einem Anruf an mein Handy die Telefon-App seines Tablets: Über Kopfhörer hört er meine Antworten, selbst spricht er vage in Richtung des Tablets. Es funktioniert.

die Kaltmamsell

27.4.2014

Der Bewegungsmelder kontrolliert auch die Schnellverrichtung der Geschäfte

Seitdem in den Firmen der Sparzwang ausgebrochen ist, werden innenliegende Räume mit Bewegungsschaltern für das Licht gekoppelt. Es geht erst an, wenn jemand an dem Melder vorbeigeht. Integriert in diese Schalter ist eine Zeituhr, die nach einer vorgegebenen Dauer das Licht wieder ausschaltet, wenn nicht weitere Bewegung registriert wird.

Bei den innenliegenden Räumen handelt es sich häufig um Toiletten. In größeren Firmen gibt es nicht nur nach Geschlechtern getrennte, sondern auch welche mit mehreren Kabinen für die großen Geschäfte. Der Bewegungsmelder ist meist nur einmal am Eingang vorhanden. Ist die Zeitschaltuhr auf drei Minuten eingestellt, hat man also exakt diese Zeit für die Verrichtung, bevor um einen herum alles dunkel wird. Winken ist nicht, denn siehe oben, das bemerkt der Sensor nicht.

Im Vorteil sind die, die schon als Kind mit Geschwistern in einer Wohnung mit innenliegender Toilette und außenliegendem Schalter wohnten. Bei den vielen Malen, die einem dabei das Licht ausgeknipst wurde, hat man gelernt, das Geschäft im Dunkeln verlustfrei abzuschließen.

Thomas Jungbluth

Seit 1991

Wie man als Vertriebler seine Geschäftskontakte vervielfacht

Seit ich ins richtige Berufsleben eingestiegen bin, ist meine Büroadresse für Holz-SPAM interessant. Viele IT-Firmen glauben, dass ich derjenige bin, der ohne ihre Produkte nicht leben kann und schreiben mir herzzerreißende Serienbriefe.

Serienbriefe sind nun Dinge, die man beim VHS-Kurs „Microsoft WORD in der Praxis“ lernt und die bis heute zu einem nicht abreißenden Strom an ~~Kaffeeuntersetzern~~ Informationsmaterial führen. Leider ist WORD augenscheinlich das einzige, was die betreffenden IT-Vertriebler können.

Eine automatisierte Datenübernahme beim Wechsel des Arbeitgebers gehört zum Beispiel nicht zu ihren Kompetenzen. Daher wurde meine Adresse augenscheinlich mehrmals manuell übertragen. Aber hey: Die Adressverwaltungsprogramme finden doch doppelte Adressen, alles kein Problem.

Außer.

Die Firmenanschrift (Großkundenpostfach mit eigener Postleitzahl) und die Hausanschrift meines Büros (Straße, Hausnummer, Postleitzahl) sind unterschiedlich, mithin zwei Adressen und daher nicht doppelt. Die Reklame in meinem Posteingang hingegen schon.

Während ich Anfangs noch als „Herr Volker König“ angesprochen wurde, schien bei einigen Vertrieblern der Schlendrian einzureißen. Beim Abtippen der Adressen wurde der Vorname geschlampt.

Natürlich sind „Herr Volker König“ und „Herr König“ zwei unterschiedliche Personen.

„Herr“ ist sperrig und passt nicht in jede Adressdatei, hey, „H. König“ ist eine eindeutige Person, die mit den anderen Königs in der Firma *selbstverständlich* nicht identisch ist.

Seit Mitte der 1990er bekam dann auch ein gewisser „Herr H. König“ Post.

Volker König

28.4.2014

8-Zoll-Floppy-Disks im Einsatz (anderswo)

Einer der Computer, der die Befehle zum Abschuss nuklearer Raketen vom POTUS (Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika) erhält, benutzt immer noch 8-Zoll-Floppy Disks (via Twitter, dort auch Foto) twitter.com/60Minutes/status/460556757505687552

Thomas Jungbluth

Stand April 2014

Ich weiß noch drei Telefonnummern auswendig. Und eine davon ist die nutzloseste der Welt

Früher wusste ich die Telefonnummern aller meiner Freunde und Verwandten auswendig. (Die Zahl der Freunde war sehr überschaubar.) Zur Sicherheit trug ich auch noch ein Zettelchen im Portemonnaie, auf dem ich alle diese Nummern handschriftlich notiert hatte. Dann wurden die Telefonnummern zahlreicher und länger, und seit der Handyanschaffung im Sommer

1999 habe ich keinen Anlass mehr, sie mir auch nur versehentlich zu merken. Heute weiß ich meine eigene Nummer auswendig, die seit 1975 unveränderte fünfstellige Nummer meiner Eltern, und das war's.

Beziehungsweise nicht ganz, denn für immer in mein Gedächtnis eingebrannt hat sich außerdem die Nummer einer "Partyline", die in den frühen 90er Jahren auf MTV in jeder Werbepause dreimal wiederholt wurde: "*Wieder mal gelangweilt? Lust, neue Leute kennenzulernen? Nimm einfach den Hörer ab! 001 809 563 viermal die Null!*" Ich habe natürlich nie dort angerufen. Aber so lernte man offenbar neue Leute kennen, bevor es das WWW gab.

Kathrin Passig

Anfang 2014

Digitale Fahrkarten sind nur für kontaktscheue Einzelgänger vorgesehen

Es gibt eine Vielzahl an Möglichkeiten, digital an Fahrkarten für Züge zu gelangen. Am einfachsten ist noch Touch & Travel: Nachdem man sich einmal angemeldet hat, muss man nur noch vor Fahrtantritt und nach Fahrtende einen Button in der App drücken und schon hat man ein Ticket gekauft. Wenn man an einem Tag mehrere Tickets gekauft hat, werden diese, sofern günstiger, zu einer Tageskarte zusammengefasst. Touch & Travel funktioniert inzwischen in recht vielen Verkehrsverbunden und hat auch nicht mehr ganz so viele alberne Ausnahmen, wo es dann eben doch nicht geht. (So konnte man sehr lange nicht mit Touch & Travel zum Flughafen Schönefeld fahren sondern nur bis eine Station davor.) Leider kann man bei Touch & Travel immer nur genau eine Person anmelden: das Fahren zu zweit, mit Fahrrad oder – Gott bewahre! – gar mit Kindern ist nicht vorgesehen.

Wer also eine Fahrradtour plant, muss seine Tickets anders erwerben. Da gibt es „DB Navigator". Gerüchten zufolge funktioniert das inzwischen auch innerhalb Berlins, mir selbst war es bisher nur möglich, Tickets für Fern-

strecken über die App zu kaufen. Fahrradtickets scheinen nicht vorgesehen zu sein. Innerhalb Berlins gibt es darüber hinaus die BVG App. In dieser App kann man durchaus mehrere Tickets kaufen, obwohl ich bereit bin zu wetten, dass irgendwo in den AGB steht, dass das eigentlich verboten ist. Der Einkauf eines Tickets geht so: Eingabe der Abfahrthaltestelle (es gibt keine Möglichkeit einfach den nächstgelegenen Bahnhof zu wählen), Auswahl des Tarifbereichs (AB, BC oder ABC), Auswahl der Zahlungsart, Abnicken der AGB und einer weiteren Checkbox, die ich nie gelesen habe. Anschließend bekommt man eine Bestätigungsmail, die einem zum Kauf des Tickets gratuliert. (Natürlich gibt es nicht wirklich eine Gratulation. Freundlichkeit gilt bei der BVG als Schwäche, und Schwäche zu zeigen kann sich in einer Großstadt niemand erlauben.) Der ganze Kaufprozess dauert mit etwas Übung etwa 2 Minuten, und Übung stellt sich sehr schnell ein. Denn für jedes einzelne verdammte Ticket muss man ihn komplett durchmachen. Nach dem Kauf des Einzelfahrausweises ABC von (handgetippt) Schönhauser Allee fragt einen diese App freundlichst, von wo mein Fahrrad denn gerne abfahren möchte, selbstverständlich ohne dass auch nur eines der Felder vorausgefüllt wäre. Für eine Reise mit 2 Personen mit Fahrrad hin und zurück muss ich also insgesamt 8 mal die AGB abnicken und meine immer noch nicht geänderte Bankverbindung verifizieren.

Absolut nichts auszusetzen gibt es am digitalen Kauf eines Tickets für Brandenburg, dieser ist nämlich einfach nicht möglich. Also steht man dann vor der Landpartie doch wieder unter Zeitdruck vorm Fahrkartenautomaten. Welcher einen, exakt wie die App, über jedes Ticket separat befragt: »Wohin soll's denn gehen«? erste Person, zweite Person, erstes Fahrrad, zweites Fahrrad. Meine Hoffnung, bis zur Schulreife meines noch nicht gezeugten Kindes könnten sich die Apps eventuell zur Benutzbarkeit weiterentwickelt haben, hat sich beim Anblick dieser Automaten zerschlagen. Und so übe ich schon mal: Ticket-ABC-von-Schönhauser-Allee-Abbuchung-AGB-zweite-Checkbox-Mail-löschen-und-von-vorn-Ticket-ABC . . .

Max von Webel

Seit Ende 2013

Seit der Wasserkocher wieder bei uns lebt, ist das Nudelwasser viel schneller heiß

Jahrelang kochte ich Wasser auf, indem ich einen Topf mit Wasser auf den Herd stellte, die Herdplatte anstellte und wartete, bis das Wasser kochte.

Dann war ich bei Freunden zum Essen und beobachtete mit großem Staunen, wie das Wasser zum Kochen erst in den Wasserkocher gefüllt wurde, dann mit dem Wasserkocher aufgekocht und in den schon vorgeheizten Topf umgefüllt wurde. Selbst, wenn man zwei bis drei Wasserkochermengen für einen Topf brauchte, war das immer noch schneller als die einzige Variante, die mir bis dahin bekannt war.

Seit unser einziger Wasserkocher jetzt wieder aus Hanau mit nach Essen kam, kann ich das jetzt auch zu Hause machen. Ich weiß zwar nicht, warum der Wasserkocher schneller ist, als der Topf auf dem Herd, aber die Zeitersparnis ist ... na ja, vielleicht nicht unglaublich, aber schon nicht zu verachten.

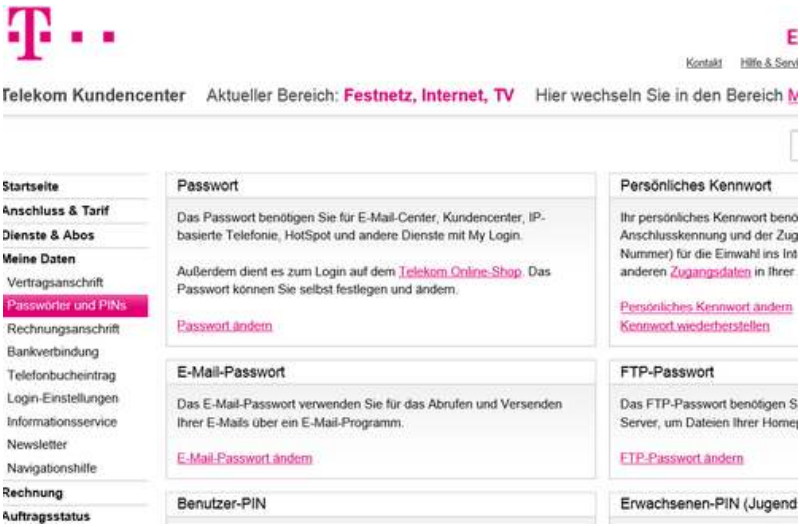
Anne Schüßler

29.4.2014

Passwort, E-Mail-Passwort und Persönliches Kennwort

Eigentlich regelmäßig, aber dann doch spätestens dieser Tage soll man ja wieder sein Passwort ändern für alle möglichen Zugänge. Weil, wegen Herzblutvirus und geklauten E-Mailkonten in Millionenhöhe und so. Doch das ist nicht so einfach, weil es bei vielen Internet-Anbietern “das Passwort” nicht mehr gibt. Es gibt im Idealfall bis zu drei, gerne auch mehr.

T-Online nur als ein Beispiel hat erstmal ein einziges Kennwort, das man am Anfang des Vertrages erhält, mit dem man dann ins Internet kommt, aber auch E-Mails abrufen kann oder im Kundencenter die Einstellungen ändern. Das ist zunächst eine achtstellige Zahl und es kümmert auch über Jahrzehnte lang keinen, bis man mal auf die Idee kommt, die zu ändern.



Passwortfestlegung bei T-Online. Wer begreift die Unterschiede?

Dann werden aus dem einen Zugangspasswort drei: eins für *Mail per Programm*, eins für Kundencenter und *Mails über den Browser* sowie eins für den Internetzugang an sich. Bei der Festlegung verlangt T-Online dann auch ein "sicheres" Wort: mit mindestens dreierlei verschiedenen Zahl/Buchstaben Kombinationen. Und man braucht das eine Kennwort, um das andere zu ändern. Damit man nicht durcheinander kommt und den Überblick behält, hilft mir immer ein guter alter Zettel (denn es gibt ja auch noch WLAN-Key und Routerpasswort, die laut Empfehlung auch nicht so bleiben sollten wie

auf dem Aufkleber hinten am Gerät), der dann in den dicken Leitzordner mit den vielen anderen Passwörtern in dieser Online-Welt kommt. Software oder Apps vertraue ich nicht, außerdem ist das ja noch mehr Aufwand, die Passworte da neu einzutragen.

Google ist noch ein Sonderfall: Zurzeit versucht jemand aus Schaumburg (das liegt in Illinois, USA – isch weiß wo dein Auto wohnt, Hacker!) alle drei bis vier Tage meinen Account zu hacken und Google sperrt den dann.

Wenn das so weitergeht, gibt es bald gar keine bescheuerten Eselsbrückensätze mehr, aus denen ich meine Passworte generieren kann.

Thomas Jungbluth

30.4.2014

Die gefaxte E-Mail

Eben habe ich eine ausgedruckte E-Mail als Fax verschickt. Das fühlt sich wie eine Niederlage an, aber was hätte ich denn tun sollen?

Mein Ziel war es, in einem englischen Hotel für eine Veranstaltung im Juli 25 Zimmer zu reservieren. Eine E-Mail an die zentrale E-Mail-Adresse des Hotels war mehrere Tage unbeantwortet geblieben. Also rief ich dort an: Eine freundliche Frau fand heraus, dass für den Termin noch genügend Zimmer frei waren, und sie bat mich, meinen Wunsch mit allen Details in einer E-Mail an reception@hoteladresse.com zusammenzufassen. Das tat ich umgehend, doch am nächsten Morgen fand ich meine Nachricht gebounct in der eigenen Mailbox. Ich rief nochmal im Hotel an und ließ mir die Adresse verifizieren: Sie hatte gestimmt, dennoch hatte das Hotel nichts erhalten. Ich schickte die E-Mail nochmal ab, doch wieder bekam ich nach zwei Stunden eine Fehlermeldung.

Und da druckte ich sie aus und schickte die Seite per Fax ans Hotel.

die Kaltmamsell

30.4.2014

Die NSA und andere Instanzen in meinem Kopf

Beim Spazierengehen sage ich etwas zu Aleks, das besser nicht im Internet stehen sollte. Danach denke ich wie immer kurz darüber nach, ob man wohl auch vom einfach nur in der Hose herumgetragenen Handy belauscht wird.

Ich habe – nicht wegen der NSA, sondern nach einigen peinlichen Fenster-Verwechslungen im IRC – seit den späten 90ern weitestgehend vermieden, auf irgendeine digitale Weise Dinge zu äußern, die ich nicht auch öffentlich sagen würde.

Ja, ich weiß, dass das nicht reicht und man die Einreise in die USA auch aus ganz anderen Gründen verwehrt bekommen kann. Ich weiß auch, dass diese Schere im Kopf ein Problem für die Demokratie ist. (Aber um auch mal einen vorteilhaften Aspekt zu erwähnen: Ich rede dadurch viel seltener schlecht über andere, als ich es sonst tun würde. Und durch diesen Mangel an Gelegenheit denke ich seltener schlecht über andere.)

Dass ich offenbar auch dann immer über mögliche Mithörer nachdenke, wenn ich Problematisches nur mündlich äußere, war mir bisher nicht so klar. Es ist mir heute nur aufgefallen, weil auf den Gedanken an geheime Fähigkeiten meines Handys gleich der Gedanke folgte: “Haha, ich hab es ja sowieso zu Hause vergessen.”

Kathrin Passig

Anfang Mai 2014

Eingekeilt zwischen den schottischen Strommächten, Teil IV

Was bisher geschah: Teil I, Teil II, Teil III.

Scottish Hydro verabschiedet sich höflich von mir per Brief. Es war eine kurze, unbeeindruckende Beziehung. Nur mein Boiler wird weiterhin von Hydro überwacht. Am zweiten Maiwochenende ziehe ich endlich ein.

Mittlerweile teilt mir Scottish Power per Email mit, dass der Umzug von Hydro zu Power gut funktioniert und möchte die Zählerstände wissen. Gleichzeitig erhalte ich Briefe von Scottish Power, die mir mitteilen, dass der Umzug von Power zu Hydro jetzt abgeschlossen ist. Die letzte Rechnung, irgendwann vom März, ist beigelegt. Offenbar funktioniert das Willkommenheißen viel schneller als das Abschiednehmen, und in der Realität überlappen beide Prozesse. Irgendeine Abteilung bei Power redet zwar mit dem Konkurrenten Hydro, um meinen Account zu schließen, aber nicht mit der anderen Abteilung bei Power, die gerade dabei ist, meinen neuen Account zu eröffnen. Wer an dieser Stelle vor Verwirrung aufgibt, dem kann ich nichts vorwerfen. Der Strom fließt weiter. Hydro schickt mir mittlerweile gar nichts mehr. Immerhin.

Aleks Scholz

Mai 2014

Neuerungen im Intranet

Der Miete und der vielen Rechnungen wegen arbeite ich nebenbei bei einem großen deutschen Handelsunternehmen. Allen Filialen wurde kürzlich das Intranet neu aufgesetzt. Die so mittelalten Mitarbeiterinnen fieberten diesem Datum mit großem Unbehagen entgegen. Schließlich bedeuten Neuerungen immer Ärger. Einige lasen schon einmal pro forma das vorab gesendete Manual gründlichst durch. Das habe ich mir in Erwartung dessen, dass die mit der Neugestaltung befassten Informatiker etwas von ihrem Job verstehen, geschenkt. Und wurde darin bestätigt, das neue Intranet ähnelt dem Alten wie ein Zwilling dem anderen.

Von den gut 50 Funktionen, die das Intranet den Filialmitarbeitern für ihre tägliche Arbeit zu Verfügung stellt, nutzen wir ungefähr 5 tatsächlich jeden Tag. Da die interne Struktur beibehalten wurde, finden sich auch ungeübtere Mitarbeiter gut zurecht. Trotzdem hat es zu einigen Verschlimmbesserungen gereicht.

Den tagesaktuellen Umsatzbericht erreicht man nicht wie bisher mit zwei Klicks in die linksseitige Navigation, sondern über ein wackeliges Dropdown-Menü. Nach meinen Beobachtungen gelingt es den meisten Mitarbeiterinnen trotzdem nach zwei, drei Anläufen, das PDF-Dokument zu öffnen.

Nerviger ist schon, dass die lieben Programmierer es unterließen, den Cursor beim Öffnen des Programms gleich im Passwortfeld blinken zu lassen. So muss man dort noch einmal extra klicken. Apropos Passwort: das muss jetzt aller zwei Monate geändert werden, wegen Sicherheit und so. Bisher teilten sich alle Mitarbeiter einen "Account", jetzt loggt sich jeder mit seiner eigenen Personalnummer und persönlichem Passwort ein. Dies unterliegt strengen Sicherheitsbestimmungen (Groß- und Kleinschreibung, eine Zahl, ein Sonderzeichen, nicht unter 8 Zeichen insgesamt). Aller zwei Monate wechseln nun alle Mitarbeiter ihre Passwörter, die sie für das Intranet extra anlegen, da sie privat entweder gar kein Internet benutzen oder dort auf Standardpasswörter à la Name des Haustiers zurückgreifen. Um zu verhindern, dass Kolleginnen sich selbst aus dem Intranet aussperren, haben wir die Passwörter und Personalnummern auf einen Zettel geschrieben und an den Monitor geklebt. Sicher ist sicher.

Philipp Greifenstein

Mai 2014

Lebens-Kabel

Ich lieg im Spital. Vor 12 Stunden eingeliefert mit akuter Lungenentzündung.

Also halb-tot. Das Antibiotikum tropft kühlend/rettend in meine Vene. Und jetzt: Es ist Montagmorgen. Als selbständige Geschäftsfrau keine Sekretärin, um meine Termine abzusagen. Mein ME433FD/A Apple iPhone 5s neben mir. Ganz tot. Denn das Kabel hab ich beim Kriechen zum Taxi vergessen. OK. Was tun. Zwei Termine erledigen sich innerhalb von ungefähr 10 Minuten mit dem mich durchwählen lassen von Telefonauskunft zu Hauptnummern und Weiterleitungen, untermalt von vielen seichten „Bitte warten Sie – Ihr Anruf wird weitergeleitet“ Piano-Musikstücken – und dem sich dreimal ärgern, weil die Zuständigen in Sitzungen weilen, und ich den ganzen Loop nochmals starten muss.

KO im Bett mit Tropf. Also: der gutaussehende deutsche Arzt sieht nach iPhone 5s aus. Doch nicht? OK. Der muskulöse Krankenpfleger? Auch nicht?! Die dementen Seniorinnen im Zimmer bestimmt nicht. Die Lehrtochter, die mir grad fürchterlich die Venen zersticht, auch nicht. Die Praktikantin? Auch nicht, und das in einem modernen Kleinspital mit hochmodernen MRI Scannern, die wie ein Damoklesschwert über meiner angeschlagenen Lunge schweben?

Also, wieder die Auskunft: Zuerst: 1818/Kurierdienst/Flash/ Zweitens: 1818/Mac-Dealer. Weil die Leute mich kennen und ich ein Kurierdienst-Kundenkonto habe, kriege ich in den nächsten 20 Minuten das rettende Paket – direkt in mein Privatzimmer geliefert, aus der Hand des so lebendig verschwitzten wunderschönen Fahrradkuriers. (iPhone Ladekabel: 29.– CHF, Kurier: 45.– CHF)

Das entspannte Tippen von SMS und Emails tut unendlich gut – und die besorgten Emails und Grüsse und SMS ebenfalls. (Ok, über die Adrenalin-Ausstösse wegen des Lungenembolie-Googeln sag ich jetzt lieber nichts.)

Tabea Guhl

1.5.2014

Das Problem beim Onlinebanking sind nicht die IBANs, sondern die vielen Nullen

Zur Abwechslung mach ich mal was Sinnvolles, so richtig Erwachsenes und bezahle Rechnungen. Über Online-Banking natürlich. Mit den neuen IBANs.

Letztlich ist mir das mit den IBANs ja wumpe und prinzipiell ist es sicherlich schön, wenn man sich nur noch eine Nummer merken muss und auch das mit diesem halbwegs internationalen Standard ist bestimmt praktisch, jedenfalls, wenn man jetzt häufiger was ins Ausland überweisen würde, was ich ja nicht mache. Ich habe auch verstanden, dass sich die IBAN irgendwie auch nur aus Nummern und Kennzeichen zusammensetzt, die vorher schon da waren und man sich eigentlich gar nicht mehr merken muss, sondern halt nur, wie sich das jetzt zusammensetzt.

Aber.

Das wirklich Gemeine an den IBANs ist, dass dauernd mehr als drei Nullen hintereinander vorkommen und man beim Abtippen irgendwelcher IBANs von Rechnungen und Überweisungsvordrucken immer Angst hat, eine Null zu viel oder zu wenig getippt zu haben, deswegen alles drei bis fünf Mal prüft und dann abschickt mit dem miesen Gefühl, es könnte doch falsch gewesen sein.

Manchmal stehen so IBANs zwar in Viererblöcken da, dann kann man sie zumindest besser lesen und eintippen, spätestens wenn es dann aber im Onlineformular der Bank wieder zu einer ewig lange Zahlenfolge wurde, sitzt man wieder davor, kneift angestrengt die Augen zusammen und zählt, ob das da auch wirklich fünf Nullen sind und nicht vielleicht doch vier.

Irgendwelche Neurologieexperten oder ähnliche Menschen würden mir sicherlich erklären können, ob die IBAN für das menschliche Gehirn besser oder schlechter geeignet ist als Kontonummer und Bankleitzahl, aber ich kenne leider sehr wenige Neurologieexperten.

(In dem Zusammenhang denke ich kurz, ob es vielleicht doch einfacher wäre, den Überweisungsvordruck auszufüllen und zur Bank zu bringen. Allerdings weiß ich gar nicht mehr, wie das geht, so einen Überweisungsvordruck auszufüllen. Das habe ich bestimmt schon zehn Jahre nicht mehr gemacht. Schon wieder so Wissen, dass mit dem Internet verloren ging.)

Anne Schüßler

2000 – 2014

Immer noch Telefonketten

Ich erinnere mich noch genau, wie an der Pinnwand in der Küchenzimmer erst eine, dann zwei und schließlich drei Telefonlisten hingen – eine für jedes Kind der Familie. Die erste gab's bei meiner Einschulung 2000 und ich weiß noch, dass ich die Idee, so etwas könnte funktionieren, ziemlich beeindruckend und sehr innovativ fand. Während der Grundschule war es dann irgendwie immer etwas Besonderes, wenn das Ganze wirklich mal in Bewegung gesetzt wurde (was selten genug vorkam). Aufgrund der unglücklichen Tatsache, dass mein Nachname "Tai" sich sehr weit hinten im Alphabet befindet, kam sie allerdings ohnehin meistens nicht bei mir an.

In der Klassenphase des Gymnasiums (2004 bis 2009) waren die Listen dann eher lästig und bei jeder neuen Erkenntnis wurde kurz abgewogen, ob das den Aufwand jetzt wert sei. Da sich eine Freundin von mir direkt hinter mir in der Liste befand, habe ich dann manchmal doch einfach angerufen, was für die schnelle Weitervermittlung der Nachricht allerdings nicht gerade förderlich war.

Da SchülerVZ sich bei uns nie gegen die lokale OSCommunity durchgesetzt hatte und Facebook dafür auch bis circa 2008 brauchte, ist es wohl kein Wunder, dass wir uns noch so spät solch archaischer Buschtrommelkommunikationsmittel bedienten – auch, wenn Torsten sie schon 1999 für quasi ausgestorben hielt.

2014 erfahre ich dann auch, dass es wohl durchaus noch Schulen gibt, die immer noch Telefonketten nutzen – das überrascht dann auch mich.

Katharin Tai

1.5.2014

Ein Hoch auf den Onlineweinkauf ohne Kundenkonto! Es gibt ihn wirklich!

Ich bestelle (mal wieder) Wein im Internet. Wein bestellen im Internet ist sowieso ein Thema für sich, das man im Techniktagebuch mal gesondert behandeln könnte.

Diesmal bestelle ich bei www.wasgau-weinshop.de, zum ersten Mal bestelle ich dort und weiß jetzt auch nicht, ob ich da in Zukunft noch bestellen werde. Das liegt nicht daran, dass ich dem Weinshop misstraue, sondern weil ich mittlerweile üblicherweise schon sehr genau weiß, welchen Wein ich will, und dann so lange suche, bis ich einen Onlinehandel finde, wo ich ihn bestellen kann.

Als ich meinen virtuellen Warenkorb zur Kasse bringe, kann ich mich entweder einloggen, ein Konto erstellen oder ... HUIUIUI! ... einfach als Gast einkaufen. Kein Konto anlegen, kein garnichts. Einfach Lieferdaten eingeben, Kreditkartennummer eintippen, abschicken und fertig.

Vielleicht bilde ich mir das nur ein, aber ich habe das Gefühl, als ob zumindest bei Onlineweinhändlern das einigermaßen üblich ist, dass man kein Kundenkonto braucht, sondern einfach so bestellen kann. Möglicherweise möchte ich auch nur gerne, dass es so wäre. Denn Kundenkonten habe ich noch mehr als Weinflaschen im Regal und Kundenkonten kann man noch nicht mal leertrinken und zum Altglas bringen.

Anne Schüßler

2. Mai 2014

Ich tätige einen größeren Einkauf im Internet und habe ein schlechtes Gewissen deswegen

Anfang 2014 reift der Entschluss, dass das alte Digitalpiano ausgedient hat und durch ein neues, besseres ersetzt werden soll. Wie mit vielen technischen Geräten ist es auch mit Digitalpianos so, dass es eine riesige Auswahl und eine weite Preisspanne gibt, von wenigen hundert bis etlichen tausend Euro. Ich muss mir also klar werden: Welches Instrument gefällt mir – was ist mir an dem Instrument wichtig – welche Features braucht es. Und dann gilt es zu entscheiden, welches Budget mir dafür zur Verfügung steht. Eine Online-Suche und ein Umhören im Bekanntenkreis machen schnell klar, dass man vereinfacht sagen kann: Zumindest, wenn man sich für einen der großen Markenhersteller entscheidet, dann steigt grob gesagt mit dem Preis auch die Qualität des Instruments, aber es gibt etliche Eigenschaften, die man beachten könnte.

Die für mich wichtigsten Aspekte sind schnell klar: die Klaviatur (Spielgefühl und Qualität) und der Klavierklang. Alles weitere (zusätzliche Klänge, Aufnahmemöglichkeiten, Anschlussmöglichkeiten für weitere Geräte . . .) wäre *nice to have*, aber nichts davon wäre ausschlaggebend für einen Kauf.

Wie treffe ich nun also die Entscheidung für ein Instrument? Zunächst spreche ich viel mit Freunden und Kollegen über deren Erfahrungen mit bestimmten Instrumenten und probiere deren Instrumente aus. Gleichzeitig lese ich recht viele Testberichte aus Zeitschriften, alle rufe ich online ab. Einige sind in spezialisierten Magazinen hinter Paywalls, gerne investiere ich die wenigen Euro zur Unterstützung bei der Entscheidungsfindung (ärgere mich aber mehrfach über viel zu komplizierte Paywalls). Dazu gibt es eine Reihe Youtube-Videos mit Musikbeispielen und Besprechungen von Instrumenten und Blogs von Musikern. Außerdem lese ich natürlich die Beschreibungen auf den Webseiten der Hersteller. Eine sehr große Rolle spielen schließlich

die Webseiten der beiden größten deutschen Online-Händler für Musikinstrumente, auf denen zahlreiche von Kunden verfasste Rezensionen und Bewertungen abzurufen sind.

Als auf diesen Wegen die Entscheidung schon recht weit gereift ist, bleibt ein Instrument in der ganz engen Wahl, das ich bei Freunden probespielen konnte, und zwei Instrumente, die recht neu erschienen sind und die nach der Beschreibung und den Kritiken am interessantesten erscheinen, die aber in meinem Bekanntenkreis niemand besitzt.

Gerne würde ich die drei in der engen Wahl nebeneinander Probe spielen, vielleicht auch noch ein oder zwei weitere daneben, um eine Entscheidung zu treffen. Ich besuche also zwei große Musikhäuser in Hamburg, finde dort jeweils eine unfassbar große Auswahl von Musikinstrumenten vor, leider sind nicht alle drei in Frage kommenden vorrätig. In einem jedoch steht mein nach der bisherigen Recherche heimlicher Favorit, den ich dort auch anspielen kann. Es gefällt sehr! Die Tasten fühlen sich gut an. Das Spielgefühl ist dicht an einem richtigen Klavier. Auch der Klang ist beeindruckend. Der Preis: gute 10% mehr als beim Online-Händler, dazu kommen dann noch etwa 100 EURO Speditionskosten für die Lieferung, die beim Online-Händler inklusiv wäre. Da ich mich wohl kaum getraut hätte, die Entscheidung ohne Probespiel im Musikhaus zu treffen, bin ich gerne bereit, die Mehrkosten im Musikhaus zu bezahlen und dort zu kaufen.

Ich lasse mir von einem Verkäufer erklären, wie der Kauf funktioniert: Das Musikhaus montiert das Klavier, das dauert wenige Tage, und beauftragt die Spedition mit der Lieferung. Dann soll etwa eine Woche später die Lieferung erfolgen. “Die Spedition meldet sich dann bei Ihnen und teilt den Liefertag mit.” Kann ich Einfluss nehmen auf den Liefertag? Gibt es eine Möglichkeit, den Liefertermin mit der Spedition einzuschränken? Bestimmte Tage, bestimmte Zeitfenster? “Nein, die Spedition teilt den Liefertag mit, wir arbeiten da mit einer speziellen Spedition zusammen, mit der wir gute Erfahrungen beim Transport von Instrumenten. . . ” – “Ja, aber Einschränken des Liefertermins?” – “Nein, leider nicht.”

Ich weiß nicht, wie das für andere Kunden funktioniert. Ich kann nicht, wenn ich übermorgen einen beruflichen Termin habe, diesen absagen und den ganzen Tag zu Hause sitzen und auf die Lieferung der Spedition warten. Der Verkäufer und ich schauen uns noch ein bisschen, erst ratlos, dann traurig gegenseitig tief in die Augen und versuchen, eine Lösung zu finden. Die finden wir jedoch nicht, und ich bestelle dann doch online bei einem der großen Online-Musikhändler. Das gleiche Instrument, zu einem günstigeren Preis – aber das ist nicht das ausschlaggebende Argument. Bei dem die Lieferung inklusive ist – aber das ist nicht das ausschlaggebende Argument. Sondern, weil ich mit der Spedition des Online-Händlers den Liefertag und ein ungefähres Zeitfenster für die Lieferung absprechen kann.

Nun habe ich ein schlechtes Gewissen, weil ich zum Aussterben des Offline-Einzelhandels beitrage. Allerdings habe ich etwa 99% der Beratung online und von Bekannten bekommen, versuche ich, mein schlechtes Gewissen zu beruhigen. Ich frage mich, ob ich auch ein schlechtes Gewissen hätte, wenn ich mir die kostenlose Beratung von den Webseiten und Produktrezensionen des Online-Musikhauses geholt, aber offline vor Ort gekauft hätte.

Molinarius

Schleichender Prozess, aber ungefähr seit 2010

Ich notiere mir keine Quellen mehr zu Zitaten und google bei Bedarf

Ich kopiere bei Materialsammlungen für eigene Texte die Quellen nicht mehr mit. Ich müsste zweimal hin und her springen, um zuerst das Material und dann die URL zu kopieren. In seltenen Fällen kommt die Quelle automatisch mit, zum Beispiel, wenn man Material von marginalrevolution.com kopiert. Dann steht am Ende des Zitats „See more at: marginalrevolution.com/...“

Von den vielen Materialschnipseln, die ich für einen Text zusammentrage, verwende ich am Ende sowieso nur eine kleine Auswahl. Es geht einfacher und schneller, wenn ich erst dann das Zitat noch einmal Google vorwerfe, um die Quelle zu rekonstruieren. Zusatzvorteil: Hin und wieder stellt sich dabei heraus, dass dieselbe Stelle mehrmals im Netz oder bei Google Books auftaucht und ich im ersten Anlauf nicht die Primär- oder nicht die beste Quelle erwischt hatte.

Das Verfahren ist nicht ohne Risiken, denn man vergisst überraschend schnell und gründlich, was man selbst geschrieben hat und was nicht. Das geht nicht nur mir so, auch meine Coautoren haben immer wieder ihre eigenen Textabschnitte mir zugeschrieben und mich dafür gelobt, dass ich genau das aufgeschrieben habe, was sie sich auch schon lange dachten.

Allerdings trenne ich Material und Text räumlich. Sobald etwas in den Textteil gezogen wird, bekommt es eine Quellenangabe. Und ich verwende fast immer fast ausschließlich englischsprachiges Material, denn es gibt einfach sehr viel mehr Englisches als Deutsches im Netz. Bei englischen Texten besteht keine Gefahr, dass ich sie kurze Zeit später versehentlich für selbstgeschrieben halte. Deutsches Material versehe ich sorgfältig mit Anführungszeichen, um mir selbst mitzuteilen, dass es nicht von mir ist. Trotzdem kommt es gelegentlich vor, dass ich Absätze, die mir – mit ein paar Wochen oder Monaten zeitlichem Abstand, also vor allem beim Bücherschreiben – besonders unbekannt oder verdächtig elegant erscheinen, vorsichtshalber noch mal google, um herauszufinden, ob sie wirklich von mir und nicht doch von jemand anderem sind.

Kathrin Passig

Unklar, eventuell schon seit 2008

Mein Google-Handy kann sehr viel sehr gut. Nur nicht googeln.

Seit 2008 habe ich Android-Handys. Ihr Betriebssystem stammt von Google. Auf dem Startbildschirm von Android-Handys gibt es eine Google-Suchzeile, die man aber nicht verwenden kann. Erstens dauert die Suche mit ihr viel länger als eine Google-Suche im mitgelieferten Browser, zweitens taucht das Ergebnis auch nicht etwa im Browser auf, sondern in einer Art Geheimbrowser, der gar nicht so richtig existiert. Wechselt man vom Suchergebnis zu einer anderen App, kommt man nicht mehr zurück (außer über die „alle offenen Apps anzeigen“-Ansicht). Das kann speziell an Orten mit langsamem Internet sehr lästig sein, das Suchergebnis ist dann weg und man muss wieder von vorne anfangen.

Seit Jahren versuche ich mir die Benutzung dieser Suchzeile abzugewöhnen, aber da ist sie nun mal, so verlockend direkt auf dem Startbildschirm, und irgendwie denke ich mir wohl halbbewusst auch immer wieder „Aber es ist doch die spezielle Google-App auf einem Google-Handy, da wird man sie ja wohl zum Suchen benutzen können.“ Kann man aber nicht.

Gerade beschwerte ich mich in Gegenwart von Sascha Lobo darüber, der sagte, er hätte aus genau diesem Grund die Suchzeile vom Startbildschirm entfernt. Das mache ich jetzt auch gleich mal.

Kathrin Passig

Mai 2014

Wir fahren nach Estland, um das Techniktagebuch auszudrucken

Im Mai 2014 *träume* ich zum ersten Mal vom Techniktagebuch.

In diesem Traum beschließen wir Autoren und Autorinnen, das Techniktagebuch auszudrucken. Es ist allerdings nur an einem einzigen Ort auf der Welt möglich, Dinge aus dem Internet auszudrucken, nämlich irgendwo in Estland. Mit dem Auto fahren wir dorthin. Das estnische Spezialdruckbüro unterscheidet sich kaum von einem ganz gewöhnlichen Copyshop. Nachdem wir die Tagebuchdruckseiten entgegengenommen und verstaut haben, beauftragt mich Kathrin Passig damit, ein Tetrapak Milch für sie zu besorgen. Damit ich weiß, wie so etwas aussieht, holt sie aus dem Kofferraum einen leeren Milchkarton und gibt ihn mir mit auf den Weg.

Torsten Gaitzsch

2.05.2014

Ein 40-Euro-Workaround im Büro

Ich möchte im Büro eine virtuelle Kreditkarte erzeugen, d. h. eine Kreditkartennummer, die genau für eine Transaktion gültig ist. Dies kann ich über ein Konto des Büros online tun, und zwar ausschließlich online.

Zu diesem Zwecke logge ich mich mit diversen Kennwörtern, Passwörtern und PINs ein und klicke dann auf die entsprechende Funktion. Ein Pop-up Fenster möchte sich öffnen, darf es aber nicht, ich muss das erst separat zulassen. Dann öffnet sich das Fenster, kann mir jedoch nichts anzeigen, weil es dafür den Adobe Flash Player benötigt. Dieser ist aufgrund einer aktuellen Sicherheitslücke firmenweit gesperrt, wie mir die Technikabteilung auf meine Nachfrage mitteilt.

Als Workaround öffne ich ein neues Fenster, in dem ich mich per Remote Access auf unseren Firmenserver und in mein Konto einlogge. Dort öffne ich wieder einen Browser und gebe wieder die diversen Kennwörter, Passwörter und PINS ein und bestätige, dass das Pop-up Fenster sich öffnen darf. Über Remote Access ist der Flash Player nicht gesperrt, so dass ich nun die Kartennummer erzeugen kann.

Ich verstehe zwar ansatzweise, warum ich mit meinem PC direkt kein Flash nutzen kann, mit demselben PC über den Remote Server eingeloggt aber schon. Sehr mühsam finde ich es trotzdem. Ich frage mich zunehmend, wann der kritische Schwellenwert erreicht ist, bei dem die (notwendige) Umgehung der aus Sicherheitsgründen gesperrten Seiten und Funktionen in Bezug auf Arbeitszeit / interne Verrechnungssätze teurer wird als die möglichen Folgen einer möglichen Sicherheitslücke. Und wie überhaupt sinnvoll eine Risikobewertung vorgenommen werden kann. In diesem Fall hat das Workaround grob geschätzt 40 Euro gekostet – wenn man die Zeit, die ich mich noch darüber mokiere, statt weiterzuarbeiten, mitrechnet, vermutlich das Doppelte.

Novemberregen

2.5.2014

NFC! Man kann also doch was damit anfangen, und es ist sogar ziemlich praktisch

Ich erwähne ein Buch, an dessen Autor und Titel ich mich gerade nicht erinnere. Als ich es bei Amazon gefunden habe, sagt J., der seit heute ein Nexus 5 hat, er habe gehört, man könne Daten auch einfach über NFC von Handy zu Handy übertragen. Er weiß noch nicht wie, aber angeblich geht es. Ich sage, dass ich noch nie was erfolgreich mit NFC gemacht habe, aber gern be-

reit bin, es auszuprobieren. Nur woher soll mein Browser wissen, dass ich J. diese Seite übertragen will? Bei den Sharing-Optionen taucht NFC jedenfalls nicht auf.

Keine Ahnung, sagt J., vielleicht müssen wir nur die Handys aneinanderrempeln, und dann wird das übertragen, was gerade auf dem Display zu sehen ist? Er hat die Theorie, dass Aneinanderhalten nicht genügt, sondern der Beschleunigungssensor gekitzelt werden muss. Ich kann mir das nicht vorstellen, es klingt viel zu einfach. Wir rempeln, der Browser wird ganz klein, und darüber taucht die Frage auf, ob ich diese Seite beamen will. Ich bestätige und wir werden aufgefordert, die Handys noch mal aneinanderzuhalten. Und dann taucht die Amazonseite in J.s Browser auf! Einfach so! Ohne Pairing, Passwörter und Installation von Zeugs! Wir rufen Beeindrucktes und verbringen die nächste Viertelstunde mit dem Beamen irgendwelcher Fotos, nur weil es geht.

Ermutigt durch so viel Funktionieren, probieren wir gleich noch aus, ob wir uns womöglich in FireChat sehen können, scheitern aber am dafür erforderlichen Bluetoothgetue oder auch an irgendwas anderem. Aber das macht nichts, die NFC-Fortschrittsfreude reicht für den Rest des Tages.

Kathrin Passig

2.5.2014

Außerdem sind da Telefonhörer. Überall Telefonhörer!

Man kann im mobilen Facebook-Messenger wohl auch Leute anrufen, sagt J., da ist jedenfalls ein Telefonhörer-Icon. Wie, Telefonhörer-Icon, sage ich, wirklich?

Wirklich ist da eines, und als ich es antippe, ruft es bei J. an. Er geht dran, ich muss lachen und er sagt erfreut „I can hear you!“ Wir stehen uns direkt gegenüber.

Zwar telefoniere ich schon auf dem regulären Weg eigentlich nie. Aber trotzdem gut zu wissen. (Die Funktion gibt es schon seit Januar 2013.)

Kathrin Passig

3.5.2014

Das 3180-Terminal von IBM lässt Herzen höher schlagen

In Kleve ist die Kinderschuhfabrik Bause. Die hat ein Outlet, das dort noch Werksverkauf heißt, und wir machten heute einen Ausflug dorthin.

Das Gebäude stammt wohl aus den 1950ern und die Räume zum Werksverkauf hin wurden seitdem immer gut renoviert, aber nie modernisiert. Ein Besuch ist immer wie eine kleine Zeitreise.

„Guck mal, der Bildschirm!"

In der unbesetzten Pförtnerloge stand ein 15“-Monitor mit bulligem Gehäuse auf dem Schreibtisch. Die Tastatur davor sah auf den ersten Blick wie eine PC-Tastatur aus, hatte bei genauerem Hinsehen jedoch zwei Reihen Funktionstasten über den Zahlentasten und links und rechts noch weitere Sondertasten. Insgesamt 122 Tasten.

Es war nicht nur ein *Bildschirm*, es war ein *Terminal*. Eines von IBM mit der Typenbezeichnung 3180.

Solche Terminals sind heutzutage per se nahezu ausgestorben und werden von PC-Software emuliert. Dieses jedoch war selbst ein absoluter Klassiker.

Die Tastatur zum Beispiel hat einen deutlich spürbaren Anschlag, einen für heutige Verhältnisse riesigen Tastenhub. Um dem Nutzer in lauten Umgebungen Feedback darüber zu geben, ob die Taste auch tief genug gedrückt wurde, ist auch ein elektromechanischer „Hammer“ eingebaut. Der klopft, wenn die Taste gedrückt wurde, so hart auf ein Metallstück, dass in einer Kaffeetasse auf dem Schreibtisch Wellen zu sehen sind.

Zu Glück kann man ihn abschalten.

So ein Terminal wurde meistens an System 36, System 38 und AS/400 Rechner angeschlossen. Das waren Mini-Computer von IBM, die für kleine Firmen bzw. (die AS/400) als Abteilungsrechner gedacht waren.

An mehreren Terminals konnten mehrere Anwender gleichzeitig arbeiten. Die Terminals nahmen dem Rechner mit ihrer eigenen „Intelligenz“ selber den größten Teil der Eingabelogik ab.

Das 3180-Terminal kam 1984 auf den Markt und wurde als Color-Bildschirm verkauft. Tatsächlich war es das erste Terminal mit sieben Schriftfarben auf den 24x80 Zeilen.

Warum schreibe ich eigentlich in der Vergangenheit?

Es *ist*. Heute noch. In vielen Firmen. Die Hardware ist zuverlässig und haltbar, generalüberholte 3180 und auch andere Komponenten kriegt man recht preisgünstig.

Volker König

4.5.2014

Wie wir eine Extra-SIM fürs iPad haben wollten und wirklich alles funktionierte

Wir sind in einem Telekomladen, um eine SIM für das iPad von P. zu besorgen. Der Mensch an der Theke möchte uns erst eine Extra-SIM mit eigenem Datenvolumen für 15 Euro verkaufen, ich vermute aber auch gar nicht aus bösem Willen, sondern, weil das die Standardanforderung von Menschen mit iPad ist. Brauchen wir aber gar nicht, das iPad ist meistens zu Hause im WLAN, aber es soll halt auch im Notfall mal ins Internet dürfen.

Ob’s denn auch einfach eine zusätzliche SIM für das bestehende Datenpaket gäbe, frage ich. Ja klar, sagt er, das kostet dann einmalig 30 Euro, kann er dann gleich fertig machen, und wir können die SIM direkt mitnehmen.

Um in den Vertrag gucken zu dürfen, schickt er eine SMS aufs Handy, da steht ein Code drin, den ich ihm sagen muss und dann muss P. noch unterschreiben, wir kriegen einen Umschlag mit SIM und können nach Hause. Zu Hause legt man die SIM dann noch ins iPad, gibt die PIN ein und alles funktioniert.

Das war ja einfach.

Anne Schüßler

Seit März 2013

Ein paar Minuten im Leben einer Biokistenbestellerin

Ende Februar 2013 melde ich beim Biokistenlieferservice an. Dazu füllt man ein Formular im Internet aus, schickt es ab und wartet darauf, dass der Biokistenmensch zurückruft und die Details mit einem klärt.

Zunächst gibt es Anlaufschwierigkeiten, denn unsere Wohnung liegt auf der Dienstagsnachmittagsroute, da ist hier aber normalerweise keiner zu Hause. Ich frage, ob es nicht vielleicht auch freitags geht, da habe ich nämlich Home Office, aber nein, geht nicht. Es gibt die Routen und man nimmt das, was man kriegt.

Allerdings sind die Biokistenbringer sehr flexibel. Man kann es irgendwo deponieren lassen (Garage, Hinterhof), ins Büro liefern oder bei Nachbarn abgeben lassen. Die Agentur im Hinterhof kann mir leider auch nicht garantieren, dass immer jemand zum Annehmen da ist, also bleibt nachher nur eine Lösung. Der Biokistenbringer bekommt einen Hausschlüssel und kann die Biokiste dann einfach bei uns vor die Wohnungstür stellen. Die Leute, die sonst hier im Haus wohnen, sind alle nett, ich erwarte da keine Möhrendiebstähle.

Bei der Biokiste gibt es zwei oder sogar drei Optionen. Entweder man abonniert einfach eine Art von Kiste. Da gibt es mehrere Alternativen, entweder nur Obst oder nur Gemüse oder beides oder zusätzlich mit Milch,

Brot, Käse und anderen hilfreichen Lebensmitteln, außerdem gibt es Käse-, Wurst- und Weinpakete und einen Kuchen der Woche oder so. Wenn man einfach abonniert, muss man nichts mehr machen, man bekommt einfach die aktuelle Zusammenstellung geliefert.

Alternativ kann man angeben, was man immer oder nie haben möchte. Davon kann Frau Novemberregen, glaube ich jedenfalls, ganz gut berichten. Man sagt dann also „Ich hasse Staudensellerie, möchte aber gerne immer Bananen dabei haben“ und bekommt nie Staudensellerie, aber dafür immer ein paar Bananen, muss sich aber ansonsten auch um nix mehr kümmern.

Beide Varianten kommen für uns nicht in Frage, weil ich – wie sich herausstellt – leider doch zu viel Gemüse nicht mag und sich außerdem unser Lebensmittelbedarf von Woche zu Woche ändert, manchmal brauche ich ganz viel, manchmal ist von letzter Woche noch fast alles da, dann brauche ich eben nicht so viel. Oder wir wissen schon, dass wir viel unterwegs sind oder, oder, oder . . .

Für so komplizierte Leute wie uns gibt es die Möglichkeit, einfach jede Woche neu zu bestellen und sich einfach die Kiste so zusammenzubasteln, wie man es eben voraussichtlich braucht.

Bestellen geht dann so: Irgendwann am Donnerstag kommt eine Mail von der „Flotten Karotte“ mit dem aktuellen Wochenangebot. Da klicke ich dann auf den Link zum Onlineshop, denn meine Anmeldedaten mit Nutzernamen und Passwort funktionierten noch nie. Ich könnte das prüfen lassen, der Link in der Email meldet mich aber automatisch im System an, also ist es mir auch irgendwie egal, ich komme ja rein.

Da wähle ich dann die Kiste namens „Quer durchs Sortiment“, wo alles drin ist, und fange an umzusortieren. Alles, was ich mag, raus, das Brot der Woche austauschen gegen das „Mülheimer Brot“, das sich als für uns besonders gut geeignet herausgestellt hat, weil es relativ lange frisch bleibt, und alles, was ich sonst noch brauche, rein. Ein bisschen die Mengen anpassen, weil 500 Gramm Möhren doch manchmal mehr sind als man so braucht.

Der Shop ist nicht zwingend schön, aber es funktioniert alles. Sogar meine Kontodaten konnte ich einmal bequem ändern, da hatte ich mehr Hürden erwartet.

Dann noch AGBs akzeptieren und abschicken. Man bekommt eine Bestätigung per Mail, dass die Bestellung eingegangen ist, und nächste Woche Dienstag steht dann die Kiste vor der Wohnungstür. Pfandflaschen werden übrigens einfach in die alte Kiste gestellt, die dann wieder mitgenommen wird. Bis vor kurzem wurden auch die Eierkartons wieder mit abgeholt, aber der Eierbauer hat jetzt wohl seine eigenen Kartons und jetzt wird nicht mehr recycelt.

Anne Schüßler

4.5.2014

Lesen ohne Lesebrille mit der Kindle-App

Seit ungefähr 8 Jahren brauche ich eine Brille. Manchmal. Eine Lesebrille. Das ist das mit dem Alter: Die Linse im Auge wird unbeweglicher und man kann immer weniger gut nah fokussieren.

Der Augenarzt, den ich in meiner Panik aufsuchte, als ich bei der Reparatur eines Navis die Lötstellen nicht scharf sehen konnte, empfahl mir Lesebrillen aus der Drogerie. Am besten nur aufsetzen, wenn es wirklich nötig ist, damit die Linse nicht weiter verhärtet.

Der Bildschirm im Büro oder auch jetzt gerade das Tablet war beim Schreiben schon immer in einem Abstand, in dem ich bis heute ohne Brille scharf sehen kann, aber das mit dem Lesen von Büchern ist ein Problem. Besonders Taschenbücher haben eine für mich mittlerweile zu kleine Schrift.

Sehe ich sie scharf, ist sie zu klein, um das Buch in der Hand zu halten – im Gegensatz zum Bildschirm steht es ja nicht fest auf dem Schreibtisch. Halte ich es so nah, dass die Buchstaben groß genug sind, schmerzen nach wenigen Minuten die Augen oder ich muss eine der Brillen suchen und aufsetzen.

In den letzten Jahren habe ich Bücher in Papierform ausgemistet und nur noch E-Books in den Kindle Reader eingefüllt, um Platz zu sparen. Mittlerweile schaffe ich sogar Klassiker, deren Papierausgaben ich nie weggeben würde, parallel als E-Books an.

Das Android-Tablet hat sich daher inzwischen als doppelt nützlich erwiesen.

Nicht nur, dass ich bei der Kindle-App keine Nachttischlampe mehr brauche, weil das Medium sein automatisch gedimmtes Licht selber mitbringt und ich Schrift und Papierfarbe selber bestimmen kann – die lästige Lesebrille bleibt auch in der Schublade, weil ich die Buchstaben einfach so groß einstelle, dass sie bei ausreichend großer Entfernung zum Scharfsehen noch bequem zu lesen sind.

Volker König

4.5.2014

Ohne Smartphone ist die Mietwagenausleihe sehr kompliziert

Teile meines Umfeldes verweigern sich vehement der Smartphonenutzung und sind daher in Besitz des kaputtesten Nokia 6131. Darauf kann man keine Apps laden und deswegen bricht ein mittelgroßer Notstand aus, als der Mietwagenverleiher mitteilt, dass er eigentlich am liebsten mit Apps arbeite. Apps stellt der Mietwagenverleiher im AppStore und im Playstore bereit. Die Möglichkeit, die Apps auf das iPad herunterzuladen, verwerfe ich recht schnell, der letzte Ausflug ins Ausland brachte 90 Euro unerwünschte Roaminggebühren mit sich. Außerdem ist das iPad fast nie in Benutzung und dann müsste ich auch das noch erklären.

Der Mietwagenverleiher schreibt aber auch, dass man das Auto auch anders abholen könne. Man braucht nur eine Nummer. Das ist aber unseriös, deswegen brauchen wir einen offiziellen Ausdruck mit dem Logo vom Mietwagenverleiher drauf (dessen Bestätigungsmail landete übrigens im Spamfilter). Nachdem ich keine Reservierungsnummer finden kann, versuche ich, mir diese an die E-mailadresse, mit der der Wagen bestellt wurde, schicken zu lassen. Unter Mozilla Firefox funktioniert die Seite leider nicht. Auch nicht, wenn man 1000 Mal F5 drückt. Auch nicht, wenn man den Bildschirm anschreit.

Also an den anderen Rechner, auf dem Chrome installiert ist. Die Seite lädt langsam aber sie lädt. Beim ersten Mal klappt das Resetten nicht, weil die E-mailadresse angeblich nicht bekannt ist. Ein zweiter Blick in die Bestätigungsmail lässt vermuten, dass das Portal auf Klein- und Großschreibung achtet. Also Klein- und Großschreibung aus der Ursprungsmail übernehmen, auf einen komischen Weiterleitungslink klicken und das Formular drucken. Leider ist am anderen Rechner kein Drucker angeschlossen. Deswegen erzeuge ich ein PDF und schicke es mit der Betreffzeile „Ausdrucken“ an die

Mailadresse, bei der schon die Bestätigungsmail landete. Als Antwort erhalte ich: „Danke, hatte ich schon ausgedruckt als ich den Wagen bestellt hatte, aber jetzt ist die Schrift wenigstens größer.“

ellebil

5.5.2014

Seriengucken: Es bleibt schwierig

Bei der re:publica-Vorabendakkreditierung empfiehlt mir Jens Best die Serie „True Detective“. Ich frage gar nicht nach, wie man da denn jetzt rankommt, denn in letzter Zeit lief es ganz gut mit dem legalen Seriengucken, und ich habe jetzt immerhin Zugriff auf drei Systeme: seit 2010 auf den US-iTunes-Store, seit ein paar Monaten als Amazon-Prime-Kunde auf „Prime Instant Video“ (theoretisch; noch nicht ausprobiert), und via Aleks auch manchmal auf Netflix (wenn ich in Schottland oder Irland bin).

Aber „True Detective“ ist eine HBO-Serie, und HBO-Serien gibt es offenbar nach wie vor auf keinem dieser Wege. Ab Juni kann man wohl eine DVD kaufen, sagt Amazon. Bis Juni ist es ja nicht mehr lang, aber ich habe kein Laufwerk mehr für so was, und Aleks auch nicht. Er schlägt vor, jemanden zu finden, der eines hat, und sich bei dem einzuladen.

Kathrin Passig

5.5.2014

Wie ich im Zug Internet hatte, obwohl der Laptop die Mitarbeit zunächst verweigerte

Im Zug von Düsseldorf nach Berlin ist eigentlich Internet. Der Laptop verweigert aber die Mitarbeit und will sich partout nicht mit dem Internet anfreunden. Normalerweise funktioniert das einfach immer so, oder man wird auf die HotSpot-Seite der Telekom weitergeleitet und kann sich da anmelden.

Mit der HotSpot-App auf dem iPhone geht es aber. Also wähle ich mich übers Handy ins WLAN ein, stöpsele dann das Handy an den Rechner (per USB), aktiviere die HotSpot-Funktion des Handys und kann jetzt auch mit dem Rechner über das iPhone ins Zuginternet.

Ich könnte den iPhone-Hotspot auch per Funk oder Bluetooth nutzen, aber hier kommt ein weiterer Faktor ins Spiel. Da ich nur eine Steckdose zur Verfügung habe, steckt der Laptop am Strom, und alle anderen Geräte (iPhone, Fitbit) stecken per USB zum Aufladen am Computer.

Oder, wie man es auch nennen könnte: Es ist furchtbar, aber es geht.

Anne Schüßler

5.5.2014

Alle lächeln dank Google Photos

„Google Photos“ erstellt nicht nur ungefragt Panoramaaufnahmen, sondern hat auch folgendes, heute von meinem Kollegen entdecktes Feature: Macht man von einer Personengruppe eine Serie von Fotos, auf denen jeweils immer nur eine oder ein Teil der Personen lächelt, erzeugt Google ein Foto, auf denen *alle* Personen lächeln.

Torsten Gaitzsch

4. und 5.5.2014

Mysteriöse Fernbedienungen verschönern mein Leben

Mein Coworkingspace, das Weserland, wird von unzähligen Ikeanachttischlämpchen so was Ähnliches wie beleuchtet. Ich habe die Vermieter schon oft deshalb verflucht, wenn ich abends die letzte war, weil man um die 20 Schalter betätigen muss, bis es endlich dunkel ist. Aber eigentlich finde ich es ja gut, dass hier keine Neonröhrenkästen an der Decke hängen und meine Vermieter sich überhaupt auszukennen scheinen mit Inneneinrichtung.

Gestern ging ich zusammen mit einem anderen Mieter, der mich davon abhielt, die Lämpchenschalter zu betätigen, und mir eine mit Isolierband an einem Schreibtisch festgeklebte Fernbedienung zeigte, mit der man alles auf einmal ausschalten kann. Heute bin ich wieder die Letzte und stelle fest: Es gibt in jedem Raum solche Fernbedienungen! Festgeklebt an leicht auffindbaren Orten! Ich habe keine Ahnung, wie das funktioniert, aber ich bin sehr zufrieden damit.

Kathrin Passig

05.05.2014

Wir machen uns keine Gedanken über den Grund des Alarms

Als wir die Tiefgarage betreten, hören wir einen lauten Sirenenton. Einen sehr, sehr lauten. Ein zwischen zwei hohen Tönen changierender Alarmruf, der nichts Gutes bedeuten kann.

Wir wundern uns, während wir das Ticket bezahlen. Wir ärgern uns, während wir die fünf Stockwerke zum Parkdeck mit dem Auto hinunterlaufen. Wir sind beinahe taub, als wir dort ankommen. Zu keinem einzigen Zeit-

punkt jedoch machen wir uns Gedanken über den Grund des Alarms. Ist irgendwo ein Feuer ausgebrochen? Droht eine Kohlenmonoxidvergiftung? Ist eine Diebesbande dabei, ein Auto nach dem anderen aufzubrechen? Oder hat der Hausmeister nur eine Tür nicht richtig verschlossen? Egal, was, es kümmert uns nicht. Es interessiert auch niemanden der bestimmt zwanzig weiteren Personen, denen wir in der Tiefgarage begegnen. Wie wir auch bewegen sie sich in aller Ruhe durch den Untergrund. Erst, als wir die Tiefgarage verlassen und uns ein Polizeiwagen mit eingeschalteter Signalanlage begegnet, kommt uns in den Sinn, dass der Alarm vielleicht doch einen Grund gehabt haben könnte.

Man ist in einer Welt, in der ständig irgendetwas Signal gibt, in der fortdauernd Dinge licht- und lautstark Aufmerksamkeit einfordern, offenbar schon viel zu abgestumpft, um wirklich begründeten Alarm noch als solchen wahrzunehmen.

Johannes Mirus

5.5.2014

Wer Internet und Steckdosen will, sollte ins Hostel ziehen

Als ich noch im typischen Alter für Jugendherbergen war, waren diese spartanisch. Man schlief grundsätzlich in Mehrbettzimmern, hatte eine Gemeinschaftsdusche und die Toilette auf dem Flur.

Der Herbergsvater sorgte für einen strikten Zapfenstreich zur Schlafenszeit, Alkohol war meist tabu und an Freizeiteinrichtungen war selten mehr als ein Kicker und manchmal ein Fernseher im Aufenthaltsraum vorhanden.

Bei der alljährlichen re-publica in Berlin übernachte ich auch heute in einer privaten Jugendherberge, also einem Hostel. Was von damals geblieben ist, ist der Zapfenstreich um 22 Uhr.

Ich habe per Internet gebucht, per Kreditkarte bezahlt, das Auto steht in der Tiefgarage (die zwar eigentlich nur der Keller ist, aber verschlossen).

Statt eines Schlüssels habe ich die hoteltypische Codekarte, die aus Sicherheitsgründen keine Zimmernummer aufgedruckt hat, weshalb ich als erstes die Nummer auf dem Türschild mit dem Handy fotografiere.

Im Gegensatz zu einem typischen Hotel ist das Internet für bis zu 5 Tage gratis und in weiten Teilen des Hotels sogar zu empfangen. Selbst in den Zimmern, die keinen WLAN-Empfang haben, ist zumindest jedes Mobilfunknetz gut zu empfangen.

Und der Strom im Zimmer ist nicht davon abhängig, dass man die Codekarte im Innern in einen Schlitz steckt, man kann also auch in Abwesenheit Devices laden.

Die freie Steckdose ist noch dazu an einem für Smartphonenutzer absolut pragmatischen Ort angebracht: auf einem Holzsockel 80 cm über dem Kopfende des Bettes.

Volker König

6.5.2014

Einwandfreie Mobilfunkversorgung auf der re:publica. Und WLAN! Dass ich das noch erleben darf!

Anders als Volker König habe ich nicht den Eindruck, dass die Mobilfunknetze auf der re:publica wie bisher immer überlastet sind, und ich glaube auch nicht, dass sie nur zufällig für Thomas Wiegold mit seinem LTE funktionieren. Ich habe das re:publica-WLAN bisher noch gar nicht ausprobiert, weil mein mobiles Internet über E-Plus nicht nur vorhanden ist, es ist sogar ganz normal schnell. Ich kann den Rechner an mein eigenes Handy-WLAN hängen und bequem mit Anne Schüßler zusammen (via Google Presentations) die Bebilderung für unseren Workshop fertig zusammenbauen. Eine kurze Umfrage unter Techniktagebuchmitautoren ergibt, dass es für Kunden von O2, T-Mobile und „sogar Vodafone!“ (Johannes Mirus) genauso ist.

Offenbar sind die Jahre des Darbens vorbei. Ob das am allgemeinem Ausbau liegt oder nur rund um das re:publica-Gelände irgendwelche temporären Mobilfunkmastenwälder stehen, weiß ich nicht.

Was ich auch nicht weiß, obwohl es jetzt wirklich nicht lange her ist: Wie man eigentlich bis einschließlich 2012 auf der re:publica klargekommen ist, so ohne Internet.

Kathrin Passig

6. Mai 2014

Journalismus auf der Damentoilette

Direkt am ersten Tag der re:publica steht in einer der Damen-Toiletten eine Frau an den Waschbecken, die immer wieder Papierhandtücher abreißt und sie jeder gibt, die sich gerade die Hände gewaschen hat. Nach kurzer Nachfrage stellt sich heraus: Sie ist Journalistin, Kollegen von ihr nehmen im Raum direkt neben der Toilette gerade ein Interview auf und sie will verhindern, dass irgendjemand den unglaublich lauten, automatischen Händetrockner benutzt, der die Aufnahme ruinieren würde.

Katharin Tai

5.5.2014

Ich suche das WLAN der re:publica und finde Kathrin Passig

Ich stehe mit @wlanfail auf der vorabendlichen Registrierungsparty der re:publica 14 und wir fragen uns gerade, ob es wieder ein WLAN gibt.

Es gibt eine App, die alle erreichbaren WLANs mit einigen Zusatzinformationen anzeigt. Das WLAN der re-publica finde ich nicht, aber Kathrin Passig hatte gar nicht bemerkt[1], dass ihr mobiler Hotspot aktiv war.

1. Anmerkung Kathrin Passig: Ich bemerke das sehr wohl, habe aber den Eindruck, dass das Betreiben des Hotspots keine besonderen Auswirkungen auf meinen Akku hat, solange ich das (passwortgeschützte) Handy-WLAN nicht nutze.

Ich überlege mir, ob der verschleierte Name meines Hotspots wirklich sinnvoll ist, weil ich derartige Hinweise nicht bekommen werde.

Volker König

6.5.2014

Geldautomaten sind auch nur Mobilfunkkunden. Manchmal.

Vor der Station Berlin, in der die re-publica 2014 stattfindet, steht ein Zaster Laster.

Der Zaster Laster ist ein mobiler Geldautomat, den die Volksbank an Veranstaltungsorten aufstellt, in deren Nähe ein ortsfester Automat fehlt. Der Laster muss natürlich autonom sein. Stromausfälle oder Netzwerkstörungen könnten ja Sicherheitslücken provozieren und zum Knacken der Sicherheitssysteme genutzt werden.

Also hat der Automat einen großen Akku, einen Generator und eine mobile Netzwerkanbindung. Ansonsten ist es ein kompletter Geldautomat. Das ist die Zukuft moderner technischer Dienstleistungsangebote. Vorhin dauerte der Versuch, Geld abzuheben, allerdings rund vier Minuten.

Dann brach der Automat ab, als ich gerade auf Bargeld wartete.

Anscheinend bekommt der Automat genauso wie die Teilnehmer der re-publica kaum schnelles Mobilnetz. Wir sind einfach zu viele. Als vollwertiger Geldautomat muss er online angebunden sein und ich gehe davon aus, dass die Überwachungskamera auch online sendet, damit ihre Aufzeichnungen nicht vor Ort zerstört werden können.

Volker König

6.5.2014

Eine Theorie über Sparsamkeit und die re:publica

Discounter rulez: Die Klagen über WLAN-Probleme gehören ja zur re:publica wie Sascha Lobo, und dass man ins Mobilfunknetz nicht reinkommt (oder nur arschlangsam), weil rund um den Veranstaltungsort alle gleichzeitig reinwollen – auch das kenne ich seit, äh, jedenfalls seit der ersten re:publica.

Auf mysteriöse Weise ist das bei der diesjährigen rp14 anders. Kein Problem, alles lädt, Webseiten bauen sich flüssig auf ... Ich staune. Bis mir einfällt, dass das mit meiner Sparsamkeit zu tun haben muss. Weil, seit Jahren nutze ich die billige Prepaidkarte vom Discounter für meine mobilen Daten-Bedürfnisse. Und der dahinter stehende Netzanbieter hat neulich LTE auch für die Billigtarife freigeschaltet. Vermutlich laufen – noch? – nicht so viele auf der re:publica mit LTE bei diesem Anbieter rum. Muss ich ausnutzen, so lange das noch so bleibt.

Thomas Wiegold

6.5.2014

Kaum schaut man mal fünf Minuten nicht hin, gibt es schon wieder ganz neue Kameradinge

Dieses Bild habe ich bei Sascha Lobos re:publica-Vortrag aufgenommen. Von ziemlich weit hinten, deshalb sieht man das entscheidende Element nicht, aber genau um dessen Unsichtbarkeit geht es hier. Die diagonale Linie über der Leinwand ist ein langer Schwenkarm (heißt unter Profis vermutlich anders), an dem eine Kameraperson eine Kamera herumschwenkt. Ich kannte das bisher so, dass am Ende solcher Arme eine ziemlich große Kamera hängt. Ich muss aber ein paar Evolutionsstufen verpasst haben, denn die Kamera am Ende dieses Schwenkarms ist so winzig, dass man sie auf meinem Bild nur mit gutem Willen als schwarzes Pixel erkennt.

Demnächst entfällt der Arm dann vermutlich auch und wird durch einen Quadrocopter ersetzt. Vielleicht ginge das auch längst, aber es hat sich herausgestellt, dass der Schwenkarm vom Publikum besser angenommen wird. Oder nein, ich weiß, es wird wie immer ein Stromversorgungsproblem sein, und der Schwenkarm dient gar nicht primär zum Schwenken, sondern ist nur ein etwas verstärktes Stromkabel zur Kamera.

Kathrin Passig

6.5.2014

Bei der re:publica gibt's was auf die Ohren

Wie viele Konferenzen hat die re:publica mit Platzproblemen zu kämpfen. Und auch wenn Platz mal keine Mangelware ist, heißt das nicht, dass man ihn auch optimal nutzen kann. Fehlende bauliche Schallisolierung kann ein Problem darstellen, wenn man aus einer großen Halle drei Stages und mehr zaubert. Kann, muss aber nicht. Denn die Ausgabe von Funkkopfhörern für zwei der drei Stages benötigt zwar einen liquiden Sponsor, löst das Soundproblem dafür auf sehr elegante Weise. Nicht nur, dass man ungestört dem Vortrag lauschen kann. Nein, man kann bei Bedarf auch lauter (oder leiser) drehen. Und wenn's langweilig wird, schaltet man einfach auf den Kanal der Nachbarstage um.

Stefanie Otersen

7.5.2014

Die wichtigsten 100 Arten, Präsentationsdaten nicht auf den Beamer am Vortragsort zu bekommen

Anne Schüßler und ich überlegen, wie wir die Präsentation für unseren re:publica-Workshop auf den Rechner im Saal bringen.

Normalerweise läuft das so: Man versucht es per USB-Stick, scheitert aber, weil der USB-Stick an einem Mac formatiert wurde und jetzt an einem PC gelesen werden soll, oder umgekehrt, oder sonstwas. Dann mailt man die Präsentation an den Besitzer des fremden Rechners, und zwar über das eigene Handyinternet, denn vor Ort gibt es natürlich keines, dann stellt man fest, dass unterwegs irgendwie alle Schriften verlorengegangen sind und durch Comic Sans ersetzt wurden, und am Ende schließt man doch den eigenen Rechner an.

Es folgt ein viertelstündiger Kampf, bis man selbst die Präsentation in der Ansicht mit Notizen auf dem eigenen Display und das Publikum die Präsentation ohne Notizen auf der Leinwand sieht. Ich verdiene meinen Lebensunterhalt zum Teil mit Vorträgen und mache das wirklich nicht selten. Man kann es aber mangels Beamer nicht vorher in Ruhe einstellen, und vor Ort ist fast immer irgendwas Entscheidendes, Unvorhergesehenes anders als sonst. In den letzten zwei Jahren habe ich deshalb meistens auf die eigentlich sehr praktische „Presenter Notes“-Ansicht verzichtet und alle Notizen von vornherein in ein Googledoc geschrieben. Dann sehen das Publikum und ich beide nur die normale Präsentationsansicht, was viel einfacher ist. Außer wenn der Beamer meinen Rechner eine Viertelstunde lang nicht erkennen will (ca. 40 % der Fälle) oder alles lustig verzerrt anzeigt, weil die zur Auswahl stehenden Auflösungen und Seitenverhältnisse alle nicht passen (weitere 40% der Fälle). Die Notizen habe ich dann am iPad Mini oder am Handy vor mir.

Auf der re:publica gibt es immerhin Internet im Saal. Das ist unüblich, anderswo haben 97% aller Vortragsorte keinerlei Internet und 50% aller Vortragsorte noch nicht mal Handyempfang, weil sie tief im fensterlosen Inneren eines Tagungszentrums aus Beton liegen. Man plant also besser nichts ein, wofür man dringend Netz bräuchte. Das Internet im Saal kommt allerdings aus einem Ethernetkabel, das ich an mein Macbook Air nicht anschließen kann. An Annes Asus ginge es, aber dafür haben wir wiederum keinen Beamer-Adapter.

Wir beschließen also, den im Saal vorhandenen Rechner zu verwenden, immerhin haben wir unsere Präsentation – aus Zusammenarbeitsgründen – in Google Presentations erstellt, sie ist also im Netz. „Wie kriegen wir die jetzt auf den anderen Rechner . . . “, überlege ich laut, denn so eine Google-Presentations-URL ist zwanzig Zentimeter lang und unabtippbar, „. . . ach, weiß ich jetzt auch nicht, ich nehm einen URL-Shortener“. Ich kopiere die Adresse nach bit.ly, wo sie anstandslos – das heißt, ohne „Registriere dich! Genieße Premiumvorteile nach nur zwölf verschiedenen Schikanen und einer E-Mail-Bestätigung, die eine halbe Stunde auf sich warten lässt!“ – auf ungefähr 15 Zeichen verkürzt wird.

Die gebe ich auf dem Rechner im Saal ein. Es folgt ein viertelstündiger Kampf, bis wir selbst die Präsentation in der Ansicht mit Notizen auf dem eigenen Display sehen, und die Zuschauer die Präsentation ohne Notizen auf der Leinwand. Diesmal sehen mir auch nur 150 Leute beim Herumhampeln zu, ich verliere fast gar nicht die Fassung und bin pünktlich fertig.

Nach dem Workshop werden wir von einer t3n-Journalistin interviewt, die gern die Präsentation hätte. „Die ist eh im Netz“, sage ich, und zeige ihr die bit.ly-Adresse in meinem Browser. Sie fotografiert sie mit dem Handy ab.

Kathrin Passig

7.5.2014

Die taz statt erst abends schon abends lesen

Seit ich das Holzabo der taz gekündigt habe, bekomme ich die Zeitung automatisch per App auf mein Tablet.

Das hat mehrere Vorteile:

Es sind immer die Zeitungen der letzten Tage verfügbar und verursachen keinen Papiermüll.

Ich habe sie immer dabei und muss im Urlaub keinen Nachbarn beauftragen, ungelesene Papierberge aus dem Briefkasten zu entfernen.

Was ich aber ganz großartig finde: Die digitale Ausgabe erscheint ungefähr in dem Moment, wo die Holzausgabe in den Druck geht. Also am Vorabend. Während ich die Holzausgabe durch den Postvertrieb immer *erst* abends in die Finger bekam, kann ich die digitaz *schon* abends lesen. Am Vorabend.

00:05
taz.app
taz
07.05.2014
taz
06.05.2014
taz
05.05.2014
taz
03.05.2014
taz
02.05.2014
taz
30.04.2014
taz
29.04.2014
taz
28.04.2014
taz
26.04.2014
taz
25.04.2014
taz
24.04.2014
taz
23.04.2014

Was nicht mehr geht, weil es nicht erforderlich ist: Das taz-Abo während des Urlaubs aus humanitären Gründen jemand anders zu Verfügung zu stellen, der es sich sonst nicht leisten kann – Gefängnisinsassen zum Beispiel. Aber wer das machen möchte, der kann immer noch ein Patenabo abschließen.

Volker König

Mai 2014

Wenn man Java updatet

Wenn man Java updatet, erscheint während der Installationsroutine ein kleiner Infokasten, in dem steht: „3 Billion Devices Run Java: Computers, Printers, Routers, Cell Phones, BlackBerry, Kindle, Parking Meters, Public Transportation Passes, ATMs, Credit Cards, Home Security Systems, Cable Boxes, TVs. . . “

Dies sei hier für nachfolgende Generationen als Vergleichsbasis festgehalten. Zu überprüfen wäre in der Zukunft: 1. ob die Zahl der Java-Geräte zu- oder abnimmt, 2. welche Geräte zuerst aus der Aufzählung verschwinden (mein Tipp: die Drucker, die BlackBerrys und die Cable Boxes), 3. ob neue Geräte hinzukommen, und wenn ja, welche.

Torsten Gaitzsch

7.5.2014

Wir dürfen zwei brillenförmige Zukünfte schon mal aufsetzen

„Da hinten kann man ein Oculus Rift ausprobieren!“, berichtet Julia Bergmann, und da kommen Undine Löhfelm, Anne Schüßler und ich gleich mit, um herauszufinden, ob Sascha Lobo in seiner Rede gestern recht hatte und das Oculus Rift sexistisch ist, weil Frauen davon schlecht wird. Ich habe schon das erste Feierabendbier getrunken und mir wird eigentlich immer von allem gleich schlecht[1], es sieht also gut aus für die These, die im Original von danah boyd stammt.

Auf dem „Affenfelsen“ in der Mitte der re:publica-Halle sitzt der freundliche Donald Clark und lässt die Umstehenden einen nach dem anderen sein Oculus Rift aufsetzen, obwohl er eigentlich schon längst weg muss, weil er zum Abendessen verabredet ist. „Nur noch ich!“, betteln die Leute, und auch wir kommen alle noch dran.

Die Auflösung ist eher, wie man sie aus Spielen von 1995 kennt, aber dafür reagiert das Oculus Rift wirklich flüssig und ohne spürbare Verzögerung auf jede Kopfbewegung. Man fährt auf einer Achterbahn und kann sich in alle Richtungen umsehen, was so beeindruckend ist, dass die meisten Ausprobierenden ein ziemlich dummes Gesicht mit offenem Mund machen. Davon sieht man nicht viel, weil das Gerät sowieso fast das ganze Gesicht verdeckt. Anne Schüßler ruft während der Fahrt die ganze Zeit in einem so unanständi-

1. Eine Anmerkung zu danah boyds Sexismus-These: Frauen wird auch beim Autofahren und auf Schiffen häufiger schlecht als Männern. Nicht nur das Oculus Rift ist also sexistisch, sondern auch die Natur, das Schwein. Etwas ernsthafter ausgedrückt: Man darf im Experiment nicht nur untersuchen, ob Frauen in virtuellen Realitäten häufiger schlecht wird als Männern, sondern muss herausfinden, ob das Männer-Frauen-Übelkeitsverhältnis in der virtuellen Realität ein anderes ist als draußen. danah boyd erwähnt zumindest in dem oben verlinkten Artikel nicht, dass sie diesen Faktor berücksichtigt.

gen Tonfall „Oh!“ und „Ah!“, dass sich die Umsitzenden nach uns umdrehen, vermutlich in der Hoffnung, der technische Fortschritt sei jetzt endlich noch ganz woanders angekommen.

Ich fahre noch nicht Achterbahn, sondern lache über den Desktop von Donald Clark. (Foto: Anne Schüßler)

Dann gehen wir nach gegenüber zum Fraunhofer-Stand, wo man den noch namenlosen Prototypen eines Brillendings ausprobieren kann, „wir nennen es den Demonstrator“. Man sieht damit sehr viel cooler aus als mit dem Oculus Rift, von innen ist es dafür leider weniger beeindruckend. Wenn man auf die richtige, Magic-Eye-geschulte Art schielt, sieht man eine Weltkarte vor sich, Grafikqualität diesmal eher 1985 als 1995, und wenn man an den Rand

dieser Karte guckt, dann verschiebt sich das Bild langsam und ruckelnd. Aber egal! Man schaut hinein und sieht die Zukunft, das erfreut uns schon hinreichend.

Nur Julia Bergmann darf nicht mitspielen, weil ihr Kopf zu klein ist. Das ist jetzt eventuell wirklich ein bisschen … na ja, jedenfalls kopfformistisch, aber das Gerät ist ja auch noch ein Prototyp.

Anne Schüßler demonstriert mit dem Demonstrator, wie Coolness trotz Datenbrille geht (Foto: Kathrin Passig)

Kathrin Passig

7.5.2014

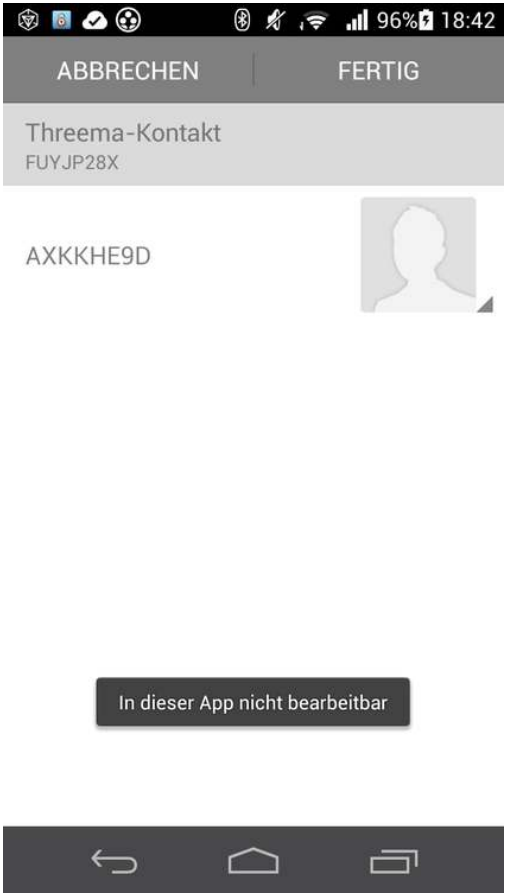
Threema-Nachrichten von AXirgendwem oder F9irgendwem

Konferenzen dienen auch zur Kontaktpflege, und ich will mit @kreativbuero und @margon von Twitter Threema-Kontaktdaten austauschen. Threema ist ein kryptographischer Messenger und kennt verschiedene Sicherheitslevel eines Kontakts.

Drei grüne Punkte haben nur die Kontakte, von deren Smartphone man einen QR-Code gescannt hat. So kann Threema den Man-In-The-Middle-Angriff nach menschlichem Ermessen ausschließen und sicher sein, dass der Kontaktpartner auch wirklich er selbst ist.

Wir scannen also gegenseitig unsere QR-Codes, die beiden haben einen neuen Kontakt im Adressbuch und ersetzen meinen als Namen angelegten Threema-Handle *FUYJPP28X* durch meinen Real Life Namen.

Bei meinem Android-Smartphone hat Threema auch einen neuen Kontakt für jeden der beiden im Adressbuch angelegt. Den Namen ändern kann ich laut Threema nur im Android-Adressbuch. Im Dialog, in dem ich von Threema aus lande, heißt es beim Versuch, den Namen zu ändern, nur: In dieser App nicht bearbeitbar.



Lustigerweise gelange ich in denselben Dialog mit derselben Fehlermeldung, wenn ich den Kontaktnamen vom Android-Adressbuch aus ändern will.

Wenn ich Threema-Nachrichten von AXirgendwem oder F9irgendwem bekomme, werde ich notfalls nachfragen, wer der Absender ist. Vielleicht ist dieser Bug bis zur ersten Nachricht ja behoben.

Volker König

8.5.2014

Die Dunstabzugshaube kann Ottokataloge ansaugen. Aber nur bei offenem Fenster

Wir haben keinen Herd, wir haben ein Kochzentrum. Von O+F, die sonst Profiküchen beliefern. Das haben wir schon seit November 1992. Damals hat uns ein redegewandter Verkäufer eine 20.000-Mark-Küche aufgeschwatzt. Die Möbel konnten wir zum Glück zurückgeben, weil er zu blöd war, die richtigen Fronten liefern zu lassen.

Die Elektrogeräte (Spülmaschine, Kühlzentrum mit Kellerfach und Kochzentrum) mussten wir behalten. Das Zentrum ist ein 75-cm-Cerankochfeld mit 5 Kochstellen und Digitalanzeige für die Hitzestufen. Während heute jeder 25-Euro-Mikrowellenherd sowas hat, war es damals absolut das Neueste vom Neuen. Die Dunstabzugshaube ist komplett aus Edelstahl und hat eine Kraft, die in höchster Stufe den Ottokatalog festhalten könnte.

Die beiden erstgenannten Geräte gibt es schon nicht mehr, aber die Kochinsel mit Digitalanzeige hält durch und ist ehrlich jede. Mark. wert. Aber das will ich eigentlich gar nicht erzählen.

Vor zwei Jahren meinte der Schornsteinfeger, wir müssten eine automatische Abschaltung für die Dunstabzugshaube im Kochzentrum einbauen, weil sonst die Zuluft für den Kaminofen, den wir zu der Zeit hatten, weggesaugt würde, sofern das Fenster nicht offen stände.

Also montierte ich einen Unterbrecher, der die Haube nur bei gekipptem Fenster Ottokataloge ansaugen ließ. Aber auch das will ich eigentlich gar nicht erzählen.

Jedenfalls haben wir seit einiger Zeit keinen Kaminofen mehr, und dadurch wurde auch der Schalter überflüssig. Ich montierte ihn vom Rahmen ab und legte ihn auf die Fensterbank. So signalisierte er ständig: Fenster offen, und wir konnten auch bei kaltem Wetter komfortabel kochen.

Vor kurzem ging dann der Haubenmotor nicht mehr. Wir hatten schon eine neue Haube nebst Feld geordert, da kam mir die Idee, der abmontierte Sender könnte die Ursache sein. Und tatsächlich, nach Austausch der Batterie meldete er auf der Fensterbank liegend der Elektronik an der Haube wieder Fenster offen, und sie saugte wieder.

Statt vieler hundert für neue Geräte eine Reparatur für 12 Euro. Bzw. 24 Mark. Das wollte ich eigentlich erzählen.

Thomas Jungbluth

8.5.2014

Jetzt kommt sogar Wikimedia mit einer Autometapher auf Computer und Internet – aber ich ja auch

Wikimedia Deutschland hat eine Datentankstelle gebaut und zur re:publica14 mitgebracht.

Ich habe vor dem Stand zwar schon Gemecker über die allfälligen Auto-Metaphern à la Datenautobahn gehört, aber stelle fest, dass ich beim Erklären auch immer wieder Analogien mit dem Auto nutze.

Wenn ein Softwareentwickler meint, er habe ein Workaround geschrieben und damit einen Bug behoben, erwidere ich, dass ein Workaround sowas ist, wie bei einem klappernden Kotflügel einen Fuß zu montieren, der alle 10km gegen den Kotflügel tritt. Gelöst sei das Problem damit eher nicht, nur erstmal erträglicher.

Bei schwer lokalisierbaren Fehlerquellen hat sich auch eine Vorgehensweise bewährt die so ist, als ob man einen platten Reifen von hinten links nach vorne rechts montiert, um zu verifizieren, dass das Problem auch wirklich mitwandert.

Ich muss nun oft Menschen, die eher Laien sind, erklären, warum Dinge so sind, wie sie sich gerade darstellen, und werde wohl von den Autometaphern so schnell nicht weg kommen.

Volker König

8.5.2014

Lob- und Tadelsäulen bei Penny

Penny hat neuerdings in ihren Läden elektronische Lob-/Tadelsäulen aufgestellt.

Dass die roten Knöpfe mit Elektroschleifen in den Kassenstühlen verbunden sind, ist bestimmt nur ein Gerücht.

Thomas Jungbluth

9.5.2014

Das iPhone stürzt ab

Im Nachklapp der republica interessiert mich, was andere so über die #rp14 schreiben. Also rufe ich Johannes' Blogpost über das iPhone 4s auf. Es stürzt ab. Nachdem ich ein paar Mal erfolglos versucht habe, den Blogpost zu lesen, schnappe ich mir den Laptop, verbinde mich mit dem Hostel-WLAN und ver-

suche auf Johannes Blog zu kommen. Das Hostel-WLAN ist mir zu langsam. Deswegen mache ich mit dem iPhone einen mobilen Hotspot auf und rufe den Blogpost auf. Parallel erfahre ich im Facebook-Techniktagebuch-Chat, dass die vielen Videos, die Johannes eingebettet hat, das iPhone abstürzen lassen und Anne das Problem mit ihrem iPhone reproduzieren kann.

ellebil

9.5.2014

Flugzeuge stürzen vom Musikhören jetzt wirklich nicht mehr ab

Vor sechs Wochen war ich Zeuge, wie ein renitenter englischer Fluggast auf der Landebahn *sehr* nachdrücklich dazu aufgefordert wurde, das Telefon *ganz* auszuschalten. Vor zwei Wochen wurde ich vom flight attendant vor dem Start gebeten, das Telefon in den Flugmodus zu schalten. Ende April 2014 war also das erste Mal, dass ich es nicht mehr komplett ausschalten sollte. Da dachte ich noch, vielleicht hat sich der flight attendant vertan, denn die Durchsage vom Band lautete nach wie vor, bei Start und Landung seien alle elektronischen Geräte komplett auszuschalten. Doch dieses Wochenende war es nun schon offiziell, nur noch Flugmodus auch bei Start und Landung. Dass Flugzeuge nicht vom Musikhören abstürzen, hat sich nach einigen Jahren Unsicherheit nun also von einer Vermutung zu einer Erkenntnis gewandelt.

(Ob der Typ, der in England zu einer mehrjährigen Haftstrafe verurteilt wurde, weil er sich weigerte, beim Start das Telefon auszuschalten, noch sitzt? Finde leider keinen Link.)

Lukas Imhof

9.5.2014

Die perforierte Linie verschwindet

Zum ersten Mal hat die Papierboardkarte, die ich mir (trotz elektronischer Boardkarte auf dem Telefon) manchmal ausstellen lasse, keine perforierte Linie mehr, entlang der das Bodenpersonal früher rund zwei Drittel des Tickets abriss, wenn man ins Flugzeug einstieg. Seit das Boarding elektronisch kontrolliert wird, wird nicht mehr abgerissen. Aber es hat nun doch noch eine ganze Weile gedauert, bis die perforierte Linie verschwunden ist. Auf meine Nachfrage antwortet die Frau hinter dem Schalter klugerweise – man hätte selbst drauf kommen können – dass das vermutlich daran gelegen haben dürfte, dass die Fluggesellschaft oder die Lieferanten einfach noch grosse Bestände an Ticketrollen mit Perforation gehabt hätten. Seit diese aufgebraucht seien, wäre die Perforation verschwunden.

Lukas Imhof

9. Mai 2014

Dann müssen es eben Kabelarbeitsplätze sein

Aus einer Mail an das Presseteam der re:publica 14:

„Dass ich es insgesamt super fand, wird wohl aus meinem Text klar. Einen Kritikpunkt habe ich allerdings, technischer Art: Es ist einigermaßen ärgerlich, dass es keine Pressearbeitsplätze mit Ethernetkabeln gibt. Am Donnerstag war das Netz nachmittags sehr löcherig, also Ausfälle alle paar Minuten. Um online Fakten zu den Vorträgen nachzurecherchieren oder gar den eigenen Artikel direkt im Online-Typo3-Backend zu produzieren, reichte das bei weitem nicht … ich durfte mich am Ende freundlicherweise mit hinter den Info-Counter im Foyer setzen und es da fertigmachen, aber das war natürlich eine Ausnahme, die eh nur für eine Person gleichzeitig ging.

Versteht mich nicht falsch, ich will keinen privilegierten Journalisten-Space mit Catering und Totenstille. Aber funktionierendes Internet ist eine absolute Arbeitsgrundlage und da ich nicht erwarte, dass euer WLAN für 6.000 Leute lückenlos drei Tage hält, müssen es eben Kabelarbeitsplätze sein, mit bevorzugten Zugang für Presseleute. Ansonsten würde ich mir beim nächsten Mal überlegen, ob ich nochmal den Nerv für eine zeitnahe Berichterstattung habe."

Michael Brake

09.05.2014

E-Mails mit der entsprechenden Outlook-Funktion zurücknehmen funktioniert nur selten

Seit vielen Jahren besitzt das E-Mail-Programm Outlook (genauer: der Microsoft Exchange Server) eine Funktion, die es dem Sender erlaubt, schon verschickte E-Mails zurückzunehmen. Ich habe davon schon öfter gehört, aber nie Positives. Dabei füllt die Möglichkeit eine klaffende Lücke. Mehr als ein Mal habe ich mir in meinem E-Mail-Leben gewünscht, ich wäre etwas vorsichtiger mit meinem Klickfinger, nachdem ich zu schnell mit dem Absenden war.

Die Outlook-Funktion hat jedoch ein großes Problem. Das Zurücknehmen von E-Mails ist im offiziellen Protokoll nicht vorgesehen und auch zwischenmenschlich heikel, deshalb funktioniert es nur, wenn man (wie ich hier entnehme) drei Bedingungen erfüllt:

1. Der Empfänger hat die E-Mail noch nicht gelesen.

2. Sender und Empfänger arbeiten beide auf dem gleichen Exchange-Server, der die Zurücknehmenfunktion unterstützt.

3. Oder, falls die E-Mail auf einen externen Server gehen soll, darf genau das noch nicht passiert sein, sie darf also noch nicht weitergereicht worden sein.

Das sind so viele Hürden, dass das Zurücknehmen eigentlich nur funktionieren kann, wenn man spätnachts noch eine angepisste Mail an den Chef verfasst und es wenige Sekunden später bereut. (Und selbst das klappt nicht zuverlässig, wie ich aus, äh: Erzählungen weiß.)

Heute erreichte mich wieder ein schönes Anschauungsbeispiel. An einen großen Verteiler (die Adressen stehen wenigstens alle im BCC) werden Instruktionen verschickt, der Absender hat dafür aber offensichtlich den falschen Account verwendet. Wenige Minuten später kommt eine zweite E-Mail an; sie hat den Betreff: „(Absender) möchte die Nachricht ‚(Betreff)' zurückrufen." Kurze Zeit später erreicht mich schließlich die dritte Mail von einem generischen Absender mit gleichem Inhalt.

Die wirkungslose Benutzung der Zurücknehmenfunktion hatte lediglich zwei Effekte. Zum einen wurden zahllose Empfänger mit drei statt nur einer E-Mail belästigt. Zum anderen weiß nun jeder, dass der Absender offensichtlich Mist gebaut hat und ihn zu verschleiern beabsichtigte.

Ich bleibe deshalb dabei: Die Funktion ist eigentlich toll, aber leider bewirkt sie in der Praxis wenig und hat manchmal sogar gegenteilige Effekte.

(In Gmail gibt es bei den Einstellungen unter dem Punkt „Labs" eine ähnliche, aber wirkungsvollere Möglichkeit. Die „Undo Send"- bzw. auf deutsch „Versand rückgängig machen"-Funktion verzögert das endgültige Absenden um einige Sekunden, sodass man noch eine Rückholmöglichkeit besitzt.)

(Kathrin Passig erzählt im Redaktionschat von einer alternativen Möglichkeit: „Ich hörte mal von jemandem, der eine fatale Höllenmail an seinen Chef (der nicht der vorgesehene Adressat war) schickte und das Problem dann (es war mitten in der Nacht) dadurch behob, dass er eine harmlose Version mit

demselben Betreff noch ein paar hundert Mal hinterherschickte und sich am nächsten Morgen für das Spamproblem entschuldigte.“ Könnte eine Legende sein, klingt aber plausibel.)

Johannes Mirus

9.5.2014

Die Twitterwall ist scheinbar tot. In Wahrheit versteckt sie sich nur in unseren Smartphones.

Die Twitterwall ist tot. Irgendwann in den vergangenen ein, zwei Jahren muss sie still und heimlich von uns und unseren Konferenzen, Meetings, Tagungen gegangen sein. Die große, an die Wand projizierte Übersicht der aktuellen Tweets zu dem, was gerade auf einem Podium passierte.

Nun war die Twitterwall zwar für das Publikum nicht schlecht – aber sehr unschön für Vortragende und Diskutierende. Die mussten nämlich immer den Kopf verdrehen, um zu schauen, was sich hinter ihnen wieder an neuen Meinungen oder sarkastischen Bemerkungen angesammelt hatte. Besonders ärgerlich, wenn das Publikum über einen neuen Tweet begeistert auflachte – und ich erst mal verzweifelt versuchte herauszufinden, welche Twitter-Äußerung das ausgelöst hatte.

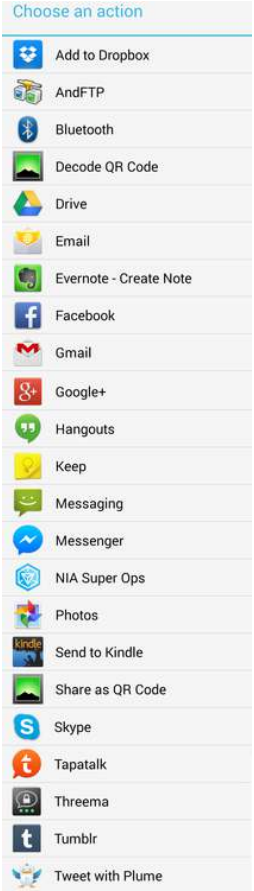
Nun ist sie irgendwie weg. Vermutlich, weil inzwischen ohnehin (fast) jeder sein Smartphone oder Tablet dabei hat und die aktuellen Twitter-Feeds direkt verfolgen kann. Vielleicht hat sie ja noch in einer Nische überlebt, bei kleinen Tagungen mit nicht ganz so mobil vernetztem Publikum.

Ich habe allerdings schon lange keine Twitterwall mehr gesehen. Auf der re:publica in diesem Jahr hab’ ich keine entdeckt, und überhaupt, die letzte, an die ich mich von der rp erinnere (Kathrin Passig ebenso), war dieses analoge Pendant auf der rp12. Also auch schon wieder vor zwei Jahren.

Thomas Wiegold; Lichtbild v. Verf.

2004 bis Mai 2014

Fotos aus der Kamera irgendwo ins Internet hineinbekommen, verschiedene Methoden



Vor 2004 habe ich praktisch nicht fotografiert, und bei den seltenen Gelegenheiten, bei denen ich es getan habe, musste man die Bilder hinterher einscannen. Das war ein mühsames Geschäft, aber davon ein andermal mehr.

Von 2004 bis Ende 2012 befördere ich Bilder aus der Kamera ins Internet, indem ich die Speicherkarte aus der Kamera nehme, in ein Kartenlesegerät stecke, den Inhalt in einen Ordner mit einem Namen wie 20091201 (Jahr, Monat, Tag) ziehe, und die Bilder von dort aus weiterverwende.

Ab Mitte 2011 nutze ich eine Weile Google+ intensiv. An Android-Handys gibt es seit der Google+-Einführung die Option, alle Handyfotos gleich auf einen Google-Server hochzuladen (auf Wunsch auch nur dann, wenn man an einem WLAN hängt), und von dort kann man sie dann z. B. direkt bei Google+ posten oder auch anderswo weiterverwenden, letzteres war aber, soweit ich mich erinnere, ein bisschen umständlicher. Ich glaube, ich habe die Bilder dann immer erst mal runter- und dann an die gewünschte Stelle wieder hochgeladen.

Bilder für Twitter und Facebook kann ich schon länger (irgendwann zwischen 2008 und 2010?) direkt aus der Kamera-App des Handys dorthin sharen. Brauche ich sie anderswo, ist es ein kleines bisschen komplizierter.

Nachdem mein Interesse an Google+ im Laufe des Jahres 2012 wieder erlahmt, probiere ich für solche Zwecke diverse andere Verfahren durch, an die ich mich jetzt nicht mehr so genau erinnern kann.

Die vorletzte Lösung (circa Ende 2013 bis vor wenigen Tagen) ist jedenfalls, dass ich die Bilder vom Handy über die Share-Funktion der Kamera-App per Mail an mich schicke und dann weiterverwende.

Der aktuelle Stand: Ich schiebe die Bilder über die Share-Funktion der Kamera-App in einen Dropbox-Ordner und verwende sie von dort aus weiter. Ich weiß nicht, ob es die Option vorher nicht gab oder ich sie nur nicht gesehen habe. Wahrscheinlich hat es damit zu tun, dass ich die Dropbox-App erst seit kurzem auf dem Handy habe.

(Edit: Mario Konschake erinnert mich daran, dass automatisches Bilderhochladen wie bei Google+ seit einiger Zeit auch via Dropbox ginge. Ich weiß noch, dass ich bei der Einführung darüber nachgedacht habe, aber aus unklarem Grund, eventuell auch nur aus Trägheit, habe ich das bisher nicht genutzt.)

Kathrin Passig

1995–2014

E-Mails (private)

1995 – K. und ich fangen an, einander Mails zu schreiben. Wo wir studieren/arbeiten, kommen sie jeweils an einem Rechner an, der als einziger mit dem Netz verbunden ist. Meine Hochschulmailadresse wird nur von mir benutzt; ihre teilt sich das ganze Büro. Ein Kollege ruft ihr zu, wenn Post von mir gekommen ist.

2003 – Ich nutze zwei Freemailadressen und arbeite fast täglich zu Hause am Rechner. Trotzdem sagt eine Mail vom Februar: „ich sehe nicht wirklich regelmäßig in meine e-mails, deshalb hier meine telefonnummer“.

2004 – Yahoo Mail erweitert die Speicherkapazität von 6 MB auf kostenlose 100 MB. Ich muss keine Mails mehr löschen, so lange ich mich bei Attachments einschränke. Seit 2008 unbegrenzter Speicherplatz. Ich lösche praktisch nichts mehr.

2011 – Peak Mail (gefühlt). Mailcheck mehr als einmal täglich, Jahreskorrespondenzumsatz gut vierstellig.

2014 – Kurz vor seinem zwanzigsten Geburtstag geht mein privater Mailaccount dem gleichen Schicksal entgegen wie der Briefkasten im Treppenhaus. Ich sehe ohne Erwartungen hinein und schmeiße die drei werktäglich eintrudelnden Newsletter mechanisch weg. E-Mails, die über 10 Zeilen Text

hinausgehen, kommen nur noch selten und sorgen für große Freude. Auch ich schreibe seltener und kürzere Texte. Schriftwechsel aus 19 Jahren, an denen mir etwas liegt, wird auf eine Festplatte exportiert. Für später.

Undine Löhfelm

9.5.2014

Nicht zu mager twittern

Hole mir im Traum telefonisch Rat bei meiner Mutter in Sachen Twitter. Sie denkt kurz nach und sagt dann, sie rühre einfach im Verhältnis eins zu eins Quark darunter. Wichtig: Rahmstufe, 40%. (re:publica 2014, die mich offenbar schwer beschäftigt)

Der Traum hätte für meinen Geschmack ruhig etwas weniger platt ausfallen können. Es klingt, als wolle ich mich über Twitter lustig machen. Er drückt tatsächlich nur die Sehnsucht nach einem einfachen Rezept aus ... und danach, meine digitale Welt zu etwas zu machen, worin ich mich besser auskenne.

Undine Löhfelm

9.5.2014

Klobeleuchtung durch Energiesparbirne

In der airbnb-Wohnung, die ich für meine Woche Berlin in Kreuzberg bezogen habe, wird das fensterlose Klo von einer Energiesparglühbirne der allerersten Generation beleuchtet. Vielleicht handelt es sich auch um einen Prototyp, der nie in Serie ging. Sie braucht etwa drei Minuten, bis sie das

Maximum ihrer Leuchtkraft erreicht, und selbst die ist für einen Nassraum eher an der unteren Grenze des Durchschnitts. Davor fürchte ich die erste halbe Minute lang, dass sie gar nicht angegangen ist.

Wenn ich ein Klo betrete, will ich es aber normalerweise sofort benutzen, und zwar beleuchtet. Tagsüber schalte ich das Klolicht also gar nicht erst an, sondern nutze bei offener Türe das Licht des Nebenraums. Nachts lasse ich die Lampe einfach durchbrennen.

die Kaltmamsell

Seit ungefähr 1975

Das halblegale Telefonmithörgerät

Gleichgültig, ob der Ruhm für die Erfindung nun Alexander Graham Bell oder Philipp Reis gebührt, das Telefon war 100 Jahre alt und hatte gemessen am Tempo des bevorstehenden digitalen Fortschritts eine eher so mittelschnelle Evolution hinter sich.

Auch 1975 waren die Sprachqualität begrenzt, die Anzahl der Leitungen für Ferngespräche so berechnet, dass sie Heiligabend und Silvester garantiert nicht reichte und wenn man Angehörige (oder manchmal notwendige Zeugen) mithören lassen wollte, musste mal sich um den Hörer zusammenkuscheln. Dafür war die Technik aber zu allem kompatibel, was Telefon war und die 1913 patentierte Wählscheibe besaß. Ein Telefon pro Leben musste offenbar reichen.

Doch es gab auch außerhalb von Detektiv- und Agentengeschichten Zubehör wie Telefonmithörverstärker, die Vorstufe der Freisprecheinrichtung. Nach Ansicht der damals zuständigen Post waren die zumindest nicht erlaubt, aber es setzte sich eine Variante durch, die induktiv an das Telefon gekoppelt wurde und daher zumindest keine nachweisbaren Spuren hinterließ und nach einigen Jahren tatsächlich das Zulassungssiegel erhielt.

~~Das klassische Telefon~~ Der klassiche Fernsprechtischapparat der Post hatte das Kohlemikrofon und die Lautsprecherkapsel induktiv, also durch eine Art Transformator getrennt, in zwei verschiedenen Stromkreisen angeordnet. Nach meinem Verständnis des Schaltbildes diente das wohl dazu, die vom Mikrofon aufgenommenen Töne möglichst aus der Hörkapsel raus zu halten – tatsächlich arbeitet das analoge Telefonnetz bis heute mit nur zwei Adern und daher einem einzigen Stromkreis, in dem immer beide Gesprächsteilnehmer zu hören sind. (Ich bitte sachkundige Fernmeldetechniker an dieser Stelle gegebenenfalls um Korrektur.)

Dieser „Transformator“ war von vorne gesehen links an der Gehäusewand und seine Magnetfelder waren auch bis zu 10cm vom Telefon entfernt noch nutzbar. Dort stellte man eine Plastikkiste hin, die Strom von einem Steckernetzteil bekam. Die Magnetfelder aus dem Telefon nahm der Kasten mit einer eigenen Spule auf und verwandelte sie in Schall, der aus dem eingebauten Lautsprecher kam.

Wahlweise konnten wir an unser Gerät noch einen Cassettenrecorder anschließen, um Gespräche aufzunehmen, was aber nach Ansicht der Post nicht nur nicht erlaubt, sondern sogar strafbar war. Tatsächlich kann ich mich nicht erinnern, dass wir diese Möglichkeit mal genutzt hätten.

Mein Vater war stolz, so ein Gerät zu besitzen, mussten wir uns nun bei Telefonaten mit der fernen Verwandtschaft nicht mehr gemeinsam um den Hörer kuscheln, um alles Wichtige aus erster Hand zu erfahren.

Stattdessen standen wir alle in der Diele und hörten eine leise, knarzende und von jedem Lichtschalter im Stadtteil gestörte Stimme aus einem braunen Kasten und mussten an guten Tagen nur zweimal pro Satz nachfragen, weil wir ein Wort nicht verstehen konnten.

Volker König

9.5.2014

Medienbruch, Konzentrationsproblem oder Zwangsstörung

Ich musste heute die Themenvorschläge für meine mündliche Prüfung einreichen. Diese waren mir ja glücklicherweise gestern zwischen 15:00 Uhr und 15:07 eingefallen, abends war ich sie noch kurz mit Frau Herzbruch durchgegangen, alles hatte seine beste Ordnung. Dementsprechend war der Plan, die Unterlagen heute im Büro kurz auszudrucken, zu unterschreiben, einzuscannen und per Mail zu verschicken. Ein guter Plan. Sollte keine drei Minuten dauern.

In der Praxis ließ er sich auch zunächst gut umsetzen. Der gute Farbdrucker/Scanner (es sollte ja alles schön aussehen) steht ein halbes Bürogebäude von mir entfernt. Ich las also meine drei Seiten noch einmal kurz durch und startete den Druck. Lief durch ein paar Flure, nahm die Seiten und sah: ich hatte nicht auf Farbdruck umgestellt, die default Option ist schwarz-weiß.

Ich lief also zurück an meinen Computer. Druckte erneut, dieses Mal Farbe. Lief hin, unterschrieb, scannte. Lief zurück und sah: ich hatte den Scan nicht auf Farbe eingestellt, die default Option ist schwarz-weiß.

Zurück zum Scanner. Farbig scannen. Zurück zum Computer. Alles wunderbar. Beim kurzen Durchscrollen fiel mir aber ein Punkt zu viel hinter einer Aufzählung auf!

Schnell das Dokument geändert. Wieder gedruckt, Farbe natürlich. Wieder zum Drucker gelaufen. Unterschrieben, gescannt – natürlich in Farbe. Zurück zum Computer, durchgescrollt: Datum neben der Unterschrift auf einer der drei Seiten vergessen.

Neuer Druck, zum Drucker laufen, unterschreiben. Zwei von drei Unterschriften unattraktiv. Zurück zum Computer, neu drucken.

Am Drucker: Dreimal Datum und Unterschrift, einmal beim Datum verschrieben. Zurück zum Computer, alles 10 Mal ausgedruckt.

Am Drucker: Auf Anhieb alle drei Seiten richtig mit Datum und Unterschrift versehen. Eingescannt. Die überzähligen 9 Exemplare vernichtet. Pfeifend zurück zum Computer.

Am Computer: Wohl beim Scannen durcheinander gekommen. Eine leere Seite gescannt. Neuer Druck.

Am Drucker: beim Unterschreiben eine Formulierung entdeckt, die anders doch noch besser klingen würde. Zurück zum Computer.

Am Computer eine Seite komplett umgeschrieben. Neuen Druck gestartet.

Am Drucker: sieht alles gut aus! Aber Stift vergessen! Zurück an den Computer, unterschrieben, zurück an den Drucker, einscannen.

Am Computer: wunderbar. Aber Moment – wieso haben die drei Seiten 11 MB?! Damit macht man sich ja lächerlich!

Zurück zum Drucker, Einstellungen geändert, neu gescannt.

Am Computer beim Durchscrollen festgestellt, dass an einer Stelle im Fließtext wohl ein Doppelleerzeichen steckt. Der Blick ins Ausgangsdokument bestätigt dies. Ich lösche das Leerzeichen..

Dann googele ich „Zwangsstörung“ und schaue ein bisschen aus dem Fenster. Ich lösche alle mit der Themeneinreichung verwandte Dateien bis auf die letzte Version, setze mir einen Reminder „Themen einreichen!“ für zwei Stunden später und gehe meiner eigentlichen Arbeitstätigkeit nach.

Als der Reminder mich erinnert, überfliege ich einmal die Datei, drucke sie farbig, unterschreibe korrekt, scanne farbig und fehlerfrei mit den richtigen Einstellungen, und verschicke die Mail. All das dauert keine drei Minuten.

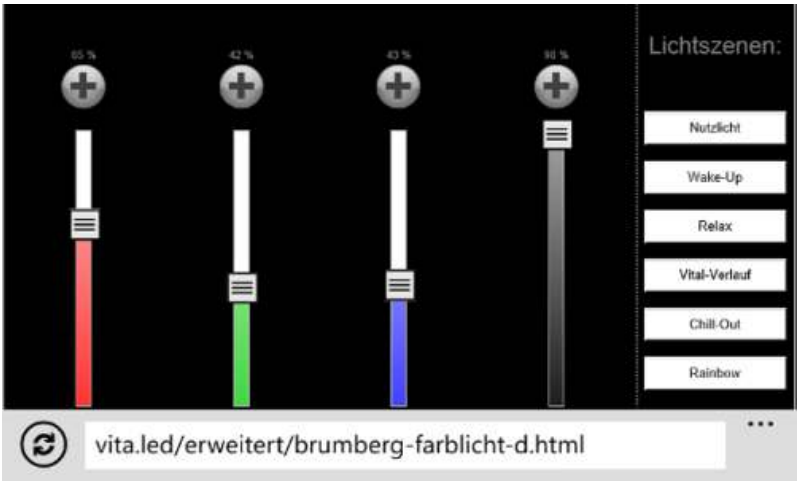
Warum denn nicht gleich?!

Novemberregen; aus dem Blog kopiert

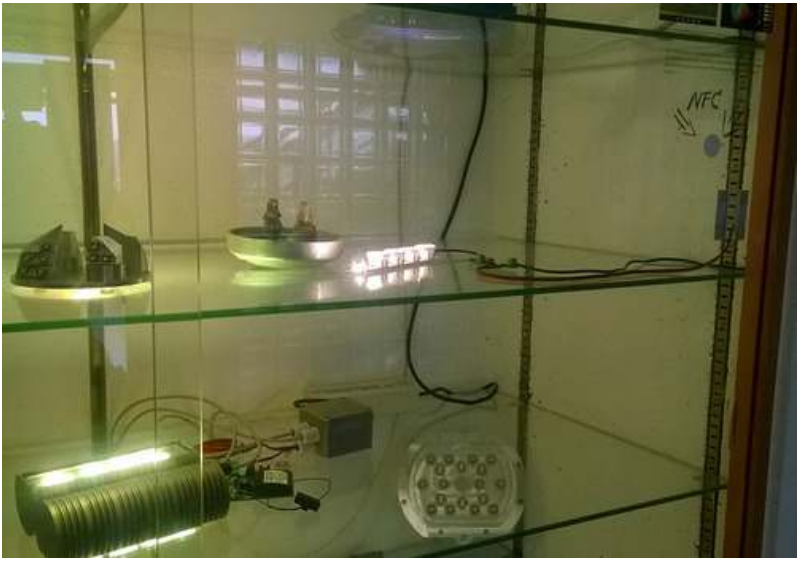
10.5.2014

Lichterglanz in der Hochschulvitrine

In der Fachhochschule Südwestfalen in Hagen befindet sich in einer Vitrine eine Leuchte, die man über einen eigenen Router steuern kann. Ich verbinde mich mit dem WLAN „Vitrine“ und rufe im Browser die Website „vita.led“ auf, und schon startet das Steuerprogramm.



In der Seite wähle ich das Farbprofil „Vital-Verlauf“, und die Leuchte wechselt ab sofort auf eine wechselnde Buntlichtprojektion.



Durch den oberen Glasboden ist schwach der Router zu sehen.

Die vorbeilaufenden Studenten nehmen keine Notiz davon.

Vielleicht bemerken sie, dass sie anschließend bei der Vorlesung „Elektrische Bauelemente“ nicht mehr einschlafen.

Thomas Jungbluth

11.5.2014

Brandneues Parkhaus mit Leuchtelampen

In Kempen gibt es zwar normalerweise keinen Mangel an Parkplätzen, aber im neuen Geschäftsneubau in der Innenstadt gibt es nun ein brandneues Parkhaus.

Wie die meisten anderen Parkhäuser hat es am Eingang eine Anzeige, wieviele Plätze noch frei sind. Das ist bei elektronischen Parkscheinautomaten einfach: Man weiß, wieviele Parkplätze das Parkhaus hat, zieht ein paar zur Sicherheit ab, um blockierende Kunstparker und überbreite SUV-Nutzer auszugleichen, und kann anhand von Ein- und Ausfahrtprotokollen immer ungefähr sagen, wieviele Autos noch Platz finden.

Je kleiner die Anzahl freier Plätze ist, um so schwieriger wird es jedoch, einen zu finden.

Im neuen Parkhaus war ich überrascht, als an der erste Weggabelung weitere elektronische Wegweise anzeigten, wie viele freie Parkplätze man links und wie viele rechts finden würde.

Noch überraschter war ich, als ich über den Parkbuchten (wie üblich immer drei Parkplätze zwischen zwei tragenden Säulen) Lampen entdeckte. Leuchteten sie rot, waren alle drei Parkplätze belegt, leuchteten sie grün, war wenigstens einer frei.

80

Das ist an dieser Stelle weit vorne im Parkhaus, wo man eh vorbeifahren muss, zwar verzichtbar, aber man spart sich die Zeit und Nerven raubende Fahrt durch sämtliche Seitenarme und Sackgassen des Parkhauses, wenn man vor dem Abbiegen schon eindeutig sehen kann, ob überhaupt Platz ist.

Volker König

11.5.2014

Auf krummen Wegen zum legalen Filmkonsum

Auf meinem iTunes-US-Konto ist kein Guthaben mehr. Der Kauf von neuem Guthaben funktioniert derzeit so: Ich suche die Facebookgruppe „Your One-Stop Shop for iTunes“ auf. Früher lief das über die Website www.cardscout24.us, aber der Betreiber ist Ende 2011 mit seinem ganzen Geschäft zu Facebook umgezogen.

In der Facebookgruppe gibt es in der Abteilung „Files“ die vertrauenerweckend benannte Datei „LINKS TO PURCHASE CARDS- CLICK HERE!!!“ Wie man einen US-iTunes-Account anlegt, ist dort auch erklärt. Die Links wiederum führen zu einem Verkaufstool bei e-junkie.com. Ein $50-iTunes-Gutschein kostet im Moment $61,99.

Ich bezahle mit Paypal und lande auf einer Kaufbestätigungsseite bei www.fatfreecartpro.com. Seriosität sieht anders aus, aber eine Minute später bekomme ich eine Mail mit dem iTunes-Gutscheincode. Gmail sortiert sie in den Spam-Ordner ein. Den Gutschein löse ich im iTunes Store ein und kann dann wieder eine Weile legal Serien gucken (manche).

Warum das alles nötig ist, weiß ich schon gar nicht mehr so genau. Ich glaube, es liegt daran, dass ein US-iTunes-Konto nur mit einer US-Kreditkarte zusammen funktioniert, und die habe ich natürlich nicht. Vielleicht geht es anderswo auch billiger, aber das Verfahren hier kenne ich halt schon.

Irgendwann wird man mir wahrscheinlich mitteilen, dass das alles nicht mehr nötig ist und man längst auch als deutscher Kunde auf einem ganz normalen Weg für seinen Filmkonsum bezahlen kann. Ich werde dann gucken wie ein Soldat, der in seinem Bunker zwanzig Jahre nach Kriegsende vom Frieden erfährt.

Kathrin Passig

11.5.2014

Eine fortgeschrittene Form der Verschlüsselung

M. (via Twitter-DM): Volker! Da scheint was schiefgelaufen zu sein! Schreib mir mal ne geheime Nachricht #threema

Ich: Wie war nochmal Dein Handle? Ich kann ja gerade die Namen nicht ändern.

M.: Du meinst meine Threema-ID? FXxxxxxx

Ich (via Threema): Huhu!

(mehrere Minuten lang keine Reaktion; der geschlossene Briefumschlag neben der Nachricht ändert sich nicht)

Ich (via Twitter-DM): Ist was angekommen?

M.: Ja, guck mal auf Threema.

M. (via Threema): Da bist Du ja. War gerade am Telefon.

M.: Dein Bild und Dein Name sind an einem völlig anderen Kontakt gelandet.

Ich: Vielleicht eine fortgeschrittene Form der Verschlüsselung?

M.: Klar! Das wird es sein! So können sie nicht mal mit unseren Metadaten was anfangen! Kommunikation 2.0!

Volker König

11.5.2014

Wozu um alles in der Welt benötigt man eine Tastenfunktion, die das Touchpad deaktiviert?

Irgendwann heute kehre ich nach längerer, also sicher halbstündiger, Abwesenheit an den Laptop zurück. Eigentlich ist alles unverändert, nur habe ich keinen Cursor mehr. Der Cursor kehrt auch nicht nach diversen zunehmend aggressiven Bewegungen auf dem Touchpad oder Herumklopfen auf der Tastatur zurück. Und auch nicht nach einem Neustart des Computers, auch nicht nach dem zweiten Neustart oder nach dem dritten.

Nun habe ich nicht umsonst Mitte der 90er Jahre lange Zeit den Einsatz einer Maus verweigert. So dringe ich mit Tastaturshortcuts in die Systemsteuerung des Windowsrechners ein, überprüfe Funktionalitäten und installiere Treiber neu. Es scheint aber alles in Ordnung zu sein, das Touchpad wird als funktionsfähig und auch als aktiviert angezeigt. Schließlich grabe ich aus einer Schublade eine Maus hervor, stecke sie ein und der Cursor kehrt zurück. Mit Ausstöpseln der Maus verschwindet er aber natürlich wieder, und man kann doch nicht im Ernst von mir verlangen, dass ich auf der Couch einen Laptop mit Maus, auch noch mit einer mit Kabel, verwende!

Ich denke scharf nach, dabei fällt mein Blick auf dezent blaue Beschriftungen auf der unteren Hälfte der F-Tasten. Ich bin furchtbar schlecht in Piktogrammen, aber unter meiner Taste F7 ist ein Bild, das ein Touchpad mit einer darüber schwebenden linken Hand und ausgestrecktem Zeigefinger darstellen könnte. Ich bediene also die Funktionstaste zusammen mit der F7-Taste, in der Hoffnung, dass man damit tatsächlich das Touchpad ein- und ausschalten kann und nicht etwa ein kleines Kästchen aktiviert, das aus dem Laptop fährt, sich über die Hand stülpt und ihr French Nails verpasst. Ich habe Glück. Der Cursor kehrt zurück, alles ist wieder gut.

Weiteres Nachdenken ergibt, dass der Abstand zwischen der Funktionstaste und der F7-Taste in etwa der Schrittlänge des Katers entspricht, der verdächtig unverdächtig neben dem Laptop liegt.

Wozu um alles in der Welt benötigt man eine Tastenfunktion, die das Touchpad deaktiviert?! Mir fallen auf Anhieb sofort hundert Funktionen ein, die ich statt dessen lieber direkt auf der Tastatur hätte. Touchpad deaktivieren kam in meiner gesamten Computerhistorie jedenfalls noch nie vor.

Novemberregen

12.5.2014

Eigentlich sortiere ich meine Mails ja nicht mehr in Ordner

Eigentlich sortiere ich meine Mails ja nicht mehr in Ordner[1], weil ich damit auch nichts schneller finde als unsortiert. Eine ordentliche Suchfunktion erspart einem da viel Arbeit, und wenn ich beobachte, wie sich Freunde und Kollegen mühsam durch verschiedene Ordner klicken („Hier müsste sie drin sein … ach nein, dann hier … hm… hier ist sie auch nicht …“), weil sie nicht mehr wissen, wohin sie eine bestimmte Mail verschoben habe, bin ich relativ sicher, dass ich da nicht komplett falsch liege.

Im Büro habe ich jetzt allerdings zwei Regeln eingerichtet, um bestimmte Mails, die mich nicht akut interessieren, erstmal wegzupacken. Der Vorteil: Man bekommt dann auch kein lustiges Mailpopup und klickt aufgeregt rüber zu Outlook, nur um dann zu sehen, dass es doch wieder eine der üblichen Rundmails ist.

1. Die Wahrheit ist wie immer komplizierter. In Gmail ordne ich die Mails eben doch, aber nur, weil ich sonst nicht mehr wüsste, auf welche Mails ich noch reagieren muss. Wenn ich dann aber eine Mail suche, benutze ich einfach das Suchfeld. Eigentlich könnte ich auch einfach einen Ordner haben, in den alle Mails kommen, bei denen ich nichts mehr tun muss. Es ist aber leider historisch gewachsen und deswegen gibt es doch mehrere Ordner.

Das funktioniert ganz gut, die Mails werden direkt beim Eingang wegsortiert und wenn ich dann eh mal in Outlook bin, sehe ich, ob in den entsprechenden Ordnern etwas Neues ist und kann das dann nach Zeit und Bedarf angucken. Heute habe ich dann aber doch wieder eine Mail im Postfach, die da eigentlich nicht hingehört. Ich wundere mich, frage mich schon, ob da aus irgendwelchen obskuren Gründen die Outlookeinstellungen zurückgesetzt wurden, und sehe dann aber, dass es im Betreff gar nicht um eine „Stellenausschreibung“, sondern um eine „Stellenausschreiung“ geht. Und auf „Stellenausschreiung“ wird halt nicht gefiltert.

Anne Schüßler

13.05.2014

Ich mache Kunst mit App-Icons

Seit es Smartphones der aktuellen, modernen Form gibt, also so etwa seit Einführung des iPhones 2007, ist es ein Ausdruck der persönlichen Gestaltung, wie jede Nutzerin ihre App-Icons auf dem Bildschirm anordnet, welches Hintergrundbild angezeigt wird und wie die Icons aussehen.

Während es bei iOS nur mit einem umständlichen Trick möglich ist, einen Ordner in einen anderen Ordner zu verschieben, sind die Möglichkeiten der Anpassung in der Androidwelt dank alternativer Benutzeroberflächen schier endlos. In Foren tauschen sich die Menschen über ihre Kunstwerke aus.

Wenn 3D-Drucken die Demokratisierung der Produktionsmittel ist, ist Homescreen Customizing die Demokratisierung der Kunst.

Meine kleine Kunst sieht wie folgt aus (CyanogenMod und Nova Launcher, wenn ich mich recht erinnere):

15:50
App.net
Bluebox...
Circa
Dash
EyeEm
Flipboard
Authenti...
Offi Stati...
Instapap...
JackThr...
kicker
L'essent...
Muzei
Noom C...
Opera M...
Press
Quizduel...
RedRea...
Sparkas...
Tumblr
First Uni...
Vine
Wikipedia
X Games
Y-Titty
Z 107.9
Mediath...
Camera...
3Kunde...
4shared

Der Ehrlichkeit wegen und zu meinem persönlichen Schutz möchte ich noch ergänzen, dass ich einige der Apps nur des Icons wegen installiert und nach Screenshotten gleich wieder gelöscht habe. Welche das wohl sind, überlasse ich aber der Fantasie der Lesenden.

Sebastian Riehm

13.5.2014

Speichern statt stapeln

So sahen Telefonbücher aus – Thomas Renger via Flickr unter CC-BY-SA-Lizenz

Im vergangenen Jahrtausend, als das Internet für normale Menschen (und auch für mich als Journalist) noch eine Veranstaltung von Computernerds war und Suchmaschinen nur bei IT-Spezialisten als Vorstellung existierten, hortete ich in meinem Büro Unmengen von Papier. Zum Beispiel alle Telefonbücher der Region, die für meine Arbeit wichtig war. Oder *Müllers großes Ortsbuch*. Vor allem aber stapelweise Zeitungsausschnitte mit Informationen, die ich noch mal brauchen könnte. Und die jüngsten zwei Jahrgänge des Spiegels.

Denn Informationen waren für mich nur nutzbar, wenn ich möglichst schnell darauf Zugriff hatte, und sei es mit dem Durchsuchen eines Zeitungsstapels. Im schlimmsten Fall hatte das nächstgelegene Hauptpostamt noch die Telefonbücher für Nummern- und Adressrecherche, die in meiner jährlich aktualisierten Sammlung fehlten. Oder die Stadtbücherei ein paar Nachschlagewerke.

Von diesen Papiersammlungen haben wir uns dank Internet und Suchmaschinen gründlich verabschiedet. Alles ist nur einen Klick oder eine Sucheingabe entfernt. Allerdings auch mit der Nebenwirkung: Was die großen Suchmaschinen nicht finden, existiert nicht.

Da könnten wir wieder hinkommen. Der Europäische Gerichtshof hat entschieden, dass es ein *Recht auf Vergessen* gibt – und die Suchmaschine Google bestimmte personenbezogene ältere Einträge aus ihrem Suchindex entfernen muss. Die – rechtmäßigen – Veröffentlichungen im Internet, auf die Google ja nur hinweist, bleiben weiterhin bestehen – sie werden eben nur nicht mehr gefunden.

Das wird jetzt eine interessante Diskussion, die nach diesem Urteil losbricht. Ich kann es nicht ganz nachvollziehen – denn entweder ist eine Information rechtmäßig in der Öffentlichkeit, dann muss ich auch Zugriff darauf haben. Oder sie ist eben nicht (mehr) rechtmäßig öffentlich, dann muss sie gelöscht werden. Dass eine Information zwar theoretisch öffentlich zugänglich ist, aber nicht mehr auffindbar, erinnert mich an den Bau der intergalaktischen Umgehungsstraße in *Per Anhalter durch die Galaxis*: Da hätten sich

doch die Erdbewohner im zuständigen Bürgerbüro im nächsten Sonnensystem mal rechtzeitig informieren können. Selber schuld, wenn sie da nicht nachgucken.

Als Journalist muss ich noch über eine andere Konsequenz nachdenken: Das Zusammenfügen von Informationen in Datenbanken, die der EuGH in den Mittelpunkt seiner Überlegungen gestellt hat, ist mir ja nach dem Medienprivileg des Bundesdatenschutzgesetzes erlaubt – mit gewissen Ausnahmen im Datenschutz. Bislang haben wir Medien uns bei der Recherche viel zu sehr auf Google und ähnliche Suchmaschinen verlassen. Davon müssen wir vielleicht wieder abkommen und, wie schon im vergangenen Jahrtausend, unsere Datensammlungen selber verwalten. Dann aber nicht auf gedrucktem Papier, sondern auf unseren Festplatten: Speichern statt stapeln.

Thomas Wiegold; Crosspost von WiegoldZwo

13.5.2014

Zwei Toilettenbesuche mit Telefon und einmal Trollen ohne Internet

In der Kabine neben mir telefoniert jemand sehr laut, während ich meine Timeline auf Twitter nachlese. Ich betätige mehrmals und lustvoll die Spülung. Wer sagt, dass man zum Trollen das Internet braucht?

Enno Park

13.05.2014 – 14 Uhr

Spass mit Zeitzonen und Lotus Notes

Ich habe eines dieser tollen internationalen Projekte abbekommen, um die sich in der Firma immer alle reißen. Um den Überblick über mögliche Telefonate mit Kollegen und Kundenansprechpartnern im Ausland zu behalten, lege ich mir deshalb ein halbes Dutzend verschiedener Uhren auf den Desktop. Alle fein säuberlich beschriftet und von links nach rechts aufsteigend sortiert.

In meinem Lotus-Notes-Kalender würde ich gern dasselbe tun. Einfach nur, um mich nicht ständig zu fragen, wann genau ich denn in Buenos Aires lande, wenn mein Kalender behauptet, das wäre so gegen 12:30 deutscher Zeit. Gnädigerweise darf ich genau eine zusätzliche Zeitzone anzeigen lassen. Also suche ich die Einstellung, mit der ich die korrekte Zone aussuchen kann. Das dauert einen Moment, denn sie ist natürlich nicht in den Kalendereinstellungen zu finden, sondern in den allgemeinen Notes-Einstellungen. Jetzt sollte es aber ganz schnell gehen. UTC-3 Buenos Aires auswählen und fertig. Aber nüscht is. Notes behauptet, es wäre in Buenos Aires jetzt 12 Uhr. Fast. Nur 3 Stunden daneben. Aber das lässt sich ja beheben. Einfach UTC-6 einstellen. Plötzlich ist es in Buenos Aires 7 Uhr. Was auch fast stimmen würde, wenn Buenos Aires Mexiko Stadt wäre, aber da muss ich erst übernächste Woche hin. Immerhin nur noch 2 Stunden am Ziel vorbei.

Also noch mal. Ich versuche es statt UTC-6 mit UTC-4 Santiago. Die Zeit in Buenos Aires springt 1 Stunde vor. Es ist 8 Uhr. WTF? Ich rechne nach. Es ist jetzt 14 Uhr in Deutschland. Wir haben derzeit UTC+2. UTC wäre also 12 Uhr. UTC-3 müsste demnach 9 Uhr sein, was mir das Internet bestätigt. UTC-6 sollte dann 6 Uhr sein. Notes behauptet aber es wäre 7 Uhr. Irgendwas ist hier faul.

Ich lege einen Kalendereintrag an und prüfe die Zeitzone. Siehe da, Notes behauptet, wir befinden uns in UTC+1. Dann wäre UTC also 13 Uhr und UTC-3 wäre 10 Uhr. Passt auch nicht. Zumal UTC-4 dann 9 Uhr sein müsste und Notes mir stattdessen 8 Uhr ausspuckt. Spaßeshalber wähle ich UTC-11 aus. Notes behauptet, es ist 12 Uhr. Aha.

Ich gebe auf und probiere so lange rum, bis die Zeit passt. UTC-4 Atlantik Time Canada. Hallo Canada!

Stefanie Otersen

13.5.2014

Das Telefonbuch, so dicke Bände auf Papier gedruckt, ein Auslaufmodell?

Das Telefonbuch, so dicke Bände auf Papier gedruckt, ein Auslaufmodell? Weil alle im Internet, auf ihren Smartphones und Apps und so nachgucken – wenn sie überhaupt noch ‘ne Telefonnummer brauchen?

Von wegen. Kaum hatte ich mich aus gegebenem Anlass an meine einstige Telefonbuch-Sammlung erinnert, stoße ich in Berlin-Tempelhof vor einer Postfiliale auf einen Stand mit Telefonbüchern – zum Mitnehmen. Und die Aufforderung, doch bitte die aktuellen Telefonbücher abzuholen, liegt im Briefkasten. Allerdings zeitgemäß mit Hinweis auf die App.

Thomas Wiegold; Lichtbild v. Verf.

13. Mai 2014

Heute schon gestempelt?

Zum letzten Monatswechsel gab es im Büro eine Änderung in der Zeiterfassung für interne Mitarbeiter. Seitdem hängen dort überall Erinnerungszettel mit dem Text “Heute schon gestempelt?”:

Daneben ist die “Stempeluhr” abgebildet, die auch in der Nähe jeder Eingangstür hängt.

Das Gerät enthält Leser für Magnetstreifen und RFID, eine Folientastatur, eine Matrixanzeige und wahrscheinlich sogar einen kleinen Rechner, aber ganz sicher keinen Stempel.

So ist das eben mit den Metaphern: sie bleiben länger an den Funktionen haften als die Gegenstände existieren (vgl. Diskette für Speichern)

Thomas Renger, zuerst erschienen auf Dentaku

14.5.2014

Der Chat der Techniktagebuchredaktion macht, dass ich sinnlose Geräte crowdfunde

Im Chat der Techniktagebuchredaktion bin ich umgeben von Early Adoptern, die dauernd Geschichten davon erzählen, wie sie irgendwas ungefähr zehn Jahre vor mir und allen anderen hatten.

Es muss dieser Einfluss sein, der mich dazu bringt, der zweite Mensch zu sein, der die Crowdfunding-Kampagne von QLEEK auf Indiegogo unterstützt und sich ein solches Gerät mit fünf sogenannten Tapps sichert (Erscheinungstermin Dezember). Denn eigentlich weiß ich auch nicht, wofür ich das brauche, es ist nur wunderschön und ich möchte es haben.

Um bei Indiegogo zu bezahlen, muss ich mich bei PayPal einloggen. Mit meiner normalen Emailadresse komme ich nicht rein, die alternative geht. Seit ich 2005 meinen Namen geändert habe, habe ich den Überblick über meine PayPal-Konten verloren und meide den Dienst, so oft es geht, aber es geht leider nicht immer. (Stefanie berichtete hier ähnliches.)

Ich bekomme eine Bestätigungsmail und freue mich schon darauf, wenn ich im Dezember ein Paket mit einem vollkommen überflüssigen, aber wunderschönen Gerät bekomme, das ich bis dahin hoffentlich komplett vergessen habe.

Anne Schüßler

14.05.2014

Ich möchte mein Passwort beim Online Banking ändern

Ich möchte mein Passwort beim Online Banking ändern. Ich logge mich ein, klicke auf „Passwort ändern“, dann kommt das:

Passwortregeln

- ☒ Das Passwort darf nicht gleich dem Benutzernamen sein
- ☒ Das Passwort muss mindestens 8 Zeichen enthalten
- ☒ Das Passwort muss mindestens eine Zahl enthalten
- ☒ Das Passwort muss mindestens einen Großbuchstaben und mindestens einen Kleinbuchstaben enthalten
- ☒ Das Passwort darf keine Leerzeichen enthalten
- ☒ Das Passwort darf keine 3 gleiche Zeichen hintereinander (z.B. AAA, 555, ...) enthalten
- ☒ Das Passwort darf keine 3 aufeinander folgende Zeichen (z.B. abc, 123, .) enthalten
- ☒ Das Passwort darf keine Sonderzeichen oder Umlaute enthalten

Die folgenden Regeln werden nach Ihrer Bestätigung überprüft

- Groß- und Kleinschreibung müssen beachtet werden
- Das neue Passwort darf nicht gleich dem alten Passwort sein

Reflexartig logge ich mich ohne irgendeine Änderung wieder aus. Das ist mir nicht nur zu anstrengend, das ist mir schlichtweg zu blöd.

Novemberregen

Mai 2014

Namensänderungen sind in den Top 10 der Dinge, die man nie tun sollte

Ich habe vor ein paar Jahren geheiratet und den Namen meines Mannes angenommen. Namensänderungen sind in IT-Belangen in den Top 10 der Dinge, die man nie tun sollte. Es bedeutet nämlich, dass sich auch Accounts ändern müssen, an denen dieser Name hängt. In keinem Fall war das so schwierig wie bei Paypal.

Den ersten Versuch unternehme ich Mitte 2009. Mein Paypal-Konto ist leer und ich möchte gern meinen Livejournal-Account[1] verlängern. Da mein Bankkonto auf meinen neuen Namen läuft, klappt das mit der Abrechnung nicht mehr. Auf meine Anfrage antwortet mir der Support, dass ich neben einer Ausweiskopie auch die Heiratsurkunde einreichen muss. Mir fällt ein, dass ich neuerdings eine Kreditkarte besitze, bezahle damit und vertage das Problem.

Mitte 2010 komme ich auf die Idee, das mit dem Account mal wieder anzugehen. Ich scanne meinen Ausweis auf der Arbeit und sende ihn ein. Der Support antwortet innerhalb von wenigen Stunden. Man hätte gern auch die Rückseite des Ausweises und eine Heiratsurkunde. Ich sehe nicht ein, dass Paypal diese Dokumente braucht. Mein Geburtsname steht schließlich auf der Vorderseite des Ausweises. Ich lasse mir von einem Kollegen, der mir Geld schuldet, selbiges auf mein Paypalkonto einzahlen und vertage das Problem.

Im Januar 2014 hat jemand Spaß mit meinem Kreditkartendaten und kauft sich einmal durch iTunes. Ich lasse die Karte sperren und lösche sie aus allen Konten. Auch aus dem Paypalkonto.

1. Livejournal ist eine dieser frühen Blogplattformen. Der Basisaccount war und ist kostenlos. Für Spielereien wie zusätzliche Usericons (Avatare) muss man bezahlen.

Im Mai 2014 möchte ich für meinen Bruder etwas über Paypal bezahlen. Ich logge mich ein und stutze, weil die Mailadresse sich falsch anfühlt. Ich nutze diese Adresse erst seit 2007, den Paypal-Account aber schon länger. Dunkel erinnere ich mich, während meiner Werkstudentenzeit mal eine andere Adresse hinzugefügt zu haben. Vielleicht war es die hier. Mit der aktuellen Adresse geht es jedenfalls. Paypal begrüßt mich – mit meinem aktuellen Namen. Ich bin kurz verwirrt, zucke dann mit den Schultern und freue mich. Neben meiner neuen Kreditkarte hinterlege ich auch meine Bankdaten. Paypal hat doch neulich die AGB geändert, vielleicht haben sie dabei auch mal ein paar alte Änderungen durchgezogen.

Ein paar Tage später beschließe ich, die Geschichte fürs Techniktagebuch aufzuschreiben. Ich suche die alten Mails heraus und stolpere darüber, dass mindestens die letze Infomail an zwei verschiedene Mailadressen ging. Meine aktuelle Universaladresse und meine allererste, die ich weiterhin für alte Accounts und anderen Kram nutze. Ich beschließe, dem auf den Grund zu gehen und melde mich mit der alten an. Siehe da, ich werde mit meinem Mädchennamen begrüßt. Anscheinend hatte ich Anfang 2013 keine Lust mehr auf die Nerverei und habe mir einen neuen Account angelegt. Das habe ich sofort danach wieder vergessen und bis heute nach Zufallsprinzip jeweils einen Account verwendet.

Ich frage mich, wie viele Identitäten ich wohl noch verdrängt habe.

Stefanie Otersen

Sommer 2014

Der lange Weg zur Mailverschlüsselung und -signatur bei Behörden (Schritt 0,5)

Bei D64 haben wir ein Fass aufgemacht und wollten die Verschlüsselung von Mails mal wieder zum Standard machen. Ich grub meinen alten Schlüssel aus, generierte einen längeren und zeitgemäßeren und bloggte über asymmetrische Schlüsselverfahren.

Mit diesen Verfahren kann man auch Mails signieren und damit als Empfänger sicherstellen, dass der signierte Text identisch ist mit dem, den der Absender verschickt hat. Dazu werden einige Zeichenketten vorne und hinten angehängt: Vorne ein Hinweis auf den Beginn einer signierten Mail, und hinten dann ein kryptischer Code, durch den Software prüfen kann, dass im signierten Teil der Mail nicht einmal ein Komma verändert wurde.

Der Code sieht beispielsweise so aus:

—BEGIN PGP SIGNATURE—

Version: GnuPG v1

iQEcBAEBAgAGBQJUxl19AAoJEA7ZYNZlQgytdMAIANQYylfw+jeSROty2BI4iUhNQX2

=hr8e

—END PGP SIGNATURE—

Kurz darauf schrieb ich eine Mail an die Stadtverwaltung und wartete auf Antwort. Natürlich signierte ich die Mail, aus Prinzip, nicht weil ich hoffte, dass bei der Stadtverwaltung die Möglichkeiten bestünden, die Signatur zu prüfen. Fragte per Mail nach. Nach drei oder vier Mails rief ich an.

“Ach, das waren Ihre Mails mit dem komischen Virus hinten dran? Die sollte ich löschen, hat unser IT-Koordinator gesagt.”

Volker König

Mitte Mai 2014

Eingekeilt zwischen den schottischen Strommächten, Teil V

Was bisher geschah: Teil I, Teil II, Teil III, Teil IV.

Scottish Power teilt mir in einem Schreiben mit, dass ich ihnen sechzehn Pfund schulde und dringend bezahlen muss, sonst. Seltsamerweise ging das Schreiben an meine alte Adresse. Dabei haben sie nicht eine, sondern zwei Einzugsermächtigungen von mir. Aber eben drei Geschäftsvorgänge, Abmeldung im neuen Haus, Anmeldung im neuen Haus, sowie weiterhin Strom in der alten Wohnung im Nachbardorf.

Ich vermute zunächst, die Zahlungsaufforderung bezieht sich auf den winzigen Zeitraum im März, in dem ich noch nicht bei Hydro war. Aber mein Onlinekonto bei Scottish Power zeigt zwei Accounts, die beide auf die alte Adresse registriert sind, und exakt identisch aussehen. Beide sagen, dass ich im April sechzehn Pfund bezahlt habe und dass ich im April sechzehn Pfund nicht bezahlt habe. Was das nun wieder soll.

Aleks Scholz

Mai 2014

Wie einen die Arbeitsagentur effektiv daran hindert, sich in sein Jobbörsenkonto einzuloggen

Ich muss mich arbeitssuchend melden. Das kann man total gut online erledigen, man muss ein Kundenkonto anlegen, darf sich Usernamen und Passwort aussuchen und schon hat man ein Kundenkonto, wo man alle seine Daten eintragen kann und sich in der JOBBÖRSE der Arbeitsagentur ausgeschriebene Stellen angucken darf.

Ein paar Tage später stelle ich mich persönlich vor. Dazu geht man an einen Schalter, gibt seinen Personalausweis dem Menschen hinter dem Schalter und erklärt kurz die Sachlage, woraufhin die irgendwas machen und einen mit einem ausgedruckten Zettel ins Berufsinformationszentrum schicken.

Im Berufsinformationszentrum wird man gebeten, erstmal die ganzen Daten anzulegen. Ich weise daraufhin, dass ich das ja schon angefangen hätte und es auch einfacher wäre, wenn ich Internet hätte, weil ich dann einfach den Lebenslauf von Monster.de rüberkopieren könnte. Es gibt aber kein Internet im BIZ, jedenfalls nicht für Arbeitssuchende. Muss ich das eben so aus dem Kopf machen. Also melde ich mich an, es geht aber nicht.

Offensichtlich hat der Mensch am Schalter irgendwas gemacht, was bewirkt hat, dass mein Konto erneut freigeschaltet wurde und dafür gleich ein neues kryptisches Passwort angelegt. Das neue kryptische Passwort steht auf einem der Zettel, damit melde ich mich jetzt an und möchte das Passwort wieder in mein altes ändern. Das geht aber nicht, weil man das Passwort nicht zu etwas ändern darf, das einem der letzten drei Passwörter entspricht. Ich denke mir also ein neues aus und trage dann die Daten soweit ein.

Ein paar Tage später bekomme ich einen Vermittlungsvorschlag vom Arbeitsamt. Vermittlungsvorschläge kriegt man per Mail und per Post. In der Mail steht aber nur drin, dass man einen neuen Vorschlag bekommen hat, man muss sich dafür dann einloggen und nachgucken, was es denn sein

könnte. In der Post ist der gleiche Vermittlungsvorschlag dann ausgedruckt, zwei Seiten mit der Stellenbeschreibung und eine Seite Vordruck, auf der man eintragen soll/kann/muss, ob und wann man sich beworben hat bzw. warum nicht. Diesen Vordruck kann man dann per Post oder per Fax zurücksenden.

Ich möchte mich gerne einloggen, um zu gucken, ob man vielleicht auch irgendwie online sagen kann, dass man sich nicht auf Stellen bewerben möchte, die vom Profil her so überhaupt gar nicht passen, allerdings kann ich mich wieder nicht einloggen.

Mir schwant etwas und ich krame ein anderes Schreiben von der Arbeitsagentur heraus, das in der Post war. Da steht tatsächlich, dass ich mich jetzt endlich auch bei der JOBBÖRSE anmelden könnte, das Passwort würde mir in einem separaten Schreiben mitgeteilt. Das separate Schreiben habe ich aber noch nicht, ich kann mich also schon wieder nicht einloggen.

Dann bin ich ganz dumm und denke, ich könnte die Arbeitsagentur austricksen. Ich gehe auf die Webseite und behaupte, ich hätte mein Passwort vergessen in der vollkommen irrigen Annahme, das würde dann so funktionieren wie bei anderen Onlinediensten auch, wo man an seine Mailadresse einen Link bekommt und dann sein Passwort ändern kann.

Das ist natürlich Unfug. Wenn man sagt, man habe sein Passwort vergessen, bekommt man eine Nachricht angezeigt, in der steht, dass einem das neue Passwort per Post zugeschickt wird.

Irgendwann bekomme ich einen Brief von der Arbeitsagentur mit meinem Passwort. Ich ignoriere den Brief geflissentlich, denn das Passwort ist ja jetzt sowieso ungültig. Ein paar Tage später bekomme ich dann den Brief mit dem aktuellen Passwort, damit kann ich mich jetzt einloggen und dann immerhin das Passwort wieder in das ändern, was ich ursprünglich ganz am Anfang der Geschichte haben wollte, denn zwischendurch wurde das Passwort so oft geändert, dass es schon nicht mehr zu den letzten drei Passwörtern gehört.

Alina Smithee

15.5.2014

Ich sende mir eine Mail und bekomme eine Mail

Ich sitze in einem Wartezimmer und vertreibe mir meine Zeit mit dem Rückwärtslesen des Technik-Tagebuch-Redaktions-Chats. Irgendwo stoße ich auf einen Link, der interessant klingt, ich klicke (tippe) ihn an.
Der Dienst (es handelt sich um greptweet.com) sieht sinnvoll aus, also will ich mir die Adresse merken. Der Browser im Facebook-Messenger auf dem iPhone kann leider nicht viel – aber hinter dem Sharing-Button verbirgt sich immerhin die Möglichkeit, die Seite im Safari zu öffnen. Ich öffne also die gleiche Seite noch einmal im nächsten Browser, um dort wieder den Sharing-Button zu tippen – dort kann ich mir den Link nämlich per eMail senden.

Zwanzig Sekunden später erschrecke ich mich, als eine eMail ankommt, denn schließlich bin ich unterwegs und will gerade keine Mails. Und habe natürlich längst vergessen, dass ich selbst der Absender bin.

Christian Fischer

16.5.2014

Ich bestelle aus Versehen etwas über die Kreditkarte anderer Leute, aber die Bank passt auf!

P. bekommt eine SMS von seiner Bank, weil eine seltsame Buchung auf seiner Kreditkarte sei und er das doch bitte mal prüfen sollte. Er muss also irgendwo anrufen, kommt erst mal nicht durch, beim zweiten Mal dann aber doch. Dann diskutiert er erst mal relativ lange mit der Frau am anderen Ende der Leitung. Tatsächlich kann er sich nicht daran erinnern, in der letzten Zeit bestellt zu haben.

Ich sitze daneben und mache Zeug. Zwischendurch schnappe ich die Informationsfetzen “135 Euro” und “PayPal” auf und ein paar Rädchen beginnen sich zu drehen.

Ich logge mich auf meinem PayPal-Account ein und gucke die Buchungen nach.

„Hm“, sage ich. „Warte mal kurz.“

P. hält kurz inne.

„Ich glaub, das war ich“, sage ich. „135,12 Euro?“

„Ja“, sagt P. und sagt der Frau, dass es sich wohl jetzt erledigt hätte.

Da ich üblicherweise nicht mit der Kreditkarte anderer Leute bestelle, versuche ich im Nachgang herauszufinden, wie es sein konnte, dass ich nicht über meine Kreditkarte bestellt hatte. Natürlich ist meine mangelnde Bereitschaft, mich mit meinem PayPal-Konto mehr als unbedingt nötig auseinanderzusetzen, schuld.

Es ist nämlich so, dass im PayPal-Konto zwei Kreditkarten hinterlegt sind. Meine, die aber schon seit anderhalb Jahren abgelaufen ist und die von P. Die ist hinterlegt (das kann ich immerhin auch nachvollziehen), weil ich mal über mein PayPal-Konto etwas für ihn bestellt habe. Das wiederum passierte, weil er sich noch mehr als ich weigert, irgendwas mit PayPal zu tun zu haben.

Wenn eine Kreditkarte abgelaufen ist, nimmt PayPal anscheinend einfach die, die noch gültig ist.

Ich entferne direkt die Kreditkarte von P. aus meinem Konto, aktualisiere die Daten für meine und aktualisiere im gleichen Zug auch noch Adresse und Mobilnummer.

Aber immerhin war die Bank sehr aufmerksam und hat sofort Alarm geschlagen, als ihr irgendwas komisch vorkam. Auch wenn es gar nicht komisch war. Trotzdem gut zu wissen.

(Bei der Bestellung handelte es sich übrigens um den Crowdfunding-Beitrag für das Qleek-Gerät. Ich berichtete hier.)

Anne Schüßler

16.5.2014

Früher brauchten wir bei Reparaturen oft einen Spiegel, heute ist das Smartphone Gehilfe

Ungefähr jedes Mal, wenn man etwas repariert oder umbaut, muss man an unzugänglichen Stellen etwas machen. Als neulich eine Scheinwerferbirne meines Autos durchgebrannt war, war diese unzugängliche Stelle die Fassung der H4-Birne.

Sie liegt verdeckt unter einem Blech, und ich kriege da den Kopf unmöglich hin.

Früher hätte ich einen Spiegel hingehalten, gegebenenfalls mit einer Taschenlampe geleuchtet und spätestens dann keine Hand mehr frei gehabt, um das zu tun, was ich da tun musste. Ich brauchte also Hilfe, die Spiegel und Lampe hält.

Diesmal habe ich mit dem Smartphone ein Foto gemacht und konnte die Drahtfeder, mit der die Birne gehalten wird, fast ohne Probleme lösen und nach Konsultation eines Schrauberforums auch wieder verriegeln.

Eben schloss ich eine Wii-Spielekonsole per Component-Kabel an den Fernseher an. Der Component-Anschluss ist auf der Rückseite, der Fernseher, ein Flatscreen, aber ordnungsgemäß an der Wand verschraubt.

Wieder wollte ich gerade jemanden zum Spiegelhalten zwangsverpflichten, bis mir das Smartphone einfiel.

Auf dem Foto sind alle fünf Buchsen gut erkennbar, und ich konnte alles problemlos anschließen.

Volker König

17.5.2014

Serienuntertitel auf dem Handy lesen

Ich brauche bei englischen Filmen und vor allem Serien manchmal englische Untertitel, wenn der Ton schlecht ist, viel Slang geredet wird oder es fürs Verständnis auf jede Sekunde ankommt. Untertitel für Hörgeschädigte mag ich besonders, weil ich Schauspieler nur schwer unterscheiden kann und in der Hörgeschädigtenversion immer dabeisteht, wer gerade spricht. Deutsche

Untertitel kann ich berufsbedingt schwer ertragen, weil ich früher selbst mal welche angefertigt habe und seitdem reflexhaft immer „Das Wort gehört auf die nächste Zeile!“ oder „Wer übersetzt diese Untertitel, tausend Schimpansen an tausend Schreibmaschinen?“ denken muss.

Wegen meines Versuchs, für Filme zu bezahlen, habe ich in den letzten Jahren häufiger Untertiteldateien zu den Filmen heruntergeladen und parallel zum Film in der Textdatei gelesen. Diese Dateien werden von Freiwilligen aus den Filmen extrahiert oder selbst angefertigt. Eigentlich kann man sie mit einem vernünftigen Viewer wie VLC mit dem Film verbinden, dann werden die Untertitel im Bild eingeblendet. Das geht aber nur mit Filmen aus zweifelhafter Quelle. Wenn man legal guckt, ist man auf die von den Anbietern mitgelieferten Untertitel angewiesen, und oft gibt es eben keine. Dann hilft nur, den Film auf meinem 11-Zoll-Display noch etwas kleiner zu machen als sowieso schon, und nebenher die Textdatei mitzulesen.

Heute bin ich bei einem Freund, dessen Unbefangenheit in Herunterladefragen es auch mir ermöglicht, die Serien zu sehen, die auf legalem Weg unzugänglich sind. Technisch gesehen könnte man also Untertitel einblenden. Er hat sie aber nicht heruntergeladen, und wir haben keine Lust auf die mehrminütige Filmunterbrechung und Bastelei, die die nachträgliche Einrichtung mit sich brächte.

Ich suche eine Weile, bis ich eine auch auf dem Handy brauchbare Untertiteldatei finde. Das ist schwieriger als gedacht, unter anderem, weil mein Handy nicht davon abzubringen ist, .zip-Dateien mit der Geocaching-App zu öffnen. Auch sind Untertitel-Herunterladeseiten generell eher zwielichtiger Natur und versuchen gern irgendwas Unerwünschtes zu installieren. Mein Rechner ist dagegen einigermaßen abgesichert, beim Handy habe ich aber bisher nicht rausgefunden, ob und wie man da dem Browser etwas mehr Sicherheitsbewusstsein beibringen könnte. Schließlich finde ich einen An-

bieter, der den Untertiteltext als relativ normale HTML-Seite anzeigt. Zwei Folgen „True Detective“ lang lese ich schwierige Stellen am Handy nach und teile meine Erkenntnisse dem Freund mit.

Kathrin Passig

17.5.2014

Ich finde einen Ordner voll fossiler Grafikdateien auf meiner aktuellen Festplatte

EBEQUA.PCX vom 5.9.1993 (unter Windows durften Dateinamen nicht mehr als 8 Buchstaben haben).

Auf der Suche nach Illustrationen für einen Techniktagebuchbeitrag finde ich in den Tiefen meiner (aktuellen! eingebauten!) Festplatte die Bilder, die ich in den frühen 90er Jahren mit meinem Handscanner eingescannt oder in CorelDraw erzeugt habe.

Sie sind nicht nur erhalten, sie tragen auch noch die Originaldaten, was ungewöhnlich ist: Die meisten meiner alten Dateien sind angeblich an dem Tag entstanden, an dem ich sie zuletzt umkopiert habe. Anhand dieser Erstellungsdaten kann ich die Anschaffung meines Handscanners präzise datieren.

Die ältesten Dateien stammen aus dem April 1992. Zweiundzwanzig Jahre alte Dateien, das ist älter als mancher Techniktagebuchautor, und dafür, dass ich erst seit 2009 vernünftige Backups habe, ist das gar nicht so schlecht.

Die gescannten Bilder im TIFF- und BMP-Format sind ohne weiteres lesbar. WMF (Windows Metafile) und PCX (Picture Exchange) funktionieren noch so einigermaßen mit meinem derzeitigen Grafikprogramm GraphicConverter, auch wenn ich den Verdacht habe, dass diese Bilder früher einmal farbig gewesen sein könnten. Die CDR-Dateien sind in einem noch etwas schlechteren Zustand, denn CorelDraw gibt es nicht mehr und die Gratissoftware „CDR Viewer“ kann nur eine ungefähre Annäherung an das Originalbild anzeigen. GEM lässt sich nicht nur nicht mehr öffnen, ich finde nicht einmal mehr heraus, was das einmal gewesen sein mag.

Der Ordner, in dem die Bilder liegen, heißt "Documents/Seelgeraeth (ca. 2002 bis 2008)/Texte, eigene/bis 2000/Schund vom alten Rechner/PIC/WINDOWS/Desktop vom anderen Computer/PIC".

Relevant xkcd (danke an Andreas Hartl / @_nd_ für den Hinweis).

Kathrin Passig

18.05.2014

Hüpfen macht hell

Wir haben uns gegen hohen Stromverbrauch und für viel Licht entschieden, was nur geht, wenn man LED Lampen benutzt und sie am besten noch mit Sensoren betreibt. Wir haben in Fluren und Gängen externe Bewegungsmel-

der verbaut, in der Küche hingegen eine Lampe mit integriertem Sensor wegen der Lage der Lampe. In der Küche bewegt man sich ja ohnehin, da ist es plausibler, einen Sensor zu benutzen als beispielsweise auf der Toilette.

Den Sensor wiederum kann ich einstellen, es stehen Helligkeit, Dauer und Radius zur Verfügung. Ich schraube die Lampe an und stelle irgendwas ein. Es handelt sich, wie gesagt, um die Küche. Im Erdgeschoss.

In den ersten Tagen geht das Licht genau in dem Moment aus, als ich gefährliche Kochdinge tue – z. B. nachsalzen will.

In den zweiten Tagen geht das Licht immer an, wenn unsere Nachbarn draußen vorbeilaufen. Da wir viele Nachbarn haben, ist der Stromspareffekt gleich Null – das Licht brennt immer.

In den dritten Tagen experimentieren wir. Und finden eine Einstellung, die alle glücklich macht. Mich, den Stromzähler, und die Einbrecher womöglich auch, die nicht mehr so unerwartet erschreckt werden, wenn sie über unseren Hof schleichen.

Nur das jüngste Kind klagt ein wenig. Denn es muss, damit es in der Küche hell wird wenn es hineingeht, einen nicht unerheblichen Hüpfer machen. Aber es wächst ja, denken wir, und investieren das gesparte Stromgeld in einen neuen Grill. Der mit Gas betrieben wird.

Pia Ziefle

18.5.2014

Mein Bruder liest an einem Airwick ab, wann die Nachbarn die Heizung einschalten

Ich frage meinen Bruder, was das für ein selbstgebasteltes Ding da an seiner Balkontür ist. Er öffnet die Tür und zeigt mir, dass es draußen noch eine weitere Komponente gibt, ein weißes Plastikteil.

„Damit will ich den Gestank von der Raffinerie messen. Das weiße Plastikteil war mal ein Airwick. So ein Ding, das auf Klos irgendeinen Duft versprüht, und zwar sprüht das nicht einfach so, sondern da ist ein Sensor drin.“

„Ein Furzsensor?“

„Genau. Ich hab in der c’t gelesen, dass es den VOC-Sensor gibt, also einen Sensor für flüchtige Kohlenwasserstoffe. Bei Conrad war er zwar als USB-Stick theoretisch erhältlich, aber ausverkauft. Dann hab ich geschaut, wo der USB-Stick herkommt und festgestellt, dass es den international auch von anderen Anbietern gibt, die ihn auch alle nicht haben. Das heißt, als der einmal ausverkauft war, hat ihn keiner mehr gebaut. Der Sensor, der da drinsteckt, ist von einer schwäbischen Firma, von Applied Sensor. Dann hab ich länger danach gegoogelt, wo der sonst noch drinsteckt, und festgestellt, dass der in diesen Raumbeduftern von Airwick drin ist. Ich hab so ein Ding bestellt, das kostet nur fünf Euro, weil das ja über die Duftpatronen finanziert wird.

Dann hab ich es zerlegt, drin ist tatsächlich derselbe Sensor, hat vier Leitungen, genau dieselben technischen Daten. Dann hab ich diesen Sensor an die Heizungsanlage angeschlossen . . . “

„Moment, wieso an die Heizungsanlage?“

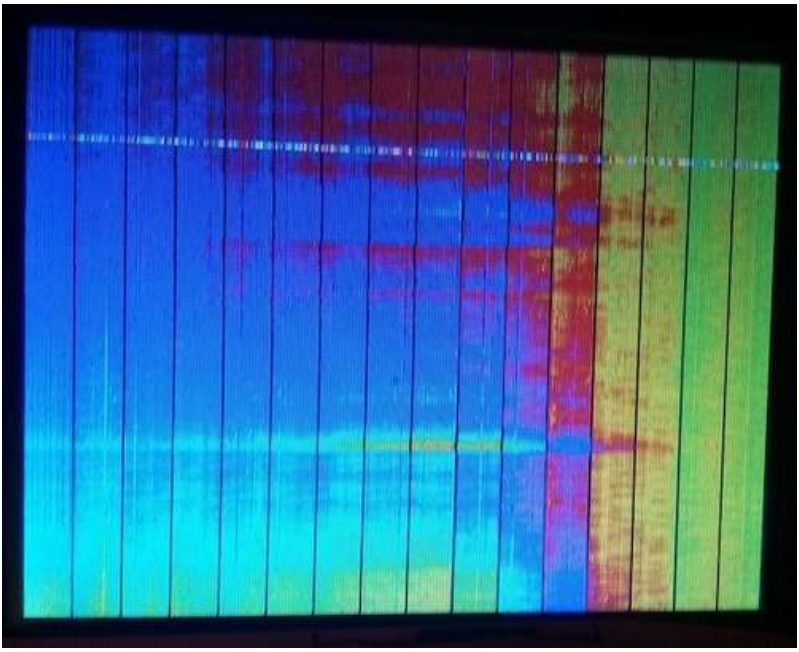
„Ich muss ja über die Zeit sehen, ob der Gestankspegel steigt oder sinkt, wenn’s grade wieder nach Raffinerie stinkt, und der naheliegende Weg war, das mit der Heizungsanlage zu machen, weil die sowieso 24 Stunden lang Temperaturwerte mitloggt und ich die übers Web-Interface auslesen kann.“

Die Heizungsanlage hat er im letzten Jahr selbst gebaut, nach diesem Vorbild aus dem Spiel "“Machinarium"”.

Und wenn ich selbst gebaut sage, meine ich selbst gebaut.

„Also hat die Heizungsanlage einen VOC-Pegel bekommen, den ich dann zusammen mit den Temperaturen von der Solaranlage und so auslesen kann. Ich hab der Heizungsanlage beigebracht, die verschiedenen Temperaturen zu steuern, – in dem Sensor steckt ein kleiner Heizdraht drin, den muss man mit verschiedenen Temperaturen ansteuern –, dann war aber Schluss. Die Heizungsanlage kann nicht genug. Jetzt hab ich ein ARM-Board genommen, das ist so ein Board, das wir nächstes Jahr an der Uni fürs Praktikum nehmen werden. Ein ARM-Board mit einem Display, und ich hab mir gedacht, wenn ich auf dem Display die aktuelle Sensortemperatur als Position darstelle, die Zeit als Position und die Farbe als Gestanksniveau, dann müsste man

eigentlich als Heatmap über die Zeit dargestellt bekommen, wann welcher Gestankspegel herrscht und bei welcher Heizdrahttemperatur er besonders stark verändert ist.“



„Auf dem Display sieht man jetzt in horizontaler Richtung den Heiztemperaturwert. Dieser Sensor ist innen beheizt, der hat einen Heizdraht drinnen, der oxidiert die unterschiedlichen Kohlenwasserstoffe bei unterschiedlichen Temperaturen. Das heißt, ich fahr jetzt ganz langsam die Temperatur immer höher und mess währenddessen, wie viele Kohlenwasserstoffe ich verbrennen kann da drin. Da müssten sich eigentlich verschiedene Kohlenwasserstoffe bei verschiedenen Temperaturniveaus melden. Auf dem Display ist jetzt nach unten die Zeit angetragen, nach links die Temperatur. Ganz rechts ist der Heizdraht noch zu kalt, da reagiert er überhaupt nicht, und ab einem

bestimmten Heizstrom fängt er an zu reagieren. Das hier sind im Zeitverlauf größtenteils Heizungsabgase von den Nachbarn, da sieht man, wann die Nachbarn die Heizung anwerfen.“

„An was siehst du das?“

„Man sieht immer um fünf Uhr morgens einen Peak und um sechs Uhr morgens einen Peak, weil die Heizungen so programmiert sind, dass sie dann aus der Nachtabsenkung kommen. Wenn die Heizungen hochlaufen, dann verbrennen die ein bisschen unvollständig am Anfang, und das kann man messen.“

„Und was ist jetzt mit der Raffinerie?“

„Von der hab ich noch gar keine Daten. Seit dieses Gerät läuft, hatten wir nur Nordwind, Ostwind oder Westwind, aber nie Südwind, und die Raffinerie ist im Süden.“

„Haben deine Kinder schon entdeckt, dass man sich vor das Gerät setzen und furzen könnte?“

„Haben sie noch nicht.“

Kathrin Passig

18.5.2014

Breaking Bad & Breakfast – ein First world problem der Spitzenklasse

Beim Frühstücken schaue ich mir gerne amerikanische Serien an. Wenn ich Müsli oder FinnCrisp esse, was ich alle zwei-drei Tage tue, greife ich auf Serien zurück, die ich grundsätzlich mit Untertiteln schaue, weil ich wegen der Knuspergeräusche in meinem Kopf den Serienton nicht verstehe.

Zur Zeit sind Knusperfrühstücke allerdings problematisch, weil keine Serien laufen, die ich grundsätzlich mit Untertiteln schaue: „Community“, „Parks and Recreation“, „True Detective“ und „How I Met Your Mother“ sind abgeschlossen oder in der Sommerpause. Nun könnte man den berechtigten Ein-

wand erheben: „Na und? Dann kuck halt das, was du sonst schaust, *auch* mit Untertiteln an!“, worauf ich erwidere: „Was das immer für ein Aufwand ist!“ Alternativlösung 1: auf Müsli und FinnCrisp verzichten. Undenkbar! Alternativlösung 2: vor Livepublikum aufgezeichnete Comedyshows gucken und immer nur kauen, wenn gerade gelacht wird. Ja, das geht.

Torsten Gaitzsch

18.5.2014

Ich gerate in eine Notlage und muss auf meiner Festplatte nach Musik suchen

Ich sitze im Zug am Vierertisch mit einem etwa elfjährigen Mädchen von großer Geschwätzigkeit. Das wäre nicht schlimm, Kinder sind ja ohne weiteres in der Lage, Interessantes zu sagen, leider spricht sie aber nur alles laut aus, was in ihrem Kopf vorgeht, hauptsächlich sind das mechanische Reaktionen auf das Geschehen in Donald-Duck-Heften, die sie auf einem Tablet liest: „Oder kenn ich das doch schon? Das kommt mir so bekannt vor!“

Nach ein, zwei Stunden bin ich zermürbt und muss die Kopfhörer herausholen. Um das Kind ganz zu übertönen, bräuchte ich aber Musik, und ich habe keine Musik mehr auf dem Rechner, ich streame sie bei Bedarf irgendwoher, was ohne Internet nicht geht. Zugfahren ist eine Ausnahmesituation wie Stromausfall geworden.

Der einzige Track, den ich finde, ist „Öffentlicher Nahverkehr“ von „Dr. Döblingers geschmackvolles Kasperltheater“ (aus der Folge „Kasperl und das Kugeleis“). Kein schlechtes Musikstück, man kann es ohne weiteres von Nürnberg bis Ingolstadt auf Endlos-Repeat hören: „Schön sind alle Ar-ten öffentlicher Fahr-ten“. Allerdings wird man gerade von Dr. Döblingers geschmackvollem Kasperltheater regelmäßig ermahnt, die CDs zu kaufen und

nicht einfach von seiner kinderhabenden Verwandtschaft zu kopieren: „Support your local Kasperl und mach keine Kopie!“. Ich habe Dr. Döblinger jetzt doch mal Geld überwiesen.

Kathrin Passig

Seit mindestens 2003

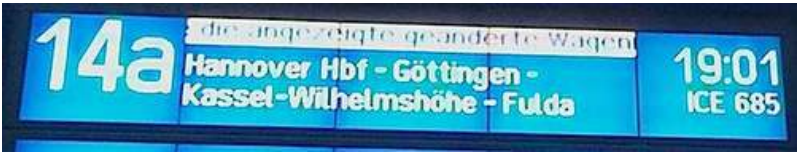
Umgekehrte Wagenreihung und umgekehrte umgekehrte Wagenreihung

Die Bahn würde wahrscheinlich Aufwand sparen, wenn es statt “*verkehrt heute in umgekehrter Wagenreihung*„ nur im umgekehrten Fall eine Durchsage gäbe: “*verkehrt heute ausnahmsweise in der vorgesehenen Wagenreihung*”. Gefühlt verkehren jedenfalls ungefähr 90% aller Fernverkehrszüge in umgekehrter Wagenreihung.

Jedesmal, wenn diese Durchsage kommt, stehe ich vor derselben Frage: Zeigt das Zugschema auf dem Display über dem Gleis die nicht mehr gültige Originalwagenreihung oder die bereits korrigierte, umgekehrte? Ist es ein rein automatisches, mit jedem Fahrplanwechsel fest verlötetes Display oder eines, das tatsächlich die aktuelle Situation anzeigt? Man könnte es durch einen Vergleich mit der ausgehängten Papierversion herausfinden, und ich habe das vermutlich auch schon getan, das Ergebnis aber wieder vergessen.

Meine Theorie, welche der beiden Deutungen zutrifft, ist jedenfalls falsch, denn ich stehe immer am falschen Ende. Beim nächsten Mal versuche ich mich dann zu erinnern, welcher Theorie ich beim letzten Mal gefolgt bin, um es diesmal anders zu machen, und stehe wieder am falschen Ende. Vielleicht bedeutet “umgekehrte Wagenreihung” einfach “die Wagenreihung, die Sie nicht erwarten, ganz gleich, welche Theorie Sie zugrundelegen”.

Update: @dingens hat es bei Twitter schon angekündigt, und am 28.5.2014 habe ich die Weltverbesserung auch mit eigenen Augen gesehen: „Bitte beachten Sie die angezeigte geänderte Wagenreihung“.



Kathrin Passig

19.5.2014

Ein Lob auf die Fortschritte der Sensorik

Fieberthermometer waren früher eher lästig. Ich kannte als Kind drei Methoden, um Fieber gemessen zu bekommen: Erstens in der Achsel, aber das galt als unsicher, denn Kinder zappeln ja immer, heißt es und aus irgendeinem Grund sollte man dabei absolut stillhalten, zehn Minuten lang. Zweitens im Mund, aber das galt als gefährlich, konnte man die Glasthermometer doch versehentlich zerbeißen und in ihnen war giftiges Quecksilber. Im Mund wollte ich auch nie so richtig, denn es gab noch Drittens. Im Hintern. Das konnte schmerzhaft sein, war vor allem aber entwürdigend. Ich war als Kind mal im Krankenhaus, da lagen dann morgens alle im Vierbettzimmer auf dem Bauch und aus den nackten Hintern ragten die Thermometer. Daher hier ein Lob auf die Fortschritte der Sensorik. Wir haben ein Ohrthermometer für die Kinder. Das misst per Infrarot. Kurz reinhalten, nach Sekunden piept es, fertig. Und das geht sogar noch besser: Mein Kind war gerade im Krankenhaus. Dort maßen sie berührungslos. Ein Infrarotsensor tastet die Stirn, ein zweiter misst die Umgebungstemperatur, die so als Einfluss herausgerechnet werden kann. Kind war beeindruckt. Zu Hause kramte es ein

altes Quecksilberthermometer aus dem Schrank. Kind wollte Krankenhaus spielen, ging aber nicht, weil die Quecksilbersäule seit vielen Jahren bei 39 Grad Celsius stand. Ich fand das Thermometer später im Kühlschrank, die Nachfrage ergab die logische Antwort, die Temperatursäule solle doch sinken. Das Kind kannte die Kulturtechnik “runterschütteln” nicht mehr, den einzigen Weg, das Quecksilber zu senken.

Kai Biermann

20.5.2014

Fernseher, kaum guckt man mal 20 Jahre nicht hin, und schon tun sich die seltsamsten Dinge

„Wir haben jetzt endlich auch mal einen Fernseher! Er hat eine Fußballtaste!“, sagt mein Bruder. „Wir wissen noch nicht, wozu sie gut ist, aber er hat eine Fußballtaste!“, sagt seine Frau.

Ich habe auch noch nie von so was gehört und lasse mir den Fernseher zeigen. Er hat nicht nur eine Fußballtaste auf der Fernbedienung, es ist überhaupt ein Fernseher aus einem Paralleluniversum.

Die Fußballtaste ist noch die uninteressanteste seiner 237 Funktionen, sie macht einfach nur das Bild greller und den Zuschauerjubel lauter. Aber der Fernseher hat Apps und kann vermutlich auch irgendwas mit NFC, jedenfalls kann man das Handy mit dem Fernseher verdingsen, man kann Twitter- und Facebookkommentare zu den Filmen zuschalten, Freunde irgendwie zum Zuschauen einladen, chatten, skypen, Smartphone oder Tablet als Fernbedienung verwenden, und wenn das alles im Menü erklärt ist, kommt überhaupt erst der Button „Nützliche Funktionen“.

„Wann ist das denn alles passiert?“ frage ich meinen Bruder, und er sagt: „Keine Ahnung, gerade eben?“

Kathrin Passig

20.5.2014

Röhrenbild im Park-Hotel

Im Park-Hotel Leipzig hat im Frühstücksraum jeder Tisch einen in die Wand eingelassenen Röhrenbildschirm, auf dem der ARD-Videotext mit internationalen Wetterangaben läuft. Der schwarze Bildschirm mit der bunten Schreibmaschinenschrift hat immer noch etwas Retro-Futuristisches für mich. Man bekommt aber keine Fernbedienung, um im Videotext zu surfen, sondern muß auf das automatische Umblättern der Seiten warten, wie damals in den 80ern, als nachmittags im Fernsehen testweise Videotexttafeln gezeigt wurden, mit dem Hinweis, daß Videotext „nur mit eingebautem Decoder“ zu empfangen sei. Da half auch kein Blick auf die Rückseite des Fernsehers, unter keinem der vielen Knöpfe stand „Decoder“, es war einfach keiner eingebaut. Und so wartete man eine halbe Stunde, bis die Tafel, die einen interessierte, wieder erschien, um sie schnell zu überfliegen. Damals hatte man aber auch noch Zeit und Muße für so etwas, ein Luxus, den man heute höchstens noch in teuren Hotels genießt.

Jochen Schmidt

20.5.2014

Abschied von einem nutzlosen Moskitovergrämungsgerät

Seit Jahren bin ich im Besitz eines kleinen Gerätes, welches, in eine Steckdose gesteckt, einen hochfrequenten Piepton ausstößt, der angeblich Stechmücken vertreibt. Benutzt habe ich diesen „Mosquito Repeller“ noch nie, denn das erzeugte Piepsen ist auch für Menschen deutlich hörbar und äu-

ßerst unangenehm. Auch soll seine Wirkung auf Moskitos praktisch nicht vorhanden sein, glaubt man diversen Testberichten. Jetzt fliegt das Gerät in den Müll.

Torsten Gaitzsch

20.5.2014

Bei web.de ist kein Platz für Bilder

Gestern schickte ich einer Freundin eine Mail, daran angehängt drei Fotos von ihrer Tochter – die Tochter hatte das Wochenende bei uns verbracht.

Heute kam die Antwort. Sie freut sich über die Bilder, nur soll ich bitte keine Bilder mehr an ihren web.de Account schicken, weil sie da nur sehr, sehr wenig Speicherplatz hat.

Ich bin in drei Richtungen verwundert. Erstens hatte keins der Fotos mehr als 2 MB. Zweitens dachte ich, Speicherplatz sei schon seit einigen Jahren sowieso überhaupt kein Thema mehr. Und drittens, warum wechselt sie nicht den Mailanbieter?

Nächstes Mal machen wir das dann per Dropbox.

Novemberregen

21.5.2014

Ich entdecke den ersten Nachteil des Handytickets und komme reumütig bei Touch&Travel angekrochen

Ich springe in einen abfahrbereiten Zug und entdecke den ersten Nachteil des Handytickets: Man kann es 30 Sekunden vor Abfahrt des Zuges gar nicht buchen. ("Ein Online-Ticket können Sie bis 3 Minuten, ein Handy-Ticket bis 10 Minuten vor Abfahrt des Zuges buchen."[1]) Vorher konnte ich es aber auch nicht buchen, weil ich nicht wusste, ob ich den Zug noch kriege. Eigentlich wollte ich mich ja von Touch&Travel lossagen, aber jetzt öffne ich willig die

1. Dieser Unterschied zwischen "Online-Ticket" und "Handy-Ticket" macht mich fertig, und zwar umso fertiger, als man am Handy zum Buchen eines Handy-Tickets den Button "Online-Ticket" drücken muss.

App und checke mich via Touch&Travel in den Zug ein. Das geht nämlich auch während der Fahrt (de facto aber dann doch nur in Bahnhofsnähe, weil man halt Internet braucht).

Es muss irgendeinen Unterschied in den Betrugsmöglichkeiten durch verspäteten Ticketkauf bei den beiden Diensten geben. Aber welchen? Touch&Travel erfasst den Aufenthaltsort angeblich ja nur, während man es nutzt, dürfte also eigentlich auch nicht wissen, ob ich vor der Anmeldung schon lange im Zug gesessen habe.

Update Juni 2014: Aus dem Techniktagebuch-Chat lerne ich, dass das Handyticket nicht zuggebunden ist und man, wenn man spät dran ist, deshalb einfach eines für den nächsten Zug lösen kann.

Kathrin Passig

21.5.2014

Der Beginn eines neuen, wunderbaren Lebens ohne Mailboxnachrichten

Beim Umsteigen in Göttingen habe ich ein paar Minuten lang Handyempfang, und in dieser Zeit gelingt es mir, etwas zu erledigen, was ich mir seit Jahren vorgenommen habe: Ich ergoogle eine Anleitung, wie man bei Aldi-Talk seine Mailbox deaktiviert, und dann *schalte ich endlich meine Mailbox ab!* Nie mehr Nachrichten abhören beziehungsweise Nachrichten nicht abhören und deshalb wochenlang ein schlechtes Gewissen haben!

3-2-8, so einfach geht's. Natürlich muss man die Mailbox erst zehn Minuten lang via Voice-Menü aktivieren, besprechen und eine PIN vergeben, bevor man sie deaktivieren kann. Aber dann!

Update: Tobias Müller schlägt bei Twitter vor „Oder man stellt einfach in seinem Handy ein, dass verpasste Anrufe nicht an die Mailbox gehen sollen." Da ich an diesen Einstellungen zuletzt so um 1998 was geändert habe, hatte ich das ganz vergessen. Es scheint aber auch nicht zu gehen: „Your operator doesn't support disabling call forwarding when your phone doesn't answer."

Kathrin Passig

22.5.2014

Je marmorvertäfelter der Ort, desto komplizierter der Internetzugang

Ich bin in den sehr schönen Räumen der Robert-Bosch-Stiftung zu Gast. Dort gibt es kaum Handyempfang, ich verwende also das hauseigene WLAN. Auf jedem Sitzplatz liegt ein DIN-A4-Blatt mit der Anleitung, wie man hineingelangt, und mein Glaube, es gebe keine komplizierteren Internetzugänge als in deutschen Hotels, muss reformiert werden.

Die Firma m3connect GmbH hat etwas installiert, was in den ersten Schritten wie in Hotels funktioniert: Verbinden mit dem WLAN, Eingabe des „Pre Shared Key“ (achtstellig), Aufrufen einer beliebigen Seite, Login-Portal, Anmeldung mit Benutzername (achtstellige Zahl) und Passwort (fünfstellige Zahl). Dann muss ich Name und Mailadresse eingeben, bestätigen, dass ich *keine* Mitarbeiterin der Bosch-Stiftung bin und behaupten, die AGB gelesen zu haben. Und dann: Internet!

Gestählt durch Geschäftsreisen zucke ich dabei mit keiner Wimper und antworte auf die Nachfragen anderer Gäste, es sei *ganz einfach* gewesen. Es geht ja auch sicher noch komplizierter. Ich habe noch nicht gesehen, wie, aber ich bin zuversichtlich, dass ich es demnächst an einem anderen marmorvertäfelten Ort herausfinden werde.

Kathrin Passig

22.5.2014

Ich habe zwei Hochschulabschlüsse, aber einen Briefmarkenautomaten bedienen kann ich trotzdem nicht

Heute scheiterte ich am Briefmarkenautomaten der Post.

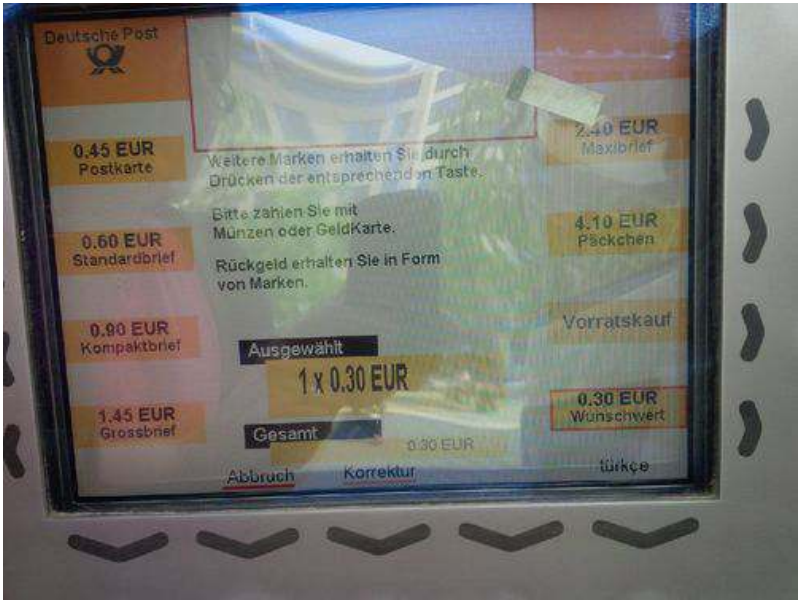
Anlass meiner Begegnung mit dem Briefmarkenautomaten ist eine Zugverspätung und ein daraus folgender Erstattungsanspruch, der mit Hilfe eines Fahrgastrechteformulars geltend gemacht werden soll. Das Formular ist im Internet verfügbar, man kann es sogar (das ist 2014 noch nicht selbstverständlich) am Rechner ausfüllen. Hier endet aber leider der onlinegestützte Prozess, denn im Anschluss an das Ausfüllen muss man das Formular ausdrucken, unterschreiben, mit der Originalfahrkarte vereinen und in einem Briefumschlag an die Bahn schicken. Ich erledige solche Tätigkeiten meist im Büro, das ist der Bereich meines Lebens, in dem ich die wenigsten Probleme bezüglich Drucken und Auffinden eines Briefumschlags samt Marke erwarte. Wenige Minuten später habe ich auch schon einen zugeklebten Briefumschlag und sogar auch händisch die Adresse auf diesen geschrieben. Allerdings besitze ich nur eine 60-Cent-Briefmarke, der Brief wiegt 26 Gramm und benötigt 90 Cent. Wenig überraschend gibt es in meinem Büro keine 30-Cent-Briefmarke.

Ich gehe also mittags in die Postfiliale um eine 30-Cent-Marke zu erwerben und sofort wieder heraus, weil schon so furchtbar viele andere Menschen dort sind. Vor der Filiale ist ein Briefmarkenautomat, das Verfahren ist denkbar einfach, man wählt einen der voreingestellten Markenwerte aus oder gibt seinen Wunschwert an, wirft Geld ein, dann käme die Marke heraus. Allerdings kein Wechselgeld.

Ich habe ein 50-Cent-Stück. Der Automat schlägt vor, mir zusätzlich zur 30-Cent-Marke noch zwei zu 5 Cent und 10 zu 2 Cent zu drucken. Ich bin aber nicht einverstanden. Mir fällt nämlich gerade ein, dass ich noch diverse 55-Cent-Briefmarken aus nicht allzu lang vergangenen Portoepochen in der Schublade habe und zur Aufstockung dieser begehre ich schon seit längerem 5-Cent-Marken, konnte mich aber nie aufraffen. Der Automat möge mir also zusätzlich zur 30-Cent-Marke noch vier 5er geben!

Der Automat offenbart mir keine Funktion, mit der ich dies bewerkstelligen könnte. „Weitere Marken erhalten Sie durch Drücken der entsprechenden Tasten“, teilt er beflissen mit, aber eine Taste mit 0,05 Euro gibt es nicht und ein erneutes Drücken der Wunschwert-Taste produziert nur weitere 30-

Cent-Marken. Ich breche alles ab und beginne neu, vielleicht habe ich den entscheidenden Moment bei der Navigation verpasst, an dem ich weitere Wunschwerte hätte wählen können. Aber auch dieses Mal lande ich wieder auf dem letzten Bildschirm, an dem ich noch genau die Wahl zwischen „Abbruch“, „Korrektur“ und „Türkçe“ habe. Auf Türkisch geht es auch nicht. Man scheint nur einmal einen Wunschwert wählen zu können, zumindest intuitiv, welche Funktionen man mit einem Handbuch für Briefmarkenautomaten dem Gerät noch entlocken könnte weiß ich natürlich nicht. Ich verspüre mittlerweile die Neigung, den Automaten aufzubrechen, aber das wäre ja noch nicht einmal zielführend – da sind nur leere Blättchen drin, auf die das Ding den Markenwert frisch nach Bezahlung aufdruckt. Und noch nicht einmal der Bildschirm lässt sich zwecks Darstellung im Techniktagebuch abfotografieren, weil die Sonne zu sehr scheint!



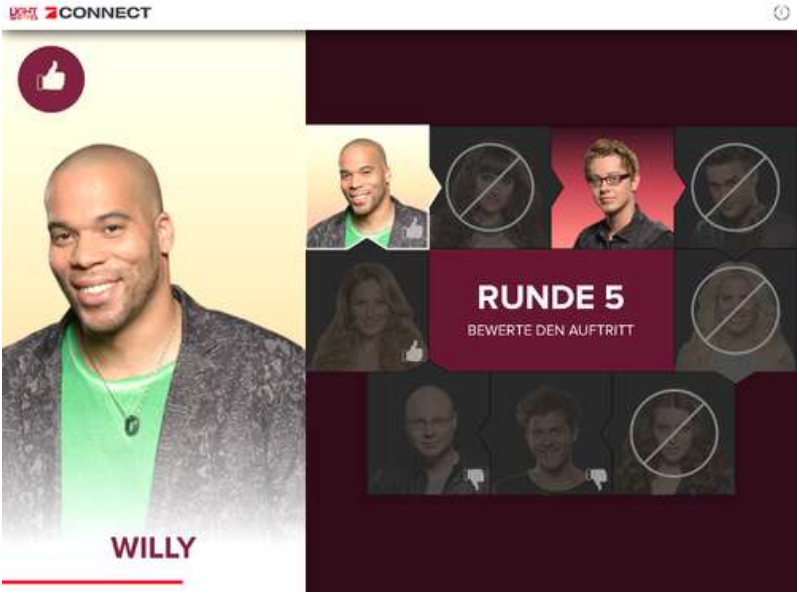
Da stehe ich also, habe zwei Hochschulabschlüsse und Grundkenntnisse in Türkisch, aber einen Briefmarkenautomaten bedienen kann ich trotzdem nicht.

Novemberregen

22.5.2014

Hit oder Niete? Keep your light shining mit Online-Abstimmung auf Pro 7

Normalerweise meide ich Casting-Sendungen, doch bei Keep your light shining darf ich selbst den Juror spielen. Nach dem Prinzip von „~~Zehn~~Neun kleine ...“ singen sich die Teilnehmer Runde um Runde bis zum finalen Duell. Alle singen das gleiche Lied, reihum. Dabei ist auch beispielsweise besonders schwieriges Nirvana-Liedgut. Währenddessen kann ich mit dem iPad (andere via Android oder Web) über eine kostenlose App wie einst bei Mal Sondock festlegen: Hit oder Niete?



Nur während der Teilnehmer in der Runde singt, kann man für oder gegen ihn „voten“

Durch das Online-Prinzip steht der Verlierer jeder Runde direkt fest und wird rot illuminiert von der Rundbühne geleitet, bis zum „Finale“. Da kann ich zwischen den beiden Übriggebliebenen auswählen.

Für die Auswahl des Endsiegers hat man länger Zeit

Das Ergebnis überrascht manchmal und wie immer ist es auch teilweise Geschmacksache. So scheiden Teilnehmer_Innen mit teilweise guter Stimme aus und andere, die gerade so am richtigen Ton vorbeisingen, kommen weiter. Die Bewertungs-Jury besteht halt nur aus den Zuschauern, die zwei „Experten“ in der Mitte der Bühne wurden nur kurz nach ihrer Meinung gefragt und gaben sonst nicht viel Erhellendes von sich.

Aber zurück zur Technik: Einziges qualifizierendes Kriterium für meine Mitwirkung ist der Besitz eines internetfähigen Gadgets in Fernsehnähe und meine Fähigkeit, die notwendige App oder Site rechtzeitig zum Laufen zu bekommen.

Die Sendung ist so schnell und hektisch wie es dem Medium entspricht, und ohne Internet hat kein Zuschauer Mitspracherecht. Außer dem jeweiligen Voting gibt es in der App keinerlei Infos (etwa Prozentwerte), und so bleibt wahrscheinlich vielen unklar, wie die Wertung erfolgte.

Ich glaube trotz der „Online-Affinität“ nicht, dass diese Sendung erfolgreich war. Zum einen lief gleichzeitig das „Promi-Quizduell“ im Ersten. Zum anderen waren Twitter- und Facebook-Timeline (jedenfalls meine) erstaunlich ruhig. Die etwas mehr als 20 Kommentare auf der Pro-7-Website mokieren sich größtenteils über die steife Moderation. Ich kenne noch nicht mal den offiziellen Hashtag.

Thomas Jungbluth

23.5.2014

Ein Lobtadelgerät auf der Flughafentoilette in Glasgow

Am Flughafen Glasgow eine neue Variante der von Thomas Jungbluth beschriebenen Lobtadelsäule. Im Toilettenvorraum hängt neben der Tür ein Tablet, und da dieses Kundenfeedbackgerät nicht in Hardware, sondern in Software implementiert ist, kann man nicht nur seine Zufriedenheit oder Unzufriedenheit äußern, sondern auch Details zu Protokoll geben:

How did you find the toilets today?
0%
Avius

Why was your visit today good?
Cleanliness
Queue Lines
Smell
Toilet paper
20%

Eventuell fehlt in der Abteilung „poor“ noch der Punkt „I worry about the cleanliness of this touchscreen.“ Schließlich darf man zumindest das iPad nicht nass reinigen. Andererseits, so vermutlich die Überlegung in der Kundenfeedbacksoftwaredesignabteilung, fassen Nutzer, die sich darüber beklagen wollen, das Gerät sowieso nicht an, da kann man den Punkt auch weglassen.

Kathrin Passig

23.5.2014

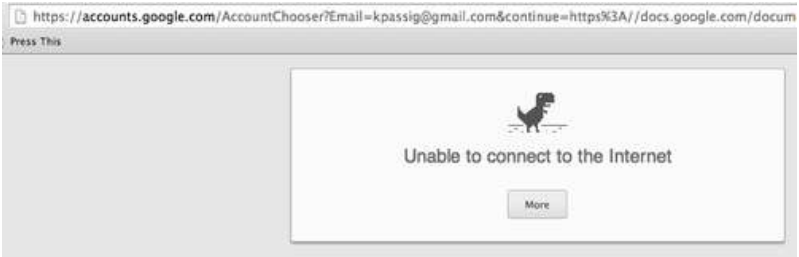
Nach mehrjähriger Verwirrung finde ich doch noch heraus, wie man in Google Docs offline arbeitet

Seit 2006 schreibe ich alles in Google Docs. Das führt dazu, dass ich auf die Journalistenfrage: „Frau Passig! Nutzen Sie so einen Dienst, der einem das Internet abschaltet, damit man ungestört schreiben kann?“ immer „Ich kann ohne Internet gar nicht schreiben, also rein technisch nicht“ antworte. Abgesehen davon kann ich auch inhaltlich ohne Internet eigentlich nicht arbeiten. Ich schreibe dann nur Texte voller TODO-Platzhalter für Sachverhalte, die ich erst noch mal nachlesen muss.

2011 hat Google Docs einen Offline-Modus eingeführt, der für mich aber nie funktioniert hat. Inzwischen gibt es ihn in einer neuen, noch etwas verwirrenderen Version. Deshalb habe ich von einigen Dokumenten, an denen ich zum Beispiel mal im Zug auf dem Weg zum Vortragsort arbeiten musste, außerdem auch noch eine lokale Version im Format .doc oder .rtf oder .pages. Wenn ich besonders vorausschauend bin, vermerke ich in dieser lokalen Version, dass die Endfassung ein Googledoc ist, oder im Googledoc, dass die Endfassung ein lokales Dokument ist. Das ist alles sehr unbefriedigend.

Vorgestern habe ich im Zug gearbeitet, heute muss ich im Flugzeug arbeiten, und weil das Open-Office-Dokument, mit dem ich mich gerade behelfe, hässlich aussieht und mich das Hin-und-Herkopieren zwischen Offline- und Onlineversion ärgert, sehe ich noch mal nach, ob Google Docs nicht inzwischen vielleicht doch offline funktioniert. Gestern habe ich „Enable offline“ bei Google Drive gefunden, und es passierte dann auch irgendwas. Ich habe jetzt einen lokalen Ordner namens Google Drive mit über tausend Dateien.

Ich verbiete dem Rechner das WLAN und klicke ein Dokument aus diesem Ordner an. Es öffnet sich eine Seite im Browser, die Internet begehrt:



So habe ich mir das Offline-Arbeiten nicht vorgestellt! Ich verbinde den Rechner wieder mit dem Netz und google mit meinem Google nach Offline-arbeiten mit Google. In keinem dieser vielversprechend aussehenden Supportdokumente steht irgendwas Hilfreiches, aber kaum eine Viertelstunde später finde ich die entscheidende Information: Man darf nicht etwa die Dateien im lokalen Google-Drive-Ordner anklicken, sondern muss im Browser drive.google.com eingeben, während man offline ist.

Das ist eine für mich eher wenig naheliegende Idee. Aber wenn man, sagen wir, 2014 geboren wird und das Konzept *offline* vielleicht irgendwann wirklich nicht mehr kennt, nicht einmal beim Zugfahren, dann könnte es eines Tages absolut intuitiv sein, nach Offlinedokumenten nicht auf der eigenen Festplatte, sondern im Browser zu suchen. Also mal abgesehen davon, dass man das dann gar nicht mehr tun muss.

Kathrin Passig

23.5.2014

Erst jetzt entdeckt: die Sperrstunde im Videotext

Mehr zufällig als absichtlich öffne ich den Videotext von Sat.1 und blättere mich durch das Angebot. Auf einer Tafel erscheint folgende Meldung:

Nanu?

Eine Internetrecherche ergibt: Die Sender RTL, Sat.1, Vox, RTL 2, Kabel Eins und Das Vierte haben sich bereits Anfang 2008 dazu verpflichtet, Erotik-Werbung in ihrem Videotext nur noch zwischen 22 und 6 Uhr zu zeigen. Ich recherchiere weiter und vermute, dass der Teletext ein „Telemedium“ und damit Internetinhalten gleichgestellt ist. Somit greift §5 Abs. 2 des Jugendmedienschutz-Staatsvertrags. Auf *Online*-Inhalte, die von irgendeiner „Sperrstunde“ betroffen wären, bin ich allerdings noch nie gestoßen (Ausnahme: FSK-16-Filme werden in den Mediatheken von ARD und ZDF erst 22 Uhr freigeschaltet).

Torsten Gaitzsch

Seit Ende Mai 2014

Jetzt Münzen im Sparabo

Für die Taufe meines recht neuen Neffen möchte ich als Geschenk eine aktuelle Euro-Gedenkmünze haben. In seinem Geburtsjahr 2013 gab es ein schönes Exemplar mit Hänsel und Gretel drauf.

Nach kurzer Suche bestelle ich ein Exemplar online — und zwar beim Bayerischen Münzkontor. Klingt doch seriös. Der Satz in der Bestellbestätigung hätte mich vielleicht stutzig machen sollen:

> Als besonderen Service erhalten Sie außerdem zum aktuellen Vorteilspreis und im monatlichen Rhythmus unverbindlich zur Ansicht die weiteren Ausgaben der Edition: EURO-GEDENKPRÄGUNGEN.

Die Münze kommt rechtzeitig zur Feier an, und ich vergesse alles Kleingedruckte wie die abgenickten Lizenzbedingungen bei der Installation von Software.

Am 19.06. taucht dann das erste Paket auf. Es enthält eine Pappschachtel für sechs Münzen und eine Gedenkprägung "200. Geburtstag Franz Liszt" (zufällig auch das Thema einer echten Euro-Gedenkmünze). Neben einem Wust an anderen Papieren (dabei auch: ein "Die kluge Hausfrau"-Prospekt!) liegt darin ein Anschreiben:

> [...] herzlichen Glückwunsch, Sie erhalten heute eine weiter Ausgabe aus Ihrer neuen Collection. Ihre Entscheidung für diese Sammlung war genau richtig. [...]

Hellhörig geworden lese ich die Vertragsbedingungen durch, und es scheint so zu sein, als müsse ich die "Münze" nur *rechtzeitig* mit einem entsprechenden Begleitschreiben zurückschicken, um diesen Spuk zu beenden. Das ist natürlich gefährlich für Prokrastinatoren wie mich. Plötzlich habe ich eine Münzsammlung, ohne das je gewollt zu haben. Es handelt sich eigentlich um das altbekannte Jamba-Geschäftsmodell mit anderen Mitteln; offensichtlich fallen Jugendliche da inzwischen nicht mehr drauf rein, sondern jetzt nur noch so — äähm – na ich eben. :-/

Schon fast am nächsten Tag schreibe ich den Kündigungsbrief, nur um festzustellen, dass LaTeX meine Geschäftsbriefe plötzlich nicht mehr setzen kann. Offensichtlich habe ich seit der Mavericks-Installation nichts mehr geTeX-t. Ich suche also eine neue MacTeX-Version. Das herunterzuladende Pa-

ket ist stolze 2.4 GiB groß, installiert sich aber völlig problemlos und funktioniert auch sofort. Einige Stunden später als geplant — aber doch noch bevor mich der Schwung wieder verlässt — gelingt es mir, ein Kündigungsschreiben auszudrucken, und der Karton geht zurück nach Aschaffenburg.

Seitdem ist Ruhe. Zumindest fast, denn jetzt scheine ich in der Kundendatenbank zu stehen und bekomme in unregelmäßigen Abständen Werbebriefe, die sich “Kunden-Scheck” nennen, oder deren Überschriften nach gewonnenen Gewinnspielen aussehen.

Warum gibt es eigentlich noch keinen Papierspamfilter für den Briefkasten?

Thomas Renger

24.5.2014

Oh mein Gott! Es ist voller Sternenbetrachtungszubehör!

Wir sind ein bisschen angetrunken von Bier aus den neuen 2/3-Pint-Gläsern und machen deshalb noch einen Umweg durchs Observatorium vor dem Nachhauseweg zwecks Regeneration der Fahrfähigkeit. Eigentlich wollen wir dort nur eine Leiter abholen, aber dann fällt Aleks ein, dass ich ja noch gar nicht das elektrische Planetarium gesehen habe. Er hat es im Februar beim Ausräumen alter Rumpelkammern entdeckt.

Es hat nachtleuchtende Planeten! Und einen Knopf, auf dem Planet Powerßteht! Und noch ganz viele andere Knöpfe!

Während ich noch darüber nachdenke, wie mir mein Vater jeden Sonntag unsere neun Planeten erklärte, verschwindet Aleks in einem Hinterzimmer.

Dieses Hinterzimmer erweist sich als funkelnde Schatzkammer voll ausrangiertester Technik aus mehreren Jahrzehnten. Telefone mit Kurbeln! Fortran-Lochkarten! MiniVAX-Handbücher! Nie gesehene Computer mit nie gesehenen Tastenbeschriftungen! Dinge ohne Namen! „Was ist dieses herrliche Museum?“, frage ich Aleks. "Wir nennen es immer den back room", sagt Aleks, „es ist ein Raum, über den niemand redet“.

Links unten: Unglücklicher Observatoriumsdirektor, belastet durch zu viel Besitz. Links oben: MiniVAX-Handbücher. Mitte: Fortran-Lochkarten. Drumherum sowie nicht im Bild: Zahllose ehemals sicher ungemein teure und hochgeschätzte Produkte des technischen Fortschritts. Irgendwo hinten unten in einer Schublade liegt vermutlich das Handbuch zum Antikythera-Mechanismus.

Wir sagen noch ein, zwei Stunden lang „WTF!“, „Was ist denn DAS?“ und „Hey! Daran erinnere ich mich sogar noch!“ Das meiste können wir aber nur ratlos hin und her wenden und uns dabei wie Archäologen angesichts von Bronzezeitgerätschaften oder eigentlich eher wie Bronzezeitmenschen angesichts von Hochtechnologie fühlen.

Kultgegenstand, ca. 1500-2500 n.C.

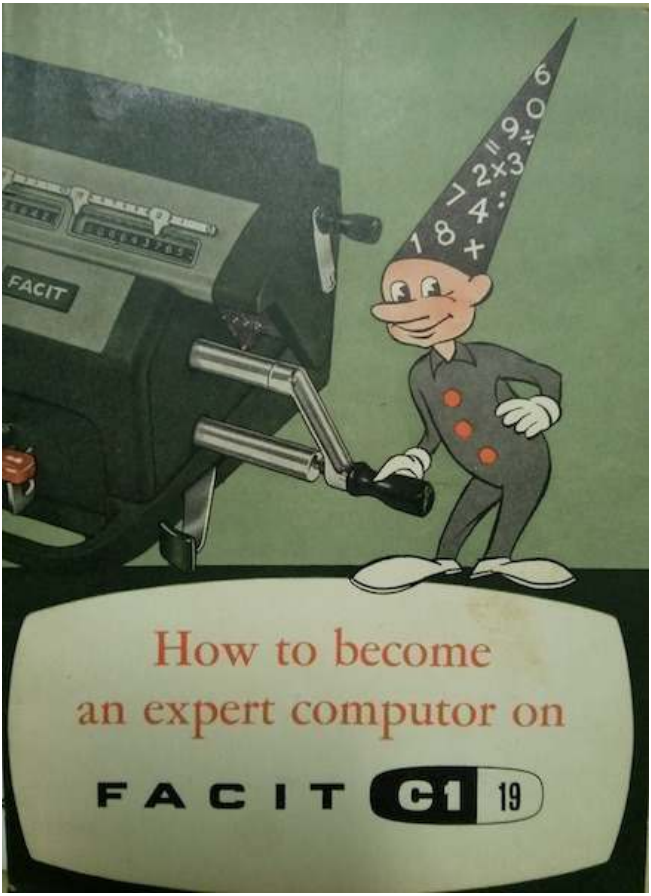
Kathrin Passig

24.5.2014

Rechnen lernen auf der Handkurbelmaschine

In der Schatzkammer des Observatoriums St. Andrews finden sich im untersten Fach eines Metallschranks nicht weniger als drei “Brunsviga 20”-Geräte. Weil sie Registrierkassen ähneln, identifizieren wir sie schon nach wenigen Minuten des unqualifizierten Anstarrens als Rechenmaschinen. Viel weiter kommen wir allerdings nicht. Es gibt Hebelchen, an denen man wohl Zahlen einstellen kann, aber dann?

Ich nehme eine von den drei mit nach Hause, um mehr herauszufinden. Zusammen mit der 12 Kilo schweren Maschine rutschen zwei Gebrauchsanweisungen aus dem Schrank, eine für die Brunsviga selbst und eine für ein nicht mehr auffindbares Gerät:



Mein Anfangsverdacht, die eBay-Erlöse für solche Wunderwerke seien sicher schwindelerregend hoch und könnten die laufenden Kosten des Observatoriums auf Jahre hinaus decken, erweist sich als falsch. Eine Brunsviga bekommt man schon für wenige Euro.

Schon eine halbe Stunde später kann ich addieren (man dreht die Kurbel zu sich hin) und subtrahieren (man dreht die Kurbel von sich weg). Will man mit 4 multiplizieren, dreht man die Kurbel viermal. Die Zahl taucht dann im "Product Register" auf, einer Ergebniszeile ganz unten. Die Anzahl der Kurbeldrehungen liest man zur Kontrolle im "Multiplier Register" ganz oben ab. Das "Product Register" ist offenbar so eine Art Speicher, und mit einer Kombination aus mehreren Kurbeln kann man die Zahl aus diesem Speicher sogar wieder in den Zahleneingabebereich zurückbefördern. Mit den Hebeln rechts und links lassen sich die Register einzeln oder alle zusammen wieder auf 0 setzen. Wichtiger Unterschied zu den mir bekannten Rechenarten: "NEVER USE FORCE" (Handbuch, S. 4).

Noch eine halbe Stunde später habe ich das Zehnerkomplement und den Umgang mit negativen Zahlen begriffen. Es wäre schneller gegangen, wenn das Brunsviga-Handbuch nicht an dieser Stelle einen Fehler enthielte, aber in "How to become an expert computor" ist es richtig erklärt.

Schließlich wird mir sogar klar, dass man die Kurbel nicht 1234-mal drehen muss, um mit 1234 zu multiplizieren, weil man nämlich das Produktregister verschieben kann wie den Wagen einer Schreibmaschine. Man kurbelt also zuerst einmal für die Tausenderstelle, dann zweimal für die Hunderterstelle, dreimal für die Zehnerstelle und viermal für die Einerstelle. Wenn man mit der Einerstelle oder der Hunderterstelle anfängt, funktioniert es genausogut. Ich glaube, ich hätte Mathematik in der Grundschule einleuchtender und auf jeden Fall unterhaltender gefunden, wenn man uns Kurbelmaschinen gegeben hätte. Brains of Steel!

Bei all dem macht die Brunsviga so willig schnurrende Geräusche, als sei sie nicht zum letzten Mal in den 50er Jahren geölt worden. In ihrem Wikipediaeintrag heißt es über die sehr frühen Modelle der Firma (um 1892): “Im Gegensatz zu Amerika musste in Deutschland der Markt für Rechenmaschinen erst erschlossen werden. Vermessungsämter waren nahezu die einzigen staatlichen Abnehmer.” Ich hatte mir die Welt so vorgestellt, dass man jahrhundertelang sehnlich auf das Auftauchen einer mechanischen Rechenmaschine in den Versandhauskatalogen wartete, aber wie immer in der Technikgeschichte war alles ganz anders.

So geht es zu in den Hipstercafés von Crail, Fife.

Kathrin Passig

26.5.2014

Kurbelschnackelgeräusche

Ich zeige meinen Eltern per Skype die Brunsviga und frage, ob sie so was schon mal gesehen haben.

Vater: Ja freilich kenn ich das. Das Gerät stand bei jeder Baufirma. Ich hab damit viel gearbeitet.

Ich: Habt ihr das in der Schule gelernt oder in der Ausbildung?

Vater: Nein, das hat mit der Ausbildung nichts zu tun gehabt, das war im Praktikum bei Baufirmen. Ja, und für seine Abrechnungen hat's der Vati immer wieder mal mit heimgebracht.
Ich: Mit heimgebracht! Ich hab das Ding gestern getragen, das wiegt zwölf Kilo!
Vater: Naja, die gibt's in verschiedenen Größen. Also schwer war das natürlich immer, das ist klar.
Ich: Wann war das ungefähr?
Vater: In den fünfziger Jahren, Anfang der Sechziger. Wie ich in die Schule gegangen bin, ins Gymnasium, also so vor 1960, aber die standen natürlich dann immer noch rum. Die Computer waren Teufelszeug, das hat ja auch nicht so richtig funktioniert, und die Dinger da, die waren wenigstens zuverlässig. Und Leute, die da drauf geübt waren, die haben die Kurbel bloß so laufen lassen.
Ich: Lustig, dass du das sagst mit der Zuverlässigkeit. In der Wikipedia steht: „In den Anfangsjahren gehörte zum Lösungsweg auch eine möglichst effiziente Kontrollrechnung, da die Maschinen als unzuverlässig galten." Bis wann waren die dann noch im Einsatz? Wann sind sie wirklich verschwunden?
Vater: Wie die Olympia, der erste fast digitale Rechner, so richtig einsatzfähig war.[1]
Ich: Was heißt „fast digital"?
Vater: Naja, das ist schon ein digitales Gerät gewesen, Olympia. Aber die war ungefähr zehnmal so schwer wie die Brunsviga, und auch zehnmal so groß. Hat also gut einen Schreibtisch ausgefüllt und jeden Benutzer zur Weißglut gebracht. Das waren ja Rechenmaschinen für Praktiker, die praktisch jeden Tag irgendwas abrechnen mussten. Und die haben einfach gar nicht die Zeit gehabt, diese Olympia zu programmieren. Sondern die haben das mit dem Gerät viel schneller gekonnt, bis zu ihrer Pensionierung.

1. Ergänzung 5.6.: Gemeint ist die Olympia RAE. Als ich meinem Vater zur Überprüfung das Bild zeige, sagt er: Ja, das ist sie. Die haben wir im Haushalt für die Trinkwassertalsperre Frauenau unterbringen müssen, so teuer war die.

Ich: Ja, das ist ein häufiges Problem. Ich merk das beim Zehnfingerschreiben. Wenn man in einer Sache sehr geübt ist, dann hält einen das davon ab, sich die Nachfolgetechnik anzueignen, obwohl man es eigentlich tun sollte.
Vater: Ja, aber gut, wenn du jemanden hast, der 57 Jahre alt ist und das Ding mehr oder weniger im Schlaf bedienen kann, den wirst du nicht dazu bringen, einen schreibtischgroßen Computer zu durchdringen, bis er tatsächlich Ergebnisse ausspuckt.
Ich: Kann sein. Ich hab zwei Probleme mit der Benutzung: Immer, wenn ich vom Tisch aufstehe, will ich es ausschalten, und dann fällt mir ein: Da gibt's gar nichts auszuschalten. Und während ich im Handbuch lese und die Geheimnisse der Nachkommastellen zu durchdringen versuche, hab ich immer das Bedürfnis, währenddessen wieder auf die Brunsviga zu schauen, ob was Neues passiert ist.
Eltern: *lachen*.
Vater: Das einzige Schöne, was ein Computer nicht kann, ist das Geräusch, was die Maschine macht.
Ich: Genau! Das macht sehr schöne Geräusche. Moment, ich mach mal die Geräusche für euch.
Vater: Wenn's da unten einschnackelt. Da unten an der Kurbel ist doch ein Federmechanismus. Und wennst da Übung hast, dann schmeißt du die Kurbel so rum, und dann rastet die von selber wieder ein.
Ich: Ah ja ... (*Kurbelschnackelgeräusche*) ... Grad hat's geklappt. Da!
Vater: Richtig, das ist das Geräusch!

Kathrin Passig

Seit 1998

Music Match, Spotify und zwanghaftes Beharren

Ich hatte mit sieben Jahren meinen ersten Computer (pünktlich zum Erscheinen von «Die Siedler III»). Mein Vater hatte ungefähr zu dieser Zeit seinen ersten SCSI-CD-Brenner. Sammeln und Horten als menschliche, aber insbesondere männliche Eigenschaften führten zu dem Gedanken, dass man von allen Original-CDs Sicherungskopien machen müsste, außerdem hatte mein Vater einen 6-Fach CD-Wechsler im Auto unter dem Sitz, weshalb Kopien sowieso sehr praktisch waren.

Aus nicht mehr nachvollziehbaren Gründen, wahrscheinlich aber weil es mal auf einer kostenlosen Zeitschriften-CD beigefügt war, benutzte er (und damit auch ich) Music Match Jukebox. Dieses heute völlig vergessene Programm sah ziemlich wie WinAmp aus, und leistete ungefähr das selbe, nur ohne die vielen Plugin-Möglichkeiten. Nachdem es 2004 von Yahoo übernommen wurde, kam 2005 die letzte Version heraus. Zum einen, weil bereits unsere gesamte CD-Sammlung digitalisiert war, zum anderen, weil Kazaa und Limewire noch ernsthafte Wege waren, an Musikdateien zu gelangen, habe ich Music Match viel genutzt, hauptsächlich weil ich nun mal viel am Computer saß und eigentlich immer Musik höre.

Meinen ersten MP3-Player bekam ich mit 10, ein furchtbares Gerät von Aldi, auf das man allerdings praktischerweise einfach nur MP3-Dateien draufschieben konnte. Ganz anders dann der Nachfolger, ein Festplatten-Walkman von Sony, der intern ein proprietäres Format (ATRAC) benutzte. Dadurch mussten alle meine schönen angehäuften MP3s in ein Sony-Musik-Verwaltungs-Programm (ähnlich zu Music Match, nur irgendwie anders und vor allem furchtbar voll mit Bugs) geladen werden, und beim Überspielen auf den Player konvertiert werden. Dass dieser Vorgang Nächte lang dauern konnte, war weniger schlimm als die Auswirkungen auf meine fast zwangsneurosenhafte Einstellung zu mir bekannten und angepassten Benutzungsoberflächen. Deshalb benutzte ich von dort an sowohl das Sony-Programm

zum Bespielen des Players als auch Music Match für den Alltag. Hatte ich neue Musik in Music Match und wollte die auf den Player laden, musste ich sie natürlich auch erst im Sony-Programm händisch hinzufügen.

Music Match hatte eine besondere Darstellung von Alben nach Interpret mit angezeigtem Cover (leider weiß ich nicht mehr genau, wie sie aussah) die mir als die einzig mögliche erschien. Weder iTunes (was immerhin seit 2003 auch für Windows zu haben ist) noch WinAmp waren für mich ernstlich benutzbar, eben wegen jenen GUI-Unterschieden. Zwischenzeitlich hatte mein Vater einen Music-Match-Pro-Schlüssel erworben (Lifetime! Also bis 2005), was nochmal irgendwelche Vorteile brachte.

Als Music Match von Yahoo übernommen wurde, änderten sich allerdings ein paar darstellungsmäßige Kleinigkeiten, die mich aufregten und zu einem Wechsel zu iTunes brachten. Nachdem ich 2007 mein erstes Macbook erstand, war das eine gute Wahl. Die inzwischen cirka 30 GB MP3s zogen natürlich mit um.

Dann änderte sich für lange Zeit sehr wenig, außer dass ich das Tape-Deck meiner Eltern entdeckte, und ihre ungenutzte Schallplattensammlung okkupierte, im Zuge dessen einen Plattenspieler bekam. Ich fing an, Musik sogar zu kaufen, anfangs via Amazon als CD, später via iTunes als MP3, in sehr wenigen Fällen sogar als Schallplatte.

Schwierig wurde alles erst 2011 mit dem Kauf meines MacBook Air und seiner viel zu kleinen SSD. Meistens hörte ich zu Hause über das alte MacBook Musik und machte den Rest mit dem neuen.

Im Dezember 2011 stellte Apple iTunes Match vor, ein Dienst, der nachschaut, welche Musik ich besitze, und diese dann streambar auf bis zu fünf Apple-Geräten bereitstellt. Ich konnte also den Bestand des alten MacBooks einlesen, und auf dem iPhone und dem neuen alle Musik, die ich besaß, hören. Der Hauptnachteil dieses 24,99€ jährlich teuren Dienstes ist (bei mir jedenfalls), dass er eigentlich nie funktioniert, oder zumindest fünfmaliges Neustarten von iTunes erfordert.

Zwischenzeitlich hat sich einiges geändert. Es gibt Dienste wie Spotify, über die man eine große Menge der Musik, die ich so höre, streamen kann – entweder werbefrei für 9,99€ im Monat oder mit Werbung und kostenlos. Natürlich gibt es auch eine iPhone-App.

Desweiteren ist es inzwischen üblich, bei Schallplatten entweder eine CD oder einen Download-Code mitzuliefern.

Beides zusammen hatte weitreichende Konsequenzen auf mein Kauf- und Hörverhalten: So ästhetisch ansprechend ich Schallplatten schon immer fand, so ärgerlich fand ich den Gedanken, mehr Geld als für die CD zu zahlen, um sie dann unterwegs nicht hören zu können. Seit Spotify kann ich sowieso alles hören, und wenn ich Musik auf einem physischen Medium kaufe, dann immer als Schallplatte.

Allerdings hat Spotify auch mein Hörverhalten stark verändert. Bei iTunes konnte man einfach alphabetisch durch den Besitz streifen, meistens merkte ich erst beim Lesen des Interpreten, dass ich genau das jetzt hören möchte. Spotify bietet (wobei sich das im Mai 2014 gerade geändert hat) zum Speichern und wieder Aufrufen der Musikauswahl nur die Möglichkeit der Playlists. Um ein Verhalten wie früher nachzuahmen, müsste ich also für jeden Interpreten, den ich in iTunes hatte, eine eigene Playlist erstellen.

Durch den Wegfall einer durchsehbaren Bibliothek und einer Faulheit in der Erstellung von Playlists hörte ich, obwohl ich Zugriff auf beinahe alle jemals aufgenommene Musik hatte, ein sehr viel kleineres Spektrum an Musik als früher. Dafür kann ich, angetrunken mit meinen Mitbewohnern in der Küche sitzend, die Schlümpfe-Hits anmachen. Man kann nicht alles haben.

Ohne genau zu wissen wieso, habe ich auf keinem Computer mehr eine Kopie der historisch erwachsenen MP3-Sammlung. Ich bin also, bis ich beschließe mich von ihr zu trennen, auf Lebzeit an iTunes Match gekettet.

Franz Scherer

27.5.2014

Hauptsache, man weiß, wie das Wetter drinnen ist

Kathrin: Was ist denn das?
Aleks: Das ist ein externer Sensor für dieses Wetterstationendings. Den kann man draußen an die Scheibe machen, im Moment zeigt es ja nur die Temperatur hier drin an. Aber die beiden sprechen nicht miteinander. Es hat mal ganz kurz für eine Minute funktioniert, dann wieder nicht mehr, keine Ahnung, wieso. Haben mir meine Eltern geschickt.
Kathrin: Eigentlich reicht es ja auch, wenn man weiß, wie es drinnen ist.
Aleks: Ja, wenn man wissen will, wie es draußen ist, kann man ja das Fenster aufmachen.

Kathrin Passig

Seit 2004

Mein schwieriges Verhältnis zu Equipment jedweder Art

Mein Verhältnis zu Equipment jedweder Art ist schwierig – zumindest im Hinblick auf die Ästhetik. Früher, das heißt bis 2004 circa, war alles relativ einfach. Ich hatte einen Desktop-PC mit Windows drauf, spielte Spiele, die ich mit 12 noch nicht spielen durfte, entdeckte etwas später das schon wieder vergessene SchülerVZ und ICQ etc.

Irgendwann kam die Neugier auf Linux, und da an Computerteilen daheim kein Mangel herrschte, konnte ich mir zeitweise auch einen zweiten PC aufbauen. Leider folgte auf solche ambitionierten Versuche stets die Erkenntnis, dass ich nur einen Computer brauche, obwohl natürlich dieses oder jenes auf Linux / BSD toller machbar wäre, würde ich mich dafür interessieren.

Auch mein erstes MacBook musste einige Linux-Versuche über sich ergehe lassen, einfach nur um es mal probiert zu haben. Ab 2007 benutzte ich also Windows und Mac OS nebeneinander, ersteres hauptsächlich zum Spielen.

Die erste Versuchung war ein ausrangierter Toshiba Libretto, den mein Patenonkel mir vermachte. Der Computer hatte einen 120 Mhz Pentium 1 und war in jeder, aber absolut jeder Hinsicht unbrauchbar für alles, was man so tun konnte. Die Netzwerkkarte ging irgendwann kaputt, man konnte höchstens Windows 98 aufspielen, von der Festplatte konnten höchstens 8 GB angesprochen werden (so war das früher!) und der Display war 6,1 Zoll klein. Aber ich fand ihn wunderschön, handlich, süß, liebenswert und investierte etliche Stunden auch rückblickend total sinnfreier Arbeit (und eine PCMCIA-WLan-Karte), um ihn benutzbar zu machen. Um dann festzustellen, dass ich nichts habe, wofür ich ihn benutzen könnte. Alles was ich tat (und ich tat eher wenig) konnte ich am MacBook / Windows-Computer besser, schneller und größer tun. Irgendwann akzeptierte ich das.

Zu dieser Zeit war die OSx86-Sache kurz ein wenig modern. Dabei wurde Mac OS X auf normale Computer installiert, mithilfe kompliziertester Patches, Kernel Extensions, Bootloadern, und dergleichen mehr. Es funktionier-

te eigentlich nie, aber ich fand den Gedanken wunderschön. Ich verleibte mir sogar ein Thinkpad ein, das eigentlich meine Mutter nutzen wollte, und installierte Mac OS 10.4 darauf – weil mich die 4:3 Bildschirmratio (im Gegensatz zu meinem 16:9-MacBook) reizte. Natürlich hatte ich auch dafür keine Verwendung.

Außer Kontrolle geriet alles, als ich auf verschiedenen Wegen zu alten Apple-Computern kam. Zuerst fand 2010 Kathrin Passigs altes PowerBook G4 (12 Zoll-Bildschirm) zu mir. Kurz drauf kaufte ich einem Bekannten einen PowerMac G4 ab, und etwas später kam ein 15-Zoll PowerBook G4 zu mir. Alle Geräte waren irgendwie mackenbehaftet, aber fatalerweise noch benutzbar. Und ich fand und finde die Computer der PowerPC-Ära einfach so wahnsinnig schön, dass ich sie benutzen muss.

Erschwerend hinzu kommt meine Schreibmaschine, die ich für Einkaufslisten, Prosafetzen und Instagram-Bilder (des Getippten, leider ist sie nicht onlinefähig) verwende.

Dazu muss man sich vergegenwärtigen, dass auf den PowerBooks nur Mac OS 10.5 läuft (ohne AppStore), auf dem PowerMac nur 10.4. Es gibt praktisch keine aktuelle Software mehr dafür, Youtube (Flash generell) ist unmöglich, es werden keine aktuellen Browser bereitgestellt, Spotify gibt es nicht, aber Dropbox funktioniert. Alles, was ich für mein Studium machen muss, kann ich auf praktisch jedem Computer machen, ein Java- oder Python-Compiler und etwas Textverarbeitung geht ja sogar auf einem Raspberry Pi (in den ich natürlich auch etliche Stunden versenkte).

Ernsthaft benutze ich derzeit das iPad, das 15-Zoll PowerBook, das MacBook Air, und mein iPhone. Wenn ich mich in den Starbucks zum Lernen setze, kann ich aber aus innerem Zwang heraus nur das 12-Zoll PowerBook benutzen.

Dieser Text wird gerade auf dem 15-Zoll PowerBook geschrieben (mit Pages 09). Weil ich es so schön finde. Das MacBook Air spielt nur Musik mit Spotify ab. Im Endeffekt fühle ich mich wie F. J. Raddatz, der in seinen Tagebüchern die wahnsinnige Anzahl an Blumenbouquets in seiner von niemandem besuchten Wohnung schönzureden versucht.

Franz Scherer

Mai 2014

Musikhören unterwegs

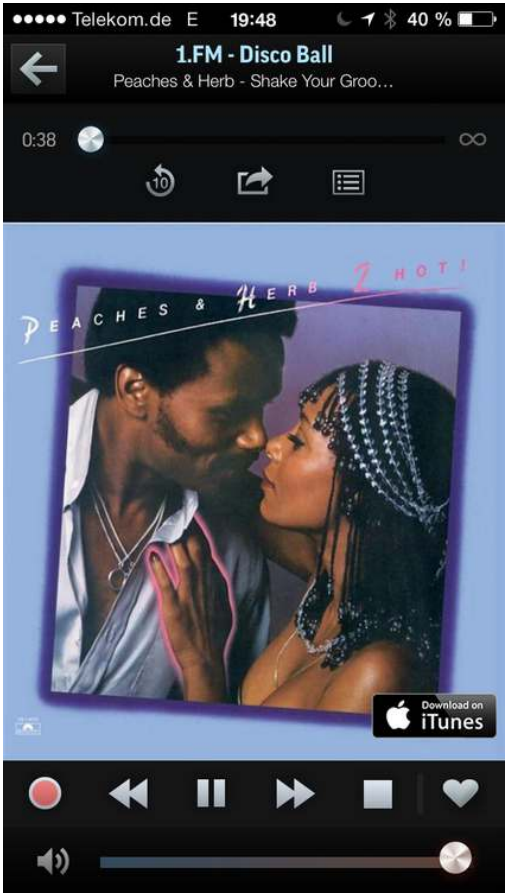
Zum Musikhören unterwegs verwende ich neben MP3-Konserven vor allem Radio. Webradio, um genau zu sein. Deswegen muss mein Autoradio als wichtigste Eigenschaft neben gutem Klang eine Audio-In-Buchse besitzen.

Das hat zwei Gründe: Ich kann hier Sender einstellen, die genau meiner Musikrichtung entsprechen, also z. B. Old School Disco oder Ballroom Dancing. Sie spielen mir in der Regel Titel vor, die in meiner Sammlung aus

MP3-Dateien nicht enthalten sind. Zum anderen sind die meisten Webradiostationen ohne Sprecher, ich muss mir also nicht das dumpf-witzige Gelaber zwischen der Musik antun.

Für den Verkehrsfunk (letztes Argument für ein richtiges Radio) gibt es eine Telefonnummer, die ich jederzeit anrufen kann und die sogar noch ausführlicher Auskunft gibt als die halbstündig erfolgenden Ansagen auf den Sendern.

Als es noch kein Internet auf dem Handy gab, sondern nur Webradio für den PC, benutzte ich vor allem Winamp. Dort brauchte ich nur als Stichwort "Funk" (die Musikrichtung) einzugeben, und schon gab es gleich ein halbes Dutzend Stationen, die rund um die Uhr nur solche Stücke spielten. Da die meisten aus den USA sendeten, kamen auch Lieder zu Gehör, die hier nicht schon tausendmal rauf und runtergenudelt worden waren.



Auf dem Handy und im Auto setze ich die Tradition mit TuneIn fort, das bisher zum Glück für alle Plattformen erhältlich ist. Die Zwangswerbung ist zwar ab und zu nervig, aber die Bedienung ist ausgezeichnet. Aufgenommen

habe ich übrigens die Musik noch nie. Gute Stücke halte ich mit Screenshot fest und kaufe sie mir dann manchmal im MP3-Download bei Saturn oder iTunes.

Thomas Jungbluth

Stand 2014, aber schon länger

Das Spamproblem ist gelöst. Das Pressemitteilungsproblem nicht

Seit ich 2008 auf Gmail umgestiegen bin, ist mein Spam-Problem gelöst. Vorher hatte ich jahrelang viel Arbeit ins Anlegen eigener Spamfilter in Thunderbird und anderen, separaten Tools gesteckt, aber besonders erfolgreich war das alles nicht. Seit ich Gmail nutze, ist Ruhe. Alle ein bis zwei Tage rutscht eine Viagramail in den Posteingang, und alle paar Wochen landet was Seriöses versehentlich im Spamfolder. Für Ärger über unerwünschte Mails gibt es jetzt nur noch einen einzigen Anlass: Pressemitteilungen.

Es sind nicht sehr viele, selten mehr als fünf pro Tag, aber seit diese fünf sich nicht mehr zwischen Viagra-, Wetten- und Penisverlängerungsspammails verstecken können (von denen Gmail derzeit etwa 40-50 pro Tag ausfiltert), ärgere ich mich mehr als früher über die Unbehebbarkeit des Pressemitteilungsproblems.

Anders als der reguläre Spam, der praktisch ausschließlich von Themen handelt, die mich nicht interessieren, sind die Pressemitteilungen überwiegend tatsächlich grob auf meine Interessen zugeschnitten: Filme, Internetangelegenheiten, Journalismus. Trotzdem habe ich keine Verwendung für sie, denn auch innerhalb dieser Gebiete interessiert mich nur ein verschwindend geringer Teil aller Neuigkeiten, und es ist unwahrscheinlich, dass ausgerechnet die in einer Massenmail und sonst nirgends stehen.

In den ersten Jahren habe ich geduldig alle Absender angeschrieben und ihnen erklärt, dass ich bitte mit allen Mailadressen, unter denen sie mich kennen könnten, vom Verteiler genommen werden möchte, und dass auch andere Empfänger es sicher zu schätzen wüssten, wenn am Ende jeder Pressemitteilung ein Link stünde, unter dem man sich ohne viel Getue selbst abmelden könnte.

Leider hilft dieser Link, selbst wenn er mal vorhanden ist, nicht unbedingt weiter: Zum Beispiel bei Pressemitteilungen von piabo.net – einem Anbieter, den ich ziemlich oft in (zumindest anfangs) freundlichen Mails um Löschung aller meiner Adressen aus allen Verteilern gebeten habe – kann man sich nur produktbezogen abmelden. Man erhält dann nie wieder Pressemitteilungen über genau diesen einen Hersteller von Flugzeugträgern, wird aber weiterhin piabo-Pressemitteilungen für alle anderen Produkte erhalten.

So ab 2011 habe ich es dann aufgegeben. Wenn ich friedlicher Laune bin, lösche ich Pressemitteilungen, wenn nicht, melde ich sie bei Gmail als Spam. Das hilft zwar auch nicht viel, weil offenbar genau wie beim Viagraspam täglich neue Pressemitteilungsagenturen gegründet werden, die der Filter noch nicht kennt. Es fühlt sich aber wenigstens gut an.

Kathrin Passig

27.5.2014

Der Troll am Handgelenk

Eines der schönsten Dinge am Smartphone ist nämlich, keine Armbanduhr mehr tragen zu müssen, die ich stark als Fremdkörper empfinde und die mich beim Tippen stört, wenn ich meine Handballen auf den Tisch lege. Außerdem habe ich gelernt, das Blinken meines Smartphones zu ignorieren, bis ich mir mehr oder weniger bewusst Zeit nehmen möchte, die aufgelaufenen Notifications gesammelt zu lesen, um mich nicht zu stressen.

Derzeit beschäftige ich mich viel mit Quantified Self und Self-Tracking. Zu diesem Zweck habe ich mir von einem Freund unter anderem eine Pebble Smartwatch ausgeliehen. Starten und mit dem Smartphone koppeln war sehr unkompliziert. Herumspielen damit macht Spaß, aber mein Smartphone produziert allerlei Notifications, die nicht auf der Pebble ankommen. Ich bekomme lediglich Google Mail, Foursquare und einige andere, für mich unwichtige Meldungen, nicht aber Twitter oder meinen Haupt-E-Mail-Account.

Allerdings gibt es für die Pebble eigene Apps samt Gegenstücken für das Telefon, darunter eine namens Pebble Notifier, die alle Notifications ans Telefon sendet. Die ist nach der Installation sehr fleißig. Während ich einen Podcast höre, was mein Android-Telefon als Dauer-Notification am oberen Rand anzeigt, weist mich die Pebble etwa alle 30 Sekunden darauf hin, dass und welchen Podcast ich gerade höre – mit Vibration.

Außerdem habe ich eine kleine App namens „Dry Until“ auf der Uhr. Sie sagt mir, ob es bald regnet oder wieder damit aufhört und wertet dafür wohl Wetterdaten aus. Als ich sie das erste Mal teste, sagt sie, in Berlin bleibe es trocken, während es draußen in Strömen gießt.

Die Pebble ist also ein kleiner Troll und außerdem ~~hässlich~~ nicht mein Stil. Trotzdem gefällt mir das Ding irgendwie. Ich stelle mir vor, was möglich wird, wenn solche Smartwatches mal ausgereift sind.

Enno Park

27.05.2014

Ein Service für Verkehrsmittelkombination beschert mir eine halbe Stunde mehr Schlaf

Zur Vorbereitung eines Workshops am nächsten Tag in Gelsenkirchen befasse ich mich unter anderem mit dem Service Qixxit. Wie einige Konkurrenzangebote, die ich im gleichen Zuge zum ersten Mal sehe, ist das ein Angebot,

das mehrere unterschiedliche Verkehrsmittel kombiniert, um mich möglichst schnell, kosteneffizient oder klimaschonend von A nach B zu bringen (alles drei zusammen geht wohl leider nicht).

Das Konzept überzeugt mich sofort. Testweise gebe ich nämlich die Strecke Bonn–Gelsenkirchen ein, die ich am nächsten Morgen fahren muss, und erhalte eine Zugkombination als Auskunft, die mir im Vergleich zur selbst recherchierten gleich mal eine halbe Stunde mehr Schlaf schenkt.

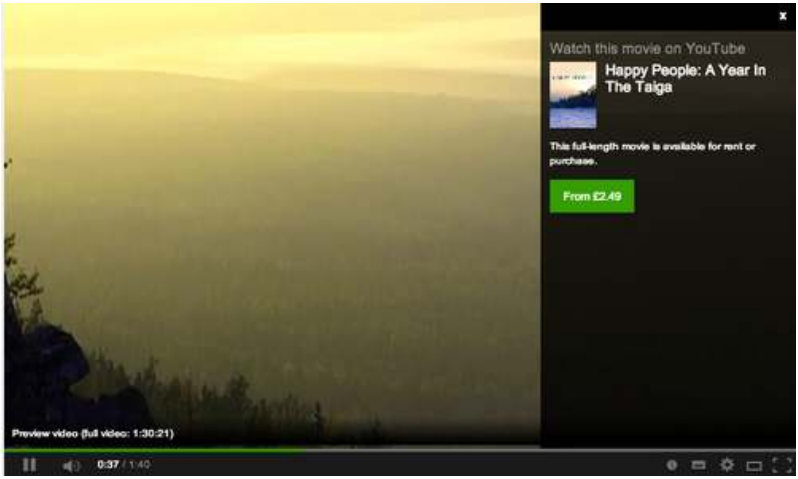
(Original-Screenshot von meinem Test. Zugegeben, einige Kombinationen sind eher theoretischer Natur. Mit dem Bus zum Mietwagen oder quer durch die Gelsenkirchener Fußgängerzone mit dem Taxi ist eher untypisch für meine Art der Verkehrsmittelnutzung.)

Johannes Mirus

27.5.2014

Filme bezahlen bei Youtube! Schon in wenigen Jahrzehnten sicher auch in Deutschland

Ich bin bei Aleks in Schottland. Aleks sucht bei Youtube nach Werner-Herzog-Filmen und findet dort einen vollständigen Film, was nicht ungewöhnlich ist, aber: ganz legal! Man kann dafür bezahlen!



„Ist das neu? Hast du das schon mal gesehen? Haben wir das in Deutschland etwa auch?“, frage ich, ein goldenes Zeitalter des legalen und einfachen Filmkonsums witternd. Aleks weiß von nichts. Der englischen Wikipedia kann man entnehmen, dass es das Angebot schon seit 2010 gibt, aber nur in den USA, Kanada und Großbritannien. Tja.

Kathrin Passig

28.5.2014

Elektronische Geräte bei Start und Landung nicht mehr verstecken, jetzt auch bei Easyjet

Die Easyjet-App funktioniert inzwischen etwas besser. Ich schließe sie nach dem Einchecken vorsichtshalber nicht mehr und mache außerdem einen Screenshot, so komme ich papierlos ins Flugzeug.

Außerdem stürzt jetzt kurz nach Airberlin auch Easyjet nicht mehr ab, wenn man bei Start und Landung das Handy angeschaltet lässt. Ich höre mir nicht nur die Durchsagen aufmerksam an, ich sitze auch in einer Reihe mit einer kindlebenutzenden älteren Dame (Schriftgröße ca. 20 Punkt), und obwohl eine Flugbegleiterin an uns vorbeigeht und unsere Sicherheitsgurte mustert, werden wir wegen der elektronischen Geräte nicht zurechtgewiesen. Nie wieder das Bordmagazin durchblättern, hurra!

Kathrin Passig

28.5.2014

Im Hildesheimer Steckdosenparadies

Im Ibis Styles Hotel Hildesheim gibt es WLAN, das gratis und ohne Zugangsdaten funktioniert, und zwar nicht nur "ganz einfach", wie sie an der Rezeption ja immer behaupten, sondern ganz einfach. Also, noch nicht so einfach wie ein normales Privat-WLAN, aber immerhin muss man im hotelüblichen Pop-up-Fenster nicht durch brennende Reifen springen, sondern lediglich das Häkchen bei "I accept the terms and conditions" setzen, fertig. Nach der Anzahl der Geräte wird man auch nicht gefragt. Der Anbieter ist wieder m3connect, genau wie beim viel komplizierteren WLAN der Bosch-Stiftung.

Registration 1 Internet Access 2

REGISTRATION

Thank you for your interest in free Wi-Fi access. Please register. (* = mandatory)

Personal Data
Company
optional
First name
optional
Last name
optional

Contact Data
Email
optional
Phone
optional

Address
Street
optional
ZIP
optional
City
optional
Country
Choose (optional)

I accept the Terms and Conditions

CANCEL REGISTER

Das WLAN ist aberwitzig schnell. Ich glaube nicht, dass ich in meinem „Network Activity Monitor“ schon mal MB/sec da stehen gesehen habe, wo sonst immer kb/sec oder auch gern mal bytes/sec steht.

Im Ibis Styles Hildesheim sind außerdem gleich drei Steckdosenprobleme gelöst: Die Steckdosen sind leicht erreichbar, beschriftet, und eine davon funktioniert sogar dann, wenn die Türöffnungskarte nicht im Türöffnungskartenschlitz steckt. Man könnte also seine Geräte auch dann aufladen, wenn man gar nicht im Zimmer ist. Also, wenn man so ein Mensch wäre, der das Zimmer ohne Geräte verlässt.

Neben den Betten sind übrigens auch noch Steckdosen, Plural! Neben jedem Bett eine! Und gegenüber vom Bett gibt es eine Fünftsteckdose für alle Fälle. Ich war schon in Hotels, da gab es im ganzen Gebäude nicht so viele Steckdosen wie hier in einem einzigen Zimmer. Das Ibis Styles besteht praktisch nur aus Steckdosen. Es ist ein sehr gutes Hotel.

Kathrin Passig

29.5.2014

Neue PIN fürs Onlinebanking gibt's nur per Post, aber das immerhin zackig

Ich war sehr dumm und habe meine PIN fürs Onlinebanking drei Mal falsch eingegeben, nicht zuletzt in der irrigen Annahme, ich würde mindestens eine Warnung bekommen. Es war der übliche Zahlendreher und natürlich fällt mir just dann die richtige Reihenfolge der Ziffern wieder ein, als die Nachricht „Ihr Zugang zum Onlinebanking wurde gesperrt. Bitte wenden Sie sich an Ihre Filiale." auf dem Bildschirm erscheint.

Ich rufe also Freitag in der Filiale an, die Bankangestellte will mich mit jemandem verbinden, die ist aber nicht da und sie fragt mich, ob mich jemand zurückrufen kann. Ja, sage ich, aber bitte nicht in der nächsten halben Stunde, da kann es nämlich dann sein, dass ich nicht ans Telefon gehe. Okay, sagt sie, dann also erst ab 10 Uhr? Ja, sage ich, meinetwegen auch 9:45 Uhr, aber halt nicht früher.

Um 9:35 Uhr klingelt das Telefon. Das klappt ja super mit der Anmerkung „Nicht vor 9:45 Uhr“. Ich gehe tatsächlich nicht ans Telefon, weil ich ja nicht kann und rufe dann zehn Minuten später zurück. Da ist dann aber besetzt. Dann rufe ich noch etwas später zurück, bekomme wieder jemanden anders dran, schildere die Situation, man fragt mich zwei Mal, ob ich denn wüsste, worum es ginge, worauf ich beides Mal sage, ja, das wüsste ich schon, *ich* hätte ja um Rückruf gebeten, weil ich mir wegen Vergesslichkeit den Zugang zum Online Banking gesperrt hätte, vielleicht könnte man den einfach wieder entsperren, weil ich ja mittlerweile wieder weiß, wie die richtige Nummer wäre.

Entsperren ginge nicht, sagt die Bankangestellte, man könne mir nur eine neue PIN zusenden. Ich nöle ein wenig rum, sage dann aber, na gut, dann eben so, wenn es nicht anders geht.

Am Samstag, also weniger als 24 Stunden später, ist ein Brief von der Bank in der Post. Ich komme mir auch nachträglich noch ein bisschen doof vor, weil ich so rumgenölt habe. Während man an der Rückrufgeschichte noch ein bisschen arbeiten kann, scheinen die Prozesse, bei denen Briefe rausgesendet werden, einwandfrei zu funktionieren.

Außerdem schön: Die neue PIN ist noch einfacher zu merken als die erste. Angeblich soll ich ja ändern, aber mehr Entropie als zufällig erzeugt bekomme ich auch nicht hin und so steht sie immerhin irgendwo auf einem Schriftstück, das man in eine Schublade stecken kann.

Und weil wir das letztens im Techniktagebuch-Chat hatten: Die PIN fürs Onlinebanking der Commerzbank ist fünfstellig, nur Ziffern, nix Buchstaben. Ein rundum sicheres Passwort. Aber nach drei Mal falsch eingeben wird auch gesperrt. So gesehen ergibt alles wieder einen Sinn.

Anne Schüßler

29.5.2014

Wie ich einmal beinahe DJ geworden wäre

Ich werde eingeladen, beim Prosanova Literaturfestival in Hildesheim eine halbe Stunde lang Musik aufzulegen:

> „BOILER ROOM ist ein Performance-Format aus London, in dem bekannte Künstler aus der Musikszene ihre Musik mit dem Rücken zu einem anwesenden Publikum und mit dem Gesicht zu einer Kamera spielen. Die Kamera überträgt das DJ-Set über einen Live-Stream auf die Boiler Room-Homepage, wo digitale Zuschauer das Set live beobachten und kommentieren können.
> BOOK ROOM übernimmt das Format und verortet es neu. Autoren spielen in einem kleinen Raum, inszeniert als Bibliothek, ihre Lieblingsplatten hinter einem kleinen- und vor dem Publikum des Internets. Das Set wird live auf die Prosanova-Website übertragen und später via Youtube permanent bereitgestellt.“

Ich kann mir zwar nicht vorstellen, was man da so tut als DJ vor einer Kamera, schließlich ist es ja nicht so, als müsste ich mit Platten hantieren oder sonst irgendwas machen außer im kompliziertesten Fall Sachen anklicken. Aber eine Rückfrage ergibt, dass meine Anwesenheit wegen der Kamera erforderlich ist. Na gut.

Das Zusammenstellen einer Playlist erweist sich als schwieriger als gedacht. Zwar weiß ich dank meiner loved tracks bei last.fm ungefähr, was ich spielen könnte, aber aus Lizenzgründen kann man bei last.fm viele Tracks nicht einfach auf Befehl abspielen, sondern muss eben – wie bei einem herkömmlichen Radio – warten, bis sie von allein kommen. Außerdem hat last.fm, wie sich jetzt herausstellt, viele meiner seit 2004 geliebten Tracks aus dem Angebot genommen oder durch ganz andere, nur so ähnlich heißende ersetzt. Soundcloud wiederum hat nur einen winzigen Teil dessen, was ich suche. Spotify hat etwas mehr, aber auch längst nicht alles. Am Ende kopiere ich Links zu den jeweiligen Tracks in ein Googledoc, in dem ich sie dann als DJ eben anklicken werde. Die Links führen zu einigen aus unklaren Gründen direkt abspielbaren Tracks bei last.fm und zu Youtube, außerdem notiere ich, was in den beiden Playlists von Soundcloud und Spotify steckt. Ich komme mir ein bisschen blöd vor dabei, aber was weiß ich vom DJ-Beruf, vielleicht machen es die anderen genauso.

> „Das Format kann Vinyl, CD oder ein Laptop mit einer simplen Software sein, je nach Wunsch und Können.“

Wie sich vor Ort herausstellt, gibt es allerdings im BOOK ROOM weder WLAN noch nennenswerten Handyempfang. Man müsste Musik besitzen, so richtig auf der eigenen Festplatte. Die Literaturhasen haben offenbar ihren Rifkin nicht gelesen (okay, ich ja eigentlich auch nicht). Und weil das Publikum vermutlich eher nicht dreißig Minuten lang "“Öffentlicher Nahverkehr"” auf Endlos-Repeat hören wollen wird[1], endet meine DJ-Karriere, bevor sie angefangen hat.

Kathrin Passig

1. Falls es irgendwo so ein Publikum gibt: Man kann mich buchen. „DJ Single-Track Mind“ steht bereit!

30.5.2014

Ich habe zu viele Briefmarkenkinder in der Schublade

Die Steuererklärung steht an und plötzlich fällt mir ein, dass ich dringend meine Schubladen aufräumen muss. Diese beiden Ereignisse korrelieren jedes Jahr und ich nehme inzwischen einen noch ungeklärten Kausalzusammenhang an.

In einer Schublade finde ich Briefmarken aus dem Automatentyp, an dem auch Frau Novemberregen schon verzweifelte.

Diese Automaten – zur Erinnerung – drucken nach Geldeinwurf den Portowert auf eine Blankomarke. Zu jeder Tages- und Nachtzeit. Das ist toll, denn inzwischen brauche ich so selten Briefmarken, dass ich einen Zehnerbogen mit dem Porto für Normalbriefe kaum vor der nächsten Portoerhöhung aufbrauche.

Allerdings haben die Geräte einen konzeptionellen Fehler: Sie geben kein Wechselgeld heraus. Bis neulich kostete das Porto für Normalbriefe 57 ct, da ich aber so viele Centmünzen, dass ich passend zahlen kann, nie dabei habe, muss ich immer überzahlen.

Und bekomme das überzahlte Geld in Briefmarkenkindern zu 1 ct oder 2 ct zurück. Und davon fand ich einen Haufen in der Schublade.

Spontan überlegte ich mir, die Steuererklärung mit all diesen Markenkindern zu frankieren. Das ergibt jedoch ein Problem: Die Versandtasche kostet 1,45 € als normale Sendung.

Der Umschlag hat eine Breite 25 cm, es passen also 5 Automatenmarken von 4,3 cm Breite nebeneinander. Bei der Länge von 35 cm käme ich auf 13 Markenreihen zu 2,55 cm untereinander, also 65 Briefmarken insgesamt. Wobei ich das Adressfenster hier noch nicht einkalkuliert habe.

Selbst, wenn alle Marken 2ct-Marken wären, reichte der Platz nicht aus. Zumal ich auf einigen Marken das €-Symbol vermisse und annehmen muss, dass ihr Wert noch auf Pfennig lautet.

Im Wikipedia-Eintrag zur Automatenmarke lese ich, dass einige der Marken auch philatelistisch interessant sind und beschließe, die Sammlung der Rumänienhilfe bei uns im Dort zu schenken. Die verschicken weitaus mehr Briefe als ich und können so ihre möglicherweise noch vorhandenen 57 ct-Marken zum aktuellen Porto von 60 ct ergänzen. Und vielleicht ist ja auch die Blaue Mauritius des 21. Jahrhunderts dabei.

Die Steuererklärung werde ich wie jedes Jahr selber in den Briefkasten des Finanzamtes werfen.

Volker König

31. Mai 2014

Leseverhalten in kleinen Zahlen

Ich halte einen Germanistik-Workshop ab. Es werden Teams zu verschiedenen Themen gebildet, eines davon entscheidet sich für die Aufgabe "Statistik erstellen: Wer nimmt überhaupt an dieser 'digitalen Revolution' teil und in welchem Ausmaß?" Die vom Team vorbereiteten Fragen werden im Plenum gestellt. Ein paar zusätzliche Fragen stammen von mir, ich kann aber beim Aufschreiben dieses Beitrags 2016 nicht mehr rekonstruieren, welche.

Alle Angaben beziehen sich auf die etwa 50 Anwesenden, Durchschnittsalter vermutlich irgendwo zwischen 20 und 25. Weil ich die genaue Zahl nicht mehr weiß und es sowieso nicht genug Leute für brauchbare Statistik waren, verzichte ich hier auf eine Umrechnung in Prozente.

- Wer liest überwiegend gedruckte Bücher und Zeitschriften? 34
- Wer hat einen E-Reader (Gerät oder Software)? 14
- Wer nutzt ihn überwiegend für gemeinfreie, kostenlose Texte? 4
- Wer nutzt ihn überwiegend für Zeitschriften? 0

- Wer liest nur mit dem E-Reader? 2
- Wer liest abwechselnd Gedrucktes und E-Books? 11
- Wer schreibt regelmäßig in Blogs oder Foren? 12
- Facebook / Twitter bzw. Social Media insgesamt? 10
- Nur journalistische Arbeiten? (Rückfrage: “Also Blogs schreiben oder was?”) 1
- Buchempfehlungen aus dem Internet? 11
- Buchempfehlungen über Freunde, Kollegen etc.? 24
- Buchempfehlungen aus anderen Medien? (TV, Radio, Zeitschriften) 15
- Buchempfehlungen von Buchhändlern oder aus Verlagen? 8
- Wer hat schon länger als 5 Jahre ein Smartphone? 5-6
- Länger als 2 Jahre? 14
- In den letzten 2 Jahren das erste Smartphone geholt? 15
- Gar kein Smartphone? 10
- Nichtsmartphonebesitzer mit Anschaffungsabsichten? 1
- Whatsapp-Nutzer? 27
- Wer schreibt noch Briefe oder Postkarten? 31
- Wer schreibt noch regelmäßig Tagebuch? 4
- Wer besitzt noch einen Ausweis für die Bücherei und nutzt ihn regelmäßig privat, also nicht für die Uni? 14
- Wer nutzt öffentliche Bücherregale? 11

- Zum Reinstellen? 9
- Zum Rausnehmen? 10
- Wer nutzt eine Online-Bücherei? 0
- Wer kannte die Onleihe nicht? 23
- Wer kannte Skoobe nicht? 37
- Wer liest überwiegend gedruckte Zeitungen? 15
- Wer liest überwiegend Onlinezeitungen? 23
- Wer holt sich regelmäßig Magazine am Kiosk oder abonniert sie? 20
- Wer möchte nicht von einem Display lesen? 18
- Wer kauft hauptsächlich in Buchhandlungen? 31
- Überwiegend bei Amazon? 15
- Überwiegend bei Onlineanbietern, die nicht Amazon sind? 0
- Wer leiht regelmäßig anderen Menschen Bücher? 22
- Wer liest das, was er geliehen bekommt? 33
- Zwischen 1 und 10 gelesene, aber nicht zurückgegebene Bücher zu Hause? 10
- Wer nutzt ein digitales Bücherregal? 5

Kathrin Passig

31.5.2014

Haben affige Austernfilmchen eine Zukunft in dieser Welt?

Während des Miniurlaubs in Paris kommt mir der Gedanke „Warum nicht nach 20 Jahren mal wieder Austern essen, wenn man schon hier ist!“ Der Urlaubsbegleiter teilt meinen Austernjieper, und es werden nahebeie Austerngastronomien ergoogelt. Die nächstgelegene ist, wie so viele Dinge in Paris, in einer Brasserie an einem Boulevard untergebracht. Das reichlich vorhandene Deko-Tischgerümpel warnt zwar überdeutlich „Überteuert!“, aber egal, man ist ja im Urlaub. Die Speisekarte ist dann keine Speisekarte, sondern eine Speisekarte mit integriertem iPad. Unter dem Menüpunkt „Huîtres“ sind

zahlreiche Austernsorten aufgelistet, bei manchen auch ein weiterführender Link zu zusätzlichen Austerninformationen inklusive Austernfilmchen, in denen Austernbauern gestikulierend im atlantischen Watt herumstehen. Beim Bestellvorgang muss man das inzwischen zugeklappte iPad natürlich wieder aufswipen und wieder mühsam das Austernmenü anklicken. Ich halte für die Nachwelt fest, dass die Menschheit Speisekarten auf iPads im Jahr 2014 mit „extrem affig“ und „schlägt sich natürlich im Preis nieder!“ bewertet, und prophezeie, dass sich das nicht nur so bald nicht, sondern überhaupt nie ändern wird.

Maik Novotny

31.5.2014

Meistens fehlt der Ethernetanschluss am Macbook Air gar nicht. Außer manchmal

Der Veranstaltungssaal im “Haus der Universität” in Düsseldorf ist extrem luxuriös ausgestattet, es gibt multiple Arten einwandfrei funktionierender Mikrofone und die Macbook-Beamer-Verbindung klappt auf Anhieb. Ich brauche aber Internet, denn ich will in diesem Workshop mit den Studierenden zusammen das Geschehen in ein Googledoc hineinprotokollieren; schließlich handelt der Workshop von der Digitalisierung beim Lesen und Schreiben. Außerdem bin ich kein Fan abfotografierter Flipcharts als Veranstaltungsdokumentation.

“Kein Problem”, sagt der Veranstalter, und kramt in einem Kabelschacht. “Falls Sie da nach einem Ethernetkabel kramen”, sage ich, “mein Rechner hat dafür keinen Anschluss”. Der Veranstalter mag es nicht glauben und lässt sich das Macbook aushändigen. Es hat aber wirklich keine Ethernetbuchse. Er leiht mir seinen Unizugang zum WLAN. Das funktioniert soweit ganz gut,

abgesehen davon, dass er jetzt selbst nicht mehr ins Internet kann und außerdem in den folgenden sieben Stunden nach jeder Pause auf die Bühne kommen muss, um seine Zugangsdaten neu einzugeben.

Die Studierenden interessieren sich fürs kollaborative Schreiben weder in der Theorie noch in der Praxis. Ich schreibe das ganze Googledoc allein voll.

Kathrin Passig

31.5.2014

Ich kaufe ein deutsches E-Book

Auf dem Rückweg vom Flughafen Schönefeld versuche ich, das E-Book „Morphin“ von Szczepan Twardoch zu kaufen. Twardoch und ich sind beim gleichen Verlag, deshalb habe ich das Buch auf der Leipziger Buchmesse als Geschenk angeboten bekommen, aber es ist sehr dick, und auch 2014 kann Rowohlt noch keine E-Books verschenken (die anderen Verlage meines Wissens auch nicht). Ein Fahnen-PDF, vielleicht. Aber da ich das bisher nicht bekommen habe, muss es jetzt anders gehen.

Ich bin Amazon-US-Kunde, dort kann man aus nach wie vor unklaren Gründen praktisch keine deutschsprachigen Bücher kaufen, auch nicht „Morphin“. Ich versuche es direkt beim Verlag, aber dort gibt es nur die Adobe-DRM-Version. Ich weiß nicht viel über das Adobe-DRM, halte es aber provisorisch für noch blöder als das Kindle-DRM. Als ich vor Jahren mal versucht habe, eins meiner eigenen E-Books zu öffnen, wollte Adobe, dass ich erst mal irgendwas installiere, und mit Erst-mal-irgendwas-installieren-Wünschen von Adobe habe ich bisher keine guten Erfahrungen gemacht: Man kann dann nicht mehr in Ruhe Dateien mit etwas öffnen, das nicht von Adobe ist, und wird täglich mit Updateaufforderungen belästigt. Ich suche weiter bei anderen E-Book-Anbietern. Bei minimore.de hat es ja neulich auch gut funktioniert. Aber überall gibt es nur die Adobe-DRM-Version.

Ich habe schon einmal mein Amazon-Kindle-Konto umgemeldet und weiß daher, dass es geht und dass man auch bei Bedarf wieder Amerikaner werden kann, ohne seine Bücher zu verlieren. Eigentlich hatte ich mir sowieso schon länger vorgenommen, einmal im Jahr Deutsche zu werden, um auch mal deutsche Bücher kaufen zu können. Amazon macht einem den Wechsel der Staatsbürgerschaft nicht schwer, aber auch nicht ganz leicht. Es dauert noch einmal eine Viertelstunde, bis ich die richtige Ummeldestelle gefunden habe, aber als ich zu Hause ankomme, kann ich das Buch herunterladen.

Vom Flughafen Schönefeld bis zu meiner Haustür braucht man ungefähr 45 Minuten.

Kathrin Passig

1.6.2014

Neu: Klobrille ohne Absenkautomatik

Für unsere Toilette kaufe ich eine neue Klobrille. Eine ohne Absenkautomatik. Das hat Gründe.

Die billige Version vom Discounter ging nach einem Jahr schon kaputt. Sie vertrug nicht, wenn man sie aus Ungeduld nicht die halbe Minute gewähren ließ, die das Absenken brauchte, sondern den Deckel gewaltsam schloss. Für die teuren kann man mehr Geld ausgeben, als einem das Geschäft wert ist.

Außerdem gewöhnt man sich mit normaler Abdeckung nicht an die Automatik, denn unterwegs bei Bekannten habe ich öfter den Deckel unsanft knallen lassen, weil ich nicht bedachte, dass sie eine ohne besitzen.

Thomas Jungbluth

1997, 2006 und 2014

Die Entdeckung der Anwesenheit

1997 entdeckte ich IRC. War man in einem IRC-Channel anwesend, konnte man sehen, was sich dort zutrug. War man abwesend, verpasste man alles. Am besten verbrachte man also den ganzen Tag vor dem Rechner. Weil es einen klaren Unterschied zwischen An- und Abwesenheit gab, und weil wir höfliche Menschen waren, besteht der überwiegende Teil meiner IRC-Logfiles aus Begrüßungen, Verabschiedungen und Dank für das Aushändigen von Op-Rechten:

<_A|eX_> re
<bilch> Tag Alex!
<engel> halloechen
<_A|eX_> @thx
<Sarastro> moin Alex
*** _A|eX_ sets mode: +o bilch
<briefeule> schuhu ales :-)
<briefeule> sarastro opthanksknuddel
* _A|eX_ knuddelt MiouMiou :)
<bilch> Danke!
<_A|eX_> *reschuhu* :)
*** _A|eX_ sets mode: +o engel
<engel> merci alex
* niemand geht
<niemand> cu
<morrissey> huhu
<bilch> ciao niemand
<engel> hi morrissey

* MiouMiou sagt zu niemand tschuess
<lifi> Tag nochmal
<engel> hi lifi

Anfang 2006 melde ich mich bei Skype an. Wie es sich bei Skype mit der Anwesenheit verhält, habe ich bereits beschrieben, hier noch einmal die Kurzfassung:

> Neu an Skype ist, dass es den Unterschied zwischen Anwesenheit und Abwesenheit verwischt. Was man zu Leuten sagt, die gerade nicht am Rechner sitzen, wird ihnen eben dann zugestellt, wenn sie wieder da sind. Und wer in einem Gruppenchat eine Weile nicht mitgelesen hat, kann später alles nachlesen. Abwesenheit wird ersetzt durch verschiedene Arten des Nicht-ganz-Anwesend-Seins, die man an Icons neben dem Namen erkennt (...)
> Nach der Umstellung auf das Konzept der ständigen Anwesenheit durch Skype kommt es mir zunehmend merkwürdiger vor, in IRC-Logs zu lesen, wie dort schlecht über andere gesprochen wird, die sich gerade verabschiedet haben. "Das liest der doch später", denke ich, "ach so, nein, doch nicht."
> Dass man mit Abwesenden reden kann, als wären sie da, verändert mein Sozialleben. Obwohl es noch kein nennenswertes mobiles Internet gibt, ist es jetzt nicht mehr so wichtig, ob man gerade am Rechner sitzt oder nicht. Die Gespräche gehen weiter, man klinkt sich einfach später wieder ein.

Ab 2013 löst der Facebook Messenger Skype allmählich ab, weil er im Unterschied zu Skype auch mobil funktioniert und vernünftig über mehrere Geräte synchronisiert. Das Begrüßen und Verabschieden ist schon zu Skype-Zeiten verschwunden. Wir verhalten uns, als wären wir die ganze Zeit im selben Raum mit den anderen Teilnehmern, die nur eben ab und zu nicht ganz so schnell reagieren.

Erst 2014 im Techniktagebuch-Redaktionschat merke ich, dass man in einem Facebook-Gruppenchat nicht nur daueranwesend ist, sondern alle neu Hinzukommenden nach oben scrollen und lesen können, was vor ihrer Ankunft passiert ist (nicht alles, aber wohl ein paar Tage bis Wochen). Man kann also nicht nur nicht mehr schlecht über gerade Abwesende sprechen, man darf nicht einmal schlecht über Leute sprechen, die vielleicht irgendwann in Zukunft den Chat betreten könnten. Wenn man sich einmal daran gewöhnt hat, geht das ganz gut.

Kathrin Passig

Sommer 2014

Ich habe ein mechanisches Problem und will eine mechanische Lösung

Vom Training mit der Langhantel habe ich Hände wie ein Bauarbeiter. Das ist ja eigentlich nicht unnütz, vor allem, wenn man mal Bauarbeiten erledigen muss. Zu mächtige Schwielen reißen aber verlässlich beim Training ein und das tut dann sehr lange sehr weh. Handcreme finde ich unangenehm, für dauerndes Cremen fehlt es mir sowieso an Disziplin. Überhaupt halte ich das Problem nicht für ein kosmetisches, sondern für ein mechanisches, deshalb will ich eine mechanische Lösung.

Leider gibt es im Drogeriemarkt nur zwei manuell-mechanische Optionen: Eine lange, schmale Feile zur Hornhautentfernung bei Leuten, die von vornherein kein bisschen Hornhaut haben. Und ein grobes Hobelding, mit dem man vermutlich in wenigen Zügen komplette Gliedmaßen entfernen kann. Letzteres ist mir zu gefährlich, und mit der kleinen Feile bräuchte ich drei bis vier Tage, um überhaupt Fortschritte zu sehen. Dann entdecke ich ein batteriebetriebenes Schleifgerät. „SOFORT STARTKLAR“ ruft mir ein Störer auf der Verpackung entgegen, und irgendwo, meine ich mich zu erinnern, steht

auch, in verbrämten Werbeworten, dass es idiotensicher ist. Sofort, idiotensicher – das ist es, was ich suche. Ich kaufe also das Gerät, und mein Leben ist SOFORT BESSER.

Fortan verwende ich nur noch ca. 35 Sekunden pro Woche auf die Pflege der Handinnenflächen. Vorbei die Zeiten, da ich eingerissene Handflächen notdürftig mit Sekundenkleber reparieren musste, um das Training zu Ende zu bringen. Zwei Ersatzschmirgelrollen – im Zweierpack 1x fein, 1x grob – kosten etwa 50% des Gerätepreises, das ist teuer, könnte man meinen, aber doch freundlicher kalkuliert als bei manchen Rasierklingen oder Druckerpatronen. Mir ist es ohnehin gleich, denn mein Händedruck ist nun zart wie der eines Bauarbeiters, dessen Schwielen nie einreißen.

Mia Culpa

1.6.2014

Manchmal bieten ältere Gerätegenerationen eine höhere Effizienz

Wir sind in dem neuen Café in Kempen frühstücken und die Bedienung hantiert etwas hilflos mit einem iPod herum.

Nicht zum Musik hören, damit nimmt der junge Mann die Bestellung auf und leitet sie per WLAN in die Küche weiter.

Das erste Mal habe ich solche Geräte Mitte der 1990er gesehen. damals waren es vermutlich die ersten Vorläufer von PDAs. Beim Mexikaner war das zum Beispiel, da trafen wir „Datenreisende“ aus der Düsseldorfer Mailboxszene uns gelegentlich.

Die Bedienungen hatten schon damals ein in die Hand passendes Gerät, das sie mit einem Stift bedienten. Im Gegensatz zum iPod 2014 gaben sie jedoch nur Nummern ein – die Tischnummer und die Nummern der Bestellung, wie sie auf der Karte stehen.

Dann zielten sie mit dem Gerätchen auf eine kleine dunkle Halbkugel in der Ecke des Raumes, hinter der sich offenbar ein Infrarotempfänger befand, und schickten die Bestellung ab. So konnten die Bedienungen in ihrem Revier bleiben, das Essen brachte nämlich jemand anders.

Der Mexikaner hatte insgesamt drei Räume über zwei Etagen, da war die Technik eine tolle Erleichterung – wenn die Bedienungen die Nummern von der Speisekarte kannten.

Die iPod-Lösung hat jedoch eine Auswahlmöglichkeit nach den Namen der Speisen. Das macht die Einarbeitung einfacher, aber der Arbeitsdurchsatz ist geringer. Das Durchsuchen von Listen nach dem Bestellten dauert schließlich länger, als einfach eine Nummer einzutippen, wofür der junge Mann sich mehrfach entschuldigt.

Bei den tatsächlich 8 Tischen im Haus und maximal 10 Tischen, die bei gutem Wetter draußen stehen, empfinde ich diese Infrastruktur aber sowieso als Overkill.

Volker König

1.Juni 2014

C'est automatique! – Klebespaß mit Charles de Gaulle

Dass man sich an manchen Flughäfen inzwischen nicht nur die Bordkarte selbst ausdrucken muss, sondern auch den Gepäckklebestreifen, ist mir schon seit ein paar Jahren immer wieder untergekommen. Stets ein schön würdeloses Spektakel, gehetzt und zerzaust wirkende Reisende im Check-in-Trubel auf dem Boden knieen und mit „Step 1, Step 2, Step 3" beschriftete Klebestreifen um ihre Rimowas wickeln zu sehen.

Was ich heute (Paris, CDG, Terminal 2F) aber zum ersten Mal sehe, ist, dass man auch sein Aufgabegepäck selbst aufgeben muss. Dazu scannt man mit einer Art Supermarktkassen-Scanner den soeben selbstgeklebten Gepäck-Tag

ein und stellt dann das Gepäck aufs Gepäckband. Die Schalter sind bis auf einen unbesetzt, hinter diesem sitzt ein Check-in-Beschäftigter, dessen Aufgabe es ist, verwirrt an ihn herantretende Reisende mit gereiztem „C'EST AUTOMATIQUE!“ zu den Selbstscan-Schaltern zurückzuscheuchen.

Offen bleibt die Frage, ob man im Falle eines Gepäckübergewichts auch selbst hinter den Schalter gehen muss, um sich selbst streng zurechtzuweisen, dann wieder vor den Schalter zu gehen, um erst zu protestieren und dann fluchend und hektisch 2 Kilo Souvenir-Camembert aufzuessen.

Maik Novotny

Anfang Juni 2014

Ich lese den Kölner Stadtanzeiger nur noch über den iPad-Kiosk

Ich kaufe keine Zeitung mehr, sondern lese den Kölner Stadtanzeiger nur noch über den iPad-Kiosk. Ab Juli wird ComputerBILD folgen, es sei denn sie haben auf ihren Heft-CDs die absoluten Killer-Programme (was trotz entgegengesetzter Hoffnung bisher noch nie der Fall war).

Neben dem Einsparen von Papier mit den Folgen für Bücherregal und Umwelt ist der Grund auch, dass die App nur etwa die Hälfte von den jeweiligen Druckwerken kostet.

Vor zwei Jahren hatte ich diesen Versuch schon mal gestartet, doch weil in der Stadtanzeigerapp nicht alles drin war, was im gedruckten Blatt zu finden war, hatte ich das dann aufgegeben. Die aktuelle App erlaubt mir ePaper (zoombare Abbildung der richtigen Zeitung) oder Online-Leseform. Videos oder anderes, was die App außer lesen anbietet, nutze ich nicht.

Sehr angenehm ist auch, dass ältere Ausgaben komplett abrufbar sind. Die aufzutreiben kann man ja bei gedruckten Zeitungen voll vergessen.

Thomas Jungbluth

Juni bis Juli 2014

Die Zustellung verzögert sich

Ich hätte gerne ein neues Smartphone, denn das GPS in meinem aktuellen hat eine Macke. Da trifft es sich, dass BASE, mein Mobilanbieter, mir ein Samsung Galaxy S4 schenkt, wenn ich meinen laufenden Vertrag auf eine

Allnet-Flat für monatliche 26,- € aufstocke und um zwei Jahre verlängere. Guter Deal, denke ich, einzig der Fakt, dass ich bereits bei Unitymedia eine Festnetzflat habe, stört mich. Da würde ich ja doppelt zahlen!

6.6. Ich forsche in meiner örtlichen Unitymedia-Filiale nach: Kann ich den Vertrag dahingehend ändern, dass ich zu Hause nur noch Internet habe? Nein, meint der Mitarbeiter, den Telefonanschluss könne ich erst ab April 2015 kündigen. Upgrades sind freilich jederzeit möglich.

8.6. Ich ringe mich durch, doch den Vertrag bei BASE abzuschließen. Ich bestelle das Galaxy S4 direkt auf meine Arbeit.

12.6. „Die Zustellung verzögert sich leider aufgrund von Transportschwierigkeiten“, informiert man mich per SMS.

12.6. SMS von 20 Uhr 35: „Ihre Bestellung befindet sich auf dem Weg zu Ihnen.“

13.6. Ich überprüfe auf der DHL-Trackingseite den Status meiner Sendung. Dort heißt es „Die Sendung konnte nicht zugestellt werden. Daher wurde der Auftrag storniert.“ Ich sehe mir noch einmal die Bestellbestätigung von BASE an und erkenne das Problem: Gibt man bei Bestellungen eine c/o-Zeile an, also zum Beispiel den Namen der Firma, bei der man arbeitet, wird diese Zeile nicht übernommen und auch nicht auf das Versandetikett gedruckt! Das heißt: Der DHL-Mann stand irgendwann heute Vormittag vor dem Gebäude meines Arbeitgebers, hat vergeblich meinen Namen auf dem Klingelschild gesucht und ist mit der Ware wieder abgedampft. Ich rufe die BASE-Bestellhotline an und schildere der Mitarbeiterin ebendies. „Ja, ich verstehe, ich gebe das so weiter“, sagt sie, „im Moment kann ich aber nichts machen. Ich muss warten, bis Ihre Sendung wieder bei uns im Lager ankommt, erst dann kann ich einen Neuauftrag vergeben.“

16.6. Eine SMS erreicht mich: „Wir haben Ihre Retoure erhalten.“ Ich melde mich bei der Bestellhotline und möchte wissen, wie es nun weitergeht. Die Mitarbeiterin (eine andere als beim letzten Mal) sagt: „Da brauche ich zuerst Ihr Kennwort!“ – „Was für ein Kennwort?“, frage ich. – „Ihr persönliches BASE-Kennwort. Das haben Sie mit Ihrem Vertrag von 2011 festgelegt. Denken Sie mal nach, es ist ganz simpel. Was ist denn das erste, was Ihnen einfällt?“ Mir fällt nichts ein. Also müssen wir anhand mehrerer privater Daten verifizieren, dass ich tatsächlich ich bin. Dann legen wir ein neues Kennwort fest, welches ich mir sofort notiere. Sodann erfahre ich, dass noch keine Eingangsbestätigung meines zurückgesendeten Handys vorliege. „Das kann durchaus ein wenig dauern, bis das Lager die Rückmeldung gibt.“ Ich drücke mein Verständnis aus, weise aber noch einmal auf den Umstand hin, dass man sich offenbar von BASE nichts an Arbeitsadressen liefern lassen kann – oder an Leute, bei denen man wohnt, die aber anders heißen als man selbst. „Ja, das Problem ist bekannt“, seufzt die Frau, „ich kann das nur noch einmal den Kollegen sagen. Es ist technisch nicht so einfach, die c/o-Zeile zu übernehmen.“

19.6. Ich habe zwei Tage gewartet, jetzt rufe ich nochmals im Bestellzentrum an. Mein Gesprächspartner – heute ein Mann – fragt mich nach meinem Kennwort. Dieses Mal bin ich gewappnet und trage es vor. „Tut mir leid, das ist falsch“, höre ich. Ich entgegne: „Ich habe das neulich bei einer Kollegin geändert, vielleicht haben Sie noch das alte?“ Nach kurzer Klickerei findet der Mitarbeiter mein frisches Kennwort und sagt: „Ach ja, das wurde ganz neu angelegt. Okay. Ihr altes Kennwort lautete übrigens ‘eins zwei’.“ Ich erkundige mich nach meinem Smartphone; dieses wurde zwar mittlerweile als Retoure empfangen, doch damit gilt der Vorgang offenbar als erledigt. Ich insistiere auf einem Neuauftrag. Sicherheitshalber lasse ich das Telefon an meine Privatadresse liefern. Damit sollte alles seinen Gang gehen.

25.6. Nach mehreren Tagen ohne irgendein Zeichen von BASE kontaktiere ich die nur über Handy zu erreichende Vertragshotline (99 Cent pro Anruf!). Ich muss mit einem Roboter sprechen, der mein Kennwort (sowohl das alte als auch das neue) nicht verstehen will. Mitten im „Gespräch“ lege ich auf.

27.6. Wenn ich den Bestellverfolgungslink klicke, der in meiner Auftragsmail vom 8. Juni enthalten war, wird mir angezeigt: „Gerät ist nicht gebucht“. Ich rufe noch einmal die Bestellhotline an, das Gespräch zieht aber wie ein Traum an mir vorbei, sodass ich nichts von dessen Inhalt wiedergeben kann. Später am Tag bekomme ich eine SMS: „Ihr bestelltes Handy ist zurzeit nicht lieferbar. Bitte melden Sie sich in ca. 14 Tagen nochmals, da vom Hersteller leider kein Liefertermin genannt wurde.“ Nicht lieferbar?!, wundere ich mich. Aber es wurde doch schon einmal geliefert! Wurde es inzwischen jemand anderem zugeschickt?

3.7. Mit dieser SMS hätte ich nimmermehr gerechnet: „Lieber BASE Kunde, Ihr Handy ist nun auf dem Weg zu Ihnen. Sie erhalten es in den nächsten drei Werktagen.“ Am selben Nachmittag: Eine SMS und eine Email mit einer Sendungsnachverfolgungsnummer gehen bei mir ein. Diesmal geht das Handy nicht mit DHL, sondern mit GLS auf die Reise. Jetzt wird’s spannend: Um 17 Uhr befindet sich das Paket in Bielefeld. Wird es heute noch in Frankfurt ankommen? (Spoiler: Nein.)

4.7. Überraschend teilen mir eine Mail und eine SMS mit, was ich schon seit gestern weiß: dass das Gerät zu mir nach Hause unterwegs sei. Ich bin natürlich gerade im Büro, aber den späteren Gang zum Paketshop oder zur Nachbarin nehme ich als (hoffentlich) letzte Hürde auch noch in Kauf. Auf der GLS-Trackingseite sehe ich dann, dass das Päckchen in einem Paketshop in meiner Nähe abgegeben wurde. Nach der Arbeit gehe ich dorthin, doch der Shop hat eine halbe Stunde vor Ladenschluss bereits geschlossen. Ob das mit dem wichtigen Fußball-WM-Spiel zusammenhängt, das um 18 Uhr begonnen hat?

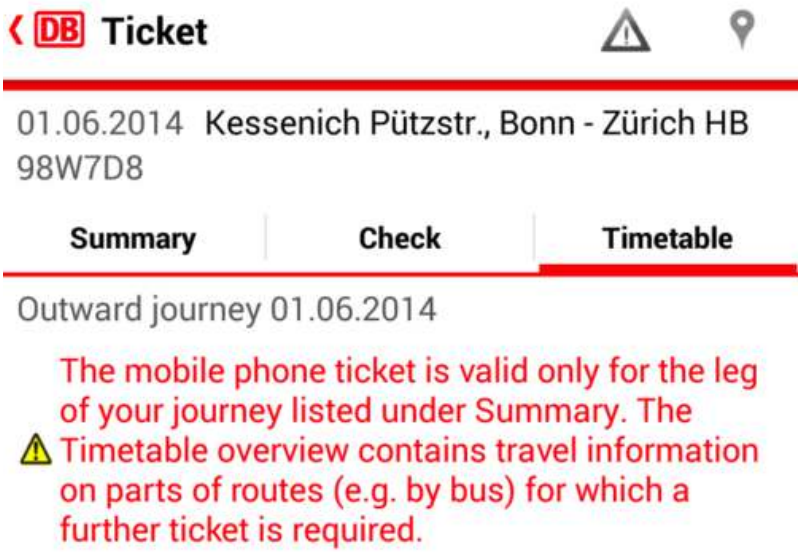
5.7. Es ist Samstag. Ich hole das Samsung Galaxy S4 im Paketshop ab.

Torsten Gaitzsch; leicht entemotionalisiertes Cross-posting von hier

1.6.2014

Bahnfahren in der Schweiz! Ein gefährliches Unterfangen, aber mit Hilfe der SBB-App zu bewältigen

Ich löse mit der Bahn-Handyapp ein Handyticket von Bonn nach Zürich. Ich bekomme auch ein Handyticket von Bonn nach Zürich, allerdings mit einem überraschenden Hinweis:



Ich weiß nicht, was die Bahn damit meinen mag, denn unter „Summary“ scheint mir die vollständige Strecke aufgeführt. Ich habe den Verdacht, dass das deutsche Handyticket auf dem Schweizer Teil der Strecke eventuell nicht gilt. Kurz erwäge ich, es darauf ankommen zu lassen, ich weiß aber aus vorangegangenen Erfahrungen mit dem Schweizer Bahnsystem, dass man dort wenig Geduld mit Deutschen hat, die glauben, es sei doch in der Schweiz bestimmt alles genau wie in Deutschland und man könne ein Ticket bei Bedarf im Zug lösen.

Der Zug hält zwar in Basel Bad eine halbe Stunde lang, vermutlich, damit deutsche Fahrgäste zum Automaten spazieren und sich ein Schweizer Anschlussticket lösen können. Das weiß ich aber nicht und sehe mich schon ticketlos ertappt, gebüßt und des Landes verwiesen. Dann fällt mir ein, dass ja vielleicht auch die Schweiz eine App für das Zugfahren hat. Und tatsächlich gibt es eine App der SBB, ähnlich mittelkomfortabel wie die der DB. Ohne größere Komplikationen registriere ich mich mit meiner Kreditkarte und erwerbe ein Ticket von Basel Bad nach Zürich.

Es wird im Zug akzeptiert und sogar im ersten Versuch eingelesen, nicht erst im zehnten wie meine Handytickets in deutschen Zügen. Wieder einmal ist mir die Einreise in die Schweiz ohne Verbrechen geglückt. Die SBB-

App erweist sich auch danach als praktisch, weil sie Verbindungsauskünfte über den Zürcher Nahverkehr erteilt, und ich kein Schweizer Münzgeld mehr brauche, um an Automaten Tickets zu lösen.

Kathrin Passig

1.6.2014

Internet megabyteweise kaufen: Ein bisschen wie Erbsen zum Stückpreis, aber okay

Während der Zug am deutschen Bahnhof von Basel steht, lege ich meine Schweizer SIM-Karte ein und habe sofort richtiges, schnelles 4-Balken-HSDPA-Internet, zum ersten Mal während dieser Zugfahrt. Das ist auch immer so, wenn ich über die Grenze nach Österreich fahre. Mobilfunk-Internet im Zug scheint nicht grundsätzlich unmöglich zu sein, nur in Deutschland.

Die Tarifstruktur meiner Prepaid-SIM von orange.ch ist undurchschaubar, und die Orange-App ist keine große Hilfe. Obwohl die 30-Tage-Option nur 15 Franken kostet, bin ich zu geizig dafür, ich bleibe schließlich nur drei Tage in der Schweiz. Deshalb bekomme ich in diesen drei Tagen mehrfach eine SMS, dass mein Datenvolumen aufgebraucht sei – ein Datenvolumen, bei dem es sich, je nachdem, wo man nachsieht, entweder um 50 MB oder um 500 MB oder aber auch um gar nichts handelt. In dieser SMS ist ein Link, der meistens zu einer Fehlermeldung, manchmal aber auch zu einer nur leicht defekt aussehenden Website mit zwei Knöpfen führt. Einer davon verschafft mir 20 weitere MB zum Preis von 1 CHF. Das ist ganz interessant, auf die Art merkt man mal, wie weit man mit 20 MB eigentlich kommt: Nicht sehr.

Kathrin Passig

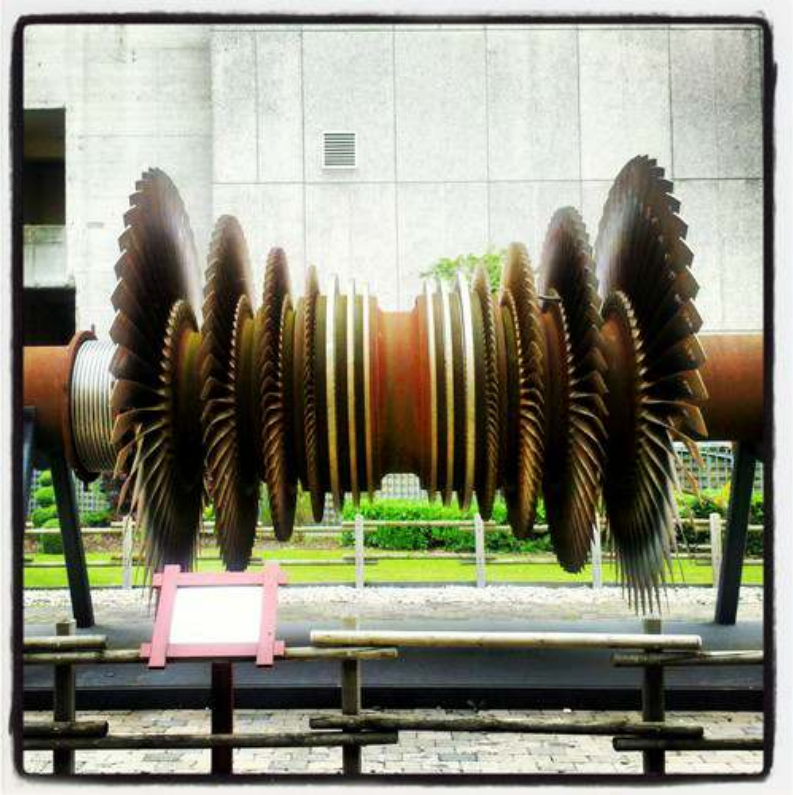
1.6.2014

Das Kernenergiemuseum im Kernwasser-Wunderland

1985 wurde das Kernkraftwerk in Kalkar fertiggestellt, und ein paar Jahre später stand fest, dass es eine der größten öffentlichen Bauruinen bis dahin werden sollte. Nicht zuletzt aus Sicherheitsgründen ging es nie in Betrieb – jedenfalls nicht als Kernkraftwerk.

Ein niederländischer Investor schuf dort 1995 das Wunderland Kalkar, einen Freizeitpark mit etlichen Fahrgeschäften und freier Verpflegung durch stark gewürzte Pommes, Softeis und Getränke.

Einige Ausstellungsstücke des unbenutzten Kernkraftwerks sind dort zu besichtigen, zum Beispiel die Hauptturbine.



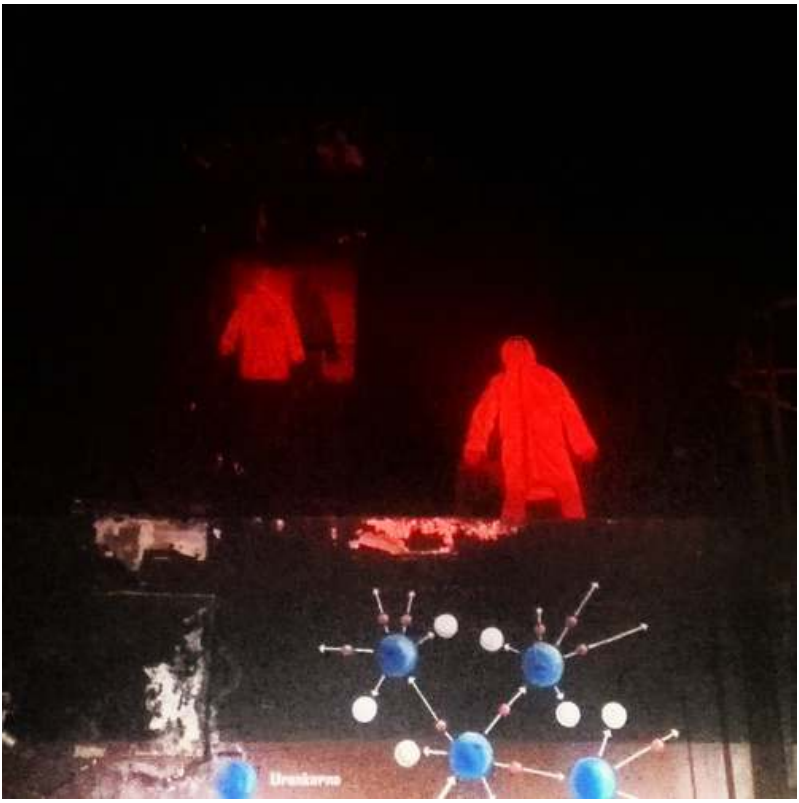
Im nie benutzten Kühlturm fährt ein Kettenkarussell hoch, innen können Kinder Elektroboote fahren oder durch Tunnel klettern und außen sind einige Bahnen für Kletterer angebracht.

Auf dem Gelände findet sich auch ein Kernkraftmuseum, das den Eindruck macht, eher pflichtschuldig als überzeugt Werbung für Kernenergie aus der Sicht der frühen 1970er Jahre machen zu wollen.

Neben einigen Modellen der Reaktortechnik und offenbar aus technischen Präsentationen abgeschriebenen Erklärungen, was man da sehen kann, sind unsortierte, aber rostfrei stählern glänzende Teile, die mal irgendeine wichtige Aufgaben bekommen sollten, in einer Vitrine zu sehen.

Die Argumente für die so umweltfreundliche Kernenergie, die dort hängen, sind nicht erst seit Fukushima naiv. Aber noch aus einem anderen Grund fürchte ich nicht, dass dort junge Menschen allzu sehr indoktriniert werden könnten.

Das Museum ist in einer hohen Halle untergebracht und oberhalb der Ausstellung kann man im Dunkel Figuren sehen, die etwas tragen, was in einem B-Movie der 1960er als Strahlenschutzkleidung durchgegangen wäre. Sie stehen dort in bedrohlicher, die Farbe wechselnder Beleuchtung.



Volker König

1. Juni 2014

Museumsführung im Ohr

Ich tue etwas ganz Exotisches und besuche ein berühmtes Museum meiner eigenen Wohnstadt. Einfach so, ohne dass ich Besuch von weit her habe, der, wenn er schon mal in München ist, bitte gerne die Alte Pinakothek sehen möchte.

Aus der Website weiß ich bereits, dass ein Audio Guide angeboten wird. Man mag damit ein wenig seine Würde einbüßen (das Vasa Museum in Stockholm ist da weiter), aber ich habe so wenig Ahnung von Alter Kunst (oder von zeitgenössischer) (oder von prähistorischer), dass ich mich sehr gerne etwas informieren lasse. Eine Tonspur hat dabei den deutlichen Vorteil verglichen mit Selbstlesen, dass man gleichzeitig Bild gucken und sich informieren lassen kann. Ich erinnere mich immer noch begeistert an meine erste Begegnung mit dem Pergamonaltar im Berliner Pergamonmuseum: Der Audio Guide schickte mich im ganzen großen Saal herum und ließ einen antiken Tempelberg lebendig werden.

In der monumentalen Eingangshalle der Alten Pinakothek bekomme ich also ein Kästchen mit kleinem Display und Tasten, das ich mir mit Hilfe einer Kordel um den Hals hänge (das ist der Punkt mit dem Würdeverlust). Kopfhörer sind bereit hineingekabelt. Die freundliche Verleiherin (mit auffallend schönen Ohrringen, die sie, wie sie mir auf Nachfrage verrät, auf dem Christkindlmarkt an der Münchner Freiheit gekauft hat, aber hier soll es ja um Technik gehen) erklärt mir, dass unter manchen der ausgestellten Gemälde dreistellige Nummern angebracht sind. Wenn ich die Nummern in das Guide-Gerät eingebe, höre ich über die Kopfhörer Informationen zum Gemälde.

Was mir an den Erklärungen in der Alten Pinakothek besonders gefällt: Oft enhalten sie O-Töne der Experten, die hier arbeiten. Und die Experten sind ganz offensichtlich beim Anblick der Gemälde aufgenommen, sprechen frei darüber, was sie sehen.

die Kaltmamsell

2.6.2014

Die digitale Pressemappe hilft gegen Kaffeeflecken

Auf Kongressen und Tagungen, vor allem aber Messen, hat sich schon seit ein paar Jahren die digitale Pressemappe als Selbstverständlichkeit durchgesetzt: Die nötigen Informationen, vor allem aber Zusatzmaterial wie Fotos oder sogar Videos werden auf einem Datenträger verteilt, praktisch zum Mitnehmen in die Redaktion (und bestimmt auch, so vermute ich, damit der eine oder andere Kollege es mit copy&paste der Industrie-Informationen leichter hat).

Leider haben noch nicht alle Unternehmen – genauer: deren Pressestellen und Öffentlichkeitsarbeiter – mitbekommen, dass sie mit ihren digitalen Pressemappen in der Sackgasse gelandet sind. Denn nach wie vor gibt es dieses Informationspaket meist als DVD oder CD. Damit hat sich die Nutzung erledigt: Schon am Desktop, so überhaupt vorhanden, werden die DVD-Player seltener. In Laptops sind die praktisch gar nicht mehr eingebaut; an die Daten komme ich während der Veranstaltung gar nicht mehr ran.

Auf der Messe – wie in den vergangenen Tagen auf der ILA, der Berliner Luftfahrtschau, erlebt – freue ich mich deshalb, wenn eine Pressestelle das berücksichtigt und ihre Info-Mappe auf einem USB-Stick bereitstellt. Die DVDs lasse ich dagegen liegen. Es sei denn, ich kann zuhause noch DVDs oder CDs gebrauchen. Die schützen als Untersetzer meinen Buchenholztisch so schön vor Kaffeerändern.

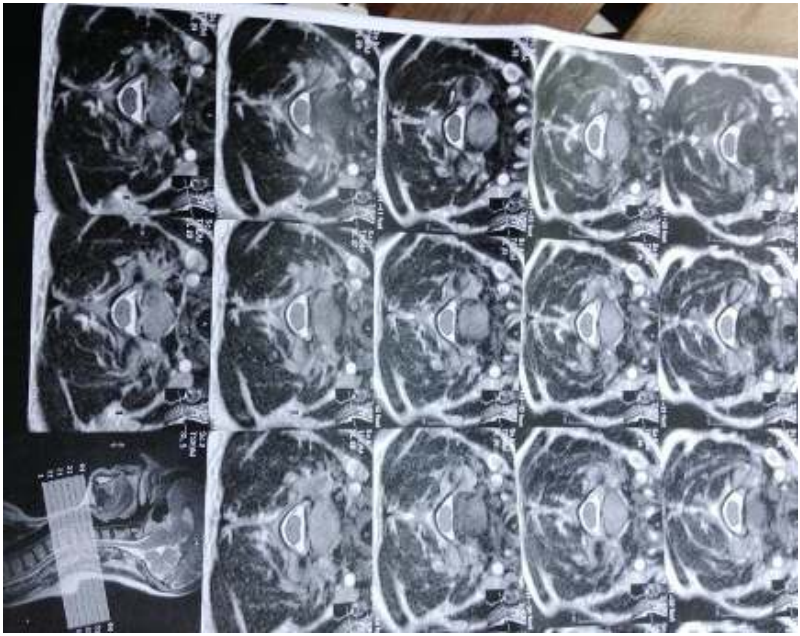
(Die gedruckte Pressemappe hat übrigens, so anachronistisch das klingt, nach wie vor ihre Berechtigung. Ich will zwar nicht das ganze Papier mitschleppen – aber auf den Seiten mit grundlegenden Informationen oder Vorstandsaussagen mache ich mir gerne Notizen. Und das geht immer noch einfacher und schneller, als die Daten in meinen Laptop einzulesen und was dazu zu tippen.)

Thomas Wiegold

2.6.2014

Meine Halswirbelsäule im Bild

Ich habe einen Termin beim Neurochirurgen, da mir seit Jahren immer wieder Funktionen des linken Arms ausfallen. Vor drei Jahren hatte ein Orthopäde deshalb schon mal Aufnahmen mit Magnetresonanztomographie (MRT) anfertigen lassen: Ja mei, ein Nerv in der Halswirbelsäule ist halt recht dauerhaft eingeklemmt.



Da die Lästigkeit zunahm, hatte meine Hausärztin an den Chirurgen überwiesen, vielleicht könne er etwas tun. Bei der Terminierung hatte man mich gebeten, alle vorhandenen Aufnahmen mitzubringen, also stehe ich mit dem

großen Umschlag MRT-Ausdrucke von seinerzeit vor der Anmeldetheke der Praxis. Die Angestellte fragt nach der zugehörigen Datei, die habe ich aber nicht. Kein Problem, sie ruft in der Radiologie an.

Als ich fünf Minuten später dem Arzt gegenüber sitze, hat er die Aufnahmen bereits auf seinem Bildschirm, den er zu mir dreht: Showtime! Statt nur auf Einzelbildchen zu schauen, fährt Herr Doktor mit mir einmal durch meine Halswirbelsäule wie per Daumenkino: Hier die erwartbar große Öffnung im Wirbel für den Nerv, hier auch, doch im nächsten Wirbel ein deutlich engeres Oval, das dem Nerv nicht genug Platz lässt. Beim Erklären greift Herr Doktor hinter sich, öffnet eine Kommodenschublade, steckt seinen Finger hinein, schiebt die Schublade zu: So sei der Nerv also beengt.

Aha, mache ich, wie kommt das?

Angeboren, sagt er.

Und warum habe ich dann erst seit einigen Jahren Beschwerden?

Wir kehren zurück zum Bildschirm, nun deutet Herr Doktor auf etwas im Nervenkanal: Da habe sich ein Knochensporn gebildet, der den Nerv noch weiter beenge. Wieder dreht er sich halb um und zwickt erklärend seinen Finger in die Schublade. Das möchte ich nicht, es bereitet mir Gänsehaut; den Bildschirm finde ich viel spannender.

Wie kommt nun das wiederum? Und da fällt das Wort, das seit Jahren Bestandteil jeder meiner ärztlichen Diagnosen zu scheint: „degenerativ“. Jajaja, ich weiß: Alterserscheinung.

die Kaltmamsell

2.6.2014

Ich brauche schon wieder einen neuen Reiseadapter

Während ich bei Amazon nach Reiseadaptern suche, geht der Rechner aus. Sein Akku ist leer, weil ich in der Schweiz bin und schon wieder keinen passenden Adapter habe.

Beim Kauf des letzten dachte ich noch: Nie wieder einen Reiseadapter kaufen! Denn er versprach "“the right solution for everyone"” in 150 Ländern. Ich habe ihn sogar dabei, aber erstens passen keine Schukostecker hinein, sie sind zu dick, ich kann also meinen Laptop nicht mit diesem Adapter betreiben. Und zweitens könnte ich das auch nicht, wenn Schukostecker hineinpassten, denn der Schweizer Wunderadapter hat zwei Aufsätze, einen für USB und einen für Stecker, und ich habe nur den für USB dabei. Außerdem in meiner Tasche: ein Steckeradapter Schuko-Großbritannien (versehentlich). Nicht in meiner Tasche: Auch nur einer der ca. 10 Apple-Eurostecker meines Haushalts. (Man bekommt beim Kauf neuer Geräte und Netzteile jedesmal einen dazu.)

Hinter dem Fernseher des Gastgebers finde ich ein Apple-Netzteil, dessen geräteseitiger Stecker zwar nicht in den Anschluss an meinem Macbook passt, aber immerhin hat es den abnehmbaren Eurostecker des Applesystems, und ich kann diesen Beitrag schreiben. Und weiter nach einem neuen Reiseadapter suchen.

Kathrin Passig

2.6.2014

Kein Touchpad gefunden

Seit ein paar Tagen funktioniert das Touchpad an meinem Notebook nicht mehr. Ich dachte erst an ein Treiberproblem (ja, sowas gibt es auch unter Linux), stellte dann aber fest, dass keines der diversen von Stick oder Live-DVD bootbaren Betriebs-systeme das Touchpad erkennt.

Tastatur, Webcam, Kartenleser und Touchpad sind über den internen USB-Bus angebunden, der Linux-Befehl, um alle USB-Geräte aufzulisten, heißt vorhersehbar und wenig spektakulär „lsusb“.

Kein Touchpad gefunden.

Ich habe keine Lust, das Notebook irgendwo reparieren zu lassen und suche nach Hinweisen, wie ich vorgehen kann. Ich tippe auf ein Kabel, das aus dem Anschluss gerutscht ist.

Nach etwas Suche finde ich ein Video, in dem ein anderer Bastler eine nicht mehr funktionierende Taste des Touchpads repariert. Dazu muss er allerdings das Notebook komplett zerlegen.

Ich hoffe, dass das mutmaßlich schuldige Kabel eines der unter der Tastatur erreichbaren Kabel ist

Ich entnehme die Tastatur und stelle fest: Ich habe mich geirrt.

Im Video ist der Bastler, bevor er das Touchbad erreicht, von gefühlten 200 Schrauben umgeben, die er lösen musste. Darauf habe ich auch keine Lust.

Im ~~Ordner~~ Schuhkarton mit den Steuerunterlagen der Vorjahre finde ich die Quittung für das Notebook und sehe, dass ich noch 2 ½ Monate gesetzliche Gewährleistung habe. Ich probiere aus, mich bei ASUS im Support-Portal anzumelden und stelle fest, dass ich das Notebook dort sogar ordnungsgemäß registriert habe.

Und nicht nur das: Auch die Werksgarantie läuft noch 2 ½ Monate.

Ich entscheide mich für einen Reparaturversuch bei ASUS. Da muss ich zwar vermutlich einige der Kosten selber zahlen, aber dem Händler gegenüber müsste ich im Zweifel inzwischen nachweisen, dass es sich überhaupt um einen Gewährleistungsmangel handelt.

Zunächst melde ich über das Portal ein Problem mit dem Touchpad und warte.

Volker König

2.6.2014

Lügen in der Telefonzelle

Kaum legt man sich mal zwei, drei Stunden zum Mittagsschlaf hin, da fällt das Internet aus. Das Licht am Hub blinkt, und zwar orange. Normal wäre ein schönes, blaues Leuchten, aber nein. Ich starte alles neu, mache alle Tests, hänge das Ding an die andere Dose, probiere meinen Ersatzhub aus, ziehe an allen Kabeln, keine Veränderung. Orangenes Blinken, die Hölle in Farbe. Als nächstes, so schlägt die Anleitung vor, soll ich bitte BT, den Provider, den hier alle haben, anrufen. Problem: Ich habe zwar eine Landline, weil man Broadband leider nicht ohne kriegt, aber kein Telefon, weil ich sowieso nicht im Festnetz telefoniere. Weiteres Problem: Man kann die 0800-Servicenummer von BT nicht von einem irischen Handy aus anrufen. Jetzt rächt es sich, dass ich auch ein Jahr nach dem Umzug immer noch das alte Handy habe. Aber, hey, es war halt keine einzige Minute frei in diesem Jahr.

Ich versuche eine ganze halbe Stunde lang, ohne Internet klarzukommen. Ich lese ein Buch. Ich sehe eine alte Folge “Big Bang Theory”. Ich mache ein Bier auf. Aber danach fällt mir beim besten Willen nicht mehr ein, was ich ohne Internet machen soll. Ich gehe ins Dorf, nur um herauszufinden, ob es vielleicht eine Telefonzelle gibt, von der aus ich BT anrufen kann. Große Hoffnungen mache ich mir nicht.

Auf dem Weg dorthin fällt mir die wahrscheinlichste Lösung des Problems ein: Heute morgen erhielt ich von BT per Twitter (!) die Nachricht, dass sie meinen anderen Account, den in der alten Wohnung, abgestellt haben. Was, wenn sie versehentlich den falschen Account, oder gleich beide? Wundern würde es mich nicht. Ich habe nicht nur auf Twitter, sondern auch noch per Mail und im Service-Chat von BT um die Kündigung des Accounts gebeten, da kann man sich über zuviel Abschalten nicht beklagen.

Zu meiner Überraschung gibt es tatsächlich eine Telefonzelle im Dorf, direkt an der Hauptstraße, hinter dem Fish-and-Chip-Shop. Der weibliche Roboter der Helpdesk will als erstes meine Landlinetelefonnummer wissen, die

ich natürlich nicht weiß. Sie steht in einer E-Mail, an die ich nicht rankomme, weil, naja, kann man sich denken. Ich drehe eine Weile sinnlose Runden mit dem Roboter (“we need to know your phone number” – Stille – “please enter your phone number” – Stille), bis ich endlich in die Warteschleife komme. Nur fünf Minuten später, fünf Minuten, in denen ich die Abgase des Chipshops einatme und auf einmal total satt werde, ist ein Mensch am anderen Ende, eine Frau mit irgendeinem ausländischen Akzent und sehr hoher Stimme, die in jedem Satz dreimal “thank you” sagt. Sie will als erstes meine Telefonnummer wissen. Ich erkläre das Problem. Danach will sie, dass ich alle möglichen Tests mit dem Hub durchführe. Ich weiß schon, was passiert, wenn man diese Tests durchführt, und behaupte einfach, dass ich ihren Anweisungen folge, obwohl ich natürlich gar nicht neben dem Hub sitze. Währenddessen donnern Trucks an der Telefonzelle vorbei. Als nächstes fragt die Stimme, ob der Stecker in der Mitte der Telefondose sitzt oder weiter unten. Bestimmt eine Trickfrage. “Ich glaube, in der Mitte”, sage ich, “sehen Sie bitte nach”, sagt die Stimme, “okay, er ist ganz sicher in der Mitte”, lüge ich. Die Frau ist unglaublich stoisch und nimmt mir meine Märchen scheinbar ab, obwohl mittlerweile klar sein dürfte, dass ich ganz woanders bin. Vermutlich kann sie auch einfach *sehen*, dass ich in einer BT-Telefonzelle stehe. Aber Protokoll ist Protokoll.

Wir machen einen Test. Am Ende des Tests, so versichert die Stimme, werden wir wissen, wo das Problem liegt. Ganz sicher. Und so kommt es auch. Am Ende stellt sich heraus, dass es im gesamten Dorf kein Internet gibt. Das hätte ich sicher auch leichter rausfinden können, vielleicht durch Fragen der Nachbarn. Bis zehn Uhr abends wird es repariert sein, sagt die Stimme. “Thank you”, sage ich. Schon um acht kehrt das segensreiche blaue Licht und mit ihm das Internet nach Crail zurück.

Aleks Scholz

3.6.2014

Home is where the Aufladestation is

„Elf Tage bin ich unterwegs“, rechne ich und werfe genau diese Anzahl Unterhosen in den Dienstreisekoffer. Einfache Rechnung. Nicht ganz so einfach ist die Rechnung, wie viele Batterien ich mitnehmen muss. Denn manche Teile meines Körpers kann ich nicht durch Essen und Trinken mit Energie versorgen. Damit bei mir auch der Hörbetrieb funktioniert, brauche ich durchgehend knapp 1,5 Volt auf den Ohren.

Meinem elektrischen Ohr gönne ich etwa alle drei Tage jeweils zwei Batterien. Knopfzellen, so groß wie drei übereinandergestapelte Centstücke. Wie lange sie genau halten, ist unterschiedlich. Verbringe ich viel Zeit alleine, arbeite am Schreibtisch und gehe nicht weg, dann halten sie auch mal viereinhalb bis fünf Tage. Arbeitet das Ohr jedoch viel, höre ich den ganzen Tag mich und andere reden oder durchgängig Musik, dann kann im Extremfall auch schon nach zweieinhalb Tagen der Saft raus sein.

Jetzt habe ich eine Dienstreise vor mir. Lange Tage, kurze Nächte. Da will ich auf der sicheren Seite sein und nehme lieber ein paar Batterien extra mit.

Es gibt zwar Akkus, aber die halten oft noch nicht einmal einen langen Tag durch. Das heißt, mit denen muss man entweder einen sehr geregelten Tagesablauf haben mit viel Schlaf – oder man muss Ersatzakkus mit sich herumschleppen. Home ist dann, where the Aufladestation is. Mich ärgert die geringe Laufzeit ja schon beim Smartphone, ich habe schon genug Aufladekabel in meiner Tasche und in meinem Leben.

Bei mir zuhause stapeln sich also die leeren Batterien wie bei anderen die leeren Flaschen.

Alexander Görsdorf

03.06.2014

Ich habe in einem Schrank alte Geräte gefunden

Beim Ausmisten des leider sehr geräumigen Büroschranks fallen mir eine Menge ausgedienter Elektrogeräte entgegen. Das Problem bei einem Medienforschungsinstitut ist, dass man mit allerlei Medien umgehen und auch noch crossmedial Inhalte aufbereiten können muss. Deshalb gibt es in besagtem Schrank nicht nur einen schicken alten Röhrenfernseher und ungefähr vier VHS-Videorekorder, sondern auch Dinge, die ich schon lange nicht mehr gesehen habe:

Ein Doppelkassettendeck (von der feinen Marke):

Ein Gerät für das schnelle und einfach Transkribieren von Interviews:

Oder ein Gerät mit Regler, dessen Funktion ich erst googeln musste (der „MagniCoder Pro FX Controller“ ist wohl Teil eines Videokonverters, aber mehr weiß ich auch nicht):

Ich werde ein wenig demütig, wenn ich sehe, womit sich meine Kollegen früher rumschlagen mussten. Heute sind diese Funktionen alle in meinem Laptop vereint, zum großen Teil sogar in meinem Telefon.

Johannes Mirus

4.6.2014

Von solchen Toiletten träumt man meist nicht einmal

Ich habe in der Zentralbibliothek der Stadtbücherei Köln ein menschliches Bedürfnis und möchte die entsprechenden Räumlichkeiten aufsuchen. Doch den Zugang erhält man nur in Form eines fünfstelligen Codes (Buchstabe und Zahlen), der an der Informationstheke unter Vorzeigen des Benutzerausweises zu erfragen ist. Übrigens erfüllt er die strengsten Sicherheitsstandards des BSI, der CIA und des YMCA (E1234).

Den Code tippt man dann in die Folientasten und nach drei Versuchen lässt sich die Tür auch öffnen. Übrigens: obwohl die Toilette ebenerdig und mit Aussenfenster versehen ist, wird sie über künstliche Beleuchtung mit Bewegungsmelder beleuchtet. Der schaltet tatsächlich nach drei Minuten aus,

doch zum Glück befindet er sich in der Mitte des Raumes, und man braucht nur einmal aufzustehen, um das Licht wieder einzuschalten. Die Fenster nach außen sind mit schwarzer Folie abgeklebt.

Ich möchte gar nicht wissen, in welchem ~~Parallel~~Spiegeluniversum ich gelandet bin, als ich die Bibliothek betrat. Zum Glück scheinen die Portale in beide Richtungen zu funktionieren.

Thomas Jungbluth

4.6.2014

Eigentlich will ich ja nur noch Akkus benutzen. Aber.

Am liebsten würde ich ja für all die kleinen elektrischen Dinge im Haushalt nur noch Akkus benutzen.

Und da fängt das Dilemma an.

Batterien sind heutzutage fast überall. In den Heizungsthermostaten mit Zeitsteuerung, der (Universal)fernbedienung, den Taschenlampen, der Kamera, dem Blitz, dem Etikettendrucker, dem Rauchmelder. Für Batterien gibt es eine große Zahl standardisierter Formate.

Die meisten Akkus sind daher in Form und Spannung den Trockenbatterien nachempfunden. Die Form ist nicht das Problem, die Spannung ist es. Eine Trockenbatterie hat 1,5V Spannung, die inzwischen weitgehend verbotenen Nickel-Cadmium-Akkus genauso wie die heute üblichen Nickel-Metallhydrid-Akkus 1,2V.

Das schließt einzelne Geräte schon mal aus: Alles, was unter 1,5V nicht funktioniert.

Doch auch unter den Geräten, die mit 1,2V auskämen, gibt es welche, für die Akkus kein Ersatz sind. Niedriglastgeräte nämlich wie die Fernbedienung oder der Rauchmelder.

Während eine normale Trockenbatterie eine nahezu unbegrenzte Lagerdauer übersteht (sofern sie nicht ausläuft), verlieren die alternativen Akkus jeden Tag bis zu 1% ihrer Ladung. Der 9V-Block in einem Rauchmelder kann mit einer Trockenbatterie gut 2 Jahre halten – ein Akku müsste spätestens nach 4 Monaten getauscht werden.

Das gleiche gilt für die Fernbedienung oder die Heizungsthermostate. Durch den niedrigen Preis für Trockenbatterien und den ziemlich lästigen Wechselzyklus bei Akkus siegt da auch bei mir die Faulheit.

Die in Notebooks und Handys eingesetzten Lithium-Ionen-Akkus und ihre Verwandten haben keine derartigen Verluste, haben aber mit rund 3,6V eine zu hohe Spannung, um als Ersatz für Trockenbatterien herzuhalten.

Bei Taschenlampen, die man nicht andauernd benutzt, sind Akkus auch nicht unbedingt empfehlenswert. Akkus haben eine andere Spannungskurve als Trockenbatterien. Während letztere langsam die Spannung abfallen lassen und die Taschenlampe (auch eine mit LED) langsam dunkler oder flackernder wird, geht diese Kurve bei Akkus sehr steil abwärts.

Mit einer fast leeren Trockenbatterie komme ich mit der LED-Taschenlampe noch mehrmals durch den Garten und wieder zurück, mit einem Akku stand ich schonmal überrascht und ohne Licht zwischen den Kompostern. *Verlässlicher* als mit Trockenbatterien ist eine Taschenlampe mit Akku also nicht.

Auch die Controller einer XBOX verbrauchen ordentlich Strom und brauchen bei guter Nutzung einmal alle 2 Monate neue Batterien. Da lohnt sich die Investition in Akku und Ladegerät – wenn man die Trockenbatterien vor den XBOX-Nutzern versteckt.

Denn Akkus setzen einen gewissen Grad an Selbstorganisation voraus. Man braucht mehrere Sätze, damit man einen vollen Satz Akkus zur Hand hat, wenn man ihn braucht.

Volker König

4.6.2014

Deutsche Ingenieure zerrütten die Gehöre

Ich telefoniere mit dem schnurlosen Telefon meiner Eltern, einem Siemens Gigaset. Es möchte zurück in seine Ladeschale. Ich weiß das, weil es vor dem Telefonat neben mir auf dem Tisch gelegen und im Minutentakt zart vor sich hingepiepst hat. Schließlich wurde es seiner Ladeschale ja auch schon vor zwei Stunden entnommen. Vielleicht trügt mich meine Erinnerung, dass Akkulaufzeiten von Telefonen früher so viel besser waren.

Beim Telefonieren piepst es allerdings nicht zart, sondern mit ungefähr 100 dB direkt in mein Ohr. "AU!" rufe ich im Minutentakt. Nicht wesentlich öfter als dreimal, dann verliere ich die Lust am Telefonieren. Dabei könnte das Gerät eigentlich wissen, dass ich es gerade ans Ohr halte. Meine Begeisterung für deutsche Ingenieurskunst und meine Hörfähigkeit links haben beide etwas nachgelassen.

Kathrin Passig

4.6.2014

Ob die eigene Identität nicht doch besser aufgehoben wäre in den Händen von Profis?

Ich versuche, bei Royal Mail online eine Postweiterleitung einzurichten. Royal Mail hat offenbar irgendein fancy System, das meine Identität kontrolliert, und dieses System stellt am Ende ein paar seltsame Fragen. Zum Beispiel, ob ich zur Zeit einen Mobilfunkvertrag an der alten Adresse habe, oder einen Kredit, und ob ich jemals an einer der vier folgenden Adressen gewohnt habe.

Bei der letzten Frage steht zu meiner Überraschung neben drei fremden Adressen 13 Hay Fleming Av., ein Haus, in dem ich 2007 mal vier Wochen gewohnt habe. Aber irgendeine der anderen Fragen habe ich wohl falsch beantwortet, und deshalb glaubt mir Royal Mail nicht. Vermutlich sollte ich besser Royal Mail fragen, wer ich bin, statt umgekehrt, die scheinen das besser zu wissen.

Aleks Scholz

05.06.2014

Das Telefon geht nicht, aber niemand bekommt es mit

Ich mache einen Tag Home Office. Weil ich das praktischerweise schon gestern wusste, richtete ich an meinem Bürotelefon eine Weiterleitung auf mein Festnetztelefon zuhause ein.

Heute wundere ich mich zwar ein wenig, warum es so ruhig ist, da ich aber auch erst gegen 16 Uhr die erste E-Mail bekomme, in der ich um Rückruf gebeten werde, werde ich auch erst dann misstrauisch. Tatsächlich hat man wohl schon von verschiedener Seite mehrfach über den Tag verteilt versucht, mich zu erreichen. Da aber immer nur ein Freizeichen zurückkam, vermuteten wohl alle: Ach ja, Home Office, der liegt bestimmt noch im Bett.

Ich rufe also bei der Hotline meines Telefon- und Internetproviders an (mit dem Handy natürlich), gebe nach Aufforderung erfolglos erst meine Telefonnummer, dann die Kundennummer über die Tonwahl ein, navigiere aber anschließend mit der gleichen Funktion problemlos so lange durch das Menü, bis man mich zu einem Menschen durchstellen möchte, höre dann nur noch zwanzig Mal die Einminutenschleife mit Eigenwerbung und bekomme schließlich einen etwas gestresst klingenden Ansprechpartner zugewiesen. Ich sage kurz meinen Namen und meine Kundennummer und schildere mein Problem. Er bittet mich zu der Stelle „wo die Kästchen hängen oder liegen“

und lässt mich den Telefonstecker einmal kurz vom Splitter in die Wanddose und dann wieder zurück stecken und schwups! bin wieder telefonisch erreichbar.

Das ging ja einfach. Hätte es kein Freizeichen gegeben, wäre diese Zehnsekundenlösung eventuell auch schon ein paar Stunden eher durchgeführt worden. Aber das nächste Mal bin ich schlauer, dann trenne ich nicht nur wie sonst den Router vom Netz, sondern ziehe auch mal den Telefonstecker; auch wenn mich diese Handhabe ein wenig an das Auf-den-Fernseher-Schlagen bei schlechtem Empfang erinnert. Offenbar immerhin mit Wirkung.

Johannes Mirus

7.6.2014

Träume vom Techniktagebuch und Ian McKellen mit tatsächlichem Nostalgiepotential

Ich träume endlich auch mal vom Techniktagebuch und das geht so:

Aus irgendeinem Grund bin ich mit Ian McKellen befreundet, der gerade in Deutschland unterwegs ist. Die genaueren Umstände bleiben unklar, aber er sitzt an einem Schreibtisch und zeigt mir lustige kleine teilweise anscheinend selbstausgedruckte Heftchen mit Währungsumrechnungstabellen.

Faszinierend, denke ich und frage, ob ich die fotografieren kann fürs Techniktagebuch. Sowas hat man ja heute gar nicht mehr, da guckt man im Internet nach oder, wie mir nachher einfällt, hat einfach die passende App auf dem Smartphone.

Wo ich jetzt in wachem Zustand drüber nachdenke, die Heftchen waren ja immer so Karten in Spielkartengröße, die man sich bei der Bank holen konnte. Manchmal holte ich mir zum Spaß ganz viele verschiedene Karten, nur

weil es ging und irgendwie so was Kosmopolitisches hatte. Und dann hatte ich zwar kein Geld, erst recht kein ausländisches, konnte aber immerhin sofort nachgucken, was irgendwas anderes in Mark wert war.

Anne Schüßler

Pfingsten 2014

In wenigen Monaten zum Wordpress-Blog mit eigener Domain

Schon seit langem besitze ich die Domain moeterhead.de und will sie nun für mein Blog verwenden. Bei Wordpress kann man für 13 Dollar ein so genanntes „Domain mapping“ kaufen, wodurch das Blog unter einer normalen Domain zu erreichen ist und der .wordpress-Zusatz wegfällt. Man muss dazu nur die Nameserver der Domain in Wordpress-Nameserver ändern.

Also kaufe ich das Upgrade und logge mich anschließend bei meinem Provider ein. Durch vorherige Recherche weiß ich schon, dass man bei Strato den Nameserver einer Domain eigentlich nicht ändern kann, aber mithilfe einer Subdomain und Umleitung soll es trotzdem klappen. Ich erstelle eine Subdomain, gebe dort die Wordpress-Nameserver ein und leite die Domain darauf um. Anschließend ersetze ich im Wordpress Dashboard die Domain keinmamablog.wordpress.com durch moeterhead.de. Ich rufe moeterhead.de im Browser auf und erschrecke, weil dort der HTTP-Statuscode „410 – Gone“ erscheint. Von einer solchen Meldung stand nirgendwo etwas. Der telefonische Support ist – wie erwartet – wenig hilfreich und bestätigt nur, dass es eigentlich funktionieren müsste. Panik erfasst mich und ich mache alles rückgängig.

Danach lasse ich das Ganze ein paar Monate liegen, bis ich die Kündigungsfrist bei Strato verpasst habe, um mich dann doch zu entschließen, die Domain zu einem anderem Provider umzuziehen. Domainfactory ist so ein Provider, bei dem man die Nameserver einer Domain ändern kann. Vom Bü-

ro aus sende ich ein Fax mit dem Domainumzug, der auf diesem Weg schnell und reibungslos abläuft. Jetzt muss ich im Menü bei Nameserver-Einstellungen nur noch den Hinweis „für Profis“ ignorieren, die Wordpress-Nameserver

NS1.WORDPRESS.COM
NS2.WORDPRESS.COM
NS3.WORDPRESS.COM

eintippen, abwarten und dann im Dashboard bei Wordpress die Adresse auf die neue Domain umstellen. Und siehe da: Nach ein paar Stunden funktioniert alles wie gewünscht.

Tanja Braun

9.6.2014

Wissenswertes über elektrische Pfeffermühlen

Ich möchte beim Abendbrot etwas Pfeffer für mein Tomatenbrot haben. Dafür haben wir eine stilvolle elektrische Pfeffermühle, die nicht nur Pfeffer erfolgreich mühlt, sondern auch das zu Bepfeffernde hübsch anleuchtet.

Das funktioniert ungefähr so lange, wie die Batterien der Pfeffermühle nicht leer sind. Also bis heute Abend.

Lesson Learned: Eine elektrische Pfeffermühle, bei der die Batterien leer sind, ist vollkommen nutzlos. Man kann sie dann auch nicht analog bedienen. Statt dessen holt man dann halt die nicht-elektrische Pfeffermühle aus der Küche, die es komplett ohne Batterien tut. Dafür leuchtet die aber auch nichts an.

Anne Schüßler

10.6.2014

Warum ein Versagen des Navis beruhigend sein kann

Es war ein bisschen arg windig heute Nacht und es gab Kleinholz. Genau genommen war es der schlimmste Gewittersturm seit 22, 10, 7 oder 5 Jahren (je nach Zeitung oder Radiosender).

Google Now droht schon beim Verlassen des Hauses mit 1 Stunde und 45 Minuten Fahrtzeit ins Büro (normal wären 35 Minuten). Ich klemme das Navi an die Scheibe und frage nach einer zweiten Meinung.

Das TomTom ist live per eingebauter Mobilfunkkarte an die Server des Herstellers angebunden. Daher bekommt es ziemlich aktuelle Staudaten – und liefert die auch selber. Das Ganze ist zwar ein kostenpflichtiger Dienst, aber für Berufspendler rechnet er sich.

Das Navi bestätigt Googles Vorhersage, schlägt aber von sich aus eine Alternativstrecke vor an den Autobahnen vorbei von 45 Minuten. Die nehme ich.

Als ich gerade 10 Minuten fahre, kommt im Radio das erste Mal der Hinweis, dass nicht nur die Straßen dicht sind, sondern auch ziemlich genau kein Zug fährt.

Tatsächlich erhöht sich die Anzahl der Minuten, die das Navi mir an Aufenthalt in Verkehrsstörungen prophezeit, kontinuierlich. Die Anzahl der Störungen an sich auch. Offensichtlich drängen die von ihren Zügen versetzten Pendler jetzt auch noch auf die Straße.

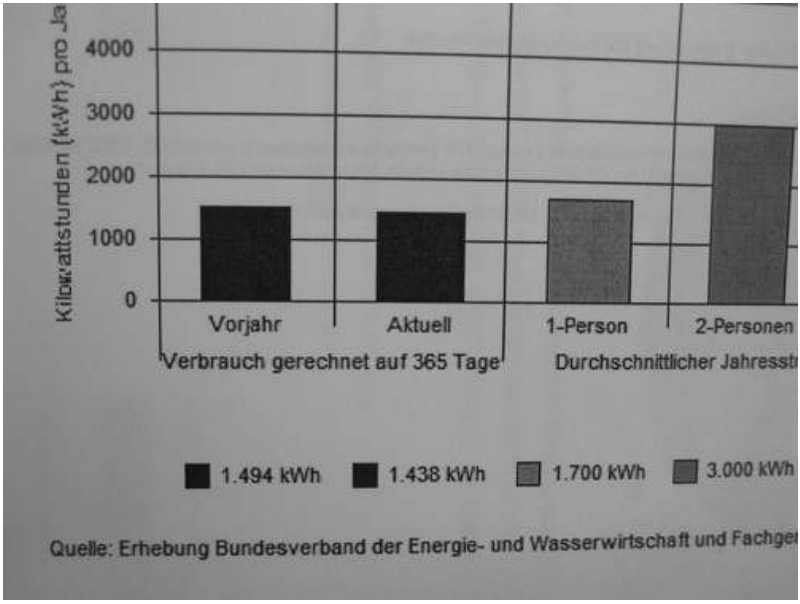
Nach 2 Stunden und 15 Minuten bin ich dann im Büro und nehme mir vor, morgens in der Küche wieder Radio zu hören. Hätte ich die Info mit Verkehrschaos und ausgefallenen Zügen früher gehabt, hätte ich aus Erfahrung einen Tag im Homeoffice verbracht.

Es ist ärgerlich, aber doch beruhigend, dass die Technik unsere Erfahrungen nicht überflüssig macht.

Volker König

10.06.2014

Die Jahresabrechnung meines Stromanbieters ist erfreulich – und überraschend



Die Jahresabrechnung meines Stromanbieters ist erfreulich – und überraschend. Erfreulich, weil's ein kleines Guthaben gibt (aber Schwankung ist ja immer); entscheidender ist die Überraschung: Mit gut 1.400 Kilowattstunden, so rechnet mit der Stromdealer vor, liege unser **Zwei-**Personen-Haushalt unterhalb des Durchschnittswertes für einen deutschen **Ein**-Personen-Haushalt. Beweisstück oben.

Huch. Wie kann das sein? Nun ist die Quelle für den statistischen Durchschnitt der Bundesverband der Energie- und Wasserwirtschaft, also halten wir das mal für verlässlich. Aber zu zweit weniger Strom verbrauchen als normalerweise eine Person alleine?

Nun ist es ja nicht so, als wäre unser Haushalt eine energiearme Verzichtsveranstaltung mit Kerzenlicht und ohne jegliche Geräte. Die normalen Haushaltsgeräte vom Kühlschrank mit Gefrierabteilung über Kaffeeautomat bis zu Spül- und Waschmaschine sind vorhanden, wir kochen auch (regelmäßig) elektrisch, und außerdem gibt's ein Home Office. Mit einem Desktop, mindestens einem Laptop parallel im Betrieb sowie Drucker und Fax (ja, Fax). Und natürlich einen WLAN-Router. Nur das Warmwasser kommt über die Zentralheizung und nicht aus einem elektrischen Boiler.

Eigentlich könnten wir damit gar nicht so weit unter dem Durchschnitt liegen – aber nach der Statistik brauchen wir weniger als die Hälfte des 'normalen' Zwei-Personen-Haushalts.

Kurze Suche nach den Ursachen – als Nicht-Energieexperte kann ich da nur vermuten:

- Wir haben beim Umzug vor gut zwei Jahren etliche Geräte erneuert, vor allem den Kühlschrank (jetzt ein AAA-Modell) und die Spülmaschine. Und die Waschmaschine deutschen Fabrikats gab vor einem Jahr (nach nur zehn Jahren Gebrauch!) den Dienst auf, also ist auch die neu. Und elektrisch gekocht wird mit Induktion – macht das eigentlich einen Unterschied im Gebrauch?

- Alle die kleinen Gerätchen, die gerne im Standby ein wenig Strom verbrauchen (der Drucker z. B. laut Gebrauchsanweisung fünf Watt pro Stunde), hängen an einer schaltbaren Steckerleiste. Also Drucker und Fernseher, und bei mehr als einem Tag Abwesenheit, wie am Wochenende, lege ich auch die Stromversorgung des Desktops und der sonstigen Ladegeräte per Kippschalter lahm.

- Normale Glühbirnen gibt's nicht mehr. Entweder Energiesparlampen oder, sofern technisch möglich, in den Niederspannungs-Halogenlampen passende LEDs (allerdings mögen manche Trafos der Halogenlampen die

LEDs nicht und flackern dann. . .) Andererseits gibt's auch ein paar Stehlampen mit 230 V Halogen – und schon deren Hitzeentwicklung lässt mich ahnen, was da an Energie durchrauscht.

Unterm Strich: Nichts Revolutionäres. Aber warum brauchen dann die anderen so viel mehr?

Thomas Wiegold

Irgendwann zwischen 23.5. und 10.6.2014

Die Einbrecher waren schon wieder da

Die Einbrecher waren schon wieder da, zum zweiten Mal in einem Jahr. Man konnte meine Abwesenheit erkennen an: Google Plus, Swarm, Facebookupdates, Twitterupdates, übervollem Briefkasten. Ich vermute, schuld ist der Briefkasten. Netzaffinere Einbrecher hätten schließlich im Techniktagebuch nachlesen können, dass ich alles Stehlenswerte mit mir herumtrage und schon 2001 beim ersten Einbruch nichts zu holen war.

Meine Digitalkamera ist offenbar nicht nur für mich unnütz geworden, sondern auch für Einbrecher nicht mehr von Interesse. Auch die (immer noch unbenutzte) Festplattendockingstation wurde verschmäht. Was fehlt, sind ein paar ausländische Geldscheine (brasilianische Reais, irgendwas Osteuropäisches, einiges aus Prä-Euro-Zeiten) und etwa die Hälfte der Kleingeldsammlung. Einbrüche sind wohl so ziemlich die einzige Möglichkeit, in Deutschland seine Kleingeldsammlung zu verkleinern.

Kathrin Passig

1. Ich komme mir inzwischen selbst blöd vor, wenn ich „online“ sage. Es klingt so nach 90er Jahre, nach „Homepage“ und „surfen“. Aber was soll man machen.

11.6.2014

Online einkaufen bei IKEA

Bei IKEA: Ich brauche Hängeschränke im Flur, muss aber erst noch mal zu Hause Dinge nachmessen und frage deshalb einen Mitarbeiter, ob man alle Bestandteile der hängeschrankreichen METOD-Küche auch online[1] bestellen kann. Ich stelle die Frage, weil es auf der Website eine spezielle Markierung „Online erhältlich“ gibt, die nicht alle Produkte tragen, und weil ich nicht selbst nachsehen kann; es gibt in den meisten Abteilungen von IKEA Tempelhof keinen Handyempfang.

„Bestimmt nicht, am besten kaufen Sie alles gleich hier“, sagt er, „da können Sie sicher sein, dass Sie alles kriegen und haben einen festen Ansprechpartner.“ Das mit dem Ansprechpartner leuchtet mir ein. Aber wie hat IKEA es hinbekommen, dass die Versorgung der Filialen besser funktioniert als die Versorgung von was-auch-immer für die Abwicklung von Bestellungen? Der nächstmögliche Liefertermin beim Onlinekauf liegt zehn Tage in der Zukunft, das ist doch eigentlich genug Zeit, um Fehlendes im Ruderboot aus Schweden herbeizubringen.

Wenn man auf der IKEA-Website etwas kaufen will, betätigt man die Schaltfläche „Online kaufen“. Unklar, warum es nicht einfach nur „Kaufen“ heißt, besteht Verwechslungsgefahr?

Kathrin Passig

11. Juni 2014

Mein Internetprovider bietet mir eine kostenlose Reise in die Vergangenheit an

Mein Internetprovider bietet mir eine kostenlose Reise in die Vergangenheit an: der iTunes-Store meldet, dass der Download von 1,2 GB, den ich gerade angestoßen habe, sechs Stunden dauern soll. Da ich ein ausgemachter Techniknoob bin, suche ich die Schuld erst mal bei den anderen. Danach gucke ich mir die Fritzbox an, twittere leicht erbost den Provider an, der um 23:27 Uhr tatsächlich auch noch antwortet (was für ein toller Service!) und finde dann in der, meiner Meinung nach, äußerst übersichtlichen Benutzeroberfläche meiner Fritzbox den Assistenten. Dort finde ich dann auch die Möglichkeit die Fritzbox zu kalibrieren und die ziemlich idiotensichere Anleitung dazu. Die Fritzbox ist neu kalibriert, mein 1,2 GB Download ruckelt schön vor sich hin und braucht angeblich nur noch 26 Minuten. Bis der Spaß von Neuem beginnt: schöne, regelmäßige Aussetzer. Hatte ich gedacht, ich wäre jetzt ein fortgeschrittener Techniknoob und hätte die totale Kenntnis von allem, ist jetzt alles wieder kaputt. Der Internetprovider darf jetzt erstmal schlafen und sich morgen mit meinen Problemen auseinandersetzen.

ellebil

12.6.2014

Geträumt: Endlich mal einen Techniktagebucheintrag mit Kätzchen bebildern

Vom Techniktagebuch geträumt: Ich begegne zufällig einer technischen Neuerung, die – eher als Nebeneffekt – den Umgang mit Kätzchen erleichtert. Hat man vier schwarze Kätzchen, dann zeigt sie nicht nur den Aufent-

haltsort dieser Kätzchen an, sondern auch, welches welches ist. Ich freue mich sehr darüber, dass mir das die Möglichkeit eröffnet, einen Techniktagebucheintrag ganz legitim mit Bildern von Katzenwelpen zu illustrieren. Die Fotos zu machen ist dann allerdings wieder schwierig.

Kathrin Passig

12. und 13.6.2014

Unbezahltes Streaming von Serienfolgen über das Handyinternet funktioniert leider sehr gut

Ich werde rückfällig und sehe Serienfolgen an, ohne dafür zu bezahlen. Ich habe mich vorher bemüht, eine Bezahlmöglichkeit zu finden, aber so viele um mich herum haben „True Detective“ schon gesehen, es fing so gut an, und mir fehlen derzeit legal ansehbare Überbrückungsserien. Weil ich im Februar gelernt habe, dass es auch illegales Streaming gibt, und Freunde mir kürzlich gezeigt haben, an welche Adressen man sich zu diesem Zweck wendet, probiere ich das jetzt mal aus, und zwar über das Handyinternet, ein anderes habe ich zu Hause ja nicht. Es funktioniert einwandfrei, in guter Qualität und ohne Aussetzer.

Kathrin Passig

13.6.2014

Auch das Handy bekommt jetzt einen Aluhut aus Textmarkerstreifen

Ich klebe auch die Frontkamera des Handys mit einem Textmarker-Plastikstreifen ab, weil es mir inkonsequent vorkommt, die am Macbook abzukleben und die am Handy nicht. Man wird ja in letzter Zeit für Aluhutpraktiken

nicht mehr ausgelacht. Außerdem benutze ich die Frontkamera sowieso nie. Eventuell wird sich der Klebestreifen auf die automatische Displayhelligkeitsregelung auswirken, aber ein bisschen Licht lässt er durch, also mal sehen.

Kathrin Passig

April bis Juni 2014

Ich habe keinen Aufbewahrungsort für Fotos aus Papier

Mein Patenkind hat Erstkommunion und nach den notwendigen Formalitäten essen und trinken und trinken und essen wir mit den gesammelten Großeltern und es wird über "früher" gesprochen. Der Vater des Kommunionskindes entfernt sich nach einiger Zeit unauffällig, um technischen Spielereien nachzugehen. Jegliche Versuche, ihn in die Kommunionsgesellschaft zu reintegrieren, scheitern an seinen Beteuerungen, "Fotos auszudrucken". Tatsächlich hat er einen kleinen, portablen Farbdrucker mit Fotopapier in der Tasche, auf diesem druckt er für jeden Anwesenden ein Foto vom Kommunionskind, erzwingt dann eine Gruppenaufstellung für ein Selbstauslöserfoto, das ebenfalls allen Beteiligten mitgegeben wird.

Ich bin entzückt. Was für eine schöne Erinnerung! Die ich später zu Hause erst einmal auf dem Küchentisch ablege. Wo sie dann nach einer Woche noch immer liegt, und auch nach zwei Wochen noch. Es ist nämlich so: ich habe keinen Aufbewahrungsort für Fotos aus Papier. Ich habe eine Fotofestplatte, einmal jährlich lasse ich meinem Kind aus den Highlights der vergangenen 12 Monate ein Fotobuch drucken. Ich weiß gar nicht, wohin mit der ausgedruckten schönen Erinnerung.

Nach zwei weiteren Wochen Küchentischlagerung ersinne ich eine Lösung: ich werde das Foto einscannen, dann kann ich es auf meiner Fotofestplatte lagern und dem Kind später in sein Album drucken lassen! Weitere drei Wochen später ist es mir gelungen, diesen Plan (bzw. immerhin Teil 1 und 2 dieses Planes) in die Tat umzusetzen.

Am nächsten Tag trifft ein Brief der Kommunionsfamilie ein. Mit drei weiteren Bildern. Weil ich mich über die ersten zwei so gefreut hatte.

Es kann so nicht weitergehen.

Novemberregen

14.6.2014

Smartphonedisplaywischenderweise nach Unterfranken

Ich möchte mit meiner Mutter nach Aschaffenburg fahren. Mangels funktionierendem Navi und weil das GPS in meinem Handy spinnt (dazu an anderer Stelle mehr), lassen wir uns auf meinem Laptop eine Google Map mit der Route Frankfurt-Aschaffenburg anzeigen. Da ich keinen Drucker besitze, mache ich mit dem Handy ein Foto von der Karte, das sich aber als nicht praxistauglich erweist (zu grob, zu unscharf).

Eine gute GPS-unabhängige Alternative besteht darin, sich vor oder während der Fahrt die Route mit dem Smartphone berechnen zu lassen und dieser dann live mit dem Finger zu folgen – das ist praktisch nichts anderes als die Benutzung eines klassischen Straßenatlas, nur mit etwas mehr Stress.

Torsten Gaitzsch

Irgendwann zwischen 2010 und 2014

Die SMS ist aus der Mode gekommen

2004 war sie noch fortschrittlich, 2001 freute ich mich über mein erstes Handy mit T9, 2008 freute ich mich beim ersten Smartphone auf ein neues Leben ohne T9 (und ohne Spott über meine unzulängliche SMS-Tippgeschwindigkeit). Twitter war in den Anfangsjahren noch per SMS

bedienbar, das endete aber für Deutschland 2008 (in einigen anderen Ländern scheint es noch zu gehen), und ich habe die Option, soweit ich mich erinnern kann, nie genutzt.

Don Dahlmann nannte die SMS kürzlich „teuer, unsicher und überhaupt sehr vorgestrig“, die Studierenden von Aleks (der kein Smartphone hat) beklagen sich darüber, dass er nicht auf einem vernünftigen Weg erreichbar ist, und ich bekomme inzwischen nur noch SMS von automatisierten Diensten (Nachrichten vom Mobilfunkprovider, 2-Faktor-Authentifizierung bei Google, MTAN von meiner Bank) und ein paar smartphonelosen Freunden. 2001 bewunderte ich die SMS-kompetenten Mütter anderer Leute, inzwischen bin ich ganz versöhnt damit, dass meine Mutter diese unbequeme Phase ignoriert hat und nur vernünftige Kurznachrichtentechnik nutzt, nämlich den Chat ihrer Scrabble-App am iPad.

Mein Problem mit der fehlenden Archivierbarkeit der SMS ist damit weitgehend gelöst, wenn auch auf einem anderen Weg als gedacht.

Kathrin Passig

1987, 1992, 2003 und 2014

Die Anfertigung von Passbildern

Um 1987: Ich lasse in einem Fotostudio Passbilder machen. Die Bilder werden in einem Schnellverfahren entwickelt, nach ein paar Minuten kann ich das Ergebnis sehen. Es gefällt mir nicht. Der Fotograf macht bereitwillig einen zweiten Satz von vier Bildern. Die zweiten Bilder erscheinen mir noch missratener als die ersten. Der Fotograf lässt sich zu einem dritten Versuch überreden und sogar zu einem vierten. Am Ende nehme ich doch die ersten Fotos, die waren am wenigsten schlimm. Dem Fotografen möchte ich nicht mehr unter die Augen treten, aber zum Glück braucht man ja nicht so oft Passbilder.

(Ich bin mir bei der Rekonstruktion 2014 nicht sicher, ob diese Erinnerung wirklich zu diesem einwandfreien Passfoto gehört, aber man ist ja mit 17 sehr blöd, was Fotos von sich selbst angeht. Möglich wäre es also.)

Um 1992: Diesmal bin ich klüger und mache die Passbilder gleich selbst im Automaten. Das geht jetzt auch einfacher, denn ich wohne in Berlin, wo es im Unterschied zu Deggendorf überall Passbildautomaten gibt. Ich werfe so lange Geld ein, bis ich mit dem Ergebnis zufrieden bin und falle niemandem

auf die Nerven. Es dauert etwa fünf bis zehn Minuten, bis man die Bilder bekommt, weil sie im Inneren des Automaten immer noch auf die traditionelle Weise entwickelt werden. Im Ausgabeschacht werden sie trockengeföhnt.

Um 2003: Inzwischen gibt es „Wählen Sie, bis Sie sich gefallen“-Automaten. Man drückt einfach so lange auf den Auslöseknopf im Automaten, bis man sich auf dem angezeigten Bild wiedererkennt, und lässt es dann ausdrucken.

Schlampig mit dem Handy vom Ausdruck abfotografiert, deshalb unscharf und noch ohne Dokumentenschnörkel

14. Juni 2014: Ich gehe zum ersten Mal wieder in ein Fotostudio, weil ich mich mit biometrischen Fotos nicht auskenne. Eine Fotografin macht zehn Digitalfotos, danach stehe ich mit ihr vor dem Flachbildschirm und kann mir ein Bild aussuchen. Dann wird das Bild ausgedruckt, viermal auf einem kleinen Blatt in ungefähr A6.

„Merkwürdig, dass das immer noch vier Bilder sind, genau wie früher", sage ich, „obwohl es dafür vermutlich gar keinen Grund mehr gibt."
„Wenn es nur zwei wären, könnte der Drucker das Papier nicht mehr transportieren, glaube ich", sagt die Fotografin.
„Waren es denn früher vier wegen des Filmformats in der Kamera?", frage ich.
„Ich glaube eher, das ist eine Papiergröße, die man beim Entwickeln gut handhaben kann", sagt die Fotografin. „Außerdem brauchte man früher immer zwei Bilder für den Reisepass, und für den Personalausweis auch zwei."

Wir überlegen, ob wohl die Passbildgrößenbestimmungen der Bundesdruckerei (35 x 45 mm) zuerst da waren, oder ob sich die Bundesdruckerei bei der Festlegung danach gerichtet hat, in welcher Größe man vier Bilder gut auf handelsübliches Fotopapier (9 x 13 cm) bekommt, gelangen aber zu keinem Ergebnis.

Kathrin Passig

15.6.2014

Ich träume von Google bzw. vom Internet in der echten Welt

Ich träume, dass es neuerdings überall (z. B. in jeder gewöhnlichen Mall, aber auch in Postfilialen), sogenannte „Brockhaus Stores" gibt. Dies sind peppig eingerichtete Läden, in denen sämtliche je erschienenen Brockhaus-Bän-

de aufbewahrt werden. Die Kundschaft dieser „Stores“ kann die Bände aber weder kaufen noch entleihen, sondern lediglich für Schnellrecherchen nutzen. Man geht hinein, trägt der freundlichen Mitarbeiterin sein Anliegen vor und bekommt das für sein Problem in Frage kommende Buch in die Hand gedrückt. Gleichzeitig ist jeder Brockhaus Store ein *Kampfhundverleih*! Das leuchtet mir ein, denn „Passanten unentgeltlich in Lexika gucken lassen“ erscheint mir als Konzept alles andere als zukunftsträchtig. Man kann diese zwei Services auch verbinden. Ich betrete so einen Store, schlage im Brockhaus-Band M nach, wie ein Mastiff aussieht, und nehme mir einen mit.

Interpretation: Die Welt in meinem Traum ist das Internet.

Torsten Gaitzsch

14.6.2014

Spielpläne aus dem Kopierer

In Brasilien beginnt die Fußball-WM und am Niederrhein veranstalten die UNICEF-Kicker des FC St Hubert das 28. Fußballtournier der Grundschulen.

Der Organisator kritisiert vermutlich zum 28. Mal, dass wieder Mannschaften aus anderen Städten kurzfristig abgesagt hätten und man daher bis drei Uhr nachts die Spielpläne der Gruppen neu hätte einteilen müssen.

Glücklicherweise habe man noch einen A3 Kopierer gehabt, um die Spielpläne auch vervielfältigen zu können, aber es habe nur dafür gereicht, den Trainern je ein Exemplar anzufertigen. Für die unbrauchbaren alten Spielpläne solle man sich am besten bei den Mannschaften beschweren, die abgesagt hätten.

Tatsächlich sind die Pläne in Arial 12pt ausgedruckt und hätten daher problemlos auch verkleinert – und handlicher – in A4 kopiert werden können.

Obwohl das Turnier auch der 20. Nintendo-Cup ist, finde ich auf dem Gelände nur ein einziges Notebook, das sogar mit einem Laserdrucker verbunden ist. Die Spielpläne hängen einmal ausgedruckt in A3 am Mannschaftsbus.

Die Eltern behelfen sich, indem sie den jetzt endgültigen Spielplan der Gruppe, in der ihre Kinder spielen, mit dem Smartphone fotografieren. Möglicherweise ist nächstes Jahr einfach ein aktueller Spielplan auf der Homepage des Vereins zu finden, die dann auch ruhig responsiv sein darf.

Volker König

15.6.2014

Tumblr mit Tücken

Da tumblr vom Tablet aus über die App aus dem Play Store viel schneller únd tausendmal besser laufen soll als über den mobilen Browser (sagt tumblr jedenfalls selber), probiere ich es aus.

Die App startet tatsächlich schnell, und ohne viel Overhead habe ich stylishe Bedienelemente.

Die Texteingabe hat jedoch keine Möglichkeiten zur Textauszeichnung. Ich kann hier im Techniktagebuch also z. B. meine Autorenzeile nicht kursiv setzen. Im Menü hinter dem Zahnrad, wo die Einstellungen zum Posting zu sehen sind, kann ich zwischen *Rich Text*, *HTML* und *Markup* auswählen.

Jedoch funktionieren Textauszeichnungen in keinem der Modi, zwischen denen ich auch auf die Schnelle keinen Unterschied erkenne. Buttons sind keine vorhanden und mit *Strg+I* kann ich den Text auch nicht auf *Italic* setzen.

HTML scheitert vorerst daran, dass meine Bluetooth-Tastatur eher ein Apple- als ein IBM/Microsoft Layout hat und die für HTML-Tags nötigen Größer- und Kleinerzeichen auf der Taste liegen, wo der Treiber ein Circonflex und das Gradzeichen platzieren möchte.

Die Taste links neben dem Y, wo auf den Nicht-Apple-Planeten die Winkel zu finden sind, fehlt.

Ich speichere den Entwurf im Entwürfeordner und wechsle auf die Website. Dort habe ich einen Editor, der für einen Schnelltipper wie mich zwar eine meditative Langsamkeit erzwingt, dafür aber funktioniert.

Update

Etwas später versuche ich, per Tablet meine Lieblingstweets der letzten 2 Wochen per WordPress-App zu bloggen.

Dazu kopiere ich per Twitter-Website die Embed-codes in die Zwischenabage und kopiere das HTML in den HTML-Editor. Allerdings hat die App keinen HTML-Editor, den ich finden würde.

Inzwischen habe ich dem "Extended Keyboard Helper" für Android zwar beigebracht, wo die Zeichen sind, mit denen die HTML-Tags markiert werden und kann diesen Beitrag per HTML updaten, aber für das Twitter-Sammel-Posting hilft mir das dank HTML freier WordPress App nichts.

Volker König

Juni 2014

Mein Akkupack generiert erstaunte Nachfragen

Die meisten der letzten Abende habe ich außerhäusig verbracht. Allen Abenden war gemein, dass ich früher oder später mein Handy nachladen musste. Logisch, denn so ein Handyakku hält bei normaler Nutzung nicht mehr als zwölf Stunden; wobei ich „normal“ wahrscheinlich anders definiere, als viele meiner Begleiter.

Jedenfalls gab es ausnahmslos Erstaunen, als ich mein Handy an das mobile Akkupack anschloss (ich habe so ein 12.000-mAh-Teil, das es wohl gar nicht mehr zu kaufen gibt). „Was ist das?“, „Hast du eine Steckdose dabei?“, „Ziehst du jetzt Strom aus deiner Tasche?“ – die Nachfragen waren vielfältig.

Dabei wurde offenbar, dass Menschen außerhalb meiner Internetmenschen-Filterblase offenbar nicht mit dem Konzept eines mobilen Akkuladegeräts vertraut sind. Nachforschungen ergaben eine Mischung aus Nichtwissen („Ach, sowas gibt's?“) und Nichtbrauchen („Mein Akku hält meistens eineinhalb bis zwei Tage.“ „Benutzt du dein Handy etwa nicht?“ „Doch.“ „Aha.“).

Johannes Mirus

2009 bis 2014

Smartphone-Scanner (2012)

Wie lange wird die Digitalisierung der „Deutschen Nachkriegskinder“-Studie dauern? Durch die schnellen technischen Entwicklungen muss diese Frage stets neu und besser beantwortet werden. Am 5. Juni habe ich zusammen mit einer studentischen Hilfskraft versucht genau das auf dem aktuellen Stand der verfügbaren Technik herauszufinden. Dabei gebe ich auch einen Rückblick auf die bisher bestehenden Möglichkeiten.

Erst wenige Tage vorher habe ich entdeckt, dass in der Universitätsbibliothek Bonn ein sehr hübscher und neuer Buchscanner steht, mit dem jeder kostenlose Scans auf USB-Stick anfertigen kann. Noch vor wenigen Jahren kostete in der gleichen Bibliothek ein rein digitaler Scan genau so viel wie der Ausdruck auf Papier! Glücklicherweise sind diese Zeiten vorbei. Wir haben daher einen Vormittag lang verschiedene Unterlagen gescannt, die Zeit gemessen, Workflows und Einstellungen optimiert und dokumentiert.

Aber gehen wir noch mal kurz zurück ins Jahr 2009, als ich zum ersten Mal mit der Forschungsgruppe „Deutsche Nachkriegskinder – revisited“ in Berührung kam. Damals war ich noch selbst studentische Hilfskraft. In meinem Büro stand ein Scanner zur Verfügung, der per Parallelschnittstelle an den Arbeitsrechner angeschlossen war: ein Kodak i80. Dieser Flachbettscanner kostete seinerzeit wohl eine kleine vierstelllige Summe, war jedoch schon zu

meinem Arbeitsbeginn nicht mehr auf dem Stand der Technik und furchtbar langsam. Jeder Scan dauerte damit mindestens eine Minute, vom Einlegen des Blatts bis zum fertigen Scan auf dem Rechner. Meistens dauerte es viel länger. Ein ganzes Archiv damit zu digitalisieren würde einen Menschen sehr viel Lebenszeit rauben.

Seit der Verbreitung von Smartphones mit guten Kameras erschloss es sich mir nicht mehr über eine Minute auf einen Scan zu warten, wenn ich sofort ein digitales Abbild der Akte erhalten kann. 2012 entdeckte ich ein Crowdfunding-Projekt für eine Box, die es ermöglichte, mit dem iPhone zu scannen, ohne die Kamera wackelig in der Hand zu halten, teils sogar mit eingebauter Beleuchtung. Ich baute mir zum Testen so selbst einen kleinen Smartphone-Scan-Automaten. Heutzutage gibt es solche fertige Boxen für wenig Geld.

Problematisch beim Smartphone-Scannen ist die fehlende Nachbearbeitung. Bilder sind oft verzerrt sein, die Farben und Lichtverhältnisse nicht korrekt wiedergegeben oder die Bilder sind unscharf, was man erst auf dem großen Bildschirm erkennen kann. Doch mit neuen Apps, die das Foto mit Algorithmen zu einem perfekten Scan zuschneiden, Farben und Licht optimieren, ist all das kein Problem mehr.

Im Alltag benutze ich keinen Scanner mehr, sondern die Scanbot-App der Bonner Entwickler von doo. Die Papierränder werden automatisch erkannt und das Bild automatisch nach der Scharfstellung und Dokumenterkennung ausgelöst. Danach landet das Bild sofort und ebenfalls automatisch in meiner Dropbox. Also muss ich nur noch meine Kamera ausrichten und danach kann ich das Ergebnis auf meinem Rechner begutachten.

Natürlich ist die Qualität dieser Bilder sehr unterschiedlich und hängt trotz aller Algorithmen sehr von den externen Lichtverhältnissen ab. Manchmal wird das Bild auch verzerrt, weil man die Kamera nicht perfekt gerade über

das Blatt Papier gehalten hat. Trotzdem, mit der Handykamera und einer optimierten App könnte ich in meinen Tests etwa alle 30 Sekunden einen akzeptablen Scan erstellen.

Sascha Foerster

16.6.2014

Man kann seine Geldkarte also auch entleeren. Das Ende eines langweiligen Experiments

Im März habe ich entdeckt, dass meine Maestro-Karte ja auch eine Geldkarte ist. Einige Tage danach habe ich die Geldkarte aufgeladen, wurde aber dafür nur ganz wenig als Early Adopter bewundert. In der Zwischenzeit habe ich hin und wieder damit bezahlt, nur weil es geht. Ich weiß aber schon nicht mehr, was, vielleicht Fahrscheine. Dann geht meine Maestro-Karte allmählich kaputt, es dauert immer länger, bis sie im Geldautomaten erkannt wird, und ich bestelle mir bei meiner Bank eine neue. Weil auf der alten ja noch Geldkartengeld drauf ist, trage ich eine Weile beide mit mir herum.

Bis heute, denn heute fällt mir ein, dass man die Geldkarte wahrscheinlich auch entladen kann, genau da, wo man sie auch auflädt: am Geldautomaten. Ich entleere die alte Karte. Ich glaube, das Experiment ist jetzt zu Ende.

Kathrin Passig

16.6.2014

Mug Shots am Polizeicomputer

Ich soll bei der Polizei als Zeuge aussagen und eine verdächtige Person identifizieren. Als ich mich gerade auf den Weg machen will, bekomme ich einen Anruf von der zuständigen Kommissarin: Leider habe das Hauptrevier die

Identifizierungsfotos noch nicht rübergeschickt, ich brauche vorerst nicht zu kommen. Aha, das Identifizieren erfolgt also nicht mit echten Menschen à la „Die üblichen Verdächtigen“, sondern anhand von Fotografien.

Zweieinhalb Wochen später darf ich schließlich auf der Wache vorsprechen. Die „Mug shots“ werden mir nicht einmal als richtige Fotos vorgelegt, sondern lediglich am Computer gezeigt. Warum es so lange dauert, ein paar Bilddateien von einer Polizeidienststelle an eine andere zu schicken, verstehe ich nicht. Ich traue mich aber auch nicht nachzufragen.

Torsten Gaitzsch

16.6.2014

Wie der Wert von bedruckbaren Overheadfolien über Nacht auf 0 sank

Wir bereiten gerade vor, mit Kollegen die Büros zu tauschen. Ein Umzug alle paar Jahre befreit von Ballast, und der Ballast, den ich abwerfe, besteht unter anderem aus etlichen Installations-CDs veralteter Software. Augenscheinlich war Oracle 10g die letzte Version, die wir noch in physischer Form erhalten haben.

Ich hebe das Dutzend Slimline-Cases, in denen CDs steckten, auf, obwohl ich nicht weiß, ob ich sie jemals benötigen werde.

Was auch in einem Schrank schlummerte: Overheadfolien. Bedruckbare Folien in zwei Arten: Laserdrucker und Tintenstrahldrucker.

Vertauscht man sie, so hat man entweder ein sehr flüchtiges Druckergebnis (Laserdruckerfolien im Tintenstrahldrucker) oder muss den Service für den Laserdrucker rufen, weil eine geschmolzene Folie auf der Einbrenneinheit klebt.

Diese Folien waren früher in der Firma schwer zu bekommen, weil sehr teuer, professionelle Präsentationen jedoch erwünscht. Durch diese Schere hortete ich damals einen kleinen Schatz von Folien.

Während Torsten Gaitzsch beschreibt, dass er solche Folien noch 2010 als Backup für Beamerausfälle nutzte, kann ich mich nicht mehr erinnern, wann ich den letzten Overheadprojektor gesehen habe.

Entsprechend sank der Wert der Folien im Schrank irgendwann in den letzten Jahren über Nacht auf 0.

Vielleicht kann man aus den Folien noch Fensterbilder machen.

Volker König

Juni 2014

Immer offene Browsertabs, der späte Beginn einer Chronik

Tabs, die ich immer offen habe:

In Chrome:

- Gmail (seit Dezember 2008)
- Facebook (vermutlich seit Ende 2008 oder Anfang 2009)
- Google Calendar (vermutlich seit 2006)
- Twitter (seit April 2008)
- Twitter Dalcash Dvinsky (seit etwa Anfang 2014)
- Twitter Notifications
- Google Drive (vormals Google Docs, seit etwa 2006)
- Pinterest (seit Ende Oktober 2013)
- Tumblr (seit Februar 2014)
- feedly (seit ca. Juni 2013, ersetzte den Google Reader)

In Safari:

- Zufallsshirt Basket (seit etwa Ende 2011)
- Zufallsshirt Edit (seit etwa Mitte 2011)
- Twitter Techniktagebuch (seit März 2014)
- Twitter Techniktagebuch Notifications (seit März 2014)

Das ist jetzt vermutlich nicht so interessant, aber wenn ich mir diese Notizen zweimal jährlich seit 1994[1] gemacht hätte, wäre es schon interessanter, und besser jetzt damit anfangen als nie. Eventuell werden sich ein paar vergangene Zustände noch aus irgendwo verstaubenden Backups rekonstruieren lassen.

Kathrin Passig

16.6.2014

Ich löse meine Batteriensammlung auf

Vor einigen Wochen habe ich herausgefunden, wo man Batterien abgeben kann, und heute ist es mir gelungen, die Batterien meines ganzen Lebens zu einem dm-Drogeriemarkt zu tragen. Vier Energiesparlampen habe ich gleich mit weggebracht, obwohl sie noch funktionierten. Es ist das erste Mal, dass ich intakte Lampen wegwerfe. Aber ich werde sie bestimmt nirgends mehr verwenden, denn inzwischen gibt es überall glühbirnenförmige Halogenlampen, die keine Aufwärmzeit haben, normales Licht geben und die man vor allem wieder einfach so zerbrechen kann, ohne monatelang mit den Folgen zu hadern.

Kathrin Passig

1. Wäre gar nicht gegangen, damals gab es noch lange keine Browsertabs. Die tauchten erst um 2000 in Opera auf. Man hätte stattdessen Bookmarks archivieren müssen.

17.6.2014

Es ist 2014 und ich benutze jetzt auch mal dieses IRC, von dem sie alle immer reden

Ich benutze vielleicht zum ersten Mal im Leben IRC und das war so:

Wir sind bei Freunden, um bei einer Live-Podcast-Weinprobe von Wrint mitzumachen. Wir bringen die Weine mit, dafür steht das Essen schon bereit und wir sitzen erst mal auf der Terrasse und grillen.

Dann versuche ich, mit meinem Laptop ins Internet zu kommen. Das klappt drinnen total gut, das Internet hört aber kurz vor der Tür zur Terrasse recht zuverlässig auf und in Byfang auf dem Berg ist auch das Mobilfunknetz eher so mittelgut (in anderen Worten: meistens hat man Edge).

Nach drei Versuchen, bei denen ich den Hausherrn jeweils zum WLAN-Passwort eintippen heranholen muss, weil Windows sich hartnäckig weigert, das Passwort zu speichern, geben wir auf und verlagern die Weinprobe nach drinnen.

Wir sitzen also an einem Tisch, der Laptop steht auf einem Barhocker und wird mit einem Gourmetführer von Michelin (glaube ich) noch mal schräg hochgebockt, damit man etwas mehr hört. Die eingebauten Lautsprecher können nämlich auch nicht so dolle laut, aber es muss dann halt reichen.

Normalerweise halte ich mich auch beim Livehören mit dem Chatten zurück, weil ich meistens irgendwas anderes dabei mache. Als die anwesenden Mitweinpröbler aber hören, dass es einen Chat gibt, wollen sie auch unbedingt mitmachen und ich versuche etwas verzweifelt, in den Chat zu kommen.

Weil ich ja wirklich vermutlich zum ersten Mal IRC nutze, muss ich erst mal verstehen, dass ich einen Kanal suchen muss, der ist nämlich nicht voreingestellt. Als ich das weiß, versuche ich es erstmal mit dem offensichtlichen

und tippe „#wrint“ als Kanal ein. Da sind aber zu wenig Leute und keiner sagt was, ist also vermutlich falsch (auch wenn Twitteruser ronsens auf die gleiche Idee kam).

Irgendwie finde ich im Blog des Podcasts dann tatsächlich den Verweis auf den richtigen Channel (#kleitung) und das scheint mir dann auch angesichts der Anzahl und der Namen der anderen Chatteilnehmer der richtige Chat zu sein. Es sagt aber niemand was, was mich stark verunsichert und zum mehrmaligen Ein- und Ausloggen verleitet, bis dann doch mal jemand was sagt. Ich bin wohl doch richtig.

Danach klappt alles ohne Probleme. IRC, sag ich euch, IRC wird das nächste große Ding.

Anne Schüßler

17.6.2014

Ich will aufzeichnen, ob ich mich bewege. Aber möglichst bequem!

Seit Ende 2011 liegt mein Coworkingspace dreihundert Meter von meiner Wohnung entfernt. Ich habe praktisch keinen Arbeitsweg mehr und kann nicht mehr guten Gewissens nur wegen des Fahrradfahrens „treibe regelmäßig Sport“ ankreuzen, wenn man mich fragt.

Der konkrete Auslöser ist mir jetzt auch nicht ganz klar, aber morgens im Bett denke ich darüber nach, die zu Fuß und mit dem Rad zurückgelegten Strecken zu messen, so wie Sascha mit seinem Nike FuelBand oder Anne Schüßler mit ihrem Fitbit. Ich glaube, ich spreche ganz gut auf das Aufzeichnen von Daten an, ich lese ja auch manchmal Bücher nur zu Ende, um sie danach bei Goodreads als gelesen vermerken zu können.

Ich betrachte bei Amazon das FuelBand und das Fitbit, aber eigentlich will ich gar nicht noch mehr Geräte, die brauchen nur wieder Batterien oder wollen aufgeladen werden. Ich google nach brauchbaren Android-Apps. Alles ist hässlich, überkompliziert, nur fürs iPhone verfügbar oder erwartet, dass man vor jeder Bewegung extra die App startet.

Schließlich finde ich in einer Amazon-Rezension irgendeines Trackerarmbands den Hinweis auf Moves. Das ist exakt das, was ich suche, ich installiere es und schlafe wieder ein.

Später am Tag erinnere ich mich daran, sehe auf die App, und tatsächlich hat sie schon 2100 Schritte aufgezeichnet, ohne dass ich irgendwas machen musste (außer die Schritte).

Kathrin Passig

17.6.2014

Dinge, die man beim Büroumzug nicht wegwirft (Vorsicht: #lochkartencontent)

Der Büroumzug ist noch nicht beendet, ich habe aber erheblichen Ballast abgeworfen.

Hinter den Stapeln von mittlerweile entsorgten CDs fand ich einen Bürolocher und eine Heftmaschine. Beide wähnte ich in einer Schreibtischschublade und nicht im Wandschrank. Dass ich sie in den vier Jahren seit unserem Einzug hier nicht gebraucht habe, nehme ich als Zeichen.

Ein gefühlter Kubikmeter Lehrgangsunterlagen (aus den 1990ern) und Software Manuals ist entsorgt. Dank Google ist alles nur einen Mausklick entfernt, und wenn wir kein Internet haben, gibt es üblicherweise auch gravierendere Probleme als nichtlaufende Datenbanken und Server.

Dinge, von denen ich mich nicht trennen werde:

Die Festplatte werde ich demnächst rahmen und neben meinem ersten Selbstbaumodem und der RS232-Platine für den C128 unter CP/M an die Wand hängen. Was auf den Lochkarten für Codezeilen stehen, weiß ich nicht. Die habe ich auch nur geerbt, sie sind aber schönes Anschauungsmaterial.

Die C-Bibel ist übrigens die Ausgabe von 1983.

Weiterhin: Bücher über C und C++, Analytische Geometrie, „Aufbau betrieblicher Informationssysteme“ (Max Vetter), „Algorithmen und Datenstrukturen“ (Niklaus Wirth), C, C++, Forth, „Programmieren in Modula-2“ (Niklaus Wirth).

Ich brauche auch diese Bücher dank GitHub und StackOverflow nicht wirklich, aber bei Besuchen von Externen machen sie sich ziemlich gut auf dem Schränkchen.

Meinen Bürolocher und den Hefter habe ich übrigens entsorgt.

Volker König

16. und 17.6.2014

Auf dem Bürgeramt Neukölln: Fortschritt ist ein Haarball

Der Fortschritt ist ja keine gerade Linie, nicht mal eine krumme, eher so eine Art Haarball. 2013 fand ich heraus, dass man sich beim Bürgeramt online einen Termin geben lassen kann, anstatt Wartenummern zu ziehen.

2014 haben das offenbar auch alle anderen gemerkt, denn es gibt überhaupt keine freien Onlinetermine mehr, weder jetzt noch im August oder im September oder im Januar 2015, wenn mein letzter Ausweis abläuft.

Ich gehe zum Bürgeramt Neukölln, um eine Wartenummer zu ziehen. Es gibt für heute keine Wartenummern mehr. 200 Meter weiter ist das Bürgeramt Sonnenallee. Auch dort gibt es heute keine Wartenummern mehr. Ich stelle mich in die Schlange vor der Information, spiele eine Weile Scrabble am Handy und erhalte schließlich einen handschriftlichen Zettel, auf dem steht, dass ich am nächsten Tag um 10:50 anrufen soll, um einen Termin zu bekommen.

Am nächsten Tag rufe ich zwischen 10:50 und 11:15 einundsiebzigmal beim Bürgeramt Sonnenallee an. Sechsundsechzigmal ist besetzt, fünfmal geht niemand dran.

Ich gehe wieder zum Bürgeramt Neukölln, das hat die besseren Flure und wirkt überhaupt staatstragender und vertrauenerweckender als das schmutzige, verwinkelte Bürgeramt Sonnenallee. Diesmal gibt es noch Wartenummern. Um eine zu erhalten, muss man Schlange stehen.

Die Warteschlange vor der Wartenummernausgabe

Ich bekomme einen Termin drei Stunden später, zwei Wartenummern und die Anweisung, derjenigen Nummer zu folgen, die zuerst auftaucht.

Im Wartesaal hängt ein Flachdisplay, auf dem die aufgerufenen Wartenummern angezeigt werden. Die Nummern folgen keinem erkennbaren System: 42794, 88067, 93769, 652 und 43 werden gleichzeitig aufgerufen, man muss also immer wieder genau hinsehen, wenn der Gong ertönt. Auf dem Display steht: „Herzlich Willkommen in Berlin Neukölln – Termin statt Wartezeit! Nutzen Sie die Online-Terminvergabe unter www.berlin.de/ba-neukoelln/org/buergeramt/“.

45 Minuten nach dem Termin komme ich dran, werde gefragt, warum ich zwei Wartenummern habe und sage, dass ich das auch nicht weiß. Ich unterschreibe mehrmals auf Papier, zweimal auf einem elektronischen Unterschriftengerät und lasse Fingerabdrücke meines rechten und linken Zeigefingers da. Weil das alles Geld kostet, händigt man mir eine kreditkartengroße Zahlkarte aus Plastik aus und schickt mich zur Kasse am anderen Ende des Gebäudes. Neu: „Sie brauchen danach nicht wiederzukommen, ich seh im System, ob Sie bezahlt haben.“ Das war bei meinem letzten Besuch 2013 noch anders.

Der Raum mit den Kassen ist so leer, dass ich ihn zuerst für unbesetzt halte, aber er enthält zwei Automaten. Man steckt die Zahlkarte hinein und bezahlt dann mit der Maestro-Karte den geforderten Betrag.

Bitte nicht mehr von links an den Schalter herantreten. Den Schalter gibt es nicht mehr.

Der Personalausweis wird zugeschickt, den Führerschein kann ich auf einem anderen Amt abholen, das mir eine Benachrichtigung per Post schicken wird, und der Reisepass wird wahrscheinlich in vier Wochen hier auf dem Amt eintreffen. „Kann ich vor dem Abholen rausfinden, ob er auch wirklich da ist?“ – „Nein, kommen Sie einfach vorbei.“

Kathrin Passig

18.6.2014

Wertschätzung alter Einheiten

Wenn Astronomen von Teleskopen reden, dann sagen sie immer dazu, wie groß die “Öffnung” ist, also die Fläche, die das Licht sammelt. Acht-Meter-Teleskop, heißt das dann, oder Zwei-Meter-Teleskop. Das Fernrohr in St Andrews, gebaut in den 1950ern, hat eine Öffnung von 94 Zentimetern, und wenn einem diese Zahl seltsam vorkommt: Es sind 37 Zoll.

Überhaupt ist natürlich nichts an diesem Fernrohr metrisch, was mich bisher unfassbar nervte. Aber mittlerweile bin ich mir nicht mehr so sicher. Für jedes Teil des Teleskops haben wir eine handgemalte Zeichnung, in der allerdings keine Maße stehen. Wie, keine Maße, hadere ich.

“Braucht man nicht”, sagt mein Ingenieur, man misst einfach grob in der Zeichnung, skaliert hoch, und dann weiß man schon, wieviel Zoll es sind. So ungenau kann man gar nicht messen, dass man einen ganzen Zoll danebenliegt. Wenn man jedes einzelne Teil in ganzen Zoll baut[1], dann muss man nicht auf den Millimeter genau wissen, was Sache ist. Ein Zoll passt irgendwie auch besser zum Schätzvermögen des menschlichen Gehirns, man sieht sich das Teil an, sagt “vier Zoll” und es stimmt. Probier das mal mit 9 Zentimetern.

Im “Imperial System” wird die Welt zu einem LEGO-Bausatz, alles passt irgendwie zusammen, und die kleinste Einheit (ein Bauklotz, bzw ein Zoll) ist immer noch ganz schön groß. Das geht mit Zentimetern nicht mehr, weil der Fehler beim Messen nicht so viel kleiner ist als ein Zentimeter. Im metrischen System muss man alles ganz genau wissen.

Aleks Scholz

1. Anm. d. Red.: Hier irrt der Verfasser, denn wenn dieses Teil irgendwo eine Diagonale hat, ist es aus mit den ganzen Zahlen.

Mitte Juni 2014

Eingekeilt zwischen den schottischen Strommächten, Teil VI

Was bisher geschah: Teil I, Teil II, Teil III, Teil IV, Teil V.

Mein kurzer Flirt mit Scottish Hydro neigt sich endgültig dem Ende entgegen. Noch einmal eine Rechnung, dann dürfte es erledigt sein. Währenddessen nähert sich die Verwirrung mit Scottish Power einem neuen Höhepunkt. Mittlerweile erreichen mich beinahe täglich Rechnungen mit immer neuen Account-Nummern und Zahlungsanweisungen. Einige kommen nicht mal von Scottish Power, sondern von Sterling Collections, einer Firma, die wohl ausstehende Rechnungen eintreiben sollen und schon mal mit dem Gerichtsvollzieher droht. Das alles, obwohl ich mehrere Einzugsermächtigungen erteilt habe.

Eine Weile bezahle ich alles, warum auch nicht, bis mich eine Rechnung erreicht, die sich "final" nennt und irgendwie so tut, als hätte ich meinen Account bei Scottish Power gerade gekündigt. Bei der Hotline beschäftige ich eine bemitleidenswerte Frau eine Weile mit meinen komplexen multidimensionalen Stromangelegenheiten. Es stellt sich heraus, dass diese Rechnung tatsächlich mit der Kündigung meines ehemaligen Accounts (dem vom März, der Übergang zu Hydro, wir erinnern uns mühsam) zu tun hat.

Außerdem stellt sich heraus, dass für meine alte Wohnung der Account zwar gekündigt ist, aus unklaren Gründen jedoch noch mehr als dreihundert Pfund zu zahlen sind, obwohl man es irgendwie versäumt hat, mir deshalb auch noch eine Rechnung zu schicken. Vielleicht soll ich es erraten. Die hilfreiche Frau verspricht, mit dem "Back Office" zu reden, was auch immer das ist. Ich lege auf, gehe zur Tür, und finde eine neue Rechnung von Scottish Power, diesmal über sechzehn Pfund.

Aleks Scholz

18.6.2014

Skype und Google Hangouts: Immer noch eine Geschichte voller “Was hast du gesagt? Bist du noch da?”

Ich will Juniorprofessor L. diverse vage Fragen rund um mein Dissertationsthema stellen, und wir haben zu diesem Zweck einen Skypetermin vereinbart. Ich bin extra ins Büro gegangen, weil Skype schon an einem schnellen, zuverlässigen Internetzugang anfällig genug ist, auf das Handyinternet zu Hause möchte ich mich da nicht verlassen. Weil ich bisher zu faul war, nachzusehen, ob und wie das auch direkt am Rechner ginge, zeichne ich das Gespräch parallel mit dem Handy auf.

Das Skypevideo löst sich zwar hin und wieder in Klötzchen auf, aber daran bin ich gewöhnt, und der Ton ist gut. Für mich jedenfalls. L. kann mich nicht verstehen und schlägt vor, in einen Google Hangout zu wechseln. Dort hört er mich besser, aber jetzt laufen für mich Bild und Ton auseinander: Erst zehn Sekunden, nachdem L. etwas gesagt hat, macht er den dazu passenden Gesichtsausdruck. Insgesamt verstreichen etwa zwanzig Minuten mit „ist es jetzt besser? … jetzt?“-Bastelarbeiten, dann schaltet L. sein Video ab und ich spreche den Rest des Interviews mit einem Profilbild, das beim Reden pulsierende Ringe aussendet. Auch mal ganz interessant.

Kathrin Passig

18.06.2014

Strom für die Küche

Wir brauchen eine neue Küche, weil unsere bisherige, gerade mal 25 Jahre alte, Stück für Stück und Gerät für Gerät ihren Geist aufgibt. Die Küchenplanerin, die wir mangels eigenem Interesse an Küchenrecherche engagiert haben, hatte darauf hingewiesen, dass wir für den gewünschten Brotbackfähigen Backofen (hohe Temperatur, Dampfstöße) Starkstrom brauchen. Ich erinnerte mich vage, dass mein Vater, gelernter und erfahrener Elektriker, bei der Erstbesichtigung unserer Küche vor 15 Jahren hinter den Herd geschaut hatte: „Ihr habt's ja net amal an Starkstrom."

Ich rufe diesen verwandten Elektriker an, um eine Lösung zu finden. Zunächst fange ich mir einen kleinen Vortrag darüber ein, dass Starkstrom ja eigentlich die falsche Bezeichnung ist: „Für a Elektriker is Starkstrom ab 1000 Volt." Drehstrom ist es also eigentlich, was ich suche (das andere nennt er „Lichtstrom" – sicher keine allgemein belastbare Terminologie). Er müsse einen Blick in unseren Sicherungskasten werfen, um mehr herauszufinden, meint mein Vater. Ich räume unseren Sicherungskasten frei und mache ein Foto vom Inneren, das ich meinem Vater e-maile.

Ein weiteres Telefonat mit ihm ergibt: Es schaut schlecht aus. Die 25 Ampère, die man da sieht, ergeben mal den 230 Volt nur 5,7 Kilowatt. Das wird knapp für einen anständigen Backofen. Wenn wir backen, könnten wir kein anderes Elektrogerät in der Küche benutzen, ohne rausfliegende Sicherungen zu riskieren. Na ja, es wäre also nur wenig schlimmer als jetzt, wo wir höchstens zwei Küchengeräte gleichzeitig nutzen können, weil sonst eben die Sicherung rausfliegt.

Außer! Außer in diesem Altbauhaus gibt es inzwischen Drehstrom, schließlich wurde in den vergangenen drei Jahren etwa die Hälfte der Wohnungen bei Mieterwechsel gründlich renoviert. Mein Vater rät zu einer Besichtigung der Stromzähler im Keller: Zähler, die auch Drehstromverbrauch messen, seien deutlich größer als unserer. Ich entscheide mich für eine Abkürzung: Anruf bei der Hausverwaltung. Nein, es gebe keinen Drehstrom im Haus, für Backöfen würden lediglich dickere Kabel verwendet.

Wir werden also auch in der neuen Küche lieber nicht den Geschirrspüler anschalten, während ein Brot im Ofen bäckt.

die Kaltmamsell

20.6.2014

Eingeschaltete Tastaturtöne und andere überschaubare Handyprobleme

Ich sitze im Zug an einem Vierertisch mit zwei Frauen in meinem Alter. Die eine tippt auf ihrem Smartphone und hat die Tastaturtöne eingeschaltet. Die Tastaturtöne! Eingeschaltet! Noch vor wenigen Jahren hätte ich mir dabei nichts gedacht, aber ich habe es länger nicht gehört, und jetzt kommt es mir rücksichtslos und auch dumm vor. Man braucht die Tastaturtöne ja gar nicht, oder falls doch, weiß ich nicht, wozu.

Dann unterhalten sich die beiden, und weil ich das Gespräch nicht hören will, hole ich die In-Ear-Kopfhörer heraus. Ich habe weiterhin keine Musik auf dem Rechner und kann bei aller Liebe nicht schon wieder "“Öffentlicher Nahverkehr"” auf Endlos-Repeat hören, deshalb lasse ich die Kopfhörer unangeschlossen. Ich merke aber, dass aufmerksame Beobachterinnen das sehen und als Kritik am Gesprächsthema Hochzeitsplanung deuten könnten und stecke den herumbaumelnden Stecker deshalb ins Handy. Kann ja keiner wissen, dass da auch keine Musik drauf ist.

Aufmerksamen Beobachterinnen wäre allerdings nicht entgangen, dass ich keine Ahnung habe, wo der Stecker am Handy überhaupt hingehört. In der Schutzgummihülle meines Handys gibt es drei Aussparungen im plausiblen Format. Ich versuche den Klinkenstecker erst ins untere Mikro zu stecken, dann ins obere Mikro. Im dritten Versuch finde ich die richtige Buchse. Meine Mimikry als kompetenter, musikhörender Mensch ist vollkommen.

Kathrin Passig

21.06.2014

WLAN im Dreisternehotel ist immer noch keine runde Sache

WLAN im Dreisternehotel ist immer noch keine runde Sache. Dabei habe ich extra bei der Reservierung darauf geachtet, dass es mit dabei ist.

Als ich einchecke, denke ich noch nicht daran. Im Zimmer finde ich keinerlei Hinweise auf das WLAN. In der Informationsbroschüre steht unter dem Stichwort Internet, dass man sich einen internetfähigen Laptop an der Rezeption leihen könnte. Danach frage ich dort natürlich nicht, sondern nach dem WLAN. Die nette Dame drückt bei einem kleinen Gerät auf ein Knöpfchen, das spuckt einen kassenbonartigen Beleg zweifach aus, auf dem Zugangsdaten (Benutzername und Passwort) aufgedruckt sind. Einen Beleg gebe ich unterschrieben zurück, wobei gar nicht klar ist, was genau ich da bestätige.

Der Zugang funktioniert, aber ich stelle schnell fest: nur für ein Gerät. Als ich dann später wirklich WLAN benötige, ist das Netz überlastet. Also benutze ich wie so oft Tethering.

Johannes Mirus

21.6.2014

Wir kaufen aus Gründen einen Camcorder. Demnächst dann alles mit mehr hüpfenden Kuscheltieren

Wir kaufen aus Gründen einen Camcorder. Den ersten Camcorder hatten wir irgendwann zwischen 2007 und 2010 und auch in dieser Zeit wieder auf Ebay verkauft. Weil wir jetzt a) ein Musikvideo drehen wollen (also eins, bei dem ich möglichst ohne dass man's sieht Kuscheltiere rumhopsen lasse) und

b) demnächst in Urlaub fahren, stehen wir aber dann doch bei Saturn vor den Camcordern und lassen uns bereitwillig zum Kauf einer Panasonic HC-V757 überreden.

Die Kamera kann sogar vom iPhone aus über eine App ferngesteuert werden, man kann dann auf dem iPhone das Bild der Kamera sehen und die Aufnahme starten, stoppen, ran- und rauszoomen. Dafür muss man erst mit dem Smartphone einen QR-Code auf dem Display der Kamera scannen, dann richtet die Kamera eine Art WLAN ein, auf das man sich verbinden kann und dann funktioniert auch alles schon.

Was man damit machen kann, wird sich noch zeigen. In der Anleitung wird vorgeschlagen, man könnte das auch als Babyüberwachungskamera nutzen, mangels Baby können wir das aber nicht ausprobieren und filmen statt dessen lieber den RC-Hubschrauber und demnächst dann halt hüpfende Kuscheltiere.

Anne Schüßler

22.6.2014

Mein Brieffreund dummyVorname Poststelle

Ich bestelle vier T-Shirts bei Threadless. Ich bestelle sie in vier einzelnen Lieferungen und bezahle viermal $10 Porto.

Wenn ich sie zu einer Lieferung zusammenfassen würde, würde es statt insgesamt $40 nur $20 Porto kosten. Ich bekäme in ein paar Wochen per Post eine “Benachrichtigung über den Eingang einer Sendung mit Drittlandsware” vom Zollamt Schöneberg. Darin stände, dass ich vorbeikommen und eine Rechnung vorlegen muss, die ich nicht habe. Ich würde stattdessen die Bestellbestätigung und die Paypalbestätigung ans Zollamt Schöneberg mailen und mir die Postverzollung der Einfuhrware wünschen. Dann müsste mich der Postbote beim Zustellungsversuch antreffen und 19% Einfuhrumsatzsteuer (auf den Gesamtbetrag einschließlich Porto) von mir kassieren.

Soweit, so gut, das übersteigt meine staatsbürgerlichen Fähigkeiten natürlich überhaupt nicht. Weil ich aber zu dem Zeitpunkt, zu dem die Postkarte vom Zollamt Schöneberg voraussichtlich bei mir einträfe, gar nicht in Berlin bin und deshalb den Mailwechsel mit "dummyVorname Poststelle" nicht einleiten könnte, ginge die Sendung irgendwann zurück an Threadless.

Wenn man einen Artikel bestellt, der sich nicht so zerlegen lässt, dass jede einzelne Sendung einschließlich Porto unter dem einfuhrabgabenfreien Wert von 22 Euro bleibt, kann man einen Fahrradkurier mit einer Vollmacht zum Zollamt schicken. Das habe ich auch schon gemacht, als ich noch unwissend war und dachte, der Staat habe im 21. Jahrhundert bestimmt längst eine Methode erfunden, seine Steuern anders als bar und persönlich auf weit entfernten Ämtern bei mir einzutreiben.

Eines Tages wird er das bestimmt auch tun. Ich bin da ganz zuversichtlich, ich meine, wie schwer kann es sein. Und in anderen Ländern haben die Leute sicher noch ganz andere Probleme.

Kathrin Passig

22.6.2014

Wegen IKEA schalte ich die Geräusche am Handy ein. Es sind sehr viele

Ich erwarte morgen eine Lieferung von IKEA, die angeblich mit einem Anruf einhergeht. In meinem Kalender steht extra „IKEA-Liefertermin, Telefon einschalten!“ *Einschalten* bezieht sich nicht auf das Gerät selbst, sondern auf dessen Geräusche, denn sonst ist das Handy immer stumm. Jetzt liegt es neben mir und vibriert oder piepst alle paar Minuten. Ich rate dann, welche App für das Geräusch verantwortlich war und grabe in deren Menüs herum, um Vibration und Piepstöne auszuschalten.

Die Optionen sind meistens nicht schwer zu finden, und ich weiß auch nicht, wie man das einfacher gestalten könnte, aber es gibt so viel in meinem Handy, was theoretisch piepsen und schnurren könnte. Es dauert wahrscheinlich Wochen, das alles zu entdecken und zum Schweigen zu bringen. Ich weiß im Moment nicht, wie man es macht, wenn man zwar durchschlafen, aber am nächsten Tag das Telefon klingeln hören möchte.

Update: Oft ist die explizite Beschreibung des Problems ja schon die halbe Lösung. Eine Suche nach *android silence everything except calls* ergab nicht nur, dass viele Leute dasselbe Problem haben, sondern auch, dass es eine App namens SEER dafür gibt: Silence Everything Except Ringer. Eventuell hat sich meine telefonische Erreichbarkeit gerade dauerhaft verbessert.

Weiteres Update: Nach einem Tag mit SEER fällt mir wieder ein, dass vernünftige Menschen E-Mails schreiben und man eigentlich nur von unvernünftigen Menschen angerufen wird, oder aus dem Schlaf gerissen Dinge sagt, die man lieber nicht gesagt hätte. Ich schalte das Handy wieder stumm.

Kathrin Passig

19. und 20. Juni 2014

Umziehen wird mit dem Netz einfacher, nur das Zeitungspapier fehlt

Bis auf den lästigen Teil mit dann doch noch zu bewegenden Gegenständen habe ich meinen Umzug erstaunlich digital über die Bühne gebracht – und erstaunlich viel funktioniert mittlerweile auch.

Die professionellen Umzugshelfer wurden über eine Umzugs-Auktionsseite gefunden, die nicht professionellen Einpackhelferinnen per Online-Pizza-Bestellung verköstigt. Wunsch-Liefertermine funktionieren (außer bei der Schrank-Auslege-Folie, die vom Lieferanten trotz Breite von 50 cm in nicht

packstationsfähigen >1m-Papprollen versandt wurden), auch beim neuen Internetanschluß: Innerhalb eines Tages kommt der Router, und bis zur Schaltung des Telefons kommt das Netz aus einem ebenso mitgelieferten Stick in den Router, der dank LTE hinreichend schnell ist (wenn auch 10 GB/Monat bis Drosselung auf baldige Schaltung hoffen machen).

Auch die neue Waschmaschine kommt aus dem Internet: Wunsch-Liefertermin angegeben, Lieferung bis in den Keller, anschließen lassen für 20 Euro. Früher brauchte ich für sowas Eltern (-20 Euro), meine Kinder werden dereinst wohl gar keine Eltern mehr brauchen.

Das Schwierigste am ganzen Umzug hat auch mit dem Internet zu tun: Um die nötigen Zeitungen zum Einwickeln von Glas und Porzellan zusammenzubekommen, brauchte es insgesamt fünf Personen, die in der Stadt mehrere Ablagestellen der örtlichen Kleinanzeigen-Zeitung abgrasen. In der eigenen Papiertonne hat in meiner Kohlenstoff-Filterblase niemand genug Zeitungspapier.

Felix Neumann

23.6.2014

Neue Toilettenzugangskontrollen und fast funktionierende WLANs in Buchhandlungen

In der Mayerschen Buchhandlung in der Essener Innenstadt muss man zum Betreten der Kundentoilette 50 Cent in einen Apparat werfen. Dann geht die Tür automatisch auf und man kriegt einen Wertgutschein über 50 Cent, den man nachher verrechnen lassen kann. Es ist also ein sehr faires Ding, vor allem muss man nicht mehr vorher irgendwelche Leute um irgendwelche Toilettenschlüssel bitten oder ein schlechtes Gewissen haben, weil man eine Kundentoilette benutzen will, obwohl man schon weiß, dass man vermutlich gar nichts kaufen wird.

Mit dem 50-Cent-Wertgutschein gehe ich dann zum Café in der Mayerschen Buchhandlung. Hier war vorher ein Starbucks, dann haben sie alles umgebaut und jetzt heißt das ganze „Kaffeefleck“, es gibt aber so grob genau das Gleiche zu ähnlichen Preisen. Ich bestelle einen Chai Latte, löse meinen Wertgutschein ein und setze mich an einen hübschen Fensterplatz, um per angepriesenem umsonstigen Buchhandlungs-WLAN einen Techniktagebucheintrag über neue Toilettenzugangskontrollen in Buchhandlungen zu schreiben.

Das WLAN funktioniert aber nur theoretisch. Praktisch reicht es nicht bis zu meinem Fensterplatz. Ich könnte mich umsetzen, dazu bin ich aber zu faul, also mache ich wieder mal einen HotSpot auf dem iPhone auf, verbinde das iPhone mit dem Laptop und kann jetzt diesen Beitrag schreiben. UND aus dem Fenster rausgucken! Toll.

Anne Schüßler

23.6.2014

Um eine Mobilfunkerfahrung reicher. Alle sind glücklich und Brasilien gewinnt

J., ein Kollege von P. aus Brasilien, ist in Europa und die nächsten paar Wochen in Deutschland. Wir holen ihn ab, um das Spiel Brasilien gegen Kamerun zu gucken, aber er hat auch ein Problem für uns. Er hat nämlich eine Prepaid-SIM-Karte von Aldi Talk gekauft, aber sämtliche Anleitungen sind auf Deutsch und J. kann kein Deutsch.

Deshalb richte ich das für ihn ein. Man muss dazu entweder per Telefon, per Brief oder online eine Registrierung ausfüllen. Ich sitze also im Irish Pub auf der Terrasse und fülle an meinem iPhone online das Registrierungsformular für J. aus. Dazu braucht man die SIM-Nummer, die Telefonnummer

und eine Adresse. Ich habe keine Ahnung, was mit der Adresse passiert und ob man auch eine brasilianische Adresse eingeben könnte, deswegen nehme ich einfach unsere Adresse, sicherheitshalber.

Die mitgebrachte Büroklammer stellt sich als zu grobschlächtig für das feingearbeitete iPhone-SIM-Karten-Rausholschnupsi dar. Ich habe aber noch einen Ansteckbutton im Portemonnaie, den ich irgendwann mal bekommen habe (entweder bei einer T-Shirt-Bestellung oder auf einer Konferenz für agiles Testen), und die Anstecknadel scheint ausreichend geeignet zu sein.

Wir legen also die SIM ein und dann steht da, dass innerhalb von sechs Stunden freigeschaltet wird. J. hat dann auch schon nach weniger als einer Stunde (geschätzt) ein mit deutscher SIM-Karte funktionierendes Handy. Und ich bin um eine Mobilfunkerfahrung reicher. Alle sind glücklich und Brasilien gewinnt.

Anne Schüßler

25.6.2014

„Haben sie einen 27B-6?“ – dabei will ich doch nur das Notebook reparieren lassen

Was bisher geschah.

48 Stunden nach der Fehlermeldung an den Kundendienst hatte ich eine Antwort. Das war nicht leicht zu erkennen, da das ASUS-Kundendienstportal nicht gerade unterkomplex strukturiert ist. Aber in meiner „technischen Inbox“ (es gibt daneben auch ein offenbar technikfreies Postfach) fand ich eine qualifizierte Antwort eines Technikers.

Der hatte wohl meiner Fehlerbeschreibung schon entnommen, dass ich die üblichen Analyseschritte bereits hinter mir hatte, und schlug noch vor, das BIOS auf Werkseinstellungen zurück zu setzen.

Hatte ich schon gemacht, hatte nichts gebracht.

Also müsse das Notebook eingeschickt werden.

Beim Aufgeben des Reparaturauftrags erwähnte die Website, dass es auch Notebooks mit nur 12 Monaten Werksgarantie gäbe. Wie lange die Garantie sei, könne ich der Garantiekarte entnehmen.

Die befand sich im Karton mit ca. 2 m^3 anderen Anleitungen. Als ich sie nach einer halben Stunde gefunden hatte, las ich dort, dass die Garantiedauer auf dem Typenschild unter dem Notebook notiert sei.

Ja nu.

Auf dem Typenschild stand „24M“. Also zwei Jahre, wie ich schon dachte.

Neben der Aufgabe des Gerätes bei der Post hätte ich es auch abholen lassen können. Wie geht das? Kann ich es auch im Büro abholen lassen, obwohl das halt nicht an meiner Wohnanschrift liegt?

So oder so wollte ich zur Verpackung des Gerätes und zur Frage, ob das Netzteil auch versandt werden muss, mal mit dem Kundendienst reden und rief die Hotlinenummer in Ratingen an, die auf der Garantiekarte stand.

Eine Ansage verwies mich auf eine andere Nummer in Ratingen. Dort geriet ich wieder an einen kompetenten Mitarbeiter, der mir alle Fragen beantwortete und noch den Tipp gab, mal nach BIOS-Updates zu suchen.

Ich suchte, fand eines, und das Flashen war sogar über das BIOS selber möglich. Sonst erledigen das meist Windows-Programme, was wegen Linux ein Problem gewesen wäre.

Und (Trommelwirbel): Das Touchpad lief!

Ungefähr eine halbe Stunde lang. Das gleiche hatte ich aber schon durch Ein- und Ausschalten im BIOS erreichen können, wenngleich nicht gezielt reproduzierbar.

Der Versand schien einfach und da im August der Urlaub nahte entschloss ich mich, erst noch schnell die Steuererklärung zu machen (wofür ich das Notebook nunmal brauche) und das Gerät dann einzusenden.

Am letzten Wochenende war es soweit und gestern füllte ich den Reparaturauftrag aus.

Die heutige Antwort:

> Sehr geehrter Kunde,

> leider musste Ihr Reparaturauftrag abgelehnt werden.
> Kommentar des Technikers:
>
> Um Ihren Garantieanspruch überprüfen zu können, wird eine Kopie des Kaufbeleges benötigt.

Ja nu, bislang wollte ja auch niemand den Beleg haben, selbst, wenn ich ihn hätte vorlegen wollen.

Ich scannte und mailte den Beleg wie gewünscht. Ob ich als nächstes wohl ein Formular 27B-6 besorgen muss?

Volker König

Juni 2014

Unverhoffte Geldfunde auf der Geldkarte

Wie jedes Jahr lade ich meine Geldkarte auf. Nicht ganz freiwillig, denn ich nutze die Funktion mangels fehlender Guthabenkontrollmöglichkeiten kaum, aber es ist die einzige Möglichkeit, bei einem meiner Kunden an Essen zu kommen. Hungrig dreinschauen hilft nicht. Ich habe es versucht.

Wie jedes Jahr wundere ich mich darüber, dass tatsächlich noch Guthaben auf der Geldkarte ist: knapp 20 Euro. Ich lade die üblichen 50 Euro dazu. 2 Tage später werde ich mich beim Anblick meines Kontoauszuges auch daran erinnern, dass ich die Karte ursprünglich **vor** dem Besuch beim Kunden aufladen wollte. Fremdbanken berechnen nämlich 1 Euro pro Aufladung. Nächstes Jahr denke ich vielleicht daran. Wahrscheinlich eher nicht.

Von den nun insgesamt 70 Euro werden mindestens 20 am Ende der 3 Wochen Prüfungszeitraum noch auf der Karte sein. Auf dass ich mich nächstes Jahr wieder über den unverhofften Geldfund freue.

Stefanie Otersen

28.6.2014

Viele Wege führen nach Rom, aber nur ein bestimmter dazu, dass sich das Fitbit wieder synchronisiert

Seit einigen Tagen synchronisiert sich mein Fitbit nicht mehr und ich weiß nicht, warum. Das iPhone sucht das Gerät, kann es aber nicht finden, und dem Dongle am Laptop geht es nicht anders. Das ist ärgerlich, und dann kommt es noch soweit, dass ich von einem anderen Fitbitbenutzer dafür verspottet werde, dass ich vermeintlich ja gar nicht mehr rumlaufe.

Heute entscheide ich dann, dass es so nicht mehr weitergehen kann und suche etwas weniger halbherzig als in den letzten Tagen nach einer Lösung. Ich vermute, dass es schon reichen würde, das Gerät einmal ein- und wieder auszuschalten, ich weiß aber nicht wie das geht.

Das Fitbit One hat exakt einen Knopf. Wenn man einmal kurz darauf drückt, wird die Anzeige eingeschaltet, drückt man einmal lang, vibriert es kurz und der Schlaftracker wird eingeschaltet (drückt man noch einmal lang, wird er wieder ausgeschaltet). Mehr Variationen fallen mir spontan nicht ein und zufällige Kurz-lang-kurz-Kombinationen ausdenken scheint mir zu mühsam und arbiträr.

Ich google also etwas besser als vorher und finde die Anleitung zum Zurücksetzen. Das geht so: Man muss das Ladekabel an den Rechner anschließen und das Fitbit in das Ladenupsi stecken. Dann soll man zehn bis zwölf Sekunden auf das Knöpfchen drücken und während man noch drückt, das Fitbit aus dem Ladenupsi ziehen und weiter drücken, bis die Anzeige wieder erscheint. Das funktioniert die ersten beiden Male nicht, beim dritten Mal drücke ich länger und intensiver und es scheint zu funktionieren.

Die iPhone-App anschmeißen und hepp, das Fitbit synchronisiert sich. Bin ja wohl gelaufen! Pah!

Anne Schüßler

28.6.2014

Ich weiß, wo der Radiergummi ist, auch wenn ich ihn quasi nie benutze. (Außer gerade eben)

Ich benutze zum ersten Mal seit gefühlt zehn Jahren (vermutlich sind es aber weniger) einen Radiergummi, um den Preis aus einem Buch zu radieren. Das Buch habe ich in einem An- und Verkauf gekauft, und es soll ein Geschenk sein.

Den Radiergummi finde ich übrigens sofort, er liegt auf dem Klavier, wo er auch hingehört, denn Bleistiftnotizen in Notenbüchern und auf Notenpapier werden hier regelmäßig gemacht, nur halt selten von mir.

Anne Schüßler

28.6.2014

Liebesbrief 2014

Mademoiselle, 9 Jahre, sitzt mit zwei gleichaltrigen Schulfreundinnen zusammen. Sie gestalten (gemeinsam – das nur nebenher) einen Liebesbrief an einen Klassenkameraden, mit Herzchen, knallrotem Lippenstiftlippenabdruck, allem Drum und Dran.

Hach, wie romantisch. Ein richtiger, echter Liebesbrief!

Den sie dann mit dem Handy abfotografieren und per Whatsapp an den Jungen verschicken.

Novemberregen

28.6.2014

Redundante Fußballsysteme

Beim „Digital Bauhaus Summit“ in Weimar läuft das WM-Spiel Brasilien-Chile (via ard.de und Beamer). In der Verlängerung fällt der Ton aus. Während M. an der Wiederherstellung bastelt, gucken wir erst ohne Ton, dann streamt jemand das Spiel parallel auf seinem Smartphone, so dass man zum großen Bild immerhin leise hören kann, was passiert.

M. startet den Rechner neu und wird nach dem Zugangspasswort gefragt, das er nicht kennt. Die Person, die den Rechner vorhin gestartet hat und das Passwort kennt, ist nicht mehr da. „Das Passwort ist vermutlich 0815-minus-Name dieses Instituts“, sagt H., die sich mit der Uni Weimar auskennt, und genau so ist es dann auch. Ton gibt es aber immer noch keinen.

Weil der Schrank mit dem Uni-Rechner abgesperrt ist und man deshalb nicht an den Kabeln wackeln kann, trägt M. einen Laptop herbei. Auch kein Ton, es liegt offenbar an den Boxen. Aber immerhin gibt es jetzt eine frei zugängliche Audiobuchse, an die man einen Reservesatz Boxen anschließen kann. Rechtzeitig zum Elfmeterschießen ist alles wieder gut.

Das Publikum ist währenddessen ganz gelassen geblieben, denn anders als noch vor wenigen Jahren gibt es vermutlich zehn bis zwanzig weitere Geräte und unabhängige Internetzugänge im Raum, über die man das Spiel im Notfall auch hätte sehen können. Dann eben auf einem etwas kleineren Bildschirm.

Kathrin Passig

29.6.2014

Ich lerne etwas Wichtiges über Selfies, lasse mir aber nichts anmerken

Jemand macht ein Selfie, auf dem ich mit drauf bin. Ich lasse mir nichts anmerken, begreife aber jetzt erst, dass die Leute Selfies mit der *Front*kamera machen, so dass man vorher sehen kann, was alles auf dem Bild drauf sein wird. Nicht dass ich es bisher anders gemacht hätte. Ich habe mich mit dem Handy einfach überhaupt noch nie selbst fotografiert.

Es gibt eine lange Serie am ausgestreckten Arm gemachter Gipfelfotos, die Aleks und mich auf britischen Bergen zeigen, beziehungsweise auch mal nur einen Haufen Steine und ein Ohr. Ich habe sie noch mit der regulären Digitalkamera angefertigt, nicht mit dem Handy, und dann eben gleich auf dem Display der Kamera kontrolliert, was zu sehen ist.

Meine Haare und ein Stück der Kapuze von Aleks auf dem Gipfel von Carnedd Llewelyn, könnte auch Carnedd Dafydd sein:

Frontkamera also. Man hätte es sich eigentlich auch denken können.

Kathrin Passig

29.6.2014

Schweißausbruch beim Notebookversand

The Road so far.

Freitag hatte ich alle Vorbereitungen zum Versand meines Notebooks an den Reparaturservice von ASUS abgeschlossen. Nämlich:

- ASUS einen Scan des Kaufbelegs mailen
- den Scan ausdrucken, um ihn dem Notebook beizulegen

- den Lieferschein und den Versandaufkleber drucken
- alle Daten per Filesicherung sichern
- nochmal ein Image der Platte ziehen
- dem Reparaturdienst eine Userid einrichten
- Kartons und Polstermaterial suchen.

Plötzlich kommen mir Worst-Case-Szenarien so greifbar vor. Bislang hatte ich alle Daten zweimal vorliegen: Auf dem Notebook und auf der Sicherungsplatte. Auf dem Notebook würde ich sie aber wegen der Passwortspeicher der Browser und der persönlichen Daten und Fotos aber löschen müssen.

Was, wenn die Backupplatte crasht?

Die kleine USB-Netzwerkbox, die mein SAN betreibt, läuft unter Linux und auf meinen Befehl spiegelt sie wacker die Daten vom Backup auf einer der anderen Platten.

Dann brachte ich das verpackte Notebook Freitagnachmittag zur Post.

Die Trackingnummer hatte ich.

Bloß.

Bis Samstagmittag war der Status “Zu dieser Sendung liegen uns keine Daten vor”.

Inzwischen wurde die Sendung vom Absender in der Filiale eingeliefert. Zweimal.

Weiß DHL eigentlich, wie sich solche Meldungen anfühlen?

Ach ja, kleiner Tipp: Wenn man etwas zur Garantiereparatur abschickt, sollte man keinesfalls nach Problemen mit dem Reparaturdienstleister des Herstellers googlen.

Volker König

29.6.2014

Ein Koffer voll gleichzeitig weckender Handys

Im Workshop „Analog School“ stellen alle ihre Handywecker auf 15:15, dann kommen die Handys in den Koffer, der vorne auf dem Tisch liegt. Einer der Gruppenarbeitstische widmet sich der Frage, für welche Tätigkeiten sich ein analoges Format besser eignet „Notizen (findet man leichter)“ steht am Ende auf dem Papiertischtuch, „Postkarten (Geste)“, „Einkaufszettel“, „Zufriedenheit erst mit physischem Produkt“.

Um 15:15 wecken die Handys im Koffer, und zwar genau gleichzeitig. Zeitsynchronisation über das Mobilfunknetz hat sich also inzwischen durchgesetzt. O2 hat die Funktion 2009 eingeführt, Ende 2013 war Vodafone offenbar der letzte Anbieter, bei dem sie fehlte.

Das Wecktonkonzert klingt sehr schön.

Kathrin Passig

September 2008 und Juni 2014

Messbarer Fortschritt bei der Ämterkommunikation

Sulzbach-Rosenberg ist eine Stadt in der Oberpfalz, etwa 50 Kilometer östlich von Nürnberg, und laut Wikipedia „eine von 13 sogenannten leistungsfähigen kreisangehörigen Gemeinden in Bayern“. Sulzbach-Rosenberg ist außerdem aus mir bekannten, aber nicht nachvollziehbaren Gründen meine Geburtsstadt.

Im September 2008 komme ich das zweite Mal nach meiner Geburt mit dieser Stadt in Kontakt. Grund ist ein Reisepass, den ich beantragen möchte, um in die USA reisen zu können. Dafür benötige ich eine Geburtsurkunde. Den Passausstellungstermin beim Bürgeramt der Stadt Köln konnte ich ganz

bequem per Online-Formular vereinbaren – von Sulzbach-Rosenberg erwarte ich das gar nicht, als ich auf die Website gehe. Dort steht aber noch weniger als nichts, sondern nur eine Telefonnummer des Standesamts.

Widerwillig rufe ich an. Am anderen Ende meldet sich nicht etwa „Grüß Gott, Stadt Sulzbach-Rosenberg, Standesamt, mein Name ist Heinrich Müller, was kann ich für Sie tun?“, sondern: „Müller!“ (Richtiger Name der Redaktion bekannt.) Nach einer Schrecksekunde trage ich mein Anliegen vor. Routiniert schlägt mir Herr Müller vor, die Geburtsurkunde persönlich abzuholen (das sei ein wenig unpraktisch, entgegne ich) oder ausnahmsweise einen Brief mit frankiertem Rückumschlag zu schicken, in dem die Gebühr in Briefmarken beigelegt ist.

Im Juni 2014 benötige ich schon wieder eine Geburtsurkunde, dieses Mal für meine Hochzeit. Ich blicke auf die offenbar neugestaltete Website der Stadt mit geringer Erwartung, sehe dort zu meiner Überraschung immerhin eine E-Mail-Adresse, sogar von Herrn Müller persönlich. Ich schreibe ihm mein Anliegen und er antwortet schon am nächsten Tag, ich könne die Gebühr überweisen und sobald der Betrag mit der angegebenen Referenznummer eingegangen sei, würde mich die Geburtsurkunde erreichen. Es klappt problemlos.

So fühlt sich also Fortschritt an.

Johannes Mirus

30. Juni 2014

Auf dem Amt. Hoffentlich habe ich mich nicht für die Bonner Stadtgarde oder ähnliches verpflichtet

Seit Montag bin ich auch auf dem Papier Bonner. Die Anmeldung bei der Stadt ist crossmedial: Komfortabel vereinbare ich per Stadt-Webseite einen Termin, der mir dann per E-Mail zugeht und per ics-Anhang direkt in den Kalender gespeichert werden kann. Das Anmelde-Formular kommt als PDF, das ich am Rechner ausfülle, ausdrucke und aufs Amt mitnehme.

Beim Amt drängle ich mich an der Schlange der nicht online Angemeldeten vorbei zu dem Schreibtisch, zu dem mich die LED-Anzeigetafel mit meiner vorher vergebenen Aufrufnummer lotst. Dort tippt die Beamtin das komplette Formular, das ich schon einmal am Bildschirm ausgefüllt habe, noch einmal ab (und vertauscht Person 1 und Person 2 auf dem Formular; anscheinend geht es wie bei der Steuer nicht, daß meine Frau zuerst aufs Formular kommt). Dann schiebt sie mir ein kleines Grafiktablett zu, auf dem ich unterschreiben soll. Wahrscheinlich zur Bestätigung meiner Daten, aber es wird weder angezeigt noch angekündigt, was ich da unterschreibe. (Hoffentlich habe ich mich nicht für die Bonner Stadtgarde oder ähnliches verpflichtet.)

In den Reisepaß wird der neue Wohnort gestempelt, auf dem alten meiner Frau und meinem neuen Personalausweis (der neue macht noch einen Ausflug in den Chipkartenleser) wird die neue Adresse per Klebeetikett, Stempel und Schutzfolie aufgebracht. Dann erhalte ich noch einen dicken Stapel Papier, und schon nach 12 Minuten (davon 8 für Abtippen und 2 zum Warten aufs Booten des Grafiktabletts, weil ich der erste Kunde des Tages bin) kann ich stolz sagen: Ich bin ein Bonner!

Felix Neumann

30.6.2014

Mit Computern reden kann ich. Nervös werden aber auch

Was bisher geschah.

Heute ist Montag und das Paket mit meinem zu reparierenden Notebook ist laut Tracking-Status seit Freitag, 15:30, in der Postfiliale. Und wird nicht zur nächsten Transportstation weitergeleitet.

Ich rufe die Hotline an.

„Bitte nennen Sie mir die Sendungsnummer.“ sagt der Computer.

„Zwei zwei eins siebendreiviertel Käsekuchen.“

„Ich konnte die Sendungsnummer nicht verstehen. Bitte wiederholen Sie sie Ziffer für Ziffer.“

„Zwei zwei eins siebendreiviertel Käsekuchen.“

„Diese Sendungsnummer ist unbekannt. Ich stelle Sie zu einem Gesprächspartner durch.“

Klappt doch.

Die Dame am anderen Ende schaut in ihren Computer und meinte, dass seit Freitag, 15:30, zweimal Sendungen vom Postamt abgeholt worden seien. Sie nimmt noch meine persönlichen Daten auf und eine „Laufzeitbeschwerde“ zu den Akten.

Langsam werde ich nervös und überlege, ob ich das Horoskop des Notebooks mal lesen sollte.

Oder meines.

Volker König

Juni 2014

Eine Internetkrise steht kurz bevor

Ich ziehe für einen Monat für ein Praktikum in eine Großstadt in Westdeutschland. Da die wenigen Wochen mir den Ärger einer Wohnungssuche nicht wert sind, ist der Plan, bei einem Pärchen (beide Ende zwanzig) zu wohnen, mit denen ich über eine Mailingliste in Kontakt gekommen bin. Am Anfang sieht alles ganz gut aus, doch am zweiten Tag kommt der Schock: Die beiden haben zwar Wlan, aber keinen Internetanschluss. Stattdessen haben sie eine SIM-Karte mit einem Huawei-Modem, mit der man pro Monat 7 GB zur Verfügung hat. Mit den ganzen Internetanbietern gebe es ja immer Ärger.

Da muss ich ganz schön schlucken – ich hänge ja ohnehin mit mindestens zwei Devices (Laptop und Handy) im Netz und kann mir nicht vorstellen, wie 7GB für drei Leute einen Monat lang reichen sollen. Die Gastgeber versichern mir aber, das sei noch nie ein Problem gewesen, sie würden auch viel surfen und immer ihre Mails abrufen und so.

Mir wird dabei schon etwas mulmig, aber zugegeben, ich habe nie darauf geachtet, wie viel Volumen ich eigentlich mit meinem Laptop versurfe – das ist ja das Schöne an einem Internetanschluss. Also nutzen wir zu dritt erstmal weiter das Internet. Das geht auch überraschend lange gut, bis ich einmal schon nachmittags von der Arbeit wiederkomme und innerhalb weniger Stunden (ohne Downloads, wohlgemerkt) ein oder zwei Gigabyte durchhabe. In der Nutzungsstatistik fällt das auf.

Dank einer Planänderung ziehe ich letztendlich fast zwei Wochen früher als geplant aus. Dank mir haben wir da schon beinahe die gesamten verfügbaren 14 GB (es gab eine selten bis nie genutzte Ersatzkarte mit weiteren 7GB im Hause) weggesurft, eine Internetkrise steht kurz bevor.

Internet ist also auch 2014 nicht nur auf Handys eine erschöpfliche Ressource – zumindest in manchen Teilen Deutschlands.

Katharin Tai

1.7.2014

Terrypratchettesker Faxempfang per E-Mail

Wir haben einen neuen Mitarbeiter, dem naturgemäß noch nicht alle Büroabläufe völlig klar sind. Er hat das Büro neben mir, deshalb steht er häufig mit einer Frage in meiner Tür.

Gerade ist er auch da. Er hat seine Visitenkarten erhalten und sich näher angeschaut. Darauf steht eine Faxnummer, und er will von mir wissen, wo es denn überhaupt in diesem Büro ein Faxgerät gibt, auf dem er seine Faxe – sollte ihm je jemand welche schicken – empfangen könnte.

Ich weiß das auch nicht. Irgendwo ist zwar eins, ich habe davon gehört, aber ich habe es in den vergangenen 10 Jahren nicht benötigt und auch nicht besichtigt. Denn Faxe landen natürlich als E-Mail in der Inbox.

Der neue Kollege ist erst zufrieden. Doch dann kommt er noch einmal: Ihm ist aufgefallen, dass seine Faxnummer dieselbe ist wie die vom Nachbarn rechts und auch von mir. Wie können die Faxe also korrekt den Empfängern zugeordnet werden?

„Das ist ganz einfach“, sagte ich. „Sie müssen dem Absender sagen, er soll Ihren Namen gut lesbar auf das Deckblatt schreiben. Das wird nämlich nicht automatisch zugeordnet, sondern im Mutterhaus in New York gibt es ein Fax Department, also echte Menschen, die sitzen in einem Keller und wenn dort Faxe auf dem Papierfax ankommen, scannen sie sie ein, lesen den Namen auf dem Deckblatt und ordnen sie so zu und versenden sie per Mail.“

„Sie machen Spaß“, sagt der Kollege, zufrieden, dass er das so gut erkannt hat. Jedoch, er irrt. Und bekannte Abläufe hinterfragt man oft nicht. Ich habe es die letzten 10 Jahre hingenommen, dass ich offenbar in einem Terry Pratchett-Roman arbeite, in dem es kleine Gestalten gibt, die in Kellerräumen von Wolkenkratzern Faxe in E-Mails verwandeln.

Novemberregen

2.7.2014

Gut sortierte CD-Läden oder wie ich aus Versehen fünf CDs kaufte

Ich bin in Düsseldorf in einem CD-Laden in den Schadow-Arkaden. Absichtlich übrigens. Eigentlich wollte ich eine CD von Keith Jarrett, die mein Klavierlehrer mir empfohlen hat, die gibt's aber nicht. (Das liegt übrigens nicht an der schlechten Sortierung des CD-Ladens, es gibt ungefähr sieben bis neun CDs von Keith Jarrett, nur halt nicht die, die ich brauche.)

Statt dessen suche ich mir das letzte Album von Amanda Palmer raus. Davon hatte ich bisher nur einige wenige Tracks auf iTunes gekauft. Und dann suche ich noch eine Live-CD von Vincent Delerm, zwei CDs, zwei DVDs für 14,50 Euro, da kann man ja nicht nein sagen. An der Kasse frage ich, was das für Musik ist, die da läuft, und ob ich die auch kaufen kann. Der Mensch an der Kasse sagt, ja, und führt mich zum Neuheitenregal, wo er mir die CD raussucht. In einem anderen Regal finde ich zufällig noch eine CD namens „Too Slow to Disco“ mit 70er Jahre West-Coast-Pop. Die muss auch mit, schon wegen dem Titel.

Na gut, kauf ich halt vier CDs, bezahle mit Kreditkarte wie so'n Johannes und mache den großen, großen Fehler und blättere noch so durch die CDs, die in kleinen Kästchen auf der Theke stehen. Da finde ich eine CD von Jutta

Hipp, Aufnahmen des SWR aus den 50er Jahren von einer deutschen Jazzpianistin, von der ich noch nie gehört habe. „Die muss ich jetzt leider auch noch kaufen“, sage ich.

Und dann stehe ich draußen und habe fünf CDs gekauft. So richtige. Zum Anfassen. Notiz an mich: Vorsicht bei gut sortierten CD-Läden! Das ist eine Falle und die wollen nur dein Geld!

Abends lege ich zumindest mal eine CD (die von Jutta Hipp nämlich) in den Blu-ray-Player/Festplattenrekorder. CDs hören geht nur, wenn der Fernseher an ist. Oder im Auto. Oder am Computer. Einen CD-Spieler haben wir nicht mehr.

Anne Schüßler

Seit ca. März 2014

Offenbar nutze ich kaum noch Bargeld

Wie selten ich noch Bargeld verwende, wurde mir gerade erst beim Blick in mein E-Mail-Postfach klar.

Es muss so ungefähr März gewesen sein, als ich aus frühmorgendlicher Duseligkeit beim Versuch, am Automaten Bargeld abzuheben, drei Mal die PIN falsch eingegeben habe, was die Sperrung meiner EC-Karte zur Folge hatte. Ich nutzte dann meine Kreditkarte, um 50 Euro abzuheben.

Es war der 2. Juni, als ich mich, durch einen Zufall daran erinnert, an meine Bank gewendet und die Zurücksetzung meiner PIN erbeten habe:

> Ich glaube, ich habe vor vielen Tagen drei Mal meine PIN falsch eingegeben. Sie sollte wahrscheinlich zurückgesetzt werden.

Es war der 3. Juni, als ich folgende Antwort bekam:

> Gerne haben wir Ihre girocard entsperrt. Bitte reaktivieren Sie die Karte frühestens am 04.06.2014 an einem Geldautomaten der Commerzbank AG durch eine Bargeldverfügung.

Stand heute, 2. Juli, habe ich noch nicht wieder den Drang verspürt, diese Handlung vorzunehmen. In meinem Portemonnaie sind noch rund 35 Euro Restbargeld vom März.

Nachtrag, weil ich gefragt wurde: Ich zahle sehr viel mit Kreditkarte (Supermarkt, Restaurants, Tankstelle etc.) und kaufe selten mal ein Eis o.Ä. nebenbei. Das erklärt vermutlich meinen geringen Bargeldverbrauch.

Johannes Mirus

2.7.2014

Das Notebook in Reparatur zu geben ist in zweifacher Hinsicht ein Selbstversuch in Geduld

Das zu reparierende Notebook ist tatsächlich gestern beim Reparaturservice angekommen.

Zumindest laut Trackingstatus. Einen tollen weiteren Service bietet ASUS aber tatsächlich an:

> Sie können sich jederzeit online über den Stand der Reparatur informieren (support.asus.de/service/service.aspx?no=446&SLanguage=de-de).
> Zur Abfrage benötigen Sie Ihre Seriennummer BBN0AS44711 und die RMA-Nummer PLB0815.

Ergebnis:

Der Arbeitstag nach der Zustellung wäre dann ja heute.

Ich maile mal wieder dem Kundendienst.

Inzwischen hatte ich ein altes Notebook, das ursprünglich unter Windows XP lief, mit Ubuntu 12.04 LTS wieder lauffähig gemacht. Unter XP schaltete das Gerät sich nach 15-20 Minuten brutal wegen thermischer Probleme aus, unter Ubuntu läuft es bis zu einem Nachmittag, wenn ich nicht versuche, zwei Programme gleichzeitig laufen zu lassen. Das führ zu immensem Paging.

Dann läuft es erst gar nicht mehr in messbarer Geschwindigkeit, um schließlich langsam wieder zum Leben zu erwachen, oder es fährt sich nach ein paar Minuten bangen Wartens wegen thermischer Probleme runter.

Man merkt halt schon, dass zwei moderne multithreadingfähige CPU-Kerne schneller sind als ein alter Single-Thread-Single-Core-Kern, und dass 512MB RAM eben nur 1/12 von 6 Gigabyte sind.

Volker König

3.7.2014

Wer Flaschenöffner kann, der kann halt auch Chat

Klagenfurt, Lendhafen. Angela möchte wie jedes Jahr einen Chat in ihr Blog einbinden, damit man sich während der „Tage der deutschsprachigen Literatur“ über das Geschehen unterhalten kann. Dafür wird ein Chat benötigt,

der einfach und ohne Registrierung funktioniert. Einfach, weil Menschen, die sich für Literatur interessieren, sich oft nicht ganz so brennend für Technik interessieren, und ohne Registrierung, weil Angela und ich sonst Support leisten müssten („hä, Skype, wie geht denn das, wo muss ich da klicken?“) beziehungsweise den halben Tag mit denen diskutieren, die sich eben nicht bei Facebook, Google oder sonstwo anmelden wollen. Und für Support haben wir keine Zeit, wir haben während der TDDL schon genügend mentale und reale Browsertabs offen.

In den letzten Jahren hat Angela dafür ein Tool verwendet (coveritlive.com, glaube ich), das irgendwann nicht nur Geld kostete, sondern sogar ziemlich viel Geld kostete. Deshalb muss eine neue Lösung her, und zwar sofort, die Lesungen fangen schon an. „Vielleicht doch noch mal IRC?“, überlegen wir ganz kurz aus reiner Ratlosigkeit, „mit einem Webfrontend?“ Ich schaue bei xs4all rein, das es nach all den Jahren immer noch gibt, und mache das Tab sofort wieder zu. Das kann man niemandem mehr zumuten.

Im Techniktagebuch-Redaktionschat weiß auch niemand eine Lösung, außer „IRC?“ und „bei reddit benutzt man ja oft den auf sexytimechat.net – da koennte der grundlegende kontext aber u.u. auch abschrecken!?“

Angela experimentiert länger mit einem Google Hangout, aber offenbar kann man Google Hangouts jedenfalls in der Chatversion nicht einfach für alle öffnen und einen Link irgendwo posten, man kann nur Leute einladen.

Nach ein oder zwei Stunden google ich nach *chat „without registration“* und finde unter den ersten Ergebnissen hipchat.com. Ich erkenne den Namen wieder, weil kürzlich jemand Positives davon erzählte, und weil ich auf der re:publica von einem Hipchat-Werbeteam viel Freibier und einen sehr guten Flaschenöffner geschenkt bekam. Der Flaschenöffner ist aus Stahl, nicht aus Alu wie sonst alle Flaschenöffner für den Schlüsselbund. Weil Alu weicher ist als Kronkorken, werden alle anderen Flaschenöffner schnell schartig und gehen kaputt.

Ich melde mich bei Hipchat an, und dort kann man dann tatsächlich einen Chat für unangemeldete Gäste öffnen und verlinken. Diese Funktion dient eigentlich der Zusammenarbeit mit Geschäftskunden, für die zufällig das-

selbe gilt wie für die Klagenfurter Literaturhooligans: Sie sind nicht immer technisch besonders interessiert, und man will sie nicht erst durch mühsame Anmeldeprozesse hindurchbeten. Wer Flaschenöffner kann, der kann halt auch Chat.

Kathrin Passig

3.7.2014

Wie Dr. Who mich einmal in einem falschen Paralleluniversum stranden ließ

Als ich gestern Nacht von einem komischen Typen träumte, der in London in einer blauen Telefonzelle verschwunden war, ahnte ich ja noch nichts. So war ich arglos, als er mich hinein bat, und staunte, dass die Telefonzelle von innen viel größer war, als von außen, und eigentlich eine Art Raumschiff mit skurrilen Geräten im Innern war.

Als ich die Kiste wieder verließ, war ich daheim auf meiner Straße.

Daran erinnerte ich mich, als ich abends die Antwort vom ASUS-Kundendienst bekam. Mein Notebook war ja längst im Reparaturzentrum in Bautzen angelangt, der Status zur Reparatur aber noch nicht sichtbar.

> Sehr geehrter Kunde,
>
> das Gerät ist noch nicht in unserem System registriert,
> die Reparatur wird in Ausland durchgeführt deswegen ist derzeit
> keine Reparatur status vorhanden.
>
> mit freundlichen Grüßen

Hatte der Doktor sich mal wieder verflogen? Zeit und Ort stimmten, waren wir diesmal in einem Paralleluniversum gelandet, in dem Bautzen nicht in Deutschland liegt.

Ich bin unsicher, ob ich nochmal den Support anmailen soll oder lieber versuchen, den Doktor und seine TARDIS aufzuspüren, um erst wieder in meine eigene Realität zu gelangen.

Den Doktor zu suchen erscheint mir erfolgversprechender.

Volker König

P. S.: Wer dem Link auf Google StreetView oben folgt, kann dort auch die TARDIS betreten.

3.7.2014

Technische Probleme bei der Bargeldeinzahlung

Ich zahle vorgestern Geld auf mein Konto ein, in bar, damit es schnell geht. Denn bei Überweisungen weiß ich nur bei der Postbank, dass Geld sofort auf dem anderen Konto ist, und auch nur, wenn es von einem anderen Postbankkonto kommt.

Meine Bank, die Volksbank Dünnwald-Holweide, nimmt seit einiger Zeit auch während der Öffnungszeiten Bargeld nur noch am Automaten an. Ich stecke also drei Scheine in den Schlitz, und während ich noch gedankenverloren auf das Display schaue, erschreckt mich die Meldung: „Leider ist ein technisches Problem aufgetreten. Ihr Geld wurde im Tresor gespeichert.“ und der Vorgang mit einem gleichlautenden Quittungsausdruck beendet.

Gestern teilt man mir mit, dass der Vorgang geprüft werde und ich mein Geld schnellstmöglich verbucht bekomme. Aber das ist ein dehnbarer Begriff. Und der Grund für die Bareinzahlung war: Es ist Anfang des Monats, und da kommen viele Einzugsermächtigungen, die, wenn auf dem Konto nicht genügend Geld ist, zurückgehen, mit Ärger und auf jeden Fall überflüssigen Gebühren. Zum Glück ist die Bank bereit, diese dann nicht zurückzubuchen.

Noch einen Tag später, heute, sind die 90 Euro gut geschrieben, und die Lastschriften noch nicht erfolgt. Trotzdem hätte ich das Geld dann auch überweisen können.

Thomas Jungbluth

4.7.2014

Verwirrende Vielfalt der Umblätterwerkzeuge

In der linken Hand halte ich den ausgedruckten Text des Autors, der gerade in Klagenfurt liest, in der rechten mein Macbook. Ich versuche umzublättern, aber es ist wie in einem Traum vom erfolglosen Technikgebrauch: Der Text reagiert nicht. Nach dem dritten oder vierten Umblätterversuch wird mir klarer, dass das Touchpad des Geräts in der rechten Hand keinen Einfluss auf das Papier in der linken hat.

Kathrin Passig

2. Juli 2014

Für eine Liste meiner Techniktagebuch-Artikel brauche ich 1337 h4xX0rZ skillz

Ich möchte eine Liste meiner Techniktagebuch-Artikel zusammenstellen und brauche dafür 1337 h4xX0rZ skillz. Tumblrs Suche sucht nur Tags, eine Funktion alle Artikel von Autor X in Gruppenblog Y scheint es nicht zu geben, und eine Suche nach `site:techniktagebuch.tumblr.com felix neumann"` bringt zwei nutzlose Ergebnisse und eine ominöse Meldung, daß Ergebnisse aufgrund von »Bestimmungen des europäischen Datenschutzrechts« gelöscht wurden. Verlinkt wird eine FAQ-Liste, die auf das EuGH-

Urteil zum »Recht auf Vergessen« verweist – ein Recht, das ich weder bisher noch in Zukunft in Anspruch zu nehmen gedenke, ich vergesse auch ohne Rechtsmittel ganz gut.

Zum Glück habe ich meine Texte offline in einer Textdatei gespeichert, also sollten sie doch einfach zu googeln sein mit ein paar Satzfetzen. Suchergebnis: Jeweils einige Suchergebnisseiten, die wg. dynamisch generiert leider bei direktem Klick nichts bringen. Also mcgyvere ich mich durch: die gefundene Seite im Google-Cache öffnen und aus dem Quellcode (denn im Cache wird der Inhalt der Seite nicht angezeigt, oder jedenfalls Ton in Ton) den Artikellink geprokelt.

Sollte ich einmal in die Verlegenheit kommen, eine Leiche verstecken zu müssen: Ich täte es bei Tumblr.

Felix Neumann

5.7.2014

Die geheime Zukunft des Kopierens in Österreich

Der Klagenfurter Copyshopbetreiber möchte wissen, ob ich eine Kundenkarte habe. „Ganz viele“, sage ich, ich kriege nämlich jedes Jahr eine neue, „aber nicht dabei“. Er händigt mir wieder eine aus (kreditkartengroß, unklare Funktion) und sagt, dass die aber nur noch eine Woche gilt. Danach wird in ganz Österreich ein neues System eingeführt, mit einem Ring. Auf den Ring muss man Geld laden, dann legt man ihn auf eine Spezialfläche am Kopierer. Der Copyshopbetreiber nimmt eine Hülle vom Gerät und zeigt mir die interessant aussehende Spezialfläche. Fotografieren darf ich aber nicht, die Zukunft des Kopierens ist noch geheim.

Kathrin Passig

5.7.2014

Ohne Googleschlitten zum Südpol

Der von Tex Rubinowitz und Maik Novotny veranstaltete „Bachmann Song Contest“ ist eine Art Pubquiz zum Thema Musik und Literatur. Also Musik und Literatur gleichzeitig, nicht abwechselnd, es geht um Fragen wie „Der Junge mit dem Dorn in der Seite: Was ist an ihm kaltblütig?“ und fast unlösbare Bilderrätsel (Diele – Iden – Daisy – UN – Gen – Wehr – Terz). Das Quiz findet zum dritten oder vierten Mal statt. Anfangs war Googeln noch verboten, 2013 wurde es geduldet, 2014 ist das Quiz ohne Googlehilfe unlösbar. In unserem siebenköpfigen Team sind sechs Smartphones und ein Laptop im Einsatz. Im Team nebenan gibt es nur ein einziges internetfähiges Gerät,

und als auch das versagt, versucht das Team den Südpol aus eigener Kraft zu erreichen, ohne Hundeschlitten. Es ist ein ehrenwerter Versuch, aber er scheitert.

Kathrin Passig

5.7.2014

Beinahe fast, aber dann doch nur aus der Ferne live beim Bachmannpreis dabei

Nachdem ich zwei Tage lang wegen Arbeit „mimimi“ fluchend im Büro sitzen und vom Bachmannpreis nichts mitbekommen konnte, kann ich am Samstag endlich selber mitgucken.

Ich schalte 3sat ein und mache den Laptop auf, um im Bachmannchat mitreden zu können. Meine Aufforderung „JETZT ALLE WINKEN!“, als die Kamera aufs Publikum gerichtet ist, kann aber keiner nachkommen, denn wie sich rausstellt, gibt es im Vorleseraum kein Internet und die ganzen Leute, die ich im Publikum vermutete, sitzen irgendwo anders, wo es Internet gibt.

Dafür gucke ich jetzt zum allerersten Mal drei Stunden lang live den Bachmannpreis und chatte mit anderen Leuten über das, was da auf dem Bildschirm passiert. Es ist erstaunlich unterhaltsam, also beides, vor allem aber beides zusammen. Da fragt man sich, warum man nicht schon viel früher auf die Idee gekommen ist.

Als die letzten drei Bachmannpreisanwärter durch sind, verabschieden sich alle, bis ich allein im Chat bin.

Vermutlich gehen jetzt alle zum Baden zum See. Und im Ruhrgebiet regnet’s.

Anne Schüßler

2.7. und 7.7.2014

Handyinternet in Österreich: paradiesische Zustände

In Deutschland habe ich wie immer kein Handyinternet im Zug. Beim Überqueren der Grenze nach Österreich lege ich die yesss-SIM ein und bin durchgehend von Salzburg bis Klagenfurt gut versorgt. An der Bahn scheint es nicht zu liegen, denn auch beim Herumlaufen in entlegenen österreichischen Tälern gibt es überall Netz. Offenbar werden dünn besiedelte Gegenden hier irgendwie besser und gründlicher als in Deutschland mit mobilem Internet versehen. Auf dem Rückweg reicht das Internet bis Salzburg, dann ist wieder alles wie immer.

An meinem deutschen Mobilfunkanbieter kann es nicht liegen, denn ich habe alle durchprobiert, und keiner kann Internet im Zug. Andere österreichische Anbieter als yesss habe ich nicht getestet, bisher gab es keinen Grund dazu. Bei yesss kostet 1 GB 4 Euro, man kann beliebig oft nachkaufen. Vielleicht wandere ich einfach nach Österreich aus.

Kathrin Passig

7.7.2014

Nach der Notebookreparatur würde ich sogar im Dschungelcamp überleben

Damals.

Heute:

Nachdem ich Freitag die Hoffnung aufgegeben hatte, mein Notebook allzu schnell repariert wieder in den Händen zu halten, suchte ich schon nach einem Barebone-PC, mit dem ich meine grundlegende Handlungsfähigkeit wieder herstellen könnte.

Aus dem Gedanken mit dem Barebone entstand übrigens ein kleines Projekt, das mit eigener Cloud und anderen Dingen zusammenhängt und gerade vor meinem geistigen Auge Konturen bekommt.

Während ich also durch einschlägige Webseiten klicke, kommt eine SMS von ASUS mit der frohen Botschaft, dass mein Notebook *jetzt* angekommen sei und *jetzt* begonnen würde, es zu reparieren.

Freitag um 17:30. Also rund eine Woche und zwei Stunden nach der Aufgabe des Pakets bei unserer Post. “Ein Paket aufgeben” – ich habe in den letzten sieben Tagen so oft über die Mehrdeutigkeit dieser Aussage nachgedacht.

Der online aktualisierbare Reparaturstatus zeigte allerdings noch immer keine Einlieferung an, dafür stellte mich der Zeitablauf vor Probleme.

Übermorgen hat meine Mutter Geburtstag und das Geschenk muss spätestens am Sonntag, also gestern, in der Packstation abgegeben werden, um rechtzeitig anzukommen.

Normalerweise nutze ich Onlineporto, aber dem Ersatzrechner wollte ich die Javascripts auf der Website nicht zumuten, verfällt er doch schon nach 10 Minuten Facebook in eine Art Winterstarre.

Zudem hatte ich nicht vor, das schmalbrüstige Gerät auch noch mit Druckertreibern zu belasten.

Bei meiner Freundin online kaufen und ausdrucken? Da kommt bestimmt was dazwischen wegen der Kinder.

Müsste ich also Montag einen Paketaufkleber bei der Post erwerben, wie so ein Offliner?

Mein Tablet!

Das Nexus 7 war mit der Funktastatur ja sowas wie ein Mini-Notebook und hatte sogar eine Drucksoftware von HP installiert! Das PDF mit dem Onlineporto würde doch gehen, oder?

Die Daten (Empfänger und Absender) waren schnell eingegeben. Der Kauf gestaltete sich jedoch komplexer als gedacht.

Nach dem Login bei POSTPAY kam jedes Mal nur ein Fehlerbildschirm, dass hier irgendwas fehlen würde und ich bald wiederkommen solle.

Ich dachte erst an einen vermurxten Login-Fehler-Bildschirm und setzte mein Passwort zurück.

Keine Änderung.

Nach Minuten der Verzweiflung zwang ich den Mobilbrowser, sich als Desktopversion auszugeben und fand prompt in meinem zu bezahlenden Warenkorb inzwischen das gewünschte Porto sieben Mal vor.

Mit einem mobilen Device Onlineporto kaufen? Wie konnte DHL das ahnen!

Nach dem Download des PDF bot sich die HP-Software sogar zum Anzeigen an und nach Angabe der IP-Adresse des Druckers funktionierte die Premiere: Ausdruck über das Tablet.

Und heute war dann auch ein Reparaturstatus verfügbar:

IHR REPARATURSTATUS

RMA-Nummer PLB

Datum der RMA-Anfrage 2014/07/04

Reparaturpositionen unvollständig

Artikel	Seriennummer	Empfangsdatum	Reparaturstatus	Anmerkung
1	BBN	2014/07/04	Product repair is in progress.	

Leider fand ich aber auch eine Mail, nach der die theoretischen zehn Tage Reparaturdauer ab genau *jetzt* gezählt werden.

Volker König

7.7.2014

Vinyl-Schallplatten digitalisieren mit kleinen Umwegen

Ich habe die Aufgabe, eine Vinyl-Schallplatte auf CD zu bringen. Das ist nicht ganz einfach, denn normale Schallplattenspieler lassen sich zwar auch an den PC anschließen. Doch sie brauchen, damit der Ton brauchbar klingt, einen „Entzerrer-Vorverstärker“. Ich habe einen solchen, sogar von Terratec mit USB-Anschluss, nur leider nicht mehr die zugehörige CD mit den Treibern und der Software.

Kein Problem, denke ich, Terratec hat bestimmt die Inhalte auch im Internet. Ja und Nein. Ja, das Gerät existiert noch auf der Website, aber Nein, nur in Bildern und PDF-Dateien. Keine Software. Der Mann an der Hotline meint nur (ich höre sein Achselzucken durch die Leitung) das Ding sei von 2007, nö, da gäbe es nichts. Erst auf Nachfrage rückt er den Hersteller heraus, Algorithmix, und – beim Teutates – auf der Website gibt es tatsächlich Software für iVinyl.

Die verlangt eine Seriennummer, die auf der CD-Hülle stehen sollte. Doch mir gelingt es, den Support zu überzeugen, mir eine andere zuzusenden, mit der ich mein Programm installieren und benutzen kann. Den USB-Kasten erkennt und installiert Windows 8.1 sogar ohne zusätzliche Treiber.

Die Schallplatte kann ich auch ohne die Terratec-Variante digitalisieren, denn es gibt auch eine Testversion der entsprechenden Software *Sound Rescue* auf der Algorithmix-Website. Einzige Herausforderung: den Puck finden, der in die Mitte von Singles kommt. Das Programm jedoch ist gut: es entfernt rückstandsfrei die Knickser der betagten schwarzen Scheibe.

Es handelt sich übrigens um einen ungarischen Kerzentanz, den eine Gruppe älterer Damen aufführen möchte. Im gesamten MP3-Bestand des Internets war er nicht auffindbar.

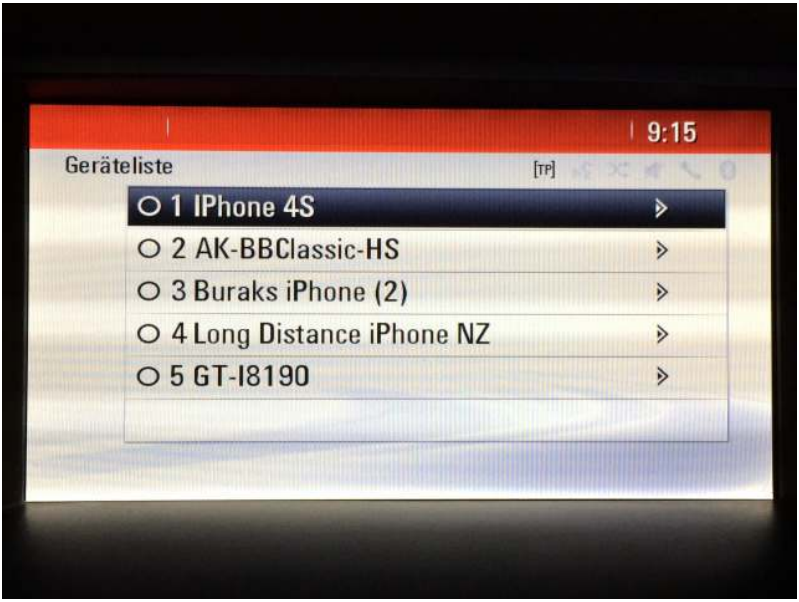
Thomas Jungbluth

8. Juli 2014

Datenschutz für Anfänger im Auto

Wenn ich beruflich mit dem Mietwagen unterwegs bin, höre ich gerne meine eigene Musik, Hörbücher und vor allem Podcasts. Die Verbindung per Bluetooth mit Smartphone funktioniert in der Regel inzwischen recht unproblematisch. Egal bei welchem Auto-Modell, irgendwo in den Einstellungen gibt es die Möglichkeit, neue Geräte zu koppeln. Ich nutze es, wie gesagt, zur Beschallung, theoretisch könnte man damit dann auch über das Bordtelefon telefonieren.

Das Koppeln geht also einfach. Das Entkoppeln in der Regel aber nicht so sehr. Zwar kann man alle verbundenen Geräte auch wieder löschen, die Einstellungen dafür sind aber meist besser versteckt. Und so findet sich in den meisten Mietwagen, in denen ich sitze, eine lange Liste an ehemals verbunden Geräten:



Es stellt sich natürlich die Frage, was von den Telefonen auf die Bordelektronik geladen wird. Und was passiert, wenn der Besitzer des Telefons später einmal, zum Beispiel an einer Ampel, neben dem Auto steht, mit dem er sich noch automatisch verbinden kann. Ich stelle mir das Gesicht des Autofahrers vor, wie er plötzlich einen Podcasts über, sagen wir, das Fliegenfischen hört oder einen Anruf bekommt.

Und es stellt sich natürlich die Frage, inwieweit diese dauerhafte Kopplung Schwierigkeiten für den Datenschutz bedeutet. Im Sommer 2014 sind die Geheimdienstenthüllungen rund um NSA und BND noch sehr frisch. In diesem Zusammenhang finde ich den Namen des gekoppelten Geräts hier in der Mitte sehr interessant, den ich heute entdeckte:

Da braucht wohl jemand noch mal eine interne Schulung zum Datenschutz auf Telekommunikationsgeräten und im Auto. Und zur Geheimhaltung.

Marcus Albrecht

8.7.2014

Das Halbfinale lesen. Was man halt so macht als textfixierter Mensch

Dem Geböller draußen entnehme ich, dass es Deutschland wohl recht gut geht im Halbfinale. Ich schaue bei Twitter nach, und was ich dort sehe, veranlasst mich, nach einem Livestream zu suchen. Neulich in Weimar sah es so einfach aus, man musste nur bei ard.de irgendwo ... ich finde aber nichts.

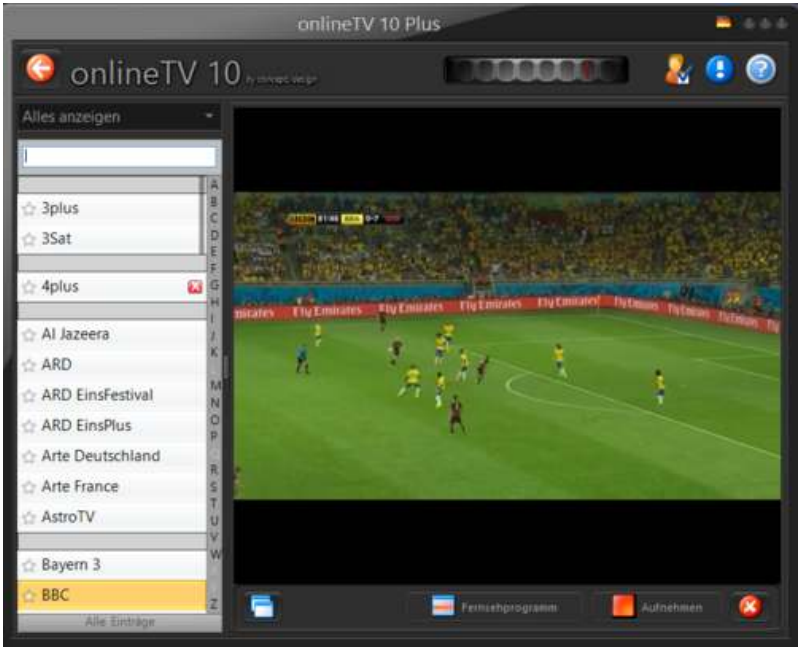
Der Livestream bei bundesliga-streams.net, den Aleks mir zeigt, ist entweder von einem 60er-Jahre-Röhrenfernseher abgefilmt, oder es ist sehr neblig in Brasilien. Dann eben wieder Twitter, da sind die Kommentare auch besser.

Kathrin Passig

8.7.2014

Alternativangebote zum deutschen Moderatorengebrabbel

Als nur mäßig Fußballinteressierter geht mir – wenn ich dann doch mal ein Spiel sehen will - vor allem das Gebrabbel der deutschen Moderatoren und Interviewer (sowie Interviewten) auf den Zeiger. Deswegen schaue ich das Halbfinale bei der BBC über OnlineTV, ein Programm, das mir vor ein paar Monaten für knapp 13 Euro angeboten wurde und das auch Nachbarsender streamt. In den ersten Wochen nach dem Kauf hatte es einen Absturz nach dem anderen, aber seit etwa einem Monat nur noch selten. Die Möglichkeit, auch Programme der Nachbarländer sehen zu können, war verlockend – insbesondere jetzt zur WM.



Der BBC-Kanal mit dem Länderspiel läuft einigermaßen störungsfrei, doch immer ca. 15 Sekunden hinter dem ZDF-Signal per Kabel-TV. Das ist mir aber egal. Einziger Minuspunkt: Vor dem Spiel wurde Loddar Matthäus als „Experte“ interviewt. Öhm.

Übrigens reden die englischen Kommentatoren genauso viel, und vor allem bekommen sie sich nicht mehr ein: „Four goals in fifteen minutes!!!“ war mindestens sechs Mal zu hören.

Thomas Jungbluth

9.7.2014

Leben ohne Internet (im Traum)

Geträumt: Wir leben so, als ob es das Internet gäbe, es gibt aber kein Internet. Es ist ganz schön mühsam, die vielen Bilder und das Selbstgebastelte irgendwo aufzuhängen, so laut zu reden, dass einen auch weiter hinten alle verstehen, und dann muss man dem Kameramann immer erklären, wo er jetzt draufhalten soll. Ein bisschen peinlich ist es schon, die ganze Wichtigtuerei. Es kann ja immer nur einer reden.

Kathrin Passig

9.7.2014

50 ways to fail at updating your iPhone

iTunes behauptet, es wäre ein Update für mein iPhone verfügbar. Ich versuche, ein Update zu machen, das geht aber nicht, weil nicht genug Platz auf dem iPhone ist.

Ich synchronisiere also die Bilder und Filme mit Picasa und lösche dann welche vom iPhone.

Reicht immer noch nicht.

Ich lösche eine App, die ich aktuell nicht benutze.

Sollte reichen, iTunes möchte aber immer noch nicht.

Ich lösche noch eine App.

Jetzt hat das iPhone auch verstanden, dass die erste App gelöscht wurde und zeigt unglaubliche freie Kapazitäten an (2 GB).

Ich starte das Update und lasse iTunes bzw. das iPhone mal machen.

Irgendwann hängt das Update, ich sehe nur den weißen Apfel und einen Fortschrittsbalken, der sich nicht weiter bewegt. Das google ich und anscheinend ist das ein häufiges Problem, das man üblicherweise durch ein einfaches Reset beheben kann.

Ich schalte das iPhone also aus und wieder ein und der Startbildschirm wird angezeigt. Ich logge mich ein, entsperre die SIM und gucke bei den Einstellungen nach, ob das Update geklappt hat. Es hat!

Es war ein bisschen mühsam, aber am Ende ist dann doch alles gut.

Anne Schüßler

sommer 2014

Über die Sicherheit von Fingerabdrücken

seit dem sommer habe ich ein iphone 5S, das sich mit einem fingerabdrucksensor entsperren lässt. in den USA kann man mit dem fingerabdruck auch bezahlen.

natürlich ist so ein fingerabdruck nicht sicher im sinne von sicher. viele leute weisen darauf hin, dass fingerabdrücke schon lange gehackt sind — und vor allem, dass man seine PIN oder sein passwort ändern könne, seine fingerabdrücke aber nicht. aber zum entsperren des telefons ist fingerabdrücken meiner meinung nach (circa) zweitausend mal sicherer, als in aller öffentlichkeit eine PIN einzutippen. ich sehe jeden tag ca. 5-10 PINs oder androidöffnungsmuster, wenn leute in der bahn oder im bus ihr telefon entsperren. ich entsperre mein telefon per handauflegen. um mein telefon aufzubekommen, muss man nicht nur das telefon in die hand bekommen, sondern auch meinen finger.

und zum bezahlen eine PIN an einem fremden terminal einzugeben, ist, auch wenn man das PIN-pad mit dem eigenen körper abdeckt, alles andere als sicher: mit wärmekameras kann man die tastenkombination nachträglich bequem ablesen, die integrität des terminals ist keinesfalls gesichert (sieht

man bei manipulierten geldautomaten) und per unterschrift zu zahlen ist — naja — auch nicht gerade das, was ich mir unter „sicher“ vorstelle. deshalb sehe ich beim zahlen per fingerabdruck eher einen kleinen fortschritt bei der sicherheit und schützbarkeit, als einen rückschritt.

und: zumindest auf meinem iphone kann ich jederzeit den fingerabdrucksensor deaktivieren und wieder eine (jederzeit) zu ändernde PIN nutzen, falls ich das gefühl habe, mein fingerabdruck sei kompromitiert (was er ist, seitdem ich ihn mehrfach bei der einreise in die USA abgeben musste).

felix schwenzel

11.7.2014

Waschmaschinenwaschen als Challenge

Zu den technischen Entwicklungen, die die Welt messbar verbessert haben, gehört die Waschmaschine. Sie wird heutztage meist so benutzt:

Wäsche in die Waschtrommel füllen (wer Textilien in unterschiedlichen Farben schätzt, hat die Wäsche vorher sortiert – ich tue das in sehr hell / nicht sehr hell), Waschpulver in die dafür vorgesehene Kammer schütten (die empfohlene Menge steht auf der Waschpulververpackung), Waschprogramm wählen, Waschmaschine schließen und einschalten. Um das ideale Waschprogramm zu finden, kann man entweder die Spielanleitung der Waschmaschine lesen oder anhand der Schalterbeschriftung herumprobieren. Wenn das Waschprogramm durchgelaufen ist, hängt man die feuchte Wäsche zum Trocknen auf oder trocknet sie in einem Wäschetrockner.

Leider ist meine Waschmaschine seit ein paar Monaten kaputt. Sie stoppt in der zweiten Hälfte jedes Waschprogramms, auf ihrem Display steht dann ein Buchstaben- und Nummerncode. Diesen habe ich tatsächlich in der Spielanleitung nachgeschlagen und erfahren, dass ein Sensor austretendes Wasser aufgespürt hat. Ein vor Monaten zu Rate gezogener Reparateur fand heraus, dass sich durch ein nicht genau auffindbares Leck ein wenig Wasser in der

unteren Verkleidung der Maschine sammelt und vom Sensor erspürt wird, dieser schaltet die Maschine aus. Eine Reparatur war nach seiner Einschätzung zu teuer, er riet zu Neukauf. Das sah ich durchaus ein. Doch bis zum Wechsel im Zuge der neuen Küche wird es noch ein bisschen dauern, ich muss bis dahin mit der kaputten Waschmaschine zurechtkommen.

Also fülle ich die Wäsche (diesmal schwarze) in die Waschtrommel, schütte Waschpulver und Entkalker in die dafür vorgesehene Kammer, drehe den rechten Waschmaschinenknopf auf „Buntwäsche“, den linken auf „40 Grad“ und schalte ein. Nach einer guten Stunde ist das Hauptwaschprogramm beendet (ich habe in den vergangenen Monaten viel über den Ablauf der Waschprogramme gelernt), nach dem ersten großen Abpumpen wird es spannend: Anscheinend befindet sich das Leck im Wasser abführenden Schlauch- und Rohrsystem, erst jetzt besteht das Risiko, dass die Maschine stoppt. Sobald sie das tut, ziehe ich die Waschmaschine aus der Küchenzeile und kippe sie leicht – das geht einfach, weil sie etwas erhöht auf einem Podest steht, von dem ich sie zum Kippen lediglich halb herunterziehen muss. Langsam läuft ein kleiner See Wasser auf den Boden, ich fange ihn mit einem alten Handtuch auf. Wenn das Tröpfeln versiegt, schiebe ich die Maschine nun unter etwas größerer Anstrengung zurück auf ihr Podest in die Küchenzeile (sie ist schließlich mit nasser Wäsche gefüllt) und setze das Waschprogramm fort.

Um zu wissen, an welcher Stelle das Programm angehalten wurde, habe ich zuvor die Restzeitanzeige im Auge behalten: Stoppt das Programm bei 25 Minuten Restzeit, fehlen noch Endspülen und Schleudern, stoppt sie mit wenigen Minuten Restzeit, muss ich lediglich noch abschließend schleudern. In seltenen Fällen läuft das gesamte Programm durch. Nachdem ich die gewaschene Wäsche entnommen habe, kippe ich die Maschine nochmal, damit das Leckwasser ablaufen kann.

Alles machbar und immer noch eine deutliche Erleichterung im Vergleich zu den tagesfüllenden Mühen früherer Wäsche von Hand. Auf die neue Waschmaschine freue ich mich trotzdem schon sehr.

die Kaltmamsell

12.7.2014

Fernsehtechnik im Museumshafen

Die Geburtstagsfeier findet auf einem alten Lastkahn im Museumshafen statt. Man kann das WM-Spiel im Bauch des Schiffs verfolgen, dort lehnt auf dem Tresen ein kleines Samsung-Tablet (ungefähr 7 Zoll). Als ich frage, ob das Gerät sein eigenes Internet mitbringt, zeigt mir der Wirt ein Handy, aus dem das Internet kommt. Das Handy hat eine zehn Zentimeter lange Metallantenne, aber leider bin ich abgelenkt und versäume es, mehr darüber herauszufinden.

Weil das Tablet so klein und leise ist, dominiert das Spiel das Sozialleben weniger als auf einem Fernseher. Es stehen nur die davor, die es wirklich wissen wollen, schon einen Meter weiter weg merkt man nichts vom Fußball.

Kathrin Passig

12.7.2014

Notizbücher. Hatte ich früher immer dabei. Wann hab ich sie eigentlich das letzte Mal benutzt?

Bei ALDI sind moleskineähnliche Notizbücher im Angebot. In zwei Größen und verschiedenen Farben.

Ich glaube, ich habe die schonmal etwas preiswerter, dafür aber in größeren Mengen, gesehen. Notizbücher braucht man ja immer.

Als ich gerade ein Foto und die Beschreibung (Seitenzahl, Preis etc) in Evernote speichern will, erinnere ich mich daran, dass ich in der Fototasche, der Bürotasche, der Reisetasche und vermutlich an noch anderen Orten so ähnliche Notizbücher nebst vermutlich inzwischen eingetrocknetem Kugelschreiber deponiert habe.

Ich erinnere mich bei einem sogar, mal eine Telefonnummer und Mailadresse notiert zu haben.

So ca. im Frühling 2008.

Volker König

13.7.2014

Warum ich bei EDV-Problemen ungerne der Kunde bin. Immerhin: Mein Backup funktioniert gut

Bisher.

Jetzt:

Nachdem das Notebook Freitag vor einer Woche offiziell nach einer einwöchigen Reise in der Werkstatt angekommen war, änderte sich der Status auf der Servicehomepage von ASUS sogar.

Regelmäßiges Refreshen der Seite änderte den Status jedoch nicht. Zumal ich mich inzwischen auf „ab jetzt 10 Tage Reparatur“ und nochmal 5 Tage Transport per Postkutsche eingestellt hatte.

Mittwoch geschah es dann.

Das Fertigstellungsdatum war ausgefüllt. Es war der 9.7.2014, also der Mittwoch selber.

Die Fußnote sprach jedoch davon, dass dieses (oder irgendein anderes Datum) geschätzt sei und von Sachen abhinge.

IHR REPARATURSTATUS

RMA-Nummer	PLB
Datum der RMA-Anfrage	2014/07/04
Reparaturpositionen	vollständig

Artikel	Seriennummer	Empfangsdatum	Fertigstellungsdatu		
1	BBN	2014/07/04	2014/07/09		

*Das voraussichtliche Fertigstellungsdatum ist eine Schätzung.; Das aktuelle Fertigstellungsdatum ist abhängig von den Reparaturvoraussetzungen.

Donnerstag waren die Felder mit der Trackingnummer und dem Transportunternehmen noch nicht gefüllt. Freitag rief ich wieder an.

Ja, das Notebook sei fertig. Nein, die Trackingnummer könne man nicht sehen, weil es ja ein externer Dienstleister eines externen Dienstleisters sei, der es repariert hat. Ich würde einen Anruf oder eine Mail mit der Nummer bekommen.

Zu Hause wartete jedoch schon die Benachrichtigungskarte auf mich, dass ein Paket bei der Nachbarin läge.

Nachdem ich den Fehler begangen hatte, nach Problemen mit dem Reparaturdienstleister zu googlen, öffnete ich den Karton noch bei der Nachbarin. Jedoch waren weder Gehäuse noch Display verkratzt, alles war sauber eingepackt und wie neu.

Es fehlten die Aufkleber neben dem Touchpad mit der Angabe, welche CPUs und welche Grafikkarte eingebaut waren. Ein Austauschgerät? Nein, die Seriennummer stimmte.

Ich schaltete es ein. Linuxmint bootete. Das Touchpad funktionierte. Laut Lieferschein waren wirklich Touchpad, Tastatur und die Gehäuseabdeckung, in der beide montiert wurden, getauscht. Ich hatte mit Diskussionen gerechnet, dass der Defekt am Linux lag, aber dass die Tastatur gleich mit getauscht wurde und die Ersatzteile vorhanden waren lässt vermuten, dass der Defekt bekannt war.

Inzwischen sind auch die Daten alle wieder zurück, und einschließlich des virtuellen Windows läuft alles einwandfrei.

Ich habe einige Lektionen über meine Datenverlustparanoia gelernt und gesehen, dass meine Backupmethode funktioniert.

Dass bei Ticketsystemen die Verzahnung zwischen dem eigenen und dem externen Dienstleister nie richtig funktioniert, habe ich auch im Büro schon oft genug erlebt. Auf der Kundenseite, ohne Telefonnummer des externen Dienstleisters, und bei einem so essentiellen Werkzeug wie dem inzwischen einzigen PC im Haus macht das jedoch ungeheuer nervös.

Volker König

13.7.2014

Ich gehe ins Kino und gucke mir einen 40 Jahre alten Film an, der noch analog abgespielt wird

Ich bin im Kino, genauer gesagt in der Galerie Cinema in Essen-Rüttenscheid, einem Kellerkino mit 45 Plätzen. Hier läuft seit 39 Jahren „Harold und Maude“.

Wenn man durch die Tür kommt, steht man direkt im Kinosaal, nach hinten hin gibt es einen kleinen Verkaufstresen, es gibt Eiskonfekt, Cola, Wasser, Bionade, Bier und Wein und noch ein paar Dinge. Getränke und Eis bezahlt man sofort, den Eintritt fürs Kino später.

Dann geht das Licht aus, aber die Tür bleibt noch offen und es wird ein Vorfilm gezeigt, genauer gesagt der Animationsfilm „The 2000 Year Old Man“ mit Carl Reiner und Mel Brooks in einer offensichtlich irgendwie gekürzten Version. Alles ist analog, der Projektor knattert, der Film (also nicht nur der Film selber, sondern auch das Trägermaterial) einige Jährchen alt. Vollkommen abgefahren, aber stimmt, so war das früher. Irgendwann habe ich mal gelernt, wie die Leute im Projektorraum wissen, wann man die Rolle wechseln muss, nämlich, wenn oben rechts so ein Symbol kurz aufleuchtet. Dann hat man noch ein paar Sekunden oder so und dann muss der zweite Projek-

tor mit der nächsten Rolle angeschmissen werden. Danach habe ich dieses Symbol auch immer wahrgenommen und wusste „Aha! Gleich wird gewechselt!“

Als der Vorfilm vorbei ist, kommt der Filmvorführer/Getränkeverkäufer/Kartenverkäufer, nimmt 6 Euro von jedem, die er in ein schickes Bauchkassending tut, so eins, wo hinten die Scheine reinkommen und vorne die Münzen in so Röhrchen stecken, so dass man auf Tastendruck einzelne Münzen erhält. Das hat bestimmt einen Namen, aber ich kenne ihn nicht. Wir haben noch einmal die Chance, Eiskonfekt oder etwas zu trinken zu bestellen, dann geht es los. Dies mal wird auch die Tür zugemacht.

Der Film ist selbstverständlich auch analog, es knattert und rauscht ein bisschen, die Untertitel sind manchmal etwas verschwommen, dann wieder scharf. Es ist alles ganz hinreißend.

Bevor wir gehen frage ich noch, ob sie denn ausschließlich analoge Filme zeigen oder mittlerweile auch digital. Auch digital, sagt der Filmvorführer, viele Filme gibt es eben gar nicht mehr analog, aber manche Filmemacher würden auch noch Wert darauf legen, dass noch Analogkopien gemacht werden. Er nennt sogar einen guten Grund, glaube ich, also jenseits von der Bewahrung des Althergebrachten, aber den habe ich schon wieder vergessen oder nur eingebildet.

Analoge Filme, jedenfalls. Kann man auch öfter machen.

Anne Schüßler

2014

Mein Notizbuch – gestern und heute

Seit Juni 2001 führe ich ständig ein Notizbuch bei mir. Das erste (s. Foto 1) war bereits im Januar 2003 voll. Das zweite beginnt am 7.2.2003 und ist knapp elfeinhalb Jahre später erst zu knapp zwei Dritteln ausgefüllt (s. Stiftlesezeichen auf Foto 2). Dass ich immer weniger physisch notiere, liegt

daran, dass ich mit dem Aufkommen des Web 2.0 einfach immer mehr direkt ins Internet schreibe: Seit 2006 blogge ich, ab ca. 2007 war ich bei StudiVZ, seit 2010 bin ich bei Facebook, und seit 2011 teile ich teilenswerte spontane, kurze Gedanken einfach auf Twitter.

Seit neuestem liegt außerdem eine Datei namens Notizzettel.txt in meiner Dropbox, in die ich von überall aus Sachen reinschreiben kann. Für die seltenen Fälle, in denen das nicht geht, sowie für Zeichnungen und Skizzen, habe ich immer noch das rot-schwarze Notizbüchlein – und das sollte noch ein paar Jahre reichen.

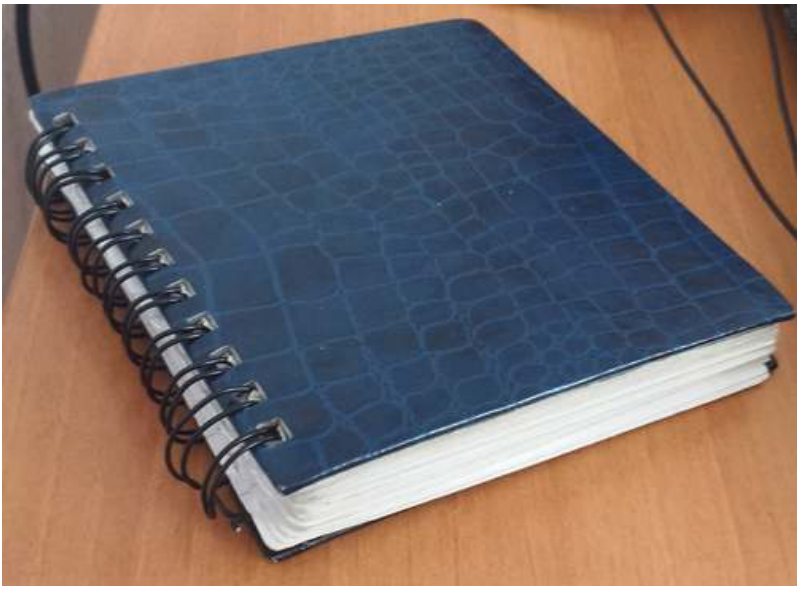


Foto 1

Foto 2

Torsten Gaitzsch

14.7.2014

Das Messrad gibt es also auch noch

Zwei Männer in Arbeitskleidung (Leuchthosen der eine, Overall der andere) schieben ein Messrad durch Neukölln, größere Mengen Papier in der Hand. Ich hatte die Technik für ausgestorben gehalten, eine kurze Suche ergibt aber, dass das Messrad noch gesund und munter ist. Nur über seine Vorteile gegenüber digitaleren Verfahren kann ich nichts finden.

Kathrin Passig

14.7.2014

Sie haben 3D ohne Brille erfunden, und keiner sagt mir was

Beim Warten im Vorraum des Kinos sehe ich ein Display von etwa Fernsehergröße, auf dem langweilige Werbung läuft. Aber diese Werbung ist in 3D. Und ich habe keine Brille auf. Niemand schenkt der Sache irgendwelche Beachtung.

Offenbar ist hinter meinem Rücken ein 3D-ohne-Brille-Display erfunden worden (von der Hamburger Firma United Entertain, unverständliche Erklärung hier), und ich habe noch nicht mal davon gehört. Das Bild ist ein bisschen unschärfer als auf normalen Displays, aber als ich ein bisschen davor hin und her gehe, ist die Darstellung auch aus seitlichen Blickwinkeln immer noch mindestens zweieinhalbdimensional.

Außerdem: In jedem Trailer kommt jetzt ein Twitter-Hashtag zum Film vor.

Kathrin Passig

15.7.2014

Wie wir Slacker wurden

Das Organisationsteam des „Digital Bauhaus Summit“, in dem ich bin, steigt von einem Skype-Gruppenchat auf Slack um. Das geht auf Thilo Utke von coup zurück, der im Tools-Track der Veranstaltung Slack lobte. Im Unterschied zu Skype funktioniert Slack mobil so gut wie am Desktop, es ist vollständig durchsuchbar, und man kann Googledocs, Dropboxdateien und andere Dokumente einbinden. Letzteres ist nur ein Bonustrack, aber das Fehlen der

ersten beiden Fähigkeiten schmerzte bei der Skypebenutzung seit vielen Jahren. Wahrscheinlich hat Slack noch mehr Vorteile, aber weiter sind wir bisher nicht gekommen in der Erforschung.

Kathrin Passig

16.7.2014

Elektroautos! Es gibt sie wirklich! Und sie müssen aufgeladen werden!

Dass am Rüttenscheider Stern in Essen eine Ladestation für Elektroautos ist, wusste ich ja schon.

Heute sehe ich zum ersten Mal, wie jemand mit einem Elektroauto auf den Parkplatz neben der Ladestation fährt, ein langes Kabel aus dem Auto holt und den Stecker in die Ladestation steckt.

Es stellen sich direkt diverse Fragen: Wie wird das abgerechnet? Was kostet das überhaupt? Wie lange dauert das? Was macht man, wenn da schon ein anderes Auto auf dem Parkplatz steht?

Anne Schüßler

16.7.2014

Im Hamburger Aufladewunderland

Im Hamburger Miniaturwunderland möchte man, daß die Besucher möglichst viel fotografieren. Wenn Fotoapparat oder Smartphone keinen Akku mehr haben, kann man sie vor Ort in eigenen Schließfächern aufladen.

LADESTATION

Dagonet

16.7.2014

WD40 kann man auch benutzen, um zwei Dinge aneinander zu befestigen

Irgendwann im Mai war eines meiner Rollos kaputt gegangen. Die Verbindung zwischen zwei der Lamellen (Profis sprechen von Stäben) war gerissen, und ein Teil ließ sich nicht mehr hochziehen.

Der Teil waren leider 90% des Rollos.

Ich hatte dem örtlichen Fensterbauer abends auf Band gesprochen und die Sache damit delegiert, aber es meldete sich niemand. Im Juni schaute ich auf seine Homepage und stellte fest, dass der Betrieb inzwischen geschlossen war und der ausbleibende Rückruf damit entschuldigt.

Dann konnte ich mangels Notebook eine Weile kein Homeoffice machen, was Handwerkerbesuche sehr bequem macht, und heute kam endlich der Rolloreparierman.

Ich hatte mich lange gefragt, wie er den Rollopanzer (so nennen Profis die ~~Lamellen~~ Stäbe, die zusammen das ergeben, was wir Laien Rollo nennen) aus den Schienen (die heißen auch beim Profi so) herausbekommt, um einen intakten Stab in die Nut des anderen einzuschieben.

Heute erfuhr ich: Gar nicht. Der Rolloreparierman schraubte die obere Hälfte des Panzers von der Achse ab (ich habe leider nicht mitbekommen, wie Profis die nennen) und fädelte den neuen Stab ein. Dann schob er diesen Teil – 6 Stäbe von insgesamt 25 – von oben in die Schienen, nachdem er die Nut mit WD40 getränkt hatte.

Dann drückte er die Feder des unteren Rollostabes in die Nut des neuen. Das ging durch das WD40 gut. Also relativ gut. Die Reparatur dauerte weniger als 30 Minuten.

Und ich musste wieder an den universellen Flowchart für Reparaturen denken und feststellen, dass er seine Tücken hat: Hier wurde WD40 zum ersten Mal eingesetzt, um zwei Dinge aneinander zu befestigen.

Volker König

15. und 16.7.2014

Einfach mal eine Facebookseite zum Techniktagebuch einrichten. EINFACH

„Sollte es nicht auch mal eine Facebookseite zum TT geben?“, fragt Torsten Gaitzsch nebenbei. Ja, sollte es, mach das doch mal, sage ich. Gar nicht mal, weil ich schon ahne, dass es kompliziert werden wird. Aber man hätte es natürlich wissen müssen.

Man kann nicht einfach den Twitterstream des Techniktagebuchs zu Facebook leiten, weil jeder Facebooknutzer nur einen einzigen Twitteraccount mit Facebook verbinden darf: „A different Twitter account is already connected to your Facebook account.“

Ok, dann verbinden wir eben Tumblr direkt mit Facebook. Das darf man zwar auch nur ein einziges Mal machen, aber da ich sonst kein Tumblr-Blog habe und auch keines plane, opfere ich meine Tumblr-Facebook-Verbindung.

Anders als bei der Twitter-Verbindung von Tumblr kann man sich allerdings nicht aussuchen, welche Vorschau aus dem Blogbeitrag bei Facebook gezeigt werden soll. Es sind die ersten 250 Zeichen, danach endet der Beitrag mit einem „. . . “, das nicht etwa einen Link darstellt. Man muss auf „View Post“ klicken, wenn man wissen will, wie es weitergeht, und auch diese Option ist nur auf der Techniktagebuch-Facebookseite und nicht im allgemeinen Stream zu sehen, wie sich bald herausstellt.

IFTTT wird vorgeschlagen, aber Charlotte hat bereits schlechte Erfahrungen mit sinkender Facebook-Sichtbarkeit durch IFTTT-Einsatz gemacht, und ich merke, dass in meinem eigenen Facebookstream der Dienst auch schon

seit Monaten nicht mehr vorgekommen ist. Außerdem kann man natürlich auch nur einen einzigen IFTTT-Account pro Person mit Facebook verknüpfen, genau wie man „nur je einen $IRGENDWAS-Account mit IFTTT verbinden kann. Grrrr!“ (Thomas Renger)

„RSS Graffiti kommt wegen des kaputten RSS bei tumblr nicht in Frage?“, fragt Thomas, aber ich will gar nicht so genau wissen, was er damit meint.

„Doch mal IFTTT ausprobieren?“, schlägt Johannes vor. „Kann leider nicht sagen, wie es dann aussehen wird, wenn wir aber den Twitter-Account nehmen, wird es wohl ein t.co-Link sein, der auf einen ift.tt-Link verweist, der auf den Tumblr-Shortlink verweist. Aber immerhin dürfte er anklickbar sein.“

Am Ende nehmen wir doch die Twitter-zu-Facebook-Methode, weil sich herausstellt, dass Johannes noch eine ungenutzte Twitterverbindung frei hat.

„Und dann gleich einen Beitrag dazu schreiben! (Ich würde es ja selbst machen, sitze aber gerade im Zug)“, sagt Torsten.

„Aber dann denken die Leute wieder, es ist ein Blog, das nur von Technikproblemen handelt“, wende ich ein. Das sei kein Grund, etwas nicht aufzuschreiben, finden die anderen. Tja.

Kathrin Passig

17.07.2014

Wie ich dank Blackberry-Defekt zwei Hierarchiestufen übersprang

Bevor ich morgens im Hotel zum Frühstück gehe, stöpsele ich mein Blackberry nochmal ein und versorge es mit dringend benötigtem Strom. Es blinkt schon wieder bedrohlich und ich rechne damit, dass es sonst den Weg zum Mandanten nicht überlebt. Als ich später zurückkomme und es als letztes einpacke, zeigt die Akkuanzeige 84% an. Das sollte für den heutigen Tag reichen.

Nur 45 Minuten später ist das Display schwarz. Noch kein Grund zur Panik, das passiert manchmal. Ich drücke den Einschaltknopf. Keine Reaktion. Ich drücke nochmal, länger. Nichts. Schwarz. Einige Versuche später leuchtet wenigstens die LED rot auf, mehr aber auch nicht.

Zu dritt versuchen wir, meinen dringend benötigten Kontakt zum Rest der Arbeitswelt wiederzubeleben. Wir setzen den Akku eines Kollegen ein, der nachweislich voll ist und funktioniert. Vorwurfsvoll und ein wenig trotzig leuchtet die kleine LED. Das Display bleibt schwarz. Wir lassen es einige Zeit am Ladegerät. Nichts. Ich teste alle mir bekannten und unbekannten Reset-Mechanismen aus. Ohne Erfolg. Man berichtet mir von anderen Kollegen, die in den letzten Tagen ähnliche Probleme hatten. Das ist nicht die Nachricht, die ich hören möchte. Mir bleibt nichts anderes über, als auf dem Rückweg einen Abstecher zur Niederlassung zu machen und mir ein neues Gerät zu holen. Ich melde mich schonmal beim IT-Service, beschreibe mein Problem und kündige meine Ankunft am Service Point an. (Davon weiß man am Service Point später natürlich nichts. Wie sollte es auch anders sein?)

Beim Gedanken, in den nächsten 6 Stunden nicht erreichbar zu sein, wird mir ganz schwummerig. Erfahrungsgemäß werden mindestens fünf Anrufe aus der Hölle, zwei “Ich habe Dir da was per Mail geschickt”-Anrufe und ein “Ich wollte nur mal hören, wie’s Dir geht”-Anruf eingehen. Um wenigstens einen Teil abzufangen, bitte ich unsere Sekretärin, meine Festnetzanrufe auf sie umzustellen. (Normalerweise ist meine Festnetznummer auf mein Mobiltelefon umgestellt.) Sie nimmt sie dann an und stellt sie mir auf meine private Nummer durch. Eine direkte Weiterleitung kann nur ich einstellen, dazu müsste ich aber auch in die Niederlassung fahren. Es ist wie verhext.

Wenig später geht ein Anruf auf meinem privaten Telefon ein. Der Kollege am anderen Ende der Leitung fragt mich perplex, ob ich befördert worden bin. Eine Sekretariatsvorschaltung ist erst für höhere Level üblich. Dank meines toten Blackberrys habe ich zwei Hierarchiestufen übersprungen. Es könnte schlimmer sein.

Stefanie Otersen

18.7.2014

Mein . . . erster . . . . Podcast

Das Installieren der Schrittzähler-App vor einem Monat hat zu der Einsicht geführt, dass ich mich nicht nur wenig bewege, sondern noch weniger, als ich dachte. Die 10.000 Schritte, von denen sich die WHO wünscht, dass man sie täglich machen soll, habe ich an 6 von den 30 Nutzungstagen zurückgelegt. 10.000 Schritte ist, wie ich jetzt weiß, verdammt viel. Man kann sie zurücklegen, ohne es zu merken, wenn man irgendeinen guten Grund hat, aber wenn man keinen Grund hat, langweilt man sich dabei sehr. Ich lese dann irgendwas auf dem Handy, kann dadurch aber nicht mehr so schnell gehen, also dauert es noch länger, und ich beschließe, doch lieber zu Hause im Bett weiterzulesen.

Weil ich mir in den letzten Jahren zunehmend Sorgen darüber mache, dass das halbe Internet nur noch aus Podcasts besteht, ich aber beim Hören von Podcasts sofort einschlafe, probiere ich heute aus, ob sich diese beiden Probleme vielleicht gewinnbringend kombinieren lassen.

Ich suche einen Podcast von Marcel Weiß bei neunetz.com raus, weil Marcel Weiß in Textform immer sehr interessant ist. Wenn ich irgendwas als Podcast anhören kann, dann wahrscheinlich das. Ein kurzer Test, ob das Anhören funktioniert. Wider Erwarten ist das gar nicht so schwierig wie von Felix beschrieben. Man muss einfach nur draufklicken.

Dann gehe ich auf einem Umweg zur Arbeit, höre dabei Marcel Weiß zu und mache nur etwa alle 30 Sekunden wütende Zuhörgeräusche, wenn er „kurz“ sagt. Denn *kurz* ist beim Podcasthören gar nichts. Beim Reden und damit auch als Zuhörer kommt man auf offenbar auf 100 bis 150 Wörter pro Minute, und ich entnehme diesem Test, dass meine Informationsverarbeitungsgeschwindigkeit beim Lesen etwas darüber liegt, nämlich eher so bei 550 bis 700. („Klar“, denke ich, beeindruckt von meinen Superkräften,

„wenn ich irgendwas mein Leben lang geübt habe, dann ja wohl das“. Dann entnehme ich der Ergebnisanalyse, dass *high-scoring college students* auf 800 kommen und der Speedreadingrekord bei 4700 liegt.)

Herumlaufen mit Podcast ist also nicht ganz so langweilig wie Herumlaufen ohne Podcast, aber immer noch ziemlich langweilig.

Ich weiß, dass viele Leute sich Podcasts aus genau diesem Grund beschleunigt anhören. Ich werde herausfinden, womit sie das tun. Entweder das, oder eben aus einer sitzenden Jabba-the-Hutt-Position heraus den Verfall des textförmigen Internets beklagen. Das ist sicher auch schön.

Kathrin Passig

16.-18.7.2014

Bitte ein Besprechungszimmer in Boston

In der Arbeit werde ich beauftragt, für eine kleine Veranstaltung im September in einem Hotel in Boston, Massachusetts, ein Besprechungszimmer zu suchen: An einem bestimmten Tag von 8 Uhr bis 17 Uhr, dazu Getränke und ein Mittagessen in Form von Sandwiches, in einer bestimmten Gegend von Boston.

Per Google Maps suche ich nach Hotels, auf deren Websites informiere ich mich, ob sie Besprechungszimmer mit Bewirtung vermieten. Von acht solchen Anbietern hätte ich gerne einen Kostenvoranschlag. Mit einer Ausnahme, die ich per E-Mail kontaktiere, führen mich alle Websites zu einem Online-Formular für das Auslösen der Angebotserstellung. Ich fülle also brav aus und mache Bekanntschaft mit verschiedenen Systemen: In einem muss ich für genauere Wünsche erst „Yes“ klicken (Do you know if you will order food?), damit sich ein Fenster mit Auswahl öffnet. In einem anderen muss ich ein Benutzerkonto anlegen, inklusive Username, Passwort etc., damit ich auch nur mein Anliegen eintragen darf. In zweien der Formulare muss ich lü-

gen: Sie akzeptieren nicht, dass Anfang und Ende der Veranstaltung dasselbe Datum haben – da wurde wohl eine Funktion aus der Schlafzimmerbestellung rüberkopiert.

Eine sofortige Antwort erhalte ich trotz der Zeitverschiebung zum Münchner Büro, in dem ich sitze, von dem per E-Mail angeschriebenen Hotel. Am nächsten Tag habe ich die Reaktion von zwei anderen im Posteingang: Der zentrale Vertrieb informiert mich, dass meine Anfrage eingegangen ist und von wem sowie wo sie so schnell wie möglich bearbeitet wird. Die anderen reagieren gar nicht. Nach zwei Tagen Warten schiebe ich den restlichen fünf ausgefüllten Formularen E-Mails mit meinem Anliegen hinterher – und erhalte umgehend Antwort.

Mein Verdacht: Vor Jahren hat die Zentrale dieser Hotelketten wegen modern und schick Online-Formulare erstellen lassen, doch der Mensch, der damals als Empfänger eingerichtet wurde, arbeitet da längst nicht mehr.

die Kaltmamsell

19.7.2014

Wie man halt so lebte, als das E-Book noch recht neu war

In der Kindle-Software für den Mac kann man keine Markierungen anbringen, die über den Seitenumbruch hinweggehen. (In der Android-App ging das lange auch nicht, aber seit kurzem geht es.) Früher habe ich halt zweiteilig markiert, erst den Anfang auf der einen Seite, dann das Ende auf der anderen. Aber wenn man mit den markierten Stellen später weiterarbeiten will, was ich oft tue, ist das ziemlich lästig.

Man kann die unvollständigen Markierungen aus der Ansicht bei kindle.amazon.com/your_highlights anklicken, dann werden sie oft günstiger dargestellt und man kann aus den zwei Teilen einen machen.

Man kann schon während des Lesens so lange mit den Textgrößen spielen und vor und zurück blättern, bis man irgendwann die ganze zu markierende Stelle auf einer Seite vor sich hat. Das kann sehr lange dauern, manche Textstücke weigern sich hartnäckig, gemeinsam auf einer Seite zu erscheinen.

Heute habe ich einen dritten Workaround im Netz gefunden: Man blättert um, merkt sich die Kindle-Location, subtrahiert ein bisschen und gibt das Ergebnis unter „Go – Location“ wieder ein.

Aber ich will nicht klagen, in den allerersten Kindle-Softwareversionen klappte noch nicht mal das Umblättern zuverlässig.

Kathrin Passig

19.7.2014

O’Brien repariert auf der Enterprise Computer durch Fußtritte und ich High-Tech mit Pappstreifen

In den nächsten Wochen endet der Vertrag für meinen dienstlichen Blackberry. Normalerweise würden wir ihn fortsetzen, bis die Hardware getauscht werden muss.

Inzwischen wollen alle Kunden jedoch auf iPhones umstellen, und da wir die Infrastruktur mit der Anbindung der Kalender und Mails und den Sicherheitsrichtlinien nicht für zwei komplett unterschiedliche Smartphones supporten wollen, bekomme ich danach ein iPhone 5C.

Ich kopiere die Fotos, die ich mit dem Blackberry gemacht habe, auf den PC. Dabei fällt mir ein, dass ich das Gerät eigentlich vor einem Jahr schon hätte reklamieren wollen.

Alle paar Tage sah ich auf das Display und wurde dort aufgefordert, meine PIN einzugeben. Was passierte da dauernd? Stürzt die Software ab? Das ist ein nur so mittelguter Zustand, wenn man das Gerät wegen einer Rufbereitschaft dabei hat.

An anderen Tagen steht der Akku auf z. B. 80%. So lange, bis ich das Telefon in die Hand nehme und benutzen will – dann fällt er auf „Rot, zu wenig Strom, ich schalte mich jetzt ab“.

Bevor ich das Problem offiziell melde, google ich erstmal.

Und finde ein Forum, in dem ein anderer Nutzer desselben Gerätetyps denselben Fehler schildert.

Und er hat ihn gelöst.

Ursache der zwei Phänomene ist ein zu locker sitzender Akku. Bei Erschütterungen (die bei Smartphones zum Alltag gehören) verliert er kurz den Kontakt. Manchmal wird dann offenbar der Akkustand nicht mehr kontinuierlich ausgelesen, oder der Strom ist lange genug weg und das Gerät bootet komplett neu.

Seine Lösung: Etwas gefaltetes Papier oder Pappe unter den Akku stopfen.

Bis auf die Tatsache, dass ich bei Umlauten immer ein hohes Risiko habe, die falschen diakritischen Zeichen zu erwischen, und beim Wählen die Tasten des Mäuseklaviers nutzen muss, bin ich mit dem Blackberry doch recht zufrieden.

Volker König

20.7.2014

Amazon-Markierungen nach Evernote exportieren mit Snippefy: Besser als gar nicht

Ich installiere Snippefy, ein Tool, mit dem man Amazon-Buchmarkierungen nach Evernote exportieren kann. Darauf warte ich schon lange, weil die Amazon-Übersicht über alle Markierungen eine unbrauchbare Übersicht ist. Ich habe aus dieser Übersicht auch schon exportiert, indem ich geduldig endlos nach unten gescrollt bin und dann die ganze Seite in einem einzigen unansehnlichen Klumpen zu Evernote kopiert habe. Snippefy kostet $2.99, dazu kommen noch mal 3 Euro, weil der Synchronisationsvorgang aus unklarem Grund sofort die gerade frisch aufgestockten 1,5 GB Datenvolumen meiner AldiTalk-SIM verschlingt.

Ich hatte mir das so vorgestellt, dass ich den „Sync now“-Button betätige und dann alle meine Markierungen als einzelne Evernote-Einträge vorfinde.

Tatsächlich muss man für jedes Buch die Markierungen einzeln exportieren, indem man insgesamt neunmal tippt: Buch auswählen – Export – Evernote – Select Export Type: Text – Evernote-Notebook auswählen – Upload – Back – Cancel – Back. Dann bekommt man alle Markierungen aus diesem Buch zusammen in einem einzigen Evernote-Eintrag. Das ist schon mal ein Fortschritt, aber kein so großer, wie ich gehofft habe.

Und das Ganze funktioniert nur für diejenigen Bücher, die ich gekauft habe, als ich Kindle-US-Kunde war. Die Bücher, die ich gekauft habe, seit ich für Amazon wieder deutsche Staatsbürgerin bin, fehlen.

Ich schreibe dem Support und warte. Während ich warte, merke ich, dass es schneller und einfacher geht, wenn ich alle Markierungen zu einem Buch in der Amazon-Übersicht markiere und zu Evernote kopiere. Das Ergebnis sieht außerdem schöner aus als bei Snippefy und ist mit Links zu den jeweiligen Stellen im Buch versehen. Wer braucht schon den Fortschritt, wenn man die Dinge auch von Hand erledigen kann.

Update: Der Support schreibt mir: „The app only works with the amazon.com website at this time. Sorry for the inconvenience.“ Ich finde heraus, wie man bei gekauften Apps sein Geld zurückverlangt, indem ich dieser Anleitung folge.

Kathrin Passig

20.7.2014

Auf der Suche nach der verlorenen Festnetznummer

Eine Freundin will mich auf dem Festnetz anrufen und fragt über Twitter nach der Nummer. Da ich erst zwei Jahre hier wohne, bei Nachfragen nach meiner Telefonnummer aber immer meine Handynummer angebe, weil tagsüber niemand zu Hause ist und ich außerdem eigentlich nur noch mit meiner Mutter über Festnetz telefoniere, weiß ich die Nummer nicht. Also frage ich den Gatten nach unserer Festnetznummer. Er weiß sie auch nicht und schlägt vor, ich soll in meinem Handy nachgucken, weil ich sie dort in den Kontakten eingespeichert habe. Nun ist mein Handy aber vor ein paar Tagen kaputtgegangen, die SIM-Karte steckt in einem uralten Notgerät, und da die Kontakte nicht auf der SIM-Karte gespeichert sind, kann ich dort auch nicht nach meiner Festnetznummer gucken. Also frage ich den Gatten, ob er nicht auf seinem Handy nachschauen kann. Er hat aber grade das Handy am Kabel, fährt ein Update und kann auch nicht auf die Kontakte zugreifen.

Am Ende beschließen wir entnervt, mit dem Festnetztelefon auf meinem Uraltnothandy anzurufen, damit ich dort die Nummer sehe und meiner Freundin mitteilen kann. Später fällt mir ein, dass ich ja auch einfach meine Freundin mit dem Festnetztelefon direkt auf ihrem Festnetz hätte anrufen

können – aber ich weiß gar nicht, ob ich ihre Nummer habe. Außerdem rufe ich abgesehen von meiner Mutter niemanden mehr ohne vorherige Terminabstimmung einfach so auf dem Festnetz an.

u_blues

20.7.2014

Das Internet verweist mich weiter an den Videotext

Ich muss jemanden am Flughafen Frankfurt abholen. Natürlich wissen wir beide nicht ganz genau, wann und wo er ankommt, aber die Website des Flughafens weiß ja bestimmt Bescheid. Denke ich.

Im ersten Anlauf schlägt mir Google unter anderem „Informationen für Abholer" vor. Ich fühle mich angesprochen und lande auf einer Unterseite, die mir verschiedene Quellen für diese Infos auflistet: Es gibt Service-Telefonnummern, Anzeigetafeln und Infoschalter am Flughafen selber und zu meiner großen Begeisterung sogar Videotext-Tafeln. Videotext! Nur die Infos selbst, die stehen dort nicht.
Ich habe noch nie aus ernsthaften Gründen Videotext benutzt und bin ganz kurz etwas in Versuchung.

Aber auf der Startseite der Flughafen-Website finde ich dann auch alle ankommenden Flieger und kann den Fernseher aus lassen.

Christian Fischer

20.7.2014

Sport Support

Der Precor EFX® 885 Elliptical Fitness Crosstrainer hat neben einem beeindruckenden Kaufpreis und einem beeindruckendem Namen auch ein beeindruckendes Display, auf dem man fernsehen kann, seine mitgebrachte Musik hören, allerlei "Apps" zum Sport-Support laden kann – und "Internet", das hat er auch.

Es ist nicht ganz leicht, bei acht oder zehn km/h den Touchscreen zu bedienen, aber es gelingt. Ich konnte sehr gut ZEIT Online lesen, seit langem wieder mit Muße. Bleibt man aber vor Spannung und Konzentration stehen, legt sich sofort ein ungefähr schuhkartonoberflächengroßes Fenster über ZEIT Online und fragt, ob man das Training beenden möchte. Wenn ja, schaltet sich der „Bordcomputer" wieder in den Ausgangszustand, also tippt man mit dem Finger auf „Nein" – und muss weiterlaufen, damit das Fenster verschwindet.

Leider hatte ich ein sehr spannendes Interview ausgewählt, so daß ich immer an derselben Textstelle stockte und der gesamte Text abgedeckt wurde. Das fühlt sich ungefähr so an, als wenn man beim Durchschreiten des Gartens auf eine Harke tritt und von dieser immer an derselben Stelle am Voranschreiten gehindert wird (dieser Vergleich ist möglicherweise 50jährigen Kennern von Ostfriesenwitzen besser verständlich als 50jährigen Nichtkennern oder 30jährigen Kennern).

Nach ungefähr acht fehlgeschlagenen Versuchen, während des Lesens weiterzulaufen, habe ich beschlossen, dass Lesen und Laufen doch nicht so gut zusammenpassen und dass ich mir niemals einen Precor EFX® 885 Elliptical Fitness Crosstrainer kaufen würde.

Christoph Kappes

Schon immer und immer noch

Wenn ich verreise, ruht sämtliche Technik in meinem Haushalt

Wenn ich meine Wohnung für mehr als zwei Tage verlasse, ziehe ich die Stecker von: Fernseher, Stereoanlage, Stehlampe, Toaster, Mikrowelle, Schreibtischlampe, Modem, Festnetztelefon und Wlan-Router. Außerdem drehe ich den Wasserzulauf der Waschmaschine zu und schalte die Gastherme aus, sofern nicht winterliche Temperaturen ein tägliches Minimalheizprogramm nötig machen.

Ob ich all das aus Energiespar- oder Sicherheitsbedenken mache, kann ich nicht genau sagen. Ich hab's mir halt so angewöhnt.

Torsten Gaitzsch

21.07.2014

Automatische Passkontrolle in Dallas

Am Flughafen in Dallas haben sie ein System zur automatischen Passkontrolle eingeführt. Statt von einem Beamten wird man jetzt von einem Automaten abgefertigt, der an die Check-In-Terminals erinnert. Man legt sein Ausweisdokument auf, bestätigt die Korrektheit der Daten und beantwortet eine Reihe an Fragen. (Nein, ich habe wirklich nicht mit Kühen oder anderem Nutzvieh gekuschelt.) Dann macht der Automat noch ein Foto, scannt die Patschefingerchen und spuckt zum Abschluss einen Papierbeleg aus, auf dem alle Daten inklusive Foto drauf sind. Damit geht man zum Ausgangsbewachungsbeamten, der nochmal drüberkuckt, Foto und Gesicht vergleicht und einem einen schönen Tag wünscht. Das geht erstaunlich schnell und unkompliziert.

Die weniger Glücklichen finden ihre Daten durchgeixt vor. Sie müssen dann doch noch zu einem Menschen und die ganze Prozedur noch einmal durchmachen.

Dafür bekommen sie als Entschädigung aber auch einen hübschen Einreisestempel in den Pass. Ich hätte ja auch gern einen Stempel gehabt.

Stefanie Otersen

22.7.2014

Eine verlorene SIM-Karte führt zur Entdeckung eines 4. Clarkeschen Gesetzes

Bei der Landung in Edinburgh durchsuche ich mehrmals gründlich meine SIM-Karten-Sammlung, aber die britische SIM fehlt. Sie muss wohl irgendwann aus dem inzwischen durch häufiges Auf- und Zufalten und die Nadel des SIM-Schubladen-Öffnerdings zerlöcherten Aufbewahrpapierchen gefallen sein. Ich kaufe eine neue, wieder vom Anbieter Three – eigentlich ein Fehler, denn dort, wo ich hinfahre, gibt es keinerlei Three-Empfang, ich weiß das schon, aber am Flughafen verkaufen sie halt nur die.

Im Bus lege ich die SIM ein und habe gleich Internet. Ich muss nur noch das Guthaben vom Guthaben-Kassenzettel auf mein Prepaid-Konto übertragen. In letzter Zeit war das am einfachsten mit den Apps vom jeweiligen Anbieter, aber Three hat entweder keine App, oder ich kann sie im App-Store nicht finden, weil „three“ einer dieser zum Suchen ganz ungeeigneten Begriffe ist.

Auf den der SIM beigelegten Zettelchen steht eine URL. Ich versuche es dort, aber als ich nach Eingabe der sechzehnstelligen Guthaben-Nummer nur noch den Bestätigungsbutton betätigen müsste, fällt mir ein, dass ich ja vielleicht bereits einen Three-Account habe, der zur vorigen, verlorenen SIM gehört, und dass ich womöglich das schöne Geld gerade dorthin übertrage. Ich breche den Vorgang ab und logge mich aus.

Ich rufe die Seite neu auf und bin wieder eingeloggt. Mit der Nummer, die laut Kartenzubehör zu meiner neuen SIM gehört. Ich lese noch mal die (sehr spärlichen) Informationen durch und finde heraus, dass man, wenn die SIM im Handy ist, auf der Website automatisch in den dazugehörigen Account eingeloggt wird, ohne dass man ihn selbst anlegen oder irgendwas tun muss.

Theoretisch ist mir schon klar, dass das Handy wissen muss, welche SIM gerade eingelegt ist, dass Apps, also auch der Browser, auf diese Information zugreifen können und dass sie das bestimmt auch die ganze Zeit tun. Aber hier geschieht es endlich mal, um mir das Leben einfacher zu machen. Ich freue mich und lerne daraus: Wenn man Nutzer einer Technologie lange und einfallsreich genug schikaniert, erscheint ihnen irgendwann das Selbstverständliche wie Magie.

Kathrin Passig

22.7.2014

Weitere Telefonate mit der Touch&Travel-Kundenbetreuung

Ich will U-Bahn fahren, aber die Touch&Travel-App sagt, dass die Anmeldung nicht möglich ist und ich die Kundenbetreuung anrufen muss. Ich rufe die Kundenbetreuung an.

– Sie haben die SIM gewechselt.

– Ja, aber nicht, während ich mit Touch&Travel unterwegs war. Jetzt ist wieder die alte drin.

– Das ist egal, wann Sie die wechseln. Sie dürfen die SIM nie wechseln.

– Aber woher wissen Sie denn überhaupt, dass zwischendrin eine andere im Handy war?

– Aus unseren Ortungsdaten.

– Aber Sie orten mich doch gar nicht, während ich nicht mit Touch&Travel unterwegs bin. Behaupten Sie jedenfalls.

– Ich habe das jetzt wieder für Sie freigeschaltet.
– Ok, aber wie ist das mit der Ortung?
– Da muss ich Sie weiterverbinden.

Nach ein paar Minuten in der Warteschleife halte ich die Weiterverbindung für ein Loswerdemanöver und lege auf.

Eine Viertelstunde später ruft mich eine 0800-Nummer an. Es ist die Kundenbetreuung! Noch nie bin ich von einer Kundenbetreuung *zurückgerufen* worden, und dann auch noch unaufgefordert.

– Ich wollte Ihnen Ihre Frage noch beantworten: Wir machen da gar nichts. Das ist das System in Ihrem Handy. Da ist ja ein Betriebssystem drin, so wie in einem Computer. Und jedesmal, wenn Sie die SIM wechseln, dann teilt das System das allen Apps mit. Da können wir gar nichts dafür. Sie haben ein Dual-Handy, und da...
– Ich habe kein Dual-Handy.
– Unsere Technikabteilung sagt, Sie haben ein Dual-Handy.
– Es ist aber mein Handy und nicht das von Ihrer Technikabteilung. *(Obwohl ich mir da immer weniger sicher bin.)*
– Jedenfalls, wir können da nichts dafür und wir haben da keinen Einfluss drauf. Das liegt nur an Ihrem Handy.
– Andere App-Anbieter zwingen mich aber nicht, jedesmal die Kundenbetreuung anzurufen, nur weil ich zwischendrin mal eine andere SIM verwendet habe.
– Andere Anbieter sind halt nicht so sicherheitsbewusst wie wir.
– Aber wenn ich Ihre App nutze, liegt doch die richtige SIM schon wieder im Handy. Soll der Dieb erst eine andere SIM eingelegt und dann wieder meine reingetan haben?
– Darum geht es doch gar nicht.
– Danke, dass Sie mich zurückgerufen haben.

(Aus dem Gedächtnis aufgeschrieben. In Wirklichkeit war ich etwas schlechter gelaunt, aber ich hatte noch nicht gefrühstückt. Dazugelernt: Nicht hungrig bei Kundenhotlines anrufen und beim nächsten Mal für den

Nahverkehr die BVG-App verwenden, egal, wie schlecht die ist. Außerdem vielleicht rausfinden, ob es Android-Apps gibt, die andere Apps daran hindern, nach Hause zu telefonieren, wenn man sie gerade gar nicht benutzt.)

Kathrin Passig

22.7.2014

Vielleicht geht die Menschheit eines Tages unter, weil wir alte Medien nicht mehr lesen können

Auf der Suche nach etwas ganz anderem finde ich einen Stapel CDs, die ich mal in die Ecke gepackt hatte.

Windows 95!

EXCEL 7.0!

Microsoft PLUS!

WORD 7.0!

Ich überlege, eine virtuelle Maschine mit Windows 95 zu installieren. Als Anschauungsmaterial für Kinder, um denen zu zeigen, dass wir ja wirklich nichts hatten.

Die erste CD – ein Doppelpack mit speziellen Spezialtreibern für einen Marken-PC – bootet nicht.

Die zweite CD – eine reine Windows 95 CD ohne Schnickschnack – bootet auch nicht.

Im Karton finde ich noch eine Diskette.

„Microsoft Setup-Boot Diskette für CD-ROM“ ist sie beschriftet.

Ich erinnere mich: Erst musste man von der Diskette booten, hoffen, dass passende ATAPI-Treiber für das eigene CD-ROM vorhanden sind, und dann das eigentliche Windows-Setup von der CD starten.

Ein 3,5 Zoll Diskettenlaufwerk ist in der Kramkiste (man kann ja nie wissen), aber mein Notebook hat keinen Anschluss mehr dafür und der IDE-to-USB-Adapter, den ich zum Auslesen und Löschen alter Festplatten besitze, kann nur mit Festplatten reden und nicht mit dem Diskettenlaufwerk.

Mir schwebt kurz eine Science-Fiction-Story vor, in der die Menschheit nur durch ein Programm gerettet werden kann, das ausschließlich unter Windows 95 lauffähig ist, und in der ein Großteil der Geschichte aus der Jagd nach dem Adapter für das Diskettenlaufwerk besteht.

Volker König

22.7.2014

In der Bücherei

Wir gehen in die Bücherei. Ich habe mehrere Jahre keine Bücherei betreten, aber das Kind ist in einer Phase, in der es pro Tag ein bis zwei Bücher verschlingt. „Verschlingen“ ist aber ja leider nur übertragen zu sehen; in Wirklichkeit hat man Gregs Tagebücher 1 bis unendlich und alle tausend Bände der !!!, ??? und vielleicht auch ;;; bald in der Wohnung aufgestapelt. Das ist kein erstrebenswerter Zustand und an e-Bücher kann sich das Kind noch nicht gewöhnen. Also: Bücherei.

In der Bücherei ist zunächst alles wie noch vor hundert Jahren, es riecht auch genau so. Und, was ich auch verdrängt habe: man soll die Bücher natürlich immer genau dann zurückgeben, wenn es nicht passt. Wir sind an dem Termin, der auf dem Zettelchen steht, beispielsweise noch im Urlaub, wie ungünstig, ich muss also rechtzeitig vorher daran denken, einen Rücktransport zu unternehmen oder, falls ich das vergesse, was wahrscheinlich ist, aus dem Urlaub eine telefonische Verlängerung vornehmen. Zu diesem Zweck setze ich mir schon einmal eine Erinnerung in den Kalender, und weil

ich so gut organisiert bin, tippe ich vom kassenbongroßen Ausleihzettel noch die Anzahl der Bücher und auch die Mitgliedsnummer des Kindes ab. Dabei fällt mein Blick auf die Fußzeile:

„Verlängern Sie ihre Bücher online selbst unter webopac.offenbach.winbiap.net/“

Ich bin begeistert, das ist natürlich genau das Richtige! Schnell füge ich den Link im Kalender noch hinzu, jetzt ist das Verlängern aus dem Urlaub kein Problem mehr. Nunja – außer, man muss sich für den Online-Zugang erst in diversen Schritten registrieren, vielleicht sogar mit Passkopie und gemailtem kleinen Video über sich selbst, alles schon gehabt. Ich probiere es lieber sofort einmal aus. Aber: alles ist gut. Ich kann mich sofort anmelden und kann sofort alle Funktionen nutzen. Ein sehr schönes System.

Beim weiteren Herumschauen entdecke ich, dass zahlreiche Bücher aus den Drei-Satzzeichen-Reihen tatsächlich auch online entliehen werden können. Vielleicht lässt sich das Kind ja doch an den eReader heranführen? Bevor ich probeweise ausleihe, weist mich ein Button aber noch auf weiterführende Informationen zur Kompatibilität des betreffenden eBooks mit diversen eReadern hin. Beim Klick darauf öffnet sich ein mehrseitiges PDF, das mit diversen Caveats, Sternchen und kleinen Anmerkungen in einer Tabelle aufführt, welche Version eines welchen Readers unter der Vorausetzung, dass man noch irgendeine oder irgendeine andere zusätzliche App installiert hat, dann sehr wahrscheinlich das Buch anzeigen können könnte.

Ich scrolle einmal halb durch und verliere dann jegliches Interesse. Das muss einfacher gehen. Die Technik möge fortschreiten, bevor ich mich mit dem Entleihen von eBooks weiter auseinandersetze.

Novemberregen

23.7.2014

Ein kurzer Ausflug ins Planespotting

Ich entdecke Flightradar24 durch einen Hinweis von H. in einem Gespräch darüber, warum seit Tagen Flugzeuge über Neukölln und Kreuzberg zu hören und zu sehen sind. (Teil der Antwort: Seit Tagen haben wir Ostwind, die Flugzeuge in Tegel starten daher Richtung Osten und wenden dann über der Innenstadt. Fehlender Teil der Antwort: Warum wenden sie nicht über dem unbesiedelten Norden?)

Es ist noch schöner als damals mit marinetraffic.com, denn Schiffe gibt es nur an der Küste, aber Flugzeuge fast überall. Ich verbringe einige Zeit damit, mir die kleinen Flugzeuge anzusehen, wie sie zum Beispiel außen um die Ukraine herumfliegen. Dann lasse ich mir mittels der Playback-Funktion den Berlin-Edinburgh-Flug anzeigen, den ich später am Tag nehmen will (nur eben eine Woche früher) und schreibe in mein Notizbuch, um welche Zeit man was sehen wird, wenn man um 17:55 in Schönefeld abfliegt:

18:15 Reiseflughöhe
18:22 Hannover
18:45 niederländische Grenze
18:50 Emmeloord, Ijsselmeer
18:55 Ärmelkanal
19:30 Newcastle-upon-Tyne
19:35 Northumberland National Park

Ich warte seit vielen Jahren darauf, dass man im Flugzeug live bei Google Maps nachsehen kann, welche Landschaft man da gerade unter sich hat. Ich weiß, dass man die Google-Maps-Ansicht auch irgendwie speichern könnte, so dass sie internetlos funktioniert, und ich ahne, dass auch Google Maps was von Flugrouten versteht. Aber für heute reicht mir meine Notizbuchversion.

(Edit: Es ist nett gemeint, aber ich weiß, dass GPS auch im Flugzeug funktioniert und man kein Notizbuch für das braucht, was ich hier beschreibe. Bitte nicht noch mehr Mails zu dem Thema.)

Kathrin Passig

23.7.2014

Wie ich mal versehentlich einen elektrischen Drill Instructor hatte

Seit ein paar Monaten laufe ich. Darüber kann man in Kenntnis meiner sportlichen, äh, Vorgeschichte durchaus schmunzeln, denn wer zur Hölle hätte das gedacht.

Aber nun, es ist so. Jetzt ist natürlich Laufen heute nicht mehr dasselbe wie Laufen vor 10 Jahren: Schlumperbüx und Turnschuhe an und los. Heute hat man 150 € teure Laufschuhe sowie krasse Funktionsklamotten und natürlich trackt man seine Route, denn alles andere wäre ja altmodisches Joggen (Schlumperbüx und Turnschuhe, wir erinnern uns).

Und außerdem, wie sollte sonst alle Welt davon Kunde bekommen, wie weit man wann in welcher Zeit gehoppelt ist? Nicht dass ich das vorgehabt hätte, als ich kürzlich Runtastic auf meinem iPhone installierte. Ich wollte eigentlich nur für mich selbst wissen, wie weit eigentlich die Strecken sind, die ich so gemeinhin konsumiere – ohne Statistik, ohne automatisches Posting auf facebook, das wäre mir alles viel zu peinlich.

Ich installierte also flugs Runtastic, steckte das iPhone in die dafür vorgesehene Ärmeltasche meines Hightech-Laufshirts und trabte los. Es gab nur mich, den Waldweg, ein paar zwitschernde Vöglein und meinen Atem, sonst Stille.

Weit war ich noch nicht gekommen, da plärrte plötzlich aus dem Nichts in Turbojet-Lautstärke eine unangenehme Frauenstimme irgendwas von „ONE KILOMETRE!!!“ und „SOUNDSOVIEL MINUTES!!!“.

Waaahhhh, HERZINFARKT! Und das nur, weil ich mich mit der App vorher null beschäftigt hatte und nicht wusste, dass die mitinstallierte Dame einen nach jedem Kilometer den Stand der Dinge durchgibt, sofern man ihr nicht den Mund verbietet. Ob man da bitte einen entsprechenden Warnhinweis vorschalten könnte? Bitte? Dankesehr. Orrr.

Lilian Kura

23.7.2014

Ärzte, Arbeitgeber, Augenrollen

Für eine fachärztliche Untersuchung meiner Schilddrüse soll ich aktuelle Laborwerte mit zum Termin bringen. Nach über einem halben Jahr Wartezeit habe ich das natürlich vergessen und erinnere mich erst am Tag der Untersuchung daran. Aber alles kein Problem, ich habe eine Lösung.

Ich rufe in der Telefonzentrale meines Arbeitgebers an, ein Krankenhaus der Maximalversorgung, und möchte mich mit dem Sekretariat des Betriebsarztes verbinden lassen; dabei bricht das Telefonat diverse Male ab. Irgendwann lande ich nach grauenvoller Wartemusik im Sekretariat. Ich gebe mich zu erkennen und trage der Dame am Telefon mein Anliegen vor: für eine anstehende medizinische Untersuchung benötige ich den Laborbefund der letzten betriebsärztlichen Untersuchung, die vor einem Monat gewesen sein müsste, und ob man mir diesen nicht per Mail zusenden könnte. Die Dame verneint. Das Labor-Informations- und Managementsystem sei nicht in der Lage, die Ergebnisse per Mail zu versenden. Außerdem sei das datenschutzrechtlich bedenklich: es könnte ja einfach jeder anrufen und dies und das verlangen. Sie könne es mir lediglich zur Abholung ausdrucken. Ich rolle heftig mit den Augen. (Und stelle mir vor, wie ich mit einem Kollegen bei der Dame aufschlage, mich als Begleitung gebe und der Kollege sich mit meiner Mitarbeiterkarte ausweist, um das Stück Papier entgegenzunehmen.)

Indes habe ich keine Lust, zur Arbeit zu fahren. Sowieso ist der Termin beim einzigen Endokrinologen der Stadt schon in einer Stunde. Die Dame erwähnt, dass ich die Werte nach Besprechung mit dem Betriebsarzt ausgehändigt bekommen haben müsste. Ich erinnere mich und lege auf.

Noch an selber Stelle verbinde ich mich mit meinem iPhone über das WLAN mit dem NAS und tippe „Betriebsarzt“ in die Suchleiste ein. Zwei Sekunden später sehe ich vor mir den per Dokumentenscanner erfassten und mittels Texterkennung maschinenlesbar gemachten Laborbefund als PDF-Datei. Mein einstiges Ich hat den Zettel natürlich digitalisiert und anschließend vernichtet. Brav! Mangels Drucker speichere ich die Datei auf meinem iPhone.

10 Uhr beim Schilddrüsengott. Ich berichte ihm von meinem Kummer, anschließend untersucht er meine Schilddrüse per Ultraschall. Alles unauffällig. Er fragt mich nach den Laborwerten und ich sage ihm, dass ich sie lediglich digital bei mir habe, es aber kein Problem ist, sie per Mail zu versenden. Allen Ernstes fragt er mich, ob ich sie ihm auch zufaxen könnte; das hiesige Laborprogramm könne nur eingescannte Dokumente verwalten. Ich rolle wieder mit den Augen – sicherlich denkt er bereits, ich hätte ein nervöses Leiden –, öffne eine Fax-App, die ich vor hundert Jahren mal installiert und nie verwendet habe, und sende ihm nach auffallend unkomplizierter Registrierung eines Benutzerkontos das Fax zu. Selbstverständlich kommt es nicht in den restlichen zwei Minuten an, die er für mich noch aufbringen kann.

Das Licht am Ende des Tunnels sieht folgendermaßen aus: der Arzt erklärt mir, dass die alten Werte ja auch gar nicht so wichtig wären, er hätte nur mal gerne in meine Vergangenheit geschaut. Ohnehin würde mir jetzt noch einmal Blut abgenommen. Er druckt ein Formular aus und kreuzt alle benötigten Untersuchungsmöglichkeiten an.

Die Untersuchungsergebnisse würde er mir per Post zusenden und mich ein paar Tage später anrufen. Das Augenrollen lasse ich sein; nicht, dass er denkt, ich hätte einen Krampfanfall.

Heartcore

Juli 2014 (aber schon seit Herbst 2013)

Mein Massengrab vergessener, aber total wichtiger Browsertabs

Die 4 GB RAM in meinem Macbook Air sind ein wenig knapp, ich muss deshalb hin und wieder ein paar Browsertabs schließen. Weil Browsertabs aber oft gleichzeitig auch meine Todo-Liste darstellen, kann ich sie nicht einfach schließen, ohne zu vergessen, wo ich später weiterarbeiten wollte. An dieser Stelle kommt das Chrome-Plugin Tab Outliner ins Spiel.

Eigentlich habe ich es, glaube ich, nur installiert, weil ich meine Tabs wieder am linken Rand statt oben angezeigt haben wollte, so wie das früher mal in Firefox mit irgendeinem anderen, auch sehr schönen Plugin ging. Ich benutze aber nur eine einzige seiner sicherlich noch viel zahlreicheren und nützlicheren Funktionen: In der Tab-Outliner-Ansicht gibt es ein grünes Kreuz, mit dem man ein Tab schließen kann, ohne dass es ganz weg ist. Die Seite frisst dann weder Speicher noch Platz in der Tab-Ansicht, und wenn man sie braucht, kann man sie wiederherstellen.

Leider vergesse ich die geschlossenen Tabs sofort, wenn ich sie nicht mehr im Browser vor mir sehe. Tab Outliner enthält deshalb jetzt ein Archiv einiger hundert Seiten, die mir seit Oktober 2013 so wichtig waren, dass ich sie nicht ganz schließen wollte, die ich aber auch nie wieder geöffnet habe. Eines Tages werde ich sie mir alle ansehen und dann an der Stelle weiterarbeiten, an der ich damals aufgehört habe. Gleich nachdem ich mich um die 1.271 noch zu beantwortenden Mails in Gmail gekümmert habe.

Kathrin Passig

26. Juli 2014

Der Kassenbon kommt per E-Mail

Mein altes Portemonnaie ist unansehnlich geworden und deswegen begebe ich mich zum Portemonnaiehändler, suche mir eins aus und will bezahlen. An der Kasse wird mir angeboten, dass man mir den Kassenbon per E-mail zuschicken könnte. Ich denke, dass das eine viel bessere Möglichkeit ist als noch ein Fetzen Papier mehr in meiner Handtasche, der nach zwei Tagen vollkommen zerknüllt und unlesbar geworden ist. Wir müssen meine Mailadresse drei Mal neu eingeben und wenige Sekunden später habe ich den Kassenbon im Postfach. Das ausgedruckte Exemplar kriege ich trotzdem, weil ich ja bargeldlos bezahle. Ganz papierlos geht es dann eben doch noch nicht.

ellebil

27.7.2014

Pornos gibt es jetzt auch im Teletext. Toll

Während der Fernsehwerbung nachts um Mitternacht auf Pro Sieben läuft ein Erotikspot. Ich kann nicht sagen, was zu sehen ist, weil ich eigentlich gerade im Internet unterwegs bin und nicht auf den Bildschirm gucke, aber ich höre, dass es wohl „mehr“ auf Teletextseite 600 gibt.

In Zeiten von YouPorn und RedTube kommt mir das doch etwas kompliziert, oder zumindest altmodisch vor. Aber wer weiß, was der Teletext leistet, was das Internet nicht schafft.

Anne Schüßler

23. bis 27.7.2014

Legales Seriengucken wird irgendwie nicht leichter

Ich weiche schon wieder von meinem um 2010 herum gefassten und lange Zeit so einigermaßen durchgehaltenen Plan ab, Filme nur noch bezahlterweise und auf legalen Wegen herunterzuladen. In den letzten Wochen habe ich mehrfach von der Serie „Fargo“ gehört, und die letzte Person, die davon erzählte, hat mir auch gleich die gesamte erste Staffel auf einem USB-Stick ausgehändigt. Ehrlich gesagt habe ich diesmal gar nicht erst nach einer legalen Alternative gesucht. Die Serie ist ganz neu, und mir ist in letzter Zeit klarer geworden, wie viel man auch als Kunde dreier legaler Angebote nicht sehen kann.

Ich glaube, das Problem kommt unter anderem dadurch zustande, dass US-Serien jetzt viel schneller in Deutschland entdeckt und wahrgenommen werden als noch vor ein paar Jahren. Meine erste Folge von „The Wire“ habe ich 2007 gesehen, fünf Jahre nach der Erstausstrahlung, und vor diesem Tag hatte ich noch nicht mal davon gehört. Gleichzeitig mit der zunehmenden Verbreitung legaler Filmherunterladeangebote haben sich auch die Ansprüche verschoben, so dass meine guten Vorsätze heute nicht leichter umzusetzen sind als damals.

Kathrin Passig

27.7.2014

Wohlgestimmtes Dudelsackgetöse dank Smartphonegebrauch

Vom eigentlichen Vorgang leider kein Foto, aber so sah die Gesamtsituation aus.

Während die Dudelsackkapelle das erste Stück spielt, geht eine Frau herum und hält ein Smartphone – vermutlich mit einer Stimmgeräts-App – ans obere Ende der Bordunpfeifen, die ihr im Vorbeigehen als missgestimmt auffallen. Danach justiert sie die Länge der Pfeife. Die Dudelsackspieler spielen währenddessen weiter. Nachdem sie die Runde einmal abgeschritten hat, steckt sie das Gerät weg und spielt selbst mit. Wahrscheinlich hat die schottische Tracht inzwischen irgendwo eine Smartphonetasche.

Kathrin Passig

28.07.2014

Lesenotstand auf dem Kindle

Urlaub. Mit dem Kindle am Strand, die Füße im Sand, den Kopf in einem Buch.

Ein Freund hat mir ein Buch empfohlen und es direkt an meine Kindle-Mail-Adresse geschickt, aber ich habe vergessen, mein Lesegerät mit dem WLAN des Ferienhäuschens vertraut zu machen. Es ist ein Notfall: Mir geht der Lesestoff aus.

Plötzlich springt mir ein handgemaltes Schild ins Auge, mit dem das etwa fünfzig Meter entfernte Restaurant mit Meerblick, in dem wir letztes Jahr eher mittelmäßige Tapas gegessen haben, mit “FREE WIFI” wirbt.

Und tatsächlich, ich finde ein offenes WLAN. Mein Kindle lädt das Buch automatisch herunter. Die mittelmäßigen Tapas sind verziehen.

Mit dem Kindle am Strand, die Füße im Sand, und nebenbei im Internet. Fuck yeah, das muss wohl diese Zukunft sein.

Weil es geht, schreibe ich einen Tweet, und bemerke: Die Zukunft schmeckt auch ein bisschen nach Vergangenheit. Der monochrome Browser auf dem langsamen E-Ink-Display weckt nostalgische Erinnerungen daran, wie es war, mit einem alten Palm im Netz zu surfen.

Rin Räuber

28.7.2014

Neue Erfindungen, neue Verbotsschilder: die E-Zigarette

Ich sehe mein erstes E-Zigaretten-Verbotsschild in einem schottischen Café. (Die erste E-Zigarette habe ich, soweit sich das rekonstruieren lässt, im September 2012 in Wien gesehen.)

(Kathrin Passig)

Seit 2000 (geschätzt) bis heute und in Zukunft auch

Eigentlich hab ja ich ich den Pornomodus moderner Browser erfunden

Wir alle surfen das eine oder andere Mal auch in etwas schmuddeligen und anrüchigen Ecken des Netzes. Wäre es nicht so, gäbe es nicht den Running Joke, das „http:“ bedeute „**H**oping **T**o **T**rack **P**ornography“.

Bis ins 21. Jahrhundert hinein war es schwierig, die dabei im Browser hinterlassenen Spuren vor anderen Nutzern des Computers zu verbergen. Außer, man will Misstrauen säen und User-IDs mit Passworten vergeben und Partnerin oder Partner aussperren.

Wenn ich dem Browser sage, dass er alles vergessen soll, was war, habe ich keine History und keine gespeicherten Passworte – die gespeicherten und vom Browser ausgefüllten Passworte fallen übrigens keinem Keylogger in die Hände, haben also auch Sicherheitsaspekte.

Manchmal geht es nicht einmal um Anrüchiges, man will man einfach nur unbeobachtet sein.

Im Techniktagebuch-Redaktionschat erfuhr ich außerdem, dass beispielsweise Fluglinien mitunter ihre Preise über Cookies gesteuert davon abhängig machen, wie oft ein potenzieller Kunde das Angebot aufgerufen hat. Der Flug wird jedes Mal ein bisschen teurer, um den Kunden zum Abschluss zu verleiten.

Ums Geld geht es also auch.

Früher nahm ich daher Opera als Standardbrowser und Firefox als Geheimagenten: Er war so konfiguriert, dass er alles vergisst, wenn ich ihn schließe.

Seit ungefähr 2007 (ich bitte um Korrektur) beherrschen die Browser jedoch einen ~~Pornomodus~~ Privatmodus, mit dem man unbeobachtet surfen kann. So wie ich gerade jetzt, da ich im nichtprivaten Browser normal online bin und unter meinem richtigen Account in tumblr angemeldet.

Seit ein paar Versionen kann Firefox den Privatmodus auch parallel zum unprivaten Fenster darstellen

Alan Smithee

30.7.2014

Wenn Freunde in einem Dorf in Brandenburg versuchen, Kolumnen pünktlich abzugeben

Margarete Stokowski
1 min ·

"ins internet gehen". (umwege einer kolumne bei stromausfall: auf restakku vom laptop geschrieben, via bluetooth aufs blackberry einer französin, die hier zu gast ist, per mail zu mir aufs iphone (bei dem bluetooth nicht geht), ich so raus zur straße, weil da empfang ist, weitergeleitet zu taz2.)

Michael Brake

Sommer 2014

Mein deutsches Handy funktioniert in Kanada nicht

Ich fliege in den Urlaub nach Kanada und habe mir die billigste Flugstrecke ins Yukon-Gebiet ausgesucht: von Frankfurt am Main über Seattle nach Juneau, Alaska. Von dort nehme ich die Fähre nach Skagway, um dann über den Pass nach Whitehorse in Kanada zu trampen, wo ich mich mit meinem Freund treffen möchte. Er ist die Strecke von Vancouver nach Whitehorse getrampt, 2500 km.

Da ich meine Kreditkarte in Deutschland kurz vor Abflug verloren habe, muss ich meinen Freund in Whitehorse unbedingt treffen, ich habe nur noch fünf Dollar Bargeld dabei. Keiner von uns besitzt ein Smartphone oder ein Tablet und unsere deutschen Telefone funktionieren nicht auf dem nordamerikanischen Kontinent. Wir haben keine Möglichkeit, Kontakt aufzunehmen. Das einzige, was wir wissen, ist der Tag und der Zeltplatz, an dem wir uns treffen wollen. Als ich nach einer ewigen Odyssee und mit der Hilfe von vielen netten Menschen endlch am Zeltplatz ankomme und den Namen meines Freundes im Buch der Rezeption lese, kann ich endlich aufatmen.

Karoline Sager

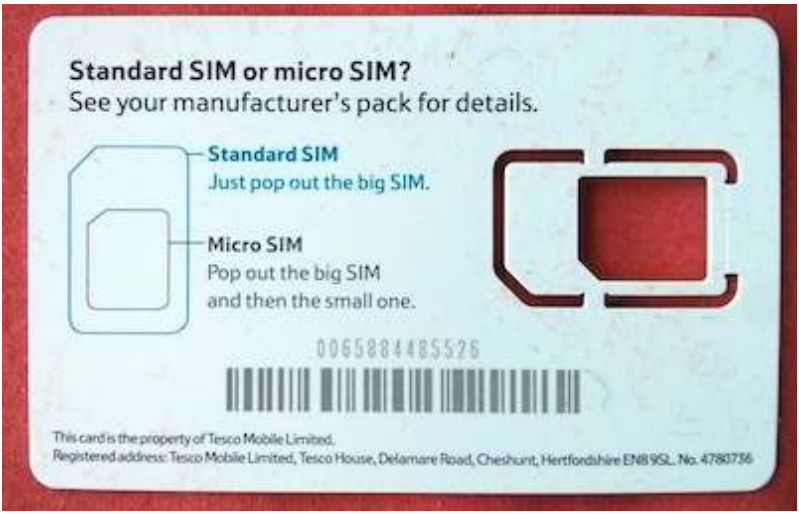
31.7.2014

Neues von den SIM-Karten. Heute: Tesco Großbritannien

Ich erweitere meine SIM-Karten-Sammlung um eine britische Tesco-SIM, weil man als Three-Kunde praktisch nirgends Empfang hat. Mit meiner irischen Tesco-SIM habe ich gute Erfahrungen gemacht, Tesco nutzt das O2-Netz, das in Irland und Großbritannien anders als in Deutschland auch

außerhalb von Großstädten funktioniert, außerdem kostet die SIM nur 2 Pfund. Prepaid-SIM-Karten sind in letzter Zeit erfreulich billig geworden, eigentlich ist mir auch nicht klar, warum sie einmal teurer waren. Wollte man die Leute aktiv davon abschrecken, Prepaidkunden des Unternehmens zu werden? Man bekommt die Karten auch leichter als früher am Kiosk und an Supermarktkassen und muss nicht mehr in spezialisierte Läden.

Die Tesco-Karte hat drei neue Features: Zum einen wird die Mini-SIM als Standard-SIM bezeichnet, was zwar technisch gesehen falsch (die Standard-SIM ist die gesamte abgebildete Karte), aber pragmatisch gesehen längst überfällig ist.



Zweitens wird mit der Karte nicht die geringste Anleitung mitgeliefert. URL des Anbieters, fertig. Meine vor zwei Wochen gekaufte Three-SIM hatte wenigstens noch ein paar kreditkartengroße Zettelchen mit Andeutungen von Informationen, meine älteren SIMs kamen mit ganzen Broschüren und endlosen Beilagen. Gesamtumfang der Anleitung:

Drittens liegt eine „E top-up card“ bei. Ich habe sie noch nicht ausprobiert, aber laut Anleitung auf der Anbieterwebsite überreicht man sie an der Supermarktkasse, sagt, wie viel man aufladen möchte, dann wird die Karte durch ein Gerät gezogen und man hat wieder Prepaid-Guthaben. Vorher muss man die Karte nur (durch einen Telefoncode) auf die jeweilige SIM anmelden, es könnte also sein, dass es sich um ein anonymes Bezahlverfahren handelt. Meinen Ausweis musste ich beim Kauf von Prepaid-SIMs schon länger nicht mehr vorlegen; ich glaube, zuletzt 2011 in Italien[1].

1. Korrektur: Martin Steiger weist darauf hin, dass man sich beim Kauf von Prepaid-SIM-Karten nur in manchen Ländern ausweisen muss, unter anderem in der Schweiz (dort ist das sogar gesetzlich vorgeschrieben, ergänzt David Herzog). Und das letzte Mal war auch nicht 2011 in Italien, sondern 2013 in der Schweiz.

TESCO
mobile
top-up
E top-up card

894 4281 7980 0992 8292
To activate this card ..... 282 (free)
To register your Clubcard ..... 282 (free)
Information line ..... 282 (free)
Customer Care 4455*
Authorised signature
Top-up at the checkout in any Tesco store, online at tescomobile.com
or at over 100,000 locations where you see this logo.

Telefon- und SMS-Angebote findet man auf der Website unter „Other Bundles“, während „Data Bundles and 4G“ einen eigenen Menüpunkt haben. 1 GB kostet £7,50, 8 GB kosten 20 Pfund, mehr als 8 GB gibt es nicht. Wenn das Volumen vor dem Ablauf eines Monats aufgebraucht ist, kann man nichts machen und muss den Rest der Zeit 10p pro MB zahlen, also etwas mehr als £100 pro GB.

Kathrin Passig

31.07.2014

Mein Handy ist kaputt und schon habe ich keinen Wecker mehr

Mein Handy ist seit zwei Tagen kaputt. Dass ich unterwegs nicht twittern kann, schmerzt etwas, ist aber in Ordnung, da ich momentan eh die meiste Zeit von zuhause arbeite, telefonieren kann ich vom Festnetz aus und als SMS-Ersatz gibt es ja Facebook Messenger und Twitter-DMs.

Nur eine Sache fehlt mir wirklich: Der Wecker.

Katharin Tai

Sommer 2014 und Sommer 2016

Autokennzeichenscanner und ihre Tücken

Sommer 2014. Auf meinem Lieblingscampingplatz in Südfrankreich gibt es ein neues Gadget: Man gibt beim Einchecken seine Autonummer an, und eine Kamera neben der Einfahrtschranke, die die Kennzeichen einfahrwilliger Autos scannt, soll einen für die Dauer des Aufenthalts als berechtigten Platzbewohner erkennen, die Schranke sich öffnen.

So weit, so gut. Dem Augenschein nach funktioniert es bei anderen Leuten sehr gut – aber nicht, wenn man (wie ich) vorn am Auto ein Mininummernschild hat, wie es in der Schweiz üblich ist.

Ich fahre vor die Schranke, ein bisschen näher, ein bisschen weiter weg. Nichts. Ein Stück zurück, ein bisschen weiter links. Ein bisschen weiter rechts. Es geht nicht.

Tagsüber ist das nicht so schlimm. In der Rezeption wird immer irgendwann eine mitleidige Seele aufmerksam auf das viele Rangieren und öffnet die Schranke manuell. Richtig blöd ist es jedoch, wenn man abends auf den Platz zurückkehrt und niemand mehr am Rezeptionstresen sitzt. Es hilft nur: Wenden, rückwärts ran- und durchfahren (denn das rückwärtige Nummernschild ist natürlich normal groß), nochmal wenden, weiterfahren.

Zwar halten die Leute einen nicht nur für bescheuert, sondern auch für asozial (auf Campingplätzen sind überflüssige abendliche Fahrzeugbewegungen nämlich sehr ungern gesehen), aber was will man machen.

Als ich zwei Jahre später wiederkomme, hat es offenbar ein schweizerfreundliches Softwareupdate gegeben. Die Einfahrt funktioniert nun sans problème.

Drago Starcevic

Seit irgendwann Anfang 2014

Eine 8 bis 9 auf der Technikalltagsverbesserungsskala, wenn nicht gar eine 10

Im Chrome-Browser gibt es jetzt ein neues Feature: Wenn in einem Tab Sound abgespielt wird, erscheint auf dem Tab ein kleines Lautsprechersymbol.

Es ist eines dieser Features, von dem man nicht wusste, wie sehr man es brauchte, bis es endlich da war. Endlich kann man sofort sehen, welche Seite dafür verantwortlich ist, wenn auf einmal seltsame Geräusche aus dem Rechner kommen. Denn es kommt ja immer noch vor, dass Webseiten automatisch irgendwelches Audio abspielen, das man gar nicht hören wollte, oder das man aus Versehen zwei Videos auf einmal startet (doch, doch, kommt vor) und eines davon schnell pausieren lassen muss, um erstmal das andere zu gucken.

Außerdem bedeutet das, dass man sogar bei ausgeschaltetem Ton einen kurzen visuellen Hinweis bekommt, wenn auf Facebook oder Twitter eine neue Nachricht eintrudelt.

Auf der Technikalltagsverbesserungsskala von 1 bis 10 ist dieses Feature eindeutig eine 8 bis 9, wenn nicht gar eine 10.

Anne Schüßler

31.7. bis 3.8.2014

Handy mitnehmen in nasse und internetlose Gegenden: immer noch schwierig

Ich bin vier Tage in den schottischen Highlands unterwegs, erstmals mit dem von Volker König im Techniktagebuch empfohlenen externen Anker-Akku. Im Zelt müssen wir jetzt also nicht wie früher die ganze Zeit Kriegsquartett spielen, sondern können stattdessen ein Buch lesen (beide dasselbe, wir haben nur ein Smartphone, und Aleks hat seinen Kindle nicht dabei). Man könnte stattdessen auch ein Buch mitnehmen, das wöge im Gepäck nicht viel mehr als Handy (139 g) plus Anker (245 g in der 10.000 mAh-Version), aber dann bräuchte man wieder seriöse Taschenlampen und außerdem eine separate Kamera, deren Akku wieder ganz neue Probleme mit sich bringt. Außerdem finde ich es beruhigend, dass die Kindle-App noch viele andere Bücher enthält und also keine Lesenot entstehen wird.

Das Handy ist aus Energiespargründen im Flugmodus, weil es in den Highlands sowieso keinen Empfang gibt – jedenfalls nicht für Billiganbieterkunden wie mich, früher mit O2 ging es immerhin noch manchmal. Das Lesen und Fotografieren braucht so wenig Strom, dass am Ende des Ausflugs noch drei der vier Ladestandsanzeigelichter des Anker leuchten.

Nachteil 1: Die Moves-App tut ohne Internet gar nichts und behauptet, ich hätte nur faul herumgelegen, wenn ich doch in Wirklichkeit auf mehrere hohe Berge gestiegen bin. Zu Hause, als ich wieder Netz habe, besinnt sie sich, kann aber, weil sie unterwegs keine Ortsdaten bekommen hat, nur vage Behauptungen aufstellen: Angeblich sind wir jeden Tag mehrere Stunden Fahrrad gefahren, und das ganz ohne Fahrrad.

Nachteil 2: In den Highlands kann man keinen definierten Handyaufbewahrungsort haben, den man alle paar Minuten betastet. Man muss andauernd nasse Sachen gegen nicht ganz so nasse Sachen austauschen und das Handy (in einer verschließbaren Plastiktüte) dabei immer an die aktuell

trockenste Stelle tun, die aber auch nicht tief innen im Rucksack liegen darf, wegen der Fotos. Weil sich der Anker-Akku genau wie das Handy anfühlt, halte ich ihn am letzten Tag beim reflexhaften Tasten für das Handy und merke nicht gleich, dass das Handy selbst verlorengegangen ist. Ich kann es nicht anrufen, weil es a) keinen Empfang hat und b) sowieso stummgeschaltet ist. Acht sorgenvolle Stunden später taucht es wieder auf: Es ist zuerst unbemerkt zusammen mit einem Pullover in den Rucksack gewandert und später im Auto ebenso unbemerkt aus dem Pullover in eine schwer einsehbare Ritze neben dem Beifahrersitz gefallen. Ohne die Anker-Verwechslung wäre das nicht passiert.

Kathrin Passig

3.8.2014

Seitenangaben und das E-Book

Ich sehe zum ersten Mal in einem E-Book solche Querverweise:

> institutions. Botswana is the exception. As we will see (this page–this page), in the nineteenth century, King Khama,

Zuerst halte ich das für eine Schrulle der Autoren, dann wird mir klar, dass es sich um eine E-Book-gerechte Umsetzung von Seitenangaben aus der Papierversion handeln muss. Ich weiß noch nicht so ganz, was ich davon halten soll; einerseits kommt mir der Verweis wenig robust vor, andererseits waren Seitenzahlen ja auch keine perfekte Lösung, zum Beispiel bei unterschiedlich paginierten Ausgaben.

In meinen eigenen Notizen schreibe ich derzeit als Quellenangabe von Zitaten so was wie „Buchtitel, Kindle 1234“, „Buchtitel, K 1234“ oder auch nur den Titel, den Rest finde ich über die Suche im Buch wieder, wenn ich Details brauche.

Kathrin Passig

4.8.2014

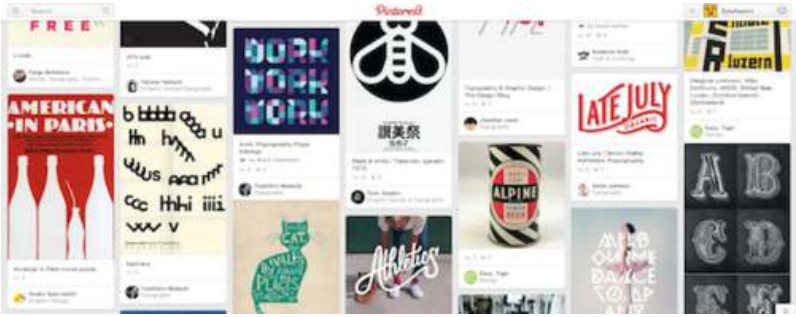
Die Wunderwelt der Personalisierung. Heute: Pinterest

Ich nutze Pinterest seit knapp zwei Jahren, weil man sich dort einfacher als bei Flickr ansehen kann, wie Typografie geht, und ich das wegen des Zufallsshirts wissen muss. Pinterest funktioniert so ähnlich wie Twitter: Man folgt irgendwelchen Sammlungen, die dann im eigenen Stream auftauchen. Seit 2013 gibt es offenbar „personalized pins“, und seit heute sind sie auch bei mir zu sehen.

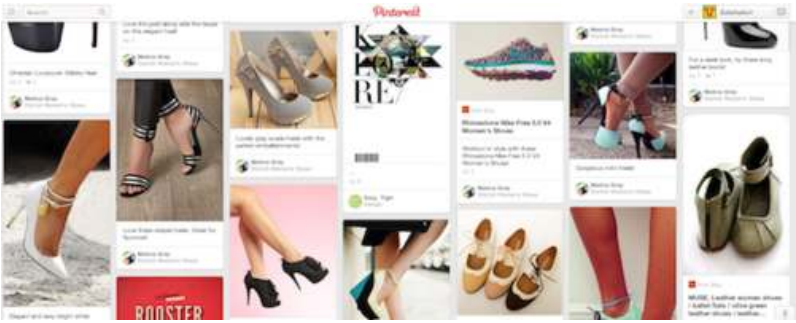
Das sind die Personalisierungsoptionen von Pinterest:

Man kann also nur zwischen „Personalisierung auf der Basis meines Nutzerverhaltens bei Pinterest“ oder „auf der Basis meines Nutzerverhaltens im ganzen Internet“ wählen, die Möglichkeit „ich kümmere mich selbst um die Personalisierung, das ist ja schließlich das Konzept eines solchen Streams“ gibt es nicht.

So sieht mein Pinterest normalerweise aus:



Und so sieht es „personalisiert“ aus:



Ich interessiere mich nicht für Schuhe und habe nie bei Pinterest irgendwas angeklickt, was einem Personalisierungsalgorithmus, und sei er noch so inkompetent, Anzeichen für ein solches Interesse geben könnte. Pinterest kann mein Geschlecht nicht aus dem Profil kennen, es leitet mein Schuhinteresse also entweder aus meinem Vornamen ab, oder Pinterest wird generell nur von Frauen genutzt. (Update: Der Frauenanteil bei Pinterest ist tatsächlich 80%.)

Es gibt jetzt drei Möglichkeiten: Die High-Heels-Bilder zur Übung buddhistischen Gleichmuts angesichts unausblendbarer Werbezumutungen verwenden, so wie man es in der Offlinewelt ja auch tun muss. Ich könnte mich mehr für Schuhe interessieren. Oder eben weniger für Typografie.

Kathrin Passig

Seit 2007 vermutlich für immer

Ein Phänomen, das @dentaku “Telefonsenke” nennt

So um 2007 ergänzte ich das drahtgebundene ISDN-Telefon am Schreibtisch durch ein analoges Schnurlostelefon nach DECT-Standard.

Grund war, dass das Telefon ungefähr nie klingelte, wenn ich in der Nähe war. Mit einem Schnurlostelefon konnte ich mich immerhin während des Telefonats vom Schreibtisch entfernen.

Außerdem wollte ich von der beim Provider gehosteten Mailbox loskommen und wieder einen eigenen Anrufbeantworter haben, der in der Basisstation gleich eingebaut war.

Nach einiger Zeit stellte ich fest, dass ich das Mobilteil des Telefons nun meistens in der Küche vergaß. Was nicht ganz so schlimm war, weil ich ja das drahtgebundene Telefon hatte.

2010 gab der Anrufbeantworter des (zugegeben) eher aus dem Tiefpreissegment stammenden Funktelefons den Geist auf. Das drahtgebundene Telefon litt daran, dass ein Kater seinen Platz auf meinem Schreibtisch einforderte und dabei öfter mal den Telefonhörer runterwarf.

Ich schaffte also mir ein ISDN-Schnurlostelefon an und ein passendes Headset für diverse Langzettelefonate, und konnte das drahtgebundene Gerät in den Schrank packen.

Das Mobilteil und die Ladefunktion des analogen Modells waren noch ok, also koppelte ich das Mobilteil mit der Basisstation des ISDN-Geräts und stellte seine Basisstation (nach Abklemmen der Elektronik als reine Ladeschale)

in die Küche. Grundfunktionen (auch bekannt als “Telefonieren”) funktionieren, der Zugriff auf das zentrale Adressbuch oder spezielle ISDN-Features nicht.

Ich bin jetzt zwar in der Lage, beim Kochen ans Telefon zu gehen, aber aus unerklärlichen Gründen zieht es mich beim Telefonieren immer wieder die Küche, wo nun sehr oft zwei Mobilteile liegen. Immerhin ist eines jetzt immer aufgeladen.

Deshalb kann ich mich mit dieser “Telefonsenke”, wie Thomas Renger dieses Phänomen im Redaktionschat nannte, inzwischen arrangieren.

Volker König

August 2014

Eine Welt ohne SIM-Karten

Seit ein paar Monaten hat meine Netzfirma, T-Mobile USA, weltweites kostenloses Roaming eingeführt. Also nicht weniger als die Aussicht, nie mehr eine SIM-Karte wechseln zu müssen. Diesen Sommer auf der Reise nach Deutschland, Dänemark und Schweden (und einer Stunde Island) brauche ich dieses kostenlose Roaming zum ersten Mal wirklich, weil ich zwei Wochen unterwegs bin und es an den entscheidenden Orten auch kein WLAN gibt.

Auf den Flughäfen scheint das örtliche Netz immer ein paar Minuten länger überlegen zu müssen; man sieht es förmlich auf dem kleinen und großen Dienstweg anfragen, was das für ein seltsamer Kunde sei, und ob seine Daten wirklich tatsächlich einfach so durchgereicht werden können. Dann geht alles wie versprochen.

Die Geschwindigkeit ist auf 20-30 kbps beschränkt, was kein Problem ist. Es reicht gut, um über die üblichen Kanäle mit der Außenwelt in Verbindung zu bleiben; auch GPS-Navigation und Ingress sind mit minimalen Verzögerungen möglich. Was nicht geht, ist tethering. Und das steht nicht nur in

den Bedingungen, sondern wird auch technisch verhindert. Was ich noch nie erlebt habe, ich bin auch nicht sicher wie es funktioniert, vermutlich über einen speziellen DNS-Server, der dem angetetherten Laptop aufgeschwatzt wird.

Nun ist tethering das einzige, auf das ich in diesem weltweit-just-works Internet nicht verzichten kann, wenn ich online längere Texte schreiben will und dafür eine richtige Tastatur brauche. Tethering ist erlaubt, wenn man seine Geschwindigkeit per zusätzlichem Data Pass hochsetzt; es gibt diesen Data Pass in verschiedenen Stufen, nämlich 15 Dollar / 1 Tag / 100 MB, 25 Dollar / 1 Woche / 200 MB, und 50 Dollar / 2 Wochen / 500 MB. Nun ja, meine Netzfirma, die mir soeben ein Leben ohne SIM-Karten-Wechseln geschenkt hat, soll natürlich auch Geld verdienen und ich kaufe mir gern ein bißchen schnelles Internet, auch wenn ich eigentlich nur eine Tastatur brauche.

Den Data Pass tatsächlich zu kaufen ist allerdings gar nicht so einfach, besonders wenn man gerade nur 20-30 kbps, einen kleinen Bildschirm und keine richtige Tastatur hat. Der Link, den T-Mobile mit der Willkommens-SMS für das globale Roaming verschickt, funktioniert nicht: Zwar gibt es auf der Seite eine freundliche grüne Schaltfläche „View On-Demand International Data Passes“, aber sie führt nur zu einer weiteren Seite, auf der dann steht „We’re sorry, we are not able to help you with a plan change here.“ Durch Einloggen auf der T-Mobile-Account-Seite und beherztes Verfolgen obskurer Untermenüpunkte geht es dann doch, der Data Pass wird bestellt und sogleich aktiviert. Tethering geht.

Wie lange 100 MB wohl reichen? Keinen ganzen Tag, wie sich herausstellt. Den Laptop antethern und ein paar der üblicherweise frequentierten Seiten aufsuchen, schon kommt eine SMS, dass die 100 MB bald verbraucht sind. Ich kaufe seufzend den großen Data Pass für 50 Dollar, was auch wieder nicht so einfach ist, weil der kleine Data Pass für 15 Dollar zwar verbraucht aber noch aktiv ist, man muss ihn ausdrücklich vom Account „entfernen“

bevor sich ein weiterer Pass für das aktuelle Datum kaufen und aktivieren läßt. Wie sich zeigt, brauche ich bei normaler Nutzung etwa 200MB am Tag; der große Pass ist also nach etwas mehr als zwei Tagen verbraucht.

Ich glaube, ich muss nach anderen Wegen suchen, wie ich einen Text, den ich auf einer großen Tastatur schreibe, in das kleine Smartphone und von da ins Internet kriege. Die Tethering-Sperre irgendwie aushebeln? Gar nicht so einfach, wenn man gerade nur 20kbps und keine richtige Tastatur hat, und außerdem eigentlich mit Urlaub beschäftigt ist und nicht stundenlang am Computer basteln kann. AirDroid wäre eine andere Möglichkeit; damit müsste man Dateien vom Laptop auf das Smartphone übertragen können, allerdings setzt AirDroid glaube ich auch funktionierendes Internet auf beiden Seiten voraus.

Aber nichts für ungut. Danke, T-Mobile USA, für eine Welt, in der ich von SIM-Karten bald nur noch gerüchteweise gehört haben werde.

André Spiegel

4.8.2014

Kinderkleidung verkaufen im Zeitalter des Internets

Faule, aber geizige Väter wie ich stehen vor einem Problem. Die Kinder wachsen aus den Klamotten heraus, bevor diese verschlissen sind. Wenn nicht grade Bekannte oder Verwandte in der Nähe sind, die Bedarf an Kinderkleidung haben, muss man diese irgendwie anders loswerden. Dazu möchte man aber das Haus nicht verlassen. Damit kommen Tauschbörsen und Flohmärkte sowie Second-Hand-Geschäfte nicht in Frage. Vor allem, da hier Aufwand und Nutzen weder kalkulierbar sind noch in einem brauchbaren Verhältnis zueinander stehen.

Toll, dass es das Internet gibt. Hier gibt es ja unglaublich viele Möglichkeiten, seinen Krempel loszuwerden. Alle Plattformen haben aber eines gemeinsam: Man muss jeden Artikel eigentlich einzeln einstellen und jeweils

Angaben zu Preis, Größe und Qualität des Produktes machen. Ein Bild dazu darf natürlich auch nicht fehlen. Das Einstellen von 20 Artikeln kann so schon recht zeitaufwändig werden. Kosten/Nutzen? Hatten wir schon.

Da kommt mir ein altes analoges Werkzeug in den Sinn. Zettel und Stift her, verschiedene Preise und entsprechende Größen aufschreiben. Produkt auf den Tisch gelegt, die passenden Schilder wie auf dem Flohmarkt drauf gelegt und abgelichtet.

Bei eBay Kleinanzeigen lade ich dann alle Bilder in einem Artikel unter Verschiedenes hoch und versehe den Artikel mit einem Dreizeiler. Jetzt noch fix den Link bei Facebook geteilt, um den Wirkungskreis zu erhöhen und innerhalb von 15 Minuten ist der Papa ein gemachter Mann.

Die Mischung macht's.

Alexander Thiel

6.8.2014

Facebook blockiert Heinz Erhardt

Ich erwähne in einem Facebookchat die URL eines Hörbuch-Downloadportals – ohne rechtswidrige Absichten, sondern lediglich um meinem Chatpartner zu zeigen, wie viele Heinz-Erhardt-Alben es gibt. Doch er bekommt die Adresse nie zu sehen, denn Facebook schaltet sich dazwischen und vermeldet:

Der die inkriminierte URL enthaltende Text bleibt solange in meiner Chateingabezeile stehen, bis ich ihn vollständig gelöscht habe.

Torsten Gaitzsch

7.8.2014

Ampeln in Tapei und am Hamburger Hauptbahnhof

In Taipei zeigen alle grünen Ampeln und die roten Autoampeln in Sekunden an, wie lange sie noch grün bzw. rot sind – gerade bei den enorm breiten Straßen ist das ziemlich praktisch. Die Anzeige zählt einfach runter, mal von 16, mal von 79.

Im Techniktagebuchchat habe ich dann gelernt, dass es das wohl am Hauptbahnhof in Hamburg auch schon gibt.

裕和藥局
ic & Pharmacy
30
行人專用時相
4-way Crossing
上課期間(School Days)
07:00~07:50
12:00~12:30
16:00~16:30

Auf dem Bild sieht man das grüne Männchen übrigens aus einem wunderbaren anderen Grund nicht: Taiwans Ampelmännchen laufen tatsächlich und leider habe ich es genau den Moment erwischt, in dem von der Animation gerade nur ein paar Punkte zu sehen waren.

Katharin Tai

2014-08-07

Eine Fährpassage und ein Musikstück

Während wir in Rødbyhavn auf die Fähre über den Fehmarnbelt warten, fällt mir ein, dass ich All I Need von Air hören möchte – ein Stück, das ich laut meiner last.fm-Statistik bisher 177mal gehört habe, es ist mein meistgehörtes Musikstück überhaupt, obwohl es seit ein paar Jahren stark in den Hintergrund gerückt ist. Die Datei ist zuhause in New York auf der fast kaputten Festplatte meines alten Laptops, außerdem auf der externen Backup-Festplatte, die sich ebenfalls in unserem New Yorker Apartment befindet. Ich habe ein paar meiner Musikdateien in den letzten Monaten in den Amazon Cloud Player übertragen, so viele, wie gerade in das kostenlose Kontingent passen, aber das Album Moon Safari von Air gehört nicht dazu. Auf meinem Smartphone habe ich wiederum nur einen kleinen Teil der Dateien, die in der Cloud bereitliegen.

Ich erinnere mich, dass ich seit ein paar Monaten als Amazon Prime Kunde mit Wohnsitz in den USA (oder Puerto Rico) Zugriff auf Amazon Prime Music habe – eine Art Flatrate für Musik, mit kostenlosem Zugang zu einer Million Titeln. Ich habe keine Ahnung, wieviel eine Million Titel im Vergleich zum weltweiten Musikaufkommen der letzten Jahrzehnte sind, wie groß also die Wahrscheinlichkeit ist, in Anbetracht der Obskurität eines gegebenen Musikstücks, es unter der einen Million Titel zu finden. Meine stichprobenartigen Versuche, als Amazon Prime Music vor einiger Zeit eingeführt wurde, waren jedenfalls nicht sehr erfolgreich gewesen. Ich probiere es trotzdem, und siehe

da: Das Stück ist tatsächlich via Prime verfügbar. Ein Klick und es ist meiner »Library« hinzugefügt. Jetzt muss ich es nur noch in den Speicher des Smartphones herunterladen, was dank meines weltweiten kostenlosen Roamings mit 20-30kbps zwar langsam, aber grundsätzlich möglich sein sollte. Ich löse den Download aus und tatsächlich erscheint ein Fortschrittsbalken mit 0%, der nach vielleicht einer halben Minute auf 1% springt, dann 2% – ja, das wird klappen.

Sorgen macht mir nur, dass wir in den nächsten Minuten auf die Fähre nach Puttgarden fahren werden, im Bauch der Fähre vielleicht der Empfang zusammenbrechen wird, und ich während der Fährpassage vom dänischen Netz an das deutsche Netz weitergereicht werden werde und nicht so recht weiß, ob die Amazon Music App den Download angesichts einer derart mehrfach unterbrochenen Verbindung hinbekommen wird.

Als ich das nächste Mal nach dem Download schaue, steht der Balken auf dreißig Prozent, noch später, schon auf dem Deck der Fähre, bei um die siebzig Prozent. Schließlich, wir sind schon fast in Puttgarden angekommen, schaue ich noch einmal, da ist der Balken verschwunden. Klasse. Ich starte erwartungsvoll Poweramp, den Music Player meines Vertrauens, und suche nach dem Titel. Er ist nicht da, weder unter Artists, noch unter Albums, noch unter Songs. Hat die App bestimmt noch nicht gemerkt, denke ich mir, und löse einen erneuten Scan der Ordner aus, in denen auf meinem Smartphone die Musikdateien liegen. Immer noch nichts. Hm.

Hat Amazon vielleicht den Namen des Ordners geändert, in den Musikdateien üblicherweise heruntergeladen werden? Ich schalte auf die Ansicht, in der ich markieren kann, welche Ordner als Musikordner in Frage kommen, und suche nach einem neuen, noch unmarkierten Ordner, finde aber keinen. Es gibt außerdem noch eine Funktion, die den gesamten Dateibaum des Smartphones nach MP3-Dateien durchsucht, die löse ich aus, ein bißchen angstvoll, weil das vielleicht Minuten dauern könnte, aber schon nach wenigen Sekunden ist der Scan abgeschlossen. Ein paar Klingeltöne und Audiodateien hat der Scan zusätzlich gefunden, die jetzt in der Liste meiner Musikdateien als »Unknown Artist« stehen. All I Need von Air dagegen – Fehlanzeige.

Mir beginnt zu dämmern, dass der Download fehlgeschlagen sein könnte, möglicherweise gerade dann, als ich vom dänischen an das deutsche Netz weitergereicht wurde.

Ich gehe wieder in die Amazon Music App, um nach dem Status der Datei zu schauen. Sie wird tatsächlich als erfolgreich heruntergeladen und lokal verfügbar angezeigt. Oje. Die App hat möglicherweise nicht mitbekommen, dass der Download fehlgeschlagen ist und zeigt jetzt einen falschen Zustand, so dass ich erstens die Datei nicht habe und zweitens auch keinen erneuten Download auslösen kann. Ich wähle ratlos den Titel selber aus und bin verblüfft, als ein Play-Knopf erscheint. Ich drücke darauf, presse mir das Telefon im Fahrtwind und Maschinenwummern der Fähre dicht ans Ohr und höre tatsächlich die ersten Takte des Stücks. Es ist heruntergeladen worden!

Aber warum sieht es der Music Player nicht? Warum ist es offenbar nirgends im Verzeichnisbaum des Smartphones zu finden? Ich vermute, dass Amazon irgendetwas am Speicherformat der Dateien geändert hat – vielleicht die Extension .mp3 plötzlich in Großbuchstaben geschrieben oder ein neues Tagformat oder irgendetwas anderes, das andere Applikationen – oder vielleicht auch nur mein Poweramp – nicht mehr verstehen. Das müsste ich recherchieren, aber dazu habe ich jetzt auf der Reise weder Zeit noch Bandbreite. Ich kann das Stück ja in der Amazon Music App abspielen, wo ich allerdings keinen Equalizer habe, so dass das Stück eher flach und ohne Brillianz aus den Autolautsprechern kommt, und auch die Benachrichtigung an last.fm, dass ich All I Need soeben zum 178ten Mal höre, findet nicht statt.

Am Abend habe ich wieder mehr Netz und kann der Sache auf den Grund gehen. Die Suche nach »amazon music download location« ergibt als dritten Treffer eine Seite mit dem vielversprechenden Titel »The Gotchas of the Amazon Prime Music Service«. Dort steht, was der Autor in einiger Kleinarbeit aus den Geschäftsbedingungen von Amazon, aus FAQs und Forumsdiskussionen zusammengetragen hat, was allerdings ausdrücklich in keinem Dokument von Amazon selbst erwähnt wird: Prime Music gibt es nur innerhalb der Amazon App, sie kann und darf nicht exportiert werden.

Ich hatte gedacht, dass wir bei Musik das Zeitalter von DRM hinter uns gelassen haben, aber die Idee einer Flatrate rollt das offenbar von neuem auf. Es ist ja nicht ganz unverständlich: Prime Music ist als eine temporäre Hörberechtigung gedacht, die nur solange besteht, solange ich jährlich meine Flatrate, den Prime-Obolus bezahle. Das kann nur funktionieren, sofern ich nicht die Dateien selbst ausgehändigt bekomme. Ob es sinnvoll ist, das so funktionieren zu lassen, ist eine andere Frage. Für einen Dollar neunundzwanzig hätte ich das Stück jedenfalls auch kaufen und damit eine lebenslange Lizenz zum Hören erwerben können, auch mit Equalizer und Protokollierung bei last.fm.

Aber dann hätte ich weniger gelernt.

André Spiegel

2014-08-08

Öffi funktioniert gut, automatisierte Zugdurchsagen nicht, Bahnautomaten zu 50%

Ich bin zu spät, wie ich eigentlich immer ein bisschen zu spät bin. Aber das ist halb so wild, denn die Android-App Öffi (bzw. die von Öffi genutzte Bahn-Datenbank) plant immer sehr viel Umsteigezeit ein, sodass ich locker 10 Minuten "zu spät" am Kottbusser Tor in die U-Bahn springen kann und trotzdem den Zug am Hauptbahnhof noch kriege.

Ein bisschen wunderte ich mich, dass Öffi mir nur den Umstieg am Alexanderplatz in die Regionalbahn vorschlägt und nicht den Umstieg an der Jannowitzbrücke in die S-Bahn, aber ich hielt das für geplante Zeitoptimierung – und steige trotzdem an der Jannowitzbrücke um, weil ich zu spät bin und der Umstieg in die S-Bahn hier viel schneller geht und ich nicht weiß, ob ich die Regionalbahn zum Hauptbahnhof noch gekriegt hätte, außerdem gab es doch auch die Standard-Durchsage der U-Bahn, dass an der Jannowitzbrücke in die S-Bahn zum Hauptbahnhof umzusteigen sei. Die U-

Bahn-Durchsage hat verschwiegen, dass die S-Bahn gerade nicht fährt. So nehme ich dann noch eine U-Bahn später zum Alexanderplatz, um da in die nächste Regionalbahn umzusteigen.

Am Hauptbahnhof nehme ich den nächsten Automaten, um den Deutschland-Pass der Bahn zu kaufen und damit einen Monat das Gefühl der BahnCard 100 zu haben. Der Automat erkennt meine EC-Karte nicht. Seufz. Damit war klar, dass ich den geplanten Zug nicht mehr kriege. Aber vielleicht sind 259 € für den Automaten auch einfach zu viel, vielleicht ist da eine Höchstgrenze drin, wie viel Geld sich über den Automaten ausgeben lässt, und über der Grenze muss man ins Reisezentrum? (Aber warum bietet dann die Bahn diesen "Deutschland-Pass" am Automaten überhaupt an?)

Im umgebauten Reisezentrum (ich war da ja schon seit 5 Jahren nicht mehr drin) gibt es einen Wartenummernautomaten. 26 Leute vor mir. Damit kriege ich nicht nur den Zug nicht, den ich wollte, sondern den nachfolgenden auch nicht. Seufz.

Anderen Automaten probieren. Zeit habe ich ja jetzt. Der nimmt meine EC-Karte und alles ist schick. Die Wartenummer habe ich wieder abgegeben, und nun sitze ich im nächsten ICE. Sogar das Internet im Zug funktioniert. Der Radiostream läuft 2 Minuten, bis er abbricht. Aber dieser Gastbeitrag hat es immerhin aus dem Zug ins Techniktagebuch geschafft. Ich halte fest: Öffi funktioniert gut, automatisierte Zugdurchsagen nicht, Bahnautomaten zu 50%. Und das Internet im ICE nach dem Zufallsprinzip.

Gero Nagel

9.8.2014

Die Liquid-Feedback-Software ist nicht schön und einfach, aber sie funktioniert

Eins von den Dingen, die technologische Umwälzungen so mit sich bringen, ist dass Menschen in Parteien eintreten, die sich gründen, weil technologische Umwälzungen Dinge mit sich bringen. Bei mir war das im Mai 2009 die Piratenpartei. Dort kamen einige ehemalige Mitglieder auf die Idee, dass es absurd sei, Zeit und Geld zu verplempern, um an Abstimmungen teilzunehmen, wo sowas doch auch übers Internet möglich sein sollte.

Allerdings ist es doof, Anträge per Multiple-Choice abzufragen: Vielleicht hat ja jemand eine bessere Idee oder fehlen einem Antrag, Programmpunkt oder Positionspapier noch ein paar Aspekte? Außerdem können oder wollen nicht immer alle über alles entscheiden, wollen aber auch nicht für n Jahre jemanden wählen, der so lange alles entscheidet. Das Ergebnis war Liquid Feedback: eine Software, in der ich Anträge formulieren kann, andere Anträge mit Anregungen versehen kann, Gegenanträge stellen kann und das ganze nach ein paar Wochen abgestimmt wird. Und ich kann das ganze tun, wenn ich gerade dazu komme, ohne mich auf einer Versammlung einfinden zu müssen. Auf diese Weise ist zum Beispiel das Wahlprogramm der Berliner Piraten zur Abgeordnetenhauswahl 2011 entstanden.

Die Software ist nicht schön und einfach wie – sagen wir – Siri oder die Google-Startseite, aber sie funktioniert. Leider streitet sich die Piratenpartei seit rund fünf Jahren über diese Software. Es läuft darauf hinaus, dass die Mitglieder gerne geheim abstimmen wollen, was nicht möglich ist, da das ganze dann ein Wahlcomputer wäre. Genau die Wahlcomputer, die von nahezu allen Fachleuten wegen ihrer Anfälligkeit für Manipulation abgelehnt werden. Leider hatte ich noch keine Gelegenheit an einem Wahlcomputer zu wählen, aber wenn doch, werde ich ganz sicherlich im Techniktagebuch drüber schreiben. Am Ende geht es also um Datenschutz, was ich doch ein wenig

seltsam finde vor dem Hintergrund, dass wenige Dinge so wenig privat und so sehr öffentlich sein sollten wie Politik – es sei denn, man begreift sich als Wähler.

Nach langen, qualvollen Streitereien beschließt die Piratenpartei im Mai 2013, den so genannten „Basisentscheid online“ einzuführen. Mitglieder sollen online über Anträge abstimmen, allerdings mit einer anderen Software als Liquid Feedback. Für geheime Abstimmungen sollen Wahlurnen im Land verteilt werden. Das hat organisatorisch nicht geklappt: Weder wurden bisher Urnen aufgestellt noch wurde eine Software entwickelt. Im August 2014 gibt die Piratenpartei bekannt, die Abstimmungen per Brief durchzuführen, was nun wirklich sehr anfällig für Manipulation ist, da kaum jemand in der Lage ist, unabhängig zu überwachen, ob die Stimmzettel, die am Ende ausgezählt werden, diejenigen sind, die von den Mitgliedern eingeschickt wurden. Mitten im Sommerloch lachen die Medien die Piratenpartei zu recht dafür aus.

Während die Piratenpartei das Versprechen von Basisdemokratie übers Internet auch 2014 nicht einlöst, haben in den letzten zwei Jahren einige Landes- und Kreisverbände die „ständige Mitgliederversammlung“ eingeführt. In Pankow nutzt die Piratenpartei seit März 2013 Liquid Feedback für verbindliche Abstimmungen. Darin habe ich erst kürzlich wieder Anträge der Piraten, der SPD, der Grünen, der Linken und der CDU online gestellt, die demnächst in den Ausschüssen der Bezirksverordnetenversammlung verhandelt werden – das Pankower Kommunalparlament. Es geht um Babyklappen, Seniorenschwimmen, Schnelllernklassen, einen Dorfkirchturm, eine Buslinie und das Jobcenter – insgesamt 40 Anträge. Das klingt nicht besonders spektakulär, aber so ist nunmal Kommunalpolitik. Unsere Mitglieder können noch etwa zwei bis drei Wochen lang über diese Anträge abstimmen oder Anregungen hinterlassen. Im September werden unsere Verordneten die Ergebnisse in die BVV weitertragen, während im Liquid wieder neue Anträge zur Abstimmung stehen.

Enno Park

9.8.2014

Ice Cream & PayPal

PayPal möchte ja nicht nur die Online-Bezahlung abwickeln, sondern langfristig eine der Möglichkeiten des Bargeld-Ersatzes werden. Bereits im vergangenen November hatte das Unternehmen dafür auch in Deutschland seinen Dienst *check in* gestartet, bei dem man mit dem Smartphone und einer PayPal-App direkt im Laden bezahlt – allerdings ging das bisher nur in der Nerd-Region rund um das St. Oberholz.

Zum Sommer hat PayPal das jetzt ausgeweitet, und was bietet sich da eher an als: Eis. In einem Eisladen (früher hieß so was Eisdiele, aber da waren das ja nicht nur quasi Verkaufsstände an der Straße) in der Bergmannstraße in Kreuzberg gibt's jetzt die Kugeln per App statt Bargeld.

Und um die Kunden zu ködern, gibt's beim ersten Einloggen via App die ersten drei Kugeln gratis. Immerhin 3,60 Euro gespart. Wenn es funktioniert – die Italienerin vor mir hatte schon ihr schmelzendes Eis in der Hand, aber auf dem Ladencomputer war die Zahlung noch nicht eingegangen. Ich hab' dann bar bezahlt.

Thomas Wiegold

10.8.2014

Weitere total interessante Details über britische Prepaid-SIM-Karten

Tagelang habe ich darüber nachgedacht, wie ich meine neue Tesco-SIM in Betrieb nehmen könnte. Es fehlte ein Guthaben, das ich leider nicht direkt beim SIM-Karten-Kauf an der Supermarktkasse erworben habe. Per Kreditkarte geht es nicht, weil man dafür offenbar eine britische Kreditkarte braucht. (Bei Tesco Irland war das anders.) Am Geldautomaten geht es auch nicht, weil man dafür eine britische Geldautomatenkarte braucht. Das steht nirgends, stattdessen wird mir die von Tesco und vom Geldautomaten behauptete Auflademöglichkeit einfach nicht angezeigt. Der nächste Tesco, in dem man Guthaben an der Kasse erwerben könnte, ist weit weg.

Heute stehe ich zufällig neben Aleks, als er mit seiner britischen Karte Geld abhebt, und sehe die mir vorenthaltene „Mobile top-up"-Option. Ich biete ihm 20 Pfund in bar, dafür tippt er zweimal meine Handynummer in den Geldautomaten ein, und schon bin ich solventer Kunde.

Von diesem Guthaben kaufe ich mir auf der Tescomobile-Website für £7,50 ein 1-GB-Datenpaket. Das geht anders als bei den mir bisher bekannten Prepaidanbietern: Man muss sich nicht erst unter Angabe aller für Werbetrei-

bende interessanter Daten für ein Online-Kundenkonto registrieren, sondern bekommt für jeden Besuch der „My account“-Seite eine neue sechsstellige Zugangs-PIN per SMS ans Handy geschickt, bleibt also weiterhin anonym.

Kathrin Passig

10.8.2014

Der Kauf von Prepaid-SIM-Karten wird immer einfacher, jetzt auch auf dem Dorf

Man kann jetzt auch im winzigen Dorf-Co-Op von Crail Prepaid-SIM-Karten kaufen. Von oben nach unten, von links nach rechts: Lebara ("targeted towards the needs of international communities and migrant workers", wie man auch schon der Verpackung entnehmen kann), Co-Op-Hausmarke (gehört zu "The Phone Co-Op", nutzt das "Everything Everywhere"-Netz), Orange, O2, Vodafone, Three. Auch bei Orange und O2 hat man die Mini-SIM in Standard-SIM umbenannt.

Kathrin Passig

Frühjahr 2013 bis heute

Pornographie und Eingabehilfe

Manchmal schaue ich mir Filme auf Youporn an. Dafür benutze ich grundsätzlich den privaten Modus des Browsers. Cookies und Browserhistory sind mir relativ egal, aber mir ist es unangenehm, was die Autovervollständigung beim Eingeben von URLs so zeigt, schließlich benutze ich meinen Rechner nicht immer alleine.

Das funktionierte für meine Zwecke ausreichend, bis mir auffiel, dass meine Eingaben ja nicht nur im Browser gespeichert werden, sondern bei meinen Android-Geräten auch in der Eingabehilfe. Wenn ich auf meinen Telefon ein "y" eingebe, ergänzt es automatisch "youporn.com". Ich habe noch keinen Weg gefunden, das zu beheben, ohne die Eingabehilfe als Ganzes abzuschalten. Eine App, mit der ich mein Autovervollständigungswörterbuch editieren oder zurücksetzen kann wie meine Browser-History, ist mir nicht bekannt.

Solche Lücken gibt es einige. Beispielsweise zeigt mein Browser sehr seltsame Werbung, seit ich bestimmte Themen recherchiert habe. Das spielt zwar bei Vorträgen keine Rolle, kann aber schonmal zu Lachern führen, wenn man mit mehreren Leuten vor dem Rechner sitzt.

Eine wirklich peinliche Situation verdanke ich den Notifications, die Mac OS X oben rechts einblendet. Während einer Präsentation war für einige Minuten mein Desktop zu sehen. Das ist nicht weiter schlimm, aber ich bekam genau in diesem Moment eine Direct Message auf Twitter mit sehr explizitem Inhalt, die deutlich fürs Publikum zu lesen war. Ich habe dann versucht, möglichst unauffällig in den Präsentationsmodus zu wechseln und habe nach Ende des Vortrags als erstes diese Notifications für Twitter komplett abgeschaltet. Vielleicht sollte ich aber auch einfach nicht mehr vom eigenen Rechner präsentieren, sondern die Hardware nutzen, die die Veranstalter so bereitstellen.

Alan Smithee

10.8.2014

Kein Wecker, aber das Wetter in Kempen, Palma de Mallorca und Tönisvorst

Der zweite Versuch in diesem Jahr, nach Mallorca zu kommen. Morgen geht der Flieger und noch ist niemand krank oder verunfallt.

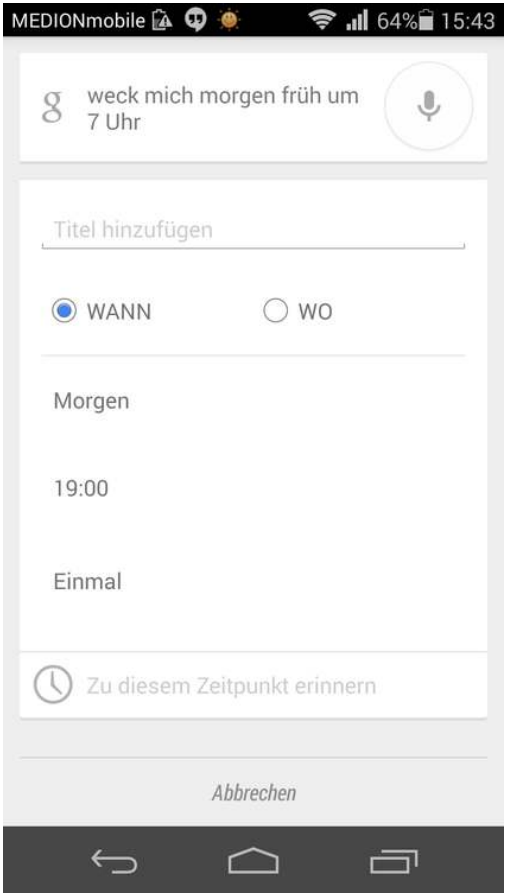
Wir müssen um sieben Uhr morgens aufstehen und ich beauftrage den dienstbaren Geist in meinem Android-Handy.

“Ok Google. Weck mich morgen um sieben Uhr.”

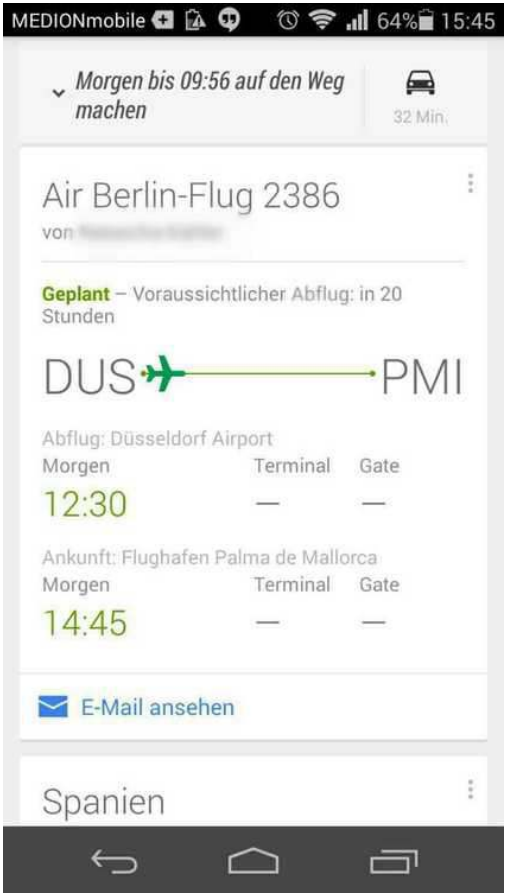
Google Now springt auf und schlägt einen Termin um 19 Uhr vor.

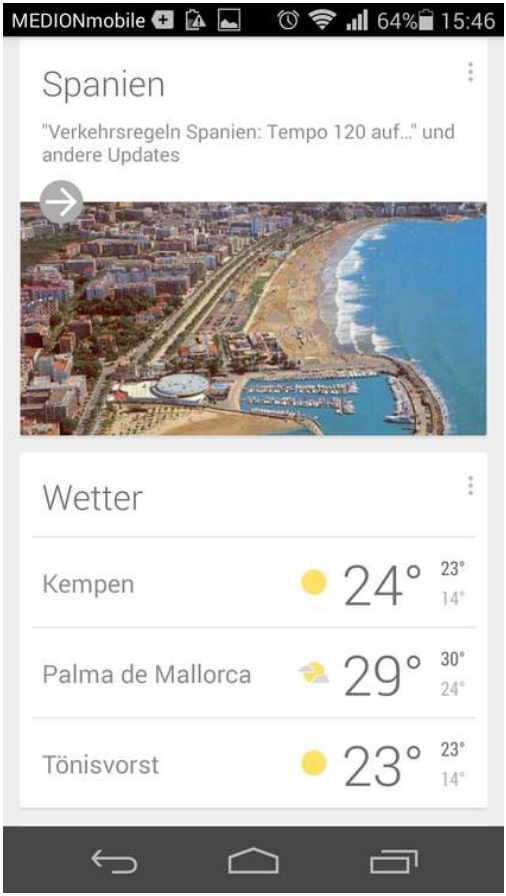
“Ok Google, weck mich morgen früh um sieben Uhr.”

Das selbe Ergebnis. Es wird nicht der Wecker auf 7 Uhr gestellt, sondern ein Termin in den Kalender eingetragen, und nicht um sieben Uhr früh, sondern um 19 Uhr.



Immerhin finde ich beim Runterscrollen interessante und wirklich dienstbare Infos: Wann der Flug nochmal geht (aus meinen Mails gelesen), wie das Wetter in Palma gerade ist und Infos zu den Verkehrsregeln in Spanien.


MEDIONmobile
64%
15:45
Morgen bis 09:56 auf den Weg machen
32 Min.
Air Berlin-Flug 2386
von
Geplant – Voraussichtlicher Abflug: in 20 Stunden
DUS
PMI
Abflug: Düsseldorf Airport
Morgen
Terminal
Gate
12:30
—
—
Ankunft: Flughafen Palma de Mallorca
Morgen
Terminal
Gate
14:45
—
—
E-Mail ansehen
Spanien



Volker König

Sommer 2013 bis auf weiteres

Auf Lesebühnen vom Tablet vorlesen

Ich lese gerne auf Lesebühnen kleine satirische oder humoristische Stücke vor. Zu Beginn habe ich die Texte ausgedruckt und auf Papier mit zur Lesung genommen. Das war aber unbefriedigend, weil ich oft während der Lesung auf die Idee komme, andere Texte zu lesen als zunächst geplant, die ich dann oft nicht dabei habe. Außerdem ist die Beleuchtung auf den Bühnen manchmal schummerig.

Mit PDFs oder Office-Dokumenten in meiner Dropbox habe ich auf meinem Google Nexus 7 und meinem Samsung Galaxy S3 sehr schnell sehr schlechte Erfahrungen gemacht, als ich mal einen Text spontan lesen wollte. Es geht, aber ist mit den vorhandenen Apps alles sehr hakelig, zumal ich in PDFs nur wie in Bildern zoomen, nicht aber die Schriftgröße verändern kann.

Deshalb fing ich ziemlich schnell an, die Texte auf meinen eBook-Reader zu kopieren. Ich schreibe die Texte in Libre-Office und pflege eine Datei, die alle fertigen Texte enthält, schön mit Kapitelmarken und Angaben, wann und wo ich den Text schon einmal gelesen habe. Das ganze exportiere ich mit dem freien Open-Office-Plugin *Writer2ePub* in eine epub-Datei, die ich dann per USB auf den eBook-Reader kopiere. Das funktionierte ganz gut, allerdings reagiert mein eBook-Reader von Kobo gelegentlich zäh auf die Umblätter-Geste, was ich beim normalen Lesen kaum bemerke, aber auf der Bühne den Vorlesefluss sehr stört. Außerdem liest es sich auf einem Kobo bei schlechter Beleuchtung noch anstrengender als von Papier, zumal der Rahmen des Gehäuses Schatten auf den Text werfen kann, wenn Licht von der Seite kommt. Ich war also noch nicht wirklich zufrieden.

Die bisher optimale Lösung dafür ist Google Play Books. Ich ziehe die epub-Datei einfach ins Browserfenster, um sie in Play Books zu importieren. Das Buch steht wenig später auf all meinen Android-Geräten zur Verfügung. Das Tablet reagiert sehr flüssig beim Blättern. Während ich damit nicht gerne

im Bett lese, weil ich es im Vergleich zu Büchern und eBook-Reader als zu schwer empfinde, ist es für die Bühne genau richtig: Das Display leuchtet und ich kann damit theoretisch auch in vollkommen finsterer Umgebung vorlesen. Bonus: Wenn ich spontan auf die Texte zugreifen möchte, obwohl ich das Tablet nicht dabei habe, kann ich das auch auf meinem Telefon tun. Das hat mich schon einmal gerettet, als das Tablet ausfiel.

Enno Park

11.8.2014

Amazon, die Kindle-App und Android. Wenn Android-Updates zum Problem werden

Schnell noch die digitale Urlaubslektüre sortieren. Amazon verwaltet die diversen Kindles: 2 Apps auf Tablets und eine Installation auf meinem Handy.

Eine Reihe Bücher will ich im heimischen WLAN schnell auf das Nexus 7 schieben – und oh weh!

Name	E-Mail-Adresse	Aktionen
Volker's 2nd Android Device	vk_178@kindle.com	Bearbeiten
Volker's 4th Android Device	vk_369@kindle.com	Bearbeiten
Volkers 3. Android-Tablet	vk_315@kindle.com	Bearbeiten
Volkers 4. Android-Tablet	vk_22@kindle.com	Bearbeiten
Volkers 5. Android-Tablet	vk_656@kindle.com	Bearbeiten
Volkers 6. Android-Tablet	vk_868@kindle.com	Bearbeiten
Volkers 7. Android-Tablet	vk_463@kindle.com	Bearbeiten
Volkers 8. Android-Tablet	vk_720@kindle.com	Bearbeiten
ZT Tab	vk_310@kindle.com	Bearbeiten

Von meinem allerersten (billigen) Tablet kennt Amazon den Namen, aber die anderen sind offenbar durch Firmwareupdates generierte pseudo-“neue” Inkarnationen meines Nexus 7. Das war bisher nicht schlimm, denn ich kann mit jedem Kindle auf meine Bibliothek zugreifen und die gewünschten Titel runterladen.

Nur nachher im Flieger eher nicht.

Ich hoffe, dass der Eintrag mit der höchsten laufenden Nummer die letzte und aktuelle Inkarnation meines Nexus 7 mit Kindle App ist. Umbenennen kann ich die Kindles derzeit anscheinend nicht.

Um Problemen aus dem Weg zu gehen, lösche ich einfach alle Tablets. Danach muss ich den Kindle-Reader neu bei Amazon anmelden. Die Reader-App stürzte zwar mehrfach ab, aber im Flieger werde ich jetzt das lesen können, was ich lesen möchte.

Die aktuelle Inkarnation des Tablets heißt übrigens “Volker’s 4th Android Device”.

Volker König

11.08.2014

Hochzeitsfotos einsammeln: ein unterschätzter Aufwand

Auf der Hochzeit wurden eine Menge Fotos gemacht. Es gab die von der Fotografin, die mit zwei DSLR-Kameras und etlichen Objektiven herumrannte. Es gab fünfzehn Einwegkameras mit Analogfilm, die auf den Tischen der Gäste verteilt waren. Und es gab natürlich zahlreiche Kameras und Handys der Gäste, die Szenen festhielten.

Was mit den Einwegkameras geschieht, ist klar. Darum müssen wir uns selbst kümmern. Das letzte Mal habe ich im vergangenen Jahrtausend einen analogen Film zur Entwicklung gegeben. Angeblich bekommt man heutzutage wenigstens automatisch eine CD mit den gescannten Bildern dazu. Falls nicht, muss ich mir zum Scannen mal einen Tag frei nehmen.

Die Bilder der Fotografin werden uns nach Bearbeitung auf jeden Fall auf CD erreichen. Aber alle anderen Fotos werden wir nun mühsam einsammeln müssen. Erste Vorgespräche führte ich schon während der Feier.

> „Die Fotos lässt du uns aber bald zukommen, ja?“
>
> „Klar! Auf welchem Weg?“

„Leg sie doch einfach in eine Dropbox oder so!“

„Hä?“

„E-Mail?“

„Ist das nicht zu groß dann?“

„Ja, bestimmt.“

„USB-Stick!“

„Den kriegst du nicht wieder.“

„CD-Rom?“

„Per Post?“

„Oder wenn wir uns mal wieder sehen.“

„Haha, ja, genau.“

Tag zwei nach der Hochzeit, und es gibt immer noch kein einziges fotografisches Dokument, das ich herumzeigen könnte.

Johannes Mirus

11.8.2014

Im Airbus A320 gibt es noch Entertainmentbildschirme

Neulich hatten wir ja schon das Aussterben der Bildschirme erwähnt, die das Entertainment in Flugzeugen sicherstellten.

Im Airbus A320 sind diese Bildschirme noch vorhanden. Derzeit laufen auf ihnen auch die Sicherheitshinweise zur Benutzung von Gurten und Schwimmwesten. Die Videos sind animiert.

Ein leicht ergrauter Richard Gutjahr demonstriert den Flugzeugmodus elektronischer Devices und klappt sein Macbook zu. Eine Manga-Flugbegleiterin erklärt die Rettungswesten. Ich überlege, mir zu Hause wieder Blender oder eine andere Animationssoftware zu installieren und in Second Life die entsprechenden Gesten zu vermarkten.

Später können wir auf den Bildschirmen ein paar Musikvideos und The Big Bang Theory gucken. Mehr nicht. Das Hören scheitert daran, dass ich bei derartigen Flugreisen neben der Badehose grundsätzlich auch den Adapter vergesse, mit dem man das Headset des Smartphone an das Bordentertainment der Fluggesellschaft anschließen kann.

Volker König

11.8.2014

Auf Reisen musst du natürlich ein Radio dabei haben. Sonst bekommst du ja gar nicht mit, wenn ein Krieg ausbricht.

Lichtbild v. Verf. – und auch wenn aus Gründen der Gesundheitspolitik inzwischen als Standard eine AA-Batterie zum Größenvergleich herhalten muss, habe ich mal, zum altmodischen Thema passend, wie früher eine Zigarette als Maßstab daneben gelegt.

"Auf Reisen musst du natürlich ein Radio dabei haben. Sonst bekommst du ja gar nicht mit, wenn ein Krieg ausbricht." Den Spruch meines weitgereisten Freundes T. habe ich seit Jahrzehnten beherzigt und tue es immer

noch – obwohl in Zeiten von Internet und Satellitenfernsehen selbst in abgelegenen Regionen aktuelle Nachrichten schnell reisen. Aber so ein Kurzwellenempfänger gehört ins Gepäck, denn wer weiß, ob das Internet in einer Krisensituation auch tut. Oder ob der Fernsehempfang dann nicht doch auf Sender einer unverständlichen Landessprache beschränkt ist . . .

In diesen Tagen hab' ich ihn wieder in meine Reisetasche geworfen, den inzwischen legendären *Sony SW100* (Foto oben links). Ein Weltempfänger, der – wie einiges, was sich bewährt hat – schon längst nicht mehr gebaut wird, aber nicht nur der kleinste, sondern auch der beste Weltempfänger ist, den ich je hatte. Als er in den 1990-er Jahren auf den Markt kam, habe ich wegen des damals abstrus hohen Preises gezögert und erst Jahre später meinen auch nicht schlechten, aber dafür deutlich größeren *Sony SW7600* (Foto oben rechts) durch das kleinere Gerät ersetzt. (Übrigens erzielt der SW100 auch als Gebrauchtgerät noch ordentliche Preise).

Nun hatten solche portablen Radios, die überall auf der Welt den Empfang der Deutschen Welle oder, besser, der BBC erlaubten, in den Zeiten vor flächendeckender Internet-Verbreitung natürlich ihre Berechtigung. Fast ohne Einschränkungen waren überall auf der Welt aktuelle Nachrichten via Kurzwelle zu hören, in einer Sprache, die zu verstehen war. Ja, es gab diverse Haken – so war (und ist) die Ausbreitung der Kurzwelle von atmosphärischen Bedingungen und damit zum Teil auch von der Tageszeit abhängig (physikalisch Bewanderte können das bestimmt besser erklären). Die Nachrichten gab's dann in halbwegs hinnehmbarer akustischer Qualität möglicherweise nur mitten in der Nacht – aber immerhin, es gab sie.

Und das Beste: Mit dem Empfang war man von niemandem abhängig. Nicht von einem Hotel, das gerade seinen TV-Satellitenempfänger zur Reparatur gegeben hatte. Nicht von einer Lieferkette, die eine fünf Tage alte FAZ zum fünffachen Preis ans Ende der Welt brachte. Ein Weltempfänger, ein paar Batterien reichten aus. Und die Kurzwelle konnte so schnell niemand unterbrechen (wenn auch einige Staaten gezielt bestimmte Sender störten, aber da bin ich nie hingefahren).

Inzwischen hat sich da einiges grundlegend geändert. Nicht allein, dass mittlerweile fast jedes abgelegene Dorf seinen Internetanschluss hat und ich, wenn ich denn unbedingt Radio hören möchte, dann auch alle deutschen Sender über Laptop, Tablet oder Smartphone streamen kann. Viel schlimmer: Es gibt diese Sender gar nicht mehr, die früher für mich die Anbindung an die westliche Zivilisation waren.

Die Deutsche Welle, unser aus Steuergeldern finanzierter Regierungssender, hat ihr Radioprogramm praktisch komplett eingestellt; über Kurzwelle gibt's da gar nichts mehr. Fernsehen und Internet sollen den Programmauftrag, das Bild Deutschlands in der Welt zu vermitteln, über den Globus verteilen.

Und der zuverlässige Nachrichtenlieferant BBC hat seine Kurzwellensendungen deutlich geschrumpft, auch die europäischen Mittelwellenprogramme. Wer den BBC World Service – im Radio! – hören möchte, hat in vielen Teilen der Welt nur noch den Internet-Stream, einige UKW-Frequenzen in Hauptstädten wie Berlin und diverse *re-broadcaster* zur Auswahl. Nach den Kurzwellenfrequenzen muss man selbst auf der BBC-Webseite eine Weile suchen.

Und trotzdem nehme ich auf Reisen ein Radio mit. Es könnte ja sein, dass dieses Internet irgendwo doch nicht so tut, wie es soll. Auch wenn sich das inzwischen die meisten wohl kaum vorstellen können.

Bonustrack: Ein Erklärvideo zum SW100:

www.youtube.com/xjEEHPAMZd4

Thomas Wiegold

11.8.2014

Handschriftliche Kündigung aufgrund von Digitalisierung. Und Prokrastinationshintergrund

Ich muss (schwersten Herzens) meine BahnCard 100 kündigen, weil ich sie ja nicht mehr brauche.

Allerdings ist bei unserem Drucker eine Patrone leer, Gedrucktes kommt also in seltsamen Farbtönen raus, weil eine Farbe fehlt. Möglicherweise gibt es eine Option, dem Drucker zu sagen, dass er bitte nur schwarz-weiß drucken möge, aber das herauszufinden dauert bestimmt locker fünf Minuten und muss dringend in die ferne Zukunft prokrastiniert werden.

Drucken geht also nicht. Man kann auch nach wie vor nichts per Mail kündigen, man muss ja immer irgendwo unterschrieben. Vermutlich gibt es auch dafür mittlerweile Lösungen, aber auch das müsste man erst herausfinden.

Solange ich also nicht drucken kann, Kündigungen und ähnliches aber immer noch hauptsächlich auf postalischem Weg und unterschrieben eingefordert wird, greife ich zu abgefahrenen Mitteln. Ich nehme ein Blatt Papier, schreibe die Kündigung mit Kugelschreiber per Hand, unterschreibe, falte das Papier zusammen und stecke es in einen Umschlag.

Eine Schreibmaschine wäre hier praktisch gewesen. Auf der anderen Seite ist es ja auch nicht mein Problem, dass jetzt irgendjemand meine Handschrift entziffern muss. Der Inhalt bleibt ja der gleiche.

So führt die zunehmende Digitalisierung des Alltags dazu, dass in bestimmten Bereichen wieder die basalsten Techniken angewendet werden. Jedenfalls bei Menschen mit Prokrastinationshintergrund.

Anne Schüßler

August 2013 bis heute

Mein elfenbeinfarbenes Wählscheibentelefon von 1962

Zum Einzug in die neue Wohnung im August 2013 darf ich mich am Hausrat meiner Großeltern bedienen. Weil Opa bei der Post war, hat er zu Hause eine ordentliche Telefonsammlung und weil ich im neuen Internetvertrag eine Festnetznummer mit VoIP mit drin habe, nehme ich das älteste Teil seiner Sammlung mit. Es ist ein elfenbeinfarbenes Wählscheibentelefon von 1962 und ich finde es wunderschön.

Nachdem ich es an die Fritzbox angeschlossen habe und der Fritzbox mitgeteilt habe, dass das jetzt das Telefon ist, mache ich einen Testanruf. Der Klingelton ist sehr laut und es funktioniert alles prächtig. Bis ich versuche, mich selbst mit dem Telefon anzurufen. Es ist dauernd besetzt, dabei telefoniert das Smartphone gar nicht. Also googele ich „Wählscheibentelefon Fritzbox“ und finde heraus, dass die Wählscheibe zu lange braucht. Bis sie

wieder in Ausgangsposition ist, geht die FritzBox schon davon aus, man hätte den Wählvorgang abgebrochen. Alle Versuche, so schnell wie möglich zu wählen, scheitern.

Immerhin gibt es die Möglichkeit, der Fritzbox ein Telefonbuch anzulegen, ihr dann zu sagen, dass sie diese und jene Nummer anrufen soll, und nur noch den Hörer abzuheben. Das ist aber relativ kompliziert für Nummern, die man nur einmal anrufen möchte. Wenig später finde ich heraus, dass Manufactum mein altes Wählscheibentelefon für sehr viel Geld zum Verkauf anbietet. Manufactum-Kunden, denke ich, werden sich sicherlich nicht damit zufrieden geben nur angerufen werden zu können, und tatsächlich: für 62 Euro könnte ich mir einen Konverter kaufen, der das Problem löst, und im Techniktagebuchchat erfahre ich am 11.8.2014, dass er woanders sogar für 40 Euro zu haben ist, aber ich hab ja noch mein Handy.

ellebil, Lichtbild v. Verf.

2014-08-09

Mit www oder ohne, in Neuseeland und anderswo

Ich richte einem Freund eine Webseite ein, unter der Domain *vorname-nachname.de*. Bislang laufen alle meine Domains über 1&1 (ich habe fünf oder sechs), aber das muss ich endlich ändern, denn 1&1 ist nicht darauf vorbereitet, dass ein Kunde im Ausland wohnt und erlaubt mir daher nicht, eine amerikanische Postanschrift einzutragen. Die whois-Einträge meiner Domains zeigen also alle auf meine inzwischen falsche, ungültige, deutsche Adresse. Kein haltbarer Zustand.

Ich wähle stattdessen einen Anbieter aus Neuseeland. Die Firma heißt iwantmyname.com und ist irgendwo wohlwollend als einer der sechs besten Domain-Registratoren besprochen worden, besonders, weil sie den Prozess so einfach wie irgend möglich machen und keinen Schnickschnack um den eigentlichen Dienst herum anbieten. Neue Domain in 180 Sekunden, wer-

ben sie. Und das stimmt, es geht wirklich wunderbar. Ich richte die neue Domain ein und beantrage gleich den Transfer meiner bestehenden Domains von 1&1.

Die Adresse der Webseite meines Freundes soll *vorname-nachname.de* sein und nicht etwa *www.vorname-nachname.de*, was heutzutage ein bißchen albern aussieht. Natürlich soll es mit *www...* auch funktionieren, aber das ist ein Sonderfall, der entweder sowieso von alleine geht (so genau kenne ich mich mit DNS nicht aus), oder den ich später noch leicht hinzufügen kann.

Als ich die Seite live schalte, und die neue Domain bereits ein paar Stunden Zeit hatte, um in die weltweiten Nameserver zu propagieren, geht nur *vorname-nachname.de*, während *www.vorname-nachname.de* als nicht-existierende Domain gemeldet wird und zu einer leeren Seite im Browser führt. Na, kein Problem, das werde ich später bereinigen und will meinem Freund erst einmal seine neue Webseite vorführen.

Ich bitte ihn, *vorname-nachname.de* an seinem Computer einzugeben, wobei ich ein bißchen helfen muss, denn er soll es nicht in die Google-Suchzeile, sondern in die Adresszeile vom Browser eingeben; ein Unterschied, den ich schon mehrmals erklärt habe, aber der einem Internet-Laien verständlicherweise unverständlich bleibt. Als er die Eingabetaste betätigt, traue ich meinen Augen nicht, denn irgendetwas auf seinem Computer ergänzt die Adresse flugs zu *www.vorname-nachname.de* und meldet dann einen Fehler: die Domain existiere nicht. Stattdessen erscheint eine »Navigationshilfe« der Deutschen Telekom, was eine offenbar von Yahoo bereitgestellte Liste von Suchergebnissen ist, unter der die neue Seite verständlicherweise nicht aufgeführt ist. Wir versuchen's nochmal. Selbes Ergebnis. Die »Navigationshilfe« erscheint so schnell, dass ich fürchte, das Ergebnis steht inzwischen bereits in irgendeinem Cache und die richtige Seite wird überhaupt nie angezeigt werden. Ich lösche die Browser-History der letzten Stunde. Hilft nichts. Ich gebe die Adresse dann doch in die Google-Suchzeile ein, hoffend, dass unter den vielen Dingen, die Google mit einer möglichen DNS-Adresse tut, auch ein simpler DNS-Lookup ist. Nein, Google zeigt nur Suchergebnisse aus seinem Index zu den Wörtern in der Adresse, aber nicht die Seite selbst.

Es ist zum Mäusemelken. Auf meinem eigenen Laptop, der am selben Telekom-Anschluss hängt wie der PC meines Freundes, geht alles anstandslos. Sogar auf meinem Android-Telefon, das im selben WLAN eingebucht ist. Auf dem PC dagegen bin ich vollkommen hilflos; ich kann ihn nicht dazu bringen, *vorname-nachname.de* auch nur auszuprobieren.

Schließlich gebe ich entnervt auf und gehe zu iwantmyname.com in Neuseeland und trage *www.vorname-nachname.de* als zusätzlichen DNS-Record ein. Ich rechne damit, dass das Stunden zum Propagieren braucht, aber weit gefehlt. Da die Basis-Domain *vorname-nachname.de* inzwischen schon weltweit bekannt ist, wird der zusätzliche Record augenblicklich gefunden; sowohl mein Laptop als auch das Smartphone lösen *www.vorname-nachname.de* sofort und korrekt auf.

Nur der PC meines Freundes nicht – der beharrt weiterhin auf der »Navigationshilfe«. Auf dieser Seite steht auch in kleiner Schrift, dass man die Funktion abschalten könne; wir klicken darauf und werden gebeten, die T-Online Zugangsdaten einzugeben. Mein Freund ist ratlos, er hat keine Ahnung, was »Zugangsdaten« sind und wo er sie eventuell notiert haben könnte.

Jetzt muss ich leider abbrechen, weil ich zu einem anderen Termin muss, und kann meinen Freund nur bitten, etwas Geduld zu haben: Vielleicht wird das Problem sich von selber lösen, wir müssen den T-Online-Servern nur etwas mehr Zeit geben. So ist es auch: Ich bin gerade eine halbe Stunde aus dem Haus, als er mir eine dankbare e-mail hinterherschickt: Die Homepage geht jetzt.

André Spiegel

13.8.2014

Ein Skype-Interview. Vollständig bekleidet spreche ich mit dem Rand meines Macbooks

Ich bekomme per Mail eine Interviewanfrage vom NDR: „Am liebsten in Studioqualität, wenn Sie das einrichten können, sonst per Telefon oder Skype.“ Ich bin in Schottland, weit weg von Studios, ohne Festnetz (es gibt einen wahrscheinlich funktionierenden Anschluss, aber kein Telefon), mit fragwürdigem Handyempfang, und sage deshalb: Skype oder gar nichts. Es ist nicht mein erstes Skypeinterview, aber das erste Mal, dass eine Radiojournalistin von sich aus Skype vorschlägt.

Vorsichtshalber ziehe ich gleich Hosen an, weil ich mir nicht ganz sicher bin, ob NDR Radio oder nicht doch auch Fernsehen ist. Es dauert dann noch ein bisschen, bis die Journalistin den Namen des hauseigenen Skype-Accounts herausfindet, ich mich an die Zeitverschiebung zwischen Deutschland und Großbritannien erinnere und wir die Hürden der Skype-Kontaktherstellung überwinden. Aber schon sechs Mails und einige Skypechatnachrichten später steht die Verbindung. Ohne Bild zwar, das wird aber offenbar nicht gebraucht.

Die Tonqualität sei nicht gut, sagt die Journalistin. Ich sage: „Ich kann ja mal versuchen, näher ans Mikro ranzugehen, ich weiß nur gar nicht, wo das Mikro ist an meinem Rechner . . . ist es so besser?“ Auf gut Glück probiere ich es mit dem linken Rechnerrand, an dem sich – nachträglich ergoogelt – beim 11-Zoll-Macbook tatsächlich das Mikro befindet: Es sind die zwei winzigen Löcher rechts von der Audiobuchse. Den Rest des Interviews spreche ich mit dem linken Rechnerrand. Das würde ich gern immer so machen, es ist viel angenehmer, als die ganze Zeit mein eigenes Bild zu sehen.

Kathrin Passig

August 2014

Meine Benachrichtigungsvorlieben

Wenn ich angerufen werde, eine SMS bekomme, eine Mail erhalte, wenn ein Google-Hangout gestartet oder eine mich betreffende Aktivität bei Google+, Twitter oder Facebook verzeichnet wird, gibt mein Smartphone unterschiedlich intensive Geräusche von sich, teilweise mit gleichzeitiger Vibration. Lediglich optische Signale bekomme ich bei Vorgängen in WhatsApp, Quizduell und Ingress. Diese Einstellungen erweisen sich als praktikabel.

Seit mich Facebook zwingt, den Messenger zu verwenden, ist alles ein bisschen weniger gut. Ich möchte nämlich nicht jedes Mal – weder am Rechner noch auf dem Handy – einen Ton hören, wenn jemand im Gruppenchat des Techniktagebuchs etwas schreibt. Über Messages von Einzelpersonen will ich sofort akustisch informiert werden, über Neuigkeiten im Chat an und für sich auch, aber wenn es dort heiß hergeht, bin ich permanentem Gepiepse ausgesetzt. Nun kann man praktischerweise einzelne Chats stumm schalten, aber diese Option sorgt dafür, dass ich auch keine *optischen* Hinweise auf neue Aktivitäten mehr erhalte! Weder poppt auf dem Smartphone das Messenger-Icon auf, noch erscheint in der Browserversion von Facebook das typische rote Rechteck mit der „1“ darin. Dadurch verpasse ich interessante und wichtige Gespräche, u. a. über den neuen TT-Index.

Vorläufige Lösung: einfach immer mal wieder das Chatfenster öffnen und gucken, ob gerade was los ist.

Torsten Gaitzsch

13.8.2014

Ich versage im Turing-Test (als Leserin)

Tumblr ist, wie ich erst nach mehrmonatiger Nutzung verstanden habe, nicht nur ein Bloggingtool, sondern gleichzeitig auch eine Art Feedreader für Tumblr-Blogs. Das sind zwei sehr verschiedene Anwendungen, die die Benutzung manchmal etwas verwirrend machen.

Ich folge zwar im eigentlichen Feedreader (feedly) einigen Tumblr-Blogs, möchte die aber nicht hierher umziehen, weil hier momentan der sehr angenehme, im Feedreader seit zehn Jahren nicht mehr gesehene Zustand herrscht, dass ich ganz entspannt alles aus den wenigen Blogs lesen kann, denen ich hier folge. Das sind Aleks Scholz' Badetagebuch, das sehr gute algopop, das Frank Lachmann mir empfohlen hat, Kleintierfriedhof, onestarbookreview und Chris Arnades Blog.

Der Beitrag, der heute ganz oben steht, ist dieser hier, nur sieht er nicht so aus wie unter dem Link, sondern eben so wie alles andere in meinem Tumblr-Dashboard. Ich betrachte ihn im Laufe des Tages mehrmals flüchtig, es ist offenbar eins der vielen Beispiele für von Algorithmen erzeugte Texte, die bei algopop ständig auftauchen. „I walke" und dann nichts mehr, „I am leaving Brooklyn after 212 years", das sind so klassische Textbotfehler. Es ist kein besonders eindrucksvolles Beispiel, aber schon ok. Vermutlich werden irgendwo Blogbeiträge nach solchen Erzählungen durchsucht und daraus neue zusammengestückelt. Denke ich.

In Wirklichkeit handelt es sich natürlich um einen echten Blogbeitrag vom echten Chris Arnade, und ich bin nur durch algopop-Lektüre schon zu verdorben.

Kathrin Passig

13.8.2014

Selfie aus Messing

In Ximen, dem hippen Abhänge- und Shoppingdistrikt junger Leute in Taipei, steht in der Nähe des Ausgangs No. 1 der U-Bahn eine Messingstatute von einem Jungen und einem Mädchen, die ein Selfie machen. Das Mädchen hält, wie hier üblich, die Finger zum Victory-V gespreizt neben ihren Kopf.

Ich musste erst lachen, aber Messingstatuen von Müttern mit Kindern oder Männern mit Hunden gibt es immerhin auch bei uns zuhauf – warum also keine jungen Leute mit Smartphones?

Katharin Tai

13.8.2014

Die nächste Evolutionsstufe nach dem Segway

Auf der Strandpromenade zwischen Can Pastilla und Playa de Palma kamen uns zwei Gruppen Segways entgegen, die erste offenbar mit einem Fremdenführer voraus, die zweite auf eigene Faust. Faszinierend, wie alltäglich diese Wunderwerke geworden sind.

Fast bemerkte ich das Pärchen nicht, das auf der nächsten Evolutionsstufe fuhr, dem Solowheel.

Sie standen leicht erhöht und hatten sich je ein Rad zwischen die Füße geklemmt. Sie steuerten durch Verlagerung des Gewichts, was aber offenbar so intelligent umgesetzt ist, dass sie sich auch ohne Unfall zueinander umdrehen und reden konnten.

Es war so spektakulär, wie es unspektakulär aussah. Keine Steuercomputer, die sie hinter sich her zogen, kein Begleitfahrzeug mit Menschen in NASA-Overalls. Einfach zwei Menschen, die sich Räder zwischen die Füße geklemmt haben, um auszufahren.

Segway wollte ich schon seit Jahren fahren, aber das ist dann ja wohl Schnee von gestern. Am besten überspringe ich diese neue Generation an Fortbewegungsmitteln auch und warte auf die nächste Steigerung.

Hoverboards vermutlich.

(Volker König)

13.8.2014

Aus dem Chat der Techniktagebuchredaktion: Swypen überzeugt. Zumindest auf der Amüsierfront

Aus dem Chat der Techniktagebuchredaktion. Volker König ist derzeit in Urlaub und schreibt vom Handy aus, dafür benutzt er Swype (oder ein ähnliches Tool), bei dem man eher so über die Tastatur wischt und dann automatisch irgendwie das richtige Wort erkannt werden soll.

Volker König: Die wichtigsten Sonderzeichen sind ja auf rege Tastatur verfügbar.

Anne Schüßler: Swypest du wieder?

Volker König: Ist eine fast zehnjährige beim Tauchen mit Sauerstoff ein Thema, die tun Luftholen über das Atemgerät immer auftauchen will?
Ich hab es auch unter so versucht...
Immer, nicht unter

Frank Lachmann: ich glaube ja, swypen sollte mal ein tt-thema werden (der wandel von sprache im zeitalter der „texterkennung“.)

Volker König: Aber hallo.

Volker König: Immerhin bin ich mal in eines der 13.075 freuen WLAN in Palma auch rein gekommen.

Thomas Jungbluth: Wir freuen uns auch darüber

Volker König: Hab in zwei Tagen 100mb Volumen verbraucht
Immerhin bin ich mal in eines der 13.075 freuen WLAN in Palma auch rein gekommen.
Hab in zwei Tagen 100mb Volumen verbraucht
Immerhin bin ich mal in eines der 13.075 freuen WLAN in Palma auch rein gekommen.

Anne Schüßler: Swypen scheint mir ein überzeugendes Konzept zu sein.

Frank Lachmann: eigentlich würde es für den anfang schon reichen, genau diese letzten paar minuten chat-log im tt zu posten.

Volker König: Dieses WLAN hier auch, ich lese alles mehrfach. Schreibe ich auch mehrfach?

Anne Schüßler: Ja.

14.8.2014

Mysterium Zwischenablage

Ich erkläre dem Vater den Screenshot. Es handelt sich um einen Vorgang, der aus mehreren komplizierten Schritten besteht. Zunächst muss man die Screenshot-Taste (Windows) identifizieren. Danach braucht man ein Hilfsprogramm namens Paint, das das Bild in der Zwischenablage wieder anzeigt und ordentlich speichern kann. “Das sind ja ganz schön viele Schritte, viel komplizierter als Ausdrucken und Wieder-Einscannen”, kommentiert der Vater. Ich will schon “NEIN” sagen, da fällt mir ein: Vermutlich hat er recht.

Die Zwischenablage selbst ist das größte Mysterium überhaupt. Ich denke darüber nach, ob es sinnvoll ist, zu erklären, dass die Bilder tatsächlich immer noch auf dem Computer sind, innendrin, aber vermutlich ist die Existenz einer unsichtbaren Abstellkammer leichter zu akzeptieren als die von Elektronen und Halbleitern. Wir kopieren zusammen URLs von Google Maps in eine Email, mit Hilfe der Tastenkombinationen Strg-C und Strg-V. “Viel einfacher als Abschreiben”, sage ich unsicher.

Aleks Scholz

14.8.2014

Free WiFi! Was wie ein Angebot klingt ist dann doch nur ein Hilferuf. Befreit WiFi doch endlich!

Während in der Heimat die Störerhaftung diskutiert wird und freies WLAN in den meisten Städten ohne Freifunk-Ortsgruppe noch eine Weile Utopie bleiben wird, tönt es auf Mallorca, dass man überall freies Internet per WLAN haben könne. Also so, wie Felix Neumann es gerade in den Niederlanden erlebt.

überall, adv., Werbesprech für "an allen Orten, an denen man sich gerade nicht aufhält"

An der Promenade in Palma, zwischen den "Ballermännern", sehe ich an jedem Laternenpfahl einen Hinweis auf "Free WiFi". Allein – außer den WiFis der größeren Hotels finde ich keine. Oder sind gar die gemeint?. Nach dem Verbinden mit dem ersten Netz fragt es als erstes nach einem Zugangscode, den Hotelgäste an der Rezeption erhalten.

Pustekuchen also.

Meine Recherche ergibt, dass dort eigentlich flächendeckend ein Netz namens *free-wifibaleares.es* hätte erreichbar sein sollen.

Hätte, hätte, Fahrradkette.

In Cala Millor entdecke ich dann tatsächlich ein WiFi namens *free-wifibaleares.es*. Manchmal. Wenn, dann gleich mit drei Balken, aber es verschwindet so schnell wieder wie es auftaucht. Zum Verbindungsaufbau kommt es daher nicht und nutzen können hätte ich es auch nicht so richtig: Es wirft jeden Client nach 30 Minuten wieder raus.

Ein Netz, das mich nach 30 Minuten wieder rauswirft, ist ok, um mal ein Bild nach Instagram oder Facebook hochzuladen, aber um per WhatsApp oder Threema für Reisepartner und andere *erreichbar* zu sein ist es ungeeignet.

Aber es gibt ja noch andere Anbieter.

Das freie WiFi im Palma Aquarium war an den meisten Stellen nicht erreichbar und da, wo es funktionierte, las ich nicht nur im Redaktionschat alles mehrfach, auch meine Postings kamen gleich mehrfach dort an.

Auf dem Castell de Belver, dem Sitz des Königs von Mallorca (nein, nicht der Drews) gibt es für die mehrsprachige Besucherführung eine eigens erstellte App, die man im hauseigenen freien WiFi runterladen kann, wenn man sich in Sichtweite des Kassenhäuschens befindet.

Die Daten zu den Exponaten bekommt man dann größtenteils nur per Daten-Roaming, da das WiFi hinter der ersten Mauer nur noch in einigen Nischen empfangen werden kann.

Die meisten freien WiFis in Restaurants und Cafés funktionieren in etwa so gut wie das im Café Katzenberger in Santa Ponça. Sie sind entweder unverschlüsselt oder der Key steht auf der Speisekarte, aber man kann sich maximal mit dem Netz verbinden, mehr als eine DNS-Namensauflösung klappt nicht mehr.

Woran das liegen könnte fiel mir auf, als wir in Cala Millor in einem Burger King landeten.

Auf dem Kassenzettel entdeckten wir einen WiFi-Code für die Filiale und kommen online. Erstmals stabiles WiFi außerhalb des Hotels. Der Code begann mit “BK” und der Filialnummer innerhalb des Burger King Imperiums, die auch oben auf dem Kassenzettel stand. Es schien also ein WiFi zu sein, das nicht unbedingt auf europäischem Know-How fußte.

Kaum online luden drei Smartphones händeringend ihre Bilder in die Cloud hoch. Was beim Burger King funktionierte, aber bei all den kleinen Cafés und Restaurants durch die Hauptsaison und die vielen gleichzeitigen Gäste mit synchronisierungswilligen Smartphones offenbar den Upstream komplett auslastete.

Volker König

14.8.2014

Eine sehr gute Twitter-Neuerung (im Traum)

Ich twittere im Traum etwas, das @slowtiger gesagt hat. Ich musste erst noch andere Dinge erledigen, deshalb sind mir andere zuvorgekommen. Das sieht man daran, dass sich die Buchstaben beim Tippen des Tweets rot färben. Erst nach etwa der Hälfte werden sie grün. Das zeigt an, dass man etwas hinschreibt, das noch niemand vor einem getwittert hat.

Kathrin Passig

14.8.2014

A Better Facebook (by Kathrin Passig)

Marcel Weiß sagt in einem Facebook-Gruppenchat: „ich setze jetzt wieder stärker auf listen auf fb. es lohnt sich.“
Ich: „Listen? beim Schreiben von Beiträgen?“
Marcel: „beim streamlesen“
Ich: „dann verstehe ich nicht, was du meinst.“
Michael Brake: „um besser zu sehen, was man sehen will und nicht, was facebook einem zeigen will?“
Ich: „ich glaube, mir ist einfach das gesamte Listenkonzept unbekannt, wie konnte das passieren.“

Marcel erklärt die Details. Es gibt also schon länger einen ungefilterten, chronologischen Newsfeed, und keiner sagt mir was! Allerdings muss ich wohl doch irgendwann mal damit herumexperimentiert haben, denn ich habe, wie sich herausstellt, schon eine Liste namens „test“. Die Listenoptionen sind ziemlich gut versteckt, und ohne Marcels Anleitung und seine Versicherung, dass es sich lohnt, hätte ich wieder aufgegeben. So muss es wohl beim Anlegen von „test“ gewesen sein.

In der linken Spalte bei „Interests“ kann man eine Liste anlegen. Sie bleibt dann allerdings erst mal unsichtbar und unauffindbar, bis man wieder zu „Interests“ geht und die Liste den Favoriten hinzufügt. Dann taucht sie ziemlich weit oben in der linken Spalte auf.

Meine neue Liste ähnelt jetzt wieder sehr viel stärker dem, was ich mir vom Facebook-Newsfeed eigentlich wünsche. Außerdem fühle ich mich bei der Benutzung quasi wie Mark Zuckerberg, denn:

Kathrin Passig

13.8.2014

Wasserkraft und Telefon

Bei einer Wanderung im Tösstal kommt man an einer grossen Zahl von Industrieanlagen vorbei, Zeugen einer langen Geschichte der Textilindustrie – wobei natürlich fast alle Fabriken stillgelegt sind. Zu den Fabriken oder ihren Überbleibseln kommt ein System von Kanälen, Schleusen und Wasserkraftanlagen aller Art. Mit der Wasserkraft der Töss wurden die Fabriken betrieben. Einige der Anlagen sind in einem erstaunlich guten Zustand. Als wir eine, nunja, Wasserbrücke passieren (eine Brücke, die kanalisiertes Wasser in einem dicken Rohr über den Fluss führt), kommt gerade ein Fahrzeug aus einer der wenigen Fabriken, die noch produzieren. Ein Arbeiter steigt aus und macht sich in einem Kontrollhäuschen neben der Wasserbrücke zu schaffen.

Wir fragen uns, ob es sein kann, dass diese uralten Wasserkraftanlagen tatsächlich noch in Betrieb seien. Oder ob es einfach zu teuer wäre, die ganzen Anlagen zu demontieren und man darum einfach nur hie und da kontrolliert, ob nicht gerade etwas zusammenfällt.

Später, im Gasthaus «Löwen» erklärt uns der Wirt, dass diese Wasserkraft-Anlagen tatsächlich fast alle stillgelegt wurden. Die wenigen aber, die erhalten wurden, gehören mittlerweile (unerwarteterweise) zu den besten Einnahmequellen ihrer Besitzer – denn der Strom, der mit ihnen erzeugt werde, könne heute zu Spitzenpreisen als Ökostrom verkauft werden.

Im Löwen, der aussieht, als wäre an ihm ungefähr seit der Installation der Wasserkraftanlage nichts verändert worden, findet sich neben dem Eingang ein kleines Kabäuschen mit einem uralten Telefon und einem kleinen Möbelchen (Eiche, Resopalabdeckung), das 8 Fächer für Telefonbücher aufweist. Ich überlege, ob mir noch andere technische Installationen einfallen, die Jahrzehnte, nachdem sie vermeintlich obsolet geworden sind, unter anderen Vorzeichen plötzlich wieder aktuell werden. Es ist schwer vorstellbar, dass das Telefon mit der Wählscheibe irgendwann plötzlich wieder Geld einbringt, aber vielleicht tut der Löwenwirt dennoch gut daran, es noch nicht zu verschrotten?

(Vielleicht wird das Telefon irgendwann darum interessant, weil es einem ermöglichen wird, ohne Überwachung zu kommunizieren?)

Lukas Imhof

14.8.2014

Wie das Telefonieren diese Woche funktioniert

Im Chat der Scrabble-App versuche ich mich seit Tagen mit meiner Mutter zum Telefonieren zu verabreden. Ich erreiche sie bei Skype nicht, weil sie dort immer offline ist. Sie ist von Skype aus unklarem Grund ausgeloggt worden und weiß ihr Passwort nicht mehr. Am Handy erreicht sie mich nicht,

weil ich eine englische SIM verwende, deren Nummer sie nicht hat. Aber ich habe vor langer Zeit mal Skypeguthaben eingezahlt und kann via Skype am Festnetz anrufen. Die Tonqualität ist bescheiden, obwohl ich den Rechner hochkant hinstelle und wieder mit seinem linken Rand rede.

Nach einer Weile merke ich, dass es bei diesem Verfahren – anders als beim Videoskypen, wie wir es im letzten Jahr praktiziert haben – nicht selbstverständlich ist, dass beide Eltern am Telefon sind. Ich frage sie, wie sie das machen. Mein Vater nutzt das Wandtelefon, meine Mutter das schnurlose, Mein Bruder, erklären sie, hat beide an der Telefonsteckdose zusammengezwirbelt, so wie ich es damals mit dem Modemkabel auch gemacht habe.

Wir reden eine Dreiviertelstunde lang, dann fällt mir ein, dass das Geld kostet. Ich habe schon länger nicht mehr kostenpflichtig telefoniert und den Reflex abgelegt, beim Telefonieren Instant-Verarmung zu befürchten. Mein schönes Skypeguthaben von über 7 Euro! Sicher ist jetzt alles weg, schließlich war es ein Auslandsgespräch! Aber vom Skypeguthaben sind immer noch knapp 7 Euro übrig. Das reicht beim bisherigen Verbrauch bis 2020, theoretisch. Praktisch ist bis dann sicher alles wieder ganz anders, meine Telefontechniken ändern sich ja schon jetzt von Woche zu Woche.

Kathrin Passig

15.08.2014

Ein Selfie-Musikvideo (beinahe)

Ich schaue mir meine Fotos zum ersten Mal bei Google Fotos an, seitdem es nicht mehr Picasa heißt. Die Bilder werden neuerdings nach verschiedenen Zeitabschnitten, zum Beispiel Tagen oder Wochen, sortiert angezeigt. Auf dem Bildschirm sind gleichzeitig mehrere Vorschauen zu sehen, die darin enthaltenen Bilder wechseln sich im Sekundentakt ab. Die Selfies, von denen ich oft mehrere hintereinander gemacht habe, sehen dabei wie Daumenkinos aus. Zufällig läuft gerade auf meinem Mac die dazu passende Musik auf You-

tube. Im Takt schließen und öffnen meine Selfies die Augen. Ich bin so davon begeistert, dass ich mit dem Smartphone ein Musikvideo drehe. Das Ergebnis kann sich durchaus sehen lassen, aber auf Facebook hochgeladen wird die Qualität so miserabel, dass ich es gleich wieder löschen muss.

Natalia Kauz

Um den 15.8.2014

Zwanzig Jahre ohne Internet. Mein Leben ist vorbei

Geträumt: Ich muss ins Gefängnis, und zwar nicht nur so ein bisschen mit Bewährung, sondern richtig lang, zwanzig Jahre oder so. Das erscheint mir gar nicht schlimm, ich stelle mir vor, dass man dort endlich mal in Ruhe über alles nachdenken kann. Aber dann fällt mir ein, dass es im Gefängnis wahrscheinlich kein Internet gibt, ziemlich sicher sogar. Eine große Traurigkeit befällt mich. Mein Leben ist vorbei.

Von diesem Traum sind keine Details erhalten, aber an das Gefühl erinnere ich mich noch sehr gut. (Ich weiß übrigens wirklich, wie sich 23 Jahre ohne Internet anfühlen, und wenn man nur die Zeit rechnet, an die ich mich erinnern kann, sind es 20.)

Kathrin Passig

15.08.2014

Toilettenverfügbarkeitsanzeige in Echtzeit

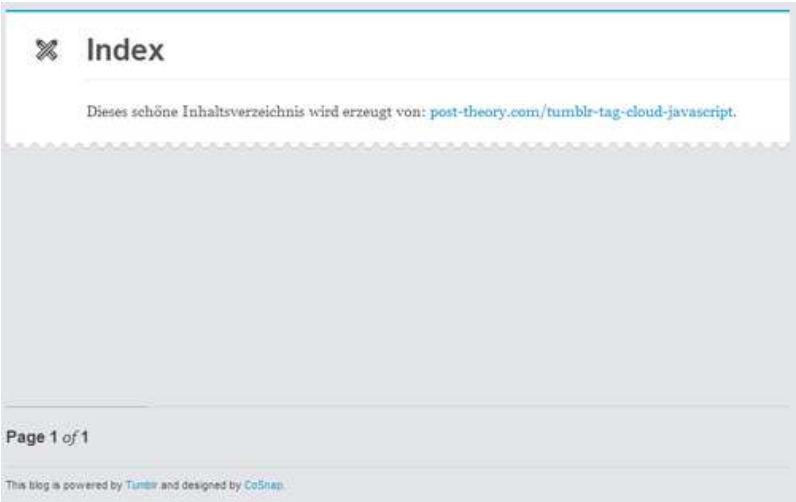
Wer in Taipei in einer U-Bahn-Station auf eine öffentliche Toilette geht, muss nicht die Türen abgehen und überprüfen, welche von ihnen man benutzen kann – stattdessen kann man schon vor dem Betreten der Örtlichkeit in Echtzeit auf einer elektronischen Anzeige nachschauen, welche Kabinen gerade frei und welche besetzt sind.

Katharin Tai

Seit mindestens Februar 2013

Im Netzwerk meines Arbeitgebers geht es sehr streng zu

Im Netzwerk meines Arbeitgebers geht es sehr streng zu. Das hat mannigfaltige und teilweise sogar gute Gründe, führt aber dazu, dass ich über den Bürorechner Dinge nicht sehen kann, die normale Internetnutzer sehen. Der neu geschaffene Index des Techniktagebuchs sieht hier beispielsweise so aus:



Das liegt daran, dass das dort eingebundene Script aus unerklärlichen Gründen geblockt wird:

Trend Micro InterScan Web Security Event

URL Blocked

Access to this web site was blocked by an IT URL Filtering policy because of its category.

Event Details:

URL: http://post-theory.com/tumblr-tag-cloud-javascript

Category: Pornography

If you believe this URL was blocked in error, please contact your IT staff to resolve this issue.

Trend Micro InterScan Web Security Virtual Appliance: IWSVA02

Wegen Pornografie! Ich kann da nur Vermutungen anstellen, aber es ist bei Weitem nicht das erste Mal, dass ich völlig harmlose Websites nicht betrachten kann, weil sie aus irgendwelchen Gründen im Filter gelandet sind. Manchmal scheint alleine der Name der Domain auszureichen, wie mein Lieblingsbeispiel „This is not porn“ zeigt, eine eigentlich vollkommen harmlose Bildersammlung mit einem etwas unglücklich gewählten Namen:

Trend Micro InterScan Web Security Event

URL Blocked

Access to this web site was blocked by an IT URL Filtering policy because of its category.

Event Details:

URL: http://thisisnotporn.net/

Category: Pornography

If you believe this URL was blocked in error, please contact your IT staff to resolve this issue.

Trend Micro InterScan Web Security Virtual Appliance: IWSVA02

Die Filterung ist an vielen Stellen so streng, dass mir vernünftiges Arbeiten erheblich erschwert wird. Auf der anderen Seite scheint es eine Ausnahmeregel für Tumblr zu geben; aber da gibt es ja auch kaum Pornografie, hüstel.

Johannes Mirus

15.8.2014

Der komplett unintuitive, aber verblüffend gut funktionierende Onlinekatalog der Stadtbücherei Essen

Ich muss Bücher verlängern lassen, die ich bei der Stadtbücherei Essen ausgeliehen habe.

Immerhin geht das mittlerweile online, man muss noch nicht mal selber ein Konto anlegen, man muss sich einfach mit seiner Benutzernummer und seinem Geburtsdatum anmelden.

Die Seite ist optisch und usabilitytechnisch eine Katastrophe, funktioniert aber dafür verblüffend gut. Um ein Buch zu verlängern, gibt es da zum Beispiel die Option „Medien verlängern“, aber man kann dann nicht einfach auf den Text klicken, sondern man muss auf den Radiobutton neben dem Text klicken und dann oben links auf „GO!“ drücken.

Dann darf man alle Bücher auswählen, die man verlängern will, und muss wieder oben links auf „GO!“ klicken. Man muss eigentlich immer oben links auf „GO!“ klicken, wenn man irgendwas tun möchte, und nicht unten rechts unter dem Formular, wie man das so gewohnt ist.

Es ist komplett unintuitiv, aber überall steht, was man machen muss, und deswegen funktioniert es trotzdem. Man hat das, was man wollte, sehr schnell erledigt, nur halt auf dem kurzen Weg sehr große Schmerzen.

Bonustrack: Die Homepage des Onlinekatalogs heißt hier „Leitseite“. Ich fühle mich spontan in die frühen Internetzeiten zurückversetzt und weiß nicht, ob ich das ein bisschen bedenklich oder einfach charmant anachronistisch finden soll.

Anne Schüßler

10.8 bis 15.8.2014

Fielmann kann nicht mailen, ich nicht telefonieren, und wir verstehen uns doch

Am Sonntag trete ich auf meine Brille, eigentlich nur ganz leicht, aber sie zerbricht sofort in der Mitte am Steg. Weil ich schon einmal meine Brille im Zug liegengelassen habe, weiß ich, dass meine Fielmann-Filiale zumindest damals das gleiche Gestell und die nötigen Daten noch hatte und mir einfach die alte Brille noch mal verkaufen konnte.

Allerdings werde ich nur Ende des Monats einen Zwischenstopp in Berlin machen, zu kurz vermutlich für Bestellung und Abholung einer Brille. Man kann meiner Filiale nicht mailen, aber man kann sie auf der Fielmann-Website auswählen und sein Anliegen in ein Formular schreiben.

Montag bekomme ich Antwort, die Gmail natürlich erst mal in den Spamfolder sortiert, aber darauf bin ich gefasst:

> Sehr geehrte Frau Passig,
>
> vielen Dank für Ihre Mail.
>
> Den Defekt Ihrer Brille bedauern wir sehr.
>
> Da unsere Niederlassungen nicht per Mail erreichbar sind und wir zudem keinen Einblick auf die Kundendaten haben, haben wir Ihre Nachricht umgehend an unsere Niederlassung in Ber-

> lin (Kottbuser Damm) weitergeleitet. Unsere Mitarbeiterin, Frau Rudolph, wird Sie so bald wie möglich bezüglich Ihres Anliegens unter der von Ihnen hinterlegten Rufnummer kontaktieren.

Es folgen meine Daten aus dem Onlineformular, eingeleitet mit einem Hinweis an den Kundenservice:

> Folgende Mail kommt von Ihrer Internet-Seite!
>
> Niederlassung: 001-0453
>
> Anrede: Frau
>
> Name: Passig
>
> Vorname: Kathrin
> Straße, Nr.: Weserstr. 183
> Plz, Ort: 12045 Berlin
>
> Land: Deutschland
>
> Telefonnummer:
> E-Mail Adresse: fielmann@kulturindustrie.com

(Warum meine Mailadresse mit *fielmann* anfängt, erkläre ich ein andermal; es hat mit Spam zu tun.) Bis Donnerstag passiert weiter nichts, außer dass ich herausfinde, dass das Sternchen bei „und Plastik*“ auf der Sekundenklebertube „außer Kathrins Brillengestell“ bedeutet. Ich hake noch mal per Mail nach. Am Freitag kommt die Antwort:

> Sehr geehrte Frau Passig,
>
> vielen Dank für Ihre Rückmeldung.
>
> Wir bedauern sehr, dass Sie noch keinen Rückruf erhalten haben.
>
> Umgehend haben wir uns erneut mit unserer Niederlassung in Berlin (Kottbuser Damm) in Verbindung gesetzt. Wie man uns mitteilte, konnte unsere Mitarbeiterin, Frau Rudolph, Sie telefonisch nicht erreichen. Des Weiteren informierte man uns, dass für

> Sie ein Bestellung der gewünschten Brille (Auftragsnummer 166 4512) eingeleitet wurde. Gerne können Sie sich auch direkt an unsere Mitarbeiter unter der Rufnummer 030/6923381 wenden. Sie werden gerne für Sie da sein.

Dass Frau Rudolph mich telefonisch nicht erreichen konnte, hat womöglich damit zu tun, dass ich gar keine Telefonnummer angegeben habe. Aber hey, Bestellung eingeleitet! Und es gibt tatsächlich mindestens ein Onlineformular auf der Welt, das nicht einfach ins Leere führt.

Update 22.8.: Die Bestellung wurde nicht nur eingeleitet; als ich eine Woche später in der Filiale vorbeischaute, um vielleicht doch mal meine Telefonnummer zu hinterlassen, war die Brille schon fertig. Das geschah an einem Freitag. Am Montag lag eine Postkarte im Briefkasten, die mir mitteilte, dass ich meine Brille abholen könne.

Kathrin Passig

15.8.2014

Elektromobilität irgendwann zwischen 1900 und 1950

Das Lofthotel Canet auf Mallorca besteht aus einem alten Bauernhof, dessen Wirtschaftsgebäude zu Lofts ausgebaut sind. Auf dem gesamten Gelände und im Erdgeschoss befinden sich alte Fahrzeuge und landwirtschaftliche Gerätschaften.

Direkt unterhalb der Loft Azul, in der wir Urlaub machen, stehen drei mit Motor ausgerüstete Fahräder vermutlich aus der Zeit zwischen 1900 und 1950.

Das Rad aus der letzten Entwicklungsstufe hat verblüffende Ähnlichkeit mit heutigen Elektrorädern.

Während die beiden anderen Räder an Motorrädern orientiert den Tank am Oberrohr und den Motor oberhalb des Tretlagers angeordnet hatten, war der Tank hier zwischen Sattelrohr und Hinterrad und der Motor vor dem Tretlager angebracht. Im Unterschied zu heute war die Kupplung, die die Kraft von Pedalen und Motor zusammenbringt, jedoch in der Hinterachse untergebracht, was eine zweite Kette links vom Rahmen erforderlich machte.

Der Łohmann-Zusatzmotor machte wohl kurz darauf auch die zweite Kette überflüssig und nahm das Konstruktionsprinzip modernster E-Bikes vorweg.

Volker König

16. August 2014

Kein WLAN im Hotel. Zum Glück ist nebenan ein Billa.

Im Kurzurlaub in Graz. Das Altehrwürdige Hotel hat kostenloses WLAN. Leider ist das so überlastet, dass ich meistens nicht einmal eine Adresse zugewiesen bekomme.

Der benachbarte Billa hat aber auch kostenloses WLAN (mit einer Vorschaltseite, auf der ich die Nutzungsbedingungen akzeptieren, mir aber *keinen* Benutzernamen geben und auch *nicht* meine Personalausweisnummer eingeben muss).

Das Billa-WLAN lässt aber offensichtlich nur http(s) zu. Erstaunlicherweise reicht das für die Kommunikation der meisten Programme auf meinem Telefon. Nur der Mailclient beschränkt sich auf Fehlermeldungen. Plötzlich fühlt sich IMAP sehr alt an.

Thomas Renger

16.8.2014

Kassenorganisation im Carrefour

Auch in Spanien wird am Samstag der Wocheneinkauf gemacht. Im Supermärkten wie dem Carrefour in Palma de Mallorca, der von Größe und Auswahl etwa einem real-Markt entspricht, sind dann Details wieder überraschend anders organisiert.

Das frische Gemüse zum Beispiel wird nicht von den Kunden, sondern von Supermarktmitarbeitern abgewogen. Die Kunden stehen vor den fünf Waagen, die von drei Menschen bedient werden, nicht in Schlangen an, sondern in einer Wolke und legen Obst und Gemüse auf.

Hinter den Kassen stehen drei Mitarbeiter und Sekunden nach dem Auflegen ist das Preisetikett auf der Tüte, ohne Diskussion mit einer intelligenten Kamerawaage, was da jetzt auf der Wiegefläche liegt oder Ärger mit weniger intelligenten Kassen, wenn die Zwiebeln mal wieder zum Kilopreis von Knoblauch abgewogen werden, weil die Nummern an den Gemüseständen falsch waren.

Auch die Kassen sind zu Stoßzeiten anders organisiert. In der linken Hälfte der über 20 Kassen sind die Durchgänge mit einem Absperrseil versperrt und die Kunden werden so gezwungen, sich in einer gemeinsamen Schlange anzustellen.

Die Schlange geht schnell voran, insgesamt wie ein Spaziergang. Obwohl sie an den Schlangen vorbei und noch um zwei Ecken im Supermarkt führte, warteten wir nur drei oder vier Minuten. Am Ende angekommen fragt man sich als Fremder, welche Kasse man nun wählen soll (oder darf), bis man aus einem kleinen Lautsprecher oberhalb des Schlangenendes hört:

„Caja 5 por favor!“

Tatsächlich sind alle Kassen – wie bei uns – mit einer Videoüberwachung ausgestattet, und eine Mitarbeiterin bei der Kassenaufsicht verteilt die Kunden über die Kassenboxen, bei denen der vorherige Kunde gleich fertig kassiert ist.

Die rechte Seite der Kassenzone wird von Schnellkassen für Kunden mit Einkaufskörben und SB-Kassen dominiert und hat daher keine gemeinsame Schlange. Ganz rechts sind noch ein paar – maximal vier – normale Kassenboxen, an denen sich Kunden anstellen, denen die gemeinsame Schlange zu lang ist und die lieber ärgerlich auf die Nachbarkassen schielen, wo es nach Murphy’s Law natürlich schneller geht als in der eigenen Schlange.

Volker König

Irgendwann zwischen 2005 und 2014, aber was ist schon Zeit

Anbetung des iTunes-Visualisers

Ich muss den Mann kennenlernen, der den iTunes-Visualiser programmiert hat. Vielleicht war es auch eine Frau, aber wie wahrscheinlich ist das. *(Anm. d. Red.: Vermutlich handelt es sich um Andy O'Meara, Quelle: Wikipedia "Music visualization".)* Es ist wieder einer dieser Abende. Cragganmore und Cardhu im Wechsel, diese Art. Mein Kopf wird ganz leicht. Es fühlt sich so an, als könne ich alles bewältigen, sogar "Selling England by the Pound".

Ich versuche gleichzeitig zu lesen, aber der Visualiser ist zu stark. Er nimmt mir das Problem ab, dass Musik nicht automatisch visuell ist, immer muss man sie übersetzen. Bei der Übersetzung kommt normalerweise der Text in die Quere. Man denkt unweigerlich an Engländer und Ethel und Zimmer, die aufgeräumt werden müssen, und dann, bei "Firth of Fifth", unweigerlich an Schafe. Unzählige Schafe. Der Visualiser ersetzt diese kläglichen Bilder mit viel besseren. Mit leuchtenden Kugeln vor schwarzem Hintergrund, die auf alles reagieren, was Phil Collins so macht. Sie reagieren auf Rhythmen, auf Harmonien, auf Stille. Sie pulsieren, sprühen, kreisen umeinander, vermehren sich, explodieren.

Das alles könnte ich vermutlich auch selber im Kopf erzeugen, aber es ist soviel einfacher, wenn mein Mac es erledigt. Ich kann Musik hören, Kugeln sehen, und mein Gehirn funktioniert parallel als dritter Kanal, auf dem wieder etwas völlig anderes abläuft. Wirklich, etwas ganz anderes. Leuchtende Kugeln sind natürlich nicht einfach nur leuchtende Kugeln, sondern Sterne. Abstrakte Konzepte, mit Gleichungen, Geschwindigkeiten, Kräften und Energien. Alles gehorcht dem Diktat der Musik, das ganze Zeug, das ganze Universum. Das Universum dirigiert von Phil Collins.

Schlimmer noch der Classic Visualiser. Jetzt keine Kugeln, stattdessen verändert sich die Hintergrundfarbe und die Kamera zoomt durch endlose Landschaften aus sich verbiegenden Linien, Spiralen und Vortexen, immer schneller und wirrer. Bis man sich irgendwann, tief im Single Malt und tief in der Unvollendeten Sinfonie leise weinend vor Glück und Verwirrung erbricht.

Ich erinnere mich gut an diesen anderen Abend, als Dave und ich, zugedröhnt mit kanadischem Pot, in Daves staubigen Schlafzimmer standen und fasziniert auf den Bildschirm starrten, auf die Melange aus Zufall und Algorithmus. Es lief irgendeine Billigsoße, der Sound völlig egal, aber die Formen. Die Farben. Die Strukturen. Die Bewegungen. Wir stupsten uns gegenseitig an. Wir sahen uns an. Siehst du das auch? Kannst du das sehen? *Sehen* wir das wirklich oder ist das irgendein anderer Sinn? Ist die Welt wirklich so bemerkenswert fantastisch? Ist das überhaupt noch diese *Welt*? Hier docken die uralten Varianten der Gehirnreinwaschung, via Chemie und Saiteninstrumente, nahtlos an die neuesten Verblendungstechniken an, beziehungsweise natürlich genau umgekehrt. Wir verwandeln uns in Opfer, wie Steinzeitmenschen, die vor einer Göttererscheinung stehen, Opfer dieses einen Programmierers.

Aleks Scholz

16.8.2014

So ist das also mit diesen Google Photos

Ich muss erst im Techniktagebuch-Redaktionschat nachfragen, was Natalia Kauz in ihrem Beitrag eigentlich meint mit „Google Fotos“, damit ich es verlinken kann.

Volker König weiß es: „Die ehemaligen Picasa Web Alben, die jetzt in Google Plus integriert sind. Sind wirklich lustig, ich hab letztes Jahr ne Serienaufnahme einer Bucht gemacht, um den leuchtenden Leuchtturm drauf zu

bekommen, nach dem Hochladen hat Google daraus automatisch ein Video gemacht. Oder die Reisen als ‘Stories’ zusamenfassen – auch lustig. Ich finde die Fotos aber auch nie so richtig.“

Das beantwortet eine Frage, die ich mir heute morgen ganz kurz gestellt und dann ignoriert habe. Der Bilderviewer meines Handys fragte mich, ob ich nicht doch meine Fotos mal automatisch irgendwohin hochladen wolle. Und weil der Verlust der Fotos am schmerzlichsten (beziehungsweise überhaupt der einzige echte Datenverlust) war, als ich das Handy kürzlich mal ein paar Stunden lang verloren glaubte, bin ich dem Vorschlag gefolgt. Dann kam noch irgendeine unverständliche Frage, die was mit Google Drive zu tun hatte, ich dachte „egal“ und wählte auf gut Glück eine der beiden Optionen.

Nur um den Link für Natalias Beitrag zu kopieren, suche ich die Fotoabteilung in Google Plus, und da sind bereits alle meine Fotos. Nicht nur das. Vor zwei Tagen habe ich eine mögliche schottische Badestelle in mehreren Einzelteilen fotografiert und dabei gedacht „wenn ich mich mehr für die Funktionen meiner Kamera interessieren würde, würde ich jetzt ein Panoramabild machen“. Google hat das ungefragt für mich erledigt:

(Das Bild zeigt die Badestelle bei Ebbe, aber wie eine Badestelle bei Ebbe aussieht, ist natürlich viel wichtiger, als wie sie bei Flut aussieht. Bei Flut sind alle Badestellen gleich.)

Kathrin Passig

16.8.2014

Analoges Objekt der Begierde

Immer wieder stoße ich auf Technik, die mich begeistert und bei der ich spontan denke *das will ich haben!*, obwohl ich's gar nicht brauche und eigentlich, wenn ich ehrlich bin, auch nicht besitzen will. Nur ab und zu benutzen. Bei einem Besuch sehe ich wieder so ein – analoges – Objekt der Begierde: Ein Zeiss-Fernglas mit 20facher Vergrößerung (Wahnsinn!) und vor allem: mit mechanischer (!) Bildstabilisierung. Ein Wunderwerk der Technik, dieses Zeiss 20x60 S, das nur Spezialisten wirklich brauchen. Aber einfach beeindruckend.

Jetzt muss Europa nicht mehr zittern, jubelte die FAZ vor fast zehn Jahren. Da war dieses Superglas schon fast 15 Jahre auf dem Markt. Und in der Tat, der Blick durch dieses, pardon für den hier fast schon abwertenden Begriff, Fernrohr in die Weite ist atemberaubend. Erst wegen der Vergrößerung, die aber jedes Zittern der Hände (und wer zittert nicht, und wenn minimal) gnadenlos ebenfalls vergrößert. Ein Druck auf die Stabilisierungstaste, und das Bild steht still, Einzelheiten werden erkennbar, die Schilder auf der anderen Talseite kann ich lesen . . .

Allerdings: das hat viel mit Spaß an der Technik zu tun, immerhin ist dieses Zeiss-Glas das einzige weltweit mit mechanischer Stabilisierung – die Konkurrenzangebote japanischer Firmen setzen alle auf Elektronik (und brauchen dann alle paar Beobachtungsstunden neue Batterien). Aber den Stabilisierungseffekt kann man auch deutlich günstiger mit einem Stativ erreichen. Selbst ein teures Profi-Stativ bleibt weit unterhalb der mehr als 6.000 Euro, die Zeiss für dieses Glas neu verlangt.

Außerdem: Nein, ich brauche so ein Fernglas gar nicht (mein kleines 8x25 reicht mir, und ein Gewicht von 1,7 Kilogramm mag ich auch nicht um den Hals hängen). Aber, wie gesagt, es ist eines dieser technischen Wunderwerke, die ich mir immer mit ein bisschen *haben wollen!* anschaue und dann doch froh bin, dass ich es nicht habe.

P. S.: Wer an dem 20x60S interessiert sein sollte: Das Exemplar, mit dem ich an diesem Wochenende rumspielen durfte, steht zum Verkauf.

Thomas Wiegold, Lichtbild v. Verf.

16.8.2014

Ampeln regeln den Kassenverkehr im Supermarkt (vielleicht)

Im Edeka-Markt in Leverkusen-Küppersteg regelt man den Kassenverkehr mit Rot und Grün im Design ostdeutscher Fußgängerampeln. Sie zeigen an, ob eine Kasse offen ist oder nicht. Oder ob sie frei ist?

Es ist nicht zu erkennen, oder die Ampel ist defekt. Jedenfalls sind beide Kassen offen, und an der mit dem roten Licht stehen mehrere Kunden.

Thomas Jungbluth

16.08.2014

Filterblasierung

Zurzeit wird wieder ein wenig heftiger über Facebook und dessen Newsfeed geklagt. Viele Facebook-Freunde würden spurlos verschwinden, höre ich allerorten. Dadurch sensibilisiert machte ich heute eine Entdeckung. Es handelt sich um das kleine Zahnrädchen neben dem Menü-Item „News Feed“ (deutsch: „Neuigkeiten“), das nur beim Drüberfahren mit der Maus eingeblendet wird:

Der Klick darauf enthüllt eine Liste mit Leuten und Seiten, die offenbar komplett aus meinem Newsfeed ausgeblendet werden.

Vor meinem ersten groben Bereinigungsdurchgang standen dort sage und schreibe 54 Personen, von denen mir Neuigkeiten vorenthalten werden. Fast alle davon habe ich nicht absichtlich zu personae non gratae erklärt. Nur Facebook weiß, wie sie in die Liste geraten sind.

54 Personen, das entspricht etwa zehn Prozent meines Facebook-Freundeskreises und erklärt zumindest zu Teilen die Filterblasierung, deren Begünstigung man dem Netzwerk vorwirft.

Johannes Mirus

August 2014

Ich möchte keine Facebook-Messages bekommen, sondern E-Mails

Facebook hat, zumindest auf mobilen Geräten, den Zwang zur separaten Messenger-App eingeführt und ich finde das gut. Es macht nicht nur seltener Ping auf meinen Telefon (wo schon die normale Facebook-App nicht installiert ist) – vor allem können die Leute ein Stück weniger davon ausgehen, dass mich eine Nachricht erreicht, die sie mir auf Facebook geschrieben haben. Ich möchte nämlich keine Facebook-Messages bekommen, sondern E-Mails.

Wenn ich Facebook-Messages lese und nicht sofort beantworte, werde ich sie zu 99% vergessen, während meine Mail-Inbox wohlsortiert ist: Dort verschiebe ich erledigte Mails in einen Archiv-Ordner; ich kann mir Mails, die bestimmte Stichworte enthalten, automatisch markieren lassen; alles ist sehr transparent archiviert und ohne viel Aufwand durchsuchbar; wenn ich will, kann ich bei Bedarf einen Auto-Responder einschalten und ich kann verschlüsselt kommunizieren. All das geht mit Facebook nicht und Facebook konterkariert meine Bemühungen, mit einer großen Zahl eingehender Nachrichten umzugehen.

Das gilt genauso für Twitter, Whatsapp usw. Messenger aller Art zwingen mir ihr Tempo auf. Einfach nur Mails zu nutzen, dient der Entschleunigung. Deshalb finde ich übrigens mittlerweile SMS gar nicht so doof: Wenn es Geld kostet, wird sich ein Absender doppelt überlegen, ob die Nachricht gerade wirklich so dringend ist.

Ausnahmen mache ich bisher nur bei Threema, weil ich den Leuten die Möglichkeit geben möchte, bei Bedarf verschlüsselt mit mir zu kommunizieren, und weil die Zahl meiner Threema-Kontakte so überschaubar ist, dass es einfach nicht reicht, mich zu nerven. Eine weitere Ausnahme ist ein exotischer Messenger, den in Deutschland keine Sau nutzt. Damit kommuniziere

ich mit der Frau und sonst niemandem. Die Gewissheit, dass eine bestimmte Notification auf meinem Telefon nur von ihr sein kann, was ich bereits an der Farbe des Blinkens sehe, ist sehr angenehm.

Aber zurück zu Facebook: Wie kaputt der Messenger ist, zeigt folgende Nachricht, die ich auf Facebook erhalten habe:

> Alter, ich hab dir Zeit gegeben, dich mir an zu schließen. Du denkst du du weißt mehr und bist was besseres durch deine Behinderung. Dann mach mal so weiter. Außer dir willst du keine helfen.

Vorgeschichte: Eine Person hat mich auf Facebook kontaktiert. Es ging um den Cyborgs e. V., gemeinsame Interessen und eine mögliche Zusammenarbeit. Leider habe ich diese Nachricht übersehen, weil Facebook sie unter „Sonstige“ einsortiert hat, und dadurch nie beantwortet. Einen Monat später kam dann obige Nachricht hinterher. Alles zusammen habe ich erst mehrere Monate später gelesen, als ich mal in meinen Sonstiges-Ordner herumklickte, in dem sich sonst nur Spam befindet.

Da hat Facebook unabsichtlich, aber systematisch die Kommunikation gestört. So richtig böse kann ich nicht sein, da mir das Malheur die Zusammenarbeit mit einer offensichtlich aggressiven und empathiefreien Person erspart hat. Das Beispiel zeigt aber deutlich, warum Facebook-Messaging kaputt ist.

Am liebsten wäre mir daher, ich könnte den Messenger komplett abschalten. So dass niemand mehr mir eine Nachricht auf Facebook schicken kann – egal ob in der App oder webbasiert. Einige wenige Personen würde ich vielleicht davon ausnehmen und natürlich die Gruppenchats, an denen ich explizit teilnehmen möchte, wie der für das Techniktagebuch oder Read on my Dear. Leider bietet Facebook diese Möglichkeit nicht. Oder ich habe sie nicht gefunden.

Da ist der Zwang zur separaten Messenger-App ein Schritt in die richtige Richtung. Jetzt dasselbe bitte auch auf der Webseite!

Enno Park

16.8.2014

Die erste 6-Megapixel-Lomo mit Wechselobjektiv

Die Neunjährige hat sich im Urlaub meine Pentax *istDl geschnappt und macht Fotos. Die Pentax ist eine der älteren digitalen Spiegelreflexkameras, da allerdings die Light-Version mit weniger Motivprogrammen und geringerer Serienbildgeschwindigkeit durch weniger Speicher. Serienbilder bei Sportveranstaltungen mache ich eh nicht und mehr als die Programmautomatik der frühen 1980er braucht sowieso niemand.

Sie hat für heutige Maßstäbe lächerliche 6 Megapixel, aber es passen alle Pentax K und PK Objektive dran, die in meiner analogen Ausrüstung enthalten sind. Derzeit ist ein 18-55 mm Zoom drauf, das bei analogen Kameras ungefähr 28-70 mm entspräche. Die Lichtstärke ist mit 1:2.8 auch ganz ordentlich.

Die Kamera hat zwar ein Display zum Ansehen der bereits geschossenen Fotos, aber die ersten Modelle mit Live View, also Anzeige des aktuellen Motivs auf dem Display statt im Sucher, kamen erst später auf den Markt.

Die Kleine fotografiert und filmt jedoch viel mit ihrem Smartphone und hat außerdem noch Probleme, beim Fotografieren ein Auge zuzukneifen.

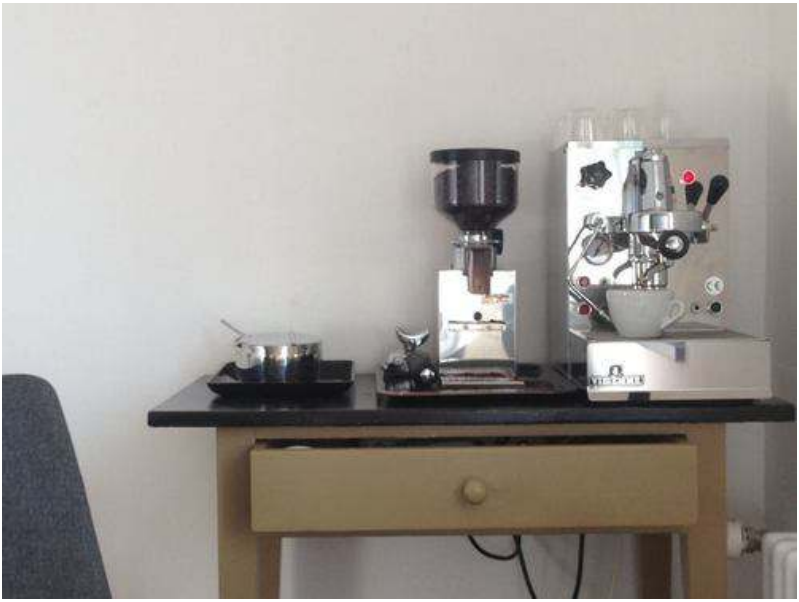
Also hält sie die Kamera grob auf das Motiv, schätzt die passende Brennweite und macht mit der Serienbildfunktion 5-10 Aufnahmen. Der Autofocus und die Programmautomatik richten es schon.

Sie hat auf diese Weise die erste 6 MP Lomo mit Wechselobjektiv.

Volker König

August 2014, aber auch vorher und nachher

Knopf SET 41x drücken



Die Vibiemme Domobar ist eine solide, einfache Einsteigermaschine für Leute, die eine gute und dauerhafte Kaffeemaschine wollen, ohne mehr als 1000 Euro auszugeben. Wären alle technischen Geräte so dauerhaft und zeitlos wie die Domobar, bräuchte es kein Techniktagebuch – ein Techniktagezettel würde reichen: Die Maschine wird seit den 1970er Jahren praktisch unverändert gebaut. Technische Änderungen gab es in den 40 Baujahren zwei: Eine mechanische Wasserstandschutzschaltung und ein Expansionsventil wurden irgendwann eingeführt. (Näheres hier.) Andere Änderungen waren rein optischer Natur. Die verwendete Brühgruppe mit ihrem druckge-

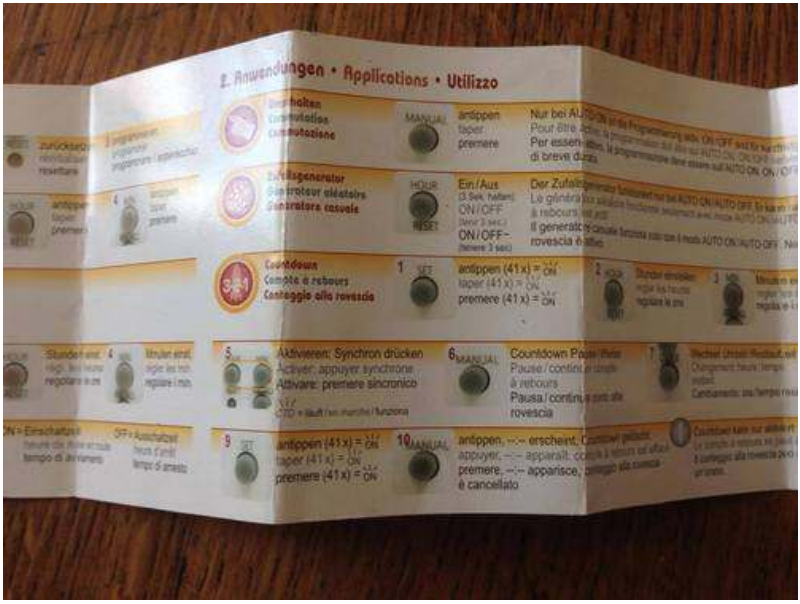
steuerten Vorbrühsystem, die “Faema E61”, wurde sogar schon 1961 patentiert, ist bis heute in nichts veraltet, wird nach wie vor unverändert gebaut und tausendfach eingesetzt.

Die Maschine hat jedoch im Alltagsgebrauch ein Problem: Sie besteht aus 17 kg Metall. Wenn das Wasser im Boiler heiss ist, heisst das also noch lange nicht, dass auch der Kaffee heiss in die Tasse fliesst. Er kommt auf seinem Weg vom Boiler in die Tasse einfach an zu viel kühler Masse vorbei. Die Maschine muss ungefähr 20 bis 30 Minuten vor dem ersten Kaffee eingeschaltet werden, sodass sie beim Bezug komplett durchgeheizt ist.

Die meisten Besitzer einer Domobar haben das mit einer vorgeschalteten Zeitschaltuhr gelöst. Weil man am Wochenende gerne etwas länger Kaffee trinkt als unter der Woche, verwendet man gerne eine digitale Zeitschaltuhr, die man entsprechend programmieren kann.

Nun ist es so, dass es praktisch unmöglich ist, eine gute Zeitschaltuhr zu kaufen – wobei nie der Funktionsumfang das Problem ist, dieser ist im Allgemeinen eher zu gross, sondern die Bedienung. Es scheint mit so wenigen Knöpfen und einem kleinen, um ein paar Piktogramme erweiterten Siebensegment-LCD-Display einfach nicht möglich, eine vernünftige Benutzerführung zu programmieren. Meine Zeitschaltuhr ist dermassen unlogisch zu bedienen, dass es einfacher ist, sie zu umgehen, wenn man ausserhalb der programmierten Kaffeebezugzeiten Kaffee machen möchte, als den Strom kurzzeitig auf ON zu schalten. (Sie hat aber immerhin einen Akku, sodass man sie nicht jedesmal neu programmieren muss.)

Um die Zeitschaltuhr überhaupt bedienen zu können, ist man zwingend auf die Bedienungsanleitung angewiesen. (Ich bewahre diese, ein medikamentenbeipackzettelähnliches Faltblättchen, darum in unmittelbarer Nähe zur Zeitschaltuhr, also in der Schublade des Kaffeemaschinentischchens, auf.) Sie enthält die üblichen Tricks der Bedienerführung mit beschränkten Bedienelementen, also Knöpfe, die gleichzeitig (“Knopf ON und Knopf RESET gleichzeitig drücken bis CTD blinkt”) oder für eine bestimmte Zeit (“Knopf HOUR/RESET 3 Sekunden halten”) gedrückt werden müssen.



Meine Lieblingsanweisung ist aber die Programmierung des Countdowns. Sie besteht aus 10 Schritten und der erste besteht, ich scherze nicht, aus der Anweisung, den Knopf SET 41x anzutippen. Einundvierzig Mal. Schritt 9 besteht dann noch einmal aus 41-maligem Antippen von SET, und nach Schritt 10 kommt dann der Hinweis, dass der Countdown nur unter bestimmten Bedingungen funktioniert. Bis man diesen Hinweis liest, hat man gegen einhundert Mal auf die winzigen Knubbelknöpfe aus grauem Gummi gedrückt.

Es war dieses Detail, das meine Meinung zur Automation und Digitalisierung von Haustechnik-Installationen geändert hat. Nach wie vor glaube ich nicht so recht an Kühlschränke, die selber fehlende Lebensmittel nachbestellen. Aber eine moderate, flexibel nachrüst- und programmierbare Automation wäre wohl auch in Privathaushalten sinnvoll – etwa Steckdosen, die bequem per App programmiert werden können.

Lukas Imhof

17.8.2014

Sensibler Sauger, selektiv schmutzavers

Freunde besitzen einen dieser Saugroboter, die eigenständig durch die Wohnung patrouillieren und Staub und Krümel beseitigen. So ein Gerät braucht zwar ewig, weil es in einem merkwürdigen, nicht nachvollziehbaren Zufallskurs die Räume durcharbeitet. Aber während der Roboter saugt, kann man sich ja auf die Couch setzen und lesen oder im Internet surfen oder auch einfach ein Bier trinken gehen.

Allerdings nimmt dieser Staubsauger das mit dem Staub ziemlich wörtlich. Die feine Staubschicht nimmt er problemlos auf, auch Brötchenkrümel, so wird mir versichert, entfernt er sorgfältig unter dem Frühstückstisch. Ich

bringe jedoch in den Haushalt eine neue Art von Verschmutzung ein: bei meinen selbstgedrehten Zigaretten fallen trotz aller Vorsicht Tabakkrümel an, die unterhalb der Tischkante auf dem Boden liegen.

Und diese Tabakkrümel mag der Saugroboter gar nicht. Er schleudert sie vor sich her, denkt aber keineswegs daran, sie auch einzusaugen. Woran das liegt, finden wir nicht heraus – Brötchenkrümel sind meist größer, das kann also nicht der Grund sein. Vielleicht sind diese Tabakreste im Verhältnis zur Größe zu leicht. Jedenfalls beseitige ich die Überbleibsel meiner Selbstgedrehten dann ganz traditionell: mit Kehrblech und Handfeger.

Thomas Wiegold; Lichtbild v. Verf.

17.8.2014

Der Schwimmbeckenfahrstuhl

(Es geht um den weißen Stuhl vorne Mitte.)

Fahrstühle heißen ja nur metonymisch so, in Wirklichkeit fahren da gar keine Stühle auf und ab, sondern Kammern. Im Münchner Schyrenbad (und sicher nicht nur dort) gibt es aber tatsächlich einen FahrSTUHL.

Am Rand des Schwimmbeckens ist ein Gestell mit Kurbel befestigt, daran auf der Beckenseite ein weißer Plastikstuhl. Bewegungseingeschränkte Menschen setzen sich darauf und werden mit Hilfe der Kurbel ins Wasser

gelassen. Möchte der Mensch aus dem Wasser zurück auf den Boden, wird der Stuhl ins Wasser gelassen, der Mensch setzt sich drauf und wird hochgekurbelt.

Heute habe ich diesen Stuhl zum ersten Mal im Einsatz gesehen. Erst jetzt kenne ich den Haken an der Sache: Der Mensch mit Bewegungseinschränkung braucht für den Vorgang einen zweiten, der die Kurbel betätigt; das geht nicht vom Sitz aus.

die Kaltmamsell

18.8.2014

Bildschirme im Vordersitz im Airbus A330

Der Rückflug von Mallorca verschlägt uns in einen Airbus A330. Acht Sitzplätze in jeder Reihe und sehr viele Sitzreihen, also schon eine große Maschine.

Auch hier sind die Schwimmwestenmangas zu sehen, aber nicht auf wenigen, von der Decke hängenden Flachbildschirmen, sondern auf den klassischen Bildschirmen, die im Vordersitz montiert sind.

Während des Fluges können wir dort ein Programm aus Filmen, Serien und Musik auswählen. Sogar die normalen Smartphonekopfhörer passen ohne Adapter.

Außerdem kann man auf den Touchscreens recht simple Spiele spielen oder sich die Flugdaten ansehen – im Wechsel werden Höhe, Außentemperatur, Geschwindigkeit und eine Karte der Flugstrecke mit Positionsangaben angezeigt.

Kathrin Passigs manuelles FlightRadar wäre dort nahezu überflüssig.

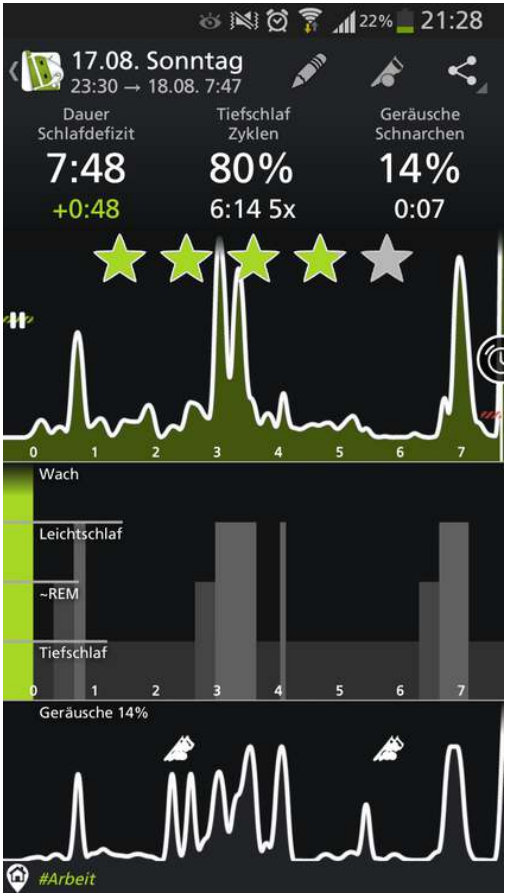
Volker König

Seit 20.02.2013

“Sleep as Android” beschert mir einen entspannteren Morgen

Die Benutzung eines „intelligenten Weckers mit Schlafzyklusmessung“ und einer Analyseerweiterung hat mein Schlafverhalten nachhaltig verändert. Die App meiner Wahl nennt sich „Sleep As Android“, kostet Geld und ist jeden Cent wert. (Es gibt aber auch kostenlose Alternativen, habe ich mir sagen lassen.)

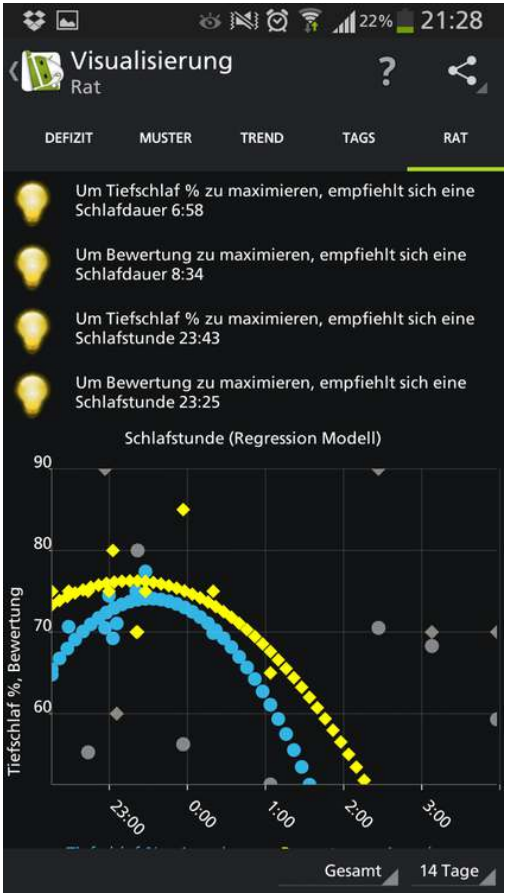
Jeden Abend aktiviere ich die App, stelle das Telefon auf Flugmodus und lege es unter mein Kopfkissen. Die App beobachtet meinen Schlaf über die im Handy befindlichen Sensoren und weckt mich zu einem Zeitpunkt, den ich als spätestmöglichen angegeben habe; eventuell aber auch ein wenig früher, sollte ich mich da gerade in einer Leichtschlafphase befinden, wobei auch diese Zeitspanne frei eingestellt werden kann. Bei mir beträgt sie zwanzig Minuten, was meistens ausreicht, um mich in einer solchen Phase zu erwischen (also nicht heute Morgen, siehe Bild).



Die App beschert mir allein damit schon einen entspannteren Morgen.

Darüber hinaus kann ich über eine (ebenfalls kostenpflichtige) Erweiterung Analysen betreiben. Schon kurz nach Inbetriebnahme stellte ich dadurch fest, dass mir sechs Stunden Schlaf gar nicht so sehr ausreichen, wie ich vorher immer glaubte. Vielmehr empfahl mir die App sieben Stunden

Schlaf, um ausgeruht und gut gelaunt aufzuwachen. Seit ich diesen Rat beherzige, komme ich nicht nur leichter aus den Federn, sondern bin darüber hinaus auch noch ausgeschlafener.



Ich wache natürlich trotzdem nicht *jeden* Morgen gut gelaunt und voller Tatendrang auf, da spielen ja andere Faktoren auch noch eine Rolle. Aber trotzdem beeinflusst diese kleine App mein Leben ziemlich positiv.

Johannes Mirus

18.08.2014

Eine Brille für Mona Lisa

Wenn man ganz viel Zeit hätte – also nicht so wie ich, der ich ständig unter Druck stehe und bei einem Glas Wasser (keine Kohlensäure!) von sechs bis 22 Uhr konzentriert arbeite – dann könnte man sich ein kostenloses Kundenkonto bei einem der vielen Brillenversender im Netz anlegen. Nur theoretisch, als ernster Mensch spreche ich bei so lächerlichen Dingen immer im Konjunktiv. Hätte man das getan, könnte man endlich der gesamten Kunstgeschichte zeitgemäße Sehhilfen verpassen. Gefühlt taucht nämlich die Brille erst bei George Grosz in der Malerei auf. Die kleine Schielmaus Mona des Leonardo da Vinci, die Dürer-Selfies, die dunklen Rembrandts – nirgendwo eine Brille.

Am meisten Spaß macht es übrigens im Kubismus: Picassos auf 2D plattgefaltete Räumlichkeit und die zerlegten Strukturen von Juan Gris machen am meisten Spaß – versucht es gerne mit getönten Gläsern. Ich würde das auch tun, hätte ich nur die Zeit.

BRILLE24.de
CLEVER BRILLEN KAUFEN

GLÄSER INKLUSIVE
bei allen Modellen

30 TAGE
Rückgaberecht

Damenbrillen | Herrenbrillen | Sonnenbrillen | Neue Brillen

< Zurück | Startseite

Online-Anprobe

Aktuelles Anprobe-Foto

Zurück zur Brille

Ihr persönliches Foto hochladen

Datei auswählen Keine Datei ausgewählt

Foto hochladen

Ihr persönliches Foto

Ausgewählt

Gertrude

Bearbeiten

Löschen

Foto ändern
Verona
Im Preis enthalten
Einstärkengläser
Dünne Kunststoffgläser
Super-Entspiegelung
Extra gehärtet
Lotuseffekt
UV-Schutz
Brillenetui und Putztuch
Geld-zurück-Garantie**
Tönung: Gelb 10%
39,90 €*
inkl. MwSt. Produktions- u. Lieferzeit ca. 14 Tage. Versand weltweit. Verkäufer: Brille24 Production Ltd. Zusatzleistungen: Brille24

Foto ändern
Trapani
Im Preis enthalten
Einstärkengläser
Dünne Kunststoffgläser
Super-Entspiegelung
Extra gehärtet
Lotuseffekt
UV-Schutz
Brillenetui und Putztuch
Geld-zurück-Garantie**
Tönung: Gelb 50%
39,90 €*
inkl. MwSt. Produktions- u. Lieferzeit ca. 14 Tage. Versand weltweit. Verkäufer: Brille24 Production Ltd. Zusatzleistungen: Brille24

Foto ändern
Explorer-rot/schwarz
SPORT BRILLE
Im Preis enthalten
Einstärkengläser
Dünne Kunststoffgläser
Super-Entspiegelung
Extra gehärtet
Lotuseffekt
UV-Schutz
Brillenetui und Putztuch
Geld-zurück-Garantie**
Tönung: Grau 85%
89,90 €*
inkl. MwSt. Produktions- u. Lieferzeit ca. 14 Tage. Versand weltweit. Verkäufer: Brille24 Handel GmbH

Peter Breuer

1969 bis heute

Die erschütternde Geschichte der Menschen mit Sonderzeichen in ihren Namen

Die erschütternde Geschichte der Menschen mit Sonderzeichen in ihren Namen ist noch nicht geschrieben worden. Das könnte ich eigentlich mal machen. Denn im Jahr der Erfindung des Internets beschlossen meine Eltern, mir den Namen André zu geben.

Ich lernte früh, dass mein Name nicht so war wie die Namen der anderen Kinder. Zum Beispiel in Texten, die mit der Schreibmaschine geschrieben waren, seien es Zeugnisüberschriften oder Namenslisten. Der Akzent wurde dort häufig von Hand eingefügt. Die Menschen, die so etwas taten, hielten den Akzent offenbar einerseits für so wichtig, dass er auf gar keinen Fall fehlen durfte, und machten andererseits aber keine Anstalten, ihn im Schriftbild oder auch nur in der Farbe der Schreibmaschine anzupassen. Es wurden meist hässliche, hastig gesetzte und viel zu große Kugelschreiberstriche daraus, die unangenehm aus dem Schriftbild stachen.

Nicht viel später lernte ich, dass es auf Schreibmaschinen auch anders ging, als ich selber davorsaß und den Sinn der toten Taste begriff. Es war die Taste, bei der man zuerst dachte, die Maschine wäre kaputt, weil das Vorwärtsrucken des Wagens ausblieb. Es war außerdem, gemessen an der auf dem Papier einzufärbenden Fläche, das kleinste Zeichen auf der Maschine. Da man den Typenhebel, wenn man nicht sehr erfahren war, allerdings mit derselben Kraft und Geschwindigkeit betätigte wie die anderen auf der Maschine, schlug der kleine Akzent häufig durch das Papier hindurch und hinterließ nur ein Loch über dem e.

Später, als die Tastaturen elektronisch wurden und per Software konfiguriert, musste ich lernen, dass der Weg zu dem e mit Akzent in jeder Umgebung anders war und neu gelernt werden musste. Ich erinnere mich, wie ich eines Tages meinen Informatik-Professor, in dessen Abteilung ich gerade als Hiwi angefangen hatte, danach fragte, wie man das Sonderzeichen auf den dort verwendeten Workstations eingab. »Keine Ahnung«, sagte er, »aber ich könnt's Ihnen auf einer Diskette geben.«

Nachdem ich – zum soundsovielten Male und jedesmal neu – gelernt hatte, meinen Namen zu schreiben, musste ich lernen, dass es nicht immer unbedingt angeraten war, das zu tun. Ich habe meinen Namen in jeder nur erdenklichen Weise falsch geschrieben und verstümmelt gesehen, und das alles nur, weil ich irgendwo wieder einmal den Fehler gemacht hatte, ihn richtig einzugeben.

Auf dem Weg durch verschiedenste Computersysteme war es äußerst wahrscheinlich, dass das Sonderzeichen irgendwo kaputt gehen würde, ersetzt durch irgendein anderes Zeichen, das sich zufällig unter derselben Nummer in einem inkompatiblen Zeichensatz befand. Da dieses falsche Zeichen seinerseits ein exotisches war, bestand eine große Wahrscheinlichkeit, dass es beim Durchlaufen weiterer Systeme wieder und anders kaputt gehen würde. Besonders Escape-Sequenzen waren hinterhältig; sie führten dazu, dass ich meinen Namen mit längeren Folgen von halbgraphischem Kauderwelsch auf Adressaufklebern und an anderen Orten wiederfand.

Noch hinterhältiger war es freilich, wenn das e mit dem Akzent durch einen einzelnen, vergleichsweise unschuldigen Buchstaben desselben Zeichensatzes ersetzt wurde. Die schlimmste Variante war Andrü, und sie passierte zu allem Überfluss eine Zeitlang dann, wenn ich in meinem E-mail-Programm mit meinem eigenen Namen unterschrieb. Der Name war natürlich nur beim Empfänger in dieser Form verstümmelt, es dauerte also eine Weile, bis ich dahinterkam. Das war mir dann so peinlich, dass ich fortan nur noch ohne Akzent unterschrieb.

Das führte wiederum dazu, dass aufmerksame Freunde erstaunt bei mir nachfragten, ob mein Name denn nicht mit Akzent geschrieben würde. Ich antwortete dann – und tue das bis heute – dass ich nur aus Gründen des Selbstschutzes ohne Akzent unterschreibe, mein Name aber in Wirklichkeit durchaus mit Akzent geschrieben wird, und ich mich tatsächlich darüber freue, wenn jemand mich unter Verwendung dieses Akzents schriftlich anredet. Es macht auch nichts aus, wenn der Akzent auf dem Weg zu mir etwa kaputt geht. Die Mühe allein ist ein schönes Zeichen, das ich sehr schätze.

Andrü Spiegel

19. August 2014

Die Spracheingabe will nur f*****

Die Meldung, dass man in der Android-Spracheingabe nun auch Satzzeichen auf deutsch diktieren könne, lässt mich mal wieder kurz damit herumspielen. Die Spracheingabe funktioniert schon seit längerer Zeit erstaunlich gut. Ich benutze sie gerne gelegentlich, um eine Google-Suche anzustoßen bzw. das Telefon zu fragen, wie das Wetter wird. Ich benutze sie allerdings weiterhin nicht, um Mails oder Notizen zu verfassen, weil ich dann zu häufig Wörter im Text korrigieren muss und dann doch lieber gleich tippe.

Wie wahrscheinlich fast alle Anwender teste ich in einem Anfall spätpubertären Spieltriebs die Spracheingabe auch mit einigen fäkalen Kraftausdrücken, die allesamt erkannt und akzeptiert werden. Bis auf das Wort „ficken“. Das wird bei der Eingabe automatisch durch „f*****“ ersetzt. Smartphones haben im Jahr 2014 einen strengen Moralkodex und passen auf, was ihre Anwender sagen. Für den Fall, dass meine Eingaben in irgendeiner Datenbank landen – sei es zur Verbesserung der Spracherkennung bei

Google, sei es zur Bildung eines Profils für Online-Werbung und Google Now oder sei es bei der NSA – würde mich allerdings interessieren, ob das böse Wort nun mit oder ohne Sternchen in den Datenbanken gelandet ist.

Enno Park

August 2014

Wie ich darüber nachdachte, mich bei einer Leih-Bücherei anzumelden

Aus irgendeinem Grund fällt mir ein, dass viele Leih-Büchereien mittlerweile an die Onleihe angeschlossen sind. Das scheint mir reizvoll und den Aufwand wert, mich wieder bei einer anzumelden.

Eine kurze Suche später weiß ich dann auch, dass Kiel tatsächlich Onleihe anbietet und für mich als Besitzerin eines Studentenausweises der Spaß sogar kostenfrei wäre. Da wir demnächst umziehen, erscheint es mir aber doch sinnvoller, mich direkt bei der zuständigen Stelle für den neuen Wohnort anzumelden. Es dauert ein wenig, bis ich herausfinde, dass das ein Bücherbus ist. Einen Studentenrabatt gibt es dort nicht. Wahrscheinlich leben auf dem Dorf keine Studenten. Die Idee des Bücherbusses erscheint mir aber generell unterstützenswert, und ich versuche herauszufinden, wie ich mich anmelden kann.

Auf der Seite findet sich ein PDF-Dokument, das sich nach dreimaliger Bestätigung auch endlich öffnet. Eine Postadresse ist nicht enthalten. Anscheinend muss ich das Formular ausfüllen und an einem der 13 Termine im Jahresverlauf (die alle auf einem Montag liegen) dem Bus auflauern. Dabei habe ich nicht einmal Interesse daran, diesen Bus je zu betreten. Ich möchte doch nur online ein digitales Medium ausleihen und wäre bereit, dafür ein jährliches Entgelt zu bezahlen. Bitte gebt mir doch eine Möglichkeit, auch die Anmeldung dafür online durchzuführen und nehmt endlich mein Geld!

So wie es aktuell aussieht, sterben Leihbüchereien aus, bevor ich es schaffe, mich dort wieder anzumelden. Außerdem haben mir meine Eltern 30 Kisten mit Büchern aus alten Leih-Bücherei-Beständen versprochen. Damit und mit unserem eigenen Bestand mache ich einfach meine eigene kleine Dorfbibliothek auf. So!

PS: Wahrscheinlich wird Amazon mit seiner Bücherflatrate selbst dann erfolgreich, wenn sie weniger bietet als die Onleihe. Einfach nur, weil man sich online dafür anmelden kann.

Stefanie Otersen

19.8.2014

Ich will zum ersten Mal ein SMS-Fahrplanauskunftssystem nutzen, aber es ist zu spät

Ich stehe schon an der Bushaltestelle des schottischen Dorfs, als mir einfällt, dass der Bus ja vielleicht gar nicht immer zur halben Stunde fährt und ich besser zu Hause mal im Internet nachgesehen hätte. An der Haltestelle gibt es keinen Fahrplan. Aber an der Stange des Bushaltestellenschildes hängt ein verblasster Aufkleber:

Das scheint mir eine gute Gelegenheit, so ein Fahrplanauskunft-per-SMS-System mal auszuprobieren. Es ist nicht neu, in Fife wurde es 2004 eingeführt, aber ich hatte halt noch nie damit zu tun. Ich will gerade die Nummer eingeben, die auf dem Aufkleber steht, als ich merke, dass man noch eine

zweite Nummer braucht, nämlich die, an die die SMS geschickt werden soll. Vermutlich stand sie einmal auf dem rechten, seit 2004 verblassten Teil des Aufklebers.

Ich versuche, die SMS-Nummer zu googeln, habe dafür aber zu wenig Internet, genau wie für die Traveline-Fahrplanauskunfts-App. Weiter vorn im Ort gäbe es mehr Empfang, ich kann aber die Bushaltestelle nicht verlassen, weil mich dann sicher sofort der Bus überholt.

Ich drücke eine halbe Stunde lang abwechselnd bei Google und Traveline auf Reload. Schließlich schreibe ich eine SMS, dass wir mangels Bus doch nicht ins Kino gehen können – dafür reicht das Netz nämlich, insofern wäre das SMS-Fahrplanauskunftssystem sicher nicht schlecht gewesen. Und dann kommt der Bus.

Kathrin Passig

20.8.2014

Das untote Restaurant

Ein Kunde meiner arbeitgebenden Firma möchte im Oktober 30 Menschen zu einem Geschäftsessen in Frankfurt einladen. Meine Aufgabe ist es, ein passendes Lokal zu finden.

Nach einer Internetrecherche entlang einiger vorgegebener Kriterien (Art der Küche, Preisklasse, positive Bewertungen in Webportalen, Räumlichkeiten) finde ich etwas Passendes: Das Restaurant bietet auf seiner Website sogar schöne Broschüren für Veranstaltungen, zudem scheint man dort wirklich gut zu kochen.

Ich schreibe an dessen Adresse für Veranstaltungsorganisation eine E-Mail mit meiner Anfrage. Auch wenn ich nicht mit umgehender Antwort rechne, wundere ich mich dann doch, als ich selbst nach fünf Tagen noch nichts gehört habe. Ich schicke eine weitere E-Mail, rufe aber auch an, mehrfach, auch zu ausgewiesenen Öffnungszeiten: Niemand und nichts hebt ab.

Die Website des Restaurants verlinkt zahlreiche sogenannte Social-Media-Plattformen. Ich folge dem Xing-Link: Er führt zu einem Herrn, der in seinem Lebenslauf angibt, bis Juli Inhaber und Geschäftsführer des Restaurants gewesen zu sein, seither aber „Projektmanager/Eventmanager“ in einer Agentur. Gibt es das Lokal überhaupt noch?

Nun sitze ich in München und kann nicht einfach vorbeiradeln, um nachzusehen. Ich greife also zum letzten Mittel und bemühe meine privaten Kontakte: Auf Twitter frage ich Richtung Frankfurt, ob jemand den Existenzstatus des Restaurants kennt. Freundliche Twitterkontakte verbreiten meine Frage, und wenige Stunden später bekomme ich den Link zu der Meldung im *Genussmagazin Frankfurt*, die meine Befürchtung bestätigt: Das Restaurant ist seit einigen Wochen geschlossen.

Am nächsten Tag zeigt ein weiterer hilfreicher Twitterer ein Foto des Lokals mit Schließungsmeldung.

die Kaltmamsell

Seit 2012 oder so

Drucker druckt nicht wegen leerer Patrone, aber die Scanfunktion ist top!

Im Chat der Techniktagebuchredaktion geht es heute um Drucker. Empfehlungen sind gefragt. Ich kenne nur unseren Drucker, den kann ich aber zumindest insoweit empfehlen, dass er bisher keinen Ärger gemacht hat und ich alle Druckergebnisse (jedenfalls solange alle Tintenpatronen voll waren) sehr gut fand. Leider langweilen mich Hardwarespezifikationen üblicherweise zu Tode, so dass ich auch ungefähr alle Gründe vergessen habe, warum wir ausgerechnet diesen Drucker vor zwei Jahren oder so gekauft haben.

Der Drucker (ein Epson PX730WD, für diejenigen, die das interessiert) kann drucken (Photoqualität), kopieren und scannen. Scannen kann er auch auf Speicherkarte und USB-Stick, was ich irre komfortabel finde. Wahr-

scheinlich kann mittlerweile jeder Scanner direkt auf Speicherkarte und USB-Stick speichern, aber ich habe ja nur die Vorgängergenerationen als Vergleich und die konnten das nicht. Fortschritt ist toll.

Was auch eine positive Entwicklung ist: Immer mehr Dinge kann man einfach per Mail machen. Wenn man also einen Scanner hat, muss man gar nicht mehr irgendwelchen Papierkram irgendwo hinbringen, wo er dann kopiert wird, man kann das Dokument einfach einscannen und per Mail verschicken.

Während wir also zwar im Moment nicht drucken können, weil irgendeine Patrone leer ist und alles in seltsamen Farben rauskommt, nutze ich die Scanfunktion immer häufiger, und muss jetzt nur aufpassen, nicht in den Verruf zu kommen, Dinge immer schnell und zügig zu erledigen.

Anne Schüßler

21.8.2014

Verspätet zu den Akten genommen: Wie man also auch telefonieren kann

Was man hier sieht, ist nicht neu, manche Leute telefonieren schon lange so. Ich weiß gar nicht, seit wann es technisch möglich ist; wahrscheinlich schon seit den 90er Jahren. Der Anblick ist für mich aber immer noch auffällig genug, dass ich dabei denke: „So kann man also auch telefonieren.“ Ich nehme es hier mal zu den Akten, damit auch Leser aus der Zukunft informiert sind: „So konnte man damals also auch telefonieren.“ Armbanduhren gab es übrigens zu dieser Zeit noch erstaunlich oft.

Kathrin Passig

August 2014

Es gibt Menschen, die auch ohne Internet zufrieden sind und sogar gut programmieren können

U. ist ein pensionierter Mathematiklehrer. Er besitzt einen Dell-Pentium-Computer, den er sich irgendwann vor langer Zeit gekauft hat und auf dem noch Windows 98 läuft.

Als Drucker verwendet er einen HP Officejet G85, weil sich nur der noch an die parallele Schnittstelle des PC anschließen lässt und sich von dem Pascal ansteuern lässt, in dem U. seine Programme schreibt.

HP OfficeJet G85 (altes Pressefoto, Quelle: Hewlett Packard)

Moderne Drucker mit paralleler Schnittstelle haben keine Treiber mehr für älteres Windows, und HP-Drucker sind sowieso sehr einfach anzusprechen, weil sie in der Regel automatisch unterstützt werden.

Das Gerät selbst ist schon senil und nervt – wie alte Wesen das nun mal tun – mit Gemeckere, dass irgendwas nicht stimme, aber druckt immer noch und kopiert auch. Es möchte eine volle Farbpatrone haben, auch wenn U. nie farbig druckt.

U. benutzt Word 2000 zum Schreiben, Excel zum Rechnen und programmiert sonst selbst in Pascal im unter Windows 98 noch separat aufzurufenden DOS-Modus. Zu seinen Projekten gehört unter anderem ein Programm, mit dem er Polnisch lernt. Um die Akzente darzustellen, arbeitet die im Textmodus laufende Software mit zweizeiliger Darstellung.

Last but not least holt U. sich jedes Jahr die aktuelle CD mit dem Kursbuch der Bahn, um sich mal eine Verbindung herauszusuchen, wenn er irgendwo hin muss.

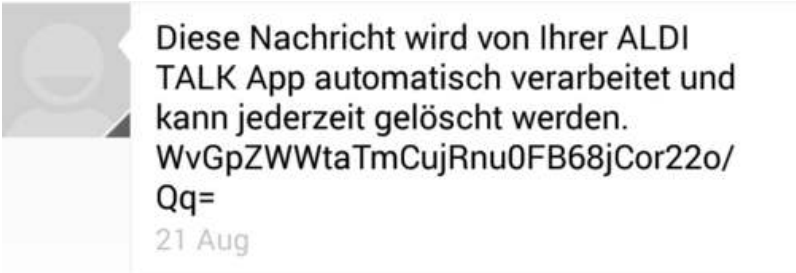
Daten speichert und sichert er auf USB-Stick.

U. war noch nie im Internet, und ich habe das Gefühl, dass er dort nichts verpasst oder vermisst.

Thomas Jungbluth

August 2014

Ich bekomme gar nicht nur noch automatisch erzeugte SMS



Eigentlich wollte ich darüber schreiben, dass ich nur noch automatisch erzeugte SMS bekomme. Nachzählen ergibt aber: Ich habe im Jahr 2014 zwar bisher 177 SMS von meiner Bank, Google, der Mailbox und den diver-

sen Prepaid-Mobilfunkanbietern erhalten, aber auch überraschende 273 SMS mit Menschen gewechselt. Etwa 150 davon mit Nicht-Smartphone-Besitzern, den Rest mit Leuten, die sonst andere Kanäle nutzen, aber in Einzelfällen die SMS für sinnvoller hielten. Vielleicht waren wir irgendwo, wo es kein Internet gab.

Da wegen der vielen Prepaid-SIM-Kartenwechsel jetzt kaum noch jemand meine aktuelle Telefonnummer hat, gehe ich davon aus, dass es in der zweiten Jahreshälfte anders aussehen wird.

Kathrin Passig

22.8.2014

Another Magsafe bites the dust

Ein letztes Foto. Hier liegt das Netzteil schon auf dem Eichenholztisch im Apple Store.

Meine Sammlung defekter Macbook-Netzteile wächst weiter. Vor ein paar Monaten fing es an wie immer: mit einem leichten Wackelkontakt im Kabel. Dann verfärbte sich die Isolierung nahe dem Stecker gelblich, wurde mürbe, bekam ein kleines Loch, und aus diesem kleinen Loch wurde in den letzten vier Wochen, die ich fern vom Apple Store verbrachte, ein großer hässlicher Defekt. So war es auch bei allen anderen Netzteilen, nur dass manchmal das

Kabel in Netzteilnähe schneller kaputtgeht als in Steckernähe. Der Zweitschaden zeichnete sich auch diesmal schon ab, in ein paar Wochen wäre es soweit gewesen.

Ich gehe sehr sorgsam mit dem Netzteil um, solange es angeschlossen ist, und kann auch bei meinen Mitmenschen nur schwer mitansehen, wenn das Kabel Kurven mit engem Radius macht. Aber ich trage nun mal das Macbook überall und immer mit mir herum, mir scheint das kein abwegiges Verhalten bei einem Laptop, und dieses Herumgetragenwerden verträgt das fragile Kabel offenbar nicht gut. Die mir bekannten Aufroll-Lösungen überzeugen mich nicht, speziell der problematische Knick in Netzteilnähe wird dadurch eher verschlimmert.

Da ich das letzte Macbook nicht bei Amazon gekauft habe – das aus nachvollziehbarem Grund für dieses bekannte Problem schon lange nicht mehr zuständig sein möchte –, sondern im Berliner Apple Store, kann ich diesmal einfach hingehen und ein vorwurfsvolles Gesicht machen. Nach einer Dreiviertelstunde und ein paar Missverständnissen händigt man mir tatsächlich ein neues Netzteil aus. Die Gewährleistung, erklärt man mir, läuft allerdings nur so lang wie die des dazugehörigen Macbooks, also noch elf Monate. Ich vermute, wir sehen uns innerhalb dieser elf Monate noch mal.

Kathrin Passig

2014-08-22

Ich begrüße das induktive Laden

Das Nexus 5, das ich seit April 2014 besitze, ist mein erstes Smartphone, das sich induktiv, also ohne Kabel aufladen lässt. Da das ständige Ein- und Ausstöpseln des Ladekabels zu den lästigsten Begleiterscheinungen des modernen Lebens gehört, war ich neugierig.

Um die neue Technologie angemessen zu begrüßen, entschied ich mich für das offizielle Induktivladegerät von Google, das mit 50 Dollar ein gutes Stück teurer ist als andere, aber, so hoffte ich, wohl auch robuster und effektiver. Es hat einen starken Magneten, der das Smartphone schnappt und festhält, wenn man es drauflegt.

Damit sich nicht umgekehrt das Smartphone das Ladegerät schnappt, muss das Ladegerät mit einer Art Doppelklebeband an der Unterlage fixiert werden; dieses Doppelklebeband soll sich praktisch nicht abnutzen und beliebig viele Neuplatzierungen des Ladegeräts erlauben.

Ich habe als Standort den Tisch in meiner Firma gewählt, wo ich normalerweise viele Stunden am Tag verbringe, direkt neben der Stelle, wo sich üblicherweise mein aufgeklappter Laptop befindet.

Das Laden funktioniert gut, allerdings muss man beim Ablegen des Smartphones immer gucken, ob auch die Ladeanzeige (der kleine Blitz auf dem Batteriesymbol) angeht. Wenn nicht, muss man das Smartphone ein bißchen hin und her schieben. Das habe ich anfangs öfter vergessen und oft erst lange später festgestellt, dass mein Telefon gar nicht lud.

Wenn es dann lädt, tut es das mit etwa drei Vierteln der Geschwindigkeit, die ein gutes, an das Telefon angepasstes Kabelnetzteil erreicht. Ich nehme also an, dass induktiv etwa 750mA fließen, per Kabel etwa 1A.

Das hat zur Folge, dass sich das Telefon in der Zeit zwischen zwei Benutzungsphasen nicht wirklich weit auflädt. Denn Benutzung bedeutet hier normalerweise, dass man das Telefon herunternimmt (obwohl man es auch im liegenden, ladenden Zustand benutzen könnte).

Folglich zeigt meine Ladekurve im Verlauf eines üblichen Arbeitstages ein ziemlich regelmäßiges auf und ab von kleinen Lade- und Entladephasen, während sich der Gesamtladezustand kaum verändert. War das Telefon am Morgen ungefähr halb aufgeladen, dann ist die Wanrscheinlichkeit groß, dass es das auch am Abend noch ist.

Bei einem Kabelladegerät geht das Laden fast eineinhalbmal so schnell, und man wird, wegen der Umständlichkeit des Ein- und Ausstöpselns und der größeren Beweglichkeit des Telefons in diesem Zustand, den Ladevorgang nicht so schnell unterbrechen. Wenn ich das Telefon also wirklich und flott auf 100% bringen will, greife ich doch wieder zum Kabel zurück.

(Korrektur: In der ersten Version dieses Beitrags war die Ladegeschwindigkeit des drahtlosen Geräts mit 50% des Kabelgeräts angegeben. Es sind doch eher 75%, wie ich dann nachgerechnet habe, aber sowieso keine Zahlen, die besonderen Anspruch auf Exaktheit erheben.)

André Spiegel

22.08.2014

Der Fotoapparat ist durchgestrichen, aber Notizen mit Stift auf Papier sind erlaubt

Ich bin in der David Bowie- Ausstellung im Berliner Martin-Gropius-Bau. Am ersten Ausstellungsexponat werden die Besucher von einem großen Schild mit einem durchgestrichenen Fotoapparat empfangen. Normalerweise ignoriere ich solche Verbote. Da hier aber an jeder Ecke das Aufsichtspersonal wacht und es außerdem unklar ist, ob sich das Schild nur auf das eine Exponat oder auf die ganze Ausstellung bezieht, gehe ich zu einem älteren Angestellten und frage:

„Darf man hier Fotos machen?“

„Nein, unten ist ein Shop, da können Sie einkaufen“, antwortet er.

Ich muss über diese Information sehr lachen und mache ihm dafür ein Kompliment. Er schmunzelt. Ich bin gewillt, mich ausnahmsweise an die Regeln zu halten. Als ich jedoch unsere Unterhaltung auf Facebook posten möchte und dazu mein Handy raushole, stürzt er zu mir. Ich erkläre, dass ich nur etwas schreibe und stelle mich sogar neben ihn, damit er es eindeutig sehen kann. Wenige Minuten später hole ich das Handy wieder raus, in der Absicht, eine Notiz zu einem Exponat zu machen. Der Angestellte eilt zu mir und verkündet laut, in der gesamten Ausstellung würde ein Telefonverbot herrschen. Ich widerspreche, dass auf dem Verbotsschild ein durchgestrichener Fotoapparat und kein Telefon zu sehen ist und dass ich mir Notizen mache und dass das ja wohl nicht verboten sein kann. Er teilt mir daraufhin mit, ich dürfe mit Stift auf Papier notieren. Da ich natürlich weder das eine noch das andere bei mir habe, sage ich, kein Mensch würde heutzutage mehr seine Notizen auf Papier machen. Das überrascht den Angestellten derart, dass er mich sofort in Ruhe lässt. In den restlichen Ausstellungsräumen fotografiere ich so lange, bis der Akku leer läuft. Niemand hält mich auf.

Natalia Kauz

Seit etwa 2010 und hoffentlich für immer

Ich weiß nichts mehr über den Speicherplatz meiner Geräte

Meine Mutter fragt mich bei jeder neuen App, ob ihr iPad nicht bald voll sein wird und man vorsichtig sein oder Sachen löschen muss. „Nein“, sage ich, „wird es nicht.“ In Wirklichkeit weiß ich überhaupt nicht, wie viel Speicher ihr iPad oder irgendein anderes iPad hat. Ich gehe einfach davon aus, dass es viel ist und sie bei ihrem normalen Nutzungsverhalten nicht so schnell an die Grenzen stoßen wird.

Bei meinen Smartphones – mit Ausnahme des allerersten, bei dem der Speicher wirklich etwas knapp war – war es genauso. Ich habe keine Ahnung, wie viel Platz auf dem Nexus 4 ist, ich musste mich damit bisher nicht befassen. Auch von der Festplatte im aktuellen Macbook weiß ich nur, dass sie wohl so mittelgroß ist und bisher noch alles draufgepasst hat; dasselbe gilt für mein Backblaze-Backup und die Dropbox.

Es ist kein grundsätzliches technisches Desinteresse, ich wusste bis etwa 2010 von allen meinen Festplatten exakt, was sie konnten. Speicherplatz ist aber zumindest für mich ein gelöstes Problem. Ich hoffe, das bleibt so. Ich möchte für den Rest meines Lebens nicht mehr wissen müssen, wie viel Platz auf meinen Geräten ist.

Kathrin Passig

23. August 2014

G, E, 3G, H, 4G oder einfach R

Früher wurde Mobilfunkqualität in der einheitlichen Währung »Balken« angezeigt, von 0 bis 4, heute mit mobilen Daten ist das komplizierter. Android unterscheidet über den Balken mit Buchstaben die Verbindungsart. Es gibt

(mindestens) »G« (Internet geht nicht), »E« (Internet geht immer noch nicht, das geben wir aber nicht zu), »3G« (Internet geht meistens), »H« (Internet geht) und »4G« (Internet geht schnell. . . ish).

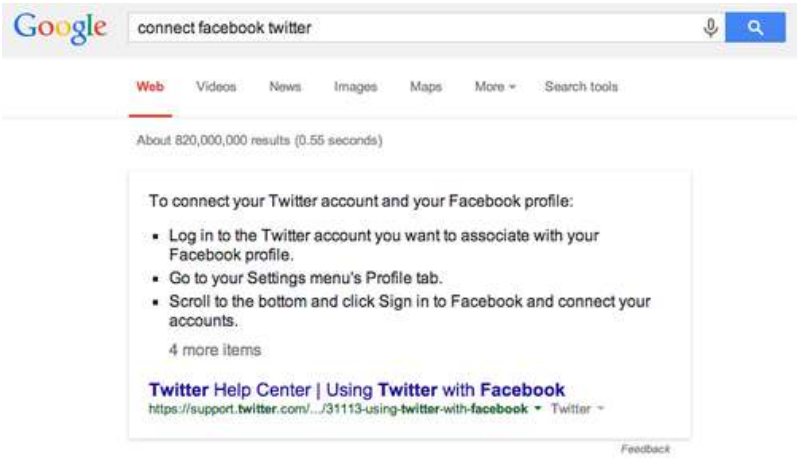
Im roamenden Ausland wird diese feingranulierte Darstellung auf ein »R« reduziert, egal wie die Verbindung ist. Und tatsächlich: Wenn das R da ist, geht das Internet, obwohl hier ja wohl auch unterschiedliche Netze sind. Aber man weiß es nicht, und deshalb läuft alles einfach so. (Es mag auch daran liegen, daß das berüchtigte deutsche O2-Netz, das nur in deutschen Großstädten und ausgewählten Berliner Bezirken läuft, durch örtliche Netze nach Verfügbarkeit ersetzt wird.)

Felix Neumann

24.8.2014

GOOGLE GOOGLE, GOOGLE GOOGLE GOOGLE GOOGLE

Im Techniktagebuch-Chat fragt jemand, wie das noch mal ging, dass die Techniktagebuch-Tweets bei Facebook erscheinen. Ich habe auch schon wieder alles vergessen und befrage Google. Über den Suchergebnissen taucht ein Kasten auf:



Darunter geht es weiter mit den normalen Ergebnissen. Google zeigt ja seit einiger Zeit (einem Jahr? fünf Jahren?) manchmal Öffnungszeiten, Adressen oder ähnliche Kleinigkeiten direkt an, aber in diesem Umfang ist mir das neu.

Man kann sich mit wenig Mühe unschöne Szenarien ausdenken, in denen wir GOOGLE den GOOGLE Rest des GOOGLE GOOGLE Internets einfach überhaupt nicht mehr GOOGLE GOOGLE GOOGLE. Andererseits ist es schon ganz praktisch so.

Ergänzung von @cherrylstoph: Bei DuckDuckGo gibt es das offenbar auch.

Kathrin Passig

24.8.2014

Ich schreibe mit dem Finger auf aneinandergelegte Badehandtücher statt ins Internet

Im Traum muss ich dringend den vorangegangenen Traum ins Internet schreiben, bevor ich ihn wieder vergesse. Ich schreibe ihn mit dem Finger auf aneinandergelegte Badehandtücher, während die Freunde ungeduldig warten. Ich sehe schon auch, dass da nichts steht, sage mir aber: Im Kopf ist der Text ja fertig. Ich werde ihn später noch mal aufschreiben müssen, und dann richtig.

Kathrin Passig

Seit April 2013

Anrufe und SMS als E-Mail mit Transkript

Ich bin selbstständig und arbeite meist von zu Hause aus. Neben E-Mail ist das Festnetztelefon der wichtigste Kommunikationskanal für den Kundenkontakt. Wenn ich für einige Zeit unterwegs bin, möchte ich trotzdem erreichbar sein und richte zu diesem Zweck Anrufweiterleitungen ein. Das klappt schon seit vielen Jahren problemlos, indem man in sein Telefon einen Code eingibt (z. B. <*123*Zielrufnummer>), aber es kostet pro Minute so viel, wie eine Minute Mobilfunk-Anrufen eben kostet (also ca. 20-25 Cent).

Eine Kostenersparnis hat die Nutzung von VoIP-Anbietern gebracht, bei denen man sich im Internet registrieren kann und eine zusätzliche Festnetznummer erhält. Die Anrufweiterleitung richtet man dann von seiner normalen Festnetznummer auf die VoIP-Festnetznummer ein, und beim VoIP-Anbieter stellt man wiederum ein, dass alle eingehenden Anrufe auf

die Handynummer umgeleitet werden. Das kostet dann nur ca. 10-15 Cent/Minute. Die Anrufenden hören wegen der zweimaligen Umleitung zweimal ein Knacken, bevor der Wählton zu hören ist.

Seit April 2013 hat der VoIP-Provider Sipgate mit seinem Mobilfunkangebot "Simquadrat" das Konzept Rufumleitung für mich massiv verbessert. Bei Simquadrat erhält man eine ganz normale SIM-Karte für sein Handy, es ist ein Prepaid-Tarif zu größtenteils marktüblichen Konditionen (Prepaid, 9 Cent pro Minute oder SMS, Datenflatrates usw. optional dazubuchbar). Im Gegensatz zu anderen Anbietern ist jedoch eine Festnetznummer im Grundpaket enthalten. Dadurch kann man also die Anrufumleitung direkt auf diese Nummer konfigurieren und es kostet nichts pro Minute.

Ein großer Vorteil war für mich aber völlig unerwartet, weil ich dies nie als so praktisch eingeschätzt hatte: Mailboxnachrichten kann man nicht nur per Anruf abhören, sondern man bekommt jede Nachricht auch per E-Mail zugeschickt. Der Clou: Im Mailtext enthalten ist ein Transkript der Nachricht. Das klappt meistens immerhin so gut, dass man erahnen kann, um was es geht, und dann entscheiden kann, ob ein Rückruf eilt oder nicht. Bei Gesprächspartnern, die Dialekt oder mit Akzent sprechen, ist die Spracherkennung manchmal überfordert und schreibt in die Mail nur "Folgende Nachricht wurde hinterlassen: 'Konnte nicht abgeschrieben werden'".

Da neben Mailbox-Nachrichten auch eingehende SMS per E-Mail zugestellt werden, ist dies für mich die erste Erfahrung eines brauchbaren "Unified Messaging". In meiner Mail-Inbox sehe ich, was per Mail, Anruf oder SMS reinkam und noch irgendwie bearbeitet werden muss, zudem habe ich, weil Mailspeicher quasi unendlich ist, ein lange zurückreichendes Archiv von Mailboxnachrichten, die wegen der Transkriptionen auch noch gut durchsuchbar sind. Das ist so praktisch, dass ich die SIM-Karte inzwischen auch als Anrufbeantworter fürs Festnetz verwende (per Rufumleitung nach 20 oder 30 Sekunden).

Stefan Großmann

25.8.2014

Ich sehe eine klassische Telefonzelle, versäume aber leider, sie zu fotografieren

Wir suchen die Kirmes im niederrheinischen Ort Tönisberg. Auf dem Weg zum Vorplatz der Feuerwache, wo die drei Buden und das Fahrgeschäft stehen, sehen wir eine klassische Telefonzelle, eine TelH78 .

Ich hatte mir vorgenommen, auf dem Rückweg für das Techniktagebuch ein Foto zu machen, fand das Artefakt aus einer Zeit ohne Mobilfunk jedoch nicht mehr.

War es also eine Halluzination – oder hatte der Doktor den Tarnschaltkreis der TARDIS endlich repariert und musste nicht mehr mit der blauen Polizeitelefonzelle der 1960er Jahre reisen?

Wir werden es nie erfahren.

Volker König

2014-08-23

Dieses Internet könnte so schlau sein

Als Prometheus von Ridley Scott in die Kinos kam, habe ich mir eine mentale Notiz gemacht, dass ich den gerne sehen wollte, und das tun würde, sobald er per streaming verfügbar wäre. Vor ein paar Tagen, zwei Jahre später, habe ich mich daran erinnert.

Es gibt ihn tatsächlich als Amazon Instant Video. Ich habe ein bißchen nach Kritiken herumgegoogelt (es kamen mehrere Filme in die engere Wahl für den Abend) und ihn dann gesehen. (Hat sich nicht gelohnt.)

Am nächsten und übernächsten Tag empfiehlt mir Google Now, ich könnte doch Prometheus angucken, schließlich hätte ich mich für den Film interessiert.

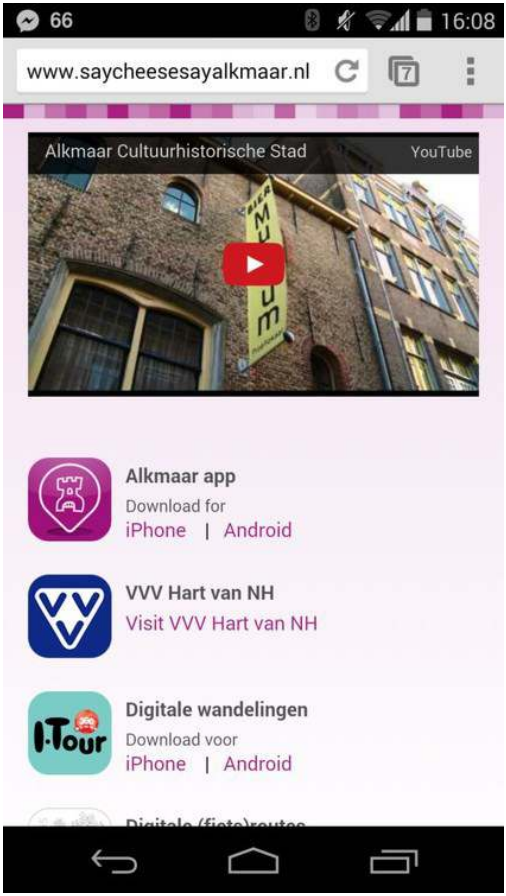
Ich habe mich auf demselben Computer für den Film interessiert, auf dem ich ihn dann angeguckt habe. Dieses Internet könnte so schlau sein, würde nicht jede Firma für sich versuchen, das ganze Internet zu sein.

André Spiegel

23. August 2014

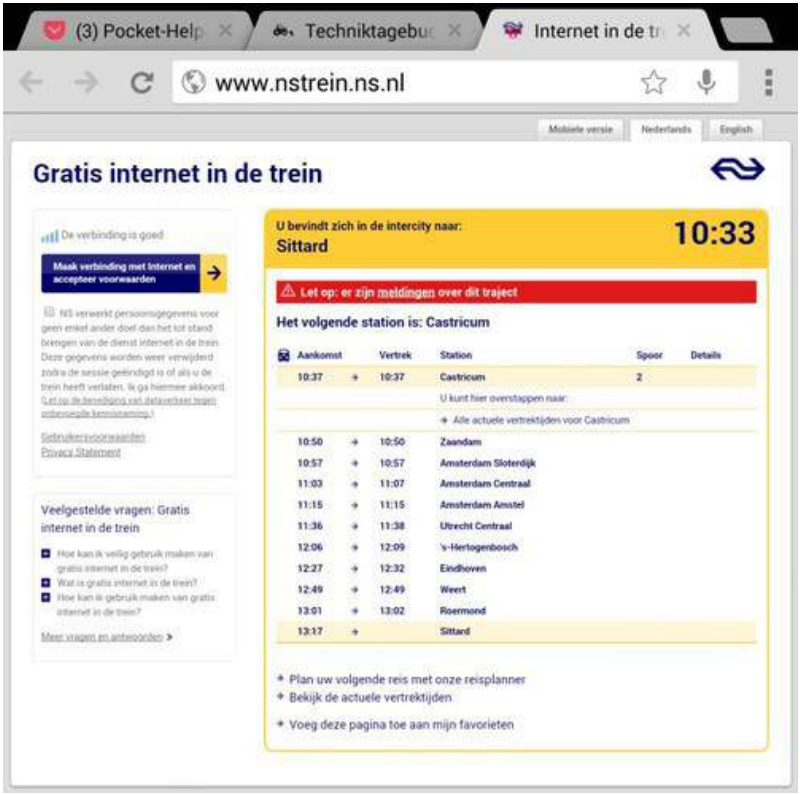
Niederlande, Paradies der offenen Funknetze

Deutschland hat den Adel abgeschafft, aber keine ordentliche WLAN-Versorgung. In den Niederlanden hat man die Legacy-Technik Königshaus beibehalten und stattdessen in Wifi investiert.



Offene Netze am Strand und in der Stadt (in Alkmaar mit einer schönen Landingpage, auf der man die Stadt-App runterladen kann und auch direkt Touri-Informationen bekommt), bestenfalls hakt man Nutzungsbedingungen

ab, ohne irgendwelche idenifizierenden Daten mitzuschicken. (Hätte ich die Nutzungsbedingungen gelesen, könnte ich sagen, ob IMEI oder Mac-Adresse aufgezeichnet werden.)



Besonders beeindruckend ist das „Wifi in de trein“: Im Regionalzug gibt's auch zwischen Ortschaften funktionierendes WLAN, nach Einloggen erhält man den aktuellen Fahrplan des Zuges und muß nur noch die Zugangsbedingungen abhaken. Das ganze wird mit ordentlichen Understatement präsen-

tiert: Während die gelegentlich auf ausgewählten Strecken in ausgewählten ICEs funktionierenden Hotspots in deutschen Zügen großsprecherisch am Zug plakatiert sind, ist das Wifi-in-de-Trein-Symbol bescheiden einfarbig auf der Zugtür, als wäre das alles so selbstverständlich, wie es hier ist.

(Auch auf Bussen gibt's Wifi-Aufkleber, aber nach Einloggen ins Bus-WLAN passiert nichts. Aber hey, immer noch mehr als in den meisten deutschen Premium-Zügen!)

Felix Neumann

11. bis 24. August 2014

Ich verbringe meinen Urlaub zwangsweise bärtig

Zwei Wochen Urlaub.

Ich habe mein Telefon dabei, mein MacBook, meinen eBook-Reader und je ein Ladegerät für diese Geräte. Außerdem ein USB-Zusatzakku von Anker für unterwegs.

Woran ich *nicht* gedacht habe, ist die Ladestation für den Rasierapparat. Der muss nur alle drei bis fünf Wochen aufgeladen werden, und deshalb mache ich mir über den Zustand seines Akkus keine Gedanken. Diesmal habe ich Pech, und am zweiten Urlaubstag hört er auf, sich zu drehen.

Ich verbringe meinen Urlaub zwangsweise bärtig.

Thomas Renger

25.8.2014

Ich bekomme einen neuen Gaszähler. Smart Metering winkt!

Mein alter Gaszähler

Ich bekomme einen neuen Gaszähler. Smart Metering winkt! Bald werde ich ein Leben wie Pia Ziefle führen und jederzeit aus der Ferne meine Heizung beim Gasverbrauchen beobachten können. Oder vielleicht nicht aus der Ferne, es gibt zu Hause ja nur Internet, wenn ich mit dem Handy welches erzeuge, aber bestimmt ist trotzdem alles viel besser als vorher.

„Was kann denn der neue Zähler für Wunderdinge?“, frage ich den Monteur. „Dasselbe wie der alte“, sagt er. „Aber . . . “, sage ich. „Spätestens alle sechzehn Jahre müssen die geeicht werden. Dann werden die ausgebaut, neu geeicht, neu lackiert und anderswo wieder eingebaut.“

Mein neuer Gaszähler:

2030 beim nächsten Eichtermin frage ich dann noch mal.

Kathrin Passig

24.8.2014

Die Leute sollen nicht denken, ich möchte, dass sie meine Telefonnummer benutzen

Michael Brake: hallo
Michael Brake: gestern wollte ich dich anrufen und die stimme sagte, deine nummer sei nicht vergeben. hast du eine neue?
Kathrin Passig: hurra! Nummer nicht vergeben, ein uralter Menschheitstraum wird wahr!
Kathrin Passig: ich habe eine neue, aber nur, wenn ich auch gerade in Deutschland bin. sie lautet: 01575 4386386 und steht auch auf meiner Website.
Kathrin Passig: (schon länger steht sie da)
Kathrin Passig: (ich erwähne das nur, damit du nicht denkst, ich lasse euch herzlos im Regen stehen)
Michael Brake: ich wollte gerade protestieren, dass man ja kaum alle halbe jahr die webseiten seiner freunde durchgeht und die nummern vergleicht
Michael Brake: aber dann speichere ich mir die neue in mein virtuelles adressbuch in meinem mobilen telefonierapparat
Kathrin Passig: aber wenn ich alle anschreibe und es ihnen sage, denken ja alle, ich möchte, dass sie meine Telefonnummer benutzen, und womöglich denken sie gar, diese Telefonnummer funktioniere immer.
Michael Brake: guter punkt

Quelle: Skypelog

Nachtrag: Einen Tag später ruft Michael Brake mich an. Ich merke das nur, weil ich zufällig gerade aufs Handy sehe. Und zwar sehe ich aufs Handy, weil ich im Techniktagebuch lese. Diesen Beitrag hier.

Kathrin Passig

22. August 2014

Geldkarte “Chipknip” in den Niederlanden: Putziger Name, auch keine Erfolgsgeschichte

Über so gut wie jedem Parkautomaten in den Niederlanden steht neben dem Symbol für Bargeld-Einwurf „Chipknip“. Chipknip ist die holländische Geldkarte, und wie die deutsche Geldkarte von überschaubarem Erfolg. (Was das Handy-Symbol mit der Karte bedeutet: Keine Ahnung, auf dem Automaten wird es nicht erklärt.)

Dabei ist die Idee eigentlich ganz gut: Geld auf dem Chip, das ohne viel Authentifizierung, nur durchs Einstecken ins Lesegerät, abgebucht werden kann. Aufgeladen wird die Geldkarte am Geldautomaten, die Bezahlvorgän-

ge sollen anonym sein. Dennoch: Zum 1. Januar 2015 wird Chipknip abgeschafft. (Was vielleicht auch damit zusammenhängt, daß die Gebrauchsanleitung für Geldeinwurf halb so viele Schritte hat wie die für Chipknip.)

(Meine Volksbank hat auch angekündigt, daß meine nächste EC-Karte ohne Geldkartenchip kommen wird, und Android autokorrigiert Geldkarte zu Geldbeutel. Meine Geldkarte benutze ich etwa ein bis zweimal im Jahr, meistens für ÖPNV-Fahrkarten außerhalb der City-Ticket-Reichweite und noch gelegentlicher, um anderen Leuten die Parkuhr zu bezahlen.)

Felix Neumann, eigene Bilder

26.08.2014

Onleihe – gleiches Angebot für alle?

Über einen Umweg bin ich an Onleihe-Zugangsdaten gekommen. Nach einigem Rumgemeckere – keine Merkliste, kaum englisch-sprachige Titel, ewige Ladezeiten, separater Reader – auf die ich in einem gesonderten Beitrag nochmal eingehen werde, beschließe ich, einfach mal zufrieden zu sein. Da die App keine Merkliste hat (außer einer Vormerkliste) und man für vorgemerkte Bücher nicht mehr zu sehen bekommt, wann sie verfügbar sein werden, gehe ich auf die Website der Onleihe. Vielleicht finden sich diese Optionen ja dort.

Bevor ich mich einloggen kann, muss ich “meine” Onleihe, also die physische Bücherei auswählen, deren Daten ich nutze. Das macht mich stutzig, denn eigentlich sollte es doch egal sein, welche Bücherei dahintersteht. Zum einen sollte das System es an den Zugangsdaten erkennen und zum anderen handelt es sich hier doch um ein übergreifendes Angebot. Oder etwa nicht?

Spaßeshalber sehe ich mir die Onleihe-Seiten für Brandenburg und Kiel an. Dabei fällt auf, dass die Angebote plötzlich vollkommen unterschiedlich heißen. In Brandenburg ist es die eAusleihe, in Kiel die Onleihe zwischen den Meeren. Gravierender ist jedoch der Unterschied im Angebot. Die eAusleihe bietet nur die Hälfte der Titel, die in der Onleihe zwischen den Meeren im Katalog sind. So hat letztere 2996 Romane und Erzählungen im Angebot, erstere nur 1414. Warum man ein digitales Angebot derart segmentie-

ren muss, ist mir ein Rätsel. Die Freude über meinen nahezu aufwandsfrei erhaltenen Account ist jetzt nachhaltig dahin. Ich muss mich also doch physisch in die Kieler Bücherei begeben. Oder wahlweise in die Bücherei, die mir das umfangreichste Angebot bietet. Büchereitourismus ist doch bestimmt ein lohnendes Geschäft.

Stefanie Otersen

1998-2005 (und August 2014)

Mein Nokia funktioniert noch sehr gut

Ich habe mein erstes Handy, ein Nokia 5110, im Jahr 1998 gekauft und nutze es schon seit sieben Jahren. Es hat eine Prepaid-SIM-Karte von der Telekom, die immer wieder mit einem Guthaben aufgeladen werden muss. Dazu kaufe ich in einem Supermarkt oder an einem Kiosk eine Aufladekarte, rubble die silberne Stelle frei und tippe den Code in das Handy. Danach kann ich wieder telefonieren und SMS versenden. Alle um mich rum haben schon längst neuere Handymodelle, aber ich kann mich einfach nicht entscheiden, welches davon ich am besten finde, und so kaufe ich keins. Mein Nokia funktioniert noch sehr gut. Es ist zwar groß und klobig, aber ich bin nicht eitel. Seit ein paar Jahren finde ich es sogar lustig, verwundert angeschaut zu werden, sobald mein Handy ans Tageslicht kommt.

Das einzige, was mich stört, ist, dass nur zehn Kurzmitteilungen in den SMS-Speicher passen. Es gibt einen Ordner „Eingang“ und einen Ordner „Ausgang“. Je weniger Mitteilungen man im Ausgang aufbewahrt, umso mehr passen in den Eingang und umgekehrt. Ist der SMS-Speicher voll, kann das Handy keine weiteren Mitteilungen versenden oder empfangen. Kommt bei vollem Speicher eine neue SMS an, erscheint auf dem Display eine entsprechende Information. Nun sollte man mindestens eine alte Kurzmitteilung löschen, um die anstehende empfangen zu können. Und man sollte auf keine Fall zu lange damit warten, die Mitteilungen können nur eine begrenzte Zeit

lang empfangen werden, je nachdem, welchen Sendezeitraum der Versender eingestellt hat. Um Platz im Speicher frei zu machen, lösche ich erst die Nachrichten aus dem Ausgang. Die schönsten von den erhaltenen SMS, solche, die romantische Schwärmereien oder Liebeserklärungen enthalten, tippe ich vorher auf Arbeit in ein Word-Dokument ab. Dann drucke ich sie aus und nehme sie mit nach Hause, um sie noch mal in Ruhe zu lesen.

Im Jahr 2005 bekomme ich ein ausrangiertes Diensthandy, das ich privat nutzen kann. 2006 kaufe ich mir ein Sony Ericsson W810i.

Als ich im August 2014 zum ersten Mal seit Jahren wieder an die abgetippten und ausgedruckten SMS denke, finde ich sie leider nicht mehr.

Natalia Kauz

26.8.2014

Haben Sie denn vor, die Online-Ausweisfunktion zu nutzen?

Ich gehe meine im Juni beantragten Ausweise beim Bürgeramt abholen. (Es hat sicher nicht zwei Monate gedauert, bis sie fertig waren, ich war nur in der Zwischenzeit nicht in Berlin.) Für Ausweisabholung kann man offenbar keinen Onlinetermin beantragen, aber die Onlinetermine beim Bürgeramt Neukölln sind ja sowieso für 2014 ausgebucht.

Eine halbe Stunde vor Öffnung des Amts stehen etwa 100 Leute vor der Tür Schlange. Als das Amt öffnet, windet sich die Schlange in den Flur hinein bis zum Ende und dann wieder zurück bis zum Anfang, wo die Wartenummernausgabe ist. Ich lese auf dem Handy ein Buch über den Ersten Weltkrieg, man muss seine Maßstäbe für Ungemach justieren, bevor man über ein bisschen Schlangestehen murrt. Nach einer Stunde bekomme ich eine Wartenummer für ein Spezialwarteverfahren für Ausweisabholer, und nach weiteren fünf Minuten bin ich dran.

Haben Sie den Brief mit der PIN bekommen?
Nein, habe ich nicht. Nein, ganz sicher nicht.
Hm, dann haben wir ein Problem. Haben Sie denn vor, die Online-Ausweisfunktion zu nutzen?
Wofür kann man die denn nutzen?
Um Verträge online abzuschließen, Konten zu eröffnen oder Anträge zu stellen.
Nein, habe ich nicht vor.

Der Sachbearbeiter hält mich jetzt vermutlich für jemanden, dem das Internet suspekt ist, aber mir sind nur die vom Staat ausgedachten Internetfunktionen suspekt. Womöglich braucht man diese Onlineausweissache so wenig wie De-Mail, oder sie ist so schmerzhaft wie Elster.

Das ist gut, dass Sie das nicht vorhaben, sagt der Sachbearbeiter, da haben wir ein Problem weniger. Nur wenn Sie es sich in fünf Jahren anders überlegen, dann brauchen Sie einen neuen Ausweis ... oder vielleicht kann man dann ... Es folgen Überlegungen über irgendwas mit PID und PIN, aber letztlich scheint er es auch nicht so genau zu wissen.

Ich unterschreibe dreimal auf dem elektronischen Unterschriftspad, auf der Unterschrift von jemand anderem, der das Pad mit Kugelschreiber benutzt hat. Mein neuer Ausweis ist kein laminiertes Papier mehr wie der alte, sondern eine Plastikkarte von derselben Größe wie mein neuer Führerschein und alle anderen Plastikkarten. Auf der Rückseite hat er ein kleines Hologramm mit meinem Gesicht. Der Reisepass sieht genauso aus wie vorher.

Kathrin Passig

17. August 2014

Gut gemeint: Plakate mit QR-Code und NFC

In den Niederlanden liebt man QR-Codes anscheinend noch mehr als bei uns in Deutschland, kaum eine Anzeige, kaum ein Ferienhaus kommt ohne einen aus. (Anzahl der Personen, die ich beim Scannen von QR-Codes beobachtet habe: 0.)

Noch schicker sind die Plakate an Bushaltestellen: Am Rahmen gibt es eine Vorrichtung mit QR-Code unten und NFC-Chip oben. Nach einiger Fummelei finde ich heraus, wie ich den mit meinem Nexus 5 einlesen kann; er führt auf eine Webseite, die ich mir wegen Roaming-Geiz nicht anschaue.

Die auch auf den Bus wartenden Einheimischen betrachten meine Recherche mit Verwunderung und Mitleid.

Felix Neumann, eigenes Bild

27.8.2014

Als man „im Internet“ nicht mehr dazusagen musste

Beim Pub ‘n’ Pub Berlin geht es heute um Fanfiction. Die Referentin Lisa Kuppler berichtet eine Stunde lang aus der Praxis, danach kann man Fragen stellen. Die erste Frage aus dem Publikum lautet: „Das war jetzt sehr viel Information auf einmal. Habe ich Sie da richtig verstanden, dass das alles gar nicht in Zeitschriften oder Büchern veröffentlicht wird, sondern ausschließlich im Internet?“

Und ich glaube, die Referentin hat es wirklich nicht dazugesagt. Ich kann mich nicht erinnern, dass das Wort „Internet“ überhaupt gefallen ist.

Kathrin Passig

August 2014

Fortschrittliches Bayreuth. Hier kann man Parkscheine mit SMS bezahlen *und* verlängern

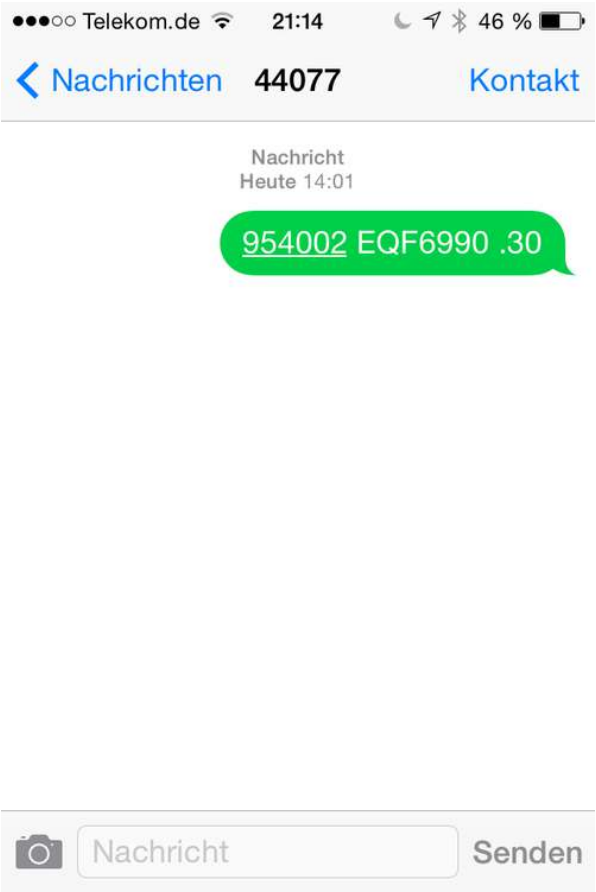
In Bayreuth einen Parkplatz zu finden ist überraschend einfach. Man muss aber einen Parkschein ziehen und darf maximal für zwei Stunden bezahlen. Ungünstig.

Allerdings gibt es die Möglichkeit, den Parkschein per SMS zu bezahlen. Dazu schickt man eine SMS, die folgendes enthält: Die Parkzone (steht am Automaten), das Autokennzeichen und die gewünschte Parkzeit in Minuten.

Der erste Versuch scheitert, weil ich das Leerzeichen der Parkzone ernst nehme. Da soll aber gar kein Leerzeichen hin. Dankbarerweise bekommt man das in der Fehler-SMS noch mal erklärt, ich weiß also jetzt, wie ich's machen muss und kaufe per SMS einen Parkschein für zwei Stunden. Beim zweiten Versuch auch erfolgreich.

Als die zwei Stunden um sind, bekomme ich eine SMS, die mir eben genau das mitteilt. Jetzt kommt die Stunde der Wahrheit: Kann ich einfach einen neuen Parkschein kaufen, oder geht das nicht? Ich schicke noch mal eine SMS und JA!, es geht. Hurra! Ich habe aus dem Karstadt in Bayreuth einen Parkschein für mein Auto gekauft, das ja ganz woanders steht. ZUKUNFT! HURRA!

(So geht's nicht.)



(So schon. Das ist eine Parkscheinverlängerung, deswegen nur 30 Minuten. Die Parkzone ist eine andere als auf dem ersten Bild, weil ich das erste Bild später in einer anderen Parkzone gemacht habe.)

Ich bin von diesem Konzept überzeugt und möchte das jetzt gerne überall haben.

Anne Schüßler

August 2014

Stromleitungen in Seoul, Stand August 2014

Von der Straße aus sieht es chaotisch und unübersichtlich aus, aber ich sah mehrmals Elektriker, die an einem dieser Kabelbündel arbeiteten und einen ziemlich guten Überblick zu haben schienen.

SEJONG

두피관리 • CUT • 심부종정
이 모든게 5만원
Meet Fresh

Katharin Tai

18. August 2014

Selbstbedienung im Bus, aber unbedingt ans Auschecken denken!

Wir Fremden erhalten vom Busfahrer aus einem Papierblock gerissene Fahrkarten, die er selbst mit einem kleinen Stempel entwertet. Die Einheimischen reisen in den Niederlanden per OV-Card: Sie halten beim Einsteigen eine Plastikkarte an ein Lesegerät, das macht zustimmende Geräusche.

Solche Karten (und ihre Kontrolle beim Einsteigen) habe ich in Deutschland auch schon gesehen, mein Jobticket des Rhein-Sieg-Verkehrsverbundes wird auch berührungslos ausgelesen (aber nur bei Kontrollen).

Bei der OV-Card gibt es aber noch einen Dreh: Ähnlich Touch and Travel muß man sich auch am Ende der Fahrt wieder abmelden. (Das Preissystem habe ich nicht recherchiert.) Und wie bei Touch and Travel vergißt man das natürlich immer, und deshalb gibt's möglichst unübersehbare Abmelde-Aufforderungen.

Felix Neumann, eigenes Bild

28.8.2014

Internet in der Urlaubswohnung

Wir kommen in Kroatien im Appartement an und finden auf der Garderobe im Eingang einen handschriftlichen Zettel mit den Zugangsdaten für das WLAN. Ein Repeater reicht bis auf die Terrasse, und die Kinder schauen bei Regenwetter die Sendung mit der Maus online. Das Internet ist kostenlos, mittelschnell und fällt nur bei Stromausfall aus.

In der Altstadt von Rab hat fast jedes Café, jede Bar und jedes Restaurant die Zugangsdaten für das WLAN im Fenster hängen.

Als es ans Bezahlen der Unterkunft geht, stellt sich heraus, dass die Gäste normalerweise bar bezahlen. Das wussten wir nicht und müssen daher überweisen. Eine Woche vor Abfahrt beginnen wir damit, täglich nach der Abschlussrechnung zu fragen.

Beim vierten Mal fragt der Vermieter, ob wir per Internet überweisen wollen. Wir bejahen, und er bietet an, uns dafür an seinen Computer zu lassen.

Wir haben den TAN-Generator und vier Geräte dabei, mit denen man die Überweisung machen könnte: eines zum Videoschauen während der Fahrt, eines zum Arbeiten, eines zum Telefonieren und eines, weil es kaum Platz braucht.

Georg Passig

August 2014

Einschienig in Clermont-Ferrand

Wir sind auf der Durchreise und übernachten in Clermont-Ferrand. Nachmittags laufen wir durch die Innen- und Altstadt, die sich als sehr hübsch entpuppt.

Besonders schön finde ich aber die Straßenbahn, die ist nämlich einschienig und, wie man mit ein bisschen Recherche rausfindet, auch die erste elektrische Straßenbahn, die es in Frankreich gab.

Begeistert mache ich ein Foto von der abfahrenden Bahn. Mein Mann berichtet nachher, dass der Straßenbahnfahrer fröhlich gewinkt habe, das habe ich aber leider durch den Sucher nicht wahrgenommen und auf dem Bild ist es auch nicht drauf.

Es gibt sogar eine hübsche Plakette an einer Hauswand. Clermont-Ferrand ist vollkommen zu Recht stolz auf seine Straßenbahn.

Anne Schüßler

28.8.2014

Finde den Fehler bei diesem Retrotelefon aus einem französischen Hotelzimmer

Im Hotel in Montbéliard steht ein formschönes altes Telefon, so richtig mit Kabel und Hörer und allem pipapo. Da wir das Telefon natürlich nicht brauchen (erstens haben wir unsere eigenen Handys und zweitens will ich gar nicht angerufen werden oder jemanden anrufen), beschäftige ich mich nicht weiter damit, finde es aber irgendwie hübsch.

Kurz vor der Abreise gucke ich dann doch noch mal genauer hin und erst da fällt mir auf, dass das Telefon zwar schön alt aussieht, aber durchaus auch von Generationen bedient werden kann, die ohne Wählscheibe aufwuchsen. Es gibt nämlich keine Wählscheibe. Die Zahlen sind einfach Tasten, die eben kreisförmig angeordnet sind.

Ich fühle mich von der Welt getäuscht und trete etwas desillusionierter die Weiterreise Richtung Atlantik an.

Anne Schüßler

August 2014

Der Elternabend verursacht IT-Zukunftsängste

Es ist Elternabend. Und zwar ein ganz großer: Die Eltern aller Kinder der 4. Klasse bekommen Informationen zu weiterführenden Schulen.

Natürlich haben wir uns schon selber kundig gemacht. Wir waren ja auch mal in der 4. Klasse und danach auf einer weiterführenden Schule.

Treffpunkt ist der Computerraum der Grundschule im kleinen Ort am Niederrhein. Die Tische der Schüler sind zur Seite gerückt. Auf dem Pult steht ein Notebook, darüber hängt ein Beamer an der Decke.

Die Leinwand ist heruntergezogen.

Die Rektorin kommt in den Raum, begrüßt uns und schiebt das Notebook zur Seite, um einen Overheadprojektor auf das Pult zu heben. Auf den Projektor legt sie eine Folie, die aus einer Broschüre der Bezirksregierung kopiert war.

Schwarz-weiß.

Ich habe die Broschüre als PDF auf dem Tablet und sehe, dass der Teil der Übersicht, den die Rektorin mit einer Postkarte abgedeckt hat, die Realschule enthält. Die örtliche Realschule läuft tatsächlich aus, statt dessen wird eine Gesamtschule gegründet.

Danach gehen wir mit der Klassenlehrerin in das Klassenzimmer. Dort steht ein Notebook in der Ecke, Akku und Netzteil sind offenbar in einer Schublade des Pults untergebracht. Mein Smartphone zeigt mir ein schuleigenes WLAN an mit vier Hotspots.

Vor ein paar Wochen hatte die örtliche Sparkasse für jede Klasse ein iPad gespendet, das sich vermutlich in der Schublade neben den Notebook-Komponenten befindet.

Computer kommen im Unterrichtsmaterial je Halbjahr in 1-2 Arbeitsblättern vor. Das Material ist rund 10 Jahre alt, der Computerraum steht meist leer.

Der Elternabend geht wie üblich weiter. Die Lehrerin verteilt ein paar Zettel, auf denen in Comic Sans Termine stehen. Comic Sans, so erklärte mir mal ein Lehramtsstudent, gelte als deeskalierende Schriftart.

Die Zehnjährige hat zu Hause derweil mit ihrem Smartphone ein Video gedreht und träumt von einem eigenen YouTube-Channel.

Volker König

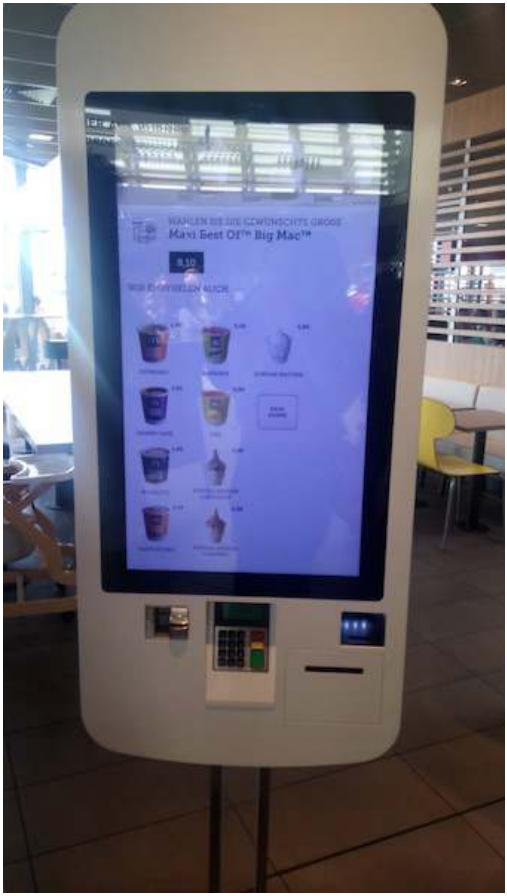
29.8.2014

Fastfoodbestellung am Bestellautomaten

Wir fahren in den Urlaub nach Südfrankreich. Wegen Stau aufgrund des Ferienendes in Frankreich dauert die Fahrt erheblich länger als geplant, so dass wir bei einer Fastfoodkette halten, um etwas zu essen. Im Eingangsbereich fallen uns große Säulen mit Bildschirmen auf. Es handelt sich um Bestellautomaten, wo man per Touchscreen auswählt, was man haben möchte. Die Sprache ist auswählbar, bezahlen kann man mit EC-Karte oder Kreditkarte.

Da wir bemerken, dass die Schlange am Abholschalter für die mit den Automaten getätigten Bestellungen erheblich kürzer ist als die Schlangen an den normalen Kassen, bestellen wir am Automaten. Es funktioniert auf den ersten Versuch einwandfrei. Wir kriegen unser Essen sehr schnell und sind

froh, in unserem gestressten und übermüdeten Zustand keine Bestellung auf Französisch tätigen zu müssen. Einige Tage später in Barcelona sehen wir auch solche Automaten; in Deutschland haben wir sie bisher noch nicht entdecken können. Ich glaube, dass es da sofort Debatten um Personaleinsparungen um jeden Preis etc. geben würde, sehe aber auch die Vorteile, z. B. für Menschen, die die Landessprache nicht können oder für Menschen mit Sozialphobie oder Hörbehinderung.



u_blues

29.8.2014

Zwei Browser sind nicht genug, findet mein Unterbewusstsein

Im Traum erkläre ich einem skandinavischen Apple-Mitarbeiter, was ich mir wünsche. Alle, die vor mir befragt worden sind, haben sich dasselbe gewünscht: Dass es endlich Firefox auch für den Mac gibt. „Chrome and Safari are both by Google“, sage ich, „no, not Google, the other one. Having a third option would give us more … leeway.“ Ich freue mich, dass mir ein so schönes Wort wie *leeway* eingefallen ist.

Leider ist ansonsten alles an diesem Traum falsch. Aber vielleicht will mir mein Unterbewusstsein mitteilen, dass ein Leben mit nur zwei Browsern doch ein Fehler ist.

Kathrin Passig

29.8.2014

Tape-a-Talk versucht mich zum Kauf von Kassetten zu bewegen

Ich interviewe jemanden und zeichne das Interview mit der Android-App Tape-a-Talk auf. Unten wird währenddessen Werbung für Diktiergerätzubehör eingeblendet:

14:26
Tape-a-Talk
14-08-29-13-58-10.wav
14-08-20-14-02-29.wav
14-08-20-13-22-32.wav
14-08-17-12-41-05.wav
14-08-17-12-40-19.wav
14-08-17-12-36-57.wav
14-07-11-14-06-52.wav
14-06-30-09-21-02.wav
Recording...
24:40
Zubehör für Diktiergeräte

Kopfhörer habe ich schon, über Fußschalter und Mikros könnte man reden, aber Kassetten passen, glaube ich, in mein Handy gar nicht rein.

Kathrin Passig

29.8.2014

Vorbildliches Hotelinternet

Für eine Hochzeit bin ich nach Oldenburg gereist. Als ich mit meinem Begleiter ins Hotel komme (ein unabhängiges Hotel, keiner Kette zugehörig), begrüßt mich die Dame am Empfang, verifiziert meine Reservierung und fragt sofort: „Internet?“

Während ich den Anmeldebogen ausfülle, gibt sie mir und dem Begleiter jeweils einen kleinen ausgedruckten Zettel. Darauf stehen individuelle Nutzernamen sowie Passwörter, die laut Aufdruck 35 Tage ab 1. Login gültig sind. Weniger als eine Minute nach Absetzen unseres Gepäcks im Hotelzimmer sind wir stabil online.

die Kaltmamsell

2014-08-29

Mehr Internet im Hotel. Und weniger

Im Rahmen der fortlaufenden, narrativen Erhebung der Netzqualität durch das Techniktagebuch ein paar weitere Messpunkte.

Hampton Inn Hotel, Boston-Natick. Es gibt kostenloses Internet (Einloggen per Zimmernummer und Nachname), außerdem »Premium Internet« für $4.95 und 24 Stunden. Kommt automatisch auf die Hotelrechnung. Gold- und Diamond-Kunden kriegen das Premium Internet wiederum kostenlos.

Wie sich herausstellt, reicht auch das kostenlose Internet bereits zum Video-Streaming.

In letzter Zeit ist das Hotel-Internet immer öfter ein zwar nettes, aber nicht unbedingt nötiges Extra. Auf dem Smartphone habe ich in den meisten Hotels hervorragenden LTE-Empfang und daher per tethering auch auf dem Laptop. Ich kann Videos in lupenreiner Qualität auf dem großen Bildschirm

schauen, allerdings purzeln dabei ganz schön die Gigabytes. Nach einer einstündigen, visuell opulenten Folge von Neil Tysons Cosmos habe ich mein monatliches Datenvolumen von zwei Gigabyte auf fünf erhöht.

André Spiegel

Seit 2012

Instagram sagt mir ja vorher, wo es schön ist

Meine Schwester, 21, fährt am Wochenende durch Chemnitz – und will den Tag allein in der Stadt verbringen:

„Instagram sagt mir ja vorher, wo es dort schön ist."

„Moment: Du gehst, bevor du in eine Stadt fährst, zu Instagram und . . . "

„. . . kucke, welche Orte fotografiert werden und wo Leute sich wohl fühlen. Und dann gehe ich da selbst hin. Klar. Dafür ist Instagram doch gut!"

Sie sagt, sie macht das seit Jahren – am liebsten, um Cafés und Restaurants zu finden. Portale wie Yelp? Erst im zweiten Schritt. Erst blättert sie durch Instagram, wie durch eine Reise-Zeitschrift.

Stefan Mesch

29.8.2014

Schritte sammeln auf dem Kontoauszug

Ich träume, dass mir mein aktueller Kontoauszug digital zugestellt wird und darin findet sich neben jeder Buchung eine neue Funktion: man kann anklicken, dass man zum Ort des Einkaufs zu Fuß gegangen wäre. Falls ja, errechnet ein Programm automatisch die dazu notwendigen Schritte, standardmäßig vom Ort der vorherigen Zahlung, man kann jedoch auch andere Orte als Favoriten einstellen (zu Hause, Büro etc.). Die erworbenen Schritte

werden automatisch in ein bankkundeninternes Forum gepostet und je mehr Schritte man hat, desto toller ist man natürlich, es gibt Sternchen neben den Namen und alles, was dazugehört.

Jedoch findet wohl keine Plausibilitätsprüfung der erworbenen Schritte statt und im Forum geraten bald einige Personen in Verdacht, „zu Fuß nach Bad Hersfeld zu gehen“, sprich: illegal Schritte für ihre Online-Einkäufe zu sammeln. Die Postings dazu im Forum überschlagen sich, die Bank wird um Klärung gebeten, verweist jedoch auf die geltenden Datenschutzgesetze, die es unmöglich machen, die Rechtmäßigkeit der gesammelten Schritte zu überprüfen. Das Moderatorenteam versucht, in einem Beitrag zu beschwichtigen – es sei doch alles nur ein Spiel, ein Zeitvertreib!

Vor Empörung wache ich auf.

Novemberregen

September 2013 bis August 2014

Ein Kauf im französischen Playstore und die Folgen

Ich hatte mir Mitte September 2013 bei Google ein Nexus 4 gekauft, als es im Vorhinein der Veröffentlichung für das 5er massiv reduziert worden war. Da ich zu dem Zeitpunkt für meine Uni zurück in Frankreich war, kaufte ich es der Einfachheit halber beim französischen Playstore und ließ es an meine französische Adresse schicken. Die Lieferung erfolgte schnell und ich war absolut zufrieden mit dem Telefon.

Ende Mai 2014 war mein Studium in Frankreich zuende: ich löste mein Konto auf, kündigte Internet- und Telefonvertrag und zog aus meiner Wohnung aus. So war ich ab Anfang Juni wieder in Deutschland – bis zum 6. August, als mein Flug nach Taiwan ging. Genau eine Woche vorher ging dann mein Nexus 4 endgültig kaputt. Der Eingang für das Mikro-USB-Kabel funktionierte nicht mehr, weder konnte ich das Handy laden noch es an meinen Laptop anschließen, um Daten zu retten.

Damit begann das Trauerspiel in mehreren Akten, Telefonanrufen und Emails:

Erster Anruf beim Google Kundenservice: Ja klar falle das noch unter die Garantie, aber das Telefon nach China zu schicken sei absolut unmöglich. Und Deutschland? Auch vollkommen unmöglich. Das Nexus sei gar nicht in ihrem System, weil ich es in Frankreich gekauft habe, ich müsste es also in Frankreich umtauschen und es könne dann auch nur an eine französische Adresse geschickt werden. Ob ich da denn gar keine Adresse mehr hätte? (das Wort "umgezogen" scheinen sie anders zu interpretieren als ich). Nein? Na dann tue es ihnen leid.

Zweiter Anruf bei Google: Nach längerem Durchkauen der gleichen Antworten wie zuvor und mehreren längeren Beratungen mit den anderen Kundendienstmitarbeitern heißt es ja, man könne doch wohl irgendwie die Garantie von Frankreich auf Deutschland umschreiben. Das Telefon würde dann an eine Adresse in Deutschland geschickt (glücklicherweise würde ein Freund von mir aus Bremen Anfang September ohnehin in Beijing vorbeischauen – ich plane, es einfach an ihn schicken lassen).

Nach wenigen Stunden erhalte ich einen Austauschlink zum Bestellen des neuen Nexus 4 – der führt allerdings in den französischen Playstore und will das Telefon auch nur nach Frankreich schicken. Also nochmal hin- und hergemailt und Google angerufen, bis die Antwort kommt, dass es nun an die Fachabteilung zur Änderung der Garantie weitergeleitet worden sei (was auch immer das ist).

Das alles passiert am 29., 30. und 31. Juli.

Sprung in die Zukunft: 15. August. Ich bin in Taiwan und der Freund, der mich in Beijing besuchen und in wenigen Tagen seinen Flug nehmen soll, hat immer noch kein Telefon bekommen. Also rufe ich zum vierten oder fünften Mal bei Google an, nachdem auf eine Mail auch nach drei Tagen keine Antwort kommt. Mittlerweile kennt man dort meinen Namen.

Inhalt des Gesprächs: Ja, ähm, der Kollege, der den Fall betreut, sei seit einer Woche krank, deswegen blieben meine Nachfragen unbeantwortet. Ein Hinweis auf den Zeitdruck wird mit einer Entschuldigung beantwortet, auf

die Frage, ob die Garantie denn nun auf Deutschland umgeschrieben sei, erfolgt ein verbales Achselzucken. Das sei eine andere Abteilung, die kenne man nicht, mit denen arbeite man nicht zusammen und denen laufe man auch nicht über den Weg. Keine Möglichkeit, rauszufinden, was Stand der Dinge ist? Nein, keine.

Entnervtes Auflegen, gefolgt von mehr Emailverkehr. Ich erfahre von einem Kommilitonen (meinem zukünftigen Mitbewohner in Beijing), dass er gerade für eine Woche in Paris ist und beglücke Google letztendlich doch mit einer französischen Adresse, an die es mein Austauschgerät schicken kann. Das geschieht auch innerhalb weniger Tage – ich halte mein Austauschgerät zwei Wochen später, am 30.8., in Beijing in den Händen. Und Google wagt es tatsächlich, mir eine Umfrage zu meiner Zufriedenheit mit ihrem Kundenservice zu schicken.

Katharin Tai

30.8.2014

Die Lästigkeit der Paprikakerne beim SMS-Schreiben

Im Traum will ich eine SMS an einen Freund schreiben (den man tatsächlich sehr schwer erreicht; allerdings auch nicht besser per SMS). Es ist wie immer schwierig. Unter anderem muss dazu Paprika in Stücke geschnitten werden, überall kleben nicht abzuschüttelnde Paprikakerne. Ich verschreibe mich wieder und wieder und wünsche mir eine richtige Tastatur.

Kathrin Passig

30.8.2014

Telefonnummer für das mTAN-Verfahren ändern, diesmal etwas einfacher

Ich ändere die Telefonnummer für das mTAN-Verfahren auch bei meiner anderen Bank. Das geht einfacher als bei meiner einen Bank: Ich lege die alte SIM (Congstar, Prepaid) ins Handy und hoffe, dass der SMS-Empfang damit noch funktioniert. Dann trage ich auf der Website der Bank meine aktuelle Handynummer ein und fordere eine TAN an die alte Nummer an.

Dazu musste ich ins Büro gehen, weil ich ja währenddessen Internet für die Website der Bank brauche; Tethering geht aber mit der alten SIM-Karte mangels Guthaben nicht mehr. Ins Büro musste ich sowieso, um mein Onlineticket der Bahn auszudrucken. Es ist ein Onlineticket, kein Handyticket, weil es mir erstmals gelungen ist, einige meiner Bahn-Bonuspunkte in eine Freifahrt umzuwandeln. Das ist aber nur erlaubt, wenn man ein Papierticket vorlegen kann. Es ist meine erste gedruckte Seite seit einem Ryanair-Ticket im Dezember 2013.

Die SMS mit der TAN kommt auch tatsächlich an, ich kann die neue Nummer freischalten, fertig.

Bei der anderen, also der einen Bank heißt die mTAN seit ein paar Wochen gar nicht mehr mTAN, sondern einfach TAN. TAN-Listen auf Papier sind offenbar abgeschafft worden. Dafür ist eine neue Option aufgetaucht, die WebSign heißt und irgendwas mit einem Java-Applet zu tun hat.

Kathrin Passig

2012–2014

Späterlesedienste und Brückentechnologien

Ständig unzählige Tabs aufzuhaben hat keine Zukunft, ein Read-it-later-Dienst muß her. Es wird readitlater.com, Instapaper paßt nicht zu meiner Windows/Android-Infrastruktur. Auf dem Handy lesen ist trotz App nicht übermäßig komfortabel, 2012 lege ich mir einen eBook-Reader zu, und zwar einen Kobo. (Wg. offener als Kindle.)

Auf den sollen die ungelesenen Texte aus Readitlater. Es ist kompliziert.

Das Mittel der Wahl zur Befüllung ist Calibre, eine javabasierte eBook-Reader-Verwaltungssoftware, für die es einiges an Plugins gibt. Auch eins für Readitlater. Ein reichlich unzuverlässiges Skript, das die Texte in ePub umwandelt. Wegen ständiger Timeouts bleiben regelmäßig Texte leer im erzeugten Buch, bewährt hat sich, das Skript einfach dreimal hintereinander durchlaufen zu lassen, beim letzten Mal (wg. Cache?) hat es dann meistens alle Texte.

So generiere ich mir abends eine Füllung für den Reader, den ich morgens (ich pendle etwas exzessiv) leerlese. Was mir tagsüber auf Arbeit begegnet, kommt in Readitlater, eine Viertelstunde bevor ich gehe, stoße ich das Herunterladen und epub-Generieren an. (Calibre liegt in meiner Dropbox, damit der Datenstand einheitlich ist.) Weil die Firma auf dem flachen Land sitzt und sich 1 MB Downstream für vier Gebäude und 30 Arbeitsplätze teilt, läuft das Skript hier besser noch öfter durch, um alles zu bekommen, was dann auf der Rückfahrt leergelesen wird.

Außerdem habe ich eine Word-Vorlage, mit der ich Texte genau für den Bildschirm des Kobos passend und lesbar setzen kann. (PDFs zoomen ist völlig unpraktikabel, daher lieber Texte per Copy and Paste in die Kobo-Dokumentvorlage und schnell ein von vornherein passendes PDF generieren.)

Der Reader ist eine Brückentechnologie, bald (innerhalb eines halben Jahres) kommt das Nexus 7, mein erstes Tablet. Per Tethering mit dem Telefon geht es ins Netz, die Readitlater-App (da heißt der Dienst schon Pocket) wird verwendbar, der Kobo hat ausgedient.

Seither lese ich alles auf dem Nexus 7, auch eBooks. Den Kobo packe ich nur im Urlaub aus: Lieber das billige, dumme Gerät an den Strand mitnehmen als das Tablet, das mit allen Accounts und Lebensvollzügen verknüpft ist. 2013 nutze ich noch die alte Calibre-Skript-Methode. Für den Urlaub 2014 schalte ich den Kobo nach einem Jahr wieder an, er zieht sich ein System-Update – und hat plötzlich einen hervorragend funktionierenden Pocket-Client an Bord.

Felix Neumann

2014

Sie konnten nichts außer Bilder machen

Im Jahr 2014 beginnt uns zu dämmern, dass wir für die Geräte, die wir ständig mit uns herumtragen, und die uns mit dem Leben, dem Universum und dem ganzen Rest verbinden, kein Wort mehr haben. Wir sagen aus alter Gewohnheit *Telefon* oder *Smartphone* dazu. Dabei ist uns klar, dass die Audio-Überfall-Funktion, die diesen Geräten einst ihren Namen gab, schon bald im Orkus der nicht besonders nützlichen und eher nervigen Apps verschwinden wird.

Aber was sagen wir dann zu den Dingern?

Gary Shteyngart hat das Problem in »Super Sad True Love Story« erkannt, wenn auch vielleicht nicht befriedigend gelöst, als er sie *äppärät* nannte.

Die Deutschen haben sich des Problems mit ungewohnter Weitsicht angenommen und es durch Erfindung des Wortes *Handy* beizulegen versucht. Einen brauchbaren Kandidaten gäbe es vielleicht ab, nur leider ist es bereits zum Gespött der übrigen, vorwiegend englischsprachigen Welt geworden.

Adam Wiggins beschrieb das Problem spiegelbildlich: »Wir hatten früher diese Dinger, die *Digitalkamera* hießen. Sie waren wie Telefone, aber sie konnten nichts außer Bilder machen.«

Das Techniktagebuch könnte an dieser Stelle in die Geschichte eingehen, indem es das Wort vorschlägt, das keiner bislang kennt, aber das jedem sofort einleuchtet und das unmittelbar einen weltweiten Siegeszug antreten wird.

Leider, ach, wir haben es nicht.

André Spiegel

30.8.2014

Der Butterautomat

Die Eingangstür des Hotels in Oldenburg ist eingerahmt von Plaketten verschiedener Plaketten-austeilender Institutionen aus der Hotellerie. Darunter ist auch eine, die das Haus für sein „Breakfast“ auszeichnet.

Das Frühstücksbuffet (Hotelfrühstücke der westlichen Welt kommen nahezu ausschließlich in Buffetform) ist tatsächlich beeindruckend mit seiner schier unübersichtlichen Auswahl an Flocken und Marmeladenspendern. Das Highlight aber ist der automatische Butterspender: Ein von innen beleuchteter Automat aus weißem Kunststoff in der Größe eines Verkehrshütchens kühlt vor sich hin. Unten hat er eine Aussparung, in die der Gast seinen Teller stellt. Auf Knopfdruck surrt der Spender ein Laufbandgeräusch und spuckt ein Scheibchen perfekt temperierter Butter auf den Teller.

die Kaltmamsell

Sommer 2014

Buzzword Compliance: Big Data

Das Schlagwort Big Data ist in aller Munde. Auch die Firma, für die ich arbeite, engagiert sich in diesem Bereich. Wie immer bei solchen Industrietrends ist allerdings viel heiße Luft dabei. Je weiter man sich von den Hochglanzprospekten entfernt, und je mehr man sich mit technisch kompetenten Leuten unterhält, desto eher hört man Sätze wie: “Big Data ist, wenn man mehr Daten hat, als man verarbeiten kann. Wenn man es kann, sind es einfach Daten.”

Trotzdem müssen wir aufpassen, dass wir uns in den Hochglanzprospekten an die Spielregeln halten. Die Konkurrenz lauert nur darauf, uns bei einer unbedachten Äußerung zu ertappen. Unbedacht wäre zum Beispiel, wenn wir ein System mit ein paar hundert Gigabyte als Big Data bezeichnen würden. Wir wären der Lächerlichkeit preisgegeben und hätten jede Glaubwürdigkeit verspielt.

Unsere Marketing-Abteilung legt darum für diesen Sommer die Schallmauer fest: 30 Terabyte. Nur Projekte, die größer sind, dürfen offiziell als Big Data bezeichnet werden.

Alan Smithee

August 2014

Aus der Zeit gefallen

Zwischen meinem Wohnort und dem meiner Eltern liegen gut 500 wohlgewählte Kilometer. Dennoch werde bei Computerproblemen eher ich angerufen als mein Bruder, der keine 10 km entfernt wohnt.

Leider kann ich in den seltensten Fällen helfen. Denn meine Eltern benutzen einen PC mit Windows, ich bin aber bereits 1990 vom C64 auf Mac umgestiegen und habe auch das Glück, im Berufsleben nur minimalen Kontakt mit Windows-Systemen zu haben.

Den Computer hat mein Vater kurz vor seiner Pensionierung bei seinem Arbeitgeber auslösen können, wo er zur Verschrottung vorgesehen war. Natürlich ist es ein PC und natürlich läuft er unter Windows XP, das sein letztes offizielles Release bereits weit hinter sich hatte, als mein Vater den Rechner erwarb.

Im letzten Telefonat mit meiner Mutter klagt sie, keine Mails mehr empfangen zu können. Grade vor ein paar Tagen hätte ihr eine Freundin aus Frankreich Fotos gesendet, die sie jetzt nicht sehen könnte.

Eine genaue Fehlerbeschreibung kann sie mir nicht geben. Meine Eltern haben nur eine Dial-Up Internetverbindung und können also wahlweise telefonieren oder ins Internet. Es ist daher nicht möglich, telefonseelsorgerisch live begleitend eine Diagnose durchzuführen. Wenn sie sich richtig erinnere, sei es ein Problem mit dem Einloggen bei web.de, so meine Mutter.

Zumindest das kann ich schnell testen, denn die web.de Login Daten meiner Eltern habe ich. Allerdings lässt sich das Problem nicht reproduzieren, das Einloggen bei web.de klappt problemlos. Auch ist das Postfach nicht überfüllt. An web.de oder dem Postfach liegt es also nicht. Ich verspreche, mir den Rechner beim nächsten Besuch einmal anzusehen.

Ein paar Wochen später bin ich auf Kurzbesuch bei meinen Eltern und schaue mir das Problem an. Tatsächlich ist Einloggen bei web.de nicht möglich. Alle Versuche, die gespeicherten Login-Daten zurückzusetzen, schlagen fehl. Also einen alternativen Browser versuchen – allerdings ist nur der IE installiert – in Version 6. Also ein Stück Software, das niemand mehr freiwillig als Browser bezeichnet.

Na gut, dann eben mal schnell Chrome herunterladen. Das ist schneller gedacht als gemacht. Firefox öffnet zwar die google.de-Seite, aber der Versuch, die Chrome-Download-Seite zu öffnen, wird ebenfalls mit einer Fehlermeldung abgebrochen.

Aber die bringt mich endlich auf die richtige Spur. Denn Firefox beschwert sich, dass Zertifikat der https-Seite sei nicht mehr gültig. Zuerst belustigt mich das, weil ich glaube, Google sei ein Fehler unterlaufen. Doch dann schaue ich mir die Fehlermeldung und das Zertifikat genauer an.

Nach den Informationen aus Firefox ist das Zertifikat bis 2016 gültig. Das wiederum erstaunt mich, denn in 2014 sollte ein Zertifikat mit zwei weiteren Jahren Gültigkeit kein Problem darstellen.

Irgendwann komme ich auf die Idee, mal zu schauen, in welchem Jahr sich der Rechner wähnt. Also auf die Uhrzeit in der Windowsleiste geklickt und der Rechner präsentiert mir ein Datum aus den frühen Nullerjahren. Vielleicht sein Produktionsjahr – aber das ist reine Spekulation.

Flugs das Datum korrigiert und schon funktioniert die Chrome-Downloadseite – und, wie ich sofort danach teste, natürlich auch das Einloggen bei web.de. Auch hier war die Zertifikatsüberprüfung schuld.

Ein nicht ganz so kurzer Test – der Rechner braucht einige Minuten zum Runter- und wieder Hochfahren – ergibt, dass der Rechner nach dem Neustart wieder in die Vergangenheit gereist ist. Irgendwo habe ich mal gelesen, dass auf Mainboards kleine Akkus verbaut sind, die den Datumsspeicher mit Strom versorgen, wenn der Rechner ausgeschaltet ist. Irgendwann gehen diese Akkus kaputt und der Rechner lädt dann ein fest vorgegebenes Datum. Anscheinend war genau dies bei dem Rechner meiner Eltern eingetreten.

Ich erkläre meiner Mutter, wie sie das Datum aktualisiert und dass sie das jetzt immer machen muss, bevor sie Emails abrufen kann. Damit ist sie zufrieden und tut dies stoisch, bis sie ein gutes Jahr später ein Tablet bekommt.

Henning Grote

31.8.2014

Das Traumgoogle ist etwas weiter als das echte Google

Ich google wieder etwas im Traum, indem ich die Suchanfrage mit dem Finger auf eine beliebige Oberfläche schreibe. Sie lautet *welsh boat joke*, denn dieser Witz fällt weder meinem Gesprächspartner noch mir ein. Das müsste man auch mal ins Techniktagebuch schreiben, denke ich, dass das jetzt geht. Aber seit wann ist es eigentlich so? Irgendwann hat Google das Problem gelöst, wie man so eine Anfrage abschickt. Das ist allerdings im Traum auch nicht ganz klar. Ich glaube, man macht am Ende einen Punkt.

Kathrin Passig

August 2014

So viel verbessert hat sich mit Computersystemen dann doch nicht. Klaus bekommt keine Rente

So viel verbessert hat sich mit Computersystemen dann doch nicht. Ein mir nahestehender Verwandter, nennen wir ihn Klaus, erhält aus einer Lebensversicherung eine monatliche Rente. Anfang August blieb sie auf einmal aus.

Er ruft bei der Versicherung an und nach einigem Hin- und Herverbinden erreicht er seine Ansprechpartnerin. Sie sagt, er hätte ja noch eine Pfändung auf seinem Rentenanspruch, man habe die Rente direkt an den Gläubiger überwiesen. Das ist falsch, entgegnet Klaus, die Pfändung ist schon Monate her, er hat sich schon lange mit dem Gläubiger geeinigt und bekommt seitdem wieder regelmäßig seine Zahlung am Monatsanfang. Bis zum jetzigen Monat.

Es stellt sich heraus: Die Ansprechpartnerin ist neu, hat unter anderem Klaus zugewiesen bekommen und mit ihm seinen Datenbankauszug. Die Computerdatei war aber nicht auf dem neuesten Stand, als sie von der einen in die andere Stadt versendet wurde. Es fehlte der Vermerk, dass die Pfändung aufgehoben sei.

Einen kurzen Anruf beim Gläubiger (und nicht in der anderen Stadt) später wird der Irrtum schwer bedauert und umgehend korrigiert. Fraglich ist jedoch, wo der Vorteil bei einem Computersystem liegt, wenn die Informationsübergabe wie früher funktioniert – nur mit dem Unterschied, dass nicht mehr Papierakten verschickt werden, sondern Dateien.

Alan Smithee

31.08.2014

WLAN am Flughafen

Während ich am Gepäckband in Salzburg auf meinen Koffer warte, vollziehe ich das übliche Ritual: Ich suche nach einem freien WLAN. In den letzten 3 Jahren hat das nahezu überall auf der Welt funktioniert. Nur in Newark musste man sich nahe genug zur Lufthansa-Lounge bewegen, um in den Genuss des T-Mobile-Hotspots zu kommen. Auch diesmal werde ich nicht enttäuscht. Ich setze eine kurze Meldung ab, dass ich angekommen bin, und kann jetzt 2 Stunden lang Katzenbilder im Internet ansehen, während ich auf den verspätet ankommenden Kollegen warte.

Stefanie Otersen

31.8.2014

Zur Pressekonferenz gibt's ein Handout. Aber per E-Mail

Am Sonntagabend hat die Bundesregierung entschieden, welche Waffen Deutschland an die kurdischen Milizen im Nordirak liefern will – ein politisch sensibles Thema, und so warten im Verteidigungsministerium viele Kollegen auf Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen und Außenminister Frank-Walter Steinmeier, die den Beschluss bekannt geben wollen.

Noch bevor die beiden Minister kommen, verteilt das Verteidigungsministerium die detaillierte Liste mit den Informationen, welche Waffensysteme geliefert werden sollen. Allerdings nicht, wie sonst bei Pressekonferenzen üblich, als gedrucktes Papier: Ein Ministeriumssprecher ruft den wartenden Journalisten zu, dass die Liste jetzt per E-Mail versandt worden sei.

Alle Kollegen und auch ich schauen hektisch auf ihre Smartphones, Tablets oder Laptops: In der Tat, da ist die Liste. Sofort geben die Agenturen die ersten Eilmeldungen raus, auch ich mache eine schnelle Meldung für mein Blog *augengeradeaus.net* – und bin gerade damit fertig, als von der Leyen und Steinmeier reinkommen und die Pressekonferenz beginnt.

Die ausgedruckte Mitteilung mit den Informationen wird dann verteilt, als die beiden Minister schon zehn Minuten geredet haben.

Thomas Wiegold

Herbst 2014 bis jetzt

Ein Briefkasten für Pakete

In unserer Hausgemeinschaft (drei Wohnungen) wird ein Paketkasten angeschafft, so etwas wie ein Briefkasten für Pakete.

Das gute Stück kommt Ikea-ähnlich zerlegt, der Zusammenbau erfordert trotz vieler Zeichnung die geballte Geistesleistung zweier Mitbewohner und mehrfachen Anlauf. Der fertige Kasten wird an den Mülleimer-Unterstand gedübelt, und der Schlüssel, ein kleiner kontaktloser Chip, wird auf einen Nagel im Hausflur gehängt.

Um den Kasten mit DHL nutzen zu können, muss man sich auf der DHL-Seite ein Konto anlegen und den Paketkasten mit Hilfe der innen angebrachten ID mit dem Konto verbinden. Das ist schnell erledigt, und aus Testgründen wird eine Bestellung bei Amazon aufgegeben. Nach zwei Tagen meldet die Website eine erfolgreiche Zustellung. Zu Haus angekommen gibt es eine Benachrichtigung, dass die Sendung bei einer Nachbarin abgegeben wurde – die tagsüber immer und abends fast nie da ist.

Eine Nachfrage bei DHL ergibt die wichtige Information, dass man in seinem Amazon-Konto die erhaltene Postnummer hinterlegen muss, so, als würde man eine Packstation nutzen. Das Konto wird dahingehend korrigiert, eine neue Testbestellung gemacht. Auch dieses Paket wird bei Nachbarn abgegeben, das übernächste wird in einer Postfiliale gelagert.

Zufällig treffe ich am Wochenende den DHL-Fahrer, der mir gestenreich demonstriert, dass sein Schlüssel den Paketkasten nicht öffnen kann, da soll es in den nächsten Wochen ein neues Schloss geben. Tatsächlich ist einige Wochen später ein wortkarger junger Mann damit beschäftigt, das Schloss auszutauschen.

Die nächsten Zustellungen kommen fast punktgenau an, allerdings klingelt der Fahrer immer an der Wohnung, bevor er den Kasten nutzt und eine Benachrichtigungskarte in den Briefkasten wirft. Bei der nächsten Zustellung bitten wir ihn, doch ohne zu klingeln das Paket einfach einzulegen. Seitdem klappt das reibunsglos. Auch die Abholung funktioniert bestens: Paket auf der DHL-Seite anmelden, in den Paketkasten einlegen und alles ist gut.

So neue Systeme müssen sich auch erst einmal zurechtruckeln, und zudem hat das „Zurechtruckeln“ auch seine Vorteile: Neue Zusteller lernt man beim ersten Klingeln kennen, während man Ihnen das mit dem „Nicht-Klingeln-

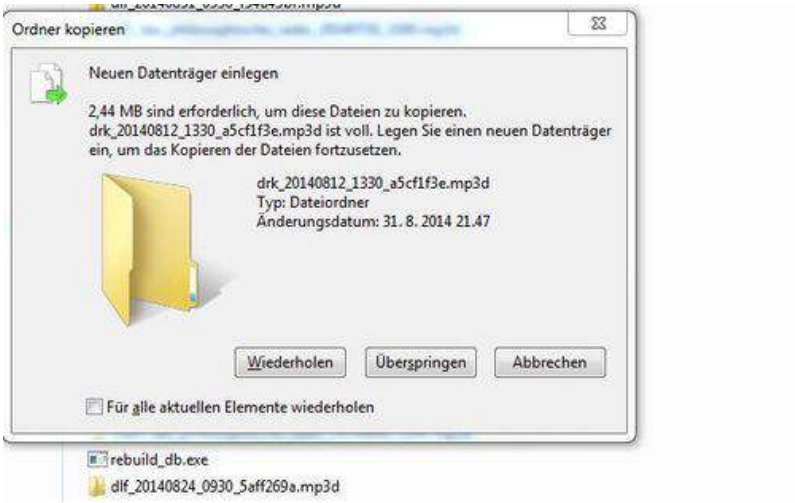
einfach-einlegen“ erklärt. Jetzt arbeiten wir daran, die Benachrichtigungskarte einzusparen: man sieht in der DHL-App immer, wenn ein Paket im Kasten („am Wunschort“) hinterlegt wurde.

Wolfgang Kunckel

1. September 2014

Windows 7 erinnert sich an selige Disketten-Tage

Meine Methode, Podcasts zu verwalten, ist (ein wenig) umständlich (diese Zeitung berichtete) – sie bringt aber zum Vorschein, daß auch ein halbwegs aktuelles Betriebssystem im Kern immer noch mit Disketten rechnet.



Felix Neumann

September 2014

Möglicherweise bezahle ich irgendwann für Musik

2001 habe ich Limewire benutzt. Napster haben wir uns nicht getraut, da hat man schon damals gewusst, dass das als kriminell angesehen wird. Aber Limewire war niedlich. Diese sich drehende Zitronenscheibe, das war harmlos. Über Limewire kam ich auch an Musik, die ich sonst nie gehört hätte. Immer nur Download, nie Upload. Aus Vorsicht.

Ca. 2004 nach dem Umstieg vom Acer Travelmate auf ein Macbook lief Limewire nicht mehr und wir entdeckten Allofmp3.com. Das russische Musik-Downloadportal, auf dem man mit Kreditkarte zahlen konnte und ganze Alben für einen Vierteldollar bekam. Wo man alles komplett vorhören konnte. Ich habe dort nächtelang herumgesurft. Unten auf der Seite gab es immer neue Vorschläge, und die Charts und den A-Z-Katalog gab es ja auch noch. Damals gabs ja auch noch Myspace. Viele Bands hatten komplette Songs auf Myspace hochgestellt. Natürlich nur zum Anhören. Ich hab auf Allofmp3.com vorgehört und wenn ich einen Song haben wollte, bin ich auf die Bandseite auf Myspace und hab geguckt, ob's den Song dort gibt. Dann hab ich mir aus dem Quelltext der Seite die Mp3Datei rausgesucht und die dann mit Rechtsklick in korrekter Qualität runtergeladen.

2008 nach der Trennung von meinem Mann konnte ich unseren Account und seine Kreditkarte nicht mehr benutzen. Ich habe dann auf allofmp3.com nur noch die Vorhörfunktion benutzt. Irgendwann gab's auf Myspace nur noch Snippets und Allofmp3.com wurde endgültig verboten. Dann konnte ich eine Zeitlang gar keine aktuelle Musik mehr hören und war überhaupt nicht mehr auf dem Laufenden. Jetzt höre ich manchmal Musik mit youtube, und die Gema-gesperrten Videos schalte ich mir frei, indem ich proxtube verwende. Spotify benutze ich auch, aber die Werbung stört und für Mac

habe ich noch keinen Werbeblocker gefunden. Möglicherweise bezahle ich irgendwann, um Spotify ohne Werbung benutzen zu können. Bis dahin höre ich meine illegale Musik von damals.

Aimée Kowalski

1.9.2014

3D-Drucker in freier Wildbahn

3D-Drucker sind nicht mehr ganz neu. Aber das hier ist der erste, den ich im Schaufenster eines normalen Ladens sehe:

Auf dem Zettel steht:

3DSYSTEMS
WELTNEUHEIT BEI TOMAC
Einfacher kompakter 3D Drucker für Zuhause oder im Büro

Anschließen und loslegen
Drucken Sie alles bis zu 14 x 14 x 14 cm
CHF 1780,-

Das würfelförmige Ding bei den Druckbeispielen ist ein Apple Macintosh.

Kathrin Passig

September 2014

Das Nexus 4 lädt nicht mehr

Kurz vor meiner Abreise nach China im August lädt mein Nexus 4 auf einmal nicht mehr. Über den komplizierten Umtauschprozess bei Google habe ich schon an anderer Stelle geschrieben, ein anderes Problem ist jedoch, dass ich gerne noch meine alten Fotos und diverse andere Daten retten würde.

Per AirDroid kann ich noch ein paar Fotos auf meinem Laptop speichern, bevor der Akku ganz alle ist, damit hat es sich aber noch nicht erledigt – besonders ein paar Listen, die ich mit nichts synchronisiert habe, würde ich auch gern kopieren, bevor ich Google das alte Telefon zurückschicke.

Glücklicherweise kann man das Nexus 4 auch drahtlos per Induktion laden – blöd, dass ich weder in Korea noch in Taiwan oder China ein derartiges Ladegerät finde. Ich bestelle also ein Ladegerät bei Amazon und lasse es zu einem Freund in Deutschland schicken, der mich Ende August in China besucht. Das Laden des Handys funktioniert, doch jetzt stehe ich vor dem Problem, dass ich mich nicht mehr an das Lockpattern erinnere und es nicht entsperren kann.

Nach mehrmaliger falscher Eingabe bietet das Nexus mir an, das Handy stattdessen mit meinem Google-Account und dem entsprechenden Passwort zu entsperren, aber leider akzeptiert das Telefon weder mein altes noch mein aktuelles Google-Passwort. Ein Verdacht: Vielleicht braucht das Handy eine Internetverbindung.

Ich rufe beim Googlesupport an, der dies verneint, ich bin aber skeptisch und möchte es trotzdem versuchen. Problem: Das Handy kennt keines der Wlans, die ich in China nutze. Ich öffne also einen Hotspot mit dem Ersatzhandy, der so heißt wie das Wlan in Berlin und das gleiche Passwort hat. Das Handy connected und wirft auch gleich diverse Notifications aus, doch das Entsperren per Googleaccount funktioniert immer noch nicht. Der Freund, der auch das Ladegerät mitgebracht hat, hat die rettende Idee: Google ist in China gesperrt, eventuell kann also keine Verbindung zu Google hergestellt werden, um die Logindaten abzugleichen.

Also mache ich den Hotspot am anderen Handy wieder aus, schalte dort einen VPN an und schalte den Hotspot wieder ein, der jetzt durch den VPN nach Deutschland tunneln sollte. Das Handy connected wieder, und auf einmal funktioniert auch das Entsperren via Google-Login. Eine schwere Geburt.

Katharin Tai

Seit 1995

Wie ich mir fast 20 Jahre lang meine Passworte gemerkt habe

Ich bin im Internet und nicht mehr nur irgendwie in Mailboxen oder Walled Gardens wie Compuserve online. Ich brauche etliche Passworte: Eins für den Internetzugang (das wird irgendwo in Trumpet Winsock eingetragen), eins für das Postfach, eins für das Backend des Webservers.

Als IT-Admin ist mir klar, dass die irgendwo gespeichert werden, dass nicht jeder Programmierer es für nötig hält, Passworte zu verschlüsseln, und es daher nur so mittelklug ist, überall dasselbe Passwort zu nehmen.

Also schreibe ich irgendwann ein kurzes Programm, das mir Passworte auswürfelt (das ist in der Tat viel einfacher als es klingt) und lass mir Vorschläge unterbreiten.

Am Ende habe ich einige Zufallszeichenketten gefunden, die ich mir merken kann. Aber viel zu wenige, um für alle Webseiten und sonstigen Dienste ein anderes zu verwenden.

Also hänge ich das dritte[1] Zeichen des Domainnamens hinten* an die Passworte dran.

Werden die als Hashcode verschlüsselt gespeichert, dann sehen die Hashcodes auch bei minimalen Abweichungen komplett anders aus, und wenn ein Admin ein im Klartext gespeichertes Kennwort missbrauchen will, dann funktioniert das bei 26 Zeichen im Alphabet und drei Passwortketten eben maximal mit der Wahrscheinlichkeit von 1:17576.

Mittlerweile muss ich die verschiedenen Kombinationen gezielt nutzen.

Manche Webseiten erwarten ein Passwort mit Zahlen und Sonderzeichen, die bei anderen Webseiten nicht benutzt werden dürfen. Dafür habe ich eine separate Zufallszeichenketten.

Manche Webseiten bekommen von mir den Zugriff auf andere Dienste und kennen daher dessen Passwort.

Früher war es zum Beispiel bei Instagram und Twitter erforderlich, dass Instagram einmal das Kennwort von Twitter erfuhr. Da ich als IT-Admin fremder IT nicht traue, musste ich hier unterschiedliche Passwortstämme nutzen, damit die spezifische Modifikation nicht entdeckt werden kann.

Bis ca. 2010 kam ich so recht gut klar. Dann wollten zu viele Webseiten meine Registrierung über Mailadresse und Passwort und ich musste mir was anderes ausdenken.

Volker König

1. natürlich ist es nicht das dritte Zeichen des Domainnamens und ich habe es auch nicht hinten angehängt – wie der Domainname konkret in meine Passworte einfließt, verrate ich natürlich nicht.

Juli bis September 2014

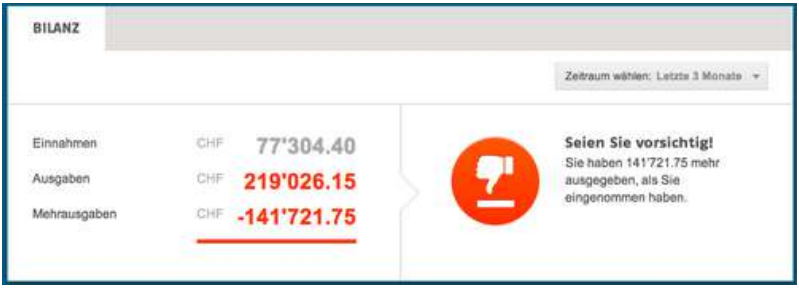
Seien Sie vorsichtig! Völlig neue Einsichten und Möglichkeiten

Schon lange ist eins der nächsten grossen Dinge «Personal Finance Management». Dabei greift eine Software Daten zu Einnahmen und Ausgaben ab und analysiert diese mehr oder weniger automatisch. Ein Werbetext eines Anbieters erklärt das viel besser:

> Personal Finance Management (PFM) bietet völlig neue Ansätze zur Verwaltung der persönlichen Finanzen. Im Kern ist PFM eine individualisierte Finanzsoftware– hoch entwickelt, automatisiert und visuell sehr ansprechend.
>
> Die clevere Verschmelzung von Finanzsoftware und Web 2.0 generiert Mehrwert für Banken – und selbstverständlich für deren Kunden. Im Resultat: Gewinner auf allen Seiten und ein vielseitiges Instrument für Banken, die Beziehung zu ihren Kunden nachhaltig zu stärken. Das persönliche Management der eigenen Finanzen wird spannend und eröffnet Ihren Kunden völlig neue Einsichten und Möglichkeiten.

Das klingt super, also teste ich derzeit die Online-Version einer solchen Software, der ich dazu Zugang zu meinem Online-Banking gegeben habe. Nach dem Login holt die Software auf Knopfdruck «Konten synchronisieren» die neusten Bewegungen bei meiner Bank ab.

Während ich Erkenntnisse erwartet hatte wie: «Du solltest generell weniger auswärts essen» oder «Deine Wohnung ist ein bisschen teuer» oder «Wieso fährst Du eigentlich neuerdings viel mehr Auto als früher?», ist es in Wirklichkeit etwas profaner. Ein grosses Warnschild sagt einem zum Beispiel, wenn man mehr ausgegeben hat als eingenommen:



Aus der Gegenüberstellung wird die Nutzlosigkeit des Modells prima sichtbar, weil die ausserordentlichen Einnahmen und Ausgaben die ordentlichen dramatisch überlagern. Ich habe in den letzten Monaten Steuern für zwei Jahre gezahlt (weil ich mit einer Steuererklärung sehr früh, mit der vom Vorjahr dagegen sehr, sehr spät dran war), ein Auto gekauft, und ein Darlehen zurückgezahlt bekommen.

Die «völlig neuen Einsichten und Möglichkeiten» sind daher überschaubar, aber immerhin visuell sehr ansprechend.

Reto Biederborst

2.9.2014

Dr. WLAN

Beim heutigen (Routine-Kontroll-)Termin in einer Berliner Facharztpraxis: Das Wartezimmer ist voll wie immer, aber neben den üblichen Lesezirkel-Blättern weist ein Schild freundlich auf das Patienten-WLAN hin. Samt Passwort.

Das scheint ein Trend zu werden. Vor einigen Wochen in einer Klinik, ebenfalls in Berlin: Im Krankenzimmer gibt's – kostenfreies – WLAN, das Passwort steht in der Patienteninformation. Und neben dem Bett ein schnurloses Voi-

ce-over-IP-Telefon – nicht nur zum Angerufen-Werden, sondern auch: mit kostenlosen Gesprächen ins deutsche Festnetz. Von dem – ohnehin illusorischen – Mobiltelefon-Verbot anderer Krankenhäuser ist dort keine Rede.

Und nein, ich bin nicht Privatpatient.

Thomas Wiegold

September 2014

Zu große, zu kleine und zu nasse Simkarten

Ich habe ein Iphone4 überlassen bekommen. Weil aber die Simkarte von meinem Samsung Galaxy Ace zu groß ist, habe ich bei Simyo eine Nanosimkarte bestellt. Die kam auch gestern mit der Post. Wie ich die aber ins Iphone stecken will, stellt sich raus, die ist zu klein, ich brauche eine Mikrosimkarte, keine Nanosimkarte. Die Nanosim ist nämlich für ein Iphone 5, nicht für mein neues altes lphone 4.

Also nehme ich die normale alte Sim aus meinem Samsung und sehe, dass da so ein Rand außenrum ist, den kann man abbrechen, dann hat man eine Mikrosim. Also mache ich das und siehe da: die Mikrosim passt ins Iphone. Ich schalte das Iphone ein. “Keine Sim”. Ich schalte das Iphone aus und ich schalte es wieder ein. Sim rein, Sim raus. Immer dasselbe. “Keine Sim” Vielleicht weil Simyo die alte Simkarte zum heutigen Datum deaktivieren wollte?

Ok, stecke ich die Sim eben ins Samsung zurück. Schalte das Samsung ein. “Keine Sim” Warum nicht? Achso, weil ich die doch kleiner gemacht habe. Jetzt steckt die Nanosimkarte im Schlitz für normale Simkarten, und ich bekomme sie nicht mehr heraus.

Das Samsung kann man jetzt so ohne Weiteres nicht mehr benutzen, und auf der eingeklemmten Sim stehen alle meine Telefonnummern.

Ich bestelle bei Simyo noch eine neue Simkarte, diesmal in der richtigen Größe, und kann mein Iphone aktivieren. Ich schreibe eine Rundmail an meine Freunde, in der ich ihnen mitteile, dass ich ihre Handynummern brauche. Als die Antworten kommen, tippe ich die Nummern in die Kontaktliste meines Iphone4.

Das alte Samsung schenke ich meiner Schwester. Sie lässt in einem Handyladen die zu kleine Simkarte herausoperieren. Es kostet 45 Euro. Sie schließt einen Handyvertrag mit Internetflat ab, um mein altes Samsung Galaxy Ace – ihr erstes Smartphone – richtig nutzen zu können. Sie fährt eine Woche aufs Land und setzt sich auf eine Gartenbank. Als es regnet, geht sie ins Haus und vergisst das Samsung auf der Bank. Es überlebt nicht. Nun benutzt meine Schwester wieder ihr uraltes Nokiahandy, mit dem sie nicht ins Internet kommt, und zahlt vertragsgemäß die höhere Grundgebühr mit Internetflat.

Aimée Kowalski

September 2014

Freunde klassischer Musik und ihre Freunde

Ich bin ein Freund klassischer Musik. Und auch wenn ich von diesem Sujet nicht wirklich viel verstehe, ist mir die Ungenauigkeit meines Eingangssatzes bewusst, insofern, als dass ich darunter Musik verstehe, die vor Jahrhunderten aufgeschrieben und heute zumeist von mehreren Menschen gemeinsam, orchestral aufgeführt wird. Als Fan freue ich mich sehr über Youtube.

Mein bester Freund singt semiprofessionell im besten Chor, den meine Heimatstadt Dresden zu bieten hat. Wenn er von mir zu hören bekommt, was ich mir in letzter Zeit wieder alles bei Youtube zu Ohren geführt habe, kriegt er regelmäßig einen mittelmäßigen Wutausbruch. Die kleinen Ensembles,

die auch mal überraschende und dem Mainstream (ja, das gibt es auch bei den Klassik-Labels) entgegenlaufende Programmentscheidungen treffen, leben vom CD-Verkauf.

Umso schmerzlicher für sie, dass es heute so ziemlich jedes “klassische” Werk, das der Umnachtung des Vergessens entrissen wurde, auf eben jenem amerikanischen Video-Plattformdingens für umsonst zu genießen gibt. Und ich rede nicht von irgendwelchen Highschool-Orchestern aus dem amerikanischen Hinterland, deren Performances Muttis mit Wackelkamera und bescheidenem Mikro aus der ersten Reihe abfilmen, sondern von hochklassigen Aufnahmen der anerkannt Besten ihres Fachs – und das will in der “klassischen” Musik noch etwas heißen. HD und ansprechende Konvertierung sorgen dafür, dass Harnoncourt, Herreweghe, Barenboim und Co. in all ihrer digitalen Pracht erklingen und erscheinen.

Wer lädt eigentlich all die hervorragenden Aufnahmen dahin hoch? Handelt es sich dabei um Enthusiasten, die ihr Fantum breiter streuen wollen? Oder doch um Kunstverächter, die den Wert der Aufnahmen, die sie in ihrem Besitz haben, gar nicht realisieren?

Egal. Ich höre da alles, weil ich es mir in CD-Form nicht leisten kann. Mein Langzeitprojekt, das Bachwerkeverzeichnis (BWV), habe ich fast durch. Trotzdem freue ich mich, wenn ich die neueste CD seines Chores von meinem besten Freund geschenkt bekomme oder sie, natürlich ordentlich haptisch erworben, verschenken kann. Qualität hat ihren Preis.

Philipp Greifenstein

seit 2010

Wie ein Trashmail-Server mein Online-Leben einfacher und sicherer machte

Immer mehr und mehr Dienste wollen, dass ich mich für jeden Pipifax dort registriere.

Ich will einen Treiber für den älteren Drucker runterladen – sowohl der Druckerhersteller als auch die freien Treiberarchive wollen eine Registrierung.

Ich will im Kleinkleckersdorfer Tageblatt einen Artikel kommentieren, der mir via Twitter in den Ereignishorizont gespült wurde? Mailadresse bitte und Passwort ausdenken.

Ich kann mich doch nicht bei immer mehr Webseiten registrieren! Die Passwortsache hab ich halbwegs clever geregelt, aber wer soll den Überblick haben, wo ich überall registriert bin? Also falls mal was ist? Und mit jeder Nutzung eines nach einem Schema erstellten Passwortes wird das Schema ein kleines bisschen angreifbarer!

Und all die Newsletter!

Und SPAM!

Und SPAM-Newsletter!

Alleine bei den Diensten, die ich wenigstens gelegentlich nutze, ändert bestimmt einer pro Monat seine Geschäftsbedingungen, die ich dann per Mail bekomme und abnicken muss.

Die nervigsten Dienste pumpen ihren Müll bereits in ein altes GMX-Postfach, wo aber echte Mails zwischen Geschäftsangeboten aus Nigeria, Viagra-Reklame und Newslettern untergehen.

Ich werde von TrashMail gerettet. Es kostet nix und ich kann mir schnell eine Mailadresse mit „@trashmail.com“ ausdenken oder den Vorschlag des Dienstes direkt übernehmen, die Mails lesen, gegebenenfalls einen Bestätigungslink anklicken und dann vergessen, dass sie je existierte.

Inzwischen hab ich bei einigen Diensten vermutlich ein Dutzend Accounts. Beziehungsweise nicht ich, sondern chrissy98@trashmail.com, kurt12@trashmail.com, georgette67@trashmail.com. . .

Volker König

September 2014

Das Geheimnis der Oberleitungen

Hinter den in Salzburgs Straßen reichlich vorhandenen Oberleitungen vermute ich automatisch Straßenbahnen. Die fehlenden Gleise fallen mir erstmal nicht auf. Erst später wundere ich mich über die seltsamen, insektenfühlerähnlichen Fortsätze auf den Bussen. Bis ich registriere, dass nicht Straßenbahnen ihre Energie aus den Oberleitungen ziehen, sondern eben jene Busse, vergeht nochmal eine ganze Weile. Der mich begleitende Kollege amüsiert sich sehr über meine Ausrufe des Erstaunens. Dann diskutieren wir Vor- und Nachteile eines solchen Systems.

Ergebnis: Oberleitungselektrobusse erzeugen keine Abgase, weniger Lärm und werden vermutlich eher auf Schnellstrecken eingesetzt. Sie können ohne größere Straßenumbaumaßnahmen nahezu überall eingesetzt werden. Dafür sind sie vermutlich nicht ganz so schnell wie Straßenbahnen mit eigenem Schienennetz.

Man könnte meinen, dass solche Busse eine Erfindung der näheren Vergangenheit sind.Weniger Emisssionen, weniger Feinstaubbelastung, je nach Stromerzeugung eine nachhaltige Energiequelle.

In Salzburg gibt es den Obus seit 1940.

Stefanie Otersen

2014-09-04

Der Spezialbrowser hat ausgedient

Ich habe heute den Spezialbrowser im Twitterclient meines Smartphones abgeschaltet. Dieser Spezialbrowser war dazu da, Webseiten, die in Tweets verlinkt waren, in eine für das kleine Display angemessene Darstellung herunterzubrechen. Im wesentlichen text-only.

Das funktionierte mal mehr, mal weniger gut. Schließlich ist es nicht immer ganz einfach, auf einer Seite automatisch zu erkennen, was nun eigentlich der Haupttext ist, und alles andere auszublenden.

Inzwischen ist das nicht mehr nötig. Praktisch alle Websites, die ich von Tweets aus aufrufe, merken selber, dass ich ein kleines Display habe und rendern eine dafür angepasste Seite. Die sieht meistens deutlich besser aus als die künstliche text-only Darstellung. Links funktionieren, Bilder sind da, wo sie hingehören.

André Spiegel

5.9.2014

Schweizer erfinden endlich, worauf alle warten: den Vogelflug!

Ich darf an der Zürcher Hochschule der Künste den Vogelflugsimulator Birdly ausprobieren. Man legt sich auf ein Gestell, bekommt Kopfhörer und ein Oculus Rift aufgesetzt und kann in San Francisco herumfliegen. Ich fliege über die Golden Gate Bridge und darunter hindurch, habe einen vogelförmigen Schatten und der von einem Ventilator hergestellte Wind weht mir ins Gesicht. CAPS LOCK CAN, wie meistens, NOT ADEQUATELY CONVEY ITS AWESOMENESS, es ist wirklich exakt so großartig, wie man es sich wünscht, abgesehen von der Grafikqualität vielleicht. Schlecht wird mir übrigens auch diesmal wieder nicht.

Nach wenigen Minuten ist es leider vorbei und ich muss meine Flugfähigkeit wieder abgeben. Ich hoffe sehr, dass Birdly umgehend in den Massenmarkt vordringt, damit seine Entwickler (Max Rheiner und Fabian Troxler) reich werden und ich weiterfliegen kann. Meinen Großneffen und -nichten werde ich dann sagen: „Ja, bei euch ist das im Handy eingebaut, aber *ich* bin schon damit geflogen, als es noch *so* groß war!“

Jemand anders in der Rolle des Vogels. Ich habe dabei natürlich viel würdevoller ausgesehen, mehr wie ein Adler oder wenigstens eine Silbermöwe.

Kathrin Passig

06.09.2014

Paketboten, Pässe und Amazon Prime

Ich bestelle etwas bei Amazon. Weil es groß und schwer ist und ich den Paketboten schonen will, gebe ich als Lieferadresse das Büro meines Freundes an. Dort ist wochentags immer jemand und es befindet sich im Erdgeschoss. Während des Bestellvorgangs bietet mir Amazon eine kostenlose Amazon

Prime Probemitgliedschaft für einen Monat an. Außerdem soll meine Bestellung extra schnell versandt werden und am nächsten Tag geliefert werden. Ich werde also Amazon Prime Probemitglied.

Mein Freund wird in der Nacht krank und geht am nächsten Tag nicht ins Büro. Auch bleibt es an genau diesem Tag unbesetzt. Ich frage am späten Nachmittag im Geschäft an der Ecke nach dem Paket, weil dort immer alle Pakete abgegeben werden, wenn der Bote niemanden antrifft. Die Verkäuferin fragt, ob das Paket von Amazon käme. Sie würde alle Pakete annehmen, außer die von Amazon, denn das (Amazon) würd sie nicht mehr unterstützen. Sie schaut aber trotzdem mal nach, denn sie war tagsüber nicht da und vielleicht hat die Kollegin von der Tagschicht das Paket trotzdem angenommen. Sie kann das Paket aber nicht finden.

Am Abend schaue ich auf meinem Amazon Kundenkonto nach und finde den Tracking Code für mein Paket heraus. Dann gehe ich auf die UPS Seite und gebe dort den Trackingcode für mein Paket ein. Es ist in einem anderen Geschäft ein paar Straßen weiter abgegeben worden.

Am nächsten Tag gehe ich dorthin. Ich frage nach dem Paket und zeige meinen Pass vor, um mich zu legitimieren. Der Verkäufer im Hinterraum und schleppt mein Paket hinter den Tresen. Er fragt, ob ich meinen Ausweis dabei habe, oder ein anderes Dokument mit meiner Adresse drauf, sonst dürfe er mir das Paket eigentlich nicht geben. Ich sage, ich hätte keinen Ausweis und auf dem Pass stünden doch mein Name und mein Passbild, insofern sei es doch klar, dass ich ich sei und mein Name käme ja auch nicht besonders häufig vor.

Nun taucht auch noch der UPS Bote auf und sagt, dass der Verkäufer mir ohne Pass oder ein anderes Dokument mit meiner Adresse das Paket gar nicht geben dürfe, er sei extra deswegen geschult worden. Ich beginne wie immer, wenn ich kämpfen muss, aggressives Berlinerisch zu sprechen und bekomme das Paket. Der Verkäufer wird aber vom UPS Boten dazu angehalten, sich meine Passnummer aufzuschreiben, denn sie hätten ja schon die merkwürdigsten Dinge erlebt. Ich verschweige, dass es sowieso kein Dokument mit meinem Namen und der Adresse, die auf dem Paket steht, gibt, da es sich ja

um eine Lieferadresse handelt. Die nächste Bestellung werde ich wieder an meine Adresse senden lassen, und dann muss dieser Bote eben zu mir in den vierten Stock raufkommen.

Von Amazon Prime bin ich nicht so begeistert, da es die Filme bei Prime Instant Video nur in Synchronfassung gibt, außerdem haben sie keinen einzigen Film von Jim Jarmusch und nur einen von Robert Altman und ansonsten nur Filme wie Hangover 3. Ich schaue mit meinem Sohn "The Big Lebowski" und finde noch ein paar Folgen von "Mad Men" die ich noch nicht kenne. Dann hatte mich noch die Kindle Library interessiert, aber man muss ein Kindle haben, um dort ein Buch für einen Monat ausleihen zu können. Mit der Kindle App auf dem Iphone funktioniert die Library nicht.

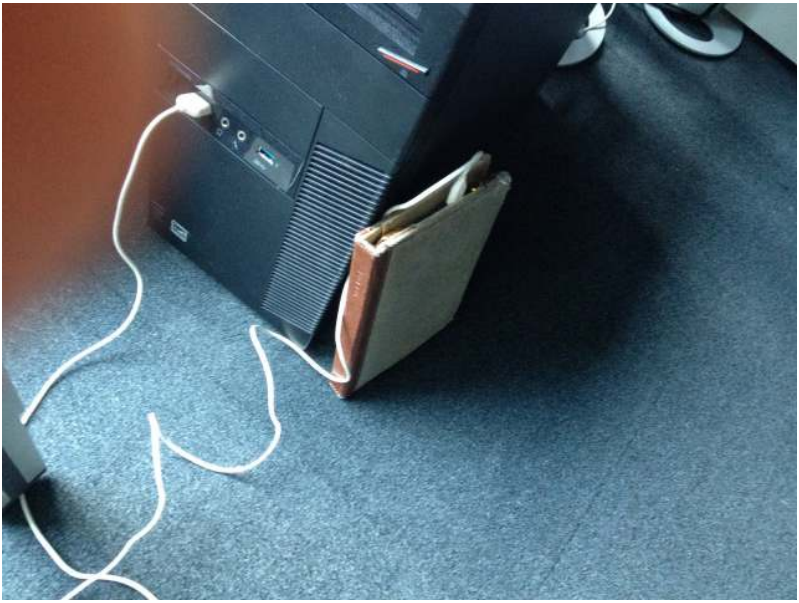
Aimée Kowalski

Seit Mitte 2014

Ein Ladekabel mit Wackelkontakt

Das Kindle wird mit einem Micro-USB-Standardkabel geladen. Das ist gut, davon hat man nämlich üblicherweise mehr als eins zu Hause. Allerdings ist eines der Kabel kaputt und scheint einen Wackelkontakt irgendwo in Steckernähe zu haben.

Wenn man das Kindle laden will, muss man es also erst in eine bestimmte Position bringen (meistens irgendwie schräg) und dann noch zusehen, dass das Kabel exakt in der Position verbleibt, in der das Ladelicht orange leuchtet und damit signalisiert, dass es auch das Richtige tut.



Man könnte jetzt natürlich ein anderes Kabel suchen oder ein neues kaufen, aber zu ersterem fehlt morgens oft die Zeit und letzteres wird gerne vergessen. Also steht das Kindle im Büro schon mal schräg am Rechner gelehnt, damit man auf der Rückfahrt auch noch ausreichend Akku zum Lesen hat.

Anne Schüßler

7. 9. 2014

Die unpraktische Vervielfältigung der Kathrin P.

Weil Kathrin darauf Wert legt, auch an jedem noch so absurden Ort der Welt vollen Zugriff auf das Internet zu haben, vermutlich, um immer, immer recht behalten zu können (doch dies ist Spekulation), haben sich in meinem Handyadressbuch unter dem Buchstaben K mittlerweile die folgenden Personen versammelt: Kathrin die Zweite, Kathrin Irgendwas, Kathrin Irland, Kathrin Passig, Kathrin Schweiz, Kathrin Tesco. Über die alte Weisheit, dass Handys besser sind als Festnetz, weil man ja nicht mit Orten telefonieren will, muss man angesichts dieser Liste vermutlich noch einmal nachdenken. Vielleicht sind Nummern generell abzulehnen. Man will schließlich praktisch nie mit einer Nummer telefonieren, sondern halt mit einer Person.

Aleks Scholz

8.9.2014

Das gleiche Passwort auf mehreren Systemen? Klar. Also theoretisch.

Als ich vor zwei Wochen aus dem Urlaub zurück kam, musste ich als erstes mein Passwort im Firmennetz ändern.

Das hatte nichts damit zu tun, dass ich im Urlaub war, sondern damit, dass seit der letzten Änderung mehr als 60 Tage vergangen waren. Das sind bei uns die Passwortregeln: Mindestens 8 Zeichen, mindestens eine Ziffer, ein Sonderzeichen und ein Großbuchstabe. Die letzten 15 Passworte dürfen nicht wiederverwendet werden. Und alle 60 Tage denken wir uns ein neues aus.

Also das wären die Regeln, wenn sie flächendeckend eingehalten werden könnten. Und man – was beim regelmäßigen Wechsel der Passwort durchaus ok ist – dadurch ein einheitliches Passwort für alle Systeme haben könnte.

Die meisten Berechtigungen werden im Active Directory abgelegt. Es gibt zwar andere, schönere dieser Verzeichnisdienste, aber AD ist halt von Microsoft und damit Basis der Infrastruktur unserer Kunden. AD kann in Sachen Passwort viele Regeln und ist auch (diesmal) nicht das Problem.

Alle nicht an das AD anbindbaren Systeme sind es, bzw. die, bei denen der Aufwand zu groß wäre.

Zum Beispiel der Großrechner. Der Aufwand, zOS an das AD anzubinden, ist schon finanziell recht hoch, bis es läuft, müsste man zudem den Ankauf von Spezialistenwissen einkalkulieren.

Also lassen wir das Resource Access Control Facility (RACF) das alleine erledigen.

Acht Zeichen sind zugleich Maximum.

Groß- und Kleinbuchstaben werden nicht unterschieden.

Sonderzeichen – ach komm, ernsthaft?

Als ich nach dem Urlaub das Passwort für das AD wechselte, wechselte ich auch das für den Großrechner. Wegen des Sonderzeichens musste ich auf dem Großrechner vom AD-Passwort abweichen.

Der Helpdesk kennt das Problem (nicht nur von mir) und durfte mir mein Großrechnerpasswort vergangene Woche gleich zurücksetzen.

Wie bei jedem Passwortzyklus.

Volker König

9.9.2014

Umsonst und ohne Benzin durch Bayonne

www.youtube.com/qC7RODKLSwI

Wir sitzen in Bayonne in einem Restaurant und essen zu Mittag. Regelmäßig kommt ein kleiner Bus vorbei und fährt um die Ecke in die Innenstadt.

Es handelt sich dabei um ein Angebot der Stadt Bayonne. Mit den kleinen Minibussen darf man umsonst durch die Innenstadt fahren. Die Route ist kurz (wie man auf diesem Plan sieht), aber Bayonne ist ja auch nicht so groß. Der Bus fährt auch durch die engen Straßen, in die man mit Autos gar nicht fahren darf.

Der Bus ist nicht nur umsonst, sondern auch elektrisch betrieben. Ich bin fasziniert und freue mich jedes Mal, wenn der nächste Bus vorbeikommt.

Anne Schüßler

August/September 2014

Eingewöhnung im Kindergarten, Eingewöhnung ins nomadische Arbeiten

Ich begleite für einige Wochen meinen Sohn jeden Tag zum Kindergarten und mache die Eingewöhnung mit ihm. Er mag noch nicht alleine da bleiben, aber immerhin darf ich im Nebenraum sitzen und etwas arbeiten. Ich bin es nicht gewohnt, mobil oder nomadisch zu arbeiten, deshalb verfeinere ich im Laufe der Zeit meine Arbeitsmittel-Kombination sukzessive.

Am ersten und zweiten Tag lese ich auf dem Smartphone hauptsächlich feedly und Pocket leer und beantworte die dringendsten Mails.

Am dritten Tag nehme ich meine selten verwendete Bluetooth-Tastatur mit, um auf dem Telefon besser schreiben zu können. Mails beantworten geht damit schon einigermaßen passabel, aber es ist mühsam, nebenbei Informationen nachzusehen, weil Multitasking unter Android immer noch ein umständliches Hin- und Herwechseln ist. Das iPad (erste Generation) ist keine Hilfe, weil es inzwischen so träge reagiert, dass das kleinere, aber schnelle Android-Smartphone einfach angenehmer zu nutzen ist.

Im Repertoire habe ich noch ein ca. 2010 angeschafftes Atom-Netbook. Mit dem Smartphone einen mobilen Hotspot (WLAN-Tethering) aufzuspannen und damit zu arbeiten, scheint mir eine gute Idee. Aber bereits vier offene Browsertabs bringen das Netbook an seine Grenzen, beim Tab-Wechsel gibt es lange Wartezeiten, der Lüfter dreht auf, es macht keinen Spaß.

Erst am 10. Tag komme ich auf die Idee, vom Netbook aus per TeamViewer meinen Desktop-PC fernzusteuern. Ich habe zunächst Sorgen wegen des Traffics, den die Fernwartungssoftware verschlingen könnte, aber der Verbrauch hält sich in Grenzen, wenn ich die Bildübertragung auf niedrige Qualität oder Graustufen reduziere.

Endlich habe ich ein flüssiges Arbeitsgefühl. Der Internetzugriff fühlt sich schnell an. Weil Downloads über den heimischen Breitbandanschluss erfolgen und alle Programme auf dem ordentlich ausgestatteten Rechner laufen, während das Netbook nur den von TeamViewer gespiegelten Bildschirm darstellen muss, vergesse ich zeitweise, dass ich nur eine mittelmäßige Mobilfunk-Anbindung habe. Nur der kleine Bildschirm nervt noch. Aber vielleicht bringen ja Datenbrillen oder ähnliches da in Zukunft Abhilfe.

Stefan Großmann

Anfang September 2014

Max Mustermann, Darth Vader und ich

Ich bekomme eine Campus Card der Zürcher Hochschule der Künste. Als Erstes lungere ich strategisch geschickt am Eingang herum, bis ich jemanden beobachten kann, der sich mit der Karte Einlass verschafft. Man hält sie an eine nicht weiter markierte Türöffnerfläche. Allerdings kann man, wie sich in den Folgetagen herausstellt, die Tür auch einfach so öffnen, ohne Karte.

Dann stecke ich die Karte in das, was ich für ein Gerät halte, mit dem man Geld auf die Karte bekommt. Ich habe gerade ergoogelt, dass Max und Erika Mustermann in der Schweiz Hans Meier, Hans Mustermann, Max Muster oder Maria Bernasconi heißen. Nicht so an der ZHdK:

Statt Geldauflademöglichkeiten erscheinen aber nur verwirrende Optionen, so dass ich die Leute am Nachbargerät um Rat fragen muss. Sie sagen, hier werde die Karte nur aktiviert oder aufgefrischt oder so, das Geldaufla-

den sei woanders. Ich folge also den verwirrenden Optionen, es dauert ein bisschen, dann kommt meine Karte wieder aus dem Gerät, physisch bedruckt mit neuen Details unten auf dem grauen Streifen, der vorher leer war:

Ich weiß also jetzt, dass ich dem Departement Design angehöre. Bis dahin dachte ich, es sei vielleicht das Departement Kulturanalysen und Vermittlung.

Eine Woche nach Aushändigung der Karte finde ich das Geldaufladegerät. Es nimmt allerdings nur Bargeld. So ganz erschließt sich mir der Vorteil nicht, Bargeld in einen Automaten zu stecken, damit ich dann beim Bezahlen kein Bargeld mehr brauche, daher lasse ich es.

Vorerst verschafft mir die Karte also nur Mitarbeiterrabatt in Mensa und Café. Aber das Semester ist ja noch lang, vielleicht hat sie Geheimfähigkeiten, die man erst später erkennt.

Nachtrag 18.9.: Erst später erkannte Geheimfähigkeiten sind: Man braucht die Karte für die Bibliothek (allerdings wohl nicht in irgendeiner elektronischen Funktion, wenn ich das richtig verstehe; es steht nur die Benutzernummer hintendrauf), und man kann sie auch bargeldlos aufladen. Das steht zwar nicht auf den Automaten, wohl aber auf der Website der ZHdK. Danke an Michael Eugster für den Hinweis. Allerdings dauert es „bis 3 Arbeitstage, bis das Geld auf der Karte ist“.

Nachtrag März 2015: Meine eigene Karte gilt zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr, aber bei jemand anderem sehe ich, dass der wie aufgedruckt wirkende Text im unteren Teil der Karte gelöscht und neu geschrieben werden kann.

Kathrin Passig

September 2014

Offline beim Autofahren, aber dafür die Hände frei

Mein Smartphone kann sich über Bluetooth mit dem Radio-Navi meines Autos verbinden, damit ich mit beiden Händen am Lenkrad sicher autofahrend telefonieren kann. Dafür stehen zwei Bluetooth-Protokolle zur Verfügung. Das einfachere “Hands-Free Profile” verlagert das Mikrofon und den Lautsprecher des Smartphones auf das Auto, die eigentliche Telefonie-Funktion bleibt dann beim Handy. Das komfortablere “SIM-Access-Profile” borgt sich virtuell die SIM-Karte des Smartphones aus. Das Smartphone kann sich danach in eine Art Standby schalten, sämtliche Telefonie-Funktionen leistet in diesem Fall das Radio-Navi im Auto. Das ist sehr bequem und erzeugt auch weniger Strahlung als bei der Nutzung des “Hands-Free Profile”, weil statt der Smartphone-Antenne die des Autos genutzt wird. Deshalb benutze ich lieber das “SIM-Access-Profile”.

Irgendwann ist mir aufgefallen, dass immer, wenn ich nach einer Autofahrt aus dem Auto ausgestiegen bin, “ding-ding-ding” lauter Hinweise auf neue Emails, neue Facebook-Einträge usw. in meinem Smartphone eingetrudelt sind. Anfangs habe ich mir nichts dabei gedacht, aber dann habe ich gemerkt, dass ich ja offline bin, solange ich Auto fahre. Klar, das Radio-Navi borgt sich nicht nur die Telefonier-Funktion, sondern alles, was man mit der SIM-Karte machen kann. Und das schließt natürlich die Datenübertragung mit ein. Natürlich soll ich keine Nachrichten lesen, wenn ich Auto fahre. Aber wenn mir das Auto schon meine SMS vorlesen kann (ja, das kann es), dann könnte es mir ja auch ein paar Tweets erzählen. Vor allem auf langen Fahrten wäre das praktisch.

Andreas Schulz-Dieterich

9.9.2014

Smartphones haben auch eine empfindliche Seele

Ich bin zurzeit ohne iPhone. Mein iPhone 4 hat inzwischen mein Sohn, das iPhone 5 (ein Testgerät) wollte Apple vor einem halben Jahr zurück und das neue iPhone 6 wurde heute erst vorgestellt – ich brenne darauf, es mir holen zu können (mal sehen, wie der Reservierungsservice meines Providers T-Mobile funktioniert).

Das Ersatzhandy, ein Nokia Lumia 620 mit Microsoft Windows Phone 8, merkt das wohl, denn es neckt mich, indem bestimmte wichtige Apps nicht mehr starten, sondern zum Heimbildschirm zurückführen.

Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an einen Kollegen, dessen HP-Handy ins Koma fiel, als er bei der Verteilung der iPhone-Testgeräte im Apple-Store seine neue Errungenschaft fotografieren wollte.

Thomas Jungbluth

9.9.2014

“Ein dienstliches iPhone, Juhu!” Warte mal ab.

Mein Blackberry hat ausgedient und ich habe ein dienstliches iPhone.

Die Nummer soll sich nicht ändern, aber ich brauche eine andere, kleinere SIM mit einem anderen Vertrag.

Neben dem Telefon, einem zweiten Ladekabel, einer Tasche und den Unterlagen zur neuen SIM erhalte ich auch eine Anleitung.

In geschätzt 37 beinahe einfachen Schritten müsse ich das iPhone in unser Firmennetz mit Lotus Notes einbinden.

Beim Blackberry musste ich nur ein paar Codes eingeben, die mir unser Notes-Team zugsteckt hatte, und er richtete sich selber ein.

Ja nu.

Zunächst muss ich mit dem Blackberry und der alten SIM-Karte eine bestimmte Nummer anrufen. Die Computerin am anderen Ende sagt, ich solle das Gerät nun ausschalten und in 20 Minuten sei die neue SIM-Karte bereit.

Ich startete nach der Wartezeit das iPhone. Ein Einrichtungsdialog ähnlich dem mir bekannten von Android startete. Irgendwann nach mehreren Schritten wurde eine Apple-ID abgefragt, was ich laut Anweisung überspringen soll, um am Ende dann über den App Store irgendeine kostenlose App herunterzuladen und den Account dabei zu erstellen.

Dass der App Store das Symbol ist, das entfernt an Hammer und Sichel erinnert fand ich witzig. Also nachdem ich ihn gefunden hatte.

Die Apple-ID ist ein Account mit meiner dienstlichen Mailadresse als Namen. Zum Einrichten werde ich nach etlichen persönlichen Daten befragt, die ich brav eintippe.

Zwar werde ich keine Nacktbilder mit dem Handy aufnehmen, die offenbar leicht zu erratenden Passworte prominenter weiblicher iPhone-Nutzerinnen sollten aber eine Warnung vor Schlendrian sein.

Ich lasse also den Passwortmanager unseres firmeninternen Passwortsafes ein 12stelliges sicheres Passwort auswürfeln.

Schon im dritten Anlauf hatte ich es über die Bildschirmtastatur zweimal gleich eingegeben und zugleich erlernt, wo bei Apple seltene Sonderzeichen zu finden sind.

Ich erhielt eine Mail, um den Account zu bestätigen.

Juhu!

Die Mail war eine HTML-Mail, der Link war nicht im Klartext zu sehen und Lotus Notes wollte ihn auch nicht preis geben, sondern im eigenen Browser öffnen. Was nur selten gut geht. Andere Firmen schicken derartige Links auch nochmal im Klartext, aber das scheint Apple-Anwender zu sehr zu verwirren.

Ich klicke den Link, was, wie zu erwarten, erstmal zu einem eingefrorenen Lotus Notes führte.

Nach dem Neustart leitete ich die Mail an mein privates Postfach weiter und klickte den Link.

Kopierte das Passwort aus der Zwischenablage.

Ja nu.

Offenbar hatte ich das Passwort auf dem iPhone zweimal gleich falsch eingegeben.

Vor der Bestätigung musste ich also das Passwort zurücksetzen. Ich leitete die Passwortresetmail von Apple diesmal direkt an mein privates Postfach und resettete das Passwort auf den ausgewürfelten Wert.

Dann bestätigte ich die Mailadresse.

Zur Anbindung an unser Notes müsse ich nun eine weitere App runterladen.

Der App Store fragte wieder nach dem Passwort und diesmal brauchte ich lediglich vier Versuche, bis alles stimmte. Aber hey! Ich kann das Passwort jetzt bis auf ein Zeichen in der Mitte auswendig!

Die App ist da und die Einrichtung der Notes-Verbindung war danach nur unwesentlich komplizierter als die Einrichtung des Blackberry.

Zugegeben: Das iPhone ist wesentlich geschmeidiger in unser Firmennetz eingebunden, als der Blackberry es je war, und die Bedienung ist ein Traum. Nie mehr Telefonnummern auf dem Mäuseklavier eingeben, nie mehr Texte umlautfrei formulieren müssen, um nicht an der Tastatur zu verzweifeln.

Volker König

11.9.2014

3D-Handys sind schon längst erfunden, und wir haben es alle verpasst. Außer Ira.

Iras Handy hat auf der Rückseite zwei Kameras. Ja, das sei 3D. 3D!, rufen wir, womit schaut man das denn dann an? Mit einer Brille? Nein, man kann es direkt auf dem Handy anschauen, in 3D. Das Handy ist schon mehrere Jahre alt, ein HTC Evo 3D und kein Einzelfall.

Das müssen jetzt alle erst mal ausprobieren.

Nicht senkrecht halten!, sagt Ira. Senkrecht gibt's kein 3D!

„Könnt ihr mal ruhig sein? Ich mach eine 3D-Aufnahme!“ Techniktagebuchautor Lukas Imhof und das Selfie-Problem, wenn man auf der falschen Seite ins Handy schaut. Hier geht es aber ausnahmsweise wirklich nicht anders.

Ira sagt: Ich hab mir das ja nicht gekauft, *weil* es 3D kann, sondern *obwohl*. Es war halt preiswert und konnte das, was ich wollte, und da war es mir egal, dass es hässlich ist und in 3D.

Kathrin Passig

11. September 2014

Gefangener des Garagentormechanismus

Zum zweiten Mal in den sieben Jahren, in denen ich den Tiefgaragenplatz gemietet habe, hält mich der Garagentormechanismus gefangen.

Die Garage ist – obwohl zumindest tagsüber öffentlich zugänglich – zusätzlich zu den Schranken mit Rolltoren (oder eher: Rollgittern) gesichert. Um herein oder herauszufahren muss ich eine RFID-Karte vor einen Kartenleser halten. Die Schranke fährt hoch und das Rolltor geht gegebenenfalls auch auf. Nachdem das Auto durchgefahren ist, schließt sich die Schranke sofort und das Rolltor etwa zwei Minuten später. Der ganze Ablauf wird – wie am 3270-Terminal in der meistens unbesetzten Hausmeisterloge zu erkennen ist – von einem Großrechner gesteuert. Der steht bei der Betreibergesellschaft und steuert noch einige weitere Tiefgaragen.

Der Fehler passiert auf genau die gleiche Weise wie beim ersten Mal: ich komme an der Ausfahrt an, kurz nachdem ein anderes Auto das Tor passiert hat. Die Schranke ist unten, das Rolltor ist oben. Ich halte meine Karte vor den Leser, sie wird überprüft, und die Anzeige schreibt „Gute Fahrt“. Die Schranke öffnet sich, und im gleichen Moment fährt das Rolltor herunter. Das System wartet jetzt darauf, dass das Auto durch die Schranke fährt – was nie passiert, weil es dazu nun das Rolltor durchbrechen müsste. Das System ist blockiert.

Als Softwareentwickler stelle ich mir die Ursache ungefähr so vor (Achtung! Spekulation!): immer wenn das Rolltor oben ankommt, wird ein Zähler gestartet. Nach Ablauf des Zählers fährt das Rolltor wieder herunter. Wenn

die Schranke hingegen oben ankommt, dann wird der Rolltorzähler auf 0 zurückgesetzt. Das klappt fast immer, nur dann nicht, wenn der Rolltorzähler genau während des Öffnens der Schranke abläuft.

Eine klassische Race Condition, aber ich weiß nicht, wie gut die Unterstützung für nebenläufige Programmierung auf Großrechnern so ist. Ein paar Semaphoren hätten hier jedenfalls ganz gut getan.

Der Telefonnotdienst befreit mich schließlich durch direkten Computereingriff in die Steuerung.

Thomas Renger

23.8. bis 11.9. 2014

Eine mechanische Wochenzeitschaltuhr und viele Erkenntnisse über die Schweiz

Ich will das Leid von Lukas Imhof lindern und ihm eine mechanische Wochenzeitschaltuhr schenken, wenn ich demnächst in die Schweiz komme. Es gibt nämlich mechanische Wochenzeitschaltuhren, sie sind gar nicht schwer zu finden, und einige haben sogar gute Amazonrezensionen.

Kurz vor dem Warenkorbklick fällt mir ein, dass die Schweiz ja andere Steckdosen hat. Für das Zwischenschalten eines Adapters ist die Schublade unter Lukas Imhofs Kaffeemaschine wahrscheinlich zu klein, außerdem soll niemand in seiner eigenen Heimat einen Adapter benutzen müssen. Man braucht also nicht nur eine mechanische Wochenzeitschaltuhr, man braucht eine mechanische Wochenzeitschaltuhr aus der oder wenigstens für die Schweiz. Die Schweiz ist nicht für einen Mangel an mechanischen zeitverarbeitenden Präzisionsinstrumenten bekannt, ich gebe also sorglos „amazon.ch“ ein.

Es gibt gar kein Amazon in der Schweiz.

Dann eben Ebay. Immerhin existiert ebay.ch, man bekommt dort aber nur Zeitschaltuhren von deutschen Anbietern mit deutschen Schukosteckern angezeigt, die nicht in Schweizer Steckdosen passen.

Ich beginne zu ahnen, dass man es als Schweizer vielleicht gar nicht so leicht hat.

Die Suche nach einem Schweizer Anbieter, der mir eine mechanische Wochenzeitschaltuhr mit Schweizer Stecker verkauft, gestaltet sich überraschend langwierig. Mehrfach lande ich auf dieser Herstellerseite, die aus unklarem Grund keinen Shop enthält. Der Link zu „Vertriebspartnern in meiner Nähe“ führt zu exakt derselben Herstellerseite unter einer anderen Domain. Einen Shop gibt es dort immer noch nicht.

Nach ein bis zwei Stunden Googlearbeit habe ich meine Suche soweit verfeinert, dass sie tatsächlich den wahrscheinlich einzigen realen Onlineshop ans Licht fördert, der eine mechanische Schweizer Wochenzeitschaltuhr im Angebot hat. Allerdings liefert er nur in die Schweiz und nach Liechtenstein, nicht nach Deutschland.

Also muss das Gastgeschenk eben per Post zugestellt werden. Der Registrierungs- und Bestellprozess des Anbieters ist so voller seltsamer Hürden und Schikanen, dass ich jetzt wüsste, warum Amazon die Welt regiert, wenn ich nicht schon vorher gewusst hätte, warum Amazon die Welt regiert. Außer eben die Schweiz.

Lange Zeit passiert gar nichts. Ich maile dem Händler. Ich maile dem Händler noch mal. Ich stelle auf der Website des Händlers fest, dass der letzte Eintrag im Firmenblog aus dem Februar 2013 stammt, glaube die Firma längst in Konkurs und leite das Käuferschutz-Verfahren bei Paypal ein.

Aber nach knapp drei Wochen wird die Zeitschaltuhr doch noch zugestellt! Und hat wirklich einen Schweizer Stecker!

Ok, sie ist *made in Germany*, aber warum das so ist, darüber will ich jetzt gar nicht nachdenken. Es ist alles schon kompliziert genug mit der Schweiz.

Kathrin Passig, Foto: Lukas Imhof

12.9.2014

Der weite Weg zum Fernseher

Ich habe Besuch, und wir wollen abends einen Film sehen. Wir suchen eine Weile im US-iTunes-Store, ich fluche dabei wie immer über dessen nicht vorhandene Usability. Dann fällt uns ein konkreter Film ein, den wir gern sehen würden und den es bei iTunes nicht gibt. Aber ich darf ja als Amazon-Prime-Kunde auch Amazon Instant Video nutzen.

Weil ich das noch nie getan habe, müsste ich mich jetzt erst altersverifizieren und ein Gerät anmelden. Das ist womöglich gar nicht besonders kompliziert, aber wenn man eigentlich gerade einen Film sehen möchte, ist der Weg doch zu weit. Wir suchen also weiter im iTunes Store, ich fluche dabei wie immer über dessen nicht vorhandene Usability.

Als wir einen Film gefunden haben, stellt sich die Frage, ob wir den Rechner an den Fernseher der Gastwohnung anschließen sollen. Das funktioniert ja doch meistens nicht auf Anhieb. Das Sofa steht etwa drei Meter vom Fernseher (einem Flachdisplay mit etwa 40 cm Bildschirmdiagonale) entfernt. Ich halte das 11-Zoll-Macbook zum Vergleich daneben, ohne aufzustehen. Wenn ich den Rechner auf dem Schoß habe, werden wir ein größeres Bild sehen als auf dem Fernseher. Wir bleiben also sitzen und sehen den Film auf dem Macbook.

Kathrin Passig

September 2004

Last.fm hat mir eine Menge vorenthalten!

Seit der achten Klasse, Ende der 90er, finde ich jedes Jahr bis Ende Oktober 20 Songs, die für mich wichtig waren: mein persönlicher Soundtrack.

Mir fiel nie schwer, passende Musik zu finden: Bis 2003 sehe ich viele Filme / Serien mit guten Soundtracks. Ab 2001 helfen mir auch MP3s und die Empfehlungen / CD-Geschenke von Freunden. Von 2003 bis 2008, im Studium, habe ich einen Polo mit Kassettendeck und mache mir sechs, sieben Mixtapes pro Jahr. Auch dabei wachsen mir, übers Jahr verteilt, viele Songs ans Herz.

Am wichtigsten aber ist für mich ab 2006 Last.fm: Das Webradio spielt mir im Browser (früher auch in einem Extra-Client) Songs ein, und mit den beiden Funktionen "Lieben" und "Bannen" helfe ich dem Algorithmus, meine Empfehlungen zu verbessern. Kathrin Passig hat die Kurzsichtigkeit / Naivität solcher Algorithmen oft kritisiert – aber ich habe sehr früh sehr, sehr aggressiv und weitläufig getaggt, geliebt und gebannt, und heute kennt Last.fm unter dem einem Tag, den (fast) nur ich benutze, "a long red glare", 2700 Lieblingssongs von mir.

www.lastfm.de/listen/globaltags/a%20long%20red%20glare

Bis ca. 2011 kann ich mein "persönliches" Last.fm-"Discovery Radio" hören und entdecke dabei zuverlässig und ohne viel Suchen und Mühe 6, 7 großartige Songs pro Stunde. Leider schrumpft der Katalog der in Last.fm abspielbaren Songs immer weiter, und ab ca. 2012 wird das "Discovery"-Radio für mich weitgehend unbrauchbar: Der Algorithmus lernt und reagiert nicht (mehr?) besonders schnell. Wenn ich einen Song liebe oder tagge, werden mir keine verwandten Songs mehr eingespielt – sondern oft laufen für Wochen nur die gleichen mittel-passenden 40, 60 Bands in Endlosschleife.

Im Januar 2014 eröffne ich einen Spotify-Account und suche dort nach einem vergleichbaren Entdeckungs-Feature. Finde aber nur die beiden Funktionen "Radio-Favoriten" (Songs, die ich oft gehört habe) und "Starred Songs" (Songs, die ich geliebt / als "gefällt mir" markiert habe). Einen Abend lang markiere ich ca. 300 Lieblingssongs und hoffe, dass mir Spotify Empfehlungen macht wie Last.fm Jahre vorher. Aber die "Discovery"-Seite auf Spotify und die dortigen "Radio-Favoriten" wiederholen fast nur, was ich schon manuell als Favorit bestätigte und geben kaum brauchbare Tipps.

Zur selben Zeit stellt Last.fm den Web-Player um: Statt Audiostream werden jetzt Youtube-Videos abgespielt. Das Problem: Die meisten Songs sind GEMA-blockiert, und statt denn Originalen werden mir schlechte Live- und Unplugged-Versionen angeboten. Außerdem glaubt Last.fm plötzlich, dass ich am liebsten 8 Minuten lange Elektro-Remixes höre: Ich kann keine "Discovery"-Empfehlung mehr zu Ende hören, ohne vorher fünfmal auf "Bannen" / "Ich will diesen Song nie wieder hören" zu drücken.

So wird im Frühling 2014 Musikhören im Netz für mich plötzlich fordernd und anstrengend: Wo ich bisher einen Knopf drückte und dann mit "Lieben" / "Bannen" nur feine Justierungen übernahm, muss ich jetzt mühsam und aktiv nach jeder neuen Entdeckung suchen. Weil der CD-Player im Auto meiner Mutter keine gebrannten CDs mehr annimmt, gebe ich auf: Ich klicke ein bisschen auf Youtube hin und her.

Aber nie entdeckte / fand ich weniger neue Musik als dieses Jahr.

Bis ich bemerke, wie schnell / ohne Ladezeit ich auf Spotify komplette Songkataloge durchhören und sampeln kann. Ich habe aufgegeben, dem Spotify-Algorithmus Neues beizubringen, und keine Hoffnung ins dortige Discovery-Feature. Aber mir fällt ein, dass ich drüben auf Last.fm eine über 7 Jahre hinweg gewachsene Liste habe aller Songs, die ich ein, zweimal hörte und "liebte".

Ich öffne die Liste in Last.fm, alphabetisch geordnet. Ich öffne Spotify. Ich öffne Youtube.

Last.fm sagt: Ich hörte viermal eine Person namens Adam Barnes.

Ich kann mich nicht an ihn erinnern.

Last.fm sagt: Ich habe Barnes' Song "Come Undone" geliebt und als "a long red glare" getaggt.

Also höre ich mich auf Spotify in 10 Minuten durch drei Alben und finde dabei zwei weitere Songs, die mir gefallen: "Mannequins" und "Howling".

Ich finde die Songs bei Youtube und kann sie dort speichern. Mit einem (illegalen) Converter könnte ich sie auch runterladen. Aber wer tut so etwas. . . ?!

Der Abgleich meiner Last.fm-Liste mit Spotify zeigt mir, wie schlecht und willkürlich das Last.fm-Radio sieben Jahre lang für mich kuratierte: Auch bei Lieblingbands, die ich nur auf Last.fm hörte bisher, gibt es fast 40 Prozent Songs, die ich nicht kenne. Weil Last.fm sie mir nie spielte: Manche Titel spielte man mir dort 80 Mal. Manche nie. Egal, ob ich Tracks auf dem selben Album "liebte" und taggte.

Mein "Oktober 2014"-Soundtrack wächst jetzt zwang- und mühelos: Ich gehe durch meine Last.fm-Favoriten. Und finde drüben auf Spotify von jeder Band drei, vier tolle, bislang unbekannte Titel, die ich auf Youtube in Playlists einfügen und immer wieder hören kann.

Ich bin genervt, weil ich auf diese Weise keine neuen Bands entdecke. Sondern nur die Diskografien alter, von mir schon oft wieder vergessener Interpreten zum ersten Mal im Leben gründlich durchsiebe. Mehr vom selben ... statt ganz neuer Namen. Trotzdem: Wow. Last.fm hat mir eine Menge vorenthalten! Und ich bin froh, mir 2008 oder 2010 mit kurzen Klicks Interpreten wie Blaudzun oder Chris Bathgate auf meine Liebes-Listen gesetzt zu haben. Auch, wenn ich sie sofort wieder vergaß:

Das Durcharbeiten von 600 alten "Lieblings"-Songs auf Last.fm, von A bis C, hat mich bisher, seit Ende Juni, 173 neue, verwandte Songs auf Spotify entdecken lassen. Nur leider halt: In Handarbeit, manuell, und durchs umständliche Hin- und Herwechseln zwischen Last.fm, Spotify und Youtube. Nach 30 Minuten Scouting habe ich meist genug. Und breche das Song-Entdecken wieder ab.

In meinen Oktober-Soundtrack habe ich, Spotify sei Dank, trotzdem endlich wieder Hoffnung.

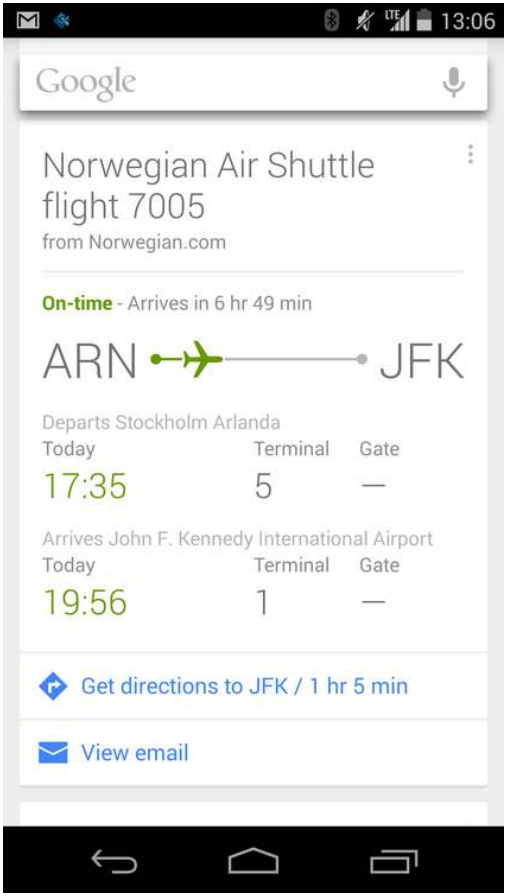
Stefan Mesch

2014-09-12

Google weiß, dass ich zum Flughafen muss. Und nicht von da komme

Ich erwarte heute meine Familie aus Schweden zurück. Da ich sie vom Flughafen abholen will, würde ich normalerweise die Flugnummer heraussuchen und dann den Flug auf einer Seite wie flightaware.com aufrufen und seinen Weg über den Atlantik verfolgen.

Dieses Mal allerdings hat Google die E-Mail mit der Buchungsbestätigung schon vor ein paar Monaten gesehen und zeigt mir jetzt automatisch den Flug in Google Now an, einschließlich der tatsächlichen Start- und voraussichtlichen Landezeit.



Das ist insofern bemerkenswert, als ich den Flug ja gar nicht für mich selber gebucht habe. Und außerdem weiß Google ja sehr genau, dass ich zur Zeit gar nicht in Schweden bin, also nicht in dem Flugzeug drinsitzen kann.

Wahrscheinlich sind dem Algorithmus diese Details allerdings gar nicht klar; er verfolgt einfach automatisch jeden Flug, den ich gebucht habe. Allerdings ist er dann doch so schlau, mir für heute abend den Weg *von* Manhattan *zum* Flughafen auszurechnen, und nicht umgekehrt.

André Spiegel

September 2014

Die Evolution des Dokumentversands

Ich muss oft eine Vielzahl von Dokumenten und Nachweisen an Zuständige schicken. Jedesmal war dies für mich mit erheblichem Aufwand verbunden – also Kopien von Dokumenten machen, Formulare ausfüllen, unterschreiben, in Briefumschläge stecken, beschriften, frankieren, abschicken etc. So etwas konnte alles in allem mehrere Tage in Anspruch nehmen. Zuerst ging ich dazu in den Copyshop und nahm Dokumente und Briefumschläge mit. Nicht selten hatte ich dabei etwas vergessen und die Bedienung der Kopierautomaten war auch kein Vergnügen. Eine riesengroße Erleichterung war daher der Erwerb eines Kopierer/Drucker/Scanners – so dass ich nicht mehr in den Copyshop zu gehen brauchte. Allerdings tat es mir beim Kopieren und Ausdrucken um die schöne teure Druckertinte leid. Außerdem steht das Gerät aus Platzgründen unter meinem Schreibtisch und nicht neben meinem Rechner, so dass ich mich fürs Papiereinlegen und Dokumente-Einscannen immer verrenken muss.

Weil die nächste Postfiliale zehn Minuten Fußweg entfernt ist, habe ich mir entweder bei McPaper Briefmarken auf Vorrat gekauft, oder die Online-Porto Funktion auf der Website der Deutschen Post genutzt. Dies ist aber recht umständlich. Erst muss man sich registrieren und ein Kundenkonto einrichten, sie verlangen sogar, dass man seine Adresse angibt. Dann muss

man mindestens zehn Euro einzahlen und kann sich danach die Briefmarken ausdrucken, die wie ein QR Code aussehen. Ich habe mich unter falscher Adresse registriert.

Die ausgedruckten Briefmarken musste man ausschneiden und auf den Brief kleben.

Alles in allem nicht wenig Aufwand, aber immer noch besser, als extra zur Post oder zu McPaper zu gehen. Eines Tages wollte ich mir wieder Briefmarken ausdrucken, hatte aber kein Guthaben mehr und auch das Passwort zum Einloggen vergessen.

Eine Freundin empfahl mir das Handyporto, einen anderen Service der Deutschen Post. Dazu schickt man eine SMS an eine bestimmte Nummer und bekommt dann eine Zahlenkombination per SMS geschickt, die man auf den Brief oben in die Ecke schreibt, dorthin, wo sonst die Briefmarke aufgeklebt wird. Der Betrag wird dann von der Telefonrechnung abgebucht. Handyporto kostet aber 20 oder 30 Cent mehr als das normale Porto. Aus Faulheit habe ich das trotzdem gemacht, bis ich zu einem Prepaid Anbieter wechselte,) und mit einer Prepaid Karte kann man das Handyporto nicht benutzen.

Da ich immer noch keine Lust hatte, zur Post zu gehen, habe ich überlegt, ob ich meine Dokumente nicht einfach faxen könnte. Da ich sowieso den meisten Papierkram mit Google Drive erledige, weil ich da von überall Zugriff auf meine Dokumente habe, suchte ich dort nach einer Faxapp und fand Hellofax. Seitdem verschicke ich alles via Hellofax und bin glücklich. Ich kann jetzt kostenlos Faxe senden und diese sogar virtuell unterschreiben. Das heißt, man kann seine Unterschrift dort abspeichern. Außerdem bekomme ich eine Mailbestätigung, wenn das Fax versendet wurde und habe so ggf. den Nachweis, dass ich das Dokument versendet habe, ganz im Gegensatz zu einem frankierten Brief, der verloren gehen kann. In einer Liste werden die bereits versandten Faxe gespeichert und ich kann sie bei Bedarf erneut faxen.

Ruth Herzberg

Ende August bis Mitte September 2014

Festplattenprogrammierung und Gewitterpanik vertragen sich nur bedingt

Vor dem Urlaub programmiere ich den Festplattenrekorder, damit während des Urlaubs ein paar interessante Sendungen aufgenommen werden, die ich dann gucken kann, wenn ich wieder zu Hause bin.

Kurz vor der Abfahrt laufe ich noch mal durch die Wohnung, ziehe Stecker aus den Steckdosen und schalte Mehrfachsteckdosen aus. Alles für den in meinem Kopf immer sehr wahrscheinlichen Fall, dass in unserer Abwesenheit ein schlimmes Gewitter kommt, der Blitz einschlägt und sämtliche elektronischen Geräte zerstört.

Nach dem Urlaub fällt mir ein eklatanter Denkfehler auf. Gott sei Dank habe ich vergessen, was ich Tolles aufnehmen wollte und muss mich nur abstrakt und nicht sehr konkret ärgern.

Anne Schüßler

2014

Telefon im Tech-Startup

Kurze Bestandsaufnahme der Stellung des Telefons in einem Tech-Startup in einer amerikanischen Metropole.

An den Arbeitsplätzen im Hauptquartier unserer weltweit operierenden Firma mit einigen hundert Mitarbeitern gibt es keine Telefone. Wenn jemand telefonieren will, nimmt er dazu sein eigenes Gerät, das inzwischen nicht mehr *cell phone* oder *mobile phone* heißt, sondern einfach *phone*. Das ist allerdings nicht immer ganz einfach, denn der Mobilfunk-Empfang in der Firmenetage ist für die meisten Netze extrem schlecht. Er sollte eigentlich schon lange über eigens installierte Repeater verbessert werden, aber das hat trotz

mehrerer Anläufe bisher nicht geklappt. Es scheint niemanden groß zu stören, denn WiFi ist vorhanden und funktioniert bestens. Die Kommunikation in der Firma läuft fast ausschließlich über e-mail und chat.

Festnetztelefone gibt es nur in den Konferenzräumen. Sie werden dort für Audio-Konferenzen benutzt, die vorher über ein anderes Medium vereinbart werden. Auf diesen Telefonen gehen also keine richtigen Anrufe ein oder aus. Manche der Konferenzräume sind so klein, dass man sie wohl als Telefonzelle für ein bis zwei Personen bezeichnen könnte.

Unser technischer Support betreut einige tausend Kunden und bekommt von diesen immer wieder die besten Noten. Natürlich verfügt er auch über eine Telefonhotline. Die führt auf ein olles Nokia-Handy, das irgendwo zwischen den zwölf Support-Arbeitsplätzen herumliegt. Es klingelt etwa einmal am Tag.

Alan Smithee

01.04.2012 bis 15.09.2014

Die Frau überm Sofa

Da hängt sie nun und sagt nichts. Sie verrät nicht, wer sie ist, woher sie kommt, wohin sie rollt.

Ich habe ja noch nicht viele Fotos von mir vergrößern lassen, aber dieses eine hat es mir angetan. Ich mag die Dynamik, den ziemlich gut sitzenden Schärfepunkt, die Farben. Einfach für meinen Geschmack ein tolles Foto. Also hängt es nun in üppiger Größe überm Sofa.

Bei genauem Hinsehen verrät die Frau auf dem Foto dann aber doch etwas über sich selbst, nämlich ihren Vornamen am Helm. Und irgendwann beginnt die Frage an mir zu nagen, wer das wohl sein könnte, die da bei uns über der Couch hängt und in unserm Wohnzimmer Rollschuh fährt. Nun bin ich mir ja noch im Klaren, bei welcher Veranstaltung ich das Foto geknippst habe, nämlich beim Berliner Halbmarathon. Nach vielen Fotos (natürlich von viel schlechteren anderen Knippsern) und Berichten finde ich im Netz auf der Veranstalter-Seite ziemlich versteckt die Teilnehmerlisten vergangener Läufe.

Die kaue ich nun nach dem Vornamen durch. Man glaubt ja gar nicht, wie oft manche Vornamen vorkommen. Vielleicht liegt es auch ein bisschen daran, dass es etliche Tausend Starter gab. Jedenfalls

bekomme ich eine ganze Latte Treffer.

Irgendwann kristallisiert sich eine Teilnehmerin heraus, deren vollständigen Namen ich dann durchgugele. Und wieder mehrere Treffer, diesmal im ganzen Bundesgebiet. Aber eben auch eine Frau aus hiesigen Gefilden. Ha! Und sie hat ein Profil in einem Netzwerk, bei dem man sich typischerweise mit dem Klarnamen anmeldet. So wie ich auch vor langer, langer Zeit.

Was mag sie sich denken, wenn sie, mangels ausreichender Zeichenanzahl bei der Kontaktanbahnungsnachricht, plötzlich von einem wildfremden Kerl einen Link zu einem Foto mit dem recht kurzen Hinweis bekommt, dass ich sie fotografiert habe und sie sich bitte mal melden möge? Trotz einiger Vorbehalte schicke ich die Nachricht aber doch ab, und die Antwort lässt nicht lange auf sich warten. Sie bestätigt tatsächlich, mein zufälliges Fotomodell zu sein, fragt aber -berechtigterweise- auch, wie ich denn auf sie gekommen bin. Nun, das erkläre ich natürlich gern, gehört sich ja so. Und, hurra, sie findet die Geschichte einfach klasse und fragt mich, ob sie denn ihren Facebook-Freunden davon berichten darf. Naja, sicher. Da kann ich ja schlecht nein sagen. Warum auch?

Weswegen ich eigentlich Kontakt aufgenommen habe, ist, weil ich noch einen Druck von dem Foto im Format 90×60 cm habe. Den hätte ich beinahe schon anderweitig vergeben, bin am Ende aber doch froh, meinen inneren Sherlock Holmes rauszukehren und derjenigen das Foto zu vermachen, die es verdient hat.

Es dauert dann noch ein paar Tage, bis es zum konspirativen Übergabetreffen kommt. Ich habe einen Gerichtstermin in der Nähe ihres Arbeitsplatzes (nehme ich jedenfalls an). Und wow! Sie freut sich richtig! Und das freut mich dann natürlich auch! Sie findet die ganze Aktion einfach großartig. Hach! Dabei ist es eigentlich ein Paradebeispiel dafür, wie man Daten aus bestimmten, öffentlichen Quellen einigermaßen geschickt

miteinander kombiniert.

Wir fragen einen zufällig rumlungernden Blumenkutscher dann noch, ob er ein Bild von uns machen könnte. Wie son Berliner Blumenkutscher nun mal so ist, meint er, er würde dann mal seine Pinsel und Farben holen. Gnarf ... Er begnügt sich dann doch mit meinem Handy.

Markus Winninghoff

Mitte September 2014

In Frankreich geht das Navi kaputt, aber wir finden trotzdem nach Hause

Auf der Rückfahrt aus dem Urlaub halten wir wie jedes Jahr in Senlis nördlich von Paris, um bei McDonald's zu essen. Das machen wir jetzt im dritten Jahr, man kann also langsam von Tradition sprechen.

Als wir weiterfahren wollen, ist das Navi kaputt. Es geht nicht mehr an, bzw. es geht nur noch an. Dann versucht es zu starten und geht wieder aus. Und geht wieder an. Versucht zu starten und geht wieder aus. Und geht wieder an.

Nix hilft. Man kann es noch nicht mal komplett ausschalten. Tatsächlich befinden wir uns mittlerweile in einer gewissen Abhängigkeit vom Navigationsgerät. Wir haben zwar seit dem großen Navifail in den Niederlanden irgendwo auch eine Straßenkarte, aber meistens gerade nicht auffindbar und verlassen uns komplett darauf, ein funktionierendes Navigationsgerät im Auto zu haben.

Tatsächlich weiß ich aber nach drei Jahren auch, wo wir lang müssen, um nach Hause zu kommen. Erst Richtung Valenciennes, dann Richtung Brüssel, dann Richtung Lüttich und dann Richtung Aachen. Tatsächlich verfahren wir uns nur bei Düsseldorf völlig unnötig, weil die Beschilderung da sehr irreführend ist. Da haben wir uns aber auch schon letztes Jahr verfahren, weil P. nicht auf das Navi hören wollte, weil die Beschilderung so irreführend war. Wir hätten uns also voraussichtlich auch mit funktionierendem Navi verfahren.

Das nervigste an dem kaputten Navi ist erstens, dass es dauernd blinkt (an, laden, aus, an, laden, aus) und dass man auch keine Musik und kein Radio mehr hören kann, denn das läuft ja auch alles übers Navi. Als ob ich irgendwas geahnt hätte, habe ich aber bei McDonald's über das McDonald's WLAN ein Hörbuch von Horst Evers runtergeladen. Ich schalte also mein iPhone auf ganz laut und es reicht gerade so, um alles zu verstehen.

Zuhause besteht VW darauf, dass das Navi komplett kaputt ist, und ersetzt werden müsste. Ich glaube, dass man einfach nur mal ein Softwarereset oder -update machen müsste, aber letztlich kann ich das mangels weiterer Kenntnisse auch nicht beweisen. Mir fällt nur kein glaubwürdiger Hardwareunfall ein, der während des Parkens auf einem McDonald's-Parkplatz passiert sein könnte. Kulanzmäßig kommen sie uns soweit entgegen, dass es immer noch sehr, sehr viel Geld ist und so fährt P. irgendwann genervt zu einem anderen

Navigationsgerätehändler und lässt sich ein Zenec-Navigationsgerät einbauen. Das ist auch nicht günstiger, aber die haben sich vorher wenigstens keine Mühe gegeben, uns nicht helfen zu wollen.

Das neue Navigationsgerät kann sich jetzt auch mit Bluetooth mit Mobiltelefonen verbinden, so dass P. ab sofort beim Autofahren ständig telefoniert, wenn ihm langweilig ist. Man kann damit auch Musik vom iPhone über Bluetooth abspielen. Dafür gibt es keinen SD-Karten-Slot mehr und keine interne Festplatte, um Musik abzuspeichern. Das konnte das alte Navigationsgerät. Wobei, ein SD-Karten-Slot ist wohl auch bei dem neuen vorhanden, nur muss da die Karte mit den Navigationskarten dauerhaft drinstecken, man hat also nichts davon.

Optisch bin ich zunächst vollkommen verwirrt und finde das neue Navi viel, viel unübersichtlicher und auch hässlicher als das alte. Nach wenigen Wochen hab ich mich allerdings so an die neue Optik gewöhnt, dass ich schon vergessen habe, wie das alte ausgesehen hat und finde nichts mehr verwirrend daran. Nur die Menüführung ist nach wie vor komisch, aber irgendwie kommt man doch immer ans Ziel. Im zweifachen Wortsinn.

Anne Schüßler

15.9.2014

In der Schweiz geschehen schreckliche Verbrechen bei der Mülltrennung

In der Schweiz geschehen schreckliche Verbrechen bei der Mülltrennung. Videoüberwachung soll die Bürger davon abhalten, Unangemessenes in den Container für PET-Flaschen zu werfen. Man kann dabei so viel falsch machen, zum Beispiel dürfen Milchflaschen, Joghurtbecher oder Shampoofla-

schen nicht in den Container. Die Erklärungen rechts und links am Container sind hier lesbar zu sehen. Eine Videokamera war nicht in Sicht. Sie ist entweder sehr klein, sehr gut versteckt oder sehr inexistent.

Kathrin Passig

Anfang September 2014

Wie ich schon fast zum ersten Mal mit dem Handy im Supermarkt bezahlen konnte

Ich habe irgendwo davon gelesen, dass man in der Schweizer Supermarktkette Migros jetzt auch mit dem Handy zahlen kann, man braucht nur die Migros-App zu installieren. Das mache ich schon aus Techniktagebuchgründen sofort.

„Geben Sie zum Start an, wo Sie am häufigsten einkaufen. So erhalten Sie alle Migros Aktionen und Neuheiten aus dieser Umgebung.“ Das wünscht sich die App als Erstes von mir, und nachdem ich meinen Aufenthaltsort eingetragen habe, sehe ich sehr viele Sonderangebote und als einzige Interaktionsmöglichkeit: „Aktualisieren“.

Mein Geduldsfaden ist nicht sehr lang. Ich schließe die App, sehe erst ein, zwei Tage später wieder nach ihr und finde dann auch die Option „Portemonnaie“. „Digitale Cumulus-Karte“ steht da, und „Jetzt einrichten“.

Ich muss mir erst von Schweizern erklären lassen, was eine Cumulus-Karte ist: Es handelt sich um die Kundenbonuskarte der Migros. Unter „Jetzt einrichten“ werde ich aufgefordert, mich mit meinem „M-connect-Konto“ anzumelden. Ich tippe auf „Was ist M-connect?“ und lerne: *„M-connect ist Ihr Schlüssel zur Online-Welt der Migros: Mit einem einzigen Login haben Sie einfach und schnell Zugriff auf mehrere Online-Services der Migros. Nutzen Sie M-connect zum Beispiel als Zugang zu M-Go, aber auch zu Ihrem Cumulus-Konto.“*

Was M-Go ist, weiß ich nicht, aber die Vorteile eines M-connect-Kontos sind:

- *Regelmässige Einkaufsvorschläge und Angebote, die Sie interessieren*
- *Einkaufslisten gemeinsam nutzen und von überall aus bearbeiten*
- *An Gewinnspielen und Umfragen teilnehmen*
- *Produkte bewerten und kommentieren*

Das will ich alles gar nicht, vor allem nicht die regelmässigen Einkaufsvorschläge und Angebote, die mich „interessieren“. Ich will doch nur mit meinem Handy bezahlen können und mich dabei wie in der schweizförmigen Zukunft fühlen.

Ich verstehe immer noch nicht, wie ich zur Zahlfunktion gelange, wähle deshalb „Hilfe und Kontakt“ und lese mir alles durch, was unter „Fragen und Antworten“ steht, zweimal. Danach bin ich nicht wesentlich klüger, habe aber den Eindruck, dass ich außer dem M-connect-Konto auch eine Cumulus-Karte brauche, wenn die Sache funktionieren soll.

Unter „Was geschieht mit meinen persönlichen Daten?“ heißt es: *„Ihre Kundendaten erlauben es der Migros-Gemeinschaft, Ihnen bedarfsgerechte Informationen und Angebote zukommen zu lassen, und vermeiden zugleich, Sie mit für Sie uninteressanter Werbung zu belästigen.“* (Ein Versprechen, auf das ich noch 1998 eventuell hereingefallen wäre.) *„Ihre Adresse wird folgenden Firmen der Migros-Gemeinschaft zur Verfügung gestellt: Migros-Genossenschafts-Bund, Migros-Genossenschaften, melectronics, SportXX, Do it + Garden Migros, Micasa, Obi, Saisonküche, LeShop.ch, m-way, Klubschule, Migros-Freizeitzentren (Fitness- und Golf-Parcs), Hotelplan, Interhome, Eurocentres, Migros Bank, Ex Libris, Migrol.“*

Ich bin nicht zurückhaltend mit meinen Daten und werfe sie eigentlich jedem in den Rachen, der danach fragt. Aber ich möchte ein etwas attraktiveres Versprechen dafür sehen als „ganz viel Werbung, außerdem Werbung,

noch mehr Werbung und wer weiß, vielleicht irgendwo so was Ähnliches wie ein komfortables Bezahlverfahren, vielleicht aber auch nicht“. Ich warte lieber noch ein bisschen auf die Zukunft.

Kathrin Passig

16.9.2014

Ein QR-Code-Gutschein für einen QR-Code-Stempel

Die Willkommensbox der Zürcher Hochschule der Künste für Mitarbeitende ist aus Holz, enthält einen USB-Stick in Form des Gebäudes, zwei grau lackierte Holzstücke, ein bunt lackiertes Holzstück und viele Kärtchen mit QR-Codes auf der Rückseite, die zum jeweiligen Unterabschnitt der ZHdK-Website führen.

Im Büro für Kulturanalysen und Vermittlung wird länger darüber diskutiert: „Hast du einen QR-Code-Reader?“ – „Einmal im Jahr braucht man ihn halt.“ – „Aber beim iPhone gibt es dafür gar keine Standard-App.“ – „Unter Android auch nicht.“ – „Ich installier mir doch nicht extra so ein Ding.“

Mit dem QR-Code auf der Rückseite des Kärtchens „Gutschein Stempel“ kann man sich einen Stempel anfertigen lassen. Der Stempel ist dann wieder ein QR-Code. Er führt zum eigenen Profil im Intranet. Man kann ihn auf eins von den Holzklötzchen in der Box aufkleben.

Kathrin Passig

Die 1980er und 2014

Die Telefonkette ist durch Massenemails verdrängt worden

Während meiner Schulzeit in den 80ern gab es eine Kommunikationsform, die mir damals schon suspekt erschien: die Telefonkette. Sie war dazu da, eine Gruppe von Menschen über Neuigkeiten in Kenntnis zu setzen. Ein typisches Beispiel war die heile Ankunft des Busses am Zielort der Klassenfahrt. Es gab ja noch keine Handys, mit denen von unterwegs SMS geschickt oder Facebook-Statusmitteilungen geschrieben werden konnten.

Die Telefonliste war, wie der Name schon andeutet, eine Liste (manchmal auch ein Baum) von Namen und Telefonnummern, die fotokopiert und an alle auf der Liste stehenden Eltern verteilt wurden. Trat nun ein Ereignis ein, über das die Teilnehmer der Telefonkette informiert werden wollen, so wurde die Nummer an der Spitze der Liste angerufen, der Angerufene hatte dann wiederum den Auftrag, den (oder die, falls die Liste ein Baum war) jeweils Nächsten auf der Liste anzurufen. Hierbei konnte allerlei schief gehen.

Um erstmal die Kontext herzustellen: Telefone standen damals im Flur oder in der guten Stube. Mobiltelefone gab es noch nicht und Anrufbeantworter waren nicht die Regel. Wenn man also jemanden von der Liste anrief, so war es gut möglich, dass man niemanden erreichte. Dann stellte sich die Frage, wie man fortfuhr. Rief man den übernächsten Teilnehmer auf der Liste an, so war die Telefonkette nicht unterbrochen, ein Teilnehmer aber uninformiert. Man musste sich also daran erinnern, es später noch einmal zu versuchen.

Oder man übersprang niemanden und versuchte es später noch einmal. Dies verringerte zwar die Wahrscheinlichkeit, dass man selber die Kette unterbrach, verlängerte aber die Laufzeit der Telefonkette unter Umständen erheblich.

Unschön war auch die Situation, wenn man an einen Anrufbeantworter ge-

riet. Zum einen war das Aufsprechen auf einen Anrufbeantworter nicht jedermanns Sache oder erforderte zumindest einen weiteren Anruf, nachdem man sich die Wort passend zurecht gelegt hatte, zum anderen fehlte die Rückmeldung, dass Nachricht abgehört und die Telefonkette erfolgreich weitergeführt wurde.
Zudem gab es auch damals schon verpeilte Menschen, an denen das Konzept der Telefonkette ganz einfach vorbei ging und die die Kette unterbrachen. Diese Menschen hatte man zwar mehr oder weniger schnell (nach wenigen unterbrochenen Telefonketten) identifiziert, sie erforderten aber vom jeweiligen vorhergehenden Telefonkettenteilnehmer, mindestens zwei Anrufe zu tätigen.

Diese Gedanken zur Telefonkette machte ich mir, als ich neulich von der Klassenlehrerin meiner Tochter (1. Klasse) über den Ausfall der ersten Stunde am folgenden Schultag informiert wurde. Nicht per Telefonkette, sondern per Email, um 21 Uhr! Eine Telefonkette hätte zu dieser vorgerückten Stunde wahrscheinlich nicht mehr jeden erreicht, zumal nach 21 Uhr schon in der Grauzone von “kannmansospätnochanrufen” liegt.

Am nächsten Schultag kam kein Schulkind zu früh. Offensichtlich lesen Durchschnittseltern alle auch nach 21 Uhr noch ihre Emails und die Telefonkette ist durch Massenemails verdrängt worden.

Ole Bahlmann

2014 und zwei Jahre davor

Der Zahlungsunfähigkeit ins Auge sehen

Das hier muss jetzt ganz schnell aufgeschrieben werden. Denn in drei Tagen werden Millionen Käufer des neuen iPhone 6 zum ersten Mal mit ihrem Telefon bezahlen, und dann wird niemand mehr glauben, dass man das mit einem Android-Telefon schon seit zwei Jahren tun kann. Also, hier in den USA zumindest. Man hat auch den Eindruck, dass Journalisten in den

letzten Tagen eine geheime Vereinbarung unterschreiben mussten, die ihnen auferlegte, dass sie nur dann über das neue »Apple Pay« schreiben dürfen, wenn sie keinesfalls erwähnen, dass es dieses exakt selbe System schon seit mehreren Jahren gibt.

Laut meiner Google Wallet Statistik habe ich seit dem 4. Oktober 2012 insgesamt siebenunddreißigmal per Telefon bezahlt, und zwar bei Duane Reade (dem Drogeriemarkt, wo man auch frisches Brot und lokal gebrautes Bier bekommt), bei McDonald's, und an den Fahrkartenautomaten des New Jersey Transit.

Und das geht so.

Man nimmt das Telefon heraus, am besten noch bevor man an die Kasse tritt, startet die Google Wallet App und gibt die vierstellige Geheimzahl ein, mit der diese App gegen unbefugte Benutzung geschützt ist. Nachdem der Kassierer die gekaufte Ware eingescannt hat, hält oder legt man das Telefon auf das Leseterminal mit dem Funkwellensymbol. (Dieses Terminal ist ein Kombigerät, das an der Seite auch einen Schlitz für das Durchziehen von Kreditkarten hat.)

An der Kasse muss ja immer alles möglichst schnell gehen, und nichts ist peinlicher, als beim Bezahlen Probleme zu haben und eventuell sogar auf ein anderes Bezahlmedium wechseln zu müssen. Aus diesem Grund habe ich mich erst vor wenigen Tagen zum ersten Mal getraut, das Telefon auf den Leser zu halten, *ohne* vorher die App zu starten und die Geheimzahl einzugeben. Auch das funktionierte, und ich weiß jetzt also, dass ich mir die ersten beiden oben genannten Schritte sparen kann.

Das Telefon vibriert kurz, um anzuzeigen, dass der Kontakt hergestellt wurde. Die App zeigt jetzt einen skeuomorphischen Papierstreifen einer Registrierkasse mit gezacktem Abriss am oberen Ende. Auf dem Papierstreifen steht, für eine Registrierkasse eher untypisch: »Transaktion nicht gefunden. Bitte kontaktieren Sie den Kassierer.« Die ersten Male ist das verwirrend, dann hat man sich daran gewöhnt, dass diese Meldung jedesmal kommt und nichts über den Bezahlerfolg aussagt.

Man weiß trotzdem nie, wann man das Telefon wieder vom Leser nehmen kann. Man nimmt es halt irgendwann weg, leise hoffend, dass man die gerade sich anbahnende Transaktion nicht durch zu frühen *interruptus* zunichte gemacht hat.

Auf dem Display des Leseterminals wird man jetzt aufgefordert, seine Geheimzahl einzugeben. Das muss man tun, egal ob man die Geheimzahl vorher schon in der App eingegeben hat oder nicht. Man spart es sich also besser in der App (siehe oben).

Das Gesicht des Kassierers, der den Vorgang bisher stirnrunzelnd auf seinem eigenen Bildschirm verfolgt hat, hellt sich jetzt auf. Das ist das Zeichen, dass man das Telefon wohl schlafen legen und in die Tasche zurückstecken kann. Wenn man Glück hat, sieht man dabei gerade noch, dass eine Notification eintrifft, man habe soeben soundsoviel Dollar bezahlt.

Der ganze Vorgang dauert etwa doppelt so lang wie das Durchziehen einer Kreditkarte mit anschließender Unterschrift. Die Spannung und die Unsicherheit über den Ausgang entsprechen etwa der eines Banküberfalls. Vor einigen Tagen ist mir klargeworden, dass es eigentlich nur eine Gelegenheit gibt, bei der ich keine Kreditkarten und kein Bargeld dabei habe, nämlich beim Joggen, wenn ich außer dem Smartphone fast nichts am Körper trage. Beim Heimkommen von der Laufstrecke könnte ich eigentlich, so denke ich mir, mal zu Duane Reade gehen und irgendeinen Einkauf erledigen.

Erst das hieße, der Zahlungsunfähigkeit wirklich ins Auge zu sehen.

André Spiegel

Seit dem 30.12.2012 immer wieder

QR-Codes, Weltuntergänge und Kaptain Haddock

Kathrin Passig bemängelte die fehlende Default-App zum Entziffern von QR-Codes. Im Redaktionschat waren wir uneins, ob das bei Android-Handies eventuell Goggles sein könnte.

Ich hatte mir bei meinem ersten Smartphone mit Android Goggles installiert und vereinzelt zum Auslesen von Barcodes genutzt. Man rief im Laden Goggles auf, scannte den EAN-Code des Sonderangebots und Google lieferte sofort den Preisvergleich.

Das war praktisch und die Animation während der Bildanalyse, bei der scheinbar ein roter Laser das Bild abtastete, sah wie im Film aus.

Am 30.12. passierte es dann zum ersten Mal, dass ich Goggles Eigenleben bemerkte.

Wir kamen vom Jazzkeller in Krefeld und ich sah einen verschwörungstheoretischen Aufkleber af einem Laternenpfahl an der Königsstraße.

Wir erinnern uns: Wenige Tage zuvor war die Welt überraschend mal wieder nicht untergegangen. Ich fand den Sticker gaga genug, um ihn auf Facebook und Twitter zu teilen und machte einige Aufnahmen.

Zu Hause angekommen und ins WLAN eingebucht benachrichtigte Goggles mich, etwas gefunden zu haben.

Es zeigte mir ähnliche Bilder und führte mich auf den Wikipedia-Artikel zur Pyramide des Kukulcán.

Das war jetzt nicht annähernd so hilfreich wie die gescannten Barcodes oder die übersetzten Zutatenlisten von Fertignahrung (Goggles kann auch OCR, erkennt nebenbei die Sprachen und übersetzt auf Wunsch).

Interessanter wäre der genaue Dialog zwischen Kapitän Haddock und Schulze oder Schultze im Tim und Struppi-Band „Tim und die Picaros“ gewesen, der sich vor dem Bauwerk abspielt.

Es wäre aber beängstigend, wenn Goggles gewusst hätte, dass ich beim Anblick der Pyramide immer wieder an die Szene denken muss, am Dialog aber scheitere.

Volker König

2014

DOS-Bootdisketten

In der Arbeit haben wir ein paar alte Funkgeräte, die zu ihrer Zeit einmal High Tech waren. Diese Funkgeräte kann und muß man programmieren – mit einem DOS-Programm. Dieses Programm läuft auch noch unter Windows95 und (mit etwas Glück) auch unter Windows98. Allerdings nicht mehr unter XP oder noch modernerem Zeug. Deshalb bewahren wir einen alten 486er Laptop mit Windows95 auf, verteidigen ihn mit Zähnen und Klauen gegen Aussonderungs-Atacken der Bestandsverwalter und hoffen jedesmal wieder, daß er noch bootet.

Doch jetzt hat ein Kollege herausgefunden, daß man auch auf neueren Rechnern die Software zum Laufen bekommt: man muß den Rechner nur mit einer DOS-Diskette booten, die Software starten, die Funkgeräte an die serielle Schnittstelle anschließen ... Sogar USB-Seriell-Wandler funktionieren!

Jetzt habe ich einem anderen Anwender dieser Funkgeräte davon erzählt und ihm eine Kopie dieser Diskette versprochen. Ist doch kein Problem, im Schrank liegt noch ein Päckchen jungfräulicher Disketten (diese modernen

mit 3,5” und 1,44MB), USB-Floppylaufwerk an den Rechner anschließen und ... Ja, und nu? Wie war das noch? Zum Glück hatte ich vor einiger Zeit aus Gaudi mal unter Virtual Box eine virtuelle Maschine mit DOS 5.5 angelegt. Die kann die Quelldiskette auch lesen. Aber wie bekommt man eine bootfähige Diskette?

Erst ein Hilferuf auf Twitter bringt den Tip mit “FORMAT A: /S” für “Systemdateien kopieren”. Das funktioniert erstmal nicht, weil der Schreibschutz an der Diskette aktiviert ist: Ein Schieber an der Diskette, der Hardware-gesteuert jeden Schreibzugriff auf die Diskette zuverlässig verhindert. Nach der Korrektur kommt ein allgemeiner Fehler und der Rechner sieht auf einmal das Floppy-Laufwerk nicht mehr.

Ich glaube, ich leihe dem Kollegen einfach die ganze Diskette aus und sage dazu lässig: “hier, bitteschön, zieh dir halt schnell eine Kopie davon ...”

Sven

1776ff.

Das Geld über die Straße tragen. Oder ein Kabel buchen

Amerikanisches Online-Banking fühlt sich an wie Postkutsche mit Tastatur. Es beginnt damit, dass man sich bei der Bank anmeldet wie bei jeder Allerwelts-Webseite, nämlich mit frei wählbarem Benutzernamen und Passwort. Transaktionsnummern gibt es keine. Nur dann, wenn die Bank das Gefühl hat, dass sie den Computer, mit dem man sie gerade besucht, noch nie gesehen hat, schickt sie zur Sicherheit eine SMS oder lässt einen Roboter anrufen. Woran die Bank merkt, ob es ein neuer Computer ist, bleibt ihr Geheimnis. Cookies jedenfalls sind es nicht, denn auch wenn man die alle löscht, sieht die Bank noch keinen Anlass zu erhöhter Vorsicht.

Das mit den fehlenden Transaktionsnummern liegt wohl auch daran, dass man mit dem Online-Banking nicht so richtig viel machen kann. Kontoauszüge abrufen: ja. Auch Geld zwischen den eigenen Konten hin und herschieben.

Aber an andere Empfänger zu überweisen geht nicht. Oder doch: Es gibt eine Funktion namens »Wire«, wie in: »Schedule a Wire«. Man kann Geld also »kabeln«, oder »ein Kabel buchen«, und das funktioniert für beliebige Empfänger. Allerdings kostet es um die fünfzehn Dollar. Also, fünfzehn Dollar für den Sender. Und dann nochmal fünfzehn Dollar für den Empfänger.

Es ist daher nicht unüblich, dass man in einer Bankfiliale Bargeld abhebt, und es dann über die Straße zu einer anderen Bankfiliale trägt, um es dort wieder einzuzahlen. Das geht allerdings nur, wenn man bei beiden Banken ein Konto hat. Wenn man auf das Konto einer fremden Person einzahlen möchte, muss einem diese Person vorher spezielle, auf ihren Namen ausgestellte Einzahlungsformulare schicken.

Es überrascht darum nicht, dass die Amerikaner nach wie vor viele Geldgeschäfte per Scheck abwickeln. Schecks sind umsonst. Die Wohnungsmiete beispielsweise kann man nur so bezahlen: Man füllt am Monatsersten einen Papierscheck aus, steckt diesen in einen von der Hausverwaltung bereitgestellten Umschlag und wirft ihn in der Lobby beim Doorman in einen speziellen Briefkasten. Ist man verreist, wird es schwierig. Dann muss man den Scheck im Voraus ausfüllen und ihn von einem befreundeten Mieter einwerfen lassen. Oder aus dem Urlaubsort per Post schicken.

Dies ist das Land, in dem das High Frequency Trading erfunden wurde und Milliardenbeträge im Mikrosekundentakt hin und hergebucht werden. Natürlich fällt den Bewohnern da auf, dass Papierschecks ein bisschen umständlich sind. Wenigstens das Empfangen von Papierschecks hat man darum vereinfacht: Die Smartphone-Apps der großen Banken haben inzwischen eine Funktion, mit der man Schecks fotografieren und sie so einlösen kann. Vorausgesetzt, die Beleuchtung stimmt und das Foto ist nicht verwackelt, und man hat den Scheck auf der Rückseite unterschrieben und diese auch fotografiert.

Da an den Gebühren für eine Wire-Überweisung offenbar nicht zu rütteln ist, haben viele Banken außerdem eigene, Paypal-ähnliche Zahlungssysteme aufgebaut. Bei meiner Bank heißt es QuickPay, und man soll damit an beliebige Empfänger Geld überweisen können, nur durch Angabe einer e-mail

Adresse. Der Empfänger muss sich dann bei dem System anmelden und legitimieren, und bekommt das Geld irgendwie ausbezahlt, selbst wenn er ein Konto bei einer anderen Bank hat. Als wir noch Untermieter waren, habe ich so einmal meine Miete zu bezahlen versucht. Unsere Vermieterin lehnte es aber ab, sich dafür bei irgendeiner neuen Webseite anzumelden.

Ich habe dann aus Protest für dreißig Dollar ein Kabel gebucht.

Anmerkungen: Wikipedia verbürgt, dass ein Wire-Transfer im November 2011 bei der Bank of America noch teurer war: fünfundzwanzig Dollar für den Sender und zwölf für den Empfänger.

Außerdem sei erwähnt, dass man inzwischen die meisten Rechnungen auch online per Kreditkarte bezahlen kann. Das führt dazu, dass institutionelle Zahlungsempfänger wie Krankenhäuser, Arztpraxen usw. alle ihre eigenen Kreditkarten-Workflows programmieren müssen – mit zum Teil hanebüchenen Ergebnissen.

Hier noch ein ausführliches Update zu den verschiedenen heute gängigen Bezahlverfahren.

André Spiegel

18.9.2014

Wie bekommt man eigentlich digitale Musik zurück auf eine Kassette?

Eine Unterhaltung (im Facebook Messenger) über Kassettenabspielgeräte:

Hans: sie sagt immer, ich hätte den geschmack eines alten mannes
Kathrin: naja, ich meine, in deinem Auto ist ein Kassettenrekorder eingebaut.
Hans: in ihrem auch! also zumindest in einem ihrer fünf.
Kathrin: das ist vermutlich inzwischen die offizielle Definition eines Oldtimers.
Hans: ob ich ihr ein mixtape auf kassette machen soll als geschenk?

Kathrin: aber womit würdest du das machen?
Kathrin: vielleicht gibt es inzwischen Anbieter für so was: man lädt eine Playlist hoch, sie machen das Mixtape und verschicken es?
(Nein, gibt es nicht.)
Hans: ich muss mal mit meiner mutter reden, sie hat sicher noch das equipment
Kathrin: früher mal gab es ja Kassetten-Einbauteile für Laufwerkslots in Tower-PCs. aber ich fürchte, das ist auch vorbei.
Hans: also, erstmal eine cd brennen, dann rausfahren, in einem obskuren laden eine kassette besorgen, fertig.
Hans: ich hab jetzt sogar wieder ein cd-laufwerk, wenn auch ein externes.
Kathrin: dass es das hier gibt, wusstest du aber, oder? Universeller KFZ-Kassette-Adapter mit 3,5-mm-Klinkenstecker Stereo-Retractable Cable DLV2402 CPA-9
Hans: ja
Hans: aber
Hans: das aber ist zu kompliziert zum handytippen, aber es gibt ein aber.
Hans: wenn es sowas mit bluetooth gäbe vielleicht, gleich mal googlen
Hans: es gibt!
Kathrin: es gibt natürlich x Anbieter, die Tapes digitalisieren, aber umgekehrt? eine riesige Marktlücke!
Hans: www.ionaudio.de/cassette-adapter-bluetooth
Kathrin: „ein echter Tipp“ sagt das Oldtimermagazin. weil meine Oldtimertheorie nämlich voll stimmt.
Hans: sorge macht mir allerdings die akkusache
Kathrin: oh, Akkus, dann geht es leider nicht.
(Damit ist gemeint, dass dieser Akku natürlich nie geladen sein wird, wenn man im Auto Musik hören möchte.)
Hans: eben
Kathrin: aber das mit Kabel und ohne Bluetooth, das funktioniert akkulos.
Hans: aber logisch, woher sollte der strom kommen? man müsste einen kleinen generator einbauen, der vom kassettenantriebspinöpel betrieben würde!

Hans: das mit kabel funktioniert aber nicht aus kassettendeckspezifischen gründen
Hans: weil, das grundig-gerät zieht die kassette ein und fährt sie dann nach unten, dabei kommt das kabel in weg und die kassette verklemmt oder wird wieder ausgeworfen
Hans: und dann gibt es noch ein problem
Hans: und dann geht es eben nicht.
Kathrin: angeblich kriegt man bei Ebay, also vermutlich auch bei Ricardo, für 5 Euro edle Kassettendecks. damit kann man dann auch von MP3 . . .
Kathrin: ok, man hätte es wissen müssen. bei Ricardo kriegt man natürlich für 5 Euro gar nichts. nicht mal für 5 Franken.
Hans: ich WILL ja das kassettendeck behalten, es gehört doch zum gesamtpacket „bmw-cabrio aus den 80er jahre“
Hans: und die gäste freuen sich immer so „oh, ein kassettendeck“ und machen photos für ihre blogs!
Hans: nagut, du zumindest

Das Kassettengerät

Die Kassettenaufbewahrung in der Mittelkonsole. An den kleinen Indikatorfeldern könnte man erkennen, welche Fächer belegt sind, wenn welche belegt wären. Aber es gibt ja keine Kassetten mehr.

Kathrin: ich meinte ja auch gar nicht, dass du das im Auto loswerden sollst, sondern dass du dir ein zweites, stationäres kaufen sollst zum MUSIK ÜBERSPIELEN.
Kathrin: dann kannst du auch Mixtapes für Oldtimerbesitzerinnen anfertigen.
Hans: achso
Hans: ochnö, ich will nicht mehr geräte als nötig. meinst du, ein buch ginge auch?
Kathrin: aber passt das da rein?

Kathrin Passig

2014

Das Herz des Entertainment-Organismus’

Herzstück der zentralen Entertainment-Hardware im sog. “Wohnzimmer” ist der Verstärker – meiner ist von der Sorte “A/V-Receiver”, verstärkt und schaltet also Audio- und Videosignale und hat einen eingebauten Radioempfänger.

Die Bezeichnungen der einzelnen Geräte (Eingänge) lauten u. a. CD, D-TV, VCR und AUX, davon ausgehend, dass Menschen daran CD-Player, DigitalTV-/SetTop-Box, Videorecorder o.dgl. und ein nicht näher definiertes Gerät mit Audioausgang betreiben möchten. Die von mir benutzten Geräte sind: ein Plattenspieler, ein Doppel-Tapedeck, ein Windows7-PC und ein Bildschirm. Möchte ich Vinyl hören, stelle ich den Eingangswahlschalter also auf “CD” (und den dazwischengeklemmten, dazugekauften Vorverstärker). Für Tapes/Cassetten auf AUX, und für CDs und MP3s und Videos und Livestreams (etc – also für den PC) auf D-TV.

Im Alltag ist das viel weniger verwirrend als es klingt (und man gewöhnt sich auch erstaunlich schnell daran) – reine Konvention. Gut finde ich’s trotzdem nicht.

Frank Lachmann

18.9.2014

Fernsehen ohne Fernseher

Wir haben keinen Fernseher. Also, wir haben schon einen Fernseher, so einen großen, alten, mit Röhren, aber der ist aus ideologischen Gründen an keine Antenne angeschlossen und sein Lautsprecher ist auch kaputt . . . Eigentlich wollen wir ja auch gar nicht fernsehen, das stiehlt einem nur die Zeit fürs Internet. Also haben meine Frau und ich bisher immer auf einem 13-Zoll Macbook ferngesehen, wenn uns das Bedürfnis überkam. iTunes, Arte- und ARD-

Mediatheken vor allem, ZDF seltener, andere nie. Allerdings ist das Macbook auch schon alt, geschätzte acht Jahre, es können aber auch mehr sein. Und inzwischen lässt sich kein bekannter Browser darauf mehr in einer aktuellen Version installieren. Bei entsprechenden Versuchen beschweren sich alle über die Hardware, die würden sie nicht mehr unterstützen. Ich finde, das Ding funktioniert noch prima, aber die Browser sind anderer Meinung. Dadurch funktionieren die Mediatheken aber nicht richtig, die unterstützen nur neumodische Browser. Die Filme ruckeln und laden ewig, oder vergessen ihre Tonspur. iTunes geht auch kaum noch, weil die Festplatte seit Jahren voll ist und iTunes immer Gigabyte von Daten auf die Platte spülen will, statt das Zeug einfach zu streamen Also schauen wir inzwischen auf einem etwas jüngeren 11-Zoll Macbook, das wir wie Kathrin auf den Knien balancieren. Mal sehen, wie lange dessen Chipsatz noch unterstützt wird. Wenn's das auch nicht mehr tut, hätten wir nur noch Handys.

Kai Biermann

18.9.2014

Der dritte Vorteil des Otto-Versands

Für meinen Bekannten J. soll ich einen preiswerten AV-Receiver bestellen, weil er sich im Suff einen hyperteuren Fernseher aufschwatzen ließ und jetzt nicht mehr viel Geld für den aber doch notwendigen Raumklang hat.

J. besitzt noch einen Vinylplattenspieler nebst Sammlung sowie ein Kassettendeck, mit dem er ab und zu Aufnahmen für sein Autoradio anfertigt. Das billigste Gerät im Ottokatalog ist ein Denon AV-X500 (J. möchte in Raten zahlen und mit Zahlpause, weil siehe oben).

Als das Gerät kommt, graust uns beiden. Denn der AV-X500 bietet HDMI-Anschlüsse für drei Digital-Videogeräte, zwei optische Digital-Audioeingänge sowie drei für Analog (inklusive Klinkenbuchse auf der Vorderseite für einen Musikspieler). Doch es lässt sich kein Vinylplattenspieler anschließen, weil dem digitalen Overkill der Entzerrer-Vorverstärker geopfert wurde.

Übersichtliches Angebot an Ein-/Ausgängen (Quelle: Denon-Website)

Und vor allem gibt es keinen Tape-Audio-Ausgang mehr, weder analog noch digital (nur die HDMI-Ausgangsbuchse zum TV). Die einzige Notlösung wäre, das Kassettendeck an den Kopfhörerausgang vorne zu stöpseln. Doch das hieße laufend Stecker raus, Stecker rein, weil das die Boxen stummschaltet.

Wir nutzen den dritten Vorteil des Otto-Versandes, die sofortige Rückgabemöglichkeit.

Thomas Jungbluth

12. September bis 19. September 2014

Vertragsverhandlungen mit der Telekom

Für bessere Konditionen kündigte ich eigentlich regelmäßig alle zwei Jahre den Handyvertrag, um mich dann in langen Verhandlungen mit der Telekom-Hotline zu einer Rückkehr bewegen zu lassen – nicht ohne ihnen irgendwelche Zugeständnisse abgewonnen zu haben, der Vertrag wird dieses Jahr immerhin zehn Jahre alt. Das mit dem Verhandeln ging dieses Jahr nicht, weil die Speed-Option dann vermutlich futsch gewesen wäre (die kann man halt jederzeit kündigen), und das wollte ich nicht riskieren. Theoretisch könnte ich das aktuelle iPhone einfach behalten, aber: Es kann nicht mehr telefonieren und legt nach zwei Minuten Gespräch öfter mal von alleine auf. Das ist nicht weiter tragisch, ich telefoniere selten, aber wenn, ist das natürlich schon nervig.

Nun lässt mich der @telekom_hilft-Account meinen Vertrag mit den aktuellen Konditionen nicht verlängern, stattdessen soll ich einen dieser großartigen neuen Magenta-Tarife wählen. Ich fasse dann mal zusammen, was nach meinem Verständnis die Unterschiede zu meinem aktuellen Vertrag wären, wenn ich in den vorgeschlagenen Magenta M Mobil nehmen würde:

- keine kostenlose Hotspot-Nutzung mehr (kostet dann 4,95 Euro pro Monat, ist monatlich abbestellbar).
- Multi-SIMs kosten 10 Euro pro Monat (ich bezahlte bereits einmalig 5 Euro pro neuer SIM und ich habe zwei).
- eine kleine Errungenschaft: Der Vertrag Magenta M Mobil bietet mir als Bestandskundin für 49,95 Euro 1,5 GB (das sind 500 MB mehr als der Complete Friends L als Standard hatte).
- Die Speedoption in der günstigsten Variante gibt mir 250 MB für 4,95 Euro. Die teuerste liegt bei 5 GB für 24,95 Euro monatlich (ist auch monatlich kündbar).

- Soweit ich Telekom hilft richtig verstehe, kann man im September 2014 mit den Friends-Tarifen kein iPhone 6 kaufen:

In den MagentaMobil Friends Plus Tarifen ist keine Kombination mit den neuen iPhone-Modellen möglich.

Was für mich bedeutet: im Junge Leute/Studenten-Tarif gibt es kein iPhone 6 zu kaufen.

Ich surfe sehr viel mit dem iPhone, telefoniere äußerst ungern. Das bedeutet: Ich wäre vermutlich glücklich mit dem MagentaMobil L Plus super zufrieden, denn da hätte ich weiterhin meine 5 GB im Monat, meine geliebte Hotspotflat, meine MultiSIMs wären hier auch kostenlos, ich hätte die Option auf eine Festnetznummer (die ich nicht brauche) und könnte mein monatliches Datenvolumen kostenfrei im EU-Ausland nutzen (eine Option, die ich sehr schätzen würde). Aber der Vertrag hat auch Features, die ich nicht brauche: z. B. 100 Freiminuten und 100 SMS ins Ausland. Und: Der Vertrag kostet für Neukunden im zweiten Jahr 99,95 Euro. Ich bin keine Neukundin, daher uninteressant und muss dann eben irgendeine dreistellige Summe jeden Monat für diesen Vertrag zahlen, dessen Bestandteile teilweise in meinem aktuellen Vertrag für 49,90 Euro Grundgebühr schon drin sind. Und wenn ich jetzt zu MagentaMobil M wechseln würde, würden dann meine Multi-SIMs aus dem alten Vertrag plötzlich mit 10 Euro pro Monat veranschlagt?

Ich sehe mich schon vor einem Apple-Store campen, als mir einfällt, dass ich mit der T-Mobile-Hotline immer sehr gute Erfahrungen gemacht habe. Während ich online bei T-Mobile den Vertrag mit iPhone nicht verlängern kann, kann es die Dame am Telefon ohne Probleme. Das einzige Problem ist, dass das iPhone mit dem ich sie anrufe, immer mal wieder Aussetzer hat, aber eine Woche später halte ich mein iPhone 6 in spacegrau mit 64 GB glücklich in den Händen und habe meinen alten Vertrag noch.

ellebil

19.9.2014

iPhone 6 pünktlich geliefert, und das bei der riesigen Menge an bestellten Geräten

Just vor wenigen Wochen kam der Termin, an dem ich für meinen Telekom-Handyvertrag ein neues gesponsortes Smartphone kriegen kann. Ich nutze die Gelegenheit, mir ein iPhone 6 zu besorgen. Trotz der Riesenmengen an Bestellungen, die da eingegangen sein müssen, schafft es die Telekom, mir das Telefon heute, am ersten Lieferungsdatum, morgens zu liefern.

Das ging allerdings nicht ohne Vorlauf: In der Woche vor der Präsentation der neuen Geräte am 9.9.2014 bot man mir einen „Reservierungsservice“ an, bei dem ich mich nur registrieren musste, und man versprach mir eine zeitnahe Lieferung neuer Geräte, die ja bald kommen würden.

Der Rest lief am Schnürchen: ich musste mich nicht mal beeilen mit der Bestellung, am Freitag, den 12.9., waren die Server nämlich überlaufen, so dass ich erst am Samstag meine Order loswurde.

Die Bestellung selbst war etwas mühselig, man musste mehrfach angeben, welches Handy es denn sein soll und aufpassen bei den ganzen Optionen und den richtigen Vertrag wählen.

Übrigens gibt es auch neue Konditionen. Die neuerdings „Magenta“ genannten Verträge beinhalten jetzt Doppelflat für Quasseln und SMSen. Zudem sind LTE und mehr Volumen jetzt inklusive.

Dafür kostet die Zweit-SIMkarte (fürs Pad z. B.) jetzt knapp fünf Euro extra monatlich (vorher inklusive), und auch die „Hotspot“-Flat ist nicht mehr enthalten (gleicher Aufpreis, den hab ich mir aber geschenkt – so oft fahre ich nicht ICE).

Thomas Jungbluth

19.9.2014

Allgemeine Geschäftsbedingungen in 14.339 Wörtern

iTunes, dieser Filme-, Bücher- und Musikausleihdienst von Apple, hat mal wieder seine Allgemeinen Geschäftsbedingungen geändert. Bevor man sich etwas ausleihen darf, soll man die neuen Bedingungen bitte lesen und akzeptieren. Natürlich ist nirgendwo markiert, was neu ist an den neuen Bedingungen und was sich im Vergleich zur vorherigen Version geändert hat. Und natürlich liest die niemand durch. Wie auch? Sie bestehen in der deutschen Fassung aus 14.339 Wörtern, beziehungsweise 105.700 Zeichen. Zum Vergleich: Ein Buch mit ungefähr 180 "Standardseiten", wie sie im Verlagsgeschäft heißen, hat 320.000 Zeichen. Ein Drittel Buch also. Die durchschnittliche Lesegeschwindigkeit liegt bei ungefähr 180 bis 220 Wörtern pro Minute. Sagen wir 200 Wörter, das wären bei diesem Text dann also 72 Minuten Lesezeit – vorausgesetzt, derjenige hält das Geschwurbel solange durch. Und das meint nur die Lesezeit, von Verstehen kann dabei sicher keine Rede sein. Übrigens, wenn man tatsächlich anfängt, diese zu lesen und anschließend dann irgendwann auf "akzeptieren" klickt, kommt eine interessante Meldung: "Ihre Sitzungszeit ist abgelaufen." Anschließend geht alles von vorne los. Sie wirklich zu lesen, ist also gar nicht vorgesehen.

Kai Biermann

2014

Die Waschmaschine in der Hausgemeinschaft funktioniert nur nach Münzeinwurf

Nein, wir machen uns nicht das Leben schwer mit Waschplänen oder anderen Formen helvetischen Waschküchenterrors. Wir benehmen uns auch angesichts dreckiger Wäsche pfleglich; wir leben in einer selbstverwalteten Ge-

nossenschaft und sind stolz auf unseren unkomplizierten Umgang mit der gemeinsam genutzten Waschmaschine. Unser Problem ist kein sozialtechnisches, sondern ein technikhistorisches.

Ein Münzautomat aus früheren Zeiten kontrolliert die Stromzufuhr. Mit dem Übergang des Hauses in genossenschaftlichen Besitz vor gut zwei Jahren verschwand das Vorhängeschloss; seither werfen wir die immer gleichen 20-Rappen-Stücke ein (das Entfernen des Automaten erscheint uns nach Offerte eines Elektrikers unverhältnismässig teuer). Dass wir nicht waschen können, weil der Hausbesitzer seit Wochen nicht mehr hier war, um das übervolle Münzfach zu leeren, kommt nicht mehr vor. Manchmal, vor allem, wenn man in Eile ist, zickt der Einwurfmechanismus. Doch das Hauptproblem ist der *human factor*: Mache ich Waschtag, passiert es regelmässig, dass die zweite Maschine in der Mitte des Waschgangs stehen bleibt, weil ich nicht daran gedacht habe, Münzen nachzuwerfen.

Trotzdem: Das Ding wird mir fehlen, sollte das Haus dereinst saniert werden. Das schwarze Bakelitgehäuse und die Montage des Geräts erinnern mich an das Wandtelefon im Haus der Grosseltern.

Produktsemantisch fast ein Wandtelefon

Franziska Nyffenegger

23.01.2010 bis Herbst 2014 und auf weiteres

Die vollautomatische Wanderung der “Links der Woche”

In einigen Blogs ist es Mode, täglich oder wöchentlich gesammelte Links zu posten, die ein Blogger bemerkenswert fand. So etwas hält das Blog lebendig, wenn man (wie ich) längere Zeit nichts Neues schreibt. Ich mache das in meinem Blog seit Anfang 2010 unter der immer wiederkehrenden Überschrift „Links der Woche“.

Während Blogger wie Felix Schwenzel oder Volker König ihre Linksammlungen sehr liebevoll kommentieren, habe ich das Ganze automatisiert, weil ich sonst sehr oft am Wochenende nicht dazu komme, und ich finde, dass eine solche Rubrik davon lebt, dass sie halbwegs regelmäßig erscheint.

Im Laufe der Woche poste ich die Links, die ich sammeln möchte, auf einem Tumblr. Das geht mit dem JavaScript-Bookmarklet „Auf Tumblr posten“ mit wenigen Klicks. Ich habe einen Überschrift und ein Textfeld, in das ich meinen Kommentar schreiben kann, zitiere aber meistens nur einen Absatz, den ich für besonders frappant halte. Wenn ich eine Textstelle markiere, wird die Passage sogar automatisch eingesetzt, wenn ich den Link auf Tumblr posten will.

Mein eigentliches Blog, in dem die Links der Woche erscheinen sollen, läuft mit Wordpress. Dort habe ich das Plug-In RSS Digest installiert. Es sammelt automatisch Texte aus beliebigen RSS-Feeds ein und postet sie im Blog. Man kann einstellen, aus welchem Feed, mit welcher Überschrift, in welchem Intervall und zu welchen Uhrzeiten das geschehen soll und die Formatierung beeinflussen, wozu ich allerdings ein klein wenig im PHP-Code des Plug-In herumhacken musste, damit alles so aussieht, wie ich es haben möchte. Auf diese Weise erscheinen jeden Sonntag punkt 12 Uhr bei mir im Blog die in der vergangenen Woche im Tumblr gesammelten Links – auch wenn ich dann gerade noch schlafe oder verreist bin oder noch schlafe oder brunche oder noch schlafe.

Der Mechanismus läuft seit Jahren völlig reibungslos und hat zahlreiche Wordpress-Updates problemlos überstanden.

Enno Park

2014-09-21

Die Zukunft des Journalismus und mein erster Leserbrief

Ich mag die New York Times eigentlich nicht besonders. Zu enttäuschend war ihr Verhalten bei vielen der großen Themen und Krisen der letzten Jahre und Jahrzehnte.

Aber die Times hat schon recht: Sie erinnert mich heute daran, dass ich diesen Monat bereits zehn kostenlose Artikel gelesen habe und sagt, dass ich ab jetzt ein Abonnement brauche. Ich weiß nicht, wann bei der Times die Zählung eines neuen Monats anfängt, aber ich lese am Tag wohl durchschnittlich einen oder zwei Artikel in der Times. Viele davon kriegen sie wahrscheinlich gar nicht mit, weil es über RSS-Reader oder in anderen Browsern geschieht.

Ich könnte den *soft paywall* natürlich leicht umgehen, aber ich seh's ein: Ich sollte mein Geld dahin tun, wo mein Mund ist, und für den Journalismus der Zukunft – oder die Zukunft des Journalismus – bezahlen. Die ersten vier Wochen kosten neunundneunzig Cent, danach jede weitere Woche drei Dollar fünfundsiebzig. Ich schlucke ein bißchen bei dieser Zahl. Fünfzehn Dollar im Monat für die Times, das ist für sich gesehen nicht viel, aber wenn das jede der zehn, zwanzig journalistischen Publikationen, die ich am Tag lese, so machen würde? Oder wären hundert bis zweihundert Dollar im Monat für einen sich umfassend informierenden Menschen (news junkie) vielleicht durchaus angemessen?

Ich genieße jedenfalls meinen neu gewonnenen Abonnentenstatus und folge gleich dem Ratschlag der Times, der per E-Mail eintraf, dass ich ihre App auf mein Smartphone herunterladen könnte. Ich habe für Zeitungs-Apps nor-

malerweise nichts übrig, weil ich an das offene Web als Informationsmedium glaube. Aber die App sieht erfreulicherweise fast genauso aus wie die Seite im Browser. Und auch wenn es kein Browser ist, kann ich Artikel per Link auf die üblichen Social Media Kanäle teilen oder per E-Mail verschicken. Sehr gut. Dann versuche ich, eine Passage aus einem Artikel zu zitieren. Aber ich kann mit dem Finger noch so lange draufzeigen, es gibt keine Kopierfunktion in der App.

Wie bitte? Das ist nicht euer Ernst. Erst mal einen saftigen Leserbrief – vulgo: eine App-Store-Bewertung – schreiben.

André Spiegel

21.9.2014

Mit der Draisine zu jemandem fahren, der den Film besitzt: wahrscheinlich die einfachste Lösung

M. und ich übersetzen gemeinsam ein Buch aus den 60er Jahren. Das Buch ist damals auch verfilmt worden, und wegen der Umgangssprache von damals interessieren wir uns für die deutsche Synchronfassung. Facebook-Messenger-Logfile, leicht bearbeitet zwecks besserer Verständlichkeit:

M: den film hast du dir besorgt? oder soll ich dir den schicken, irgendwie?
Kathrin: den gibt es hier leider nicht, nicht mal per Fernleihe, nur das Remake.
(Fernleihe: Ich bin gerade an einer Uni und habe zum ersten Mal seit mindestens zehn Jahren einen Bibliotheksausweis.)
Kathrin: reicht es vielleicht, wenn du ihn gesehen hast? ich habe eh kein Laufwerk dafür.
M: ich auch nicht. a. hat ihn digitalisiert. wenn das so heißt.
Kathrin: Ah, oder doch, meine Gastwohnung hat natürlich einen DVD-Player. wie groß ist der Film denn?
M: 7,28 GB auf dem volume.

Kathrin: hm, ich fürchte, das ginge nur via Postversand eines USB-Sticks, und das ist ja albern.
(Ich weiß schon, dass es auch anders geht, aber M. ist technisch nicht sehr interessiert.)
M: oder per CD, dann wärs voll legal. oder du fährst mit einer draisine hierher und wir kucken ihn zusammen an.
Kathrin: mir fällt gerade noch eine ganz ungewöhnliche Lösung ein: vielleicht kann man ihn kaufen!
M: knapp 8 euro. und in den cd-hüllen kann man prima visitenkarten aufbewahren.
Kathrin: ah ja, man kann, aber vermutlich versendet ihn keiner der Verkäufer in die Schweiz. man sagt mir, hier geht nur das, was Amazon selbst versendet, kein Marketplace.
M: hast du demnächst besuch aus berlin?
Kathrin: ich schau später mal. vielleicht erbarmt sich ja doch ein Händler.
M: ist übrigens nicht so ganz leicht gewesen, die deutsche version zu identifizieren. hab zum ersten mal in meinem leben deutsche synchro mit englischen UT angeschaut.
Kathrin: stimmt! auf Deutsch braucht man ihn ja auch noch!

Danach stellt sich heraus, dass der Film ab 18 ist, also nur persönlich ausgehändigt werden darf. Angesichts der zu erwartenden Postkomplikationen verzichte ich darauf, herauszufinden, ob überhaupt ein Anbieter in die Schweiz liefert. M. hat den Film ja gesehen, das muss reichen.

Kathrin Passig

September 2014

Immer offene Browsertabs, der späte Beginn einer Chronik (II)

Tabs, die ich immer offen habe (Update zum Stand vom Juni 2014)

In Chrome:

- Gmail (seit Dezember 2008)
- Facebook (vermutlich seit Ende 2008 oder Anfang 2009)
- Google Calendar (vermutlich seit 2006)
- Tweetdeck (seit Anfang September 2014)
- Google Drive (vormals Google Docs, seit etwa 2006)
- Tumblr (seit Februar 2014)
- feedly (seit ca. Juni 2013, ersetzte den Google Reader)

In Safari:

- Zufallsshirt Basket (seit etwa Ende 2011)
- Zufallsshirt Edit (seit etwa Mitte 2011)

Veränderungen: Pinterest ist im August verschwunden wegen nicht abschaltbarer High-Heels-Werbung, fünf Twitter-Tabs in zwei Browsern wurden ersetzt durch Tweetdeck. Tweetdeck gibt es schon seit 2008, aber solange die Anzahl meiner regelmäßig genutzten Twitteraccounts kleiner war als die meiner Browser, war ich unmotiviert, nach einer besseren Lösung zu suchen.

Kathrin Passig

22.9.2014

Aus einer Spammail erfahre ich Verstörendes über unverzichtbare Faxkommunikation

Ich bekomme Spam, ähm, eine Pressemitteilung von einem Unternehmen, das die Zeichen der Zeit erkannt hat:

> Unternehmen stehen zunehmend vor der Herausforderung, ihre IT zu konsolidieren, Rechenzentren zu zentralisieren und Server zu virtualisieren. Für die Fax-Kommunikation heißt das, auf Cloud-basierende Fax-Services zu setzen. Sie machen Fax-Server und klassische Faxgeräte überflüssig, ermöglichen die Anbindung an die digitale Welt und reduzieren Aufwand und Kosten.

Es ist alles sehr überzeugend:

> Die Soundso Cloud Fax Services ermöglichen es, bedarfsgerecht per Fax zu kommunizieren. Über- und Unterkapazitäten, wie sie beim Einsatz von Fax-Servern vorkommen, gehören der Vergangenheit an, Lastspitzen sind kein Thema mehr. Dabei ist es egal, ob 1.000 Faxe im Monat oder 100.000 am Tag versendet werden. Auch neue Anforderungen lassen sich problemlos umsetzen, zum Beispiel veränderte Kommunikationsprozesse, Spinn-offs oder Unternehmenszukäufe. Anwender profitieren von höchster Übertragungssicherheit und Verfügbarkeit. Geschäftskritische Prozesse werden schneller angestoßen und dank praktisch unbegrenzter Fax-Kapazität stets zuverlässig ausgeführt. Weder Server-Ausfälle noch Übertragungsfehler stören die prozessrelevante Fax-Kommunikation.

Am Ende steht auch die Begründung:

> **Fax-Kommunikation – für Unternehmen unverzichtbar**
> Das Telefax spielt in der Geschäftswelt seit über 20 Jahren eine zentrale Rolle bei der Übermittlung geschäftsrelevanter Dokumente. In vielen Bereichen, wie etwa dem Gesundheitswesen, dem Finanz- und Immobiliensektor oder in Rechts- und Personalabteilungen, gibt es keinen effektiveren und rechtlich verbindlicheren Kommunikationsweg, um wichtige Dokumente zuverlässig, sicher und jederzeit nachprüfbar zu übermitteln. In vielen Ländern dürfen personenbezogene Daten und Behördendo-

kumente ausdrücklich nicht per E-Mail, dafür aber per Telefax übertragen werden. Daher ist die Nachfrage nach modernen Fax-Lösungen weltweit nach wie vor ungebrochen.

Seit über 20 Jahren! Haha, denke ich, das Fax wurde ja wohl schon 1843 erfunden und bestimmt kurz danach in deutschen Büros eingeführt! Aber die Pressemitteilungsfirma hat recht und ich nicht: „Heimisch wurde das Faxgerät in den deutschen Büros aber erst Ende der 1980er Jahre. Besonders als das zunächst für den Empfang benötigte Thermopapier durch normales Schreibpapier ersetzt werden konnte, ging es rasant aufwärts. Bereits ab Anfang der neunziger Jahre kam kaum mehr ein Büro ohne Faxgerät aus.“ (Wikipedia)

Bei der abschließenden Aufforderung „Veröffentlichen Sie diese Mitteilung über Xing, LinkedIn, Facebook und Twitter“ fehlt mir aber schon ein bisschen: das Fax.

Kathrin Passig, allerdings hätte ich die Mail wohl übersehen, wenn mich Michael Brake nicht darauf hingewiesen hätte

23.9.2014

Das iPhone und der Beamer finden nicht zueinander. Es geht dann aber auch so

Im „Interaction Design“-Kurs an der Zürcher Hochschule für Gestaltung stellt ein Gastredner die Anwendung vor, mit der eine andere Zürcher Hochschule die Raumreservierung verwaltet und Nutzern bei der Orientierung im Gebäude hilft. Die Anwendung selbst ist visuell ein wenig bürokratisch, wohl vor allem aus Kostengründen (es stecken überraschend wenig Entwicklertage drin, und eine iterative Weiterentwicklung ist offenbar nicht vorgesehen). Sie ist aber deutlich benutzerfreundlicher als die der ZHdK.

Am Ende würde der Redner gern die dazugehörige iPhone-App vorstellen. Er hat aber gerade keinen Adapter für den Beamer dabei. Jemand läuft los, um einen zu holen.

Die technische Ausrüstung der ZHdK-Räume für die normale Rechner-Beamer-Verbindung ist besser, als ich es anderswoher kenne: Die Standard-Kabel und -Adapter sind in jedem Raum vorhanden, es gibt ein überschaubares Panel mit Knöpfen zur Auswahl der jeweiligen Verbindungsart, darüber hängt eine Anleitung, es kann vergleichsweise wenig schiefgehen. (Fotos trage ich nach.)

Der Adapter trifft ein, hilft aber nicht weiter: „Dieses Zubehör wird nicht unterstützt.“ (Wer hier wen nicht unterstützt, habe ich nicht verstanden.) Der Dozent des Kurses bietet an, die App auf seinem iPhone zu installieren. Das hilft aber auch nichts. (Ich verfolge das Gebastel unaufmerksam und weiß deshalb auch hier wieder nichts über die Ursachen.) Der Gastredner fragt nach einer iPhone-Simulator-App. Jemand sagt was über neuere Betriebs-systeme, bei denen man das iPhone direkt an den Rechner anschließen könnte oder so. Mit einem iPad würde es vielleicht auch gehen. Es hat aber niemand eines dabei.

Nach einer knappen Viertelstunde des Gebastels sagt der Gastredner: „Ja, also . . . scheint eher nicht zu funktionieren.“ Die Lowtech-Lösung sieht dann so aus (das Kabel hat nichts damit zu tun, es ist nur noch vom Gebastel übrig):

Kathrin Passig

Anfang 2000 bis heute

Vom Acer Travelmate über Macbook und Sony Vaio zum Lesen im Bett

Anfang der 2000er hatte ich noch meinen Acer Travelmate. Er war schwarz, robust und erinnerte mich an einen kleinen Panzer. Er hatte einen Drehregler für die Lautstärke an der Außenseite und die Lautsprecher waren mit Lochblech verkleidet. Ich mochte ihn sehr und er hat mir wenig Kummer gemacht. Ich hatte ein gecracktes Photoshop drauf und Flash. Ich hatte sogar ein dickes und schweres Flash Handbuch und brachte mir damit bei, Animationen zu machen. Nächtelang bastelte ich an einem Film zum Refrain von “Puttin on the Ritz”. Außerdem hatte ich die ”Sims”, das ruckelte manchmal, aber ich erschuf meiner Hauptfigur “Uli Hoeness” eine Villa und ein schönes Leben, nachdem mir der zwölfjährige Neffe meines damaligen Mannes verraten hatte, dass es Cheats gibt und Uli Hoeness so Zugang zu unbegrenztem Geld hatte und nicht mehr arbeiten gehen musste.

Um 2002 herum schenkte mein Mann mir sein altes Macbook, weil er sich ein neues gekauft hatte. Er erklärte mir die wichtigsten Shortcuts und wie man das @Zeichen macht. Ich schnitt meine Filme mit Imovie, ich hörte Musik mit Itunes, ich spielte BubbleBobble, eine Emulation des alten Arcade Games für Mac und ich war glücklich. Nach sechs Jahren gab das Motherboard den Geist auf. Ich war inzwischen von meinem Mann getrennt und konnte mir kein neues Macbook leisten. Ein Gebrauchtes zu kaufen, habe ich mich nicht getraut. Eines Tages fuhr ich zu Saturn und da gab es gerade Sony Vaios im Sonderangebot. Für 450 Euro kaufte ich mir eines, weil es recht groß war und wegen der hellen Farbe ein bißchen wie ein Macbook aussah. Nach kurzer Zeit gab ich auf, es für etwas Anderes zu benutzen, als damit ins Internet zu gehen. Von Anfang an nervte es mich mit Fehlermeldungen und Lüfterrauschen. Windows zu benutzen, wenn man es jahrelang

mit einem Mac zu tun hatte, ist eine Zumutung. Ich wollte mit Windows Programmen nichts zu tun haben. Mein Sohn verriet mir, dass es Itunes auch für Windows gibt und so konnte ich wenigstens wieder Musik hören.

Letztes Jahr hat mir mein Exmann dann wieder einen Computer überlassen. Diesmal einen iMac der neueren Generation. Ich bin sehr zufrieden. Aber ein iMac ist kein Notebook. Ich habe also das Sony Vaio noch eine Weile benutzt, etwa um im Bett liegend, Filme zu streamen oder ins Internet zu gehen. Eines Tages kam ich mit dem Sony Vaio nicht mehr ins Internet. Ich habe über Neustarterei bis Herumklickerei in Verzeichnissen alles Mögliche probiert. Ich lese nun, wenn ich im Bett bin.

Ruth Herzberg

23.9.2014

Momentaufnahme der Technik in einem Kurs an der Zürcher Hochschule der Künste

Momentaufnahme in einem „Interaction Design“-Kurs an der Zürcher Hochschule der Künste: Von dreizehn Teilnehmern haben neun Macbooks vor sich stehen, davon meistens etwa die Hälfte aufgeklappt. Dazu kommen noch das des Dozenten und meines. Zwei davon sind 15-Zoll-Macbooks, zwei 11-Zoll, der Rest 13 Zoll. Windows-Notebooks: keine. Mindestens neun Studierende machen sich handschriftliche Notizen in unterschiedlichen Heften und Blöcken, die Tendenz geht eher zum Werbegeschenk-Spiralblock als in Richtung teure Produkte für Handschriftbegeisterte.

Ein Text wird in Kopie ausgeteilt (klammergeheftet und auf überraschend benutzerfreundliche Weise doppelseitig so kopiert, dass man ihn nicht hin und her wenden muss). Danach soll der Text *auf den Server gelegt* werden, keine weiteren Hinweise, offenbar wissen alle, wie das genau gemeint ist.

Kathrin Passig

23.9.2014

Der Download von Filmen ist in der Schweiz legal und damit Unterrichtsstoff

Der Dozent in einem „Interaction Design“-Kurs an der Zürcher Hochschule der Künste veranschaulicht am Beispiel des Trailers von „True Detective“, wie Storyboarding geht. Ob die Studierenden die Serie gesehen hätten? Haben sie nicht. „Schaut euch das an, wenn es möglich ist“, sagt er.

Weil das meines Wissens in der Schweiz legal genauso wenig möglich ist wie in Deutschland, frage ich nach. Meine eigene „True Detective“-Vorgeschichte sah so aus, so und dann so. Aber vielleicht gibt es ja für die ZHdK-Angehörigen irgendeinen geheimen luxuriösen Weg der Filmversorgung? Es erheitert die Studierenden, dass ich „legal“ sage. Ich verteidige mich, es sei mir nur interessant vorgekommen, dass der Dozent das von sich aus vorschlage.

Das sei in der Schweiz legal, sagen alle Studierenden einhellig. Der Download jedenfalls, nicht der Upload. Also, vielleicht nicht ganz legal, aber doch geduldet. Ich schreibe das erst mal der üblichen Unkenntnis über rechtliche Angelegenheiten zu, aber es ist wirklich so, glückliche Schweiz.

Der Dozent sagt, er hätte ja gern dafür bezahlt, aber es gehe nun mal nicht. „True Detective“ ist eine HBO-Serie, so dass auch das vor wenigen Tagen in der Schweiz (und Deutschland) gestartete Netflix keine Hilfe ist. „Schaut es euch trotzdem an“, sagt er abschließend.

Kathrin Passig

2014-09-23

Nearby Friends in der Ferne

Die Facebook-Funktion Nearby Friends, die in den USA im Frühjahr eingeführt wurde, scheint es in Europa noch nicht zu geben. Seit ein paar Tagen kann man seine Freunde allerdings dazu einladen, auch die europäischen, und ich habe das rege getan. Komisch nur, dass selbst von denen, die normalerweise ~~jeden Unsinn mitmachen~~ technisch aufgeschlossen sind, bisher keiner geantwortet hat. Heute nacht (Ortszeit) entspann sich der folgende Dialog.

Kathrin: gerade die Swarm-App wieder deinstalliert (den Foursquare-Ableger). es war, wie ich vermutet hatte: ich denke nie daran, mich irgendwo einzuchecken, und es ist auch nie irgendwer in meiner Nähe.
das muss automatisch gehen, sonst ist es zu mühsam für den mit bloßem Auge kaum erkennbaren Nutzen.
André: ich mag es als geo-logbuch nicht missen
Kathrin: ich werde aber schon geo-geloggt von Google und von Moves, beides automatisch.
André: wo wir dabei sind: ich habe ein paar von Euch zu Facebook „Nearby Friends“ eingeladen, aber ich vermute, Ihr seht das noch gar nicht, weil in Europa nicht verfügbar. oder?
Kathrin: ein lustiger Satz.
Thomas: Ja. (Und auch ja zu eben dem Satz.)
Volker: Doch ist verfügbar, „enge Freunde“, hat aber glaub ich nur bei Dir lokale Relevanz, weil Du die Updates der Nearby Friends jetzt als Benachrichtigungen bekommst.
André: eure Antworten sind genauso lustig. nein, es geht nicht um „enge Freunde“, Volker, das wären „close Friends“. ihr wisst, glaube ich, wirklich nicht wovon ich rede. hihi. schade.

Volker: Dafür liebe ich Facebook

André Spiegel

23.9.2014

Bekannt aus Funk und Fax. Oder so ähnlich

Ich suche eine Liste raus, auf der die Verkäuferin unserer Wohnung alle „baubeteiligten Firmen“ gelistet hat, denn wir brauchen demnächst einen Maler und hier hat ja auch irgendjemand die Wände gestrichen, der hat seine Arbeit anscheinend gut gemacht.

Für jede beteiligte Firma gibt es Ansprechpartner, Adresse, Telefonnummer, Mobilnummer und Faxnummer. Die Tabellenüberschriften für die letzten drei Angaben lauten „Telefon“, „Funk“ und „Fax“.

Funk. FUNK! So schön.

Die Liste wurde 2010 erstellt.

Anne Schüßler

24.9.2014

Eine Leinwand, aber kein Beamer – ich weiß nicht, ob unsere Smartboards moderner oder älter sind

Die Seminarräume von SAP in Ratingen haben hinter dem Pult des Dozenten eine Leinwand.

Die leer bleibt.

Das einzige Gerät, das die Leinwand benutzen könnte, findet sich verschämt unter einer Art Stehpult versteckt: Ein Liesegang Overheadprojektor, der vermutlich schon länger nicht mehr benutzt wurde.

An der Stelle, wo früher ein Beamer montiert war, sieht man noch die vier Wandanker, deren Gewinde mit Hutmuttern verdeckt sind.

Die Slides der Lehrgänge bekommen Kursteilnehmer auf ihren Bildschirmen angezeigt, die der Dozent hierzu auf seinen PC umschaltet.

Allerdings ist es noch unumgänglich, mit Flipcharts (steht neben der Leinwand) und einem Whiteboard (an der Seitenwand zu arbeiten).

Anders als beim Beamer können wir die Slides jetzt alle zwar einwandfrei und gleich groß sehen, aber der Blick wandert so oft zwischen Whiteboard und Flipchart hin und her, dass ich mich ertappe, wie mein Blick aus Gewohnheit immer wieder die leere Leinwand aufsucht.

Ich bin mir auch nicht völlig sicher, ob wir in der Firma noch oder schon Smartboards einsetzen.

Am Ende müssen wir noch einen Feedbackbogen ausfüllen und ich merke, dass ein solcher Kurs doch ermüdet.

Volker König

25.09.2014

Mein ziemlich kompliziertes Home Office Setup

Stand der Dinge, wenn ich Home Office machen möchte:

- Ich muss meinen Arbeitslaptop mitnehmen, damit ich mich über VPN einwählen und damit Zugriff auf das Arbeitsnetzwerk und meine Arbeits-E-Mails habe. Grund dafür sind im Wesentlichen Sicherheitsregeln (vgl. hierzu auch unser Filtersystem).

- Um Telefonanrufe entgegennehmen zu können, habe ich auf dem Bürotischtelefon eine Rufumleitung auf mein Handy eingerichtet (ich war gestern Nachmittag noch anderweitig unterwegs, musste also da erreichbar sein). Vom Handy wiederum geht eine Weiterleitung auf mein heimisches Festnetztelefon, weil dort die Verbindungsabbrüche gerin-

ger sind und die Sprachqualität wesentlich höher ist (ich benutze das Vodafone-Netz, falls sich jemand wundert). Wenn ich jemanden anrufen möchte, erscheint meine Privatnummer als Absender.

Ich bin mir sicher, dass es effizientere Lösungen gibt. Das bestehende Setup krankt vor allem an den Dingen, die man am Abend vorher bedenken muss (Telefon umstellen, Laptop inklusive Netzteil (!) einpacken). Insgesamt fände ich eine Lösung besser, bei der ich zum einen meine privaten Geräte einfach im Firmennetzwerk verwenden könnte und zum anderen eine Softphonelösung hätte, bei der niemand merkt, ob ich gerade im Büro, zuhause oder am Strand sitze.

Johannes Mirus

Seit September 2014

Der Passwortspeicher und ich, eine Geschichte voller anfänglicher Missverständnisse

Nachdem ich immer mehr Passworte brauchte, geschah es, dass ich trotz aller Schemata immer wieder Passworte zurücksetzen musste, weil ich sie vergessen hatte.

Besonders Dinge wie das Twitter- oder Facebook-Passwort waren davon betroffen. Beide Dienste nutze ich auf allen Computern, zu denen ich regelmäßig Zugang habe, weshalb die Passworte im Passwortspeicher der Browser liegen.

Ein Vorteil des automatischen Ausfüllens der Passworte ist heute recht wichtig, liegt jedoch nicht auf der Hand: Kein Keylogger kann sie mitlesen. Allerdings vergisst man sie auch mit der Zeit.

Ich brauchte also einen Passworttank. Zunächst wollte ich ein zentrales Abspeichern auf Servern außerhalb meines Machtbereichs vermeiden. Tatsächlich gibt es mehrere Systeme, die aus Domainnamen und einem Masterpasswort einen individuellen Hash ableiten, der dann als Passwort für die jeweilige Website benutzt wird.

Was, wenn ich das Gefühl habe, dass mein Passwort für Seite X oder Y geknackt wurde? Vielleicht, weil es unverschlüsselt in der Datenbank des Anbieters liegt und da böse Menschen drauf Zugriff hatten? Wie will ich es da ändern?

Was, wenn das Passwort Sonderzeichen enthalten muss oder bestimmte Zeichen nicht enthalten darf?

Kann man alles konfigurieren, sagte ein Freund.

Mir war das dennoch zu heikel und zu kompliziert. Die Konfiguration, um immer dieselben Passworte aus Masterpasswort und Domain zu erzeugen, hätte ich auf drei PCs und zwei Android-Devices gleich halten müssen. Manche Accounts teile ich mir zudem mit meiner Freundin, da sollte das Passwort schon selber und merkbar definiert sein.

Ich entschloss, einem zentralen, verschlüsselten Passworttank eine Chance zu geben. Davon gibt es mehrere Versionen. Die von mir gewählte – LastPass – unterstützt auch mehrfaktorielle Authentisierung.

Der Google Authenticator auf meinem Smartphone gibt mir jetzt zwei Ziffernfolgen aus, von denen ich die für LastPass beim Login an den von mir nicht als „sicher“ markierten Computern eingeben muss, um zu bestätigen, dass ich auch ich selber bin.

Als erstes ertappte LastPass einige doppelt verwendete Passworte und schlug vor, diese zu ändern. Die Intelligenz des Browser-Plugins unterschätzte ich zunächst, was dazu führte, dass ich binnen 24 Stunden 5 Passworte zurücksetzen musste.

Mir war erst nach einigen Fehlversuchen klar, dass LastPass den Passwortwechseldialog meistens selber erkennt und ausfüllt und irgendwie schaffte ich es, das Programm durch meine Eingriffe so zu verwirren, dass keiner von uns beiden mehr das Passwort kannte.

Zugleich sperrte ich mich aus meinem eigenen Blog aus, da ich bei mehr als vier vergeblichen Logins von derselben IP-Adresse alle Logins von dort für 24 Stunden sperre.

Nach fast einem Monat läuft aber alles ziemlich rund und ich bin zunehmend überrascht, auf wievielen Webseiten ich Passworte habe.

Volker König

25. September 2014

Zentralisierter Service, wo ist dein Stachel

Die Universität, die zur Zeit mein Arbeitgeber ist, rollt gerade Uniprint durch die Institute, ein zentralisierter Druckerdienst. Ich schicke das, was ich drucken will, an irgendeinen Server, der alles unter meinem Account speichert, und zwar so lange, bis ich an einem der Uniprint-Drucker vorbeikomme, mich mit meiner Karte einlogge und mir die eingelaufenen Dokumente ausspucken lasse. Derselbe Apparat kann außerdem scannen und kopieren.

Soweit, so stachellos. Das Problem besteht darin, dass zentralisierte Service nicht nur praktisch, sondern gleichzeitig ein Machtinstrument sind. Wer sie einführt, will Kontrolle ausüben. Deshalb wurden uns mit der Einführung der Uniprint-Drucker die alten Drucker weggenommen, mit Hilfe von einigen durchaus plausiblen Begründungen. Wer seinen Drucker behalten wollte, musste es begründen. Die Orwellsche Druckerdiktatur, “privat drucken, aber NUR mit Begründung”. Wir werden also kontrolliert, whatever.

Heute nun passiert zum ersten Mal das Unausweichliche. Der Uniprint-Server fällt aus. Die Folge: Niemand kann mehr drucken, wirklich überhaupt niemand. Abgesehen natürlich von denen, die eine gute Begründung für die Bewahrung ihres Privatdruckers hatten. Die druckende Uni steht still. Alle IT-Manager, die früher private Drucker administriert haben und jetzt Macht abgeben mussten, murmeln “I told you so”.

Aber dann: Innerhalb von Minuten ist der zentrale Druckservice wieder repariert. Auch das ein Vorteil von Zentraldiensten. Wenn sie einmal ausfallen, sind die Folgen so einschneidend, dass wirklich jeder anfängt zu schreien und demzufolge ganze Heerscharen von kompetenten Leuten alles stehen und liegen lassen, um die Lage zu retten.

Aleks Scholz

Seit 1985

Das Autoradio benötigt eine Datenbankaktualisierung. Von einer Kassette.

Mein Autoradio zeigt mir nicht nur die Sendefrequenz des gerade laufenden Radiosenders an, sondern alternativ auch den abgekürzten Namen dieses Senders.

Was heute längst Standard ist, war 1985, als mein "Blaupunkt Berlin IQR-85" gebaut wurde, nicht ganz einfach zu erreichen. Das heute übliche RDS war damals nämlich weder erfunden noch in Betrieb. Statt dessen nutzt das Radio zum Anzeigen der Senderkürzel die von der Firma Blaupunkt entwickelte Program Comparison and Identification (PCI).

Das Radio verfügt dabei über eine Datenbank, in der die Radiofrequenzen und zugehörige Sendernamen abgespeichert sind. Da ein und dieselbe Frequenz an verschiedenen Orten einem ganz anderen Sender zugeordnet sein kann, reicht die Frequenz allein zur zuverlässigen Identifizierung des Senders nicht aus. Hierzu wurde zusätzlich noch die Autofahrer-Rundfunk-Information (ARI) benutzt. Dieses parallel zum normalen Hörfunkprogramm ausgestrahlte Signal enthielt eine sogenannte Bereichskennung. Die Bereichskennung "B" wurde zum Beispiel in Schleswig-Holstein, in Sachsen-Anhalt (allerdings erst nach der Wende), dem Saarland, in Salzburg, Oberösterreich sowie der deutschsprachigen Schweiz ausgestrahlt. Aus

der Sendefrequenz des empfangenen Senders, dessen Feldstärke und der am Standort des Autoradios gültigen Bereichskennung konnte das Radio den gültigen Sendernamen ziemlich zuverlässig ableiten.

Da sich jedoch die Frequenzen und auch die Sendernamen im Lauf der Zeit ändern, musste die Sender-Frequenz-Namens-Bereichskennungs-Datenbank im Radio sporadisch aktualisiert werden. Beim IQR-85 handelt es sich um ein Cassetten-Radio. Alle aktuellen Sender- und Frequenzdaten hat Blaupunkt deshalb auf eine regelmäßig erschienene "pci SenderdatenCassette" gepackt, die ins Autoradio eingelegt werden musste, um die Datenbank zu aktualisieren.

Der Anfang vom Ende kam im Jahr 1988, als das heute übliche RDS in Betrieb ging. Noch im selben Jahr hat Blaupunkt die Produktion seiner PCI-Radios eingestellt. Cassetten zur Aktualisierung der Datenbank wurden jedoch bis Ende der 90er Jahre hergestellt. Seit dem Jahr 2005 wird in Deutschland keine ARI-Kennung mehr gesendet. Mein Blaupunkt-Radio beharrt deshalb heute, im Jahr 2014, auf den Ende der 90er Jahre gültigen Sendernamen und zeigt mir (auch, wenn ich quer durch Deutschland fahre) nur die in und um Berlin gültigen Namen an, weil es dort offenbar sein letztes ARI-Signal empfangen hat. Heute höre ich (zumindest der Anzeige im Radio-Display nach) meist den Sender Freies Berlin für aktuelle Unterhaltung, aber der Ostdeutsche Rundfunk hat auch ein schönes Kulturprogramm.

Nachtrag 1: die für die oben beschriebene Rechenleistung notwendige Elektronik haben die Blaupunkt-Ingenieure nicht in einen Standard-Radio-Einbauschacht gepackt bekommen. Deshalb hat das Radio noch ein Zusatzkästchen, das bei meinem Volvo 740 (Baujahr 1985, siehe oben) oberhalb der Lenksäule montiert ist. Die Halteschrauben des Zusatzmoduls haben sich schon einmal selbständig gelockert, das Kästchen ist auf die Lenksäule gerutscht, hat damit die Lenkung blockiert und der Volvo ist durch eine Blumenrabatte mit Betoneinfassung gepflügt. Dem Volvo hat es nichts ausgemacht.

Nachtrag 2: Die Ingenieure von Blaupunkt haben ihre gesamte kreative Energie offenbar in die Anzeige der Sendernamen gesteckt. Die Bedienung des Radios ist abgesehen vom Ein- und Ausschalten kaum möglich, jedenfalls habe ich bis heute die Bedeutung von Tasten mit den sprechenden Namen “CPS”, “SCA”, “REG” usw. nicht kapiert.

Andreas

25.9.2014

Mein Mailwechsel mit dem Drucker, außerdem mein Auto, meine Yacht, mein Kopierguthaben

Ich soll einen Vertrag ausdrucken, unterschreiben und danach an Anne Schüßler weiterschicken, die ihn dann auch noch mal unterschreiben und verschicken soll. Ich habe den Vertrag als PDF bekommen, die Unterschrift unseres Auftraggebers ist schon drauf (eingescannt).

Die Hochschule, an der ich gerade arbeite, hat auch ein nagelneues zentrales Druckersystem, so wie die Uni von Aleks Scholz. Ich lese mir die Hilfeseiten dazu durch. Man will, dass ich irgendwas installiere und danach den Rechner neu starte. Rechnerneustart kommt mir mühsam vor, es wäre schon der dritte in diesem Jahr, deshalb suche ich nach einer anderen Möglichkeit, und es gibt sie sogar: Man kann einfach ein PDF an eine Mailadresse schicken und dann zum Drucker gehen und den Druckvorgang starten.

Im ersten Anlauf klappt es nicht.

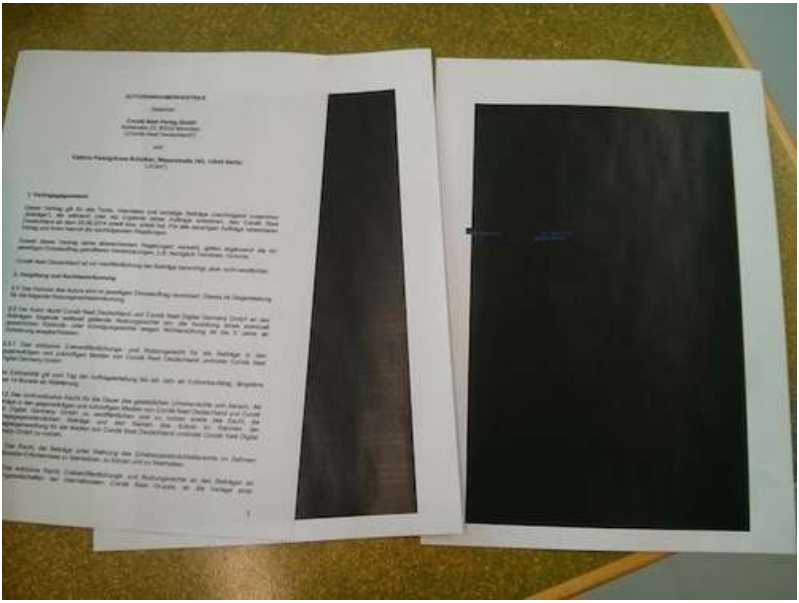
> Es gab ein Problem beim Abrufen der folgenden Anlage(n)
> Passig_Schu"ßler RV_CNV. pdf

lautet die Antwort, und man kann ihr leicht entnehmen, dass das Problem wahrscheinlich in Annes Namen liegt. Ich benenne die Datei um, maile sie noch mal und gehe zum Drucker. Dort braucht man nur seine Mitarbeiterkarte auf eine Spezialfläche zu legen, dann wird man erkannt und angemeldet.

Mein Guthaben ist ein bisschen knapp, wie ich jetzt erfahre:

Für 23578.92 Franken kann man beim Preis von 4 Rappen pro Seite nur 589473 Seiten kopieren (schwarzweiß). Ich werde mich einschränken müssen.

Die neu benannte Datei taucht im Auswahlmenü auf (das ein Touchscreen ist) und lässt sich drucken. Jedenfalls teilweise:



Auf der dritten Seite erkennt man die blaue Farbe des eingescannten Unternehmensstempels (weshalb auch Farbkopien berechnet wurden), es liegt also wohl nicht am Drucker. Ich maile trotzdem zum Test ein anderes PDF, das sich einwandfrei drucken lässt.

Ich versuche das defekte PDF irgendwie zu bearbeiten, erfolglos. Ich schreibe dem Auftraggeber und bitte um Zusendung eines nicht-defekten oder halt eines ausgedruckten PDFs.

Im Techniktagebuch-Redaktionschat werden verschiedene Lösungsvorschläge gemacht.

Thomas Renger: Vielleicht hätte das hier geholfen (nur Mac): www.netzwelt.de/news/881
praxis-pdfs-unterschreiben-vorschau-lion.html
Ich: aber wozu das alles? meine Unterschrift in ein PDF einbauen könnte doch auch jeder.

Thomas: Unterschriften sind sowieso unsicher, da können wir auch den Komfort mitnehmen, das den Computer machen zu lassen.
André Spiegel: Der Auftraggeber müsste eigentlich nur verlangen, dass man auf Twitter oder Facebook postet, man werde sich an die Vereinbarungen halten. Dann retweetet der Auftraggeber das einmal oder macht einen Screenshot. Ist mindestens so fälschungssicher wie eine Unterschrift. Oder man hält sich den Vertragstext neben das Gesicht und macht ein Selfie und schickt das dann. Wobei der Vertragstext auch auf 'nem Bildschirm sein kann. (Ich denke ins Unreine.)

Beim nächsten Mal werde ich es mit dem Link von Thomas probieren.

Kathrin Passig

28.09.2014

Analoge Werte in sakralem Ambiente (feat. Gruber)

Man fragt sich ja oft: Was gelten heute noch unsere Werte? Respekt, Verantwortung, Ehrlichkeit, Fleiß, Pünktlichkeit, nach dem Reinheitsgebot gebrautes Bier? Wer sind ihre Bewahrer in diesen turbulenten Zeiten? Wer sagt noch: „Moment mal, schnelllebiger technischer Fortschritt! Nicht gleich alles über Bord werfen, was uns heilig ist!"? Wer weiß heute noch, was eine bespielte Musikkassette wert ist, oder ein gerahmtes Dia?

Die Antwort auf die beiden letzten Fragen lautet natürlich: Die katholische Kirche. Wie der Besucher des Stiftes Dürnstein in der Wachau aus dem dortigen Souvenirverkaufskabäuschen erfährt, ist der Wert einer Musikkassette („Orgellandschaft Österreich – Wachau / DIGITAL RECORDING / Franz Haselböck: Mozart, Beethoven, Liszt, Bruckner, Gruber“) im Jahr 2014 exakt 12,- Euro, und der eines Sixpacks belichteter Dias („Stift Melk, 73, 74, 75, 76, 77, 78“) exakt 4,- Euro.

Noch ist das analoge Abendland also nicht ganz verloren, auch wenn Herr Haselböck schon digital orgelte. Noch lässt sich der langgehegte Traum vom Diaabend mit barocken Klosterinterieurs und Untermalung durch Orgelwerke des Orgelgeheimtipps „Gruber“ aus dem Ghettoblaster für 16,- Euro in die Realität umsetzen. Dank sei Dir, oh Herr.

Maik Novotny

September 2014

Automatisierung, nächstes Level

Die Automatisierung der Supermarktkassen im schottischen St. Andrews hat das nächste Level erreicht. Bisher gab es nur acht Apparate zum Selbstscannen, die vielleicht ein Viertel der gesamten Kassenfläche einnahmen. Nach dem letzten Umbau muss man die Kassierer und Kassiererinnen[1] suchen. Sie sind ganz hinten in eine Ecke gedrängt, neben dem Schnapsregal. Die Selbstscankassen dagegen stehen direkt im Weg, egal, ob man aus dem Gemüse-, dem Schinken- oder dem Schokoladengang kommt. Die Anzahl der Maschinen hat sich verdoppelt. Zur Beaufsichtigung der gesamten Bezahlvorgänge läuft eine einzige Angestellte durch die Reihen.

Aleks Scholz

Juli bis September 2014

Durch häufiges Umziehen sieht die Kunstgeschichts-Hausarbeit leicht zerschossen aus

Für Kunstgeschichte muss ich eine 15-seitige Hausarbeit schreiben, acht Seiten sind schon durch das vorangegangene Referat fertig. Ich benutze Word 2010 auf meinem Sony-Notebook, das im Juli den Geist aufgibt. Deshalb leihe ich mir ein etwa fünf Jahre altes Macbook, auf dem Word für Mac 2008 läuft. Eine Sicherheitskopie meiner Arbeit hatte ich auf einem USB-Stick gespeichert.

Zu meinem Bedauern will mein Kumpel sein Macbook nach zwei Monaten zurückhaben und ich schreibe meine Hausarbeit auf einem Asus-Notebook weiter. Dort hat mein Computermensch LibreOffice installiert, mit dem ich

1. Für die Nachwelt: Das waren Personen, die nichts anderes taten, als Waren zu scannen und hinterher den Preis sagen, ja, ich weiß auch nicht, aber das war halt so.

noch nie arbeitete, das aber OpenOffice sehr ähnlich sein soll. Das kenne ich zwar, weiß aber auch, dass das Einfügen der Seitenzahlen etwas aufwendiger ist, möchte man ein Titelblatt ohne Ziffer haben. Außerdem habe ich keine Ahnung, wie man dort Inhalts- und Abbildungsverzeichnisse erstellt. Dazu scheint meiner Hausarbeit das Umziehen nicht bekommen zu sein, sie sieht leicht zerschossen aus. Weil ich mich nicht zu lange mit Formatierungsfragen aufhalten möchte, installiere ich deshalb die Testversion von Microsoft Office.

Zu meiner großen Freude sieht dort auch alles wieder ein bisschen anders aus, weil es eine neue Version von Word gibt. Obwohl die Unterschiede nicht allzu groß sind, sind die Fußnoten in meiner Hausarbeit nach einem halben Tag Tutorials ansehen sowie anschließendem Rumfummeln in den Formatvorlagen immer noch genauso groß wie der Rest des Textes und nicht hochgestellt. Daher muss ich per Hand alle Fußnoten einzeln auf einen kleineren Schriftgrad ein- und hochstellen. Das ist bei über 15 Seiten etwas mühsam und die Zeit drängt, da der Professor die Hausarbeit in ausgedruckter Form haben möchte und ich keinen Drucker besitze. Schließlich schaffe ich es zeitlich ganz gut, bemerke aber nach dem Ausdrucken im Copyshop, dass bei den Abbildungen die Seitenzahlen fehlen.

Tanja Braun

September 2014

Zu Hause drucken

Der Drucker ist seit ein paar Wochen kaputt: Er verwandelt die eingezogenen Blätter zuverlässig in schief gefaltete und nur zur Hälfte bedruckte Blätter. Ich stelle fest, dass ich zwar selten aber immer mal wieder einen Drucker, bzw. korrekt bedrucktes Papier, benötige (im Gegensatz zu Kathrin Passig).

Ein neuer Drucker wird angeschafft. Er lässt sich über WPS (Wifi protected setup) innerhalb von 3 Minuten mit dem WLAN zu Hause verbinden: Gleichzeitig die Tasten „WLAN“ und „Copy“ auf dem Drucker für mindestens 3 Sekunden drücken, bis die WLAN-Lampe blinkt. Dann den auf dem Display des Druckers angezeigten Code in das WPS Menü des Routers eingeben und bestätigen. Das Installieren des neuen Druckertreibers dauert eine halbe Stunde (Treiber von der Webseite des Anbieters runterladen, ungefähr tausend Abfragen bestätigen, Drucker registrieren, Link in der Bestätigungsmail bestätigen, weitere tausend Abfragen bestätigen).

Jetzt habe ich einen Drucker, dessen einziges Kabel die Stromversorgung ist, in der Abstellkammer stehen, und ich kann schnurlos vom ganzen Haus von Tablet, Laptop und Handy drucken. Großartig. Der Drucker (HP Deskjet 2540) hat knapp 60 Euro (zum späteren Vergleich: das entspricht ungefähr dem Preis eines Essens für 2-3 Personen in einem mitteleinfachen Restaurant) gekostet und kann auch scannen und kopieren. Eine neue Druckerpatrone kostet wohl fast so viel wie der Drucker (das ist offenbar das Geschäftsmodell), aber da ich selten drucke, ist das nicht schlimm. Ich bin begeistert.

Molinarius

September 2014

Von der CD zur Untertasse

Ich sehe ein, was schon lange klar war: Meine CDs werde ich nie wieder zum Musikabspielen irgendwo einlegen. Ungefähr 2012 wurden sie alle gerippt und spätestens seither kaufe ich neue Musik nur noch als Dateien, am liebsten per mp3-Download bei Amazon.

Bisher stehen die CDs in zwei Einlegefächern für Billy-Regale, die schon lange nicht mehr hergestellt werden. (Schon 2010 konnte Techniktagebuchredakteur Thomas Jungbluth solche Fächer nur noch mit viel Mühe bei Ebay erstehen.)

Rein optisch machen die CDs aber trotz der Fächer nicht viel her und es widerstrebt mir, Gegenständen, die ich nicht gebrauche, so viel Platz einzuräumen. Wegwerfen bringe ich dennoch nicht übers Herz, besonders wegen der Booklets. Ich staple die CDs also platzsparend in einem Schrank und nehme die Regaleinlagen heraus, um sie . . . ja, wohin zu tun? Nach einigem Hin und Her landen sie, mit neuem Nutzen erfüllt, doch wieder an ihrem Ausgangsort:

Kristin Kopf

30.9.2014

Die Medien der Medientheoretiker

Momentaufnahme in einem Kultur- und Medientheoriekurs an der Zürcher Hochschule der Künste (ca. 22 Anwesende):

- 3 Macbooks (Dozent, ich, ein Student)
- 1 Nicht-Apple-Laptop, Marke konnte ich nicht erkennen, Betriebssystem sah nach Linux aus (Dozent)
- 3 iPads, davon 1 iPad Mini
- 8 Notizbücher (1 meines, 1 Dozent)
- 6 Ringbücher (1 Dozentin)
- 4 Hefte
- 3x einzelne Zettel
- 6 sichtbare Smartphones (1 meines).

Kathrin Passig

30.9.2014

Auf der Suche nach Firmware komme ich nach Monaten auf die absurde Idee, mal anzurufen

Seit rund zwei Jahren habe ich einen Smart-TV. Das ist ein handlicher Full-HD-Fernseher mit einem Android-Modul drin, das alternativ zum TV-Empfang oder anderen Quellen ein Bild liefert.

Über das Android-System kann ich problemlos Google Play Movies sehen, jedoch funktionieren einige Apps wie DailyMe nicht sauber. Im Zweifel hilft eine neue Firmware.

Ich google nach der Gerätebezeichnung und „Firmware“ und lande im Forum auf der Homepage des Herstellers.

Ja, schreibt, ein User, es gäbe da ein Update, hier der Link.

Link geht nicht, schrieb ein anderer User schon vor über einem Jahr.

Oh, dann wurde es vom Kundendienst gelöscht. Aber hier, eine Dropbox.

Der Link auf die Dropbox geht inzwischen auch nicht mehr.

Ich verbringe den Montagabend mit Versuchen, die damals verlinkte Datei in den unendlichen Weiten des Internets zu finden.

Vergeblich.

Ich erinnere mich, das gleiche Prozedere im Sommer 2013 und im Frühjahr 2014 schonmal durchexerziert zu haben.

Heute verfalle ich einer kühnen Idee: Ich rufe den Kundendienst an.

Nach einer Minute und fünfundvierzig Sekunden ist eine Mail zu mir unterwegs, in der sich ein vertraulicher Geheimlink auf die Firmware vefindet. Quasi eine Information, die exclusiv von Druidentastatur zu Druidenbildschirm weitergegeben wurde.

Der Link stellt sich als nahezu identisch mit dem, der im Forum zuerst genannt wurde, heraus. Der Kunde, der ihn gepostet hat, hatte nur ein Leerzeichen durch einen „_“ ersetzt, was nicht funktionieren konnte.

Heute Abend spiele ich die neue Firmware ein.

Volker König

30.9.2014

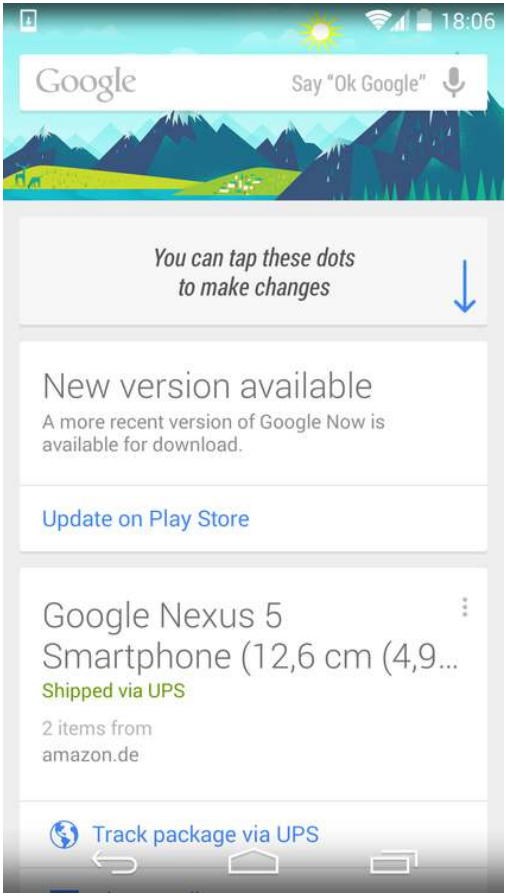
Das neue Handy weiß etwas über sich selbst

Ich habe ein neues Handy. Eigentlich brauche ich noch gar keines, das alte ist keine zwei Jahre alt und dank Gummihülle und Displayschutzfolie trotz vieler Stürze in gutem Zustand. Aber man liest vom Nexus 5, dass es bessere Fotos macht als das Nexus 4. Ich fotografiere seit zwei Jahren ausschließlich mit dem Handy, werde im Moment sogar dafür bezahlt, und meine Fotos sind so schlecht, dass ich jede Unterstützung brauchen kann. (Zum Vergleich hier 2004 und 2007: Ich brauche ein neues Handy, will aber unbedingt eines ohne Kamera.)

Aus unklarem Grund wurde es bei der Amazon-Bestellung billiger, nachdem ich als Lieferort die Schweiz angegeben hatte: Statt 341 Euro kostete es danach nur noch 272. Zum Ausgleich musste ich um die 20 Euro vorab für irgendeine Art Pauschalverzollung bezahlen.

Das war letzte Woche, die Lieferung wurde für "irgendwann mal, wir melden uns" angekündigt, und heute habe ich es zufällig im Milchfach vorgefunden. Ein Milchfach ist in der Schweiz ein unverschließbares Fach unter dem Briefkasten, in das mittelgroße Pakete passen. Es ist ein merkwürdiges, praktisches Land, in dem man wertvolle Päckchen einfach tagelang im offenen Milchfach liegenlassen kann.

Auf dem neuen Handy läuft wieder Google Now, das ich auf dem alten wegen Nutzlosigkeit abgeschaltet hatte. Google Now weiß etwas Wichtiges: Mein neues Handy ist unterwegs zu mir!



Es ist wie in der Geschichte bei Konrad Lorenz über einen Rabenvogel, der nur einen einzigen Satz sagen konnte, und der handelte von ihm selbst: “Midm Fuchseisn hamsna gfangt.”

Mit ein paar Ausnahmen installieren sich alle Apps, die ich auf dem alten Handy hatte, selbstständig auf dem neuen. Ich muss nur noch die Diebstahlschutz-App einrichten, die Dropbox einrichten und 1Password mit der Dropbox verbinden. Dann in allen Apps meine Zugangsdaten neu eingeben.

Am interessantesten ist der Umzugsvorgang bei Threema. Ich muss erst googeln, wie es geht, aber dann ist es ganz gut: Man erzeugt am alten Handy einen "Backup ID Code" (QR-Code) und vergibt ein Passwort. Mit dem neuen Handy liest man den QR-Code vom alten ein, gibt das Passwort ein, fertig. Erst denke ich: Aha, QR-Code-Lesefähigkeit ist jetzt also eingebaut. Aber es ist doch immer noch eine Extra-App, nur eben eine, die sich bereits selbstständig installiert hat.

Für einen kurzen Moment hege ich die Hoffnung, dass erstmals sogar die SMS-Nachrichten selbstständig auf das neue Gerät umziehen werden, aber nein. Ich muss googeln, auf beiden Handys eine separate App installieren, am alten Handy ein Backup anlegen, die Backupdatei aufs Macbook kopieren (die Dropbox will nicht), von dort aufs neue Handy kopieren, auspacken, aber immerhin: Ich glaube, es ist das erste Mal, dass meine SMS-Nachrichten überhaupt bei einem Umzug mitkommen.

Etwa neunzig Prozent der gesamten Einrichtungszeit vergeht damit, dass ich die Kindle-Leseproben – also alle meine Lese- und Kaufpläne für die Zukunft – noch einmal auf das neue Gerät herunterlade. Die werden nämlich immer noch nicht mitsynchronisiert. Es dauert ewig, alle Leseproben einzeln neu bei Amazon zu finden und herunterzuladen, deshalb beschränke ich mich darauf, wenigstens die aus den letzten Wochen zu retten. Die anderen sind ja noch in der Kindle-App am Macbook. Jedenfalls solange, bis es dort das nächste Softwareupdate gibt.

Kathrin Passig

Herbst 2014

Kommunikation im Ausland per Google-Bildsuche

Meine Frau Katharina verbringt ein Auslandssemester in Istanbul. Trotz Express-Sprachkurs fällt ihr die Kommunikation mit den Türken nicht immer leicht – auch weil deutlich weniger Menschen Englisch sprechen als erwartet.

Wenn sie auf Nummer Sicher gehen will, greift Katharina auf nonverbale Kommunikation zurück. Als sie gleich zu Anfang des Aufenthalts von einer Grippewelle erfasst wird und sich nach ihrem deutschen Medizinarium sehnt, versteht sie in der Apotheke so lange niemand, bis sie ihr Handy rausholt, "Wick Medinait" googelt und den Menschen hinter dem Tresen das Ergebnis der Bildersuche präsentiert.

Das Prinzip "Bild statt Sprache" funktioniert auch im Gespräch mit anderen Studierenden. Als Katharina ihrer Rotterdamer Kommilitonin vom Marshmallow Fluff vorschwärmt, das sie in ihrem letzten Urlaub in den Niederlanden in einem Supermarkt entdeckt hat, und diese davon noch nichts gehört hat, lädt sie die "Albert Heijn" App herunter und kann es ihr dort zeigen. Wenn die Kommilitonin jetzt nach Hause kommt, weiß sie, wonach sie suchen muss.

Alexander Matzkeit

September 2014

Geldautomatensuche in Japan leichtgemacht

Nach einem Jahr Japanischunterricht und weiteren Kursen in Planung habe ich mich endlich auch zu einer Japanreise durchgerungen. Im Vorfeld hab ich bereits von Leuten gehört, die signifikante Teile ihres Urlaubs mit der Suche nach Geldautomaten verbracht haben. In Japan nehmen nur die Au-

tomaten der Staatspost und in 7/11 Convenience Stores ausländische Karten an. 7/11 gibt es wohl praktisch überall, wobei das dort mit den ausländischen Karten wohl nicht uneingeschränkt funktioniert. Sicher sind nur die Automaten der Post. Zu dem Zweck habe ich mir mit meinen rudimentären Japanischkentnissen die Filialfinder-App der japanischen Post runtergeladen. Ich kann zwar praktisch nichts lesen, aber die wichtigsten Informationen sind auch so zu erkennen: Ob es einen ATM gibt und wie die Öffnungszeiten sind (Geldautomaten in Japan sind meistens drinnen, wie sich herausstellt).

In echt läuft es meistens darauf hinaus, dass ich mich so grob dahin bewege, wo der Automat eingezeichnet ist, und dann nach dem Logo der Post suche, in etwa ein T mit doppeltem Querstrich (wie auch das Icon der App).

Wir sind auch einige Tage etwas weiter ausserhalb der grossen Städte, aber man kann ja vorher schon nachsehen, ob es Geldautomaten gibt. Dadurch hat das Abenteuer Japan einiges von seinem vorgeblichen Schrecken verloren.

Feathers McGraw

September 2014

Musiknoten, digital oder gedruckt. Eine zufällige und nicht repräsentative Bestandsaufnahme.

Die Noten für die Musikstücke sind nicht rechtzeitig angekommen. Hängen irgendwo in der Post fest. Am Abend vor der Probe gibt es noch eine Email mit Links zu Noten von einigen der Stücke im Internet: Für Komponisten, die schon vor mehr als wenigen Jahren das Zeitliche segneten, gibt es großartige Datenbanken, aus denen sich kostenlos und legal Noten herunterladen lassen.

Das Ensemble (Vier Sänger, acht Instrumentalisten) kommt zusammen. Neun Musiker haben die Email rechtzeitig gelesen, fünf haben die Noten der vorgesehenen Stücke gefunden und ausgedruckt. Drei wären zwar technisch

hinreichend versiert, solche Noten im Internet zu suchen, besitzen aber keinen Drucker (mehr), um die Noten auszudrucken. Einer fand wohl den Weg aus dem Emailprogramm in den Webbrowser oder vom Webbrowser in den PDF-Reader oder vom PDF-Reader zum Drucker nicht – das ist aus seiner Problembeschreibung für uns nicht nachvollziehbar.

Vier Kollegen (und ich) bringen zur Ensembleprobe ein Tablet mit. Auf diesem sind die Noten auch bei schlechter Beleuchtung gut zu lesen (Enno Park schilderte den Beleuchtungsvorteil bereits für Lesungen). Vorherrschend sind iPads (vier), Androids sind in der Minderheit (eines).

Damit stehen 10 Versionen der Noten (fünf Ausdrucke, fünf Tablets: zum ersten Mal Gleichstand zwischen Papier und Digital) für 12 Musiker zur Verfügung, die Probe kann stattfinden.

Großer Vorteil des Arbeitens mit Noten auf dem Tablet ist neben der Displaybeleuchtung, dass alle Noten verfügbar sind, ohne dass im Konzert ein großes Rascheln und Blättern stattfinden muss. Nicht unwesentlicher Nachteil ist, dass Notizen in der PDF-App der Noten auf dem Tablet bei Weitem nicht mit der Genauigkeit gemacht werden können wie auf Drucken.

Wir fragen uns, ob wir die Tablets auch im Konzert nutzen wollen. Wir finden, dass dies bei den Sängern wegen des bläulichen Leuchtens, das das Display auf das Gesicht der Sängers wirft, etwas befremdlich aussieht. Bei den Instrumentalisten aber (mit den Tablets auf Notenständern) geht dies gut.

Molinarius

19.09. bis 01.10.2014

Der schwierige Weg zu meinem neuen iPhone

Monatelang ging meine Planung schon, wann ich mir wo ein neues Handy zulege. Dass ich ein neues „brauche“ war unstrittig, aber ich bin demnächst in den Vereinigten Staaten, was neue Kaufoptionen eröffnet. Was ich schnell

beschlossen hatte: Es sollte das neue iPhone werden, das ziemlich sicher im September oder Oktober erscheinen würde. Als dann Version 6 vorgestellt wurde, entschied ich mich ohne weitere Prüfungen für die Plus-Version, weil ich sowieso das Telefon selten zum Telefonieren verwende und das Argument mit der Hosentasche irreführend finde, denn ich habe mein Handy meistens in der Hand.

Ab 19. September kann man das iPhone kaufen. Natürlich campe ich nicht vor einem Apple-Store, ich kann ja Websites bedienen und besitze einen Rest an Würde. Auf der Internetseite steht allerdings, dass das iPhone 6 Plus erst in der ersten Oktoberwoche lieferbar wäre. Da bin ich aber schon in den USA. Damit steht so gut wie fest, dass ich ebendort ein Gerät kaufe.

Ich kann es trotzdem in den nächsten Tagen nicht lassen und sehe immer wieder nach, wie der aktuelle Lieferstatus ist. Am 30. September schließlich werfe ich auch mal einen Blick auf den Bestand des örtlichen Apple-Dealers und siehe da, ich kann mein Wunschmodell reservieren. Das mache ich kurzerhand und wenige Stunden später bin ich dann doch einer der Idioten, die in einer langen Schlange vor einem Apple-Store stehen.

Nach einer knappen Stunde darf ich ein halbes Monatsgehalt bezahlen und mein Telefon mitnehmen. Ich kann es natürlich kaum erwarten, es auszupacken und in Betrieb zu nehmen. Zuhause jedoch die Überraschung: Meine alte SIM-Karte ist zu groß. Das iPhone 6 möchte eine Nano genannte Größe, ich habe aber nur so alte Telefone, die „große“ Mikro-SIMs verwenden.

Ich muss noch einen Tag warten, bevor ich am Abend des 1. Oktober 2014 in einen beliebigen Handyladen in Köln marschiere und den Umtausch meiner SIM-Karte ersuche. Der Verkäufer sieht mich mitleidig an, lässt sich meine Karte aushändigen, steckt sie in ein tackerähnliches Gerät, drückt einmal beherzt zu und händigt mir eine deutlich verkleinerte SIM-Karte aus. „Wenn die nicht funktioniert, übernehme ich keine Garantie“, lächelt er mich an und entlässt mich.

Etwas verunsichert lege ich die SIM ins iPhone ein – und bin glücklich. Denn zum einen muss ich mir nun keine Gedanken mehr um den Zoll machen, wenn ich das Gerät in den USA gekauft hätte. Zum anderen hätte mich die Nano-Sache vor weit größere Probleme in den USA gestellt.

Johannes Mirus

Seit 1. Oktober 2014

Die Herrschaft der Akkus ist vorbei!

Seit ich im Besitz des iPhone 6 bin, reicht es in der Regel, das Handy über Nacht an den Strom anzuschließen. Die Akkuladung ist selbst bei meiner recht intensiven Nutzung abends selten im roten Bereich. Mein Akkupack, das vor noch nicht allzu langer Zeit für Erstaunen sorgte, verstaubt mittlerweile in meiner Herrenhandtasche.

Nur während des BarCamps in Bonn, wo ich als Organisator ununterbrochen mit Teilnehmern und Mitorganisatoren im Kontakt war, machte der Akku zum ersten Mal vor Tagesende schlapp. Die Wiederaufladung auf einen 20-Prozent-Stand dauerte über eine halbe Stunde, hielt dann aber auch für den Rest des Tages.

Was ich erlebe ist die Befreiung von der Geißelung durch Batterien. Endlich bedeutet mobil zu sein nicht mehr, bei Betreten von Räumen nach Steckdosen Ausschau halten zu müssen.

Johannes Mirus

2014

Überweisen in Amerika: die ganze Wahrheit

Der Beitrag vor ein paar Tagen über das amerikanische Online-Banking hat zu einigen erstaunten Nachfragen und Einsprüchen geführt. *Sehr wohl* gäbe es Überweisungen in Amerika, und sie würden auch gar nichts kosten.

Ich werde darum versuchen, hier nochmal die ganze Wahrheit über das Überweisen in Amerika aufzuschreiben, gut recherchiert zwar, aber doch so subjektiv, wie es sich für das Techniktagebuch gehört.

1) Die Wire-Überweisung (»ein Kabel buchen«), die für den Sender zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig Dollar kostet, und für den Empfänger dann nochmal zwischen zehn und fünfzehn, ist für einen gewöhnlichen Bankkunden die einzige Möglichkeit, Geld direkt auf ein anderes Bankkonto zu überweisen. Der Vorgang, der dabei abläuft, ist nicht derselbe wie bei einer Überweisung in Europa: Das Geld erscheint tatsächlich fast augenblicklich auf dem Empfängerkonto.

2) Viele Banken bieten einen Dienst an, der Bill Pay oder ähnlich heißt. Damit kann man Geld an beliebige Empfänger überweisen, und es kostet auch nichts. Allerdings überweist man nicht an ein Bankkonto, sondern an eine Postanschrift. (Die Account Number, die man bei Bill Pay angeben muss, ist nicht die des Empfängers, sondern die eigene Kundennummer, die man bei diesem Empfänger hat.) Große Unternehmen können sich bei der abwickelnden Bank als Empfänger registrieren lassen und kriegen das Geld dann über irgendeinen speziell eingerichteten Mechanismus überwiesen. An private Empfänger kann man dagegen entweder gar nicht überweisen, oder das Geld wird diesen Empfängern per Papierscheck in der Papierpost zugestellt.

3) Für den privaten Zahlungsverkehr sind in den letzten Jahren Paypal-ähnliche Systeme eingeführt worden (Quick Pay bei meiner Bank). Die kosten ebenfalls nichts, aber man überweist auch damit nicht auf ein Bankkonto, sondern an die E-Mail-Adresse des Empfängers. Der Empfänger muss sich

dann bei der abwickelnden Bank registrieren und legitimieren, um das Geld in Empfang nehmen zu können. Ich bin nicht sicher, wie das funktioniert, wenn er kein Konto bei dieser Bank hat – möglicherweise auch wieder per Papierscheck.

Für Unternehmen, aber nicht für Privatkunden, gibt es außerdem Überweisungsverfahren, die so wirken und wohl auch so funktionieren wie in Europa. Mein Gehalt zum Beispiel wird direkt auf mein Konto überwiesen, kommt dort immer pünktlich an und die Überweisung kostet meinen Arbeitgeber sicher keine dreißig Dollar pro Monat (direct deposit). Außerdem können Unternehmen Geld von Privatkonten abbuchen (direct debit, Lastschrift). Die meisten meiner regelmäßigen Rechnungen wie Strom, Telefon und Versicherung werden so abgebucht. Diese Verfahren scheinen auch eher neu zu sein. Es war bis vor ein, zwei Jahren gar nicht so einfach, überhaupt die eigene Kontonummer zu erfahren. Im Online-Banking jedenfalls wurde sie nicht angezeigt; die Bank erklärte einem stattdessen, wo sie auf den eigenen Papierschecks zu finden wäre, dort musste man sie nachschauen.

Einmalige Rechnungen, die vor allem für Arztbesuche anfallen, kann man inzwischen meist online per Kreditkarte bezahlen, wobei die verwendeten Eingabemasken oft wenig vertrauenerweckend aussehen. Und natürlich bezahlt man seine Amazon-Bestellungen per Kreditkarte, wie auch das meiste andere. Ich lebe oft wochenlang ohne einen Cent Bargeld in der Tasche.

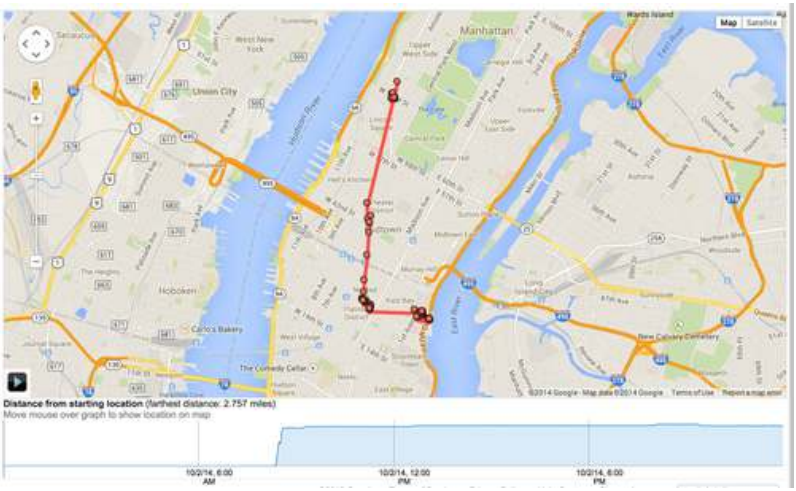
Die große und fast unangetastete Bastion der Papierschecks ist die Wohnungsmiete: Am Monatsersten den Scheck schreiben, beim Doorman einwerfen. Geht nicht anders. Obwohl da und dort kleine Startups wie rental-pal aus dem Boden sprießen, die einem gegen eine Gebühr das monatliche Scheckschreiben abzunehmen versprechen. Das geht aber nur, wenn der Vermieter dieses Verfahren akzeptiert. Und das tun – im ältesten und konservativsten Gewerbe der Welt – nach wie vor nur die wenigsten.

André Spiegel

2014-10-02

Check-in bei den Erben der Inkas

Bei so einem epileptischen Anfall ist man ganz schön von der Rolle. Letzten Donnerstag bestand die Welt plötzlich nur noch aus einer Hartfaserplattendecke mit einer Vorhangschiene drauf, sowie einer formschön gestalteten Theke, um die herum mehrere Bettstätten gruppiert waren. Pfleger, die aussahen wie die Erben der Inkas. Schläuche und scharfe Metallstifte, die in verschiedenen Körperteilen steckten. Eine Blutdruckmanschette am Arm, die sich alle fünfzehn Minuten aufpumpte.



Laut meiner Google Location History bin ich am Donnerstag mittag gegen halb eins ins Bellevue Hospital in Manhattan eingeliefert worden. Dort soll ich noch einen weiteren Anfall bekommen haben. Abends um viertel vor zehn war ich dann immerhin so klar, dass ich einen Foursquare-Checkin durchführen konnte. Den sahen meine Eltern am nächsten Morgen im fernen

Europa auf meiner Positionsanzeige und waren darüber so beunruhigt, dass sie sofort bei mir anriefen. Ich bin nicht sicher, ob ich besonders kohärente Auskunft geben konnte.

Laut Wikipedia weiß niemand, was das Medikament, auf das ich jetzt eingestellt werde, in meinem Gehirn macht. Immerhin werde ich jetzt aus erster Hand berichten können, ob Amerika nach wie vor ein Auto-Land oder bereits ein Uber-Land ist, denn Mietwagen auf meinen Geschäftsreisen fällt erst einmal ein paar Monate aus.

André Spiegel

September 2014

Warum verwenden Digitalkameras immer noch eine ISO-Einstellung?

Ich arbeite normalerweise nur mit zwei Arten Digitalkameras, die an meinem Handy (circa 10 Euro, null Einstellungen), und die an Riesenteleskopen (100.000 Euro, einzige Einstellung ist die Belichtungszeit). Der gesamte Bereich dazwischen ist Neuland.

Daher geriet ich ein wenig außer Fassung, als ich letzte Woche zum ersten Mal normale Digitalkameras in der Hand hielt, zum Beispiel eine Canon EOS irgendwas. Zunächst könnte man natürlich lange über die nicht vorhandene Usability dieser Kamera lamentieren. Ein Gerät mit ungefähr achtzigtausend Knöpfen und Rädchen, die entweder kryptisch oder gar nicht beschriftet sind, das ist so katastrophal, dass es schon wieder niedlich ist. Deshalb lasse ich das Thema mal.

Aber warum Digitalkameras immer noch eine ISO-Einstellung verwenden, das ist schon eher interessant. Für die Spätgeborenen, ISO ist eine Kennzahl, die etwas über die Lichtempfindlichkeit von fotografischem Material aussagt. Bei Digitalkameras kann man ebenfalls die ISO-Zahl verstellen, aber was dann intern passiert, hat mit Lichtempfindlichkeit gar nichts zu tun. Man

multipliziert einfach die Werte, die in den Pixeln landen, mit irgendeiner Zahl. Das ist alles. Man erhöht die Belichtungszeit, ohne die Belichtungszeit zu erhöhen. Man skaliert alles nach oben, auch das Rauschen.

Ich nehme an, dass man es ISO nennt, um echte Filme zu imitieren, aber will das überhaupt noch jemand? Und ist das nicht eine überaus ungeschickte Imitation, wie in billigen asiatischen B-Movies, wo der Drache an Schnüren durchs Bild wackelt? Was soll das? Wie soll man das bloß den Kindern erklären?

Aleks Scholz

2.10.2014

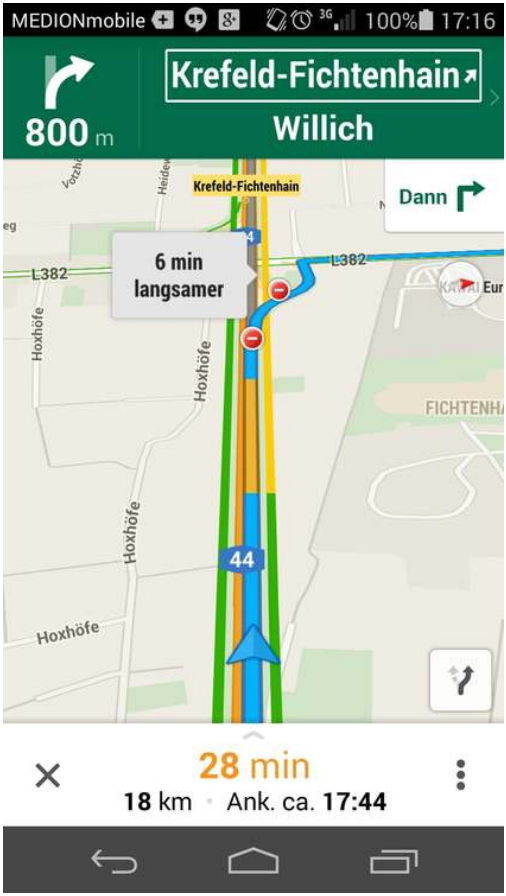
Google Maps macht Navis ernste Konkurrenz – sogar bei den Fehlern

Ich nutze seit einiger Zeit kein Navi mehr sondern stattdessen mein Smartphone. Google Maps berücksichtigt dabei völlig kostenfrei Verkehrsinformationen die so gut sind wie die kostenpflichtigen Dienste, die der Navi-Hersteller bietet.

Ein anderes Programm basiert auf Karten von Open Street Map und man profitiert sowohl als Autofahrer als auch als Fußgänger von den weitaus detaillierteren Karten des OSM-Projekts.

Neulich ließ ich mich nach einem Seminar nach Hause führen und Google Maps wollte einen Stau an meiner Autobahnausfahrt umgehen, indem es mich eine Auffahrt früher von der A44 lotste.

Also es versucht hat.



Zum Glück erfolglos: Auf diesem Screenshot ist die blaue Linie die Route, die Verkehrsinformationen sind zutreffend. Sowohl der gelbe Teil der Route – kurz vor der Abfahrt stockte der Verkehr – als auch die Einfahrtverbotszeichen.

Die Abfahrt war nämlich gesperrt, weil die Asphaltdecke erneuert wurde. Direkt neben der rechten Fahrspur war durch das Wegfräsen der alten Fahrbahndecke ein scharfer, 15-20cm tiefer Absatz entstanden.

Bislang habe ich Geschichten von Menschen, die blind einem Navi geglaubt haben und im Fluss landeten oder das Auto zwischen Betonpfeilern einklemmten nicht geglaubt. Inzwischen bin ich mir nicht mehr ganz sicher.

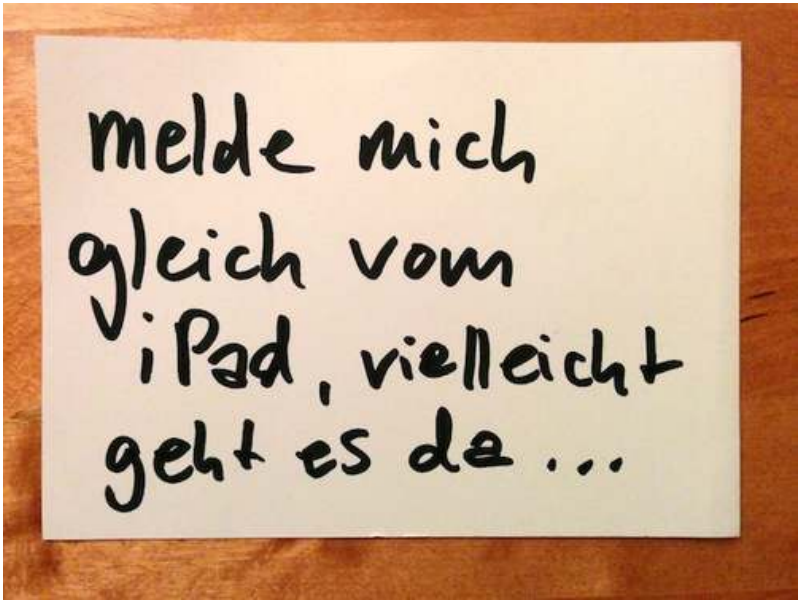
Volker König

2.10.2014

Ein handschriftliches Telefongespräch

Meine Mutter ruft via Skype an, und es gibt wieder keinen Ton, jedenfalls in die eine Richtung nicht. Ich halte stumm die Lautstärkeschalter des iPad vor die Macbookkamera und demonstriere ihre Benutzung, aber daran liegt es nicht.

Dann kann eben nur meine Mutter reden, ich verständige mich mit Gesten. Sie will demnächst verreisen, und ich soll ihr vorher erklären, wie sie mit dem iPad im Hotel ins WLAN kann. Das ist wichtig, denn nach 72 Stunden Untätigkeit verliert man beim Scrabble automatisch. Sie erklärt mir, wie sie sich den Vorgang vorstellt, und ich nicke bei jedem Schritt. Aber als ich dann mal was erklären müsste – nämlich, dass man nicht „Andere WLANs“ wählt, sondern das Hotel-WLAN automatisch auftaucht, wenn es in Reichweite ist – reicht das Nicken nicht mehr. Ich schreibe einen Zettel:



Am iPad geht es aber auch nicht, weil da der Akku leer ist. Ich benutze es zu selten. Seit ich herausgefunden habe, dass für Vortragsnotizen auch das Handy reicht, brauche ich das iPad eigentlich gar nicht mehr.

Ich installiere Skype am neuen Handy, und damit geht es dann. Allerdings sehe ich nur mich selbst, nicht meine Mutter. Durch die unbarmherzige Handyfrontkamera sehe ich blass und struppig aus. Ich schalte das Bild ab. Der Ton ist jetzt einwandfrei. Ohne-Bild-Telefonie, vielleicht ist das die Zukunft.

Kathrin Passig

2011 bis 2014

Aufstieg und Niedergang der bunten Blink-LED am Handy

2011 hatte ich ein Nexus S. Es blinkte mit einer farbigen LED, wenn es mir etwas mitteilen wollte. Ich freute mich darüber sehr, aber die eingebauten Fähigkeiten waren etwas karg, deshalb installierte ich eine App namens Light-Flow, mit der man das bunte Geblinke individuell einstellen konnte. Grün für E-Mail! Blau für Facebook! Irgendwas anderes für irgendwas anderes!

Mein Nachfolgerhandy, das Nexus 4, hatte auch so eine LED, das Nexus 5 hat sie auch wieder. Ich ignoriere sie vollständig und habe nie auch nur herausgefunden, welche Farbe wofür steht. Es gibt so vieles, das blinkend, hüpfend und piepend was von mir will. Irgendwann um 2012 herum habe ich damit begonnen, das Handy, wenn ich in Gesellschaft bin, mit dem Gesicht nach unten hinzulegen. Ich kann das Blinken gut ignorieren, will aber nicht, dass die Leute denken, ich beherrschte mich nur ihretwegen.

Kathrin Passig

6.10.2014

Die Winkekatze raubt mir mehrere Stunden Lebenszeit

Es gibt an der Zürcher Hochschule der Künste eine Winkekatze, die einem Bewegungsmelder zuwinkt, damit nicht ständig das Licht ausgeht. Ich habe sie auf einem Rundgang mit einem Dozenten gesehen und gleich ein Vine-Video davon gemacht, damit man das Winken auch sieht. Es ist erst mein zweites Vine-Video. Leider bleibt Vine dabei irgendwie hängen, vielleicht verträgt es sich nicht mit der gleichzeitig laufenden Audioaufnahme-App. Ich hoffe, dass ich das Video nach dem Rundgang in Ruhe bearbeiten kann, aber es ist nicht erhalten geblieben. Ich muss noch mal zur Winkekatze.

Natürlich habe ich während des Rundgangs überhaupt nicht aufgepasst, wo wir hingegangen sind. Anhand eines Fotos, das ich im gleichen Büro gemacht habe, identifiziere ich immerhin die richtige Gebäudeseite, dann laufe ich eine Viertelstunde herum, dann gehe ich noch mal ins Büro des Dozenten und frage. Er schickt mich ins richtige Stockwerk, und ich mache ein zweites Katzenvideo. Und ein drittes und viertes.

Ich speichere meine Ausbeute, gehe zurück an meinen Arbeitsplatz und stelle fest, dass man einmal gespeicherte Videos zumindest mit Vine für Android offenbar nicht mehr posten kann. Ich gehe ein drittes Mal ins Winkekatzenbüro und nehme dort ein fünftes, sechstes, siebtes und achtes Video auf. Es ist gar nicht so leicht, einen Loop hinzukriegen, auf dem die Katze halbwegs ruckelfrei winkt. Am Ende klappt es einigermaßen. Das Video, das ich dann poste, ist allerdings aus irgendeinem Grund nicht das, das ich mühsam zusammengebastelt habe, sondern ein ganz anderes, genaugenommen zwei andere, und natürlich ruckelt es auf idiotische Weise.

Ich habe noch eins der acht Katzenvideos in der Vine-App gespeichert, vermutlich das vierte. Abends setze ich mich noch mal damit hin und versuche unter Zuhilfenahme von Google herauszufinden, wie ich dieses gespeicherte Video vielleicht doch noch posten und dadurch das andere ersetzen könnte, aber es geht nicht. Entweder ist die Android-App defekt, oder es ist Absicht, oder ich bräuchte tatsächlich mal jemanden, der mir Vine erklärt.

Kathrin Passig

6.10.2014

WHOAAAA! WLAN IM FLUG! WHOAAAA!!!

Während ich dies schreibe, zieht 35000 Fuß unter mir Krakau mit 543 Meilen pro Stunde vorbei. Ich habe die letzte Viertelstunde damit verbracht, Freunden und Verwandten Nachrichten auf allen möglichen Kanälen zu schreiben, die allesamt in etwa so lauteten: „WHOAAAA! WLAN IM FLUG!

WHOAAAA!!!“. Das ist natürlich teils meiner tatsächlichen Begeisterung geschuldet, ein bisschen aber auch ein Tribut an Louis CK und sein berühmtes „Everything’s Amazing and Nobody’s Happy“, in dem er sich über Menschen aufregt, die die Annehmlichkeiten moderner Technik nicht zu schätzen wissen.

Ich hingegen bin begeistert. Einen Dollar verlangt die Fluggesellschaft (Emirates) für das erste Gigabyte und das Netz ist verdammt schnell. Zum Vergleich: Das ist es im Zug eher nicht. Außerdem will die Telekom ein Vielfaches. Pro Stunde.

Erst nach einer übermäßigen Nutzung gleichen sich die Preise wieder an, jedes weitere Megabyte kostetet 10 Cent. Aber um auf einem Flug nach Dubai ein Gigabyte zu verbraten, muss ich mich schon sehr anstrengen. Außerdem zeigt eine realtime-Nutzungsstatistik mir jederzeit an, wie sehr ich im Pensum liege.

Auf Twitter wurde ich soeben gefragt, unter welche Jurisdiktion ich eigentlich falle, wenn ich hier Torrents ziehe. Interessant. Ein Jurist vermag es vermutlich zu beantworten, und wahrscheinlich kommt eine Antwort dabei heraus, die keinen Unterschied darin sieht, ob ich Datenklau betreibe oder heimlich auf dem Klo eine Zigarette rauche. Aber auch wenn WLAN im Flugzeug nun wahrlich nicht das Allerneueste ist, ich fühle mich verdammt nah an der Zukunft und gehe jetzt erst einmal eine Urheberrechtsverletzung begehen. Einfach nur weil es geht.

Julian Finn

8.10.2014

I survived Shell Shock and all I got was a much bigger server!

Fünf Jahre scheint die Lebensdauer eines Linux-Servers im Internet zu sein.

Jedenfalls lief mein root-Server wieder fünf Jahre seit dem ersten Zwischenfall. Inzwischen hatte es mehrere kleinere Zwischenfällchen gegeben: ungefähr einmal im Jahr hatten Bösewichte eine Lücke gefunden, durch die sie SPAM verschicken konnten.

Die globale SPAM-Abwehr funktionierte aber zuverlässig und ich hatte regelmäßig binnen 24 Stunden einen abuse-Hinweis des Providers im Postfach. Ich suchte nach dem Einfallstor und sperrte fortan immer mehr nicht benötigte Dienste in der Firewall.

Am Ende musste ich sogar zum Administrieren des Servers über das Admin-Panel des Providers die Ports für Secure Shell und das Admin-Tool Plesk manuell freischalten.

Das war lästig.

Da ich inzwischen Linux auch auf dem Notebook hatte, installierte ich dort LAMP – also neben **L**inux auch den Webserver **A**pache, die Datenbank **m**ySQL und die Web-Programiersprache **P**HP. Ich kopierte die Installation vom Server.

Um das mittelveraltete Joomla mit der neuen Datenbankversion zu betreiben musste ich noch ein Update in Joomla einspielen.

Es lief.

Weihnachten 2013 wollte ich den Server neu aufsetzen, scheute dann aber die Arbeit.

Am 26.9.2014 wurde eine Sicherheitslücke bekannt, die kurz darauf Shell Shock genannt wurde.

Am 8.10.2014 bekam ich gegen 17 Uhr eine Mail von meinem Provider, dass Routinekontrollen ergeben haben, dass jemand meinen Server per Shell Shock kompromittiert habe.

Ich wollte mir den Schaden ansehen, aber Plesk lief nicht. Die Webseiten hingegen schon. Ich bootete den Server. Weder mySQL noch Apache starteten von selbst.

Ups.

Ich rief die Kundin an, informierte sie über den Zwischenfall und dass sie bis auf Widerruf nichts im Redaktionssystem machen solle.

Wieder kopierte ich die aktuellen Dateien und Datenbankinhalte auf mein Notebook, veranlasste beim Provider eine Neuinstallation mit einem aktuellen CentOS, das schon gegen Shell Shock abgedichtet war.

Um 22:30 liefen die Domains wieder wie vorher – abgesehen von einem peinlichen Tippfehler bei einer Mailweiterleitung.

In der Folge stellte ich fest, dass der Server immernoch mit garantierten 256 Megabyte RAM lief. Alleine *dass* er lief war ein Wunder, jedes Smartphone war inzwischen leistungsfähiger.

Eine halbwegs aktuelle Version von Plesk setzte jedoch ein Upgrade der virtuellen Hardware voraus.

Ich stellte fest, dass ich inzwischen für 2€ mehr pro Monat beim selben Provider ein Paket mit sechsmal so vielen CPUs und dem 24fachen Hauptspeicher bekomme.

Doch das wird eine andere Geschichte.

Volker König

8.10.2014

Vom Mobilfunkanbieter ausgeraubt als Prepaidkunde, das muss man auch erst mal hinkriegen

Am 29. September habe ich am Kiosk ein 50-Franken-Guthaben für meinen Schweizer Prepaidanbieter orange.ch gekauft. Das reicht für meinen ganzen Schweiz-Aufenthalt, dachte ich. Am 8. Oktober waren die 50 Franken weg, ohne dass ich erfahren könnte, wo sie hin sind. Am 6. Oktober habe ich eine SMS von Orange bekommen, dass “nur noch 124 MB Ihres monatlichen Datenvolumens” übrig sind. Auf der Website gibt es keine Übersicht, wie das Guthaben verbraucht wird.

Durch längeres Nachdenken bin ich zu zwei Theorien und einem Plan gelangt.

Erstens: Wenn man sich bei Orange ein bestimmtes Datenvolumen im Voraus gekauft hat und dieses Datenvolumen aufgebraucht ist, wird man nur dann gewarnt, wenn gleichzeitig auch kein Guthaben mehr vorhanden ist. Hat man aber noch ein Guthaben, dann wird es einfach zu irgendeinem Nicht-Vorausbezahl-Tarif in Minutenschnelle weggefressen.

Zweitens: Selbst Prepaid schützt vor dem allgemein üblichen Ausgeraubtwerden durch Mobilfunkanbieter nur dann, wenn man immer nur den allernötigsten Betrag auflädt. Lädt man mehr auf, signalisiert man dem Anbieter damit: Ich habe ganz viel Geld! Nimm es mir ruhig weg!

Ich glaube, demnächst werde ich doch auch noch Kundin bei Lebara. Ich sehe mich schon in Talkshows sitzen: "Frau Passig, Sie sind Kundin bei sämtlichen Mobilfunkanbietern Mitteleuropas, erzählen Sie doch mal." *(Die Kamera schwenkt über die Schubkarre mit meiner SIM-Karten-Sammlung.)*

Kathrin Passig

9.10.2014

Im Schweizer Regionalzug haben sie schon wieder was Neues. Der Fortschritt!

Im Schweizer Regionalzug wird mein QR-Code (aus der DB-App; die SBB-App wollte mir kein Ticket verkaufen, mit dem ich aus Zürich nach Deutschland fahren kann) zum ersten Mal nicht mehr mit einem klobigen Riesengerät eingelesen, sondern mit einem Smartphone. Ich kann leider kein Foto davon machen, weil mein Handy ja gerade gescannt wird.

Nein, das sei eigentlich keine App, sondern halt die Software der SBB. Auch nicht ganz neu, aber neuer, ja, das schon.

Kathrin Passig

Oktober 2014

Der Kohl-Loop

Im Oktober 2014 erscheint das Buch „Vermächtnis. Die Kohl-Protokolle“ von Heribert Schwan und Tilman Jens, und ich bin neugierig darauf. Da das Erscheinen von einem Rechtsstreit begleitet ist, mit dem Helmut Kohl versucht, die Veröffentlichung zu verhindern, erscheint Eile geboten, wenn man das Buch haben will. Wenig später wird der Vertrieb in der Tat untersagt, allerdings geht es dabei um einige Wochen, nicht, wie ich geargwöhnt habe, um einige Stunden. Als ich jedenfalls bei Amazon nachsehe, wird mir angeboten, das Buch (auch noch kostenlos) mit Audible als Hörbuch herunterzuladen. Hörbücher mag ich sowieso, und durch den sofortigen Download verschaffe ich mir auch noch einen schier uneinholbaren Vorsprung vor der Justiz. Ich greife zu.

Nun erhält man Audible-Hörbücher in einem besonderen Dateiformat, bei dem der Anbieter die Möglichkeit behält, das Kopieren des Hörbuches zu überwachen und einzuschränken. Man kann das Produkt auch nur auf Audible-fähigen Endgeräten abspielen. Aus zwei Gründen missfällt mir dieser Umstand: Erstens gedenke ich das Buch im Auto zu hören – das Auto ist Baujahr 2006, und sein mp3-Player ist ein höchst windiges Kästchen, das den (längst übern Jordan gegangenen) CD-Wechsler emuliert. Audible-Fähigkeit? Sehr witzig. Zweitens fürchte ich, dass Audible nicht nur in der Lage sein wird, das Kopieren des Hörbuches zu unterbinden, sondern auch dazu, die Datei nachträglich unbrauchbar zu machen, wenn die Justiz es verlangen sollte.

Ich kopiere das Ganze also in ein normales mp3-File. Wie? Ganz einfach. Ich nehme ein Kabel, das an jedem Ende einen 3.5-mm-Klinkenstecker trägt, und verbinde Lautsprecheraus- und den Mikrofoneingang meines PCs. Dann spiele ich das Hörbuch ab und nehme den Sound gleichzeitig auf. Ich bin ein wenig besorgt, dass es vielleicht nicht ganz so einfach ist, und dass die-

se handgestrickte Lösung zu irgendwelchen Problemen führt. Aber nein, es ist wirklich so einfach. Ich erhalte ein mp3-File in einer (für ein Hörbuch) absolut akzeptablen Qualität und kann es wie gewünscht im Auto hören.

Wenn ich gezwungen bin, bei einem Hörbuch auf einen Anbieter zurückzugreifen, der besser zu wissen glaubt als ich, was ich mit meinem Eigentum tun und lassen soll, benütze ich das Verfahren auch weiterhin, es kommt aber bislang zum Glück selten vor.

Drago Starcevic

9.10.2014

Zoll, Meilen, Pfund und Netzstecker aus dem Mittelalter

Im Vereinigten Königreich wird nicht nur nach wie vor das imperiale Maßsystem benutzt, an der Prä-Euro-Währung festgehalten und auf der linken Straßenseite gefahren.

Auch bei der Stromversorgung hat man an Bewährtem festgehalten und die soweit ich weiß im frühen Mittelalter eingeführten Netzstecker bis heute nicht abgelöst.

Dadurch ist es meines Wissens das einzige Land in der EU, bei dem man sich auf Besuch vorbereiten muss, indem man Strom- und Geldadapter mitnimmt.

Die britischen Netzstecker gefallen mir nicht so recht, weil ich seit meinen ersten eigenen Basteleien Schuko-Stecker gewöhnt bin und Sinn wie auch Raffinesse ihrer Konstruktion verstehe.

Die britische Variante wirkt da eher pragmatisch improvisiert, ist aber vermutlich nicht weniger sicher als unsere.

Was ich ebenso ärgerlich pragmatisch und auch toll finde, sind die verbreiteten Schalter neben den Steckdosen sowie die Tatsache, dass die Steckdosen sich auch in nahezu allen Nahverkehrszügen finden.

Volker König

10.10.2014

WLAN-Entwicklungsland mit Geldeinwurfschlitzen

Neulich war der Flughafen Düsseldorf in der Presse, weil die EU-Kommissarin Kroes dort für einen WLAN-Zugang ihre Bits in Gold aufwiegen sollte.

Deutschland ist, was freies WLAN angeht, ein Entwicklungsland.

Die hässliche kleine Schwester des Flughafens DUS hat nicht einmal erkennbares freies WLAN, sondern nur öffentliche Geldeinwurfschlitze, über denen zufällig Computer stehen.

Volker König

10.10.2014

Während die Bahn wieder im Chaos versinkt, steigt mein Vertrauen in die Zugradar-App

Ich muss von Köln Messe/Deutz nach München, selbstverständlich mit dem Zug. Dazu muss man vielleicht auch wissen, dass der Bahnhof eine Besonderheit hat: Die Fernzüge fahren ebenerdig quasi quer zu allen anderen Gleisen, die höher liegen.

Jedenfalls kommt der Zug nicht. Es kommt auch keine Durchsage. Irgendwann wird die halbe Anzeige ausgeblendet, dann steht da auf einmal schon der nächste Zug nach Münster. Immer noch keine Durchsage. Weil mir das ganze komisch vorkam, habe ich mir in der Wartezeit die App des Zugradars aufs iPhone geladen. Dort kann man sehen, wo die Züge gerade lang fahren.

Tatsächlich findet die App meinen Zug, der fährt aber seltsamerweise in die falsche Richtung, also eben von Osten nach Westen und nicht von Norden nach Süden, wie er es eigentlich müsste. Dafür ist er immerhin irgendwo in der Nähe. Das kommt mir alles ganz seltsam vor und ich unterstelle der App grobe Ungenauigkeit und damit verbundene Untauglichkeit.

Tatsächlich setzt sich dann auf einmal eine kleine Karawane in Gang, die sich vom Fernzuggleis Richtung andere Gleise aufmacht. Offensichtlich hält der Zug heute woanders. Das ist erstens gut zu wissen und zweitens bedeutet das, dass die Zugradar-App doch richtig lag.

Am Frankfurter Flughafen steige ich um und teste die Zugradar-App noch einmal. Tatsächlich stimmt die Anzeige erstaunlich genau mit der Wirklichkeit überein, als der Zug auf der App meinen Standort erreicht, fährt auch der Zug auf dem Bahnsteig ein.

Die Fahrt geht dann zwar noch einigermaßen katastrophal (ZUGEVAKUIERUNG! ABKOPPELUNG! BITTE ALLE IN DEN ANDEREN ZUGTEIL!) weiter, aber mein Vertrauen in den Zugradar konnte gefestigt werden. Ich teste das weiter.

Anne Schüßler

11.10.2014

Free WiFi in London? Sagt dir TANSTAAFL was?

Die Versuche, in Deutschland flächendeckend freies WLAN einzuführen, scheiterten bislang kläglich an der Störerhaftung und darauf beruhenden Ängsten.

In Großbritannien ist das viel einfacher. Allerdings gilt dort der Spruch TANSTAAFL: There ain't no such thing as a free lunch.

Robert A. Heinlein meinte damit Saloons, die mit freiem Essen warben, die Kosten für die Mahlzeiten aber durch (nicht kostenlosen) Mindestverzehr bei den Getränken wieder reinholten.

Der London Underground. Mit über 140 Hotspots wird geworben. Die werden allerdings vom Mobilfunkprovider Virgin betrieben.

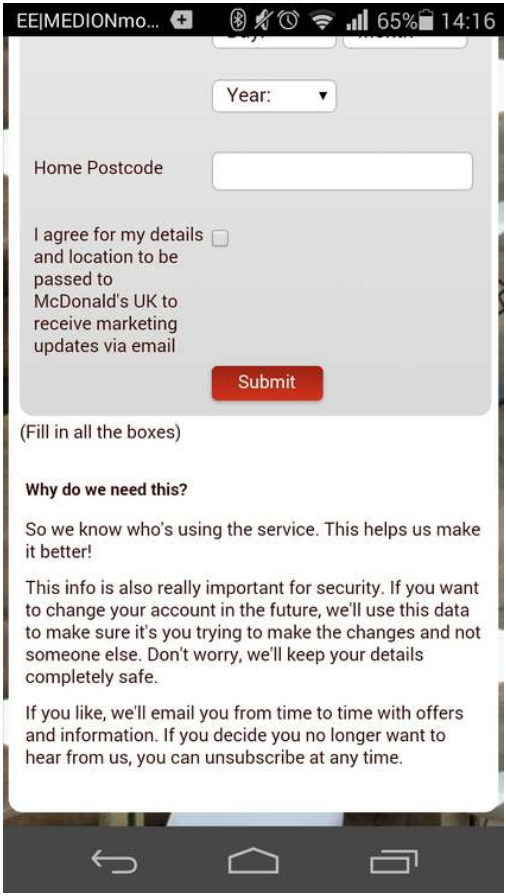
Nicht nur, dass sie ausschließlich in den Bahnhöfen erreichbar sind (London hat eine verdammt gut organisierte U-Bahn, ein Halt von 60 Sekunden würde vermutlich als Skandal in der Zeitung erwähnt), man muss sich noch mit separaten Zugangsdaten seines Mobilfunkproviders dort über ein Captive Portal anmelden.

Hätte man einen britischen Provider, so könnte man in der Wartezeit auf den Zug mal kurz online gehen.

Andere Free WiFis entpupppten sich als vergleichbarer Nonsens. Ich verstehe schon, wenn der Anbieter die Nutzer nachvollziehbar machen will. Wenn ich bei einem der Captive Portale (also WiFi, bei dem ich mich anonym

anmelden kann, dann aber über eine Website z. B. AGBen abnicken muss) Handynummer oder Mailadresse angeben muss, um einen Zugangscode zu empfangen, ist das das Äußerste an Aufwand, was ich treiben möchte.

Nach Eingabe des Codes jedoch noch auf ein Formular geleitet zu werden, in dem man Name, Adresse, Telefonnummern und mehr eingeben muss, macht das Free WiFi ungefähr sinnlos.


EE|MEDIONmo...
65% 14:16
Year:
Home Postcode
I agree for my details and location to be passed to McDonald's UK to receive marketing updates via email
Submit
(Fill in all the boxes)
Why do we need this?
So we know who's using the service. This helps us make it better!
This info is also really important for security. If you want to change your account in the future, we'll use this data to make sure it's you trying to make the changes and not someone else. Don't worry, we'll keep your details completely safe.
If you like, we'll email you from time to time with offers and information. If you decide you no longer want to hear from us, you can unsubscribe at any time.

McDonalds, die ihre Hotspots in Kooperation mit O2 betreiben, erklären die genauen Angaben (voller Name, Geburtsdatum, eMail, Postleitzahl) damit, dass sie den Service durch diese Daten verbessern wollen (aha!) und im Fall eines zukünftigen Änderung des Accounts feststellen können, ob der wahre Inhaber diese durchführt (oho!).

Volker König

12.10.2014

Ich zahle nicht nur mit meinem guten Namen, sondern manchmal auch mit Maestro-Card oder Giro-Card

Seit Einführung des Euro sind die Länder rar geworden, vor deren Bereisung man erst großformatige Banknoten mit großen (Drachmen) bis sehr großen (Lira) Zahlen drauf kaufen muss.

Ausnahme ist Großbritannien.

Das Vereinigte Königreich zahlt noch in Pfund, was nur Gerüchten zufolge vom Gewicht der entsprechenden Münze abgeleitet wurde.

Wie komme ich an Pfund, wenn ich in der Eurozone lebe? Man kann sie bei der Bank bestellen (Wartezeit ein Tag bis eine Woche ohne Gewähr) oder in die jeweils größere Filiale fahren, wo Fremdwährungen noch vorrätig sein sollen, man dann aber erfährt, dass das Geld bestellt werden müsste.

„Aber man tauscht doch nicht mehr um. Man geht zum Automaten und hebt ab. Tauscht man noch um?“ fragte Anne Schüßler im Redaktionschat, als ich das Thema ansprach.

„Umtausch ist meiner Erfahrung nach teurer als Abheben ...“ meinte Charlotte Jahnz und Stefanie Otersen erwähnte, dass man nur noch die Restbestände umtauscht, wenn man sie nicht, wie Kathrin Passig vorschlug, bis zum nächsten Wohnungseinbruch griffbereit liegen ließe.

Tatsächlich hatte ich das mit den Geldautomaten schon recherchiert. Unsere klassischen EC-Karten sind heutzutage zugleich Maestro-Cards, das ist das Debit-Geschwisterchen der MasterCard-Kreditkarte.

Man müsste also mit der Maestro-Card und der PIN an jedem Automaten Geld bekommen, der das Maestro-Zeichen trägt.

Tatsächlich bekam ich im Flughafen Stansted sofort 100 Pfund aus dem Automaten heraus. Er verriet mir, wie mir hinterher klar wurde, aber nicht, als welchen der integrierten Kartentypen er sie genutzt hatte.

Anders am nächsten Tag im TescoExpress in Bishop's Stortford. Die Kasse nahm die Karte an, fragte nach einer PIN, aber nach zwei vergeblichen Versuchen zahlte ich dann doch bar. Und musste daher kurz darauf wieder zum Automaten.

Der fragte mich, ob ich die Karte als eine GiroCard oder eine Maestro Card nutze wolle. Ich wählte Maestro und die PIN passte wieder nicht. Zweiter Versuch als GiroCard – Success.

Beim nächsten Einkauf im Express-Supermarkt wollte ich mit der MasterCard zahlen, die Kassiererin fragte, ob ich die PIN wisse. Nein, bei der Kreditkarte zahle ich mit meinem guten Namen, die PIN liegt ungeöffnet im Schließfach.

Alle Tricks, die Transaktion per Unterschrift statt PIN abzuschließen, (Nutzung des Magnetstreifens statt des Chips) schlugen fehl, woraufhin ich wieder bar zahlte.

Gestern, beim Shopping in Bishops Stortford, funktionierte dann die Karte überraschend als MaestroCard mit der einen mir bekannten PIN. Sowohl an der Supermarktkasse als auch am Geldautomaten, der die Karte direkt als Maestro erkannte und mir keine Wahl ließ.

Das lässt sich von hier kaum erklären, ich werde es aber recherchieren. Möglicherweise lag es daran, dass die Karte erst irgendwie freigeschaltet werden muss, um von imperialen Zahlterminals und nicht-Bank-Geldautomaten auch als Maestro akzeptiert zu werden. Als Arbeitshypothese reicht das erstmal.

So lange man nicht vor lauter Rechthaberei so lange die falsche PIN eingibt, bis die Karte gesperrt oder gar eingezogen wurde, ist es also kein Problem, in Großbritannien an Bargeld zu kommen.

Problematisch ist für den Anfänger jedoch das mit dem Wechselgeld. Als Laie sieht man den Münzen in lustigen Farben und Formen kaum ihren Wert an, und auf den ersten Blick sichtbare Ziffern fehlen auch.

Wenn man drei Pfund fünfundzwanzig zahlen muss und das passend tun möchte, weiß man schonmal, wie man sich als alter Mensch fühlt, der sich an der Supermarktkasse das Geld von der Kassiererin passend aus der Geldbörse nehmen lässt.

Volker König

13.10.2014

WLAN in der britischen Provinz

Freies WLAN mal wieder.

In England.

Es geht.

Und zwar nicht bei den unsäglichen offenbar werbefinanzierten Dingern irgendwelcher Burgerbratereien oder der eher hinderlichen Partnerschaft des London Underground mit Virgin Mobile.

Und zwar in der Provinz, in Bishop's Stortford.

Dort gibt es eine Free-WiFi-Zone. Der Zugang erfolgt zwar auch über ein Netz von Captive Portalen, aber man muss nur abnicken, dass man auch lieb ist, während man das Netz benutzt, und wird auf eine Seite geleitet, auf der man für den Ausbau und Betrieb des Dienstes spenden kann.

Warum geht das bei uns nicht?

Volker König

13.10.2014

Runterlade-Kaffeefahrten in die Schweiz, ein Geschäftsmodell mit Zukunft

Kathrin: vorhin las ich was über das hier: www.imdb.com/title/tt2937900/

Kathrin: das klang ganz gut.
Aleks: serien, in denen maenner solche huete tragen, sehe ich nicht
Aleks: ah, davon wurde mir auch schon erzaehlt.
Aleks: aber, wie gesagt, hut. strikte regeln
Kathrin: ich könnte schnell alles herunterladen, solange ich in der Schweiz bin, wo das ganz legal ist.
Kathrin: wo ich es sehe, ist dann vermutlich egal.
Kathrin: hey, neue Strategie: Runterladetourismus!
Kathrin: einfach einmal im Monat in die Schweiz und dann auf Vorrat.
Aleks: wenn du das mit busreisen kombinierst, und im bus WLAN einbaust, koennte es funktionieren
Aleks: wieso ist das legal in der schweiz?
Kathrin: weiß ich auch nicht. müsste man mal herausfinden.
Kathrin: aber wozu die Busreise?
Aleks: damit es wie tourismus aussieht

Kathrin Passig

06. bis 13.10.2014

Das iPhone ist ein Teufelskerl

Ich bin jetzt schon eine Woche in den USA unterwegs und nehme selbstverständlich auch die eine oder andere touristische Attraktion mit. Dabei ist mir mehrmals aufgefallen, was für ein Teufelskerl so ein iPhone ist. Es nimmt nämlich nicht nur an der Kasse meine Kreditkartendaten entgegen (Scan der Karte), ich kann auf dem Display auch direkt mit meinem Finger unterschreiben. Das Eintrittsticket gibt es dann ganz ordinär auf Papier, der dort abgebildete Barcode jedoch wird am Eingang wiederum per iPhone gescannt.

Johannes Mirus

14.10.2014

Ich kaufe ein Kägifret und bezahle mit dem Handy. Wie in Afrika!

Auf dem Weg zur Badestelle merke ich, dass mein Blutzuckerspiegel zu niedrig ist. Dabei habe ich zu Mittag gegessen, aber jetzt schwitze ich und meine Knie zittern, keine guten Voraussetzungen für das Baden in kalten Gewässern. Ich muss vorher was essen, habe aber mein Portemonnaie zu Hause gelassen, damit ich beim Baden weniger über Diebstahlsgefahren nachdenken muss. (Natürlich ist das Handy doppelt so wertvoll wie das Portemonnaie, aber das Handy brauche ich ja unterwegs.) In meiner Hosentasche findet sich ein einziger Franken.

Es gibt keinen Kiosk in Badestellennähe, nur eine Tankstelle mit Automaten, und im Automaten nichts, was nur einen Franken kostet. Aber! An den Schweizer Automaten kann man mit dem Handy zahlen, ich habe das letzte Woche schon gesehen, aber noch nicht ausprobiert.

Der SMS-Versand klappt nicht auf Anhieb, denn seit dem Umstieg auf das Nexus 5 ist Google Hangouts meine SMS-App. Erst im zweiten Versuch bewältige ich die Aufgabe, die SMS weder an mich selbst noch an Orange zu

schicken, sondern an den Automaten. Auf dem Display tut sich zwar nichts besonders Aufschlussreiches, aber als ich die Zahl des Kägifret-Fachs eingebe, fällt anstandslos ein Kägifret in den Ausgabeschacht.

Dort liegen außerdem bereits zwei Knoppers und eine Dose „Swiss Cannabis Ice Tea“. Mein Badevergnügen ist gesichert. Ich bekomme eine dreisprachige Bestätigungs-SMS, in der steht, dass man mir 1,70 plus 25 Rappen für die Transaktion berechnet.

Erst später fällt mir ein, dass ich nur 1,60 Orange-Guthaben auf meinem Prepaidkonto habe. Ich sehe nach dem aktuellen Stand, und die 1,60 sind unverändert. Mein Einfrankenstück habe ich auch immer noch. Die Zukunft ist so ein interessanter Ort.

Kathrin Passig

15.10.2014

Das Uni-Druckersystem steht zwischen mir und meinem neuen Beruf

Heute ist das Datum, das auf dem Poststempel meiner Bewerbung stehen muss. Ich habe gestern und heute unter Zuhilfenahme von ShareLaTeX einen Lebenslauf und ein Anschreiben verfasst. Zwischen verschiedenen Terminen gibt es ein Zeitfenster von genau anderthalb Stunden, in dem ich beides ausdrucken und zur Poststelle bringen muss.

Der erste Drucker des Uninetzwerks meldet Papiermangel. Ich fülle seine drei Fächer auf, obwohl sie gar nicht leer waren. Weiterhin Papiermangel. Ich probiere einen zweiten Drucker im selben Stockwerk. Dann wieder den ersten. Dann den zweiten. Den ersten. Einen dritten ganz woanders. Noch mal den zweiten, den ersten und den zweiten. Alle weigern sich zu drucken, nicht mal das Papier im Einzelblatteinzug wird akzeptiert. Ich habe noch 45 Minuten Zeit, der nächste Copyshop ist gut 20 Minuten entfernt, und jetzt

werde ich nervös. Es kann schon sein, dass der zentrale Druckservice schnell repariert wird, weil er eben zentral ist. Aber was soll aus mir werden, wenn es doch länger dauert?

Angesichts meines Unglücks erbarmen sich die Kollegen. P. leiht mir seinen USB-Stick (ich habe es geschafft, meinen schon wieder zu verlieren), und B., die Zugriff auf einen nicht ans Netzwerk angeschlossenen Drucker "für Notfälle" hat, druckt mir alles aus. Sogar doppelseitig und aufs richtige Papier. Dann ruft sie die Technik an und meldet das Problem mit den Netzwerkdruckern.

Vielleicht hätte man die Bewerbungsunterlagen auch mailen können, meint Aleks Scholz. Aber da stand nun mal "Datum des Poststempels".

Update: Zwei Tage später muss ich wieder etwas drucken. Beim Warten am Drucker finde ich einen Stapel vergessener ausgedruckter Seiten. „Haha", denke ich, „gleich mal nachschauen, welche persönlichen Dinge diese vergesslichen anderen Leute so ausdrucken." Der ganze Stapel besteht aus meinen Lebensläufen, Texten, Bewerbungsschreiben, alles auf dem schönen teuren Papier. Solche Stapel liegen jetzt vermutlich auch an einigen anderen Druckern im Gebäude.

Kathrin Passig

Oktober 2014

Auch bei Multifunktionsdruckerscannerkopierern gilt: Reboot tut gut!

Auf der Arbeit haben wir einen Multifunktionsdruckerscannerkopierer Ricoh MP C4501. Er ist ungefähr so groß wie zwei Einfamilienhäuser und ich glaube, wenn ich nett fragen würde, würde mir das Ding abends noch einen schönen Feierabend wünschen, wenn ich die Tür zum Druckerraum abschließe.

Nachdem zwei Hiwis eines Kollegen schon den ganzen Tag von morgens bis abends Berichte ausgedruckt haben, stehen sie irgendwann abends vor dem Gerät und sehen ratlos aus.

Ob ich wisse, wie sie den Einzug benutzen können, um von einem Blatt eine Kopie zu machen. Sie haben das Blatt schon im Einzug liegen, sind im richtigen Betriebsmodus, doch wenn sie auf den großen grünen Knopf drücken, passiert gar nichts. Stimmt: Der große grüne Knopf hat eine integrierte Status-LED, die rot leuchtet. Das kann nichts Gutes bedeuten.

Noch während ich sie frage, ob sie die Kiste einfach schon mal aus- und wieder angeschaltet haben, drücke ich den An-/Aus-Knopf. Wenige Sekunden später ist das Gerät wieder bereit und siehe da, jetzt leuchtet die LED am großen grünen Knopf auch grün, und das Draufdrücken quittiert das Gerät mit einem satten Rattern, Aufheizen und letztendlich Kopieren der gewünschten Seite.

Einige Tage später fragt mich ein neuer Kollege, ob ich wisse, wie er direkt auf sein Netzlaufwerk scannen könne. Wir kontrollieren jede Einstellung, alles stimmt, nur wenn er auf den großen grünen Knopf drückt, passiert gar nichts. Die LED leuchtet rot.

Ich erzähle von meinem Erlebnis vor ein paar Tagen, wir aus- und anschalten den Multifunktionsdruckerscannerkopierer und kurz darauf leuchtet die LED grün, und das Gerät scannt, als hätte es nie etwas anderes getan.

Sebastian Riehm

Oktober 2014

Überdurchschnittlich dicke Kabel in beschrifteten Dosen

Mein Angetrauter und ich haben uns ein Haus gekauft. Schon bei der Besichtigung war klar, dass so einige technischen Überraschungen auf uns warten würden. Immerhin besitzen wir jetzt ein Notstromaggregat, hat auch nicht jeder.

Mit dem Haus kamen diverse Anleitungen und Notizen des Vorbesitzers. Die Sicherungskästen – ich weiß von drei Stück – sind ordentlich beschriftet. Zum Teil sind auch die Abzweigdosen selbst beschriftet, was für einige Verwirrung sorgt. Was soll man von einer Dose mit der Beschriftung “Batterie” halten, in der sich drei – laut Aussage des Mannes – überdurchschnittlich dicke Kabel befinden? Glücklicherweise können wir den Vorbesitzer noch dazu befragen.

Stefanie Otersen

16.10.2014

Der Zählerableser – ein running joke. Sind SmartMeter die Lösung? Hmm. Nö

Jedes Jahr möchten die Versorger gerne wissen, wieviel Wasser und Strom ich verbraucht habe.

Ihre Vorhut ist ein Ableser, der tagsüber an meiner Tür klingelt und niemanden antrifft, da ich Geld verdiene, um den Verbrauch an Wasser und Strom zu finanzieren.

Die hinterlassenen Benachrichtigungen sind unterschiedlich, dieses Jahr schlug die Karte vor, die Zähler selber abzulesen und die Karte an die Tür zu hängen. Die Handynummer des Ablesers war angegeben.

Ich las ab, hängte die Karte an die Tür und hinterließ ihm eine Nachricht.

Dann fuhr ich nach London und erinnerte ihn per SMS, dass die Karte dort seit mittlerweile einer Woche hing.

Nach Rückkehr lag die Karte im Briefkasten – sie war anscheinend heruntergefallen – und ich fand einen Umschlag mit Ableseformularen vor, die ich ausfüllen und in den Briefkasten werfen soll.

Egal, ob ich die Benachrichtigungen wie ganz ganz früher telefonisch oder ganz früher per Fax oder früher per Webformular an das Versorgungsunternehmen weitergegeben habe, traten immer wieder Fehler auf.

Einmal vermutete ich nach einer immensen Nachforderung an Wassergeld einen Rohrbruch, es stellte sich jedoch heraus, dass ich mehrere Jahre nur geschätzt worden war, das auch noch erheblich zu gering, und diesmal ausnahmsweise der tatsächliche Zählerstand in die Berechnung einfloss.

Dank DigiCam und Handy fotografiere ich die Zähler nunmehr jedes Jahr, um die Stände nachweisen zu können.

Seit ich den Strom bei den Elektizitätswerken Schönau beziehe, der Zähler aber vom örtlichen Versorger abgelesen wird, habe ich nur noch jedes zweite Jahr den Zählerstand der Abrechnung korrigieren müssen.

Wenigstens für die Elektrizität wollen die Versorger gerne einen smarten Zähler einführen. Der ist per Internet mit dem Versorger verbunden und kann jederzeit remote abgelesen werden.

Der Vorteil wäre, dass der Ableser wenigstens den Stromzähler nicht mehr ablesen muss (der allerdings als einziger zugänglich ist und nicht im feuchten Kriechkeller hinter Kisten versteckt).

Der Nachteil wäre aber, dass ich ohne Wissen um den Termin der Ablesung kaum Fotos vom Zählerstand machen kann, um fehlerhafte Abrechnungen sicher zu erkennen.

Volker König

Herbst 2014

Mit Google Streetview in die alte Heimat reisen

Meine Oma musste gegen Ende des Zweiten Weltkriegs aus Schlesien fliehen. Das letzte Mal war sie in den 1970er oder 80er Jahren in ihrer Heimatstadt Breslau.

Google Street View gibt es nun ja auch für Wrocław und da meine Oma zwar mittlerweile zu gebrechlich ist, um zu verreisen, seit einiger Zeit dank ihrer Haushaltshilfe aber einen Internetzugang in ihrer Wohnung hat, beschließe ich, mit ihr zumindest eine virtuelle Stadtrundfahrt zu machen.

Ob ihr das Konzept von Street View einleuchtet, weiß ich zwar nicht ganz sicher ("Die haben Kameras auf Autos montiert und sind damit durch die Straßen gefahren." – "Aha."), aber sie findet schnell Gefallen daran.

"Zeig mal die Sadowastraße 64. Da haben wir gewohnt!" Das, was uns Google als Sądowa 64 vorschlägt, erkennt sie allerdings nicht so recht wieder. Und auch den Kaiser-Wilhelm-Platz können wir leider nicht wiederfinden.

Update: @TravellerSam ergänzt via Twitter: "Der Kaiser-Wilhelm-Platz heisst jetzt Plac Powstańców Śląskich goo.gl/maps/ghEtI Quelle (pl): goo.gl/9Bssp1."

J-u-le-s

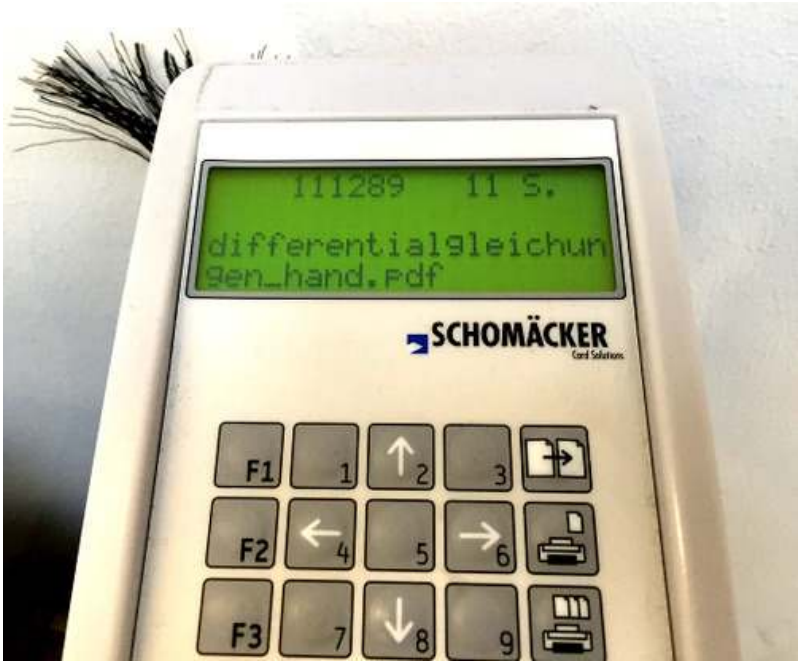
17.10.2014

Drucken im großen Stil in der Fachhochschule Südwestfalen

In der Fachhochschule Südwestfalen gibt es einen modernen Rechnerpool, von dem aus man auch ausdrucken kann. Hierfür stehen keine Abteilungsdrucker herum, sondern man benutzt die Kopiermonster auf dem Gang. Auf der Kopierkarte, die man beim Rechenzentrum erwirbt, steht auf der Rückseite eine Nummer, und die gibt man am PC während des Druckvorgangs an.

Der Computer toastet dann ein PDF und stellt es irgendwo ins Netzwerk, so dass alle Kopierer darauf zugreifen können. Zum Ausdrucken geht man an den Kopierer, schiebt seine Karte hinein und wählt den Drucken-Befehl. Die Dateien stehen im Display und durch Druck auf die Taste mit dem Druckersymbol wirft das Monster die Dateien aus und rechnet die Einheiten von der Kopierkarte herunter.

Vorteil: man muss bei bestimmten Ausdrucken nicht nach dem Abschicken des Druck-Befehls zu irgendeinem Ausgabegerät hetzen, damit kein anderer sich die Blätter krallt.



Übrigens bekommt jeder Student pro Semester eine Anzahl Freieinheiten auf die Karte, man muss sie sich nur draufbuchen lassen.

Thomas Jungbluth

September und Oktober 2014

Man muss niemanden mehr auffordern, das Handy lautlos zu schalten (an der Uni)

„Handys lautlos“ habe ich vor Beginn des Seminars noch in meine Liste dessen geschrieben, was ich den Studierenden sagen muss. Ich habe es dann vergessen. Es war auch nicht nötig: Bisher hat im Seminar kein Handy einen Ton von sich gegeben. Ich kann mich auch nicht erinnern, im restlichen Hochschulgebäude schon mal ein Handy gehört zu haben – nur in den Büros klingelt ab und zu mal eines. Aber auch das ist noch nicht häufiger als vielleicht dreimal in sechs Wochen vorgekommen.

Kathrin Passig

Oktober 2014

Technikangebot in einem Zürcher . . . Dings (das, was einmal Internetcafé hieß)

Nur für die Akten: Technikangebot in einem Zürcher Internetcafé. (Ich habe nachgesehen, weil mir der Begriff „Internetcafé“ so altmodisch vorkam: Das Green Mango nennt sich selbst so.)

Zum Vergleich: Das Berliner Angebot vor ein paar Jahren laut Katz&Goldt.

Hier ist ein Bild von 2011, der Vorwahl nach aus Schweden. Falls das Bild eines Tages verschwindet: Im Angebot sind „computer rental, printing / cd burn, psp games, photo & video coverage, graphics design, usb / memory card recovery, photo restoration, calling card, computer repair, convert photos to video“.

Berlin, 2010: „surfen chatten mailen“.

Dublin, 2008: „High Speed Internet Access, Call Centre, Chat Rooms, Printing, Scanning, Faxing, C.V.s“

Glasgow, 1996:
„Surf the net from £ 2.00 for 30 mins.
1/ Make new friends on I.R.C.
2/ Surf the web to find out what's new with your fav. band.
3/ Keep in touch with relatives overseas with our e-mail services.
Only £ 1 per week to have your own e-mail account.
Full training available“

Kathrin Passig

19.10.2014

Nachts noch mal rausgehen wegen der Schritte. WIR SIND SKLAVEN DER TECHNOLOGIE

„Du hast doch bestimmt auch nur im Auto rumgesessen. Interesse an 2.400 gemeinsamen Schritten?“, sage ich im Facebook-Messenger zu R., „davor oder danach weiterarbeiten. es muss nur vor Mitternacht passieren natürlich.“ (Es ist die Moves-App, die meine Schritte zählt, die Vorgeschichte steht hier und auch ein bisschen hier. Von R. weiß ich, dass er irgendein Armband hat.)

R. ist noch ganz woanders und hat schon 9.100 Schritte auf dem Konto, begrüßt aber den Anlass, sich vom Sofa zu erheben und loszufahren. Er schlägt ein Treffen um 23:35 vor dem Parkhaus vor: „Bis dahin läufst Du ja schon 900. Kommt dann für uns beide hin.“

R. schickt mir einen Link zu Waze, wo ich seine Strecke auf einer Karte sehe und ihn als Punkt, der sich ziemlich zügig auf dieser Strecke bewegt. Ich freue mich, weil ich dachte, diese praktische Funktion sei zusammen mit Latitude ausgestorben. Ich bekunde meine Freude und sage dann „willst

du wohl auf die Straße schauen! ich seh das!“, weil man ja im Facebook-Messenger angezeigt bekommt, wann der Gesprächspartner die Nachricht liest. Als der Punkt auf der Karte nahe genug herangekommen ist, breche ich auf. Mit weniger als 30 Sekunden Abstand treffen wir beide am Parkhaus ein. Dann gehen wir noch eine kleine Runde am Fluss entlang, nicht weit, denn viel fehlt ja nicht mehr.

Kathrin Passig

19.10.2014

Der bargeldlose Supermarkt

In Amsterdam betreten meine zwei Reisebegleiter und ich einen Supermarkt namens „marqt“. Das Besondere daran: In diesem Markt kann man ausschließlich mit Kredit-, Maestro und „PIN“-Karte bezahlen; Bargeldverkehr ist nicht vorgesehen („We noemen dit ‘No Cash’“). Zum Glück entdecke ich die entsprechenden Hinweise, bevor wir uns an der Kasse lächerlich machen.

Torsten Gaitzsch

Herbst 2014

Fast Food, noch schneller, wenn man am Automaten bestellt und bezahlt

Systemgastronomischer Fast Food ist teuer, ungesund, wird schnell fad und man unterstützt damit fragwürdige Konzerne. Ich versuche deshalb, darauf zu verzichten, was mir nicht immer gelingt. Was ich mir besonders schwer abgewöhnen kann, ist das Ritual, am Ende einer Reise bei Mc Donald's zu essen, bevor ich die S-Bahn nach Hause nehme.

Das passiert meistens im Berliner Hauptbahnhof und dort habe ich einen Automaten entdeckt. Per Touchscreen kann ich alle Angebote der Filiale auswählen und per Maestro-Karte bezahlen – Kreditkarte geht aber genauso. Der Automat lässt sich flott, einfach und problemlos und erheblich angenehmer bedienen als die Fahrkartenautomaten der Deutschen Bahn am anderen Ende der Halle. Besonders mag ich, dass der Automat meine Bestellung stoisch entgegen nimmt, während die Mitarbeiter am Tresen *immer* an mindestens einer Stelle nochmal irgendwas nachfragen.

Der Automat druckt eine Quittung aus, mit der ich mich zum Tresen begebe. Dort ist für die Automatennutzer eine eigene „Fastlane“ angelegt, an der Essen gegen Quittungen ausgegeben wird. Da die meisten Gäste den Automaten noch nicht entdeckt haben oder nicht mögen, hole ich mir innerhalb kürzester Zeit mein Essen ab, während neben mir drei lange Schlagen darauf warten, bedient zu werden.

Bitte führen Sie Ihre Karte ein, um zu beginnen.
STARS OF AMERICA
- TEIL 1 -
STEAKHOUSE BEEF CLASSIC
AMERICAN FRIES
CHEESE 'N BEEF CLASSIC
VISA

Enno Park

20.10.2014

Router mit Kabelsalat

Wir sind gerade umgezogen. Allerdings haben wir es uns dabei sehr einfach gemacht, wir ziehen nämlich nur eine Etage tiefer. Außerdem behalten wir eine der Wohnungen, die wir bis dahin bewohnten für uns, da soll demnächst dann ein großes Arbeitszimmer rein. Noch praktischer: Das Internet reicht auch eine Etage tiefer, zumindest macht das erstmal den Eindruck. Ob es langfristig passt oder wir irgendwann den Anschluss doch eine Etage tiefer legen lassen müssen, wird sich rausstellen, es besteht aber kein akuter Handlungsbedarf.

Bis zum Tag des Umzugs. Da geht dann nämlich nichts mehr. Ich schalte die Fritzbox aus und wieder ein, vielleicht reicht ein simpler Neustart. Unten finden die Geräte zwar den Router und verbinden sich auch, die Verbindung ist aber beschränkt und man kommt nicht ins Internet. Ich beschließe, dieses Problem am nächsten Tag zu lösen.

Tatsächlich muss ich aber weiter über das fehlende Internet nachdenken, verbinde mich auf die Fritzbox, gebe nach einem Fehlversuch sogar das richtige Passwort ein und sehe, dass der Router einfach keine Verbindung zum Internet hat. Das erklärt natürlich einiges.

Ich laufe also doch noch mal hoch und gucke mir den Kabelkram genauer an. Knallhart folgere ich, dass vermutlich das Kabel, dass aus der Buchse mit „DSL“ kommt, in den Router gehört und nicht das mit dem Telefonsymbol. Vermutlich hat irgendjemand nach dem Abbau des Fernsehschränkchens, auf dem der Router vorher stand, so grob nach Lust und Laune die Kabel wieder eingesteckt. Dann starte ich neu und irgendwann gibt es auch wieder DSL vom Router. Wieder einmal stellt sich raus: Kaum macht man’s richtig, schon geht’s.

Anne Schüßler

23.10.2014

Terry Zwigoff: „Crumb“, 1995, 1999 und 2014

H. will mir schon seit einem Jahr Filme brennen, die ich mir anschauen soll. Wir treffen uns zum Mittagessen und gehen danach in sein Büro. Weil der CD-Brennvorgang irgendwie gescheitert ist, gibt er mir stattdessen eine externe Festplatte mit. Details des Scheiterns weiß ich nicht; vielleicht habe ich auch den ganzen Plan nicht richtig verstanden, und H. wollte mir von Anfang an die Festplatte mitgeben, denn es sind ziemlich viele Filme darauf. „Ich geb sie bald zurück, aber du hast ja eh noch mehr“, sage ich, denn auf dem Schreibtisch liegen noch drei bis vier Festplatten, alle kleiner, wenn auch etwas dicker als mein Handy.

Später kommt A. zu Besuch, und weil er den Terry-Zwigoff-Film über Robert Crumb noch nicht kennt, sehen wir erst mal den. Der Film ist von 1995, und ich habe ihn zweimal gesehen: 1995 im Kino und um 1999 noch einmal auf einer im Berliner Videodrom ausgeliehenen VHS-Kassette. Er handelt unter anderem von Robert Crumbs Schellackplattensammlung. Kaum schaut man mal fünfzehn Jahre in eine andere Richtung, da sind schon wieder mehrere Medien und Filmverleihstrategien gekommen und gegangen. Beim Schreiben dieses Beitrags spielt mir YouTube den Soundtrack zum Crumb-Film vor.

Diesen Soundtrack musste ich mir im Jahr 2000 noch mühsam bei Napster beschaffen; Amazon hatte ihn entweder nicht, oder ich war zu arm. Gekürzter Auszug aus dem IRC-Chatlog vom 6.11.2000:

<bilch> es sind Frauen anwesend, die sich den gesamten Crumb-Soundtrack zusammengenapstert haben
<bilch> moechtest du ihn etwa gebronnen haben, Herrndorf?
<parteitag> gern
<bilch> als mp3 oder als normale CD?
<parteitag> CD, wenn ich schon die Wahl hab

<bilch> und fuer Sie, Frl. Struebel, einmal im antiken Kassettenformat?
<parteitag> he, Kassettenformat gibts auch?
<MiouMiou> als normale cd bitte fürs büro

Kathrin Passig

23.10.2014

Verteilung der Kanäle, über die mich Geburtstagsglückwünsche erreichen

56% Facebook-Pinnwand
10% Telefon
9% E-Mail
9% Whatsapp
9% SMS
5% Facebook-Chat
2% Google-Hangouts

In diesem Jahr nicht dabei: Twitter-Direktnachricht, Briefpost.

Torsten Gaitzsch

23. Oktober 2014

Ich rolle an die Schranke, die Schranke erkennt mein Auto

Ich buche online einen Parkplatz am Flughafen Edinburgh. Bei Annäherung an den Flughafen frage ich mich, wie das jetzt eigentlich gehen soll. Der Buchungscode steht in der Email, die Email ist im Internet, ich bin im Auto und

der Flughafen weiß von all dem nichts. Aber dann: Ich rolle an die Schranke, die Schranke erkennt mein Auto, die Maschine sagt “one moment please”, spuckt den Parkschein aus und lässt mich herein.

Aleks Scholz

24.10.2014

Tragbare Warenscanner im Supermarkt, aber: nur zum Anschauen, nicht zum Ausprobieren

Ich habe schon davon gehört, dass manche coop-Filialen in Zürich tragbare Warenscangeräte anbieten, und heute sehe ich es zum ersten Mal selbst. Ich will ein Gerät aus der Halterung nehmen und mein neues Leben als Selbstscanner beginnen, aber es geht nicht. Es geht überhaupt nur freitags und samstags. Heute ist zwar Freitag, man müsste aber irgendeine coop-Kundenkarte haben oder die App installieren. Die Kundenkarte habe ich nicht, und die App kann ich nicht herunterladen, weil der Supermarkt im Keller liegt und keinen Handyempfang hat. Ich müsste wieder nach oben, die App installieren, dann wiederkommen, und das alles nur, um einen einzigen Artikel zu kaufen, ein Sixpack alkoholfreies Bier. Wir haben es eilig, und das Selbstscannerleben muss verschoben werden.

Als ich später versuche, die App schon mal vorausschauend fürs nächste Mal zu installieren, stellt sich heraus, dass es sie außerdem gar nicht für Android gibt, nur fürs iPhone. Und man braucht eine coop-Kundenkarte, um die App in Betrieb zu nehmen. Das Selbstscannerleben muss noch weiter verschoben werden.

Kathrin Passig

24.10.2014

Private Schmalfilmvorführung, die erste und wahrscheinlich auch letzte meines Lebens

Der Vater von T. hat in einem Brockenhaus einen Koffer mit einem Filmprojektor und 22 Ozaphan-Filmen aus den 1930er Jahren erworben. T. hat den Koffer geschenkt bekommen und uns zu einem Filmabend eingeladen.

In der Einladung steht: „‘Stierkampf in Barcelona’ 23 m, und ’Von Seehunden und Seelöwen’, 30 m, haben wir schon geschaut, es warten noch ’Karlemann verkauft Würstchen’, 20 m, und ’Überfall in der Prärie’, 34 m, sowie ’Priembacke und der Klabautermann’, 20 m auf euch, sowie noch einige

mehr … Dessert sind dann die Filme ’Nur für Erwachsene’: ’Das verbotene Bad’, 20 m, ’Frauenschönheit auf Bali’, 23 m, ’Geheimnis um Schönheit und Jugend’, 20 m.“

Das klingt nach einem sehr langen Filmabend, aber wie sich herausstellt, bedeutet das „m“ nicht Minuten, sondern Meter.

Die Abbildung auf der Filmschachtel zeigt, dass so ein Projektor früher mal mit einer Handkurbel betrieben wurde. Woher das Licht kam, ist auch unter Zuhilfenahme von Google nicht leicht zu klären; vielleicht war eine batteriebetriebene Lampe eingebaut? Jemand hat den Projektor aus dem Koffer nachträglich mit einem Elektromotor und einem eindrucksvollen Kabelgewirr versehen.

Der vielleicht vierjährige Sohn der Gastgeberin protestiert, wenn die Filme „Nur für Erwachsene“ eingelegt werden, da er diese Beschriftung als „viel zu langweilig für Kinder“ interpretiert. Damit liegt er nicht ganz falsch; „Ge-

heimnis um Schönheit und Jugend“ etwa zeigt die Verwendung der finnischen Dampfsauna zur Erholung vom „einseitigen Berufsleben“. Man sieht die nackten Beine mehrerer Damen vom Fuß bis zum Knie.

Die Filme sind so kontrastarm und grau, dass man sehr genau hinsehen muss, um die Handlung zu erraten. Vielleicht sitzen wir aber auch zu weit weg von der Leinwand, oder es ist nicht dunkel genug im Raum. Eine ordentliche Dunkelheit wird ja heutzutage gar nicht mehr hergestellt.

Kathrin Passig

24.10.2014

Die anonymisierte Mutter von jemandem fragt, wie man einen Anruf annimmt. Ich weiß es auch nicht

Kathrin Passig

24. Oktober 2014

Apple TV mit Hindernissen

Ich bin seit kurzem in Besitz eines appleTVs und ganz verzückt über die kleine Kiste dank der ich nicht mehr bloß vorm Laptop Netflix oder Serien aus dem iTunes-Store schauen muss. Ich beschließe am Freitagabend „Dallas Buyers Club“ über das appleTV am Fernseher zu schauen. Den Film habe ich vorher über das MacBook im iTunes-Store geliehen, also suche ich den Film unter Ausleihen im appleTV. Da ist der Film allerdings nicht zu finden. Deswegen versuche ich den Film über das MacBook zu streamen. Funktioniert nicht, denn: mein Fernseher ist so alt, dass er nicht die notwendigen Voraussetzungen erfüllt, dass ich DRM-Inhalte vom MacBook auf ihn übertragen könnte. So oder so ähnlich lautet die Fehlermeldung, die erscheint. Ich halte das für ähnlich bescheuert wie die Tatsache, dass ich mit dem MacBook nicht über „cmd + Shift + 4“ Screenshots von iTunes-Serien machen kann und bin so sauer, dass ich mir den Film noch mal über das appleTV ausleihe (ich will ihn halt jetzt sehen).

ellebil

26.10.2014

Eine Aktion im Spiel Ingress zeigt, was für universelle Assistenten Smartphones schon heute sind

Ingress ist ein A ugmented-Reality-Spiel, das, grob erklärt, eine Mischung aus Mensch-Ärgere-Dich-Nicht und Geocaching darstellt.

Es gibt Geländepunkte (Portale), die entweder der einen Faction (Enlightenment, grün) oder der anderen Faction (Resistance, blau) gehören. Die eine Faction erobert Portale der anderen und umgekehrt.

Portale werden durch Links verbunden, die möglich sind, wenn keine anderen Links im Weg stehen. Verbindet man drei Portale derselben Faction auf diese Weise zu einem Dreieck, dann bildet sich ein Feld, und die Faction, der es gehört, bekommt die statistische Anzahl der Bewohner auf dieser Fläche als „Mind Units“ zugeschrieben.

An diesem Wochenende lief Aktion Green Autumn. Wir, die Grünen, wollten eine Konstruktion von zwei Feldern aufbauen, die ungefähr halb Westdeutschland bedeckt.

Das ist ~~relativ schwierig~~ ganz schön komplex, da in Deutschland in jeder Stadt Ingress-Portale zu finden sind und erstmal eine Trasse geschaffen werden muss, die frei von störenden Links ist.

Die Organisatoren trommelten nun für die Nacht auf den 26.10. andere Spieler zusammen, die vor Ort am Projekt mitarbeiten wollen.

Die Spieler werden dazu in Squads eingeteilt und müssen einige Apps auf ihren Handys installieren. Die CB-Funk-Simulation Zello beispielsweise und ein Tool, über das der Operator die Position der Squads sehen kann. Hier hat sich Glympse bewährt,

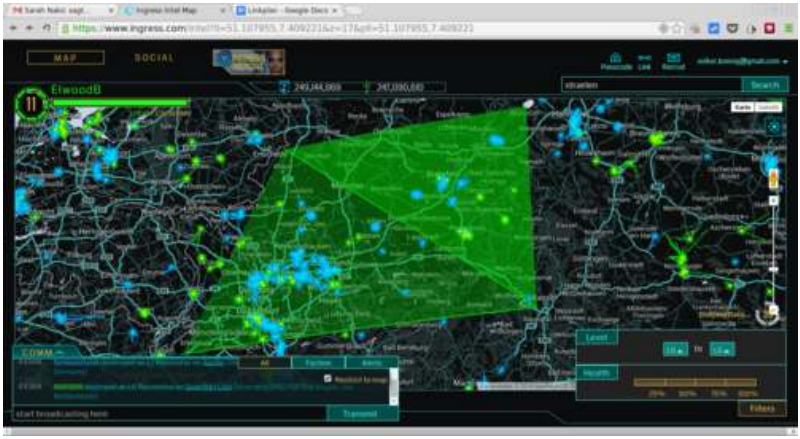
Für jede Linktrasse waren ein oder zwei Operators im Einsatz, die ihre Squads zu den Standorten schicken, an denen Links zu beseitigen sind.

Alles sollte um 5 Uhr früh fertig sein, da zu diesem Zeitpunkt ein Wertungscheckpoint war, an dem die Mind Units der Factions gemessen werden.

N. und ich waren Squad Bravo. Gegen ein Uhr nachts begannen wir, einige Störlinks zu entfernen, die in unserer normalen Spielumgebung lagen, und bekamen danach Aufträge durch den Operator. Die übermittelten Koordinaten warfen wir in Google Maps ein und ließen uns lotsen.

Als wir fertig waren, mussten ab vier Uhr früh durch dichter besiedelte Gebiete als den Niederrhein Trassen geschlagen werden. Das musste kurz vor dem Aufbau unserer Links erfolgen, damit die Gegenseite es nicht schnell bemerkt. Erst eine Woche zuvor hatten wir zu offensichtliche Vorbereitungen der Resistance erkannt und sabotiert.

Die Felder standen um 4:45 und flossen in die Wertung des Checkpoints ein.



Neben der organisatorischen Leistung, dem Ehrgeiz und der Teamfähigkeit der zufällig zusammengewürfelten Gruppen finde ich beachtlich, was für Mittel uns heute mit Smartphones zur Verfügung stehen.

Abgesehen von der Kommunikation sind Tools zum Erteilen von Aufträgen, zum Management einer Flotte, zum Koordinieren von Aktionen früher, wenn sie überhaupt existierten, sündhaft teuer gewesen.

Heute findet man sie werbefinanziert als App.

Ich bin gespannt, was morgen noch kommt.

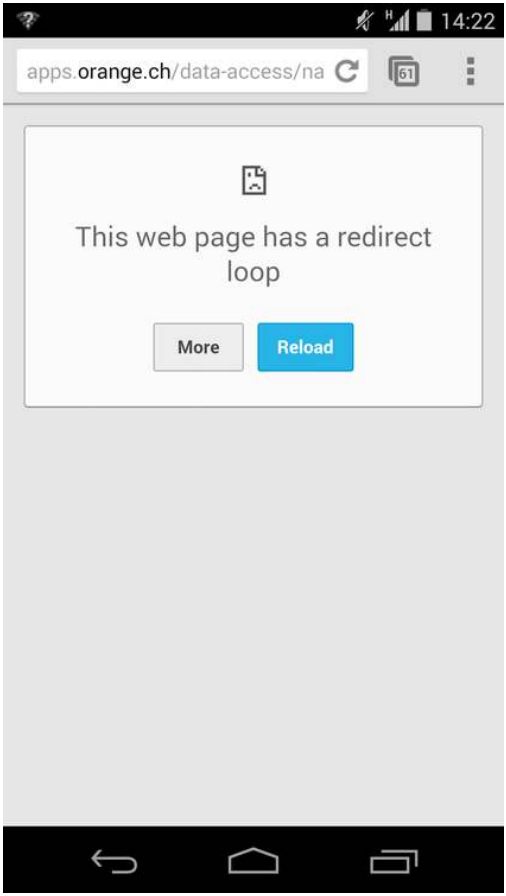
Volker König

27.10.2014

L., muss telefonieren. Nach langem Nachdenken finden wir eine Lösung

Ich sitze mit L. im Mehrspur-Klub an der Zürcher Hochschule der Künste. L. hat ein Problem: Er ist später noch verabredet, hat aber noch keinen Ort und keine genaue Uhrzeit vereinbart. Weil er sein iPhone während eines Updatevorgangs vom Rechner getrennt hat, geht es jetzt überhaupt nicht mehr. Immerhin hat er sich schon an meinem Rechner in seinen iCloud-Account eingeloggt und dort die Handynummer der Verabredungsperson abgeschrieben.

Mein Handy geht auch nicht, weil ich aus Trägheit immer noch Orange-Prepaid-Kundin bin. Wenn man sein Datenvolumen aufgebraucht hat, kann man zwar im Prinzip neues kaufen, aber eben leider nur im Prinzip. Auf der Website geht es gar nicht, auf dem Handy gelangt man entweder hierhin:



Oder manchmal auch hierhin:

Mein aufgebrauchtes „Gratis-Datenvolumen“ war natürlich überhaupt nicht gratis. Es hat 15 Franken für 1,5 GB gekostet. Nach dem Kauf der Datenverlängerung gelangt man hierhin:

Am Guthaben (abfragbar durch Wählen von #121#) ändert sich dadurch allerdings nichts, und Internet hat man auch weiterhin keines.

Erst jetzt beim Aufschreiben wird mir klar, dass man mit dem Handy vermutlich noch telefonieren kann, auch wenn das Internet nicht mehr geht. Es sind ja zwei separate Leistungen.

L. fragt mehrfach, ob es auf dem Hochschulgelände öffentliche Telefone gibt. Ich habe aber noch keines gesehen. „Und man kann die ja vermutlich auch gar nicht mehr mit Münzen bedienen“, sagt L., „bestimmt braucht man irgendwelche komplizierten Spezialkarten oder so.“ Ich weiß es auch nicht. Ich habe Skype-Guthaben, kann also mit Skype richtige Telefonnummern anrufen und biete ihm das an, aber er möchte nicht mit meinem Rechner sprechen.

Dann fällt mir ein, dass es in den Hochschulbüros Festnetztelefone gibt. „Ich habe das noch nie ausprobiert“, sage ich, „vielleicht muss man sich einloggen, in dem Fall geht es nicht.“ „An einem Festnetztelefon einloggen?“, fragt L. Ich erkläre, dass fast niemand mehr einen festen Arbeitsplatz hat, und man dem Telefon deshalb mitteilen muss, dass man dort sitzt, wo man sitzt. Dann ist man unter einer persönlichen Hochschulnummer erreichbar. Wenn man allerdings gerade nirgendwo eingeloggt ist, bekommt der Anrufer wohl nur so eine Ansage wie „Nummer nicht vergeben“.

Diese Telefone klingeln sowieso nur sehr selten; vermutlich werden die meisten beruflichen Angelegenheiten über das private Handy abgewickelt, meine ja auch. Deshalb halte ich es für vertretbar, dass wir jetzt auf Kosten des *Departements für Kulturanalysen und Vermittlung* die Verabredung von L. anrufen gehen. Die Vermittlung funktioniert, und das Date ist gerettet.

Kathrin Passig

28.10.2014

Erst keine BahnCard 100, dann eine zuviel

Durch eine Verkettung von Umständen brauche ich die vor kurzer Zeit gekündigte BahnCard 100 doch weiterhin. Um mir den elenden Stress mit einer neuen Beantragung zu ersparen, denke ich, vielleicht kann ich auch einfach die Kündigung zurücknehmen und alles bleibt wie gehabt.

Ein Anruf beim Bahn-Service bestätigt diese Vermutung. Ich muss nur eine Mail schreiben, in der steht, dass ich die Kündigung widerrufe. Zu irgendwelchen Prüfzwecken muss auch mein Geburtsdatum und meine Adresse in die Mail, höchst sensible Daten also, die andere Leute noch weniger wissen können als den Geburtsnamen meiner Mutter, aber gut, die werden schon ihre Gründe haben und ich bin ja vor allem froh, dass es so einfach geht.

Tatsächlich bekomme ich erst eine automatische Bestätigung, dass meine Mail eingegangen ist und dann ein paar Tage später eine Mail, dass man sich freue, dass ich meine BahnCard 100 weiter behalten wolle.

Dann kommt noch eine Mail, dass man aus Versehen zwei Karten rausgeschickt hätte, und ich solle doch dann bitte eine davon per Einschreiben zurückschicken, dafür würde ich dann aber auch einen Genussgutschein in Höhe von 10 Euro bekommen. Tatsächlich liegt zu Hause schon die erste der beiden Karten, allerdings ohne Kreditkartenfunktion. Ich hoffe jetzt inständig, dass die zweite Karte MIT Kreditkartenfunktion ist.

Aber auch sonst ist das ganze Prozedere erfreulich schmerzfrei und wenig aufwändig. Und das mit dem Einschreiben hoffe ich, umgehen zu können, indem ich die überflüssige Karte einfach in einem Servicecenter abgebe. Ob das funktioniert, wird sich rausstellen.

Anne Schüßler

28.10.2014

Zum ersten Mal in der automatisierten Grenzkontrolle

Weil ich letztes Jahr geheiratet und meinen Namen geändert habe, besitze ich, anders als Kathrin Passig, einen brandneuen Personalausweis mit Chip. Das führt dazu, dass ich am Frankfurter Flughafen vor meinem Flug in die Türkei die “Automatisierte Grenzkontrolle“ nutzen kann.

Nebeneinander stehen mehrere Vereinzelungs-Korridore mit einer halbhohen Plexiglas-Tür an jedem Ende. Ich lege meinen Personalausweis in ein Fach und die erste Tür schwingt auf. Im Korridor sehe ich mich einem Monitor mit Schwarzweißbild gegenüber, der automatisch auf meine Kopfhöhe fährt, damit eine Kamera meine biometrischen Daten mit denen in meinem Ausweis vergleichen kann. Ich bin augenscheinlich ich, denn eine zweite Tür schwingt auf und ich kann zur Gepäckkontrolle weitergehen.

Obwohl ich mir dank des Abhörskandals bewusst bin, dass große Teile meiner Kommunikation und meines sonstigen Lebens auf Schritt und Tritt überwacht werden können, habe ich mich selten durchleuchtet und maschinell vermessen gefühlt. Nach dem Rückflug, bei der Einreise nach Deutschland, ist die automatisierte Grenzkontrolle gerade geschlossen. Den Job machen wieder Polizisten, die wie Richter kafkaesk erhöht in einem Glaskasten sitzen, meinen Ausweis durch einen Scanner ziehen, einen prüfenden Blick in mein Gesicht werfen und “Danke” sagen.

Alexander Matzkeit

Oktober 2014

Tonaufnahmen mit dem Nexus 5: eine eher traurige Geschichte

Meine Eltern haben jetzt mein altes Smartphone, das Nexus 4. Ich habe ein neues, das Nexus 5, unter anderem mit der Begründung „Ich fotografiere seit zwei Jahren ausschließlich mit dem Handy, werde im Moment sogar dafür bezahlt, und meine Fotos sind so schlecht, dass ich jede Unterstützung brauchen kann.“

Ich weiß noch nicht, ob meine Fotos mit dem neuen Handy besser geworden sind, der Effekt ist sicher nicht sehr ausgeprägt. Aber ich verwende das Handy auch ständig, um Audioaufnahmen zu machen, auch dafür werde ich

gerade bezahlt. Und die sind definitiv schlechter geworden, viel schlechter, genaugenommen ist fast alles mit dem neuen Handy Aufgenommene ganz und gar unbrauchbar.

Bei meinen ersten Versuchen ist einfach fast nichts zu hören, die Aufnahmen sind ungefähr im Sekundentakt zerlöchert von Stille, wenn die Sprechenden weiter als etwa einen Meter von mir entfernt sitzen (was z. B. bei Vorträgen oder in Seminaren gern mal der Fall ist). Nach langem Googeln beginne ich zu erahnen, dass das etwas mit einem Ding namens *gain* zu tun hat, das man mit meiner bisherigen Aufnahme-App Tapeatalk nicht manuell einstellen kann und beim Nexus 4 auch nicht manuell einstellen musste.

Ich installiere auf Anraten anderer Nutzer mit demselben Problem eine zweite App, mit der es nicht besser ist. Ich installiere eine dritte namens Smart Voice Recorder, mit der man die Mikrofonempfindlichkeit vor dem Start der Aufnahme justieren kann, auf eine wenig benutzerfreundliche Art zwar, aber immerhin. Damit gelingen mir ein paar gut verständliche Aufnahmen auch leiser Sprecher.

Das stimmt mich so zuversichtlich, dass ich aufhöre, die App vor jeder Aufnahme neu zu kalibrieren, und einfach die höhere Mikrofonempfindlichkeit eingestellt lasse. Man sieht ja auf dem Aufnahme-Mäusekino, dass sich alles im grünen und allerhöchstens gelben Bereich abspielt, es wird also schon okay sein. Tagelang nehme ich interessante Gespräche auf und merke viel zu spät, dass man wieder kein Wort versteht; diesmal bestehen alle Aufnahmen aus lauten Windgeräuschen und Krach. Aber meine Fotos, die sind jetzt bestimmt um 0,5% besser als vorher.

Kathrin Passig

28.10.2014

Ich kaufe Hardware statt Software und finde darin einen Hardwareschalter für Software

Weil es mit dem Vorträgehalten allmählich besser läuft – noch lange nicht gut, aber schon besser – kaufe ich mir eine Präsentationssoftware-Fernbedienung. Damit kann man dann nämlich auch mal ein paar Schritte vom Rednerpult weg machen, wie es die Profis tun.

Ich habe vorher recherchiert, ob eine App nicht auch reicht, denn dann bräuchte ich keine Batterien und kein zusätzliches Gerät, das ich zu Hause vergessen kann. Aber in den Bewertungen der diversen Apps ist mir zu oft von spontanem Versagen der Kommunikation zwischen Handy und Präsentationsrechner die Rede. Die Auseinandersetzung mit störrischen Apps ist unangenehm genug, wenn ich gerade Zeit habe und niemand zuschaut; während eines Vortrags kann ich keine zusätzlichen Fehlerquellen brauchen. Außerdem ist ein Laserpointer eingebaut, und wenn Katzen im Publikum sind, werden sie das zu schätzen wissen.

Die Fernbedienung hat ein Feature, das ich noch nie gesehen habe, einen Hardwareschalter zur Wahl der verwendeten Präsentationssoftware: Man kann wählen zwischen „PC PowerPoint“, „Mac Keynote“ und „Mac Powerpoint“. So steht es jedenfalls in der Gebrauchsanweisung, das Gerät selbst drückt sich kürzer aus:

Für Leute, die gar nicht wissen, ob sie einen Mac haben oder nicht, ist in der Gebrauchsanweisung erklärt: „Select ‘PC Powerpoint’ if you use a computer made by: HP/Compaq, Dell, Toshiba, Gateway, Panasonic, Fujitsu, Sony, IBM/Lenovo, Acer, Asus, etc.“ Ob solche Leser wissen, was mit „etc.“ gemeint ist und was nicht? Kürzer wäre vielleicht „Do not select ’PC Powerpoint’ if you use a computer made by Apple“. Aber die Firma Targus wird sich schon was gedacht haben dabei.

Kathrin Passig

Seit 2008 vermutlich bis in alle Ewigkeit

Smartphones, die sich selber K.O. schlagen

Smartphones sind kleine hilfreiche Geister in unseren Taschen. Da außerhalb des Apple-Universums mehrere Anbieter gegeneinander antreten, besteht unter ihnen ein pathologischer Zwang, Alleinstellungsmerkmale herauszubilden.

Das provoziert Konflikte.

Mein erstes Android-Smartphone war ein Motorola Defy+. Ich hatte mich daran gewöhnt, dass es zwar einen Sturz in die Badewanne überleben würde, aber recht wenig Hauptspeicher hat. Die mitgelieferte Musicplayer-App war speicherhungrig, also musste ich sie erst beenden, bevor ich Facebook aufrufen konnte.

Eines Tages kam von Motorola ein Update für alle Smartphones mit dieser App. Der Player wurde ein Streaming-Client mit beigeheftetem Social Network, wo man Musik entdecken, bewerten und teilen könnte, wenn man dort nicht so furchtbar alleine gewesen wäre.

Leider startete sich der Player nunmehr automatisch und ließ sich nicht beenden, verhinderte zugleich aber kontinuierlich die Funktion anderer Apps wie Facebook.

Der Motorola-Kundendienst empfahl mir, die Updates dieser App zu deinstallieren, konnte aber nicht mehr Hilfe anbieten. Die Deinstallation hatte ich bereits durchgeführt, bloß: Ich hatte einige Apps installiert, so rund 40. Die kriegen alle Updates, und ich fand es schon lästig, diejenigen Updates einzeln zu genehmigen, für die neue Berechtigungen erforderlich waren.

Damals konnte der PlayStore die automatischen Updates aber nicht pro App, sondern nur generell ein- oder ausschalten. Waren sie deaktiviert, musste ich jeden Tag 5-20 Updates manuell durchführen oder damit leben, dass eine App irgendwann nicht mehr funktioniert.

Waren die Updates aktiviert, musste ich jeden Morgen den upgedateten Musicplayer wieder deinstallieren, was schwierig war, weil der Musicplayer als Resourcenfresser das Handy nahezu unbedienbar machte.

Im Ergebnis bespielte ich das Telefon dann mit einem passenden CyanogenMod und alles war zwar nicht gut, aber immerhin besser.

Das Huawei Ascend P6, das ich danach kaufte, hatte ein komplett gepimptes Android. Aber es funktionierte fehlerfrei. Die Emotion UI-Oberfläche gefällt mir außerdem ziemlich gut und die Funktionen, um Apps die Benachrichtigungen zu verbieten oder zum Auffinden von Stromfressern sind schon toll.

Bei Ingress-Projekten, die eine Koordination per CB-Funk-App erforderten, konnte ich problemlos Ingress im Vordergund und Zello im Hintergrund laufen lassen. Die Taste am Micro des Headsets war dabei als Toggle zum Ein- und Ausschalten des „Senders“ von Zello konfiguriert.

Das war so, wie es sein sollte.

Bis letztes Wochenende. Während Green Autumn stellte ich fest, dass irgendein Update von Huawei bei aktivem Lockscreen auch auf die Taste des Headsets lauscht und nach dem Drücken in die Playlist des Musicplayers springt.

Ich brauchte eine Weile, um zu erkennen, warum dauernd die Goldberg Variationen anliefen, wenn ich dem Operator antworten wollte.

Da auch Ingress sich vor den Lockscreen klemmt, war ja nie sofort ersichtlich, ob ich gerade im Lockscreen war oder nicht.

In ein paar Wochen kommt Android 5 raus. Ich denke, im Frühling könnte es die ersten stabilen CyanogenMod-Versionen davon für das Ascend P6 geben.

Volker König

Oktober 2014

Über das Abfotografieren ausgedruckter abfotografierter an das Fenster geklebter Negative

Über meine Gefühle gegenüber veralteter Technik habe ich bereits an anderer Stelle geschrieben, und sie beschränken sich nicht auf alte Computer oder Kassettendecks.

Als Jahrgang 1992 bin ich gerade noch mit analoger Kameratechnik aufgewachsen. Digitalkameras (beziehungsweise Umbauten) gibt es zwar schon seit den frühen 90er Jahren, allerdings zu sehr hohen Preisen und mit sehr geringer Verbreitung.

Mein Vater hat früher beruflich ziemlich viel fotografiert, hauptsächlich verunfallte Autos, und weil die Bilder der Autos sowieso in elektronischer Form zu den Akten genommen wurden, wurde das Fotografieren schätzungsweise um 1999 auf Digitalkameras umgestellt. Als Siebenjähriger fand ich das natürlich spannend und versuchte so viel Zeit wie möglich mit dem neuen Gerät zu verbringen. 2001 bekam ich meine erste eigene Kamera, inzwischen besitze ich auch eine DSLR. Bilder mache ich aber keine, weil es mich nicht reizt. Für alles Alltägliche reicht die iPhone-Kamera, meine visuellen künstlerischen Ambitionen sind sehr gering, und mein Facebook ist ohnehin schon voller Partybilder, auf denen ich Schnaps trinke — es gibt, abgesehen von Profilbildern, auf denen ich melancholisch in die Kamera blicke, keinen Anlass, zu fotografieren.

Meiner Zuneigung gegenüber allem Alten und Halbmechanischem geschuldet sammelte ich, von mir selbst fast unbemerkt, die eine oder andere analoge Kamera an. Die alte Minolta meiner Eltern. Die nicht so alte Nikon meiner Eltern. Die alte Pentax meines Opas. Die alte Kompaktkamera meiner Urgroßmutter. Und alle Kameras völlig umsonst, weil sie niemand mehr haben wollte. Bis zum Sommer 2013 hatte ich in meinem Leben vielleicht 4 Filme gefüllt, einen auf der Abschlussfahrt meiner Grundschule und drei

weitere in Sommerurlauben. Die angesprochenen analogen Kameras lagen unbenutzt herum, nichts sprach für, alles (Kosten, Verbreitbarkeit, Nachbearbeitung) sprach gegen Analogfotografie. Aber dann kaufte ich meine ersten drei Filme, legte sie in drei verschiedene Kameras ein und füllte sie. Im Zuge dessen habe ich altes Wissen wiederentdeckt und neues dazugewonnen:

- Film ist nicht gleich Film. Es gibt noch heute Diskussionen und Beschreibungen über das Verhalten verschiedener Filme bei unterschiedlichen Lichtverhältnissen und Empfehlungen für die Einsatzbereiche.

- Die Drogeriekette dm entwickelt Filme für wenig Geld. Ein Film mit 36 Bildern kostet inklusive Abzüge cirka 3,50 €. Man kann sogar online abfragen, ob der Auftrag schon wieder in der Filiale zur Abholung bereit ist.

- Abzug ist nicht gleich Abzug. Zumindest bei Farbbildern. Früher gab es echte Analogabzüge vom Negativ auf Fotopapier, dazu sind große Maschinen nötig, die schon damals schwer zu bedienen waren und heute nur noch sehr selten unterhalten werden. Ein Freund von mir ist frisch gelernter Fotograf und weiß nach eigenem Bekunden nicht im Ansatz, wie das funktioniert. Die Abzüge, die man bei dm bekommt, sind digitale Abzüge – gescannt und gedruckt.

- Professionelle Fotogeschäfte liefern teilweise noch altmodische Abzüge, dann kostet ein entwickelter Film aber 20 €. Es sieht allerdings wirklich viel besser aus.

An welchen Faktoren es auch immer liegt — die Analogfotografie hat mich fest im Griff. Zum einen freut mich die technische Komponente, das Einlegen, Nachziehen, Spulen des Films. Ich mag die Begrenztheit der Bilder und den Prozess des Wegbringens, Wartens, Abholens. Außerdem freut mich die Tatsache, dass automatisch physische Abzüge dabei sind. Die digitalen Kameras, auch in den Smartphones, sind bezüglich Optik, Auflösung und Bildqualität inzwischen so gut, dass ein normales technisch gutes Digitalbild keinen echten Reiz mehr für mich hat.

Allerdings bin ich Student und arm. Neben den Entwicklungskosten kostet ja auch der Film an sich Geld, je nach Qualität zwischen 2 € (dm-Hausmarke) und 5 € (bei Amazon, Markenfilm). Glücklicherweise gibt es sehr viele gegen Ende der analogen Ära produzierte Filme, die in den Lagern der Fotogeschäfte auf ihr Mindesthaltbarkeitsdatum hinaltern. Im Selbstversuch habe ich gelernt, dass ein zwei Jahre abgelaufener Film wie ein zwei Tage abgelaufener Joghurt zu handhaben ist. Ein länger als 10 Jahre abgelaufener Film entwickelt Kontrast- und Farbfehler, die durchaus auch gewollt sein können (siehe Lomografie), weshalb auch solche Filme bei ebay angeboten werden. Ich decke meinen Filmbedarf – beziehungsweise, so empfänglich ich für Besitz leider bin, eigentlich den Filmbedarf eines vielbeschäftigten Starfotografen – also auf ebay.

Problematisch wird das alles erst zu dem Zeitpunkt, an dem meine minimale Pfauenhaftigkeit in Bezug auf soziale Medien durchbricht: Mich zeigen, und das zeigen, was ich mache. Analogbilder sind nunmal recht eindeutig

analog und das Internet ziemlich digital. In meinem Umfeld haben analoge Bilder einen ziemlich guten Ruf, die Farben sind irgendwie anders und besonders, und die Einwegkamera ist ein häufig beobachtbares Instrument auf Parties, das analoge Bild ist eher positiv behaftet.

Die Lösung ist natürlich einfach, ich fotografiere die Bilder mit meiner DSLR ab, um sie in Facebook hochzuladen. Oder aber ich klebe ein Negativ an die Fensterscheibe, fotografiere das Negativ samt dem von draußen durchscheinenden Licht, invertiere die Farben am Computer, drucke das entstandene Bild mit dem Laserdrucker aus, mache davon ein Bild mit meinem iPhone und lade es bei Instagram hoch. Naheliegend.

Franz Scherer

2014-10-31

Die Macht des Redens mit Babys

Seit einiger Zeit gebe ich Webseiten nicht mehr als URL weiter, sondern indem ich sage, wonach man suchen muss, damit die Seite als erster Treffer angezeigt wird. Ich schreibe einen Tweet, um mir das zu notieren.

Am Abend desselben Tages bin ich mit meinen Kindern (ein und vier Jahre) in der Upper West Side auf der Strasse unterwegs. Plötzlich tritt ein älterer Herr auf mich zu, dem Typ und der Kleidung nach frappierend an den Sozialdemokraten August von Georg Schramm erinnernd. Er fixiert mich eindringlich. »Wenn Sie die geistige Entwicklung Ihrer Kinder fördern wollen, müssen sie zweitausend bis zehntausend Wörter am Tag mit ihnen reden! Das stand neulich in der New York Times! Googeln Sie die Macht des Redens mit Babys, wenn Sie den Artikel lesen wollen!«

Wie sich zeigt, ist die Technik keineswegs besonders neu, sondern wird schon im Jahr 2006 in der japanischen Fernsehwerbung benutzt.

André Spiegel

Anfang November 2014

Ein neuer Server und ein ehemaliger Hoster

Der unter Shell Shock leidende Webserver war schnell wieder aufgesetzt und ich prüfte das Angebot meines Providers auf Herz und Nieren.

Ich konnte keinen Haken finden. Für zwei Euro pro Monat mehr erhielt ich einen zeitgemäßen Server. Den Umzug hatte ich ja schon mehrfach geübt, also kein Problem.

Zugleich entschied ich mich, die vier Domains aus dem Vertrag beim Webhoster nebenan auch auf den Server zu übertragen.

Um die Übertragung der .org und .de Domains zu veranlassen, brauchte ich AuthCodes, also Schlüssel, die mir der abgebende Provider per Mail schickt, damit der neue Provider nachweisen kann, dass er die Domains rechtmäßig auf seine Infrastruktur übernimmt.

Als Probedomain nahm ich das Kurzgeschichtenblog www.baristastories.de. Ich installierte ein neues WordPress (die alte Installation hatte durch unbedachte Basteleien am Core kleinere Macken) und importierte alles per XML-File.

Klappte.

Der AuthCode landete binnen Minuten in meinem Postfach. Hatte ich nicht gerade AuthCodes für alle vier Domains angefordert? Egal. Die Domain war innerhalb einer Stunde nach Eingabe des Codes beim neuen Provider und am nächsten Morgen hatten sich alle Nameserver darauf geeinigt, Anfragen auf die neue IP-Adresse zu lenken.

Beim alten Hoster stand für die anderen drei Domains bereits „AuthCode angefordert“, also hatte ich das wohl tatsächlich für alle Domains gemacht. Allein – wo blieben die drei ausstehenden Codes?

Ich rief die Hotline an.

Die Codes seien alle vier per Mail rausgegangen.

Ich hab aber nur einen bekommen.

Die seien an die hinterlegten Mailadressen rausgegangen.

Ich hab nur eine bei Ihnen hinterlegt.

Nein, die seien an die bei den Domains hinterlegten Mailadressen rausgegangen. Die könne ich gar nicht sehen.

Aha. Und welche Mailadressen sind das?

Das dürfe man mir wohl nicht sagen.

Ja nu.

Während des Gesprächs hatte ich schon die Registereinträge der beiden .de-Domains beim de-nic abgefragt – da werden vom Inhaber und vom admin-c aber seit einiger Zeit keine Telefonnummern und Mailadressen mehr angegeben. Ich erinnerte mich an eine web.de-Mailadresse, die ich früher mal hatte. Wahrscheinlich hatte ich die benutzt.

Die existierte laut Google-Suche offenbar wieder, gehört aber nicht mir.

Leichte Panik kochte in mir, da die AuthCodes in falsche Hände geraten könnten.

Um die Einträge beim de-nic zu ändern, musste ich dem Hoster ein Formular einreichen.

Ein PDF-Formular.

Das ich mit dem Kugelschreiber ausfüllen musste.

Im dritten Anlauf hatte ich Adressen, Telefonnummern und Mailadressen so leserlich geschrieben, dass ich es scannte und hochlud.

Am nächsten Morgen fanden sich drei AuthCodes in meiner Mailbox und ich übertrug auch diese Domains.

Eine Woche später stellte sich heraus, dass ich bei der .org-Adresse regelmäßig die Gültigkeit der Daten bestätigen muss. Der neue Provider forderte das direkt an und ich sah, dass der alte Hoster trotz des Formulars keine Änderung des Eintrags vorgenommen hatte.

Beim neuen Provider geht das aber bequem per Mail und Onlineformular.

Volker König

2014-11-01

Die Angst der Banken vor dem Smartphone

Seit mein amerikanischer Internet-Provider weltweites, kostenloses Roaming anbietet, brauche ich meine deutsche SIM-Karte nur noch, um Bankgeschäfte mit dem deutschen Konto abzuwickeln. Denn meine Bank schickt mir Transaktionsnummern (TANs) per SMS, und die können aus unerfindlichen Gründen nur an deutsche Telefonnummern geschickt werden. Es ist sehr umständlich, ein Telefon mit der deutschen SIM einmal im Monat in Betrieb zu nehmen; es dauert auch um die zehn Minuten, bis das Telefon sich in irgendeinem amerikanischen Netz eingebucht hat und für den Empfang einer SMS aus Deutschland bereit ist.

Vor ein paar Tagen sah ich, dass es inzwischen das pushTAN-Verfahren gibt, bei dem man sich eine Smartphone-App installiert und die Transaktionsnummer dann über das Internet geschickt bekommt. Das klingt großartig. Auf der Webseite meiner Bank gibt es sogar einen QR-Code zum Installieren der App.

Nach der Installation allerdings Ernüchterung. Die App stellt fest, dass mein Smartphone gerootet ist, und in so einer Umgebung weigert sie sich, zu starten. Okay, ich brauche das Telefon eigentlich gar nicht gerootet und es macht mir nichts aus, es in den ungerooteten Zustand zurückzuversetzen. Ich starte die App erneut. Diesmal beschwert sie sich, da sei offenbar irgendein Screenreader installiert, und auch damit könne sie aus Sicherheitsgründen nicht arbeiten. Ich vermute, sie meint meinen Passwort-Manager und schalte den auch noch ab. Damit geht es dann – allerdings muss ich erst noch auf den Brief aus Deutschland warten, in dem mir das Passwort zum Freischalten des pushTAN-Verfahrens mitgeteilt wird.

Im Techniktagebuch sollen ja keine rants stehen, und ich möchte darum nur höflich anmerken:

- Keine andere App auf der Welt hat sich je daran gestört, dass mein Smartphone gerootet ist oder einen Screenreader hat, Bankenapps eingeschlossen.
- Wenn Euch die Möglichkeit stört, dass ein Smartphone gerootet sein könnte oder einen Screenreader installiert hat, dann hättet Ihr mir an dieses Smartphone auch keine SMS-Transaktionsnummern schicken dürfen.
- Bei amerikanischen Banken gibt's überhaupt keine Transaktionsnummern, und das funktioniert auch. Die lassen die Transaktionen einfach ein bißchen länger auf Vorbehalt stehen und bauen einen effizienten Mechanismus, mit dem man unberechtigte Transaktionen annulieren kann.

Trotzdem danke für die App, die Tage meiner deutschen SIM sind nun, glaube ich, wirklich gezählt.

André Spiegel

5.11.2014 (und davor und danach)

Feedreaderstatus im November 2014

Als Feedreader verwende ich Inoreader, der dem eingestellten Google Reader am nächsten kommt. Tatsächlich habe ich mir im Laufe der Zeit diverse Shortcuts angeeignet, um möglichst schnell durch die neuen Artikel zu navigieren.

Mit j kommt man zum nächsten Artikel, mit k zu dem davor, mit m markiert man einen Artikel als ungelesen und mit v öffnet man den Artikel in einem neuen Tab. Tatsächlich gibt es auch noch Shortcuts, um Artikel zu favorisieren oder ähnliches, die nutze ich aber so selten, dass ich sie meistens nicht weiß.

(Diese Shortcuts sind übrigens in den gängigen Feedreadern Standard, zumindest Google Reader und Feedly funktionierten auch so.)

Sachen, auf die ich stoße, die ich irgendwie hübsch oder lecker (aussehend) finde – ich habe einige Foodblogs und einen Inneneinrichtungskramsblog im Reader – kommen auf Pinterest. Ansonsten habe ich im Moment keinen funktionierenden Workflow für Artikel, die ich mir anderweitig merken möchte. Gelegentlich klicke ich auf den Stern unter einem Artikel, ich kann mich aber nicht erinnern, jemals nachgeguckt zu haben, welche Artikel ich schon alle besternt habe. Aber wer weiß, vielleicht erweist sich diese Voraussicht doch irgendwann als hilfreich. Wenn nicht, habe ich mir zumindest nicht allzu viel Arbeit gemacht. Auf einen Stern kann man ja schnell klicken.

(Für die Statistik: Es befinden sich am 5.11.2014 243 Feeds im Feedreader.)

Anne Schüßler

10.11.2014

Die Tastatur ist kaputt. Die Mutter lässt deshalb alles von Tante Siri schreiben

Die Mutter von jemandem, der nicht ich ist, im Chat der Scrabble-App (es geht um ihr iPad): Kathrin ich kann dir nicht mehr schreiben meine Taste Tastatur ist verschwunden
M: Die Zahlen Tastatur ist noch da
M: Momentan spreche ich alles drauf die Tante schreibt es dann
Ich: Da ist so eine Umschalttaste links unten, es steht „ABC“ drauf
Ich: mit der kannst du umschalten zwischen Zahlen und Buchstaben.
M: Das habe ich schon versucht aber er reagiert nicht drauf es ändert sich nichts
Ich: neu starten! wie immer!

M: Ich hab die Frage an die Tante eingegeben und bekam daraufhin einige Vorschläge von anderen Nutzern. habe zwar daraufhin nichts gemacht, aber beim Neustart war's auf einmal wieder da. Hat sich also erledigt!

Daran sind mehrere Punkte bemerkenswert: Erstens können wir uns trotz fehlender Tastatur weiterhin unterhalten. Zweitens entscheidet sich die Mutter von jemandem, der überhaupt nicht ich ist, auch für genau diesen Weg, anstatt beispielsweise anzurufen. Drittens ist der Workaround eigentlich kein Rückfall auf eine einfachere Ebene, sondern eine weit komplexere Lösung, etwa so, als würde man fliegen statt laufen, wenn das Auto kaputt ist. Viertens hat das iPad die Mutter von jemandem, der nicht ich ist, offenbar dabei unterstützt, diesen Lösungsweg einzuschlagen. Und fünftens ist jene Mutter zwar nicht von allein auf die Idee des Neustarts gekommen (obwohl man ihr das schon häufig empfohlen hat), aber sie hat zuerst Tante Siri konsultiert und sich dann erst an mich gewendet.

Kathrin Passig

10.11.2014

Wo man ohne Umstände einen weißen Hintergrund herbekommt

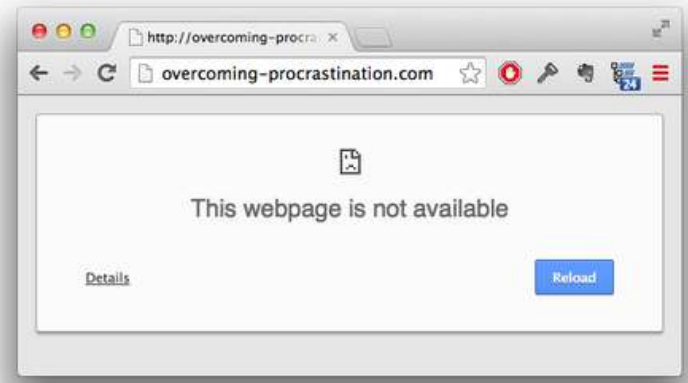
Ich möchte einen Screenshot von overcoming-procrastination.com machen. Am besten mit dem ganzen Browser drumherum. Ich öffne die Seite in einem neuen Chrome-Fenster, ziehe das Fenster so klein, dass die Fehlermeldung und die URL untereinander stehen, und merke, dass so ein kleines Browserfenster drumherum ja auch einen kleinen grauen Schatten wirft. Den hätte ich eigentlich gern mit auf dem Bild, auch, weil ich dann den Browser mit seinen abgerundeten Ecken nicht quadratisch beschneiden muss. Ich brauche nur einen weißen Hintergrund.

Ich öffne ein neues Tab im dahinterliegenden Browserfenster. Es ist, wie mir jetzt zum ersten Mal auffällt, voll mit Zeug, einer Google-Suchzeile (die ich noch nie benutzt habe, weil das ja auch in der URL-Zeile geht) und meinen häufig besuchten Seiten, die ich auch noch nie in dieser Übersicht angeklickt oder auch nur wahrgenommen habe, wozu auch, sie sind ja sowieso immer offen.

Ich öffne ein neues Tab in Safari. Dort ist ebenfalls alles voll Zeug. Als ich fürs diesen Bericht nachsehen will, was das für Zeug war, lässt es sich allerdings nicht reproduzieren.

Ich betrachte alle meine offenen Anwendungen und denke darüber nach, ob sie einen weißen Hintergrund haben oder ob ich ohne Umstände einen erzeugen kann. Ich könnte einen Editor öffnen, aber die großen, also Pages und OpenOffice, fahren so schwerfällig hoch, und die kleinen, also Sublime Text 2 und TextEdit, haben kleine Fenster, die ich erst vergrößern müsste. Außerdem, wer weiß, ob sie widerstandslos ein Browserfenster über sich drüber legen lassen wollen.

Ich google *blank page* und finde unter den ersten Treffern tatsächlich das Gesuchte, einmal in Weiß und einmal in Grau. Ich ziehe das kleine Browserfenster über das große und mache den Screenshot.



In einem geöffneten Googledoc ganz ans Ende scrollen wäre natürlich auch gegangen. Das fällt mir aber erst später ein.

Update: @cupidissimo und @dominik weisen bei Twitter darauf hin, dass das sogar noch einfacher geht, nämlich am Mac mit Command-Shift-4 und dann Spacetaste. Woraus man lernen kann, dass die trivialen Probleme manchmal die hartnäckigsten sind, weil man sich bei ihrem Anblick denkt "ach, ich weiß schon, wie ich das mache", statt nach einer richtigen Lösung zu suchen. Zu diesem Thema steht auch was in "Weniger schlecht programmieren".

Kathrin Passig

11.11.2014

Ich kaufe eine weitere SIM-Karte und bekomme gratis einen neuen Namen dazu

Meine Beziehung zu orange.ch ist schon lange zerrüttet, und seitdem ist es weiter bergab gegangen. Mein eingezahltes Guthaben verringert sich auf erratische Weise, neues Datenvolumen kann ich nur noch in 100-MB-Schritten (à 3 Franken) kaufen, und alle ein, zwei Tage geht gar nichts mehr. Ich muss dann zu anderen Menschen den Satz sagen „ich kann gerade nicht nachschauen, ich hab kein Internet“, der auf meiner privaten Inkompetenzskala etwa gleichbedeutend ist mit „ich kann mir gerade nicht die Schuhe zubinden, ich habe meine Hände zu Hause vergessen“.

Erst nachdem ich eine Stunde lang verschiedene absurde Fehlermeldungen betrachtet habe, kommt das Internet wieder in Gang. Einige davon habe ich hier bereits beschrieben, zusätzlich gibt es noch diese:

Das Drücken dieser Knöpfe bewirkt meistens gar nichts. Manchmal bekommt man die Rückmeldung, es werde innerhalb der nächsten zwei Minuten eine SMS mit den richtigen Einstellungen versendet. Diese SMS kommt nie an, und das Internet geht auch weiterhin nicht.

In den letzten Wochen habe ich vermehrte Anstrengungen unternommen, eine SIM-Karte von einem anderen Anbieter zu erwerben. Das ist unerwartet schwierig (für mich unerwartet, weil es anderswo schon sehr einfach geworden ist). Am Hauptbahnhof ist es mir nicht gelungen, an verschiedenen Kiosken auch nicht, genausowenig wie in einem Laden, der außen mit „Prepaid-Mobiltelefone: über 500 Karten“ wirbt, denn damit sind nur die Guthabenkarten gemeint.

Schließlich finde ich einen Kiosk mit Lebara-Werbeschild außen, auf dem ausdrücklich auch die SIM-Karte angepriesen wird, aber auch dort gibt es nur Guthaben. Ich vermute, es hat damit zu tun, dass man sich in der Schweiz ausweisen muss, wenn man eine SIM-Karte kaufen will, und auf den Papierkram haben die Kioskbetreiber keine Lust. In der Migros gibt es, anders als der Kioskbetreiber behauptet, keine SIM-Karten, und im Migros-Electronic-Shop nur die hauseigenen, mit denen man offenbar maximal 500 MB im Monat bekommt.

Nach langer Suche gerate ich an einen Mobilfunkladen, der sämtliche SIM-Karten verkauft, und werde Kundin bei Lebara, weil man dort bis zu 3,5 GB im Monat bekommt und bei Bedarf angeblich sogar noch mehr nachkaufen kann. Lebara ist "targeted towards the needs of international communities and migrant workers”, und solange ich mich in der Schweiz aufhalte, bin ich damit ja wohl gemeint. Der Verkäufer tippt meine Daten gewissenhaft von meinem „Transnational Republics“-Ausweis ab. Als ich mich später bei lebara.ch einlogge, sehe ich, dass er mich passend zu meinem neuen Migrantinnenstatus auch mit einem neuen Namen ausgerüstet hat.

Bitte geben Sie Benutzerdaten

Vorname:	Khatrin
Nachname:	Margret

Kurz danach habe zum ersten Mal LTE.

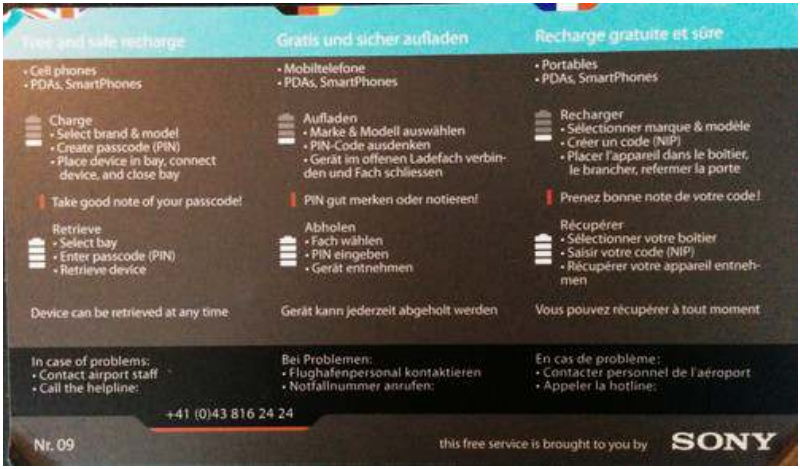
Khatrin Margret

13.11.2014

Eulen in Athen aufladen

Am Flughafen Zürich gibt es eine Gratis-Ladestation für Geräte:

Ich habe sie nicht ausprobiert, aber offenbar muss man sich eine PIN ausdenken und kann seine Geräte dann in einer verschlossenen Schublade aufladen. Ich weiß nicht genau, was man macht, während sich die Geräte in der Schublade aufhalten, vielleicht ein gutes Buch lesen?



Das ist lustig, weil die Ladestation sich unmittelbar neben dem steckdosenreichsten Gelände befindet, das ich je auf einem Flughafen gesehen habe: Für je drei bis vier Sitzplätze gibt es vier Steckdosen – einmal Schuko und dreimal Schweizer Stecker-Typ J.

Kathrin Passig

13.11.2014

Endlich: Die Zeitung von heute nicht erst morgen lesen!

In einem Zeitungsladen am Flughafen Zürich gibt es eine Zeitungsausdruckstation:

„NEWSPAPER ON DEMAND Ihre Zeitung auf Knopfdruck“ geht es weiter auf dem Display, und „NEWSPAPER ON DEMAND über 1000 internationale Zeitungstitel aus über 80 Ländern“. Dann folgt die Anleitung:

1. (Konnte ich nicht fotografieren, „Entschuldigung, Sie dürfed kei Fotis mache.“)
2. (Auch nicht)
3. „ORDER“ drücken
4. Zeitung an der Kasse bezahlen
5. Frisch gedrucktes Exemplar der Zeitung in Empfang nehmen

Zum Ausprobieren reichte meine Zeit leider nicht.

Kathrin Passig

13.11.2014

Am Gate gibt es Personal, daneben aber auch einen automatischen, ticketscannenden Durchgang

Flughafen Zürich, ein KLM-Flug. Am Gate gibt es Personal, daneben aber auch einen automatischen, ticketscannenden Durchgang. Eine Durchsage erklärt uns, dass die Passagiere mit den billigen Plätzen bitte diesen Durchgang benutzen, die anderen “dürfen jederzeit durch den bedienten Durchgang einsteigen”. Dort geht es auch wirklich ein bisschen schneller, weil man nicht immer auf das Öffnen der Schranke warten muss.

Ich habe meine Bordkarte per Mail bekommen. Es ist das erste Mal, dass ich ohne direkten Kontakt mit Mitarbeitern der Fluggesellschaft bis zum Flugzeug gelange. Nur die Passkontrolle war nicht automatisiert.

Kathrin Passig

13.11.2014

Anbetung des Amsterdamer Steckdosenaltars

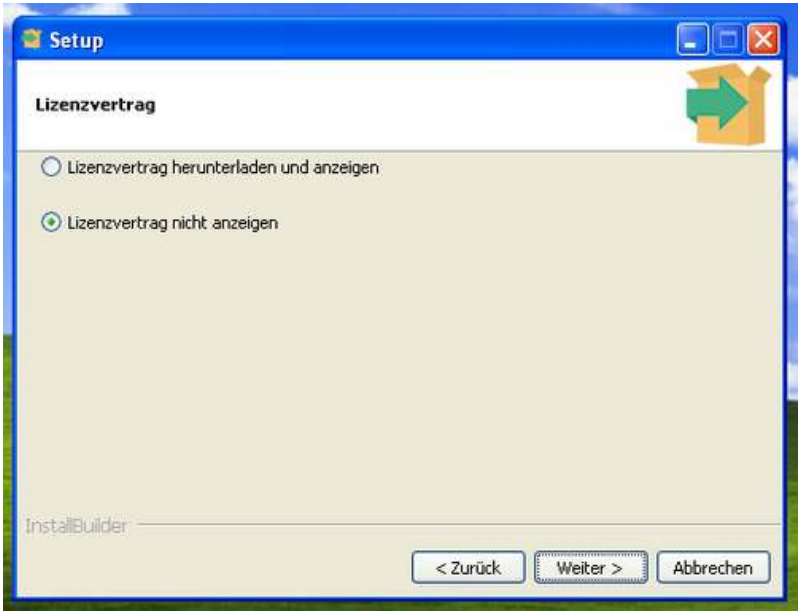
Auch am Flughafen Amsterdam Schiphol gibt man sich Mühe, auf die Bedürfnisse der Besitzer mobiler Geräte einzugehen. Also, jedenfalls das Bedürfnis, auf einem Barhocker vor einer Art Steckdosenaltar zu sitzen und auf die Ladestandsanzeige des Geräts zu starren. Ein vielleicht gar nicht *so* weit verbreitetes Bedürfnis.

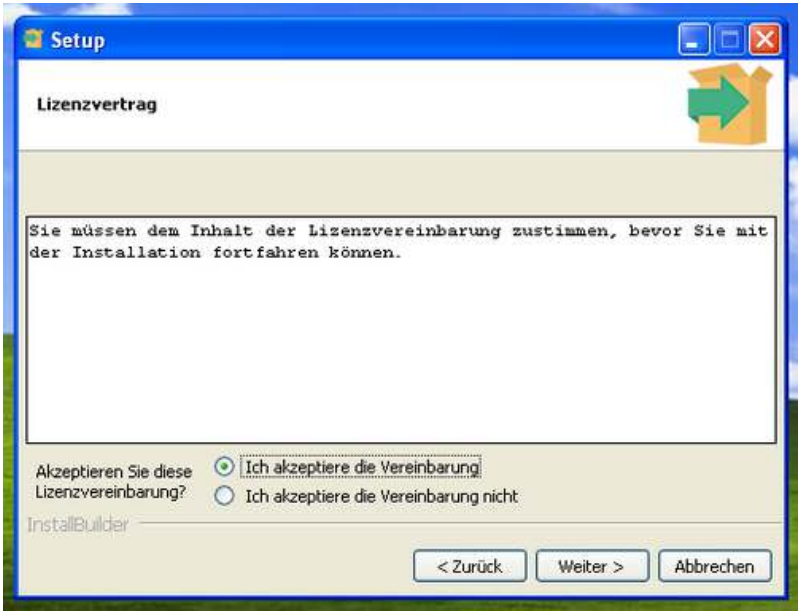
Kathrin Passig

14. November 2014

Wir kennen das: Software installieren, albern lange Nutzungsbedingungen nicht lesen und . . .

. . . diesen dann (ironisch?) trotzdem per Klick zustimmen. Als ich heute die Steuer-Software „Elster“, die es nach wie vor nicht für Mac OS X gibt, in einer virtuellen Maschine neu installieren musste, freute ich mich, dass deren Programmierer die Sache mittlerweile wohl auch ironisch sehen.


Setup
Lizenzvertrag
Lizenzvertrag herunterladen und anzeigen
Lizenzvertrag nicht anzeigen
InstallBuilder
< Zurück
Weiter >
Abbrechen



Enno Park

Ungefähr November 2014

Der Umgang mit Kindle-Leseproben wird einfacher (auf manchen Geräten)

Der Umgang mit Kindle-Büchern aus der Android-Kindle-App und der Mac-Kindle-App wird einfacher: Erstens werden endlich auch Leseproben zwischen allen Geräten synchronisiert, ich muss sie also nicht mehr auf jedes

Gerät gesondert herunterladen, und sie gehen auch nicht mehr bei Updates oder Gerätewechseln verloren. Die Synchronisation dauert nur ein bisschen länger als die der gekauften Bücher, und sie lässt sich nicht manuell auslösen.

Zweitens landet man, wenn man aus einer Leseprobe heraus ein Buch kauft, direkt an der richtigen Stelle im vollständigen Buch, und die Leseprobe verschwindet automatisch – jedenfalls auf diesem einen Gerät, nicht auf den anderen. Ob auch in der Leseprobe angelegte Markierungen übernommen würden, habe ich noch nicht ausprobiert.

Kathrin Passig

November 2014

Internetzugang via HotSpot als Telekom-Kunde

Ich bin Telekom-Kunde. — Ja, es geht weiter mit dem Post. — Nun habe ich mit meinem Vertrag zugleich auch das Recht auf Internetzugang via HotSpot erworben. HotSpot-WiFi findet man zuweilen in öffentlichem Raum, Cafe's, Zügen, Institutionen etc. Eine gute Sache.

Wenn ich mich mit meinem iPhone in einen HotSpot einloggen möchte, dann selektiere ich in den WLAN-Einstellungen das Signal der 'Telekom'. Dann passiert ca. 5 Sekunden lang gar nichts — was den super-responsiven Benutzer vielleicht ein wenig verunsichert. Dann erst schiebt sich ein Pop-up mit einem mobilen Browser-Fenster über die WLAN-Einstellungen, weitere 5 Sekunden später ist eine Seite der Telekom geladen, auf der ich meinen Benutzernamen (die individuelle Telekom-Email-Adresse; so etwas hat man als Telekom-Kunde) und ein 9-stelliges Passwort eingeben kann. Beides Informationen, die ich mir eigentlich nicht merken möchte bzw. merken kann.

OK, kein Problem! Denke ich. Finde und öffne die mobile Keepass-App, gebe Pin und Passwort der App ein, suche den Eintrag der Zugangsdaten für den Telekom-HotSpot, um Benutzernamen und Passwort zu kopieren — Begeisterung über den Entwicklungsgrad der Selbst-Organisation.

Mit dem Benutzernamen in der Zwischenablage wechsele ich also mit Apple's legendärem ‚Multitasking' aus Keepass in die WLAN-Einstellungen, nur um festzustellen, dass das Pop-up zur Eingabe der Zugangsdaten des Telekom-Hotspots nicht mehr auffindbar ist.

Ich de-selektiere und selektiere abermals das WLAN der Telekom, warte ca. 10 Sekunden auf Pop-up und Fenster, und paste den Benutzernamen.

Mit Apple's legendärem ‚Multitasking' wechsele ich zu Keepass und kopiere mein Passwort für den HotSpot-Zugang in die Zwischenablage.

Mit dem Benutzernamen in der Zwischenablage wechsele ich also mit Apple's legendärem ‚Multitasking' aus Keepass in die WLAN-Einstellungen, nur um festzustellen, dass das Pop-up des Telekom-Hotspots nicht mehr auffindbar ist.

Ich selektiere das WLAN, warte ca. 10 Sekunden auf Pop-up und Fenster, nur um festzustellen, dass das Fenster sich meinen Benutzernamen für den Telekom-Hotspots nicht gemerkt hat.

Mit Apple's legendärem ‚Multitasking' wechsele ich zu Keepass und merke mit den Benutzernamen — also, ich versuche, ihn im Gedächtnis zu behalten.

Mit dem Benutzernamen im Kopf, und dem Passwort in der Zwischenablage wechsele ich also mit Apple's legendärem ‚Multitasking' aus Keepass in die WLAN-Einstellungen — das Pop-up des Telekom-Hotspots ist natürlich nicht geöffnet. Ich de-selektiere und selektiere abermals das WLAN der Telekom, warte ca. 10 Sekunden auf Pop-up und Fenster, gebe den Benutzernamen aus meinem Gedächtnis und füge das Passwort aus der Zwischenablage in das Formular ein.

Die 'Telekom' teilt mir mit, dass aktuell leider keine Daten über den HotSpot bereitgestellt werden können. "Bitte versuchen Sie es zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal."

Sebastian Posth

November 2014

Ich hänge irgendwie in einer Passwort-Schleife fest

Seit einiger Zeit habe ich aufgegeben, mir meine Passwörter merken zu wollen; Passwörter, die heutigen Sicherheitsanforderungen entsprechen, sind einfach endgültig zu lang.

Statt wie früher mit einem „Stamm-Passwort" und Erweiterungen für jeden Dienst herumzumurksen habe ich mir also einen Passwort-Manager (1Password) zugelegt. Der merkt sich alle Zugänge und erzeugt mir ausreichend lange Zufallspasswörter. Der warnt mich, wenn ich Passwörter zu lange nicht erneuere und der synchronisiert sich auch gleich über alle meine Computer.

Heute habe ich dann allerdings gelernt, dass man bei der Installation und Erst-Einrichtung eines solchen Programms eine gewisse Reihenfolge einhalten sollte. Ich hatte nämlich:

- zuerst den Passwort-Manager auf dem Laptop und dem Desktop-Rechner installiert
- dann nach und nach alle Passwörter durch neue, lange, sichere Varianten ersetzt
- und die fällige Installation auf dem iPhone irgendwie auf später verschoben. Das war der Fehler.

Heute Nachmittag saß ich im Café, als mich facebook rauswarf und erneut mein Passwort wissen wollte. Schade.

Wieder zu Hause wollte ich also endlich den Passwort-Manager auf dem iPhone installieren, zur Installation fragte das iPhone nach dem iCloud-Passwort. Einen kleinen Moment begriff ich mit neuer Klarheit alle Star Trek-Folgen, die mit Zeit- oder Kausalitäts-Schleifen spielen.

Natürlich kann der Passwort-Manager die Passwörter auch anzeigen, statt sie – wie im normalen Gebrauch – einfach in das richtige Feld einzufügen. Ebenso natürlich habe ich mich beim Abtippen eines 30-stelligen Passwortes mit Zahlen und Sonderzeichen auf einer iPhone-Tastatur dreimal vertippt.

Ich warte dann jetzt mal auf eine Mail von Apple, denn ebenso natürlich habe ich absolut keine Ahnung mehr, was für drei Sicherheitsfragen ich vor Jahren einmal gewählt habe.

Christian Fischer

2014

IBAN-Eingabe per Acrobat Texterkennung

Seit die Kontonummern auf das unhandliche IBAN-Format umgestellt wurden, vervielfältigen sich auch die Möglichkeiten für Fehleingaben. Hinzu kommt, dass auf Rechnungen unglücklicherweise grade die Bankinformationen häufig in 8-Punkt-Schrift gedruckt sind. Deshalb hat sich folgendes Verfahren bei mir bewährt: Ich scanne die Rechnungen ein, und Acrobat macht von sich aus eine Texterkennung. Dann kann ich mit Copy/Paste die Zahlenkolonnen in mein Banking-Programm übernehmen. (Die Vorstellung, ob man da einen Virus für erstellen könnte, der die Texterkennung manipuliert, gruselt mich allerdings etwas.)

Rüdiger Meschkat

2014-11-12

Terminvereinbarung und Medienwandel: Eine Etüde

Ich möchte einen Termin mit einer Ärztin vereinbaren, die mir empfohlen wurde. Ich google dazu ihren Namen. So finde ich ihre Homepage beim Mount Sinai Hospital in der Upper East Side von Manhattan. Es gibt: eine Telefonnummer, eine Faxnummer, und einen Knopf »Termin vereinbaren«. Ich drücke auf den Knopf und bekomme ein Formular, um meine persönlichen Daten einzugeben. Name, Adresse, Telefonnummer, Grund des Besuchs. Vielen Dank, wir melden uns bei Ihnen.

Oje. Ein Feld für eine E-Mail-Adresse gab es nicht. Das heißt wohl, sie werden mich anrufen wollen. Das wird schwierig, denn mein Telefon ist ja immer stumm geschaltet. Und an meinem Arbeitsplatz habe ich so gut wie keinen Mobilfunk-Empfang. Ich möchte das Telefon auch nicht laut schalten, denn die fast ständig eingehenden Notifications würden eine nervtötende Geräuschkulisse aufbauen. Ich könnte natürlich so eine neumodische App wie Silence Everything Except Ringer verwenden, aber um ehrlich zu sein: Es ist mir ein bißchen unangenehm, mir vorzustellen, mein Telefon könnte mitten am Tag einfach so losklingeln und mich herausreißen aus dem, was ich gerade tue.

Ich finde keine Lösung, aber das Problem verschwindet, wie die meisten Probleme, wenn man lange genug wartet: Am nächsten Tag sehe ich, dass ich zwei Anrufe des Mount Sinai Hospital verpasst habe. (Dass es das Mount Sinai Hospital war, sehe ich an der automatischen Telefonnummer-Erkennung, die Google durchführt). Ich schaue in meiner Google-Voice-Inbox nach, und tatsächlich, das Krankenhaus hat mir eine Nachricht hinterlassen, die auch, bis auf den Namen der Ärztin, fehlerfrei transkribiert wurde. Ich möge bitte zwecks der Terminvereinbarung zurückrufen (es ist dieselbe Nummer, die auch auf der Webseite stand). Ich rufe zurück, aber es ist fünf Minuten nach

fünf, und ich höre nur eine Ansage, dass die Geschäftszeit um fünf endet. Am nächsten Tag versuche ich es noch einmal und bekomme jemanden an den Apparat.

»Sie hatten mich wegen einer Terminvereinbarung zurückgerufen.«
»Ihr Nachname? Können Sie das buchstabieren bitte? Und der Vorname?«
»Ich habe meine Daten schon in Ihrem Terminvereinbarungssystem eingegeben, das müssten Sie eigentlich aufrufen können.«
»Haha, nein auf das System habe ich keinen Zugriff. Sie müssen mir die Daten schon hier am Telefon durchgeben.«
»Oh. Na klar, kein Problem.«

Wir buchstabieren und wiederholen eine Weile um die Wette.

»Die Adresse Ihrer Krankenversicherung? Die Postfach-Anschrift brauche ich.«
»Hm, die habe ich gerade nicht hier.«
»Sie steht hinten auf Ihrer Versicherungskarte.«
»Ich, äh, habe keine Karte. Ich bin bei Cigna und ich habe hier meine Versicherungsnummer, möchten Sie die?« (Ich habe meine Versicherungsnummer in eine passwort-geschützte App auf dem Smartphone eingegeben, wo ich sie mit allen Kreditkartennummern und sonstigen persönlichen Daten mit mir herumtrage. Aber das mag ich jetzt nicht erklären.)

»Nein, ich brauche wirklich die Postfach-Anschrift.«
»Moment. . . « Mir fällt ein, dass ich mir auf der Webseite von Cigna jederzeit eine neue Versicherungskarte ausdrucken kann, also logge ich mich dort ein, rufe die Kartenausdruckfunktion auf und habe ein paar Sekunden später eine Karte im PDF-Format auf dem Bildschirm.

»So, jetzt habe ich eine Karte. Auf der Rückseite, sagen Sie?«
»Ja, die Postfach-Anschrift.«
»Hm. Hier steht nur 1000 Great West Drive. Kein Postfach.«
»Ich brauche auf jeden Fall ein Postfach.«
»Es gibt hier auch eine Postfach-Adresse, aber da steht *Nur für Rezepte* dabei, die wollen Sie bestimmt nicht.«
»Also das hilft nichts. Sie müssen mir die Karte faxen, bitte. Und dann rufen

Sie nochmal an.«
»Reicht es denn nicht, wenn ich die Karte zu dem Termin mitbringe?«
»Nein, ich muss die Versicherung vorher abklären. Bitte faxen Sie mir die Karte.«

Mir wird ein bisschen mulmig. Ich habe keine Ahnung, wo hier in der Firma ein Faxgerät sein könnte. Immerhin weiß ich, wo ein Drucker steht. Ich schicke die PDF-Karte zum Drucker, gehe zu dem Gerät, und, ja, ich hätte es mir fast denken können: Der Drucker ist auch ein Faxgerät. Ich kann also die soeben ausgedruckte Karte gleich wieder auf das Scannerglas legen und losfaxen. Vorteil: Vorder- und Rückseite der Karte sind gleich nebeneinander.

»Hallo? Wir haben, glaube ich, gerade miteinander telefoniert. Ich habe Ihnen gerade meine Karte gefaxt, ist die angekommen?«
»Ja. Sie sind nicht bei Cigna, sondern bei Great West. Überhaupt kein Problem. Nächsten Donnerstag um neun?«

André Spiegel

16.11.2014

Wenn man nicht will, dass die Sicherheitskontrolle fotografiert wird, muss man sie hässlicher gestalten

Ich muss zweimal hinschauen, als ich an diesem Sicherheitskontrollbereich im Flughafen Amsterdam Schiphol vorbeikomme. Beim ersten Mal halte ich ihn noch für ein Café. Selbst für ein Flughafencafé wäre er ungewöhnlich schön. Ich halte nach Fotografierverbotsschildern Ausschau und mache dann ein Foto.

Wenige Schritte später holt mich eine Frau in Uniform ein. „We don't like that“, erklärt sie. Ich sage: „I just thought it was so pretty. It's the prettiest security screening area I've ever seen“, und dass ich extra vorher nach einem Verbotsschild gesucht und keines gefunden habe. Ich darf mein Bild behalten. Es gibt die Schönheit des neuen Sicherheitskontrollbereichs nur unzureichend wider, aber ein zweites habe ich halt nicht.

Kathrin Passig

November 2014

Kontoeröffnung per Videochat und: 2014 – Comeback der Papier-TAN-Listen

Nach meinem letzten Bankkartenproblem im Nicht-EU-Ausland habe ich mich entschlossen, Kunde der Deutschen Kreditbank (DKB) zu werden. Dort erhält man nämlich ohne Jahresgebühr eine Visa-Karte, mit der man kostenlos auf der ganzen Welt Geld abheben kann.

Die Kontoeröffnung läuft ab, ohne dass man jemals eine Filiale der DKB betreten müsste, ja theoretisch sogar, ohne dass man sein Haus zu verlassen bräuchte. Die natürlich trotzdem notwendige „Legitimation per Video können Sie an 7 Tagen in der Woche in der Zeit von 7 – 22 Uhr durchführen." Dieses Verfahren heißt „Video-Ident" und ist nichts anderes als ein Videotelefonat, bei welchem man einem/r Bankangestellten via Webcam seinen Personalausweis vorzeigt und sein Gesicht mit dem auf dem Ausweis abgleichen lässt. Weil ich dazu psychisch nicht in der Lage bin (ich habe noch nie geskypet), wähle ich die zum Glück angebotene Alternative Postident.

Wenige Tage später erhalte ich in getrennten Briefumschlägen: die Kreditkarte, eine Girokarte, die PIN für die Kreditkarte, die PIN für die Girokarte, die Erst-PIN für das Onlinebanking, ein Willkommensschreiben nebst Checkliste sowie eine iTAN-Liste auf Papier. Im Jahr 2014 und nach langer Zeit der Mobil-TAN-Nutzung erreicht mich dieser altmodische Zettel – wie Kathrin Passig – nicht unüberraschend.

Torsten Gaitzsch

November 2014

Apple schafft und löst Probleme zur gleichen Zeit

Eine der häufigsten Fragen, die ich bei Sichtung meines iPhone 6 Plus höre, ist die nach der einhändigen Handhabung.

(Die häufigsten sind natürlich in dieser Reihenfolge: 1. Passt das in die Hosentasche? (Ja, gerade so.) 2. Kann man damit noch telefonieren? (Müsste ich noch ausprobieren.) 3. Hast du schon versucht, es zu biegen? (Na klaaar. Augenroll.) 4. Wie viel kostet sowas? (Viel zu viel.))

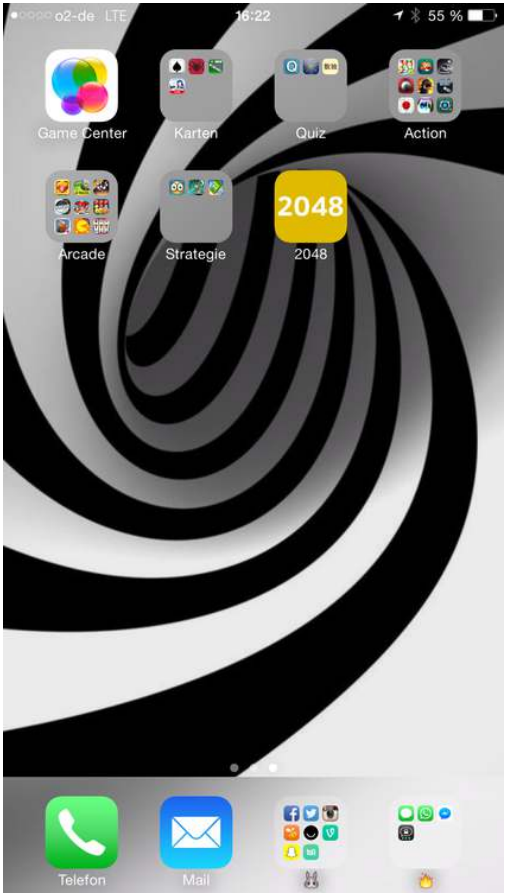
Die Frage nach der Bedienbarkeit ist natürlich nicht von der einen Hand zu weisen. So hatte ich wirklich Probleme, eine oben angeordnete App aufzurufen, während ich zum Beispiel mit der zweiten Hand meine Zähne putzte oder das Lenkrad festhielt.

Apple hat mit dem großen Bildschirm also ein Problem geschaffen. Aber Apple wäre nicht der hippe Konzern, den wir alle lieben, hätte er nicht gleich mit dem Problem auch eine Lösung erfunden. Und seit wenigen Tagen kenne ich sie auch.

Tippt man zwei Mal hintereinander mit dem Finger auf den Home-Knopf (tippen, nicht drücken!), schiebt sich der Bildschirminhalt um eine halbe Länge nach unten. So kann man auch einhändig die oberen Bereiche bedienen. So einfach, so genial.

Zur Verdeutlichung noch zwei Screenshots. (Mit voller Absicht von meiner Spieleseite, weil ich die ja am aaallerhäufigsten verwende.)

Vorher:



Nach Doppel-Tipp:

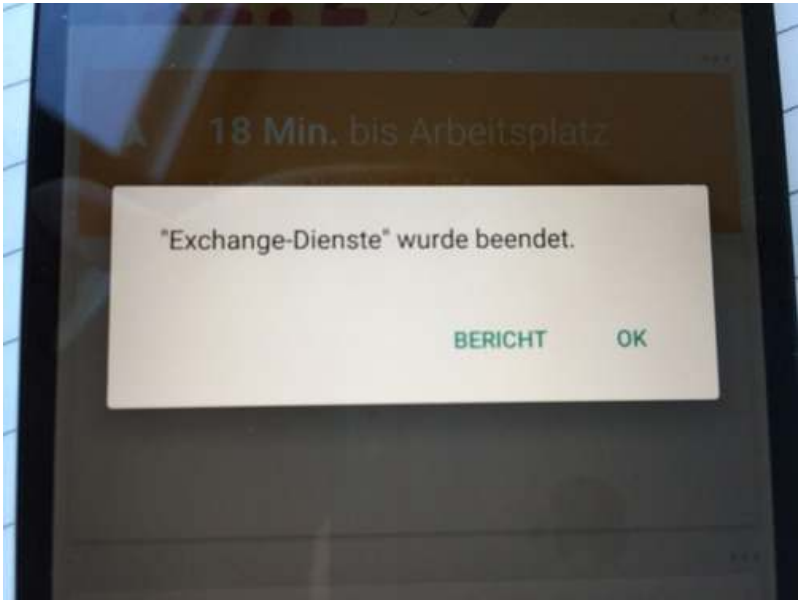
Johannes Mirus

Seit 18.11.2014

Das Update auf Version 5.0 macht mein Android-Handy nutzlos

Als Firmenmobiltelefon habe ich mich – nach Konsultation des Techniktagebuchredaktionschats – für ein Nexus 5 entschieden. Eines der Argumente für dieses Fabrikat ist die unmittelbare Verfügbarkeit von unverfälschten System-Updates.

Am 18.11. installierte ich die neueste Android-Generation 5.0, auch bekannt unter dem Namen „Lollipop“. Seitdem ist mein Handy nutzlos.



Grund dafür ist ein Fehler bei einem Dienst, der die Kommunikation mit Exchange-Servern organisiert. Die Unternehmens-E-Mails, -kontakte und -kalendereinträge liegen alle auf einem Exchange-Server. Sieht man von der telefonischen Erreichbarkeit ab, versagt das Handy also bei seinem einzigen Einsatzzweck.

Beim Suchen nach Lösungen für das Problem rät mir das Internet, wahlweise auf die neueste Android-Version, den neuesten Gmail-Client oder die neueste Version des Exchange-Dienstes upzudaten. Dummerweise sind die Versionsnummern auf meinem Handy oft aktueller als die in den Tipps gegebenen. Aktueller als mein Handy sind wohl nur Testgeräte in Mountain View, Kalifornien.

Deshalb trage ich seit mehr als einer Woche ein Gerät mit mir rum, das ich schon alleine deshalb nicht nutzen kann, weil in unregelmäßigen Abständen die oben abgebildete Meldung erscheint. Ich hoffe auf ein baldiges Update, bin aber nur geringer Hoffnung, dass ausgerechnet Google sich um schnelle Lösungen für Microsofts Exchange kümmert.

Johannes Mirus

18.11.2014

Meine Küche piepst

„Und? Wie geht's mit der neuen Küche?“, werde ich von Nachbarn, Familie und Freunden gefragt.
Noch beginnt meine Antwort mit: „Sie piepst!“

Denn zwar freue ich mich immer noch täglich über den neuen Wasserhahn, den man nicht in Millimeterarbeit auf die eine (wechselnde) Position bringen muss, in der er nicht tropft. Sondern der einfach nicht tropft. Ich mag auch die neue große Arbeitsfläche (bei deren Farbauswahl Weiß ich allerdings nicht bedacht hatte, dass ich darauf vor dem Teigausrollen nicht

sehe, wo ich schon bemehlt habe). Oder die Abfalleimerschublade, die das gesamte, hochkomplexe deutsche Mülltrennungssystem fasst (fast: Zeitungen staple ich immer noch extra).

Doch die größte Veränderung ist: Alles piepst.

In der alten Küche waren Geräusche schon auch ein Signal: So wusste ich, dass der Backofen die gewünschte Temperatur erreicht hatte, wenn ich das sanfte Zick! hörte, mit dem die Vorheizlampe erlosch. Ich wohne ruhig genug, dass ich das bis ins Wohnzimmer wahrnahm. Dass die Waschmaschine durch war, bemerkte ich am Ende des Waschtrommelrumpelns. Dass der Geschirrspüler sein Programm absolviert hatte, signalisierte das Scheppern des herausspringenden Einschaltknopfs.

Doch jetzt:

Der Herd piepst,

- wenn ich ihn anstelle,
- wenn ich die zu heizende Herdplatte auswähle,
- wenn ich die Temperatur einstelle.

Der Dunstabzug piepst, wenn ich ihn einschalte.

Die Waschmaschine piepst, wenn sie durch ist (was ich durchaus begrüße, denn sie wäscht so leise, dass ich das Ende des Waschgangs sonst nicht bemerkte).

Die Spülmaschine piepst, wenn sie durch ist.

König der Piepser, the Piepser King, aber ist der Backofen. Er piepst,

- wenn ich ihn einschalte,
- wenn er auf die gewünschte Temperatur vorgeheizt hat – dann piepst er sogar drei Töne, und zwar dieselben, die er für das Abkühlen auf eine niedrigere Temperatur hat,
- beim Betätigen der Lichttaste,
- beim Einstellen des Timers,

- drei Töne beim Ablaufen dieses Timers (drei andere als die der Temperaturerreichung).

Ich sehe Potenzial für eine Sondernummer der Kitchensoundperformance.

die Kaltmamsell

2014-11-19

Mein Telefon wird von einem Lastwagen überfahren

Durch eine Verkettung unglücklicher Umstände hat sich mein Telefon gelöscht. Das ist etwa so, als wäre ein Lastwagen drübergefahren, nur dass man nachher außerdem noch ein neues Telefon hat, das merkwürdigerweise genauso aussieht wie das alte, einschließlich der Gebrauchsspuren am Gehäuse.

Das neue Telefon fragt nach meinem Google-Account. Meine Katastrophenplanung erweist sich als überraschend gut, denn ich habe tatsächlich die Backup-Codes für die Zwei-Faktor-Authentisierung an einem sicheren Ort deponiert, auf den ich auch nach Verlust meines Telefons noch zugreifen kann.

Nachdem ich mich ausgewiesen habe, beginnt das Telefon ungefragt, sämtliche Apps herunterzuladen, die auf dem alten Telefon installiert waren. Das ist sehr lästig, denn es dauert Stunden und die meisten dieser Apps interessieren mich überhaupt nicht mehr; ich habe sie irgendwann mal kurz ausprobiert und dann wieder vergessen. Man würde sich wünschen, dass man durch so ein Vom-Lastwagen-Überfahren-Werden die Gelegenheit bekommt, einfach mal wieder von vorn anzufangen und wirklich nur das zu installieren, was man auch braucht.

Es kommt hinzu, dass sich keine der Apps, die sich da automatisch installieren, an ihre Konfiguration erinnert. Man muss sie also alle neu einrichten, sich in die zugrundeliegenden Cloud-Accounts einloggen, usw. Dieses Neu-Einrichten beschäftigt mich praktisch durchgehend, wenn ich während der nächsten zwei Tage das Telefon in die Hand nehme, und das ist ziemlich oft.

Abgesehen von allen App-Einstellungen, die zusammen eine beträchtliche Datenmenge sind, habe ich durch den Lastwagen außerdem verloren:

- Meine WhatsApp-Chat-Vergangenheit. (Die ist ehrlich nicht in der Cloud? Ich kann's kaum glauben.)
- Sechsundzwanzig Millibitcoins. (Natürlich heißt es immer, dass man seine Bitcoin-Geldbörse sichern soll, aber ich hätte mich feige gefühlt dabei.)

Was ich außerdem verloren zu haben glaube, ist meine Medikamenten-Einnahme-Geschichte, die ich seit einem guten Monat mit einer App aufzeichne. Also wann genau ich morgens und abends meine Kapsel zur Verhinderung epileptischer Anfälle genommen habe, was ziemlich wichtig ist, denn die Zwölf-Stunden-Intervalle sind nicht als Vorschlag gemeint. Ich richte die App neu ein und baue drei Tage lang eine neue Geschichte auf. Dann beschließe ich, die App mit einem Cloud-Account zu verbinden, wo die Daten automatisch gesichert werden, so dass ich sie nicht mehr verlieren kann. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich, dass ich die App auch auf dem alten Telefon schon mit einem Cloud-Account verbunden und es bloß vergessen hatte. In diesem Account ist meine einmonatige Vergangenheit noch gespeichert und wird flugs in das Telefon zurückgeladen. Bloss die drei Tage, die ich nicht mit der Cloud verbunden war, werden dabei überschrieben. Unwiderruflich.

Ein neues Hintergrundbild habe ich jetzt. Und die Homescreens füllen sich nach und nach wieder mit den Apps, die ich auch wirklich brauche.

André Spiegel

19.11.2014

Der ICE ist eigentlich auch nur ein großer, langer Computer

Mein ICE steht seit 10 Minuten am Stuttgarter Hauptbahnhof und wir haben zum Glück einen Zugführer erwischt, der gut kommunizieren kann. Er entschuldigt sich, spricht zunächst nur vage von einer technischen Störung, entscheidet sich dann aber weitere fünf Minuten später, genauer zu sagen, was los ist.

Der Zug ist abgestürzt und muss rebootet werden. Er sagt das durch (sein Begriff ist "Software Reset"), weil dafür für einige Minuten im ganzen Zug Licht, Klimaanlage und restlicher Strom ausgehen werden.

Das Licht geht aus und nach rund 5 Minuten wieder an. Wir werden informiert, dass alles geklappt hat, aber das System noch einmal durchgetestet werden muss. Weitere fünf Minuten später ist auch der Test abgeschlossen. "Wenn jetzt noch das Signal auf grün springt, können wir losfahren."

Der ICE, der eigentlich auch nur ein großer, langer Computer ist, verlässt Stuttgart mit einer Verspätung von 30 Minuten.

Alexander Matzkeit

15. und 21.11.2014

Wir brauchen einen Würfel, nein, eine Würfel-App, nein, auch keine Würfel-App mehr

Weil A. herausgefunden hat, wie man beim Vier Gewinnt immer gewinnt, wenn man den ersten Zug hat und nichts falsch macht, brauchen wir einen Würfel, damit es weiter interessant bleibt. Wer eine Sechs würfelt, darf noch einen zweiten Stein einwerfen. Ich installiere eine Würfel-App und sage „Wieder ein Gegenstand, der vom Handy aufgefressen wird. Oder fünf."

Leider ist die Würfel-App nicht besonders gut. Sie zeigt zwar nach Schütteln des Handys einen enthusiastisch herumspringenden Würfel an, aber in einer 3D-Ansicht, auf der man nur mit Mühe erkennen kann, welche Zahl jetzt oben liegen soll. Deshalb lösche ich sie nach dem Spiel wieder.

Eine Woche später finde ich heraus, dass Google jetzt auch würfeln kann, wenn man nach „roll a die" sucht. Und Münzen werfen („flip coin").

Kathrin Passig

22. November 2014

EC-Karte von unvertraut aussehender Hardware einlesen lassen & unterschreiben? Check

Ich kaufe Schokolade in einem kleinen Delikatessladen (irgendwas mit "...manufaktur"). Nach der Frage, ob Zahlung per ec-Karte möglich ist, wird mir ein Iphone mit Plastik-Kartenleseaufsatz präsentiert. Meine ec-Karte wird dort eingelesen und ich unterschreibe mit einem Stylus-Pen auf dem Telefondisplay. (Danach werde ich gefragt, ob ich eine Quittung benötige – ich bejahe, und werde gebeten, dafür meine Mailadresse "hier auf dem Ipad einzutippen".)

Alles läuft reibungslos und schnell, auf dem Heimweg denke ich aber doch darüber nach, dass ich gerade exakt das getan habe, wovor man auf Geldautomaten-Aufklebern immer gewarnt wird: meine Karte von einem unbekannten Device einlesen zu lassen und die Unterschrift auch noch ebendort zu speichern. Genauer gesagt bzw. gedacht: wieso und weswegen genau hab' ich gerade eben die instinktiven Bedenken gegen "solche Geräte", die man beispielsweise an Geldautomaten hätte, über Bord geworfen?

Die Einkaufsquittung ist jedenfalls nach Sekunden als PDF in meiner Mailbox und die Schokolade schmeckt später auch prima. Vermutlich deswegen.

Frank Lachmann

22.11.2014

Wie kann man nur ohne WLAN in der Küche leben?

Wir sind bei Freunden zu Besuch. Kurze Zeit nach der Ankunft fällt mir auf, dass der mobile Datenempfang mit einem E gekennzeichnet, also nicht vorhanden ist.

Ich frage nach dem WLAN-Passwort. Die Gastgeber versichern mir, es sei an sich überhaupt kein Problem, es mir zu geben, nur würde es mir nichts nutzen, denn bis zur Wohnküche, in der wir uns befinden, reiche der Empfang nicht. Nur im Wohnzimmer würde der funktionieren, aber da sind wir ja nicht.

Eventuell lag es auch an meinem sanften Druck, dass wir etwas später die Zusammenkunft ins Wohnzimmer verlegten.

Johannes Mirus

23.11.2014

Zahnbürste mit Vibrator

Ich kaufe mir bei Rossmann eine Zahnbürste für 3,99 Euro. Es ist das Modell Pulsar von Oral-B. Ich wähle es aus, weil es neben den normalen Borsten ein paar Reihen flacher, breiter Gummiborsten hat, die ich interessant finde.

Früher hatte ich eine sehr teure elektrische Zahnbürste. Als ihr Akku relativ schnell kaputt war, war ich so enttäuscht, dass ich seitdem nur noch Handzahnbürsten benutze.

Ungefähr zwei Wochen später reise ich nach Zürich und nehme meine Zahnbürste mit. In Zürich übernachte ich bei einem Freund. Abends machen wir uns im Bad darüber lustig, dass das dicke Handstück meiner Zahnbürste nicht in seinen Zahnbürstenhalter passt. Er nimmt die Zahnbürste in de Hand, schaut sie sich an und drückt auf einen Knubbel. Plötzlich fängt die Zahnbürste an zu vibrieren. Der Freund ist begeistert. Ich verziehe nicht das Gesicht und tue so, als hätte ich selbstverständlich gewusst, dass die Zahnbürste elektrisch ist. Von nun an benutze ich sie auch entsprechend.

Natalia Kauz

24. November 2014

Kundenservice bei IKEA oder der Versuch, zwei Fernbedienungen auszutauschen

Die freundlichen Warnungen vor zwei Jahren hatte ich bewusst ignoriert. Fernseher bei IKEA kaufen? Das könne doch nur im Desaster enden!

Egal, vor allem die Haushaltsvorsteherin wollte eine Lösung ohne sichtbare Kabel – und die hatte IKEA nun mal. Flachbildfernseher mit Wandmontage und ein Soundsystem mit BluRay Player, das sich in ein kleines Wandregal schmiegt.

Wir sind auch ganz zufrieden mit der Lösung. Dass eine der beiden Fernbedienungen gleich zu Beginn den Geist aufgab, konnten wir verschmerzen, denn Fernseher und Soundsystem hatten identische Fernbedienungen. Die gelegentlichen Abstürze des Fernsehers konnten wir mit einem Softwareupdate für eine gewisse Zeit in den Griff bekommen.

Vor einer Woche fiel dann aber auch die zweite Fernbedienung aus und der Fernseher ließ sich nur noch mit den Fronttasten bedienen – und das auch nur schlecht, denn die Abstürze häuften sich mal wieder.

Also fahren wir zu IKEA, um die defekten gegen zwei neue Fernbedienungen zu tauschen. Das stellt sich als unerwartet schwierig heraus. Denn inzwischen gibt es eine neue Generation des IKEA TV, und die hat andere Fernbedienungen. Ob die auch bei den alten Geräten funktionieren würden, bezweifelt der IKEA Mitarbeiter in der Wohnzimmer/Fernseher Abteilung. Wir sollen es doch mal bei der Reklamation versuchen. Und wenn unser Fernseher dauernd abstürzen würde, sollen wir ihn doch einfach umtauschen, dafür gewähre IKEA ja schließlich fünf Jahre Garantie.

Wir fahren also unverrichteter Dinge wieder nach Hause, montieren den Fernseher ab, packen ihn mit dem Soundsystem ins Auto und machen uns wieder auf den Weg zu IKEA. Bei der Reklamation ist man sehr hilfsbereit, aber leider ist der Fernseher in unserer Größe und Farbe nicht auf Lager.

Da die Fernsehgeräte aber inzwischen im Preis gesenkt wurden, können wir einen etwas größeren, dafür in der passenden Farbe, für einen kleinen Aufpreis bekommen. Damit sind wir einverstanden. Ein neues Soundsystem sollen wir auch bekommen. Auch das ist deutlich billiger geworden in den letzten zwei Jahren. Schulterzuckend denken wir: “OK, so ist das nun mal mit Unterhaltungselektronik.”

Als uns die IKEA Mitarbeiterin einen Gutschein überreicht, sind wir sehr überrascht: Beide Geräte zusammen sind jetzt billiger als das, was wir vor zwei Jahren bezahlt haben – und die Differenz von 22,- € gibt es als Gutschein dazu.

Soweit, so gut. Wir fahren mit den neuen Geräten nach Hause, bauen alles auf, und eigentlich sollte die Geschichte hier zu Ende sein. Wenn ich nicht den Fernseher direkt beim ersten Updateversuch bricken würde. Wir sitzen also mit einem nagelneuen Fernseher da, der sich nicht einschalten lässt. Und als ob das nicht genug ist, fällt uns erst jetzt auf, dass das neue Soundsystem gar keinen BluRay Player mehr enthält. Das muss ein Versehen beim Umtausch gewesen sein, nehmen wir an. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als alles wieder einzupacken und zum dritten Mal zum IKEA zu fahren.

Den Fernseher nehmen sie sofort anstandslos zurück – das Bricking beim ersten Update scheint kein unbekanntes Phänomen zu sein. Bei dem Soundsystem gibts dann aber Probleme. Die neue Generation gibt es nicht mehr mit BluRay Player. Oh, sagen wir, auf der Ikea Internetseite sei das aber noch aufgeführt. Die Mitarbeiterin schaut in ihr Warensystem. Nein, da gibts keine BluRay Player. Dann schaut sie ins Internet. Ups, ja, da steht das wirklich. Das sei dann ja ein Fehler von Ikea. Nach einer weiteren, langen Recherche taucht in den Tiefen des Lagersystems dann noch ein Auslaufgerät auf. Der Karton sei zwar schon mal geöffnet, das Gerät aber nicht ausgepackt worden. Ob wir das als Ersatz akzeptieren könnten? Können wir. Allerdings ist das Austauschgerät noch einmal drastisch reduziert. Nach einigen IKEA-internen Diskussionen dann die Frage: Ob wir mit einem Gutschein einverstanden wären oder auf Auszahlung des Differenzbetrags von 180,- € bestehen würden. Wir nehmen den Gutschein.

Eigentlich wollten wir nur zwei neue Fernbedienungen. Bekommen haben wir einen neuen, größeren Fernseher, ein neues Soundsystem und insgesamt 200,- € Gutschrift.

Bei dem Kundenservice hoffe ich, dass IKEA bald auch Autos verkauft.

Henning Grote, überarbeitetes Crossposting von Facebook

November 2014

Kein Netz im Bett dank erratischem Repeater

Seit wir in der neuen Wohnung wohnen, haben wir ein Internetproblem im Schlafzimmer. Eventuell haben wir auch eins in meinem Arbeitszimmer, da da aber noch keine Möbel sind, befinden wir uns relativ selten im Arbeitszimmer und können das nicht sagen.

Die Situation ist folgende: Da wir ja eine der alten Wohnungen weiterhin nutzen und zwar praktischerweise die, in der auch der Internetanschluss ist, brauchen wir eigentlich keinen neuen Anschluss, denn der Empfang reicht auch bis eine Etage tiefer. Bis ins Wohnzimmer reicht das WLAN auch bequem, aber im Schlafzimmer, das quasi an der anderen Ecke der Wohnung ist als der Router und dann eben noch eine Etage tiefer, kommt nicht mehr viel an.

Also kaufen wir einen Repeater. Der steckt jetzt in der Steckdose oben in der Wohnung und repeatet fleißig das Signal des Routers.

Außer wenn nicht.

Der Repeater hat nämlich den etwas nervigen Charakterzug, relativ willkürlich und unvorhersehbar den Dienst zu verweigern. Dann muss man ihn neu mit dem Router verbinden und dann geht es für eine unbestimmte Zeit wieder.

Mangels Motivation hat sich in diesem Haushalt noch niemand darum gekümmert, sich der Sache mal im Detail anzunehmen. Statt dessen starten wir (d. h. meistens ich) dann eben den Repeater neu, stellen die Verbindung her und warten geduldig auf den Moment, wenn es im Bett wieder kein Netz gibt.

Anne Schüßler

25. November 2014

Krankenscheine funktionieren für den Enduser wie vor 30 Jahren

Es ist 2014, beim Arzt legt man seit 20 Jahren eine Versichertenkarte vor, seit 2012 als »elektronische Gesundheitskarte«, und EDV-gestützter Datenaustausch zwischen Ärztin und Krankenkasse soll's auch schon seit 25 Jahren geben.

1
Arbeitsunfähigkeits-
bescheinigung
Ausfertigung zur Vorlage
bei der Krankenkasse

Und trotzdem bekomme ich einen gelben Schein, den ich unter Androhung von Leistungskürzung beim Krankengeld per Post meiner Krankenkasse zuschicken muß. Immerhin: Bei meiner Krankenkasse auf der Webseite kann ich mir dafür ein frankiertes Anschreiben ausdrucken.

Felix Neumann

26.11.2014

Endlich ordentlich exportierte Kindle-Highlights dank @dvg und @clippingsio

Im Juli bin ich schon mal daran gescheitert, meine Kindle-Markierungen, von denen ich inzwischen sehr viele habe, irgendwohin zu exportieren, damit ich besser mit ihnen arbeiten kann. Via Dirk von Gehlen, der den Tipp von Konrad Lischka hat, erfahre ich von clippings.io und teste das mal. Ich muss dazu eine Browser-Extension für Chrome installieren, die 1,99 CHF kostet, und zwar monatlich wiederkehrend.

Damit geht es dann aber auch wirklich reibungslos, alle meine Markierungen werden von der Amazon-Seite, auf der sie in einem großen formlosen Klumpen vorliegen, gesaugt und schön ordentlich nach Büchern unterteilt in Evernote importiert.

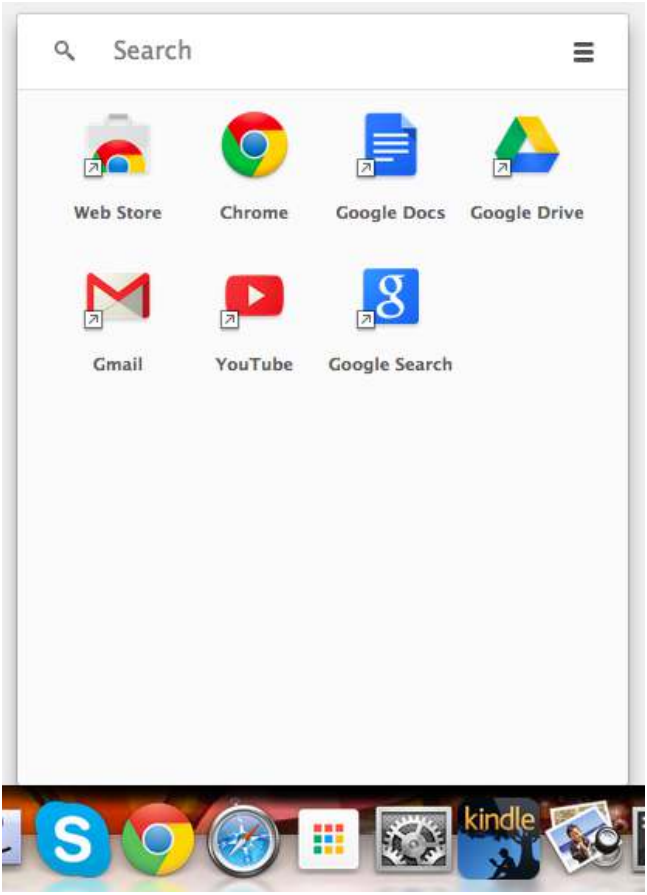
Eigentlich wollte ich die Chrome-Extension danach gleich wieder kündigen. Andererseits bin ich sehr kündigungsfaul, und 24 Franken im Jahr sind für diese Dienstleistung auch wieder nicht *so* viel. Natürlich ist es absurd, dass ich Geld für eine Copypastefunktion bezahlen muss. Aber es ist so vieles absurd, zum Beispiel, dass man eine vollständige Aufnahme von BWV 36 bei Youtube nur zusammen mit diesem idiotischen Video bekommt (via Aleks Scholz). Ich kann mich nicht über alles gesondert aufregen. Vielleicht stirbt DRM ja aus, bevor ich durch den Workaround verarme.

Kathrin Passig

26.11.2014

Ich muss feststellen, dass ich eigentlich gar nicht weiß, was eine App ist

Ich installiere eine Browser Extension für Chrome und werde darauf hingewiesen, dass ich jetzt in meinem Dock einen „Chrome App Launcher“ habe. So sieht das aus (das weiße Icon mit den bunten Punkten ist der App Launcher):



Mir ist schon länger nicht mehr ganz klar, was eigentlich mit „App“ gemeint ist. Also, am Handy natürlich die kleinen Quadrätle wo jedes sein eigenes Thema hat. Aber außerhalb des Handys? Ich erhoffe mir vom Anklicken der Apps im Chrome App Launcher neue Erkenntnisse. Aber es öffnet sich einfach nur ein Tab im Browser. Ein zusätzliches, überflüssiges, denn natür-

lich habe ich die meisten dieser … Dinger sowieso ständig offen. (Dass es mir widerstrebt, die im Launcher versammelten Angelegenheiten „Website“ zu nennen, spricht dafür, dass ein neues Wort eventuell doch gar keine so schlechte Idee ist.)

Ich halte dieses Unverständnis mal hier fest, damit ich in zehn Jahren zurückblicken und mich erinnern kann, dass ich so eine vermutlich irgendwie wichtige und elementare Veränderung anfangs nicht verstanden habe. Und falls doch alles ganz anders ist, „App“ am Rechner weiterhin nichts bedeutet und der App Launcher nur eine verschnarchte Lesezeichenverwaltung mit neuem Anstrich ist, dann kann ich sagen „Hab ich doch schon im November 2014 geahnt.“

Kathrin Passig

27.11.2014

Meine Haare werden beim Friseur gestaubsaugt. Aber wozu?

Beim Friseur bekomme ich nach dem Haarewaschen mit einem Plastikrüssel ein paar Sekunden lang die Haare gestaubsaugt. Zuerst überlege ich, ob dadurch vielleicht lose Haare entfernt werden sollen, damit man nachher nicht alles vollhaart. Aber das kann nicht sein, denn natürlich haart man später sowieso alles voll, das bringt ein Friseurbesuch eben so mit sich. Ich frage die Friseurin.

„Das ist ein Wassersauger“, sagt sie, „das spart viel Zeit und Mühe.“ Und tatsächlich sind meine Haare so trocken, als hätte sie ein Handtuch verwendet. Hier ist ein ähnliches Gerät im Einsatz zu sehen, es geht auch bei Hunden.

Kathrin Passig

27.11.2014

There ain’t no such thing as a full battery

Vorgestern hab ich auf meinem Smartphone ein alternatives Android aufgespielt. Es heißt Paranoid Android und ersetzte große Teile des von Huawei ausgelieferten Systems.

Mir ging es um eine Veränderung, darum dass Android 4.4.4 statt dem von Huawei ausgelieferten 4.4.2 installiert ist, und um die an Android 5 angelehnte Oberfläche. Außerdem entgingen mir etliche Notifications: Das Handy meldete sich nicht, wenn ich eine WhatsApp- oder Threema-Nachricht erhalten hatte, sondern erst, wenn ich es ein paar Minuten benutzt habe.

Am ersten Tag war der Akku andauernd fast leer. Das schob ich zunächst darauf, dass die gefühlt 298.391 Google-Apps aus dem Installationspaket nicht aktuell waren und Updates herunterluden.

Am nächsten Tag war Stille auf der Update-Front, aber der Akku verlor immer noch 15% pro Stunde. Im Leerlauf. Die Batteriekontrolle verriet mir, dass die Google-Suche der größte Stromverbraucher war.

Die Suche ist auf allen Homescreens prominent angebracht und lässt sich nicht entfernen. Und warum frisst sie bitte Strom, wenn ich sie fast gar nicht benutze?

Tatsächlich war die Sprachaktivierung mit „OK, Google“ aktiv. In allen Homescreens. Wenn ich also viertelstündlich aufs Handy guckte, um dem Akku beim Stromverbrauch zuzugucken, aktivierte ich auch jedes Mal die Sprachaktivierung.

Also schaltete ich sie ab.

Gestern fand ich einen Wakelog-Monitor im Play Store. Der liest aus den Android-Logs heraus, welche Apps sich im Standby-Modus wie oft haben wecken lassen (was jedes Mal Strom verbraucht) und was sie dann getan haben.

Heute früh sah ich, dass Facebook sich über Nacht rund 300 Mal wecken ließ, um meinen Standort festzustellen.

Lustige Erkenntnis: Seit der Trennung von Facebook und Messenger kann man Facebook deinstallieren, ohne Wesentliches zu vermissen.

Doch immer noch ist der Akkuverbrauch höher als noch vor drei Tagen.

Langsam schwant mir, dass die beim Huawei-Android ausgebliebenen Notifications ein Seiteneffekt des dortigen Energiesparsystems waren. Ich hatte das Handy für die meisten Apps berechtigt, sie 60 Sekunden nach Verdunklung des Bildschirms zu beenden.

Das spart viel Strom.

Offensichtlich unterdrückt es auch Benachrichtigungen, denn im Moment würde ich es sofort bemerken, wenn ich eine Threema-Nachricht bekäme.

Ich schwanke jetzt, ob ich lieber Benachrichtigungen habe oder lieber ein Handy, das sehr lange mit der Batterie auskommt.

Volker König

27.11.2014

Klingeltöne werden erklärungsbedürftig

Im Zug klingelt ein sehr lautes Rentnerhandy mit klassischem “Drring Drring!”-Klingelton. Es ist das erste Mal seit Zürich, dass überhaupt ein Handy klingelt (Großraumabteil mit Handynutzungssymbol). Wir befinden uns kurz hinter Hanau.

Kind: “Das Handy macht Musik!”
Mutter: “Das ist keine Musik. Das ist ein Klingelton.”
Kind: “Musik!”
Mutter: “Nein, Klingelton. Klin-gel-ton.”
Kind, hoffnungsvoll: “Aber danach dann?”
Mutter: “Nein.”

Kathrin Passig

27.11.2014

Wenn Familien mit Videokassetten verreisen, ist nicht immer alles so offensichtlich

Ich sitze im Zug und am Tisch neben mir sitzt ein Vater mit zwei Kindern. Vor ihnen liegt eine Videokassette von einem Märchenfilm. Ich bin erst nicht verwirrt, schließlich habe ich auch schon mal mehrere Folgen „Petterson und Findus“ hören dürfen, weil sie an einem Laptop zur Kinderunterhaltung geguckt wurden.

Dann bin ich aber doch verwirrt, weil mir auffällt, dass man ja kaum einen tragbaren Videorecorder mit in den Zug nimmt.

Das Rätsel wird aber dann doch schnell gelöst: In der Hülle werden Buntstifte aufbewahrt. Wenn schon die Videokassette an sich vermutlich aus den meisten Haushalten verschwindet, wenigstens die Hüllen scheinen Ersatzaufgaben zu erhalten.

Anne Schüßler

28.11.2014

Zahnfernsehen

Nach der professionellen Zahnreinigung absolviert die Zahnärztin noch den Jahrescheck meines Gebisses. Sie untersucht unten, untersucht oben, perfektioniert mit einem Schleifaufsatz die Reinigung.

Beim Betrachten meiner hinteren, oberen Backzähne macht sie beunruhigte Geräusche: Furchen sieht sie dort, der gegenüberliegende Zahn habe sich richtig eingegraben.

Sie greift zu einem weiteren Gerät, scheinbar aus dem Bohrerarsenal. Doch es handelt sich um eine kleine Kamera: Links über dem Behandlungsstuhl ist ein Monitor angebracht, auf den die Aufnahmen übertragen werden. Dort

zeigt mir die Zahnärztin den Grund ihrer Beunruhigung: Tiefe Furchen, zum Vergleich der gänzlich unberuhigende Nebenzahn, Sprünge in weiteren Zähnen. Ich bin entsprechend beeindruckt und kaufe ihr umgehend als Gegenmittel eine Knirschschiene ab.

die Kaltmamsell

November 2014

Ein NAS prima selbstgebaut ganz ohne Hobbythek

Meine USB-Platten hingen schon länger an einer kleinen Box namens Belkin HomeBase. Das ist ein Kistchen mit Netzwerkanschluss, WLAN und vier USB-Ports, das unter Linux läuft, aber alles per Weboberfläche bedienbar macht.

Geräte, die an die USB-Ports angeschlossen werden, können so per Netz auf anderen Windows-Rechnern benutzt werden. Bei Platten und Druckern funktionierte das einwandfrei, die USB-Webcam konnte ich so leider nie ansprechen, obwohl das wohl mit speziellen Treibern auch möglich sein sollte.

Inzwischen hatte ich das Gerät per Konfiguration aufgebohrt und konnte mich per Kommandozeile anmelden. Wie ich mir dachte, war alles kein Teufelswerk, sondern eine schlichte, aber saubere SAMBA-Installation.

Leider war die Box nicht ohne großen Aufwand erweiterbar. Ich hätte gerne meine Backups automatisch auf einer zweiten Platte gespiegelt, was daran scheiterte, dass Befehle wie rsync oder der Cron-Dienst nicht installiert waren und auch nicht mehr passten.

Nach einigem Überlegen erwarb ich einen Rasperry Pi B+. Der hat einen Netzwerkadapter und vier USB-Ports für die Platten. Außerdem war sein Linux vollständig und mit ausreichend großer Micro-SD-Karte großzügig erweiterbar.

Mit einer 8 Gigabyte-SD-Karte, einem hübschen Gehäuse und Kühlkörpern für die Chips kostete das Spielzeug rund 50 €.

Nachdem ich mehrere Anläufe brauchte, um die SD-Karte mit dem Linux-Image zu bespielen, bootete er. Per HDMI an den Fernseher angeschlossen und mit einer Funk-Tastatur konfigurierte ich ihn grundlegend und bootete ihn dann mit Anschluss ans Netzwerk.

Eine Android-App (Fing) ermittelte die IP-Adresse, die er vom Router zugewiesen bekommen hatte. Der Raspberry Pi ist so verbreitet, dass man über entsprechende Suchen bei Google zu vermutlich jedem Problem eine Anleitung findet, auch zum Einrichten einer festen IP-Adresse, damit man ihn nicht erst suchen muss.

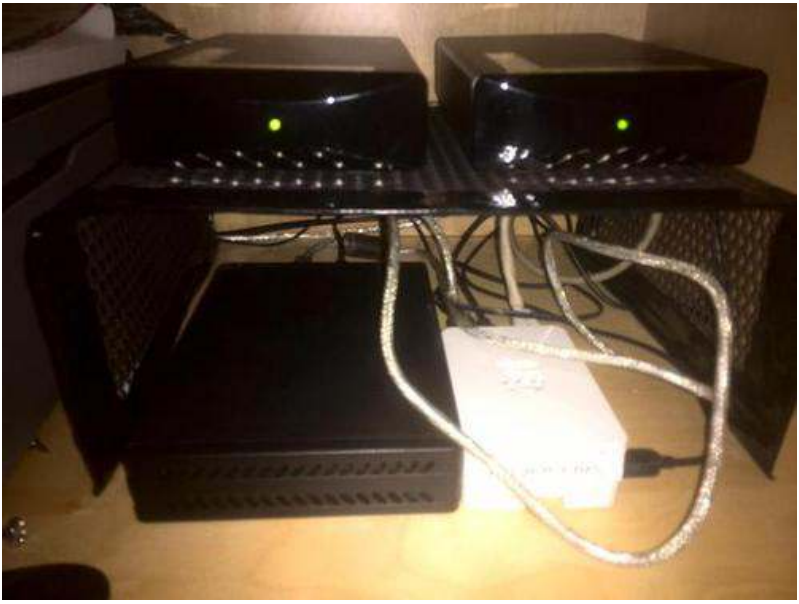
Danach installierte ich Samba und stellte fest, dass die Platten jedes Mal etwas anders hießen, abhängig vom USB-Port, an dem sie hingen. Auch eine Anleitung, USB-Medien anhand ihrer Labels zu erkennen und immer gleich zu „mounten“, fand sich mit drei Klicks.

Ungefähr eine Stunde nach dem ersten Booten war das NAS fertig konfiguriert, was nicht daran lag, dass ich mich auch beruflich viel auf Linux-Rechnern bewege.

Es lag ausschließlich daran, dass im Netz alles blendend erklärt wird.

Ich klebte die Kühlkörper auf und musste dann leider in eine Zwischendecke des Gehäuses ein Loch schneiden, da dort nur für einen Kühlkörper Platz vorgesehen war. Von außen ist das aber nicht zu erkennen.

Für die Platten baute ich aus Metallgitter einen belüfteten Einsatz für den Schrank.



Da der Raspberry gar nicht mal so langsam ist, überlege ich jetzt, wie ich ihn dazu bekomme, jede Nacht ein Backup meines root-Servers mit den Webseiten automatisch herunterzuladen, auf einer USB-Platte zu speichern und mir kurz Bescheid zu geben.

Und als Schulprojekt für den Informatik-Unterricht in der Mittelstufe behalte ich das Mini-NAS auch im Auge. Schließlich kann man auf diese Weise auch die MP3-Musiksammlung im Webradio abspielen oder Videos auf dem Smart-T schauen.

Volker König

29.11.2014

Ich erfahre, dass ich auch die Waschmaschine im Keller benutzen darf und erlebe Abenteuer mit Bezahlstrom

Auf der letzten WEG-Versammlung habe ich erfahren, dass die Waschmaschine im Keller zur allgemeinen Nutzung freigegeben ist. Seit vier Jahren. Seit vier Jahren laufe ich übrigens zwei bis vier Mal im Monat zum Waschsalon, weil in unsere alte Wohnung keine Waschmaschine reinpasste und die Situation im Keller etwas kompliziert war.

Es ist nämlich so: Als wir einzogen stand im Keller diese Waschmaschine, die aber einem Mieter gehörte. Man hätte zwar vermutlich eine weitere Waschmaschine anschließen können, allerdings funktionierte die Waschmaschine nur, wenn man in so ein Kästchen Geld reinwarf, dann gab es erst Strom und damit auch eine funktionierende Waschmaschine. Ein zweites Strombezahlkästchen anzubringen wäre mit Aufwand verbunden gewesen, außerdem wohnen ja noch mehr Leute im Haus, die dann vielleicht auch lieber ihre Waschmaschinen in der Keller gestellt hätten, und dann hätte man noch mehr Strombezahlkästchen gebraucht. In diesem Sinne erschien mir das Strombezahlkästchen ein bisschen zu sehr wie die Kiste der Pandora der Waschmaschinendiskussionen und ich lief lieber zum Waschsalon.

Weil wir jetzt aber vermieten, wollte ich doch mal nachfragen, wie die Waschmaschinensituation so aussieht und erfuhr nebenbei, dass der Mieter die Waschmaschine freigegeben hat, zumindest solange sie noch funktioniert und er nicht auszieht. Wenn einer dieser Fälle eintrifft, muss man sich dann eben noch mal Gedanken machen.

Am nächsten Wochenende probiere ich das auch. Am Kästchen steht, man kann nur 50 Cent einwerfe, ich werfe 50 Cent ein und das Kästchen zeigt an, dass ich jetzt für 45 Minuten Strom habe. Was das für meinen Waschvorgang bedeutet, muss ich noch rausfinden. Ich starte also die Waschmaschine, die leider nicht anzeigt, wie lange sie noch braucht und gehe wieder.

Nach 45 Minuten stelle ich fest, dass die Wäsche wohl noch nicht fertig ist, ich werfe noch mal 50 Cent ein und die Waschmaschine wäscht weiter. Insgesamt kriege ich mit fünf 50-Cent-Stücken zwei Maschinen Wäsche durch und hab dann noch Zeit übrig, was einem allerdings nichts bringt. Zwischendurch muss ich zum Thairestaurant Geld wechseln, weil uns die 50-Cent-Stücke ausgegangen sind und das Kästchen wirklich ausschließlich diese Münzen akzeptiert.

Am nächsten Tag versuche ich das noch mal, allerdings steht die Waschmaschine nach einer Stunde und zehn Minuten immer noch auf Waschen. Weil ich nicht noch mal irgendwo Münzen wechseln will, verweigere ich der Maschine die Fortführung des Waschvorgangs. Sie soll jetzt noch schnell Spülen und Schleudern, mit tropfnasser Wäsche kann ich nichts anfangen und wir haben keine 50-Cent-Stücke mehr. Nachher hole ich ziemlich nasse Wäsche aus der Maschine. So ganz zu Ende hat sie wohl nicht geschleudert, aber immerhin ein bisschen.

Wir üben das also jetzt noch ein bisschen mit der Waschmaschine im Keller immer mit dem festen Vorsatz, möglichst schnell eine eigene Waschmaschine zu kaufen, die dann in der Küche steht und ohne 50-Cent-Stücke funktioniert.

Anne Schüßler

29.11.2014

“Wie hast du denn deine Musiksammlung so gut aufgeräumt?” – “Das war Google”

Seit Jahren liegt meine Musik als MP3-Sammlung vor. Ich habe zwar noch CDs, aber die benutze ich kaum.

Um mehrere tausend Songs auffindbar zu machen hat sich bewährt, sie in Ordnern nach Interpreten und in weiteren Ordnern nach Alben zu sortieren. Das machen Amazon-Downloader und CD-Grabber ja auch.

Bloß die Namen in den Verzeichnissen!

Wenn die Tracknummer fehlt, werden die Songs in der falschen Reihenfolge angezeigt und abgespielt, was bei vielen Alben doof ist, weil Songs schonmal fließend in einander über gehen.

Wenn nur der Songtitel und nicht auch der Interpret Teil des Namens ist, kann ich bei einer Suche im Verzeichnisbaum per Explorer Coverversionen des selben Songs nur schwer unterscheiden.

Also nutzte ich Tools, um aus den im MP3-File abgespeicherten Tags *ordentliche* Dateinamen zu erzeugen.

Leider muss ich dabei irgendwann mal Mist gebaut haben, denn etliche Songs sind nun doppelt da. Mit einem Namen aus der alten Version der Tags (ID3V1), bei denen der Songtitel nach 30 Stellen abgeschnitten wird, und in einer Version aus einer neueren Version der Tags (ab ID3V2), wo er vollständig ist.

Es ist einfach unglaublich, wie viele Songs Titel mit mehr als 30 Zeichen haben.

Außerdem sind etliche Songs durch falsches Sortieren am völlig falschen Ort gelandet.

Als ich vor einiger Zeit meine Musik in die Google-Cloud kopiert habe, ging es mir in erster Linie um eine Sicherung und darum, immer alles verfügbar zu haben, solange ein Netz da ist.

Einen weiteren Nutzen habe ich erst jetzt bemerkt:

Google erkennt die Songs anhand der Tags mit Titel, Album und Interpret. Nicht nur, dass Songs, die schon in jemand anderes Cloud liegen, gar nicht mehr hochgeladen werden müssen, nein! Als Datei doppelt vorliegende Songs werden auch nur einmal hochgeladen.

Und: Beim Download aus der Cloud über das entsprechende Programm sind die Dateinamen wenigstens halbwegs ordentlich.

Ich habe daher das Verzeichnis umbenannt, in dem meine Musik liegt, und lade jetzt alles einmal von Google runter. Dann ist Ordnung drin und alles Doppelte eliminiert.

Volker König

November 2014

Zwischenbericht nach drei Monaten Schweiz: Bezahlverfahren im Supermarkt und anderswo

Zwischenbericht nach drei Monaten Schweiz: Ich zahle an Supermarktkassen ausschließlich mit der ec-Karte. Alle machen das so, und vom Einschieben der Karte bis zum Abschließen des Zahlvorgangs vergehen etwa zehn Sekunden. Man muss sich also keine Sorgen machen, dass die Schlangestehenden hinter einem denken „jetzt muss die blöde Kuh ihren Kaugummi auch noch mit der Karte bezahlen!“

Wenn es Selbstbedienungskassen gibt – was in meiner Stichprobe in etwa einem Viertel der Supermärkte der Fall ist – verwende ich die. Im Unterschied zu den irischen Selbstscankassen sind die Schweizer Kassen selbsterklärend und harmlos. Bisher musste ich an einer Selbstscankasse noch nie Schlange stehen, und der gesamte Bezahlvorgang dauert nicht länger, als wenn eine Kassiererin alles erledigt.

Ich habe immer noch nicht in einem Supermarkt mit dem Handy bezahlt oder einen Waren-Handscanner benutzt.

Wenn ich auch in der Mensa bargeldlos zahlen würde, was mir bisher zu umständlich war, bräuchte ich fast kein Bargeld mehr.

Kathrin Passig

29.11.2014

Ich könnte jetzt fast mit einem 24-Zoll-Monitor arbeiten, wenn der Monitor jünger oder der Laptop älter wäre

Nach ungefähr einem Monat wohnen wir in der neuen Wohnung und endlich wird mein Tisch geliefert, bzw. zur Vermeidung von umständlicher Lieferterminabsprache fährt mein Mann nach Bochum und holt den Tisch bei der Spedition. Dann kaufen wir noch ein Regal und eine Schreibtischlampe und dann macht es endlich Sinn, sich um mein neues Arbeitszimmer zu kümmern.

Als alles steht hieve ich den 24-Zoll-Bildschirm, den mein Mann an mich abgetreten hat, auf den Schreibtisch. Bisher hatte ich ja nur den Laptop, aber demnächst also quasi AB JETZT kann ich dann auch alles über den großen Bildschirm machen.

Was noch fehlt: Das Stromkabel für den Bildschirm und das Verbindungskabel zum Laptop. Abends checke ich die Anschlüsse und stelle fest, dass der Monitor kein HDMI hat. RGB und DVI, kein Problem, für HDMI ist er wohl doch eine Spur zu alt. Mein Laptop kann aber nur HDMI, der ist noch sehr jung (gekauft im Oktober 2013). Bevor hier irgendwas geht, müssen wir also wohl nächste Woche erstmal einen Adapter kaufen.

Das wäre aber sonst auch fast zu einfach gewesen.

Anne Schüßler

Ende November 2014

Android-Update „Lollipop“: Entweder von allem geweckt werden oder von gar nichts

Mein Android-Handy bekommt ein Update auf die Betriebssystem-Version „Lollipop“. Danach sieht alles ein bisschen anders aus, das „Home“-Icon ist kein Häuschen mehr, und auch das „alle offenenen Apps anzeigen“-Icon ist abstrakter geworden.

Der einzige wesentliche Unterschied: Man kann das Handy jetzt nicht mehr stumm schalten, so wie ich es seit einiger Zeit gern habe. Also, man kann schon, aber es weckt dann auch nicht mehr.

Es gibt einen neuen „Priority Mode“, in dem der Wecker funktioniert, das Handy aber jedesmal „BRRP“ macht, wenn jemand was im Facebook-Messenger sagt oder einen Scrabble-Spielzug macht. Mit anderen Apps wie Whatsapp und Viber gibt es dasselbe Problem, wie ich vielen Berichten unglücklicher Lollipopnutzer im Netz entnehme.

Man kann zwar in den Einstellungen des Priority Mode auswählen, dass das Handy auch bei Messages schweigen soll, aber dann werde ich überhaupt nicht mehr benachrichtigt, wenn jemand zum Beispiel was im Techniktagebuch-Chat sagt. Auch nicht visuell, weder per Auftauchen des kleinen Icons am oberen Bildschirmrand, noch mit der bunten LED, was ja nun beides wenig Krach machen würde.

Ein paar Tage erbose ich mich, schreibe die Google-Bugreports und den Techniktagebuch-Chat mit Beschwerden voll und denke zum ersten Mal seit Jahren wieder über die Installation des alternativen Android-Betriebssystems CyanogenMod nach. Aber weil man CyanogenMod von Hand installieren und vorher ein Backup aller Daten machen müsste, gewöhne mich stattdessen an den Priority Mode. Mein Handy sagt zwar jetzt – im Unterschied zu den

Handys aller anderen Menschen – ständig BRRP, aber wenn ich es nicht auf den Tisch lege, sondern in einer geeigneten Tasche aufbewahre, wo es keinen Resonanzkörper wie Stuhl oder Tisch findet, merkt man das fast gar nicht.

Es ist nicht so schön, morgens um sechs mit einem BRRP geweckt zu werden, weil jemand im Scrabble passen musste. Aber ich wache sowieso häufig auf, daran ist im Wesentlichen nicht Lollipop schuld, sondern die Narkolepsie, außerdem ist das Internet zu interessant.

Kathrin Passig

30.11.14

Hochmoderne Klimaanlage in Tokio

Gesehen und fotografiert am 30. November 2014 in der U-Bahn-Linie zum Flughafen Narita nahe Tokio.

Katharin Tai

Um 1995 und November 2014

Eigennütziges Verschenken von CDs

Ich bin zu einem Geburtstag eingeladen und brauche noch ein kleines Geschenk. Das Geburtstagskind entstammt der Generation, die Musik gern noch zum Anfassen als materiellen Gegenstand zum ins-Regal-Stellen und nicht nur als Nullen und Einsen zum in-der-Cloud-Speichern besitzt. Nach kurzer Bedenkzeit über den wahrscheinlichen Musikgeschmack öffne ich die Amazon-Webseite. Dort finde ich rasch eine passende CD mit Musik, die nicht nur mir gut gefällt, sondern in meiner Sammlung auch noch fehlt. Ich stelle fest, dass man mir gleich mit dem Kauf auch eine Download-Möglichkeit bereitstellt. Ich freue mich, weil ich nicht nur ein Geschenk habe, sondern die CD vor dem Verschenken nicht mal mehr im Rechner digitalisieren muss.

In diesem Moment erinnere ich mich an einen Kommilitonen, der damals um 1995 gern CDs ebenfalls nicht ohne Eigennutz verschenkt hat. Üblicherweise waren die CDs seinerzeit in Klarsichtfolie mit einem Aufreissbändchen eingeschweißt. Er hatte eine unauffällige Methode entwickelt, diese Verpackung an der Seite zu öffnen, um die CD herauszunehmen. Nach dem Kopieren auf eine Musikkassette – die Erfindung eines CD-Brenners für den Hausgebrauch, der auch von einem Langzeitstudenten erschwinglich war, stand noch bevor – schob er die CD wieder in die Klarsichthülle, verschloss die Öffnung der Folie mit einer speziellen Klebetechnik und hatte eine so gut wie jungfräuliche CD als Geschenk.

Markus Winninghoff

Ende 2014

Ich lebe in der ständigen Angst, dass die Sysadmins mir auf die Schliche kommen

Ich bin vor ein paar Jahren auf den Mac umgestiegen und habe es mir auf meinem Desktop sehr schön häuslich eingerichtet. Jetzt habe ich eine neue Arbeitsstelle und muss jeden Tag von morgens bis abends mit einem Windows-Rechner produktiv sein.

Es dauert ungefähr zwei Monate, bis ich den Computer so eingerichtet habe, dass ich ohne große Schmerzen damit arbeiten kann. Eigentlich bin ich sogar ein bisschen stolz, habe ich mir doch in kurzer Zeit ein paar ganz coole Workflows zusammengeklickt.

Allerdings funktioniert das nur mit einer ganzen Reihe an Portable-Software (denn ich habe natürlich keine Adminrechte). Und laut Nutzungsordnung, die ich unterschrieben habe, ist es nicht erlaubt, „Programme auf den Rechner zu kopieren“.

Ich lebe also jetzt in der ständigen Angst, dass die Sysadmins mir auf die Schliche kommen und ich dann einen ordentlichen Rüffel kassiere. Das geht sogar so weit, dass ich, als die IT-Abteilung einmal etwas an meinem Home-Verzeichnis ändern muss, den Ordner mit der Portable-Software in ein zip-Archiv packe, auf einen Server lade, die Programme auf dem Laufwerk lösche und später wieder aufs Laufwerk entpacke, damit ich nicht erwischt werde.

Alan Smithee

November 2014

Gruppen-Smartphone-Zwang

Smartphones waren meiner Mutter noch nie sympathisch. Wurden sie am Anfang noch einfach als “unnütz” betitelt, so sind sie nun zumindest “unsozial” (wegen des ständigen Abkapselns des Benutzers gegenüber seiner Umwelt) und überhaupt, sowas sei ja unglaublich kompliziert. Auch die Tatsache, dass ihre Mutter bereits ein LTE-Tablet benutzt und fleißig auf Threema in der Familiengruppe schreibt, ändert an dieser Einstellung nichts. Doch das soll sich nun ändern: für meine Mutter völlig überraschend kommt meine Omi unter der Woche spontan vorbei – allerdings ist das auch wirklich nur für meine Mutter überraschend. Der Großteil der Familie hat diesen Besuch nämlich im Familienchat besprochen und meine Mutter ist empört: “Man bekommt ja gar nichts mehr mit ohne Smartphone!”. Durch simplen Gruppenzwang ist ein neuer Wunsch nach einem Smartphone erwacht.

Maya

November 2014

[TT-Aufschreibeservice] Meine Online-Bank ringt um Akzeptanz

Ich bekomme von der Ing-Diba eine Nachricht, dass ich irgendetwas anklicken müsse, um die Geschäftsbedingungen oder Ähnliches zu akzeptieren. Das hat man mir nicht etwa zugeschickt, sondern ich muss die Nachricht über den Zugang zu meinem Konto abrufen, wofür ich mich erst mal einloggen und das Nachrichtenfach aufsuchen muss. Hat man das gefunden, kann man die Nachrichten nicht dort öffnen, sondern muss sie als PDF-Dateien einzeln auf den Rechner herunterladen. In dem PDF steht dann, man müsse den dort aufgeführten Link anklicken. Der ist aber nicht anklickbar. Ich muss ihn also

aus dem PDF herauskopieren und in die Adressleiste des Browsers einsetzen. Von dort komme ich dann zu der Seite, wo ich das zu akzeptieren habe, was zu akzeptieren ist. Umständlicher geht es nicht.

Kixka Nebraska, erzählt auf der re:publica 2015

November 2014

Folienfotografie in der Vorlesung

Gebe zum ersten Mal eine Vorlesung an einer britischen Universität (die auch als Touristenattraktion fungiert). Nach ungefähr einem Drittel der Vorlesung betritt ein asiatisch ausschauender Herr (deutlich älter als die anwesenden Studenten, wahrscheinlich auch als ich) den Raum und nimmt in der letzten Reihe Platz. Die Studenten kichern; ich überlege kurz, ob es sich womöglich um einen Touristen handelt (wenn man Erfahrungen mit deutschen Universitäten hat, bringt einen aber nichts so leicht aus der Ruhe) und setze meine Vorlesung fort.

Nach einiger Zeit bemerke ich (am Blitz), daß der Neuzugang mit seinem Tabletcomputer mich (oder meine Folien) photographiert. Ich weise den Herren darauf hin, daß es die Folien[1] nach der Vorlesung im Internet geben werde. Ich bin mir nicht sicher, ob mich der Herr verstanden hat, setze jedoch meine Vorlesung fort.

Anscheinend hat mich der Herr nicht verstanden, da er meine Folien, oder mich, weiterhin photographiert – auf jeden Fall stört mich der Blitz. Ich unterbreche meine Vorlesung wieder kurz, um den Mann scherzeshalber darauf hinzuweisen

- daß man von mir im Internet Photos finde, wenn man meinen Namen googele,

1. Weil so etwas womöglich in zwanzig Jahren interessiert: Erstellt mit LaTeX (Beamer class), im PDF-Format auf einem USB-Stick gespeichert und mittels Laptop und Projektor auf eine Leinwand projiziert.

- daß vor der Tür des Gebäudes ein großes Schild stehe, welches Photographieren im Gebäude verbiete, und
- daß ich die Folien später wirklich im Internet hochladen würde (versprochen!).

Zehn Minuten vor Ende der Vorlesung bitte ich den Herren nur noch, doch den Blitz beim Photographieren auszuschalten, da der mich wirklich störe. Es entsteht daraufhin so eine Art non-verbaler Dialog zwischen dem Herrn (er scheint der englischen Sprache nicht mächtig) und mir, in dem mir der Herr demonstriert, daß er in den Photos auf seinem Tablet zoomen und so anscheinend die Folien besser lesen könne.

Ich habe etwas über die Möglichkeiten moderner Technik gelernt und ein etwas schlechtes Gewissen ob des Spottes, den sein recht cleveres Verhalten bei mir erregt hatte.

Nachtrag März 2016: Ich habe aus der Episode gelernt und lade alle meine Folien immer einzwei Minuten vor den Vorlesungen hoch. Damit bin ich aber immer noch nicht auf der sicheren Seite: In der Evaluation am Ende des Kurses monieren drei von neun Studenten, daß die Folien schon am Tag zuvor hochgeladen werden sollen. Was die Studenten damit am Tag zuvor schon wollen, ist mir jedoch ein Rätsel.

Patrick Präg

30. November 2014

App-Komfort auch ohne App beim Taxi-Bestellen

Ich fahre selten Taxi und dann auch meistens noch ab Taxistand, so daß ich bisher ganz gut ohne Taxi-App ausgekommen bin. (Die Vorstellung, diverse konkurrierende und/oder nur regional funktionierende Apps runterzuladen, schreckt zusätzlich ab. Der Unsinn reicht mir bei den ÖPNV-Ticket-Apps.) Wenn ich mir mal eins rufe, dann wie früher: »Taxi $stadt« googeln und die erste angezeigte Nummer anrufen.

Mittlerweile ist es Standard, daß auf die Nummer, von der aus das Taxi gerufen wurde, eine SMS geschickt wird, wenn das Taxi gleich vor der Tür steht. Gestern kam die SMS erstmals vor dem Taxi an.

Felix Neumann

01.12.2014

Die erste deutsche Uni ohne Apostrophtasten

Heute war ich beim Prüfungsamt meiner Universität, um ein Zeugnis abzuholen. Das habe ich vor ein paar Wochen schon mal probiert, aber leider hatten sich Fehler in den Titel meiner Bachelorarbeit eingeschlichen, und ich dachte mir, dass ein fehlerfreies Zeugnis vielleicht doch besser wäre. Also holte ich heute ein frisch gedrucktes ab und siehe da – ein Teil der Fehler war tatsächlich behoben! Der Titel meiner Bachelorarbeit hatte nun alle Anführungszeichen, die er brauchte. Nur leider nicht den Apostroph. Sondern einen Accent aigu. Statt „We're“ stand dort also immer noch „We´re“. Ich ging zu meiner Sachbearbeiterin, machte sie auf den Fehler aufmerksam und bat sie, mir ein drittes Zeugnis auszustellen. Mit Apostroph.

„Nein, das tut mir leid. Das geht nicht anders. So eine Apostrophtaste habe ich nicht auf meiner Tastatur!“

Mit meinem fehlerhaften Zeugnis möchte ich mich nicht unbedingt im Ausland bewerben. Wobei – ich war an der ersten deutschen Uni ohne Apostrophtasten, vielleicht macht das ja Eindruck. Oder ich schenke der Uni einen Hashkey. Nur eben mit einem Apostroph.

Helen M

Anfang Dezember 2014

Die Hochschulmails darf man nicht mit Gmail abrufen

Irgendwann fällt mir auf, dass Gmail offenbar schon seit einer Woche keine Mail mehr von meinem Hochschulaccount holen konnte. Ein paar Tage behelfe ich mich mit dem Webmailclient der Hochschule, dann raffe ich mich doch noch auf und gehe bei den zuständigen Technikern nachfragen.

– Ja, stimmt, wir haben da kürzlich was geändert. Aber für die Einrichtung mit Gmail bieten wir sowieso keine Anleitung an, du darfst die Hochschulmail gar nicht mit Gmail abholen, aus Sicherheitsgründen. Du hast da was unterschrieben.
– Habe ich ziemlich sicher nicht. Das steht auch nirgends bei euch auf der Website, dass man das nicht darf, sonst hätt ich es nicht gemacht. Das solltet ihr dann vielleicht hinschreiben.
– Kann nicht sein, dass du das nicht unterschrieben hast. Jedenfalls, du musst dir einfach nur einen lokalen Mailclient installieren, Outlook zum Beispiel. *(Vielleicht war die Empfehlung auch eine andere, so genau weiss ich es nicht mehr. Es klang aber unappetitlich.)*
– Will ich nicht. Ist schon okay, ich nehm dann den Webmailer.
– Das ist aber ganz einfach, du musst nur . . .
– Ich hatte fünfzehn Jahre lang lokale Clients, ich bin ganz froh, dass die Zeit vorbei ist.
– Aber ich bin damit sehr zufrieden.
– So sind die Menschen halt verschieden.

Ich lese die Hochschulmails seitdem in der offiziellen „Microsoft Outlook Web App“. Nach einem knapp bemessenen Zeitraum (fünf Minuten? eine Stunde?) werde ich automatisch ausgeloggt und bin dann meistens zu träge, mich wieder anzumelden. Aber es heißt ja immer, man soll seine Mail nur einmal täglich lesen. Das gelingt mir jetzt zum ersten Mal im Leben ganz gut.

Kathrin Passig

1.12.2014

Ein Drucker stirbt den Unreparierbarkeitstod

Der Drucker von N. druckt nicht.

Er würde ja gerne, aber das Papier kommt auf der rechten Seite nicht mehr aus der Papierzuführung raus und wird zu Plissee verarbeitet.

Irgendwas blockiert da, ein Fremdkörper, ein Fetzen Papier vielleicht. Ich komme aber nicht an die Stelle. Ich kann den Scanner des Multifunktionsgeräts nicht weit genug hochklappen und vermute eh, dass ich von unten an den Ort des Geschehens gelangen müsse, um etwas ausrichten zu können.

Auf der Rückseite sind zwei Klappen, die ich abschrauben kann. Dahinter: Rechts ein Netzteil, links ein bisschen Elektronik, die zum USB-Anschluss führt. Vermutlich gibt es den Drucker auch mit 110 statt 230 Volt und mit Netzwerkanschluss zusätzlich zum USB.

Ich drehe den Drucker um.

Auf der Unterseite sehe ich tiefe Löcher, in denen ich Schrauben vermute. Die Taschenlampe zeigt jedoch, dass dort nur selbst einrastende Kunststoffriegel sind. Die Schrauben sind, wie das Internet mir verrät, unter eingeklebten Plastikabdeckungen versteckt.

Ich überlege kurz, ob ich diese aufbohren soll, nehme aber Abstand von der Reparatur. Erfahrungsgemäß bekommt man ein solches Gehäuse ohne Anleitung zwar auf, aber nie wieder zu, weil man es dabei beschädigt. Es gibt inzwischen oft auch gar keine Anleitung mehr, so dass man vermuten muss, Reparaturen seien nicht mehr vorgesehen.

Wir fahren in den Supermarkt und erstehen für 80€ einen neuen Multifunktionsdrucker mit WiFi-Anbindung von der Konkurrenz. Zu Hause bemerke ich, dass er sogar faxen könnte, wenn ein Telefonanschluss in der Nähe wäre.

Den Vorrat an Druckerpatronen vom Altgerät gibt N. ihrer Mutter. Das Altgerät selbst geht „für Bastler“ nach eBay.

Andere Geräte, die in den letzten Jahren den Unreparierbarkeitstod starben:

Ein Staubsauger und eine Siebträger-Espressomaschine.

Beides Markengeräte.

Bei beiden war lediglich der Schalter defekt, den ich mit wenigen Handgriffen hätte austauschen können.

Allerdings waren ihre Kunststoffgehäuse verklebt.

Volker König

Seit ca. Dezember 2014

E-Mail von einem Bildschirmfenster zum anderen. Bonustrack: japanische Grußformeln

Mein Arbeitgeber bietet seinen Mitarbeitenden seit Kurzem die Möglichkeit, nicht nur per VPN auf Outlook Web App, Intranet und andere Tools zuzugreifen, sondern über einen Klienten den gesamten Arbeits-Computer virtuell zu bedienen. Nach dem Login über einen Browser öffnet sich ein neues Fenster, in dem ein neuer Desktop erscheint, von dem aus man sein Zugriff auf Outlook, Netzwerklaufwerke, etc hat. Ich halte mich zwar für mindestens mittelmäßig technisch versiert, aber das fasziniert mich.

Und es verwirrt. Man hat also nun neben dem PC (oder Tablet, oder Laptop), an dem man (real) gerade sitzt in einem Fenster ein zweites Betriebssystem laufen. Immer wieder kommt es vor, dass ich über Alt+Tab versuche, auf Fenster zuzugreifen, die auf dem anderen System sind, und ich schon leicht verzweifle, dass meine Arbeit der letzten halben Stunde verschwunden ist. Oder zumindest mein Browserfenster geschlossen, mit all den schönen Ablenkungen, die ich mir gerade heraus gesucht hatte. Auch die Zwischenablage (also das Kopieren und Einfügen von Text) funktioniert nur innerhalb eines Systems. Das ist zwar logisch, sorgt aber auch regelmäßig für leicht erhöhten Blutdruck, wenn man in dem einen System etwas gefunden hat (einen Link, einen Textauszug) und es gerne – warum auch immer – in dem anderen verwenden würde.

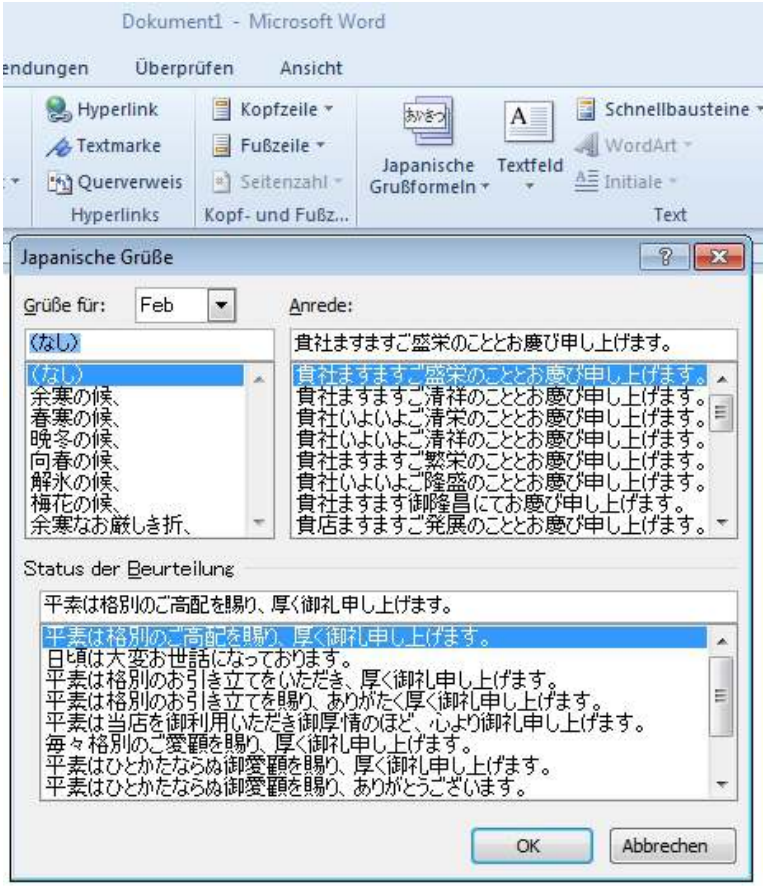
Auch das Zugreifen oder Verschieben von Dateien ist mit Verrenkungen verbunden. Hat man beispielsweise etwas auf einem USB-Stick, das man gerne in seinem virtuellen System verwenden möchte, kann man darauf von dort natürlich nicht direkt zugreifen, der Stick hängt ja nur gefühlt am glei-

chen Gerät. Auch Drag & Drop von dem Explorer des einen in den Explorer des anderen geht nicht, wie ich mehrfach leidvoll feststellen musste, als ich mal wieder vergaß, dass ich mich ja in zwei Welten bewege. Der Versand einer E-Mail ist die schnellste Möglichkeit, die ich bisher gefunden habe. Ich schicke mir also von dem Thunderbird meines tatsächlichen PCs eine E-Mail mit Anhang an meine Arbeitsadresse. Diese erscheint wenige Sekunden später im Outlook meines simulierten Arbeitsplatzes. Man möchte gar nicht wissen, welche Umwege sie dahin gehen musste, dabei trennten Quelle und Ziel doch nur zwei Programmfenstern auf meinem Bildschirm. So nah, und doch so fern. So schicke ich mir manchmal auch interessante Links selber zu, nachdem ich aufgegeben habe, sie abzutippen oder zu versuchen, sie mir zu merken.

Auf dem virtuellen System läuft Word 2010. Ich nutze das Office-Paket privat nur sehr sporadisch, und auch beruflich verirre ich mich nicht allzu oft in Word. Jetzt aber suche ich eine Möglichkeit, Fußnoten einzufügen und begebe mich optimistisch auf den Tab „Einfügen“ (ich könnte auch googlen, aber eine Niederlage will ich mir noch nicht eingestehen). Dort schlägt mir Word übersichtlich allerlei Dinge vor, von denen es vermutlich annimmt, dass sie häufig gebraucht werden: Etwa „Leere Seite“, „Tabelle“, „Diagramm“, „Fußzeile“, „Japanische Grußformeln“, oder „Textfeld“.

Moment. „Japanische Grußformeln“? Ja, doch, steht da wirklich.

Beim Draufklicken erhalte ich die Möglichkeit, eine große Menge an vorgefertigtem Text einzufügen, erstaunlicherweise sortiert nach Monat (?).



Es gibt keine nennenswerten Geschäftsbeziehungen nach Japan, zumindest keine, die eine solch prominente Platzierung erklären würden.

Zum Schreiben dieses Textes verwende ich zu Vergleichszwecken Word auf meinem privaten PC. Dort fehlt im „Einfügen“-Tab die Möglichkeit, japanische Grüße schnell einzufügen – es ist aber auch die Version 2013. Etwa an

der Stelle der japanischen Grußformeln bei Word 2010 finde ich bei Word 2013 die Möglichkeit, direkt in Word Wikipedia aufzurufen. Ich versuche, mich nicht zu fragen, wie sich das auf Studierende auswirken könnte, die das Programm zum Schreiben ihrer Seminarabeiten nutzen, und schnelleren Zugriff auf Wikipedia als auf Fußnoten haben, und frage Google. Fußnoten in Word lassen sich über den Shortcut Strg+Alt+F einfügen.

P.S: Aus Neugier bemühe ich Google Translate, um der Sache mit den nach Monaten anpassbaren Grüßen auf die Spur zu kommen, komme aber nicht weit. Bereits das erste Ergebnis wäre vermutlich schon Stoff genug für einen weiteren Eintrag: "*Vorfrühling dieser, würde ich mich freuen und Ihr immer Ihre Seiei. Patronage ist freuen uns auf außergewöhnliche für Ihre guten Dienste, und sehr dankbar.*"

Steffen L., Screenshots v. Verf.

2.12.2014

Die Körperscanner kommen

Für eine Presseveranstaltung fliege ich mit Air Berlin von Köln-Bonn aus nach Berlin. Am Terminal 2 setzt man die nagelneuen Körperscanner ein, die so aussehen, als würde man direkt zum Zielflughafen teleportiert.

Die Körperscanner kommen

Tatsächlich muss man sich nur seitlich in „Hände-hoch-oder-ich-schieße“-Position hinstellen und darf sich drei Sekunden lang, während der Scanbalken um einen herumfährt, nicht bewegen und am besten nicht atmen.

Glückt diese Prozedur, erscheint ein OK auf dem Sicherheitsmonitor, falls nicht oder falls noch Metall entdeckt wird, ist an der entsprechenden Stelle der schematischen Figur ein gelbes Rechteck, und man wird wie bisher von einem Mitarbeiter nachuntersucht. Oder muss dreimal zurück und den Vorgang wiederholen, wie bei meinem fluchenden Vorgänger.

Und das umständliche Jacken-Taschen-Gürtel-Notebooks-Klimperkram-in-Schale-packen erspart es einem auch nicht.

Thomas Jungbluth

2.12.2014

Mann beißt Hund oder umgekehrt

Ich bekomme ein Buch in zwei Ausgaben geliehen, einmal auf Spanisch (das ich noch nicht so ganz lesen kann) und einmal in der deutschen Übersetzung (zum Nachschlagen, wenn nicht klar ist, ob der Mann den Hund beißt oder umgekehrt). Ich lese die ersten zwei Seiten, im Bett mit den beiden mittelgroßen Büchern und dem Macbook hantierend. Man bräuchte drei bis vier Hände dafür.

Später werde ich noch einmal wach und will weiterlesen. Dafür muss ich das Licht einschalten, und wirklich bequem ist es auch dann nicht, wenn ich das Macbook weglasse und nur noch zwei bis drei Hände brauche.

Ich melde meinen Kindle-Account in die USA um und kaufe das spanische E-Book. Ich merke, dass es klüger gewesen wäre, die deutsche Übersetzung zuerst zu kaufen (die englische gibt es nicht als E-Book, die deutsche schon), denn dann könnte ich jetzt einfach US-Kundin bleiben, so wie ich es bis Mai 2014 war. Aber es hilft ja nichts. Ich wechsle meinen Wohnsitz ein zweites Mal und kaufe das deutsche E-Book. Jetzt reicht eine Hand. Im Dunkeln.

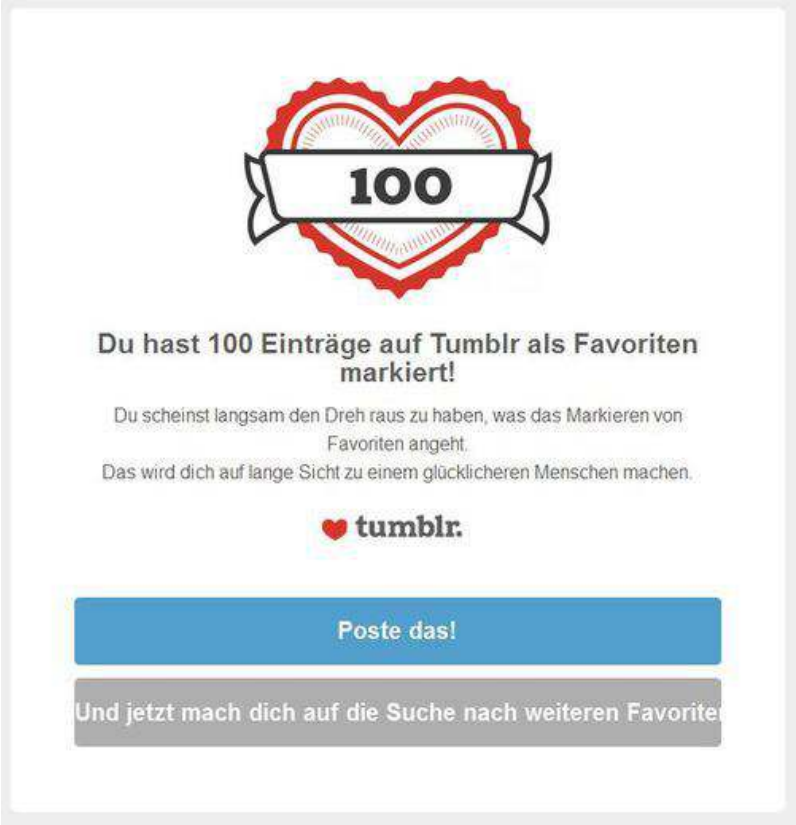
Kathrin Passig

2.12.2014

Tumblr sagt, ich sei ein Streber, und ich hoffe, dass ich die Ironie nur nicht erkennen kann

Den tumblr-Account unter meinem richtigen Namen hab ich ja nur für das Techniktagebuch angelegt. Bei den anderen bekomme ich Mails von tumblr kaum mit.

Heute fand ich diese Mail in meinem Postfach:



Ich bin mir unsicher, ob ich das Anklicken des Herzchens rechts über den einzeln aufgerufenen Beiträgen intellektuell unterschätze.

Oder überschätze ich die Fähigkeiten der tumblr-Zielgruppe?

Andererseits war es mir schon in der Schule peinlich, als Streber gelobt zu werden (weshalb ich mir Mühe gab, das zu verhindern).

Sollte ich das wirklich posten?

Vielleicht entgeht mir heute früh vor dem 3. Kaffee auch nur die Ironie der Mail.

Volker König

3. Dezember 2014

In die Neunziger zurück geht ganz leicht

Weil der Verschickungsmechanismus unseres E-Mail-Newsletters auf ein neues System umgezogen ist, merke ich plötzlich, dass rund 2700 E-Mail-Adressen, an die er verschickt wird, gar nicht mehr existieren. Ich merke es, weil sich im Verlauf weniger Stunden 2700 Unzustellbarkeits-Nachrichten in meinem Postfach sammeln. Ich habe den Newsletter kurz vor Verlassen des Büros abgeschickt und sehe nur, wie die kleine rote Zahl neben dem E-Mail-Symbol auf meinem iPhone wahrscheinlich zum ersten Mal seit sie auf diesem Gerät lebt, erst drei- dann vierstellig wird. Ein beunruhigender Anblick – aber immerhin ist das System dafür ausgerichtet, dass man 2700 ungelesene E-Mails haben kann.

Um die toten Adressen aus der Mailingliste tilgen zu können, muss ich aus den 2700 einzelnen Mails eine Liste machen, die nur die Adressen und sonst nichts enthält. In einem ersten Schritt markiere ich alle Mails und speichere sie in eine TXT-Datei. Perfekterweise werden nur die E-Mail-Header gespeichert, das heißt, ich besitze jetzt eine TXT-Datei, in der 2700 E-Mail-Header untereinander stehen, jeweils mit Zeitstempel, Betreffzeile und – am wichtigsten – der Absender-E-Mail-Adresse, hinter der ich her bin.

Mit einigen Suchen/Ersetzen-Durchläufen gelingt es mir, die weitestgehend identischen Zeichenfolgen, aus denen die Zeilen bestehen, zu tilgen, aber da die E-Mails über einen längeren Zeitraum verschickt wurden, bleiben die Zeitstempel bestehen. Ich sitze schließlich vor einer Datei, in der abwechselnd eine der toten Adressen und eine Zeit steht.

Ich google nach einer Möglichkeit, aus einer TXT-Datei jede zweite Zeile zu löschen. Einige Menschen haben kleine Skripte und Programme geschrieben, die genau das machen. Allerdings muss ich, um sie zu nutzen, etwas tun, was ich schon sehr lange nicht mehr getan habe – die „Eingabeaufforderung“ starten. Ich tippe CMD in die Befehlszeile des Windows 7-Menüs und habe plötzlich ein altvertrautes schwarzes Fenster mit einem blinkenden Cursor vor mir, zum ersten Mal seit Jahren.

Während ich mich mit einigen „cd“-Befehlen ins richtige Verzeichnis navigiere, denke ich darüber nach, dass ich als 1983 Geborener wahrscheinlich zu den letzten Jahrgängen gehöre, die jene DOS-Oberfläche noch kennen, die von Windows 95 endgültig abgeschafft wurde. Obwohl ähnliche Prompts natürlich nach wie vor in allen Betriebs-systemen existieren (ich höre inzwischen meist den Begriff „Konsole“) und in manchen auch häufiger genutzt werden, von erfahrenen Nutzern und Programmierern sowieso, dürften nicht-professionelle Computernutzer wahrscheinlich kaum noch in die Verlegenheit geraten, dem System Befehle über die Tastatur erteilen zu müssen. Befehle in abstrakten Zeichenfolgen, bei denen die Reihenfolge der Modifikatoren von entscheidender Bedeutung sein kann. In eitlen Momenten bilde ich mir gerne mal ein, wie wichtig es für mein heutiges Verständnis von Computern ist, dass ich damals mit meinem Betriebssytem so auf du und du war. (Das moderne Äquivalent ist wahrscheinlich eine möglichst präzise Google-Suche.)

Ich führe das Programm mit den korrekten Modifikatoren aus. Es funktioniert bestens und speichert meine Daten in eine neue TXT-Datei, in der tatsächlich nur noch die E-Mail-Adressen stehen. Erst im Anschluss, als ich die TXT-Datei in eine Excel-Tabelle importiere, fällt mir auf, dass ich auch einfach die alte Datei in Excel hätte importieren, die Zeilen sortieren und die Uhrzeit-Zeilen hätte löschen können. So viel Voraussicht hätte mich aber um eine spannende Zeitreise und die Anwendung von 20 Jahre altem Technik-Wissen gebracht.

Alexander Matzkeit

3.12.2014

Ein Windows-Hotkey, der wohl nur Windows-Fachbuchautoren den Job sichert

Im Techniktagebuch-Chat reden wir über Tastaturlayouts und mir fällt ein Thema ein.

Windows schaltet – nicht nur bei mir – schon mal spontan für einzelne Anwendungen auf die amerikanische Tastatur um. Das ist nervig, besonders, wenn man mit 10 Fingern und blind schreiben kann, weil der Text plötzlich keine Umlaute mehr enth'lt und yudem die Satyyeichen und einige Buchstaben nicht mehr da sind, wo man sie erwartet.

Ok, man kann wenigstens seit Window XP in der Taskleiste das „Eingabegebietsschema" wechseln, wie Microsoft das für alle verständlich bezeichnet hat. Normalerweise sollte da DE stehen, wenn das Problem auftritt, steht dort EN und man kann draufklicken und wieder auf DE umschalten.

Ärgerlich ist es, wenn der Zugriff auf die Taskleiste felt. Das ist zum Beispiel bei Citrix so. Citrix lässt die Anwendungen auf einem Windows-Server laufen und nutzt den Bildschirm eines PCs nur als Leinwand. Es sieht aus, als liefe das Programm auf dem PC – tut es aber gar nicht.

Das macht einiges für Firmen einfacher. Software muss nicht verteilt werden, der PC muss bei leistungsintensiven Anwendungen nicht die Rechenarbeit machen, Firewalls müssen nur die Citrix-Verbindung ins Rechenzentrum freischalten und nicht auch Zugriffe auf verschiedenste File- und Datenbankserver.

Und zu guter Letzt kann man die Anwendungen über das Citrix Secure Gateway auch von zu Hause oder unterwegs auf ziemlich allen Geräten benutzen, die ins Internet können.

Aber auch eine Citrix-Anwendung kann sich so spontan auf eine andere Tastaturbelegung umschalten, was ziemlich ärgerlich ist, weil die Taskleiste, auf der man das rückgängig machen könnte, nicht angezeigt wird.

Sie läge ja sowieso auf dem Server.

Manche Kollegen fangen dann an, die Anwendung – zum Beispiel das Mailprogramm – so oft neu zu starten, bis der Fehler behoben ist, andere schreiben ihre Mails in Notepad und kopieren den Text. Ich habe mir angewöhnt, fuer den Rest des Tages auch mal ohne Umlaute auszukommen, die Satzzeichen der US-Tastatur kenne ich ja noch von frueher.

Bei der Recherche für diesen Artikel habe ich das Problem erstmals gegooglet und fand prompt eine Erklärung und Lösung.

Man kann das Eingabegebietsschema nicht nur über die Taskleiste, sondern auch über die linke Shift-Taste und die Alt-Taste wechseln.

Diese Tasten drückt man auch schon mal versehentlich gemeinsam und fragt sich dann, warum man jetzt keine Umlaute mehr hat. Drückt man sie nochmal gemeinsam, ist alles wieder gut.

Problemlösung durch Recherche für das Techniktagebuch.

Nicht gelöst ist allerdings die Frage, warum Microsoft im 21. Jahrhundert für die bei nahezu 100% der Anwendern sinnfreie Umschaltung zwischen Tastaturlayouts ausgerechnet einen solchen Hotkey nutzt. Gibt es vielleicht eine kartellartige Absprache mit dem Verband der Windows-Fachbuchautoren, die solche Mysterien dann in ihren dicken Büchern aufklären?

Volker König

4.12.2014

Wir drucken fast nur noch auf der Arbeit. Und das auch nur, um Schmierpapier herzustellen

Mein Schwiegervater sieht zum ersten Mal das iPad (mini) meines Mannes und ist ausreichend angetan, stellt dann aber eine etwas unerwartete Frage:

„Und wie druckst du jetzt damit?“

„Ähm… gar nicht?“ sagt mein Mann.

„Aber wenn du jetzt was drucken willst?“

„Auf der Arbeit.“

„Und ihr habt jetzt hier gar keinen Drucker?“

„Doch doch, aber damit drucken wir eigentlich kaum noch.“

Das ist ein bisschen gelogen, weil ich ja gerade letztens tatsächlich etwas gedruckt habe, angesichts der Tatsache, dass wir den Drucker davor aber mindestens ein Jahr ausschließlich zum Scannen auf USB-Stick verwendet haben, dann auch wieder nicht gelogen.

Tatsächlich ist Drucken in unserem Alltag nicht mehr als zwingende Option vorgesehen. Wenn die Druckerpatronen leer sind, druckt man eben auf der Arbeit oder einfach gar nicht.

In dem Zusammenhang fällt mir ein, dass ich mich auf der Arbeit manchmal dabei ertappe, zwanghaft etwas zum Drucken zu suchen, damit ich das dann gar nicht lesen brauche und Schmierpapier habe. Eigentlich brauche ich nur Schmierpapier und komplett unbedrucktes Schmierpapier kommt mir wie Papierverschwendung vor.

Anne Schüßler

4. Dezember 2014

Drahtloses Bezahlen im Dorfladen

Meine neue Debit-Karte, die ich seit ein paar Monaten besitze, hat auf der Vorderseite ein Wifi-Symbol, genau gegenüber vom Chip. Drahtlos bezahlen könne man damit, so hieß es. Aber eben nur, wenn das Lesegerät auch drahtlos kann. Debit-Karten heißen die Karten, die man in Großbritannien als Vorstufe zur vollen Kreditkarte kriegt, eine Art ec-Karte also. Jetzt kommt's: Heute habe ich zum ersten Mal in meinem Leben drahtlos mit der Debit-Karte bezahlt. Ich halte die Karte für wenige Millisekunden außen an das Gerät, es piept, und die Zahlung ist abgeschlossen. Vielleicht noch ein wenig überraschender: Dieser Vorgang geschieht im Bioladen im Crail, einem Tausend-

Einwohner-Dorf an der schottischen Ostküste. Weil der Bioladen neu ist, sind auch die Kartenlesegeräte neu, und daher Wireless-kompatibel. Ich kaufe vollbiologisches Shortbread, Fentiman's Curiosity Cola, und Vanilla Chai.

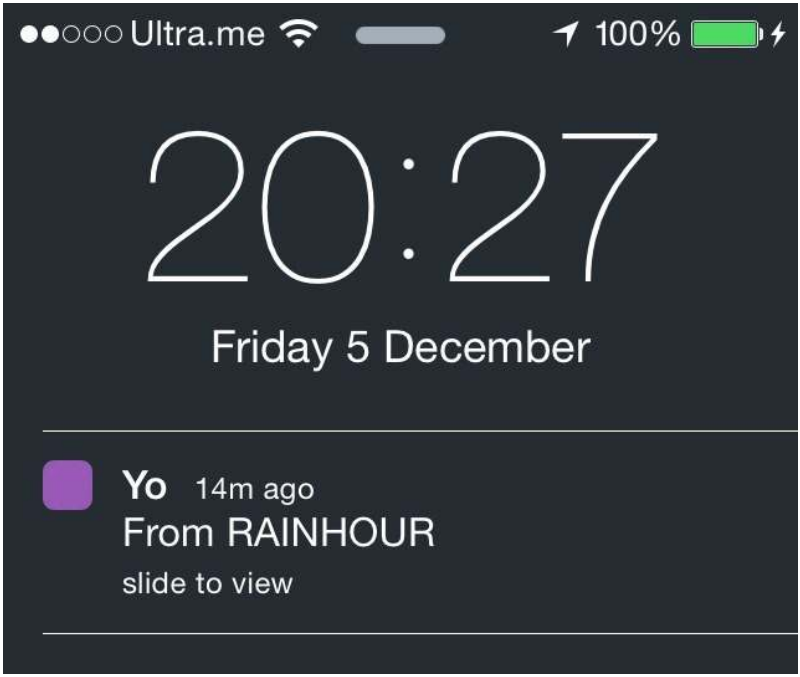
Aleks Scholz

5.12.2014

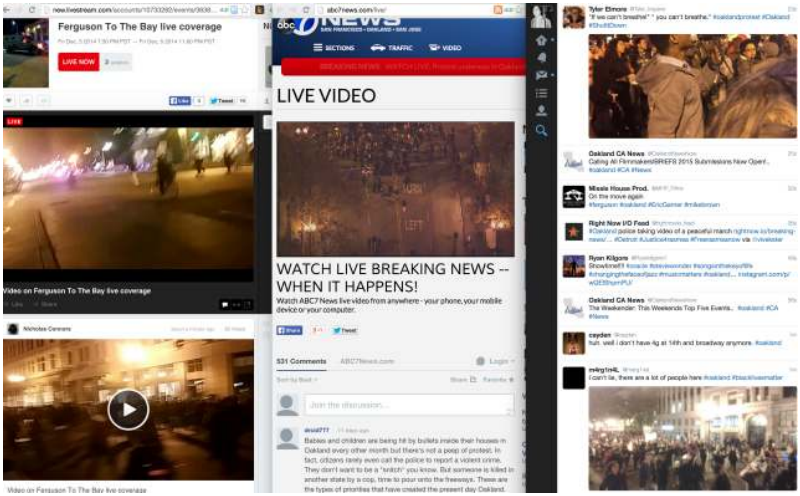
Multisource slacktivism bei schlechtem Wetter

Ich lebe für einige Monate in der östlichen San Francisco Bay, konkret in der Nähe von Oakland, einer Arbeiterstadt mit wachsendem Hipsteranteil. In den letzten Wochen war die Stadt immer wieder in den Schlagzeilen, weil auch hier in Solidarität mit Ferguson massiv gegen Rassismus und Polizeigewalt demonstriert wurde.

Für heute war wieder ein Protestmarsch angesetzt. Ich hatte mich mit einigen Freunden verabredet, um daran friedlich teilzunehmen. Daraus ist aus verschiedenen Gründen nichts geworden. Ich selbst war zu zögerlich, zum einen, weil es in den letzten Nächten immer wieder zu Ausschreitungen gekommen ist, und zum anderen, weil mich meine sehr zuverlässige Yo-App vor aufkommenden Regenwetter gewarnt hat:



Jetzt ärgere ich mich über mich selbst, dass mich so etwas zurückhält, und versuche gleichzeitig, den Protest möglichst gut über Soziale Medien mitzuverfolgen. Das geht nicht schlecht. Über den Hashtag wird man zu Live-Übertragungen gebracht. Ich sehe einen Livestream von einem Aktivisten und eine Hubschrauberübertragung von einem TV-Sender. Dazu der Twitter-Stream mit vielen Bildern. Alles gleichzeitig. Multisource slacktivism nennt man das wohl.



Julian Ausserhofer; julianausser.tumblr.com

5.12.2014

Ich nehme an einem Experiment mit Eyetracking teil

Ich nehme an einem Experiment teil. Wir sitzen zu viert in einem Kinosaal und bekommen Eyetracking-Brillen aufgesetzt. Die Brillen sind nicht größer und fast gar nicht schwerer, aber viel unbequemer als normal. Die Unbequemheit hat vermutlich mehr mit designerischer Nachlässigkeit zu tun als mit der Technik. Am Hinterkopf werden die Bügel mit einer Kordel zusammengezogen, damit sich die Brille relativ zum Kopf möglichst nicht mehr bewegt. Hinter jedem von uns steht ein Laptop, an den die Brille angeschlossen ist.

Wir sehen dreimal nacheinander drei fast identische Filmausschnitte. Vorher wird jeweils das Eyetracking kalibriert. Dazu schauen wir auf die Kinoleinwand, auf der Zahlen angeordnet sind, und folgen den Anweisungen: „Zäis luege … zdrü luege … zvieri luege …“ Nach den Filmausschnitten füllen wir Fragebögen aus.

Zum Schluss müssen wir unter anderem angeben, wie viele Filme wir pro Jahr im Kino sehen (ich gebe 20 an, aber ohne die Fantasy Filmfest Nights im Frühjahr wären es höchstens 5 gewesen), wie viel Youtube wir pro Woche gucken (< 0,5 Stunden), wie viele Filme wir pro Jahr am Rechner sehen (30, was eigentlich nicht stimmt, es waren fast nur Serien, dafür aber mehr), wie alt wir sind und ab welchem Alter wir regelmäßig einen Computer genutzt haben.

Hinterher erklärt man uns, dass die Filme unterschiedliche Frameraten hatten: 24, 48 und 96. Ich habe keinen Unterschied erkannt, aber ich streame ja auch Filme immer nur in SD, weil das billiger ist und ich den Unterschied zu HD nicht sehe. Das ist kein technisches Problem, meine korrigierte Sehschärfe ist gut, es ist mir nur einfach egal. Wahrscheinlich liegt es daran, dass ich mit Röhrenfernsehern und VHS-Video aufgewachsen bin, und im Vergleich dazu schon seit vielen Jahren alles perfekt aussieht.

Kathrin Passig

5.12.2014

An mein Papier lass’ ich nur Tinte und Graphit

Anne berichtet über Ihre Notizgewohnheiten auf bedrucktem Papier. Tatsächlich benutze ich auch bedrucktes Papier als Notizblock, das ich auf einem A5-Klemmbrett festklemme. Ich schneide dazu Pressemeldungen, Fehldrucke und andere nutzlos gewordene Blätter in der Mitte durch. So entwertet weiß

ich zugleich sofort, dass das Papier zu Informationszwecken nicht mehr benötigt wird, was man ja bei A4-Seiten ohne wenigstens drauf zu schauen nicht immer sofort sagen kann.

Übrigens waren die Haufen früher größer, weil die Firmen mehr auf Papier rundschicken. Jetzt bekomme ich von den etwa hundert+ Verteilern höchstens noch von einer Handvoll Papier-Pressemeldungen. Nur nach CeBITten und IFAs steigt das Rohmaterial wieder.

Zurzeit verbrate ich zudem einen 500er Pack falsch gekauftes grünes Ökopapier. Material ist also genug da. Zumal ich nicht nur auf den Blättern notiere. Manchmal, wenn es ganz schnell gehen muss oder ich den Klemmblock nicht zur Hand habe, notiere ich Dinge auch auf der Rückseite geöffneter Briefumschläge.

Und meinen Einkaufszettel lege ich klassisch im iPhone als Notiz an. Da kann ich ihn wieder verwerten, außerdem kennt die Eingabefunktion nach ein paar Mal meine komischen Begriffe (Wochenwasser = Vorrat an Mini-Wasserflaschen für die Bagage).

Ein paar Worte noch zum Schreibwerkzeug: ich bevorzuge Füller oder Bleistift – Kugelschreiber nur, wenn nix anderes zur Hand ist.

Thomas Jungbluth

6.12.2014

Rentier im Kreisverkehr

LED ist überall. Die Technik ist so billig, dass alles, aber auch wirklich alles illuminiert wird: Schubladen innen, Küchenunterschränke an der Unterseite (sehr hübsch in pink), egal. Die Dinger sind hell und verbrauchen kaum Strom. Und so werden sie auch im Außenbereich für die Stadtverschönerung eingesetzt.

So zum Beispiel in Leverkusen: Neueste Errungenschaft ist ein Ball aus LEDs, der in der Mitte des Kreisverkehrs steht, wenn man aus Süden über die B8 in die Stadt fährt. Dort werden in der Mitte erbauliche oder werbliche Grafiken gezeigt, auf der Hinfahrt war es das Stadtlogo, auf dem Rückweg eine herzallerliebste Pixel-Weihnachtsmann-mit-Rentier-Grafik.

Thomas Jungbluth

6. Dezember 2014

Lärmquelle Internet

Mein Telefon ist stummgeschaltet. Immer. Einerseits habe ich so mehr Ruhe (und reagiere auf Anrufe und Mitteilungen, wenn ich dafür bereit bin) andererseits bin ich gehörlos – jedenfalls wenn meine Cochlea-Implantate abgeschaltet sind. Und gehörlose Menschen hassen es, wenn sie versehentlich Krach machen, ohne es selbst zu merken.

Kürzlich habe ich aus Neugierde die App “Plague” auf meinem Telefon installiert. Darin kann man Bilder und Texte posten, die sich viral weiter verbreiten sollen. Statt auf Freundschaften wie bei Facebook oder auf Followern wie bei Twitter basiert “Plague” aber auf räumlicher Nähe und zeigt mir Inhalte mehr oder weniger aus meiner Umgebung. Ich kann bei jedem Inhalt mit einem Wisch entscheiden, ob ich ihn weitergeben will oder nicht. (In 99,9% aller Fälle letzteres.) Damit sollen sich Inhalte viral verbreiten lassen, aber im Vergleich zu Twitter oder Tumblr haut mich das bei “Plague” Gezeigte bisher nicht wirklich vom Hocker – vielleicht weil der Massengeschmack bzw. der Geschmack des Nachbarn selten der eigene ist.

Des nachts las ich das Internet leer, während die Frau schon schlief, und schaute auch mal wieder bei “Plague” rein. Bis ich plötzlich merke, dass die Frau senkrecht im Bett sitzt und mich sehr böse anschaut. Der Grund dafür: “Plague” hat in voller Lautstärke ein Video abgespielt – automatisch, ohne dass ich noch irgendwo auf Play klicken müsste. Ich habe natürlich nichts gehört. Zuerst dachte ich, der Fehler läge bei mir und mache alles aus und leise, was ich am Telefon aus und leise machen kann. Bis sich ein paar Minuten später die Situation beim nächsten auf “Plague” geposteten Video wiederholte und die Frau erneut senkrecht im Bett sitzt und dabei aussieht, als würde sie gleich mit Gegenständen nach mir werfen. Sicherheitshalber schloss ich “Plague” wieder und wandte mich Twitter zu.

Ich glaube, ich werde “Plague” wieder vom Telefon werfen. Einerseits interessiert mich schon, ob das Konzept der App mit der Zeit doch irgendwie aufgeht. Andererseits: Eine App, die ignoriert, was ich an meinem Telefon einstelle, und sei es nur die Lautstärke, hat auf meinem Telefon nichts verloren.

Enno Park

6.12.2014

Monitore mit Werbung für Liebesfilme und Softdrinks an Gepäckwagen

Am Internationalen Flughafen in Guangzhou haben findige Designer eine neue Methode gefunden, um ihre Werbung unter die Leute zu bringen: Zwischen den Griffen der kleinen Gepäckwagen sind Monitore montiert, auf denen permanent Werbung läuft, permanent bewegen sich Dinge im Blickfeld des Reisenden.

Ich war ganz froh, dass ich einen Rucksack dabei hatte, und mir so keine Trailer für chinesische Liebesfilme in Kombination mit Werbung für energieinduzierende Softdrinks antun musste.

Katharin Tai

6. 12. 2014

Die traurigste Internetecke der Welt demonstriert das Rieplsche Gesetz

> Das so genannte **Rieplsche Gesetz** der Medien besagt, dass kein gesellschaftlich etabliertes Instrument des Informations- und Gedankenaustauschs von anderen Instrumenten, die im Laufe der Zeit hinzutreten, vollkommen ersetzt oder verdrängt wird. (Wikipedia)

Empirisches anekdotisches Beispiel: Internetecken wie hier in Bonn im CJD-Tagungshaus.

Felix Neumann

6. und 7.12.2014

Lowtech-Geocaching ohne GPS und Smartphone

A. ist mit einem alten Handy in Schottland unterwegs, das kein Internet kann, GPS natürlich schon gar nicht. Ich sitze in Zürich im Trockenen, habe geocaching.com und Google Maps offen (openstreetmap.org auch, aber das leistet in dem Fall nichts Zusätzliches) und steuere A. per SMS zu den Geocaches in seiner Umgebung.

(Wer anhand dieses Screenshots Vorurteile über Frauen und Orientierung entwickeln oder auffrischen möchte, dem sei versichert, dass meine Wegbeschreibungen im Allgemeinen von ausgezeichneter Qualität sind und echte Himmelsrichtungen enthalten. Ich drehe nie die Karte, benutze Navis nur in der Einstellung Norden-oben und wäre eine ideale Beifahrerin, wenn ich

nicht immer sofort einschlafen würde. Ich habe die abgebildete Stelle nur wegen ihrer größeren Unterhaltsamkeit ausgewählt. Kauft mein Buch! Und das von Aleks!)

Die Fernsteuerung klappt einigermaßen und scheitert nach dem ersten Cache eher am Wetter als an der Technik. Es wäre auf die Dauer allerdings ein teures Hobby; bei meinem Schweizer Prepaid-Mobilfunkanbieter kostet jede Nachricht 15 Rappen. Aleks hingegen ist mit einer irischen Prepaid-SIM (anderthalb Jahre nach dem Umzug, aus Trägheit) in Schottland. Man überlegt sich dann sehr gründlich, wie man eine Wegbeschreibung formuliert (oder versucht es zumindest, siehe oben). Andererseits lässt sich auf die Art ein Smartphone oder mindestens GPS-Gerät einsparen. Und so viele Outdoor-Aktivitäten für Fernbeziehungen gibt es ja auch wieder nicht.

Kathrin Passig

7. 12. 2014

Auch daheim: Überall LEDs!

Als die Schwiegermutter uns eine LED-Kerze eines ehemaligen Kaffee-Konzerns schenkte, lachten wir sie noch aus. Aber wie so oft: mit wachsender Erfahrung wächst die Einsicht in die Weisheit der Eltern. Und manchmal sieht man beschämt die Eltern early adoptend.

Unsere Weinachtsdekoration ist (fast) vollständig auf LED umgestellt: Große Kerzen in der Schale, große Kerzen an vormals brandschützerisch unmöglichen Orten, überall LED-Teelichte. Bisheriger technischer Höhepunkt: Laden in der Induktionsladeschale.

(Was noch fehlt: kommunizierende LED-Kerzen, die zentral per App gesteuert werden können.)

Felix Neumann

Dezember 2014

Softwareupdates & Datensicherung in der Autowerkstatt

Mein Auto war wegen einiger Routine-Kleinigkeiten (Winterreifen!) einen halben Tag in der Werkstatt. Auf der Auftragsbestätigung unterschrieb ich u. a. den folgenden, mir in dieser Form und in diesem Kontext neuen, fett und umrandet gedruckten Hinweis:

> „Das Fahrzeug wird, falls dies erforderlich ist, auf den aktuellen Softwarestand gebracht. Soweit technisch möglich, werden in diesem Zusammenhang Fahrzeugdaten temporär verschlüsselt gesichert. Unabhängig davon wird dem Auftraggeber dringend empfohlen, Daten und individuelle Einstellungen im Fahrzeug gemäß Betriebsanleitung zu sichern, um einen Datenverlust zu vermeiden. Durch die Softwareaktualisierung kann es auch zu Modifikationen der Gestaltung von Funktionsausprägungen kommen.“

Ich bin mir noch nicht sicher, was ich daran *so* interessant finde, dass ich auch vier Wochen später noch darüber nachdenke. Vermutlich aber am meisten meine eigene Verwunderung darüber, dass solche Hinweise nicht schon 20 Jahre früher aufgetaucht sind. Was war noch gleich das Gegenteil von Meta?

(Trotz des angeblichen Softwareupdates kann das verbaute Radio-CD-Dings aber auch weiterhin noch nichts mit Sonderzeichen in ID3-Tags auf selbstgebrannten CDs anfangen. Bis ich diese Fehlermeldung meinem Kundendienstwerkstattmenschen anvertraue, warte ich aber lieber noch weitere 20 Jahre.)

Frank Lachmann

2014-12-12

Uber am Morgen, Uber am Abend

Uber am Morgen: Der Wagen, den ich vom Hotelzimmer aus mit gepacktem Koffer bestelle, ist nur zwei Minuten entfernt. Fährt dann jedoch am Hotel vorbei und zum Flughafen, bleibt dort minutenlang. Ich versuche den Fahrer anzurufen, aber diese Uber-Anrufe wirken immer wie die allerersten Mobilfunkgespräche überhaupt. Hallo? – Hallo? – Hallo? Ja, ich bin in fünf

Minuten da. – Ist er dann auch, mehr als zehn Minuten nach der Bestellung. Das gibt eine richtig schlechte Sterne-Wertung, sage ich mir, aber der Fahrer bügelt es mit größtmöglichem Charme aus. Eine Frau hätte gerade vorher bei ihm ihren Pass vergessen, da wäre er nochmal zum Flughafen gefahren, um ihn ihr zu bringen, er hätte meinen Auftrag natürlich gar nicht annehmen dürfen oder ihn wieder zurückgeben müssen unter diesen Umständen, es täte ihm furchtbar leid. Aber er hätte ja schon gedacht, er müsse einfach leer nach New Haven zurückfahren, und dann kam plötzlich mein Auftrag rein... Ich hätte nie gedacht, dass dieses Windsor so groß ist. Viele Versicherungen hier, hm? Mann, da kann man richtig viel Geld verdienen hier. Und da sind wir schon, das war Ihre Fünf-Sterne-Fahrt! – Ich glaube von seiner Geschichte kein Wort, aber hey, der Typ war in Ordnung und soll von mir aus seine fünf Sterne kriegen.

(Wie ich gelesen habe, dürfen Uber-Fahrer nicht schlechter als vier komma fünf Sterne werden, sonst fliegen sie raus.)

Uber am Abend: Der Wagen ist elf Minuten entfernt, aber nachdem ich die Bestellung abgeschickt habe, bleibt er fünf weitere Minuten lang diese elf Minuten entfernt und das schwarze Auto auf dem Display rührt sich nicht von der Stelle. So langsam dämmert mir, dass diese schwarzen Auto-Icons gar nicht lauernde Uber auf Schleichfahrt sind, sondern wahrscheinlich Familienväter, die zuhause vor dem Fernseher sitzen und wenn die Bestellung eingeht, in Schuhe und Mantel schlüpfen und zu ihrem vor dem Haus parkenden Wagen gehen. Das Auto kommt äußerst stockend vorwärts und ich frage mich, ob das an dem schlechten Funkempfang hier in der ländlichen Gegend liegt, das Auto also nur sehr sporadisch seine Position an die Uber-Server durchgeben kann, so dass ich nur sehr gelegentliche und ruckartige Updates bekomme.

Als der Wagen nach zwanzig Minuten angekommen ist und ich einsteige, seh' ich den wirklichen Grund sofort. Der Fahrer, freundlich aber sichtlich überfordert, hält sein Uber-Telefon in der Hand, während er fährt. Und er hat nicht besonders viel Übung damit. Er versucht zuerst, mit Blick auf den Bildschirm, von dem Firmenparkplatz herunterzukommen, der auf seiner

Karte gar nicht verzeichnet ist, was auf ziemlich jämmerliche Weise scheitert. Er entschuldigt sich und ich übernehme die Führung, lotse ihn von dem Parkplatz herunter, während er weiterhin ungläubig auf sein Display schaut. Die Fahrt zu meinem Ziel, dem Bahnhof von Windsor/Connecticut, verläuft ebenso stockend wie vorher sein Weg zu mir, den ich auf dem Display verfolgt habe. In der Ortsmitte verpasst er die Abzweigung zum Bahnhof, ruckelt noch hundert Meter weiter und die Navigationsstimme fordert ihn auf, einen U-Turn zu machen – ist okay, ist okay, lassen Sie mich einfach hier raus; er entschuldigt sich noch einmal und verschwindet dann in der Nacht.

Ich beschließe, zum ersten Mal nun wirklich keine fünf Sterne zu vergeben sondern drei, und hinterlasse einen Kommentar in der App. »Kaufen Sie sich bitte einen Halter für Ihr Uber-Telefon und üben Sie ein bisschen damit. Danke für den freundlichen Service.«

Am nächsten Morgen bekomme ich eine e-mail von *Susan at Uber* (Name geändert), in der sie sich für die Unannehmlichkeiten entschuldigt. Man habe meinen Kommentar an den Fahrer weitergeleitet und werde dafür sorgen, dass alle Uber-Fahrten so professionell und reibungslos verlaufen, wie ich das erwarte.

Ich habe ein schlechtes Gewissen, dass ich womöglich einem Familienvater seinen Nebenverdienst zerstört habe.

André Spiegel

14.12.2014

Ultralate Adopting: 112 Jahre nach Markteinführung fahre ich zum ersten Mal mit einem Autoaufzug

Ich fahre zum ersten Mal (auf dem Beifahrersitz) mit einem Autoaufzug in eine Tiefgarage.

Autoaufzüge gibt es nicht gerade erst seit gestern, aber für mich ist es eben das erste Mal. Der Besitzer des Autos hat den Tiefgaragenplatz unter anderem gemietet, weil es dort eine Drehstromsteckdose zum Aufladen seines bereits bestellten, aber noch nicht gelieferten Elektroautos gibt.

Was 33 Fußgänger gleichzeitig in der Tiefgarage wollen könnten, bleibt offen, aber es ist die Schweiz: Vielleicht liegt unter der Garage ein Atombunker mit 1000 Plätzen.

Kathrin Passig

17.12.2014

Wunschmusikbeschaffung beim Radio

Ich bin zu Gast beim temporären Radio Sender der Künste, darf mir Musik wünschen und frage hinterher, wie die Wunschmusik der Gäste herbeigeschafft wird. Erste Anlaufstelle ist die Festplatte des Moderators, danach wendet man sich an Spotify (Premium-Account), und was es dort nicht gibt, wird bei Youtube gesucht. Es ist auch jemand mit einem Plattenspieler anwesend, der aber für die Musikwunschbefriedigung keine Rolle zu spielen scheint. Der Radiosender bezahlt für die eine Woche seiner Existenz eine Pauschalgebühr von 500.- CHF an die Schweizer Abrechnungsstelle SUISA, muss dort aber keine Playlists einreichen.

Ergänzungen von Radiomitbetreiber Michael Eugster: „Theoretisch könnte man ne Playlist angeben. Sie haben in einem anderen Jahr mal nur Musiker-Kollegen angegeben. Die sehen von diesen 500.– keinen Rappen. Das verschwindet alles in einem Musik-Pot und wohl in Verwaltung. Ansonsten Musik: Wir kaufen Musik hauptsächlich bei iTunes. Weitere Quellen sind Soundcloud (kann man easy auch mit nem DownloadHelper runterladen), Grooveshark (gibt ein Programm namens Groovesquid zum Download) oder halt via Torrent (TPB). Ist ja bei uns quasi legal. Hab mir aber als persönliche Regel gemacht, gute Musik immer zu kaufen. Student hin oder her.“

Kathrin Passig

Dezember 2014 – Dezember 2013 – Dezember 2012

Vor der Zentralheizung und nach dem Handygebrauch

Der dritte Winter in einem alten Haus ohne Zentralheizung steht bevor.

Im ersten Winter hatte ich mich der Holzbestellung des Nachbarn angeschlossen. Darüber, dass in seinem modernen Schwedenofen weitaus grössere Scheite Platz haben als in meinen alten Zimmeröfen, machte ich mir erst Gedanken, als die Lieferung schon stattgefunden hatte. Ich liess die Hausaxt schleifen und erlernte die Technik des Holzspaltens.

Im zweiten Winter bestellte ich über eine Internetplattform (www.brennholzkaufen.ch). Per Mail erhielt ich eine Bestellbestätigung mit den Kontaktdaten des Lieferanten; per Telefon vereinbarte ich einen Liefertermin; per Traktor kam das Holz vom Land in die Stadt; bezahlt wurde bar auf die Hand. Länge und Breite der Scheite passten. Vor drei Wochen wollte ich beim selben Lieferanten Nachschub bestellen und tat dies, wie empfohlen, wieder über die Internetplattform (anstatt direkt-telefonisch). Als ich auch vier Tage später keine Bestätigung erhalten hatte, gab ich eine zweite Bestellung auf, bei einem anderen Lieferanten. Die Bestätigung war wenige Minuten danach auf meinem Bildschirm; per Mail vereinbarten wir einen Liefertermin; das Holz kommt im Januar 2015.

Seit einigen Tagen versucht mich eine in meinem Adressbuch nicht gespeicherte Nummer immer wieder zu erreichen. Anrufe unbekannter Nummern nehme ich grundsätzlich nicht an; Anrufe bekannter Nummern eigentlich auch nicht (ich brauche das Handy, ein Nokia zweiter Generation, nur für SMS). Gestern dann hinterlässt der Unbekannte eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter: Lieferant 1, der meldet, er bringe mir ja übermorgen drei Ster Holz und müsse noch wissen, ob er Buche und Laubholz gemischt aufladen dürfe. Per Mail teile ich ihm mit, dass ich vergeblich auf eine Bestellbestätigung gewartet und inzwischen eine andere Bestellung platziert habe.

Franziska Nyffenegger

18.12.2014

Bilder von hier nach da befördern: ein nicht vollständig gelöstes Problem

Ich wähle 55 Familienfotos aus dem letzten Jahr aus, lade sie bei Rossmann hoch und bestelle sie in dreifacher Ausfertigung als Weihnachtsgeschenk für die Omas und für uns.

Ich zahle per Lastschrift und freue mich auf die Post. Anscheinend haben die Fotos nicht in den Briefkasten gepasst, deswegen finde ich dort nur einen Abholschein für die Postfiliale. Die ist aber weit und ich habe keine Lust mich dort anzustellen. Ich habe außerdem noch Zeit. Also schreibe ich an den Kundenservice und bitte darum, dass sie mir die Fotos, wenn die Post sie zurückgeschickt hat, weil ich sie nicht abgeholt habe, in die Rossmann-Filiale auf der Schönhauser Allee senden. Ich denke dabei an die Rossmann-Filiale in meiner Nähe, vergesse aber, dass es noch zwei weitere Rossmanns auf der Schönhauser Allee gibt.

Nach zwei Wochen schreibt mir der Kundenservice, dass sich meine Fotos nun in der Filiale befinden würden, allerdings in der weit entfernten, in genau dem Gebäude, wo sich auch die Post befindet. Meine Fotos liegen nach dem Hin- und Hergeschicke nun also eine Etage höher als vorher.

Eine Woche später mache ich mich schweren Herzens auf den Weg in diese Filiale. Da es nun kurz vor Weihnachten ist, ist es dort sehr voll. Ich suche im Regal nach meinen Fotos, dort, wo auch die anderen Kunden ihre bestellten Fotos erhalten. Aber meine Fotos sind nicht dabei. Es ist zu voll dort und ich habe keine Lust, eine Verkäuferin zu fragen, ich sehe auch keine und es kommt mir ganz aussichtslos vor, mit einer ins Gespräch zu kommen.

Ich gehe wieder nach Hause, schreibe erneut an den Kundenservice, dass ich meine Fotos nicht gefunden hätte, und bitte darum, mir die Fotos an den Rossmann in meiner Nähe zu schicken. Der Kundenservice antwortet, das sei aus logistischen Gründen nicht möglich, und die Fotos befänden sich nicht bei den anderen Fotos im Regal, sondern im Büro der Filiale.

Meine Schwester ruft an und bittet darum, sich unseren Beamer für ein Fotoshooting ausleihen zu dürfen. Sie holt sich den Beamer ab und kommt am nächsten Tag wieder, weil das Verbindungskabel nicht in ihr altes Macbook passt. Ich gebe ihr mein altes, halb kaputtes Sony-Vaio-Notebook, damit sie den Beamer dort anschließen kann.

Als weitere Lösungsvorschläge fallen uns noch ein:

Einen neuen Beamer kaufen und nach dem Shooting zurückgeben, bei Gravis einen Adapter für das Kabel, bzw. ein passendes Kabel kaufen und den/das nach Gebrauch wieder zurückgeben. Da meine Schwester auf dem Weg zu Gravis bei Rossmann vorbeikommt, bitte ich sie, dort meine Fotos für mich abzuholen, damit ich da nicht noch einmal hin muss.

Sie verspricht es und will nach zwei Tagen wieder zu mir kommen, mir mein altes Sony Vaio, den Beamer und die Fotos bringen. Am Abend rufe ich sie an, um zu wissen, ob der Adapter passt und sie meine Fotos bekommen hat. Der Adapter passt, aber sie hat es noch nicht geschafft, dass der Beamer die Bilder aus ihrem Macbook auch überträgt.

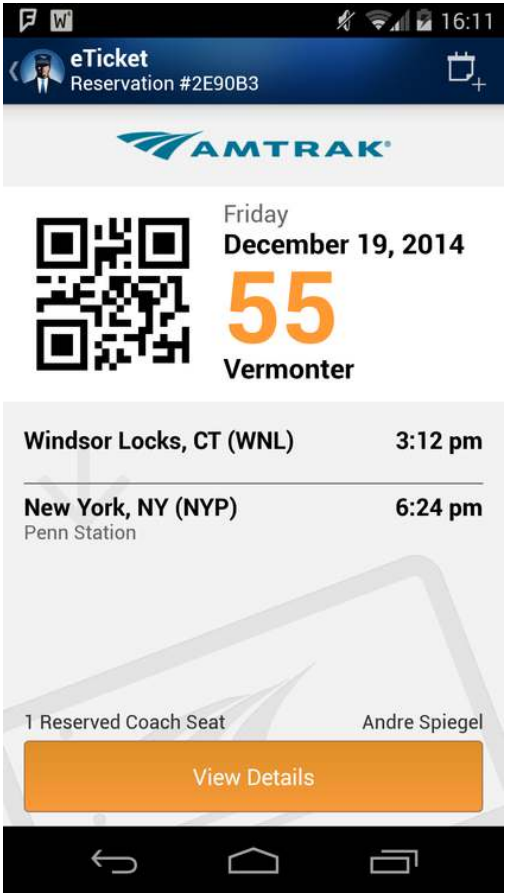
Die Fotos hat sie noch nicht, denn bei Rossmann war es zu voll und sie ist, wie ich, gegangen, ohne eine Verkäuferin anzusprechen. Sie verspricht aber hoch und heilig, wieder hinzugehen und meine Fotos da rauszuholen. Heute nachmittag kommt sie mich besuchen, und ich bin gespannt, ob sie die Fotos dabei hat und ob es mit dem Beamer geklappt hat.

Ruth Herzberg

2014-12-19

Lucky Luke und die Fahrkartenkontrolle

Die Fahrkartenkontrolle bei Amtrak hat mich schon immer mit ihrer Geschwindigkeit verblüfft. Die Schaffner benutzen iPhones, die in einer Hülle mit integriertem Scanner stecken, und die Art, wie sie damit den QR-Code einer Fahrkarte scannen, kann man nur als »aus der Hüfte« bezeichnen. Es geht so schnell, dass nicht mal Lucky Luke mitkäme.



Dieses Mal habe ich den Schaffner nicht kommen gehört. Er steht neben mir und sagt »Tickets«. Ich schalte auf dem Telefon, das ich natürlich bereits in der Hand habe, auf die Amtrak-App um. Währenddessen fragt er mich, wie man meinen Namen buchstabiert. Ich antworte und strecke ihm im sel-

ben Moment mein Display mit dem QR-Code entgegen, aber er hat meinen Namen bereits in sein iPhone eingegeben, mein Ticket dadurch gefunden, akzeptiert und entwertet.

André Spiegel

20.12.2014

Ein neues Wort taucht auf, und schon nach sechs Jahren merke ich es auch

„Kaufverträge mit einem Fingertipp abschließen“ steht da. (Der Text ist durch die Passantin verdeckt, weil die Werbung auf dem Screen wechselt, so dass ich länger auf ihr nächstes Auftauchen warten müsste, als mein Zug noch im Bahnhof stehen wird.) Es ist meine erste Begegnung mit diesem Wort und auch das erste Mal, dass ich solche Werbung überhaupt mit einer anderen Formulierung als „mit einem Klick“ wahrnehme. Ich habe allerdings geschlafen oder zu wenig Werbung gesehen, denn die Formulierung „mit einem Fingertipp“ hat 40.000 Googletreffer, in nennenswerten Mengen taucht sie (laut Google-Suche in eingeschränkten Zeiträumen) ab 2008 auf.

Kathrin Passig

2003–2014

Viel Strahlung, viel gut!

Unser Kind ist gut ein Jahr alt und wir brauchen ein Babyfon. Informiertere Freunde versichern uns, dass Babyfons vor allem eine Eigenschaft haben: ihre Reichweite ist gering, meist sogar weniger. Die Geräte haben viele Leuchtdioden, haben Design, sind strahlungsarm und umweltverträglich, aber ermöglichen es uns nicht, im Wirtshaus gegenüber ein Feierabendbier zu trinken.

In einem früheren Leben war ich Funkamateur und daher ist mir eines klar: Nur Sendeleistung hilft. Viel Strahlung, viel gut! Das Böse an der Strahlung verringert sich exponentiell mit dem Abstand – daher sollte ein gutes Babyfon hohe Sendeleistung und eine gute Antenne haben. Das Mikrofon sollte an einem langen Kabel hängen, damit der Sensor zum Baby und der Sender ans Fenster kann.

Die leistungsfähigsten Funkgeräte, die es ohne Lizenz gibt, sind die PMR-Funkgeräte. Mit einer Leistung von 500 mW erreichen sie Reichweiten zwischen 200 m und 5 km. Man bekommt sie in jedem Baumarkt und beim Discounter. So ein Funkgerät hat immer auch eine Sprachaktivierung, die

VOX-Funktion, die es zum Beispiel Motorradfahrern ermöglicht, automatisch auf Sendung zu gehen, wenn sie sprechen, ohne dabei eine Sendetaste zu drücken.

Nach dem Kauf war schnell klar, dass die VOX-Funktion so unempfindlich ist, dass die Nachbarn schon die Polizei wegen des Geschreis geholt haben, bevor die VOX-Funktion auf Sendung geht. Wenn sie dann mal auslöst, ist die Mikrofonempfindlichkeit so gering, dass man nicht unterscheiden kann, ob das Kind weint oder die Klospülung gurgelt. Nach einigen Experimenten mit externen Mikrofonen geht das Funkgerät-Babyfon gerade so noch als funktionsfähig durch. Im praktischen Einsatz zeigt sich, dass wiederholtes Knirschen, Rauschen und Knarzen bedeutet, dass das Kind wach ist.

Im Netz finde ich den Hinweis, dass viele PMR-Geräte baugleiche Elektronik haben und dass bei einigen Modellen Widerstände (für 0,2 ct/Stück) eingespart werden. Mit Hilfe einer Bastelanleitung erhöhe ich die Mikrofonempfindlichkeit durch den Tausch einiger Widerstände im Funkgerät erheblich.

Inzwischen ist unser zweites Kind da und ich baue in das Mikrofonkabel eine zusätzliche 3.5 mm Klinkenbuchse für ein zweites Mikrofon ein. Es stellt sich heraus, dass das knallgelbe Karaoke-Mikrofon des Kinderkassettenrecorders am besten funktioniert.

Mit diesem Setup haben wir zwei Kinder in österreichischen Stahlbeton-Hotels vom dritten Stock im Nebengebäude bis in die Bar im Keller des Hauptgebäudes, von unserer Wohnung bis in das Wirtshaus gegenüber (ca. 50 m), vom Ferienhaus in Sardinien bis zum Strand (ca. 300 m) und vom Zelt bis zu den Waschräumen am Campingplatz (100 m) überwacht. In anderen Worten: eine fast perfekte Lösung, wenn die immer noch schlechte Tonqualität nicht wäre.

Seit etwa 2007 habe ich das Babyfon um einen lieblos zusammengebauten Mikrofonverstärkerbausatz von Conrad an einer 9V Blockbatterie erweitert. Jetzt hört man das Husten eines Flohs und kann Genörgel deutlich von entschiedenem Weinen unterscheiden.

Damit nutzen wir nun je nach Bedarf vier beliebige PMR-Funkgeräte ohne Umbau. Die Empfindlichkeit ist so hoch, dass ein Gerät im Flur genügt, um alle mittlerweile fünf Kinder zu überwachen.

Beim Strandurlaub 2014 liegt das Funkgerät mit Vorverstärker auf dem Balkon vor dem Babyzimmer und das Mikrofon am Reisebett. Ein Gerät haben die großen Kinder am Steg dabei und eines liegt bei uns am Strand. Wenn ein Kind zum Appartement hochgeht, um die Flossen zu holen, können wir hinterherfunken, dass es die Butterkekse mitbringen soll. Das schlafende Baby bekommt davon nichts mit, da durch den Mikrofonstecker in der Buch-

se der Lautsprecher abgeschaltet ist. Leer werdende Batterien bemerkt man leider nicht, und hin und wieder hört man einen Segellehrer auf derselben Frequenz. Damit werden wir wohl leben müssen.

Georg Passig

17. bis 21. Dezember 2014

Die Tücken der Packstation

Ich habe zwei Bücher bei amazon bestellt. Mir vollkommen unerschließlich verschickt amazon die Bücher am gleichen Tag in unterschiedlichen Sendungen an die Packstation. Ich kriege von der DHL zwei SMS, dass meine Sendungen an der Packstation eingetroffen sind und zwei Tage später eine weitere SMS, dass meine Sendungen jetzt schon seit zwei Tagen in der Packstation liegen.

Also begebe ich mich zur Packstation gebe die PIN ein und öffne das erste Fach, ziehe die Sendung raus, schmeiße das Fach zu und begebe mich zurück zum Touchpad, um die nächste Sendung aus einem anderen Fach zu holen. Denke ich. Leider gibt es keine Sendung in einem weiteren Fach. Ich gehe nach Hause und denke, die weitere Sendung sei halt noch nicht da. Bis mir einfällt, dass unterschiedliche Sendungen gelegentlich auch in einem Fach liegen und es im Weihnachtsgeschäft auch viel mehr Sinn hat, mehrere Sendungen in einem Fach unterzubringen.

Ich gehe davon aus, dass die Sendung jetzt einfach wieder zurück an den Absender geht, aber in einer google-Gruppe wird sogar davon ausgegangen, dass der Paketzusteller einfach munter neues Zeug in die Packstation legen kann und meine Sendung deswegen evtl. von jemand anderem mitgenommen werden kann. Jedenfalls bestelle ich das Buch noch mal bei amazon und hoffe, dass es bis Dienstag da ist.

ellebil

2004–2014

Musik im Auto

Nach vielen Jahren mit Carsharing fahre ich mit 31 Jahren mein erstes eigenes Auto. Es hat ein Blaupunkt-Autoradio ohne Kassettendeck von ca. 1978, das aus dem Ex-Zweitauto meiner Eltern ausgebaut wurde. Ab 2006 fahre ich dann das Ex-Erstauto meiner Eltern. Es hat auf der Rückbank Platz für drei Kindersitze und bekommt bei uns das Gnadenbrot bis 260.000 km. Das Radio hat nun auch ein Kassettendeck und ich kaufe mir dafür eine Modulatorkassette mit Kabel dran, um unseren schlecht funktionierenden MP3-Player "ARCHOS Jukebox" anzuschließen. Der Klinkenstecker hat einen Wackelkontakt, nur der rechte Kanal geht.

Kurz darauf geht die Jukebox kaputt, und ich kaufe einen gebrauchten iPod mit zusätzlichem externen Funkmodulator, mit dem der Ton zum Radio gesendet wird. Man stellt das Autoradio auf den richtigen Sender ein, und der iPod sendet die Musik. Das funktioniert so schlecht, dass ich nach einer Bastelanleitung aus dem Netz einen langen Draht als externe Antenne an den Modulator anschließe.

In meiner Musiksammlung sind nun Hunderte kurze Musikstücke, die zum Beispiel "103.35" heißen und aus einer kurzen Tonfolge bestehen, die den iPod-Modulator auf diese Frequenz programmiert. Im Shufflebetrieb stolpert man hin und wieder aus Versehen über ein solches "Musik"stück, der Sender programmiert sich um und die Musik ist weg.

Leider endet der Musikgenuss mit der Akkulaufzeit, aber einen Teil der Urlaubsfahrt kann man damit immerhin abdecken.

Seit 2010 hat unser aktuelles Auto 230 V an Bord, und die Akkulaufzeit ist kein Thema mehr – die schlechte Funkverbindung schon. Auch heuer kommt der Ipod wieder mit und wird direkt an den AUX-Eingang des Radios angeschlossen. Den Strom liefert nun ein USB-Ladekabel für das Auto.

Als ich alles kurz vor Abfahrt in den Urlaub teste, stellt sich heraus, dass der Akku des iPod komplett hinüber ist. Der kurze hohe Stromverbrauch beim Start der Festplatte wird nicht vom Ladekabel abgedeckt, und der iPod stürzt zuverlässig beim Booten ab.

Wieder keine Musiksammlung dabei auf der langen Fahrt. Da fällt uns ein, dass die Sammlung ja auch auf dem iPhone liegt und dort unscheinbare 3% des Speichers belegt. Im Shufflebetrieb kommen immer wieder die “103.35” Musikstücke, die wohl mit auf das iPhone umgezogen sind.

Georg Passig

20. Dezember 2014

Per iPad fernsteuerbare Tonmischpulte sind in der Provinz angekommen

Im neuen Taunussteiner Jugendzentrum ist „Rock around the Christmas Tree“, und ich bin gekommen, um die Spaß-Metalband eines Freundes (mit dem großartigen Namen „Metalohrentzündung“) endlich live zu sehen. Die technische Ausstattung des Konzerts ist für ein Jugendzentrum insgesamt beeindruckend und auf dem neuesten Stand – LED-Scheinwerfer, ein Dutzend frei schwenkbare Effektlichter, ein komplett mikrofoniertes Schlagzeug. Die Stadt hat sich beim Neubau anscheinend nicht lumpen lassen.

Mir fällt auf, dass der Tonmischer während des Konzerts sein Mischpult verlassen hat und plötzlich nur noch wenige Meter zu meiner Linken steht, mit einem iPad-Mini in der Hand. Als ich näherkomme sehe ich, dass er auf dem Tablet den Summen-Equalizer des Klangs, der aus den Boxen dröhnt, manipuliert. Auf Nachfrage schaltet er den Screen um und zeigt mir, dass er mithilfe seiner App das komplette Pult (der Vollständigkeit halber: ein Behringer X32) von jedem Punkt im Raum fernsteuern kann. Als ich einige Minuten später am hinteren Ende des Raums stehe, sehe ich, wie sich die Fader gelegentlich wie von Geisterhand bewegen.

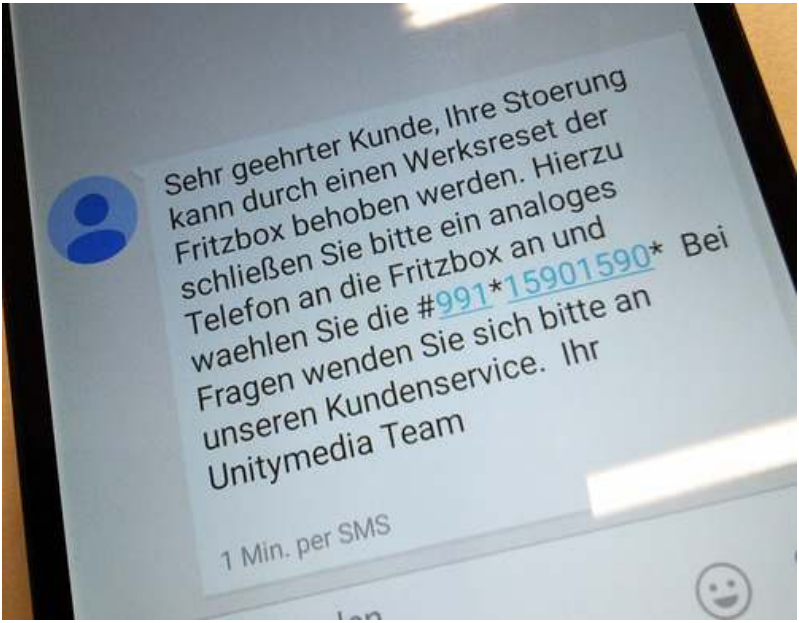
Ferngesteuerte, digitale Mischpulte in Studios habe ich schon gesehen, aber in einem Konzertkontext bekommt das ganze eine neue Dimension. Das übliche Problem des „am Mixing Desk war der Sound super, schade, dass ihr das direkt vor der Bühne nicht so empfunden habt“ wird deutlich geringer, wenn der Mixer sowohl während des Soundchecks als auch während des Konzerts überall im Raum herumwandern und nachjustieren kann, ohne sich auf Urteil und Zurufe von Dritten verlassen zu müssen.

Nach dem Konzert schätzt der Tonmischer, dass die Technik schon seit etwa vier Jahren Usus ist und von großen Bands überall angewandt wird. Was mich erstaunt, ist, dass sie inzwischen auch den Weg in Kleinstadt-Jugendzentren gefunden hat.

Alexander Matzkeit

23. 12. 2014

Das analoge Telefon im Haus erspart den Telefonmann



Mein Internet stottert. Es liegt am Provider, nicht am Endgerät, also schreibe ich per Webformular meine Beschwerde. Am übernächsten Werktag erhalte ich eine SMS-Bestätigung, daß mein Anliegen angekommen sei. Noch einen Tag später eine weitere SMS, die (als wäre nicht schon genug Legacy-Technik durch die SMS selbst involviert) mitteilt, daß ich mein Problem einfach selbst beheben könne – alles was ich brauche, ist ein analoges Telefon.

Felix Neumann

23.12.2014

Wie ich einen neuen Rechner aufsetzte

Nach sieben Jahren mit dem alten habe ich nun einen neuen Rechner, wieder ein Laptop von Apple. Haben tue ich ihn eigentlich schon seit zwei Wochen, doch bislang fürchtete ich mich vorm Rechneraufsetzen, zu dem ich Mitmenschen regelmäßig ganze Wochenenden verschwinden sehe.

Jetzt habe ich Urlaub und frei, ich gebe mir den nötigen Ruck. Back-ups mache ich ohnehin mit kleinkarierter Regelmäßigkeit, ich mache dennoch vorsichtshalber noch eines auf einer externen Festplatte.

Die papiererne Kurzanleitung des Geräts begrüßt mich auf dem Titel mit „Hallo.“, was tatsächlich eine Wirkung hat, wie sie durch das „Don’t panic“ auf dem *Hitchhiker’s Guide to the Galaxy* beabsichtigt ist. Diese Anleitung weist mich an, den Rechner einzuschalten, dann werde mich ein Assistent durch alles Nötige führen. Das ist tatsächlich einfach gemacht, ich kämpfe lediglich mit der völlig anderen Empfindlichkeit des Touchpads, das meine Tipper nicht als Clicks erkennen will.

Sobald ich den neuen Rechner im heimischen WLAN habe, starte ich anweisungsgemäß auf dem alten Rechner ein Programm namens Migrationsassistent. Nachdem ich ein paar Zustimmungen erteilt habe, werden Inhalte und Einstellungen des alten über das WLAN auf das neue Laptop übertragen. Das dauert knapp vier Stunden, in denen ich etwas anderes machen kann.

Damit ist der neue Rechner aufgesetzt und ich kann ihn bedienen. Ich erschrecke zwar, als ich meine Ordner „Musik“ und „Bilder“ nicht mehr sehe, finde aber heraus, dass es sich um eine reine Darstellungsänderung handelt. Nun muss ich nur noch herausfinden, welche neuen, eigenständigen „Services“ das aktuelle Betriebssystem mir unterjubeln möchte (iphoto rupfe ich als ersten aus), dann war’s das.

die Kaltmamsell

23.12.2014

Meine Mutter findet JETZT ABER WIRKLICH heraus, wie man das iPad ausschaltet

Das iPad meiner Mutter möchte ein Update installieren, sagt meine Mutter. Sie hat mit dem Bestätigen vorsichtshalber gewartet, bis ich da bin. Ich bin zu faul, danach zu suchen, wie man das macht, und möchte stattdessen das iPad aus- und wieder einschalten, in der Hoffnung, dass sich das Update dann entweder von allein installiert oder zumindest eine Aufforderung erscheint.

Ich betätige den Hardware-Ausschalter. Auf dem Display erscheint ein „Ausschalten"-Schiebeschalter. Den betätige ich auch. „Ah", sagt meine Mutter, „das hab ich noch nie gemacht." Seit sie vor fast einem Jahr erfahren hat, dass man das Gerät überhaupt ausschalten kann, hat sie offenbar immer, wenn ich sie telefonisch dazu aufgefordert habe, nur den Hardwareschalter gedrückt, dann aber nicht bestätigt. „Dann hab ich es wohl noch gar nie abgeschaltet", sagt sie. Sie besitzt das iPad seit knapp zwei Jahren.

Ein Problem war das anscheinend nicht. Die Störungen, bei denen ich ihr mit „hast du es schon mal aus- und wieder eingeschaltet?" helfen wollte, müssen sich von allein behoben haben. Auch im Techniktagebuch-Redaktionschat ist man der Meinung, dass man ein iPad nur ein einziges Mal starten muss. Es sei ja schließlich kein Windows-Rechner.

Kathrin Passig

Weihnachten 2014

Der Panic Button hält, was sein Name verspricht

Im Augenblick düsen wir mit einem Mietwagen durchs Land. Bei diesem handelt es sich um einen unauffälligen VW Jetta mit einem total egalen Motor in der langweiligsten aller Farben: silber. Dieses Auto hat eine Fernbedienung

im Schlüssel, so wie es viele Autos haben. Und diese Fernbedienung hat drei Tasten, die im großen und ganzen das tun, was man von ihnen erwartet, wenn auch etwas umständlich. Die eine öffnet das Auto, wenn auch nur die Fahrertür. Um alle Türen zu öffnen, muss man die Taste zweimal schnell hintereinander drücken. Eine weitere Taste schließt das Auto, allerdings nicht ohne vorher noch mal sehr penetrant kurz zu hupen. Die dritte Taste öffnet den Kofferraum, allerdings muss man sie dafür etwas länger gedrückt halten, als man es erwarten würden. Bis auf das kurze Hupen gibt es also nichts, was meinen Puls irgendwie anheizen könnte. Wäre da nicht eine vierte Taste auf der Fernbedienung. Diese ist rot und an der Seite angebracht. Dort, wo man keine Taste erwartet. Auch fühlt man diese Taste kaum mit dem Finger wie die anderen Tasten, denn sie ist nicht abgesenkt wie die anderen Tasten. Der Name dieser Taste ist mit “Panic Button” sehr passend gewählt, denn wenn man diese Taste drückt, befindet man sich sofort im Zustand höchster Panik: Sie löst ohne weitere Vorwarnung die Alarmanlage aus. Das Auto beginnt wie wild zu hupen und zu blinken. Bereits vier Mal ist mir das Kunststück gelungen, diese Taste beim Herausziehen des Schlüssels aus dem Schloss oder einfach nur beim Halten des Schlüssels versehentlich zu drücken. Nun könnte man vermuten, dass ein weiterer Druck auf diese Taste die Alarmanlage wieder ausschaltet, aber dann wäre der Name nicht mehr ansatzweise so passend und müsste “Panic/Unpanic Switch Button” oder ähnlich lauten. Denn nur eines hilft, um das wilde Gehupe und Geblinke wieder zu beenden: ein Druck auf die Öffnen-Taste. Das allerdings nur, wenn der Schlüssel nicht gerade im Zündschloss steckt. Dann muss man den Schlüssel erst aus dem Schloss ziehen und dann die Öffnen-Taste drücken. Außer natürlich, man hat vergessen, die Automatik in den Parken-Modus zu schalten. Dann kann man den Schlüssel nicht abziehen, sondern muss erst die Zündung anschalten, Automatik auf Parken stellen, Zündung wieder ausschalten, Schlüssel abziehen, Öffnen-Taste drücken, den langsam abklingenden Schmerz in den Ohren genießen. Eigentlich ganz einfach.

Der nächste Jetta wird übrigens eine Funktion haben, die unverzüglich den Airbag auslöst und das Fahrzeug als gestohlen meldet, sobald man den Schlüssel mit etwas zu kalten Fingern berührt.

Max von Webel

2014-12-24

Zeitkapsel Spielzeugsmartphone

Mein Sohn, gerade ein Jahr alt, bekommt zu Weihnachten ein Spielzeugsmartphone geschenkt. Die Vorderseite besteht aus einem nachgeahmten Touchscreen mit insgesamt achtzehn Folientasten. Sechzehn davon sind Icons für Apps. Dazu kommen am unteren Rand eine grüne und eine rote Taste mit Telefonhörersymbol für die Anruffunktion. In der Mitte zwischen diesen beiden Telefontasten ist eine weiße Signalleuchte. Beim Druck auf eine der achtzehn Tasten wird jeweils ein etwa zwei Sekunden langes Audiosample abgespielt und die Signallampe leuchtet auf. Bei vielen, aber nicht allen der Tasten ertönt eine fröhliche, aufmunternde, kindgerechte Frauenstimme, bei anderen sind nur Geräusche zu hören.

Calendar – »Today is gonna be a great day«

Camera – Verschlußgeräusch mit anschließendem Filmtransport durch Elektromotor

Video – »It's movie time!«

Mail – Elektronisches Ding-dong. »You've got mail!«

GPS – »You've arrived at your destination«

Weather – »It's nice outside today!«

Clock – Piepsen eines Digitalweckers aus den achtziger Jahren: tu-tu-tu-tut (Pause), tu-tu-tu-tut (Pause), tu-tu-tu-tut (Pause) »It's time to wake up!«

Games – »[Kicherlaut] This is gonna be fun!«

Music – kurzes Motiv einer Synthesizer-Flöte

Chat – Ding-Dong (kurz) »Hey! What are you doing?« (Betonung auf *doing*.)

Calculator – Geräusch des Tippens auf den mechanischen Tasten eines Taschenrechners

Travel – Mehrstimmiger Gong, Ansage/Stimmengewirr wie auf einem Flughafen, »Let's go!«

Notes – Geräusch eines kratzenden Bleistifts auf Papier

Taxi – Tut-Tuut! (Geräusch einer etwas heiseren Autohupe)

Food – Geräusch von Metallbesteck auf Porzellan, asiatisches Stimmengewirr im Hintergrund

Shopping – Rattern und Klingeln einer Registrierkasse

Grüner Telefonhörer – Zweimaliges Detektiv-Rockford-Klingeln. »Hi! How are you?«, wobei in das *How are you* ein leichtes Lachen einmoduliert ist

Roter Telefonhörer – »Bye-bye!«

André Spiegel

24.12.2014

Weihnachtsgeschichte vom iPad, ein Experiment

Ich schlage meinem Vater vor, er könnte die Weihnachtsgeschichte doch vom iPad ablesen, denn dann könnte man statt der katholischen Einheitsübersetzung („In jenen Tagen erließ Kaiser Augustus den Befehl, alle Bewohner des Reiches in Steuerlisten einzutragen.“) die überarbeitete Luther-Fassung von 1912 nehmen („Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kai-

ser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde.“) Als er merkt, dass der Text nicht etwa ausgedruckt werden soll, äußert er Skepsis: Der Luther-Text passe nicht richtig zum iPad, beziehungsweise umgekehrt. Ich wende ein, dass aus Luthers Sicht unsere Paperback-Bibel nicht wesentlich weniger Hightech enthält, und dann fällt auch meinem Vater wieder ein, dass Luther dem Buchdruck aufgeschlossen gegenüberstand, und er willigt ein.

Beim Vorlesen war bisher immer ein Problem, dass es bei Kerzenlicht eigentlich zu dunkel ist und die Schrift in der gedruckten Bibel zu klein. Das iPad löst beide Probleme, bringt aber neue mit sich, denn weil mein Vater es sonst nie benutzt, fasst er es zum Scrollen falsch an und landet ganz woanders. Außerdem hätte ich ihm die Schrift noch größer einstellen sollen.

Gleichzeitig ist es das Jahr, in dem meine Eltern erstmals LED-Christbaumkerzen statt echter Kerzen verwenden. Hier wäre ich konservativer gewesen. Wenigstens sind es kabellose Kerzen mit Fernbedienung, die hässlichste Phase der Baum-Elektrifizierung haben sie übersprungen. Die LED-Kerzen geben ein kaltes, trübes Licht, das offenbar für den Einsatz in Gefängnissen, Amtsfluren und Bahnhofswartehallen optimiert wurde. Vielleicht können wir ja nächstes Jahr einen Kompromiss finden: Bibel aus Papier, dafür Kerzen aus Wachs.

Kathrin Passig

25.12.2014

Digitale Fotos haben Familientreffen nicht leichter gemacht

Bei den weihnachtlichen Festivitäten im Familienkreis kommt zwangsläufig die Frage nach den Fotos der Hochzeit. „Habt ihr die denn noch nicht gesehen?“, frage ich. „Wo denn?“, fragt der angeheiratete Onkel zurück. „Online,

über die URL, die in der Danksagungskarte stand“, sagt meine Frau. Auf den fragenden Blick hin wiederholt sie: „Da stand eine Internetadresse in der Karte.“

Eine kurze Befragung unter den restlichen Familienmitgliedern lässt das Ausmaß der Unkenntnis erahnen. Offenbar haben die wenigsten die in der Fußzeile abgedruckte URL als solche erkannt.

Kurzerhand wird das Tablet in Betrieb genommen, das sich seit genau einem Jahr im Besitz von Tante und Onkel befindet. Es ist ein Trekstor-Gerät mit Android-Version 4.2.2. (Diese Version ist fast zwei Jahre alt, mittlerweile gibt es die Nummer 5.0.2. Eine Suche nach einem Update lässt uns unaktualisiert zurück – offenbar wird es für dieses Gerät nicht mehr angeboten.)

Bei Google, wo die Fotos abgelegt sind, scheitern schließlich alle, ich eingeschlossen. Jedes Mal, wenn man sich ein Foto groß angesehen hat und zurück zur Übersicht geht, scrollt diese nach oben. Bei insgesamt mehr als 400 Fotos gibt jeder Betrachter früher oder später auf.

Die ausgedruckten Analogfotos der Tischkameras hingegen, die wir sicherheitshalber dabei haben, sind unkomplizierter zu bedienen und finden reges Interesse.

Johannes Mirus

25.12.2014

Der eBook-Reader, vielleicht doch Zauberei

Zum Geburtstag im Juni hatte ein Teil der Verwandschaft der Schwiegermutter einen eBook-Reader geschenkt. Einige ihrer Freundinnen hatten bereits einen und so sollte es ein Sony-Gerät sein – unter anderem, weil man damit angeblich die Bücher aus der Bücherei ganz unkompliziert ausleihen kann. Die Freundinnen wollten ihr auch die Bedienung zeigen.
Als wir zwischendurch mal nachfragten, fand sie das Gerät super und kam prima damit zurecht.

Zum traditionellen Kaffeetrinken zu Weihnachten hat sie den Reader mitgebracht. Ohne Umschweife fragt sie mich, kaum dass wir sitzen, ob ich ihr bitte alle meine eBooks auf ihren Reader spielen kann.
Sie ist sehr verwundert, als ich erkläre, dass ich gar keinen eBook-Reader habe und schon etwas enttäuscht, weil sie so gerne auf dem Reader liest.

Im Verlauf des weiteren Gesprächs stellt sich dann heraus, dass sie bis jetzt genau ein eBook gelesen hat und keine Idee hat, wie sie weitere laden könnte.
Sie zeigt mir: Ein Druck auf den Home-Button führt sie in eine leere Übersicht, mit dem „Zurück"-Pfeil kommt sie in dieses eine Buch zurück.

Ich bekomme das Gerät in die Hand gedrückt um zu schauen, ob es nicht noch mehr Bedienmöglichkeiten gibt. In der leeren Übersicht steht oben „Evernote"; ich tippe das beherzt an und kann alternativ auch ein „Bücherregal" auswählen. Dort finden sich zehn weitere Bücher und alle Beteiligten sind sehr glücklich.
Niemand hat eine Idee, wo die zehn Bücher herkommen, aber herauszufinden, wie man denn z. B. eBooks aus der örtlichen Bücherei ausleihen kann, ist jetzt nicht mehr nötig.

Christian Fischer

25.12.2014

Die Spülmaschine im Elternhaushalt ist umkämpftes Terrain. Ein Schlichtungsversuch

Meine Eltern haben klare Vorstellungen davon, wie die Spülmaschine eingeräumt werden soll. Die Gabeln müssen nicht nur bei den Gabeln liegen, sondern auch an der Stelle, wo immer die Gabeln liegen. Fehleinräumungen werden unter Protest korrigiert. Meine Geschwister und ich protestieren wiederum gegen den Protest, denn wir wollen doch nur helfen. „Wer outsourcen

will, der muss hinnehmen können, dass es nicht so gemacht wird, wie man es selbst gemacht hätte“, argumentieren wir, und dass es doch wohl egal ist, wo die Gabeln liegen, solange sie bei den anderen Gabeln liegen.

Dieser Konflikt hat vor etwa zwanzig Jahren begonnen, einige Zeit nach unserem Auszug aus dem Elternhaus. Die alte Spülmaschine hatte einen Besteckkorb und keine Besteckschublade, so dass es schon mal keine Diskussion um die Lage der Gabeln geben konnte. Und auch sonst waren die Eltern damals flexibler in Spülmaschinenfragen. Vielleicht hat mein Vater es im Ruhestand zu einer Bedingung für seine Beteiligung an der Küchenarbeit gemacht, dass es dort ordentlich zugeht.

Ich weiß nicht, warum ich so lange für die Lösung des Problems gebraucht habe. Die technischen Voraussetzungen (Digitalfotografie, Drucker im Elternhaushalt) waren seit zehn Jahren vorhanden.

Die bebilderte Anleitung wird – wiederum gegen den Protest der Eltern, die das albern und unnötig finden – an der Innenseite einer Hängeschranktür über der Spülmaschine angebracht, wo man sie bei Bedarf konsultieren kann.

Vielleicht ist es wahr, dass solche Konflikte immer eine Funktion haben, dass sie sich um einen beliebigen Anlass ranken, und dass eine technische Lösung sie nur auf ein anderes Gebiet verschieben kann. Aber die Spülmaschine ist dieser Anlass jetzt jedenfalls nicht mehr.

Kathrin Passig

26.12.2014

Die Generation 70+ schickt sich einen Link

Auf einer traditionellen sechsköpfigen Familienzusammenkunft am 2.Weihnachtsfeiertag, auf der ich REIN ZUFÄLLIG anwesend bin, unterhalten sich jemand, der keineswegs mein Vater ist, und jemand, bei dem es sich mitnichten um meinen Onkel handelt, über das Wetter. Beide Herren nutzen das Internet auf ihren Computern oft und gerne für das Aufrufen von Wettervorhersageseiten. Mein Nicht-Onkel berichtet meinem Non-Vater, dass die Seite www.agrarwetter.net die akkurateste Wettervorhersage biete. Kurz darauf verschwindet der Nicht-Onkel für eine Viertelstunde in seinem Kellerbüro, um mit einem DIN-A6-Briefkuvert zurückzukehren, darin die auf mehreren Seiten ausgedruckte, sorgfältig zusammengefaltete Landwirtewetterwebsite. Das Kuvert überreicht er feierlich meinem Non-Vater, damit dieser zuhause die Adresse in seinen Computer tippen kann.

Maik Novotny

27.12.2014

E-Books verschenken: Gar nicht so einfach, jetzt noch ein bisschen schwieriger

Meine Schwester möchte meiner Mutter ein E-Book zu Weihnachten schenken. Das Verschenken von E-Books ist im Kindle-Universum aber gar nicht so richtig vorgesehen:

> „Gegenwärtig können Sie Kindle-Inhalte ausschließlich in Form eines Geschenkgutscheins verschenken. Der Empfänger des Geschenkgutscheins kann das Gutscheinguthaben auf seinem Amazon.de-Konto gutschreiben und damit im Kindle-Shop einkaufen.“

Ich bin in meinem Zweitbrowser immer ins Amazon-Konto meiner Mutter eingeloggt, damit ich ihr Leseproben schicken kann, und auf diesem Weg befördern wir schon mal die Leseprobe auf das iPad. "Jetzt einfach am Ende vom Buch den Kaufen-Link nehmen", sage ich meiner Schwester. „Das geht nicht“, sagt sie, und tatsächlich ist da gar kein Kaufen-Link. Nach der letzten Leseprobenseite kommt nur noch ein „Bevor Sie gehen“-Fenster mit Abbildungen des gerade gelesenen Buchs und weiteren Empfehlungen, aber auch die sind nicht antippbar. Bei anderen Leseproben auf dem iPad ist es genauso. Irgendwas ist kaputt, aber wie Amazon es hinnehmen kann, dass gerade an dieser wesentlichen Stelle etwas kaputtgeht, ist mir unklar. „Manchmal denkt man wirklich, die wollen unser Geld gar nicht“, sage ich.

Ich kaufe das Buch dann von meinem Zweitbrowser aus direkt auf der Amazon-Website. Weil meine Mutter dem Onlinebanking misstraut, läuft ihr Amazon-Konto sowieso über mein Bankkonto, genau wie ihr Apple Store.

Danach versuche ich, die aktuelle Version der Kindle-App auf das Mutter-iPad zu bringen, aber aus unklarem Grund ist das Eltern-WLAN so langsam, dass der Download des Updates Stunden bis Tage dauern würde.

Später erfahre ich im Techniktagebuch-Redaktionschat von Thomas Renger, dass das Update das Problem sowieso nicht behoben hätte: „Die Kaufmöglichkeit hat Amazon aus der iOS-App entfernt, weil extern betriebene Shops nach Apples App Richtlinien nicht erlaubt sind. Die möchten nämlich von allen in Apps getätigten Umsätzen 30% Anteil haben.“

Kathrin Passig

27.12.2014

Werbung für E-Books: Irgendwas muss man ja abbilden

Das wird es vermutlich schon länger geben, aber weil ich selten in eine Zeitung sehe, begegnet es mir heute zum ersten Mal: Werbung für E-Books, die als physische Gegenstände unter Zuhilfenahme von ebensovielen E-Readern einer vermutlich fiktiven Marke dargestellt werden.

Kathrin Passig

28.12.2014

Rollengeld, Mindestbeitrag 50 Cent

Solange ich denken kann, sucht meine Mutter in unregelmäßigen Abständen mit allerlei Bettwäsche, Laken, Geschirr- und Taschentüchern dieses unscheinbare Häuschen auf, das hinter meiner ehemaligen Grundschule in Dresden steht:

Darin befinden sich zwei Räume (links und rechts) mit je einer Kaltmangelanlage, umgangssprachlich „Rolle“ genannt. Den Schlüssel dafür erhält man gegen Kaution (früher 8 Mark) bei einer Vertreterin der Wohnungsgenossenschaft. Die Rolle wird nach wie vor gerne genutzt; allein am 27.12.2014 waren laut Protokollbuch (dazu später) drei Leute im linken Mangelraum. Die Anlage selbst hat museales Alter (das genaue Baujahr konnte ich leider nicht ermitteln), ist aber gut gepflegt und gewartet, so-

gar die Schutzgitter, ohne deren Schließung die Mangel sich nicht bewegt, wurden offenbar im letzten Jahrzehnt erneuert. Auch zwei Wärmestrahler springen an, sobald man den Hauptstromschalter aktiviert.

Die Wäsche wird geplättet, indem man sie um ein herausnehmbares Riesennudelholz wickelt, welches dann unter dem Druck eines 500 kg schweren Holzkastens auf der circa drei Meter langen Bahn entlang gerollt wird.

Das zu mangelnde Gut wird natürlich nicht direkt um das Nudelholz gewickelt, sondern in ein spezielles, vor Ort verfügbares Wachstuch:

Dieses Tuch wird dann von der Maschine in drei Durchgängen auf- und wieder zusammengerollt.

Mitunter soll es vorkommen, dass sich bei diesen Rollvorgängen Dinge verhaken oder verkeilen. In solchen Fällen muss man den roten Notstoppknopf drücken und dem mit „Kurbel“ gekennzeichneten Fach eine Kurbel entnehmen, mit der man den Rollkasten manuell hochhievt und alles in Ordnung bringt.

Früher durften Kinder unter 6 Jahren übrigens keinen Fuß in das Rollenhaus setzen, weswegen meine Mutter öfter von älteren Mitroller(inne)n beschimpft wurde, wenn sie meinen Bruder und mich trotzdem dorthin mitnahm. Heute fehlt ein entsprechender Hinweis. Am Ende der etwa fünfzehn Minuten dauernden Rollprozedur entfernt man das Nudelholz wieder, tüdelt das Wachstuch auf und freut sich über glatte, weiche Textilien.

Hernach trägt man sich mit Namen und Anschrift in ein Protokollbuch ein und vermerkt, von wann bis wann man gemangelt hat.

Aus der Nutzungsdauer ergibt sich ein Betrag (30 Min. = 1,- €), den man ebenfalls in dem Büchlein notiert. Dieser landet, in einem mit Namen versehenen Umschlag, im Gebühren-Briefkasten.

Torsten Gaitzsch

Seit Ende 2014

Opatechnik

Unser Kind ist in einem Alter, in dem es Personengruppen nach dem unterscheidet, was sie so machen, was sie anhaben und so weiter und tut diese Erkenntnisse mit der für Kleinkindern typischen Direktheit kund. Dies betrifft auch Alltagstechnik.

Omas und Opas werden zum Beispiel unter anderem dadurch definiert, dass sie Zeitung lesen. Findet das Kind ein Werbeprospekt, setzt es sich ganz stolz hin, schlägt es auf und sagt “Wie Oma.” Ein Opaphänomen ist das Tragen einer Armbanduhr. Von anderen Erwachsenen in ihrem Umfeld kennt sie dies nicht.

Das klassische Klingeln eines Telefons ist ein Omaphänomen. Wir besitzen zwar ein Festnetztelefon, aber außer Oma ruft da eben so gut wie nie jemand an. Unsere Smartphones klingeln nicht, sie spielen bei Anruf Rockmusik. Läutet irgendwo, zum Beispiel in der benachbarten Pizzeria, ein Telefon, ruft das Kind daher erfreut: “Oma, Oma!”

Alina Smithee

2014

Hölderlin und die Bankdaten

Es ist seltsam: Die Angst meiner deutschen Freunde, es könnte irgendetwas Schlimmes mit ihren Bankdaten passieren, kommt mir zunehmend irgendwie merkwürdig und übertrieben vor.

Vielleicht liegt das daran, dass es in den USA sehr viel leichter ist als in Deutschland, eine falsche oder illegale Transaktion wieder rückgängig zu machen. Eine deutsche Bankbuchung scheint so etwas wie ein Qualitätsprodukt zu sein: Wenn die einmal drin ist, braucht man schon viel Glück, eine

gut gelaunte Sachbearbeiterin und am besten irgendetwas auf Papier, um da nochmal rauszukommen. Und ich erinnere mich, dass meine deutsche Bank mich, als ich noch in Deutschland lebte, davor gewarnt hat: Wenn man Geld aus den USA bekommt, könne man sich nie sicher sein, ob es auch wirklich da bleibe; eine Buchung könne im Prinzip auch nach Monaten noch zurückgenommen werden.

Hier auf der westlichen Seite des Atlantiks sieht das wie eine gute Sache aus. Es ist mir in den vier Jahren, die ich hier lebe, erst einmal passiert, aber wenn eine falsche Transaktion auf dem Konto auftaucht, reicht im Prinzip ein Anruf und damit ist die Sache erst mal vom Tisch. (Und das Geld zurück auf dem eigenen Konto.) Vermutlich würde man eine Menge Ärger kriegen und saftige Gebühren, falls sich die Transaktion dann doch als berechtigt herausstellen würde. Deswegen wird diese Möglichkeit wohl eher selten missbraucht. Die Bank scheint im Gegenteil sogar dankbar zu sein, auf die Spur der Übeltäter gebracht zu werden.

Natürlich steigt durch die zunehmende Vernetzung die Gefahr solcher digitalen Diebstähle. *Wo aber Gefahr ist*, sagt Hölderlin, *wächst / Das Rettende auch.*

Die meisten amerikanischen Banken haben sich in den letzten Jahren an ein System mit dem vertrauenerweckenden Namen Yodlee angeschlossen. Es erlaubt registrierten Unternehmen einen nur-lesenden Zugriff auf die Transaktionsdaten der Bankkunden – allerdings nur dann, wenn der Kunde damit einverstanden ist. Man kann damit hübsche Buchhaltungs- und Finanzplanungssysteme bauen, oder auch das, was eine Firma namens BillGuard macht. Deren System scannt mehrmals am Tag die Kontobewegungen seiner Benutzer und meldet sofort, wenn eine verdächtige darunter ist.

Als verdächtig gilt zum Beispiel:

- eine Transaktion an einen Empfänger, an den ich noch nie etwas überwiesen habe
- eine Transaktion an einen Empfänger, der von anderen BillGuard-Nutzern als verdächtig gemeldet wurde (crowd sourcing)

- eine Zahlung mit meiner Kreditkarte an einem Ort, an dem sich nicht gleichzeitig mein Smartphone befindet (ja, die App verfolgt meinen Aufenthaltsort, was man auch abschalten kann)

Seit diese App mitläuft, bin ich, was meine Bankdaten betrifft, noch ein bißchen gelassener, als ich es vorher schon war. Und das, obwohl es im amerikanischen Online-Banking keine Transaktionsnummern gibt, keine TAN-Listen auf Papier und auch keine tragbaren TAN-Generatoren. Die Systeme sind nicht perfekt. Aber wenn etwas schiefgeht, kann man es wieder in Ordnung bringen.

Ein Restrisiko bleibt bestimmt. Es gibt auch bestimmt einschlägige *horror stories*, wo die schönen Mechanismen alle nicht funktioniert haben und jemandem richtig, richtig böse mitgespielt wurde. Aber die Wahrscheinlichkeit dafür dürfte dennoch deutlich geringer sein als die, auf der Straße überfallen und ausgeraubt zu werden.

André Spiegel

30.12.2014

Mail vom Mülleimer

In Dun Laoghaire und Umgebung, womöglich auch im Rest von Dublin stehen jetzt überall Mülleimer mit Solarzellen obendrauf, die vor einem Dreivierteljahr noch nicht da waren:

Der Herstellerwebsite kann man entnehmen, dass mit der Sonnenenergie der Müll komprimiert wird. Gegen Aufpreis melden die Mülleimer ihren Füllstand via E-Mail und Smartphone-App. Die Dun Laoghaire Harbour Authority meint:

> „We have 8, and these have replaced 2 men on a daily bin run taking 2-3 hours per day. We now empty them when required every 2-3 weeks. I get an email when full and I use a Smartphone application which shows me a map of the fill level status of each bin.“

Bald werden die Mülleimer vermutlich anfangen, albernes Zeug zu twittern („MUST COMPACT ALL HUMANS“), dann auf acht Füßchen selbstständig zur nächsten Entleerungsstation laufen und unterwegs Touristen den Weg zum Bahnhof erklären.

Kathrin Passig

Dezember 2014

Die hinters Licht geführte Epiphyse

Sie m ü s s e n mehr schlafen. Ich sage ja nicht, dass Sie bei Sonnenuntergang das Licht ausmachen sollen. Aber wenn Sie die Verbindung zu Ihrer Epiphyse wirklich verlieren wollen, dann schauen Sie ruhig weiter mitten in der Nacht auf einen Bildschirm.

Die Neurologin klingt ernst, aber sie weiß auch, welchen Ton sie treffen muss, damit ich ihren Ratschlag überhaupt in Erwägung ziehe. Möglicherweise gab es für die drei epileptischen Anfälle vor zwei Monaten einfach keinen Grund, außer einer Gehirnoperation vor über dreißig Jahren, und der dadurch entstandenen Gewebeschädigung im Gehirn, einer Art Narbe, und dass solche Narben lebenslang Anfälle auslösen können, ist bekannt.

Aber wenn es einen Grund gab, dass es ausgerechnet in dieser Woche passierte, und auch noch so heftig, mit drei Anfällen vom Grand-Mal-Typ innerhalb von zwei Tagen, dann kommt als Erklärung nur Schlafmangel in Frage, ein bekannter und vielleicht der eindeutigste Trigger für epileptische Anfälle.

Ich protokolliere meine Schlafrhythmen seit etwas über einem Jahr mit dem Smartphone und der App Sleep As Android. Die App funktioniert im wesentlichen als Stoppuhr. Ich starte sie, wenn ich mich schlafen lege, und stoppe sie wieder, wenn ich aufwache. Oft trage ich die Schlafenszeiten aber auch erst nachträglich durch Eingabe der Uhrzeit ein.

Die App versucht außerdem, den Anteil des Tiefschlafs zu bestimmen, indem sie aufzeichnet, wann ich mich während des Schlafs bewege. Sie kalibriert sich dazu selbst; es reicht aus, das Telefon einfach irgendwo auf die Matratze zu legen. Man hat festgestellt, dass Bewegungen während des Schlafs ein sehr guter Indikator für die Tiefe des Schlafs sind, die man bislang nur mit sehr viel aufwändigeren Methoden in speziellen Schlaflabors messen konnte.

Ich habe auf diese Schlaftiefemessung allerdings nie viel gegeben. Ich liege ja zum Beispiel nicht immer allein auf der Matratze. Die Werte sind ganz nett, aber die reine Stoppuhrfunktion bzw. Logbuchfunktion ist mir das wichtigste an der App.

Während der ersten Monate mit Sleep As Android habe ich gelernt, dass ich offenbar ziemlich genau sechs Stunden zwanzig Minuten Schlaf brauche. Wenn ich weniger schlafe, werde ich die nächsten Nächte irgendwann ein bißchen mehr schlafen, und umgekehrt. Über die Wochen und Monate hat sich der Mittelwert bemerkenswert konstant auf die sechs Stunden zwanzig Minuten eingependelt.

Leider habe ich in den Wochen vor den epileptischen Anfällen nicht mehr so genau gemessen. Die wenigen Datenpunkte, die ich aus dieser Zeit habe, legen aber nahe, dass ich deutlich weniger geschlafen habe – mehr so in Richtung sechs Stunden null Minuten oder noch weniger. Da gab es Nächte mit nur vier Stunden Schlaf oder bloß zwei, und entsprechend mühsames Durchpowern im Beruf, um einen normalen Acht-Stunden-Tag zu absolvieren.

Der Grund, fürchte ich, ist auch ziemlich klar. Ich lese zuviel im Netz in der Nacht. Das war es, was die Neurologin mit der Epiphyse meinte, auch Zirbeldrüse genannt. Sie schüttet das Schlafhormon Melatonin aus, und ist abhängig vom Wechsel von Licht und Dunkelheit. Das Licht eines Bildschirms, auf den man mitten in der Nacht schaut, bringt die Epiphyse aus dem Rhythmus.

Man hat festgestellt, dass der Rhythmus vor allem durch den blauwelligen Anteil des Lichts beeinflusst wird. Entsprechend gibt es Apps, die erkennen, wo man sich auf der Erde befindet und wann es demzufolge Nacht sein sollte, und die während dieser Zeit das blaue Licht aus dem Bildschirm filtern. Zum Beispiel f.lux für den Mac oder Twilight für Android.

Allerdings fürchte ich, dass ich meine Epiphyse nur bedingt hinters Licht führen kann.

André Spiegel

Silvester 2014

Wir feiern Silvester bei Freunden und haben versprochen, Musik mitzubringen

Ich habe eine Playlist in iTunes vorbereitet, die sich samt zugehörigen MP3s auf meinem Laptop befindet. Da ich nicht weiß, was für eine Musikanlage die Freunde haben, aber auch nicht mit Verstärker und Boxen anreisen möchte, bringe ich den Laptop samt zwei Kabeln (einmal 3,5mm-Klinkenanschluß, einmal Audio-Cinch) mit. Der Laptop kann sich außerdem noch per Bluetooth verbinden und per LAN-Kabel oder WLAN. Das sollte reichen.

Die Musikanlage stellt sich als ein PC mit Windows XP Media Center Edition heraus. Wir finden zwar einen Eingang für das Klinkenkabel, aber auf den angeschlossenen Lautsprechern ist nichts zu hören. Es ist uns auch nicht klar, welches Windows-Programm oder welches Systemfunktion notwendig wäre, um dem Rechner zu sagen, dass er das abspielen soll, was durch den Eingang hereinkommt.

Während wir nach weiteren Lösungen grübeln, fällt mir eine Funktion “Privatfreigabe” ein, mit der man iTunes-Playlisten zwischen verschiedenen Rechnern in einem Heimnetzwerk teilen kann. Der Freund vermutet aber, dass das nicht klappen könnte, weil sich Musikanlagen-PC und Laptop in verschiedenen Netzen befinden würden. Außerdem geht das wohl nur mit derselben Apple-ID und außerdem wollen wir langsam fertig werden, weil die Party inzwischen in vollem Gange ist.

Testhalber schließen wir noch ein Handy an die Musikanlage an und lassen (erfolglos) etwas Musik aus dem Streaming-Dienst Spotify laufen, um sicherzustellen, dass nicht der Laptop kaputt ist. Die Lautsprecher bleiben stumm. Schade, denn auf dem Handy hätte ich dieselbe Playlist noch einmal, weil ich sie mal aus iTunes nach Spotify importiert habe.

Dabei kommt uns die Idee, dass es am einfachsten wäre, die Playlist mit Spotify auf dem Musikanlagen-PC aufzurufen. Wir sind fast am Ziel, zumal der Gastgeber Spotify als Windows-Programm auf der Musikanlage installiert hat. Ich könnte meine Playlist öffentlich bekannt machen, aber vermutlich ließe sie sich dann mit dem Account des Gastgebers trotzdem nicht abspielen, da er nur einen Kostenlos-Account hat. Also melden wir uns auf dem Musikanlagen-PC mit meinem Account bei Spotify an und können sofort die vorbereitete Musik hören.

Das Mitschleppen von Hardware und die Viertelstunde mit dem hilflosen Rumprobieren hätten wir uns sparen können, aber im Ergebnis haben wir unser Ziel erreicht.

Andreas Schulz-Dieterich

2014

Das sprechende Wimmelbuch

Meine Nichte, dreieinhalb Jahre alt, spielt mit einem Bilderbuch. Es ist mittelformatig und aus dicker Pappe und enthält etliche Seiten voll großer Wimmelbuch-Bilder. In der Hand hat meine Nichte einen großen, dicken, bunten Plastikstift, der zum Buch gehört. Mit dem Stift kann man scheinbar beliebige, aber tatsächlich wohl nur bestimmte Stellen in den Wimmelbildern berühren. Der Stift enthält außerdem einen Lautsprecher. Jede Bilderbuch-Doppelseite enthält Aufgaben, die man auswählen kann: Aus dem Lautsprecher des Stifts tönt eine kurze Beschreibung und man muss die genannte Person oder das genannte Ereignis innerhalb einer kurzen Zeitspanne finden und mit dem Stift berühren. Klickt man richtig, kommt ein akustisches Lob, klickt man falsch, ein Brummton und eine akustische „Tut mir leid“-Nachricht. Statt Beschreibungen der Personen kann die Aufgabe auch lauten: „Wer sagt was?“, und der Stift spielt einem jeweils eine Äußerung vor. Daraus muss der Leser einen Kontext erschließen, und im Buchbild muss man dann nach dieser Szene suchen und sie mit dem Stift antippen. Man kann sich außerdem manchmal ein Lied vorsingen lassen, oder sich mit Antippen eine Person auswählen und erhält dann zum Beispiel die der Person zugeordnete Äußerung.

Der Hersteller nennt das ein Buch mit einem audiodigitalen Lernsystem und empfiehlt es für Kinder von 4-6 Jahren.

Thomas Rau

1993 und 2014

Musik nachzuspielen ist über die Jahre extrem viel einfacher geworden

1993 hatte ich meine erste Band; wir spielten hauptsächlich Blues- und Soulklassiker nach. Die erste Hürde auf dem Weg zu einem umfangreichen Repertoire war natürlich, auf Verdacht möglichst viele Platten mit nachspielenswerten Stücken zu kaufen oder Freunde zu finden, die einem Stücke aufnehmen konnten.

Um dann die Texte, Akkorde oder Melodielinien der einzelnen Stücke heraus zu bekommen, saßen wir alleine oder gemeinsam vor einem Cassettenrekorder und schrieben, den Finger immer zwischen Stop- und Rückspultaste wechselnd, mit. Das ergab dann meist eine Sammlung von noch mit Sinn zu füllenden Fragmenten – je schlechter die Aufnahme war, desto mehr mussten wir mit unserem Schulenglisch auffüllen. Unsere Vorbilder hielten sich selten ans Oxford- und statt dessen eher ans Straßenenglisch des amerikanischen Südens, aber für uns musste es halt reichen.

Akkorde hörte meist unser Gitarrist raus, der dann mit der Gitarre in der Hand vor dem Recorder saß und mitschrieb. Hatten sich vor einer Probe mehrere Kollegen um die Akkorde gekümmert, ergaben sich meist Streit über die richtige Tonart, weil die benutzten Cassettenrekorder unterschiedlich schnell spielten und es so in der Tonhöhe Unterschiede gab.

2014: Ich spiele zwar nicht mehr in einer Band, aber wenn ich zu Hause Lust habe, etwas Musik zu machen, finde ich bei Spotify quasi jedes Lied, im Internet quasi jeden Text, jede Akkordfolge, jeden Basslauf und meist auch zwei oder drei Varianten in verschiedenen Schwierigkeitsstufen.

Für gar nicht aufzutreibende Lieder gibt es Programme, die die Akkorde eines Liedes mit recht hoher Treffsicherheit analysieren und das Stück zum Üben auch gleich mit Anzeige der Akkorde in halber Geschwindigkeit abspielen können.

Christian Fischer

2014 (aber auch schon vorher)

Pornografie aus neuen Winkeln

Anders als bei André konnte sich virtuelle Pornografie bei mir noch nicht durchsetzen, aber mir sind andere technische Entwicklungen aufgefallen, die immer mal wieder für interessante Perspektiven sorgen.

Eine der interessantesten neuen Techniken, die man ab und zu sieht, ist der Einsatz von GoPro-Kameras. Diese sind sehr klein und leicht, weil sie ursprünglich für den Einsatz im Extremsport, zum Anbringen an Fahrradlenkern und Snowboard-Helmen, konzipiert wurden. Sie filmen HD-Bilder mit einer festen, weitwinkligen Fischauge-Optik und einer guten Bildstabilisierung, eignen sich also perfekt für Point-of-View-Aufnahmen. Statt eine Videokamera in der Hand zu halten, können die Performer sich die GoPro einfach an die Stirn schnallen. Das führt nicht nur zu neuen, an Google Glass erinnernden Aufnahmen, in denen man wirklich den Eindruck hat, man blicke durch die Augen eines anderen Menschen. Es hat auch dafür gesorgt, dass man immer öfter mal Gelegenheit bekommt, Sex aus der Perspektive einer Frau zu erleben, was bisher in der durch den männlichen Blick dominierten Pornografie sehr selten ist.

Doch selbst, wenn sich niemand eine GoPro an die Stirn schnallt, erlaubt die kleine Kamera (und ihre Nachahmer) bisweilen Pornografie abseits der gewohnten Winkel und in aufregender Nähe zum Körper. Im entsprechenden Gehäuse kann man sie sogar problemlos mit unter die Dusche nehmen. Und dort passiert in Pornos ja auch gerne etwas.

Alan Smithee

2008 bis 2014

Fernsehen über Kabel und Antenne

Der Umstieg von "schnurlosem" (analogem Antennen-) Empfang auf kabelgebundenes (digitales) Fernsehen wird um 2008 herum schon seit einigen Jahren als "technischer Fortschritt" beworben. Neu ist dabei zwar, dass der Fernseher mit Kabelanschluss nicht mehr einfach woanders hin gestellt werden kann; mit dieser neu eingeführten Raumgebundenheit (weil Kabelgebundenheit) des Fernsehens gewinnt der interessierte Fernsehschauer dafür aber die Freiheit, zwischen hunderten von Fernsehsendern aussuchen zu können. Dafür muss er dann jedoch satte Kabelgebühren bezahlen. Denke ich. Und verzichte dankend.

2008 ziehe ich um. Das Haus hat den besagten TV-Kabelanschluss. Ich zahle rund ein Jahr lang brav die Gebühr für den vom Vorbewohner übernommenen Kabelanschluss, obwohl ich kaum fernsehe. Vor allem nicht die vielen zusätzlichen Fernsehkanäle (Hunderte!), die mir der Kabelanschluss nun bietet: HSE24, QVC, channel 21 ... der Sinn von Fernsehsendern fürs Homeshopping erschließt sich mir nicht, aber die Anbieter verdienen wohl viel Geld damit, sonst würde es sie vermutlich nicht geben. Die neuen Sender bereichern auf jeden Fall mein Leben nicht annähernd so sehr, dass ich bereit wäre, dafür runde 20 Euro im Monat für den Kabelanschluss zu bezahlen.

2009 stelle ich fest, dass ich an meinem Wohnort über eine DVB-T Antenne in hervorragender Qualität Fernsehsender digital empfangen kann. Ohne Kabelanschluss und die zugehörige Grundgebühr. Fast wie vor 2009. Nur, dass die neue digitale Antenne viel kleiner ist, sich leicht hinter der Gardine verstecken lässt, und ich über die Antenne jetzt digital runde 35 Sender empfangen kann. Darunter die für mich wichtigsten (ARD, 3SAT, arte) und fast keiner fürs Homeshopping!

Ich melde den Kabelanschluss für das Fernsehen also ab. Der Mann von Kabel Deutschland kommt, um den Anschluss für das Kabel zu versiegeln, damit ich den nicht heimlich weiternutze. Der Verteilerkasten ist hinter einem Busch im Garten, der Kabelmann quält sich ziemlich bei dem Versuch, hinter den Busch zu krabbeln, gibt aber irgendwann auf. Er lässt mich versichern, dass ich auch wirklich den Kabelanschluss nicht mehr nutzen werde und fährt unverrichteter Dinge wieder ab.

Im Sommer 2014 können wir den Fernseher mit seiner DVB-T Antenne in den Garten stellen, mit den Nachbarn grillen und dabei nebenbei im Fernseher verfolgen, wie Deutschland Fußball-Weltmeister wird. Auch das vielfach beschriebene Phänomen, dass wir ein paar Sekunden vor den über das Kabel fußballschauenden Nachbarn jubeln dürfen, erleben wir.

Im September 2014 kommt tatsächlich ein anderer Kabelmann, um zu prüfen, ob ich auch wirklich nicht illegal das Fernsehkabel nutze. Das tue ich tatsächlich nicht. Mein Verdacht ist, dass er nur Werbung für Kabel Deutschland machen will und die Prüfung des Anschlusses ein vorgeschobenes Anliegen ist, um ins Haus und mit mir ins Gespräch zu kommen. Er unternimmt einen weiteren Versuch, den Anschluss hinter dem Busch in unserem Garten zu versiegeln, scheitert aber ebenfalls (der Busch ist mittlerweile größer geworden).

Bis 2014 bin ich hinreichend zufrieden mit der Möglichkeit, gelegentlich Fernsehen über DVB-T und ansonsten Filme über das Internet gucken zu können – wobei die in Deutschland verbesserungsfähigen Möglichkeiten des legalen Streamens von Filmen aus dem Internet ein anderes Thema sind.

Molinarius

1992 bzw. 2014

Low-tech für die Sicherheit

Ich fahre einen Citroën BX von 1992. Bei diesem Modell wird (2014 muss man hinzufügen: noch) eine Vielzahl von Funktionen über ein zentrales Hochdruck-Hydrauliksystem realisiert: die bekannte hydropneumatische Federung, aber auch die Servolenkung und die Bremsanlage. Das funktioniert allgemein sehr gut, aber wenn das Auto ein gewisses Alter erreicht, fährt immer auch die Sorge mit: Wenn jetzt eine Hydraulikleitung platzt, fällt das dann alles auf einmal aus? Klar, das Auto hat einen Druckspeicher, kommt also auch mit stehendem Motor und somit ebensolcher Hydraulikpumpe noch sicher zum Stillstand – aber was passiert, wenn der ausfällt? Das hält mich nicht davon ab, mit dem Auto zu fahren, auch nicht davon, schnell zu fahren, aber ein bisschen Unwohlsein bleibt. Die auf die Vorderräder wirkende und damit auch wirklich als Bremse brauchbare Handbremse beruhigt mich nur bedingt.

2014 liege ich zwecks einer anderen Reparatur unter dem Auto, als mir im Bereich des Fahrerfußraums ein eigenartiges Bauteil auffällt. Es ist ein flacher Quader, in den aus allen möglichen Richtungen Hydraulikleitungen hineinlaufen (und wohl auch wieder heraus), ohne dass erkennbar wäre, wozu sie dienen. Nach einigen Minuten Rätselratens konsultiere ich die Reparaturanleitung und finde heraus, dass es sich um das “Sicherheitsventil” handelt.

Im Gegensatz zu üblichen Bauteilen dieses Namens dient des Citroëns Sicherheitsventil dazu, bei Druckabfall im System die einzelnen Hydraulikkreisläufe kontrolliert nacheinander zu schließen, sortiert nach ihrer Wichtigkeit. So soll verhindert werden, daß ein katastrophaler Druckverlust in einer für das Überleben weniger entscheidenden Baugruppe die Bremse außer Betrieb setzt. Erreicht wird das durch eine simple Feder, gegen die von der Hydraulikflüssigkeit ein Kolben aufgedrückt wird, der die Kreisläufe freigibt – und wieder schließt, wenn der Druck im System nachläßt und die Feder wieder die Überhand gewinnt.

Das System ist anscheinend derart simpel, dass es nie kaputtgeht; zumindest gelingt es mir nicht, auch nur einen derartigen Vorfall zu ergoogeln. Seither fahre ich weit beruhigter Citroën BX als zuvor.

Ermel

2014

E-Mail ins Ausland

Ich bin sehr stolz auf meine Mutter. Im hohen Alter, also über 80, hat sie sich erklären lassen, wie das so geht mit Internet und E-Mail. Es ist zwar noch immer so, dass ich es oft nicht schaffe, den Unterschied zwischen “Browseründ “Internet” zu erklären, aber das liegt eher an meinen beschränkten Fähigkeiten. Jedenfalls kann sie E-Mail, mit inzwischen 88, und nutzt es auch mit Begeisterung. Zum Beispiel, um meiner Tochter Geburtstagsglückwünsche zu schicken. Meine Tochter lebt im Ausland, eine Postkarte oder Anruf wäre früher das Mittel der Wahl gewesen, das geht heute natürlich nicht (“Ferngespräch!”). Sie schreibt also eine E-Mail. Am Vortag des Geburtstags meiner Tochter treffe ich meine Mutter. Sie erzählt, dass sie meiner Tochter zum Geburtstag eine Glückwunsch-E-Mail geschickt hat. Ich zögere, weil ich nicht weiß, wie ich ihr sagen soll, dass meine Tochter erst morgen Geburtstag hat.

Schließlich will ich sie nicht in die Verlegenheit bringen, dass ihr klar wird, dass ihr Verstand mit den Tagen durcheinander gekommen ist. Ich sage ganz vorsichtig: “Das ist ja total nett, aber sie hat ja erst morgen Geburtstag . . . ”

Meine Mutter: “Das weiß ich doch! Ich hab die E-Mail deswegen ja auch heute schon abgeschickt, damit sie morgen rechtzeitig da ist, schließlich geht sie ins weit entfernte Ausland.”

Wo sie recht hat, hat sie recht.

FriFri

Um 2014

[TT-Aufschreibeservice] Allzweckwaffe Netzteil?

Meine Frau und ich sind stolze Eigentümer zweier MacBooks: sie hat ein normales, eines dieser runden weißen und ich ein MacBook Pro. Wir besitzen auch je ein Netzteil, von denen wir eines beim Sofa und eines im Schreibtisch deponieren. Je nachdem, wo man sich gerade aufhält, lädt man seinen Laptop auf. Doch als ich einmal in Berlin unterwegs bin, gibt mein Netzteil plötzlich den Geist auf. Da ich immer der Ansicht war, dass solche Netzteile sehr robuste Dinger sind, war ich ziemlich verwundert. Okay, ein Kabel ist mir in der Vergangenheit schon mal kaputt gegangen, aber sonst hatte ich noch nie Probleme.

Also hin zum Berliner Apple-Store. Der Verkäufer fragt mich, welches MacBook ich denn hätte, ich zeige ihm mein Netzteil und sage: “MacBook Pro halt.” Der Verkäufer schüttelt den Kopf und sagt mir, dass ich dieses Netzteil aber nicht bei einem MacBook Pro verwenden könne.

Ich weiß nicht, ob Ihr die Apple-Netzteile im Kopf habt – die sehen doch alle genau gleich aus! Sie sind so wunderschön weiß. Nur unten steht entweder 85 oder 65 Watt drauf. Das ist schließlich des Rätsels Lösung: Verwendet man das Netzteil eines MacBooks für das MacBook Pro, brennt innen etwas durch. Und ja, dadurch ist mein Netzteil kaputt gegangen. So traurig.

Luca Hammer, erzählt auf der re:publica 2015

2014

Jalousienantrieb im Hühnerstall

Stallarbeit ist zeitaufwendig. Um meine Oma zu entlasten, sollen die Hühner morgens ihren Stall auch ohne menschliche Hilfe verlassen können. Zu diesem Zweck statte ich Jalousienantriebe mit einer kleinen Riemenscheibe aus. Mit einer kurzen Schnur werden die Hühnerklappen geöffnet oder geschlossen. Die Antriebe werden von einer Jalousiensteuerung angesteuert. Diese hat eine Gruppen- und eine Einzelansteuerung. Die Gruppenansteuerung verbinde ich mit einer Zeitschaltuhr. Somit öffnen sich morgens alle Klappen gleichzeitig. Am Abend benötigen die Hühner je nach Jahreszeit und Sonnenstand einen menschlichen Motivator, um in ihren sicheren Stall zurückzukehren. Hat man sichergestellt, dass alle Hühner sich im Stall eingefunden haben, muss man im jeweiligen Stall 10 Sekunden auf den “Schließ”-Taster drücken, und die Steuerung sorgt dafür, dass die jeweilige Klappe vollständig geschlossen wird, während man selber im nächsten Stall die Bettruhe durchsetzen kann.

holmer

2014

4K Bildschirme in der Industrie

Mein Arbeitgeber stattet Kontrollräume aus. Unweigerlich kommt auch in unserem Bereich das Thema 4K Bildschirme auf. Die ersten günstigen Modelle unterstützen lediglich 30 Hz, aber eigentlich benötigen wir 60 Hz Modelle. Die Bildgeber müssen Displayport 1.2 oder HDMI 2.0 unterstützen, und geeignete Kabel sind auch nötig, um eine Verbindung herzustellen. Das alles kann man von aussen gar nicht auf den ersten Blick erkennen, und daher gibt es sicher ein halbes Jahr lang Konfusion, ob man überhaupt das geeignete Equipment hat, was genau die Anforderungen der Produktmanager sind, welche Leistung man bei 4K erzielen kann und welche Hardware gar nicht funktioniert, weil es keine Treiber gibt oder nur DVI Schnittstellen.

holmer

2013 (oder 2014)

Ein Auto mit eingebautem Staubsauger

Ich gucke amerikanische Fernsehwerbung. Dort wird ein Auto beworben, der „Honda Odyssey 2014“. Das zentrale Verkaufsargument für ein Auto, das ca. 45.000 Dollar kostet, lautet: Es hat einen eingebauten Staubsauger, mit dem man im Auto staubsaugen kann.

www.youtube.com/xs11nQwRZs4

Jöran Muuß-Merholz

Irgendwann, wohl 2014

Der zweitwichtigste Satz, mein Kommunikationsverhalten betreffend

Ich frage meine New Yorker Friseurin, eine junge, gebürtige Japanerin, wie ich am besten meine Termine mit ihr vereinbaren soll. Wir machen das seit Jahren per SMS, aber inzwischen sind wir auch auf Facebook befreundet und da käme eigentlich auch der Facebook Messenger in Frage. Und auf WhatsApp ist sie bestimmt auch. Also wie jetzt?

»Nimm einfach irgendwas.«

Ich bin verblüfft, weil ich mir nicht vorstellen kann, dass es Leute gibt, die keine klaren, fast religiösen Überzeugungen haben, welcher Kommunikationskanal, und besonders welcher Instant Messenger der einzig wahre ist. *Nimm einfach irgendwas* – dieser Satz bleibt hängen und verändert mein Kommunikationsverhalten mehr als jeder andere (außer einem). Ich habe Vorlieben, was die verschiedenen Kanäle betrifft, aber keine ist es wert, andere davon überzeugen zu wollen. Meist diffundiert man durch osmotische Vorgänge ohnehin bald zu irgendeiner Lösung, die nah bei den eigenen Vorlieben liegt.

Man sollte überall einen Account haben, ist eine meiner Grundregeln, und außerdem sollte man überall, auf jedem Kanal erreichbar sein. Okay, außer Telefon, aber das ist ja klar.

André Spiegel

2010 bis 2014 (und davor und danach)

Der Koffer muss auf

Ich arbeite bei einem großen Technologiekonzern mit Schwerpunkt auf Metallverarbeitung und Chemie. Dementsprechend gibt es ein großes Werksgelände, auf dem man sogar mit dem Auto rumfahren kann. Sogar eine werkseigene Feuerwehr gibt es und man kann gelegentlich beobachten, wie Menschen in der Kantine einen Anruf kriegen und dann sehr eilig aufspringen und die Kantine verlassen.

Vor allem aber kommt natürlich nicht jeder auf das Gelände. Besucher müssen sich in einem kleinen Häuschen anmelden und Mitarbeiter haben eine Karte, mit der sie das Gelände betreten können. Man kann aber auch mit dem Auto auf das Gelände fahren, entsprechend gibt es eine Schranke. Und damit niemand einfach so unter der Schranke durchkriecht oder über das Drehkreuz hüpft stehen Sicherheitsleute rum und gucken, dass auch alle brav mit der Karte durch das Drehkreuz laufen oder sich eben ordnungsgemäß anmelden. Fürs Gelände berechtigte Autos sind entweder bekannt oder bekommen ein kleines Hütchen aufgesetzt.

Eigentlich spannend wird es aber, wenn man vom Gelände wieder runter will. Dazu braucht man zwar nicht durch ein Drehkreuz, dafür muss man aber auf einen großen Knopf drücken. Die Sicherheitsleute beobachten genau, dass jeder, der das Gelände verlässt, auf den Knopf drückt. Wenn der Knopf grün leuchtet, darf man einfach raus, wenn er rot leuchtet, muss man seine Taschen und Koffer öffnen und den Sicherheitsleuten zeigen, dass man keine Goldbarren versteckt hat. Wann der Knopf rot leuchtet, ist einfach Zufall.

Meistens kann man einfach so durchgehen, aber die goldene Roter-Knopf-Regel lautet, dass es garantiert dann rot leuchtet, wenn man es eilig hat oder als Wochenendpendler den Koffer voller dreckiger Wäsche hat.

Anne Schüßler

2012 bis 2014 (ungefähr)

Von der Zettelwirtschaft zum papierlosen Bestellvorgang

Mit meinen Kollegen fahren wir Mittags regelmäßig in ein asiatisches Restaurant mit Mittagsbüffet. Die Kantine vor Ort ist nämlich leider so schlecht, dass noch nicht mal der kleine Preis die Qualität des Essens irgendwie rechtfertigt.

Im “The East” funktioniert das Mittagsbüffet so. Jeder kann in mehreren Runden bis zu fünf kleine Gerichte bestellen. Dazu gehören Suppen, Salate, Sushi, Teigtaschen, aber auch kleine Portionen mit Wok-Gerichten und ähnliches. Die nächste Runde darf man erst bestellen, wenn man alles aufgegessen hat. Damit soll vermutlich verhindert werden, dass die Leute sich erst den Tisch voll bestellen und dann die Hälfte liegen lassen.

Zunächst funktioniert die Bestellung mit Zetteln. Jeder bekommt einen Zettel, auf dem er Name und Tischnummer einträgt und dann die Nummern der Gerichte für eine Runde notiert. Die Zettel werden von der Bedienung eingesammelt und nach und nach das bestellte Essen an den Tisch gebracht. Es bekommt auch jeder seinen Zettel wieder und darf die nächste Runde notieren.

Irgendwann ersetzt ein Tablet die Zettel. Es gibt ein Tablet pro Tisch, auf dem sich jeder mit Namen einträgt und dann für jede Runde die gewünschten Gerichte zusammenklickt. Man reicht also das Tablet einmal um den Tisch und drückt dann auf einen “Absenden”-Knopf, der die Bestellung direkt an die Küche und/oder den Service weiterleitet.

Mit dem Tablet zieht auch eine neue Limitation ein, man darf erst nach einer gewissen Zeitspanne die nächste Runde bestellen. Die genaue Dauer der Zeitspanne weiß ich leider nicht mehr, es wird irgendwas im Bereich 10 bis 15 Minuten sein.

Laut Anleitung muss man eine geringe Strafe (1 oder 2 Euro) zahlen, wenn man etwas nicht aufisst. Die genauen Regelungen bleiben uns verborgen. Entweder ich habe es vergessen oder wir essen einfach aus Geiz immer alles auf oder die Strafe bleibt uns aus Kulanz erlassen.

Anne Schüßler

Silvester 2014

Das ist so neu, das funktioniert bestimmt nicht

Eine angenehme Silvesterparty, in kleiner Runde. Es wird gespielt, geredet und getrunken. Mit am Tisch: 50% eher „analog“ orientierte Menschen, 50% dem modernen Digitalen zugewandt. Die Runde neigt sich dem Ende, es gilt, ein Taxi zu bestellen. Ich schlage die Nutzung der brandneuen „Taxi-App“ für Bremen vor, das wird nahezu einstimmig abgelehnt: „Zu unsicher! Das ist so neu, das funktioniert bestimmt nicht“.

Nach mehreren vergeblichen Versuchen der Analog-Fraktion, die Taxi-Zentrale telefonisch zu erreichen, starte ich heimlich die App, warte kurz, bis die aktuelle Adresse sicher erkannt wird und buche dann einen Wagen. Auf dem Display kann man jetzt in Echtzeit miterleben, wie die Bestellung abläuft:

„Anforderung wird gesendet . . . “
„Fahrer kontaktiert . . . “
„Warten auf Bestätigung des Fahrers . . . “
„Fahrer hat den Auftrag akzeptiert . . . “
„Ihr Wagen wird in 5 Minuten vor Ort sein!“

Das verkünde ich am Tisch, ungläubiges Staunen. Nach 4 Minuten hält ein Taxi vor der Tür. Im Cockpit des Fahrers stehen und liegen neben dem Bildschirm für den Taxidienst noch drei Mobiltelefone.

Jetzt klärt sich auch auf, warum das relativ neue Verfahren in einer hektischen Silvesternacht so gut geklappt hat: Das war der erste per App vermittelte Auftrag an unseren Technik-begeisterten Fahrer, und da hat er natürlich sofort angenommen. Analog gegen App 0:1.

Wolfgang Kunckel

31. Dezember 2014

Am Ende einer Einkaufsstraße in Istanbul kann man mit Münzen Handys aufladen

Am Ende einer Einkaufsstraße und am Rande eines größeren Platzes in Istanbul steht dieser Automat.

Falls man das nicht erkennen kann – er spendet gegen Münzeinwurf Strom zum Aufladen von Mobiltelefonen diverser Hersteller. Grundsätzlich natürlich eine Primaidee, zumal man ja dank der vorhandenen Kabelanschlüsse nicht einmal das eigene Ladegerät dabeihaben muss.

Allerdings stelle ich mir die konkrete Anwendung doch etwas schwieriger vor. Was mache ich in der Zeit, in der mein Handy lädt (mindestens mal 30 Minuten für eine halbwegs nützliche Ladung), mitten in der Stadt auf einem Platz, während ich gleichzeitig darauf achte, dass niemand besagtes Handy mitnimmt?

Mein Lieblingselement des Geräts ist allerdings die türkische Übersetzung/Transkription des englischen Wortes „Charge“, das einen auffordernd anblinkt.

Später am gleichen Tag schickt mir ein Freund ein Foto aus einer anderen Ecke von Istanbul, wo das Herumstehen-Problem gelöst wurde. Hier kann man sein Gerät einschließen während es lädt.

Alexander Matzkeit

1.1.2015

Zut alors! Voilà la nouvelle Elektro-Analoge-Rauch-Couture aus dem Mutterland des Rauchens

Ich kenne mich ja, seit ich nur noch sehr gelegentlich rauche und mein „Rauchen heute“-Abo gekündigt habe, nicht mehr so ganz mit der Rauchbranche und den aktuellen Rauchtrends aus, weiß also nicht, ob 17-19jährige männliche Rauchanfänger heute beim Rauch-Ausatmen immer noch die Kippe zwischen Daumen und Zeigefinger nehmen und mit zusammengekniffenen Augen angestrengt-maskulin in die Ferne schauen, und erst recht weiß ich nicht, ob diese alten Rauchtrends mit Elektrozigaretten funktionieren. E-Zigaretten schienen mir bisher ein Randphänomen zu sein, zwar mit zunehmender Verbreitung, aber doch: Randphänomen. Deswegen: Erstaunen, als ich am Neujahrstag beim Spaziergang durch Nizza gleich mehrere aufwändig hergerichtete, brandneue Elektrozigarettenläden entdecke. Das Mutterland der Rauchtrends geht also auch im 21.Jahrhundert mit „Qualité“ voran. Ob es im Elektrozigarettenladen auch e-Papers zu kaufen gibt, ja, ob gar über den Schleichweg des analogen Elektroshoppings auch noch andere eher unphysische Onlinewaren wieder ins Stadtbild zurückkehren („Ye Olde eBook Shoppe“) kann ich aufgrund nächtlicher Uhrzeit leider nicht nachprüfen.

Maik Novotny

ClopaCabana
Cigarettes électroniques de qualité

Januar 2015

Zu Weihnachten habe ich Philips HUE-Lampen geschenkt bekommen

Zu Weihnachten habe ich ganz moderne Philips Hue-Lampen geschenkt bekommen, die über 16 Millionen Farben darstellen können. Helligkeit und Farbwahl kann man via Smartphone-App auswählen. Zusätzlich braucht man ein kleines Kästchen zum Ansteuern der Lampen: die “Bridge”. Sie wird via Netzwerk-Kabel an den WLAN-Router angeschlossen und benötigt eine Internetverbindung.

Ich habe zunächst verschiedene Apps ausprobiert, die unterschiedliche Vor- und Nachteile haben. Einmal habe ich die Lampen so programmiert, dass sie bei Sonnenuntergang automatisch ein warmes, orangenes Licht abstrahlen. Später habe ich diese App leider durch eine andere ersetzt, kann aber mit der neuen die Programmierung nicht mehr löschen.

Da ich auf dem Land wohne und das Internet zuweilen ausfällt, kommt es vor, dass die Lampen sich abends programmiert anschalten. Leider kann ich sie ohne Internet aber nicht mehr ausmachen, was bedauerlich ist und dazu führt, dass wir bei diesen ultramodernen Lampen regelmäßig den Stecker ziehen müssen.

Jan-Martin Klinge

2014-2015

Spam kommt aus der Mode (vielleicht)

Ich nutze Gmail, wo Spam in einem gesonderten Ordner landet und nach 30 Tagen gelöscht wird. Ich kann also immer auf einen Blick sehen, wie viel Spam ich im letzten Monat bekommen habe. Bevor es das Techniktagebuch gab, habe ich die Zahlen leider nirgends notiert, ich weiß aber noch, dass es

im Sommer 2014 nie unter 2000 Spam-Mails pro Monat waren. Im Dezember 2014 waren es noch 1600. Im Februar 2015 sind es noch 1200. Wenn das so weitergeht, werde ich 2016 überhaupt keinen Spam mehr haben.

Kathrin Passig

1.1.2015

Münzloswerdereisen nach Irland, das nächste große Ding

Im „Rushe's Supervalu"-Supermarkt in Dalkey steht einer von den Münzloswerdeautomaten, die ich im Februar 2014 in Schottland vergeblich gesucht habe. Ich habe natürlich meine umfangreichen Kleingeldvorräte nicht dabei.

In Deutschland habe ich noch nie so einen Automaten in einem Supermarkt gesehen. Auch bei den Banken gibt es kaum Möglichkeiten, Kleingeld loszuwerden. Aber vielleicht bessert sich die Lage ja demnächst:

> “Erste Supermärkte bieten Zählautomaten an, die Kleingeld zählen und den Gegenwert als Einkaufsgutschein herausgeben (bisher erst aus Kiel bekannt) (Einige) automatische Supermarktkassen nehmen auch über 50 Münzen an. Münzen können in die ‘Bezahlmulde’ gekippt und schnell verarbeitet werden (uns bisher nur von einigen EDEKA Märkten bekannt)” (Quelle)

Einige Wochen später wird dann vermutlich das Bezahlen mit Bargeld endgültig abgeschafft.

Kathrin Passig

02.01.2015

Kann Spuren von Unsinn enthalten

In der Signatur einer E-Mail als Antwort eines Rechtsanwalts auf ein Fax von mir lese ich folgende Zeilen:

> „Dieser Text wurde von mir mittels eines Spracherkennungsprogramms erstellt. Ich bitte daher um Nachsicht für u. U. merkwürdig erscheinende Fehler, die mir bei einer kursorischen Durchsicht nicht mehr aufgefallen sind.“

Sprachlich ist der Text darüber nicht zu beanstanden. Leider wurden die an den Anwalt gerichteten Fragen inhaltlich nicht zufriedenstellend beantwortet. Das ist aber kein Problem, das erst mit digitaler Spracherkennung Einzug nahm.

Alan Smithee

3.1.2015

Nächtliches Lesen auf dem unbeleuchteten Kindle im Schein des Techniktagebuchchats

Aleks hat einen neuen Kindle, jetzt mit Touchscreen, aber weiterhin ohne Hintergrundbeleuchtung (der alte war kaputt, ich glaube, das Display gesprungen). Der Touchscreen funktioniert inzwischen geschmeidiger als beim drei Jahre älteren Kindle Touch meiner Mutter, aber immer noch etwas zäh im Vergleich zu normalen Tablets oder Smartphones.

Wir lesen ein bisschen gemeinsam in einem Buch. Danach möchte ich wissen, wie es weitergeht, ohne das Buch aber selbst zu kaufen, denn es ist eigentlich ein blödes Buch.

Nachts wache ich oft auf und lese dann auf meinem Handy. Wie André Spiegel verwende ich dabei die App Twilight, nicht wegen Epilepsie oder der Epiphyse, sondern weil ich es angenehmer finde.

Aleks' Kindle aber leuchtet nicht, weder weiß noch rötlich oder sonstwie. Ich liege also auf der Seite, an meinem Oberarm lehnt das Handy mit dem Techniktagebuchchat im Facebook-Messenger (viel vorteilhafter weißer Hintergrund) und beleuchtet den Kindle. Ideal ist das nicht, aber es geht. Mit dem Handy allein wäre es einfacher, mit einem Papierbuch schwieriger.

Kathrin Passig

4.1.2015

Rechnungen bezahlen auf dem irischen Postamt

Man kann auf irischen Postämtern über 100 Arten von Rechnungen bezahlen. Hier steht erklärt, wie es geht: Offenbar trägt man seine Rechnungen zum Postamt und bezahlt dann bar oder mit Scheck. Man muss das nicht tun; laut Aleks Scholz kann man auch einfach überweisen. Vielleicht ist es ein Service für Leute, die kein Bankkonto haben? Aus irgendeinem Grund ist das Einsammeln des Rechnungsgeldes jedenfalls für die Post offenbar keine lästige Verpflichtung, sondern so attraktiv, dass Werbung dafür geschaltet wird.

(Im Hintergrund wieder ein BigBelly-Solarmülleimer.)

Kathrin Passig

4.1.2015

Steuern zahlen und Handyguthaben aufladen am Automaten

Am Flughafen Dublin stehen einige „Omnivend“-Automaten herum:

Man kann mit ihnen naheliegende Dinge tun, zum Beispiel sein Prepaid-Mobiltelefonguthaben aufladen:

Man kann „International Call Cards“ erwerben, wobei ich weder weiß, was das ist, noch, ob man eine physische Karte für sein Geld bekäme oder auch wieder nur so eine Art Guthaben:

Und man kann seine Steuern bezahlen. Jedenfalls die „Local Property Tax“:

Warum man gerade diese Steuer am Automaten bezahlen kann, während man den Rest auf anderen Wegen begleicht: keine Ahnung. Vielleicht liegt es daran, dass es sich um eine noch recht junge, nämlich erst 2013 eingeführte Steuer handelt?

Kathrin Passig

04.01.2015

Google Now und Google Noch Etwas Nower

Ich fliege von Dublin nach Berlin und der Zufall will es, dass Kathrin Passig neben mir sitzt. Wir unterhalten uns über das Techniktagebuch und unseren Umgang mit Technik und kommen auf Google Now zu sprechen.

Google Now ist ein Dienst des Suchmaschinenriesen, der den Standort, die Mails und auf Wunsch auch die Web-Historie des Nutzers auswertet und versucht, möglichst sinnvolle und hilfreiche Informationen auf dem Startbildschirm des Telefons auszugeben. Das beinhaltet z. B. Pakete, die unterwegs sind, den Parkplatz des Autos (sofern das Telefon z. B. über eine Bluetooth-Verbindung zur Freisprechanlage von der Autofahrt weiß) oder auch Fluginformationen (zu gebuchten Flügen hat man ja zumeist auch eine Mail).

Ich habe das vor einigen Wochen aktiviert, seit ich ein neues, modernes Telefon habe, und damit, da sonst als recht datenschutzbewusst bekannt, meine Kollegen überrascht, wenn nicht schockiert. Ich möchte das testen, habe meine Web-History nicht freigegeben und betrachte das Ganze als benutzerfreundliche Aufbereitung von Daten, die Google sowieso bekannt sind. Die ersten Eindrücke sind in Ordnung, der Nutzwert der angezeigten Informationen ist nicht riesig, aber es spart oft ein paar Klicks.

Google Now kennt natürlich auch unseren Flug. Wir vergleichen die Meldungen und ich bin enttäuscht, weil mir der um 30 Minuten verspätete Abflug nicht gemeldet wird. Das ist bei Kathrin anders: sie wurde rechtzeitig informiert. Wir spekulieren über die Gründe und finden als beste Erklärung, dass ich bis zum Einstieg mit deutscher SIM-Karte im Telefon das Gratis-WLAN des Flughafens nutzte, Kathrin mit irischer SIM-Karte aber per Mobilfunk online war, und das vielleicht ein paar Minuten länger und bis ins Flugzeug hinein. Schlüssig erklären können wir den Unterschied aber nicht.

In Berlin eingereist muss Kathrin die SIM-Karte wechseln und ich darf ihre legendäre Sammlung von Telefonkarten aus aller Herren Länder bewundern.

Mathias Block

Januar 2015

Mobiles Internet auf den Kanaren

Wir haben auf den Kanaren einen Bungalow gebucht. Dieser steht in einer größeren Anlage, die noch nicht über ein eigenes WLAN verfügt. Internet bekommt man über einen mobilen Vodafone-Hotspot, den man für 2 € pro Tag buchen kann. Die Betreiber haben nur eine begrenzte Anzahl dieser Geräte und es ist Glückssache, dass bei der Ankunft eines verfügbar ist. Da wir das per Mail angefragt haben, bekamen wir eines und hatten für ca. einen Tag schnelles Internet. Danach meldete der Router, dass das Datenvolumen verbraucht ist und schaltete auf die niedrigste Datenrate runter. Das Internet lief dann erheblich fixer über das Roaming unseres deutschen Telefonanbieters.

Um so wie in Deutschland unterwegs ins Internet zu kommen, bieten E-Plus und seine Reseller das EU Internet-Paket an, bei dem man für 7 Tage 100 MB Datenvolumen für 4,99 € bekommt. Ist das abgelaufen, kann man es wieder für 4,99 € nachbuchen. Zum erneuten Buchen muss man sich gegebenenfalls 24 Stunden gedulden. Bei Congstar, meinem derzeitigen Anbieter gibt es den congstar week Pass mit 100 MB Datenvolumen für 9,99 €.

Wir hatten uns also schon in Deutschland E-Plus Karten besorgt, die wir zuhause aktivierten, mit genügend Geld aufgeladen haben, dann bei der Ankunft einsetzten und das EU Internet-Paket buchten.
Außerdem bietet auf den Kanaren so gut wie jedes Lokal einen kostenlosen Wifi-Zugang an, der dann aber auf das Lokal beschränkt bleibt.

Rückblick: 2006 hatten wir schon mal versucht, in Madrid eine Vodafone-Prepaid-SIM zu kaufen, für die es laut Webseite ein Datenvolumen mit 1 GB gab. Das scheiterte aber damals an unseren mangelnden Spanischkenntnissen und daran, dass der Verkäufer kein Englisch verstand.

Heute haben wir uns nun doch spanische SIM-Karten gekauft. In größeren Städten gibt es die Locutorios. Dort kann man günstig ins Ausland telefonieren und Geld überweisen. Und der Verkäufer in Las Palmas hat Englisch gesprochen. Ich habe eine Lebara-Prepaid-SIM gekauft, die auch sofort im Laden von den Mitarbeitern aktiviert und in meinem Smartphone eingerichtet wurde. Dabei bekommt man für 10 € ein Datenvolumen von 1 GB sowie 1500 Freiminuten zum Telefonieren. Tethering funktioniert ebenso. Interessanterweise muss man nach der Einrichtung der Karte das Datenroaming eingeschaltet lassen. Vermutlich funktioniert die Karte dann sogar auch noch in Deutschland.

Carsten Senf

2014 und 2015

Weltweites Roaming. Unser Geld wollen sie nicht

Das weltweite, kostenlose Roaming, das meine Netzfirma T-Mobile USA anbietet, funktioniert auch jetzt zum Jahreswechsel so, wie es im Sommer funktioniert hat, als ich meinen ersten Artikel im Techniktagebuch darüber schrieb.

Die Geschwindigkeit ist nach wie vor auf 20-30 Kilobit pro Sekunde begrenzt, und die lokalen Provider hier in Schweden scheinen jedes Mal einige Minuten überlegen zu müssen, was sie mit mir tun wollen, wenn mein Telefon versucht, sich in ihre Netze einzubuchen. Regelmäßig werde ich von einem der Provider herausgekickt und muss zu einem anderen wechseln, um

weiter Zugang zum Netz zu haben. Ich möchte lieber nicht wissen, was für Verhandlungen da im Hintergrund zwischen T-Mobile USA und den lokalen Providern ablaufen.

Nach wie vor gibt es kein Tethering, ich kann also nur mit dem Telefon ins Netz, aber nicht mit dem Laptop. Aber diesmal bin ich vorbereitet: Ich habe einen Weg gefunden, wie ich auf dem Laptop Word-Dokumente schreiben und sie dann per USB-Kabel auf das Telefon übertragen kann, und von dort per Cut-and-Paste ins Netz. Ich habe das zuhause geübt, bevor ich losgefahren bin, und es klappt ganz gut.

Aus beruflichen Gründen brauche ich allerdings für ein paar Tage wirklich den Laptop im Netz mit großem Bildschirm und großer Tastatur.

Nach wie vor gibt es die Möglichkeit, das kostenlose Roaming durch einen Data Pass aufzubohren; dann kriegt man normale, also nicht weiter spürbare Geschwindigkeit. Und Tethering. Nach wie vor kostet so ein Data Pass fünfzig Dollar für fünfhundert Megabyte und zwei Wochen. Nach wie vor führt der Upgrade-Link, den T-Mobile USA mir per SMS schickt, zu einer Seite mit der Schaltfläche “Hier entlang zum Upgrade”, oder so ähnlich. Nach wie vor steht auf der Seite, auf die man damit gelangt “Sorry, we can’t help you with a plan change here.”

Nach wie vor muss ich mich also wohl direkt in meinen Account bei my.t-mobile.com einloggen, um so einen Data Pass zu kaufen. Neu ist allerdings, dass die Login-Seite inzwischen durch einen CAPTCHA abgesichert ist, und dieser CAPTCHA läßt sich mit dem Browser auf meinem Telefon nicht lösen, denn das Bild mit den Buchstaben, die ich erkennen soll, ist für den Bildschirm zu groß und läßt sich weder verkleinern noch verschieben.

Wir haben es also mit einem Fall von “Sie wollen unser Geld nicht” zu tun. Zum Glück bin ich nicht die ganze Zeit in Schweden auf dem Land, sondern mache für ein paar Tage einen Abstecher nach Hamburg. Dort habe ich in der Wohnung, wo ich zu Gast bin, WLAN und kann, für meine Rückkehr nach Schweden, einen Data Pass kaufen.

Ich nutze meine fünfhundert Megabyte äußerst sparsam – keine Videos, kein Streaming von Musik, den Laptop auch nur möglichst kurz an das Smartphone tethern. So reichen die fünfhundert Megabyte, wie schon im Sommer, für knapp drei Tage. Danach bin ich, ehrlich gesagt, erleichtert, denn ich kann bei der langsamen Geschwindigkeit endlich wieder alles mit dem Smartphone machen, was ich will, ohne ständig in Sorge zu leben, dass mein Datenvolumen zur Neige geht.

Einen neuen Data Pass kaufen kann ich leider nicht. Aber das macht nichts. In ein paar Tagen fliege ich ja wieder nach Hause.

André Spiegel

5. Januar 2015

Logowechsel bei Vine

Beim Vine-Account unserer Firma soll ich das alte durch das neue Logo ersetzen. Ich logge mich bei vine.co ein, gehe rechts oben auf unser Logo, wähle aus dem Dropdown-Menü „ViewProfile“ aus und klicke auf den Button „Settings“. Dann klicke ich rechts auf den grün hinterlegten Button „edit“ und merke, dass ich den Firmennamen, die Firmenbeschreibung sowie den Standort der Firma, aber nicht das Logo ändern kann. Wiederholt klicke ich auf alle Bereiche des gespeicherten Logos, aber es scheint wirklich keine Austauschmöglichkeit zu geben. Durch anschließendes Googeln erfahre ich nur, dass schon mehrere Leute das Problem hatten, Lösung finde ich keine.

Da wir auch Zugangsdaten zum Vine Client haben, gehe ich auf diese Website und stelle fest, dass man den Client als Chrome Extension installieren muss – also tue ich das. In Chrome öffne ich den Vine Client, indem ich auf das grüne Vine-Logo klicke und die Zugangsdaten eingebe. In der horizontalen Navigationsleiste gehe ich rechts auf das Haus-Symbol und wähle zuerst wieder „Profile“ aus und klicke dann auf den grau hinterlegten „Settings“-

Button. Automatisch öffnet sich ein kleineres Fenster: Dort muss ich nur noch auf „Datei auswählen“ klicken und bei „upload avatar“ das neue Logo hochladen.

Tanja Braun

05. Januar 2015

Mobiltelefonsturz und seine Folgen

Gestern ist mir mein Mobiltelefon, ein Acer Liquid Z160, aus der Jackentasche gefallen. Die Fallhöhe von der über den Arm gehängten Jacke bis auf die Straße betrug vielleicht einen Meter, und das Telefon steckte in einem kleinen Stoffbeutelchen; doch trotzdem ist das Display zersplittert.

Die Bruchstelle ist unten rechts, also ausgerechnet dort, wo die Ziffern anzutippen sind, um die Tastensperre aufzuheben. Hatte das Display zunächst noch wenigstens ansatzweise auf Eingaben reagiert, war einige vergebliche Versuche später, die Telefon-PIN (nicht die Simkarten-PIN) auf dem bereits erratisch reagierenden Display einzugeben, nicht einmal mehr das möglich.

Ich spreche mit dem kaputten Telefon bei zwei Reparaturanbietern an meinem Wohnort vor, die gleich abwinken – mit Acer kenne man sich nicht aus bzw. es gäbe keine Ersatzteile dafür. Eine Internetsuche ergibt dann auch nur eher wenig vertrauenserweckende Bezugsquellen für Ersatzdisplays. So ein Display kostet dort ca. 40,- €, Lieferzeit 20-35 Werktage (direkt aus Hongkong). Ein “ganzes” Z160 gibt es gebraucht für unter 70,- €. Abgesehen davon traue ich es weder mir noch meiner Werkzeugausrüstung zu, ein Smartphonedisplay zu wechseln.

Viele persönliche Daten – E-Mail-/Twitter-Accounts, Telefonnummern, Kurznachrichten – sind auf dem Telefon gespeichert, und auch wenn auf normalem Wege dort nicht mehr heranzukommen ist, frage ich mich nun, wie ich das defekte Telefon am sichersten entsorge.

Der Datenverlust ist – so hoffe ich – zu verschmerzen, denn ich kann von meinem vorherigen Smartphone, das drei Monate unbenutzt in der Schublade lag und das ich glücklicherweise nicht resettet habe, zumindest die Namen und Telefonnummern der Kontakte vom Stand von vor drei Monaten als vcf-Datei exportieren. Diese schicke ich mir selbst als E-Mail-Attachment; ich werde dann wahrscheinlich über merkwürdige Verrenkungen via Dropbox und Googlemail und wider alle Gebote der Datensparsamkeit versuchen, diese auf das bereits bestellte neue Telefon zu übertragen.

Um vorübergehend das alte Smartphone wieder benutzen zu können, benötige ich einen Adapter von Microsim auf Minisim, den ich bei einem der (Nicht-)Telefonreparierer für 1,50 € erstehe. Mit etwas Gewalt und einem Streifen Klebefilm gelingt mir das Einschieben der adaptierten Simkarte bereits im vierten Versuch. Es ist absehbar, dass es alles andere als einfach sein wird, die Simkarte aus dem Telefon wieder herauszubekommen.

Florian Meerwinck

6.1.2015

Google Geschirrspüler geträumt

Geträumt, ich hätte mit Blogger Maximilian Buddenbohm dieselbe Geschirrspülmaschine von Hamburg und München aus befüllt, wie Google Docs. Als ich neue Gläser holte, hatte er den geplanten Platz im Gitter schon besetzt. Ich fand das supercool und formulierte bereits einen Tweet: „Ja, IHR könnt über viele Kilometer am selben Dokument arbeiten – @Buddenbohm und ich befüllen von MUC und HAM denselben Geschirrspüler!“.

die Kaltmamsell

7.1.2015

Fehlende Kommunikationstechnik will tear us apart

H. und ich hatten monatelang keinen Kontakt mehr. Im Nachhinein ist auch klar, warum: Obwohl wir uns „im Internet kennengelernt“ haben, wie man damals noch sagte, sind uns über die Jahre die gemeinsamen Kommunikationsplattformen abhandengekommen. Ich mag das IRC nicht mehr, seit Skype die Daueranwesenheit erfunden hat und die meisten Anbieter das Konzept übernommen haben. H. mag alle anderen Messenger nicht, zum Teil aus Sicherheitsgründen und zum Teil, weil er wenig Zeit hat und nicht ständig Nachrichten von allen möglichen Leuten bekommen möchte. Eigentlich unterhalten wir uns deshalb seit Jahren nur noch mündlich, und wenn ich Berlin mal verlasse, geht das nicht mehr. Ich telefoniere nicht gern, und H. hat zum Telefonieren keine Zeit.

Wir sitzen in einer Bar und überlegen. Threema war im letzten Jahr eine Notlösung für uns, aber ich bin auf der Handy-Softwaretastatur immer noch nicht so schnell wie auf einer richtigen und wünsche mir daher etwas, das sowohl mobil als auch am Desktop funktioniert. Der Facebookmessenger könnte das, kommt aber für H. nicht in Frage. „Whatsapp gibt es immer noch nicht für den Desktop?“ sagt H., „wie ist das möglich?“ Skype lehnen wir beide ab, aus den genannten Gründen, und weil die Mobilversion weitgehend unbrauchbar ist. Es muss außerdem ein Messenger sein, den es für MacOS, iOS und Android gibt. Google Hangouts (vormals Google Talk bzw. Google+ Messenger), könnten wir theoretisch beide nutzen, tun es aber aus unbestimmten Gründen nie, außerdem möchte H. Google nicht unterstützen.

„Telegramm?“, sagt H., und ich weiß erst nicht, ob das eine Anspielung darauf sein soll, dass Angela Merkel gerade ein Kondolenztelegramm an François Hollande geschickt haben soll (was eigentlich nicht sein kann, weil Telegramme ins Ausland Ende 2000 abgeschafft wurden). Aber er meint den Messenger Telegram.

Den installieren wir jetzt beide, was bei mir ganz schnell und bei H. sehr langsam geht, weil die Umgebung meiner Wohnung immer noch ein T-Mobile-Funkloch ist. Zum Preis eines Auslesens so ungefähr aller Handydaten durch die App werden wir ohne Umstände automatisch miteinander in Kontakt gebracht. Die App sieht gut aus und funktioniert geschmeidig, die Desktop-Software auch, wie ich am nächsten Tag herausfinde. Die Firewall in H.s Firma blockt zwar die Desktopversion, nicht aber die Version im Browser. Wir können wieder miteinander reden.

Keime für künftige kummervolle Techniktagebucheinträge: Irgendwie ist der Account an die Handynummer gebunden, was vermutlich zu Problemen führen wird, wenn ich im Februar das nächste Mal im Ausland bin. Und man kann keine Logfiles für die eigenen Archive herunterladen.

Kathrin Passig

7.1.2015

Die Mutter von Chuck Norris hatte vielleicht 15 Jahre vor mir eine blaue LED im Auto

Ich zeige H. den Kugelschreiber mit meiner ersten blauen LED, den ich fürs Techniktagebuch hervorgeholt habe. „Tja“, sagt er, „da war meine Mutter mal locker fünfzehn Jahre früher dran als du.“ „Kann nicht sein“, sage ich, „da gab es noch keine blauen LEDs“, das habe ich schließlich gerade erst in der Wikipedia nachgelesen. Aber H. erinnert sich ganz genau: um 1987 sei das gewesen, die Fernlichtanzeige im VW Passat Variant seiner Mutter. Der Wikipediaeintrag sei eben falsch.

Das kann ich nicht auf mir und der Wikipedia sitzen lassen. Ich google eine Viertelstunde lang und lese Passat-Bastlerforen, dann stellt sich Folgendes heraus:

> „Weil es fürs Fernlicht noch keine passende blaue LED gab, durfte VW dem Vernehmen nach für Golf, Scirocco und Passat in den 1980er-Jahren ersatz- und ausnahmsweise eine gelbe LED einsetzen.“
> (Quelle)

> „Die gelbe Fernlichtdiode gab es typenübergreifend bei VW in den Mj. 81, 82 und 83. Danach wurde nach Beschwerden durch die Kunden wieder auf die (defektanfälligere) blaue Glühbirne umgestellt, die man vorher auch schon genutzt hatte. Insbesondere durch die ebenfalls gelbe Schaltanzeige im 32b war eine gewisse Verwechselungsgefahr durchaus gegeben.“
> (Quelle)

> „Offenbar ist dann die mögliche Irreführung durch die gelbe Fernlichtkontrolle so stark diskutiert worden, daß zum Modelljahr 1984 wieder eine einsame blaue Kontrolleuchte als Glühbirne mit übergestülpter farbiger Kappe zwischen die LEDs ein-

> ziehen konnte, auch wenn das zu Lasten der Haltbarkeit gehen würde. (7,7% der Santana und Passat der Modelljahre 84-87 im SZBS-Bestand weisen aktuell einen Defekt der blauen Fernlichtkontrolle auf, ein durchgebranntes Birnchen).“
> (Quelle)

So ist das nämlich. Die Mutter von Chuck Norris war vielleicht fünfzehn Jahre früher dran als ich, was blaue LEDs angeht. Aber sonst keine.

Kathrin Passig

Januar 2015

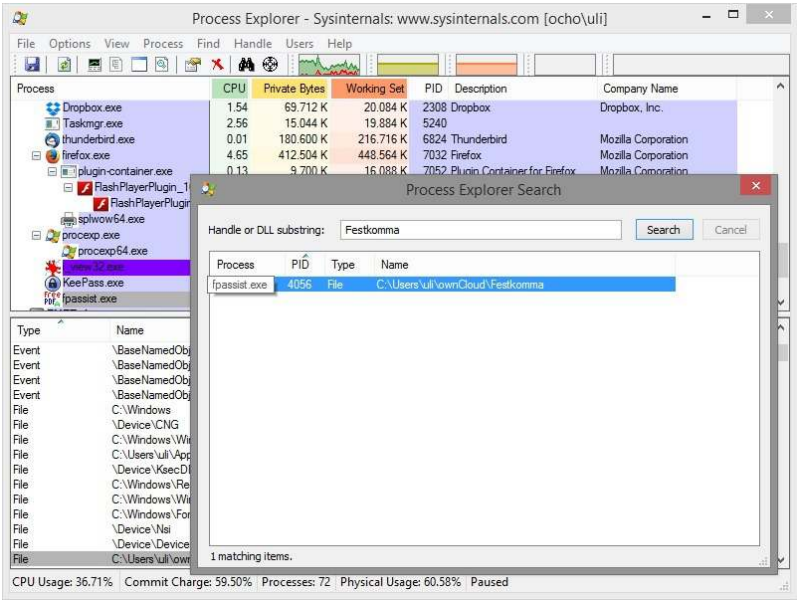
Ordner verschieben in Windows 8.1

Beim Aufräumen meines Rechners wollte ich einen Ordner verschieben. Also Rechts-Klick auf den Ordner und “Ausschneiden” angewählt, dann im Zielordner “Einfügen” angegeben. Geht nicht, Windows meldet mir folgenden Fehler:

Habe aber keine Datei geöffnet, und Windows sagt ja auch nix genaueres welche Datei es sein könnte. Also Google geöffnet, den Text “Die Aktion kann nicht abgeschlossen werden, da der Ordner (oder eine Datei darin) in einem anderen Programm geöffnet ist.” abgetippt (Copy-Paste geht nicht), und schon habe ich zwei Optionen:

- Das Programm Unlocker zu installieren
- Das Programm Process Explorer zu installieren

Letzteres habe ich zufällig auf dem Rechner, also gleich gestartet und mittels Strg-F die textuelle Suche über alle Windows-Process-Handles gestartet, “Festkomma” eingegeben und schon habe ich den schuldigen Prozess in der Prozessliste gefunden:



Aha! fpassist.exe gehört zu FreePDF, und kurz vorher hatte ich mit diesem Programm ein JPEG in ein PDF umgewandelt und in genau diesem Verzeichnis gespeichert. Also den Prozess gekillt, und schon konnte ich den Ordner problemlos verschieben.

Ein Neustart von Windows 8.1 hätte das Problem vermutlich auch gelöst.

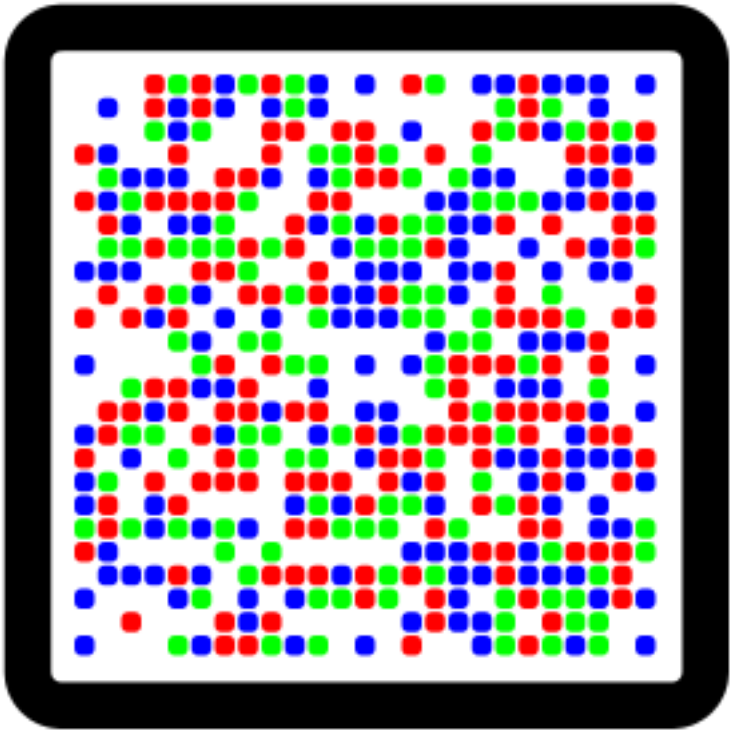
umar2003

Januar 2015

Von der mTAN zur photoTAN

Die Deutsche Bank bietet jetzt neben der mTAN und irgendeinem dritten Verfahren auch etwas an, das photoTAN heißt. Ich verstehe erst nicht, was der Vorteil des Verfahrens sein soll, denn das wird im ansonsten umfangreichen Informationsmaterial auf der Bank-Website nicht erwähnt. Ich vermute, es hat was mit Sicherheit zu tun, und die Bank verschweigt das, weil es die zwei anderen TAN-Verfahren unsicher wirken lassen würde.

Im Techniktagebuch-Redaktionschat aber erklärt man mir, dass ich mit der photoTAN unabhängig von der SIM-Karte im Handy auch aus dem Ausland Überweisungen tätigen kann. Das überzeugt mich sofort. In den letzten vier Monaten, die ich in der Schweiz verbracht habe, konnte ich kein Geld überweisen, weil ich dazu auf einem umständlichen Weg der Bank erst meine Schweizer Handynummer hätte mitteilen müssen, und nach der Rückkehr dasselbe noch mal. Ich fordere den „Aktivierungsbrief“ an. Er enthält so etwas wie einen QR-Code, nur bunter:



Quelle: Wikimedia Commons, Gfis / Dr. Georg Fischer, CC-BY-SA 3.0

Ich installiere die photoTAN-App auf dem Handy, scanne damit den Aktivierungscode vom Brief, erhalte eine TAN, die ich auf der Bankwebsite eingebe, muss noch mal einen bunten Code von der Website scannen, den Rest habe ich vergessen, aber viel mehr war es nicht. Wer kein Smartphone hat, kann sich ein Lesegerät für 14,90 € zuschicken lassen.

Bei Überweisungen muss man das Ganze nur noch einmal machen. Die App funktioniert erfreulich anstandslos, sie löst den Scanvorgang selbstständig aus, sobald sie den Code irgendwo im Bild erkennt, er darf auch gern klein, schief, unscharf und dunkel sein. Nur wenn f.lux läuft, geht es nicht.

Laut Informationsmaterial kann man die photoTAN-App auf dem Handy sogar mit der „Meine Bank"-App verbinden und dann „alle Vorgänge sicher auf einem einzigen Endgerät erledigen", anders als bei Anne Schüßlers Bank, wo genau das aus Sicherheitsgründen verboten ist. Mir ist nicht ganz klar, wozu man überhaupt eine photoTAN erzeugen muss, wenn ein Handydieb nur die Onlinebanking-PIN (bei der Deutschen Bank eine 5-stellige Zahl) braucht, um das Konto leerzuräumen. Aber die Bank wird sich schon irgendwas gedacht haben dabei, und bei der mTAN ist es, wie mir dabei auffällt, ja auch die ganze Zeit so gewesen. (Update: Im Techniktagebuch-Redaktionschat werde ich darüber aufgeklärt, dass der Besitz des Handys den zweiten Sicherheitsfaktor darstellt, denn das bloße Onlinebanking selbst ist ja nicht an ein spezifisches Gerät gebunden, die photoTAN-App aber schon.)

Außerdem steht im mitgelieferten Informationsfaltblatt der rätselhafte Satz: „Die Vorteile der photoTAN: … Sie sind dabei völlig unabhängig von TAN-Listen oder einer Internetverbindung." Was mag die Bank damit meinen? Geld überweisen ohne Internetverbindung? Ob es papierene Überweisungsträger mit aufgedruckter photoTAN-Grafik gibt?

Ab jetzt jedenfalls: Geld überweisen unabhängig von der SIM-Karte im Handy, haha! Damit die Gesamtkompliziertheit des Universums erhalten bleibt, installiere ich am selben Tag Telegram, einen Messenger, der verdächtig stark an die Telefonnummer gebunden wirkt. Davon später mehr.

Kathrin Passig

8. Januar 2015

Netflix – guter Empfehlungsalgorithmus, aber umständliche Suche

Neulich empfahl mir die Frau mit dem Kommentar „müsste dir gefallen“ die Serie „The Bletchley Circle“. Den Namen habe ich sofort wieder aus meinem aktiven Wortschatz verdrängt und dann eine Weile auf Netflix herumgesucht, ohne sie zu finden. Schließlich fragte ich nochmal nach dem Namen und gab ihn in die Suche ein. Auf diesem Wege fand ich sie sofort und Netflix prognostiert mir anhand meiner bisherigen Vorlieben tatsächlich 4,5 Sterne für diese Serie. Ob ich sie wirklich mag, wird sich zeigen, wenn ich sie mir angesehen habe. Allerdings frage ich mich: Wenn Netflix einen anscheinend so gut funktionierenden Empfehlungsalgorithmus hat, der zu ähnlichen Ergebnissen wie die Frau kommt, warum wird mir die Serie erst über die Suche angezeigt, aber auch nach langem Scrollen nicht in den Übersichten, die wirklich viel Quatsch von „Ladykracher“ bis „Pink Panther“ enthalten, von dem Netflix auch nach eigener Prognose kaum glaubt, dass er mir gefallen könnte?

Enno Park

9.1.2015

Bezahlen mit der Starbucks-App

ich habe heute mit dem handy bei starbucks einen mittelgrossen café-latte bezahlt. seit dem 20.12.2014 geht das theoretisch auch in deutschland. das wusste ich aber heute noch nicht. ich hatte mir vor ein paar wochen, nach dem lesen dieses artikels, die amerikanische starbucks-app geladen, dort mein deutsches starbucks-konto angegeben, in dem meine deutsche gutha-

benkarte registriert ist, und einen screenshot des bezahlenbildschirms angefertigt. diesen screenshot, der eigentlich nichts anderes als einen barcode und die kartennummer anzeigt, zeigte ich heute bei starbucks vor.

zum bezahlen hielt ich den barcode einfach vor ein lesegerät. eine sicherheitsabfrage gab es nicht. wenn der screenshot — oder meine starbucksguthabenkarte — in fremde hände fällt, kann der finder damit solange bei starbucks bezahlen, wie guthaben auf der karte ist. (in hamburg, im hauptbahnhof, kann man mit der starbuckskarte oder dem barcode nicht bezahlen, weil der starbucks dort nicht von starbucks ist, sondern von einem franchisenehmer, der sich offenbar weigert, die standard-kassentechnik von starbucks zu installieren.)

mit der starbucks-app selbst (statt einem screenshot) zu zahlen, ist mir bislang nicht gelungen. die amerikanische app will sich meine kontodaten nicht merken, und im starbucks vor dem bezahlen meinen benutzernamen und mein passwort in die app einzugeben, finde ich eher kontraproduktiv. die deutsche starbucks-app stürzt zuverlässig ab. nach dem ersten absturz liess sie sich nicht mehr öffnen. das ist zum bezahlen auch nicht besonders bequem.

weil weder das app-starten, noch das screenshot-in-der-foto-app raussuchen besonders bequem ist, hat starbucks in amerika auf dem iphone auch eine passbook anbindung. damit taucht die bezahlkarte, bzw. der barcode automatisch (per geofencing) im sperrbildschirm des iphone auf, wenn ich mich in einem von 10 von mir ausgewählten starbucks befinde. das funktionierte bei mir aber auch nicht, die passbook-einrichtung aus der app heraus führte jedes Mal zum absturz der amerikanischen starbucks-app. die deutsche starbucks-app umgeht diesen fehler, indem sie eine passbook-anbindung gar nicht erst anbietet.

alles, was die deutsche starbucks-app kann, ist, den bezahl-barcode und meinen bonus-status zu zeigen, starbucks-niederlassungen in der nähe zu finden und die bezahlkarte wieder aufzuladen (wenn ich auf starbucks.de meine kreditkarteninformationen angegeben habe).

für meinen nächsten starbucksbesuch in wahrscheinlich drei bis vier monaten (ich lege jeden monat einen euro zurück), habe ich mir jetzt selbst einen passbookeintrag gebaut. das habe ich bei passsource.com gemacht: dort gab ich meine starbuckskartennummer an, passsource.com generierte daraus einen barcode, den ich dann auf die passbook-app meines iphone laden konnte. auf der rückseite der von passsource.com gebauten passbookkarte konnte ich auch meine position aktualisieren, was zur folge hat, dass dort jetzt 10 berliner starbucks in die geofence-datenbank meiner starbuckspassbookkarte eingetragen wurden. gehe ich zu einem dieser starbucks, soll dann der barcode im sperrbildschirm auftauchen.

felix schwenzel

9.1.2015

Erfahrungen mit dem Kindle Fire

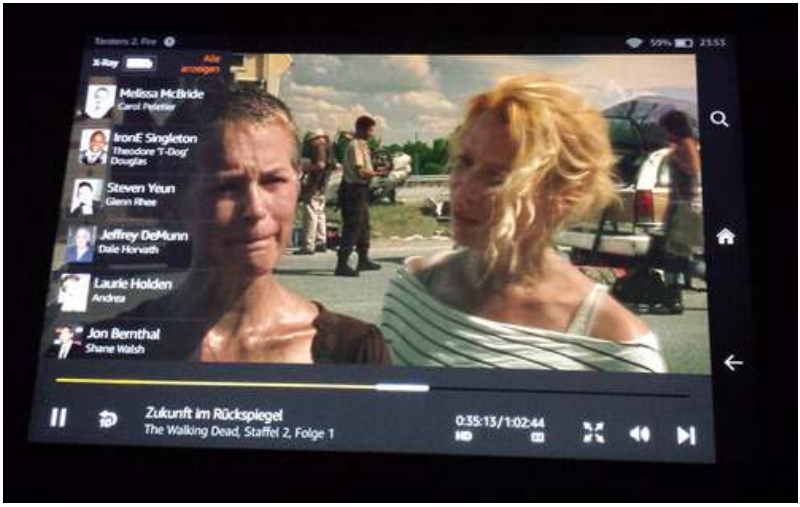
Ich besitze jetzt ein Kindle Fire, das Tablet von Amazon. Ich bin seit Februar 2014 Amazon-Prime-Kunde und habe das kostenlose Film- und Serienangebot bisher nur circa fünfmal genutzt; ich hoffe, dass mich das Kindle Fire motiviert, öfter – zum Beispiel abends im Bett – etwas zu streamen.

Dreierlei ist festhaltenswert: 1. Videos lassen sich auf dem Gerät speichern und somit später

– allerdings maximal 48 Stunden

– und auch ohne Wlan-Zugriff ansehen (mein Fire ist nicht LTE-fähig). 2. Um Filme und Serien mit FSK-18-Freigabe zu schauen, muss man seine Volljährigkeit bestätigen. Dazu ist die Eingabe der Personalausweis- und der Kreditkartennummer erforderlich. Das bedeutet: Leute, die keine Kreditkarte haben (davon gibt es einige in meinem Bekanntenkreis) und/oder keinen Personalausweis haben (solche sind mir immer mal wieder begegnet), dürfen maximal ab 16 Freigegebenes gucken. Alle anderen verifizieren sich fürderhin mit einer selbst vergebenen vierstelligen PIN. 3. Manche Filme und

Serien enthalten einen Service namens "X-Ray". Das ist ein Hintergrundsinfo-Einblend-Feature von imdb, mit der sich beispielsweise die Namen und Rollen aller in der gerade laufenden Szene agierenden Darsteller oder die Titel der verwendeten Musik anzeigen lassen.



Torsten Gaitzsch

2015-01-09

Das Eigenleben der Apps. Und wenn's Retro ist

Wir stellen im Redaktionschat des Techniktagebuchs einhellig fest, dass wir uns an automatische Software-Updates gewöhnt haben. Die Programme und Apps haben begonnen, ein Eigenleben zu führen und verwandeln sich manchmal über Nacht und ohne unser Zutun.

»Man muss ja doch dazu gezwungen werden, sich ab und zu an Neues zu gewöhnen.« (Kathrin)

Kurze Zeit später starte ich meine Taschenrechner-App und stelle fest, dass sie über Nacht und ohne mein Zutun einen Sieben-Segment-Retro-Font bekommen hat.

Er läßt sich zum Glück wieder umschalten.

André Spiegel

10. Januar 2015

Ich kann mir meine Carsharing-PIN nicht merken, weil sie so einfach ist

Ich besitze kein Auto. Wenn ich also ab und zu doch mal Ausflüge mache, die mit öffentlichen Verkehrsmitteln unnötig umständlich wären, nutze ich Flinkster, den Carsharing-Dienst der Deutschen Bahn.

Bei Flinkster bekommt man einen kleinen Chip auf den Führerschein geklebt, und bei den meisten Flinkster-Autos reicht dieser Chip, um das Auto zu öffnen und damit sofort loszufahren. Manche Stationen, an denen mehrere Autos stehen, funktionieren allerdings noch nach dem alten System, bei dem man eine vierstellige PIN hatte und sich damit an einer Art Schlüsselkasten anmeldet, aus der man dann den Schlüssel für das gebuchte Auto entnehmen kann. Die Station am Bahnhof in Wiesbaden ist so eine.

Da ich Flinkster vielleicht einmal im Quartal nutze, passiert mir jedes Mal wieder das gleiche. Ich buche das Auto über das Internet, bekomme zehn Minuten vorher per SMS das Kennzeichen mitgeteilt und mache mich fröhlich auf den Weg zur Station. Dann fällt mir auf, dass ich das Auto nicht mit dem Chip öffnen kann und ich gehe zum Schlüsselkasten. Dort identifiziere ich mich mit meinem Chip, stehe dann vor dem Zahlenpad und habe meine PIN vergessen.

Ich versuche die PIN, die ich in der Regel vergebe, wenn ich selbst eine nicht besonders wichtige PIN vergeben darf (zum Beispiel in Videotheken). Fehlanzeige. Ich versuche mein Geburtsjahr (was oft die Standardpin ist, die man zugeteilt bekommt). Auch falsch. Noch zwei Versuche vor Sperrung des Angebots.

Wie jedes Mal rufe ich an diesem Punkt die kostenlose Hotline an und identifiziere mich mit meiner Chipnummer und meinem Geburtsdatum. Der freundliche Mann am anderen Ende der Leitung teilt mir mit, die PIN sei 1234. Das ist dann der Moment, wo mir wieder einfällt, dass die PIN ja

von Flinkster nicht mehr besonders ernstgenommen wird. Dass ich sie weder selbst vergeben habe, noch dass sie mir in einem versiegelten Umschlag heimlich mitgeteilt wurde. Sie lautet standardmäßig 1234, weil sie nur noch ein Relikt aus vergangenen Techniktagen ist.

Ich frage, ob ich die PIN vielleicht auf der Website ändern kann. „Einen Moment, bitte." – 30 Sekunden Warteschleife – „Nein, das ist leider nicht möglich." Ich seufze und verabschiede mich. Da 1234 nicht zu den PINs gehört, an die ich instinktiv denke, kann ich sie mir schlecht merken, obwohl sie so einfach ist (laut Techniktagebuch-Facebook-Chat gibt es 1234- und 0000-Typen). Besonders sicher ist sie natürlich auch nicht, soll sie aber ja auch nicht sein. Zum Glück kann ich ja im Zweifelsfall beim nächsten Mal einfach wieder die Hotline anrufen.

Alexander Matzkeit

10. Januar 2015

Safari mag die Nachrichten in der Facebookseite der Band nicht

D. kann die Nachrichten auf der Facebookseite seiner Band nicht öffnen, was ein bisschen ungünstig ist, weil darunter auch Gigangebote sind. Die E-Mail-Benachrichtungen hat er in dem mit dem Bandaccount verknüpften Privatacount schon lange abgestellt. Ich vermute zunächst, dass es an fehlenden Leserechten liegt und empfehle, dass der Administrator/Ersteller der Seite ihm diese Rechte einräumen soll. D. bekommt daraufhin Administratorenrechte, kann aber immer noch nicht auf die Nachrichten zugreifen.

Da das nicht geklappt hat, durchsuche ich die Einstellungen der Facebookseite auf irgendwelche Beschränkungen hin, die das Lesen der Nachrichten verhindern könnten. Fehlanzeige. Schließlich habe ich die Idee, es mal mit einem anderen Browser zu versuchen, da D. ausschließlich Safari benutzt. Leider lässt sein Betriebssystem, OS X 10.6.8, nicht zu, dass ich einen aktu-

ellen Browser installiere, aber mit der vorletzten Version von Firefox habe ich Glück. Nachdem ich den Browser installiert habe, loggt sich D. in den Bandaccount ein und kann alle Nachrichten an die Band öffnen.

Tanja Braun

10.2.2015

In den Niederlanden gibt es keine Satellitenschüsseln

Ich achte auf Satellitenschüsseln beim Zugfahren und bei der Navigation in fremden Städten, weil sie (plusminus ein paar Grad) anzeigen, wo Süden ist. In den Niederlanden geht das nicht. Wenn der Himmel bewölkt ist, gibt es keine einfache Möglichkeit, herauszufinden, in welche Richtung der Zug gerade fährt. Ok, vermutlich ginge irgendwas mit der Hauptwindrichtung oder der Ausrichtung äsender Huftiere.

Befragte Niederländer geben zur Auskunft, dass es hier tatsächlich keine Satellitenschüsseln gibt und auch nie welche gab. Nur in Migrantenhaushalten, und inzwischen auch das nicht mehr. Einer meiner Gastgeber berichtet, seine niederländische Großmutter habe bereits in den 70er Jahren Kabelfernsehen gehabt. Laut Wikipedia beträgt die Kabelfernseh-Marktdurchdringung in den Niederlanden derzeit 92%, in Deutschland sind es nur 39,3%. Man kann dem Beitrag entnehmen, dass der Unterschied wahrscheinlich etwas mit dem bis Ende der 1990er Jahre herrschenden Kabelfernsehmonopol der Deutschen Bundespost zu tun hat.

Dank meiner niederländischen SIM-Karte kann ich die Satellitenschüsseln durch Google Maps substituieren. Das ist ein bisschen umständlicher, hat aber den Vorteil, dass Google Maps nicht nur Süden, sondern noch drei weitere Himmelsrichtungen anzeigt, und das sogar im Dunkeln.

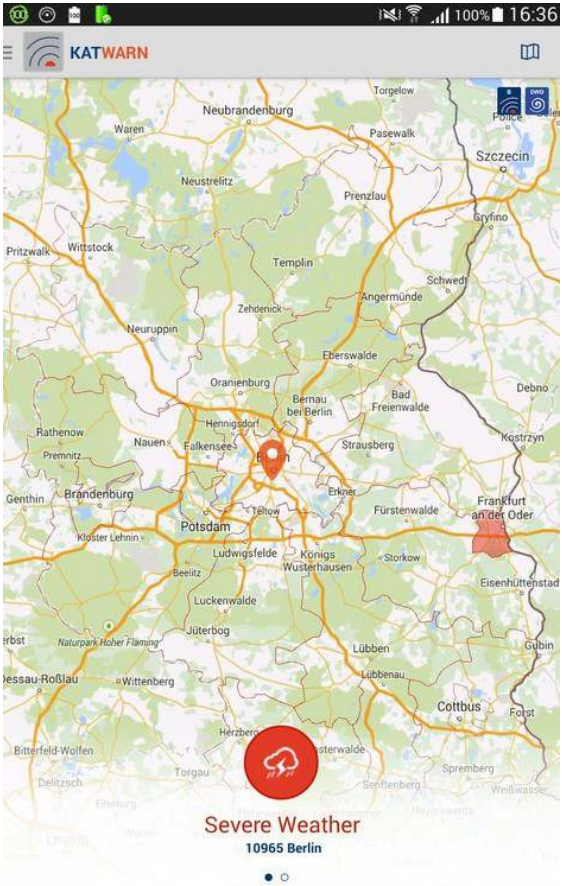
Kathrin Passig

10.1.2015

Die Unwetter-Katastrophenmeldung kommt am schnellsten über . . . SMS

Über Berlin toben gerade Orkanböen, ein richtiger Wintersturm, aber ich war ja vorgewarnt: Über den Alarmierungsdienst KatWarn habe ich für die offiziellen Warnungen bei Unwetter, Großbränden und Ähnlichem rechtzeitig den Hinweis auf das Unwetter erhalten. (Ich weiß, bei Sturm sieht man das auch so, beim Brand eines Chemiewerkes dagegen eher nicht so schnell.)

Weil ich ein vorsichtiger Mensch bin, habe ich KatWarn gleich über mehrere Kanäle abonniert: als SMS aufs Mobiltelefon, per E-Mail sowie per App auf meinem Samsung-Tablet (Android) und dem iPad meiner Frau (also iOS). Und bei der heutigen Warnung was Interessantes festgestellt:



Am schnellsten kam die SMS-Warnung, in einer Minute Abstand gefolgt von der E-Mail. Über die Apps kam der Hinweis aufs Unwetter dagegen erst acht Minuten später. Habe das diesmal so genau verfolgt, weil ich nach dem SMS-Alarm sofort aufs iPad geschaut habe – und da stand dann erst mal noch: Keine Warnmeldung . . .

Vielleicht ist die SMS doch noch nicht so ganz überflüssig.

(Ok, acht Minuten mögen vergleichsweise unbedeutend vorkommen. Wenn's um die Frage geht, ob ich zuhause bleibe oder mich irgendwohin auf den Weg mache, können die aber schon einen Unterschied machen.)

Thomas Wiegold

11.01.2015

Ich bin wieder in den USA und kann endlich testen, wie Netflix sich im Ausland verhält

Watchever findet Grenzüberschreitung ja doof und weigert sich zu streamen. Das wiederum finde ich doof.

Auch Netflix erkennt relativ schnell – nach Auswahl eines deutschen Serienteils – dass ich mich nicht mehr in Deutschland befinde. Ich werde informiert, dass ich jetzt „nur" noch auf die lokal gültigen Lizenzen zugreifen kann. Zum Glück lädt das Wetter für den Rest der Woche nicht dazu ein, sich draußen aufzuhalten. Wenn ich nach der Arbeit nicht gerade shoppe, binge-watche ich mich durch die aktuellen Serienstaffeln. Endlich kann ich die Staffel Vampire Diaries weitersehen, die ich letztes Jahr um diese Zeit bei CW angefangen habe. Vielleicht sollte ich in die USA auswandern.

Stefanie Otersen

12.1.2015

Das Internet im ICE ist besser als sein Ruf, aber verlassen kann man sich eben doch nicht darauf

Als T-Mobile-Kundin mit einem überteuerten Vertrag habe ich immerhin Zugang zu allen HotSpots der Telekom. Das brauche ich auch, weil ich ja dauernd Zug fahre und da gerne das Internet nutzen möchte, damit ich die Fahrtzeit und die BahnCard-Kosten irgendwie noch als produktive Zeit verbuchen kann. (Meistens lese ich da nur im Feedreader Blogeinträge, aber auch das muss ja irgendwann am Tag erledigt werden.)

Das ICE-Internet ist meines Erachtens besser als sein Ruf, scheitert aber daran, dass es entweder ganz normal funktioniert oder eben gar nicht. Und wenn es gar nicht funktioniert, ist die Problemlösungsfähigkeit der Bahn und der Telekom eher nicht vorhanden, dann gibt es halt kein Internet.

Immer, wenn ich die Telekom dann auf Twitter anpampe, bekomme ich den freundlichen Hinweis, mich doch telefonisch beim HotSpot-Kundenservice zu melden. Wegen meiner Telefonschwäche möchte ich eigentlich nirgendwo anrufen, ich will, dass mir irgendwer per Twitter oder Mail sagt, was ich oder irgendwer anders tun kann, oder einfach auf Zuruf das Internet im Zug repariert.

Als einmal vier Tage hintereinander morgens kein Internet im Zug ist, rufe ich dann aber doch beim Kundenservice an. Dort erfahre ich, dass man da erstens jetzt so nichts machen kann, ich solle mal beim Schaffner fragen. Ich frage aber weiter nach, woran das denn prinzipiell so liegen kann, vor allem, weil es jetzt diese Woche vermehrt aufgetreten ist, und erfahre, dass das Internet irgendwie mit dem Triebwagen zusammenhängt und halt nicht jeder Triebwagen mit funktionierendem Internet ausgestattet ist, das muss die Telekom wissen, dann kann sie da irgendwas freischalten oder einrichten oder

was weiß ich. Wenn also jetzt aus irgendwelchen Gründen der Triebwagen ausgetauscht wurde und niemand der Telekom Bescheid gegeben hat, dann kann das der Grund sein, warum es kein Internet gibt.

Es kann aber auch, so sagt der Mensch von der Hotline, am Repeater im Abteil liegen. Als ich sage, dass ich mich dann eben demnächst als persönliches Troubleshooting erstmal woanders hinsetzen könnte, muss der Hotlinemensch lachen. Ich nenne ihm noch die Zugnummer, bedanke mich für die Info und lege auf. Diese Fahrt bleibt dann wohl internetlos.

Seitdem funktioniert das Zuginternet aber wieder. Besser als der Ruf halt, aber doch immer gerne wieder frustrierend, weil man sich leider nicht drauf verlassen kann.

Anne Schüßler

12. Januar 2015

Ich darf mit meiner Versicherung per Online-Formular kommunizieren. Zukunft!

Seit über drei Jahren bin ich mittlerweile schon bei meinem derzeitigen Autoversicherer Kunde. Heute erreichte mich per E-Mail zum ersten Mal die Frage, wie denn mein aktueller Kilometerstand sei. Weil meine „jährliche Fahrleistung die Höhe des Kfz-Beitrages maßgeblich beeinflusst“, beeile ich mich, der Aufforderung nachzukommen.

Sie machen es mir aber auch leicht: Ich muss in der E-Mail nur auf „Hier zum Formular“ klicken, mich mit meiner Versicherungsnummer und der in der E-Mail genannten PIN einloggen, den (laut Versicherungsvertrag viel zu hohen) Kilometerstand angeben und abschicken.

Trotz meiner Furcht vor deutlich ansteigenden Prämien bin ich einigermaßen begeistert, wie schnell und formlos man heutzutage Versicherungsgeschäfte abwickeln kann.

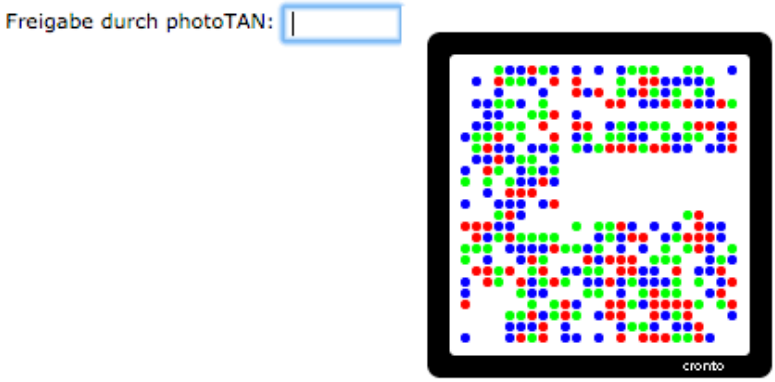
Johannes Mirus

12. Januar 2015

Bankgeschäfte neuerdings mit Photo-TAN

Ich verwende zum ersten Mal das sogenannte Photo-TAN-Verfahren bei einer Online-Überweisung. Im Gegensatz zum bisherigen Verfahren bekomme ich keine SMS mit einer TAN auf mein Handy geschickt, sondern muss über eine eigene App einen ziemlich bunten QR-Code einscannen. Ist das geschehen, wird mir eine sechsstellige TAN angezeigt, die ich wie gewohnt im Online-Formular eingeben kann.

So ganz erschließt sich mir der Vorteil dieses Verfahrens noch nicht, sieht man einmal von der Tatsache ab, dass ich mir nun keine Sorgen mehr machen muss, wenn ich aus dem Ausland eine Überweisung tätigen will, wo meine SMS normalerweise nicht ankommen.



(Es ist übrigens gar nicht so einfach wie gedacht, einen QR-Code durch Entfernen einzelner Punkte unbrauchbar zu machen.)

Johannes Mirus

12.1.2015

Klammern für die Renz

Mein Chef bittet mich, die Bindemaschine aus dem Keller zu holen und für ausreichend Klammern zu sorgen: Er möchte A4-Booklets einer Präsentation haben, die Erstellung aber nicht an einen Copyshop geben.
Die Maschine kenne ich vom Kelleraufräumen anderthalb Jahre zuvor, ich hole sie hoch.

Zum ersten Mal war mir diese Art der Bindung Ende der 90er begegnet, in einer PR-Agentur; auch die Großunternehmen, in denen ich seither arbeitete, hatten Abteilungen, die mit ähnlichen Methoden hefteten.

Doch Klammern finde ich nirgends im kleinen Büro. Ich bestelle sie online anhand der Maschinenbezeichnung Renz ecoC beim üblichen Büromaterial-lieferanten, der am übernächsten Tag liefern wird. Doch am nächsten Tag stellt sich heraus, dass die Klammern sofort gebraucht werden, ich muss sie irgendwo in München physisch finden.

Ich gehe bei einem Büroladen vorbei, rufe drei weitere an – alles vergeblich. Am Telefon erfahre ich, dass diese Maschine ganz spezielle Klammern braucht und dass sie nur vom Hersteller geliefert werden. Da komme ich auf die Idee, statt weitere Bürofachläden durchzuklingeln beim Hersteller anzurufen und zu fragen, wen er denn in München beliefert. Ich bekomme bereitwillig Auskunft, und tatsächlich ist eine der Firmen, ein Druckereiausstatter, mit der S-Bahn zu erreichen. Wir können die Booklets erstellen:

Ein Hebel der Renz locht die Blätter an 23 Stellen.

Die Klammern werden bei dieser Maschine mit der Hand eingefädelt, eine Pressvorrichtung drückt sie mit dem zweiten Hebel zusammen.

Auf der Packung mit den Klammern steht “Drahtkamm-Bindeelemente”.

die Kaltmamsell

14.1.2015

PDF-Verträge digital signieren: Sinnlos, aber dafür ganz einfach

Ich unterschreibe zum ersten Mal einen Vertrag in PDF-Form. Wer mir einen Vertrag auf Papier zuschickt, muss im Schnitt etwa ein Jahr darauf warten, dass ich ihn zurückschicke. Das ist unschön für den Vertragspartner, aber auch für mich, denn in diesem Jahr sehe ich den Vertrag mehrmals täglich auf meiner Todo-Liste und meinem Schreibtisch auftauchen und muss darüber nachdenken. So geht es nicht weiter.

Der Anleitung aus dem ersten Googletreffer folgend unterschreibe ich auf einem weißen Blatt Papier, halte das Blatt vor die Kamera meines Macbooks und füge die digitale Unterschrift an der passenden Stelle des Vertrags ein. Sehr überzeugend sieht sie nicht aus. Aber da das Verfahren sowieso sinnlos ist, weil auch jeder andere Mensch meine Unterschrift einscannen und in PDFs einfügen könnte, kommt es darauf vermutlich nicht an.

Kathrin Passig

15.1.2015

Wir beschließen, uns endlich eine richtige Stereoanlage zu kaufen

Nach 25 Jahren Musikhören mit einer Mischung aus Kassettenrekorder, Ghettoblaster, Kompaktstereoanlagen und Discman mit Aktivlautsprechern haben wir beschlossen, uns endlich eine richtige Stereoanlage zu kaufen.

Wir gehen shoppen, aber beim Elektro- und HiFi-Fachgeschäft gibt es nur beeindruckende Surroundanlagen oder Geräte für Audiofetischisten. Einkaufen bei einer Klangkulisse, bei der man reflexartig nach dem tropfenden Was-

ser, der Mücke oder dem Erdbeben Ausschau hält, fällt mir sehr schwer, also lese ich nur die Preisschilder. Vor den Verkäufern in der HiFi-Abteilung fürchte ich mich, wir ziehen unverrichteter Dinge wieder ab.

Die Amazonempfehlungen sind angenehm ungeschwätzig und recht sicher, welcher Verstärker ein sehr gutes Klang-Preisverhältnis hat und wir bestellen.

Die Celestion3 Lautsprecher, die ich vor 20 Jahren mal einem Freund abgekauft habe, werden im Netz als sehr ordentlich gelobt, also haben wir jetzt den Anfang einer ordentlichen Stereoanlage.

Der bei eBay vor acht Jahren gekaufte iPod liefert die MP3s an die Anlage. CDs hören wir, indem wir sie in die alte Kompaktanlage einlegen und den Kopfhörerausgang an den neuen Verstärker anschließen. Qualität ist etwas anderes.

Wie soll es weitergehen? Brauchen wir nun einen CD-Player, einen Tuner, einen Network-Player oder ein Internetradio, um es zu einer „richtigen“ Stereoanlage zu bringen? Ich weiß es nicht.

Jetzt wo wir uns eine ordentliche Anlage kaufen können, hat sich die Musikinfrastruktur im Nebel der Cloud aufgelöst und wir hören trotz neuem Verstärker wieder Spotify aus schlechten Notebooklautsprechern.

Georg Passig

Januar 2015

Schottische Geheimunterkünfte in Zeiten der Postprivacy

Es gibt in den schottischen Highlands Bothys, also unbewirtschaftete und oft auch recht unwirtliche Unterkünfte, die immerhin meistens ein Dach haben. Einige sind auf Wanderkarten verzeichnet, aber das schottische Alpenvereins-Äquivalent MCofS wünscht sich eigentlich, dass man nicht in seinem Blog oder sonstwo die Standorte der Bothys bekanntgibt. Das steht manchmal auf Aushängen in den Hütten. Es gibt dort keine Toiletten, und ein mehr als nur ganz geringes Übernachtungsaufkommen führt zu einer messbaren Fäkalienbelastung der Umgebung, auch wenn die Wanderer alles brav vergraben.

Manche Bothys sind auch nicht auf den Karten verzeichnet, in den Cairngorms zum Beispiel mehrere „secret howffs“. Blogger und Wanderführerautoren halten sich in der Regel daran, die Koordinaten nicht zu veröffentlichen. Fotos davon gibt es allerdings reichlich.

Lässt man sich in der Google-Maps-Ansicht einer solchen Gegend die Fotos anzeigen, die dort gemacht wurden, bekommt man die geheimen Bothystandorte präzise angezeigt, wenn das jeweilige Foto Geokoordinaten enthält. Das ist vor allem bei Handyfotos oft der Fall, auch ohne dass die Fotografierenden davon wissen oder sich daran erinnern, dass sie diese Option eingeschaltet haben.

Es ist nicht mehr so einfach, wie es mal war, den Standort von irgendwas geheimzuhalten.

Update: Am 21. und am 22. März suchen wir lange und vergeblich nach einem Geheimbothy bei Braemar. Die Geokoordinaten der Fotos bei Google Maps sind falsch.

Kathrin Passig

16.01.2015

Kommunikationswege

Vor ein paar Monaten spielte ich mit einem Freund Kommunikationspingpong. Ziel war es, sich auf sich nicht wiederholenden Wegen Nachrichten zukommen zu lassen; wem zuerst kein neuer Weg mehr einfällt, der hat verloren.
Das so erworbene Wissen, welche Apps und Dienste so alles direkt Nachrichten verschicken können, kam mir kürzlich sehr gelegen.

Ich bin derzeit auf einer Auslandsreise in China und fuhr vom Flughafen zu meiner Unterkunft. Dort angekommen konnte ich meine Gastgeberin nicht erreichen, sie reagierte nicht auf Anrufe, Textnachrichten oder Klopfen. Ich wusste nicht, ob sie zuhause ist und noch schläft oder vielleicht auch unterwegs und der Handyakku ist leer, oder Ähnliches.

Die Unterkunft ist allerdings eine WG, also waren die Chancen gar nicht schlecht, dass vielleicht der Mitbewohner demnächst nach Hause kommt – ich hatte nur keine Kontaktdaten von ihm. Es fiel mir allerdings ein, dass er mir seit ein paar Monaten auf Instagram folgt. Dort kann man seit einiger Zeit auch Bilder direkt senden und natürlich auch einen Text daran schreiben. Also machte ich einfach ein Foto vom Treppenhaus, schrieb die Frage, ob er zu Hause sei, bzw. wann er nach Hause käme und schickte es ihm direkt.

Ich hatte zwar von einer früheren Reise eine chinesische SIM-Karte, aber leider ist Instagram in China geblockt und nur mit VPN benutzbar. Das hatte ich zwar, aber er müsste seins auch aktiviert haben. So kam seine Antwort erst, nachdem ich schon in der Wohnung war. Trotzdem konnte ich ihm immerhin eine Nachricht zukommen lassen. Einen halben Tag später fiel mir ein, dass wir inzwischen auch auf Facebook befreundet sind und ich einfach – natürlich mit VPN – den Messenger hätte benutzen können.

Stefan Jaekel

12. – 16. Januar 2015

Die wichtigen Daten sind weg. Oder doch nicht. Oder doch. Dann aber doch nicht

Eine Bekannte ruft mich an, weil Windows 7 auf ihrem Lenovo-Notebook nicht mehr richtig startet – nach dem Ausblenden des Windows-Logos bleibt der Bildschirm schwarz. Ich bin Webdesigner, mache also was mit Computern, und deshalb muss ich mich ja auch mit solchen Dingen auskennen – dieser Irrglaube hält sich auch 2015 immer noch recht hartnäckig.

Per telefonischer Hilfestellung gelingt es, Windows im abgesicherten Modus zu starten; und meine Bekannte glaubt auch, die sich daraus ergebende Möglichkeit zur Sicherung der wichtigsten Daten auf USB-Stick erfolgreich ausgeführt zu haben. Das ist allerdings der einzige Erfolg (und ein Irrglaube, wie sich später herausstellen soll), denn auch nach Ausführen der Registry-Bereinigung mithilfe des Programms CCleaner bleibt der Bildschirm beim danach probierten normalen Windows-Start schwarz.

Da ich bereits eine Dreiviertelstunde im Systemnebel herumgestochert habe, empfehle ich der Bekannten, sich an einen richtigen™ PC-Reparaturservice zu wenden, da ich per telefonischer Ferndiagnose nicht herausbekommen kann, ob es ein Hardwaredefekt, Treiberproblem, Virus oder sonst etwas

ist, was den intensiv und geschäftlich genutzten, etwa drei Jahre alten Laptop ausgeknockt hat. Die Bekannte folgt meiner Empfehlung und gibt das Gerät bei einer kleinen Schrauberbude ab.

Es stellt sich heraus, dass die Festplatte fehlerhaft ist; die Reparatur (Einbau einer neuen Harddisk) kostet ungefähr 150 Euro. Die Daten konnten – heißt es – erfolgreich überspielt werden, sodass es auf dem einige Tage später zurückgebrachten Laptop auf dem Desktop ein Verzeichnis "Daten" ist, in dem wohl alles liegen soll, was von der alten Platte gerettet werden konnte. Windows, Office und Outlook mussten neu aufgesetzt werden; als einziger Virenscanner ist Microsoft Security Essentials installiert.

Am Nachmittag des Tages, an dem die Bekannte ihren Laptop angeholt hat, ruft sie mich ziemlich aufgelöst an – es seien nämlich doch alle Daten weg, was insofern sehr misslich ist, als dass selbige für etliche Veranstaltungen in den kommenden Tagen dringend benötigt würden. Auf dem USB-Stick seien in der Hektik auch leider doch nur Bilder, nicht jedoch die viel wichtigeren Präsentationen usw. angekommen. Außerdem könne sie keine Mails schicken, die Auflösung des externen Monitors stimme nicht und es seien keine Druckertreiber installiert.

Ich recherchiere vorsichtshalber schon einmal nach Datenrettungsanbietern und stelle fest, dass diese Branche hinsichtlich Preisgestaltung und Sympathie den Schlüsseldiensten durchaus ebenbürtig ist; dann begebe ich mich zum Einsatzort.

Vor Ort quäle ich mich zunächst einige Zeit mit der Einrichtung von Outlook herum, bis ich feststelle, dass in ihrem Webhostingpaket, über das auch der E-Mail-Versand läuft, überhaupt kein IMAP unterstützt wird. Dann schaue ich weitere lange Minuten dabei zu, wie sich die 140 MB, die Avast Antivirus auf die Waage bringt, durch ihren Vodafone-UMTS-Anschluss quälen. Während dessen macht sich die Bekannte eine Liste der verlorenen und neu zu erstellenden Dokumente und verliert zusehends an Farbe.

Spaßeshalber tippe ich die Zeichenkette "Flyer" ins Suchfeld ein, das im Windows-Startmenü angeboten wird. Kurze Zeit später erscheint die Ergebnisliste – und enthält sämtliche verloren geglaubten Dateien.

Wie sich herausstellt, hatte nicht derjenige, der den Laptop repariert und die Daten überspielt hatte, die Übergabe vorgenommen, sondern sein ahnungsloser und eher gleichgültiger Kollege ("Ja, dann sind die Daten wohl doch weg, da kann ich auch nichts machen"). Tatsächlich war alles, was vorher unter /Dokumente/ zu finden war, in irgend einem redundant bezeichneten Unterunterunterverzeichnis des Wiederherstellungsverzeichnisses "Daten" gelandet – und nicht im direkt unter "Daten" befindlichen Verzeichnis "Dokumente", das durch sein Leersein den Daten-GAU hatte vermuten lassen.

So ist dann letzten Endes doch noch mal alles gut gegangen. Die Daten haben wir dann sicherheitshalber gleich mal auf eine (vorhandene, aber nie bzw. viel zu selten genutzte) externe Datensicherungsfestplatte gezogen; meine Bekannte muss nun "nur" noch irgendwann die Zeit finden, das Verzeichniswirrwarr zu bereinigen. Und die Windows-Sicherung konfigurieren, die ja durchaus komfortabel vollautomatisch Backups zu ziehen in der Lage ist.

Ich sehe aber schon kommen, dass ich das wohl einrichten werden muss.

Florian Meerwinck

16. Januar 2015 und früher

Filmen in der Familie

Zu seinem 74. Geburtstag bekommt der Vater von der Mutter eine neue Kamera, eine Sony 9.2 Megapixels HDR-PJ530E Handycam. Das Gerät wirkt wenig grösser als eine Zigarettenschachtel. Es filmt, nimmt Ton auf, ist zudem ein Fotoapparat sowie ein Minibeamer. Aufgenommen wird auf einen ungefähr ein Quadratzentimeter grossen Chip, der mehrere Stunden Bewegtbild zu fassen vermag. Schnitt und Nacharbeiten erfolgen auf dem Computer. Wenn er wollte, meint der Vater, könnte er das Gefilmte innerhalb von wenigen Sekunden ins Netz stellen oder jemandem digital zuschicken. Das Gerät

sei WLAN-fähig. An der neuen Kamera – sie löst eine Sony 3.0 Megapixels DCR-HC96 ab – stört ihn eigentlich nur, dass sie ohne Bedienungsanleitung geliefert wird. Der Verpackung liegen einzig knappe, wenn auch mehrsprachige Sicherheitshinweise bei, dies damit niemand auf die Idee komme, er könne das Gerät schadlos in die Mikrowelle tun, kommentiert der Beschenkte. Die eigentliche Bedienungsanleitung aber gibt es nur im Netz als PDF; sie muss also heruntergeladen, ausgedruckt, gelocht und abgeheftet werden, womit sich Sony viel Papier und Aufwand spart.

Der Vater filmt, seit ich denken kann. Einen Teil meiner Kindheitserinnerungen habe ich nur dank dieser Filmerei (und dank des ungebrochenen Willens des Vaters, das Gefilmte in immer wieder neue Formate zu konvertieren; siehe Bild).

Eine von mehreren Konversionsstufen.

Unvergesslich auch, wie der Vater bis zur Brust im Wasser steht, bei einem der Hochwasser in den frühen 1970er Jahren, der Hobbyraum im Keller geflutet, der Vater in der einen Hand einen Modellflieger, in der anderen die Super-8-Filmrollen. Ich will wissen, wie er zum Filmen kam, wie er den technischen Wandel erlebt hat und was er darüber denkt. Er antwortet etwas widerwillig und zögerlich, vielleicht, weil er weiss, dass ich einen Techniktagebuchbeitrag darüber schreiben will, vielleicht weil ich ungeschickt frage oder aber es ist ihm schlicht zu blöd, einer Nichtwissenden und Wenigverstehenden die ganzen technischen Details zu erklären.

Die Mutter beginnt: „1966, als die ersten Enkel auf die Welt kamen, hat der Grossvater (*1903; †1977) eine Super-8-Ausrüstung gekauft. Eine Bolex, das war damals das Beste, was man haben konnte. Doch so richtig hat er sie nicht gebraucht und dann ist halt alles – Kamera, Projektor, Projektortischchen, Leinwand – bei einem seiner Söhne gelandet. Zur Ausrüstung hat auch ein Apparätli gehört, mit dem man die Filmstreifen verkleben konnte. Das Geräusch habe ich noch heute in den Ohren: pss pss pss [das Aufrauhen von Filmende 1], pss pss pss [das Aufrauhen von Filmende 2], klack [das Zusammenkleben der beiden Filmenden]. Abendelang ging das so, am Küchentisch, bevor wir den Hobbyraum hatten.“

Der Vater ergänzt: „Die ersten Filme hatten eine Länge von 3 Minuten, dann kamen solche mit 15 Minuten, das waren so kleine Rollen. Kodak in Lausanne hat die entwickelt. Man musste also erst filmen, dann den Film einschicken, dann warten, bis er zurückkommt, dann alles anschauen, dann schneiden und zusammenkleben, und dann endlich konnte man die Familie einladen und einen Filmabend machen. Das Entwickeln von einem dreiminütigen Film hat etwa 12 Franken gekostet. Da hast du dir dann schon überlegt, was du wie aufnimmst. Es gab Lehrbücher für den Hobbyfilmer und da stand drin, wie man einen Schwenk macht und wie man etwas so filmt, dass es den Sehgewohnheiten entspricht, damit es einem später beim Anschauen nicht schlecht wird, und auch, dass man ein Gebäude nicht abmalen soll, also so mit der Kamera drüberfahren, was man heute wohl als scannen bezeichnen würde. Es galt auch die Regel, keine Szene dürfe länger

dauern als 4 Sekunden. Innerlich habe ich immer gezählt: 21, 22, 23, 24, Stopp. Das mache ich schon lange nicht mehr, weil auf dem Computer lässt sich alles Überflüssige ja später rausschneiden. Für die Übergänge gab es so kurze Filmstreifen, die man kaufen konnte. Türen, die auf oder zu gehen, Rosetten, die sich öffnen, Bilder, die heller oder dunkler werden. Heute ist das alles in den Computerprogrammen schon eingebaut."

Über das Videozeitalter, also die zweite Hälfte der 1980er Jahre, reden wir beim nächsten Besuch.

Franziska Nyffenegger

16.01.2015

Telefonprobleme in den USA

Ich bin beruflich in den USA unterwegs und schlage mich mit den typischen Telefonproblemen herum. Roaming ist mit dem Firmenblackberry zwar kein Problem, allerdings nicht ohne Hürden.

Schon im Vorfeld habe ich die Kollegen, mit denen ich am häufigsten telefoniere, über das Mobilboxdilemma informiert. Ich benutze die Mobilbox Pro des Blackberry, das Gegenstück zur Visual Voicemail des iPhones. Bisher habe ich es nicht hinbekommen, die Mobilbox im Ausland dazu zu bewegen, mich vollständig über alle hinterlassenen Nachrichten zu informieren. Gelegentlich bekomme ich SMS, häufiger sehe ich die Nachrichten aber erst bei Rückkehr nach Deutschland. Immerhin werde ich diesmal per SMS über entgangene Anrufe informiert, das ist schon mal ein Fortschritt.

Diese Information funktioniert allerdings auch nicht so richtig zuverlässig. Meine geschäftliche Festnetznummer ist auf meine Mobilnummer weitergeleitet. Bin ich nicht an einem Festnetztelefon angemeldet oder gehe ich nicht rechtzeitig ran, klingelt es auf dem Mobiltelefon. Diese Weiterleitung verträgt sich leider nicht mit dem Auslandsaufenthalt. Statt der Rufnummer des Anrufers bekomme ich nur Vorwahl und den ersten Teil der Rufnummer meiner

heimischen Niederlassung in Hamburg angezeigt. So ist es vergleichsweise schwierig, die richtige Person zurückzurufen; lustige Ratespielchen gibt es dafür gratis. Dabei wäre es wichtig, zurückrufen zu können, denn wirklich annehmen kann ich nur jeden zweiten Anruf. Der Rest bricht nach einmal Klingeln direkt ab.

Vielleicht ist das alles ja gewollt und Teil einer irren Strategie zur Reduktion der Roamingkosten. Man weiß es nicht.

Stefanie Otersen

Ungefähr 2007 bis 2015

Die Suche nach der perfekten Zufalls-Playlist

Ich kaufe 2007 zwar noch regelmäßig CDs, sogar deutlich mehr als als zu der Zeit, als ich noch studiert habe, aber ich höre meine Musik fast ausschließlich im mp3-Format. Entweder auf meinem Rechner (vor allem seit ich 2005 für mein Auslandssemester meine gesamte CD-Sammlung auf eine externe Festplatte gerippt habe, um in Schottland nicht 10 CDs zu Tode hören zu müssen) oder seit neuestem auch auf einem mp3-Player, der allerdings nur eine begrenzte Kapazität hat und nicht einmal annähernd in der Lage ist, meine gesamte Musiksammlung zu fassen.

Eigentlich stört mich das nicht, ich mag es, meine Auswahl zu begrenzen, um in der Datenflut nicht unterzugehen. Aber sehr bald schon tut sich ein existenzielles Problem auf, für das ich über die Jahre immer wieder neue Lösungen finde: Was tun, wenn man sich gerade nicht entscheiden kann, welche Alben oder Songs man zum Hören mitnehmen möchte? Wie wählt man einen möglichst zufälligen Teil seiner Gesamt-Musikbibliothek aus, der trotzdem genug gute Songs enthält, um Spaß zu machen – die perfekte Mischung aus Überraschung und Gewohnheit?

Zu Anfang setze ich auf reinen Zufall. Ich ziehe meinen gesamten Musikordner in Winamp, wähle zufällige Wiedergabe und ziehe die ersten 100 Songs im Playlist-Fenster auf meinen Player. Da meine Sammlung zu diesem Zeitpunkt noch nur wenige Alben und Einzeltracks enthält, die ich nicht gerne höre, ist die Auswahl meistens gut genug.

2009 steige ich auf Apple und damit schweren Herzens auch auf iTunes um. iTunes hat zwar eine Zufalls-Funktion, macht es einem aber unmöglich, x zufällige Songs aus der Gesamt-Bibliothek direkt an einen anderen Ort zu kopieren. Ich finde also Wege, die Funktion „Intelligente Wiedergabeliste“ als Pseudo-Zufallsgenerator zu nutzen, zum Beispiel indem ich mir 100 zufällige Songs zusammenstellen lasse, die den Buchstaben „A“ enthalten – oder 100 Songs, die zwischen 1900 und 2010 veröffentlicht wurden.

Leider ist meine mp3-Bibliothek, die den CD-Kauf inzwischen auch fast vollständig abgelöst hat, irgendwann so angewachsen, dass eine reine Zufallsauswahl keine guten Ergebnisse mehr bringt und zu viele klassische „Skip-Tracks“ enthält, vor allem, wenn ich vorhabe, die Musik bewusst zu hören und nicht nur im Hintergrund laufen zu lassen.

Zum Jahreswechsel 2015 habe ich festgestellt, dass das wohl beste Auswahlkriterium des Systems für eine „gewichtete“ Zufallsliste die Anzahl an bisherigen Abspielungen ist. Drei intelligente Wiedergabelisten, eine mit 20 selten gespielten, eine mit 60 häufiger, aber nicht übermäßig häufig gespielten und eine mit 20 sehr häufig gespielten Songs ergibt eine gute Mischung aus Überraschung und dem, was man in jedem gegebenen Moment tatsächlich hören möchte.

Alexander Matzkeit

17.01.2015

Ich habe ein Backup meiner Messenger-Logs, das mir aber nichts bringt

Mein Nexus 4 stirbt und ich kaufe mir mein erstes iPhone.

Ich habe mich schon damit abgefunden, wegen Display kaputt (vorerst) keine Daten vom Nexus retten zu können. Ist aber nicht sehr schlimm, der Cloud sei Dank.

Und außerdem habe ich zufällig noch ein zwei Monate altes Backup meiner Androiddaten herumliegen. Am meisten freue ich mich, dass ich so meine Whatsapp- und Threema-Unterhaltungen nicht verliere.

Zu früh gefreut. Weder bei Whatsapp noch bei Threema ist es möglich, von einem Android zu iOS (und wahrscheinlich auch anders herum) umzuziehen. Nur weil eine App plattformübergreifend ist, heißt das also noch lange nicht, dass das auch ernst gemeint ist.

Sebastian Riehm

17.1.2015

Man braucht also zum Telefonieren jetzt wieder ein Möbelstück

Mein Vermieter im Weserland-Coworkingspace baut einen schmalen Stehtisch. Der Tisch soll im Flur aufgestellt werden, weil dort im Winter öfter mal Leute telefonieren (im Sommer gehen sie vor die Tür). Diese Leute nutzen Skype und würden beim Telefonieren gern ihren Rechner abstellen. Man braucht jetzt also zum Telefonieren wieder ein Möbelstück, zum ersten Mal seit ziemlich langer Zeit.

Kathrin Passig

17. Januar 2015

Ein Computer macht halt auch nur das, was der Mensch ihm sagt

Auf Grundlage eines dezenten Hinweises von Kathrin Passig im Redaktionschat möchte ich dem Techniktagebuch auf Twitter zum ersten Geburtstag gratulieren. Damit ich den richtigen Tag auf gar keinen Fall verpasse, formuliere ich den Tweet schon ein paar Tage vorher und stelle ihn in Tweetdeck so ein, dass er passend zum Jubiläum gepostet wird.

twitter.com/Johannes/status/556373389963558912

Leider verklicke ich mich beim Monat. Der Tweet erscheint nicht – wie es auch im von mir selbst verlinkten Beitrag ersichtlich ist – zum richtigen Geburtstag am 17. Februar, sondern einen Monat zu früh.

Johannes Mirus

19.1.2015, 3 Uhr morgens

Du bist deine Handynummer

Kurz vor dem anstehenden Urlaub innerhalb Chinas stelle ich fest, dass es wohl sinnvoll wäre, noch einen neuen Akku für mein altes Thinkpad zu besorgen, das ich zum Reiselaptop auserkoren habe. Am besten wäre es, wenn das noch innerhalb von 24 Stunden geliefert wird, da es am 20. nachmittags schon losgeht. So unrealistisch, wie das klingt, ist es nicht – auf Taobao, das immer wieder Alibabas Mischung aus chinesischem ebay und Amazon genannt wird, kriegt man so ziemlich alles und kann auch extra bei Läden bestellen, die Produkte innerhalb von 24 Stunden verschicken. Wenn sie dann ihre Lagerhäuser noch in der gleichen Stadt haben, in der man wohnt, wirkt eine Lieferzeit von 36 Stunden machbar.

Taobao habe ich auch in der Vergangenheit schon benutzt, um Bücher oder gar Duschvorhänge zu bestellen. Dieses Mal gibt es allerdings ein Problem: Da ich mich mehrmals über meinen VPN von Hong Kong aus eingeloggt habe, hätte Taobao vor meinem Login aus China gerne, dass ich eine SMS von meiner Handynummer an eine ihrer Nummern schicke, um zu bestätigen, dass ich ich bin. Gleiches Prozedere, wenn ich mich wieder aus Hong Kong einzuloggen versuche.

In einem Land wie China, in dem viele Leute primär mit ihrem Handy ins Internet gehen, sind wichtige Accounts wie eben Onlineshopping bei Taobao, aber auch Onlinepayment wie Alipay (eine Art Paypal) sinnvollerweise an die Handynummer und nicht an irgendeine Mailadresse gebunden. Viele Accounts aktiviert man durch Codes, die man ans Handy geschickt bekommt, und auch die Passwortzurücksetzung funktioniert per SMS. Leider habe ich mit meiner chinesischen SIM seit Längerem Probleme, sodass ich Taobaos Verifizierungsmechanismen nicht erfüllen kann. Einloggen und meine Handynummer ändern kann ich auch nicht, da jeder Loginversuch verhindert wird und ich erneut aufgefordert werde, doch endlich per SMS zu bestäti-

gen, dass ich wirklich Katharin bin. Da es schon 3 Uhr morgens ist, habe ich außerdem zwar Energie, online zu shoppen, aber keine, um mich auf Chinesisch mit irgendeiner Kundenhotline herumzuschlagen.

Umgehungsversuch Nummer eins: Mein Passwort zurücksetzen. Dafür muss ich ja nur eine SMS empfangen und die enthaltenen Ziffern zur Bestätigung eingeben. Das funktioniert auch soweit, zum Eingeben eines neuen Passwortes fordert die Seite mich dann allerdings ansonsten kommentarlos dazu auf, ein Programm runterzuladen und zu installieren, dass das Passwort irgendwie sicherer machen soll. Ein kurzes Googlen liefert keine wirklichen Antworten auf die Frage, was das Programm tut, und da es gerne mein Systempasswort hätte, lasse ich es lieber, um meinen Laptop sauber zu halten. Kein neues Passwort also.

Umgehungsversuch Nummer zwei: Die Handyapp von Taobao benutzen. Bei der bin ich schon eingeloggt, außerdem weiß Taobao dort, dass ich wirklich bin, wer ich zu sein behaupte bzw. dass ich zumindest in Besitz des entsprechenden Handys bin. Ich finde den Akku bei einem Anbieter in Beijing, lege ihn in den Warenkorb (keine Fehlermeldung!), gehe zur Kasse -und werde aufgefordert, eine „Bankkartenummer“ einzugeben. Wie so oft wird meine Visakarte nicht akzeptiert – China hat ein eigenes Kreditkartensystem und ausländische Karten kann man auch bei Taobao im Browser nur durch den Umweg über Chinas Paypaläquivalent Alipay benutzen, das mir in der App nicht zur Verfügung steht. Stichwort Globalisierung: Taobao ist eben bisher in erster Linie für den chinesischen Markt gedacht, wirklich gewollt scheint es nicht zu sein, dass auch Ausländer dort im großen Maße einkaufen (tun sie auch nicht, im Vergleich zu den 12 Trillionen Dollar, die Chinesen hier pro Jahr ausgeben. . .)

Umgehungsversuch Nummer drei, Holzhammermethode: Ein neuer Account. Zum Glück habe ich gerade Besuch und mein Besuch eine chinesische SIM. Also wird ein neuer Account mit der anderen Handynummer erstellt, die Nummer aus der Bestätigungs-SMS brav auf der Webseite eingegeben, die ausländische Kreditkarte hinzugefügt – und nur eine Stunde nach dem

ersten Versuch ist meine Bestellung für den neuen Laptopakku bei einem Händler in Beijing endlich aufgegeben. Und wehe, der kommt jetzt nicht wirklich vor Beginn des Urlaubs an!

Katharin Tai

Januar 2015

Im Vergleich zu Indonesien herrscht beim Bahnfahren in Deutschland Anarchie

Deutschland gilt ja oft als überreguliertes Land, aber beim Zugfahren herrscht Anarchie: Jeder kann sich für jeden Zug einfach Fahrkarten kaufen, im Zweifel sind die Züge überbucht, Menschen stehen auf den Gängen und keiner weiß, wer eigentlich mitfährt. In Indonesien gibt es für alle Züge feste Platzkarten, häufig sind die Züge schon Tage vorher ausgebucht, und am Eingang zu den Bahnsteigen werden Ticket und der Pass kontrolliert, die Passnummer muss man beim Kauf mit angeben.

Dafür kann man die Karten aber auch an diversen Stellen kaufen, im Supermarkt etwa, in der Bank oder auf Seiten wie tiket.com, wo man auch mit deutschen Kreditkarten zahlen kann. Dort bekommt man dann eine Buchungsnummer und in den Bahnhöfen stehen Terminals, wo man sie eingeben kann, direkt daneben steht ein kleiner Nadeldrucker von Epson und setzt den Text auf die blauen Ticketvordrucke.

In Semarang habe ich sogar einen Drive-Thru zum Fahrkartenkauf gesehen.

Außerdem gibt es an allen Bahnhöfen natürlich auch Steckdosen zum Handyaufladen.

Im Zug gibt es ebenfalls an jedem Sitz Steckdosen, ob das in der einfachsten Zugklasse so ist, weiß ich allerdings nicht. Auch die Netzabdeckung ist viel besser als in Deutschland, zwischen Jakarta und Semarang habe ich fast durchgehend 3G, Funklöcher gibt es praktisch keine. Weiter Richtung Osten lässt das etwas nach.

Warmes Essen und Getränke werden mindestens in der obersten Klasse am Platz serviert, mehrfach werden Bestellungen aufgenommen. Und im Zug von Cirebon nach Semarang wurden sogar Filme gezeigt, wenngleich nur die ersten beiden Reihen den Ton verstehen konnten: Erst Musikvideos, dann eine Folge einer Trickfilmserie mit traurigen sprechenden Eisenbahnen und schließlich ein X-Men-Teil.

Michael Brake

19. Januar 2015

Meine Tochter möchte ein PDF ausgedruckt haben

Auf einer dieser Werbe-Spielseiten eines großen Spielzeugkonzerns findet meine Tochter ein PDF, das sie ausgedruckt haben möchte. Seit kurzem steht hier – weil ich die doppelseitige Scan-Funktion benötige – ein Multifunktionsgerät von Epson. Damit sind auch farbige Tintenstrahlausdrucke möglich. Meine Tochter möchte das PDF gerne in bunt haben. Allerdings habe ich auf dem Notebook, auf dem sie aktiv ist, aus Gründen keinen Adminzugang. Der Epson-Drucker lässt sich, zumindest bei Einbindung über WLAN, nicht in Windows 7 ansprechen.

Er hat allerdings eine eigene E-Mail-Adresse, die Anhänge ausdrucken kann. Ich schicke das PDF also an den Drucker. Die E-Mail-Adresse weiß ich zwar nicht auswendig, kann sie aber bei der Website epsonconnect erfragen. Das Passwort dafür kennt der Browser. Das erste Mailprogramm kann keine Anhänge über 20 MB. Mein Webmailaccount kommt damit klar, also diesen verwenden. Postwendend kommt die Fehlermeldung: Epsonconnect kann keine Anhänge über 20 MB drucken. Zweiter Versuch: Datei auf SD-Karte kopieren, diese in den Drucker einstecken – PDF wird nicht unterstützt, nur JPEG und TIFF.

Zuletzt gelingt der Ausdruck dann doch: Ich rufe die Spielzeug-Website auf meinem Smartphone auf, speichere das PDF dort und drucke kabellos per Epsonconnect-App im heimischen WLAN.

Till Westermayer

20.01.2015

iPod classic: In nur fünf Jahren vom Standard zum Sammlerstück für Sonderlinge

Anfang November 2014 geht mein iPod kaputt. Ich vermute, es liegt an einem Festplattendefekt. Ich besitze einen iPod classic der 6. Generation mit 120 GB Speicherplatz. Das Gerät habe ich seit 2009 und es stört mich noch nicht einmal sonderlich, dass nach so einer Zeit bei meiner Benutzungsintensität auch mal Schluss ist. Ich hatte den iPod täglich mehrere Stunden in Gebrauch und irgendwann gibt nun mal auch der beste Gaul den Geist auf.

Aber leider muss ich feststellen, dass es keine vergleichbaren MP3-Player mehr zu kaufen gibt. Apple hat den Verkauf des iPod classic erst vor kurzem, am 9. September 2014, und ohne vorherige Ankündigung eingestellt. Restexemplare kann man im November auf Amazon für ~ 500 € kaufen, gebrauchte ab ~ 300 €. (Auf eBay finden sich mittlerweile (Januar 2015) Sofort-Kaufen-Angebote ab 299 €. Meiner Erinnerung nach kostete ein iPod classic zur Zeit des regulären Verkaufs etwa 220 €.) Von diesen Angeboten möchte ich keinen Gebrauch machen. Ich verstehe mich nicht als Gerätesammler und habe auch nicht so viel Geld locker.

Die erste Zeit versuche ich, mein Musikbedürfnis unterwegs mit dem Smartphone zu befriedigen. Ich kaufe mir eine SD-Karte mit 32 GB und packe sie voll. Aber schnell merke ich, dass mir das nicht ausreicht. Ich bin Musikneurotiker und möchte immer alles, was ich gut und interessant finde, bei mir haben. Mit 32 GB habe ich die wichtigsten Sachen, aber ich höre praktisch keine neue Musik mehr, weil ich mich nicht entschließen kann, andere Alben wieder zu entfernen. Es kommt mir immer vor wie ein kleiner Verrat an den Begleitern, die sich mir doch so lange als zuverlässig erwiesen haben.

Neue MP3-Player mit großem Speicherplatz gibt es kaum. Üblich sind bei Flash-Speichern 32 oder 64 GB, zum Beispiel beim iPod Touch von Apple. Beides ist mir zu wenig. Modelle mit sehr großem Speicher sind anscheinend nur noch ein Sparteninteresse. Es ist immer weniger üblich, Musik über ein extra dafür vorhandenes Gerät abzuspielen. Smartphones übernehmen diese Funktion – mehrere Freunde von mir verwenden MP3-Player, in der Regel sehr kleine und leichte Ausführungen wie iPod nano oder shuffle, nur noch zum Joggen. Außerdem wird Musik zunehmend gestreamt, und es ist nicht mehr nötig, Dateien mit sich herumzutragen. Aber Streaming entspricht nicht meinen Hörgewohnheiten. Da ich täglich mehrere Stunden Musik höre und das auch, wenn ich gerade keinen WLAN-Zugang habe, bräuchte ich einen Handyvertrag mit sehr großem Datenkontingent. So einen habe ich aber nicht, und ich möchte mir auch keinen zulegen. Außerdem gibt es bei Weitem nicht alle Musik, die ich gerne höre, bei Streaming-Diensten wie Spotify.

Also erkundige ich mich, ob es möglich ist, meinen iPod zu retten. Im Internet finde ich mehrere Reparaturstellen für Apple-Produkte in Berlin. Ich rufe bei dreien an. Der erste Händler repariert leider nur neuere iPods und iPhones. Der zweite meint, ich soll in einer Filiale vorbeikommen, sie könnten mir am Telefon nicht so einfach sagen, ob sie mir da was reparieren können. Ich fahre zur Filiale. Der einzige anwesende Mitarbeiter in dem minimalistisch gestalteten, extrasauberen Verkaufsraum betrachtet den iPod mit einem nostalgischen Blick, wendet ihn ein paarmal in seiner Hand und entschuldigt sich mit einem Seufzen: Sowas, ja, das machen sie leider nicht mehr. Schon komme ich mir vor wie der Besitzer eines schnuckeligen, aber fahruntüchtigen Oldtimers auf einer Automesse.

Beim dritten Händler habe ich Glück: Ja, das machen sie, sie bauen mir sogar eine größere Festplatte ein. Aber ich muss ein wenig warten, denn sie haben gerade keine Platten mehr vorrätig. Es ist nicht mehr so lange hin bis Weihnachten, bald ist Urlaub und im neuen Jahr würden sie mir telefonisch Bescheid geben.

Mitte Januar 2015 fahre ich zur Reparaturstelle nach Friedrichshain. Der Weg dahin ist eigenartig. Ich muss über einen Hof laufen und stehe vor einem Bürogebäude, vermutlich ein 90er-Jahre-Bau, an dem eine Unzahl von Schildern prangt. Es ist unübersichtlich, und hätte ich mich nicht vorher online erkundigt, wäre ich nie auf die Idee gekommen, mich hier auf die Suche zu machen. Um zur Reparaturstelle zu kommen, muss ich an der Klingel eine Zahlenkombination eingeben und dann drei Stockwerke nach oben laufen. In einem Seitengang ist eine Tür offen, in dem schmalen Raum dahinter sitzen drei Mitarbeiter. Warum iPods scheinbar im Geheimen repariert werden müssen, erschließt sich mir nicht ganz – ich vermute, es liegt daran, dass die Miete hier viel günstiger sein dürfte als bei einem Ladengeschäft.

Ich muss im sogenannten Wartebereich – einer Verbreiterung des Gangs mit vier Sitzmöbeln und einem roten IKEA-Tisch, auf dem eine Middlebrow-Tageszeitung bereitliegt – etwa eine halbe Stunde auf die Reparatur warten. In der Zeit unterhalte ich mich kurz mit einem anderen Kunden. Er ist wegen des Home-Buttons bei einem iPhone hier und strahlt mich an, als er erfährt, dass es bei mir um einen alten iPod geht. Ich habe wieder das leicht irritierende Gefühl, dass irgendetwas an meinem Anliegen auf eine liebenswürdige Art schrullig sein muss.

Mit einer neuen Festplatte in meinem alten Gerät fahre ich schließlich nach Hause. Sie hat 130 GB, netto habe ich damit etwa 17 GB mehr Speicher für Musik. Die Reparatur hat mich 89,– € gekostet. Zuhause angekommen, bespiele ich den iPod mit meiner iTunes-Mediathek und kann auch gleich noch die neue Sleater-Kinney unterbringen. Ich will ja nicht von gestern sein.

Felix Lorenz

20. Januar 2015

Ein Mobilfunkvertrag zieht um

Aus historischen Gründen hatte meine Frau ihren Mobilfunkvertrag bei O2, ich dagegen bin vor vielen Jahren in einen Business-Rahmenvertrag bei der Telekom gerutscht und hatte seitdem einen kleinen Rabatt. Insgesamt waren die Preise vergleichbar.

Nun reicht unser WLAN manchmal nicht in alle Ecken, speziell nicht auf ihre Seite des Bettes, und der Empfang von O2 ist mit sporadisch sehr höflich beschrieben. Wie dem auch sei, meine Frau wollte ihren Vertrag zur Telekom umziehen und natürlich die Telefonnummer mitnehmen.

Der Vertrag wurde rechtzeitig vorher gekündigt (hier kleinen Rant einfügen, wie geschickt O2 es schafft, eine erfolgreiche Kündigung so ungenau zu beschreiben, dass man immer wieder verunsichert ist), und einige Wochen vor dem Auslaufen des Vertrages gingen wir zur Telekom.

Hier nun die erste Hürde: Die Rufnummer kann nur in den Rahmenvertrag umgezogen werden, wenn der Anschlussinhaber identisch ist, also ich den Vertrag besitze. Laut Auskunft O2 würde aber eine Vertragsumschreibung dazu führen, dass die Kündigung gelöscht werden würde und der neue Inhaber dies erneut tun müsse. Natürlich mindestens drei Monate vor Vertragsende. Sackgasse.

Dann die Überlegung: Meine Frau könnte am Ende des monatlichen Vertrags einfach die Nummer auf einen Prepaid-Vertrag bei O2 umlegen, diesen schreiben wir auf meinen Namen um und wechseln dann zur Telekom. Die zweite Hürde: Man kann bei O2 nicht von Postpaid auf Prepaid wechseln.

Also eine weitere Überlegung: Meine Frau lässt den Vertrag auslaufen, wechselt zur Telekom auf einen Prepaid-Vertrag, der wird dann auf meinen Namen umgeschrieben und dann zum Rahmenvertrag hinzugenommen. Ja, bestätigte der freundliche Telekom-Mann, das würde theoretisch gehen, er würde aber strengstens davon abraten: Die IT-Systeme der Telekom von Privat-Prepaid, Privat-Postpaid und Business-Postpaid mit Rahmenvertrag

seien komplett voneinander unabhängig. Theoretisch klänge meine Lösung machbar, praktisch sei es ein sicherer Weg, sechs Monate keinen Handyempfang zu haben und seine Telefonnummer zu verlieren.

Das müssen wir erstmal sacken lassen und gehen am nächsten Tag wieder zum Telekom-Laden, man weiß ja, dass manchmal unterschiedlichen Mitarbeiter unterschiedliche Aussagen treffen, außerdem will man ja seine 10.000 Schritte am Tag vollbekommen. Aber wir haben leider kein Glück. Und dann doch: Der Telekomberater fragt, wo wir denn unseren Festnetzanschluss hätten. Dieser war ursprünglich mal bei der Firma Alice, die wurde dann zu O2, hat aber noch seine monatliche Kündigungsfrist behalten. Er kann uns nun anbieten, dass wir den Festnetzvertrag zur Telekom umziehen (Vorteil: 3,-€ weniger, 50 statt 16 Mbit, Flatrate in alle Netze) und meine Frau einen Neuvertrag für ihr Telefon bei der Telekom abschließen würde. In Kombination gäbe es dann nämlich noch 10,-€ monatlich Rabatt, womit wir wieder auf dem Gesamtpreis wären, den wir uns vorher ausgedacht hätten. Der Unterschied wäre, dass wir systemseitig einen neuen Telefonvertrag abschließen würden und somit der Umzug der Telefonnummer meiner Frau kein Problem darstellen würde.

Ich bin sehr beeindruckt, wir unterschreiben ca. 45 Minuten lang Verträge und tatsächlich klappt der Wechsel so einfach, wie vom Telekom-Menschen versprochen.

Malte Widenka

20.1.2015

Eine Konzert-Saison mit ForScore

Die Mitsängerinnen hatten Fragen, als die neue Saison begann. Denn auf den Tipp eines holländischen Dirigenten-Bekannten hin (Danke, Danny!) hatte ich diesmal keine Chormappe dabei, sondern nur das iPad Mini, und darauf

die App “ForScore”. 5,99 Euro für das Privileg, nicht jede Woche anderthalb Kilo Noten zur Arbeit und dann zur Probe zu schleppen? Definitiv den Versuch wert. Hier eine kleine Bilanz.

Foto: Autorin

“Hast Du keine Angst, dass die App abstürzt?”

Nein, jetzt nicht mehr. Aus dem Stand wäre ich sicher nicht von analog zu digital gewechselt, aber nachdem in den Proben immer alles gut ging, hat sich ForScore auch in den vier Konzerten zum Ende der Saison bewährt. Die größten Schwierigkeiten hatte ich anfangs noch mit dem schlichten Umblättern, denn wer wischt, landet damit schon mal in einer anderen Ansicht.

Der Trick ist – vorher mal die Anleitung lesen hätte geholfen – einfach auf die Seite zu tippen. Rechts blättert vor, links zurück, fehlerfrei.

“Woher weißt Du dann, welche Takte wir gestrichen haben?”

Eine Stärke von ForScore ist, wie leicht man Anmerkungen machen kann. Denn damit aus einem Notenblatt in einer Sängerhand auch Musik wird, braucht es in der Praxis viele Ergänzungen: Wo atmen wir? Wie artikulieren wir ab, also: Sprechen wir die Schlusskonsonanten auf die Eins oder auf Eins-und? Ist das Forte ein Forte oder doch eher ein Fortissimo? Diese 16 Takte Überleitung brauchen wir aber nicht, oder? Deutsches Latein [Ag-nus dee-i] oder italienisches Latein [An-jus dää-i]? (Oder, Gott behüte, russisches Latein, eine inoffizielle, aber populäre Mischung aus italienischen Vokalen und prinzipiell deutschen, aber im Hals weiter nach hinten gerutschten Konsonanten?)

Eine Textmarker-Funktion, um die eigene Stimme hervorzuheben, eine Tastatur für ausformulierte Anmerkungen und eine große Kollektion gängiger Musikzeichen hat ForScore als Menüpunkte. Und wer seine Legatobögen nun partout gefettet und türkis haben will, kann sich selbst das einstellen.

“Und wenn im Konzert der Akku plötzlich leer ist?”

Selbst mit Bildschirm auf hellster Stufe braucht das Notenblättern nicht viel Strom. Mit 100 Prozent zum Konzert kommen, kurz noch mal ein paar Stellen ansingen, später das ganze Konzert, und noch nicht mal die 70 Prozent erreicht – so war das diese Saison, und unser Programm war nicht gerade kurz.

“Fühlt sich das nicht komisch an?”

Jetzt nicht mehr. Klar ist alles Gewohnheit, und manche Anmerkungen hätte ich mit dem Bleistift sicherlich besser hinbekommen als mit dem Finger auf dem Display. Dafür ist es extrem einfach, die Noten in die App zu laden und für verschiedene Konzert-Abläufe Setlists mit dem jeweiligen Ablauf der Titel zu machen.

Außerdem ist das iPad nicht nur leichter, sondern auch leiser: “Nicht in die Pianostellen reinblättern” muss jedenfalls kein Dirigent mehr zu mir sagen.

Katrin Scheib; Beitrag erstveröffentlicht auf kscheib.de

20.1.2015

Second Screen rettet Tabelle

Der Laptop, mit dem ich für meinen Arbeitgeber arbeite, stürzt etwa dreimal die Woche ab. Das äußert sich in einem Freeze, in dem ich manchmal zwar mit der Mouse den Cursor bewegen kann, aber nichts anklicken; die Tastatur löst keinerlei Reaktion aus. Raus kam ich da bislang immer mit einem langem Drücken des Aus-Knopfs und Wiedereinschalten nach einer Festplattengedenkminute.

Heute entfährt mir ein Wehschrei, als der Bildschirm einfriert: Ich frickle seit einiger Zeit an einer Exceltabelle und weiß nicht, wann ich das letzte Mal gespeichert habe. Ein vergeblicher Versuch, ob nicht vielleicht doch der Task Manager erreichbar ist, dann ahne ich: Zurück auf Los.

Zumindest mache ich noch einen Screenshot – buchstäblich, da ein computerinterner nicht mehr möglich ist: Ich fotografiere die Tabelle mit meinem Smartphone, und zwar stückweise, damit ich später zum Abschreiben noch alles erkennen kann.

Nach dem Neustart zeigt sich, dass sich der Rechner tatsächlich nicht an meine Arbeit der vergangenen Stunde erinnern kann. (Genauso wenig daran, dass er alle 10 Minuten automatisch speichert.) Ich schreibe die Tabelleninhalte von meinem Smartphone-Display ab, an die meisten Formeln dahinter kann ich mich noch erinnern.

die Kaltmamsell

21.1.2015

Ich drucke das Internet aus und gebe auch noch vor Frank Lachmann damit an

Im Traum begegne ich Frank Lachmann. Er sitzt jetzt im Rollstuhl, hat aber keine Lust, darüber zu sprechen. Ich zeige ihm die ersten oder vielleicht auch einzigen zwei Exemplare des Techniktagebuchs in Buchform, über die ich mich sehr freue, obwohl ich gleichzeitig weiß, dass es albern ist, das Techniktagebuch als Papierbuch zu besitzen. Es sind schwere, beinahe quadratische Leinenbände mit schwarzem Schnitt. Aber als ich eines aufschlage, um ihm den Inhalt zu zeigen, sind auch die Seiten völlig schwarz. Außerdem sieht man genau, dass das ganze Buch in Handarbeit aus irgendwelchen Resten und Stücken zusammengeklebt ist. Ich bin jetzt gar nicht mehr so überzeugt vom Print-on-Demand-Konzept.

Kathrin Passig

Januar 2015

Immer offene Browsertabs, der späte Beginn einer Chronik (III)

Tabs, die ich immer offen habe (Update zum Stand vom September 2014)

In Chrome:

- Google Drive (vormals Google Docs, seit etwa 2006)
- Google Calendar (seit etwa 2006)
- Gmail (seit Dezember 2008)
- Facebook (vermutlich seit Ende 2008 oder Anfang 2009)
- feedly (seit ca. Juni 2013, ersetzte den Google Reader)
- Tumblr (seit Februar 2014)
- Tweetdeck (seit Anfang September 2014)
- Duolingo (seit September 2014, vorher seit August 2013 sporadisch)
- Do it Tomorrow (seit Oktober 2014)
- Hacker News (seit Januar 2015 wieder)

In Safari:

- Zufallsshirt Basket (seit etwa Ende 2011)
- Zufallsshirt Edit (seit etwa Mitte 2011)

Veränderungen: Verschwunden ist nichts, hinzugekommen ist Duolingo, mein Hauptprokrastinationsinstrument im Herbst und Winter 2014, die angenehm funktionsarme Todo-Listenverwaltung „Do it Tomorrow“ und nach mehrjähriger Pause auch mal wieder Hacker News. Außerdem seit Dezember ein Tab mit dem Webmailer der Hochschule, an der ich den Herbst 2014 verbracht habe. Ich nutze es nur etwa einmal die Woche, weil man nach einem sehr kurzen Zeitraum wieder ausgeloggt wird. Noch kann ich es aber nicht schließen, weil ich dann vergessen würde, auch nur einmal die Woche hineinzusehen. Und weiterleiten darf ich die Mails nicht.

Kathrin Passig

23.1.2015

Dank mangelnder Passworthygiene finde ich verschollene Lebensverbesserungsdienste und müsste Oma anrufen

Kathrin erwähnt in ihrem Beitrag über ihre ständig geöffneten Browsertabs auch „Do it Tomorrow“. Da ich quartalsweise in den Irrglauben verfalle, To-Do-Apps könnten Ordnung in mein Leben bringen, gucke ich mir das mal an.

Tatsächlich sieht die Seite so aus, als könnte ich sie schon mal benutzt haben. Hier kommt mir die vielleicht schlimmste Nachlässigkeit meines digitalen Lebens zu Hilfe: Ich habe nach wie vor ein Standardpasswort, das ich für die meisten Dienste verwende. Ich gebe also Email und Standardpasswort ein und stelle fest, dass ich Do it Tomorrow wohl tatsächlich schon mal genutzt habe.

Einen Blogartikel wollte ich schreiben, Oma anrufen und Sachen wegschmeißen. Von wann die Einträge sind, lässt sich leider nicht sagen. Ich lasse „Oma anrufen“ und „Sachen wegschmeißen“ auf der Liste, behaupte, das mit dem Blogartikel wäre erledigt und trage ein paar neue Dinge ein, die ich mal erledigen müsste.

Mal sehen, wie lange es diesmal hält.

Anne Schüßler

Januar 2015

Zukunftstaugliche Ablagekonzepte und noch viel bessere Ordnungssysteme

Es ist Prüfungszeit. Ich muss mir wieder vier neue Prüfungen aus den Fingern saugen. Vorher gilt es aber, die Musterlösung für die letztjährigen Prüfungen zu veröffentlichen. In zwei Fächern finden sich die alten Prüfungen tatsächlich da auf meiner Festplatte, wo ich sie vermute. Die dritte liegt in einer verschlüsselten Dropbox und findet sich auch nach etwas Suchen.

Mit der vierten verbringe ich den ganzen Abend. Sie ist einfach nirgends auf der Platte. Weder in meinem zukunftstauglichen Ablagekonzept von vor drei Jahren, noch in dem viel besseren Ordnungssystem von vor zwei Jahren, noch einfach im Ordner „Entwurf“, der Vorhölle der systematischen Ablage. Gegen Mitternacht werfe ich verzweifelt und bar jeder Hoffnung die Windows-Dateisuche an. Ich habe nämlich auch für die Dateinamen ein hervorragendes Konzept, das ich regelmäßig ändere, da ich mich nicht mehr daran erinnern kann. Ich weiß daher nicht einmal, nach was ich suchen muss.

Da taucht ein PDF im Download-Ordner des Browsers auf, das einen passenden Namen hat. Nach ein paar Minuten Rätseln fällt mir ein, dass ich die Prüfung gemeinsam mit einem externen Kollegen als Googledoc geschrieben habe.

(Natürlich darf ich weder Dropbox noch Googledocs nutzen.)

Die unbeliebte Dateisuche findet zwar nie etwas und das auch noch langsam, aber die Cloud hat sie im Gegensatz zu mir dann doch auf dem Schirm. Irgendwie.

Alan Smithee

23. Januar 2015

Zweithandy für Instagram

Ich habe seit etwa einem Monat ein neues Handy (chinesische Marke), mit dem ich eigentlich rundum zufrieden bin. Leider funktioniert seit einer Woche Instagram auf dem chinesischen OS nicht mehr – da ich es aber eher unerwartet bekommen hatte und mich nicht endgültig entschieden hatte, ob ich es nicht doch zugunsten meines alten Nexus 4 verkaufen soll, lag eben dieses Nexus 4 noch in meinem Zimmer herum.

Seit mir im Sommer durch ein kaputtes Handy einmal fast alle meine Bilder verlorengingen, lade ich die Fotos von allen meinen Handys automatisch in meine Dropbox hoch. Solange ich also noch in Beijing war, habe ich einfach gewartet, bis das neue Handy die Bilder in die Dropbox hochgeladen und das Nexus 4 sie runtergeladen hatte. Dann habe ich die Fotos vom neuen Handy auf dem alten Handy per Exportfunktion von der Dropbox direkt zu Instagram geschickt.

Jetzt bin ich leider seit dem 21. Januar am Reisen – und da ich dann doch ganz gerne weiter Bilder bei Instagram hochladen wollte (sonst ist man ja nicht wirklich im Urlaub gewesen!), habe ich jetzt ein zweites Handy im Gepäck, nur, um Instagram weiter nutzen zu können.

Katharin Tai

23.1.2015

Instant-Messaging-Dienste gestern und heute

Meine Instant-Messaging-Dienste der Wahl sind seit Mitte 2011, also seit ich Smartphonebesitzer bin, Whatsapp und seit etwa 2012 vermehrt der Facebook-Messenger, ganz selten kommuniziere ich heute auch über Google

Hangouts. Etwa einmal im Monat starte ich Skype, doch da ist so gut wie nichts mehr los. Noch bis zur zweiten Hälfte der Nullerjahre war alles ganz anders (beispielhafte Instant-Messaging-Biographien hier und hier).

Ich denke an den Instant Messenger ICQ und möchte mich aus Neugier dort einloggen. An meine ICQ-Nummer erinnere ich mich nicht mehr, doch ich habe sie in meinem Nutzerprofil in einem Onlineforum hinterlegt. Das Passwort fällt mir auf Anhieb ein. Ich habe ICQ schon seit den Zeiten, als ich es noch aktiv nutzte, nicht als eigenständiges Programm installiert; bis es in meinem Freundeskreis von Skype verdrängt wurde, verwendete ich entweder Miranda oder Trillian, also einen Multi-Messaging-Client, über den ich auch AIM, Yahoo IM und den MSN IM nutzte, wobei ich bei diesen obskuren Messengern jeweils nur einen bis zwei Kontakte hatte. Seit einigen Jahren gibt es ICQ jedenfalls als „Web ICQ“ (vormals „ICQ2go“), d. h. als ganz normales Browserfenster. Als ich dieses öffne, werden mir 30 Kontakte angezeigt. 27 davon sind offline, zwei abwesend.

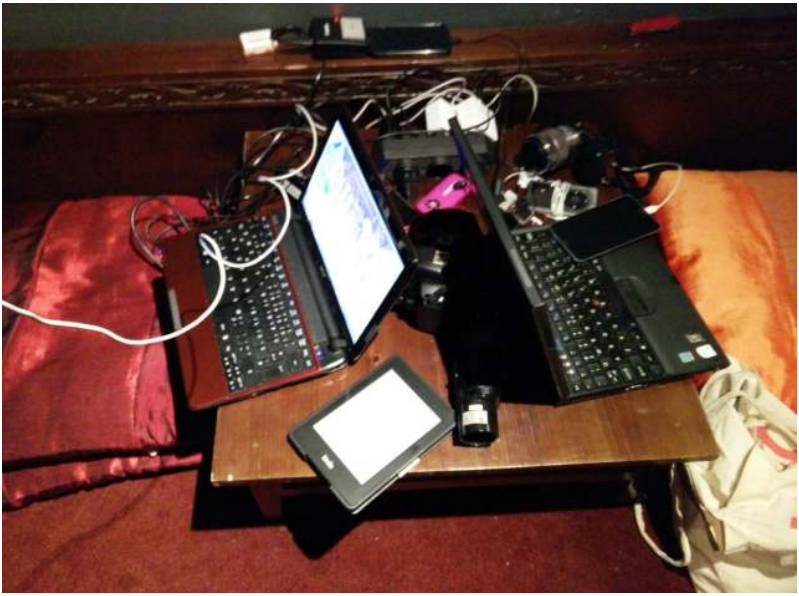
Ich gehe davon aus, dass ich ICQ nie wieder in Anspruch nehmen werde.

Torsten Gaitzsch

Januar 2015

Backpacking in China: The Things They Carried

Beim Reisen schleppte man an Technik früher nur eine Kamera und Unmengen Filmrollen mit, inzwischen sieht das etwas anders aus. Vor einigen Jahren hatte ich noch Unmengen verschiedene Netzteile für allerlei Geräte dabei, Micro-USB sei Dank hat diese Zahl abgenommen.
Wenn zwei Nerds im Winter 2015 durch China backpacken, schleppen sie aber dennoch mehrere Kilo Hardware mit sich herum, um mit der Welt in Kontakt zu bleiben.



Auf dem Bild:

- Thinkpad X60t
- Acer Aspire 1810T
- Canon EOS 450D
- Sony NEX-5R
- Kindle Paperwhite
- iPod Classic 120GB
- MP3 Player Sandisk Sansa Clip
- Smartphone Nexus 4

- Smartphone Meizu MX4 Pro
- Powerbank 11000 mAh
- Powerbank 5200 mAh
- 3 Adapter für verschiedene Steckdosentypen
- Verteilerdose + diverse Netzteile und Ladegeräte

Nicht im Bild

- Smartphone Oneplus One (zum Fotografieren benutzt)
- Powerbank 10400 mAh
- Kindle 4. Generation
- 2 Lan-Kabel

Stefan Jaekel

23. 01. 2015

Die Haltestelle Spittelmarkt lässt sich nicht wegwischen

Ich fahre mit dem M48 vom Potsdamer Platz in Richtung Alexanderplatz. Es ist ein Doppeldeckerbus und ich habe oben in der Mitte Platz genommen. Ganz vorne am Fenster sitzt ein kleiner Junge. Er ist ein bisschen unruhig, es geht ihm zu langsam vorwärts.

Im Bus gibt es Leuchttafeln, die im Wechsel das Fahrtziel und die nächste Haltstelle anzeigen. Bei einem Doppeldecker befindet sich auf der oberen Etage die einzige Tafel mittig über der Frontscheibe. Sie hat eine neongelbe Schrift auf schwarzem Grund und wirkt damit heute schon etwas ältlich.

Der Bus bleibt an einer Haltestelle stehen, auf der Tafel wird sie angezeigt: “U Spittelmarkt”. Der Junge erkundigt sich, wie viele Stationen es noch sind. Dann springt er auf, streckt sich nach der Anzeigetafel, und versucht, die Haltestelle wie bei einem Touchscreen mit seiner Hand nach links wegzuwischen. Aber die Anzeige bleibt trotz seiner energischen Bemühungen unverändert. So weit reichen Anfang 2015 die Möglichkeiten der BVG zur Überwindung der raumzeitlichen Gegebenheiten noch nicht.

Felix Lorenz

24.1.2015

Texteingabe mit Swype

H. sieht mich am Handy tippen. Ich bin – vor allem durch vermehrte Benutzung des Facebook Messengers – schon schneller als 2011-2013, aber er sagt trotzdem besorgt: “Das geht doch so nicht, du solltest wirklich mal Swype ausprobieren.“ Ich erkläre, dass ich bisher mit Swype kein Glück hatte: Erst gab es keins für Android, dann gab es eins, das sich aber irgendwie nicht in Betrieb nehmen ließ, dann gab es einen Android-Ersatz, mit dem ich auch nicht schneller war als tippenderweise, und dann habe ich es aufgegeben. Außerdem mag ich es nicht, wenn man mich autokorrigiert.

“Probier es trotzdem noch mal“, sagt H. “Swype ist wirklich sehr gut, und es gibt auch eine kostenlose Testversion.“

Ich probiere es noch mal. Swype ist wirklich sehr gut, und es gibt auch eine kostenlose Testversion. Ich schreibe diesen Beitrag damit.

Kathrin Passig

25.1.2015

Japanische High-Tech ohne Strom

Lichtbild v. Verf.

Eine Freundin bringt mir aus meinem Lieblings-Technik-Kaufhaus in Tokyo etwas ungemein Praktisches mit: einen klammerlosen Hefter, der mehrere Blatt Papier dadurch verbindet, dass er einen Nippel durch die Lasche zieht. So was Ähnliches hatte ich zwar auch in Deutschland schon mal gefunden, aber es war ein eher fragiles Gerät, heftete nur wenige Seiten, und vor allem war es nicht so futuristisch-unsinnig-formschön wie die japanische Ausführung.

Das Prinzip durchblicke ich nicht so ganz, fasziniert bin ich von diesem Hefter aber wegen etwas ganz anderem: der – vielleicht nur für der japanischen Sprache Unkundige – so unverkennbaren Einheit von Geräte-Design und Beschriftung. Die so völlig abweicht von dem, was wir von den allgegenwärtigen japanischen Technik-Geräten (Kameras!) im Westen kennen. Da ist die Verpackung teils edel gestylt, teils einfach nur schlicht-funktional. In Japan hat noch der kleinste technische Gegenstand eine Verpackung, die mich anschreit. Und gegen den praktizierten Minimalismus wirkt wie Godzilla neben dem Weißen Hai.

Ach ja, und für mein Home-Office ist der klammerlose Hefter natürlich einfach praktisch. Heftklammern hab' ich zwar noch genug, seitdem ich vor Jahren mal eine Großpackung gekauft habe. Aber das Nippel-durch-die-Lasche-Prinzip trägt beim Abhefter der Unterlagen oben links in der Ecke weniger auf. Und wenn ich, was bei mir recht oft vorkommt, Arbeits-Ausdrucke mit vertraulichen Informationen mal schreddern muss, brauche ich nicht erst mühsam die Klammer zu entfernen, die dem Schredder gar nicht bekäme.

Thomas Wiegold

25. Januar 2015

Wie mir Anna nicht helfen konnte

Ich möchte etwas beim Möbelhändler Ikea bestellen und weil das als Schwierigkeitsgrad noch nicht reicht, mache ich das online mit dem Wunsch nach Anlieferung. Nachdem ich alles brav im Warenkorb abgelegt habe, werde ich aufgefordert, zwecks Kalkulation der Versandkosten eine Postleitzahl anzugeben. Das mache ich gerne, aber nach Klick auf die entsprechende Schaltfläche passiert nichts mehr.

Glücklicherweise, wie ich zunächst vermute, hat Ikea eine Dame namens Anna im Angebot. Anna ist eine automatische Chatpartnerin, die mir gerne helfen möchte:

Also frage ich Anna:

> Warum geht die Eingabe der Postleitzahl nicht?

Ihre hilfreiche Antwort:

In der Produktgruppe Bett bieten wir verschiedene Artikel an. Um deine Suche einzugrenzen, wähle aus den unten aufgelisteten Kategorien eine aus.
+ Produkttypen
+ Produktnamen
+ Artikelfarben

Ich bedanke mich höflich für die passende Antwort und probiere einen anderen Browser. Mit dem klappt die Bestellung.

Johannes Mirus

25.1.2014

Nach sieben dürren Jahren endlich wieder Internet im Zug! Wie früher!

Vor 2008 hatte ich eine Weile mobiles Internet im Zug, durchgehend auf der ganzen Strecke zwischen Bayern und Berlin, und auch anderswo. 2008 kam es mir abhanden, und seitdem ließ es sich nicht mehr herbeilocken, nicht mit O2, nicht mit Vodafone, nicht mit T-Mobile und auch nicht mit Eplus. Nur bei der Durchfahrt durch größere Städte konnte man in Bahnhofsnähe ein paar Minuten lang an der Internetbrust saugen. In Österreich und der Schweiz war die Versorgung beim Zugfahren in dieser Zeit stets makellos, egal, ob als deutscher Roaming-Kunde oder mit landeseigener SIM-Karte.

Nach sieben dürren Jahren hatte ich mich gerade mit der Situation abgefunden. Heute wollte ich nach dem Einsteigen in Berlin-Südkreuz nur eilig die allerletzten Sekunden der hauptstädtischen Internetversorgung nutzen, um einen Techniktagebucheintrag zu korrigieren. Was dann geschah, erraten Sie nie! Das Internet blieb einfach da! Und zwar auf der ganzen Strecke, außer dort, wo man in Thüringen über den Berg muss. In drei verschiedenen Zügen, es hatte also nichts mit einer glücklichen Sitzplatzwahl direkt unter

dem einzigen Mobilfunkrepeater der Bahn zu tun. Ich schreibe diesen Beitrag in einem fahrenden Zug, rechts und links nur Wiesen und Wälder. Es gibt immer wieder mal ein paar Minuten nur GPRS oder Edge (Abkürzungen für "Internet? Welches Internet?"), aber mindestens die Hälfte der Strecke ist mit HSDPA ausgestattet, jedenfalls für Eplus-Kunden. Willkommen, Zukunft! Beziehungsweise gute alte Zeit!

Update 3.2.2014: Die nächste Zugfahrt (Bayern – Niederlande via Hannover) verläuft wieder wie gewohnt, Internet gibt es nur in Bahnhofsnähe.

Kathrin Passig

26.1.2015

Hirnforschung Genforschung Hoffenheim Hemdsärmelig

Der Techniktagebuch-Redaktionschat meditiert über André Spiegels Swiftkey-Beitrag:

Kathrin Passig 1/26, 3:50pm

geniessen herumsurfen Geflossen

Ich fürchte, André hat recht mit den langen und seltenen Wörtern.

das waren drei Versuche, "Hendiadyoin" zu schreiben mit Swype.

Alex Matzkeit 1/26, 3:54pm

Hirnforschung

Torsten Gaitzsch 1/26, 3:55pm

Genforschung

Kathrin Passig 1/26, 3:55pm

Hoffenheim

man wird sich der Leichten Sprache zuwenden müssen.

Thomas Renger 1/26, 4:14pm

Hemdsärmelig

(viel besser schlägt sich die Wortvorhersage von iOS auch nicht)

Volker König 1/26, 4:16pm

Hendiadyoin

Mein Swype kann es.

Kathrin Passig

Januar 2015

Wir versuchen es noch einmal mit dem Turnus

„Der Turnus“: ein Wort aus meiner Kindheit, mit dem Grossmutter (geb. 1919) und Mutter (geb. 1944) eine von der Urgrossmutter (geb. 1889) initiierte Bücherrunde bezeichnet haben. Kein Lesezirkel, der Inhalte diskutiert, sondern ein simpler Büchertausch: Zwölf Frauen schicken einmal im Monat ein Buch weiter. In den 1990er Jahren ist die Runde nach über einem halben Jahrhundert eingeschlafen, ausgestorben. Seither trage ich mich mit dem Gedanken, einen eigenen Turnus zu gründen.

Meine Mutter gibt dem Vorhaben keine Chance. In Zeiten, als Bücher teuer waren und Postporti billig, sei das eine gute Sache gewesen, aber doch nicht heute. Mitmachen will sie nicht. Sie besitzt seit einigen Jahren einen eReader, liest nur noch digital und hält mich für unnötig altmodisch und sentimental.

Im Januar 2014 gelingt es mir einen neuen Turnus zu lancieren. Doch irgendwann im Sommer kommt er ins Stocken. Eine sitzt auf mehreren Büchern und weiss nicht, welches sie als nächstes weiterschicken muss. Einer anderen ergeht es ähnlich. Eine dritte klinkt sich aus gesundheitlichen Gründen aus. Eine vierte ist verärgert, weil ein Buch, das bereits auf deutsch im Umlauf ist, nun auch noch im englischen Original kommt (wegen dem Überraschungseffekt haben wir – im Gegensatz zu meinen Ahninnen – auf eine Absprache verzichtet). Eine andere schimpft über einen fast tausendseitigen Roman und eine weitere über ein veraltetes Sachbuch. Bis im Dezember macht ein einziges Buch die ganze Runde; alle anderen stecken irgendwo fest. Trotzdem meint die Hälfte der Beteiligten: „Kinderkrankheiten! Tolle Sache! Weitermachen!“

Januar 2015. Ich habe ein Buch weggeschickt und eines bekommen. So richtig wohl ist mir nicht dabei. Ich denke darüber nach, ob ich mich nicht vielleicht doch mit dem digitalen Lesen und zeitgenössischen Formen von Lektüreempfehlung und -austausch anfreunden sollte.

Franziska Nyffenegger

Januar 2015

Ich lösche versehentlich eine App, entdecke das doppelte Handyticket und kehre zum Papier zurück

Zurück in Berlin stelle ich fest, dass ich bei einer Aufräumaktion die Touch&Travel-App von meinem Handy gelöscht habe, ich erinnere mich noch an den Vorgang und den Gedanken „Brauche ich ja jetzt nicht mehr“. Durch das Handyticket ist schon seit einem Dreivierteljahr Friede eingekehrt zwischen mir und dem Bahn-Buchungssystem.

Brauchte ich aber doch. Das hatte ich nur während meines Schweizaufenthalts vergessen. Die Touch&Travel-App war eine akzeptable Lösung für den Nahverkehr. Ich sehe nach, ob die Kundenbewertungen der „BVG Fahrinfo Plus“-App besser geworden sind, seit ich im April 2014 zum letzten Mal nachgesehen habe. Nein, sind sie nicht: „Had to uninstall“, „Totaler Schrott“, „Absolutely terrible“, „Note ungenügend“, „NULL STERNE“, „awful interface“, „by far one of the worst apps I have ever used“.

In den Kundenbewertungen weist jemand auf eine dritte, mir bisher unbekannte Möglichkeit hin: Auch vom Verkehrsverbund Berlin-Brandenburg gibt es eine App. Ihre Bewertungen sind durchwachsen, aber immerhin reagiert die „HaCon Ingenieurges. mbH“ regelmäßig auf Beschwerden im Play Store. Das ist selten und überzeugt mich. Ich installiere die VBB-App.

Sie sieht nicht schön, aber handhabbar aus. Um Tickets damit zu kaufen, muss man sich bei handyticket.de (einem anderen Handyticket als dem der DB) registrieren. Weil ich das nicht vor Fahrtantritt erledigen kann und es danach gleich vergesse, kaufe ich seitdem wieder Papiertickets am Automaten.

Kathrin Passig

Anfang 2015

Schreiben mit Wischen

»Wenn ich groß bin, will ich auch mal so schnell mit Wischen schreiben können, wie die Leute in der Subway« habe ich im Juni 2014 getwittert. Es sieht wirklich magisch aus, wenn die Leute mit dem Finger irgendwelche Hieroglyphen auf den Bildschirm malen und dann entstehen daraus von Geisterhand Wörter.

Etwa seit diesem Tweet – es kann auch schon ein paar Monate länger sein – benutze ich zum Schreiben auf dem Smartphone Swiftkey. Anders als das bekanntere Swype, das zumindest früher nur ein statisches Wörterbuch verwendete, liest sich Swiftkey erst einmal alles durch, was der Benutzer jemals geschrieben hat, und erstellt daraus ein persönliches Wörterbuch, einschließlich Wahrscheinlichkeiten, welche Wörter bei diesem Benutzer üblicherweise aufeinander folgen. Die App fragt zu diesem Zweck nach den Passwörtern sämtlicher E-Mail, Blog und Social Media Accounts, die ich ihr gerne gebe.

Die Wörterbücher und Wortfolgewahrscheinlichkeiten sind deshalb so wichtig, weil man beim Wischen mit dem Finger selten alle Buchstaben genau erwischt, und eine Wischkurve natürlich außer den gemeinten noch jede Menge andere Buchstaben überquert. Nur mit einer Menge Eigenintelligenz und Statistik lassen sich aus den Hieroglyphen die richtigen Wörter erkennen.

Seltsam finde ich nur, dass es noch keine Wettbewerbe oder Rekorde gibt, wer mit Wischen am schnellsten schreiben kann. Meine Theorie ist, dass das daran liegt, dass es bisher noch niemanden auf der Welt gibt, der mit Wischen schneller ist als mit Tippen.

Und das liegt, glaube ich, daran: Kurze und gängige Wörter kann man mit Wischen vielleicht zwanzig bis fünfzig Prozent schneller schreiben als mit Tippen. Bei langen und seltenen Wörtern wird das Wischen dagegen wahrscheinlich fehlschlagen. Es wird ein ganz falsches Wort erkannt oder gar keins, so dass man das erst mal bemerken, dann das falsche Wort löschen und das richtige durch normales Tippen eingeben muss. Bei langen und seltenen Wörtern *verliert* man durch das Wischen also eher Zeit, und zwar nicht zu knapp.

Die Lösung besteht darin, dass man beim Schreiben immer auch gleichzeitig die Komplexität und Häufigkeit der Wörter abschätzen muss, und bei schwierigen Wörtern erst gar nicht versucht, sie zu wischen. Man muss beim Schreiben gewissermaßen immer gleichzeitig wie ein Scrabble-Spieler mitdenken, oder zumindest so ähnlich.

Wenn man das sehr gut kann, könnte man vielleicht eines Tages wirklich schneller mit Wischen schreiben als mit Tippen. Und sobald das ein paar Menschen können, gibt es vielleicht auch Wettbewerbe und Rekorde.

Allerdings finde ich, ehrlich gesagt, das mit dem Wischen so toll, dass es mir völlig egal ist, ob ich damit nun schneller bin oder nicht.

André Spiegel

Vermutlich seit den 1970ern

Nach dem Flirt in Kontakt bleiben

Zwei Menschen treffen sich, flirten und wollen dann in Kontakt bleiben. Spätestens seit das Telefon zur Selbstverständlichkeit in jedem Haushalt wurde, werden hierzu Telefonnummern ausgetauscht.

Um die Nullerjahre des 21. Jahrhunderts trat eine erste Änderung ein: Beim Nummerntausch bestanden insbesondere gebrannte Kinder auf der Festnetznummer. Es hatten immer mehr Menschen Mobiltelefone, aber die wurden auch benutzt, um trotz eines Lebenspartners in der Wohnung für den Flirt erreichbar zu sein.

Ab ungefähr 2006 oder 2007 waren Mobiltelefone so verbreitet, dass man die Nummern austauschte, indem einer der Flirtpartner dem anderen seine Nummer sagte, dieser die Nummer sofort wählte und beide die Einträge der Anruflisten ihrer Telefone speicherten. Hatte man die Handys in der Hand, konnte man sich auch gegenseitig Fotos der Haustiere oder Kinder zeigen.

Ab 2011 habe ich nicht mehr bewusst erlebt, dass Telefonnummern getauscht wurden. Man addete sich noch während der Party auf Facebook (während man Geschäftskontakte auf XING vernetzte).

Volker König

2012 oder 2013 sowie 26.1.2015

Wunderwerk Wärmepumpe

2012 oder 2013 tauschen die Eltern den Standboiler, der seit 1975 das Haus mit warmem Wasser versorgt hat, gegen eine Wärmepumpe aus.

Mit auf dem Bild: mechanische Zeitschaltuhr (halb von der Tür verdeckt)

Abends – wegen des billigeren Nachtstroms – springt die Wärmepumpe an, saugt rauschend die eher kühle Luft aus den unteren Regionen des Hauses ein und erwärmt damit in einem Prozess, der je nach Betrachtungsweise

durch Magie oder „genau wie ein Kühlschrank, nur andersrum“ funktioniert, das Wasser auf Duschtemperatur. Da das Haus im Winter im Wesentlichen durch einen Kachelofen beheizt wird, handelt es sich um eine komplexe Methode zur Warmwassergewinnung durch Verbrennen von Holz. (Etwas komplexer als die eines Onkels, auf dessen Ofen ein Druckkochtopf steht, an den er Leitungen gelötet hat, die zu den Heizkörpern im Obergeschoß und wieder zurück in den Druckkochtopf führen.)

Wenn es draußen und damit auch im Keller sehr kalt ist, und man vergisst, der Wärmepumpe die Kellertür einen Spalt offen zu lassen, dann wird das Wasser nicht geheizt. Zum Beispiel heute.

Die Wärmepumpe kostet etwa 3000 €, ein neuer Standboiler hätte um die 2000 gekostet. Durch den geringeren Stromverbrauch der Wärmepumpe gleicht sich der Preisunterschied nach drei Jahren aus. (Quelle: Vater)

Wärmepumpenheizungen sind – außer für mich – überhaupt nicht neu und werden offenbar schon mindestens seit den 1970er Jahren in Häuser eingebaut. Allerdings sind sie derzeit durch „neuere Techniken und effizientere Bauweisen und Funktionsprinzipien (...) als Alternativen zu herkömmlichen Systemen auf Basis fossiler Brennstoffe sehr stark im Zuwachs begriffen.“ (Quelle: Wikipedia) „Außerdem warns früher recht laut.“ (Quelle: Vater)

Kathrin Passig

27.1.2015

Die Rührung beim Betasten kleiner Handys

Ich installiere aus Familiengründen den Messenger Telegram auf dem iPad meiner Mutter. (Die Anforderungen lauteten: ein Messenger, der auf allen Plattformen und sowohl mobil als auch am Desktop funktioniert, aber nicht Facebook sein soll, denn das nutzen drei der fünf einzuladenden Personen nicht.)

Für die Anmeldung braucht man eine Telefonnummer. Probehalber gebe ich die Festnetznummer ein und werde darauf hingewiesen, dass ich eine SMS an diese Nummer bekommen werde. Ich suche die Handynummer meiner Mutter heraus.

Telegram verlangt die Eingabe eines per SMS verschickten Codes und droht, andernfalls in zwei Minuten die Handynummer anzurufen. Ich frage meine Mutter, ob sie weiß, wo ihr Handy ist. “O mei o mei”, sagt sie, bringt es dann aber doch vor Ablauf der zwei Minuten herbei, sogar mit geladenem Akku.

Es ist ein Samsung E1205, das sie vor wenigen Wochen bei Tchibo gekauft hat. Es wiegt 65 Gramm und fühlt sich im Vergleich zu meinem Nexus 5 an wie ein USB-Stick.

Ich muss mehrfach “awww!” und “ach!” rufen. Das winzige Display! Zu meiner eigenen Überraschung ist der vorherrschende Eindruck nicht Untermotorisierung, eigentlich wirkt es eher wie das Ergebnis langer harter Miniaturisierungsforschung, so respektabel wie eine Schlüsselanhänger-Taschenlampe.

Als ich im Techniktagebuch-Redaktionschat davon berichte, fragt Undine Löhfelm: “d. h. es ist endlich soweit, das derek-zoolander-handy ist erhältlich?!” und verweist auf dieses Video.

Genau so hat es sich angefühlt.

Kathrin Passig

27.01.2015

Swarm weiß, wie oft ich schon beim Lieblingsjapaner war

Für das heutige Mittagessen haben wir meinen Lieblingsjapaner auserkoren. Die Kollegen mussten sich schon vorher meine Schwärmerei anhören. Jetzt überschütte ich sie mit Empfehlungen und erkläre die Karte, die ich halbwegs auswendig kann. Einer der Kollegen möchte daraufhin wissen, wie oft ich denn bereits hier war. Ich kann die Frage nicht direkt beantworten, ~~Foursquare~~ Swarm schon. Es ist nicht mehr so einfach zu finden wie in der Vorgängerapp, aber nach etwas Sucherei kennen wir die Antwort: 7 Mal.

Stefanie Otersen

27.1.2015

Ich hänge sehr an der QWERTZ-Tastatur

Nach der Lektüre von André Spiegels Beitrag über Swiftkey beschließe ich, ein paar Daten zu erheben, damit ich nächstes Jahr nicht nur eine gefühlte, sondern eine gemessene Meinung zu meinem Umgang mit Swype und anderen Texteingabetechniken haben kann. Ich verwende dazu einen Testtext aus dem erstbesten Googletreffer zum Thema, einem teltarif-Beitrag über Smartphone-Tastaturen im Vergleich. Der Text hat 451 Zeichen und lautet:

> *Für diesen Selbstversuch galt es, einen Text zu entwickeln, der auch einige Sonderzeichen und deutsche Besonderheiten enthält – zum Beispiel ein ß und auch Wörter mit Umlauten. Wichtig zudem: korrekte Großschreibung und auch Begriffe, die die Worterkennung nicht gespeichert hat, etwa die Bezeichnung des Smartphones, auf dem die Software-Tests durchgeführt wurden: Sony Ericsson Xperia Arc S. Fürs „mechanische“ Tippen musste ein HTC 7 Pro herhalten.*

Auf der normalen Macbook-Tastatur brauche ich dafür 58 Sekunden, das entspricht 467 Zeichen pro Minute. Diese Tippgeschwindigkeit habe ich mit Anfang 20 erreicht, und weitere Übung wird daran voraussichtlich nichts mehr ändern. (Beim Abtippen von Interviews mit Schweizern muss ich die Aufnahme nur selten anhalten.)

Auf der Softwaretastatur des Nexus 5 dauert es bei abgeschaltetem Swype durch reines Abtippen ohne Nutzung von Wortvorschlägen 217 Sekunden, das sind 124 Zeichen pro Minute. Ich übe das Tippen auf dem Smartphone ohne Hardwaretastatur seit 2011 halbherzig und seit Mitte 2013 (durch zunehmende Nutzung des Facebook Messengers) etwas intensiver. Hier ist noch Spielraum nach oben: Die teltarif-Tester haben nur 180 Sekunden gebraucht.

Bei eingeschaltetem Swype sind es 313 Sekunden und nur noch 86 Zeichen pro Minute. (Swype kann nicht im abgeschalteten Zustand heimlich aus dem vorangegangenen Text gelernt haben, dafür ist die Worterkennung zu erfolglos. Ich versuche jedes Wort einmal zu wischen und tippe dann, wenn es nicht klappt.)

Nachträgliche Ergänzung: Ich teste Swype ein zweites Mal, André Spiegels Rat folgend, „dass man beim Schreiben immer auch gleichzeitig die Komplexität und Häufigkeit der Wörter abschätzen muss, und bei schwierigen Wörtern erst gar nicht versucht, sie zu wischen“. Swype hat inzwischen dazugelernt und schlägt die Wörter im Text von sich aus vor, das ignoriere ich aber und tippe alle ungewöhnlichen Wörter vollständig ab. Ergebnis: 272 Sekunden.

Die teltarif-Testpersonen haben mit diesem Verfahren die ungestützte Tippzeit leicht unterboten: 164 Sekunden. Ich nutze Swype erst seit vorgestern, hatte aber von Anfang an den Eindruck, es gehe mit schneller als ohne. Das ist also eine Täuschung, die vermutlich daher rührt, dass sich Swypen einfacher *anfühlt* als Tippen.

Ich hänge sehr an der QWERTZ-Tastatur und kann jetzt auch präzisieren, warum das so ist: Mit Hardwaretastatur bin ich 3,8 Mal schneller als an einer Softwaretastatur und 5,4 Mal schneller als mit Swype – bisher jedenfalls. Nächstes Jahr wird neu durchgezählt.

Kathrin Passig

28.01.2015

o2 verschärft erst den Ton, dann die Angebote, und ich lasse mich davon blenden

Ich habe seit vier Jahren einen Handyvertrag bei o2. Monatlich zahle ich 25 €, habe 120 Freiminuten, eine SMS-Flatrate, und 1 GB Datenvolumen, was mir je nach Spotify-Nutzung mal mehr, mal weniger reicht. Wenn mein

Volumen aufgebraucht ist, schickt mir o2 eine SMS, um mich darauf hinzuweisen, dass ich ab jetzt mit weniger als 1% meiner möglichen Geschwindigkeit surfe. Doch noch sei nicht alles verloren, wird mir noch im Juli 2014 versichert: Das Surfupgrade L 3 GB könne ich jederzeit dazubuchen, und monatlich kündbar wäre es auch. Leider kostet es 19,99 €. Ich ertrage die Modem-Geschwindigkeit des gedrosselten Tarifs geduldig.
Seit Anfang November 2014 hat o2 den Ton verschärft: mein Highspeed-Datenvolumen sei erneut aufgebraucht. Ich komme mir vor, als hätte ich gegen meine Bewährungsauflagen verstoßen (erneut). Für eine gewisse Summe könnte ich mir einmalig ein gewisses Volumen nachkaufen und «wieder mit Highspeed im mobilen Netz surfen». Am 01.11.14 bekomme ich also Nachricht, dass Schluss sei mit dem schnellen Surfen. 300 MB werden mir angeboten, für 3,99 €, doch ich finde das zu teuer.
Am 28.11.14 habe ich 80% meines Volumen ausgereizt und bekomme eine Warnung, verbunden mit dem Angebot 250 MB für 3,99 € zu kaufen. «Preistreiberei!» denke ich mir, weniger Volumen für das gleiche Geld, ich lehne ab.
Am 24.01.2015 ist es wieder soweit. Dass ich nicht auf die vorherhigen Angebote eingegangen bin (oder einfach der Jahreswechsel) schien zu neuen Strategien geführt zu haben – satte 500 MB werden mir, noch bevor mein Volumen ganz verbraucht ist, für 4,99 € angeboten. Wenige Tage später geht o2 aufs Ganze, meine Abhängigkeit ausnutzend. Mit ausgereiztem Tarif werden mir erneut 500 MB angeboten, diesmal für 5,99 €. Ich gebe mich geschlagen, sende ein «JA» an die 67777 und habe wieder Internet. Ich bin gespannt, welche Megabyte-Preis-Kombination mich beim nächsten Mal erwartet.
Stolz erzähle ich meinem Bruder von meinen 500 MB für 5,99 €, erfahre dann aber, dass man bei AldiTalk für 3 € ganze fünf neue Gigabyte bekommt. Ich hätte noch es noch ein paar Monate aussitzen sollen, sicher wären die Angebote immer besser geworden.

Franz Scherer

Januar 2015

Das Leben ist in der Vergangenheit genauso schwer wie in der Zukunft

Mache Feuer im Ofen, um gemütlich im Techniktagebuch zu lesen. Beim siebten Anlauf brennt es endlich. Parallel und vergeblich verbringe ich ca. eine Stunde damit, mich in dem Blog zurechtfinden. Ich poste ein Video vom Feuer bei Facebook (6 Sekunden / 7,1 MB) und schreibe auf, wie mich die tumblr-Benutzeroberfläche an der schlichten Verteilung von Likes scheitern lässt. Das Gefühl, dass ich weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft überleben würde, macht mich müde.

Undine Löhfelm

28.01.2015

Der Chef fragt per E-Mail nach der Anzahl der Twitter-Follower

E-Mail vom Chef.

> Liebe[r Alan],
>
> ich mach gerade [eine Powerpoint für ein Meeting fertig] – eine Zahl fehlt mir noch: Wie viele Follower haben wir aktuell bei Twitter?
>
> Beste Grüße!

Alan Smithee

28.1.2015

Ich bin erstmals von alternativen Smartphone-ROMs enttäuscht

Neulich hatte ich auf meinem Huawei-Handy aus verschiedenen Gründen ein alternatives Android, „Paranoid Android“ aufgespielt.

Bislang lief alles toll.

Außer.

- Seit ungefähr drei Wochen ist von der Maps-App ein Update im Play Store, das auf meinem Android sofort abstürzt.
- Seit einer Woche bootete das Handy immer wieder spontan und ist bis zur Eingabe der Mobilfunk-Pin offline.
- Die Akkuanzeige ist ein zuverlässiger Zufallsgenerator

Gestern habe ich zuerst das Original-Android aus einer Sicherung zurück geholt und dann das bekannteste und stabilste Alternativ-System Cyanogen-Mod installiert.

Alles läuft toll.

Außer.

- Wenn man den Flugzeugmodus aktiviert hat, muss man das Handy neu starten, um wieder ins Netz zu kommen
- Entsperrt man den Bildschirm, stürzt nach einigen Stunden Betrieb die Oberfläche ab. Meistens startet sie sich sofort neu und alles ist gut.
- Wenn beim Absturz bestimmte Apps liefen, landet man nach dem Neustart der Oberfläche wieder im Sperrbildschirm und kann sie durch erneutes Entsperren zuverlässig wieder zum Absturz bringen, woraufhin sie sich erneut startet und man im Sperrbildschirm landet.

- Manchmal reagiert das Handy nicht auf die Power-Taste, der Bildschirm bleibt dunkel.
- Google Maps läuft hier auch nicht.

Die beiden alternativen Android-Versionen wurden von Freiwilligen ohne Bezahlung auf das Huawei-Handy portiert. Da hab ich keine allzu hohen Ansprüche.

Leider wird das Telefon durch diese Portierungen allerdings im Alltag unbrauchbar.

Schade.

Volker König

28.01.2015

Wir sind die mit dem komischen Briefkasten

In der neuen Nachbarschaft haben wir uns bereits einen Namen gemacht. Wir sind die mit dem komischen Briefkasten.

Mit dem Haus kam ein für den Norden eher unpraktisches, halb-offenes Modell.

Zeitungen und Briefe waren regelmäßig durchnässt, ein neuer Kasten musste also her. Da wir regelmäßig Pakete bekommen und die bisher gute Nachbarschaft nicht über Gebühr belasten wollten, fiel die Entscheidung auf einen Paketkasten von DHL. In Größe L mit Brieffach kostet der Spaß als Wandmontage knapp 250 Euro. Kein Schnäppchen, aber man muss das ja auch als Investition in TT-Beiträge sehen.

Seit Dezember hängt der neue Kasten an der Wand. Geöffnet wird er per RFID-Chip. Davon besitzen wir zwei Stück. DHL hat eigene.

Die erste Paketablage klappte hervorragend, unser Postbote war begeistert. Als eine größere Sendung ankam, begrüßte er uns mit „Eigentlich wollte ich ja nicht mehr klingeln. Wo ich doch jetzt meinen neuen Freund habe.“

Irgendwann zwischendurch trübten ein paar Aussetzer die aufkeimende Liebesbeziehung. Der Kasten mochte sich für den Zusteller nicht mehr öffnen, nur noch unsere Chips bewegten ihn dazu, die Klappe aufzumachen. Wie das mit solchen Problemen aber immer ist: meistens lösen sie sich von allein. Gestern gab der störrische Kasten seinen Streik auf und nahm brav das

angelieferte Paket in Empfang. Außerdem haben wir die Information bekommen, dass die Kästen mit neuen Schlössern ausgestattet werden. Demnächst sollen sie sich dann auch per Smartphone-App öffnen lassen. Oder halt nicht.

Stefanie Otersen

28.1.2015

Die Beeindruckung der Eltern durch Shazam-Wundertaten schlägt fehl

Im Radio läuft etwas, das beiden Eltern bekannt vorkommt. „Beethoven oder so“, mutmaßen sie. Ich erkenne eine Gelegenheit, sie mit den mannigfaltigen Fähigkeiten des Internets zu beeindrucken und shazame flink das Geschehen.

Zuerst ist das Gegeige und Geflöte zu leise. Shazam meldet, mit „singing and humming“ könne es nichts anfangen. Nach einigem Lauterdrehen kommt es zu diesem Ergebnis:

Meine Mutter schaut dann in der Zeitung nach, die sie sowieso schon in der Hand hält. Dem darin abgedruckten Radioprogramm zufolge handelt es sich um Beethovens Fünfte. Die Eltern müssen für heute unbeeindruckt bleiben.

Kathrin Passig

28. Januar 2015

Meine erste Erfahrung mit dem Oculus Rift

Ich bekomme die Gelegenheit, am Bachelor-Forschungsprojekt eines Stuttgarter Studenten teilzunehmen, das sich mit der Nutzung der Virtual-Reality-Brille Oculus Rift für moderne Interfaces beschäftigt. Meine Erwartung ist hoch, denn die Oculus Rift gilt nicht erst, seit Facebook die Firma dahinter gekauft hat, als nächste Evolutionsstufe von so ungefähr allem.

Gemeinsam mit dem Studenten ziehe ich die Brille auf und stelle die Linsen so ein, dass ich tatsächlich ein dreidimensionales Bild vor Augen habe. In einer Reihe von Tests muss ich virtuelle Objekte mit virtuellen Händen bewegen, die ein Sensor auf der Brille per Infrarot von meinen tatsächlichen Händen abtastet. Das klappt ganz gut, wenn es um das Herumschubsen von Quadern und das Drücken von Knöpfen geht, und nicht ganz so gut, wenn Objekte gegriffen und gezielt bewegt werden sollen. Anschließend zeigt mir der Student noch eine Art Film, bei der ich in einer Art Kapsel durch unser Sonnensystem fliegen kann.

Ich bin zwar grundsätzlich von der Brille und ihren Möglichkeiten angetan und hoffe jetzt schon darauf, dass sie möglichst bald zum neuen Unterhaltungsstandard wird, aber irgendwie hatte ich aufgrund des Hypes mehr erwartet. Die Auflösung der Bilder ist erstaunlich pixelig, und obwohl ich gerade im Stehen sehr schnell vergesse, wie genau ich mich im realen Raum eigentlich positioniert hatte, fühle ich mich doch regelmäßig daran erinnert, dass ich ein Gerät auf dem Kopf trage.

Alexander Matzkeit

28.1.2015

Im Radio passiert eine wichtige Umstellung, die mir aber leider egal ist

Abends läuft auf Bayern 2 im Radio eine Volksmusik-Sendung, die meine Eltern hören. (Für Nichtbayern: Das ist viel weniger schlimm, als man annehmen könnte.)

Heute stellt der Bayrische Rundfunk sein Digitalradio-Angebot auf den neuen Standard DAB+ um. Der DAB-Standard wird jetzt nicht mehr unterstützt. Der gesamte Wortteil der Sendung handelt von dieser Umstellung und davon, dass sie den Start der neuen, ganztägigen Volksmusiksendung „BR Heimat“ ermöglicht. Der Moderator und die Moderatorin erklären einander gegenseitig immer wieder, dass im UKW-Band einfach zu wenig Platz ist, dass so ein DAB-Radio gar nicht so teuer ist und noch vieles mehr. Leider denke ich nicht ans Techniktagebuch und höre deshalb nicht zu.

Kathrin Passig

29.1.2015

Ein OBD-II-Auslesegerät als weiterer Schritt zur technischen Autonomie

N. ruft an, weil ihr Auto nicht anspringt. Die Zehnjährige hatte irgendwas für die Schule im Wagen vergessen und nach dem Suchen das Licht nicht ausgeschaltet.

Jetzt ist die Batterie leer.

Wir versuchen, den Wagen mit meinem Starthilfekabel zu starten, aber das klappt nicht, weil das Kabel offenbar defekt ist. Wir werfen ein Stromkabel aus dem Fenster und ich deponiere das Ladegerät unter der Motorhaube (was schneller geht, als die Batterie auszubauen und ins Haus zu bringen).

Abends kommen wir zurück und die Batterie ist voll.

Am nächsten Morgen ruft N. erneut an, weil nun eine Kontrolllampe im Armaturenbrett leuchtet und nicht ausgeht: Ein stilisiertes Oszilloskop. Der Wagen fährt an sich jedoch ohne Auffälligkeiten.

Google bringt Hinweise auf Drosselklappen oder Spannungsversorgung als Ursache. Im Schrauberforum wird empfohlen, den Fehlercode aus der Bordelektronik auszulesen und dann zu löschen. Wenn das Problem weiterhin existiere, käme der Fehler zurück. Ansonsten sei es ein Seiteneffekt der Startversuche.

Die freie Werkstattkette mit den drei Buchstaben, so steht im Forum, verlange nur 25 € fürs Auslesen und Löschen.

Seit 2001 haben alle Benzinfahrzeuge eine standardisierte Schnittstelle zum Auslesen der Fehler, OBD II heißt der Standard.

Da ich für 25.95 bei Amazon ein kleines Gerät zum Auslesen eines OBD II-Fahrzeugs bekommen kann, sparen wir uns die Fahrt zur Werkstatt.

Als das Gerät wegen des Wochenendes leider erst vier Tage später ankommt, lese ich den Fehlercode aus. Beziehungsweise versuche ich es, da ist nämlich keiner. Die Lampe leuchtet inzwischen auch nicht mehr. Der Bordcomputer im Motor hat wohl bemerkt, dass der Fehler behoben ist.

Ein Kollege erzählt mir, dass es sogar einen Bluetooth-Dongle für die OBD II-Buchse gebe, über den man per Smartphone-App Motordaten in Echtzeit anzeigen lassen könne.

Motortemperatur!

Aktueller Spritverbrauch!

Digitale Geschwindigkeit!

Ich kann dazu jetzt aber keinen passenden Link googlen, weil ich es sonst sofort kaufen müsste.

Volker König

29. Januar 2015

Wenn man PIN und Passwort vergessen hat, ist man aufgeschmissen

Während einer Sitzung habe ich nach einem Neustart meine Handy-PIN mit meiner Bank-PIN verwechselt und entnervt dreimal die falsche PIN eingegeben. Internet geht aber noch über W-LAN. Ich bitte meine Frau per Facebook-Messenger, zu Hause aus meinen Unterlagen meine PUK herauszusuchen. Sie schreibt mir zurück, ich könne mir die PUK auf der Seite von O2 anzeigen lassen.

Ich öffne den Browser auf dem Handy und surfe auf die O2-Seite, deren Mobiloptimierung für solche Serviceleistungen nur so mittel funktioniert. Außerdem fällt mir auf, dass ich auch mein Passwort für die O2-Seite vergessen habe. Ich klicke auf „Passwort vergessen“. Die Seite sagt mir, sie habe mir mein Passwort an meine Handynummer per SMS geschickt. Das ist schlecht, denn ich kann ja keine SMS empfangen, weil meine SIM-Karte ja gesperrt ist, weshalb ich ja in die O2-Seite will.

Ich finde einen plausiblen Vorwand, die Sitzung kurz zu verlassen und gehe in mein Büro. An meinem Rechner versuche ich das, wozu ich am Handy keine Geduld hatte: ich rate mit etwa fünf Versuchen mein Passwort. Meine PUK schreibe ich mir mit Filzstift auf die Hand und kehre zurück in die Sitzung. Kurze Zeit später ist die SIM-Karte entsperrt und ich bekomme die SMS von O2 mit dem Passwort.

Alexander Matzkeit

29. Januar 2015

In Schottland funktioniert Politik ein wenig anders, nämlich auf Twitter

Hier ein Austausch zwischen Ruth Davidson (Vorsitzende der Tories), Nicola Sturgeon (Vorsitzende der Nationalisten und Regierungschefin) und Kezia Dugdale (stellvertretende Vorsitzende und Fraktionsvorsitzende von Labour), vier Monate vor der Wahl. Das Gespräch findet um 9 Uhr morgens statt.

@RuthDavidsonMSP Hmmm.... FMQ prep Vs tennis #comeonandy (Anm. d. Red.: FMQ = First Minister Questions, öffentliches Kreuzverhör der Regierung durch die Opposition)

@NicolaSturgeon @RuthDavidsonMSP I'm sure we could come to some agreement. @kdugdalemsp?

@RuthDavidsonMSP @NicolaSturgeon ok, I'll bring the snacks – let's use your office. @kdugdalemsp Kez you in?

@kdugdalemsp @NicolaSturgeon @RuthDavidsonMSP yes, there in a minute, looking for the Pimms.

Aleks Scholz

1.2.2015

Radio hören auf DVD

Kurz nach Weihnachten wird in NDR Kultur die Aufzeichnung eines Gesprächs ausgestrahlt, an dem auch Kathrin Passig teilgenommen hat. Da mich das Thema (Selbstvermessung) interessiert, will ich mir das anhören. Leider kollidiert der Termin mit Familienfeierlichkeiten bei meinen Eltern.

Auf die Bitte, die Sendung aufzuzeichnen, muss mein Vater nur kurz überlegen. Da meine Eltern nicht im direkten Einzugsbereich des NDR wohnen, kommt für den Empfang nur der Satellitenreceiver infrage. Von dort geht das Signal (über SCART-Kabel) in einen Festplattenrekorder mit eingebautem DVD-Brenner, ein Gerät aus den frühen 2000ern, das so kompliziert ist, dass es außer meinem Vater vermutlich niemand bedienen kann. Damit nimmt er die Sendung auf, und ich kann sie nach Hause mitnehmen.

Über einen Monat später habe ich endlich mal genug Ruhe, mir die Aufnahme anzusehen … also -hören. Da es sich um eine DVD handelt, ist aber trotzdem die ganze Zeit ein Bild zu sehen; über schwarzen Hintergrund wandert ein roter Schriftzug „Radio“.

Ich verstecke das nutzlose Fenster auf einem anderen virtuellen Desktop und achte nur auf den Ton.

Thomas Renger

1.2.2015

Im Traum nehme ich an einem Tweetwechsel teil, in dem Geschlechtsverkehr vereinbart wird

Im Traum nehme ich an einem öffentlichen Tweetwechsel teil, in dem eindeutig Geschlechtsverkehr vereinbart wird. Dann merke ich, dass A. das ja sehen kann und nicht gutheißen wird. Ich überlege, ob ich ganz wach werden und meinen Tweet löschen muss. Dann fällt mir wieder ein, wie schwierig es ist, im Traum etwas ins Internet zu schreiben. Ich gehe davon aus, dass die geträumten Tweets nicht im echten Twitter angekommen sind und schlafe weiter.

Kathrin Passig

1.2.2015

Kathrin Passig erscheint mir im Traum auf Facebook, um mich zu ermahnen

Im Traum verfasse ich mehrere Kommentare zu einem Beitrag auf Facebook. Facebook bietet mir nun (da bin ich nicht mehr sicher) entweder an, dass ich Geld zahle (um die Beiträge hervorzuheben), oder dass ich Geld bekomme – wofür, weiß ich nicht. Es handelt sich um Beträge zwischen 1€ und 2€, und sie unterscheiden sich. Weiterhin im Traum verfasse ich dazu einen Beitrag auf Facebook, unter den Kathrin Passig «tb» kommentiert. Ich verstehe sie sofort – sie meint, dass die Geschichte ja wohl in das Techniktagebuch gehört.

Franz Scherer

1.2.2015

Just another Internetpeinlichkeitstraum

Geträumt: In einem Internetforum lade ich drei Fotos hoch. Als ich nach einer Weile noch einmal in den entsprechenden Thread schaue, befinden sich in meinem Beitrag jedoch mehr als drei Fotos – Fotos, die ich definitiv nicht gepostet habe. Ich aktualisiere den Browser: Weitere Bilder sind aufgetaucht! Mir wird klar, dass es sich dabei um Fotos aus meinem Telefonspeicher handelt. Ich werfe einen Blick auf mein Smartphone und sehe, dass ein automatischer Hochladevorgang eingeleitet wurde, bei dem sämtliche Aufnahmen der Telefonkamera in meinen Forenbeitrag gespeist werden. Panisch versuche ich den Post zu löschen, doch meine Klicks zeigen keine Wirkung. Ich suche in den Tiefen meines Smartphones den Befehl „Synchronisierung anhalten“, doch ich finde ihn nicht. Mittlerweile tauchen in meinem Post immer mehr Bilder auf, die niemand sehen sollte, u. a. Fotos der Privatwohnungen von Bekannten oder Aufnahmen aus einem Diddlmaus-Museum. Kurz vorm Aufwachen schießt mir noch durch den Kopf: „Trenn doch einfach die Internetverbindung! – Ach nee, das geht ja heutzutage nicht mehr.“

Torsten Gaitzsch

1.2.2015

Die Hand meiner Mutter ist aus der Übung

Zum ersten Mal seit einem Vierteljahrhundert liege ich im Elternhaus krank im Bett. Die traditionelle Fiebermessmethode heißt hier „geh amal her, lass dich anfassen“ und kann die drei Ergebnisse „naa“, „na-ja“ und „o mei o mei“ erbringen.

Aber die Hand meiner Mutter ist aus der Übung. Deshalb wird ein Fieberthermometer aus dem Keller geholt. Es ist ein elektronisches, nach meinem Auszug angeschafftes, und es meldet, dass es gern eine neue Knopfzelle hätte.

Ein zweites Fieberthermometer wird aus dem Keller geholt. Die Hülle sieht anders aus, als ich sie in Erinnerung habe:

Das Thermometer hingegen wie erwartet. Jedenfalls von vorne.

Hintendrauf überraschende Neuerungen. Das Fieberthermometer muss aus dem großmütterlichen Erbe in den Elternhaushalt gelangt sein:

Reichenberg heißt schon seit einiger Zeit Liberec, die Telefonnummern dort sind nicht mehr vierstellig, und aus dem Adolf-Hitler-Platz ist der Náměstí Dr. Edvarda Beneše geworden. Aber neue Batterien braucht das Thermometer noch lange nicht.

Kathrin Passig

Frühjahr 2015

Excel-Tabellen können mehrere Tabellenblätter enthalten

Ich verschicke für eine größere Veranstaltung Angebotsanfragen an verschiedenste Firmen in Deutschland und Europa, von zwei-Personen-Betrieben bis zu Weltkonzernen.
Die Anfragen sind in Form einer gesperrten Excel-Tabelle mit ausfüllbaren Feldern und, ganz wichtig, zwei Tabellenblättern.

Obwohl die Benutzung der Unterlagen extra nochmal in einem Begleitschreiben erklärt wird, entsteht gefühlt mehr als die Hälfte der Rückfragen aus Unkenntnis im Umgang mit Excel. Anscheinend ist nicht bekannt, dass diese Dateien auch mehrere Tabellenblätter enthalten können. Andere Firmen fragen nicht nach, sondern schicken einfach nur halb ausgefüllte Unterlagen zurück.

Ein anderes Problem ist, dass die Dateien, die in MS Office 2007 erstellt sind, teilweise nicht von Konkurrenz-, Vorläufer- oder Nachfolgerprogrammen geöffnet werden können.
In den Kreisen, in denen ich mich da bewege, ist Fax übrigens auch heute noch ein sehr beliebtes Medium.

Marian Ritter

Seit 2013 oder so (vielleicht auch früher)

Als der Mensch mit der schlechtesten visuellen Fantasie freue ich mich über zeichnende Menschen & das Internet

Ich bin ein Mensch mit einer grandios schlechten visuellen Fantasie. Das bewahrt mich auch davor, bei Verfilmungen beleidigt “Den hab ich mir aber ganz anders vorgestellt!” zu rufen, weil ich mir beim Lesen gar nix bestimmtes vorstelle.

Da ich viel Fantasy und Science-Fiction lese, kommt es immer wieder vor, dass es in Büchern nicht nur um Menschen mit diversesten Eigenschaften geht, sondern auch um irgendwelche Fantasiefiguren und/oder Außerirdischen. Da ist es manchmal ärgerlich, eine mangelhaft ausgebildete visuelle Fantasie zu haben, weil sich die Figuren in meinem Kopf nicht vernünftig zusammensetzen, ich das aber in diesem Fall gerne möchte.

Gott sei Dank gibt es das Internet und in diesem Internet Menschen, die drei Dinge vereinen: Sie haben eine besser ausgebildete visuelle Vorstellungskraft, sie können zeichnen und sie lesen die gleichen Bücher wie ich (oder zumindest das eine, das ich gerade auch lese). Diese Menschen zeichnen den Krempel dann und laden ihn irgendwo hoch. Mit der Google-Bildersuche kann man die dann finden und deswegen weiß ich jetzt ein bisschen besser, wie die Arieka aus China Miévilles "Embassytown" aussehen oder die komischen Dinger aus "The Maze Runner" oder die Runa und Jana'ata aus "The Sparrow" oder die Oankali aus der Xenogenesis-Serie von Octavia Butler. Das ist eine positive Entwicklung. So spart auch Hollywood viel Geld, weil die da jetzt nicht alles verfilmen müssen, nur weil ich endlich mal wissen will, was sich der Autor da ausgedacht hat.

Anne Schüßler

02.02.2015

Reisen in chinesischen Zügen

Während unserer Chinareise überwinden wir weite Strecken mit dem Zug. Die Züge in China können durchaus mehrere Tage unterwegs sein, daher gibt es verschiedene Kategorien an Plätzen. Soft Sleeper – 4er Kabinen mit Tür, Hard Sleeper – 6er Kabinen ohne Tür und Hard Seats – normale Sitze mit bis zu 5 Sitzen pro Reihe.

Wir reisten bisher immer als Hard Sleeper, da die einen guten Kompromiss aus Komfort und Preis bieten und man die anderen Fahrgäste beobachten kann.Wir sind nicht die einzigen, die mit viel Technik reisen, fast alle Fahrgäste haben ihr Smartphone und/oder ein Tablet dabei, auf dem sie Filme schauen oder Spiele spielen. Pro Waggon gibt es ein paar Steckdosen, die ziemlich belagert werden, obwohl die meisten Fahrgäste externe Powerbanks dabei haben.

Das Spannende dabei ist, dass scheinbar niemand auf die Idee kommt Verteilersteckdosen zu verwenden – es wird immer gewartet, bis der Vorbenutzer den Platz freiräumt und der nächste ihn okkupiert. Wir bauten, nachdem gegen 22 Uhr das Licht im Zug gelöscht wurde, aus unserer Verteilersteckdose eine Verkabelung bis zu unseren Betten und wurden dabei von interessiert bis fassungslos beobachtet. Die Zugbegleiterin, von der es in jedem Waggon eine gibt, störte sich aber nicht an unserer Konstruktion, als sie sie entdeckte. Erst später, gegen 1 Uhr, kam jemand vorbei, der uns bat, das Ganze abzubauen, bevor wir schlafen gehen.

Stefan Jaekel

02.02.2015

Mein Telefon hat Ausschlag

Unter dem Display meines Smartphones hat sich eine Luftblase gebildet, und sie wird größer und größer. Ich mache mir Sorgen und möchte, dass mein armes Telefon behandelt wird, bevor es irgendwann am ganzen Körper von Blasen befallen ist.

Es fing alles mit einer harmlosen Verfärbung an. Am 24. Januar telefoniere ich länger mit C. Danach hat sich ein kleiner Fleck im linken oberen Eck des Displays gebildet. Er ist nur ein paar Millimeter groß und fällt mir zunächst kaum auf. Ich halte ihn für Dreck, der sich beim Telefonieren angesammelt hat, und gehe schlafen. Am nächsten Tag stelle ich nach hartnäckigen Rubbelbemühungen fest, dass die Oberfläche überhaupt nicht verschmutzt ist. Es muss also subkutan was nicht in Ordnung sein.

Über die nächsten Tage wird die Luftblase größer. Das kleine Bläschen vom Anfang ist nach fünf Tagen ein respektabler Wurm geworden, der sich mittlerweile drei Zentimeter über das halbe Display gefressen hat. So langsam kriege ich Kummer. Es liest sich nämlich nicht sonderlich schön auf dem Smartphone, wenn einem ein Milchglaswurm die Sicht trübt.

Mein Telefon ist ein Samsung Galaxy S4 mini. Ich besitze es seit Oktober 2013. Sein Display ist immer noch intakt, was, wenn ich mich in meinem Umfeld oder im Techniktagebuch umschaue, eher eine Ausnahme in der Smartphone-Welt zu sein scheint. Woher die Blasen kommen, kann ich mir also noch nicht einmal durch meinen unfreundlichen Umgang mit dem Gerät erklären. Meine Vermutung ist, dass sich eine im Display verklebte Folie gelöst haben könnte.

Ich kontaktiere den Kundendienst von Samsung. Weil ich nicht in einer Warteschleife hängen möchte, mache ich von der Möglichkeit Gebrauch, mit einem Mitarbeiter zu chatten. Der Chat hat das Design eines Samsung-Smart-

phones und ich bekomme nach einigem Hin und Her die Auskunft, dass ich mich glücklich schätzen könne, denn es gibt in meiner Stadt (sie heißt Berlin) einen “Samsung Customer Service Plaza”, an den ich mich wenden sollte.

Der “Samsung Customer Service Plaza” ist wirklich nicht weit von mir entfernt. Aber mir wurde auch gesagt, dass ich die Rechnung mitbringen muss – und da ist schon das nächste Problem. Die Rechnung habe ich natürlich nur als PDF, irgendwo in den Tiefen meines E-Mail-Postfachs. Ich besitze keinen Drucker und habe nie einen besessen. Ich benutze zwar noch so etwas Archaisches wie einen iPod, aber seitdem ich alleine wohne, also seit 2007, habe ich nicht mehr zu Hause gedruckt. Ende der Nullerjahre hatte ich zwar noch viel zu drucken, aber das konnte ich immer an der Uni erledigen. Ein eigener Drucker hätte nur Platz weggenommen, Geld gekostet, wäre unvermeidlicherweise hässlich gewesen, hätte bestimmt auch gestunken, Neider angezogen, schlechte Träume ausgespuckt, und überhaupt gilt ja: Less is more.

In den letzten Jahren habe ich auch immer seltener etwas ausgedruckt. Textdateien lese ich im Gegensatz zu früher am PC oder am Smartphone. Private Briefe verschicke ich nach Möglichkeit nicht. Ich drucke eigentlich nur noch, wenn es sich wirklich nicht vermeiden lässt, zum Beispiel bei Formularen, und das immer noch in Bibliotheken. Wenn ich also dazu gezwungen werde, eine Rechnung auszudrucken, kann das schon ein paar Tage dauern.

Heute möchte ich die ganze Angelegenheit nun endlich erledigen. Ich wollte vor der Reparatur aber auch noch ein Backup von meinen Daten machen. Das gestaltet sich schwieriger als gedacht. Samsung bietet eine Software zur Datensicherung von Smartphones an, sie heißt Kies. Aber Kies funktioniert sehr schlecht. Ich verbringe eine Stunde mit dem Versuch, Kies zur Sicherung zu verwenden, aber entweder hängt es sich auf, oder es erkennt mein Handy nicht, oder es mag mir nicht alles sichern, was wichtig ist. Ich suche nach anderen Möglichkeiten im Netz und bin irgendwann – nachdem ich auch mit MyPhoneExplorer, das mir bei der Installation Malware andreht, kein

Glück hatte – von den ganzen Friktionen, die sich naturgemäß auftun, unendlich genervt. Bevor mein innerer Thomas Bernhard vollends hervorbricht, beschließe ich, einfach alles manuell zu kopieren.

Ich drucke die Rechnung in der Amerika-Gedenkbibliothek, weil sie fast auf dem Weg liegt, und fahre mit ihr zum “Service Plaza”. Bei einem “Plaza” kann die eigene Phantasie ja allerhand Vorstellungen entwickeln. Vor allem groß muss er sein, weitläufig, und bitte sehr bunt. Aber der “Service Plaza” in Tempelhof ist nur ein etwa 25 m^2 großer Raum, der aussieht wie ein gewöhnlicher Handy-Laden, in dem man, auch wenn man der einzige Kunde ist, eine Wartemarke ziehen muss. Die Nummer leuchtet auf und mein Smartphone wird behandelt. Die Luftblase kommt, wie ich vermutet hatte, von einer Folie unter dem Display, die sich gelöst hat: “Da hamm Se quasi ’n Sechser im Lotto. Ditt kriegn Se nich nochma”, versichert mir der Sachbearbeiter.

Ich muss eine Stunde auf die Reparatur warten. In der Zeit stelle ich eigenartige Verhaltensweisen an mir fest. Ich greife noch immer reflexartig in die Hosentasche, aber da ist kein Telefon, das man hervorziehen könnte, um mal schnell ja-was-eigentlich nachzusehen. Ich bemerke ein, zwei Mal Phantomvibrationen, aber jetzt wundere ich mich mehr darüber als sonst, weil ich es tatsächlich auf meinen eigenen Körper schieben muss. Ohne das Telefon fühle ich mich ganz verloren in diesem fremden Tempelhof und streune herum, auf der Suche nach einem Café mit W-LAN-Zugang für meinen Laptop – plötzlich habe ich ja gar keine Möglichkeit mehr, irgendwo nachzusehen, was es so alles in der Nähe gibt.

Kaum ist die Stunde rum, kann ich das Telefon endlich abholen. Es schaut wieder ganz frisch drein und wir können gemeinsam unseren Heimweg planen, ohne dass sich ein Milchglaswurm zwischen uns beide drängt.

Felix Lorenz

3. 2. 2015

Speditionen – immer noch stoffelig, aber dafür mit Live-Tracking

Ich bestelle einen grotesk überdimensionierten Fernseher, der per Spedition geliefert wird. Mitsprache beim Liefertermin wird beim (immerhin erfolgten) Anruf brüsk abgewiesen, stattdessen wird mir heute zugewiesen – zwischen 13 und 18 Uhr.

Die Mail zur Sendungsverfolgung erweist sich als überraschend nützlich: Es gibt ein Livetracking, das mir genau sagt, wann der Fernseher kommt: Fünf andere Kund_innen sind noch vor mir und ich bekomme ein genaueres Zeitfenster zugeteilt. (Nur der versprochene rechtzeitige Anruf, der bleibt natürlich aus.)

Nachtrag, nach der Lieferung: Der Liefertermin mäanderte dann noch eine Weile hin und her, irgendwann rief der Fahrer an und gab die tatsächliche Lieferzeit an. Und als das Paket dann im Wohnzimmer war, sprang das Tracking stolz auf »13:14 ausgeliefert«.

Felix Neumann

3.2.2015

Ich schlafe irgendwo in Westfalen im Zug ein und wache in den Niederlanden auf. Ohne Internet!

Die Niederlande sind eins der wenigen Länder Europas, für die ich noch keine SIM-Karte besitze.

Ich habe tatsächlich darüber nachgedacht, die alternativ vorgeschlagene Zugstrecke über Belgien zu wählen, nur weil ich eine belgische SIM-Karte habe. Aber die Anschlüsse wirkten fragwürdig, ich habe die belgische Karte länger als ein Jahr nicht benutzt, und wie ärgerlich wäre es, in Kälte und Dunkelheit an einem belgischen Bahnhöflein zu stranden und dann kein Internet zu haben. Oder eine zwar noch gültige SIM-Karte, die man aber mit einem Guthabenbon aus dem längst geschlossenen belgischen Bahnhofkiosk aufladen müsste, weil niemand Lust hatte, eine Kreditkartenzahlfunktion einzubauen. Oder weil das Kreditkartenzahlen nur funktioniert, wenn man Internet hat.

Weil es ein deutscher Zug ist, gibt es natürlich auch kein WLAN. Ein niederländischer Mitpassagier sagt etwas Fragendes zum Zugbegleiter, worin das Wort “wifi” (gesprochen wie geschrieben) vorkommt. Der Zugbegleiter sagt Entschuldigendes. Der Passagier sagt Erstauntes.

Ich betrachte die SMS, die ich beim Grenzübertritt von AldiTalk bekommen habe. Dass das MB jetzt 24 Cent kostet, steht darin. Außer man hat vorher ein EU-Datenpaket erworben (ohne Preisangabe). Ich habe noch etwa 6 Euro Guthaben. Dafür bekomme ich im Ausland also ungefähr 24 MB.

Vor zehn Jahren hätte ich noch genau gewusst, was man mit 24 MB alles machen kann und was nicht. Heute entspricht das vermutlich einem einzigen automatischen Facebook-Nachladen oder so, was weiß ich.

Ich beschließe, das Roaming ganz kurz einzuschalten und so ein EU-Datenpaket zu kaufen. Hoffentlich kostet es nicht mehr als 6 Euro. (Später nachgesehen: nein, tut es nicht.) Vorher würde ich aber gern allen Datenverbrauch im Hintergrund abstellen. Früher gab es dafür bei Android irgendwo einen Schalter.

Jetzt gibt es diesen Schalter offenbar nicht mehr. Jedenfalls finde ich ihn nirgends, und ich kann ja auch nicht googeln, wo er ist. Dann muss es eben so gehen, beziehungsweise noch schneller. Ich schalte das Datenroaming ein, öffne die AldiTalk-App und warte 30 Sekunden, in denen die Facebook-App, die Twitter-App und Gmail sicher teure Partys feiern.

Später werde ich im Techniktagebuch-Redaktionschat von Volker König erfahren, dass man aus dem Ausland natürlich nicht die App benutzen kann, sondern die Servicenummer anrufen muss.

Ich finde mich mit meinem Schicksal ab und überlege, wie ich in Rotterdam an mein Ziel gelangen soll. Denn natürlich habe ich mir darüber keineswegs rechtzeitig Gedanken gemacht, das tue ich schon lange nicht mehr, man steigt halt aus dem Zug und schaut bei Google Maps nach. Wenn man Internet hat. Ob es an Bahnhöfen wohl noch Stadtpläne in Vitrinen gibt, so wie früher?

Dann erreichen wir *in Kürze Amersfoort*, und mir fällt ein, dass ich ja noch ein letztes Mal umsteigen muss. In einen niederländischen Zug! Über die man hier im Techniktagebuch (von Felix Neumann und Anne Schüßler) nur Gutes hört!

30 Sekunden nach dem Einsteigen (inklusive Sitzplatzsuche und Taschenverstauen) habe ich *wifi in de trein*. "U bent nu verbonden met Internet", sagt es zu mir. Auch den Niederlanden fühle ich mich gleich sehr verbonden.

Kathrin Passig

3.2.2015

Meine zitternden Internetschnurrhaare ertasten in der fremden dunklen Stadt den Weg zur Rettung

Beim Verlassen des Bahnhofs in Rotterdam muss ich durch eine Schranke.

Solche Schranken gibt es auch in Großbritannien, und weil die Schranke QR-Code-Lesefenster hat, die ich vom Flughafen kenne, halte ich probehalber mein Handy mit dem DB-Handyticket an den Scanner. Die Schranke geht auf. Eurozone, Schengen-Raum, wie schwer kann das gewesen sein – aber eine Ticketscannerschranke so anlegen, dass sie ausländische Tickets akzeptiert! Ich wusste nicht, dass das Universum so etwas zulässt.

Das Foto zeigt die Schranke von der Außenseite, und wie mir jetzt klar wird, befinden sich alle bis ein Uhr geöffneten, SIM-Karten verheißenden Supermärkte im Inneren. Aber das lasse ich mir gleich im Goethe-Institut erklären, wie man da wieder hineingelangt.

Oh, das sei ganz neu und schwierig, sagt die Goethe-Mitarbeiterin. Man brauche nicht nur die Chipkaart, die man ja sowieso für die öffentlichen Verkehrsmittel brauche, es müssten auch mindestens 20 Euro drauf sein. Meistens gebe es aber einen offenen Durchgang.

Außerdem sagt sie, dass es in der Gästewohnung kein WLAN gibt, nur Internet per Ethernetkabel. Dafür habe ich keinen Anschluss und immer noch keinen Adapter, sage ich.

Vor morgen kann man da aber nichts machen. Dafür ist der Hausmeister zuständig.

Ich will jetzt nicht mäkeln, denn die Gästewohnung ist ungefähr so groß wie die Niederlande und enthält Sandspielzeug. Aber mit welcher Gelassenheit die Menschen zu einem sagen "vor morgen kann man da nichts machen"! Ich habe über 20 Jahre meines Lebens ohne Internet verbracht, da ist jede weitere Minute eine zu viel.

Ich verlasse das Haus und schlage an der nächsten Kreuzung die Richtung ein, in der es am meisten nach Apple Store aussieht. Städte sind ja zumindest innerhalb Europas recht ähnlich sortiert. Dafür, dass es erst kurz nach acht Uhr abends ist, sind die Läden in Rotterdam bemerkenswert geschlossen. Nach fünfhundert Metern gelange ich an einen geöffneten Mediamarkt.

Zuletzt war ich im März 2013 in einem Mediamarkt, davor viele Jahre gar nicht. Es ist ein rechtes Wunderland auf drei Etagen, unter anderem sehe ich zum ersten Mal eine Auswahl an Smartwatches (etwa acht Stück, alle sehr hässlich bis auf eine von Samsung). Vor allem aber enthält er eine reiche Auswahl an Prepaid-SIM-Karten und einen Apple Store, der den Ethernet-USB-Adapter vorrätig hat.

Die SIM-Karte kann man hier erwerben, ohne dass erst der Ausweis kopiert werden muss, aber für den Weg zur Kasse wird sie in eine große Plastikbox mit Luftlöchern verpackt. Immerhin kostet sie 7,50 €, da muss man aufpassen.

(Das Bild zeigt eine SIM-Karte von Lebara, wegen der guten Erfahrungen in der Schweiz. Das wird sich wenige Tage später als Fehler herausstellen.)

Knapp eine Stunde nach der Ankunft habe ich mehrere Arten Internet. Und ich habe es mit zitternden Schnurrhaaren in der fremden dunklen Stadt auf dem kürzesten Weg aufgestöbert, ohne Google Maps. Ich bin ein wenig stolz auf diese Superkraft, hoffe aber trotzdem, dass sie bald überflüssig wird.

Kathrin Passig

4.2.2015

10.000 Dateien waren damals sehr viel

Ich erinnere mich daran, wie ich Ende der 1990er Jahre gelegentlich bei meinem PC, auf dem Windows 95 installiert war, überprüft habe, wie viele Dateien sich darauf befinden würden. Dazu habe ich immer die Abfrage *.* in das Windows-Suchfenster eingegeben; nach einigen Minuten wusste ich dann, dass beinahe 10.000 Dateien auf den zwei Festplatten des Rechners schlummerten, was mich unheimlich verblüffte. Eines Tages wurde diese magische Grenze durchbrochen: „Es können maximal 10.000 Suchergebnisse angezeigt werden“ oder etwas Ähnliches stand da plötzlich in einem Fenster.

Ich frage mich, wie viele Dateien sich wohl heutzutage so auf einem Computer ansammeln. Startet man einen Suchlauf nach *.*, werden allerdings – zumindest unter Windows 7 und 8 – auch sämtliche Ordner und Unterordner angezeigt; mich interessieren aber nur die Dateien. Also markiere ich im Fenster des (einzigen) Laufwerks C: auf meinem Arbeits-MacBook alle Ordner und gehe auf „Eigenschaften“. Es dauert eine Weile, bis ich die Gesamtdateienzahl sehe: 287.482. Auf meinem privaten Sony Vaio finde ich sogar 570.902 Dateien. Selbst auf meinem Smartphone trage ich nicht weniger als 15.837 Dateien mit herum.

Torsten Gaitzsch

3. 2. 2015 – 5. 2. 2015

„Stay here, effing window!“

Ich bin seit einiger Zeit Besitzer eines großen und vor allem breiten Monitors, an den ich das Notebook dranstöpsele. Das ist auch alles ganz toll, ein ganz neues Computergefühl. Wie früher, nur dass einem kein riesiger Röhrenmonitor sämtlichen Schreibtischplatz wegnimmt.

Dummerweise sind meine Fenster (die virtuellen) alle verschoben, wenn ich den Monitor anschliesse. Beziehungsweise sie sind verschoben im Vergleich zur vorherigen Monitorbenutzung. Alle befinden sich plötzlich sehr viel weiter links auf dem Monitor, als ich das vorher arrangiert habe. Und sie sind in der Höhe sehr viel kürzer. Man merkt zwar, dass sich das Betriebssystem mit gutem Willen bemüht, eine Art Relation der Fenster untereinander wieder herzustellen, aber das Resultat des guten Willens ist nun wirklich nicht als gut zu beschreiben. Nach dem Anschliessen des Monitors bin ich also erstmal gefühlte Ewigkeiten (∼ 1½ Minuten) damit beschäftigt, meine Fensterkonfiguration zurechtzuschieben. Nach mehreren Tagen empfindet man das als einen unhaltbaren Zustand.

Googeln und vergangene Diskussionen im IRC zeigt einem, dass es haufenweise Fensterverwaltungsprogramme gibt, angefangen von kleinen graphischen Programmen, die nicht viel Flexibilität zeigen, aber bequem zu nutzen sind (1, 2, 3, 4, 5, 6), bis hin zu kleinen Monstern (1, 2), für die man selber Skripte schreiben muss. Dafür kann man vermutlich auch seine Fensterpositionen im Prinzip von der Mondphase abhängig machen.

Ich öffne alle Links in neuen Tabs und sitze erstmal kurz paralysiert davor. Wie soll ich mich nur entscheiden? Schließlich wähle ich als Entscheidungsprinzip das Logischste: Ich probiere als erstes die App („Stay“) aus, deren Name meinen emotionalen Zustand gegenüber dem Problem am besten beschreibt („Stay here, effing window!“). Ich installiere es, mache drei Klicks zum Konfigurieren und vergesse es erstmal.

Mehrere Stöpselzyklen später stelle ich fest, dass es offenbar so funktioniert, wie ich es will. Also lasse ich das Programm automatisch starten und verstecke das Icon; schließlich will ich den dienstbaren Geist nicht ständig vor mir sehen. Ich schließe das (sorgsam automatisch arrangierte) Fenster mit den Webseiten der Alternativprogramme. Vermutlich werde ich das nächste Mal erst wieder an diese App denken, sollte irgendwas irgendwo nicht mehr funktionieren.

Tim Tepaße

05.02.2015

Projektmanager haben's auch nicht leicht

Seit ein paar Tagen befindet sich die Firma im Blindflug. Gut, nicht die ganze Firma, nur unsere Projektmanager. Wesentlicher Teil ihrer Arbeit ist die Auswertung und Bewertung der aufgelaufenen Kosten auf ihren Aufträgen, des Erfüllungsgrades und natürlich die anschließende Abrechnung. Wie jede moderne Firma haben auch wir uns in das Abhängigkeitsverhältnis mit einem großen ERP-System begeben, das die benötigten Auswertungen erstellt und – mehr oder weniger – hübsch aufbereitet ausspuckt. Abgerufen werden die Reporte über ein Web-Frontend. Zur dynamischen Erstellung bunter Grafiken und anderer Informationen wird Flash benötigt. Der Flash-Player ist aktuell wegen Sicherheitslücken deaktiviert. Unseren Projektmanagern geht man gerade lieber aus dem Weg.

Alina Smithee

5.2.2015

LTE hinter den Schluchten Thüringens

Ich sitze im Zug von Berlin nach München, und auf diese Zugfahrt hatte ich mich aus einem ganz untransportmäßigen Grund gefreut: Zum einen hat die Deutsche Bahn ihre übliche Preiserhöhungsrunde Ende vergangenen Jahres mit dem wachsweichen Kompensationsversuch verbunden, in der ohnehin sauteuren 1. Klasse den Internetzugang kostenlos anzubieten. Und zum anderen fuhr Kathrin Passig neulich diese Strecke und schwärmte (im Redaktionschat) davon, wie connected sie, ganz ungewohnt, auf der langen Bahnreise durch Brandenburg, Sachsen-Anhalt, Thüringen und Bayern war.

Das Leben ist nicht fair. Schon beim Einsteigen in Berlin entdecke ich, was ich nicht sehe: Der ICE hat noch nicht mal als Alibi die magentafarbenen Telekom-Aufkleber. Und folgerichtig auch gar überhaupt keinen Hotspot, keinen Internetzugang. Nein, sagt die Schaffnerin (die heutzutage anders heißt), das habe ihr Zug nicht. Und welche Züge das hätten, das würde sie ja nicht entscheiden.

Auch die Ausweichmöglichkeit funktioniert nicht wirklich. Schon kurz hinter Berlin Südkreuz geht die Netzanzeige auf dem Smartphone in die Knie: Maximal Edge, stellenweise gar kein Netz, noch nicht mal fürs Telefonieren, wird mir in den brandenburgischen Landstrichen angezeigt. Dabei habe ich, genau wie Kathrin, das Eplus-Netz über das Aldi-Billigangebot. Genau.das.gleiche. Warum tut das bei mir nicht? Oder nur so lückenhaft?

Ich rufe dann immer mal beim Stopp in den Bahnhöfen schnell meine Mails ab, das funktioniert wenigstens. Mehr ist nicht drin. Aber Entschleunigung gehört ja zum Bahn-Programm. Hinter den Schluchten Thüringens bietet mir die Aldi-Karte dann wieder LTE an (und dieser Text geht online).

Thomas Wiegold

6.2.2015

Catch-22 bei der Druckerinstallation

Ich versuche etwas zu drucken, zum ersten Mal seit Oktober, denn in der Gästewohnung gibt es einen Drucker. Ich möchte das Ausgedruckte nur als Second Screen benutzen, damit ich nicht ständig zwischen einem PDF, einem zweiten PDF und einem Googledoc hin und her klicken muss.

Im PDF ist die zweite Fahne der Buchübersetzung. Im zweiten PDF ist die erste Fahne der Buchübersetzung. Im Googledoc sind meine Fahnenkorrekturen der Fahnenkorrekturen. Genau wie auch die ersten Fahnenkorrekturen werden sie später vom Lektor mit einem spitzen Bleistift in eine Papierversion der Fahnen geschrieben und zum Setzen gegeben. Dabei werden neue Fehler entstehen. Dritte Fahnen werden wir aber wahrscheinlich nicht bekommen.

Ich ziehe das Internet aus der USB-Buchse (das hier aus einem Ethernetkabel via Ethernet-USB-Adapter in meinen Rechner fließt) und schließe stattdessen den Drucker an.

Ich öffne die Systemeinstellungen, um den Drucker hinzuzufügen. Er ist korrekt erkannt worden. Ob ich Software für ihn installieren möchte? Ja, das möchte ich. Es geht aber nicht. Ich habe ja kein Internet.

Ich stecke den Drucker aus und das Internet an. Jetzt taucht der Drucker aber nicht mehr in der Auswahl der Geräte aus, für die ich Software installieren könnte.

Ich stecke den Drucker wieder an, klicke mich bis zur Installationsfrage und schließe dann das Internet an. Das geht aber auch nicht. Da ist ja jetzt gar kein Drucker mehr. Da kann man natürlich keine Software installieren.

Auf irgendeinem Umweg ginge es sicher trotzdem, aber egal. Ich gebe das mit dem Drucken wieder auf und benutze stattdessen das Handy als Second Screen. Hätte ich gleich so machen sollen, viel logischer.

Nachtrag: Wenige Tage später entdecke ich zufällig auf der anderen Seite meines Macbooks einen zweiten USB-Port. Oh.

Kathrin Passig

7.2.2015

Die Anleitung der Alarmanlage enthält nur einen einzigen Satz. Ich lese ihn nicht

Ich wohne in einer Gästewohnung unter dem Dach des Rotterdamer Goethe-Instituts. Nachts und am Wochenende ist hier niemand außer mir. Man hat mich gewarnt, dass zu diesen Zeiten die Alarmanlage losgeht, wenn ich meine Wohnungstür öffne, ohne vorher den alarmanlagenabschaltenden Code einzugeben. Wie viele Fehlalarme es pro Gastautor gebe, habe ich gefragt, und zur Antwort erhalten, dass das alle fragen, es aber eigentlich nie vorkommt.

Am Samstagabend will ich Lebensmittel einkaufen, weil ich noch nicht weiß, dass man das in den Niederlanden auch sonntags tun kann. Ich schalte die Alarmanlage ab, verlasse die Wohnung, öffne das Rollgitter an der Haustier, schließe das Rollgitter an der Haustür hinter mir, stecke meine Hand durch das Gitter und schalte die Alarmanlage wieder ein. Sie gibt einen lauten Dauerpiepton von sich. Ausgerechnet ich werde die erste Bewohnerin des Hauses sein, die zu blöd für die Alarmanlage ist. Alle anderen Gastautoren schreiben hier bestimmt Bücher mit Füllfederhaltern in rindsledergebundene Kladden von Manufactum, aber keiner von ihnen hat sich je an der Alarmanlage blamiert.

Ich schalte die Alarmanlage eilig aus und wieder ein, vielleicht habe ich mich ja vertippt. Es piept weiter. Ich gebe den Code ein fünftes und sechstes Mal ein. Die Alarmanlage piept und zeigt im Display wenig hilfreich „=1=“

an. Ich beschließe, sie während des Einkaufens abgeschaltet zu lassen und hoffe, dass der Wachdienst nicht bereits unterwegs ist, um mich kostenpflichtig auf Niederländisch zu beschimpfen.

Bei meiner Rückkehr steht immerhin kein Wachdienst vor der Tür. Ich öffne Haustür, Rollgitter und Wohnungstür und versuche den Alarm wieder einzuschalten. Auf dieser Seite piept es etwas leiser, aber nicht weniger beunruhigend. Ich schalte den Alarm wieder aus und google die Alarmanlage. Erfolglos, denn es steht kein Herstellername drauf. Das ist bei Alarmanlagen vielleicht Absicht.

Ich greife zum letzten Mittel und lese die Anleitung, die man mir ausgehändigt hat. Sie besteht aus dem Code und einem einzigen Satz: „Beim Anschalten des Alarms folgt ein ca. 30 Sekunden langer hoher Piepton."

Nichts sagt so eindeutig „Sie haben alles richtig gemacht" wie 30 Sekunden durchdringendes Piepen. Vermutlich war derselbe Geräuschdesigner am Werk, der auch im Apple-Finder für erfolgreiche Aktionen den „Jetzt ist alles kaputt"-Ton gewählt hat.

Kathrin Passig

Februar 2015

Die Kamera hat viele Knöpfe und Rädchen, aber kein Benutzerhandbuch. Eine Verzweiflungstat

Meine neue Systemkamera hat einen Baseball-Modus (für bessere Fotos von Menschen mit Baseballschlägern) und einen Wasserfall-Modus (für bessere Fotos von Wasserfällen). Sie hat allerdings auch etwa 30 physische Knöpfe und Rädchen, dazu noch ein Touchscreen-Menü mit 75 Punkten. Einfach mal alles durchzuprobieren erscheint mir ein zu mühsamer Weg, ich möchte gern etwas dazu lesen. Doch die Kamera ist erst ein paar Monate auf dem Markt, und es gibt kein einziges Buch dazu. Online finde ich lediglich ein paar Ausprobiervideos und Testberichte.

Es gibt zwar ein ausführliches Benutzerhandbuch – aber nur als 234-seitige PDF-Datei auf der Support-Seite des Herstellers. Die Kurzanleitung, die mit im Karton war, ist dagegen ein winziges dünnes Heftchen mit bruchstückhaften Informationen. Es hilft nichts: Ich lade das PDF von der Support-Seite des Herstellers herunter und lade es dann wieder bei einem Online-Druckdienst hoch. Nach ein paar Tagen hole ich in einer Postfiliale ein Handbuch-Unikat ab.

Alexander Svensson

8.2.2015

Internet im ICE: Wenn's geht, geht's gut

Nach den miesen Erfahrungen mit dem nicht vorhandenen ICE-WLAN vor ein paar Tagen zeigt sich die Bahn auf der Rückfahrt von München nach Berlin vorbildlich. Der Zug hat das große Magenta-Logo für den Hotspot und tatsächlich einen funktionierenden Internet-Zugang. Sogar in den Schluchten Thüringens gibt es Netz, wenn auch mit ein paar Aussetzern (die dann dazu führen, dass der direkt in Tumblr geschriebene Text rückstandslos verschwindet). Aber wenn's geht, geht's gut. Es reicht nicht nur zum Surfen und Chatten, sondern auch dafür, aus dem Zugfenster geschossene Touristenfotos direkt hochzuladen.

Thomas Wiegold; Lichtbild v.Verf.

9.2.2015

Mit dem E-Book in die Badewanne. Geht

Nach dem Vortrag kehre ich ins Hotelzimmer zurück, in dem es eine Badewanne gibt. Ich bin selten an Orten mit Badewannen und beschließe, die Gelegenheit zu nutzen. Da ich in der Badewanne oft einschlafe, würde ich dabei normalerweise eine Zeitschrift oder ein Buch lesen, das von Anfang an nicht sehr schön war. Hier gibt es aber außer der Mappe mit Hotelinformationen und Stadtplänen kein Papier, und ich habe nur E-Books auf dem Handy dabei.

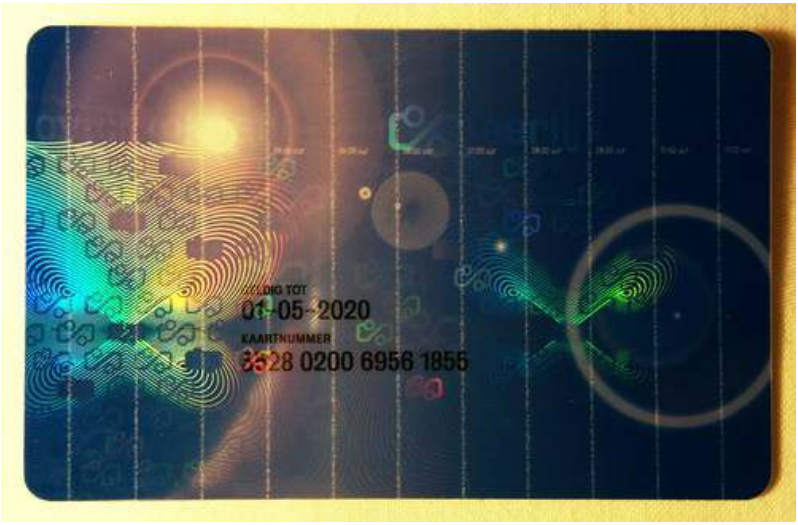
Ich leere die kleine Plastiktüte aus, in der ich meine Zahnpasta und das Kontaktlinsenmittel durch Flughafen-Sicherheitskontrollen trage, stecke das Handy hinein, verschließe die Tüte und teste, ob der Touchscreen noch funktioniert. Geht. Keine Ahnung, warum in der Zeitung in den letzten Jahren so oft zu lesen war, mit E-Books könne man nicht in die Badewanne.

Kathrin Passig

9.2.2015

Zugfahren mit der OV-chipkaart. Ich zwar nix wissen, ich Tourist, es klappt aber trotzdem

Ich fahre von Rotterdam nach Groningen mit dem Zug. Das geht nur mit einer OV-chipkaart. Ich habe mir schon vor ein paar Tagen eine gekauft, als ich in Rotterdam S-Bahn fahren wollte. Das ging an einem Automaten und dauerte inklusive Guthabenaufladung ungefähr zwei Minuten. Man braucht ein Guthaben auf der Karte, von dem die Fahrtkosten beim Auschecken am Zielbahnhof abgezogen werden.



Vor Antritt der Zugfahrt habe ich das Thema lange gegoogelt, weil ich nichts falsch machen wollte. Es hilft einem ja dann doch meistens nichts, bei einer Kontrolle „ich nix wissen, ich Tourist!“ zu sagen.

Am Bahnhof bringe ich der Karte an einem Automaten bei, dass sie jetzt nicht nur eine Nahverkehrs-, sondern auch eine Zugfahrkarte ist, was aus irgendeinem Grund ein gesonderter Schritt ist. Ich lade 100 Euro auf, weil ich in den nächsten Tagen mehrmals durch die Niederlande fahren werde. Dann lasse ich mich diesmal mit der richtigen Karte durch die Schranke in den Bahnhof ein.

Meine Googlerecherche hat nichts von Kontrollen im Zug ergeben. Ich rechne halb damit, dass es keine geben wird, weil ich mir auch nicht vorstellen kann, was es da zu kontrollieren gibt. Es kommt aber doch eine Kontrolleurin. Sie hält die Karten im rechten Winkel ans Vorderende des Geräts und akzeptiert meine Karte trotz meiner Ahnungslosigkeit genau wie alle anderen.

In Groningen gibt es keine Schranken, man muss selbst dran denken, sich an einer kleinen gelben Säule wieder auszuchecken. Es piepst zweimal, und der Fahrtpreis wird angezeigt: Die Strecke von Rotterdam nach Groningen – also schon eine der längsten Strecken, die man in diesem Land zurücklegen kann – kostet 26 Euro.

Kathrin Passig

09.02.2015

Gefräßige Parkautomaten

Nachdem ich innerhalb von einer Woche von Parkautomaten um insgesamt 7 Euro beschupst wurde, wird mir so langsam klar, warum Mobile Payment und Kreditkartenzahlung sich für diesen Bereich in Deutschland noch nicht flächendeckend durchgesetzt haben: den Anbietern würden Einnahmen entgehen!

Fall 1: Ich soll 14 Euro bezahlen. Kartenzahlung kann der Automat nicht. Im Portemonnaie: 1x 50 €, 2x 5 €, viel Kleinvieh. Ich stopfe die zwei 5er in den Geldscheinschlitz und krame nach Kleingeld. Der Automat piepst, zeigt im Display das Wörtchen Abbruch und spuckt das Ticket sowie einen 5er wieder aus. Ich lerne anschließend, dass die Automaten ein Fehlerprotokoll führen, das behauptet aber, nur einen 5er entgegengenommen zu haben. Ich überlege kurz, wie viel Zeit mir 5 Euro wert sind und gebe auf.

Fall 2: Ich will einen Parkschein für 2 Stunden ziehen. Um Kleingeld loszuwerden, werfe ich 2 Euro in 20- und 50-Cent-Münzen ein, danach noch eine 1-Euro-Münze. Der Automat rattert seltsam, spuckt den Euro wieder aus und weist mich an, meine Münzen wieder zu entnehmen. Außer der einen ist da aber nichts. Mehrfaches Betätigen der Abbruchtaste führt auch zu keinem anderen Ergebnis. Mir ist kalt, ich werfe nochmal 3 Euro ein und erhalte endlich einen Parkschein.

Warum das mit mobile Payment oder (Kredit-)Karte nicht passiert wäre? Nachvollziehbarkeit. Der abgebuchte Betrag ist auf der Abrechnung ersichtlich. Doppelbuchungen und Fehlbuchungen können durch den Kunden nachgewiesen werden. Außerdem kann sich der Automat nicht mehr verschlucken, nur weil ich das Geld zu schnell einwerfe.

Stefanie Otersen

11. Februar 2015

Mieser Facebook-Algorithmus. Ach ne, doch nicht

Wundere mich, dass meine ganze Timeline voller Posts der selben Person ist. Ärgere mich über den miesen Facebook-Algorithmus. Merke peinlich spät, dass ich mich gar nicht im Newsfeed, sondern auf dem Profil der Person befinde.

Johannes Mirus; Original auf Facebook gepostet

9., 10. und 11.2.2015

Drei verschiedene niederländische Hotels, drei Sorten Internet

Drei verschiedene niederländische Hotels. Im ersten gibt es ganz normales WLAN wie in Privathaushalten. Das Passwort steht in der Willkommensmappe auf dem Schreibtisch.

Das zweite bietet ein handelsübliches Hotelschikanen-Internet mit hässlichem Extraspezialpopupfenster im Browser, in dem man Dinge bestätigen muss. Immerhin muss man diesen Vorgang – anders als bei den meisten Hotelschikanen-Internetanbietern – nicht jedesmal wiederholen, wenn man den Rechner aufklappt.

Im dritten gibt es gar kein Internet, nur einen Gratis-Hotspot im Frühstücksraum und kostenpflichtigen Zugang auf dem Zimmer. Das kostenpflichtige Internet trägt den bezaubernden Namen LAPTOP-ON-LINE:

Wenn man mich fragt, zeichnet sich *True Spirit of Local Hospitality* schon auch durch das Vorhandensein von Internet aus. Aber mich fragt ja keiner. Oder doch: die Hotelmitarbeiterin beim Auschecken. Es sei alles ganz ausgezeichnet gewesen, sage ich, und nur mit free WiFi hätte es noch ein klein wenig ausgezeichneter sein können. Sie seufzt und sagt: Wir arbeiten dran.

Kathrin Passig

Vornachzwischenwort

So war das damals. Wir hatten ja nix!

Irgendwann Anfang 2014:

Kathrin schreibt auf Facebook irgendwas davon, dass man mal so ein Tagebuch machen müsste, wo man aufschreibt, wie man heute so mit Technik umgeht, damit man sich später, wenn das schon längst überholt ist, überhaupt noch dran erinnert. In meinem jugendlichen Leichtsinn kommentiere ich: “Ich weiß zwar nicht, warum es geht, aber ich mach mit.”

Als ich das schon fast wieder vergessen habe, schreibt sie, dass sie jetzt hier was gebastelt hätte und wenn ich immer noch wolle, dann könnte ich jetzt.

Seitdem schreibe ich fürs Techniktagebuch. Es ist ein Tumblr-Blog. So war das damals. Wir hatten ja nix!

(Ich danke meinen Eltern dafür, dass sie mich gezeugt haben, meinem Mann, dass er mich geheiratet hat und alles drumherum auch, dem lieben Gott, dass er sich bis hierhin ganz gut gekümmert hat und meiner Oma dafür, dass sie dem lieben Gott regelmäßig sagt, dass er sich gut kümmern soll, weil nämlich sonst! Außerdem grüße ich alle, die mich kennen.)

Anne Schüßler

11.2.2015

Im Traum bekomme ich zwanzig Kisten Post, und Android ist schuld

Dank vorausschauender Berufswahl muss ich mir nur selten einen Wecker stellen. Diese Woche geht es aber nicht anders. In der Android-Betriebssystemversion „Lollipop“ hat man nur die Wahl zwischen "'Handy macht keine Geräusche, man wird aber auch nicht geweckt'" und "'Wecker funktioniert, dafür piepst und vibriert das Handy die ganze Nacht vor sich hin'".

Während ich schlafe, werden im Techniktagebuch-Redaktionschat Stichsägen, Waschmaschinen und der Unterschied zwischen Facebook und Internet diskutiert. 51 der resultierenden Pieps- und Vibriergeräusche baue ich erfolgreich in meine Träume ein. Das letzte Geräusch benachrichtigt mich im Traum vom Eingang einer umfangreichen Postsendung, bestehend aus etwa zwanzig Kisten mit historischen Briefen in deutscher Sprache, die irgendwo in den Niederlanden darauf warten, von mir gesichtet zu werden. Dann wache ich doch auf und google, ob das Android-Problem inzwischen behoben ist. Ist es aber nicht.

Nachtrag: Es gibt zwei Workarounds für das Problem, der eine (vorgeschlagen im Techniktagebuch-Redaktionschat und von Michael Eugster) besteht darin, dass man das Handy nachts in den Flugmodus schaltet. Der andere ist die via Twitter von Matthias Schmidt empfohlene Android-App Power Toggles, mit der sich Telefon-, Medien- und Alarmgeräusche getrennt steuern lassen.

Kathrin Passig

11. und 12.2.2015

Ich erweitere meine SIM-Karten-Sammlung um einen ganz neuen Anbieter. Heute: Lycamobile!

Das eine GB Daten auf meiner niederländischen Lebara-SIM-Karte ist aufgebraucht. Wie sich schon kurz nach dem Kauf herausgestellt hat, gibt es kaum Gemeinsamkeiten zwischen dem Schweizer Lebara (3,5 GB inklusive, beliebig oft nachkaufen) und dem niederländischen Lebara (1 GB pro Monat, dann ist Schluss). Am Mittwochabend rufe ich alle paar Minuten via *100# am Handy mein verbleibendes Guthaben ab: jetzt noch 60 MB, jetzt noch 30, noch 8, noch 3. Ich bekomme eine SMS:

> You have less than 36,11 MB data left in your Lebara Online bundle. Top-up a new Online bundle to keep using this service. Buy in stores or at lebara.nl/recharge

Eventuell kann man also doch Guthaben nachkaufen. Vorsorglich habe ich weitere 10 Euro investiert und dafür ein Kärtchen mit Guthabencode zum Freirubbeln bekommen. Ich schicke eine SMS mit „WEB1GB“ an Lebara und bekomme zur Antwort:

> Sorry, uw Online 1GB bundel is al reeds geactiveerd. Uw kunt deze niet nogmaals aktiveren voordat de 30 dagen zijn verlopen. Probeer opnieuw hierna.

Ich kann aber keine 30 Tage abwarten und es *hierna opnieuw proberen*, ich brauche das Internet jetzt und werde nach 30 Tagen gar nicht mehr in den Niederlanden sein.

Ohne Datentarif kostet jedes MB ab jetzt 39 Cent. Mein verbleibendes Guthaben wird also in wenigen Minuten aufgebraucht sein. Ich schalte das Handy in den Flugmodus und lese Ein Gutes Buch.

Am nächsten Tag mache ich mich vor allen anderen Tätigkeiten auf den Weg in die innen wie außen selbst für Shoppingmallverhältnisse bemerkenswert hässliche Utrechter Shoppingmall Hoog Catharijne, finde dort einen

bereits geöffneten internationalen Mobilfunkramschladen mit Glitzerhandycovern und erkläre einem Verkäufer mein Problem. Er nickt und sagt: Lycamobile.

Ich habe noch gar keine SIM-Karte von Lycamobile in meiner Sammlung und freue mich ein bisschen. Für 20 Euro bekomme ich eine neue SIM und 20 Euro Guthaben. Aktueller Stand der Sammlung:

- O2, Deutschland (2x, einmal im Micro- und einmal im Mini-Format)
- AT&T, USA (theoretisch, weil weiterverschenkt)
- TIM, Italien
- yesss!, Österreich (2x, einmal im Micro- und einmal im Mini-Format)
- Tesco, Irland
- Vodafone, Deutschland (2x, davon eine zerstört durch eigenhändiges Zurechtfeilen vom Mini- aufs Micro-Format)
- T-Mobile, Deutschland (Mini-Format)
- Base, Belgien
- 3, Großbritannien
- Congstar, Deutschland
- Medionmobile / AldiTalk, Deutschland
- Tesco, Großbritannien
- Orange, Schweiz (Nano-Format)
- Lebara, Schweiz
- Lebara, Niederlande
- Lycamobile, Niederlande

Ich rubbele die zwei Guthabenkarten frei, lade das Guthaben auf und bekomme dann zwar einige Begrüßungs-SMS von Lycamobile, aber noch kein Internet.

Ich nehme die Lycamobile-SIM wieder aus dem Handy, lege die Lebara-SIM ein und google, welche vierstellige Zahl man als SMS an welche vierstellige Nummer schicken muss, um bei Lycamobile nicht nur telefonieren und SMS verschicken, sondern auch das Internet nutzen zu dürfen. In den verschiedenen Anleitungs- und Werbepapierchen, die der SIM beilagen, steht es nämlich nicht, man braucht also Internet, um Internet zu bekommen. Ich nehme die Lebara-SIM aus dem Handy, lege die Lycamobile-SIM ein, schicke „3201“ an die 3535 und erhalte eine Bestätigungs-SMS:

> Uw aanvrag om de Data 3GB te activeren is succesvol.

Internet gibt es allerdings immer noch keines. Ich setze mich in die Lobby des internetlosen Hotels, logge mich ins offene WLAN der Kentucky-Fried-Chicken-Filiale nebenan ein und google die Angaben für den Accesspoint, die man bei Lycamobile offenbar von Hand eintragen muss. Das habe ich schon mehrere Jahre nicht mehr gemacht, die meisten Anbieter stellen das inzwischen automatisch ein. Wenn ich nicht so alt wäre, wüsste ich womöglich gar nicht, dass es das mal gab, Accesspoints. Man wählt dazu auf der Lycamobile-Website seinen Handyhersteller aus (Google) und bekommt dann eine Auswahl der Geräte dieses Herstellers (G1 und sonst nichts, also Stand von 2009) und die dazu passende Anleitung. Lycamobile aktualisiert die Website und die Technik offenbar eher selten, aber egal. Hauptsache, die Tarife sind nicht auf dem Stand von 2009.

Es funktioniert! Das düstere Ausrufezeichen neben dem Empfangsbalken-Icon macht einem „H“ wie HSDPA Platz. Ich kann mir 3 GB Daten auf die Glatze prasseln lassen.

Kathrin Passig

Vornachzwischenwort

Vom Techniktagebuchleser über den Techniktagebuchgastautor zum Techniktagebuchautor

Während ich mal wieder nicht aufgepasst hatte, war am Anfang des letzten Jahres das Techniktagebuch entstanden. Die Artikel schwappten durch Twitter hindurch auch regelmäßig zu mir rüber, und ich konnte mich in vielen Artikeln wiedererkennen. Manchmal mit Nostalgie, manchmal in mit dem Autor geteilter Verzweiflung. Ich war Techniktagebuchleser.

Ich selbst blogge über alles, auch über meine Verwendung von Technik, schließlich arbeite ich in einem technischen Beruf. Als ich da mal wieder einen Fall aufschrieb, verlinkte ich daher das Techniktagebuch und wurde prompt von Johannes gefragt, ob er den Artikel denn auch im Techniktagebuch veröffentlichen ~~dürfe~~ solle. Na klar! Ich war Techniktagebuchgastautor.

Als das das zweite Mal vorkam, wurde ich in die Redaktion eingeladen (es handelt sich dabei um einen Facebookchat). Ich war Techniktagebuchautor. Juhuu!

Seitdem kann ich meine Seltsamkeiten hier selbst aufschreiben und, noch viel besser, mit sehr klugen Leuten im Chat über die täglichen Technikerlebnisse reden (manchmal ist etwas davon in den Artikeln zu lesen).

Dort arbeitet auch Kathrin im Nebenjob als Aufschreibebot, der uns dazu antreibt, die besprochenen Dinge in Artikel zu verwandeln. Und das wiederum bringt zumindest mich dazu, den Technikalltag aufmerksamer zu beobachten.

Thomas Renger

Vornachzwischenwort

Ich muss persönlich schreiben, soll nicht schimpfen und darf am Ende noch nicht einmal der Held sein

Als Technikautor bei einem Techniktagebuch mitzumachen liegt eigentlich auf der Hand. Oder? Aber die Regeln hier sind andere: zum einen muss es persönlich sein, dann darf ich nicht schimpfen, und (vor allem:) ich darf nicht am Ende der Held sein, der es besser kann als andere. Das ist doch mal eine Herausforderung!

Thomas Jungbluth

Vornachzwischenwort

Aufschreiben!

Wir scheitern an so vielen technischen Dingen, die uns eigentlich das Leben leichter machen sollten. Auf der anderen Seite gibt es aber auch so viele Sachen, durch die uns Technik den Alltag erträglicher macht. Und noch mehr, was einem gar nicht auffällt, wo aber ganz viel Alltagstechnik drin steckt. Das alles nicht nur zu merken, sondern auch aufzuschreiben, ist eine fortwährende Übung, die ich erst durch das Techniktagebuch begonnen habe.

Vermutlich werden mir also so schnell nicht die Themen ausgehen. Alleine meine aktuell in Tumblr hinterlegte To-do-Liste schreit nach Artikeln zu folgenden Themen:

- Navigationssysteme/-geräte
- Kabelsalat in der Herrenhandtasche
- Mein erster eigener Computer (Bausatz mit Stromschlaggefahr, dafür aber Turbotaste!)

- Mein zweiter eigener Computer (mit Farbmonitor und Soundkarte, kompletter Ferienarbeiterlohn draufgegangen, Colani-Design, Vobis, ähnlich: makememinimal.com/wp-content/uploads/2010/09/colani_computer_for_vo
- Klickgeräusche Handykamera in der Schweiz
- Bücherdownload über Uni-Bib über Spezialaccount
- LRA: Formblatt fürs Schreibbüro
- Mündliche Prüfungen im Fernstudium (die mit dem LAN-Kabel quer durchs Zimmer)
- Overheadfolien im Studium

Ich kann Kathrins meist getätigte Aufforderung im Redaktionschat schon hören: „Aufschreiben!“

Johannes Mirus

Vornachzwischenwort

Den Alltag beobachten und “Geschichte” schreiben

Kurz vor Weihnachten 2014 schreibe ich in mein Blog einen Jahresrückblick mit meinen Highlights des Jahres. Über das Techniktagebuch steht dort:

„Seit es gestartet ist, bin ich Fan des Techniktagebuchs, ein von Kathrin Passig initiiertes Blog, in dem verschiedene Autoren alltägliche Erfahrungen mit Technik dokumentieren, um sie für die Nachwelt zu erhalten. Als ich im Oktober nach Istanbul flog und zum ersten Mal eine automatisierte Grenzkontrolle erlebte, schrieb ich das auf und reichte es erfolgreich ein. Nach zwei weiteren Beiträgen wurde ich in den Gruppenchat auf Facebook eingeladen und nicht nur fühle ich mich immer noch extrem geehrt, dass ich überhaupt

auf dieser Plattform publizieren darf, die beteiligten Co-Autoren sind auch noch alle schrecklich interessante und nette Menschen (zumindest im Internet), die meinen Alltag regelmäßig mit ihren Gesprächen bereichern.“

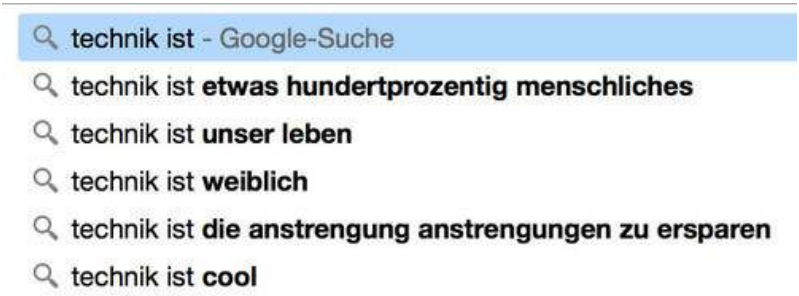
Alles, was in diesem Absatz steht, stimmt heute noch genauso wie damals. Techniktagebuch bedeutet, seinen Alltag zu beobachten. Es bedeutet, im ganz kleinen Rahmen „Geschichte“ zu schreiben. Und es bedeutet, Teil einer Gruppe von Menschen zu sein, die eine Begeisterung für diese beiden Dinge teilen. Eine fantastische Kombination, die in der Geschichte der Menschheit schon Revolutionen oder mindestens ambitionierte Buchprojekte geboren hat. Ich blicke also gespannt in die Zukunft.

Alexander Matzkeit

Vornachzwischenwort

Technik ist die Anstrengung Anstrengungen zu ersparen

Bis vor kurzem war der Garant für bräsige Themeneinstiege das Nachschlagen im etymologischen Wörterbuch. Auch das hat die Technik verändert: Ein ähnlicher Grad der Bräsigkeit wird heute durch Google-Vorschläge erreicht.



Besonders gefällt mir die vorletzte Definition, weil sie eine der beständigsten Illusionen der Menschheit wiedergibt. In Wirklichkeit verschiebt sich die Anstrengung durch Technik nur woanders hin.

Technik gehört zum Alltagshintergrund, der beim Lesen von Krimis schon wenige Jahre nach Veröffentlichung als veraltet auffällt und damit sichtbar wird. Doch Krimis sollten nicht die Hauptquelle fürs Sichtbarmachen von Alltagstechnik sein. Deshalb gibt es das Techniktagebuch.

Und erzählt zum Beispiel, wie Technik die Quellen für bräsige Texteinstiege verändert.

die Kaltmamsell

Vornachzwischenwort

Vielleicht wird uns am Techniktagebuch in zehn oder zwanzig Jahren nicht der eigentliche Inhalt interessieren, sondern das, was darin gar nicht auftaucht

Was so ein Techniktagebuch leisten sollte, habe ich vor einem Jahr in einem der ersten Beiträge beschrieben:

> Eigentlich müsste man eine Art Techniktagebuch führen und mindestens zweimal jährlich, besser noch öfter aufschreiben, was man gerade wie macht und warum. Und was man gern anders machen würde, wenn es endlich ginge. (Ergänzung von Aleks: ‘dinge, die man irgendwie SO macht, aber lieber anders machen wuerde, was zwar geht, aber man ist zu faul’.)
> Man vergisst ja sonst sofort, was sich eigentlich wann geändert hat, und schreibt dann irgendwann Romane, in denen 1990 alle Handys haben.

Aus „mindestens zweimal jährlich aufschreiben“ sind in diesem ersten Jahr über 1700 Beiträge geworden. Käme man auf die Idee, das Techniktagebuch auszudrucken, dann bräuchte man dafür (in der PDF-Version, doppelseitig) knapp zwei Packungen Druckerpapier.

Was dieses Techniktagebuch eigentlich dokumentiert, ist mir nach wie vor nicht so ganz klar. Ein Vorbild der Sammlung ist Humphrey Jennings’ „Pandaemonium 1660-1886: The Coming of the Machine as Seen by Contemporary Observers“, in dem es um die ersten Begegnungen mit Dampfmaschinen und Eisenbahnen geht. Jennings schreibt in seinem Vorwort, es gehe ihm um „certain moments, events, clashes, ideas“, die im Kleinen eine ganze Welt enthielten, „they are the knots in a great net of tangled time and space – the moments at which the situation of humanity is clear – even if only for the flash time of the photographer or the lightning.“ Ich kann nicht sagen, dass mir die *situation of humanity* angesichts von Techniktagebuch-Beiträgen über neue Texteingabetechniken und piepsende Küchengeräte klarer geworden wäre. Das ging mir aber mit Jennings’ Dampfmaschinen auch schon so. Aufschreiben scheint mir trotzdem besser als Nichtaufschreiben.

Aber wie entscheiden wir, was aufgeschrieben werden soll und was nicht? Was lassen wir unter den Tisch fallen, weil es sogar für ein Selbstverständlichkeiten dokumentierendes Blog zu selbstverständlich ist? Hätten wir es 1997 für aufschreibenswert gehalten, dass die Suchmaschinen mangelhaft waren, und uns eine neue, bessere gewünscht? Vielleicht wird uns am Techniktagebuch in zehn oder zwanzig Jahren nicht der eigentliche Inhalt interessieren, sondern das, was darin gar nicht auftaucht, und wir werden mühsam aus den Beiträgen zu rekonstruieren versuchen, warum sich ihre Autoren so unerklärlich wenig für Postprivacy, quantenverschränktes Essbesteck oder das schon seit mehreren Jahren existierende Google-Äquivalent von 2025 interessierten.

Auch wir Chronisten des Technikalltags verstehen kaum, was wir da eigentlich beschreiben und was nicht, selbst wenn wir dabei kompetent und abgebrüht schauen. Facebook hielt ich für ein Ding, in dem man ein Aquarium haben und Fische kaufen konnte, das WWW für auch nur wieder so ein

albernes Ding wie BTX, die Vorzüge der E-Mail gegenüber dem Fax erschienen mir keineswegs ausgemacht, und die ins Handy eingebaute Kamera ein klarer Nachteil. Mit etwas Glück erkennen wir ab und zu mal einen kleinen Schnipsel der Gegenwart. Aufschreiben muss man natürlich trotzdem alles. Schon damit man später nicht versehentlich behauptet, man hätte das Internet quasi erfunden, wenn man in Wirklichkeit nur danebengestanden und sich beschwert hat.

Kathrin Passig

Vornachzwischenwort

Könnte man sich den Aufschreibebot doch nur als Begleitung mieten

Auf der re:publica 2014 treffe ich Anne Schüßler und lerne Kathrin Passig kennen. Nachdem ich ungefragt Hinweise zum kommenden Vortrag der beiden abgegeben habe, biete ich mich auch als Autorin für das Techniktagebuch an. (Auf ähnlich penetrante Weise habe ich mir in der Vergangenheit bereits Moderatorenrechte für diverse Chatrooms sowie ein mittelgroßes Forum erschlichen.)

Ich werde der anwesenden Autorenschaft vorgestellt, erhalte Zugriff auf den Tumblr und mache das erste Mal Bekanntschaft mit dem Aufschreibebot. Der wohnt sonst in einem Facebookchatroom und kommentiert die mäandernden Gespräche immer wieder mit einem energischen "Aufschreiben!". Ohne ihn wäre das Techniktagebuch wohl nur halb so groß.

Könnte man sich den Aufschreibebot doch nur als Begleitung mieten. Dann wäre meine Liste mit zu schreibenden Beiträgen kürzer, die der bereits veröffentlichten dafür umso länger. Aufschreibebots für alle!

Stefanie Otersen

14.2.2015

Der QR-Code ist für die Ewigkeit in Stein graviert. Die Ziel-Website vermutlich nicht

Dieser QR-Code ist in eine polierte Steinfliese vermutlich gesandstrahlt. QR-Codes in Naturstein sind nicht neu, das gibt es schon seit mindestens fünf, vielleicht auch zehn Jahren.

Die Fliese befindet sich am Fuß der Büste eines wichtigen Rotterdamer Bürgers. Es ist mir ein bisschen peinlich, sie zu fotografieren, weil man daran nicht nur sieht, dass ich Touristin bin, man könnte mich sogar für jemanden halten, der QR-Codes scannt. Deshalb scanne ich den Code erst später vom Foto in diesem Beitrag ab.

Dazu muss ich, wie meistens, erst einen QR-Code-Leser installieren – diesmal hatte ich zwar schon einen, „QR Droid“, der funktionierte aber nicht mehr, vermutlich aus Kummer über seine Unbenutztheit. Der QR-Code führt zur gleichen Adresse, die auch in Textform eingraviert ist.

Kathrin Passig

Vornachzwischenwort

Nach einem Jahr TT-Geblogge spielt sich Techniknutzung bei mir immer auch vor dem Aspekt der Aufschreibbarkeit ab

Weihnachten 1997 bekam ich, wie ich es mir gewünscht hatte, eine brandneue Software-Sensation geschenkt. “Fin Fin, dein Freund vom Zauberplaneten Teo” hieß das virtuelle Haustier, das vom Hersteller Fujitsu als ultimativer Durchbruch in der Künstlichen Intelligenz beworben wurde – so zumindest musste ich es damals empfunden haben. Fin Fin war ein türkisfarbener Fischvogel von hoher Niedlichkeit. Er kam auf einer CD-ROM daher und lebte nach der Installation in meinem Personalcomputer (mein erster übrigens; ein Pentium I muss es gewesen sein). Mit dem Tier interagierte ich über Tastatur und Mikro. Auch das Geräusch einer mitgelieferten Trillerpfeife vermochte Fin Fin aus seinem Versteck hervorzulocken.

Aus heutiger Sicht betrachtet war diese Lebenssimulation nichts als ein besserer Bildschirmschoner, der mich nach wenigen Wochen anödete. Wenn ich Glück hatte, erwischte ich Fin Fin beim Singen; eine Familie gründen sah ich ihn nie. Dass mein kleiner Bruder das Tierchen regelmäßig für Tage verschreckte, indem er ins Mikrofon brüllte, hat auch nicht gerade geholfen, den Spaß zu verlängern.

Rund zwei Jahrzehnte später muss ich wieder an Fin Fin denken. Diese doch recht prägende Erfahrung hätte ich gerne im Techniktagebuch niedergeschrieben. Allein, Fin Fin ist nicht mehr. Er ist entsorgt, weggeworfen, abgeritten zu seinen Ahnen, ein Ex-Fischvogel. Dutzende technikbezogene Kapitel sollten sich späterhin noch in meine Biographie ätzen, doch sind sie nur mehr blasse Spuren, verwischt von profanen "Lebensereignissen" und "Errungenschaften". Gerne hätte ich im TT (Fan-Abkürzung) vom Informatikunterricht erzählt, von frühen Onlinestreifzügen oder skurrilen Technikanekdoten aus dem Ausland. Vorbei, vorbei.

Doch jetzt wird alles besser. Nach einem Jahr TT-Geblogge spielt sich Techniknutzung bei mir immer auch vor dem Aspekt der Aufschreibbarkeit ab. "Aufschreiben, alles aufschreiben!" – Das intern schon legendäre Passigsche Mantra hat mich aufs Beste konditioniert. Weswegen ich es freundlichst in die Hirnkästen unserer Leserinnen und Leser pflanzen möchte.

Torsten Gaitzsch

Februar 2015

Das Teleskop ist kaputt

Seit zwei Jahren bin ich hauptberuflich verantwortlich für unser 50 Jahre altes Teleskop, das größte in Schottland. Seit anderthalb Jahren arbeitet es einwandfrei. Im Herbst 2013 regnete es durch die Kuppel und auf den Computer, der das Wasser nicht besonders gut vertrug, aber ansonsten lief alles. Die alten Experten wunderten sich schon, "it used to be broken all the time", yeah, well. Healing powers. Zweiter Frühling. Es wird ewig leben.

Dachte ich. Dann blieb es einfach stehen. Der Deklinationsantrieb versagte. Aus dem Elektroschrank kam nur noch ein Klicken, aber nichts geschah, wenn man am antiken Schalter drehte. Die Elektriker kamen und fuhren mit dem Aufzug an die Achse. Das Problem war nicht der Antrieb, sondern die

Klemmen, die die Achse festhalten, und die sich erst lösen müssen, bevor überhaupt der Antrieb losgehen kann. Das Klicken ist ein Relais, das versucht, die Achsen zu lösen, aber der Strom kommt nicht am Teleskop an.

“The contacts are rotten”, so der Elektriker. “I’m not surprised”, sage ich. Nach 50 Jahren in einer feuchten und kalten Kuppel würde ich auch versagen. “They did well”, so der Elektriker. Sie ziehen die Schrauben fester, polieren die Kontakte, und jetzt hoffen wir das Beste. Jedenfalls bewegt es sich erstmal wieder.

Aleks Scholz

15.2.2015

Echtes Geld gibt’s nur im Tausch gegen echte Löcher im Papier

Ich verpasse den Zug und habe eine Stunde Zeit, um auf einen freien DB-Schalter zu warten. Denn zufällig habe ich Fahrkarte und Rückerstattungsformular von einer Fahrt im Oktober dabei, die mich mit Rekordverspätung ans Ziel gebracht hat. Darin ist schon eingetragen, wer ich bin und dass ich das Schmerzensgeld direkt bekommen will anstatt einen Gutschein u.ä., aber keine einzige Zugnummer und keine geplante oder tatsächliche Abfahrts- bzw. Ankunftszeit; das konnte ich damals nicht rekonstruieren. Der Zangenabdruck im Feld »mehr als 120 Minuten Verspätung« kommt mir sowieso entscheidend vor. Lässt sich aus daraus nicht ablesen, um welche Unglücksfahrt es sich handelte?

Für die Rückerstattung sind die noch fehlenden Angaben jedoch unverzichtbar. Nach gut vier Monaten weiß ich nicht mehr, ob ich in Mannheim oder Frankfurt umgestiegen bin und wie lang ich dort kurz vor Mitternacht auf den Anschluss gewartet habe. Unter Seufzen ermittelt die DB-Mitarbeiterin darum die Lücken im Fragebogen über ihr Buchungssystem. Auf ihrem Bildschirm sehe ich dabei eine Art Protokoll der Verbindung von damals,

inkl. minutengenauer Verspätungsangaben je Bahnhof, samt Gründen und informellen Kurzmitteilungen der Zugbegleiter/-führer. Alles deckt sich mit meiner eigenen, etwas ungenauen Aussage. Der Fall ist fast aufgeklärt, gleich bekomme ich meine 35,50 €.

Aber halt – gebraucht wird dafür das Originalticket, »mit einer Kopie kann ich nichts anfangen«. Der Ausdruck zu meiner Online-Buchung ist etwas tonerschwach. »Das ist das Originalticket«, sage ich, »hier ist es abgestempelt!« – »Nein, das kann nicht sein. Den Stempel fühlt man immer am Papier, und außerdem gehört ein Loch dazu. Hier ist kein Loch.« Mein Einwand, im Gegensatz zu dem Schwarzweißausdruck sei die kleine Reihe senkrecht und waagrecht stehender Zahlen doch eindeutig stempelfarben (dunkellila, genau wie bei der Verspätungsbestätigung) und woher sonst solle sie kommen außer direkt von einer Schaffnerzange (bei der die Lochstanze kaputt ist), bleibt wirkungslos. Als Quasi-2D-Variante ist der gut lesbare Zangenabdruck offenbar nicht richtig gültig – zu verdächtig für eine Barauszahlung jedenfalls. Der Betrag wird mir überwiesen, heißt es; echtes Geld gibt's nur im Tausch gegen echte Löcher im Papier.

Undine Löhfelm

Anfang Februar 2015

Ich möchte auf dem Sofa sitzen und aus dem Fenster schauen. Dafür brauche ich ein Gerät

In der Gästewohnung des Goethe-Instituts kommt das Internet aus einem Kabel. Nachdem ich einen Ethernet-USB-Adapter gekauft habe, verstehen wir uns trotzdem. Allerdings ist das Kabel nicht sehr lang, es reicht nur bis zum Schreibtisch. Ich habe also kein Internet im Bett oder auf dem Sofa oder in der Küche. Außerdem hat die Wohnung viele Fenster mit Aussichten in Richtungen, aber vom Schreibtisch aus sieht man nur eine Hochhausfassade mit Fensterputzeraufzug.

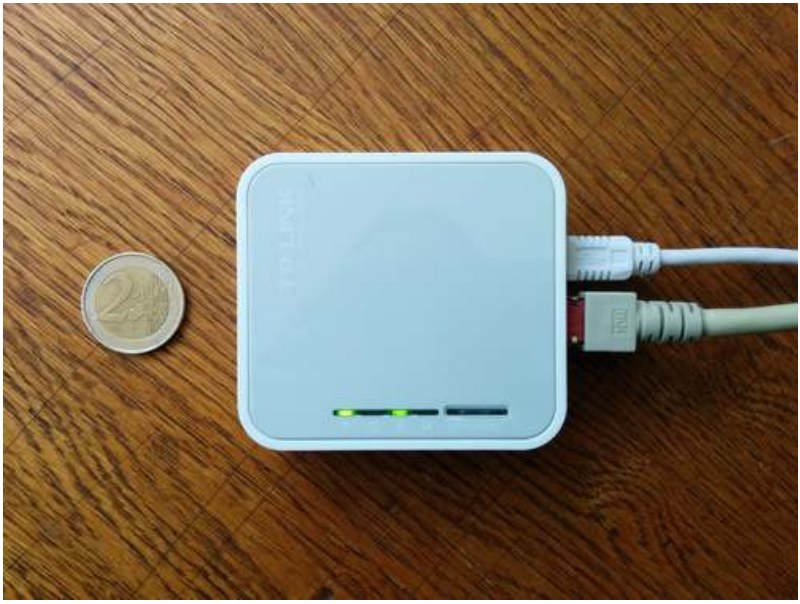
Ich kündige im Techniktagebuch-Redaktionschat meinen Plan an, ein Ethernet-Verlängerungskabel zu kaufen. „Dass ich das in diesem Leben noch mal tun würde!“, sage ich. Die naheliegende Verbesserungsidee ist oft eine bloße Verlängerung des Vorhandenen („wir brauchen *mehr* Kabel!“), während die eigentliche Verbesserung in einem Wechsel des Konzepts liegt. Bei diesem Konzeptwechsel ist die Techniktagebuch-Redaktion gern behilflich: Thomas Renger rät mir, doch stattdessen lieber gleich einen billigen WLAN-Router zu kaufen. André Spiegel rät mir, doch stattdessen lieber gleich unbegrenztes Internet fürs Handy zu kaufen. Diese Lösung wäre mir auch am sympathischsten, weil sie ohne zusätzliche Hardware auskommt, aber das geht in den Niederlanden nicht. In diesem ansonsten sehr fortschrittlichen Land brauchen die Menschen offenbar nur ganz wenig mobiles Internet. Vielleicht reicht ihr heimisches WLAN bis zu den Landesgrenzen.

Auch der WLAN-Router ist ein wenig problematisch, denn alle mir bekannten Goethe-Institute haben ein angespanntes Verhältnis zur WLAN-Versorgung; ich könnte ihn also wahrscheinlich nicht für die nachfolgenden Autoren hier lassen. Thomas Renger schlägt eine mir unbekannte Gerätekategorie vor: Mitnehmbare Mini-WLAN-Router, speziell den TP-Link MR3020. Eigentlich wollte ich ja nicht noch mehr Geräte und ihre Ladegeräte mit mir herumtragen, aber das scheint mir die angenehmste Lösung meines Zimmer-mit-Aussicht-Problems.

Da ich nun schon mal weiß, wo der Mediamarkt in Rotterdam ist, versuche ich es zuerst dort. Seit meinem letzten Besuch sind riesige Fernseher neu im Sortiment, so groß, dass ich sie zuerst gar nicht als Waren erkenne, sondern ihre schulterhohen weißen Kartons für Elemente zur Gangunterteilung halte. Leider gibt es auch WLAN-Router nur in groß und nicht in klein.

Zu Hause finde ich heraus, dass Amazon in den Niederlanden nur Bücher verkauft. Vermutlich gibt es irgendein niederländisches Versandhandelsäquivalent, aber aus Suchfaulheit bestelle ich das Gerät bei Amazon.de.

Einige Tage später ist es da, und es ist wirklich sehr klein:



Allerdings muss man es erst mit einem Passwort versehen, bevor es auch wirklich Internet herausrückt. Wie das geht, steht in der mitgelieferten Gebrauchsanweisung nicht ansatzweise erklärt, man braucht also wie so oft Internet, um Internet zu bekommen. Ich lese am Handy die Anleitung auf der TP-Link-Website, und nach mehreren Versuchen klappt es dann auch. Internet auf dem Sofa!

Einige Tage später finde ich ganz unten in der Verpackung noch eine winzige CD-ROM:

Die hätte die Anleitung vielleicht auch enthalten. Ich habe schon einige Jahre kein CD-Laufwerk mehr und kann es nicht herausfinden.

Den Schreibtisch habe ich seitdem nicht mehr aufgesucht. Eventuell hat sich das Goethe-Institut etwas bei der Sache mit dem Kabel gedacht, nämlich, dass wir Autoren nicht so viel auf dem Sofa herumlungern und aus dem Fenster schauen sollen.

Kathrin Passig

Vornachzwischenwort

Handy-Verbot in Münchner Bussen? Glaubt einem ja kaum einer mehr

Ich war dabei, damals vor zwanzig und mehr und auch weniger Jahren, als das, was heute mit ungläubigem Kopfschütteln oder Kichern zur Kenntnis genommen wird, Alltag war. Und somit langweilig. Satellitentelefone, koffergroß, mit Rollen? Handy-Verbot in Münchner Bussen? Ganz schwierig, die Telefonverbindung von Rostock nach Frankfurt?

Glaubt einem ja kaum einer mehr. Und was heute Stand der Technik ist, werden meine beiden Enkel mir in zehn oder 20 Jahren kaum glauben. Deshalb: #aufschreiben!

Das ist der Sinn des Techniktagebuchs.

Thomas Wiegold

16.2.2015

Wir schreiben das Jahr 2015. Ein PDF soll am Mac erzeugt und unter Windows gelesen werden

Ich fülle zweimal das Bewerbungsformular einer Stiftung aus, bei der man eine Woche in einem Seminarhaus an der Ostsee gewinnen kann. Das Formular ist ein PDF-Dokument, zum Ausfüllen nutze ich die Mac-Anwendung Preview. Ich speichere die Ergebnisse, setze meine Unterschrift darunter wie neulich gelernt und maile die beiden PDFs an die Stiftung. „Ich kann leider in beiden Dokumenten nur Ihre Unterschrift sehen, die restlichen Felder sind leer. Können Sie das nochmal schicken?“ erhalte ich zur Antwort.

Kein Problem, lade ich die PDFs halt bei Google Drive hoch. Dort ist in beiden Dokumenten nur das Formular und die Unterschrift zu sehen, die restlichen Felder sind leer.

Ich google und finde heraus, dass es sich um ein seit mehreren Jahren bekanntes Inkompatibilitätsproblem zwischen Mac-Preview und Windows handelt. Angeblich lässt es sich beheben, indem man das Dokument aus Preview heraus druckt, und zwar in ein neues PDF hinein. Das klappt leider auch nicht. Preview tut zwar, als würde es zwei PDFs erzeugen, diese Dateien sind aber nirgends zu finden.

Ich google weiter und finde Hinweise darauf, dass Evernote helfen könnte. Ich importiere die PDFs in Evernote, lade sie wieder herunter und darf sie jetzt nicht mehr öffnen. Angeblich fehlen mir dazu die passenden Rechte. Den Dateien selbst ist nichts anzusehen.

Ich importiere die Evernote-PDFs in Google Drive. Im Google-Drive-PDF-Viewer im Browser ist jetzt alles zu sehen, Formular, Inhalt und Unterschrift. Ich maile der Empfängerin die Links zu den beiden Google-Dokumenten. Insgesamt ist darüber eine Stunde vergangen.

Kathrin Passig

17.2.2015

Das Techniktagebuch hat Geburtstag und wird ein Buch!

Das Techniktagebuch hat Geburtstag! Die Idee ist ein paar Tage älter, nämlich vom 7. Februar 2014, aber das Blog wird heute genau ein Jahr alt. In diesem Jahr haben knapp 100 Autoren insgesamt 1730 Beiträge geschrieben, die dank der Tumblr'schen Rückdatierungsfunktion bis ins Jahr 1956 zurückreichen.

Zur Feier dieses Anlasses gibt es das Techniktagebuch jetzt auch als, wie der Name schon nahelegt: Buch. Die Meinungen in der Techniktagebuchredaktion reichten von „hurra Buch" über „warum nicht" bis zu „verstehe nicht, was das soll" und „Hey! Ich hab da noch eine viel bessere Idee! Man bräuchte ein Format, in dem alle Beiträge einzeln angezeigt werden, so irgendwie im Internet, und wo man sie dann auf ganz verschiedene Weisen sortieren kann!" Auf jeden Fall sei es „als Performance zum Medienwandel von unschätzbarem Wert".

Wie dieses Buch erzeugt wurde, ist ein Thema für einen noch zu verfassenden Beitrag. Clay Shirky schrieb 2012, Publishing sei „not a job anymore. That's a button. There's a button that says "publish," and when you press it, it's done." Ich möchte an dieser Stelle nur festhalten, dass das für E-Books noch nicht gilt und ich einige Wochen lang ganz schön viele Knöpfe drücken musste.

Das Titelbild wurde von der Zufallsshirtmaschine erzeugt, die dabei weniger murrte als ein Grafiker, zu dem man sagt „könnten wir bitte noch mal 500 neue Entwürfe haben?“

Viele weitere Knöpfe mussten bei der feschen Firma Sobooks gedrückt werden, die das Buch zum Download anbietet. Und zwar für Leute, die alles lesen wollen oder fürchten, dass das Internet demnächst abbrennt, in einer kostenlosen Komplettversion (als PDF, EPUB und MOBI). Internetausdrucker brauchen drei Packungen Druckerpapier, denn die PDF-Version hat über 2000 Seiten.

„Über 2000 Seiten“, hören wir die Leserinnen und Leser sagen, „wer soll denn das lesen!“ Deshalb gibt es eine „Best of Techniktagebuch“-Version mit nur 347 Seiten im Sobooks[1]-, EPUB- und .mobi-Format, aber kostenpflichtig (1,99 €). Wer mehr bezahlt, bekommt also weniger Text, dafür mehr Lebenszeit geschenkt. Auch bei Amazon kann man die Kurzfassung kaufen, auch dort ist sie DRM-frei, aber einen Euro teurer als bei Sobooks, einfach nur so. An der Executive Summary Edition (Tweetlänge, 29,99 €) arbeiten wir noch.

Kathrin Passig

17.2.2015

Copy & Paste zwischen Geräten. Magie!

Weil André Spiegel es im Techniktagebuch-Redaktionschat erwähnt, installiere ich Pushbullet als App am Android-Handy und als Chrome-Extension am Macbook. Der Rechner kann damit auf Dinge reagieren, die nur am Handy passieren. Ich nutze allerdings fast nichts, was ausschließlich auf dem Handy stattfindet, also zum Beispiel kein Whatsapp, deshalb hält sich der Nutzen vorerst in Grenzen. Aber Pushbullet bringt eine Funktion namens „Universal Copy & Paste“ mit. Man kann am Laptop etwas in die Zwischenablage kopieren und es am Smartphone einfügen und umgekehrt.

André Spiegel „avgObjSize“ : 1260.5781909644186,
André Spiegel wow, das war mit universal copy&paste
André Spiegel vom mac nach android

1. Lesen im Browser, das nächste große Ding.

André Spiegel trick: man muss die chrome extension einmal disabeln und wieder enabeln
Kathrin Passig ah, danke
Kathrin Passig hui
Kathrin Passig jetzt geht es bei mir auch. Magie!
Kathrin Passig ich ahne schon, dass ich davon wieder träumen werde. eine noch abstraktere Zwischenablage als die eh schon abstrakte Zwischenablage!

Ich kann mir schon vorstellen, wie das funktioniert, Magie ist es keine. Aber noch verursacht es mir ein ähnliches Kribbeln wie damals beim Schulfest 1985, als zum ersten Mal der am Computer eingetippte Text auf dem Bildschirm des Computers daneben auftauchte.

Kathrin Passig

17.2.2015

Die Wege des Herrn sind unergründlich – doch Mobilfunk-Bestellwebsites versteht auch er nicht

N. schickt mir einen Werbelink für einen Handyvertrag, mit dem ich den Nachfolger meines Smartphones incl. LTE und 1 GB High Speed für ungefähr den monatlichen Betrag bekomme, den ich aktuell durchschnittlich an meinen Mobilfunkprovider für UMTS und ¼ weniger Freiminuten zahle. Das ganze ist ein spezielles Spezialangebot, für das ich einen Rabatt erhalte und N. 100 € Gutschrift.

Ich fülle das Onlineformular aus. Für die Ratenzahlung des Handys (2,88 € pro Monat) und für die Abbuchung der monatlichen Beiträge muss ich die Kontoverbindung insgesamt zweimal angeben. IBAN und BIC lasse ich mir einen Browsertab weiter aus meinen Kontodaten errechnen.

Bei der Überprüfung vor der finalen Bestellung meckert das System die Kontodaten für die Handy-Ratenzahlung an. Ich gebe alles nochmal ein, klicke auf „weiter“, das Feld der IBAN ist wieder leer.

Nach mehreren Versuchen steht da „Durch einen Systemfehler kann der Ratenvertrag nicht abgeschlossen werden. Wenden Sie sich an die Bestellhotline oder wählen Sie eine andere Zahlungsart.“

Ich rufe die 0800er-Nummer der Hotline an. Das sei ein Bonitätsproblem, sagt mir die Dame.

Bittewas? Schufaeintrag? Offenbarungseid?

Nein, das könne auch an der Adresse, dem Alter oder anderen Parametern liegen. Das könne mir die GmbH sagen, die die Handyverträge mache. Ich erhalte eine 01805-Nummer und rufe dort an. Zur Klärung solle ich eine Kopie meines Personalausweises nach Österreich schicken.

Pfffft.

Ich öffne den Link aus der Mail nochmal, aber im ~~Porno~~ Privatmodus. Also ganz ohne Cookies, egal von wem.

5 Minuten später sind Handy und Vertrag bestellt.

Volker König

Februar 2015

Ich nehme mir vor, Tickets und Bordkarten vielleicht doch sicherheitshalber noch auszudrucken

Ich fahre in den Süden, einen Freund besuchen. Die Fahrkarten braucht man ja seit Neuestem nicht mehr auszudrucken, wie hier im Techniktagebuch schon zu lesen war[1].

Ich nutze dazu die DB-Navigator-App, was auch gut funktioniert. Am Tag der Reise, bereits im Zug, fällt mir auf, dass mein iPhone nur noch wenige Prozent Batterie hat und ich mein Ladegerät vergessen habe. Das iPhone 6+ hält mittlerweile locker 2-3 Tage durch, was sich in diesem Falle als schlecht erweist: Das alte iPhone habe ich jeden Morgen frisch geladen von der Lade-

1. Anm. d. Red.: Hier, allerdings geht es darin um das *Onlineticket* der Bahn, während im vorliegenden Beitrag ein *Handyticket* zum Einsatz kommt, das noch nie ausdruckpflichtig war.

station genommen, mit dem großen Telefon wird man nachlässig.
Ab sofort ist also striktes Stromsparen angesagt. Keine Mailabfrage, keinen Tweet absetzen, analoges Zeitungslesen ist angesagt.

Die Fahrkartenkontrolle kommt einige Zeit später, ich wecke das Gerät auf: 1% Restladung!

Was natürlich klar ist, durch das ständige Umbuchen in andere Funkzellen wird auf Reisen mehr Strom verbraucht. Ich starte die DB-Navigator-App, reiche dem Schaffner das Telefon.

Der für meinen Geschmack viel zu viel Zeit und kostbaren Batteriestrom damit verbraucht, sich das Telefon genau anzusehen und die obligatorischen Fragen zu stellen („Schon sehr groß ...“, „Ja aber ich habe große Hände ...“). Ich weise ihn auf die knappe Batterie hin, er scannt den Bildschirm erfolgreich und reicht mir das Telefon zurück. Auf dem Bildschirm ist der drehende „Abschaltkreisel“ zu sehen.

Ich hoffe, dass es auf dem Rest der Strecke keinen Personalwechsel mehr gibt, und ich nehme mir vor, Tickets und Bordkarten vielleicht doch sicherheitshalber noch auszudrucken.

Analog : App unentschieden.

wok4

17.02.2015

Die neuen Heizkostenzähler posaunen mehr raus als mir lieb ist

Die Heizkostenzähler werden in meiner Wohnung ausgetauscht. Der Monteur bricht mit roher Gewalt die vorhandenen Zähler ab und wirft sie achtlos in einen alten Rewe-Einkaufskorb, in dem schon rund 50 Zähler liegen. Meine entsetzte Frage, ob die Zähler weggeschmissen werden, wird bejaht. Auch

eine Möglichkeit, etliche Tonnen Elektroschrott zu produzieren – voll funktionsfähige, aus Plastikverkleidung, Platine mit aufgelöteter Batterie und kleinem LC-Display bestehende Geräte einfach auszusondern.

Die neuen Geräte sind etwas klobiger. Sie gehören zum System Q-AMR und sind mir unheimlich. Denn gestern wurde unter enormen Getöse im Treppenflur ein Kasten angebracht, von dem ich nun weiß, dass es sich dabei weder um einen W-Lan-Router, noch um ein Hausnotrufgerät meiner betagten Nachbarn handelt, sondern den "Netzwerkknoten", der dann meinen Verbrauch und meine jeweilige Raumtemperatur permanent herausposaunt:

Der Netzwerkknoten als Kernstück des Q AMR-Fernauslesesystems empfängt die Verbrauchswerte der Messgeräte und verteilt sie innerhalb des Netzwerks. Durch die Kommunikation untereinander kann jeder einzelne Netzwerkknoten alle Werte zur Auslesung bereitstellen. Die lokale Auslesung erfolgt über eine Kabelverbindung zu einem beliebigen Netzwerkknoten oder per Funk von jedem Punkt innerhalb des Senderadius aus. Die Fernauslesung wird über Gateways mit verschiedenen Kommunikationsschnittstellen ermöglicht: GSM, GPRS oder TCP/ IP.

(Zitat von der Herstellerwebsite)

Ich bin kein Aluhutträger und Elektrosmog ist mir egal, aber dass mir das Vermietungsunternehmen eine 24/7-Überwachung meines Heizverhaltens kommentarlos und ungefragt unterjubelt, finde ich dann doch mehr als befremdlich.

Florian Meerwinck

17.2.2015

Geburtstag

Das Techniktagebuch wird ein Jahr alt.

Thomas Wiegold

Januar und Februar 2015

Der ASCII-Kuhtest

Die verschiedenen Versionen des Techniktagebuch-E-Books werden durch zwei Perl-Skripte und ein paar zusätzliche Tools (pdftex, Pandoc, Kindle Previewer) aus dem HTML der Tumblr-Beiträge erzeugt. Abgesehen davon, dass ich fünfzehn Jahre nichts mit Perl gemacht und alles vergessen habe, war das nicht besonders schwierig. Bis auf zwei Dinge.

Das eine ist die Erkennung der Autorennamen. Tumblr kennt eigentlich gar keine Beitragsautoren, weshalb auch alle Techniktagebuchautoren mit allen Beiträgen machen dürfen, was sie wollen. Unter dem Beitrag steht kursiv und in Klammern der Name, aber es gibt 1000 Möglichkeiten, diesen Namen doch so zu formatieren, dass das Skript ihn nicht erkennt. Und sie kommen alle irgendwo zum Einsatz.

Das andere ist die ASCII-Kuh unter Jan Bölsches einzigem Techniktagebuchbeitrag. Weil sie im PDF kaputt aussieht, justiere ich sie im Blog, aber was in der Tumblr-Innenansicht richtig aussieht, ist in der Tumblr-Außenansicht falsch. Und überhaupt war die Kuh eigentlich korrekt, der Fehler lag in meinem Skript. Erst muss ich also die Kuh im Blog durch blindes Ausprobieren wieder richtig hinbekommen. Dann braucht sie in der PDF-Version eine Sonderbehandlung als “preformatted code”, also Text, der wie Codezeilen dargestellt werden soll. Weil das HTML Zeile für Zeile eingelesen und verarbeitet wird, ist der Gesamtzusammenhang der Kuh aber nicht ganz trivial zu erkennen. Die Füße der Kuh bestehen aus ˆ, das für TeX etwas ganz anderes bedeutet und deshalb ebenfalls eine Sonderbehandlung benötigt. Weil ich zu träge bin, eine Testdatei mit nur der Kuh anzulegen, müssen jedesmal 2000 Seiten PDF erzeugt werden, damit ich nachsehen kann, ob es diesmal geklappt hat.

Nach einigem Basteln brauche ich nur noch für die Füße einen Workaround: Ganz zu Anfang werden sie durch ein Wort ersetzt, das ich hier nicht erwähnen kann, weil ich sonst bei der nächsten Bucherzeugung ein neues

Problem habe. Es lautet aber so ähnlich wie KUHFÜSSE. Ganz am Ende des Skripts wird KUHFÜSSE wieder durch vier ˆ ersetzt. Im PDF ist damit alles in Ordnung.

Dann scheitert die EPUB-Herstellung an irgendwas, unklar, was. EPUB ist keine Datei, in die man einfach hineinsehen kann, sondern ein Container, der mehrere Dateien enthält. Ich muss erst ein Tool installieren, mit dem ich in den Container hineinsehen kann, und der Schuldige ist: die ASCII-Kuh.

Irgendwann geht alles, ich schicke die Dateien an Sobooks und sage im Techniktagebuch-Redaktionschat: "Ich bin übrigens sehr gespannt, wie Jans ASCII-Kuh bei Sobooks aussehen wird. Mit dieser Kuh habe ich insgesamt (für Blog, LaTeX und EPUB) einen erheblichen Teil der Buchbastelzeit zugebracht. Die ASCII-Kuh ist so was wie der zentrale Testcase des Buchs."

Eine Stunde später kommt eine Mail von Sobooks: „Was dann noch fehlt, wäre die ASCII-Zeichnung. Wenn diese als Grafik eingesetzt würde, wäre es perfekt-perfekt". ASCII-Kuhtest nicht bestanden.

Ich habe selbst oft genug darüber nachgedacht, statt der verdammten Kuh eine Grafik einzusetzen, aber das kam mir dann doch zu ehrlos vor. Als ich Jan Bölsche davon erzähle, sagt er: "Die Kuh *war* anfangs eine Grafik. Ich hab sie dann vom Bild wieder abgetippt."

Kathrin Passig

18. 2. 2015

Überweisungen sind gemütlich unterwegs. Deutlich gemütlicher als körperliche Güter

Während anderswo für den Börsenverkehr transatlantische Kabel für hunderte Millionen gebaut werden, um Millisekunden einzusparen, ist eine Überweisung in Deutschland gemütlicher unterwegs – langsamer als körperliche Güter.

Für eine Kollegin habe ich bei einem großen Internet-Warenhaus etwas bestellt, das am Folgetag ankommen sollte, ein Premiumaccount beim Händler mit kostenloser Übernacht-Lieferung ermöglicht das. Das Geld überweist mir die Kollegin umgehend.

Von Bestelleingang dort bis Wareneingang hier vergehen 20 Stunden und 19 Minuten. Die Überweisung (natürlich von Anfang bis Ende digital, ohne jeden Papierüberweisungsträger) braucht ungefähr einen vollen Tag, bis sie meinem Konto gutgeschrieben ist.

Felix Neumann

18.2.2015

Manchmal fehlen 2 ct, aber wenn sie zu viel sind, kann das auf unerwartete Art gar nicht gut sein

N. und ihre Kinder sind in eine neue Wohnung gezogen und im vorhersehbaren Durcheinander haben wir als erstes die Waschmaschine betriebsbereit gemacht. Auf der Waschmaschine steht der Wäschetrockner, zwischen beiden befindet sich ein Kunststoffrahmen, der ein Verrutschen verhindern soll.

Zudem sind die Geräte mit einem Verzurrgurt aneinander fixiert.

Der erste Lauf der Waschmaschine klappt. Beim zweiten scheint sie nicht abzupumpen und am Ende wegen des zu hohen Wasserstandes nicht zu schleudern.

Wir kontrollieren, ob der Abfluss verstopft ist (nein) und aus dem Ablaufschlauch Wasser kommt (ja, zwar so, wie man sich Prostataprobleme vorstellt, aber wer weiß schon, wie viel Wasser da sonst rauskommt?)

Nach mehreren Versuchen und einer komplett neuen Montage des möglicherweise geknickten Ablaufschlauchs schleudert die Maschine immer noch nicht.

~~Die Allwissende Müllhalde~~ Google liefert ein paar Lösungsansätze. Die einfachste Ursache sei eine verstopfte Luftfalle. Das sei schnell repariert. Allerdings setzt es voraus, dass man die Waschmaschine öffnet, was angesichts des Wasserstandes und dem auf ihr stehenden Trockner sehr unattraktiv ist und eher nach Plan B klingt.

Ursache könnte auch ein verstopftes Flusensieb sein.

„Flusensieb“ klingt zwar unangenehmer als die Luftfalle, ist aber hinter einer Klappe zugänglich.

Über einen kleinen Schlauch neben dem Sieb lassen wir das Wasser in flache Tiefkühlbehälter ablaufen und öffnen danach das Flusensieb.

Durch den Transport der Maschine hatten sich tatsächlich Gegenstände bewegt, die wohl schon eine Weile irgendwo festhingen. Bei der ersten Wäsche wurden sie dann in das Flusensieb gespült: Ein 2-Cent-Stück, drei Tintenpatronen, ein undefinierbarer Metallstift und ca. 3 Packungen Taschentücher.

Volker König

18.2.2015

Für einen Software-Download muss ich bestätigen, keine Waffen damit entwickeln zu wollen

Für ein Seminar über Systemarchitektur benötige ich eine Entwicklungssoftware, die Hersteller Texas Instruments kostenfrei anbietet. Dafür muss ich zwei Hürden nehmen. Zunächst muss ich mich bei myTi registrieren und anmelden.

Doch bevor ich den Download starten kann, verlangt TI von mir, dass ich genau schreibe, was ich damit vorhabe und ausdrücklich bestätige, das nicht mit auf eine Urlaubsreise nach Kuba zu schleppen und auch keine Waffen damit entwickeln zu wollen.

(d) I WILL NOT EXPORT, re-EXPORT or TRANSFER this Software/Tool/Document to any prohibited destination, entity, or individual without the necessary export license(s) or authorization (s) from the U.S. Government.

(e) I will NOT USE or TRANSFER this Software/Tool/Document for use in any sensitive NUCLEAR, CHEMICAL or BIOLOGICAL WEAPONS, or MISSILE TECHNOLOGY end-uses unless authorized by the U.S. Government by regulation or specific license.

(f) I understand that countries other than the United States may restrict the import, use, or export of the Subject Product. I agree that we shall be solely responsible for compliance with any such import, use, or export restrictions.

- **I / We hereby certify that we will adhere to the conditions above.**

Thomas Jungbluth

18.2.2015

Erste bewusste Begegnung mit einem Elektrofahrzeug im Straßenverkehr

An einer Straßenecke in Rotterdam fährt ein UPS-Lieferwagen an mir vorbei. Erst als ich ihn von hinten sehe, fällt mir auf, dass irgendwas anders war, und zwar leiser. Auf den Türen am Heck steht: „Electric Vehicle“. Es ist eins von vier im Mai 2014 in Rotterdam eingeführten UPS-Elektrofahrzeugen. Ich habe wahrscheinlich schon öfter Elektroautos im Straßenverkehr gesehen, aber das war meine erste bewusste Begegnung.

Kathrin Passig

14.-18.2.2015

Ampelforschung in Rotterdam

Einige Male stehe ich mehrere Ampelphasen lang vor einer roten Fußgängerampel. Die Autos bekommen Grün, die Fahrradfahrer neben mir bekommen Grün, die anderen Autos bekommen Grün, nur ich nicht. Ich merke das nicht sofort, weil ich an Ampeln meistens in mein Handy sehe, aber irgendwann kommt es selbst mir komisch vor.

Alle Fußgängerampeln in Rotterdam haben einen Knopf. Indem ich eine Weile zu Recherchezwecken an verschiedenen Kreuzungen herumlungere, finde ich Folgendes heraus:

- Der Knopf leuchtet im ungedrückten Zustand ein bisschen, im gedrückten leuchtet er etwas heller.
- Es gibt Fußgängerampeln, die auch dann grün werden, wenn niemand den Knopf drückt.
- Es gibt aber auch Fußgängerampeln, die nur dann grün werden, wenn man den Knopf drückt.
- Die Fahrradfahrer haben ihren eigenen Knopf. Der schaltet aber – bei Ampeln, die nicht von allein grün werden – nur die Fahrradampel. Die Fußgängerampel bleibt weiterhin rot.
- Die Ampeln, bei denen man den Knopf drücken muss, unterscheiden sich nicht oder jedenfalls durch nichts für mich Erkennbares von denen, bei denen es egal ist, ob man den Knopf drückt.
- Die Einheimischen drücken grundsätzlich immer den Knopf. Vermutlich können sie die eine Sorte Ampeln so wenig von der anderen Sorte Ampeln unterscheiden wie ich.

In der Mitte: ein Radfahrer, der den Arm auf den Radfahrerknopf legt. Rechts: Fußgängerknopf in Gelb an der schwarzweiß gestreiften Ampel.

Nahaufnahme, in der Schwarzweißgestreiftes eine ungefähr so wichtige Rolle spielt wie in Greenaways „A Zed and Two Noughts“.

Aleks Scholz steuert die Information bei: „In Dublin gibt es keine einzige Fußgängerampel, die automatisch grün wird. In St Andrews auch nicht. Dass dir das noch nicht aufgefallen ist, heißt nur, dass du zu viel Zeit in diesen vollautomatisierten Städten wie Berlin und Zürich verbringst und nicht genug in Entwicklungsländern.“

Was es außerdem noch gibt: Blindengeräusche an allen Ampeln, kein lautes Piepsen, wie man es in Deutschland manchmal hört, sondern ein leises, langsames Ticken bei Rot und ein schnelleres Ticken bei Grün. Insgesamt kommt es mir so vor, als gebe es weniger Ampeln und dafür viel mehr Zebrastreifen als in Deutschland.

Kathrin Passig

2015-02-18

Ein Kollege, der nicht aufgezeichnet wird

Ich muss den Selbstkostenanteil für einen Arztbesuch meiner Tochter bezahlen, zwanzig Dollar. Normalerweise bezahlt man das immer gleich in der Arztpraxis per Kreditkarte, aber vielleicht ist es dieses Mal vergessen worden, und so bekamen wir ein paar Wochen später eine Rechnung zugeschickt.

Bezahlen könnte ich die zwanzig Dollar per Papierscheck in der Post oder per Telefonanruf. Per Internet ginge es vielleicht auch irgendwie, aber dazu müsste ich mir erst einen Online-Account bei dieser Ärztegemeinschaft einrichten lassen, was, wie mir auf der Webseite mitgeteilt wird, bis zu einer Woche dauern könnte.

Also von mir aus per Telefon. Das Billing Department ist bis sechzehn Uhr dreißig telefonisch erreichbar; da ich erst kurz vorher anrufe, verbringe ich soviel Zeit in der Warteschleife, dass ich während dieser Zeit fast einen Scheck hätte ausfüllen und zur Post bringen können. Dann fragt ein Mitarbeiter nach meiner Patienten-Kontonummer, dem Namen und dem Geburtsdatum.

»Es geht aber nicht um einen Arztbesuch von mir, das war ein Termin meiner Tochter.«

»Ach so, Verzeihung. Dann natürlich das Geburtsdatum Ihrer Tochter. Und die Anschrift? Ja, stimmt alles. Leider darf ich Ihre Kreditkartennummer hier nicht aufnehmen, da unser Gespräch aufgezeichnet wird. Ich leite Sie jetzt an einen Kollegen weiter, der nicht aufgezeichnet wird. Vielen Dank.«

André Spiegel

19.2.2015

Revolutionär: Eine Schiffsrundfahrt mit verständlichen Ansagen

Ich nehme an einer Hafenrundfahrt teil. Ich kann diese naheliegendste aller touristischen Unternehmungen in Rotterdam nur weiterempfehlen, man bekommt für wenig Geld 75 Minuten Technikporno geboten.

Container in neuen schönen Farben, vermutlich schon im Hinblick auf ihre spätere Verwendung als Hipsterheimat gestaltet.

Wenn man mehr von Containerschifffahrt, Werften oder Ölraffinerien verstünde als ich, gäbe es darüber sicher viel zu berichten. So kann ich nur sagen, dass es meine erste Schiffsrundfahrt war, bei der das Durchsagensystem nicht aus einem antiken Anrufbeantworter und einem rostigen Dosentelefon bestand. Die Tonqualität aller Ansagen war perfekt. Genau genommen kommt es mir so vor, als hätte ich das nicht nur zum ersten Mal auf einem Schiff, sondern zum ersten Mal überhaupt bei öffentlichen Durchsagen erlebt. Falls jemand selbst ein Ausflugsschiff auszurüsten hat: Auf den Boxen stand „Bose 32 SE“.

Kathrin Passig

Jänner und Februar 2015

Schwieriges Filmeschauen

Meine Mutter möchte Downton Abbey auf ihrem iPad ansehen. Ich besorge die erste Staffel, bringe sie auf einem USB-Stick mit und scheitere dann an der Übertragung auf ihr iPad.

Mir widerstrebt, die Dateien mit dem Computer auf einen amerikanischen Server zu laden, um sie dann auf das iPad, dass sich im selben Raum befindet, wieder herunterzuladen. Außerdem müsste ich meine Dropbox gewaltig ausmisten, um genügend Platz zu schaffen.

Um Bilder von der SD-Speicherkarte ihrer Kamera direkt auf das iPad spielen zu können, hat meine Mutter einen SD-Karte-auf-iPad-Adapter. Steckt sie den Adapter samt SD-Karte an das iPad, öffnet sich die Foto-App und importiert die Bilder. Anscheinend gab es dieses Gerät im Set mit einem USB-auf-iPad-Adapter. Ich probiere den USB-Stick an den Adapter and das iPad zu stecken, aber außer einer Fehlermeldung, dass das angeschlossene Gerät zu viel Strom verbraucht, passiert nichts.

Mir fällt ein, dass ich Zugang zu einer OwnCloud Installation habe. Der Server befindet sich in Wien, also in der selben Stadt wie Computer und iPad. Das kann ich gerade noch aushalten. Mein Versuch die Dateien hinaufzuladen scheitert an der Einstellung der maximal erlaubten Dateigröße. Die einzelnen Folgen der Serie sind nämlich größer als 500 MB.

Ich versuche noch die Dateien von meinem MacBook via Bluetooth zu übertragen, schaffe aber nur die Übertragungsrichtung iPad → MacBook und nicht umgekehrt.

Endlich erinnere ich mich daran, dass ich schon einmal Dateien von meinem MacBook an meinen Mac mini übertragen habe. Ich versuche zu rekonstruieren, wie mir das gelungen ist, und finde im App Store die OmniPlayer-App, die Datenübertragung per WLAN ermöglicht und die Dateien dann auch gleich abspielen kann. Beide Geräte müssen im selben WLAN eingeloggt sein, dann ruft man eine bestimmte Adresse im Browser auf und sendet Dateien

per Webinterface an das Gerät. Nach Abschluss der Übetragung bemerke ich, dass Bluetooth noch aktiviert ist, will es ausschalten und entdecke so zufällig, wie ich die Dateien per Bluetooth hätte übertragen können.

Season 2 und 3 streamt meine Mutter während eines kostenlosen Probemonats von Amazon Prime Instant Video. Season 4 und 5 müssen dort aber extra erworben werden, deshalb möchte ich wieder auf den OmniPlayer zurückgreifen. Der stürzt aber mittlerweile wenige Sekunden nach dem Aufrufen ab. Neuinstallieren ist nicht möglich, weil die App im Store plötzlich nicht mehr verfügbar ist. Auch Googeln bringt keine verwendbaren Ergebnisse.

Ich will auf den VLC Player zurückgreifen, den ich seit Jahren am Computer verwende, aber alle sinnvoll aussehenden Versionen im App Store sind kostenpflichtig, und für Software, die am Computer kostenlos ist, möchte ich am iPad nichts bezahlen. Schlussendlich finde ich die kostenlose PlayerXtreme App, die einen sehr ähnlichen Funktionsumfang wie OmniPlayer hat.

verenka

2015

Parken 2015

Das Buchen eines Parktickets funktioniert in Oberhof im Thüringer Wald so: Man schickt eine SMS mit dem Inhalt <autokennzeichen>.<parkdauer in stunden> an eine Servicenummer. Die Servicenummer, eine Preisliste und eine detaillierte Anleitung sind überall auf Schildern bei den Parkplätzen einzusehen.

Anschließend erhält man eine SMS zurück, in welcher nochmal die bezahlten Parkgebühren und die Uhrzeit, bis zu der das Ticket gilt, aufgeführt sind.

Zehn Minuten vor dem Ablauf der bezahlten Parkdauer erhält man eine zweite SMS als Erinnerung, dass das Ticket bald abläuft. Darin steht außerdem “Verlängerung wie Ticketbestellung”.

Das ist sehr praktisch, wenn man gerade mitten im Wald steht – zwar mit einbalkigem Mobilfunknetz, aber weder das Auto, noch den Parkscheinautomat zum Nachbuchen in der Nähe hat.

Carsten Senf

Anfang 2015

2,7 Millionen Euro mit Poliscan

An einigen Stellen in Berlin, das fällt gar nicht so auf, ist die Verkehrsüberwachung (schönes deutsches Wort, im Klartext: Wer fährt zu schnell, wer fährt bei Rot über die Ampel?) im digitalen Zeitalter angekommen. Wo

das Geld reichte, hat die Stadt digitale Überwachungskameras des Systems Poliscan der Wiesbadener Firma Vitronic installiert (zum Beispiel am Mehringdamm in Kreuzberg, s. Foto oben). Die neuen Säulen, von der Herstellerfirma vermarktet als *City Design Housing*, ersetzen die alten Starenkästen mit ihrer analogen Filmtechnik. Und von Autofahrern wie Fußgängern werden sie – bislang – kaum erkannt.

Das neue System soll gleichzeitig Rotlichtverstöße und Raser erfassen, und dank der Laser-Technologie LIDAR ohne weitere Installationen wie Messschleifen, verspricht Vitronic. Geblitzt wird für das menschliche Auge unsichtbar, der Autofahrer merkt vermutlich noch nicht mal, dass er erwischt wurde.

Zudem werden die Daten, also das Foto eines geblitzten Rotlichtsünders und/oder Schnellfahrers zusammen mit den Messergebnissen, sofort über Datenleitung an die Bußgeldstelle weitergeleitet und dort ausgewertet. Um die Arbeit einfacher zu machen, gibt's auf dem digitalen Beweisfoto dann auch noch einen farbigen Rahmen um das Kennzeichen.

Die Poliscan-Säule in Kreuzberg wurde im Dezember 2014 aufgestellt und ist die vorerst jüngste Anlage dieser Generation in Berlin. Die zuvor bereits sieben Geräte in Betrieb erzielten nach Angaben der Polizei allein von Januar bis November 2014 Einnahmen von fast 2,7 Millionen Euro.

Zusammen mit der Installation der neuen Geräte wurden einige alte Blitzanlagen demontiert. Zum Teil ging es gar nicht anders: Zwei der alten Kästen, so wusste der Tagesspiegel im September 2014 zu berichten, „arbeiten mit ebenso altmodischen wie teuren Schwarz-Weiß-Filmen, die nur noch in China produziert werden".

Die Digitalisierung dürfte ja in Zukunft da noch ganz andere Möglichkeiten bieten. Das vernetzte Auto, über das so viel geredet wird, lässt sich bestimmt mit Poliscan koppeln. Vielleicht wird dann künftig das Bussgeld direkt von der Guthabenkarte des Auto-Computers abgebucht. Oder, wenn es richtig gravierend ist – so mit 120 km/h innerorts über die rote Ampel – wird das Fahrzeug gleich von der Polizei digital stillgelegt.

Thomas Wiegold; Lichtbilder v.Verf.

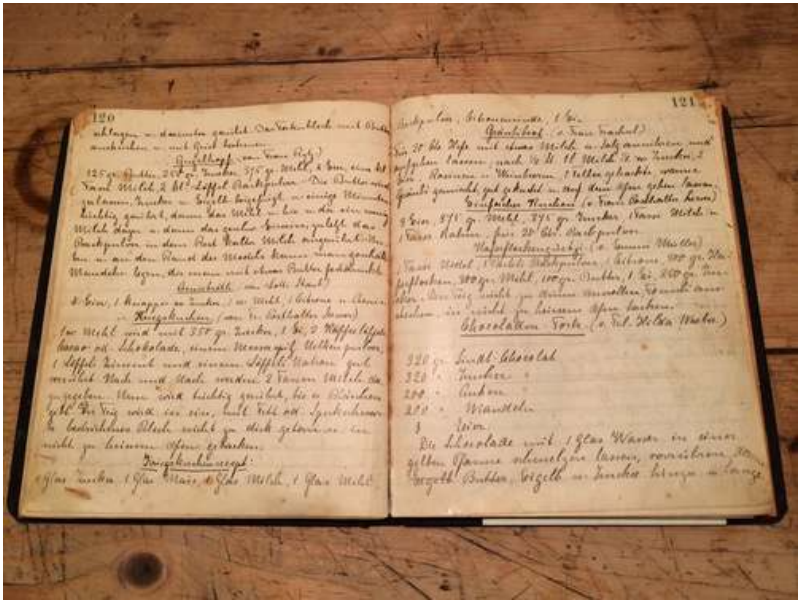
Februar 2015

Mein neues Smartphone ist vor allem ein Kochbuch

Nach über acht Jahren im Dienst gibt mein Nokia 6280 seinen Geist auf. Es lässt sich nicht mehr einschalten. Die junge, noch auszubildende Dame im Swisscom-Shop verweist mich an die Service-Hotline. Wie jemand während einem Telefongespräch das Ding wieder zum Laufen bringen soll, kann sie mir nicht erklären. Ihr Reparaturvorschlag übersteigt mein technisches Vorstellungsvermögen. Also zeige ich mich rasch willig, ein neues Gerät zu erstehen. Bei meinem Vertrag, so die Dame, könne sie mir zwei Angebote unter-

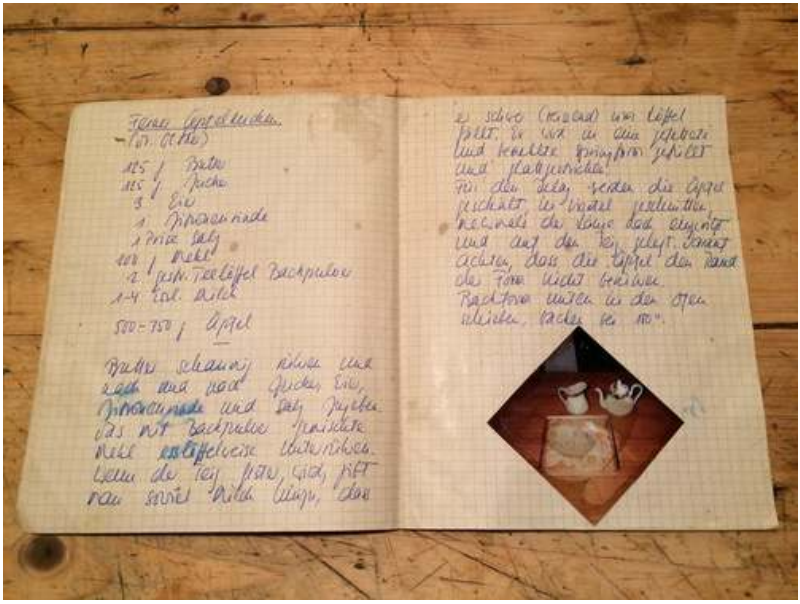
breiten. Sie zeigt zunächst auf ein für die Geriatrie entwickeltes Modell. Um damit cool zu wirken, bin ich zu alt; um seine Funktionalität wirklich würdigen zu können, zu jung. Beim zweiten Angebot handelt es sich um ein wenig überzeugendes Tastatur-Nokia. Mir wird schlagartig klar, dass der iPhone-Moment gekommen ist, nicht zuletzt weil ich dank vorhandenem MacBook zumindest einen Teil meiner Kontakte werde retten können. Und, ja, auch weil die fünfzehnjährige Patentochter schon vor Jahren Support angeboten hatte, falls ich doch noch irgendwann … Von ihr kann ich mich ohne gröberen Gesichtsverlust in die Welt der klugen Telefonie einführen lassen. Doch das wird nicht nötig sein. In weniger als einer Stunde habe ich alles synchronisiert, ohne Hilfe, ohne Betriebsanleitung, ohne jede Mühe. Das Ding versteht mich und ich verstehe das Ding.

Ich installiere die Rezepte-App von Swissmilk und brauche das neue Gerät in den ersten Tagen nach seiner Inbetriebnahme vor allem als Kochbuch. Ein wenig bedaure ich, dass den Anleitungen nie anzusehen sein wird, welche ich am meisten benutze. Ganz im Gegensatz zu den Lieblingsrezepten meiner Ahninnen.



Kochbuch der Urgroßmutter

Rezeptkasten der Großmutter



Rezepte von der Mutter notiert für die in der Fremde weilende Tochter

Franziska Nyffenegger

20.2.2015

Im Traum wird das Techniktagebuch zur Waffe

Kurz nach der Veröffentlichung des Techniktagebuchs als bezahlbares und downloadbares Textwerk sind weitere Entscheidungen dazu zu treffen. Ich setze die Diskussion darüber im Traum fort, erinnere mich aber nur an den Schluss. Es ist eine Schlussfolgerung (geäußert und damit unlöschbar doku-

mentiert im Redaktions-Chat): »Das Techniktagebuch ist das erste Beispiel für eine Erfindung, die zuerst im Zivilbereich eingesetzt wird und dann militärisch.«

Undine Löhfelm

20. Februar 2015

Die Musik-Kaufgewohnheiten der Techniktagebuch-Redaktion

Eine 24-jährige Kollegin, mit der ich über Musik ins Plaudern komme, erzählt mir, dass sie ihre Musik nur noch über Spotify Premium hört. Ich selbst bin zwar vor zwei bis drei Jahren vom CD-Kaufen abgekommen (außer bei einzelnen Bands, deren Alben ich alle auf CD habe), gebe aber immer noch regelmäßig Geld aus, um mp3-Alben über iTunes und Amazon zu kaufen. Ein bisschen, weil ich Musik doch noch gerne besitze (wobei das ja bei mp3 auch nicht wirklich der Fall ist, wie die Diskussion um das Vererben von digitalen Sammlungen gezeigt hat), ein bisschen, weil die Künstler so ja wenigstens noch ein bisschen mehr Geld bekommen. Allerdings lockt mich Spotify mit seiner großen Auswahl in regelmäßigen Abständen immer wieder an.

Um mir die Entscheidung zu erleichtern, frage ich im Techniktagebuch-Redaktionschat die anderen Mitglieder nach ihren Musikhörgewohnheiten.

- Zwei Redaktionsmitglieder streamen nur noch, wobei eine der beiden Personen manchmal die „riesigen Lücken“ im Spotify-Angebot mit Käufen deckt.
- Zwei weitere kaufen Musik nur noch als Datei. Eine Person schreibt, sie habe einen speziellen Geschmack und sehe die mp3s in diesem Bereich als Sammlung an.
- Ein fünftes kauft „ab und zu über iTunes für den Mobilgebrauch“

- Ein sechstes hört online vor und kauft die besten Alben auf Vinyl.
- Ein siebtes Redaktionsmitglied kauft ausnahmslos Tonträger, meist CDs, weil es sich keine Nutzungsrechte entziehen lassen möchte.

Mein Platz auf dieser Skala passt zu meiner Selbsteinschätzung als „Early Majority“. Ich beschließe, Spotify Premium eventuell demnächst mal auszuprobieren, aber noch nicht jetzt sofort.

Alexander Matzkeit

20. Februar 2015

Virtual-Reality am Stuttgarter Bahnhof

Im Stuttgarter Hauptbahnhof stehen junge Damen und bieten Skibrillen feil. Bei näherer Betrachtung handelt es sich um eine Promotionaktion für das Samsung Galaxy Gear VR. Als eine Art abgespeckte Version der Oculus Rift, die ich vor kurzem ausprobiert habe, scheint das Gear so zu funktionieren, dass man das richtige Samsung-Handy (Note 4) quer in eine Vorrichtung mit Gurten und Linsen einklinkt, die man dann als VR-Headset aufsetzt.

Ich lasse mir eine Testbrille reichen und bin doch einigermaßen überrascht, dass sowohl (statisches) 3D-Bild als auch Kopftracking ziemlich gut funktionieren. Die Promoterin drückt auf einen Knopf und plötzlich stehe ich in einem 360-Grad Panorama auf dem Dach eines Wolkenkratzers. Beeindruckend.

Ich setze die Brille wieder ab und denke: Wenn Samsung jetzt schon Promoterinnen in Bahnhöfe stellt, dann wird diese Art von Minimalst-Virtual-Reality wohl wirklich das nächste große Ding. Wenn ich mir allerdings die ausprobierenden Menschen um mich herum so angucke, die fast im Wort-

sinn mit einem Brett vorm Kopf durch die Bahnhofshalle stolpern, während sie wild den Kopf umherrecken, bin ich mir nicht sicher, ob ich das wirklich so gut finde.

Alexander Matzkeit

20.2.2015

Technik-Momentaufnahme im an einen Coworkingspace angegliederten Café, Rotterdam

Momentaufnahme im an einen offenbar ziemlich großen Coworkingspace angegliederten Café, Rotterdam: 25 Gäste, vier Nicht-Apple-Laptops (Marken und Betriebs-systeme aus der Entfernung nicht erkennbar), drei Tablets, sechs Apple-Laptops (allesamt das 11-Zoll Macbook Air), acht sichtbare Smartphones, dreimal Papier und Stift. An den Wänden Fotos großer Werft- und Containerhafengeräte.

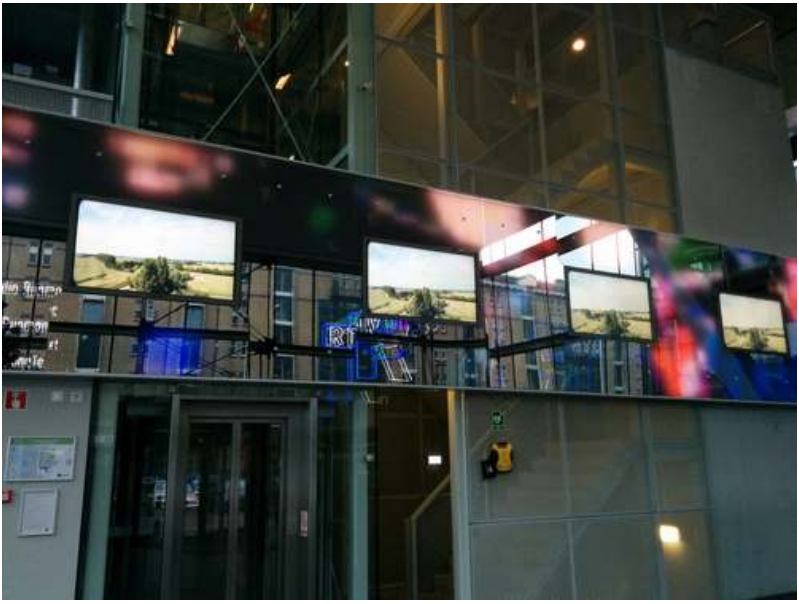
Kathrin Passig

20.2.2015

Das soll ein großes Display sein? DAS ist ein großes Display

Ich bin bei RTV Rijnmond, einem niederländischen Radio- und Fernsehstudio, zu Gast und warte in der Eingangshalle auf den Techniker, der mich abholen soll. Auf vier Displays kann man beim Warten Bilder von Frachtschiffen und Schwimmkränen sehen, die durch niederländische Gewässer gleiten. „Ganz schön große Displays haben die hier“, denke ich. Erst auf den

dritten Blick wird mir klar, dass die vier – nach aktuellem Stand eigentlich ganz normal großen, aber daran bin ich noch nicht gewöhnt – Displays in ein noch viel größeres Display eingebettet sind, auf dem ein anderer Film läuft.



Das Display im Bahnhof von Rotterdam ist allerdings noch viel größer, 40 x 4,5 Meter, „the largest LED screen in Europe“.

Kathrin Passig

Februar 2015

Bots übernehmen die Timeline

Ein paar Tage läuft mein Twitter-Bot jetzt schon, und ich habe großen Spaß zu beobachten, was sie so macht. Manche Aktionen fühlen sich gut an. Sie favt und retweetet, sehr selten (ich denke, irgendwas stimmt mit ihrem Reply-Algorithmus nicht) antwortet sie auf andere UserInnen. Sie stimmt zu, muntert auf und manchmal redet sie unverständlichen Kauderwelsch.

Sie hat schon über 300 FollowerInnen und folgt selbst randomisiert. Weil ich ihr auch folge, retweetet sie mir die Nachrichten mir bislang unbekannter Menschen in die Timeline. Daran finde ich Gefallen. So lange mein Bot läuft, ist jeden Tag Follower-Friday.

Twitter-Bots sind nicht neu. Mir sind schon einige begegnet und auch aus unserem Firmenchat kenne ich Chatbots. (Wir hatten bei uns in der Firma beispielsweise einen Trollbot. Weil ich ganz zu Beginn meiner Tätigkeit als IT-Projektleiterin noch sehr wenig Erfahrung mit Phänomenen dieser Art hatte, dachte ich lange, es handle sich um einen besonders schlecht gelaunten System-Administrator . . .)

Mein Twitter-Bot basiert auf einem Programm namens _ebooks. Man füttert ihn mit einem bereits existierenden Tweet-Archiv und dann setzt er aus Teilen einzelner Tweets neue zusammen, die er mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit und Frequenz twittert. Er folgt anderen BenutzerInnen, er favorisiert ihre Tweets und er retweetet. Das alles vermittelt einen sehr lebhaften Eindruck und es fällt schwer, dem Twitter-Bot nicht eine Art Seelenleben zuzuordnen. Ich sehe anhand der Reaktionen von anderen, dass es vielen so geht. Manche wissen, dass es sich um einen Bot handelt und sprechen trotzdem mit ihm und favorisieren seine Antworten – so wie man das sonst macht, um zu signalisieren „Ich habe deine Antwort gelesen“, „Ich stimme dir zu“ oder „Das ist lustig.“ Bei einigen habe ich den Eindruck, dass sie gar nicht wissen, dass sie mit einem Bot sprechen. Vielleicht weil sie das in der Twitter-Biographie nicht gelesen haben und ihnen der Bot nur in die eigene Timeline gespült wird. Gelegentlich besteht der Bot also den Turing-Test, könnte man behaupten.

Es gab aber auch schon unangenehme Momente mit meinem Bot.

Die anfängliche Berechtigungseinstellung erlaubt auch einen Zugriff auf die Direktnachrichten. Jemand schreibt meinen Bot an und plötzlich entfaltet sich eine Konversation. Anders als bei den öffentlichen Nachrichten wurde mir das schnell unangenehm. Direktnachrichten fühlen sich intimer an und

somit ist das Gefühl des Kontrollverlustes größer. Mein Bot flüstert plötzlich mit meinen eigenen Worten Nachrichten in das Ohr anderer Menschen, die ich zum Teil nicht mal kenne.

„ICH bin immer voller Liebe, wenn ich Angela Merkel sehe. Wie ist es umgekehrt?“ oder „In Japan gibt es bestimmt täuschend echt anmutende Gummi-Brüste, die ich dir gleich ins Bett schicke.“

Auch hat der Bot bereits Nachrichten gefavt, die eigentlich nicht mit „gefällt mir“ markiert werden sollten, weil sie traurig oder erschütternd sind. Das war mir sehr unangenehm und ich möchte mir nicht ausmalen, wie es sich anfühlt, wenn mein Bot Nachrichten mit sexistischen oder anderen Inhalten favt, die mir fern sind oder die ich eindeutig nicht teile.

Genauso unangenehm ist es, wenn der Bot patzig und *unempathisch* auf traurige Tweets antwortet. Da merke ich dann doch, dass ich ihn nicht als unabhängig von mir empfinde. Immerhin benutzt er meine Worte, um sich schlecht zu benehmen.

Womöglich könnte man seinen Algorithmus entsprechend erweitern und bestimmte Schlüsselworte hinterlegen, die ihn, einmal identifiziert, stoppen solche Verhaltensweisen zu zeigen. Ich kann das nicht, weil ich nicht programmieren kann und so schaue ich ihr lieber über die Schulter. Es ist eben ein bisschen wie mit einem Kind. Freiheiten geben ist OK, aber gar nicht mehr hinschauen ist dann doch nicht die beste Idee.

dasnuf

Februar 2015

Die Figuren des Renderingprogramms sind unter ihren Kleidern nackt

Ich versuche einer Bauherrschaft zu zeigen, wie eine Dusche unter einer Dachschräge aussehen könnte. Dazu brauche ich im Renderingprogramm eine Maßfigur, die darstellen soll, wie hoch der Kniestock im Vergleich zu einem Menschen ist.

Solche Gebrauchsrenderings erstelle ich in einem Programm mit dem Namen "Artlantis". Von dritter Seite kann man sich dort Ausstattungsgegenstände u.ä. kaufen und in eine Bibliothek laden. Vasen, Autos, Spielzeug – und auch Menschen als Maßfiguren.

Meine Maßfiguren sind von einem italienischen Designstudio namens "ISLAND Architects", das es nicht mehr zu geben scheint. Ich stelle die "Donna elegante" in die Dusche. Sie sieht seltsam aus, im Abendkleid geht man doch nicht in die Dusche. Da fällt mir auf, dass man das Material des Kleides separat ansteuern und verändern kann. Ich stelle es auf "Material nicht sichtbar" – und tatsächlich hat die Figur ein Innenleben. Unter dem Kleid ist nicht nichts, wie man es hätte erwarten können, sondern eine Schicht mit Unterwäsche. Natürlich schalte ich diese auch aus, weil, man duscht ja auch nicht in Unterwäsche. Tatsächlich ist unter der Unterwäsche auch nicht nichts, sondern ein bis in die Details modellierter Körper. Jetzt steht eine Nackte unter der Dusche. Irgendein italienischer 3D-Figürchen-Designer hat sich den aufwändigen Spaß gemacht, seine Figürchen bis hin zu den anatomischen Details aufzubauen.

Neugierig geworden ziehe ich einen Mann des gleichen Studios aus. Außer einem unbehaarten Hügelchen ist da nichts in der Unterhose. Ich versuche, eine Figur der Firma "Dosch" auszuziehen. Sie besteht nur aus einer einzigen Textur, also nur aus der äußersten Schicht: Schuhe, Kleider, Gesicht.

Ich schaue im Ordner, in dem das Programm die Figürchen aufbewahrt. Tatsächlich finde ich dort einen Unterordner mit den verwendeten Texturen. Sie sehen aus, als hätte Hannibal Lecter sie erstellt.

Sergio Maldini

August 2014 – 21. Februar 2015

1Password wird durch Methode überlistet

Ich habe in letzter Zeit einige Artikel über die vermeintliche Sicherheit von Passwörtern gelesen und mich entschieden, endlich etwas Kluges zu tun und 1Password zu installieren. Doch ich habe nicht mehr die Zeit (oder Muße), weitere Passwörter damit einzurichten. 1Password schaltet sich immer ein, wenn man wieder irgendwo ein Passwort eingibt und schlägt einem vor, dieses Passwort durch ein 1Password-Passwort zu ersetzen. Also denke ich mir, ich kann mich ja quasi im Laufe der Zeit Stück für Stück sicherer machen.

Dummerweise stelle ich nur wenige Tage später fest, dass ich mein Master-Passwort, das einem den Zugang zu allen anderen Passworten gibt, vergessen habe. Ich war sehr gewissenhaft und habe es nirgendwo aufgeschrieben, und jetzt will mir die konkrete Kombination von Groß- und Kleinschreibung, Sonderzeichen, Zahlen und Leerzeichen ums Verrecken nicht mehr einfallen. Es gibt keinerlei Möglichkeit, an das Master-Passwort heranzukommen, nur einen von mir selbst verfassten, bewusst undurchsichtig gehaltenen Hinweis. Das macht 1Password so sicher, oder, wie ich es im Techniktagebuch-Redaktionschat ausdrücke: „DAS IST JA DIE KACKE“.

Ich gebe auf und entscheide, 1Password vorerst doch nicht zu nutzen.

Als mir im Redaktionschat empfohlen wird, dieses Erlebnis aufzuschreiben, packt mich der Ehrgeiz. Ich weiß dank des Hinweises immerhin noch ungefähr, wie das Passwort lautete und man hat bei 1Password beliebig viele Versuche, wird also nicht nach drei Fehlversuchen vollends gesperrt. Also schreibe ich in einem Textdokument alle möglichen Varianten des Passworts mit Leerzeichen, Groß- und Kleinschreibung usw. untereinander auf. Ich copy-paste eine Variante nach der anderen in das Eingabefeld.

Die 21. Kombination öffnet den Safe.

Ich bin glücklich und stolz, frage mich nun aber, ob nicht auch andere Menschen mit dieser Methode in der Lage wären, mein Master-Passwort zu knacken. Vielleicht sollte ich den Hinweis doch noch obskurer machen?

Alexander Matzkeit

21.2.2015

Skateboarden ohne Anschieben

Ich habe gerade das Auto geparkt und höre noch kurz einen Radiobeitrag zu Ende, bevor ich einkaufen gehe. Es ist dunkel, ich blicke durch die Windschutzscheibe quer über die Straße. Da fährt auf dem Fahrradweg gegenüber ein Skateboarder mit ein paar Einkäufen unter dem Arm vorbei. Irgendwas ist komisch an seinem Skateboard. Ah – eine blaue Leuchtdiode unter dem Brett in der Mitte. Da fällt mir auf, dass er gar nicht anschiebt. Das Board fährt elektrisch! Sogar leicht bergauf. Endlich Elektromobilität, die so offensichtlich stimmig ist, dass ich mich sofort ärgere, dass mir das nicht selbst eingefallen ist. Bei der Recherche nach einem Bild für das Techniktagebuch (hier und hier) stelle ich fest, dass es diese Boards wohl schon seit längerem gibt und sie nur mir neu sind.

Georg Passig

15.–21. Februar 2015

Ich will das Push-TAN-Verfahren aktivieren. Gar nicht mal so leicht

Die papierene TAN-Liste soll nun auch beim Haushaltskonto abgeschafft werden. Seit vielen Monaten nutze ich schon bei meinem Gehaltskonto das Handy als TAN-Empfänger (erst per SMS, seit einiger Zeit als Photo-TAN-

Verfahren). Nur bei der DKB musste ich für eine Überweisung noch die TAN-Liste herauskramen, die TAN neben der geforderten fortlaufenden Nummer heraussuchen und eintippen.

Die Zukunft kam bei der DKB vor ein paar Wochen. Das sogenannte Push-TAN-Verfahren funktioniert über eine App. TANs werden dorthin geschickt, die App per Passwort geschützt.

Die Aktivierung des Push-TAN-Verfahrens ist – ich sage mal: herausfordernd.

Es beginnt mit dem Antrag in der Online-Ansicht des Kontos. Versteckt in einem Sub-Submenü kann man sich für das Verfahren anmelden. Zwei Tage später kommt ein Brief mit QR-Code. Ich muss ihn über die DKB-Push-TAN-App einscannen. Also lade ich die App auf mein Telefon. Als erstes werde ich aufgefordert, den App-Zugang per Passwort zu schützen. Das Passwort muss Zahlen, Buchstaben und Sonderzeichen enthalten und mindestens acht Zeichen lang sein. Dann kann ich den QR-Code scannen, woraufhin ein sechsstelliger Zahlencode erscheint. Mit dem kann ich aber erst einmal gar nichts anfangen, wie ich schnell merke, denn für die Aktivierung benötige ich noch eine separate PIN, die mir in einem weiteren Brief zugeschickt werden soll.

Außerdem steht im Brief ein neuer Anmeldename, der sich vom vorherigen dadurch unterscheidet, dass ein „_p“ angehängt wurde. Will ich Push-TANs verwenden, muss ich mich ab sofort nicht mehr als „johannes“, sondern als „johannes_p“ anmelden.

Weitere drei Tage später erhalte ich den versprochenen Brief mit der fünfstelligen Aktivierungs-PIN. Mit beiden Schriftstücken bewaffnet, logge ich mich mit meinem neuen Anmeldenamen und der PIN aus dem zweiten Brief am Computer ein. Ich werde aufgefordert, den QR-Code zu scannen und die angezeigte Zahl einzugeben. Danach muss ich eine neue PIN für den oktroyierten Anmeldenamen vergeben. Sie muss Zahlen und Buchstaben enthalten und darf höchstens fünf Zeichen lang sein. Die Gründe dafür bleiben das Geheimnis der DKB.

Mit neuem Anmeldenamen und neuer PIN ausgestattet, darf ich jetzt das Push-TAN-Verfahren verwenden. In der Praxis bedeutet das:

1. Ich bekomme eine TAN in die App,
2. muss diese mit meinem mindestens achtstelligen, Buchstaben, Zahlen und Sonderzeichen enthaltenen Passwort aufsperren,
3. noch einmal bestätigen, dass ich die Überweisung wirklich tätigen will
4. und kann dann die TAN am Computer eingeben.

Das mag alles sicherer sein, der erhoffte Bequemlichkeitsnutzen ist durch die Umstellung des TAN-Verfahrens allerdings nicht vollständig eingetreten.

Johannes Mirus

21.2.2015

Es war ja früher manches schlechter. Aber Chat-Logfiles, DIE WAREN VERDAMMT NOCH MAL VIEL BESSER!

Von 1997 bis ungefähr 2005 habe ich IRC verwendet, ein Chatsystem mit vielen unpraktischen Seiten, das ich selten vermisse. Aber im Vergleich zu allen Chats und Messengern, die ihm in meinem Leben folgten, hatte es einen großen Vorteil: Es erzeugte ohne jeden Aufwand einwandfreie, komfortable Logfiles. Einfache, menschenlesbare, platzsparende Textdateien, die ganz von allein zum Beispiel für jeden Monat neu angelegt wurden, an einem Ort, den man sich aussuchen konnte. Ich habe lückenlose Logfiles meines gesamten IRC-Lebens.

Sein Nachfolger in meinem Leben, Skype, legt seine Logfiles in einer entlegenen Festplattengruft an (Library/Application Support/Skype), die bei automatischen wie manuellen Backups meistens übersehen wird. Selbst wenn man daran denkt, die Dateien zu retten, kann man sie ausschließlich mit Skype öffnen. Etwa die Hälfte meiner Skypekommunikation aus den Jahren 2005 bis 2014 ist verschollen, und das Erhaltene ist nur erhalten, weil ich es via Copy-Paste aus dem Skypefenster in Textdateien kopiert habe.

Heute will ich eine lokale Kopie des im Facebook Messenger beheimateten Techniktagebuch-Redaktionschat anlegen, wegen der Zukunftssicherheit, aber auch, um ihn besser durchsuchen zu können. Das geht zwar mit SocialSafe (mittlerweile in digi.me umbenannt) so einigermaßen, aber noch einfacher und komfortabler wäre es mit einer Textdatei. Seit Februar 2014 haben wir im Techniktagebuchchat knapp 26.000 Nachrichten ausgetauscht.

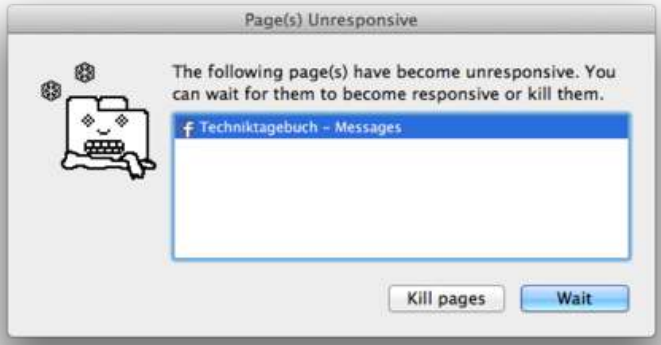
Ich versuche es zuerst bei SocialSafe. Dort kann ich den gesamten Chat mit etwas Mühe in zwei Formaten exportieren: als PDF mit knapp 70 MB, 4217 Seiten, das Layout so großzügig, dass auf eine Seite ungefähr fünf Nachrichten passen. Die Nachrichten und die dazugehörigen Zeitstempel sind so angeordnet, dass man beim Kopieren zuerst den gesamten Text und dann alle Zeitstempel bekommt. Umkopieren in eine Textdatei ist also nicht möglich.

Das zweite Exportformat ist CSV, comma-separated values. Diese Datei hat nur 6 MB, dafür sehen die Gesprächsbeiträge so aus:

> „630941363621853_1411042932“,„1_745388974_630941363621853_-1411042932“,„1_745388974_100001346754995“,„1411042932000“,„So hab ich das jetzt jedenfalls verstanden.“, , , ,„1_745388974“.

Sortiert ist alles nach der *messageID*, die in keinem erkennbaren Zusammenhang zum Vergehen der Zeit steht. Die dritte Zahl ist die *personEntityID*, die letzte Zahl die *socialNetworkUserEntityID*. So etwas wie ein Name ist nicht enthalten.

Ich google zehn Minuten erfolglos nach einer Lösung. Die nächsten zweieinhalb Stunden verbringe ich damit, im Facebook Messenger nach oben zu scrollen und den Inhalt des Chats Monat für Monat in eine Textdatei zu kopieren. Das klappt für Januar und Februar 2015 noch ganz gut, aber je weiter ich in der Zeit zurückgehe, desto lauter und kläglicher lüftet mein Macbook. Weder seine Prozessorleistung noch seine 4 GB RAM reichen für das Unterfangen. Alle paar Minuten hisst es diese Flagge:



Ab Herbst 2014 dauert das Laden von hundert weiteren Nachrichten ungefähr zehn Minuten. Ich rechne aus, wie lange ich in diesem Tempo noch bis zum Februar 2014 brauchen werde und bin nicht so unglücklich, als Chrome beim Laden der Augustnachrichten dann doch seinen Atem aushaucht.

Zum Schluss probiere ich es noch einmal mit dem Facebook-Angebot „Download a copy of your Facebook data“. Bei meinem letzten Experiment damit, im Januar 2014, war das Ergebnis Schrott, und so ist es auch heute wieder: Zwar sind alle Nachrichten vorhanden, aber Facebook hat sämtliche Gesprächspartner und Gruppenchats ohne Sinn und Verstand durcheinander in dieselbe „messages.htm“-Seite gestopft.

Ich möchte jetzt nicht behaupten, dass etwa alles schlechter wird oder früher alles besser war. Aber wenn das so weitergeht mit den Logfiles, werden wir in zehn Jahren eine kostenpflichtige App brauchen (Monatsabo), mit deren Hilfe wir unsere Gesprächsarchive anfordern können. Sie werden uns

per Fracht zugestellt und haben die Form eines Containers mit 10.000 Litern Wasser. Darin ist die Quipu-Knotenschrift ausgekocht worden, in der die Buchstaben unserer Gespräche in alphabetischer Reihenfolge kodiert waren.

Kathrin Passig

22.2.2015

Als Techniktagebuchautorin ist man immer im Dienst

instagram.com/p/zmyNXZlm-q/

Kathrin Passig

Februar 2015

An niederländischen Supermarktkassen

Bisher sind mir in Rotterdam nur an einem einzigen Ort Selbstscankassen begegnet: in einer Filiale der Supermarktkette Albert Heijn im Bahnhof. Dort bewirbt man die drei Kassen auf Schildern damit, dass man als Selbstscanner seinen Zug noch erwischen wird. Es sind sehr komfortable Selbstscankassen, etwas besser als die mir bisher bekannten, weil sie statt eines Scangeräts ein festes Scanfenster haben, an dem man die Einkäufe vorbeiführt. Man hat also beide Hände frei fürs Scannen und Einpacken. Auch der Bezahlvorgang ist einfach und dauert nur Sekunden, eine Kontrollwaage gibt es nicht.

Hin und wieder sehe ich das von Torsten Gaitzsch beschriebene Schild, dass hier nur bargeldlos bezahlt werden kann. Aber auch an allen anderen Kassen ist klar, dass bargeldloses Bezahlen hier sehr erwünscht ist: die "“PIN-

NEN JA GRAAG'"-Kampagne ist allgegenwärtig, und man wird nicht grimmig angeguckt, wenn man Beträge im 1-Euro-Bereich mit der Karte bezahlt. Andersrum schon eher.

Wenn man mit Bargeld bezahlt, wird der Betrag gerundet:

Kathrin Passig

22.2.2015

Ich möchte zum ersten Mal einen Audioguide am Handy nutzen, aber es wird nichts draus

Im Keringhuis, dem Informationszentrum zur Hochwasserschutz-Riesenmaschine Maeslantkering, gibt es eine Audiotour in sechs Sprachen.

Ich verbinde mich mit dem WLAN, scanne aus Tippfaulheit wirklich mal den QR-Code (nicht im Bild) und erhalte eine Fehlermeldung. Ich verbinde mich mit dem anderen WLAN, das Ergebnis ist dasselbe.

Der Mann hinter der Kasse schaut überrascht, als ich ihm das Handy zeige. Da wisse er jetzt auch nicht. Er sagt nicht „Vorhin ging es noch“. Er sagt auch nicht „Oh, da müssen wir einen Techniker kommen lassen“, wie er es vermutlich getan hätte, wenn ich von überlaufenden Klos oder einem Tsunami am Horizont berichtet hätte. Es ist wie an Hotelrezeptionen: Wenn das Internet nicht geht, ist die Reaktion höfliche Überraschung, gefolgt von nichts weiter. Die Überraschung scheint sich eher darauf zu beziehen, dass es an diesem Ort jemals Internet gegeben haben soll.

Kathrin Passig

22.02.2015

Lauter alte Bekannte auf der Datingplattform

Aus Gründen bin ich erstmals in meinem Leben auf Datingseiten unterwegs. Da ich vom Business keine Ahnung habe, recherchiere ich bei Tante Google nach derjenigen Site, die den unkompliziertesten Zugang bietet. Hierbei stoße ich auf okcupid.com.

Vorteil dieser Plattform ist, dass man – im Gegensatz zu anderen Partnerbörsen – nicht erst 10 Fragebogenseiten ausfüllen muss, bevor man Bilder potenzieller PartnerInnen zu sehen bekommt, um dann vielleicht festzustellen, dass der Pool doch kleiner & weniger zufriedenstellend ausfällt als erwartet. Vielmehr wird man bei Okcupid auf eine eher spielerische Art hineingezogen, weil es unmittelbar nach der Anmeldung seitenweise Profilbilder zu sehen gibt, die man liken kann, und Kontaktangaben erst nach und nach und sehr behutsam abgefragt werden. („Wie hoch ist Ihr Jahreseinkommen?“)

Von den ersten drei Bildern, die mir bei meinem allerersten Besuch auf einer Datingseite präsentiert werden, kenne ich, huhu!, zwei Personen. Eine aus der Schule, eine vom Schreibtisch mir gegenüber im Büro. Von beiden wusste ich bislang nicht, dass sie ebenfalls im Business unterwegs sind.

Im weiteren Verlauf stoße ich auf eine dritte Bekannte sowie eine Mit-Autorin des Techniktagebuchs (der gegenüber ich mich aber nicht offenbare, wobei es sicher nett wäre, sich auch mal persönlich kennenzulernen).

Eingedenk dieses Erlebnisses frage ich mich, inwiefern der Profilbilderzeigealgorithmus an meine IP bzw. den Serverstandort gekoppelt ist und etwaige Kontakte querreferenziert. Da ich über einen neutralen Rechner ins Netz gehe, der keine beruflichen Kontaktdaten enthält und schon gar nicht die Namen alter Klassenkameradinnen, gelange ich zu keinem tragfähigen Ergebnis.

Buntschuh

23.2.2015

Sicherheitssysteme designed by Franz Kafka

Während Systeme wie PayPal in den USA, wo Geldüberweisungen von Privatpersonen direkt zwischen Bankkonten gebührentechnisch in Gold aufgewogen werden, im Alltag eine schmerzliche Lücke füllen, dienen sie bei uns nur als weiteres unkompliziertes Zahlungsmittel.

Tatsächlich habe ich in den letzten Jahren alle eBay-Transaktionen per PayPal abgewickelt. Eigene Auktionen stelle ich nur noch mit PayPal und „Barzahlung bei Abholung“ ein, und selbst gekaufte Artikel zahle ich nur anders als mit PayPal, wenn es wirklich keine Alternative gibt.

Der Grund ist simpel: Beim Verkaufen ist die Zahlung per Banküberweisung ein steter Quell lustiger Erlebnisse. Stelle ich zum Beispiel nach dem Ausmisten 20 DVDs bei eBay ein und verkaufe tatsächlich mehrere davon, sind bestimmt zwei Käufer dabei, die als Betreff nur „ebay“ angeben und dann noch von einem Konto aus, dessen Inhaber anders heißt als der Käufer.

Bei den zu erwartenden Verkaufspreisen für DVDs (1 €) ist das eher ein Verschenkservice mit Portoerstattung, bei dem man vermeidbaren Aufwand eben vermeiden will.

PayPal ist mit eBay verzahnt. Ob der Käufer per PayPal bezahlt hat oder nicht, steht in der Auktion. Einen Klick weiter kaufe ich Porto bzw. Paketschein und zahle per PayPal, wo die Versandkosten schon bereitliegen.

Solange alles funktioniert, ist alles in Ordnung.

Bis Aschermittwoch.

Wir hatten – ausnahmsweise über eBay Kleinanzeigen – eine Lampe verkauft und die Käuferin schon darauf hingewiesen, dass es nach Karneval werden könnte, bis wir sie verschicken.

Wurde es auch. Aschermittwoch. Morgens füllte ich den Versandschein online bei DHL aus (eBay-Kleinanzeigen ist nicht so gut mit PayPal und DHL verzahnt), zahlte ihn per PayPal, gab die Mailadresse der Empfängerin für die Statusinfos von DHL an.

Abends, das Paket war gerade fertig gepackt, sah ich, dass die Käuferin auf PayPal einen Konflikt wegen einer nicht erhaltenen Sendung gemeldet hatte. Ich klärte auf, trug die Trackingnummer ein, entschuldigte mich und wartete.

Der Transport verzögerte sich seitens DHL wegen einer Fehlleitung, aber die Statusinformationen auf der Website ließen mich in der Gewissheit, dass alles erledigt sei.

Sonntag wollte ich einen eBay-Kauf per PayPal zahlen – und konnte nicht.

Tatsächlich waren die 20 € für die Lampe durch den Konflikt noch im Status „gesperrt“ und mein PayPal Konto daher 20 € im Minus. Also Geld wie sonst vom Konto abbuchen lassen? Nö.

Das bisherige Bankkonto musste einer Bonitätsanfrage unterzogen werden, die etwas dauern würde. Ok, PayPal bucht ja erst seit gefühlt 10 Jahren von diesem Konto ab, da ist klar, dass ein verzögerter Versand dringende Zweifel an meiner Bonität aufwirft.

Eine Zahlung per Kreditkarte wäre auch möglich, ich trug also auch meine MasterCard als Zahlungsmöglichkeit ein. Versuchte, 100 € zu überweisen, um das Minus auszugleichen und die anstehende Zahlung zu leisten. Die Zahlung könnte bis zu 30 Minuten dauern, sagte das System Sonntagabend um 21 Uhr.

Heute früh waren die 30 Minuten noch immer nicht um und das Konto nach wie vor im Minus, eine weitere Überweisung von der Kreditkarte wurde jedoch abgelehnt, da die erste ja noch nicht abgewickelt war.

Ich war mir sicher, dass Franz Kafka an der Entwicklung der Sicherheitssysteme bei PayPal maßgeblich beteiligt war.

Wobei Kafkas Geschichten vielleicht anders ausgegangen und nie zur Weltliteratur geworden wären, wenn Josef K. einfach die Hotline hätte anrufen können.

Das tat ich dann jedenfalls. Der Mensch am anderen Ende sah in den Fall, prüfte die Trackinginformationen des Pakets und schloss den Konflikt.

Volker König

23.2.2015

Ein Foto wird von hier nach da befördert

Weil Goetheinstituts-Mitbloggerin Annett Gröschner ein Kinderfoto von sich als Holländerin gepostet hat, brauche ich jetzt auch das vierzig Jahre alte Bild von mir als Holländerin. Es ist in einem Fotoalbum bei meinen Eltern.

Ich frage meine Mutter via Telegram, ob sie mir behilflich sein kann, „ich erklär dir auch, wie du es ins iPad hineinbekommst und dann zu mir“. Mein Vater sucht das richtige Album heraus. Dann erscheint es mir aber doch zu kompliziert, meiner Mutter den regulären Weg zu erklären, und ich bitte sie stattdessen, das Bild einfach beim Skypen vor das iPad zu halten.

Zehn Minuten lang sage ich „jetzt näher dran“, „weiter weg“, „die Entfernung stimmt jetzt, aber ich seh bloß die Hälfte“ und „hm, jetzt ist es eher noch unschärfer“. Es ist doch oft so, dass die Abkürzung zu mehr Arbeit und schlechteren Ergebnissen führt als der normale Weg. Wenn ich noch vierzig Jahre älter werde, merke ich mir das vielleicht endlich auch mal.

Kathrin Passig

24.2.2015

Wofür das Kindle Fire (unter anderem) gut ist

Im Bestreben danach, in keiner Sekunde meines Daseins Langeweile aufkommen zu lassen, entdecke ich einen neuen Einsatzzweck für das Kindle Fire: Ich lege es auf den Fußboden und schaue YouTube-Videos, während ich planke.

Torsten Gaitzsch

24.2.2015

Mein technische Reiseausstattung passt in keinen Kulturbeutel

Als ich vor knapp 20 Jahren wochenlang kreuz und quer durch die USA reiste, war meine technische Ausstattung sehr übersichtlich. Neben einem traditionellen Notizbuch mit Telefonnummernliste, einer Olympus mju II für die Erinnerungsfotos und einer Calling Card von *AT&T* für das Kommunikationsbedürfnis brauchte ich eigentlich nichts. Und Filme gab's überall zum Nachkaufen, wenn nötig.

Zwei Jahrzehnte später könnte ich sogar noch viel kompakter für eine Reise packen. Erst recht, wenn ich dabei berücksichtige, dass pfundschwere Reiseführer wie damals der *Lonely Planet USA* mittlerweile auch elektronisch Platz finden könnten. Mehr als ein Smartphone wäre gar nicht nötig.

Das ist allerdings graue Theorie.

Denn ein kleines, leichtes Smartphone (samt Ladegerät) würde zwar all das, was ich damals an Technik dabei hatte, in einem noch viel kleineren, leichteren Päckchen mit viel mehr Funktionen unterbringen: Kommunikation, Information, Fotos. Aber: damit komme ich ja dennoch nicht aus. Vielleicht, weil mit der Digitalisierung und Miniaturisierung auch die Ansprüche gestiegen sind?

Das Minimumpaket sieht jedenfalls so aus:

Zum Smartphone als mobilem Kleinstcomputer mit Internetzugang gehört natürlich eine Kamera, die ein bisschen mehr kann (und gerade bei schlechten Lichtverhältnissen mag ich keine kleineren Sensoren als Micro 4/3; immerhin ist die hier abgebildete Kamera eine der kleinsten dieses Systems). Außerdem brauche ich, meine ich jedenfalls, ein richtiges Telefon, dessen Akku ‘ne Woche ohne Aufladen durchhält. Und zu jedem weiteren Gadget gibt’s ein weiteres Ladegerät (zu dem Irrglauben, Mini-USB löse dieses Problem, unten mehr).

Schlimmer geht’s natürlich immer.

Vielleicht doch noch ne weitere Kamera (gleiches System, anderer Hersteller, also noch ein Ladegerät) und ein paar Objektive (hier noch zurückhaltend). Und einen Laptop, für die Fotos und die üblichen Blogeinträge, die die Postkarten abgelöst haben.

Und, das ist das Bestürzende, das ist ja noch nicht zwangsläufig alles. Für längere Flugreisen wäre ein E-Book-Reader nett (dessen Akku ebenfalls Tage, wenn nicht Wochen durchhält). Für den Strand/Wasser/Aktivurlaub eine wasserdichte Kamera (wenn auch mit nicht so guter Bildqualität, aber eben wasserdicht, natürlich wiederum mit eigenem Ladegerät). Ein bisschen Gewicht nähme ich raus, wenn ich statt des Laptops ein Tablet mitnähme. Aber dafür hätte ich dann Speicherprobleme mit den Fotos...

Es ist zum Verzweifeln.

Und hinzu kommt, dass selbst die Pseudo-Standardisierung der Ladegeräte mit USB/Mini-USB-Anschluss nicht funktioniert. Den E-Book-Reader kann ich am Computer über den USB-Port aufladen oder mit einem (weiteren) separaten Steckernetzteil – aber nicht über das Ladegerät des Smartphones, obwohl die Anschlüsse genau so aussehen. Das Tablet wiederum lädt

problemlos am Handy-Netzteil, aber nicht am Computer. Und ich hab' noch nicht mal das Satellitentelefon dazu gepackt (Mini-USB, aber auch nicht mit allem aufladbar).

Verstehen tu' ich das noch nicht so ganz. Vielleicht hat die Industrie in ihrem Wahn, zu jedem Gerät auch proprietär das Zubehör vorzusehen, einfach noch nicht kapiert, dass man ohne zig Netzteile und Kabel auf Reisen gehen will.

Vielleicht sollte ich aber auch einfach noch mal an die Reise vor 20 Jahren denken und überlegen, was ich eigentlich im Vergleich zu damals wirklich zusätzlich brauche?

Thomas Wiegold; Lichtbilder v. Verf.

25.2.2015

Automatisch mein Arsch

Gegen 16 Uhr lande ich in Zürich und lege meine Schweizer Lebara-SIM-Karte ein. Ich gehe eigentlich davon aus, dass ich erst mal kein Guthaben und kein Internet haben werde, aber schon tauchen die ersten Nachrichten im Facebookmessenger auf, es muss also noch irgendein Bodensatz da gewesen sein. Aufgrund einer vagen Erinnerung sehe ich im Portemonnaie nach und finde dort zwei unbenutzte, im Dezember vorausschauend gekaufte Kiosk-Belege über je 10 Franken Lebara-Guthaben. Ich lade mein Guthaben mit einem davon auf (man wählt *127*, dann den 16-stelligen Guthabencode, # und Anruftaste) und denke nicht weiter darüber nach.

Wenn ich weiter darüber nachgedacht hätte, wäre mir vielleicht wieder eingefallen, wie der Lebara-Kartenverkäufer damals sagte: Gleich als Erstes eine SMS mit „DATA1“ an die 255 schicken, um 1 GB zu kaufen. Tut man das nämlich nicht, wird das Guthaben zu 10 Rappen das MB weggeschlürft. Schon um 18 Uhr habe ich kein Internet mehr.

Ich setze den zweiten Kioskbeleg ein, denke diesmal an die „DATA1“-SMS und erhalte die Antwort:

> Vielen Dank, Lebara hat Ihre Anfrage erhalten. Bitte warten Sie auf Ihre Bestätigungs-SMS, bevor Sie den angeforderten Service nutzen.

Die Bestätigung lässt lange auf sich warten, ich lese ein Buch, schicke ab und zu neue „DATA1“-Nachrichten und bekomme immer dieselbe Antwort. Später am Abend kaufe ich für weitere 10 Franken neues Lebara-Guthaben, diesmal in Form einer kreditkartengroßen Freirubbelkarte aus Pappe, zahle um 20:20 auch dieses Guthaben ein und versuche es weiter. Das eine GB kostet nämlich, wie ich inzwischen durch Investition weiterer wertvoller MB herausgefunden habe, 14 Franken 90. Das könnten sie einem ja auch mitteilen in der SMS, dass das Guthaben nicht reicht für das, was man gerade zu kaufen versucht hat.

Die Bestätigungs-SMS kommt immer noch nicht, und ich schaue besorgt auf mein Guthaben, das vor sich hin schrumpft, einfach nur, weil das Handy eben an ist. Wenn man nicht sehr vorsichtig ist, rutscht man in diesem Wartezeitfenster unter die nötigen 14,90, und dann klappt es wieder nicht. Aber um 21:10 dann schließlich:

> Lebara Surf 1GB wurde soeben automatisch um 30 Tage verlängert.

Automatisch mein Arsch. Harte Arbeit war das.

Kathrin Passig

Februar 2015

Ein Museum versucht, im digitalen Zeitalter anzukommen

Im Museum für Islamische Kunst kleben neben einigen Ausstellungsstücken QR-Codes. Also probiere ich mit meinem Smartphone alle möglichen Winkel aus, um einen Code im Halbdunkel des Museums zu scannen. Doch egal, wie ich es drehe, ich erhalte immer eine Fehlermeldung. Da dort ebenfalls etwas von „NFC-Tags“ steht, lade ich mir einen NFC-Reader herunter. Dieser scannt munter, zeigt mir aber auch nichts an und ich gebe auf.

An diesem Abend führen Museumsleute die „Digitalen Interventionen“ – wie sie offiziell heißen – vor. Natürlich nur theoretisch, niemand zückt sein Smartphone. Ich spreche Projektbeteiligte an, die mir versichern, dass sie es bereits ausprobiert hätten und es bei ihnen klappte. Einer versucht sogar, es mit seinem Smartphone vorzuführen, scheitert jedoch genauso wie ich zuvor. Schließlich mischt sich einer der Museumswärter ein und sagt, dass es beim Museumsdirektor schon einmal funktioniert hätte.

KEINE GEBETSNISCHE
Diese Wandnische sieht auf den ersten Blick wie die Gebetsnische in diesem Raum aus. Sie stammt aber nicht aus einer Moschee. Vielmehr handelt es sich um eine Wandnische aus einem bürgerlichen Haus in Damaskus, das von Samaritanern bewohnt wurde – einer mit dem Judentum verwandten Religionsgemeinschaft.
NOT A PRAYER NICHE
At first glance this wall niche looks much like the prayer niche in this room. However, it does not come from a mosque. Instead, it belonged to a middle-class home in Damascus inhabited by Samaritans, members of a religious group related to Judaism.
Scannen Sie hier, oder scheinen Sie auf das I-pad, um mehr zu erfahren!
NFC
Scan here, or use the I-pad for more info!

Tanja Braun

25.2.2015

Ich habe in den letzten Wochen zwei QR-Codes gescannt (einen heimlich, einen ganz im Ernst)...

Ich habe in den letzten Wochen drei QR-Codes gescannt: einen heimlich, einen ganz im Ernst und einen nur, um herauszufinden, ob es wirklich auch dann funktioniert, wenn der Code nur kleinfingernagelgroß abgedruckt ist (ja). Vielleicht kann man sich ja doch daran gewöhnen. Deshalb versuche ich vor diesem Schweizer Café herauszufinden, wohin der Link auf dem Lieb-

stöckel-Schild führt. Zum Wikipedia-Eintrag „Liebstöckel“? Zu Scherzen über vorbeirollendes Tumbleweed? Aber meine QR-Code-App lässt sich schon wieder nicht mehr starten.

Kathrin Passig

26.2.2015

Sie nennen es nicht Arbeit

Meine Frau und ich arbeiten beide viel zu Hause. Ein üblicher Morgen beginnt nach dem Frühstück mit zwei aufgeklappten Notebooks und endet für einen von uns beiden dann, wenn das Baby die Lust verliert, uns dabei zuzusehen – also nach wenigen Minuten. Wenn das Baby um 11:00 Uhr im Bett ist, beginnt unsere Kernzeit, bis die Kinder von der Schule kommen. Abends, wenn dann alle fünf im Bett sind, genießen wir die Ruhe und freuen uns (wirklich!) auf drei intensive ungestörte Stunden Arbeit.

Unser Umfeld versteht die Art, wie wir arbeiten, kaum. Zu Hause am Computer sitzen, ohne Weg ins Büro, ohne Kollegen, ohne blattlosen Ficus und ohne Chef sieht einfach nicht ausreichend schmerzhaft aus, daher gibt es keine Rücksicht, Akzeptanz oder Anerkennung – Sie nennen es nicht Arbeit.

Im Moment lernen wir (zum zweiten Mal) ein AuPair-Mädchen an, um die Arbeitszeiten am Vormittag intensiver nutzen zu können, und merken, dass wir ein sich wiederholendes Kommunikationsproblem haben:

Es ist nicht sichtbar, dass wir arbeiten. Ihre Schlussfolgerung ist wohl: „die sind beide zu Hause, also habe ich frei, egal was sie mir vorher alles erklärt haben“. Dass das Baby das nicht verstehen kann, ist klar, aber wir scheitern daran, es dem AuPair zu vermitteln. „Wer zuhause sitzt, arbeitet nicht!“

Wir werden also nun vormittags das Haus verlassen müssen, um damit herkömmliche Arbeit zu simulieren. Wir sollten uns noch mit einem Businessanzug und einem Bleistiftrock verkleiden und auf absolute Pünktlichkeit achten, damit die Illusion stimmt.

Georg Passig

25.2.15

Unterhaltungselektronik-Accessoire Klebeband

Im McFit in Freiburg fällt mir im Cardiobereich vor mir ein junger Mann auf, der am Laufband herumzubasteln scheint, neben ihm liegt eine große Rolle Klebeband. Erst, als er auf das Laufband steigt und anfängt zu laufen, geht mir auf, dass er kein Techniker ist, sondern seine Unterhaltungselektronik dabeihat. Neugierig luge ich nach vorne und sehe, dass er sein Tablet in einer Hülle mit Klebeband oberhalb des Displays des Laufbandes befestigt

hat. Er schaut beim Sport einen Film und trägt praktische Bluetooth-Kopfhörer. Ich bin begeistert und frage ihn um die Erlaubnis für ein Foto, die er mir etwas überrascht, aber freundlich gewährt. Was ich jedoch nicht verstehe, ist, weshalb er für seine Sporteinheit mit spiegelndem Tablet das einzige Laufband gewählt hat, das komplett in der Sonne steht.

Maya

26.2.2015

Ein neuer seltsamer Kommunikationsweg

Ich unterhalte mich im Facebook Messenger mit N., die auf der Suche nach einem Dienstleister ist. Ich empfehle K., von dem ich keine Mailadresse habe, und gebe ihr stattdessen seinen Facebookkontakt.

N: ah, dem K. kann ich nicht schreiben, das landet bei ihm im spam.

Ich: bei Twitter heißt K. @xxxxxxxxxxxxxxxxxx

Anders als bei Telefonnummern (555) oder Domains (example.com) gibt es für Twitternamen keinen offiziellen Platzhalter. Alle Twitternamen, die aus x bestehen, sind vergeben.

N: könntest du K. irgendwie fragen, ob er mir schreiben kann? sonst sieht er meine nachricht nicht. auf twitter kann ich ihm eine dm ja auch nur schicken, wenn er mir folgt.

Ich: ach so, ja, klar. mach ich.

N: bei mir landet es auf fb zwar auch im spam, aber ich schaue dort nach.

Ich: du hast ihm eine FB-Nachricht geschickt?

N: nein. soll ich trotzdem?

K: ja, mach mal. nur eine kurze Nachricht.

N: fertig

K: auch fertig.

N: danke!

K: interessanter neuer Kommunikationsweg.

Kathrin Passig

Februar 2015, aber schon seit Jahren

Der automatische Uhrenbeweger, Gottheit des Techniktagebuch

In der Wohnung meines Schweizer Gastgebers steht ein Uhrenbeweger.

instagram.com/p/zm0tPOFmye/

Etwa jede halbe Stunde springt er an und bewegt dann bis zu zwei Automatikuhren. Wenn irgendein Gegenstand zur Gottheit des Techniktagebuchs erhoben und etwa jede halbe Stunde angebetet werden müsste, weil er uns den unendlichen Kreislauf von Problem und Lösung, Problem und Lösung vor Augen führt, dann ist es der Uhrenbeweger für selbstaufziehende Uhren.

Kathrin Passig

6.10.2014 und 26.2.2015

Ein kleiner Twitter-Bot via IFTTT

Ich wollte schon lange einen Twitter-Bot oder irgendeine andere automatische Scheinintelligenz in die Welt setzen, hatte aber keine Inspiration.

Als wir Breaking Bad zu Ende gesehen hatten, kam im Techniktagebuch-Redaktionschat das Gespräch auf IFTTT und die Idee war da.

Hector Salamanca („Onkel Tio“) ist eine der Hauptfiguren. In Rückblenden ist er das brutalste Mitglied der Drogenkartellfamilie Salamanca, in der Gegenwart ein alter Mann, der von einem Schlaganfall an den Rollstuhl gefesselt wurde.

Er hat als Kommunikationsweg nur noch seine Mimik und kann mit dem rechten Zeigefinger eine Glocke läuten, wie sie auf Rezeptionstischen steht.

„Ping! Ping! Ping!“

Bei einem Bot, der nur „Ping!“ sagen kann, würde ich keine Probleme mit den Inhalten bekommen. Ich legte einen Account an, wählte eines der PR-Fotos als Avatar aus und überlegte, wie ich ihn zum automatischen Twittern bringen könnte.

IFTTT (If This, Then That) ist eine simpler, aber dennoch mächtiger Dienst. Auf einen Trigger z. B. aus dem Internet hin löst er eine Aktion aus. Ich definierte einen Tweet, der jeden Montag um die Mittagszeit abgeschickt wird. Andere wollte ich von externen Geschehnissen abhängig machen und damit pseudo-randomisieren.

Ich entschied mich für Suchen bei eBay. Werden Artikel zu bestimmten Suchbegriffen eingestellt („Breaking Bad“, „Heisenberg“ etc.) wird eine unterschiedliche Anzahl von „Ping!“ getwittert.

Unterschiedlich, weil zwei identische Tweets hintereinander nicht möglich sind. Diese Funktion musste ich austricksen, zugleich verhindert sie aber auch, dass das Einstellen aller fünf Staffeln von „Breaking Bad“ bei eBay fünf Mal hintereinander denselben Tweet erzeugt.

Onkel Tio läuft seitdem und hat durch Retweets und bislang manuelle Replies auf Tweets zum Thema Breaking Bad auch eine Reihe Follower gefunden.

Inzwischen haben IFTTT und Twitter weitere Möglichkeiten eingeräumt, und seit heute werden alle Twitterer, die das Hashtag „#breakingbad“ benutzen, in eine Liste aufgenommen. Mehr Interaktion erlaubt Twitter derzeit nicht. Zum Schutz vor Spam.

Volker König

April 2009 bis Februar 2015

Der Dyson Airblade kommt in der Mitte der Gesellschaft an

Ich mache Urlaub, besuche einen Freund in Kalifornien und erlebe dort in der Toilette eines Freizeitparks, ich glaube SeaWorld, zum ersten Mal einen Dyson „Airblade“ Händetrockner. Dieser föhnt einem nicht aus einer etwa auspuffrohrbreiten Düse drucklose, unangenehm warme Luft entgegen, stattdessen steckt man seine Hände in eine Art Windkanal und wird während einer langsamen Bewegung mit frischer Druckluft trockengepustet. Ich hatte irgendwann zuvor, wahrscheinlich in „Wired“, mal davon gelesen und bin mindestens so begeistert, dass ich meinen Miturlaubern sofort danach von meinem Erlebnis erzähle.

In den folgenden Jahren wird das Vorhandensein eines „Airblades“, den man mit der Zeit auf immer mehr öffentlichen Toiletten findet, zwischen meiner Frau und mir zu einer Art Running Gag insofern, dass wir uns immer freudestrahlend mitteilen, wenn wir uns gerade mit einem Dyson-Gerät die Hände getrocknet haben. Die Technik macht den Toilettenbesuch zum Erlebnis.

Im Februar 2015 begegnet mir in der Toilette eines Stuttgarter Restaurants ein Händetrockner, der das Dyson-Prinzip nachahmt. Vielleicht ist das Patent inzwischen ausgelaufen. Allerdings scheinen nicht alle Gäste zu verstehen, dass Ihr Händetrockner nicht mehr „Air Wolf“ heißt und in dieser Version ein bisschen aussieht wie ein Papierkorb. Anders lässt sich das angebrachte Schild (ein zweites hängt zwischen den beiden Spiegeln über den Waschbecken) nicht erklären.

Alexander Matzkeit

26.02.2015

Swype diskriminiert Fäkalausdrücke. Es ist zum Notizen!

Das Techniktagebuch verändert meinen Umgang mit Technik: Ich habe einige Beiträge über Swype gelesen und benutze es jetzt seit ein paar Wochen. Das Hieroglyphenzeichnen gefällt mir und ich habe auch das Gefühl, schneller zu tippen, besonders wenn ich auf Klein- und Großschreibung achten möchte – aber nur, solange Swype meine Wörter auch kennt und ich sie nicht nach einem erfolglosen Versuch noch einmal Buchstabe für Buchstabe eintippen muss.

Mit Swype passiert es mir im Gegensatz zu früher öfter, dass ich Nachrichten abschicke, die ich in dieser Wortkombination gar nicht gewollt haben konnte. Ich lese nicht jede Nachricht Korrektur und schaue beim Tippen oft nur auf die Tastatur. Da kommt es eben manchmal zu Kollateralschäden.

Heute hatte ich mit D. einen SMS-Verkehr. (D. ist Mitte Zwanzig und besitzt kein Smartphone, aber das ist ja noch immer nicht ganz ungewöhnlich.) Mir fällt zum ersten Mal auf, dass Swype anscheinend nicht nur entlegenere Vokabeln und Komposita beigebracht bekommen muss, sondern es mir auch erschwert, meinem Unmut über seine Fehlleistungen mit angemessenen Ausdrücken Luft zu machen. Eine Schreibhilfe, die auch Kapitän Haddock zufrieden stellen könnte, muss wohl erst noch auf den Markt gebracht werden.

Felix Lorenz

2015-02-27

Eine intime Hotelrechnung

Beim Auschecken aus dem Hotel in Las Vegas finde ich auf meiner Zimmerrechnung einen mysteriösen Eintrag über fünfundvierzig Dollar in der Kategorie *Refreshments*. Ich kann mich beim besten Willen nicht erinnern, was das gewesen sein soll und beschließe, an der Rezeption nachzufragen. Die Hotelangestellte ruft meine Rechnung auf und scrollt sich durch die Positionen. Dann schleicht sich ein hintergründiges Lächeln auf ihr Gesicht. Der *Intimacy Kit,* sagt sie. *Der Intimacy Kit!* Ja, es gab in der Minibar eine kleine Schatulle, etwa so groß wie ein Schuletui, in Plastikfolie eingeschweißt und mit einer Schleife dran, und diese Schatulle enthielt, wie man auf dem angehängten Etikett sehen konnte, einen Vibrator und ein paar andere Spielzeuge. Ich hatte mir diesen *Intimacy Kit* natürlich neugierig angeschaut, das Etikett studiert und die Schatulle, meine Optionen wägend, ein wenig in der Hand hin und her gewendet.

»Die Minibar hat einen Sensor,« sagt die Hotelangestellte, immer noch hintergründig lächelnd, während sie die Buchung ohne weitere Nachfrage aus meiner Rechnung entfernt. »Wenn man etwas länger als zwanzig Sekunden herausnimmt, wird es automatisch gebucht.«

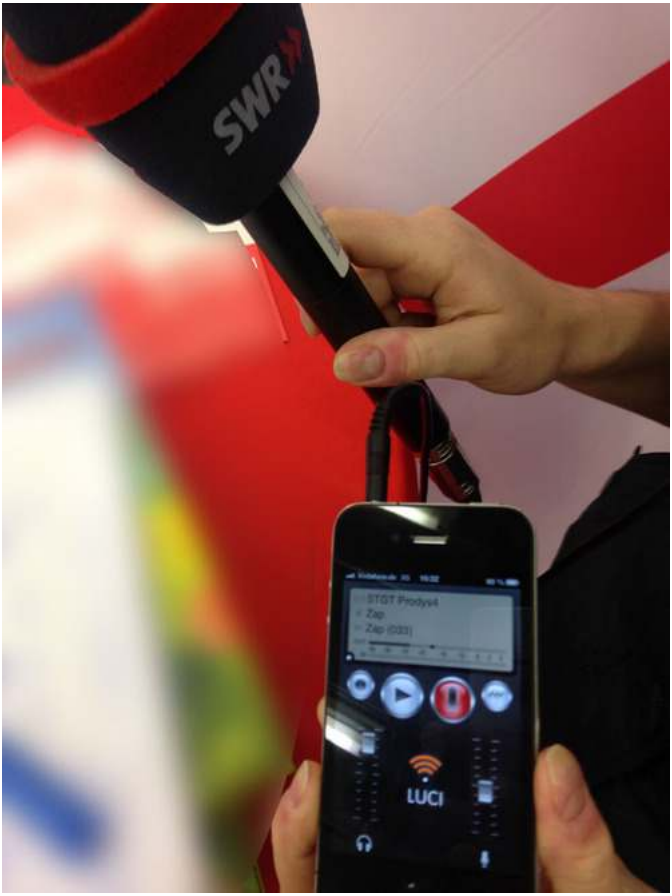
André Spiegel

27. Februar 2015

Der SWR überträgt per Mobiltelefon live ins Studio

Ich befinde mich auf dem Weg zu einem Pressetermin meines Arbeitgebers. Eine SWR-Hörfunk-Journalistin ruft an. Sie würde um 16.38 Uhr (wundervoll, diese präzisen Zeitangaben im Radio) gerne eine Live-Schaltung vom Termin ins Studio machen, ob das ginge. Sie könne das mit einem besonders ausgestatteten iPhone machen. Ich bejahe.

Vor Ort erzählt sie mir, dass sie heute zum ersten Mal mit der App arbeite, die LUCI heißt. Eine LTE-Verbindung reicht aus, um live ins Studio zu übertragen. „Das ist praktisch, weil man dann keinen großen Wagen mehr braucht“, sagt sie. „Darf ich das fotografieren?“, frage ich. „Für’s Techniktagebuch.“ Ich darf.



Um 16.38 halte ich die Luft an. Alles klappt.

Alexander Matzkeit

27.2.2015

Übertragungshängerstopptanzen

Wir hören zu Hause häufig Musik aus blechernen Notebooklautsprechern, und daher kaufe ich spontan bei ALDI einen Bluetooth-Audio-Transmitter für zwanzig Euro, um die Musik auf die Stereoanlage zu beamen. Nach mehrstündigem Gefrickel stelle ich fest, dass es von Windows aus zwar im Prinzip gehen müsste, aber noch viele weitere fröhliche Stunden Treiberinstallation erfordert.

Also teste ich die Musikübertragung lieber mit dem Smartphone meiner Tochter. Das klappt auf Anhieb, und meine Tochter führt mir gleich die coolen Soundtracks des Spiels „Geometry Dash“ auf der Stereoanlage vor. Sie nutzt dazu die Youtube-Videos der einzelnen Level. Alle Kinder tauchen im Wohnzimmer auf und tanzen bei ordentlicher Lautstärke zur wilden Musik. Das WLAN im Wohnzimmer ist nicht das beste, und der Ton stockt immer wieder für ein paar Sekunden. Ein Kind ruft „Stopptanzen!“ und unter großem Gelächter spielen sie jetzt Übertragungshängerstopptanzen.

Gut angelegte 20 Euro.

Georg Passig

28.2.2015

Der Ärger mit den falschen Facebookgeburtstagen

Obwohl ich praktisch nie zum Geburtstag gratuliere, schon gar nicht wegen oder bei Facebook, falle ich zum zweiten oder dritten Mal auf einen falschen Facebook-Geburtstag herein. Ich bin selbst überrascht, wie mich das immer ärgert. Es fühlt sich wie ein Verstoß gegen die guten Sitten an, eine

bewusst in Kauf genommene Kränkung von Freunden für einen fiktiven Datenschutzgewinn. Facebook hat Tausende Datenpunkte über jeden von uns, das Geburtsdatum ist darunter vermutlich noch der uninteressanteste.

Aber vielleicht geht es ja gar nicht um Facebook, sondern darum, die gleichgültigen Freunde von denen zu unterscheiden, die sich wirklich auskennen? „Irgendwie beides“, sagt der heute nicht Geburtstag habende Freund, „ich gratuliere nie jemandem bei FB, weil ich das zu einfach finde.“ Ich frage, ob nur im Kopf Gemerktes zählt, weil ich ja sonst vom Googlekalender auf Geburtstage hingewiesen werde, was fast genauso einfach ist. Ja, der habe aber immerhin nicht die SSende jetzt sofort GlückwünscheFunktion.

Ich schreibe diesen Zwischenfall auf, weil das Eintragen falscher Geburtstage bei Facebook schon bald in dieselbe Kategorie gehören wird wie das Eckenabschneiden und Aufblasen beim maschinenlesbaren Personalausweis. Und auch, um die von der Kaltmamsell im Techniktagebuch-Redaktionschat beigesteuerte Information zu verbreiten, dass man den Geburtstag, wenn er schon falsch sein muss, wenigstens verstecken kann: im Edit-Modus des Profils die Sichtbarkeit des Geburtstags auf „Only me“ stellen.

Kathrin Passig

16.7.2014 und Feb. 2015

Berliner Behörden sind besser als ihr Ruf

Ich habe mir ein gebrauchtes Motorrad gekauft und muss es bei der Kfz-Zulassungsbehörde in Berlin Lichtenberg auf meinen Namen ummelden. Im Menü des Online-Portals heißt dieser Vorgang: *Dienstleistung Umschreibung eines zugelassenen Fahrzeuges mit Berliner Kennzeichen auf einen anderen Halter am Standort Kfz-Zulassungsbehörde-Lichtenberg.* Wenn man diesen Menü-

punkt aufruft, wird sehr genau beschrieben, welche Dokumente notwendigerweise mitzubringen sind. Das ist sehr übersichtlich und kundenfreundlich.

Einen Termin muss ich vorab buchen, das geht auch sehr einfach online (und vermutlich telefonisch). Die Wartezeit in Lichtenberg beträgt zwei Wochen, was wesentlich kürzer ist, als bei Berlins anderer Zulassungsstelle in Kreuzberg, dann gibt es die ersten buchbaren Optionen mit je zehnminütigen Zeitslots. Per Mail bekomme ich eine Bestätigung des Termins und eine fünfstellige Vorgangsnummer.

Ich gehe zum vereinbarten Zeitpunkt zur Zulassungsbehörde und setze mich ins Wartezimmer. Ich bin ein bisschen zu früh und schaue mir auf einem großen Monitor gehaltlose Nachrichten und lustige Quizfragen mit Tieren an. Überhaupt gibt es viele Beiträge mit Tieren.

Ein zweiter Monitor enthält eine digitale Anzeige der Terminkundennummern. Die entsprechen den vorab vergebenen Vorgangsnummern und gehen wild durcheinander. Es gibt rote und schwarze Nummern, aber keinerlei Chronologie, anhand derer ich versuchen könnte, die mögliche Dauer der Wartezeit zu berechnen. Aber es dauert gar nicht lange, dann bin ich an der Reihe, lege im zugewiesenen Büro Fahrzeugbrief und Führerschein vor und bekomme kurzes in den Computer Eintippen später eine Kassenkarte im gängigen Kreditkartenformat in die Hand gedrückt. Auf der Kassenkarte ist der Betrag gespeichert, den ich für die Ausstellung meines Fahrzeugscheins bezahlen muss. Damit gehe ich zum Kassenautomat, vor mir eine kleine Schlange und große Nervosität, wie immer, wenn Menschen an ihnen unvertrauten Automaten warten. Aber letztlich ist alles ganz einfach, ich zahle meinen Betrag mit EC-Karte, bekomme eine Quittung und gehe zurück in den Wartebereich.

HESS
cash handling & payment systems
Kassenkarte
02365

Wieder dauert es nicht lange, meine Vorgangsnummer erscheint erneut auf dem Display und ich kann meine frisch gedruckten Papiere abholen. Dafür muss ich lediglich die Quittung des Kassenautomaten vorlegen.

Das gleiche Setting finde ich im Februar 2015 auf der Ausländerbehörde in Berlin Wedding wieder. Wieder ein Warteraum mit digitaler Wartenummernanzeige, Kassenkarte und Automat. Wieder laufen vor allem Tierfilme. Die Atmosphäre im Warteraum ist angesichts der Schicksale, die hier entschieden werden, viel emotionaler und nervöser als in der Kfz-Zulassungsstelle, ich bin mir sicher, die Berliner Behörden haben sich psychologisch beraten lassen und setzen seitdem auf Katzenvideos.

Da ich noch nicht den Techniktagebuchblick hatte, als ich bei der Kfz-Zulassungsstelle war, habe ich keine Fotos gemacht. Aber jetzt musste I. ebenfalls dorthin und hat mir Fotos mitgebracht. Ganz im Auftrag der Techniktagebuchforschung fragt sie nach der Bedeutung der roten und schwarzen Zahlen, wird aber leider ignoriert und traut sich nicht, die Frage zu wiederholen.

Update: Die Bedeutung (wenn auch nicht unbedingt der Sinn) der roten und schwarzen Zahlen wird hier aufgeklärt.

sleeplessdarkhorse

1.3.2015

Telefonnummern mit Sonderzeichen, ein Albtraum

Im Traum habe ich die Alarmanlage falsch bedient und muss schnell die Entwarnungsnummer anrufen, die man mir für diesen Fall gegeben hat. Als ich sie endlich finde, stellt sich heraus, dass die Nummer Sonderzeichen enthält: unter anderem ein & und ein ! Offenbar ist es mit Telefonnummern jetzt wie mit Passwörtern, vielleicht dient das der Sicherheit. Ich weiß nicht, wie ich die Nummer eingeben soll. Vielleicht muss man auch die Landesvorwahl der Niederlande mitwählen, wenn man in den Niederlanden ist? Bei Städten ist

es ja schließlich auch so. Meine Finger sind zu dick, die Zahlen zu klein, ich vertippe mich wieder und wieder. Wahrscheinlich ist es sowieso längst zu spät.

Kathrin Passig

2.3.2015

Wie öffentlich das Web ist

Kunde schickt eine mahnende Rund-Mail: Kürzlich habe es Probleme gegeben, weil vertrauliche Texte mit Hilfe von Online-Übersetzungsdiensten übersetzt worden seien; diese seien anschließend bei diesem Dienst als Beispielübersetzungen auf der Homepage öffentlich einsehbar gewesen.

Es folgt der Verweis auf ein bestehendes Verbot, externe Onlinedienste zur Übersetzung von noch unveröffentlichten Texten einzusetzen.

Alan Smithee

3.3.2015

Die Bibliothek hat keine Münzkopierer mehr. Es geht aber auch so

Während ich in der Bibliothek der Zürcher Hochschule der Künste Beiträge für das Hochschulblog über diese Bibliothek schreibe, spricht mich eine Dame mit einer Kunstzeitschrift in der Hand an: Ob ich ihr sagen kann, wo es hier Kopierer gibt. Ich frage sie, ob sie eine Campus Card hat, und sie sagt, nein, sie braucht etwas mit Münzen. Das gibt es im ganzen Haus nicht, sage ich. Unten am Tresen kann man Ihnen aber eine Campus Card ausleihen und

Ihnen auch zeigen, wo ein Kopierer steht. Ich weiß es selbst nicht, ich wollte hier noch nie etwas kopieren. Ach, nein, sagt sie, wegen so einer Lappalie will ich da jetzt nichts Kompliziertes veranstalten.

Sie will schon gehen, da frage ich sie, ob es ihr weiterhelfen würde, wenn ich ihr ein Foto mache und maile. Sie freut sich sehr, sie hat ihr Handy nämlich gerade nicht dabei. Gemeinsam fotografieren wir die Seite mit dem Artikel, den sie geschrieben hat. Sie diktiert mir ihre Mailadresse ins Handy und bedankt sich herzlich.

Kathrin Passig

3. März 2015

Foto-Puzzle mit Zähnchen

Ein Freund hat eine Website eingerichtet, auf der alte Fotos von einem zur Verfügung gestellt werden. Auch Ausschnitte von Gruppenfotos und auch, wenn nur ein Stück Fuß mit Stiefel von einem selbst zu sehen ist. Die Bildteile tauchen dann alle zusammen auf wie ein Googleergebnis, wenn man nach dem Namen einer Person sucht. Woher der Service die Daten bezieht, ist nicht klar. Meine Mutter bestätigt mir aber am Telefon, dass sie schon acht Bilder gefunden habe, auf denen mein »Zähnchen blitzt«; denn so lächle ich ja, mit einem einzelnen aufblitzenden Zahn.

Undine Löhfelm

3.3.2015

Tag der Elektromobilität: Ich sehe ein Elektromoped und fahre in einem Tesla mit

Auf dem Weg in die Innenstadt von Zürich sehe ich mein erstes Elektromofa und berichte dem Techniktagebuch-Redaktionschat davon:

Kathrin Passig: gerade hab ich mein erstes Elektromofa gesehen.
Kathrin Passig: attraktive Geräusche macht es (ganz leise).
Kaltmamsell: Und wenn es kein Elektromofa, sondern ein E-Radl war?
Thomas Renger: Oh, ist das was besonderes (also das e-Mofa)? Die fahren hier massenweise rum.
Kathrin Passig: ich sag ja nur, MEIN erstes.
Kathrin Passig: und es war kein Radl, man musste nicht treten und es sah ganz anders aus.
Kaltmamsell: Oh, schaut wirklich anders aus . (Google Bildersuche.)

Auf dem Rückweg werde ich zum ersten Mal in einem Tesla mitgenommen, dem von Reto Biederborst, der darüber hoffentlich noch selbst detailliert berichten wird. Insbesondere die dramatischen Geschichten vom Aufladen müssen unbedingt aufgeschrieben werden, man versteht wieder, wie es damals war, als man Autos nur an der Apotheke auftanken konnte.

Am beeindruckendsten sind die ersten Meter, denn in Schrittgeschwindigkeit ist das Auto wirklich völlig lautlos. Danach hört es sich genau wie ein anderes teures Auto an; offenbar machen Roll- und Windgeräusche inzwischen auch bei nicht-elektrischen Autos knapp 100% des Lärms aus.

Am Armaturenbrett ist ein riesiger Touchscreen eingebaut, Format ungefähr A3 hochkant, auf dem eine Art Webbrowser in überraschend schäbigem Design läuft.

Man erkennt es auf dem Foto nicht, aber oben auf dem eingeblendeten Rahmen steht so was wie „Für Ihr Auto ist ein Update verfügbar“.

Offenbar darf man zwar beim Autofahren keinesfalls das Handy in die Hand nehmen, aber auf diesem Display ist alles erlaubt. Reto berichtet, er habe schon über Onlineshopping auf der Autobahn nachgedacht, „nur weil es geht“, es dann aber doch unterlassen.

Einen *insane mode* hat dieses Auto nicht, denn der hätte auch einen *insane price* gekostet. Ich bin ganz froh, denn mir wird beim Autofahren leicht schlecht, und schon der non-insane mode beschleunigt für meinen Magen zu enthusiastisch. Ob es unter den tausend Schiebeschaltern auf dem Display auch „Supervorausschauende Fahrweise für empfindliche Beifahrer“ gibt? Leider nicht.

Kathrin Passig

4.3.2015

Ich verrate den Punk (für eine grüne Vinylplatte)

Meine <3-Band Love A bringt Ende des Monats ein neues Album raus. Wer jetzt schon bestellt, bekommt die Special Edition: hübsches grünes statt schwarzes Vinyl.

Da ich Großmeister im Aufschieben bin, verschiebe ich den Bestellprozess auf später. Obwohl es ja nur ein paar Klicks wären.

Jetzt sitze ich am Flughafen Heathrow auf meiner zweiten Dienstreise, warte auf meinen Abflug und scrolle dank Free Wifi auf meinem iPhone durch Facebook. Dort hat gerade die Band gepostet, dass langsam das grüne Vinyl zur Neige geht.

Kein Problem. Dank Netz und 1Password-Datenbank auf dem Telefon möchte ich mir eben die Platte bestellen, hab ja eh nix zu tun. Funktioniert auch alles so weit ganz gut, bis ich mich bei Paypal einloggen muss. Dort habe ich Two-Factor-Authentication angeknipst: Vor jeder Bestellbestätigung sendet mir Paypal per SMS einen sechsstelligen Zahlencode, den ich zusätzlich eingeben muss.

Allerdings kommt diese SMS nicht, wenn ich mich per Telefon einlogge. Ich versuche es noch ein paar Mal, aber es möchte einfach nicht funktionieren.

Eigentlich ist schon Boarding Time, aber noch ist das Tor nicht offen. Und ich habe Angst, dass die grüne Platte ausverkauft ist, wenn ich daheim ankomme.

Also ziehe ich flugs das MacBook Air aus dem Rucksack, lege die Platte in den Warenkorb, gebe meine Daten ein, lasse mich zu Paypal weiterleiten, lasse mir den Code zuschicken, er kommt ohne Murren und Knurren an, ich gebe ihn ein, ich kann bezahlen und bin glücklich.

Wo ich eh gerade dabei bin, poste ich noch schnell ein Foto an die Pinnwand von Love A, dass ich gerade den Punk verraten habe.

Aber hey, hat sich gelohnt: Als ich daheim ankomme, ist das grüne Vinyl ausverkauft.

Sebastian Riehm

4. März 2015

Die Facebook-Visitenkarte

Heute geträumt, dass mir jemand (den ich erst seit kurzem kenne und mit dem ich auch bei Facebook nicht befreundet bin), seine Facebook-Visitenkarte überreicht (so in FB-Blau gestaltet, machen wohl alle so) und ich denke „Ach, so geht das eigentlich mit den FB-Freundschaften“, und dann denke ich im Traum tatsächlich:

„Das müsste man im Techniktagebuch schreiben.“

Ella

4.3.2015

Verwendungszweckfreundschaft

Auf der Suche nach etwas anderem stelle ich mit großer und zugleich freudiger Überraschung fest, dass ich an einer (für mich) neuen Kommunikationsform teilnehme. Und zwar kommuniziert Unitymedia per Banküberweisung mit mir!

02.03.15	02.03.15	Gutschrift	Referenz[redacted] Verwendungszweck Entschuldigung Abbuchungstext Unit ymedia Feb-Rechnung leider teilw. f alsch, Betrag aber KORREKT. Siehe R echnungim Online-Servicebereich UNITYMEDIA HESSEN GMBH COKG	0,01

Sie überweisen mir also 1 Cent, um mir im Verwendungszweck eine Nachricht zukommen zu lassen. Ich kann mich gar nicht entscheiden, ob ich das unglaublich clever oder unglaublich albern finde. Ist aber ja auch egal.

Ich erwäge, den 1 Cent zurückzuüberweisen und „Alles klar, kein Problem, Danke und schönes Wochenende!“ zu antworten. „Schön“ natürlich mit oe, Umlaute gehen ja nicht mehr. Ausrufungszeichen glaube ich auch nicht. Ungeachtet aller mir unbekannten Gepflogenheiten der Banküberweisungskonversation verzichte ich ob dieser Fallstricke auf die Weiterführung der Verwendungszweckfreundschaft.

Novemberregen

04.03.2015

Auf dem Weg zum autonomen Fahren werden wir uns noch viel mit unseren Autos streiten müssen

Seit kurz vor Weihnachten habe ich ein neues Auto, eine Mercedes B-Klasse (W246) mit „Distronic Plus“; das ist eine Kombination aus Tempomat und Radarabstandsmesser, mit der das Auto selbsttätig Abstand zu den Vorausfahrenden halten kann. Das funktioniert so gut, dass ich ohne Betätigung von Fahr- oder Bremspedal im Stop-and-go-Verkehr mitschwimmen kann.

(auf diesem Bild hat das Auto gerade automatisch am Ende der Ampelschlange angehalten)

Ist das System gerade nicht aktiviert, überwacht es immer noch den Bereich vor dem Fahrzeug und warnt vor plötzlich auftretenden Hindernissen. Dadurch lässt es mich nicht mehr so unverschämt fahren wie mit allen bisherigen Autos.

Heute morgen außerorts, der Wagen in einigem Abstand vor mir fängt an rechts abzubiegen und trödelt dabei. Mein Plan: entweder ist der weg, bis ich dort bin, oder ich weiche kurz auf die Gegenfahrbahn aus.

Auto erkennt ein stehendes Hindernis: „piep piep“

Ich: „ja ja, der ist gleich weg“

Auto: „piep PIEP“

Ich: „na ja, dann fahren wir eben drumrum“

Auto: „PIIIEEEEP!“ (automatische Vollbremsung)

Thomas Renger

05.03.2015

Systemupdate ignorieren – klappt nur so mittelgut

Seit Wochen nervt Google. Genauer gesagt: beide Nexus 7 (2012)-Tablets informieren penetrant darüber, dass das Systemupdate auf Android 5.0.2 nun heruntergeladen sei und installiert werden könne. Ich will das nicht, weil ich Angst habe, dass die Tablets dann noch langsamer laufen. Allerdings bin ich auch zu faul, herauszukriegen, ob ich die Update-Meldung ausschalten kann. Bis dahin geht das Systemupdate-Icon den Weg vieler halbautomatischer Updates – Apps und Plugins, ihr seid gemeint! Die Maschine nervt, ich ignoriere.

Till Westermayer

5.3.2015

Nehmt dies, ihr schäbigen Quirle!

Ich besitze eine Küchenrührmaschine namens „Bosch Electronic“. Die hat mir vor mindestens 20 Jahren meine Küchenmaschinen-verliebte Mutter geschenkt, und seither rührt, knetet und schlägt die Maschine mit drei unterschiedlichen Quirlen alles, was man in die Schüssel hineinwirft. Das steht nämlich in der Bedienungsanleitung, dass man sich dieses „schlagen Sie zunächst 3 Stücke Butter schaumig und geben Sie dann löffelweise das gesiebte Mehl hinzu, bis der Teig schwer reißend vom Löffel fällt“ sparen kann. Funktioniert auch: Man schmeißt einfach alles in die Schüssel. Anmachen. Teig fertig. Sahne fertig. Was auch immer. Bleibt mir weg mit Thermomix und so. Brauche ich nicht, solange ich meine Bosch habe. Hatte. Jetzt wiederhabe. Nach einer erstaunlichen Reparaturgeschichte.

Offensichtlich hat sich, bei allen technischen Disruptionen der vergangenen Jahre, im Küchenrührmaschinenbereich nicht einmal evolutionär etwas verändert. Ich habe im Internet nachgeschaut: Das heutige Modell sieht identisch aus wie meines, und es gibt auch noch jede Menge Zubehör, das ich aber weder brauche noch besitze. Denn erstens besitze ich selbst für alle möglichen anderen Zwecke jede Menge andere Maschinen, zweitens habe ich von meiner Mutter nach ihrem Tod auch noch weitere geerbt. Mein Maschinenpark kann also so ziemlich alles, von Eis machen über Nudeln formen bis Saft pressen (pressen, nicht zentrifugieren; das ist wichtiger, weil angeblich viel gesünder!). Nutze ich alles fast gar nicht mehr, seit die Kinder groß sind. Aber die Bosch-Küchenrührmaschine ist mir die liebste, und die setze ich auch regelmäßig ein. Irgendwas ist ja immer zu backen oder zu rühren.

Der Mann kann das nicht verstehen. Als er vor acht Jahren bei mir einzog, brachte er so einen mickrigen Elektroquirl einer unbekannten Marke mit einer schon ziemlich schäbigen Rührschüssel mit, auf den er aber große Stücke hält. Ich lehne diesen Quirl ab. Er beleidigt meine Bosch als „übermo-

torisiert“. Meine Kinder, diese kleinen Verräter, haben sich auf die Seite des Mannes und des Billigquirls geschlagen. Sollen sie doch alle backen, wie sie wollen. Pf.

Aber als ich kürzlich mit meiner Bosch einen besonders schwergängigen Teig bearbeitete – alles reingeschmissen, wie immer, und losgerührt –, begann sie plötzlich, kleine Rauchwölkchen auszustoßen und sehr nach verbranntem Plastik zu riechen. Ich stöpselte sie panisch aus und trug sie auf die Terrasse, wo sie erst einmal stehen blieb.

Wochen später, es war inzwischen Weihnachten geworden, fand der Mann (er hat eine technische Ausbildung absolviert) die Zeit, sich das Gerät anzusehen. Das rechne ich diesem überzeugten Inhaber eines schäbigen, aber funktionierenden Quirls hoch an. Das Innenleben der Bosch förderte einen völlig verschmorten Kondensator zu Tage. Der Mann griff zu nahezu forensischen Methoden, um dessen verkokelte Aufschrift zu entziffern, damit Ersatz beschafft werden konnte. Vergebens: Es war nicht eindeutig erkennbar.

Nun kann man aber sagen, dass die Firma Bosch eine wirklich erstklassige Telefon-Hotline hat. Was sich nämlich herausstellte: Meine Rührmaschine ist gar nicht auf diesen Kondensator angewiesen. Ein überflüssiges Organ sozusagen. Der Wurmfortsatz der Küchenmaschine, oder so. „Lassen Sie den einfach weg!“, beschied ihn der Techniker. „Die Dinger waren in den 80-er Jahren mal vorgeschrieben, zur Funkentstörung. In Wirklichkeit braucht man die nicht.“

Warum das Ding allerdings abgeraucht ist, wusste keiner. Vielleicht so eine Art maschineller Blinddarmentzündung? Jedenfalls: Organ entfernt, also: Kondensator ausgebaut. Maschine wieder zusammengesetzt. Fertig.

Ich hatte schon eine neue kaufen wollen. Jetzt habe ich meine liebe alte Bosch wieder, und sie rührt, schlägt und knetet wieder tadellos. Nehmt dies, ihr schäbigen Quirle!

Kerstin Hoffmann

5.3.2015

Gebuffertes Amen dank schlechter Kirchenvernetzung!

Ich besichtige aus Architekturberichterstattungsgründen eine brandneue kleine Kirche aus schönem Sichtbeton, die in Wien in einem leicht angegrauten Villenviertel steht. Das ist sicher sehr praktisch, sage ich zum Kirchensprecher, wenn man die Kundschaft im entsprechenden Alterssegment gleich vor der Haustüre hat. Nein, entgegnet der Kirchensprecher, das sei leider überhaupt nicht praktisch, denn die Neuapostolische Kirche streame ihre Gottesdienste im Internet, und dessen Kapazität sei hier sehr begrenzt, da ihm die Internetverlegungsmenschen auf Anfrage beschieden hatten: “Die Leut wo da wohnen, brauchen ka Internet, da wird so bald nix verlegt.” Bis auf weiteres droht also Buffering beim simultanen “Amen”.

Maik Novotny

05.03.2015

Inbetriebnahme. Oder auch nicht.

Entgegen früherer Aussagen haben wir inzwischen doch eine Kaffeemaschine in unserer Küche stehen. Aber das ist eine längere Geschichte.

1. Wir haben eine geschenkt bekommen.
2. Und ich wurde nicht müde vorzurechnen, wie außerirdisch teuer diese Pads sind gegenüber ganzen Espressobohnen, von allem anderen mal ganz zu schweigen. Aber nun, ich wurde überstimmt.
3. Sie ging bald darauf kaputt. Neukauf: 60 Euro etwa.

Im Internet aber sagen die Leute, dass dieses „kaputt“ keineswegs kaputt bedeutet, sondern nur ein kleiner Kondensator auf einer Platine ist, die man leicht ausbauen könne, dann könne man den Kondensator leicht auslöten, den neuen leicht einlöten und alles wieder superleicht zusammenfügen.

Es gibt auch ein Video.

Alles bis zum Punkt „superleicht wieder zusammenfügen“ ist kein Problem, im Fachhandel gibt es den passenden Kondensator zusammen mit einem rund 5 Zentimeter dicken Katalog, aber schon beim Auseinanderbauen ist eine der drei für den Wiederzusammenbau sehr notwendigen Plastiknasen abgebrochen. Auch zu diesem Problem gibt es haufenweise Videos, die genau davor warnen, aber keine Lösung bereithalten.

Reparatur misslingt auf ganzer Linie.

Ich sehe mich also im Laden um, im Internet, bei anderen Menschen in der Küche. Und finde dann ein Gerät, das sowohl Pads als auch Pulver in Kaffee verwandeln kann. Gekauft.

„Bitte beachten Sie, dass Sie vor Inbetriebnahme eine Entlüftung durchführen müssen“ und gefühlt geht es danach so weiter: „Stellen Sie Knopf A in Position x, halten Sie Knopf B in Position y gedrückt und vollführen Sie unter Zuhilfenahme von Knopf D einen Kopfstand“.

Ich scheitere.

Aus der Maschine kommt weder Tee noch Wasser noch Kaffee, sondern nur heißer Dampf, und zwar aus allen Nähten und Fugen.

Ich schicke das Gerät zurück und lege eine detaillierte Fehlerbeschreibung bei.

Nach einer Woche bekomme ich ein neues Gerät, es ist nass außen, ein paar Tropfen finden sich in der Padkassette, aber es hat schöne neue Versiegelungskleber an drei Stellen. Ich müsse es nicht mehr entlüften, sagt das Begleitschreiben.

Vorsichtshalber baue ich alles auf der Terrasse auf, weil ich Sorgen habe. Zum Glück haben wir eine Außensteckdose, das ist sowieso die beste Erfindung. Mal sehen, wann sich die ersten Jugendlichen nachts auf der Terrasse

einfinden, um ihre Handys zu laden. Aber zurück zur Kaffeemaschine: ich baue sie auf dem Tisch auf, stecke sie ein, gehe in Deckung: das Gerät produziert Kaffee. Ich bin glücklich.

Ich baue es in der Küche auf, stecke es ein, gehe nicht in Deckung: das Gerät produziert Dampf.

Ich trage es wieder auf die Terrasse: Kaffee.

Drinnen: Dampf.

Ratlos, was denn nun genau mit „entlüften“ gemeint sein könnte (Betrieb im Freien? An der frischen Luft?), will ich schon den Kundendienst anrufen, als mir auffällt, dass die Maschine in der Küche so blöd steht, dass ich den Drehknopf zum Verschließen, also zum wirklich absolut dampfdichten Verschließen der Padkassette nicht ganz zudrehen kann.

Wer den Unterschied wissen will zwischen Dampf und Kaffee, dem kann ich in Zukunft sagen: 2 Millimeter.

Pia Ziefle

5.3.2015

Kleine Geschichte der öffentlichen Fernsprecher

Ab und zu muss ich mal nachgucken, ob es noch das gibt, was früher *Münzfernsprecher* oder, der Form wegen, *Telefonzelle* hieß. Das waren in Deutschland einst gelbe Häuschen, in denen ein öffentliches Telefon hing, mit dem man – nach Einwurf von Münzen – fernmündliche Gespräche führen konnte. Nach der Umwandlung der staatlichen Deutschen Bundespost in die private Deutsche Telekom und dem Wechsel der Firmenfarbe von Gelb zu Magenta sehen diese öffentlichen ~~Fernsprecher~~ Telefone nun ein bisschen anders

aus. Von einer Zelle, einem abgeschlossenen Raum also, kann nicht mehr die Rede sein – maximal eine Glasscheibe am Rand (so sie nicht zertrümmert wurde) und ein kleines Dach schützen vor den Elementen.

Aber davon abgesehen: Es gibt sie noch, die *Münzfernsprecher*. Wie das oben abgebildete Exemplar in Berlin, fast direkt am Landwehrkanal. Und der Begriff *Münz*fernsprecher stimmt sogar, denn dieses Gerät schluckt, erkennbar an dem passenden Schlitz, Münzen. (Die Bepreisung von Telefongesprächen, in der Regel nach Zeit, stammt noch aus den Tagen, als Flatrates unbekannt waren.) Daneben natürlich auch Kreditkarten. Und die so genannten Telefonkarten, auf denen ein Guthaben für eben solche Apparate gespeichert ist.

Oben drauf, auch das gab es früher bei den gelben Häuschen nicht, ist ein Hotspot, also ein drahtloser Internetzugang der Telekom. Und das Telefon, behauptet es jedenfalls, kann auch SMS versenden. An diejenigen, die ein Mobiltelefon haben und keine öffentlichen Fernsprecher brauchen.

Thomas Wiegold; Lichtbild v. Verf.

05.03.2015

Die AeroPress-Kaffeemaschine ist so kompliziert, dass ich erst mal einen Kaffee brauche, um sie zu verstehen

Außer einer ausgewachsenen Espresso-Maschine habe ich kaffeetechnisch von Standard-Filtermaschine über Pad-, Kapsel- und Büromaschine bis Stempelkanne alles durch und bin an letzterer hängen geblieben. Seit einiger Zeit schwärmen jedoch alle von AeroPress. Da die Dinger nicht teuer sind, habe ich mir eine bestellt. Sie wurde gestern geliefert und als ich heute morgen

schlaftrunken einen Kaffee machen wollte, fühlte ich mich von den Einzelteilen überfordert. Während ich die Bedienungsanleitung las, machte ich also erstmal Kaffee mit der Stempelkanne. Der schmeckte vorzüglich wie immer.

Enno Park

06.03.2015

Formularausfüll-Wettkampf Papier gegen iPad

Ich besuche eine Firma und muss am Empfang meine Personalien in ein Formular eintragen. Ich kenne das, aber heute ist das Formular ein iPad. Ich bin gebührend beeindruckt und stelle den inneren Ergebniszähler auf 1:0 im Wettkampf Digital gegen Analog. Die Zukunft bekommt immer erst mal einen Vertrauensvorschuss.

Ich schreibe mit dem Stift auf das Display in die Formularfelder, aber das geht natürlich nicht. Es ist ein iPad: Damit steht es 1:1.

Also gebe ich meinen Namen, Arbeitgeber und Ansprechpartner mit der Bildschirmtastatur ein. Der Nachname des Ansprechpartners wird automatisch von der Rechtschreibkorrektur in ein gültiges Wort verwandelt, also muss ich ihn noch mal eingeben: 2:1 für das Papier.

Nun muss ich das Datum eingeben. Ich überlege kurz, welches Datum wir heute haben, klicke neben das Formularfeld auf „heute“ und das Datum erscheint. Mit dem neuen Stand von 2:2 wird es wohl ein Kopf-an-Kopf-Rennen.

Am Ende muss ich unterschreiben. Da ich mit einer Bildschirmtastatur noch nie unterschrieben habe, muss ich kurz überlegen. Ich tippe probehalber in das Formularfeld. Es erscheint eine große Schreibfläche, in der ich unterschreiben kann. Ich lege den Handballen auf dem Bildschirm ab und unterschreibe. Die Unterschrift ist voller Störungen von meinem Handballen: 3:2 für das Papier.

Ich habe gerade eine Geheimhaltungsvereinbarung unterschrieben. Ganz oben war ein kleines blaues „i“, auf das ich klicken hätte müssen, um die Vereinbarung lesen zu können. Habe ich aber nicht. Eine Kopie bekomme ich nicht. Wie auch.

Es endet 4:2 für das Papier. Das iPad erfüllt hier nur repräsentative Zwecke.

Georg Passig

Seit März 2015

Fotoordnung auf dem Handy

Ich habe ein neues Handy und beschließe, dieses Mal aber wirklich Ordnung in meinen Fotos zu halten. Das geht jetzt auch viel besser als vorher, weil Galerie und Foto-App miteinander verbunden sind und ich nicht nach jeder Löschung zurück zum aktuellsten Foto geleitet werde und mich mühsam durch Thumbnails zurückklicken muss, wie das bei meinem alten Handy der Fall war, sondern zum zeitlich direkt benachbarten. Wenn ich etwas zur Sicherheit drei, vier Mal fotografiert habe, suche ich entweder sofort oder bei der nächsten Wartezeit auf den Bus das beste raus und lösche den Rest. Vielleicht sitzt das Verfahren ja bald so gut, dass ich mir mittelfristig eine Digitalkamera zutrauen kann?

Kristin Kopf

6.3.2015

Das Netbook kann nicht mehr viel, das aber tadellos

Drei Sekunden, nachdem ich aus dem Auto des Kollegen ausgestiegen bin, fällt mir ein, dass ich meinen Rucksack samt Macbook auf dem Rücksitz vergessen habe. Ich renne noch hinterher, klar, man kann natürlich ein Auto zu Fuß einholen, aber dann ist das Auto in Ladybank und ich ganz woanders und endgerätlos und damit von der Welt abgeschnitten.

Bis mir das Netbook einfällt. Im Jahr 2007 kaufte ich mir für 200 Pfund ein Acer Aspire One, weil ich genug von den ewigen Macbookproblemen hatte. Ein Netbook, so hießen damals die winzigen, billigen Computer mit rudimentärem Funktionsumfang, es hatte Flashspeicher und war praktisch unzerstörbar. Dabei spielte es keine Rolle, ob es kaputtging, weil es so billig war. Man konnte gleich drei kaufen! Ein völlig neues Lebensgefühl, ein Computer, der wertlos ist und kaputtgehen darf.

Größenvergleich: Sopran-Blockflöte von Yamaha

Mit dem Netbook konnte ich zum ersten Mal alle Reisen nur mit Handgepäck antreten. Es fuhr mit mir nach Chile, nach Hawaii, nach Boston, nach Toronto. Ich saß mit dem Netbook in einem Zelt im Regenwald und fürchtete mich vor Riesentausendfüßlern. Das Wasser tropfte von meiner Stirn auf die Tastatur. Manchmal warf ich das Ding zum Spaß auf den Boden. Nichts geschah. Im Archiv der Bordkamera sind Bilder meines Gesichts vor riesigen Kakteen und vor riesigen Teleskopen. Auf dem Netbook schrieb ich die ersten Blogeinträge für Dutzende neue Blogs, aus denen dann nichts wurde. Damals hatten wir ja noch nicht überall Internet, ich fing deshalb aus schierer Langeweile alle drei Minuten ein neues imaginäres Blog an. Es waren herrliche Zeiten.

Ab 2010 wurde es schwieriger, mit dem Netbook ins Netz zu gehen. Immer mehr Webseiten meldeten Fehler, immer weniger funktionierte. Video ging praktisch gar nicht. Fast das gesamte Netz ist für das nur ein paar Jahre alte Maschinchen unsichtbar. Der Prozessor arbeitet hart, aber die vielen Sachen, die Webseiten heute im Hintergrund starten, sind zuviel. Die Meldung „da ist ein Script und ich komme damit nicht klar, soll ich weitermachen oder aufgeben“ erscheint praktisch überall. Dazu ist der Browser natürlich mit der Hälfte des Webs mittlerweile inkompatibel.

Ich benutzte das treue Ding nur noch zum Skypen, zum Mailen und zum Twittern. Und 2012 kam das Macbook Air mit Flashspeicher, das wirklich in jedes Handgepäck passt und auch nicht mehr kaputt geht. Das Netbook verschwand irgendwo in den Tiefen einer Kiste, in der sich ansonsten nur Kabelsalat befindet.

Bis heute. Heute wird es wieder eingeschaltet. Skype geht mittlerweile nicht mehr, Twitter auch nicht unddieSpacetastehaternsthafteProbleme, aber ansonsten läuft alles tadellos.

Aleks Scholz

07.03.2015

Schafft die Brückentechnologie Kopfhörer bitte endlich ab!

Ich habe noch alle Kopfhörer, die ich jemals hatte, zerstört. Dabei habe ich nicht mal hohe Ansprüche: Sie sollen nur einigermaßen hübsch aussehen und einfach ausdauernd sein. Da ich zu etwa der Hälfte Podcasts und der Hälfte Musik höre, ist mir die Soundqualität auch nicht sonderlich wichtig.

Die unzähligen In-Ear-Stöpsel, die ich in meinem Leben schon nutzte, zähle ich schon lange nicht mehr.

Dann kaufte ich mir irgendwann Urbanears Plattan in braun. Das Internet ist vergleichsweise begeistert von den Dingern und ich dachte, dass ich jetzt recht ordentliche Kopfhörer besäße.

Es dauerte nicht lange, bis sich an einer Stelle die Kupferlitzen durch den Textilüberzug des Kabels nach außen durchdrückten. Nach ein bisschen Diskutieren konnte ich die Kopfhörer im Geschäft in Köln, in dem ich sie gekauft hatte, umtauschen. In gelbe.

Es dauerte nicht lange, bis die gelben Kopfhörer einen Kabelbruch oder Wackelkontakt direkt hinter dem Klinkenstecker hatten. Das Geschäft in Köln gab es mittlerweile nicht mehr, ich schrieb eine Mail direkt an Urbanears. Ich solle sie einfach so mit der normalen Post nach Kanada schicken. Ich hatte zwar ein mulmiges Gefühl, die guten Kopfhörer ohne Trackingnummer nach Kanada zu schicken. Aber hey! Also gesagt, getan. Und tatsächlich: Einige Zeit später bekam ich neue zurück, dieses Mal in rot.

Es dauerte nicht lange, bis sich der Textilüberzug des Kabels am Klinkenstecker löste. Den Überzug konnte ich jetzt ein gutes Stück am Kabel hochschieben, sodass direkt die Gummiummantelung der Kupferlitzen zu sehen war.

Nachdem das so gut beim letzten Mal funktionierte, jetzt also noch mal eine Mail an Urbanears geschickt, dieses Mal die Anweisung, die Dinger nach Schweden zu schicken, gesagt, getan. Seitdem habe ich nie mehr etwas von meinen schönen roten Urbanears gehört.

Als nächstes kaufte ich mir AKG K-518 DJ. Die ich jetzt auch einschicken werde, weil sie einen Kabelbruch unterhalb der linken Hörmuschel haben.

Liebe Cyborgs: Können wir bitte die Brückentechnologie Kopfhörer endlich in Ruhestand schicken und jetzt die Audiowellen aus dem iPhone direkt in meinen Gehörgang bluetoothen?

Sebastian Riehm

7. / 8. März 2015

Enttäuschende Messung einer Schlittelwanderung

Mein neues kluges Telefon, stelle ich mehr zufällig fest, zählt im Hintergrund jeden Schritt, den ich mache (mit dem standardmässig installierten, mich wenig überzeugenden „Health“). Jemand empfiehlt die Tracker-App Moves. Ich teste sie bei nächster Gelegenheit, einem Ausflug in die Berge. Am ersten Tag bin ich ganz zufrieden: 18’328 Schritte, 13.8 km, 626 Kalorien. Am zweiten Tag geht es zu Fuss von 1’800 auf 2’600 m.ü.M. und auf dem Schlitten retour auf 1’200 m.ü.M. Moves interpretiert meine Langsamkeit im Steilhang als Verkehrsmittel, die gemächlicheren Schlittelpartien als Gehen und die rasanteren als Fahrradfahrt.

Enttäuschende Messung einer Schlittelwanderung.

In der Kalorienberechnung bleiben die Höhenmeter unberücksichtigt; anders kann ich mir die Niedrigkeit der Angabe (428) nicht erklären. Ich bin enttäuscht ob der limitierten Klugheit der Technik. Analoge Messgrössen bleiben bis auf weiteres meine Favoriten: Muskelkater und Hunger.

Franziska Nyffenegger

08. März 2015

Früher hätten sie für sowas noch einen Hubschrauber gebraucht

In Lake Worth, Florida findet ein Reggae-Festival statt. Wir sind im Urlaub und bleiben auf dem Heimweg vom Strand vor dem mannshohen Zaun stehen, um dem bunten Treiben zuzuschauen. Erst nach einigen Minuten bemerken wir die kleine, schwarze Drohne, die in der Luft schwebt und sich

in mal kleineren, mal größeren Kreisen über das Gelände bewegt. “Die filmt ganz sicher,” sage ich, “früher hätten sie für sowas noch einen Hubschrauber gebraucht.”

Meine Verwandten, alle deutlich über sechzig, staunen begeistert. Sie fangen an, der Drohne zu winken und diese fliegt (Zufall?) tatsächlich auf uns zu, bleibt einige Meter vor dem Zaun ein paar Sekunden stehen, bevor sie abdreht und sich wieder dem Festivalgelände widmet. Sie kommt mir vor wie ein riesiges Insekt mit Bewusstsein.

Übrigens war die Drohne deutlich näher, als es auf dem Foto den Anschein hat – und auch ein wenig größer.

Maya

8.3.2015

Das Social-Media-Tier kommt zu Besuch. Aber was will es?

Aus der Küche dringt ein Geräusch. Ich sehe nach und finde ein mausartiges Tier. Es starrt mich an und benimmt sich nicht schüchtern. Aus der Nähe ist es doch keine Maus, sondern größer, eher ein Flughörnchen. Eigentlich wollte ich es rauswerfen, aber jetzt klammert es sich vorne an meinen Pullover, ich füttere es mit Käsestückchen und Cocktailtomaten und poste Fotos davon. Wie sich herausstellt, ist genau das die Idee: Es ist ein Social-Media-Tier. Es geht von Haushalt zu Haushalt, vielleicht schickt man es auch zu bestimmten Leuten. Nur wofür es wirbt, ist nicht klar. Für eine Zoohandlung? Oder ist es selbstständig?

Kathrin Passig

8.3.2015

Bezahlverfahren in Berlin, eine Feldstudie

Ich verlasse mit André Spiegel ein Berliner Café, in dem man mit der EC-Karte bezahlen konnte. Am Trinkgeldgeben bin ich gescheitert, weil ich bei der Kartenzahlung nie dran denke, dass man das ja rechtzeitig sagen muss, und nur Schweizer Franken in der Tasche habe. Wir reden über Bezahlverfahren. Ich habe in den Niederlanden gerade drei Wochen lang ausprobiert, wie das ist, wenn man fast alles mit der Karte bezahlt. Das Kleingeld, sage ich, fehle einem eigentlich nur, wenn Bettler danach fragten (was mir in Rotterdam allerdings nur ein einziges Mal passiert ist – vermutlich aus gutem Grund). André, der in den USA ebenfalls ein bargeldloses Leben führt, ergänzt: Zimmermädchen im Hotel und Musiker in der Subway.

Wir kommen an einer Eckkneipe vorbei, in deren Fenster ein Aufkleber hängt, dass keine EC-Kartenzahlung möglich ist. Das sei vermutlich schon ein gutes Zeichen, das baldige Einführung der Kartenzahlung ankündige, sage ich. Vor der Lösung muss schließlich erst mal das Problembewusstsein kommen. Dass man diesen Aufkleber vorgedruckt kaufen kann, ist wiederum vielleicht kein so gutes Zeichen.

Zweihundert Meter weiter werden wir von jemandem angesprochen, der gern Geld hätte. „Wir haben kein Kleingeld“, sagt André. „Lüg doch nicht!“, sagt der Mann, und dreht sich schon währenddessen weg, mit so wenig wahrheitsliebenden Geschöpfen wie uns diskutiert er doch gar nicht erst. „Schweizer Franken hätte ich“, rufe ich ihm noch hinterher.

Im Laufe des Tages wird André noch zweimal versuchen, mit seiner Kreditkarte zu bezahlen, was bei den Gastronomen auf Unverständnis stößt. Im ersten Laden wird überhaupt nur Barzahlung akzeptiert, im zweiten nimmt man immerhin meine EC-Karte. Der Kellner geht mit dem Kartenlesegerät vor die Tür und steht dort eine Minute lang herum.

„Klingt jetzt komisch, aber es startet schneller, wenn's draußen ist", sagt er bei seiner Rückkehr.

Zum Abschied schenke ich André ein Papierticket für die U-Bahn, denn mit seiner Kreditkarte bekommt er bestimmt keins, und ich habe ja jetzt wieder welche.

Kathrin Passig

9.3.2015

Aus zwei Menschen wird einer. Ich wünsche mir ein ganz normales Telefon mit Hörer zurück

Ich habe einen Freund mit einem gewöhnlichen Namen. An dieser Stelle nenne ich ihn mal Matthias Schröder. Er hat ein Mobilphone und eine kostenlose E-Mail-Adresse. Im Internet ist er eher nicht zu finden. Er bloggt nicht, er twittert nicht, er hat keine eigene Website, und ob er bei Facebook ist, hat mich nie interessiert. Als angestellter Arzt in einem Kleinstadt-Krankenhaus und Vater von drei Kinder hat er manchmal spätabends Zeit für ein Telefonat. Das ist schön, denn so halten wir Kontakt. Wir sehen uns selten.

Ich habe auch ein Mobilphone, seit nunmehr 16 Jahren. Seit gut einem Jahr habe ich sogar ein Smartphone, ein Nokia 920. Und seitdem bin ich manchmal sehr unglücklich. Ungefähr jedes Mal, wenn dort ein Update eingespielt wird. Heute könnte ich heulen.

Anders als mein Freund Matthias twittere ich. Und folge dort einem sympathischen Lokalpolitiker mit dem gleichen Namen wie mein Arzt-Freund. Also nenne ich ihn hier ebenfalls Matthias Schröder. Heute nun das letzte Update. Und auf meinem Smartphone strahlen mich in meiner Kontaktliste da und dort freundliche Gesichter an. Das ist neu. Wo kommen plötzlich die Bilder her? Und warum ist nur bei einigen Namen ein Foto? Es dauert mehr als einen Moment, bis ich kapiere: Das sind die Profilbilder von Leuten, denen ich auf Twitter folge! Aber was haben die in meinem Telefonbuch zu suchen? Immer noch irritiert scrolle ich durch die Kontaktliste, bis ich bei meinem Freund Matthias Schröder lande. Huch, wie sieht der denn jetzt aus? Andere Frisur? Bisschen runder geworden? Ich will das Bild vergrößeren und klicke auf den Namen. Und bin überrascht: Zwei Mobilnummern (ich kenne nur eine, aber die natürlich nicht auswendig), zwei E-Mail-Adressen und eine Website á la www.vorname-nachname.de. Und dann wird mir klar: Stopp

– hier läuft gerade was richtig falsch! Dieses blöde Update hat in meiner Kontaktliste einfach aus dem Arzt Matthias den Lokalpolitiker Matthias gemacht. Mein Freund ist weg!

Das ist der Moment, in dem ich Smartphone und Windows und Twitter und Internet am liebsten sofort und unwiderruflich aus meinem Leben löschen möchte. Das ist auch der Moment, in dem ich nichts weiter als ein abgegriffenes kleines privates Telefonbüchlein und ein ganz normales Telefon mit Hörer will – so wie 1989, als Matthias und ich uns kennenlernten.

Erst am Abend habe ich mich soweit beruhigt, dass ich mich durch die Einstellungen klicken kann, bis ich an den richtigen Stellen lande. Nun kann ich „zwei Kontakte mit dem selben Namen“ trennen. Mein Matthias ist wieder da! Mir fällt ein Stein vom Herzen. Und ich kann sogar die Funktion deaktivieren, die mir automatisch Profilbilder und weitere Daten über Twitter in meine Kontaktliste spült. Den Lokalpolitiker Matthias lösche ich mal schnell aus meinen Kontakten. Ich brauche seine Mobilnummer nicht, egal, wo die hergekommen ist. Aber ich folge ihm weiterhin auf Twitter. Und meinen Matthias rufe ich nachher mal wieder an.

Janne Klöpper

8. März 2015

Aus der Leseprobe wird ein ganzes Buch. Und ich kann dabei zusehen

Ich lese ein Buch. Genauer gesagt diese Leseprobe auf dem Kindle. Am Ende angekommen bin ich zwar nicht überzeugt, dass es ein gutes Buch ist, aber immerhin enthält es gute Sätze und haltlose Behauptungen, was will man mehr. “Probably bullshit, but maybe bullshit worth thinking about”, denke ich, und kaufe das E-Book nebenan im Macbook bei Amazon. Gerade will ich zurück ins Menü des Kindle gehen, um von der Leseprobe ins Buch zu wechseln, da geschieht dieser Prozess automatisch. Die Leseprobe verwan-

delt sich vor meinen Augen in das Buch. Wo eben noch “hier geht es nicht weiter” oder so stand, folgen jetzt 200 weitere herrliche Seiten mit sicherlich komplettem Quatsch über Tiere und Natur und Indianer und Buddhismus. Wenn das schon immer so war[1], dann habe ich es verpasst. Aber großartig ist es trotzdem.

Aleks Scholz

8.3.2015

Leren pinnen[1]

Vor einer Woche bin ich von den Niederlanden zurück nach Deutschland gezogen. Ein im Alltag spürbarer Unterschied zwischen den Ländern ist, dass Kartenzahlung in den Niederlanden wesentlich gängiger ist. Im Jahr 2013 fanden in Deutschland rund 2,5 Milliarden Zahlungen mit Bankkarte statt (sagt Die Deutsche Kreditwirtschaft); in den Niederlanden waren es im selben Zeitraum 2,66 Milliarden (sagt die Betaalvereniging Nederland). Umgerechnet auf die Einwohnerzahlen bedeutet das, dass statistisch gesehen jeder Deutsche etwa 30 Mal in diesem Jahr mit Karte bezahlt hat und jeder Niederländer knapp 160 Mal ›gepind‹ hat. Dieser Unterschied schlägt sich in zwei Punkten nieder: erstens in der Zahl der Verkaufsstellen, die überhaupt Kartenzahlung akzeptieren, zweitens in der Bequemlichkeit, mit der die Zahlungen ablaufen. Bis 2010, als ich aus Deutschland wegging, hatte Kartenzahlung für mich praktisch keine Rolle gespielt. Ich werde irgendwann mal was mit Karte bezahlt haben, aber erinnere mich, ehrlich gesagt, nicht mehr

1. Anm. d. Red.: Ungefähr seit November 2014.
1. Zu Deutsch: ›Lernen, mit der Karte zu bezahlen‹. Betrachtungen im Geiste der Sapir-Whorf-Hypothese über den Zusammenhang zwischen der Länge des sprachlichen Ausdrucks und der empfundenen Bequemlichkeit der Handlung werden hier nicht angestellt (schade eigentlich).

dran. In den Niederlanden habe ich zuletzt beinahe alles mit Karte bezahlt – eine Gewohnheit, die ich in Deutschland fortzusetzen versuchen wollte. Ich wusste ja, wie es geht.

Dachte ich. Es gibt vier Arten und Weisen, eine Bankkarte in so ein Lesegerät zu schieben. In den Niederlanden bin ich praktisch nur der Art und Weise begegnet, bei der der Magnetstreifen auf der Karte vom Betrachter wegzeigt (also nach unten oder hinten, je nach Positionierung des Kartenschlitzes) und der Chip in der Karte im Lesegerät verschwindet. Bei meiner ersten Kartenzahlung in Deutschland – im Tedox-Baumarkt – habe ich es daher so versucht: »Andersrum«, sagte die Kassiererin. Ich drehte die Karte so, dass der Chip sich nun nicht mehr im Gerät befand, aber der Magnetstreifen weiterhin von mir wegzeigte. »Nee, noch anders.« Jetzt zeigte der Magnetstreifen zu mir. Immer noch falsch. Schön, dass niemand hinter mir in der Kassenschlange war, während ich – Kartenzahlungsexperte (NL) – alle vier Arten, eine Karte in ein Lesegerät einzuführen, ausprobierte. Ich lernte: Chip im Gerät (macht Sinn), Magnetstreifen nach oben. Nach Eingeben meiner PIN war der metallene Papierkorb bezahlt. Aufgrund von Vorkommnissen wie diesem, so lernte ich später, ist der Kartenleser in einigen Geschäften zum Kassenpersonal, nicht zum Kunden gerichtet. Man übergibt dem Mitarbeiter seine Karte, der sie korrekt ins Gerät schiebt und anschließend dem Kunden das Gerät zudreht – ein archaisch anmutendes Verfahren.

Zweiter Versuch im Penny. Der Versuch, das Gelernte anzuwenden, scheiterte. Chip im Gerät und Magnetstreifen nach oben war falsch. Hier musste der Streifen wieder nach unten zeigen. Dafür wurde ich von einem ›Transaktion erfolgt, Karte entnehmen‹ (oder dergleichen) auf dem Terminal überrascht, bevor ich meine PIN hatte eingeben können. Da es nur um ein paar Euro ging, kam in mir der Verdacht auf, dass es hier vielleicht möglich ist, bis zu einem bestimmten Betrag ohne jegliche Bestätigung durch die PIN mit Karte zu bezahlen. Mir erschien das immer eine clevere Idee. War aber hier nicht der Fall. Die Kassiererin nahm nämlich meine Karte an sich und bat mich um eine Unterschrift. Das hatte ich vor Jahren mal bei meiner Mutter gesehen, dass sie bei der Kartenzahlung unterschreiben musste. Ich un-

terschrieb, die Kassiererin drehte meine Bankkarte, um die Unterschrift abzugleichen. Auf der Rückseite befand sich: nichts. Ich hatte die Karte des deutschen Kontos, das ich während meiner Zeit in den Niederlanden hatte weiterlaufen lassen, zugeschickt bekommen, aber nie genutzt und daher vergessen, auf der Rückseite zu unterschreiben. »Dann bräuchte ich Ihren Personalausweis.« Außer meinem Schlüssel und der nicht unterschriebenen Karte hatte ich nichts dabei. Nach etwas peinlichem Hin und Her mit Entschuldigungen meinerseits und dem Angebot, das Wasser und die Küchenrolle stehen zu lassen, um meinen Ausweis zu holen, ließ die Kassiererin € 2,49 gerade sein und es bei einer Ermahnung bewenden: »Aber denken Sie dran, auf der Karte zu unterschreiben! Sonst räumt Ihnen einer das Konto leer!« Dieses Mal waren leider Leute hinter mir in der Schlange gewesen. Immerhin blieb die angenehme Erfahrung: Weder hier noch im Baumarkt, wo ich auch nur Kleinkram gekauft hatte, war es ein Problem, einstellige Beträge mit Karte zu bezahlen. Ich erinnere mich noch an die Schilder: »Liebe Kunden, leider können wir Ihnen Kartenzahlung erst ab x Euro anbieten.« Seit meiner Rückkehr habe ich von denen noch keines gesehen. Stattdessen bieten einige deutsche Supermärkte – zumindest Penny und Rewe – seit, wie ich nachlas, mehreren Jahren die Möglichkeit, bei einer Kartenzahlung ab 20 Euro zusätzlich Bargeld (100 oder 200 Euro) auszuzahlen. In den Niederlanden habe ich das noch nie gesehen, aber warum auch, wenn man ohnehin praktisch überall direkt mit Karte zahlen kann?

Dritter und vierter Versuch im HIT-Supermarkt. Ich weiß nicht mehr, wie herum ich die Karte ins Lesegerät stecken musste, aber es war auf Anhieb richtig. Auch hier war keine Eingabe der PIN erforderlich, sondern eine Unterschrift, wobei es mich unwesentlich beleidigte, dass die Kassiererin sich nicht die Mühe machte, den Krakel auf dem Kassenzettel mit dem gewissermaßen jungfräulichen Krakel auf meiner Karte abzugleichen. Die Warnung der anderen Kassiererin, mir könne ja einer das Konto leerräumen, hatte im Kontext einer Bezahlung in Höhe von €2,49 fast lächerlich geklungen, aber in diesem anderen Supermarkt ging es um das Zehnfache (und woanders vielleicht um das Hundertfache). Die Verifikation über die Unterschrift ist

daher aus meiner Sicht eine der schlechtesten Möglichkeiten: Sie ist zum einen langsam, weil das Kassenpersonal erst nach einem meist in irgendeine Ritze gerutschten Kuli suchen muss und anschließend die beiden Unterschriften verglichen werden müssen. Zum anderen ist sie unsicher, weil diese graphologischen Blitzgutachten ungefähr die Zuverlässigkeit der Antwort auf die Frage ›Ist die Karte auch ehrlich echt Ihre eigene?‹ erreichen. Bei meinem zweiten Besuch in demselben Supermarkt wartete ich also erneut brav auf den Kuli, als der Kassierer sagte: »Sie müssen Ihre PIN eingeben!« Oh! Verfahren geändert seit meinem letzten Besuch? Nein, sagte er, manchmal müsse man unterschreiben, manchmal die PIN eingeben. Er wisse nicht, wann man was machen müsse, vielleicht Zufallsprinzip. Wenn ja: Warum? Die PIN-Eingabe ist natürlich auch nicht 100-prozentig sicher – Stichwort: Shouldersurfing. Verliert man seine Karte auf der Straße, bietet das PIN-Verfahren allerdings mehr Schutz als die Unterschrift, die als Übungsvorlage auf der Karte selbst steht.

Von Anfang an besser als meine Fähigkeiten bei der eigentlichen Zahlung waren meine Einschätzungen, wo man mit Karte bezahlen konnte und wo eher nicht. Die erwiesen sich nämlich als weitgehend korrekt. In den Niederlanden wäre ich nur bei fliegenden Händlern oder Marktständen skeptisch, ob Kartenzahlung akzeptiert wird (obwohl auch hier immer mehr ›pinautomaten‹ auftauchen). In Deutschland stehen die Chancen auch bei Kiosks und kleinen Einzelhändlern, etwa Bäckereien, schlecht (obwohl ich gerade hier das Gefummel mit dem Kleingeld immer am nervigsten finde). Verschätzt hatte ich mich bei einem in einen Supermarkt integrierten Lotto- und Tabakladen, der auch als Postfiliale fungiert. Praktischerweise befindet sich in diesem Supermarkt auch ein Geldautomat, den ich nach wie vor unfallfrei bedienen kann. An diesem Punkt war der Lernprozess ohnehin so weit gediehen, dass ich wieder in der Lage war, Kartenzahlungen an der Kasse durchzuführen, ohne den Betrieb im Vergleich zu einem fehlsichtigen 90-Jährigen, der ganz sicher ist, 67 Cent klein zu haben, eher mehr als weniger aufzuhalten. Das bedeutet aber nicht, dass die Welt der Kartenzahlung nicht noch zumindest linguistische Überraschungen für mich bereithielt, zum Bei-

spiel im Karstadt, wo ich natürlich mit Karte bezahlen konnte. Die Ware war gescannt, der Betrag war genannt, ich zückte meine Karte, die Verkäuferin sprach: ›Mit Kärtchen?‹ bzw. [ˌmɪt ˈkɛχtʃn̩] (wir befinden uns am Niederrhein). Ich grinste über das unerwartete Diminutiv, steckte die Karte richtigherum ins Lesegerät, gab meine PIN ein und war zufrieden.

Christopher Bergmann, zuerst veröffentlicht bei isoglosse.de

2015

Die Einsamkeit eines Schallplattenspielers

Ich möchte kurz die Musikdiskussion von neulich hier im TT mit meinem eigenen Konsum ergänzen:

Seit ich herausgefunden habe, dass Spotify für Studierende nur fünf Euro im Monat kostet, läuft es bei mir fast 24/7. Mit einem großen Allerdings:

Allerdings kaufe ich mir noch oft Musik auf physischem Tonträger. Und zwar ausschließlich auf Vinyl. CDs fand ich immer schon ästhetisch völlig indiskutabel. Früher oder später kaufe ich mir deswegen von vielen Bands, die ich höre, das Album, das ich gerade höre, auf Schallplatte.

Ich verstehe auch gar nicht, warum sich Leute heutzutage noch etwas anderes als Vinyl kaufen. Bei Vinyl gibt's das ganze Paket: wunderschöne Schallplatte plus so gut wie immer einen Downloadcode, um das Album als mp3 herunterzuladen, plus hin und wieder sogar noch das Album als CD beiliegend. Nicht zu vergessen das haptische Erlebnis der Hülle, des Booklets usw.

Es gibt allerdings zwei Punkte, die mich davon abhalten, Schallplatten auch wirklich abzuspielen: Eine Seite einer 12ßpielt etwa 20 Minuten. Es ist mir aber zu mühselig, alle 20 Minuten die Platte umzudrehen und/oder den Tonarm neu aufzusetzen. Spotify läuft einfach auf Repeat stundenlang durch. Außerdem besitze ich seit einiger Zeit keinen funktionierenden Plattenspieler mehr. Ich kaufe also die Vinylplatten, packe sie aus, freue mich

wie ein kleines Kind (ganz wie in diesem bekannten Charlie-Brown-Comic), katalogisiere sie bei Discogs – und stelle sie anschließend ins Regal und höre die Musik aus Spotify.

Ich besitze also mittlerweile eine beachtliche Anzahl an Schallplatten, die noch kein einziges Mal gespielt wurden und vielleicht auch nie gespielt werden.

Sebastian Riehm

09.03.2015

Spaß mit zerbrochenen ec-Karten. Fortsetzung folgt

Meine ec-Karte (von einer Sparkasse) ist zerbrochen. Mitten durch den Chip. Mit Sparkassenkarten ist das so eine Sache, man bekommt sie nur bei der zuständigen Filiale, bei der man auch das Konto eröffnet hat, und die ist nicht an meinem Wohnort.

Die an meinem Wohnort befindliche Sparkassenfiliale kann nichts für mich tun, weil sie strenggenommen auch eine gänzlich andere Bank sein könnte, vom Merkur oder so, und nur irgendwie zufällig dasselbe Logo hat wie meine Zentralfiliale. Sparkassenfilialen können untereinander nicht einmal telefonieren, hat man den Eindruck. Ein Umstand, der mich im Zeitalter von Onlinebanking nach wie vor extrem irritiert.

Leider kostet mich die neue Karte zum einen Geld, zum anderen müsste ich sage und schreibe 40 km dafür fahren, um sie abzuholen, und das tue ich nicht. Zuschicken könne man mir meine neue Karte keinesfalls, ich müsse persönlich in der Filiale aufkreuzen.

Ich will das Geld nicht bezahlen und nicht reisen, nicht für eine ec-Karte, also klebe ich sie. Mit Tesa. Spurlos. Wofür habe ich ein Präzisionshandwerk erlernt.

Am Automat habe ich aber so viel Angst, dass sie steckenbleiben könnte, dass ich fortan die Karte meines Geschäftskontos für meine Einkäufe verwende, und so ein heilloses Steuererklärungsdurcheinander schaffe.

Am TAN-Generator funktioniert sie übrigens problemlos, so kann ich wenigstens meine schriftlichen Rechnungen bezahlen.

Seit zwei Jahren geht das so, die Karte ist glaube ich noch bis 2017 gültig. Dann bekomme ich eine neue. Zugeschickt. Da geht das dann plötzlich.

Pia Ziefle

09.03.2015

Box ist wie Dropbox. Fast

In der Arbeit sind alle Arbeitsdateien auf Box, einem Cloudanbieter, der sowas wie Dropbox ist, lediglich weniger Funktionen hat, weniger verlässlich ist, dafür aber Geld kostet.

Arbeitete ich konsequent mit dem System, müsste ich
- im Browser jede Datei zum Bearbeiten im Editiermodus öffnen, der die lokale Software verwendet,
- dabei besser mal das Kästchen „Lock file to prevent others from modifying it“anklicken,
- bei jedem Zwischenspeichern abwarten, dass die Meldung “is being saved to box” zu “successfully saved to box“ wird (Missachtung dieses Abwartens kann schon mal zum Verlust aller Änderungen führen),
- zum E-mailen der Datei als Anhang selbige erst mal auf meine Festplatte herunterladen,
- zum Ablegen zugemailter Dateien diese irgendwo lokal speichern und dann manuell in Box hochladen.

Weil das sehr umständlich wäre, habe ich lokal das Programm Box Synch installiert. Alle Ordner und Dateien, mit denen ich regelmäßig arbeite (und bei mir als Teamassistentin sind das praktisch alle), habe ich auch lokal;

sie werden automatisch mit den Inhalten von Box synchronisiert. Falls das System nicht mal wieder vergessen hat, dass Unterordner von synchronisierten Ordnern automatisch ebenfalls synchronisiert werden. Ich habe gelernt, regelmäßig die gesamte digitale Ablage nach neuen Unterordnern zu durchforsten, die kein Synchronisationssymbol tragen, und deren Synchronisation manuell anzuschubsen.

Der Haken: Die Synchronisation findet nicht zeitgleich statt, sondern bloß etwa alle 15 Minuten. Das dauert mir oft zu lange. Wenn ich also Kolleginnen (von denen die meisten nicht im selben Büro arbeiten wie ich) neue oder aktualisierte Dateien über Box zugänglich machen will, lade ich sie manuell hoch.

Das wiederum bringt Box / Box-Synch aus dem Konzept: Beim nächsten Synchronisieren diagnostiziert das System eine Doppelung, lädt die Datei dennoch hoch, benennt sie aber um. Praktischerweise wird mir das per Fehlermeldung mitgeteilt, ich lösche die unbenannte Doppeldatei dann manuell.

die Kaltmamsell

März 2015

Es gibt ein Gespenst, das frisst Taschentücher. Oder halt Akkus

Ich hab schon wieder überall gesucht.

Die Uhr ist stehen geblieben und braucht als logische Konsequenz eine neue Batterie. Wir verwenden Akkus. AA und AAA haben wir vorrätig. Reichlich. Ab und zu kaufen wir neue. Auf unerklärliche Weise verschwinden die Batterien nämlich. Es liegt nicht daran, dass wir ständig neue Uhren / Taschenlampen / Fernbedienungen / Telefone kaufen. Es liegt daran, dass heutzutage keiner mehr Stofftaschentücher benutzt.

Von Christian Morgenstern gibt es ein Gedicht, das da heißt: Es gibt ein Gespenst, das frisst Taschentücher.

Nun wissen wir alle, was Evolution ist und was passiert, wenn eine Nahrungsquelle wegfällt: Man sucht sich eine neue. Genau das hat das Taschentuchgespenst in unserem Haus getan und vertilgt nunmehro unsere Akkubatterien in einem solchen Tempo, dass ich gefühlt öfter Akkus kaufe, als es mit normalen Batterien jemals nötig wäre.

Beim Aufräumen habe ich neulich alte Stofftaschentücher gefunden. Ich werde sie als Köder auslegen.

Gesa Füßle

9.3.2015

Jetzt weiß ich auch, wozu der CD-Schlitz gut ist

Damit ich meinen Spotify-Account über das iPhone im Auto nutzen, damit ich also über das Autoradio die gestreamte Musik hören kann, habe ich mir ein Bluetooth-fähiges Autoradio einbauen lassen. CDs sind bei mir abgeschafft. Aber das neue Radio hat trotzdem einen CD-Player. Jetzt weiß ich auch, wozu der gut ist: Ich habe eine Halterung für das iPhone geschenkt bekommen, die im CD-Schlitz befestigt wird.

Kerstin Hoffmann

9. März 2015

Wieder ein Beispiel, wie das Internet Leute mit auch den abwegigsten Wünschen zusammenbringt

Vor einem Dreivierteljahr kaufte ich mir bei Amazon zwölf alte Apfelkisten, um mir daraus ein Bett zu bauen. Ich drehe die Apfelkisten auf den Kopf, lege sie aneinander auf den Fußboden, Matratze drauf, Bett fertig. Seitdem schlafe ich auf den Apfelkisten. Es ist ein hervorragendes Bett, solange man nicht darauf herumspringt und sonstige wilde Dinge im Bett veranstaltet. Am besten: Man kann das Bett in drei Minuten komplett auseinandernehmen, und dann sind eben nur Apfelkisten übrig. Man könnte Äpfel darin lagern! Oder Atomsprengköpfe!

Heute erhalte ich von Amazon eine E-Mail. Amazonkunde Sam möchte wissen, ob die Apfelkisten sich dafür eignen, ein Bett zu bauen. "Do you think they will be sturdy enough?" Die Frage stammt aus der Rubrik "Customer Questions and Answers", die seit einiger Zeit an manchen Artikeln dranhängt. Die Software von Amazon weiß natürlich nichts über meine Schlafgewohnheiten, sie weiß nur, dass ich die Kisten besitze. Das ist wieder ein Beispiel, wie das Internet Leute mit auch den abwegigsten Wünschen zusammenbringt. Ich weiß, wie abwegig es mir vorkam, als ich die Idee hatte. Dass jemand anders auch erst auf die Idee und dann auf das Produkt stößt, ist, ich weiß auch nicht.

Zum Schlafen sind die Kisten eindeutig sturdy enough, teile ich Sam und allen anderen Amazonkunden mit. Wenige Stunden später melden sich noch sechs weitere Apfelkistenkäufer zu Wort. Die meisten sind eher skeptisch.

Aleks Scholz

9.3.2015

Man braucht eine Kamera nur zum Fotografieren des Handys. Kerstin Hoffmann weiß die Lösung

Kerstin Hoffmann: Für diesen Beitrag brauchte ich übrigens zwei Smartphones, mein iPhone, das auf dem Bild ist – und das andere war ein Android. Fast schon wieder einen eigenen Beitrag wert. Aber nur fast.
Ich: Das Problem habe ich auch oft. So gern würde ich die Schweizer Bahnschaffner dabei fotografieren, wie sie mit ihrem iPhone meinen Fahrschein-QR-Code von meinem Android-Handy lesen, aber ach, es geht ja nicht. Nicht mal das Handy vom Schaffner kann ich mir dafür leihen.
Kerstin: Einfach eine kleine Kamera mitnehmen fürs nächste Mal. Man muss dann halt nur vorher dran denken.
Ich: Ja, aber dann muss ich die Kamera ja wieder immer dabeihaben. Zugegeben, ich habe mir das auch schon gedacht. Wahrscheinlich mache ich es sogar. Eine Kamera für den einzigen Zweck, damit das Handy zu fotografieren.
Kerstin: Hast du kein Pad dabei?
Ich: Verdammt, das iPad! Daran habe ich gar nicht gedacht.
Kerstin: Sieht zwar blöd aus, aber mit dem iPad oder einem anderen Tablet kann man auch fotografieren.
Ich: Jaja, klar. Danke für die Beratung.

Quelle: Facebook Messenger

Kathrin Passig

9.3.2015

Meine Fotos schicke ich mir per Mail

Fotos, die ich vom iPhone auf den Laptop ziehen möchte, schicke ich mir meistens selbst per Mail, weil ich das für die einfachste Lösung halte. So einfach ist diese Lösung aber gar nicht, weil meine hauptgenutzte Mailapp, Googlemail, keinen Bildupload unterstützt. Das ist der einzige Grund, weshalb ich die iPhone-Mailapp nutze. Seit kurzem muss ich das aber nicht mehr, weil Googlemail endlich zulässt, dass man aus der App Bilder verschicken kann.

ellebil

10.03.2015

Der Papst ist am Telefon

Ein guter Freund, mit dem ich auch einige Jahre in einer Firma zusammen gearbeitet habe, und ich kommunizieren regelmäßig via Google Talk. Wenn es zu kompliziert wird, greifen wir allerdings zum Telefon. Haben wir uns zuvor tippenderweise über unsere gemeinsame Zeit in der alten Firma unterhalten, melde ich mich gern mal mit dem Namen meines früheren Chefs am Telefon, sobald Dank Rufnummernanzeige die Nummer meines Freundes im Display erscheint. Nun erschwert das Display meines Büroapparats das Erkennen der Nummer allerdings dadurch, dass es einige Pixelfehler aufweist oder gleich ganze Reihen des Displays ausfallen.

Wir unterhalten uns über die Kirchensteuer, und es wird kompliziert. Das Telefon klingelt, und es erscheint eine Nummer im Display, die mir trotz einiger blinder Stellen prompt bekannt vorkommt, was schon daran liegt, dass die Vorwahl der Nummer meines Freundes eher selten ist.

Ich greife zum Hörer und melde mich mit “Hier ist der Papst.” Schweigen am anderen Ende der Leitung. Nach einigen Sekunden kommt dann doch ein Glucksen und Räuspern aus dem Hörer, und es meldet sich leicht verwirrt ein alter Bekannter, der im gleichen kleinen Städtchen wie mein Freund wohnt. Ich kläre die Situation dann nach ein paar Minuten, die ich den alten Bekannten im Unklaren lasse, auf.

Markus Winninghoff

10.3.2015

Die Postleitzahlen von Wien

Ich brauche die Postleitzahl einer Adresse in Wien. Ich google *postleitzahlen wien*. Der erste Googletreffer teilt mir mit, dass Wien ganz schön viele Postleitzahlen hat. Wenn ich eine davon anklicke, erfahre ich:

Der zweite Googletreffer trägt den Titel „Wien – PLZ Suche Deutschland“, das kommt mir unseriös vor. Der dritte ist der Wikipedia-Eintrag „Postleitzahl (Österreich)“. Der vierte sieht verheißungsvoll aus: Postleitzahlen für Wien – Finden Sie schnell eine Wiener PLZ. Und wenn ich jetzt wüsste, ob die Adresse, deren Postleitzahl ich brauche, in „Innere Stadt Wien“ oder in „Rudolfsheim-Fünfhaus“ oder irgendeinem anderen der zugegeben wohlklingenden Wiener Stadtteile liegt, wäre mein Problem gelöst. Die Wiener wissen so was

sicher, sie gehen in Gesprächen mit Nicht-Wienern ja auch immer selbstverständlich davon aus, dass man weiß, wo ihr fünfter Bezirk aufhört und der achte anfängt. Wahrscheinlich glauben sie gar nicht ernsthaft daran, dass es so was überhaupt gibt, Nicht-Wiener.

Alle Wiener Postleitzahlen

1010 Innere Stadt Wien	1090 Alsergrund	1170 Hernals
1020 Leopoldstadt	1100 Favoriten	1180 Währing
1030 Landstrasse	1110 Simmering	1190 Döbling
1040 Wieden	1120 Meidling	1200 Brigittenau
1050 Margareten	1130 Hietzing	1210 Floridsdorf
1060 Mariahilf	1140 Penzing	1220 Donaustadt
1070 Neubau	1150 Rudolfsheim-Fünfhaus	1230 Liesing
1080 Josefstadt	1160 Ottakring	

Dann fällt mir wieder ein, wie es geht, und ich gebe die Adresse bei Google Maps ein. Irgendwann wird man einfach alles mit Google Maps machen. Weil sie bei Google nämlich eingesehen haben, dass die meisten von uns keine Wiener sind.

Kathrin Passig

11. März 2015

MRT Dancefloor

Ich gehe zum MRT. Ich fange an, ein bisschen zu tanzen und frage, ob diese Tanzmusik immer abgespielt wird, um die Patienten zu entspannen. Verständnisloser Blick. Dann die Erklärung: Das Gerät machte diese “Musik”.

Nach der Untersuchung frage ich, ob ich das Geräusch mit meinem Mobiltelefon aufnehmen darf. Theoretisch ja, aber man übernehme keine Garantie, dass das Telefon danach noch funktioniert. Man darf eigentlich keine elektronischen Geräte in den Raum nehmen. Magnetstreifen beispielsweise werden automatisch gelöscht. Ich verzichte auf die Aufnahme.

Rodrigo Witzel

11. 3. 2015

Tablets sind auch nur große Telefone. Damit ein Telefon zu ersetzen, geht aber nur auf Umwegen

Meine Frau ist auf Dienstreise. Auf der Hinfahrt kommt ihr Handy abhanden – geklaut, verloren, man weiß es nicht. Zum Glück ist das Tablet mit eigener SIM dabei – per Android Device Manager kann sie so immerhin das Handy fernlöschen und sperren.

Abends will sie wieder heim, dummerweise war der Termin im Nirgendwo Niedersachsens, wo sie zu stehen droht, bis der Zug nach Osnabrück kommt. Die Alternative ist, mit dem Taxi nach Osnabrück zu fahren und dort ebenso lang zu warten, aber immerhin in der gastronomisch erschlossenen Zivilisation. Die einschlägigen Taxi-Apps versagen, das Tablet ist softwareseitig um die Telefonfunktion beschnitten (denn eigentlich ist es ja nichts anderes als ein eben sehr großes Android-Telefon), und Telefonzellen (oder Passanten) gibt es in Sutthausen nicht.

Zum Taxi kommt sie dann doch noch, indem sie mich per Hangout anchattet, ich vom Sofa in Bonn aus die Taxizentrale Osnabrück google, anrufe und ein Taxi bestelle.

Felix Neumann

11.3.2015

Ein kleiner Pinguin rettet die Geschäftsgeheimnisse

Google Talk hat seit ein paar Tagen seinen Dienst eingestellt. Also nicht komplett, aber immerhin den Support für das kleine Prograämmchen, das man sich auf seinem Windows-Rechner installieren konnte, ohne Chrome zu benutzen.

Seit etlichen Jahren benutze ich GTalk in diesem Prograämmchen, um mit einem Freund und Kollegen über hunderte Kilometer hinweg auf beruflicher (manchmal auch auf privater Ebene) zu kommunizieren.

Damit ist nun Schluss. Er benutzt kein Chrome, will es auch nicht und Punkt. Google versucht dennoch, uns verzweifelt auf Hangouts umzupolen. Aber vergebens.

Mein Kollege schlägt Skype vor. Da kann man sich ja auch Nachrichten schreiben, ohne dass man sich anhören und vor allem anschauen muss. Ich stimme zu, auch wenn mir das Fenster nicht minimalistisch genug ist. Es wird Werbung eingeblendet, die Smilies sind unnötig groß und zwinkern einen auch noch an. Aber nun.

Seitdem erreichen mich öfter Nachrichten, die ich in keinen Zusammenhang mit den vorherigen Inhalten bringen kann. Ich lese öfter “Mist, falsches Fenster”. Er benutzt Skype auch in seiner Firma mit einer räumlich von ihm entfernten Filiale. Geschäftsgeheimnisse sind allerdings an mir vorüber gegangen. Er sagt, oder besser, schreibt, es sieht jetzt alles so gleich aus.

Um ihn aus seiner prekären Lage zu befreien, schlage ich vor, “Pidgin” zu benutzen, ein Prograämmchen, das mehrere Chat-Varianten gleichzeitig ausführt, auch GTalk. Es sieht auch ein bisschen aus wie das alte GTalk. Ich installiere es und stelle fest, dass sich Pidgin wie von Geisterhand an meinen seit Jahren nicht genutzen ICQ-Account erinnert. Ich frage mich, woher der kleine Pinguin das weiß.

Mein Freund und Kollege ist glücklich, dass er mich nun wieder deutlich von seiner firmeninternen Kommunikation unterscheiden kann.

Markus Winninghoff

12.3.2015

Ich habe bei GMail eine Sternschnuppe gesehen

Manchmal entdeckt man zufällig etwas, das einem wie eine Sternschnuppe vorkommt.

Ich habe zwei Tabs nebeneinander, in denen GMail geöffnet ist. Dass es GMail ist, erkenne ich am stilisierten Briefumschlag, dessen Klappe und Seiten das rote M abbilden.

Bis eben war die Klappe an sich noch recht deutlich in grau dargestellt.

Also genau genommen ist sie das noch, aber nur im älteren linken Fenster. Zwischen dem Zeitpunkt, als ich den ersten Tab öffnete, und dem Zeitpunkt, an dem ich den zweiten öffnete, scheint Google das Favicon geändert zu haben. Das rote M schwebt nun etwas dreidimensionaler über dem Umschlag, die grauen Linien sind jedoch verschwunden.

Kathrin Passig fragt im Techniktagebuchchat – nach dem obligatorischen Aufschreibegebot –, ob es eigentlich noch Umschläge mit dieser Faltung und Klebung gibt. Persönlich habe ich nur noch Luftpostumschläge in dieser Form im Schrank, alle anderen sind DIN C7 mit adhäsiver Beschichtung. Aber ich schreibe eh kaum noch echte Briefe. Was nicht per Mail, PDF oder Fax geht, wird immer weniger.

Das GMail-Logo ist also ein weiterer Skeuomorphismus, den nachfolgende Generationen vielleicht nicht mehr verstehen werden, so wie das Diskettensymbol zum Speichern einer Datei.

Volker König

März 2015

Onlineporto! Ohne altmodischen Stift! Aber dann doch nicht

Ich entschließe mich dazu, mein ca. 20 Jahre altes Schweizer Taschenmesser zum Hersteller zu schicken. Die Feder der Schere ist schon vor einigen Jahren gebrochen, und ich habe erst jetzt erfahren, dass ich genau für diesen Fall eine lebenslange Garantie habe, toll.

Ich stecke das gute Stück also in einen Umschlag und will es als Einwurfeinschreiben, sicher ist nun mal sicher, verschicken. Das zugehörige Porto werde ich online kaufen, das kenne ich schon von diversen Ebayverkäufen und ich bin geradezu begeistert davon, wie einfach das ist, sogar den Namen des Empfängers kann man online eingeben und muss nichts altmodisch mit so einem Stift auf die Sendungen kritzeln.

Ich surfe also zu post.de und wähle "Großbrief national" für 1,45 € aus. Der Sicherheit wegen, wie oben schon erwähnt, lasse ich mir "mehr Optionen zum Portokalkulator" anzeigen und wähle hier zusätzlich noch Einschreiben Einwurf aus. Macht zusammen 3,25 €, ein guter Preis.

Auch hier bei der Post kann ich, genauso wie bei DHL, den Namen und die Adresse direkt eingeben, klasse.

Doch ab jetzt wird es merkwürdig.

Ich kann meine Marke nicht so einfach bezahlen wie ich dachte. Ich habe zwar ein PayPalkonto, das interessiert die Post aber nicht. Um hier mit PayPal bezahlen zu können, muss ich erst ein PostPaykonto erstellen, in das ich

dann mein PayPalkonto einbinden kann. Ich erstelle also noch schnell ein PostPaykonto, was wie versprochen, da ich schon Packstationkunde bin, mit der Schnellregistrierung auch sehr gut funktioniert.

Bezahlen kann ich aber immer noch nicht. PostPay funktioniert erst ab 3,75 €, schade.

Ich sehe mir noch eine zweite Methode zum Bezahlen an, die Portokasse. Hier ist aber der Mindestbetrag, der einzuzahlen ist, mit 10 € doch etwas übertrieben für jemanden, der seit 10 Jahren nichts mit der Post, wohl aber mit DHL, versendet hat.

Ich packe alles ein und fahre zur nächsten Postfiliale, schreibe die Adresse und den Namen des Empfängers per Hand, und, ja, mit so einem Stift auf den Umschlag und stelle mich als ca. Siebter in der Schlange an. Irgendwann bin ich dran und erkläre, was ich möchte. Die Dame hinter dem Tresen steckt den Umschlag in ein Gerät, um die Dicke des Umschlags zu messen, sieht mich an und gibt mir zu verstehen, dass das mit 3,25 € leider nichts wird, zu dick.

Macht dann 4,20 €. Der Preis ist immer noch OK, aber der Aufwand ...

Ich zahle, sage danke und gehe.

Michael Hau

13.3.2015

Mein kleines Schlaflabor

Mehr aus Spaß als aus Notwendigkeit habe ich mir eine Überwachungskamera der Firma Foscam gekauft. Für die erste Testüberwachung positioniere ich die Kamera auf einem umgedrehten Blumentopf auf meinem Fensterbrett, damit ich sowohl mein Wohnzimmer als auch die Straße vor meinem Haus beobachten kann (die Cam ist fast 360° schwenkbar). Ich kann von jedem Rechner und sogar per App von meinem Smartphone aus auf den

Livestream zugreifen. Zudem ist eine Daueraufzeichnung möglich, die Videodatei wird dann wahlweise auf einen FTP-Server geladen oder auf SD-Karte gespeichert.

Vor dem Zubettgehen komme ich auf die Idee, mich selbst beim Schlafen zu filmen. Ich time die Videoaufzeichnung auf 0 bis 8 Uhr. Am nächsten Morgen möchte ich mir den Film anschauen, halte das allerdings keine fünf Sekunden durch: Zum einen bin ich übertrieben *self-conscious* und kann meinen eigenen Anblick nur schwer ertragen, zum anderen bin ich durch den Konsum sämtlicher Filme der „Paranormal Activity"-Reihe auf übernatürliche Schockmomente konditioniert – ich rechne fest damit, dass jeden Moment ein Geist hinter der hilflos im Infrarotlicht liegenden Gestalt (mir!) hervorwabern könnte. Ich lösche die Videodatei. Manche Dinge sollten besser vom gnädigen Mantel der Nacht bedeckt bleiben.

Torsten Gaitzsch

Seit 2014

Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen (am 1. Januar 1970)

... oder genau genommen, seit zum ersten Mal jemand im Techniktagebuch einen Beitrag geschrieben hat, der ein Datum vor dem 1.1.1970 trägt. Diese Beiträge werden nämlich mitnichten am 13. Juni 1943 einsortiert, im Oktober 1956 oder am 21. Januar 1967. Sie finden im Techniktagebuch alle gleichzeitig am 1. Januar 1970 statt. Einsteins Satz "Der einzige Grund für die Zeit ist der, dass nicht alles gleichzeitig passiert", war nicht nur so theoretisch dahingesagt, er hat praktische Relevanz.

Wenn Informatiker von Problemen hören, die mit dem 1.1.1970 zu tun haben, kichern sie und wissen, auf welche Art hier gepfuscht wurde. Die Unixzeit beginnt am 1.1.1970 um 00:00 Uhr, und offenbar haben die Tumblr-Entwickler zwar eine Rückdatieroption vorgesehen, aber nicht mit dem Techniktagebuch gerechnet. "Wer soll über etwas bloggen wollen, das vor 1970 passiert ist?", wird man im New Yorker Tumblr-Entwicklerloft gesagt haben.

Mein Mailwechsel mit dem Tumblr-Support im Mai 2014 führte nach einigen Rückfragen, Screenshoteinsendungen etc. zu diesem Ergebnis:

> Thanks for contacting us and sorry for any inconvenience.
> We do our best to quickly resolve any problem that pops up, but some problems—like this one—take more time to fix. We've shared the details of this issue with our engineering team and they are fixing it as soon as they can, but we unfortunately don't have a specific estimate for when it'll be fixed.

Übersetzt bedeutet das vermutlich, dass man das Problem intern mit "wegen irgendwelcher deutscher Spinner, die über 1943 bloggen wollen, bauen wir doch nicht unsere ganze Software um, WON'T FIX" kommentiert und das Ticket geschlossen hat.

Damit die Beiträge wenigstens in der E-Book-Version des Techniktagebuchs korrekt sortiert werden, finden sie jetzt zu unterschiedlichen Tageszeiten am 1. Januar 1970 statt.

Kathrin Passig

13.03.2015

Ja es gibt ihn: Den sinnvollen und praktischen Einsatz von QR-Codes

Ich habe etwas bei etwas bei eBay gekauft und übersehen, dass es per DPD verschickt wird und nicht per DHL. DHL ist ja die alte Bundespost und hat neben den Packstationen auch Postämter und -agenturen in meiner Nähe, wo ich Sendungen abholen kann, wenn der Paketbote mich nicht angetroffen hat.

Das nächstgelegene DPD-Depot zur Abholung der Sendung wäre in Duisburg und damit über eine halbe Autostunde entfernt.

Nun finde ich die DPD-Benachrichtigungskarte im Briefkasten. Ich scanne den QR-Code darauf – tatsächlich ist es das erste Mal, dass ich einen sinnvollen Einsatz für QR-Codes mit eigenen Augen sehe – und lande auf der DPD-Homepage.

Die Sendungsnummer des Pakets ist im Eingabefeld bereits ausgefüllt, jetzt wird ein Passwort verlangt.

Ne, Moment. Ich hab da ja keinen Account. Wie autorisiere ich mich hier?

Mit der Postleitzahl.

Einen kurzen Moment zögere ich, denn ich halte ich das für nur so mittelsicher. Wer die Benachrichtigungskarte besitzt, kennt wohl auch die Postleitzahl, muss aber nicht der wirkliche Empfänger sein.

Andererseits reicht bei DHL auch der Besitz der Benachrichtigungskarte mit ein paar Hieroglyphen auf dem Unterschriftenfeld der “Vollmacht”, um eine Sendung in Empfang zu nehmen.

Und dass ein unkompliziertes und kundenfreundliches System nicht ganz ohne Sicherheitslücken auskommt, ist mir schon klar.

Ich leite die Sendung zu N. um, der Inhalt ist sowieso für sie bestimmt und sie morgen zu Hause.

Volker König

13.03.2015, aber auch 1985

Entweder sterben meine Programme, wenn ich die Batterien wechsle, oder später, wenn ich sie nicht wechsle

Im Techniktagebuch-Redaktionschat kommt die Sprache auf Stücke für das Technikmuseum auf der re:publica, speziell auf einen alten Basic-programmierbaren Taschenrechner, den Sharp PC-1401.

In meinem Schreibtisch liegt seit Jahren unbenutzt ein Nachfolgemodell vom Typ PC-1403. Ich nehme ihn heraus und ziehe den Schutzdeckel ab. Erinnerungen an die neunte Klasse (1985) werden wach. Damals hatte ich das Modell 1402, das etwas mehr Arbeitsspeicher als das Modell 1401 besaß. An die verbesserten Features des 1403 und wann ich ihn bekam, kann ich mich nicht erinnern, wahrscheinlich in der Oberstufe.

Ich schalte den Rechner ein und siehe da, die Batterien haben noch ein bisschen Kraft. Mühsam quälen sich einige Flüssigkristalle zu höherem Kontrast. Ich stelle auf die Betriebsart “BASIC” und sehe, dass sich noch heute Programme im Speicher befinden. Diese stammen aus dem Beginn meiner Berufstätigkeit Ende der 1990er Jahre. Ich bekomme sentimentale Anwandlungen. Im Studium hatte ich für die erste Klausur 1990 (Chemie) ein Programm geschrieben, das die Elektronenkonfiguration berechnen konnte. Jetzt finde ich vor allem Bremsweg- und Weg-Zeit-Berechungsprogramme.

Schnell schalte ich den Rechner wieder aus. Was tun, wenn die Batterien leer sind? Sind meine alten Programme dann dahin? Ich weiß es nicht mehr. Ich suche nach einer Bedienungsanleitung und finde sie nicht in meinem Schreibtisch, aber im Netz. Der Batteriewechsel ist ausführlichst beschrieben, aber nicht, ob der Speicher erhalten bleibt.

Das Kabel für den Anschluss an einen Kassettenrecorder zum Speichern ist längst weg, ebenso der Kassettenrecorder. Entweder sterben meine Programme bald, wenn ich die Batterien wechsle, oder später, wenn ich sie nicht wechsle. Oder der Sharp hatte damals bereits einen Speicher, dessen Inhalt auch ohne Batteriespannung erhalten bleibt.

Markus Winninghoff

13. März 2015

Passworteingabe ist wie Jonglieren oder Atmen

Ich bin in einer sexuellen Notlage. Es gibt nur einen Weg zur Erlösung: Ich muss mich auf einem Raumschiff irgendwo im All einloggen. Oder auch hinbeamen, der Akt des Einloggens fühlt sich auf jeden Fall wie Hinbeamen an. Leider vertippe ich mich immer wieder bei der Eingabe des Passworts. Ich bin mir sicher, dass das Passwort das richtige ist, aber die Finger gehorchen nicht. Passworteingabe ist kein bewusster Akt des Schreibens, sondern eher eine komplizierte Gewohnheit, über die ich nicht mehr nachdenke, wie Jonglieren oder Atmen. Meine Gedanken sind anderen Körperteilen gewidmet, und Finger präzise in der richtigen Reihenfolge zu bewegen ist nicht mehr möglich. Ich wache frustriert auf.

Aleks Scholz

13. März 2015

Einkaufen mit Trello

Wir leben in unserem Haushalt zu dritt – zwei Berufstätige, ein Student –, und einmal in der Woche wird der große Wocheneinkauf erledigt. Meistens von U., wie ich leider zugeben muss. Dafür bringen wir anderen aber öfter mal von unterwegs kurzfristig mit, was sonst so zwischendurch fehlt. So etwas regeln wir per WhatsApp oder Facebook-Nachricht. Hier will ich aber von der digitalen Organisation unseres Großeinkaufs erzählen.

Damit in unserem Vorratskeller und im Kühlschrank nie etwas fehlt und jeder das hat, was er essen beziehungsweise verbrauchen will, gab es bei uns schon immer einen gemeinsamen Einkaufszettel sowie die einfache Regel: Wer das vorletzte von etwas verbraucht, der schreibt es wieder auf. Außerdem kann jeder eintragen, was er zusätzlich noch eingekauft haben will.

Ich kann in aller Bescheidenheit sagen, dass unsere Vorratshaltung schon immer hervorragend funktioniert hat und dass kaum je etwas fehlt, was wir regelmäßig brauchen. (Inzwischen wissen das übrigens leider auch die Nachbarn . . .)

Seit etwa einem Dreivierteljahr ist der Papiereinkaufszettel abgeschafft, und wir regeln unsere Einkäufe sehr erfolgreich mit Trello. Das ist ein sehr schlankes, kostenfreies Kollaborationstool, das auch Checklisten anbietet. Dieses hat jeder von uns als App auf dem Smartphone. Im Browser auf dem Rechner sieht es genauso aus.

Bei Trello haben wir also für unseren Haushalt eine Pinnwand eingerichtet, und wir haben für jedes Geschäft, in das wir gehen, eine eigene Karte sowie eine Checkliste. Die große Checkliste für unseren Supermarkt ist in der Reihenfolge des Rundgangs durch den Laden angelegt. Wer einen neuen Artikel hinzufügt, zieht ihn per Drag&Drop an die richtige Stelle.

Standardmäßig sind in der Einkaufsliste alle Artikel abgehakt und somit inaktiv. Sobald etwas fehlt, wird das Häkchen entfernt. Der Einkaufende hakt es wieder an, wenn er die betreffende Ware in den Einkaufswagen legt.

Der Clou: Es synchronisiert sich in Echtzeit. Wenn also einer auf seinem Smartphone etwas ändert, dann sehen das sofort auch alle anderen. Wir könnten also theoretisch alle drei in drei verschiedenen Supermärkten mit der identischen Einkaufsliste herumgehen, und nichts würde doppelt eingekauft.

Manchmal tragen wir anderen beiden noch schnell etwas ein, während U. schon unterwegs im Supermarkt ist, und hoffen, dass er noch nicht an der betreffenden Stelle seines Rundgangs vorbei ist.

Wir haben schon vielen Leuten von dieser Art der Einkaufsorganisation erzählt. Manche schütteln den Kopf und finden es sehr nerdig. Andere wollen es sofort nachmachen. Einige davon haben es auch schon versucht. Was sich dabei gezeigt hat: Entscheidend ist nicht das Tool, sondern die Disziplin, mit der man fehlende und gewünschte Artikel auch tatsächlich einträgt. Also wieder ein Beispiel dafür, wie analoge Kompetenz über das Funktionieren des Digitalen entscheidet.

Ach, übrigens: Wir haben auf unserer Trello-Pinnwand auch eine To-Do-Liste für Haus und Garten. Da kann man Aufgaben beziehungsweise zu erledigende Arbeiten eintragen und sie, wenn sie getan sind, archivieren. Theoretisch. Meistens trage ich etwas ein. Da steht es dann. Bis ich genügend analogen Nachdruck entwickle. Oder es selbst erledige. Tja.

Kerstin Hoffmann

2015-03-12

Niemand wird durch einen Computer ersetzt werden

Vielleicht liegt es daran, dass ich mich über einen Beitrag in der SZ aufgeregt habe, in dem vorgerechnet wurde, wie wahrscheinlich es ist, dass man demnächst durch einen Computer ersetzt wird. *Meine Güte,* habe ich geschrieben, *was für ein statisches Denken, was für ein Kaninchen-vor-Schlange-Blick. Niemand wird durch einen Computer ersetzt werden, es sei denn, es werden wieder*

flächendeckend Vernichtungslager eingeführt, oder wie sonst soll man Leute ersetzen, ohne dass sie nachher noch da sind. Wenn man auf eine bestimmte Art kein Geld mehr verdienen kann, tut man es eben mit was anderem. Wenn große Teile der Gesellschaft mit überhaupt nichts mehr Geld verdienen können, ändert man eben die Gesellschaft.

Also habe ich geträumt, ich wäre bei einem Neurologen, zusammen mit einem Freund aus der Schule, den ich seit damals nicht mehr gesehen habe. Im Anschluß an die Untersuchung würden wir uns bewerben, man kann ja nie wissen. Ich suchte in meinem Rucksack nach einem Schreiben, das ich schon vor ein paar Tagen aufgesetzt hatte, gar nicht für eine Bewerbung eigentlich, aber man würde daran schon sehen, mit was für einem erstklassigen Kandidaten man es bei mir zu tun hätte. Der Neurologe blätterte erst in den Papieren meines Freundes, warf sie aber nach einer kurzen Weile verächtlich und ohne überhaupt etwas zu sagen auf den Tisch. Ich suchte weiter nach meinem Brief, aber er war nicht im Rucksack. Ich wollte meinem Freund noch sagen, er sollte das nicht so schwer nehmen und vielleicht schon mal gehen, ich käme gleich nach, aber als ich vom Suchen im Rucksack hochschaute, war er schon weg. Ich entschuldigte mich bei dem Neurologen für meinen Freund – nicht dafür, dass er schon weg war, sondern dafür, dass ich so einen schlechten Kandidaten als Freund mitgebracht hatte. Man müsse das verstehen, er hätte mir sehr geholfen. *A second pair of eyes,* sagte ein Assistent des Neurologen vielsagend zu ihm, und der Neurologe nickte.

Ich bat noch einmal um Entschuldigung, aber ob er auch gewillt wäre, den Brief auf meinem Laptop zu lesen? Ich hätte nämlich die Papierversion wohl leider vergessen. *Machen Sie halt,* bedeutete er mir, und ich suchte auf dem Laptop nach dem Dokument, konnte es aber nicht finden. Hieß es so? Oder so? War es Word? Open Office? Zu allem Überfluß startete Linux auf meinem Laptop und zeigte ein Video eines startenden Space Shuttles, schon fast im Orbit angekommen. Ich klickte das schnell weg, es war doch ein Macbook und kein Linux-Laptop, aber im Hintergrund schien das Video weiterhin die ganze Rechenleistung des Geräts wegzufressen, so dass die Suche nach dem geeigneten Programm und dem Dokument quälend langsam wurde.

Dann fiel's mir ein: Ich hatte das Dokument bestimmt bei Google Docs gemacht und müsste nur schnell ins Netz. Ich schaltete Wifi ein und startete den Browser, während gleichzeitig wieder so ein dummes Linux-Video in den Vordergrund klappte, diesmal irgendwelche tanzenden Comic-Figuren. Assistenten des Neurologen bemerkten fachmännisch, das seien nur sechzehn FPS und eigentlich müsste das schneller gehen. Ich entschuldigte mich und sagte, dass ich dafür leider gerade keine Zeit hätte und dann fiel mir ein, dass ich ja gar nicht im Bereich eines mir bekannten WLANs war und der Laptop darum gar nicht automatisch ins Netz gehen würde. Ich beschloss – keine Ahnung, warum – das Problem zu lösen, indem ich das WLAN des Neurologen ausschaltete, das würde schon keiner bemerken, schließlich waren alle bereits in die Mittagspause gegangen.

Es gab mehrere große Kippschalter an der Apparatur, die fast so groß wie ein Schiffsdiesel war, und in der Luft schwebte ein Stab, eine Art *pointing device*, das man vermutlich dazu anweisen konnte, einen der Schalter zu betätigen, aber ich beschloss, an dem *pointing device* vorbeizugreifen und den Schalter direkt zu bedienen: AUS. Jede Menge Geräte in dem Neurologen-Sprechzimmer fuhren hörbar herunter, als ihre Lüfter ausgingen. Aber jetzt hatte ich Netz und konnte weiter nach dem Google Doc suchen. Fand aber immer noch nichts. Aus dem von Jalousien verdunkelten Zimmer, ein paar Meter weiter, hörte ich die etwas ungeduldige Stimme einer jungen Frau, wohl eine Praktikantin oder ebenfalls Assistentin: *Wieder einschalten, bitte*. Ich machte das seufzend und fand mich damit ab, dass ich das Dokument wohl nicht finden würde. Es war ja auch eigentlich gar nicht so wichtig. Es sollte ja mehr eine Bewerbung auf Verdacht sein. Ich habe einen guten Job und einen PhD in Computer Science, was soll da schon passieren.

André Spiegel, zuerst veröffentlicht im fortlaufenden Blog

13.3.2015

Ich habe ein neues Bankkonto, aber kein einziges Dokument dazu in der Hand

Seit fast vierzig Jahren bin ich mit einem (Post-)Bankkonto ausgekommen, aber in den vergangenen knapp fünf Jahren meiner Selbstständigkeit hat die Vermischung von privaten und beruflichen Transaktionen auf diesem einen Konto doch ein bisschen Durcheinander angerichtet. Ich eröffne deshalb ein weiteres Konto, natürlich online bei einer Online-Bank.

Obwohl die ganzen Bank-Beziehungen via Internet ablaufen (sollen), komme ich zur Kontoeröffnung natürlich am Papierkram nicht vorbei: Die gesetzlichen Regelungen, erklärt mir die Bank, schreiben einen Eröffnungsantrag zusätzlich auf Papier vor, mit dem ich zu einer Postfiliale gehen und via Postident-Verfahren und Vorlage meines Ausweises belegen muss, dass tatsächlich ich dieses Konto eröffne. Wegen möglicher Geldwäsche.

Nachdem diese Hürde genommen ist, dauert es nur ein paar Tage, bis eine E-Mail der Bank kommt: Mein Konto sei jetzt eingerichtet und ich könne es nutzen. Login und Passwort hatte ich zuvor schon festgelegt, bin also sofort auf der Seite der Bank und sehe mein funkelnagelneues und leider noch völlig leeres Konto.

Doch eines verunsichert mich, ziemlich sogar. Denn ich sehe zwar alles auf dem Bildschirm, erfahre dort auch meine neue Kontonummer – aber ich besitze kein einziges Dokument, das belegt, dass es sich um mein Konto handelt. Kein einziger Brief, wie ich erwartet hatte, mit dem bestätigt wird, dass ich der Inhaber dieses Kontos bin. Ich habe sozusagen nichts in der Hand. Daran muss ich mich, wenn es um Geld geht, erst einmal gewöhnen. Und wie beweise ich, dass die – hoffentlich zahlreichen – Eingänge auf diesem Konto meine sind, wenn es mal Ärger gibt?

Thomas Wiegold

Anfang März 2015

Nach Jahren der Vernachlässigung ist sich die Bank nicht sicher, dass Ich = Ich

Ich besitze ein Online-Tagesgeldkonto, aber ich habe schon seit fünf Jahren nicht mehr darauf zugegriffen. Das Konto habe ich Ende 2007 als Ersatz für ein älteres Sparbuch eingerichtet, das bei einer Sparkasse offline geführt wurde, und seitdem nicht viel mit ihm angestellt. Weil ich vergessen habe, wie viel Geld sich darauf befindet und ob und zu welchen (vermutlich schlechten) Konditionen es sich zu vermehren bemüht, möchte ich wieder einmal nachsehen. Zum Glück hat mein 20-jähriges Ich aus dem Jahr 2007 etwas getan, was man allen Ratschlägen zufolge nie machen sollte, und die Zugangsdaten auf einem Blatt Papier notiert. Ohne diese Daten wäre alles noch viel komplizierter geworden.

Nach dem Einloggen bemerke ich eine angenehme Normalität: In den vergangenen fünf Jahren ist nicht viel passiert, das Geld ist noch da, ich wurde nicht beraubt, aber plötzlicher Reichtum hat sich auch nicht eingestellt. Zinsen gibt es ja ohnehin fast keine, aktuell liegen sie, wie ich gleich mal feststellen kann, bei 0,5 % p.a.

Sonst ist aber alles falsch an dem Konto. Alle Daten, die ich hinterlegen musste, haben sich geändert: Meine Festnetznummer stimmt nicht mehr, meine Handynummer stimmt nicht mehr, meine Adresse stimmt nicht mehr und das Girokonto, an das das Tagesgeldkonto geknüpft ist, habe ich inzwischen aufgelöst. Ich mache mich daran, alle Angaben zu ändern – eventuell will ich ja in den nächsten Jahren doch noch mal was mit dem Geld anfangen können – und mir wird ein wenig unbehaglich, wie einfach das ist. Die Telefonnummern kann ich mit einer PIN ändern, die Adresse auch, nur für das Girokonto brauche ich ein Formular, das ich ausdrucken, unterschreiben und einsenden muss.

Ungefähr eine Woche nachdem ich den Brief mit dem Änderungsformular verschickt habe, bekomme ich Post von meiner Online-Bank. Man habe eine Abweichung in der Unterschrift festgestellt. Die auf dem Formular sehe anders aus als die, die ich 2007 bei ihnen hinterlegt habe. Bei meiner Sauklaue wundert mich das gar nicht. Um sicher zu gehen, soll ich das gleiche Formular noch einmal mit dem Postident-Verfahren zu ihnen schicken.

Das erleichtert mich dann doch ein wenig. Alle anderen Felix Lorenze müssten erst einmal ein solches Gekrakel hinbekommen, dass sie als dieser Felix Lorenz durchgehen. Nur eines lässt mich nicht los: zu gern wüsste ich, wie ich 2007 meinen Namen geschrieben habe. Es geht doch nichts über eine fälschungssichere Unterschrift – dass man sie entziffern können muss, braucht doch niemand erwarten.

Felix Lorenz

13.3.2015

Schwieriger Telefonnummernaustausch. Ich kann kein T9 mehr

Ich sitze in der U-Bahn und habe kein Kleingeld für die Bettler. Als mich der Mann gegenüber (Mütze, Schnauzbart, Tespih) zum zweiten Mal in allen Taschen suchen sieht, reicht er mir 50 Cent (den Bettlern jeweils auch). Wir kommen ins Gespräch und wollen Telefonnummern austauschen. Dazu ruft er erst mal jemanden an, der ihm seine eigene Nummer sagen soll. Jemand anders geht dran, die Person, die die Telefonnummer weiß, schläft aber gerade.

Ich gebe ihm meine Visitenkarte, von der er mühsam meine (vermutlich zu klein geschriebene) Nummer abliest und in sein Handy eingibt. Dann ruft er mich an, ich speichere die Nummer, er buchstabiert seinen Namen und ich meinen, wir überprüfen das Ergebnis. Ich bin so falsch geschrieben, dass ich mir das Handy geben lasse, ein altes Nokia. Aber ich kann, wie sich jetzt

herausstellt, kein T9 mehr. Ich weiß nicht mehr, wie man Großbuchstaben hervorbringt und muss das Handy zurückgeben. Er schreibt “Kat”, dann wird es schwierig und ich übernehme wieder. Für jeden Buchstaben brauche ich sehr lange, es wird nicht einfacher dadurch, dass türkische Handys mehr Buchstaben haben, speziell auf der 4 liegt so einiges. Wie man löscht, habe ich auch vergessen. Der Kontaktdatenaustausch dauert zwölf U-Bahnstationen lang.

Kathrin Passig

14.3.2015

Man muss das Onlineticket jetzt nicht mehr ausdrucken. Sollte aber

Ich habe via Twitter vor einigen Wochen erfahren, dass man das Onlineticket der DB nicht mehr ausdrucken muss. Jetzt kann ich endlich meine Bahn-Bonus-Punkte in Freifahrten umwandeln. (Wie das früher ging bzw. eben nicht ging, ist hier beschrieben.)

Ich tausche also Punkte gegen Ticket und halte in einem Browsertab das Ticket, im anderen vorsichtshalber auch die Beförderungsbedingungen der Bahn bereit:

> Ersatzweise kann in Zügen das Online-Ticket auch auf dem Display eines mobilen Endgerätes über ein pdf-Anzeigeprogramm vorgezeigt werden, wenn der Barcode in Originalgröße und die kompletten Fahrkartendaten bei aktivierter Hintergrundbeleuchtung vorgezeigt werden können.

Der erste Zugbegleiter kurz nach Berlin scannt den QR-Code vom Macbook ab, als hätte er nie etwas anderes getan.

Der zweite, in der Gegend von Nürnberg, weist mich streng darauf hin, dass ich das Onlineticket aber ausdrucken sollte. “Muss man aber nicht mehr”, sage ich. “Sollten Sie aber”, sagt er. “Ich habe aber keinen Drucker”, sage ich. “Das ist wurscht”, sagt er. “Ist es nicht, man kann dann nämlich nicht drucken”, sage ich. “Dann lösen Sie halt ein Handyticket”, sagt er. Man bekommt die Freifahrten aber nur als Onlineticket, außerdem müsste er beim Handyticket ja genau dasselbe tun, nämlich einen QR-Code von einem Display scannen. Wir verstricken uns in einen fruchtlosen “Sollten Sie aber!”-“Muss ich aber nicht!”-Dialog, in dessen Verlauf ich tatsächlich das Beförderungsbedingungs-Browsertab vorzeige und der Zugbegleiter mir noch ein schönes Leben wünscht. Ich schäme mich und denke den Rest der Fahrt jedesmal, wenn er vorbeikommt, darüber nach, mich zu entschuldigen. Aber andererseits habe ich ja recht und er nicht.

Bei der dritten Kontrolle, in der Gegend von Deggendorf, sage ich vorsichtshalber höflich, ich hätte das Ticket heute leider nicht ausdrucken können, woraufhin die Zugbegleiterin sagt, das sei überhaupt kein Problem.

Eine Freifahrt kostet 1000 Bonuspunkte, ich werde also zum Glück nicht sehr oft auf dieses schwierige Verfahren zu ihrer Loswerdung zurückgreifen müssen.

Kathrin Passig

13. und 14.3.2015

Those crazy Europeans: LTE in der U-Bahn! Jedenfalls, wenn man nicht bei O2 ist

Ich bin nach längerer Abwesenheit wieder in Berlin und stelle fest, dass es auf der U-Bahn-Linie 7 durchgehend HSDPA-Empfang gibt, jedenfalls, wenn man Kundin von Eplus/AldiTalk ist. “Ist das neu oder hatte ich es nur vergessen im Exil?”, frage ich den Techniktagebuch-Redaktionschat.

Felix Lorenz: mir neu
Felix Lorenz: Ich habe O2 und hänge zwischen den Stationen immer ohne Netz.
André Spiegel: Ich hatte T-Mobile auch durchgehend auf der U7.
André Spiegel: Netz in der U-Bahn, das wirkt für einen New Yorker allerdings wirklich wie Magie und äußerst futuristisch.
André Spiegel: Those crazy Europeans. German Engineering.
Volker König: In London haste ja sogar Wifi in der U-Bahn. Also an den Haltestellen. Wenn Du Dich registrierst und einloggst und die Bahn inzwischen nicht losgefahren ist.
Kathrin Passig: gerade kurz 4G! in der U-Bahn!
Kathrin Passig: und ich meine nicht die Beschleunigung, obwohl das auch erwähnenswert wäre.
Thomas Wiegold: Neulich schon festgestellt, dass es in Berlin auf immer mehr U-Bahn-Abschnitten 4G/LTE gibt (sogar für mich Aldi-Kunden).
Markus Winninghoff: Fährt die U-Bahn zufällig oberirdisch ..? Sonst kann ich mir das nicht vorstellen.
Thomas Wiegold: Interessanterweise ist die Chance, unterirdisch LTE zu haben, derzeit größer als auf den oberirdischen Strecken. Nach meinen Erfahrungen (ich fahr ja nicht überall hin in Berlin) sind U6, U7 und U9 schon ganz gut mit LTE ausgestattet.

Am nächsten Tag:

Felix Lorenz: Der große U7-Test: ich stehe am Bahnsteig[1] und warte, der Empfang schwankt zwischen E und keine Verbindung.
Felix Lorenz: Ich habe konstant E beim Fahren.
Kathrin Passig: Felix, bei wem bist du? mit Eplus ging es sehr gut.

1. Station Kleistpark (Anm. F.L.)

Felix Lorenz: O2
Thomas Wiegold: Meine positiven LTE/4G-Erfahrungen in der Berliner U-Bahn sind auch mit Eplus.

Kathrin Passig

14. März 2015

Vorglühen des Abschieds

Morgens gegen vier an einer Ampel habe ich zum ersten Mal nostalgische Gefühle beim Hören eines Dieselmotorengeräuschs. „Das wird es irgendwann noch zu meinen Lebzeiten nicht mehr geben“, denke ich, „und eigentlich hört es sich doch ganz gut an.“

Kathrin Passig

Seit Anfang 2011 und 13. März 2015

Ich sehe zum ersten Mal seit einem Jahr die Handschrift meiner Frau wieder

Kurze Zeit nachdem meine zukünftige Frau K. und ich uns kennengelernt haben, entwickelt sich irgendwie organisch, dass der Facebook-Chat unser Kommunikationsmedium der Wahl ist. Das wird noch natürlicher, als Facebook im August 2011 den Facebook Messenger als eigene App einführt.

Für uns ist es Standard geworden, uns am Tag nebenher in diesem Messenger zu unterhalten, in dem man ja, anders als bei WhatsApp und Co, auch am Rechner arbeiten kann. Wir organisieren quasi unseren kompletten Alltag darüber.

Als ich am 13. März 2015 abends nach Hause komme, zeigt mir K. einen Zettel mit handschriftlichen Notizen, den sie sich gemacht hat. Mir fällt auf, dass das gerade das erste Mal seit ungefähr einem Jahr ist, dass ich K.s Nebenbei-Handschrift sehe. (Also nicht die extragute, die man sich für Geburtstagskarten aufhebt.)

Alexander Matzkeit

März 2015

Zu wenig Fernbedienungen für das Garagentor. Ein Handy hilft

Ich bin für einige Zeit bei einem Kunden im Einsatz. Dieser hat seinen Sitz in einem Gebäude, in dem auch noch andere Firmen ansässig sind. Der Parkplatz zu dem Gebäude ist mit einem Tor gesichert, das mit einer Fernbedienung zu öffnen ist. Das Problem: Zehn Kollegen, drei Fernbedienungen. Folge: Die Kollegen, die später kommen, müssen einen schon Anwesenden per Handy anrufen und bitten, dass er mit seiner Fernbedienung das Tor öffnet. Dieser Zustand nervt natürlich alle Beteiligten regelmäßig.

Lösung: Ich kaufe ein 20 €-Einfachhandy. Aus diesem löte ich den Vibrator aus und an seine Anschlussstellen statt dessen ein Kabel. Dieses verbinde ich über eine simple Verstärkerschaltung mit einem Relais, das wiederum den Taster einer dieser raren Fernbedienungen schaltet. Das Ganze stelle ich in einer Pappschachtel auf die Fensterbank meines Büros in der Nähe des Tores. Schaltung, Relais und Handy bekommen über ein Netzteil den Strom, den sie benötigen.

Nun kann jeder, der die Nummer dieser ziemlich wartungsfreien Konstruktion wählt, über sein Handy das Tor öffnen.

Ulrich Heister

14.03.2015

Gesangsunterricht

Ein friedlicher, leicht nebliger Samstagmorgen. Aus dem Nebenzimmer klingt durch die geschlossene Türe sowas wie Gesang. Ich sehe nach: Der Mitbewohner sitzt vor seinem Computer, er trägt eine Kopfhörer-Mikrophon-Kombination. Und er testet gerade Open-Source-Karaoke-Singspiele (das bekannteste kommerzielle sei Singstar, erklärt er mir): Sie spielen Musik vor, und beim Mitsingen bekommt man Punkte für getroffene Töne.

Der Mitbewohner, der genau mit diesem Treffen immer schon große Probleme hatte, aber ein lebenslanger Computerspielroutinier ist, hofft, dass er mit diesem Computerspiel Singen lernt.

die Kaltmamsell

2015 (und schon vorher)

Ich bekomme wiederholt seltsame Werbung angezeigt und weiß nicht warum

Ich habe keinen AdBlocker installiert. Vielleicht bin ich sehr, sehr gut im Ignorieren von Werbung, vielleicht bin ich einfach nur sehr, sehr faul.

Bei YouTube bekomme ich also immer mal wieder Werbung vor dem eigentlichen Video angezeigt. Manchmal kann man sie nach fünf Sekunden wegklicken, manchmal muss man den ganzen Spot gucken.

Dabei wird mir gelegentlich spanische Werbung für ein Eisprungmessgerät angezeigt. Ich spreche kein Spanisch. Ich war exakt einmal in Spanien, nämlich für drei Tage auf Mallorca und das nicht freiwillig, sondern von der Firma aus. Ich treibe mich nicht auf spanischen Webseiten herum, gucke

nicht besonders oft spanische Filme und höre nicht auffällig viel spanische Musik. Mich verbindet ungefähr nichts mit Spanien. Außerdem verhüte ich mit der Pille und plane aktuell keinen Nachwuchs.

Einen besseren Beweis dafür, dass die Targeting-Algorithmen nicht funktionieren, gibt es möglicherweise nicht.

Anne Schüßler

15.3.2015

Dieser Beitrag hätte auch vom Fußende meines Bettes abgeschickt werden können. Am Kopfende ist kein Internet

Ich kann mich nicht richtig im Bett hinlegen, weil mein Mann quer im Bett am Fußende liegt.

Das hat auch einen Grund: Die Internetsituation im Schlafzimmer ist immer noch unbefriedigend. Der Unterschied zwischen Internet und kein Internet beträgt etwas 50 cm. Während man am Fußende noch ganz normalen Empfang hat, ist am Kopfende nichts mehr. Das hat zur Folge, dass mein Mann zwischendurch immer mal das iPad mit langem Arm von sich hält, damit YouTube nachladen kann.

Der erste Repeater funktionierte zwar zwischenzeitlich gut, vertrug sich aber (so unsere beobachtungsgestützte Vermutung) nicht mit dem iPad und verweigerte dann auch mal so den Dienst, dass wir gar kein Internet mehr hatten.

Der zweite Repeater konnte auch nicht mit intuitiver Bedienung und “Klappt-sofort!”-Feature überzeugen. Jetzt ist er zwar irgendwie an, tut aber nicht das, was er soll. Jedenfalls so lange, wie mein Leidensdruck noch nicht hoch genug ist, um mir das Ganze doch mal genauer anzugucken.

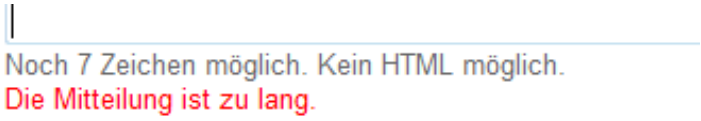
“Wir könnten auch das Bett umstellen”, schlage ich vor. Das machen wir zwar erst mal auch nicht, aber wer weiß, wo das Ganze noch endet. Bis dahin muss ich das iPhone zu meinen Füßen legen, wenn ich meine Nachrichten im Facebookmessenger abschicken will. Aber dann geht’s.

Anne Schüßler

15. März 2015 (und diverse Male davor)

Die Mitteilung ist zu lang

Ich möchte bei eBay einem anderen Mitglied eine Nachricht schreiben. Die Länge dieser Nachrichten ist begrenzt, und meine natürlich mal wieder zu lang. Ich kürze also die Nachricht, drücke auf „absenden“ und lese begeistert: „Die Mitteilung ist zu lang“. Direkt darüber steht „Noch 7 Zeichen möglich.“



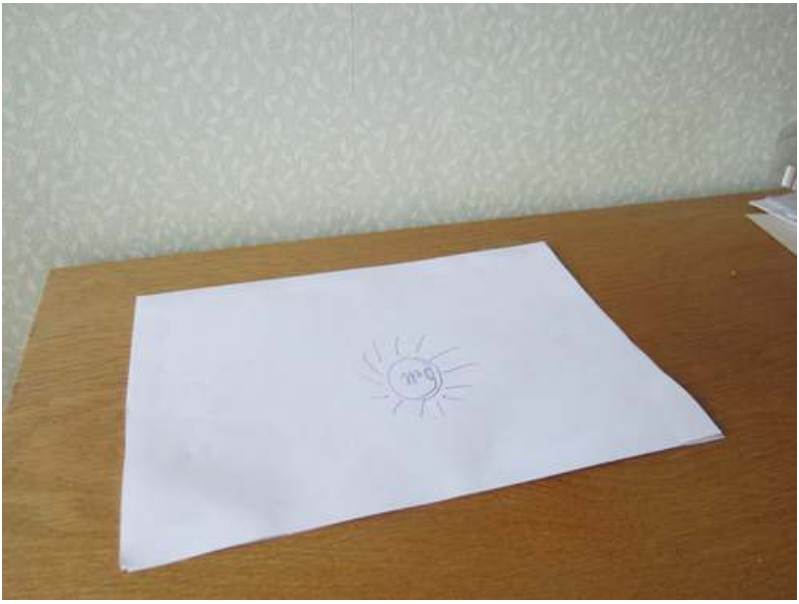
Es ist 2015, und eBay kann immer noch nicht zählen.

Mathias Block

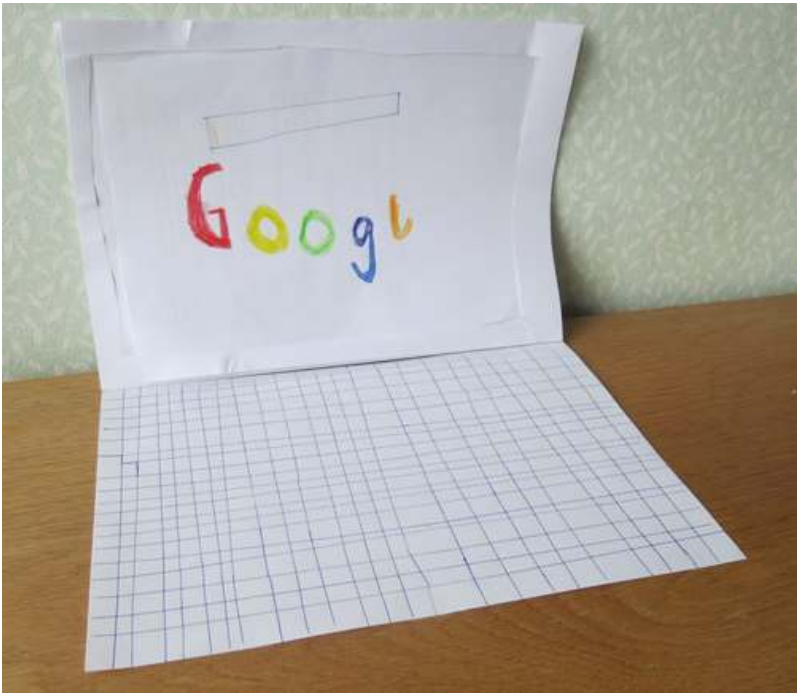
März 2015

Apps aus Papier, Minecraft-Werkzeuge aus Bügelperlen

Die Kinder basteln gerne. Bastelideen kommen aus dem Kindergarten, aus Büchern und aus ihrem Alltag. Was ihnen wichtig ist, regt ihre Fantasie an. Unsere siebenjährige Tochter hat so ihren eigenen Computer gebaut, den man einschalten und auf dem man nützliche Software ausführen kann.

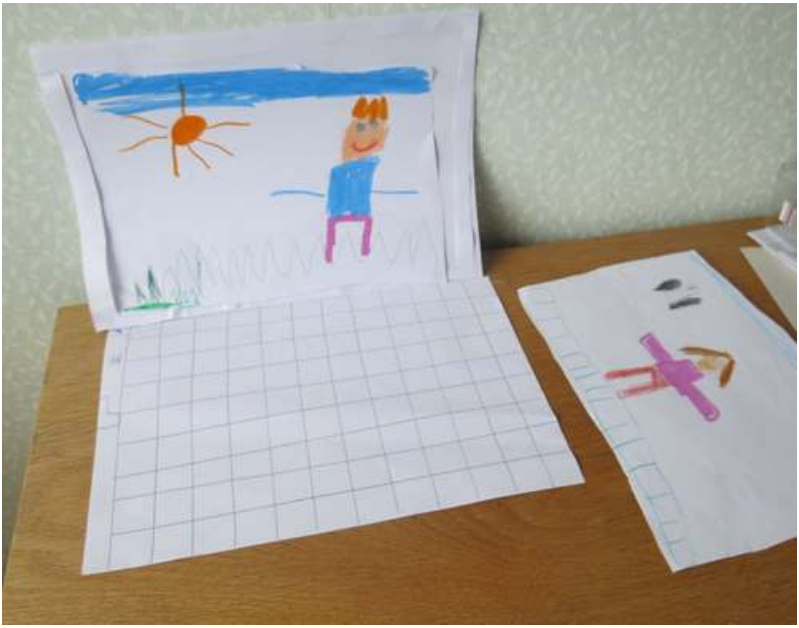


Dell Laptop im zugeklappten Zustand.

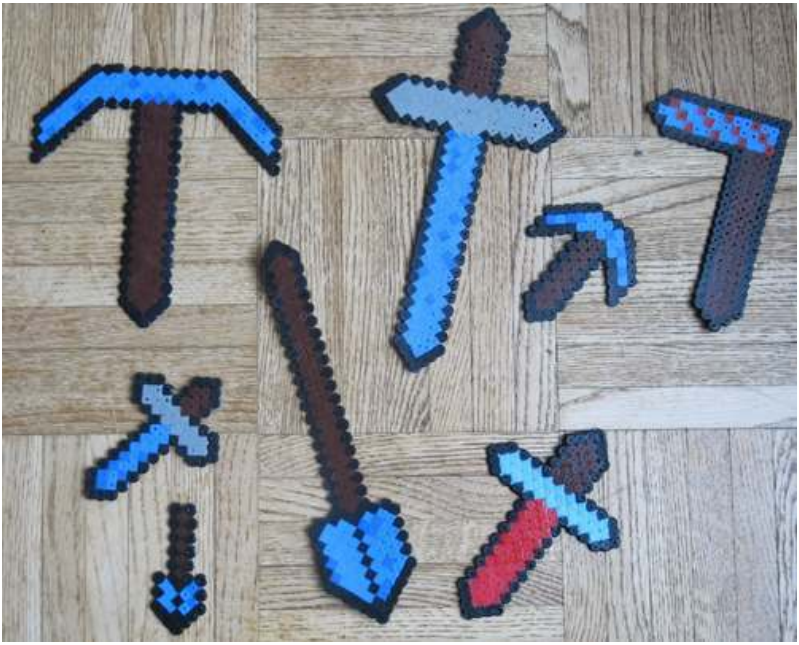

Googl

An der Spitzhacke kann man erkennen, dass es sich um Minecraft handelt.

Es gibt auch eine Version für fünfjährige Kinder mit weniger Tasten und anderer Softwareausstattung.



Sie entwerfen eigene Minecraft-Werkzeuge mit Hilfe einer Kiste Bügelperlen-Pixel.



Auch Apps kann man aus Papier entwickeln und sogar darauf spielen. Hier zum Beispiel Geometry Dash.

Über unsere Kämpfe gegen die dunkle Seite der Macht in der Medienerziehung berichte ich ein andermal.

Georg Passig

März 2015

Alles wird günstiger, nur mobile Daten bei der Telekom nicht

Ich habe einen sehr teuren Handytarif bei der Telekom. Ich zahle 60 Euro im Monat, dafür habe ich aber so ziemlich alle Telefonate abgedeckt, kostenlose HotSpot-Nutzung und tatsächlich fast immer Netz. Außerdem hat die Telekom einen Deal mit ausländischen Anbietern, so dass ich wenigstens in Frankreich auch mal über einen HotSpot von Orange ins Netz kam.

Aber: Ich habe 1 GB mobile Daten. Das war vielleicht noch okay, als ich den Vertrag abschloss, mittlerweile erwarte ich die SMS, die mir sagt, dass ich jetzt mit reduzierter Geschwindigkeit surfe, immer so zwischen dem 9. und dem 12. eines jeden Monats. Danach kann ich immerhin für 5 Euro 1 GB dazubuchen, was ich auch gerne mal mache. Mit reduzierter Geschwindigkeiten kann man viele Dinge nicht mehr tun. Es ist nicht nur langsamer, sondern Downloads werden abgebrochen und auf Instagram Bilder hochladen kann man auch getrost vergessen.

Tatsächlich wäre es aber mal wieder Zeit für ein neues Handy. Das iPhone 4 wird langsamer, stürzt gelegentlich mal ab und die Akkulaufzeit ist auch nicht mehr so top. Ich gucke also, was es an neuen Tarifen gibt und wie viel mich ein neues iPhone 6 kosten würde.

Die ernüchternde Wahrheit: Billiger komme ich nicht davon, eher teurer. Ein neuer Tarif in gleicher Größenklasse hat immerhin 3 GB Daten inklusive, kostet aber im zweiten Jahr 70 Euro (jedenfalls, wenn man ein iPhone will, seit neuestem kosten Verträge monatlich unterschiedlich viel, je nachdem ob und was für ein Telefon man dazu nimmt). Gut, das ist so viel wie mein Vertrag plus zwei Mal dazubuchen. Ich komme also beim gleichen raus, hätte dafür aber immerhin ein neues Smartphone.

Dann lese ich das Kleingedruckte, bzw. das, was da gar nicht mehr steht. Dazubuchen kann man nämlich mit dem neuen Vertrag zwar immer noch, aber da bekommt man für 5 Euro nur noch 250 MB. Zwar käme ich vermutlich zunächst mit 3 GB aus, aber wenn sich die Welt so weiter entwickelt, sieht das nächstes Jahr schon anders aus und ich bräuchte eigentlich 5 GB oder so.

Einer Eingebung folgend gucke ich noch mal nach der HotSpot-Option. Und... oh Wunder... HotSpot-Nutzung ist in den neuen Verträgen nicht mehr inklusive. Man kann es dazu buchen, für noch mal 5 Euro im Monat. Den HotSpot nutze ich quasi täglich im ICE und an Bahnhöfen. Damit läge ich dann bei 75 Euro im Monat an reiner Grundgebühr.

Möglicherweise könnte man noch das Argument bringen, dass ich dann immerhin LTE hätte. Aber ... ich brauche gar kein LTE. Mein Internet ist mit 3G schnell genug für unterwegs. Das Problem, das ich habe, hängt nicht mit der Geschwindigkeit, sondern mit dem Volumen zusammen. Und dafür scheint die Telekom keine Lösung zu haben. Während überall anders das Internet günstiger wird, wird das mobile Internet der Telekom immer teurer. Irgendwie habe ich mir diese Zukunft anders vorgestellt.

(PS: Nein, ich möchte keine Tipps, mit welchem Tarif von welchem Anbieter ich viel günstiger surfe. Ich möchte nicht noch mal mit meiner Rufnummer umziehen, das war beim letzten Mal schon anstrengend genug, und ich möchte das nicht noch mal machen.)

(PPS: Nein, ich möchte auch keine Ratschläge, wie man am besten mit seiner Rufnummer umzieht. Ich glaube sowieso nicht daran, dass das einfach geht. Zumindest nicht in der Praxis.)

Anne Schüßler

2015-03-16

Der wichtigste Satz, mein Kommunikationsverhalten betreffend

Ich chatte seit zwanzig Minuten mit Kathrin, aber die Arbeit ruft. Ich entschuldige mich, dass ich jetzt weg muss und erst später weiterreden kann.

»Gesprächspausen sind nicht begründungsbedürftig.«

Der Satz sitzt. Er macht sichtbar, woran ich mich unbewusst schon eine ganze Weile gewöhnt habe, nämlich dass die Gespräche, die ich im Netz führe, keinen Anfang und kein Ende mehr haben, nicht einmal Unterbrechungen. Sie sind einfach fortlaufend. Es ist unnötig, wenn nicht sogar störend, *hallo* und *tschüss* zu sagen, oder *bin gleich wieder da*.

Bevor Kathrin es ausgesprochen hat, habe ich diese Formeln oft aus reiner Gewohnheit verwendet. Jetzt lasse ich sie bewusst weg. Die Gespräche gewinnen an Intensität dadurch, und gleichzeitig steigt meine eigene Freiheit. Es ist normal, dass zwischen Frage und Antwort ein paar Stunden liegen können oder dass der Chat für Tage und Wochen still bleibt. Dann geht es plötzlich unvermittelt wieder los und wir sind sofort mittendrin.

André Spiegel

16.3.2015

Haha Autokorrektur Ausrufungszeichen

Im Techniktagebuch-Redaktionschat geht es um Fahrradhelme.

Volker König: Deshalb werden Studien auch interessant. Es ist ein Leuchten das zu wenige Autos ausbrennen, um eine Gurtpflicht abzuschaffen. Nur bei Unfällen mit dem Fahrrad, das fehlt uns eine Vorstellung der gefahren
Kathrin Passig: neue Kulturtechnik: Inhalte erraten trotz Autokorrektur. wird wahrscheinlich demnächst in den Lehrplan von Grundschulen aufgenom-

men.
Volker König: Haha Autokorrektur Ausrufungszeichen ich diktiere während der Fahrt.
Kathrin Passig: soll ich da gleich mal einen Eintrag draus machen?
Alex Matzkeit: Ausrufungszeichen

Volker König, Kathrin Passig, Alexander Matzkeit

16.3.2015

Mobile Spracheingabe Komma 2015 Punkt Es gibt noch viel zu tun Punkt

Wie von Kathrin Passig schon notiert, habe ich einige Nachrichten im Redaktionschat mit der Spracheingabe von Swype eingegeben, weil ich gerade im Stau stand und Zeit hatte, aber das Schreiben auf dem Handy in der Halterung lästig und fehleranfällig ist.

Irgendwann in den späten 80ern habe ich mal in einem Praktikum gelernt, wie man eine Diktatkassette bespricht, also wie die gewünschten Satzzeichen, Absätze etc. dort vermerkt werden. Und oft von sprachlich routinierteren Schreibkräften stillschweigend korrigiert wurden.

Es ging im Chat um Fahrradhelme und ich diktierte intuitiv wie damals erlernt und praktiziert:

> Na ja *Komma* ich hatte mit Anfang 20 ein Schädelhirntrauma und hätte mich von einem Genickbruch vermutlich weniger gut erholt *Punkt*.

Das Ergebnis:

> Na ja, ich hatte mit Anfang 20 ein Schädelhirntrauma und hätte mich von einem Genickbruch vermutlich weniger gut erholt.

Dragon Dictate, das wohl hinter der Spracheingabe steckt, setzte es korrekt um, wie bislang auch ein Ausrufezeichen, einen Doppelpunkt und ein Fragezeichen.

Dann versagte der Dienst. Während ich diktierte

Haha Autokorrektur Ausrufezeichen

war tatsächlich zuerst das Ausrufungszeichen zu sehen, um dann plötzlich zum Text "Ausrufezeichen" zu werden. Das gleiche passierte bei einem Test mit dem Fragezeichen und dem Doppelpunkt.

Konsequent umgesetzt werden hingegen Punkt und Komma. Der alte Kalauer

> , auffen .

(also Komma auffen Punkt) scheitert lediglich daran, dass die Spracheingabe bei "auffen" zwanghaft etwas verstehen will, das auch im Duden stehen könnte, und so die Pointe vergeigt.

Wenn man per Spracheingabe dem Punkt eins zustimmen will, dann stimmt man vermutlich meistens dem .1 zu.

Im Großen und Ganzen kann man sich verständlich machen, in Details muss noch dran gearbeitet werden Ausrufezeichen

Volker König

16.03.2015

Medienwechsel und Deadlinedisziplin

Am heutigen Montag beginnt die CeBIT, und die Agenturkolleginnen, die den gemeinsamen Kunden dort mit Pressearbeit betreuen, gehen am Zahnfleisch: Wochenende durchgearbeitet, Nacht auf heute durchgearbeitet. Der Wechsel zu digitalen Publikationsformen hat sie des einzigen Druckmittels für Abstimmungstempo beim Kunden beraubt, das sie zu Papierzeiten noch hatten.

Früher nämlich wurden Presseinformationen auf der CeBIT ausgedruckt verteilt, wenn's mehrere waren, in adretten Pressemappen mit Firmenlogo. Verteilt wurden sie am Messestand und über angemietete Pressefächer, die im Pressezentrum des Hannover'schen Messegeländes standen, regalweise. Dafür mussten diese Pressemeldungen nach der Freigabe durch den Kunden in hoher Auflage ausgedruckt werden, getackert, in Pressemappen gesteckt und zur CeBIT gebracht. Jede Kundenfirma verstand, dass die dahinterliegende Logistik Zeit brauchte; es bedurfte also meist nur einer kurzen Erklärung, um die zuständigen Menschen zu einer Bearbeitung und Freigabe der Inhalte einige Tage vor Messebeginn zu bewegen.

Seit einigen Jahren aber werden diese Pressemitteilungen digital an die Medien verteilt, meist schlicht als Download von der Homepage, manchmal noch auf USB-Sticks gespielt. Und die Kundenfirma weiß, dass jetzt die Deadline zur Freigabe im Grunde erst das Drücken des „Publish"-Knopfs am Morgen der Messeeröffnung ist. Die Folge: Es wird bis zu diesem Zeitpunkt geändert, gezögert, diskutiert, korrigiert – Nachtschicht für die Dienstleister.

die Kaltmamsell

17. März 2015

Meine Träume sind wie ein verzögernd ladendes Videospiel

Ich stehe vor einem DVD-Regal und will einen Film aussuchen, doch alle Cover und Titel scheinen mir … unfertig: Die Filme tragen schwammige, witzlose Namen wie "Zwei und eins" und "Jeder Seins" und ändern sich, sobald ich länger hinsehe. Das ganze Archiv wirkt lieblos, ungefähr, schlecht ausgedacht. Ich gehe zum Hochbett der Schriftstellerin Terézia Mora. Dort liegt ihr Roman "Das Ungeheuer", den ich bisher nur angelesen habe. Obwohl ihr Bett nicht bezogen ist, lese ich dort weiter … doch merke schnell,

dass auch in diesem Hardcover alles vage bleibt: Schaue ich nur kurz auf eine Seite, wirkt sie wie ein plausibles Stück Roman. Sobald ich länger lesen will, stehen überall Danksagungen, Inhaltsverzeichnisse, unklare Textbrocken.

Ich träume oft von Filmen, Büchern und vom Lesen gedruckter Sätze … doch habe fast jedes Mal im Traum dieses Problem: Wenn ich nur flüchtig kucke, wirkt alles recht plausibel. Sobald ich aber größere Mengen Medien durchsehen, mich festlesen oder über Details nachdenken will, verstehe ich, dass ich träume. Und, dass meine Fantasie gerade große Mühe hat, mir im selben Tempo originelle, künstlerisch überzeugende Dinge zurecht zu fantasieren, mit der mein Kritiker-Kopf sagt: "Nein. Das stimmt hinten und vorne nicht! Das sind vage, unfertige Attrappen."

Ich weiß wenig über Luzidträume und denke an solchen Stellen nie "Oha! Wie schön: Ich träume." Sondern nur: "Enttäuschend. Das ist so schlecht überlegt – wahrscheinlich träume ich." Zu oft, wenn ich im Traum etwas Originelles genauer durchsehen will, erlebe ich es als fadenscheinig, halbgar. Details und Inhalte kommen zu unfertig und langsam. Wie ein verzögert ladendes Videospiel, in dem sich Hintergrund und Architektur immer erst im laufenden Bild, zu offensichtlich aufbauen.

(In "Star Trek: Deep Space Nine" hat Dr. Bashir ein ähnliches Lese-Problem mit einem nur halb gelesenen, unvollständig erinnerten Roman von Charles Dickens: en.memory-alpha.org/wiki/A_Tale_of_Two_Cities.)

Stefan Mesch

17.03.2015

Wie ich fast meinen Professor cyberattackiert hätte

Ich sitze mit meinem Professor am Flughafen beim Rückflug von einer Dienstreise. Wir warten auf das Boarding. Er arbeitet eifrig mit seinem Laptop.

Dann ruft die Natur und er legt einen “natural break” ein, wie man in England sagen würde.

Ich beuge mich kurz über den Tisch und sehe, dass er den Rechner nicht gesperrt hat. Super, endlich macht es sich bezahlt, dass ich immer einen USB-Stick mit sehr viel Kapazität und sehr hoher Geschwindigkeit bei mir trage. Und außerdem mit einer Reihe an Software, für deren Besitz ich dank Hackerparagraf § 202c StGB mehrfach lebenslang hinter Gitter kommen würde.

Also schnell und unauffällig den Laptop zu mir gedreht, USB-Stick rein. Die gespeicherten Passwörter auslesen und in ein Textfile dumpen. Mit geübtem Blick über die Ordnerstruktur seines Benutzerordners scannen und alle Dokumente kopieren, die einen interessant klingenden Dateinamen haben. Eine kleine unauffällige Software installieren, die regelmäßig mit der eingebauten Webcam ein Foto macht und an einen geheimen Server in einem geheimen Land sendet. Zwei weitere Programme installieren: Eins öffnet mir eine sogenannte Backdoor, ich komme also, sobald der Laptop am Internet ist, über eine geheime Hintertür immer ins System rein. Das andere ist ein Keylogger, der alle Tastaturanschläge protokolliert.

Dabei habe ich immer ein Auge in Richtung Toilettenanlage. Kaum taucht der Professor um die Ecke auf, ziehe ich den USB-Stick ab, drehe alles auf Ausgangsstellung und vertiefe mich wieder in meine Süddeutsche.

All das tue ich natürlich nicht. Sondern ich passe auf wie ein Schießhund, dass sich kein Bösewicht von dem Laptop angezogen fühlt. Und schüttele innerlich wie wild mit dem Kopf, dass jemand seinen Laptop im Jahr 2015 nicht mindestens sperrt, wenn er ihn für mehrere Minuten irgendwo stehen lässt.

Alina Smithee

17. März 2015

Taxi direkt. Sie sprechen mit dem Fahrer persönlich!

In Wien fällt mir eine Taxitelefoneinrichtung auf, wie es sie vermutlich auch in Berlin gibt oder bis vor kurzem noch gab. Das Prinzip kommt mir jedenfalls bekannt vor.

Ich habe noch nie so ein Ding benutzt und rüttle jetzt aus Techniktagebuchgründen erstmals forschend an der Tür. Aber die Tür ist verriegelt. “Das ist nicht zum Anrufen”, sagt Maik Novotny, “das klingelt, und dann geht der Taxifahrer dran, der davor parkt.”

Gut, dass ich es noch schnell fotografiert habe. Ich habe so das Gefühl, es könnte innerhalb der nächsten zwanzig oder dreißig Jahre abgeschafft werden.

Kathrin Passig

1886 bis 1930 und heute

Eine Schachtel mit Lochplatten der Symphonion Musikwerke wohnt in meinem Schrank

Vor einigen Jahren erbte ich von meiner Großmutter eine Schachtel mit Lochplatten der Symphonion Musikwerke aus Leipzig. Dabei handelt es sich um runde Blechplatten mit einem Durchmesser von 24 cm, mit denen sich Musik abspielen lässt. Dazu benötigt man eine Spieldose. Die Spieldose gehört zu der Gattung der mechanischen Musikinstrumente und ist der Vorläufer des Grammophons. Das Grammophon ist der Vorläufer des Plattenspieler, dieser der Vorläufer der CD, die CD Vorläufer . . .

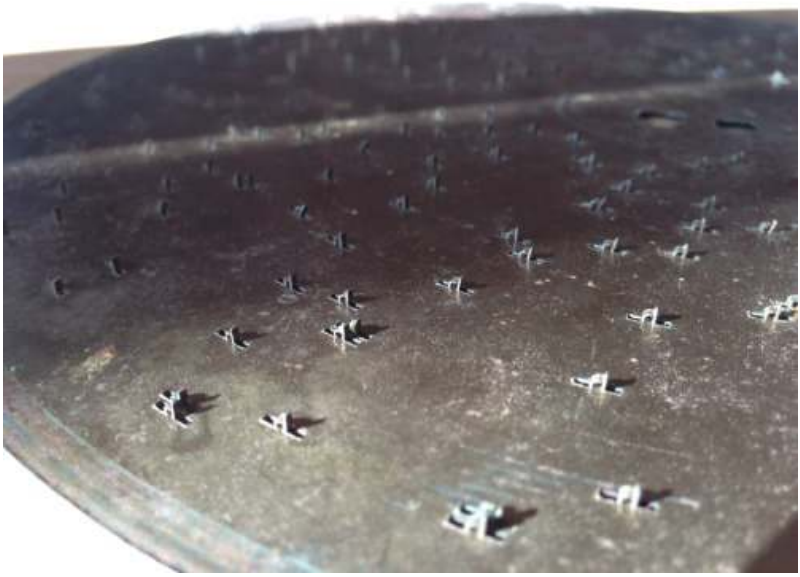
Schon 1796 erfand der Schweizer Uhrmacher Antoine Favre-Salomon die erste Walzen-Spieldose. Das Prinzip kennen einige vielleicht noch von diesen kleinen Spieluhren, bei denen mit einer Kurbel eine Walze angetrieben wird, die mit genau positionierten Stahlstiften verschieden lange Zinken eines Stahlkamms (die sogenannten Tonzungen) anreißt und so durch Schwingungen jeweils einen bestimmten Ton erzeugt. Die Anordnung der Stahlstifte ergibt dann eine Melodie.

Um 1886/87 erfand Paul Lochmann in Leipzig die erste Plattenspieldose und ließ die dazugehörigen Blechplatten anfertigen. Der entscheidende Vorteil zu einer Walzenspieldose ist, dass mit einer Plattenspieldose und einer Sammlung an Lochplatten verschiedene Melodien abgespielt werden können. Das Prinzip der Tonerzeugung ist aber das gleiche, wie bei Walzen und Tonzungen. In die Platten wurden Haken gestanzt, diese treiben ein Rad an und das reißt wiederum die Tonzungen des Kammes an. Jeder Radius einer

Platte erzeugt einen bestimmten Ton und die Summe der Haken ergibt die Melodie. Angetrieben werden diese Spieldosen wie die späteren Grammophone mit einem Federwerk. Die Spieldosen und die Blechplatten aus Leipzig wurden von den Symphonion Musikwerken hergestellt.

Neben dem Titel des Liedes (meist auf deutsch, englisch und französisch) und dem Namen des Komponisten, befindet sich in der Mitte das Logo von Symphonion, dann die Angaben “Schutz-Marke”, “Trade Mark” und “Made in Germany”. Außerdem die Hinweise “D.R.P. Patented”, “Preveté S.G.D.G.” und eine Seriennummer. Bei den Lochplatten meiner Ur-Großeltern handelt es sich um Weihnachtslieder und Märsche.

Stille Nacht



Lochplatte von unten

Leider habe ich die Spieldose nicht, mit der meine Ur-Großeltern diese Platten abgespielt haben. Sie befand sich lange Jahre zusammen mit den Platten auf dem Dachboden meiner Großeltern, wurde aber gestohlen. Daher weiß ich weder, wie die Lochplatten klingen noch, was ich jetzt damit anfangen soll. Sie sind in keinem sehr guten Zustand und der wird in meinem Schrank vermutlich nicht besser.

Aber immerhin gibt es Tonspuren, die man sich in Netz anhören kann, so dass man einen Eindruck bekommt.

Diese Website zur Geschichte der Spieluhren ist vermutlich fast so alt wie die Erfindung der Spieluhren selbst und gibt einen guten Überblick.

sleeplessdarkhorse

06.01.2019 (bzw. 17.03.2015)

Datierungsforschung

Heute läuft meine Word-Lizenz aus. Am 06.01.2015 habe ich mir über das Software-Portal der Freien Universität Berlin eine Word-Vollversion gekauft, die auf vier Jahre begrenzt war. Ich konnte den Code, der mir per E-Mail zugeschickt wurde, für zwei Geräte verwenden. Für das Abo habe ich 69,50 € gezahlt.

Diesen Beitrag schreibe ich aber nicht im Jahr 2019, sondern am 17.03.2015, um zu überprüfen, ob Tumblr auch Vordatierungen zulässt. Rückdatierungen klappen ja schon, und warum soll das Techniktagebuch nicht auch in die Zukunft blicken können?

(Edit: Warum auch immer, aber das Techniktagebuch wird wohl keine Einblicke in die Zukunft liefern können. Die Datierung wird von Tumblr automatisch auf den heutigen Tag zurückgesetzt. So ein bisschen anti-futuristisch ist das jetzt aber schon.)

Felix Lorenz

17.3.2015

Mein Freund, der Bot

Über meinen Twitterbot hatte ich ja bereits geschrieben.

Zwischen Oktober 2014 und Februar 2015 hatte er mit Mühe und vielen manuellen Mentions an Leute, die über Breaking Bad twitterten, 18 Follower bekommen. Seit der Erweiterung der IFTTT-Rezepte fügt er alle Twitterer, die #breakingbad als Hashtag benutzen, einer Twitter-Liste hinzu.

Das erscheint bei den Teilnehmern standardmäßig als Mitteilung. Diese, zugegeben, geringen Interaktionsmöglichkeiten führten aber dazu, dass in den vergangenen 19 Tagen 20 neue Follower hinzukamen – ohne eine einzige von mir manuell ausgeführte Interaktion.

Twitter-Listen dürfen bis zu 5000 Accounts enthalten. Das Limit muss in den letzten Tagen erreicht worden sein. Seit heute kommen diejenigen, die #breakingbad erwähnen, in eine neue Liste.

Eine Viertelstunde später war wieder ein neuer Follower da.

Volker König

18.3.2015

Kaum weiß man, was ein Symphonion ist, sieht man sie überall

Wenige Stunden nach dem Eingang des Techniktagebuch-Beitrags über Symphonion-Lochplatten bin ich in den Kellergewölben des Darmstädter Schlosses auf der Suche nach einer Toilette. Die Standuhr in der Ecke interessiert mich nicht. Auf der Standuhr steht aber ein Wort, das ich heute schon mal irgendwo gelesen habe:

Es ist gar keine Standuhr, sondern ein Musikabspielgerät für Lochplatten. Vermutlich ein anderer Typ als das Gerät, das in sleeplessdarkhorses Beitrag vom Dachboden gestohlen wurde, es ist zu groß zum Stehlen und die Bezeichnung “Spieldose” passt nicht. Auch die Lochplatte im Gerät hat einen größeren Durchmesser als 24 Zentimeter. Ich mache trotzdem Fotos, um

damit den anderen Beitrag zu illustrieren, stelle aber später im Hotel (im Schlosskeller gibt es keinen Mobilfunkempfang) fest, dass der Beitrag bereits bebildert war. Hier also nur zur Ergänzung: So sahen etwas größere Lochplattenabspielgeräte aus, vermutlich passte auf die Platten auch mehr Musik.

Kathrin Passig

18.3.2015

Alles, was man wissen wollen könnte, hat jemand vor einem schon mal in einem Forum gefragt

Im Chat der Techniktagebuchredaktion geht es um Mondegreens, also Songtexte, die man immer falsch hört (siehe auch Wikipedia: Verhörer).

Mir fällt dazu ein Lied aus den Achtzigern ein, bei dem ich immer „Erdbeer Erdbeer“ verstehe. Meine Hoffnung, dass jemand „Ach ja, das Erdbeerlied!“ ruft und mir sagt, um welchen Titel es sich handelt, stellt sich leider als zu optimistisch heraus. Niemand kann mit „Erdbeer Erdbeer“ etwas anfangen. Ich muss also googeln.

Ich gebe „erdbeer erdbeer achtziger song“ ein und bekomme als zweites Ergebnis einen Link zu einem Best-of-80s-Forum angezeigt. Der Threadersteller schreibt u. a. „der refrain klingt phonetisch irgendwie so wie ‘jep jep jep jooo… erdbeer erdbeer”“.

Die vierte Antwort verweist auf den Song „Yeke Yeke“ von Mory Kante. Das kommt mir verdächtig vor und ich bemühe Spotify, um mir diesen Song anzuhören. Tatsächlich ist das der Song, den ich meinte. Eindeutig höre ich da „Erdbeer Erdbeer“. Außer mir möchte aber niemand im Chat da irgendwas von Erdbeeren hören.

Viel faszinierender finde ich aber die Tatsache, dass ich mit einer doch etwas absurden Suchanfrage in kürzester Zeit das richtige Lied gefunden habe. Irgendwo auf der Welt gibt es eben immer jemanden, der dein Problem schon mal hatte und im Internet gefragt hat.

Anne Schüßler

2015-03-18

Die seltsamen Gebräuche deutscher Einwanderer im Ausland

Zu den Gebräuchen, die deutsche Einwanderer in den USA ungern hinter sich lassen, gehört natürlich das sonntagabendliche #Tatort-Gucken. Nun gut, in meinem Fall hat es auch damit zu tun, dass meine Liebste, die Schwedin ist, den Tatort für den wichtigsten deutschen Beitrag zur globalen Kultur hält. Oder vielleicht will sie mir auch nur schmeicheln. Oder vielleicht will sie

auch nur ihr Deutsch üben, damit sie auf dem Laufenden bleibt, was ich mit unseren Kindern so rede. Also: Wir gucken ihn jedenfalls oft. Und dank der ARD Mediathek geht das ja auch zeitversetzt und per Streaming in den USA.

Wenn auch der Tatort leider immer nur eine Woche online ist, und dann wieder depubliziert wird, aber na gut.

Ach, und der deutsche Jugendschutz. Dessentwegen darf der Tatort nur zwischen 20 Uhr und 6 Uhr mitteleuropäischer Zeit angeschaut werden. Das geht von New York aus noch ganz gut, man kann ihn dann zwischen zwei Uhr nachmittags und Mitternacht schauen, was noch als Abendunterhaltung durchgeht. Von Kalifornien aus, mit neun Stunden Zeitunterschied, ist der Tatort leider nur Vorabendprogramm. Wie es Menschen in Asien geht, die ja große Fans deutscher Krimiserien sein sollen (Derrick!), wage ich mir lieber nicht auszumalen.

Vor etwa einem Jahr war es dann leider soweit: Das technische Know-how bei der ARD war offenbar so weit verfeinert worden, dass die Mediathek erkannte, von wo man gerade den Tatort schauen wollte. Das hatte zur Folge, dass man eine ganze Weile vor dem Flashplayer saß und nichts passierte und man dachte, oje, die Leitungen über den Atlantik sind heute aber sehr langsam. Erst nach zehn Minuten, Neustart des Rechners und des WLAN-Routers las ich das Kleingedruckte unter dem Flashplayer, wo stand, dass die Ausstrahlung außerhalb Deutschlands aus rechtlichen Gründen leider nicht möglich sei.

Ich habe eine Weile nach irgendwelchen zwielichtigen Proxy-Diensten gesucht, um meinen Aufenthaltsort zu verheimlichen, aber irgendwann entnervt aufgegeben. Es ist ja nicht so, dass es keine anderen Fernsehserien und Streaming-Angebote auf der Welt und insbesondere in den USA gäbe.

Vorletzte Woche haben wir es dann doch nochmal versucht, und siehe da: plötzlich ging's wieder. Allerdings nur eine Tatort-Folge lang, bei der nächsten stand dann wieder der Hinweis mit den rechtlichen Gründen und der Flashplayer blieb leer.

Vielleicht kann ich die Liebste ja doch noch überreden, am Sonntagabend mal Breaking Bad, Better Call Saul oder House of Cards mit mir zu gucken.

André Spiegel

2006-2015

Drucken auf Umwegen. Aus sentimentalen Gründen

2006 beschloss ich, mir einen einfachen Laserdrucker der Firma Kyocera zuzulegen. Laut einiger Testberichte im Internet sollte der Drucker gute Druckresultate liefern sowie günstig im Unterhalt sein. Außerdem kannte ich die Firma aus Fernsehwerbespots.

Bis 2010 war ich auch sehr zufrieden mit dem Drucker, weil er sich so verhalten hat, wie man es von einem guten Drucker erwartet. Er war stets einsatzbereit und die Ersatztoner waren auch tatsächlich günstig. Dann habe ich mir allerdings einen neuen Heim-PC mit Windows 7 64-bit gekauft und musste feststellen, dass die Firma Kyocera vermutlich keine Lust hatte, einen Druckertreiber für dieses neue Betriebssystem zu entwickeln. Ich habe zwar dennoch versucht, mit einigen Tricks (Treiber für anderen Drucker auswählen, XP-Treiber irgendwie installieren, Beten, Betteln und Fluchen) den Drucker unter Windows 7 normal einzusetzen, bin aber kläglich gescheitert.

Kurz bevor ich das Gerät schon aus dem Fenster werfen wollte, stieß ich in einem Internetforum auf den Hinweis, es mit dem XP-Modus zu probieren. Hierbei wird quasi ein virtuelles Windows XP in Windows 7 gestartet, in dem ich wiederum den alten Druckertreiber installieren konnte.

Heute benutze ich den Drucker immer noch, muss aber aus jedem Dokument, das ich drucken will, ein PDF erstellen, den XP-Modus starten, das Dokument in das virtuelle Windows XP kopieren, dort mit einem PDF-Programm öffnen und kann es dann ausdrucken. Zwar habe ich mir schon mehrmals überlegt, einen neuen Drucker anzuschaffen, der auch mit aktuellen Betriebs-systemen zusammenarbeitet. Aus sentimentalen Gründen habe

ich mich aber immer dagegen entschieden. Ich freue mich auf Windows 10, das bald erscheint, und hoffe, dass mein Kyocera-Drucker mich auch noch die nächsten 10 Jahre begleitet.

Gunnar Liebich

19.03.2015

Meine Hose hängt an der Revisionsklappe des Hotelbadezimmers und wird wasserdampfgeglättet

Ich bin eingeladen worden, auf einer Konferenz einen Vortrag zu halten. Wie auch bei Gerichtsterminen kann ich da nicht – aus meiner Sicht – vernünftig angezogen auftreten, sondern muss mich in einen Anzug quälen.

Da ich nicht sonderlich viel Wert auf diese Bekleidungsstücke lege, habe ich mich nicht großartig bemüht, sie knitterfrei im Koffer unterzubringen, so dass ich vor allem die Anzughose bei der Ankunft nur wenig glatter als zerknülltes Butterbrotspapier im Koffer wiederfinde.

Ein guter Tipp sagt, die Hose beim Duschen in der Nasszelle meines Hotelzimmers aufzuhängen. Der Wasserdampf würde dann die Hose glätten. In meinem Hotelzimmer gibt es einen kleinen Kleiderschrank. Wie es seit etlichen Jahren üblich ist, finde ich darin auch einige Kleiderbügel, aber jene Sorte, die nicht mit einem normalen Haken ausgestattet ist, sondern nur mit einem kleinen Knopf, der in ein passendes Gegenstück an der Kleiderstange eingefädelt wird, damit man garantiert zu Hause nichts mit diesen Bügeln anfangen kann.

Mein Zimmer hat auch eine kleine Garderobe mit drei Kleiderbügeln (es ist wirklich ein tolles Zimmer), aber diese Bügel haben keine Hosenstange. Mich wundert, dass man an der Garderobe nicht das gleiche System wie an der Kleiderstange verwendet hat und dass drei Bügel vorhanden sind, die man auch zu Hause verwenden könnte. (Ich lasse sie aber hängen. Ich habe zu Hause genügend Kleiderbügel).

Als nächstes stelle ich fest, dass das kleine Bad keine Möglichkeit bietet, einen Kleiderbügel aufzuhängen, bis ich eine Revisionsklappe in der Decke finde. Diese öffne ich und kann dort wunderbar einen Kleiderbügel mit dem Knopfsystem und der Hosenstange aufhängen. Einen normalen Kleiderbügel hätte ich dort auch verwenden können.

Am nächsten Morgen ist die Anzughose deutlich glatter als bei der Entnahme aus dem Koffer. Der Vortrag ist ein großer Erfolg.

Markus Winninghoff

14. und 19.3.2015

DHL gibt sich immerhin Mühe und kann jetzt auch Mail. Manches wird besser.

Am 14. finde ich in meinem Briefkasten eine DHL-Benachrichtigungspostkarte. Eine Sendung wurde “bei Ihrem Nachbarn bzw. Wunschnachbarn hinterlegt”, einem Menschen, dessen Namen ich noch nie gehört habe. Ich verlasse gerade das Haus und werde mehrere Wochen nicht in Berlin sein. Aber vielleicht wohnt mein Nachbar bzw. Wunschnachbar ja noch hier, wenn ich wiederkomme.

Am 19. erhalte ich erstmals eine Mail von DHL mit dem Betreff “Paketankündigung zu Ihrer Sendung 736020056060”. Darin steht: “Ihre Sendung 736020056060 von Sigloch Distribution GmbH wurde an DHL übergeben und wird voraussichtlich am Donnerstag, den 19.03. zugestellt.” Die verwendete Mailadresse ist die, mit der ich mich vor vielen Jahren bei der Packstation angemeldet habe.

Ebenfalls am 19.: “Ihre Sendung 736020056060 von Sigloch Distribution GmbH konnten wir Ihnen leider nicht persönlich übergeben. Sie wurde bei Ihrem Nachbarn bzw. Wunschnachbarn (*wieder anderer Name*) hinterlegt. . . . Diese Mail dient lediglich der Information und garantiert nicht die Zustellung der Sendung.”

Ob diese Sendungen und ich eines Tages zueinander finden werden, ist noch offen. Aber zum ersten Mal weiß ich in so einer Situation, von wem die Post stammt und kann dem Absendernamen entnehmen, dass es sich wahrscheinlich nicht um leicht verderblichen Kuchen oder lebende Küken handelt, sondern um haltbare Papier-Belegexemplare von Büchern, die ruhig ein paar Jahre warten können, bis ich meine *Nachbarn bzw. Wunschnachbarn* kennenlerne.

Kathrin Passig

19.3.2015

Der Konferenzzeichner muss den Hypertext malen

Der Konferenzzeichner der “Technospaces”-Tagung illustriert einen Abschnitt des “Topologischen Manifests” der Veranstalter, in dem es um “Diskursräume” geht. “Texte, Intertexte und Hypertexte formieren Diskurs- und Lebensräume wie nie zuvor” heißt es im Manifest. Der Zeichner hat es nicht leicht, er muss Aussagen illustrieren wie “Eine Topologie der Technik bedarf einer Topologie der Technikdiskurse, stützen kann sich diese auf die Technik der Topologie.”

Die Zeichnung enthält neben Buchstaben, Büchern, Heften und Zetteln viele runde Dinger, ich überlege eine Weile, was gemeint sein könnte und komme zu dem Schluss, dass es sich wohl um CDs handelt.

Es ist halt nicht so einfach, ein Bild von den Intertexten und Hypertexten zu malen, was soll man machen.

Kathrin Passig

19.03.2015

Computerfriedhof

Seit fast einem halben Jahr steht das Gerät nutzlos im ohnehin winzigen Konferenzraum der kleinen PR-Agentur: Eine Schwarz-weiß-Drucker/Scanner-Kombination, die nicht nur älter als die Agentur ist, sondern auch kaputt. Wenn man das Gerät einschaltet, startet nach kurzem Aufwärmen ein lautes Kalibrieren, das nie endet. Meine Recherche im Web hat ergeben: Problem bekannt, das macht der Druckerscanner, wenn die Spiegel des Scanners verschmutzt sind. Um diese Spiegel zu reinigen, muss man lediglich das Gerät komplett auseinander nehmen; das Anleitungsvideo auf YouTube dauert bereits in der gerafften Version („ich habe hier schon mal was vorbereitet“) 20 Minuten.

Die Geschäftsleitung erklärte den Druckerscanner daraufhin zu Müll, gedruckt wird also seit diesem halben Jahr auf dem Farbdruckerscanner. Jetzt muss nur noch das Gerät beseitigt werden. Ein Anruf bei einem empfohlenen Computer-etc.-Recycler ergibt, dass ihm für eine Abholung die Anfahrt zu weit ist. Also suche ich den am besten erreichbaren Wertstoffhof heraus; das ist der in der Arnulfstraße. Ich stecke den Drucker aus, packe neben den Kabeln auch eine schon länger kaputt herumliegende Tastatur ein, und wuchte den gar nicht so schweren Drucker hoch – mein regelmäßiges Kraftttraining sollte ja für irgendwas gut sein.

Ich trage das alles zur nächsten Tramhaltestelle und fahre zum Wertstoffhof. Nach kurzer Orientierung finde ich den Container für Computer und Zubehör, ich bette Tastatur und Drucker (es ist der rechts unten) zur letzten Ruhe, die Kabel kommen in einen eigenen, kleineren Container.

die Kaltmamsell

19.3.2015

Der Lichtschalter ist ein Telefon

Im Kongresszentrum *darmstadtium*. Ein Mitarbeiter im Anzug steht neben der Tür des Veranstaltungssaals am Wandtelefon. “Könnten Sie vielleicht in der vordersten Reihe vor der Leinwand die Lichter ausmachen?”, sagt er,

gefolgt von etwas Smalltalk. “Nichts passiert … nein, immer noch nicht … Ah. Ja. Jetzt gehen die großen aus und jetzt auch die kleinen runden.” Das Gespräch dauert mehrere Minuten.

Lichtschalter, 2015

Was unten im Bild zu sehen ist, ähnelt zwar einem regulären Lichtschalter, ist aber wahrscheinlich eher keiner; ganz sicher kann man damit nicht die Vielzahl der Lampen im Raum steuern. Ich habe mich nicht getraut, es zu drücken.

Kathrin Passig

Januar 2015 bis jetzt

Reiseplatzdaten immer zur Uhr

Ich reise recht oft mit dem Zug, und habe gleichzeitig ein Problem: Ich sehe nach, welchen Platz in welchem Wagen ich habe, stecke die Unterlagen wieder ein und habe vergessen, welchen Platz in welchem Wagen ich habe.

Seit Januar 2015 besitze ich eine Pebble Steel Smartwatch, die mit meinem iPhone gekoppelt ist. Eigentlich nur für den Empfang von Mitteilungen gedacht, um das Telefon in der Tasche zu lassen. Beim Stöbern im Pebble App Store stosse ich auf eine Evernote Anwendung. Ich probiere damit herum und habe jetzt, wie ich finde, ein geniales System, diese Reise-Platz-Daten immer „zur Uhr“ zu haben. *(Mit der Einführung von immer mehr Smartwatches beantrage ich die Urheberrechte auf die Floskel „zur Uhr haben/auf der Uhr haben“ statt „zur Hand haben“).*

Immer, wenn jetzt eine Reise ansteht, trage ich die Reisedaten an den Anfang einer Evernote-Notiz ein. Diese Notiz markiere ich als Favorit. Wenn ich in den Zug steige, starte ich Evernote auf der Pebble, was sehr schnell geht, navigiere mich dann in die Favoriten, wähle die Notiz aus und lasse die auf der Uhr stehen, während ich meinen Platz suche. Das Display ist eine Art E-Ink-Display, also auch ohne Beleuchtung zu erkennen.

Ich bin ziemlich stolz auf die hohe technische Raffinesse meiner Lösung, allerdings nagt in mir der leise Zweifel, ob nicht das simple „Fahrkarte in der Tasche“ besser wäre, zumal die Fahrkarte nur eine Bedingung braucht (gedruckt), meine Lösung hingegen drei: Daten eingetragen, iPhone geladen, Uhr geladen.

Wolfgang Kunckel

19.3.2015

Der Bestellservice schickt die Befehle mit Automatenstimme und Thermodrucker

Im arabischen Imbiss im Prenzlauer Berg in Berlin steht direkt neben der Kasse ein kleines Kästchen, aus dem es andauernd quäkt. ‘Sie haben eine neue Bestellung erhalten’ (oder so ähnlich) verkündet eine weiblich wirkende Automatenstimme und spuckt einen Bon aus dem eingebauten Thermodrucker.

Das Kästchen ist das Endgerät für einen Internet-Bestell- (und Liefer-)Service: Die Speisen können im Internet oder per Smartphone-App bestellt werden, und auf dem Bon stehen das bestellte Gericht und die vom Besteller angegebene Adresse als Identifizierungsmerkmal.

Weil die Internet- und Smartphone-Dichte im Prenzlauer Berg sehr hoch ist, quäkt das Gerät andauernd, obwohl offensichtlich dieser Imbiss keinen Lieferservice anbietet und die bestellten Gerichte abgeholt werden müssen. Der Inhaber scheint nicht allzu begeistert und macht sich über die ‘faulen Leute’ lustig, die ‘im Internet bestellen’. Sollen sie doch lieber gleich in seinen Laden kommen.

Ein wenig wirkt der sprechende Bestelldrucker wie das böse Ende einer Gegensprechanlage, das Ende, an dem die Befehle entgegengenommen werden. Die Mannschaft im Imbiss hat keine Wahl, als die Zettel abzuarbeiten,

die einer nach dem anderen ausgespuckt werden. Natürlich hätte sie auch keine Wahl, wenn die Bestellung per Telefon einginge. Aber so wirkt es, als würden nur automatisch Befehle aus einer anderen Galaxis abgearbeitet.

Thomas Wiegold

2015 immer noch

Dickbildschirme

Wohin mit dem Röhrenbildschirm? Vermutlich lagern in unseren Kellern Millionen davon, neben Muffelöfen und Entwicklertischen für Schwarz-Weiß-Fotos. Ich habe immer Angst, daß bei mir mal im Keller eingebrochen wird, und er hinterher voller Röhrenbildschirme ist. Nur deshalb räume ich ihn mit Kram voll. Weihnachtsbäume darf man ja einfach auf die Straße schmeißen, oder zumindest denken das viele, bei Röhrenbildschirmen kann man sich zusätzlich einen Spaß daraus machen, auf einen Poller zu zielen, dann bekommen die endlich eine Funktion. Man kann sich auch heute schon Gedanken machen, wie man später seinen Flachbildschirm entsorgen wird, wenn es etwas viel Besseres gibt. Aber das ist gar nicht so schwer: den kann man ja heimlich unter der Tür vom Nachbarn durchschieben.

Jochen Schmidt

20. März 2015

Der normale WLAN-Wahnsinn an einer öffentlichen Einrichtung

Ich bin Gast an der Fachhochschule Köln. Beim Check-in wird mir unaufgefordert WLAN-Zugang angeboten. Dieses Angebot nehme ich gerne an. “Dann bitte das hier alles ausfüllen”, sagt die nette Person am Empfang. Ich muss in eine Liste eintragen: Vorname, Nachname, Unternehmen, Geburtsdatum (!), Unterschrift. Dafür erhalte ich einen versiegelten Umschlag, dessen fortlaufende Nummer mit der Listennummer überstimmt. Er enthält genaue Anweisungen zur Inbetriebnahme des WLANs.

Die Einrichtung ist denkbar einfach. Ich wähle das Netz aus (”fhk-gast”) und gebe ein Passwort ein. Dann erscheint – wenn man das richtige System hat – ein Anmeldebildschirm, alternativ kann man zur Adresse 1.1.1.1 navigieren. Dort wird man zur Eingabe eines Benutzernamens und eines anderen Passworts gebeten, beide bestehend aus mehrstelligen Kleinbuchstaben-Großbuchstaben-Ziffern-Kombinationen.

Das war ja einfach. Ich habe nur ein wenig Angst davor, das Laptop zuzuklappen.

Johannes Mirus

20. März 2015

Kommunikation auf mehreren Ebenen an einem Hannoveraner Bahnsteig

Es ist Freitag. Auf dem Weg von Bremen nach Baden-Baden lese ich meine Mails auf dem Handy. In einer davon geht es um ein Projekt, das ich gerade mit Mitarbeitern von zwei Firmen plane. Um dort letzte Unklarheiten aus dem Weg zu räumen, bevor T., mein Ansprechpartner bei Firma A, zwei Wochen in Urlaub geht, schlägt mein Ansprechpartner bei Firma B vor, sich gegen 15 Uhr noch kurz in einer Telefonkonferenz zu treffen.

Ich schreibe T., dass das bei mir gut passt, weil ich zu dieser Zeit gerade in Hannover umsteige und eine halbe Stunde Aufenthalt habe. T. und ich sind auch privat befreundet, deswegen freue ich mich, als er ankündigt, mich in Hannover am Gleis abzuholen, weil er dort heute selbst einen Termin hatte (in Hannover, nicht am Gleis) und kurze Zeit später selbst nach Hause fährt.

T. und ich stehen nebeneinander am Bahnsteig und wursteln unsere Handy-Headsets in die Ohren. Um die Telefonkonferenz herzustellen, ruft T. mich an und schaltet dann Firma B dazu. Umgebungsgeräusche wie einfahrende Züge und mechanische Lautsprecherdurchsagen schallen viel zu laut durch die Telefonkonferenz. Instinktiv bewegen T. und ich uns voneinander weg, als wollten wir Rückkopplungen vermeiden.

Nach kurzer Zeit kommen wir dahinter, dass es am besten ist, unser Mikrophon stumm zu schalten, wann immer wir selbst nicht reden. Irgendwann streunen wir etwas ziellos über den Bahnsteig, während wir das Projekt be-

sprechen. Wenn Firma B uns manchmal beiden eine Frage stellt gucken wir uns trotzdem aus einigen Metern Entfernung kurz an und geben uns Handzeichen oder werfen uns aussagekräftige Blicke zu.

Wir sind noch nicht ganz mit der Besprechung fertig, als mein ICE einfährt. T. und ich geben uns während des Gesprächs die Hand. Die Konferenz läuft auch weiter, während ich in den Zug einsteige und nach Süden fahre. Vor meinem inneren Auge sehe ich T. und mich nach kurzer Parallelität auseinanderdriften wie zwei Graphen in einem Koordinatensystem, in dem x die Zeit und y die Entfernung voneinander misst. Auf halbem Weg nach Göttingen sind alle Unklarheiten aus dem Weg geräumt. Ich wünsche T. einen schönen Urlaub und wir beenden das Gespräch.

Alexander Matzkeit

20.3.2015

Techniken der Sonnenfinsternisbetrachtung

Heute ist die letzte totale Sonnenfinsternis in Deutschland zu meinen Lebzeiten (die nächste ist für den 3. September 2081 angekündigt). Die will ich natürlich unbedingt sehen, ich bin ja schon groß und muss nicht wie manche Schulkinder die Zeit der Eklipse in einem verdunkelten Raum verbringen. Außerdem habe ich frühere totale Sonnenfinsternisse hier zu Lande schlicht verpasst (vermutlich musste ich sie als angestellter Arbeitnehmer in einem verdunkelten Raum verbringen).

Auf dem Weg zum Berliner Kreuzberg, der höchsten innerstädtischen Erhebung der Hauptstadt mit freiem Blick auf die Sonne, sehe ich schon Vorbereitungen auf das Ereignis: Wichtig ist ja, den ungeschützten Blick zu vermeiden, weil das Starren mit bloßem Auge in die Sonne zu Netzhautschäden führen kann.

Als Schutz gibt es ganz unterschiedliche Techniken. Sehr traditionell (aber, so heißt es, auch sehr gefährlich) ist die Methode, eine Glasscheibe mit einer Kerze zu berußen und so einen selbstgemachten Filter zu schaffen. Eine ältere Kreuzbergerin bereitet sich genau so darauf vor (Foto oben): “Das haben wir als Kinder auch schon so gemacht.”

Ähnlich einfach, aber deutlich sicherer sind die verschiedenen Wege, das Prinzip einer Lochkamera umzusetzen und das so entstehende Bild auf ein Papier oder eine Mattscheibe zu projizieren. Der Nachteil: Je nach technischer Version ist das entstehende Bild doch arg klein. Allerdings ist schon zu erkennen, wie der Mondschatten über die Sonne wandert.

Zur Not lässt sich so etwas auch mit Hilfe eines Notizbuches improvisieren:

Komplexer ist natürlich, eine solche Lochkamera mit einer Beobachtungs-Mattscheibe in einen Karton einzubauen und direkt darauf zu gucken:

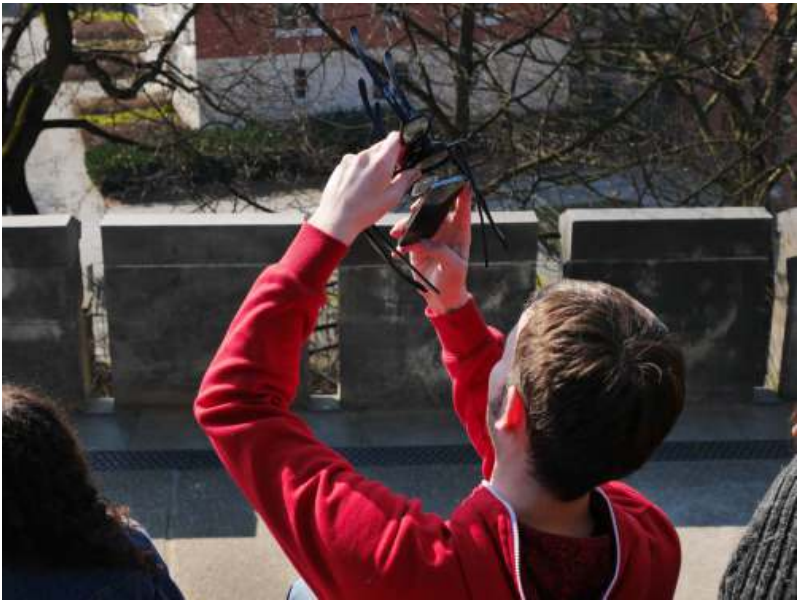
(Dieses Gerät probiere ich aus, kann aber wenig damit anfangen – aus irgenwelchen optischen Gründen wird die kleine Sonnenscheibe gleich sechs Mal in einem Kranz angezeigt, zudem kann ich mit meiner Gleitsichtbrille nichts scharf erkennen.)

Und noch eine Lochkamera-Variante:

Hier ein Gerät, bei dem die Sonne ebenfalls über eine integrierte Mattscheibe zu beobachten ist – so weit ich das erkennen kann, wurde dafür eine Art Trommel umgebaut:

Daneben gibt's natürlich auch zahlreiche Gerätschaften zum direkten Betrachten der Sonne und der Verschattung, mit irgendeiner Art von Schutzfilter. Zum Beispiel diese Schweißer-Brille (obwohl, Brille?)

Mitunter wird auch sehr gewagt improvisiert.



Was ich allerdings nur ein einziges Mal sehe (und dann nicht schnell genug fotografieren kann), sind die bei früheren Sonnenfinsternissen als Geheimtipp gehandelten CDs als Sonnenschutzfilter. Vielleicht liegt das auch daran, dass CDs nicht mehr so selbstverständlich in jedem Haushalt vorhanden sind wie bei der letzten großen Sonnenfinsternis in Deutschland 1999.

Mit richtiger Schutzfolie wurde auch ein bisschen gebastelt:

. . . oder sie wird vors Kameraobjektiv gehalten.

Erstaunlich wenig Leute auf dem Kreuzberg hatten sich eine richtige Sonnenfinsternis-Brille oder -Schutzfolie besorgt. Vielleicht kam die Sonnenfinsternis einfach zu plötzlich.

Die Optikerläden hatten sich ja darauf eingestellt und boten “Aktions-Brillen” für vier oder fünf Euro an. Aber offensichtlich nicht genug – oder den Leuten war’s egal.

Ach so, die Sonnenferinsternis... davon gbt's ja überall Bilder. Zum Beispiel das hier:

Foto: Flickr-User gynti_46 unter CC-BY-SA-Lizenz

(Ich muss allerdings gestehen, dass ich das Ereignis selbst, also das Wandern des Mondschattens über die Sonne, eigentlich gar nicht so spektakulär finde. Vielleicht wird es bei dieser Sonnenfinsternis in Berlin einfach auch nur nicht dunkel und kalt genug.)

Thomas Wiegold; alle Lichtbilder außer dem namentlich gekennzeichneten v. Verf.

21. März 2015

Scrolling analog

Die Buchhalterin hat per Mail eine Liste mit Fragen zu fehler- oder lückenhaften Abrechnungen aus dem letzten Jahr geschickt. Ich glaube, komplizierte Sachen oft besser zu verstehen, wenn sie ausgedruckt sind – vielleicht wegen des »erreichbarer« wirkenden Mediums Papier, oder weil sie damit aus meiner sonstigen Arbeits- und Kommunikationsumgebung in eine andere Ebene befördert werden; Probleme auf Papier, wie Viren auf kleinen gläsernen Objektträgerscheiben unterm Mikroskop. Darum liegen die fraglichen Belege vor mir auf dem Tisch, neben dem Laptop. Während ich mich anstrenge, die jeweiligen Umstände zu rekonstruieren, merke ich, dass ich zum ersten Mal mit zwei Fingern auf dem Papier zur nächsten Seite scrollen will wie sonst auf dem Trackpad meines Macbook nebenan. Dafür, dass ich seit Jahren meist mauslos arbeite, hat es im Grunde erstaunlich lang gedauert, bis es so weit war.

Undine Löhfelm

20.3.2015

Double Rainbow! What does it mean!

Ich versuche, einen Doppelregenbogen aus dem fahrenden Auto zu fotografieren:

. . . und merke erst später beim Betrachten der Bilder, dass links außen ein noch viel selteneres Phänomen zu sehen ist: Ein offizielles Verkehrsschild, das die Fahrenden für weitere Auskünfte auf Twitter und Facebook verweist.

Kathrin Passig

1982 bis heute

Erst seit 33 Jahren habe ich zu Hause Computer und schon sichere ich sie automatisch

Seit dem ersten C64 sichere ich Daten. Beim C64 zuerst auf der Datasette.

Die Datasette speichert Daten auf einer normalen Compactcassette. Mehrere Dateien können hintereinander geschrieben werden. Es gibt aber kein Inhaltsverzeichnis, außer man schreibt auf einen Zettel, bei welchem Zählerstand die einzelnen Dateien anfangen.

Um eine Sicherheitskopie anzufertigen, lädt man das Programm in den Hauptspeicher und sichert es danach auf eine andere Cassette.

Ungefähr 1983 oder 1984 schaffe ich eine VC1571 an, ein Diskettenlaufwerk mit Speicherkapazität 340 Kilobyte.

Ein Megabyte ist 1984 noch eine unvorstellbar große Datenmenge. Mein Computerclub in Ratingen wird ab 1986 eine Mailbox auf einem C64 mit zwei Mega-Floppies betreiben.

Zum Erzeugen einer Sicherheitskopie muss ich auch hier die Software erst in den Speicher laden und dann auf eine neue Diskette schreiben.

1987 kommt der erste PC. Noch ohne Festplatte, ich speichere auf doppelseitig beschreibbaren 5,25HD-Disketten mit 1,2 Megabyte. Da das Laufwerk sowohl als Laufwerk A: wie auch als B: angesprochen werden kann, kann ich nun *on the fly* kopieren:

```
copy a:* b:
```

MS-DOS fordert mich nun immer auf, zwischen Quell- und Zieldiskette zu wechseln. Das Kopieren einer vollen Diskette erfordert laut Erinnerung gefühlte 100 Diskettenwechsel.

Zwei Jahre später schaffe ich eine Seagate ST225 an. Nicht, weil 1,2 Megabyte nicht reichen würden, sondern weil ich keine Lust mehr habe, Discjockey zu spielen. Die 20 Megabyte der Festplatte werden bis zur Rente sicher reichen.

Sicherheitskopien mache ich durch Kopien der Verzeichnisse auf Disketten.

Mitte der 1990er verbinden wir unsere Rechner mit dem Kirschbaum-Netz. Die Rechner werden über eine zweite parallele Druckerschnittstelle mit einer Technik verbunden, die sehr nach Novell-Netzwerk aussieht. Sicherheitskopien fertigen wir über Kreuz auf dem jeweils anderen Rechner an.

1997 schaffe ich mir ein QIC-80-Tape an und sichere regelmäßig auf mehrere Cassetten. Für die täglichen Sicherungen läuft mein PC, während wir abends Star Trek oder Akte X gucken, was den Hausfrieden vor eine Herausforderung stellt.

Ungefähr 1998 kaufe ich den ersten CD-Brenner. Ich sichere wichtige Daten zusätzlich auf RW-Disketten. Der Vorteil zu QIC-80 ist, dass ich die CD theoretisch in allen CD-Laufwerken lesen kann.

2002 stelle ich fest, dass alle Sicherungen auf den QIC-80-Tapes wertlos geworden sind. Zwar habe ich tatsächlich Software für das Laufwerk, die mit den damaligen Windows-Versionen kooperiert, aber anscheinend dann doch nicht so gut.

2004 schaffe ich die erste USB-Platte an. Die Plattenkapazität in meinem Rechner liegt bei 40 Gigabyte und eine 250 Gigabyte USB-Platte reicht aus.

Bis 2009 werden die USB-Platten für Backup und Archiv größer. Ich stelle fest, dass ich all die Jahre immer nur theoretisch Sicherungen angefertigt habe. Praktisch lagen zwischen den Backups oft Monate. Inzwischen war meine Musiksammlung ein Grund, alle 1-2 Wochen die Neuzugänge zu sichern, aber auch da schlampe ich.

Das Herauskramen der USB-Platte, das Anschließen und Starten irgendeines Backupprogramms oder -scripts und das Warten, bis die Sicherung durch ist, ist ungeheuer unkomfortabel.

Eine auch im Büro als Datenbankadministrator erlernte Tatsache ist nunmal, dass Sicherungen, die nicht vollautomatisch ablaufen, praktisch nicht stattfinden.

Als ich die Belkin HomeBase als Angebot bekommen kann, kaufe ich sie und sie sichert unter Windows im Hintergrund per Netz automatisch auf meine inzwischen 2 USB-Platten. Immer ungefähr 3 Monate jedenfalls, dann hängt die Backupssoftware sich auf und muss neu installiert werden.

2014 habe ich Windows nur noch als virtuellen Gast auf dem PC und das Hauptsystem, Linux, hat schon ungeheuer mächtige Sicherungsmechanismen an Bord, die ich bei Windows immer nachrüsten musste.

Als erstes Projekt mit einem Raspberry Pi baue ich mir ein NAS mit 5 Terabyte an Festplatten.

Auf dem Desktop meines Linux-Notebooks ist ein Icon zu sehen. Nach dem Doppelklick werde ich nach meinem Passwort gefragt und dann findet im Hintergrund per Netzwerk eine Sicherung per rsync statt. Das ist aber unnötig, da der Rechner das Script stündlich von selbst startet.

Der Raspberry Pi sichert seinerseits jede Nacht die Daten meines Webservers per rsync auf den Platten und kopiert den Inhalt der Backup-Platte auf eine zweite Platte. Automatisch.

Meine MP3-Sammlung habe ich schon in die Google Play Music-Cloud hochgeladen und kann sie von dort per Internet wieder auf meinen PC kopieren.

Für die lokalen Backups bastle ich aktuell – März 2015 – an einer geschmeidigen und Netzwerkbandbreite sparenden Möglichkeit, sie nachts verschlüsselt auf meinem Webserver abzulegen.

Volker König

23. März 2015

Mehr Datenschutz beim Uni-Spam

Ich kriege von meinem Institut an der Universität regelmäßig E-Mails zugeschickt. Hauptsächlich sind das Einladungen zu Veranstaltungen, Call for Papers oder Exkursionen. Böse Zungen würden es Institutsspam nennen, für

den sie sich niemals registriert haben. Was mich etwas mehr ärgert: In der An-Zeile jeder Mail sind alle Mailadressen, an die diese Mail geht, gut sichtbar. Ich war schon öfter versucht, dem Institut einfach eine lange Mail über Spam-Mails und Datenschutz zu schicken, aber dann war mir das doch zu anstrengend. Am 23. März 2015 erhalte ich eine Mail für einen Call for Paper und zum ersten Mal seit 2008 kann ich in der An-Zeile keine Mailadressen mehr finden.

ellebil

22./23.03.2015

YouTube merkt sich alles

Ich liege im Bett und schaue vor dem Schlafen eine Dokumentation auf YouTube. Nach wenigen Minuten bin ich aber zu müde, ich schließe den Browser, klappe den Laptop zu, und drehe mich auf die Seite.

Am nächsten Abend will ich weiterschauen und suche noch einmal nach dem Video. Als ich es aufrufe, spielt es genau an der Stelle weiter, an der ich am Abend zuvor aufgehört habe. Ich bin an beiden Tagen bei YouTube eingeloggt und anscheinend merkt sich die Seite dann, wann man ein Video abgebrochen hat.

Eine kurze Suche führt zu dem Ergebnis, dass YouTube über diese Merkfähigkeit wohl schon einige Jahre verfügt. Mir ist sie heute zum ersten Mal aufgefallen – ich bin aber auch erst seit etwa zwei Monaten, seit ich von GMX auf Gmail umgestiegen bin, regelmäßig im Google-/YouTube-Universum eingeloggt. Seitdem zeigt mir YouTube auch an, welche Videos ich schon gesehen habe (eine Funktion, die ich eigentlich nicht brauche).

Ab sofort muss ich wohl auch damit leben, dass ich die Empfehlungen, die ich in der rechten Spalte präsentiert bekomme, wohl nie wieder von dem Ballast befreien kann, der dort angeschwemmt wird, nur weil ich mal irgendwann spätnachts auf irgendein Video geklickt habe, auf das ich besser nicht geklickt hätte.

Felix Lorenz

23.3.2015

Um Zeit zu sparen, kaufe ich ein Onlineticket fürs Kino. Am Ende dauert der Vorgang 14 Tage

Ich will ins Kino und da sowohl meine Begleitung als auch ich wenig Zeit haben, beschließe ich morgens um 9 Uhr Onlinetickets zu kaufen (die Smartticketoption hatte ich übersehen).

Auf der Homepage des Kinobetreibers muss ich Kino, Film und die gewünschte Spielzeit auswählen, dann werde ich zu einer Seite weitergeleitet, auf der die Anzahl der Tickets (unterschieden nach Erwachsener, Kind, ermäßigt) und die gewünschten Plätze ausgewählt werden können. Ich wähle 1x Erwachsener und 1x ermäßigt, suche die Wunschplätze aus, drücke auf den “Kaufen”-Button – das System stürzt ab und leitet mich zurück auf die Startseite.

Das wiederhole ich dreimal, dann versuche ich es mit 2x Erwachsener und siehe da, jetzt klappt es und der Kaufen-Button führt mich zu einer weiteren Seite, auf der ich Name und e-mail eintragen und die Zahlungsart auswählen muss. Ich will mit PayPal zahlen und werde weitergeleitet, logge mich mit e-mail und Passwort in meinen PayPal-Account ein, zahle – und das System stürzt ab. Immerhin bekomme ich von PayPal eine Rechnung für meinen Kauf.

Ich suche auf der Homepage des Kinobetreibers, zu der ich freundlicherweise nach Absturz automatisch zurückgeleitet wurde, nach einer Kontaktmöglichkeit und teile im Kontaktformular meine Daten und mein Anliegen mit. Der Support ist Mo.-Fr. von 9 bis 18 Uhr besetzt.

Ich erhalte eine automatische Bestätigung in der man mir für mein Interesse an ihrem Kino dankt und werde zu einer Vorgangsnummer.

Abends fahre ich dann doch früher zum Kino, erkläre den sehr freundlichen Kinomitarbeitern was passiert ist, ernte Unmengen an Sympathiebekundungen und erfahre, dass es sich um ein Problem zwischen PayPal und dem Hauptkinobetreiber (der CineStar-Kette) handelt und dass weder die Sitzplatzbuchung noch die Zahlung im konkreten Kino eingegangen sind. Leider müsse ich daher erneut zahlen, die gewünschten Sitzplätze seien aber noch frei. Um die PayPal Zahlung erstattet zu bekommen müsse ich eine Mail an info(at)cinestar.de schreiben.

Per Walkie-Talkie wird ein Vorgesetzter herbeigerufen, der mir das Ganze nochmal erklären soll. Der hat ein kinointernes Schreiben dabei, aus dem hervorgeht, dass es sich um ein altbekanntes Problem handelt und in dem die Kinomitarbeiter aufgefordert werden, die betroffenen Kunden darauf hinzuweisen, keinen Disput bei PayPal zu eröffnen, sondern sich an CineStar zu wenden, die dann die Erstattung veranlassen.

Also leite ich meine PayPal-Rechnung an CineStar weiter, schildere kurz was passiert ist und bitte um Erstattung. Am nächsten Tag bekomme ich folgende Antwort:

> Wir bedauern sehr, dass unser Onlineservice für Sie nicht das gewünschte Ergebnis gebracht hat und möchten uns für die entstandenen Unannehmlichkeiten entschuldigen.
>
> Es kam während Ihrer Bestellung zu einem technischen Defekt, sodass es zu einer Fehlbuchung gekommen ist.

> Die Rückerstattung wird aktuell bearbeitet und schnellstmöglich veranlasst. Leider kann die Erstattung aufgrund der internen Prüfmechanismen und Freigabeprozesse bis zu 10 Werktage in Anspruch nehmen. Wir setzen jedoch alles daran, dass der Betrag schnellstmöglich Ihrem Konto wieder gutgeschrieben wird.
>
> Wir danken Ihnen herzlich und freuen uns sehr, Sie als Gast in unserem CineStar begrüßen zu dürfen.

Endlich im Film, sah ich die Probleme, mit denen sich Abel Morales in A Most Violent Year herumschlagen musste. Das versöhnte mich sofort mit allen meinen kleinen Unannehmlichkeiten.

sleeplessdarkhorse

23.3.2015

Antiquarischer Datenschutz

In meinem Briefkasten finde ich eine Sendung aus Deutschland, Poststempel Leipzig, darin ein antiquarisches Buch, das ich nicht bestellt habe, ohne Lieferschein oder weiteren Kommentar. Ich habe einen Verdacht, bin mir aber nicht sicher. Also frage ich bei der Firma, deren Name auf dem Adressetikett steht und die auf ihrer Homepage ein Kundenservicekontaktformular anbietet, nach. Mein Name, meine Adresse, Titel und Autor des Buches genügen nicht, um den Auslieferungsvorgang in der Datenbank der Firma nachzuvollziehen. Benötigt wird eine „SKU-Nummer“, die sich auf einem Etikett auf der Rückseite des Buches befindet. Nun lässt mich die Firma per E-Mail wissen: „Aus Datenschutzgründen dürfen wir Ihnen nicht den Namen des Bestellers nennen.“ Im nächsten Satz wird mir ohne weitere Skrupel mitgeteilt, unter

welcher Adresse die Person im System erfasst sei. Zwei Klicks später liefert mir das Internet den gesuchten Namen. Ich wundere mich über zeitgenössischen Datenschutz und freue mich über das Geschenk.

Franziska Nyffenegger

23.3.2015

Ein E-Reader für Papierbücher. Das hat man jetzt so in Amerika

Im Traum begegne ich André Spiegel in einer Flughafenbar. Er redet mit einem Autor, dessen Buch er zufällig gerade gelesen hat. Zum Beweis zieht er das Buch aus der Tasche und steckt es in einen E-Reader, ein Plastikding, das die untere Buchhälfte bedeckt. Jetzt kann man das Buch auf einem schlechten Display lesen, das etwa eine halbe Seite anzeigt. Ich wundere mich sehr, nehme mehrmals das Buch aus der Halterung und stecke es wieder hinein. Der einzige Grund, der mir für die Benutzung einfällt, ist die Volltextsuche, und vielleicht gibt es ja Leute, die nicht zwei Buchseiten auf einmal sehen wollen, sondern eben nur eine halbe. Ich will kein dummes Zeug wie „wozu soll das denn gut sein?“ sagen, aber es fällt mir schwer.

Kathrin Passig

2003–2015

Kein Kabelsalat, nicht mal aufstehen muss man. Das ist die Zukunft

Privat Filme schauen läuft bei mir spätestens seit 2003 digital. Sei es über DVDs oder auf verschlungenen Wegen aus dem Internet gezogen. Kommen mehrere Leute zusammen, muss anfangs trotzdem der 17”-Monitor herhal-

ten. Später gab es dann diesen Fernseher mit VGA-Anschluss. Der Ton kam trotzdem aus externen Boxen. Noch später gab es diesen Fernseher mit HDMI-Anschluss. Da die Treiber des Laptops aber Ton nicht über HDMI ausgeben wollten, blieb es bei den externen Boxen.

Insgesamt war das Anzeigen von Filmen auf größeren Displays eine eher mühsame Angelegenheit mit vielen Kabeln und mit jeder weiteren technologischen Entwicklung brauchte man wieder neue Kabel.

Seit 2015 habe ich einen Chromecast-Stick. Das ist ein kleines Ding, das man in den (derzeit technisch aktuellen) HDMI-Anschluss des Fernsehers stecken und in sein (derzeit technisch aktuelles) WLAN einbinden kann. Dadurch läuft das inzwischen wie folgt: Handy gezückt, Netflix, Google Video, Youtube ... (derzeit gebräuchliche Dienste zum Anschauen von Serien und Filmen) gestartet und mit dem Stick gekoppelt, abgespielt. Kein Kabelsalat, nicht mal aufstehen muss man dafür.

Das ist die Zukunft, von der man früher immer gesprochen hat. Bestimmt.

Marian Ritter

24.3.2015

Blitzbezahlung

Ich habe vergessen, eine Rechnung zu bezahlen, und bekomme per Mail eine Zahlungserinnerung. Die Mail enthält einen Button zur Zahlung der Rechnung. Nachdem ich auf den Button geklickt habe, werde ich zu PayPal weitergeleitet. Ich muss bestätigen, dass ich per PayPal zahlen möchte und mich mit E-Mail und Passwort einloggen. Alle notwendigen Daten wie Rechnungsnummer und Betrag sind bereits ausgefüllt. Vom Eingang der Zahlungserinnerung bis zur Zahlung mit anschließender Bestätigung des Zahlungseingangs per Mail vergeht ca. eine Minute.

sleeplessdarkhorse

24.3.2015

Ein Business-Netzwerk schreibt mir bislang unbekannte Fähigkeiten zu

So genannte Business-Netzwerke wie Xing oder LinkedIn sollen Leute mit ähnlichen Arbeitsgebieten und ähnlichen Interessen zusammenbringen und die Vernetzung erleichtern. Im besten Fall ist das eigene Profil dort so etwas wie eine Visitenkarte, die anderen Auskunft über mich, meine Arbeit und meine Fähigkeiten gibt.

LinkedIn, eines der größten (oder sogar das größte?) dieser Netzwerke weltweit bietet dafür die Möglichkeit, im eigenen Profil Fähigkeiten anzugeben, die von anderen Mitgliedern des Netzwerks bestätigt werden können. Sozusagen als externe Bekräftigung, dass da einer nicht nur Unsinn über sich erzählt.

In den vergangenen Tagen war ich dann recht verblüfft über E-Mails von LinkedIn, in denen mir in freudigem Ton mitgeteilt wurde, dass die Person XY eine meiner Fähigkeiten bestätigt habe: nämlich 'Public Relations'. Nun bin ich seit mehr als drei Jahrzehnten Journalist, und für mich – da bin ich Old School – sind Journalismus und Public Relations zwei sehr unterschiedliche Dinge. Auf jeden Fall habe ich niemals 'Public Relations' in meinem LinkedIn-Profil angegeben.

Ein genauerer Blick auf dieses Profil zeigt: In der Tat, da steht 'Public Relations'. Ein Bekannter klärt mich auf, dass dieser Dienst offensichtlich aus den angegebenen Fähigkeiten weitere, die ein Algorithmus als verwandt betrachtet, zu dem Profil hinzufügt. Ohne die betreffende Person darüber auch nur zu informieren.

Als mir das bewusst wird, haben bereits zehn Personen meine Fähigkeit im Bereich 'Public Relations' bestätigt. Das ist für mich ähnlich abstrus, als hätte LinkedIn 'Pferdezucht' in mein Profil geschrieben. Auch eine ehrenwerte Tätigkeit, die aber mit meinem Beruf Journalist recht wenig zu tun hat.

Ich lösche erstmal diese angebliche Fähigkeit. Und überlege wenig später, mein ganzes Profil bei LinkedIn zu löschen, als ich eine Kontaktanfrage erhalte – von einer anonymisierten Person:

Markus G.(Upgrade erwerben, um den vollen Namen zu sehen)

Ja nee, ist klar. Soll ich jetzt dafür bezahlen, dass ich sehe, wer über dieses Netzwerk mit mir Kontakt aufnehmen möchte? Der Begriff Business-Netzwerk scheint den Begriff Business sehr eng im eigenen Interesse auszulegen.

Thomas Wiegold

24.03.2015

Das Amtsjericht weiß seine E-Mail Adresse nicht

Ich rufe beim Amtsgericht Tiergarten an, um nach einer E-Mail-Adresse zu fragen.

"Juten Tach. Amtsjericht Tierjarten, Blaffke[1]".

- "Juten Tach, ich bräuchte mal ihre E-Mail-Adresse."

"Vorname Punkt Nachname Strich . . . "

- "Ja, den Namen hab ich, aber was steht denn hinter dem @? Das kann ich auf dem Fax, das vor mir liegt, nicht lesen.

"Woher soll ick das denn wissen, ick schreib mir doch nie ne Mail."

- ". . . "

Wir konnten dann doch noch klären, dass dort ag-tg.berlin.de steht und vor dem @ der Vorname und Nachname, durch einen Punkt getrennt. Ohne Strich.

Markus Winninghoff

1. Der richtige Name ist dem Verfasser bekannt.

25.3.2015

Steinzeittechnik für den eingemullten Zeigefinger

Ich koche etwas und räume dann auf. Dabei werfe ich mit einem Topf den nur aufgesteckten Brennerring vom Brenner meines Gasherdes. Also greife ich schnell und gedankenlos nach diesem, um ihn wieder zu richten. Dummerweise ist es der Brenner, auf dem ich gerade noch gekocht habe.

Aua.

Ein paar Liter kalten Wassers und 0,538 kg tiefgefrorenes Schweinefilet später geht es dem Zeigefinger wieder halbwegs. Dennoch krame ich noch wegen Sensibilität eine Brandheilsalbe heraus und umwickele den eingeschmierten Finger mit Mullbinde. Dann setze ich mich aus Gründen an den Rechner.

Unter Schwierigkeiten: Meine Maus – mit einem Touchpad auf der Oberseite – reagiert nicht mehr auf die Scrollbewegung meines eingemullten Zeigefingers. Ich muss auf den Mittelfinger ausweichen. Abgesehen davon, dass ich mir dabei sehr Varoufakis vorkomme, geht das gegen praktisch alle aktuell antrainierte Bewegungsabläufe. Greife ich nach dem Trackpad des Computers, um eine Zoom-Geste auszuführen, kann ich diese auch nicht mehr mit dem Zeigefinger ausführen. Beim Smartphone wenigstens bin ich es schon wegen verschiedener Griffhaltungen gewöhnt, unterschiedliche Finger zu nutzen, dennoch fehlt hier mir auch mein eingemullter Freund.

Ich krame also eine alte, staubige Logitech-Maus heraus, die noch ein tatsächliches Scrollrad besitzt. Es fühlt sich an wie in der Steinzeit, aber wenigstens reagiert die Steinzeittechnik noch auf meinen Finger. Tippen jedoch, das kann ich noch.

Tim Tepaße

25.3.2015

Die Wortvorschläge von Swype machen mich nicht froh. Deshalb wandere i v.H. zur Konkurrenz ab

Seit Januar verwende ich jetzt Swype, und es ist immer noch der Meinung, ich möchte "i v.H." schreiben, wenn ich statt "ich" "ivh" getippt habe. Dabei habe ich im ganzen Leben noch nicht das Bedürfnis gehabt, "v.H." in einem Text zu verwenden. Das Wort "Techniktagebuch" hat Swype dafür bis heute nicht gelernt. Ich wische selten, weil es mich stört, dass man dabei nur einen Finger verwenden kann statt beide Daumen, und der Geschwindigkeitszuwachs ist nach wie vor bestenfalls gering. Ich beschließe, André Spiegels Rat zu folgen und es doch mal mit dem Konkurrenzprodukt Swiftkey zu probieren.

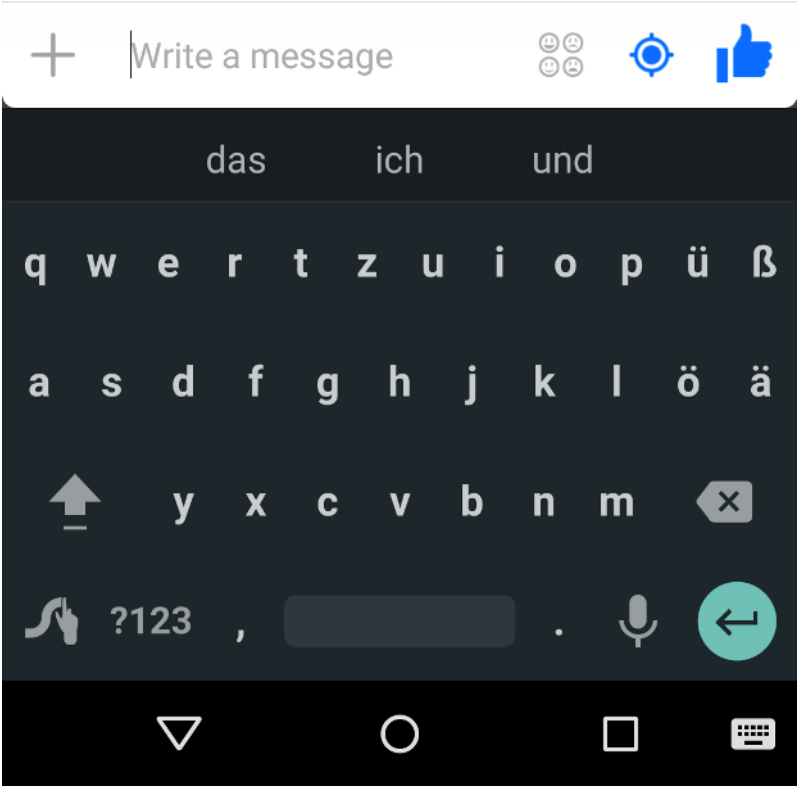
Erfreulich schon mal: Die Swiftkeytasten sind größer, weil die Umlaute sich hinter der Länger-Drücken-Funktion verstecken. Ich vertippe mich also seltener mit meinen dicken Daumen. Dass auch die Zahlen durch Längerdrücken erreichbar sind, ist bei Passwörtern wie a3c8b9ea4d1f2[1] sehr angenehm; bisher musste ich dazu sowohl mit der Google-Standardtastastur als auch mit Swype für jedes Zeichen zwischen Buchstaben- und Zahlentastatur wechseln.

Swiftkey:

1. So sehen handelsübliche Passwörter aus, die auf der Rückseite von WLAN-Routern aufgedruckt sind und sich deshalb nicht copy-pasten lassen.

Write a message
Liebe
Ich
ja
q w e r t z u i o p
a s d f g h j k l
y x c v b n m
123

Swype:



Swiftkey schlägt oben als Anfang der ungeschriebenen Nachricht “Liebe”, “Ich” und “ja” vor, nicht weil ich so häufig von Liebe schreibe, sondern weil es bisher nur Zugriff auf das Textkorpus meiner Mails bekommen hat, die eben häufig mit “Liebe XY” anfangen. Das Wort “Techniktagebuch” beherrscht es aber auf Anhieb, und überhaupt machen mir seine Wortvorschläge von der

ersten Minute an mehr Freude als die von Swype. Zum ersten Mal fühlt es sich nicht mehr so an, als müsste ich beim Schreiben mühsam gegen die Schreibhilfe anschwimmen.

Kathrin Passig

25.03.2015

Schlüssel finden dank Bluetooth und Internet

Ihr Suchergebnis

Folgende Sache wurde am **27.03.2015** gefunden:

Fund-Nr:	1501-288
Aufbewahrung bis:	27.09.2015
Kategorie:	Schlüssel
Beschreibung:	Anzahl: 8, DOM System R253970 HS, 2x SILCA ITALY, EURO LOCKS 0830, ABUS Schlüssel mit schwarzem Plastikkopf, Anhänger: schwarzes Schlüsselband mit der Aufschrift "Quark Valuable.", schwarzer Transponder "elgato", silberfarbener Anhänger, schwarzer Karabinahaken

Da ich viele Schlüssel zu vielen Türen mit mir herumtragen muss, arbeite ich mir eine Strategie aus, um den Überblick zu behalten. Teil dieser Strategie sind kleine Anhänger am Schlüsselbund, die per Bluetooth mit dem Telefon

gekoppelt sind. Das Telefon vermerkt jeden Kontaktabbruch und Neukontakt mit einer Zeit- und Ortsmarke. Theoretisch soll und kann das helfen, einen verlorenen Gegenstand wiederzufinden.

Und jetzt hilft es: Ich verliere, ohne es zu merken, meinen Schlüsselbund mitten auf einer längeren Fahrradfahrt. Nachdem ich das feststelle, sehe ich auf der App tatsächlich einen Ort und eine Zeit vermerkt, an der ich mit dem Fahrrad unterwegs war und an dem der Kontakt das letzte Mal abgerissen ist. Ein Abfahren der Strecke und aufmerksames Suchen an der Umgebung nützt nichts: Der Schlüssel ist weg.

Ohne allzuviel Hoffnung klicke ich auf der Webseite des lokalen Fundamtes auf einen Link „Fundsachen online“ und lande auf einer offensichtlich deutschlandweiten Seite zur Suche von verlorenen Gegenständen. Der Titel der Seite ist „Bürgersuche“, und die Seite sieht etwas in die Jahre gekommen aus, erfüllt aber perfekt den Zweck:

Man gibt den Verlustort möglichst genau ein (habe ich ja durch den Bluetooth-Chip), nennt mehrere Schlüsselmarken und gibt die Anzahl der Schlüssel an, und dann bekommt man die passenden Suchergebnisse gezeigt.

Und siehe da: Eine ehrliche Seele hat den Schlüsselbund abgegeben, jemand hat ihn erfasst und im Internet gemeldet. Zwei Technologien im perfekten Zusammenspiel. Das macht mir Hoffnung für das Alter, wenn man denn mal schusseliger werden sollte.

Wolfgang Kunckel

25.3.2015

Eine sichere Kreditkarte kann für mich zeitweise zu sicher sein

Meine Zweitbank Number26 hat eine hervorragende App, in der man eine Reihe Optionen zur Verwaltung der Kreditkarte hat.

Neben der frei wählbaren PIN kann ich die Karte für verschiedene Nutzungen in Echtzeit sperren und freigeben. Ich hatte das im Sommerurlaub probiert: Abhebungen verbieten, Geldautomat lehnt die Karte ab. Abhebungen erlauben – beim nächsten Versuch wird Geld ausgezahlt.

Das finde ich im Urlaub sehr praktisch.

Neulich in De Efteling funktionierte die Karte an einem Automaten der Rabobank nicht. Ich tippte auf eine gestörte Leitung zur Zentrale – die geänderte PIN erfordert anscheinend eine Onlineverbindung.

Heute habe ich versucht, in Cala d'Or auf Mallorca Geld abzuheben.

Zwei Automaten verweigerten ihre Kooperation. Bevor wir einen dritten Automaten suchen müssen, schaue ich in die App und finde neben "Bargeldabhebung" und "Online-Zahlungen" auch "Auslandszahlungen" als Option.

"Auslandszahlungen" ist natürlich deaktiviert. Vermutlich hatte ich das mal ausgeschaltet, als ich die App einem interessierten Kollegen gezeigt habe.

Eine Minute später spuckt der eben noch störrische Automat das Geld aus. Obwohl ich hier leichte Probleme durch das Feature habe, finde ich es praktisch. Vor rund 10 Jahren wurde offenbar bei einem Italienurlaub der Magnetstreifen meiner Keditkarte kopiert, was mir Monate später Probleme durch die Nutzung einer gefälschten Karte bereitete.

Volker König

25.03.2015

Fußpflege mit Brummen und Zischen

Mein freier Tag gibt mir Gelegenheit zu einem Besuch bei der Fußpflegerin. Ich habe keine medizinischen Bedürfnisse, also beschränkt sie sich auf Kosmetik.

Vor den gepolsterten Kosmetikerinnenstuhl schiebt sie eine kleine Plastikwanne mit Elektrokabel dran, gießt warmes Wasser und einen Schuss farbigen Zusatz hinein. Als ich meine nackten Füße darin bade, schaltet die Fußpflegerin Schwurbel zu: Die Wanne brummt, und aus ihrem Boden steigen Luftblasen – das ist sehr angenehm.

Nach einigen Minuten werden meine Füße abgetrocknet, jetzt kommen Nägel und Hornhaut dran. Gekürzt werden die Nägel noch mit einer Nagelschere, doch an den Rändern glattgefeilt und oben angeraut mit einem kleinen elektrischen Schleifgerät mit Absaugschlauch (dennoch trägt die Fußpflegerin Mundschutz, ein bisschen Schleifstaub bleibt wohl doch). Andere Schleifaufsätze machen meine Fersen und Ballen glatt. Dieses Brummen ist deutlich leiser als das der Wasserwanne, unterbrochen von gelegentlichem Zischen.

Für die abschließende Fußmassage braucht es allerdings nur zwei Hände.

die Kaltmamsell

25.3.2015

Gmail und ich sind verwirrt angesichts PGP-verschlüsselter Mail

Ich warte auf eine “Please confirm your email address”-Mail und sehe deshalb in meinen Spam-Ordner. Darin findet sich eine Anfrage des “Digitale Gesellschaft e. V.”:

Anfrage für den Netzpolitischen Abend des Digitale Gesellschaft e.V. Spam x Kulturindustrie x

Ingo Dachwitz <ingo@digitalegesellschaft.de> Mar 23 (2 days ago)
to kathrin

Why is this message in Spam? It's written in a different language than your messages typically use. Learn more

Czech > English Translate message Turn off for: Czech ×

-----BEGIN PGP MESSAGE-----
Charset: utf-8
Version: GnuPG v1

hQEMAwoEgioHPyPvAQf9H1bu8w4VxIJjgMdxn/ADsSb3/oa1/DstRxmnr/r+yCtM
HiKMgKORtDfitoIQ4wBMF5GiWb858eggW93KvaC1b+CvhMd4mHwc5q0aTP1pWyNY
580RHanuh/mkHUWwQZDIwTyiJ81FQqZc9bA9I63zsquZoYApRLvDbovDxA4yz9hw
zp6cQTRthQ8xQd5WVy5KX1jaDSfZrLhyBJ7Td2AqwrtTZBwxwDi6iXgCxABKJM3F
zzUf2BweH7Y4+OzLIpCNd/ywlkYMoEkQI+fNbxAvnj/yqA3clOyxHlAdV4nYo10j

Die Mail ist mit PGP verschlüsselt. Gmail bietet mir an, den verschlüsselten Text aus dem Tschechischen zu übersetzen, die Übersetzung sieht exakt genauso aus. Ich habe PGP zuletzt um 1995 herum verwendet, und inzwischen ist es für mich auch so ein böhmisches Dorf wie für Gmail. Ich müsste mal herausfinden, wie man … aber schon der Gedanke macht mich so müde … Vielleicht kann ich auch einfach abwarten, bis Verschlüsselung auf irgendeine nicht-tschechische Weise in Mailclients eingebaut wird. Wenn solange andere Leute über Netzpolitik reden, ist das wahrscheinlich sowieso besser.

Update: Wie sich via Twitter herausstellte, war die Mail durch das Thunderbird-Plugin Enigmail verschlüsselt worden. Enigmail sucht offenbar selbstständig auf irgendeinem Schlüsselserver nach einem öffentlichen Schlüssel des Empfängers, und auch wenn das Internet nicht mehr viel von dem enthält, was wir vor zwanzig Jahren hineingeschrieben haben: Mein Public Key ist offenbar noch da.

Weiteres Update: Der Schlüssel wurde im April 2002 erstellt, meine Erinnerung geht also sieben Jahre vor.

Kathrin Passig

2005–2015

Hörbücher damals und heute

Herbst 2005. Ich bin für ein Jahr von zu Hause weg, in Großbritannien. Ich fliege und reise per Bus zu meinem Wohnheim, also heißt es klug packen. Langweilig soll mir in den ersten Tagen nicht werden, aber Bücher sind zu klobig und schwer, daher bleiben sie – bis auf ein Taschenbuch für das Handgepäck – daheim. Vor dem Abflug habe ich meine Freunde über Livejournal, das soziale Netzwerk, in dem wir alle unterwegs sind, und über das ich auch von fern mit ihnen in Kontakt bleiben werde, gebeten, mir Hörbücher zu empfehlen oder auch zu schicken. Ich bekomme sie, teilweise als gepackte ZIP-Files über yousendit.com und ähnliche Anbieter, aber auch viele auf gebrannten CDs und DVDs, da vor allem die langen Wälzer sonst viel zu viel Speicherplatz oder Bandbreite in Anspruch nehmen – ein oder sogar zwei Gigabyte.

Möchte ich ein Hörbuch hören, lade ich es per CD-Laufwerk, Stick oder aus dem Netz (was meistens etwa 20 Minuten, bei den langen Büchern auch mal länger dauert) auf meinen Laptop und spiele es mit der Software WinAmp ab. Hier heißt es, sinnvolle Ordnerstrukturen und Datennamen anzulegen, um die Bücher und einzelne Kapitel auch wiederzufinden. Ein Sci-Fi-Roman mit vielen wissenschaftlichen Erklärungen bereitet mir große Probleme, in die Story einzusteigen. Sie springt und ist sehr inkonsistent. Erst nach mehreren Stunden stelle ich fest, woran es liegt: Der Player steht noch auf Zufallsmodus.

Unterwegs Hörbücher zu hören ist leider schwierig. Zunächst hat mein MP3-Player nur 256 MB Speicherplatz. Dann spielt er die Stücke alle streng alphabetisch oder eben zufällig ab, also muss ich sie entsprechend benennen. Und auch nicht zu lang, da das LC-Display nur eine Zeile hat. Meistens lasse ich es lieber, obwohl ich unterwegs lieber Hörbücher als Musik höre.

20. 3. 2015. Mein letztes Hörbuch, ein Krimi, ist zu Ende. Ich brauche neuen Hörstoff und entscheide mich für einen urbanen Fantasyroman. Für Hörbücher benutze ich inzwischen eine App auf meinem Smartphone. Über die Suchfunktion der App finde ich den Roman in ihrem Webshop schnell und kaufe ihn mir mit dem monatlichen Guthabenpunkt, den ich in meinem abgeschlossenen Abo bekomme Der Kauf geht durch und ich lade das Buch innerhalb weniger Minuten im heimischen WLAN herunter. Unterwegs höre ich das Hörbuch auf meinem Smartphone. Später, wenn ich am Computer oder Tablet sitze, nutze ich den Cloud-Player der Anbieterwebseite. Dieser fragt mich jedesmal höflich, ob ich von der Stelle aus weiterhören möchte, an der ich beim Smartphone aufgehört habe. Ich bejahe. Geschichtensalat gibt es nicht mehr.

Angela Heider-Willms

26. März 2015

Blutzucker kontinuierlich überwachen

Heute ist mein Freestyle Libre Glukose-Messsystem eingetroffen. Gegenüber der herkömmlichen Methode zur Blutzuckermessung (in den Finger pieksen, Blut auf einen Messstreifen auftragen) verwendet dieses System einen Sensor mit einer kleinen, unter die Haut geschobenen Nadel, der bis zu zwei Wochen am Körper getragen werden kann und kontinuierlich die Glukosewerte in der Gewebeflüssigkeit misst. Das System ist das nächste grosse Ding in der Diabetikerszene, ich musste mich auf eine Warteliste eintragen, um 3 Monate später überhaupt eins bestellen zu können.

Für eine Typ-II Diabetikerin wie mich, die weder Insulin dosieren und spritzen noch Unterzucker befürchten muss, ist dieses Gerät durchaus Luxus und wird auch nicht von der Krankenkasse bezahlt. Ich verspreche mir davon genaueren Erkenntnisgewinn, welche Auswirkungen welche Arten von Kohlehydraten im Essen auf meinen Blutzuckerspiegel haben, als es mit einzelnen Messpunkten mit der Pieksmethode realistisch erreichbar ist.

Der Sensor ist eine weisse Plastikscheibe mit einer Klebefläche und einer gruslig langen, aber sehr dünnen Nadel, den ich mir nach Anleitung mit einer speziellen Aufklebehilfe auf die Hinterseite des Oberarms drücke. Diese Aufklebehilfe ist ziemlich gross, kann nur einmal benutzt werden und ist sofort Plastikmüll, was mir nicht gefällt, aber mich nicht von der Benutzung des Systems abhalten wird.

Aus dem Internet weiss ich, dass im Innern des Sensors schon etwas Elektronik verbaut ist, die die Messdaten aufbereitet und bis zu 8 Stunden zwischenspeichert. Ich kann jederzeit den aktuellen Wert auslesen, mache das im Minutenabstand und fühle mich sehr quantified und hip.

Sensor und Lesegerät kommunizieren über NFC (Near Field Communication) miteinander. Das Lesegerät wiederum gibt einen Teil seiner Daten über USB einer proprietären Software preis, die ich mir in der Windows-Variante herunterlade, um sie später unter WINE auf Linux zu installieren. Das reverse-engineering-Potential beider Schnittstellen ist gross, meine Liste zukünftiger Projekte ist um einen Eintrag länger.

Im Lieferumfang enthalten ist die statistische Auswertung einiger Studien, wie sehr die Messwerte dieses Systems von traditioneller Blutzuckermessung im Blut abweichen können: deutlich, und der Sensor soll sich in den ersten 24 Stunden noch (wie auch immer) selbst kalibrieren. Die medizinisch-technischen Details muss ich mir noch erarbeiten, zunächst bin ich mit Vergleichsmessungen beschäftigt und piekse deshalb deutlich häufiger als an normalen Tagen.

Ich freue mich auf die nächsten 2 Wochen. Ein Sensor kostet 60 EUR, dieses Vergnügen werde ich mir nicht allzu oft im Jahr leisten.

Sonja Krause-Harder

2009 bis heute

Twitter-Ich und Ich-Ich im Zwiegespräch

<Twitter-Ich> Komm, wir legen einen Twitter Account an.

<Ich> Ok, und was machen wir dann damit?

<Twitter-Ich> Keine Ahnung, erstmal anlegen und dann gucken, was geht.

<Ich> Ich seh hier nichts. Du?

<Twitter-Ich> Hmmmm. Nö. Jetzt folgen wir erstmal Spiegel-Online. Und Sascha Lobo.

<Ich> Na gut. Und John, den kenn ich aus dem Livejournal und von Facebook.

Ein Jahr später

<Ich> Richtig viel los ist hier ja immer noch nicht.

<Twitter-Ich> Wir müssen halt mehr Leuten folgen. Die ganze MENA-Region ist doch gerade total spannend. Und die Tech- und Netzpolitik-Szene sowieso.

<Twitter-Ich> Guck, jetzt folgen wir schon 600 Accounts.

<Ich, *maulend*> Die folgen ja alle gar nicht zurück. Wie sieht denn das aus, 600 Followings gegen 79 Follower. Voll uncool.

<Twitter-Ich> Ist doch egal. Wir wollen die doch lesen, weil die interessant sind. Musst auch mal mehr schreiben, wenn du willst, dass die zurückfolgen.

<Ich> Ja, aber diese 140 Zeichen-Nummer, das liegt mir einfach nicht. Ich lösch meine Tweets alle wieder, bevor ich die abschicke.

<Ich> Jetzt hab ich ne Idee. Ich lege einfach Listen an und schieb die interessanten Accounts nach Themen sortiert da rein. Und dann entfolge ich alle, die nicht zurückfolgen. Die werden schon sehen, was sie davon haben.

<Twitter-Ich> Äh, nichts. Nichts werden sie davon haben, weil sie es gar nicht merken. Aber Liebe nur gegen Liebe, wa?

<Ich> So, fertig. 85 Followings und 89 Follower. Das sieht doch gleich viel besser aus.

<Twitter-Ich> Jetzt hast du unsere Timeline kaputt gemacht. Die ist jetzt vollkommen unbrauchbar.

<Ich> Na und. Dafür gibts ja nun die Listen. Ist ja eh viel übersichtlicher mit den verschiedenen Themen.

<Twitter-Ich> Ist dir schon mal aufgefallen, dass du nur eine von den Listen benutzt und da immer mehr Accounts reinschiebst, die thematisch gar nicht passen? Außerdem ist dein Profil total wischi-waschi. Kein Mensch kann erkennen, für was du dich eigentlich interessierst.

<Ich> Ich kann ja mal ein paar Listen löschen.

<Ich> Uuuups, jetzt hab ich versehentlich die heimliche Timeline gelöscht.

<Twitter-Ich> Na, toll. Dann noch viel Spaß mit deiner Liebe-nur-gegen-Liebe-Timeline.

<Ich> Ok, ich sammel die alle wieder ein. Ohne Listen. Echte Followings. Wer versucht schon cool zu sein im Internet?!

sleeplessdarkhorse

Ab ca. 1977 bis heute

Auf alle Knöpfchen drücken, bis sie von selbst ihre Funktionen preisgeben

Ich weiß nicht mehr, wann ich das letzte Mal eine Bedienungsanleitung eines technischen Geräts gründlich gelesen habe – oder ob ich das womöglich noch nie richtig getan habe. Aber mir ist kürzlich eingefallen, woher meine Angewohnheit stammt, mir das Bedienen und Programmieren von Geräten intuitiv zu erschließen. Offenbar ist es mir aber schon öfter zum ersten Mal eingefallen, denn als ich es begeistert dem Mann mitteilte, meinte er nur: "Jaja, ich weiß, das hast du mir schon mindestens fünfmal erzählt."

Als ich ungefähr elf Jahre alt war, zogen wir mit der Familie nach Krefeld um, wo mein Vater eine leitende Position in einem Werk eines Elektronikkonzerns antrat. In diesem Werk wurden Fernseher und Videorekorder hergestellt. Wenn ich mich richtig entsinne, hatten wir ab da keinen eigenen Fernseher und Videorekorder mehr, sondern bekamen alle paar Monate ein neues (Leih-) Gerät einer neuen Produktionsserie zum Testen und zum Dokumentieren etwaiger "Kinderkrankheiten".

Dies führte dazu, dass der Kundendiensttechniker der Niederlassung, Herr W., ein sehr netter, sehr schlanker, feinsinniger rothaariger Mensch, ziemlich oft auf einen Kaffee zu Besuch war – um die Geräte wieder instand zu setzen, manchmal auch auszutauschen, vor allem aber wohl auch, um die Fehler zu dokumentieren. Er trug immer einen weißen Kittel und hatte eine große Werkzeugtasche mit teils sehr kleinen, sehr filigranen Geräten, deren Benutzung mir jedoch leider nicht zustand.

Was Herr W. aber meistens nicht übernahm, war die jeweils initiale Einrichtung des Gerätes, denn das brachte meist jeweils mein Vater mit (wenn ich mich recht entsinne). Jeder Fernseher, jeder Videorekorder hatte ja jeweils eine neue Bedienung, und die war oft alles andere als intuitiv. Es mussten jedes Mal die Sender wieder eingestellt, die Uhrzeit programmiert und

das eine Gerät mit dem anderen abgestimmt werden. Zuweilen war das eine ganz schöne Herausforderung und oft eine alles andere als frustfreie Angelegenheit. Die Einzige, die begeistert war, war ich.

Es war die Zeit in meinem Leben, als ich mit meinem Elektronikbaukasten täglich neue Schaltungen konstruierte, um den anderen Familienmitgliedern das Leben zu erleichtern: Überlauf-Alarme für die Badewanne, Alarmanlagen für einzelne Zimmertüren, die – heimlich angebracht – den ungewarnt Eintretenden mit ihrem lauten Geheule schon einmal fast zu Tode erschreckten.

Nun hatte ich eine neue Aufgabe, die ich mit Begeisterung wahrnahm, weil sie nicht optional war, sondern für das mediale Überleben der Familie unabdingbar. Nach einiger Zeit konnte ich jedes neue Gerät mehr oder weniger im Schlaf einrichten. Der Sendersuchlauf war mir zur zweiten Natur geworden. Kein AV-Kanal blieb mir lange verborgen. Bedienungsanleitungen? Für Amateure!

Muss ich erwähnen, dass das Vorhandensein jeweils der neuesten, anderswo oft noch gar nicht vorhandenen Fernsehtechnik in unserem Haushalt mir in meinem Freundeskreis durchaus auch einen gewissen Prestigegewinn einbrachte? Zumindest solange, wie ich noch mit Jungs herumzog, ohne mich für sie als Jungs zu interessieren.

Soweit meine – zweifellos durch die kindliche Sicht eingefärbte – Erinnerung. Ich weiß nicht mehr, wann das aufgehört hat mit den neuen Geräten; vielleicht erst, als mein Vater in den 1980ern eine neue Stelle in Köln antrat. Vielleicht waren es meine Eltern auch irgendwann einfach leid mit den immer neuen Geräten. Vielleicht wurde das Testverfahren verändert und nicht mehr dem Management (mit) überlassen? Irgendwann jedenfalls war Herr W. kein häufiger Kaffeegast mehr. Mein Elektronikbaukasten wich derweil irgendwann einem Chemie-Experimentierset. Um dann einem Tanzkurs und anderen, eher geselligen Vergnügungen zum Opfer zu fallen.

Aber die Angewohnheit, bei neuen Geräten immer sofort auf alle Knöpfchen zu drücken, bis sie von selbst ihre Funktionen preisgeben – die ist mir geblieben. Meistens fahre ich damit immer noch recht gut. Wenn nicht, motzt der Mann ein bisschen, lädt sich die Bedienungsanleitung aus dem Internet herunter, studiert sie gründlich und richtet es wieder.

Kerstin Hoffmann

26. März 2015

Wie ich einmal versuchte, ohne Stimme zu kommunizieren

Meine Stimme ist weg. Vermutlich, weil ich mich mit einem leichten Infekt bei einem Vortrag und einem Workshop zu sehr verausgabt habe. Zuerst muss ich lernen, dass ich nicht ans Telefon gehen kann. Der Mann, zugleich mein Büropartner, ist auch weg und kann daher nicht für mich sprechen.

Dann stelle ich fest, wie oft am Tag ich Texte und Nachrichten auf mein iPhone diktiere. Das funktioniert zwar erstaunlicherweise mit einem quietschenden Flüstern sogar besser als mit normalem Sprechen, ist aber für den Hals sehr beanspruchend. Dann ist auch das Quietschen weg. Ich bin komplett tonlos. Aphon, sozusagen. Freunde auf Facebook warnen, ich solle nicht einmal flüstern. Ich tippe und fluche ein wenig, natürlich lautlos.

Dann muss ich dringend und kurzfristig einen Flug buchen. Der Buchungsvorgang geht irgendwie schief. Das Geld ist bei PayPal als Ausgang verbucht. Der Flug taucht nicht in den Buchungen auf. Ein Mailwechsel mit der Airline würde wahrscheinlich zu lange dauern. Ich trinke zwei Liter Tee und huste mehrmals kräftig. Aber meine Stimme kommt nicht mal ansatzweise wieder. Es ist 13.30 h. Der Mann kommt nicht vor 16 Uhr zurück. Ich fluche ein wenig und schreibe schon mal in Word eine lange Beschreibung des Problems und eine Anweisung für das Telefonat, das der Mann für mich nachher führen soll.

Der Mann ist wieder da. Ich reiche ihm das MacBook und zeige ihm die Anleitung. Er ruft bei der Fluglinie an und sagt alles ganz anders, als ich es aufgeschrieben habe. Es soll auch plötzlich mehr kosten. Ich versuche, Töne rauszubringen – vergebens. Ich gestikuliere. Der Mann schaut einfach in die andere Richtung. Ich schiebe ihm Zettel zu. Der Mann beschwert sich hinterher über mein mangelndes Vertrauen. Ich entschuldige mich und sage, dass ich nur wegen meiner Stimme so wütend bin.

Ich will mich, wie wir das immer machen, mit ihm über den Tag austauschen und überlege, wie das am besten geht. Zuerst versuche ich es über Threema-Nachrichten von Smartphone zu Smartphone, während er direkt nebenan sitzt. Doch die Nachrichten kommen verzögert an. Ich schreibe ihm: "Mach' mal Skype an." Es dauert und dauert, und ich höre von nebenan keinen Empfangston. Ich nehme mein iPhone, gehe hinüber und zeige ihm meine Nachricht. Er: "Wer schreibt das?" Ich tippe mir wortlos ans Brustbein.

Der Mann startet Skype. Ich gehe wieder nach nebenan. Wir sitzen drei Meter Luftlinie voneinander entfernt, bei offener Tür, und skypen. Zum ersten Mal an diesem Tag genieße ich so etwas wie gelungene Kommunikation.

Kerstin Hoffmann

26. März 2015

Wir bekommen 17 Millionen Pfund und erfahren via Twitter davon

Großbritannien will beim neuen amerikanischen Superteleskop LSST dabei sein. LSST steht für Large Synoptic Survey Telescope. Das Ding ist so groß wie die derzeit größten Teleskope der Welt und wird den Himmel jede Woche dreimal komplett ablichten. Praktisch alle Astronomen in Großbritannien wollen mitmachen, der Antrag wird anderthalb Jahre vorbereitet. Heute das Ergebnis.

(twitter.com/JohnWomersley/status/581044958192369664)

John Womersley ist Chief Executive Officer der zuständigen Geldvergabestelle STFC, so etwas wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft DFG, aber nur für Astronomie und Technik. Offenbar verkündet er Geldentscheidungen über 17 Millionen Pfund jetzt per Twitter. Die Antragsteller haben jedenfalls noch keinerlei Nachricht über den Ausgang des Verfahrens.

Aleks Scholz

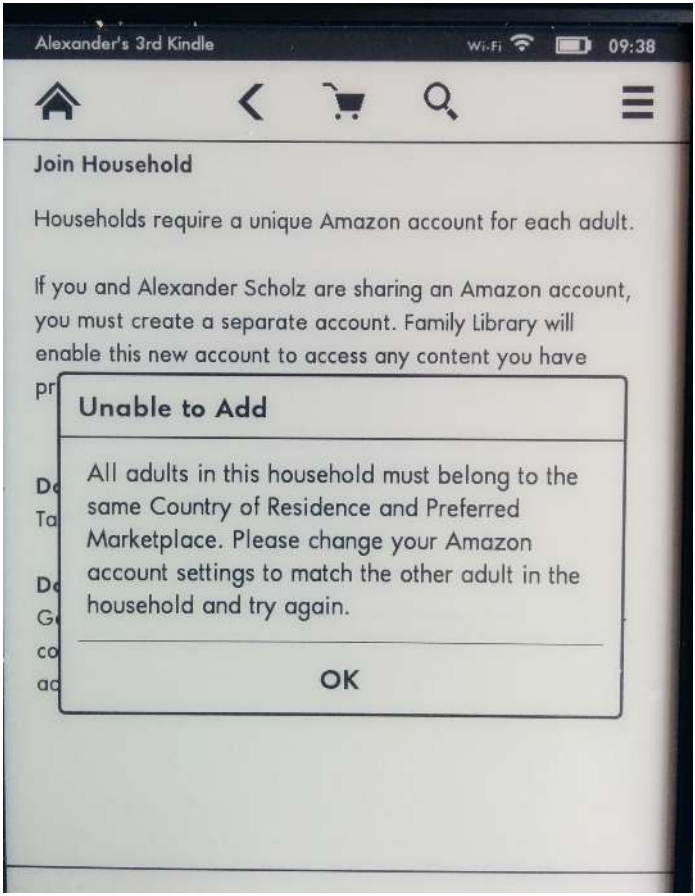
26.3.2015

Ich möchte einen Haushalt gründen und werde von Amazon daran gehindert

Aleks Scholz und ich würden auch gern unsere Kindle-Bücher miteinander teilen, so wie Markus Winninghoff und seine Schwiegermutter. Ich suche in meiner Android-Kindle-App nach der Option, Aleks auf seinem Kindle Touch,

erfolglos. Wir können das Gerät nur mit “deregister this device” vom Amazon-Account abmelden und am Account des anderen neu anmelden. Dann vergisst es aber auch alle bereits heruntergeladenen Titel.

In Aleks’ Hardware-Kindle gibt es immerhin die Option, einen gemeinsamen Haushalt anzulegen. Das klingt auch nicht schlecht, das probieren wir aus. Aber:


Alexander's 3rd Kindle
Wi-Fi
09:38
Join Household
Households require a unique Amazon account for each adult.
If you and Alexander Scholz are sharing an Amazon account, you must create a separate account. Family Library will enable this new account to access any content you have
Unable to Add
All adults in this household must belong to the same Country of Residence and Preferred Marketplace. Please change your Amazon account settings to match the other adult in the household and try again.
OK

Einerseits nachvollziehbar, dass Amazon keine Haushalte vorsieht, die sich über mehrere Länder erstrecken. Andererseits geht es hier um E-Books, und wenn ich etwas so Abstraktes wie ein E-Book kaufe, dann kann ich ja wohl auch einen abstrakten Haushalt bewohnen. Wozu bräuchte ich die digitalen Dinger denn, wenn ich die ganze Zeit zu Hause wäre?

Kathrin Passig

2015-03-26

Rush hour, konkret

Ein für das Techniktagebuch eingereichter Beitrag soll durchgesehen werden. Ich erledige das auf dem morgendlichen Weg zur Arbeit und schreibe »Toller Beitrag! (Kann gerade selber nicht freischalten, mitten in der rush hour.)«

Wenige Minuten später fragt Kathrin zurück: »nur neugierhalber und fürs Archiv: wie sieht der Zusammenhang zwischen Freischalten und rush hour konkret aus?«

Man weiß bei Kathrin nie so genau, ob so eine Frage genuines technisches Interesse bedeutet oder leisen Unmut darüber, warum man den Artikel denn nicht in Gottes Namen einfach schon freigeschaltet hat, wenn man schon mal dabei war. Wahrscheinlich beides. Ich fasse daher zusammen.

8.08 Uhr, Facebook Chat Time (FCT): Kathrin teilt mit, dass der Beitrag in einer überarbeiteten Fassung vorliegt. »Was meint ihr?« Ich bin gerade dabei, mich anzuziehen und lese die Nachricht mit halbem Auge. Da ich mich früher schon zu dem Beitrag geäußert habe, ist klar, dass ich da möglichst schnell drüberlesen sollte. Ich beschließe, das auf dem Weg zur Arbeit zu machen.

8.31 Uhr, Swarm Check-in Time (SCT): Zweiundsiebzigste Broadway. Während die Türen der Subway sich schließen und ich einen halbwegs sicheren Stand in der Menge und einen Festhaltepunkt erreicht habe, ziehe ich das Smartphone aus der Tasche und rufe die Swarm-App auf, um mich einzuchecken. Danach, die Subway setzt sich bereits in Bewegung, rufe ich

die Tumblr-App auf, wähle das Techniktagebuch und darin den Bereich Entwürfe, um den Beitrag zu laden, was hoffentlich noch klappt, bevor der Zug den Bahnhof verläßt und die Internet-Verbindung zusammenbricht. Es reicht nicht ganz. Der Zug ist ein Express-Zug, der an den Stationen Sechsundsechzigste, Neunundfünzigste und Fünfzigste nicht anhält, aber während er durch diese Stationen durchrauscht, gibt es manchmal für wenige Sekunden Netz. Tatsächlich reichen diese kurzen Netzbruchstücke, um den Beitrag irgendwann doch noch vollständig zu laden, und noch bevor der Zug den nächsten Haltebahnhof Zweiundvierzigste Times Square erreicht, kann ich mit dem Lesen beginnen.

8.35 Uhr FCT, Zweiundvierzigste Times Square. Während der Zug hält und wir kurzzeitig Netz haben, schreibe ich »Toller Beitrag! (Kann gerade selber nicht freischalten, mitten in der rush hour.)«

8.38 Uhr, Techniktagebuch Tumblr Time (TTT), irgendjemand, vermutlich Kathrin, schaltet den Beitrag frei. An der Vierunddreißigsten Penn Station gibt es so gut wie kein Netz. Erst an der Vierzehnten wieder, dafür da ganz ordentlich (Google hat seinen Firmensitz in der Nähe).

8.43 Uhr FCT, Kathrin fragt: »nur neugierhalber und fürs Archiv: wie sieht der Zusammenhang zwischen Freischalten und rush hour konkret aus?«

8.48 Uhr und 52 Sekunden, Location History Time (LHT), Google verzeichnet mein Auftauchen aus der Unterwelt an der Station Chambers Street / World Trade Center. Ich habe noch etwa zehn Minuten Fußweg vor mir, lese Kathrins Nachricht und überlege mir im Gehen eine Antwort.

8.53 Uhr FCT, ich bleibe kurz stehen und schreibe: »nur wenige sekunden netz in den subway-bahnhöfen, der mobilen tumblr-app misstrauen und für allfällige mini-korrekturen wie tagging gerade keine zeit, termin um 9«

8.58 Uhr Google Hangout Time (GHT), ich betrete die monströse Marmor-Lobby des Gebäudes gleich neben One World Trade Center. Der Kollege, mit dem zusammen ich um neun einen Termin bei unserem Kunden habe, wartet auf der Empore auf mich. Er ist inzwischen schon etwas ungeduldig und schreibt »you close?« Im selben Moment sehen wir uns.

André Spiegel

27.03.2015

Der Not-Aus-Schalter der Eisenwarenabteilung

Einkauf in einem großen Baumarkt. Es ist Freitag, viel los und die Mitarbeiter sind alle irgendwo unterwegs. Einen Schlüssel nachmachen lassen kann man in der Eisenwarenabteilung, der kleine Schreibtisch ist aber verwaist. Nach einigen Minuten Wartezeit kommt immer noch niemand, und der suchende Blick fällt auf einen dicken, roten Not-Aus-Schalter auf dem Schreibtisch.

Eigentlich ist es mir unangenehm, Leute zu hetzen oder von anderen Arbeiten wegzuholen, anderseits will ich nicht so lange warten und immerhin gibt es diesen Knopf wohl nicht ohne Grund.

Meine Erwartung ist, dass dieser Knopf irgendwo in den langen Gängen eine Klingel rasseln lässt, ein Mitarbeiter lässt das Sortieren, Umpacken oder Beraten sein und kommt zum Tresen. Stattdessen ertönt nach einem beherzten Druck auf den Knopf über alle von der Decke hängenden Lautsprecher des Marktes eine kleine Tonfolge, und dann eine wohlmodulierte Frauenstimme, die einen Mitarbeiter in die Eisenwarenabteilung bittet. Unwillkürlich sehe ich mich um, ob mich jetzt alle Kunden anstarren.

Im weiteren Verlauf meines Besuches bekomme ich meine Schlüssel von einem sehr freundlichen Menschen gemacht, und höre mehrere Durchsagen nach Mitarbeitern zu verschiedenen Abteilungen. Bisher dachte ich immer, diese Durchsagen entstehen dadurch, dass man zur Information geht und jemand von dort nutzt die Anlage und gibt meinen Wunsch persönlich durch. Wieder einen Mythos entzaubert.

Wolfgang Kunckel

27.3.2015

Ich kann meine Hose nicht anziehen, ich weiß das Passwort nicht mehr

Meine Hose ist ganz zerschlissen. Zum Glück war ich so vorausschauend, zweimal die gleiche zu kaufen. Ich finde die Ersatzhose wieder und will sie anziehen, weiß aber das Passwort nicht mehr. Ich habe es kurz nach dem Kauf vergeben, also vor Jahren, und erinnere mich nicht mal mehr ungefähr. Auf gut Glück gebe ich irgendwas ein (unklar, auf welchem Weg), aber das hilft natürlich nicht.

Die “Passwort vergessen”-Option der Hose öffnet nur ein Messenger-Fenster mit Klas Roggenkamp. Ich sage nichts, denn es ist klar, dass der mir auch nicht weiterhelfen kann, mache aber einen Screenshot fürs Technikta-

gebuch. Dann finde ich auf der Innenseite der Hose einen Aufkleber mit vorgedruckten Feldern, in die man das Passwort hätte schreiben können, und fotografiere auch den.

Beim Aufwachen Enttäuschung darüber, dass der schöne Beitrag, zu dem ich sogar schon Fotos habe, entfallen muss. Es gibt ja gar keine Hosen mit Passwort.

Kathrin Passig

27.3.2015

Spaß durch Firefox

Als Text- und Internetarbeiter hat man ja gern mal mehrere Tabs im Browser gleichzeitig offen. Ich saß letztens an einem Text über irgendwelche bösen Infektionen, recherchierte fleißig, hüpfte fröhlich zwischen den einzelnen Quellen hin und her – und plötzlich so [Kaffee über den ganzen Bildschirm spuck].

Hinter dem Tab, der sich liest wie eine neue Fetischseite für Wissenschaftler, verbarg sich natürlich nichts weiter als eine Studie über massenspektrometrische Proteinanalysen. Firefox hatte alle geöffneten Tabs zusammengeschoben und abgekürzt und, naja, dies war das Ergebnis. Das wurde mir aber erst so richtig klar, nachdem ich den Bildschirm saubergewischt und mich irgendwann wieder gefangen hatte.

Ich bin ja so leicht zu amüsieren.

Lilian Kura

1999 & 2015

Röhrenfernseher, Katzen und Konsolen

1999

Ende des letzten Jahres kam das Abenteuer “The Legend of Zelda: Ocarina of Time” für die Spielkonsole N64 von Nintendo heraus. Ich spiele es zusammen mit einer Freundin. Zwar kann nur eine von uns steuern, aber zusammen macht es trotzdem viel mehr Spaß.

Spielen geht so:

1. Man steckt die Plastikkartusche in den Slot der Konsole (über SCART am Röhrenfernseher verbunden) und schaltet sie ein. “Ocarina of Time” hat sagenhafte 32 MB, ein neuer Rekord von Nintendo.
2. Wir wählen einen der drei Speicherplätze und können den Namen des Helden eingeben (klassisch: “Link”). Das geht etwas umständlich über den Steuerstick des Controllers am Bildschirm.

Man könnte auch noch die Spielanleitung lesen, aber das machen wir nie.

Dann geht es los. Wir erkunden mit Link das virtuelle Land Hyrule, kämpfen mit Bösewichten und sprechen mit den Bewohnern des Landes, indem wir Dialogzeilen auf dem Bildschirm abrufen und lesen. Bei kniffligen Rätseln und Sammelaufgaben schlagen wir in einer extra gekauften Spielratgeber nach. Die schwierigeren Kämpfe überlasse ich meistens meiner Freundin und feuere sie an.

An einer besonders nervigen Stelle, die wir nach mehreren Anläufen fast geschafft haben, schleicht sich ihre kleine Katze an die Konsole heran. Wir versuchen sie zu verscheuchen, aber vergebens: sie klettert auf das Gerät und betätigt mit einem Pfötchen die dicke RESET-Taste. Unter unseren Aufschreien wird der Bildschirm schwarz. Wir müssen die Stelle noch einmal von vorne anfangen.

Da wir zur Schule gehen, können wir nur abends und am Wochenende spielen, wenn wir beide Zeit und Lust haben. Das Spiel hält uns mit seinen etwa 30 Stunden Spielzeit noch einige Wochen in seinem Bann.

Februar 2015

Ende des letzten Jahres kam das Rollenspiel-Abenteuer ”Dragon Age: Inquisition” für Windows-PCs und die Konsolen PlayStation 3, PlayStation 4, Xbox 360 und Xbox One heraus. Entwickelt wurde es vom kanadischen Studio BioWare, seit 2007 in der Hand des Spieleriesens Electronic Arts.

“Dragon Age: Inquisition” ist das dritte Spiel in der “Dragon Age”-Reihe, die in in der fiktionalen Welt Thedas angesiedelt ist. Diese Welt wurde maßgeblich durch die Entscheidungen in den vorherigen zwei Spielen beeinflusst In meinem Fall fanden diese auf dem PC statt, der die Mindestvoraussetzungen für “Inquisition” (u. a. 3 GB Arbeitsspeicher) leider nicht erfüllt. Ich spiele das Spiel auf der Xbox 360. Oder besser gesagt, ich möchte es spielen.

Denn bevor ich es spielen kann, bedarf es einiger Vorbereitung.

1. “Dragon Age: Inquisition” erfordert etwa 8 Gigabyte Speicher und muss daher erst von einer separaten Disc auf die Festplatte der Xbox 360 installiert werden.
2. Das Spiel ist vollvertont und hat aus Platzgründen nur die deutsche Sprachversion. Ich möchte die originale, englische Version spielen und muss mir dazu kostenlos ein Sprachpaket über meinen Xbox-Live-Zugang herunterladen und installieren. Xbox Live ist das von Microsoft betriebene Netzwerk, über die man digitale Inhalte für seine Microsoft-Konsolen bekommt.
3. Die Xbox 360 ist nicht WLAN-fähig, also verlege ich ein unschönes Kabel quer durchs Wohnzimmer. Dieses muss tagsüber wieder entfernt werden, damit unser Kleinkind nicht darüber fällt.
4. BioWare kennt die Bedürfnisse seiner Spieler und hat die Webseite ”Dragon Age Keep” angelegt. Hier kann man die alten Spielstände seiner Helden entweder hochladen oder sie über anklickbare Illustrationen nachbauen, um sie dann in “Inquisition” zu importieren. All dies läuft über die von EA

betriebene Spielplattform Origin.
5. Zum Glück lösche ich kaum noch Emails, seit ich Gmail benutze und finde durch die Textsuche im Mailaccount meinen alten Origin-Zugang von 2011.
6. Ich importiere meine alten Spielstände in den Keep und stelle fest, dass die Entscheidungen nur teilweise übernommen werden. Ich baue sie also nach und schwelge in Erinnerungen.
7. Jetzt muss ich mich über die Xbox 360 im Startbildschirm von "Inquisition" bei Origin anmelden (siehe Schritt 3), die Spielwelt importieren und kann endlich loslegen.
8. . . . halt, man braucht ja auch einen Charakter zum Spielen und die Zeiten, wo man nur seinen oder ihren Namen wählen konnte, sind vorbei. Selbst der Winkel der Augenbrauen kann man selbst bestimmen, wenn man so will. Ich will.

Genau wie früher möchte ich lieber in Gesellschaft spielen, diesmal mit meinem Mann. Auch wir können nur abends spielen. Daher verteilen sich die Vorbereitungen auf ein ganzes Wochenende. Zumindest sind die Texteingaben und Logins bei Xbox Live und Origin unkompliziert, da wir eine Tastatur für den Xbox 360-Controller besitzen. Die Spielanleitung lese ich heute genauso wenig wie vor siebzehn Jahren.

Jetzt geht es aber endlich los und ich stürze mich zusammen mit meinem Mann in "mein" Thedas. Abwechselnd kämpfen wir gegen Dämonen und erfreuen uns an vielseitigen Dialogen und Interaktionsmöglichkeiten. Geht es einmal nicht weiter, surft derjenige, der nicht gerade den Controller hält, über Smartphone oder Tablet auf der Dragon Age Wiki oder Seiten wie gamefaqs.com, um zu erfahren, wie wir weiterkommen oder wo ein bestimmter Gegenstand zu finden ist.

Nach mehreren Abenden und etwa zehn Spielstunden fällt uns durch einen Dialog auf, dass etwas nicht stimmt. Das Spiel geht von der sehr langweiligen Standardwelt aus, mein Import hat es nicht in das Spiel geschafft.

Ich überlege, die Konsole in den Fischteich meiner Nachbarn zu werfen. Mein Mann hält mich zurück.

Wir beschließen letztendlich, die oben ausgeführten Schritte noch einmal ganz von vorne durchzugehen, finden den Fehler und machen diesmal alles richtig, so dass unsere Heldin sich auch in meiner Welt bewegen kann. Von vorne anfangen müssen wir trotzdem.

März 2015

"Dragon Age: Inquistion" hat etwa 90 – 120 Spielstunden und nach über einem Monat haben wir davon gerade einmal 60 geschafft. Wir sind weiterhin begeistert, trotz Startschwierigkeiten.

Unten sieht man den Spieleberater zu "Zelda: Ocarina of Time" und den Xbox 360-Controller mit angedockter Tastatur.

Angela Heider-Willms

28. März 2015

Kerstin Hoffmann, Kommunikations- und Weinberaterin

In allen meinen Social-Media-Profilen und auf allen meinen Websites steht als Berufsbezeichnung “Kommunikations- und Weinberaterin”. Ich finde das selbst sehr plausibel und weiß auch genau, was damit gemeint ist. Plötzlich fällt mir aber auf, dass andere das völlig falsch verstehen könnten – zum Beispiel dahingehend, dass ich beim Kauf von Weinen beraten würde, was ja nun absolut nicht der Fall ist.

Als mir das klargeworden ist, befürchte ich einen großen Reputationsverlust und denke sofort darüber nach, ob mir das womöglich schon geschadet hat. Panisch gehe ich eine Seite nach der anderen durch, um die Bezeichnung überall zu ändern. Es ist eine Riesenarbeit, und ich befürchte die ganze Zeit, dass ich irgendeine besonders wichtige Seite vergesse.

Ich wache auf und habe tagsüber noch stundenlang das dumpfe Gefühl, dass ich irgendetwas ganz Wichtiges übersehen habe und dringend meine Profile im Web überarbeiten müsste.

Kerstin Hoffmann

28.03.2015

Touchscreen mit Rubbelfunktion

Ich bin in einem Internetforum und möchte in einem Thread das lesen, was geschrieben wurde, seit ich das letzte Mal da war. Also schaue ich rechts oben auf die Zeitsignaturen der Beiträge, aber wo sonst die Zeitsignaturen sind, ist jetzt nur etwas Unlesbares, Verpixeltes. Ich strecke meine Hand aus und rubble mit dem Daumennagel auf dem Touchscreen an einer dieser Stellen herum. Es blättert silbrig ab, wie bei einem Rubbellos, und darunter kommt eine Zeitangabe zum Vorschein. Jetzt muss ich nur noch wissen, wie spät

es ist, damit ich den Beitrag einordnen kann. Mein Wecker, den ich seit den 90ern habe, steht ja neben meinem Bett, da muss ich mich nur eben drehen, auch wenn mir das gerade schwerfällt, nur warum fällt mir das schwer, ich fühle mich bleiern, wie ich hier liege, hier in meinem Bett – achso, ja, im Bett.

Felix Lorenz

28. März 2015

Träume, in denen man wie ein Depp dasteht: Jetzt auch digitalisiert!

Zu den typischen Unannehmlichkeiten im Traum gehört das Scheitern in alltäglichen Situationen, weil man plötzlich nicht lesen oder nicht schreiben kann. Eigentlich könnte man ja, gleich hab ich's, aber es geht einfach nicht!

Solche Träume habe ich nicht mehr. Seit geraumer Zeit ist dieser Typ Traum bei mir technisiert: Der Plot ist ganz klassisch aus Alltagssituationen zusammengebaut. Das Scheitern ist aber am Gerät: Ich kriege das Telefon nicht entsperrt, ich finde die Foto-App nicht, der Touchscreen entzieht sich meinem Tatschen, die Bildschirmtastatur fährt nicht aus, verschwimmt oder zeigt nur wunderliche Symbole.

Immerhin: Wenigstens sind meine Hosen nicht paßwortgeschützt.

Felix Neumann

28.3.2015

Für E-Mail-Adressen mit neuen Domainnamen verweigert die Airline den Online check-in

Ein Freund aus dem Rheinland ist zu einem Kurzbesuch in Berlin. Vor dem Rückflug nach Köln/Bonn will er mit dem Handy schon mal den Online-Check-in bei seiner Airline vornehmen – und scheitert, weil die Fluglinie im Internet noch ein wenig hinter der Zeit herhinkt.

Der Freund hat sich vor kurzem eine der neuen, branchenbezogenen Top-Level-Domains (TLD) zugelegt, die eben nicht wie die bisher bekannten Endungen von Top-Level-Domains auf .com oder .net enden, aber auch nicht auf geografisch definierte Endungen wie .de oder .fr. An deren Stelle ist eine Branchenbezeichnung getreten, also zum Beispiel .reisen oder .versicherung – überwiegend auf Wunsch und im Interesse der jeweiligen Industrie.

Der Nachname des Passagiers ist nun zufällig identisch mit einer (englischen) Branchenbezeichnung. Ungefähr so, als hieße er Michael Music und seine registrierte Domain (und damit seine E-Mail-Adresse) lautete *mail@michael.music* (falls es die irgendwann mal tatsächlich geben sollte: Der Name ist frei erfunden).

Für den check-in ist aber die Angabe einer E-Mail-Adresse nötig – und da streikt das System bei Eingabe des Domainnamens. Da liege offensichtlich ein DNS-Fehler vor, ist die Antwort des Airline-Computers. An eine solche Adresse könne man deshalb leider keine elektronische Bordkarte schicken.

Natürlich gibt es einen Workaround: Der Passagier erinnert sich halt an seine alte gmx-Adresse und gibt die ein. Voraussichtlich noch eine Weile, bis die Systeme der Fluglinie an die technische Entwicklung angepasst sind.

Thomas Wiegold

29.3.2015

Fingerstreich

Anderswo heißt es “mit einem Fingertipp”, in der mytaxi-Werbung am Flughafen Hamburg ist es ein *Fingerstreich*. André Spiegel sagt zum Schreiben Wischen. Was wir noch nicht hatten, obwohl es realitätsnah wäre: Schmieren. Bezahlen Sie Ihr Taxi mit einem Fingerschmieren.

Kathrin Passig

1. Nachtrag: Damit meine ich, dass es das aktuelle Datum kennt.

29. März 2015

Stand der Dinge bei der Umstellung auf Sommerzeit

Es wird besser. Dass sich unsere zwei nicht mit einem Zeitzeichensender verbundenen Wanduhren von selbst korrigieren, war zu nicht erwarten. Und mein Auto ist das gleiche wie vor sechs Jahren; es stellt sich immer noch nicht selbst um, obwohl ein Kalender hinterlegt ist.[1]

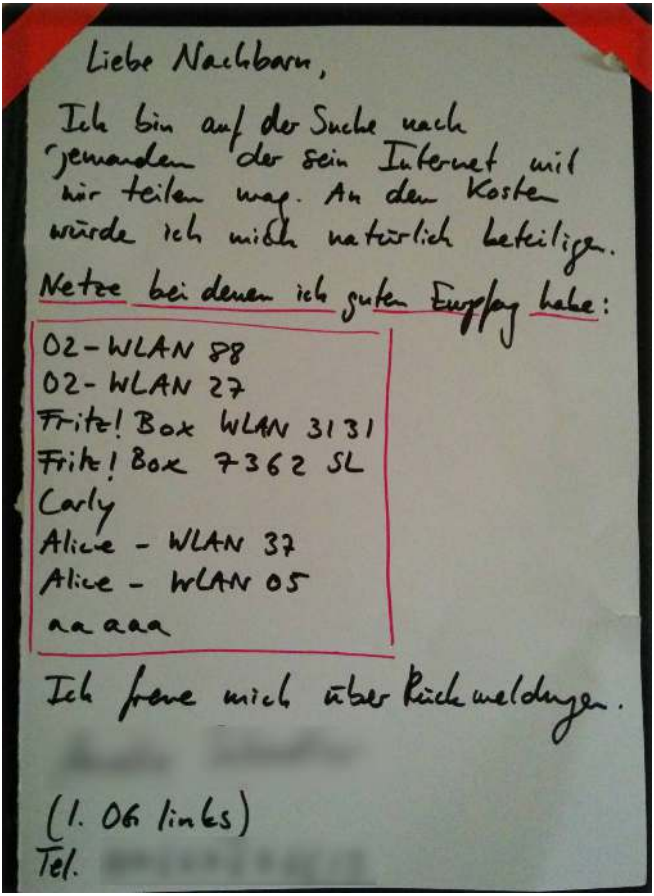
Ansonsten lief aber alles so sehr ohne Probleme, dass ich erst gar nicht merkte, dass die Sommerzeit begonnen hat. Die Handys, der Computer, der Server, ja sogar mein Funkwecker haben sich von selbst und rechtzeitig umgestellt.

Johannes Mirus

29.3.2015

Auf gute Nachbarschaft

Im Hausflur hängt ein Zettel:



Liebe Nachbarn,

Ich bin auf der Suche nach jemandem der sein Internet mit mir teilen mag. An den Kosten würde ich mich natürlich beteiligen.

Netze bei denen ich guten Empfang habe:

O2-WLAN 88
O2-WLAN 27
Fritz! Box WLAN 3131
Fritz! Box 7362 SL
Carly
Alice - WLAN 37
Alice - WLAN 05
aa aaa

Ich freue mich über Rückmeldungen.

(1. OG links)
Tel.

Ich habe so einen Zettel auch schon in den Hausflur gehängt, im Juli 2007. Damals konnte ich hier im Haus ungefähr drei WLANs sehen, heute sind es um die dreißig. Gemeldet hat sich niemand.

Kathrin Passig

29.3.2015

Uhrenumstellung

Meine Frau und ich fragen uns jedes Mal, ob unsere Smartphones die Zeitumstellung automatisiert übernehmen oder ob wir nachhelfen müssen (sie machen es automatisch).

Die Uhren in unseren Autos verändern sich jedoch nicht. Während meine Frau in ihrem Auto konsequent die Sommerzeit eingestellt lässt, bemühe ich mich um Aktualität: Leider habe ich dann aber meist Besseres zu tun, so dass ich oft erst nach einem Quartal dazu komme, die Uhr in meinem Auto einzustellen. So entsteht immer völliges Chaos und die Uhren sind uns letztlich gar nicht hilfreich: Wir wissen nie, ob und welche Uhr gerade richtig oder falsch geht, schon umgestellt wurde oder nicht.

Jan-Martin Klinge

29. März 2015

Bestandsaufnahme der Sommerzeit-Umstellung in unserem kleinen Programmkino

- Alle Funkuhren haben sich brav umgestellt.
- Auch die Kinoserver haben sich brav umgestellt. Das ist nicht ganz unwichtig, da im digitalen Kino die Filmverleiher das Zeitfenster zum Abspiel eines Films mittels digitaler Schlüssel vorgeben können – auch wenn's da selten um eine Stunde hin oder her geht. Das System ist so ~~paranoid~~ durchdacht, dass es verboten ist, die Systemuhr eines Kinoservers um mehr als eine definierte Anzahl von Sekunden pro Jahr zu verstellen. Abweichungen im Sekundenbereich werden ständig mit-

tels Abgleich zu einem NTP-Server behoben, aber nur der Service des Herstellers darf eine Uhr ganz neu stellen – die Pufferbatterie der Systemuhr ist eines der wichtigsten Bauteile eines Kinoservers.

- Brav umgestellt hat sich auch dieses Schmuckstück hier. Die Uhr beharrt zwar darauf, immer den 22. April anzuzeigen (ein mechanisches Problem, das seiner Behebung durch einen fähigen Uhrmacher harrt), aber sie verfügt über eine funkgesteuerte Mutteruhrsteuerung.
  Da die Mechanik der Uhr aus eigener Kraft nur minutenweise weitergeschaltet werden kann, sendet die Steuerung im Frühjahr zur Zeitumstellung 60 Minutensignale in kurzer Folge – und im Herbst setzt sie eine Stunde lang mit den Signalen aus. Moderne Elektronik simuliert solide analoge Technik.

29.03.2015

Mut anlesen im Techniktagebuch. Und dann einfach mal machen

Nicht zum ersten Mal habe ich etwas getan, nachdem ich mir Mut dazu angelesen habe. Dieses Mal ist es mein eigener Techniktagebuchbeitrag vom 09.03.2015. Der mit der zerbrochenen ec-Karte. Die mitten durch den Chip zerbrochen ist. Und die ich sehr ordentlich mit Tesa geklebt habe.

Ich berichte das so ausführlich, weil viele Menschen denken, wenn sie den Chip einer Karte zerstören, zerstören sie die Kartenfunktion. Mitnichten.
Denn, angefixt von der Idee, es wenigstens einmal auszuprobieren, und ein Scheitern ja immerhin für das Techniktagebuch verwenden zu können, schiebe ich die geklebte Karte in den Automaten, erinnere mich nach 2 Jahren an die PIN (ein Wunder, die braucht man ja für die TANs nicht), tippe sie ein und warte.

Es rattert sehr lange. Und sehr laut. Ich glaube, es rattert länger als sonst. Ich will schon die Segel streichen, bastle im Kopf an einem ersten Satz für den TT-Eintrag, und dann spuckt der Automat Geld aus. Genau so viel, wie ich wollte.
Manche sagen, es liege am Magnetstreifen. Weil der Automat auf den zurückgreift, wenn der Chip kaputt ist. Auf dem Magnetstreifen ist aber ein dicker Kratzer, von einem Schlüssel, und ich bezweifle fest, dass der noch lesbar ist.

Der nächste Level ist jetzt die Supermarktkasse. Weil ich aber immer noch nicht herausgefunden habe, wann man die PIN eingeben muss zum Bezahlen und wann die Unterschrift nötig wird, stellt sich ein neues Problem: die Unterschrift auf meiner Karte ist so alt, dass sie nicht mehr mit meiner ak-

tuellen übereinstimmt, nicht einmal mehr mit der auf dem Personalausweis. Der neue Personalausweis kommt aber erst in zwei oder drei Wochen. Bis dahin muss ich mich also noch gedulden.

(Was ich mit dem alten Personalausweis beim PostIdent-Verfahren erlebt habe, erzähle ich vielleicht ein anderes Mal.)

Ergänzung von Thomas Reintjes via Twitter: "FYI, der Chip auf EC-Karten ist nur für die Geldkartenfunktion. Nur der auf Kreditkarten kann den Magnetstreifen ersetzen."

Pia Ziefle

29. März 2015 (und Juli 2011)

Radio-Interviews ohne Funkhaus

Eine befreundete Radiojournalistin möchte mich für einen Beitrag interviewen, aber wir finden keinen geeigneten Termin, an dem ich in ein Funkhaus kommen könnte, um meinen Redeanteil aufzuzeichnen. Sie ist, was Klangqualität angeht, skeptisch wegen Telefon oder Skype – also schlage ich ihr einen dritten Weg vor.

Wir führen das Gespräch über Skype (ich mit Handy-Kopfhörern mit Mikrofon in der Strippe) und sie schneidet es sicherheitshalber auch mit, aber ich halte zusätzlich mein eigenes Aufnahmegerät, ein Yamaha Pocketrak C24, in der Hand, mit dem ich normalerweise selbst Audiobeiträge produziere oder meine Band im Proberaum mitschneide. Hinterher schicke ich ihr die entstandene mp3-Datei per WeTransfer.

Das passt. Wir haben uns vor knapp vier Jahren kennengelernt, weil ich sie für einen Podcast per Telefon interviewt habe. Das Gespräch habe ich mit dem gleichen Gerät aufgezeichnet, das ich mir gerade frisch gekauft hatte. Weil ich keine Vorrichtung hatte, um den Telefonton direkt abzunehmen,

hatte ich damals das Telefon auf Lautsprecher gestellt und das Aufnahmegerät an den Lautsprecher gehalten. Klang meiner Ansicht nach auch gar nicht schlecht.

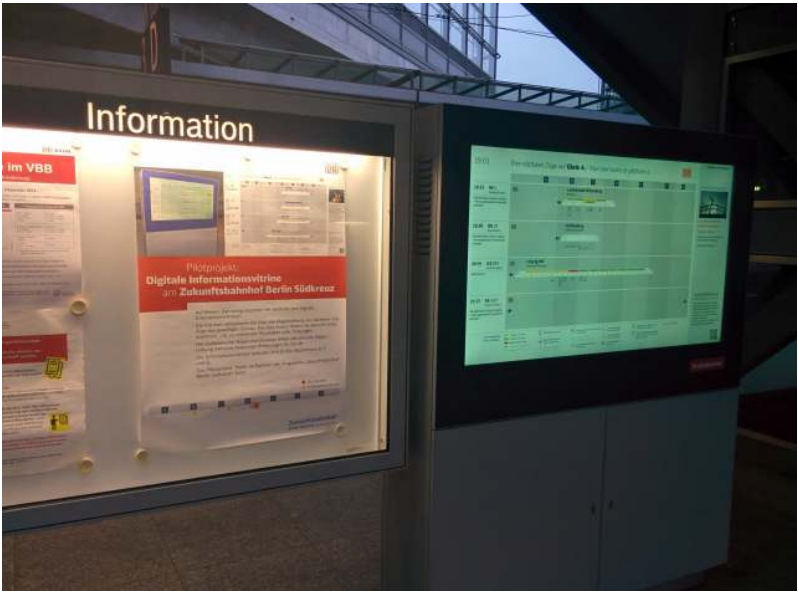
Alexander Matzkeit

März 2015

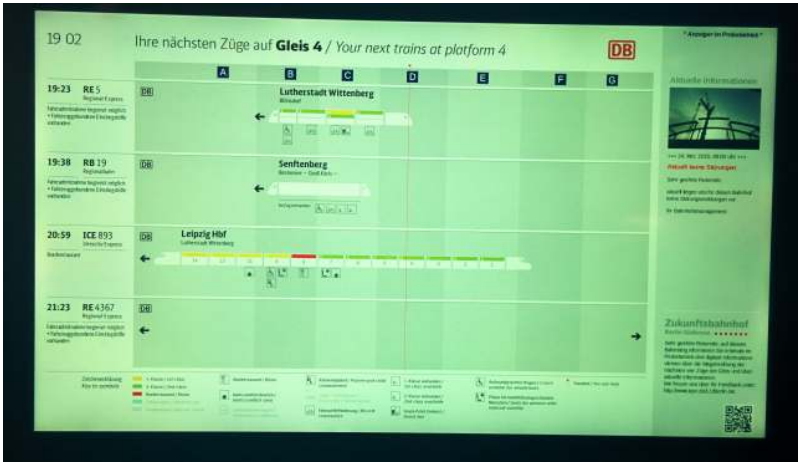
Man kann große Displays gar nicht nur zum Anzeigen von Werbung verwenden

Ich weiß nicht mehr, seit wann alles voll mit großen Werbe-Flachdisplays ist, wo vorher Werbeplakate, Schaukästen oder Rollplakate waren: 2012? 2013? Aber jetzt sind die Preise offenbar so weit gefallen, dass auch Nicht-Werbungsunternehmen sich den Einsatz leisten können.

Am Berliner "Zukunftsbahnhof Berlin Südkreuz" sind "digitale Informationsvitrinen" im Probebetrieb zu sehen. Links die undigitale, rechts die digitale Vitrine, bei der es sich eben nicht um eine Vitrine handelt, sondern um ein Display:



“Die Vitrinen informieren Sie über die Wagenreihung der nächsten vier Züge des jeweiligen Gleises. Darüber hinaus finden Sie aktuelle Informationen, z. B. zu relevanten Baustellen oder Störungen. Die elektronische Wagenstandanzeige bildet die aktuelle Wagenreihung inklusive bekannter Änderungen für Sie ab.” Nie wieder Rätselraten über umgekehrte und umgekehrte umgekehrte Wagenreihung!



Ebenfalls am Zukunftsbahnhof, oberer Bahnsteig:

Auch wenn die Gestaltung VISIONEN nicht direkt den AUFBRUCH Eindruck vermittelt, dass NEU es sich INNOVATION hier um eine Einrichtung mit einem NACHHALTIGKEIT auch außerhalb der Bahn-Marketingabteilung erkennbaren Zweck handelt, zeigt das Display nützliche Informationen an:

Kathrin Passig

29. 3. 2015

Bei uns piept's.

Unsere Wohnung piept. Sie piept jede Nacht um Punkt zwölf. Ich habe das Datum dieses Beitrages gewählt, weil es seit der Sommerzeit um elf Uhr piept und nicht mehr um Mitternacht.

Das Piepen scheint ein Weckalarm zu sein, denn es fängt langsam an und steigert sich dann, wohl weil niemand auf die Snooze-Taste haut, in ein wütendes, für uns glückicherweise nur gedämpft hörbares Schrillen, das irgendwann abbricht. Vielleicht ein vergessener Reisewecker oder eine Armbanduhr mit Weckfunktion.

Lauschanalysen unsererseits haben ergeben, dass sich das piepende Gerät in einem Raum befindet, der über oder unter unserem Badezimmer liegt. Natürlich haben wir die Nachbarn befragt. Doch ihre Suche blieb erfolglos, da sie tagsüber stattfand. Dem Piepen hinterherzugehen würde wohl schnell Licht ins Dunkle bringen, aber unsere Nachbarn schlafen zur Piepzeit längst und können zudem nicht besonders gut hören. Da es außerdem sehr nette Leute sind und das Piepen uns weder stört noch unser Kind weckt, haben wir es bei einmal Nachfragen belassen. Daher wird unsere Wohnung weiterpiepen, sommers nachts um elf, winters um zwölf, bis die Batterien des mysteriösen Gerätes irgendwann versagen werden.

Angela Heider-Willms

29.3.2015

Beim Wechsel zur Sommerzeit muss ich ein paar Funkuhren umstellen

Die halbjährliche Uhrenumstellung – vorwärts in die Sommerzeit am letzten Märzwochenende, Rückfall in die normale Mitteleuropäische Zeit am letzten Oktoberwochenende – sollte inzwischen eigentlich kein großer Aufwand sein. Geräte am Internet oder an einem Mobilfunknetz (mit Ausnahme von Ultrabasic-Handys) stellen sich automatisch auf die neue Uhrzeit ein, und viele (Wand)Uhren beziehen ein Zeitsignal vom deutschen Zeitzeichensender DCF77, stellen sich also ebenfalls automatisch um.

(Dann bleiben immer noch Armbanduhren, die Zeitanzeigen in Haushaltsgeräten wie Herd oder Backofen und nicht zuletzt die gerne vergessenen Kameras, aber im Vergleich zu früheren Jahren hat die Zahl der umzustellenden Uhren doch deutlich abgenommen.)

Ich muss bei jeder Umstellung mehrere Funkuhren auf die aktuelle Zeit bringen.

Über meinem Schreibtisch hängen vier solcher Funkuhren (Foto oben), die zwar alle ihr deutsches Zeitsignal von DCF77 beziehen. Allerdings sind drei davon auf andere Zeitzonen eingestellt: Neben der gerade gültigen deutschen Zeit zeigen sie mir die *koordinierte Weltzeit* UTC (ich sage immer noch GMT), die Uhrzeit in Djibouti und die Zeit in Afghanistan an. Damit habe ich ohne großes Nachdenken im Blick, wie alt zum Beispiel Meldungen aus Luft- und Schiffahrt (UTC) sind, oder wann ein aktuelles Ereignis in den Bundeswehr-Einsatzgebieten am Horn von Afrika oder in Afghanistan stattgefunden hat.

Umstellen muss ich immer zwei davon. Denn die Funkuhren über meinem Schreibtisch erlauben zwar die Einstellung anderer Zeitzonen – aber immer nur als Unterschied zur gerade gültigen deutschen Zeit. Weil diese deutsche Zeit im Winter der UTC eine Stunde vorauseilt, stelle ich die UTC-Uhr im Winterhalbjahr auf -1. Im Sommer dann verändert sich der Unterschied auf zwei Stunden – und ich stelle die Uhr auf -2. Für Ostafrika, wo kein Wechsel stattfindet, muss ich ich die Differenz von +2 auf +1 verringern.

Wie bei diesen elektronischen Geräten üblich, ist die Umstellung eine Fummelei. Um die Zeitzone festzulegen, muss ich eine Taste drei Sekunden drücken, die selbe Taste sieben Mal drücken und dann eine andere Taste, die sonst für die Umschaltung des eingebauten Thermometers von Celsius auf Fahrenheit zuständig ist, so oft drücken, bis die gewünschte Abweichung zur deutschen Zeit erreicht ist. Die wird dann mit dem zweimaligen Drücken der ersten Taste bestätigt. (Die Gebrauchsanweisung habe ich so abgelegt, dass ich sie immer wiederfinde)

Nur bei der Uhr für Afghanistan muss ich nichts tun. Denn das Land hat eine Zeitzone, die nicht volle Stunden von den üblichen Zeitzonen abweicht: Der Unterschied zu Deutschland beträgt im Winter +3,5 Stunden, im Sommer dann nur +2,5 Stunden. Die Funkuhr lässt sich aber nur in vollen Stunden auf abweichende Zeitzonen einstellen, das Funksignal ist also in diesem Fall nutzlos. Ich hab' es für die Afghanistan-Uhr deshalb abgeschaltet und die

Zeit manuell eingestellt – und weil es auch am Hindukusch keine Umstellung gibt, kann das immer so durchlaufen. Wenn auch, so genau habe ich das nicht hinbekommen, mit ein paar Sekunden Unterschied zu den funkgesteuerten Uhren.

Trotz des Aufwandes: Mir fehlen noch ein paar dieser Funkuhren. Zum Beispiel für US-Ostküstenzeit (besonders kniffelig, weil dort auch von Winter- auf Sommerzeit umgestellt wird, aber an anderen Tagen als in Europa). Oder für Westafrika. Und vielleicht noch eine als Reserve, wer weiß, wo die Bundeswehr noch eingesetzt wird. Allerdings sind die Uhren mit der Zeitzonen-Möglichkeit nicht so oft und vor allem nicht so günstig zu finden. Meine vier waren die letzten, die ich beim Ausverkauf eines Discounters noch für je einen Zehner bekommen konnte.

Thomas Wiegold, Lichtbild v. Verf.

29. März 2015

Uhrenvergleich

In meiner Wohnung gibt es mehrere Uhren.

In der Küche steht auf dem Schrank eine Funkuhr, die hat zwar irgendwann beschlossen, nicht mehr 24 Stunden zu zählen, sondern nur noch 12, aber das tut sie ganz von selbst und zuverlässig richtig.

Dann gibt es die Uhr am Festnetztelefon, ich weiß gar nicht ob die jetzt richtig oder falsch geht, weil ich mich nicht erinnern kann, ob ich sie vor einem halben Jahr angepasst habe oder nicht. Wichtig ist die eh nur für die genaue Erfassung von Anrufzeiten auf dem Anrufbeantworter. Aber da nur noch drei Menschen auf meinem Festnetz anrufen (mich überhaupt anrufen!) ist diese Ungenauigkeit nicht so schlimm. Eine von denen ist meine Tante und die hat eine ausgeprägte Technikphobie und spricht sowieso nicht auf Anrufbeantworter.

Mein Fernseher bzw. der Digitalreceiver hat auch eine Uhr, aber da ich nie irgendetwas aufnehme und dafür automatische Timerfunktionen in Anspruch nehmen müsste, ist mir diese Anzeige völlig egal.

Die Uhr an meinem Motorrad (das wohnt zwar nicht in meiner Wohnung, gehört aber zur Familie) geht komplett falsch, seit ich während seines Winterschlafs die Batterie ausgebaut hatte. Ich hab schon versucht das wieder einzustellen, aber es intuitiv nicht hinbekommen. Bis ich die Gebrauchsanweisung gefunden habe, ist aber vielleicht schon wieder Winterzeit. Oder Winterschlaf.

Der Radiowecker an meinem Bett muss auch von Hand umgestellt werden, das werde ich später erledigen. Die Uhr geht sowieso immer vor, da kann es nicht schaden, auch das alle halbe Jahre mal zu korrigieren.

Aber seit ich mich nicht mehr nur unterwegs, meist von meinem Smartphone, wecken lasse, wird auch die Uhrzeit des Radioweckers zunehmend unwichtig. Seit einem halben Jahr benutze ich die Sleep Better App, die mich morgens zwar mit einer unerträglich esoterischen Melodie weckt, aber dafür nachts die Aktivitäten meiner Katze registriert und aufzeichnet.

sleeplessdarkhorse

29. März 2015

Datenroaming kostet nur 0,83 €/MB

Wir machen Kurzurlaub in Österreich. Die positive Nachricht, dass es im "Wohlfühlhotel" WLAN geben wird, lässt mich wohlfühlen. Aber mobiles Internet gibt es natürlich nicht. Für fünf Tage denke ich auch nicht über den Kauf einer SIM-Karte nach, ich werde einfach ein wenig auf Entzug gehen müssen, wenn ich mich außerhalb des Wohlfühlhotels aufhalte, was bei den vorherrschenden Witterungsbedingungen nicht häufig zu erwarten ist.

Auf keinen Fall annehmen werde ich das Angebot, das mir mein Provider O2 beim Grenzübertritt per SMS machte:

Datenroaming in Österreich kostet in Ihrem Tarif 0,83 €/MB max. 59,90 € je Abrechnungsmonat.

Johannes Mirus

2005, 2013 und 2015

what time is it in taipei

Eine an der Wand montierte Reihe von Analoguhren, die verschiedene Zeitzonen anzeigen (SYDNEY – NEW YORK – PARIS – MUMBAI – . . .) sehe ich zum letzten Mal im Jahr 2005 an der Rezeption eines Hotels in Thailand. Ob es wirklich das letzte Mal war, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen; wahrscheinlich erinnere ich mich nur deshalb so genau an die Uhren an dieser thailändischen Hotelrezeption, weil ein kurzer, geübter Blick darauf zeigte, dass sie alle falsch gingen.

Eine an der Wand montierte Leiste von Digitaluhren mit verschiedenen Zeitzonen sehe ich dagegen öfter, zum letzten Mal im Januar 2015 im Kontrollraum eines Kunden in Denver.

Im Sommer 2013 beginne ich, mit einem Macbook zu arbeiten. Zu den ersten Dingen, die ich mir darauf einrichte, gehört eine Leiste von Analoguhren auf dem Dashboard, mehr als ich je irgendwo physisch an einer Wand gesehen habe. Ich arbeite viel mit Kunden in allen Teilen der Welt zusammen, darum stelle ich mir so eine Uhrenleiste sehr nützlich vor.

Heute, im Frühjahr 2015, wird mir klar, dass ich die Uhrenleiste in den fast zwei Jahren seither kein einziges Mal benutzt habe. Das liegt vermutlich daran, dass es in den USA selber schon vier Zeitzonen gibt (mit Hawaii und Alaska eigentlich sechs), und man daher im Kopf ohnehin ständig ein bißchen vor- und zurückrechnet. Meine weitaus meisten Kontakte habe ich außerdem nach Deutschland, und die sechs Stunden Zeitunterschied sind mir inzwischen so vertraut, dass ich damit genauso selbstverständlich und ohne wirkliches Rechnen umgehe, wie mit den Zeitzonen in den USA.

In den Fällen, wenn ein Kunde irgendwo anders auf der Welt wohnt (meistens in Asien), ist es dagegen viel einfacher, schnell bei Google “what time is it in taipei” einzugeben, da man eine Uhr für Taipei aller Wahrscheinlichkeit nach eben doch nicht in der Uhrenleiste hat, und auch nicht so ohne weiteres aus dem Kopf weiß, mit welchen anderen Städten Taipei eine Zeitzone teilt.

André Spiegel

29. März 2015

Die nervenaufreibende Frage, ob sich das Handy WIRKLICH automatisch auf MESZ umgestellt hat

Ich werde vom Läuten der Kirchenglocken wach, die keine zweihundert Meter Luftlinie von meinem Fenster entfernt wohnen. Mein Handy zeigt 9:18 an. Ich erinnere mich, dass ich ungefähr um viertel nach 12 eingeschlafen bin und kein Schlafdefizit hatte, also sollte ich eigentlich meinem normalen Biorhythmus zufolge nur acht Stunden geschlafen haben, nicht neun.

Die Zeitumstellung fällt mir ein, aber wie jedes Jahr bin ich unsicher, ob sich mein Handy automatisch umgestellt hat oder nicht. In meinem Zimmer befindet sich kein analoges Gerät, an dem ich die Zeit überprüfen könnte. Und weil ich sonst selten am Wochenende in diesem Zimmer übernachte (sondern in meiner Wohnung in Wiesbaden), weiß ich auch nicht, ob der Gottesdienst nebenan um 9.30 Uhr oder um 10.30 Uhr beginnt.

Ich überlege schon, die Zeitansage anzurufen, aber schließlich bin ich wach genug, um auf die naheliegendste Lösung zu kommen. Ich schiele aus dem Fenster auf die Kirchturmuhr. Es ist tatsächlich zwanzig nach neun, mitteleuropäische Sommerzeit.

Alexander Matzkeit

29.3.2015

Ein zweiter Versuch mit der easyJet-App, die in der Zwischenzeit neue Fähigkeiten erworben hat

Ich muss wohl irgendwann – vermutlich aus Erbosung über ihr schlechtes Funktionieren – die easyJet-App von meinem Handy gelöscht haben. Im Auto auf dem Weg zum Flughafenbus installiere ich sie neu, während wir einen

hinreichend langen und zivilisierten Ort durchqueren, in dem es mehr als nur GPRS-Internet gibt. Die App möchte meine Ausweisdaten haben und bietet mir an, sie via OCR direkt von meinem Pass einzuscannen.

Nein, ich weiß auch nicht, warum da eine italienische Flagge zu sehen ist.

So geht es nicht, es klappt wirklich nur mit dem Reisepass, aber damit geht es dafür so schnell, dass ich keinen Screenshot machen kann. Einen Augenblick später sind meine Daten verdaut und das Formular füllt sich selbstständig aus, zwei Augenblicke später bin ich für den Flug eingecheckt. Vorsichtshalber mache ich noch einen Screenshot von der Boardingpass-Ansicht, aber die Kinderkrankheiten von 2014 scheinen behoben zu sein, die App merkt sich alles bis zum Einsteigen.

Kathrin Passig

2008–2015

Egal, wie lange ein Akku hält, man sollte immer alle Ladekabel überall dabeihaben

Seit der Nutzung von Smartphones, also bei mir so ca. ab 2008, ist das abendliche Aufladen ein gut organisiertes Ritual. Ladegerät ist am Nachttisch, und zur Sicherheit noch einige weitere Ladegeräte im Auto, im Büro – bei heftiger Nutzung ging dem iPhone schon mal auf der Zielgeraden der Saft aus. Im Ergebnis hatte ich immer ein geladenes Telefon, und die Strategie der „Ladungserhaltung“ war schon im Kleinhirn abgelegt: Mitfahrt in einem fremden Auto? Das Unterbewusstsein sorgte dann dafür, dass immer das passende Ladekabel da war.

Eine Hürde tat sich nur einmal kurz auf, als Apple den Stecker zum Laden änderte: Da war ich öfter mal irgendwo und hatte nur das alte Kabel dabei. Mit der Zeit haben die dann nötigen Anschaffungen von Ladekabeln wieder für eine Komfortzone an Geräten und Kabeln gesorgt.

Das Ganze änderte sich mit dem Kauf eines iPhone 6+. Dessen Akku hält bei heftiger Nutzung immer mindestens zwei Tage, wenn man nicht so aktiv ist, bis zu 4 Tage. (Auf dem Photo zu sehen: Noch 9%, und schon 4 Tage und eine Stunde aktiv) Und ab da schleicht sich eine Nachlässigkeit ein: Nicht mehr automatisch nachts laden, reicht doch locker. Und so passiert es mir tatsächlich häufiger als vorher, dass ich unterwegs ohne Ladekabel bin.
Fazit: Egal, wie lange ein Akku hält, man sollte immer alle Ladekabel überall dabeihaben.

Wolfgang Kunckel

29.03.2015

Reise in die Taschenrechnerwelt der 70er

Eigentlich hatte ich meinen Schwiegervater nur um eine Betamaxkassette bitten wollen, zum Vorzeigen auf der re:publica. Der Herr war schon immer ganz weit vorn bei Consumer-Elektronik und hatte seinerzeit auf das bes-

sere Videosystem gesetzt, bevor es aus reinen Marketinggründen von VHS verdrängt wurde. Bei dieser Gelegenheit erzählte ich ihm auch vom Techniktagebuch.

Da stand mein gutster Schwieger auf, ging in seinem kleinen Arbeitszimmer an einen Schrank und kam mit drei schwarzen Futteralen zurück. Aus diesen holte er, was er – wie sich im Weiteren herausstellte, völlig zu Recht – “meine Schätzenannte.

Es ging los mit einem Taschenrechner von 1971 – damals eine atemberaubende Neuerung auf dem Endverbrauchermarkt. Er hatte das schicke Teil mit gebürsteter Metalloberfläche, ca. 9x15 cm, bei Quelle für damals ebenso atemberaubende 400 Mark gekauft.

Wohl von 1979 (zumindest ist diese Rezension im *New York Magazine* von 1979) stammte der Craig M100 Übersetzungscomputer. Mit frischen Batterien und der Gebrauchsanweisung brachten wir ihn sogar zum Laufen.

VERSTEHE NICHT
1 2 3 4 5 6 7 8 9 0
A B C D E F G H I J L1
K L M N O P Q R S T L2
U V W X Y Z . ? C/E CLR L3
SHFT EXT PHR LRN SPACE F/S ROT SCH HLD L4

Von hinten sieht man auch die einzelnen Sprachmodule, die ausgetauscht werden konnten.

Von 1972 stammte der programmierbare Taschenrechner Texas Instruments SR-52, gut 20 cm lang. Die Formeln/Programme speicherte man auf Magnetstreifen, die in den Taschenrechner gesteckt wurden.

Mein Schwiegervater hatte sogar noch ein Heftchen mit diversen Programmen, darunter auch ein Spiel „Lunar Landing Game“.

Nach seiner Erinnerung kostete das Gerät damals 1.500 Mark. Das war mehr als das durchschnittliche Monatsgehalt.

die Kaltmamsell

29.3.2015

Kinoprogramm aus zweiwöchentlich erscheinendem Stadtmagazin. Selbst dort, wo Projektoren noch Bildwerfer sind, keine gute Idee

Zum ersten Mal seit länger Zeit gehen wir wieder ins Kino. *Shaun das Schaf* ist genau das Richtige für einen trüben nasskalten Sonntagnachmittag. Vorher haben wir natürlich im Internet nachgesehen, in welchem Kino

in unserer Umgebung der Film läuft, und uns für die letzte der drei Nachmittagsvorstellungen entschieden – die ersten beiden dürften ziemlich voll gewesen sein.

Während wir im Vorraum auf den Einlass warten, kommen zahlreiche Kinobesucher, die zu derselben Zeit eigentlich einen ganz anderen Film sehen wollen. Die Uhrzeit haben sie aus einem der gedruckten Berliner Stadtmagazine – die allerdings nur zweiwöchentlich erscheinen und deshalb in ihrem Veranstaltungskalender darauf hinweisen, dass das Kinoprogramm sich wöchentlich ändern kann und deshalb die Zeiten für die zweite Woche nicht sicher seien.

Offensichtlich gibt es nach wie vor eine erhebliche Zahl an Menschen, die sich bei Veranstaltungshinweisen auf gedruckte Periodika mit wochenlangem Vorlauf verlassen und nicht noch mal kurz vorher im Internet nachschauen. Dabei hält das Kino auch einen jahrzehntelang bewährten zusätzlichen Informationskanal bereit: Per Telefon lässt sich das tagesaktuelle Programm von einer Bandansage in Erfahrung bringen.

Aber Lichtspieltheater, pardon Kinos, sind ohnehin ein Hort etlicher altgewohnter Dinge. Wo sonst werden Projektoren noch als *Bildwerfer* bezeichnet?

Thomas Wiegold; Lichtbild v.Verf.

29.3.2015

Oben ein Rechteck mit abgerundeten Ecken, unten Bedienelemente? Klar ein Computer

Ich bin gerade aufgewacht und vielleicht noch nicht wieder im Vollbesitz meiner Fähigkeiten zur Interpretation der Umgebung. Vor mir sehe ich zwei Displays: Auf dem linken steht „easyJet“, das rechte zeigt ein Foto einer felsigen Landschaft mit einer Wäscheleine, auf der Kleidungsstücke hängen, zwei weiße und ein gelbes.

Ich wundere mich ein bisschen, weil man ja bei easyJet sonst kein Unterhaltungsprogramm gezeigt bekommt. Das Foto gefällt mir aber ganz gut. Einige Sekunden später springt das Bild um, und das rechte Display wird zu einer Aluminium-Transportbox. Offenbar ist mein Gehirn bereit, alles, was oben ein Rechteck mit abgerundeten Ecken und unten Bedienelemente hat, als computerartig zu identifizieren.

Kathrin Passig

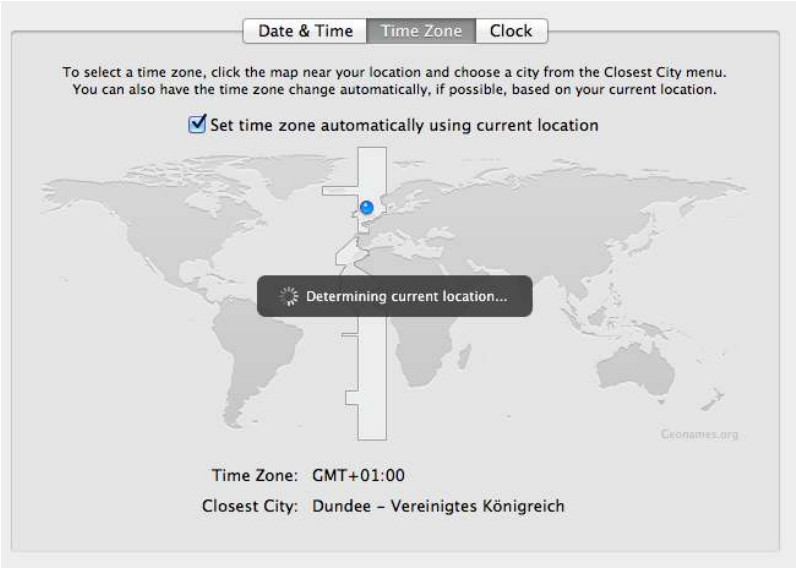
29.3.2015

Zum Glück besitze ich nur noch zwei Geräte, die die Uhrzeit kennen sollten

Ich habe nur noch zwei Uhren, die im Handy und die im Macbook. Den letzten Wecker habe ich irgendwann 2013 oder 2014 weggeworfen, die Kamera seit 2012 nicht mehr benutzt, Auto, Videorekorder, Spielkonsole, Backofen oder Armbanduhr besitze ich nicht, und die Uhr im Heizungsthermostat stelle ich gar nicht erst, sie wird ja doch nur von den Zwischenbewohnern wieder auf australische Ortszeit verstellt oder sonstwas, vielleicht glauben sie, der Plus-Schalter der Uhr macht die Wohnung wärmer.

Das Handy stellt sich korrekt um, wie ich beim Aufwachen durch Vergleich mit timeanddate.com feststelle. Der Wecker hat mich trotzdem nicht geweckt, aber das liegt weiterhin am Silent-Mode-Problem von Android. Ich weiß zwar inzwischen, wie man sich trotzdem wecken lassen kann (siehe Hinweise im verlinkten Beitrag), aber man muss beim Stellen des Weckers hochkonzentriert sein und an drei Stellen Änderungen vornehmen, sonst klappt es nicht. Zum Glück geht mein Flug nicht sehr früh, und Aleks besitzt einen Wecker, der sich zwar nicht auf Sommerzeit umgestellt hat, aber dafür ansonsten funktioniert.

In Deutschland stelle ich fest, dass mein Macbook die falsche Zeit anzeigt. Das liegt aber nicht an der Zeitumstellung, sondern am Zeitzonenwechsel.



Aus unklarem Grund erkennt es meinen neuen Aufenthaltsort nicht und ist deshalb in der britischen Zeitzone steckengeblieben. Ich muss ihm von Hand beibringen, wo wir jetzt sind. Dann herrscht wieder Einigkeit über die Uhrzeit (außer beim Heizungsthermostat).

Kathrin Passig

30.3.2015

Das Display der Spieluhr ist zu klein zum Anzeigen von Google-Ergebnissen

Im Traum hat meine Vermieterin meine Wohnung neu vermietet, vermutlich, weil ich so selten da bin. Alle meine Sachen sind weg, die neuen Mieter schon dabei, hässliche Tapeten anzubringen. Ich weiß genau, dass das nicht legal ist, und versuche Belege zu finden, indem ich in einem Haufen altem Zeug wühle, das zum Teil meiner Vermieterin und zum Teil mir gehört. Darunter sind Mails, die ich in den 90ern geschrieben habe, ausgedruckt auf langen Kassenbons. Die Mietrechtsfrage ist schwer zu beantworten, weil sich das Gerümpel so schlecht zum Googlen eignet. Am aussichtsreichsten erscheinen mir zwei alte Walzen-Spieldosen, immerhin wäre es damit ganz einfach, die Frage einzugeben. Aber sie haben nur so winzige Displays, hm.

Kathrin Passig

30.3.2015

Geldwechsel nur noch am Automaten

Die Filiale meiner Bank hat kein Bargeld mehr. Als ich dort 50 Euro in 10er wechseln will, schüttelt die Angestellte den Kopf und erklärt: ich muss 50 Euro am Automaten einzahlen und durch Anwahl des entsprechenden Menüs in Zehnern wieder auszahlen lassen.

Thomas Jungbluth

30. März 2015

E-Reader im Folio-Format

Im ICE. Am Tisch nebenan liest jemand in seinem Rechner. Er hält ihn dazu wie ein großes Buch, hat also das Display im Hochformat vor sich und blickt immer nur auf die linke »Seite«. Nachdem mein Gegenüber die vorangegangenen sechs Stunden in einem (papiernen) kleinen Buch gelesen hat, klappt auch er seinen Laptop auf. Als erstes schiebt er eine Folie vor den Bildschirm. Das sehe ich zum ersten Mal, und obwohl zu erahnen ist, wozu es gut sein sein könnte, lasse ich mir das Verfahren kurz vorführen: Auf den Rand links und rechts vom Display sind dazu zwei kleine Kunststoffschienen aufgeklebt, die eine etwas flexible, abgedunkelt und leicht verspiegelt aussehende dünne Plastikscheibe halten: ein Sichtschutz für Situationen wie diese im Zug, wenn die Sitznachbarin nicht mit in die Gehälterabrechnungen guckten soll. »Teuer«, sagt der Nutzer dieser Folie, ohne dass ich danach gefragt hätte, aber nicht, was das in dem Fall heißt. (Für diesen Beitrag ergoogelt: 30-

50 €.) Zum Aussteigen packt er den Rechner nicht weg, sondern bewegt sich mit Rollkoffer und aufgeklapptem Notebook, lässig wie eine Kiste (bei der 4 Seiten unsichtbar sind) unterm Arm gehalten, auf den Ausgang zu.

Undine Löhfelm

31.3.2015

Spaß mit dem Sprachsynthesizer von Google

Ich habe ja das Navi abgeschafft und lasse mich von Google Maps lotsen. Der Sprachsynthesizer für die Kommandos ist ziemlich gut und hatte bislang nur Probleme mit Eigennamen von Straßen und Orten, die beispielsweise das rheinische Dehnungs-E enthalten.

Straelen um Beispiel, das auch von Nachrichtensprechern oft als “Strählen” ausgesprochen wird, wobei “Strahlen” korrekt gewesen wäre.

Seit ein paar Tagen scheinen da Lokalisationsvarianten durcheinander zu sein.

> “Fahren Sie vierhundert Meters, dann rechts abbiegen.”

Die “Meters” und “Kilometers” waren aber nur der Anfang:

> “Kontinju-e auf Hauptstraße for achthundert Meters, dann leicht links abbiegen.”

Volker König

31. März 2015

Mithören im Zug

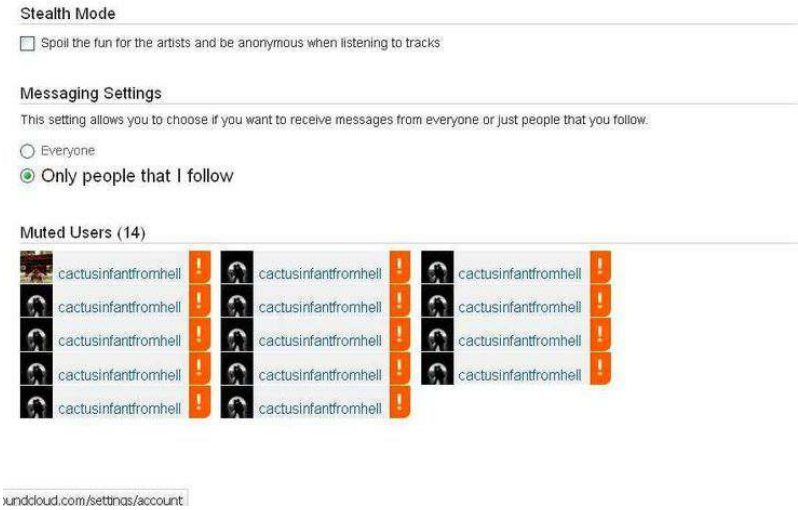
Im Zug geführte Telefonate empfinde ich nicht als störend. Wenn ich nicht gerade (über Kopfhörer) Musik höre, lausche ich ihnen wie einem Hörspiel. Dass die Hälfte der Dialoge fehlt, stört nicht. Automatisierte Sprachanweisungen wie »Bitte wählen Sie einen Eintrag aus der Liste« oder »Bitte prüfen Sie Ihren Eintrag« dagegen, die irgendein Gerät vom Platz vor mir ins Großraumabteil blökt, nerven. Drumherum will mir keine schöne Geschichte einfallen.

Undine Löhfelm

März 2015

Gekaufte Follower zum Nulltarif

Soundcloud meldet einen neuen Follower. Am nächsten Tag taucht dieser Name wieder als neuer Follower auf. Ich denke: „Entfolgt. Neu gefolgt.“ Das scheint er tagelang zu tun, darum will ich ihn blockieren. Entdecke dabei, dass mir 14 verschiedene Accounts mit demselben Namen folgen. Ich gebe diesen in der Suche ein: er wird 354 Mal gefunden.



Eine Band (oder deren Promofirma) hat jemanden damit beauftragt, Accounts anzulegen, mit ihnen die Songs der Band zu liken, zu reposten und möglichst vielen Usern zu folgen. Normalerweise tragen diese Accounts verschiedene Namen und bevorzugen Profilbilder von leicht bekleideten Selfie-Mädchen und Beachboys. Dass jemand dafür nur einen Namen und zwei verschiedene Profilbilder benutzt, ist mir neu.

Ich blockiere die 14 Accounts. Mache ich das nicht, werden mir bald auch die anderen folgen und meinen eigenen unseriös aussehen lassen. Denn diese Accounts entfolgen nicht, wenn man nicht zurückverfolgt, und sie suchen sich die User gerne aus den Following-Listen ihrer Partner-Accounts heraus, anstatt sich die Mühe zu machen, nach neuen Usern zum Folgen zu suchen.

Sokoban-Spielerin

31.03.2015

Die Nachricht, die sie SMS nannten

T. schreibt mir eine SMS. Sie beginnt mit »Lieber Felix,« und auf diese 13 Zeichen folgen noch 373 weitere. Ihr fällt auf, dass das noch in den 2000ern nicht so selbstverständlich gegangen wäre, und sie fügt nochmal 114 Zeichen hinzu: »Und angesichts der Länge dieser SMS denke ich über die Zeiten nach, als sms schreiben hieß: max Inhalt auf 160 zeichen«. Man hätte mindestens eine Warnmeldung wegklicken und für jede Einheit von 160 Zeichen die gleiche Gebühr bezahlen müssen. Heute gibt es die Portionierung in 160 Zeichen zwar immer noch, aber es fällt niemandem mehr auf. Seit man Flatrates für SMS nachgeschmissen bekommt, erübrigt sich auch die Warnmeldung.[1]

In einer zweiten SMS (sie hat 130 Zeichen) fragt sich T., ob ›SMS‹ überhaupt noch ein gängiger Ausdruck ist: »PS: sagt man überhaupt noch SMS oder ist SMS an sich schon ein Wort für die 160-Zeichen-Zeiten und heutzutage heißt das Nachricht?« Die Technik funktioniert noch, aber ihre Bezeichnung wirkt schon nicht mehr angemessen. Nachrichten verschicken? Eine eigene Technologie dafür? Pfff, kann man ja überall irgendwie machen. Stellt sich nur die Frage, wie lange wir noch per SMS darüber nachdenken können, ob es die SMS überhaupt noch gibt.

Felix Lorenz

1. *Die Warnmeldungen gibt es aber immer noch, erfahre ich im Techniktagebuch-Chat. Vermutlich haben T. und ich sie nur irgendwann abgestellt.*

März 2015

Alles lässt sich sichern, aber nicht die Anordnung der Apps auf dem Homescreen

In den nächsten Tagen (Wochen/Monaten – man weiß es nicht so genau) soll mein Android-Smartphone ein Update auf die aktuelle Version des Betriebssystems bekommen. Um vorbereitet zu sein – Vorbereitung ist ja schließlich alles – sichere ich schon mal Fotos, Musik und Dokumente auf dem PC und in der Cloud, damit nichts verloren geht, falls bei dem Update irgendetwas schief läuft und ich einen Werksreset durchführen muss.

Es gibt nur eine Sicherungsfunktion, die ich schmerzlich vermisse und die bei Android leider nicht zum Standard gehört: Ein Backup der Anordnung meiner Apps auf dem Homescreen! Es gibt schließlich nichts Schlimmeres, als durcheinandergeratenen Krams wieder so aufräumen zu müssen, wie er vorher einmal war. Das gilt im Kleiderschrank, in der Küche, oder eben auf dem Smartphone. Wer räumt denn schon gerne auf?

Google verrät mir dann bereitwillig, dass ich solch eine Backup-Funktion bekomme, wenn ich einen anderen Launcher (quasi eine neue Bedienoberfläche) installiere. Ich downloade also einen alternativen Launcher, ordne wieder meine Apps, sichere die Anordnung und hoffe, dass dies vorerst das letze Mal war, dass ich auf meinem Handy die Apps sortieren musste.

P. S. Ich ordne meine Apps nicht nach Farben.

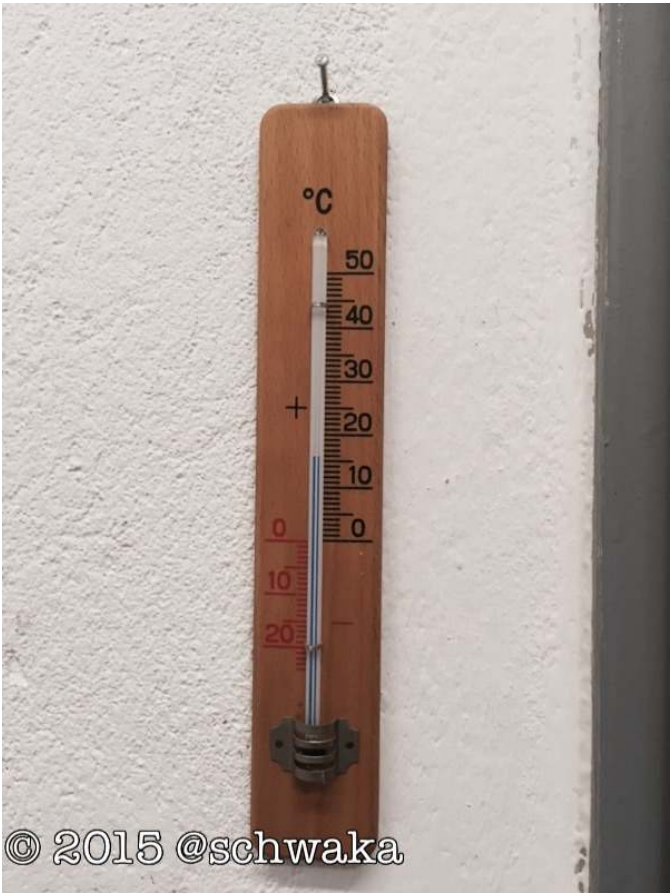
Gunnar Liebich

März 2015

Das Fieberthermometer muss nicht mehr geschüttelt werden. Mach ich aber trotzdem

Ich bin krank und habe Fieber. Das passiert so selten, dass ich es lieber im Auge behalte und mehrmals am Tag prüfe, ob es schon besser geworden ist. Bis vor mindestens 15 Jahren kam dazu ein Thermometer zum Einsatz, das auf Ausdehnung beruhte. In einem Glasröhrchen befand sich eine Flüssigkeit, die sich je nach Temperatur unterschiedlich stark ausdehnte. Geläufig war Quecksilber. Da die Flüssigkeit sich bei der Lagerung gern mal im kompletten Röhrchen verteilte und auch beim Auskühlen ein Teil auf Maximalniveau stehenblieb, musste sie vor jedem Messvorgang in die Ausgangsposition zurückgebracht werden. Das geschah durch Klopfen oder Schütteln. Wie schlimm es um einen stand, konnte man letztendlich auf einer Skala ablesen. Solche Thermometer finden sich in unserem Haushalt nur noch als geerbte Wanddekoration.

C
50
40
30
20
10
0
0
10
30
© 2015 @schwaka



Trotzdem habe ich bei jedem Griff zum Fieberthermometer den Impuls, es erstmal kräftig zu schütteln.

Stefanie Otersen

Frühjahr 2010

Wir verschweigen unseren Lesern die Existenz von Solarpanels

Im März veröffentlichen Aleks Scholz und ich das Buch “Verirren – Eine Anleitung für Anfänger und Fortgeschrittene”. Darin heißt es:

> Zum Schluss ein Loblied auf Satellitenantennen. Diese schüsselförmigen Empfänger von Fernsehsignalen eignen sich hervorragend als Navigationsinstrument in bewohnten Gegenden. Die Satelliten, von denen die Signale ausgehen, befinden sich in sogenannten geostationären Bahnen um die Erde, was bedeutet, dass sie relativ zur Erdoberfläche immer an derselben Stelle stehen. Und zwar im Falle der Fernsehsatelliten über dem Äquator. Deshalb zeigen alle Satellitenschüsseln in Mitteleuropa ungefähr nach Süden. Wer es genauer wissen will: Für den deutschen Markt ist vor allem der Astra-Satellit auf 19 Grad östlicher Länge von Bedeutung. Deutsche Orte liegen ein paar Grad westlich davon, daher weichen die Schüsseln auf den Häusern von Präzisionsfanatikern oft ein wenig von der Südrichtung ab, und zwar nach Südosten. Auch hier eine einzige Einschränkung: Wer sich in Gegenden mit vorwiegend türkischer Bevölkerung verirrt, sollte darauf gefasst sein, dass deren Satellitenschüsseln deut-

1. Allerdings weisen Solarpanels – anders als Satellitenschüsseln – nicht unbedingt nach Süden. Manche werden der Sonne aktiv nachgeführt. Bei Parkschein- und ähnlichen Automaten kann man sich auf die Südrichtung offenbar verlassen (Update: doch nicht, siehe unten), da sich hier der Zusatzaufwand für die Nachführung nicht zu lohnen scheint. Bei Freiflächenanlagen müsste man sich die Konstruktion genauer ansehen: “Ein Teil der Freilandanlagen wird auch mit Nachführsystemen realisiert. (...) Die meisten Anlagen verwenden eine astronomische Nachführung, bei der die Module immer in Richtung der Sonne schauen, auch wenn sie gar nicht zu sehen ist. Die Helligkeitsnachführung basiert dagegen auf einem Lichtsensor, um bei bewölkten Tagen ggf. eine Stelle am Himmel anzupeilen, in der es heller ist als in der direkten Sonnenrichtung.” (Quelle: Konrad Mertens “Photovoltaik: Lehrbuch zu Grundlagen, Technologie und Praxis”, S. 180)

lich stärker nach Osten zeigen, weil sich die Einwohner weniger für deutsche Fernsehprogramme interessieren. Vielleicht zur Sicherheit vorher an der Haustür klingeln und fragen. (Überhaupt eine gute Strategie, wenn man sich in bewohnten Gegenden hoffnungslos verirrt hat.)

Was wir in diesem Buch nicht erwähnen: Auch die über Parkscheinautomaten und auf landwirtschaftlichen Flächen angebrachten Solarpanels können bei der Orientierung helfen[1]. (Die auf Hausdächern nicht unbedingt, weil man Solarpanels zur Not auch auf die West- oder Ostseite montiert, wenn das Haus nun mal kein in Südrichtung geneigtes Dach hat.)

Wir verschweigen die Solarpanels nicht aus Vergesslichkeit, sondern weil wir sie in den Jahren 2007–2009, als wir am Buch arbeiteten, noch selten zu sehen bekamen. Berlin stellte erst im Laufe der nuller Jahre allmählich von Parkuhren und Gratisparkplätzen auf Parkraumbewirtschaftung mit solarbetriebenen Parkscheinautomaten um. Photovoltaik-Freiflächenanlagen wurden zwischen 2004 und 2010 besonders gefördert und entsprechend viel gebaut. Aufgefallen sind sie mir zum ersten Mal bei einer Zugfahrt im Frühjahr 2010, auf dem Weg zu einer Lesung aus dem Verirrensbuch.

Updates: “Eben in der Greifswalder Straße festgestellt, dass die Parkscheinautomaten mit der Solarzelle (die ist ja schräg ausgerichtet) nicht nur nach Nordwesten, sondern auch noch zu den Hausfassaden ausgerichtet sind.” (Markus Winninghoff)
“In Stuttgart sind auch die meisten Parkscheinautomaten nach vorn geneigt, also parallel zur Straße, an der sie zufällig gerade stehen.” (Thomas Renger)
Vielleicht doch besser, dass wir im Buch nichts davon erwähnen.

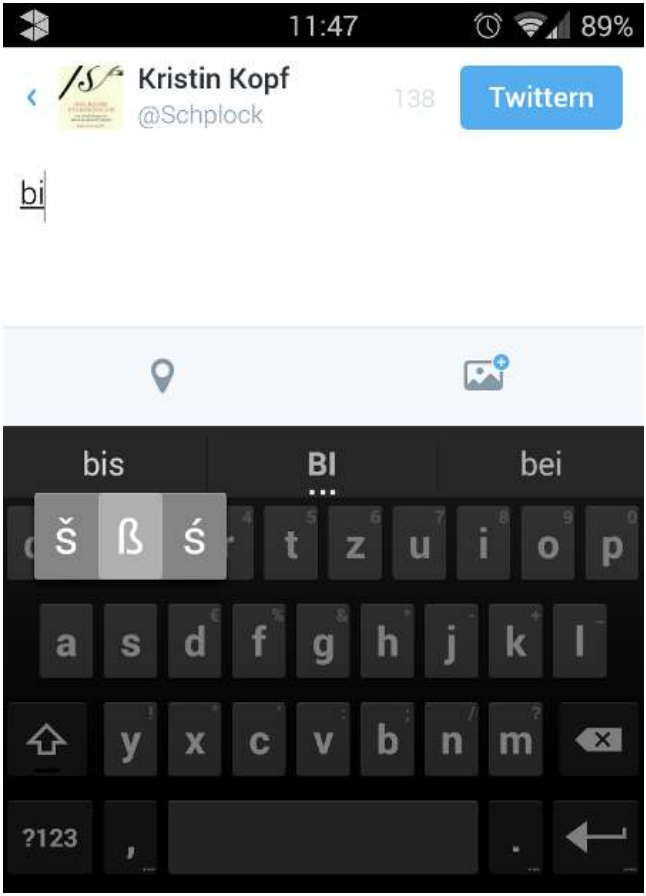
Kathrin Passig

Frühjahr 2015

Gegenseitige Tastaturbeeinflussungen

Ich will am Rechner ein Wort mit *ß* schreiben und drücke also lange auf die *s*-Taste. Alsssssssssssss eine wachsende *s*-Kette erscheint, stelle ich fest, dass Sonderzeichen auf einer Hardwaretastatur ja eigene Tasten oder Tastenkombinationen haben.

Das beleuchtet auch gleichzeitig mein Smartphone-Tippverhalten: Ich gebe Buchstabe für Buchstabe ein, statt grob richtig zu tippen und mich auf die Worterkennung zu verlassen, die's in den meisten Fällen ja wunderbar richten würde. Dass das keine Zukunft hat, habe ich zwar schon eingesehen, aber noch hat mich das Hardwaretastaturverhalten in dieser Hinsicht fest im Griff.



Erscheint durch langes Touchen: ß.

Kristin Kopf

März 2015

Ich erwarte ein solides Eichhörnchen und bekomme ein gepunktetes

Ich bestelle bei society6 ein T-Shirt mit Eichhörnchenmotiv. Zum Druckverfahren steht nichts in der Beschreibung, ich gehe also davon aus, dass es sich um Siebdruck handelt. Beim Auspacken merke ich schon am Essiggeruch des Fixiermittels, dass das T-Shirt im Digital-Direkt-Verfahren bedruckt ist, einem Druckverfahren, das ich von Spreadshirt kenne und in meinem eigenen T-Shirt-Shop Zufallsshirt einsetze. “Digital Direkt” sieht aus wie mit einem Farbtintenstrahldrucker der 90er Jahre gedruckt – an guten Tagen ganz okay, an schlechten Tagen leicht streifig und je nach Farbwahl deutlich gedithert. Es ist ja auch mehr oder weniger ein Farbtintenstrahldrucker, mit dem die Shirts bedruckt werden, hier ein Video.

Solides Eichhörnchen

Weniger solide Eichhörnchendetails

Digitaler T-Shirt-Druck gilt mittlerweile offenbar als Standardverfahren, das nicht mehr gesondert ausgewiesen werden muss. Und schon in ein paar Jahren wird man den Unterschied ja auch wirklich nicht mehr sehen.

Kathrin Passig

März 2015

Tücken moderner Fahrzeuganlasstechnik

Gegen 3 Uhr morgens klingelt die Polizei an der Haustür: „Ist das Ihr Auto am Bahnhof?“ – „Ja, mein Mann ist damit vor einigen Stunden zum Bahnhof und dann mit dem Zug weiter gefahren.“ – „Na, dann hoffe ich, dass Sie einen Zweitschlüssel für den Wagen haben. Ein Taxifahrer hat uns angerufen, weil der Wagen seit mehreren Stunden abgeschlossen mit laufendem Motor am Bahnhof steht.“

(Es handelt sich um einen Wagen, der mit einem – relativ neuen – “Keyless-System ausgestattet ist und dessen Motor sich, solange sich die zugehörige Chipkarte nicht im Innenraum befindet, gar nicht starten lassen und nicht laufen können sollte. Warum er um 3 Uhr Nachts trotzdem läuft, obwohl die Karte sich seit Stunden einige hundert Kilometer entfernt befindet, können auch die später dazu befragten Techniker nicht schlüssig beantworten.)

Molinarius

März 2015

Alles wird besser und – ach, nee, doch nicht

Ich ziehe um und stelle beim Kistenpacken fest, dass sich in der rechten vorderen Ecke meines Schreibtischs ein ansehnlicher Stapel von diversen Dokumenten angesammelt hat, die mir zugeschickt wurden: Vertragskopien, Versicherungspolicen, irgendwas zur Rentenversicherung, Kontoauszüge. Statt brav abzuheften habe ich alles über ungefähr zweieinhalb Jahre auf diesen Stapel geworfen (und offenbar nichts davon je gebraucht). Ich nehme mir vor, dass in der neuen Wohnung alles besser, aber zugleich praktischer wird. Der Plan: Ich werde jedes neue eingehende Dokument direkt scannen und die Datei sinnvoll benennen; die Papierexemplare dürfen dafür ohne schlech-

tes Gewissen unsortiert in eine Kiste geworfen werden. Ein paar Tage lang, in denen – durch Umzug und Adresswechsel bedingt – eher viel Post eintrifft, scanne ich alles. Ende der zweiten Woche geht mir das Scannen auf die Nerven. Ich kaufe mir einen Ordner und zwinge mich, immer spätestens dann alles abzuheften, wenn der Stapel in der rechten vorderen Ecke meines Schreibtischs rund ein Zehntel der Höhe desjenigen Stapels erreicht hat, dessentwegen ich auf die Idee mit dem Scannen gekommen war.

Christopher Bergmann

Januar – März 2015

Mein bester Facebook-Freund

Damit nicht Facebook entscheidet, welche Meldungen für mich interessant sein könnten, habe ich alle Freunde und Fanseiten in Listen einsortiert. Auf der Startseite scrolle ich darum nur selten nach unten.

Im Januar verkündet ein Freund, den ich nur von Facebook kenne, dass er in der nächsten Zeit wenig online sein wird. Eine Woche später entdecke ich unter der neuen Funktion „Neuigkeiten Einstellungen“, dass die von mir meistgesehenen Beiträge der letzten Woche trotzdem von ihm stammen. Umgekehrt verhält es sich ebenso. Ihm werden meine Beiträge am häufigsten angezeigt. Er postet relativ viel. Ich like und kommentiere viel, so auch bei ihm. Darum ist er die erste Person, die mir in meiner Freundesliste angezeigt wird, und darum steht sehr oft ein Beitrag von ihm ganz oben auf meiner Startseite. Das führt dazu, dass ich auf seine Meldungen öfter und schneller reagiere als auf andere und er den Status „bester Facebook-Freund“ nicht verliert.

An seinem Geburtstag poste ich nicht in seine Chronik. Trotz der Einstellung „neueste Meldungen anzeigen“ meldet Facebook mir auf der Startseite durchgehend, welche seiner Freunde neu in seine Chronik geschrieben haben und fordert mich auf, dies ebenfalls zu tun. Nach 36 Stunden fühle ich

mich wie ein bockiges Kind, das die Anstandsregeln der Mutter nicht befolgt, poste in seine Chronik, und nach einer Stunde lässt Facebook mich wieder andere Freunde sehen.

Sokoban-Spielerin

31.3.2015

Dank Command Online stellt sich jetzt auch die Uhr im Auto automatisch um

Da es hier gerade erwähnt wurde, unser Auto hat mich im Punkt Uhrzeiteinstellung nachhaltig beeindruckt. (Für künftige Historiker, es ist eine Mercedes C-Klasse Baujahr 2011 mit dem vom Hersteller sogenannten Command-Online-System in der Variante NTG 4.5.) Auch ich wollte die Sommerzeit angezeigt bekommen und begab mich auf die Suche nach der Möglichkeit, die Uhrzeit zu verstellen. Beim vorherigen und viele Jahre älteren Auto geschah das mit einem kleinen Drehknopf am Armaturenbrett in der Nähe der Uhr. So einen Knopf gibt es im Mercedes auch. Ich habe ihn fast abgedreht bei dem Versuch, damit etwas zu verstellen. Bis ich bemerkte, dass er hier die Helligkeit der Tachobeleuchtung regelt, was am Tage leider schlecht zu erkennen ist. Die Uhrzeit hingegen wird nun eben über das Command Online eingestellt. Wo tatsächlich ein Unterpunkt fragt: “automatisch umstellen auf Sommerzeit/Winterzeit – ja/nein“. Ja, selbstverständlich ja. Was als Nebeneffekt bestimmt bald dazu führt, dass ich diese Möglichkeit vergesse, weil ich sie nie wieder brauche. Aber ich habe sie ja nun hier dokumentiert . . .

Kai Biermann

März 2015

Meine Pebble kann viel. Außer sich bei mir melden, wenn ich sie verlegt habe.

Ich habe meine Pebble verlegt. Sie ist irgendwo in meiner Wohnung, und ich kann mich sogar daran erinnern, wie ich mir beim Ablegen gedacht habe: Da musst du dich aber dann dran erinnern, wo du sie ablegt hast.

Mittlerweile ist ihr wohl der Saft ausgegangen und deswegen brummt sie auch nicht mehr, wenn ich am iPhone eine Mitteilung kriege. Und während ich also mutlos nach der Pebble suche, überlege ich, warum ich sie brauche.

Ich trage seit Jahren keine Armbanduhren, aber die Pebble trage ich. Also weiß ich, wie spät es ist, ohne auf das iPhone glotzen zu müssen oder auf eine der vielen Uhren in der Stadt, deren Existenz ich mir seit Jahren eingeprägt habe.

Ich muss überhaupt nicht mehr auf das iPhone glotzen. Alles, was dort passiert, passiert auch auf meinem Handgelenk. Wenn jemand anruft, kann ich das mit der Uhr abwenden (Ich telefoniere nicht so gerne. Sollen doch ein Mail schreiben). Ich kann das iPhone dadurch auch dauerstumm betreiben und belästige so mein Arbeitsumfeld nicht mit mehr oder weniger esoterischen Tönen.

Die Pebble gefällt mir. Gut, mein Chef hat mich gefragt, ob ich jetzt eine elektronische Fußfessel am Arm trage und ihm vielleicht etwas erzählen möchte. Aber der ist halt lustig. Ich habe dann mir ein farbiges Stoff-Armband für die schwarze Plastikpebble gekauft und erfreue mich an ihrem schlichten, etwas klobigen Aussehen. Dabei ist sie leicht und flach.

Ich brauche keine Puls/Sport/GPS-Uhr mehr. Habe meine Suunto Ambit vor einem Jahr verkauft. Macht alles mein iPhone mit iSmoothrun und schickt das an die Pebble.

Mit App von Jawbone zählt die Pebble sogar Schritte. Ein für mich vernachlässigbares Feature, weil ich ohnehin meistens radle. Und dieser Selbstvermessungs-Trip ist mir persönlich auf die Dauer zu anstrengend. Auf Städteurlaub aber ist es beeindruckend, wie viel man latscht. Und es ist so nett, kein Fitbit- oder sonstiges Band zu tragen und dauernd erklären zu müssen, dass man damit, hm, nun ja, Schritte zählt, aber einem dieser Selbstvermessungs-Trip eigentlich auf die Dauer ...

Also, meine Pebble kann so vieles, eigentlich fehlt nur die Fähigkeit, sich bei mir zu melden, wenn ich sie verlegt habe. Vielleicht hat das die neue Time. Hab auf Kickstarter mitgemacht. Soll im Mai kommen. Dann habe ich zwei Pebbles, falls meine schwarze wieder auftaucht.

Katharina Schell

1. April 2015

Achtung, automatischer Transport!

www.youtube.com/AIrpscnMhiY

Ich bin in der Uniklinik Greifswald, um einen kleinen Vortrag zu halten. Den Seminarraum habe ich sehr früh erreicht, die Technik aufgebaut und warte nun auf das Eintreffen der Zuhörer. Ich sitze in der hinteren Ecke des Raums und schaue aus dem Fenster, als ich vor der Tür ein elektronisches Fiepsen höre, das sehr, sehr langsam anschwillt und dann minutenlang zu hören ist. Dann wird es leiser, nachdem sich eine Tür geöffnet hat. Das Fiepsen verstummt.

Nach einiger Zeit geht es wieder von vorn los. Diesmal merke ich auch, dass sich zuvor die Fahrstuhltüren öffnen. Ich gehe hinaus und sehe eine kleine Plattform, die sich wie von Geisterhand vorwärts bewegt. Die Plattform

fiepst nicht nur, sondern spricht auch: “Achtung, automatischer Transport”, sagt das Wägelchen wieder und wieder mit einer extrem emotionslosen Frauenstimme.

Inzwischen sind zwei Wägelchen aus dem Fahrstuhl gefahren, und man hört auch, wenn man seine Ohren in Richtung Fahrstuhl spitzt, dass es im ganzen Fahrstuhlschacht elektronisch zu fiepsen scheint. Eine ganze Kolonne dieser Wägelchen scheint unterwegs zu sein. Am Fahrstuhl blinkt dann ein Signal “Warentransport Nicht zusteigen”.

Die beiden Wägelchen, die sich gerade im Vorraum zum Fahrstuhl und dem Seminarraum befinden, legen eine Pause vor der Tür zu “meinem” Raum ein. Sie sagen sogar sehr höflich – für ein selbstfahrendes Wägelchen – wenn sie sich wieder in Bewegung setzen. Fahren sie in Richtung einer der für Krankenhäuser typischen Automatiktüren, sind die Wägelchen auch in der Lage, den “Öffne dich”-Befehl zu geben. Ärmchen, um auf den Türöffnertaster zu drücken, haben die Wägelchen nicht. Ob die Wägelchen richtig autonom fahren, ihren Weg also komplett selbst finden, oder über z. B. im Boden verlegte unsichtbare Leitsysteme geführt werden, kann ich nicht erkennen, vor dem Seminarraum fahren die weiteren munteren Wägelchen aber immer einen ähnlichen Bogen.

Später erfahre ich, dass mit diesen Wägelchen das Essen für die Patienten ausgeliefert wird. Während derlei Transportgleiter in James-Bond- oder Star-Wars-Filmen mit gar irrwitziger Geschwindigkeit durch die Gegend flitzen, geht das hier alles sehr gemächlich zu. Ich überlege, mit welcher Temperatur das Essen – trotz Warmhalteschränken – bei den Patienten ankommt. Immerhin ist es erst zehn Uhr. Gegen Viertel vor elf ebbt der Spuk langsam ab, so dass das Fiepsen mich nicht mehr bei meinem bereits begonnenen Vortrag stört.

Markus Winninghoff

1.4.2015

Schwierige Zahlungen

Ich habe neulich etwas bei Amazon Marketplace bestellt. Eine Serienstaffel auf DVD ohne Altersfreigabe und Schutzfolien für das Handy.

Die DVDs werden per Hermes ausgeliefert und nur gegen Personalausweis ausgehändigt. Und, vermutlich im Zusammenhang mit der Altersfreigabe, reicht meine Kontonummer als Zahlungsweg nicht aus

Ich gebe meine Kreditkartennummer an und warte. Zwei Tage später kommt eine Mail, dass da etwa nicht stimme und Handlungsbedarf bestehe.

Ich gucke nach und stelle fest, dass ich beim Gültigkeitsdatum der Karte einen Zahlendreher gemacht hab. Wird korrigiert.

Heute kommt eine Mail, dass die Bank die Belastung der Karte ablehnt. Vermutlich, weil es so aussieht, als ob jemand zur Kartennummer iterativ die plausiblen Gültigkeitszeiträume durchprobiert, bis er den passenden gefunden hat.

Da ich überraschenderweise keine zweite Kreditkarte besitze, storniere ich die DVDs und die Folien und bestelle die Folien neu mit Zahlung per Bankeinzug.

Die Serie können wir auch für 3 € weniger auf Amazon Prime streamen und ich bin ein kleines bisschen überzeugter von der Sicherheit des Onlinehandels als vorher.

Volker König

01.04.2015

Just-in-Time-Veröffentlichung als Ausdruck und digital

Da ich hinsichtlich meiner Dissertation noch recht gut im Thema bin, fällt mir die Vorbereitung auf die Disputation nicht besonders schwer. Die Eckdaten für die Präsentation sind schnell umrissen, und ich bin in der Lage, mit meinem Material einen anschaulichen Vortrag zu halten. Jedenfalls schätze ich das so ein, und das wird mir auch hinterher bestätigt. Auch die anschließende Fragerunde bzw. die Erwartung derselben lässt meinen Puls nur gering ansteigen.

Was mir aber mehr Kopfzerbrechen bereitet, sind ganz profane Dinge. Ich plane, wenn am Ende der Disputation meine Arbeit in der eingereichten Form als veröffentlichungswürdig angesehen wird, diese noch am selben Tag zu veröffentlichen, um das Promotionsverfahren aus meiner Sicht damit abzuschließen. Ich lasse also die Pflichtexemplare schon vorab drucken und binden und nehme sie im Karton mit. Volles Risiko!

Da ich mich vorab informiert habe, weiß ich, dass ich die digitale Version auf den Bibliotheksserver hochladen muss. Dafür benötigt man einen Online-Zugang, den ich schon Wochen vorher angelegt habe. Man merkt: Ich bin gut vorbereitet.

Ins Grübeln komme ich aber an einem ganz simplen Punkt: Die Bibliothekarin teilt mir am Telefon mit, ich müsse die Erklärung, dass die digitale Version und die materiell eingereichte Arbeit identischen Inhalts sind, ausgedruckt und unterschrieben mitbringen. Diese Bestätigung bekomme ich aber erst nach dem Hochladen des Pdfs. Und das wiederum kann ich erst dann machen, wenn ich nichts mehr an der Arbeit ändern muss, wovon ich zwar ausgehen kann, was ich aber erst nach der Disputation sicher weiß.

Da ich mich in fremden Gefilden befinde, mehrere hundert Kilometer von daheim, weiß ich nicht, mit welcher digitalen Infrastruktur ich rechnen kann. Besonders das Ausdrucken jenes Bestätigungsformulars lässt sich kaum planen. Ich überlege daher, mir einen TÜV-Koffer mit einem transportablen

Drucker zu leihen, merke aber schnell, dass ich niemanden kenne, der den entbehren und mir für einen Tag geben könnte. Einen portablen Drucker für ein einziges Blatt Papier zu kaufen, kommt mir etwas übertrieben vor. Alles gehe ich auf volles Risiko: Wird schon irgendwie gehen.

Nach der gelungenen Disputation, ein paar Brötchen und Sekt logge ich mich im Bibliotheksserver der Uni mit meinem schon älteren, aber bislang unbenutzten Account ein. Ich habe auf eine Trockenübung verzichtet, weil ich mir nicht im Klaren war, ob man das, was man dort anstellt, auch wieder rückgängig machen kann. Ich will ja nichts falsch machen. Und tatsächlich bin ich mir im entscheidenden Moment nicht sicher, ob man einmal eingegebene Daten noch hätte ändern können.

Beim Hochladen merke ich daher erst jetzt, dass man auch noch diverse Stichwörter auf Deutsch (einfach) und auf Englisch (erhöhter Schwierigkeitsgrad für mich) eingeben muss. Dann aber kommt die Frage nach einer Zusammenfassung. Gut. Auf Deutsch ist auch das wieder eine umschiffbare Klippe. Meinen Englischkenntnissen traue ich an dieser Stelle aber nicht mehr über den Weg, wissenschaftliche Zusammenhänge in Kurzform einigermaßen richtig anzugeben, vor allem nach dem Genuss einiger Schälchen Sekt. Ich rufe einen Studenten bei uns im Büro an, der schon öfter in solchen Fragen hilfreich war. Er ist sogar erreichbar, und ich schicke ihm den Text per E-Mail über mein Macbook, das an meinem tethernden iPhone mit 3 Punkten Edge, manchmal auch 2 Punkten 3G, im Netz hängt, abhängig davon, in welchem Winkel ich es an den Fensterrahmen lehne oder halte. Nach langen 20 bis 30 Minuten bekomme ich die Übersetzung, die mir sehr gut gefällt. Das Pdf meiner Arbeit hat inzwischen den Weg auf den Unibibliotheksserver gefunden, ohne dass der Download abgebrochen ist. Am Ende steht dem Download des Bestätigungsformulars nichts mehr im Wege. Nur habe ich es noch nicht in Papierform.

Ich stöpsele meine ganze Technik aus und verpacke sie. Das irrsinnig wichtige Formular hab ich als einzige Datei auf einem USB-Stick abgespeichert, den ich mir für genau diesen Zweck eingesteckt hatte. Auf dem Weg durch die Gänge hoffe ich, an einem Rechner mit Drucker vorbeizukommen. Ansonsten: Man wird doch wohl in der Bibliothek etwas drucken können, oder?

Ich komme erst an einem kleinen Verkaufsstand vorbei. Kein Drucker in Sicht. Auch die Pförtnerloge hält nur ein grimmiges Gesicht hinter einer Glasscheibe mit Sprechöffnung bereit. Beim Weg durch weitere Gänge entdecke ich eine Beratungsstelle für irgendwas, das ich vergessen habe, mit mehreren anscheinend unbeschäftigten Leuten und einem Drucker. Ich frage, in Schlips und Kragen, ob ich eine DIN A4-Seite ausdrucken könnte. "Ja sicher, kein Problem." flötet man mir entgegen. Eine Minute später kann ich die Unterschrift unter die Bestätigung setzen, dass digitale und Papierversion meiner Arbeit übereinstimmen.

Ich gehe zur Unibibliothek. In der Hand eine Aktentasche mit meinen Pflichtexemplaren (sieht besser aus als der Karton) und einem sehr wichtigen DIN A4-Blatt. Nach einem kurzen Telefonat der Information mit einem der Büros erscheint eine sehr freundliche Bibliotheksmitarbeiterin. "Oh prima. Die Bestätigung haben Sie ja auch dabei. Heute morgen musste schon eine Doktorandin unverrichteter Dinge wieder nach Hause gehen, weil Ihr das Blatt fehlte."

Mir fällt eine Geröllhalde vom Herzen, grinse wahrscheinlich grenzdebil und verabschiede mich höflich. Draußen, vor der Tür der Bibliothek, mache ich einen Luftsprung. Zumindest innerlich.

Markus Winninghoff

Seit April 2015

Elektronisches Blättern ist eine Qual

Vor einiger Zeit habe ich über Facebook Kontakt zu jemandem bekommen, mit dem ich in der 7. Klasse zusammen zur Schule gegangen bin. Später haben wir noch mal im gleichen Schwimmbad zusammen gearbeitet. Danach verliert sich für 25 Jahre seine Spur, bis ich ihn auf Facebook wiederfinde. Wir verfreunden uns, und er erzählt mir, dass er nun am Tegernsee wohnt und Krimis schreibt. Ich bin begeistert, allerdings muss ich erst noch eine StarWars-Romanreihe mit 4 Büchern zu Ende lesen, bevor ich mich seinen Büchern widmen kann.

Dass ich ihn kenne, vereinfacht mir die Buchauswahl. Welches soll man nehmen bei einer Auswahl von was-weiß-ich-wie-vielen Büchern? Jetzt kenne ich ihn, also lese ich seine Bücher. Praktisch! Vor allem gefallen sie mir gut. Natürlich lese ich auf dem Kindle. Auch praktisch! Obwohl ...

Er beginnt die Kapitel in seinen Krimis mit einer sehr genauen Datums- und Zeitangabe. Das ist toll, weil man so als Leser gut mitverfolgen kann, wie die Geschehnisse aufeinanderfolgen oder parallel ablaufen.

Meistens lese ich vor dem Einschlafen, und ich will natürlich stets wissen, wie das Kapitel ausgeht. Damit geht einher, dass ich am nächsten Abend mit einem neuen Kapitel und damit einem neuen Zeitpunkt in der Geschichte weitermache. Natürlich kann ich mich nie erinnern, wann das vorangegangene Kapitel spielte.

Mit einem papiernen Buch ist es ein Leichtes, das Buch durch die Finger rollen zu lassen und flugs zum Beginn des vorangegangenen Kapitels zu blättern. Innerhalb von Sekunden weiß man Bescheid. Mit dem Finger am Beginn des neuen Kapitels hat man auch sofort die Stelle wiedergefunden, an der man weiterlesen möchte.

Mit dem Kindle ist das eine Qual. Man drückt auf den Tasten oder dem Display herum. Es dauert immer gefühlt eine mittlere Ewigkeit, bis man die gewünschte Stelle gefunden hat. Denn es ist ja auch so, dass eine eBook-

Seite viel weniger Text enthält als eine Papierseite. Man muss also öfter tippen als einzelne Seiten blättern. Ich will gar nicht ausschließen, dass es in den Tiefen der Funktionalitäten dieser hochentwickelten elektronischen Gerätschaften irgendwie eine Möglichkeit gibt, sich mittelmäßig komfortabel irgendwelche Stellen im Buch zu merken und wiederzufinden. Besonders selbsterklärend scheint das aber nicht zu funktionieren, denn sonst hätte ich es ja herausgefunden. Beim herkömmlichen Buch habe ich das ja auch geschafft. Manchmal habe ich zwar durch Druck in der oberen rechten Ecke eine Art Eselsohr erzeugen können. Wie ich die Eselsohren aber wiederfinden kann, hat sich mir rein intuitiv bislang nicht erschlossen. Vielleicht sollte ich das mal ergooglen.

Ich bin aber davon überzeugt, dass es in der überüberübernächsten Kindle-Generation Sensoren an den Rändern geben wird, die einem das Durchblättern wie das eines Papierbuches ermöglichen. Mit gefühlsechter kinetischer Rückwirkung und allem, was dazugehört.

Zwischenzeitlich kann ich Martin vielleicht aber auch dazu überreden, einfach an das Ende der Kapitel seiner neuen Bücher noch Datum und Zeitpunkt zu schreiben, wann die Kapitel enden. Das wäre mir am liebsten.

Markus Winninghoff

1988 bis 1996 und 2014 bis ?

Noch gibt es ihn! Der Durchsteckschlüssel

Als ich 1988 nach West-Berlin ziehe, gehört der Durchsteckschlüssel, auch Berliner Schlüssel genannt, zur Grundausstattung fast aller meiner Bekannten. Dieser Schlüssel ist ein 9 cm langer Metallstab mit identischen Bärten an beiden Enden, der seine Besitzer zwingt, die Haustür immer abzuschließen. Will man z. B. raus, dann muss man von innen aufschließen, den Schlüssel durch das Schloss nach außen drücken und kann dann von außen wieder abschließen. Andernfalls läßt sich der Schlüssel nicht abziehen. Gleichzeitig

haben die meisten Häuser keine Klingeln, so dass man bei Freunden zu jeder Tag- und Nachtzeit vor verschlossener Tür steht, also entweder anrufen muss, wenn man da ist (immerhin gibt es dafür in ausreichender Anzahl Telefonzellen) oder warten, bis zufällig jemand mit einem Schlüssel vorbeikommt, der einen für vertrauenswürdig genug hält, mit reinzukommen. Wenn die Freunde, die man besuchen will, im Vorderhaus wohnen, haben sie Glück, dann können sie den Schlüssel runterwerfen und man kann sich selbst reinlassen. Wenn nicht, meistens nicht, muss einer rauskommen und den Besuch an der Haustür abholen.

Erst in meiner dritten Berliner Wohnung, in die ich 1996 ziehe, gibt es ein ganz gewöhnliches Schloß und eine Klingel, sogar mit Gegensprechanlage. Im Laufe der folgenden Jahre werde ich noch fünfmal umziehen, nie haben die Häuser Türen mit Schlössern für Durchsteckschlüssel, manchmal haben sie nicht mal Türen.

Der Durchsteckschlüssel gerät bei mir in Vergessenheit, bis ich mir im Sommer 2014 ein Motorrad kaufe und dafür vom Liegenschaftsfonds Berlin einen umzäunten Parkplatz mieten will. Es sei eigentlich kein Problem, heißt es, sie seien nur nicht sicher, ob sie noch einen Schlüssel für das Tor hätten. Es kann ja nicht so schwer sein, einen Schlüssel nachmachen zu lassen, wundere ich mich, aber nur kurz, denn ich wohne ja schließlich in Berlin, da ist man nicht so sehr an Wunder, aber ans Wundern gewöhnt. Dann kommt der erlösende Anruf, der Hauswart hat noch einen Schlüssel gefunden, es sei der letzte seiner Art, der einzige Schlosser in Berlin, der noch solche Schlüssel herstellt, stehe kurz vor der Rente.

sleeplessdarkhorse

2005, 2010, 2015

SD-Karten-Preise im Wandel der Zeit

In meinem Sammelsurium-Verzeichnis schlummert eine unscheinbare Tabelle mit Preisen für SD-Karten. Sie beginnt im Jahr 2005 bei 32 MB für zehn Euro und geht im selben Jahr noch bis 2 GB für 209 Euro. Fünf Jahre später (ich hatte das Projekt wohl zeitweise vergessen) habe ich den Preis einer 2-GB-Karte (sieben Euro) nachgetragen. Leider nur den und das vermutlich, weil meine damalige Kamera größere Karten nicht hätte nutzen können. Als

ich die Tabelle für diesen Beitrag aktualisiere, wird klar: Die 2-GB-Karte wurde innerhalb von zehn Jahren von der größten zur kleinsten angebotenen SD-Karte.

	Preistabelle SD-Karten		
	18.07.2005	12.01.2010	30.03.2015
	Euro	Euro	Euro
32 MB	10,00	--	--
64 MB	15,00	--	--
128 MB	21,00	--	--
256 MB	29,00	--	--
512 MB	39,00	--	--
1 GB	69,00	--	--
2 GB	209,00	7,00	4,40
8 GB	--	--	5,30
16 GB	--	--	7,40
32 GB	--	--	14,00
64 GB	--	--	32,00
128 GB			58,00
256 GB	--	--	425,00
512 GB	--	--	749,00

Und hier die Prognose: Eine 512 GB-Karte wird in fünf Jahren für 25 Euro zu haben sein.

Frank Schiersner

1. April 2015

Sich einen Netflix-Account teilen hat Vor- und Nachteile

Der Freund und ich wohnen an unterschiedlichen Orten und haben eine Serie entdeckt. Wir haben sie zusammen auf Netflix begonnen, aber jetzt ist der Freund wieder zuhause und möchte weiter gucken. Das geht, weil ich diesen Tarif habe mit dem mehrere Menschen parallel schauen können. Das Doofe und gleichzeitig Gute daran ist: Netflix merkt sich, wo man gerade war. Der- oder diejenige, der/die beim Bingewatchen gerade zu langsam ist, muss also die automatische Wiedergabe stoppen, weil Netflix sich ja merkt, wo man aufgehört hat zu gucken. Dadurch, dass man aber weiß wo der/die Andere gerade ist, hat man Gesprächsthemen und kann den/die Andere nicht spoilern.

ellebil

2. April 2015

»Ich hör nix mehr!«

Etwas stimmt nicht mit A.s Internet. Obwohl die Kamera schon ausgeschaltet ist, kappt die schlechte Verbindung unsere Skype-Unterhaltung zuverlässig an den interessanten Stellen. Dabei bricht sie nicht ganz ab, sondern blendet heimlich aus, was das Gegenüber sagt bzw. verschweigt ihm die eigenen Äußerungen; so unauffällig, dass wir trotz zahlreicher »Mist, ich höre dich nicht mehr!«-Rufe und getippter Warnnachrichten viel ins Leere reden und Wichtiges wiederholen müssen. Noch umständlicher ist es, über Anhaltspunkte wie »Du sagtest gerade ›weil ich ja genau das …‹« zu rekonstruieren, bis wohin die Ausführungen noch verfolgt worden sind. Und wir verplempern Zeit damit, wartend zu lauschen, wo wir längst weiterreden könnten. Damit das nicht unnötig oft passiert, führen wir unabgesprochen eine Art Testgeräusch

ein: Wer die Meldung »Ich hör nix mehr!« oder »Hallo? hallo?« bekommen hat, fängt an, vor sich hin zu singen. So wird ohne Verzögerung offenbar, wann der Ton wieder da ist. Mit wiederkehrender Verbindung hören wir einander, manchmal gleichzeitig, die Marseillaise und mein Lieblingsweihnachtslied vorsummen.

Undine Löhfelm

2. April 2015

Automatisch startende Fernseher und ein Stromausfall

Eine Sache nagt dann doch an meinem Wohlgefühl im Wohlfühlhotel. Jedes Mal, wenn wir das Zimmer betreten und den Hauptstromschalter betätigen, springt der Fernseher an und zeigt ein zwar handwerklich gut gemachtes, aber dennoch nicht weniger nervendes Imagevideo des Hauses an.

Schnell verlagern wir uns also darauf, den Hauptstromschalter nicht mehr zu betätigen, was sowieso praktisch ist, wenn wir während unserer Abwesenheit Geräte laden möchten. Nur das Putzpersonal spielt da nicht mit, aber einmal am Tag kann man den Fernseher auch per Hand ausschalten.

Am 2. April stürmt es durch das Tal, Niklas erreicht das Salzburger Land. Am späten Nachmittag gibt es einen Stromausfall, der mir zunächst nur dadurch auffällt, dass das Internet plötzlich weg ist. Ich habe keine mobilen Daten zur Verfügung, deshalb trifft mich der Routerausfall hart und unvorbereitet. Ein Glück, dass ich noch ein Notfallpapierbuch dabei habe.

Nach kurzer Zeit ist der Strom glücklicherweise wieder da, auch das Internet. Ich merke es durch das altbekannte Imagevideo, das plötzlich wieder über den Fernseher flimmert. Das macht es nicht nur bei uns, sondern in allen etwa 70 Zimmern. Den Rest des Abends ist der Wirt damit beschäftigt, in den zahlreichen leer stehenden Räumen die Fernseher auszuschalten.

Johannes Mirus

2. April 2015

Von F-Tasten und rätselhaften Funktionsschwankungen beim TAN-Generator

Ich erledige seit langem meine Bankgeschäfte ausschließlich online. Das letzte Mal, als ich eine Bankfiliale betreten habe, war, als ich meinen defekten TAN-Generator umtauschen musste. Also den TAN-Generator, von dem ich dachte, er wäre defekt. Was, wie sich zeigen wird, nicht der Fall war.

Der TAN-Generator hat nach Aussage meiner Bank die zuvor per Post versendeten TAN-Listen abgelöst, weil dieses Verfahren sicherer sei. Ich habe von Anfang an über dieses nachgerade altertümlich anmutende, optisch einem billigen Taschenrechner ähnelnde Gerät gestaunt. Es liest die Bildinformationen flackernder Streifen vom Bildschirm ab, an den man es zu diesem Zweck in einem bestimmten Winkel halten muss. (Wozu die ganzen Zahlen-Tasten gut sind, weiß ich gar nicht. Ich brauche nur die "F"-Taste links oben.)

Mein erster TAN-Generator funktioniert etwa ein halbes Jahr lang tadellos. Ab dann nur noch mit sehr variablen Ergebnissen: bei manchen Buchungen gar nicht. Bei einigen nach mehreren Versuchen. Manchmal nach einigen Stunden wieder.

Die Bank tauscht das Gerät anstandslos um. Doch mit dem neuen, identischen Generator habe ich genau das gleiche Problem. Ich probiere herum und ärgere mich. Immer dann, wenn es gerade besonders eilig ist, funktioniert die Buchung nicht. Nach und nach finde ich die Benennung der F-Taste immer zutreffender.

Mit der technischen Hotline meiner Bank versuche ich die Ursache einzugrenzen: Halte ich das Gerät womöglich im falschen Winkel an den Monitor? Habe ich die Größe des flackernden Streifencodes richtig eingestellt? Man habe von diesem Problem jetzt schon öfter gehört. Manche Kunden hätten es, andere nie. Man wisse auch nicht genau, warum.

Auf Google finde ich Anleitungen, wie man die Bildschirmfrequenz ändert, weil das oft der Grund sein solle.

Ich probiere herum. Mal hilft es, Winkel oder Größeneinstellung zu ändern, mal nicht. Meine Bildschirmfrequenz ist bereits TAN-Generator-optimiert.

Dann klappt es aber monatelang gut, ohne dass ich weiß, wieso, bis das Problem plötzlich wieder losgeht.

Ich bin schon drauf und dran, wieder meine Bankfiliale vor Ort aufzusuchen, da bringt mich bei einem erneuten Anruf bei der Hotline der betreffende Mitarbeiter auf die richtige Spur: Der Generator funktioniere nämlich nicht, wenn zu viel Licht seitlich einfalle. Ob mein Computer am Fenster stehe? Ich bejahe. Dann solle ich den TAN-Generator, wenn ich ihn an den Monitor halte, mit irgendetwas gegen das Licht abschirmen.

Ich probiere es aus. Geht tadellos. Seither tut mein TAN-Generator jedes Mal seinen Dienst. Ich habe jetzt immer ein Buch neben dem Monitor liegen und balanciere nun in der einen Hand den Generator, so dass er nicht abrutscht. Mit der anderen halte ich die Abschirmung.

Ach ja, ich habe mir auch erarbeitet, warum das erste Gerät im ersten halben Jahr immer zuverlässig seinen Dienst tat: Ich hatte es im späten Herbst bekommen. Meistens erledige ich Bankgeschäfte in den Arbeitstags-Randstunden, also morgens zuerst, wenn ich hereinkomme, oder abends zuletzt, bevor ich das Büro verlasse. Nur im Winter habe zu diesen Zeiten keinen direkten Lichteinfall. Ab dem frühen Frühjahr allerdings wird die Sonne bereits morgens vom gegenüberliegenden weißen Haus in mein Fenster reflektiert, nachmittags scheint sie direkt hinein.

Das erklärt dann auch die wechselnden Ergebnisse: Bei schlechtem Wetter oder wenn ich sehr lange im Büro bin, sind die Lichtverhältnisse auch in der hellen Jahreszeit TAN-Generator-günstig.

Von der künstlichen Beleuchtung fühlt sich das Gerät übrigens nicht gestört.

(Foto von der Autorin)

Kerstin Hoffmann

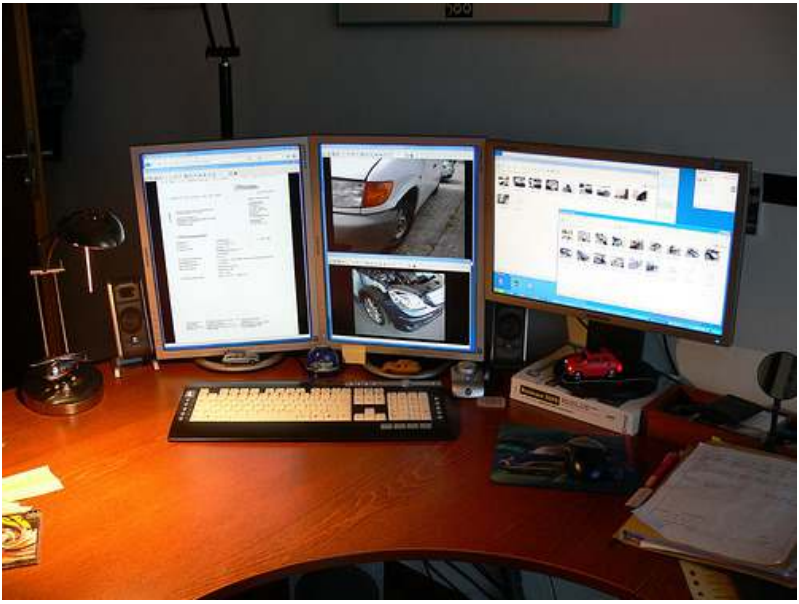
Seit 11/2008

Pivot-Monitore für das Erstellen von Hochkantdruckerzeugnissen

Beruflich habe ich viel mit Fotos zu tun, genauer gesagt mit Fotos von kaputten Autos, Spuren an Unfallstellen, Stellungen von Autos nach Unfällen etc. Zu Beginn meiner Berufslaufbahn Ende der 1990er Jahre gab es noch keine Digitalfotos, so dass man die Fotos aus den Akten herausriss und sie auf dem Tisch (oder bei Massenkarambolagen auch auf dem Fußboden) ausbreitete, um sich einen Überblick zu verschaffen. Mitte der Nuller Jahre setzte sich die Digitalfotografie mehr und mehr durch. Anfangs wurden noch viele Fotos ausgedruckt, die Weitergabe der Fotos als Dateien war aber glücklicherweise nicht aufzuhalten.

Am Rechner betrachte ich die Fotos fortan mit Irfanview. Damit kann man schnell durch die Bilder brausen. Erstes Problem: Man schaut die Fotos nur noch nacheinander, aber nicht gleichzeitig an. Dabei geht der Überblick verloren, es fehlen Möglichkeiten zum Vergleichen von Schäden und Spuren. Es fehlt schlicht der Platz auf den beiden Bildschirmen, der eben mit einem Schreibtisch oder auch dem Fußboden nicht vergleichbar ist.

Abhilfe schafft eine neue Grafikkarte, die nun bis zu vier Monitore befeuern kann. Ich schließe allerdings zu meinen beiden vorhandenen nur einen dritten an. Ich nutze die Gelegenheit, um zwei Bildschirme mit Pivot-Funktion aufrecht zu stellen. Die Grafikkarte kann auch das bedienen. Auf mehr als drei Monitoren wird es mitunter schwierig, den Mauszeiger zu entdecken, folgere ich aus meinem bisweilen unbeholfenen Mausgeschubse, bis ich den kleinen Pfeil entdeckt habe.



Da die Produkte meiner Arbeit meistens aus bedruckten DIN A4-Blättern bestehen, habe ich nun die Möglichkeit, zwei Seiten in voller Ansicht etwas größer als 100% nebeneinander anzeigen zu können. Auf dem dritten (Querbildschirm) kann ich Fotos auswählen (oder Texte für das Techniktagebuch schreiben). Da die Fotos, die ich verarbeiten muss, ganz überwiegend im Querformat aufgenommen werden, bietet es sich nun auch an, zwei Fotos übereinander auf einem Hochkant-Bildschirm anzuschauen. Die Elaborate meiner Arbeit bestehen aus einem Text- und einem Bildanlagenteil. Die beiden Teile lassen sich nun auch beim Korrekturlesen am Rechner bequem nebeneinander darstellen und umblättern.

Ich verstehe die Kollegen nicht: Auch im Jahr 2015 bin ich in unserem Büro der Einzige, der seine Monitore so angeordnet hat. Die anderen arbeiten auch nach wie vor nur mit zwei Bildschirmen.

Mein nächster Wunsch sind 3 quadratische 27-Zöller.

Markus Winninghoff

03.04.2015

GIF-Bilder pausieren

Ich bekomme über Facebook einen Link zu einem Artikel geteilt, der ein GIF enthält. Das GIF zeigt ausnahmsweise mal keine apathischen oder artistischen Katzen. Es sind Tortendiagramme, die darstellen, wie sich die Einnahmen durch Musikverkäufe in den USA seit 1983 auf die verschiedenen Trägermedien verteilt haben. Ich würde das gerne Jahr für Jahr einzeln betrachten – GIFs haben aber leider keine Pausetaste. Bevor ich die Prozentangaben für ein Jahr registriert habe, erscheint schon das nächste Einzelbild, und beim nächsten Durchlauf bin ich durch alle Jahre, die ich dazwischen angesehen habe, so desorientiert, dass ich nicht mehr weiß, was wann wie war. Das geht mir auch oft bei anderen informativen GIFs so, zum Beispiel bei historischen Karten in der Wikipedia.

Als Workaround könnte ich das GIF speichern und die Einzelbilder in einem Grafikprogramm betrachten. Aber das wäre zu viel Aufwand für so ein bisschen unverbindliches Interesse. Stattdessen ziehe ich das GIF zur Seite, so als würde ich es mit Drag & Drop kopieren wollen, und halte die Taste am Touchpad gedrückt. Bei Drag & Drop bewegt sich das GIF nicht und bleibt an der Stelle stehen, an der ich es angeklickt habe. So sehe ich immerhin einen transparenten Schatten des Einzelbildes, das ich gerade länger betrachten möchte. Wenn ich fertig bin, lasse ich einfach los, ohne das Bild tatsächlich irgendwohin zu kopieren.

Die Methode reicht mir meistens aus. Bei den Tortendiagrammen über Musikverkäufe war sie aber ausnahmsweise unnötig. Wie ich später bemerke, gibt es auf der Seite der Ersteller alle Einzelbilder zur unbewegten Betrachtung.

Felix Lorenz

03.04.2015

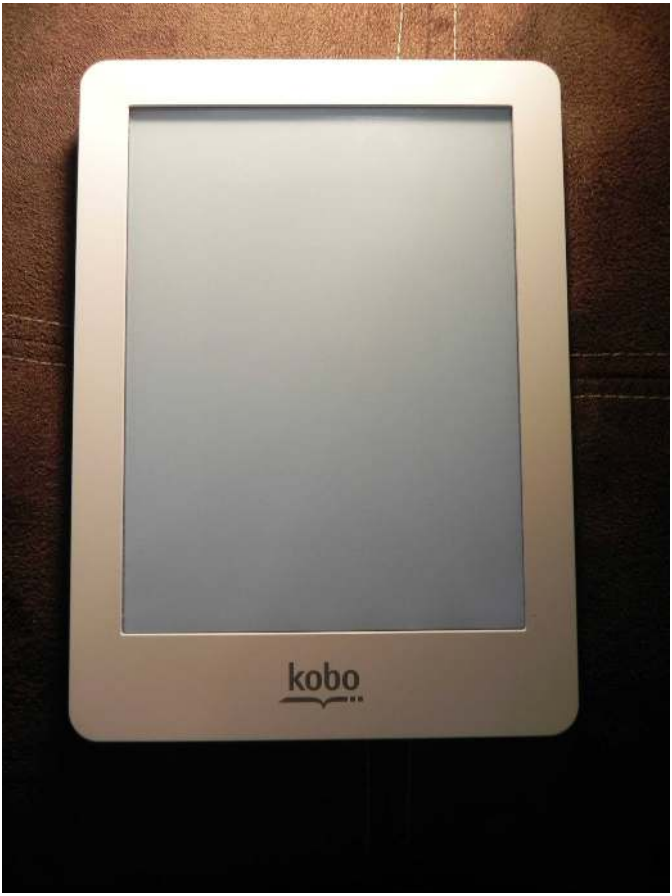
Ich bin mal kurz ungeschickt und muss jetzt Bücher mit leeren Covern und weißen Seiten lesen

Ich lese gerade „Wir hatten ja nix! Ein Techniktagebuch“. In der Vollversion. Auf meinem Kobo Glo.

Eben habe ich ihn versehentlich ganz ausgestellt. Dafür muss man nur eine kleine Schiebetaste zu weit nach rechts drücken. Wenn man ungeschickt ist, passiert das schon mal. Eigentlich macht das nichts, nur stellt sich mein Kobo seit einiger Zeit eigenhändig in die Werkseinstellung zurück, sobald ich ihn wieder anstelle.

Diesmal keine Werkseinstellung, dafür ein Display mit leeren, unbeschrifteten Covern. Wenn ich das zuletzt gelesene Buch aufrufe, wird mir eine weiße Seite angezeigt, und es rührt sich nichts mehr. Da ist wohl wirklich was kaputt, aber noch gebe ich nicht auf, und da ich schon gelernt habe, dass ich während der Fehlerbehebung vergessen werde, bis zu welcher Stelle ich gelesen hatte und dann Schlagwörter für die Suche brauche:

Kathrin Passig hat gerade ein Literaturempfehlungssystem erfunden, das nicht so klingt, als würde es mir monatelang selbstpublizierte Erotik-Bücher anbieten, nur weil ich mal kurz ungeschickt war.



Sokoban-Spielerin

3.4.2015

Unendliche Weiten – Ein Ausflug ins Minecraft Universum

Schon länger interessiere ich mich für das Open-World-Spiel Minecraft, ohne es selbst spielen zu wollen. Also verabrede ich mich mit einem Experten, Vincent, in seinem Kinderzimmer.

Vincent ist begeisterter Minecraftspieler und freut sich über mein Interesse. Ich will von ihm wissen, worum es bei Minecraft geht und schreibe eifrig mit. Oft muss ich nachfragen und verspüre schon nach wenigen Minuten eine Mischung aus Überforderungsverspannungen und wachsender Faszination.

"Also, es gibt Einzelspielerwelten und Mehrspielerwelten. Im Einzelspielermodus muss man sich Sachen suchen und daraus Werkzeuge, Waffen und Rüstungen herstellen. Bei den Mehrspielermodi spielt man z. B. *Hunger Games* in einer Arena. Aber es gibt wahnsinnig viele Server mit *SG*-Modus. Dafür hat man 25 Minuten, dann müssen die übriggebliebenen zum Deathmatch in eine kleinere Arena. Ich spiel mal was vor. Meine *fps* ist allerdings schlecht, weil das Internet hier so lahm ist. Ich hab viele *lags*, aber heute ist es ganz ok. Das hier sind *tier2s*. Da sind die wertvolleren *Items* drin. Ich frag jetzt mal *getimproved* ob wir *tem vs tem* spielen wollen. Ok, er ist dabei. *gg*, wir haben die anderen geschlagen. Ich gebe ihn wieder *ffa* und wünsche *gl*. Der da ist ein *Hacker,* die hacken sich keine Items, sondern Bewegungsabläufe. Die können z. B. fliegen. Man erkennt sie auch daran, dass sie einen nicht angucken, wenn sie einen schlagen. Dann gibt es den x-ray-Hack, die sehen dann all die wertvollen Gegenstände in den *maps*. Wenn man einen Hacker trifft, sagt man das im Chat. xXpatrick157Xx hacker enjoy *h8*. Die *Try Harder*, das sind *K/D-Stats*-Player, die wollen unbedingt gewinnen, meist spielen die unfair und hacken. *Booster* teamen gern mit Hackern. Die Hacker machen alle Kills, überlassen dem Booster aber den letzten Kill und verhelfen dem so zum Sieg. Dann gibt es die *Randys*, das sind Anfänger, die stehen irgendwo rum und haben keinen Plan. Die großen Youtuber haben höhere Ränge und können sich Nicknames geben, damit sie mal ungestört spielen können.

Neulich hat mal einer von denen Unnick Wochen ausgerufen. Da konnten alle die echten Youtubenamen sehen. Das führte dazu, dass denen ständig eine große Traube an Fans hinterherrannte. Die sind dann extra irgendwo runtergesprungen und die Fans natürlich alle hinterher. Wie die Lemminge.”

Ich verlasse nicht nur ein Kinderzimmer, sondern ein ganzes Universum, von dem ich Einblick in eine kleine Galaxie bekommen habe. Vermutlich werde ich mehr davon wollen.

Zwei typische Vertreter der Randys, die man daran erkennt, dass sie traurig in der Gegend rumstehen.

Glossar:

- Hunger Games: Server, auf dem man angelehnt an Buch und Film in einer Arena spielt
- SG: Survival Game Modus – Kampfmodus, bei dem man allein oder im Team gegen andere antritt
- fps: frames per second
- lags: Verzögerungen

- tier2s: Kiste der zweiten Stufe, mit wertvolleren Gegenständen drin als in tier1s
- Items: Spielnotwendige Gegenstände und Rohstoffe
- getimproved: Spielername
- tem vs tem: Anfrage im Chat, sich im Team gegen ein anderes Team zusammenzutun
- gg: good game. Anerkennung für gutes Spielen
- ffa: free for all. Die Teams lösen sich auf und spielen wieder gegeneinander
- gl: good luck
- Hacker: Spieler, die Scrips gekauft oder selbst programmiert haben und sich so unerlaubte Vorteile verschaffen
- Maps: Meist von Spielern selbst auf je eigenen Servern bereitgestellte Spieloberflächen und Regelwerke
- h8: hate (w8: wait; m8: mate)
- Try Harder: Spieler, die unbedingt gewinnen wollen und, um ihre Statistik positiv zu halten, auch bereit sind, zu hacken oder unfair zu spielen
- K/D-Stats: Die Kill/Death Statistik eines Spielers, die sich jeder von jedem ansehen kann
- Booster: Spieler, die sich mit Hilfe von Hackern aufplustern, ohne dabei selbst zu hacken
- Randys: Abgeleitet von random – Anfänger, die durch ihre zufälligen und ungezielten Bewegungen auffallen

Sidenote: Ich bitte Vincent, mir einen Screenshot per Mail zu schicken. Seine Reaktion: “Ich hab schon so lange keine E-Mails mehr verschickt, ich weiß nicht mehr wie das geht”. Auch E-Mails sind heute also schon so alt wie die Steinzeit.

Wissen und Screenshot von Vincent Schleiermacher aka Rudop.

sleeplessdarkhorse aka Randy

3.4.2015

Ungeputzte Fenster, Handyfotografie und ein Workaround (für eins der beiden Probleme)

Ich mache ein Handyfoto von der Bahnhofsfassade, weil durch ungünstige Morgensonne grade sehr sichtbar ist, dass deren Fenster (wie meine auch) schon ewig nicht mehr geputzt wurden. Das würde ich dann gerne twittern. Damit man gleich was sieht, will ich nur einen Ausschnitt der Fassade nehmen – möchte aber gleichzeitig gerne das ganze Foto behalten. Das sieht meine Fotoapp nicht vor, beim Zuschneiden speichert sie stur drüber. Leider sitze ich mittlerweile schon im Zug, kann also nicht noch ein zweites Foto zum Zerschnippeln machen. Nach längerem Grübeln komme ich auf die Idee, einen Screenshot der Fotogalerie mit herangezoomtem Ausschnitt zu machen, schneide oben und unten was ab, und fertig. Die Qualität ist erstaunlich brauchbar. Das seltsame darüberliegende Raster ist übrigens kein Moiré, sondern ein Gitter gegen Tauben.

Kristin Kopf

3. April 2015

Düt, düt, düt, hier kommt der elektrische Eiermann

Während anderswo über Einzelhandels-Drohnen spekuliert wird und der Münchner Flughafen sich mit einem Kabel-Automaten modern vorkommt, ist die Zukunft auf dem Land schon lange da: Jeder Hof, der in Unterkirchberg in Oberschwaben etwas auf sich hält, hat 24/7-Service durch Selbstbedienungs-Automaten: Eier, Wurst, Mehl, *you name it*.

18
Boden-
haltung
10 St.
€ 2,00

Bedienung:
- Münzen oder Scheine (€5 / €10) einwerfen
- Fachnummer am Tastenfeld wählen
- Ware entnehmen
Automat wechselt!

Felix Neumann

3. April 2015

Mit Punkt, ohne Komma

Ich soll meinem Vater helfen eine Emailadresse einzurichten. Wir einigen uns darauf, dass Gmail die Emails per POP3 abholen soll. Er schafft es trotz meiner Anleitung mit Screenshots nicht, also komme ich persönlich vorbei.

Die Zugangsdaten sind ein handgeschriebener Zettel mit
Benutzername: email@adresse.at
Servername: pop.blabla.com
Passwort: abc2314.

Die Einrichtung sollte ganz einfach sein, aber das Passwort oder der Benutzername wird nicht akzeptiert. Ich gebe es mehrmals ein. Er gibt es mehrmals ein. Wir diskutieren ob ein Buchstabe auch ein anderer sein könnte. Nein, ausgeschlossen, das muss so stimmen.

Schließlich kontaktieren wir den Techniker, der das Ganze eingerichtet hat, aber auch nur hobbymäßig betreut. Der wundert sich darüber, dass wir nicht IMAP verwenden und will mir IMAP buchstabieren, aber kann uns sonst nicht weiterhelfen. Ich glaube, wir haben das falsche Passwort – wurde das vielleicht geändert? Ich soll das Passwort telefonisch durchgeben. Das soll man natürlich keinesfalls machen. Aber was soll's, ich beschließe, dass es keine sicherheitskritische Angelegenheit ist, also lese ich vor: "abc2314". Der Techniker antwortet: "Punkt".

Der Groschen fällt: Das letzte Zeichen habe ich, genauso wie auch mein Vater, als Satzzeichen interpretiert und nie als Teil des Passworts wahrgenommen.

Mit dieser Info ist die Emailadresse sofort eingerichtet. Das hätte natürlich auch mein Vater ohne Support geschafft. Aber bei der Gelegenheit konnten wir auch gleich die Papierlade des neuen Druckers justieren.

verenka

Ostern 2013 / Ostern 2014 / Ostern 2015

WLAN auf Reisen

Ostern wird traditionell im Hause meines Schwiegervaters in der Provinz verbracht, der als höchsten Tribut an die Moderne ein schnurloses Telefon besitzt und einen ca. 30 Jahre alten Grundig-Fernseher, aber kein Internet. Da aber alle Kinder, Nichten, und sonstiger Anhang starke Internet-Nutzer sind, schaffe ich einen kleinen Mobilfunk-Router, einen Mifi, an. Der Name leitet sich ab aus der Kombination von Mobilfunk und Wifi.

Das Gerät ist WLAN Station für bis zu fünf WLAN-Teilnehmer und reicht die WLAN- Verbindung per Mobilfunk ins Internet weiter. Die Mobilfunk-Versorgung der Telekom dort ist ausgezeichnet, mit LTE und vollem Ausschlag. Der Router bekommt die dritte Karte meines Mehrfachkarten-Vertrages eingelegt, nach etwas Recherche im Internet und Einstellung der richtigen Parameter klappt auch die schnelle Verbindung. Das Ganze wird zusammen mit einem USB-Ladegerät und mit aufgeklebten Kennwörtern in eine kleine Schatulle getan und reist in die Provinz.

Ostern 2013 habe ich einen Vertrag mit einem UMTS-Limit von 2 GB, und zwischen Karfreitag und und Ostermontag werden davon 1,2 GB verbraucht.

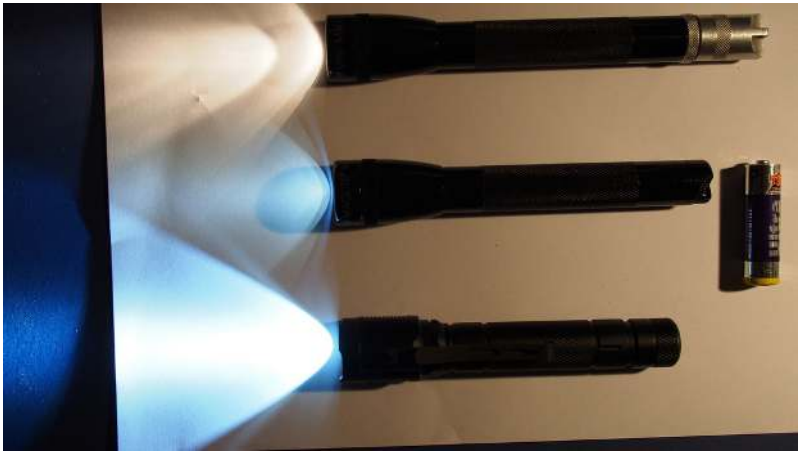
Ostern 2014 wird der Router ersetzt durch einen LTE-Router, bei gleichbleibendem Vertrag und Datenvolumen. Ich als vermeintlicher Haupt- und Großverbraucher von Bandbreite reise erst später an, bekomme aber schon am Ostersamstag abends eine SMS, dass mein schnelles Datenvolumen aufgebraucht ist. Eine telefonische Rückfrage klärt das auf: Die Nichte hat ein iPad bekommen und Youtube für sich entdeckt. Für 4,95 € kann man ein weiteres GB dazubuchen, damit kommen wir über die Feiertage.

Dieses Jahr habe ich einen neuen Vertrag, mit 5 GB schnellem Datenvolumen. Ich bin mal gespannt, ob in diesem und den nächsten Jahren das Datenvolumen des Providers mit den Anforderungen der jungen Generation Schritt halten kann. Ich befürchte nicht ...

Wolfgang Kunckel

1995, 2005, 2015

Maglites, Glühbirnen-Hamsterkäufe und LEDs



Als in den 1980-er Jahren die Mini-Maglite auch auf den deutschen Markt kam, war das eine Sensation. Taschenlampen bestanden vorher (in Deutschland) meist aus dünnem Blech, hatten einen anfälligen Schiebeschalter, der irgendwann nicht mehr wollte, und waren überhaupt nicht so wirklich robust. Von Sonderanfertigungen für den professionellen Gebrauch – und mit entsprechenden Preisen – abgesehen. Die Maglite war auch als professionel-

les Gerät konzipiert. Zu dem Image trugen auch die US-Krimiserien bei, in denen sie zur Standardausstattung amerikanischer Cops gehörte, gerne als Schlagstock. Aber die Mini-Ausführung für zwei AA-Batterien war zwar wie die großen Stablampen aus Flugzeug-Aluminium gefräst und robust, dabei jedoch leicht, passte in die Jackentasche und war damit die erste richtige Immer-dabei-Taschenlampe.

Seit Anfang der 1990-er Jahre gehörte auch für mich auf Reisen die Mini-Maglite zur Standardausstattung, vor allem, wenn es in dunkle Gegenden ging. (Bei einer längeren Reise durch Indien trug ich die Lampe immer in einem Holster am Gürtel, wegen der häufigen Stromausfälle. Bis mich ein Inder in einem Restaurant in Jaipur fragte, ob ich eine Waffe trüge – unter meiner Jacke lugte das untere Ende der schwarzen Maglite einen Zentimeter hervor und sah auf den ersten Blick offensichtlich aus wie ein Pistolenlauf. . .)

Bei einem solchen Stromausfall ließ sich die Mini-Maglite auch wie eine Kerze benutzen: Wenn man den Lampenkopf abdrehte, leuchtete das Birnchen, und der Kopf diente als Standfuß für die ganze Lampe.

Dabei war es äußerst hilfreich, dass im abschraubbaren Fuß dieser Lampe eine Reserve-Glühbirne bereitgehalten wurde (genau genommen: eine Krypton-gefüllte Halogenglühbirne). Denn der begrenzende Faktor der Mini-Maglite im Dauergebrauch waren, neben den Batterien, diese Leuchtmittel: Die wurden bei langem Gebrauch einfach dunkler, bis sie nicht mehr wirklich zu gebrauchen waren und die Lampe nur noch eine Funzel war. Kaputt gingen diese filigranen Birnchen zwar auch, aber nicht so oft, wie man befürchten sollte – die sozusagen bestimmungsgemäße Abnutzung war das Entscheidende.

Im Frühjahr 1995, in Bosnien tobte der Krieg, das Abkommen von Dayton war noch lange nicht ausgehandelt, ging ein AP-Kollege für einige Monate in das belagerte Sarajevo. Vor der Abreise arbeitete er die Einkaufsliste ab, die ihm die Korrespondenten aus der bosnischen Hauptstadt geschickt hatten. Neben dem üblichen und erwarteten – Schnaps! Kaffee! Zigaretten! – stand als einer der wichtigsten Merkposten ganz oben: Reserve-Glühbirnen für Mini-Maglites. In der kriegszerstörten Stadt, mit Stromunterbrechungen und Generator-Versorgung, gehörten diese kleinen Taschenlampen mit zur essentiellen Ausrüstung.

Mit dem Kollegen klapperte ich die örtlichen Outdoor-Läden Bonns ab, bis wir so ziemlich alles an Mini-Maglite-Glühbirnen aufgekauft hatten, was in der Stadt vorhanden war. Ein dickes und entsprechend teures Paket.

Als in den Jahren danach die ersten weißen Leuchtdioden (LED) nicht nur auf den Markt kamen, sondern langsam auch bezahlbar wurden, ging die Zeit der traditionellen Mini-Maglites als Standardausstattung für Outdooraktivitäten und Krisenregionen langsam zu Ende. In den späten 1990-er Jahren rüstete ich eine Maglite erst mit einem Zusatzmodul am Ende aus (im Foto oben die oberste Lampe), das anstelle der Verschlusskappe eingeschraubt wurde. Das Modul enthielt eine weiße und eine rote LED – nicht als (schwache) Alternative zur weiterhin vorhandenen Glühbirne, sondern als batterie-rettende Sparbeleuchtung. Die beiden LEDs waren so geschaltet, dass zunächst die normale Birne durch Drehen des Lampenkopfes eingeschaltet wurde, erst danach ließen sich die Leuchtdioden auf weiß oder rot umschalten, gleichzeitig wurde der Stromfluss für die Glühbirne unterbrochen. Keine elegante Aufrüstung, aber eine praktische. Die auch dann noch tat, wenn die Glühbirne schon aufgegeben hatte.

In den Jahren nach 2000 kamen dann die ersten Module auf den Markt, mit denen die Glühbirne samt Fassung gegen einen LED-Einsatz ausgetauscht werden konnten. Diese Einsätze waren im Vergleich sehr teuer; ein solches Modul mit drei weißen Leuchtdioden (und einer kleinen roten LED als Notbeleuchtung mit dem letzten Batteriestrom) kostete im Jahr 2005 knapp 40 Euro – mehr als die ursprüngliche Mini-Maglite. Doch das lohnte sich, zum einen wegen der besseren Ausnutzung der Batterien, zum anderen, weil nicht mehr regelmäßig Glühbirnen ersetzt werden mussten (für meinen letzten Satz solcher Birnen, eine Packung mit zwei Stück, zahlte ich vier Euro).

Aber auch das war nur eine Übergangslösung. Inzwischen sind Lampen verfügbar, die mit einer Leuchtdiode ein Vielfaches an Leuchtkraft aus den gleichen zwei AA-Batterien wie die Mini-Maglite herausholen. (Für Physik-Kenner: Meine aktuelle Nitecore-Lampe erreicht 280 Lumen und 5.000 can-

dela, und sie ist nicht die hellste auf dem Markt.) In der niedrigsten schaltbaren Leuchtstufe sollen die Batterien 150 Stunden am Stück halten, in der höchsten Leuchtstufe soll die Lampe bis zu 140 Meter weit leuchten. Beides bei den originalen Mini-Maglites undenkbar.

Geblieben ist von der Maglite vor mehr als 20 Jahren nur eines: das unverwüstliche Gehäuse aus Flugzeugaluminium hat sie zum Standard für (kleine) Taschenlampen gemacht.

(Titelfoto – v. oben nach unten: Mini-Maglite mit der originalen Glühbirne; am Lampenende ist ein LED-Modul rot/weiß eingeschraubt; Mini-Maglite mit LED-Einsatz statt Glühbirne; Nitecore EA2 – alle betrieben mit 2 AA-Batterien)

Thomas Wiegold

04.04.2015

Papierloser Futonkauf am Stadtrand

Futonkauf am Stadtrand. Nach ausführlichen Liegeproben auf allen Matratzeninnereien-Kombinationen aus Latex und diversem Tiergestrüpp wird bestellt, Lieferzeit 2 Wochen. Der Futonverkäufer füllt sorgfältig das Bestellformular aus, man unterschreibt.

“Das ist für Sie”.

Während ich mich noch frage, wo der Durchschlag für ihn ist, nimmt er ein iPad vom Tisch und fotografiert das Formular.

“Brauch ich schon keinen Kopierer. Und es spart Papier.”

Maik Novotny

4.4.2015

Werner, das Roboterding

Wir sind bei Conrad, weil mein Mann ein Netzwerkkabel und anderen Kram braucht. Als wir reinkommen, fährt ein komisches Roboterdings auf uns zu, auf dem unten groß “Werner” steht.

“Guck, der ist niedlich”, sagt mein Mann. “Der will uns helfen.” Werner ruckelt ein bisschen rum und wir gehen erstmal Thunderboltkabel gucken. Weil mich Werner aber nicht loslässt und wir auch noch eine Knopfzelle für die Waage brauchen, laufe ich noch mal zurück.

Werner hat vorne einen Touchscreen, auf dem man sich durch die Produktkategorien klicken kann. Ich klicke so lange, bis ich Knopfzellen erreiche. Werner zeigt mir auf einem Plan, wo die Knopfzellen sind, bietet mir aber auch an, mich hinzuführen. Selbstverständlich will ich hingeführt werden. Werner fährt los und ich tapere hinter Werner her.

www.youtube.com/haPzWMm8LnI

Natürlich sind die Knopfzellen ganz hinten im Laden an der Kasse, also laufen wir einmal durch den ganzen Laden. Also, Werner rollt vor und ich laufe hinterher. Dann bleibt er vor den Knopfzellen stehen und sagt, dass sich hier mein gewünschter Artikel befindet. Ich nehme die passende Knopfzelle und mache mich ohne Werner wieder alleine auf den Weg zurück, um meinen Mann zu suchen. Was Werner jetzt macht, weiß ich nicht.

Anne Schüßler

Frühjahr 2015

Wie meine Ungeduld die Automatisierung von Workflows sinnlos macht

In letzter Zeit fotografiere ich häufig mit unserer guten, schweren Spiegelreflexkamera, möchte die Bilder aber trotzdem bei Instagram hochladen. Instagram ermöglicht einen Upload aber nur über die mobile App (Angucken, Kommentieren und Herzchenvergeben geht auch so), man muss die Bilder also aufs Handy (oder Tablet, wenn man eins hätte) bekommen und von da aus dann hochladen.

Vom iPhone kann man zwar Bilder auf den Rechner schieben, aber nicht umgekehrt. Ich packe die Bilder also in das DropBox-Verzeichnis, lade sie dann auf dem iPhone runter und kann sie dann auf Instagram hochladen.

Dann habe ich eine kluge Idee: Ich klicke mir auf If This Then That ein Rezept zusammen, dass Bilder, die ich in ein bestimmtes Verzeichnis auf die DropBox lade, automatisch in das Bilderverzeichnis vom iPhone geladen werde.

Sehr klug, ich bin ein bisschen stolz auf mich und freue mich darauf, mir in Zukunft einen Schritt gespart zu haben.

Theoretisch.

Tatsächlich braucht irgendwas auf dem Weg so lange, um zu begreifen, dass da ein neues Bild liegt und es bitte runtergeladen werden soll, dass ich aus reiner Ungeduld weiterhin manuell die DropBox-App öffne, jedes Bild einzeln exportiere und dann hochlade. Aber eine schöne Idee ist es trotzdem.

Anne Schüßler

4.4.2015

Ach, Sie sind das mit dem Fahrzeug

Ich kenne Segways bisher ausschließlich als Fortbewegungsmittel von Touristengruppen, die damit in langen Schlangen herumrollen. Am 19. März habe ich – aus dem Fenster der Bonner Straßenbahn – zum ersten Mal einen einzelnen Nicht-Touristen auf einem Segway gesehen.

Heute schließe ich gerade vor dem bayrischen Dorfsupermarkt das Elektrofahrrad meiner Mutter auf, als neben mir ein älterer Herr seine Einkäufe an einem Fahrzeug verstaut, das mir schon beim Einparken aufgefallen war. "Ach, Sie sind das mit dem Fahrzeug", sage ich aus unerfindlichem Grund, denn ich habe das mit mehreren Zusatzkoffern versehene Ding noch gar nicht als Segway erkannt und auch nicht die Gewohnheit, fremde Leute grundlos anzusprechen. Aber ein Segway ist, wie ich in der folgenden halben Stunde erklärt bekomme, wie ein junger Hund, und man wird ständig darauf angesprochen.

Der achtzigjährige Besitzer ist damit in sieben Jahren schon 6.500 Kilometer weit gefahren, überwiegend zum Einkaufen und zurück. Doch, Segways haben inzwischen in Deutschland eine Straßenzulassung, aber es ist nirgendwo so kompliziert wie hier, "dabei fährt das Ding nur 20 km/h, da sind Sie mit Ihrem Fahrrad schneller". Damals, 2007, musste er noch ein fünfseitiges Formular an die niederbayrische Landesregierung schicken, eidesstattlich versichern, dass sein Führerschein nicht eingezogen ist, den – noch in

der Schachtel verpackten – Segway beim TÜV vorstellen und dafür 150 Euro bezahlen, insgesamt kostete die legale Inbetriebnahme 500 Euro. Inzwischen ist das einfacher, ein Nummernschild braucht man aber trotzdem.

"Auf der Strecke nach S., das sind 18% Steigung, da fahr ich damit einfach rauf. Da müssten Sie mit Ihrem Fahrrad absteigen."
"Muss ich nicht, das ist das Elektrofahrrad von meiner Mutter."
"Wahrscheinlich müssten Sie trotzdem absteigen."
"Nein, das geht. Sogar im höchsten Gang."

Dann darf ich selbst ein paar Runden drehen. Es ist wirklich ganz einfach, nach einer Minute kann man alles. Weitere Supermarktbesucher und Kinder stehen um uns herum und wünschen sich eigene Segways. Leider kostet ein Segway 10.000 Euro, "ich habe mir den nur gekauft, weil gerade Bankenkrise war, und ich mir gedacht habe: Wenn dein Geld danach weg ist, sind das immerhin zehntausend Euro weniger Verlust, über die du dich ärgern musst."

Der Akku ist nach sieben Jahren noch genau wie neu. Wenn man mit dem Segway die Rusel hinauffährt (4 Kilometer, 13% Steigung, 556 Höhenmeter), ist der Akku halb leer, nach derselben Strecke bergab wieder beinahe voll, "also fast ein Perpetuum mobile".

Wir verabschieden uns und fahren auf unseren Elektrofahrzeugen davon.

Kathrin Passig

4.4.2015

Zwei Briefkästen aus der Zukunft

Wir warten am Ausgang des Krankenhauses. "Was ist denn da hinten?", sagt mein Vater. Ich glaube, er will nur noch nicht raus in die Kälte, aber weil mich auch interessiert, was da hinten ist, komme ich mit. Es sind die Postfächer der Chefärzte, ein Fotokopierer und ein Briefkasten namens Dropbox:

Overnight Sequencing Service! Für einen Moment bin ich mir nicht sicher, ob es nicht vielleicht doch nur ein elaborierter Witz ist, eine Art Pseudo-Hoverboard. Aber es ist wohl doch schon wieder so, dass wir in der Zukunft leben, und ich nur noch nichts davon weiß. Darüber hängt sogar noch ein zweiter Gensequenzierungsbriefkasten, vermutlich von der Konkurrenz:

("Das Beste, was einer DNA passieren kann") Beide Briefkästen sind mit Zahlenschlössern gesichert. Ob DNA-Diebstahl ein häufiges Problem ist? Man weiß so wenig über die Zukunft.

Kathrin Passig

5.4.2015

Ein Burgfried ist heute genauso nützlich wie im Mittelalter. Nur aus anderen Gründen

Über Bamberg liegt die Altenburg, eine mittelalterliche Höhenburg.

Seit ihrer ersten Erwähnung im Jahre 1109 lebten dort nicht nur 23 Bamberger Bischöfe, auch E.T.A. Hoffmann verbrachte dort einige Jahre.

Heute ist die Burg zur Besichtigung geöffnet. Der Burgfried in der Mitte des Bauwerks, früher Ausguck und letzte Verteidigungsbastion der Burg, wurde zudem mit Technik gefüllt.

168 Stufen über dem Burghof befinden sich, in Kästen aus Holzpaneelen versteckt, in ungefähr Nord- und Südrichtung zwei Richtfunkantennen. Offensichtlich handelt es sich um ein Relais, also eine Funkstation, die eine Funkverbindung über den Berg hin fortsetzt.

Richtfunk wird im digitalen Zeitalter immer noch gerne genutzt, denn eine Richtfunkstrecke funktioniert ohne Diskussionen mit den Grundstückseigentümern zwischen den Antennen und kann nicht versehentlich von einem Bagger oder Pflug außer Betrieb genommen werden.

Nicht nur das Militär, sondern auch Mobilfunkprovider nutzen daher oft Richtfunk. Die exponierte Lage von Burg und Turm sind aber nicht nur für ein solches Mobilfunkrelais interessant.

Außen am Turm sind zudem mehrere Generationen Mobilfunkantennen angebracht. Auf dem unteren Bild mit der Mobilfunkantenne ist auch die Webcam Steigerwald zu sehen.

Volker König

Ostern 2015

Automatisiertes Posten bedeutet Anwesenheit. Und kann schon mal zu Streitigkeiten führen

Facebook verwende ich ausschließlich im Browser. Die App habe ich nicht auf meinem Telefon, weil sie sie auch bei Nichtbenutzung am Akku saugt und ich meine App-Auswahl auf Notification-Sparsamkeit und wenig Ablenkung getrimmt habe. Kurz: Ich kriege Dinge, die auf Facebook passieren, nur mit, wenn ich bewusst nachsehe.

Ostersonntag gerate ich auf Facebook mit einer Person wegen Äußerungen aneinander, die hier nichts zur Sache tun. Anschließend mache ich erstmal etwas anderes. Später am Abend schieße ich ein Foto mit Instagram, das automatisch auch auf Facebook und Twitter gepostet wird.

Ostermontag schaue ich wieder bei Facebook rein und finde gleich mehrere Nachrichten der betreffenden Person vor. Zunächst entschuldigt sie sich, später schimpft sie, es sei “unverschämt”, dass ich nicht auf die Entschuldigung reagiert habe.

Ich antworte, dass ich nicht reagieren konnte, da ich zwischenzeitlich gar nicht auf Facebook gewesen sei. Daraufhin bezichtigt mich diese Person – wohl wegen des Instagram-Bildes – der Lüge.

Das “empfangen/gesehen”-Häkchen bei Whatsapp ist offenbar nicht der einzige Trigger für Eskalation und Streitigkeiten in der Kommunikation auf sozialen Medien.

Enno Park

5. April 2015

Den Fotoapparat selbst reparieren. Mit einem Taschentuch

Bei meinem Fotoapparat ist das Plastikteilchen, das den Akku fixiert, abgebrochen. Jetzt kann man die Kamera nicht einmal mehr anschalten, da der Akku die Kontakte nur berührt, wenn er mithilfe des Plastikteils nach unten gedrückt wird. Probehalber halte ich den Akku fest und fotografiere mit offenem Akkufach – denn schließen lässt es sich mit dem herausstehenden Akku auch nicht mehr – das funktioniert einwandfrei. Ich überlege, ob ich das Plastikteil mit Sekundenkleber wieder rankleben könnte, halte es aber für ziemlich unwahrscheinlich, dass das lange hält.

Den Akku festhalten und gleichzeitig auf den Auslöser drücken, ist allerdings auf Dauer etwas umständlich. Irgendetwas müsste den Akku nach unten drücken. Ich denke nach, was man ins Akkufach hineintun könnte, reiße

ein Taschentuch in die entsprechende Größe, stopfe es dort hinein und schließe das Fach. Der Fotoapparat lässt sich nun wieder anschalten und ich kann bei einem Ausflug nach Cottbus den ganzen Tag Fotos schießen.

Tanja Braun

04/2015

An Ostern findet meine Familie seit jeher nie alle Geschenke wieder

An Ostern findet meine Familie seit jeher nie alle Geschenke wieder, die sie selbst so kreativ und sorgfältig versteckt hat. Das ist angesichts der Rahmenbedingungen vielleicht auch nicht weiter verwunderlich: Sowohl der Wald als auch der Suchabschnitt für das österliche Ritual sind Jahr für Jahr verschieden und nur den Versteckenden vorher bekannt. Die Verstecke selbst werden spontan erst kurz vor dem Eintreffen der Rest-Familie gewählt.

Der minütlich steigende Frust, Chaos, Wut und Tränen, wenn ausgerechnet für das jüngste bzw. hochpubertärste Kind auch drei Stunden später noch kein Schoko-Osterhase aufgetaucht ist, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Entsprechend dringend musste eine Lösung gefunden werden.

Da meine Familie es mit den Haustieren nie so hatte, spielten technische Neuerungen eine unersetzliche Rolle zur Sicherung des familiären Friedens. Lange vor der allgemeinen Verbreitung des Smartphones brachte mein Vater deshalb den naheliegenden Vorschlag auf, die ausgesuchten Plätze mit der Digitalkamera zu dokumentieren. Veränderungen im Lichteinfall, Windböen, dass im Wald vieles ähnlich aussieht, dass die genauen Grenzen des Such-Areals im Nachhinein nicht immer so genau zu rekonstruieren waren, dies alles trug dazu bei, dass diese Methode nicht zu einer höheren Fund-Quote führte.

Jahr für Jahr wurden, mit wechselndem Erfolg, verschiedene Oster-Such-Systeme erprobt. Die Ende der 90er lange noch nicht mit der heute erreichten Reichweite ausgestatteten Funk-Schlüssel-Finder versagten bereits regelmäßig bei der abendlichen Suche nach dem verloren gegangenen Lieblingskuscheltier. Outdoor waren sie ein Desaster. Akustische Signale blieben von der Geräuschkulisse nicht zu unterscheiden. Handelsübliche GPS-Geräte hatten noch keine metergenaue Auflösung. Und die kurzzeitig erwogene Sache mit dem Geigerzähler … nun, dazu möchte ich mich öffentlich nicht weiter äußern, einige meiner Geschwister sind noch minderjährig.

Angesichts all dieser Fehlschläge wurden auch nicht-technische Lösungen des Problems diskutiert. Die Osterverstecke detailgenau gemäß filmischer Versteck-Vorbilder zu wählen, war darunter der ebenso interessanteste wie unpraktikabelste. Inzwischen ist manchmal mehr als die Hälfte der Familie für das Verstecken verantwortlich. Es bleibt dabei: Wir kommen mit mehr Schokolade in den Wald als wieder heraus.

Meine Eltern leben in einer Region, in der es immer noch sowohl zeitweise als auch dauerhafte Funklöcher gibt. Oder ist diese unter dem Druck eingeschränkter technischer Möglichkeiten hervorgebrachte österliche Frustrations-Tradition selbst so wichtig geworden, dass eine Ein-Klick-GPS-App-Lösung ihre ganz eigene Dramatik hätte? Mein Vater jedenfalls überlegt für dieses Jahr, ob man die Verstecke nicht mit einem Magneten versehen und dann mit dem Metall-Detektor durch den Wald streifen könne. Den fraglichen Metall-Detektor bekam ich auf dem Höhepunkt meiner Detektiv-Karriere mit ca. acht Jahren zum Geburtstag. Ich erwäge die Anschaffung einer Drohne.

Luan J. Kreutschmann

5.4.2015

Twitters Werbemechanismen

Als ich meine Twitter-Timeline aufrufe, taucht ganz oben folgende skurrile Anzeige auf:

Bisher bewarben meine gesponserten Tweets Videospiele, Streamingdienste und andere Formen der digitalen Unterhaltung. Darüber habe ich nie genauer nachgedacht, doch jetzt grüble ich, warum Twitter denkt, ich würde mich für Pfefferspray interessieren. Zwei Erklärungen fallen mir ein:

1. Ich wohne in der Verbrechenshauptstadt Deutschlands.

2. Vor ein paar Tagen twitterten zwei von mir gefolgte Personen über ihre Erfahrungen mit dem Einführen von Pfeffer in die Nase. Da habe ich wohl ein-zwei Mal den Favorisieren-Stern geklickt.

Torsten Gaitzsch

05.04.2015

250 Stunden unter Tage

Es muss 2011 gewesen sein, ein Frühlingstag, als mich ein Bekannter, mit dem ich mich ab und zu austausche über Computerspiele, aufgeregt zu seinem Rechner zog, um mir das Neueste, das wirklich Allertollste, Bahnbrechendste zu zeigen: die Alpha von Minecraft. Leuchtende Augen seinerseits, Vorfreude auf meine Reaktion, nicht missinterpretierbar.

Ich war … entsetzt.

Zuerst dachte ich, seine Grafikkarte sei kaputt, dann dachte ich, ich hätte meine Brille verkehrt herum auf, Kontaktlinsen vertauscht. Sowas.

Nun habe ich ein paar Jahre aktiv und passiv mit Computerspielen verbracht, mit Wintergames, Maniac Mansion und all dem, mit Lands of Lore natürlich (auf Disketten!), Ishar, allen möglichen Aufbauspielen (außer Siedler!), Doom 1 in einem Tag und einer Nacht abgeschlossen, später mit Max Payne gelitten, die Musik immer noch im Ohr, die Bullet-Time kann ich nach wie vor nicht bedienen. Deus Ex 1, ein Meisterwerk.

Heute bin ich für den dritten Teil von Deus Ex nicht schlau genug, ich beherrsche die Bedienung nicht, ebenso wenig wie ich mit Prince of Persia zurechtgekommen bin. Alles mit Autos war mir zu komplex, GTA hat sich mir nie erschlossen, und irgendwann war ich zu arm, um mir ständig neue Systeme zu kaufen, nur damit ich den zweiten oder dritten Part einer Serie überhaupt starten kann.

Außerdem kann ich keine Shooter mehr spielen. Ich bringe es nicht mehr über mich, in meiner Freizeit Leuten in den Kopf zu schießen, das war irgendwann einfach vorbei.

Eine Zeit lang davor habe ich mich beruflich befasst mit Games, mehr mit storytelling, und weniger mit Grafik. Dennoch ist auch mir nicht entgangen, dass sich die Industrie viele Jahre lang darauf konzentriert hat, Games “schöner” zu machen. Schöner = realistischer. Wir Spieler haben stets als erstes auf das Wasser geachtet. “Okay, schon wieder Drachen. Aber das WASSER!”

Oder Vegetation. Unvergessen die ersten Schritte in Gothic 3, der Wald hinter Ardea, kurz vor dem Rebellenlager. All die Blumen. Gräser, Moose.

Im Shootermarkt hingegen sollte es dauern bis FarCry, da gab es keine Schlauchlevel mehr, sondern Landschaft mit lebensechten Bäume. Und wie schön die erst in Crysis waren (Hallo Tom)! Dabei ging es in FarCry überhaupt nicht um Bäume.

Und jetzt also Minecraft. Bäume, Gras, Erde. Bruchstein. Diorit. Andesit. Kohle. Eisenerz. Wasser. Ja, auch Wasser. Sogar Sand, aus dem man Glas brennen kann, das wiederum eingefärbt werden kann, für getönte Scheiben im selbstgebauten Loft. Tagsüber wandert die Sonne über den Himmel, nachts die Sterne, Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge: Screenshotmotive.

Das wusste ich aber noch nicht, als ich 2011 vor der Alpha stand, ratlos auf Holz klopfte, mit einem eckigen Stecken, der mein Arm war. Aha. "Du musst dir eine Werkbank machen", so mein Bekannter fröhlich, meine Irritation konnte ihm nicht entgangen sein. Ich begriff gar nichts. Ein Neunerfeld, Holz irgendwie angeordnet, meine Spielfigur beäugt meinen Mauszeiger. Und das sollte – spannend sein?

"Ja! Nachts kommen Zombies, da brauchst du ein Haus!", aber spätestens da war ich bedient. Und legte das "Spiel" zu den Akten.

Bis es Einzug hielt in unser Kinderzimmer. (Metaphorisch! Selbstredend haben die Kinder keinen eigenen PC, schon gar nicht im Kinderzimmer).

Etwa im Dezember 2014 begriff ich, dass das Minecraft von heute mit dem von 2011 nichts mehr gemein hat. Immerhin gibt es seit der 1.8 auch Kaninchen! Darüber hinaus aber wurde mir klar, dass ich inzwischen das Aussehen dank reichlich vorhandener Ressourcepacks einfach verändern kann, und da war es dann vorbei mit "ihgitt, was für eine Grafik."

Seither habe ich dort mehr Diamanten gefunden als Eier an allen Ostern meines Lebens zusammen, mehr Kartoffeln angebaut als im real life je gegessen, und mehr Redstone-Mechanismen für effektives Farming (nach-)gebaut als Modelleisenbahnkopfbahnhöfe auf dem elterlichen Dachboden.

Und wer in seiner zehnten Welt einmal ein ganzes Haus in der Wüste errichtet hat, aus Sandstein, gemeißeltem Sandstein, mit Schwarzeichentreppen und Akazienholztüren, wird die Minecraft-Vegetation für ihre Vielfalt lieben. Inklusive der Bäume.

Pia Ziefle

Ostersonntag 2015

Wie der Medienwandel meine Automatismen verändert

Ich lese ein gedrucktes Buch, das erste seit vielen Monaten. Ich bevorzuge es nämlich bei Weitem, Bücher elektronisch zu lesen – auf dem iPad oder, noch lieber, auf dem Kindle Paperwhite. Das hat mehrere Gründe.

Erstens nehmen sie nicht so viel Platz in den bereits übervollen Bücherregalen weg. Zweitens kann ich sie auf meinen vielen Dienstreisen (meist nur mit Handgepäck für eine Übernachtung im Flugzeug) problemlos mitnehmen, ohne dass sie viel Gewicht beanspruchen. Vor allem aber brauche ich für Papierbücher mittlerweile so gut wie immer meine Lesebrille, erst recht bei künstlichem oder unzureichendem Licht, während ich auf elektronischen Geräten die Schriftgröße und die Hintergrundbeleuchtung so einstellen kann, dass ich problem- und anstrengungslos alles erkenne. Dabei ist die Schrift oft sogar kleiner als die für mich nicht so komfortabel lesbare gedruckte.

Ich sitze also an diesem Ostersonntag in meinem Lesesessel und lese einen Roman, den ich zum Geburtstag geschenkt bekommen habe. Zwischendurch frage ich mich immer wieder kurz, wie spät es wohl sein mag. Jedes Mal fliegt mein Blick automatisch zum oberen Seitenrand. Erst dann fällt es mir jedes Mal auf. Der Blick auf die Uhrzeit, die in meinen elektronischen Büchern oben am Rand eingeblendet ist, ist mir zum Automatismus geworden, der mir zuvor gar nicht bewusst war.

Ich erzähle es Kathrin Passig im Chat. Sie meint: “Bald wird dieser Blick nach oben rechts im Pantomimengewerbe den Blick aufs Handgelenk ablösen.”

Kerstin Hoffmann

Ostern 2015

WLAN-Sehnsucht auf der Reise

Mein Datenvolumen ist aufgebraucht und ich kaufe mir zum ersten Mal ein neues Kontingent dazu. Normalerweise komme ich mit den 300 MB, die ich in meinem Vertrag habe, gut zurecht, nur am Monatsende wird es öfter mal eng. Immer, wenn es geht, hänge ich am WLAN (in Cafés ohne WLAN gehe ich erst gar nicht hinein). Aber über Ostern bieten sich dafür keine Gelegenheiten und mein Datenvolumen schmilzt dahin wie ein Schneemann im Föhnwind.

Am Samstag kaufe ich mir 100 MB für 1,99 €. Am Sonntag kommt der Hinweis, dass ich schon wieder kein Datenvolumen mehr habe, und ich kaufe noch einmal 100 MB, noch einmal für 1,99 €. Am Montag bin ich sehr froh, wieder WLAN zu haben.

Ich rätsele ein wenig, wieso mein Verbrauch so sprunghaft angestiegen ist, und beginne damit, mal bei den Hintergrundaktivitäten meiner Programme aufzuräumen. Aber ich finde keinen Grund für den rapiden Anstieg meines Verbrauchs – und Verschwörungstheorien sind meine Sache nicht.

Felix Lorenz

6. April 2015

Mach mich sauber, du Sau!

Wir haben einen neuen Elektroherd, und zwar einen von IKEA. Das teuerste Modell für knapp 700 Euro. Nicht weil IKEA erstklassige Elektroherde herstellt, sondern weil eine der Gutscheinkarten im Adventkalender diesen Kauf ermöglichte und wir mit Regalen gut versorgt sind und keine 20 Billys unterbringen konnten.

Der Herd piept auch wie wild, hat ein gutes Dutzend Backmodi (wer Asterix kennt, weiß, das sind 14) sowie eine katalytische Reinigungsfunktion. Dabei wird mit Superhitze der eingebrannte Dreck von den letzten Inhouse-Grillpartys beseitigt. Wahrscheinlich.

Genau weiß ich es nicht, denn während dieses Vorgangs verriegelt der Ofen die Tür und lässt sich frühestens nach anderthalb Stunden öffnen. Was sich in dieser Zeit abspielt, das wissen nur IKEA und der Ofen. Immerhin ist er anschließend tatsächlich von Grillspuren befreit.

Wann diese Prozedur notwendig ist, darauf achtet der Ofen übrigens selbst, wie nach dem Mahl, das wir zu Ostermontag bereiteten. Er piept dann vor jeder Benutzung zusätzlich und zeigt im Display an, dass man ihn doch bitte reinigen möge.

Thomas Jungbluth

05.04.2015

Die Handys meiner Familie

Die Handys meiner Familie, darunter auch meins, Ostern 2015.

- Nokia 1110 (2005)
- Nokia 6303i (2010)
- Nokia E51 (2007)
- Samsung SGH-Z400 (2006)

Sokoban-Spielerin

April 2015

Playmobilvorsprung durch Playmobiltechnik

Dialog mit dem Patenkind (5 Jahre): ”Schau mal meine Playmobil!” – “So viele?!” – “Ja, sind aber nicht alle meine. Ein Teil ist der Mama.” – “Und wie wisst ihr, welche wem gehören?” – “Die ihre Hände nicht bewegen können, das sind der Mama ihre.”

Franziska Nyffenegger

06.04.2015

Arkadenspielzeughistorie auf dem Brighton Pier

Zu meinen regelmäßigen Urlauben im südenglischen Brighton gehört der Besuch des Piers mit seinen beiden großen Spielhallen. Bei meinem ersten Besuch vor fast 20 Jahren enthielten sie für den auch damals schon Reisebegleiter wichtige Informationen zum Stand der Computerspielgrafik, doch bald schon hatten PC-Computerspiele die Spielhallenvarianten überholt.

Heuer ist bemerkenswert, dass die Geschichte der Computerspiele mittlerweile zur Historie des Brighton Piers gehört: Am Wandelgang auf dem Pier stehen Informationen zur Geschichte der Konstruktion sowie der Gebäude – und jetzt auch dieses:

(Schreibungen alle original)

> Amusements
> The computer age of the 1980's saw the change from traditional machines that were mechanically driven to electronic ones that began with 'Space Invaders' and went on to develop the concept

> of virtual reality.
> In 1905, a collection of amusement machines were cited at the top of the Pier. 'The Lady Palmist' & 'Punch Ball' were two of the earliest machines.

Über die Sache mit der *virtual reality* würde ich allerdings gerne mit dem Autor oder der Autorin diskutieren.

die Kaltmamsell

Ostern 2015

Filme werden immer noch auf physikalischen Datenträgern geliefert

Der Kleine will unbedingt Star Wars sehen. Alle aus der Klasse haben das schon gesehen! Sogar Boris, und der ist erst sechs. Außerdem hat der erste Teil eine Altersfreigabe ab sechs. Es ist ihm so wichtig, dass ich den Film bei Amazon bestelle: Drei DVDs, Teile 1-3, für zusammen 21,99 EURO. Im Streaming bei Amazon würde alleine der erste Teil 16,99 EURO kosten, das sehe ich irgendwie nicht ein.

Um die Lieferung ohne Lieferkosten und außerdem "garantiert am nächsten Tag" zu erhalten, schließe ich einen kostenlosen Probemonat Amazon Prime ab[1]. Ich bestelle am Mittwoch, 1. April. Zugesagter Liefertermin ist Donnerstag, 2. April, zugegeben: etwas knapp vor Ostern, da Freitag ja Karfreitag und damit Feiertag ist. Am 2. April sitze ich abends am Flughafen und sehe im Lieferstatus, dass die "Sendung wegen fehlerhafter Adresse nicht zustellbar" sei (was natürlich Unfug ist, an die Adresse gingen schon Dutzende Pakete von Amazon) und deshalb zurückgeschickt würde. Ich will Amazon

1. Das weiß heute (2015) vermutlich fast jeder, aber in 5 Jahren wird das vielleicht ganz anders sein: Amazon liefert ab 29 Euro pro Lieferung versandkostenfrei, außerdem versandkostenfrei für Kunden, die Amazon Prime abgeschlossen haben und dafür 49 Euro im Jahr bezahlen. Einen Probemonat Prime gibts kostenlos.

darauf hinweisen, dass es sich nicht um eine falsche Adresse, sondern um offensichtlich überforderte Hamburger DHL-Mitarbeiter handelt, die die nicht rechtzeitige Zustellung des Päckchens zu verantworten haben, und dass ich von der nicht funktionierenden DHL Logistik in Hamburg unbegeistert bin. Ich klicke in das Amazon Kundenportal und habe dort die Möglichkeiten, eine Mail an den Amazon Kundendienst zu schreiben, mit dem Amazon Kundendienst online zu chatten oder einen Rückruf anzufordern ("empfohlen"). Letzteres tue ich. Zwei Minuten, nachdem ich meine Rufnummer eingegeben habe, klingelt mein Händie und eine freundliche Amazon Mitarbeiterin ist dran. Nach dem kurzen professionellen Bedauern meiner Situation ("oh, ein Ostergeschenk, das tut mir wirklich leid!") verspricht mir die Dame, die DVD noch einmal liefern zu lassen, "wird aber wahrscheinlich leider erst nach Ostern eintreffen". Außerdem bekomme ich einen weiteren kostenlosen Amazon Prime Monat "um mich von den vielen Vorteilen von Amazon Prime überzeugen zu können".

Obwohl letztendlich mein Problem nicht wirklich gelöst wurde, bin ich über dieses Erlebnis Kundenservice sehr positiv überrascht (besonders über die schnelle Möglichkeit, einen Menschen zu sprechen. Dies ist so ziemlich das genaue Gegenteil des gelegentlich erlebten sogenannten Kundenservice' (a/k/a Warteschleifenmusik) anderer Unternehmen).

Für den 4. April tauchen plötzlich zwei weitere angeblich vergebliche Zustellversuche im Tracking des Päckchens auf, die nicht stattgefunden haben.

Eine Star Wars DVD leihe ich noch rechtzeitig von Freunden, um mit dem Kleinen doch noch am Ostermontag (6.4.2015) die Hälfte des ersten Teils gucken zu können. Das ist hinreichend lang und aufregend. Der Kleine ist begeistert und sein Hunger nach Star Wars erst einmal gestillt.

Die Auslieferung der bestellten DVD erfolgt am Dienstag, 7. April, nach Ostern.

Auf der re:publica erfahre ich im Mai 2015 von Frank Rieger, wie das System der zugesagten schnellen Lieferung die Logistikdienstleister so unter Druck setzt, dass für Priority-Pakete eine verspätete (oder gar keine) Auslieferung mit falschen Trackingangaben wahrscheinlicher ist als für Pakete, die ohne festen Lieferzeitpunkt versandt werden.

Molinarius

7.4.2015

Die umständlichen Türhütersysteme New Yorks (im Traum)

Ich verbringe einen längeren Traum in New York. Wenn man dort jemanden besuchen möchte, muss man am Empfang aus aneinanderklickbaren Plastikbuchstaben den eigenen Vornamen zusammensetzen. OMAR, schreibe ich. Vielleicht ist es doch eher der Name der Person, die man besuchen möchte. Den fertigen Namen überreicht man einer alten Schreckschraube, die einen dann einlässt oder auch nicht. Bei Airbnb-Wohnungen, so hört man, soll es stattdessen schon irgendein automatisiertes Einlasssystem geben. Das ist sicher die bessere Lösung.

Kathrin Passig

7. April 2015

Facebook-Denglisch

Fast mein gesamtes Umfeld hat die Benutzeroberflächen seiner Social Media auf Englisch eingestellt. Wenn man Facebook in englischer Sprache hat, bekommt man nicht nur bestimmte Features, die nach und nach ausgerollt

werden, früher. Es gehört auch zum guten Ton. So wie beispielsweise auch niemand zugeben würde, amerikanische Serien in der synchronisierten Fassung anzusehen.

Der Grund, warum ich (unter anderem) auf Facebook Deutsch als Benutzersprache eingestellt habe, liegt vor allem in meiner Arbeit. Digitale Kommunikation ist Teil meiner Beratungsleistung, und ich kann ja schlecht einem deutschen Kunden, der eine Detailfrage zu Facebook hat, etwas sagen wie: "Moment, ich bin natürlich cool genug, Facebook auf Englisch zu nutzen, aber ich schaue mal gerade, wie die betreffende Funktion in Ihrer deutschen Deppenversion heißt."

Facebook selbst allerdings ist sich manchmal wohl nicht so sicher, wie es sich gerade ausdrücken soll. Das hier jedenfalls ploppte soeben bei mir auf:

> You ignored 1 Farm Heroes Saga request. Do you want to blockieren Farm Heroes Saga or melden it as abusive?

Kerstin Hoffmann

7.4.2015

MMOG-Hausaufgaben[1]

[Game invite: 7/4/2015; 21:33]
Pling »The User [...] has invited you to play in a game.«

Ich zucke mittlerweile nicht einmal mehr zusammen. Meine Nase befindet sich etwa 15 cm über meinem Collegeblock. Meine Hand umklammert meinen Kugelschreiber. Meine Augen fokussieren die Kritzeleien, die entstanden sind, um meine Gedanken zu dem mathematischen Problem zu sortieren, mit dem ich mich seit Stunden beschäftige.

1. MMOG ist eine Abkürzung aus dem Online-Gaming und bedeutet Massively Multiplayer Online Game (MMOG), deutsch auch Massen-Mehrspieler-Online-Gemeinschaftsspiel.

[Game invite: 7/4/2015; 21:43]
»The Game invitation from User [. . .] has expired.«

„S***! Das kann doch nicht so schwer sein?! Warum zur Hölle krieg ich das hier nicht gebacken?!“ Während die meisten Spieler auf meiner Freundesliste in dem Computerspiel, dessen Hauptmenü bei mir nur noch im Hintergrund offen ist, ihre Zeit leidenschaftlich damit füllen, gegenseitig online gegeneinander zu Kämpfen, kämpfe ich mit meiner großen Leidenschaft. Meinem Studium. Um genauer zu sein: mit den Hausaufgaben, die wir an jedem Wochentag in jedem Fach abgeben müssen.

[Game invite: 7/4/2015; 22:22]
Pling »The User [. . .] has invited you to play in a game.«

Mein ehemaliger Klassenkamerad hat seine Herausforderung mittlerweile bestanden. Mit Freunden, die ich teilweise kenne, oder anderen, die durch zufällige Team-Erstellung des Online-Spiels dazu stoßen, lädt er mich nun zum nächsten Match ein. Die zweite Einladung ohne Nachricht wird von mir keines Blickes gewürdigt. Mein Ehrgeiz ist ohnehin zu groß, um meine eigene Herausforderung zu vernachlässigen. Trotzdem lasse ich das Programm offen, falls etwas Interessanteres passiert als Ninja-Invites. (So nennt man Spiel-/Teameinladungen ohne vorausgegangene Kommunikation, etwa „Hallo. Hast du Lust mitzuspielen?“)

[Message: 7/4/2015; 22:29]
Pling fiuli: „Moin, Paul! Teamspeak? Hast du Ana?“

‘Ana’ bedeutet in dem Fall: Analysis-Hausaufgaben, deren Abgabe in 1-2 Tagen fällig ist, und die mir seit Stunden Kopfzerbrechen bereiten.

‘Teamspeak’ ist ein Voice-Over-IP-Programm, das in nahezu jeder Art von Online-Spiel zur verbalen Verständigung unter den Team-Mitgliedern verwendet wird. ‘Paul’ ist der Name, mit dem ich seit 22 Jahren von Familie, Freunden und Bekannten angesprochen werde.

Diese Team-Einladung bin ich mehr als gewillt anzunehmen. Diese Einladung ist in der Tat deutlich interessanter, als ninja-invitet zu werden.

Ich minimiere meine gefühlten 20 Tabs und Fenster, deren Inhalt von Allgemeiner Relativitätstheorie bis hin zu Zeta-Funktion reichen, und grabe in den Untiefen meines Windows-Explorers nach meinem Teamspeak-Client.

[Message: 7/4/2015; 22:30]
Pling fiuli: „Channel 4“

Ich doppelklicke Channel 4. Channel 4 ist eine Art Chatroom in dem Programm, in dem wir uns befinden. Nur dass wir per Stimme anstatt per Tastatur kommunizieren. In den 40 anderen Channels mit Namen »World of Warcraft«, »Counterstrike«, oder »DotA« sieht man Nicknames von zahllosen Spielern, die sich mit den jeweiligen Spielen beschäftigen. Man sieht pausenlos Signale aufleuchten, die anzeigen, wer gerade redet.

Während im Channel »World of Warcraft« gerade alle Signalknöpfe leuchten, was mich darauf schließen lässt, dass es in deren Spiel heiß her geht, leuchtet bei uns in Channel 4 gar nichts.

Mein Studienkollege, dessen Nickname fiuli lautet, hat die Herausforderung angenommen und so sitzen wir beide an unseren Schreibtischen und schweigen ins Mikrophon. Alle paar Minuten tauschen wir einige Gedanken aus und rätseln, inspiriert von den Geistesblitzen des anderen, an unserem mathematischen Problem weiter.

Der nächste Augenblick kündigt sich weder mit einem *Pling*, noch mit einer präzisen Zeitangabe an. „Ich glaub ich hab's ...“ formuliere ich vorsichtig. „Du hattest recht.“

Eine Woge der Euphorie (und die 11 Tassen Kaffee, die ich im Laufe der Aufgabe getrunken habe) lassen mich aus meinem Schreibtischstuhl aufspringen.

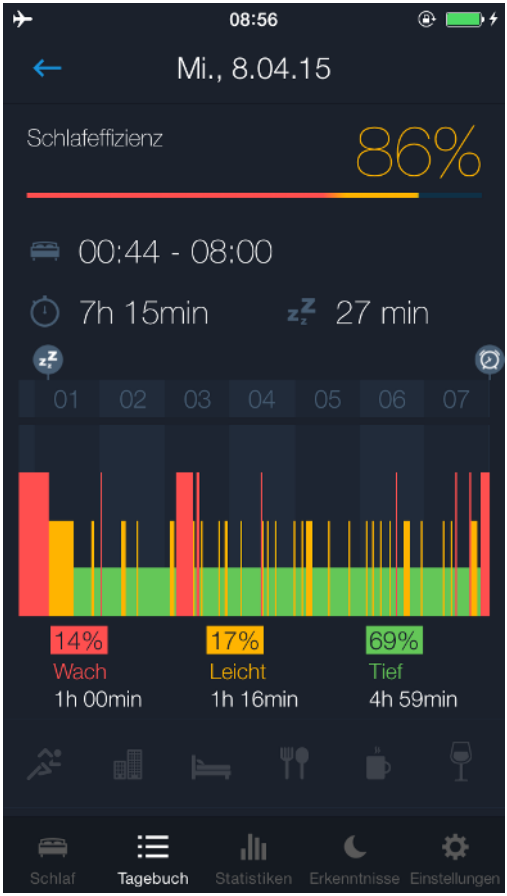
Während ich befriedigt die Phi-Kringel auf meinem Blatt verschönere, um der gemeisterten Herausforderung die angemessene Anerkennung zu zollen, scheint sich die Aufregung im benachbarten Channel auch gelegt zu haben. „Deren Mission scheint für heute auch erledigt zu sein ...“, denke ich, während ich meinen Rechner ausschalte.

Paul Monderkamp

8.4.2015

Mein erster Techniktagebuchaufschreibetraum

Im Traum helfe ich Kathrin beim Umzug. Sie wohnt bei ihren Eltern in einer winzigen Gartenlaube und wir schleppen da absurd viele Möbel und Zeugs raus (it's bigger from the inside). Zum Schluss stehen wir in einem leeren Raum, in dem nur noch ein quietschegrüner Teppich liegt. Ein unsichtbares Telefon klingelt und ich erinnere mich, wie ich 2004 (frisch verliebt, aber es ist kompliziert) allein in den Urlaub gefahren bin und 10 Tage später um mehrere 100 € an Telefonkosten ärmer, dafür um eine ausgeprägte Phantomvibrationssymptomatik in der Hosentasche reicher, zurückkomme. Im Traum denke ich noch, das ist was fürs Techniktagebuch und wache von diesem Gedanken hochgeschreckt auf. Es ist kurz nach 3 und weil ich Träume sofort wieder vergesse, tippe ich alles schnell in die Notizen meines Smartphones. Wegen der aktivierten Sleep Better-App liegt das nachts sowieso immer neben mir.



sleeplessdarkhorse

8.4.2015

Ein Besuch beim Buchbinder

Der Vater möchte in der Buchbinderei des Klosters sein erstes Briefmarkenalbum reparieren lassen. Der Buchbinder schweigt, wendet das Album hin und her und sagt dann, da könne man nichts machen. Der Vater solle halt die ausgefransten Stellen des Leinenrückens ein wenig festkleben. Dann geht er ins Hinterzimmer und kommt mit Leinenpapier in einer beinahe passenden Farbe wieder. Davon schneidet er dem Vater zwei Streifen ab. Geld will er dafür keines nehmen.

"Gibt's in Ihrem Beruf noch an Nachwuchs?", fragt die Mutter. "Da herin, na", sagt der Buchbinder. Der Vater verabschiedet sich und sagt, so alle zehn Jahre habe er wieder was zu binden. "I kenn Sie scho", sagt der Buchbinder. "Dann bis in zehn Jahren", sagt der Vater, der im Januar seine eigene Beerdigungsrede geschrieben hat, damit der Pfarrer keinen Blödsinn erzählt. Sie schauen sich an. Der Buchbinder ist nicht jünger als der Vater. Im Kloster gibt es seit 1200 Jahren eine Buchbinderei, und nach ihm kommt keiner mehr. "Gehn's, nehmen's den Rest a no mit", sagt er und drückt dem Vater den hellblauen Leinenpapierbogen in die Hand.

Kathrin Passig

08.04.2015

Geträumt

Geträumt von Türen. Haustüren. Und Firmenportalen. Gotische waren dabei, und andere. Ich mag sehr gerne diese Bildbände mit Türmotiven, beispielsweise. Es gab in meiner Küche früher mal eine Posterserie mit Türklopfern.

Im Traum gab es aber keine Türklopfer, nicht einmal eine Klingel. Sondern Displays, auf denen ich einen Level Donkey Kong spielen musste, um Einlass zu bekommen.

Es waren noch andere Mitglieder aus dem TT-Redaktions-Chat dabei, sie sollten teils andere Spiele spielen, aber immer musste die jeweilige Tür besiegt werden. Ich glaube, es gab keine Möglichkeit zu cheaten, "in die Konsole zu kommen", oder gar den God Mode zu aktivieren. Zugegeben, diese Details habe ich nicht mitgeträumt. Aber dass eine Tür einen personalisierten Zugang mittels Games bietet, finde ich auch im Wachzustand eigentlich ganz berückend.

Das häufigste Türspiel im Traum war übrigens Pong. (Und, ein Glück, nicht Biathlon aus Winter Games).

Pia Ziefle

8.4.2015

Nach 45 Jahren: Das Ende der gedruckten Tageszeitung (für mich)

Symbolfoto, Abb. ähnlich.

Am heutigen 8. April ist für mich eine Ära zu Ende gegangen. Erstmals seit rund 45 Jahren bekomme ich keine tägliche gedruckte Tageszeitung mehr. Heute morgen war ich noch mal am Briefkasten, um nachzuschauen, ob nicht doch noch irrtümlich eine Ausgabe darin gelandet ist, wie gestern (da hat sich der Zusteller wohl vertan). Nein, es kam keine. Wie bestellt.

Nun besteht der größte Teil meines aktuellen Medienkonsums ohnehin schon seit Jahren aus Inhalten im Internet. Nachrichtenseiten, Newsfeeds, und ja, Twitter, ergänzt durch die Frühsendung des Deutschlandfunks. Morgens eine festgelegte Reihenfolge, und ich fühle mich halbwegs informiert – und zugegeben: besser als mit einer Tageszeitung, die bereits am Vorabend Redaktionsschluss hatte und mir Informationen präsentiert, die einen mindestens zwölf Stunden alten Sachstand wiedergeben.

Und dennoch. Ich bin, wie die meisten meiner Generation, mit der täglichen (gedruckten) Zeitung aufgewachsen. Sogar in der recht luxuriösen Situation, dass es in meinem Elternhaus zwei Tageszeitungen gab: Meine im selben Haus wohnende Tante hatte eine andere Zeitung abonniert als meine Eltern, und so lernte ich schon recht früh, dass es (mindenstesn) so viele Wahrheiten gibt wie Zeitungen. Der Unterschied zwischen den eher konservativ gefärbten *Ruhr-Nachrichten* und der sozialdemokratisch orientierten *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung* machte sich auch in der Lokalberichterstattung bemerkbar. Und mir war deshalb von Anfang an klar, dass ich mich nicht allein auf eine Quelle verlassen konnte. (Die heute außerhalb der Großstädte fast undenkbare Situation, dass es mehr als eine örtliche Tageszeitung gibt, war dafür natürlich auch Voraussetzung.)

Die Selbstverständlichkeit der gedruckten Tageszeitung setzte sich fort: Studium, die erste WG – irgend jemand hatte immer ein Abo entweder für die Lokalzeitung oder ein überregionales Blatt (damals meist die *Frankfurter Rundschau*, die *taz* steckte noch in den Kinderschuhen). Abonnements gab es für Studenten billig zum Ausprobieren, und jeder in der WG abonnierte mal eine für ein paar Monate, ehe der nächste dran kam. Für aktuelle Nachrichten war die Tageszeitung die erste Wahl, auch und erst recht, wenn man sich über die Lokalnachrichten ärgerte.

Dann, in den ersten Berufsjahren, begann der Zeitungs-Überfluss. In keiner Redaktion, in der ich je festangestellt gearbeitet habe, gab es weniger als fünf Tageszeitungen. Eher mehr; zeitweise musste ich mich täglich durch 20 oder 25 Blätter ackern, berufsbedingt. Zu Hause hatte ich deshalb meist keine Zeitung abonniert, warum auch. Zu lesen hatte ich genug.

In den vergangenen fünf Jahren rückte der Tageszeitungskonsum dann in den Hintergrund. Immer mehr las ich im Internet, aber dennoch blieb es bei der täglichen Zustellung: für die großen Geschichten, die am Bildschirm nicht so nett zu lesen waren (wenn sie überhaupt online gestellt wurden). Für das schnelle Durchsehen am Morgen.

Und dann stellten wir in unserem Kleinfamilienhaushalt fest, dass wir immer weniger in die gedruckte Zeitung schauten. Weil wir so viel von dem, was drin stand, schon anderswo gelesen hatten. Und meist aktueller.

Trotzdem dauerte es noch eine Weile, bis der Abschied vom Papier beschlossen wurde. Dazu war auch erst eine Testphase nötig: Auf zwei Tablets luden wir uns, erst mal nur versuchsweise, jeden Morgen (und manchmal schon am Vorabend) die aktuelle Ausgabe einer überregionalen Zeitung herunter.

Das war gewöhnungsbedürftig. Denn das schnelle Scannen der Zeitungsseiten, über Jahrzehnte trainiert, ist was anderes als das – gar nicht so schnelle – Durchscannen der Texte in einer Tablet-App. Oft genug entdeckten wir dann im Papierstapel, kurz vor dem Entsorgen des Altpapiers, noch Geschichten, die einfach an uns vorübergegangen waren.

Irgendwann fiel dann doch die Entscheidung: Schluss mit dem Papier. Hin zur elektronischen Ausgabe. Sicherlich auch mit der bewussten Entscheidung, für ein journalistisches Produkt auch zu bezahlen – also bei einem Abonnement zu bleiben. Nur eben nicht mehr gedruckt.

So ganz konsequent sind wir allerdings nicht: Die Beilage am Freitag und die ausführliche Wochenendausgabe wollen wir bis auf Weiteres doch lieber gedruckt lesen. Also liegt zwar am morgigen Donnerstag keine Zeitung im Briefkasten. Aber übermorgen, am Freitag, dann doch wieder.

Thomas Wiegold

2014/2015

Quo vadis?

Es kommt vor, dass ich mit dem Auto irgendwohin fahren muss, wo ich noch nie war. Insbesondere, wenn das Ziel in einer fremden größeren Stadt liegt (in meinem Fall heißt das meistens: ich muss nach Hannover), stresst mich diese Aussicht enorm. Daher bin ich sehr froh, dass mein Smartphone eine Navigationsfunktion hat. Wir sind nämlich die ohne Navi im Auto.

Das Kuriose ist, dass ich das Gefühl habe, jedes Mal eine andere Navigation zu erleben. Ich bilde mir zwar ein, die Navigationsfunktion jedes Mal auf die gleiche Weise aufzurufen, aber offenbar mache ich doch jedes Mal irgendetwas anders. (Aber was?)

Mal sehe ich die Kartenansicht so, als ob ich im Tiefflug über der Kartenlandschaft schwebe. Mal zeigt der blaue Pfeil, der meine Position und Fahrtrichtung angibt, immer geradeaus und die Kartenanzeige richtet sich nach meiner Fahrtrichtung. Das ist schön, so habe ich es am liebsten. Mitunter allerdings bleibt die Karte stramm nach Norden ausgerichtet. Auf dem Display geht meine Fahrtrichtung dann vielleicht nach rechts oder nach links unten. Da ich, vom Fahrersitz aus betrachtet, gefühlt geradeaus fahre, stimmt diese Form der Anzeige nicht mit meiner erlebten Wirklichkeit überein und verwirrt mehr, als dass sie hilft. Manchmal fährt der blaue Pfeil auch aus dem angezeigten Kartenausschnitt heraus und die Karte zeigt mir noch lange an, wo ich vor einer Viertelstunde oder so war. Das ist nicht hilfreich.

Das sich das Navi nicht so verhält, wie ich es gerne hätte, merke ich natürlich erst, wenn ich schon unterwegs bin. Das ist schlecht, denn man soll das Handy ja aus guten Gründen nicht beim Autofahren verwenden. Und ich tippe dann hektisch auf dem Gerät herum, das ich nicht in die Hand nehmen kann, weil ich mindestens eine Hand am Steuer behalten möchte, und das deshalb irgendwo unten in der Ablage herumwackelt, und hoffe, mehr oder weniger aus Zufall die richtige Funktion zu erwischen. Ich habe auch schon

an passender Stelle angehalten, um die Sache in Ordnung zu bringen, die richtigen Einstellungen aber nicht gefunden. Zumal ich ja erst beim Weiterfahren merke, ob das Navi sich nun wirklich so verhält, wie ich das möchte.

Und zu guter Letzt wird es mir ein Rätsel bleiben, warum mich mein Handy auf dem Weg zu ein und demselben Ziel, das an einer großen Straße mit Straßenbahnschienen in der Mitte liegt, das eine Mal so führt, dass ich aus der richtigen Richtung auf der richtigen Seite heranfahre, das nächste Mal aber mit großer Bestimmtheit zur falschen Straßenseite lotst. (Aber damit konnte mich der Schlingel nicht hereinlegen, das habe ich nämlich rechtzeitig gemerkt!)

Katja Heimann-Kiefer

2015

Die Virtualisierung der Pornographie

Nicht ohne Verwunderung bemerke ich, dass sich meine pornographischen Sehgewohnheiten in den letzten drei, vier Jahren fast vollständig virtualisiert haben. Ich sehe mir, mit anderen Worten, keine Fotos und Videos realer Menschenkörper mehr an, sondern künstlich erzeugte, dreidimensional gerenderte Szenen (»3D«).

Die Vorteile liegen auf der Hand: Digital lässt sich eine Vollkommenheit von Ärschen, Brüsten und Schwänzen erreichen, die reale Pornodarsteller selbst bei sorgfältigster Auslese und bester Bezahlung schon rein statistisch kaum zustande brächten. Die virtuellen Darsteller sind schlicht besser darin, ohne viel Umschweife genau die richtigen Reiz-Reaktions-Schemata auszulösen – und wo, wenn nicht darin, läge der Sinn der Pornographie.

Wenn ich die Art der Bilder, die mich zuverlässig anmachen, Revue passieren lasse, stelle ich fest: Ich möchte genau das sehen, was biologisch-genetisch so gerade eben noch realistischerweise in der Natur vorkommen könnte – nicht mehr und nicht weniger. Mein Gehirn kennt sich da offenbar ziemlich gut aus und möchte nur begrenzt für dumm verkauft werden.

Bemerkenswert ist auch, dass ich mich für Comics, die es ja schon viel länger gibt, nie besonders interessiert habe. Die computergenerierten Bilder sehen ein kleines, aber entscheidendes Stück realistischer aus als bloße Zeichnungen, obwohl man sie bei klarem Kopf keine Sekunde für fotografisch halten könnte. Es ist hier offenbar genau das Maß an gekonntem und doch offensichtlichem Betrug erreicht, auf das sich mein Gehirn gerne und lustvoll einlässt – und was wäre Pornographie, wenn nicht die kaum verhohlene Vorspiegelung falscher Tatsachen.

Was natürlich zu der Frage führt, wie sich diese hervorragende virtuelle Versorgung auf meine realen erotischen Begegnungen auswirkt. Unrealistische Erwartungen? Abstumpfung der Sinne? Ich kann darüber nur lachen. Noch jeder reale Mensch hat mich in einer so umfassenden Weise überwältigt, dass die digitale Vollkommenheit dagegen ziemlich alt aussieht. Was nicht bedeutet, dass sie nicht wirkt.

André Spiegel

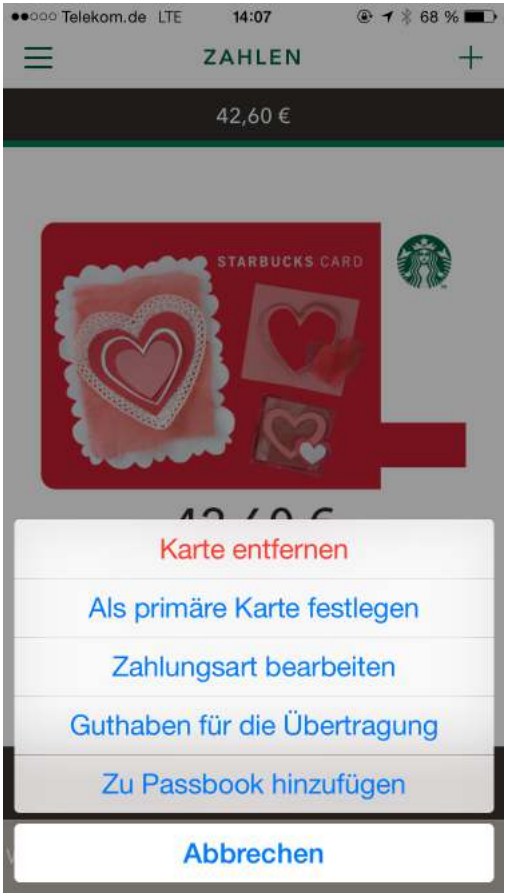
09.04.2015

Kaffee schöner bezahlen per App

Seit dem Eintrag von Felix habe ich die Starbucks-App installiert. Die bisherige Nutzung beschränkte sich auf den Abruf des Kontostandes (mäßig zeitnah aktualisiert) und meines Reward-Status[1] (sporadisch tagesaktuell).

1. Wer mit der Starbuckskarte bezahlt, bekommt Sterne gutgeschrieben. Abhängig von der Anzahl der innerhalb eines Jahres gesammelten Sterne wird man einer Rewardsstufe zugeordnet, die mit verschiedenen Goodies wie kostenlosen Espressoshots verbunden ist.

Heute Nacht informierte mich Starbucks per Mail über die Aktualisierung der App. Die Änderungen bestehen im Wesentlichen aus der Unterstützung von TouchID und der Möglichkeit, ein Profilbild einzubinden. Außerdem muss man den Bezahl-Barcode nicht mehr wie Felix händisch und mit Hilfe externer Tools in Passbook hinterlegen, sondern kann den Eintrag direkt aus der App heraus generieren.



Ich aktualisiere die App und beschließe, die Bezahlfunktion endlich mal zu testen. Nachmittags bestelle ich bei Starbuck eine Chai Latte zum Mitnehmen. Während ich mein iPhone zücke, bringt die Barista unaufgefordert den Scanner in Position. Entweder wird hier häufiger per App gezahlt oder die Mitarbeiter sind gut geschult. (Ich werde das beobachten.) Unerwar-

tet schnell spuckt der Bondrucker meinen Kassenzettel aus. Anscheinend ist App-Scannen weniger fehleranfällig als Karte-Durchziehen, das so wunderbare Einflussfaktoren wie „Durchzugsgeschwindigkeit“ kennt. Auch das Guthaben ist sofort nach Abschluss des Bezahlvorganges aktualisiert, was man vom Bonusstern leider nicht sagen kann. Vielleicht schafft Starbucks das ja in der nächsten Version.

Stefanie Otersen

9. April 2015

Pornos gucken im Büro

Gegenüber meinem Büro steht ein Wohnhaus. Die pensionierten Bewohner der Erdgeschoss-Wohnung haben sich vor einiger Zeit einen Breitwand-Fernseher geleistet. Ich weiß das, weil mein Bürofenster das einzige ist, von dem aus man in ihr Wohnzimmer schauen kann. Ich vermute, die Bewohner wissen das nicht, denn ihr Garten ist von einer mehr als mannshohen Hecke umgeben. Die vier deckenhohen Fenster tragen Gardinen, so dass man ansonsten nicht erkennen kann, was in den vier Wänden vor sich geht.

Der neue Fernseher allerdings ist so lichtstark und kontrastreich, dass sein Bild die Gardine durchdringt und den Schatten der Hecke trotzt. Das wiederum führt dazu, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben Pornos anschaue. Oder eher: anschauen muss. Es ist nämlich schwer, beim Arbeiten nicht zwischendurch mal aus dem Fenster zu sehen, und der Riesenbildschirm liegt, von meinem Schreibtisch aus betrachtet, genau in der natürlichen Blickrichtung.

Der Nachbar besitzt offenbar sehr viele Pornofilme, denn ich habe noch keine Wiederholung feststellen können. (Vielleicht gibt es auch spezielle Porno-Sender im Fernsehen, oder er schaut sie aus dem Internet? Ich weiß es nicht.) Allerdings ist die Variationsbreite der Motive und Szenen auch nicht sehr groß. im Wesentlichen bestehen die Filme aus riesigen Geschlechtsteilen

in Breitwand-Bildschirm-Größe. (Ich kann nicht beurteilen, ob das bei Pornos insgesamt die Norm ist, weil ich in diesem Genre ja, wie gesagt, ansonsten sehr untersozialisiert bin.)

Die Pornofilme beginnen stets tagsüber erst dann, wenn die Gattin des Nachbarn das Haus verlassen hat und mit dem Auto weggefahren ist. Manchmal bin ich irritiert, weil dort, wo vor Sekunden noch ein Penis prangte, plötzlich ein Fußball rollt, und zuerst habe ich mich gefragt, ob das womöglich eine spezielle Art von Pornos ist. Dann habe ich festgestellt, dass diese abrupten Wechsel immer im Zusammenhang mit der Rückkehr des Nachbarsgattinnenautos stehen.

Wahrscheinlich teilt die Gattin einfach die Begeisterung ihres Mannes für Pornos nicht. Dafür schaut sie gerne Seifenopern, wie ich inzwischen weiß. Da sind andere Details vergrößert, aber man kann auf dem Bildschirm ebenfalls alles tadellos erkennen.

Alina Smithee

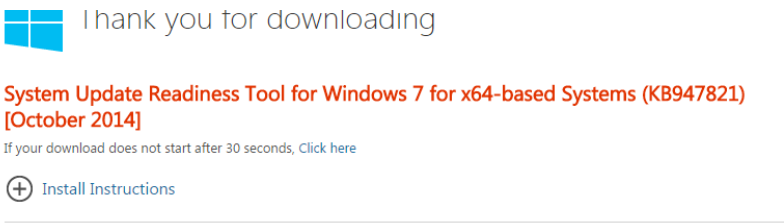
9. 4. 2015

Microsoft hat Diener, die für seine Diener Windows reparieren

Mein Windows-Update funktioniert nicht mehr: Anstatt auf neue Updates zu prüfen, die runterzuladen und automatisch zu installieren sagt das zuständige Fenster nur »Dienst kann nicht gestartet werden«.

Auf der Suche nach der Lösung tauche ich ein in eine seltsame Parallelwelt des automatisierten Windows-Supports: Microsoft bietet für diverse Probleme »Fixits« an. Das sind kleine Programme, die automatisch Lösungsansätze für eingegrenzte Probleme durchprobieren.

Mein Problem ist hartnäckiger, also müssen härtere Geschütze aufgefahren werden. Ich soll das »Deployment Image Servicing and Management or System Update Readiness tool« herunterladen. 500 MB nur dafür, eine Funktion zu reparieren, die von einem definierten Ort in definierten Intervallen Dinge herunterladen soll. Vielleicht hilft's.



Update: Die 500 MB haben genau ein Ergebnis gebracht: Das System Update Readiness Tool ließ sich nicht, rpt nicht, installieren, stattdessen zeigte es den Fehlercode 0xc8000247 an – und der ließ sich googeln. Erfolgreich.

Die Lösung des Problems: Einen neuen Festplatten(!)-Treiber installieren. Jetzt flutschen die Updates wieder.

Felix Neumann

9.4.2015

Interesse am neuen Konzept

Am Flughafen München gibt es einen Automaten, der bei meinem letzten Aufenthalt Ende Dezember 2014 noch nicht da war[1]:

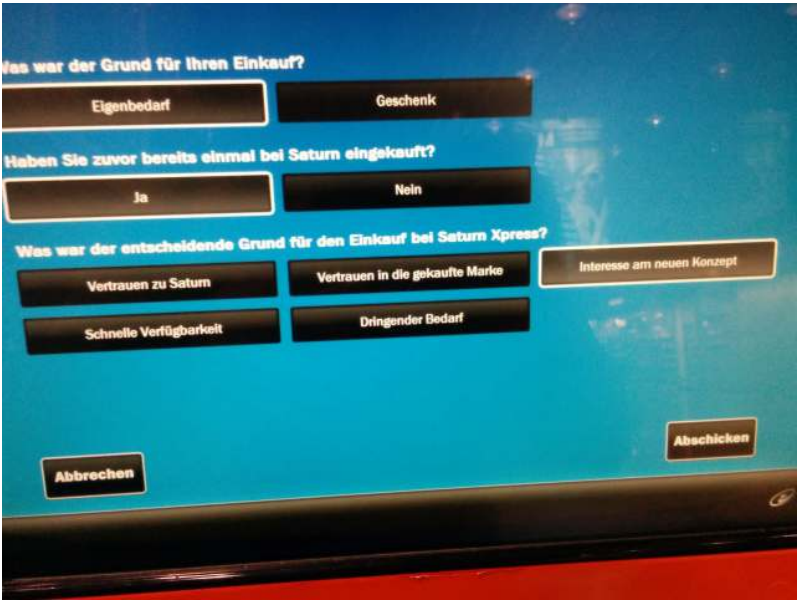
1. Korrektur von Herrn Heine via Twitter: Der Automat war wohl doch schon da, er sah nur anders aus.

Der dunkelblaue Aufkleber über dem Touchscreen wirbt damit, dass man hier “garantiert nichts falsch” macht, weil man alle Artikel innerhalb von 14 Tagen in jedem Saturnmarkt zurückgeben kann. Außerdem werde dank eines *patentierten Warenausgabesystems* das Geld erst abgebucht, wenn man das Produkt entnommen hat. Vermutlich trägt das der Tatsache Rechnung, dass jeder Mitteleuropäer schon mehrmals von Automaten ausgeraubt wurde.

Aus Techniktagebuch-Chronistenpflicht beschließe ich, für 9,99 € ein USB-MicroUSB-Kabel zu erwerben. Diese Kabelsorte brauche ich ständig fürs Handy und den Zusatzakku, sie ist aber leider nicht sehr haltbar. 9,99 sind teuer, aber das Kabel sieht dafür sehr robust aus (Kletterseildesign!) und ist einen ganzen Meter lang, man kann damit also bestimmt auch Menschen aus Gletscherspalten retten.

Auf dem Touchscreen sind einige Produkte zum Thema Laden und Kabel zu sehen, aber gerade dieses Kabel fehlt. Ich wische nach rechts und links, nach oben und unten, lese sogar die Beschriftung aller Bedienelemente durch (das neue Gebrauchsanweisungslesen) und finde mein Kabel schließlich über eine Alternativnavigation, in der die Automatenfächer als schwarze Kästchen dargestellt sind, die man abzählen muss, um das richtige zu treffen. Ich betätige das traditionsbewusst mit “Zur Kasse gehen” beschriftete Feld und zahle mit ec-Karte. Eine große Schublade fährt aus dem rechten Teil des Automaten zu meinem Kabelfach und schafft die Ware ins Ausgabefach. Ich entnehme das Kabel und dann meine Karte. Ob das Geld wirklich erst am Ende des Vorgangs abgebucht worden ist, kann ich nicht überprüfen.

Zum Schluss gibt es noch eine optionale Kundenbefragung, die neben Quatschoptionen wie “Vertrauen in die gekaufte Marke” auch “Interesse am neuen Konzept” als Kaufgrund vorsieht. Ich fühle mich verstanden und jetzt auch gut gerüstet für den Umgang mit sehr kleinen Gletscherspalten.



Update: Zehn Tage später löst sich die Kabelisolierung vom Stecker. Ich rate vom Kauf von Saturn-Kabeln der Marke xtorm ab. Man wird damit nicht nur niemanden aus Gletscherspalten retten, sondern auch sonst nicht sehr viel machen können.

Kathrin Passig

1998 – 2015

Veränderte Medien, aber immer als Hintergrundkulisse

Es ist 21 Uhr. Ich sitze vor dem Bildschirm und zappe herum.

1998: Ich zappe mich durch die Programme, erledige dann irgendwelche Dinge, und nebenbei läuft der Fernseher. Stundenlang.

2007: Ich zappe mich durch die Fernsehprogramme, surfe im Internet, erledige Dinge. Fernseher und Internet laufen stundenlang, die meiste Zeit schaue ich nur auf einen der beiden Bildschirme oder auf gar keinen.

2015: Ich zappe mich durch die Accounts und bleibe online, während ich andere Dinge erledige. Stundenlang. Den Fernseher schalte ich kaum noch an. Ich sehe Serien auf DVDs und gucke online, beides aber nur selten. Lange Zeit fand ich es gut, dass mir das Internet das Fernsehen abgewöhnt hat.

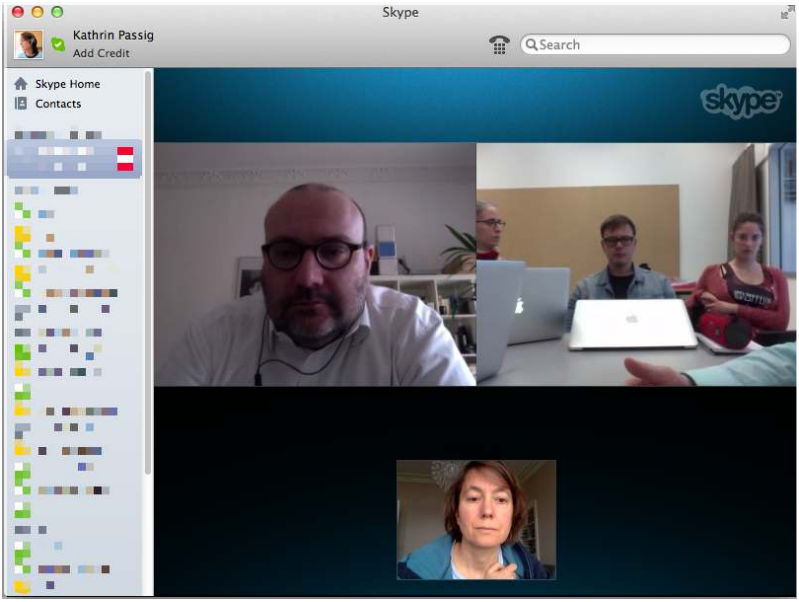
Heute denke ich, dass ich nur von einem Medium als Hintergrundkulisse zum anderen gewechselt bin und kann mich nur noch darüber freuen, dass mir inzwischen eins dieser Medien reicht und somit nur ein elektronisches Gerät ständig Strom zieht statt zwei.

Sokoban-Spielerin

März und April 2015

Das Unpraktische an Skypekonferenzen

Ich bin als Sowas-wie-Beobachterin an einem Projekt in einem anderen Land beteiligt. Ab und zu werde ich via Skype zu Besprechungen mit verschiedenen Teams zugeschaltet. Ich kannte Skypeschaltungen vorher nur von den häufig an der Verbindung, der Bild- oder der Tonqualität scheiternden Versuchen, Abwesende bei Konferenzen Vorträge halten zu lassen. Inzwischen läuft aber alles technisch reibungslos.



Wie es für die Teams ist, mich und meinen Co-Beobachter nur auf einem kleinen Display zu sehen, weiß ich nicht, aber für mich fühlt sich meine Teilnahme fast wie Anwesenheit vor Ort an. Eigentlich funktioniert sie sogar besser, weil ich notgedrungen viel konzentrierter zuhören muss: Ich kann nebenher nicht viel anderes machen, weil auf meinem Hauptdisplay eben die Skypekonferenz läuft. Nebenher ins Handy schielen kann ich auch schlecht, das würde auffallen. (Wahrscheinlich gibt es da Möglichkeiten, die ich nur noch nicht entdeckt habe.)

Der wesentliche Unterschied zur Anwesenheit vor Ort scheint mir der zu sein, dass nicht erkennbar ist, wer gerade wen anschaut. Man geht besser davon aus, dass man immer beobachtet wird, guckt freundlich und aufmerksam und bohrt nicht in der Nase. Also genau wie im restlichen Internet halt auch.

Kathrin Passig

10.–12.4.2015

Weiße Flecken auf der Landkarte

Von Freitagabend bis Sonntag sind wir in den Bergen um Glen Lyon in Schottland. Mobiles Internet habe ich zuletzt in Perth, auf den dreißig Kilometern hinter Aberfeldy gibt es dann auch keinen Handyempfang mehr (jedenfalls für Kunden von Tesco Mobile, also im O2-Netz). Gut, dass wir uns nicht vom Berg retten lassen müssen, das wäre schwierig geworden – also etwa so schwierig, wie es bis etwa 2000 eben war.

Ich notiere das, damit man später weiß, dass es solche Gegenden auch 2015 noch gab.

Kathrin Passig

12. April 2015

Don’t Risk it! Print it!

So wirbt ein Plakat über der Reihe von Fotoausdruckgeräten im Tesco-Supermarkt Dundee. Abgebildet sind zwei Artikel aus der Onlineausgabe von Zeitungen: "Print out your photos or risk losing them, warns Google boss" aus der *Daily Mail* und "Print out digital photos or risk losing them, Google boss warns" aus dem *Telegraph*. Die Artikel beziehen sich auf einen Vortrag, den Vint Cerf im Februar 2015 gehalten hat. Der Miterfinder des Internets hat darin offenbar gesagt: "If there are pictures that you really really care about then creating a physical instance is probably a good idea. Print them out, literally."

Die Bildquellen bei "Photos printed in minutes from" sind: Cameras, iPhone, Mobiles, Memory cards, Instagram, Facebook.

Kathrin Passig

Zwischen 1995 und 2015

Eine unerwartete Handshake-Nachricht

Privat benutze ich Mailadressen von kostenlosen Mailprovidern. Weil ich an wechselnden Rechnern sitze, verwende ich dafür kein Mailprogramm, sondern schreibe immer im Browser. Nach dem Versenden zu erfahren, dass die Nachricht nicht unterwegs zum Empfänger ist, sondern aufgrund eines Verbindungsfehlers im Nichts gelandet, ist eine bittere Erfahrung. Je nach Laune gebe ich fluchend auf oder mache ich mir die Mühe, das Ganze von neuem einzutippen; in bedeutenden Fällen sogar noch ein zweites Mal. Es geht jedes Mal flotter, denn irgendwann kenne ich den Text sowieso auswendig.

Aber schon bald ist das nicht mehr nötig. So wie ich bei allen anderen Programmen ständig per Tastaturbefehl zwischensichere, gewöhne ich mir an, in Freemail-Fenster eingegebene Texte zu kopieren, bevor ich sie abschicke (Apfel A, Apfel C). Das geht fix und bewahrt mich vor Wutausbrüchen – bis ich von 2001 an nicht nur zwischen verschiedenen Macs wechsele, sondern hin und wieder auch an einem Windowsrechner sitze. In der Tastaturbelegung

dort funktionieren die vertrauten Shortcuts nicht. Da ich diese nicht bewusst verwende, sondern die Finger das alleine machen, werden lange E-Mails jetzt regelmäßig durch ein schlichtes »c« ersetzt, anstatt in den Zwischenspeicher zu wandern. Erstaunlicherweise lässt sich das nicht rückgängig machen, sie sind weg. Es dauert eine Weile, bis ich mein Repertoire um »Strg A, Strg C« ergänzt habe und ohne größere Verluste zwischen den verschiedenen Apparaten pendele.

Nach jahrelangem Aufenthalt in Apple-Arbeitsumgebungen mit relativ stabiler Netzverbindung scheint meine Textsicherungsabteilung jedoch schlampig geworden zu sein. Stelle ich an einem sonnigen Morgen im April 2015 fest, als eine Mail im Orkus verschwindet, weil »die SSL-Gegenstelle die Handshake-Nachricht, die sie empfangen hat, nicht erwartet« hat, und sich im Zwischenspeicher nichts befindet als die armselige kleine URL, die ich in die Mail hineinkopiert hatte.

Undine Löhfelm

12.4.2015

Schätzchen für den Sondermüll

Eine Freundin hat uns für die Dauer ihres Urlaubs ihr Auto geliehen, und das ist für uns der Anlass, endlich mal alles nach Elektroschrott und Sondermüll zu durchforsten, den wir nur per Auto zur Sammelstelle der Berliner Stadtreinigung bringen können – sonst ist es nicht zu transportieren. Beim Suchen in Büro und Wohnung kommt einiges zusammen. Vor allem aber: wir finden Dinge, die nach mehreren Umzügen eigentlich gar nicht mehr in unserem Besitz sein sollten, weil die dazu gehörenden Geräte längst verschrottet sind.

Zum Beispiel der Komplettsatz des Betriebssystems Windows 3.1. Mehr als 20 Jahre alt. (Windows 3.1 war die erste richtig benutzbare grafische Oberfläche für Computer mit dem Betriebssystem MS-DOS von Microsoft

und wurde zwischen 1992 und 1994 vertrieben.) Auf Disketten im Format 3 ½ Zoll. Immerhin schon den 'größeren', die 1,44 MB (kein Schreibfehler; in Worten: eins komma vier vier Megabyte) an Daten fassten. Zum Vergleich für die Nachgeborenen: Das obige Disketten-Foto wurde mit einem Handy aufgenommen und hat in der Originalgröße – weil die Kameraeinstellung auf acht Megapixel reduziert wurde - schon zwei MB, hätte also nicht auf eine Diskette gepasst.

Nun war auch Windows 3.1 schon größer als 1,44 MB, wurde also auf sieben solcher Disketten geliefert, von denen es, eine Diskette nach der anderen, auf dem Rechner installiert wurde. Andere Programme, zum Beispiel der Treiber für die Maus, passten dagegen auf die normalen 3,5-Zoll-Disketten mit einem Fassungsvermögen von 720 Kilobyte.

(Einen Computer mit Diskettenlaufwerk besitzen wir seit bestimmt gut zehn Jahren nicht mehr, keine Ahnung, warum die Disketten noch da sind.)

Solche Datenträger sind leicht entsorgt (als Sondermüll), aber wir haben auch Gewichtigeres ins Auto gepackt. Einen Apple-Laserdrucker (Laser Writer 16-600) aus den frühen 1990er-Jahren, rund zehn Kilogramm schwer und vermutlich damals ähnlich viele Kilo-Deutsche Mark teuer. Damals ein absolutes Profi-Gerät, das im Prinzip bis auf den heutigen Tag funktioniert – wenn man noch einen Rechner mit Centronics-Schnittstelle hat oder den Schwarz-Weiß-Drucker mit den passenden Kabeln in einem Netzwerk betreibt. Und die passenden Treiber dafür findet. Mit anderen Worten: Für Nerds mit mehr Zeit als uns.

Anderes funktioniert leider nicht mehr. Zum Beispiel der Sony Clié PEG-NX80, der zusammen mit anderen PDAs (Personal Digital Assistants) bis zum Aufkommen der Smartphones eines der Top-Geräte für das mobile Nutzen von Daten war. Er ist tot, vermutlich liegt's am Akku, und ein emsiger Bastler könnte ihn reparieren. Wenn er die Ersatzteile bekommt.

Der Rest ist eher langweilig. Unmengen von Kabeln, die mal entscheidend waren für den Betrieb bestimmter Geräte und für teures Geld angeschafft wurden. Elektrorasierer, eine defekte Kaffeemaschine, ein zerbröselter Stereokopfhörer. Und viele, viele CDs mit einst wichtiger Software. Die heute nur noch als Untersetzer für den Kaffeebecher taugen. Aber davon braucht man ja auch nicht so schrecklich viele.

Thomas Wiegold

12. April 2015

Making of Techniktagebuch-Archäologie

Für meinen Artikel über meine PDAs brauche ich Daten, ohne Hilfe kann ich meine Geräte-Geschichte nicht mehr rekonstruieren.

Seit ca. 2001 habe ich ein fast vollständiges Mail-Archiv. Es fehlen die Jahre davor (Festplattencrash ohne ordentliches Backup) und ein paar Monate ca. 2004, als noch einmal meine Festplatte den Geist aushauchte und das jüngste Backup zu alt war.

Meine Mails sind von Pegasus Mail nach Thunderbird umgezogen – die Pegasus-Jahre leider ohne Anhänge, die trennte dieses Programm damals platzsparend ab; lange Jahre alles offline auf einem Rechner und hoffentlich irgendwo auf CDs gesichert. Mobil rufe ich Mails bis zum nächsten Umzug mit mail2web.com ab. Schließlich wandern die Mails auf anderer Leute Computer, ich ziehe alles nach GMail um, da liegen sie immer noch. (Der Umzug war anstrengend: Den GMail-Account in Thunderbird einrichten, dann nächtelang Mails vom lokalen Account in den neuen kopieren, alles von Hand angestoßen.)

GMail sucht ordentlich schnell im Unterschied zu lokalen Maildatenbanken (inklusive der trägen Exchange-Postfach-Suche im Büro); ich kann einfach »Palm« eingeben und bekomme Kaufbestätigungen und Rechnungen für alte Geräte. Erschwert wird die Archiv-Arbeit hauptsächlich durch sparsame Produktbeschreibungen; besonders wenig steht in den Kaufbestätigungen von eBay und Amazon, aber auch anderswo steht selten mehr als Produktbezeichnung und Preis.

Was mit GMail nicht so gut geht, wie es mutmaßlich früher ging: Wirklich alles durchsuchen – wann ich meine Mail-Clients gewechselt habe (was eigentlich recht einfach im Mail-Header festzustellen wäre), muß ich grob schätzen.

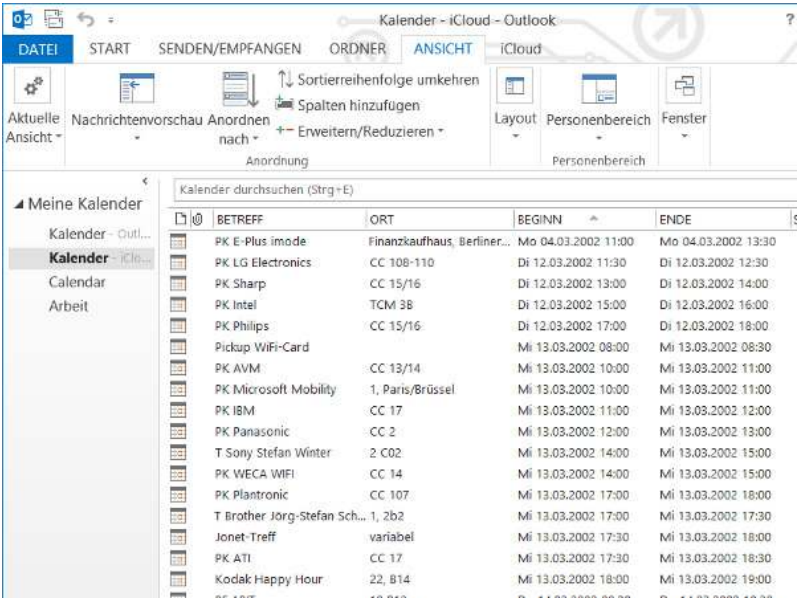
Felix Neumann

12. April 2015

Im Keller von Outlook finde ich vergammelte Termine

Schon seit langem frage ich mich, was in Outlook oder anderen Computer-Kalendern mit den abgelaufenen Terminen passiert. Werden sie irgendwann gelöscht? Kommen sie in den Meetinghimmel? Jetzt weiß ich es, seit ich in Outlook 2013 im Kalender auf die Listenansicht klickte und im Keller die Terminleichen fand:

Der PC vergisst nichts. Alle alten Termine sind in noch da, offensichtlich seit ich diese zum ersten Mal (neu) angelegt habe. Über die Jahre habe ich die PST-Datei in Outlook bei Programmwechsel immer exportiert und in das neue importiert.



Der erste Termin ist die Pressekonferenz zur Deutschland-Einführung von i-mode, dem Kirmes-Service von E-Plus.

An manche Termine erinnere ich mich sogar noch genau, auch wenn sie viele Jahre her sind. Dazu sorgt iCloud für lustige Effekte: Verknüpfung mit völlig unsinnigen Kategorien, viele Einträge doppelt oder mit sinnlosen Überschriften.

Thomas Jungbluth

13.4.2015

Der Reinigungsautomat

Im Brüsseler Justus-Lipsius-Bau, dem Sitz des Rates der Europäischen Union, gibt es stationäre „USB Malware Cleaner“. Dort kann man offenbar Laptops/Smartphones/Tablets via USB anschließen und von Schadsoftware befreien, wie auch immer das funktionieren soll. Man beachte die Symbolik auf der mysteriösen Maschine:

Auch stehen auf jeder Etage des Gebäudes mehrere Aktenschredder herum. Es scheint den Ratsmitgliedern sehr wichtig zu sein, stets die Möglichkeit zu haben, „Dinge“ rasch „verschwinden“ zu lassen.

Torsten Gaitzsch

13.4.2015

Der defekte Schaumspender

Vor der Kantine des Europäischen Parlaments in Brüssel steht ein „InstantFoam Hand Sanitiser“. Schon aus Techniktagebuch-Dokumentationsgründen, aber auch aus Hygienebewusstsein möchte ich das Gerät benutzen, allein: Es funktioniert nicht. Das mit dem Label „touch free“ ausgewiesene Teil reagiert weder auf mein Herumgewedel noch auf sanften bis mittleren Druck. Auch die folgenden Wochen wird der Seifenschaumspender nicht wieder in Betrieb genommen. Also ist es ratsam, die Handreinigung vor dem Mittagessen in einem regulären Parlaments-WC vorzunehmen. Wie das – in zehn einfachen Schritten – geht, bekommt man zum Glück auf Schautafeln erklärt:

Torsten Gaitzsch

2009 bis 2015 . . . aber nicht mehr lange

Mit Webcams flirten statt mit Gesprächspartnern

Im Januar 2009 reise ich nach Toronto und verbringe die nächsten fünf Jahre jeweils drei bis vier Monate dort, jedes Jahr im Winter und Vorfrühling. Für alle restlichen Monate, zurück in Deutschland, biete ich meinen kanadischen Freunden Skype an. Doch mich deprimieren diese Gespräche eher.

Denn entweder, a) ich schaue auf den Bildschirm und das Skype-Fenster.

Oder b) auf die Kamera über meinem Bildschirm.

Bei a) schaue ich meinem Gesprächspartner direkt ins Gesicht. Doch er selbst sieht dann nicht meine Augen, sondern nur jemanden, der nach unten schaut.

Oder b) ich schaue direkt in die Kamera. Mein Partner glaubt dann, ich sehe ihn an. In Wirklichkeit starre ich auf die Webcam und bekomme den Video-Bildausschnitt nur noch aus den Augenwinkeln mit.

Direkten Blickkontakt gibt es bei Skype keinen. Nie. Dazu müssten beide Webcams in der Mitte des Bildschirms hängen. Die meiste Zeit sehe ich aus den Augenwinkeln, wie meine kanadischen Freunde nach links unten kucken: mir "in die Augen".

Beim Schreiben dieses Eintrags erfahre ich: erste Lösungen sind in Arbeit. Computerprogramme, die den Winkel von Gesicht und Pupillen so neigen und verzerren, dass man den Bildschirm ansehen kann, doch dabei aussieht, als würde man direkt in die Webcam sehen. www.winbeta.org/news/catcheye-and-kinect-allow-you-have-eye-contact-over-skype

Stefan Mesch

12./13.4.2015

Geburtstagsgeschenke. Zwischen analoger Vertrautheit und Technikbegeisterung

L. wird 52 und feiert Geburtstag.

Sie bekommt einen USB Stick, vollgepackt mit Techno-Musik. Weil Geschenke ja hübsch aussehen sollen, hat D. extra ein kleines Playmobilfrauschgerl mit ihrem Dremel ausgefräst und auf dem Stick befestigt.

8GB

Selbst hat sich L. schon die Traktor DJ Software geschenkt, die auf ihrem iPad installiert ist. Als Gutschein schenken wir ihr ein bisschen Geld für ein Traktor DJ Kabel, das es ermöglicht, Musik vorzuhören, um das DJ-Set schön abzumischen. Das Split-Kabel hat L. aber als Leihgabe schon vor Ort und zeigt es uns.

Ein Geschenk wird um Mitternacht übergeben und sofort ausprobiert. Es handelt sich um die UE Boom-Box, einen portablen Lautsprecher, der sich per Bluetooth mit dem iPhone oder iPad verbindet und einen wirklich tollen Sound produziert. Theoretisch lassen sich auch zwei dieser Lautsprecher über eine Bluetooth-Schnittstelle verbinden, trotz eilig herbeigeholter Zweit-

box durch eine der Anwesenden klappt das allerdings auch nach längerem Probieren nicht. Vermutlich liegt es daran, dass der neue Lautsprecher noch nicht upgedatet ist und sich daher mit dem bereits upgedateten älteren Lautsprecher nicht versteht.

Am nächsten Tag wollen wir, dass das iPad gleichzeitig über den per Bluetooth verbundenen Lautsprecher als auch per Klinkenanschluss über Kopfhörer Musik auswirft. Das klappt nicht. Zwar lässt sich, nach Konsultation des Techniktagebuch Redaktionschats, über das Airplay-Menü verhindern, dass die Kabelverbindung immer Vorrang hat und der Sound trotz Belegung des Klinkenanschlusses aus dem per Bluetooth angesteuerten Lautsprecher kommt, aber beides gleichzeitig gelingt nicht.

Nachtrag: auf Empfehlung eines befreundeten DJs wird die Boom-Box jetzt gegen den portablen Lautsprecher eines anderen Anbieters umgetauscht. Dieser Lautsprecher kann nicht nur über Bluetooth, sondern auch über Klinke verbunden werden und löst so das Problem, nicht gleichzeitig den Lautsprecher und den Kopfhörer mit Sound versorgen zu können. Mit dem Split-Kabel geht das dann ganz einfach.

Neben der Technik gibt es eine Graphic Novel als Papierbuch. Eigentlich sind die meisten der Anwesenden inzwischen eBook-Leserinnen, aber sobald es graphisch wird, gibt es einen Reflex, dass das auf echtem Papier irgendwie schicker ist. Vermutlich ist das eine Übergangserscheinung.

Für entspanntes Lesen vor der Tür bekommt L. noch zwei Kissen in Kiwi- und Wassermelonen-Optik, damit sie sich keine eckigen Abdrücke von der Metalltreppe in den Hintern sitzt. Die Kissen sind zwar keine technischen

Geschenke, aber weil sie so hübsch aussehen, habe ich sie trotzdem fotografiert. Man muss sich ja nur vorstellen, dass L. nebenbei mit ihrem neuen portablen Lautsprecher Musik hört.

Eine sehr schöne Geburtstagsfeier mit Frauen um die 50, die zwischen analoger Vertrautheit und Technikbegeisterung ein bisschen umherirren. Aber das ist eigentlich ein schöner Zustand. Schließlich können wir alle googlen.

sleeplessdarkhorse

9. und 13.4.2015

Asynchrone Kommunikation

Am 9. April um kurz vor Mitternacht warte ich am Bahnhof von Inverkeithing darauf, abgeholt zu werden. Nach einer Weile wird mir klar, dass meine SMS-App Google Hangouts, die bisher alle meine Nachrichten an den smartphonelosen Aleks ohne Rückfrage als SMS verschickt hat, sich zur Übermittlung der Nachricht von meiner Ankunft für Google Hangouts entschieden hat, einen Chat, den wir beide nicht nutzen.

Ich schicke unter Zuhilfenahme einer entweder neu aufgetauchten oder bisher übersehenen Auswahloption zwei echte, traditionelle, kostenpflichtige SMS-Nachrichten: “Das blöde Google Hangouts hat mich betrogen und meine Nachricht nicht als SMS verschickt. Und du bist jetzt vermutlich am Flughafen.” sowie “Ich hingegen in Inverkeithing.”

Etwas später taucht Aleks doch noch auf. Wir unterhalten uns darüber, was passiert wäre, wenn wir uns wirklich verfehlt hätten, und wie immer haben wir schon mehrere Möglichkeiten erörtert, bis einem von uns einfällt, dass man theoretisch ja auch telefonieren könnte.

Schon am 13. April abends geht die zweite der beiden SMS-Nachrichten auf Aleks’ Handy ein. Ich fange an, diesen Beitrag zu schreiben, und bis ich fertig bin, ist auch die erste SMS da.

Kathrin Passig

15.04.2015

“Tut uns leid, aber diese URL ist seltsam. Vielleicht probierst du es stattdessen mit dem Embed-Code.”

Diese typisch lässige und unklare Meldung von Tumblr erscheint, als ich einen Song von Youtube zu Tumblr teilen will.

Natürlich habe ich keine Lust, es vielleicht mit dem Embed-Code zu probieren, wenn mir das schon so direkt vorgeflüstert wird. Viel mehr interessiert mich der Grund für die “seltsame” URL.

Ich versuche es mit anderen Youtube-Videos. Auch bei ihnen erscheint diese Meldung. Nun vermute ich ein Problem mit ProxTube, einem Add-on für Firefox, das mich in die USA umleitet, damit ich mir für Deutschland gesperrte Youtube-Videos ansehen kann. Seit 2009 streiten sich die GEMA und Youtube. Pech für den Youtube-Nutzer mit deutscher IP: 2013 sind angeblich 61,5 Prozent aller Youtube-Videos in Deutschland gesperrt, wie viele es heute sind, weiß ich nicht. Wahrscheinlich mehr. Ein Ende des Streits ist nicht in Sicht.

Nach dem Deaktivieren von ProxTube bleibt Youtube weiterhin seltsam. 30 Minuten nach dem ersten “das dauert sonst 3-Mausklicks-lang” Teilungsversuch habe ich das Video immer noch nicht geteilt, auch das Problem von Tumblr mit Youtube noch nicht verstanden, nach Informationen gegoogelt, die ich schon kannte, den Embed-Code nicht angerührt und es stattdessen mit einem Techniktagebuchbeitrag probiert.

Sokoban-Spielerin

15.4.2015

Die Selbstscankassenschlange

Mittags im schottischen Tesco-Supermarkt warten etwa zehn Leute vor den Selbstscankassen, von denen hier mittlerweile neun Stück stehen. (In allen Selbstscankassenbereichen, die ich bisher gesehen habe, gibt es nur eine einzige Warteschlange für alle Geräte, das fairere und effizientere System.)

An den zwei traditionellen Kassen wartet überhaupt niemand und ich komme sofort dran.

Kathrin Passig

April 2015

Nachts kann man keine Bücher verlängern

Mir fällt mitten in der Nacht siedend heiß ein, dass ich schon wieder vergessen habe, Bücher in die Bücherei zurückzubringen. In meinem müden Kopf addieren sich die Verspätungsgebühren zu solchen Unsummen zusammen, dass Privatinsolvenz droht.

Weil ich also eh nicht schlafen kann, beschließe ich, aufzustehen und die Bücher jetzt gleich auf der Stelle sofort und ohne weiteres Zögern online zu verlängern. Dass das geht weiß ich, ich habe das schon öfter gemacht und bin sehr glücklich, dass es so einfach funktioniert.

Ich krame also den Büchereiausweis aus dem Portemonnaie und logge mich mit meiner Mitgliedsnummer als Nutzernamen und meinem Geburtstag als Passwort ein. Dann gehe ich dahin, wo man die Bücher verlängern lassen kann und lande auf einer Seite, die mir erklärt, dass man in der Zeit von Soundso bis Soundso aus Datenschutzgründen leider keine Bücher verlängern lassen kann. Die genauen Zeiten sind mir entfallen, es läuft aber darauf hinaus, dass man nachts bei der Stadtbibliothek Essen online keine Bücher verlängern kann. Offline natürlich genauso wenig, das wäre ja noch schöner.

Immerhin weiß ich jetzt, dass sich die Unsummen Verspätungsgebühren auf exakt 1,50 Euro belaufen und beruhige mich wieder ein wenig.

Am nächsten Tag gehe ich vor der Arbeit noch an der Bücherei vorbei und werfe die Bücher in den dafür vorgesehenen Kasten. Die Gebühren kann ich so nicht zahlen und bin sie der Bücherei bis heute schuldig.

Anne Schüßler

15. April 2015

Tolle japanische Bezahlsysteme für Ansässige. Oder halt Bargeld

2007 kommt in Mexico dank meiner EC-Karte Bargeld aus dem Automaten. 2009 klappt das in einem Vorort von Shanghai. Ich plane, nie wieder Devisen zu tauschen. 2013 komme ich weder in der Türkei noch den USA trotz großem Maestro-Zeichen an den Maschinen an Bargeld. Ich sperre mir jedesmal die Karte bei den verzweifelten Versuchen, das funktioniert also noch. Die deutschen Banken haben Maestro durch V Pay ersetzt. Wäre sicherer, sagt man mir, als ich anrufe.

2015 funktioniert in Japan ebenfalls kein V Pay, ich lese das vorsichtshalber mal nach. Kreditkarten sind ebenfalls nicht so verbreitet, schreiben die Reiseführer. Ersetzt durch tolle japanische Bezahlsysteme für Ansässige, sagen die Nachbarn, die Jahre in Tokyo gewohnt haben und stecken mir mitleidig am Abend vor Abflug ihr Restbargeld zu. Es reicht zwei Tage. Die Wechselstuben an den großen Bahnhöfen nehmen nur Bargeld. Natürlich kann man mit der PIN seiner Kreditkarte Geld abheben, wenn man sie denn weiß oder sieben Werktage vorher angefordert hat. Also Essen bei McDonalds, da wird man schon … ich nehme alle Mahlzeiten des Tages bei Starbucks ein.

Roland Krause

16. April 2015

Berliner Behörden sind besser als ihr Ruf (II)

Ich bin Strohwitwer und abends von Johanna und Alfons[1] zum Essen eingeladen. Bequemerweise ist die Einladung dergestalt, dass beide zu mir kommen und sogar die Lebensmittel mitbringen. Während Alfons in der Küche eine vegetarische Köstlichkeit zaubert (bei der Zucchinis so in Streifen geschnitten werden, dass sie wie Nudeln aussehen) plaudern Johanna und ich im Wohnzimmer über Bücher. Dabei erzähle ich ihr auch vom Techniktagebuch. Und da fällt mir wieder der Artikel Berliner Behörden sind besser als ihr Ruf von sleeplessdarkhorse zu den Berliner Kfz-Zulassungsstellen ein. Im Artikel wurde die Frage nach der Bedeutung der unterschiedlichen Farben auf der Anzeigetafel für die Wartenummern aufgeworfen. Da Johanna – Glückes Geschick – in einer der beiden Zulassungsstellen arbeitet, habe ich sie gebeten, das Rätsel aufzulösen.

Und hier kommt the rest of the story:

Die Kfz-Zulassungsstelle hat an den Computern ihrer drei Mal acht Arbeitsplätze eine Software, mit der die Bearbeiterinnen zunächst einen neuen Kunden aufrufen können. Die Software wählt aus den anstehenden Wartenummern die nächste aus und schreibt sie in rot auf die "Aufrufanzeige" (so der eigentliche Name) im Wartebereich. Neben der Wartenummer steht ebenfalls rot eine Zahl, die den Arbeitsplatz angibt, an dem der Kunde erwartet wird.

Sobald die Bearbeiterin also einen Kunden aufgerufen hat, erscheint auf ihrem Monitor ein Dialog "Ist der Kunde erschienen?". Nun hat der Kunde 90 Sekunden Zeit, um den angezeigten Arbeitsplatz aufzusuchen. Erscheint er, wird der Dialog bestätigt. Schafft er es nicht, wird automatisch die nächste Wartenummer aufgerufen.

1. Namen geändert

Die Kombination Wartenummer/Arbeitsplatz wechselt während der Bearbeitung automatisch die Farbe von rot zu schwarz. Die schwarzen Zahlen geben also an, welche Wartenummer gerade an welchem Arbeitsplatz bedient wird. Leider konnte mir Johanna nicht sagen, wen diese Angabe interessieren soll, wenn beide Parteien doch zu diesem Zeitpunkt nicht im Wartebereich sind.

Quelle des Fotos: “I.” Freundin von sleeplessdarkhorse

Frank Schiersner

16.04.2015

Blüten von der Bank of China

Wir sind in China in einer für chinesische Verhältnisse kleineren Stadt südlich von Guilin und benötigen Bargeld. Das Abheben mit Kreditkarte und Pin an ATM-Geldautomaten hat sich als problemlos erwiesen. Um einigermaßen auf Nummer Sicher zu gehen, dass mit unseren Kreditkartendaten kein Unfug angestellt wird, wählen wir Automaten von Banken, die uns vom Namen her vertrauenswürdig erscheinen, wie z. B. “Bank of China”.

Unsere Reisebegleiter ziehen eine vierstellige Summe Yuan (was der Automat ihnen so geben mag) und stecken das Geld ein. Am Abend darauf flucht ein Taxifahrer im wüstesten Mandarin (nehmen wir an): Mit dem Geld scheint etwas nicht zu stimmen. Dass es sich um Falschgeld handeln könnte, liegt aber fern, schließlich kam es aus einem offiziellen Automaten der Bank of China, wie wir problemlos nachvollziehen konnten. Aber auch am nächsten Tag will niemand die Scheine annehmen, z. B. an den diversen Eintrittskartenverkaufsstellen zu Tempeln etc.

Beim näheren Hinschauen merken wir dann, dass wir einen ganzen Stapel Scheine mit gleichen Nummern hatten. Das Papier fühlte sich auch glatter an als bei anderen Scheinen, das Wasserzeichen schien blasser. Die mit den Euroscheinen vergleichbaren Merkmale wie holografisch wirkender Sicherheitsstreifen und gedruckte Zahlen mit changierenden Farben waren aber gut gelungen.

Markus Winninghoff

F605508532
100
F605508532
100
F605508532
100
F605508532
100
F605508532
100
F605508532
100
F605508532
100

17. April 2015

Großraumflugzeuge auf Kurzstrecken

Bei der Lufthansa hieß der A300, der als Großraumflugzeug auf Kurzstrecken konzipiert war, Kontinental-Schaufel, also *con-shovel*. Er schaufelte pro Flug typischerweise 250 Passagiere von Berlin nach Frankfurt, bis die A300-Flotte 2009 außer Dienst gestellt wurde. Im Airliners-Forum war er eine feste Größe, aber als ich dann noch mal damit flog, fiel mir der Unterschied zu anderen Maschinen nicht auf.

Heute fliege ich mit einer B777-300 der Japan Airlines von Tokio nach Okinawa. Laut Seatguru ist Platz für 500 Passagiere an Bord, damit hat die Maschine doppelt so viele Sitze wie die B777-300, die mich nach Japan geflogen hat. Die vielen Menschen strömen innerhalb von 20 Minuten an Bord, vermutlich weil ich der einzige Europäer an Bord bin und so den Betrieb nicht wesentlich aufhalten kann. Die Maschine ist voll besetzt, soweit ich sehen kann. Es ist sagenhaft eng, aber meine Beine sind angenehm kurz. Das Flugzeug sieht frisch überholt aus. Es gibt keine Bildschirme in der Lehne des Vordersitzes, sondern nur ein paar alte flache Schirme, die allesamt so überstrahlt sind, als würden wir permanent in die Sonne drehen, aber WLAN und neue Ledersitze.

Ich lasse das WLAN in Frieden und schlafe wie die vielen Kinder in den Sitzen um mich herum.

Roland Krause

18.04.2015

Synchronisierte Werbung in China

Ich fahre ein paar Stationen mit der Metro (U-Bahn) der chinesischen Stadt Xi'an (in deren Nähe man die Terrakotta-Armee gefunden hat).

Als ich aus dem Zugfenster in einem Tunnel hinausschaue, sehe ich draußen an der Wand ein klares Fernsehbild, Werbung, nehme ich an. Ich schließe daraus, dass der Tunnel auf etlichen Metern Länge mit einem sehr langen Display ausgestattet ist, auf dem sich der Film exakt mit der gleichen Geschwindigkeit wie der Zug bewegt. (Die Streifen in dem von mir aufgenommenen Filmchen dürften auf Interferenzen der Aufnahme- und Bildwiederholfrequenz zurückzuführen sein.)

Update: Im Techniktagebuchredaktionschat macht mich Kathrin Passig darauf aufmerksam, dass man so etwas ähnliches auch mal in Berlin mit Diaprojektoren versucht hat. Das hat aber wohl nie so richtig funktioniert.

www.youtube.com/oce3na-wUxY

Kurz zuvor fallen mir Punktmatrixdisplays auf den Dächern der Taxen auf. Ich nehme an, dass dort (ebenfalls) Werbung angezeigt wird. Die wechselnden Werbebotschaften ändern sich auf den Dächern aller Taxen gleichzeitig. Spooky! (Habe aber leider keinen Film davon).

Markus Winninghoff

18.04.2015

Alles schläft – einsam wacht

Der Urlaub ist vorüber. Der letzte Tag hatte es noch mal in sich: Aufstehen um 8 Uhr morgens, rumlaufen, rumstehen, rumgucken, bis letztendlich um 2 Uhr in der Nacht der Rückflug starten sollte. Die kognitiven Fähigkeiten sind auf dem Tiefpunkt angekommen. Das soll sich auch bei der Bedienung elektronischer Geräte zeigen.

Wir sitzen ziemlich geschafft im Flieger von Peking nach Frankfurt. Das Essen kurz nach dem Start erlebe ich schon nicht mehr im Wachzustand, dann legt sich die Müdigkeit auch über die anderen Mitreisenden. Alle schlafen.

Alle schlafen? Nein. Ein kleines elektronisches Gerät – vergessen in den Tiefen des Handgepäcks – wacht hoch droben in den Gepäckablagen über den GSM-Funkverkehr im Luftraum Asiens. Vergessen auszuschalten, zeigt es uns voller Stolz am nächsten Tag, was es über der Mongolei aufgefangen hat:

Der Screenshot ist später, wiederum in einem Flugzeug, entstanden. Diesmal war der Flugmodus ordnungsgemäß eingeschaltet.

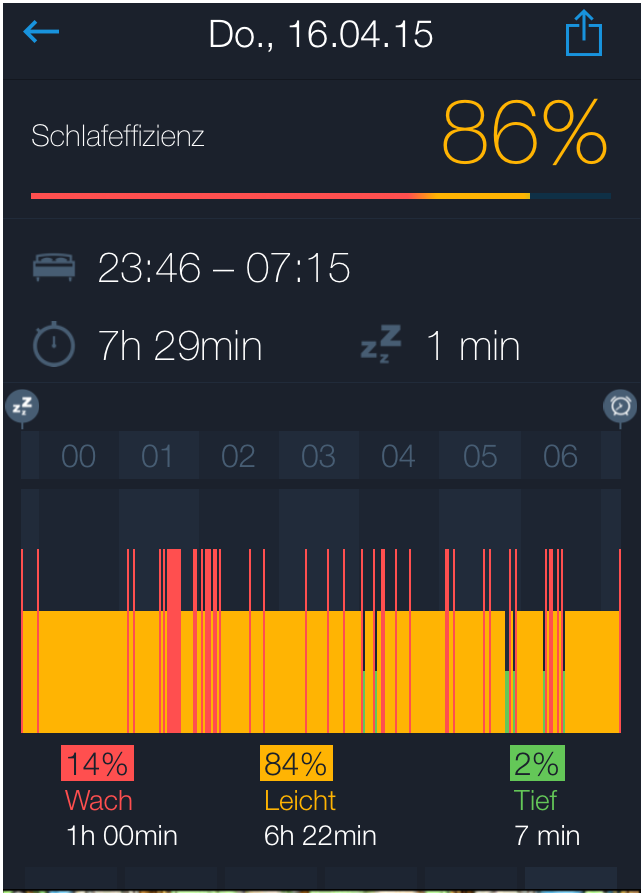
Markus Winninghoff

18. April 2015

Das Handy misst Tiefschlaf

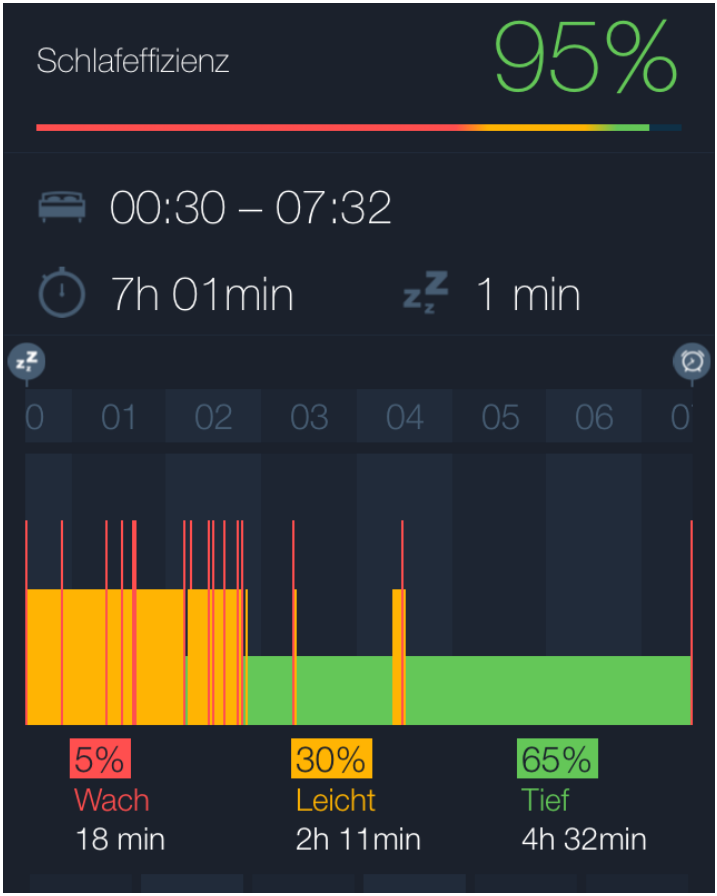
Seit sleeplessdarkhorse darüber geschrieben hat, nutze auch ich die App "Sleep Better", um über meinen Schlafrhythmus zu wachen. Natürlich habe ich mich nicht ausführlich darüber informiert, wie die App überhaupt funktioniert, aber ich meine, irgendwann mal gelesen zu haben, dass das Gyrometer im Telefon die Bewegungen der Matratze misst und daraus schließt, wie tief der Schlaf des oder der Schlafenden zu einem bestimmten Zeitpunkt ist. Der Wecker wird dann darauf eingerichtet, möglichst in einer Schlafphase zu klingeln, wo das Aufwachen leichtfällt.

Man legt das Handy also abends neben das Kopfkissen, geht schlafen und erwacht am nächsten Morgen mit einer Grafik der letzten Nacht, die ungefähr so aussieht:



Ich habe keine Ahnung, wie ein Mensch im Durchschnitt schläft und wie genau die Messung ist. Deswegen frage ich mich schon nach ein paar Nächten, ob die App überhaupt etwas misst, oder ob sie einem vielleicht einfach zufällige Diagramme ausspuckt, die ungefähr normalem Schlafverhalten entsprechen. Ist ja nicht so, als könnte ich es gut überprüfen.

Der Zufall kommt mir zu Hilfe. An diesem Morgen ist das passiert, was ich schon seit Nächten befürchtet habe. Ich habe während des Schlafens das Handy von der Matratze gefegt und es liegt neben meinem Bett auf dem Boden. Dank App kann ich auch genau sehen, wann, denn “Sleep Better” ist der festen Überzeugung, dass ich gegen kurz vor drei in eine nicht enden wollende Tiefschlafphase eingetreten bin (mit Ausnahme eines Erdbebens (?) um halb fünf).



Immerhin weiß ich jetzt, dass die App tatsächlich etwas misst. Bei der Verlässlichkeit bleibe ich skeptisch.

Alexander Matzkeit

1990er bis heute

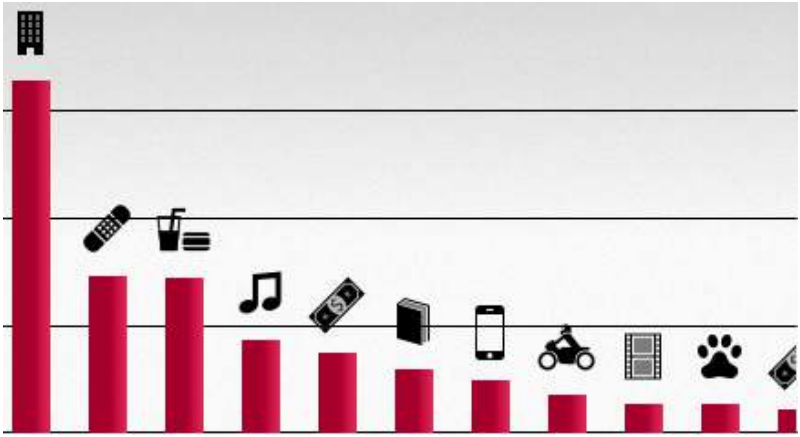
Ein Haushaltsbuch soll gegen die Geldnot helfen, muss aber erstmal gekauft werden

Da ich notorisch pleite bin, versuche ich das durch detaillierte Analyse meines Konsumverhaltens in den Griff zu kriegen. Ich führe ein Haushaltsbuch.

Erst schreibe ich kleine Oktavhefte voll, später lege ich ausführliche excel-Listen an, und schließlich, seit 2013, probiere ich verschiedene Budgetkontroll-Apps aus.

Doch leider alles ohne Erfolg, ich verbringe zwar viel Zeit mit der präzisen Erfassung meiner Ein- und Ausgaben, an meinem Kaufverhalten ändert sich jedoch nicht das geringste. <p class=äuthor»André Spiegel im Technikta-gebuchredaktionschat: Verhalten aufzeichnen, ohne es zu beeinflussen, der Traum der Wissenschaft.

Ich bekomme den Tipp, die verschiedenen Ausgabekategorien vorab mit einem Höchstbudget zu versehen, um mehr Anreize zu schaffen, meine selbstgesteckten Ziele zu erreichen. Meine aktuell verwendete App kann das leider nicht. Da ich aber wirklich sparen muss und nicht länger renitentes Äffchen in meinem eigenen Versuchslabor sein will, versuche ich es jetzt auf Empfehlung mit YNAB – You Need A Budget. Die Anschaffungskosten werden der erste Eintrag im Budgetposten Software sein.



Screenshot der App MoneyControl

sleeplessdarkhorse

18.04.2015

Ein magischer Roboter aus den 50ern

Der riesige Theresienwiesnflohmarkt, der in München alljährlich zum Frühlingsfest veranstaltet wird, ist immer auch eine Zeitreise in Technikvergangenheit. Ich schlendere in Begleitung des Mitbewohners zwischen den Ständen, immer ein Auge auf den sehr schlammigen Boden, der hin und wieder zum Teich wird. Zum Verkauf stehen bereits abgehalfterte Elektrofahrräder, weiterhin große Mengen an Vinylschallplatten, wenige Filme auf VHS-Kassetten (das Stück für ramschige 20 Cent), ein Käufer trägt eine mechanische Küchenmaschine vorbei .

Während ich mich eher beim Geschirr umsehe, kruscht der Mitbewohner bevorzugt in alten Büchern, Heften (zu meinem Entsetzen äußert er die Idee, von jeder je auf Deutsch erschienenen Heftromanserie eine Folge zu sichern) und Gesellschaftsspielen. An einem Stand fällt sein Blick auf eine große, flache Schachtel: “Der magische Roboter”.

Der Mitbewohner erinnert sich, dass er als Kind in den 1970ern mit einem ähnlichen, ererbten Spiel gespielt habe, nur dass die magische Figur ein Fakir gewesen sei.

Als der Mitbewohner gerade zahlt, spricht uns ein Herr an: Er sei vom Deutschen Museum, da werde gerade eine Ausstellung über Robotik geplant, ob er mal gucken dürfe? Der Begleiter zeigt das Spiel von außen und innen, dann erklärt er, dass es eigentlich nichts mit Robotik zu tun hat. Es enthält einen Stapel auswechselbare, Spielschachtel-große Blätter mit links einem Kranz Fragen und rechts einem Kranz Antworten. Die magische Figur wird im Zentrum des linken Kranzes in eine Halterung gesteckt, die sie durch einen Zapfen vorgegeben ausrichtet. Man dreht ihren Stab auf eine Frage. Dann setzt man die Figur mitten im rechten Kranz auf eine Metallfläche – und wie von Zauberhand deutet sie auf die korrekte Antwort. Bewerkstelligt wird das wohl mit einem Magneten.

Der Herr dankt sehr freundlich und geht weiter. Der Mitbewohner schaut mich an: „Und was mache ich jetzt damit?“

die Kaltmamsell

19.4.2015

Unexpected item in bagging area

Ich betrete den Selbstscankassenbereich bei Tesco, obwohl ich ein Bier (0,33 l) getrunken habe und es besser wissen sollte.

Die erste Frage der Kasse lautet, ob ich eine eigene Tasche dabei habe. Weil ich eine Tasche dabei habe und der Ablagebereich an der Kasse winzig ist, gehe ich davon aus, dass vielleicht das Terrorwaagensystem abgeschafft wurde und fange an, die Lebensmittel in die mitgebrachte Tasche zu packen. Schnell stellt sich heraus, dass die Tasche nicht reichen wird, ich hole eine Tüte und fange jetzt doch an, den Ablagebereich zu nutzen. “Unexpected item in bagging area!” sagt die Kasse mit der Stimme von Helena Breck. “Please remove item before continuing!” Weil ich nicht weiß, welches sie meinen könnte, entferne ich alle. Schon steht eine Erklärperson hinter mir und fragt, warum meine Items nicht in der *bagging area* liegen. Ich sage, dass ich sie nur entfernt habe, weil die Kasse es verlangte, lege alles wieder zurück und die Erklärperson scannt eine Karte, die der Kasse sagt, dass jetzt alles wieder gut ist.

Ist es aber gar nicht, ein Liter Saft ist ungescannt geblieben. Darüber kann sich die Kasse jetzt nicht mehr beschweren, sie muss sich mit dem falschen Gewicht auf der Waage abfinden. “Item not recognized!” sagt sie dafür beim übernächsten Produkt, und die Erklärperson muss wieder einschreiten. Ich kann gut nachvollziehen, dass es zu körperlicher Gewalt gegen diesen Typ

Selbstscankassen kommt und hoffe sehr, dass sich das Schweizer Modell langfristig durchsetzt. Einen Liter Saft finde ich bis dahin ein angemessenes Schmerzensgeld.

Kathrin Passig

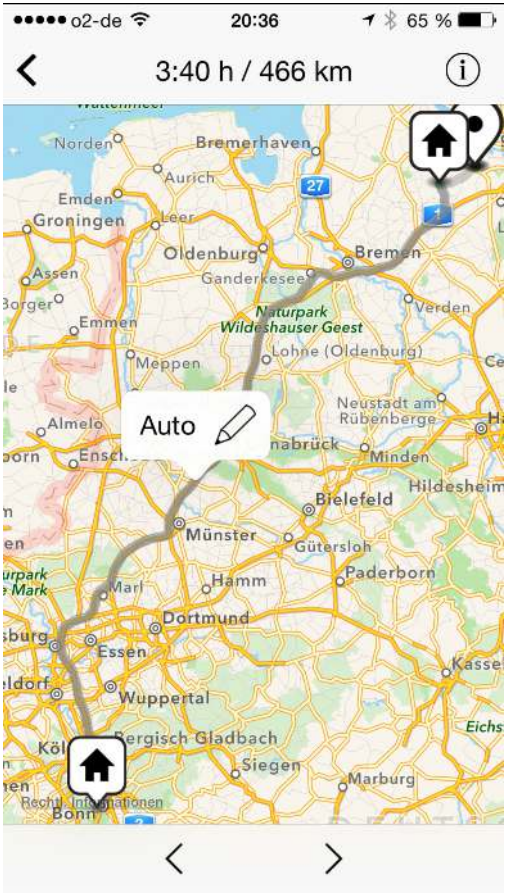
18. und 19. April 2015

Abschied vom Verkehrsfunk

Seit ich Besitzer eines Autos bin, nutzte ich auf Fernreisen den Verkehrsfunk, um auf dem Laufenden zu bleiben und gegebenenfalls kurzfristig auf Sperrungen oder sehr lange Staus reagieren zu können. Dabei nutzte ich den „Traffic Pilot“ genannten Service, der durch den Hinz-Triller ausgelöst das Radio lauter schaltet bzw. ein anderes Medium wie Kassettenspieler oder das angeschlossene MP3-Gerät für die Dauer der Durchsagen unterbricht.

Auf der Hinfahrt nach Hamburg navigiere ich – wie seit einiger Zeit fast ausschließlich – mit Hilfe von Google Maps. Die App hat den Vorteil, aktuelle Verkehrsdaten zu berücksichtigen, die von anderen Google-Nutzern eingespeist werden. Kommen die an einer Stelle langsamer als gewöhnlich voran oder stehen gar, dann berechnet die App das in die erwartete Ankunftszeit ein – eine Funktion, die mir schon oft geholfen hat und der eigentliche Grund ist, warum ich Google Maps und nicht zum Beispiel die Apples Karten-App nutze.

Auf der A1 ist viel los, es gibt Unfälle und Staus. Google bietet mir mehrmals geänderte Streckenführungen an, die mir am Ende gut eine Stunde Lebenszeit gespart haben werden. Nur wegen des Verkehrsfunks, der alle dreißig Minuten die Musik unterbricht, höre ich von Staus, ich sehe aber keine.



Screenshot der Hinfahrt aus der Moves-App. Statt auf die A1 östlich an Dortmund vorbei führte uns Google Maps an Duisburg entlang. Später wurde uns kurz vor Bremen empfohlen, einen Schlenker über eine Landstraße zu machen.

Auf der Rückfahrt nach Hause schalte ich die Traffic-Pilot-Funktion des Autoradios ab. Ich vertraue einfach darauf, bei einem Hindernis eine Empfehlung von Google Maps zu bekommen. Ich muss nicht mehr an Bundeslandgrenzen neue Sender suchen und vor allem kann ich zum ersten Mal unterbrechungsfrei meine Musik genießen.

Ich komme ohne Probleme zuhause an.

Johannes Mirus

April 2015

Ein Tuch, das mir als Tweet ein Kompliment ausspricht, das mir mein Kind 3.0 mal gemacht hat

Ich angle aus meinem Briefkasten eilig einen dicken Umschlag. Weil ich mit Einkäufen bepackt bin und meine Kinder mich begleiten, schaue ich nicht sofort rein, sondern nehme ihn ungeöffnet mit in die Wohnung.

Oben angekommen, ziehe ich ein großes Tuch aus dem Umschlag. Im Hintergrund Tohuwabohu und ich verstehe erst nicht. Ein Tuch? Eine Leserin hat mir ein Halstuch mit einem auf den ersten Blick etwas unharmonischen Muster geschickt. Das Begleitschreiben ist handschriftlich und aus der Schweiz. Natürlich verstehe ich es, aber manche Worte sind ein klein wenig anders, als es meinem Sprachgebrauch entspricht, und ich kann manche Worte so abgelenkt nicht lesen. I-nigma steht da.

Mein jüngstes Kind hat irgendein unaufschiebbares Anliegen, ich kümmere mich darum und mein Gehirn arbeitet einige Zeit ohne mich weiter.

Dann plötzlich fällt der Groschen.

I-nigma ist eine App zum Lesen von QR-Codes. QR-Codes spielen in meinem Leben kaum eine Rolle. Ich hab einmal einen gescannt, damit ich das auch gemacht habe. Der QR-Code klebte in einem Schaufenster eines Friseurladens neben den Öffnungszeiten und führte auf eine mobil kaum lesbare Website, welche die Öffnungszeiten des Friseursalons zeigten.

Ich gehe also zurück zum Tuch, breite es aus und versuche es mit einer meiner QR-Lese-Apps zu scannen. Erfolglos. Es ist zu groß. Ich stelle mich auf den Tisch, scanne wieder, es funktioniert nicht.

Also entschließe ich mich, tatsächlich die empfohlene App runterzuladen und zack noch in der Bewegung, mit der ich versuche das Tuch zu fixieren, piept es.

Es öffnet sich der Browser, der auf einen Tweet von mir geht. „Du bist so schön wie Godzilla, Mama“.

Ich falle fast vom Tisch, so toll finde ich das.

Ein Tuch, das mir als Tweet ein Kompliment ausspricht, das mir mein Kind 3.0 mal gemacht hat.

Wundervoll. Am liebsten würde ich all meinen internetaffinen Freundinnen ein solches Tuch schenken. Ich google gleich, wo man sie bekommen kann, werde aber nicht fündig. Die Nachfrage bei der schenkenden Leserin ergibt, sie hat das Prinzip selbst erfunden, das Muster selbst gezeichnet und den Stoff bedrucken lassen und daraus ein Tuch genäht.

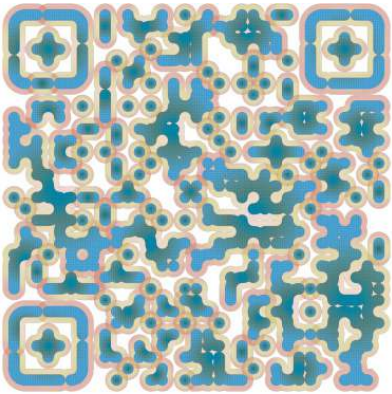
Immerhin hat sie mir verraten wie man ein solches Tuch herstellen kann. Das Muster entspricht schließlich nicht den gängigen QR-Code Kacheln und ist viel filigraner.

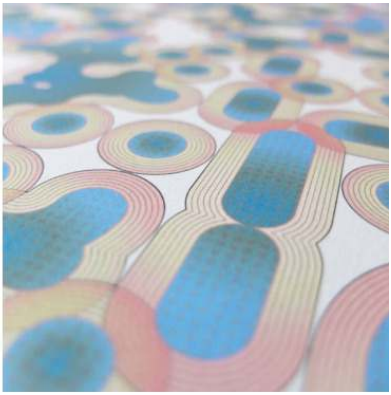
Die Idee basiert auf dem Projekt Lovecode, das ursprünglich Bilder zum Inhalt hatte. Jedes Bild existiert nur ein einziges Mal und ist ein Link zu einer persönlichen Webseite, die vom Besitzer, von der Besitzerin des Lovecodes bespielt werden kann.

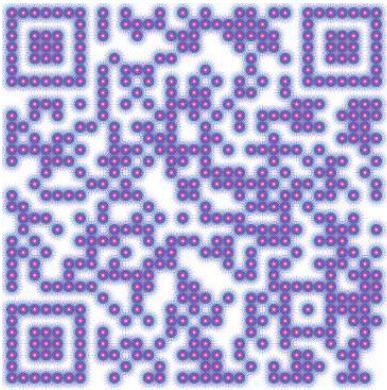
Auch mein Tuch ist (im Moment noch) ein Unikat, denn es ist am Computer „handgezeichnet“. D. h., Franca (so heißt die Grafikerin) hat sich QR-Codes genommen und ausprobiert, wie weit man künstlerisch vom Standard abweichen kann, ohne dass die Codes dabei unleserlich werden.

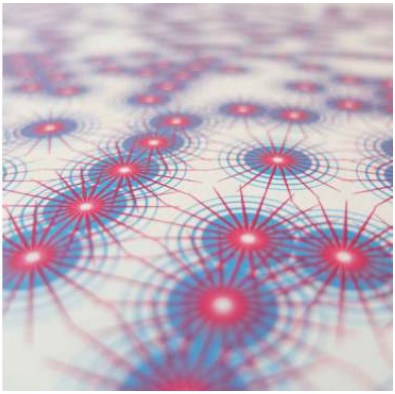
Das Resultat ist dann hier zu sehen:

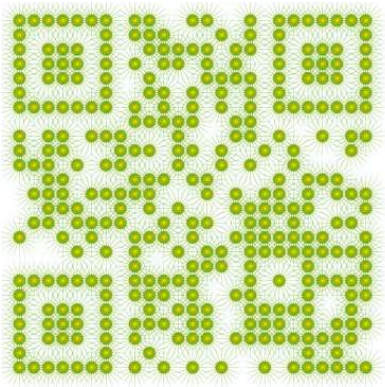
Die Möglichkeiten sind vielfältig und wunderschön, wie ich finde:

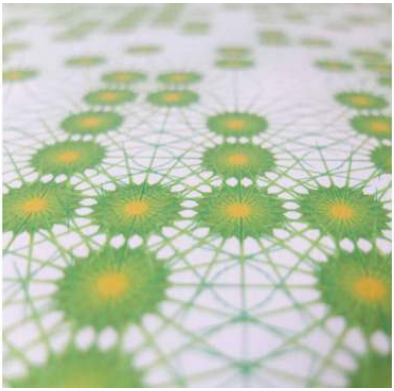












Franca fand es schön, einen Tweet als Basis zu nehmen, weil Tweets zum einen ausreichend kurz sind, um sich gut umsetzen zu lassen, und zum anderen das Potential haben, eine ganze Geschichte zu erzählen.

Ich habe so viel begeistertes Feedback zu dem Schal bekommen, ich kann mir vorstellen, dass sie problemlos einen Onlineshop eröffnen könnte und viele InteressentInnen findet. Vielleicht macht sie das noch?

dasnuf

20.4.2015

Die erste Steuererklärung ganz ohne Windows. Ok, fast ganz

Es ist wieder soweit. Die Steuererklärung will gemacht werden.

Auf dem Notebook unter Linux habe ich dazu bislang ein virtuelles Windows laufen lassen, in dem das Steuererklärungsprogramm lief.

Da ich das Windows seit dem Spätsommer nicht mehr gestartet habe, erwarte ich eine gefühlte Endlosschleife von Updates und Restarts, bis an ernsthaftes Arbeiten zu denken ist.

Ich google “<Name des Programms> Linux Wine”.

Wine ist eine Kompatibilitätsschicht für Windowsprogramme unter Linux (”Wine” ist die Abkürzung für “Wine is no emulator”). Windowsprogramme bekommen durch Wine die Schnittstellen und Unterprogramme angeboten, die sie unter Windows zur Verfügung hätten, und können dann unter Linux laufen.

Allerdings ist Wine eine Dauerbaustelle, da es zwangsläufig versuchen muss, sich an mehrere Versionen von Windows und gleichzeitig etliche Anwendungen und ihre ~~Macken~~ Features anzupassen.

Die 2014er Version des Programms lief anscheinend unter Wine. Ich erwerbe die aktuelle 2015er Version als Download bei Amazon.

Und bekomme als Download nicht die Software, sondern einen Windows-Downloader, der unter Wine zu einer umfangreichen Fehlermeldung führt.

Da der Downloader von Amazon stammt und nicht vom Hersteller der Steuersoftware, gehe ich davon aus, dass seine Fehler nichts mit der Wine-Fähigkeit des eigentlichen Programms zu tun haben.

Also starte ich Windows nun doch und lade dort die Software herunter. Tatsächlich muss ich noch während des Downloads von einem halben Gigabyte den Neustart von Windows wegen eines Updates auf “in 4 Stunden” verschieben.

Das Installationsprogramm führe ich unter Linux aus – Wine hat sich automatisch als zuständig für alle *.EXE-Files erklärt und integriert die fremde Software so nahtlos.

Der Installer läuft und wenige Minuten später habe ich das Icon des Windows-Steuererklärungsprogramms auf dem Linux-Desktop.

Das Programm fordert mich als Erstes auf, ein Update herunterzuladen. Meine Angst, dass das Update nicht funktioniert, ist unbegründet.

Ich bin heute Abend ziemlich stolz auf das, was die Open-Source-Community alles auf die Beine gestellt hat und gebe dem Wine-Headquarter gleich Feedback dazu, dass die 2015er Version der Software sich schon mal fehlerfrei installieren ließ.

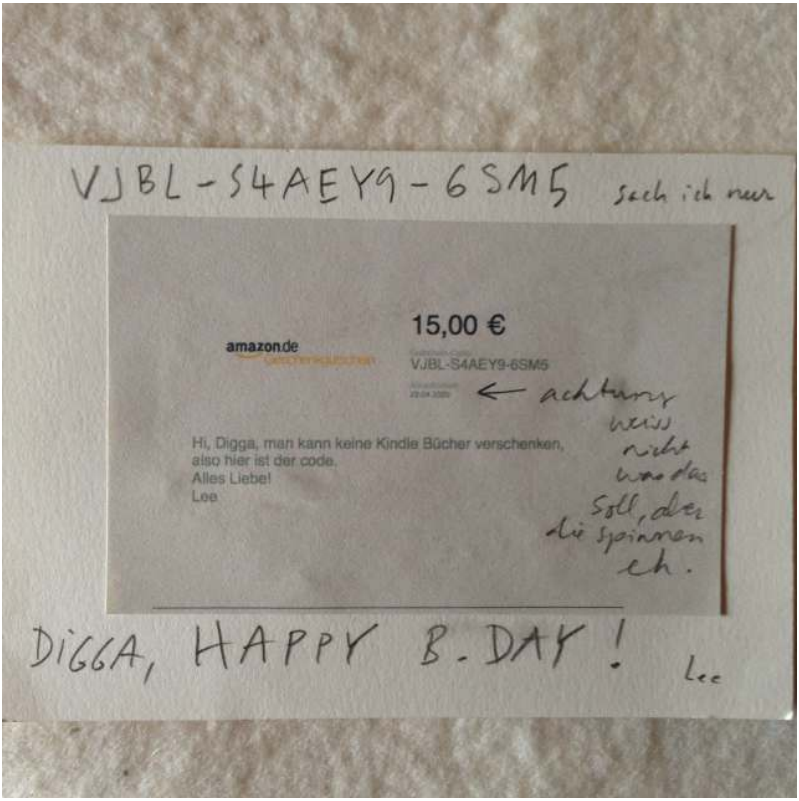
Volker König

22. April 2015

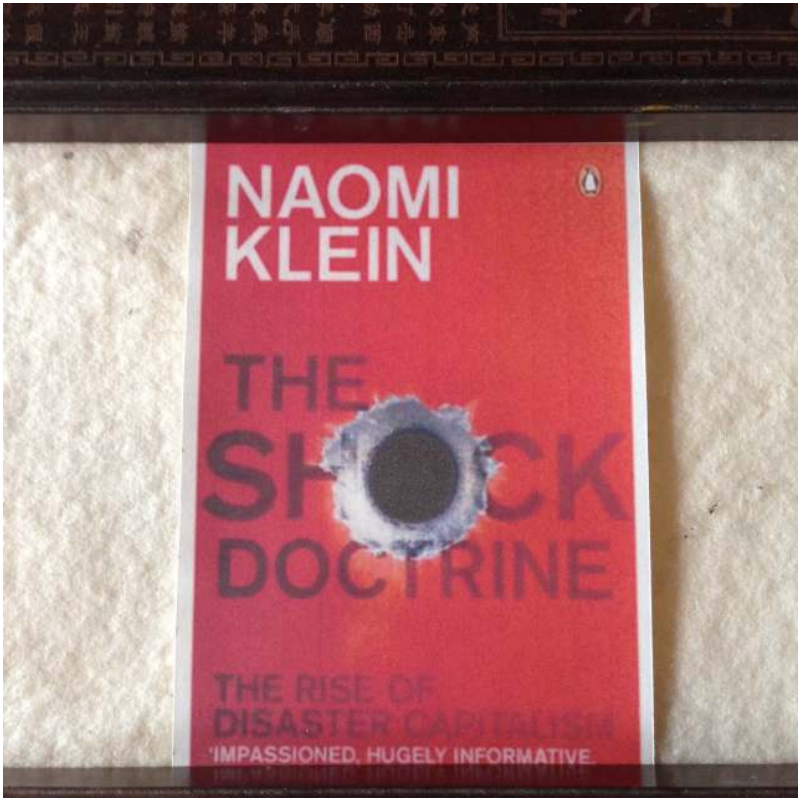
E-Books verschenken schwer gemacht – Gutscheine, das nächste große Ding.

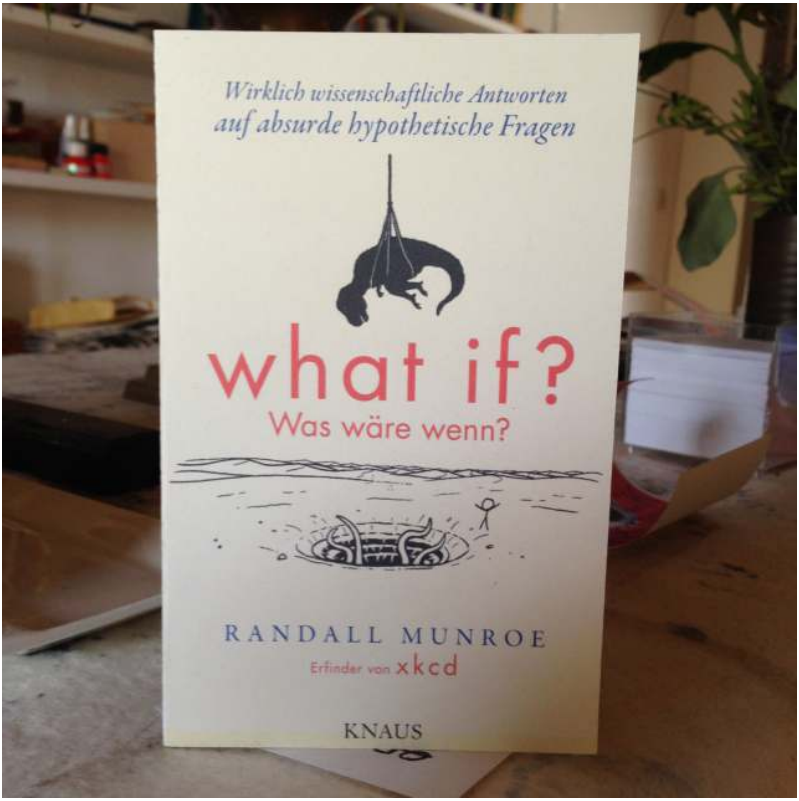
Ich habe Geburtstag, und auf die Frage, was ich mir wünsche, verweise ich auf meine Amazon Wunschliste. Da sind eine Reihe von E-Books drauf und diese zu verschenken ist aus vollkommen unverständlichen Gründen bei Amazon nicht, bzw. nur per Gutschein vorgesehen. (Hier schon mal beschrieben.)

Ich bekomme also einen Gutschein mit einem Amazon Code, den ich am gleichen Tag einlösen muss, damit er nicht seine Gültigkeit verliert. (Bei genauem Hinsehen fällt mir jetzt auf, dass das gar nicht stimmt, ich hätte zehn Jahre Zeit gehabt). Ich löse ihn umgehend ein und bestelle ein Buch meiner Wahl. Der Restbetrag wird meinem Konto gutgeschrieben und mit der nächsten Bestellung verrechnet.

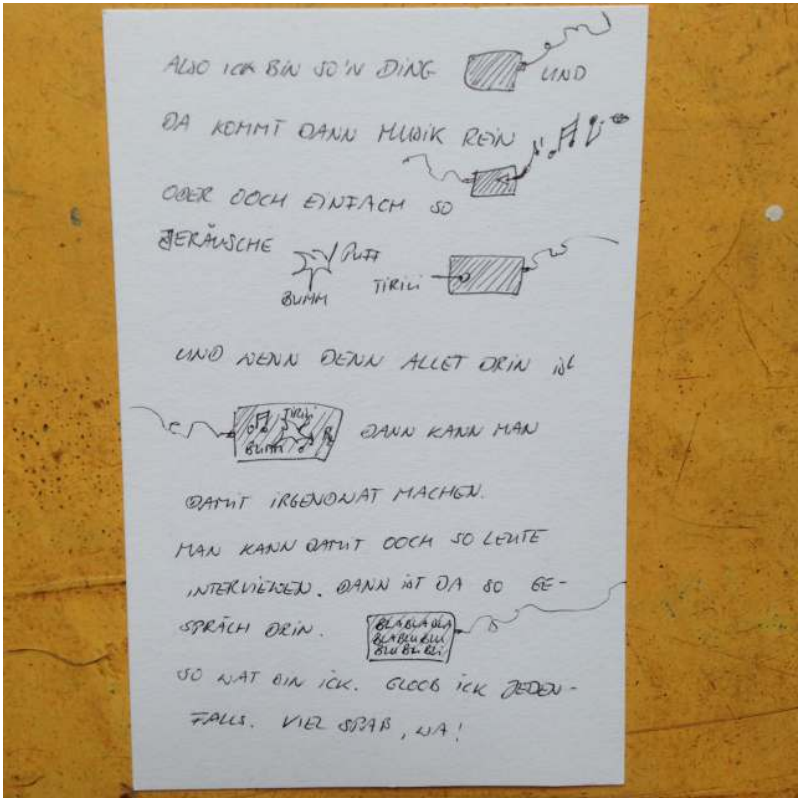


Zwei weitere E-Books von meiner Amazon Wunschliste bekomme ich als Bargeldgutschein mit hübsch gestalteten Ersatzbüchern aus Papier. Die bestelle ich auch sofort.

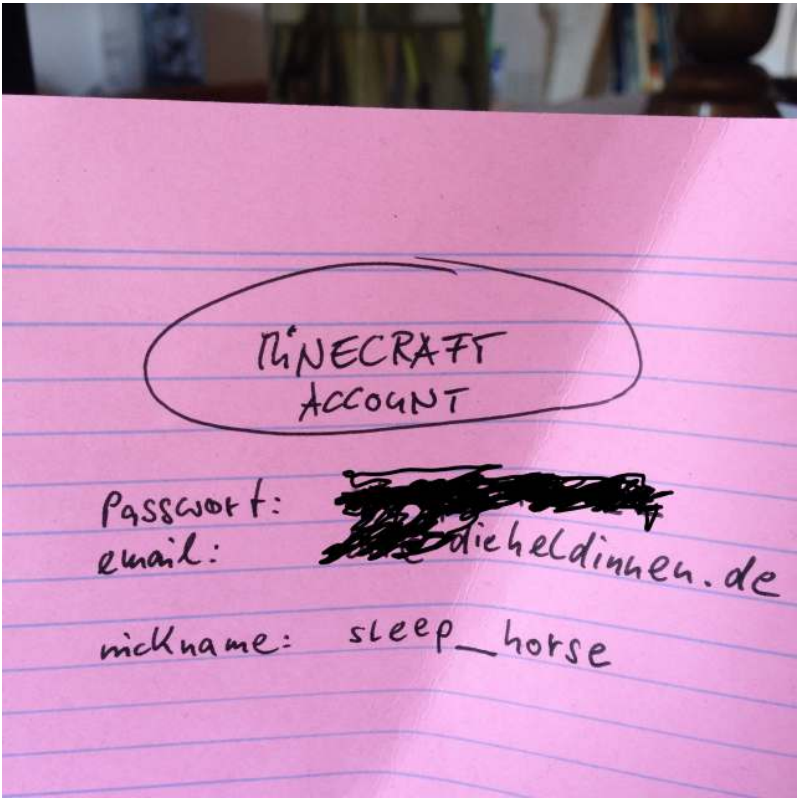

NAOMI
KLEIN
THE
SHOCK
DOCTRINE
THE RISE OF
DISASTER CAPITALISM
'IMPASSIONED. HUGELY INFORMATIVE.


Wirklich wissenschaftliche Antworten
auf absurde hypothetische Fragen
what if?
Was wäre wenn?
RANDALL MUNROE
Erfinder von xkcd
KNAUS

Außerdem habe ich mir ein Aufnahmegerät für Podcasts gewünscht. Da ich aber noch unschlüssig bin, welches Gerät es sein soll, bekomme ich einen ganz großartig verwirrten Gutschein.



Und schließlich schenken mir Vincent aka Rudop und Bri einen Minecraft Account. Ein neuer Randy ist geboren. Passenderweise mit dem nickname *sleep_horse*.



sleeplessdarkhorse

April 2015

Elefanten gibt es nur mit WLAN

Ich versuche den Medienkonsum meines Kleinkindes gering zu halten, aber manchmal darf sie kurze Youtubeclips von der “Sesamstraße”, der “Muppet Show” oder der “Sendung mit dem Elefanten” sehen. Das ist ein relativ neuer (seit 2007) Ableger der “Sendung mit der Maus” und für die allerjüngsten Zuschauer gedacht. Am liebsten schaut mein Kind die Cartoonclips mit dem kleinen Elefanten und dem rosa Kaninchen. Anderen Kindern scheint es ähnlich zu gehen, denn auf Youtube gibt es zahlreiche Videos, in denen die kurzen Cartoons hintereinandergeschnitten sind.

Youtube hat den Vorteil, dass ich die Kontrolle über das habe, was das Kind sehen kann und Wiederholungen einfach möglich sind (meine Eltern gingen in den 1980ern übrigens ähnlich vor, indem sie Fernsehsendungen auf Videokassetten für mich aufnahmen). Den Fernseher kennt das Kind daher nur als schwarzen Kasten im Wohnzimmer, eingeschaltet gesehen hat sie ihn vielleicht zweimal.

Im Urlaub gibt es kein WLAN, nur Datenroaming. Das ist auch kein Problem, denn Sand, See und Möwen sind wesentlich spannender als Youtube. Allerdings schläft die befreundete Familie im selben Ferienhaus meistens ein bisschen länger als wir und es gilt, die Zeit bis zum Frühstück ohne zu viel Lärm zu überbrücken. Mein Datenvolumen auf dem Smartphone hat an einem anderen Tag für genau einmal zehn Minuten “Sendung mit dem Elefanten” auf Youtube gereicht. Um es nicht wieder direkt zu verpulvern, schalte ich den Fernseher in der Ferienwohnung an. Zufällig läuft eine Zoosendung – auch mit Elefanten! Leider nur kurz, dann sind andere Tiere an der Reihe. “Dant! Nomal! Nomal!” Als ich versuche zu erklären, dass ich die Elefanten nicht mehr auf den Bildschirm bringen kann, starrt mich das Kind nur völlig verständnislos an. Glücklicherweise kommt jetzt auch der Spielkamerad zum Frühstück hinunter und das Fernsehen ist sofort vergessen.

Die “Muppet Show”-Clips, die das Kind am liebsten mag, stammen übrigens vornehmlich aus den 1970 und 1980ern.

www.youtube.com/aThWu43tb58

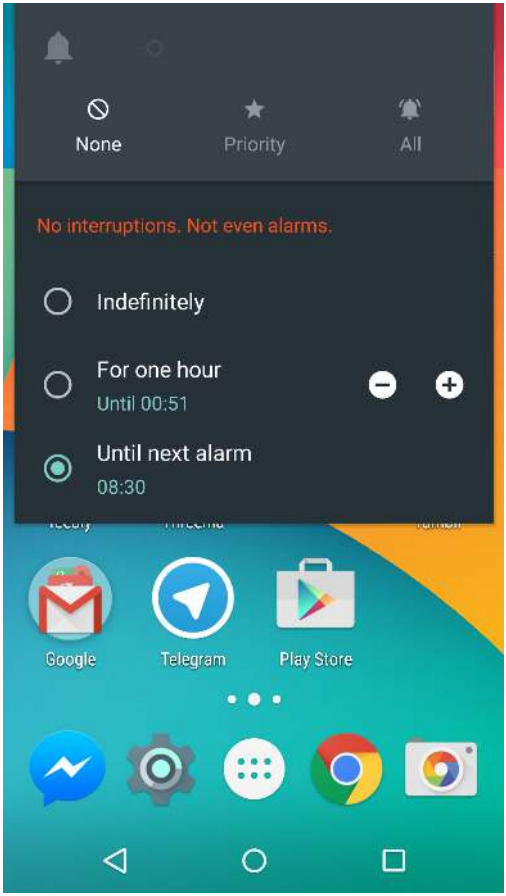
Angela Heider-Willms

3. und 23. April 2015

Neu und fortschrittlich: Den Wecker so lange nicht hören, bis er eben weckt

Bei meiner Abreise aus Berlin muss ich mir einen Wecker von meiner Nachbarin Hanna ausleihen, weil ich einen sehr frühen Zug nehmen will und mein Handy seit dem Update auf Android 5.0 “Lollipop” gewisse Weckprobleme hat. “Ich brauch den Wecker nicht so dringend”, sagt Hanna ohne Bosheit, “ich kann mich ja vom Handy wecken lassen”, denn sie hat irgendein unsmartes Nokia. Der Wecker ist ein Funkwecker mit Multifunktionstasten, und obwohl ich etwa zwanzig Jahre lang ganz ähnliche Modelle benutzt habe und Hanna mir das Ausschalten des Alarms extra noch einmal erklärt, ist es nicht einfach.

Unterwegs bekomme ich ein Betriebssystemupdate auf 5.1. Und siehe da, obwohl sich die Android-Entwickler in ihrem Bugtracker auf den Standpunkt stellen, dass es sich bei der Sache mit dem neuen Silent Mode nicht um einen Bug, sondern um ein Feature handelt, ist das Feature jetzt behoben:


None
Priority
All
No interruptions. Not even alarms.
Indefinitely
For one hour
Until 00:51
Until next alarm
08:30
Google
Telegram
Play Store

Erstens bekommt man unmissverständlich erklärt, dass man im Silent Mode den Wecker nicht hören wird, zweitens gibt es die neue Option “Until next alarm”. Dass ich *not even alarms* hören werde *until next alarm,* ist auch philosophisch ungemein befriedigend.

Kathrin Passig

April 2015

Ich habe also verlernt, Magazine zu lesen

Diese Woche besuchte ich einen Redakteur an seinem schiffsähnlichen Hamburger Arbeitsplatz und er drückte mir zur Begrüßung das neue Heft einer Wochenzeitschrift mit den Worten „Hier, das neue Heft“ in die Hand, nicht ahnend, dass ich seit Jahren Wochenzeitschriften nur unfallhaft lese. Da ich es aber nun mal in den Händen hielt, begann ich nach unserem netten Termin das Heft zu lesen, stellte dann allerdings fest, dass es mir eigenartig fremd vorkam. Zwar ging mir das Blättern leicht von der Hand, eine tief im Gehirn verankerte Bewegung wie eine Schwimmbewegung oder das Balancieren beim Fahrradfahren. Aber auf allen Seiten war ich für Sekundenbruchteile verloren, wußte nicht wohin mit dem Blick. Mal war ein Kasten links wichtig, mal eine Headline im unteren Drittel oder auch etwas oben rechts. Ich kann es kaum in Worte fassen, aber die Kombination aus Bildanzahl und frei layouteten Textmengen macht mir zu schaffen, strengt mich an, machte mich irgendwie ungehalten. Und wenn ich ein beeindruckendes Bild sehen wollte, war ein verzerrender Knick in der Mitte.

Obwohl ich seit Jahren der Meinung bin, dass Lesen im Web von der Medienindustrie (un)dank Werbefinanzierung systematisch zur Zumutung entwickelt wird, kam mir das Lesen professioneller Webangebote vergleichsweise angenehm vor. Ich kann die Webangebote von oben nach unten lesen und muss nicht entscheiden, an welchem Kasten ich einen Anleseversuch unternehme. Alle Headlines sind online links bündig, ich kann mir neue erscrollen,

ohne die Augenposition zu verändern – im gedruckten Magazin führt hingegen die striktere räumliche Trennung von Index und Inhaltsseiten dazu, dass ich im Lesefluss nicht mehr über den Index geführt werde, sobald ich zu lesen begonnen habe (Vielleicht hätte ich mir angewöhnen sollen, einen Finger immer vorn zwischen den Seiten des Inhaltsverzeichnis als *Pointer* einzusetzen?). Und die Marginalspalte ist online als das zu erkennen, was ihr Name sagt: sie ist marginal, ein Angebot am Wegesrand. Werbung, die mir online störend vorkommt, irritiert mich weniger als von Art Directoren handverlesene stylische Kästen. Sogar an dysfunktionale lexikalische Wortunterstreichungen habe ich mich gewöhnt, obwohl ich mir immer wieder gedanklich an den Kopf fasse (SichgedanklichandenKopffassen: Wort aufheben, escherhaftes Bild).

Ich habe also verlernt, Magazine zu lesen. Und noch mehr: das Teilen (*sharen*) ist mir eine so selbstverständliche Handlung geworden, dass ich gar nicht weiß, warum ich Print lesen soll, kann ich doch diese wichtige Funktion damit gar nicht vornehmen. Warum soll ich lesen, was ich nicht teilen kann? Warum soll ich lesen, was ich nicht kopieren kann, was ich nicht kommentieren kann, was ich nicht als pdf auf meinem Server ablegen kann und so weiter? Wie mache ich es im Print, mir schnell eine Artikelauswahl wie per Browser-Tab zurechtzulegen, um sie später zu lesen oder auch zu entscheiden, dass ich sie doch nicht lesen möchte – diesen Filter- und Wiedervorlageprozess hat das gedruckte Produkt nicht. Mein gesamter Prozess der Informationsverarbeitung erlaubt mir online so viel mehr als das lineare Printprodukt. Entscheidend ist eben nicht einfach die “Digitalisierung” von analog zu digital, sondern die Änderung der Informationsorganisation, des Zugriffes auf sie und ein leistungsfähigerer Prozess.

Und da wurde mir schlagartig etwas klar: Die Erfahrung aus vielen Digitalprojekten, dass eine Migration eines Lesers von Online zu Print selten möglich ist, hat sich nun auch bei mir verwirklicht. Bücher lese ich besonders gern, weil sie (gedruckt wie digital) so klar strukturiert und linear sind,

und typische Online-Publikationen nutze ich wegen der Vieldimensionalität und Vielfalt der Zugriffsmöglichkeiten. Aber für Print-Magazine, wie man sie seit 40 Jahren macht, bin ich wahrscheinlich verloren.

Christoph Kappes; zuerst erschienen unter
christophkappes.de/geworfen-druckstueckfremdeln/

23.4.2015

E-Book-Reader mit Geräuschefunktion

Schlaftrunken liege ich morgens im Bett und höre I. neben mir lesen. Also, ich höre, wie sie in einem Buch Seiten umschlägt und denke, Wahnsinn, jetzt werden die eBook-Reader schon mit Seitenumblättergeräuschefeature ausgestattet.

sleeplessdarkhorse

23. April 2015

Sperrnotruf 116 116

Ich habe noch fünf Minuten Zeit, am Automaten ein Ticket für den schottischen Zug zu kaufen. Ich komme bis zur Eingabe meiner PIN, dann sagt das Kartenzahlungsdisplay sehr lange “Bitte warten”, dann erscheint auf dem Hauptdisplay des Automaten “Out of service”.

Ich gehe ins Bahnhofsgebäude und sage, dass der Automat meine Karte verschluckt hat. Der Bahnmitarbeiter sagt, dass er keinen Zugriff auf den Automaten hat. Ich soll mir aber keine Sorgen machen, dass die Karte irgendwann von allein wieder herauskommt. Sie wird erst wieder zum Vorschein kommen, wenn ein Automatenreparateur sie entfernt. Gegen Bargeld verkauft er mir ein Ticket, als der Zug schon vor der Tür steht.

Im Zug gibt es wenig Handyempfang, aber ein Zug-WLAN. Ich verstoße gegen meine "kein öffentliches WLAN"-Regel und öffne auf dem Handy das Onlinebanking der Deutschen Bank, um meine Karte zu sperren. Das Risiko, dass jemand meine Zugangsdaten aus diesem WLAN fischt, scheint mir momentan geringer als das, dass der Automat meine ungesperrte Karte eine Minute nach Abfahrt des Zuges einladend jedem hinhält, der sie mitnehmen will.

Im Onlinebanking gibt es gar keine Option, die Karte zu sperren. Was es gibt, sind diverse Telefonnummern: VISA und Mastercard kann man auch aus dem Ausland sperren lassen, ein Verlust der ec-Karte im Ausland ist offenbar nicht vorgesehen, denn die dafür zuständige Nummer fängt mit 0180 an und lässt sich nur aus Deutschland anrufen.

Ich google die zentrale Sperrnotrufnummer: 116 116, aus dem Ausland ist +49 vorzuwählen.

Die nächsten 45 Minuten bringe ich im Voicemailsystem der Sperrnotrufzentrale zu. Auszug aus der Liste der Scheiternsgründe:

- Man muss seine Bankleitzahl und Kontonummer mündlich ansagen: "Drei – acht – null – sieben – null – sieben – zwei – vier" – "Vielen Dank. Ich habe verstanden: "Drei – acht – neun … ist das richtig?" – "Nein." – "Ich konnte Sie leider nicht verstehen. Bitte antworten Sie mit Ja oder Nein", etc.

- Nach ausreichend gescheiterten Versuchen bekommt man mitgeteilt, dass man die Nummern auch eingeben kann, anstatt sie anzusagen. Man muss dafür allerdings den Piepston abwarten, das Handy vom Ohr nehmen, die Nummer eintippen, und wenn man das Handy wieder am Ohr hat, sagt die Automatenstimme: " – null – sieben – zwei – vier. Ist das richtig?", es kann also sein, dass der Anfang der Nummer ganz falsch war.

- Ist sie wahrscheinlich auch, denn wenn man sich beim Eingeben der Nummer vertippt, gibt es keine Korrekturmöglichkeit. Die nächste Nummer, die man vorgelesen bekommt, ist dann um die falsche Nummer aus dem vorigen Versuch verlängert.

- Ich könnte das Handy laut stellen, um nicht immer vom Eintippen zum Ohr und zurück wechseln zu müssen. Aber erstens sitze ich im Zug, und zweitens versteht das ohnehin schwerhörige System dann noch viel weniger, was ich zu ihm sage.

- Ein einziges Mal in diesen 45 Minuten gelingt es mir, zu einer Mitarbeiterin vorzudringen, die mir weiterzuhelfen verspricht. Allerdings ist gleich danach die Verbindung weg.

- So wie auch bei drei anderen meiner insgesamt sieben Versuche.

- Ich versuche direkt zu einem Menschen vorzudringen, indem ich einfach gar nichts sage und bekomme nach vielminütigen Ansagen, Aufforderungen und Erklärungen mitgeteilt, wenn ich so jemand sei, der nicht mal seine Kontonummer und Bankleitzahl wisse, könne man mir leider überhaupt nicht weiterhelfen, auf Wiederhören.

Wir fahren währenddessen an der schottischen Küste entlang, auf dem Meer glitzert die Sonne, Kirschbäume und Ginster blühen, aber mir ist das alles egal, ich möchte jemanden anschreien, bevorzugt einen Entwickler des Sperrnotruf-Voicemailsystems. Nach meinen Erfahrungen mit Selbstscannerkassen habe ich den Verdacht, dass sprechende Systeme einen sehr viel schneller zur Weißglut bringen als bloß nicht funktionierende Apps oder Webseiten, weil sie den Eindruck vermitteln, man habe es mit einem boshaften, starrsinnigen Menschen zu tun.

Ich gebe auf und versuche, stattdessen die Onlinebanking-App der Deutschen Bank zu installieren. Weil das nicht klappt, entnehme ich stattdessen den Kundenbewertungen, dass sie sowieso nur denselben Funktionsumfang wie die Onlinebanking-Website gehabt hätte.

Darüber ist fast eine Stunde vergangen, ich erreiche Edinburgh, habe wieder brauchbares Handyinternet und versuche es noch mal im Onlinebanking. Tatsächlich finde ich im zweiten Anlauf unter “Weitere Services” doch noch den Punkt “Deutsche Bank Card sperren”, der wiederum zu einer richtigen Frankfurter Telefonnummer führt, die man auch aus dem Ausland anrufen kann.

Dort gerate ich in ein neues Voicemailsystem, das wieder meine Kontonummer abfragt (immerhin gleich über die Tastatur) und dann meine Telefon-PIN wissen möchte. Die habe ich aber gerade nicht zur Hand, ich müsste erst 1Password öffnen, mein ziemlich langes Passwort eingeben und sie darin finden. Schon nach wenigen Minuten gibt das Voicemailsystem auf und verbindet mich mit einem freundlichen Mitarbeiter, der mir versichert, dass man die Telefon-PIN fürs Sperren gar nicht braucht und mich mit einer weiteren freundlichen Mitarbeiterin verbindet, die meine Karte sperrt. Meine Karte sperrt!

Ob ich auch gleich eine neue beantragen kann, frage ich. Nein, dazu solle ich bitte meine Filiale aufsuchen. “Mein Konto ist noch aus der Zeit, als es die Bank 24 gab, da hatte man keine Filialen”, sage ich. “Dann telefonisch, da brauchen Sie dann nur Ihre Telefon-PIN.” – “Geht es auch im Onlinebanking?” – “Ja, das geht auch.”

Das stimmt leider nicht ganz:

Kathrin Passig

23. April 2015

Mehrere PDFs zusammenfassen ist nicht einfach

Ein nicht näher genannter Mensch in meiner sozialen Umgebung möchte mehrere PDFs zu einem zusammenfassen. Das ist das erste Problem. Das zweite Problem ist, dass einige dieser PDFs noch gar nicht existieren, weil die Bedienung des Scanners … ach … egal.

Der nicht näher genannte Mensch in meiner sozialen Umgebung ist in meiner geografischen Umgebung eher etwas weiter weg.

Wir überlegen also gemeinsam wie wir die Dokumente eingescannt kriegen, denn ich habe gar keinen Scanner und die Dokumente sind sehr weit weg. Man könnte zu mir kommen, wir könnten meine Universitätsbibliothek nutzen, um dort mit dem BookEye die Dokumente zu scannen (ist jetzt immerhin kostenlos).

Da das Ganze aber schneller gehen soll, soll der Scanvorgang dann doch in einem Copyshop in der Stadt des nicht näher genannten Menschen geschehen. Das klappt auch (ich weiß nicht, wie viel Geld es kostet, in einem Copyshop Dokumente als PDFs zu scannen). Die nächste Problematik ist aber, dass der Versand der PDFs an meine E-Mailadresse nicht klappt. Also überlegt der nicht näher genannte Mensch doch zu mir zu kommen, um mir den Datenträger mit den PDFs zu geben.

Ich erinnere mich daran, dass es ja Teamviewer gibt ...

ellebil

24. April 2015

Stumme Alarme

Heute ist an der Schule der Tochter mal wieder ein schulfreier Tag. Das bedeutet, dass die ganze übrige Familie noch liegen bleiben darf, wenn ich schon aufstehen muss.

Früher hätte mein Wecker dann mindestens meine Frau trotzdem zur gleichen Zeit geweckt, aber seit gut anderthalb Jahren hat sich das Problem erledigt, denn ich trage ein fitbit-Armband.

Dieser recht einfache Vertreter der immer größer werdenden Gruppe von Quantified-Self-Geräten zeichnet tagsüber meine Schritte und nachts meinen Schlaf auf. Das ist für Zahlenfetischisten wie mich interessant (oh, statistische Auswertungen!), und es dient auch als elektronisches schlechtes Gewissen (nach der Arbeit leuchten erst zwei Leuchtdioden, nur 40% der Tagesschritte erreicht? dann gehe ich lieber noch einen Umweg). Als *für mich* wichtigste Funktion hat sich aber der Vibrationsalarm herausgestellt.

Flex
Stumme Alarme
05:30
Unter der Woche
06:30
Aus
07:00
Aus
21:45
Jeden Tag
Neuen Alarm einrichten
Trage den Tracker über Nacht. Am Morgen wirst du durch einen sanften Vibrationsalarm geweckt. Oder lass dich damit tagsüber ganz diskret an Dinge erinnern.

Daraus ergibt sich übrigens auch einer der Gründe, die mich davon abhalten, stattdessen eins der aktuell erhältlichen Smartwatch-Modelle zu kaufen: die wären zwar tolle Spielzeuge, müssen aber fast alle nachts an ihr Ladegerät.

Thomas Renger

April 2015

Reisen in China

Ich reise kreuz und quer durch China. Dabei lasse ich außer Sänfte, Rikscha und Eselskarren praktisch kein öffentliches Transportmittel aus: Fernbus, Hochgeschwindigkeitszug, Flugzeug. Nur so geht's, die großen Strecken in kurzer Zeit zurückzulegen.

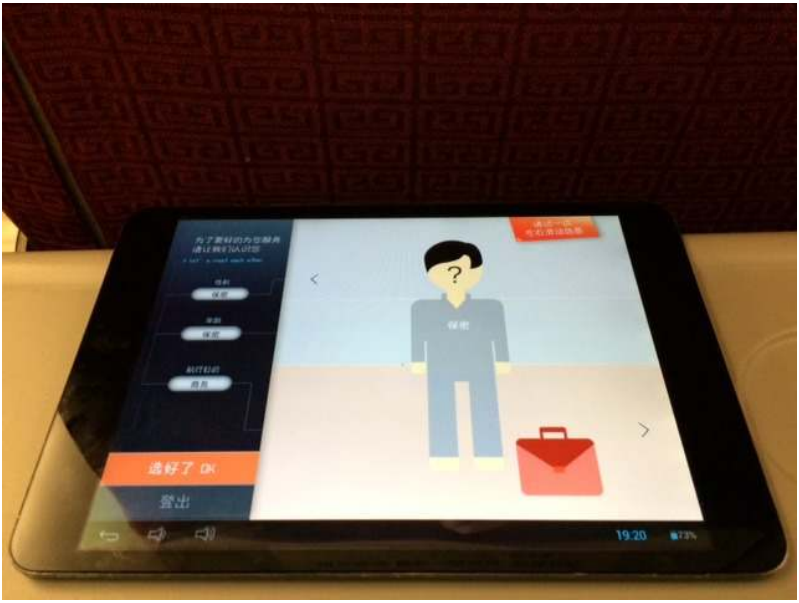
Während zwei Inlandsflüge ein und zwei Stunden Verspätung hatten, fahren Bus und Bahn pünktlich auf die Minute. Dass sowohl der Bus als auch die Bahn ausschließlich mit Sitzplatzbuchung geentert werden können (Flugzeug sowieso), sei nur am Rande erwähnt. Im Wartebereich vor dem Gate am Flughafen gibt es kostenloses Trinkwasser zum Abfüllen. Außerdem kochendes Wasser für einen Tee oder zum Aufgießen von Instant-Nudelsuppen.

Im Flieger von Guilin nach Xi'an, einem etwas ranzigen Seelenverkäufer, bei dem mir irgendwie die Vogelkäfige und freilaufenden Haustiere in der Kabine fehlen, finde ich in der Sitztasche vor mir ein Tablet. Ich nehme es heraus und schalte es ein. Nicht weiter verwunderlich ist, dass die eingestellte Sprache Chinesisch ist, wovon ich rein gar nichts verstehe. Ändern kann man die Sprache nicht (oder ich schaffe es nicht).

Ich fingere fröhlich an und auf dem Gadget herum, das mir den Flug verkürzen könnte. Als erstes stoße ich auf eine wichtig aussehende rote Tastfläche, die sogar mit “OK” beschriftet ist. Ohne sie anzutippen, geht es an dieser Stelle nicht weiter.

Was ich da bestätige? Keine Ahnung. Der Text macht aber einen sehr wichtigen Eindruck. Ich schließe die Seite umgehend. Irgendwie.

In den nächsten paar Minuten wische und drücke ich nun ziellos auf dem Tablet herum. Mal gibt es eine Auswahl an Spielen, mal anscheinend Infos, aber auch Filme. Nach kurzer Zeit finde ich ein Selbstbildnis in meinem derzeitigen Zustand.



Auch die Filmauswahl trifft nicht vollkommen meinen Geschmack.

Das kenne ich aber schon aus dem Langstreckenflug von Frankfurt nach Shanghai. Die dortige Filmauswahl im “China-Air”-Flieger soll eigentlich über so ein Karussell mit Vorschaubildchen, dessen Drehrichtung man durch Wischen beeinflusst, geschehen. Das funktioniert praktisch gar nicht. Ich schiebe das darauf, dass ja auch alle Displays in den Kopfstützen eines jeden der mehrere hundert Sitze separat bedient werden müssen und das natürlich sagenhaft viel Rechenleistung braucht, die mal besser der Autopilot und Navigationscomputer beanspruchen soll. Irgendwann finde ich eine Folge “Top Gear” und den Film “Avatar”. Dann schlafe ich ein und vergesse, ein Foto zu machen.

Auf der Rückseite des Tablets im Inlandsflieger finde ich dann endlich noch etwas Lesbares, an das ich mich halten werde. Wahrscheinlich wird man eh ständig gefilmt oder anderweitig getrackt.

Nach kurzer Zeit packe ich das Tablet wieder in die Sitztasche und widme mich meinem Kindle mit lesbaren Inhalten. Der Rest des Fluges verläuft ereignislos. Der Seelenverkäufer erreicht heile sein Ziel. Noch bevor die Maschine ihre endgültige Parkposition erreicht hat, stürmt alles in den Gang, schubst herum und kramt ALLES aus den Gepäckfächern. Wahrscheinlich suchen alle ihre Geräte mit besseren Inhalten, geht es mir durch den Kopf.

Ein paar Tage später sitze ich im Hochgeschwindigkeitszug von Xi'an nach Peking. Die Strecke führt stundenlang fast nur durch eine langweilige Tiefebene, in der offensichtlich kein Quadratmeter unberührt ist. Alle Bäume stehen in Reih' und Glied, Flussbetten sind trockengelegt, Berge versetzt, es staubt wie verrückt. Überall wachsen Hochhäuser in den Himmel. Man will nicht gerne hinausschauen. Ich greife in die Sitztasche neben mir und finde

wieder ein Tablet. Dieses ist nun massiv angeleint. Aber bei meinem ist der Akku leer. Oder es ist richtig kaputt. Das meiner Sitznachbarin funktioniert, aber die Inhalte sind ähnlich gut für unsereinen geeignet wie im Flugzeug.

Ich widme mich daher lieber den Köstlichkeiten, die kostenlos im Zug verteilt werden. Jedenfalls einem Teil davon. Nüsschen (süß/salzig) und Muffin sind zu identifizieren. Das andere ist weich-zähes Plattenmaterial mit Erdbeer- oder salzigem Geschmack. Das bekommen die Nachbarskinder als Mitbringsel . . .

Während der Zugfahrt wird mehrfach durchgefeudelt, und es werden die Mülleimer geleert. Man kann auch immer wieder mal ein kleines Fläschchen Wasser bekommen, kostenlos, versteht sich.

Die Schaffnerin korrigiert mehrfach die Position des Gepäcks: Kein einziger Gurt eines Rucksacks darf über die Kante der Gepäckablage hinüberbaumeln! (Wo kämen wir da hin?) Die Lagerung des Rucksacks links im Bild wurde kurz darauf korrigiert. Das Reisen in dem Zug ist sehr komfortabel. Es ist aber auch die 1. Klasse.

Der Zug ist übrigens schon da, wenn man auf den Bahnsteig gelassen wird. Die Verweildauern des Zugs sind daher an den Bahnhöfen relativ lang (bestimmt eine Viertelstunde). Bevor man in den Wartebereich für die Bahnsteige darf, wird das Gepäck durchleuchtet. Das passiert sowieso andauernd. Nach was man sucht, ist uns nicht klar, da im Gegensatz zum Flugzeug sowohl Taschenmesser als auch Wasserflaschen problemlos den Weg durch die Sicherheitskontrollen schaffen.

Nur auf den “Platz des himmlischen Friedens” darf man keine Feuerzeuge oder Streichhölzer mitnehmen. Auch nicht als Nichtraucher. Man könnte sich anzünden. Es wimmelt vor Kameras, an jeder der unzähligen Laternen mindestens 5 Stück, Uniformierten und wahrscheinlich noch mehr zivilen Aufpassern. Vor dem Zugang zur “Verbotenen Stadt” direkt gegenüber vom

Tian’anmen-Platz

stehen neben den Uniformierten “Men in Black” mit Feuerlöschern. Die totale Überwachung dort widert mich an.

Markus Winninghoff

Von vor der Maus bis 2015

Ich bekenne mich zum “Natural Scrolling”

oder: Tippen, schieben, drehen, wischen: Wie ich versuche, mir einen Reim auf die verschiedenen Arten zu machen, sich in langen Dokumenten zu verlaufen.

Eines der ältesten Hilfsmittel, sich in längeren Dokumenten zu bewegen, dürften die Cursortasten sein. Der Cursor ("Läufer", früher gelegentlich auch "Einfügemarke" genannt) lässt sich in einem Dokument sehr plausibel nach rechts und links bewegen, wenn man die entsprechenden Cursortasten benutzt; aber für die Bewegung nach oben und unten werden Tasten benutzt, die von mir weg und zu mir hin zeigen. Das sind ganz andere Richtungen, aber weder ich noch sonst jemand schien damit je ein Verständnisproblem gehabt zu haben. Offenbar ist es üblich, das komplette eigene Gesichtsfeld als eine zusammenhängende 2D-Projektion aufzufassen, so dass die Richtungen "oben" und "unten" unterschiedslos auf (tatsächlich) horizontale wie (tatsächlich) vertikale Flächen anwendbar sind. Mit der gleichen Logik bedeuten auch gen Himmel weisende Pfeile auf Schilderbrücken, dass die betreffende Spur am Boden geradeaus führt. Seit wann ist das eigentlich so? Vormoderne Wegweiser deuteten direkt in die beabsichtigte Richtung, nie senkrecht von der Erde weg. Hätte man das z. B. im 16. Jahrhundert überhaupt verstanden?

Aber zurück zum Cursor: Was passiert, wenn der Cursor den unteren Bildschirmrand erreicht? Die Erwartung geht ganz klar dahin, dass der Cursor immer sichtbar bleiben soll, und sich stattdessen das Dokument nach oben schieben soll. Man verschiebt mit den Cursortasten also zusammen mit dem Cursor den zu betrachtenden Ausschnitt des Dokuments, den Fokus, und das Dokument als Ganzes verschiebt sich in die entgegengesetzte Richtung. Die PageUp- / PageDown-Tasten folgen derselben Logik.

Dann erschienen Mäuse. Zunächst noch ohne das Rädchen in der Mitte, waren sie eine hochwillkommene, weil intuitive Möglichkeit, Dinge zu steuern. Die Mausbewegung wird richtungstreu in eine Bewegung des Mauszeigers am Bildschirm umgesetzt, und man kann jetzt unter anderem den Scrollbalken am Rand des Textfensters nutzen: die Mausbewegung wird dadurch in eine fließende Bewegung des Fokus umgesetzt. Man kann aber auch Dinge mit einem Klick anfassen und als Ganzes verschieben. Es gibt nun also zwei Prinzipien, größere Dinge zu verschieben: zum einen mit Cursortaste

oder Maus-auf-Scrollbalken den Fokus verschieben (und das Dokument in die entgegengesetzte Richtung), und zum anderen mit Klicken-und-ziehen das Dokument als Ganzes.

Als irgendwann die erste Maus ein kleines Scrollrädchen an der Oberseite bekam, war somit eine Interpretation nötig, eine Entscheidung fällig: Ist das Rad eher vergleichbar mit Cursortaste und Scrollbalken, soll sich also der Fokus in die gleiche Richtung bewegen wie der Zeigefinger an der Rad-Oberseite (und das Dokument entgegengesetzt), oder ist es eher sowas wie Klicken-und-ziehen, wodurch sich das ganze Dokument in Richtung des Fingers verschieben würde? Ich kann mich nicht erinnern, dass es damals große Diskussionen gab, wir haben uns schnell an Interpretation Nr. 1 gewöhnt und fanden das "intuitiv". Vielleicht spielte es eine Rolle, dass die Namensgebung "Scrollrad" bereits die Erwartungen in Richtung des schon etablierten Scrollbalken lenkte.

Noch etwas jünger sind Touchpads. Meist haben sie am rechten Rand einen Bereich, mit dem man scrollen kann. Mit welcher Wirkung? Völlig klar: Wenn ich zu mir hin wische, ist das die gleiche Richtung wie Cursortaste-zu-mir und Mausrad-zu-mir; der Fokus verschiebt sich nach unten, das Dokument nach oben. Diese Ordnung scheint intuitiv, stabil und geradezu alternativlos.

Aber dann kamen die iPads und ihre Artgenossen mit berührungsempfindlichen Displays: plötzlich konnte man mit dem Finger direkt das Dokument anfassen und verschieben. Weil das so wunderbar an unsere Papier-Erinnerung anknüpfte ("intuitiv"), hat niemand gemerkt, dass hiermit eine Umkehr der bisherigen Finger-Wirkung eingeführt wurde: Ich wische zu mir hin, und das ganze Dokument bewegt sich in diese Richtung, nicht der Fokus.

Und mit dieser Erfahrung im Kopf und in den Fingern liegt es auf einmal nahe, das Touchpad neu zu interpretieren, denn da wird schließlich auch "gewischt", und man kann es jetzt durchaus plausibel finden, wenn sich anstatt des Fokus das ganze Dokument in Wischrichtung bewegen würde. Plötzlich kann man also das Gegenteil einer als intuitiv anerkannten Steuerung ebenfalls intuitiv finden.

In der Konfiguration meines Touchpads kann ich heute jedenfalls wählen, ob ich dieses neue “natural scrolling” haben will: Ja, will ich.

Karsten Doms

Ab August 2006

Ich fühle mich löschbehindert (vorübergehend)

Bisher hatten alle meine Rechner Tastaturen mit zwei Löschtasten: *Backspace* und *Delete*. Auf dieser Abbildung einer IBM-PC-Tastatur kann man sehen, wo die Tasten angebracht waren. Backspace entspricht der Taste, die man bei Schreibmaschinen dazu benutzte, noch einmal zum gerade getippten Buchstaben zurückzukehren und einen Akzent daraufzusetzen[1]. Auf dem Macbook, auf dem ich diesen Beitrag schreibe, ist die Backspacetaste nur noch mit einem Pfeil markiert, der nach links zeigt. Auf der Schreibmaschine, auf der ich tippen gelernt habe, war die Taste an derselben Stelle, der Pfeil zeigte aber nach rechts, weil damit eben nicht ein Cursor nach links bewegt wurde, sondern der Wagen der Schreibmaschine nach rechts.

Die Delete-Taste löscht nicht das Zeichen links vom Cursor, sondern das Zeichen rechts vom Cursor. Backspace verwende ich, wenn ich gleich beim Schreiben merke, dass ich mich vertippt habe, und wenige Buchstaben zurück will. Befinde ich mich aber mit dem Cursor überarbeitenderweise mitten im Text, kann ich mit der Delete-Taste auch nach rechts löschen.

Nach dem Umstieg auf das Apple-Powerbook habe ich nur noch die Backspacetaste, muss zum Löschen in vielen Fällen also erst den Cursor umständlich auf die richtige Seite des zu löschenden Texts befördern. Lange

1. *Eine Fehlerinnerung, meine Zeit an der Schreibmaschine war zu kurz. In Wirklichkeit bewegte die Akzenttaste den Wagen gar nicht. Die Backspacetaste an der Schreibmaschine brauchte man zum nachträglichen Unterstreichen, zum Durch-x-en, oder um einen falschen Buchstaben ein zweites Mal zu tippen, diesmal mit TippEx-Blättchen zwischen Farbband und Papier, und um dann noch einmal zurückzugehen und diesmal den richtigen Buchstaben zu tippen. Danke an André Spiegel, Volker König, Thomas Renger und Markus Winninghoff, die es alle besser wussten.*

fühle ich mich löschbehindert, vor allem in der Zeit, als ich noch zwischen Mac- und PC-Tastatur hin und her wechsle. 2007 höre ich allmählich auf, den Windows-Rechner zu nutzen. Ich gewöhne mich an die Abwesenheit der Delete-Taste und muss für das Schreiben dieses Beitrags eine Weile darüber nachdenken, wozu sie überhaupt gut war.

Aus dem Wikipedia-Eintrag "Delete key" lerne ich dabei, dass ich all die Jahre am Mac die Delete-Funktion durch die Tastenkombination fn+Backspace hätte erzeugen können. *fn* ist eine Taste, die ich noch nie für irgendwas genutzt habe, ich muss sie erst suchen und hätte ihre Existenz, danach befragt, wahrscheinlich abgestritten. Vielleicht gewöhne ich mich ja wieder ans rechtsseitige Löschen. Fnöschen. Fnackspace.

Kathrin Passig

1968, 2006, 2011/2012

Alltagstechnik in Wimmelbüchern

Mein letzter Beitrag inspirierte mich dazu, bei der abendlichen Lesestunde nach Alltagstechnik in den Lieblingswimmelbüchern meines Kindes Ausschau zu halten. Dank bibliophiler Großeltern haben wir auch noch ein gut erhaltenes Wimmelbuch aus meiner eigenen Kindheit im Repertoire.

Die teilweise auftretende Unschärfe entschuldige ich mit meiner Handykamera und der recht geringen Größe mancher Zeichnungen.

Das erste Buch entstand im Jahr **1968**, "Rundherum in meiner Stadt" von Ali Mitgutsch – das erste deutsche Wimmelbuch überhaupt, wie mir das Internet verrät. Es wird heute immer noch aufgelegt.

In Ali Mitgutschs Stadt verkauft ein Mann Zeitungen auf der Straße. Ich verbinde solche Bilder immer mit den Rufen “Extrablatt, Extrablatt!” obwohl in meiner Kindheit so etwas schon längst passé war.

Im Freibad liest man die gekaufte Zeitung und jeder hat sein Transistorradio dabei. Meinem Kind werde ich wohl erklären müssen, was das ist.

Modelfotografie anno 1968, mit Tuch über dem Fotografen.

Im Haus nebenan läuft der Fernseher – bedient über Knöpfe am Bildschirm. Oben wird ein Diktat per Schreibmaschine aufgenommen.

Das nächste Buch ist ein Flohmarktfund. Es entstand **2006** und heißt “So viele große und kleine Fahrzeuge”, geschrieben von Patricia Mennen, illustriert von Stephan Baumann.

Reporter mit Kameras und Kameratasche bei einem Polizeieinsatz. Nur wenige Jahre vor der Geburt des Kindes änderten sich auch die Farben der Polizeifahrzeuge in unserem Bundesland zu blau-silber. Nachschauen kann man den Wechsel der Farben übrigens hier.

Leider sind auch neun Jahre nach Erscheinen dieses Wimmelbuchs längst nicht alle U-Bahn-Aufgänge so schön technisiert. Im Hintergrund einige kontemporäre Automarken. Jemand bringt einen Brief zur Post, jemand anderes liest ein Buch.

2011 entstand das “Winter-Wimmelbuch”, das erste aus einer Reihe von Rotraud Susanne Berner, die immer die gleiche Stadt in den verschiedenen Jahreszeiten zeigt.

Alltagstechnikfrust. Man beachte den Touchscreen und das PIN-Eingabe-Pad. (Der arme Mann hat übrigens auch im Frühling wieder Stress mit dem Automaten.)

Vor der Rolltreppe steht ein Mann und telefoniert mit seinem Handy. Im Hintergrund steht ein ICE. Einen Pressekiosk gibt es übrigens in allen drei Wimmelbüchern zu sehen.

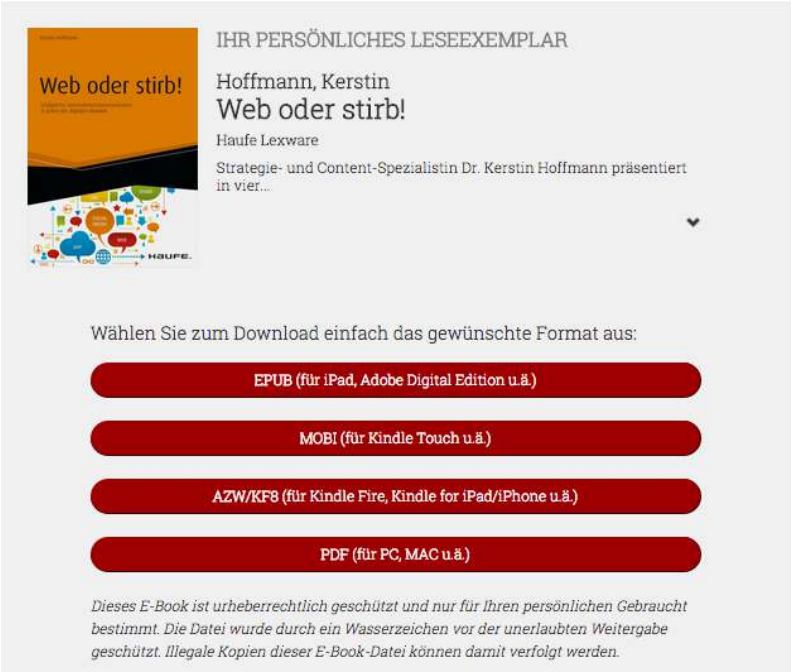
Unten wird beim Frühstück die Zeitung gelesen, oben steht der Laptop (mit Maus) auf dem Tisch. Bei Mitgutsch hörte man im Mietshaus noch Musik über ein Grammophon, hier steht eine kompakte Anlage im Regal.

Angela Heider-Willms

24. April 2015

hoffmannkerstin-hoffmannde

Techniktagebuchautorin Kerstin Hoffmann hat ein Buch geschrieben. Weil das Vorwort von mir stammt, bekomme ich ein Freiexemplar, und weil ich das Buch nicht auf Papier haben wollte, hat dieses Freiexemplar die Form eines Downloadlinks. Der Link führt zu meine.readbox.net, wo ich zwischen mehreren Formaten wählen kann:



Das macht mich ein bisschen neidisch, denn zu meinen bei Rowohlt veröffentlichten Büchern gibt es (mit einer Ausnahme) keine so schöne Auswahl, sondern bisher nur Belegexemplare mit Adobe DRM. Aber man hört ja, dass immer mehr Verlage das Licht sehen, zuletzt hat vor wenigen Tagen dtv dem harten Kopierschutz den Rücken gekehrt, Hoffmann & Campe und Hanser setzen schon länger auf Wasserzeichen.

Ich entscheide mich für die PDF-Version. (Ohne besonderen Grund, die Formate haben alle ihre Vor- und Nachteile, ich fühle mich momentan keinem davon besonders verbunden.) Weil ich den Link auf Kerstins Wunsch direkt von ihr bekommen habe und nicht über ihre PR-Agentur, steht jetzt auf jeder Seite meines Buchs, dass es "Lizensiert für hoffmannkerstin-hoffmann-de.\n" ist. (Das \n deutet an, dass dort eigentlich ein Zeilenumbruch stattfinden sollte.) Falls ich eines Tages eine Verbrecherlaufbahn einschlage und das Buch unerlaubt weitergebe, wird alles auf hoffmannkerstin-hoffmannde zurückfallen.

Kathrin Passig

2015-04-24

Now Accepting Rent Payments Online

Nicht einmal in Amerika bleibt irgendwas jemals so wie es war. Nicht einmal, dass man die Wohnungsmiete nur per Papierscheck bezahlen kann, der am Monatsanfang beim Doorman in einen speziellen Briefkasten einzuwerfen ist (das Techniktagebuch berichtete).

Heute bekam ich die folgende E-Mail, die das Ende einer Ära und den wohl endgültigen Beginn der Zukunft einläutet.

BRODSKY

Dear Andre,

We are happy to announce that residents of **160 W 71ST Street** now have the ability to make their rent payments online through our vendor, **Click*Pay***.

Simply **Activate Your Account** and begin making one-time or automatic rent payments online by e-Check (ACH) or Credit Card.

Activate Your Account

We've already created an account for you. Simply click the link below and select a new, secure password:

Click Here to Activate Your Account

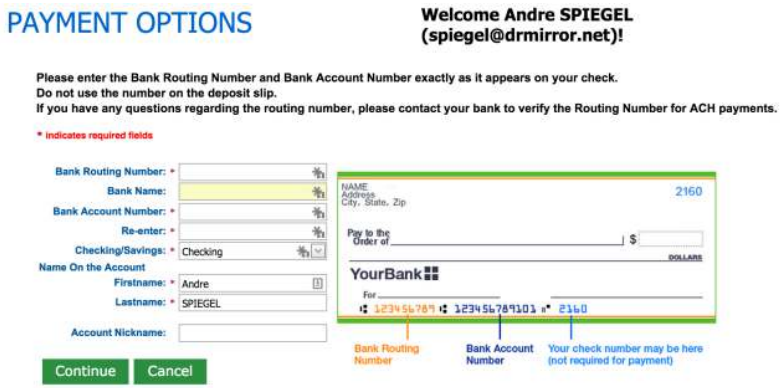
Ach, und ein wichtiges Detail noch:

Fee Chart

Payment Method	Fees
eCheck(ACH)	$2.95
Master Card	2.95%
American Express	2.95%
Discover	2.95%
VISA	2.95%

Ok

Wie Kathrin Passig richtig vermutet, entsprechen drei Prozent einer New Yorker Miete ungefähr einer Berliner Miete, aber schon angesichts der jährlichen Mietsteigerung fallen die drei Prozent eigentlich gar nicht mehr auf. Ich werde mich dennoch wohl für die Direktabbuchung von meinem Konto entscheiden; alles was man dazu braucht, ist die eigene Kontonummer. Die kann ich neuerdings sogar online erfahren, denn meine Bank bietet dafür eine neue Funktion an. Bei ClickPay geht man allerdings auf Nummer Sicher und erklärt das für Amerikaner ungewohnte Verfahren so, dass es auch garantiert funktioniert, nämlich durch Nachlesen der Kontonummer auf den eigenen Papierscheck-Vordrucken.



André Spiegel

April 2015

Mit Ohropax und Kopfhörern weckt mich fast nichts mehr

Seitdem ich mit Ohropax schlafe (hellhörige Stadtwohnung), stehe ich vor dem Problem, dass ich zum Einschlafen trotzdem gerne Hörbücher hören möchte und dafür passende Kopfhörer brauche. In-Ear-Kopfhörer passen wegen der Ohropax nicht. Bügel-Kopfhörer drücken zu sehr auf die Ohren, da Seitenschläferin. Kleine flache Stöpsel fallen raus, sobald ich mich bewege. Am besten eignen sich bisher Sportkopfhörer, allerdings halten sie nur rund 6 Monate durch, da ich sie nachts gerne aus den Ohren ziehe und letztendlich auf ihnen schlafe. So besitze ich aktuell 4 Sportkopfhörer, die alle einseitig kaputt sind und noch nie für Sport genutzt wurden. Dasselbe Problem hatte ich mit dem MP3-Player, den ich nun an einem Kissen festbinde, damit ich ihn im Schlaf nicht mithilfe der Kopfhörerkabel unter mich ziehe.

Mit Ohropax und Kopfhörern verschlafe ich Presslufthammer. Bohrmaschine. Nachtaktive Nachbarn. Sexgeräusche. Umzugslärm. Die Straßenkehrmaschine um 5:10 Uhr. Laubsauger. Schneeschieber. Randale. Liebesdramen. Unfälle. Das Anspringen der Alarmlagen von Autos und Geschäften, die zumeist Fehlalarm sind. Im Sommer die ab 2 Uhr losröhrende Klimaanlage der Backstube gegenüber. Autos, die beim Parken gegen die Hauswand stoßen.

Eines Nachts höre ich mein Handy klingeln. Es liegt zwar im Schlafzimmer, aber nicht neben dem Bett. Ich weigere mich aufzustehen, ärgere mich über den nächtlichen Anrufer, schlafe wieder ein, werde wieder vom Handy geweckt, öffne dann doch die Augen und sehe, dass keine Lichtquelle im Raum ist, die aber da sein müsste, wenn ein Anruf auf dem Handy eingeht. Nun bin ich irritiert und hellwach: Nicht mein Handy klingelt, sondern das Handy der Drei Fragezeichen, dessen Klingelton ich vor vielen Jahren auch auf einem meiner Handys installiert hatte. Auch wenn mich sonst kaum etwas weckt: Die vertrauten Klingeltöne meines Weckers, Handys und Festnetztelefons habe ich noch nie verschlafen können.

Sokoban-Spielerin

25. April 2015

Ein Diskettenlaufwerk am Buch, auf Ideen kommen die Leute

Im Traum bin ich bei jemandem zu Besuch. Ich halte ein Buch in der Hand, dessen Buchrücken aus rotem Weichplastik gestaltet ist wie ein Teil einer alten PC-Gehäusefront. Der untere Buchschnitt ist auch mit Weichplastik in Form eines Dreieinhalbzoll-Diskettenlaufwerks bedeckt. Ich finde das in hohem Maße lächerlich und fotografiere das Buch fürs Techniktagebuch. Gar nicht so einfach, Titelbild, Rücken und unteren Schnitt gleichzeitig, aber auch nicht zu viel Bettzeug und Wohnungshintergrund ins Bild zu bekom-

men. Das Blatt, auf dem das Erscheinungsjahr steht, muss ich dann auch noch fotografieren, ich meine, 2015 ein Scherzdiskettenlaufwerk am Buch, das glaubt einem ja sonst keiner.

Innen scheint es sich um eine Parodie eines Komikers auf das Werk eines anderen Komikers zu handeln, eventuell durch Übermalungen. Das Vorwort besteht aus 200 Wiederholungen des Satzes “Es hätte auch alles versehentlich passiert sein können!”

Kathrin Passig

25. 4. 2015

Phantom-Cyborg

Mein Magen knurrt. Ich greife in die Hosentasche, um auf dem Telefon nach der Benachrichtigung zu sehen.

Felix Neumann

26. 4. 2015

Landkarten und Richtungssinn

Ich habe große Schwierigkeiten, Karten im Kopf in Richtungsanweisungen umzusetzen. Das hat mich einmal fast einen Flug gekostet (an anderer Stelle mehr dazu). Portable Navigationssysteme und vor allem Google Maps sind für mich eine der besten Erfindungen der letzten Jahre. Denn Google Maps kann den eigenen Standort orten und zeigt mit einem Pfeil die Laufrichtung an. Ich verlasse mich fast komplett auf Google Maps – inzwischen schon zu sehr.

Heute bin ich mit einer befreundeten Familie auf einem mir unbekannten Spielplatz verabredet. Den Standort hat mir meine Freundin über Whatsapp als Google Maps-Link geschickt. Selbst ich kann mir die einfache Route zwar merken, scheitere aber daran, dass eine Straßensperre sie blockiert. Ich fahre einmal um den Block, steige mit Kind und Kinderwagen aus und werfe sofort Google Maps auf dem Smartphone an, um zu sehen wo ich bin – weit kann es nicht mehr sein, aber die Richtung zu extrapolieren, in die ich zu gehen habe, ist mir ohne Hilfe und visuelle Anhaltspunkte nicht möglich. Nach ein paar Schritten ändere ich die Richtung anhand des Pfeils, sehe eher zufällig vom Smartphone auf – und erkenne das Familienauto meiner Freunde keine fünfzig Meter entfernt. Das hätte ich mir also sparen können.

Angela Heider-Willms

26.04.2015

Sie spiel'n von Level zu Level zu Level

Die Head ist natürlich ein verwandeltes Marteria-Zitat, und bald wird sich zeigen, warum ich das gewählt habe.

Die Kinder spielen im Kinderzimmer, analog. Mit Lego. Friedlich. Sie bauen Platten aneinander, wie wir damals. Sie ziehen Mauern hoch, wie wir. Sie suchen in Körben und Kisten nach Fenstern, Türen, Gartenzäunen. Wie wir. Sie finden im unendlichen Sammelsurium Legotelefone (hatten wir nicht), Konsolenartiges (hatten wir nicht), Funkgeräte, Taucherausrüstungen, U-Boote, hatten wir alles nicht.

Später finden sie Spielfiguren, ordnen sie einander zu, rüsten sie aus, und als sie sie auf die Platte setzen, um ein Gebilde zu betreten, das wir früher "Haus" genannt haben, ist es kein Haus mehr, sondern "ein Level".

Pia Ziefle

Ende April 2015

Das Gaspedal lässt sich nicht mehr richtig treten

Seit 1999 fährt meine Mutter einen silbernen Fiat Scudo: ein robuster Kleintransporter, den ich mir selbst gern leihe. Manchmal verliert er Öl. Der CD-Player ist kaputt und die Boxen sind sehr schlecht. Aber größeren Ärger machte das Auto noch nie.

Seit mindestens 1990 wird das Garagentor mit einem elektrischen Funköffner geschlossen und geöffnet; und irgendwer (mein Bruder?) klebte später im Scudo einen Klettstreifen links aufs Armaturenbrett, damit der Öffner ("Garagentor-Handsender") nicht lange gesucht werden muss. Manchmal sind die Batterien schwach und ich muss ihn anheben und zur Garage richten, um das Signal zu senden. Aber insgesamt: guter Öffner, gutes Auto.

Ich fahre in die Weinberge, über recht holprige Straßen ... und merke auf der Rückfahrt: Der Scudo beschleunigt nicht mehr. Bremse und Kupplung funktionieren. Der Motor klingt normal. Doch das Gaspedal lässt sich nicht richtig treten und mit 20, 30 km/h tuckern Freund M. und ich zurück ins

Dorf: Mein Vater und mein Bruder arbeiten mit Autos – doch ich bitte sie ungern ständig um Gefallen und Hilfe. Habe ich den Scudo beschädigt, in den Weinbergen?

Ich trete ein letztes Mal das Gaspedal durch, etwas ploppt – und der Garagentoröffner rutscht darunter hervor: Er war mir unbemerkt vom Klett-Feld oben beim Lenkrad runter in den Fußraum gefallen, rutschte dort hin und her und verkantete sich irgendwann in den Weinbergen unter dem Gaspedal.

Freund M. lacht. Und sagt nur zwei Dinge: “Gut, dass es nicht die Bremse war.”

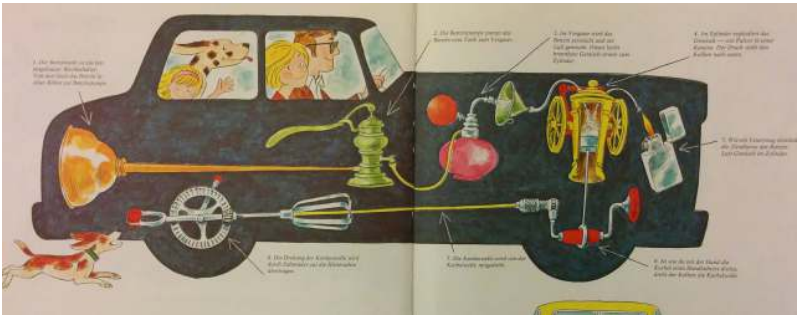
Und: “Techniktagebuch!”

Stefan Mesch

1978 und 2015

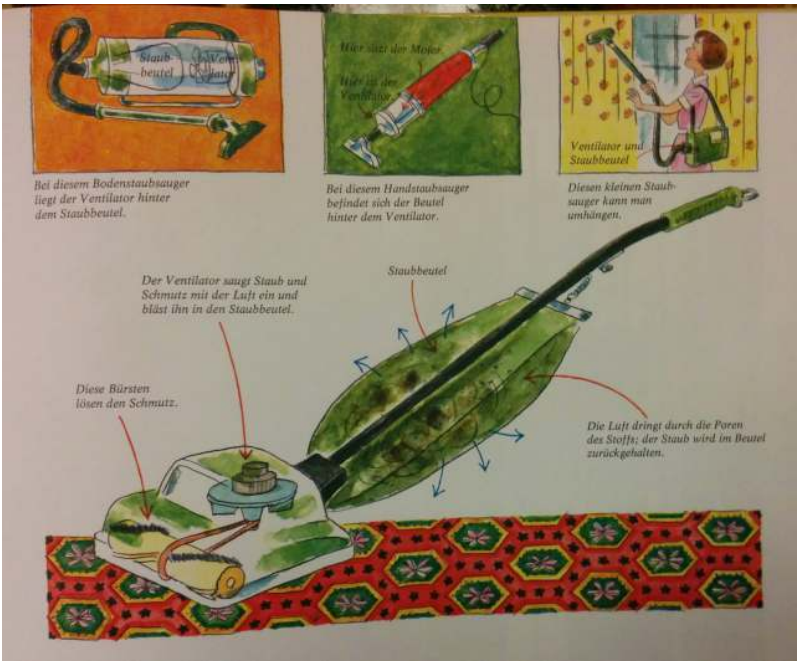
Mein erstes Technikbuch

Mein erstes Technikbuch heißt “Mein erstes Technikbuch” und ist die 1978 erschienene deutsche Ausgabe von Joe Kaufmans “What Makes it Go, What Makes it Fly, What Makes it Float”.



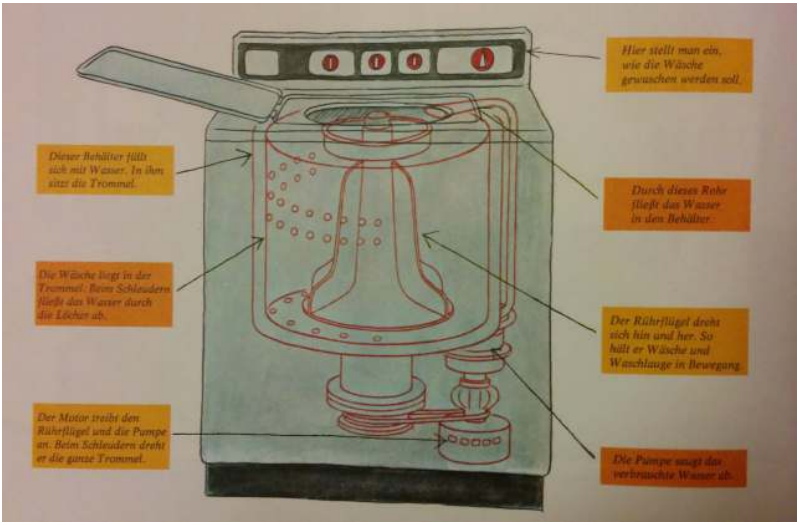
1. Das Benzin ist in einem Ölkännchen (”Drückekanne”), wie Klaus Stein (@Lapizistik) und @muehsam erkannten und via Twitter ergänzten.

Wie ein Auto funktioniert, wird mit einer Reihe von Gegenständen erklärt, die knapp vierzig Jahre später ihrerseits erklärungsbedürftig sind. Wodurch der Benzintank dargestellt wird, weiß ich nicht.[1] Handbetriebene Wasserpumpen gibt es noch, allerdings gehören sie vermutlich eher nicht zum Alltag von Kindern. Einen Parfumzerstäuber mit Balg habe ich noch nie gesehen, weder damals noch heute. Der Zylinder wird, glaube ich, von sich selbst dargestellt.[2] Den Handbohrer kenne ich aus dem Manufactum-Katalog, und so einen kurbelbetriebenen Rührer hatte ich tatsächlich schon einmal in der Hand, wohl aus dem großmütterlichen Erbe. Nur das Feuerzeug sieht heute noch genauso aus.

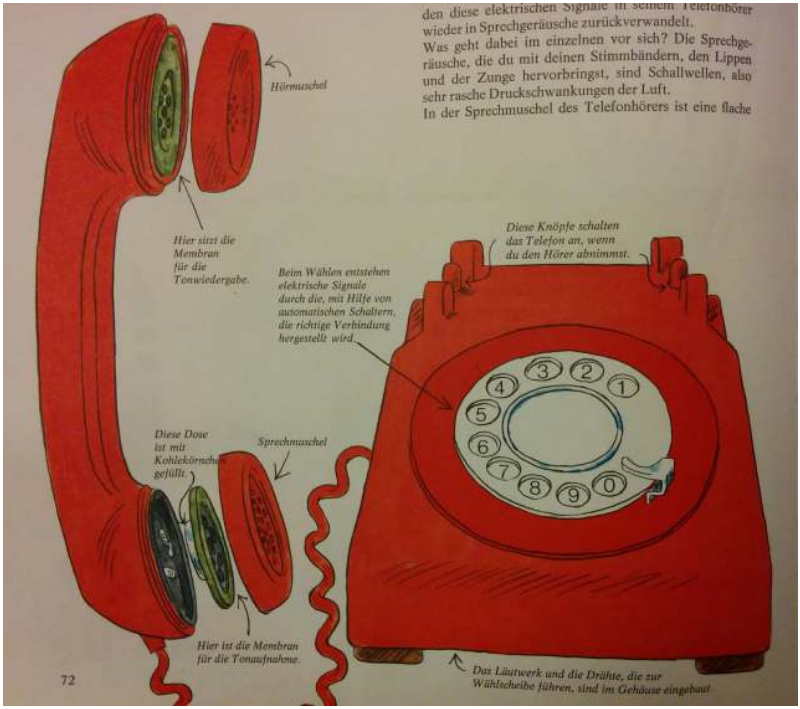


2. Wird er nicht, es handelt sich um eine Kanone von oben gesehen. Auch diese Information stammt von @muehsam. Danke!

Staubsauger gibt es in verschiedenen Varianten, sogar zum Umhängen. Natürlich werden alle Haushaltsgeräte im Buch von Frauen benutzt.



Die Waschmaschine ist ein amerikanisches Modell mit Rührflügel in der Mitte ("Bottichwaschmaschine"). Ich kann mich aber nicht erinnern, dass mich das als Kind irritiert hätte. Vielleicht habe ich es als schematische Darstellung interpretiert.

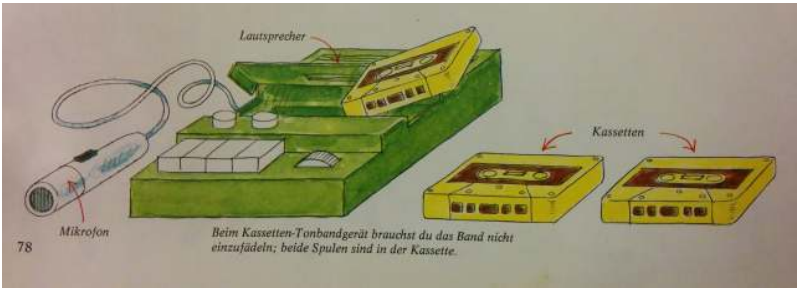


Telefone haben natürlich eine Wählscheibe, eine Kringelschnur und einen richtigen Hörer, mit dem man Einbrecher bewusstlos schlagen kann.

Plattenspieler. Nicht so abwegig, um 1985 werde ich selbst ein ganz ähnlich aussehendes Gerät besitzen, das ein Freund nicht mehr haben wollte.

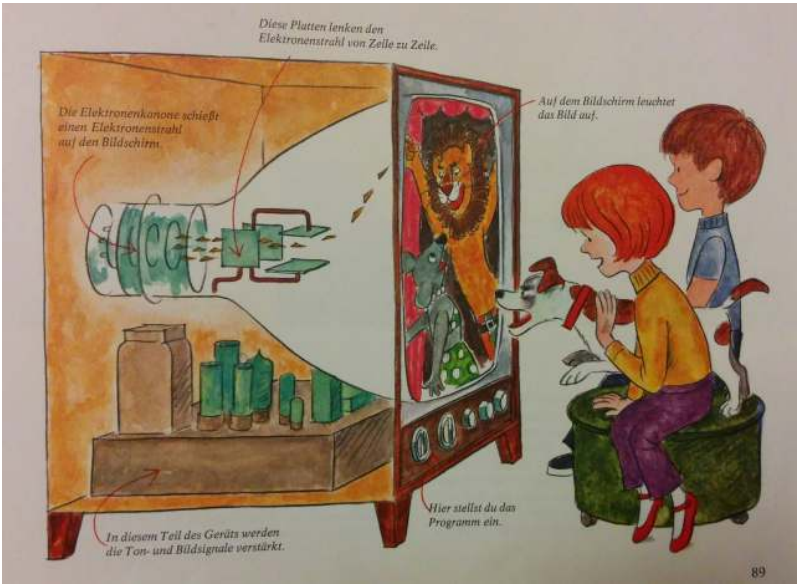
Eine große Hilfe beim Sprachenlernen . . .
du sprichst aufs Band und hörst deine eigene Stimme ab.

Man kann bereits die eigene Stimme aufzeichnen. Vielleicht gibt es sogar fertige Sprachkurse auf Tonband. Die werden hier allerdings nicht erwähnt. Ich habe nie ein Tonbandgerät im Einsatz gesehen, erinnere mich aber, ein unbenutztes im Haushalt der Großeltern sowie viele Tonbandspulen beim Vater eines Freundes gesehen zu haben.

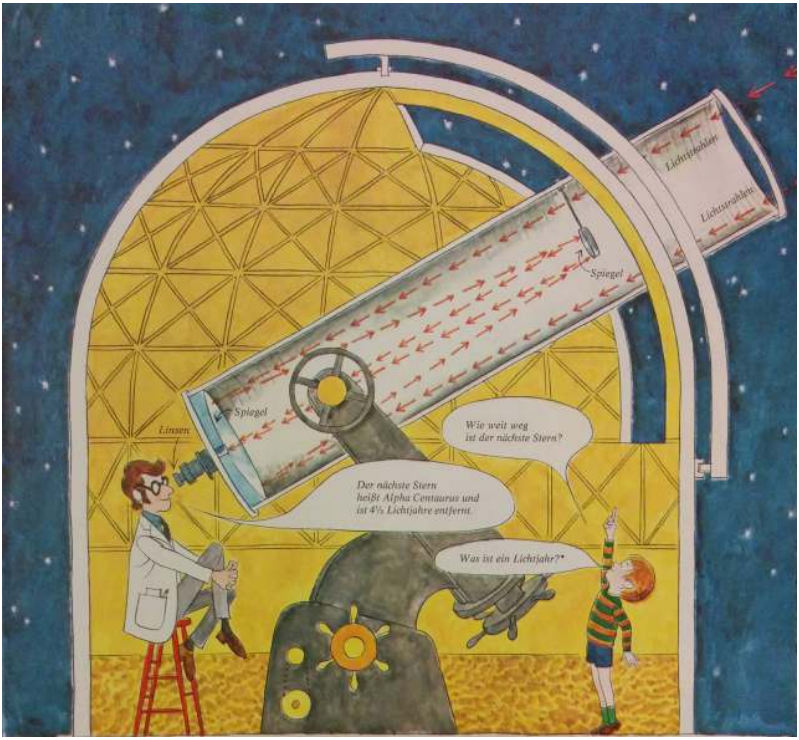


Kassetten scheinen noch neu und erklärungsbedürftig zu sein: “Beim Kassetten-Tonbandgerät brauchst du das Band nicht einzufädeln; beide Spulen sind in der Kassette.”

Hiermit zeichnen Eltern die Freizeitbetätigungen ihrer Kinder auf. Welche Rolle der Holzknüppel beim Herumrennen spielt, kann sich uns kaum erschlossen haben. In unserem Haushalt gibt es allerdings auch keine Filmkamera, so wenig wie in allen anderen mir bekannten Haushalten.



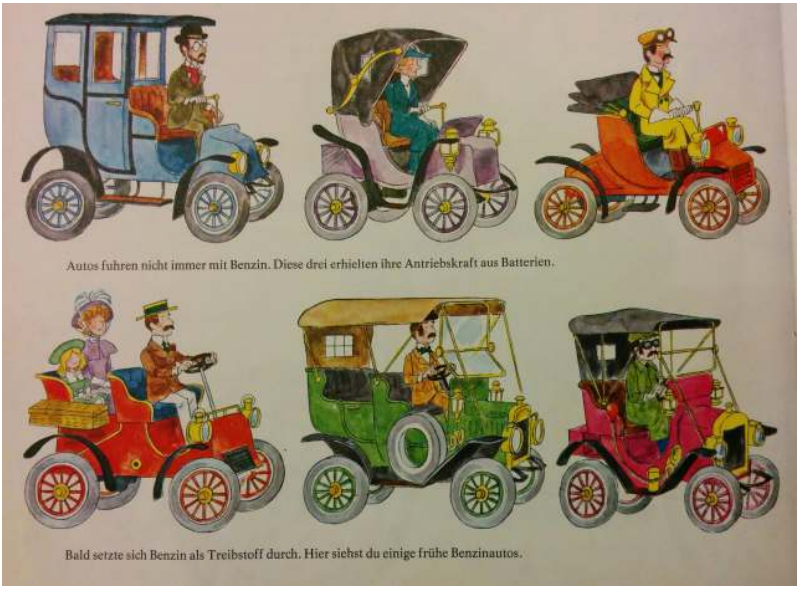
Fernseher sind sehr groß, aber vielleicht nur, weil so viel Erklärung ins Innere passen muss. Und: schon in Farbe!



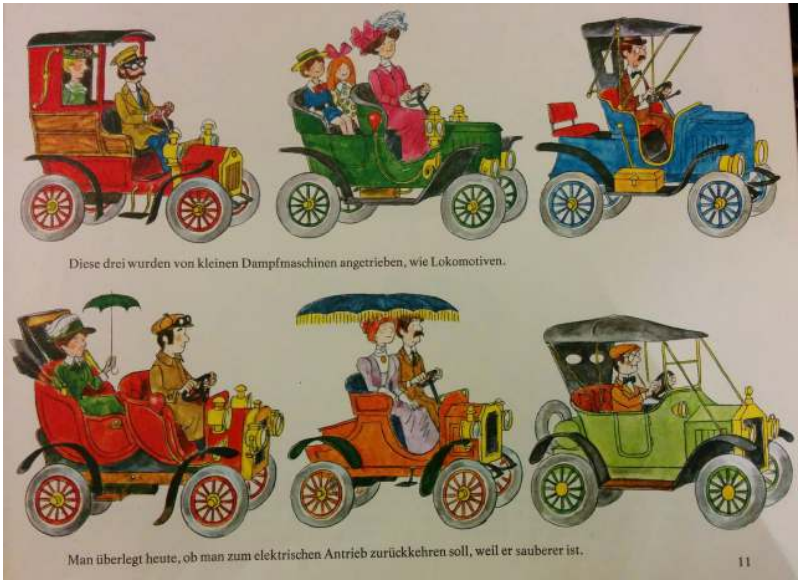
Astronomen tragen weiße Kittel und gucken direkt durchs Teleskop. Letzteres tun sie Wirklichkeit schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr, dort sitzt seitdem eine Kamera. Weiße Kittel haben sie wahrscheinlich nie getragen.

Aleks Scholz, Astrophysiker: “Ich habe noch nie Astronomenbilder mit weißen Kitteln gesehen. Hier zum Beispiel Edwin Hubble am Teleskop, vermutlich 1920er oder 1930er Jahre. Es war ja auch viel zu kalt für weiße Kittel beim Beobachten. Man trägt eher wattierte Anzüge. Auch Hubble guckt auf dem Bild nicht durchs Teleskop, sondern vermutlich durch ein Leitfernrohr oder einen Sucher. Es kann sogar sein, dass er durchs Teleskop sieht, um

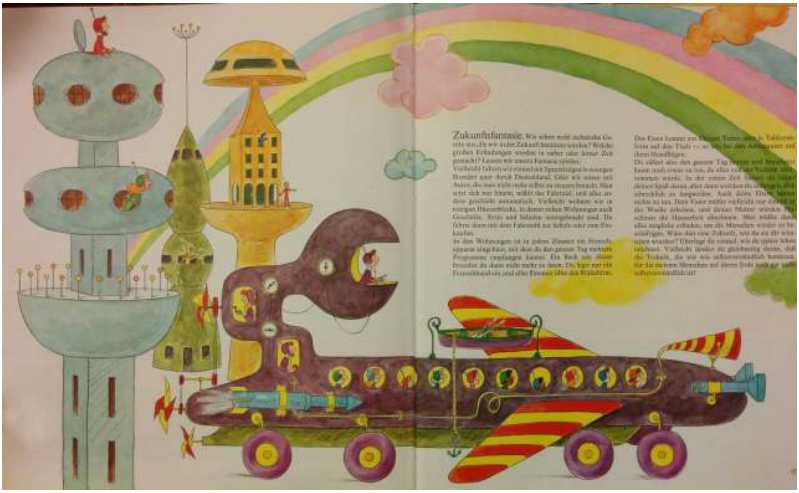
das Target einzustellen. Aber eben nicht für die Wissenschaft. Es ist alles komplizierter, als man denkt! Lustig: in dem Hubble-Foto schlägt Hubble die Beine übereinander, fast genau wie der Astronom in der Zeichnung. Was man in dem Hubble-Bild sieht: Sein Teleskop konnte von der Beobachterposition aus gesteuert werden. Im Buch dagegen kann der Astronom das Teleskop von seiner Position aus überhaupt nicht bewegen, was es praktisch unmöglich macht, es zu bedienen."



"Autos fuhren nicht immer mit Benzin. Diese drei erhielten ihre Antriebskraft aus Batterien." Das hätte ich als Kind mal genauer lesen sollen, dann wäre ich mit Ende dreißig nicht so überrascht gewesen, aus kulturwissenschaftlichen Büchern davon zu erfahren.



“Man überlegt heute, ob man zum elektrischen Antrieb zurückkehren soll, weil er sauberer ist.” Diese Überlegungen sind inzwischen abgeschlossen.



Und so sieht die Zukunft aus. “Vielleicht fahren wir einmal mit Spezialzügen in wenigen Stunden quer durch Deutschland. Oder wir reisen mit Autos, die man nicht mehr selbst zu steuern braucht. Man setzt sich nur hinein, wählt das Fahrtziel, und alles andere geschieht automatisch. (. . .) In den Wohnungen ist in jedem Zimmer ein Fernsehapparat eingebaut, mit dem du den ganzen Tag mehrere Programme empfangen kannst. Ein Buch wie dieses brauchst du dann nicht mehr zu lesen. Du legst nur ein Fernsehband ein, und alles flimmert über den Bildschirm.”

Fast genauso ist es ja dann auch gekommen.

Kathrin Passig

Seit 2011, auch 2015 noch, vermutlich noch viele Jahre

Schlüssel, Schlösser, Türen

An meiner neuen beruflichen Wirkungsstätte bekomme ich für mein Büro einen Schlüssel. Mit dem kann ich außer der Tür zu meinem Büro auch den Haupteingang des Gebäudes aufschließen. Außerdem bekomme ich einen anderen Schlüssel für das Schließfach in meinem Büro. Und einen Schlüssel für den Praktikumsraum im Nebengebäude. Und einen Schlüssel für das Nebengebäude. Und einen Schlüssel für das Labor. Und einen Schlüssel für den Schrank im Labor. Und einen Schlüssel für den anderen Schrank im Labor. Und einen Schlüssel für die Garage. Ein ganz schön dickes Schlüsselbund.. dabei bin ich gar nicht der Hausmeister. Dann wird mir noch eine scheckkartengroße Plastikkarte ausgehändigt. Hmm ... wofür ist die? "Für den Seiteneingang zum Hauptgebäude. Und für die meisten Labore im Hauptgebäude." Die Plastikkarte lässt sich so programmieren, dass sich mit ihr nur die Schlösser zu den Räumen öffnen lassen, zu denen der Besitzer der Karte auch Zugang haben soll. Nur leider sind viele Räume nicht mit den dafür benötigten elektronischen Schlössern ausgestattet. Deshalb: Schlüsselbund und Plastikkarte.

Also muss ich bei der Arbeit meist ein viel zu großes (die Hosentasche ausbeulendes) Schlüsselbund und eine Plastikkarte mit mir herumtragen. 2011 hoffe ich, dass die Schlösser, die noch mit dem Auslaufmodell "Schlüssel" geöffnet werden, bald gegen elektronische Schlösser, die sich mit der Karte öffnen lassen, ausgetauscht werden. Bis 2015 ist dies nicht geschehen, und es scheint auch nicht so, als würde mein Wunsch in den nächsten Jahren in Erfüllung gehen.

Molinarius

26.04.2015 bzw. irgendwann in den Nullerjahren

Mauslolly zum Mausreinigen

Beim Durchwühlen einiger Kisten mit altem Kram stoße ich auf den Mauslolly. Den hatte ich vor einigen Jahren mal als Werbegeschenk bekommen, als ich spezielles Lot zum Aluminiumlöten bestellt hatte. An einem Kunststoffstab befindet sich oben eine Kugel aus einem Schaumgummi, wie man ihn auch von den Schwämmchen zum Anfeuchten von Briefmarken kennt.

Man soll damit die Röllchen in mechanischen Computermäusen reinigen können, bei denen eine Kugel auf der Unterlage rollt und die Bewegung auf Röllchen oder Rädchen im Innern der Maus übertragen wird. Das Reinigen funktioniert aber praktisch kein bisschen, weil der “Knispel”, wie Thomas Jungbluth es treffend im Techniktagebuchredaktionschat ausdrückt, um die Rädchen festpappt und man ihn losknibbeln muss.

Später finde ich auch noch zwei Kugeln aus derartigen Mäusen, die ich für einen unbestimmten Zweck zur Seite gelegt habe. Bis ich sie brauche, werde ich vergessen haben, dass ich sie aufbewahre. Das, was ich eigentlich gesucht habe, finde ich nicht.

Markus Winninghoff

2011–2015

Die Degus haben eine ausbruchssichere Behausung. Und wir dafür kein WLAN mehr

Ich habe mir Ende 2011 in den Kopf gesetzt, Degus als Haustiere zu halten. Sie sind nicht nur allergikerfreundlich und können herrlich frustriert schauen, sie zwitschern auch und bilden Schlafhaufen.

Zwei Männchen aus einer Pflegestelle sollen bald zu mir übersiedeln. Obwohl mein handwerkliches Talent gegen null tendiert, möchte ich den Käfig selbst aus einem PAX-Korpus von Ikea bauen und schaffe das dank tatkräftiger Hilfe von begabteren Freunden mit gutem Werkzeug.

Ich stelle fest: Was Werkzeug angeht, hatte ich den technischen Wissensstand eines Neandertalers. Es ist äußerst befriedigend, wie einfach und sauber mühsame Arbeit auf einmal mit dem richtigen Werkzeug läuft.

Im Käfig werden Dinge verbaut, von denen ich noch nie gehört habe, unter anderem sogenannte Klavierscharniere für die Türen. Erst passen sie nicht richtig. Die Türen springen zurück. Zwei Handgriffe, ein neuer Bohraufsatz, die Löcher werden vertieft und schon liegt alles sauber auf.

Zudem brauchen wir punktverschweißten Zinkdraht für die Gitter, denn Degus haben sehr scharfe Zähne und können handelsüblichen Kaninchendraht durchbeißen. Alle freien Holzkanten müssen aus demselben Grund mit Aluminiumleisten geschützt werden. Die habe ich vorher mühsam mit einer Handsäge gekürzt. Eine winzig kleine Flex, nicht größer als ein Milchaufschäumer, kommt zum Einsatz und sägt die Schienen in Sekunden millimetergenau zurecht. Ob die Bretter alle gerade verbaut wurden, prüfen meine Freunde mit einer lichtprojizierenden Wasserwage.

Anfang 2012 wohnen die Degus in ihrem Käfig (halb schief und krumm, halb sauber verbaut) bei uns im Arbeitszimmer. Seitdem scheitern jegliche Versuche, unsere Geräte dort störfrei an das WLAN anzuschließen. Wir probieren alles aus, tauschen die WLAN-Adapter unserer Desktop-PCs, die Verbindung schwächelt und bricht ständig ab. Wir vermuten, dass der Käfig das Signal stört. Vielleicht ist es der punktverschweißte Zinkdraht? Geschlagen ziehen wir die längst weggepackten flachen Kabel in den Flur zum Router.

2015 sind zwar die Tiere inzwischen verstorben und durch drei Nachfolger ersetzt, der Käfig steht aber immer noch und die WLAN-Situation ist weiterhin desolat. Im Wohnzimmer mit Smartphone und Tablet funktionert alles tadellos. Aber ich will ja nicht im Wohnzimmer am Tablet oder Smartphone tippen, sondern an meiner guten, alten, eingedellten und zugekrümelten Analogtastatur. Ich will auch kein furchtbar hässliches Kabel mehr.

Als ich im Redaktionschat mein Leid klage, kommt zunächst die Aufforderung, dies niederzuschreiben und dann ein technischer Lösungsvorschlag. Ich werde weiter berichten.

Angela Heider-Willms

April 2015

Ausgabe von Reservierungsdisketten

Im Dezember 2014 lese ich in der Zeitung, dass die Deutsche Bahn in allen Zügen ab 2016 WLAN kostenlos zur Verfügung stellen will. Ich freue mich, denn die teuren und unzuverlässigen Internetzugänge in Zügen der Deutschen Bahn habe ich bereits häufig erlebt, und sie waren auch im Techniktagebuch schon mehrfach Thema.

Im April 2015 sehe ich immer noch obenstehendes Schild auf dem Bahnhof Stuttgart und mir wird wieder bewusst, wie die Kommunikationstechnik der Bahn in der Realität aussieht. Ich wage nicht zu hoffen, dass die Bahn ihr Versprechen mit funktionierenden Internetzugängen tatsächlich in absehbarer Zukunft wird einlösen können: Offensichtlich werden die Informationen über Reservierungen in Zügen auch 2015 noch per Diskette in die Züge gegeben – was auch ellebil 2012 beschreibt. Kein WLAN. Kein USB Stick. Wikipedia schreibt dazu:

> Spätestens seitdem Flash-Speicher preisgünstig geworden sind und die meisten Computer zumindest USB-Sticks problemlos lesen und beschreiben können, hat die Diskette praktisch keine Marktbedeutung und Anwendungen mehr. Allerdings verkaufte Sony in Japan 2009 noch 12 Millionen Stück bei einem Marktanteil von 70 %, kündigte jedoch für März 2011 die Einstellung der Produktion an. Verbatim wird somit der letzte Produzent von Disketten sein, die vor allem Absatz in den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion finden.

Da Disketten eine Lebensdauer von etwa 5-30 Jahren haben, kann die Bahn sich also zurücklehnen und noch ein paar Jahrzehnte auf ihr bewährtes Kommunikationsmittel vertrauen.

Dieser Abschnitt der Wikipedia

> Ein kleiner Markt besteht auch heute noch für ältere Synthesizer und Sampler, da für diese als Speichermedien für die Klangdaten oft Disketten verwendet wurden, z. B. beim Roland S-50.

könnte also um die heutige Nutzung der Disketten bei der Bahn ergänzt werden.

Molinarius

2015-04-28

Linie R ginge übrigens auch

Der Herr im karierten Sakko fragt nach der besten Station für *Center Street*, womit ich überfragt bin, aber ich sage ihm, dass ich's während unserem Halt am Times Square nachgucken werde. Tatsächlich allerdings habe ich gesagt, dass ich's nachgucken werde, *sobald ich wieder Netz habe,* und erst da wird mir klar, dass ihm das vermutlich wenig sagt, denn jemand, der sich nicht selber zurechtfinden kann in der Stadt, wird kein Smartphone haben und auch nicht wissen, wo es Netz gibt in der Subway und wo nicht. Und tatsächlich sitzt er etwas ratlos da und fragt sich womöglich, warum ich minutenlang keine Anstalten mache, seiner Frage weiter nachzugehen. Während des Halts am Times Square sehe ich innerhalb weniger Sekunden, dass es eine *Center Street* nur in New Jersey oder auf Staten Island gibt, die gemeinte *Centre Street* dagegen britisch geschrieben wird und der beste Weg dorthin tatsächlich gar nicht unsere Linie 2 oder 3, sondern die Linie Q ist und ich kann es dem Mann und seiner Frau gerade noch, bevor die Türen der Subway sich schließen, erklären, so dass sie es aus dem Wagen heraus auf den Bahnsteig schaffen; dass auch die Linie R gehen würde, kann ich ihnen schon nicht mehr nachrufen.

André Spiegel, zuerst veröffentlicht im fortlaufenden Blog

28. April 2015

Langstreckenflug, der erste seit 2011

Meine Interkontinentalrakete fliegt von London nach Brasilien und heißt “The Magical Red Carpet”, kein sehr vertrauenserweckender Name. “Ich dachte eigentlich, es fliegt mit Kerosin und Düsen, und nicht mit Magie und Teppichen”, beklage ich mich Minuten vor dem Besteigen bei Kathrin.

Viel hat sich seit 2011 nicht verändert. Der große Qualitätssprung im Entertainmentprogramm passierte ohnehin ein paar Jahre vorher: von zwei Filmen, die auf ein paar von oben herab hängenden Schirmen gezeigt wurden, zum Privatfernsehen mit Dutzenden Filmen in der Rückenlehne. Der Touchscreen ist weiterhin eher ein Hammer-and-Pray-Screen, und die ganze Nacht durch verfluche ich meinen Hintermann wegen seiner hilflosen Versuche, mit dem System per Handkantenschlag zu kommunizieren. Die Filme sind nur wenige Wochen älter als das, was in Mitteleuropa zur Zeit in den Kinos läuft. Das gesamte Unterhaltungssystem schaltet sich weiterhin erst beim Start ein und bei der Landung aus, aus unklaren Gründen kann man beim Rumfahren auf dem Flughafen nicht fernsehen, was mich die letzten zehn Minuten von “Interstellar” kostet. Ich kann mir schon denken, wie es ausgeht. Die Landkarte, die den Fortgang des Fluges anzeigt, ist weiterhin grauenvoll uninteraktiv und uninformativ, mit zufällig ausgewählten Bodenstationen. (Vor Jahren hatte ich den Plan, ein Blog über die seltsamen Städte zu schreiben, die nur auf den Landkarten der Flugzeuge auftauchen, und die ansonsten niemand kennt.)

Größte Veränderung jedoch: Das Unterhaltungsprogramm enthält nicht nur Filme von 2014 und Serien von 2004, sondern auch Youtube-Streams. Leider komme ich nicht dazu, es auszuprobieren; ich verschlafe fast die ge-

samte elfstündige Überfahrt. Noch ein Plus: Der Sound kommt mir deutlich verbessert vor. Vor zehn Jahren konnte man eigentlich nur Actionfilme mit Matt Damon sehen, bei denen es nicht so sehr auf den Text ankommt.

Aleks Scholz

April 2015

Taschenrechner und Armbanduhren in Klausuren

In den Klausuren an der Hochschule sind ausgewählte Taschenrechner zugelassen. Kriterien für die Zulassung sind insbesondere, dass der Taschenrechner nicht mit anderen Geräten kommunizieren kann und dass er keine PC-Schnittstelle hat, um z. B. Skripte darauf speichern zu können. Dies wird immer schwieriger zu kontrollieren, da die Taschenrechner immer leistungsfähiger und dabei unauffälliger werden (die Idee, Taschenrechner aufzupimpen oder Handys als Taschenrechner zu tarnen, ist dabei nicht besonders neu).

Nun lese ich, dass an anderen Hochschulen das Tragen von Uhren während der Klausur verboten wird, aus Angst vor Betrug mit Hilfe von Smartwatches. Im Moment sind hinreichend einfach zu bedienende und leistungsfähige Smartwatches nach meiner Einschätzung noch recht teuer und unter den Studierenden nicht sehr verbreitet. Ich frage mich jedoch, ob auch wir demnächst das Tragen von Uhren während der Klausuren verbieten müssen, oder ob wir unseren Studentinnen und Studenten damit zu viel kriminelle Energie unterstellen würden.

Molinarius

28. April 2015

Truginternet und U-Bahn-Internet

Ich warte im U-Bahnhof Rathaus Neukölln auf meine Bahn. Es gibt keinen Handyempfang, den gab es hier noch nie, weshalb ich manchmal, wenn auf dem U-Bahn-Display eine längere Wartezeit angezeigt wird, wieder nach draußen gehe, um dort mit Internet zu warten. Heute aber nicht, und als hinter mir die Bahn in die Gegenrichtung einfährt, springt die Anzeige auf meinem Handy auf vier Balken 4G.

"Test" schreibe ich in den Techniktagebuch-Redaktionschat, und mein Test kommt an. Die U-Bahn fährt ab, das Internet ist wieder weg, und ich muss auf meine eigene warten, um wieder welches zu haben (für Kunden von E-Plus geht das inzwischen). Wir diskutieren eine Weile darüber, ob und wie es sein kann, dass das mobile Internet in die U-Bahnen eingebaut ist und warum ich beim Warten auf anderen U-Bahnhöfen (Rathaus Steglitz, Berliner Straße) ein Vier-Balken-4G-Truginternet sehen kann, durch das überhaupt keine Daten gehen.

Thomas Renger vermutet, dass mein Handy die Zelle zwar sehen kann, die Zelle mein Handy aber nicht: "Basisstationen werden Richtstrahler entlang der Tunnel verwenden, Telefone haben i. d. R. Rundstrahler (...) Eine klügere Anzeige durch ständige Überprüfung der tatsächlichen Kommunikationsmöglichkeit würde den Akku zu schnell leeren."

Ich google die Frage, ob das Internet aus der U-Bahn kommt oder nicht und finde diesen Beitrag, in dem alles gründlich erklärt wird: www.teltarif.de/e-plus-u-bahn-berlin-details-hintergrund-technik/news/57515.html (lesenswert vor allem der zweite Teil). Das Internet kommt also auf einem komplizierten Weg aus den Tunnels, nicht aus den Bahnen. Vermutlich hat die einfahrende U-Bahn das Internet nur zu mir hin reflektiert und ich sollte in Zukunft näher an den Tunneleingängen herumlungern.

Kathrin Passig

28.4.2015

Ich brauche ein Passwort, damit 1Password mein Passwort synchronisiert

Ich habe als Passwort-Manager die App 1Password auf meinem Macbook installiert und synchronisiere sie mit meinem iPhone via iCloud.

Heute habe ich das Passwort für meine Apple ID geändert und damit einen Catch-22 produziert. Die Synchronisation über iCloud funktioniert nicht mehr, da mein iPhone das neue Apple ID-Passwort noch nicht kennt. Ich müsste also erstmal das Passwort der Apple ID eingeben, damit 1Password das Passwort synchronisieren kann.

Ich synchronisiere via Dropbox, umgehe damit den stillgelegten Pfad via iCloud, die neuen Passwörter werden auf mein iPhone übertragen und jetzt habe ich dort auch das neue Passwort für meine Apple ID. Theoretisch könnte ich jetzt wieder via iCloud synchronisieren, aber da die Entscheidung für die iCloud total willkürlich war, belasse ich es bei der Dropbox. Das kann ich ja wieder ändern, wenn ich ein neues Dropbox Passwort brauche.

sleeplessdarkhorse

2015-04-29

Lost and Found. Auf zwanzig Meter

Zum ersten Mal ein verlorenes Smartphone gejagt. (Nicht mein eigenes.) Es befände sich an der Sechsundsechzigsten Ecke Broadway, zeigte die Karte des Android Device Managers an, mit einer Genauigkeit von zwanzig Metern. Das ist die Ecke des Century 21 Kaufhauses, etwa einen Kilometer entfernt von der Stelle im Central Park, wo es wahrscheinlich verloren wurde. Ich bin hingelaufen und schaute mich außer Atem um in dem Ortungskreis.

Eine Gruppe von Obdachlosen, die auf Pappschildern verkünden, dass sie hungrig seien. *Did you find a smartphone today?* Einer sieht mich aufmerksam an, intelligenter Blick. Nein, täte ihm furchtbar leid, hätten sie nicht. Sie würden auf jeden Fall danach Ausschau halten. *Twenty Dollars,* biete ich ihm an, aber nein, es täte ihm wirklich leid, sie hätten keins gefunden. Mehr als zwanzig ist es nicht wert, denke ich mir, vier Jahre alt und ein Sprung im Display, die Daten alle in der Cloud.

Ich frage auch andere Leute in dem Zwanzig-Meter-Radius: Zwei Frauen mit großen Reisekoffern, die kaum Englisch zu sprechen scheinen, ich gehe im Kaufhaus in die Lost-and-Found-Abteilung, frage jemand von der Security, alles ohne Erfolg. Man kann das Telefon auch mit voller Lautstärke klingeln lassen; ich weiß nicht, was für ein Geräusch es dabei machen würde, vermute aber, dass es bei diesem Modell eher ein leises Zirpen ist, von dem ich nichts höre angesichts der Umgebungsgeräusche. In der Lost-and-Found-Abteilung ständig irgendein lautes Piepsen, aber ich glaube, das sind Diebstahlalarme an der Ware. Ich horche an einem Mülleimer, der im Ortungskreis steht – nichts.

Ein paar Minuten später setzt die Ortung aus, entweder wurde sie abgeschaltet oder das Telefon ist in der Subway. Zu Hause, vom Laptop aus trenne ich sämtliche Accounts von dem Gerät. Was ein Fehler ist, denn damit kann ich es auch nicht mehr orten. Besser wäre gewesen, es nur zu blockieren und weiter am Account zu lassen, aber die Blockierfunktion hätte man vorher einrichten müssen. Eine halbe Stunde später meldet der Device Manager, das Telefon sei wieder online, aber es hätte keinen Zugriff mehr auf seine Ortungsfunktionen. Ich sperre auch noch die Sim-Karte und damit ist es endgültig weg.

André Spiegel, zuerst veröffentlicht im fortlaufenden Blog

2012–2015

Seekrankheit und ungeeignete Präsentationstools

Ich halte technisch orientierte Vorlesungen mit Beamer und Tablet. Das Tablet läuft unter Windows und ich nutze für die Präsentation ein Programm, das eigentlich zum einfachen Organisieren von Notizen gedacht ist (Microsoft Onenote). Meine „Folien“ liegen also untereinander auf einer theoretisch unendlich großen „Schreibfläche“ und ich scrolle und zoome mich mit zwei Fingern auf dem Display so von oben nach unten durch die Vorlesung. Ich schätze den unendlich großen Platz zum Schreiben auf und neben den „Folien“ sehr. Meine Handschrift ist nicht gut und leidet durch das Schreiben auf dem Bildschirm erheblich.

Die zwei großen Kreidetafeln nutze ich als Schmierpapier / Kritzelserviette für unwichtige Ergänzungen, da der Inhalt ja ohnehin verloren geht.

Die „Folien“ „drucke“ ich mit Hilfe eines virtuellen „Druckertreibers“ nach Onenote aus. (Nun benötigen wir schon Metaphern aus dem frühen Digitalzeitalter als Erklärungen für das spätere Digitalzeitalter. Wer soll diesen Text in 20 Jahren verstehen?)

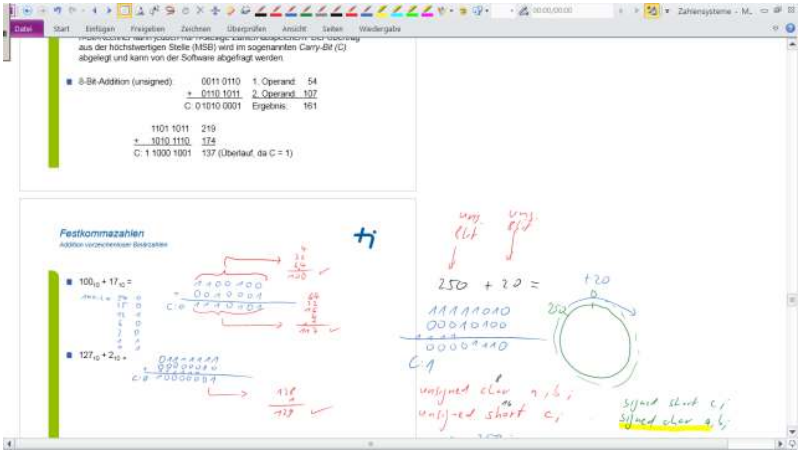
Die Folien erzeuge ich mit Hilfe folgender allesamt schmerzhafter Methoden:

OpenOffice, Powerpoint, PDF-Datenblätter aus dem Netz, ein selbst mit LyX (ein WYSIWYM-Editor für LaTeX) erstelltes Vorlesungsskript und ein unglaublich kompliziertes LaTeX-Dokument, das per Defines so umgestellt werden kann, dass es Folien oder ein Skript erzeugt. Manchmal fotografiere ich Objekte mit der schlechten Kamera des Tablets live in der Vorlesung und male dann in den Fotos herum.

Das Scrollen und Zoomen und Auf-der-Arbeitsfläche-Herumschieben ist für mich sehr intuitiv, für die Zuhörer löst das Zusehen Seekrankheit aus. Manchmal erkläre ich dann Dinge an der Beamerprojektion. Wenn ich mit dem Rücken zum Publikum stehe, nehme ich meine beiden Hände und zeige Dinge auf der Leinwand (dabei muss ich mich sehr strecken). Dann zoome

und scrolle ich mit beiden Händen auf dem Beamerbild. Oh! Hoppla. Geht ja gar nicht. Schon wieder vergessen, dass es noch kein Touchscreen, sondern nur eine Leinwand ist . . .

Aktuelle mir bekannte „Präsentationssoftware“ kann leider weniger. Mein Tool für Notizen ist aber genau genommen auch ungeeignet, da die Aufmerksamkeit der Zuhörer durch eine Vielzahl an Icons rund um die Schreibfläche abgelenkt ist. Ich hoffe das wird alles bald besser, aber wie man am Datum sehen kann, warte ich seit fast vier Jahren auf „bald“.



Georg Passig

27. und 28. April 2015

Publishers’ Forum: Eine technische Bestandsaufnahme

Berlin, “Publishers’ Forum”, eine internationale Tagung im Sofitel-Hotel.

Es gibt keine Steckdosen für die Besucher. Es wird aber auch weniger energisch danach verlangt als auf anderen Tagungen. Am ersten Tag sitze ich ganz außen und verlege mein Kabel als Stolperstrick zu einer Wandsteckdose. Am zweiten Tag macht mich Johannes Haupt auf eine Klappe mit Bodensteckdosen aufmerksam. Wenn man früher im Raum ist, kann man den Konferenztisch von der Klappe schieben, ein Kabel anschließen und dann den Tisch wieder zurückschieben. Meine Mehrfachsteckdose teile ich mir mit den Bloggern Johannes Haupt und Joerg Blumtritt.

Außer unseren drei Laptops sind noch ein oder zwei weitere im Publikum sichtbar. Der Rest der Teilnehmer nutzt zu etwa gleichen Teilen Tablet, Smartphone und Papiernotizblock.

Es gibt eine Twitterwall in Form eines großen, wenn auch etwas versteckt aufgestellten Displays. Sie ist also doch noch nicht ausgestorben. Es wird auch für eine Veranstaltung mit so vielen Anzugträgern über 50 gar nicht so wenig getwittert: über 800 Tweets in zwei Tagen (davon allerdings knapp 400 von einem einzigen Teilnehmer, @Porter_Anderson).

Visitenkarten sind das übliche Medium des Kontaktdatenaustauschs. Ich begegne einer Frau, die ich kenne, aber nicht gut genug, um sie trotz Gesichtsblindheit zuverlässig wiederzuerkennen. Um dieses Problem zu beheben, macht sie einen Vorschlag: “Wir könnten uns bei Xing vernetzen.”

Ich: “Bei was?”

Sie: “Bei Xing.”
Ich: “Ach so, da bin ich nicht.”
Sie: “Dann bei LinkedIn?”
Ich: “Da bin ich auch nicht.”
(Pause. Wir denken nach.)
Ich: “Vielleicht bei Facebook?”
Sie: “Da bin ich nicht.”
Ich: “Twitter?”
Sie: “Da bin ich auch nicht.”
Das Problem bleibt ungelöst.

Kathrin Passig

29. April 2015

Bezahlen ohne guten Namen

Zum Tanken benutze ich meine Visa-Kreditkarte von einer Bank, die einem Autohersteller angeschlossen ist. Die neueste Version hat einen RFID-Chip, mit dem ich berührungslos bezahlen kann. Der Verkäufer hält sie nur neben das Lesegerät an eine Stelle, wo ein schwarzes Funkwellensymbol klebt, es piept, und ich bekomme meinen Beleg. Zum Bezahlen brauche ich also nicht mal mehr meinen guten Namen.

Nachtrag: Die Karte allein reicht bei mehr als 25 Euro, die zu bezahlen sind, nicht mehr – dann verlangt das Lesegerät die PIN – moment: eine PIN bei einer Kreditkarte? Ja, und zwar die, mit der ich auch am Geldautomaten etwas ziehen könnte. Also brauche ich auch bei höheren Beträgen meinen guten Namen nicht.

Thomas Jungbluth

28. und 29. April 2015

Ausgeraubt durch AldiTalk

Am 28. abends bekomme ich eine SMS von AldiTalk: “Internet Flat XL wurde mangels ausreichenden Guthabens nicht verlängert und ist nun nicht mehr aktiv.” Ich öffne die AldiTalk-App, lasse 15 Euro per Lastschrift von meinem Konto einziehen und aktualisiere die “Mein Tarif”-Ansicht. Dort steht, dass ich noch um die 3 GB Daten übrig habe. Ich unternehme also nichts. Geht ja auch gar nicht, denn solange eine “Internet-Flat” aktiv ist, kann man keine neue buchen. (Es handelt sich natürlich überhaupt nicht um eine Flatrate, sondern nur um eine vorausbezahlte und daher billigere Datenmenge. Das “Flat” im Namen bedeutet auch bei anderen Anbietern schon seit Jahren gar nichts mehr.)

Leider hat die SMS aber recht. Die Anzeige in der App ist nur nicht aktuell. In Wirklichkeit läuft bereits die Abrechnung nach einzelnen Megabytes (24 Cent pro Stück). Am nächsten Morgen sind meine 15 gerade erst eingezahlten Euro aufgebraucht.

Es gibt Schlimmeres, ich bin schon oft von Mobilfunkanbietern ausgeraubt worden, und immer ging es um viel höhere Beträge als 15 Euro. Beim nächsten Mal weiß ich Bescheid: Was zählt, ist nur die SMS, der App darf man nicht über den Weg trauen. Milde stimmt mich außerdem, dass AldiTalk mit dieser App trotz kleiner Schwächen das mit Abstand komfortabelste Interface unter allen Prepaid-Mobilfunkanbietern hat, deren Kundin ich war oder bin. Mit den anderen muss ich entweder über Webseiten unterschiedlicher Grauenhaftigkeit interagieren, oder sie lassen gleich nur per SMS, Anruf oder USSD-Codes mit sich reden.

Kathrin Passig

30. April 2015

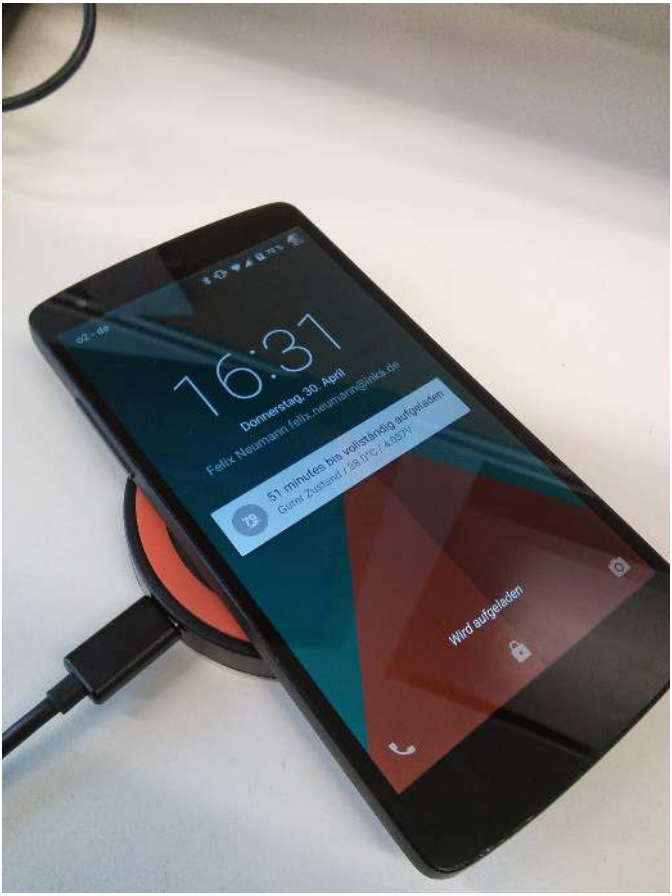
Papeteriemuseum oder Mulde?

In der Nähe meiner Wohnung wird ein Arbeitsplatz in einer Ateliergemeinschaft frei. Ich miete ihn, weil das Zuhause endlich vom Büro befreit werden soll. Den Umzug will ich nutzen, um einen weiteren schon länger gärenden Vorsatz anzugehen: die Umstellung von einem bisher grossmehrheitlich analogen auf ein digitales Ablagesystem. Zurück bleiben neben viel bedrucktem Zellstoff beachtliche Mengen nutzlos gewordener Artefakte: Ordner, Sichtmäppchen, Kartonregister, Büroklammern, Hängeregistermappen, Regalmöbel ... zudem Werkzeuge wie Locher und Bostitch ... Richte ich im frei gewordenen Raum ein Papeteriemuseum ein oder bestelle ich eine Mulde?

Franziska Nyffenegger

30. April 2015

Kabellos laden



Bisher habe ich meine Geräte ganz klassisch geladen: Kabel rein, Strom drauf. Günstig kaufe ich mir eine Ladestation, die per Induktion lädt: Einfach das Telefon drauflegen, und es lädt.

Was wie eine Spielerei wirkt und eigentlich nicht sonderlich viel Zeit spart, verändert mein Ladeverhalten. Gerade wenn ich direkt nach der Arbeit noch Termine habe, will ich mein Telefon vorher nochmal laden – seit ich es dazu einfach auf den Schreibtisch lege, tue ich das auch wirklich.

Felix Neumann

30. April 2015

So geht papierloses Büro, auch wenn man unterschreiben muss.

Für meine Lehrertätigkeit in der Erwachsenenbildung bekomme ich die Abrechnung als PDF geschickt. Ich müsste sie eigentlich ausdrucken, unterschreiben, einscannen, in PDF wandeln und zurückmailen. Das erscheint mir aber anachronistisch.

Also nehme ich meine gescannte Unterschrift, die in einer Rechnung schon als Grafik existiert, und füge sie über die Zwischenablage in das Dokument ein, das ich zuvor in GIMP importiert habe. Dann wandle ich die Hintergrundfarbe zu transparent, und ich kann die Unterschrift prima auf der Linie platzieren, ohne dass auffällt, dass sie eine Grafik ist. Datum und Ort füge ich per Schrift ein.

Dann exportiere ich das aus GIMP wieder als PDF und schicke das zurück.

Nur für die Steuer muss ich das PDF dann doch noch einmal ausdrucken.

Thomas Jungbluth

April 2015

QR-Codes haben doch eine Existenzberechtigung

Ich mache es mir zur Snooker-Weltmeisterschaft auf dem Sofa gemütlich. Genau dann fällt mir wieder ein, daß ich der Geliebten dringend einen Link schicken wollte und es bis jetzt vergessen habe. Der Link liegt auf dem Desktop des Windows-PCs im Büro im anderen Stockwerk. Die Geliebte ist unterwegs, aber ich weiß ja, daß sie in ihrem Smartphone wohnt.

In schon länger zurückliegender weiser Voraussicht ist auf verschiedenen Rechnern (Büro-PC, Sofa-Laptop, Medienserver, Smartphone) in der Wohnung überall VNC installiert, um jederzeit, sich an einem davon befindend, etwas auf einem anderen davon erledigen zu können. Und zwar plattformübergreifend, denn auf dem Laptop läuft Linux, auf dem Smartphone Android und auf dem Rest Windows. (So nutze ich gelegentlich das Smartphone aus dem Bett, um den Medienserver runterzufahren, ohne das gesamte dranhängende AV-Gedöns anschalten zu müssen.)

Also gehe ich mit dem VNC-Client vom Sofa-Laptop auf den Desktop des Büro-PCs und doppelklicke die dort liegende URL-Datei. Firefox schnappt sie sich und öffnet die Seite. Ich wechsele in die Adreßzeile und kopiere den Linktext ins Clipboard. Jetzt einen QR-Codierservice aufgerufen und den soeben kopierten Link dort ins Eingabefeld kopiert, der Service zeigt direkt eine Vorschau des QR-Codes an. Alles auf dem Büro-PC, angezeigt im VNC-Fenster des Sofa-Laptops.

Auf dem Sofa tritt das Smartphone in Aktion und dessen Barcode-App, die Kamera erkennt den QR-Code, decodiert ihn und zeigt den Link an. Lange genug berühren markiert ihn und ich kopiere ihn aufs Clipboard des Telephons.

Wir sind auf der Zielgeraden. Threema öffnen und den kopierten Link in den Dialog mit der Geliebten einfügen. Senden. Und das wichtigste: Das Sofa wurde nicht verlassen und kein Stoß verpaßt.

Mission accomplished. QR-Codes haben doch eine Existenzberechtigung, und sei es als Clipboard zwischen stationären und mobilen Devices.

Nachtvogel

April 2015

Rennradurlaub mit viel Bluetooth

Eine Woche Radfahren in Italien also. Man sollte meinen, es reicht, aufs Rad zu steigen, die Schuhe einzuklicken und los geht's. Aber weit gefehlt. Zum einen will man ja vorher wissen, wo man fährt. Und nachher soll man sehen können, wo man gefahren ist.

Das iPhone kann dabei helfen, oder so die Theorie. Touren vorher erstellen, in die iPhone-App (MotionX GPS) laden, nachfahren. Die App zeichnet netterweise auch die Route auf, die man dann tatsächlich nimmt.

Allerdings. Es gibt noch so vieles mehr zu dokumentieren. Herzfrequenz. Trittfrequenz. Geschwindigkeit und Höhe, genauer als via GPS. Also: Brustgurt. Speed/Cadence-Sensor. Eine zweite App, die all das via Bluetooth versteht und noch dazu den Barometer des iPhone für die Höhenmessung verwendet (ismoothrun). Das iPhone klemmt am Vorbau, aber daneben kommt noch die Pebble hin. Die wiederum redet Bluetooth mit der App und zeigt alles, was ein Fahrradcomputer auch zeigt. Ins Oberrohrtäschchen zur Sicherheit einen externen Akku, falls dem iPhone der Saft ausgeht. Und ja, langsam kommt man sich etwas albern, wenn nicht gar unsportlich, vor.

Das iPhone findet das alles auch manchmal ganz schön viel, denn nach 80 Kilometern oder so schmeißt es gern mal die Bluetooth-Verbindung in den Müll. Wenn man Pech hat, ist der iSmoothrun-Track dann perdu. Aber MotionX GPS schreibt weiter mit.

Zuhause dann flugs alles hochgeladen, zur Dropbox und eventuell auf Strava wo es eventuell noch mit anderen Plattformen synchronisiert wird. Ich frage mich ja, welche Firma mit diesen Daten tatsächlich Geld verdient.

Fast schon analog: Einen Screenshot von der Karte mit dem Tagestrack machen und in DayOne einfügen, als Tagebucheintrag. Sich nochmal albern fühlen, wegen des ganzen Aufwands. Nächstes Jahr froh sein, dass die ganzen Touren online sind und man sie einfach nachfahren kann. Eine Garmin Vivosmart bestellen, weil die hat unabhängiges GPS. Falls das iPhone mal ganz ausfällt. Wäre doch schade um die Tour.

Katharina Schell

30.4.2015

asdf

Beim Packen für meinen bevorstehenden Umzug werden auch die Sachen auf dem Schreibtisch aufgeräumt, sortiert und ausgemistet. Um nicht unnötig Stifte mitzunehmen, die sowieso schon längst ausgetrocknet oder ausgelaufen sind, nehme ich mir einen kleinen Schmierzettel zum Testen der Stifte. Ohne groß darüber nachzudenken schreibe ich nicht meinen Namen oder hallo, sondern “asdf”. Vermutlich ist diese Zeichenfolge meinem Unterbewusstsein zum Testen meines Schreibwerkzeugs mittlerweile am geläufigsten.

nerdytherapist

April 2015

Profiler gibt's nicht nur bei CSI

D. erzählt mir vom "Kemper", einem neu entwickelten digitalen Verstärker, auch "Profiler" genannt. Das Gerät analysiert und speichert den Sound jedes beliebigen herkömmlichen Gitarrenverstärkers – folglich kann man überall auf der Welt einen bestimmten Klang reproduzieren, ohne den eigentlichen Verstärker mitnehmen zu müssen.

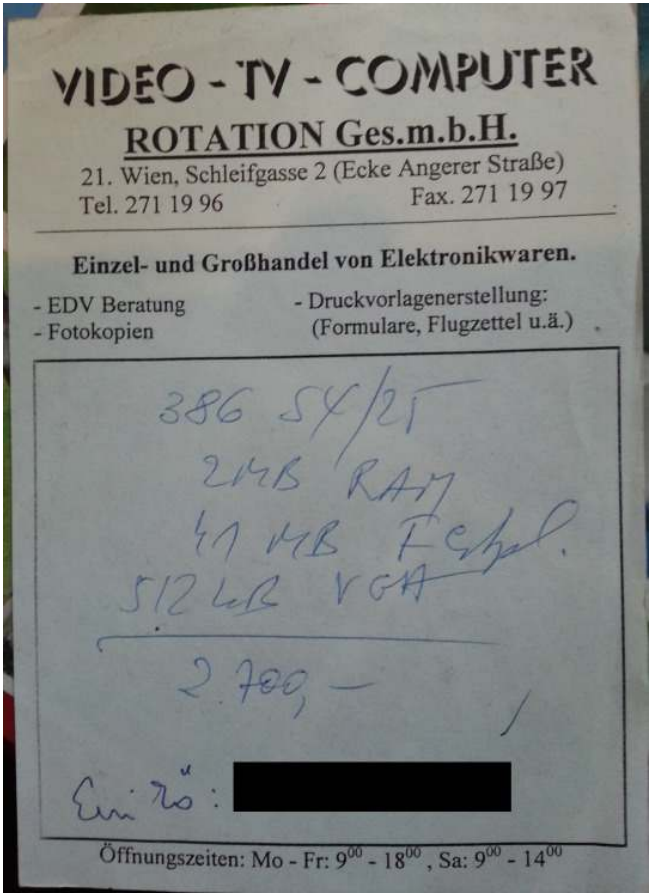
Der Vorteil ist, dass man nur noch den handlicheren Profiler mitschleppen muss und man trotzdem den charakteristischen Klang verschiedener Amps abbilden kann. So auch den Sound von Verstärkern, die man sich finanziell

gar nicht leisten könnte oder die nicht mehr hergestellt werden. Der Profiler bietet selbst Effekte an, man kann aber ebenso externe Effektgeräte wie zum Beispiel das Wah-Wah anschließen.

Tanja Braun

April 2015 und ca. 1994

Archäologie der Elektronikwaren



VIDEO - TV - COMPUTER

ROTATION Ges.m.b.H.

21. Wien, Schleifgasse 2 (Ecke Angerer Straße)
Tel. 271 19 96 Fax. 271 19 97

Einzel- und Großhandel von Elektronikwaren.

- EDV Beratung
- Fotokopien
- Druckvorlagenerstellung: (Formulare, Flugzettel u.ä.)

386 SX/25
2MB RAM
41 MB Festpl.
512 KB VGA

2.700,–

Eur Rö: [redacted]

Öffnungszeiten: Mo - Fr: 9^{00} - 18^{00}, Sa: 9^{00} - 14^{00}

Wegen eines bevorstehenden Umzugs sortieren mein Freund und ich Bücher aus. Dabei kommt die abgebildete Kostenaufstellung als Lesezeichen zum Vorschein.

Sie stammt von einem nicht mehr existenten Elektronikgeschäft für einen 386er Prozessor, 2 MB RAM und 41 MB Festplatte. Die 512 kB VGA interpretiert mein Freund als Grafikkarte mit extra Grafikspeicher.

Der Preis, 2.700 Schilling, entspricht 196,21 €. Beide finden wir den Preis sehr niedrig. Mein Freund nimmt deshalb an, dass es wirklich nur die angeführten Einzelteile waren und kein Komplettsystem und dass der 386er damals schon nicht mehr der schnellste erhältliche Prozessor war.

Mein Freund schätzt das Datum auf ca. 1992. Ich recherchiere Daten zum Prozessor, um herauszufinden, ob das eine realistische Schätzung ist. Der i386SX ist laut Wikipedia 1988 erschienen: en.wikipedia.org/wiki/Intel_80386#The_80386S

Der Nachfolger für den Heimcomputermarkt, i486SX wurde 1991 eingeführt. Seine Schätzung könnte also stimmen.

Als wir seinen Vater, den Käufer des Computers, fragen, schätzt dieser das Datum auf 1994. Er kennt auch die Geschichte der Telefonnummer unter der Kostenaufstellung: Sie gehörte einer Freundin der Familie, die den Rechner bekommen hat, als er sich schon relativ bald nach dem Kauf als für die Informatikerfamilie zu wenig leistungsfähig herausgestellt hat.

verenka

April 2015

Der grüne Hebel

Mein Vater ersetzt seinen 10 Jahre alten Laserdrucker durch ein neues Gerät mit Duplex- und Scanfunktion. Ich bin aus anderen Supportgründen bei ihm, als er mich bittet, ihm beim Einrichten der Druckerlade zu helfen. Sie ist für A4 zu klein und er schafft es nicht, sie für A4 zu adjustieren.

Ich zeige sofort gezielt auf den grünen Teil der Lade. Er probiert kurz und prompt lässt sich so die Lade verlängern. Dasselbe Problem gibt es mit der Breite der Lade. Ratlosigkeit bei meinem Vater, während ich, mittlerweile ungeduldig, auf den grünen Hebel deute und mich und ihn frage, warum er nicht den grünen Hebel probiert.

Die Erklärung fällt mir einen Sekundenbruchteil, nachdem ich es gesagt habe, ein: Mein Vater ist rot-grün-blind. Die computergraue Druckerlade hat minzgrüne Hervorhebungen in der selben Helligkeit. Die beiden Farben sind für ihn nicht zu unterscheiden, aber für mich deutlich sichtbar.

verenka

1. Mai 2015

TISTAAFL

Ich habe einen Fehler gemacht und bei meiner letzten AldiTalk-Buchung versehentlich den Prepaid-Datentarif XL gewählt. Darin sind 5 GB, aber wenn die aufgebraucht sind, wofür ich im Moment etwa zwei Wochen brauche, kann man nicht wie bei den anderen Tarifen neue nachkaufen. Man kann auch nicht den Tarif kündigen und zum Beispiel nach L wechseln, wo es 1,5 beliebig oft nachkaufbare GB gäbe. Stattdessen muss man dreißig Tage lang die eigene Fahrlässigkeit bereuen oder sich eine zweite AldiTalk-SIM kaufen.

Noch sind aber knapp 3 GB übrig, und ich werde diese dreißig Tage teilweise in den Niederlanden und der Schweiz zubringen, das Problem ist also noch nicht akut.

Ich mache auch gar nichts, was viel Internet verschlingt. Ich bastle an meiner lokalen Version des zu aktualisierenden Techniktagebuch-E-Books. Irgendwann wird mir allerdings klar, dass jedesmal, wenn ich eine der inzwischen recht umfangreichen Dateien speichere oder das 70 MB große PDF neu erzeuge, die Dropbox-Synchronisation natürlich doch große Stücke aus

meinem Internetvorrat beißt, in sechs Stunden ein ganzes GB, ohne dass ich auch nur Musik gehört hätte bei der Arbeit. „Lokales" Arbeiten ist schon halb ausgestorben, ohne dass ich das bisher bemerkt hätte.

Thomas Renger fragt im Techniktagebuch-Redaktionschat: "Gibt's denn in Deiner Ecke von Berlin kein Freifunk?"
Ich: "doch, ich seh hier welchen. du meinst, ich kann das einfach so . . . "
Thomas: "Ja, dafür machen wir das."
Ich: "Tatsache, es geht."

Ich war davon ausgegangen, dass man vorher Dinge machen und haben muss, die ich nicht kann oder will (ërst mal Linux installieren") oder nicht habe („nur wer selber einen Accesspoint bereitstellt, darf Freifunk auch nutzen"), sich mindestens aber auf unbequeme Weise irgendwo registrieren muss. Sollte es etwa doch *such a thing as a free lunch* geben?

Thomas: "Die Ideologie sagt: FREIES Netz für alle."
Ich: "jaja, aber ich weiß doch, was diese Ideologen damit immer meinen, nämlich 'installier dir erst mal ein vernünftiges Betriebssystem'."

In der FAQ lautet die Antwort auf die Frage „Ist das sicher?" allerdings "Grundsätzlich: NEIN." Thomas sagt, es gälten die üblichen Empfehlungen zur Verschlüsselung, und ich solle halt "einmal meine Konfiguration härten". Ich lese diese Aussage als "installier dir ganz viel unverständliches Zeug, das du dann auch noch alle zwei Wochen aktualisieren musst" und wechsle wieder zurück in mein karges Handyinternet.

André Spiegel hilft: "Mir ist schon lange kein Website mehr untergekommen, der a) wichtige Daten entgegennimmt, also Login-Informationen, Bankdaten, etc., und b) unverschlüsselt arbeitet. (. . .) Alles was du im Internet tust, ist offen und kann auf dich zurückgeführt werden. Gegen Kriminalität gibt es Mittel, gegen Kontrollverlust nicht."
Ich: "Dass es auf mich zurückgeführt werden kann, ist mir klar, und dass dagegen nichts hilft, auch. Mir geht es, das TT berichtete, eher darum, dass nicht andere unter meinem Namen twittern oder onlinebanken sollen."
André: "ja, aber das wäre Kriminalität und das haben alle betreffenden Websites inzwischen im Griff, auch ohne dass ich https-everywhere installiere."

Ich: “du meinst, dann kann ich auch sorglos ungeschützten Freifunkverkehr haben?”
André: “ja”

Ich muss mein Leben ändern, und zwar, indem ich mich im Bett umdrehe. Das Fußende hat viel mehr Freifunk als das Kopfende.

Kathrin Passig

1. Mai 2015

Der nutzlose Astronom, Teil 1

Ich habe hier nichts verloren.

Gut, ich bin Astronom, von daher scheint es eine gute Idee zu sein, ab und zu auf einen Berg zu fahren, auf dem es große Teleskope gibt. Zum Beispiel nach La Silla, hundert Kilometer nördlich von La Serena in Chile. In den letzten Tagen verbrachte ich insgesamt 17 Stunden in insgesamt 4 verschiedenen Flugzeugen, gefolgt von einer zweistündigen Autofahrt durch die Wüste, nichts als Dreck, rechts und links, interessant geformter Dreck immerhin. Jetzt bin ich auf dem Berg, einem zweitausend Meter hohen Dreckhaufen, umgeben von anderen Dreckhaufen. Ich laufe zum Teleskop, das in der Sonne glänzt. Die Kuppel ist verschlossen, aber ich muss sowieso nicht rein, weil das Beobachten gar nicht in der Kuppel stattfindet, sondern fünfhundert Meter entfernt in einem Kontrollzentrum, direkt neben dem Hotel. Ich fliege also zwei Tage lang um den Globus, nur um dann doch nicht am Teleskop zu sein.

Verlassener Kontrollraum unter dem Zweimeterteleskop. Röhrenmonitore starren mich an.

Und wozu auch. Die gesamte Bedienung ist digital, die Bilder sind digital, die Computer sind vernetzt und wenn man wissen will, wie das Wetter ist, sieht man auf die Fisheye-Himmelskamera, die natürlich auch digitale Bilder liefert. Der Mond ist ein riesiger weißer Kloß auf dem Bildschirm. Irgendwann in ein paar Jahren werden sich die jüngeren Astronomen darüber wundern, warum wir Alten so oft um die Welt gereist sind, um an unwirtlichen Orten zu sitzen, um von dort ein Teleskop über vernetzte Computer zu steuern, was man genausogut auch von zu Hause aus hätte erledigen können (und zunehmend auch tut).

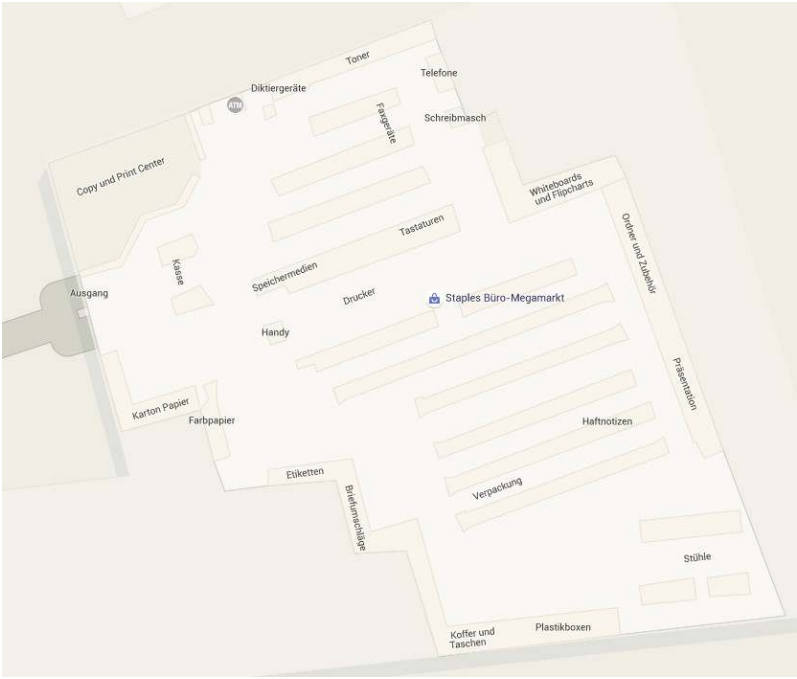
Im Hotel steht eine Softeismaschine zum Selberbedienen. Okay, dafür hat sich die lange Reise jetzt wirklich gelohnt.

Aleks Scholz

Frühjahr 2015

Google Maps betritt Gebäude

Eigentlich wollte ich bei Google Maps nachsehen, ob sich eine bestimmte Firma, die dort früher einmal war, noch im Kampnagel-Gebäudekomplex befindet. Aber auch zunehmende Zoomstufen fördern das Gesuchte nicht zutage, dafür aber einen überraschenden Detailreichtum der ebenfalls dort ansässigen Staples-Filiale: Deren Innenaufteilung und Warensortierung und -plazierung ist nämlich regalgenau wiedergegeben. So kann man seinen Büroartikel-Shoppingtrip noch genauer planen oder ist, mobile Daten vorausgesetzt, vor Ort nicht auf eine mündliche Auskunft auf die Frage angewiesen, wo sich denn die Haftnotizen befänden. Auch ein Geldautomat wird angezeigt.



Neugierig geworden, versuche ich den Pegman (das kleine gelbe Streetview-Männchen) in den Büroartikelmarkt zu werfen, um herauszufinden, ob man sich sogar virtuell dort umsehen kann, aber ach, es kehrt unverrichteter Dinge an seine Warteposition zurück. Doch es gibt Hoffnung: Beim Greifen des Pegman wird ein Overlay eingeblendet, der mit einem Eintrag „Von innen ansehen“ vermuten läßt, das sei nur eine Frage der Zeit. (Bei der TARDIS vor der Londoner U-Bahn-Station Earl’s Court geht’s ja schließlich auch.)

Gedanklich fast schon wieder weg, schießt mir im letzten Moment erst die wahre Bedeutung dieser Entdeckung durch den Kopf. Wenn es etwas gibt, wo man vor Ort nicht auf die mündliche Auskunft von Geheimwissenden angewiesen sein möchte, dann sind es … Baumärkte!

Also nochmal zurück auf die Karte und nachgeprüft. Aber hier hat diese Zukunft noch keinen Einzug gehalten — Bauhaus Wandsbek, Hagebaumarkt Altona und Obi Moorfleet: Alles nur große, graue Blöcke. Schade auch. Da ich schon gerade in Moorfleet rumlungere, noch schnell ein Blick zu Ikea, aber da sieht's genauso aus.

Nachtvogel

1. Mai 2015

Die Tastatur von morgen – nur gut mit dem Sound von gestern

Minecraft-Spieler Vincent wird 13 und bekommt eine mechanische Tastatur geschenkt. Neben der fürs Gaming notwendigen Schnelligkeit und dem präzisen Tastenanschlagdruckpunkt, hat sie zusätzliche Makro-Tasten, die je nach Spielanforderung mit den notwendigen Funktionen neu programmiert werden können. Das verkürzt die Wege, die die Finger zurücklegen müssen, und erhöht dadurch nochmal die Spielgeschwindigkeit. Außerdem verfügt

sie über extreme Anti-Ghosting-Fähigkeiten, d. h., im Gegensatz zu einfachen Tastaturen, die nicht mehr als zwei gleichzeitig gedrückte Tastenbefehle verarbeiten können, kann diese sogar bis zu 10 simultan gedrückte Befehle ausführen.

Am coolsten findet Vincent allerdings den Sound der Tastatur – sie klackert original so, wie Tastaturen es vor 20 Jahren taten.

sleeplessdarkhorse

Circa 1999 bis 2015

Die Evolution meiner tragbaren Audioplayer

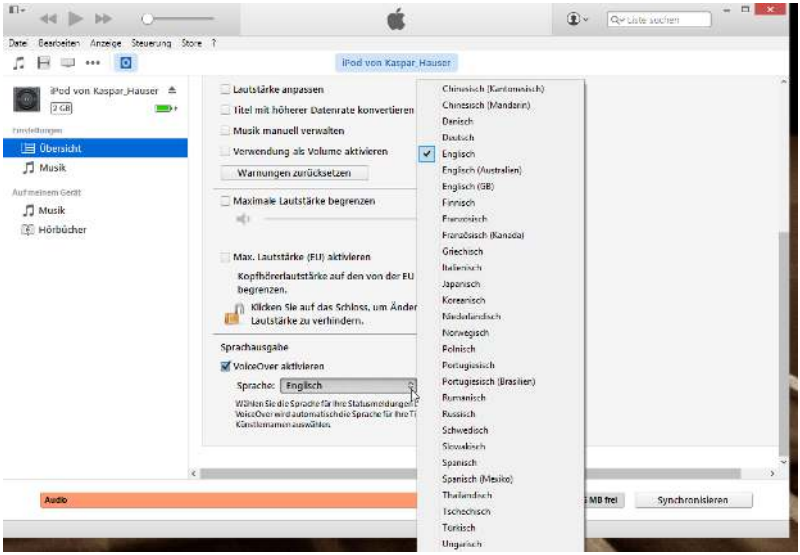
Heute kaum mehr vorstellbar, aber noch Ende der neunziger Jahre lief ich mit einem Walkman herum, der Kassetten abspielte. Dieser Panasonic Walkman wird mit einer 1,5-Volt-Batterie betrieben und soll laut Manual, das ich im Internet gefunden habe, acht Stunden laufen. Immerhin verfügt er schon über ein Auto-Reverse-System und man muss die Kassette nicht per Hand umdrehen, wie es bei älteren Modellen der Fall war. Auch 2015 funktioniert der Walkman immer noch.

2003 nehme ich am Münchner Halbmarathon mit einem No-Name-MP3-Player teil, dessen Speicherkapazität ziemlich gering ist. Ich meine, dass es 512 Megabyte ohne zusätzliche Speicherkarte waren (der MP3-Player fehlt auf dem Foto).

2005 lege ich mir einen iPod mini der zweiten Generation mit 4 Gigabyte Speicher zu, bei dem der Akku achtzehn Stunden hält. Mit iTunes – damals in der Version OS X 10.4 für das iBook G4 – habe ich so meine Probleme, weil ich das Synchronisieren der Musikdateien nicht so einfach finde. Außerdem übertrage ich einige Titel manchmal doppelt auf den iPod, was aber vielleicht daran liegen könnte, dass der gleiche Song synchronisiert wird, wenn ich „Album“ und „Interpret“ anhake. Der iPod mini läuft 2015 ebenfalls noch.

Den iPod Shuffle bekomme ich 2012 geschenkt. Der Akku wird für meinen Geschmack zu schnell leer, es sollen aber 15 Stunden sein. Mittlerweile benutze ich iTunes 12.1.2 für Windows und finde, dass die Oberfläche wesentlich übersichtlicher ist – das doppelte-Lieder-Problem habe ich trotzdem hin und wieder.

An diesem iPod schätze ich nicht nur die kleine Größe, sondern auch die Voice-over-Funktion, die es wohl schon seit 2009 gibt. Da der MP3-Player kein Display besitzt, kann man sich die Titel auf Knopfdruck per Audioeinspielung ansagen lassen. Das ist für mich sehr wichtig, da ich mir manchmal komplette Diskographien auf den iPod lade und dann natürlich nicht jeden Titel kenne. Man kann zwischen vielen verschiedenen Sprachen auswählen und auch, ob man Englisch in der Großbritannien-, USA- oder Australienversion haben möchte. Ich habe schon alle drei Sprachvarianten ausprobiert und mir kommt die Idee, dass man für jede Band das passende Englisch für das Voice over aussuchen könnte: Bei AC/DC also australisches, bei Iron Maiden britisches und bei Alice Cooper amerikanisches Englisch.



Tanja Braun

1. Mai 2015

Mein aufgesmartetes Home

Heimautomatisierung klingt super, würde aber hauptsächlich Dinge machen, für die ich keine Verwendung habe (Lichter steuern, auf Bewegungen reagieren) oder die ich in der Mietswohnung nicht anbauen dürfte (Thermostate und Klimaanlagen steuern).

Stattdessen brauche ich im wesentlichen Benachrichtigungen: Wann ist die Pizza fertig, wann kann die Wäsche aus der Maschine.

13:38
03:29:19
02:00:00
03:00:00
01:15:00

Zumindest alles, was bestimmte Zeiten dauert, löse ich per Smartwatch: Auf meiner Pebble habe ich Timer eingerichtet mit den üblichen Zeiten der verschiedenen Programme der Waschmaschine. Wenn dann nach 3 Stunden 40 Minuten (60-Grad-Wäsche, Schleudern auf 1200 U/min, Ökomodus) die Uhr vibriert, fühlt sich das fast wie ein Smart home an.

Felix Neumann

1. Mai 2015

Mit dem Finger tippen, in der Hoffnung

Ich lese gerade ein Buch. Es ist aus Papier und schwer. Außerdem kommt das Wort Récamiere vor. Ich tippe mit dem Finger darauf, in der Hoffnung, dass eine Definition erscheint. Nichts passiert.

Ilka Schneider

2. Mai 2015

Der nutzlose Astronom, Teil II

Das Kontrollzentrum für ein Riesenteleskop besteht aus etwa fünfzehn Monitoren, die an etwa zehn Computern hängen. Zwei oder drei Computer sind für das Teleskop zuständig, drei weitere für die verschiedenen Kameras und Spektrographen, der Rest ist Datenauswertung, Wetter, Webcams und Zeug. Die gesamte Maschinerie ist ordentlich in Regalen aufgestellt.

Das Bild zeigt nur zwei Drittel des Regals, auf der rechten Seite folgen nochmal fünf Monitore, für die der Winkel der Kamera nicht ausreicht. Diese fünf Monitore sind nicht nur unsichtbar, sondern auch unwichtig für die Operation des Teleskops, und es sind die einzigen Monitore, auf die der Astronom, also ich, Zugriff hat. Der Rest wird vom Nachtassistenten, einem geschulten Techniker oder Informatiker oder Ingenieur, bedient. Ich habe auch schon mit Englischlehrern beobachtet. Mein einziger Job besteht darin, dem Nachtassistenten zu sagen, was als nächstes beobachtet wird. Ich tue das mit einem einzigen Mausklick auf einem meiner Bildschirme.

Von hier ab läuft alles automatisch. Mein Mausklick kopiert ein kleines Skript mit alle Parametern meines Beobachtungsprogramms auf einen der Rechner, die tatsächlich Zugriff auf das Teleskop haben. Das Skript wird gestartet. Der Nachtassistent sieht zu und greift ab und zu ein, zum Beispiel wenn ein Stern an eine bestimmte Stelle geschoben werden muss. Die fertigen Bil-

der erscheinen auf einem der Bildschirme vor mir. Ein weiterer Rechner wertet die Bilder automatisch aus. Ich sitze daneben und mache gar nichts. Ab und zu sehe ich nach, ob mit den Bildern alles in Ordnung ist, sage “geht so” und nicke bedeutungsvoll.

Ich bin um die halbe Welt gefahren, um zwei Nächte lang mit der Maus auf ein Skript zu klicken, das ich zu Hause vorbereitet habe. Jedenfalls theoretisch. Heute sind erstmal Wolken am Himmel und wir können gar nichts machen. Ich muss nicht einmal selbst nach den Wolken sehen. Dafür gibt es einen “weather officer”.

Aleks Scholz

2. 5. 2015

Hightech auf Pannesamt

Eigentlich hatte ich mich etwas davor gefürchtet, mit Kind und Kegel an einem langen Wochenende ein gewisses schwedisches Möbelhaus zu besuchen. Doch die Schlange bei der Abholstation der Gratisfotos – der Grund für meinen Besuch zu dieser doch etwas leichtsinnig gewählten Stunde – ist quasi nonexistent, wir kommen fast sofort dran.

Der Stand ist mit Klapptischen und Pannesamt improvisiert, das Geld kommt in eine kleine Metallkasse, daher bin ich um so überraschter, dass ich per EC-Karte bezahlen kann. “Haben wir ganz neu”, sagt der Fotograf stolz. Er präsentiert mir ein Konstrukt, dass ich bisher erst ein einziges Mal in einem auch sonst sehr hippem Kaffeeladen benutzen durfte.

Ein Adapter im Tablet liest meine EC-Karte aus und stellt über WLAN die Verbindung zum Bezahlservice her. Ich unterschreibe mit einem Touchpen (”Gummistift” nennt ihn der Fotograf) auf dem Pad und bekomme nach Angabe meiner Handynummer den Kaufbeleg per SMS.

Zuhause schaue ich nach und bin überrascht, dass so ein Terminal gar nicht so astronomisch teuer ist, wie ich angenommen hatte. Ob man wohl bald auf dem Flohmarkt mit EC-Karte zahlen kann?

Angela Heider-Willms

2. Mai 2015

Die lange Ballade vom fehlenden Internet

Gestern habe ich gelernt, dass wahrscheinlich doch nichts Unangenehmes passiert, wenn ich fremde WLANs nutze. Heute ist das schöne Freifunknetz am Fußende meines Bettes allerdings versiegt. Ich verlasse das Haus, um im Coworkingspace zu arbeiten.

Der Coworkingspace wird gerade renoviert.

Ich gehe in ein Café, das immer WLAN hatte. Das Café hat kein WLAN mehr, oder falls doch, kann ich dessen Zugangsdaten nicht herausfinden, denn das Personal ignoriert mich 45 Minuten lang. So ist das jetzt in Neukölln.

Ich gehe in ein anderes Café. Klar gibt es WLAN, sagt der sehr freundliche Wirt. Ich kann es auch sehen, es funktioniert nur nicht. „Ging sonst immer“, „müsste eigentlich gehen“, „da weiß ich jetzt auch nicht“, sagt das Personal. Ich sauge weiter an meinem knapper werdenden Handyinternet und beschließe, lieber doch eine zweite AldiTalk-SIM zu kaufen, bevor ich womöglich an einem Sonntag oder auf der re:publica in eine Notlage gerate. Ich muss nur diesmal beim Buchen besser aufpassen und darf nicht wieder in die XL-Sackgasse geraten.

Bei Aldi hängt ein Zettel an der Tür: “Zur Zeit ist leider kein Aldi-Talk Verkauf möglich!”

In der zweiten Aldi-Filiale: “Ick hab keene, fragensema mein Kollejen”. Der Kollege: “Ich auch nicht. Frau Müller, hast du noch SIM-Karten?” Aber dann geht er extra für mich in den SIM-Kartenkeller und bringt die Rettung herbei. Es ist Nummer 20 in meiner Sammlung.

André Spiegel hat unterdessen im Chat gefragt: “ein Vertrag und dann einfach immer Internet haben ist keine Option?” Aber mit einem Vertrag hätte ich ja noch weniger Internet als jetzt: Bei O2 war nach 5 GB unwiderruflich Schluss, Franz Scherer lebt nicht komfortabler, trostlos auch die Telekom[1].

Ich weiß auch nicht. Vielleicht ist das ganze Problem metaphorischer Natur, und ich habe nur Angst, den Kontakt zu meinen Mitmenschen abreißen zu lassen? Oder es ist ein SIM-Karten-Sammelzwang, so wie bei anderen Leuten mit Schuhen oder Altpapier? Aber eine Psychotherapie wäre bestimmt noch teurer und komplizierter.

Kathrin Passig

3. Mai 2015

Der nutzlose Astronom, Teil III

Man könnte die Geschichte der Astronomie erzählen, indem man in einer Grafik auf der x-Achse die Zeit und auf der y-Achse den Abstand zwischen Astronom und Teleskop aufträgt. Die Zeitachse fängt an mit diesem glorreichen Winter 1609-10, als Galilei und ein paar andere zum ersten Mal mit dem Fernrohr an den Himmel sahen. Auge am Okular, Abstand zum Tele-

1. Im Techniktagebuch-Redaktionschat erfahre ich später, dass mein Weltbild veraltet ist und es inzwischen sehr wohl Verträge mit Daten-Nachkauf-Option gibt. Als ich mich im Februar 2014 aus dem Vertragskundendasein verabschiedet habe, war das noch nicht so. (Update: Auch das stimmt nicht, Thomas Renger hat einen solchen Vertrag seit 2011. Vielleicht war ich also auch einfach nur zu geizig. Aber wenn ich nicht geizig wäre, müsste ich ja ständig arbeiten, anstatt das Techniktagebuch vollzuschreiben. “Ein Teufelskreis”, sagt Thomas.)

skop beim Beobachten: wenige Millimeter (wegen der Wimpern). Mit der Erfindung der Fotografie um 1840 oderso verwenden Astronomen fotografische Platten, erst zögerlich, dann ausschließlich. Der Datenpunkt für die Nachtarbeit im Jahr 1900 liegt etwa bei einem Meter – der Astronom steht direkt neben dem Teleskop und wechselt Fotoplatten.

Fast forward zum Ende des 20. Jahrhunderts. Nach einem kurzen Intermezzo mit photoelektrischen Detektoren setzen sich digitale CCDs durch. Die Daten wandern direkt in den Computer. Für die meisten Teleskope wird ein Kontrollraum unter oder neben der Kuppel eingerichtet, wo gerade Platz ist, Abstand jetzt zehn oder zwanzig Meter.

Außerdem wandern die Teleskope immer weiter weg von den Instituten, zunächst in Kronkolonien, dann auf Berge, in die Wüste, nach Chile, Hawaii, Australien, Antarktis, schließlich ins All. Der Astronom sieht das Teleskop, wenn überhaupt, nur ein paar Mal pro Jahr, ansonsten ist der Abstand ein paar tausend Kilometer. Astronomen werden vorübergehend zu Weltreisenden.

Schneeschaufel und Schemel: Arbeitsmittel des nutzlosen Astronomen

Der nächste Entwicklungsschritt kommt, sobald es überall Breitbandinternet gibt. Wenn die Daten sowieso digital sind und die Teleskope ferngesteuert, spielt es keine Rolle mehr, ob man vor Ort sitzt oder zu Hause. Mehrere Konzepte für die Fernbedienung bürgern sich ein. Variante eins: Man schickt das Programm Monate im Voraus an das Observatorium, ein Spezialist führt die Beobachtungen vor Ort aus, die Daten kommen durchs Internet. Variante zwei: Man sitzt zu Hause und bedient das Telekop tatsächlich von Weitem und redet dabei via Skype mit dem Nachtassistenten vor Ort. Variante drei: Das Teleskop ist ein Roboter, Menschen kommen überhaupt nicht mehr vor. Die letzte Variante ist die einzige Option für Weltraumteleskope, wird aber auch immer mehr für kleine Teleskope auf der Erde verwendet, die vollautomatisch den Himmel scannen. Wo man noch selbst beobachten muss, geschieht es vorwiegend aus Kostengründen.

Die Sache ist die: Jeder dieser Schritte führt zu unglaublichen Verbesserungen. Erst unbestechliche Lichtempfänger statt subjektiven Wahrnehmungen. Dann optimale Bedingungen durch weit entfernte Beobachtungsstätten. Dann hochempfindliche Halbleiter. Dann effiziente, optimierte, reproduzierbare Beobachtungen durch Roboter. Der Astronom legt fest, was beobachtet wird und was man daraus lernt, aber er sieht die Sterne nur als abstrakte Punkte auf dem Bildschirm. Der Kontakt zum Nachthimmel, der Quelle aller Informationen, geht verloren. Es fing mit Galileo an, als sich eine Linse zwischen Mensch und Himmel schob, und wurde seitdem nur konsequent weitergeführt. Eine Abstraktionsebene nach der nächsten schiebt sich zwischen Astronom und Stern. Maschinen vermitteln zwischen uns und dem Weltall. Um Astronom sein zu können, muss man aufhören, in die Sterne zu sehen.

Meine zweite Nacht ist sternenklar, aber der Mond scheint zu hell für mein Programm. Ein Computer hätte das vorher gewusst und völlig anders geplant. Statt Bildern von Weißen Zwergen hätte er vielleicht Spektren von Roten Riesen gemacht. Die Weißen Zwerge wären später drangekommen. So weit ist es gekommen: Ich stehe mir selbst im Weg. Das nächste Mal schicke ich wieder einen Roboter.

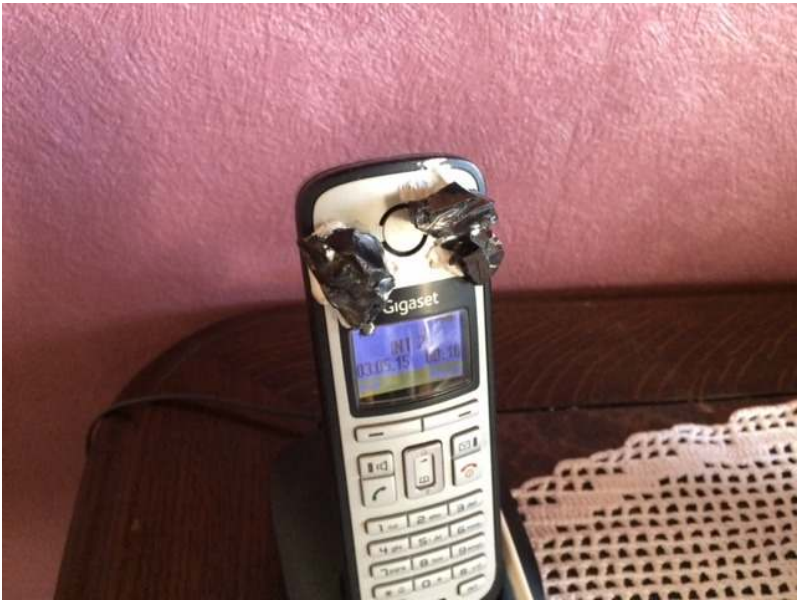
Aleks Scholz

3. Mai 2015

Steine am Telefon

Ich bin bei einer älteren Dame zu Besuch. Seit Jahrzehnten leidet sie an einem chronischen Reizhusten. In ihrer Verzweiflung hat sie alles probiert, um Linderung zu erlangen. Ohne Erfolg. Kein Arzt kann helfen, keine Therapie schlägt an. Sie ist ernsthaft verzweifelt. Besonders beim Telefonieren muss sie immer wieder stark husten.

Eine im besten Sinne wohlmeinende, besorgte Zeitgenossin empfiehlt ihr spezielle Steine, die die *Elektrowellen, die vom Telefon ausgehen*, neutralisieren sollen. Diese Wellen könnten den Husten auslösen. Die Steine werden an das Telefon geklebt.



Der Husten wird nicht besser. Dafür drücken die Steine beim Telefonieren am Ohr und man versteht weniger. Wieder zerplatzt eine Hoffnung wie eine Seifenblase.

Markus Winninghoff

3. Mai 2015

Datensparsam ins Wochenende

Strom kommt aus der Streckdose, Wasser aus dem Hahn und das Internet aus dem WLAN-Router. Auch wenn der Vergleich ökologisch nicht korrekt ist, in einem Punkt trifft er zu: Strom, Wasser und Daten sind Dienste, von denen wir in Mitteleuropa erwarten, dass sie uns ständig und in beliebiger Menge zur Verfügung stehen. Alles andere ist eine Störung.

Für das Internet und seine Daten gilt das allerdings nur, solange man sich im Bereich des heimischen WLAN aufhält. Geht's aus diesem Bereich hinaus, ist man auf fremde WLANs oder, häufiger, auf die Mobilfunkanbindung und

die darüber verfügbaren Daten angewiesen. Manche manchen das ständig; ich muss für solche Fälle immer vorplanen, vor allem, wenn es um mehrere Tage geht.

Wie jetzt zu Beginn der warmen Saison: Das Wochenendrefugium in Brandenburg hat Strom (aus der Steckdose), Wasser (aus dem eigenen Tiefbrunnen), aber eben die Internetanbindung nur via Mobilfunk über die mitgebrachten Handys. (Kein WLAN weit und breit, weder offen noch verschlüsselt.) Und schon muss ich mein Verhalten umstellen.

Daheim laden wir uns regelmäßig die Tageszeitung – wir nennen sie gewohnheitsmäßig immer noch so, auch wenn sie elektronisch ist – am Frühstückstisch auf die Geräte: Auf zwei Tablets zum Lesen beim Frühstück, meist auch vorsorglich gleich noch auf zwei Smartphones – vielleicht will man ja eine Geschichte nachher in der U-Bahn noch in Ruhe lesen. Wenn was archiviert werden soll, dann auch noch auf den Desktop.

Das habe ich draußen in Brandenburg ganz schnell eingestellt. Die Wochenendausgabe, sagt mir die App von AldiTalk, hat mal eben 80 MB Datenvolumen gefressen. Bei einmaligem Download. Kein Gedanke daran, sie gleich mehrfach herunterzuladen. Und das Youtube-Video, zu dem ein Freund mir einen Link geschickt hat, schaue ich mir lieber auch später an.

Aber das Problem sind nicht allein die bewusst heruntergleadenen Datenmengen. Die kann ich ja vermeiden oder zumindest steuern, wie bei der Zeitungsausgabe. Das Problem ist der Laptop, den ich an den WiFi-Hotspot andocke, den mein Smartphone erzeugt.

Das Smartphone weiß schon – genauer: ich habe es so eingestellt -, dass es die Anhänge von E-Mails nur auf Nachfrage herunterladen soll, keine Programmupdates im Mobilfunknetz startet und sich überhaupt recht datensparsam benehmen soll. Der Laptop weiß das nicht, denn im heimischen WLAN gibt es keinen Grund für eine solche Zurückhaltung. Also schlürft das Gerät auch da draußen auf dem Land die Daten wie auf dem heimischen Schreibtisch.

Neulich habe ich es mal geschafft, durch fehlendes Nachdenken an einem Wochenende mein ganzes Monatskontingent von 5 Gigabyte zu verbrauchen. Zuvor hatte ich auf dem Desktop daheim viele Mails archiviert oder in andere Ordner verschoben. Dank IMAP synchronisieren sich die Mail-Postfächer über alle Geräte – und der Laptop fing an, die Mails hin- und her zu schaufeln. Dummerweise hatten wir uns am Abend zuvor auch noch die *heute show* angesehen, im Livestream. Und alles zusammengenommen killte mein vorhandenes Datenvolumen.

Seitdem bin ich vorsichtiger, synchronisiere den Laptop noch im heimischen WLAN und passe überhaupt auf, dass nicht zu viel Daten da hin- und her flitzen. Bisweilen lässt es sich nicht vermeiden, weil auch am Wochenende Arbeit wartet. Und mit Blick auf Wiese und See macht die immer noch mehr Spaß, als deswegen in Berlin zu bleiben. Das Ergebnis sehe ich auf dem grünen Balken für das verfügbare Datenvolumen, das immer kleiner wird.

An diesem Wochenende geht 1 GB durch, und mit einem Rest von 72 MB komme ich zuhause an. Am Mittwoch beginnt ein neuer Abrechnungszeitraum. Mal sehen, ob ich bis dahin durchkomme. Sonst muss ich noch schnell ein ganzes Monatsvolumen nachkaufen, für zwei Tage. Und das ärgert mich. Schon aus Prinzip.

Thomas Wiegold; Lichtbild v. Verf.

4. Mai 2015

Das Morse-Pedal

Der Kollege, mit dem ich übers Wochenende gemeinsam an Texten gearbeitet habe, sitzt am Schreibtisch. Ich höre eine Tastatur klappern und frage mich, was er da so eifrig tut; schließlich steht vor ihm aufgeklappt *mein* Laptop! Als ich näher komme, grinst er mich verschmitzt an, und ich sehe: An meinem Rechner selbst macht er gar nix. Stattdessen trappelt er wie ein Organist oder Schlagzeuger mit dem Fuß auf einem Pedal unterm Tisch herum, morst seine

Vorschläge und Kommentare flink ins GoogleDoc. Obwohl die Hände in der Zeit ruhen, schlussfolgere ich daraus im Traum beeindruckt, dass er seine Produktivität auf die Art praktisch verdoppeln kann.

Undine Löhfelm

4. Mai 2015

Die albernste Grenze der Welt

Nach einem Wochenende am Teleskop trete ich die Heimreise an. Das Observatorium La Silla liegt in der Atacama-Wüste, zweieinhalb Autostunden von der nächsten Stadt entfernt. Nach zehn Minuten verschwinden die weißen Kuppeln aus dem Blickfeld und ich sehe nur noch Staub, Staub, Staub. Die chilenischen Techniker neben mir schlafen alle ein. Mein brasilianischer Vordermann, ein Astronom, macht Fotos aus dem Fenster. Dann erreichen wir die Grenzkontrolle.

Man muss dazu wissen, dass die Europäische Südsternwarte, bei der ich zu Besuch war, eine Art diplomatischen Status hat, La Silla ist darum sowas wie ein Botschaftsgelände – eine Botschaft mitten in der Wüste. Theoretisch müsste man am Zaun des Geländes alle Besucher kontrollieren. Was stattdessen passiert: Alle Insassen des Busses werden mit Worten (Chilenen) und Gesten (Brasilianer und Deutscher) aufgefordert, das Fahrzeug zu verlassen. Wir stellen uns in einer Reihe neben einer Mauer auf. Dann gehen wir alle nacheinander an einer grauen Metallbox vorbei. An der Vorderseite der Kiste gibt es ein rotes Licht, ein grünes Licht und einen Knopf, sonst nichts. Wir gehen an der Box vorbei und jeder drückt einmal auf den Knopf. Nichts passiert. Die Chilenen erledigen die Prozedur gelangweilt, gehen in den Bus zurück und schlafen weiter. Wir beiden Astronomen werfen uns noch ein paar WTF-Blicke zu.

Was mir erst Stunden später klar wird: Der graue Metallkasten in der Wüste enthält einen Zufallsgenerator. Gelegentlich schaltet der quaderförmige Metallgrenzbeamte das rote Licht ein, wenn jemand den Knopf drückt. Dieser Jemand wird dann gründlich kontrolliert, vermutlich von den außerdem anwesenden zwei bis drei menschlichen Angestellten, die nichts anderes zu tun haben, als in der Wüste rumzusitzen und auf ein rotes Licht zu warten. Ein Hund liegt außerdem daneben. Außerdem kommt es mir so vor, als seien die Lichter am Kasten sowieso kaputt. Jedenfalls sehe ich auch kein grünes Licht, als ich auf den Knopf drücke. Ob also jemals jemand kontrolliert wird, bleibt unklar.

Aleks Scholz

Bestimmt schon seit 2007

Weg mit den Formatierungen

Wenn ich im Internet (oder anderswo) redaktionell arbeite, muss ich mich immer wieder mit Text herumschlagen, den ich von einem Ort an einen anderen kopiere und der dabei sämtliche Formatierungen seiner Quelle als Gepäck dabei hat. Um sauberen Text ohne Formatierungen zu bekommen, gibt es verschiedene Wege. Kathrin Passig sagt sogar, dass es auf dem Mac eine Tastenkombination gibt, mit der man Text ohne Formatierungen einfügen kann: Shift+Alt+Cmd+V.

Der gebräuchlichste Workaround ist aber, den Text erst irgendwo einzufügen, wo ihm sämtliche Formatierungen genommen werden, und ihn dann von dort wieder neu in die Zwischenablage zu kopieren. Am häufigsten nutze ich dafür ein Nur-Text-Dokument im Editor (Windows) bzw. TextEdit (Mac).

Irgendwann ist mir aber auch aufgefallen, dass man den Text – gerade wenn man sowieso nur im Internet arbeitet – auch einfach in der Adresszeile des Browsers parken kann. Wenn man ihn dort herauskopiert, hat er auch sämtliches Quellengepäck verloren.

Alexander Matzkeit

Mai 2015

Kabellos laden (3): Smartphone, Auto, Zahnbürste

Felix Neumann und André Spiegel beschreiben, wie sich das Smartphone neuerdings kabellos laden lässt. Großartig! So was will ich auch haben!

Meine elektrische Zahnbürste kann dies (kabellos geladen werden) schon seit mindestens 10 Jahren, eher mehr. Für elektrische Autos wird die induktive Ladetechnik für die Zukunft angekündigt.

In welche Richtung wird sich die Konvergenz wohl fortsetzen: Werde ich erst mein Telefon kabellos laden können, oder wird vorher meine Zahnbürste ins Internet gehen können? Während ich dies schreibe und noch darüber nachdenke, ob dieser Kalauer noch ok für das Techniktagebuch ist oder zu platt, fällt mir ein, dass es längst elektrische Zahnbürsten gibt, die sich mittels Bluetooth mit dem Smartphone verbinden.

Molinarius

May the 4th, 2015

Warum ich ein Buch als Papierbuch geschenkt bekommen habe

Ich unterhalte mich mit einer befreundeten Autorin über ihre Übersetzung eines taiwanischen Romans.

“Ich will unbedingt noch eine Rezension schreiben, aber hab das Buch noch gar nicht gelesen. Kann ich jetzt gerade auch nicht, ich hab nur mein Kindle dabei und du hast es mir ja als Papierbuch geschenkt.”

“Ja, aber nur, weil ich sonst keine Widmung hätte reinschreiben können!”

sleeplessdarkhorse

5.5.15

Zu viel Licht überall

Strahlender Sonnenschein. Ich sehe an einer Baustelle eine Frau, die fotografieren will – aber zu viel Licht überall. Verzweifelt hält sie ihre Hand neben das Display, um erkennen zu können, was sie da überhaupt aufnimmt. Ich überlege kurz, ob vielleicht ein Revival des schwarzen Tuchs bevorstehen könnte, unter das man sich früher beim Fotografieren begab.

Kristin Kopf

5.5.2015

Ich bin papierarm und kugelschreiberlos.

Ich packe mein Köfferchen für die re:publica und bereite alles vor, damit die Nachbarin die Katzen füttern kann.

Die Katzendamen bekommen Herzmedikamente und um den aktuellen Status (wer, wann, was) nochmal zu übermitteln ziehe ich ein leeres Blatt Papier aus dem Drucker und . . .

… finde keinen Stift, der schreibt. Ich lebe extrem papierarm. Briefe gehen per Mail oder virtuellem Fax raus, wann immer das möglich ist. Meine Unterschrift hab ich seit Jahren als GIF auf dem PC. Auf Papier drucke ich meistens Paketscheine für meine eBay-Verkäufe. Notizen landen in Evernote oder sind direkt Fotos. Mit der Hand schreibe ich nur noch selten.

Nach einiger Suche finde ich tatsächlich einen funktionierenden goldenen Glitzerlackstift, den ich aber für übertrieben halte. Da mein Notebook und Tablet schon bei meiner Freundin liegen, starte ich auf dem Smartphone die Office-App, die der Hersteller mitgeliefert hat.

Ich tippe meine Nachricht ein – Android bietet keine native Druckerschnittstelle, also exportiere ich die Nachricht zunächst als PDF.

Mein Drucker, ein HP Deskjet Multifunktionsgerät, wird ausschließlich per WiFi angesprochen und ich sende das PDF über die HP-App an den Drucker.

Volker König

5. Mai 2015

Von Koffern und Beuteln

Berlin-Schönefeld. Der weiß-orangefarbene Airbus A 319 müsste eigentlich schon Richtung Budapest unterwegs sein. Aber es gibt Koffer an Bord, deren Besitzer es selbst nicht rechtzeitig ins Flugzeug geschafft haben und die überzähligen Gepäckstücke müssen vor dem Start gefunden und ausgeladen werden. Ursache dürfte ein unglückliches Aufeinandertreffen von Vorabend-Check-in und Bahn-Streik sein.

Unsicher, ob ich meinen E-Book-Reader schon-wieder / nicht-mehr nutzen darf, vertreibe ich mir die Wartezeit mit einem Blick in die Flugzeugspeisekarte und stutze. “Hast du sowas schon jemals gesehen?” frage ich meine Ehefrau und zeige ihr die Seite mit der neuen Kaffee-Zubereitungstechnik. Sie verneint; Kaffee-Beutel sieht auch sie zum ersten Mal. Die sind deutlich

größer als Tee-Beutel und von festerem Material. Allerdings gibt es keinen Bändel zum Entfernen. Man braucht also den Löffel und erhält einen extra (Plastik-) Becher.

<p class=äuthor»Die Anleitung empfiehlt: Drei Minuten in heissem Wasser ziehen lassen, kräftig umrühren, rausnehmen, fertig. Foto: Verfasser

Als sich später der Servierwagen zu uns durchgearbeitet hat, bestelle ich einen Kaffee für den Selbstversuch. “Lassen Sie ihn fünf Minuten ziehen,” meint der Flugbegleiter, doch ich verfahre bei unerprobter Technik immer zuerst nach Handbuch, entferne den Schnabeltassen-Deckel – der Kaffee ist bereits blickdicht – und ich rühre nach drei Minuten noch einmal kräftig um. Auch geschmacklich gibt es nichts auszusetzen.

Seit August 2013 hat easyJet eine Vereinbarung mit dem Hersteller, doch mir ist die Technik vor 2015 nicht begegnet. Auf dem Rückflug bestätigt eine Flugbegleiterin meinen Eindruck. Ob dank der Kaffee-Beutel nun auf dem Servierwagen statt Tee- und Kaffee-Kannen nur noch solche mit heißem

Wasser mitgeführt werden, frage ich. Doch sie verneint: Das sei bereits zuvor so gewesen. Nur habe man für jeden Kaffee ein Papiertütchen mit Pulver aufgerissen und die Tütchen seien manchmal etwas zäh gewesen.

Frank Schiersner

15. April 2015 und 05. Mai 2015

Jacob und Wilhelm, deine Bibliothek-Assis

Im Grimm-Zentrum, der Bibliothek der Humboldt-Universität, will ich mir ein Buch ausleihen. Da es gerade von jemand anderem gelesen wird, bekomme ich die Meldung, ich könne das Buch ab 05.05.2015 bei „Jacob“ abholen.

Jacob und Wilhelm sind die beiden Abholautomaten der Bibliothek, die eingesetzt werden, um Bücher, die vorgemerkt wurden, ihrem neuen Benutzer auszuhändigen. Außerdem kann man in ihrem Inneren Bücher zur Vor-Ort-Nutzung aufbewahren.

Als erstes wähle ich auf dem Touchscreen „Ausleihe“ aus, worauf Jacob mich auffordert, meinen Benutzerausweis zu scannen. Das mache ich rechts daneben am Scanfeld. Anschließend muss ich mein Passwort eingeben. Der Titel des bestellten Buches wird angezeigt und ich tippe rechts oben im Touchscreen auf den grünen Haken, über dem „Ausleihe“ steht.

Ein grüner Ladebalken zeigt den Fortschritt an, den Jacob macht, während er das Buch „holt“. Dann schiebt sich links unter dem Bildschirm eine kleine Tür auf – die Nachricht „Bitte entnehmen Sie Ihr Buch“ erscheint und ich kann es aus dem Fach herausnehmen. Zum Schluss wird noch ein Ausleihbeleg ausgedruckt.

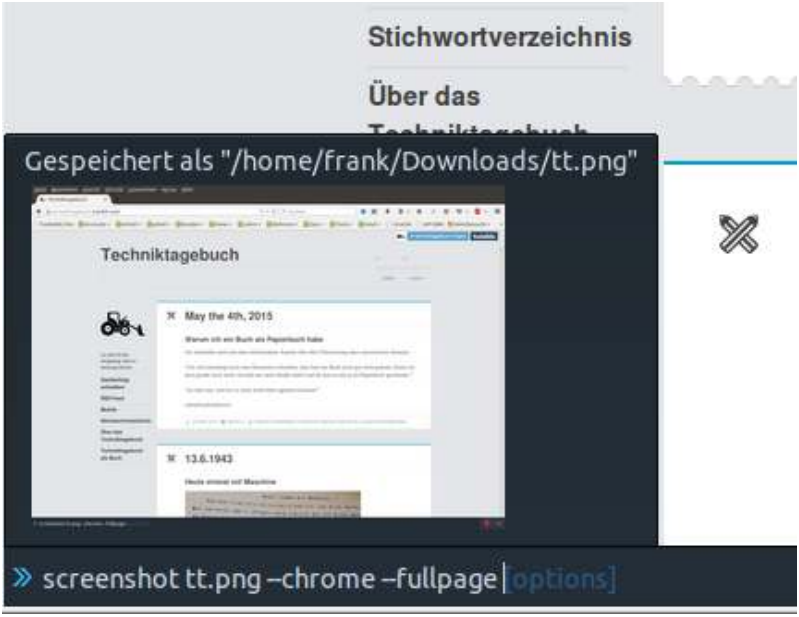
Tanja Braun

Seit 2012

Browser-Screenshot ohne Add-on

Ich bin ein Minimalist. Habe ich gerade wieder gemerkt. Im Leserforum von Ausgabe 11/2015 der c't steht, dass der Firefox die Möglichkeit eingebaut hat, Screenshots von Webseiten zu erstellen: Einfach mit [Shift]+[F2] am unteren Bildrand eine Befehlszeile öffnen, "screenshot" und den gewünschten Dateinamen eingeben und mit [Enter] auslösen. Optionen gibt es auch: ganze Seite, mit Rand, verzögert auslösen. Mit "help screenshot" verrät die Befehlszeile die Details; mit "help" was sie noch so drauf hat.

Da ich gerne mit Screenshots arbeite und dokumentiere, habe ich viel Zeit damit verbracht, funktionsüberladene Screenshot-Add-ons für den Firefox auszusieben. Da hätte ich mir einiges ersparen können, denn er ist wohl schon seit Version 16 *screenshot-ready*. Und Version 16 kam im Jahr 2012 heraus. Mein Dank geht an die Entwickler und an Christoph Heitkamp für den Leserbrief!



Frank Schiersner

05.05.2015, eigentlich seit 1975

Fernsehen aus der Nähe betrachtet

Ich unterhalte mich mit Kathrin Passig auf der Re:publica über Fernsehen. Sie kommt gerade aus der Session mit dem Netflix-Menschen und meint, man hätte jetzt nicht sooo viel verpasst.

1. Eigentlich schade, dass es nicht *Fernsehmaschine* heißt, weil dazu “die Maschine läuft” viel besser passen würde.

Ich gestehe, dass ich mit Streaming-Diensten (bislang) nicht viel am Hut habe, weil mir das alles viel zu kompliziert ist. Allein das Umschalten schon. Kathrin guckt mich mit mit Fragezeichen in den Augen an.

Bei uns zu Hause ist der Fernseher in dem, was man klassischerweise als Wohnzimmer bezeichnen würde (bei uns ist es mehr ein Mehrzweckbereich) ein relativ zentraler Einrichtungsgegenstand. Meistens schaue ich zwar in einen Computerbildschirm und *sie* in ihr iPad, der Fernseher "läuft"[1] aber trotzdem.

Ich meine zu Kathrin, dass mir das Fernsehen am Computer viel zu lästig ist. Das "normale" Fernsehen, wie ich es seit sagen wir 1975 (da war ich 5 Jahre alt) kenne, nimmt mir wesentliche Entscheidungen ab, nämlich darüber, was ich gucken könnte. Im Netz wäre die Auswahl nahezu unendlich. Schon auf Speisekarten, die zu umfangreich sind, würde ich am liebsten fünf Hauptgerichte bestellen. Beim Fernsehen, wie ich es seit Kindestagen kenne, ist die Auswahl ziemlich eingeschränkt (voll ehrlich: Auf den privaten schaue ich allenfalls mal einen Spielfilm). Das grenzt die Auswahl erfreulich ein. Außerdem liebe ich tagesaktuelle Lokalprogramme. (Hey, Ulli Zelle, liest du das hier?). Jedenfalls trifft irgendjemand eine Vorauswahl für mich. Und das finde ich nicht unbedingt schlecht, weil es für mich die Suchzeit zugunsten der Guckzeit verkürzt. Die Nebenwirkung ist allerdings, dass ich vielleicht etwas gucke, was mich weniger interessiert als etwas anderes.

Ich habe schon ein gewisses Problem damit, mit genauso wenigen, über Jahrzehnte geschulten Fernbedienungsklicks ein vergleichbares Programm von einem Computer auf den Fernseher zu zaubern, den immer noch größten Bildschirm im Haushalt, wie von dem Fernsehempfänger (der allerdings eigentlich auch nur ein Web-Router ist). Web-Fernsehen, ob nun Youtube oder Mediatheken, sind für mich aufgrund der aktiven Vorarbeit (Heraussuchen des gewünschten Programms) anstrengender als die Auswahl aus einem stark begrenzten Angebot.

Ich bin allerdings ganz ehrlich, dass ich sehr selten einer Sendung wirklich mit mehr als 50% meiner Aufmerksamkeit folge. Oft "läuft" der Fernseher nur so nebenbei, weil das halt immer so war, ich setze mir dennoch Kopfhörer

auf und schaue mir dann doch auf einem unkomfortabel kleinen Bildschirm Musikvideos mit bemitleidenswerter Qualität an, oder verfolge den Tatort am *Second Screen*. Die Möglichkeiten eines Festplattenrekorders führen mich aber peu à peu an das Fernsehen on demand heran. Irgendwann werde ich keinen Fernseher, sondern nur noch einen Riesen-Bildschirm brauchen, wenn es mir gelingt, mit nur zwei Klicks mein Wunschprogramm auf den Schirm zu zaubern.

Markus Winninghoff

6.5.2015

37 Methoden, kein Bild auf einen Beamer zu bekommen (Zahl geschätzt)

Auf der re:publica 2015 wollten wir ein kleines Technikmuseum präsentieren. Dazu bekamen wir Stage 4 zur Verfügung. Natürlich war es für das Publikum schwierig, die meistens kleinen Exponate auf der Bühne gut zu sehen.

Ich wollte das Kamerakind spielen und auf eine noch festzulegende Weise Nahaufnahmen der Exponate machen und auf die Leinwand hinter der Bühne projizieren.

Zu Hause probierte ich schon aus Neugier die App Bambuser aus, mit der ich vom Handy aus per Internet ein Video streamen kann, was ich über eine richtige Kamera und ein Notebook schon mal gemacht hatte. Das gestreamte Bild hätte man dann auf dem Stage-PC über einen beliebigen Browser darstellen und auf den Beamer schicken können.

Allerdings zeigte sich am ersten Tag der re:publica schon, dass das dortige WiFi keine Verbindung zum Server ermöglichte.

Wir suchten nach Alternativen.

Im Saal waren drei Kameras, man hätte auch eine davon mobil machen können – bloß waren sie nicht mit dem Beamer zu verbinden.

Der Stagemanager Danielo schlug vor, irgendeine Kamera mit einem unserer Notebooks zu verbinden und dieses statt des Stage-Notebooks an den Beamer anzuschließen.

Ich fand mehrere Apps, mir denen ich aus dem Android-Smartphone eine Webcam hätte machen können.

Theoretisch.

In der Praxis ging das beispielsweise per USB-Kabel und die Android Debugging Bridge, die eher zum Flashen neuer Firmware als zum Streamen von Videos gedacht ist. Die Checkliste mit weniger als 10 Schritten, um die Webcam online zu bringen, war auch genauso wenig bühnentauglich wie die kurzen USB-Kabel.

Bluetooth wäre auch möglich, jedoch hatten selbst die App-Entwickler davon abgeraten.

WiFi. Ja ein WLAN ist ja vorhanden.

Eigentlich.

Bloß ist das WiFi der re:publica inzwischen so abgesichert, dass man lediglich ins Internet kommt und keine anderen im Netz angemeldeten Rechner oder Smartphones erreichen kann. Also auch nicht vom Handy aus ein Bild auf den PC schicken.

Kathrin Passig schlug vor, mit Apple-Technik ein Bild von einem iPhone oder iPad auf ein MacBook zu schicken, was jedoch daran scheiterte, dass auch Apple auf eine WiFi-Verbindung zwischen den beteiligten Geräten angewiesen ist.

Ich versuchte, mein Smartphone zum Hotspot zu machen – dann könnte ich PC und Smartphone über ein eigenes WLAN verbinden. Bloß ist das Android Smartphone als Hotspot gar nicht im eigenen WLAN erreichbar.

Kathrin hatte noch einen kleinen WiFi-Router dabei, zu dem wir jedoch keine Verbindung aufbauen konnten. Ihr Smartphone als WiFi-Router ermöglichte zwar, dass mein Smartphone und ihr MacBook miteinander redeten, aber der Zugriff auf meine Cam über ihren Browser scheiterte.

Wieder sprachen wir mit Danielo, der anbot, eine USB-Webcam zu suchen, irgendwo müsse doch sowas auf dem Gelände zu finden sein. Johannes Mirus hatte tatsächlich eine USB-Webcam als Exponat dabei, aber wir scheiterten daran, diese an eines der MacBooks anzuschließen.

Als ich Felix Neumann zeigen wollte, wie die Bambuser-App nicht funktionierte – bumms, mein Stream ging tatsächlich online. Nach einigem Probieren hatte Kathrin den Stream auf ihrem MacBook und wir hofften, dass es auf dem Beamer zu sehen sein würde.

Tatsächlich gab es dann eine Panne: Der Beamer hatte nach Anschluss von Kathrins MacBook ein extrem grünstichiges Bild. Auf dem Testmonitor war das Bild jedoch in Ordnung.

Die Bühnentechnik schaffte es, das während unseres Panels zu reparieren.
embed.bambuser.com/broadcast/5491151

Volker König

7. Mai 2015

Der Bassföhn

Es hat geregnet am Ende des letzten re:publica-Tages. Nass geworden bin ich nicht, aber trotzdem scheint es noch ein bisschen kälter seitdem im Hof. Nach zwei Stunden bin ich so durchgefroren, dass ich beschließe zu gehen; mit einem kleinen Umweg durch die mit Licht und Musik bespielten Innenräume anstatt direkt durchs Hoftor, zum Aufwärmen. Das ist ein bisschen enttäuschend, denn drinnen ist es zwar so laut, wie ich vermutet hatte, aber nicht so warm. Erst vorm letzten DJ-Pult finde ich den Platz, nach dem ich mich die ganze Zeit gesehnt habe. Aus den zwei Meter hohen Boxen daneben donnern die Bässe warme Luftstöße heraus. Oder ist es doch nur der Ton, der mich wärmt? Den Ohren tut es jedenfalls nicht weh, Schweigen ist ein ange-

nehmer Nebeneffekt in zwanzig Zentimeter Abstand vom Lautsprecher; und als ich nach einer halben Stunde meinen Platz davor verlasse, bin ich so gut aufgetaut, dass ich mich wieder ein Weilchen in den Hof stellen kann.

Undine Löhfelm

1974 bis heute und noch länger

[TT-Aufschreibeservice] Das Schlafzimmer als Plattenspieler

Meine Eltern heiraten 1974. Sie ziehen dann auch zusammen und brauchen ein Schlafzimmer. Dafür haben sie 1000 DM gespart. Mit diesen 1000 DM fahren sie in ein Möbelhaus. Nach Hause kommen sie mit einer Matratze und einem Weltron 2000. Der Weltron 2000 ist ein Colani-Plattenspieler in UFO-Form auf einem Tulpenfuß. Dann sparen meine Eltern doch noch ein bisschen und kaufen sich zu der Matratze ein Bettgestell und einen Schrank. Der Weltron 2000 steht die ganze Zeit unter der Panton-Bogenlampe im Wohnzimmer.

Er steht da auch während meiner Kindheit, um dann, in den 1980ern, in den holzvertäfelten Partykeller umzuziehen, wo man sowas dann eben hinstellt. In den 1990er Jahren meinen sie aber, dass man das alte Ding ja nicht mehr braucht, und stellen es auf den Speicher.

Zwischenzeitlich bin ich von zu Hause ausgezogen. Meinen Eltern habe ich da gesagt, wenn sie den nicht mehr bräuchten, würde ich den nehmen. Mein Vater hat immer gesagt: „Nein, nein, also ne, das ist irgendwie … da häng' ich ja dran, das möchte ich nicht.“ Bei uns zu Hause nennen wir diesen Weltron 2000 nur “das Schlafzimmer”.

2001 mache ich Examen, was sehr erfreulich ist. Mein Vater sagt: „Du hast einen Wunsch frei, völlig egal, was“, und ist fest davon überzeugt, dass ich jetzt sage, „ich möchte gern nach New York zum Shoppen“ oder so. Nein, ich

sage: „Gut, dann hol ich jetzt das Schlafzimmer runter.“ Seitdem steht er bei mir. Inzwischen habe ich einen sechsjährigen Sohn. Seit er laufen kann, steht das Ding im Schrank, weil ich nicht möchte, dass etwas kaputt geht.

Das Interessante am Weltron 2000 ist, einmal, dass er bei mir im Schlafzimmerschrank steht und im New York Museum of Modern Art. Das habe ich irgendwann erfahren und hab mir dann immer so am Beginn meiner Berufstätigkeit gedacht, irgendwann, wenn es wirklich gar nicht mehr geht mit dem Geld, verkaufe ich das Schlafzimmer. Ich hab es aber immer geschafft. Er steht immer noch da, und seit ich diesen Plattenspieler habe, der auch noch komplett funktionstüchtig ist, habe ich, glaube ich, 15 CD-Player gekauft, die alle irgendwie nach einem Jahr keine gebrannten CDs oder CDs mit Kratzer mehr gespielt oder einfach gar nichts mehr gemacht haben. Ich habe sie immer weggeschmissen. Der Weltron 2000 dagegen: Wenn mein Kind in 20 Jahren Examen macht, werde ich ihm das Ding geben. Und es wird immer noch Platten spielen.

Mika Menken, erzählt auf der re:publica 2015

7.5.2015 – 1993 – 1971

Die Grossmutter hinterlässt eine Kartonschachtel

Die Grossmutter (*1919) ist gestorben. Neben ein paar Kleidern, zwei paar Schuhen, einem Rollator, einem Radio mit Kopfhörern, einer Bibel und einer Handtasche hinterlässt sie eine Kartonschachtel voller Fotos und Schriftstücke, darunter die über rund vierzig Jahre geführte Korrespondenz mit ihrer Enkelin (*1966). Der Stapel enthält u. a. Zeugnisse erster Schreibversuche – jeder Buchstabe in einer anderen Farbe – und ein Bilddokument für das Techniktagebuch. Der Polaroidabzug zeigt das WG-Zimmer einer Studentin einige Monate vor ihren Abschlussprüfungen.

Zu sehen ist vorne links ein Ghettoblaster zum Abspielen von Musikkassetten; auf dem Schreibtisch ein Macintosh Classic, das von der Schreibenden wohl am längsten genutzte elektronische Texterfassungsgerät. Die Lebensdauer aller folgenden war mit durchschnittlich 3–5 Jahren deutlich kürzer.

Franziska Nyffenegger

8. Mai 2015

Telefonkarten: solche und solche

Ein Freund, der gerade in China weilt, erwähnt in einem IRC-Chat, er müsse dann ja mal sehen, wo er seine Telefonkarte aufladen könne. Auf Nachfrage, ob es in China tatsächlich noch Kartentelefone (also öffentliche Festnetzfernsprecher mit Prepaid-Karten-Bezahlfunktion) gebe, stellt sich heraus, dass er natürlich eine Möglichkeit sucht, das Guthaben seiner chinesischen Prepaid-SIM aufzuladen. Wir fragen uns gemeinsam, wann das Wort "Telefonkarte" die Migration vom Festnetz- zum Mobilfunk-Prepaid geschafft haben wird. An der Zeit wäre es ja wohl.

Ermel

08.05.15

Preisgestaltungsrätsel beim Albumkauf

Ich habe im Radio ein Lied gehört, das mir sehr gefallen hat. Mithilfe der App TrackID auf meinem Sony-Smartphone habe ich den Titel herausgefunden und mir dann bei Amazon das Album herausgesucht. Dort kann man bei (fast) allen CDs in alle Titel kurz hineinhören und da mir auch die anderen Tracks des Albums zugesagt haben, möchte ich das Album nun kaufen.

Hierzu gibt es bei Amazon zwei Möglichkeiten: entweder ich bestelle mir die CD oder ich kaufe das Album als Mp3-Album. Allerdings gibt es hier eine Besonderheit, die mir nicht zum ersten Mal auffällt – bei vielen angebotenen CDs ist die Funktion "AutoRip" dabei, durch die man zusätzlich zu der bestellten CD die Titel auch sofort als Mp3 herunterladen kann, wodurch man sich die Digitalisierung am heimischen PC sparen kann. Man kann auf diese Titel dann auch immer wieder in seiner Amazon-Bibliothek zugreifen.

Wirklich spannend an der ganzen Sache ist jedoch, dass in sehr vielen Fällen die Audio-CD inklusive AutoRip einige Euro weniger kostet als das MP3-Album (obwohl man das MP3-Album bei der CD ja noch inklusive hat).

Maya

8.5.2015

Wenn man nicht regelmäßig Apps kauft, muss man telefonieren

Seit ein paar Wochen spiele ich mit einer kostenlosen Schlafüberwachungsapp auf meinem iPhone. Zwar bin ich alles andere als überzeugt von der Software, die mich immer zum frühest möglichen Zeitpunkt weckt und offensichtlich von einem deutlich niedrigeren Schlafbedürfnis ausgeht als ich. Doch ich möchte die Einstellungen verfeinern und morgens nicht als Erstes auf dem Handydisplay bildschirmfüllend blinkende Werbung sehen, also will ich die Vollversion kaufen. Als ich vor ein paar Tagen den Kaufknopf drückte, sollte ich mein Passwort für den iStore eingeben – kein Problem. Doch dann wollte das Display, dass ich meine Identität zusätzlich mit der Antwort auf zwei Sicherheitsfragen verifizierte; jetzt blieb ich hängen. Zum einen konnte ich mich nicht erinnern, jemals solche Antworten hinterlegt zu haben. Zum anderen lautete eine dieser Fragen, wie mein erstes Haustier geheißen habe – ich hatte aber nie ein Haustier. Ich brach den Kauf ab.

Herumfragen im Freundeskreis ergab den Tipp, den Kaufversuch zu einem späteren Zeitpunkt zu wiederholen (möglicherweise habe es sich um eine Routineüberprüfung zu einem zufällig gewählten Zeitpunkt gehandelt) oder die Sicherheitsfragen über die Website des iStores zurückzustellen und neu einzurichten. Doch bei der Wiederholung stieß ich auf dieselben Sicherheitsfragen, und die Website (genaue Stelle durch Onlinerecherche in Hilfeforen gefunden) bot mir nicht die Option der Zurückstellung. Nach minutenlangem Herumsuchen kam ich zu dem Schluss: Die einzige Möglichkeit,

die App zu kaufen, war die Beantwortung der Sicherheitsfragen. Die einzige Möglichkeit, diese Sicherheitshürde zu überwinden, war ein Reset. Die einzige Möglichkeit eines solchen Resets war ein Telefonat mit dem Apple Sicherheitsdienst. Ich reichte also eine Bitte um Rückruf in ein paar Tagen ein, für einen Zeitpunkt, an dem ich mich sicher an meinem Rechner und nicht in der Öffentlichkeit befinden würde: Heute.

Der Support meldet sich in Form einer freundlichen Männerstimme nur wenige Minuten nach der vereinbarten Zeit. Ich schildere das Problem, der Herr bedauert mich ein paar Sätze lang: Er könne sich gut vorstellen, wie ärgerlich diese Situation für mich sein müsse (die Bedauerphase gehört zum Standardablauf professioneller telefonischer Hilfe). Er erklärt mir, dass die Sicherheitsfragen für den Fall eingerichtet seien, dass Ungewöhnliches auf dem Kundenkonto vorgehe – zum Beispiel dass auffallend viele Apps hintereinander gekauft würden oder jemand, der sonst nie eine kaufe, das plötzlich tue. Dann identifiziert er mich anhand von E-Mail-Adresse sowie Gerätenummer meines Computers. Jetzt erst entsperrt der Telefonhelfer mein Konto so weit, dass ich mir neue Sicherheitsfragen aussuchen und die Antworten hinterlegen kann. Der Herr gibt mir noch Tipps, wo im Computer ich die Antworten zum Nachschauen notieren könnte (ich mache das dann doch lieber in einem Notizbuch, das ganz sicher nie im selben Wahrnehmungsraum ist wie jemand, der mein Konto hacken möchte), dann verabschieden wir uns in bestem Einvernehmen.

Vier Tage nach Kaufentschluss kann ich die App für 1,99 Euro kaufen und auf meinem Handy installieren.

die Kaltmamsell

08. Mai 2015

Ohne Stift geht's auch im Computerkurs nicht

Will man an der Freien Universität Berlin einen Bachelor bekommen, muss man auch sogenannte ABV-Kurse absolvieren. „ABV" heißt „Allgemeine Berufsvorbereitung" – gemeint sind Kurse, die mit dem eigentlichen Studienfach nichts zu tun haben, etwas Praktisches lehren oder einen in ein anderes Gebiet hineinschnuppern lassen. Ich habe einen LaTeX-Kurs belegt und sitze dort nun zwischen lauter Geographie- und Informatikstudenten (das weiß ich daher, weil der Dozent am Anfang des Kurses nach den Studiengängen fragte, um zu erfahren, wie viel Mathe er verwenden kann) (allerdings wird er auch nach sechs Kurstagen kein Fitzelchen Mathematik benutzt haben).

Da es ein Computerkurs ist, habe ich keinen Stift mitgenommen – falls ich etwas aufschreiben wollte, könnte ich das ja im Editor tun und mir per Mail zuschicken, hatte ich mir zuvor gedacht. Allerdings brauche ich das gar nicht, weil man in LaTeX selbst alle Bemerkungen hineinschreibt, indem man ein Prozentzeichen, also lediglich „%", davorsetzt. Da fällt mir ein, dass es in html-Dateien ebenfalls die Möglichkeit gibt, Kommentare einzufügen, die im Browser dann nicht angezeigt werden: Sie werden mit der Zeichenfolge <!– eingeleitet und mit -→ abgeschlossen.

Was ich nicht bedacht hatte, war die Anwesenheitsliste – die, obwohl die Anwesenheitspflicht für diesen Kurs abgeschafft wurde, immer noch herumgeht. Also leihe ich mir einen Stift vom Tischnachbarn aus, um mich dort einzutragen.

Tanja Braun

8.5.2015

Die Studenten von heute haben die Telefone von gestern

Wir sind auf eine Studenten-WG-Party eingeladen. Das heißt zunächst mal, dass alle gefühlt hundert Anwesenden zehn Jahre jünger sind als ich. Leider merke ich den Altersunterschied oder anders gesagt: Ich bin nicht mehr in dem Alter, wo ich Weißwein aus einem Plastikbecher trinken möchte und diese Erkenntnis schmerzt ein wenig. Das tut aber alles nichts zur Sache.

Im Flur steht ein Bücherregal und abgesehen von Büchern steht dort auch ein Telefon. Ein Festnetztelefon. Mit einem Hörer, der mit einem Kabel am Telefongerät verbunden ist. Immerhin schon mit Tasten und nicht mehr mit Wählscheibe.

Ob das Telefon funktioniert und wenn ja, wofür es genutzt wird, erfahre ich nicht, was vor allem daran liegt, dass ich nicht dazu komme, zu fragen. Es sieht aber zumindest angeschlossen aus und wer weiß schon, was die jungen Leute von heute so an der Technik von gestern finden.

Anne Schüßler

8. Mai 2015 (Ostküstensommerzeit)

Internet im Ausland, Fallbeispiel USA

Gleich nach der Landung auf dem Flughafen JFK, noch während ich im Flugzeug sitze, deaktiviere ich den Flugmodus meines Handys. Alte Gewohnheit. Fast sofort erhalte ich eine Willkommensnachricht meines deutschen Mobilfunkanbieters O2 mit folgendem Angebot:

> Willkommen in den USA! In Ihrem Tarif kosten Anrufe innerhalb des Landes und in die EU 1,59 €/min; eingehende Anrufe 0,69 €/min + evtl. 0,50 €/min (Netzbetreiberabhängig), SMS Versand 0,49 €. Schöne Reise!

Und kurz darauf:

> Wenn Sie in den USA mobile Daten nutzen möchten, antworten Sie einfach auf diese SMS mit WORLD. Sie können jetzt für nur 1,99 EUR mit 6 MB Inklusivvolumen surfen (max. 24 Stunden). SMS Versand kostet max. 59 Cent. Ihr o2 Team

(Die unterschiedlichen SMS-Preise verstehe ich nicht. Sie interessieren mich aber auch nicht.)

Nicht, dass ich es vorgehabt hätte, diese Angebote wahrzunehmen. Wie schon vor einem halben Jahr plane ich, mir eine SIM-Karte eines amerikanischen Anbieters zuzulegen. Dummerweise hatte ich die vorherige Prepaid-Karte nach dem letzten Urlaub weggeworfen, sonst hätte ich sie einfach aufladen und weiternutzen können.

Mein erster Weg nach Bezug des Apartments führt mich zu 7 Eleven. Eigentlich zum Lebensmittelkauf, aber dort hängen auch appetitliche Prepaidkarten. Der einzige Anbieter, der für mein iPhone 6 taugliche Nano-SIMs anbietet, ist T-Mobile. Die hatte ich auch schon das letzte Mal und war sehr zufrieden. Das Paket kostet 59 US-Dollar, 50 Dollar davon sind Guthaben.

Die Aktivierung ist nicht so leicht wie beim letzten Mal. Das mag daran liegen, dass sie im Oktober der Mitarbeiter des T-Mobile-Lädchens für mich erledigte. Jetzt aber stecke ich in einer Livestimmenhölle, in der ich nicht nur Kartennummer, Freischaltcode, die aktuelle Postleitzahl und eine gewünschte Vorwahl angeben soll, sondern auch die IMEI meines Geräts. Wer die Anleitung nicht lesen will, muss auflegen, recherchieren und erneut anrufen, aber beim dritten Versuch habe ich alles zusammen. Der Zeitaufwand betrug etwa 20 Minuten.

Fortan surfe ich für zehn US-Dollar pro Gigabyte mit LTE-Geschwindigkeit durch New York. Einmal muss ich nachladen, es bleiben also 30 Dollar Guthaben übrig, die ich mit nach Hause nehme. Dieses Mal werde ich die Karte auch nicht wegschmeißen.

Johannes Mirus

Mai 2015, aber schon seit 1883

Weltneuheiten testen auf dem Tempelhofer Feld

Auf dem Tempelhofer Feld in Berlin kann man für 50 € die Stunde “Weltneuheiten auf ‘Segway Prinzip’ wie z. B. Solowheel, Airwheel, Hovertrax, ZBoard & Onewheelskateboard” ausprobieren. Normale Segways, Elektroroller und elektrisch betriebene Kinderautos sind auch im Angebot. Wenn so ein Gelände sich mal dran gewöhnt hat, Versuchsfeld für die Zukunft der Mobilität zu sein, bleibt es offenbar gern dabei.

STECKDOSE BERLIN
ANGEBOT 8:
STECKDOSE BERLIN
WELTNEUHEITEN testen 1-1
Seid die ersten, die neue Trends ausprobieren!
- 1h exklusiv mit einem Privatlehrer
- Weltneuheiten auf „Segway Prinzip" wie z.B. Solowheel, Airwheel, Hovertrax, ZBoard & Onewheelskateboard
- Wieviele Fahrzeuge Ihr testet, enscheidet Ihr!
- nur 50€ pro Stunde
Zeiten nach Absprache mit unserem Lehrerteam
EVENTS - PROMOTION

Was ein Solowheel ist, weiß ich aus dem Techniktagebuch und weil erst gestern auf der re:publica jemand mit einem herumfuhr. Das Onewheel Skateboard sieht man auf dem Foto, Airwheel und ZBoard kenne ich aus Youtube-Videos, Hovertrax musste ich erst googeln.

Kathrin Passig

09.05.2015

Glaskastendamen telefonieren ausschließlich geradeaus

Ein kleiner Spielplatzunfall und eine kleine Platzwunde, die nach laienhafter Beäugung wohl genäht werden sollte, zwingen mich dazu, noch immer halbkrank und ohne Stimme, aber mit Migräne, nicht-eigenem verunfallten Kind und mehreren eigenen Kindern im Schlepptau, das nächstgelegene Krankenhaus aufzusuchen, am Samstagabend, lang nachdem sämtliche Vorstufen ärztlicher Versorgung geschlossen haben, "kommen Sie zu uns", sagt die nette Dame am Telefon, "kennen Sie den Weg?"

Den kenne ich, auch weil der Vater der eigenen Kinder just im selben Haus beschäftigt ist, glücklicherweise theoretisch vor Ort ist und, so denke ich, die eigenen Kinder wieder mit nach Hause nehmen könnte. Dem wird aber, aus technischen Gründen, nicht so sein.

Das verunfallte Kind ist tapfer, es erzählt sich mit den anderen Kindern hoch im Kurs stehende Häschen -, bzw. Fritzchen-Witze, glaubt, bei der AOK versichert zu sein, und buchstabiert geduldig seinen nicht ganz alltäglichen Namen. Die Eltern sind zwischenzeitlich benachrichtigt und unterwegs, als ich versuche, den vor Ort arbeitenden Vater meiner Kinder erreichen. Ihn persönlich aufzusuchen ist wegen der doch recht weiten Wege nicht möglich, weil ich nicht weiß, wie lange wir Zeit hätten, bis wir dran kommen. Allein, ich habe kein Telefon dabei, weil ich nur auf Lesereisen eines mitnehme, und definitiv nicht vorhatte, irgendwem in der Notaufnahme etwas vorzulesen.

Ich denke an das große Telefon der Dame im Anmeldeglaskasten, nenne Station und Namen des Ehemannes und erfahre, man könne vom Glaskasten aus “nicht quer” telefonieren, weil Station und jenes große Telefon nicht direkt verbunden seien, die Station ja nun auch nicht direkt zum Krankenhaus gehöre, weil ja Psychiatrie, alles schwierig.

Es gibt einen weiteren Glaskasten mit einer weiteren Dame darin, sie studiert immerhin die ausgedruckte Telefonliste. “Schwierig”, sagt sie, man müsse da quer telefonieren, weil ja die Station und ihr Telefon nicht direkt verbunden seien, man müsse da Tasten drücken, und das gelänge nicht immer, ob ich kein Handy hätte – nein, habe ich nicht – dann solle ich versuchen, die nächste Dame zu fragen, hinter einer weiteren Glastüre gebe es eine, an einer Theke, die könnte mir vielleicht helfen.

Ein Blick auf die Uhr zeigt mir, die Schicht des Gesuchten ist inzwischen rum, ich verzichte auf weitere Konsultation einer weiteren Dame, auch wenn ich es vielversprechend finde zu untersuchen, ob eine Dame ohne Glaskasten vielleicht mehr Erfolg gehabt hätte.

Die Kinder, auch das verunfallte, haben inzwischen große Freude an den automatischen Türen gefunden, und ich frage mich einmal mehr, wie man so etwas konstruieren kann, automatische Türen, die automatisch aufschwingen, wenn man sich nähert. Was schlau klingt, stellt sich nämlich als tricky heraus. Die einen Türen schwingen fest in eine vorgegebene Richtung, so scheint mir, sie schwingen also einmal vom Durchgehenden weg auf, was gut ist, wohingegen derjenige, der aus der Gegenrichtung kommt, auf seine Nase aufpassen muss.

Die andere Sorte hingegen schwingt immer vom Patienten weg auf, also mal so mal so. Was zu Problemen führt, wenn man aus beiden Richtungen gleichzeitig durch will, und ja, es tut weh, wenn man so eine Tür unerwartet an die Schulter bekommt, aber man kann sich vom Schmerz ablenken indem man sich überlegt, nach welchen Kriterien die Tür sich in so einem Fall für die eine oder die andere Richtung entscheidet.

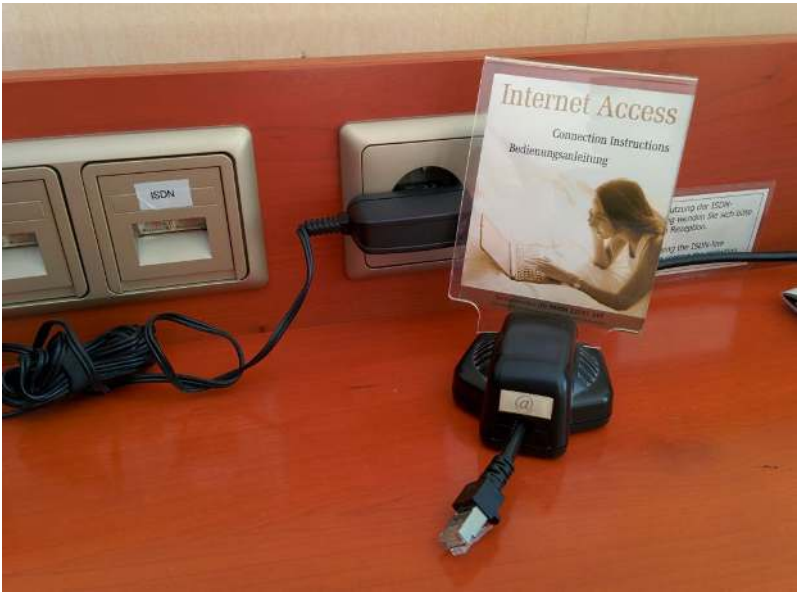
Das verunfallte Kind wird versorgt, sämtliche Knöpfe am Getränkeautomaten sind gedrückt, das Programm auf den herumhängenden Monitoren im Wartezimmer wiederholt sich zum siebzehnten Mal, die Eltern treffen ein und besprechen sich mit den Glaskastendamen, – ich habe den Parkschein vom Parkhaus wider Erwarten doch nicht verloren – und die ganze Zeit über hat mich zu meiner allergrößten Irritation, niemand, wirklich niemand, nach meinem Namen gefragt.

Pia Ziefle

7.–9. Mai 2015

Zu Gast in den 90ern

In Würzburg bin ich in einem Hotel untergebracht, das sich als bestes Haus am Platz versteht: Zentral, direkt am Kongresszentrum, eher hochpreisig. Im Preis inbegriffen: Eine Zeitreise in High-End-Kommunikation aus den 90ern. (Noch authentischer durch ungefragte Unterbringung im plüschigen Raucherzimmer mit Röhrenfernseher.)



Das Internet kommt (nur) aus dem LAN-Kabel (deshalb schaut die Frau auf dem Bild wohl auch so besorgt: Das Kabel reicht nämlich nicht bis zu dem Bett, in dem sie sich zu befinden scheint), aber man kann auch die ISDN-Buchse benutzen, um sich beim eigenen Provider oder in der Firma einzuwählen.

Zum letzten Mal habe ich meinen Mobilrechner ca. 2002 an eine Telefonbuchse angeschlossen.

Felix Neumann

9. Mai 2015

Versteckte Knöpfe im öffentlichen Raum

Am Marienplatz in Stuttgart Süd gibt es eine Fußgängerampel, deren Signalanforderung nur durch heftiges Schlagen auf den gelben Schalter ausgelöst werden kann. Ich als Einheimischer weiß das. Es kommt öfter vor, dass ich zu einer Gruppe wartender Fußgänger stoße, feststelle, dass „grün“ nicht richtig angefordert wurde (Lampe im Schalter leuchtet nicht) und dann durch einen heftigen Schlag auf den Schalter die Sache auf den Weg bringe.

Mitunter löst das irritierte Blicke aus, hält man mein energisches Vorgehen doch leicht für „Gewalt gegen Sachen.“ Mir ist es deshalb immer wichtig, das richtigzustellen – „Geht nur so, Wackelkontakt.“, sage ich dann entschuldigend.

Gestern war das wieder der Fall. Doch stand unter den Wartenden ein Junge, so Kaliber Erstklässler, der mir entgegnete: „Aber es gibt doch hier einen Knopf!“ – und tatsächlich: An der Unterseite des Schalters befindet sich ein weiterer Knopf, um das grüne Männchen zu bestellen. Ein Knopf, von dessen Existenz ich in Jahrzehnten der Fußgängerampelbenutzung nichts mitbekommen habe. Weil ich mir sicher bin, dass es anderen auch so geht, möchte ich also ausdrücklich auf die Existenz dieses versteckten Signalanforderungsknopfs hinweisen. Ihn zu benutzen hat etwas Intimes, wie ich finde.

Anmerkung aus der Redaktion Stuttgart: Der Knopf auf der Unterseite ist keine normale Signalanforderung, sondern schaltet den Vibrationsalarm für Sehbehinderte ein. *Den* bei defektem Hauptknopf zum Auslösen der eigentlichen Ampelfunktion zu verwenden, ist natürlich ein brauchbarer Hack.

Heiko Fischer

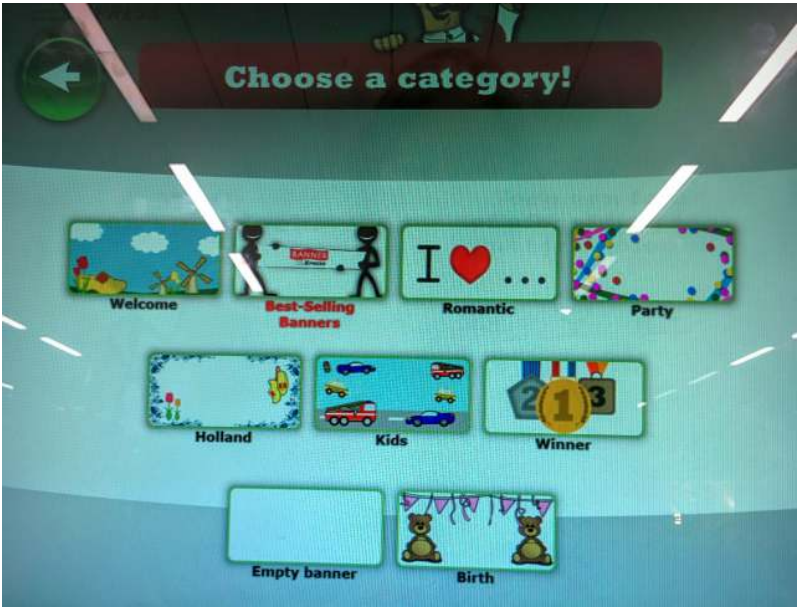
9. Mai 2015

Spandoeken aus dem Automaten (echt canvas!)

Am Flughafen in Amsterdam gibt es in der Nähe der Stelle, an der man ankommende Passagiere begrüßen kann, einen Automaten, der mir zunächst gar nichts sagt:

Es klingt irgendwie nach Spannbetttuch. Die Abbildung könnte auch ein Handtuch zeigen, vielleicht hat Marktforschung ergeben, dass Handtücher die meistvergessenen Gegenstände sind? Tatsächlich kann man hier Banner aus Stoff drucken lassen, mit denen man Freunde und Verwandte willkommen heißt.

Die Vorlagen sind mit einer 90er-Jahre-Clipart-Sammlung vom CD-Wühltisch gestaltet worden:



Ich verzichte darauf, ein Spandoek zu ontvangen und weiß daher nicht, wie der Anfertigungsprozess verläuft oder was das Produkt gekostet hätte.

Kathrin Passig

9. Mai 2015

Die Werbeplakate sind keine Plakate mehr

Am Flughafen Amsterdam Schiphol fällt mir zum ersten Mal auf, dass ein Großteil dessen, was früher Werbeplakate gewesen wären, in Displays abgewandert ist. Die kleinen Formate:

Aber auch die großen, dieser Stand ist praktisch aus Displays erbaut:

Beim nächsten Foto kann ich zum Zeitpunkt des Aufschreibens (2017) nicht mehr rekonstruieren, ob ich es gemacht habe, weil es ein großes Display zeigt, oder weil man hier sehen kann, dass parallel immer noch Werbung auf von hinten beleuchteten Folien existiert. Eins von beidem ist hier also zu sehen, links eine Tür zum Größenvergleich:

Eine Mischform, im Hintergrund Papier. Das Display will die vom Vitrinendesigner vorgegebene warme Lichtstimmung noch nicht so recht mitmachen:

Auch die Ankunfts- und Abflugtafeln sind Displays, auf dem nicht benötigten Platz läuft Werbung.

Auf Papier ist vor allem Werbung für billige Alltagsdinge zu sehen, Gebäck, Blumen und SIM-Karten.

2017 kommt es mir fast schon albern vor, das aufzuschreiben, so normal ist es inzwischen geworden.

Kathrin Passig

9. Mai 2015

Das E-Auto mit dem Wuschzisch

Kathrin beschreibt im Techniktagebuch ihre Begeisterung für die neuen Elektroroller in Berlin. Dies erinnert mich daran, meine noch nicht all zu lange zurückliegende erste bewusste Begegnung mit einem Elektroauto nachzutragen. Es war in Tauberbischofsheim, und anhand meines Kalenders kann ich auch das Datum rekonstruieren:

Am Samstag, 9. Mai 2015, gehe ich abends mit einer kleinen Gruppe netter Menschen durch das sehr hübsche süddeutsche Städtchen. Und wie wir da also so durch die für Autos nicht gesperrte Innenstadt bummeln, auf einer Straße, die von Autos und Fußgängern gemeinsam genutzt wird, auf der Suche nach einer Lokalität, um den Abend ausklingen zu lassen: *wuschzisch*.

In einer größeren Stadt, in der abends die Bürgersteige nicht hochgeklappt werden, rechnet man vermutlich eher mit Autos. Und wenn Elektrofahrzeuge etwas häufiger geworden sind, rechnet man vielleicht auch eher damit. Andererseits liest man ja auch gelegentlich, dass Fahrräder und elektrisch betriebene Fahrzeuge für blinde Menschen eine besondere Gefahr darstellen, da sie kaum zu hören sind.

Nun war zwar niemand von uns blind, aber mit der sozialen Ablenkung, wenn man in einer Gruppe unterwegs ist, kann ich eine gewisse Gefahr elektrisch betriebener Fahrzeuge nicht nur für blinde Mitmenschen seit diesem Moment sehr gut erahnen und höre sogar einen Vorteil in dem Geräusch, das Autos mit Verbrennungsmotor machen. Zumindest, wenn sie auf einer Straße unterwegs sind, die auch von Fußgängern genutzt wird. Und wenn sich der Fahrzeugführer auf dieser Straße ein gewisses Nutzungsvorrecht erbittet.

Wo wir dann tatsächlich den Abend ausklingen ließen, kann ich nicht mehr sicher rekonstruieren. Es könnte das *Restorante Hellas* gewesen sein. Auf jeden Fall gab es Cocktail-ähnliche Getränke, und auf jeden Fall ist danach niemand mehr Auto gefahren.

Molinarius

9. Mai 2015

Die stete Angst, dass sich der Hotelsafe nicht mehr öffnet

Eigentlich alle Hotelsafes in eigentlich allen Hotelzimmern (die einen Safe haben; und das sind bei mir die meisten) funktionieren gleich: Wenn man ankommt, sind sie geöffnet. Man schließt sie mit leichtem Druck, tippt vier Ziffern ein, drückt eine Symboltaste (meistens "#" oder "close"), es gibt ein drehendes, scharrendes, klickendes Geräusch. Der Safe ist zu. Man muss sich die Ziffernfolge merken, und nach erneuter Eingabe kann man so den Safe ganz leicht wieder öffnen.

Ich habe aber jedes einzelne Mal die Befürchtung, dass sich der Safe einmal nicht mehr öffnet. In der Regel schließt man ja da genau das ein, was man die meiste Zeit auf der Reise am dringendsten braucht, aber gerade nicht mit in die Hotelsauna, auf einen Spaziergang oder sonstwohin tragen will: Geld, Papiere, das MacBook, das iPad ...

Deswegen probiere ich in jedem neuen Hotelzimmer den Safe immer erst leer aus. Zweimal. Mindestens. Dann lege ich, immer noch misstrauisch, meine Sachen hinein. Ich fotografiere die Ziffernfolge (obwohl ich immer die gleiche nehme). Das ist gar nicht so einfach, denn die leuchtet nach dem Einschließen nur sehr kurz auf. Drückt man nach Eingabe der Ziffernfolge nicht schnell genug "close" oder #, dann gibt es auch eine Fehleranzeige, und man muss das Ganze wiederholen. Man muss also das Handy zugleich in der anderen Hand halten. Außerdem muss man sich ja konzentrieren, dass man sich bei der Ziffernfolge nicht versehentlich vertippt; besonders dann, wenn man zu dem jeweiligen Hotelsafe nach einiger Zeit etwas Vertrauen gefasst hat und womöglich leichtsinnig wird.

Jedes Mal nehme ich mir dann vor, mal in einem Hotel nachzufragen, ob es eigentlich für die Safes so eine Art Mastercode gibt. Das wäre ja sehr sinnvoll und logisch. Es ist sogar, wenn ich darüber nachdenke, sehr unwahrscheinlich, dass sie das nicht haben. Denn bestimmt vergessen manche Menschen tatsächlich ihren eingegebenen Code, vertippen sich, vergessen bei der Abreise, den Safe zu öffnen – oder was sonst noch so passieren kann. Ich wüsste auch gerne mal, wie oft so etwas wirklich passiert. Denn alle Safes in allen Hotels, in denen ich bisher war, sind immer geöffnet, wenn ich ankomme.

Aber irgendwie denke ich nie daran zu fragen, wenn sich die Gelegenheit ergibt. Vielleicht möchte auch einfach irgendetwas in mir nicht dieses kleine, längst vertraute Safe-Drama-Ritual behalten? Trotzdem: Nächstes Mal beim Check-In an der Rezeption denke ich bestimmt daran.

—

Update (9. Mai 2015): Inzwischen habe ich von einem ausgewiesenen Fachmann, dem Hoteldirektor Olaf Dierich, auf Facebook die Auskunft erhalten, dass es "in der Regel einen Mastercode und einen Notöffnungsschlüssel" gibt. Seine Erläuterungen sind nachzulesen, zusammen mit weiteren Kommentaren zum Thema, in diesem öffentlichen Facebook-Beitrag. – Ich habe beschlossen, mich im Einzelfall dennoch lieber nicht darauf zu verlassen, sondern weiterhin Vorsicht walten zu lassen.

Kerstin Hoffmann

Sommer 2008 bis 2015

So allmählich solltest du bremsen, Auto

Zum ersten Mal sitze ich als Berufskraftfahrer am Steuer eines Lastwagens mit Abstandsregler und Notbremsassistent. Privat eher in älteren Fahrzeugen unterwegs, beschnuppere ich die neumodische Technik natürlich misstrauisch. Der Abstandsregler funktioniert gut – er fährt wie ein guter, konzentrierter menschlicher Fahrer und erlaubt auch das Einstellen gefühlt großzügiger Abstände, was die anfängliche Nervosität mindern hilft. Die befürchteten Oszillationen von Tempo und Abstand treten nicht auf.

Dem Notbremsassistenten traue ich nicht so schnell. Bald ergibt sich aber die Gelegenheit, ihn zu testen: ein Sprinter schickt sich an, mit ca. 70 km/h vom Beschleunigungsstreifen kommend vor mir einzuscheren. Hinter mir ist eine Riesenlücke, so dass meine absehbare Notbremsung niemanden gefährden wird. Bewusst alles so zu lassen, wie es ist, kostet trotzdem einige Über-

windung. Mein Fuß schwebt natürlich über dem Bremspedal, während ich denke: “So allmählich solltest du bremsen, Auto. Jetzt aber. Es wird Zeit. Gleich bremse *ich,* wenn du das nicht hinkriegst. 3 . . . 2 . . . ”

Und ziemlich genau eine Sekunde vor meiner eigenen Notbremsung bremst dann der Notbremsassistent – aber nicht wie erwartet voll oder auch nur kräftig, sondern weich und sanft genau bis knapp unter des Sprinters Geschwindigkeit, auf dass der dann den Abstand wieder vergrößern könne. Das hätte ich niemals (und vermutlich auch kaum ein Kollege) so elegant hinbekommen.

2015: Mittlerweile haben die meisten Fernverkehrs-Lastwagen diese Funktionen. Ich verwende sie mit größter Selbstverständlichkeit. Gelegentlich (seltener als täglich) lösen enge Kurven, niedrige Brücken oder Spurverschränkungen in Baustellen eine Fehlbremsung aus; das akzeptiere ich als Preis der Sicherheit und Bequemlichkeit.

Den kommenden Erweiterungen des Systems hin zum autonomen Fahren sehe ich mit Spannung entgegen, ohne deswegen um meinen Job zu bangen. Arbeit abnehmen beim Fahren werden sie mir sicher, irgendwann wahrscheinlich auch gut genug sein für alle Straßen und Witterungsbedingungen; aber ähnlich wie bei Verkehrsflugzeugen glaube ich nicht, dass ich in meinen verbleibenden ca. 25 Berufsjahren erleben werde, dass der Verzicht auf einen Menschen am Steuer als Rückfallebene Akzeptanz finden wird.

Ermel

2015-05-09

Sie will das Geld nicht. Aber es geht um Technik

Ich schulde Kathrin Geld, weil ich in einem Berliner Cafe unsere Rechnung bezahlen wollte. Ich konnte dieses Ansinnen aber nicht wahr machen, da meine amerikanische Kreditkarte von dem Buchungsgerät des Cafes nicht akzeptiert wurde. Also bezahlte – nicht zum ersten Mal – Kathrin die Zeche.

Kathrin will das Geld nicht. Ich erkläre, dass es hier auch weder um sie, noch um das Geld geht, sondern um Technik. Ich möchte ihr das Geld nämlich per Gmail schicken, ein Service, der seit einiger Zeit von Google in den USA angeboten wird.

Ich fasse die weiteren Ereignisse zusammen.

1. Ich öffne ein Fenster für eine neue E-Mail und gebe Kathrins Gmail-Adresse ins Empfänger-Feld ein.

2. Ich klicke unten in dem Fenster nicht auf das Dateianhang-Symbol (eine Büroklammer), sondern das Dollar-Symbol.

3. Ein Google-Wallet-Fenster geht auf und zeigt einen Betrag von $0.00. Ich gebe den richtigen Betrag ein.

4. Das Fenster zeigt eine Fehlermeldung. So viel sei nicht in meiner Google-Wallet, da sei nämlich nichts drin. Ich solle irgendeine Geldquelle auftreiben. (Es ist nicht so, dass Google im allgemeinen und Google Wallet im besonderen nicht schon mindestens eine meiner Kreditkarten-Nummern kennen würde, für allfällige Besorgungen im ~~App Store~~ Play Store.)

5. Ich kann entweder eine Kreditkarten-Nummer angeben (dann kostet das Bezahlen eine Gebühr) oder eine Kontonummer (dann kostet es nichts). Ich wähle letzteres.

6. Ich rufe im Online-Banking meiner Bank die Funktion auf, mit der man sich die eigene Kontonummer anzeigen lassen kann. Sie wird in einem kleinen Zusatzfenster angezeigt, in dem die Kopierfunktion künstlich deaktiviert wurde. Ich muss also sowohl die Bankleitzahl (ABA Routing Number) und die Kontonummer für einige Sekunden auswendig lernen, um sie in das Google-Wallet-Fenster eingeben zu können. Das ist ein gutes Gedächtnistraining.

7. Google möchte das Konto verifizieren. Das könne entweder mit einer Testüberweisung geschehen (Dauer: 2-3 Tage), oder indem ich Google den Benutzernamen und das Passwort meines Online-Banking-Accounts gebe, dann geht es sofort. Ich entscheide mich für letzteres. Das Konto wird verifiziert.

8. In das Google-Wallet-Fenster, das sowohl Kathrins als auch meinen Google-Avatar zeigt, gebe ich den korrekten Betrag ein. Ich klicke auf OK und das Fenster schließt sich, die E-Mail hat jetzt am unteren Ende eine Art Zertifikats-Anhang, der Kathrins Avatar und den Geldbetrag zeigt.

9. Ich klicke auf Send.

10. Es erscheint eine Fehlermeldung, dass Kathrin und ich in verschiedenen Ländern wohnen und eine Geldüberweisung daher leider nicht möglich sei.

André Spiegel

Anfang Mai 2015

Familiäre Hindernisse bei der Altgeräteentsorgung

Beim Aufräumen schaue ich in eine Umzugskiste, die seit Jahren in einer Nische des Gangs steht und Stauraum ausfüllt. Sie macht das seit fünf Jahren, an teils wechselnder Position, und hat das auch schon ein oder zwei Jahre vor meinem letzten Umzug so gemacht. In ihr finde ich ein Akkuladegerät – ein FIF MW9399GS, »Universal-Schnellladegerät mit Timer«, das mir mein Großvater in den frühen 2000ern für ungefähr fünf Euro bei Aldi gekauft hatte – und ich denke mir gleich: »Oh, wie schön! Ein Ladegerät! Endlich noch etwas, was du entsorgen kannst, wenn du den alten Staubsauger zum Elektroschrott bringst.«

Das Ladegerät gebrauche ich nämlich äußerst selten, zum letzten Mal muss das irgendwann gewesen sein, bevor ich die Kiste in den Gang gestellt habe. In meinem Haushalt gibt es genau einen Gegenstand, der auf herkömmliche AA-Batterien angewiesen ist, und das ist mein Wecker. Bei dem Wecker muss ich ungefähr alle zwei Jahre einmal die Batterie wechseln und dafür lohnt sich wirklich kein Ladegerät, an dessen Existenz ich mich in der Zwischenzeit sowieso nicht mehr erinnern kann. Also leistet es jetzt dem Staubsauger in einer Müllkiste Gesellschaft, bis ich mich mal aufraffen kann, sie wegzubringen.

Später rufe ich meine Mutter an:

– Du hast Sachen aussortiert?

– Ja.

– Das klingt nach Aufräumen.

– Aber Mutter!

– Was hast du denn aussortiert?

– Zum Beispiel ein altes Ladegerät.

– Das schmeißt du nicht weg!

– Warum nicht?

– Das brauche ich! Für die LED-Kerzen!

– Aber das ist ganz alt.

– Das ist egal. Es geht doch, oder? Wenn es geht, dann nehme ich es.

– Aber . . . Ich wollte doch aussortieren . . .

– Das nehme ich.

Da hat das Ladegerät wohl noch mal Glück gehabt. Jetzt wartet es darauf, von meiner Mutter abgeholt zu werden, und liegt erst einmal wieder an seinem alten Platz, in der Umzugskiste im Gang.

Felix Lorenz

10.5.2015

Ich brauche etwas Kaltes zu trinken. Jetzt. Sofort.

Die Getränke im Haus stehen aber alle im Regal und haben somit nur Zimmertemperatur (keiner kennt den genauen Wert, aber jeder weiß, wie hoch sie ist – in Köln sagt man „futz-lau“). Um eine Flasche schneller abzukühlen als im normalen Kühlschrank, lege ich sie in das Viersterne-Eisabteil.

Für eine halbe Stunde. Dann haben sie eine angenehme Kühle, ohne zu kalt zu sein, und die Wartezeit ist annehmbar. Ich stelle mir immer einen Timer, denn leicht vergisst man die Flasche im Tiefkühlfach über dem täglichen Wusel, und dann wird sie zur Eisbombe.

Thomas Jungbluth

10. Mai 2015

Handy ans Ohr

Amerika und insbesondere New York ist uns zwei, drei Jahre voraus, sagen Menschen oft. Tatsächlich sehe ich bei meinem New-York-Aufenthalt oft eine Verhaltensweise, die ich aus Deutschland nur durch vereinzelte Zugerlebnisse kenne.

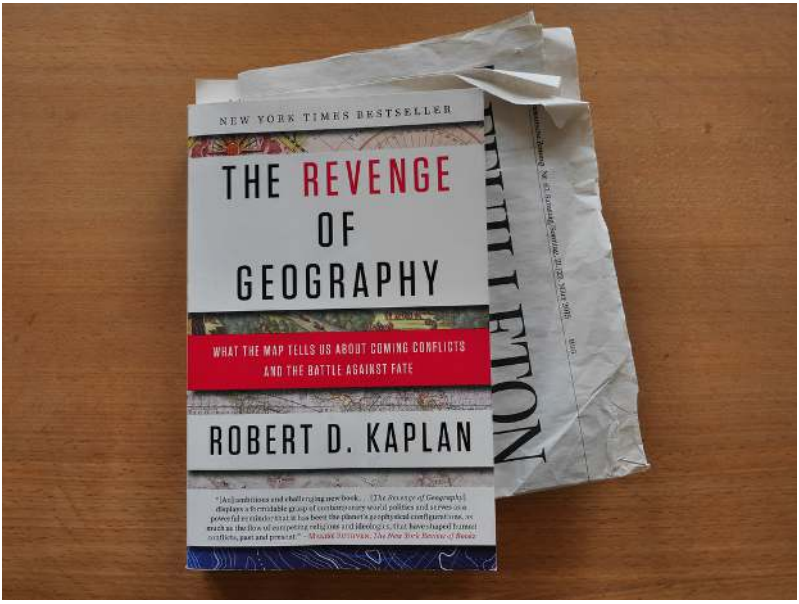
Vermutlich inspiriert durch Fernsehsendungen, bei denen aus Dokumentationsgründen die Lautsprecher bei Telefonaten eingeschaltet werden, machen das auch immer mehr Menschen im echten Leben. Das Handy wird dann nicht mehr wie so ein Steinzeittelefon ans Ohr gehalten, sondern vor sich her getragen. So hat die Umgebung den ungeheuren Vorteil, nicht nur eine Seite des Telefonats mithören zu können.

Allerdings ist New York sehr laut. Viele Handytelefonierer müssen deshalb die Lautsprecher ans Ohr halten, damit sie ihr Gegenüber richtig verstehen. Das sieht – sagen wir: gewöhnungsbedürftig aus.

Johannes Mirus

10. Mai 2015

Papier auf Papier, gelernt ist gelernt



Beim Aufräumen finde ich einen Zeitungsausriss, den ich mir schon vor Wochen zum Lesen beseite gelegt habe. Nach dem Lesen finde ich, dass er sehr gut zu einem Buch passt, dass ich auch schon seit langem auf meinem *Noch zu lesen!*-Stapel liegen habe. Und der Zeitungsausschnitt kommt dann halt irgendwo ins Buch.

Mit dieser über Jahrzehnte gelernten Kulturtechnik werde ich in absehbarer Zeit nicht mehr allzu weit kommen. Die Ausrisse aus der (gedruckten) Zeitung gibt es bei uns im Haushalt (fast) nicht mehr; wie das mit den Büchern weiter geht, ist zur Zeit noch offen. Aber wie ich dann elektronisch

das Zusammenführen der Daten ebenso beiläufig und zielführend erledigen werde, noch dazu über die verschiedenen Plattformen und Geräte hinweg, werde ich wohl mir als neue Kulturtechnik erst noch aneignen müssen.

Thomas Wiegold; Lichtbild v. Verf.

11. Mai 2015

Bed, Breakfast, Buch. Und eine neue Kulturtechnik

Ich übernachte in einem Bed & Breakfast mit einer gut sortierten Bibliothek, in der ich ein für meine Arbeit interessantes Buch entdecke. Auf der letzten Seite enthält es einen Link und einen Code und den Hinweis darauf, dass man damit das Buch als eBook herunterladen kann. Mit einem kleinen schlechten Gewissen – bisher ging meine Rede deutlich gegen das digitale und noch deutlicher für das gedruckte Buch und zudem zahle ich hier ja nur für Bett und Frühstück, nicht für Bücher – klicke ich drei vier Mal ins Internet und schon ist ein eBook-Reader (Adobe Digital Editions Version 4.0.3.114137) installiert, die Buchdatei bezogen und die Lektüre kann beginnen. Mich interessieren nur bestimmte Stellen, auf die ich über die Suchfunktion zugreife. Mein schlechtes Gewissen wächst; schliesslich geht es um eine wissenschaftliche Arbeit und ich bin mir nicht sicher, wie legitim es ist, originelle Zitate auf so effiziente Art und Weise zu finden. Später wird mir erklärt, dabei handle es sich um eine neue Kulturtechnik, die ohne Skrupel anwendbar sei, sofern in der Arbeit Denkleistungen meinerseits anderswo aufscheinen.

Franziska Nyffenegger

Ganz am Anfang, irgendwann, ein Jahr später und jetzt

When The Music Is Over

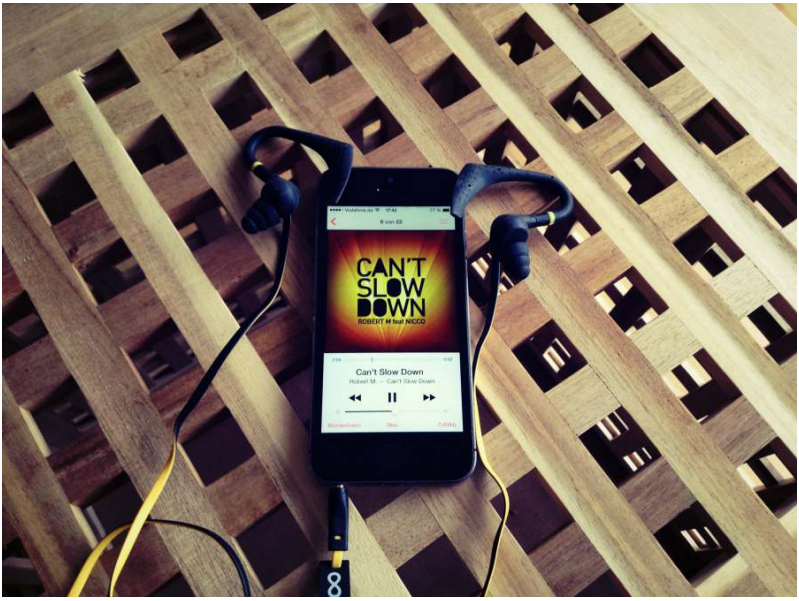


Bild: Verfasser (CC BY-SA 3.0 Lizenz)

Sport und Musik ist so ein Thema bei mir. Rückblickend betrachtet ist das immer in eine Materialschlacht ausgeartet, die mich eher von der Musik beim Laufen abgebracht hat.

Ganz am Anfang habe ich einen iPod Nano der 2. Generation benutzt und fand es unglaublich motivierend, mit meiner Lieblingsmusik Sport zu treiben. Auf der Playlist befand sich amtlicher Metal und Hardcore von *Maiden* bis *Heaven Shall Burn*, der mir ein wenig über die anfänglichen Probleme im Kopf (Schweinehund etc.) hinweg half.

Smartphones waren da noch nicht so an der Tagesordnung und wenn ich mich richtig erinnere, konnte man sogar mit einem im Schuh eingepflanzten Nike Sensor seine Läufe via iPod aufzeichnen, was ich allerdings nicht gemacht habe.

Irgendwann besaß ich dann mein erstes Smartphone, ein iPhone 3 GS, und dank des integrierten GPS Moduls eröffneten sich mit den gerade aufkommenden Laufapps ganz andere Möglichkeiten. Ich konnte als nicht mehr ganz so blutjunger Anfänger meine Läufe genau aufzeichnen und hatte auch noch meine Musik für das Joggen mit dabei.

Langsam ging mir das ständige Geknüppel in den Ohren auf die Nerven und ich habe festgestellt, dass elektronische Musik sich einfach für längere Distanzen besser eignet. *Daft Punk* finde ich hervorragend zum Laufen, aber auch auf Soundcloud sind viele gute kostenlose Tracks zu finden.

1 Jahr später löste ein Forerunner 305 das iPhone ab und um nicht ganz auf Musik verzichten zu müssen, habe ich mir einen iPod Shuffle zugelegt. Wie ich finde die bisher beste Lösung, man kann den Player super bequem an der Hose befestigen und fast blind bedienen. Außerdem ist diese Kombination nicht ganz so wetterempfindlich wie ein Smartphone. Allerdings bin ich immer häufiger ohne Musik gelaufen und fand es auch mal ganz entspannt nur die Natur um mich herum wahrzunehmen.

Dann gab der Forerunner seinen Geist auf und ich landete wieder beim Smartphone, erst ein Nexus 4, dann wieder ein iPhone. Um mal schnell einen neuen Song auf die Playliste zu setzen, ging mir das ständige und umständliche Synchronisieren mit iTunes auf die Nerven. Da war Spotify eine wunderbare Alternative, allerdings nagte (auch im Offlinemodus!) das ständige Laden der Albumcover am Datenvolumen.

Jetzt wo ich wieder bei einer GPS Uhr gelandet bin, gehe ich zu 90% ohne Musik laufen. Nur manchmal nehme ich noch das Smartphone mit und die Musik stört mich mehr, als dass sie mich motiviert. Dann höre ich lieber Podcasts, bei denen man wunderbar abschalten kann. Inzwischen liebäugele ich übrigens wieder mit einem iPod Shuffle . . .

Daniel Bayer, zuerst veröffentlicht unter
www.pooly.net/when-the-music-is-over/

2013-2015

Babyschlaf im 21. Jahrhundert

Der Wert von technischen Neuanschaffungen, die man vor und nach der Geburt eines Kindes tätigen kann, rangiert von "unnütz" bis "unersetzlich", je nach Lebensumständen und Technikaffinität der Eltern.

Für uns gehört ein Babyphon in die Kategorie "unersetzlich". Persönlich empfohlen wird uns ein ökogetestetes, besonders strahlungsarmes Gerät. Eine Rezension auf Amazon ist allerdings so amüsant wie ernüchternd: das Babyphon hat zwar "minimale Funkbelastung", kreuzt aber auch gerne mal den CB-Funk des öffentlichen Nahverkehrs, der auch in unserer Reichweite fährt.

Dann fällt uns ein, dass wir nicht nur nahe einer Bahnlinie sondern auch in Sichtweite einer riesigen Stromtrasse wohnen. DECT, so erfahren wir, haben wir durch unser schnurloses Telefon sowieso bereits in der Wohnung. Sollte Elektrosmog also tatsächlich ein Problem darstellen, haben wir in der Hinsicht ohnehin verloren. Wir beschließen, auf Kamerafunktion und Thermometer verzichten zu können und kaufen ein schlichtes DECT-Modell mit Leuchtanzeige und Gegensprechfunktion.

Unser neues Babyphon funkt störungsfrei und scheitert im Laufe der nächsten Monate lediglich einmal an einer dicken Betonwand mit Stahltrassen und sonst am Faktor Mensch, der bei jungen Eltern nicht immer der zuver-

lässigste ist. Sind die aufladbaren Microzellen (der, wie ich finde, schönere Name für AAA-Batterien) in der mobilen Elterneinheit leer, die dann enervierend laut piept, liegt das Ladekabel natürlich gerade dort, wo man es nicht vermutet. Auf Reisen muss man immer beide Geräte und beide Kabel eingepackt haben.

Als Backup kaufen wir daher Anfang 2015 eine App namens “Dormi”. Sie kommt uns bei den Bedenken, die wir bei Benutzung unserer Smartphones als Babyphone hatten, wunderbar entgegen: Das von der App zum “Kind-Gerät” erklärten Smartphone bleibt dunkel und lautlos, komme was da wolle. Geräusche aus dem Schlafzimmer, aber auch sinkender Akkustand des

Kindgeräts, abbrechende Verbindung und – optional – dort eingehende Nachrichten werden durch Laut- und Vibrationsalarm ausnahmslos nur am Elterngerät angezeigt. Jetzt haben wir doch eine Temperaturanzeige und nach dem letzten Update auch eine Kamerafunktion. Das Schönste: unsere mentale Reisecheckliste schrumpft erheblich zusammen, da wir ohnehin immer daran denken müssen, die Smartphones mitzunehmen.

Allerdings müssen dazu abends immer beide Smartphones entbehrlich sein und das ist nicht immer der Fall. Die App funktioniert zwar auch über Android-Emulation am Windows-Tablet, aber mit nervigen Einschränkungen. Daher trifft es uns hart, als unser altes Babyphon nach einem bösen Sturzz vom Couchtisch nicht mehr per Kabel auflädt. Es blinkt anklagend rot, schaltet sich aus und verweigert den Dienst. Ob es an der Buchse des Geräts oder dem Kabel selbst liegt, wird nur die Anschaffung eines Ersatzkabels zeigen, das überraschend schwierig zu bekommen und ärgerlich teuer ist. Bis dahin muss ein Workaround her.

Zunächst verbrauchen wir Unmengen an Microzellen. Das ist einfach, verursacht aber Müll und bei einem längeren Ausflug mit nur einem Elternteil einen potenziellen Versorgungsengpass. Daher kramen wir unser Ladegerät für Micro- und Mignonzellen hervor und kaufen einen frischen Vierersatz Akkus. Zwei bleiben im Dienst, bis das Gerät piept. Dann wird ausgewechselt und extern neu aufgeladen. Es wird sich zeigen, wann uns diese Lösung und die wieder gewachsene mentale Checkliste (Babyphon, Netzkabel, Elterngerät, Batterien, Batterieladegerät, Netzkabel) so sehr nervt, dass wir doch das teure Kabel kaufen.

Angela Heider-Willms

Mai 2015

MP3-Player mit Entsperr-Paradoxon

Meine beiden 12-jährigen Schwestern sollen aus erzieherischen Gründen im Gegensatz zu den meisten ihrer Freunde noch kein Smartphone bekommen, aber sie sollen auch nicht ganz außen vor sein, was beispielsweise Messengerdienste wie WhatsApp angeht. Die Lösung ist ein WLAN-fähiger MP3-Player mit Android Gingerbread, mit dem sie durch eine manuelle Installati-

on von WhatsApp zu Hause im WLAN mit ihren Freunden schreiben können. Der (Kinder-)WLAN-Router ist nur zu bestimmten Zeiten angeschaltet und verhindert somit, dass die beiden permanent vor ihrem Gerät sitzen.

Nun hat sich ein Freund der beiden bei einem dieser Geräte einen vermeintlich lustigen Scherz erlaubt und das Muster zur Bildschirmentsperrung so oft falsch eingegeben, dass man das Gerät mit den Google-Zugangsdaten entsperren muss. Damit die Entsperrung funktionieren kann, benötigt der MP3-Player einen Internetzugang – allerdings erfolgt ein Zugriff auf das WLAN erst, wenn das Gerät entsperrt ist. Dies liegt eventuell auch daran, dass zwischen dem Sperren des Gerätes und dem Versuch der Eingabe der Google-Zugangsdaten der Akku völlig geleert war. Die einzige Möglichkeit, das Gerät wieder in Betrieb zu nehmen, besteht darin, es zu flashen, was meine Schwester allerdings nicht alleine kann. Deshalb liegt das Gerät schon seit Wochen unbenutzbar herum.

Aber auch das Gerät der Zwillingsschwester wird nicht mehr im vollen Umfang genutzt. Seit in der Schule ein Aufklärungstag über Medien (und über die mangelhafte Sicherheit bei der Kommunikation via WhatsApp) stattgefunden hat, nutzt meine andere 12-jährige Schwester ihren MP3-Player ausschließlich zum Musikhören. Sie hat uns mitgeteilt, dass sie lieber wartet, bis sie ein Threema-fähiges Smartphone (Android 4.0 oder höher) zum Geburtstag bekommt, um dann sicher chatten zu können.

Maya

11.5.2015

Wir seien doch alle handysüchtig, heißt es. Eine Bestandsaufnahme

Klischees sagen, dass “wir” (also Smartphone-Nutzer) handysüchtig seien. Ständig gucken wir drauf, kriegen nichts von der Umwelt mit.

Ich habe mich und meine Smartphonenutzung die letzten Tage beobachtet.

1. Wecker

Das Smartphone ist mein Wecker. Ich kann dank Software die Weckzeiten so einstellen, dass ich am Wochenende den Wecker für das frühe Aufstehen nicht abstellen muss. Mein Wecker weiß, dass ich ausschlafen kann. Verschiedene Apps bieten weitere Optionen wie zum Beispiel ein Schlafmonitoring bis zum automatischen Aufzeichnen dessen, was man im Schlaf redet und Erkennung von REM- bzw. Traumphasen, um einen schonenden Weckzeitpunkt zu finden.

2. Aktuelle Nachrichten

Nach dem Wecken lese ich aktuelle Nachrichten. Auf dem Smartphone. Nicht, indem ich auf die Website einer Zeitung gehe, sondern in wechselnden Phasen über einen Feedreader, der mir die Schlagzeilen ausgewählter Zeitungen vorlegt, oder durch Zurückscrollen der Twitter-Timeline, wo noch früher aufstehende Menschen schon Highlights ihrer Feeds weitergegeben haben.

Diese aktuellen Informationen schließen auch den Wetterbericht ein. Google Now liefert mir zudem prominent die aktuelle Wetterlage mit sofortigem Zugriff auf die Tagesprognose für Wohn- und Arbeitsort.

3. Navigation und Fortbewegung

Früher hatte ich ein Navigationsgerät, ganz früher einen Shell-Atlas. Heute ein Smartphone mit zwei Navigationsapps – Google Maps, wenn ich online bin, und einer anderen mit heruntergeladenen Karten und ohne Informationen zur Verkehrslage, wenn das Netz mal nicht geht (selten). Durch die aktuellen Verkehrsinformationen fahre ich auch mit Navi-Unterstützung ins Büro, da ich mehrere nahezu gleich lange Strecken mit unterschiedlichem Verkehrsaufkommen zur Auswahl habe.

Auch mit dem Rad oder zu Fuß lasse ich mich in unbekannten Gegenden navigieren.

Mit der App-Sammlung Öffi (Haltestellen / Netzpläne / Verbindungen) kann ich recht schnell Bus- und Bahnlinien finden, die mir nützlich sind. Google Maps kann das übrigens auch, mit simplerer Oberfläche, dafür aber nur oberflächlicheren Informationen.

4. Verbraucherinformationen

Ein- bis zweimal pro Woche muss das Auto an die Tankstelle. Seit einiger Zeit müssen die Tankstellen ihre Preise an eine Zentrale melden und eine App kann diese standortabhängig abrufen. Ich starte "Mehr Tanken" – so heißt die App – und kann sehen, wo der Sprit in meiner Umgebung gerade am günstigsten ist.

Eine andere App liefert mir durchsuchbare Informationen aus den Wurfzetteln der Supermärkte, dadurch kann ich Zeit sparen. Google Goggles kann mir die Versandhauspreise beliebiger Artikel, deren EAN-Code ich scanne, liefern.

Meine Bank: Wenn ich mal Bargeld brauche, finde ich den nächstgelegenen Geldautomaten, an dem ich es gebührenfrei bekomme, per App. Incl. Anzeige auf dem Stadtplan. Und aufs Konto gucken kann ich natürlich auch, nur Überweisungen sind mir zu fummelig.

5. Notizen

Früher hab ich mir viele Dinge nicht notieren können, weil ich keinen Zettel dabei hatte. Heute habe ich dank Smartphone immer eine Kamera dabei.

Mit der ich, wenn das Auto mangels Alternativen neben einem offensichtlichen Kunstparker steht, auf einen Schlag dessen Kennzeichen, die Parksituation und das Fehlen von Vorschäden an den Fahrzeugen belegen kann.

In Parkhäusern merke ich mir per Foto außerdem gerne die Parkplatznummer, in Hotels, wo die Codekarten aus Sicherheitsgründen nur den Namen des Hotels tragen, die Zimmernummer etc.

Einkaufszettel-Apps mit Cloudanbindung und Abhakfunktion gibt es auch (nutze ich allerdings nicht). Evernote benutze ich allerdings.

Der Kalender ist für mich auch eine Art chronologischer Notizblock. Ich führe mehrere Kalender auf dem Smartphone, um so bestimmte Terminplanungen mit bestimmten Personenkreisen teilen und abstimmen zu können. Auf meinem Smartphone werden diese Kalender transparent zusammengeführt.

6. Nachschlagen

"Ihr immer mit eurem Wikipedia" sagt der Siebzehnjährige. Beziehungsweise sagte er, inzwischen haben sich die Fronten zwischen der Generation Holzmedien (uns) und der Generation YouTube (ihm) geklärt. Zum Nachschlagen habe ich derzeit die Wikipedia-App und die Leo.org-App auf dem Smartphone, damit habe ich eine Enzyklopädie und ein multi-fremdsprachliches Wörterbuch immer dabei (und nutze es auch).

7. Self-Tracking

Manchmal lasse ich eine Schrittzähler-App mitlaufen. Rein aus Neugier. Google speichert (weil ich das erlaubt habe) meine Bewegungen mit. Ich kann diese Daten einsehen und feststellen, wann ich wo war.

Wenn ich einen Vertrag mit einem Sportstudio habe (und auch hingehe), nutze ich Apps, um meinen Trainingsplan zu führen. Neben den aktuellen Gewichtseinstellungen und den Wiederholungen führen sie auch eine Statistik über die Entwicklung dieser Werte.

Self-Tracking ist immer wieder hilfreich, wenn es um Objektivierung subjektiven Leidens geht:

“Ich schlafe schlecht und bin jeden morgen müde” vs. “Unsinn, du gehst bloß zu spät ins Bett”.

“Ich brauche jeden Morgen über eine Stunde ins Büro” vs. “Du brauchst durchschnittlich 45 Minuten und das auch nur, weil du zu spät los fährst”.

Mittelbares Self-Tracking: Eine App berechnet bei jedem Tanken den Spritverbrauch und macht mich auf blöde Fahrweise oder drohende Defekte am Motor aufmerksam.

8. Entrümpeln

Früher habe ich Bücher, Elektronik etc. gesammelt, um sie ab und zu zum Flohmarkt zu tragen oder Menschen in die Hand zu drücken, die dort einen Stand haben. Damit ich nicht noch mehr Müll produziere.

Heute nutze ich eBay, Stuffle, Momox (meist in dieser Reihenfolge). Gebrauchte und tragfähige Kleidung geht hingegen nach wie vor direkt ans Caritasheim.

9. Web-Dienste

In den letzten Tagen habe ich per Web über das Smartphone

- Sperrmüll angekündigt
- Pläne für einen weiteren Supermarkt in St. Tönis recherchiert
- Gitarrenakkorde nachgeschlagen
- mehrmals die Besuchsadressen von Firmen oder Geschäften nachgeschlagen, um mich hinführen zu lassen

10. Kommunikation

Soziale Kommunikation via Twitter, Facebook und Google Plus. Das bedarf wohl keiner Erläuterung.

Individuelle Kommunikation umfasste WhatsApp, Threema (Juhu!), Facebook-Chat, Google Hangout, Mail.

Ach ja, SMS und Telefonie hätte ich fast vergessen.

11. Entertainment

Auch über die sozialen Medien, aber zugleich YouTube, Kindle-App, Spiele (derzeit nur Ingress).

Fazit

Grob überblickt ersetzt das Smartphone bei mir

- Zeitungen,
- Notizbuch,
- Kalender,
- Bücher,
- Lexika,
- Postwurfsendungen mit Angeboten,
- Atlas, Stadtplan und Navigationsgerät und
- Fotoapparat

und bietet Nutzungsmöglichkeiten, die vorher gar nicht existierten (über Social Media hinaus).

Das Smartphone bestimmt nicht mein Leben. Das tu ich noch selber. Es hat nur etliche alte Hilfsmittel abgelöst und bislang unbekannte Hilfen erst geschaffen.

Volker König

2015

Fröhliche Regression mit 10x10 Bauklötzchenreihen

Zur Entspannung spiele ich gern mit der App 1010 an meinem Smartphone oder Tablet. Das ist sowas wie Tetris für alte Leute, man muss aus verschieden geformten Bauteilen Reihen bauen, aber nicht auf Zeit. Damit kann ich mich stundenlang beschäftigen, aber irgendwann ertappe ich mich dabei, kindliche Muster statt sinnvoller Mauern zu basteln. Kurz bevor das Spiel zu Ende ist, weil keine weiteren Züge mehr möglich sind, liegt dann da z. B. ein schiefes Gesicht, oder etwas, das eine unförmige Blume werden wollte.

Ich durchlaufe also beim Spielen meine Lebensetappen rückwärts, von der altengerechten Spielauswahl bis zur kleinkindlichen Krickelkrackelphase in nur 10x10 Bauklötzchenreihen. Bald werde ich anfangen, auf den Screen zu sabbern. Dann schließt sich der Kreis.

sleeplessdarkhorse

Undatiert, vermutlich 2015

Geld transferieren

Zum Artikel von *André Spiegel* über den Geldtransfer per Gmail noch was aus Deutschland:

Wegen einer Testamentangelegenheit benötige ich eine Abstammungsurkunde.

Ich gehe auf die Homepage meiner Geburtsstadt und finde da einen Link, über den ich eine entsprechende Anfrage absetze, die auch nach wenigen Minuten beantwortet wird.

Zunächst muss ich das Rückporto vorstrecken, das geht entweder als Bargeld in einem Umschlag per Post oder per Überweisung.

„Kein Problem, das geht ja fix“ denke ich und will grade mein Bankprogramm starten, da lese ich weiter :

„Wenn es ‘eilig ist’, ist der Postweg auf jeden Fall zu bevorzugen, da interne Zahlungseingangslisten nur jeweils am Monatsanfang an uns übersendet werden und es somit zu Verzögerungen kommen kann!“

Da wir uns grade ungefähr in der Monatsmitte befinden, dürfte sich das ungefähr die Waage halten und ich beschließe, den langsamen Weg per Computerüberweisung zu wählen.

Rüdiger Meschkat

11.5.2015

Ein einfacher technischer Fehler, der fünf Techniker temporär kulturell überfordert.

Unsere IT-Firma hat ihre Räume in mehreren Etagen eines Hochhauses. Wir warten mit insgesamt fünf Kollegen im Erdgeschoss auf den Aufzug.

Die Aufzugtür geht auf. Es sind ja eigentlich zwei Schiebetüren hintereinander, aus mehreren Elementen, eine in der Kabine und eine vor dem Aufzugschacht.

Wir betreten die Kabine und jeder drückt seine gewünschte Etage.

Die Tür geht zu.

Der Aufzug rutscht rund 10cm tiefer.

Nach einem Moment angespannter Stille versucht ein Kollege, die Situation zu retten und spricht einen anderen Kollegen an:

“Das ist bestimmt Dein altes Diensthandy, das ist wohl zu schwer für den Aufzug.”

Eine Kollegin druckt die Taste zum Türe öffnen. Nichts passiert.

Sie drückt die Taste nachdrücklicher. Nichts passiert.

Ein anderer Kollege drückt nochmal die Taste seiner Etage.

Die Digitalanzeige der aktuellen Etage erlischt. Nein: Alle Anzeigen gehen kurz aus. Dann blitzen alle Anzeigen einmal. In der Anzeige der aktuellen Etage erscheinen die Zeichen “LE“.

“Der Aufzug bootet wohl gerade.”

Da sich nichts weiter tut, drückt ein Kollege die Notruftaste des Aufzugs. Ein normaler Rufton wie bei einem Telefonanruf ist zu hören. Es klingelt vier, fünf Mal.

Dann geht eine klassische Warteschleife dran und verspricht uns, dass der nächste ~~Kundenberater~~ Notrufannahmekollege für uns reserviert sei.

Die Warteschleifenmusik ist sehr rhythmisch und ich wippe mit dem Fuß mit, was allerdings die Kabine wenig, aber spürbar wackeln lässt.

Inzwischen meldet sich ein Mensch über die Notrufleitung. Eine Kollegin erklärt in knappen Worten unsere Situation.

“Drücken Sie mal bitte auf die Taste irgendeiner Etage.”

“Da passiert nichts, im Display steht ‘LE’”

“Drücken Sie mal bitte die Taste zum Öffnen der Tür.”

Nach einigen Fragen kündigt er an, uns Hilfe zu schicken. Die Kollegin bedankt sich in unser aller Namen.

Wir stellen fest, dass derzeit niemand auf die Toilette müsste und auch niemand so hungrig ist, dass bis zum Eintreffen der Hilfe mit Kannibalismus zu rechnen sein wird.

“Kann man die Tür nicht mit der Hand öffnen? Also zur Seite schieben?”

Die Kollegin vorne an der Tür schiebt diese auf, die äußere öffnet sich automatisch. Wir überwinden die rund 10cm hohe Stufe, verlassen den Aufzug und benutzen die Treppe.

Volker König

Mai 2015

Wir brauchen das ja nicht

A und B sind um die siebzig und haben ein zwischen 2005 und 2010 angeschafftes Samsung-Klapphandy, das sie nur dann einschalten, wenn sie telefonieren wollen oder einen für diese Uhrzeit vereinbarten Anruf erwarten. Auch wenn das an diesem Tag voraussichtlich mehrfach geschehen wird, schalten sie es nach jeder Benutzung aus.

Akkusorgen können eigentlich nicht der Grund sein, bei dieser Gerätegeneration reichte eine Ladung eine Woche. Ich vermute, dass sie vielleicht nicht Gefahr laufen wollen, durch unerwartete Anrufe gestört zu werden, und frage nach. “Wir brauchen das ja nicht”, lautet die Antwort.

Es kennt auch fast niemand die Nummer des Handys. Eine der etwa fünf Personen mit der Nummer könnte irgendwann wegen eines Notfalls in der Familie Kontakt aufnehmen wollen. Deshalb gibt es eine Vereinbarung, dass sie in so einem Fall abends zwischen 18 und 22 Uhr am Handy anrufen soll. “Und ihr schaltet dann auch jeden Abend um sechs das Handy ein?”, frage ich verwirrt, denn das kommt mir komplizierter vor, als es immer eingeschaltet zu lassen und einmal die Woche zu laden. Aber genau so ist es. Um 22 Uhr wird das Handy wieder ausgeschaltet.

Kathrin Passig

12.5.2015

Der Koffer des Technischen Überwachungsvereins

Genau wie PKW müssen auch Motorräder alle zwei Jahre zum TÜV. Also mache ich einen Termin mit meiner Werkstatt und teile mit, dass es um die sogenannte HU (Hauptuntersuchung) geht. Die Werkstatt setzt sich mit einem TÜV-Sachverständigen in Verbindung, der kommt zu demTermin, prüft

die Sicherheit des Fahrzeugs und dokumentiert diese, wenn alles gut läuft, mit einer neuen Prüfplakette auf dem Nummernschild. Das Verfahren ist sehr kundenfreundlich, ich muss mich um gar nichts weiter kümmern, als das Motorrad pünktlich abzuliefern.

Ich fahre sicherheitshalber schon ein paar Wochen vorher bei der Werkstatt vorbei, damit bis zur eigentlichen HU alle notwendigen Teile bestellt werden können. In meinem Fall sind das ein Satz Reifen und Bremsbeläge.

Zum vereinbarten Termin bringe ich morgens das Motorrad in die Werkstatt und gehe am Abend wieder hin, um es abzuholen. Alles ist fertig, sagt mein Lieblingsschrauber, nur, leider, leider, war der einbestellte TÜV-Prüfer am Morgen zwar da, aber zu dem Zeitpunkt hatten sie die neuen Reifen noch gar nicht aufgezogen. Also hatte der Prüfer nichts zu prüfen und ging wieder. Während ich mich noch über diese Mischung aus feingetunter Reglementierung und grobgetuntem Zeitmanagement wundere, ist die Lösung des Problems ganz nah. Denn gleich um die Ecke befindet sich eine FSP, eine Fahrzeug-Sicherheitsprüfstelle.

Ich fahre also auf den Hof, den sich die FSP mit dem Pflanzencenter "Der Holländer" teilt, warte keine zwei Minuten und bekomme Einlass in eine mittelgroße Halle, in der ein Mitarbeiter des TÜV die Prüfung des Motorrads vornimmt. Zentrale Rolle dabei spielt ein aufgeklappter Koffer, der DataDesk Compact Prüfkoffer. In diesem Koffer sind auf engstem Raum ein Notebook, ein Drucker, ein Fach für Werkzeuge, eins mit mehreren Unterfächern für verschieden große Formulare und ein mit einem Zahlenschloss versehenes Fach für die Prüfplakettenröllchen untergebracht.

Die Ergebnisse der Untersuchung werden über diverse Schnittstellen direkt eingelesen oder von Hand im Notebook eingetragen. Ich erzähle dem Prüfer vom Techniktagebuch und darf Fotos machen, während der Koffer die Ergebnisse der Prüfung ausdruckt. Die anfallenden 60 € zahle ich mit EC-Karte und fahre nach kaum zwanzig Minuten mit neuer TÜV-Plakette und interessanten Einblicken vom Hof. Wie gut, dass meine Schrauberwerkstatt so verpeilt ist.

Unterhalb des Notebooks werden die Ausdrucke durchgeleitet

sleeplessdarkhorse

12. Mai 2015

Rekuperation

Die klassischen Autoquartett-Kriterien Leistung, Hubraum, Spitzengeschwindigkeit müssen im beginnenden Zeitalter der Elektromobilität um den Eintrag „Reichweite“ ergänzt werden. Was bislang allenfalls im Zusammenhang

mit dem Liter-Verbrauch eine Rolle spielte, führt mit dem Erwerb eines Elektrofahrzeugs dazu, dass der erste tägliche Blick im Auto auf die Reichweitenanzeige fällt.

Heute morgen zum Beispiel hat der e-up! noch 65 Kilometer Reichweite drauf, als ich meinen Wohnort verlasse.

Dreizehn Kilometer später, bei der Arbeit angekommen (man beachte den Gesamtkilometerstand) sind es erstaunlicherweise 66 Kilometer Reichweite.

Wie das geht? Das Zauberwort heißt „Rekuperation“ (von lat. recuperare = wiedererlangen, wiedergewinnen). Bei diesem Verfahren wird die kinetische Energie, über die ein in Bewegung befindliches Fahrzeug verfügt, beim Bremsen in Elektrizität zurückverwandelt und in der Batterie gespeichert. Das geht mit Verbrennungsmotoren nicht, da wird im Zweifel nur die Bremse heiß.

Dass ich am Ziel angekommen mehr Energie gewonnen habe als verbraucht, liegt aber nicht daran, dass ich ein E-Perpetuum-Mobile fahre. Die Lösung ist viel banaler: Mein Wohnort liegt 150 Höhenmeter über meinem Arbeitsplatz. So hilft der Berg bei der Energiegewinnung kräftig mit. Abends beim Heimfahren sieht die Bilanz entsprechend schlechter aus.

Vielleicht gibt es bei zukünftigen Autoquartetten einen Eintrag “Rekuperationseffizienz”.

Uli Eder

2015-05-12

Wie Google mich für das Staatsarchiv verdarb

Gestern im Niedersächsischen Staatsarchiv, um nach meinem Urgroßvater zu suchen. Ich bin durch Google verdorben: Alles, was mir einfiel, war, in die Suchmaske seinen Namen einzugeben und in dem Feld, wo zu suchen wäre, »alle Archive« auszuwählen. Aber das hilft natürlich überhaupt nichts, weil die Geburtenbücher nicht als Text erfasst sind, sondern nur nach ihren Metadaten, also Ort und Jahreszahlen. Und so muss man, um auch nur das richtige Buch zu finden, ein gewaltiges Hintergrundwissen mitbringen: Welches Dorf gehörte wann zu welcher Gemeinde oder Verwaltung, katholisch oder lutherisch oder staatlich und wenn ja, Preußen oder Hannover und so weiter. Und selbst wenn man das alles wüsste, müsste man außerdem noch wissen, wo die betreffenden Urkunden dann heute gelagert sind, ob in diesem Archiv hier oder in einem anderen, oder in der Obhut der Kirche, und wenn ja, welcher.

Geradezu utopisch wäre es, die in Kurrentschrift ausgefüllten Formulare in wirkliche Daten zu übersetzen. Ich wüßte wirklich gern, ob es einmal Programme, *Kurrent-Bots* geben wird, die das können. Das Buch mit den Geburtsurkunden des fraglichen Zeitraums besorgte uns jedenfalls ein Mitarbeiter des Archivs (»da brauchen Sie Rep. 84«), und wir haben es dann Seite für Seite durchgeblättert, um alle Geburteneinträge der fraglichen Dörfer aus zwanzig Jahren zu finden, bei denen der Nachname passte.

Das Staatsarchiv selber: bizarr. Ein moderner Bau, halb Bungalow und halb Kreissparkasse, erst letztes Jahr eingeweiht. Wird ein paar Millionen gekostet haben. Die Dokumente lagern nicht unterirdisch, weil Hochwassergebiet, sondern über der Erde, in einem backsteingemauerten Quader. Meine E-Mail, die ich von New York aus geschickt hatte, war nicht per Reply beantwortet worden, sondern stattdessen mit einem eigens angelegten Aktenzeichen im Betreff. Den Absender dieser Mail trafen wir gleich am Empfang: Ohrstecker und buntes T-Shirt, würde als DJ durchgehen. Er sprach mich, nachdem er

begriff, wer ich war, nur noch als Herr Doktor an. Die Taschen dürften wir dort in die Schließfächer einschließen. Was wir auch taten. Worauf sich herausstellte, dass das keineswegs nur ein Vorschlag gewesen war, denn an der Tür zum Lesesaal wurden wir noch einmal zurückgewiesen: auch die Jacken müssten wir einschließen.

Der Lesesaal ein Hochsicherheitsbereich wie aus *Mission: Impossible*, alle drei Meter die schwarze Halbkugel einer Überwachungskamera in der weißen Decke. Durchsuchen lassen sich die Bestände über ein eigens programmiertes Archivsystem (auch das wird Millionen gekostet haben). Man kann es auch von außen über das Internet aufrufen, aber hier läuft es auf einem Rechner, der vom Netz abgeschottet ist. Nach Beantragung einer Nutzungsberechtigung kann man Dokumente suchen (nur die Metadaten natürlich) und gefundene Dokumente bestellen, was bedeutet, dass ein Mitarbeiter bei seinem nächsten Gang ins Archiv diese Dokumente heraussuchen und für uns mitbringen wird. Es ist etwa dreizehn Uhr und das nächste Mal wird er um fünfzehn Uhr ins Archiv gehen, das ist dann der letzte Gang für heute. Zehn Minuten vorher sollten die Bestellungen eingegangen sein, zehn Minuten später – ungefähr – würden wir sie vorliegen haben.

Tatsächlich – große Überraschung – sind die Dokumente sehr viel früher am Ausgabeschalter, nämlich schon wenige Minuten, nachdem wir die Bestellung im Archivsystem aufgegeben haben. In den Lesesaal mitnehmen dürfen wir jeweils nur eins. Fotografieren ist verboten – angesichts der vielen Überwachungskameras wage ich auch nicht, mich darüber hinwegzusetzen; mein Smartphone lege ich still auf den Tisch. Kopieren dürfen wir auch nichts. Kopien muss man vielmehr beantragen und sie werden dann von den Archivangestellten angefertigt. Die Dame, die für das Anfertigen von Kopien zuständig ist, sei heute aber leider schon gegangen. Nun ja, in meinem Fall, da ich ja von so weit angereist sei, könne man wohl eine Ausnahme machen. Ausnahmsweise. Wenn es nicht zuviele Kopien sind.

Ich finde also fast nur Dokumente, bei denen die Namen meines Ur- oder Ururgroßvaters schon in den Metadaten stehen, und das sind Hypotheken, Kauf- oder Pachtverträge. Sie stecken in blauen Pappmappen und haben

einen rosa Laufzettel, auf dem mein Name und meine Adresse vermerkt sind, außerdem ein weißes Benutzungsdeckblatt, auf dem ich meinen Namen und Wohnort, sowie das Datum einzutragen gebeten werde – dieses Benutzungsdeckblatt wird vermutlich bei der Akte verbleiben und noch in hunderten von Jahren von meiner Einsichtnahme zeugen. Es auszufüllen ist nicht ganz einfach, denn ich habe nichts bei mir, womit man auf Papier schreiben könnte, aber die Dame am Ausgabeschalter kann mit einem gut gespitzten Bleistift aushelfen.

Es fällt auf, dass in den Schriftstücken des neunzehnten Jahrhunderts Personen nur durch den Namen und vielleicht noch den Wohnort identifiziert wurden; die Angabe von Geburtsdatum und Geburtsort hatte sich noch nicht durchgesetzt. Das macht es schwer, zu entscheiden, ob ich es wirklich mit einem Brief, einem Vertrag meines Ururgroßvaters zu tun habe oder nicht. Einen Schriftwechsel finde ich, der über fast hundert Jahre reicht, von 1822 bis 1911, und der nahezulegen scheint, dass mein Ururgroßvater und dessen Vater denselben Namen trugen – genaugenommen aber nur, dass es in der fraglichen Zeit und Gegend einen Vater und einen Sohn mit demselben Namen wie dem meines Ururgroßvaters gab. Es sind über zwanzig Seiten, eng beschrieben mit kryptischem Kurrent.

Ich beschließe, in ein paar Jahren noch einmal herzukommen und mich näher darum zu kümmern, sage das auch der Dame am Ausgabeschalter, denn all diese Schriftstücke zu kopieren, überstiege meine Ausnahmeregelung mit Sicherheit bei weitem. Doch die Spurenelemente von Charme in meinem Auftreten haben offenbar ihr Werk getan, denn die Korrespondenz wandert umgehend komplett auf den Kopierer. Die Qualität sei nicht so hoch, sagt die Dame entschuldigend, als wenn es die Dame, die leider schon gegangen sei, mit dem Scanner gemacht hätte, aber ich glaube, auch so werde ich die Kopien ohne Verlust der Lesbarkeit digitalisieren und in der Cloud aufbewahren können.

André Spiegel, zuerst veröffentlicht im fortlaufenden Blog

2015-05-12

Ein internationaler Filmabend

Ich möchte den Film *Good Will Hunting* als Amazon Instant Video schauen. Wegen meines Prime Abos bei amazon.com in den USA kann ich das kostenlos. Allerdings befinde ich mich gerade in Deutschland und bekomme, kurz nachdem ich auf *Watch Now* gedrückt habe, eine Fehlermeldung, dass mir der Film aus rechtlichen Gründen leider nicht gezeigt werden könne.

Ich probiere es stattdessen bei amazon.de, wo ich auch einen Account habe, der immer mit demselben Passwort funktioniert wie mein amerikanischer Account bei amazon.com. Hier habe ich zwar kein Prime Abo, aber ich kann *Good Will Hunting* für drei Euro ausleihen. Leider bekomme ich, wenn ich das Angebot auswähle, eine Fehlermeldung: der Film könne mir aus rechtlichen Gründen leider nicht gezeigt werden.

Ich ahne den Grund: Meine Rechnungsadresse und meine Kreditkarte sind amerikanisch. Ich wähle stattdessen eine deutsche Alibi-Adresse, die ich nach wie vor in meinem Amazon-Adressbuch habe, sowie Bankeinzug von meinem deutschen Konto als Zahlungsmethode.

Jetzt klappt es, ich kann den Film in der deutschen Synchronfassung ohne rechtliche Einwände anschauen.

André Spiegel

1998 vs. 2015

Messaginghubs

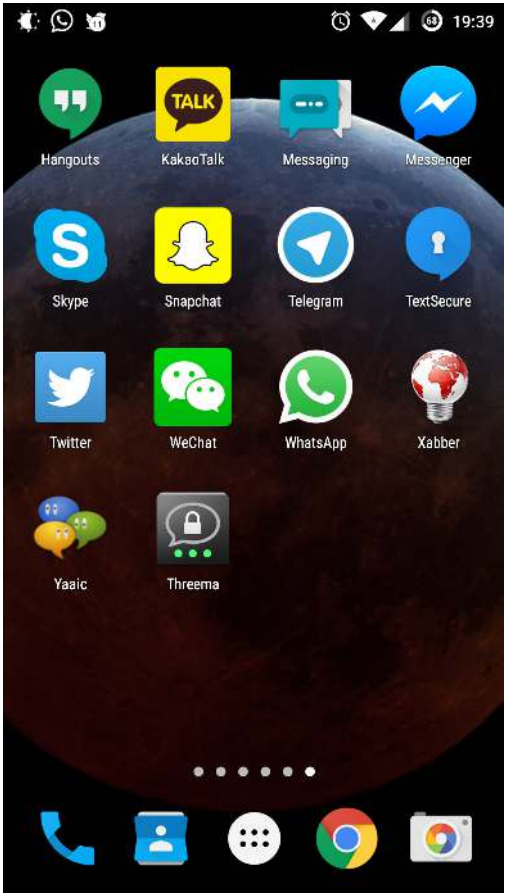
Ende der 1990er Jahre, als das Internet immer mehr Verbreitung in Privathaushalten fand und man dank ISDN, den ersten langsamen DSL-Anschlüssen und Flatrates ganze Abende mit seinem Desktoprechner online sein

konnte, kamen immer mehr Instant Messenger auf. zu den beliebtesten zählten ICQ (1996), AIM (1997) und MSN (1999). Jabber bzw. XMPP war noch nicht erfunden, immerhin gab es aber schon IRC.

Durch Communities und gemeinsame Aktivitäten (die ersten Onlinespiele wie Quake 3 Arena, Half-Life erschienen) lernte man online Menschen kennen und hatte so ziemlich schnell Kontakte in vielen verschiedenen Instant Messaging Diensten. Viele Menschen nutzen nur ihren "Heimatdienst", einige Nutzer hatten aber in allen gängigen Diensten einen Account und deren Clients installiert. So entstanden Nachrichten-Hubs, die manuell die Dienstgrenzen überwanden, um Verabredungen, Online-Matches etc. zu organisieren. (Erst ein paar Jahre später sollte dies durch XMPP-Transports automatisiert werden). Im Jahr 2000 entstanden "Multimessenger" wie Trillian oder Miranda IM, die zumindest die Installation diverser Clients ersparte. Durch Protokolle wie OTR (2004) wurde es ein paar Jahre später später auch möglich, clientunabhängig verschlüsselt zu kommunizieren.

2015 ist die Situation ähnlich wie 1999, vielleicht sogar schlimmer. Für Smartphones gibt es eine Vielzahl an "Textnachrichtendiensten", die zwar auf verschiedenen Plattformen laufen, aber untereinander nicht interoperabel sind. Verschlüsselung implementiert jeder Dienst selbst und unterschiedlich. Verschiedene Freundeskreise sind in verschiedenen Messengern zu finden, manchmal wird der Dienst gewechselt und es gibt inaktive Accountleichen, die aber nicht ohne weiteres zu erkennen sind. Es gibt keinen "Onlinestatus" wie bei den früheren Instant Messengern auf dem PC. Nutzt man den nicht mehr angesagten Dienst zur Kontaktaufnahme, wird die Nachricht im Zweifel einfach nicht zugestellt.

Ich fühle mich wieder ein bisschen als Kontakthub und habe aktuell 12 Messenger installiert. Dazu kommen noch einige andere Apps, die auch Nachrichten zwischen Nutzern verschicken können, sowie E-Mail.



Vielleicht entwickelt es sich auch hier in die Richtung untereinander kompatibler Multimessenger mit einheitlichem Cryptostandard. (Hier habt ihr es zuerst gelesen!)

Stefan Jaekel

12. Mai 2015

Früher schrieb nicht alles besser

Als studentische Hilfskraft muss ich gerade den Nachlass eines Bonner Professors sichten und transkribieren. Die Briefe, die er zwischen 1914 und 1933 geschrieben hat, sind in einer derartigen Sauklaue verfasst, dass das Entziffern eines Briefes von 1926, in dem er sich für das "ungemein liebenswürdige Geburtstagspräsent" bedankt, sehr lange dauert. Irgendwann gewöhnt man sich zwar an die Schrift, aber es dauert eben. Am Ende dieses Nachlasses kommt dann noch Kurzschrift hinzu (Danke auch, Vergangenheit!). Allerdings gibt es am Ende auch Briefe, die mit der Schreibmaschine geschrieben wurden, und ich frage mich, ob die Idee, finnischen Schulkindern nur noch Druckbuchstaben beizubringen, wirklich so schrecklich ist, wie das allgemein geäußert wurde.

ellebil

12.5.15

Ich will eine Zugfahrkarte am Automaten buchen

Ich fahre bald nach Hamburg und will eine Zugfahrkarte am Automaten buchen. (Nicht online, denn ich bin auf der Bahnseite nicht registriert. Vor sechs, sieben Jahren hab ich das mal versucht, bin aber daran gescheitert, das Formular mit der Einzugsermächtigung zum Briefkasten zu bringen.)

Beim ersten Versuch fällt mir auf, dass ich gar nicht weiß, welcher Hamburger Bahnhof der nächstgelegene zum Hotel ist. Bis vor kurzem hätte das bedeutet, dass ich die Buchung verschieben muss, aber glücklicherweise erinnere ich mich, dass ich ja seit ein paar Monaten ein Smartphone habe. Ich kann also in meinen Mails den Namen des Hotels finden, darüber die Adresse

ergooglen und die dann wiederum bei Maps verorten. Dabei stehe ich so wenig wie möglich im Weg herum. (Schwierig.) Mittlerweile ist mein Automat natürlich belegt, also wieder warten.

Beim zweiten Versuch arbeite mich, nun mit richtigem Zielbahnhof, erfolgreich durch das Menü – nur um am Ende festzustellen, dass ich mit meiner Verbindung in Frankfurt wenig Umstiegszeit haben werde. Da man ärgerlicherweise an so einem Automaten kein zweites Tab öffnen kann, schaue ich auf dem Handy in der Bahn-App nach, ob es im Verspätungsfall eine Alternative für die Strecke Mainz-Frankfurt gibt, mit der ich den Anschluss auch noch erreiche. Als ich grade zufrieden feststelle, dass dem so ist und ich beruhigt buchen kann, stellt sich der Automat wegen Inaktivität auf die Startseite zurück.

Am Automaten neben mir lässt sich derweil ein Mann eine Verbindungsauskunft anzeigen und fotografiert sie dann mit dem Handy ab.

Kristin Kopf

2015-05-12

Die Schausteller und die Navis

Wenn es eines gibt, das sich im Bild unserer Städte über die Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte wenig bis gar nicht zu ändern scheint, sind es die Schausteller und Artisten, die innerhalb der Stadtmauern eine Zeit lang ihre Zelte aufschlagen und die sesshaften Bürger mit ihren Darbietungen erfreuen.

Auch im Jahr 2015 ist das noch so. Noch immer haben die Schausteller keine feste Bleibe innerhalb der Stadtmauern, aber die sesshaften Bürger verfügen inzwischen über Navis, und die Schausteller gehen mit der Zeit und spielen statt auf der Rattenfängerschalmei auf dem GPS.

André Spiegel

12.5.2015

Copy and … paste?

Oft muss man bei Online-Bestell-, Registrierungs- und Zahlvorgängen seine E-Mail-Adresse doppelt eingeben. „Mail-Adresse wiederholen“ steht dann unter dem entsprechenden Formularfeld. Um wertvolle Millisekunden zu spa-

ren, habe ich mir angewöhnt, die Adresse nie ein zweites Mal einzutippen, sondern sie zu markieren, mit Strg+C zu kopieren und mit Strg+V in das zweite Feld einzufügen.

Heute möchte ich über die Reservierungsseite von CineStar Kinotickets kaufen, und das Adress-Pasten geht nicht! Weder Strg+V noch der Klick auf die per Rechtsklick anzeigbare Option „Einfügen“ bringen irgendetwas. Ich werde zum Doppeltippen gezwungen. Gibt es diesen Mechanismus schon lange? Mir ist er heute zum ersten Mal begegnet.

Torsten Gaitzsch

Herbst 2002 und Sommer 2015

Eine Spitznamen-E-Mail-Adresse war eine normale E-Mail-Adresse

Ich habe gerade mein Studium begonnen und im Kurs “Einführung in die Filmanalyse” wird eine interne Adressenliste angelegt, damit die Studierenden sich untereinander kontaktieren können. Unter “E-Mail” gebe ich meine private E-Mail-Adresse an. Vor dem @-Zeichen steht der Name “123haschkeks”. Ich habe sie mir ein bis zwei Jahre zuvor zugelegt, weil ich nicht mehr den T-Online-E-Mail-Account meiner Eltern nutzen wollte.

“Haschkeks” ist mein Spitzname, vor allem im Netz. Ich habe ihn in der neunten Klasse von einer Klassenkameradin verpasst bekommen, weil ich zuvor in den Niederlanden gewohnt hatte. Tatsächlich habe ich noch nie einen Haschkeks gesehen oder gegessen (Ehrenwort, Herr Wachtmeister), aber ich firmiere in Onlineforen und auf meinen privaten Websites offen darunter.

Auf der Liste bin ich beileibe nicht der Einzige, dessen E-Mail-Adresse wenig bis gar nichts mit seinem bürgerlichen Namen zu tun hat. Es wird schätzungsweise noch etwa ein Jahr dauern, bis ich mir eine zweite E-Mail-Adresse zulege, die vor dem @ aus meinem Vor- und Nachnamen besteht.

2015 existiert die 123haschkeks-Adresse nach wie vor. Ich kommuniziere sie nirgendwo mehr, aber ich bin zu faul, sie überall zu ändern, wo sie noch als Anmelde-Adresse hinterlegt sein könnte.

Als ich von einer Gruppe von 14 Studierenden für ein Arbeitsprojekt die E-Mail-Adressen sammle, zähle ich acht vollständige Namen, einen Nachnamen mit Geburtsjahr, einen Vornamen mit abgekürztem Nachnamen, einmal nur der Nachname, zwei Kombinationen, in denen Initialen des Namens verbaut sind und ein Quatschname, der aber dennoch einen Rückschluss auf den Absender zulässt.

Alexander Matzkeit

12. Mai 2015

E-Mail vom Protokoll

Das protokollarische Geschehen im politischen Berlin ist schon sehr papierbasiert – eigentlich nicht anders als im politischen Bonn vor 20 Jahren. Zu besonderen Ereignissen, Empfängen, Amts- und Kommandoübergaben kommt die Einladung fast immer weiterhin per Briefpost, auf einer hübschen Karte

mit – gern auch geprägtem – Wappen. Und es liegt immer eine Postkarte bei, auf der man seine Teilnahme – oder auch *leider verhindert* – dem Einladenden mitteilt.

Das ist, so vermute ich, dem Workflow der wichtigen Menschen geschuldet, die normalerweise solche Einladungen bekommen (als Journalist wie ich ist man ja da eher auf der B-Liste.) Die kriegen die Einladung von ihrer Sekretärin vorgelegt und schreiben nur kurz ja oder nein drauf, die Antwortkarte bringt dann eben die Sekretärin auf den Weg.

Nun ist ja die moderne Zeit auch am Protokoll nicht spurlos vorüber gegangen. Deshalb kann man, schon seit Jahren, die Zu/Absagekarte auch per Fax zurückschicken, die Fax-Nummer steht immer drauf. In den vergangenen Jahren hatte ich dafür einen möglichst zeitsparenden Weg entwickelt: Postkarte schicken kam nicht infrage (ich hatte nie das passende Porto, derzeit 0,45 €, wer hat das schon noch für Postkarten, und dann musste ich die auch noch in einen Briefkasten einwerfen. . .) Faxen war ok; der Einfachheit halber habe ich vorgedruckte Adress-Etiketten mit meinem Namen und der Anschrift. Die klebte ich auf die Karte, steckte sie ins Fax, und gut war's.

In jüngerer Zeit muss allerdings in den Protokollabteilungen was passiert sein. Inzwischen steht - nicht immer, aber immer öfter – auch eine E-Mail-Adresse drauf, für die erbetene Zu- oder Absage. Dann muss ich zwar meine Rückmeldung schnell selber tippen, aber es ist auch schnell weg, schneller als per Fax.

Doch diese Art der Rückmeldung scheint für die Sachbearbeiter/Innen im Protokoll noch immer was Neues zu sein. In den vergangenen Wochen hab' ich immer auf meine Mail-Rückmeldung eine nette Antwort erhalten. So was wie 'Vielen Dank für Ihre Zusage', freuen uns über Ihre Teilnahme, etc. Ebenfalls per E-Mail.

Auf meine Zusage per Postkarte oder Fax hat sich in den vergangenen 25 Jahren nie auch nur einmal jemand gemeldet.

Thomas Wiegold

Mai 2015

So passt nachher alles schön ins Quadrat

Als notorische Late Adopterin registriere ich mich Anfang Mai bei Instagram. Innerhalb weniger Tage ändert sich dadurch mein Fotografierverhalten komplett: Dinge, die breiter als hoch sind, nehme ich nur noch im Hochformat auf, Dinge, die höher als breit sind, im Querformat. So passt nachher alles schön ins Quadrat.

Kristin Kopf

13.05.15

Hilfe beim Supportchat

Mein sonst sehr ausdauerndes Xperia Z3 compact verliert an diesem Morgen unglaublich schnell unglaublich viele Akkuprozente. Ein Blick in die Akku-Verbrauchsstatistik zeigt mir, dass die Google-Play-Dienste plötzlich mit fast 30% an erster Stelle stehen, obwohl sie eigentlich normalerweise deutlich weiter unten auf diese Liste gehören.

Ich starte auf meinem Smartphone die App “Support – Xperia Care” und nach einigem Hin- und Hergesuche finde ich die Kontaktmöglichkeiten. An erster Stelle steht “Chat-Support. Montag bis Freitag 08.00 – 18.00”. Begeistert drücke ich den “Chat starten”-Button und in einem neuen Fenster erklärt mir eine freundliche Mitarbeiterin, ich möge doch per Sony PC Companion eine Software-Reparatur durchführen. Ich bedanke mich für den Ratschlag (bisher sieht es auch so aus, als hätte er geholfen) und schließe das Chatfenster.

Ganz so besonders und innovativ, wie ich zunächst dachte, scheint der Chat-Support jedoch nicht zu sein. Mir wird erzählt, dass es diese Art von Support bei Dell schon vor zehn Jahren gab und sie auch sonst häufig vor-

kommt. Ein großer Vorteil dabei sei, dass ein Mitarbeiter mehrere Kunden synchron betreuen könne. Vielleicht liegt es an dieser Effizienzsteigerung, dass die Chatmitarbeiter nur von Montag bis Freitag arbeiten müssen, der Telefon-Support dagegen auch samstags von 09.30 – 18.00 Uhr erreichbar ist.

Maya

13.5.2015

Das eingeschriebene Teilen

Mit der Hand schreibe ich fast nichts mehr. Gelegentlich mal einen Einkaufszettel, aber auch die wandern inzwischen meistens in die Notizen meines Handys.

Jedoch, vor ein paar Monaten habe ich eine Psychotherapie begonnen und führe darüber Tagebuch. Ganz wie von selbst kramte ich zu Beginn der Therapie ein altes Notizbuch aus dem Regal und schreibe dort seitdem meine Beobachtungen und Fragen auf. Meine Hand und mein Gelenk tun sehr schnell weh, mein Körper hat die Motorik des mit der Hand Schreibens schon ein bisschen verlernt.

Warum ich diese Therapieaufzeichnungen handschriftlich festhalte, weiß ich nicht. Wegen der Emotionen und der Intimität, war mein erster Gedanke, aber das kann nicht stimmen, das Netz ist voll von Beschäftigungen mit der menschlichen Psyche und ich habe das auch schon gemacht. Außerdem hätte ich ja auch einfach ganz privat in meinen Computer schreiben können. Auch Datenschutz oder Überwachungsängste entfallen als Beweggründe. Eventuell liegt es einfach an der vollständig fehlenden Mitteilungs- oder gar Kol-

laborationsabsicht meiner Notizen. Es ist nur eine Vermutung und ich weiß nicht, ob sie stimmt, aber wenn, dann ist das Teilen in eine sehr tiefe Schicht der digitalen Sphäre eingeschrieben und ich habe unbewusst darauf reagiert.

sleeplessdarkhorse

14. Mai 2015

Das Handy kann gar nichts, aber es handelt sich um ein erklärungsbedürftiges Nichts

"Jetzt musst du mal eine Pause machen, ich will das Handy mitnehmen", sage ich zur siebenjährigen J., die vor zwei Tagen "Monument Valley" entdeckt hat. (Auf dem üblichen Weg: indem sie auf mein Handydisplay gedeutet und "was ist denn das da?" gefragt hat.)

"Wieso kannst du nicht das von Aleks mitnehmen?", protestiert sie. "Weil das gar nichts kann", sage ich. Dann merke ich, dass diese Aussage für Siebenjährige unverständlich sein könnte und erkläre: "Mit dem von Aleks kann man nur telefonieren. Ich will aber unterwegs vielleicht was googeln oder auf der Karte nachschauen, wo ich bin."

Die Großeltern sind erleichtert, dass das Handy mit uns das Haus verlässt. J.s Begeisterung für das Spiel erfüllt sie mit Misstrauen. Sie finden es wichtiger, dass J. Brettspiele spielt, die im Vergleich zu "Monument Valley" nicht gerade komplex sind. Es kann nicht die fehlende Interaktion sein, die sie stört, denn ich habe schon mehrmals mit J. zusammen "Monument Valley" gespielt, das geht zu zweit noch besser. Grundsätzlich finden sie es gut, dass sich das Kind still und konzentriert mit etwas beschäftigen kann, hier gilt das aber nicht.

Am seltsamsten ist die völlige Unsichtbarkeit des Spiels für die Großeltern. Sie haben kein einziges Mal auf das Handydisplay gesehen, um herauszufinden, was ihre Enkelin da eigentlich macht. Ich habe nachgefragt, ob sie einmal selbst einen Blick darauf werfen wollen, und sie haben sich geweigert.

Als J. erfährt, dass man “Monument Valley” auch auf dem iPad spielen kann, das sie zu Hause hat, freut sie sich. Beim Abschied holt sie ihren kleinen Notizblock, dessen erste Seiten mit Krakellinien gefüllt sind (”Geheimschrift”) und einen Stift. Sie lässt sich die zwei wichtigen Wörter zeigen und malt sie Buchstabe für Buchstabe ab.

Kathrin Passig

14. Mai 2015

Atemberaubend schnelles Fernbus-Internet

Es ist Feiertag und ich fahre mit dem Fernbus von Würzburg nach Nürnberg. Seit meiner letzten Fahrt (etwa im Januar 2015) hat sich einiges getan, denn zum einen existiert nun eine vernünftige App des Unternehmens, die mir nerviges Herumhantieren und Heranzoomem an die pdf-Datei der Buchungsbestätigung erlaubt, zum anderen finde ich beim Einsteigen in den Bus einen Zettel, in dem das Unternehmen von “verbessertem WLAN” und einem Mediencenter spricht, über das man sich kostenlos einige Filme anschauen kann.

Da ich von meinen vorherigen Fahrten zu wissen glaube, dass das Fernbus-WLAN nicht zu mehr reicht, als E-Mails abzurufen, misstraue ich grundsätzlich diesem Zettel und beschließe, das Angebot auf die Probe zu stellen. Ich rufe die URL des Mediencenters auf und finde ca. 20 Filme, von denen ich die meisten kenne. An den wenigen anderen habe ich Interesse, da es sich wahlweise um “Stirb Langsam” oder “Alwin und die Chipmunks”- Fortsetzungen handelt.

Ich erinnere mich daran, dass ich endlich mal “House of Cards” weiterschauen wollte und rufe die Netflix-App auf. Zu meiner Überraschung kann ich die ganze Folge in hoher Qualität (fast) ganz ohne Ruckler schauen. Ich bin begeistert und frage mich, wie das Fernbus-Internet sich innerhalb we-

niger Monate so stark verbessern konnte. Bei einer Recherche im Internet finde ich jedoch keine wirklich befriedigende Antwort, stoße aber auf einen Forumsbeitrag mit Screenshots des Mediencenters.

Auf dem Rückweg bin ich euphorisiert vom schnellen WLAN und beschließe die Kapazität auszureizen, indem ich mir das Finale der Champions League der Frauen im Livestream anschaue. Leider ist in diesem Bus das "neue" WLAN noch nicht nachgerüstet, sodass ich etwa 10 Minuten einen Audiostream mit starken Rucklern erlebe und dann entnervt das WLAN ausschalte und für den Rest der Strecke mit meinem mobilen Datenvolumen weitersurfe. Vom Sieg des FFC Frankfurt gegen Paris Saint-Germain erfahre ich durch eine Benachrichtigung der ZDF-heute App.

Hannes Nonhebel

2015-05-14

Der Tag, von dem wir wussten, dass er kommen würde

We knew this day was coming, heisst es in einer schönen amerikanischen Autowerbung. Auch für mich kam jetzt der Tag, von dem ich schon jahrelang ahnte, dass er kommen würde, auch wenn ich ein klitzekleines bisschen immer hoffte, er würde vielleicht doch ausbleiben. Der Tag, an dem ein Mietwagen zum ersten Mal keinen CD-Schlitz mehr haben würde. Heute ist es soweit, in einem Peugeot 2008, den ich in München miete. Er verfügt über einen großen Monitor auf dem Armaturenbrett, aber keinen Schlitz, weder oben noch unten, und somit auch über keine Möglichkeit, meinen Smartphonehalter, den ich seit dem Jahr 2011 besitze, zu montieren.

Ich probiere also wohl oder übel das eingebaute Navigationssystem des Peugeot aus. Wegen der ungewohnten Bildschirmdarstellung verfahre ich mich zuerst auf einem Autobahnkreuz, später scheitere ich daran, mich zum Flughafen München zurücklotsen zu lassen, weil ich keine Möglichkeit finde, dieses Fahrtziel einzugeben. Auf meinem Smartphone tippe ich *muc* oder *airport* oder *flughafen* und es weiß sofort, was gemeint ist. Nichts davon funktioniert auf dem riesigen Bildschirm des Peugeot. Ich sehne mich nach Tagen wie dem unten gezeigten zurück, und bin nur froh, dass sie eine ganze Weile lang noch nicht völlig vorbei sein werden.

We knew this day was coming.

André Spiegel

14. Mai 2015

Ich kaufe einen Adapter-Adapter und werde über den schändlichen Roaming-Nepp aufgeklärt

Weil mein im April gekauftes USB-Micro-USB-Kabel sich als nicht sehr haltbar erwiesen hat, kaufe ich am Flughafen Amsterdam-Schiphol ein neues (9,95 € von MiTone, diesmal mit einem flachen roten Kabel). Auf dem Weg zur Kasse komme ich an einem Sonderangebotsstapel vorbei:

Der “Worldwide WiFi Hotspot” ist von 99,95 € auf 49,95 € heruntergesetzt.

Vielleicht wird ja doch irgendwas besser in der komplizierten Welt des mobilen Internetzugangs? Aber bevor ich auf der Fastroam-Website mehr herausfinden kann, muss ich mein Kabel bezahlen. “Do you have the adapter?”, fragt die Kassiererin. “This *is* the adapter”, sage ich, und nachdem wir beide eine Weile verwirrt gucken und auf die Kabelenden deuten, verstehe ich, dass sie den Adapter zwischen Steckdose und USB meint. Ich habe also ein Stück einer Adapterkette gekauft, und wahrscheinlich sind bis zur Steckdose und nach meinem Micro-USB-Anschluss am Handy noch mehrere mir unbekannte Adapter im Spiel. Vielleicht besteht die Welt überhaupt im Wesentlichen aus Adaptern.

Aber zurück zu Fastroam. Auf der Website des Anbieters steht lange erklärt, was für ein Nepp das Roaming ist:

> **The ROAMING RIP-OFF** Providers charge prohibitive rates for the use of mobile internet abroad. In fact, 75% of international travellers switch OFF roaming for fear of high and uncontrollable bills. The other 25% just roll with the punches... We at Fastroam were irritated to the core and we found a solution that we want to share with all international travellers: We developed what we call the “Worldwide Local Sim” that gives near local rates for data roaming in selected countries.

Wo ist der Haken? Da ist der Haken:

Plan	Data *	Price **
Zone 1 - Europe (33 European countries) Country list	100 MB	€10.99
	200 MB	€20.99
	500 MB	€48.99
	1 GB	€84.98

Plan	Data *	Price **
Zone 2 - Business Traveller (Europe plus 15 major countries) Country list	100 MB	€14.98
	200 MB	€28.98
	500 MB	€69.99
	1 GB	€129.98

Plan	Data *	Price **
Zone 3 - Globetrotter (Over 100 worldwide countries) Country list	100 MB	€36.99
	200 MB	€70.98
	500 MB	€169.99
	1 GB	€319.99

Ich schreibe diesen Beitrag unter Zuhilfenahme des Internets aus meiner niederländischen Lycamobile-Prepaid-SIM: 7,5 GB für 7,50 Euro.

Kathrin Passig

14.05.2015

Die fleißige Art, einen Internettext aufs Papier zu bekommen

Ich telefoniere mit einer älteren Verwandten, die das Internet nur zum Googeln nutzt. Sie sitzt gerade an ihrem Computer, dessen Keyboard nach jeder Nutzung zum Schutz gegen Staub mit einer mindestens 25 Jahre alten Plastikhülle abgedeckt wird, und googelt nach kurzen Texten für eine Veranstaltung. Hat sie einen passenden gefunden, schiebt sie die Tastatur beiseite, stellt die Schreibmaschine auf den Tisch und tippt auf ihr den Text vom Computerbildschirm ab. Sie weiß, dass es dafür schnellere und leichtere Wege gibt, aber die Schreibmaschine ist und bleibt ihr vertrauter.

Sokoban-Spielerin

15.5.15

Im Weg herumstehen, die altmodische Variante

Im Gang bleibt eine Studentin, die vor mir hergeht, unvermittelt stehen, weil sie mit etwas in ihren Händen beschäftigt ist. Ich muss ausweichen, blicke im Vorbeigehen genervt rüber und erwarte, dass sie auf ihrem Smartphone herumtippt. Ist aber nicht so: Sie schaut in einen Kalender. Aus Papier.

Kristin Kopf

2014/15

Die Technik des Fachbereichsrats

Seit gut einem Jahr bin ich Mitglied des Fachbereichsrats. Das ist ein universitäres Gremium aus ProfessorInnen (9), Studierenden (4), wissenschaftlichen MitarbeiterInnen (3, darunter ich) und einer nichtwissenschaftlichen Mitarbeiterin. Dazu sind regelmäßig noch 4 DekanatsmitarbeiterInnen beratend dabei (u. a. zum Protokollieren). Im Semester treffen wir uns ungefähr einmal im Monat, nie kürzer als zwei Stunden. Bei der Technik, die wir nutzen, ist alles dabei:

- Die meisten Mitglieder machen sich handschriftliche Notizen und bringen einige der vorab per E-Mail zugesandten Unterlagen ausgedruckt mit. Vor ungefähr zehn Jahren war das System noch ganz anders: Alle Unterlagen lagen nur zur Einsichtname im Dekanat aus und die studentischen Mitglieder, die ich kannte, verbrachten damals oft viel Zeit damit, alles vor Ort durchzugehen.

- In der Regel werden im Lauf der Sitzung noch einige Blätter herumgegeben, z. B. die aktualisierte Tagesordnung und ergänzende Übersichten – drei bis vier Seiten, die später monatelang auf meinem Schreibtisch herumliegen, weil ich es nicht schaffe, sie abzuheften.

- Laptops nutzen drei der vier Studierenden, die Protokollantin, einer der wissenschaftlichen Mitarbeiter und ich. Ich speichere mir vor der Sitzung alle zugesandten Unterlagen in einem Extraordner ab und rufe sie beim entsprechenden TOP auf. Zudem lege ich ein Textdokument mit Notizen an. Der Ordner liegt – wie alle meine Dateien – standardmäßig auf dem Uniserver, sodass ich von jedem Gerät aus darauf zugreifen kann. Der Laptop, den ich mir im Alltag mit zwei Kolleginnen und meiner Chefin teile, ist schon einige Jahre alt und hat eine sehr kurze Akkulaufzeit. Dazu kommt, dass wir nicht immer alle daran den-

ken, ihn aufzuladen. Regelmäßig brauche ich nach einer halben Stunde Strom, die nächste Steckdose ist aber nur sehr schlecht erreichbar – ich baue dann eine Stolperfalle mit dem Ladekabel und der Laptop sitzt auf der Tischkante.

- Tablets nutzen der andere wissenschaftliche Mitarbeiter, der Dekan und die Prodekanin.
- Der Dekan hat außerdem einen großen Leitz-Ordner, in dem alle Unterlagen thematisch sortiert abgeheftet sind.

Diese Woche habe ich zum ersten Mal daran gedacht, einen Kugelschreiber mitzubringen. Den braucht man nämlich, um die Anwesenheitsliste zu unterschreiben.

Kristin Kopf

15. Mai 2015

Daumen auf den roten Punkt

An der Hotelrezeption bekomme ich eine Karte, mit der ich meine Zimmertür öffnen und den Aufzug bedienen kann. “Halten Sie den Daumen immer auf den roten Punkt”, sagt die Empfangsdame und demonstriert die richtige Kartenhaltung.

Mit dem Daumen auf dem roten Punkt stecke ich meine Karte auf Anhieb richtig in alle Lesegeräte, ein ganz neues Kartenhandhabungsgefühl.

Das Internet im Ramada Hotel Solothurn funktioniert übrigens ausgezeichnet und völlig problemlos: Es ist ganz normales WLAN ohne Anmeldeschikanen. Vermutlich hat die Schweiz andere, bessere Gesetze ohne Störerhaftung. Merkwürdig, dass viele der schlimmsten Hotel-Internetdebakel in Deutschland ausgerechnet von Swisscom betrieben werden.

Kathrin Passig

15. Mai 2015

Das Durcheinander wird entfernt

Firefox überrascht mich mit einer neuen Funktion. Oder habe ich einfach nur noch nie ausprobiert, was sich hinter dem Icon eines aufgeschlagenen Buchs in der URL-Eingabezeile verbirgt? Ich habe es vorher nie gesehen! Zum ersten Mal ploppt heute beim zufälligen Mouseover ein Fensterchen auf und verspricht die sogenannte Leseansicht: »Entfernt das Durcheinander, so dass Sie sich auf das, was Sie lesen möchten, konzentrieren können.« Stichproben ergeben, dass die verführerische Option nicht immer angeboten wird. Ich bin zu faul, herauszufinden, welche Webseiten Firefox als unaufgeräumt genug einstuft, um tätig zu werden, und überlasse dies der gesammelten Leserschaft des Techniktagebuchs.

Undine Löhfelm

16. Mai 2015

Der Dolmetscherberuf früher, zwischendrin und heute

In einigen Veranstaltungen der Solothurner Literaturtage sitzt ein Simultandolmetscher und übersetzt ins Französische oder aus dem Französischen ins Deutsche. Er trägt ein Funkmikrofon, die Zuhörer können am Eingang Headsets entleihen. Da der Dolmetscher nicht in einer Kabine sitzt, sondern in der ersten Reihe, hört man ihn in gedämpfter Lautstärke reden. Mehrmals ärgere ich mich über die Unruhe im Publikum, bis mir wieder einfällt, dass es für das Gerede einen guten Grund gibt.

Als wir uns später in einem Café begegnen, frage ich ihn, wie sein Beruf eigentlich ausgesehen hat, bevor es Funkmikrofone gab. Er sagt, er habe damals immer konsekutiv gedolmetscht: Man saß neben dem Sprecher, der einen Satz sagte und dann warten musste, bis dieser Satz übersetzt war.

Wann die Umstellung etwa stattgefunden hat, kann er nicht mehr genau sagen, erinnert sich aber an eine Bischofskonferenz vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren, bei der es Kopfhörer gegeben habe “wie aus dem Krieg, riesige Geräte mit ganz schlechter Tonqualität und *so* dicken Kabeln”, er deutet einen Kabeldurchmesser von wahrscheinlich übertriebenen fünf Zentimetern an.

Kathrin Passig

16. Mai 2015

iPad als Sozialadapter

“Schreibst du noch mit der Hand?”, fragt die Journalistin. “Gerade vorhin in der Veranstaltung habe ich mir Notizen auf Papier gemacht”, sage ich und zeige ihr das Heft, in dem der diskutierte Text abgedruckt ist. Ich habe die zentralen Aussagen des Texts unterstrichen und am Ende ein paar Einwände notiert, die ich vorbringen, und Fragen, denen ich später nachgehen wollte.

Wegen des Techniktagebuchs habe ich aber schon während der Diskussionsveranstaltung darüber nachgedacht, warum ich das tue. Die Notizen auf Papier sind eigentlich sehr unpraktisch für mich, denn ich werde das gedruckte Heft zwar mit nach Hause nehmen und noch jahrelang aufbewahren, aber voraussichtlich nie wieder hineinsehen. Ich müsste die Notizen in ein Googledoc oder in Evernote abschreiben, sonst geraten sie in Vergessenheit.

In der Veranstaltung saß niemand mit aufgeklapptem Laptop, und ich wollte nicht die Einzige sein. Es kam mir unhöflich vor, und gerade bei Literaturveranstaltungen, zu denen ich oft als Vertreterin des Digitalen eingeladen werde, sieht so was leicht nach “schaut her, wie fortschrittlich ich bin, ihr komischen Papiernotizenvögel!” aus. Ein iPad, dachte ich beim Schreiben, wäre ein gleichzeitig sozialverträglicheres und sinnvolleres Notizwerkzeug. “Das iPad ist eine Art Sozial-Adapter, weil man von außen so ähnlich wie

jemand aussieht, der sich Notizen mit Zettel und Stift macht", sage ich zur Journalistin. Dann reden wir über die Funktion von Adaptern und die Steckdosen der Schweiz.

Kathrin Passig

16. Mai 2015

Arriving Somewhere But Not Here

A. erzählt, dass an seinem neuen Arbeitsplatz korrekt auf den Datenschutz geachtet wird. Deswegen darf er seinen dienstlichen Kalender nicht auf sein privates Handy synchronisieren. Ein unhandliches Zweitgerät, was ihm die Firma theoretisch stellen würde, möchte er nicht.

Die Tatsache, dass er seinen Kalender nun nicht mehr auf dem Handy hat, führt bei Besprechungen zu Verwirrungen. Im letzten Job sei es so gewesen, dass er rechtzeitig vor einem Termin vom Arbeitsplatz aufgestanden und in die grobe Richtung losgelaufen sei, um dann unterwegs auf dem Handy zu prüfen, wo er genau hinmuss.

Besonders wenn er in das Haupthaus seiner Firma in einem anderen Teil der Stadt muss, sei es ihm dafür jetzt schon öfter passiert, dass er dort ankam und keine Ahnung mehr hatte, wo er erwartet wurde. Also habe er sich in einer "Projektfläche" einen Rechner suchen und sich dort einloggen müssen, um in seinen Kalender zu gucken.

"So langsam habe ich mir wieder angewöhnt, mir vorher zu merken, in welchem Raum die Besprechung stattfindet", sagt A.

Alexander Matzkeit

16. Mai 2015

Nach Hause telefonieren mit dem Finanzamt

Bei meiner Steuererklärung muss ich mich dieses Jahr mit dem Thema “Doppelte Haushaltsführung” beschäftigen, weil ich derzeit unter der Woche in einer anderen Stadt arbeite und wohne. Das bedeutet unter anderem, dass ich meine sogenannten “Familienheimfahrten” steuerlich absetzen kann.

Das Steuer-Hilfsprogramm weist mich ergänzend darauf hin, dass ich in allen Wochen, in denen ich nicht nach Hause gefahren bin, ein 15-minütiges Ferngespräch mit der Familie geltend machen kann. (Anscheinend geht die Regelung auf ein Urteil von 1996 zurück.)

Ich reflektiere, dass ich im vergangenen Jahr mit meiner Frau tagsüber eigentlich immer per Instant Messenger in Verbindung stand. Abends rufe ich sie meist vom Handy an und wir telefonieren zwischen 30 und 90 Minuten, je nach Sachlage. Ich habe eine Telefonflat. Als sie im letzten Herbst fünf Monate in Istanbul gelebt hat, haben wir täglich geskypet. Das Wort “Ferngespräch” ist mir in all der Zeit wohl nie durch den Kopf gegangen.

Alexander Matzkeit

16.5.15

Ein Nullsummenspiel? Handys und Strom

Einen ganzen Nachmittag lang sitze ich im Wohnzimmer am Netbook und ärgere mich darüber, dass mein akkuleeres Smartphone nicht neben mir liegen kann: Der Mitbewohner hat die einzige verbliebene Mehrfachsteckdose mitgenommen und das Ladekabel des Smartphones ist zwar wesentlich dicker, aber viel, viel kürzer als mein altes Handykabel, reicht also nicht von Wand zu Tisch. (Länge früher: 175 cm, jetzt: 90 cm; Umfang früher: ca. 0,7 cm, jetzt: ca. 1,1 cm.)

Eigentlich großartig, denn verknotet hat es sich noch kein einziges Mal – andererseits war das beim alten Handy gar nicht so schlimm, denn geladen werden musste es eh nur alle paar Tage. Das alte Ladekabel wurde maximal auf längere Reisen mitgenommen, das neue muss auch oft mit zur Arbeit.

Am nächsten Tag fällt mir auf, dass ich das Smartphone auch einfach mit demselben Kabel am Computer aufladen kann: Das Ladekabel besteht, wie das mittlerweile so üblich ist, aus einem Mikro-USB-Ende (fürs Handy) und einem USB-Ende (für den Computer), und letzteres kann man in einen Stromstecker einstecken (für die Steckdose). Das wusste ich natürlich schon, hatte ich aber zwischenzeitlich wieder vergessen. (Als ich das Smartphone vor ein paar Monaten bekommen habe, fand ich es die genialste Erfindung ever, dass nun zwei Kabel in einem waren. Nein, ich war vorher nicht besonders aufmerksam, wenn quasi alle anderen Leute ihre Handys aufluden.)

Mein altes Nokia-Handy hatte zwar, neben dem Stromkabel, ein USB-Verbindungskabel zur Datenübertragung – das hat aber Akku gebraucht, nicht aufgeladen. Wenn ich das Handy, das ich mit diesem Kabel oft als USB-Stick benutzt habe, am Rechner vergessen hatte, war abends schon mal der Akku leer.

Kristin Kopf

16. Mai 2015

Mein Rechner hat eine Coming-Home-Funktion

Ich habe mich am Rechner festgebissen und nicht gemerkt, dass es Nacht geworden ist. Wenn ich ihn nun ausschalte, sitze ich im Dunkeln, denn eine Schreibtischlampe habe ich nicht. Dann darf ich mich blind bis zum Lichtschalter an der Tür vortapsen. Lasse ich den Rechner aber an, um den Lichtschein des Monitors zu nutzen, muss ich zur Tür und dann wieder zurück, um den Rechner auszuschalten. Während ich über dieses zugegeben kleine Dilemma unter dem Aspekt der Prozessoptimierung grübele, fällt mir ein, dass

der von mir seit kurzer Zeit eingesetzte MATE-Desktop im Ausschalt-Dialog automatisch einen 60-Sekunden-Countdown startet. Nun endlich erkenne ich einen Sinn dahinter: Mein Rechner hat eine Coming-Home-Funktion, wie ein Auto.

Frank Schiersner

Frühjahr 2015

Ich verwalte jetzt mein Geld mit einer Software

Ich verwende seit knapp drei Monaten die Finanzverwaltungssoftware YNAB. YNAB steht für You Need a Budget, und so funktioniert die Software auch. Man macht sich am Anfang des Monats Gedanken darüber, wie viel man für welche Posten (Lebensmittel, Bücher, Benzin,. . .) ausgeben will und trägt es ein. Außerdem trägt man natürlich noch die zu erwartenden Einnahmen ein.

Das alles macht man am Rechner, das geht nur da. In der dazugehörigen App kann man nur einzelne Transaktionen eintragen und bearbeiten. Wenn man also etwas kauft (oder Geld bekommt), trägt man es ein, weist es einer Kategorie zu und sieht dann, wie sich das Budget für diese Kategorie ändert,

standardmäßig natürlich nach unten. Die Desktopapplikation ist im Wesentlichen eine Ansicht für die Budgetzuweisung pro Monat als Liste und eine lange Liste der Einnahmen und Ausgaben. Mehr gibt es eigentlich nicht. Es sei denn, man will mehr Konten verwalten, aber ich hab ja doch nur eins.

Was für mich zunächst etwas kompliziert klang, ist tatsächlich sehr komfortabel zu bedienen und lässt sich im Alltag nebenbei machen. Weil man auch direkt die Rückmeldung hat, macht es fast Spaß und meine innere Pedantin und Zahlenschieberin freut sich, wenn sie regelmäßig den aktuellen Budgetstand prüfen und die Budgets anpassen kann.

Der bisherige Effekt, den ich beobachten konnte: Ich werde tatsächlich bei Spontankäufen geiziger, vor allem bei Kleinigkeiten wie Snacks am Bahnhofskiosk und ähnlichem. Außerdem kaufe ich seltener Zeitschriften und denke öfter an den Stapel ungelesener Bücher und kaufe dann vielleicht doch nicht noch ein Buch. Psychologisch ist es glaube ich geschickt, wenn man jedes Mal sieht, wie das Geld weniger wird und zwar nicht von einem großen (oder kleineren) Haufen, sondern konkret von einem bestimmten Posten.

Weil ich außerdem merke, wie schnell so 10 Euro irgendwo in einem Posten fehlen, fülle ich seitdem öfter die Fahrgastrechteformulare der Bahn aus, was ich vorher auch schon mal aus Prokrastinationsgründen sein ließ.

Natürlich kann man auch die Budgetzuweisungen noch ändern, aber dann wird man eben auch gezwungen, ein anderes Budget zu verkleinern. Wenn ich also das Restaurantbudget gesprengt habe, muss ich überlegen, ob ich in diesem Monat weniger Bücher kaufen will oder mich in der Kantine vielleicht in der nächsten Zeit zurückhalte.

Wie sich das ganze auf Dauer auswirkt, wird sich noch zeigen, momentan bin ich ganz zufrieden und habe tatsächlich zum ersten Mal das Gefühl, meine Einnahmen und vor allem Ausgaben im Griff zu haben. Das war zwar bisher kein großes Problem, aber jetzt merke ich schon früher, wann das Geld alle ist und nicht erst, wenn das Girokonto auf Null ist.

Anne Schüßler

17.05.2015

Selbsthilfe

Beim Abendessen kommt die Rede auf Rüttler, die zum Verdichten von Beton verwendet werden. Die Kinder nennen sie allerdings beharrlich Vibrator. Wir reden kurz über das Betonverdichten und sagen dabei im Nebensatz, dass ein Vibrator doch etwas anderes sei.

Prompt ist das eine Thema vergessen und sie wollen wissen, was ein Vibrator ist. Ich bin ja gerne bereit, das den 10- und 12-jährigen Kindern zu erklären, möchte es aber nicht in einem Satz beim Essen und in Anwesenheit der drei jüngeren Kinder abhandeln. Daher vertage ich das Thema gegen Widerstände auf später. Das Essen ist zu Ende, die Kinder verstreuen sich in alle Winde, bevor es ans Abdecken geht, und ich höre Gekicher aus dem Wohnzimmer: Die Google Bildersuche war schneller als ich.

Georg Passig

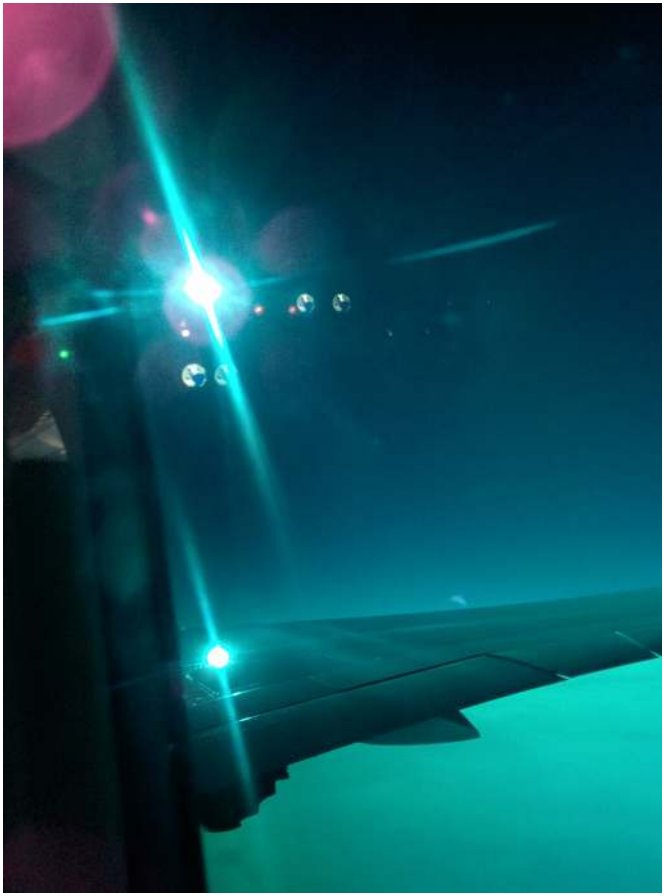
2015-05-17

Die Welt ist blau. Mit Vorbehalt

Zum zweiten Mal fliege ich an Bord einer Boeing 787, dem *Dreamliner*, über den Atlantik. Die Fenster dieses Flugzeugs sind größer als bei anderen Passagierflugzeugen, und es gibt außerdem keine herunterziehbaren Plastikblenden, um sie zu verdunkeln. Die Fenster der 787 bestehen aus sogenanntem Smart Glass und lassen sich stufenlos blau abdimmen. Es gibt dazu unter dem Fenster zwei Druckknöpfe, einen für heller und einen für dunkler, sowie eine Reihe aus fünf blauen Leuchtdioden, die den gerade gewählten Dimmungsgrad anzeigt. Wenn man die Dimmung verstärkt oder vermindert, dauert es etwa eine Minute, bis das Fenster die vorgewählte Einstellung erreicht hat.

Die Fenster wirken äußerst modern, geradezu futuristisch. Der Ausblick ist kaum anders als spektakulär zu nennen, gerade dann, wenn im abgedimmten Zustand die Tragfläche und die Wolkenstrukturen seltsam irreal blau aussehen, wie auf's Formale reduziert, oder wie die Illustration eines Science-Fiction-Romans, ein Flug über einen unbekannten Planeten.

Vollständig dunkel werden die Fenster allerdings nicht. Im späteren Verlauf des achtstündigen Flugs scheint die Sonne direkt auf mein Fenster an der Steuerbordseite der Maschine, sie ist ein seltsam gleißender Fleck am Himmel, den man, ohne geblendet zu werden, anschauen kann, etwa so wie den Vollmond. Die nicht vollständige Abdunklung ist von manchen Passagieren kritisiert worden, gerade helligkeitsempfindliche Menschen haben Probleme, in diesem Restlicht zu schlafen. Mir macht es nichts aus, ich bin zufrieden, wenn nicht beeindruckt.



Die Abdimmung-wie-von-Geisterhand läßt sich auch zentral durch die Besatzung steuern. Das hat den Vorteil, dass die Stewardessen nicht, wie sonst üblich, die Passagiere einzeln darum bitten müssen, ihre Fenster zu schließen, selbst wenn es draußen noch stockdunkel ist, aber in Kürze unerwartet und schnell hell werden wird. Selbst ein einzelnes geöffnetes Fenster würde

die ganze Kabine dann hell erleuchten, zum Leidwesen der Passagiere, die ihrem Jetlag noch ein paar Minuten mehr Schlaf abtrotzen wollen. In der 787 dagegen lassen sich alle Fenster auf Kommando abdimmen, und zur Not können auch die Druckknöpfe der Passagiere gesperrt werden, so dass niemand sein Fenster wieder durchlässig machen und die anderen Passagiere stören kann.

Oder umgekehrt. Während unseres Landeanflugs auf New York, dreißig Minuten vor dem Aufsetzen, werden die Fenster an Steuerbord, in Richtung der tiefstehenden Abendsonne, alle hell und lassen sich auch nicht wieder herunterdimmen, weil die Besatzung offenbar die Druckknöpfe gesperrt hat. Ich vermute, es handelt sich um die etwas übereifrige Erfüllung der Vorschrift, dass bei Start und Landung die Fenster »geöffnet« sein müssen. Ich möchte die letzten Minuten des Films *The Imitation Game* über Alan Turing zuende schauen, aber das erweist sich in dem gleißenden Sonnenlicht als weitgehend unmöglich, obwohl ich dem Bildschirm mit erhobener Hand etwas Schatten zu spenden versuche. Wenige Minuten vor der Landung werden die Fenster dann noch einmal freigegeben und man kann sie herunterdimmen, zur eigentlichen Landung sind sie wieder hell und gesperrt.

André Spiegel

17.05.2015

Wilder Hass auf die Firma Siemens

Wir verbringen das lange Wochenende in einem Häuschen im alpinen Kontext, das uns Freunde netterweise ausgeliehen haben. Da das Häuschen trotz seiner Kleinheit über eine riesige und hervorragend ausgestattete Küche und der Ort über einen hervorragend ausgestatteten Fleischhauer (österr.) verfügt, erwerben wir bei letzterem einen Rehrücken, um ihn in ersterer zuzubereiten. Es ist mein erster Rehrücken, also konsultiere ich die Fachpublika-

tion “Die große Küche: Das österreichische Standardkochbuch”. Anbraten, dann 10 Minuten bei 230 Grad, dann 30 Minuten bei 100 Grad in den Ofen, alles klar.

Am Ofen (6 kleine Knöpfe, drei Drehräder, Display) lässt sich jedoch keine Temperatur einstellen. Stattdessen gibt es 20 vorprogrammierte Back-, Brat- und Dämpfeinstellungen, ohne Angabe zur Temperatur. Wer weiß, ob der Ersteller des Programms “Kasseler, Reh, Kleinwild” auch “Das österreichische Standardkochbuch” oder eine ganz andere Quelle als Basis herangezogen hat! So kann ich nicht arbeiten! Ich versuche, die Herdgebrauchsanweisung zu googeln, aber da sich die Firma Siemens darauf beschränkt, ihre Herde ausschließlich mit “SIEMENS” zu beschriften anstatt mit dem Produktnamen, führt das zu nichts. Die Zeit drängt, das Reh will Antworten. Da ich es nicht leiden kann, wenn mein Timing beim Kochen durcheinandergebracht wird und es noch mehr nicht leiden kann, wenn Dinge denken, sie wüssten besser als ich, was ich will (siehe auch: Jubiläumsschrift “20 Jahre Microsoft-Word-Anschreien”), bekomme ich schlechte Laune.

Wir rufen also die hauseignende Freundin an, sie ist erkältet, aber weiß Rat. Mehrmaliges Aus- und Einschalten bringt die Temperatureinstellfunktion zum Vorschein. Das Reh wird ganz okay, aber die Freundin hat am nächsten Tag keine Stimme mehr. Die Firma Siemens ist schuld.

Maik Novotny

17.05.2015

Aufmunterung aus fremden Hosentaschen

Ich laufe den Halbmarathon “Hallstättersee Rundlauf”. Das Wetter ist auf der Startlinie etwas kalt und regnerisch, aber die Stimmung bei rund 600 Teilnehmern ist gut und leicht aufgeregt.

Schon am Anfang der Strecke, bei Kilometer 2, merke ich, dass bei vielen der sich noch in relativ dichter Gruppe haltenden Läufer die Entfernung messenden Läuferuhren gleichzeitig zu piepsen anfangen. Simultan melden sich die Computerstimmen ("Distanz: Zwei Kilometer. Durchschnittliche Zeit . . . ") aus den Lauf-Apps der Handys in den Hosentaschen.

Die Wetterlage klärt sich, das Dachsteinmassiv kommt aus den Wolken raus und der Lauf macht Spaß. Bei "Distanz: Siebzehn Kilometer" aus der Nachbartasche weiss ich, das Ziel ist nah. Ich erreiche eine recht gute Zeit, meine Lauf-App (Strava) misst mir zwar nur eine Streckenlänge von 20,9 km anstatt 21,097 km, aber das ist vollkommen egal, ich bin überglücklich.

Krzysztof Jeziorny

1992 und 2015

Die Zeit von Wischen bis undurchsichtig

Während Schule und Studium fahre ich statt Bundeswehr am Wochenende Krankentransporte und Notarzt für das Rote Kreuz. Wir haben vor kurzem neue Fahrzeuge bekommen und die Kollegen schwärmen vom neuen VW T4.

Ich fahre an einem verregneten Samstag mit besagtem VW-Bus einen Krankentransport von Deggendorf nach München. Es regnet gerade so wenig, dass der Scheibenwischer nötig ist, aber im Intervallbetrieb eigentlich schon zu viel wischt und quietscht. Nach vielen Kilometern fällt mir auf, dass sich die Intervalldauer ohne mein Zutun geändert hat. Ich werde hellwach und freue mich, dass ich jetzt herausfinden darf, wie ich die Dauer aus Versehen verstellen konnte.

Es regnet sehr wenig, man schaltet den Intervallbetrieb ein. Er wischt zu oft und quietscht. Man schaltet ihn aus. Er wischt ein letztes Mal. Die Windschutzscheibe wird von Spritzwasser und Regen allmählich so nass, dass man

ihn wieder einschaltet. *Diese* Ausschaltzeit wird gemessen, da sie genau der Zeit entspricht, die von Wischen bis undurchsichtig vergeht. Das ist die neue Intervalldauer.

Ich habe seitdem keine so raffiniert versteckte Funktion mehr gesehen: Der Schalthebel verhält sich wie erwartet und bedient den Scheibenwischer. Wer die neue Funktion kennt, kann sie nutzen, wer sie nicht kennt, den stört sie nicht. Handbuch lesen ist überflüssig.

2015 habe ich einen eigenen, nicht mehr ganz jungen VW T4 (5 Sitzplätze für die Kinder) und freue mich immer, wenn ich den Intervallscheibenwischer brauche.

Georg Passig

Seit 2013

Warum ich nur auf YouTube Musik covere

Ich covere gelegentlich Musik. Das passiert unregelmäßig, aber es passiert. Eigentlich würde es mir reichen, die Songs als Audio aufzunehmen und auf Soundcloud oder einem ähnlichen Dienst für Audiodateien hochzuladen, doch das birgt Probleme. Oder eigentlich eher ein Problem.

Das Problem heißt GEMA. Man darf in Deutschland nicht einfach so Musik covern, wenn man nicht bereit ist, dem eigentlichen Urheber Geld dafür zu zahlen. Das Problem hatte ich schon, als ich meinen Podcast hatte, in dem ich auch mal CDs vorstellen wollte. Auch kleine Schnipsel darf man nämlich nicht so einfach in eine Sendung einbauen, das mag die GEMA nicht. Es gibt auch kein vernünftiges Bezahlkonzept für private Podcaster. Ich habe es also gelassen, auch wenn ich in einem Fall sogar bei der Künstlerin angefragt und ihre Erlaubnis hatte. Das zählt nämlich auch nicht; sobald irgendwas bei der GEMA gemeldet ist, muss alles vergütet werden, die Künstler können selber keine Ausnahmen bestimmen.

In den USA sieht das anders aus, da gibt es Fair Use. Wie genau das funktioniert, weiß ich nicht, aber es läuft darauf hinaus, dass man in einem irgendwie gesteckten Rahmen auch fremde Werke für seine eigenen Ideen verwenden darf, ohne Strafe fürchten zu müssen. Aber wir sind ja nicht in den USA.

Aus diesem Grund bekommt man in Deutschland auch bei YouTube gelegentlich einen schwarzen Bildschirm angezeigt, wenn Musik eines Rechteinhabers in einem Video vorkommt, für den sich GEMA und YouTube nicht auf eine angemessene Vergütung einigen konnte. Die Schuld, so erklärt mir mein Cousin, der Musikmanagement studiert hat, ist dabei nicht unbedingt allein bei der GEMA zu suchen, zu diesem Streit gehören zwei Parteien. Mehr vermag ich auch nicht zu beurteilen.

Dieser schwarze Bildschirm ist mein Schutzschild. Ich lade die Verantwortung für die rechtlichen Probleme meines Videos also bei YouTube ab. Natürlich kann es dann passieren, dass mein Video nicht mehr gesehen wird, aber damit kann ich leben.

Natürlich könnte ich auch einfach ein hübsches Bild zeigen, während das Lied abgespielt wird, das finde ich wiederum albern und lebe nun damit, dass mich die Leute beim Singen auch immer sehen können. Bisher ist übrigens auch noch nichts gesperrt worden.

Alina Smithee

Mai 2015

Stadtführung sotto voce

Ich mag Stadtführungen nicht. Daher kenne ich sie vor allem aus der Beobachterperspektive: Zwischen einer Sehenswürdigkeit und einer Gruppe von 10–30 Leuten steht – im Klischeefall – eine ältere Person, die im örtlichen Dialekt die Schönheit ihres Heimatortes preist, und zwar so laut, dass auch der hinterste der 30 Zuschauer noch alles mitbekommt.

Als ich vor ein paar Tagen in Mainz einer geführten Gruppe begegne, ist fast alles wie immer: 10–30 Teilnehmer vor grauhaariger Führerin, aber ich kann beim besten Willen nicht hören, ob sie den örtlichen Dialekt spricht. Oder überhaupt etwas. Es stellt sich heraus, dass das Herumröhren historischer Informationen hier ersetzt worden ist durch sehr leises Sprechen in ein Funkmikrofon. Die Teilnehmer der Führung folgen den Erläuterungen über ebenfalls drahtlose In-Ear-Kopfhörer. Die Technik kann nicht neu sein und ist vermutlich schon vor ein paar Jahren eingeführt worden, aber ich sehe sie bei einer Stadtführung zum ersten Mal. Die Vorteile sind sofort evident: Die Stadtführerin braucht nicht mehr mit ihrer Stimme gegen Umgebungsgeräusche anzukämpfen. Wenn man ein paar Gruppen am Tag herumführt, wirkt sich das höchstwahrscheinlich positiv auf die Halsgesundheit aus. Auch ist es hierdurch möglich, auf engem Raum gleichzeitig zu mehreren Gruppen zu sprechen, ohne dass die jeweiligen Redner einander in die Quere kommen. Die Funkvariante ist zudem ein effektiver Schutz gegen Lauscher: Bisher konnte man sich problemlos unter die ohnehin oft unübersichtlichen Touristengruppen mischen und, ohne bezahlt zu haben, (Teilen) der Führung folgen. Letzteres kann man immer noch, aber ohne Kopfhörer bekommt man eben keine Erläuterungen mehr mit.

Eine kurze Suche lehrt, dass man solche Funksysteme mit Mikrofon und Kopfhörern als ›Personenführungsanlage‹ oder auch ›Tourguidesystem‹ bezeichnet. Der früheste Treffer für ersteren Begriff bei Google Books ist aus dem Jahr 1973. Solche Anlagen existierten also schon, als ich mangels Existenz noch nicht an Stadtführungen teilnehmen konnte. Im Jahr 2015 kostet ein kompletter Satz – Funksender, Mikrofon, 15–20 Empfänger und Kopfhörer – offenbar um die 1000 Euro. Ich frage mich, ob dadurch die Kosten für Stadtführungen (leicht) gestiegen sind. Bisher dürften die Aufwendungen über die Bezahlung des Stadtführers hinaus bei rund € 2,95 gelegen haben:

für eine Großpackung Halsbonbons, die man wohl braucht, wenn man ein paar Stunden am Tag gegen die Geräusche von Autos, Brunnen, Baustellen angebrüllt hat, wie schön doch der Mainzer Dom ist.

Christopher Bergmann

17.5.15

Literaturverweise: Keine Arbeit gespart

Ich schreibe einen wissenschaftlichen Aufsatz, in dem ich etwas aus einem Dudenband zitieren möchte. Im Katalog der Universitätsbibliothek ist dieser Band als elektronische Ressource verzeichnet. Sie lässt sich zwar nicht komplett einsehen, aber durchsuchen. Dazu muss man im Campusnetz sein. Ich sitze zwar zuhause, aber über die genutzte Remote-Desktop-Verbindung geht das auch. Die relevanten Passagen werden dann angezeigt – allerdings gibt es dazu keine Seitenzahlangaben, und die sind unabdinglich, ebenso wäre eine Angabe zur Auflage wichtig. Ich markiere die entsprechende Stelle im Aufsatz gelb und schlage die Seite im gedruckten Buch nach, sobald ich es wiederfinde.

Kristin Kopf

6. und 18. Mai 2015, aber schon länger

Ich befinde mich hier

Am 6. Mai ist André Spiegel unterwegs zur re:publica und fragt im Technikmagazin-Redaktionschat:

André Spiegel: Wo, äh, ist eigentlich jetzt genau diese republica?
Kathrin Passig: hier

Die Antwort sieht erst mal nicht sehr hilfreich aus, aber da der Facebook Messenger eine kleine Kartenansicht mit meinem Standort mitliefert, genügt sie. (Vorausgesetzt, man hat diese Funktion eingeschaltet. Ich schalte sie hin und wieder ab, was in der App leicht versehentlich passieren kann. Zum Glück ermahnt André Spiegel uns alle regelmäßig, sie wieder einzuschalten.)

Am 18. Mai begleitet mich der Techniktagebuch-Redaktionschat auf einer Bahnfahrt, die zwischen Romanshorn und Friedrichshafen eine mit dem Schiff zurückzulegende Teilstrecke enthält:

(. . .)

12:48
gleich ist alles blau um mich herum, wenn ich was sage.
Seen by Felix and Undine
rechts oben im Bild sieht man schon den Äquator!

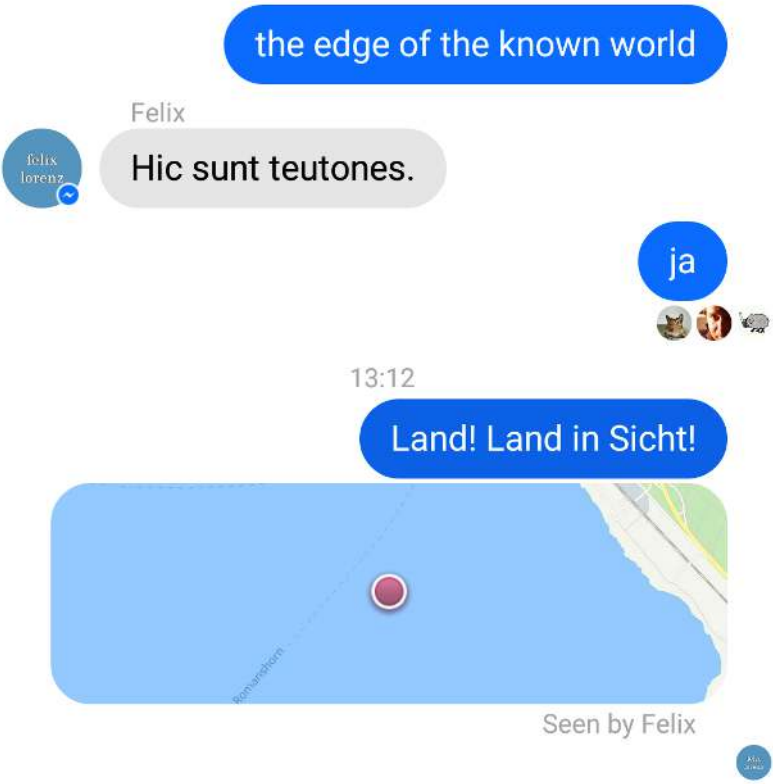
(. . .)

Angela: wenn man klickt ist jetzt wirklich alles blau
Ich: ich bin so gern ein roter Punkt auf der Karte, eine Out-of-Body-Experience ganz ohne mühsames Meditieren oder Sterben.
Angela: sehr zen
Felix: Und wir sind alle live dabei, bei der Techniktagebuchexpedition ins Blaue.
Ich: sailing into the darkness! bzw. Friedrichshafen halt.
Angela: ich hab ja diese FB-Verortung bis zu diesem Chat als überflüssig empfunden, schaue aber seitdem Kathrins rotem Punkt immer gerne beim Wandern zu.

Angela: vor allem wenn man dann später nochmal guckt und sie ist ein Stück weitergewandert (jetzt über die Linie)
Felix: Wenn du eine Insel findest, können wir einen TT-Mikrostaat aufmachen.

Gleich wird das Schweizer Handyinternet versiegen. Dann muss ich meine SIM-Karte wechseln und auf das Auftauchen des deutschen Internets am Horizont warten.

Ich: jetzt nur noch Edge.
Felix: Welcome to Germany



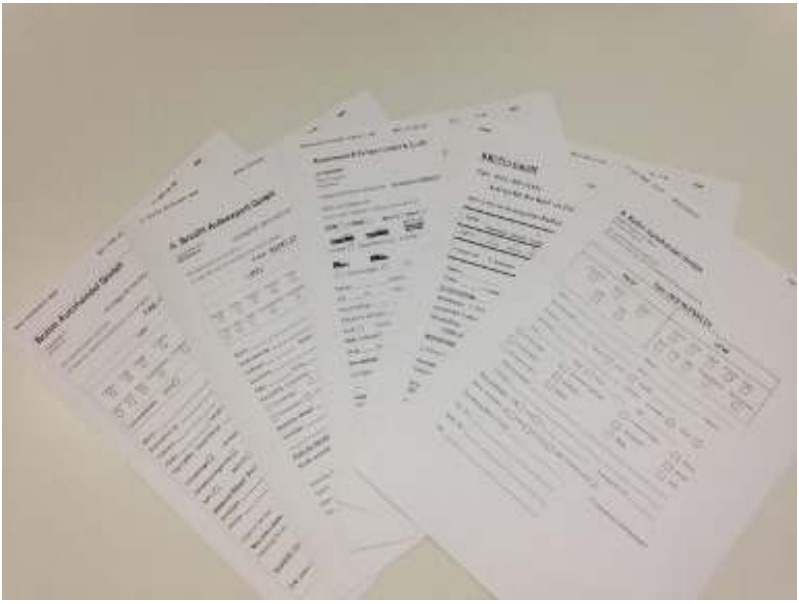
Dann gehe ich in Friedrichshafen an Land, wo man Zeppeline sehen kann, während man vom Schiff in die Bahn umsteigt. Am Hafen gibt es ein Zeppelinmuseum, was beinahe so gut ist wie ein Schiffsmuseum an einem Flughafen. Die Techniktagebuchexpedition ins Blaue ist beendet.

Kathrin Passig

18. Mai 2015

Wer noch eine funktionierende Faxnummer hat, wird mit Spam bestraft

Ich fülle Papier in den Agenturdrucker nach (die verbliebenen Blätter im Schuber ganz nach oben, damit sie nicht traurig sind) und entdecke, dass die Faxfunktion dieses Druckers mal wieder für Faxspam genutzt wurde. Etwa zweimal die Woche treffen Faxe verschiedener Firmen ein, die gebrauchte Kraftfahrzeuge kaufen wollen – also das Faxpendant zu den Wolle-Autoverkaufe?-Kärtchen unterm Scheibenwischer.



Auf Bitte meines Chefs hatte ich schon mal versucht, diese Faxe zu unterbinden, war bei meinen Recherchen aber lediglich in Foren geraten, deren Beiträger und Kommentatorinnen genau dieses vergeblich versucht hatten. Ich hatte also all diesen Firmen ein Fax geschickt mit der freundlichen Bitte, das Faxen an unsere Nummer einzustellen (folgenlos). Dabei hatte sich herausgestellt, dass einige der Rücksende-Faxnummern gar nicht existieren.

Ich halte es für möglich, dass da draußen im Internet uralte Faxspamprogramme herumirren, die immer noch brav ihren Auftrag ausführen Faxnummern aufzufinden und Faxe hinzuschicken, auch wenn die auftraggebende Firma längst verblichen ist. Bei diesem Gedanken werde ich ganz rührselig und muss an Wall-E denken.

die Kaltmamsell

Mai 2015

Die papierlosen Kinokarten aus Papier

Ich will in einen Film im UFA-Palast in Düsseldorf gehen, an einem Samstagabend. Einem beliebten Film. Und ich möchte nicht in der ersten Reihe sitzen müssen. Außerdem möchte ich drei Plätze in einer Reihe meiner Wahl nebeneinander haben. Deswegen kaufe ich die Kinokarten vorher im Internet. Dafür muss ich mich mit meiner E-Mail-Adresse registrieren. Das geht relativ einfach, wenn man einmal herausgefunden hat, worauf man klicken muss.

Da ich erst zum Film selbst und nicht ewig vorher da sein will, entscheide ich mich für die Option, meine Karten mit der Kreditkarte zu kaufen (also nicht nur zu reservieren). PayPal oder andere Zahlungsmöglichkeiten werden nicht angeboten. Das ist ein bisschen kundenunfreundlich, finde ich. Aber ich habe ja eine Kreditkarte, und zufällig weiß ich Nummer, Ablaufdatum und Prüfzahl sogar auswendig.

Es stellt sich heraus, dass der Online-Kauf eine zusätzliche Gebühr von 2,50 Euro kostet. Das finde ich auch ein bisschen erstaunlich, weil nämlich anderswo – etwa wenn man mein Lieblingshotel an der niederländischen Nordseeküste bucht oder eine Fahrkarte bei der Deutschen Bahn – der Onlinekauf sogar günstiger ist als der Kaufvorgang, der zusätzlich Mitarbeiterkapazitäten vor Ort bindet. Das sind fast zehn Prozent des Kaufpreises für die drei Tickets. Aber, nun gut, daran soll es nicht scheitern.

Auf dem Bildschirm meines MacBooks erscheinen eine Kaufbestätigung und ein QR-Code mit dem Hinweis, ich möge diesen Code bitte ins Kino mitnehmen und könne damit direkt zur Einlasskontrolle durchgehen, ohne noch extra an den Ticketautomaten zu gehen. Vorsichtshalber fotografiere ich den QR-Code mit dem Handy vom Monitor ab. Es stellt sich aber dann heraus, dass ich die gleiche Kaufbestätigung noch einmal per E-Mail erhalte. Das Ticket mit dem Code hängt auch noch einmal als PDF an. Ich leite mir das ans Handy weiter.

Zur gegebenen Zeit brechen wir zu dritt ins Kino auf. Am Popcorn-Schalter im Foyer ist gerade keine Schlange, deswegen kaufen wir uns dort Popcorn. Meine Begleiter wollen wissen, ob wir noch Tickets ziehen müssen, aber ich verweise darauf, dass wir mit dem Code auf meinem Smartphone direkt zur Einlasskontrolle im Obergeschoss durchgehen können. Die Popcorn-Verkäuferin schaltet sich ein: “Darauf würde ich mich nicht verlassen. Die Geräte an der Einlasskontrolle funktionieren nicht immer zuverlässig. Besser, Sie halten Ihren Code hier unten vor einen der Automaten und holen sich Papiertickets.”

Das machen wir so. Der Automat spuckt anstandslos drei Papiertickets aus. Der Mann an der Einlasskontrolle reißt, wie eh und je, die Tickets ab. Wir können zum Film durchgehen. Es ist “The Avengers 2”. Im Film zerstört eine künstliche Intelligenz alle digitalen Akten über eine Person. Zum Glück gibt

es zufällig noch alte Karteikästen mit Papier-Unterlagen und Foto-Abzügen über den Betreffenden. Ich frage mich, was wohl die Popcorn-Frau dazu sagen würde.

Kerstin Hoffmann

2005 und 2015

Geocachen, inzwischen für alle

Die Suche nach versteckten Schätzen ist, als Zeitvertreib oder Spiel, vermutlich unendlich alt. Erst 15 Jahre alt ist dagegen die High-Tech-Variante mit Satellitennavigation: Erst seit dem Jahr 2000 (so steht jedenfalls bei

Wikipedia) wurde auch das nicht-militärische Signal der Satelliten des US-*Global Positioning Systems* (GPS) so genau, dass es zur zivilen Schatzssuche taugte und nicht nur zur Positionsbestimmung für Interkontinentalraketen, Schlachtschiffe und Panzerkolonnen.

Mit der GPS-Genauigkeit für jedermann und den immer erschwinglicheren GPS-Empfängern (wie dem erschreckend feature-losen *Magellan Explorist 100* von 2005, Foto oben) wurde deshalb schnell Geocaching populär – das Auffinden eines versteckten Gegenstandes, von dem im Wesentlichen nur die geographischen Koordinaten bekannt waren. Über die Webseite geocaching.com ließen – und lassen – sich die so genannten Caches finden, die Verstecke, die auch schon mal etwas komplizierter angelegt sein dürfen und manchmal erst am Ende einer Reihe kniffeliger Aufgaben gefunden werden können.

Doch auch wenn die geographischen Koordinaten das entscheidende Merkmal eines solchen Geocaches sind: Der Weg dorthin hat sich in den vergangenen zehn Jahren grundlegend geändert.

Am Anfang reichte es schon, eine möglichst genaue Landkarte zu besitzen. Auf der ließ sich die Position eines Geocaches anhand der Koordinaten einzeichnen, die (Papier)Karte genügte für den Weg dorthin. Zwangsläufig kam damit auch die Beschäftigung mit Koordinatensystemen – Länge und Breite, möglichst exakt mit Minuten und Sekunden, oder doch gleich ein Gitter wie das UTM-System, das auf einem Meßtischblatt einfacher zu benutzen war?

Die ersten bezahlbaren GPS-Empfänger machten das deutlich einfacher. Die Geräte, wenn sie denn erst mal das Signal von mehreren Satelliten empfingen, zeigten die Richtung – nicht etwa den Weg, es war ja kein Navigationssystem – zu einer eingegebenen Koordinate. Mit dem Empfänger konnte man sich sozusagen an den Cache herantasten. Allerdings war empfehlenswert, sich vorher mal auf der Karte anzugucken, wo die Stelle eigentlich liegt. Und die zusätzlichen Beschreibungen des Caches, auf geocaching.com neben den Koordinaten veröffentlicht, halfen beim Finden dann auch ein wenig. Also war es sinnvoll, das auszudrucken und mitzunehmen.

Seitdem jedes Smartphone einen GPS- (und in der Regel auch zusätzlich Glonass)-Empfängerchip eingebaut und die Karten ohnehin gespeichert hat oder via Mobilfunk bezieht, hat sich das alles ziemlich gründlich geändert.

Natürlich gibt es für Geocaching inzwischen (mehr als) eine App, die den Standort, die Karte und die nächstliegenden Geocaches gleich mit anzeigt:

Jetzt muss ich nur noch den Caches auf der Karte hinterherlaufen. Von Koordinatensystemen und ähnlichem muss ich nichts mehr wissen, ich brauche mich auch nicht mehr mit einer Papierkarte mit möglichst großem Maßstab abzugeben.

Vielleicht ist das eine zu nostalgische Haltung, aber mir kommt das inzwischen ein bisschen vor wie Malen nach Zahlen. Immerhin gibt es auch immer wieder Caches, die so trickreich versteckt sind, dass auch die bunte Smartphone-Karte keinen Vorteil bietet.

Thomas Wiegold

18.5.2015

Rauten und Sternchen und Zahlen

An meinem Arbeitsplatz möchte der Chef heute mit seinem Firmensmartphone eine SMS verschicken und es funktioniert nicht. Reflexartig sage ich, er soll einfach keine SMS verschicken, niemand verschickt SMS, sie sind zu nichts gut. Er soll mailen. Der Chef ist aber hartnäckig: ein Kunde habe eine Information per SMS erbeten, der Kunde hat immer recht, also soll es SMS sein.

Ich versuche, das Problem zeitlich einzugrenzen, jedoch völlig erfolglos, denn auf meine Frage, seit wann das Problem besteht, gibt es keine Antwort: der Chef hat überhaupt noch nie vorher eine SMS über das Firmentelefon verschickt. Ob der Fehler also nun an einem relativ neuen Gerät oder an einer relativ neuen SIM-Karte liegt, oder ob es sich um einen vorübergehenden Fehler handelt, der mit uns gar nichts zu tun hat, bleibt also offen.

Nach einigem Hin und Her, das unter anderem eine kleine Operation am Gerät mittels Büroklammer einschließt, um eine winzige Metallschublade zu öffnen, die die SIM-Karte-enthält, rufe ich genervt den Firmenkundendienst an. Es sei ganz einfach, sagt mir der Herr am anderen Ende der Leitung. Man müsse doch nur *222# ins Telefon eingeben, dieser Code würde die

SIM-Karte für den SMS-Empfang aktivieren. Warum das nicht sowieso aktiviert ist, möchte ich eigentlich wissen, aber der Herr lenkt mein Interesse elegant auf zahlreiche weitere Zahlencodes um, mit denen man dem Handy Befehle erteilen kann, USSD-Codes heißen sie. Als große Freundin von Geräten, die wie vorgesehen funktionieren, ohne dass ich mich mit ihnen weiter als ihrem Verwendungszweck entsprechend befassen muss, möchte ich das alles eigentlich gar nicht wissen, aber interessant ist es trotzdem, gerade weil der Herr auch sehr passioniert von den Rauten und Sternchen und Zahlen erzählt.

Als ich mich endlich losreiße und wieder dem Chef zuwende, hat er dem Kunden nun doch schon eine Mail geschrieben und sagt mir, er habe jetzt keine Zeit mehr, *222# ins Telefon einzutippen, das würden wir machen, wenn er das nächste Mal eine SMS schicken möchte.

Also vermutlich nie.

Novemberregen

18. Mai 2015

Nur deutsche Staatsbürger dürfen brutale oder schmuddelige Sachen anschauen

Ich will die letzte Staffel von “24” bei Amazon über Prime kaufen. Ist aber mit FSK 18. Also muss ich meine Volljährigkeit verifizieren. Das geht aber nur mit deutschem Pass oder Personalausweis. Ich versuche mein Glück mit der Chat-Funktion von Amazon, um eine Lösung zu finden:

Sie sind nun mit Amazon von Amazon.de verbunden.

Ich: FSK 18 – Volljährigkeitsnachweis

Hallo,

Amazon: Herzlich Willkommen bei Amazon.de Kindlesupport. Mein Name ist Dorin Ionescu *(Name typähnlich)*. Sehr gerne möchte ich Ihnen hier weiterhelfen.

Ich: ich möchte ein Video mit FSK 18 über Prime Instant Video streamen. Ich habe noch keine Alterverifikation durchgeführt. Das wollte ich jetzt machen, doch im Formular wird eine Nummer eines DEUTSCHEN Dokumentenausweises verlangt. Ich bin aber französische Staatsbürgerin. Wie soll ich jetzt weiterverfahren?
Amazon: Sie können statt DEUTSCHEN Dokumentenausweises ein Reisepass hinterlegen.
Ich: Ich habe derzeit keinen gültigen Reisepass, nur einen Personalausweis.
Amazon: Systembedingt brauchen Sie leider eine Nummer eines DEUTSCHEN Dokumentenausweises oder einen gültigen Reisepass.
Ich: ??? Ich bezahle den kompletten Preis für Prime Mitgliedschaft und darf/kann nicht auf das komplette Angebot zugreifen, weil ich keine DEUTSCHE Staatsbürgerin bin???
Amazon: Die Verifikation Ihrer Volljährigkeit ist aktuell nur über den deutschen Personalausweis möglich. Wenn Sie nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen, aber in Deutschland oder Österreich leben, dann können Sie Ihr Alter auch mit einem internationalen Reisepass verifizieren. Andere Dokumente können aktuell leider nicht dafür genutzt werden.
Alternativ wäre die Registrierung auch mit einem Reisepass aus Ihrem Freundeskreis oder Familie möglich.
Ich: Gerne kann ich mich mit dem Personalausweis meines Mannes registrieren, aber damit ist doch das Prinzip des Altersnachweises ausgehebelt?
Amazon: Selbstverständlich ist das Prinzip ausgehoben.
Ich: Sie haben sicher keine Einwände, wenn ich dieses interessante Gespräch im Blog „Techniktagebuch“ veröffentliche.
Amazon: Es ist Ihre Entscheidung was Sie machen. Ich habe Ihnen einige Tipps gegeben damit Sie das Problem lösen.
Ich: Wenn ich die Passnummer meines Mannes angebe, wird das System feststellen, dass unsere Vornamen unterschiedlich sind und den Ausweis zurückweisen, oder?
Amazon: Nein, machen Sie sich keine Sorgen Sie müssen nur die Nummer Ihres Mannes geben nicht alle Dateien

Ich: Ok ich versuche es. Danke.
Amazon: Nichts zu bedanken haben Sie.
Ich bedanke mich für das nette Gespräch und in der Hoffnung, dass ich Ihnen weiterhelfen konnte wünsche ich Ihnen einen schönen und reibungslosen Abend!

Es klappt. Ich werde als volljährig bestätigt durch den deutschen Personalausweis meines Mannes. Wenn zwei Ausländer hier leben, dürfen sie über Amazon keine brutalen oder schmuddeligen Sachen anschauen.

Nathalie Passig

18. Mai 2015

Eingekeilt zwischen den schottischen Strommächten, Teil XXXVII

Was bisher geschah: Teil I, Teil II, Teil III, Teil IV, Teil V, Teil VI. Die Teile VII bis XXXVI sind undokumentiert.

In der endlosen Saga meines Versuchs, ein friedliches Miteinander mit meinem Energie-Lieferanten Scottish Power zu erreichen, bin ich gefangen in einem kafkaesken Wirrwarr aus Telefonnummern. Heute geschah folgendes:

1. Ich rufe die Telefonnummer an, um meine Zählerstände durchzugeben, weil meine aktuelle Rechnung auf Fantasiezahlen beruht, die ich vermutlich erst im Jahr 2020 erreichen werde. Die Person am anderen Ende verspricht, sich um das Problem zu kümmern, ruft aber nicht zurück.

2. Ich beklage mich auf Twitter, dort verweist man mich auf eine andere Nummer, die für meinen Onlineaccount zuständig sein soll. Über den Onlineaccount könnte ich auch die Zählerstände eingeben, allerdings steckt der Onlineaccount im Jahr 2014 fest und zeigt meine aktuelle Rechnung gar nicht.

3. Die angegebene Nummer führt zu einer Drittfirma (“green energy irgendwas”), deren automatisches Menü mich wiederum zu einer Nummer von Scottish Power führt.

4. Diese Nummer jedoch ist wieder eine der vielen allgemeinen Helpdesk-Nummern von Scottish Power, die, wie ich aus vergangenen Erfahrungen weiß, nichts zum Thema Onlineaccount beitragen können. Man will meine Anfrage weiterreichen. Ich frage nach der Nummer der Abteilung, die für meinen Onlineaccount zuständig ist, und man gibt sie mir.

5. Diese Nummer jedoch ist die des Ombudsmannes, allerdings nicht der, der für Energie zuständig ist. Man gibt mir jedoch bereitwillig die Nummer des Energie-Ombudsmannes, bei dem ich mich jetzt über Scottish Power beklagen kann.

@SP_EnergyPeople I'm trying to sort out invoice problems, but phone helpline is unhelpful. Is there a helpline for the helpline?

3:07 PM - 18 May 2015

Reply to @SP_EnergyPeople

ScottishPower @SP_EnergyPeople · 6h
@dalcashdvinsky We're sorry for the trouble, is there something we can do to help you today? -RR

Dalcash Dvinsky @dalcashdvinsky · 6h
@SP_EnergyPeople Well, updating my meter readings and resetting my online account would be a start.

ScottishPower @SP_EnergyPeople · 6h
@dalcashdvinsky For help with your online account, please contact the technical support line on 0845 094 2803. Thanks -RR

Dalcash Dvinsky @dalcashdvinsky · 5h
@SP_EnergyPeople Sorry, but that number leads only to another number, and THAT number cannot help with the online account.

ScottishPower @SP_EnergyPeople · 5h
@dalcashdvinsky We're sorry for the trouble. If you follow this link we'll be in touch as soon as possible to help.RR ow.ly/N5Tp4

Dalcash Dvinsky @dalcashdvinsky · 5h
@SP_EnergyPeople That link leads to a 'Something went wrong' message. Something is going wrong, all right, I know that.

ScottishPower @SP_EnergyPeople · 4h
@dalcashdvinsky If you please refresh the page that error should clear. Thanks -RR

Dalcash Dvinsky @dalcashdvinsky · 4h
@SP_EnergyPeople Sadly, it doesn't. I give up for now and go and finish reading that Kafka novel.

Aleks Scholz

19. Mai 2015

Blick auf das Röhrenfernsehergebirge

Vor drei Jahren war ich zuletzt auf dem Wertstoffhof in Fischerdorf und habe dort den Elektronik-Container fotografiert. Das bestimmende Thema damals waren Röhrenmonitore und Drucker. Heute ist der Container überwiegend mit Röhrenfernsehern gefüllt:

Aber auch erste Flachbildgeräte sind schon dabei:

Rechts im Bild immer noch große PC-Gehäuse, in der Mitte einige Drucker. Das kleine gelbliche Ding ist ein Radiowecker.

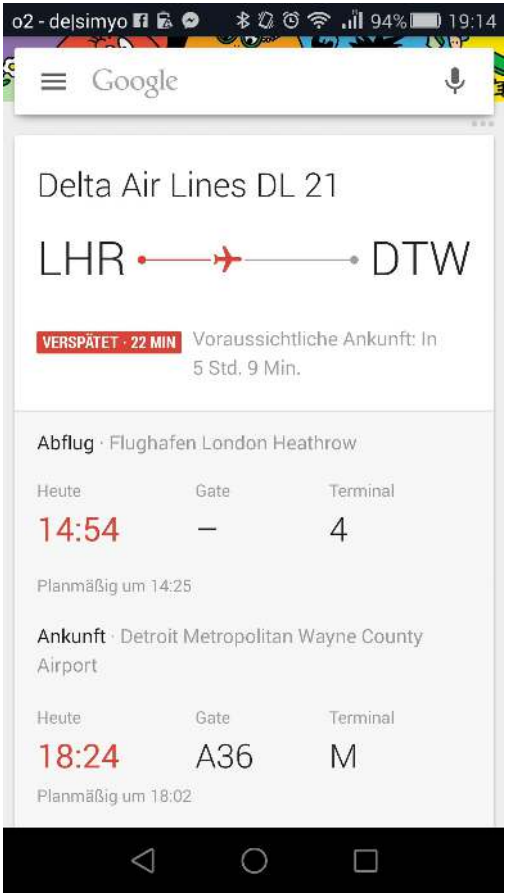
Kathrin Passig

19.5.2015

Kurzer Adrenalinstoß dank Google Now

Ich bin ja von den ungefragten Assistenzen, die Google Now mir anbietet, angetan. Heute jedoch musste ich staunen:

Google Now zeigte plötzlich die Daten zu einem Flug an. Von Heathrow nach Detroit.



Nachdem im Bekanntenkreis einige Fälle von Identitätsbetrug aufgetreten waren, wurde ich nervös und suchte die Quellen, aus denen Google die Info über mein vermeintliches Interesse an dem Flug haben könnte, ab.

Also eigentlich nur meine Mailbox, ob ich eventuell eine von bösen Menschen verursachte Buchungsbestätigung übersehen hätte.

Nein.

Nichts.

Dann fiel mir die Flugnummer auf: DL 21.

DL 21.

Ich hatte tatsächlich morgens nach der Digitalen Linken, einer Gruppe innerhalb der SPD, gesucht. DL21 heißt sie und ich wollte deren Homepage ansehen, wusste aber die Domain nicht.

Google fand sie, aber auch den Flug.

Zum Glück kann Google noch keine Flüge buchen. Aber bis das geht, wird auch Google Now noch intelligenter, als es heute schon ist.

Volker König

2015-05-19

Der Staat sitzt hinter Panzerglas. Kopien sind nicht mehr nötig

Ich gehe zum Deutschen Generalkonsulat in New York und beantrage einen neuen Reisepass. Der deutsche Staat sitzt hinter Panzerglas und sieht gar nicht mal unattraktiv aus – eine blonde Frau, das Haar dem Anlass entsprechend etwas streng zusammengebunden, dezentes, aber sichtbares Rouge. Sie trägt ein Headset, das sie wiederum ein wenig wie eine Callcenter-Mitarbeiterin wirken lässt. Um mit ihr zu sprechen, muss ich einen Telefonhörer benutzen, der neben der Panzerglasscheibe hängt. Das wirkt ein wenig wie in amerikanischen Gefängnissen, aber meine kriminelle Fantasie reicht nicht aus, um mir vorzustellen, warum ein Konsulat so viel besser gesichert sein muss als eine Bank.

Es ist ein bisschen schwer, gleichzeitig den Telefonhörer in der Hand zu halten und mit der anderen Hand in den Papieren, die ich mitgebracht habe, zu kramen. Manchmal muss ich den Hörer aus der Hand legen, um beide

Hände zum Kramen freizuhaben, dann merke ich nur an einem schnarrenden Geräusch aus dem Hörer, wenn die Konsularbeamtin wieder mit mir sprechen will.

Von allen Papieren, so war auf der Webseite des Konsulats zu lesen, ist sowohl das Original als auch eine Kopie mitzubringen. Die Beamtin möchte allerdings nur die Originale, die ich gehorsam in ein Schubfach unter der Panzerglasscheibe lege. Ich erinnere mich an die Erfahrung neulich im Staatsarchiv und vermute, dass das Anfertigen von Kopien inzwischen zu den Hoheitsaufgaben des Staates gehört. Der wirkliche Grund, warum sie nur die Originale will, ist wohl gleichzeitig profaner und fortschrittlicher: Die Konsularbeamtin verfügt über einen Scanner (mit dem Emblem der Europäischen Union drauf), und die Dokumente werden offenbar gleich digitalisiert und elektronisch gespeichert.

Dies sind die Dokumente, die ich mitzubringen hatte, und ihre Geschichte.

- Den **alten Reisepass**, noch vier Wochen gültig, und nach zehn Jahren ausgiebiger Benutzung nahe am Auseinanderfallen. Den Leineneinband, der sich bereits abzulösen begann, habe ich mal vorsichtig mit Papierkleber repariert. Die Nummer des Passes, die ich in zahllose Formulare und Flugbuchungssysteme eingetragen habe, kenne ich seit ein paar Wochen, kurz vor ihrem Ungültigwerden, zum ersten Mal sicher auswendig. Sicher bedeutet in diesem Zusammenhang, dass ich mich traue, sie in offizielle Formulare zu schreiben, ohne sicherheitshalber nachzuschauen.

- Das **Antragsformular** für den neuen Reisepass. Ich habe es, wenige Minuten bevor ich schleunigst zum Konsulat los musste, auf der Webseite des Konsulats gefunden, im Browser in Windeseile ausgefüllt und per Google Print zu Fedex um die Ecke geschickt, da ich selber ja keinen Drucker habe. Nur die Unterschrift fehlte noch, die würde ich im Konsulat nachholen, dazu habe ich geistesgegenwärtig einen der wenigen Kugelschreiber, von deren Existenz ich weiß, eingepackt.

- Eine **Geburtsurkunde**. Ich wüsste nicht, dass ich eine in meinem Besitz habe, aber sie war nicht schwer zu bekommen. Eine E-Mail an das Standesamt meiner Geburtsstadt genügte; sofern ich innerhalb der letzten einhundertzehn Jahre geboren wäre, sei es überhaupt kein Problem. Die Urkunde, ein verblüffend schmuckloses Blatt mit einem kaum als Original zu erkennenden Stempel drauf, wurde mir zugeschickt.

- Eine **Abmeldebestätigung** meines letzten deutschen Wohnorts. Die ist von 2011 und ich hatte große Sorge, dass ich sie in dem Chaos meiner Schublade mit den »irgendwie so halb wichtigen« Papieren unmöglich finden würde. In der Mappe, wo die wirklich wichtigen Papiere sind, ist sie jedenfalls nicht. Ich weiß aber genau, dass ich diese Abmeldebestätigung habe, denn ich musste sie vor einer Weile schon an das deutsche Finanzamt schicken. Das ist auch meine Rettung: Nach langem Herumsuchen stelle ich fest, dass ich sie damals an das Finanzamt gefaxt habe, wozu ich einen E-Mail-to-Fax-Dienst verwendet habe, und das bedeutet, dass sich der Scan noch im Archiv meines E-Mail-Postausgangs befindet. Ich schicke den Scan via Google zu Fedex zum Ausdrucken, die Darstellung ist verkleinert und blass, kaum zu lesen, aber immerhin. Ich sage entschuldigend zu der Konsularbeamtin, dass ich kein Original dazu hätte, aber das scheint nichts auszumachen, sie digitalisiert ohne weitere Nachfrage den von mir überreichten Ausdruck.

- Eine **Stromrechnung** *(utility bill)* als Nachweis meines neuen Wohnorts, denn es gibt in den USA ja kein Einwohnermeldeamt. Meine Stromrechnung erhalte ich ausschließlich digital, also gar nicht, ich kann sie aber auf der Webseite des Stromversorgungsunternehmens jederzeit einsehen und als PDF ausdrucken. Ich habe interessehalber nachgeschaut, wie leicht es wäre, das PDF zu editieren, um eine andere Adresse einzutragen. Das scheint nicht völlig trivial zu sein, weil die Schrift offenbar als Grafik in das PDF eingebettet ist, aber mit ein bisschen Photoshop wäre es natürlich kein Problem.

- Meine **Promotionsurkunde**, falls ich den Doktortitel im Reisepass eingetragen haben möchte. Es ist sehr bedauerlich, aber ich habe keine Ahnung, wo das Original meiner Promotionsurkunde ist, vermutlich in Deutschland in einem Möbellager, aber ich habe einen Scan von ihr, den ich in die Dropbox gelegt habe, wo ich wichtige Dokumente aufbewahre. Auch diesen Scan drucke ich via Google und Fedex aus und gebe ihn der Konsularbeamtin mit der Entschuldigung, dass ich leider kein Original hätte. Das reicht aber nicht. Ob ich es nicht beibringen könne? Oder ein neues Original von der Universität anfordern? Dauert zu lang. Dann eben nicht. So wichtig ist der Doktortitel im Pass ja nicht.

- Schließlich noch ein Blatt Papier, das mir die Konsularbeamtin aushändigt, auf dem ich meine **Unterschrift** hinterlassen soll, damit sie – verkleinert – in den Pass einbelichtet werden kann. Meine Unterschrift ist in den letzten Jahren unglaublich degeneriert, weil ich fast nichts mehr mit der Hand schreibe. Ganze Buchstaben verschwinden daraus, aber das schlimmste ist, dass sich mehrere aufeinander folgende Unterschriften nur noch entfernt ähnlich sehen. Ich gebe mein Bestes und es sieht immerhin aus, als wäre es eine richtige Unterschrift.

- Das einzige, was ohne Dokumente geht, ist mein **biometrisches Passfoto** (aber das ist ja eigentlich auch ein Dokument), und meine **Fingerabdrücke**, die ich auf einer grün leuchtenden Glasplatte hinterlasse, wie ich sie bisher nur von der Einreise in die USA kannte. Ich glaube, das ist die Zukunft.

Die Anfertigung eines Reisepasses dauert normalerweise acht bis zwölf Wochen; da mein aktueller aber schon in vier Wochen ausläuft, bitte ich um die Express-Bearbeitung mit Zusatzgebühr, bei der es in zwei bis vier Wochen

klappen sollte. Wenn der Pass da ist, werde ich per E-Mail benachrichtigt. Ich sollte bitte auch in meinen Spam-Ordner schauen, sagt die Beamtin, denn die Mails vom Konsulat würden häufig als Spam klassifiziert.

André Spiegel

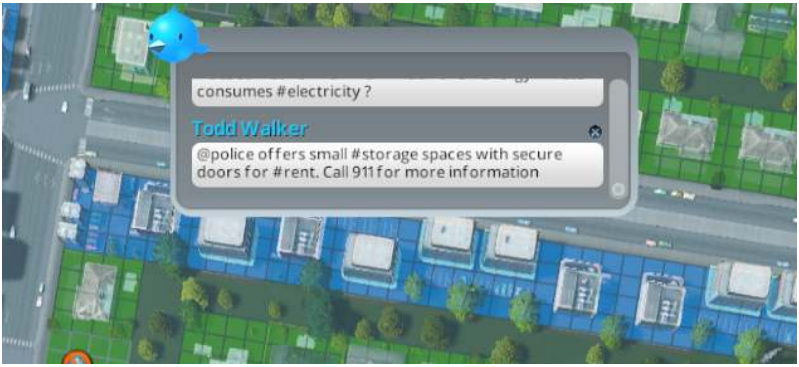
März 2015

Virtuelle Tweets über virtuellen Müll

Ich spiele gerne Stadtsimulationen. Das hat angefangen mit "Sim City" auf dem Super Nintendo (1991), jetzt ist es das gerade neu erschienene "Cities: Skylines". Beide haben eins gemeinsam: falls man die Nöte seiner Stadt nicht an sinkenden Graphen und warnenden Icons ablesen kann oder den Bewohnern der Stadt einfach zu langsam reagiert, kontaktieren einen die Bürger persönlich. Im "Sim City" geschah dies über die Beraterfigur Dr. Wright, in "Cities: Skylines" greifen die Bewohner meiner Stadt zu Social Media – die Plattform "Chirper", aufrufbar über einen kleinen blauen Vogel am oberen Bildschirmrand.

Hier äußern die Bürger des virtuellen Städchen ihren Unmut. Mr. Campell, Bewohner des grünen Mehrfamilienhauses, beklagt sich beispielsweise über das optimierungsbedürftige Müllabfuhrsystem.

Doch nicht nur Negatives wird in Tweets, Verzeihung, Chirps geäußert. Hält man in seinem Städtchen eine konstant niedrige Kriminalitätsrate, fragen die Bürger auch mal herum ob jemand in ihrer Abwesenheit zum Blumengießen vorbeikommt ("Schlüssel liegt unter dem Blumentopf!") und die Polizei vermietet ihre Zellen als Lagerraum.



Ab und zu kommen auch Anspielungen zu anderen Computerspielen wie “Half Life”, manche verstehe ich nicht, wieder andere sind einfach nett. Mr. Smith fühlt sich in meiner Stadt wie im #paradiesauferden – wenn einem da nicht das Bürgermeisterherz aufgeht.

Man braucht die Chirps nicht, um das Spiel zu spielen, es ist ein Gimmick, den man komplett stummschalten kann. Aber er wurde mit viel Liebe zum Detail geschrieben und ich finde es immer viel schöner, die Zufriedenheit meiner virtuellen Bevölkerung in Worten und nicht einfach an einer Zahl ablesen zu können.

Angela Heider-Willms

19.5.15

Use it or lose it

Grade eben: Amazon fordert mich bei der Anmeldung auf, einzugeben, wie meine Telefonnummer „mit der Endung 35“ lautet, weil ich an diesem Gerät noch nie eingeloggt war.

1. WTF?
2. Ich habe meine seit über 10 Jahren existierende Festnetznummer vergessen! Und zwar so gründlich, dass ich sie nachschauen gehen muss.

Kristin Kopf

19. Mai 2015

Unendliches Volumen (Aber gedrosselte Geschwindigkeit): Ein zweites Techniktagebuch

Seit der Jubiläums-E-Book-Ausgabe "Wir hatten ja nix: Ein Techniktagebuch" sind drei Monate vergangen. Weil das Techniktagebuch in diesen drei Monaten um über fünfhundert Beiträge länger geworden ist, gibt es jetzt eine neue Version:

Das komplette E-Book ist in der PDF-Version 3431 Seiten lang und enthält erstmals ein Inhaltsverzeichnis, das die ersten 104 Seiten einnimmt, sowie 2307 bildende Beiträge über die wichtigsten Themen von Aachen bis Zyxel. Es ist weiterhin gratis herunterladbar als PDF (70 MB), EPUB (70 MB) und .mobi (120 MB).

Weil Leser wie Lesegeräte mit so großen Dateien manchmal überfordert sind, gibt es außerdem eine Best-of-Version. Sie enthält 83 seit der letzten Ausgabe neu hinzugekommene Best-of-Beiträge aus den Jahren 1943 bis 2015, hat benutzerfreundliche 193 Seiten und kostet € 2,99, die sich durch die damit verbundene Lebenszeitersparnis schnell amortisieren. Gleich mit dem Lesen anfangen! In drei Monaten kommt die nächste.

Kathrin Passig

19. Mai 2015

Schwieriger Dateiupload auf dem Lande

Ich möchte die verschiedenen Dateien des neuen Techniktagebuch-E-Books per FTP auf meinen Server legen, damit ich den Ankündigungsbeitrag freischalten und andere Leute das Buch dann herunterladen können. Insgesamt sind es etwa 260 MB (wegen der vielen Bilder). Ich bin gerade bei meinen Eltern auf dem Lande, und auch wenn das Internet hier schon viel besser funktioniert als früher, ist es immer noch nicht sehr schnell. 5 Stunden voraussichtliche Uploadzeit, sagt der FTP-Client.

Ich murre herum und denke öffentlich darüber nach, mit dem Fahrrad in die Stadt zu fahren, wo es vernünftigen Handyempfang gibt, die Dateien dort per Handy hochzuladen und danach einen Beitrag über Dateitransfer via E-Bike zu schreiben. Dann stellt sich heraus, dass mein Vater sowieso zum Wertstoffhof will und einen Fahrer braucht.

Der Wertstoffhof liegt am Stadtrand, ist aber noch mit HSDPA-Internet versorgt. Ich starte den Dateiupload und stelle den aufgeklappten Laptop hinter den Fahrersitz, voraussichtliche Dauer des Uploads: fünf Minuten. Dann werfen wir Müll in verschiedene Container, darunter einige Quadratmeter Hasendraht, die mir bekannt vorkommen. “Ist das mein Kaninchenstall?”, frage ich meinen Vater. “Glaub schon”, sagt er, “was wär es denn sonst.” In den Maschen hängt noch Heu. Das Kaninchen ist 1981 oder 1982 verstorben,

ich war elf und bin jetzt vierundvierzig. Vielleicht kommt es auf den Unterschied zwischen fünf Stunden und fünf Minuten am Ende doch gar nicht so an.

Kathrin Passig

Mai 2015

Gemeinsames Bearbeiten von Texten (1), oder: *I know what you did last weekend*

Die Verantwortlichen des Projektes wollen nicht, dass wir Google Docs für wichtige Dokumente verwenden. Nachvollziehbar, wegen Server in den USA und so. Microsoft SharePoint sollte das kollaborative und gleichzeitige Bearbeiten von Worddokumenten ermöglichen, ist aber (in der uns zur Verfügung stehenden Installation) prohibitiv langsam. Die IT weigert sich, Etherpad zu installieren, außerdem hat Etherpad wohl Probleme mit eingebundenen Bildern. Dropbox hat das gleiche Problem wie Google Docs, fremder Server usw.

Also werden im Projekt weiter Worddokumente hin- und hergemailt und mit "Änderungen verfolgen" oder mit bunten Markierungen versehen, ganz so wie früher™. Und wenn dann also sieben bis neun Kollegen an der gleichen Version eines Word-Dokumentes Änderungen vornehmen und mir die zumailen, sitze ich nachher dort und versuche, die Änderungen aller Personen in einem Dokument zusammenzuführen. Grauenhaft.

Es gibt seit Jahren viele relativ weitgehend gut funktionierende Lösungen, um gemeinsam an einem Dokument zu arbeiten, aber in der Realität werden – zumindest in diesem recht großen Projekt – immer noch Word-Dokumente hin- und hergemailt, weil irgendwas in all diesen tollen Lösungen nicht erlaubt ist, nicht funktioniert, zu langsam funktioniert oder jemand nicht mitspielt (siehe oben). Also muss ein Mensch (in diesem Falle: ich) versu-

chen, den Überblick über verschiedene Versionen zu behalten. Am letzten Wochenende waren es gefühlte 87 Versionen eines Dokumentes, die zusammengeführt werden mussten. *And now you know what I did last weekend.*

Molinarius

20. Mai 2015

Eine Maschine zählt Geld

Die Urlaubskasse im Hause Kaltmamsell speist sich aus einem irdenen Topf. In diesen leeren Herr Kaltmamsell und ich jeden Abend die Kleingeldfächer unserer Geldbörsen, mögen sich die Münzen auch zu noch so hohen Beträgen summieren. Ein Resultat ist, dass ich morgens beim Bäcker meine Breze immer mit einem Schein zahlen muss, ein anderes, dass über die vier Monate, bis der Topf voll ist, durchschnittlich 400 Euro zusammenkommen. Und wir seit etwa 15 Jahren ein Mal im Jahr einen bequemen Urlaub damit finanzieren.

Ermöglicht wird das allerdings durch Technik, denn irgendwie müssen die Münzen ja auf mein Konto gelangen. Dazu muss man sie zählen. Das geht entweder mit Hilfe eines Zählbretts und genormtem Papier, in das man die Münzen nach Art und Anzahl rollt. Diese Methode ist mir deutlich zu mühsam. Oder man kennt eine Bankfiliale, die Münzen in Beuteln annimmt und zählt (tue ich nicht, außerdem müsste ich persönlich hingehen, was bei Banköffnungszeiten, die mitten in meiner Arbeitszeit liegen, anstrengend zu organisieren wäre).

Ich habe das Glück, dass in der Sparkassenfiliale am Sendlinger Tor in München, deren Kundin ich bin, einer der wenigen überlebenden Geldzählautomaten steht. Viele Jahre hat er den Inhalt unserer Urlaubskasse gezählt, und während ich in der Zeitung immer wieder vom Verschwinden dieser Maschinen lese (sie sind wohl schrecklich störungsanfällig), bleibt unsere stehen.

Nachdem ich heute Morgen beim Leeren meines Geldbeutels fast die Kapazität des Topfes überschritt, schütte ich den Inhalt abends in eine stabile Stofftasche (Münzen sind ganz schön schwer) und gehe damit zum Geldzählautomaten.

Nachdem ich meine EC-Karte eingeschoben habe, entsperrt sich das Fach zum Einfüllen der Münzen. Ich leere die Tasche, schiebe das Fach zu, und das Münzzählen beginnt.

Dabei transportiert ein Förderband am Boden des Fachs die Münzen Schicht für Schicht ins Innere der Maschine. Nach einer kleinen Weile sind alle Münzen verschwunden, ich werde aufgefordert, aus dem Fach unten an der Maschine nicht zählbare Münzen oder Fremdgegenstände zu entnehmen – nicht zählbar sind gemäß meinen bisherigen Erfahrungen: Fremdwährungen, Sicherheitsnadeln, Einkaufswagenchips aus Plastik, stark verschmutzte Euromünzen jeglichen Werts, manchmal auch ganz normal aussehende Münzen. Dann zeigt mir der Bildschirm die Summe der Münzen an. Diesmal sind es 362,05 Euro. Per Knopfdruck lasse ich das Geld auf mein Konto buchen; ich hätte mir die Münzen auch zurückgeben lassen können.

Hoffentlich hält der Automat noch ein paar Jahre durch.

die Kaltmamsell

20.5.2015

Könnenkunst-Tagesaufzeichnung in 6 Tastendrücken

Eine handelsübliche Tastatur hat rund 100 Tasten, im Chinesischen aber – grob vereinfacht – jedes Wort ein eigenes Schriftzeichen. Um vernünftige Texte schreiben zu können, braucht man Zugriff auf etwa 4000-5000 Zeichen. Wie funktioniert das also?

Vor Aufkommen der Computer war man auf monströse mechanische Schreibmaschinen angewiesen. Dort fuhr man mit einer beweglichen Vorrichtung über einen Setzkasten mit 2000 Zeichen, suchte das richtige raus und schlug dann die Letter mit einem Hebel auf das Papier. Wenn unter den 2000 Zeichen nicht das richtige zu finden war, gab es noch zwei Ersatzkästen, ebenfalls à 2000 Zeichen.

Wie das funktioniert, sieht man hier.

Es leuchtet unmittelbar ein, dass es schneller ging, mit der Hand zu schreiben.

Der Computer bietet heute natürlich ganz andere Möglichkeiten. Dabei lassen sich die Eingabearten in akustische und optische Systeme unterteilen.

Die akustischen Systeme basieren auf dem gesprochenen Wort, also der Phonetik. Man hat zB das Wort 電腦, wörtlich übersetzt Elektrogehirn, also Computer. In chinesischer Hochsprache und dem heutzutage in der VR China für die phonetische Erfassung benutzten Pinyin, kann man das in lateinischen Buchstaben mit *diannao* transkribieren. Gibt man dian ein, werden einem entsprechend der Häufigkeit ihres Vorkommens (und der eigenen Verwendungshäufigkeit) sortiert eine Vielzahl von Zeichen (hier ca. 30) vorgeschlagen, die dian ausgesprochen werden. Dort klickt man das Zeichen für Elektro/Blitz an und schreibt *nao*, wo das Gehirn vermutlich gleich an

erster Stelle kommt, weil *diannao* eine übliche Kombination ist. Aus diesem Grund kann man auch gleich *diannao* schreiben und begründete Hoffnung haben, dass der Computer einem das zusammengesetzte Wort gleich in Gänze vorschlägt. Der Nachteil des phonetischen Systems ist, dass dieses an die Aussprache gekoppelt ist, die sich dialekthalber innerhalb Chinas stark unterscheidet. Für Fremdsprachler ist es natürlich das Mittel der Wahl, denn die lernen ja ohnehin Mandarin. Wegen der vielen Homonyme, also gleichklingenden Silben, muss man allerdings höllisch aufpassen, dass man auch das richtige Wort geschrieben hat und nicht statt "Computer" zum Beispiel völlig sinnlos "Kissenärger", was genau gleich ausgesprochen wird.

Natürlich gibt es eine Vielzahl solcher Umschriftsysteme. So ist in Taiwan zB Zhuyin oder Bopomofo gebräuchlich, was eigens erfundene, alphabetähnlich funktionierende Zeichen verwendet. Auch gibt es für das in Hongkong und Südchina gesprochene Kantonesisch eigene Umschriften.

Die optischen Systeme gehen von der Zeichenstruktur aus, z. T. von der Schreibreihenfolge oder der Zusammensetzung der einzelnen Grundformen oder auch dem vergleichsweise überraschend simplen Viereckenindex. Der Vorteil hierbei ist, dass die Verwechslungsgefahr geringer ist, der Nachteil, dass man sich sehr lange einarbeiten muss.

Das klingt jetzt vielleicht unwahrscheinlich, aber wenn man Chinesisch kann, kann man auf die eine oder andere Art sehr schnell schreiben. Laut Wikipedia ist die Schreibgeschwindigkeit pro Satz vergleichbar mit der, die man für einen deutschen Satz braucht. Zum Vergleich: für "Gehirn" muss ich 5 Tasten drücken. Für "nao" ganz ähnlich drei Tasten plus den Klick auf das ausgewählte Zeichen. Oder bei "Techniktagebuch" auf deutsch 15 Tasten, auf Chinesisch ji+klick und shu+klick und ri+Klick und ji+Klick (12 Tasten), bzw einfach gleich jishu (Könnenkunst=Technik)+Klick und riji (Tagesaufzeichnung)+Klick (6 Tasten).

Die Folge dessen ist, dass immer weniger Chinesen ihre Schrift noch sicher schreiben können, denn das Schreiben der Zeichen ist eine Art motorische Übung, die gewissermaßen in der Hand gespeichert wird. Und das setzt regelmäßige Übung voraus. Das geht weit über unsere Ermüdung beim

ungeübten Handschreiben hinaus, da wir uns unsere paar Buchstaben wohl gerade noch merken können. Der gemeine Chinese und die gemeine Chinesin lernen derzeit also zunächst mühsam die Zeichen zu schreiben, um sie für den aktiven, händischen Gebrauch dann wieder zu verlernen. Das ist für Fremdsprachler natürlich eine Freude, weil sie sich dann weniger dämlich vorkommen.

Ilka Schneider

20.5.15

Wie ich mir per Telefonzelle mailte: Eine Bildergeschichte

Ich bin auf der Suche nach spannenden Urlaubserlebnissen, als ich auf eine Telefonzelle stoße. Sie steht in der Nähe des Hamburger Rathauses und hat Fähigkeiten, die ich nicht vermutet hätte:

Allzeit im Einsatz für das Techniktagebuch beschließe ich, das zu testen.

Das Tippen erfolgt, wie bei älteren Handys auch, über die mehrmalige Betätigung einer Taste, die mit vier bis fünf verschiedenen Zeichen belegt ist. Im Bild oben sieht man in der ersten Zeile, was ich grade schreibe, nämlich HALJ. In der Zeile darunter werden alle alternativen Zeichen für meine letzte Eingabe angezeigt, sodass ich direkt sehen kann, dass ich jetzt noch zweimal die 5 drücken muss, um aus dem J ein L zu machen.

Rechts scheint die Zahl der verbleibenden Zeichen angezeigt zu werden, d. h. eine solche Telefonzellennachricht kann höchstens 143 Zeichen lang sein.

Leicht ist das übrigens nicht, die Tasten reagieren manchmal nicht und manchmal zu schnell. Das ! braucht fünf Anläufe. Sehr ermüdet beschließe ich, es bei dieser kurzen Botschaft zu belassen. Was für ein Glück, dass mir bei dieser Geschwindigkeit keine Fehler unterlaufen – man kann nämlich nur korrigieren, indem man alles von der aktuellen Position aus löscht, bis man an der Fehlerstelle angelangt ist.

Die Fax-Option reizt mich sehr, aber ich habe keine Nummer zur Hand. Schade, die Kaltmamsell hätte sich sicher gefreut! Ich maile also, und zwar an mich selbst. Dabei sieht es so aus, als würde auch die Buchstabenzahl vor dem @ in die Nachricht einberechnet – jetzt verbleiben nämlich nur noch 127 Zeichen.

Das war günstiger als erwartet: Nur 15 Cent hat die Nachricht gekostet! Es ist jetzt übrigens 11:29 Uhr. Und schon zwanzig Minuten später trifft die Botschaft in meiner Mailbox ein:

Ich empfehle das allerseits zum Nachmachen, so lange es noch geht – meine Mailadresse haben Sie ja jetzt!

Kristin Kopf

1992 und 2015

Let's Play!

Mein Freund besitzt einen Computer mit verschiedenen Spielen, unter anderem eines, bei dem man Flugzeuge abschießt, aber auch ein Strategiespiel mit dem Namen Taipan!. Laut Wikipedia basiert es auf dem Roman „Taipan“ von James Clavell, dem Autor von Shōgun. In diesem Spiel reist man mit einem Schiff von Hafen zu Hafen und handelt mit verschiedenen Waren, deren Preis variiert. Erwerben kann man „General (Cargo)“, „Arms“, „Silk“ und „Opium“. Um etwas zu kaufen, drückt man „b“ für den Befehl „buy“ und dann den Anfangsbuchstaben der jeweiligen Ware, also zum Beispiel „G“ für „General Cargo“. Der Handel mit Opium bringt natürlich am meisten Rendite, ist aber riskant, weil illegal und es kann einem passieren, dass die Drogen von der Polizei beschlagnahmt werden und man eine Strafe zahlen muss.

Auf hoher See läuft man Gefahr, von Piraten angegriffen zu werden. Je nachdem, ob man zuvor Waffen gekauft hat, kann man entweder versuchen zu entkommen oder die feindlichen Schiffe beschießen. Man hat die Möglichkeit vorzusorgen, indem man im Heimathafen Hongkong eine Art Schutzgeld bezahlt, dann lassen einen die Piraten meistens in Ruhe. Bei meiner Recherche zum Spiel habe ich herausgefunden, dass man Taipan! auch heute wieder spielen kann – und zwar im Browser: www.taipangame.com

Ich habe den Verlauf des Spiels einmal aufgenommen (lustig ist, dass die Tasten meines Asus-Notebooks – 2014 gekauft – in dem Video so laut sind, als würde ich wirklich an einem alten Computer sitzen):

www.youtube.com/TikKdljgEJ4

2015 werde ich nachfragen, auf welchem Computer dieses Spiel lief. Ein Schneider CPC 464 ist die Antwort – mit integriertem Kassettendeck, der 1985 von der Computerzeitschrift Chip zum „Heimcomputer des Jahres“ gewählt worden war. Ich frage mich, ob sich mein Ex-Freund bezüglich des

Kassettendecks nicht geirrt hat – wozu sollte man das in einem Computer brauchen? Ich google das Modell und finde tatsächlich ein Foto, auf dem das Kassettendeck deutlich zu erkennen ist: www.old-computers.com. Trotzdem kann ich mir nicht vorstellen, was für einen Sinn eine Kassette in einem Computer haben könnte und überlege, ob es einfach ein Extra war, mit dem man Musik hören sollte. Im Techniktagebuchchat klärt man mich auf, dass die Kassette "natürlich als Speichermedium benutzt wurde" und ich bin ziemlich beeindruckt.

Aber zurück zum Spiel: Obwohl es auf einem sehr simplen Prinzip beruht, macht es mir immer noch Spaß. Vor allem bestechen die actiongeladenen Kampfszenen inklusive dramatischem Schiffsuntergang:

www.youtube.com/XNOxRPFJr-I

Tanja Braun

20. Mai 2015

Hoteltechnik – es geht auch anders

Die letzte Hoteltechnik-Erfahrung war weniger gegenwärtig; es gab ISDN und Kabelnetz.

Anders heute: Es gibt WLAN, und auf dem Zimmer gibt es nicht nur genügend Steckdosen, sondern sogar zwei USB-Steckdosen zum Laden von Geräten.

(Kleiner USB-Exkurs: Theoretisch ist es etwas riskant, sein Kabel einfach in fremde Dosen zu stecken, wer weiß, was da an Malware diverse USB-Schwachstellen ausnutzt – ich habe aber zum Laden USB-Kabel ohne Datenader, nur mit Stromader, dabei: Eigentlich ist USB nicht für hohen Stromdurchsatz gemacht und ältere Geräte schalten ab, wenn ein angeschlossenes Gerät zuviel Strom zieht. Der Workaround: Schnelladefähige Geräte ziehen nur viel Strom, wenn sie glauben, nicht an einen Computer, sondern an ein Ladegerät angeschlossen zu sein. Das erkennen sie daran, daß keine Datenader am Kabel ist. (Das ist die einfache Erklärung, in Wirklichkeit hat es was mit Widerständen zu tun.) Solche Kabel eignen sich damit nicht nur zum schnellen Laden, sondern auch zum Schutz vor manipulierter Gast-Hardware – es kann schließlich kein Schadcode durchs Kabel fließen.)

Interessant auch der Fernseher: Der ist von Haus aus unsmart, wird aber durch eine Box aufgesmartet, in die Internet reingeht und Bild per HDMI rausgeht; laut Webseite des Herstellers soll die Box auch gleichzeitig als Repeater fürs WLAN funktionieren. An sich alles sehr clever, nur leider rea-

giert das Menü nicht auf die Fernbedienung. (Mag das daran liegen, daß das Kästchen hinten an der Fernseher-Aufhängung montiert ist, und das Infrarot-Signal der Fernbedienung den Empfänger gar nicht erst erreichen kann?)

Das WLAN ist auch miserabel. Aber hey, der Gedanke zählt, und es ist ein unplüschiges unverrauchtes Zimmer.

Felix Neumann

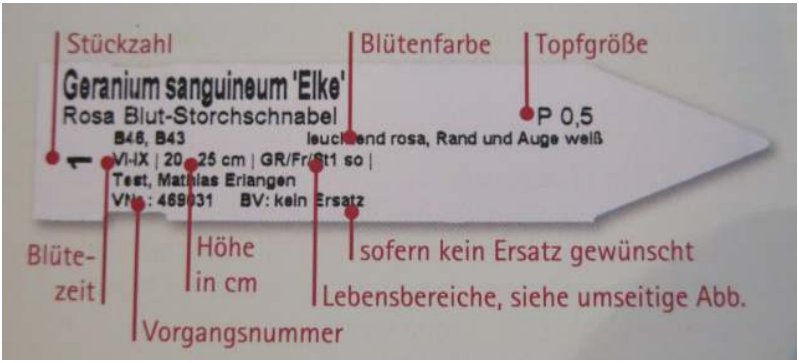
21.05.2015

Personalisierte Blumen

Ich habe einen Garten. Ich kaufe gerne Blumen. Da aber die Auswahl im Baumarkt fantasielos ist, habe ich viele Stauden online bestellt und heute das Paket bekommen. Sechzehn Gewächse zehn bis dreißig Zentimeter hoch und schön kompakt in einer Kiste voller Stroh versteckt. Die Pflanzen trotz ihrer Reise im Paket in bester Verfassung.

Beim Blick auf das kleine Etikett in den Plastiktöpfen staune ich: Jede Pflanze ist beschriftet mit ihrem Namen, meinem Namen und meinem (und ihrem neuen) Wohnort.

Doch es finden sich auch andere wichtige Informationen darauf.



Die Gratisschnecke im Paket war leider nicht mit meinen Initialen beschriftet.

Nathalie Passig

21.5.2015

Druckerprobleme – What you see is not what you get

Die Steuerberaterin des Unternehmens, für das ich arbeite, ruft an. Sie ist unzufrieden und möchte wissen, warum wir auf unseren Rechnungen plötzlich keine Steuernummer mehr angeben. Sie findet das schlecht, denn es handelt sich dabei schließlich um eine Pflichtangabe.

Ich kann ihre Haltung verstehen, habe aber keine Erklärung. Zumal wir natürlich nicht jede Rechnung einzeln per Hand zusammenbasteln, sondern ein Template dafür verwenden, das selbstverständlich die Steuernummer enthält, und zwar mittig unten auf der Seite. Also spreche ich mit den Kollegen, die die Rechnungen schreiben. Alle sind erstaunt. Sie suchen die Rechnungen der letzten Monate hervor, und natürlich tragen alle unten eine Steuernummer.

Ich bin verwirrt. Exemplarisch lasse ich mir von den Kollegen eine Rechnung mailen und dieselbe dann von der Steuerberaterin zuschicken. Ich öffne beide PDFs. Das eine enthält die Nummer, das andere nicht. Ansonsten sind alle Informationen gleich.

Ich drucke beide Varianten der Rechnung aus, hauptsächlich, weil ich nicht weiß, was ich sonst machen soll. Als beide Ausdrucke vor mir auf dem Tisch liegen, sehe ich, dass der der Steuerberaterin irgendwie anders gedruckt ist. Kleiner. Verschobener. Nicht ins Auge stechend, aber schon deutlich anders, als der der Kollegen. Ich denke sehr, sehr scharf nach. Dann rufe ich die Steuerberaterin an und frage, woher sie die Rechnungs-PDFs bekommt. Vom meinen Kollegen direkt, oder aus einer anderen Quelle?

Es stellt sich heraus, dass die Rechnungen aus unserm Mutterhaus in den USA an die Buchhalterin geschickt werden. Der Prozess ist so, dass die Rechnung bei uns erstellt und auf Papier verschickt und ein Scan des verschickten Originals dann in die USA gemailt wird. Was man dort damit tut, möchte ich herausfinden, und telefoniere wieder. Dabei erfahre ich, dass man diverse Dinge damit tut, die für mein Problem komplett irrelevant sind, an einem bestimmten Punkt jedoch druckt seit kurzem eine relativ neue Mitarbeiterin die Rechnung aus und reicht sie in Papierform an jemand anders weiter, der sie dann wieder einscannt. Aus Gründen. Das so entstandene PDF wird dann an die Steuerberaterin gemailt.

Ich lasse mich mit der relativ neuen Mitarbeiterin verbinden. Ich schicke ihr mein PDF mit der Rechnungsnummer und bitte sie, es zu öffnen und mir zu sagen, ob sie unten mittig auf dem Blatt ein komisches deutsches Wort gefolgt von DE und einer Nummernfolge sieht. Sie bejaht. Ich bitte sie, das PDF zu drucken, höre ein Rattern, dann ein paar Schritte und dann sagt sie „And now the most curious thing has happened!“ Die Nummer ist weg und mir wird einiges klar.

Gemeinsam dringen wir in ihr Druckermenü ein. Ihr Papierformat ist in den USA natürlich „Letter“. Gleichzeitig ist nicht vorgesehen, dass ein auf eine eventuell andere Größe genormtes Dokument skaliert wird. A4 ist länger und schmaler als Letter, deshalb ist unsere Steuernummer außerhalb des

Druckbereiches und wird einfach abgeschnitten, ersatzweise haben wir an der linken und rechten Seite des Rechnungstextes jetzt noch viel Platz für, weiß nicht, Marginalien vielleicht. Und es ist nicht etwa so, dass der Drucker sein Problem mit dem Druckbereich in irgendeiner Weise kommunizieren würde. Wenn die relativ neue Kollegin die auf Letter ausgedruckten Rechnungen dann weitergibt, werden sie wieder im Letter-Format gescannt und an die Steuerberaterin in Deutschland gemailt, die aber wiederum natürlich auf A4 ausdruckt und sich vielleicht wundert, warum wir unsere Rechnungen so klein und mit so viel weißem Rand drumherum ausstellen, aber wir machen viele komische Sachen, das ist vermutlich nur eine weitere, die sie elegant übergeht.

Um das Problem zu lösen und unsere gesamte Rechnung, mit Steuernummer, auch auf Letter-Format ausdrucken zu können, setzen wir im Druckermenü der relativ neuen Mitarbeiterin ein Häkchen bei „Scale to Fit“. Die Welt ist vorerst gerettet.

Novemberregen

1995 – 2015

Wer hat sich zu der Uhr gedreht?

Ich arbeite am PC, drehe mich um, blicke auf die Wanduhr, registriere die Zeit und widme meine Aufmerksamkeit wieder dem Monitor mit der stets eingeblendeten Uhrzeit.

Sokoban-Spielerin

21. 5. 2015

Hightechkrümeldepot

Ich packe für einen mehrtätigen Ausflug auf ein Musikfestival. Um die Lebensdauer meines Smartphones zu verlängern, möchte ich meine externe Powerbank mitnehmen. Sie hat in etwa die Form und Größe eines sehr großen Lippenstiftes, was einerseits praktisch für unterwegs ist, sie andererseits aber regelmäßig im gesammelten Pröll meiner Handtasche untergehen lässt.

Die Powerbank ist schon seit längerer Zeit verschwunden und ich hege einen Verdacht: Meine zuletzt genutzte Handtasche hat ein Loch im Innenfutter. Tatsache, durch diese ist die Powerbank ins Innenfutter entkommen und hat sich dort mit den angesammelten Krümeln diverser Kindersnacks und dem Sand des letzten Nordseeurlaubs verlustiert. USB- und Mini-USB-Buchse sind komplett verstopft.

Mit einer Kombination aus Ausklopfen und Halten an die Staubsaugerdüse bekomme ich die meisten Krümel heraus. Danach verpasse ich der Powerbank noch eine Behandlung mit Reinigungsmasse (früher hatte ich das als Spielzeug, jetzt säubere ich meine Tastatur damit).

Die Powerbank streut jetzt immer noch ab und an Krümel, aber da ich mich von einer krümelfreien Existenz schon lange verabschiedet habe, ist mir das gleich. Hauptsache, sie lässt sich wieder anstandslos aufladen.

Und weil das alles so schön blau ist, gibt es auch ein Foto.

Angela Heider-Willms

21.5.2015

Amazon ist mein Adressbuch

Bei Spreadshirt habe ich mir T-Shirts gekauft. Momentan bin ich nicht zuhause, aber an einem Ort, an den ich mir schon zuvor Sachen geschickt habe. Ganz automatisch gehe ich zu Amazon, um die genaue Anschrift nachzusehen. Das habe ich schon oft und für verschiedene Adressen getan. Derzeit sind dreizehn in meinem Amazonadressbuch gespeichert.

sleeplessdarkhorse

22. Mai 2015

Nur Theaterdonner

Die eleganteste Telefonzelle in Bremerhaven gibt es im Stadttheater. In der Eingangshalle fügt sich die vertäfelte und verglaste Kabine wunderbar in die Jugendstil-Architektur des Gebäudes ein.

In der Kabine ist allerdings kein Münzfernsprecher, sondern Wischmop und Eimer. Zum Glück werden Alternativen annonciert.

Felix Neumann

22.5.2015

(Fast) Unendlicher Speicherplatz

Ich habe mein Kindle seit Anfang 2011. Es war vermutlich eines der letzten Kindles, das noch aus den USA importiert werden musste, im gleichen Jahr konnte man das Gerät dann auch einfach direkt über das deutsche Amazon kaufen.

Auf dem Kindle sind heute, am 22.5.2015, knapp 200 Bücher, über 500 Leseproben und 20 PDF-Dateien unterschiedlicher Größe. Eine kurze Zeit habe ich auch Hörbücher auf dem Kindle gespeichert, das hat sich aber erledigt, seit ich die Audible-App auf dem iPhone nutze.

Von den insgesamt 4 GB Speicher sind noch 2 GB frei. Da es unwahrscheinlich ist, dass sich am Format der Ebooks noch radikal etwas ändert, werden also noch mal 200 Bücher und 500 Leseproben auf das Gerät passen, bevor ich irgendwas löschen muss. Ich muss mir also die nächsten drei bis vier Jahren keine Gedanken machen. Vorausgesetzt natürlich, das Gerät funktioniert überhaupt noch so lange.

Anne Schüßler

22. Mai 2015

Die kleine wiederkehrende Enttäuschung

Wenn ich im Techniktagebuch lese, passiert es mir immer wieder, dass ich auf die erst vor Kurzem eingeführten Überschriften klicken will, um zur Einzelansicht eines Beitrags zu gelangen. In guten Momenten tippe ich nur einmal darauf, bevor ich realisiere, dass die Überschriften keine Links sind, und ich auf das Datum tippen muss. In schlechten Momenten gleiche ich mehr einem

verwirrten Äffchen auf Acid, das ein halbes Dutzend mal auf die komische Menschentechnologie einhämmert, bevor es frustriert aufgibt und anderen Bedürfnissen nachgeht.

Aber Affen sind ja auch lernfähige Wesen und das Aufschreiben soll bekanntlich eine therapeutische Wirkung haben.

Felix Lorenz

22.5.2015

Selbstscankasse mit Vorlesefunktion

Beim real in Köln-Sülz (direkt am Landgericht) gibt es vier Kassen, an denen man seine Ware selbst einscannen und bezahlen kann. Eine Frau überwacht das alles und hilft, wenn man das System aushebelt oder es Schwierigkeiten gibt.

Von ihr bekomme ich die Erlaubnis, die Kasse zu fotografieren, und sie erklärt auch, wieso ich eine Fehlermeldung auslöse, als ich den Beutel abnehme, um für die Damenschuhe auf dem Scanner einen zweiten zu benutzen: „Das System wiegt die Ware und zählt die Gewichte zusammen. Wenn das Gewicht in der Beutelwaage von dem auf der Scannerwaage in der Mitte abweicht, gibt es Meldung.“

Jeder Artikel, den ich einscanne, wird von der elektronischen Stimme vorgelesen. Ich bezahle in bar mit einem 50-Euro-Schein, einem 2-Euro-Stück und bekomme eine Kleingeldsammlung in der Ausgabeschale. Ich hätte aber auch nur mit Münzen bezahlen können oder mit Karte.

Thomas Jungbluth

Pfingsten 2015

Die Angst vor versagender Technik

Meine Eltern sind verreist, und ich hüte ihr Haus. Nach meiner Ankunft stecke ich im Laufe des Tages alle gängigen Netzstecker wieder in die Steckdosen.

Machen meine Eltern einen ganztägigen Ausflug, werden die Stecker der Alltagsgeräte nicht gezogen. Fahren sie aber in Urlaub und wissen, dass ich in ein paar Stunden vorbeikommen werde, ziehen sie die Stecker. Ähnlich ist es mit dem Kühlschrank: Der ist dann in der Regel leer. Denn es könnte ja passieren, dass die eben noch gesunde Tochter plötzlich schwer erkrankt, zeitgleich mit dem Kühlschrank ausfällt und die Milch sauer wird.

Nachdem ich nachts im Schlafzimmer den Stecker der Nachttischlampe eingesteckt, sie an- und wieder ausgeschaltet habe, kommt der Gedanke auf, dass es mir lieber wäre, wenn das Haus abbrennt, während ich nicht darin bin und schlafe. Ich stehe auf, gehe in die Küche, ziehe (nur) den Stecker vom Toaster, gehe zurück ins Bett und schlafe beruhigt ein.

Sokoban-Spielerin

23. Mai 2015

Kalibrierstein

Im Neuen Hafen von Bremerhaven steht eine Granitstele, auf der eine Edelstahlplatte mit GPS-Koordinaten angebracht ist. Die Beschriftung sagt nur, daß es ein GPS-Referenzpunkt ist – anscheinend ist es selbstverständlich, wofür der genau gut ist. Ich mußte es erst auf der Stadt-Homepage nachlesen.

(Natürlich führt der QR-Code nicht auf die Seite, die es erklärt. Außerdem, lieber_r Nachgeborene_r: Im prallen Sonnenlicht sind Handy-Displays zu lichtschwach, um gleich zu erkennen, daß das Bild mies ist.)

Felix Neumann

23. Mai 2015

Meine Träume sind jetzt mit Google Maps ausgestattet. Den Zug verpasse ich trotzdem.

Im Traum finde ich den Weg zum Bahnhof nicht. Ich bin mit dem Fahrrad unterwegs, und der Weg zum Bahnhof wird sehfeldfüllend von einer Art Google-Maps-Ansicht dargestellt, die sehr verwirrend ist. Ich kann zwar einen gut verständlichen Satellitenbild-Plan von Berlin sehen, markiert sind aber immer nur die nächsten ein oder zwei Meter meiner Route zu einem seltenen, entlegenen Bahnhof. Nach einigem Suchen finde ich eine Option, die etwas mehr von der Route anzeigt, immerhin die nächsten hundert Meter, markiert mit bunten Punkten. Indem ich umständlich auf der Karte die Route nachfahre, finde ich heraus, dass meine Verwirrung begründet war, die vorgeschlagene Strecke ist mehrfach in sich selbst verknotet. Wenn ich einen Großteil dieser sinnlosen Schnörkel weglasse, kann ich es noch schaffen. Allerdings stellt sich jetzt heraus, dass ich auch gar nichts mitgenommen habe, nicht einmal eine Zahnbürste. Ich muss noch einmal nach Hause.

Mit Hilfe einer schlechten Bahn-Auskunft, die in das schlechte Google Maps eingebaut ist, versuche ich herauszufinden, ob ich überhaupt noch eine Chance habe, den letzten Zug zu bekommen. Sobald ich den Zielort richtig eingegeben habe, ersetzt die App den Anfangspunkt meiner Reise durch einen ganz anderen Ort und umgekehrt.

Kathrin Passig

23. Mai 2015

Rückschritt ist auch eine Art Fortschritt

Bei einem Kunden sehe ich im Büro eine elektrische Schreibmaschine stehen, ein älteres Gerät anscheinend, da trotz jahrelangen Rauchverbots farblich deutlich ins Nikotingelbe spielend. Auf meine erstaunte Frage, wozu man denn sowas noch brauche, erzählt die Mitarbeiterin: Die nehmen wir für die Zollpapiere, du weißt schon, fertige Formulare mit -zig Durchschlägen und so. Früher hatten wir dafür ja einen Nadeldrucker, aber der ist jetzt gottseidank endlich weg, der Lärm war ja nicht auszuhalten.

Ermel

23. Mai 2015

Kurz vor dem Verschwinden der Computermaus

In der niederbayerischen Apotheke, aber vermutlich auch anderswo gibt es kurz vor dem Aussterben der Computermaus Hornhauthobel in Mausform zu kaufen. Vielleicht fürchtet man in der Entwicklungsabteilung der Mörser Stahlwaren GmbH, dass schrundfüßige junge Menschen sich sonst vom Produkt nicht angesprochen fühlen könnten. Oder aber wir gehen einer Zukunft entgegen, in der alle vage handergonomisch geformten Produkte “Maus” heißen werden: Waschmaus, Haarmaus, Telefoniermaus.

Kathrin Passig

23. Mai 2015

Hören mit der Plastikkarte

Das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven ist insgesamt in seiner Präsentation etwas disneylandhaft (nur bewegen sich die Puppen nicht), dafür gibt es eine interessante Alternative zum Audioguide: An der Kasse erhält man ein Kärtchen aus Plastik im Scheckkartenformat, mit dem akustische Erläuterungen angeschaltet werden: Man legt die Karte auf einen Sensor, und aus Telefonhörern kommt die Erklärung – und zwar in der Sprache, die man sich an der Kasse ausgesucht hat.

Das ist spektakuärer als das übliche Audioguide-System, bei dem jede_r Besucher_in ein eigenes Gerät mit eigenen Kopfhörern bekommt, das durch Eingabe von Nummern, die am Ausstellungsobjekt stehen, die entsprechende Erläuterung abruft. Es ist allerdings auch deutlich unpraktischer: Höchstens zwei Hörer gibt es pro Station, man wartet also ständig darauf, daß andere das Objekt freimachen.

Ob das Foto oben legal ist, weiß ich nicht. Am Eingang sind 1,50 Euro Schutzgebühr zu entrichten fürs Fotografieren. Was man damit darf, wird aus den Erläuterungen nicht klar. (Und bei Fragen, was das bezweckt und was mit dem Geld geschieht, wird man patzig.) Wer das Geld hinlegt, bekommt einen Aufkleber, auf dem eine Kamera ist. Viele Leute fotografieren im Museum, anscheinend ohne den Aufkleber irgendwo sichtbar angebracht zu haben. Kontrolliert wird auch nicht.

Felix Neumann

24. Mai 2015

Die einbruchssichere Sparuhr

Sonntag. Zeit für Hausarbeit. Beziehungsweise Zeit, sich mit Hausarbeit vor der Hausarbeit zu drücken. Beim Staubwischen wurde ich wieder auf meine Sparuhr aufmerksam.

In meiner Wohnung hängen zwei analoge Uhren. Keine von ihnen funktioniert, und da ich uhrentechnisch außer in-die-Steckdose-stecken nicht sehr bewandert bin, wird das auch so bleiben. Die Uhren sind Erbstücke meiner Mutter, in deren Wohnzimmer drei alte Uhren hingen, die alle nicht funktionierten. Die Sparuhr stammt von einem schwedischen Flohmarkt, und das mit der eingebauten Sparbüchse tat es meiner Mutter an, also wurde sie eingesackt und landete dann irgendwann bei mir.

Heute packte mich die Neugier und ich wollte (mal wieder) gucken, ob denn wenigstens die Sparfunktion der Uhr funktioniert. Also wurden ein paar Centstücke zusammengesammelt. Ich warf das Geld ein und es passierte – nichts. In meiner Sparuhr sind nun mindestens 5 Cent und vermutlich noch ein paar Kronen von anderen Neugierigen. Das Geld ist sicher aufgehoben, denn kein Schütteln führe dazu, dass etwas wieder raus kam. Das kann ja eigentlich auch nicht der Sinn einer Sparuhr sein.

Eine Googlesuche (inkl Übersetzungsfunktion) später bin ich nun schlauer: Eine Lebensversicherung kostete wohl damals 50 Kronen pro Jahr. Die Laufzeit der Uhr war eine Woche. Jedes Mal, wenn man die Uhr aufziehen musste, musste man eine Krone oben reinwerfen, und am Ende des Jahres wurde das Geld in die Lebensversicherung eingezahlt. Ein Leasingwecker mit Kopplung an die Lebensversicherung sozusagen. Schon ziemlich clever.

Die Weckfunktion funktioniert auch noch. Und man bekommt sehr viel Lärm für sein Geld.

Helen M

25.5.2015

Kein Handyempfang, aber Freifunk

Wir sind auf einem Konzert von Gisbert zu Knyphausen im Bahnhof Langendreer in Bochum. Der Bahnhof Langendreer ist (so scheint es zumindest) ein zu einem Kulturzentrum umfunktionierter alter Bahnhof. Wenn man drinnen ist, hat man jedenfalls kein Netz.

Dafür gibt es Freifunk[1]. Das letzte Mal habe ich mich in Dortmund in einem Restaurant in ein Freifunknetz eingeloggt. Mein Handy hat sich das gemerkt und meldet sich jetzt automatisch an. So kann ich auch ohne Mobilfunknetz Bilder vom Konzert auf Instragram posten und erfahre so zusätzlich noch, dass eine Bekannte auch auf dem Konzert ist. Ohne Freifunk wäre das nicht möglich gewesen.

Anne Schüßler

1. Bei Freifunk handelt es sich um eine nicht-kommerzielle Initiative für freie Funknetzwerke. Zitat von der Webseite: "*Jeder Nutzer im freifunk-Netz stellt seinen WLAN-Router für den Datentransfer der anderen Teilnehmer zur Verfügung. Im Gegenzug kann er oder sie ebenfalls Daten, wie zum Beispiel Text, Musik und Filme über das interne freifunk-Netz übertragen oder über von Teilnehmern eingerichtete Dienste im Netz Chatten, Telefonieren und gemeinsam Onlinegames spielen.*"

25. Mai 2015

Großzügigkeit hat einen neuen Namen: 100MB pro Woche im Ausland inklusive!

Nun (zum Aufschreibepunkt ist es Mitte Dezember 2017) haben wir ja endlich europaweites Roaming. Was anscheinend auch nicht alles gut macht, aber davon berichten hier bestimmt andere.

Im Sommer 2015 gibt es das nicht, und die Mobilfunkprovider schicken SMS, mit Willkommensnachrichten aus dem fremden Netz und einer Ansage, welche Bedingungen nun gelten.
Fährt man mit dem Auto via Vogelfluglinie (Fehmarn, die dänischen Inseln Lolland, Falster, Sjæland) nach Schweden, bekommt man in relativ kurzer Abfolge mehrere SMS:

Mein Originalkommentar (aus dem zugehörigen Facebookpost):

Vodkafone, ist Dir das eigentlich nicht peinlich? Für die 10€ bekomme ich bei dir 100MB für eine Woche! Davon hat mein Telefon auf dem zweistündigen Weg von Rødby bis Malmö 40MB einfach so verbraucht (was ok ist, ich sass am Lenkrad). Normal.
Du nennst das Woche.
In Schweden bekomme ich für nen 10er 2GB. Einfachsomitsimandertanke.

Auf dem fraglichen Handy lief Google Maps, damals noch ohne die Möglichkeit, Offlinekarten zu verwenden.

(Alexander Stielau)

25.5.2015

Wie raubkopierte eBooks die Branche derzeit eher nicht schädigen

Ich lese von Haruki Murakamis Romanzyklus 1Q84 und möchte mal einen Blick hinein werfen.

In der Kohlenstoffwelt hätte ich früher eine Buchhandlung aufgesucht und ein Exemplar aufgeblättert, um 10 Minuten später zu wissen, ob ich es komplett lesen möchte.

Ich nutze die Gelegenheit und suche im Netz nach den aus allen Ecken quellenden Raubkopien des eBooks, die alle AutorInnen weltweit am Hungertuch nagen lassen (Quelle: Zeitungen).

Google findet mit “1Q84 mobi download” etliche Angebote, die auf Angebote verweisen, in denen sich Hinweise auf Angebote finden. Zum Beispiel hätte ich den ersten Band Ende 2013 bei Amazon geschenkt bekommen.

Nach einigen Minuten Klicken finde ich ein Portal, in dem ich laut Suchfunktion alle Bücher von Haruki Murakami als Paket herunterladen könnte, wenn ich dort einen Account hätte, den ich aber nicht mehr anlegen kann, weil diese Funktion deaktiviert ist.

Den Erklärungstexten entnehme ich, dass es sich um eine geschlossene Gruppe von Menschen handelt, die untereinander eBooks tauschen,

Noch eine Viertelstunde später finde ich tatsächlich Downloadmöglichkeiten. Allerdings müsste ich vor der Lektüre noch schnell Portugiesisch lernen.

Leseproben der Bücher finde ich bei Google Books (wo sie größtenteils nur unter Protest der Verlage verfügbar sind) und lade auch die von Amazon auf die Kindle-App.

Dass Band 1 und 2 des Zyklus bei Google als deutschsprachiges eBook 11,99 € kosten, die englische Übersetzung aber für nur 8,49 € erhältlich ist, könnte eine eigene Geschichte werden.

Volker König

25. Mai 2015

Wir hatten ja nix, nur ein Siemens C25

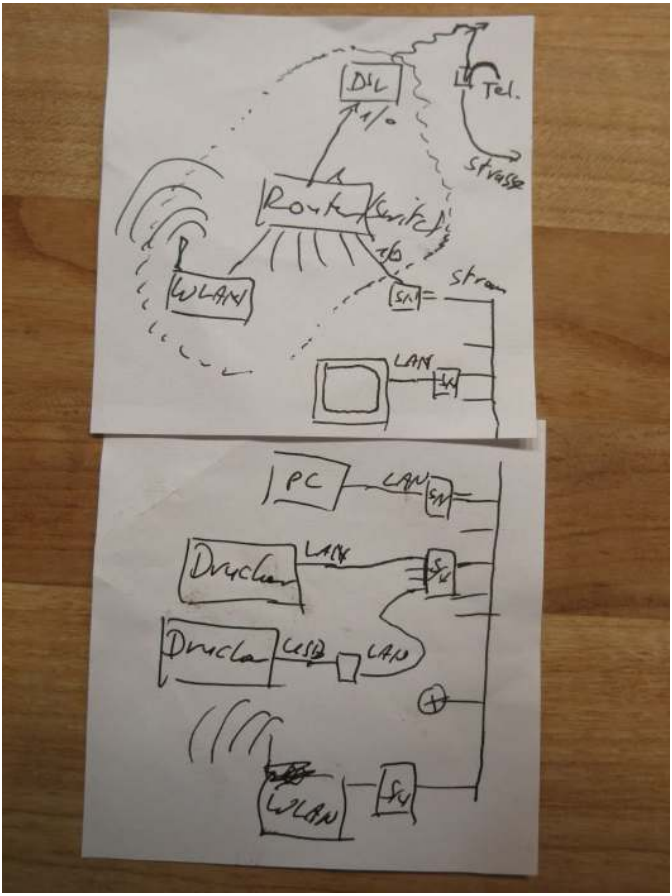
Im Traum muss ich auf einem Schiff auswandern. (Donauabwärts, so träumen wir Landratten.) Das Schwierigste daran ist es, das Handy trockenzuhalten. Weil Auswanderer in der Vergangenheit leben / nichts haben, hat mich die Requisite meines Unterbewusstseins mit dem Siemens C25 ausgestattet, meinem ersten Handy. Bei den Details wurde gepfuscht: Es hängt ständig am Ladekabel und funktioniert auch im nassen Zustand.

Kathrin Passig

Mai 2015

Internet zu Hause

Die Kinder fragen mich nach irgendwas mit unserem WLAN. Also nehme ich einen kleinen Notizzettel und fange an zu malen und zu erklären. Ein Zettel genügt nicht und auch auf zweien wird es nicht so richtig klar.



Im Keller kommt das Kabel der Telekom ins Haus. Wir haben noch einen echten analogen Anschluss (ich habe ISDN komplett übersprungen, da es Zeit seines Lebens veraltet war, und dafür wollte ich nicht zahlen). Direkt am Kabel hängt der Splitter, der den Datenteil und den Telefonteil des Signals

trennt. Der Telefonteil ist an die alte Telefonleitung angeschlossen, die im Haus an mehrere Telefondosen verlegt ist. Dort ist ein Gigaset DECT Telefon mit zwei Mobilgeräten angeschlossen.

Der Datenteil des Telefonkabels geht zur Fritzbox, einem DSL-Modem mit Router und WLAN. Von dort geht ein Ethernetkabel zu einem Powerline-Ethernet-Adapter, der an einer Steckdose im Sicherungskasten steckt. Hier wird das Netzwerk auf die Stromleitungen aufmoduliert, so dass man an jeder Steckdose mit einem ähnlichen Adapter mehr oder weniger gutes Netz hat. Ebenfalls am Router ist ein kleiner Server angeschlossen, der mit einem CAN-Bus die Heizungssteuerung an das Netzwerk anbindet.

Im Wohnzimmer steckt ein WLAN Accesspoint in der Steckdose, der das Netzwerk aus der Steckdose nimmt und als WLAN in dem Teil des Hauses bereitstellt, in dem die Fritzbox aus dem Keller zu schwach funkt.

Am WLAN hängen:

Fünf Smartphones, vier Notebooks, ein Windows Tablet, ein iPad (und dabei haben erst 40% der Kinder ein eigenes Gerät . . .).

Im Arbeitszimmer gibt es einen Router, der das Netz aus der Steckdose nimmt und per Ethernetkabel an den Fernseher und drei Drucker verteilt (ein Drucker kann kopieren und macht nur manchmal schwarze Streifen auf die Ausdrucke, einer ist farbig und noch nicht defekt genug zum Wegwerfen, und einer ist nagelneu, aber ein Reklamationsfall, da er gelbe Flecken druckt, aber das ist eine andere Geschichte). Dabei hat ein Drucker gar kein LAN und muss mit Hilfe eines Druckerservers und USB angeschlossen werden.

Am Schreibtisch gibt es noch einen ähnlichen Router, der einen PC und bei Bedarf ein Notebook per Kabel ins Netz bringt. In einem Kinderzimmer steht ein sehr altes Notebook, das noch kein WLAN hat und bei Bedarf mit einem Steckdosenadapter ins Internet kommt.

Bis etwa 2008 (2 Notebooks, 1 Router, kein Handy) habe ich die Internetverbindung mit Hilfe eines kleinen Tools immer nur bei Bedarf hergestellt und danach auch wieder getrennt. Der Grund war wohl ein Unwohlsein bei der Vorstellung, dass Geräte selbstständig und ohne Kontrolle ins Netz gehen könnten. Und natürlich Gewohnheit aus Modemzeiten. Die Internetverbindung wurde an- und nach Gebrauch auch wieder abgeschaltet. Seit 2008 habe ich auf automatische Verbindung umgestellt.

Eigentlich fehlt uns noch eine Netzwerkfestplatte – wir hatten auch mal eine, die nicht wirklich gut funktioniert hat, aber mit dem Aufkommen von Cloudspeicher ist sie dann bald kaputt gegangen. Ich überlege immer noch, ob nicht eine lokale Backuplösung für alle Geräte her sollte, aber noch ist nichts passiert und damit bleibt es beim Überlegen.

Ich kann mir im Moment nicht vorstellen, wie und wozu dieses Netz im Haus noch weiter wachsen soll, aber solche Ansagen sind wohl immer falsch.

Georg Passig

26. Mai 2015

Schreibgerät

Vor ein paar Jahren war einer der Hauptkritikpunkte an den damals noch neuen Tablets: sie haben keine Tastatur, darum kann man an ihnen nicht arbeiten. Ich fand diese Kritik damals schon ziemlich unzutreffend, schließt sie doch vollkommen aus, dass es noch änder mögliche Arbeit am Computer gibt, als Texte zu schreiben.

Aber selbst zum Schreiben ziehe ich seit einiger Zeit ein Touch-Device dem Computer mit physischer Tastatur meist vor. Jedoch nicht das iPad, sondern mein iPhone. Dank des größeren iPhone 6 Displays und verbesserter Software ist die virtuelle Tastatur inzwischen brauchbar genug, um darauf auch etwas längere Texte zu schreiben. Die Vervollständigung ist in den meisten Fällen absolut okay für mich und macht es deutlich einfacher, gerade längere Wörter zu schreiben.

Auf der anderen Seite hat das Telefon Vorteile, die der Laptop durch nichts ausgleichen kann: Mein Telefon habe ich immer dabei, ich kann es in praktisch jeder Situation aus der Tasche ziehen und mal kurz ein paar Sätze aufschreiben. Die meisten Ideen habe ich eben in Situationen, in denen ich nicht an einem Schreibtisch auf einen Bildschirm starre, sondern beim Spazierengehen oder beim Wandern. Zumindest für mich trifft zu, was auch bei der Kamera des Smartphones zutrifft: das beste Schreibgerät ist das, das man immer bei sich hat.

Dieser Text entstand natürlich am iPhone, nur zum Veröffentlichen im Techniktagebuch muss ich an den Rechner: die Tumblr iPhone App ist zum Publizieren einfach noch zu schlecht.

Max von Webel

22. bis 26. Mai 2015

Festivalnotizen

- Kurz vor Abreise trifft meine bei Amazon bestellte selbstaufblasbare Isomatte ein. Ich bin glücklich.
- Dank eines Doppelsteckers im Auto meines Mitfahrers kann ich das Versäumnis, mein Handy voll aufgeladen zu haben wenigstens etwas auffangen. Er nutzt Google Maps als Navigation. Aus reinen Unterhaltungsgründen hat er die englische Sprachversion eingestellt. Wir versuchen zu raten, wie die in einem schweren, amerikanischen Dialekt angesagten deutschen Straßennamen wohl richtig heißen.
- Erstsichtung des Festivalgeländes führt zu der Erkenntnis, dass sich innerhalb der letzten Jahre die Wurfzelte einer bestimmten Marke zu 99% durchgesetzt haben. Sie sind aber einfach auch zu praktisch: Tasche auf, Zelt aufploppen lassen, Heringe rein, fertig. Hantiert noch jemand hilflos mit Stangen seines Igluzeltes herum, wird er von den Zeltnachbarn mitleidig betrachtet.

- Neu für mich ist die “Handyladestation”, einfach nur ein großes Zelt mit Bierbänken und -tischen, auf denen Mehrfachsteckdosen stehen. Ladekabel muss man selbst mitbringen. Bei meinem letzten Festivalbesuch vor drei Jahren habe ich mein Handy im feuchten Waschwagen über die für Föns und Rasierapparate gedachte Steckdose aufgeladen.
- Ebenfalls das erste Mal fällt mir ein Stand mit E-Gitarren auf, die man dort auch direkt ausprobieren darf.
- In der Handyladestation kann man für 1 € Gebühr und 20 € Pfand Powerbanks ausleihen. Wir stellen fest, dass es sich auszahlt, sie auch zurückzugeben, da man für 20 € wesentlich bessere Modelle bekommt. Meine eigene kleine, blaue Powerbank mit etwa 3500 mAh hielt ich bisher für ganz okay, bis ich die von einem Freund mit 15000 sehe. Powerbankneid.
- Mein Smartphone beschließt, jetzt doch das überfällige Android-Update anzunehmen, was es bisher aus mir unerfindlichen Gründen verweigerte. Diese akkulastige Aktivität und meine durch Nachlässigkeit

ungenügend aufgeladene Powerbank führt dazu dass ich die Handyladestation tatsächlich nutzen muss, obwohl ich das Smartphone kaum verwende. Als Zeitvertreib schreibe ich diese Notizen in Kurzfassung mit Kugelschreiber auf einen für diesen Zweck mitgenommenen Block. Ich werde daraufhin von einem Festivalbesucher angesprochen, da er kaum noch jemanden kennt, der "so schnell schreiben kann". Wir unterhalten uns kurz darüber, ob Handschrift ausstirbt und was das bedeuten würde.

- Während eines ansonsten irrelevanten nächtlichen Zwischenfalls auf dem Gelände stelle ich fest: so schnell sterben handschriftliche Notizen nicht aus, Polizisten benutzen sie zum Beispiel immer noch.

- Durch das Android-Update gibt es jetzt eine schöne, neue Ladeanimation in dem der Strom durch schwebende grüne Teilchen symbolisiert wird.

- Erfreulich: Die Duschwagen wurden seit meinem letzten Besuch von Sammelkabinen mit sechs Nasszellen und furchtbar unhandlichen und ekligen Vorhängen zu Einzelkabinen upgegraded. Meine Freunde erzählen mir, dass es davor eine Großraumdusche für alle gab. Ich weiß noch von Münzduschwagen bei einem anderen Festival um 2000, die damals als große Innovation bestaunt wurden. An die duschlosen Festivalzeiten erinnern wir uns mit Schaudern.

- An einem einzigen Stand kann man tatsächlich mit EC-Karte bezahlen. Der Händler stammt aus den Niederlanden. Ich bin nicht überrascht.

- Beim Zähneputzen am Sammelwaschbecken wird neben mir ein Herr von seinen Zeltkumpanen als “dekadent” bezeichnet, weil er eine elektrische Zahnbürste dabeihat.
- Die von einem Freund mitgebrachten Guinness-Dosen haben eine Plastikkugel, die für besseren Schaum sorgen soll. Die Grolsch-Dosen haben eine Temperaturanzeige.
- Auf einem Spaziergang treffen wir die Zeltnachbarn beim Geocachen mit dem Smartphone und schließen uns spontan an. Es stellt sich heraus, dass der Cache 30 Meter hinter einer Absperrung liegt, von der ich mir nicht sicher bin, ob sie verhindern soll, dass nicht zahlende Gäste das Gelände betreten oder dass betrunkene Festivalbesucher harmlose Spaziergänger stören. Die Security lässt uns, nachdem wir ihr das Geocache-Konzept erklären und versprechen, in Sichtweite zu bleiben, durch. Die Zeltnachbarin wird schnell fündig und lässt uns mitloggen.

- Zukünftige Campingerfindungen, die ich mir wünsche (oder von denen ich vielleicht nur noch nichts weiß): Isomatten mit verstellbarer Beheizung, Kraftfeld gegen Ameisen, auf Handtaschengröße faltbare Hovertransportwagen.

Angela Heider-Willms

26. Mai 2015

Digital Eingebürgerte

Die Mutter: “Irgendwas mit Hostname nicht erkannt, was ist denn da?”
Ich: “Also ich hab auch kein Internet.”
(Verdächtige Vatergeräusche in der Nähe des WLAN-Routers.)
Beide: “Hast du das Internet ausgeschaltet?”
Der Vater: “Ja, wieso? Brauchts ihr des?”

Chor der Entrüstung: “Natürlich brauchen wir das! Wir brauchen das immer! Ohne Internet kann man nicht Scrabble spielen!”

Bemerkenswert ist daran nicht die Frage des Vaters, für den das Internet eventuell so etwas ist wie Licht, das man ausschalten muss, wenn man das Zimmer verlässt. Es ist der Protest der Mutter, die seit etwa anderthalb Jahren genau weiß, wofür man das Internet braucht und dass man es *immer* braucht und nicht nur manchmal.

Kathrin Passig

27.5.2015

Ein Screenshot von einem Screenshot von einem . . . nein, halt!

Ich schreibe den Artikel über mein Kaffeebestellerlebnis und möchte den Screenshot einbauen, den ich damals schon in weiser Voraussicht von der App gemacht habe.

Wenn ich mein iPhone per USB an den Rechner anschließe, kann ich zwar auf die Bilder zugreifen, den Screenshot finde ich aber nicht. Ich versuche es mit Pushbullet, aber da wird mir das Bild auch nicht angezeigt, auch wenn ich es in der Bilderbibliothek auf dem iPhone selber sehr wohl finde. (Mit Pushbullet kann man Dateien vom iPhone auf den Rechner schicken und umgekehrt.)

Also per Mail. Ich wähle das Bild aus, besinne mich dann aber eines besseren und denke, nee, nicht per Mail, per Dropbox. Also per Dropbox. Ich gehe in die Dropbox, wähle das Bild aus und die Dropbox weigert sich, irgendwas zu tun. Aus der Fehlermeldung werde ich nicht schlau, es scheint so, als ob das Bild zwar angezeigt wird, es aber nicht gefunden werden kann.

Also öffne ich das Bild, mache dann einen Screenshot von dem Screenshot und lade diesen auf die Dropbox. Jetzt muss ich nur noch warten, bis das iPhone wieder Verbindung zum WLAN hat und kann es dann auf dem Rechner runterladen und in den Tumblr-Beitrag einfügen.

Total einfach.

Anne Schüßler

27. Mai 2015

Das erste Mobiltelefon hat nur vier Knöpfe, aber dafür andere Vorzüge

Der Kinderwagen ist gleichzeitig ein Dreirad mit einem über das Kind klappbaren Sonnendach, Transportschüssel, Sandeimerhalterung, Windrad am Lenker und wer weiß was noch für Funktionen.

Am Lenker ist eine Handyhalterung angebracht. Das Handy ist mit einer Schnur daran befestigt, eine Lösung, die mir unmittelbar einleuchtet. Das Telefon mit einer Schnur irgendwo festbinden, so dass man es nie mehr suchen muss!

Das Bild auf dem Display sieht zwar so aus, als könnte es eines von mehreren sein, wechselt dann aber offenbar doch nicht. Die vier Knöpfe spielen beim Drücken Piepstöne ab. Links gibt es noch einen im Bild von der Halterung verdeckten Schieberegler, vielleicht für die Lautstärke. Rein optisch

handelt es sich um ein nicht mehr ganz aktuelles Handymodell, das aber durch das Gesamtpaket mit Sandeimerhalterung, Windrad und schiebendem Elternteil trotzdem konkurrenzfähig geblieben ist.

Kathrin Passig

2015 (und einige Jahre vorher)

Auf bestimmte SMS reagiert man am besten, indem man anruft

Die Kommunikation mit meinen Eltern funktioniert nicht ganz, sagen wir mal... *ausgewogen*. Meine Mutter hat ein Smartphone und mittlerweile weiß sie auch, wie sie andere Dinge damit machen kann als zu telefonieren, tatsächlich guckt sie aber im Gegensatz zu mir nicht dauernd auf ihr Smartphone.

Eine Standardsituation ist also die folgende:

Meine Mutter will irgendwas von mir wissen und schickt mir eine SMS. Ich bekomme die SMS und schreibe binnen Minuten eine Antwort zurück.

Tatsächlich habe ich aber gelernt, dass selbst die sofortige Reaktion meistens nicht das gewünschte Ziel hat. Anscheinend schreibt meine Mutter eine SMS und legt SOFORT DARAUF das Handy weg und guckt erst mal nicht drauf.

Wenn ich also eine SMS bekomme, rufe ich einfach zurück, meistens auf dem Festnetz und beantworte die schriftlich gestellte Frage mündlich. Manchmal nutze ich die Gelegenheit, darauf hinzuweisen, dass ich ja letztens eine Mail zu Thema Soundso geschrieben habe, worauf meine Mutter sagt, da müsse sie mal meinen Vater fragen, davon wüsste sie jetzt so nichts.

Anne Schüßler

27. Mai 2015

Analoge Filmstreifen in meinen Träumen

Im Traum zeige ich jemand anderem die Fotos, die ich etwas früher im selben Traum gemacht habe, wohl im Umfeld einer Buchmesse. Unter anderem sollen sie das Gesicht von Jack Nicholson in einem brennenden Dornbusch sowie irgendwas mit Ponys zeigen, aber alle Bilder sind missraten und zeigen Gebüsche ohne Jack Nicholson und Frauen, die bestenfalls gucken wie Ponys.

Ich rede mich abwechselnd damit heraus, das liege an der Kamera am alten Handy (dem Siemens C25, das in einem vorangegangenen Traum schon wieder nass geworden ist, diesmal in einer kriegsähnlichen Situation mit Thomas Wiegold), an der Kamera am aktuellen Handy oder am Zoom der handylosen Kamera, die auch nur noch im Traum zum Einsatz kommt. Aber alle Bilder liegen in Form von entwickelten Diapositivfilmstreifen vor.

Kathrin Passig

27.05.2015

Vom Verlernen des linearen Fernsehens

Weil dort ein Bericht gezeigt wird, dessen Dreharbeiten ich heute selbst begleitet habe, schaue ich ausnahmsweise den Livestream eines deutschen Fernsehprogramms und dort die Nachrichtensendung.

Ich schalte den Livestream kurz vor 18 Uhr an. Als ich sehe, dass die Sendung noch nicht begonnen hat, greife ich zur Maus und möchte in der Zeitleiste des Videofensters den Zeitmarker nach vorne bewegen. Ach nein, sehe ich, geht ja nicht – ist ja ein Livestream. Geduldig warte ich, bis die Sendung beginnt. Als die erste Meldung vorgelesen wird und nicht der Bericht ist, auf

den ich warte, greife ich tatsächlich geistesabwesend erneut zur Maus um zum entscheidenden Bericht vorzuspringen, was natürlich immer noch nicht geht.

Ich bin entsetzt, dass ich anscheinend wirklich völlig verlernt habe, für mich irrelevante Informationen in Videobeiträgen zu ertragen, zumindest am Computer. Es ist aber auch nicht verwunderlich. Mit der Ausnahme von internationalen Fußballspielen und der Oscarverleihung habe ich ungefähr seit fünf Jahren nicht mehr bewusst linear ferngesehen (durchzappen [und dann ausschalten], was gerade läuft, in Hotelzimmern zähle ich nicht dazu).

Alexander Matzkeit

2.4.2015 und 27.5.2015

Ethisch unkorrekte Kaffeekapseln bestellen und bezahlen leicht gemacht

Wir haben eine ethisch völlig unkorrekte Nespresso-Kaffeemaschine. Die Kapseln dafür kann man in Nespressoläden kaufen, der nächste ist in Düsseldorf, da sind wir aber nie, ich kann aber auch nach der Arbeit einen Umweg über die Kölner Innenstadt machen, wo auch einer ist. Seit das Patent abgelaufen ist, kann man die Kapseln auch von anderen Herstellern im normalen Supermarkt kaufen, aber mein Mann mag den Konkurrenzkaffee nicht, also ist das immer nur eine Notlösung. Außerdem kann man online Kaffee bestellen.

Weil der Kaffee fast aus ist, verspreche ich Anfang April, in Köln welchen zu kaufen. In der Bahn nach Köln überlege ich, ob ich nicht einfach online bestellen sollte. Tatsächlich gibt es sogar eine App fürs iPhone. Ich lade die App runter, logge mich ein (Nutzerdaten haben wir tatsächlich schon), klicke mir die Bestellung zusammen, amüsiere mich über die deutsche Übersetzung der App und schicke die Bestellung ab. Die Bestätigungsmail geht an die Mailadresse von meinem Mann, der damit auch Bescheid weiß.

Ein paar Tage später ist der Kaffee da. Tatsächlich habe ich auf Rechnung bestellt, was mein Mann aber nicht weiß. Er wirft erst mal den gesamten Karton samt Rechnung in die Altpapierkiste. Ich rette die Rechnung und lege sie auf irgendeine Zu-Erledigen-Stapel. Dann erledige ich erstmal nichts.

Also ich wieder daran denke, die Rechnung zu bezahle, ist sie nicht mehr auffindbar. Ich suche allerdings auch nur halbherzig danach. Vermutlich liegt sie auf einem anderen Stapel, da in der Zwischenzeit Dokumentenwanderungen stattgefunden haben.

Weil ich aber wirklich mal so langsam bezahlen möchte, versuche ich einen anderen Trick. Ich logge mich am Rechner auf der Nespresso-Webseite in unseren Account ein und klicke auf die letzten Bestellungen. Dann klicke ich auf einen Button namens “Download” (oder so ähnlich) und tatsächlich bekomme ich eine Bestellübersicht mit Rechnungsbezahlinformationen angezeigt. Schnell überweise ich online die Rechnung, bevor ich es schon wieder vergesse. Dann bestelle ich die nächste Ladung Kaffee. Wieder auf Rechnung. Jetzt weiß ich ja, wo ich sie herkriege, wenn ich sie wieder verlege.

(Ein weiterer Fall aus der Reihe: Alles, was ich online erledigen kann, hat eine größere Chance, tatsächlich erledigt zu werden.)

Anne Schüßler

28.05.2015

Gedrucktes Display

Wir diskutieren Zahlen. R. öffnet auf dem iPhone eine Tabelle zum Vergleich. Beim Verlesen der Liste fällt auf, dass ein Wert nicht stimmen kann. „Ist wahrscheinlich ein Druckfehler“, sagt er und wischt die Tabelle auf dem Display weiter hoch.

Mathias Block

28.5.2015

Vier Spuren in einer Richtung

Ich werde gleich meinen alten Vierspurrekorder entsorgen. Vor etwa 10 bis 20 Jahren habe ich damit ein paar Musikstücke “produziert”. Bis zuletzt, als einer der 4 Kanäle nicht mehr wollte, habe ich es noch als Mischpult eingesetzt.

Auf der Kompaktkassette werden von einem derartigen Gerät vier Spuren parallel aufgenommen. Dafür wird das Magnetband in der vollständigen Breite bespielt, in “normalen” Kassettendecks nur die halbe Breite. Dafür kann man dort die Kassette umdrehen und so bis zu 120 Minuten Musik aufnehmen bzw hören. Am verbreitetsten waren aber wohl die 90-Minuten Kassetten. (Theoretisch, also rein mechanisch, kann man die Kassette im Vierspurrekorder auch umdrehen, aber dann überspielt man eben wieder die Hälfte oder hört zwei Spuren rückwärts, was man vorher aufgenommen hat.)

Man kann auch zwei oder drei Spuren zusammenfassen und auf eine kopieren. So lassen sich kompliziertere Sachen nacheinander aufnehmen. Allerdings addiert sich auch das Rauschen.

Ich nehme aus meinem Gerät noch die Kassette heraus, die darin steckt. Ich habe keine Ahnung, was ich zuletzt darauf aufgenommen habe, denn es ist Jahre her. Irgendwo habe ich auch noch weitere “Masterbänder” meiner Aufnahmesessions. Ohne den Vierspurrekorder werde ich die nicht mehr abspielen können, entweder nur zwei Spuren richtig, oder zwei Spuren rückwärts herum.

Wenn ich gleich am Container für Elektroschrott stehe, wird das Gerät mit einer Träne im Knopfloch den Weg alles Irdischen gehen und wohl auch die Geheimnisse um meine Aufnahmen mit ins Grab nehmen, es sei denn, von irgendwo kommt ein anderer Vierspurrekorder angeflogen.

Thomas Renger schlägt via Facebook noch Folgendes vor, um meine alten Kassetten mit einem normalen Tapedeck zu digitalisieren:

“Du müsstest also:

- eine „Seite“ in Stereo digitalisieren
- dann die Kassette umdrehen, und die „andere Seite“ in Stereo digitalisieren
- die zweiten zwei Spuren zeitlich umdrehen und dann im Computer wieder zusammensetzen.

Würde mich ja interessieren, ob das klappt.”

Vielleicht schicke ich ihm einfach eine meiner Kassetten zum Ausprobieren. ;)

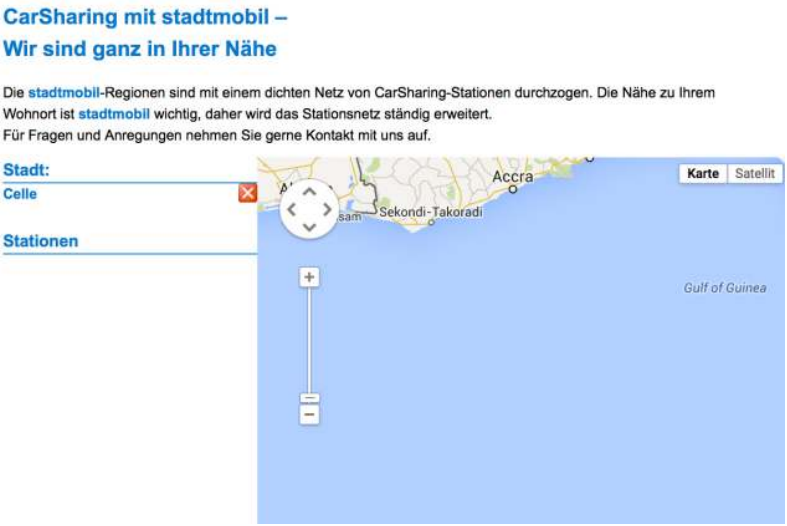
Markus Winninghoff

28.5.2015

Carsharing mit Elektroauto? Nur mit Schulung.

Für einen Termin in den Weiten Niedersachsens brauche ich ein Auto. An Stelle der üblichen Mietwagenfirmen bietet sich da für mich natürlich in erster Linie ein Auto von Stadtmobil an, weil ich in Berlin ohnehin Kunde dieses Carsharing-Unternehmens bin. Deshalb freue ich mich auch, als ich auf der Stadtmobil-Übersichtsseite den Hinweis finde, dass es ein solches Carsharing-Auto in Celle gibt. Genau die Ecke, wo ich hinwill.

Die von Stadtmobil Hannover verlinkte Karte lässt mich allerdings schon zweifeln, ob das mit dem Wagen so einfach wird:



Nun gut, das kann passieren. Celle, so viel weiß ich noch aus dem Heimatkunde-Unterricht, liegt definitiv nicht im Golf von Guinea. Muss also ein Irrtum sein.

Beim Anruf im Stadtmobil-Büro in Hannover wird's allerdings noch schlimmer. In der Tat liegt die Station nicht südlich von Accra in Ghana, sondern in der Innenstadt von Celle. Das wäre also nicht das Problem.

Doch die beiden Autos, die in Celle stehen, darf ich so ohne weiteres nicht nutzen. Denn das Carsharing betreibt Stadtmobil dort zusammen mit dem örtlichen Stromversorger – also stehen dort zwei Elektroautos. Und die darf ich, sagt Stadtmobil, nur dann fahren, wenn ich vorher eine Schulung absolviert habe. (Obwohl das Stromunternehmen Werbung macht mit den Worten: *Unserer* [sic] *Film zeigt Ihnen wie einfach das ist. Klicken Sie ihn an und überzeugen sich selbst.* Scheint nicht so ernst gemeint.)

Merkwürdig ist das schon – schließlich bin ich in Berlin öfters mit Carsharing-Autos von Citroën unterwegs, ebenfalls Elektroautos. Ohne jegliche Schulung. (Ich werde zwar bei niedrigem Ladestand nervös, weil ich nicht weiß, wie lange der Akku noch reicht, aber das ist ja auch nichts, was eine Schulung beheben würde.)

Wird also nichts mit dem Carsharing. Weil in Celle Elektroautos nur mit Kennern geshared werden. Wahrscheinlich ein Trick, um die Wagen für Einheimische frei zu halten.

Thomas Wiegold

28. Mai 2015

Gedankliche Disziplin durch Social Media

Im Techniktagebuch-Chat ist die Rede von öffentlichen Aktivitäten einer Person, die ich auch kenne. Ich wundere mich, dass ich davon nichts mitbekommen habe, weil der Betreffende mein Facebook-Freund ist. Ich will auf seiner Pinnwand nachsehen, aber statt seinen Namen in das Suchfeld einzutragen, sende ich beinahe eine Statusmeldung mit seinem Namen ab. Ich gestehe diese Fehlleistung, die mir nicht zum ersten Mal unterlaufen ist, im Chat.

Es stellt sich heraus, dass anderen schon Gleiches passierte. Auch auf Twitter wurden schon die verschiedensten Suchbegriffe als Tweet abgesetzt. Ein noch peinlicherer Fehler: eine Privatnachricht bei Twitter versehentlich öffentlich zu posten. In einer Vorversion des Twitter-Clients TweetDeck konnte das besonders leicht geschehen.

Mir ist genau das auch schon einmal mit despektierlichen Äußerungen passiert. Zunächst habe ich dann bei weiteren Gelegenheiten zigmal geprüft, ob es tatsächlich als Privatnachricht hinausging. Dann habe ich mich aus Gründen des Seelenfriedens dazu entschieden, einfach nirgendwo in Social Media mehr grob Despektierliches zu schreiben, das nicht jeder lesen dürfte.

Da ich es ja sowieso nicht in eine Formulierung gießen musste, habe ich in der Folge immer seltener etwas Despektierliches gedacht, das nicht jeder wissen dürfte. Womöglich sind Social Media für die gedankliche Disziplin wirkungsvoller als jede fernöstliche Meditationstechnik.

Kerstin Hoffmann

28.05.2015

Lieber warten als selbst am Türknauf zu ziehen

Als ich die Vorhalle der örtlichen Bibliothek betrete, drückt die Besucherin vor mir gerade auf den Türöffner zu den Bibliotheksräumen. Sie ist jünger als ich und trägt keine Taschen bei sich. Während ich nach ihr (mit 3 Taschen, einer vollen Glaswasserflasche und 12 Hardcovern – eins davon 1,6 Kilo schwer) eigenhändig die Tür aufziehe, denke ich darüber nach, dass ich bei jedem Bibliotheksbesuch mindestens eine Frau mit wenig Handgepäck sehe, die zu diesem Schalter geht, drückt und geduldig wartet, bis sich die einfache Holztür mit Knauf zum Ziehen oder Drücken automatisch geöffnet hat. Diese Bereitschaft zu warten fasziniert mich. Ich kann mich nicht entscheiden, ob das nur aus Bequemlichkeit passiert, am Schalter weniger Keime als am Türknauf vermutet werden oder dieser automatische Türöffner mit Selbstbedienung gar Knigge-Galanterie ersetzt.

Sokoban-Spielerin

Ab dem 29.05.2015

Alarm! Alarm! oder Arbeitsfeeling in der heimischen Küche

Ich arbeite in einem Labor. Hier ist es so, dass viele der Geräte Alarm geben oder aus anderen Gründen piepsen. Zum Beispiel die Sicherheitswerkbank, unter der ich arbeite. Damit es unter der Werkbank steril ist, wird darin die Luft angesaugt und durch einen Filter geleitet. Vorne gibt es eine Scheibe, die man entweder manuell oder per Knopfdruck hoch und runter fahren kann (Je nach Werkbank). Ist nun die Klappe zu weit oben, gibt die Werkbank Alarm. Stehen zu viele Dinge unter der Werkbank, so dass der Luftstrom zu niedrig wird, weil z. B. die Lochgitter versperrt sind, gibt die Werkbank Alarm. Dann gibt es Eisschränke, in denen -20°C herrscht und welche, in denen -80°C herrscht. Ist hier die Tür zu lange offen, weil man verzweifelt etwas sucht, dann gibt der Eisschrank Alarm. Gleiches gibt für die meisten Brutschränke für Bakterien oder für Zellen. In diesen herrscht eine eingestellte Temperatur, oft 37°C und in einigen beträgt der CO_2-Gehalt 5%. Lässt man die Tür zu lange offen, gibt es auch hier einen Alarm, ebenso wenn die Temperatur mehr als 2°C von der eingestellten abweicht, oder der CO_2-Gehalt nicht stimmt. Man lernt also recht schnell, mit welchem Knopf man den Alarm quittieren muss, damit es aufhört zu piepsen.
Aber auch andere Geräte piepsen, z. B. die Zentrifuge, wenn sie fertig zentrifugiert hat. Oder der Autoklav, wenn er eine Fehlermeldung hat (leider häufiger als gewollt) oder eben, wenn er fertig autoklaviert hat. Man ist also relativ häufig von piepsenden Geräten umgeben.

Zu Hause hielt sich das, bis jetzt, eher in Grenzen. Klar, das Handy piept (oder summt, oder brummt oder ding-dongt oder was weiß ich) wenn man eine Nachricht bekommt. Und wenn der Akku leer ist, kann das schon recht nervig werden, aber viel mehr auch nicht.

Wir haben am Freitag eine neue Küche bekommen, mit neuen Elektrogeräten. Nun fühle ich mich zu Hause ein bisschen wie bei der Arbeit, da mich jetzt auch hier die Elektrogeräte anpiepsen. Die Spülmaschine piept, wenn sie fertig ist. Der Kühlschrank schlägt Alarm, wenn man die Tür zu lange offen lässt. Der Backofen meldet mit einem Piepsen, wenn er fertig Vorgeheizt hat. Und wenn man den Timer einstellt, dann piepst er natürlich auch, wenn die Zeit abgelaufen ist. Das Induktionskochfeld piepst, wenn man es einschaltet und auch, wenn man es wieder ausschaltet. Die Dunstabzugshaube geht außerdem von alleine nach 10 Minuten auf halbe Leistung, da sie sich nicht vorstellen kann, dass man länger als 10 Minuten die volle Power braucht und Strom sparen will. Aber wenigstens piepst sie nicht.

Polly Oliver

29.5.2015

Gescheiterte Befreundschaftung

Ich sitze mit zwei Freundinnen in der Kneipe. Die beiden sind seit den frühen 1980er Jahren befreundet, haben lange zusammengewohnt und waren gemeinsam in der autonomen und feministischen Kampfkunstszene. Diesen Hintergrund erzähle ich, weil er wahrscheinlich folgende Unterhaltung besser verstehen hilft:

B.: “Ich bin ja schon eine ganze Weile bei Facebook. Ganz am Anfang bekam ich eine Nachricht, dass mein Facebook Freund Christian[1] vorschlägt, mich mit dir zu befreunden. Hab ich natürlich nie gemacht. Ich lass mir doch nicht vorschreiben, mit wem ich mich befreunden soll!”

E.: “Ich hätte so eine Anfrage auch gar nicht angenommen!”

1. Name geändert

Alle Hinweise auf Facebookalgorithmen und die Unschuld von Christian helfen nichts, die beiden sind ein Herz und eine Seele, aber Facebookfreunde werden sie wohl nie.

sleeplessdarkhorse

Mai 2015

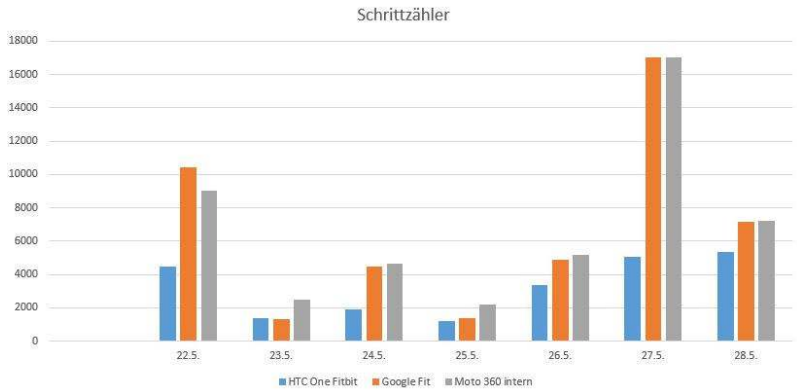
Die Ganggenauigkeit der Gehvermesser

Die (technikaffinen) Menschen des beginnenden 21. Jahrhunderts sind oft nebenbei mit Schrittzählern ausgestattet (worden):

Mein Smartphone (HTC One M8) hat einen eingebauten Schrittzähler der Firma “fitbit”, der mit dem zusätzlich softwareseitig installierten “google fit” um meine Gunst konkurriert. Außerdem zählt auch meine Armbanduhr (Moto 360) meine tägliche Schrittzahl.

Hintergedanke dieser Implementation war sicher, die Menschen dieses Zeitalters zu mehr Bewegung zu animieren und ich fühle mich auch sehr animiert.

Vergleiche ich die Ergebnisse der drei Schrittzähler, muss ich jedoch eingestehen, dass die Technik heutzutage dem Gedanken hinterherhinkt:



Mein Gewissen beschließt, immer den höchsten Wert als den realistischen anzunehmen.

Jan-Martin Klinge

Mai 2015

Uralte Reflexe, die getriggert werden

Ich trage seit rund 20 Jahren keine Armbanduhr mehr. Auf der re:publica bekomme ich ein Armbändchen als Eintritts-Ausweis, das ich locker am linken Arm trage. Dieser ganz leichte sensorische Reiz reicht aus, um mehrfach ein reflexartiges Auf-die-Uhr-am-Arm-Schauen auszulösen.

Kerstin Hoffmann

29.5.2015

Breaking News: Warteschlange an Berliner Telefonzelle

Ich laufe an einem öffentlichen Münzfernsprecher vorbei und halte plötzlich inne. Irgendetwas ist hier merkwürdig. Dann wird es mir klar. Ich habe gerade eine Warteschlange an einer Telefonzelle gesehen. Um sicherzugehen, frage ich nach und tatsächlich, die beiden gehören nicht zusammen. Er wartet, während sie Münzen nachwirft.

sleeplessdarkhorse

29. 5. 2015

Die verschlungenen Informationswege des Einzelhandels

An meiner schönen, noch relativ neuen Brille, deren Bügel ein mich an Computerdioden erinnerndes Muster haben, ist ein winziges, aber wichtiges Teilchen gebrochen.

Ich begebe mich zur nächsten Filiale des Augenoptikunternehmens, bei dem ich die Brille erstanden habe. Das Brillenmodell ist hier ausverkauft. Mir wird angeboten, auf ein anderes Design umzusteigen, aber das möchte ich nicht. Der Verkäufer erklärt mir, dass die Beschaffung des Ersatzteiles dann länger dauern wird. Sinngemäß: “Ich habe hier eine Liste von Filialen und ich ruf die erste an, die ruft mich nach einem Tag zurück und wenn sie das Teil nicht haben, rufe ich die nächste an.”

Als brave Kundin füge ich mich und erst zu Hause, am Bildschirm mit meiner alten, klobigen aber bruchsicheren Ersatzbrille, die an der Nase drückt, frage ich mich, warum er nicht einfach eine Rundmail geschrieben hat.

Angela Heider-Willms

29.5.2015

NEU Whatsapp Bestellung!

Als ich abends nach Hause komme, finde ich im Briefkasten den Flyer von einem indischen Restaurant in der Fußgängerzone. Vorne drauf steht: NEU Whatsapp Bestellung!

Ich habe Hunger und ich habe noch nie Essen per Whatsapp bestellt. Deshalb wird es heute Indisch geben. Ich schreibe eine Whatsapp-Nachricht: „Hallo, ich möchte Essen bestellen, und zwar Nr. 21, 201, 205 und 507. Adresse ist [...], Name [...], 2. Stock. Wie lange dauert es ungefähr? Danke!“

Gespannt warte ich darauf, dass die kleinen Häkchen an der gesendeten Nachricht blau werden. Dabei fällt mein Blick auf den Online-Status: „zuletzt online heute um 12:51“. Ich bin sofort verunsichert. Es ist kurz vor 20 Uhr – was mögen das für Menschen sein, die vor 7 Stunden zum letzten Mal online waren?!

1 Minute später werden die Häkchen aber blau und es kommt eine Nachricht: „Ok“. Keine umfassende, aber doch eine hinlängliche Information.

Das Essen trifft rund 40 Minuten später ein und ist ausgezeichnet.

Novemberregen

Etwa Oktober 2014 – 29.5.2015

Barcoderaub

Mir steht der Sinn nach einer neuen Dosierhilfe für Waschmittel. Die alte ist sehr verbeult und hat auch schon einen oder zwei Risse. Aber wie es immer so ist mit Anschaffungen, die keinen hohe Spaßfaktor haben, vergeht Zeit: Zuerst hoffe ich mehrere Monate lang, in einer Waschmittelpackung eine Dosierhilfe vorzufinden – manchmal, aktionsweise, ist das ja so. In den letzten

Monaten aber leider nicht. Ich beginne also, bei meinen Einkäufen im Drogeriemarkt immer mal nach Dosierhilfen Ausschau zu halten, entdecke aber keine. Irgendwann fällt mir ein, meine Mutter zu fragen. Statt wie erwartet sofort eine von ihr ausgehändigt zu bekommen, schaut sie mich merkwürdig an und sagt: “Die kriegt man doch kostenlos im Internet.”

Ich google „Dosierhilfe“. Der erste Nicht-Anzeigentreffer lautet „Dosierhilfen-Bestellung“. Ich werde weitergeleitet auf ein Bestellformular, alles ist sehr einfach: ich kann „Pulver“ oder „Flüssigwaschmittel“ auswählen, gebe dann meine Anschrift und E-Mail-Adresse an. Die Mailadresse ist wichtig, man bekommt nämlich einen Link geschickt, mittels dessen die Dosierhilfenbestellung noch einmal bestätigt wird. Offenbar kommt es regelmäßig vor, dass böswillige Mitmenschen ihre Opfer mit unautorisierten Dosierhilfenbestellungen überschwemmen – dem ist durch dieses Sicherheitsverfahren ein Riegel vorgeschoben, bzw. eigentlich natürlich nicht, aber egal. Man kann die kostenlose Dosierhilfenbestellentscheidung dann eben noch einmal eine Nacht überschlafen, das schadet nie.

Bei mir kommt es so weit aber zunächst einmal gar nicht, denn ganz unten im Formular soll ich die Nummer des Strichcodes des Produkts, zu dem mir eine Dosierhilfe fehlt, eingeben. Also die Zahlen unter dem Barcode, EAN heißen sie. Mir fehlt zwar eine Dosierhilfe zu allen meinen Produkten, aber ich habe keine EAN zur Hand, ich sitze nämlich auf der Couch und habe keine Lust, aufzustehen. Ich vertage die Bestellung.

Es vergehen wieder einige Wochen. Ab und zu entsinne ich mich der fehlenden Dosierhilfe, jedoch nie zu einem Zeitpunkt, zu dem ich in der Nähe einer passenden EAN wäre. Doch dann ist es so weit, ich stehe im Drogeriemarkt und tippe die Nummer unter dem Barcode eines Waschmittels des entsprechenden Herstellers, das ich nicht kaufe, in das Internetformular. Ein bisschen habe ich ein schlechtes Gewissen, Barcoderaub zu begehen. Aber ich will diese Dosierhilfe!

Alles klappt, ein paar weitere Tage später erinnere ich mich sogar daran, den per Mail erhaltenen Bestätigungslink zu klicken. Dabei werde ich dann plötzlich experimentierfreudig, rufe das Formular nochmal auf und stelle

fest, dass ich ganz tatsächlich auch die EAN einer Kekspackung hätte eingeben können, ohne dass das Bestellformular aufmuckt. Eiskalt ausgeblufft vom Waschmittelkonzern. Fast bin ich empört, aber dann denke ich daran, dass ich bald meine Dosierhilfe in den Händen halten werde. Und wenn man mir dann noch eine zweite für Butterspekulatius hinterherschickt, soll es mir auch recht sein.

Novemberregen

30. Mai 2015

Alterungsdokumentation im Fotoautomaten

Vor fast zehn Jahren habe ich begonnen, regelmäßig Bilder im Fotoautomaten von mir zu machen. Als Journalbloggerin neige ich eh zur Selbstdokumentation, und standardisierte Automatenfotos sollten Vergleichbarkeit über einen längeren Zeitraum herstellen. Der Vorsatz war eine Aufnahme pro Monat gewesen, doch das hielt ich von Anfang an nicht durch, weil ich meinen Vorsatz immer wieder vergaß. Dabei fällt mir die Umsetzung besonders einfach: Ich wohne in München wenige Fußminuten vom U-Bahnhof Sendlinger Tor entfernt, und darin gibt es drei Fotoautomaten.

Jetzt ist seit dem jüngsten Foto schon über ein Jahr vergangen; als ich mich vor ein paar Monaten an mein Projekt erinnerte, waren alle drei Fotoautomaten defekt. Doch heute fällt es mir beim Planen der samstäglichen Einkaufsrunde wieder ein, ich nehme passendes Kleingeld mit.

Der Fotoautomat hat die Form eines Beichtstuhls, nur dass sich die Besucherin setzt und nicht hinkniet, zudem ist der Teil, der im Beichtstuhl für den Geistlichen vorgesehen ist, von Technik belegt. Bedient wird der Automat über Bildschirm und Sprachführung (weibliche Stimme). Da ich den Vorgang im Zuge meines Projekts fast 50 Mal durchlaufen habe, lasse ich sie nicht ausreden, sondern greife ihren Anweisungen vor.

Ich wähle auf dem Bildschirm die Sprache Deutsch durch Antippen einer animierten Deutschlandfahne, wähle Farbbild und dann das Format „Spaßbild“ für 3,50 Euro. Die Alternativen sind „Passfoto“ (4 Abzüge auf einem Blatt) und „Portrait“ (ein großer Abzug), „Foto“ (Laien sehen keinen Unterschied zum „Passfoto“ außer beim Preis), „Minifotos“ (12mal dasselbe Bild in

Winzig) doch die kosten mehr. Für das billige Spaßbild muss ich im Gegenzug einen albernen Rahmen um die vier etwas unter Passbild großen Fotos in Kauf nehmen.

Die Sitzgelegenheit in der Fotografierkabine ist wie ein Klavierstuhl durch Drehen höhenverstellbar; ich drehe, bis sich meine Augen im Sitzen etwas über der Markierung auf der Fotografierfläche spiegeln. Auch das habe ich über die Jahre meines Portraitprojekts gelernt: Die Markierung ist zu niedrig eingezeichnet, bei Beachten der Anweisungen sitzt der Kopf auf den Fotos zu weit unten.

Nachdem ich mit einem Bildschirmtipper den Auslöser freigegeben habe, piepst der Automat dreimal, dann wird ein Foto aufgenommen. Das Ergebnis sehe ich sofort auf dem Bildschirm. Ich könnte gleich diese Aufnahme ausdrucken, darf aber noch drei weitere knipsen lassen – was ich auch dieses Mal mache, mit jeweils leicht veränderter Haltung. Die vier Varianten sehe ich auf dem Bildschirm, ich entscheide mich rasch durch Antippen für eine davon.

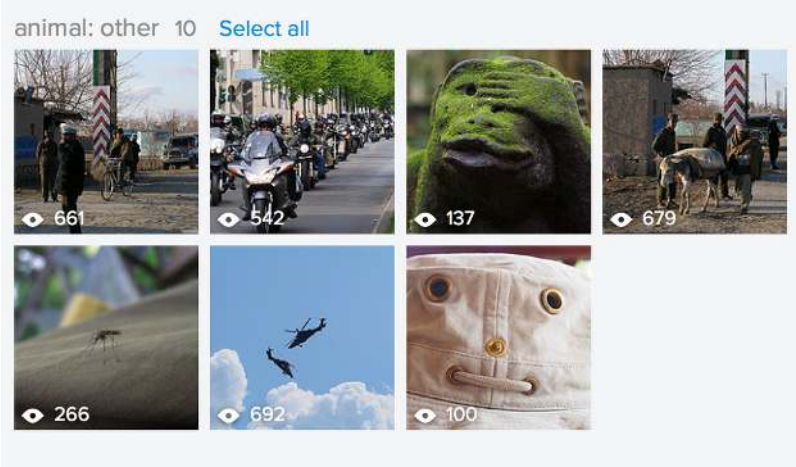
Nun ertönt aus dem Automaten blecherne, wahrscheinlich dynamisch gemeinte Musik, während in seinem Inneren ein Abzug erstellt wird. Nach nicht einmal einer Minute fordert mich die Damenstimme auf, das Bild aus dem Auswurfschacht zu nehmen.

Daheim beschrifte ich die Rückseite mit dem heutigen Datum und lege es auf den Stapel mit den anderen Automatenfotos.

Kaltmamsell

30.5.2015

Tags vom Computer: Tiere sind ein Problem



Das scheint der neue, aktuelle Trend bei allem möglichen, was man so ins Web stellt: Ungefragt fügt ein Computer-Algorithmus Tags hinzu, die das (spätere) Auffinden oder Organisieren von Inhalten ermöglichen sollen.

Seit ein paar Wochen bietet auch der Fotosharing-Dienst Flickr dieses Feature, vorerst noch als Beta. *Magic View* heißt diese Funktion, die die eigenen hochgeladenen Fotos nach Inhalten gruppiert und dafür, offensichtlich gesteuert von einer Bilderkennungs-Software, automatisierte Tags vergibt. Das neue Feature wird in den Fachdiensten heftig gefeiert und als Frischzellenkur für Flickr gewertet.

Leider funktioniert es noch, sagen wir, nicht für alles einwandfrei. Aus meinen Fotos hat Flickr zehn in die Kategorie *animal: other*, andere Tiere, eingeordnet. Dazu gehören ein Esel, Pferde, ein Vogel und eine Mücke. Aber

auch ein Fahrradfahrer, Motorräder, zwei Kampfhubschrauber und mein Tilley-Hut (Nebenbemerkung: dafür gibt es erstaunlicherweise keinen Wikipedia-Eintrag), der die Tags *outdor, animal, pattern* und *organic pattern* erhielt. Unterm Strich: vier der als Tierfotos getaggten Bilder zeigen Tiere, sechs nicht. Kein gutes Ergebnis.

Vielleicht sind Tiere auch einfach nur zu schwierig. Bei Gebäuden und Landschaftsbildern ist die Zuordnungsquote zu fast 100 Prozent korrekt. Die Algorithmen unterscheiden auch zuverlässig zwischen *landscape: snow*, *landscape: rock* und *landscape: shore* und erkennen auch Kinderfotos einwandfrei. (Mit *child* getagte Fotos haben ein kleines Schlosssymbol und sind offensichtlich vor öffentlicher Suche geschützt.)

(Fun Fact: Die *Gossen Tippa*-Schreibmaschine von 1956 wird unter *electronics* einsortiert.)

Unterm Strich: Noch nicht ganz so zufriedenstellend, aber schon ziemlich beeindruckend. Allerdings bei falscher Zuordnung auch ein Problem, so man dieses Feature nutzen will – dann muss man nämlich die falschen Tags manuell entfernen. Unter Umständen bei ein paar tausend Fotos.

Aber das mit der falschen Zuordnung über automatisch vergebene Tags kennen wir ja schon von LinkedIn. . .

Thomas Wiegold

31.5.2015

Papa ist im Radio und ich kann's nicht verlinken

Ich bekomme eine Mail von meinem Vater mit dem Betreff "Vater erklärt den Schmetterling", ohne Text, dafür mit einer MP3 im Anhang.

Bei der MP3 handelt es sich um einen Mitschnitt eines Interviews, das das Domradio mit meinem Vater führte. Thema ist der Schmetterling und mein Vater darf als Schmetterlingsexperte (er ist in der Tat Entomologe) zehn Minuten lang Fragen beantworten.

Ich möchte das Interview gerne auf Twitter, Facebook oder meinem Blog verlinken, gehe also auf die Webseite vom Domradio und suche sehr, sehr lange verzweifelt nach einem quasi offiziellen Mitschnitts. Leider werden anscheinend immer nur bestimmte Beiträge nachher öffentlich zur Verfügung gestellt und das Schmetterlingsinterview gehört nicht dazu.

Nun könnte ich natürlich selber die MP3 irgendwo hochladen und verlinken, das scheint mir aber rechtlich zumindest fragwürdig und nach Mailkorrespondenz mit dem Sender steht mir nicht der Sinn.

Also lade ich die MP3 einfach auf Dropbox und teile den Link nur im Redaktionschat des Techniktagebuchs und einmal mit einer bestimmten Person auf Twitter via DM. Und wer es jetzt noch hören will, der kann mich ja fragen und bekommt den Link dann persönlich zugeschickt.

Anne Schüßler

Mai 2015

Es bleibt in der Familie

Eine Tante von mir möchte mir ein Video zukommen lassen. Die entsprechende Datei ist mit rund 250 MB zu groß für eine E-Mail, aber sie probiert es trotzdem und bekommt, wenig überraschend, eine Fehlermeldung. Sie bittet mich um Hilfe. Ich weiß, dass sie sich mit allem Digitalen eher schwertut. Die Tatsache, dass sie einer E-Mail überhaupt einen Anhang beifügen kann, ist das Ende eines mehrjährigen, mühsamen Wegs, der von vielen Mails ohne Anhang gepflastert war. Daher überlege ich, wie ich es ihr so leicht wie möglich machen kann, mir die Datei zukommen zu lassen. Die Lösung ist so einfach wie naheliegend: Dropbox. Für alle, die das in zwanzig Jahren lesen: Dropbox war ein Dienst, der kostenlos (bis 2 GB) oder gegen Bezahlung Speicherplatz auf seinen Servern zur Verfügung stellte und es ermöglichte, die dort gespeicherten Dateien mit anderen zu teilen. Um das zu tun, kann

man eine Datei ›freigeben‹ und einen Link an beliebige Personen verschicken, die dann über die betreffende URL auf die Datei zugreifen können – recht bequem eigentlich.

Bequem heißt allerdings nicht, dass es bequem und simpel genug für jeden wäre, der Mühe mit Computern hat. Auch, um mir selbst (Erklär-)Zeit zu sparen, schlage ich meiner Tante vor, dass ich für sie einen kostenlosen Dropbox-Account anlege. Sie ist einverstanden. Ich habe ihr schon so oft am Computer geholfen, dass ich nicht nur ihre E-Mail-Adresse auswendig kenne, sondern auch ihre Standardpasswörter. Eines davon wähle ich für den Account, damit sie später ohne großes Nachdenken darauf zugreifen kann. Anschließend dirigiere ich sie telefonisch auf dropbox.com (›Mach mal das Internet auf und gib in der Zeile ganz oben was ein‹) und sorge dafür, dass sie sich einloggt und die Datei hochlädt (›Du musst die Datei quasi anhängen, wie an eine Mail‹ – immerhin ein bekanntes Prozedere). Da ich den Account angelegt habe, bin ich selbst ebenfalls dort eingeloggt. Das Video erscheint und ich lade die Datei herunter. Dadurch muss ich ihr nicht erläutern, wie sie die Datei freigeben und den Link mit mir teilen kann.

Am Abend ruft mich mein Onkel an. Er hat ein zweites Video gefunden, das er mir auch gerne zeigen möchte. ›Ich hab's dir schon auf diese Seite getan‹, sagt er. Tatsächlich befindet sich das Video in der Dropbox meiner Tante, in die ich mich unter Verwendung des von mir selbst für sie gewählten Passworts erneut einlogge. Ich bereue, dass ich aus Bequemlichkeit den Eindruck vermittelt habe, die normale Nutzung von Dropbox bestünde darin, jedem, mit dem man Dateien teilen will, das eigene Passwort zu verraten. Ein Versuch meinerseits, doch noch die ›Freigeben‹-Funktionalität und das Einfügen von Links aus der Zwischenablage in eine Mail zu erläutern, schlägt allerdings fehl. Das sei schon in Ordnung. Außer mir und ein paar anderen Verwandten hätte ja niemand Zugriff auf die Dateien. Und sowieso könne man die Aufnahmen von Oma Lieschens 80. Geburtstag auch bei strengster Betrachtung nicht als Verschlusssache bezeichnen. Einwände, dass das ver-

wendete Passwort ja auch noch anderen Zwecken diene, gelten nicht: ›Das weiß doch keiner! Und, na ja, selbst wenn, bleibt doch in der Familie.‹ Darauf weiß ich auch nichts mehr zu sagen.

Christopher Bergmann

Mai 2015

Firmenhandy

Ich arbeite in der IT-Branche, und da gerne auch außerhalb der regulären Arbeitszeiten Dinge kaputtgehen, auf die reagiert werden muss, hat mein Arbeitgeber einen "Notrufservice". Ein automatisiertes System, das SMS (und E-Mails) verschickt und die Entwickler anrufen kann – solange es nicht auch vom Ausfall betroffen ist. Da ich der Meinung bin, diese Anrufe und Nachrichten haben auf meinem Privathandy nichts zu suchen – ich möchte die Wahl haben, sie ignorieren zu können – bekam ich Anfang letzten Jahres ein Firmenhandy.

Damit das nicht so teuer ist, wurde es nur ein günstiges, irgendwo rumliegendes Sony Xperia Tipo, ein inzwischen ca. 2 ½ Jahre altes Mittelklasse-Android-Handy mit begrenztem internem Speicher und einem nie mit Updates versehenem Android 4.0.4.

Da das Original-Android drauf ist, sind natürlich eine Handvoll Apps vorinstalliert, die sich auch nicht entfernen lassen. Selbst habe ich keine weiteren Apps installiert. Die Apps und Google-Dienste erhalten regelmäßig Updates, die über den Firmenvertrag heruntergeladen werden. Diesen Monat ist es zum ersten Mal passiert, dass das Datenvolumen des Vertrags nicht mehr ausreicht, alle regelmäßigen Updates herunterzuladen. Zusätzlich werden auch nicht mehr alle Updates durchgeführt, da der interne Speicher des Geräts inzwischen dafür nicht mehr ausreicht.

Das Telefon ist mit meinem Firmen-Exchange-Account verbunden, und durch dort hinterlegte Sicherheitsrichtlinien bekomme ich täglich eine Notification, ich müsse irgendwelche Sicherheitseinstellungen am Telefon vornehmen. Das könnte z. B. ein passwortgeschützter Lockscreen sein oder Speicherverschlüsselung etc. Leider sagt die Meldung nicht, woran sich der Exchange Server stört, unsere Admins wissen es auch nicht.

Wirklich benutzbar ist das Gerät nun nicht mehr, da es sehr viel mit sich selbst beschäftigt ist und Notifications nicht mehr auf wirkliche Probleme an unseren Systemen hinweisen. Meist liegt es nun auf lautlos gestellt zu Hause. Gelegentlich klicke ich die sinnlosen Notifications weg und schaue, welche Ausfälle ich in letzter Zeit so verpasst habe.

Stefan Jaekel

Vermutlich Mai 2015

Im Callcenter ist man besorgt um mich

Ich verursache einen Auffahrunfall mit dem Tesla. Kurz danach klingelt mein Handy. Der Tesla-Straßendienst ist dran: “Herr Hogenkamp, ich sehe, Sie hatten einen Unfall. Ist bei Ihnen alles okay? Brauchen Sie Hilfe, sollen wir jemanden schicken, Polizei, Krankenwagen?” Ich sage: “Mir fehlt nichts, ich bin gerade dabei, mit der Fahrerin des beschädigten Autos den Europäischen Unfallbericht auszufüllen. Wenn Sie in fünf Minuten noch mal anrufen, sind wir damit fertig.” Ein paar Minuten später: “Herr Hogenkamp, ich sehe, Sie fahren jetzt wieder, geht denn alles?” – “Sieht alles soweit okay aus, nur das Lämpchen vom Airbag leuchtet.” – “Ja, das sehe ich hier auch.”

Peter Hogenkamp, Gedächtnisprotokoll von Kathrin Passig

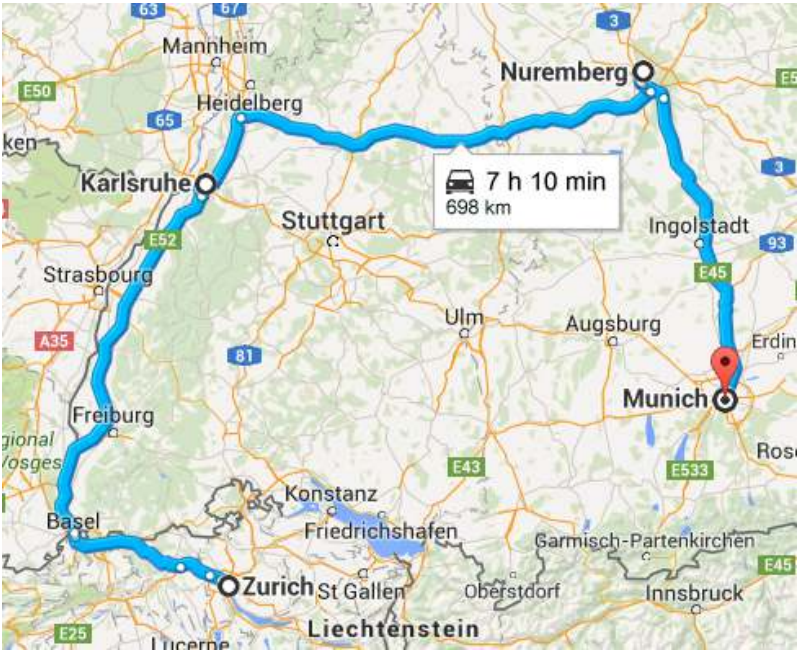
Vermutlich Mai 2015

Alles ganz toll, außer wenn kein Supercharger auf dem Weg ist

Also ich war voll in Zürich losgefahren, hatte einmal unterwegs aufgeladen, kam in Karlsruhe an und hatte noch zweihundert Kilometer oder so Reichweite. Ich musste aber von Karlsruhe dann weiter nach München. Und dummerweise gibt's auf dieser A8 Karlsruhe – Stuttgart – München keinen anderen Supercharger.

Jetzt hat der Tesla die neue Software, Version 6.2, wo Elon Musk groß getwittert hatte: „The end of range anxiety". Die hat ein intelligenteres Navi drin, was die Supercharger einberechnet, was es früher nicht gemacht hat. Und dann hat es sogar noch tolle Features: Du hast ja eine Tesla-App auf deinem iPhone, die quasi mit deinem Auto gekoppelt ist. Während du dann lädst, rechnet das Navi, wie lang du brauchst bis zum nächsten Supercharger und schickt dir dann sogar eine Pushmessage, die dir sagt: Jetzt kannst du weiterfahren.

Also alles ganz toll, außer wenn kein Supercharger auf dem Weg ist, weil Tesla sich für alle anderen Charger nicht interessiert. Dann rechnet es eine andere Route aus, so dass ich von Karlsruhe statt nach Südosten erst mal noch ein Stück nördlich fuhr, um zu einem anderen Supercharger zu kommen. Und ich fuhr dann also da hin und musste dann ganz am Ende, weil da auch noch Stau war – das hatte jetzt mit dem Tesla nichts zu tun –, bin ich über Nürnberg gefahren, also einen so absurden Umweg, einfach um mich entlang dieser Supercharger zu hangeln. Ich hab wahrscheinlich doppelt so lang gebraucht wie normalerweise für die Strecke.



Karte: GeoBasis-DE/BKG, Google

Peter Hogenkamp, aufgezeichnet von Kathrin Passig

Mai 2015

Telefone ohne Hörer sind manchmal auch einfach nur kaputt

Ich laufe durch den U-Bahn-Tunnel unter dem Essener Hauptbahnhof und komme an zwei öffentlichen Telefonen vorbei. Aber irgendwas kommt mir komisch vor.

Die Telefone haben keine Hörer. Erst denke ich, dass es sich hier vielleicht um irgendein neues technisches Konzept aus den letzten Jahren handeln könnte. Ich habe ja schon sehr lange kein öffentliches Telefon mehr benutzt und wüsste gar nicht, was da mittlerweile alles Abgefahrenes passiert sein könnte. Immerhin steht eine Anleitung auf dem Telefon.

Der Anleitung nach soll man aber schon einen Hörer in die Hand nehmen. Ohne Hörer wird das allerdings schwierig. In den Kästen über den Telefonen liegen lustige Kabel und undefinierbarer Technikkram, aber auch keine Hörer.

Fachmännisch schließe ich daraus, dass wohl niemand hier mehr telefonieren kann. Es sei denn vielleicht, man hat seinen eigenen Hörer dabei.

Anne Schüßler

Mai 2015

Das neue Spiel kommuniziert über ein uraltes Signal mit mir

Ich nutze schon so lange Computer, dass ich mich noch gut daran erinnern kann, wie ein Röhrenmonitor sein langsames Dahinscheiden ankündigt: Nämlich mit lustig bunt-flimmernden Pixel-Streifen, die quer über den Bildschirm laufen. Manchmal kündigte sich so auch nur ein defektes Kabel an, aber meist hielt der Monitor selber dann nicht mehr lange.

Röhrenmonitore habe ich schon lange nicht mehr, aber letztens kaufte ich mir ein Computerspiel. Ich spiele eigentlich nicht viel und wenn, dann nur Auto-Rennspiele; und seit dem Umstieg auf den Mac ist das mangels Auswahl noch weniger geworden.

Das neue Spiel überrascht mich auf einmal mit flimmernden bunten Streifen. Ich erschrecke und mir schießen ewig nicht gedachte Wörter wie „zu hohe Auflösung eingestellt“ in den Kopf.

Dann merke ich, dass das Spiel die Streifen offensichtlich bewusst nutzt, um mir zu signalisieren: Du bist gerade gegen eine Wand gefahren und jetzt ist etwas kaputt.

Ja, das Signal ist so in meiner Erinnerung eingebrannt, dass die Nachricht zumindest bei mir sehr gut funktioniert.

Christian Fischer

Mai 2015

„Eine Maschine, die dich einfach ersetzt“

Frau S. bietet mir gleich nach zwei Wochen das Du an und freut sich, „endlich wieder einen neuen jungen Menschen“ an der Kasse zu sehen. Manchmal kommt sie mit ihrer Freundin aus dem Altersheim, deren Name ich mir

nie merken konnte, aber meistens ist sie alleine unterwegs. Sie scheint auch ständig mit irgendwelchen anderen Menschen aus dem Altersheim im Streit zu sein und meidet diese dann sehr offensichtlich. Versteckte Auseinandersetzungen und kleine Machtkämpfe zwischen herabgeschriebener Milch und frischen Brötchen, die ich morgens noch halb schlafend backe – in diesem kleinen Dorfsupermarkt zu arbeiten, erweist sich bald als aufregender als gedacht.

Wie die ganze Welt von der Technik heimgesucht wird, geschieht dies auch da ziemlich schnell. Mein Chef ist sehr aufgeregt, als wir von weiter oben zwei vollelektronische Kassen vorgeschrieben bekommen. Da kann man seine Artikel selbst einscannen, den Betrag in Noten oder Münzen oder mit Karte begleichen, seine Sachen selbst einpacken und wieder gehen. Man muss niemanden grüssen oder sich für nichts bedanken, man ist selbstständig und vielleicht auch schneller, das ist erstrebenswert. Diese Kassen können eine gute Sache sein. Für Bahnhofseinkäufe, die unter Zeitdruck gemacht werden müssen. Wenn man abends so müde ist, dass man nicht einmal mehr fähig ist, dem*der Verkäufer*in ein Lächeln zu schenken, oder ganz einfach, wenn so viele Leute da sind und die Schlange endlos erscheint. Aber ich habe von Anfang an die Wirksamkeit und die Richtigkeit dieser Kassen in einem eher kleinen Dorfsupermarkt angezweifelt, in dem die Leute so gerne noch über das Wetter, den neuen Busfahrplan oder den letzten Urlaub plaudern.

Die Kassen werden installiert und am ersten Tag ihres Gebrauchs bin ich da eingeteilt. Ich stehe zwischen den zwei Kassen und habe die Aufgabe, unseren Stammkund*innen die Vorteile zu erklären. Ich bekomme einen wichtigen Badge, um in das Kassengeschehen einzugreifen bei Alterskontrollen oder Kreditkarten, die nicht funktionieren wollen. Als ich von weitem den Haarschopf von Frau S. sehe, ahne ich bereits Böses.

Wie erwartet ist sie alles andere als zufrieden. Sie kommt mit ihren ledrigen Händen kaum bis zum Bildschirm hinauf, den sie bedienen soll. Sie muss zuerst den Rollator inklusive Korb in die richtige Position bringen, dann um ihn herum laufen und vorsichtig die Ware ausladen, die sie auf einem Zwischenregal abstellen muss, weil ihre Kraft nicht ausreicht, die Tüte ganz nach

oben zu legen. Irgendwann scanne ich ihre Ware ein (billige Milch, zwei Brötchen, billigen Honig, drei Eier – wie fast jeden Tag) und zeige ihr, wo sie das Geld einwerfen kann. Grosse Aufregung, als das Rückgeld in Zweifrankenstücken herauskommt und nicht in zwei Einfrankenstücken. Frau S. braucht nämlich immer diese Einfrankenstücke, um damit ihre Wäsche zu waschen. Als die Ware schliesslich im Rolli verstaut ist, sind ihre Haare zerrauft, ihre mottenzerfressene Handtasche durchwühlt und ihr Gesichtsausdruck unzufrieden. Sie nimmt meine Hand und meint „Das ist schon verrückt. Eine Maschine, die dich einfach ersetzt? Das gab es früher nicht. Nein, so was gab es wirklich nicht. Ich weiss noch, als ich zum ersten Mal eine Strumpfhose suchte, habe ich“ – Und genau in diesem Moment klingelt der Alarm der anderen Kasse, weil irgendjemand Zigaretten einscannt und ich überprüfen muss, ob dieser Kunde das auch wirklich darf. Ich lasse Frau S. stehen und sehe aus den Augenwinkeln, wie sie sich langsam vom Laden wegschiebt.

Die nächsten drei Tage arbeite ich nicht, und als ich vier Tage später den Pausenraum betrete, merke ich sofort, dass eine spezielle Stimmung herrscht. Aufgeschlagen auf dem Tisch im Mitarbeiter*innenraum liegt die Seite mit den Todesanzeigen und da ist Frau S. abgebildet. Einen Tag, nachdem ich keine Zeit für sie hatte, ist sie verstorben. Ich hätte gerne erfahren, wie Frau S. ihr erstes Paar Strumpfhosen gekauft hat.

Anaïs Clerc

31.5.2015

Die Armbanduhren der Toten

Ich besitze noch zwei Armbanduhren, eine von meinem verstorbenen Bruder und eine von meinem ebenfalls nicht mehr lebenden Vater. Beide habe ich gern getragen, um mich mit ihnen verbunden zu fühlen. Bis eines Tages das Armband der Uhr meines Bruders riss, die Uhr herunterfiel und kaputtging. Die Symbolkraft dieses Ereignisses war so erschreckend, dass seitdem beide

Uhren in einer Schublade liegen und ich sie nur ab und zu heraushole, um sie in die Hand zu nehmen. Heute ist der 10. Todestag meines Bruders. Die Zeit verstreicht. Auch wenn die Uhr stehengeblieben ist.

sleeplessdarkhorse

Mai 2015

Dauerverwirrung bei der U-Bahn-Anzeige

Im U-Bahnhof am Essener Hauptbahnhof wird auf einer Anzeigetafel die Ankunft der nächsten vier Bahnen angezeigt. Gelegentlich gibt es noch ganz unten eine Laufschrift für besondere Meldungen, zum Beispiel wenn die U17 wieder Verspätungen hat oder die U18 wegen Bergschaden irgendwo nicht fahren kann. In solchen Fällen werden auch nur die nächsten drei Bahnen angezeigt.

Tatsächlich irritieren mich dauerhaft zwei Dinge:

Erstens lese ich regelmäßig “Margarethenhöhein” und wundere mich über das komische Wort.

Zweitens wird die U18 wirklich regelmäßig falsch als U11 angekündigt. Dazu muss man vielleicht auch wissen, dass es in Essen genau drei U-Bahn-Linien gibt, die sich auch nur eine sehr kurze Strecke um den Hauptbahnhof teilen. Die U11 hat also an der Wickenburgstraße wirklich nichts verloren. Auf der Bahn, die dann tatsächlich einfährt, prangt auch groß U18 vorne, hinten und an der Seite. Es wird aber trotzdem seit Monaten immer wieder die U11 Richtung Wickenburgstraße angekündigt und manchmal frage ich mich, wie viele Menschen schon irrtümlich in eine U18 stiegen, weil sie als U11 angekündigt wurde.

Anne Schüßler

22.04.–01.06.2015

Aufregende Post

Ich bekomme Post vom Polizeipräsidenten. Das treibt den Puls hoch, denn üblicherweise ist jetzt mit einem Bußgeldbescheid oder ähnlichem Unerfreulichem zu rechnen. Diesmal aber kann ich mich direkt wieder beruhigen.

Ich war Zeuge eines Verkehrsdelikts, das sich im Dezember zugetragen hat, und die Polizei ermittelt. Der Anwalt des Beschuldigten hat noch Fragen zum genauen Ort des Vorgangs, und ich werde gebeten, diesen auf dem beiliegenden Blatt zu markieren.

Dort ist aber kein Auszug aus einem teuren Kartenwerk für den öffentlichen Dienst zu finden. Oder ein Abdruck z. B. einer OpenStreetMap-Karte. Nein, das Blatt enthält neben diversen Aktenzeichen ein Bildschirmfoto: Abgebildet ist ein Fenster des Browsers Mozilla Firefox mit Titelzeile, Menüleiste und allem drum und dran. Im Firefox geöffnet ist Google Maps mit einer Ansicht des relevanten Gebietes.

Ich nehme mir einen dicken Filzstift und markiere die entsprechenden Stellen in der Karte. Dann sende ich das Blatt per Post zurück an die Polizeidienststelle.

Etwa vier Wochen später erreicht mich erneut ein Schreiben des Polizeipräsidenten, und wieder macht mein Puls kurz Sprünge. Glücklicherweise gibt es beim Lesen aber wieder Entwarnung: Es geht erneut um die Zeugenaussage. Man habe da ein Blatt in der Akte, von dem man nicht genau wisse, wo es herkommt. Ob es von mir sein könnte. Beiliegend ein Auszug der Akte mit einer Kopie des von mir markierten Blatts. Ich möge diesmal per E-Mail antworten. Ich bestätige kurz per Mail, dass das Blatt wirklich von mir stammt (und wundere mich still darüber, dass die Behörde Absen-

der auf Briefumschlägen offenbar nicht wahrnimmt, denn diesen hatte ich aufgestempelt). Diesmal kommt die Reaktion binnen 5 Stunden – per Mail. Man hat meine Mitteilung empfangen und der Akte beigefügt.

Mathias Block

Anfang Juni 2015

Busfahren heute

Das Techniktagebuch berichtet regelmäßig über bequeme, zukunftsweisende und manchmal funktionsfähige Bezahlmodelle im öffentlichen Nahverkehr. Ich würde das auch gerne tun, wohne aber im Einzugsbereich der Großstadt mit der drittgrößten Autodichte Deutschlands. Daher findet die Zukunft im öffentlichen Nahverkehr nicht hier statt und ich berichte nicht aus der Zukunft.

Die Busfahrkarte kauft man beim Fahrer zu einem leicht erhöhten Preis gegen Bargeld. Es gibt Einzelfahrkarten, Tageskarten, Partnerkarten und Nachtkarten. Sie sind alle aus Papier.

Möchte man als Gelegenheitsfahrer etwas Geld sparen, so kauft man Streifenkarten.

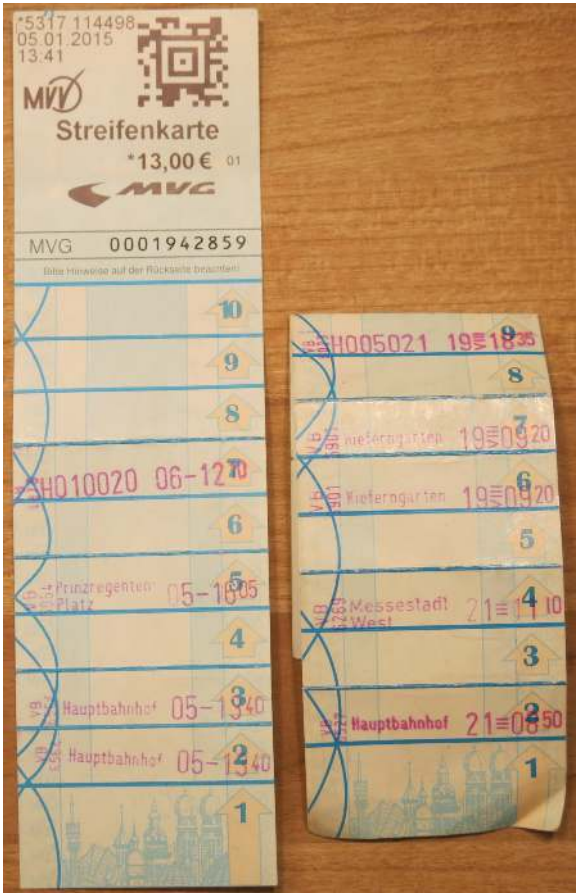


Bild typähnlich: Streifenkarten der Münchner MVG. Im Text geht es aber um Ingolstadt. Um Ingolstadt!

Diese Karten kann man nicht etwa beim Fahrer oder an einem Automaten im Bus oder an der Haltestelle kaufen, sondern muss sie (wie auch alle Schüler-, Wochen-, Monats-, Jahres und Fußnotenpartnerdoppelwochenendkarten) vorher an einer Vorverkaufsstelle erwerben.

In Ingolstadt gibt es beeindruckende 58 Vorverkaufsstellen, von denen 15 die Rathäuser der umliegenden Gemeinden sind (die Öffnungszeiten der Amtskasse sind im Internet einzusehen). Man sollte sich also immer einen kleinen Vorrat an Streifenkarten besorgen und so die Infrastruktur vorfinanzieren.

Die Streifenkarte knickt man nach der für die Fahrt erforderlichen Anzahl Streifen um und steckt sie im Bus in einen Entwerter, der Datum und Uhrzeit darauf stempelt. Eine Karte reicht je nach Zone für etwa zweieinhalb Fahrten.

Der Internetauftritt der Ingolstädter Verkehrsgenossenschaft ist vorhanden und funktionsfähig. Klickt man auf „Fahrkarten kaufen“, hat man im „Shop“ die Auswahl zwischen der Schülerkarte und dem Airportexpress. Sonst nichts.

Mehr gibt es dazu eigentlich nicht zu sagen, außer dass die Fahrplanauskunft der Deutschen Bahn auf die Daten der Ingolstädter Verkehrsgenossenschaft zugreifen kann und teilweise über das nützliche Feature Bedienbarkeit verfügt.

Ich freue mich aber besonders, dass die Busse in Ingolstadt beheizbar sind und schon über gepolsterte Sitze, automatische Türen, und eine elektrifizierte Anzeige des Fahrtziels verfügen. Vorsprung durch Technik.

Update: Wenige Tage nach dem Aufschreiben wurde am 15. Juni 2015 im Ingolstädter Verkehrsgebiet Touch&Travel eingeführt.

Georg Passig

Seit Ende 2014

Es piepst aus dem Telefonhörer

In meinem Job muss ich manchmal fremde Menschen anrufen. Meistens gab es vorher irgendeine Art Mailverkehr, der entweder direkt mit mir geführt oder an mich weitergeleitet wurde mit der Bitte, mich am besten telefonisch bei Person X zu melden.

Ich gucke also nach unten in die Mail und scanne die Signatur der anzurufenden Person, bis ich etwas Telefonnummernartiges finde. Diese Nummer wähle ich dann und erstaunlich oft piepst es unangenehm aus dem Telefonhörer. Es stellt sich raus, dass das Rückwärtsscannen der Signaturen gar nicht so ratsam ist, da die erste Telefonnummer, die man dabei erwischt, gerne die Faxnummer des Signaturinhabers ist. Man muss dann eine Zeile höher oder in der gleichen Zeile weiter vorne gucken, um die richtige Telefonnummer zu finden.

Da mir dieser Fehler mehr als einmal passiert, schiebe ich es auf das anscheinend wenig durchdachte Mailsignaturdesign. An mir kann es ja nicht liegen.

Anne Schüßler

1. Juni 2015

Paradigmenwechsel am Touchpad

Ich richte für ein Freundin ein Laptop mit Windows 8.1 ein. Als ich beim Schritt “Lesen Sie bitte die Lizenzbedingungen” wie gewohnt zwei Finger auf dem Touchpad nach unten ziehe, um weiter zu scrollen, geschieht nichts. Erst als ich die Gegenbewegung mache und mit zwei Fingern nach oben ziehe, kann ich weiter lesen. In Bedienoberflächen, deren Fenster Rahmen mit Scrollbalken haben, lautet die Analogie: Der Text ist fixiert, der Leseaus-

schnitt muss also (nach unten) bewegt werden. Doch in Bedienoberflächen, deren Fenster ohne Rahmen auskommen, kann die Analogie auch mal anders lauten: Hier muss der Text nach oben geschoben werden, will man weiter lesen.

Ich ziehe das Techniktagebuch zu Rate, um zu erfahren, ob das zuvor schon thematisiert wurde. Und ja, Karsten Doms hat das aufgedröselt und nennt es *natural scrolling*.

Frank Schiersner

2.6.2015

Um unkompliziert und anonym im Internet zahlen zu können, muss man zuerst kompliziert unanonym sein

Einige Umstellungen bei meiner Hausbank veranlassen mich, bei dieser Gelegenheit gleich meine Zahlungsabwicklungsmethoden zu überdenken.

Neben einem rein per Internet geführten zusätzlichen Konto, das auch eine Art risikoloser Geldanweisung bietet, interessiere ich mich für Bitcoin.

Mit Bitcoin kann ich anonym im Internet zahlen, was sehr interessant ist und in Sachen Privacy perfekt zum Verschlüsseln von Mails mit PGP passt.

Wie diese Kryptowährung genau funktioniert, würde den Rahmen dieses Textes sprengen, aber es hängt damit zusammen, dass in einer App oder einem Programm auf dem PC kryptographische Schlüssel abgespeichert werden, die für die dort vorhandene Summe Geldes stehen.

Geld, das ich “auf dem PC” habe, habe ich nicht “auf dem Handy”. Um Kryptogeld quasi in meiner Matratze zu verstecken, kann ich den Schlüssel auch ausdrucken. Zwischen diesen digitalen Geldbörsen kann ich das Geld digital auch über Kontinente hinweg überweisen. Anonym wie mit Bargeld.

Das ist unter anderem deshalb interessant, weil immer wieder Stimmen laut werden, die Bargeld abschaffen wollen, um Geldwäsche, Steuerhinterziehung und den anonymen Barkauf nuklearer Massenvernichtungswaffen zu verhindern.

Bei Banken kann man Bitcoins nicht erwerben.

Es gibt Wechselstuben. Ich wähle unter den vielen Angeboten eine seriös wirkende in Europa mit einem niedrigen Wechselkurs. Dorthin muss ich jetzt Geld überweisen, um dafür im Gegenzug Bitcoins zu erhalten.

Per Paypal kann ich die Bitcoin nicht bezahlen, weil Paypal verhindern will, dass man es mittelbar zur Geldwäsche, Steuerhinterziehung oder zum anonymen Ankauf nuklearer Massenvernichtungswaffen nutzt.

Um zeitnah von meiner Kreditkarte Geld einzuzahlen, das ich in Bitcoin tausche, muss ich mich registrieren und verifizieren.

Die Verifizierung meiner Identität bei der Onlinebank passierte am Sonntag binnen 10 Minuten per Videotelefonat. Bei der Bitcoin-Wechselstube muss ich zunächst Bilder meines Personalausweises hochladen.

Geht klar –

Dann fordert das System einen Nachweis meines Wohnorts. Einen Farbscan eines Steuerbescheids oder einer Telefonrechnung für den Festnetzanschluss. Beides darf nicht älter als 3 Monate sein.

Den ISDN-Anschluss teile ich mit mit der Nachbarin, weshalb auch ihr Name im Anschriftenfeld steht. Das geht also niemanden was an.

Den Steuerbescheid also. Das hättet Ihr wohl gerne.

Ich google nach weiteren Möglichkeiten und finde eine, bei der ich Linden-Dollar (das ist die spielinterne Währung in Second Life) in Bitcoin wechseln kann. Linden-Dollar besitze ich noch im Gegenwert von ca 40ct, könnte aber per Paypal oder Kreditkarte zusätzliche erwerben.

Die müsste sie dann aber innerhalb von Second Life einem anderen Spieler übertragen, was durch eine neue Kommunikationsebene kompliziert und, da ich auf die Schnelle keine Infos über die Seriösität des Geldwechslers finde, auch nicht risikolos ist.

Ein Blick auf die Wechselkurse zeigt mir zudem, dass ich den genauen Wechselkurs von Euro in Bitcoin bei diesem Beschaffungsweg nicht vorhersehen kann, er aber definitiv schlechter sein wird als der Kurs der Wechselstube.

Also bleibt nur, dass die erste Wechselstube mir einen Brief zuschickt, in dem ein Verifizierungscode steht.

In einer Zeit, in der ich problemlos ohne Anmeldung und Verifizierung Medikamente online bestellen und bezahlen kann, erscheint das alles dann doch einigermaßen paranoid.

Das anonyme Bezahlen per Internet verschiebt sich also auf unbestimmte Zeit.

Volker König

2. Juni 2015

Generation Batterie trifft Generation Akku

Meine 10-jährige Tochter hat sich das Spiel Uno Extreme gekauft. Uno ist ein Kartenspiel ähnlich wie Mau-Mau. Bei Uno Extreme drückt man jedes Mal, wenn man beim normalen Uno eine Karte ziehen würde, auf den Knopf einer Maschine, die dann zwischen 0 und vielen Karten ausspuckt. Gerne auch unter das Wohnzimmersofa, aber das nur nebenbei.

Zu Hause reißt sie die Packung auf, entnimmt, die Kartenspuckmaschine, die Spielkarten und rumort dann hektisch im Karton, schüttet ihn aus und durchwühlt das Papier.

“Das Ladekabel fehlt!”, befindet sie dann. “Passt da das vom Handy oder das vom iPad?” Das Netzteil des Ladekabels vom iPad liefert mehr Watt als das vom Handy, das weiß sie natürlich. Verblüfft ist sie aber, als ich ihr sage, dass die Kartenspuckmaschine mit Batterien betrieben wird und meint: “Ach, ich dachte, das ist nur noch bei ganz altmodischen Sachen wie Taschenlampen so!”

Meine Tochter ist die Generation Akku.

Novemberregen

1.6.15 – 03.06.15

Ein- und Auschecken nicht vergessen

Für einen Kurztrip geht es mit der Freundin im Fernbus in die niederländische Hauptstadt Amsterdam. Der Busfahrer erläutert bei Ankunft, dass Taxis in den Niederlanden sehr teuer sind und gibt die Empfehlung, sich eine Tageskarte für den ÖPNV zu kaufen. Von den aufladbaren Chipkarten habe ich bereits gelesen und auch der ein oder andere Eintrag im Techniktagebuch hatte dieses System bereits näher beschrieben. Das Mehrtagesticket kommt sogar ohne die Einmalzahlung aus, von der ich immer gelesen habe, die ich für 3 Tage irgendwie blöd fand.

Auf Nachfrage werden wir an den Buchladen verwiesen, wo man Tageskarten mit der gewünschten Gültigkeitsdauer erwerben kann. Die Verkäuferin erklärt, dass bei der ersten Nutzung die Karte aktiviert wird und ab diesem Zeitpunkt für den gewählten Zeitraum gültig ist. Auch erklärt sie mit ernster Miene, dass es sehr wichtig ist, die Karte sowohl bei Betreten als auch beim Verlassen des Verkehrsmittels vor das Lesegerät zu halten ist, da die Karte sonst gesperrt wird.

Mit der Karte und den Anweisungen im Gepäck geht es zum Bus und vollkommen fasziniert beobachten wir, wie alle Fahrgäste geordnet in den Bus steigen und beim Eintreten ihre Karten vor das Lesegerät halten, welches die Transaktion mit einem Piepton quittiert. Beim Ausstieg erkennt man sehr gut den Unterschied zwischen Tourist und geübtem ÖPNV-Nutzer. Während die Touristen erst beim Verlassen des Fahrzeugs ihre Karte zum Auschecken vor das Lesegerät halten, erledigt der Einheimische diesen Vorgang meist schon direkt nach der Abfahrt der vorletzten Haltestelle, um beim Ausstieg die Karte schon sicher verstaut in der Tasche zu haben.

Jedoch stellt sich mir anfangs die Frage, warum man nun bei einer 3-Tageskarte jede Fahrt durch ein- und auschecken “buchen” muss. Nach kurzer Überlegung zeigt sich, dass diese für deutsche Verhältnisse ungewohnte Art sehr gut dafür geeignet ist, die Auslastung der einzelnen Linien zu messen, was auch eine kurze Recherche so bestätigt. Nach kurzer Zeit ist das System in Fleisch und Blut übergangen und bei der Abfahrt graut es mir vor dem heimatlichen Tarifdschungel und den Fahrkarten auf Papier, die es bei Fahrtantritt zu entwerten gilt.

Weidekaiser

03.06.2015

Internetcafé? Da gab es doch mal eins am Bahnhof...

Vor dem Gebäude der Uni höre ich im Vorbeilaufen, wie ein Mann mit französischem Akzent einen Studenten nach “dem nächsten” Internetcafé fragt. Ich muss bei der Vorstellung, es gebe quasi an jeder Ecke eines, ein wenig grinsen und bleibe stehen. Der Student überlegt angestrengt und meint dann “Irgendwo vorne am Bahnhof war glaube ich mal eins, aber ob es das noch gibt...?”. Ich schalte mich ein und erkläre, dass ich bei einem kleinen Drucknotfall vor einem Jahr tatsächlich bei besagtem Internetcafé war, dass ich aber auch nicht genau weiß, ob es noch geöffnet hat. Der Student verabschiedet sich in Richtung Vorlesung, aber ich habe noch etwas Zeit und frage den Mann, wozu er denn ins Internet müsse.

Er erklärt mir, er brauche unbedingt diese eine Mail, um zu wissen, wo er eigentlich genau hinmüsse, dabei fuchtelt er mit seinem wenig internetfähig aussehenden alten Handy vor meiner Nase herum. Ich ziehe mein WLAN-fähiges Tablet aus dem Rucksack und überprüfe, ob ich an unserem Standort noch das Uni-WLAN benutzen kann; es geht. Also biete ich ihm an, er könne die besagte Mail gerne im Browser meines Tablets abrufen, woraufhin er mir hoch und heilig versichert, er würde auch nichts kaputtmachen. Dazu hat er

aber ohnehin keine Chance, da er mir trotz des Angebots, ihm das Tablet in die Hand zu geben, komplett das Eingeben aller Daten – inklusive Passwort – bei dem großen Mailanbieter überlässt. Leider stellt sich heraus, dass er sich nicht an das richtige Passwort erinnern kann, obwohl er mehrmals auf der virtuellen Tastatur seine Eselsbrücke mit “Zeile hoch … und dann wieder runter und rechts … oder war es doch links?” nachzuvollziehen versucht. Schließlich wird der Login aufgrund zu häufiger falscher Passworteingabe gesperrt und ich frage mich, ob vielleicht die Tastatur seines (sicher französischen) Computers anders aufgebaut ist. Trotz des Fehlschlags bedankt er sich sehr nett und ich mache mich auf den Heimweg.

Wieder daheim, suche ich auf Google Maps nach Internetcafés und finde überrascht tatsächlich fünf Stück in der Stadt mit über 200.000 Einwohnern, in der ich lebe. Allerdings weiß ich vom Vorbeilaufen von mindestens einem, dass es nicht mehr existiert.

Maya

03.06.2015

Rein akustische Unkrautvernichtung

In den Sommermonaten kommt einmal die Woche ein Herr, um 10-15 Minuten lang Unkraut zu vernichten. Das Gerät scheint nicht mit Chemie zu arbeiten, keine Wurzeln zu entfernen und auch sonst nicht viel zu können, außer Grünzeug oberflächlich etwas zu kürzen. Käme der Herr wochentags um 11 Uhr, wüsste ich nichts von seiner Existenz. Aber er kommt um 6:30 Uhr. Um diese Zeit sind viele der Anwohner noch zu Hause. Und weil die wahre Stärke des Geräts im Geräuschpegel liegt, weiß man dann: Da passiert was. Da wird sich gekümmert.

Vorher

Nachher

Sokoban-Spielerin

3.6.2015

Zufällige Zeitreise mit dem Zug

Weil mein vorgesehener Zug für den Rückweg nach Berlin, ein ICE, schon mit 20 Minuten – und steigend – Verspätung angekündigt wird, erwische ich in letzter Minute noch einen abfahrenden IC in die Hauptstadt. Und fühle mich binnen Minuten in meine Kindheit zurückversetzt.

Abteilwagen gibt es ja immer noch, auch im ICE, aber nicht solche. Mit plüschigen Polstern, in denen man versinkt. Spiegel und Ablage – nicht nur eine Gepäck-, sondern auch eine Hutablage! – in dezentem Messing. Und sehr, sehr viel Beinfreiheit.

Was in dem IC der deutschen Bahn inzwischen, leicht durchgesessen, zur zweiten Klasse gehört, war in meiner Kindheit die Luxusausstattung der ersten Klasse. Breite Sitze, Leselämpchen über jedem Sitz, Aschenbecher in der Armlehne (damals, vor 1997, hatte die Deutsche Bahn noch Raucherabteile in ihren Zügen).

Der Charme der 1970er-Jahre nimmt mich sofort gefangen – und auch meine Mitreisenden. Gemeinsam erinnern wir uns daran, wie wir mit den Eltern in solchen Zügen unterwegs waren. Oder vielleicht sogar, wie ich, allein zur Oma. Allerdings damals natürlich in der zweiten Klasse, deren Sitze nicht mit einem plüschigen Bezug, sondern mit glattem, kaltem Kunstleder bezogen waren.

Damals war aber auch etwas möglich, was in den ansonsten äußerlich fast unveränderten Abteilen heute nicht mehr geht: Das obere Drittel des Fensters ließ sich herunterziehen. Damit man den Kopf rausstrecken konnte. Im Abteil ebenso wie im Gang. Das war auch dringend nötig, wenn ich auf der Rheinstrecke alle Burgen sehen wollte.

Das hat die Deutsche Bahn bei diesen alten Schätzchen geändert: Die Fenster sind eine durchgehende Scheibe, nicht mehr zu öffnen. Dafür haben sie oben eine Notausstiegssicherheitsvorrichtungsreißeinrichtung, mit der sich das ganze Fenster herausnehmen lässt.

(Und die Aschenbecher sind natürlich entweder zugeschweißt oder, siehe Foto oben, bei Reparaturarbeiten durch eine hässliche Metallplatte ersetzt worden.)

Aber der Zug, sagt mir die Schaffnerin, pardon, Zugbegleiterin, sei ja ohnehin nur als Ergänzungszug eingesetzt. Und bestätigt meine Vermutung, dass ich natürlich in der ehemaligen ersten Klasse sitze. Allerdings meint sie, dass die zweite Klasse damals acht statt der sechs Sitze im Plüschabteil gehabt habe. Aber da bin ich ganz sicher: Auch in den Kunstleder-Abteils gab es nur drei Plätze auf jeder Seite.

Thomas Wiegold

4. Juni 2015

Datingplattformen von heute, Beweisstrategien von vorgestern

J. erzählt von einem Subreddit zum Thema Tinder-Tipps. Man vergleiche dort, sagt er, erfolgversprechende Strategien und Einstiegssätze, und belege den Erfolg, wenn er sich einstelle, mit einem Foto der geschwärzten Telefonnummer.

Geschwärzte Telefonnummer, sagt jemand, das sei ja leicht zu fälschen und könne auch die Telefonnummer der Schwester sein.

Mich wundert eher, dass Telefonnummernaustausch immer noch das Beweismittel der Wahl ist. Wann habt ihr zuletzt mit jemandem Telefonnummern ausgetauscht?, frage ich. Sechs Leute sehen sich an und schweigen.

Kathrin Passig

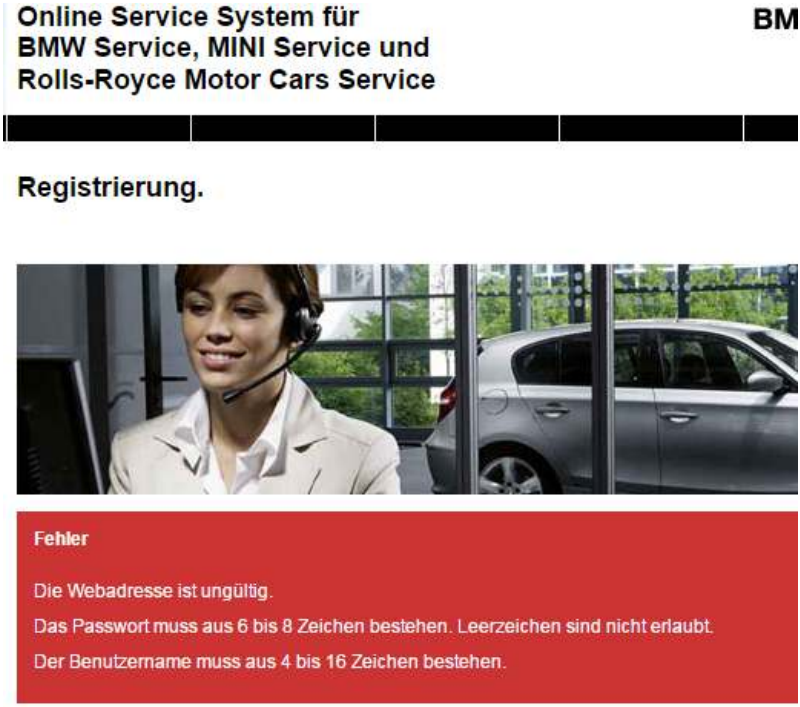
30.03.2015 bis 04.06.2015 und länger

Zeitreise mit BMW in die digitale Vergangenheit

Ich benötige für eine berufliche Angelegenheit eine technische Auskunft von BMW zu einer bestimmten Crashtestkonfiguration. Früher™ hat man dann irgendwo hingeschrieben und irgendwann eine Antwort bekommen. Ich benötige auch eine schriftliche Antwort, da ich etwas Zitierfähiges in der Hand halten muss. Eine E-Mail täte es auch, ein Telefonat nicht.

Ich schreibe also am 30.03.2015 an BMW in München. Am 11.5. kommt eine Antwort per Mail an, in der man mich auf ein (kostenpflichtiges) Online Service System hinweist. Da ich nicht glaube, dass man mir (kleinem Wicht) gestatten würde, mich mit meinen Fragen an diesem System vorbeizuma-

növrieren, versuche ich, mich dort anzumelden. Der Anmeldeprozess hält unerwartete Schikanen bereit, von denen ich dachte, sie bereits im letzten Jahrtausend hinter mir gelassen zu haben.



- Die Webadresse. Ich soll die URL unserer Firma eintragen. Ich habe sie mit “http://” begonnen. Die Adresse, die ich dort eingetragen habe, ist mit und ohne “www” im Browser erreichbar. Das Formular beharrt aber darauf, dass echte Internetadressen stets mit “www” beginnen. Von zeitgemäßen Formularen kenne ich diese Nickeligkeit nicht mehr.

- Das Passwort. Meine Passwörter generiere ich nach einem sagenhaft ausgeklügelten System. Jedenfalls sind sie grundsätzlich länger als 8 Zeichen und damit niemals kürzer als 6 Zeichen. Leerzeichen brauche ich nicht. Bei dem Passwort, das ich probiert habe, war auch keines enthalten. Für eine Webseite, auf der man kostenpflichtige Vorgänge anschieben kann, finde ich die Begrenzung auf 6 bis 8 Zeichen bemerkenswert.

- Der Benutzername. Dieser soll zwischen 4 und 16 Zeichen lang sein. Das ist ja so eine Sache. Da ich die Information beruflich benötige und man ja nicht weiß, in welcher Form die Antwort gestaltet ist, wollte ich nun nicht unbedingt "hasi" (4 Zeichen) oder "schnuckelhase666" (16 Zeichen) nehmen, sondern etwas seriöses. Der Name, den ich dafür üblicherweise nehme, ist aber länger, mein internes Firmenkürzel, das mir auch gelegen käme, kürzer. Einschränkungen dieser Art sind mir lange nicht mehr untergekommen. Ich denke mir einen neuen Benutzernamen aus und schreibe ihn auf ein Blatt Papier (das ich übrigens schon verloren habe).

Nach einiger Mühe gelingt es mir, den Registrierungsprozess erfolgreich abzuschließen. Und ich freue mich, nun meine kostenpflichtige Anfrage stellen zu können. Ob das Bezahlen z. B. per Paypal geht (was ich nicht glaube) oder ich umständlich, weil über die Buchhaltung, erst ein Guthaben anlegen muss (was ich nicht hoffe), erfahre ich allerdings nicht, denn es erscheint folgende Meldung:

Ich warte nicht 48, sondern 72 Stunden ab. Es tut sich nichts. Ich glaube auch gar nicht mehr daran, dass sich etwas tun kann, weil mir es einigermaßen abwegig erscheint, dass ein innovativer Autohersteller wie BMW immer noch ein solches Portal betreibt. Wahrscheinlich ist es irgendein Relikt aus der frühen Digitalzeit, das auf einem einsamen Server läuft, der ganz allein in einer Ecke in einem dunklen Keller vor sich hin brummt. Mit einer sentimentalen Träne im Knopfloch warte ich noch immer auf die Bestätigungsmail.

Markus Winninghoff

4.6.2015

Socken jetzt im Abo aus den Staaten

Vorletztes Jahr schenkte ich meinem Mann zu Weihnachten ein Dreimonats-Socken-Abo von Foot Cardigan. Bei Foot Cardigan wählt man nur, ob es Herren-, Damen- oder Kindersocken sein sollen und wie lange das Abo gehen soll und bekommt dann monatlich ein paar zugeschickt. Versandkosten fallen auch nach Deutschland keine an oder jedenfalls nicht mehr als würde

man in den USA leben. Aussuchen kann man sich die Socken nicht, das ist der Spaß an der Sache. Zumal man an den Beispielbildern auch sieht, dass es keine unifarbenen Standardsocken sein werden.

Beim ersten Päckchen ist mein Mann leicht irritiert. Es sind graue Socken mit rosa Elefanten drauf, was nicht ganz seinem bisherigen Sockenstyle (verschiedene Grautöne, manchmal mit Streifen) entspricht. Das zweite Paar ist schwarz mit weißen Totenköpfen. Er gewöhnt sich aber an die Socken und trägt sehr oft Elefanten und Totenköpfe an den Füßen. Irgendwann beschwert er sich mehrfach, wo die dritte Lieferung bleiben würde. Tatsächlich haben wir das dritte Paar nie bekommen. Mit einigen Monaten Verspätung frage ich bei Foot Cardigan per Mail an. Dort ist man zwar der Meinung, man hätte das Paar verschickt, hat aber trotzdem sofort ein neues Paar rausgeschickt, das dann auch bei uns ankommt. Es hat ein graupinkes Muster.

Weil mein Mann jetzt eigentlich immer Socken mit lustigen Sachen oder wirren Mustern tragen möchte oder zumindest immer dann, wenn es geht, bestelle ich noch mal ein Dreimonatsabo. Socken kann man ja eigentlich immer gebrauchen und jetzt können wir uns wieder drei Monate lang über lustige Sockenmotive freuen.

Anne Schüßler

2015-06-05

Gletscher in Berlin

Ich habe viel gutes über das neue *Google Photos* gehört und möchte es ausprobieren. Ich werfe dem System ein paar Gigabyte meiner Fotos aus den letzten Monaten hin, und die Algorithmen beginnen fleißig, sie nach Orten und Zeiten zu gruppieren.

Gesichter werden aber irgendwie nicht erkannt. Ich bin ein bisschen enttäuscht, als ich meinen Namen oder die Namen meiner Kinder ins Suchfeld eingebe, aber keine Ergebnisse kommen. Klar, Google erkennt zwar Gesich-

ter, aber weiß natürlich nicht, welches davon mein Gesicht oder eins meiner Kinder ist. Woher auch. Hm. Ich finde allerdings auch keine Möglichkeit, es Google mitzuteilen.

Bilder von einer Reise nach Berlin werden, anhand der *location tags* in den Dateien, korrekt unter dem Ort »Berlin« sortiert. Als ich allerdings einen Tag später über Grönland nachhause flog, konnte das Telefon keinen aktuellen Aufenthaltsort bestimmen und hat meine Fotos der grönländischen Gletscher weiterhin mit den Koordinaten von Berlin-Tegel, meiner letzten bekannten Position, getaggt. Nun gut, gibt es in Berlin eben Gletscher. Ich hoffe, das hat keine schlechten Auswirkungen auf das Berlin-Bild im Ausland.

André Spiegel

30. Mai bis 5. Juni 2015

Kulturinstitutionen und das Internet: immer noch eine Geschichte voller Missverständnisse

Dank einer Ausschreibung der Alfred Toepfer Stiftung und des Merkur tagen wir auf Gut Siggen. Noch nie habe ich einen schöneren und großzügiger ausgestatteten Tagungsort gesehen: Es gibt ein Cembalo, einen Steinwayflügel, einen Froschteich, eine Bibliothek, Ostseestrand vor der Tür, ungefähr siebenundzwanzig hervorragende Mahlzeiten am Tag und: kein Internet. Ein bisschen WLAN ist vorhanden, aber sobald mehr als zwei Personen es gleichzeitig nutzen wollen, geht nichts mehr. Der Mobilfunkempfang ist zwar erstaunlich gut für eine so entlegene Gegend, aber leider nur stellenweise vorhanden, und zu diesen Stellen gehört nicht der Seminarraum. Wir probieren einiges durch: Ethernetkabel, eigenen Router, Neustart aller Router, aber nichts hilft. Offenbar hängt das ansonsten so gut ausgerüstete Seminarzentrum an einer Internetleitung für datensparsame Privathaushalte.

Das ist ein wenig unpraktisch, weil ich eigentlich Dinge geplant hatte wie gemeinsames Live-Protokollieren der Veranstaltungen in Google Docs und Öffnung der Tagung für die Außenwelt. Weil es ansonsten so schön ist und ich die Situation von Kultur-Veranstaltungsorten sowieso nicht anders kenne, nehme ich das Problem mit untypischer Gefasstheit hin und versuche, Internetdinge nachts zu erledigen, wenn alle anderen schlafen. Die Veranstaltungen werden offline mitgeschrieben, ein nicht zeigbares Video vom Referenten nacherzählt.

Dann stößt J. hinzu, die über Barcamps sprechen und uns live in einem Etherpad mitschreiben lassen will. Erst schlage ich vor, die Situation analog mit Hilfe von braunen Papierbögen und Filzstiften nachzubauen. Aber dann merke ich, dass es um das Seminargebäude herum mobiles Internet gibt, zwei bis drei Striche HSDPA. Ich lege mein Handy mit dem externen Akku

vor die großen Glastüren, und die Kombination aus Handyinternet, schwächelndem Seminar-Internet und geringem Trafficverbrauch eines Etherpads ermöglicht tatsächlich etwa sieben Leuten das gemeinsame Aufschreiben.

Gegen Ende der Woche kommen Vertreter der Stiftung zu Besuch, um uns zu fragen, ob es irgendwelche Probleme gab. “Überhaupt keine, außer mit dem WLAN”, sagt ein Tagungsteilnehmer. Der Stiftungsmitarbeiter hört diese Klage offenbar nicht zum ersten Mal: “Ah, Sie finden es nicht gut, dass es hier WLAN gibt?”

Nach Aufklärung des Missverständnisses kündigt er Verbesserungen an. Man darf also hoffen, dass künftige Tagungsteilnehmer in Siggen mit Internet so überhäuft werden wie mit Fröschen, Steinwayflügeln und allem anderen.

Kathrin Passig

5.6.2015

Provianterinnungen in Outlook

Weil ich eine längere Zugreise vor mir habe, habe ich mir Reste vom Thaiessen vom Abend vorher mit ins Büro genommen. Das Essen kommt in den Kühlschrank, jetzt darf ich aber bloß nicht vergessen, es auch abends mitzunehmen, denn dann habe ich erstens kein Essen im Zug und zweitens wird das Essen wahrscheinlich Montag nicht mehr gut sein, was sehr schade wäre.

Ich richte mir also für 16:30 Uhr einen Termin in meinem Outlook-Kalender ein und benenne ihn “Thai aus dem Kühlschrank holen”. Um 16:15 Uhr bekomme ich die erste Meldung, die mich daran erinnert, das Essen rauszuholen. Die zweite Meldung (fünf Minuten vorher) brauche ich dann gar nicht mehr, da ich das in der Zwischenzeit erledigt habe.

Dank Outlook kann ich also irgendwo zwischen Frankfurt und Offenburg meine Mitfahrer mit dem Geruch von kaltem Laab mit Ente belästigen und muss auch nicht verhungern.

Anne Schüßler

5.6.2015

Die letzten mobilen DVD-Player und Alternativen

Ich fahre im ICE von Köln nach Offenburg. Es gibt erstaunlich viel Rückreiseverkehr, Familien stehen mit Koffern im Gang, wenn sie nicht Glück hatten und einen Platz bekommen haben.

Im Viererplatz gegenüber sitzt eine Familie. Die beiden Kinder (schon im Teenageralter) holen einen tragbaren DVD-Spieler raus, einigen sich auf eine DVD und gucken dann über das Gerät einen Film. An den tragbaren DVD-Spieler kann man zwei Kopfhörer (vielleicht auch mehr) anschließen, das erscheint mir praktisch und sinnvoll. Tatsächlich frage ich mich aber, wie viele tragbare DVD-Spieler noch in Gebrauch sind, wo doch Smartphones, Tablets und Laptops auch Filme abspielen und darüber hinaus noch mehr.

(Tatsächlich fällt mir während des Schreibens ein guter Grund ein: Smartphones, Tablets und viele neue Notebooks haben kein DVD-Laufwerk. Man müsste die DVD also vorher irgendwie digitalisieren und auf das Gerät bringen.)

Im RE von Offenburg nach Konstanz sitzt zwei Reihen weiter jemand, der sich “Skyfall” auf seinem Laptop anguckt. Ohne Kopfhörer, der Zug darf mithören, es ist aber auf eine Lautstärke eingestellt, die es halbwegs erträglich macht (und ich hatte auch schon Beschallung mit mehreren Folgen “Petter-

son und Findus" im Zug, insofern bin ich Schlimmes gewohnt). Hier wiederum frage ich mich, wie lange das Notebook das wohl mitmacht, denn im RE gibt es ja wiederum keine Steckdosen.

Anne Schüßler

5.6.2015

Es ist nichts übrig geblieben als die Hülle

Auf dem Bahnsteig in Offenburg steht eine Telefonzelle. Zuerst bin ich verwundert. Wer telefoniert denn heute noch aus Telefonzellen und dann noch ausgerechnet von einem Bahnsteig aus.

Die Antwort ist: Niemand telefoniert mehr vom Bahnhof. Es ist lediglich noch die Telefon*zelle* vorhanden, von einem Telefon fehlt jede Spur.

Anne Schüßler

Anfang Juni 2015

Der funkferngesteuerte Rasenmäher

Bei der Rast auf einem Autobahnparkplatz in Sachsen-Anhalt bemerke ich, dass bei der dortigen Autobahnmeisterei der Fortschritt Einzug gehalten hat in Form eines funkferngesteuerten Rasenmähers.

Anders als bei vielen früheren Inkarnationen dieser Idee, die mir zuerst in der TV-Verfilmung von Stephen Kings “The Stand” 1994 begegnet ist, wird mir der Sinn der Sache hier unmittelbar klar: Anders als bei einem Aufsitzmäher kann der Bediener hier auch beim Mähen von Randstreifen etc., also

in unmittelbarer Nähe des fließenden Verkehrs, sich immer so hinstellen, dass er zum einen die herannahenden Fahrzeuge im Blick hat und zum anderen auch nicht unmittelbar am Fahrbahnrand in der Gefahrenzone steht.

Ermel

5. Juni 2015

Systemfortführung mit allem Wenn und Aber. Bug oder Feature?

Seit sich vor ein paar Jahren zum Desktop-PC zuhause auch ein Laptop für unterwegs gesellt hatte, sieht meine Taktik so aus, dass ich nicht Daten zwischen diesen zwei Geräten synchronisiere, sondern meine wichtigsten Daten sowie die Programme, die ich im Alltag benötige (Browser, Mail-Client, Messenger und sowas) als Portable-Versionen auf einer externen Festplatte habe. Mit fest zugeordnetem Laufwerksbuchstaben lässt sich unter Windows dann auch ganz normal leben, weil Programm-Shortcuts und alles Weitere genauso funktionieren wie mit einer internen Festplatte.

Am heimischen Desktop-PC hängen dann auch weitere externe Festplatten, auf die die mobile externe Festplatte sowie weiteres Zeug auf internen Festplatten (das ist unterwegs normalerweise nicht brauche) gebackupt wird. Jede Stunde inkrementell und einmal im Monat komplett, weil man ja nie weiß und falls ich mal irgendetwas wirklich Dummes verbockt habe und daher eine Dateiversion von vor mehreren Wochen oder Monaten wiederherstellen möchte.

Normalerweise arbeite ich zuhause am Desktop-PC, unterwegs am Laptop passiert nur wenig und vor allem nicht länger als ein paar Stunden. (Wenn ich nur mit Laptop und externer Festplatte für ein paar Wochen unterwegs bin, lasse ich automatisch Teil-Backups der auf der externen Festplatte ge-

änderten Daten auf die interne Festplatte des Laptops machen und aktiviere zusätzlich das Online-Backup für den Fall, dass die externe Festplatte stirbt oder beides zusammen entwendet wird.)

Als ich an diesem Morgen zum Arbeiten bei einer Kollegin sitze und gerade den Laptop einschalte, begrüßt dieser mich mit dem Hinweis, dass Windows beim letzten Mal nicht beendet worden sei, ich könne die Systemausführung fortsetzen, wenn ich möchte. Ich erinnere mich, dass ich vor etwa zwei Wochen ebenfalls außer Haus gearbeitet und der Laptop sich über niedrigen Akkustand beschwert hatte. Da ich mit meiner Arbeit fertig war, hatte ich aber das Ladekabel nicht angeschlossen. Möglich, dass ich noch versucht hatte, das Gerät herunterzufahren, jedenfalls hatte es sich wohl am Ende doch unheruntergefahren abgeschaltet, weil der Akku leer war.

Ich denke nicht wirklich lange über die Frage nach, ob ich Windows neu hochfahren oder die Systemausführung fortsetzen möchte, denn in diesem Moment scheint es mir einerlei zu sein. Ich war ja ohnehin dabei, Windows fortzusetzen, also wähle ich die Systemfortführung. Prompt ist Windows da und bietet mir auch bereits geöffnete Fenster meines Browsers und E-Mail-Clients (Firefox und Thunderbird in der Portable-Variante, die auf der externen Festplatte leben) an. Es flattern neue E-Mails rein, weil Thunderbird automatisch abruft.

Bei diesem Anblick werde ich stutzig, denn neben den neuen E-Mails stehen nicht die, die ich ein paar Stunden zuvor noch bearbeitet habe, sondern nur E-Mails, die zwei Wochen alt sind. Auch der Tab-Zustand von Firefox lässt darauf schließen, dass die Einstellungen von vor zwei Wochen wiederhergestellt wurden. Ich schließe beide Programme und öffne sie wieder, es ändert sich aber nichts. Das Windows auf dem Laptop hat wohl die zur Ausführung in einem Zwischenspeicher befindlichen Versionen der Programme mitsamt den Datenbeständen (Tabs, Bookmarks, Cache, Browserverlauf, E-Mail-Postfächer) von vor zwei Wochen, die nun fortgesetzt wurden, beim Schließen der Programme mit dem überschrieben, was auf der externen Festplatte vorhanden und eigentlich aktueller war.

Im Fall von Firefox leuchtet mir das noch ein und ärgert mich auch nicht sehr, aber dass sehr viele Gigabyte große E-Mail-Postfächer sich ebenso verhalten, überrascht mich und bereitet mir einige Sorgen. Zumal sich durch das erneute Abrufen von E-Mails neue E-Mails in einer eigentlich alten Datenversion befinden, weil bis auf ein Postfach alle vom Typ POP sind, sich also leider nicht wie IMAP-Postfächer mit dem Zustand auf dem Server synchronisieren.

Ich beginne damit, mir aus dem Online-Backup die letzten bekannten Versionen von Firefox und Thunderbird wiederherzustellen und arbeite parallel dazu an irgendetwas anderem, als ich feststelle, dass ich auf einen Ordner der externen Festplatte nicht zugreifen kann. Ich lasse also die Fehlerbereinigung über die Festplatte laufen.

Anschließend kann ich zwar wieder auf den Ordner zugreifen, stelle dort aber fest, dass auch die restlichen Daten auf der externen Festplatte das gleiche Schicksal ereilt zu haben scheint: Alle neueren Daten sind nicht da. Da ich mir nicht vorstellen kann, dass der Laptop ein gesamtes Abbild der externen Festplatte gespeichert und über USB mal eben wiederhergestellt hat (dafür hätte er vermutlich nicht einmal genug internen Speicher), wäre rückblickend spannend gewesen, festzustellen, in welchem Zustand eigentlich Dateien waren, die vor zwei Wochen zwar schon vorhanden, in der Zwischenzeit aber noch einmal geändert wurden.

Da die Versionen von Thunderbird und Firefox aus dem Online-Backup allein nicht lauffähig sind (da fehlen Dateien, auf die das Online-Backup-Programm während der Ausführung (also eigentlich immer) nicht zugreifen kann oder irgendetwas anderes ist nicht konsistent), versuche ich, aus den zwei Versionen der Programme (Online-Backup und zwei Wochen alte Version mit neuen Anteilen) lauffähige Versionen aus Programmdateien und Daten zusammenzubauen.

Mit Firefox funktioniert das, mit Thunderbird irgendwann auch, aber leider nur so halb, denn die jeweiligen Haupt-Posteingänge der E-Mail-Konten sind leer, während die Unterordner alle mit E-Mails gefüllt sind, wie sie sein sollten. Scheinbar leert Thunderbird eine Inbox-Datei, mit der ir-

gendetwas nicht stimmt, dann tatsächlich auch physisch komplett, anstatt vielleicht unverständliche Inhalte zu behalten, die es möglicherweise nicht anzeigen kann, die sich aber mittels Textanzeige oder irgendeines E-Mail-Datei-Rettungsprogramms noch hätten wiederherstellen lassen.

Die ganz neuen E-Mails sind also weg. Was ich gesehen hatte, war nicht sonderlich wichtig gewesen (nur eine Rechnung vom Domainprovider), aber dafür, dass der gesamte Vorgang bisher schon einige Stunden Arbeit gekostet hatte, ist das ein sehr ernüchterndes Ergebnis.

Nun ist das weitere Vorgehen aber auch klar: Ich habe Daten auf einer externen Festplatte, die im Wesentlichen wohl (genau weiß man das aber nicht) den Zustand von Ende Mai haben, dazu auf einer weiteren Backup-Festplatte ein Gesamtbackup vom 1. Juni und dazu ein inkrementelles Backup von allem, was sich seit dem 1. Juni noch verändert hatte.

Mein Mann schreibt mir kurzerhand ein paar Zeilen Code, der aus diesen drei Datenhaufen heraussucht, was auf der externen Festplatte ganz fehlt oder durch eine aktuellere Version ersetzt werden muss. Nachdem die paar Zeilen zum Laufen gebracht und die fraglichen Daten hin und her kopiert sind, ist alles wieder so, wie es sein soll.

Nur die eine Rechnung vom Domainprovider, die vielleicht einzige wichtige E-Mail, die am Morgen reingekommen war, fehlt noch. Ich frage sie an und bekomme sie prompt noch einmal von einem freundlichen Kundendienstmitarbeiter zugeschickt.

Damit bleibt nur noch die Frage: Ist diese Systemfortführung mit allem Wenn und Aber, was Dateiversionen angeht, nun eigentlich ein Bug oder ein Feature von Windows?

Aileen Wessely

5. 6. 2015

Der holprige Weg zur Nostalgie-Spielerfahrung

Unter anderem für einen geplanten Techniktagebucheintrag, aber auch aus reinem Vergnügen, möchte ich eins meiner absoluten Lieblingsspiele wieder aus der Mottenkiste holen: “Die Sims 2” von EA Games. Ich besitze immer noch das Originalspiel (erschienen 2004) und einen Haufen Erweiterungen. Damals kaufte ich Spiele noch auf CD und nicht, wie heute, als Download über Online-Plattformen.

Ich könnte jetzt alle Spiele hintereinander installieren, was schlappe zwölf CD-Wechsel erfordern würde. Aber ich möchte etwas anderes versuchen.

Der Support für “Die Sims 2” wurde im Juni 2014 eingestellt. Als Sonderaktion bot EA alle neunzehn bisher erschienenen Erweiterungen und Add-ons -in der sogenannten “Ultimate Collection” auf der firmeigenen Spieleplattform Origin für kurze Zeit gratis an . Per Google finde ich die Informati-

on, dass hilfreiche Origin-Support-Mitarbeiter auch heute noch die “Ultimate Collection” zum Download freischalten wenn man ihnen nur beweisen könnte, dass man das Spiel im Original besitzt.

Ich zögere, denn meine letzte Konfrontation mit Origin war recht kompliziert, wie im Techniktagebuch bereits festgehalten. Aber sie hat sich gelohnt. Und zu verlieren habe ich ja nichts. Also krame ich mein Origin-Login hervor (diesmal griffbereit in meiner Passwortdatenbank von KeePass) und stürze mich in den EA-Support-Chat.

Mitarbeiter 1 wimmelt mich sofort ab.

Mitarbeiter 2 verlinke ich als Einstieg die von mir gefundene Info. Es folgt ein langwieriges Hin und Her. Ich soll die Seriennummer der Spiele durchgeben. Nach drei abgetippten, 20-stelligen Seriennummern einigen wir uns darauf, dass ich die Nummern auch abfotografieren und im Supportsystem hochladen kann. Bis hierhin ist Mitarbeiter 2 hilfsbereit, doch die Codes gehen im System nicht durch und auch nicht bei mir in Origin, wo man als Disc gekaufte Spiele verifizieren kann. Mich wundert das gar nicht. EA ging erst Ende 2004 so richtig mit einer Plattform online, Origin in dieser Form ist gerade vier Jahre alt. Und inzwischen wurde diese Seriennummer bestimmt schon von ein paar Zufallsgeneratoren ausgespuckt und zum Cracken benutzt. Mitarbeiter 2 bleibt stur: Wird das Spiel nicht anerkannt, ist der Code falsch und ich habe ein gefälschtes Produkt. Selbst meine Amazon-Rechnung, die nach elf Jahren tatsächlich noch im Amazon-System ist, erkennt Mitarbeiter 2 nicht an.

Ich beende den Chat, da ich inzwischen herausgefunden habe, dass man in seine Origin-Bibliothek auch auf der Festplatte installierte Spiele aufnehmen kann. Also installiere ich das Basisspiel per Hand – vier CDs. Meine Seriennummer wird bei der Offline-Installation anstandslos akzeptiert.

Nachdem ich das Spiel in meiner Origin-Bibliothek verknüpft habe, nehme ich mein Supportticket wieder auf. Es erscheint Mitarbeiter 3. Dieser sieht meinen Besitz eines elf Jahre alten Spiels und den Wunsch nach digitaler Aufstockung desselben nicht als Hürde, sondern als Sympathiefaktor an.

M[illegible] Yes please provide the disc of the Sims 2 and on the disc write this number :- 18[illegible] and your name with the blue pen
you: working on it, thank you
M[illegible]: You are most welcome
M[illegible]: I will do my best to resolve your issue
M[illegible]: It seems that you are a real fan of Sims game. *Smile*
you: Yeah, one could say so. I bought nearly all extensions there are :)
M[illegible]: That's great

Also schreibe ich mit einem CD-Marker meinen Namen, die Ticketnummer und sicherheitshalber auch den Namen von Mitarbeiter 3 auf eine meiner vier Installations-CDs, fotografiere dies mit meinem Smartphone und lade es im Support hoch.

Nach Angabe meiner Emailadresse und der Beantwortung der Origin-Geheimfrage, die ich glücklicherweise erst bei diesem Login neu angelegt habe und daher auch tatsächlich weiß, schaltet Mitarbeiter 3 mir nicht nur die “Ultimate Collection” sondern auch einen 15 % Rabattcode auf meinen nächsten

Kauf bei EA frei. Für den Techniktagebucheintrag lasse ich mir das Chatlog per Mail zukommen und hinterlasse dem Supportmitarbeiter die höchstmögliche Bewertung.

Dann deinstalliere ich mein Basisspiel, räume es zurück ins Regal, wo es wohl jetzt für immer bleiben wird, und verbringe den Rest des Nachmittags mit ganz analogem Freizeitspaß bei Sonnenschein und Wasserschlachten mit der Familie.

Angela Heider-Willms

22. Mai bis 6. Juni 2015

Unterwegs mit dem klugen Telefon

Ich bin zum ersten Mal seit Erwerb des klugen Telefons länger und im Ausland auf Reisen. Dank der App der Deutschen Bahn erfahre ich, dass mein Nachtzug von Zürich nach Berlin bestreikt wird und ich gut daran tue, meine zeitgebundene Fahrkarte umschreiben zu lassen. Eine Woche später kann ich mich dank derselben App neu organisieren, als ich von Hamburg nach Oldenburg in einem Zug sitze, der nicht nach Oldenburg fahren wird. Dank der Karten-App finde ich in Berlin-Ost, was ich meinte, mit reinem Orientierungssinn finden zu können, allerdings nicht gefunden habe. Dank der App Move kann ich danach allen zeigen, wohin mich meine Irrfahrt geführt hat und wie viele Kalorien ich dabei verbrannt habe. Und dank Move weiss ich später, dass wir 4'000 Schritte brauchen, um zum Strand zu kommen. Dank mobilem Facebook erfahre ich, dass ein Text von D., dessen Schreibplatz ich kürzlich übernommen habe, in Hamburg inszeniert wird und gehe hin, was uns beide freut. Dank Facebook kann ich S., deren Ausstellung ich unterwegs besuche, noch im Museum gratulieren und muss nicht daran denken, später eine Mail zu schreiben. Dank Whatsapp kann ich auch Freund_innen, die kein Facebook wollen, hin und wieder ein Foto von unterwegs zeigen. Dank der integrierten Kamera reisse ich skurrile Meldungen aus lokalen Zeitungen

nicht mehr aus wie bisher, sondern fotografiere sie, und weiss dank der Ortungsfunktion später sogar, wo das war. Dank der Wetter-App kann ich auf das Herumtragen des Regenschirms verzichten und dank Splash weiss ich jederzeit, wie warm der Zürichsee inzwischen geworden ist. Seltenerweise brauche ich das Telefon sogar als Telefon. Ich finde das Ding wirklich ziemlich klug. Sorgen mache ich mir nur, wenn keine Steckdosen in Sicht sind, und stottert das Internet halbherzig vor sich hin, werde ich ungeduldig und übellaunig. Gefühle der Unruhe, die mir bisher unbekannt waren, insbesondere auf Reisen.

Franziska Nyffenegger

06. Juni 2015

Geschichte dank Solartechnik

Beim Grillen auf dem Tempelhofer Feld bemerkt D. in der Ferne einige Säulen mit Solardächern und kleinen gelben Kästen. Weil das mit dem Erhitzen der Kohle noch etwas länger dauert, möchte ich herausfinden, was es damit auf sich hat und schaue sie mir genauer an. Die gelben Kästen sind Lautsprecher: Jugendliche lesen Berichte polnischer Zwangsarbeiter zur Zeit des Nationalsozialismus vor, die auf dem Flugfeld arbeiten mussten oder schildern Artikel der ausländischen Presse über das Konzentrationslager „Columbia-Haus“, das es vor dem Bau des Flughafens hier gab.

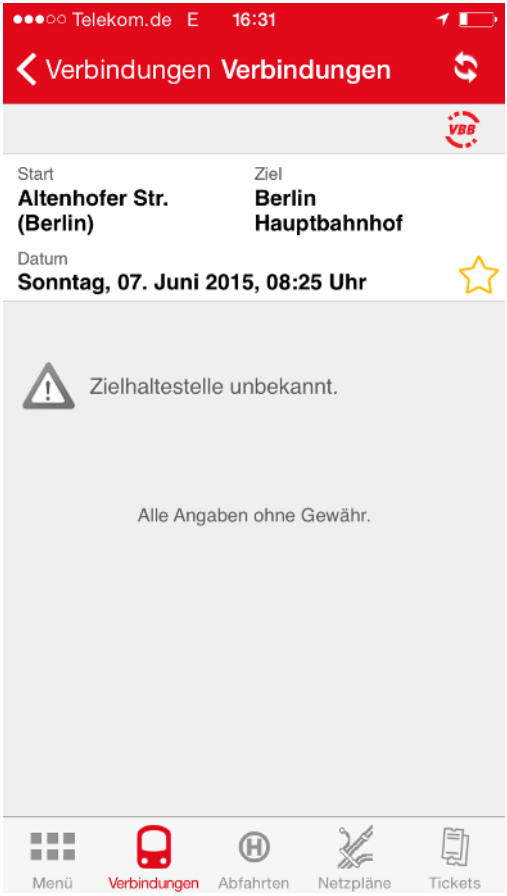
Dadurch, dass wir schon zu zweit an den Lautsprechern stehen, werden auch andere neugierig. Ein junger Mann kommt auf mich zu und fragt, was man an den Geräten tun könne. Meine Antwort, „Zeitzeugenberichte anhören“, befriedigt ihn nicht besonders. „Ach, nur zuhören – ich dachte, da kann man mehr machen!“, erwidert er und schlurft wieder zu seinen Freunden zurück.

Tanja Braun

6.6.2015

Berlin Hauptbahnhof? Unbekanntes Ziel

Ich fahre morgen früh mit dem Zug nach München und will mir schon mal eine Tram-Verbindung von meiner Wohnung in Lichtenberg zum Hauptbahnhof raussuchen. Da die App der BVG (Werbeslogan: ”Weil wir dich lieben.”) ständig abstürzt, benutze ich seit ein paar Monaten die App des Verkehrsverbunds Berlin-Brandenburg, VBB. Bisher hat die mir zuverlässige Informationen ausgespuckt, aber heute schwächelt sie.



sleeplessdarkhorse

2015-06-06

BillGuard und Binge Watching

BillGuard, das System, das meine Kontobewegungen überwacht und mir meldet, wenn mich jemand übers Ohr zu hauen versucht, kommt mit *binge watching* nicht klar. Wann immer ich mehrfach, im Abstand von jeweils etwa 50 Minuten, $1.99 an Amazon bezahle, schlägt es Alarm und vermutet eine irrtümliche Doppelbuchung.

André Spiegel

7. Juni 2015

Waldohreulenwhatsapp

In unserer Wohnung piepst es bekanntlich, vor dem Haus fiepst es. Jede Nacht, seitdem es etwas wärmer ist. Ein junger Vogel sitzt irgendwo hoch in einem Baum und schreit ziemlich laut. Wir taufen ihn liebevoll "Fiepsvieh" und ich frage die Schwarmintelligenz auf Facebook, was es wohl sein könnte.

Praktischerweise ist eine Freundin mit einem Ornithologen liiert. Sie bittet uns um eine Hörprobe.

Als wir einmal spät abends heimkommen, bleibe ich kurz auf der Eingangsstufe stehen, hole mein Smartphone hervor und sende ihr über Whatsapp eine Sprachnachricht.

Kurz darauf bekomme ich die Antwort: "Eine juvenile Waldohreule, die Bettelrufe von sich gibt." Ich bin entzückt. Auf der Wiese hinter unserer Siedlung gibt es glücklicherweise genügend Mäuse.

Schade, dass man die kleine Eule nicht sehen kann. Google muss reichen.

Angela Heider-Willms

7. Juni 2015

Abwiegen ohne Zahlen

Die Anbaugenossenschaft Kartoffelkombinat, deren Mitglied ich bin, trifft sich zur Jahreshauptversammlung in der Gemüsegärtnerei, die der Hauptpartner ist. Bei dieser Gelegenheit besichtige ich erstmals diese Gärtnerei in Schönbrunn. Sie ist einerseits davon geprägt, dass sie zu einem Franziskanerinnenkloster gehört (alte Apfelbäume zwischen den Gemüsefeldern), zum anderen davon, dass die Angestellten Behinderte sind. Das sehe ich zum Beispiel an den digitalen Waagen, mit denen die Ernteanteile der Genossenschaftler jede Woche abgewogen werden: Da die meisten dort Beschäftigten keine Zahlen lesen können, funktionieren sie mit Farben. Jemand stellt das Zielgewicht ein, und dann ist an einer roten (zu wenig oder zu viel) oder grünen Lampe erkennbar, wann die richtige Menge aufliegt.

die Kaltmamsell

7.6.2015

Von Twitter ins Radio

Wir sind irgendwo im Süden Deutschlands unterwegs, auf dem Weg von Konstanz zurück nach Hause.

Es ist Pfingsten, deswegen darf man sich beim SWR1 Lieder wünschen, deren Titel oder Interpreten mit P oder einem anderen Buchstaben anfangen, welcher das war, ist aber nicht überliefert.

Als Kontaktaufnahmemöglichkeiten werden Telefonnummer und Emailadresse genannt, ich mache ein Experiment und schreibe dem Twitteraccount des SWR1 in Baden-Württemberg einen Tweet.

Tatsächlich wird kurze Zeit später mein Musikwunsch erfüllt. Laut der Radiomoderatorin komme ich aus Aleschia, das steht zwar natürlich so in meiner Twitter-Kurzbio, ist aber natürlich ein Asterix-Insider-Witz. Das kann die Moderatorin aber wirklich nicht wissen. Den Social-Media-Test hat die Redaktion hingegen bestanden.

Anne Schüßler

Juni 2015

Endlich Internet bei den Schwiegereltern

Wir fahren zu den Schwiegereltern und ich bereite mich auf internetlose Tage vor. Bisher war es nämlich so, dass es wegen zu viel Sicherheit quasi nicht möglich war, mit seinen eigenen Geräten ohne sehr viel Aufwand und Telefonaten mit der WLAN-einrichtenden Verwandtschaft ins Internet zu kommen (das Techniktagebuch berichtete).

Ich komme einen Tag später an als mein Mann und sehe ihn dann abends am iPad etwas nachgucken. Ein sicheres Zeichen dafür, dass er wohl doch hier ins Internet kommt. Ich lasse mir das Passwort geben, es scheint mir das normale Passwort einer Fritzbox zu sein und steht auf einem kleinen Zettel notiert und bin dann auch im Schwiegereltern-WLAN.

Bis in den Garten reicht das Internet aber nicht, da muss man dann wieder die eigenen mobilen Daten anzapfen. Aber der Fortschritt ist zu immens, um an Kleinigkeiten rumzumäkeln.

Anne Schüßler

Mai 1969, 2011, und 2015

Das magische Auge kehrt zurück. Nein, es verreist

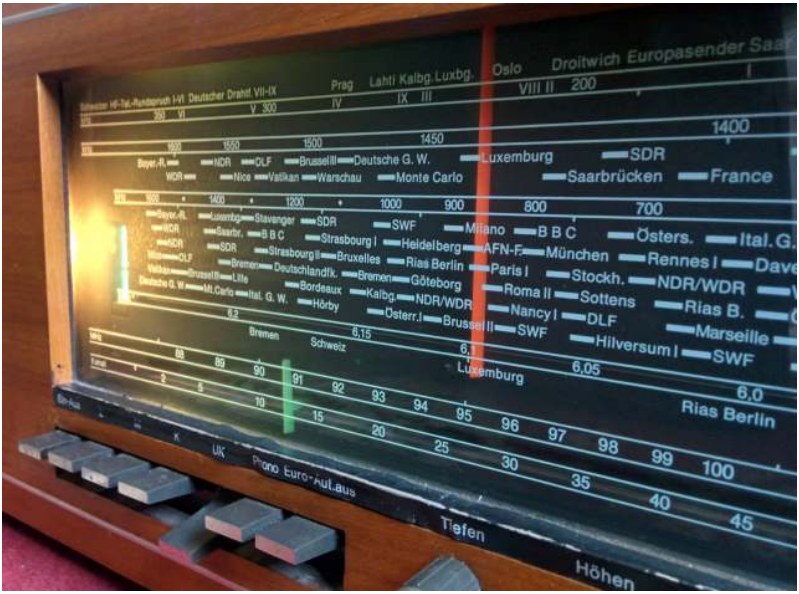
Im Mai 1969, wenige Tage vor meiner Geburt, kaufen meine Großeltern ein Röhrenradio, Modell *SABA Villingen*.

Dieses Radio wird später zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen gehören. Besonders das magische Auge hat es mir angetan. Das ist eine grün leuchtende Abstimmungsanzeige neben der Senderskala, die angibt, wie gut der gerade eingestellte Sender empfangen wird. Beim Drehen am Sender-

knopf sieht es aus, als ob sich das magische Auge erweitert oder verengt. Am besten eingestellt ist ein Sender, wenn das Auge zu einem engen Schlitz geschlossen ist.

Nach dem Einschalten mit dem satt klackenden Druckschalter bleibt das Radio noch etwa zehn Sekunden lang stumm, denn die Röhren müssen vorglühen. Danach hebt der warme Röhrensound an, wobei der Ton sich nicht einfach abrupt einschaltet, sondern wie mit einer geschwinden Bewegung aus einem sehr stillen Nichts in den Raum tritt.

Die Wörter auf der Senderskala kann ich als Kleinkind noch nicht lesen. Später werden sie stumme Zeugen einer versunkenen, elektromagnetischen Geographie: *Stavanger, Nice, Droitwich, Hörby, Beromünster.* Der *Vatikan* sendet auf zwei verschiedenen Frequenzen; eingezeichnet sind auch der *Schweizer HF-Tel.-Rundspruch I-VI* und *Deutscher Drahtf. VII-IX.*



Ich frage mich heute, im Jahr 2015, ob jemals irgendwo ein Besitzer eines solchen Radios einen nennenswerten Anteil der verzeichneten Stationen bei genau diesen Frequenzen empfangen konnte. Kathrin Passig, darauf befragt, ist überzeugt: Die Frequenzen waren für die Ewigkeit.

Die Rückwand des Radios birgt weitere Eigentümlichkeiten. *Echtes Nussbaum Furnier* steht auf einem mit Bindfaden angebrachten Anhänger. *Der Export dieses Geräts ist nur mit unserer schriftlichen Genehmigung gestattet.* Außerdem steht da *Made in Western Germany!* mit einem Ausrufezeichen; es ist die Zeit, in der die Abkürzung »DDR« in westdeutschen Medien nur in Anführungszeichen stehen darf.

Ich nehme das Radio aus dem Nachlass meiner Großmutter an mich und bringe es im Jahr 2011 an Bord eines Flugzeugs nach Amerika, im Handgepäck, eingewickelt in eine Decke und eine IKEA-Tüte. Das Bündel läuft durch die Röntgenscanner und verursacht bei den Sicherheitsleuten nicht einmal ein Stirnrunzeln. Offenbar verreisen viele Leute mit Röhrenradios. Lediglich bei der Einreise in die Staaten werde ich angesprochen, was denn das für ein schweres Bündel sei.

Als ich das Radio mit dem amerikanischen Stromnetz verbinden will, erlebe ich eine weitere Überraschung: Es verfügt auf der Rückseite über einen Umschalter zwischen 120 und 220 Volt. Waren meine Großeltern kosmopolitischer als ich dachte? Nein. Wie mir Menschen, die aus ländlichen Gegenden in Süddeutschland stammen, versichern, gab es bis in die sechziger und siebziger Jahre in Deutschland noch Stromnetze mit 120 Volt – ein Detail, für das

ich heute, im Jahr 2015, außer diesem Hörensagen noch keinen anderen Beleg finden konnte, nicht einmal in der Wikipedia. *(Update 2015-06-09: Nach Hinweisen aus der Bevölkerung vom Autor eingefügt.)*

Dass das Radio wirklich Ende Mai 1969 gekauft wurde, weiß ich aufgrund der Kaufurkunde, die ich im Wohnzimmer meiner Großmutter unter dem Gerät fand. Leider habe ich sie inzwischen verlegt. Ich hätte sie gleich digitalisieren sollen.

André Spiegel

8. Juni 2015

Der Stream bekommt ein eigenes Zuhause

Eine größere Fruchtfirma in Kalifornien hat ihre Entwicklerkonferenz und streamt dieses Jahr außer der Eröffnungsveranstaltung auch diverse Einzel-Veranstaltungen live über ihre Webseite. Ich würde gerne diesen Stream mit einem halben Ohr nebenbei auf dem Zweitbildschirm verfolgen.

Allerdings äußerst ungern in meinem Hauptbrowser. Ich habe zu oft erlebt, dass ich, wenn ich Apfel-Tabbe, versehentlich dann auf dem streamenden Fenster lande statt auf dem Hauptfenster des Hauptbrowsers. Ein eigentlich das Tab schliessendes Apfel-W kann dann gerne auch Dinge schließen, die nicht geschlossen werden sollen. Generell habe ich für lange offene Anwendungen gerne eine eigene Applikation, allein schon, um diese im organisierten Wahnsinn meiner Fenster erkennen zu können. Das Wichtigste daran ist das Auftauchen im Command-Tab-Wechselfenster. Das ist meine generelle Frustration mit Webanwendungen, die Nicht-Auffindbarkeit im Desktop-Kontext. Diese nur via Browser-Tabs anwählen zu können, wie Kathrin Passig das tut, wäre für mich ein Weg in den Wahnsinn.

(Ich könnte den Stream in einen anderen Browser verbannen, aber ich zweifele an meiner Fähigkeit, nach mehr als zehn Minuten noch das Firefox-Icon mit „Noch nicht schließen“ zu assoziieren.“)

Stattdessen grabe ich eine ältere Mac-Anwendung heraus, die einem neue Browser erstellt: Fluid. Man gibt diesem neuen Browser einem Namen, sucht sich per Google Bildersuche etwas Icon-artiges heraus und schon hat man eine neue Anwendung, die den entsprechenden Zweck in eine logische Anwendung kaserniert:

Livestream.app

Und so kann ich bequem Streams gucken, ohne dass mir dieses Stream-Fenster auf dem Zweitbildschirm in das normale Browser-Verhalten dazwischenkommt.

Ursprünglich schaffte ich Fluid damals für den gleichen Zweck wie Luan Kreutschmann an: um die nervigen Social-Media-Anwendungen wie Facebook in einem eigenen Browser mit eigenem Cookie-Store zu verbannen. Ich hatte damals eine Facebook.app, eine Google+.app (Haha) und anderes. Dennoch nutzte ich sie bald nicht mehr: Das Problem liegt darin, dass man FB-Links auch woanders bekommt. Klickt man auf diese, öffnen die sich wieder im Hauptbrowser, den man eigentlich davon fernhalten sollte. Seit dieser Entwicklerkonzerenz gibt es sogar theoretisch eine Technik, die das anpassen könnte. Allerdings nur für iGeräte, es dauert wohl noch, bis das hier auf dem Desktop ankommt.

Ein paar Stunden nach dem Erstellen meines Livestream-Browsers sehe ich auf Github, dass jemand eine spezialisierte WWDC-App gebaut hat und wechsle zu dieser. Die Livestream-App behalte ich jedoch, wer weiß, wann einen die Twitter-Timeline mit monopolisiertem Gesprächsthema wieder nötigt, irgendein TV-Event übers Web einzuschalten.

Tim Tepaße

8.6.2015

QR-Codes am Bankomaten

Ich hole Geld an einem Geldautomaten der deutschen Postbank ab. Irgendwo zwischen Geheimnummerneingabe und Geldausgabe wird mir auf dem Bildschirm ein QR-Code angezeigt. In der Mitte ist eine kleine gelbe Bank zu sehen. QR-Codes funktionieren ja irgendwie so, dass man in die Mitte ein pixeliges Bild malen kann. Ich denke einigermaßen lange darüber nach, wie originell es wohl ist, dass die Postbank eine gelbe Bank in ihrem QR-Code anzeigt. So bleibt mir keine Zeit mehr, zu gucken, was sich hinter diesem QR-Code überhaupt verbirgt. Zeit, mein Handy rauszuholen, und es auszuprobieren oder zumindest ein Foto zu machen, bleibt erst recht keine.

Aber ich hole ja öfter Geld bei der Postbank ab, vielleicht bin ich bei der nächste QR-Code-Anzeige besser vorbereitet.

Anne Schüßler

09.06.2015

Mit dem Ladekabel ins Krankenhaus

In der zweiten Juniwoche diesen Jahres lasse ich mich an der Schulter operieren. Die Operation verläuft gut und natürlich habe ich mein Smartphone dabei. Meine Liebsten werden lustige Selfies in Krankenhausbekleidung erhalten und ich bleibe auch sonst auf dem Laufenden. Naturgemäß geht der Akku bei derart intensiver Nutzung schnell dem Ende entgegen. Da ich dies weiß, habe ich mein Ladekabel dabei. Es ist ein proprietäres.

Es gibt von der EU, genauer dem EU-Parlament eine Gesetzesinitiative über einheitliche Standards bei Ladekabeln (ref 20140307IPR38122). Diese ist jedoch bisher nicht umgesetzt und so verbauen die Hersteller weiter, was sie für sinnvoll halten.

Sinnvoll ist der Magnetladeanschluss an der Seite des Smartphones schon. Das Kabel wird durch eine magnetische Fläche gehalten. Über zwei Kontakte fließt dann Strom. Das ist toll, da die Klappe zum (EU-konform, da vorhanden) Micro-USB Anschluss so verschlossenen bleiben kann. Durchdacht ist der Anschluss jedoch nicht. Da mit Gleichstrom geladen wird, ist es möglich einen Kurzschluss auszulösen. Der Stecker muss nur verkehrt herum angesetzt werden, bis die Kontakte verbunden sind. Das Telefon quittiert diese Qual mit einem Neustart. Der Magnet im Stecker ist so gepolt, dass das falsche Ansetzen eigentlich verhindert werden soll.

Klar könnte ich auch den Steckdosenadapter benutzen, aber dann wäre mir der verständnislose Blick der Krankenschwester entgangen, als sie das Kabel in den USB-Port des Fernsehers einstecken soll.

mstemmle

28. Mai bis 10. Juni 2015

WhatsApp als allsehendes Auge

Ich benutze WhatsApp nicht sehr häufig und bin dort auch nicht in vielen Gruppenchats – auch wenn ich aus anderen Ecken des Netzes mitbekomme, dass solche Gruppen mittlerweile in Schulklassen und anderen losen Menschenverbänden an der Tagesordnung sind (der Techniktagebuch-Redaktionschat ist ja im Grunde nichts anderes). Auch die Geschäftsstelle des Deutschen Evangelischen Kirchentages, bei der ich arbeite, hat einen WhatsApp-Gruppenchat, der allerdings relativ selten benutzt wird. Ich will nicht von mir auf andere schließen, aber es gibt einfach selten etwas, was man allen anderen Menschen, die mit einem arbeiten, auf diesem Weg mitteilen möchte. Es gibt ja schließlich auch E-Mails und ein eigenes Wiki.

Doch in dem Zeitraum, den wir in schönstem Beamtendeutsch "Durchführung" nennen – die eigentlichen fünf Veranstaltungstage und die Auf- und Abbau-Zeit davor und danach – erwacht der Gruppenchat plötzlich zum Leben. Die Kollegen aus den technisch-organisatorischen Abteilungen sitzen plötzlich nicht mehr in ihren Büros sondern sind vor Ort in den Hallen und auf den Plätzen, wo Kirchentag aufgebaut wird. Und sie schicken Fotos. "Die ersten Zelte stehen." "Hier entsteht gerade die Bühne für den Schlussgottesdienst." "Halle 11 ist voll mit Papphockern."

Ich, der ich immer noch am Schreibtisch sitze und Journalistenanfragen beantworte, finde das wunderbar. Es hilft der Motivation ungemein, zu sehen, dass das Ereignis, das man anderthalb Jahre vorbereitet hat, plötzlich manifeste Form annimmt. Manche der Bilder kann ich auch auf unseren Social-Media-Kanälen weiterteilen, aber viel schöner finde ich die Tatsache, dass die Smartphones meiner Kolleginnen und Kollegen mir erlauben, quasi an allen Orten gleichzeitig zu sein. WhatsApp ist mein Auge zur Welt, zumindest solange Durchführung herrscht.

Alexander Matzkeit

10. Juni 2015

Pay & Evidence

Minuten, nachdem das Schiff zur Isle of May abgelegt hatte, fällt mir wieder ein, dass auf der Website was mit Parkgebühren stand. Und die graue Säule mit den Knöpfen drauf, direkt am Eingang des Parkplatzes, war sicher auch kein Zufall. Verdammt, verdammt, verdammt. Als wir zurückkommen, klebt das kleine, hässliche, gelbe Plastiktütchen mit dem Ticket an der Windschutzscheibe. Sechzig Pfund. 50% Rabatt, wenn ich innerhalb von zwei Wochen zahle.

Bei fifedirect.org.uk, der Versorgungsstelle für Falschparktickets meines Vertrauens, bietet man mir ohne große Umschweife den Button “Pay” an. Daneben noch den Button “Evidence”. Ich klicke und sitze vor einer langen Bilderserie vom Tatort. Mein Auto aus allen Richtungen. Von vorne. Von hinten. Alle Aufkleber einzeln fotografiert. Alle alten Parktickets. Es ist die schlechteste Bilderserie der Welt. Ich bin ein wenig gerührt. Dafür haben sich die dreißig Pfund echt gelohnt.

Aleks Scholz

1994 bis 2015

Faktenlernen früher und heute

Die Arbeit der Techniktagebuchredaktion kommt Anfang Juni 2015 innerhalb von 48 Stunden quasi zum Erliegen: Kathrin Passig hat uns im Redaktionschat mit Duolingo infiziert, einem spielerischen Sprachenlernprogramm. Die Tatsache, dass man dort Punkte bekommt und mit anderen wetteifern kann, spornt ungemein an, sodass wir selbst völlig unnötige Lektionen absolvieren ("Übersetzen Sie *die Aktion* ins Englische").

Ein solches Engagement zeige ich gut zwanzig Jahre früher, als ich in die fünfte Klasse komme und zum ersten Mal im Leben Vokabeln lernen soll, nicht. Die Vokabeln sind hinten im Buch aufgelistet, ich decke die französische Spalte mit einem Blatt ab, schaue in die deutsche Spalte und schreibe das französische Wort, soweit ich mich daran erinnere, auf. Das wiederhole ich so lange, bis keine Fehler mehr auftauchen oder – das ist häufiger der Fall – bis ich keine Lust mehr habe: Ein sehr mühseliger Prozess. Meist fange ich erst kurz vor den Klassenarbeiten oder Vokabeltests damit an, statt jeden Tag fünf Wörter zu lernen, wie das Eltern und LehrerInnen predigen.

Genau so mache ich es auch 2005 noch, als ich an der Uni mein Latinum nachhole und mir kurz vorher auffällt, dass ich trotz Wörterbucherlaubnis in der Klausur keine Zeit haben werde, jedes Wort nachzuschlagen. Ich bekomme zwar auch von einem Freund einen grünen Kasten mit Karteikärtchen aus Pappe, den benutze ich aber kaum.

Wenig später entdecke ich Anki, ein Computerprogramm, das genau einen solchen Vokabelkasten darstellt: Man kann "Vorder-" und "Rückseiten" eines Karteikärtchens eingeben (oder gleich von anderen hochgeladene Kärtchen nutzen) und einstellen, wie viele Wörter man in einem Durchgang lernen möchte. Vokabeln, bei denen man Fehler macht, werden sehr schnell wieder abgeprüft, Fehlerfreies kommt erst in immer größer werdenden Abstän-

den wieder. Ich habe viel Spaß beim Erstellen der Kärtchen und nutze Anki anfangs exzessiv für einige Unisprachkurse, verliere aber nach einer Weile immer die Motivation.

Anfang 2013 wird alles anders: Ich stoße auf Memrise und beginne in kürzester Zeit Unmengen an Fakten zu lernen, von denen ich nie wusste, dass sie mich interessieren: Alle Länder der Welt und ihre Hauptstädte. Chemische Elemente. Türkisches Gemüsevokabular. Berühmte Kunstwerke. Amerikanische Bundesstaaten. Schweizer Kantone. Eigentlich unterscheidet sich Memrise nicht sehr von Anki: Man kann selbst Kurse erstellen oder die anderer nutzen und was man nicht kann, kommt immer wieder. Aber: Es gibt Punkte. Nach einer bestimmen Punktezahl steigt man einen Rang auf. Und man kann anderen Lernerinnen und Lernern folgen. Die Punktestände werden dann in einer Liste angezeigt und ich verbringe Nächte damit, immer noch eine Runde weiterzulernen, um die nächste Person zu überholen. Ich verstehe endlich, was es mit Gamification auf sich hat – und obwohl ich das System durchschaue, hört es nicht auf zu funktionieren.

Kristin Kopf

seit 2011

Sprachverwirrung am Geldautomaten

Ich habe ein Girokonto bei einer deutschen Direktbank. Da diese keine eigenen Geldautomaten betreibt, bekommt man neben der normalen EC-Karte eine Visa-Karte dazu. Mit der kann ich weltweit an jedem Geldautomaten gebührenfrei Geld abheben. Das ist ziemlich praktisch und spart Geld. Dazu muss ich Geld online von meinem normalen Girokonto auf das Kreditkartenkonto überweisen. Vielleicht habe ich auch einen Kreditrahmen, aber ehrlich gesagt weiß ich das so spontan gar nicht. Egal, auf jeden Fall steckt man die Kreditkarte zum Beispiel im Portugal in einen Geldautomaten, es erscheint das deutschsprachige Auswahlmenü, man wählt einen Betrag xy

und das Geld kommt aus dem Geldfach. So läuft es in allen von mir besuchten Ländern, seitdem ich diese Karte habe (zugegeben, das sind jetzt nicht so wahnsinnig viele, aber mehr als eins, vielleicht vier). Mit einer Ausnahme: In Deutschland muss ich am Geldautomaten fast immer einen zusätzlichen Schritt machen. Man steckt die Karte ein und es erscheint nicht das deutschsprachige Auswahlmenü mit den auszahlbaren Beträgen, sondern ein sechs- oder achtsprachiges Auswahlmenü, mit dem ich festlegen kann, welche Sprache mein Auswahlmenü haben soll. Während also portugiesische Geldautomaten sofort erkennen, dass es sich um eine von einer deutschen Bank herausgegebene Kreditkarte handelt, erkennen dies deutsche Geldautomaten nur sehr selten. Warum das so ist, weiß ich nicht.

Stefan Möller

Juni 2015

Chromium, Firefox, Midori. Doch Midori ist der sympathischste unter ihnen.

Seit Facebook 2015 die Überwachung des im selben Browser ausgeführten Surfverhaltens ankündigte, nutzen viele meiner Freund*innen und Bekannten jeweils einen Browser für ihre normalen Tätigkeiten und einen für ihr Social-Media-Netzwerken.

Ich benutze nicht nur zwei Browser, sondern derzeit vier. Chromium für Facebook, Firefox zum Surfen, ein Tor-konfiguriertes Firefox für anonymes Surfen und Midori, wenn ich schnell mal was nachschlagen will. Firefox ist mir zuweilen zu kompliziert dafür, nicht nur, weil man ihn regelmäßig entrümpeln muss, sondern auch, weil ich ihn mit einigen grundständigen, aber umständlichen Datenschutz- und Anonymisierungs-Addons ausgestattet habe (Noscript, Ghostery, Refcontrol, Https-everywhere, Better Privacy, Flash- und Adblock u. a.)

Vielleicht ist es albern, das über technische Hilfsmittel zu sagen, doch Midori ist mir der sympathischste Browser. Trotz teils fehlender Funktionen. Schon allein das Wort Midori gefällt mir. Dass dieser überdies die bescheidene Selbstbezeichnung „Internetbetrachter“ trägt, macht mich immer noch froh. Außerdem ist standardmäßig eine Option integriert, als welcher Browser er sich für die jeweilige Seite ausgeben soll: Midori als Midori, aber auch Midori als Firefox, Safari, Iphone, . . .

Von Zeit zu Zeit tarne ich mich als Internet-Explorer. Twitter und andere Seiten warnen mich dann, ich sei mit einem veralteten Browser unterwegs.

Luan J. Kreutschmann

10. Juni 2015

Wasserzählersuche per Blog

Für den Morgen ist das jährliche Heizungsablesen angekündigt, auf dessen Ergebnissen die jährliche Heizkostenabrechnung meiner Mietwohnung beruhen wird. Ich lasse das ja nicht zum ersten Mal machen, also habe ich vorher sichergestellt, dass der Ableser gut an die Messgeräte aller Heizkörper rankommt. Selbst in der Küche ist an alles gedacht: Der Heizkörper verschwand zwar beim Küchenneubau im vergangenen Jahr hinter einem Schrank, doch die Schreiner hatten extra eine Aussparung gesägt, durch die das Messgerät erreichbar ist: Der Heizungsfachmann kann auch hier das alte Messröhrchen entnehmen, den Stand ablesen und in ein etwas über Hand großes Digitalgerät eingeben sowie ein neues Messröhrchen einsetzen.

Doch genau in der Küche wird es kompliziert: Hier müsse auch ein Wasserzähler sein, sagt Herr Ableser, auch den müsse er ablesen. Ich kann mich an keinen Wasserzähler erinnern, dabei habe ich die Küche doch eben erst mehrere Wochen völlig möbelfrei gesehen. Ein Glück, dass ich den Küchentausch damals in meinem Blog dokumentierte: Ich suche ein passendes verbloggtes Foto heraus und zeige es dem Ableser.

Tatsächlich: An der rechten Wand in der Mitte unten erkennt er einen Wasserzähler und hat ihn hinter einer Schublade auch schnell abgelesen.

Kaltmamsell

Juni 2015, sicher auch schon früher

Die Signiermaschine

Ich arbeite bei einer sehr großen öffentlichen Bildungseinrichtung und benötige vom Leiter dieser Institution eine Unterschrift auf einem wichtigen Dokument. Da ich noch nicht allzu lange dort beschäftigt bin, bin ich mir über das Prozedere im Unklaren und bitte Kolleginnen um Hilfe – schließlich hätte der Präsident doch sicher viel zu tun und könne dieses Dokument deswegen vielleicht nicht bis zum gewünschten Zeitpunkt unterschreiben.

“Doch, doch”, wird mir versichert, ich solle einfach im Leitungssekretariat anrufen und dann gleich dort vorbeigehen – die Unterschrift werde per Maschine erstellt. In der Erwartung eines (wie auch immer gearteten) Druckers suche ich das entsprechende Büro auf. Dort werde ich überrascht: ein junger Mitarbeiter (eindeutig nicht der Leiter) sitzt an einem Tisch, auf dem ein grauer Kasten (ca. 30*30*30 cm) steht, an dessen Oberseite mehrere metallene Arme/Greifer/Spinnenbeine (mit Gelenken und teilweise überkreuzt) befestigt sind. Vorne an dem Kasten ist eine Platte mit Linealen zur genauen Ausrichtung befestigt.

In die Arme der Maschine ist ein Füller eingespannt und der junge Mitarbeiter gibt sich große Mühe, von einem Stapel Papiere, ähnlich meinem mitgebrachten, jeweils ein einzelnes sehr genau ausgerichtet unter dem Füller auf der Platte zu platzieren. Sobald die gewünschte Position erreicht ist, drückt er an der Maschine einen Knopf, der Füllerhalter senkt sich in Richtung des Blattes bis der Stift aufsitzt und sehr langsam die Unterschrift des Leiters der Einrichtung schreibt. Nach Abschluss (es dauert länger als eine Unterschrift von Hand und wirkt vom Vorgang her in etwa so schwungvoll wie konzentriertes Nachzeichnen) reicht der Mitarbeiter mir das Papier und ich muss, wie bei einer normalen Füller-Unterschrift, warten, bis die Tinte getrocknet ist. Ich bin sehr fasziniert – einerseits wirkt das Gerät wahnsinnig altmodisch, andererseits hat man dank der Technik eine sehr echt wirkende (und entsprechend autorisierte) Unterschrift, die wesentlich offizieller wirkt als eine gedruckte.

Die anschließende Recherche bei Wikipedia ergibt dann, dass diese Maschine, ein sogenannter “Unterschriftenautomat” (oder auch Signiermaschine), schon seit Anfang des 20. Jahrhunderts existiert und bevorzugt von Politikern und Berühmtheiten verwendet wird. Durch eine Einlernphase ist sie in der Lage, Druck und Winkel des Originalschreibers zu übernehmen – allerdings kam sie laut ihrem Wikipediaartikel auch schon mehrmals zu unrühmlicher Bekanntheit, da sie immer mal wieder in Prozessen (Steuerhinterziehung etc.) eine Rolle spielte.

Andererseits führte sie vermutlich auch zu vielen glücklichen Teenagerherzen, die zumindest bis vor ca. 15 Jahren (bis dahin kann ich es noch selbst nachvollziehen) dank dieser Maschine zu original Autogrammkarten ihrer Lieblinge aus der Bravo kamen.

Ninu

11. Juni 2015

Die ersten TV-Flachbildschirme wandern auf die Straße

Reste, Müll, Abfall sagen viel über unsere Gesellschaft aus. Ich erinnere mich an ein traumhaftes Seminar zum Thema "Im Übrigen. Zur kulturellen Funktion von Rest und Abfall" bei Markus Krajewski, das mir damals sprichwörtlich die Augen öffnete, für das, was übrig bleibt.

Etwas, das übrig bleibt, ist Elektro-Schrott, der auf der Straße landet. Seit Jahren habe ich einen gewissen Fetisch für rumstehende Fernsehgeräte, Computer und Drucker. Wenn ich Zeit habe, fotografiere ich sie.

Dabei entwickelt man über die Zeit ein gewisses Gespür für zeitgenössische Entwicklungen. Es gab eine Phase, in denen besonders Röhren-Computer-Bildschirme auf der Straße landeten und eine Phase, in der besonders viele TV-Röhrengeräte auf die Straße verfrachtet wurden. Fast immer stehen sie geöffnet rum, da Sammler die wertvollen Kupferspulen entfernen. Auch Laser- und Tintenstrahldrucker haben ihre Zeiten, wie auch große PC-Gehäuse.

Nun ist endlich passiert, worauf ich schon lange gewartet habe: Ich habe den ersten großen TV-Flatscreen ausrangiert auf der Straße stehen sehen.

Ich habe mich schon gefragt, wann auch diese Technik-Generation ein Alter erreicht, in dem die ersten Modelle wieder aus den Haushalten wandern. Wer weiß, was die Geschichte zu diesem Gerät ist. Vielleicht war es einfach kaputt, wurde gebrickt oder wurde durch etwas Besseres ersetzt und galt als nicht mehr verkaufswürdig (was kaum vorstellbar ist). Es war zumindest ein ungewohnter Anblick, so einen großen Flachbildschirm auf der Straße stehen zu sehen. Auf jeden Fall nicht normal im Gegensatz zum Stadtbild "Röhrenmonitor".

Ich fand es interessant, dass auch dieses Gerät geöffnet wurde. Gibt es in Flachbildschirmen auch wertvolle Kupferspulen (ich denke eher nicht) oder andere wertvolle Bauteile, die einfach entfernt und zu Geld gemacht werden können?

Caspar Clemens Mierau, zuerst veröffentlicht hier:
www.leitmedium.de/2015/06/11/die-ersten-tv-flachbildschirme-wandern-auf-die-strasse/

11.6.2015

Welcher tote Opa hat heute Geburtstag?

Meine Opas hatten am 11.6. und am 12.6. Geburtstag und ich konnte mir schon damals immer nur manchmal merken, wer an welchem Tag dran war.

Das hat sich zwar eigentlich erledigt, weil beide ja mittlerweile nicht mehr leben, aber ich möchte am 11.6. trotzdem wissen, welchem Opa ich über Twitter im Himmel gratulieren kann. Ich könnte meine Mutter anrufen, aber ich habe letztens mal meine Vorfahren gegoogelt (recht unerfolgreich, abgesehen von meinem Urgroßvater, aber das ist eine andere Geschichte, die ein andermal erzählt werden soll) und dabei eine Todesanzeige meines einen Opas im Netz gefunden.

Warum es eine Todesanzeige meines Opas im Netz gibt, wo die herkommt, wer die da ins Internet gestellt hat, keine Ahnung, aber es gibt sie.

Ich google also meinen einen Opa und finde die Todesanzeige. Dieser Opa ist am 12.6. geboren, dann ist heute wohl der andere dran. Fall gelöst!

Anne Schüßler

Juni 2015

Gedächtnistraining made by Blackberry

Ich bin gern und viel mit dem Auto unterwegs. Während der Fahrt unterhalte mich bevorzugt mit meinem Blackberry bzw. mit den Kollegen, die es für mich auf Sprachbefehl hin anruft. Seit dem letzten Update komme ich in den Genuss des Blackberry Assistant. Theoretisch kann mir das Gerät jetzt auch E-Mails vorlesen, die Adresse des Mandanten heraussuchen und Apps starten. Alles auf Zuruf. In der Realität gestaltet sich das hürdenreich und weniger praktikabel als bei der Vorgängerversion. Die digitale Stimme sichert sich bei jeder Aktion mindestens einmal ab indem es die Anweisung wiederholt. Beim Wählen von Telefonnummern wird erst abgefragt, welche Nummer für den Kontakt gewählt werden soll – inklusive Nennung der Nummer. Nach Auswahl der Nummer wird nachgefragt, ob tatsächlich diese Nummer gewählt werden soll – ebenfalls inklusive Nennung der vollständigen Nummer. Da ich entgegen aller anderslautenden Gerüchte ein sehr ungeduldiger Mensch bin, brülle ich seitdem das Telefon noch häufiger an als sonst schon.

Eine weitere Hürde ist das Sicherheitskonzept. Das Blackberry besteht aus einem privaten und einem geschäftlichen Part. (Auf ersten hätte ich gern verzichtet, geht technisch aber nicht.) Der geschäftliche Part sperrt sich nach spätestens 15 Minuten automatisch. Der Zugriff auf Mails, Kalendereinträge und Telefonbuch ist dann nur noch nach Eingabe des Passworts möglich. Das gilt auch für die Sprachwahl. Beauftragt man den Blackberry Assistant im gesperrten Modus mit dem Anrufen eines Kontaktes wird das mit der Aussage quittiert, dass der Kontakt nicht gefunden wurde, man aber den geschäftlichen Bereich entsperren könnte, um dort auch zu suchen. In Bezug auf Datensicherheit ist das super, was die Personensicherheit angeht aber eher nicht, denn das Passwort lässt sich leider nicht per Spracheingabe eingeben. Für den Blutdruck ist das keineswegs förderlich und sofern man nicht doch irgendwann in der Leitplanke landen möchte, sollte man auch die manuelle Eingabe während der Fahrt unterlassen.

Kürzlich entdeckte ich dann doch noch eine Möglichkeit, die Vorzüge der Sprachwahl wieder uneingeschränkt nutzen zu können ohne mich in Lebensgefahr zu bringen. Der Assistant wählt nämlich auch Nummern an, die man ihm nennt. Die Erkennung ist wiederum deutlich ausgereifter als das vorher der Fall war. Selbst lokale Abweichungen wie „zwo“ statt „zwei“ werden problemlos erkannt.

Ich fange dann mal an, die Nummer meine Top20-Kontakte auswendig zu lernen. Oder wenigstens die meines Sekretariates.

Stefanie Otersen

11.06.2015

Mit Strg oder ohne Strg?

Man muss ja mit der Außenwelt in Kontakt bleiben, wenn man den lieben langen Tag im Büro hockt. Daher läuft meistens irgendwo ein Social-media-Ding. Mal ist es Google Talk, das, nachdem das Google-eigene Prograämmchen eingestampft wurde, bei mir zu Pidgin umgezogen ist, oder eben Facebook. Da die normale Ansicht oder der Chat, z. B. der Techniktagebuchredaktion. Ist man selbstständig, kann man es sich ja erlauben, seine Zeit am Arbeitsplatz mit sowas zu verbringen. Ist dann eben keine Arbeitszeit.

Fleißig tippe ich nun in die diversen Nachrichtenfenster meine mal mehr, mal weniger gehaltvollen Kommentare. Manchmal sind die Äußerungen etwas länger. Da möchte man auch mal eine Zeilenschaltung machen. Technisch geht das ja alles. Mit der “Strg”-Taste[1].

1. Die heißt übrigens “Steuerungs”-Taste und nicht “String”-Taste! Darum steht auf englischen Tastaturen auch “Ctrl” für “Control”.

Bei Pidgin ergibt “Strg”+”Enter” eine Zeilenschaltung, nur “Enter” sendet den Kommentar ab. Das gleiche kennt man auch von der Facebook-Normalansicht, oder von dem kleinen Facebook-Chatfensterchen. Lässt man den Chat aber in der großen Ansicht laufen, ist es genau andersherum: Abschicken mit “Strg”+”Enter”, Zeilenschaltung nur mit “Enter”.

Dass ich damit ständig ins Schleudern komme, ist vorprogrammiert. Aber nicht nur, dass ich Kommentare absende, bevor sie fertig sind oder Zeilen schalte, obwohl ich den Kommentar abschicken will, ich drücke nun auch bei allen anderen Gelegenheiten gerne mal die “Strg”-Taste. Zusammen mit “Backspace” löscht man so z. B. mal eben ein ganzes Wort, und man wundert sich, wie schnell die getippte Zeile wieder verschwunden ist.

Ich benutze jetzt wieder öfter die Maus, um Kommentare abzuschicken oder den Cursor zu platzieren. Deren Funktionalitäten sind stringenter, scheint es mir.

Markus Winninghoff

12.6.2015

Die versteckte BluRay

Wir wollen Interstellar gucken, das haben wir kürzlich bei einem großen Elektronikmarkt käuflich erworben. Trotz Netflix passiert es regelmäßig, dass wir BluRays kaufen, obwohl es ja zunehmend albern ist, aber egal.

Ich bin in unserem Haushalt für die Unterhaltungselektronik zuständig. Möglicherweise hat mein Mann längst vergessen, wie man den BluRay-Player benutzt, ob er jemals Netflix selber bedient hat, würde ich bezweifeln. Ich bereite also alles vor, lege die Disk ins Abspielgerät und schalte den Fernseher auf den richtigen Kanal.

Das Menü erscheint, ich kann die Spracheinstellungen ändern, aber lustigerweise nur Englisch auswählen (allerdings immerhin mit deutschen Untertiteln). Das ist prinzipiell nicht schlimm, weil wir ja eh im Original gucken wollen, wundert mich aber.

Dann wird es ganz seltsam. Ich finde nirgendwo eine Option, den Film zu starten. Ich kann nur die Special Features auswählen. Ich klicke mehrfach wild auf den Tasten der Fernbedienung rum in der Hoffnung, über „Play“ oder „Menü“ irgendwas zu erreichen, aber nichts passiert.

Dann prüfe ich die Hülle der BluRay. Laut dieser sollte man den Film auch auf Deutsch gucken können. Ich öffne die Hülle und stelle fest, dass es zwei BluRays gibt. Eine mit dem Film und die andere mit den Special Features. Die Film-BluRay ist auf der linken Seite der Hülle und mit einem Werbezettel verdeckt, so dass ich automatisch einfach die auf der rechten Seite genommen habe.

Ich lege die richtige BluRay in den Spieler und dann können wir auch den Film sehen. Sogar auf Deutsch, wenn wir das wollten, wollen wir aber nicht.

(Anne Schüßler)

12. Juni 2015

Kunst auf Röhrenmonitoren ist schön, macht aber viel Arbeit

In der Diplomausstellung “Spatial Design” an der Zürcher Hochschule der Künste:

Gedächtnisprotokoll:

Ich: Die Röhrenmonitore, ist das eine bewusste Retro-Entscheidung, oder war kein Geld da?

Die Ausstellung bewachende Studentin: Wir können hier in der Ausleihe alles bekommen, Geld spielt da keine Rolle. Nein, das war eine Entscheidung von unserem Studienleiter. Das hat alles viel schwieriger gemacht, bis wir das hingekriegt haben, das Format ist 4:3, mit dem Ton gab es Probleme, und es hat sehr lange gedauert, bis wir die Sachen auf DVD gebrannt bekommen haben. Und oben und unten ist das Bild so gebogen, das müsste mal entmagnetisiert werden.

Ich: DVD, was war da das Problem?

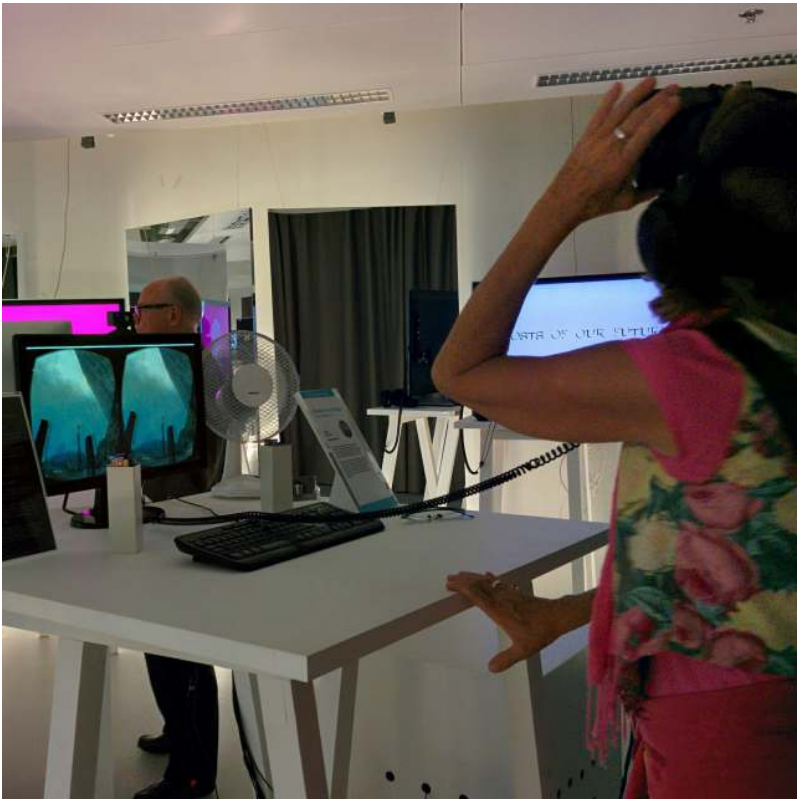
Studentin: Bei der alten Software, die wir hier früher hatten, CS6, da konnte man noch direkt so exportieren, dass man es gleich auf DVD brennen kann. Bei der neuen Version, CS7, da geht das nicht mehr, weil das keiner mehr braucht. Wir haben uns am Ende zusammengetan und so ein Tool runtergeladen, mit dem ging es dann.

Kathrin Passig

12. Juni 2015

Zum zweiten Mal Oculus Rift, einmal von innen und einmal von außen

In der Diplomausstellung "Cast" an der Zürcher Hochschule der Künste darf ich zum zweiten Mal eine Oculus Rift ausprobieren, etwas über ein Jahr nach der ersten und diesmal ein bisschen länger. "Ghosts of our Future" von Amir Megeid dauert etwa fünf Minuten.



Das Bild zeigt die Besucherin, die es nach mir ausprobierte. Überraschend war diesmal vor allem, wie seltsam es sich anfühlte, ziemlich nah und nach bisherigen Maßstäben störend um einen anderen Menschen herumzugehen (ich brauchte noch Fotos und Informationsmaterial) und gleichzeitig zu wissen, dass man für diese Person überhaupt nicht existiert. Ich hatte es ja gerade selbst ausprobiert und wusste, dass sie sich in einem anderen Raum aufhielt als ich und meine Anwesenheit überhaupt nicht wahrnahm. Theoretisch hätte sie zwar meine Schritte hören können, praktisch rangierte ich

in ihrer Aufmerksamkeit aber etwa gleichauf mit fernem Vogelgezwitscher. Dass Virtual-Reality-Brillen nicht nur das private Freizeitvergnügen ihrer Träger verändern, sondern auch Umgangsformen und Sozialleben, darüber hatte ich bisher nicht nachgedacht.

Kathrin Passig

13. Juni 2015

Aussortiert: Papier-CD/DVD-Hüllen

Seit einigen Wochen raffe ich mich jeden Abend auf, fünf Minuten eine Ecke in der Wohnung aufzuräumen, die ich normalerweise nicht anfasse. Das fördert oft Dinge zutage, die ich seit Jahren nicht mehr gesehen habe. Zumeist landet fast alles im Müll. Sehr befreiend. Heute habe ich eine Schreibtischschublade ausgeräumt und hatte plötzlich einen Regenbogen von CD/DVD-Hüllen aus Papier in der Hand.

Was für eine Erfindung – damals. Als man noch regelmäßig CDs/DVDs brannte, vorsichtig beschriftete und eine Hülle brauchte. Die Plastikhüllen waren sperrig und gingen schnell kaputt. Gerade für Medien, die man weitergeben wollte, waren die Papierhüllen ideal. Die letzte, die ich im Einsatz sah, bekam meine Tochter geschenkt, als eine Geburtstagsgästin eine selbstgebrannte Hörbuch-CD mitbrachte. Das kann immerhin nur ein oder zwei Jahre her sein.

Da die Hüllen so schön bunt sind, konnte ich es nicht übers Herz bringen und habe sie – exakt aufgeteilt – den Kindern als Bastel-Material vermacht. Dann können sie die Hüllen in ein paar Jahren in ihren fünf Minuten aussortieren. Und weiterverschenken.

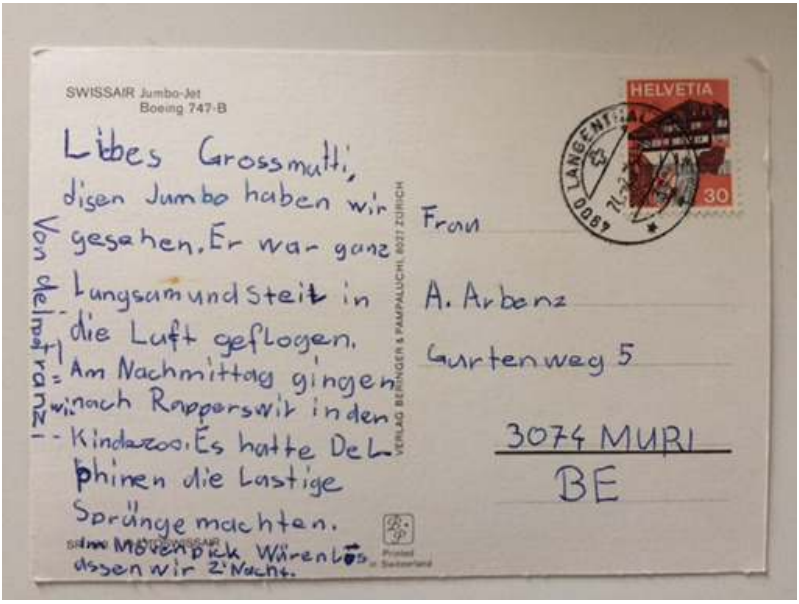
Caspar Clemens Mierau, zuerst veröffentlicht hier:
www.leitmedium.de/2015/06/13/aussortiert-papier-cddvd-huellen/

13. Juni 2015 und früher

Post-postalische Postkarte

Seit ich schreiben kann, verschicke ich Postkarten, meist von unterwegs, manchmal auch einfach so. Das Narrativ hat sich nicht gross verändert („Ich bin dort und dort und mache dies und das und es ist schön, wir sehen uns bald.“), nur die Briefmarkenbeschaffung ist etwas aufwändiger geworden. Früher war die Antwort auf meine Reisegrüsse eine Postkarte oder eine dankende Erwähnung bei der nächsten Analogbegegnung. Heute erhalte ich innerhalb von einer Stunde zwei Whatsapp-Nachrichten mit der gleichlautenden Mitteilung, meine (vor fünf Tagen in Hamburg eingeworfenen) Karten seien (in der Schweiz) eingetroffen.

SWISSAIR



Franziska Nyffenegger

13. Juni 2015

Mein erster Selfie-Stick

Gemeinsam mit Freunden schiebe ich unsere Kinder durch den sonnigen Park. Auf der Wiese neben unserem Pfad albern drei junge Mädchen herum. Das mittlere hält etwas, das ein bisschen aussieht wie ein Greifarm für Müll, nur dass daran ein Handy befestigt ist: ein Selfie-Stick. Die Mädchen rennen in die Frontkamera lachend und mit wehenden Haaren damit herum, wohl um ein besonders authentisches Sommerspaßselfie aufzunehmen.

Ich kann den Stick nur identifizieren, da ich im Februar diesen Artikel über den Verbot dieser Gerätschaften in Museen las. Live und in Farbe sehe ich ihn zum ersten Mal. Kurz darauf wird in einem großen lokalen Netzwerk, in dem ich auch Mitglied bin, gefragt, wo man die Dinger außerhalb des Internets kaufen kann. Ich denke, ich werde bald noch mehr davon sehen.

Angela Heider-Willms

12./13.6.2015

Rezepteklau im Buchladen

Aus Gründen, die ich schon wieder vergessen habe, komme ich auf die Idee, dass man ja mal Gin-and-Tonic-Sorbet machen könnte. Allerdings habe ich kein Rezept dafür.

Wie immer in solchen Fällen, google ich also das Rezepte und umfahre die Links zu Chefkoch, Kochbar und ähnlichen furchtbaren Seiten weiträumig. (Immer, wenn ich auf Chefkoch oder ähnlichen Seiten mit Nutzergeneriertem Content bin, bin ich danach frustriert ob der Seltsamkeiten anderer Menschen. Ich kann es nicht erklären, bzw. ich kann es doch, aber der Exkurs würde zu lang werden.)

Stattdessen wähle ich Links auf die Seiten offizieller Kochmagazine und privater Blogs. Auf einem Blog wird darauf hingewiesen, dass das Rezept aus einem Buch ist. Ich gucke mir das Buch (ein Eisrezeptebuch) auf Amazon an, finde es interessant und packe es auf meine Wunschliste. Wie ich versuche, den Link zu dem Buch an eine Freundin mit einer semiprofessionellen Eismaschine zu schicken, ist eine andere Geschichte und soll ein andermal erzählt werden.

Einen Tag später bin ich in der Stadt im Buchladen und gucke Kochbücher an. Darunter ist auch besagtes Eisrezeptebuch. Die Rezepte machen einen guten Eindruck und ich überlege kurz, es zu kaufen, entscheide mich aber für den Moment dagegen. Statt dessen hole ich mein Handy raus und fotografiere die Seite mit dem Rezept für Gin-and-Tonic-Sorbet ab.

Das ist eine Methode, die ich schon öfter beim Kochbuchstöbern angewandt habe. Ich habe dabei immer ganz kurz ein schlechtes Gewissen, aber es reicht nicht aus, um mich von dieser Praxis abzuhalten. Mal abgesehen davon, dass ich das Rezept ja auch im Internet nachgucken könnte, auf dem privaten Blog von jemandem, der es nachgekocht hat.

(Meines Wissens gibt es kein Urheberrecht auf Rezepte, sondern lediglich auf die genauen Formulierungen, also den Text des Rezeptes. Man darf also etwas aus einem Kochbuch oder Kochmagazin nachkochen und das Rezept mit seinen eigenen Worten weiterveröffentlichen. Das ist aber gefährliches Halbwissen und wird hier ohne Gewährleistung präsentiert.)

Anne Schüßler

13.06.2015

Es gibt ein richtiges Leben zur falschen Zeit

"Dieses Buch zeigt, dass es ein Leben außerhalb von Facebook und Smartphones gibt – die kommen in diesem Roman einfach nicht vor."

So ein Rezensent über einen Roman, der 2015 veröffentlicht wurde. Was außerdem nicht darin vorkommt: Eine Jahreszahl.

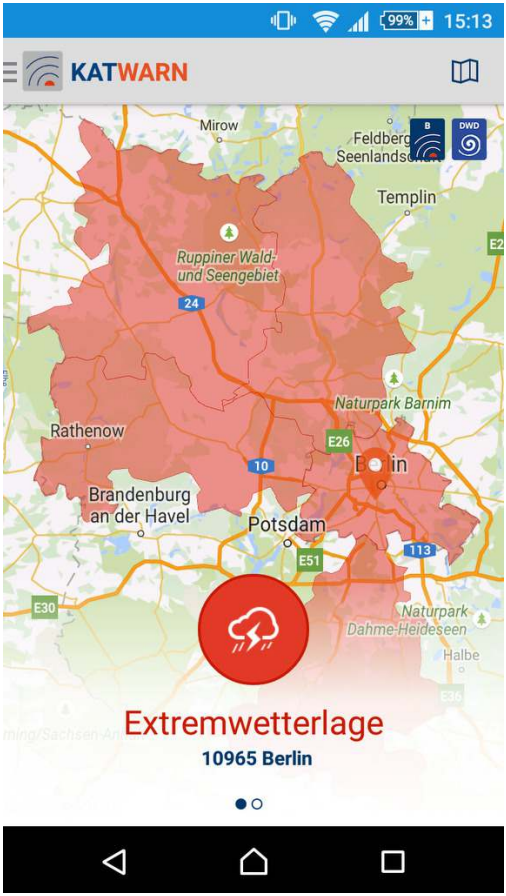
Es gibt aber Computer, ein Internetcafé, es wird mit Handys telefoniert. Da sind die Gesichter der Präsidenten Bush und Putin. Zwei aktuelle Sommerhits werden genannt: Gustav – "Rettet die Wale" und Mando Diao – "God

Knows". Die Geiselnahme von Beslan passiert. Der Roman "Selbstporträt mit Flusspferd" von Arno Geiger spielt im Sommer 2004, und trotzdem denkt da jemand beim Lesen im Jahr 2015 an soziale Netzwerke und Smartphones.

Sokoban-Spielerin

13.6.2015

Wettlauf der Warnungen



Im Januar hatte ich schon mal darauf geschaut, wie schnell mich die Unwetterwarnungen von KATWARN über die verschiedenen Kanäle erreichen. Damals war es ganz eindeutig: Die gute alte SMS lag, mit minutenlangem Abstand, weit vorne bei der Ankündigung eines Sturms.

Beim heutigen Sommergewitter über Berlin (siehe Screenshot oben) sieht es ganz anders aus. Mit weitem Vorsprung meldeten die verschiedenen Apps – zunächst iOS auf dem iPad, sofort danach Android – die Unwetterwarnung. Dann klingelte mein E-Mail-Eingang. Und erst ganz zum Schluss, Minuten später, erreichte die SMS mit der *AMTLICHEN UNWETTERWARNUNG vor SCHWEREM GEWITTER mit HEFTIGEM STARKREGEN und HAGEL* (Schreibweise wie im Original) mein Mobiltelefon.

Das kann Zufall sein, aber vielleicht auch eine Verschiebung der Kanäle nach Wichtigkeit... Ich behalte das mal im Auge.

Thomas Wiegold

2015-06-13

Bluetooth und Blaulicht

Ich habe als Vortragsdankeschön einen Bluetooth-Kopfhörer geschenkt bekommen. So auf der Hälfte zwischen Werbenippes und richtig wertvollem Geschenk.

In der Subway haben normalerweise etwa ein Drittel der Fahrgäste Stöpsel in den Ohren. Mir ist das Geraffel mit dem Kabel immer zu umständlich, außerdem tauche ich eigentlich lieber in die Geräuschkulisse der Stadt ein – das Kreischen der Räder, die unverständlichen Lautsprecherdurchsagen, Gesprächsfetzen. Andererseits, wenn jetzt das mit dem Kabel wegfällt, vielleicht könnte ich mich doch ans urbane Musikhören gewöhnen?

Allerdings blinkt eine helle, blaue Leuchtdiode an dem Kopfhörer, wenn er verbunden ist. Durchgehend. Das ist mir dann doch zu blöd.

André Spiegel

13. Juni 2015

Segenswunsch vom Handydisplay

M., der einjährige Sohn von Freunden um die 30, wird in einer kleinen Dorfkirche getauft. Alle Menschen, die Reden halten oder sonst etwas zu sagen haben, lesen von Zetteln ab – nur eine Taufpatin zückt für ihre Segenswünsche das Smartphone und liest die Worte, die sie sich überlegt hat, vom Display ab.

Vor dem Vaterunser kommentiert der Pfarrer ein wenig erstaunt aber freundlich: “Das habe ich auch noch nicht erlebt. Bekommt der Kleine das dann anschließend gleich per WhatsApp auf sein Handy geschickt?”

Auch nach dem Gottesdienst ist die Aktion noch Gesprächsthema. Die Generation meiner Eltern scheint nicht ganz zu wissen, ob sie es unter “Na ja, so ist das halt heute” oder unter “Schon ein bisschen merkwürdig in einer Kirche” ablegen soll.

Alexander Matzkeit

2000–2015

25 Gigabyte, now and then

Als ich im Jahr 2000 mit der Diplomarbeit anfange, ist die digitale Revolution in der Astronomie schon länger im Gange. Das weiße Zweimeterteleskop in Tautenburg hat einen 4-MBit-Chip. Mit zwei Byte pro Pixel ist jedes Bild acht Megabyte groß. In einer Nacht füllt man leicht eine CD mit Daten. Es ist ein vergleichsweise winziger Detektor.

Die Daten, an denen ich in den nächsten Jahren arbeite, stammen von einer Weitwinkelkamera, die an einem Teleskop in Chile hängt: 8000 Pixel Kantenlänge, der gesamte Vollmond passt auf ein Bild. Im Rohformat, wieder zwei Byte pro Pixel, ist ein Bild 130 Megabyte groß. Sobald man damit anfängt, mit den Bildern zu rechnen, werden aus zwei Byte vier, und die Bilder sind 250 Megabyte groß. Auf eine CD gehen gerade mal zwei. In meiner Diplomarbeit stecken nur zwei Nächte Beobachtungen, hundert Bilder, 25 Gigabyte. Vor mir steht ein Schuhkarton mit Bändern in kleinen Plastikgehäusen.

Die Datenverarbeitung ist eine logistische Qual. Ein Band einzulesen dauert Stunden. Die Maschine rattert jede Nacht. Jede Stunde, die ich nicht am Rechner bin, werden Bilder addiert oder multipliziert. Ich arbeite mit einem handelsüblichen Linux-PC, ich nehme an, ein später Pentium- oder AMD-Prozessor, mit einem RAID-System aus sechs 15-GB-Festplatten. Ich gehe viel im Wald spazieren, während der Computer Daten liest, verarbeitet, oder speichert.

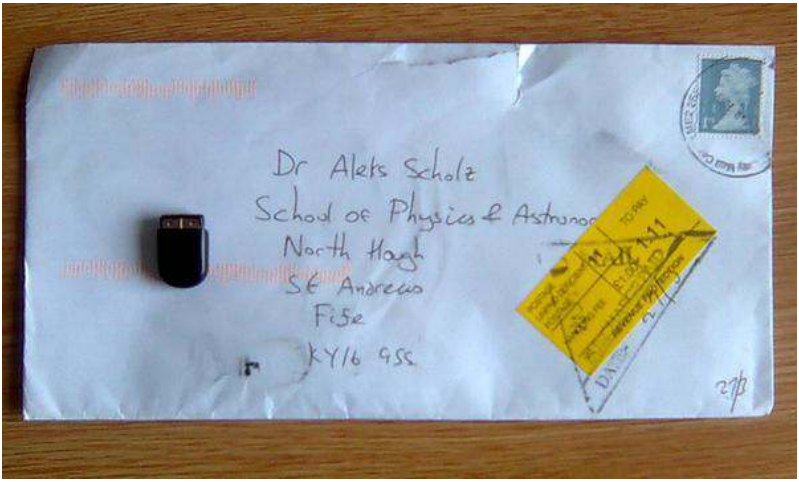
Am Ende der Doktorarbeit im Herbst 2004 verbringe ich Tage damit, alle Daten so zu sichern, dass ich sie mitnehmen kann. Mittlerweile gibt es DVDs, die vier Gigabyte fassen, immer noch wenig im Vergleich zu DDS3-Bändern (12 Gigabyte), aber dafür muss man nicht mehr das gesamte Band einlesen, nur um eine Datei zu kriegen. Ganz radikale Denker fangen damit an, Daten auf Festplatten zu verschicken. Es gibt Diskussionen darüber, ob Festplatten Verbrauchsmaterial oder Computerzubehör sind, ein wichtiger Unterschied

für die Administration. Ich brenne DVDs. Brennen, weil man brennen muss. Ich verlasse den Wald mit zehn Kisten voll mit Bändern, DVDs, CDs. Ich stelle sie in einen Schrank im Obergeschoss des Hauses meiner Eltern und ziehe nach Kanada.

Im Jahr 2005 habe ich zum letzten Mal CDs oder DVDs gebrannt. Seitdem fließen die Daten übers Internet auf Festplatten und auf andere Festplatten. Ich besitze zwei Terabyte-Platten, die alle meine Rohdaten und Backups der Ergebnisse halten, und zwar zweimal. Dazu drei kleine schwarze Hundert-Gigabyte-Platten und die üblichen Sticks für die kleinen Engpässe. Gigabytes werden produziert und vervielfältigt, innerhalb von Minuten. Ich fahre nach Chile und komme mit 50 Gigabyte zurück. Oder hundert, vollkommen egal. Über Datenmengen denke ich überhaupt nicht mehr nach.

Meine Anfangsjahre in der Astronomie waren eine historische Anomalie, eine Periode des elektronischen Flaschenhalses, als die Detektoren zufällig zu groß für die existierenden Datenverarbeitungsmaschinen waren. Aber die Datenströme in optischer Astronomie wachsen langsamer als mit Moores Gesetz. Die Datenrate der größten Projekte verdoppelt sich alle 41 Monate. Zum Vergleich: Die Internetgeschwindigkeit verdoppelt sich alle 16 Monate. Die Anzahl der CPU-Transistor alle 23 Monate. Die Festplattenkapazität alle 23 Monate. Die Kapazität zur Datenverarbeitung wächst viel schneller als die Datenmengen. Es gibt keinen Grund, sich vor Big Data zu fürchten. “Let’s ride the tsunami of computing power!“ (Quelle für Zahlen und Zitat: Geert Barentsen).

Im Februar 2015 beobachtet mein Kollege Joe am Discovery Channel Telescope in Arizona. In drei Nächten produziert er 25 Gigabyte Daten, die ich gern in Schottland hätte. Joe verwendet eine futuristische Retro-Technik für den Datentransfer. Am 30. März erreicht mich ein Brief mit einem Memorystick. Er ist so winzig, dass ich ihn fast mit dem Umschlag wegwerfe, vielleicht so groß wie ein Backenzahn (ohne Wurzel).



Aleks Scholz

23. April bis Mitte Juni 2015, eventuell noch länger

ec-Kartenlosigkeit ist die neue Bargeldlosigkeit

Seit am 23. April ein schottischer Fahrkartenautomat meine ec-Karte verschluckt hat, erforsche ich für das Techniktagebuch statt des bargeldlosen Lebens dessen Gegenteil. Zwar ist es mir in der Zwischenzeit gelungen, eine neue Karte zu beantragen, zu bekommen und zur Zeit ihrer Zustellung sogar in Berlin zu sein, aber diese neue Karte war defekt. Anfangs wurde sie noch von manchen Automaten akzeptiert, schon bald von gar keinem mehr.

“Nicht lesbar, Magnetstreifen nutzen”, sagt das Lesegerät der Schweizer coop-Kasse, wenn ich die Karte in den Chip-Leseschlitz stecke, und “Nicht lesbar, Chip nutzen”, wenn ich sie durch den Magnetstreifen-Leseschlitz ziehe.

Meine Kreditkarte wird im Einzelhandel nirgends akzeptiert, weil ich noch nie eine PIN für sie hatte. Ich leihe mir Bargeld von Freunden und überweise es wieder zurück. Ich plane sorgsam im Voraus und lasse mir keine Veranstaltung mit anschließendem Apéro entgehen.

In der Schweiz kann ich bei Migros gar keine Selbstscankassen mehr nutzen, bei coop gibt es ein anderes Modell mit Barzahlungsmöglichkeit: Man wirft erst die Münzen ein und legt dann die Scheine in ein Fach, das sich extra dafür öffnet. Ich recherchiere lange, ob es in der Schweiz vielleicht schon irgendeine fortschrittliche Handybezahlmöglichkeit gibt. Die gibt es wohl auch, aber nur für Kunden ganz bestimmter Banken, oder man muss vorher seine Identität nachweisen, eine ganz neue Spezialkreditkarte beantragen, sich eine "NFC-SIM" schicken lassen und insgesamt wochenlang warten, es klingt alles sehr kompliziert. Alles ist kompliziert. Einfach ist nur das Bezahlen von Bahn- und Nahverkehrstickets, denn da ist die Handybezahlung inzwischen in der Schweiz wie in Deutschland etabliert.

Bald bin ich wieder in Berlin, dem Ort, an den ich mir eine neue, diesmal vielleicht besser funktionierende ec-Karte schicken lassen kann. Bis das Bargeld demnächst abgeschafft wird, entsteht hoffentlich irgendeine andere Backup-Zahlungsmöglichkeit, denn eine ist eindeutig zu wenig.

Kathrin Passig

14. Juni 2015

Mutmaßungen über Bildrechte: Warum hier kein Beitrag über das Comlock zu sehen ist

(Vorgeschichte: André Spiegel veröffentlicht im Techniktagebuch einen bebilderten Beitrag über ein Science-Fiction-Kommunikationsgerät namens Comlock.)

Kathrin: André, wie ist es eigentlich mit den Bildrechten bei deinem Comlock-Beitrag?
André: Britische Fernsehserie, fair use, würde ich sagen?
Kathrin: in Deutschland gibt es kein fair use.
André: ich bin ja auch nicht in deutschland (das Techniktagebuch auch nicht)
Kathrin: das ist aber leider egal. dass es sich an eine deutsche Zielgruppe wendet, zählt. (so ist es jedenfalls beim Jugendschutz)
André: hm, man könnte gucken, was der verlinkte fansite artikel tut, wo die bilder auch alle sind. ansonsten muss der Beitrag halt wieder raus
Thomas: vielleicht kann man einen Youtubeclip embedden in dem das Ding und die Benutzer vorkommen.
André: (der fansite artikel wendet sich nicht an ein deutsches publikum, hat daher wohl nicht das problem)
Markus: Bildzitat?
André: das wäre fair use und das gibt's doch nicht, dachte ich. sonst schreibe ich den artikel noch mal auf englisch und tu' ihn in mein eigenes blog
Kathrin: Bildzitat und fair use sind zweierlei. gibt es keine Bilder dazu in der Wikipedia? sonst wäre YouTube vermutlich die sauberste Lösung.
André: Die englische Wikipedia macht fair use geltend.
Kathrin: aber das ist halt auch die englische.
André: die deutsche hat keine bilder
Kathrin: ich fürchte, dann dürfen wir auch keine haben. Youtube?
André: dann nehm' ich den artikel lieber wieder raus, tut mir leid
Kathrin: (gerade wieder 624,80 an Getty Images bezahlt wegen eines uralten Riesenmaschinebeitrags)
André: ja, das muss man dann wohl ernst nehmen
Kathrin: ich hab auch noch mal gesucht, es scheint wirklich gar nichts zu geben, auch keine flickr-Bilder unter CC-Lizenzen von Leuten, die mal in einem Comlock-Museum waren.
André: Nein, ich sehe wirklich, dass man das ernst nehmen muss und arbeite gerade an der englischen Version für mein eigenes Blog. Es sollten dann

schon genau diese Bilder sein, die hab' ich mit Bedacht ausgesucht.
Kathrin: wir können ja dann im Techniktagebuch das Chatlog posten und zu deinem Beitrag verlinken. ist ja absonderlich und bemerkenswert genug, dass du das auf Englisch darfst und auf Deutsch nicht (glaube ich jedenfalls).

Der englischsprachige, bebilderte Beitrag ist hier zu sehen. Alle in diesem Chat geäußerten Ansichten über Bildrechte sind möglicherweise falsch und sollten nicht als Grundlage für eigene Entscheidungen herangezogen werden.

Kathrin Passig

14.6.2014

Die Autokorrektur und ich – eine Hassliebe

Auch ich bin mit Duolingo infiziert. Da ich in den inzwischen 30 Jahren seit dem Abi einen ziemlichen Teil meiner täglichen Lektüre auf Englisch lese, will ich meine Sprachfähigkeiten testen lassen, um mich nicht mit den Einsteigerlektionen zu Tode zu langweilen.

Aber ach!

Neben meiner notorischen Fahrlässigkeit – es macht bei solchen Tests eben doch einen Unterschied, ob die Jungs im Singular oder Plural vorhanden sind und ob der Hund, der sie begleitet, ein bestimmter Hund ist oder eher unbestimmt – kämpfe ich bei den vorgelesenen Texten mit dem fehlenden Kontext.

Auf der Website kann ich den Text beliebig oft abspielen, was aber nicht unbedingt hilft. Wenn ich den Kontext des Satzes nicht kenne und er zu kurz ist, um aus den wenigen eindeutig verstandenen Worten einen Kontext zu erahnen, stehe ich auch in meiner Muttersprache oft auf dem Schlauch.

"She swims" ist sowas. Schön legato, also verbunden ausgesprochen, erkenne nicht einmal sicher, wie viele Worte es sind.

In der App hingegen kann ich die Texte sogar langsamer abspielen, was mir hilft, die Worte einzeln zu hören. Aber da ist die Eingabe fehlerbehaftet.

Smartphonetastaturen wie das von mir verwendete Swype versuchen, unsere Tippfehler mit dicken Fingern auf kleinen Bildschirmtasten durch ihr Wörterbuch zu kompensieren. Was in 95% der Fälle klappt. “Du swypest doch schon wieder” wird vermutlich in Kürze als Redewendung für die verbleibenden 5% in der Schule gelehrt.

Bei englischen Texten habe ich zwei Optionen: Ich schalte auf Englisch um und habe dann neben dem englischen Wörterbuch auch eine inzwischen völlig ungewohnte QWERTY-Tastatur, über die ich mit der Swype-typischen Wischbewegung schreiben kann, oder ich tippe die Buchstaben einzeln ein.

Da das Umschalten schon immer eine Weile dauert und mich verwirrt, entscheide ich mich für die deutsche Tastatur und das Einzeln-Eintippen.

Normalerweise lässt Swype so eingetippte Worte unangetastet, was bei englischer Eingabe und deutschem Wörterbuch auch besser ist – nach einem noch unklaren Prinzip werden jedoch einzelne Worte doch anhand des Wörterbuches in etwas dem System Bekanntes übersetzt.

Meistens erkenne ich das noch rechtzeitig und kann korrigieren. Das gelingt aber nicht immer.

Duolingo ist für mich also auch ein Training in präziser Eingabe.

Volker König

15.06.2015

Die Tücken schlüsselloser Autos (Part 1)

Ich bekomme einen Anruf meiner Freundin. Sie ist beruflich mit einem Mietwagen unterwegs, und dieser verfügt über Keyless Entry und Keyless Go. Dabei reicht es, den Türgriff (wenn man den "Schlüssel" in der Hand hält, oder aber in der Tasche hat) zu berühren, um das Fahrzeug zu entriegeln. Auch muss der Schlüssel nicht mehr in ein Zündschloss gesteckt werden, sondern es reicht aus, den Schlüssel bei sich zu tragen. Am Zielort angekommen wollte sie das Fahrzeug auf dem Parkplatz abstellen und verriegeln. Genau wie ich hat sie die Angewohnheit, am Ende noch mal zu überprüfen, ob die Türen denn nun wirklich zu sind, nachdem sie den Verriegelungsknopf auf der kleinen Karte (bei ihrem Auto war es eine kleine Plastikkarte) gedrückt hat. An der Fahrertür funktioniert das noch zufriedenstellend (am Türgriff ist ein Knopf, den man betätigen muss, um das Fahrzeug schlüssellos zu verriegeln oder zu entriegeln – zieht man am Türgriff, kann also nichts passieren). Jedoch geht der Kofferraum immer wieder auf und sie fragt mich, wie man denn nun den Kofferraum abschließen kann.

Ich gebe ihr den Hinweis, der mir half, als ich das erste Mal mit dieser Technik konfrontiert war und ähnliche Probleme hatte. Ich schlage ihr vor, alle Türen zu schließen und den Verriegelungsknopf auf der Karte zu drücken. Dann soll sie die kleine Karte auf den Boden legen und anschließend noch mal überprüfen, ob alle Türen zu sind. Diese Überprüfung glückt und sie ist zufrieden und kann sich ihrem nächsten Termin widmen. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass das ein bisschen komisch aussieht, wenn man sowas beobachtet, aber ich weiß auch, dass dieser "Trick" nicht nur mir eingefallen ist. Schlüssellose Systeme sind also nicht dafür geeignet, dass man am

Ende noch mal den ordnungsgemäßen Verschluss überprüft, oder aber eine gewisse Zahl von Personen wurde noch nicht darüber informiert, wie man das elegant anstellen kann.

Weidekaiser

Mitte Juni 2015

Stiftemangel und Zukunftswünsche

Ich komme auf dem Campus an einem Fahrrad vorbei, in dessen Korb ein Pullover vergessen wurde. Mein erster Impuls ist, den Pullover beim Hausmeister des Gebäudes, vor dem das Rad steht, abzugeben. Dann kommen mir Zweifel: Würde die Vergesserin wirklich auf die Idee kommen, dort nachzufragen? Wenn ich einen Zettel und einen Stift dabei hätte, könnte ich eine Nachricht hinterlassen. Habe ich aber nicht, habe ich schon seit Jahren nicht mehr: Entweder es gibt sowas da, wo ich bin (im Büro z. B., oder auf Konferenzen in Tagungstaschen) oder ich leihe mir alles wild zusammen (im FBR z. B.).

Ich beschließe unzufrieden, den Pullover an Ort und Stelle zu belassen und überlege mir im Weitergehen, wie praktisch es wäre, eine Nachricht auf Gegenständen hinterlassen zu können, die ins Virtuelle führt. Quasi eine Art QR-Code, aber einen, den das Handy erzeugen und anbringen kann, der aber auch wieder entfernbar ist. Fahrräder, Autos, Toilettentüren etc. bräuchten dann eine kleine Fläche dafür. Mir fallen aber nur Möglichkeiten ein, bei denen das Handy zu einer Art Etikettendrucker wüde – dazu hat es bestimmt nicht genug Energie, man müsste dauernd Etiketten und Farbe nachfüllen und es würde dicker und schwerer – oder bei denen es einen Laser bräuchte, der so etwas irgendwo hineinfräst. Beides erscheint mir unpraktikabel, das eine wirkt archaisch, das andere gleichermaßen futuristisch, lackunfreundlich und gefährlich.

Jetzt, einige Tage später beim Aufschreiben, überlege ich, ob man eine Nachricht bei irgendeinem Dienst abspeichern könnte, der dann in den nächsten Stunden überprüft, ob sich jemand an derselben Stelle aufhält, an der gespeichert wurde. Falls ja, sendet er die Nachricht an das Handy der Person. Das müsste aber ziemlich genau sein, sonst werden auch alle, die am Rad vorbeigehen, mit der Information belästigt, wo der Pullover zu finden ist.

Kristin Kopf

Oktober 2014 – Juni 2015

Studenten und das stille Telefon

Im Oktober 2014 ziehe ich in eine WG ein. Das erste, das ich von meinen Mitbewohnern erfrage, ist das Passwort für das WLAN. Das Telefon hingegen, das direkt neben dem Router steht, ignoriere ich komplett, auch scheint keiner meiner beiden Mitbewohner es für nötig zu halten, mir die Nummer mitzuteilen (falls sie diese überhaupt kennen).

In den folgenden Monaten stelle ich fest, dass neben mir auch keiner der anderen das Telefon nutzt, es steht eingesteckt neben dem Router, aber geklingelt hat es bis Mitte Juni 2015 noch kein einziges Mal.

Da die Wohnung laut Aussage der Vermieter seit über 20 Jahren an Studenten vermietet wird, stammt das Telefon wohl aus einer früheren WG und wurde immer übernommen. Wie genau es in die Wohnung gekommen ist, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Das wäre zumindest auch eine mögliche Erklärung für das altertümliche Telefon, das Anne Schüßler in einer WG entdeckt hat.

Hannes Nonhebel

Juni 2015

Speicherplatzverhandlungen

Wie immer, wenn ich zu viele Tabs gleichzeitig im Browser und außerdem noch mehrere andere Programme gleichzeitig offen habe, knickt irgendwann das Betriebssystem ein. Alle Reaktionen laufen extrem verzögert ab, der Finder zeigt, dass die 48 GB freier Festplattenspeicher beim Hochfahren des Rechners sich immer weiter reduzieren: Bei 43 GB lässt es sich noch gut arbeiten; um 41 GB wird es schwierig; als nur noch 39-Komma-irgendwas angezeigt werden, ist klar, dass ~~ich mehr RAM brauche~~ erstmal ein Neustart bevorsteht.

Ich schließe Chrome (was bedeutet, dass ich mich zunächst allen offenen Tabs widmen muss – was ist es tatsächlich wert, noch gelesen/gebookmarkt zu werden, was doch gar nicht so interessant), dann nacheinander den Rest, d. h. Thunderbird, TextEdit, Word, Excel, Acrobat, iTunes, evtl. Skype, Firefox, Photoshop, Indesign. Der Rechner braucht eine Weile, bis er begriffen hat, dass der Festplattenspeicher nicht mehr aushilfsweise benötigt wird. Als es soweit ist, werden mir jedoch nicht die ursprünglichen 48 GB, sondern um 46 freie GB angezeigt, obwohl keine neuen Dokumente auf der Festplatte dazugekommen sind. Erst der Neustart bringt die fehlenden 2 GB zurück, das kenne ich schon so.

Kurz darauf passiert etwas Merkwürdiges. Ich habe ein paar schwere Dateien in den Mülleimer befördert, um für Platz zu sorgen, diesen aber noch nicht geleert. Trotzdem wird im Finder schon jetzt mehr freier Speicher angezeigt als zuvor. Über 50 GB! Ein beunruhigendes Gefühl. Habe ich doch versehentlich etwas Großes gelöscht, und wie finde ich heraus, was? Oder kann in der Zwischenzeit etwas von außen von meinem Rechner entfernt worden sein?

Ich habe keine Zeit, mich eingehender mit dem Phänomen zu beschäftigen und lasse es vorerst so stehen. Ein paar Tage später registriere ich im oberen rechten Bildschirmfenster die wie immer irritierenden Einblendungen, es

seien Dateien in meiner Dropbox verändert oder hinzugefügt worden. Keine der darin genannten Bezeichnungen kommt mir bekannt vor, ich habe keine Ahnung, was dort gerade passiert und in welchem Ordner. Mir fällt wieder mal auf, dass ich das Prinzip Dropbox möglicherweise noch nicht ganz verstanden habe und es mir im Grunde unangenehm ist, was es mit meinem Rechner tut. Aber vielleicht liegt darin auch der Schlüssel für das Rätsel der unerwartet aufgetauchten 2 GB extra verborgen.

Undine Löhfelm

15.6.2015

Der Opladener Busbahnhof, jetzt mit neuer Sprintfunktion

Ich bin auf Heimatbesuch in Opladen, denn Oma hat Geburtstag. Auf dem Weg durch die Fußgängerzone fällt mir ein neues Schild auf, auf dem die nächsten Busverbindungen vom nahegelegenen Busbahnhof angezeigt werden. (So lange kann es dieses Schild noch nicht geben, denn ich bin doch einigermaßen regelmäßig hier.)

Ich stelle mir das sehr praktisch vor, denn so weiß man schon hundert Meter vor dem Busbahnhof, ob man jetzt noch schnell sprinten kann oder ob man noch gemütlich an Dönerladen und Glücksspielladen vorbeischlendern kann. Der Busbahnhof ist übrigens ungefähr da, wo man auf dem Bild das Ende der Fußgängerzone erahnen kann.

Die Linie 223 ist übrigens die Linie, mit der ich damals zur Schule hätte fahren können, wenn sie nicht genau einmal die Stunde zu einer denkbar ungünstigen Zeit gefahren wäre. Also musste ich immer mit dem Rad oder zu Fuß zur Schule. Das mit dem Rundverkehr ist auch kein Scherz. Die gesamte Linie hat vier oder fünf Stationen und startet und endet am Busbahnhof.

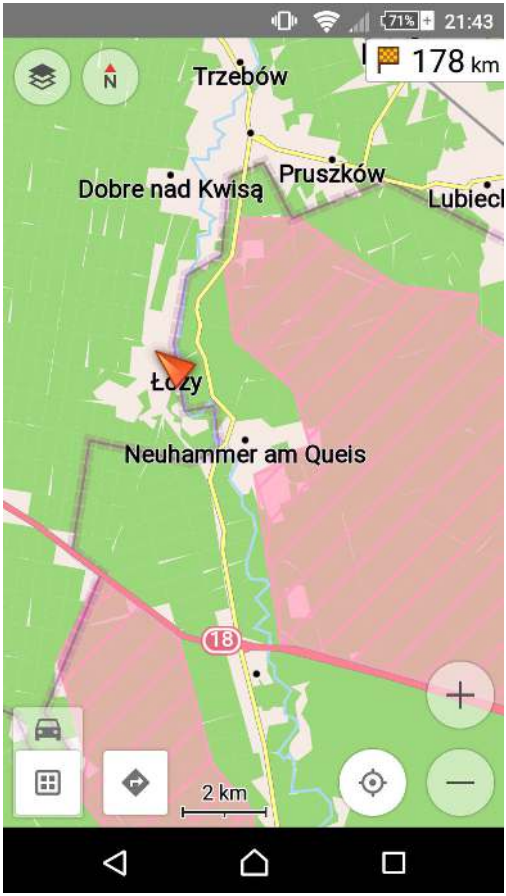
Anne Schüßler

15.6.2015

Mein Navi unter Revanchismus-Verdacht

Ich habe einen Termin in Polen, nicht weit hinter der deutschen Grenze. Oder, wie es noch in meiner Jugend verbreiteter Sprachgebrauch war, hinter der Oder-Neiße-Linie. Das Ziel ist ein bisschen abgelegen, am Rande eines großen Truppenübungsplatzes (die ja immer ein bisschen abgelegen sind), also verlasse ich mich gerne auf mein Navigationssystem. Genauer: auf die Navigations-App in meinem Smartphone. Die hat zudem den Vorteil, mit Offline-Karten nur auf GPS-Empfang angewiesen zu sein (mobile Datenverbindungen sind in abgelegenen Gebieten und auf Truppenübungsplätzen immer ziemliche Glückssache).

Meine App beruht auf den Karten von OpenStreetMap, und weil das Programm auch die Eingabe der geographischen Koordinaten erlaubt, außerdem die NATO – zu deren Manöver ich will – ganz militärisch professionell auch die Koordinaten ihres *Media Operations Center* angegeben hat, und ja, weil ich es kann, gebe ich Länge und Breite ein, an Stelle eines Ortsnamens. Und bin gebührend verblüfft.

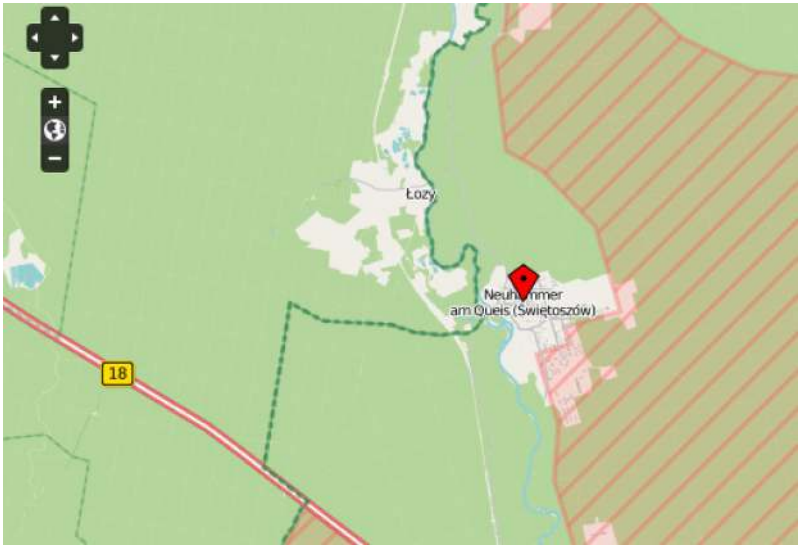


Neuhammer am Queis? Ganz sicher? Der Ort, immerhin in Polen, heißt nach NATO-Angaben Świętoszów. Und so heißt er heute auch tatsächlich, ich war dort und habe nachgeguckt.

Nun ist in der Tat Neuhammer am Queis der Ortsname, den das heutige Świętoszów bis 1945 trug, so lange es Teil des Deutschen Reiches war. Aus meiner Schulzeit erinnere ich mich noch an den Atlas, in dem dieser Teil Polens in dicken Buchstaben mit dem Satz *Vorübergehend unter polnischer Verwaltung* überschrieben war. Allerdings war ich der Meinung, spätestens seit der Anerkennung von Oder und Neiße als deutsche Ostgrenze sei das vorbei.

Merkwürdigerweise schreibt das aber noch in diesen Tagen jemand bei OpenStreetMap rein – und auf meinem Navi sogar ohne jegliche Erwähnung des heutigen Ortsnamens.

Vielleicht macht auch nur die App diese eindeutige Zuordnung. Wer den Ortsnamen auf dem Desktop bei OpenStreetmap eingibt, bekommt immerhin beides, den heutigen polnischen wie den früheren deutschen Namen. Den polnischen allerdings nur in Klammern – und bei der Suche nach Świętoszów kommt in der Suchliste: Verwaltungsgrenze Neuhammer am Queis.



Thomas Wiegold

16. Juni 2015

Saarland ohne “de”

Ein Freund weist mich auf ein neues Internet-Angebot hin. Ich kopiere den String so routiniert wie achtlos aus der E-Mail in die Adresszeile des Browsers. Enter. Die Seite erscheint, doch das ist ungewohnt: In der Adresszeile steht nur willkommen.saarland ohne “.de”. Das muss es auch nicht, denn seit 2. April 2014 ist “.saarland” eine Top Level Domain. Und davon sollen in den nächsten Jahren noch etwa 1300 weitere kommen.

Frank Schiersner

16. Juni 2015

Internet im Auto

Wir haben ein neues Auto, einen Jahreswagen der Firma BMW, Modellreihe 3. In das Auto eingebaut ist eine SIM-Karte, die für die ersten drei Fahrzeugjahre (also aktuell noch für zwei weitere Jahre) kostenfrei aktiviert ist und neben der SOS-Ortungsfunktion und etlichen BMW-eigenen Diensten auch richtiges Internet auf den Bildschirm bringen kann:

Der Browser wirkt veraltet, lädt zum Beispiel Schriften nicht nach, stürzt gerne mal ab und meckert öfter über Zertifikatsprobleme. Die Eingabe von URLs ist dank Steuerknopf ganz okay, aber natürlich nicht mit einer Tastatur zu vergleichen. Die Spracherkennung funktioniert, aber nur für 60 Tage kostenlos.

Es ist trotz der Einschränkungen sehr praktisch, im Stau ein wenig Ablenkung zu haben, die – im Gegensatz zum Blick aufs Handy – legal ist. Wahrscheinlich auch deshalb, weil mich der Wagen gängelt, sobald er auch nur ein wenig rollt:

Da kann man nur hoffen, dass der Beifahrer nicht gerade eine wichtige Information abrufen wollte. Wobei, der kann dann ja auch das Handy benutzen.

Johannes Mirus

17.6.2015

Internet ist jetzt doch fast überall

Ich warte vor der Post am Hauptbahnhof in Essen auf andere Leute, weil wir etwas essen gehen wollen. Gleichzeitig sind heute meine 1 GB mobile Daten aufgebraucht und da ich gleich vermutlich Bilder auf Instagram hochladen möchte, brauche ich neue mobile Daten.

Ich kann mir aber keine neuen mobilen Daten kaufen, weil ich im WLAN bin. Etwas irritiert suche ich nach der WLAN-Quelle und finde eine Telefonzelle, auf der das HotSpot-Logo der Telekon prangt. Als Telekom-Kundin mit HotSpot-Option verwende ich die Telekom-HotSpots regelmäßig und mein Smartphone weiß das und loggt sich automatisch ein, wenn ich in Reichweite von einem bin.

So kann ich zwar erstmal kein neues Datenvolumen kaufen, aber das mache ich dann eben irgendwann später. Irgendwo auf dem Weg wird schon kein verfügbares Internet sein.

Anne Schüßler

17. Juni 2015

Berufskraftfahrer/in – Beruf mit Zukunft

Beim Logistikimmobilien-Kongress spricht Dorothee Bär, CSU, Parlamentarische Staatssekretärin beim Bundesminister für Verkehr und digitale Infrastruktur. Nach ihrer Rede fragt jemand im Publikum, was die Politik gegen das zunehmende Streikunwesen bei den Berufskraftfahrern zu unternehmen gedenke.

Ich freue mich auf die Antwort, weil bisher auf dem Kongress von selbstfahrenden Fahrzeugen noch gar nicht die Rede war. CSU/CDU sind schließlich für das autonome Fahren. Daimler hat selbstfahrende Autos für 2020 auf Autobahnen und für 2030 in Innenstädten angekündigt. Hier steht noch viel mehr dazu, Eilige können den letzten Absatz lesen. Gleich wird das Thema endlich zur Sprache kommen.

Aber Dorothee Bär sagt, schuld sei der Mangel an Berufskraftfahrern, und um den zu beheben, müsse man bei den Eltern derjenigen Jugendlichen ansetzen, die jetzt vor der Entscheidung für eine Ausbildung stünden. Eltern seien heutzutage sehr wichtig bei der Berufswahl wegen des Trends zum Helicopter Parenting. Diese Eltern erreiche man nach wie vor am besten nicht über das Internet, sondern über Zeitungen. Man müsse sich also um eine attraktive Darstellung des Kraftfahrerberufs in der Zeitung bemühen.

Ich hebe die Hand, aber da muss Frau Bär auch schon wieder weg und anderswo über Verkehr und digitale Infrastruktur nachdenken.

Kathrin Passig

18.6.2015

Live Escape Games – die Realverweltlichung der virtuellen Welt

U. hat Geburtstag und bekommt vom anderen U. die Teilnahme an einem Live Escape Game geschenkt. I. und ich dürfen auch mit. YAY.

Live Escape Games kommen ursprünglich aus Japan (natürlich, woher sonst, denkt sich der Kenner. Aber auch eine Gruppe aus Kalifornien erhebt Anspruch auf den Titel der ersten realweltlichen Umsetzung des Computerspielgenres Escape Game). Eine Gruppe von Menschen wird in einen Raum gesperrt und muss innerhalb einer vorgegebenen Zeit durch Finden von Objekten, Lösen von Rätseln oder schnellem Kombinieren den Weg aus einer misslichen Situation finden.

Unser Veranstalter ist das Exit Berlin, das in den Bunkeranlagen unterhalb der Klosterstraße, unweit des Alexanderplatzes, angesiedelt ist und dort den perfekten Ort für sein Angebot gefunden hat. Die Bunkeranlage wurde 1977 vom Fernmeldeamt der DDR erbaut und sollte 200 Personen Schutz bieten. Sie wurde allerdings nie benutzt, jedenfalls nicht, bis 2015 Exit dort einzog.

Am Empfang sitzt ein junger Mann, der mich auf Englisch begrüßt. Wir können ruhig Deutsch reden, ich bin keine Touristin, sage ich, aber er schüttelt traurig den Kopf. Nicht ich, sondern er ist der Tourist. Macht nichts, ich freue mich ja immer, wenn ich mein eingerostetes Englisch ölen kann.

Wir können wählen zwischen den Missionen Madhouse, Secret Prison, Hackers Home und Alien Invasion. U. entscheidet sich fürs Madhouse und nach einer kurzen Vorbesprechung wachen wir in einer verlassenen Nervenheilanstalt wieder auf. Das einzige, was wir wissen, ist, dass wir durch mehrere Räume müssen, die mit Zahlen- oder Buchstabenschlössern voneinander getrennt sind, dass es in jedem Raum Hinweise gibt, die wir finden müssen und die durch logisches Kombinieren entweder Türen öffnen oder neue Objekte hervorzaubern, die uns weiterhelfen. Wir haben 66 Minuten Zeit, um

das Irrenhaus zu verlassen und dem Verrückten zu entkommen, der hinter uns her ist und dessen Näherkommen durch immer lauter werdendes irres Gelächter angekündigt wird.

Schon im ersten Raum sind wir ziemlich ratlos, es ist sehr dunkel, wir finden zwar verschiedene Steckhölzer, die durch ihre unterschiedlichen Formen auf einem Brett mit ausgehöhlten Formgegenstücken eine bestimmte Reihenfolge ergeben, aber es ist so schummrig dunkel in dem Raum, dass wir die Zahlenreihe nicht lesen können. Wir jammern schon rum, die Augen sind zu schlecht, wir sind zu alt für diesen Scheiß, als via Monitor der erste Tip kommt: man könne in dem Raum auch das Licht anmachen. Auf die Idee sind wir echt nicht gekommen.

Mit Licht geht dann doch alles schnell, wir identifizieren den Code für ein erstes Zahlenschloss, können so einen Spazierstock befreien und mit dem den Schlüssel aus einem Fach angeln, der uns in den nächsten Raum lässt. Jetzt befinden wir uns in einem Krankenzimmer mit einer Vitrine voller alter Medizinfläschchen, zwei Schreibtischen, einem Schachbrett und einem Ouija. In einer Schublade finden wir ein Buch mit Schachpartien, ein bestimmter Zug gibt den Hinweis auf einen Code, der uns weitere Schatullen und Schubladen öffnet. Am kniffeligsten ist das Ouija-Board. Mit einem Namen, den wir zunächst rausfinden müssen, lässt sich eine kleine Metallkugel durch ein Labyrinth unter dem Board in eine Schublade leiten. Dafür müssen wir ein Holz mit einem Magneten über die Buchstaben des Ouja-Boards ziehen. Auf der befreiten Kugel befindet sich der nächste benötigte Code.

Im weiteren Verlauf gelangen wir in zwei weitere Räume, müssen an einer Lichtwand, ähnlich der für Röntgenbilder, Chemikalien herausfinden und mit deren Kennnummern einen neuen Code ausrechnen, abgehackte Gliedmaßen sortieren und durch ein Bällebad waten. Hinter uns kommt das irre Gelächter bedrohlich nah, am Monitor läuft der Countdown, in allerletzter Sekunde öffnen wir die finale Tür und entkommen, zusammen mit einer gigantischen Adrenalinwolke.

sleeplessdarkhorse

Juni 2015

Mobiles Bezahlen

Der Juni 2015 könnte einen wichtigen Durchbruch im mobilen Bezahlen markieren: Seit dem 9.6.2015 gibt es die Möglichkeit, in einer großen deutschen Supermarktkette per im Mobiltelefon integriertem NFC Chip zu bezahlen.

Die offensichtlichen Vorteile: Keine weitere Bezahlkarte neben der EC-Karte mit Geldchip, der Kreditkarte und der Mensa-Karte des Studierendenwerks; kein Rummachen mit Kleingeld an der Kasse; der Bezahlvorgang soll einfacher sein als mit Geld- oder EC-Karte (vor Allem, da die Karte nur an das Lesegerät gehalten und nicht in der korrekten Orientierung eingesteckt werden muss).

Die offensichtlichen Nachteile: Mein Händie kann kein NFC (ich könnte allerdings wohl einen Aufkleber mit NFC dafür bestellen) und: dann hätte ich ein weiteres Konto, dessen Ladestand ich regelmäßig überprüfen müsste.

Die Vorteile der NFC-Handyzahlung überzeugen mich theoretisch, und während ich also jetzt schon mehrfach die neuen Werbeplakate für mobiles Bezahlen gesehen habe, denke ich: Wie gerne würde ich einen Techniktagebuch-Beitrag darüber schreiben, wie ich zum ersten Mal bei Aldi an der Kasse Early-Adopter-mäßig mit dem Handy bezahle. So wie Felix bei Starbucks. Aber, ach: praktisch bin ich doch zu träge, ein weiteres Konto einzurichten und regelmäßig aufladen bzw. überprüfen zu müssen. Ich freue mich dennoch auf die Zukunft, in der ich bestimmt bald Bargeld, Kreditkarte, Studentenwerk-Karte und EC-Karte mit Geldkarte zu Hause lassen und mit dem NFC Chip im Mobiltelefon einkaufen, in der Mensa mittagessen und die Büro- und Haustür öffnen kann.

Molinarius

Juni 2015

Datentransfer in der Familie

Vor kurzem habe ich mit meiner Familie meine Eltern besucht, und mein Vater möchte mir die dabei entstandenen Bilder und Filme zukommen lassen. Ein Paket findet den Weg über den Atlantik, es enthält eine Spindel mit sieben von ihm gebrannten CDs. Auf drei davon sind Fotos, auf den übrigen vier die Videoaufzeichnung eines einstündigen Konzerts, aufgeteilt auf vier Dateien zu jeweils zweieinhalb Gigabyte.

Es wird nicht leicht, diese CDs zu lesen, denn heutige Laptops haben ja keine CD-Laufwerke mehr. Die älteren Laptops in unserem Haushalt haben noch Laufwerke, aber die Laptops sind entweder schon so kaputt oder noch so wenig leistungsfähig, dass sie mit dem Lesen und Übertragen solcher Datenmengen eigentlich überfordert sind.

Meine Wahl fällt auf einen alten Laptop, der unter Windows XP läuft und gute fünf Minuten zum Hochfahren braucht. Ich versuche, die Daten von den CDs auf einen USB-Stick zu schreiben, aber der USB-Stick hat nur zwei Gigabyte. Die Videodateien muss ich also doch gleich von dem Windows-XP-Laptop übers Netz in die Dropbox hochladen, anders kriege ich sie nicht runter.

Mit dem Hochladen so großer Dateien ist wiederum der Laptop fast überfordert, es dauert gut eine Stunde, bis eine einzelne der Videodateien in der Dropbox ist, von wo sie wiederum automatisch innerhalb weniger Sekunden auf meinen gegenwärtigen Laptop heruntergeladen wird.

Eine der CDs kann der Laptop nicht lesen. Vermutlich ist beim Brennen irgendwas schiefgegangen und meine Eltern haben die CD vor dem Verschicken nicht nochmal überprüft.

Ich rufe meine Eltern an und bestätige den Empfang, bedanke mich für die schönen Bilder, und beichte, dass eine der CDs sich leider nicht lesen ließ. »Das macht doch nichts«, beruhigt mich mein Vater, »die schicke ich dir nochmal.«

»Weißt du, Papa, es ist, nun ja, eigentlich gar nicht so einfach für uns, CDs zu lesen. Unsere Laptops haben keine CD-Laufwerke mehr. Aber du könntest uns die Bilder auch gleich über's Internet schicken. Für E-Mail sind sie ein bisschen groß, das stimmt, aber es gibt da etwas, das heißt Dropbox, da kannst du sie einfach hochladen.«

Mein Vater hört sich das aufgeschlossen an. Das klinge ja wirklich sehr praktisch. Was genau er denn dafür machen müsse?

Jetzt wird mir doch etwas mulmig. Ich würde meinem Vater jetzt erklären müssen, wie er sich einen Dropbox-Account anlegt, die Daten hochlädt und mir dann einen teilbaren Link zukommen lässt. (Tatsächlich, wenn ich vor diesem Telefongespräch nur mal kurz gegoogelt hätte, hätte ich einige Dienste gefunden, die genau diesen Anwendungsfall extrem vereinfachen. Und wenige Tage später wird auch Dropbox eine Funktion dafür vorstellen, die offenbar speziell für die Eltern von Dropbox-Benutzern entwickelt wurde, und es ihnen erlaubt, Daten in die Dropbox ihrer Kinder hochzuladen, ohne sich selber eine einrichten zu müssen. Aber davon weiß ich in diesem Moment nichts.)

»Ach, weißt du, Papa, es ist, glaube ich, einfacher, wenn du uns nochmal eine CD schickst. Das mit dem Lesen kriege ich dann schon hin.«

André Spiegel

18. Juni 2015

Dramatische Uhrengebrauchsgesten im Café

Ich sitze mit Sascha Lobo und Peter Hogenkamp in einem Café. Beide tragen eine Apple Watch, wollen aber nichts darüber ins Techniktagebuch schreiben, "keine Zeit".

Ich sehe die Uhr zum ersten Mal im Einsatz und teile nach einer Stunde Sascha mein leises Unbehagen mit: Handygebrauch in sozialen Situationen stört mich nicht, aber die klassische Auf-die-Uhr-Seh-Bewegung ist für mich

aus historischen Gründen noch mit “ich hab es eilig oder langweile mich und will weg” konnotiert. Sascha sagt, das sei sein Fehler, er habe gerade eine allzu dramatische Uhrengebrauchsgeste gemacht. Normalerweise merke sein Gegenüber gar nicht, wenn er beispielsweise im Gespräch eine SMS beantworte, weil die Uhr dafür vorgefertigte Antworten bereithalte, so dass es meistens genüge, sie zweimal nebenbei zu berühren. “SMS, meinst du das generisch?”, frage ich. “Ja, generisch, alle Arten von Nachrichten.”

Im weiteren Verlauf des Gesprächs verfolge ich Saschas Uhrenkommunikation aus dem Augenwinkel, und er hat recht. Ein Großteil der Benutzung geschieht so unauffällig, dass ich es ohne seinen Hinweis nicht bemerkt hätte. Sowohl Sascha als auch Peter greifen im Verlauf der zwei Stunden unseres Gesprächs nur selten zu ihren multiplen Handys und Tablets. Mit “selten” meine ich dabei eine Frequenz, die andere Leute vermutlich “ganz schön oft” nennen würden. Neu ist aber, dass sie die Geräte nur nutzen, um einander zu zeigen, wie bestimmte Dinge auf so einem Display aussehen, und nicht, um nachzusehen, ob was Neues passiert ist.

Kathrin Passig

19.6.2015

Endlich wieder mehr endlicher Speicherplatz in der Dropbox

Ich nutze die Dropbox schon seit vielen Jahren und habe mir in der Anfangszeit, wo wir im Kollegenkreis um die Dropbox-Affiliate-Anmeldungen der bislang dropboxfreien Kollegen buhlten, vor allem durch Anmeldungen über Zweit-Email-Accounts etwas mehr Speicherplatz erschummelt, als man sowieso bekommt. Insgesamt habe ich 2,75 GB Platz auf der Dropbox und weil ich in den Jahren seit Kontoeinrichtung immer nur sporadisch Dinge gelöscht, aber dafür sehr unsporadisch Dinge hochgeladen habe, lebe ich in der ständigen Angst, der Dropboxspeicher könnte zu Ende gehen.

(Für die Nachwelt und so: Bei Dropbox handelt(e) es sich um einen Cloudservice, bei dem man online Speicherplatz zur Verfügung hat und Dateien auf mehreren Rechnern synchronisieren kann. Vorausgesetzt immer, man hat(te) kein Problem damit, seine Dateien auf irgendwelchen US-amerikanischen Servern abzulegen. Man bekam oder bekommt irgendeine Speichermenge für jeden neuen Nutzer, der sich über den eigenen Affiliatelink bei Dropbox anmeldet. Nutzer werden nach Emailadresse unterschieden. Allerdings mussten bestimmte Grundeinstellungen vorgenommen werden, damit der neue Nutzer auch wirklich als neuer Nutzer gezählt wurde (ich glaube, man musste mindestens einmal den Dropboxaccount auf dem Rechner synchronisieren), was zumindest einen kleinen Riegel vor die Möglichkeit schob, sich mit Hunderten ausgedachter Emailadressen unendlichen Speicherplatz zu erschleichen. Ich entschuldige mich außerdem für die etwas wirre Verwendung von Präsens und Präteritum in diesem Abschnitt.)

Tatsächlich sind um die 2,5 GB der 2,75 GB belegt, da ist also wirklich nicht mehr viel Luft nach oben.

Ich fange an aufzuräumen. Lösche Duplikate, lösche Dinge, die ich vermutlich nie mehr brauche, wie die Entwürfe von Blogeinträgen, die ich mit einem Blogveröffentlichungstool erstellt habe, das ich schon sehr lange nicht mehr benutze. Ich passe die Ordnerstruktur an und schiebe Musikdateien und einigermaßen große PDFs auf den Rechner, um sie anschließend zu löschen.

Als ich fertig bin, habe ich 623,3 MB der 2,75 GB belegt und kann jetzt wieder anfangen, unsporadisch und unkontrolliert Zeug hochzuladen. Bis zur nächsten Entrümpelungsaktion.

Shameless self plug: Sollte es tatsächlich noch Leute ohne Dropbox-Konto geben, kann man sich immer noch mit einem Affiliatelink anmelden und mir mehr Speicherplatz zukommen lassen.

Anne Schüßler

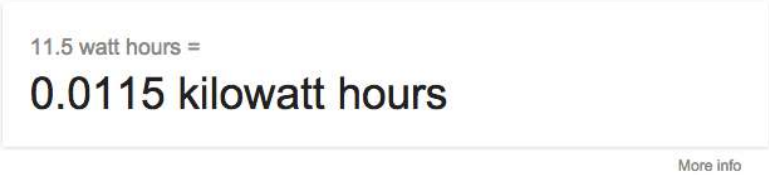
19. Juni 2015

Was kostet es eigentlich, ein Handy aufzuladen? Eine einfache Textaufgabe (Hilfsmittel sind zugelassen)

Ich betrete das Café Prassnik. Außer mir ist noch fast niemand da, deshalb kann man sehr gut sehen, dass ich sofort meine Mehrfachsteckdose anschließe und mein Handy lade. Das Prassnik ist nicht so ein Mit-aufgeklapptem-Macbook-Herumsitzcafé, vielleicht liegt es daran, dass ich zum ersten Mal seit langer Zeit darüber nachdenke, ob ich wohl ein schlechtes Gewissen dem Betreiber gegenüber haben muss, weil ich mein Handy auf seine Kosten lade.

Ich google, wie viele Milliampèrestunden (mAh) der Akku des Nexus 5 hat: 2.300. Dass die wichtige Währung mAh heißt, weiß ich seit dem Kauf des Anker-Zusatzakkus. Dann versuche ich, mit der Google-Umrechnungsfunktion mAh direkt in kWh umzurechnen und scheitere. Ich muss erst nachlesen, wie diese Umrechnung eigentlich funktioniert: Man braucht auch noch eine Voltangabe dafür. Das Nexus 5 scheint mir 5 Volt zu haben, jedenfalls kommen 5 Volt aus seinem Ladegerät. Ich denke nicht darüber nach, wie diese Angaben logisch zusammenhängen könnten, denn daran scheitere ich seit Jahrzehnten. Ich bin nicht stolz darauf.

Ich trage die Werte 2.300 und 5 in einen Online-Umrechner ein und bekomme 11,5 Wattstunden heraus. Weil ich meinen Fähigkeiten beim Verschieben von Kommas aus Erfahrung nicht über den Weg traue, überlasse ich Google die Umrechnung in Kilowattstunden:



Eine Kilowattstunde kostet auf meiner Stromrechnung ungefähr 25 Cent, meine ich mich zu erinnern, und nachdem ich zum ersten Mal den Taschenrechner des Handys benutzt habe, komme ich auf einen Handyladepreis von einem Viertelcent. Weil ich davon ausgehe, dass diese Zahl nicht nur mich überrascht, frage ich im Techniktagebuch-Redaktionschat:

Kathrin: wusstet ihr, was 1x Handyladen kostet? auch nur größenordnungsmäßig?
Kristin: Das oder der?
Kathrin: ich hab es gerade ausgerechnet für das Nexus 5, um herauszufinden, wie groß mein schlechtes Gewissen Cafébetreibern gegenüber sein muss.
Ellen: ich habe keine Ahnung
André: . 001 ct
Kathrin: denkt euch was aus, dann sage ich die Auflösung.
Ellen: 3 ct
Kathrin: ok, ein Viertelcent ist es.
Ellen: ah. Dann muss man kein schlechtes Gewissen im Café haben, finde ich.
Felix: Puh. Ein bisschen weniger Scham.
Kristin: Auf jeden Fall billiger als ein Handyladen.
Felix: Kriegt man den nicht für 1 € zum Franchise-Vertrag dazu?
Kristin: like emoticon[1]
André: Wie genau kommst du denn auf die Zahl, Kathrin? Bei einem schnellen Ladegerät zieht ein Android-Handy 1A Strom bei 5V Ladespannung, das Aufladen dauert ungefähr eine Stunde. Also 5Wh. Das ist 1/200 einer kWh. Eine Kilowattstunde kostet 28.8 Cent. Macht dann 0.144 Cent für einmal Handy komplett laden.
André: Okay, das Nexus 5 hat tatsächlich etwa 8Wh Batterieleistung, das bringt's schon ziemlich nahe an deinen Viertelcent. Hab nichts gesagt *flöt*

1. Im Original natürlich ein Facebook-Daumen, der beim Herauskopieren des Chatlogs so wiedergegeben wird.

Andrea: so oder so ist das VIEL weniger als ich vermutet hatte. Nie mehr schlechtes Gewissen.
André: Spannend wäre auch die Frage, was es *wirklich* kostet, einen Tesla aufzuladen, sofern die Supercharger, wie geplant, solar-autark sind, also nur die Herstellungskosten amortisiert werden müssten. Könnte auch schnell in den Centbereich gehen.
Markus: Das ist aber ne schwierige Frage, weil ja ein Supercharger theoretisch mehrere Teslen laden oder gar überleben kann.

Das rechne ich heute jedenfalls nicht mehr aus.

Kathrin Passig

1984–2015

Umgekehrt polnische Notation in der Schule und beim Brotbacken

1984 geht mein dritter oder vierter Schultaschenrechner durch einen mechanischen Defekt kaputt. Die Taschenrechner von HP haben den Ruf, sehr stabil zu sein. Ausserdem haben sie eine mysteriöse Eingabemethode, die "umgekehrt polnische Notation".

Ich wünsche mir einen HP-11C zu Weihnachten und bekomme ihn. Meine Freude ist gross und ich verbringe die Weihnachtstage mit dem genauen Studium der Bedienungsanleitung. Bald beherrsche ich die umgekehrt polnische Notation im Halbschlaf und kann kleine Formeln programmieren.

Ich verwende den Rechner in der Schule und behandle ihn nicht besser als seine Vorgänger. Er übersteht die Schulzeit ohne Probleme. Im Studium und danach verwende ich den Taschenrechner weiter, immer, wenn ich numerische Rechnungen anstellen muss, hole ich den Taschenrechner aus der Schublade. Meine Finger wissen, was sie zu tun haben, sobald ich ihn in die Hand nehme, und ich erfreue mich an den klaren Druckpunkten der Tasten.

2006 oder 2007 sind die mitgelieferten Batterien leer. Ich kaufe neue Batterien, auch wenn ich den Taschenrechner jetzt weniger benutze (inzwischen verwende ich eher einen interaktiven Python-Interpreter für kleinere Rechnungen).

2013 fange ich an, selber Brot zu backen. Da die übrig gebliebenen Mengen des Anstellguts ziemlich variieren, muss ich die Mengen für Mehl, Wasser und Salz jedesmal neu ausrechnen. Anfangs mache ich das mit dem Rechner des iPhone, dann spiele ich etwas mit Tydlig herum und erwäge, mir eine App zu schreiben.

Am Ende hole ich den HP aus seiner Schreibtischschublade. Die einfache Formel kann ich programmieren, ohne ins Handbuch sehen zu müssen. Ich lege den Taschenrechner oben auf den Küchenschrank und nehme ihn wieder ein- bis zweimal in der Woche in die Hand.

Lars Immisch

19.11.2014

Eintrittskartenfoto

Wir haben Ausgang, geben der Babysitterin die Türklinke in die Hand, packen uns ins Auto und fahren nach Sindelfingen, um dem Oralapostel Willy Astor zu huldigen. Kurz vor dem Ziel wollen wir nochmal auf die Eintrittskarten schauen, wo genau der Auftritt denn stattfindet ("War doch Stadthalle, oder?"), aber die Karten sind nicht da, nur die Hülle, in der sie mal gesteckt hatten.

Alles Suchen hilft nix, die Karten sind weg. Zum Umdrehen ist es zu spät. Ein Anruf zu Hause schickt die Babysitterin auf die Suche und tatsächlich liegen die Karten einsam in der Nacht auf dem Parkplatz vor dem Haus. Nun liegt die Lösung auf der Hand – zumindest sollte man den Versuch wagen.

"Kannst du die Karten fotografieren und uns durchschicken?"
"Ich versuch's."

Doch alle Mühe vergeblich. Das Bild der Eintrittskarten lässt sich nicht durchsimsen.

Zum Glück ist das Kind (7) soweit medienkompetent, dass es weiß, wie man das iPad aktiviert, ein Foto macht und eine Mail verschickt. Zwei Minuten später haben wir die Karten auf dem Smartphone.

Unglaublicherweise genügt dem Mann am Schalter das Handyfoto, um uns Ersatzkarten auszustellen. Wir sind drin!

Bleibt nur noch die Frage, was das für ein Kraut ist, was die Babysitterin da raucht.

Uli Eder, zuerst veröffentlicht hier:
www.dia-blog.de/2015/02/kid-cuts-63-medienkompetenz/

19. Juni 2015

Ich kränke mein Handy und muss deshalb ohne Internet einkaufen

Beim Aufwachen ist das Smartphone tot. Beim Einschlafen ging doch alles noch, denke ich, und drücke eine halbe Stunde lang Knöpfe, wechsle Ladekabel und lasse das Handy ein paarmal vorsichtig therapeutisch fallen. Ich ahne, woran es liegt: Ich habe den Wunsch verspürt, ein OnePlus One zu besitzen. Klar, dass das aktuelle Handy das übelnimmt.

Aber das OnePlus One müsste man natürlich bestellen, mit Internet, das ich nicht habe, weil es aus meinem Handy kommt beziehungsweise eben nicht mehr, und wer weiß, wie lang die Lieferung dann dauert. Es hilft alles nichts, ich muss in den Mediamarkt und ein neues Handy kaufen.

Zum ersten Mal seit fünfzehn bis zwanzig Jahren treffe ich eine Elektronik-Kaufentscheidung, ganz ohne das Internet zu konsultieren. "Ich brauche ein billiges Android-Überbrückungshandy, in das Micro-SIMs passen, der Rest ist egal", sage ich zum Verkäufer. Keine zwei Minuten später habe ich ein Motorola Moto E für 129 Euro in die Hand. Mit Internet hätte ich für so eine Entscheidung sehr viel länger gebraucht, und sie wäre sicher nicht zugunsten von Motorola ausgefallen. "Ich hatte schon mal ein Motorola, das Schrott war, aber das ist lange her", sage ich, "hoffentlich ist inzwischen alles ganz anders." Der Verkäufer erklärt, Motorola sei anfangs mal gut gewesen, dann furchtbar, und inzwischen wieder sehr gut. Das neue Handy gefällt mir und ich freue mich auf die Inbetriebnahme.

Ich werde noch gewarnt: In der sehr kleinen Schachtel sei kein Netzstecker, nur ein USB-auf-Micro-USB-Kabel. Das macht mir nichts, ich habe genug passende Stecker. Wer hätte gedacht, dass wir noch eine Zeit erleben, in der man neue Handys tatsächlich mit vorhandenen Netzteilen ganz anderer Hersteller betreiben kann? Ich jedenfalls nicht.

Zu Hause nehme ich das Nexus in die Hand, um die SIM herauszuholen. Ein letzter Einschaltversuch. Und natürlich springt das Mistding sofort an.

Kathrin Passig

20. Juni 2015

Die vielen Möglichkeiten, Fotos auszudrucken

Ich möchte meiner Schwester zum 30. Geburtstag eine Kopie ihres Eintrags in dem Buch "Meine Freundinnen und Freunde" schenken, den sie ungefähr als Sechsjährige geschrieben hat. Weil ich versäumt habe, dies rechtzeitig in einem Copyshop zu tun, kommt meine Frau auf die Idee, einfach ein Foto in einer Drogerie auszudrucken. Sie scannt die Seite ein und gibt mir einen USB-Stick, auf dem die Bilddatei enthalten ist.

Auf halbem Weg in die Innenstadt stelle ich fest, dass ich zwar noch dran gedacht habe, mir eine neue Playlist auf den iPod zu ziehen, dass der Stick aber noch zu Hause auf der Couch liegt. Der Samstag nähert sich dem Feierabend und ich muss noch andere Dinge einkaufen, zurücklaufen ist also keine Option. Ich beschließe, vor Ort zu gucken, ob es andere Möglichkeiten gibt.

In der Tat. Der Fototerminal in der dm-Filiale, die im Untergeschoss des Wiesbadener Luisenforums liegt, bietet an, Fotos direkt vom Smartphone über W-LAN zu drucken. Dummerweise gibt es – warum auch immer – im Luisenforum keinen Handyempfang. Ich fahre eine Rolltreppe hoch, verlasse das Gebäude, rufe meine Frau an und bitte sie, mir das Foto per E-Mail zu schicken. "Dauert einen Moment, ich habe gerade den Rechner runtergefahren."

Fünf Minuten später habe ich das Foto aus meinen E-Mails auf dem iPhone abgespeichert und gehe zurück in die dm-Filiale. Ich tippe mich durchs Menü. "Haben Sie die App 'Foto2Go' auf Ihrem Smartphone?", fragt mich das Gerät. Ich verneine. "Laden Sie die App bitte jetzt herunter". Eine Grafik

zeigt an, wie ich den App Store auf dem iPhone öffne. “Ich habe hier keinen Empfang”, sage ich laut. Testweise probiere ich aus, was passiert, wenn ich frech behaupte, ich hätte die App schon. Tatächlich öffnet das Terminal ein temporäres W-LAN, mit dem ich mich über eingeblendete Zugangsdaten anmelden kann.

“Ha!” denke ich, verbinde mich mit dem W-LAN und versuche, den App Store zu öffnen. Keine Chance. Anscheinend funktioniert dieses W-LAN nur mit der dm-App. Ich überlege, aufzugeben, aber mir wird bewusst, dass hier gerade ein legendärer Techniktagebuch-Eintrag entsteht. Allerdings habe ich auch keine Lust, Datenvolumen für das Herunterladen einer über diese Situation hinaus nutzlosen App zu verschwenden. Ich beschließe, einen dritten Weg zu gehen.

Erneut fahre ich eine Rolltreppe hoch und verlasse das Gebäude. Handyempfang! Ich lade die Bilddatei mit der Sichtbarkeitseinstellung “Nur ich” bei Facebook hoch. Dann gehe ich ein drittes Mal zurück in die Filiale und wähle die Option “Bilder von Facebook oder Instagram drucken.”

Ich brauche drei Versuche, bis ich mein Passwort auf dem Pseudo-Browser des Bildschirms richtig eingegeben habe. Facebook begrüßt mich mit “It looks like you haven’t logged into Facebook from this device before”. Ich wähle “Fotos von Freunden identifizieren”, aber der Browser zeigt keine Bilder an. Eine Zurück-Taste hat er auch nicht. Ich breche den ganzen Vorgang ab, logge mich erneut ein (diesmal klappt es beim ersten Versuch) und beantworte stattdessen eine Sicherheitsfrage.

Jetzt erinnert auf dem Bildschirm nichts mehr daran, dass ich mich bei Facebook befinde. In seinem dm-Foto-Design bietet mir das Terminal die Bilder in meinen Fotoalben zum Auswählen an. Nach kurzem Suchen finde ich das gerade hochgeladene Bild und drucke es. Das Gerät loggt mich automatisch aus.

Alexander Matzkeit

20.06.2015

Die Tücken schlüsselloser Autos (Part 2)

Kurzfristig bin ich zu einem Umzug als Helfer eingeladen und als guter Freund kommt man solchen Einladungen natürlich nach. Es gibt einen Transporter für sperrige Gegenstände, aber die Kleinigkeiten werden im Kofferraum und Fond des Familien-PKWs verstaut und von A nach B transportiert. Mir fällt die Aufgabe zu, den PKW zur neuen Wohnung zu pilotieren. Auf dem Weg zum Auto werde ich darauf hingewiesen, dass dieser Mitsubishi ASX über Keyless Entry und Keyless Go verfügt. Dabei ist es nicht zwingend notwendig, die Funkfernbedienung zum Öffnen und Schließen der Türen zu betätigen. Es genügt ein Druck auf den kleinen Sensor an der Tür zum Ver- und Entriegeln, und der Schlüssel muss dabei nur in der Hand gehalten werden, oder aber in einer Tasche sein. Auch muss man den Schlüssel nirgends mehr einstecken, sondern ein Druck auf den Startknopf reicht aus, da der Schlüssel ja im Fahrzeug ist. Soweit so angenehm und soweit die Theorie. Im Zuge der verschiedenen Fahrten zwischen alter und neuer Wohnung offenbaren sich jedoch einige Schwierigkeiten.

Aus Gewohnheit steige ich mit dem Schlüssel in der Hand in das Fahrzeug, und durch das fehlende Zündschloss entfällt der durch die Jahre gewohnte Ablageort für den Schlüssel. Man muss also immer darauf achten, wo man den Schlüssel ablegt. Die Ablage in den Hosentaschen wird durch die sitzende Position erschwert.

Beim Verriegeln offenbart sich jedoch, dass gelernte Angewohnheiten bei diesem System hinderlich sind. Über die Jahre habe ich mir angewöhnt, am Ende noch einmal am Türgriff zu ziehen, um zu sehen, ob denn auch wirklich zu ist. Das hat mir bei anderen Systemen schon zu schaffen gemacht. Durch den Sensor an der Tür ist dieser Vorgang sogar möglich. Berührt man den Sensor nicht, bleibt alles wie gehabt und ich kann testen, ob die Türen auch wirklich zu sind. Voller Freude gehe ich zum Kofferraum, und plötzlich ist das Auto wieder offen, da die Kofferraumklappe herkömmlich funktioniert. Eine

Überprüfung am Kofferraum bleibt mir also verwehrt. Im Laufe des Tages gewinne ich Vertrauen in das System und gehe davon aus, dass das schon alles geklappt hat.

Am Ende des Tages kann ich dann wieder an allen Türen und Klappen meines eigenen Autos rütteln und muss mir zum Glück keine Gedanken mehr machen, ob da jetzt eine Tür wieder aufgeht.

Weidekaiser

Juni 2015

Kommunikation im Supermarkt

Die deutschen Discounter sind überall. So kämpfen seit einigen Jahren Aldi und Lidl auch in Irland um Marktanteile. Interessanterweise ist Lidl in Irland dem deutschen Pendant in manchen Dingen voraus. Das könnte daran liegen, dass der Wettbewerb dort gerade recht intensiv ist, andererseits ist Irland auch ein recht kleiner Markt und eignet sich daher gut, um Dinge auszuprobieren.

Über die letzten Jahre konnte ich gut beobachten, wie Neuerungen bei Lidl erst in Irland eingeführt wurden, bevor sie dann eventuell auch nach Deutschland kamen. Das betraf zum Beispiel die Backwarenabteilung mit im Laden (auf-)gebackenen Broten und Brötchen oder den Verkauf von Nüssen in offenen Behältern.

Später kam ein umgestalteter Kassenbereich mit rot und grün leuchtenden Kassennummern und einem elektronischen Ansagesystem, das freundlich mitteilt, welche Kasse jetzt geöffnet oder geschlossen wird. Mittlerweile sind diese Kassenbereiche auch in Deutschland anzutreffen.

Seit wenigen Wochen wird im irischen Lidl wieder aufgerüstet: Die Mitarbeiter tragen jetzt kabellose Headsets.

Headset im Supermarkt, jetzt auch mit Lidl-Branding (Foto: Verfasser)

Eine freundliche Mitarbeiterin erlaubt mir das Foto und erklärt mir auf Nachfrage Details:

Die Headsets sind alle in einem Broadcast-System zusammengeschaltet, wenn man den Knopf drückt und spricht, hören alle mit. Außer diesem Knopf und der Lautstärkeregelung haben die Geräte keine weiteren Bedienelemente. Kopfteil und Ohrpolster sind abnehmbar und (aus hygienischen Gründen) personalisiert, das eigentliche Gerät ist eines aus einem Pool von mehreren Geräten des Ladens, die nachts im Büro geladen werden. Welche Technologie dem drahtlosen System zugrunde liegt, konnte ich nicht ermitteln – zumindest blau geblinkt haben die Headsets nicht.

Nun bleibt abzuwarten, wann es auch in Deutschland bei Lidl an der Kasse funkt.

Mathias Block

Sommer 2015

Biographische Archäologie: Eine mysteriöse, versunkene, langsame Welt

Mein Beitrag vor ein paar Tagen, Der Kleine ist nicht stumm, verfügt über bemerkenswerte Datierungsunschärfen. Das liegt daran, dass alle Dokumente aus der damaligen Zeit, Mitte der achtziger Jahre, aus Papier waren, und ich sie heute nicht mehr besitze. Das ist wohl nicht so ganz typisch; in meinem Fall liegt es auch daran, dass ich im Jahr 2010, als ich nach Amerika zog, fast meinen ganzen physischen Besitz hinter mir ließ. Aber selbst das Krankenhaus, in dem ich damals operiert wurde, hätte heute, dreißig Jahre später, vermutlich keine Akten mehr darüber, sagte mir neulich jemand. Was zu der interessanten Konsequenz führt, dass heute alle Informationen darüber, wie mein Gehirn vor dreißig Jahren aussah, in eben diesem Gehirn gespeichert sind – nämlich in den Formulierungen aus den Berichten der Ärzte, die ich damals gelesen und mir eingeprägt habe.

Aber wann ich nun wirklich im Krankenhaus war, weiß ich tatsächlich nur auf plus oder minus ein Jahr genau. Per Wikipedia kann ich herausfinden, dass der ZX81 im Herbst 1981 in Deutschland auf den Markt kam. Ich muss ihn zu Weihnachten desselben Jahres geschenkt bekommen haben. Wirklich? War die Welt nicht vielleicht doch so langsam damals, dass ich ihn erst ein Jahr später bekam, und immer noch das Gefühl hatte, etwas zu erleben, das man heute *bleeding edge* nennen würde? Nein, ich erinnere mich deutlich, dass ein paar Monate nach mir ein Klassenkamerad einen ZX Spectrum bekam, das Nachfolgemodell des ZX81. Der ist im Jahr 1982 erschienen, und den gab es zur Zeit meines Weihnachtsgeschenkes ganz sicher noch nicht. Aber ich habe im Juni Geburtstag. Ist es nicht doch möglich, dass ich den Computer im Sommer 1982 bekam? Nein, ich erinnere mich ziemlich deutlich, dass es die dunkle Jahreszeit war, als ich meine ersten Programmzeilen schrieb.

Wie lange habe ich danach gebraucht, um die Programmiersprache BASIC vollständig zu lernen, auszureizen, mir dann die fortgeschrittene Welt der Maschinensprache mit ihren Bitmustern und Prozessorregistern anzueignen und auf den Trick mit der Tonerzeugung zu kommen? Bis zum Sommer 1982? Nein – ich mag zwar ein Wunderkind gewesen sein, aber so wunderlich nun auch wieder nicht. Es muss also der Sommer 1983 gewesen sein, in dem ich das Tonerzeugungsprogramm schrieb, bei CHIP einreichte, und ins Krankenhaus kam. (Und dass es Sommer war, die helle Jahreszeit, auch daran erinnere ich mich noch gut.)

Aber wann ist eigentlich das CHIP-Heft erschienen? Dazu schweigt sich der Verlag leider aus. Das Online-Archiv reicht nur bis ins Jahr 2000 zurück; nach einem Inhaltsverzeichnis der Hefte der achtziger Jahre habe ich vergeblich gegoogelt. Ich werde wohl doch eine Postkarte an den Verlag schreiben müssen. Allerdings hatte Google nach ein paar Tagen offenbar Mitleid mit mir und spuckte doch noch einen Link aus: das PDF eines Sinclair-Fanzines aus dem Jahr 2005. Darin hat sich jemand die Mühe gemacht und die Überschriften sämtlicher CHIP-Beiträge über den ZX81 zusammengestellt. Und da steht es: Der Kleine ist nicht stumm. Heft 2/85.

Wie bitte? Das ist eineinhalb Jahre zu spät!

Nun mag es ja sein, dass Zeitschriftenredaktionen mit geologischer Geschwindigkeit arbeiten, aber eineinhalb Jahre Verzögerung, das kann nicht sein. Ich bin sofort bereit, einzuräumen, dass meine Erinnerung, ich hätte das Belegexemplar von CHIP noch im Sommer am Krankenbett bekommen, eine hollywoodhafte Dramatisierung darstellt, an der ich schon beim Hinschreiben etwas zweifelte. Ich werde das Heft ein paar Monate später, schon wieder zuhause, bekommen haben.

Trotzdem fehlt da ein ganzes Jahr. Sollte ich ernsthaft bis zum Sommer 1984, also zweieinhalb Jahre, nachdem ich mit dem Programmieren anfing, gebraucht haben, um das Tonerzeugungsprogramm zu schreiben? Das allerdings erschiene mir wirklich wie eine mysteriöse, versunkene, langsame Welt, in der man zweieinhalb Jahre braucht, oder gar hat, um eine Technologie zuende zu denken.

Ich muss versuchen, den Autor der Überschriftenliste aus dem Sinclair-Fanzine von 2005 ausfindig zu machen. Ich werde ihn fragen, ob er sich auch ganz sicher nicht mit dem Datum vertan hat. Leider hat er nur mit seinem Namen unterschrieben – keine E-Mail-Adresse, auch Google oder Facebook führen zu keinen eindeutigen Ergebnissen. *(Anmerkung: Zehn Tage nach diesem Beitrag gab es sehr eindeutige Ergebnisse.)*

Im Jahr 1988 habe ich übrigens angefangen, ein Tagebuch zu führen, analog bis Ende der neunziger Jahre, danach digital. Seit dem Jahr 2010 verfüge ich außerdem über eine lückenlose, minutengenaue Location History. Nochmal passiert mir das nicht.

André Spiegel

21.6.2015

Sympathisch realistische Grenzen der technischen Machbarkeit im Tatort

Der Tatort ist ja eine Fundgrube an Absurditäten, was den vermeintlichen Umgang mit Technik angeht. Da die Kommissare grundsätzlich keine Ahnung von Technik haben dürfen, gibt es immer wieder Assistenten, die irgendwas über irgendwas herausfinden sollen und oft genug wird ein großer Bogen um eine realistische Darstellung gemacht. (In der Hinsicht steht der Tatort aber nur in einer langen Reihe von Filmen und Serien, die es mit der Technikrealität nicht allzu genau nehmen.)

Der Tatort heute Abend spielt in Stuttgart und in einer Szene wird ein Video untersucht, auf dem zu sehen ist, wie eine Frau einem Mann in einer Untersuchung ein paar Bilder zeigt.

„Geht das auch größer?“ fragt der Kommissar und die Assistentin (oder so) stoppt das Video und zoomt in das Standbild rein. (Auch hier könnte man sich schon fragen, was das für eine Videoabspielsoftware ist, in der das einfach so geht, aber okay, sowas gibt es wahrscheinlich tatsächlich irgendwo.)

Kommissar und Assistentin starren nun etwas hilflos auf das vergrößerte Bild und stellen fest, dass man da jetzt auch nicht ausreichend viel erkennt. In einer der nächsten Szenen fahren sie zu der Frau und fragen sie, was das denn für Bilder gewesen wären, die sie da hatte.

Diese realistische Darstellung der Momente, wenn man auch mit technischen Kniffen nicht weiterkommt und sich anderweitige Workarounds ausdenken muss, machen mir diesen Tatort ja gleich sympathisch.

Anne Schüßler

21.06.2015

What is internet café?

Ich bin auf der Rückreise nach einer Woche Litauen. In Vilnius, der Hauptstadt, will ich meinen Boardingpass ausdrucken und suche nach einem Internetcafé. Die Suchmaschine bringt keine rechten Ergebnisse und den Einheimischen erschließt sich die Frage danach nicht: “Why would you go to a café for internet?” Denn die Internetsituation ist Folgende:

Am Flughafen Vilnius: 30 min WLAN nach Bestätigung der AGB + Werbeseite.
Minibus zur Stadt: offenes WLAN.
Busbahnhof: offenes WLAN.
Fernbusse im Land: offenes WLAN (allerdings nur mit Abdeckung in Städten).
Taxis in der Hauptstadt: gefühlte 40% mit freiem WLAN.
Trambusse haben in der Innenstadt geschätzte 40% Free WiFi Haltestellen (siehe Bild).

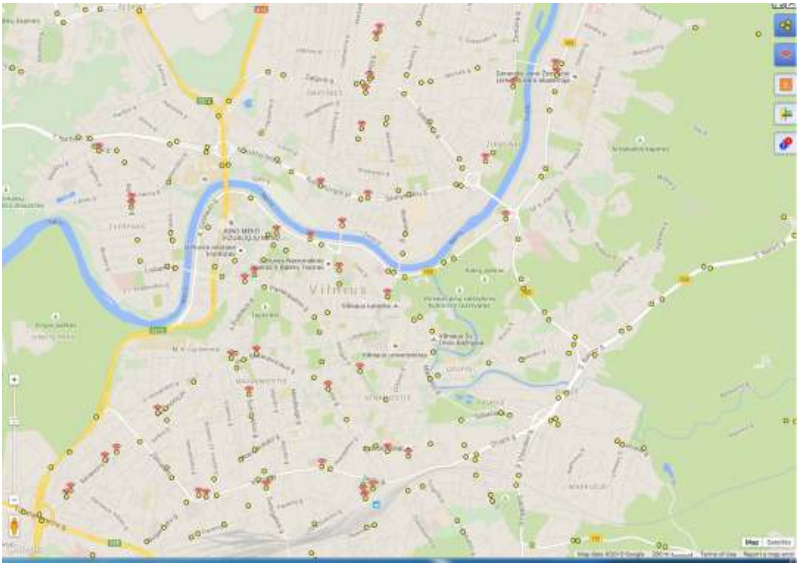


Bild: Google Maps

Generell ist der nächste Zugangspunkt selten weniger als 500 Meter entfernt, entweder direkt offiziell von der Stadt, der Uni oder den zahlreichen Cafés, davon sind zu 70% frei und offen, 25 % nach Bestätigung der AGB, 5% nach Eingabe eines Passworts und nur in einem Fall erst nach Anmeldung per Mail und SMS Bestätigung verfügbar.

Für die wenigen Fälle, die davon nicht abgedeckt sind, verkauft mir mein deutscher Mobilfunkanbieter 100 MB Daten für 5 €.

Stefan Rüdinger

Erste Jahreshälfte 2015

Teslakabeltaschentrauma

Also, ich habe 968 Franken oder so für eine Tasche voller Adapter für meinen Tesla ausgegeben. Wo man auch weiß: Da verdient sich irgendjemand eine goldene Nase dran. Wenn man sich das alles bei Ebay zusammengesucht hätte, hätt's wahrscheinlich die Hälfte gekostet. Der Typ schrieb das auch so auf der Website: Kaufen Sie jetzt einmal eine Tasche und Sie haben alle Adapter dabei für immer, anstatt sich mühsam alles selber zusammenzugoogeln und zusammenzukaufen.

Wenn man was ganz Tolles verkauft, muss man immer viele Bulletpunkte in den Onlineshop machen, damit das gerechtfertigt wirkt. Das heißt, er macht noch solche China-Handschuhe, ganz ganz billige, im englischen Racing-Look rein, wo ich dann merke: Die haben wirklich nur 50 Cent gekostet. Und so Absperrband, wo draufsteht „Electro Charging", und so weiter. Es sind auch wirklich richtige Adapter und richtige Kabel dabei, und ich dachte auch wirklich, mit dieser Tasche hab ich alles. Was ich nicht realisiert hab: Das Standardkabel, was mit dem Tesla kommt, das ist quasi die völlig unabdingbare Conditio, die Grundvoraussetzung für alles. Wenn man das nicht hat, das normale Tesla-Kabel, dann nutzt einem diese tolle Tasche gar nicht so richtig viel.

Ich glaub, Hausbesitzer, die sich einen Tesla kaufen und dann in ihrer Garage alles umrüsten, bauen sich wahrscheinlich so eine Ladestation mit eingebautem Kabel. Das hab ich nicht gemacht, weil ich ja in einer Mietwohnung wohne und einen Tiefgaragenplatz reserviert habe und sowieso schon 1700 Franken ausgeben musste, um da einen Starkstromanschluss zu legen mit eigenem Zähler. Nachdem die Vermieterin mir vorher weismachen wollte, wir sollten doch meinen Verbrauch einfach schätzen und ich sollte pauschal zahlen, 100 Franken im Monat oder so. Die weiß doch gar nicht, wie oft ich da lade! Das ist doch totaler Quatsch! Man kann doch auch nicht schätzen, wie viel man an einer Tankstelle tankt!

Auf jeden Fall hab ich kein Kabel zu Hause, also in der Tiefgarage, deswegen nehm ich das Kabel immer mit. Wenn ich jetzt nur in Zürich rumfahre, lass ich das Kabel natürlich in der Dose stecken und nehm es nicht mit. Wenn ich dann mal von Zürich überraschend nach St. Gallen fahre, dann liegt das Kabel in Zürich in der Garage. Am ersten Wochenende, an dem mir das zum ersten Mal passierte, war es also so, dass ich das Kabel in Zürich hatte und deswegen in St. Gallen gar nicht laden konnte.

Ich habe dann gegoogelt, wo es denn Anschlüsse gibt, an denen ich wohl mit meiner tollen Tasche laden kann. Man kann ja mit 220 Volt laden, was ja, wenn du das ganze Wochenende Zeit hast, überhaupt kein Problem ist, es dauert halt 30 Stunden. Aber das Wochenende hat ja 30 Stunden. Das Problem ist dann auch, dass die Ladeinfrastruktur so unterschiedlich ist. An manchen Orten, wo man hinkommt, ist einfach nur eine Steckdose, an anderen Orten ist ein Kabel. Das weiß man aber nicht vorher. Das sieht man auch nirgendwo verzeichnet.

Also bin ich in St. Gallen in das neue Parkhaus am Bahnhof gefahren, und da war tatsächlich was mit Kabel und das Kabel passte in meinen Tesla, und ich konnte da 100 Kilometer pro Stunde aufladen, was sehr schnell ist. Ich musste aber wieder nach Hause fahren mit dem Bus und später dann mit dem Bus noch mal hin, so dass Heike schon sagte: „So richtig cool ist das, glaub ich, nicht mit dem Tesla, oder?“

Von dem Trauma hatte ich mich also gerade wieder erholt und beschlossen, nie wieder das Kabel in Zürich zu lassen. Und vergaß dann am nächsten Tag ... das Kabel hat also zwei Adapter. An der einen Seite ist das Auto-Ende, am anderen Ende sind zwei Adapter, die man da draufstecken kann, einer für Starkstrom und einer ist so ein Adapter für 220 Volt. Und ich hatte diesen Starkstromadapter in St. Gallen mit in die Wohnung genommen und aufs Regal gestellt direkt neben die Steckdose, und da natürlich vergessen. So dass ich dann wieder nach Zürich gefahren bin und in meiner Garage, an meinem eigenen Tiefgaragen-1700-Franken-Platz nicht laden konnte. Weil ich den Adapter nicht dabei hatte. Und da hab ich gedacht, der Adapter muss jetzt ganz, ganz sicher in dieser teuren Tasche sein. War er aber nicht. Weil die

Taschenlieferanten natürlich davon ausgehen, dass sie einem nur sämtliche *exotischen* Adapter liefern, die man irgendwann mal braucht, aber nicht den Adapter, den man sowieso schon mit dem Auto gekauft hat.

Darauf bin ich dann ins Parkhaus Hohe Promenade in Zürich gefahren, wo das Parken auch irgendwie wahrscheinlich 36 Franken pro Stunde kostet und hab dort – aber zweimal, dummerweise, das ist dann eine Woche später noch mal passiert – also jedenfalls, zweimal musste ich die Technik rufen, da kam jedesmal so ein kleiner jovialer Ostdeutscher, der das ganz toll fand und der auch superhilfsbereit war, aber auch unglaublich anstrengend darin, mir zu helfen, wie ich da jetzt mein Auto aufladen kann.

Wenn man mit 220 Volt lädt, dauert das wie gesagt sehr lange. Ich bin dann ins Café gegangen und nach genau 30 Minuten kam ein Push-Alert: „Der Ladevorgang wurde unterbrochen." Dann bin ich wieder hingelaufen und hab gedacht, was ist denn passiert? Der Typ hatte so eine lange Kabeltrommel gezogen, über die die Autos drüberfahren mussten, und diese Kabeltrommel hatte so einen Not-Ausschalter, der war aus. Dann war ich wirklich in der Bredouille, zu überlegen: Wage ich's jetzt, das Auto über Nacht hier stehenzulassen in der Hoffnung, dass es die ganze Nacht lädt? Oder fliegt das in einer halben Stunde wieder raus, aus irgendeinem Grund, den ich nicht verstehe?

Ich bin dann nach Hause gefahren, und meine Hypothese war, dass genau, wenn ich zu Hause ankomme und die Schuhe ausziehe und mich aufs Sofa setze, dass dann genau der Push-Alert kommt. Und genau so war's. Ich hatte die Schuhe noch nicht aus, aber ich war die Treppe hochgeschnauft, hatte währenddessen die SMS verpasst und oben im vierten Stock schweißtriefend auf mein Handy geguckt und da stand: „Der Ladevorgang wurde unterbrochen." Ich hab die Tür wieder zugemacht und gedacht, okay, jetzt fahr ich einfach wieder hin, ohne mich zu ärgern und hol das Auto und mach irgendwas anderes.

Ich hab dann meinen Nachbarn gefragt, ob ich am nächsten Tag, während er im Büro ist, auf seinem Parkplatz stehen darf und mein Auto aufladen. Das durfte ich dann auch.

Peter Hogenkamp, aufgezeichnet von Kathrin Passig

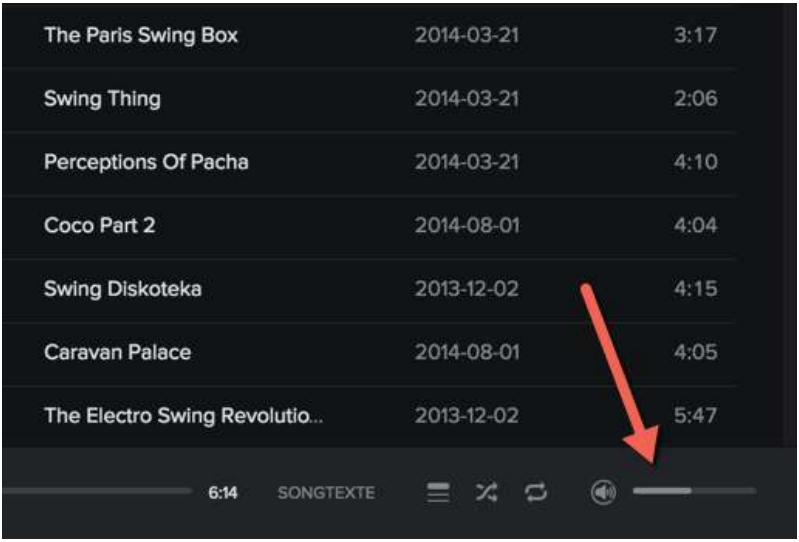
Juni 2015

Lautstärke und ihre Ebenen

Wenn ich zuhause Musik höre, gibt es beim Regeln der Lautstärke einen sehr interessanten Sachverhalt. Ich kann nämlich die Lautstärke, obwohl sie nur einmal existiert, auf verschiedenen Ebenen ausprägen. Dabei vererbt sich die Lautstärke eines übergeordneten Reglers transparent auf alle untergeordneten Regler durch, ohne die Regler selbst zu verändern. Was sich verändert, ist nur die Lautstärke an sich.

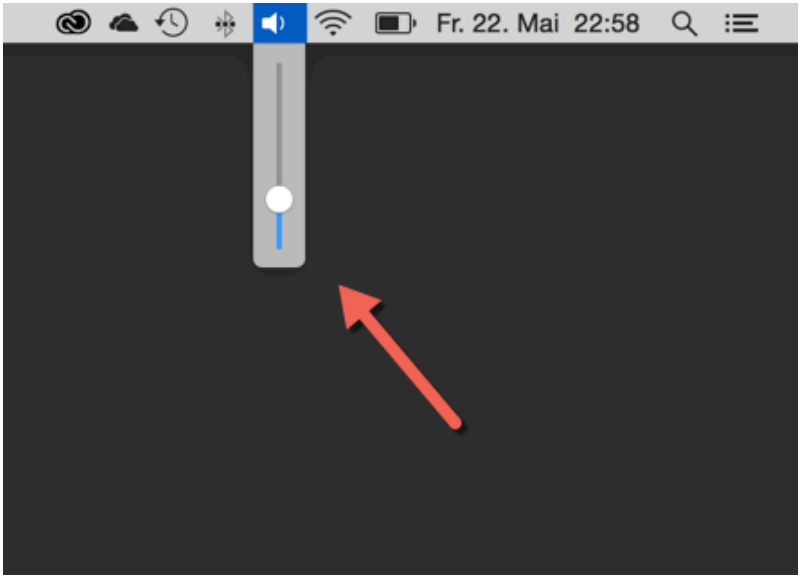
1. Spotify

Auf Spotify höre ich total gerne die Playlists der Anderen. Direkt im Spotify Player gibt es auch den ersten Regler, um die Lautstärke der Musik-Wiedergabe zu justieren (Application Layer). Dieser Regler hat den höchsten Rang und jede Veränderung verändert die Lautstärke, aber sie verändert nicht die nachgeordneten Regler. Spotify ist dabei nur ein exemplarisches Beispiel. Genauso verhält es sich mit anderen Playern wie iTunes.



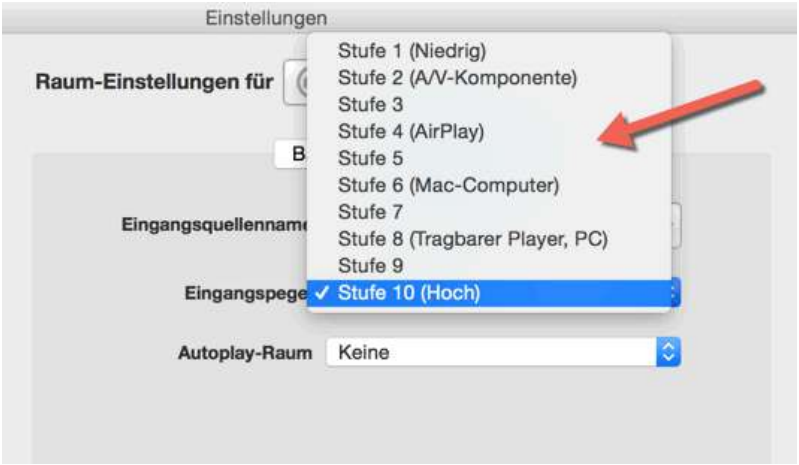
2. Betriebssystem

Die Musik wird jetzt vom Betriebssystem der Plattform (Notebook, Tablet, Smartphone) über die Airplay Technologie per Funknetz an das Soundsystem weitergeleitet. Auf Betriebs-systemebene kann ich nun die Lautstärke des Airplay Streams anpassen (OS Layer). Eine Veränderung dieser Lautstärke verändert nicht den Regelungsgrad der Lautstärke in der Spotify Applikation. Ebenso wenig verändert sich die Lautstärke der tieferliegenden Regler. Trotzdem verändert sich die Lautstärke in der wirklichen Welt.



3. Klinkenstecker

Bevor der Airplay Stream jedoch am Soundsystem ankommt, wird der Stream von einem intelligenten Router aus dem Funknetz abgefischt, zurück ins Analoge codiert und auf dem technischen Stack eigentlich viel weiter unten auf einen 3,5 mm Klingenstecker gelegt, der mit dem führenden Lautsprecher verbunden ist. Die Interpretation des Eingangspegels des Klingensteckers kann man nun in den Systemeinstellungen des Soundsystems festlegen, was die Lautstärke natürlich wieder deformiert.



4. Soundsystem

Jetzt kann man natürlich auch noch Lautstärke des Soundsystems insgesamt regeln. Der Begriff Soundsystem beschreibt ein vollständig autonomes System zur Wiedergabe von Audio-Quellen. Letztendlich handelt es sich dabei um einen weiteren Computer mit spezifischer Funktionalität (sieht halt nur nicht wie ein Computer aus). Ich nutze das System von Sonos. Hier besteht nun zum ersten Mal eine kausale Abhängigkeit auf die nächste Ebene, denn die eingestellte Lautstärke wirkt sich nicht nur auf die echte Lautstärke aus, sondern wirkt ebenso anteilig auf die Regler an den Lautsprechern selbst.

5. Lautsprecher

Auf der letzten Ebene befinden sich nun endlich die Lautsprecher. Jeder einzelne Lautsprecher hat seinen eigenen Regler. Die Gültigkeitsraum dieser Regler ist auf den jeweils eigenen Körper begrenzt, was sehr interessant ist, weil sich der übergeordnete Lautstärkegrad auf mehrere Instanzen dieser Ebene vererbt. Entsprechend wirkt jegliche Justierung auf dem Lautsprecher entsprechend seiner Gewichtung auch eine Ebene zurück auf die Lautstärke des Gesamtsystems.

Ist doch schon ziemlich erstaunlich, wie sich die Lautstärke aus so vielen Einzellautstärken zu ihrer Endgröße aufsummiert. Da kommt man ganz schnell durcheinander und verliert leicht den Überblick. Oft tritt der bizarre Fall ein, dass ein Regler ganz niedrig steht, aber die Lautstärke trotzdem laut ist (oder umgekehrt), weil der Regler nur einen kleinen Teil der Wahrheit widerspiegelt. Und das ist nun die Brücke ins echte Leben. Denn im echten Leben verhält sich die Bedeutung eines Sachverhalts ja eigentlich auch nicht anders. Wir wissen nicht, aus wie vielen Schichten die Semantik besteht, wie

die Level aufeinander wirken, auf welcher Ebene wir gerade stehen oder wo oben und unten ist. Beim Musikhören kann man wenigstens nachgucken, wie die Regler stehen.

Marco Hitschler, zuerst veröffentlicht hier:
www.unmus.de/level-und-lautstaerke/

Juni 2015

Immer offene Browsertabs, der späte Beginn einer Chronik (IV)

Tabs, die ich immer offen habe (Update zum Stand vom Januar 2015)

In Chrome:

- Google Drive (seit etwa 2006)
- Google Calendar (seit etwa 2006)
- Gmail (seit Dezember 2008)
- feedly (seit ca. Juni 2013, ersetzte den Google Reader)
- Tumblr (seit Februar 2014)
- Tweetdeck (seit Anfang September 2014)
- Duolingo (seit September 2014, vorher seit August 2013 sporadisch)
- Facebook Messenger (seit Mai 2015)

In Safari:

- Zufallsshirt Basket (seit etwa Ende 2011)
- Zufallsshirt Edit (seit etwa Mitte 2011)

Veränderungen: Im Mai, als der Facebook-Messenger zu einem separaten Tool wurde, habe ich das Facebook-Tab geschlossen und durch das Messenger-Tab ersetzt. Facebook öffne ich jetzt nur noch bei Bedarf kurz, um dort Dinge zu erledigen, die in der mobilen Facebook-Version nicht so gut gehen. ”Dinge erledigen” ist hier ausnahmsweise kein Euphemismus für stundenlanges Facebookdurchlesen, es geht nur um kleine, konkrete Aufgaben wie die Suche nach bestimmten Beiträgen. Meine Facebooknutzung im Browser nimmt pro Tag vielleicht noch fünf Minuten in Anspruch. Am Handy ist es etwas mehr, aber auch nicht viel. “Do it Tomorrow” hat sich auf dieselbe Art wie alle anderen To-do-Listen-Tools nicht bewährt: irgendwann war es so voll mit unangenehmen Aufgaben, dass ich es nicht mehr fertigbrachte, hineinzuschauen, obwohl es sehr praktisch wäre, eine To-do-Liste zu haben. Jetzt notiere ich wieder alles auf Zetteln, die ich dann verliere. Offenbar ist das Verlieren ein wichtiger Bestandteil des Prozesses. Hacker News ist irgendwann zwischen Januar und Juni weggefallen, aber vielleicht nur versehentlich. Ich öffne es gleich wieder, mal sehen, ob es sich diesmal hält.

Kathrin Passig

Juni 2015

Viele Wege führen zur Fahrkarte

Erfahrungsberichte von Kathrin Passig und ihr Hinweis auf die entsprechende Stelle in den Beförderungsbedingungen (S. 106) haben mich ermutigt, Online-Tickets der Bahn gelegentlich nur als PDF mit in den Zug zu nehmen anstatt unter allen Umständen noch für einen Papierausdruck zu sorgen; bei den Nachbarn oder an anderen, komplizierter zu erreichenden Orten. Der Hinweis »Bitte auf A4 ausdrucken« prangt jeweils prominent neben dem Code, aber bisher wurde nichts beanstandet, war das Verfahren niemandem auch nur einen Kommentar wert.

Wenige Wochen später lese ich im Bahnhof Freiburg zum ersten Mal auf einem großen Display »Online-Ticket ausdrucken«. Anscheinend kommt es dann aus einem Schlitz in der Kiste unter dem Display raus; wie es aufzurufen ist etc. kann ich aus Zeitmangel nicht mehr ausprobieren. Denn ich stehe am Schalter, weil ich mein Sparticket nach Österreich zwar online aussuchen konnte, aber nicht online kaufen kann, und muss danach schnell Koffer packen gehen.

Undine Löhfelm

Mitte 2015

Leben mit Diabetes

Wird man mit Diabetes Mellitus Typ 1 diagnostiziert, steht man urplötzlich vor der Aufgabe, eine funktionierende Bauchspeicheldrüse so gut es geht zu simulieren. Dazu braucht es einen Haufen Equipment, und einen Haufen Daten, deren Interpretation einen beschäftigt.

> Kleiner Exkurs: Bei Diabetes Mellitus Typ 1 zerstört das Immunsystem diejenigen Zellen der Bauchspeicheldrüse, welche Insulin produzieren. Diabetes Mellitus Typ 2 (aka "Altersdiabetes") führt hingegen dazu, dass der Körper das selbst produzierte Insulin nicht so gut verwerten kann. In beiden Fällen sind die Symptome gleich, nämlich der Blutzucker ist zu hoch, sofern man sich nicht drum kümmert. "Drum kümmern" heisst bei Typ 1 in erster Linie Insulin von aussen bedarfsgerecht zuzuführen, durch Spritzen oder eine Insulinpumpe.

Hardware

Wichtigste Frage ist stets: Wie hoch ist der aktuelle Blutzucker? Dafür gibt es die unterschiedlichsten Messgeräte, ich hab ein GlucoMen Ready. Was ich bei diesem als bequem empfinde, ist die Tatsache, dass 25 einzelne Teststreifen (pro Messung braucht man einen) in einer Kassette im Gerät aufbewahrt werden und automatisch zur Messung vorbereitet – bei anderen Modellen muss man die Teststreifen erst aus einem Aufbewahrungsdöschen holen und ins Gerät fummeln.

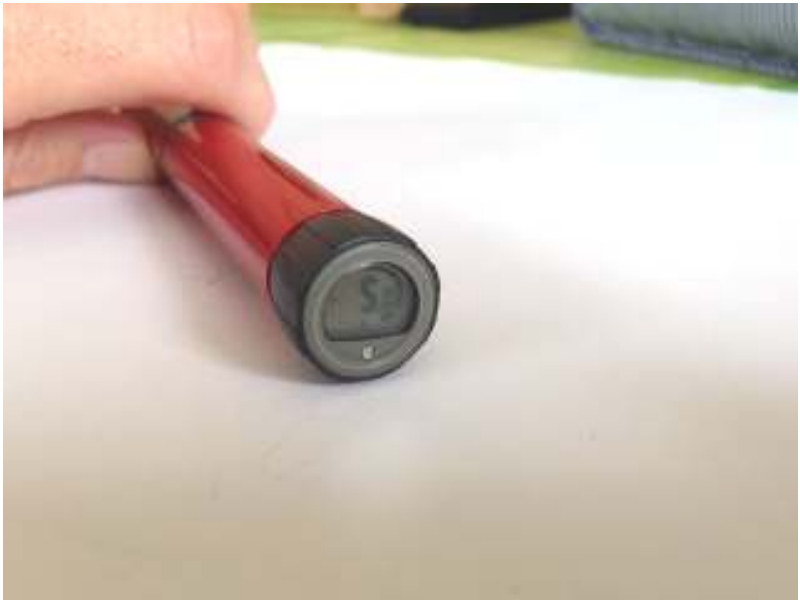
Die ebenfalls in das Messgerät integrierte Stechhilfe (= kleine Nadel die mit Federspannung in die Haut gestochen wird) piekst ein Loch in den Finger, Blutstropfen wird auf das Ende des Teststreifens aufgetragen, nach fünf Sekunden sieht man das Ergebnis. Das Ganze funktioniert über Amperometrie – die Glukose im Blut reagiert mit einem Stoff auf dem Teststreifen, die Reaktion setzt Elektronen frei, der entstehende Stromfluss wird gemessen und daraus der Glukosegehalt des Blutes berechnet.

Möchte ich nun etwas essen, rechne ich aus, wie viel Kohlenhydrate die Mahlzeit wohl haben wird, und spritze je nach gemessenem Blutzucker und geplanter Mahlzeit die entsprechende Menge Insulin mittels eines Insulin-Pens. Der sieht so aus:

Die Kanüle sollte vor jedem Spritzen gewechselt werden. Die Nadel für die Stechhilfe des Messgerätes eigentlich auch, aber da darf man ein bisschen ~~fauler~~ grosszügiger sein.

Auf dem Pen stelle ich mit einem Drehknopf die Anzahl der Insulineinheiten ein. Mein Pen hat eine 0,5er Skala, damit kann man schon relativ fein dosieren. Gespritzt wird mit Druck auf den Knopf, wie bei einem Kugelschreiber. Ok, das Ding heisst ja auch Pen.

Der Pen hat eine sogenannte Echo-Funktion, was heisst, dass er eine (grobe) Information über die zuletzt gespritzte Insulinmenge und den Zeitpunkt dafür gibt. Dafür gibt es eine Anzeige oben auf dem Drehknopf.



In diesem Fall wurden vor fünf Stunden fünf Einheiten Insulin gespritzt.

Was ich also für meine Bauchspeicheldrüsenimitation ständig in Reichweite haben sollte, ist folgendes:

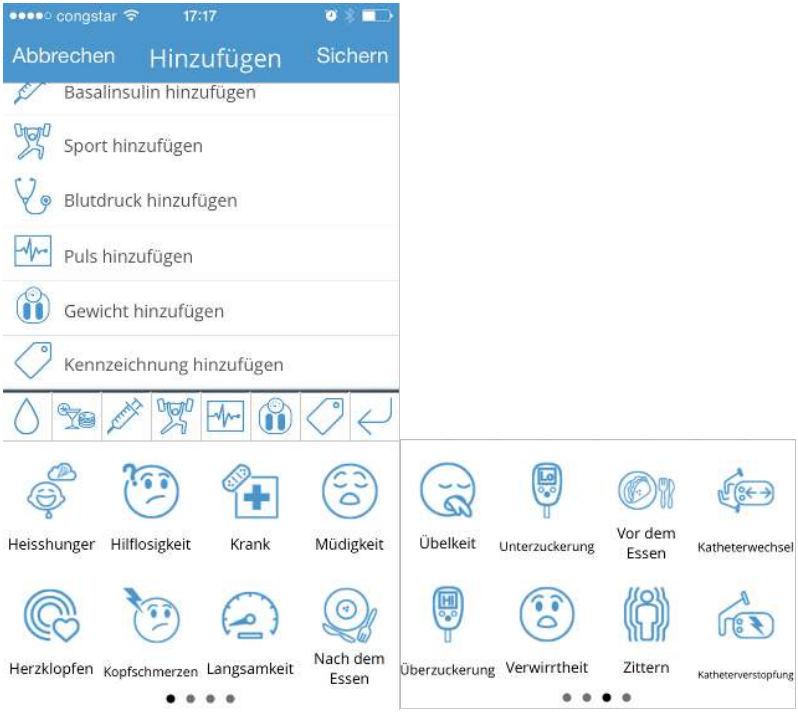
- Blutzuckermessgerät, mit Teststreifen
- Wechselnadeln für das Messgerät
- je 1 Insulin-Pen für Kurz- und Langzeitinsulin
- Wechselkanülen für die Pens
- Nachfüllampullen mit Insulin für die Pens
- ... und mein Telefon für die Dokumentation.

Daten

Das Blutzuckermessgerät speichert bis zu 800 Messwerte. Diese kann man über USB-Kabel auslesen und mit einer Software des Herstellers anschauen, hab ich aber noch nie gemacht.

Ich trage bisher alle Daten in einer App ein, die heisst DiaConnect. Von dieser Sorte App gibt es etliche, die bekannteste dürfte derzeit mySugr sein. Ich hab bei der Auswahl keine grosse Marktforschung betrieben, hauptsächliches Kriterium war einfache Bedienung.

Neben Blutzuckerwert, Kohlenhydraten und Insulin lassen sich eine ganze Reihe weiterer Daten speichern, die den Blutzucker beeinflussen (Sport) oder den aktuellen körperlichen Zustand zeigen (Puls, Gewicht, Blutdruck, eine Auswahl unterschiedlicher Arten, sich komisch zu fühlen), sowie freie Notizen.

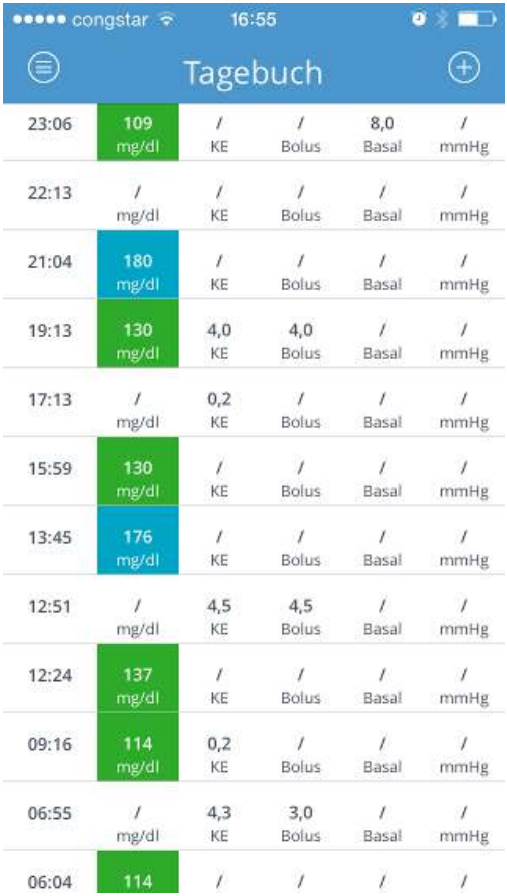


Ein bunter Strauss an Möglichkeiten . . .

Das Freitextfeld benutze ich, um detailliert zu notieren, was ich zum jeweiligen Zeitpunkt gegessen habe. Routiniertere Menschen mit Diabetes machen das meist nicht mehr, ich sammel allerdings noch Erfahrungen, welche Le-

bensmittel mit welchem Kohlenhydratgehalt wie wirken. Eine enorme Hilfe beim Notieren ist die Diktierfunktion des iPhones, auch wenn die nicht hundertprozentig treffsicher ist.

In der App kann man sich einen Graphen mit der Zeitreihe der Zuckerwerte malen lassen, der ist aber nicht besonders aussagekräftig. Ich schaue eigentlich hauptsächlich auf die Farbe der Einträge, die zeigt an, ob man sich im vorgegebenen Blutzuckerzielbereich befindet bzw. wie hoch die prozentuale Abweichung ist.



congstar 16:55

Tagebuch

23:06	109 mg/dl	/ KE	/ Bolus	8,0 Basal	/ mmHg
22:13	/ mg/dl	/ KE	/ Bolus	/ Basal	/ mmHg
21:04	180 mg/dl	/ KE	/ Bolus	/ Basal	/ mmHg
19:13	130 mg/dl	4,0 KE	4,0 Bolus	/ Basal	/ mmHg
17:13	/ mg/dl	0,2 KE	/ Bolus	/ Basal	/ mmHg
15:59	130 mg/dl	/ KE	/ Bolus	/ Basal	/ mmHg
13:45	176 mg/dl	/ KE	/ Bolus	/ Basal	/ mmHg
12:51	/ mg/dl	4,5 KE	4,5 Bolus	/ Basal	/ mmHg
12:24	137 mg/dl	/ KE	/ Bolus	/ Basal	/ mmHg
09:16	114 mg/dl	0,2 KE	/ Bolus	/ Basal	/ mmHg
06:55	/ mg/dl	4,3 KE	3,0 Bolus	/ Basal	/ mmHg
06:04	114	/	/	/	/

Viel Grün ist gut

Meine Lieblingsinformation aus der App: Ich hab mir bisher knapp 3000 Mal in die Finger gestochen. Klingt übrigens schlimmer als es ist.

Die Daten lassen sich im Format eines Blutzuckertagebuchs als PDF exportieren, oder als CSV.

Das alles ist natürlich überhaupt nicht standardisiert, jeder Hersteller hat da sein eigenes Datenmodell, der kleinste gemeinsame Nenner dürfte die Angabe von Uhrzeit, Blutzuckerwert und Insulinmenge sein. Interessanterweise werden auch nicht alle der eingegebenen Daten in den CSV-Export inkludiert (Sport ja, Heisshunger etc. nein). Ach ja, und die Daten werden auch auf dem Server des Anbieters aufbewahrt, dadurch lassen sie sich zwischen unterschiedlichen Geräten synchronisieren. Die kognitive Dissonanz wegen der Privatheit meiner Gesundheitsinformationen nehm ich in Kauf.

Ich nutze derzeit den PDF-Export hauptsächlich, um ihn dem Arzt zu zeigen. Mit dem CSV-Export wird ein bisschen herumexperimentiert. Der Web Service Plotly bietet ziemlich umfangreiche Funktionen zur Visualisierung der Daten. Interessante Aussagen sind zum Beispiel Verhältnis zwischen gespritztem Insulin und gegessenen Kohlenhydraten, oder Zeitreihe des Nüchternblutzuckers.

Also, so läuft das bisher, aber jetzt gibt's da was Neues … <to be continued>

nahoernsiemal

21.06.2015

Ein seltsam adressiertes Päckchen

Vom Hochzeitstermin erfahre ich auf Facebook. Ich möchte dem Brautpaar ein Geschenk zusenden, mache ein Päckchen fertig und bringe es zur Post. Eine Woche später liegt es wieder bei mir: „Empfänger unbekannt“. Ich rufe die Facebook-Fanseite auf, auf der die Hochzeit gemeldet worden war, finde das entsprechende Posting, klicke den weiterführenden Link zum Blog-Beitrag an. Dieser ist leider inzwischen gelöscht worden, was mir erklärt, warum die Post meine Sendung nicht zustellen konnte. Das Päckchen hatte ich direkt an diesen Link adressiert. Nun öffne ich es. Zuoberst liegt ein Schreiben der Facebook-Fanseite. Die Post hätte bei der Online-Suche nach der richtigen Link-Adresse ihren Beitrag entdeckt und darum das Päckchen an sie weitergeleitet. Sie hätten lange versucht, das Hochzeitspaar ausfindig zu machen, aber das sei nicht möglich gewesen. Ich solle doch bitte keine Post mehr an fiktive Internetfiguren verschicken, so etwas würde unnötig Zeit rauben. Leicht beschämt packe ich das Geschenk aus, es ist nichts Technisches darin, statt dessen etwas anderes, über das ich mich freue. Schließlich kann ich es nun selbst behalten. Als ich aufwache, bin ich etwas enttäuscht, dass das Brautpaar gesichtslos geblieben war, ahne aber, dass es zwei heiratswillige Lego-Figuren gewesen sind, denen ich die große Tüte mit den vielen Playmobil-Figuren schicken wollte.

Sokoban-Spielerin

22.6.2015

Röntgen ist fast wie sehr, sehr große Toblerone essen

Ich bin seit sehr langer Zeit mal wieder beim Zahnarzt zur Vorsorge. Nachdem der Zahnarzt geguckt und etwas besorgt geguckt hat, will er noch schnell röntgen. Ich bereite mich darauf vor, gleich mit einer schweren Weste in einem dunklen Raum zu stehen, aber Röntgen geht mittlerweile oder zumindest hier schon ganz anders.

Die Assistentin schiebt mir in acht Durchgängen acht Plättchen in den Mund. Die Plättchen hängen an einer komischen Konstruktion und sind etwa speicherkartengroß, also so groß, dass man sie in den Mund bekommt, aber leider nicht so klein, dass es nicht unangenehm wäre. Dann muss man zubeißen und das Plättchen irgendwie in Position halten (die Konstruktion hilft dabei mit), soll die Augen zumachen und dann stillhalten, bis ein großes Ding, das ein bisschen wie ein überdimensionierter Fön aussieht, das Bild gemacht hat.

Es ist vor allem für die Backenzähne ein bisschen so, als würde man in eine sehr große Toblerone beißen, nur dass es leider auch nicht nach Schokolade schmeckt.

Die Assistentin schiebt dann jedes Kärtchen in ein Lesegerät und importiert die Bilder in ein Programm. Je nachdem wird das Bild in die richtige Ausrichtung gedreht, etwas heller gemacht und an die richtige Position im virtuellen Kiefer geschoben.

Dann kommt irgendwann der Zahnarzt wieder, zeigt mir ein paar Sachen, die nicht so gut sind auf den Röntgenbildern und die ich vielleicht, vielleicht aber auch nicht erkenne. Er klingt aber wenigstens schon weniger besorgt.

Anne Schüßler

22. 6. 2015

Anwesenheitssimulation und ihre Tücken

Ich stöbere im Tchibo-Onlineshop und stoße auf dieses Produkt im Themenshop "Sicherheit auf Reisen". Eine LED-Lampe, die blaues Licht projiziert, um Einbrechern vorzutäuschen, jemand säße abends vor dem Fernseher. Ich finde das Gerät kurios. Bei uns wäre wohl die Simulation eines Computerdisplays sinnvoller.

Es erinnert mich außerdem an ein Gespräch, von dem mir mein Vater kürzlich berichtete. Wenn meine Eltern in Urlaub fahren, stellt mein Vater immer eine Zeitschaltuhr ein, die eine Lampe auf der zur Straßenseite liegenden Wohnzimmerfensterbank etwa zur Dämmerstunde einschaltet.

Neulich wurde er von einem Nachbarn angesprochen, wie denn sein Urlaub gewesen sei. Woher denn der Nachbar von der Reise wüsste, fragte mein Vater verwundert. Der Nachbar antwortete sinngemäß: "Na, die Lampe stand doch wieder auf der Fensterbank."

Alina Smithee

22.06.2015

Oldtimer-Teile bestellt man wie in der "guten alten Zeit"

Ich habe mir einen arg gebrauchten Heinkel-Roller aus dem Jahr 1960 zugelegt.

Um den wieder flott zu machen, benötige ich einige Ersatzteile. Neben dem rührigen Heinkel-Club gibt es auch weitere Ersatzteillieferanten. Da die benötigten Teile mal hier, mal da zu bekommen sind, aber nicht immer überall gleichzeitig, klicke ich mich durch die Google-Trefferliste.

Ich erreiche eine Seite mit einer augenscheinlich sehr großen Angebotspalette und würde dort gern ein paar Teile bestellen. Vor dem Bestellvorgang sind aber ein paar Hürden zu überwinden. Eigentlich bin ich es ja gewohnt, bequem in einem Online-Shop zu bestellen. Hat man es mit Oldtimern zu tun, muss man sich aber auch beim Bestellen auf vermeintlich verblichene Technologien zurückbesinnen.

Als erstes bleibt mein Auge an einem Hinweis auf der Startseite hängen:

Wichtig bezg. Bestellung: Bearbeitung per Fax -> täglich, Bearbeitung per E-mail -> 2x wöchentlich

Da man die Bestellliste (zum Herunterladen, mit Link, wo man den Acrobat Reader bekommt) ohnehin eigentlich nur von Hand ausfüllen kann, nachdem man sie ausgedruckt hat, könnte ich die Liste auch faxen. Denn immerhin habe ich Zugriff auf solch ein Gerät. Auf dem Formular für die verbindliche Bestellung kann ich dann auch noch zwischen zwei Zahlungsarten wählen:

☐ **Bezahlung per Nachnahme** ☐ **Bezahlung per Scheck**

Bezahlung per Nachnahme bedeutet zum einen, man muss das Geld (meistens passend, weil die Paketboten nicht wechseln können oder wollen) bereitliegen haben und zur Annahme des Pakets auch noch selbst anwesend sein. Zudem muss man mit 7 Euro weiteren Gebühren rechnen. Also doch lieber per Scheck bezahlen? Aber woher bekommt man überhaupt einen Scheck? Außer von Versicherungen, die Rückerstattungen gern mal per Verrechnungsscheck bezahlt haben, habe ich in diesem Jahrtausend mit Sicherheit keinen Scheck mehr in der Hand gehabt, geschweige denn ausgefüllt.

Das Bezahlen per Scheck setzt allerdings auch ein gewisses Vertrauen zu dem Händler voraus, denn er möchte den Rechnungsbetrag gern selbst in den Scheck einsetzen:

VERSAND der Ersatzteile erfolgt grundsätzlich gegen **NACHNAHME**, oder durch einen der Bestellung beigelegten Blanco-Verrechnungsscheck.
Anmerkung: Jeder Scheck ist als Verrechnungsscheck verwendbar, wenn Sie dies auf dem Scheck vermerken oder zwei Striche über die linke obere Ecke machen.
Am besten schreiben Sie auch noch unsere Firma in die Spalte, dann kann kein Unbefugter mit diesem Scheck etwas anfangen. Wir setzen dann den auf der Rechnung ausgedruckten Betrag als Summe ein.
Da sich evtl. Preisänderungen nie vermeiden lassen, sollten Sie dies nicht selber tun, da wir sonst eine evtl. Nachberechnung erheben müßten und dies auch vom Verwaltungsaufwand doch zeitraubender ist als Nachnahme.

Es ist natürlich praktisch, dass man sich über Preisänderungen oder anderlei Dinge keine Gedanken machen muss. Ich entschließe mich dann aber doch, die Ersatzteile anderswo so richtig online zu bestellen und mir für Problemteile Alternativen zu überlegen, z. B. selber bauen, bei ebay schauen oder abwarten.

Markus Winninghoff

Von 1985 bis 2015

Ein Rechner ist ein Computer ist ein PC

Um 1985 bekommen wir unseren ersten Rechner. Seitdem wird sich irgendwie ein Wort für dieses Gerät in meinen aktiven Wortschatz eingeschlichen haben müssen, man muss das ja benennen, was Papa einem anschalten muss und was ich vermutlich gar nicht so viel später auch alleine einschalten kann.

Tatsächlich ist "Rechner" vielleicht einer der letzten eingedeutschten Begriffe für so neumodisches Technikteufelszeuch, der sich langfristig und parallel zum englischen Begriff im allgemeinen Vokabular festsetzt.

Bis 2015 sage ich abwechselnd Rechner und Computer und gelegentlich auch PC. Ich könnte nicht sagen, welchen dieser Begriffe ich öfter benutze, sie scheinen mir alle gleichwertig und vollkommen okay und verständlich.

(Wenn ich länger drüber nachdenke, so gibt es auch weiterhin viele Geräte, deren englische und deutsche Bezeichnungen recht gleichberechtigt zu sein scheinen: DVD-Player und DVD-Spieler zum Beispiel. Doch spätestens beim Tablet wird die Luft dünn, oder gibt es dafür auch findige deutsche Begriffe. die mir noch nicht untergekommen sind?)

Anne Schüßler

Juni 2015

Der schwere Abschied vom kleinen Schlüssel

In der Philologischen Bibliothek der FU Berlin gibt es seit ein paar Monaten ein neues Schließsystem. Früher hatten alle Schließfächer einen kleinen, schwarzen Schlüssel im Schwimmbadschlüsselformat, und man brauchte eine Münze oder eine gelochte Karte, um sie benutzen zu können. Jetzt braucht man nur eine Mensa-Karte, die man zum Ver- und wieder Aufschließen an einen Sensor hält. Es geht aber auch mit einer selbstgewählten PIN. Wenn man vergessen hat, welches Fach man hatte, kann man es sich mit seiner Karte an einem Terminal anzeigen lassen.

Das ist alles sehr angenehm, es wäre aber noch angenehmer, wenn mich die Freie Universität nicht jahrelang erfolgreich darauf konditioniert hätte, einen Schlüssel zu benutzen. Jedes Mal, wenn ich vom Kaffee komme und durch die gläserne Drehtür die Schließfächer sehe, greife ich gleich in meine linke Hosentasche und versuche, ihn herauszufriemeln. Früher hat er sich gerne mal im Geldbeutel verhakt, also wird er schon irgendwo sein. Aber da ist er nicht und ich habe ja alles, Rucksack, Laptop, Haustürschlüssel, alles da drin. – Es dauert dann immer einen Moment, bis ich mir an den Kopf fasse und sich das stechende Unwohlsein wieder legt.

Ob ich die Umgewöhnung jemals schaffen werde, weiß ich nicht. Bald werde ich die Bibliothek ja nicht mehr betreten müssen. Schon bald.

Felix Lorenz

2015-06-23

Der erste QR-Code ohne Lesegerät

Der New Jersey Transit – die private Eisenbahngesellschaft, die einen Teil des Schienenverkehrs zwischen New York und New Jersey abwickelt – verfügt über ein bemerkenswertes System für smartphone-basierte Fahrkarten.

Ich habe etwa zwanzig Minuten zu warten und der Himmel starrt vor Gewitter. Ich beschließe, meine Fahrkarte von Princeton nach New York City nicht an dem Automaten, vor dem ich stehe, zu kaufen, sondern über die App, die auf dem Bildschirm des Automaten beworben wird. Runterladen aus dem Play Store, Account einrichten mit E-Mail und Passwort, Kreditkartennummer eintragen als Zahlungsmittel. Dann kann ich die Fahrkarte kaufen.

Die App weiß allerdings nichts über den Zugfahrplan. Man kauft einfach eine Streckenkarte von Princeton nach New York City und kann sie dann irgendwann benutzen. Bevor man sie benutzt – darauf weist eine grellrote Schrift in der App hin –, muss man sie per Druck auf eine Schaltfläche *aktivieren*. In diesem Moment beginnt ein Zähler zu laufen; die Fahrkarte ist dann etwa zweieinhalb Stunden gültig. Das ist ein bisschen länger, als die Fahrt von Princeton nach New York City eben dauert.

Die Fahrkarte, wie sie in der App angezeigt wird, verfügt über einen QR-Code. Wenn man ihn antippt, wird er vergrößert, so dass er die ganze Bildschirmfläche ausfüllt. Allerdings haben die Schaffner des New Jersey Transit keine Lesegeräte für diese QR-Codes. Ich habe jedenfalls noch nie so ein Lesegerät gesehen; ich bin aber auch nicht so oft mit dem New Jersey Transit unterwegs. Die Schaffner haben nur ihren üblichen Knipser dabei, mit dem sie entwertend durch die Gänge laufen.

In der App dagegen, wenn man den QR-Code wieder durch Antippen verkleinert, erscheint unter der Fahrkarte eine laufende Uhr, die die verbleibende Gültigkeit anzeigt. Außerdem blinkt ein Streifen mit den Firmenfarben

des New Jersey Transit. Genau dieses Blinken und das Laufen der Ziffern will der Schaffner sehen – es reicht offenbar als Nachweis, dass man ihm nicht einfach einen Screenshot unter die Nase hält.

André Spiegel

23. Juni 2015

“Meine Mutter postet Fotos von mir auf Facebook und ich will das nicht”

Letzte Woche war ich zum ersten Mal an der Deutschen Schule Moskau, zu Gast bei zwei fünften Klassen. Silke, bloggende Fünftklässlermutter, hatte die Idee gehabt: eine Fragestunde rund um soziale Netzwerke, weil die Schüler allmählich in das Alter kommen.

90 Minuten in einem proppenvollen Raum, in einer Atmosphäre, die einem die Kinder sympathisch macht und die Lehrerinnen direkt dazu: Normale Geräuschkulisse, normal viel Konzentration, normal viel Gewusel und Ich-muss-mal-schnell-aufs-Klo. Viele, viele, viele Fragen, und zwar von so gut wie allen.

Gelegentlich souffliert mal eine Mitschülerin das richtige deutsche Wort – einige Kinder hier wachsen zweisprachig auf. 90 Minuten Hin und Her, Frage, Antwort, Nachfrage, bessere Antwort. Alles von “Wer hat Facebook erfunden” bis “Ist Cyber-Mobbing schlimmer als normales Mobbing?” Das hier ist mir besonders aufgefallen:

1. Hardware

“Wie viele Geräte gibt es bei euch zuhause, mit denen man ins Internet kommt?” Die Antworten gehen von zwei bis zu spektakulären 30 (folgt die Beschreibung des zugehörigen Vaters und seines Jobs). Und wehe, man er-

klärt nicht präzise genug – zum Beispiel den Trend, dass Hardware-Firmen versuchen, immer kleinere, leichtere Geräte auf den Markt zu bringen. “Das iPhone sechs ist aber größer als das fünfer.” Äh. Ja. Stimmt.

2. Wissensstand

Jaja, alles Digital Natives, schon klar. Aber wenn ich auf die Frage hin, ob Leute per Computer Banken das Geld wegnehmen können, erkläre, was ein Hacker ist – und sofort der Hinweis kommt: “Es gibt aber auch gute Hacker, die nur gucken, ob alles sicher genug ist.” Wenn es um WhatsApp-Alternativen geht und ein halbes Dutzend Schüler Threema kennt. Wenn einer wissen will, wo Edward Snowden gerade ist und ein anderer, ob Amerika echt Merkels Handy abhört. Dann ist das schon ziemlich beeindruckend.

3. Kompromisse

Vielleicht am interessantesten fand ich, welche Deals die einzelnen Schüler mit ihren Eltern haben. Genauer gesagt: Unter welchen Bedingungen sie in sozialen Netzwerken aktiv sein dürfen. “Keine Fotos aus unserer Wohnung.” – “Den Instagram-Account so einstellen, dass man jeden Kontakt erst erlauben muss.” – “Ich darf keine Fotos posten, aber meine Zeichnungen.” Klang alles sehr pragmatisch.

4. Kettenbriefe

Kettenbriefe sind echt immer noch ein Ding. “Sind die immer fake?”, hieß die Ausgangsfrage – wir haben dann noch etwas allgemeiner über Gerüchte im Internet gesprochen. Populär war in der Klasse vor allem die Behauptung, bei einem Online-Spiel (hab den Namen leider nicht mitbekommen) sitze hinter den Augen der Katzen auf dem Bildschirm ein Mensch und gucke einem beim Spielen zu.

5. Privatsphäre

Ich dachte immer, das klassische Muster ist: Kinder geben leicht zu viel preis und Eltern müssen sie davor schützen. Stimmt aber gar nicht immer, mehrere Schüler haben vom umgekehrten Problem erzählt: “Meine Mutter postet Bilder von mir bei Facebook und ich will das nicht.” – “Meine Mutter hat ein Bild von mir gepostet und ich find doof, was sie da druntergeschrieben hat.” Bei allen Kindern, die sowas angesprochen haben, war es die Mutter.

Und hier die ganze Liste der Fragen – zumindest die vorher eingesammelten:

- Spioniert man mich bei Facebook aus?
- Instagram: Kann sich jemand in meine Kamera hacken und Fotos nehmen?
- Kann jemand lesen, was wir im Internet schreiben?
- Kann man die Bilder, die wir posten, für Werbung benutzen?
- Sind alle Kettenbriefe („schicke das an 10 Personen weiter und Du bekommst. . . “) fake?
- Wer hat Facebook erfunden?
- Kann man mich auf den Netzwerken ausspionieren?
- Wieso gibt es Cybermobbing und warum machen manche das?
- Welches der sozialen Netzwerke ist am bedrohlichsten?
- Wer hat WhatsApp erfunden?
- Ist Cyber-Mobbing schlimmer als normales Mobbing?
- Sollte man auf einer sozialen Netzwerk-Seite sein?
- Wie wurden die sozialen Netzwerke so erfolgreich?

- Warum gibt es WhatsApp nur für Handy und nicht für Tablets?
- Warum muss man auf Facebook seine Identität bestätigen?
- Sind alle sozialen Netzwerke sicher?
- Gibt es viele Leute, die die sozialen Netzwerke missbrauchen?
- Wenn man was auf Deutsch schreibt, können andere Menschen, die die Sprache nicht sprechen, den Post automatisch lesen (wird er automatisch übersetzt)?
- Wieso wurde Faceboook gegründet?
- Ist es möglich, Cyber-Mobbing zu verhindern?
- Welches soziale Netzwerk ist am sichersten?
- Wozu ist Snapchat gut?
- Warum kann man Kommentare, die andere Leute beschimpfen, nicht blockieren?
- Wie kommt man zu Bing?
- Wie entstehen soziale Netzwerke?
- Ab wie vielen Jahren darf man soziale Netzwerke benutzen?
- Sagen Sie uns jetzt, dass WhatsApp und so doof ist?
- Kann jeder einfach mein Kontakt sein?
- Wie funktioniert Werbung in sozialen Netzwerken?

Zuerst veröffentlicht bei kscheib.

Katrin Scheib

23.6.2015

Schnelllesen für mäßig Fortgeschrittene

Ich habe als Hörbuch gerade *The Girl on the Train* und das Buch ist zugegebenermaßen sehr spannend. Weil ich gestern im Bett beim Lesen bzw. Hören wieder eingeschlafen bin, sorge ich mich ein wenig, weil ich das Buch vor der Arbeit zu Ende hören will. Ich will endlich wissen, wie's ausgeht.

In meiner Not greife ich zu einem Mittel, zu dem ich sonst normalerweise nicht greife. Ich stelle die Geschwindigkeit auf 1,25-fach. Das mache ich sonst nur in ausgewiesenen Notfällen, also heute zum Beispiel oder wenn der Vorleser wirklich sehr langsam liest. Mehr als 1,25-fach schaffe ich aber auch nicht, in dieser Geschwindigkeit klingt es etwas gehetzt, ab 1,5-fach wird es unnatürlich und sehr anstrengend.

Aber es läuft gut. Wenn ich vom Bahnhof bis zum Büro noch sehr langsam gehe, schaffe ich vermutlich eine Punktlandung, rechne ich mir aus.

Dann hält der Zug kurz vor Leverkusen und wir stehen seitdem (ich schreibe diesen Beitrag aus dem stehenden Zug) wegen eines von unserem Zug verursachten Personenschadens rum. Da hätte ich auch einfach mit normaler Geschwindigkeit hören können, denke ich und schäme mich gleich ein bisschen für diesen doch etwas morbiden Gedanken.

Anne Schüßler

2015 und ein paar Jahre vor (und vermutlich nachher auch)

This is not the Anne Schuessler you're looking for

Ich habe zwei Email-Adressen, die ich auch tatsächlich benutze. Beide sind bei Googlemail, einmal mit meinem Namen und einmal mit meinem Mädchennamen. Da ich die mit meinem Mädchennamen vorher hatte, benutze ich sie weiterhin für fast alles. Die andere ist für offizielleren Kram, Bewerbungen, Banken, und so weiter. Die Leute sollen nicht verwirrt sein.

Hin und wieder bekomme ich Mails, die gar nicht für mich sind. Oft kommen diese Mails aus den USA, einmal bekam ich gelegentlich irgendwelches Grundstücks- oder Lageplangedöns, einmal eine Bestätigung für eine Bestätigung in einem Weidezaunshop, und zwischendurch auch immer wieder Mails, die eindeutig nicht für mich, sondern für eine andere Anne Schüßler sind. Die anderen Anne Schüßlers (oder Schuesslers) kennen entweder ihre eigene Email-Adresse nicht oder die Absender haben nicht richtig geguckt oder einfach auf gut Glück die erstbeste Googlemail-Adresse ausprobiert.

Letztens bekam ich eine Einladung zu einer Bacheloretteparty für eine Emily irgendwo an der Ostküste der USA. Es klang alles eigentlich ganz nett. Es sollte ein Haus am See gemietet werden, man würde schwimmen können, es würde lecker Essen geben. Ich wäre fast gerne dabei gewesen, allerdings wohne ich doch zu weit von Maine entfernt, kannte Emily, die Braut, ja gar nicht, und wollte ja außerdem der eigentlich gemeinten Anne Schuessler auch eine Chance geben. Vermutlich kennt sie Emily.

Bevor ich mich zu erkennen geben konnte, musste ich noch mit ansehen, wie reihenweise Absagen mit „Reply all“ versendet wurden. Es war ein bisschen traurig. Vielleicht hätte ich doch zusagen sollen, damit es nicht so wenig Leute werden würden. Statt dessen schrieb ich meine Standardmail,

in der ich mich für die Mail bedanke, aber meine Vermutung äußere, nicht die richtige Empfängerin zu sein und darum bitte, die richtige Email-Adresse ausfindig zu machen.

Heute kam eine Bestätigung einer Bestellung. Eine Anne Catherine Schuessler aus Wisconsin hat in einem Onlineshop eine „Samsung – Gear Fit Fitness Watch with Heart Rate Monitor – Black“ gekauft. Hier stimmt sogar der zweite Name fast, es ist ein bisschen gruselig, aber ich wohne nicht in Wisconsin, habe nichts bestellt und schreibe meinen zweiten Namen mit vorne K und hinten A.

Vermutlich werde ich nie herausfinden, durch welchen Fehler diese ganzen Mails bei mir landen. Gelegentlich erhalte ich auch Mails für andere Anne Rischs, aber das kommt tatsächlich seltener vor. Wenigstens wird mir so regelmäßig bestätigt, dass ich einen internationalen Namen trage, zumindest, wenn man von Umlaut und scharfem S absieht. Außerdem erhalte ich so immer mal wieder einen kleinen Blick in das Leben anderer Leute auf anderen Kontinenten. So viel Exotik im Emailpostfach darf auch mal sein.

Anne Schüßler

2015-06-24

Wenig bekannte Gefahren analoger Medien

Zu den wenig bekannten Gefahren analoger Medien gehört, dass sie für Kinder in einem kritischen Alter eine verlockende Herausforderung darstellen, mit bisweilen desaströsen Folgen für die Integrität der Daten.

Inhalt der Bänder: Unersetzliche, jahrzehntealte Aufnahmen der Frau Mama, Opernsängerin.

André Spiegel

1983/1989/2015

Entweder war früher alles einfacher, oder es liegt an meiner Biologielehrerin

Filme herzeigen im Unterricht: 2015. Die Lehrerin (ich) betritt den Seminarraum. Schließt ihr Macbook Air an die Projektionszentrale an. Thunderbolt auf VGA, das Bild erscheint. Klinkenstecker ein, Film ab. Kein Ton. Herumfummeln. Kein Ton. Thunderbolt auf HDMI. Ton funktioniert, Netflix spuckt eine seltsame Fehlermeldung aus. Das studentische Publikum beginnt zu recherchieren, ob man den Film irgendwo runterladen kann, um ihn via VLC per HDMI abzuspielen. Zurück zum VGA-Stecker, Klinke rein. Ton funktioniert, Bild auch. Die Stunde ist gerettet.

Filme herzeigen im Unterricht: 1989. Die Lehrerin betritt die Klasse. Sperrt den "Multimedia-Schrank" auf. Schaltet Fernseher und Videorekorder an. Schiebt die VHS-Kassette ein, die ihr eine Kollegin aufgenommen hat. Der Fernseher zeigt kein Bild. Schüler (darunter ich) beginnen zu kichern. Lehrerin schaltet zwischen den Kanälen rum. Kein Bild. Lehrerin schaltet alles aus, wieder ein. Bild ist da. Die Stunde ist gerettet.

Filme herzeigen im Unterricht: 1983. Die Lehrerin rollt den Filmprojektor in den Saal. Spannt die Filmrolle ein, schiebt die Tafel runter, damit auf die Wand projiziert werden kann. Legt einen Schalter um, der Film, Tage zuvor geordert in der Wiener Lehrbildstelle, läuft. Die Stunde war nie in Gefahr.

War meine Biologielehrerin 1983 ein Nerd oder war früher alles einfacher, frage ich mich.

Katharina Schell

Juni 2015

Schwimmen ohne Technik (ausser bei den Schliessfächern)

Am Schwimmen gefällt mir unter anderem, dass dafür keinerlei technische Gerätschaften notwendig sind. Da mir aber ein hauseigener Pool fehlt und ich öffentliche Bäder nutze, konfrontiert mich das Schwimmen dennoch mit Technik, insbesondere beim Einschliessen der mitgebrachten Habschaften. Im Winterhalbjahr gehören ein Fünf-Franken- und ein Zwei-Franken-Stück zur Ausrüstung; sie dienen als Depot für die Garderobekästen, die in den grossen Bädern grosse Münzen wollen und in den kleinen kleinere. Im Sommerhalbjahr kommt ein Vorhängeschloss dazu; die Kästen der Zürcher Freibäder funktionieren ohne Depotschlösser. Den Schlüssel zum Vorhängeschloss hinterlege ich in einem Wertsachenfach, für das ich den Zweifränkler einsetzen kann. Praktischer wäre ein Zahlenschloss, doch bisher war die Saison immer zu kurz für eine Systemänderung. In einem so genannten Erlebnisbad lerne ich ein digitales Schliesssystem kennen. Der ins Plastikarmband integrierte Chip schliesst den Garderobekasten und registriert auch während dem Badeerlebnis getätigte Konsumationen. Digitale Systeme scheinen im Wellnessbereich üblich zu sein und fehlen in städtischen Bädern wohl einzig aus Kostengründen. Dafür gibt es dort die warme Dusche gratis und auch für den Haartrockner brauche ich kein Kleingeld, wie etwa in Berlin.

Haarfön im Stadtbad Mitte, Berlin

Franziska Nyffenegger

2015-06-25

Gescannt wird nur in Hamburg

Meine Krankenkasse benötigt eine Auskunft von mir und hat mir hierzu einen Fragebogen zukommen lassen. Da es gilt, eine Frist zu wahren, fahre ich in einen bayerischen Nachbarort, in dem die Krankenkasse das für mich zuständige Büro unterhält, und werfe die Unterlagen dort termingerecht in den Briefkasten neben der Eingangstür.

Etwa zwei Wochen später ruft mich eine Mitarbeiterin eben jenes Krankenkassenbüros an und fragt nach, wo denn meine Unterlagen blieben. Ich erkläre ihr, dass ich diese rechtzeitig in den Briefkasten ihres Büros eingeworfen habe.

»Ach so«, meint sie, »dann kann das noch etwas dauern. Unser Briefkasten wird alle paar Tage von einem Dienstleistungsunternehmen geleert und alles, was drin ist, wird nach Hamburg geschickt. Dort wird es sortiert und gescannt, und bis wir die Unterlagen bei uns im System sehen, kann das etwas dauern. Aber dann werden sie schon in den nächsten Tagen irgendwann da sein.«

Scannen hätte ich es auch können, erkläre ich ihr, und frage, ob es denn dann nicht günstiger sei, ihr die Unterlagen beim nächsten Mal gleich per E-Mail zu schicken.

»Klar«, erwidert die Krankenkassen-Mitarbeiterin, »dann hätte ich es sofort und könnte es selbst ins System einpflegen. Aber gescannt wird bei uns eben nur in Hamburg.

Jan Minnesänger

12.-25.06.2015

Online im Ausland. Heute: Irland

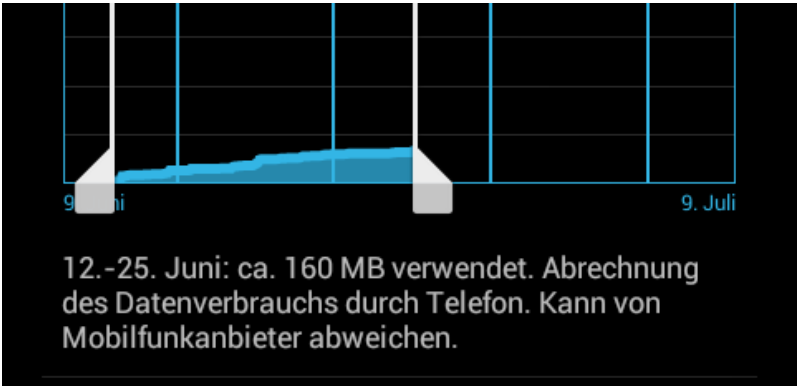
Ich lande in Shannon, einem einst wichtigen Übersee-Flughafen, der jetzt im 70er-Jahre-Charme dahindämmert. Immerhin: Es wird kostenfreies WLAN ohne Anmeldung geboten. Ich habe aber nicht die Zeit, es zu nutzen, mein Bus fährt kaum 10 Minuten nach der Landung. Da die Ausweiskontrolle aber im Wesentlichen aus freundlichem Winken seitens des irischen Beamten besteht, bin ich rechtzeitig an der Bushaltestelle direkt vor dem Ausgang.

Auch im Fernbus von Shannon nach Cork der staatlichen Busgesellschaft Bus Éireann gibt es Gratis-WLAN, diesmal nach Bestätigung von Nutzungsbedingungen, aber ohne Anmeldung oder Angabe persönlicher Daten. Es ist nicht besonders schnell, aber es funktioniert. Für die knapp 3 Stunden Fahrt kann ich mich also mit Podcasts und Twitter gut unterhalten.

Nach gleichem Prinzip wie im Bus ist auch der Busbahnhof in Cork mit WLAN versorgt. Und auch der Regionalbus in den Südwesten hat WLAN, wobei das eher ungewöhnlich ist. Diese “kleinen” Linien fahren zumeist noch mit älteren Bussen, die dann zwar einen Röhrenfernseher haben (der nie in Betrieb ist), aber eben kein Netz. Immerhin komme ich so für den ganzen Hinweg vollversorgt am Zielort an.

Ich wohne privat, WLAN steht zur Verfügung.

Wenn ich unterwegs bin, muss ich auf Internet per Roaming zurückgreifen, da ich die deutsche SIM-Karte im Telefon behalten möchte, um erreichbar zu sein. Das ist aber kein Problem mehr, da ich mittlerweile einen Vertrag habe, der 500 MB Datenvolumen innerhalb Europas beinhaltet. Diese Menge werde ich in den 14 Tagen vor Ort bei weitem nicht benötigen:



Natürlich gibt es in Irland einige Ecken, in denen der Mobilfunkempfang eher durch Abwesenheit glänzt, aber im großen und ganzen sind mobile Daten gut nutzbar (und ich schaue unterwegs keine Videos). Wollte man kein Roaming nutzen, müsste man auf Cafés o.ä. zurückgreifen, die mittlerweile fast alle freies WLAN anbieten. Völlig abgeschnitten jedenfalls wäre man nicht.

Der Rückweg geht über Dublin, zunächst mit dem Bus von Cork. Ich fahre mit Aircoach, einer privaten Buslinie, die aber seit Jahren WLAN in ihren Bussen bietet, das auch meistens funktioniert. Wieder bringen mich Podcasts, Twitter und andere Online-Medien ohne Langeweile durch die knapp vierstündige Fahrt.

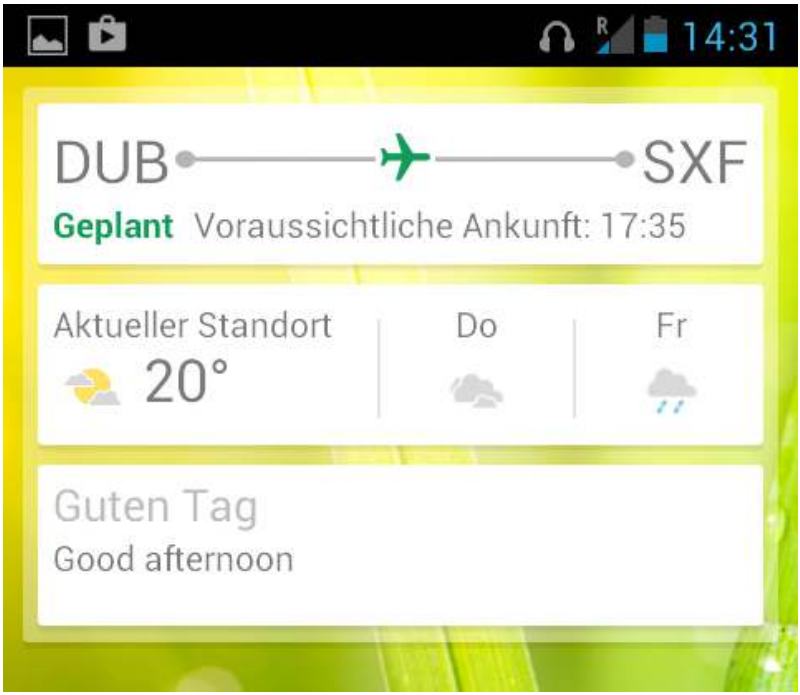
Dublin Airport hat dann wieder kostenloses WLAN, keine Anmeldung, nur ein Klick auf einer Vorschaltseite.

Zurück in Berlin wird mit einer Gratis-Stunde WLAN am Flughafen Schönefeld geworben. Die brauche ich aber nicht, denn einerseits will ich mich hier nicht weiter aufhalten, andererseits habe ich ja wieder die Versorgung durch das heimische Mobilfunknetz.

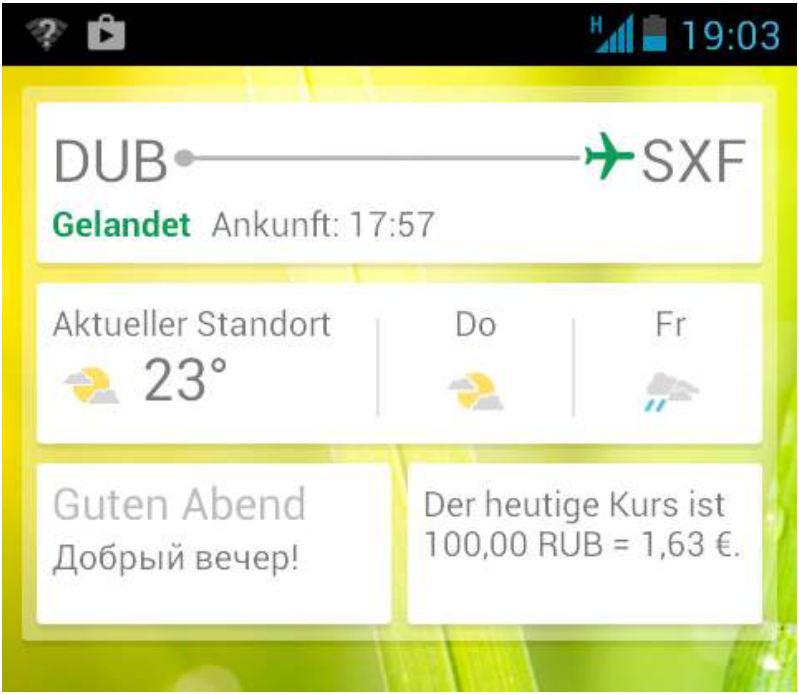
Google Now, die Fortsetzung

Bei meinem letzten Flug von Dublin nach Berlin im Januar hatte ich ja schon Spaß mit Google Now, wie hier dokumentiert.

Auch diesmal hat die Aktualität von Google Now bei mir nicht gereicht, um mir die Verspätung meines Fluges noch vor dem Abflug anzuzeigen. Der Flug, der um 14:05 starten sollte, wird um 14:30 noch als “Geplant” geführt.



Immerhin, nach der Landung wird die korrekte Landezeit angegeben (es waren in Berlin dann etwa 20 Minuten Verspätung). Lustig ist allerdings, was Google denkt, welche Informationen wohl hilfreich für mich sein könnten.



Mathias Block

25.06.2015

Berliner Behörden gehen mit der Zeit

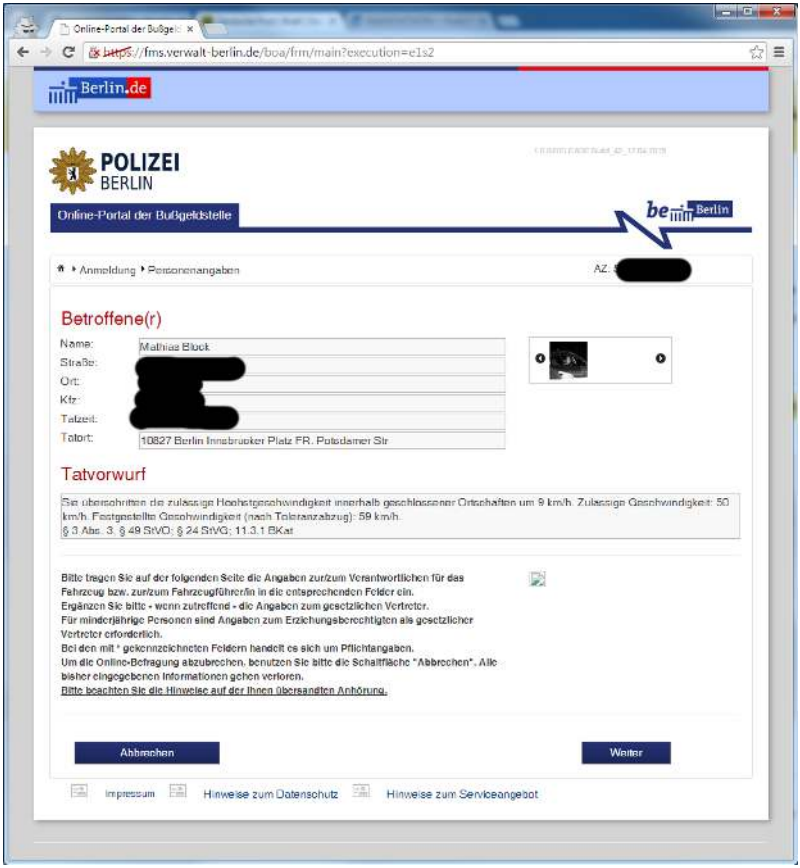
Wieder Post vom Polizeipräsidenten. Leider diesmal wirklich von der unangenehmen Sorte. Mir wird vorgeworfen, die zulässige Höchstgeschwindigkeit überschritten zu haben. Nunja. 15 Euro Verwarnungsgeld. Hmpf.

Interessant wird es im unteren Bereich des Schreibens:

“Sie können dieses Schreiben im Online-Portal beantworten und ggf. das Beweisfoto einsehen. Dazu melden Sie sich bitte unter berlin.de/bussgeldstelle mit folgenden Zugangsdaten an: [. . .]”

Das ist neu. Das muß ich sehen! Nun liegt meine letzte Verwarnung wirklich schon einige Jahre zurück, aber damals gab es so etwas nicht. Bilder mussten schriftlich angefordert werden (in Berlin waren sie nicht dem Schreiben beigefügt wie in anderen Bundesländern), und irgendwas online zu beantworten war auch nicht möglich.

Die Neugier ist geweckt. Auch wenn ich weiß, dass die Verwarnung berechtigt ist (ich kann mich an den Blitz erinnern), möchte ich doch das Portal und das Foto sehen. Ich melde mich also mit den angegebenen Zugangsdaten an.



Beim Klick auf die Miniatur erscheint das Fahrerfoto, das mir verdächtig ähnlich sieht. Weitere Fotos (etwa eine Frontalansicht des gesamten Wagens oder des Kennzeichens) gibt es aber nicht.

Im unteren Bereich können Angaben zur Person und auf weiteren Seiten anscheinend Angaben zur Sache gemacht werden. Da es bei einem Verwarnungsgeld aber nichts weiter zu sagen gibt, sondern nur die Überweisung

zählt, schließe ich die Seite wieder und wechsle ins Online-Banking. Dort tippe ich die Kontoverbindung und das Aktenzeichen ein, die ich vom Papier-Überweisungsschein ablese, der der Verwarnung beilag. Später fällt mir auf, dass zumindest die Kontonummer auch auf der Webseite der Bußgeldstelle steht und auch von da hätte kopiert werden können, allerdings nur vor der Anmeldung.

Mathias Block

Circa 1995, 2011 bis 2015

Sprachen lernen – analog und digital

Da ich schon länger versuche, Portugiesisch zu lernen, hat sich bei mir einiges an Lernmaterialien angesammelt. Bücher, bei denen man Grammatik mithilfe von Lückentexten inklusive Lösungsteil einübt, reine Grammatikbücher, zweisprachige Lektüre, Wörterbücher und Konjugationstabellen. Letztere gibt es mittlerweile in einer laminierten Version zu kaufen (wieso eigentlich? Für die Badewanne? Das Schwimmbad?).

Aber wirklich zeitgemäß sind diese Utensilien aus Papier längst nicht mehr. Wie Kristin Kopf schon erwähnte, ist die gesamte Techniktagebuchredaktion mit Duolingo infiziert und auch ich habe meinen Account reaktiviert. Endlich bin ich über die langweiligen Nichte/Neffe-, Cousin/Cousine-Geschichten hinaus (Wörter, die ich mir anscheinend nie werde merken können) und bei den Kapiteln angelangt, die mehr Spaß machen (danke, Techniktagebuch!).

Für meine Hausarbeit, die ich gerade schreibe, greife ich – bis auf Ausnahme des Grammatikbuchs – nur auf Online-Tools zurück:

- Online-Wörterbücher wie bab.la, das ich wegen der Beispielsätze schätze, da mein Sprachgefühl im Portugiesischen noch nicht besonders ausgereift ist.

- Synonymwörterbücher, bei denen ich auch die deutsche Version häufig benutze: synonyme.woxikon.de
- Konjugationstools – sie sind Gold wert, da man sich sehr viel Zeit spart: verben.woxikon.de

Eigentlich arbeite ich fast ausschließlich mit digitalen Hilfsmitteln. Nur die Literatur, die ich in der Hausarbeit zitiere, besteht auch 2015 zum großen Teil noch aus Papier.

Tanja Braun

Seit Oktober 2014

Das iPhone ersetzt den Scanner und die Tücken des fast papierlosen Büros

Wegen eines etwas seltsamen Konstrukts bin ich nicht bei der Firma angestellt, bei der ich arbeite. Deswegen muss ich einmal im Monat einen Arbeitszeitnachweis an die Firma schicken, die mich bezahlt, weil die ja sonst gar nicht wissen, wann ich überhaupt gearbeitet habe. Vermutlich gibt es noch andere kompliziertere Gründe, die mich aber nicht interessieren.

Arbeitszeiten werden in eine Excel-Tabelle eingetragen. Dazu gibt es ein Template, das man sich jeden Monat neu kopieren und dann in einem Feld mit dem aktuellen Monat versehen kann. Den Rest macht das Excelding alleine und man darf dann jeden Tag eintragen, von wann bis wann man da war und wie lange man Pause gemacht hat, auf dass dann ausgerechnet wird, wie lange man gearbeitet hat.

Am Ende eines Monats muss man das Ding dann ausdrucken (es ist sehr schön für DIN A 4 vorkonfiguriert) und vom Chef unterschreiben lassen. Dann muss man das unterschriebene Excelblatt irgendwie dem Arbeitgeber zukommen lassen.

Erst nehme ich das Blatt mit nach Hause, scanne es dort ein, lade es vom USB-Stick wieder auf den Rechner und verschicke es per Mail. Dafür muss ich aber mindestens zu Hause sein, auf der Arbeit gibt es zwar sicher auch irgendwo Scanner, die habe ich aber noch nicht gefunden.

Mittlerweile mache ich es deswegen anders. Ich fotografiere das unterschriebene Papier mit meinem iPhone, lade das Bild direkt auf meinen Rechner, öffne ein Word-Dokument, stelle 0 mm Seitenrand ein, füge das Bild in das Word-Dokument ein, ziehe es so groß wie möglich und speichere es dann als PDF ab.

Das ist als Workflow nicht unbedingt unkomplizierter, dafür kann ich es aber immer direkt erledigen und bin nicht von Scannern abhängig. Überhaupt hat das iPhone schon in einigen Fällen den Scanner ersetzt. Die Fotoqualität ist auch nicht schlechter als die Standardscanqualität, das Endformat ist in beiden Fällen sowieso ein JPG oder ein PDF, und was das Ausgangsformat war, interessiert ja keinen.

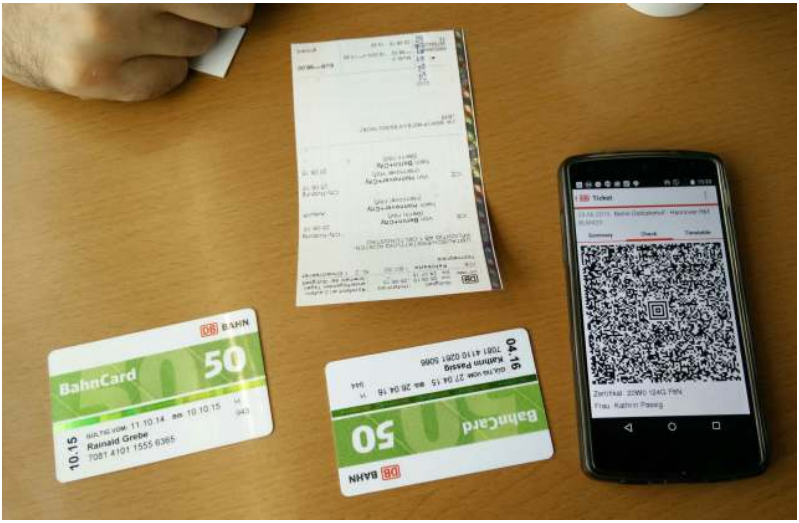
Anne Schüßler

25. Juni 2015

Das Kaninchen wird per NFC aus meinem Ohr gezogen

Auf dem Weg zum Bahnhof gehe ich noch beim Coworkingspace vorbei, um nach der Post zu sehen. Und obwohl laut DHL-Tracking mein neues OnePlus One Handy noch in irgendeinem Zustellzentrum herumtrödelt, ist es in Wirklichkeit schon da. Am Bahnhof hole ich es aus seiner Schachtel und nehme es in Betrieb. Da ich wenig Zeit habe, komme ich eigentlich nur dazu, die mitbestellte Displayschutzfolie aufzukleben. Wenn man die Displayschutzfolie direkt nach dem Entfernen der ab Werk angebrachten, leider immer mit Unfug bedruckten Folie aufklebt, hat der Staub keine Zeit, sich zwischendrin auf dem Glas festzusetzen. Dann schalte ich das Handy ein, und der Rest muss warten.

Im Zug bin ich dann endlich einmal in der lange herbeigesehnten Lage, mit meinem Zweithandy mein Handy fotografieren zu können.



Das Abgebildete ist an sich nur mäßig interessant, aber der Besitzer der anderen Bahncard und ich sind gerade auf dem Weg zu einer Veranstaltung, bei der wir über Analoges und Digitales reden werden, und dazu passen die beiden Tickets ganz gut.

In Hannover angekommen, möchte ich das Foto twittern, falls irgendwer deshalb beschließt, noch schnell zur Veranstaltung zu kommen. Das neue Handy ist aber noch gar nicht mit irgendeinem Internet verbunden, einen Twitterclient hat es wahrscheinlich auch nicht, das Foto müsste also erst irgendwie auf das alte Handy übertragen werden.

Zufällig habe ich im Laufe der Veranstaltungsvorbereitung den Beitrag wiedergelesen, in dem ich genau dieses Problem im Mai 2014 schon einmal gelöst habe. “Pass auf!”, sage ich zu meinem eher analog interessierten Gastgeber, “hier, ich muss nur das eine Handy an das andere dranklopfen, und

dann . . . ” Dann passiert natürlich erst mal gar nichts, aber nachdem ich NFC auf beiden Handys eingeschaltet und die (aus einem einzigen Satz bestehende) Anleitung für Android Beam gelesen habe, taucht das Foto wirklich auf dem anderen Handy auf. Der Gastgeber ist ein gutes Publikum, vorher ruft er “Das glaube ich nicht, wie soll denn das gehen!” und danach “Nein! Doch! Oh! Das ist ja wie Zauberei, wenn das Kaninchen hier verschwindet und dann aus deinem Ohr wieder herausgezogen wird!” Ich bin auch ziemlich beeindruckt, aber nur heimlich.

Kathrin Passig

26. Juni 2015

Schlüsselloses Schliessen

Das Fotografiska Museet in Stockholm verfügt über Schliessfächer ohne Schlüssel. Man braucht auch keine Depot-Münzen, sondern gibt ganz einfach auf einem Bedienfeld einen Code eigener Wahl ein. Als ich L. frage, warum sie das Schliessfach mit ihrem klugen Telefon fotografiert, antwortet sie: „Damit ich nachher noch weiss, welche Nummer es hat.“

(Aufgeschrieben dank des Techniktagebucheintrags zu Schliessfachsystemen.)

Franziska Nyffenegger

1995 und 2005

Frau Pisske aus der Blasiusstraße

Ich habe in den letzten Tagen über CD-ROMs nachgedacht und recherchiert: 1979 wurde die erste CD-ROM vorgestellt. Aber erst Mitte der 90er wurden CD-ROMs tatsächlich gesellschaftsfähig.

1995:

Ich bin 12 Jahre alt und hauptsächlich damit beschäftigt, Monkey Island durchzuspielen und ständig Disketten zu wechseln. Doch dann kommt mein Vater nach Hause und bringt unsere erste Familien-CD-ROM mit – das Telefonbuch.

Meine Mutter und ich finden diese neue Technik so faszinierend, dass wir eine Woche lang nichts anderes machen, als uns nach dem Mittagessen an den Computer zu setzen und kuriose Namen zu suchen. Wir geben alles ein, was man sich mit 12 sonst nicht zu sagen traut. „Moese“ gibt es erstaunlich oft, auch „Titte“ kommt deutschlandweit häufiger vor. Sogar „Goebbels“ heißen die Leute immer noch. „Hitler“ natürlich nicht. Wir überlegen uns einen neuen Begriff, meine Mutter tippt und dann lachen wir uns entweder kaputt oder schlagen überrascht die Hände vor den Mund. Ich weiß nicht, wieso wir das nicht schon vorher gemacht haben – mit dem gedruckten Buch. Aber das schien nicht so faszinierend und dauerte außerdem viel länger.

Unsere Favoritin ist Frau Pisske. Sie hat nicht nur einen außergewöhnlichen Namen, sondern wohnt dazu auch noch in der „Blasiusstraße“. Hauptgewinn.

2005:

Meine Mutter ruft an und sagt, Frau Pisske stünde heute in den Todesanzeigen. Ich bin inzwischen ausgezogen und sitze nicht mehr gemeinschaftlich mit Mutter vor dem PC. Ich muss daran denken, dass ich kein Telefonbuch besitze – weder gedruckt noch auf CD-ROM. Mutter sagt, sie suche Nummern jetzt immer über das Internet, das wäre auch ganz ok.

Ninia LaGrande

Juni 2015

Eine Studentin braucht keinen Stift

Meine Tochter lebt im Ausland und will mit einer Freundin einen gemeinsamen Abend im Sommer im heimatlichen Berlin planen. Beide studieren aktiv, wie nachdrücklich und glaubhaft versichert wird. Für die Planung verabreden sie sich per Skype, um die wesentlichen und die nicht so wesentlichen Dinge zu besprechen. Für den Abend müssen verschiedene Dinge besorgt und organisiert werden. Da die Freundin in Berlin ist, wird sie dafür eingeteilt und muss sich das alles notieren. “Moment”, am anderen Ende von Skype sieht man sie ein Blatt Papier hinlegen und den Tisch nach einem Stift abtasten – erfolglos. Der Kopf taucht ab, sie wühlt in den Schubladen auf der Suche nach einem Schreibgerät. Alle Schubladen werden durchwühlt, allein es findet sich keine Schreibe. “Moment”, sie steht auf und macht sich auf die Suche in der Wohnung. Nach gefühlten 10 Minuten kommt sie wieder mit niederschmetternder Nachricht: In der ganzen Wohnung gibt es keinen Stift. Kein Kuli, kein Bleistift, nichts. Macht aber nichts: sie vereinbaren, dass meine Tochter alles aufschreibt. Danach fotografiert sie den handgeschriebenen Zettel mit ihrem Telefon und schickt ihn per Whatsapp zur Freundin. Na bitte, ist ja egal, wo es einen Stift gibt.

FriFri

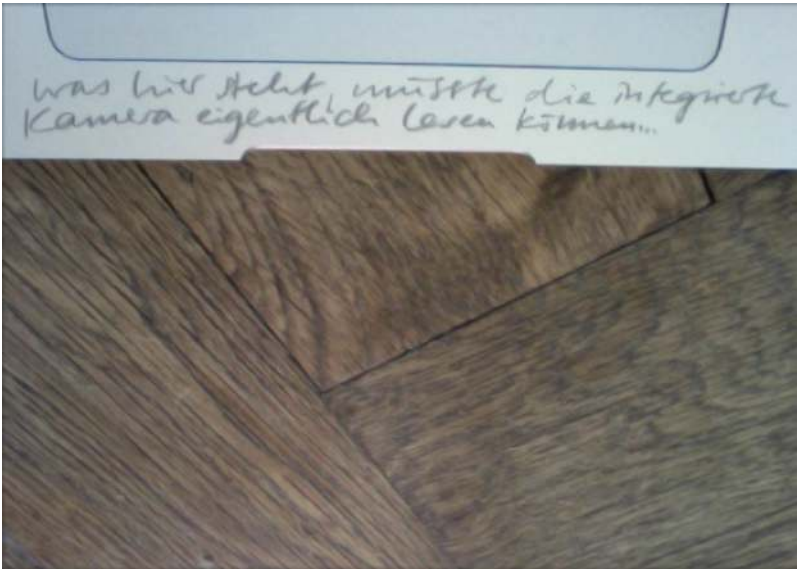
Seit ca. 2005

Mein Notebook ist mein Notebook

Ich schreibe mit dem Bleistift auf mein Powerbook, links und rechts vom Trackpad. Wenn dort kein Platz mehr ist (und je nach Rechnermodell), auch auf die Displayeinfassung. Das fühlt sich an wie das Schreiben mit Griffel auf Schiefertafel in der ersten Klasse und funktioniert auch genau so: Zum

Wegradieren genügt ein befeuchteter Finger. Zu lange nicht erledigte To-Dos werden mit der Zeit automatisch durch Handauflegen gelöscht bzw. kriegen subtil erhöhte Priorität zugewiesen: Vielleicht sollte ich zurückrufen, so lange die Nummer noch lesbar ist.

Undine Löhfelm



… und das kann sie auch. Damit es hier auch lesbar ist, musste es nur gedreht und gespiegelt werden. Das Foto darüber gibt es dank eines Spiegels.

26.6.2015

CDs löschen in Zeiten der NSA (und anderer neugieriger Menschen)

Beim Aufräumen fielen mit CDs in die Hände mit Software und Daten, die noch unter Windows 95 entstanden sind. Ich gehe davon aus, dass diese Daten entweder schon im NAS gespeichert oder irrelevant sind und will die CDs entsorgen.

Beim Durchbrechen einer CD fliegen Splitter durch die Gegend, das ist in der Wohnung unangenehm. Also nehme ich sie mit ins Büro, wo wir ein spezielles CD-Löschungs-Gerät haben.

Durch einen organisatorischen Fehler steht dieses Gerät in der Kaffeeküche, wodurch wir es aber alle gut erreichen können.

Man öffnet eine strahlensichere, aber halbwegs durchsichtige Tür und legt die Datenträger auf eine runde Glasscheibe, schließt die Tür und startet das Gerät.

Durch das Fenster kann man den Vorgang der Datenlöschung beobachten:

www.youtube.com/8a1oLJQPQQc

Nach wenigen Sekunden besteht keine Gefahr mehr, dass neugierige Finger die CD aus dem Müll fischen und hoffen, intime Details aus dem Leben ihnrer Mitmenschen zu erfahren:

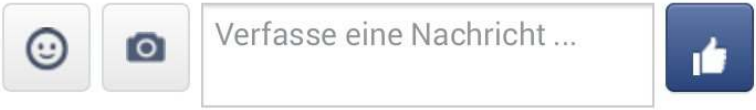
Volker König

P. S.: Eben fiel mir auf, das manche Kollegen im CD-Löschgerät ihr Essen warm machen. Verrückt.

2015

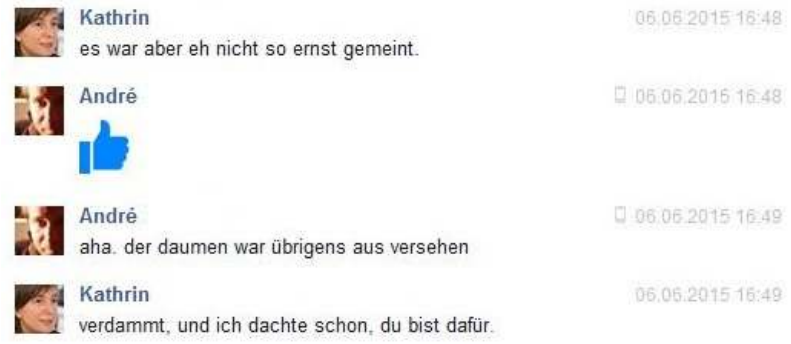
Virtuelle Absichtserklärungen

Die Mobilversion des Facebookmessengers macht schnelles nonverbales Kommunizieren besonders einfach: Sie bietet statt des Senden-Buttons einen Like-Button an, so lange man sich nicht im Schreibfeld befindet.



Sobald man aber das Schreibfeld auswählt, erscheint an der selben Stelle die Senden-Option:

Das führt so regelmäßig zu versehentlichen Daumen . . .



… dass sich im Techniktagebuchredaktionschat mittlerweile etabliert hat, den umgekehrten Fall zu thematisieren:

Kristin Kopf

27. Juni 2015

“Surfen oder MSN”: Neues von der multitaskenden Jugend

Bei der Grünen-Veranstaltung “Leben und Lernen im digitalen Zeitalter” zeigt ein Referent diese Slide über die Angewohnheiten der Jugend von heute:

“Lieblingsmusik anhören” (vom MiniDisc-Player), “Mit einem Freund telefonieren” (Festnetz), “Surfen oder MSN” (Röhrenmonitor, rechts vorne Verdacht auf Modem) und “Mathematik-Hausaufgaben erledigen”. MSN gibt es tatsächlich immer noch, den am Folgetag dazu befragten Neffen und Nichten (5–12) sagt die Abkürzung aber nichts.

Die Nichte (10), minecraft-kompetent, Smartphonebesitzerin (Android), zu den Gegenständen im Bild befragt:
Ich: Das große weiße Ding? *(der Röhrenmonitor)*
Nichte: Computer.
Ich: Das kleinere weiße Ding davor? *(Lautsprecherbox)*
Nichte: Weiß nicht.
Ich: Das schwarze Ding? *(Festnetztelefon)*
Nichte: Ein ... Ding.
Ich: Und das, wo er die Hand drauf liegen hat? *(Maus)*
Nichte: Maus!
Ich: Und unter der Maus? *(Mauspad)*
Nichte: So eine ... Maus... Mausablage ... nein! Das sind seine Hausaufgaben.
Ich: Das da? *(Tastatur)*
Nichte: Tastatur.
Ich: Und das kleine silberne Ding? *(MiniDisc-Player)*
Nichte: Das ist das Handy. Das seh ich.

Multitasking-Update 2015:

Der Laptop ist der Arbeitsrechner des Vaters (hinten links ein Dongle der Bildverarbeitungssoftware, links der USB-Stick mit den Hausaufgaben). “Ich bau in Minecraft einen Atomreaktor, und ich schau am Handy ein YouTube-Let’s-Play dazu an und bau gleichzeitig mit.”

Kathrin Passig

27. Juni 2015

Überrascht von eigentlich nicht so überraschendem Streaming-Zubehör

Lausige Bildqualität, weil Handyfoto aus weiter Ferne

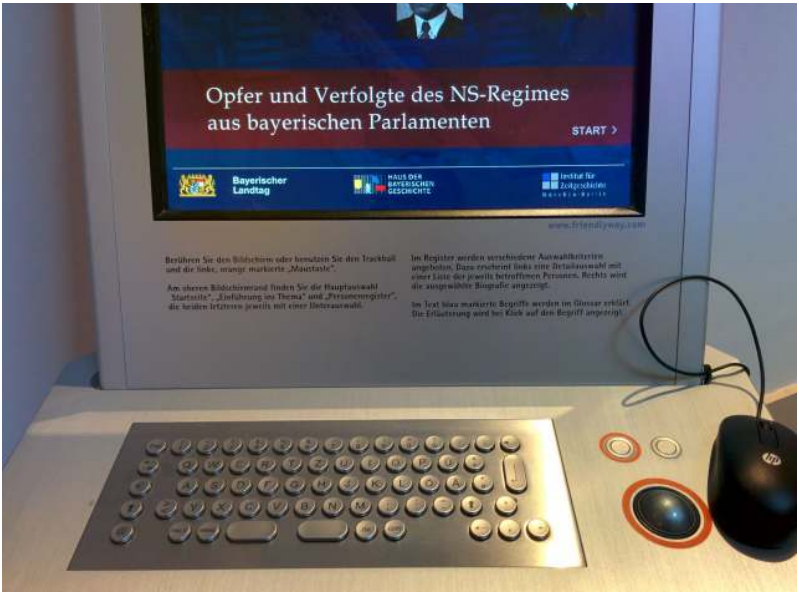
Teile der Grünen-Veranstaltung “Leben und Lernen im digitalen Zeitalter” werden via Periscope gestreamt. Als der Verantwortliche sein Handy in die Halterung am Stativ einsetzt, bin ich kurz überrascht. Wahrscheinlich gibt es das schon seit Jahren, ich sehe es aber zum ersten Mal.

Kathrin Passig

27. Juni 2015

Die Multimedia-Kioske des Bayerischen Landtags

Im Bayerischen Landtag steht ein Multimedia-Kiosk zum Thema “Opfer und Verfolgte des NS-Regimes aus bayerischen Parlamenten”. Dem Impressum zufolge wurde er irgendwann nach 2007 installiert.



“Berühren Sie den Bildschirm oder benutzen Sie den Trackball und die linke, orange markierte ‘Maustaste’” steht unter dem Display. Ich berühre die “Start”-Schaltfläche”. Ich berühre den Rest des Bildschirms. Nichts passiert. Ich benutze die nachträglich am Gerät festgeknotete Maus, klicke ein paar Seiten an und probiere andere Schaltflächen auf dem Bildschirm aus: Nichts. Der Bildschirm ist einfach kein Touchscreen.

Die Tastatur enthält zusätzlich zu den üblichen Tasten in der untersten Zeile Tasten für “http://”, “www.”, “.de” und “.com”. Es gibt aber gar keine Eingabemöglichkeit für Nutzer, schon gar nicht für Dinge, die mit www beginnen oder auf .de und .com enden. Vermutlich ist die Hardware nicht speziell für diesen Einsatz angefertigt worden. Der Fuß des Geräts sieht aus, als enthielte er einen ziemlich großen PC:

Auf der anderen Seite des Raums steht ein zweiter Multimedia-Kiosk, offenbar etwas neuer, zum Thema “Abgeordnete seit 1819“:

Ohne Maus und mit funktionierendem Touchscreen. Die Hardware braucht nicht mehr ganz so viel Platz, dafür ist das Design etwas pragmatischer:

Interaktiv ist die Installation auch: Daneben gibt es einen Postkartenständer für Ergänzungen der Nutzer.

Bayerischer Landtag

Abgeordnete seit 1819

In dieser Datenbank werden alle Abgeordneten mit Lebensdaten und ergänzenden biografischen Angaben sowie, falls vorhanden, mit einem Bild vorgestellt.

Bei einigen Personen fehlen Lebensdaten oder genauere Angaben zur Biografie.

Falls Ihnen solche Daten bekannt sind bitten wir Sie uns dabei zu helfen bestehende Lücken zu schließen.

Nutzen Sie dazu bitte die Rückseite dieser Karte oder teilen Sie uns Ihre Ergänzungen per Post

Bayerischer Landtag
Landtagsamt
Referat Z V
Max-Planck-Straße 1
81627 München

oder gerne auch per Email
walter.simmet@bayern.landtag.de

mit.

Vielen Dank für Ihre Unterstützung.

Zwei Zeilen für die Kontaktadresse: Da passt auch eine Postadresse hin.

Im Netz scheint es diese Datenbank nicht zu geben, zumindest nicht an einem einfach googlebaren Ort.

Kathrin Passig

Juni 2015

Warnungen aus der Vergangenheit

In vielen Ländern Europas werden Straßenabschnitte, auf denen regelmäßig oder automatisiert Geschwindigkeitskontrollen durchgeführt werden, extra gekennzeichnet. In Deutschland steht dann beispielsweise ein Schild mit dem Text “Radarkontrolle” an der Straße. Klar, einfach, verständlich – sofern man deutsch spricht.

In anderen Ländern sind oft Symbole üblich, zum Beispiel in Frankreich eine Darstellung der Radarwellen in Form von konzentrischen Kreissegmenten zusammen mit stilisierten Autos und Motorrädern.

In Irland, Großbritannien und wohl auch Tschechien, wie mich die Google-Bildersuche informiert, wird folgendes Schild verwendet:

Ein Hinweisschild für eine “Speed Enforcement Zone” in Irland (Foto: Verfasser)

Es zeigt eine stilisierte Box- oder Kastenkamera, eine Fotokamera für Rollfilm aus dem frühen 20. Jahrhundert, aus der Mode seit den 1950er und nahezu ausgestorben seit den frühen 1970er Jahren.

Das abgebildete Schild steht da auch nicht etwa schon 40 Jahre, sondern seit etwa 2013. Es ist das aktuelle Warnschild in Irland, das mit der Einführung der mobilen Radarwagen ab 2010 richtig Verbreitung gefunden hat.

So bleibt uns die Technikgeschichte in Form eines Verkehrsschildes präsent.

Mathias Block

27. Juni 2015

Bei der Feuerwehr wissen sie schon lange, dass die SMS gar nicht so super ist

Auf einer Veranstaltung begegne ich jemandem, der ein mir unbekanntes Gerät am Gürtel trägt:

Ich frage danach, und er sagt, er sei bei der Freiwilligen Feuerwehr und werde so über Feueralarme benachrichtigt. Warum das denn nicht per SMS gehe, frage ich. SMS verwendeten sie auch, sagt er, aber … und den Rest der Erklärung habe ich zum Aufschreibezeitpunkt (2016) leider vergessen. Aber die Wikipedia weiß Bescheid:

> Eine relativ neue Methode alarmiert die Feuerwehrangehörigen durch eine SMS-Mitteilung auf ihr Mobiltelefon. Ein Vorteil ist, dass es sich um eine vergleichsweise kostengünstige Methode handelt, da die Infrastruktur und die Endgeräte meist vorhanden sind. Ein weiterer Vorteil hierbei ist die höhere Reichweite, da andere Alarmierungssysteme wie Sirene oder Funkmeldeempfänger aufgrund unterschiedlicher Funkkanälen nicht außerhalb eines Landkreises funktionieren. Nachteil ist, dass SMS ein

Best-Effort-Service ist, das heißt, es kann mehrere Stunden dauern, bis eine „Alarm“-Nachricht ankommt, oder sie kann sogar ganz verloren gehen. Allerdings sieht die Mobilfunknetz-Architektur prinzipiell auch dort eine Lösung vor (Priority-SMS), mit der Alarm-SMS ohne Zeitverzögerung zugestellt werden sollen. Allerdings ist Priority-SMS kein definierter Standard und funktioniert deshalb meist nur, wenn Sender und Empfänger beim selben Provider sind. Ein weiterer Nachteil ist, dass bei Stromausfall die Mobilfunksender auch nur eine beschränkte Zeit eine Notstromversorgung haben, und dann ein Mobilfunknetz nicht mehr zur Verfügung steht. Dies hat sich vor allem im Katastropheneinsatz wie bei Hochwasser, dem Orkan „Kyrill“ oder dem Strom-Blackout im November 2006 als extrem nachteilig herausgestellt.

Das abgebildete Gürtelgerät ist neu nicht mehr erhältlich. Gebraucht kostet es ungefähr so viel wie ein Smartphone.

Kathrin Passig

Juni 2015

Arbeiten im Computerraum einer Schule

Ich unterrichte in der Oberstufe eines Gymnasiums in einer Klasse gerade Literatur und Literaturgeschichte, einen Roman des bürgerlichen Realismus. Nachdem ich mit den Schülerinnen und Schülern *close reading* anhand des ersten Kapitels geübt habe, also das genaue Lesen und Interpretieren einer Textstelle, will ich ihnen kollaboratives Arbeiten mit dem Computer vorstellen. Die vorher geübte Art, Aussagen zu konkreten, kurzen Textstellen zu machen, sollen sie an einem neuen Kapitel des Romans anwenden, und zwar alle gleichzeitig und schriftlich.

Dazu gehe ich mit dem Kurs in einen der beiden Computerräume. Den Raum habe ich vorher über eine digitale Nachricht an die Vertretungsplanung gebucht, da das automatische Raumbuchungssystem nicht flexibel genug ist, um auf Sonderfälle zu reagieren (und nur dank eines solchen ist ein Computerraum frei).

Im Computerraum teile ich den Kurs in zwei Hälften und gebe jeder (als Link und Text) einen vorbereiteten Verweis auf eines von zwei Kapiteln des Buches, die ich vorher bei Google Drive eingestellt habe. Google Drive ist ein Dienst, der es zum Beispiel ermöglicht, eine Textdatei auf den Google-Servern gespeichert zu haben und sie anderen Leuten zugänglich zu machen: Nur zum Lesen, auch zum Editieren, oder – wie in diesem Fall – mit der Berechtigung, Kommentare einzufügen, und das anonym, also ohne jegliche Anmeldung. (In Schulen ist es aus Datenschutzgründen kaum möglich, mit Schülern und Schülerinnen irgendwelche Dienste zu nutzen, für die sie sich irgendwo anmelden oder ein Benutzerkonto haben müssten.)

Der erste Versuch misslingt, da der Webfilter der Schule die Benutzung von Google Drive bei fast allen (aber nicht allen) Schülerinnen und Schülern verhindert. Solche Webfilter sind an den meisten Schulen installiert, da sie Lehrkräfte bei der Wahrnehmung ihrer Aufsichtspflicht unterstützen sollen: Systembetreuer abonnieren dabei weiße und schwarze Liste von erlaubten und verbotenen Webseiten. Die Einordnung der Webseiten erfolgt dabei automatisiert und mitunter fehlerbehaftet in Kategorien wie „Social Media“, „Einkaufen“, „Politik“, und der Schule steht es frei, bestimmte Seiten oder Kategorien zu sperren oder zuzulassen.

Als zweiten Versuch nenne ich den Schülerinnen und Schülern die Adresse eines privat von mir selbst installierten Proxy-Servers, um auf diesem Weg zu Google Drive zu kommen. Auch das führt leider zu einer Fehlermeldung.

Der dritte Versuch klappt: Ich kopiere dem Kurs eine portable Version des Browser Firefox, die ich immer griffbereit habe. Zwar unterliegen die Schülerinnen und Schüler damit auch erst einmal dem Webfilter, aber in diesem

Browser lassen sich – anders als im regulären Schulbrowser – die Verbindungseinstellungen so konfigurieren, dass der schulinterne Webfilter umgangen wird.

Es bleibt noch genügend Zeit für das eigentliche Arbeiten. Das geht etwas holprig, da die ganze Schule sich eine wenig leistungsfähige Internetverbindung teilen muss, aber das Arbeiten machte den Schülerinnen und Schülern Spaß.

Alan Smithee

Juni 2015

Nexus und Nordmärke wollen nicht Freunde sein

Bei Ikea kann man seit kurzem Zubehör zum kabellosen Laden von Smartphones kaufen. Weil ich mir angewöhnt habe, jede Möglichkeit zum Nachladen des ständig bedenklich leeren Akkus zu nutzen und das einfache Hinlegen des Smartphones ohne mühsames Anstöpseln praktisch finde, kaufe ich eine Ladestation "Nordmärke" und eine Ladeschale "Vitahult". Die Ladeschale ersetzt die Original-Rückwand des Smartphones, damit das Smartphone kabellos aufladbar wird. Dazu hat Vitahult eine Induktionsspule eingebaut.

Vitahult und Nordmärke benutzen beide den Qi-Standard. Es gibt auch Smartphones, die ohne Extra-Ladeschale den Qi-Standard unterstützen, z. B. die neueren Geräte der Nexus-Reihe, von denen eines in unserem Haushalt in Gebrauch ist. Damit müssten bei uns zu Haus künftig schon zwei Geräte kabellos geladen werden können. Leider klappt das mit dem Laden nur teilweise gut.

Vitahult und Nordmärke werden sofort gute Freunde: kaum liegt das Smartphone mit seinem Vitahult-Rücken auf der Ladestation, so meldet es den Ladebeginn mit einem dezenten Ton ("Blip-Blip") und lädt dann brav bis zum vollen Akku. Anschließend meldet das Smartphone Vollzug ("Blip-Blip"). Das Smartphone darf dann gerne noch liegen bleiben, denn irgend-

wann entleert sich der Akku ja wieder und muss nachgeladen werden (“Blip-Blip”), um danach wieder voll zu sein (“Blip-Blip”). An einem Arbeitstag passiert das gefühlt mehrere Dutzend Mal.

Legt man das Nexus-Gerät auf die Ladestation, so nippt es nur kurz tonlos am Strom und tut dann sofort, als wäre die Ladestation Luft. Verschieben und Umdrehen ändern nichts, Nexus und Nordmärke wollen nicht Freunde sein.

Andreas Schulz-Dieterich

28.06.2015

Für online-Banking Kühlschrank erforderlich

Es ist heiß. Sagen wir, 25 Grad. Oder 28 Grad. Celsius. Ich möchte eine Überweisung tätigen. Online. Ich habe einen TAN-Generator. Und eine ec-Karte, die ich vor langer langer Zeit mit einem Tesastreifen (Markenprodukt) geklebt habe.Ich öffne das Bankingportal. Ich erinnere mich sofort an meine Zugangsdaten. Ich tippe die Überweisungsdaten ein. Ich hole den TAN-Generator von seinem Samtkissen (das ist nicht wahr, er lagert auf einer Filzunterlage aus reiner Bioschafwolle aus der Region).

Etwas fehlt.
Auf dem Monitor blinken weiße Balken auf schwarzem Grund.
Etwas fehlt.
Ich klicke auf “Pause”, die Balken bleiben stehen.

Ich gehe in die Küche, öffne den Kühlschrank und hole aus dem Butterfach meine ec-Karte. Angenehm kühl liegt sie in meiner Hand, ich streichle sanft ihre Oberfläche, betaste vorsichtig ihre Verletzung (mitten durch den Chip, habe ich das schon mal irgendwo erwähnt? Nein?). Sie fühlt sich wunderbar glatt an. Ich bin glücklich.

Drei Wochen zuvor:
Die erste Hitzewelle hat meine Gegend im Griff, Menschen stapeln sich im Freibad, die Eisverkäufer haben kein Eis mehr, ich schwitze am Rechner, aber nicht wegen der Hitze, sondern weil mein TAN-Generator meine ec-Karte nicht annehmen will. "*Falsche Karte*" quäkt er (schriftlich), und dann wieder "*Bitte Karte einführen*", obwohl sie längst drinsteckt. Endlich erziele ich einen Teilerfolg: die Karte steckt und im Display wird die erste Zeile eingeblendet "*Bitte wählen*", aber ohne die bedienungsnotwendige zweite "F", "TAN" oder "€". Die Karte lässt sich mikrometerweise bewegen, als würde sie in zähem Schleim stecken. Und da dämmert es mir: die Klebeschicht des Tesastreifens. Sie ist in Auflösung befindlich. Wegen der hohen Temperaturen. Und verklebt mir meinen TAN-Generator von innen.

Seither bewahre ich meine ec-Karte im Kühlschrank auf.

Pia Ziefle

28. Juni 2015

Die jüngeren Radiohörer bekommen etwas vor Augen geführt

Ich kaufe ein Buch, von dessen Existenz ich eine Stunde zuvor im Autoradio erfahren habe. Es war ein Interview mit dem Autor auf BBC Radio 4, und er sagte die ganze Zeit überdurchschnittlich intelligente Dinge. "Wenn das jetzt Internet wäre, könnte ich einfach hier klicken", dachte ich. Stattdessen sagte ich den Namen des Autors so lange vor mich hin, bis er sich unauslöschlich in mein Gehirn eingeprägt hatte. Nie wieder werde ich diesen Mann vergessen, egal, ob das Buch jetzt wirklich gut ist oder Schrott. In vielen Jahren werde ich mich wundern, warum ich ausgerechnet diesen obskuren Autor kenne, vermutlich beim Ansehen von alten Jeopardy-Clips auf Youtube oder was man dann so hat, und dann werde ich sagen "das war 2015, als ich zum letzten Mal Radio hörte".

Was ich eigentlich sagen wollte: In derselben Sendung geht es um das neue, alte Buch von Harper Lee, das Vorgängermanuskript zu “To Kill a Mockingbird”, geschrieben in den 1950ern, verloren geglaubt, gerade erst wiederentdeckt. Im Radio erklärt eine Literaturwissenschaftlerin, wie außergewöhnlich das ist. Man müsse den jüngeren Hörern das vor Augen führen, es gab damals ja noch nichts Digitales, ein Manuskript entstand auf der Schreibmaschine oder in Handarbeit, es gab nur ein Exemplar, und wenn das weg war, war es weg.

2015, das Jahr, in dem man “jüngeren Hörern” erklärt, wie computerloses Schreiben funktioniert.

Aleks Scholz

2015

Technik-Echos aus dem Kinderhandymarkt

Das “Globetrotter Telefon” von Chicco ist an die Optik von Erwachsenenhandys oder schnurlosen Festnetzgeräten um 2000 angelehnt: kleines Display, Stummelantenne. Die große orangefarbene Taste oben bewegt die Weltkugel im Display. Drückt man die Anruftaste in der Mitte, blinkt die Stummelantenne abwechselnd rot und grün, das Handy klingelt mit einem Klingelton aus der Elektronische-Festnetzgeräte-Ära und sagt dann “Hallo! Wer ist da?” Bei den Zifferntasten wird die aufgedruckte Zahl angesagt, dann folgt ein ungefähr passendes Tiergeräusch und Musik.

Einfacher Wechsel der Betriebssprache

Der Google-Bildersuche kann man entnehmen, dass Chicco noch nicht im Smartphonezeitalter angekommen ist.

Andere Hersteller sind da schon weiter, aber vielleicht rekapituliert auch die Ontogenese die Phylogenese, und kleine Kinder, denen gerade erst Schwanz und Kiemen abgefallen sind, brauchen erst mal ein obsoletes Handy.

Kathrin Passig

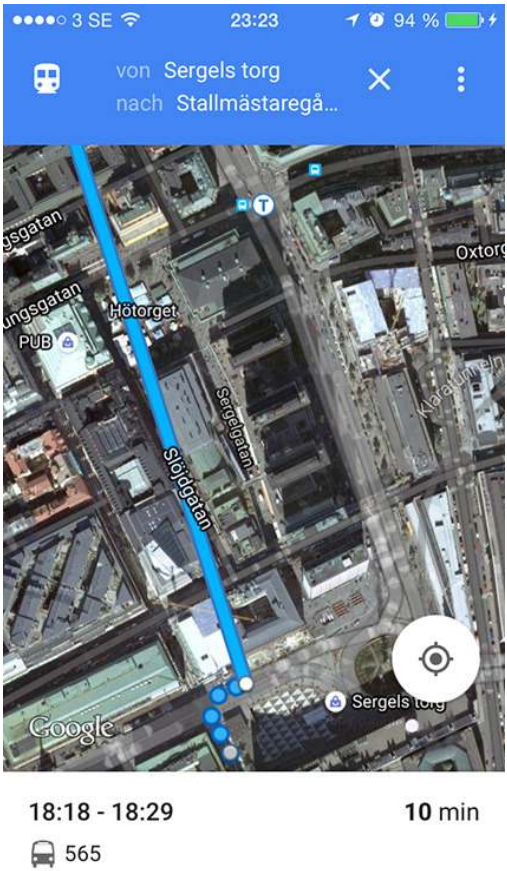
25.–29. Juni 2015

Unterwegs mit dem klugen Telefon II: Alles klappt tadellos, nur Busfahren in Schweden bleibt schwierig

Das Patenkind, L., wird 16, was uns Anlass gibt für eine Städtereise, während der wir beide ausgiebig die Möglichkeiten der klugen Telefonie nutzen, nicht zuletzt wegen dem tadellosen Hotel-Internet. Die Grossmutter von L. kommentiert meine Fotos auf Facebook; ihre Mutter sieht, was wir so unternehmen, auf dem Whatsapp-Familienchat. L. hat im Vorfeld den Instagram-Kanal der Stadt abonniert und weiss genau, was zu tun ist. Ich habe die App der Fluglinie installiert und fasse im Laufe der Tage so viel Zutrauen zu der Technik, dass ich für den Rückflug erstmals keine Bordkarten ausdrucken lasse. Am Abflugtag bin ich zwar etwas nervös, weil der Akku könnte ja versagen, doch alles klappt tadellos. Auch wären an der Flughafenbar genügend Steckdosen vorhanden, um das Telefon bei Bedarf mit Energie zu befüllen, hätte man das Kabel dabei und nicht im bereits eingecheckten Koffer. Abgesehen davon, stelle ich fest, sind wir bei weitem nicht die einzigen, die mit e-Boardkarten reisen …

Unterwegs erleben wir nur einen Fail (ein Wort, das mir L. auf dieser Reise beibringt, so wie sie mir auch beibringt, in welche Stellung ich meinen Kopf bringen muss, damit ich auf einem Selfie aussehe wie ein Selfie). Wir sind zu Fuss unterwegs, schon ziemlich lange (Moves meint später: REKORD), und möchten mit dem Bus zurück ins Hotel fahren. Es ist unser erster Tag in der fremden Stadt. Von weitem beobachten wir, dass die Leute dem Fahrer etwas geben und deuten die Geste als Ticketkauf, stellen von nahem dann aber fest, dass das ganze Fahrkartenwesen digitalisiert ist und es weder in den Bussen noch an den Haltestellen möglich ist, Fahrscheine zu erstehen. Wir brauchen eine SL Access Kortet respektive zwei und wir brauchen eine Weile, um herauszufinden, wo wir eine solche kaufen können. Es gäbe auch

eine SL-App, doch die will das kluge Telefon nicht installieren. Schliesslich haben wir die Karten und ich frage Google, wo wir welchen Bus nehmen müssen.



Die Antwort vermag ich nicht recht zu deuten; ich scheitere am Abgleich von Plan und Gelände. Das Gelände: ein grosser, von Baustellen belegter Platz mit unterirdischer Shoppingmeile und diversen U-Bahn-, Strassenbahn- und Buslinienhaltestellen in alle Richtungen. Dann meldet das Telefon einen niedrigen Akkustand; gleichzeitig schickt die Swisscom unfreundliche Textnachrichten, irgendetwas mit hundertfränkigen Limiten und Datenpaketen und Ausland, das ich zu ignorieren versuche, während Google ob meinem nervösen Getippe und Gewische laufend vergisst, von wo nach wo die Route führen soll. L. schlägt vor, jemanden zu fragen. Zum Glück befindet sich in Sichtweite eine Touristinfo. Dort erfahren wir, dass vor zwei Tagen neue Buslinien und neue Bushaltestellen eingerichtet worden seien und noch niemand so wirklich wisse, wie das funktioniere, vermutlich auch Google nicht. Mit einer papierenen Stadtkarte und den darauf angebrachten Notizen der ortskundigen Informantin finden wir den Rückweg doch noch.

Franziska Nyffenegger

Juni 2015

eBooks in allen Sprachen, nur nicht auf Deutsch

Weil es in einem Podcast um Istanbul ging, denke ich, ich könnte ja mal ein Buch von dem türkischen Autor Orhan Pamuk lesen, schon zur Abwechslung, weil ich ja sonst hauptsächlich deutsche und englische bzw. amerikanische Autoren lese.

Bei Amazon gibt es zwar viele Bücher von Pamuk, aber alle muss man als Buch kaufen, so aus Papier. Das ist zwar prinzipiell nicht schlimm, ich hätte aber eigentlich schon lieber das eBook aufs Kindle.

Ich suche also nur in der Kategorie “Kindle-Shop” nach dem Autor und finde da sehr, sehr viele Bücher von Pamuk, die ich mir aufs Kindle laden könnte. Englische Übersetzungen, französische, spanische, niederländische und italienische. Nur halt keine deutsche. (Und im Übrigen auch das türkische Original nicht.)

Ich stehe also wieder vor dem großen Problem: Lese ich jetzt die deutsche Übersetzung als Papierbuch oder nehme ich einfach eine andere Übersetzung, deren Sprache ich ausreichend beherrsche und kann dann auf dem Kindle lesen? (Dass auch quasi sämtliche Kindleeditionen günstiger sind als das deutsche Papierbuch, ist dann noch mal eine andere Geschichte.)

(Die Frage blieb bislang noch unbeantwortet. Ich grüble noch.)

Anne Schüßler

Sommer 2015

Kartenschwund

Karten, die ich nicht beinahe täglich brauche, verliere oder verlege ich inzwischen innerhalb kürzester Zeit. Spannend ist dann vor allem die Frage, was als nächstes passiert, also als wie schwerwiegend sich der Verlust herausstellt. Beispiele der letzten Wochen:

- Familien-Jahreskarte des **American Museum of Natural History**: »Wir können Ihnen eine Ersatzkarte machen. Brauchen Sie aber eigentlich nicht. Sagen Sie an der Kasse einfach Ihren Namen.«

- **Hertz 24/7**, Karte zum Aufschließen und Benutzen stundenweise gemieteter Autos: Als ich herauszufinden versuche, wie ich an eine Ersatzkarte komme, lese ich, dass inzwischen ein neues Verfahren eingeführt wurde, bei dem man nicht seine Karte an das Auto halten muss, sondern auf einem PIN-Pad eine vorher per SMS erhaltene Nummer

eingeben kann. Bei der Online-Reservierung erscheint ein Symbol, ob das gewünschte Auto bereits über so ein PIN-Pad verfügt. Ich finde keins ohne.

- Mitgliedskarte der Tochter im **YMCA**, z. B. für Schwimmkurse: »Ersatzkarte kostet zehn Dollar. Bitte Ausweis mitbringen.«

- Die Mitgliedskarte von **Delta SkyMiles** (Vielfliegerprogramm), die mir per Post zugeschickt wurde, habe ich gleich weggeschmissen. Wenn ich meine Mitgliedsnummer in irgendein Online-Formular eingeben muss (und nirgendwo sonst brauche ich sie), kann ich sie in meinem E-Mail-Archiv nachschauen.

André Spiegel

29.06.2015

Über Schwarzweiß-Entwicklung in der digitalen Zeit

Wie schon hier erwähnt finde ich bei der Fotografie vor allem das Belichten eines analogen Films spannend. In den letzten Monaten habe ich mir die an anderer Stelle totgesagte Schwarzweiß-Entwicklung erschlossen. Das nötige Equipment zum Entwickeln eines belichteten Schwarzweiß-Films habe ich mir neu bestellt, weil niemand in meinem Umfeld mehr eine Ausrüstung übrig hatte (Bekannte von Bekannten hatten aber kürzlich «eine ganze Dunkelkammer weggeworfen.») Das geht zum Beispiel bei dem Berliner Geschäft und Online-Shop Fotoimpex und kostet knapp 70 Euro. Da ich nur das jetzige Angebot, nicht aber das Angebot der Hochzeit der analogen Fotografie beurteilen kann, weiß ich nicht, was es alles nicht mehr gibt. Es scheint mir immer noch eine recht große Auswahl an Chemie (also Entwickler-Lösungen) zu geben, und auch die Menge der noch produzierten Filme wirkt mir nicht zu beschränkend. Der oben genannte Shop hat 51 Kleinbild-

Schwarzweiß-Filme gelistet. Allerdings wird der Agfa APX zum Beispiel seit der Insolvenz von Agfa nicht mehr nach Originalrezeptur hergestellt und hat in der heute angebotenen Form nur noch den Namen mit dem ursprünglichen Film gemein. Den neuen APX gibt es sogar für ca. 3,50 Euro bei DM, die Schwarzweiß-Film-Versorgung ist also, wenn man nicht wählerisch ist, in Deutschland immer sichergestellt. Ein Film mit 36 Aufnahmen kostet je nach Hersteller im Onlineshop zwischen 3 und 6 Euro.
Das Wissen um den Vorgang der Entwicklung habe ich mir im Internet zusammengesucht, als nützlich hat sich diese Anleitung erwiesen.
Mein Bad hat kein Tageslicht und bietet sich deshalb zum Einspulen von Filmen in die Entwicklungsdose an. Als Timer dient das Handy, das Thermometer ist ein ganz altmodisches aus Glas mit sich ausdehnender Flüssigkeit. Sowohl das Einhalten der Entwicklungsdauer als auch der Temperatur ist – wie man es von einer chemischen Reaktion erwarten sollte – ziemlich wichtig. Der Anblick meines ersten selbstentwickelten Films (und eigentlich von jedem seitdem entwickelten) hat mich aufs Äußerste fasziniert und begeistert, als hätte ich zum ersten Mal ein iPhone in der Hand.

Allerdings hat man nach der Entwicklung nur den fertigen Negativ-Film und natürlich noch kein Bild. Das Vergrößern auf Fotopapier, also das Erzeugen von Abzügen, benötigt eine richtige Dunkelkammer mit Vergrößerer und mehr Platz, als mein Badezimmer bietet. Deshalb scanne ich die Negative derzeit mit einem günstigen Negativscanner. Dabei habe ich allerdings fast

immer Staub mit eingescannt. Meine Universität (bzw. sogar mein Fachbereich) hat allerdings noch ein voll eingerichtetes Fotolabor, das ich benutzen darf und das seit Jahren niemand mehr wirklich benutzt hat. Bisher hatte ich nur noch keine Zeit.

Franz Scherer

2015 und vorher auch schon

Die mitgeführte Technik bestimmt die Tasche

Ich habe drei Taschen. Dabei ist nicht die Optik entscheidend für die Entscheidung, welche Tasche ich mitnehme, sondern die Technik, die ich mitzunehmen beabsichtige.

Tasche Nummer 1 ist eine braune Lederaktentasche (oder so) von Knomo, die ich 2007 quasi passend zum MacBook kaufte. Das MacBook wurde von einem Dell abgelöst und der Dell von dem ASUS, auf dem ich das hier jetzt schreibe, aber die Tasche blieb dieselbe. Anscheinend muss sie erst auseinanderfallen, bevor ich mir eine neue kaufe, der Tag könnte allerdings wiederum nicht allzu fern sein. In die Tasche passen: Der Laptop, Laptopkabel, weitere Ladekabel, ein Kindle, ein Notizbuch, im Notfall ein weiteres Buch, eine kleine externe Festplatte, das Portemonnaie, der Schlüssel, Stifte, Haargummis und was man halt noch so braucht. Wenn man nach der Arbeit sofort zum Supermarkt geht und blöderweise keinen weiteren Beutel dabei hat, kann man auch noch etwas Schinken, eine Paprika, eine Tafel Schokolade oder eine kleine Tüte Chips reinquetschen. Dann geht die Tasche aber vielleicht nicht mehr zu.

Tasche Nummer 1 nehme ich also immer mit, wenn ich den Laptop dabei habe, was grob ja eigentlich fast immer ist.

Tasche Nummer 2 ist eine weiße Stofftasche mit niedlichen Rehen drauf von Blutsgeschwister. In diese Tasche passt kein Laptop, dafür aber immer noch das Kindle, das Notizbuch, Handy, Portemonnaie und Schlüssel, Klein-

kram und bei Bedarf auch noch ein weiteres Buch. Eventuell kann man eine kleine Kamera unterbringen. Tasche Nummer 2 nehme ich mit, wenn ich Einkaufen gehe oder in die Stadt fahre oder irgendetwas anderes mache, bei dem ich relativ sicher bin, dass ich zwischendurch nicht in Verlegenheit kommen werde, einen Laptop zu brauchen.

Tasche Nummer 3 ist eine kleine brauen Ledertasche, Marke unbekannt, die meine Mutter mir mitgab, als ich anmerkte, ich hätte keine kleine Tasche. In die Tasche passt das Portemonnaie und mit viel Gequetsche das Kindle ODER ein Notizbuch. Außerdem das Handy, Handyladekabel und sogar das kleine externe Ladegerät fürs Handy. Wenn man etwas quetscht, kann man auch den Schlüssel unterbringen. Tasche Nummer 3 nehme ich mit, wenn ich wirklich nicht viel Ballast mit rumschleppen will und/oder (und hier kommen wir zu dem etwas klischeehafteren Teil der Ausführung) wenn der Anlass nach etwas dezenterem als einer Tasche mit niedlichen Rehen verlangt. Tasche Nummer 3 kommt also meistens mit auf Konzerte oder eben auf den Festspielhügel in Bayreuth.

Mehr Taschen würden mich durcheinander bringen. Es gibt für jeden Anlass eigentlich exakt eine Tasche, die passt. Entweder, ich habe quasi meine gesamte Unterhaltungselektronik dabei, oder nur eine ausreichende Auswahl, oder nur das nötigste, dafür aber auch nur ganz wenig zu schleppen. In fast jedem Fall entscheidet Art und Anzahl der mitgeführten Technik über die Tasche und nicht umgekehrt. das wäre ja noch schöner.

Anne Schüßler

29.06.2015

Google Now beeinflusst mein Vokabular

Ich lese André Spiegels Artikel Kartenschwund und erst das Wort „Familien-Jahreskarte“ lässt mich verstehen, worum es in dem Beitrag eigentlich geht. Das liegt an Folgendem:

Bei einem Swipedown der Benachrichtigungsleiste wird Google Now Nutzern angezeigt, wie viele Informationen Google Now gerade für sie oder ihn bereithält. Dies geschieht in der Form von “Karten”, jede Information bekommt ihre eigene Karte. Wenige Monate der Nutzung von Google Now und sicher einige hundert Male des Lesens, wie viele Karten Google Now gerade für mich hat, haben offensichtlich dafür gesorgt, dass das Wort Karte bei mir sehr fest mit Google Now verknüpft ist. (Ich sehe diese Kartenanzahl übrigens so oft, weil der gezeigte Screen unter Android Lollipop noch vor den Schnelleinstellungen erscheint, für die man zweimal swipen muss.)

Maya

30. Juni 2015

Die Modernsten

Meine Frau und ich sind auf einem Medienempfang eingeladen, zu dem wir aus unterschiedlichen Richtungen anreisen. Die Zusage dazu lief über ein elektronisches Eventmanagement-System, an dessen Ende eine E-Mail mit einem PDF-Ticket im Anhang stand, auf dem sich ein QR-Code befindet.

In der E-Mail stand der deutliche Hinweis, dass die Einladungsbestätigung nur ausgedruckt gültig ist. Als meine Frau und ich uns wenige Meter vom Eingang des Empfangs treffen, stellen wir fest, dass keiner von uns sein Ticket ausgedruckt hat und schlucken. Beide suchen wir die Bestätigungsmail auf unserem Smartphone und bemühen uns, möglichst selbstbewusst auf den Einlasstisch zuzugehen. Anstandslos scannt der Mitarbeiter den QR-Code mit einem Smartphone vom Display unserer Smartphones ab. Alles klappt. “Sie sind bis jetzt die Modernsten”, grinst er. Neben ihm streicht seine Kollegin unsere Namen von einer ausgedruckten Liste.

Alexander Matzkeit

Seit Juni 2015

Onlinebanking jetzt mit mehr Fun!

Meine Bank hat ihr Onlinebanking überarbeitet. Aktualisiert! REVOLUTIONIERT! Auf einmal kann man fast mit der Benutzeroberfläche umgehen, ohne “Das war vielleicht vor sieben Jahren mal modern” murmeln zu müssen.

Man hat jetzt eine schicke Übersichtsseite (ein “Dashboard”, wie wir Softwarefuzzis gerne sagen) mit hübschen Grafiken, die einem zeigen, wie sich der Kontostand entwickelt oder wie die Einnahmen und Ausgaben sich gegenüberstehen. Man kann ganz einfach zwischen den Konten hin- und herschalten und sagen, welche Konten in die Gesamtsumme eingehen sollen

(was sehr hilfreich ist, wenn man da außerdem einen Wohnungskredit laufen hat und nicht dauernd vor Schreck sterben will, wenn man sich in sein Onlinebanking einloggen will).

Das Highlight ist aber, dass man seine Ein- und Ausgänge jetzt zu Kategorien zuweisen kann. Den Großteil macht die Anwendung sogar selber und rät erstaunlich gut, welche Ausgabe zu welcher Kategorie gehört. Man muss gar nichts korrigieren, sondern nur bei Unsicherheiten bestätigen und bei ganz unklaren Transaktionen eben selber etwas eintragen. Als Lohn für die Mühe (die dank einer vernünftigen Bedienung auch gar nicht so mühevoll ist) bekommt man weitere schicke interaktive Grafiken, die einem zeigen, wo das Geld so hingegangen ist.

Zusammen mit meinem Geldbudgetiertool YNAB (das Techniktagebuch berichtete) macht die ganze Finanzverwaltung jetzt absurderweise sowas wie Spaß. Langweiliges Onlinebanking, eine Ära neigt sich ihrem Ende zu.

Anne Schüßler

Juni 2015

Mit Chipkarte und Papier

In der Reha-Einrichtung mit dem schönen Namen “Herzhaus” funktionieren die Zugänge zu den verschiedenen Stockwerken und Schränken mit individuell codierten, aber nach außen neutralen, namen- und nummernlosen Chipkarten. Mit diesen Chipkarten logge ich mich während meiner mehrwöchigen ambulanten Reha morgens in der Einrichtung grundsätzlich ein sowie beim Betreten der Muckibude, Gymnastik- und Konferenzräume nochmal. Ich beweise also dem Träger der Reha elektronisch, dass ich da war.

Dennoch muss ich täglich meinen auf Papier ausgedruckten Therapieplan von den Therapeuten für jede Einheit gegenzeichnen lassen. Doppelt gemoppelt? “Tja, die einen Krankenkassen wollen alles nur noch elektronisch haben, die anderen lieber auf Papier”, antwortet mir eine Sporttherapeutin.

Irgendwas will auch die Deutsche Rentenversicherung (meist der Reha-Finanzier für Berufstätige) und so piepen und leuchten wir überall und ständig (außer im Entspannungsraum – immerhin!) vor uns hin.

Vor einigen Wochen bin ich auf nachmittäglichen Nachsorgesport umgestiegen. Ob ich mich nun ebenfalls mit meiner Chipkarte beim Betreten der Sporträume durchpiepen muss oder das Abzeichnen des papierenen Nachsorgeplans per Unterschrift pro Termin genügt – man weiß es nicht. Ich brauche die (neu programmierte) Chipkarte auf jeden Fall weiterhin zum Betreten der Stockwerke sowie zum Schließen und Öffnen der Umkleideschränke, die ich nun nicht mehr über Nacht verschließen und in denen ich meine Sportklamotten nicht mehr dauerhaft deponieren kann. Dauerbelegung ist ein Privileg der "normalen", täglich kommenden Reha-Leute. Schade eigentlich.

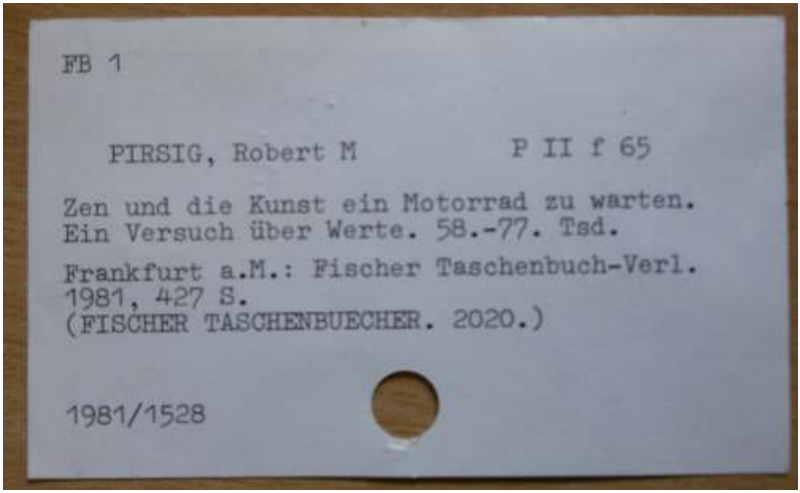
Es bleibt kompliziert und doppelt gemoppelt, in diesen Zeiten des Übergangs: Ich unterschreibe und ich piepe.

Frau Indica

Ende Juni 2015 und früher

Auftrag 260029.00: Katalogschrank entsorgen

Auf dem Rückweg von der Mensa finde ich eines Mittags am Boden verwundert eine Karte aus einem Zettelkatalog:


FB 1

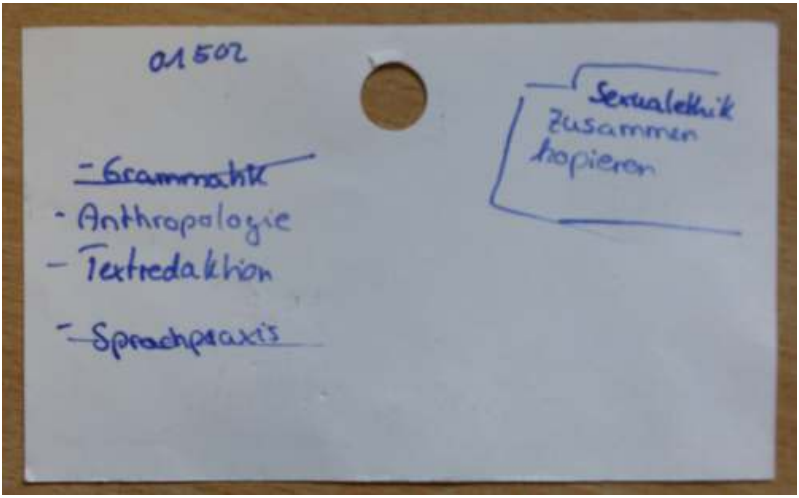
PIRSIG, Robert M P II f 65

Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten.
Ein Versuch über Werte. 58.-77. Tsd.

Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch-Verl.
1981, 427 S.
(FISCHER TASCHENBUECHER. 2020.)

1981/1528

Ein Blick auf die Rückseite zeigt, wie sie hierher geraten ist. Offensichtlich wurde der Katalog der Bereichsbibliothek Theologie aufgelöst und die Karten den Studierenden als Notizzettel zur Verfügung gestellt:

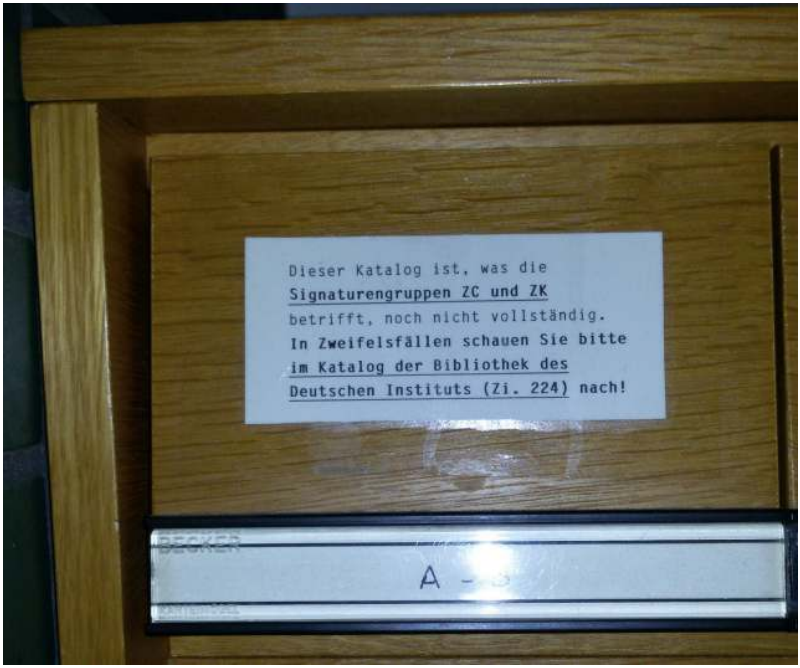


Ein Kollege erzählt, dass dieses Schicksal auch dem letzten noch verbliebenen Zettelkatalog in der Germanistik bevorstehe, er habe da eine Notiz dran gesehen. Und tatsächlich:

“Auftrag 260029.00
Katalogschrank entsorgen
+Fuß”

Als ich 2004 mein Studium begann, wurden wir noch gründlich in den Gebrauch von Zettelkatalogen eingewiesen. Zwar fand man schon sehr vieles im elektronischen OPAC und jede Bibliothek hatte auch mindestens einen Rechner zur Recherche, aber die Erfassung war nicht lückenlos. Besonders bei vor 1986 Publiziertem, so wurden wir gewarnt, müsse man noch manuell suchen. Getan habe ich das in meiner Erinnerung vielleicht ein, zweimal.

Wann die großen Zettelkataloge aus der Germanistikbibliothek dann verschwunden sind, vermag ich gar nicht mehr zu sagen – heute stehen an dieser Stelle Tische mit Computern. Dieser Kleine hat aber in einer Nische bis jetzt überdauert. Interessanterweise scheint auch er nie vollständig gewesen zu sein:



Ich ziehe ein Fach heraus und blättere ein wenig darin herum, und dabei erinnere ich mich plötzlich, dass ich Zettelkataloge lange Zeit regelmäßig und völlig selbstverständlich benutzt habe: In der Stadtbücherei meiner Kindheit, in den 1990er-Jahren. Es gab damals natürlich mehrere Kataloge, man konnte im einen nach Autorennamen und im anderen nach Schlagwörtern suchen, und wahrscheinlich in einem dritten auch nach Buchtiteln.

Kristin Kopf

Juni 2015

Eine etwas andere Art der Gestensteuerung fürs öffentlich-rechtliche Fernsehen

Unser Fernsehprogramm kommt vom zuständigen Kabelanbieter irgendwo im Keller ins Haus und dann aus diversen TV-Steckdosen in verschiedenen Räumen an. Von dort geht je ein Kabel zum Receiver und von da aus dann in den Fernseher.

Wir schauen seit längerem mal wieder ZDF, aber die Bildqualität ist nicht gut. Ganz im Gegenteil wirkt es ständig so, als würde das Programm ruckeln oder hängenbleiben und nachladen wie ein Internet-Video damals mit dem Modem.

Ich hatte mich gerade entspannt zurückgelehnt, gucke mir das einen Moment an, werde genervt, setze mich nach vorne, um nach der Fernbedienung zu greifen, da gehts.

Ich lege die Fernbedienung wieder auf den Tisch, warte etwas argwöhnisch einen Moment, aber alles läuft. Ich lehne mich also wieder an. Das Bild stockt wieder. Ich greife genervt zur Fernbedienung auf dem Tisch und es geht wieder.

„Schau, ich kann das ZDF an- und ausmachen“ grinse ich leicht gequält.
„Dann bleib gefälligst auf der Sofakante sitzen“ kontert die Frau.

Ich beschließe, dass es natürlich vollkommener Unsinn ist, dass meine Sitzposition etwas mit der Übertragungsqualität des öffentlich-rechtlichen Fernsehens zu tun hat und lehne mich wieder an. Das müssen ja Zufälle sein, vor allem weil alle anderen Programme tadellos anzusehen sind. Das ZDF aber verschwindet prompt.

Ein paar genervte Versuche später beginne ich nachzudenken und erinnere mich, dass das Kabel zum Receiver exakt neben der Couch aus der Wand kommt. Ein kurzer Blick korrigiert mich: Wir haben wohl irgendwann die Couch verschoben und das Kabel kommt exakt *hinter* der Couch aus der Wand. Und es ist von der Couch inzwischen leicht abgeknickt.

Wir rücken die Couch fünf Zentimeter zur Seite, richten den Stecker und können ZDF schauen – also den Rest der Sendung. Warum nur das ZDF betroffen ist, haben wir bis heute nicht herausfinden können.

Christian Fischer

Juni 2015

Der Kreideberg von St Andrews

Bei weiteren Recherchearbeiten im Observatorium St Andrews sehe ich zum ersten Mal gründlich in den Schrank unter der Spüle:

Hier liegen die Kreidereste, die im Institut übrig blieben, als die Universität befahl, die schwarzen Kreidetafeln durch weiße Whiteboards auszutauschen. Das muss irgendwann in den letzten zehn Jahren passiert sein. Die Kreidebestände sind Jahrzehnte alt und halten ewig. Irgendjemand hat in den 1970ern oder 1980ern sehr sehr viel Kreide in herrlichen Farben ge-

kauft, wohl darauf vertrauend, dass man Kreide immer brauchen kann. “Die kommt schon weg”, hat er vielleicht gemurmelt. Ich ahne, wer es gewesen sein könnte.

Im Schrank neben der Kreide lagern die Papiervorräte des Observatoriums, insbesondere die Sorten Papier, die niemand mehr braucht. Millimeterpapier in metrischen und nicht-metrischen Einheiten. Linear, halb-logarithmisch, doppelt-logarithmisch. In DIN-Größen, aber auch absurden anderen Formaten. Außerdem Folien für Vorträge, Koordinatenpapier für Sternkarten und linierte Hefte für Examen in mehreren Farben. Am selben Tag schreibe ich folgende Email an das gesamte Institut. Für die Absurdität der Email werde ich allgemein gelobt. Losgeworden bin ich dadurch jedoch nur Bruchteile des Kreide- und Papierbergs.

> “Large amounts of chalk and scrap paper are available at the observatory. We have more than 2000 sticks of white chalk, about 1500 sticks of colour chalk, and about a quarter cubic meter of

> paper in a variety of sizes and shapes and with a variety of rulings, including lots of millimeter/coordinate/inch paper. If someone is interested in using any of this, please contact me."

Dasselbe gilt auch für Techniktagebuchleser.

Aleks Scholz

Sommer 2015

Tiere ohne Eigenschaften

Die Kinder bekommen ein Magic Jinn geschenkt. Das ist eine Space-Katze (?), die Gedanken lesen kann. Nach einem Druck auf die Nase und einer freundlichen Begrüßung wird man aufgefordert, an ein Tier zu denken. Dann fängt es an, Fragen zu stellen: "Hat das Tier vier Beine?", "Schwimmt es im Wasser?", "Ist es größer als eine Mikrowelle?" (sic!). Der Spielende antwortet mit Ja, Nein, "Das kommt darauf an" oder "Weiß ich nicht". Die Fragen werden nicht immer in der gleichen Reihenfolge gestellt, auch die Anfangsfrage variiert. Nach einer Weile der Rumfragerei nennt Magic Jinn das Tier aus seinem Fundus (ca. 350 Möglichkeiten), das am besten passt ("Ich weiß es!"). Für gängige Tierarten klappt das auch gut. Die Kinder haben Spaß.

Relativ schnell kommen die Kinder natürlich auf die Idee, auszuprobieren, was passiert, wenn man alle Fragen mit Nein beantwortet. Zunächst werden die Denkpausen zwischen den Fragen länger, das scheint harte Arbeit zu sein. Am Ende schlägt die Spacekatze dann Nacktschnecke oder Schwamm vor. Die Tiere ohne Eigenschaften.

Die gegenteilige Vorgehensweise, also alle Fragen mit Ja zu beantworten, führt relativ schnell zu Großkatzen und dann meist zum Gepard.

Marcus Albrecht

30. Juni 2015

Google meint es gut

Ich drücke bei Gmail auf »Senden«. Ein Fenster protestiert: »Möglicherweise haben Sie den Dateianhang vergessen. Sie haben in Ihrer Nachricht das Wort „angehängt“ verwendet, aber keine Dateien abgehängt. Möchten Sie die Nachricht trotzdem senden?« Wie lange Gmail das schon kann, weiß ich nicht. Ich probiere ein wenig herum und auch bei anderen Formulierungen wie »anbei« oder »im Anhang« zeigt sich Google umsichtig (aber nicht bei »Anhang«, »hängt an« oder »beiliegend«).

Hätte ich etwas anhängen wollen, wäre ich jetzt sicher sehr dankbar gewesen, aber ich habe leider nur den Anhang einer wissenschaftlichen Arbeit erwähnt. Nicht immer wird die Umsicht der Maschine vom Nutzer gewürdigt.

Felix Lorenz

Im Jahr 2015 immer noch

Wegbeschreibungsbelästigung

Eine etwas unangenehme Erfahrung des digitalen Lebens ist es, jemand nach einem Treffpunkt, einer Sehenswürdigkeit oder einem Restaurant zu fragen, um dann zu erleben, wie derjenige anhebt, mir den Weg dorthin zu erklären. Ich möchte eigentlich nur den Zielpunkt wissen, den aber möglichst präzise.

»Und wenn du dann um die vierte Kurve kommst, siehst du es links schon hinter dem Rhododendronbusch.«

Das ist eine schöne Auskunft, nur leider hilft sie meinem Navigationssystem überhaupt nichts. Und meine Fähigkeit, mir längere Wegbeschreibungen zu merken, ist mangels Gebrauch wohl schon ein wenig verkümmert.

Ich habe zwei Möglichkeiten: Entweder höre ich meinem Gegenüber geduldig zu und täusche Interesse an seiner Wegbeschreibung vor, wobei ich versuche, genau den Moment abzupassen, in dem er sich der Beschreibung des Ziels nähert, um dann, wie beiläufig, die Frage einzuschieben: »Wie hieß das Restaurant nochmal genau?« Oder: »Wie, sagtest du doch gleich, war die Hausnummer?«

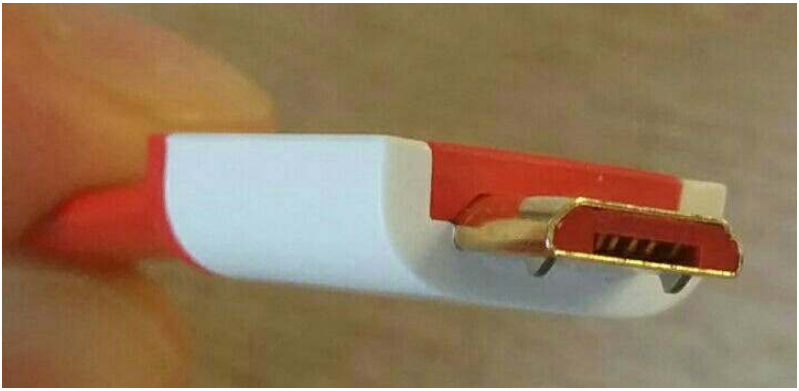
Bei Menschen, denen man näher steht, traut man sich eher, sie gleich im ersten Satz zu unterbrechen: »Du, das brauche ich alles nicht, sag mir bitte einfach Straße und Hausnummer.« Leider hilft das oft wenig. Menschen, die sich noch nie von einem Smartphone führen ließen, können sich in der Regel natürlich nicht vorstellen, wie das ist. Manche werden, wenn man sie unterbricht, sogar ein bisschen ungehalten und setzen ihre Wegbeschreibung mit besonderem Nachdruck fort.

André Spiegel

Juni 2015

Steckereinsteckscheitern, Variante USB 2.0 Micro-B

Aus irgendeinem Grund ist der USB-Steckerstandard bisher nicht verdrehsicher, Leute wie ich brauchen also bei jedem Einsteckvorgang mindestens drei Versuche, um die richtige Richtung zu treffen.



Das ist der Micro-USB-Stecker des Kabels, das mit dem OnePlus One mitgeliefert wird. Die flache Seite des Steckers korrespondiert hilfreich mit der gebogenen Seite des Plastikteils und umgekehrt. Ab jetzt werde ich mindestens sechs Versuche brauchen.

Demnächst soll USB Typ C kommen: Verdrehsicher! Natürlich muss man dann wieder alle Kabel und Netzteile wegwerfen, aber ich kaufe sowieso alle paar Wochen ein neues Handyladekabel, also freue ich mich uneingeschränkt auf die mehreren Minuten zusätzlicher Freizeit pro Tag, die ich nicht mehr mit Steckereinsteckscheitern zubringen werde.

Kathrin Passig

Juni 2015

Bessere USB-Einsteckerlebnisse dank Techniktagebuchredaktionschat

Im Redaktionschat des Techniktagebuchs geht es aus irgendeinem Grund mal wieder um das leidige Thema “Einstecken von USB-Kabeln”.

Diesmal kann ich mit Angeberwissen punkten: Irgendwo habe ich mal gelesen, gehört oder was auch immer, dass man ganz einfach erkennen kann, welche Seite des USB-Steckers nach oben gehört. Auf dieser Seite ist nämlich immer das USB-Symbol drauf, auf der anderen Seite nichts oder etwas anderes. Bei allen Kabeln, die ich seit diesem Erkenntnisgewinn geprüft habe, war das auch tatsächlich so.

USB-Kabel oben

USB-Kabel unten

Dieses Wissen erleichtert mir das Einstecken von USB-Kabeln in 80 Prozent aller Fälle, nämlich immer dann, wenn auch der USB-Eingang am Gerät so gelegt ist, dass es ein eindeutiges Oben und Unten gibt. Am Laptop zum Beispiel oder an der Playstation. Bei anderen Gelegenheiten versagt das System. Die Ladestecker (auch oben im Bild), die ich habe und in die man alles mit USB-Anschluss stecken kann, um sie dann direkt am Strom anzuschließen, haben zum Beispiel keine Kennzeichnung, da weiß man nicht, wo oben und unten ist, also hilft einem auch das USB-Symbol am Kabel nicht weiter. Kathrin Passig merkt an, dass diese Information leider bei USB-Sticks auch nicht weiterhilft.

Trotzdem habe ich mit dieser Informationsweitergabe vielleicht dem ein oder anderen einen nervigen Falschrumsteckvorgang in der Zukunft erspart. Damit auch alle Leser des Techniktagebuchs etwas davon haben, schreibe ich jetzt diesen Tagebucheintrag. USB-Kabel: Es gibt immer noch etwas, was man nicht darüber wusste.

Anne Schüßler

30.6.2015

Wie wir den neuen Mitarbeiter aussprechen lernten

Wir erwarten diese Woche einen neuen Mitarbeiter mit einem uns nicht geläufigen Namen. Die Kollegen rätseln, wie man diesen wohl ausspricht; niemand will am ersten Tag in die unangenehme Situation geraten, nachfragen zu müssen und man kann sich bekanntlich auch nie darauf verlassen, dass fremde Personen sich ordnungsgemäß und klar artikuliert vorstellen.

Daher bemühen wir das Internet und stoßen sehr bald auf die Seite www.forvo.com, die nach eigenem Bekunden die Aussprache aller Wörter auf der Welt liefert. Ob es wirklich alle Wörter auf der Welt sind, überprüfen wir nicht, der Name ist aber jedenfalls dabei. Wir hätten ihn sonst auch als Frage einreichen können in der Hoffnung, dass ein anderer Nutzer den Namen kennt und noch rechtzeitig vor Eintreffen des neuen Kollegen vorspricht. Man kann sich nämlich bei Forvo registrieren und dort für einzelne Wörter die Aussprache, die man für richtig hält, für Suchende hinterlegen.

Viele schöne Wörter sind dabei, zum Beispiel “Hamsterbacke” und dann hören wir uns noch 27 Sprecher mit „squirrel“ an.

Der Begrüßung des Neuen sehen wir jetzt mit Gelassenheit entgegen. Und selbst, wenn er seinen eigenen Namen ganz anders aussprechen sollte, könnten wir immer noch „aber 4 Sprecher aus Kolumbien verwenden dieselbe Aussprache wie wir!“ entgegnen.

Novemberregen

30. Juni 2015

Unkomfortable Folgen der Bahncard Comfort

Ich logge mich ins “Meine Bahn”-Konto ein, um Bahn-Bonuspunkte in ein Freifahrt-Onlineticket zu verwandeln, denn seit man das Onlineticket nicht mehr ausdrucken muss, kann ich ja endlich was mit meinen vielen Punkten anfangen. Dort sehe ich, dass ich bald wieder eine Bahncard Comfort bekommen werde:

“Der Bahn-Comfort-Status, da ist er! Runter von meinen Plätzen, ihr unprivilegierten Parasiten!” rufe ich in den Techniktagebuch-Redaktionschat, denn dort hat sich Thomas Wiegold erst kürzlich darüber lustig gemacht, dass ich gar keinen Comfort-Status habe. Die Sache mit den Spezialsitzplätzen, die man damit belegen darf, ist mir egal, aber ich habe mir schon ein wenig Sorgen gemacht, ob der Wegfall des Status, den ich früher jahrelang innehatte, bedeutet, dass Veranstalter mich nicht mehr so mögen.

Leider scheitert mein Freifahrteinlösungsversuch im allerletzten Schritt: Ich habe angeblich keine gültige Bahncard.

Ihre Identifizierungskarte für die Kontrolle im Zug → Identifizierungs-Daten ändern

Identifizierungskarte	BahnCard	**Inhaber**	Kathrin Passig
Kartennummer	7081 4110 0261 5066		
gültig bis	26.04.2016		

bahn.bonus-Prämienbestellung

Sehr geehrte Kundin, sehr geehrter Kunde,

der Prämienbuchungsvorgang kann nicht fortgesetzt werden, da Sie nicht im Besitz einer gültigen BahnCard sind. Bestellen Sie doch gleich Ihre neue BahnCard online hier auf www.bahn.de.

Wir bitten um Ihr Verständnis.

Ihr Team von www.bahn.de

Ich betrachte meine Bahncard, ich betrachte mein Kundenkonto, ich fange noch mal von vorne an. Keine gültige Bahncard. Ich rufe den Bahncardservice der Bahn an.

Ihre voraussichtliche Wartezeit beträgt: 5 Minuten. Das Gespräch wird zum Festpreis abgerechnet, Ihnen entstehen also keine zusätzlichen Kosten durch die Wartezeit. Bitte haben Sie noch etwas Geduld! Wir werden Sie schnellstmöglich mit unserem nächsten freien Mitarbeiter verbinden.

Eine Bahncardservicemitarbeiterin geht dran. Ich schildere mein Problem. "Ja, da muss ich Sie mit dem Bahn-Bonus-Service verbinden."

Ihre voraussichtliche Wartezeit beträgt: 3 Minuten. Bitte haben Sie noch etwas Geduld! Wir werden Sie schnellstmöglich mit unserem nächsten freien Mitarbeiter verbinden.

Eine Bahn-Bonus-Mitarbeiterin geht dran. Ich schildere mein Problem. Sie lässt sich meine Bahncardnummer geben. “Ja, da muss ich Sie mit dem Bahncardservice verbinden.” “Aber von da komm ich doch gerade!” Ich zetere ein bisschen herum und werde dann mit dem Bahncardservice verbunden.

Ihre voraussichtliche Wartezeit beträgt: 4 Minuten. Bitte haben Sie noch etwas Geduld! Wir werden Sie schnellstmöglich mit unserem nächsten freien Mitarbeiter verbinden.

Der Bahncardservice ist nach wie vor nicht zuständig und verbindet mich mit dem Onlineticketservice. Nachdem ich zum vierten Mal mein Problem geschildert habe, erklärt mir ein Mitarbeiter: “Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht für Sie: Die gute ist: Sie sind jetzt Bahn-Comfortberechtigt und die neue Bahncard ist schon unterwegs zu Ihnen. Die schlechte: Ihre alte Bahncard ist deshalb schon nicht mehr gültig, die neue wird aber erst ungefähr zum Zeitpunkt der Zustellung aktiviert. Deshalb haben Sie im Moment keine gültige Bahncard. ” Ich lache sehr. “Na, wenigstens können Sie drüber lachen, das können nicht alle.” Ich sage, so gern hätte ich den nutzlosen Bahn-Comfort-Status dann doch nicht, dass er mir 89 Euro wert wäre. So viel kostet nämlich das Ticket, das ich jetzt selbst bezahlen muss. Ob ich den Comfort-Status ablehnen könnte? Nein. Ob man die alte Karte noch mal kurz reaktivieren könnte, bis die neue da ist? Nein. Ob man mir wenigstens Bahn-Bonuspunkte im Gegenwert dieser Fahrt zum Trost gutschreiben könnte? Das weiß nur die Bahn-Bonus-Abteilung.

Ihre voraussichtliche Wartezeit beträgt: 7 Minuten. Bitte haben Sie noch etwas Geduld! Wir werden Sie schnellstmöglich mit unserem nächsten freien Mitarbeiter verbinden.

Die freundliche Dame in der Bahn-Bonus-Abteilung kann in dieser Hinsicht leider gar nichts für mich tun.

Ich: “Aber wir sind uns darüber einig, dass das nicht richtig ist, dass ich jetzt 89 Euro bezahlen muss, weil ich einen Comfort-Status kriege, für den ich mich gar nicht interessiere?”
Sie: “Darüber sind wir uns einig, ja. Aber ich kann da nichts machen. Ich bin hier das kleinste Rädchen im Getriebe.”
Ich: “Angenommen, ich werde jetzt hysterisch und beschimpfe Sie: Können Sie den Anruf dann irgendwohin eskalieren?”
Sie: “Wenn Sie mich anschreien und beschimpfen, dann muss ich Sie zum Kundendialog durchstellen.”
Ich: “Ist das gut oder schlecht?”
Sie: “Ich weiß nicht. Aber an sich ist der Kundendialog dafür zuständig, Probleme unzufriedener Kunden zu lösen.”
Ich: “Geht das auch ohne Anschreien und Beschimpfen oder soll ich?”
Sie: “Hm, sagen wir mal so: Ich fühle mich jetzt schwer beleidigt. Moment, ich verbinde Sie.”

Ihre voraussichtliche Wartezeit beträgt: 2 Minuten. Bitte haben Sie noch etwas Geduld! Wir werden Sie schnellstmöglich mit unserem nächsten freien Mitarbeiter verbinden.

Tatsächlich sind es eher zehn Minuten, also wenn ich vorher schon jemanden angeschrien und beschimpft hätte, wäre meine Laune jetzt sicher nicht besser. Dann meldet sich eine Dame, deren müder und vollkommen gleichgültiger Stimme anzuhören ist, was für ein harter Job es ist, immer die Kunden durchgestellt zu bekommen, die schon auf dem Schrei-und-Schimpf-Level angekommen sind.

Ich: Schildere mein Problem zum sechsten Mal.
Kundendialog: “Wenn Sie nicht im Besitz einer gültigen Bahncard sind, können Sie keine Freifahrt buchen.”
Ich: “Aber dafür kann ich doch nichts, dass ich nicht im Besitz einer gültigen Bahncard bin. Das liegt daran, dass Sie tagelang brauchen, um mich von der regulären Bahncard auf die Bahncard Comfort umzustellen.”

Kundendialog: “Einen Moment.”

Warteschleifenmusik

Kundendialog: “Ja, da können wir leider nichts machen.”
Ich: “Auch nicht mir zum Trost Bahn-Bonuspunkte im Gegenwert von diesen 89 Euro gutschreiben, die der Comfort-Status mich jetzt kostet?”
Kundendialog, äußerst gelangweilt: “Wenn Sie keine gültige Bahncard haben, können wir Ihnen keine Punkte gutschreiben.”
Ich muss schon wieder sehr lachen. “Aber in ein paar Tagen dann? Wenn ich wieder eine gültige Bahncard habe?”
Kundendialog: “Ja, rufen Sie dann noch mal an.”
Ich: “Ich telefoniere jetzt seit einer Dreiviertelstunde mit sechs verschiedenen Stellen. Das würde ich ungern noch mal machen. Haben Sie denn keine Wiedervorlage?”
Kundendialog: “Nein. Ich kann einen Vorgang anlegen.”
Ich bekomme eine Vorgangsnummer.
Ich: “Und was mache ich dann damit?”
Kundendialog: “Damit rufen Sie noch mal an.”
Ich: “Wo?”
Kundendialog: “Beim Kundendialog.”
Ich: “Steht die Nummer auf der Website?”
Kundendialog: “Ja.”
Ich: “Ich hab nachgesehen, die steht da nicht.”
Kundendialog: “Das ist die 01806 996633. Nach der Begrüßung sagen Sie gleich das Stichwort Fernverkehr, dann landen Sie beim Kundendialog.”

Update: @DB_Bahn findet, keine der vier Stellen sei für mich zuständig gewesen. Richtiger Ansprechpartner sei vielmehr der Comfort-Service. Die Nummer für den Comfort-Service steht nicht auf der Website, sondern nur auf der Bahncard Comfort, die ich noch nicht habe. Ich schreibe das nicht aus Kleinlichkeit auf, es entzückt mich ehrlich und ich würde gern in der

Abteilung arbeiten, die sich das alles ausdenkt. Aber Systeme bringen solche Wunderlichkeiten ja ganz von allein hervor, leb wohl, nicht existierender Traumberuf.

Update 2: Ein @DB_Bahn-Mitarbeiter geht der Sache von sich aus nach und schickt mir zwei Tage nach diesem Beitrag eine Mail, die den Sachverhalt bestätigt:

> "Ist die Produktion im System vermerkt, wird der Status der 'alten' Karte (ohne Status) automatisiert geändert. In dem Fall von aktiv auf inaktiv. Das heißt, die Karte (ohne Status) ist händisch am Automaten, im Reisezentrum und im Zug nutzbar und kann vorgezeigt bzw. verwendet werden. Die Prämieneinlösung ist damit allerdings nicht möglich, da das System eine Momentabfrage vornimmt. Da sich die Statuskarte noch in der Produktion befindet und somit nicht „aktiv" ist, erhalten Sie die entsprechende Fehlermeldung, dass bei der Prämienbestellung keine gültige BahnCard vorliegt, obwohl Sie faktisch eine gültige BahnCard in der Hand halten. Nachdem der Versand der Statuskarte vorgenommen wird, ändert sich im System auch der Status dieser Karte von 'in Produktion' zu 'aktiv'. Dieser Zeitraum kann ca. 6 – 7 Tage betragen . . . "

Das Wort "Status" bedeutet in dieser Beschreibung zwei verschiedene Dinge. Zum Trost bekomme ich 1.000 Bonuspunkte gutgeschrieben.

Kathrin Passig

01.07.2015

Unterlagen bitte stets in Papierform

Ich erhalte die folgende Mail von der hauseigenen Rechtsabteilung:

“aus gegebenem Anlass rufen wir Folgendes in Erinnerung:

Wir sind schon aus Sicherheitsgründen nicht berechtigt, fremde USB-Sticks u.ä. Speichermedien an unsere PCs anzuschließen.

Es kommt immer wieder vor, dass Mitglieder, die zur Beratung kommen, anfragen, ob sie ihre bezughabenden Unterlagen auch auf einem elektronischen Speichermedium mitbringen können.

Wir ersuchen darum, diese Frage zu verneinen.
Unterlagen sind bitte stets in Papierform zu Beratungsgesprächen mitzubringen.”

kreimlink

seit 1994

Tabs sind was für dritte Zähne

Seit 1994, so sagt mir mein ergoogeltes Wissen zum Thema “tabbed browsing”, gibt es Browser mit einer “Tab Funktion”, seit 2006 haben das wohl alle. Somit kann man also schon seit 9 Jahren mehrere Internetseiten offen halten, also mehrere Vorgänge, ganz viele Vorgänge, unübersichtlich viele. Immer wieder fällt im Redaktionschat der Satz “was täte ich nur ohne Tabs”?, und ich sehe beim Wort “Tabs” das Bild eines Wasserglases mit sprudelnden Zähnen vor mir.

Ich nutze nämlich keine Tabs. Ich kann das nicht handhaben.
Wenn ich z. B. auf Twitter bin, bin ich dort und nirgendwo anders, denn ich habe ein physisch-haptisches Gedächtnis. Sicher gibt es einen Fachbegriff dafür, den ich nicht kenne. Wahrscheinlich liegt es daran, dass ich sehr schlecht sehe, und das wurde sehr spät erkannt. Davor wurde ich halt für tapsig gehalten. So machte man das früher, wenn Kinder sich seltsam verhielten. Dass ich kein räumliches Sehen habe, kam niemandem in den Sinn.

Jedenfalls orientiere ich mich im Raum durch Anfassen. Möbel, Einrichtung, Wände. So was. Das geht blitzschnell und ich lerne rasch. Mein Gedächtnis funktioniert mit ebensolchen "Räumen", ich erinnere mich an Latein links oben und Mathe rechts unten und an das Kleid der schwedischen Prinzessin bei ihrer Hochzeit im Fach für überflüssiges Wissen, was sehr groß und überraschend aufgeräumt ist.

Das Internet ist ein Raum mit sehr vielen Zimmern auf derselben Stelle: meinem Monitor. Das macht es äußerst schwer, meine räumliche Erinnerung auszutricksen, und mir z. B. verschiedene Netzquellen zu merken. Ich weiß daher die meisten meiner notwendigen Internetadressen auswendig und tippe sie ein, damit ich wenigstens einen kleinen körperlichen Vorgang (= Tippen) habe, um dorthin zu gelangen, wo ich hinmöchte.

Tabs machen mein Orientierungssystem zunichte, daher löse ich das anders: ich benutze für verschiedene Oberthemen wie z. B. "social media" oder "Herumstromern" verschiedene Browser, weil die wenigstens verschieden aussehen. Das ist die einzige Methode, um sicher durch einen Vormittag zu navigieren. Und mich daran zu erinnern, was ich wo gelesen haben könnte.

Ich denke, aus demselben Grund kann ich mit eBooks nichts anfangen. Ich weiß nie, welche ich schon habe, welche ich bis wo gelesen habe, und wie sie überhaupt heißen. Die Navigation auf den Readern ist stets an derselben Stelle und die Texte unterscheiden sich im Erscheinungsbild zunächst durch nichts (bei angepasster Schrift an die Reader haben sie nicht einmal mehr verschiedene Schriftarten im Angebot). Ich brauche die verschiedenen Farben, Größe und Haptiken, um mich an sie zu erinnern.

Von größeren Menschenmengen halte ich mich hingegen fern, denn Menschen bewegen sich nur allzu oft von der Stelle weg, an der ich sie mir gemerkt habe, und nur sehr wenige Fremde haben Verständnis, wenn ich sie anfasse und erkläre, dies diene lediglich der Orientierung auf meinem Weg zur Toilette.

Pia Ziefle

2015 (und die dreißig Jahre davor)

Zehnfingerschreiben ist nur was für Sekretärinnen

Zehnfingerschreiben gehört zu den nützlichsten Fähigkeiten, die ich in der Schule gelernt habe. Also, eigentlich nicht in der Schule, sondern nachmittags, anderswo und freiwillig. Wie nützlich das später auch für Nicht-Sekretärinnen werden würde, konnte man schon damals, Mitte der 80er Jahre, ahnen, denn auch Akademiker mussten ja vermutlich ihre eigenen Texte tippen. Dass wenige Jahre später in jedem Privathaushalt und an jedem Arbeitsplatz ein Computer stehen würde, und dass auch in gut bezahlten, angesehenen Berufen das Diktieren zugunsten des Selberschreibens verschwinden würde, war noch nicht so klar, da will ich jetzt niemandem Vorhaltungen machen.

Aber 2015 könnte man es allmählich besser wissen. Der Neffe geht auf die Realschule und lernt dort Zehnfingerschreiben. Allerdings nur, weil es eben eine Realschule mit einem Verwaltungszweig ist. Auf dem Gymnasium der Nichte spielen Tippfähigkeiten nach wie vor keine Rolle.

Eine Fähigkeit, die einmal mit einem statusniedrigen Beruf in Verbindung gebracht wurde, braucht offenbar Jahrzehnte, um diesen Ruf wieder abzuschütteln, auch wenn einer der derzeit angesehensten und zukunftssichersten Berufe, der des Softwareentwicklers, gar nicht so wenig mit dem Betätigen von Tasten auf einer Tastatur zu tun hat.

Kathrin Passig

2. Juli 2015

Papier wird knapper. Aber ein bisschen ist noch da.

Ich bin mit Angela Leinen unterwegs und habe erstmals mein Notizbuch zu Hause gelassen, weil ich es schon lange nur noch in seltenen Sonderfällen benutzt habe.

Angela durchstöbert das Hotelzimmer: “Briefpapier in Hotelzimmern gibt es auch nicht mehr, oder?” Doch, sage ich, ich hätte erst dieses Jahr in Hotels mit Briefpapier gewohnt, vielleicht sei es eine Frage der Sterneanzahl. (Ist es nicht.)

Etwas später stellt sich heraus, dass diese Frage sie nicht nur aus hotelhistorischen Interesse beschäftigt: “Du hast nicht zufällig Papier für mich?” – “Nein, aber einen Stift könntest du haben.” – “Stift! Einen Stift hab ich selber!”

Mir fällt ein, dass ich in meiner Tasche seit vielen Wochen diverse unerledigte To-do-Listen und undigitalisierte Notizen auf Papier mit mir herumtrage. Einen Teil dieser Notizen habe ich mir – wieder aus Höflichkeitsgründen, denn Rechnernutzung hätte nach Desinteresse und Facebook ausgesehen – Anfang Juni in einer Uni-Verwaltungssitzung auf den Powerpoint-Folien gemacht, die dort ausgedruckt verteilt wurden. Und es sind gar nicht alle Blätter beschrieben! Ich gebe Angela eines ab und sage, danach hätte ich auch noch diese zerknüllte Brötchentüte vom Bahnhof.

Kathrin Passig

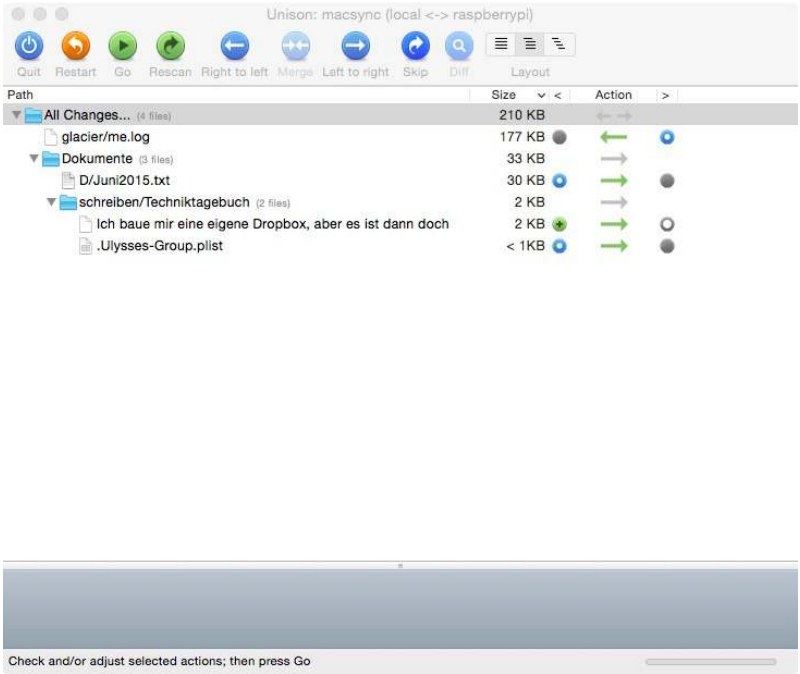
02.07.2015

Ich baue mir eine Dropbox in einem verwunschenen Salzstock

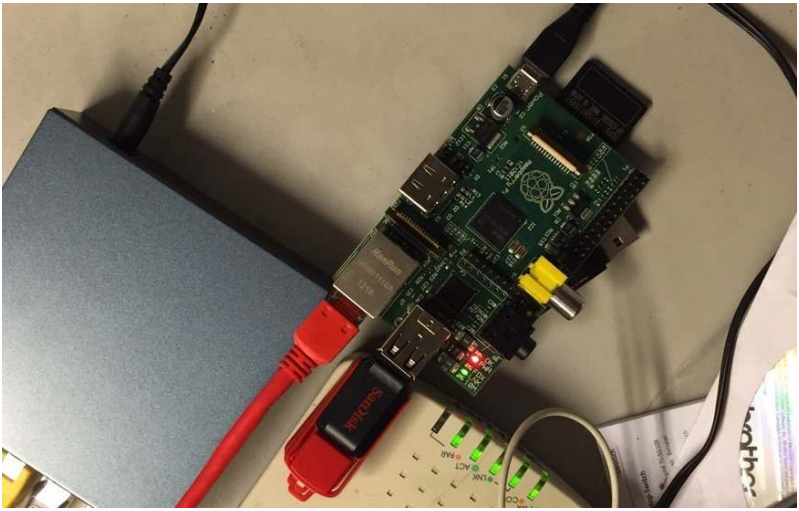
Weil mein MacBook bis vor kurzem noch ein kaputtes Display hatte und ich zu geizig war, die Reparatur zu zahlen, musste ich für unterwegs auf andere Geräte zurückgreifen. Hauptsächlich habe ich Pages-Dokumente und PDF-Dateien von PowerBook (also unterwegs) und MacBook (stationär, an einen Bildschirm angeschlossen) synchron halten müssen, für Dinge, die ich für das Studium machen muss. Ich habe mich, daran erinnere ich mich sehr gut, noch explizit über die Firma Dropbox gefreut – dankbar war ich, dass sie ihre moderne Software sogar noch auf Mac OS 10.4 (immerhin ein 10

Jahre altes, fast gar nicht mehr genutztes Betriebssystem) und einer veralteten Prozessorarchitektur (PowerPC) laufen lassen. Und kurz nach diesem Gedanken erreicht mich die Mail, man werde Dropbox ab dem Mai 2015 nur noch ab dem Betriebssystem 10.6 unterstützen. Auf den Ärger der (sehr kleinen davon betroffenen) Community wurde sogar halboffiziell geantwortet, und eigentlich ist der Schritt ja auch verständlich.

Ich begebe mich daraufhin auf die Suche nach Alternativen. Owncloud klingt super, vor allem weil ich (ähm, meine Mutter) seit drei Jahren einen Server bezahle, mit dem ich nichts mache, und man dort Owncloud per Knopfdruck installieren kann. Allerdings ist der Client auch nur ab 10.6 vorgesehen. Ich bleibe bei einer zufällig gefundenen Anleitung hängen, die einen Raspberry Pi vorsieht – auch dieser liegt, seit er damals vorgestellt und sofort gekauft wurde, ungenutzt bei mir herum. Die in der Anleitung vorgeschlagene Software ist Unison. Unison synchronisiert, wie Dropbox, zwei Ordner – allerdings muss die Synchronisation per Hand gestartet werden. Es gibt für den Mac eine grafische Oberfläche, es geht aber auch per Kommandozeile.



Also richte ich diverse SSH-Dinge, die ich gar nicht so ganz verstehe (Passwortloses Login von allen meinen Macs auf den Raspberry Pi), und DynDNS ein, kaufe zwei USB-Sticks, lerne, wie man diese zu einem RAID verbindet (für noch mehr Datensicherheit) und nach – ich muss bei Linux trotz Informatikstudiums eigentlich alles googlen – zwei Tagen läuft alles.



Das Tollste ist allerdings der letzte Teil der Anleitung, die ich blind befolge. Da der Server nun ja zuhause steht, sind die Daten im Fall von Feuer, Diebstahl, Hochwasser nicht wirklich sicher. Deshalb wird der Ordner jede Nacht automatisch zu Amazon Glacier gesichert. Diesen Dienst kannte ich vorher nicht, aber er lässt das Geekherz ein wenig höher schlagen: Das Gigabyte Speicherplatz kostet einen Cent pro Monat (das Abrufen der Daten allerdings kann wahnsinnig teuer werden), die Daten sind aber nicht sofort abrufbar. Es ranken sich Gerüchte darum, wie die Daten gespeichert werden, und ich finde alle toll. Wikipedia spricht von «custom low-RPM hard drives attached to custom logic boards» oder aber «Glacier runs on Spectra T-Finity tape libraries with LTO-6 tapes», oder sogar «off-line shingled magnetic recording hard drives, multi-layer Blu-ray optical discs, or an alternative proprietary storage technology». Meine Techniktagebucheinträge, auf Magnetband oder einer multi-layer Blu-ray disc, sicherlich tief in einem verwunschenen Salzstock, auf alle Ewigkeit und vor jedem Atomkrieg gesichert!

Das einzige Problem ist, dass Unison mit wechselnden IP-Adressen manchmal nicht so gut zurechtkommt, obwohl ich allen Geräten einen Namen zugeordnet habe. Dann ist Unison verwirrt, welches die richtige Datei ist und fragt, in welche Richtung synchronisiert werden soll, was ein wenig gefährlich ist.
Kurz nachdem ich alles eingerichtet habe, lasse ich das MacBook reparieren (was dann doch billiger als gedacht möglich wurde) und könnte eigentlich wieder Dropbox benutzen. Mache ich aber nicht.

Franz Scherer

Seit Sommer 2012

Stürmischen Zeiten durch Spannungshalbierung begegnen

Es ist warm. Sehr warm. Das Thermometer im Büro zeigt Werte größer 35°C. Während die Einrichtungsgegenstände zu schmelzen beginnen, pfeife ich bald wie ein alter Flötenkessel ein klagendes Lied.

Mit letzter Kraft gelingt es mir, die Internetseite des Online-Versandhändlers meines Vertrauens aufzurufen. Ich suche nach einem Standventilator, der auch lieferbar ist, denn in den Baumärkten in der Umgebung ist kein einziger mehr zu ergattern. Meine Wahl fällt auf ein verchromtes Gerät, das im Büro etwas hübscher aussehen mag als die gängigen weiß beschichteten Billigteile. In den Bewertungen liest man auch durchaus zufriedene Äußerungen, es wird vor allem die gute Leistung des Geräts gelobt. Nichts wie her damit!

Wenige Tage später trifft der Ventilator ein. Er sieht wirklich für den günstigen Preis ganz gut aus. Es ist auch ein stabiler, schwerer Standfuß dabei. Alles bestens, Zeit für den ersten Probelauf.

Ich schalte den Ventilator ein, und meine, dass die Schreibtischlampe kurz flackert. Schon bei der kleinsten Stufe von dreien bläst es mir sämtliche Blätter vom Tisch. Auf Stufe 2 verpasst mir das Teil eine Fönfrisur wie dem Bassisten von Kajagoogoo. Ich schaffe es kaum noch, den Schalter zu berühren. Als es mir gelingt, ihn testweise auf Stufe 3 zu schalten, bläst mich der Ventilator mit meinem Bürostuhl quer durch's Zimmer.

So kann es nicht weitergehen!

Kurz darauf telefoniere ich mit einem Kollegen, der Elektrotechnik studiert hat. Neben unwichtigen, beruflichen Dingen kommen wir auch auf mein akutes Ventilatorproblem zu sprechen. Er meint, er habe noch ein Netzteil herumliegen, das die Netzspannung halbiert. Das hätte er über. Es entpuppt sich

als Netzteil, um offensichtlich ein amerikanisches Faxgerät am europäischen Stromnetz zu betreiben. Es liegt sogar ein passendes Kabel von der amerikanischen auf die Schuko-Steckernorm bei, so dass ich meine Windmaschine umgehend in Betrieb nehmen kann.

Es könnte nicht besser sein! Auf Stufe 1 bewegt sich der Propeller leicht und erzeugt ein laues Lüftchen. Selbst auf Stufe 3 bricht der Herbst im Büro mit herumfliegenden Blättern noch nicht aus. Die Einstellungen passen perfekt für den sommerlichen Dauerbetrieb.

Markus Winninghoff

2.7.2015

“Meine PIN ist 1234”

Ich stehe an einem Geldautomaten der Postbank und möchte Geld abheben. Dabei fällt mein Blick auf die Option “Sprachauswahl”.

Praktisch, denke ich, da kann man dann dem Geldautomaten einfach sagen, welchen Betrag man möchte und muss nicht tippen. Dann wundere ich mich aber, wie das bei der PIN gehen soll, die man ja vielleicht nicht laut in der Öffentlichkeit preisgeben will.

Dann denke ich noch ein bisschen nach und merke, dass es hier wohl gar nicht darum geht, den Geldholvorgang per Sprachsteuerung zu erledigen, sondern dass man über die Option “Sprachauswahl” vermutlich einfach die Sprache auf dem Display ändern kann, wenn man zum Beispiel Tourist ist oder so. Das scheint mir dann sofort logischer und auch deutlich sicherer.

Anne Schüßler

2. Juli 2015

Allein im Wasser

In der Mitte eines Sees. Ich frage mich, wie viel ich schon geschwommen bin. Meine rechte Hand greift in die Tasche meiner Badehose und sucht nach dem Smartphone. Enttäuscht zieht sie sich wieder zurück.

Felix Lorenz

Februar 1985, entdeckt 2015

Programmcode, Schreibmaschine, und die Präzision der Mutterliebe

Es könnte ein Zeichen für die inzwischen beträchtliche Reichweite des Techniktagebuchs sein. Oder dafür, dass man bei CHIP nach wie vor ganz schön auf Zack ist. Oder, wie Kathrin lakonisch anmerkt, einfach für die *six degrees of separation*.

Jedenfalls ist Josef Reitberger, der heutige Chefredakteur von CHIP, persönlich in den Archivkeller gegangen, um das Februarheft des Jahres 1985 ausfindig zu machen, und hat mir per Facebook und E-Mail Scans davon zukommen lassen. Wohlgemerkt: Ohne dass ich ihn darum gebeten oder auch nur Kontakt zu ihm aufgenommen hätte.

Musik mit dem Sinclair ZX81

Der Kleine ist nicht stumm

Auch dem ZX81 von Sinclair kann man Töne entlocken, wenn man es richtig anstellt, und die Möglichkeiten sind nicht uninteressant. Wie man dazu vorgehen muß, zeigt dieser Bericht.

Das Programm erzeugt am MIC-Ausgang des ZX81 (Kassettenport) Rechteckschwingungen, die über einen Verstärker, etwa einen auf Aufnahme geschalteten Kassettenrecorder, hörbar sind.

Dadurch wird der ZX81 fast zu einem richtigen Musikinstrument. Allerdings muß der Nachteil in Kauf genommen werden, daß bei der Tonerzeugung das Fernsehbild verschwindet. Auf dem Bildschirm sind dann ähnliche Streifen zu sehen, wie sie beim Aufzeichnen von Programmen entstehen.

Die eigentliche Tonerzeugung übernimmt ein Maschinenprogramm, welches durch das Programm

CHIP 167

Ab Seite 167 dieser Ausgabe steht er tatsächlich: Der Kleine ist nicht stumm, der Artikel über den ZX81, dessen Programmlistings meine Mutter auf einer elektromechanischen Schreibmaschine abgetippt hat, während ich im Krankenhaus auf meine Gehirnoperation wartete.

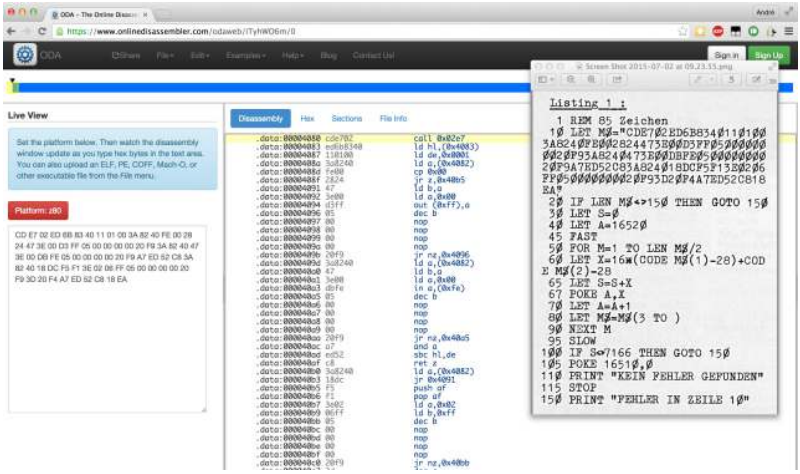
Listing 1 :

```
  1 REM 85 Zeichen
 1Ø LET M$="CDE7Ø2ED6B834Ø11Ø1ØØ
3A824ØFEØØ2824473EØØD3FFØ5ØØØØØØ
ØØ2ØF93A824Ø473EØØDBFEØ5ØØØØØØØØ
2ØF9A7ED52C83A824Ø18DCF5F13EØ2Ø6
FFØ5ØØØØØØØØ2ØF93D2ØF4A7ED52C818
EA"
 2Ø IF LEN M$<>15Ø THEN GOTO 15Ø
 3Ø LET S=Ø
 4Ø LET A=1652Ø
 45 FAST
 5Ø FOR M=1 TO LEN M$/2
 6Ø LET X=16*(CODE M$(1)-28)+COD
E M$(2)-28
 65 LET S=S+X
 67 POKE A,X
 7Ø LET A=A+1
 8Ø LET M$=M$(3 TO )
 9Ø NEXT M
 95 SLOW
1ØØ IF S<>7166 THEN GOTO 15Ø
1Ø5 POKE 1651Ø,Ø
11Ø PRINT "KEIN FEHLER GEFUNDEN"
115 STOP
15Ø PRINT "FEHLER IN ZEILE 1Ø"
```

Die Listings sind ein Blick in eine versunkene Zeit. Nicht nur die Nullen sind große Os mit einem nachträglich darübergetippten Schrägstrich. Was mein Gedächtnis völlig unterschlagen hat, ist das Dollarzeichen (ein S, ebenfalls mit darübergetipptem Schrägstrich), der Stern oder Asterisk (ein x mit

einem darübergetippten minus), und das Zeichen für Ungleichheit, ein kleiner-als-größer-als (<>), das nun wirklich nur von Hand und mit feinem Filzstift in den Programmtext platziert werden konnte.

Mit einer Zärtlichkeit, wie nur ein Sohn sie für seine Mutter empfinden kann, habe ich das Herz des Programms, den hexadezimalen Maschinencode aus Zeile 10 des ersten Listings, von Hand in einen Z80-Disassembler (»Rückübersetzer«) getippt, den ich per Google gefunden habe. Der Code, in die für Menschen verständlichere Assemblersprache zurückübersetzt, sieht absolut korrekt aus, die Sprungadressen und die Schleifenlogik stimmen.



Dass Mutterliebe dennoch nicht einfach mit technischer Präzision gleichzusetzen ist, zeigt sich in den späteren Listings, wo ihre Konzentration beim Abtippen minimal ermüdet sein muss. Da fehlt ein Leerzeichen in Zeile 110 von DEMO 3, das Semikolon in Zeile 100 von Listing 4 hätte eine 1 sein müssen, und die Formel in Zeile 160 sieht etwas merkwürdig aus. Aber das sind harmlose Fehler, keiner davon im technischen Herz des Programms, und

man kann wohl mit Fug und Recht erwarten, dass jemand, der ernsthaft solche Listings aus Computerzeitschriften abtippt, schon von selber merkt, was gemeint ist.

```
     DEMO 3:
1ØØ POKE 16515,2Ø
1Ø5 FOR P=25Ø TO 1Ø STEP -3
11ØPOKE 16514,P
115 RAND USR 1652Ø
12Ø NEXT P
125 GOTO 1Ø5
```

Listing 4:

```
1ØØ LET PT =;/325ØØØØ
1Ø5 SCROLL
11Ø PRINT "FREQUENZ(HERTZ)? ";
115 INPUT F1
12Ø PRINT F1
125 SCROLL
127 IF F1<235 OR F1>19117 THEN
GOTO 18Ø
13Ø LET T=1/F1/PT
135 LET P=INT((T-116)/54+Ø.5
14Ø PRINT "P-WERT:";P
145 SCROLL
15Ø LET F2=1/(PT*(54*P+116))
155 PRINT "NAEHERUNGSWERT:";F2;
" HZ"
157 SCROLL
16Ø LET PZ=ABS (F2*1ØØF1-1ØØ)
165 PRINT "ABWEICHUNG:";PZ;
" PROZENT"
17Ø SCROLL
172 PRINT "--------------------------------"
175 GOTO 1Ø5
18Ø PRINT "FREQUENZ NICHT ERZEUG
BAR."
185 GOTO 17Ø
```

Ungelöst dagegen bleibt das Problem meiner eigenen Biographie. Da dieses Heft wirklich im Februar 1985 erschienen ist, muss meine Gehirnoperation wohl doch eher im Sommer 1984, und nicht 1983 stattgefunden haben. Aber sicher weiß ich das immer noch nicht.

André Spiegel

2. Juli 2015

Internet nachholen

Die letzten Monate waren eine Ausnahmesituation. Ich habe einen Kirchentag vorbereitet und deswegen deutlich mehr gearbeitet als gewohnt, hatte also weniger Zeit, als sonst, um Artikel zu lesen und Podcasts zu hören. In der Kirchentagswoche selbst war an rekreativen Medienkonsum gar nicht zu denken. Seit der Kirchentag also rum ist, das war vor vier Wochen, hole ich nach, was ich verpasst habe. (Auch in den Wochen danach hatte ich immer noch viel zu tun, auch privat, sonst wäre ich sicher schon weiter.)

Gerade eben habe ich zum Beispiel endlich die rund 60 Techniktagebuch-Einträge gelesen, die sich aufgestaut hatten. Den Techniktagebuch-Chat hatte ich während des Kirchentages vollständig ausgeschaltet und ich habe ihn nicht nachgelesen.

In meiner “Pocket”-App sind jetzt noch 64 ungelesene Beiträge, es waren insgesamt wahrscheinlich mal 150 bis 200. 40 ist ungefähr der “Bodensatz” ungelesener längerer Stücke oder Videos, die ich nur an extra zurechtgelegten Tagen nachholen kann. Dort bin ich also fast wieder auf Stand.

Von den 22 Podcasts, die ich abonniert habe, sind noch sieben Sendungen ungehört. Die meisten meiner Podcasts haben wöchentlich neue Folgen, bei manchen Podcasts höre ich allerdings auch nicht alle Sendungen. Das Hören der Podcasts ging erstaunlicherweise in der Stressphase am besten, weil es so passiv ist.

Filmnachrichten (die für mich wichtigsten Nachrichten) habe ich in der Regel alle paar Tage nachgeholt, indem ich die Überschriften meines Haupt-Filmblogs im Feedreader gelesen habe.

In den letzten paar Tagen konnte ich viel Bahn fahren – und Bahnzeit ist für mich immer Lesezeit. Auf diesen Fahrten habe ich viel geschafft. Ich schätze, dass ich in etwas über einer Woche, ungefähr am Anfang meines langersehnten Urlaubs, wieder "auf 0" bin, also keine aufgestauten Medien mehr habe.

Alexander Matzkeit

2005 bis 2015

Internet in Klagenfurt

2005 kommt das Internet bei den Tagen der deutschsprachigen Literatur aus sechs oder sieben PCs im Pressezentrum des ORF-Sendehauses. Angela Leinen (2015): "Wenn man sich akkreditierte, kriegte man eine Nachricht, dass im Pressezentrum PC-Arbeitsplätze, Drucker, ein Faxgerät und eine Schreibmaschine bereitstehen." Aber auch unakkreditiert darf dort jeder herumsitzen, denn das Pressezentrum ist gleichzeitig ein Café. Wir brauchen das Internet, um alles in ein Forum zu schreiben, das Höfliche-Paparazzi-Forum. (Mit höflichem Paparazzieren hat das alles nichts zu tun, zu diesem Zeitpunkt hat sich das Forum weit von seiner Ursprungsidee der Berichte über Zufallsbegegnungen mit Prominenten wegentwickelt.) Angela Leinen bloggt aber auch schon.

2006 kommt WLAN dazu, man kann also jetzt auch vom eigenen Rechner aus das Forum vollschreiben. Außerhalb des Sendehauses gibt es aber weiterhin kein Internet, man bräuchte dazu eine obszön teure italienische UMTS-Karte. Und es ist keine Schreibmaschine mehr da!

Foto: Angela Leinen mit freundlicher Genehmigung. Im Vordergrund Sascha Lobo, Philipp Albers, dahinter Juliette Guttmann, ganz hinten Clemens Meyer, Aleks Scholz.

Für den Publikumspreis muss man am Samstagnachmittag online abstimmen, das ORF-Café ist dann aber entweder nicht mehr geöffnet oder wir sind nicht da. Mobiles Internet hat noch niemand von uns, außer Angela, in deren Festnetzvertrag die Nutzung von T-Mobile-Hotspots enthalten ist. Außerdem kann sie mit ihrem Handy das Internet nutzen, das ist aber so teuer, dass wir das nur ganz kurz tun, wenn es sich mit der Abstimmung gar nicht anders machen lässt.

2007 braucht Sascha Lobo das Internet bereits, um zu twittern. Sonst machen das aber noch nicht viele. Ich habe erstmals ein Gerät dabei, mit dem ich das WLAN auch nutzen kann, mein Powerbook, das später Franz Scherer erben wird. Die Riesenmaschine veranstaltet ein Börsenspiel (Ankündigung, Ergebnis, Auszüge aus den Analysen), bei dem man auf den künftigen Sie-

ger wetten kann. Die Aktienbesitzer kämpfen um Zugang zu den Rechnern im Pressezentrum, denn nur wer rechtzeitig kaufen und verkaufen kann, hat eine Gewinnchance. “Besondere Erwähnung verdient hier Riesenmaschine-Mitarbeiter Klaus Cäsar Zehrer, der den von Riesenmaschine-Mitarbeiter Christoph Albers ohne Logout verlassenen Rechner im Klagenfurter ORF-Pressecafé übernahm, um ohne Zögern Albers’ gesamtes Lutz-Seiler-Portfolio zu veräussern.” (Riesenmaschine)

2008 wird die Automatische Literaturkritik eingeführt. Wir arbeiten mit im ORF-Café ausgedruckten Versionen der Kriterienliste. Ich twittere jetzt auch, aber nur ganz wenig: vier Tweets zum gesamten Bewerb, eventuell aus Internetmangel?

Foto: Angela Leinen mit freundlicher Genehmigung. Ich bewirtschafte Angelas Twitter- und Blogmoderationsangelegenheiten mit, während sie fotografieren geht.

2010 kann man die Veranstaltung erstmals von einem schöneren Ort als dem tageslichtlosen ORF-Café aus verfolgen, per Liveübertragung am Lendhafen. Weil es dort außer Fernsehen keine Technik gibt, bleiben wir aber trotzdem im Café sitzen.

2011 testen wir zum ersten Mal das Public Viewing im Lendhafen: "Wenn der Strom alle ist, kommen wir zurückgekrochen", den gibt es nämlich dort nicht. Schon vier Stunden später hängen wir "jetzt doch erst mal im klimatisierten ORF-Café an der Steckdosennabelschnur".

Ich twittere: "Jo Lendle ist 1. iPad-Nutzer vor Ort, man bekommt also an normalen Macbooks ab sofort nie wieder die Finger beim Tippen gefilmt, yay!", werde aber gleich darauf von Aleks Scholz korrigiert: Erster iPad-Nutzer bei den TDDL war selbstverständlich Sascha Lobo (2010).

Angela bloggt nur noch sporadisch. Der Livechat in ihrem Blog (seit 2008, über CoverItLive) und Twitter sind inzwischen wichtiger.

2012 gibt es bei Hofer – dem österreichischen Aldi – SIM-Karten von yesss! zu kaufen, die für wenig Geld viele GB enthalten. Jetzt können wir das Sendehaus endgültig verlassen. Im Lendhafen gibt es Verlängerungskabeltrommeln, wenn auch keine Mehrfachsteckdosen, die sind selbst mitzubringen. Das WLAN funktioniert dort noch nicht zuverlässig, aber macht ja nichts, ich habe mein eigenes Internet dabei und kann sogar noch ein paar andere Leute mit durchfüttern. Die Punktevergabe für den Automatische Literaturkritik Preis wandert in ein Google Spreadsheet, so dass alle mithelfen können. Für den Publikumspreis wird aus dem Strandbad am Smartphone abgestimmt.

2014 findet Anne Schüßler heraus, dass die ganzen live von den TDDL twitternden Menschen nicht etwa am Ort der Lesung sitzen, sondern ganz woanders in Klagenfurt den Livestream oder Fernsehen gucken. Angela betreibt immer noch einen Chat, wir twittern und arbeiten an der Automatischen Literaturkritik.

2015 verfolgen Angela und ich den ersten Tag des Bewerbs von der Autobahn aus. Am mobilen Prepaid-Internet hängen drei verschiedene Geräte, in dicht besiedelten Gegenden funktioniert sogar manchmal der 3sat-Livestream. Südlich von Frankfurt gibt es dann nur noch Edge, und wir müssen uns damit begnügen, ab und zu die Tweets nachzulesen.

Kathrin Passig

2. und 3. Juli 2015

Es fehlt ein Adapter, und zwar wie immer genau der, den man nicht kaufen kann

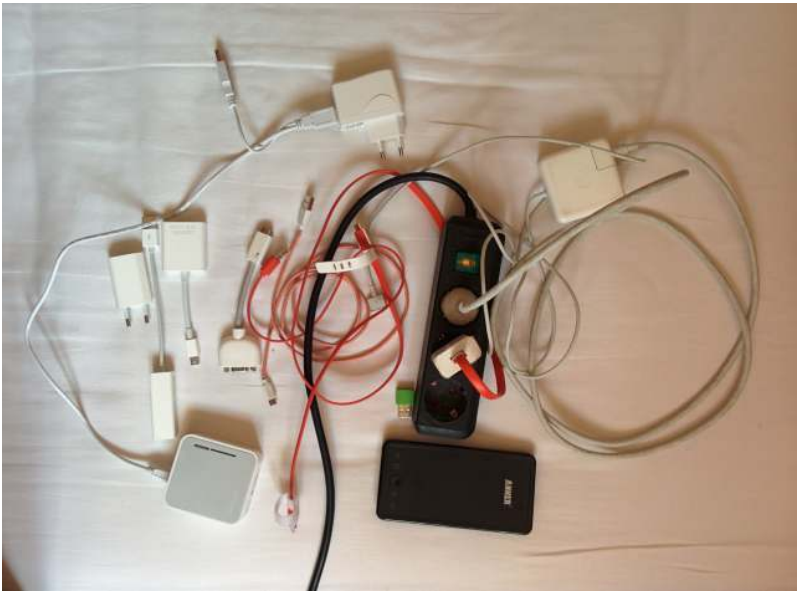
Am Donnerstag verfolgen wir von der Autobahn aus die Tage der deutschsprachigen Literatur. Das Internet kommt aus meinem Handy, am Rechner kann man den Livestream sehen und dazu twittern. Leider endet nicht nur das brauchbare Internet bei Frankfurt, auch der Akku meines Macbooks hält nicht lange durch. Aber Angela hat ja Steckdosen im Auto.

Leider passt der Schukostecker des Macbooks nicht in die Autosteckdose, man bräuchte einen Eurostecker. Von den wahlweise aufsteckbaren "Duckhead"-Eurosteckern des Magsafe-Netzteils habe ich zwar sehr viele, weil man bei jedem Netzteilkauf einen dazubekommt. Nur liegen die alle in Berlin.

Weil noch nicht klar ist, ob wir an Orten mit Steckdosen übernachten werden, halten wir am Freitag in Graz an einem Saturn. Dort gibt es zwar eine Abteilung mit Apple-Zubehör, aber keine Eurostecker. Den kann man nicht einzeln kaufen, sagt ein Mitarbeiter. Ich will schon gehen, da fällt mir ein, dass es ja vielleicht Adapter von Schuko auf Euro gibt. Nein, gibt es nicht, sagt ein anderer Mitarbeiter. Ich will schon gehen, da fällt mir ein, dass man ja vielleicht in der Reiseadapterabteilung so etwas bekommt. Nein, bekommt

man nicht. Offenbar ist es verboten, und der Mac-Spezialstecker ist nur legal, weil er in der Aufsteckleiste einen heimlichen dritten Kontakt hat (die neueren Modelle jedenfalls).

Jetzt übe ich das Packen von *allen* Adaptern und Kabeln schon so lang. Ich nehme grundsätzlich alles überallhin mit, auch die Adapter der letzten und vorletzten Generation, falls die mal jemand braucht.



Nicht im Bild, aber vorhanden: ein drittes USB-Netzteil, ein drittes USB-Micro-USB-Kabel, ein iPad-Ladekabel (zum Ausleihen an iPhone-Besitzer, die ihres vergessen haben), ein Adapter für fast alle, aber natürlich nicht alle Länder der Welt, Geigerzähler. Ok, den Geigerzähler habe ich gerade erst geschenkt bekommen, ich weiß noch nicht, ob er Dauerzubehör wird.

Irgendwas fehlt trotzdem eigentlich immer.

Kathrin Passig

3. Juli 2015

Ich erzeuge Internet aus einer Büroklammer (beinahe)

Die slowenische Unterkunft hat zwar einen WLAN-Router, die Zugangsdaten sind aber nirgendwo zu finden. Tapfer sagen wir “es geht bestimmt auch so” und “der Handyempfang ist ja so einigermaßen”.

Seit Februar 2015 gehört zu meinen Standardreisegerätschaften ein sehr kleiner WLAN-Router, eigentlich für Hotelzimmer gedacht, in denen es manchmal nur ein Ethernetkabel gibt, das nie bis zum Bett reicht. Heute fällt mir ein, dass es eventuell noch einen zweiten Einsatzzweck gibt. Ich stecke den fremden Router aus und schließe den eigenen an. Jetzt habe ich Internet, dessen Zugangsdaten ich kenne, und das befriedigende Gefühl, genau das passende Werkzeug mit mir herumzutragen wie ein vorausschauender Boss. Der McGyver der Internetbeschaffung, so möchte ich meinen Mitreisenden in Erinnerung bleiben.

Kathrin Passig

Juni und Juli 2015

Veranstaltungen im Zeitalter ihrer technischen Veröffentlichmachbarkeit

Anfang Juli finden wieder die Tage der deutschen Literatur in Klagenfurt statt. Ich befinde mich im Internet mittlerweile in Kreisen, wo lauter Leute das gucken oder sogar vor Ort anwesend sind, und habe im letzten Jahr Teile der Veranstaltung im Fernsehen verfolgt. Teilweise habe ich sogar die Lesungen mit dem Festplattenrekorder aufgenommen, in der irrigen Annahme, ich hätte ernsthaft die Zeit, mir vier bis acht Stunden Lesung im Nachhinein anzusehen.

Dieses Mal mache ich es anders. Auf dem Heimweg lade ich mir die Texte der heutigen Lesung (es wird an insgesamt drei Tagen gelesen) von der Webseite des Bachmannpreises aufs Handy und schaffe es immerhin die ersten vier Texte am Bahnhof und im Zug zu lesen.

Abends gucke ich dann genauer auf der Webseite. Man kann von jedem Autor sowohl das Porträtvideo als auch die Lesung und die anschliessende Diskussion als Video online angucken. Allerdings streikt entweder der Videodienst oder – was wahrscheinlicher ist – mein Internet. Es ruckelt sehr arg, so dass ich mich darauf beschränke, nur mal kurz in die einzelnen Lesungen reinzugucken, um eine grobe Vorstellung vom Vortragsstil zu bekommen.

Insgesamt finde ich die Entwicklung aber sehr positiv. Mit dem Stream bzw. im Fernsehen kann ich die ersten beiden Tage nicht verfolgen, weil ich arbeiten muss, ich kann aber trotzdem alles wesentliche nachher gut auffindbar im Internet nachholen.

Dazu fällt mir ein, wie Kathrin Passig letztens auf einer Veranstaltung in Hannover war, um mit Rainald Grebe über das Techniktagebuch und andere Dinge zu sprechen. Erwartungsgemäß flippte die gesamte Techniktagebuchredaktion aus und tanzte einen Rainald-Grebe-Verehrungstanz. Dann stellte sich Ernüchterung ein, weil klar wurde, dass die Veranstaltung wohl weder gefilmt noch anderweitig für die Nachwelt festgehalten werden sollte, jedenfalls offiziell nicht. Es wohnt auch niemand der Anwesenden in oder um Hannover.

Eine Veranstaltung über digitale Themen, die man besuchen muss, um sie sehen zu können. Kaum zu glauben, dass es sowas noch gibt.

(Anne Schüßler)

4.7.2015

Google Maps ist auch nur ein Mensch

Wir fahren in den Urlaub nach Eiderstedt und lassen uns von Google Maps lotsen. Das ist bequem, da ich der Google App nur den Namen des Ferienhauses sagen muss, die Website des Anbieters erkannt und die Routeplanung bis zum Ziel angeboten wird.

“3 Tage 21 Stunden?” fragt der Siebzehnjährige vom Rücksitz. Obwohl ich mich fast jeden Tag von Google auf dem verkehrsgünstgsten Weg irgendwohin lotsen lasse, ist auf einmal der Fußgängermodus ausgewählt. Die angezeigte Zeit wäre ein strammer Marsch ohne Pausen und Übernachtung.

Ich ändere den Modus und wir fahren los. Bis kurz vor Hamburg geht alles klar, dann ist die Autobahn, auf die wir von der A1 wechseln sollen, gesperrt. Von einer Sperrung dieser A Zweihundertirgendwas hatte ich nichts gelesen, Google anscheinend auch nicht.

Google berechnet die Route neu und will uns auf die A7 lotsen.

Dass die A7 gesperrt ist, hatte ich aber mitbekommen. Lustigerweise hat Google das Autobahnkreuz ganz anders kartographiert, als es in Wirklichkeit aussieht. Ich warte auf die Meldung, dass die Route neu berechnet würde, aber Google Maps scheint eingeschnappt, weil wir schon zum zweiten Mal seinem Rat nicht gefolgt sind.

Ich beende die Navigation, schmeiße Google Maps aus der Taskliste und starte es neu. Wir sollen die A1 weiter fahren. Überqueren die Elbe über eine Brücke, dann quer durch die Stadt und sollen auf die A7 auffahren. Die wegen Brückenabrissen gesperrt ist. Wir fahren einfach weiter, bis Google uns genervt auf eine Auffahrt hinter der Sperrung lotst.

Die A7 führt nach Flensburg und ist auf dem Weg nach Eiderstedt nur eher Plan B. Auf Höhe Quickborn wird uns auch eine deutlich schnellere Route angeboten, die schließlich über die A23 führt. Wir nehmen sie, müssen dafür aber eine ziemliche Strecke über Landstraßen fahren. Von Quickborn nach Pinneberg.

Man ahnt es nicht: Eine Streckensperrung. Wieder fahren wir weiter, bis Google uns nicht zum Wenden auffordert, sondern kapiert, dass wir bewusst nicht abfahren konnten.

Schließlich fahren wir auf die A23 auf und kommen verspätet, aber um einige Ortsnamen reicher am Ziel an.

Volker König

04.07.2015

Technik vs. Technik

Während ich zuhause an meinem Macbook sitze, um einen wissenschaftlichen Text mit LaTeX zu verfassen, in Moodle die Aufgaben für mein Masterstudium bearbeitete und am iPad Twitter lese, fällt mir ein, dass heute die Tour de France beginnt. Schnell finde ich heraus, dass die ARD live überträgt. Nun versuche ich, unseren Fernseher einzuschalten (es fällt mir dabei auf, dass ich so gut wie nie den Fernseher anmache, ich schaue, wenn überhaupt, dann höchstens halbkonzentriert mit), und scheitere kläglich.

Zunächst suche ich die notwendigen Fernbedingungen. Es sind drei. Eine für so etwas wie Gesamtstrom: Ich drücke mal auf “Master” und es fängt auch gleich bei verschiedensten Geräten an, zu leuchten und zu blinken (überflüssigerweise geht auch das Licht an). Eine weitere ist für den Mediareceiver (ich erkenne es an dem Telekom-T): Ich drücke auf viele Knöpfe, ohne dass etwas passiert. Die dritte ist wohl für den Fernseher: Er geht auch tatsächlich an, wenn ich auf TV drücke, ich lande aber in einer schrecklichen Liebeskomödie.

Leider kann ich nicht umschalten, beide Fernbedienungen reagieren nicht auf meine Befehle – irgendwas mache ich falsch. Ich schalte mit “Master” alles wieder aus, lade mir die “Tour de France App” aufs iPad und fühle mich wieder ganz zuhause.

Inge Koch

Insgesamt 2. bis 4. Juli 2015

Eine weitere lange und zähe Geschichte von der mobilen Internetbeschaffung in Europa, aber irgendwer muss es ja dokumentieren

An einer Tankstelle direkt hinter der österreichisch-slowenischen Grenze frage ich nach slowenischen SIM-Karten, zwei Stück für mich und Angela, Internet sollen sie können. Der Tankwart schaut sich lange um, tastet ganz oben auf einem Regal, zieht dort zwei SIM-Karten-Packungen hervor und fragt seinen Kollegen auf Slowenisch irgendwas mit Internet. Der Kollege macht eine vage Handbewegung. Beide Karten kosten zusammen nur 9 Euro.

Auf den Kartenpackungen steht SIMPL, im weiteren Verlauf wird es aber erst mal COMPLICATD. In der beigelegten Anleitung steht nur, dass alles auf Anhieb funktionieren wird. Das stimmt so nicht ganz. Ich klage nicht zum ersten Mal darüber, dass man eigentlich immer Internet braucht, um das Internet in Gang zu bringen. Clemens bietet mir sein iPhone mit dem österreichischen Roaming-Tarif an. Ich warne ihn vor der bevorstehenden Verarmung. Er sagt, er habe gerade an diesem Tag ein Drehbuch verkauft, und ich möge nur sorglos dahinroamen.

Mit Hilfe des österreichischen Internets finde ich nach langem Googeln heraus, dass man die Karte eventuell durch Anruf einer dreistelligen Nummer aktivieren muss. Ich rufe die Nummer an und bekomme von einem slowenischen Voicemailsystem durch viele Wiederholungen beigebracht, wie die

Zahlen von 1 bis 5 gehen, verstehe sonst aber nichts. Clemens hat slowenische Großeltern, lässt sich mein Handy geben und findet immerhin heraus, welche Zahl ich als erste drücken muss. An der zweiten Runde scheitern wir beide.

Jetzt bekomme ich eine Nachricht von meinem neuen slowenischen Mobilfunkprovider. Ich tippe sie geduldig am iPhone von Clemens in Google Translate, und Google teilt mir mit, dass man mich als Kundin begrüßt. Das bloße Anrufen hat also anscheinend genügt, man brauchte gar kein Slowenisch zu können. Vielleicht war das Anrufen auch egal, und es musste einfach nur Zeit vergehen.

Nachdem ich weitere Drehbucheinnahmen vergoogelt und herausgefunden habe, welche APN-Zugangsdaten man von Hand eintragen muss, gibt es sogar Internet. Allerdings ist nicht herauszufinden, wie man jetzt möglichst schnell – bevor das mitgelieferte Guthaben bei den handelsüblichen absurden MB-Preisen verbraucht ist – ein Internetpaket kaufen kann. Die Gebrauchsanweisung wirbt mit „Ensures anonymity“, offenbar ist Slowenien ein Land, in dem man die Sache mit der Datensparsamkeit ernst nimmt, aber diese Anonymität bedeutet auch, dass es kein Kundenkonto oder dergleichen gibt.

An Clemens’ Handy finde ich heraus, dass man angeblich nur den Browser zu öffnen braucht, dann kommt man automatisch auf irgendeine Seite, auf der man ein Datenpaket kaufen kann. Der Browser weiß davon aber nichts, und die Adresse dieser Seite steht nirgends. Schließlich entnehme ich einem englischsprachigen Forumsbeitrag, dass es wohl zwei äußerlich identische SIMPL-Kartenarten gibt, von denen nur eine sich so verhält wie beschrieben. Die andere kann eigentlich gar nicht so richtig Internet, jedenfalls definitiv nicht mit vorausbezahlten Gigabytes. Das war dann wohl mit der vagen Handbewegung des Tankwarts gemeint.

Schon kurze Zeit später ist das mitgelieferte Internet dann auch wirklich zu Ende. An der nächsten Tankstelle kaufe ich 10 Euro Simobil-Guthaben (Kassenbon, vielstelliger Code) zahle es ein und bekomme dafür aus unklarem Grund diesmal automatisch 1 GB Daten. Die Internetabdeckung in

Slowenien ist ziemlich gut, auch in entlegenen Gegenden hat man oft 3G oder HSDPA, und selbst Edge bedeutet nicht wie in Deutschland „gar kein Internet“, sondern „geht schon, ist halt nur sehr langsam“.

Bei Angelas Karte verläuft der Prozess so ähnlich, allerdings spricht das Voicemailsystem mit ihr Englisch statt Slowenisch, und es dauert zwei Tage länger, bis uns die Sache mit den APN-Zugangsdaten wieder einfällt.

In meiner SIM-Karten-Sammlung fehlen jetzt gar nicht mehr so viele europäische Länder, und wie wir auf dem Rückweg herausfinden, funktioniert die slowenische SIM auch im nichtslowenischen Ausland. Wenn ich das nächste Mal Internet brauche, um herauszufinden, wie ich an Internet gelange, kann ich mein restliches SIMPL-Guthaben aufbrauchen.

Kathrin Passig

4.7.2015

Der unsichtbare Unterschied zwischen Kopieren und Ausdrucken

Ich suche, wie jedes Jahr beim Bachmannpreis, den Copyshop in Klagenfurt auf (genau denselben wie Kathrin Passig letztes Jahr), um die Antwortzettel für das Quiz auszudrucken, das ich am Abend mit Tex Rubinowitz im Rahmenprogramm moderiere. Das Bezahlsystem mittels Plastikringen, die mit Guthaben aufgeladen werden müssen, ist inzwischen etabliert, für die Copyshop-Filialen, die ich in Wien frequentiere, besitze ich mehrere, weil ich sie immer sofort irgendwo vergesse oder sie gerade in der anderen Tasche sind.

“Hallo, ich müsste etwas ausdrucken von PDF.”

“Haben Sie einen Ring? Sie brauchen einen Ring!”

“Ja, aber nicht dabei, geben Sie mir einfach einen neuen.”

“Sind sie sicher? Sie müssen dann ein ganz neues Guthaben aufladen!”

“Ja, das ist schon in Ordnung, auf dem alten Ring war eh nichts mehr drauf.”

Ich will mich, wie 2013 und 2014, an einen der Rechner setzen, um dort das PDF zu öffnen, aber Copyshopman dirigiert mich zu den Kopierern. Man könne jetzt dort direkt den USB-Stick einstecken. Die Rechner brauche man nur, wenn man von Word ausdrucke. Den Ring steckt man auf einen Raumschiff-Enterprise-artig pulsierend leuchtenden Nöpsel, der am Kopierer angebracht ist, auf dem Display des Kopierers wählt man die Datei an, es ist alles von vorbildlicher Logik.

"Dann drucke ich das jetzt einfach 30 mal aus, ok?"

"Nein, nein, nein, das ist viel zu teuer! Am günstigsten ist es, wenn sie es einmal ausdrucken, und dann 29mal kopieren."

"Warum ist es denn billiger, wenn ich kopiere, als wenn ich am selben Gerät mit demselben Papier und demselben Toner ausdrucke?"

"Früher hat man fürs Ausdrucken die Zeit verrechnet, die man am Rechner sitzt. Und das wird jetzt auf den Preis umgelegt."

Maik Novotny

4.7.2015

Ein Sommertag im ostbrandenburgischen See

Ich verbringe das Wochenende mit I. in Brandenburg und wir bekommen Besuch von R. Es ist heiß, R. ist die 60 Kilometer von Berlin mit dem Fahrrad gefahren und braucht dringend eine Abkühlung. Der nächste See ist nur ein paar hundert Meter entfernt.

R. hat nicht nur einen Badeanzug, sondern auch eine wasserdichte Kamera, eine sogenannte Unterwasser Action Cam, dabei. I. nimmt die mit ins Wasser und filmt uns beim Schwimmen und Herumplantschen. Zwischendurch, wenn sie selbst ein paar Züge schwimmen will, schiebt sie sich die Kamera in den Ausschnitt ihres Badeanzugs, was mich an eine immer wiederkehrende Szenen aus Orange Is The New Black erinnert.

Aber wir sind nicht im Frauenknast, sondern verbringen einen heißen Sommertag in einem ostbrandenburgischen See. Dass eine von uns dabei filmt, ist nur wenige Sekunden lang irritierend. Nicht nur, dass ich aufgenommen werde, vergesse ich schnell, sondern auch die Sorge um die Technik beschäftigt mich nur kurz. Sie ist sehr schnell ein ganz selbstverständlicher Begleiter, auch im Wasser.

Drei Tage später ist die Aufnahme, geschnitten und mit Musik unterlegt, im Netz zu finden und kann geteilt werden. Schön!

player.vimeo.com/video/132859560?title=0&byline=0&portrait=0

sleeplessdarkhorse

Fourth of July 2015

Von Moskau nach Washington

Ich fahre nicht oft mit dem Auto, aber wenn ich es mache, freue ich mich, endlich mal wieder Radio zu hören. Ich höre auf meinem Lieblingssender Nachrichten und bei einer Meldung knalle ich fast meinem Vordermann auf's Hinterteil: "Nachrichten ... blabla ... Nachrichten ... Trotz Eiszeit wegen der Ukraine-Krise hat der russische Präsident Wladimir Putin seinem amerikanischen Amtskollegen Barack Obama per Telegramm zum Unabhängigkeitstag der USA gratuliert .... blabla ..."

Per Telegramm? Ich staune. Wann immer ich durch eine böse Fügung des Schicksals in einer Postfiliale in der Schlange stehen musste, konnte ich Briefumschläge u. Ä. kaufen, aber von Telegrammen stand nirgendwo etwas. Ein Telegramm ist für mich eine romantische Erinnerung, wenn man etwas ganz, ganz Wichtiges ganz, ganz schnell irgendwo weit weg mitteilen musste. Meine Eltern hatten bestimmt viele Situationen, bei denen es dringend gewesen wäre, andere zu informieren, aber ein Telegramm war immer nur die letzte

Option. Eigentlich dachte ich, dass mit der Verbereitung des Telefons (ca. Mitte des 20. Jahrhunderts) das Telegramm ausgestorben wäre, aber offenbar ist es nicht tot zu kriegen.

Das Ur-Telegramm ist eigentlich seit über 2000 Jahren unverändert: Um 500 v. Chr. war Stift und Papier nicht so das Ding, deshalb musste eine mündliche Botschaft reichen. Ein junger Läufer wurde von Marathon nach Athen geschickt, um mitzuteilen: "Die Perser sind besiegt!" Die Knappheit war und ist wesentlicher Bestandteil eines Telegramms. Ein Telegramm ist für mich noch immer der Inbegriff, um mit möglichst wenigen Buchstaben den wichtigen Inhalt zu transportieren. Irgendetwas wie "+++ Frz. Ferd. Pistole +++ Tumulte auf d. Str. +++ Bataillone bereit +++ erwarte kgl. Anw. +++". Aus irgendeinem Grund natürlich immer die "+++" zwischen den Halbsätzen. Diese Botschaft wurde irgendwohin diktiert, irgendjemand ist auf ein Pferd gesprungen mit dem Zettel unter dem Sattel und ist geritten wie der Teufel, hat die Pferde gewechselt, und am nächsten Tag stand der Reiter mit dem Zettel in der Hand vor der Tür. Natürlich wird er sofort vorgelassen, um die kryptische Botschaft vorzulesen, die dann mindestens einen Weltkrieg o. Ä. zur Folge hatte.

Ich recherchiere und entdecke, dass man tatsächlich noch Telegramme aufgeben kann, online bei der Post. Ein normales Telegramm hat maximal 160 Zeichen, kostet ohne Schmuckblatt 12,90 EUR, mit Schmuckblatt kostet es knapp 5 EUR mehr. Die Zustellung ist irgendwann am nächsten Tag (ohne Garantie). Ein Maxi-Telegramm hat dreimal so viel Platz (480 Zeichen), kostet aber dann auch schon 18,35 EUR. Ohne Schmuckblatt.

Ich überlege, warum Putin nicht einfach eine PN per Twitter geschickt hat. Oder per WhatsApp, oder Threema, oder eine iMessage, oder eine SMS, oder eine E-Mail, oder eine Voice ... Ich verstehe es nicht, ich komme nicht darauf. Geheim war die Botschaft übrigens nicht, der Kreml hat den Inhalt

veröffentlicht. Wahrscheinlich wollte er, dass der verschwitzte Postbote hechelnd vor ihm steht und mit zittrigen Händen den Umschlag aufmacht und mit letzter Stimme die Zeile vorliest.

FriFri

Sommer 2015

Spass mit der Packstation

Ich bekomme eine SMS von DHL, dass meine Sendung in einer Packstation liegt und mithilfe der Kundenkarte und der Mobile TAN in der SMS jetzt abgeholt werden kann.

Leider handelt es sich um die falsche Packstation; entweder der Versender hat sich vertippt oder „meine“ Packstation war voll, jedenfalls soll ich jetzt zwei Stadtteile entfernt mein Paket befreien, für dessen korrekte Zustellung ich immerhin 14 EUR Porto gezahlt habe.

Da das Paket sehr schwer ist und ich kein Auto habe, miete ich mir also extra für diesen Zweck eins. Normalerweise benutze ich für solche Fälle Car2Go, da ich den von diesem Anbieter eingesetzten Smart gerne fahre, jahrelang selbst einen hatte und mich nicht erst teuer mit seiner Bedienung vertraut machen muss (Carsharing Mietautos werden nach genutzter Minute abrechnet). Ausserdem ist die Sicht in dem Elefantenrollschuh besser als in den Minis der Konkurrenz und sie haben Automatik, das ist schon extrem komfortabel in der Stadt. – Ich habe Glück, es stehen gleich zwei Car2Go Smarts in meiner Nähe. Ich reserviere einen davon über die iPhone App und habe nun 30 Minuten Zeit, um es abzuholen.

Als ich den Wagen erreiche, sehe ich, dass es sich um einen „Smartphone Only“ Wagen handelt – man muss ein Smartphone mit der neuesten App haben um ihn zu leihen, zu ent- und verriegeln. Die Plastikkundenkarte braucht man dafür gar nicht mehr. Na gut, die App habe ich ja, auch wenn mir das System reichlich kurz gedacht zu sein scheint: Jetzt muss ich immer das neueste

Handy mit der neuesten App haben, eine ältere Version der App täte es nicht mehr, die aktuellste Version verlangt aber nach dem neuesten Betriebssystem auf dem Smartphone . . . mit meinem iPhone 4s unter iOS 7, das ich erst vor kurzer Zeit weitervererbt habe, wäre ich jetzt dumm dran, obwohl das sonst noch völlig ausreicht für alles, wofür man so ein Smartphone braucht.

Ich will die Entleihe starten, aber obwohl ich vor dem Auto stehe und die App läuft, findet sie das Auto nicht. Die Verbindung scheint nicht ausreichend stark zu sein. In der Statuszeile des iPhones wird zwar LTE angezeigt, ich bin jedoch de facto offline, da es der Monatsletzte ist, mein monatliches Datenvolumen von 500 MB seit ein paar Tagen verbraucht und die Leitung entsprechend gedrosselt wurde. Nur für diesen Zweck für knapp 5 EUR Datenvolumen nachbuchen, obwohl in wenigen Stunden der nächste Monat anbricht? Nö.

Schliesslich stürzt die Car2Go App ab und ich muss das iPhone – das zwischenzeitlich sehr, sehr heiss geworden ist – komplett ausschalten und neu starten. Nach dem Neustart findet die Car2Go App endlich den Wagen, vor dem ich stehe. Und auch der zweite freie Smart zwei Parkplätze weiter erscheint jetzt auf dem Radar. Ich klicke auf „Miete starten“ und werde gebeten, die PIN aus dem Display des Smarts einzugeben. Doch dort erscheint keine PIN.

Ich geb’s auf und starte ohne grosse Hoffnung die App der Konkurrenz. „Drive Now“ zeigt mir einen verfügbaren Mini Countryman ganz in der Nähe an, den ich umgehend reserviere – es ist rush hour, ich bin mitten in der Innenstadt, die Menschen kommen aus den umliegenden Büros. Ich gehe zum Fahrzeug, die App sieht es auch und ich kann es mit einem Wisch entriegeln. Ich könnte aber auch einfach die Plastikkarte an den Kartenleser im Fenster halten. Als ich im Wagen sitze, werfe ich zunächst die Klimaanlage an und justiere die Spiegel und den Sitz. Die Sicht aus den „Schiessscharten“ des Minis ist wie üblich katastrophal und ich hoffe nur, dass ich niemanden übersehe, als ich ausparke.

Das extrem benutzerunfreundliche Navi des Minis weist mir den Weg zur Packstation, die an einer Tankstelle in einem mir völlig unbekannten (und gar nicht mal so hübschen) Stadtteil liegt. Ich parke so dicht dran, wie es geht, dann stecke ich meine Karte in das Lesegerät. „Karte kann nicht gelesen werden“. Ich probiere es noch ein paar Mal, dann erscheint ein Hinweis, die Packstation sei defekt und man möge sich bitte an den Kundendienst der Hotline wenden.

Ich parke den Mini neben der nächsten U-Bahn Station und fahre mit der Bahn und ohne Paket nach Hause. Die nun noch unnötiger gewordene Miete des Mini kostet mich knapp 10 EUR und ich bin, gelinde gesagt, ein wenig verstimmt. Zuhause angekommen, recherchiere ich im Netz, ob ich die Sendung aus der falschen Packstation umleiten kann, denn noch einmal diese Odyssee auf mich nehmen und weitere 10 EUR zu investieren? Eine Umleitung geht zwar, aber angeblich nur, wenn die eigentliche Packstation weiter als 3 km weg ist von der Ersatzpackstation.

Ich werfe Google Maps an und lasse mir die Entfernung zwischen den beiden Kisten raussuchen: Wunderbar, es sind über 5 km bei der kürzesten der drei vorgeschlagenen Routen; die längste gibt sogar über 8 km an. Ich greife zum Telefon und rufe die DHL-Hotline an. Deren Nummer ist auf der DHL-Homepage sehr gut versteckt, man will ganz offensichtlich die Kunden zur Nutzung des Kontaktformulars zwingen. Ich finde sie nur via Google, auf paketda.de hat sich jemand erbarmt und mal schön übersichtlich die Hotlines und das Procedere für die gängigen Paketdienste hierzulande aufgeführt. Danke dafür!

Nach einer Weile Fahrstuhlmusikgeplätscher antwortet ein gemütlicher Rheinländer, dem ich das Problem schildere. Sein Rechner ist sehr, sehr langsam und er entschuldigt sich permanent, dass es so lange dauere, aber dieser Vorgang sei so selten und exotisch, dass er die Umleitung des Pakets von der einen in eine andere Packstation handschriftlich auf einem Zettel in die Bürokratiemühle geben müsse. Es könne ein, zwei Tage dauern, bis die Kollegen sich der Thematik annähmen und ich mit einer Lieferung rechnen könne. Ach ja, und ausserdem sei gerade Streik, ich hätte ja sicher davon gehört.

Wahrscheinlicher sei es jedoch, dass die Sendung nach 7 Tagen zurück an den Absender ginge. Er würde mir daher wirklich sehr warm ans Herz legen, das Paket in den nächsten Tagen selbst abzuholen, wenn die Packstation wieder funktionieren würde. Wir verabschieden uns freundlich, aber jeweils ratlos, in was für einer Welt wir inzwischen eigentlich leben.

Inzwischen ist eine weitere Benachrichtigung per SMS eingegangen, dass eine weitere Sendung in einer Packstation auf mich wartet – diesmal ganz in meiner Nähe. Ich schnappe mir das Longboard und rolle hinüber. Dort befreie ich mit grossem Erstaunen – und grosser Erleichterung, dass ich mit dem Brett da bin – das schwere Paket aus der Packstation, das ich eigentlich gerade erst umleiten liess und rolle es erfreut, aber verwundert nach Hause: Was, um Himmels Willen, liegt dann in der anderen Packstation am anderen Ende der Stadt?

Am nächsten Nachmittag fahre ich – dieses Mal mit der Bahn – hin und sehe nach. Der handschriftliche Vermerk des netten Rheinländers von der Hotline steckt wohl noch im System: Meine Karte wird anstandslos gelesen, die Mobile TAN funktioniert noch und ich befreie einen kleinen, leichten Umschlag im Format DIN A5 aus dem gelben Stahltresor. Darin die Nachsendung eines Satzes Montageschrauben, die mein Skateborddealer unlängst vergessen hatte, mitzuschicken. Und ein kleines Tütchen Gummibärchen als Entschuldigung.

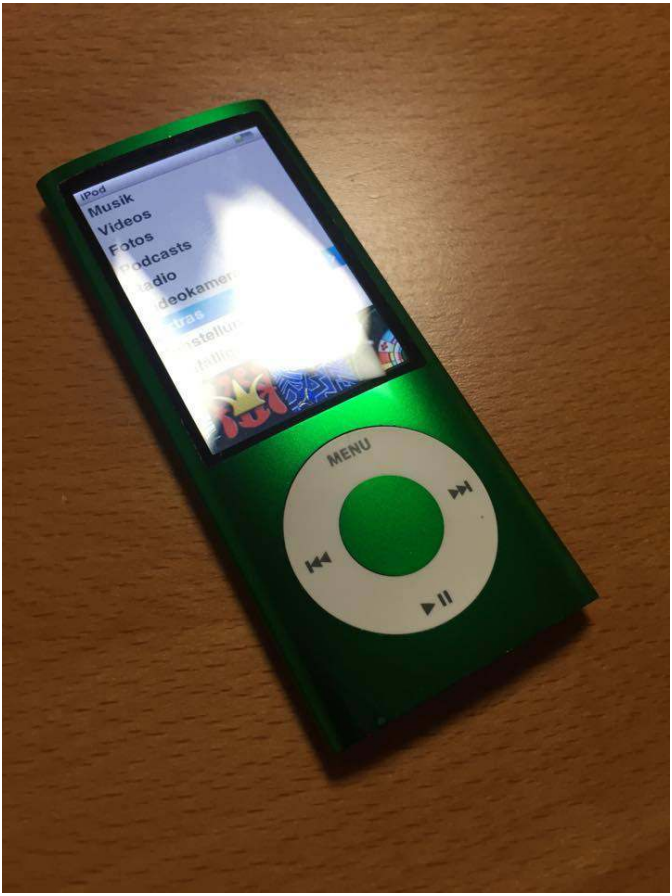
Wir leben schon in seltsamen Zeiten.

Kiki Thaerigen, erstmals veröffentlicht auf www.e13.de/blog/

Um den 4. Juli 2015

Ich finde etwas heraus, das alle außer mir schon seit 2004 wissen

Angela bittet mich, auf dem an ihre Autoanlage angeschlossenen iPod ein bestimmtes Musikstück herauszusuchen und abzuspielen. Ich kenne iPods nur vom Sehen, lasse mir aber nichts anmerken, Applegeräte sind ja intuitiv bedienbar. Nachdem einigen Minuten sagt Angela höflich, dass man an dem runden und einzigen Bedienelement drehen muss. Drehen! Beziehungsweise so tun als ob, denn es bewegt sich ja nicht mechanisch.



Zwar schon auch ein Klickrad, aber vor allem ein Drehrad: das Clickwheel. Foto: Thomas Jungbluth.

Ich hatte es analog zum Steuerkreuz am Gameboy, an alten Handys und dem oft kreisförmigen, aber ebenfalls als Steuerkreuz funktionierenden Bedienelement an Digitalkameras als ein Ding interpretiert, auf das man an vier Stellen drücken kann.

Mitschuldig am Missverständnis: Runde, aber ganz anders funktionierende Bedienelemente an Digitalkamera 2 (unten, 2004–2009) und Digitalkamera 3 (oben, 2009–2012). Digitalkamera 1 war ein Schlüsselanhänger.

Dass das Clickwheel zusätzlich zur Drehbarkeit vier beschriftete Drück-Funktionen hat und beim Drücken auch wirklich etwas passiert (nur eben nicht das Erwartete), hat mich zusätzlich in meinem Irrglauben bestärkt.

Kathrin Passig

05.07.2015

Schwimmen mit dem Smartphone

Dieses Jahr habe ich mir vorgenommen, im Sommer fleißig schwimmen zu gehen und mir eine Saisonkarte für das örtliche Freibad gekauft. Da der Sommer (abgesehen von der letzten Woche, die war sehr heiß) bisher eher unsommerlich war, konnte man immer relativ alleine und in Ruhe seine Bahnen ziehen.

Letzte Woche war dann aufgrund der Hitze alles anders: jeder, der sich ins Freibad bewegen konnte, war auch dort. So konnte ich beobachten, wie ein vielleicht 10- oder 12-jähriges Mädchen mitten im Wasser auf einmal ein in einen Zip-Lock-Beutel (oder etwas ähnliches) verpacktes Smartphone in der Hand hatte und darauf Whatsapp-Nachrichten verfasste. Wo sie das Handy aufbewahrte, wenn sie keine Nachrichten schrieb, ist mir allerdings schleierhaft. Als Frau hat man ja keine Taschen im Badeanzug oder Bikini.

Ich musste an den Eintrag von Felix Lorenz denken, der kürzlich auch sein Smartphone beim Schwimmen gesucht hatte. Vielleicht ist das die Lösung, denn es scheint ja zu funktionieren. Ich würde allerdings dazu raten, für einen Test ein nicht mehr dringend gebrauchtes Smartphone zu verwenden.

Larissa Nekobento

2012-2015

Digitale Fassungen von Abschlussarbeiten

2012: Meine Bachelorarbeit an der FU Berlin muss ich in zweifacher Ausführung ausdrucken und einreichen. Eine digitalisierte Fassung braucht es nicht. Mein Betreuer wünscht sich aber ein PDF und ich schicke es ihm, informell.

2013: Ein Kommilitone gibt seine Bachelorarbeit ab. Er muss zu jeder Papierfassung auch ein PDF einreichen, ganz offiziell, und zwar auf einer CD, die der Arbeit beiliegt. Es fällt ihm gar nicht so leicht, CD-Rohlinge zu kaufen, aber DVDs dürfen es nicht sein. Die gebrannten CDs muss er mit Tesa hinten in der Arbeit befestigen, so lautet die Vorgabe. Die Spindel mit den restlichen CD-Rohlingen liegt heute (Mitte 2015) noch bei ihm herum.

2015: Bei der Abgabe einer Abschlussarbeit an der FU Berlin muss man keine CDs mehr einreichen. Ein PDF an die E-Mail-Adresse des Prüfungsbüros genügt. Das PDF muss schreibgeschützt sein und man hat es, so steht es fettgedruckt auf dem Zulassungsbescheid, »gleichzeitig« mit der Abgabe der beiden Papierfassungen einzusenden.

Felix Lorenz

07.07.2015

“Ach, du bist online?”

Beim Warten vor dem Seminarraum unterhalten sich neben mir zwei Kommilitonen über einen tollen Ausflug, den einer von ihnen vor Kurzem unternommen hat. Der andere möchte beim nächsten Mal gerne mitkommen und fordert seinen Bekannten auf: “Schreib mir doch einfach eine Mail, wenn ihr das nächste Mal geht, vielleicht könnte ich dann mitgehen? Warte, ich

schreibe dir meine E-Mail Adresse auf.” Er hat schon einen Stift gezückt, als er sich des Smartphones in der Hand seines Gesprächspartners bewusst wird. “Ach, du bist online? Dann kannst du sie ja gleich eintippen”, meint er, packt den Stift wieder weg und ergänzt: “Ich bin sogar so online, dass du mir auf WhatsApp schreiben kannst, ich geb dir meine Nummer.”

Ich habe gelernt: Online ist jetzt wohl mehr als nur online, es kann auch heißen: ‘ein Smartphone besitzen’. Wenn man ‘so richtig’ online ist, hat man auch WhatsApp.

Maya

7. Juli 2015

Abenteuer Lichteinschalten im Hotel

Ich betrete mein Hotelzimmer und will das Licht einschalten.

Ich habe schon im Aufzug darüber nachgedacht, dass man mir einen traditionellen Schlüssel mit traditionellem klobigem Anhänger gegeben hat. Ich brauche also keine Zugangskarte in einen Schlitz im Zimmer zu stecken, um Strom zu bekommen, und könnte meine Gerätschaften auch in Abwesenheit laden, wenn ich die Gewohnheit hätte, Hotelzimmer ohne Gerätschaften zu verlassen.

Das Licht geht aber nicht an. Dort, wo sonst der Kartenschlitz neben der Tür wäre, ist eine Nische von der richtigen Größe und Form, um den traditionellen Schlüssel mit seinem traditionellen klobigen Anhänger aufzunehmen. Probehalber hänge ich ihn hinein. Das Licht geht an.

Am nächsten Tag, angestachelt von Fragen aus dem Techniktagebuchchat, nehme ich den Schlüssel wieder aus seiner Nische und teste mit den Fingern, ob auch ein beliebiges Gewicht das Licht einschaltet: Nein. Dann hänge ich meine privaten Schlüssel in die Nische, um herauszufinden, ob vielleicht ein Magnet im Spiel ist: Nein. Im dritten Versuch entdecke ich das Loch in der Oberseite. Dahinter muss eine Kamera oder Lichtschranke wohnen, denn wenn ich das Loch zuhalte oder einen beliebigen Gegenstand darunterlege, geht das Licht an.

Ich hänge dann aber doch wieder den Schlüssel hinein. Nach dem Schlüssel werden sie mich bei der Abreise fragen, nach meiner Dose mit den Kopfhörern nicht.

Kathrin Passig

7.7.2015

Mit dem Regionalexpress fast in die Zukunft

Ich fahre mal wieder von Leverkusen nach Hause, was immer bedeutet, dass ich zumindest bis Düsseldorf mit einem RE fahren muss, also diesen schlimmen Bahnen, in denen es kein Internet gibt, noch nicht mal theoretisch, schon gar nicht praktisch.

Es handelt sich um einen Doppelstockzug und ich setze mich einfach oben direkt auf den ersten Sitzplatz und finde etwas vor, dass ich in REs sonst auch immer schmerzlich vermisse: Eine Steckdose! Es gibt an diesen Plätzen sogar zwei Steckdosen und gegenüber auf der anderen Seite des Ganges auch noch mal eine.

Man darf den Glauben nicht verlieren. Wenn es mittlerweile in ausgesuchten Regionalbahnen an ausgesuchten Plätzen immerhin gelegentlich schon Steckdosen gibt, ist Internet im RE sicher nur noch fünf bis zehn Jahre entfernt. Zukunft, ick hör dir trapsen!

Anne Schüßler

7. Juli 2015

Der lange Arm der Schweiz

Ich bin mit Kollegen auf einer Tagung in Meersburg am Bodensee. Der Mobilfunkempfang in unserem Hotel und den Straßen drumherum ist sehr schlecht. Meine O2-Sim zeigt oft "Kein Netz" an.

Im Laufe der Tage aber passiert es erst mehreren Kollegen, dann schließlich auch mir, dass wir stattdessen einen schwachen Ausschlag eines Mobilfunkanbieters bekommen, den wir noch nie gehört haben. Kurz darauf kommen die SMS: "Willkommen in der Schweiz! In Ihrem Tarif zahlen Sie für Gespräche nach Deutschland 0,49 € pro Anruf." Wenn wir nicht bis in die Schweiz kommen, kommt die Schweiz halt zu uns, scheint es.

Alexander Matzkeit

Irgendwann 2014 und später

Der Musikladen hat alle Noten jederzeit und sofort

Seit Ende der Achtziger spiele ich Instrumente, also suche ich auch seit spätestens Anfang der Neunziger regelmäßig Musikläden auf. In Köln geht man zu Tonger.

In den Neunzigern ist Tonger noch, auf mehrere Geschäfte verteilt, direkt gegenüber vom Heinzelmännchenbrunnen, super zentral, ein Traditionsgeschäft. Man muss wissen, was man haben will, um nicht aus Versehen im falschen Geschäft zu landen. ("Nein, hier gibt es keine klassischen Klaviernoten, die sind schräg gegenüber, wir führen hier nur Blechblasinstrumente." So ungefähr.)

Irgendwann geht es Tonger nicht mehr so gut und sie ziehen ein paar hundert Meter weiter gegenüber den WDR-Arkaden. Dann geht es ihnen noch ein bisschen schlechter und sie ziehen ein paar hundert Meter weiter in eine Parallelstraße einer der Haupteinkaufsstraßen (Hohe Straße oder Schildergasse, ich verwechsele das ja immer). Dann geht es ihnen noch ein bisschen schlechter und wo sie jetzt sind, habe ich vergessen, ich war noch nicht da. Darum geht es aber eigentlich gar nicht. (Ich weiß noch nicht mal, ob es Tonger tatsächlich immer schlechter geht, ich kann mir nur die Umzüge und das doch etwas kleiner werdende Sortiment nicht anders erklären.)

Die Auswahl an Noten ist immer noch sehr gut oder zumindest die beste, die man in Köln meines Wissens bekommen kann. Aber natürlich ist nicht immer alles für jedes Instrument vorrätig. Neben Notenbänden kann man üblicherweise auch einzelne Stücke, sowohl Klassik als auch Pop oder Jazz kaufen.

Als wir einmal bei Tonger stöbern, bekomme ich mit, wie nach einem bestimmten Stück gefragt wird. Nein, das hätte man nicht da, sagt der Notenverkäufer, aber man könnte es sich ausdrucken lassen, das ginge auch.

Die Kunden bekommen also ein paar frisch gedruckte Notenblätter, die in eine Pappmappe gesteckt werden und können das dann bezahlen. Ich vermute, dass die Noten einfach aus irgendeinem offiziellen Onlineshop stammen, wo sich die Kunden (vermutlich nach Anlage eines Nutzerkontos) auch zu Hause die exakt gleichen Noten hätten ausdrucken können.

Wir der preisliche Unterschied aussieht, weiß ich nicht, möglicherweise gibt es Sonderkonditionen für Zwischenhändler oder Ausdruckenlassen im Laden ist teurer, dafür bekommt man aber eben eine schicke Pappmappe zum Reinstecken der Noten. Oder man zahlt extra für Bequemlichkeit, was ja auch ein vollkommen legitimes Argument ist.

Letztlich weiß ich noch nicht mal, auf welches System bei Tonger zugegriffen wird, um Noten auszudrucken. Vielleicht ist es ein hochkomplexes eigens für diesen Laden zugeschnittenes System, ich mutmaße hier ja nur. Möglicherweise gibt es auch eine Spezialdatenbank für den deutschen Musikhandel, auf den auch nur richtige Musikläden zugreifen können. Alles läuft darauf hinaus, dass man bei Tonger jetzt vermutlich fast alle Noten kriegen kann, die man braucht. Jederzeit. Sofort. Frisch aus dem Drucker.

Anne Schüßler

7.7.2015

Urlaub in Eiderstedt – eine Zeitreise

Wir machen Urlaub in Eiderstedt. Vier Menschen mit drei Smartphones und zwei Tablets.

Die Ferienwohnung hat WLAN, hieß es.

“Das WLAN ist im Moment etwas schwach, 1&1 hat mir 6 MBit versprochen, hier kommt aber an guten Tagen maximal 1 MBit an,” begrüßt uns der Vermieter.

Tatsächlich ist das WLAN eher mäßig. Bilder laden endlos lang. Webseiten brauchen ewig. Die Ewigkeit steigert sich, wenn die anderen Gäste zuhause sind. Das Haus hat insgesamt 4 Ferienwohnungen.

Bis zum Timeout.

Timeout.

Timeout.

Ich gehe wieder ins mobile Internet.

Edge! Ha! 1&1 können mich mal!

Auch da dauert das Laden von Webseiten ewig. Ein Instagram-Bild hochladen? Was haben wir gelacht. Nicht nur hier, in St. Peter-Ording ist gar keine Verbindung möglich.

Ja-ha. Es wird Netz angezeigt. Und viel Signal, aber nur handverlesene Bits schaffen den Weg bis ins Gerät.

Ein paar Meter weiter ist die Kirche, zugleich ein Ingress-Portal. Ich überlege mir, dass sie ein perfektes Langzeitportal für die Guardian-Badge wäre. Man könnte sie von zuhause schön aufladen, aber kein gegnerischer Spieler könnte sie bei diesem Netzempfang angreifen.

Wenn ich dort mal Netz hätte. Das Laden von Ingress dauert alleine sieben oder acht Minuten. Das Setzen des ersten Resonators bricht ab. Wegen Timeouts.

Abends funktioniert das WLAN eine Weile. Ich sehe, dass zwischen zwei der Bitcoin-Börsen, die ich überwache, ein Preisgefälle von 7€ pro Bitcoin herrscht. In der mit dem günstigeren Preis habe ich sogar einige Euro Guthaben und kaufe Bitcoin.

Beim Versuch, die Kryptowährung auf die andere Börse zu überweisen – ich muss nur einen kryptischen Key per Cut&Paste vom einen Browsertab in den anderen übertragen – passiert: Nichts. Timeout. Timeout. Nach 45 Minuten klappt es und ich schaffe es mit Mühe, den Verkauf zum eben noch realistischen Preis zu beauftragen.

Stelle am nächsten Morgen fest, dass der Preis inzwischen soweit gesunken war, dass ich die Bitcoin zur Verlustminimierung sofort verkaufen müsste.

Wenn ich es könnte.

Timeout.

Timeout.

Das letzte Instagram-Bild habe ich im WLAN eines Klamottenladens in St. Peter-Ording hochgeladen.

Diesen Text schreibe ich in einem Offline-Editor auf dem Tablet und werde ihn in eine Messingkapsel einlöten. In der Hoffnung, dass Archäologen ihn eines Tages finden.

Wartet nicht auf mich, lasst mich einfach hier zurück.
Timeout.
Timeout.

Volker König, Crosspost von hier

08.07.2015

Apfelfreud und -leid

Nach getaner Arbeit mache ich es mir gemütlich, setze mich halb liegend auf die Couch und nehme mir mein Macbook. Ich klappe es auf, und ein Schmerz durchzuckt mich. Beim Aufklappen hat die Displayhinterkante meine "dank" Shorts nackte Oberschenkelhaut am Gehäuse eingeklemmt. Sofort klappe ich den Deckel wieder zu, der Schmerz lässt nach. Beim nächsten Öffnen hebe ich das ganze Gerät leicht an.

Das kalte Aluminiumgehäuse löst auf meinen feierabendlichen Oberschenkeln erneut ein Zucken aus. Wegen der guten Wärmeleitfähigkeit lässt das Kältegefühl aber schnell nach.

Es ist zu kalt für die Jahreszeit, trotzdem steht die Balkontür zum Lüften offen. Darum freue ich mich nach einigen Minuten über die wohlige Wärme, die nun vom hart arbeitenden Gerät in meinen Körper strömt.

Markus Winninghoff

8. Juli 2015

Tagungsschreibblöcke, sind sie die Währung der Zukunft?

Ich öffne meine Tagungsmappe. Wie immer ist ein Schreibblock darin (A5 blanco, 25 Seiten). “Ich war in letzter Zeit mehrmals in Situationen, in denen es kein Papier gab und überall danach gesucht werden musste”, sage ich zu meiner Nachbarin, “so ein Block wird vielleicht allmählich richtig wertvoll.”

Die Nachbarin arbeitet an einer Schweizer Universität und sagt, dort gibt es überhaupt keine einzelnen Blätter. Das zentrale Druckersystem kann nämlich nur von befugten Personen nachgefüllt werden.

Kathrin Passig

Juli 2015

Kopieren für die Kopie

Ich möchte in die hiesige Bibliothek gehen, um aus einer anderen Bibliothek einen Artikel aus einer wissenschaftlichen Zeitschrift in Kopie zu ordern. Zum Bestellen brauche ich logischerweise eine genaue bibliografische Angabe des Texts. Die Angabe ist nicht ungewöhnlich lang (um die 25 Wörter, ca. 250 Zeichen), aber ich weiß sie nicht mal ansatzweise auswendig. *Linguistic Aspects of Irgendwas* im *International Journal of Soundso*.

Wie also bekomme ich diese Angabe möglichst unkompliziert in die To-do-Liste von Evernote – einer kostenlosen und recht netten Anwendung für Notizen – auf meinem Android-Handy? Es ist Samstagmorgen. Mein Desktop-PC ist noch nicht eingeschaltet (und ich habe auch keine Lust, vom Sofa aufzustehen). Ich weiß, dass ich den Artikel bereits in Mendeley – einer kostenlosen und recht netten Anwendung zur Literaturverwaltung – eingetragen habe. Auf dem Handy habe ich die Mendeley-App nicht, aber auf dem iPad.

Dort öffne ich sie in der Hoffnung, die bibliografischen Daten des Artikels in die ebenfalls installierte Evernote-App kopieren zu können. In der Windows-Anwendung geht das bequem: Wählt man einen Eintrag in der Literaturliste aus und drückt Strg+C, wird eine vollständige Quellenangabe im ausgewählten Referenzformat in die Zwischenablage gelegt. In der iOS-App, so stellt sich heraus, gibt es keine Entsprechung zu dieser Funktion (oder zumindest keine, die ich finde). Ich probiere einige Optionen durch, aber keine liefert mir das, was ich wollte, eine gewöhnliche bibliografische Angabe, vorzugsweise im APA-Format.

Mir fällt ein, dass der gesuchte Text in einem anderen Artikel zitiert und vermutlich im gewünschten Format ins Literaturverzeichnis aufgenommen wurde. Da könnte ich die Quellenangabe rauskopieren. Tatsächlich brauche ich nur ein paar Sekunden, um ein PDF dieses anderen Artikels zu ergoogeln. Die gesuchte Quellenangabe ist auch schnell gefunden. Problem: Aus einem mir unklaren Grund ist es gelegentlich nicht möglich, in einem in der iOS-Version von Safari geöffneten PDF mehr als ein einzelnes Wort zu markieren. Berührt man ein Wort, kriegt es eine hellblaue Schattierung, die an den Rändern von mittelblauen cursorartigen Linien und Punkten abgegrenzt ist. Normalerweise kann man diese Punkte berühren, um die Markierung in die eine oder die andere Richtung zu vergrößern oder zu verkleinern. In diesem Fall ist das nicht möglich (oder ich bin zu ungeschickt). Ich muss also das PDF in GoodReader – einem nicht kostenlosen, aber recht netten PDF-Reader – öffnen, um die bibliografische Angabe dort rauskopieren und in meine Evernote-Notiz einfügen zu können. In der Zeit, die ich inzwischen mit Suchen, Kopierbarmachen und Kopieren zugange bin, hätte ich die Angabe mit dem kleinen Zeh ins Handy eintippen können – einmal vorwärts, einmal rückwärts und die Transliteration ins Griechische noch dazu. Oder ich hätte doch den Desktop-PC anschalten können und die Angabe dort, unter Verwendung der bequemen Rauskopier-Funktion von Mendeley, in die Web-Oberfläche von Evernote kopieren können.

Das Aufgeben der Kopiebestellung ist, im Kontrast zu diesem selbstverschuldeten Gehampel, äußerst unproblematisch. Jetzt muss der Aufsatz nur noch geliefert werden.

Christopher Bergmann

8. Juli 2015

Reiseparanoia

Ich fliege demnächst mit jemandem in die USA und will mich schlau machen, wie ich bei einer kurzen Rundreise am besten von Boston nach Washington komme. Mir wird empfohlen, auf den Bus zu verzichten, weil das 11 Stunden dauert und ich viel Gepäck mit dabei haben werde, außerdem sind die Bustoiletten wohl nicht so schön. Bahnfahren ist sehr teuer, weswegen mir von allen Seiten geraten wird zu fliegen. Ach ja und seit dem Anschlag in Boston gibt es da wohl auch kaum noch Schließfächer, sodass der Flug nahe an der Auscheckzeit aus der Unterkunft liegen sollte. Das alles würde ich gerne mit demjenigen, der mit mir reist, besprechen. Und weil wir eigentlich immer alles dort besprechen, würde ich das auch jetzt gerne im Facebook-Chat machen. In Zeiten von NSA und Prism habe ich aber Angst, Wörter wie Anschlag, Boston, Koffer, Flugzeug und Ähnliches in das Facebook-Chatfenster einzugeben. Wer weiß, wer mitliest und was deswegen bei der Einreise so passieren könnte. Das Problem habe ich eigentlich ständig, wenn ich irgendwo hinfliege, ganz davon zu schweigen, dass ich mich 14 Jahre nach dem 11. September 2001 ein wenig vor Inlandsflügen in den USA grusele.

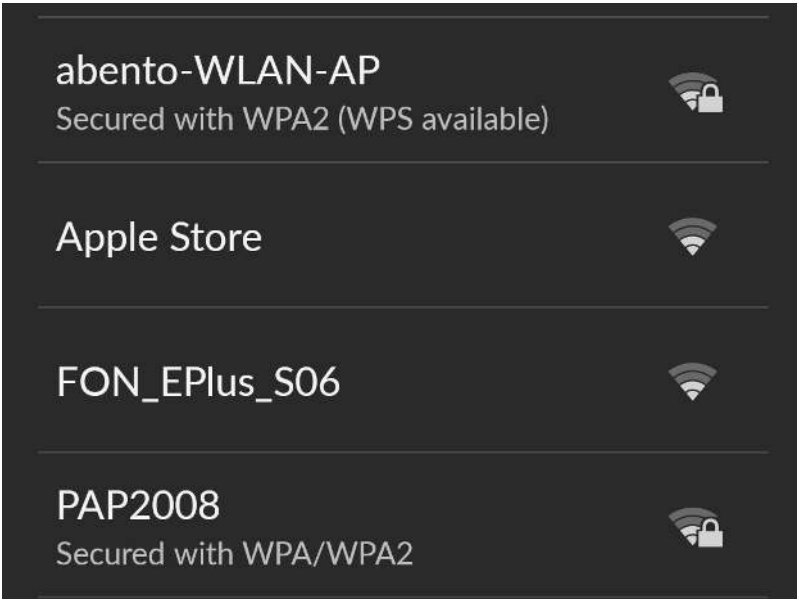
ellebil

8. Juli 2015

Der Apple Store ist auch im geschlossenen Zustand ein attraktiver Ort

In Hannover, gegen halb zehn Uhr abends:

"Stehen die Schlange? Gibt es was Neues?", fragen wir uns zuerst, aber die Schlange ist zu kurz, zu wenig schlangenförmig, und die Herumstehenden (es sind ausnahmslos Männer, jung und eher un-weiß) sehen auch nicht wartend aus. Die Lösung ist leicht zu erraten: Apple hat genug Geld, um Probleme mit der deutschen Störerhaftung entspannt abzuwarten, und ein offenes WLAN.



Kathrin Passig

9.7.2015

Smart Wearables

Im Radio (Radio Eins) läuft im Rahmen der Berliner Fashion Week eine Sendung über Smart Wearables, also über digitale Mode. Das kann ein Schal mit Leuchtfäden sein (mit und ohne Wärmefunktion), der über ein USB-Kabel aufgeladen wird, oder ein Musikhandschuh, der an bestimmte Gesten gekoppelte Töne erzeugt. Aber auch im Fitness- und Gesundheitsbereich tut sich einiges. Die bekannten Armbänder, die Schritte zählen oder Herzfrequenzen überwachen, werden nun in T-Shirts eingearbeitet, Diabetiker können ih-

ren Blutzuckerspiegel überwachen, Demenzkranke können geortet werden, Socken analysieren mithilfe eingebauter Sensoren den Bewegungsablauf und beraten beim Kauf von Sportschuhen.

Nach einer kurzen Einführung in die verschiedenen Anwendungsbereiche von Smart Wearables wird zum Thema Datenschutz übergeleitet. Das Horrorszenario des Diabetikers, der seine Krankenversicherung verliert, weil sein T-Shirt den Kauf einer Tüte Chips gepetzt hat, wird in modischen Farben an die Wand gemalt. “Wollen wir Kleidung, die mit uns spricht und vielleicht auch Daten von uns weitergibt?”, fragt die Moderatorin mit besorgter Stimme.

Aber nicht nur der Datenschutz gibt Grund zur Sorge. In einem Telefoninterview gibt eine Ärztin und Heilpraktikern zu Bedenken, dass in unserem Körper so viele Nervenbahnen aktiv sind, gerade im Handgelenk befinde sich eine große Konzentration an hochsensiblen Nerven, da müsse man mit zusätzlichen Sensoren sehr vorsichtig sein.

Bei einer Abstimmung sind nun die Hörer von Radio Eins gefragt. “Möchten Sie, dass Ihre Kleidung mitdenkt oder würden Sie sich bevormundet fühlen?”, lautet die unvoreingenommene Frage. Die Antwort fällt aus, wie zu erwarten: 16% wünschen sich smarte Kleidung, 84% bevorzugen ihre Klamotte in der Ausführung ohne eingenähtes Gängelband.

sleeplessdarkhorse

9. Juli 2015

Der andere Weg ist aber schneller!

Ich fahre durchs Bergische Land, weil ich meine Beifahrerin nach Hause bringen will. Das eingebaute Navigationsgerät hat die Adresse gefüttert bekommen und will uns auf der schnellsten Route dorthin führen. Es liegt in unser beider Interesse, diesen Tag, der schon sehr lang ist und den wir zum größten Teil im Auto verbracht haben, bald zu einem Ende zu führen.

Dafür gibt es aber zwei unterschiedliche Strategien. Meine, die besagt, auf das Navigationssystem zu vertrauen, das die schnellste Strecke objektiv und unter Berücksichtigung der Einflussfaktoren wie Verkehrslage und durchschnittliche Geschwindigkeit berechnet hat. Oder die der Beifahrerin, die ihre Wohngegend gut kennt und mich immer wieder dazu drängt, die Richtungsanweisungen zu ignorieren. „Das hat uns jetzt schon wieder drei Minuten gekostet!“ „Ja, aber auf der anderen Strecke kannst du schneller fahren, da sind weniger Serpentinen.“

Ich habe nicht auf die Uhr gesehen, wann wir tatsächlich angekommen sind und kann daher nicht mit Sicherheit sagen, wer recht hatte: das Navi oder die Einwohnerin.

Johannes Mirus

2011 bis 2015

1.001 Schließfachsysteme

Wie Felix Lorenz schon geschrieben hat, gibt es an der FU Berlin neuerdings Schließfächer, die man mit der Mensacard verschließen kann: Man muss die Karte an den Sensor halten und dann einen kleinen Riegel zudrehen. Optional kann man das Schließfach mit einem Zahlencode versehen.

Das Problem dabei: Auf der Mensacard speichert man Guthaben, um – wie der Name schon sagt – die Mensa, aber auch Drucker und Scanner zu benutzen. Da die Karte nicht wie die Studicard der Uni Mainz personalisiert ist, kann sich jeder das Guthaben mit der Karte bar auszahlen lassen. Das macht sie selbstverständlich sehr attraktiv für Diebe. Im Grimm-Zentrum hängen deshalb überall Warnschilder, was die Diebe komischerweise aber auch nicht abschreckt. Ich hatte meine Mensacard kurz am Scanner liegen lassen, bemerkte es nach kurzer Zeit, rannte zurück, schon war sie weg und ich hatte keinen Zugriff mehr auf mein Spind (die 20 Euro, die ich vorher auf die Karte geladen hatte, waren damit ebenfalls futsch). In dem Fall muss man sich

ans Sicherheitspersonal wenden und ein Formular ausfüllen, dann wird einem per Generalkarte aufgetan. Auch funktionieren die Schließfächer dort etwas anders: Man muss einen herausstehenden Knopf mit der Karte hineindrücken, dann ist es verschlossen und es gibt keine Möglichkeit, einen Zahlencode einzugeben.

In der Staatsbibliothek schließt man das Spind ab, indem man eine 1- oder 2-Euro-Münze hineinwirft und mit einem kleinen Schlüssel abschließt. Die Nummern der Schließfächer hängen an runden Plastikschildchen, die durch Metallösen mit dem Schlüssel verbunden sind – allerdings fehlen diese bei etlichen Schließfächern. Somit muss man sich die Nummer gut einprägen, sonst darf man sämtliche Schränke in dem Bereich, in dem man seinen vermutet, ausprobieren. Ich hatte daher schon mal das Vergnügen, mindestens zwei Reihen Schließfächer durchzuprobieren.

Die Bibliothek der Universität der Künste/Technischen Universität mit dem klangvollen Namen „Volkswagen-Bibliothek“ benutzt Schließfächer, bei denen ein eigenes Schloss notwendig ist. Man muss aufpassen, eines mitzubringen, dessen Bügel durch die vorgesehene Halterung passen und nicht zu eng dafür sind. Hat man vergessen, das Schloss mitzunehmen oder wusste nicht, dass es dort nur solche Schließfächer gibt, hat man Pech gehabt.

Um für alle Fälle gerüstet zu sein, sollte man also immer seine Mensacard, eine 1- beziehungsweise 2-Euro-Münze, ein Schloss und natürlich die jeweiligen Benutzerausweise der Bibliothek dabei haben, damit man Bücher ausleihen kann. Und nichts irgendwo vergessen.

Tanja Braun

9. Juli 2015

Mein drittes Handy hat Räder untendran (im Traum)

Im Techniktagebuch-Redaktionschat haben wir vor ein paar Wochen unsere bisherigen Handys durch- und aufgezählt. Heute Nacht im Traum merke ich, dass ich eins vergessen habe, mein drittes. Ich bin mit Freunden auf einer Busreise mit unklarem Roald-Dahl-Thema, habe gerade das alte Handy wiedergefunden und es zum Spaß mitgenommen. Wir reichen es herum und müssen sehr lachen. Es sieht aus wie Angela Leinens blaues Wählscheibentelefon, hat aber Räder untendran und eine Schnur, an der man es hinter sich herziehen kann. “Wofür war das da denn gut?”, sagen wir, und “Oh! Mit dem großen Knopf hier konnte man umschalten zwischen Pulswahl und Tonwahl!” Wer es einmal hat, will es gar nicht wieder hergeben.

Kathrin Passig

Seit 2012

Internationales Überweisungsbonanza

Ich überweise regelmäßig Geld aus den USA nach Deutschland. Man kann das von der eigenen, amerikanischen Hausbank erledigen lassen, aber das hat einige gravierende Nachteile. Es sind dieselben Nachteile, die man hat, wenn man das Geld in der umgekehrten Richtung von seiner deutschen Hausbank überweisen lassen will.

Erstens kostet jede Überweisung um die 50 Euro Gebühren. Zweitens dauert es mindestens eine Woche. Drittens lässt sich nicht vorhersagen, wann genau während dieser Zeit die eigentliche Währungstransaktion zum dann aktuellen Tageskurs stattfindet. Man weiß also erst ganz am Schluss, wieviel Geld nun eigentlich auf dem Empfängerkonto ankommt. Und außerdem

legt die Bank aus unerfindlichen Gründen Umrechnungskurse zugrunde, die immer ein bisschen schlechter sind als das, was man für den jeweiligen Tag eigentlich als offiziellen Kurs notiert findet.

Auch Paypal ist keine Lösung. Zwar kann man damit international Geld überweisen, aber die Gebühren sind mit 4% vom Transaktionswert vollkommen indiskutabel.

Etwa im Jahr 2012 hat mir ein Freund erzählt, dass es da auch einen Geheimtipp gibt: Bei xe.com kosten Auslandsüberweisungen gar nichts. Und sie gehen ziemlich fix. Und man sieht genau, was man für einen Umrechnungskurs bekommt.

Mein Leidensdruck war groß genug, dass ich das ausprobiert habe, obwohl die Webseite von xe.com etwa so aussah wie die einer passabel geführten Briefkastenfirma. (Andererseits, dachte ich mir, sieht die Webseite meiner Bank eigentlich genauso aus.) Ich habe zuerst hundert Euro testweise überwiesen, das klappte hervorragend, und seither verlasse ich mich durchgehend auf xe.com. Seit Jahren funktioniert alles reibungslos, schnell, und ohne Gebühren.

Wie ist das möglich? Auf der Webseite wird an einer versteckten Stelle erklärt, dass normale Banken Auslandsüberweisungen eher als Zumutung betrachten und durch die hohen Gebühren zu verstehen geben, dass sie das eigentlich nicht machen wollen. Bei xe.com dagegen habe man sich genau darauf spezialisiert und könne es darum viel günstiger anbieten. Sein Geld verdient das Unternehmen, wie auf der Webseite vage angedeutet wird, durch Kursschwankungen zwischen den Börsen, nicht durch Gebühren.

Man muss also nur im Absenderland Geld an xe.com überweisen, im Zielland überweist xe.com dann auf das Empfängerkonto. Dazu kann man in einem Menü verschiedene Verfahren wählen. Auf der amerikanischen Seite gibt es die Wire-Überweisung (»ein Kabel buchen«, das Techniktagebuch berichtete), die sehr schnell aber auch sehr teuer ist, oder ACH/EFT, also Direktabbuchung vom eigenen Konto (Lastschrift), was ein bisschen länger dauert, aber nichts kostet. Auch auf der Zielseite, in meinem Fall Deutschland, kann

man zwischen verschiedenen Verfahren wählen, die im Wesentlichen auf eine typische europäische Banküberweisung mit der dafür typischen Laufzeit hinauslaufen.

Wenn man Geld überweisen will, macht einem die Webseite ein Angebot für einen Umrechnungskurs, das dreißig Sekunden lang gültig ist. Wenn man den Kurs annimmt, wird das Geld zu genau diesem Umrechnungskurs innerhalb der nächsten Tage in einer mehrstufigen Transaktion überwiesen, wobei man über die einzelnen Schritte per e-mail oder auf der Webseite informiert wird. Gebühren fallen nicht an; auf dem Empfängerkonto erscheint exakt der Betrag, der bei Abschluss der Transaktion vereinbart wurde.

Es ist gar nicht so einfach, festzustellen, ob der Umrechnungskurs, den mir xe.com anbietet, besonders gut oder auch nur plausibel ist. Der weltweite Handel mit Devisen ist extrem kompliziert und läuft mit Hochgeschwindigkeit ab; was die Banken und Wechselstuben als offizielle Tageskurse angeben, ist nur die extreme Endverbraucher-Vereinfachung eines weit komplexeren Geschehens. Alles, was ich stichprobenartig nachgeprüft habe, sah plausibel und günstiger als jede Bank oder Wechselstube aus, aber wieviel Geld xe.com wirklich mit meinen Transaktionen verdient, und auf welche Weise genau, kann ich nicht beurteilen. Allerdings habe ich das Gefühl, weitaus näher an dem eigentlichen Vorgang dran zu sein und weniger über's Ohr gehauen zu werden als bei meiner Bank, und bin darum zufrieden.

Anmerkung: Ich benutze xe.com, wie gesagt, seit einigen Jahren. In letzter Zeit sind einige ähnliche Dienste gegründet worden, zum Beispiel transferwise oder CurrencyFair. Sie funktionieren alle ähnlich, versuchen sich aber durch besondere Konditionen oder hübschere Apps voneinander abzusetzen. Wo man wirklich am meisten Geld für sein Geld bekommt, werden in einigen Jahren vielleicht die Verbraucherschützer herausfinden.

André Spiegel

10.07.2015

Filmspuleffekt

Ich sitze in einer Besprechung. Es geht um das Thema einer Abschlussarbeit eines angehenden Akademikers der TU Berlin. Es sollen spezielle Aspekte der Insassenbewegung bei Airbagauslösungen untersucht werden. Da in einem Auto der Airbag nicht einfach so auslöst, sondern auch der sogenannte Gurtstraffer aktiviert wird, hat man es mit etlichen Einflüssen der passiven Sicherheitselemente in einem engen Zeitfenster von ein paar Hundertstelsekunden auf die Insassenbewegung zu tun.

Der Student, der sich tief in die Thematik eingearbeitet hat, kommt auf den Filmspuleffekt zu sprechen. Uns älteren Ingenieuren, drei an der Zahl, ist natürlich klar, was gemeint ist, und wir nicken verständig.

Im Zusammenhang mit dem Gurtstraffer ist der Filmspuleffekt eine selbstverständliche Vokabel. Sie kommt im Grunde aus der Nassfilmfotografie. Hat man eine Filmspule mit einigen Dezimetern Film in der Hand und hält die Spule am Spulenkern in der Hand, kann man den Film immer noch ein Stückchen herausziehen, weil der Film eben nicht absolut straff aufgewickelt ist. Das gleiche passiert auch bei einer Frontalkollision am Sicherheitsgurt: Der Insasse wird nach vorn geschleudert und dabei vom Gurt aufgefangen. Dabei wird der Gurt noch ein Stück aus der Rolle herausgezogen, obwohl die Drehung der Gurtrolle längst blockiert ist. Da soll der Gurtstraffer gegenwirken.

Während ich so verständig vor mich hin nicke, denke ich darüber nach, wie lange Studenten wohl mit der Vokabel “Filmspuleffekt” noch etwas aus eigener Anschauung anfangen können und notiere mir “TT”, um das für’s Techniktagebuch festzuhalten.

Markus Winninghoff

10.07.2015

Warteschleifenmenüs werden menschlicher

Der Paketdienst DPD stellt seit einer Woche mein Paket nicht zu. Auf deren Internetseite lässt sich der aktuelle Standort des Pakets ermitteln. Demnach liegt es seit Tagen im Zustellzentrum. Das dort angegebene voraussichtliche Zustelldatum ist auch schon vorüber. Da ist wohl ein Anruf bei der Hotline nötig.

Wie üblich gilt es das akustische Menü erfolgreich zu überwinden, bevor man mit einem Menschen sprechen darf. Dabei spielt sich folgender Dialog zwischen mir (M) und der automatischen Stimme (A) ab:

> *Euphorische Musik*
>
> A: Willkommen bei DPD. Ich verbinde Sie gerne mit Ihrem richtigen Servicebereich. Bei Fragen zu Ihrem Paketstatus drücken Sie bitte die 1 und bei allen anderen Anliegen die 2.
>
> M: [1]
>
> A: Gut. Um herauszufinden, wo Ihr Paket gerade ist, brauche ich Ihre Paketscheinnummer. Bitte tippen Sie jetzt die 14 Ziffern ein oder lesen Sie sie einzeln vor.
>
> M: [12345678901234]
>
> A: Danke. Ich habe hier 1-2-3-4-5-6-7-8-9-0-1-2-3-4. Ist das richtig?
>
> M: Ja.
>
> A: OK, dann sehe ich mal nach. *[Tippgeräusche.]* Ja, da ist es. Ihr Paket befindet sich gerade in einem unserer DPD-Fahrzeuge und ist unterwegs zu Ihnen. Ich wiederhole noch mal: Ihr Paket

wurde an einen unserer Fahrer übergeben und ist auf dem Weg zu Ihnen. Es dauert also nicht mehr lange, bis Sie Ihr Paket in den Händen halten. Möchten Sie das gerne noch einmal hören?

M: Nein.

A: Dann wünsche ich Ihnen noch einen schönen Tag. Bis zum nächsten Mal bei DPD.

Auflegeton

Da die Information nicht mit der Übersicht auf der Internetseite überstimmt, rufe ich erneut an, wähle die 2 (andere Anliegen) und werde tatsächlich mit einem echten Menschen verbunden. Dort erfahre ich, dass mein Paket wohl vergessen wurde. Man verspricht aber, sich darum zu kümmern.

Die automatische Stimme wird sicher auch bald die richtigen Informationen aus dem System auslesen können. Vielleicht sollte sie dafür aber keine Tastatur, sondern einen direkten Zugang zur Datenbank nutzen?

Michael Rosenthal

10. Juli 2015

Wie ein Büroarbeitsplatz eingerichtet wird

Vor wenigen Tagen habe ich eine neue Stelle angetreten. Um meinen Büroarbeitsplatz funktional zu machen, sind zahlreiche Schritte nötig.

Ich arbeite an einem Computer im Firmennetz. Die ersten Daten, mit denen ich mich einloggen konnte, bekam ich als E-Mail-Ausdruck von meiner Chefin. Damit stehen mir zahlreiche Funktionen zur Verfügung (ich habe bereits eine E-Mail-Adresse und eine Telefonnummer), aber nicht alle. Ins lokale Intranet, ins Warenwirtschaftssystem – über das auch Reisen gebucht

werden –, zu internen Bestell- und Abrechnungsfunktionen komme ich nur mit Hilfe einer Kreditkarten-großen SmartCard, die ich mit dem Chip nach unten in ein Lesegerät in der Tastatur stecken muss.

An meinem ersten Arbeitstag war ich ins dafür zuständige Büro gegangen und hatte eine vorläufige Karte bekommen, mit der ich schon mal ins Gebäude kam und meine Arbeitszeit buchen konnte. Dort war auch ein Foto von mir gemacht worden – ich hatte keine Ansprüche an Attraktivität, Hauptsache, man identifiziert mich damit einfach und schnell. Über die Fertigstellung der SmartCard würde ich mit einem Brief benachrichtigt, hieß es, der auch die PIN für die Erstanmeldung enthalten würde.

Gestern kündigte eine E-Mail an, dass dieser Brief abgeschickt worden sei, heute ist er in der Hauspost. Damit und wie darin angewiesen mit Personalausweis gehe ich wieder in das Büro, das mir den vorläufigen Ausweis ausgehändigt hatte. Die Daten auf meiner vorläufigen Karte werden auf die SmartCard übertragen, mein Personalausweis stellt sicher, dass ich wirklich ich bin, ich leiste die eine oder andere Unterschrift und darf die SmartCard ab sofort zum Entriegeln von Türen, Buchen von Arbeitszeit und Zugang zu IT-Systemen verwenden.

Zwar ist der Computer mein zentrales Arbeitsgerät, doch es braucht eine erstaunlich umfangreiche Bestellung an analogem Büromaterial, um mich wirklich für meine Aufgaben arbeitsfähig zu machen:
- Bleistifte
- Spitzer
- Rotstifte
- Textmarker
- Radiergummi
- Locher
- Tacker
- Tackerklammern
- Klammernentferner
- Büroklammern
- Große Klammern
- Haftnotizen

- Notizblock
- Tesa und Roller
- Klebestift

Seit heute steht mir auch das Telefon voll zur Verfügung. Ich hatte es mit Werkseinstellungen übernommen und um Hilfe beim Einrichten gebeten. Jetzt kommt ein freundlicher Herr von der Haustechnik und weist mich ein: So funktionieren also Übernahme, Weiterleiten und Durchstellen von Anrufen. Mit meiner frischen SmartCard kann ich auch eine Telefoniersoftware nutzen, mit der ich über den Bildschirm anwählen, umleiten, speichern kann. Eine Funktion muss der Telephone Man mir allerdings verwehren: Ich hätte gerne durch irgendein Signal gesehen, wenn auf der Leitung von Abteilungskollegen/Abteilungskolleginnen telefoniert wird – wie ich es von früheren Büroarbeitsplätzen kenne. Gegen diese Funktion, so erfahre ich, habe der Betriebsrat Veto eingelegt: Sie komme einer Anwesenheitsüberwachung gleich.

Kaltmamsell

11. Juli 2015

Phantomvibrieren am Handgelenk

Ich habe eine Applewatch, und der gefällt es (bzw. ist es von manchen Apps so vorgesehen), ab und zu zu vibrieren. Wenn eine eingestellte Weckzeit abläuft, wenn ich mal wieder aufstehen soll oder wenn sie mir die niederschmetternde Fitness-Wochenstatistik anzeigt.

Zu bestimmten Gelegenheiten (z. B. Klausuren) darf ich kein Handy dabei haben, und um die Auseinandersetzung mit dem Aufsichtspersonal zu vermeiden, wie viel Handy eine Smartwatch ist, trage ich meine gute, alte Casio LCD-Armbanduhr.

Immer zwischendrin meine ich eine Vibration am Handgelenk zu spüren, gefühlt zu Zeiten, wenn sich auch die Apple Watch gemeldet hätte (also nach einer Stunde ununterbrochenen Sitzens).

Aber keine Applewatch weit und breit, das Handy ist ausgeschaltet. Die Casio kann auch viel, aber nicht vibrieren. Trotzdem bleibe ich sitzen, einfach so und ohne vermittelbaren Grund aufstehen in einer Klausur ist auch verdächtig.

Thomas Jungbluth

11.7.2015

Verzögerungen im Betriebsablauf. Beim Joggen

Ich versuche mal wieder das mit diesem Sport und versuche, ein bis zwei Mal die Woche zu joggen. Dabei höre ich üblicherweise Podcasts, Hörbücher oder Drei-???-Folgen, dann ist es auch nicht ganz so langweilig.

Heute sitze ich dann in voller Joggingmontur im Hausflur, als mir einfällt, dass ja eine neue Folge von den Drei ??? erschienen ist. Auf dem Hausflur hat man noch WLAN, also lade ich die Folge auf mein iPhone. Der Download geht relativ schnell, allerdings bleiben die einzelnen Tracks danach sehr lange in einem Status namens “Bearbeiten”, was auch immer da passiert. Ich checke außerdem die Podcastliste. Immerhin ein Podcast hat eine neue Folge, die ich noch nicht gehört habe, also lade ich die auch noch runter. Gleiches Problem, der Download geht recht fix, aber das “Bearbeiten” dauert.

Mittlerweile sitze ich bestimmt schon fünf Minuten im Hausflur und kann nicht weg, weil meine Downloads fürs Joggen nicht fertig sind. Wenn mein Mann gleich zufällig aus seinem Arbeitszimmer kommen würde, er würde sich sehr wundern. “Vielleicht”, denke ich, “vielleicht brauche ich das WLAN ja gar nicht mehr” und gehe die Treppen runter, womit ich auch die WLAN-Zone verlasse. Dann stürzt sowieso erst mal das iPhone komplett ab und ich stehe mittlerweile immerhin vor der Haustür und starte das iPhone neu.

Einfach loslaufen geht auch nicht, weil ich die Route ja mittels FitBit-App tracken will (also inklusive GPS, damit man nachher schön sehen kann, wo ich langgelaufen bin), ich muss also warten, bis das iPhone wieder funktionstüchtig ist und gehe aufs Gerät starrend schon mal los. Nach ein paar hundert Metern geht dann alles. Der letzte Track der Drei-???-Folge und der Podcast konnten nicht runtergeladen werden, ich gehe aber davon aus, dass ich nicht so lange laufe und dementsprechend die ersten drei Tracks ausreichen, um mich für die Dauer einer Laufrunde zu unterhalten. Dann starte ich die FitBit-App, sage, dass ich jetzt bitte ein Training aufzeichnen will und laufe los.

(Tatsächlich reicht die Unterhaltung ganz knapp. Kurz vor der Haustür ist der dritte Track abgespielt. Die Auflösung des Falls muss ich mir noch anhören.)

Anne Schüßler

12. Juli 2015 (und davor und danach etwa alle drei Jahre, vermutlich seit 1998)

Die Zerschlagung des Fünflibersäuli

Aus alter Gewohnheit stecke ich Fünffrankenstücke, die in meinem Portemonnaie landen, in ein Sparschwein, das so genannte Fünflibersäuli. Es ist aus Porzellan und lässt sich nur mit dem Hammer öffnen, was ich immer dann mache, wenn es voll ist und nichts mehr reingeht, also etwa alle drei Jahre.

Das befreite Münz wird gestapelt und gezählt und dann in von der *Die Post* zur Verfügung gestelltes Papier gerollt. Besonders gut geht das, wenn man das Papier in ein aufgeschlagenes Telefonbuch legt. Die Fünfliber rollen dann nicht davon und man kann sie in Ruhe in das Papier wickeln.

Nun gibt es in meinem Haushalt zwar noch ein Festnetztelefon (noch bis Ende September 2017), aber schon seit einer Weile keine Telefonbücher mehr. Das macht die Prozedur etwas schwieriger, doch mit etwas Geduld gelingt sie auch so. Wichtig ist es, das Papier vorgängig mit Name und Adresse

anzuschreiben oder zu stempeln, sonst nimmt *Die Post* die Rollen nicht an. Sollte sich Falschgeld unter den Fünflibern befinden, muss jemand zur Verantwortung gezogen werden können.

Franziska Nyffenegger

Sommer 2015

Spotify und Persönlichkeitsspaltung

Ich war begeistert, als ich mit Spotify angefangen habe. Alle Musik der Welt für zehn Dollar im Monat – na gut, ein paar Sachen fehlen noch, aber die kommen sicher bald, und solange höre ich eben was anderes. Inzwischen muss ich mir eingestehen, dass in etwa fünfzig Prozent der Fälle das Stück, das ich jetzt gerade im Moment eigentlich gerne hören möchte, fehlt.

Und ich kann mir nicht einfach eine andere Musikgeschichte zulegen. Ich möchte nun einmal *Sit Down and Listen to Hooverphonic* hören (das es nicht gibt) und nicht *Blue Wonder Power Milk* von derselben Band (das es gibt). Ich möchte *Changeless* von Keith Jarrett hören und nicht eins der fünfundzwanzig anderen Alben von ihm, die bei Spotify verfügbar sind.

Immerhin ist der Trend zu erkennen, dass nur noch wenige Künstler rein gar ratz-fatz überhaupt nicht auf Spotify sind. Das erschien mir am Anfang sehr bizarr – etwa so, wie man sich totalitäre Staaten vorstellt, wenn jemand, den gestern noch alle kannten und bejubelten, plötzlich von einem Tag auf den andern verschwunden ist und niemand je von ihm gehört hat.

Natürlich habe ich diese ganzen Tracks noch irgendwo auf einer Backupfestplatte. Allerdings wollte ich dem Hin- und Herkopieren von Dateien durch Spotify ja gerade entgehen. Der Dienst macht eben nur Sinn, wenn er wirklich alle Musik der Welt hat und nicht bloß die Hälfte.

Immerhin hat Amazon inzwischen alle CDs, die ich dort jemals gekauft habe, als Dateien in meinen persönlichen Cloud Player gelegt. Ich könnte jetzt die Hälfte meines Musikhörens per Spotify und die andere per Amazon bestreiten. In der Hoffnung, einer Persönlichkeitsspaltung zu entgehen, habe ich stattdessen die Dateien von Amazon heruntergeladen und versucht, sie in mein persönliches Spotify zu importieren. Das geht auch: Man muss dazu nur im Spotify-Desktop-Client eine Playlist anlegen und jede einzelne Datei dieser Playlist zuweisen. Die Playlist kann man dann auf das Smartphone synchronisieren, sofern sich beide gerade im selben Netz befinden.

Die Dateien werden dann vom Laptop auf das Smartphone heruntergeladen und man kann sie da jederzeit hören. Sie sehen eigentlich genau so aus, als wären sie wirklich bei Spotify. Wenn es nur nicht so auf den Speicherplatz ginge!

André Spiegel

12. Juli 2015

Handyempfang gibt es erst am dritten Baum

Die Nachbarin im Zugabteil sagt auf dem Weg durch Mecklenburg-Vorpommern: "Ich habe hier ja leider keinen Empfang, mein Handy ist so alt . . . " Der Nachbar (iPhone) und ich (OnePlus One) sagen gleichzeitig: "Das liegt nicht am Handy." Wir haben alle schon seit Berlin keinen Empfang mehr. Ich sage wie immer, in Österreich und der Schweiz sei das seltsamerweise auch in den dünn besiedelten Landstrichen anders. Beide rufen: In *jedem* Land sei es ganz anders! Sogar im Baltikum! Schwärmereien über die WLAN-Versorgung im Baltikum folgen. Als Vermieter bekomme man dort Steuern erlassen, wenn man seinen Mietern WLAN biete.

Die Nachbarin erzählt, dass sie sich aus gesundheitlichen Gründen nur noch in ihrem Ferienhaus auf einer Ostseeinsel aufhalten darf, wenn sie eine zweite Person mitbringt, "die muss dann zum Telefon laufen, wenn was ist". Handyempfang gebe es erst "am dritten Baum", Touristen bekämen das oft nicht gleich von ihren Vermietern mitgeteilt, man sehe sie dann suchend auf und ab gehen. Einer habe einmal gleich bei der Ankunft sein Handy wutentbrannt auf den Boden geworfen und versucht, es zu zertreten, "das ist ihm auch mehr oder weniger gelungen".

Kathrin Passig

13. Juli 2015

Übereifrige Social-Media-Veteranin

Eine Woche nach Antritt meiner neuen Arbeitsstelle bekomme ich eine Nachricht vom Kollegen B., dass mein Profil jetzt auch auf der Teamseite des Intranets stehe. Ich klicke auf den Link und gelange auf eine Intranetseite mit meinen Kontaktdaten und der Möglichkeit, ein Profilbild sowie Details zu meinem fachlichen Hintergrund zu hinterlassen. Außerdem kann ich eintragen, wer alles zu meinen Kollegen und Kolleginnen gehört.

Ich bin begeistert: Von solchen internen Mitarbeiterplattformen habe ich bislang nur gelesen; sie ermöglichen bestenfalls, schnell intern vorhandene Erfahrungen und Kompetenzen zu finden. Als langjährige Nutzerin von Social Media hatte ich sofort den Nutzen gesehen und bei einem früheren Arbeitgeber bereits vergeblich versucht, die Einführung eines solchen Systems anzuregen. Ich hatte mir immer vorgestellt, dass jemand zum ersten Mal ein Projekt in Indien hat und über die Plattform jemanden im Unternehmen findet, der vielleicht organisatorisch weit entfernt ist, aber bereits Erfahrungen mit ähnlichen Projekten in Indien hat.

Allerdings war mir schon damals klar, dass solche Systeme davon leben, dass alle tatsächlich Informationen in ihrem Profil hinterlegen. Umso eifriger ergänze ich jetzt also mein Profil: Ich lade ein Foto hoch, gebe meine Kenntnisse in Englisch und Spanisch an, vernetze mich mit den Profilen von Kollegen und Kolleginnen.

Wenige Minuten später treffen erste Mails von diesen Kollegen und Kolleginnen ein: Was das denn sei? Ob sie irgendwas tun müssten? Hätten sie vielleicht irgendwas verpasst? Offensichtlich hat meine Profilvernetzung Benachrichtigungen ausgelöst. Auch Kollege B. meldet sich: Er dankt für mein Vertrauen – aber die Plattform sei eigentlich erst noch in der Betaphase.

Schulungen dafür begönnen erst im Oktober, ich könne mich bei Interesse gerne dafür anmelden. Mit rotem Kopf entschuldige ich mich für meinen Übereifer und verspreche Geduld.

die Kaltmamsell

14. Juli 2015

“There are lots of ways to quickly and easily top-up”

Es muss auch für Mobilfunkanbieter schwierig sein, Leute, die zu diesem Zeitpunkt noch kein Internet haben, ins Internet gelangen zu lassen. Aber man kann sich dabei mehr oder weniger Mühe geben. Eher weniger Mühe gibt man sich bei Tesco UK, der Firma, die mich derzeit in Großbritannien mit mobilem Internet versorgt, manchmal jedenfalls.

Im Landeanflug wechsle ich die SIM-Karten, habe am Boden aber kein Internet. Das Guthaben ist aufgebraucht, und ich war nicht so vorausschauend, am Ende meines letzten Aufenthalts schon Guthaben auf Kassenzetteln zu kaufen, wie ich es in der Schweiz mache. Das hat auch damit zu tun, dass ich eher selten in einem Tesco-Supermarkt bin, und man das Tesco-Guthaben eben nur dort bekommt, nicht an jedem beliebigen Kiosk wie das Lebara-Guthaben, das ich für die Schweiz benötige. Auch am Geldautomaten könnte man sein Tesco-Guthaben aufstocken, aber nicht mit unbritischen ec-Karten und vermutlich schon gar nicht an den räuberischen Spezialgeldautomaten, die auf Flughäfen aufgestellt werden.

In Irland bin ich auch Tesco-Kundin, dort funktioniert alles ganz einfach, aber vielleicht nur, weil ich für Irland eine Tesco-App habe. Für Großbritannien kann man von Deutschland aus keine installieren: “This item is not available in your country”. Diese Fehlermeldung bekomme ich auch, wenn ich es aus Aleks’ britischem WLAN versuche. Kurzfassung: Ich habe eben keine britische Tesco-App, und die irische hat natürlich mit der britischen außer dem Namen nichts gemeinsam.

Nach einer Weile finde ich heraus, wie man auf die eine Seite gelangt, die man auch ohne Guthaben aufrufen kann und die einem erklärt, wie man neues Guthaben erwerben kann: www.tescomobile.com/easy-top-up. Ich bin mittlerweile misstrauisch, wenn ein Angebot "easy" oder "simple" bereits im Namen trägt. Dort heißt es:

> To top-up online, you first need to register for an online top-up account. After that, you can choose to top-up via this website or by text message. Register for online top-ups now, or read our Help on topping up online.

Die beiden Links gehören aber nicht mehr zu denen, die man aufrufen darf, wenn man kein Guthaben hat. Aus Techniktagebuch-Forschungsgründen beschließe ich, trotz meiner Abneigung gegen Voicemailsysteme die zweite Option zu testen:

> Call us and top-up with a debit or credit card. From your Tesco Mobile phone you can call 4444 for free or call 0845 940 0000 from any phone.
> Using your phone's keypad, enter the Tesco Mobile number you want to top-up, your card details, your house number and postcode and the amount you want to top-up (minimum £10, maximum £30).

Dass man "house number and postcode" angeben muss, spricht nicht sehr dafür, dass man mir mit meinem ausländischen Wohnort Internet verschaffen will. "Postcode not recognized" oder so was werden sie mir vermutlich mitteilen.

Aber so weit komme ich gar nicht. Nachdem ich meine 16-stellige Kreditkartennummer eingegeben habe, erklärt mir die Automatenstimme, dass diese Nummer dem Unternehmen unbekannt ist und man seine Tesco-SIM erst mindestens einmal auf irgendeinem anderen Weg aufgeladen haben muss, bevor man zu diesem Verfahren zugelassen wird. Ich habe meine Karte bereits mindestens zweimal auf anderen Wegen aufgeladen, aber, ach, egal.

Ich lege die deutsche SIM wieder ein, bekomme die Mitteilung, dass ab jetzt alles 23 Cent pro MB kostet, und schicke Aleks eine SMS (deutsche Handynummer in Großbritannien an irische Handynummer in Großbritannien), wann ich wo eintreffen werde. Schon am nächsten Morgen kommt diese SMS auch an. Als “received”-Uhrzeit steht “18:32” daran. Dieser Zeitpunkt liegt eine Stunde vor dem Absenden der SMS und drei bis zwölf Stunden vor ihrer tatsächlichen Ankunftszeit.

Kathrin Passig

14.7.2015

Wenn digitale Zahlungsmethoden versagen

Ich stehe im Urlaubsort an der Kasse des Drogeriemarkts. Wenige Artikel, aber sie kosten fast 30 €. Ich fürchte, dass eine Frau und ein kleines Mädchen mich begleiten und den Einkaufskorb gefüllt haben.

Nagellack und Haarkur auf dem Kassenzettel bestätigen meine Vermutung.

Ich zahle mit der Kreditkarte, die ich von meiner Bank bekommen habe. Also versuche es.

Nach dem Einführen der Karte baut das Lesegerät die Verbindung zur Abrechnungsstelle auf.

“Authorisierungscode eingeben”

Ich weiß nicht, was das Gerät will. Die Kreditkarte ist eine altmodische Version, bei der ich eine Unterschrift leisten muss. Die PIN, die ich gar nicht kenne, ist kein “Authorisierungscode”.

Die Kassiererin versteht es nicht. Ich verstehe es nicht.

Wir versuchen es nochmal.

Keine Veränderung.

Ein Kollege kommt zur Kassiererin und schwört Stein und Bein, dass der Code die dreistellige Zahl auf der Rückseite der Karte sei, die eigentlich nur beim Kauf im Internet erforderlich ist.

Ich gebe den Code ein – aber keine der Ziffern erscheint. Nachdem ich auch noch “OK” gedrückt habe, erscheinen zwei acht- bis zwölfstellige Zahlenfolgen, aus denen ich eine auswählen kann. Ich drücke Enter, die Zahlung wird als “nicht möglich” angegeben.

Ich zahle mit meinem letzten Bargeld, da ich keine weiteren Versuche mit Karten unternehmen will.

Falls das Geld trotz des Abbruchs abgebucht wurde, kann ich das aus dem Urlaub nur aufwändig stornieren. Die Karte der Internetbank brauche ich zum Bargeldabheben, die EC-Karte hat schon zwei Risse und ich fürchte, dass das störrische Terminal sie zerlegt.

Ich verlasse den Drogeriemarktt mit einem Kassenzettel, auf dem vier Fehlversuche mit der MasterCard vermerkt sind.

Schnitt.

Etwas später tanke ich. Die Tankstelle akzeptiert die MasterCard erst gar nicht und ich muss doch die EC-Karte nutzen.

Schnitt.

In der Ferienwohnung bimmelt das Handy. Der eBay-Sniper hat ein Schnäppchen gemacht. Ich will es per App bezahlen.

Ich tippe auf den Button für die Zahlungsinformationen.

Der Verkäufer verschickt nicht an Ihre bevorzugte Lieferadresse. Möchten Sie Ihre Lieferadresse jetzt aktualisieren.

Der Versand erfolgt per DPD, ich vermute, dass die Packstation als Standardadresse angegeben ist.

Ist sie nicht.

Ich teste alle drei Adressen durch. Keine funktioniert. Ich schreibe den Verkäufer an.

Das kommt ab und zu mal vor. Versuchen Sie es später nochmal.

Ich telefoniere mit der eBay-Hotline. Ein hilfsbereit-hilfloser Mitarbeiter kann meinen Account aufrufen und kommt bis zur Eingabe des PayPal-Passwortes. Weiter will er nicht.

Er schlägt mir vor, den Login über die österreichische Webseite ebay.at zu machen, da müsse es funktionieren.

Warum, das kann er nicht erklären.

Ich logge mich per Browser auf der mobilen eBay.de-Seite ein und bei dem langsamen Netz hier habe ich nur zehn Minuten später den Artikel bezahlt.

Ich wollte schon immer eine Traumgeschichte für das Techniktagebuch schreiben, aber die Realität ist noch absurder.

Volker König

14.07.2015

Amazon warnt mich vor sinnlosem Doppelkauf

Ich quäle mich durch die Formulierung eines Beschwerdeschreibens für das Kammergericht, in dem es um die Einstufung einer Sachverständigenleistung in eine bestimmte Honorargruppe gehen soll. Von der Gegenseite, dem Bezirksrevisor, werden dabei schlecht recherchierte Kommentare zum 2. Kostenrechtsmodernisierungsgesetz benannt, die in einschlägigen Büchern nachzulesen sind.

Da ich schon einmal einen Autor eines solchen Buchs telefonisch auf seine Rechercheversäumnisse aufmerksam gemacht habe, überlege ich, das für das zweite einschlägige Buch nun auch zu tun. Ich denke mir, dass es dann wohl hilfreich wäre, das Buch tatsächlich vorliegen zu haben.

Also rufe ich die Seite von Amazon auf und suche nach dem Buch. Ich lege es als gebrauchtes Exemplar – dafür müssen die Autoren ja nicht auch noch von mir Geld bekommen, wenn es schon gegen mich verwendet wird – in den Warenkorb. Und sofort poppt die Meldung auf, dass ich diesen Artikel längst gekauft habe.

Sie haben diesen Artikel am 29. August 2014 gekauft.
Bestellung anzeigen

Die Vergütung und Entschädigung von Sachverständigen, Zeugen, Dritten und von den ehrenamtlichen Richtern nach dem JVEG
Broschiert – 1. Dezember 2013

Nach einiger Suche finde ich es tatsächlich im Büro eines Kollegen. Eine Kontaktmöglichkeit des Autors findet man natürlich nicht in dem Buch.

Markus Winninghoff

14.7.2015

Zeitzeichen ohne Wert

Seit Jahrzehnten trage ich eine Armbanduhr, und seit Jahrzehnten stelle ich sie bei den zwangläufigen Abweichungen nach dem akustischen Signal von Fernsehen oder Radio. Die Hauptnachrichtensendungen von ARD und ZDF haben immer eine Uhr eingeblendet, die die Sekunden bis zum Beginn runterzählt, der Deutschlandfunk hat – als einer der letzten Sender – vor den Nachrichten zur vollen Stunde drei auffällige Töne, deren dritter und längster das Umspringen auf die neue Minute kundtut. Ideal, um im richtigen Moment die zuvor gestoppte Uhr wieder in Gang zu setzen.

Das ist inzwischen alles ziemlicher Unsinn. Eigentlich war mir das schon länger klar, heute habe ich das durch Zufall praktisch erlebt. Drei Geräte hatte ich gleichzeitig in Betrieb (eher aus Faulheit): Sowohl im Arbeitszimmer als auch in der Küche lief ein Radio, und zusätzlich wollte ich mir die Tagesschau ansehen.

Und dann vermeldeten alle drei Geräte zu unterschiedlichen Zeiten die 20.00 Uhr. Zuerst das Radio im Arbeitszimmer, mit analogem terrestrischen Empfang. Dann das Küchenradio über DAB+. Und zuletzt der Fernseher, über Kabel. Alle mit ein paar Sekunden dazwischen.

Das war's dann wohl mit der sekundengenauen Zeitangabe. Klar, auf meinem Smartphone und auf dem Rechner bekomme ich die Zeit auch sekundengenau angezeigt. Doch so schön stellen wie nach Radio oder Fernsehen kann ich sie nicht, gefühlt jedenfalls. Aber was soll ich machen, wenn die Zeitzeichen jeden Wert verlieren?

(Eine kurze Recherche im Internet fördert zutage: Es gibt nur noch wenige Sender weltweit, die ein genaues Zeitzeichen senden – und dann gerne über Kurzwelle. Aber wer braucht das schon, wenn jedes GPS-Empfangsgerät auch die genaue Zeit angibt, egal wo?)

Thomas Wiegold

14.7.2015

Digitale Verschlechterung im fast noch analogen Radio

Seit den 1980ern gibt es das Radio Data System RDS. Die analogen UKW ("FM")-Sender übertragen dafür einige Bytes an Daten, aus denen die Radioempfänger den Sendernamen (sichtbarer Vorteil) und Alternativfrequenzen (eigentlich unsichtbares Killerfeature) entnehmen kann.

Da bei UKW die Reichweite eines Senders grob gesagt die theoretische Sichtweite seiner Antenne ist, hat man insbesondere im Auto alle 25 Kilometer gerader Strecke das Problem, dass das Signal der bisherigen Sendeanlage zu schwach geworden ist.

Da Sendeanlagen auch desselben Programms, die auf derselben Frequenz arbeiten, sich gegenseitig stören würden, müssen benachbarte Sendeanlagen unterschiedliche Frequenzen nutzen.

Im Ergebnis muss man bei Autofahrten spätestens alle 25 Kilometer die Frequenz einer stärkeren Sendeanlage ausfindig machen.

Dank RDS ist das nicht mehr erforderlich; jeder Sender teilt die Frequenzen seiner Programmnachbarn mit und gute Autoradios schalten nahtlos um. Es gibt maximal ein kurzes Knacken.

Seit meinem ersten RDS-Radio in den frühen 90ern hatte ich bei WDR2 schon einen Seiteneffekt, an den Thomas Jungbluth im Redaktionschat erinnerte: Die Regionalprogramme eines Senders.

Nach den Weltnachrichten kommen kurze regionale Nachrichtenblöcke, während derer ein Umschalten zwischen Sendestellen zu lustigen Ergebnissen führt:

"Beim Treffen der Bürgermeister fiel vor allem Jürgen Roters aus Köln auf ... das ist mein produktivster Stier im Stall, sagte Bauer Schneider aus Iserlohn, sichtlich stolz auf die Siegerplakette der Landwirtschaftsausstellung"

Auf der Fahrt nach Franken habe ich nun eine digitale Verschlechterung des immerhin auch schon digitalen RDS entdeckt.

Während in den 1980ern die Radioprogramme per analogem Kabel an die Sendemasten im Lande verteilt wurden, wird das heute digital gemacht.

Wie schon das Fernsehkabelnetz zeigt, kann man auf diese Weise mit weniger Leitungen mehr Programme übertragen.

Aber.

Digitale Datenströme führen immer zu Latenzen. Zwar wandern Bits und Bytes ebenso mit Lichtgeschwindigkeit durchs Kabel, wie analoge Signale, aber es treten Verzögerungen auf.

Als wir den Sendebereich des Hessischen Rundfunks passierten, führten einige Hügel zu andauernden Frequenzwechseln.

Das Knacken fällt im Autoradio kaum auf, aber das Umschalten zwischen zwei Sendern mit unterschiedlicher Latenz zur Zentrale klingt jedes Mal wie ein Sprung auf der CD.

Ich fragte mich erst, wieso der HR nicht bemerkt, dass ein springender CD-Player im Studio steht, bis die Nachrichten kamen.

“Der grie. . . griechchische Regierungschef . . . pas sag. . . sagte zu”

Ich hoffte eine Weile auf das digitale Radio DAB, das noch vor ausreichender Verbreitung der Empfänger auf DAB+ umgestellt wurde.

Heute hoffe ich auf attraktive Datenflats.

Volker König

15. 7. 2015

Digital abgesegnetes Wasser

Ich habe Durst und möchte Wasser aus einem Wasserhahn trinken. Auf der weißen Keramik neben dem Hahn sehe ich zwei runde Icons von Kathrin und noch jemandem aus dem Techniktagebuch-Facbook-Chat, die vom Messenger angezeigt werden (“Schrumpfköpfe”). Okay, wenn Kathrin hier schon getrunken hat, dann wird die Wasserqualität wohl in Ordnung sein, denke ich noch. Sie hätte ja sonst etwas gesagt. Dann wache ich auf.

Angela Heider-Willms

15.7.2015

Das Licht geht nur abends aus

Auf dem Büroflur ist ein Lichtschalter, den ein Kollege ausprobieren möchte. Nichts passiert. Anderer Schalter: Auch nichts.

Dann werden wir von einem anderen Kollegen aufgeklärt. Tagsüber kann man das Licht nicht per Schalter an- und ausmachen, erst abends darf man selber Hand anlegen und eigenmächtig über die Beleuchtung des Flures entscheiden.

Tagsüber ist das Licht also immer grundsätzlich an, abends geht es erstmal aus und muss dann, sofern sich noch Menschen in Büros aufhalten, die auf Beleuchtung auf den Fluren Wert legen, von diesen selbst wieder eingeschaltet werden.

Anne Schüßler

15. Juli 2015

Am Arbeitsplatz muss angebaut werden

Meine schicke SmartCard als Zugang zu den geheimen Geheimnissen des Intranets hatte ich gerade mal 48 Stunden in Betrieb. Dann gab es einen Softwarewechsel, nach dem das Lesegerät in der Tastatur nicht mehr funktionierte. Seit gestern verteilt die IT externe Lesegeräte, die so unelegant wie (XXXpassenderVergleichfürUneleganzXXX) um den Schreibtisch baumeln.

Kaltmamsell

15.07.15

Intelligenz nach Update

Vorgestern hat mein Fitbit Activitytracker ein Update bekommen, das ihn ziemlich intelligent hat werden lassen. Trotz der vielen fitnesstechnischen Features hat mich nämlich bisher eines gestört: so richtig konnte er meine analoge Armbanduhr nicht ersetzen. Das lag daran, dass ich bis vorgestern entweder den Knopf an seiner Seite drücken oder zweimal daraufklopfen musste (mit viel Gefühl und genau im richtigen Tempo), damit er mir die

Uhrzeit angezeigt hat. Diese dauerhaft anzuzeigen ist wegen der Akkulaufzeit nicht sehr praktikabel und meines Wissen auch nicht möglich. Wenn man die Hände nicht freihatte, war es immer sehr unpraktisch, zum Anzeigen der Uhrzeit beide Hände zusammenbringen zu müssen.

Doch diese Zeiten sind jetzt vorbei! Mein Fitnesstracker erkennt nun automatisch, wenn ich diese bestimmte "Auf-die-Uhr-schauen-Armbewegung" mache und zeigt mir die Uhrzeit für einige Sekunden an. Dies funktioniert recht zuverlässig und auch fast nur dann, wenn ich genau diese Bewegung mache (allerdings ist ein sehr dezentes auf die Uhr schauen dadurch leider nicht möglich). Es gab jedoch, vor allem beim Arbeiten am Schreibtisch, einzelne Situationen, in denen der Fitbit mir die Uhrzeit "fälschlicherweise" angezeigt hat – also obwohl ich die Bewegung nicht gemacht hatte. Einmal war es, als ich über einem Textdokument fast meine Nudeln habe verkochen lassen, ein anderes Mal, als in einem Seminar ein Professor gerade anfing,

zu überziehen und ich eigentlich dringend pünktlich losmusste. Ich habe seit zwei Tagen das Gefühl, etwas sehr Intelligentes am Handgelenk zu tragen und ich weiß noch nicht, ob ich das sympathisch oder eher unheimlich finden soll.

Maya

16. Juli 2015

Ein Kleinbetrag wird mit vagem Gewedel bezahlt

Ich sehe zum ersten Mal jemanden kontaktlos an einer schottischen Supermarktkasse bezahlen, und zwar Aleks Scholz, der schon seit Ende 2014 in einer Zukunft lebt, in der so etwas geht. Er wedelt nur vage mit seiner Bankkarte über dem Gerät herum wie jemand, der unentschlossen ist, in welche Richtung die Karte in welchen der beiden Schlitze eingeführt werden soll. Während ich noch darauf warte, dass der Bezahlvorgang beginnt, ist er auch schon wieder vorbei und die Kassiererin wünscht einen schönen Tag. "Es geht nur bis 20 Pfund", erklärt Aleks, "also praktisch genau wie früher, als man erst ab 20 Euro mit der Karte zahlen durfte."

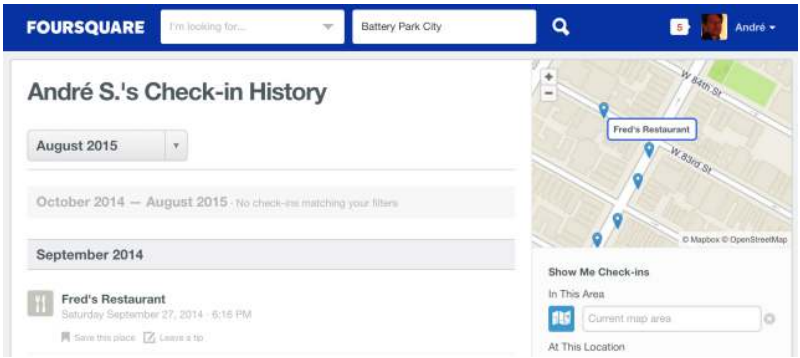
Kathrin Passig

2015-07-16

Meine Foursquare-Vergangenheit zahlt sich aus

Die Liebste möchte wissen, wie dieses Restaurant in der Upper West Side hieß, wo wir vor ein paar Monaten waren und unsere vierköpfige Familie so unkompliziert und kinderfreundlich bedient worden war. Ich kann mich an das Restaurant erinnern, aber weder an den Namen noch den genauen Ort.

Bei solchen Gelegenheiten zahlt sich die Gewohnheit aus, mich an jedem Ort, wo ich länger als fünf Minuten verweile, bei Foursquare einzuchecken. Ich rufe meine Foursquare-Vergangenheit auf und zoome mit der Landkarte auf die fragliche Gegend in der Upper West Side: Columbus Avenue, Amsterdam Avenue, irgendwo in den Achtzigern. Fähnchen markieren sämtliche Orte – in der Regel Restaurants – an denen ich dort in den letzten Jahren gewesen bin, und das gesuchte ist schnell gefunden: Fred's Restaurant.



Ein kurzer Abgleich mit Google Street View, wo ich die Fassade des Restaurants wiedererkenne, bestätigt den Fund. Von der Frage der Liebsten bis zu meiner Antwort hat es, wie das Chatprotokoll verrät, drei Minuten gedauert. Wir wissen, wo wir hinwollen.

André Spiegel

Juli 2015

Die neue Produktkategorie “Maus” etabliert sich

Im Mai vermutete ich angesichts von Hornhauthobelmäusen: “Oder aber wir gehen einer Zukunft entgegen, in der alle vage handergonomisch geformten Produkte ‘Maus’ heißen werden: Waschmaus, Haarmaus, Telefoniermaus.”

Vielleicht ist diese Zukunft aber auch schon da. Und wie ließe sie sich liebreizender mit der Vergangenheit verknoten als in Form einer Tipp-Ex-Maus?

Update: Novemberregen hat diesen Gegenstand schon 2002 “im Büro als Tippexmaus kennengelernt. Es gab auch welche mit Klebeband drin, von Pritt, dennoch hiessen sie Tesamaus.”

Kathrin Passig

16.07.2015

Kathrin wird von glaubwürdigen Eiern verfolgt

Ich sehe mir die Fans und Zahlen einer deutschsprachigen Bloggerin an, über die in den letzten Tagen viel geredet wurde. Ihre Follower auf Twitter erscheinen mir unglaubwürdig. Viele haben nur ein Ei als Profilbild, sind nicht deutschsprachig, folgen 2 bis 10 Leuten, haben einmal etwas getwittert und dann nie wieder was getan. Das müssen gekaufte Follower sein.

Zur Sicherheit sehe ich mir noch die Eier an, die Kathrin folgen. Weil sie Twitter kann.<p class=äuthor»Bei mir geht es dort eher bedenklich zu: Ich nutze "Friend or Follow" und "Twuffer", räume zwischendurch zwecks besserer Zahlenverhältnisse auf, blockiere die mir folgenden "wie das aussieht!" Porno-Profile und favorisiere mit meinem Musik-Account verschämt und schnell 1, 2 internationale Musiktweets, um zu vertuschen, dass ich in Wahrheit nur meine kleine private Liste mit den bevorzugten deutschen Tweets lese, die wenig mit Musik zu tun haben.

Auch Kathrin wird von Eiern verfolgt, die auf den ersten Blick den Eiern der oben genannten Bloggerin ähneln. Aber es sind weniger. Und mehr deutschsprachige, die auch Sascha Lobo, Tageszeitungen und weiteren bekannten deutschen Medien folgen. Da kann ich nachvollziehen, dass Menschen testweise Accounts angelegt haben und schnell keine Lust mehr hatten, weil sie wie ich Twitter nicht wirklich können.

Sokoban-Spielerin

2015-07-16

Pac-Man und das Elefantengedächtnis

Ich sehe und benutze zum ersten Mal ein sympathisches Gerät, mit dem ich per Kreditkarte Trinkgeld geben kann, und zwar in der Kantine des Brookfield-Komplexes neben dem World Trade Center in Manhattan. Ich brauche zwei oder drei Anläufe, um die Kreditkarte richtig herum einzustecken, aber danach macht das Gerät ein Geräusch und ein paar dankbar blinkende LEDs versichern mir, dass mein Trinkgeld angekommen ist.

Nach dem Verzehr meiner Mahlzeit mache ich ein Foto von dem Gerät und frage die Kassiererin, ob das schon länger da steht. – Nein, sagt sie, ist neu. – Seit heute? – Nein, seit ungefähr einer Woche.

Es ist Rettung in letzter Sekunde, denn über die letzten Monate habe ich mich zu einem fast völlig bargeldlosen Wesen und damit auch knausrigen Trinkgeldgeber entwickelt. In vielen Geschäften steht ein Glas oder eine Konservendose auf der Theke mit einem Schild drauf, das um »Tips« bittet, und die Gläser sind auch immer dekorativ-motivierend mit Dollarnoten gefüllt. Der liebenswerte Pac-Man-Automat ist in Größe und Ausstrahlung diesen Gläsern klar nachempfunden.

Menschen im Dienstleistungssektor haben ein Elefantengedächtnis, heißt es in einem guten Essay über das Tipping, und sie erinnern sich an zwei Dinge garantiert und für ewig: Wenn jemand ein besonders schlechtes Trinkgeld gibt, oder ein besonders gutes.

In dem Deli, wo ich morgens regelmäßig mein Frühstück kaufe, stimmt das mit dem Elefantengedächtnis. Obwohl da jeden Morgen hunderte Menschen durchkommen, erinnerten sich die Angestellten nach kurzer Zeit nicht nur an mich, sondern auch an meine übliche Bestellung. Seither kriege ich mein Frühstück freundlich, ungefragt und wortlos, bis auf mein verblüfftes und ein bisschen beschämtes Danke.

Leider gibt es in diesem Deli nur besonders große und auffordernde Tipping-Dosen auf der Theke und keinen Trinkgeld-Pac-Man. Ich habe nie irgendetwas, das ich da reinwerfen könnte und so jeden Morgen ein schlechtes Gewissen. Immer denke ich, dass ich demnächst mal Bargeld von der Bank abheben, es in Kleingeld wechseln und dann etwas in das Tipping-Glas werfen werde, und jedesmal fällt mir am Morgen, wenn ich mein Frühstück in Empfang nehme, wieder ein, dass ich es wieder vergessen habe.

Noch sind die Angestellten sehr freundlich.

André Spiegel

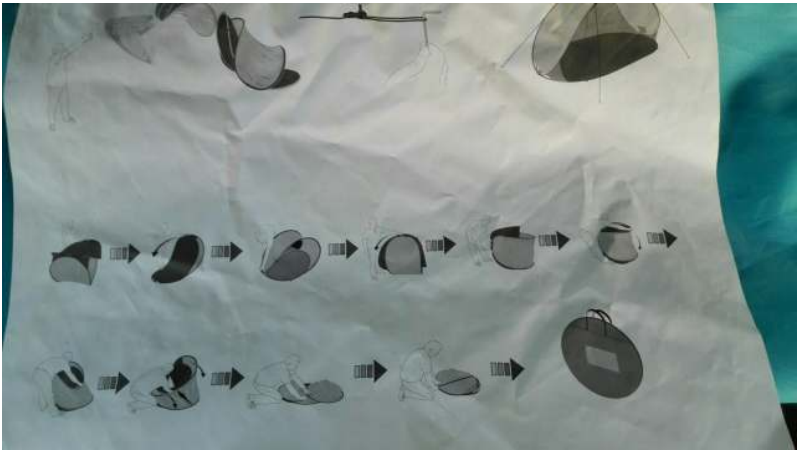
17.7.2015

Der Generationenkonflikt bei Informationsquellen

Wir machen Urlaub am Brombachsee und gehen natürlich auch baden. Am Nordufer. Auf dem Weg zu einem freien und schattigen Platz sehen wir, dass unsere Strandnachbarn in einer Jack Wolfskin Beach Shelter IV Strandmuschel liegen.

Auch wir sind vorbereitet und seit Wochen wartet eine Pop-Up-Strandmuschel auf ihren Einsatz. Wir öffnen die flache, runde Tasche, entnehmen einen merkwürdigen Gegenstand aus Nylongewebe und Glasfaserstäben, und PLOPP haben wir eine Strandmuschel, wie ein Dschinn aus seiner Lampe hüpft.

Während die anderen baden, schwant mir, dass das Zusammenlegen des Bauwerks vergleichsweise kompliziert sein wird. Ich lese die Anleitung, die lapidar auf die “Anweisungen A-M” verweist, die in die Tasche eingenäht seien.



Dort finden sich zwar keine Anweisungen A- M, sondern ein paar Bilder, die mir aber schlüssig vorkommen. Daher dränge ich eine halbe Stunde vor Ende der Parkzeit zum Aufbruch.

Das Zusammenlegen der Strandmuschel endet nach 5 oder 6 Versuchen immerhin mit etwas Flachem, das zwar dreimal so groß ist wie die Tasche, aber irgendwie ins Auto passen wird. Bloß keine Schwächen zeigen vor den Urlaubsprofis mit der Jack Wolfskin Strandmuschel.

In der Ferienwohnung schlägt die Zehnjährige vor, auf YouTube nach einem Video mit einer Anleitung zu suchen.

YouTube!

Ich kann Anleitungen schneller lesen, als man sie in einem Video abbilden könnte! Und was sollen mir Daggi Bee, Gronkh und Herr Tutorial schon zu dieser Strandmuschel sagen können?

Doch auch Google findet nur Videos zum Thema:

www.youtube.com/d1RSazgHokQ

Nachdem ich das Video gesehen habe, gehe ich zum Auto und keine 60 Sekunden später ist der Dschinn wieder in seiner Lampe.

Ich fühle mich nun für den nächsten Strandaufenthalt neben einer Jack Wolfskin Beach Shelter IV gewappnet.

Volker König

18. Juli 2015

Kostenloses WLAN dank EU

Meine Freundin aus Finnland ist nach zehn Jahren wieder mal in Berlin. Als sie sich in der Nähe der Humboldt-Universität aufhält, merkt sie, wie sich der Eduroam-Account (sie arbeitet an der Universität in Turku) in ihrem

Smartphone automatisch verbindet und sie plötzlich kostenloses WLAN hat. Auf dieser Ebene scheint das mit der Europäischen Union also zumindest zu funktionieren.

Tanja Braun

Juli 2015

Digital Einkaufen mit Bewegung an der frischen Luft

Bei der Auswahl meines Ebook-Readers war mir u. a. wichtig, dass ich die Bücher nicht nur bei einem der großen Anbieter im Netz (vor allem dem mit A) kaufen kann, sondern auch in einer netten Buchhandlung vor Ort. Ich wohne sehr nah an einer Buchhandlung, die ich auch ausgesprochen gern mag. Die Besitzerin und ihre Kolleginnen beraten mich super, wenn ich das möchte, ich kann Bücher per Mail bestellen und am nächsten Tag abholen, auf Wunsch auch schon in das hübsche Papier meiner Wahl verpackt, und meistens ist auch Zeit für einen netten Schwatz. So einen Laden möchte man ja wirklich nicht gern mit einem schnöden Online-Shop betrügen.

Normalerweise kann man ja elektronische Bücher bei Buchhandlungen genauso kaufen wie bei anderen Internetläden: Buch auf der Website suchen, bezahlen, runterladen. Klitzekleines Problem: Auf der Website meiner Buchhandlung werden keine Ebooks angeboten. Die gäbe es demnächst, sagte die nette Buchhändlerin vor einigen Monaten, aber dann ist ihr wohl was dazwischengekommen.

Ok, ein paar Mal bin ich fremdgegangen und habe mich quasi vom digitalen Grabbeltisch eines Online-Händlers mit leicht verdaulichem Lesefutter bedient, aber ich möchte jetzt ein sozusagen „gebundenes“ Buch – einen neuen Titel, aus dem der Autor in meiner Buchhandlung kürzlich gelesen hatte. Also frage ich doch noch mal vor Ort nacht, ob sie wirklich immer noch keine Ebooks verkaufen.

„Doch doch, hier können Sie die schon kaufen, was soll's denn sein?“ Ich sage den Titel, dann gibt die Buchhändlerin einiges in den Computer ein, notiert meine Mailadresse und überreicht mir einen Bon, auf dem sie handschriftlich noch irgendeine Nummer eingetragen. Per E-Mail wird mir dann ein PDF-Dokument mit dem Download-Link zugeschickt. Von da an wieder alles wie beim Ebook-Kauf im Netz.

Nach dem obligatorischen „Hihi-digital-zu-Fuß“-Grinsen gefällt mir das Verfahren inzwischen immer besser. Es verbindet die Vorteile des Einkaufs vor Ort mit denen des Online-Handels. Ich komme an die frische Luft, kann mich mit der Buchhändlerin unterhalten und unterstütze keinen bösen Online-Dealer.

Demnächst sollen Ebooks auch über die Website der Buchhandlung erhältlich sein. Neumodischer Kram, braucht doch kein Mensch.

Extramittel, zuerst veröffentlicht am 14.7.2015 im eigenen Blog

Seit Sommer 2014

Sorry but not sorry

Seit Sommer 2014 arbeite ich für eine Abgeordnete eines Parlaments einer *sui generis* supranationalen Union in Europa. Es gibt 751 Abgeordnete aus 28 Ländern, die üblicherweise 2 oder 3 Mitarbeiter/-innen haben, darüber noch Fraktionsmitarbeiter/-innen, alle mit eigenen Emailadressen, dazu noch Funktionsadressen wie “vorname.nachname-office@”.

Das Emailsystem (Exchange) des Parlaments bietet Adressen an, hinter denen sich alle Personen verbergen, die als Mitglied dieser Gruppe zugewiesen worden. Das ganze ist schachtelbar. Es gibt beispielsweise die Adresse “MEPs&ASSISTANTS-8th-Legislature” mit zwei Mitgliedern:

ASSISTANTS-8th-Legislature
MEPs-8th-Legislature

und die Adresse “MEPs-8th-Legislature” hat als Mitglieder dann

“[. . .]MEPs-AT-8th-Legislature
MEPs-BE-8th-Legislature
MEPs-BG-8th-Legislature
MEPs-CY-8th-Legislature
MEPs-CZ-8th-Legislature
MEPs-DE-8th-Legislature [. . .]”

Wobei AT, BE, BG jeweils für den zwei-Buchstaben-ISO-Code des Landes steht.

Eine Email an MEPs&ASSISTANTS-8th-Legislature geht also an alle Abgeordneten plus alle ihre Mitarbeiter/-innen. Es gibt Gruppenrichtlinien, wer an welche Adressen etwas schicken darf, aber das läuft häufig auf “Die Abgeordneten dürfen” hinaus. Viele Abgeordnete überlassen den Haupt-Email-Account ihren Mitarbeiter/-innen.

Weil es kein weit akzeptiertes Schwarzes Brett gibt und nach meiner Kenntnis niemanden, der tatsächliche Kontrolle über die Funkdisziplin bei Emails ausübt, werden die Emails nicht nur für dienstliche Zwecke, sondern auch für paradienstliche Zwecke genutzt, zum Beispiel für Wohnungsangebote und Kaufangebote für Fahrräder, Wohnungsgegenstände und manchmal Autos.

Offenbar muss es früher schon einmal unhöfliche Reaktionen darauf gegeben haben, wenn jemand sein Mobiliar via Email an knapp 3000 Menschen anpreist, weshalb oft “Sorry for Spam” in die Betreffzeile geschrieben wird.

Da dies aber sehr lang ist, bürgerte sich später das Kürzel “SFS” ein. Wer also SFS in die Emailbetreffzeile schreibt, bittet also um Entschuldigung dafür, gerade Spam zu verschicken.

Ich glaube, dass das gelogen ist und die Leute nicht wirklich sorry sind, wenn sie SFS schreiben.

Mathias Schindler

Juli 2015

Gespeicherte Orte

Ich suche auf meinem Arbeitsrechner bei Google Maps im Browser das Freizeitheim, in das wir am Wochenende fahren werden.

Ich überlege, wie ich es später auf der Fahrt zum Navigieren mit meinem Mobiltelefon wiederfinden kann. Da fällt mir der Stern ins Auge, unter dem "Speichern" steht. Ich bin bei Google eingeloggt, also klicke ich darauf.

Es überrascht mich, dass ich den Ort später in der Google Maps-App auf meinem Telefon unter "Gespeicherte Orte" wiederfinde. So kann ich die Navigation starten.

annematique

April 2009 bis Juli 2015

„Moment, ich muss erst meine Ohren anschalten"

Meine Mutter benutzt seit über 15 Jahren Hörgeräte; seit April 2009 haben ihre aber nicht mehr viel mit den fleischfarbenen, klobigen Dingern, die man sich hinter die Ohren klemmt, gemein. Sie wurden mit den Jahren immer kleiner und sind inzwischen In-Ohr-Geräte, die deutlich mehr können, als einfach nur Umgebungsgeräusche zu verstärken. Dafür haben sie recht kleine Knopfzellen-Batterien und wenn meine Mutter sie nicht braucht, wie z. B. beim Lesen, schaltet sie sie ab. Ein Feature der „Siemens pure 500" war es, mittels Funk mit einer „Fernbedienung" kommunizieren zu können. Mit der Fernbedienung konnte man bestimmte Audioprofile auswählen, die beispielsweise verschiedene Frequenzen unterschiedlich verstärken. Außerdem konnte man diese Fernbedienung via Bluetooth z. B. mit einem Handy koppeln und die Hörgeräte so als Headset benutzen. Die Hörgeräte funkten dabei selbst nicht via Bluetooth, vermutlich, da das zu viel Energie verbrau-

chen würde.
Meine Mutter benutzte 2009 ein altes Sony Ericsson W810i, bei eingehenden Anrufen wurde automatisch eine Bluetoothverbindung aufgebaut und das Telefonklingeln wurde direkt in die Hörgeräte übertragen. Zum Telefonieren hielt sie das Telefon verkehrtherum wie ein Mikrofon vor den Mund.
Nachdem das W810i 2012 gegen ein modernes Smartphone ausgetauscht wurde, wurde die Nutzung etwas schwieriger. Der Aufbau der Bluetoothverbindung dauerte länger als die meisten Anrufer beim Anrufversuch klingeln lassen. Oft verpasste meine Mutter so Anrufe.
Stand 2015 wurden auch die Hörgeräte ausgetauscht, die aktuellen sind „Phonak Audeo V90-312“. Die Stabilität und Qualität der Funkverbindung ist laut meiner Mutter nun deutlich besser und man kann sie inzwischen mit deutlich mehr Geräten, z. B. dem Fernseher koppeln. Zum Teil werden dazu Zusatzgeräte benötigt.

Stefan Jaekel

19. Juli 2015

Das Festland wird von einer Insel aus mit Internet versorgt

Vier Tage musste ich ohne Internet auskommen, denn auf der weitgehend straßenlosen Halbinsel Knoydart gibt es – zumindest für mich mit meiner Tesco-SIM im O2-Netz – noch nicht mal regulären Handyempfang. Das bringt diverse Komplikationen mit sich: man muss ohne lokalen Wetterbericht auskommen, kann bei Meinungsverschiedenheiten nichts googeln, und falls man sich ein Bein bricht, muss man sich selbst zurück in die Zivilisation schleppen.

Zum Schluss sitzen wir im Pub in Inverie, wo mehrere Menschen in ihre Smartphones sehen oder vor aufgeklappten Laptops sitzen. Ich sehe nach, und tatsächlich hat der Pub WLAN. Beim Bezahlen der Rechnung frage ich,

wie das Internet eigentlich nach Knoydart kommt, denn dass man diesen nur per Schiff erreichbaren Ort mit einem eigenen Unterseekabel ausgestattet hat, kommt mir unwahrscheinlich vor. Nein, per *microwave*, sagt der Wirt, also mit einer Richtfunkstrecke, und zwar nicht vom Festland (zu dem Knoydart ja gehört), sondern von der Isle of Skye. Draußen könne man auf dem Dach der ehemaligen Schmiede die große Schüssel sehen.

Entlegene Gegend

Entlegene Gegend im Detail, mit Richtfunkantenne

Woher die Isle of Skye wiederum ihr Internet hat, weiß der Wirt nicht, aber ich weiß es jetzt dank Google: Skye hat ein Unterseekabel. Sogar die Äußeren Hebriden sind seit 2014 per Kabel versorgt.

Kathrin Passig

19.7.2015

Im Free-TV laufen tatsächlich Serien! Verrückt!

Wir sind im Urlaub mit mäßiger Netzanbindung, haben aber in der Ferienwohnung einen Röhrenfernseher mit Sat-Receiver.

Als Serienjunkies vermissen wir natürlich unsere DVDs und Streamingdienste, aber wir haben ja gerade nichts.

Wir schalten den Fernseher ein und auf einem Free-TV-Privatsender laufen die ersten beiden Folgen der Serie Forever als quasi-Pilot.

Fernsehsender strahlen Serien aus? Verrückt. Ich dachte immer, die seien von Streamingdiensten erfunden worden.

Volker König

Seit 2013 bis zum 19.07.2015

Der Trend geht zum Zweit-Mülleimer

Irgendwann bin ich privat von Windows auf Mac umgestiegen. Das ist ok, aber ich sage auch ganz ehrlich: Es ist nicht alles schlecht an Windows.

Ich fotografiere viel. Und ich schiebe meine Fotos so ziemlich unverzüglich von den diversen Speicherkarten auf eine mobile Festplatte. Dafür fehlt mir am Mac regelmäßig die "Ausschneiden"-Funktion ("Strg + X") die es unter Windows gibt: Also die Datei auf dem einen Datenträger löschen und auf dem anderen speichern. Irgendwann habe ich herausgefunden, dass das mit gleichzeitigem "CMD"-Tastendruck (früher sagte man wohl "Apfel-Taste") und Verschieben der ausgewählten Dateien mit der Maus geht. Ich finde dieses Dateien-mit-der-Maus-Schubsen nicht so gut. Mir ist es schon ein paar Mal passiert, dass die Dateien nicht dort gelandet sind, wo sie hin sollten. Daher hätte ich lieber eine Tastenkombination. "Ctrl + X" geht aber nicht. Es gibt sie schlicht nicht.

Mit "Ctrl + C" kann man kopieren, mit "Ctrl + V" auch wieder einfügen. Löschen geht mit "CMD + ←-". Allerdings passen immer weniger Fotos auf meine Speicherkarten. Als ich eine Karte mal wieder in einem Windows-Rechner benutze, sehe ich darauf ein nicht gerade kleines ".Trashes"-Verzeichnis, in dem sich meine alten Fotos befanden. Dieses Verzeichnis kann ich mit dem Windows-Explorer leicht löschen, auf dem Mac aber nicht, weil ich es dort gar nicht sehe. Da kann ich nur den Papierkorb leeren. Damit sind dann aber auch alle anderen Dateien aus dem "großen" Papierkorb weg. Ich müsste jedes Mal den Papierkorb löschen, wenn ich nur das ".Trashes"-Verzeichnis auf der Speicherkarte leeren will. Da mir das Wühlen im Papier-

korb schon ein paar Mal geholfen hat, doch noch benötigte Dateien wiederzufinden, leere ich den vielleicht nur ein oder zwei Mal im Jahr. Meine Speicherkarten sollen aber immer wieder leer sein.

Also lege ich auf jedem Mac, mit dem ich meine Fotos bearbeite, auf dem Schreibtisch einen Ordner “Mülleimer” an, in den ich Dateien von der Speicherkarte mittels Maus + “CMD”-Taste verschiebe. Dann sind sie nämlich wirklich von der Speicherkarte verschwunden und dümpeln nicht in einem unsichtbaren Papierkorb herum. Diesen Mülleimer kippe ich dann von Zeit zu Zeit in den Mac-Papierkorb.

Ich bitte im Techniktagebuchchat darum, den Beitrag gegenzulesen, ob ich möglicherweise diese wichtige Funktion bislang übersehen habe. André Spiegel meint, er könne sich nicht vorstellen, dass eine derart elementare Funktion nicht konfigurierbar sei. Ich greife den Vorschlag auf, nach dem Problem zu gugeln und finde heraus, dass man beim Einfügen mit gedrückter “alt”-Taste (also CMD + ALT + V) die gewünschte Funktion auslösen kann, obwohl man die Datei zuvor “nur” kopiert, also nicht wie bei Windows ausgeschnitten hat.

Um zu checken, dass nun auch wirklich die Datei gelöscht ist und nicht in einem lokalen Papierkorb schlummert, schaue ich mir die Speicherkarte mit Windows auf dem Mac (Parallels Desktop) an, nachdem ich im Mac-Finder eine Datei auf die Karte und wieder hinunter geschoben habe. Es klappt.

Warum es diese wichtige Funktion nicht im Rechtsklick-Kontextmenü gibt, erschließt sich mir aber immer noch nicht. Ein weiteres Mal liefert André den entscheidenden Hinweis: Wenn man die Datei erst kopiert und dann beim Rechtsklick “ALT” drückt, erscheint die gewünschte Funktion “Objekt hierher bewegen”. André schließt mit dem berühmten Zitat des unbekannten Informatikers:

„Jedes Problem der Informatik lässt sich durch wahlloses Durchprobieren aller verfügbaren Umschalttasten lösen.“

Markus Winninghoff

20.7.2015

Wenig zukunftstaugliche Technikvergleiche in der Literatur

Ich lese das Buch „The Fold“ von Peter Clines, vielmehr höre ich das Hörbuch. In einer Szene wird ein Gegenstand erwähnt, der „Kindle sized“ ist, also in etwa so groß wie ein Kindle eReader.

Sofort frage ich mich: „Aber welches Kindle? Das alte, das ich habe, mit Tastatur und allem drum und dran oder die kleinen neuen? Und wer weiß, was sich Amazon noch für Größen einfallen lässt, so dass die Größenreferenz in zwei Jahren noch viel weniger eindeutig funktioniert.“

Beim iPad gab es ja auch erst eine Größe und dann erfanden die einfach ein halb so großes iPad. Man kann diesen Firmen ja mit nix mehr trauen, die denken sich ständig was Neues aus.

Die Referenz scheint mir nicht zukunftstauglich zu sein, wenn sie schon im Jahr 2015 Fragen aufwirft. Oder aber natürlich, es ist vielleicht auch gar nicht so wichtig, wie groß genau der Gegenstand ist, so lange wir wissen, dass er größer als ein Meerschweinchen, aber kleiner als eine Riesenschildkröte ist.

Anne Schüßler

20. Juli 2015

Nach kurzem Glück ist es erst mal wieder vorbei mit den Überweisungen aus dem Ausland

Ich versuche, etwas bei einem Anbieter zu bestellen, der nur gegen Überweisungs-Vorkasse liefert. Das war aus dem Ausland immer schwierig, ich müsste erst die ausländische SIM aus dem Handy nehmen und die deutsche

einlegen, um die SMS mit der mTAN empfangen zu können. Wenn man sich an einem Ort mit wenig Handyempfang aufhält, kann es eine Weile dauern, bis eine SMS ankommt. Die Bank bricht den Überweisungsvorgang aber schon nach wenigen Minuten aus Sicherheitsgründen ab.

Einfacher ging es zwischen Januar und Juni 2015 mit der photoTAN, die ohne SMS auskommt. Aber im Juni habe ich mein Handy in einen Bergbach getunkt und benutze jetzt ein anderes, das noch nichts von der photoTAN-App der Deutschen Bank weiß. Ich lade die App neu herunter und werde aufgefordert, die Aktivierungs-photoTAN aus meinem Aktivierungsbrief einzuscannen. Einem Brief, den ich im Januar auf Papier bekommen habe und der mit etwas Glück vielleicht noch irgendwo in Berlin herumliegt.

Die photoTAN ist wirklich ein sehr sicheres Verfahren, ich kann sie selbst schon nicht in Betrieb nehmen, um wie viel weniger wird es da Verbrechern gelingen. Und Anbieter, die ausschließlich gegen Überweisungs-Vorkasse liefern, soll man eh nicht in ihrem Tun ermutigen.

Kathrin Passig

20.7.2015

Wie hilfreiche Automatismen einen Urlaub ruinieren könnten

Wir sind ja gerade in Franken und es gab da einige Probleme mit dem bargeldlosen Bezahlen.

Um den 20. jeden Monats werden die Belastungen der Kreditkarte vom Girokonto abgebucht und daher schaue ich per Online-Banking-App nach, ob die Fehlbuchungen des Drogeriemarktes nicht vielleicht doch zu Belastungen geführt haben. Lustigerweise hatte ich die Kreditkarte bislang nur dort gebraucht.

Ich sehe auf einmal *zwei* Schattenkonten, die *zwei* Kreditkarten zugeordnet sind. Eines trägt die Kartennummer meiner Kreditkarte und den Vermerk "Kartensperrung", das andere enthält eine völlig andere Kreditkartennummer und einen Saldoübertrag mit Bemerkung "Kartensperrung".

Ich erinnere mich, wie in *Staatsfeind Nummer 1* und anderen Thrillern das Sperren von Kreditkarten zum guten Ton von Geheimdiensten gehört und rufe irritiert die Hotline meiner Bank an (die flatratefreundlich auch als örtliche Nummer in Düsseldorf erreichbar ist).

Der Mitarbeiter am Telefon sieht keinen Hinweis, warum es so sei, wie es ist, meinte nur, dass in den letzten Tagen eine neue Kreditkarte bei mir eingegangen sein müsste.

Zu Hause. Wo sie mir gerade nichts nützt.

Er sagt Recherche im Backoffice zu und ruft ungefähr eine Stunde später zurück.

Die Kreditkarten würden ja über ein Partnerunternehmen abgewickelt. Dieses hätte Sicherheitsüberprüfungen duchgeführt und festgestellt, dass ich irgendwann mal per Internet bei einer Firma per Kreditkarte gekauft habe, die aktuell auf einer Missbrauchsliste steht.

Vermutlich war es eine der Firmen, denen in letzter Zeit die Datenbanken geklaut wurden, was auch die Kreditkartennummern und mehr persönliche und vertrauliche Informationen einschließt.

Daher wurde zu meinem Schutz die alte Kreditkarte gesperrt und mir eine neue zugeschickt. Mir und vermutlich noch einigen hundert anderen Kunden der Bank.

Aha.

Ich habe zwar Online-Banking und eine EC-Karte und eine zweite Kreditkarte und befinde mich im Inland, aber es sind unübersehbar gerade Sommerferien.

Wenn ich beispielsweise auf Mallorca ein Hotel und einen Mietwagen mit *dieser* Kreditkarte reserviert hätte, die direkt nach meiner Ankunft gesperrt wurde, wäre das eine ziemlich unlustige Urlaubsepisode geworden.

Sicherlich Konjunktive, aber eigentlich war geplant, die Ferien eben auf Mallorca zu verbringen, was sich eher zufällig durch familiäre Einladungen nach Nord- und Süddeutschland zerschlagen hatte.

Immerhin hat die Bank ja in einer anderen organisatorischen Sache, wo ich wegen der Umstellung der Aktiendepots mal in die Filiale kommen sollte, mehrfach von sich aus bei mir angerufen und kannte daher offenbar meine Handynummer.

Da wäre zumindest eine Information über die Kartensperrung drin gewesen.

Leider, sagte der Bankmitarbeiter, sei die Kommmunikation mit dem Kreditkartenpartner inzwischen völlig automatisiert. Wenn die Bank nicht zufällig auf die Konten guckt, fällt sowas gar nicht mehr auf.

Volker König

20. Juli 2015

Google Traffic könnte so schön sein, wenn man kein Internet dafür bräuchte

Auf dem Rückweg nach Crail wüssten wir gern über die Verkehrslage Bescheid, denn um nach Crail zu kommen, muss man durch St. Andrews oder an St. Andrews vorbei, und in St. Andrews findet gerade das Golfturnier British Open statt, eine Großveranstaltung, die praktisch zur Totalsperrung der Stadt führt. Die Universitätsmitarbeiter wurden gebeten, in diesen Tagen gar nicht erst zur Arbeit zu erscheinen.

Die Straßen rund um St. Andrews sind zu klein, als dass normaler Verkehrsfunk im Radio weiterhelfen würde. Mobiles Internet gibt es aber unterwegs (für Kunden von Tesco / O2) auch nicht, so dass ich nicht bei Google Maps nach der Verkehrssituation sehen kann, die dort aus den Ortsdaten von Android-Nutzern extrahiert wird. Auf dem Weg von Mallaig nach Crail habe ich manchmal GPRS und manchmal gar keinen Empfang. HSDPA, also

Google-Maps-fähiges Internet, taucht zum ersten Mal nach 226 Kilometern in Perth auf. (Fort William nützt nichts, da man nicht durch den Ort fährt, sondern außen vorbei.)

Von Perth aus betrachtet sind alle Straßen und Feldwege um St. Andrews dunkelrot verstopft. Wir tauchen wieder ab und begegnen dem Internet in Dundee zum zweiten Mal: Jetzt sind nur noch manche Straßen rot, denn das Turnier hat angefangen. Ohne Internet tasten wir uns vorsichtig in den Bereich der HSDPA-Versorgung von St. Andrews vor: Es geht jetzt wieder, sagt Google Maps, aber da wir, um davon zu erfahren, in St. Andrews sein müssen, sehen wir das auch selbst.

Unterwegs habe ich meine SIM-Karten-Sammlung um eine Karte der Supermarktkette co-op erweitert, die das Netzwerk von EE Limited nutzt. "99% UK population coverage" verspricht sie. Aus gutem Grund steht da "population" und nicht "area". Gemeint ist vermutlich "in London". Bei der nächsten Gelegenheit probiere ich das aus. Google Traffic muss seine Verkehrsinformationen ja irgendwoher beziehen, es gibt also Menschen in diesem Land, die unterwegs Internet haben. Eines Tages werde ich zu ihnen gehören.

Kathrin Passig

20.07.2015

Neues Konto, neue Karte, neues Glück?

Ich bin abonniert auf Banking-Technik-Probleme. Vielleicht habe ich aber auch nur grundsätzlich etwas nicht verstanden, vielleicht gehört das so und kommt nur mir merkwürdig vor, weil ich an einer entscheidenden Stelle im Leben nicht aufgepasst, sondern Schiffe versenken gespielt habe.

Oder ich fühle mich zu sicher, weil ich denke, ich mache online-Banking nun schon seit Noahs Zeiten, wer also soll mir da noch was erzählen können? – und dann lese ich die Beipackzettel zu neuen ec-Karten nicht.

Wir haben ein neues Konto (=Lebekonto) eingerichtet. Bei der Bank, bei der schon mein berufliches Konto ist. Ich habe für das berufliche Konto (=Schreibkonto) schon lange eine Karte, für das neue bekomme ich eine neue.

Ich möchte Guthaben vom Schreibkonto auf das Lebekonto überweisen, stecke die ec-Karte in den TAN-Generator, schaffe die Flatterbildhürde und bekomme eine TAN. Gebe sie ein. Sie ist falsch, sagt das System. Gebe sie wieder ein. Sie ist falsch. Auch beim dritten Mal bleibt sie falsch.
Ich starte die Überweisung neu. Alles wie vorher. Nur diesmal bin ich nach der dritten Eingabe "für das TAN-Verfahren gesperrt."

Während ich den Kundenservice anrufe, betrachte ich die Karte im Generator. Ich habe aus Versehen die Karte für das Lebekonto genommen! Das kann nicht gehen. Aber warum bekomme ich dann eine TAN, die ich eindeutig vollkommen richtig abgelesen und eingetippt habe – statt einer Fehlermeldung?

Frage an den Kundenservice: das System könne das nicht. Der Generator könne nur erkennen, dass da eine Karte sei, dann gleiche der das mit dem Flatterbild ab (Flatterbild ist die Wortschöpfung des Kundenservice-Mitarbeiters), und dann gebe er eben (in seiner Not) eine falsche TAN aus.

Ich bedanke mich und lege auf. Mit der richtigen Karte im Generator gelingt meine Transaktion dann auch einwandfrei. Ich notiere mir: Schreibkontokarte für das Schreibkonto, Lebekontokarte für das Lebekonto.

Wenig später möchte ich vom Lebekonto einen Dauerauftrag einrichten für die Miete. Ich mache alles wie vorgeschrieben. Stecke die Lebekontokarte in den TAN-Generator. Bewältige die Faltterbildhürde. Bekomme eine TAN. Gebe sie ein. Sie ist falsch, sagt das System.

Des Rätsels Lösung: die neue Karte gehört zwar zum neuen Konto, aber nur für die reale Welt. Für online-Banking gilt weiterhin meine bisherige Karte, unabhängig vom Konto, das ich gerade bedienen will.

To be continued.

Pia Ziefle

2015-07-20

Die entgegenkommende Parkuhr

Ich möchte in Portsmouth, New Hampshire, parken. Es ist kurz nach fünf, und das Parken ist bis sieben gebührenpflichtig. An der Parkuhr kann ich entweder per Kreditkarte oder durch einen für den Münzeinwurf bestimmten Münzeinwurf bezahlen. Außerdem macht die Parkuhr Werbung für ein geheimnisvolles Gerät namens Easy Park und fragt, warum man überhaupt weiter Parkuhren füttern müsse.

Eine Stunde kostet einen Dollar. Ich schmunzle ein bisschen, weil man in Manhattan für einen Dollar gerade mal eine Viertelstunde parken dürfte, und entschließe mich für die Zahlung per Kreditkarte. Nach dem Dippen

der Karte drücke ich die Taste für »1 HR« – einmal, zweimal, und nehme an, dass ich damit einen Parkschein entweder bis zehn nach sieben oder sogar bis zum nächsten Morgen um zehn nach neun bekomme, wenn die gebührenpflichtige Parkzeit wieder angefangen hat.

Umso verblüffter bin ich, als mir die Parkuhr anzeigt, dass mir bis sieben Uhr nur ein Dollar und zweiundachtzig Cent berechnet werden. Tatsächlich ist der Betrag auf dem Parkschein sogar auf einen Dollar achtzig abgerundet.

Ich wüsste eigentlich gern, wie sich die Parkuhr beim Münzeinwurf verhalten hätte.

André Spiegel

20.7.2015

Mit dem Telefon spielen, während man nicht mit dem Telefon spielt

Im Flugzeug sitzt neben mir ein schätzungsweise zwölfjähriges dänisches Mädchen, das irgendetwas auf seinem Smartphone spielt. Als ich zufällig genauer hinsehe, bemerke ich, dass das Mädchen kein Spiel *auf* dem Smartphone spielt, sondern, äh: *am* Smartphone. In die Handyhülle eingearbeitet ist nämlich eines dieser altmodischen Geschicklichkeitsspiele, bei denen man eine kleine Kugel durch ein Labyrinth in ein Loch bugsieren muss. Während des 90minütigen Fluges beschäftigt sich die Spielerin öfter mit dieser Analog-App als mit den eigentlichen Smartphone-Funktionen.

Torsten Gaitzsch

2015-07-20

Etwas Merkwürdiges passiert auf meinem Telefon

Ich möchte im Hafenrestaurant Martingale Wharf in Portsmouth, New Hampshire zu Abend essen. Die Frau am Empfang schaut prüfend auf ihre Liste.

»Das wären etwa fünfundvierzig Minuten Wartezeit.«

»Geht in Ordnung.«

Sie fragt nach meinem Namen und schreibt ihn in die Liste. In der nächsten Spalte schreibt sie »1 hr«, was mich etwas stutzen lässt, aber auch eine Stunde warte ich gerne.

»Wie ist die Telefonnummer?«

Sie hat nicht gefragt, ob ich ein Telefon dabei habe, sondern setzt das stillschweigend voraus. Es ist allerdings auch möglich, dass ich das Telefon gerade sowieso in der Hand halte, wie in fast jeder wachen Minute.

»Der Anruf wird von einer unterdrückten Rufnummer kommen. *(The call will come from a restricted number.)*«

Das klingt geheimnisvoll, fast wie in einem Agententhriller. Ich schalte gehorsam den Ton meines Telefons ein und wähle sicherheitshalber die volle Lautstärke. Ich habe keine Ahnung, was für ein Geräusch es machen wird, wenn der Anruf eintrifft, hoffe aber, dass ich es bei dieser Einstellung schon mitbekommen werde.

Der Anruf kommt schon nach etwa zwanzig Minuten. Selbst jetzt könnte ich nicht sagen, was für einen Ton das Telefon genau macht. Ich merke nur, dass plötzlich irgendwas anders ist, dass es sich um ein akustisches Phänomen handelt, und dass es mit meiner Hosentasche zu tun hat. Ich ziehe sicherheitshalber das Telefon hervor und gucke auf den Bildschirm, und dabei sehe ich, dass tatsächlich gerade ein Anruf mit unterdrückter Rufnummer eingeht.

»Ja hallo?« sage ich aufgeräumt.
»Hallo. Sind Sie André?«
»Ja, bin ich.«
»Ah ja. Also hier ist das Martingale Wharf. Ich wollte nur sagen, dass Ihr Tisch jetzt frei ist.«
»Prima. Ich bin in fünf Minuten da.«

Nachtrag, ein halbes Jahr später: Jetzt, wo ich nochmal darüber nachdenke, fällt mir auch eine Erklärung für die unterdrückte Rufnummer ein. Die Frau am Empfang ruft die Gäste vermutlich von ihrem Privathandy aus an, wenn der Tisch frei ist, und sie möchte nicht, dass die Leute sie auf dieser Nummer zurückrufen können. Das würde auch erklären, warum sie keine SMS schickt, denn dabei gibt es ja keine Nummernunterdrückung.

André Spiegel

21.07.2015

Schwelgen im Luxus mobiler Daten statt Nagen am WLAN-Hungertuch

Seit Anfang meines Studiums 2013 war ich immer automatisch im eduroam WLAN meiner Universität eingeloggt, sobald ich den Campus betreten habe. Ich wage zu behaupten, dass mir nur so die 200 MB durch den Monat gereicht haben, die ich noch bis vor Kurzem gebucht hatte. Aber trotz meiner WLAN-Inseln daheim und in der Uni wurden die 200 MB doch immer knapper und vor zwei Monaten habe ich meinen Vertrag auf 1 GB upgegradet. Neuerdings im mobile-Daten-Luxus zu schwelgen und ein sehr wankelmütiges und nur sporadisch verlässliches Uni-WLAN haben mich in letzter Zeit dazu gebracht, an der Uni immer öfter auf dem Smartphone das WLAN auszuschalten und mein schnelles, mobiles Internet zu genießen. Die Apps oder Webseiten laden so viel schneller und vor allem bricht nicht immer wieder die

Verbindung ab. Ich bin gespannt, ab wann ich nicht mehr überrascht davon bin, dass alles schneller geht statt langsamer, wenn ich das mobile Internet nutze (in der Stadt). Wieso das Uni-WLAN so unzuverlässig ist, weiß ich leider nicht. Vielleicht, weil das Uni-WLAN mit so vielen Nutzern schlichtweg überlastet ist?

Maya

21.07.2015 und schon mindestens ein Jahr davor immer wieder

Vom Handy geweckt werden (gründlich)

Als halbwegs junges, halbwegs mobiles Paar mit modernen (sprich: prekären) Jobs mieten wir eine kleine Wohnung mit einem *sehr* kleinen Schlafzimmer. Dieses Schlafzimmer hat genau Platz für einen Nachttisch und besitzt genau eine Steckdose. In dieser steckt eine Doppel-USB-Buchse, an der unsere immer schmerzhaft leeren Mobiltelefone immer laden, wenn wir schlafen.

Als halbwegs junges, halbwegs mobiles Paar haben wir sehr unterschiedliche Zeitpunkte, zu denen wir morgens aufstehen müssen/wollen. Herrlich, morgens mal ausschlafen zu können, wenn man keinen Termin hat, oder? Natürlich besitzen wir keine dezidierten Wecker, sondern lassen uns von unseren Handys wecken (seit 2011?). Das führt dazu, das garantiert beide immer knallwach sind, sobald der erste aufstehen muss. Und das geht so:

7h morgens. Ein Handy klingelt seinen Weckeralarm. Der erste von uns beiden, der wach wird, versucht hektisch, aus dem Gewirr der Körperteile und Decken heraus, den einen Nachttisch zu erreichen und schafft es auch irgendwann. Dort liegt das lärmende Handy (Der, der aufstehen muss, will es schnell abschalten, um den anderen nicht zu stören; der andere will es schnell abschalten, um nicht übermäßig genervt zu werden). BUMMS! Beim Versuch des Aufhebens vom Nachttisch lässt sich das Gerät ca. 5 cm bewe-

gen, um dann das Ende des *verdammt* kurzen proprietären Ladekabels zu erreichen, der morgendlich schlaffen Hand zu entgleiten und dorthin zurück zu schnellen, wo es her kam. Dorthin, wo es herkam? Nein, es schiesst übers Ziel hinaus und fällt auf der anderen Seite des Nachttisches herab, um genau in dem Spalt zwischen Nachttisch und Wand zu verschwinden und auf dem Boden liegend weiter zu klingeln. Spätestens jetzt sitzen wir beide aufrecht im Bett.

Natürlich, es gäbe da schon Lösungen für. Ich freue mich schon auf meine Apple Watch. Obwohl: Muss deren Akku dann nicht auch nachts immer geladen werden?

Cz

2015-07-21

NO TRANSPONDER? NO PROBLEM

Es ist etwa zwei Jahre her, dass ich in Boston mit einem Mietwagen in eine Mautstelle kam und kein Bargeld dabei hatte. Mir war schon ein paar Kilometer vorher klar gewesen, dass das böse enden würde. Aber ich hatte den letzten Rastplatz verpasst, wo ein Geldautomat gewesen wäre, und dann auch die letzte Abfahrt vor der Mautstelle, so dass ich den Interstate nicht mehr verlassen konnte. Zäh quälte sich die Blechkarawane des Berufsverkehrs im Schritttempo, Stop-and-Go, an den Kassenhäuschen vorbei, und ich kam meinem Showdown näher. Verzweifelt hielt ich dem Officer meine Kreditkarte hin.

»Sie wollen also behaupten, dass Sie kein Bargeld dabei haben, habe ich das richtig verstanden?«
»Ja. Tut mir leid.«
»Kein Problem, das haben wir gleich.«

Der Officer schwang sich aus seinem Kassenhäuschen, ein Klemmbrett mit einem Formular in der Hand, baute sich breitbeinig vor meinen Wagen auf und begann, sich das Kennzeichen, den Fahrzeugtyp und die Farbe zu notieren. Die Blechschlange hinter mir fügte sich stoisch in ihr Schicksal. Nach zwei Minuten gab mir der Officer einen Durchschlag – Strafanzeige wegen Durchfahren einer Mautstelle ohne Bargeld – und wünschte mir noch eine gute Fahrt.

Ich habe nie wieder etwas von der Anzeige gehört.

Heute, im Juli 2015, bin ich wieder mit einem Mietwagen in Boston unterwegs. Es ist vieles anders geworden. Schon im Shuttlebus vom Flughafenterminal zum Mietwagenzentrum läuft eine Ansage, dass Mautstellen in Massachusetts nur Bargeld akzeptieren, aber keine Kreditkarten. Man müsse darum entweder dringend Bargeld dabei haben, oder sollte bei seiner Mietwagenfirma gleich einen Transponder buchen. Ein Transponder, auch EZPass genannt, ist ein kleiner Funksender/empfänger, der an der Windschutzscheibe montiert wird, und automatisch eine Zahlung der Maut über die Mietwagenfirma bucht (der Betrag erscheint dann auf der Mietwagenrechnung). Tatsachlich gibt es bei vielen Mietwagenfirmen überhaupt keine Autos ohne Transponder mehr, man braucht also nicht mal extra darum zu bitten.

Aber das ist noch nicht alles. NO TRANSPONDER? NO PROBLEM steht auf großen, neuen Schildern über dem Interstate. WE WILL BILL YOUR PLATE. PAYBYPLATEMA.COM. Mit anderen Worten, die Mautstellen können inzwischen die Kennzeichen der Autos lesen und die Mautrechnung geht dann direkt an den Fahrzeughalter. Es wird auch darauf hingewiesen, dass man an den Mautstellen nicht abbremsen soll. Einfach normal durchfahren. Speed Limit: 65 Meilen pro Stunde, wie überall.

André Spiegel

21.7.2015

Wie die Bank das macht

Meine Oma ist letzte Woche verstorben und meine Mutter geht zur Bank, um in Erfahrung zu bringen, was in Bezug auf Geldangelegenheiten alles zu tun ist. Überraschenderweise weiß die Bank schon Bescheid und hat sämtliche Unterlagen bereits zusammengestellt. Ich tippe darauf, dass es möglicherweise einen regelmäßigen (wenn auch vielleicht nicht ganz legalen) Datenabgleich zwischen Banken und Behörden geben könnte, und liege komplett falsch: wie vor vierzig Jahren (als meine Mutter in ebenjener Bank gelernt hat) werden jeden Morgen die Todesanzeigen aus der Tageszeitung mit der Datenbank verglichen und entsprechend notwendige Maßnahmen eingeleitet.

hannamydear

21.7.2015

Wie man von unterwegs nichts ins Techniktagebuch schreiben kann

Ich schreibe oft von unterwegs ins Techniktagebuch und habe mir angewöhnt, die meisten Texte per Tumblr-App, Nexus 7 und BlueTooth-Tastatur schnell als Entwurf in meinen eigenen Tumblr zu tippen und bei nächster Gelegenheit vom PC aus aufzuhübschen und zu posten.

Denn: Die Tumblr-App kann zwar Videos, Bilder und Texte posten, aber nicht so wie die Website. Nur auf der kann man das Standard-Format des Techniktagebuchs komplett nutzen: Textbeiträge mit eingebetteten Bildern und Videos.

Die App kann zwar HTML oder Markdown als Editor-Modus, aber das Hochladen von Bildern geht nur, wenn der Beitrag aus nichts anderem als dem Bild besteht. Keine Zeile Text drumrum ist möglich.

Man kann auch per URL nur Bilder referenzieren, die schon irgendwo anders hochgeladen sind, was nicht unseren Wünschen entspricht.

Der Versuch, einen Beitrag im mobilen Browser mit der Website zu erstellen, schlägt meistens fehl, weil der Browser zu langsam ist und man die eigenen Eingaben erst mit mehreren Sekunden Verzögerung sehen kann.

Nachträgliches Editieren, um die Bilder einzufügen, ist grenzwertig erträglich, aber immerhin möglich.

Ich versuche, da ich länger im Urlaub bin, den vorbereiteten Text über die Strandmuschel im mobilen Browser zu editieren. Da ich den Text im Markdown-Modus der App geschrieben habe, wird auch im Browser der Markdown-Editor geladen.

Beim Umschalten in den Rich-Text-Editor, der einen Medienupload anbietet, stürzt die Android-Version von Chrome in mehreren Versionen und auf mehreren Devices zuverlässig ab.

Der eingebaute Browser meines Passwortsafes versagt schon beim Login.

Der Versuch, den Standard-Browser des Smartphones zu benutzen, scheitert an der Netzperformance (EDGE).

In der nächsten Pension mit – endlich! – WiFi angekommen probiere ich den Standard-Browser vom CyanogenMod, das auf dem Nexus 7 installiert ist.

Er überlebt das Umschalten in den Rich Text Editor und ist auch halbwegs schnell, lediglich Cut & Paste versagen auf Tumblr kläglich. Den URL des YouTube-Videos kopiere ich also in einen Text-Editor (Yota) und tippe ihn dann von dort ab.

Die WordPress-App ist übrigens ein ähnliches Überraschungsei wie die mobilen Zugänge von Tumblr. Bei ihr verschwinden komplette lokal gespeicherte Beiträge beim Öffnen zum Weiterarbeiten entweder völlig oder die letzten Änderungen sind verschwunden.

Dafür wurden beim letzten per App geposteten Beitrag der aktuelle Text des Blogpostings und irgendeine ältere Version direkt hintereinander gehängt veröffentlicht.

Immerhin funktioniert WordPress im mobilen Chrome ausgesprochen flüssig. Also für EDGE.

Volker König

21. 07. 2015

Rucksackmarinade und Duftnostalgie

Früh morgens in der Bahn öffne ich meinen Rucksack, um mein Handy hineinfallen zu lassen. Ein würziger Geruch schlägt mir entgegen. Zur längeren investigativen Maßnahmen fehlt mir die Zeit, aber ich habe eine Vermutung, die sich später zumindest teilweise bestätigt. Gestern habe ich ein Tütchen Badesalz gekauft, das oben rechts ein Feld für eine Duftprobe aufweist, und im Rucksack vergessen.

Erst denke ich, dass es eins dieser Geruchsrubbelfelder ist, das durch die geriffelte Oberfläche an meinem Kindle aktiviert wurde und schreibe auf dem Restweg in Gedanken meinen Beitrag. Schon als Kind fand ich die künstlich nach Bubblegum oder Popcorn duftenden Rubbelsticker für das Aufkleberalbum toll. Beim Hochladen des Fotos stelle ich aber fest, dass es schlicht ein kleines Loch in der Packung ist.

Durch das Hin- und Herschütteln in der Bahn verteilte sich der Kräutergeruch.

Für einen Beitrag reicht es, mein inneres Kind der Achtziger ist aber etwas enttäuscht.

Angela Heider-Willms

Juni 2015

Wie die Fahrräder von A nach B kommen

Seit einigen Jahren bin ich regelmäßiger Nutzer eines Angebots für Leihfahrräder. Als registrierter Kunde kann man sich ein Fahrrad an einer Verleihstation ausleihen und an einer anderen Station wieder zurückgeben. Das ist gerade in der Innenstadt praktisch, weil man weder im Autostau stehen, noch sich in Bus oder Bahn plattdrücken lassen muss.

Neben der robusten Technik der Fahrräder und dem Multi-Channel-Ansatz zur Ausleihe per Telefon, App oder Ausleihterminal fasziniert mich vor allem die Tatsache, dass der Anbieter es schafft, an jeder Verleihstation jederzeit mindestens ein paar fahrbereite Räder bereitzustellen. Das ist nicht trivial, denn beispielsweise sind die Stationen an Bahnhöfen frühmorgens üppig bestückt, später aber fast leergeräumt. Dafür drängen sich in der Nähe von Bürogebäuden tagsüber die Räder; abends muss man sich wieder beeilen, sonst sind hier fast alle Räder weg. Glücklicherweise nur fast, denn Lieferwagen pendeln ständig zwischen den Stationen und sorgen für eine ausgeglichene Bestückung. Ich vermute hinter dem System einen ausgeklügelten Algorithmus auf Grund von Business Intelligence und Big Data, das dem Lieferwagen-Fahrer klare Anweisungen zum Aufnehmen und Abladen von Fahrrädern und einen straffen Tourenplan vorgibt.

Als ich einmal einen der Lieferwagen-Fahrer an einer Station treffe, frage ich ihn nach dem System zum Ausgleich. “Ach”, sagt er, “dafür gibt es so eine App, da sehe ich, wie viele Fahrräder an jeder Station sind.” Er meint dieselbe App, die ich als Kunde auch zum Ausleihen benutzen kann! Nach dieser Ernüchterung überrascht mich sein letzter Satz dann auch nicht mehr: “Und der Rest ist Erfahrung.”

Andreas Schulz-Dieterich

21.7.2015

Ich würde der Telekom Geld in den Rachen schmeißen, aber man lässt mich nicht

Überraschend spät bekomme ich heute, am 21. des Monats die SMS, dass mein Datenvolumen für diesen Monat aufgebraucht ist.

Ich klicke in der SMS auf den Link zu der Seite, wo man für fünf Euro ein Gigabyte neues Volumen bekommt, aber die Seite mag nicht laden. Ich klicke mehrfach auf den Link und aktualisiere die Seite, aber nichts geht.

Dann starte ich die Telekom-App, die meinen aktuellen Verbrauch anzeigt und außerdem die HotSpot-Einwahl deutlich erleichtert. Laut der App habe ich noch 90 MB frei, das ist aber der Stand vom 18. Juli und aktuell kann die App den Server nicht erreichen.

Abends versuche ich es noch einmal, der Server ist immer noch "überlastet", so steht es auf jeden Fall in der Meldung in der App.

Ich überlege, ob es sich für zehn Tage überhaupt noch lohnt, neues Datenvolumen zu kaufen. Das einzige, was wirklich überhaupt nicht funktioniert, ist Bilder auf Instagram hochladen. Alles andere geht ja, wenn auch sehr langsam (selbst Podcasts habe ich schon runtergeladen, es dauerte halt nur zwei Stunden). Und die meiste Zeit verbringe ich eh an Orten, wo es WLAN gibt.

Da hat der überlastete Server die Telekom möglicherweise um ganze fünf Euro gebracht. Aber erst mal abwarten, wie verzweifelt die Lage in den Tagen bis zum Monatsanfang vielleicht doch noch wird.

Anne Schüßler

Juli 2015

Wir haben offline eingekauft und jetzt tut es uns leid

Aleks und ich haben dasselbe Problem: Wir haben 2009 je ein Paar Vibram Five Fingers gekauft und brauchen jetzt neue, weil an mehreren Stellen die nackten Zehen herausschauen. Es sind die idealen Schuhe für Unternehmungen in Schottland, bei denen man auf jeden Fall nasse Füße bekommt, aber mit Five Fingers fühlt sich das wenigstens angenehm an. Dass man damit blöd aussieht, ist ein eher theoretisches Problem, weil der Schlamm sowieso bis zu den Knien alle Details verdeckt, außerdem gibt es auf schottischen Bergen gar nicht so viele Leute, die einen sehen könnten.

Five Fingers gibt es in vielen Varianten, und gerade die aus Neopren (für "Wassersport", also schottische Berge) sind im Offlinehandel nicht zu bekommen, man muss sie bestellen. Nur in welcher Größe? Die Größenangabe war, wenn überhaupt, irgendwo im Inneren eingedruckt, wo sie schon sehr lange nicht mehr zu lesen ist. Ich durchsuche meine Mails, aber vergeblich. Wir haben sie beide damals im Laden gekauft, so dass der Kauf keinerlei auswertbare Datenspuren hinterlassen hat, jedenfalls nicht auf unserer Seite. Und es gibt immer noch keine sinnvoll genormten Kleidungs- oder Schuhgrößen – außer, wie ich im Techniktagebuch-Chat erfahre, wenn man gebraucht bei

Ebay kauft, weil dort alle benötigten Maße in Zentimetern angegeben werden. Man wird also ungefähr drei Paar bestellen und zwei zurückschicken müssen.

Zum Vergleich das um dieselbe Zeit stattfindende Ersetzen der Flipflops: Ich sehe in meinen Mails nach Marke und Größe, suche bei Amazon danach, Amazon bestätigt: “Sie haben diesen Artikel am 30. April 2012 gekauft. Größe: 40 | Farbe: Schwarz (BLACK / BLA) | Bestellung anzeigen”. So einfach könnte es sein.

Kathrin Passig

Juli 2015

Grünes Licht für die Bohrmaschine

Erst nach unserer Rückkehr aus Knoydart finde ich heraus, dass ich dort ein entscheidendes Foto nicht gemacht habe, nämlich dieses hier, aber im Dunkeln:

Wenn ich vorausschauender gewesen wäre, könnte man am Fenster in der Mitte ablesen, wie es um die Stromversorgung von Knoydart bestellt ist. Die Gegend wird nämlich von einem Wasserkraftwerk versorgt, der Strom reicht aber in gästereichen Zeiten nicht immer für alles. Deshalb gibt es eine Reihe von Sensoren, die den Wasserstand im Stausee, die Niederschlagsmengen und den Stromverbrauch der Anwohner messen. Das Ergebnis wird durch eine Lampe mit WLAN-Anschluss im Fenster des *community information centre* dargestellt. Wenn genug Strom da ist, leuchtet die Lampe grün, ansonsten orange oder rot, hier gibt es Fotos davon. Die WLAN-fähige Lampe ist von Philips, es handelt sich also vermutlich um die hier bereits beschriebene Philips-Hue-Leuchte.

Wer Internet hat, kann die Lage auch unter www.powerofknoydart.org verfolgen:

> “If you switch on your kettle and wait 10 seconds for the chart to update you will see an increase in the community’s consumption.”

Zu dem Zeitpunkt, als ich diese Website betrachte, heißt es dort:

> “Hey! We have loads of spare power available. Why don’t you do some laundry, use your power tools, cook tomorrow’s meal or switch the heating on.”

Eventuell kann man in Knoydart also schon mal die Zukunft besichtigen, denn falls wir einmal nicht mehr von rund um die Uhr Strom produzierenden Atom- und Kohlekraftwerken versorgt werden, oder falls Strom einfach nur dank intelligenterer Zähler je nach Angebot billiger und teurer wird, bekommen wir wahrscheinlich auch bunte WLAN-Lampen, die uns anzeigen, ob jetzt gerade eine gute Zeit zum Stromverbrauchen ist.

Kathrin Passig

22.07.2015

Fahrgemeinschaften bilden dank iPod touch

Es ist spät abends. Ich befinde mich in einer kleinen, engen Straße und habe soeben einen Sperrmüllfund gemacht, in dem ich neben viel Schmuck, Kleidung und Möbeln (unter anderem eine wunderschöne antike Kommode!) auch drei alte Röhrenfernseher entdecke. Während ich noch überlege, wie ich die ganzen Schätze nach Hause transportieren soll, wechselt die Szenerie und ich stehe plötzlich auf einer ganz anderen Straße in Begleitung von Freunden. In der Nähe steigt eine deutlich hörbare Party, auf der – wie ich den Gesprächen der Freunde entnehmen kann – ein Bekannter anwesend ist, der in unserer Nähe wohnt und sicherlich irgendwann nach Hause möchte. Also zückt einer meiner Freunde seinen iPod touch, auf dem sich ein ausgeklügeltes Programm befindet, das anhand von statistischen Berechnungen

vorhersagen kann, wann der Bekannte die Party verlassen wird. Dies wird um 23:36 Uhr der Fall sein. “Perfekt!” denke ich. “Es ist gerade 23:30 Uhr. Dann können wir ihn ja mit dem Auto mitnehmen.” Dann wache ich auf und trauere meiner Entdeckung nach.

Daniela Schmitt

19. bis 23. Juli 2015

Wohnungskalypse jetzt!

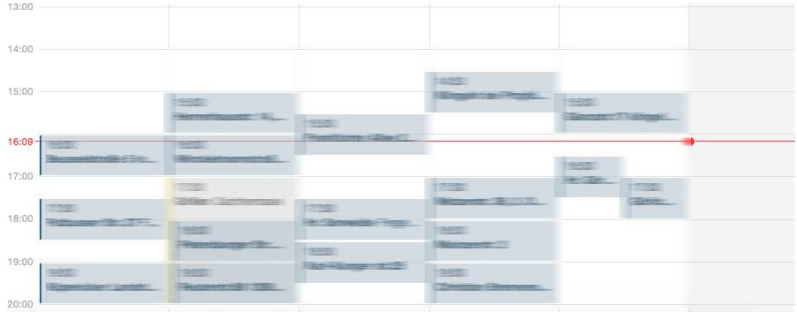
Weil wir zum 1. September dorthin ziehen wollen, fahren meine Frau und ich für eine Woche nach Berlin, um eine Wohnung zu finden. Meine Frau, die Immobilienexpertin in der Beziehung, hat bereits in den Vorwochen die großen Online-Portale nach passenden Wohnungen durchsucht, Makler angeschrieben und einzelne Termine vereinbart.

Doch der Wohnungsmarkt in Berlin ist extrem knapp getaktet. Wir sind uns also bewusst, dass wir die meisten Besichtigungstermine vereinbaren werden, während wir in Berlin unterwegs sind, um andere Wohnungen anzugucken.

Die Tage laufen fast alle gleich ab: Nach dem Aufstehen in der Ferienwohnung in Neukölln checkt meine Frau zunächst die Immobilienscout24-App, liest neue Angebote und schreibt ausgewählte Makler an. Im Laufe des Tages bekommt sie entweder E-Mails mit Terminen oder wird angerufen. Da Multitasking am Handy noch immer nicht so einfach ist (insbesondere während man telefoniert), trage ich bestätigte Termine auf meinem Smartphone unseren gemeinsamen Google-Kalender ein.

In den Termin kommen außerdem zusätzliche Infos – anfangs kopieren wir einfach immer die URL der Immobilienscout-Anzeige hinein, doch nach kurzer Zeit stellen wir fest, dass die Anzeigen natürlich entfernt werden, wenn sich genug Interessenten gemeldet haben (was sehr schnell geht). Stattdessen also: Telefonnummer des Maklers (wenn wir sie haben, was nicht immer

der Fall ist) oder andere Infos wie “Bei Meier klingeln” oder das unsägliche “Treffen vor der Haustür”, was eigentlich nur Code für eine Massenbesichtigung ist.



Wegen der schieren Menge an Anfragen, die wir rausschicken, und weil die Anzeigen verschwinden und von uns nirgendwo gesichert wurden, wissen wir manchmal schon gar nicht mehr so genau, zu welcher Wohnung wir eigentlich fahren. Hinzu kommt, dass meine Frau sich zwar in einigen Ecken Berlins gut auskennt (sie hat hier schon einmal gewohnt), aber nicht in allen. Wir müssen also zusätzlich immer wieder Google Maps bemühen, auch die BVG-App erhält von mir einigen Traffic.

Unser größter Feind ist daher schon bald die Laufzeit der Handyakkus, denn wir haben die Power Bank zu Hause vergessen. An einem Tag geht mir das iPhone tatsächlich aus, an mindestens zwei anderen Tagen stecke ich es irgendwann mit unter fünf Prozent Akku abends zu Hause an den Strom, während wir über dem Laptop brüten und die Termine für den nächsten Tag koordinieren. Mein Ladegerät habe ich zwar sicherheitshalber immer dabei, aber wir sind entweder unterwegs oder sitzen irgendwo draußen. Es gibt also nirgendwo Strom, nicht mal in Cafés.

Erstaunlicherweise ist allerdings das hintere Ende der Immobiliensuche immer noch extrem analog. Wenn wir Interesse an einer Wohnung haben, müssen wir ein Interessentenformular ausfüllen und Unterlagen vorlegen,

die dafür sorgen, dass Maklerinnen und Hausverwalter mehr über meine Lebensverhältnisse wissen als meine besten Freunde. (Natürlich inklusive rechtswidriger Ausweiskopien.)

Zwar wird allgemein akzeptiert, dieses Formular mitzunehmen und es abends, eingescannt per E-Mail an den Makler zu schicken, aber als ich einmal frage, ob ich auch eine getippte E-Mail mit den Angaben des Formulars schicken kann (wir haben keinen Scanner in der Ferienwohnung), wird dies abgelehnt. Als Alternative zum Scan fungieren stattdessen Handyfotos. Nicht nur bei den Maklern. An einem Abend schickt mir meine Chefin aus Hamburg ein Handyfoto von einem ad hoc angefertigten Schreiben das bestätigt, dass ich auch wirklich zukünftig in Berlin arbeiten werde, damit ich es an einen Makler weiterleiten kann.

Hausverwaltungen, so scheint es, sind immer noch ein sehr papierfixierter Betrieb, was sich zeigt, als wir für eine Wohnung in die nächste Runde gekommen sind. Weil in den Unterlagen die Schufa meiner Frau fehlte (wir dachten, eine reicht), bittet uns der Makler, diese noch zu beantragen (Immobilienscout24 bietet synergetisch natürlich auch dies direkt an). Wir sitzen, keine 500 Meter vom Büro der Hausverwaltung entfernt, auf einer Parkbank, beantragen auf dem Handy eine Schufa-Auskunft und schicken diese per Mail an den Makler. Er wird sie – so hat er es uns gesagt – ausdrucken und bei der Hausverwaltung vorbeibringen.

Alexander Matzkeit

23. Juli 2015

Liveschaltung in die Leserunde

Etwa einmal im Monat treffe ich mich mit sechs anderen Bücherlesern und -leserinnen, um über ein Buch zu sprechen, das wir alle bis dahin gelesen haben. Heute sitzen wir um einen Esstisch im Dachgeschoss eines Wohnhauses in München Giesing, und es soll um *Lolita* von Vladimir Nabokov gehen (wir lesen mal Neues, mal Altes).

Als eine von uns sieben, Helga, auch 15 Minuten nach der verabredeten Zeit nicht eingetroffen ist, ruft Franz bei ihr an: Helga hat den Tag verwechselt und angenommen, wir träfen uns erst morgen. Zudem hat sie gerade Haarfärbemittel in ihrem Haar verteilt, wird also nicht spontan nachkommen.

Wir essen erst mal zu Abend und tauschen persönliche Neuigkeiten aus. Als das Gespräch dann doch bei *Lolita* ankommt, ruft Franz nochmal Helga an, schaltet den Lautsprecher seines Telefons ein und legt es auf eine Weinflasche auf der Mitte des Tischs. An dem warmen Dornfelder darin hat ohnehin niemand Interesse, und so ist die fehlende Mitleserin auch ein wenig sichtbar, nicht nur hörbar. Helga hat es sich daheim mit ihrem Telefon gemütlich gemacht. Wir unterhalten uns über das Buch, wenn einige gerade gleichzeitig gesprochen haben, fragen wir bei Helga nach, ob sie alles mitbekommen hat. Hin und wieder schaltet sie sich ins Gespräch ein.

Als wir abschließend den nächsten Termin für ein Treffen und die nächste Lektüre vereinbaren, hat sie sich bereits verabschiedet: Sie muss das Färbemittel aus dem Haar spülen.

Niemand hat irgendwas an dieser Zuschaltung per Telefon kommentiert.

Kaltmamsell

22./23. Juli 2015

Medientheoretische Erkenntnisse durch Tinder

Es ist heiss, sehr heiss, und das seit Tagen. Ich bin schlaflos, denke darüber nach, was Schlaflosigkeit früher mal war, installiere Tinder auf dem klugen Telefon, aus rein medientheoretischem Interesse, notabene. Nach viel links und wenig rechts Gewische erscheinen ein paar Köpfe und die Meldung „X gefällt Ihnen“ (oder so ähnlich). Einer davon, 3 km entfernt, beginnt tatsächlich Fragen zu stellen, erst ein Satz pro Tag, dann beschleunigt sich der Austausch und wird in einer der übersommerlichen Hitzenächte zu einer Art Gespräch. Nach einer guten Stunde Chitchat scheitert ein Treffen in der Realwelt an unpräzisen, verhalten-verklemmt-verklausulierten Ortsangaben. Vielleicht waren wir aber auch gar nie nachts um zwei am Fluss und haben nur davon geredet respektiv getextet. Wer weiss das schon. Aber es scheint zu stimmen, was im Zeit-Magazin vom 16. Juli zu lesen war:

> „Hirnforscher können präzise zeigen, wie bestimmte Wohlfühlregionen des Gehirns beim Chatten und Posten auf Facebook stimuliert werden – es sind dieselben wie beim Essen oder beim Sex.“

Ein Mitternacht später geht das Gespräch weiter. Das virtuelle Gegenüber schlägt vor, auf Threema zu wechseln. Hab ich nicht, doch inzwischen Übung darin, auf dem klugen Telefon neue Kommunikationsoptionen zu äufnen. Wenige Minuten später geht der Chitchat also auf einem anderen Kanal weiter. Ich frage, was der Vorteil davon sein soll. „Du darfst bidli schicken“ – „Und was mach ich mit den Bildli? (Weil Bildli hat ich ja schon, auf Tinder.)“ – „Die meisten menschen gucken sie an“ – „Ja, und dann (wenn ich sie angeschaut hab)?“ – „Dann willst du noch mehr bildli usw am schluss vergisst du alles wieder“. Aha. Immerhin regnet es heute Morgen ein wenig und vielleicht erweist sich Threema ja sonst mal als nützlich.

Franziska Nyffenegger

23.7.2015

Manchmal muss man selber messen

In der Mittagspause stehen wir am Rhein und ich disse die Elbe bei Dresden, die mir bei unserem Besuch vor ein paar Jahren als putziges Bächlein erschien.

Andere Menschen sind der Meinung, die Elbe bei Dresden wäre bestimmt genauso breit wie der Rhein. Ich widerspreche noch einmal, verkneife mir aber ein “Das werde ich gleich direkt mal nachgucken!” und die Diskussion wird nicht weiter vertieft.

Ich gucke natürlich direkt mal nach, wie breit die Elbe denn bei Dresden und wie breit der Rhein bei Köln ist. Überraschend stellt sich raus, dass man das gar nicht so einfach rausfinden kann. Zwar ist mir klar, dass Flüsse an unterschiedlichen Orten unterschiedlich breit sind, aber ich hatte mir von Googleanfragen wie “wie breit ist die elbe bei dresden” doch deutlich hilfreichere Ergebnisse erhofft.

Nach einer ersten Suche mit fragwürdigen Ergebnissen steht es zwar 300 m für den Rhein vs 130 m für die Elbe, aber das ist mir alles noch zu vage.

Also rufe ich WalkJogRun auf, eine Seite, bei der man Joggingrouten planen und speichern kann. Der Vorteil ist, dass man hier sehr genau Entfernungen messen kann, letztlich basiert das aber vermutlich auch irgendwie auf Google Maps.

Als Referenzpunkte nehme ich die Hohenzollernbrücke in Köln und die Augustusbrücke in Dresden und male jeweils eine Strecke A bis B auf die Karte.

Das Ergebnis: Der Rhein unter der Hohenzollernbrücke ist laut WalkJogRun 390 m breit und die Elbe unter der Augustusbrücke 140 m. Das scheint mir dann doch ein halbwegs belastbares Ergebnis zu sein, erst recht in Kom-

bination der bis dahin ergoogelten Daten und meinem Bauchgefühl. Ich sollte bei solchen Diskussionen halt einfach öfter Wetteinsätze fordern, aber dafür bin ich dann wieder zu feige.

Anne Schüßler

23. Juli 2015

Mein Traumbewusstsein verbreitet schmeichelhafte Lügen über das Siemens C25

Im Traum benutze ich schon wieder mein erstes Handy, das Siemens C25. Form, Robustheit und Antenne gefallen mir sehr gut, ich sehne mich ein wenig nach ihm zurück. Bei der Größe ist die Darstellung im Traum etwas unentschlossen: Mal wirkt es größer als mein derzeitiges, mal viel kleiner. Offenbar speichert mein Kopf Handygröße immer nur relativ zu anderen aktuellen Handys, nicht relativ zur Größe meiner Hände oder Hosentaschen. Im Laufe des Traums fällt mir auf, dass mein Traumbewusstsein auf das kleine Display einen aktuellen bunten hochaufgelösten Touchscreen gefälscht hat. Mühsam erinnere ich mich, dass es ein grobgepixeltes, grünes Display gewesen sein muss, auf das nur wenige Buchstaben passten. Jetzt gefällt mir das Traumhandy nicht mehr so gut.

Kathrin Passig

24. Juli 2015

Ja. Ich meine: JA

Schon wieder ist das mobile Datenpaket aufgebraucht, ich benötige einen – wie es mein Versorger O2 nennt – „Datensnack“. An die unverschämten 5,99 Euro für 500 MB „Hispeed-Datenvolumen“ habe ich mich schon gewöhnt. Um das Angebot anzunehmen, soll ich mit Ja per SMS antworten, was ich auch mache.

Es passiert minutenlang nichts, ich brauche aber dringend den Datenstoff, deshalb lese ich noch einmal genau nach. Da steht „JA“ in Großbuchstaben, ich habe aber ein kleines a verwendet. Es wird doch nicht etwa daran liegen, dass man mir die teure Zwischenmahlzeit nicht gönnt?

Doch, tatsächlich, wenige Sekunden später werden 500 Extramegabytes geliefert.

Johannes Mirus

24.07.2015

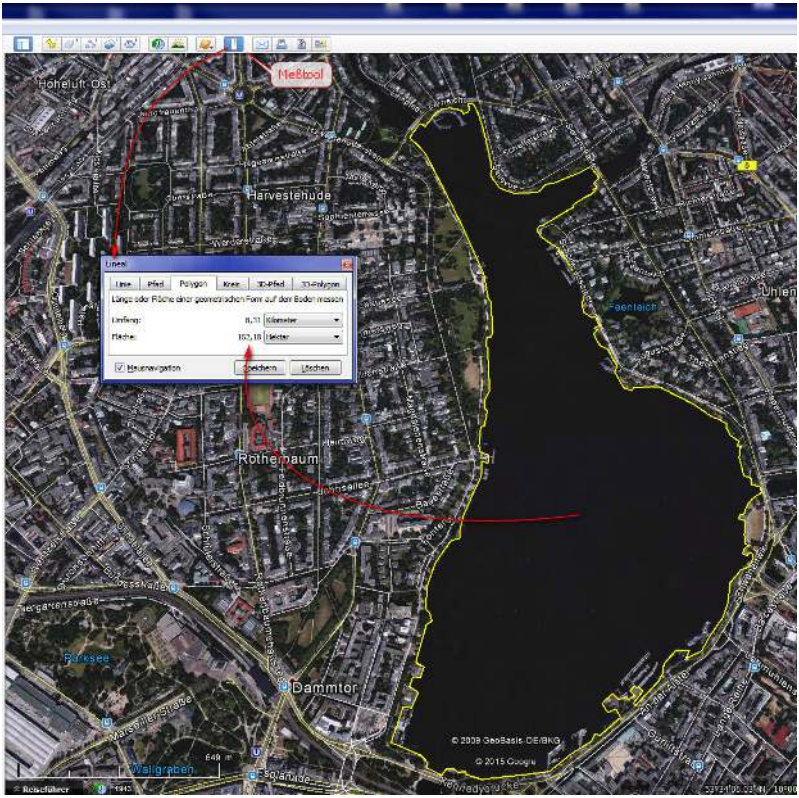
Bauchgefühl ist gut, Technik ist besser

Das in „Manchmal muss man selber messen“ skizzierte Problem hat – insbesondere mit seiner Einleitung *„In der Mittagspause stehen wir am Rhein und ich disse die Elbe bei Dresden, die mir bei unserem Besuch vor ein paar Jahren als putziges Bächlein erschien.“* – sofort gezündet, da ich jederzeit gerne und obsessiv bereit bin, einem Drang nach Feststellung einer genauen Entfernung oder Fläche auf ganzer Linie nachzugeben. So habe ich mal mit Google Earth nachgemessen, welcher Weg um unseren Wohnblock rum der kürzere zum Einkaufen ist. (Um wenige Meter gewonnen hat tatsächlich der intuitiv für länger gehaltene, aber darum geht’s hier nicht.) Außerdem pflege ich gerne einer vergleichbaren Dissung[1] nachzugehen, aber dazu kommen wir später.

Außerdem hatte auch ich schon so eine Ahnung, die sich anbahnende Statistik würde mich als Bewohner Hamburgs zu einem sehr erfreulichen dritten Datensatz führen. Doch zuerst zu den in Frage stehenden Städten.

Die geäußerte Vermutung, Google sei die Grundlage für eine solche landkartenbasierte Entfernungsbestimmung kann ich auf Basis der Einkaufswegerfahrung nur bejahen. Google Earth hat sogar eine Funktion für die Flächeninhalte von Polygonen, und hier kommt die Sache mit dem „obsessiv“ ins Spiel.

1. Gibt es zu „dissen“ eigentlich ein Substantiv?



Flächenmessung der Außenalster als kommentierter Screenshot (ich: 162,2 ha; Wikipedia: 164 ha – funktioniert).

Denn das mit den sich ändernden Flussbreiten kriegt man mit einer guten alten naturwissenschaftlichen Näherungsmethode hin: Einfach ein flächengleiches Rechteck erzeugen und die Fläche durch die Länge des Rechtecks teilen, dann hat man die durchschnittliche Breite und damit einen schönen und vergleichbaren Wert für die durchschnittliche Flussbreite entlang einer

bestimmten Strecke. Wir brauchen also die von Wasser bedeckte Fläche und ungefähre Fließstrecke des Flusses innerhalb der jeweiligen Stadtgrenzen, zack, feddich.

Und wo nehmen wir die her? Google Earth. Auf Google Earth wird einfach mit dem Polygon-Flächenmesstool so genau wie möglich der Verlauf des Flusses im Stadtgebiet eingerahmt: Stadtgrenze, linkes Ufer lang, andere Stadtgrenze, rechtes Ufer, wieder zurück, Stadtgrenze und zurück zum Startpunkt. Wenn man einmal rum ist, werden Umfang und Größe der so markierten Fläche direkt im Programm angezeigt.

Das ist zwar ein gewisser Aufwand, aber mehr als ein paar Minuten pro Flussabschnitt dauert es nun auch wieder nicht. Praktischerweise liefert der Umfang auch gleich eine hinreichend genaue Zahl für die zurückgelegte Strecke, denn dafür kann man den Umfang einfach durch zwei teilen, weil man üblicherweise die Breite bei dieser Berechnung außer Acht lassen kann, zumindest solange der gewählte Flussabschnitt deutlich länger als breit ist, was in den folgenden Fällen überall der Fall ist.

Bildlich gesprochen haben wir so den fraglichen Fluss geradegezogen und auf einheitliche Breite gebracht, und genau die letztere interessiert uns. Nun zu den Messergebnissen.

Köln: Gemessen zwischen Flittard und Wesseling, keine Berücksichtigung von Hafen- und Nebenbecken: Wasserfläche 1035 Hektar, Umfang 59,7 km. Das ergibt eine durchschnittliche Breite von **347** Metern.

Dresden: Gemessen zwischen Gohlis und Zschieren, keine Berücksichtigung von Elbinseln und Hafen- und Nebenbecken: Wasserfläche 306 Hektar, Umfang 51,5 km. Das ergibt eine durchschnittliche Breite von **121** Metern.

Anne hat also auf ganzer Linie recht gehabt!

Aber wo wir schon bei der Elbe sind und ich in **Hamburg** wohne: Gemessen zwischen Wedel und Ochsenwerder: Wasserfläche 1301,2 Hektar, Umfang 61,4 km. Das ergibt eine durchschnittliche Breite von **424** Metern! Und ich habe der Fairness halber nur die Norderelbe genommen und Wilhelmsburg und das Mühlenberger Loch gar nicht erst berücksichtigt.

Jetzt können wir uns beruhigt nach Süden wenden und auf die **Isar** blicken: Gemessen zwischen Unterföhring und Großhesselohe unter großzügiger Einbeziehung von Deutschem Museum und Praterinsel, aber ohne den Isarwerkkanal: 128 Hektar, Umfang 29,1 km. Das ergibt eine durchschnittliche Breite von **88** Metern.

Hoffen wir, dass Cuxhaven niemals von dieser Angelegenheit Wind bekommt, sonst stehen wir alle dumm da.

Anmerkung: Einige der Flüsse gehören jenseits der genannten Endpunkte noch hälftig zur bewussten Stadt und hälftig zu einer oder mehreren anderen, etwa Leverkusen, Unterföhring, Nordniedersachsen. Ich habe nur die Strecken mit voller Breite berücksichtigt.

Nachtvogel

20. 7. – 24. 7. 2015

Gelassen bleiben im Tech-Support

Ich betreue für einen kleinen Verlag Software. In einer typischen Arbeitswoche vermittle ich meistens zwischen mehreren Instanzen und manchmal auch innerhalb des Verlags selbst. Mein Job im Tech-Support fällt mir leichter, seitdem ich erkannt habe: Die anderen müssen die Technik gar nicht so gut kennen wie ich. Die wollen sie nur nutzen.

Diese Woche hatte ich drei Erlebnisse, die das gut zeigen.

1. Einige Endkunden sind nicht direkt bei uns, sondern sind Kunden von Buchhandlungen. Wenn so ein Endkunde ein technisches Problem hat, kontaktiert mich die Buchhandlung. Meistens läuft es so, dass der Buchhändler sagt: „Unser Kunde hat eine Fehlermeldung.“ Woraufhin ich frage, wie die Fehlermeldung genau lautet. Das geht dann ein paarmal hin und her, bis der Buchhändler aufgibt und mich direkt mit dem Endkunden sprechen lässt. Wo vor ein paar Jahren das Komplizierteste noch war, ein Abo zu organisieren, sorgt die Technik für mehr Kommunikation.

2. Eine Kundin ist ratlos, weil die Lizenz, die sie gekauft hat, immer wieder meldet, sie sei abgelaufen. Ich bitte sie, mir einen Screenshot von der Fehlermeldung und den Lizenzdaten zu schicken. Eine halbe Stunde später bekomme ich eine Email, mit mehreren Anhängen. Ich öffne die Anhänge und siehe da: Fotos, mit dem Handy gemacht von ihrem Bildschirm. Es war tatsächlich lesbar, von daher kein Problem. Dass jemand mit „machen Sie einen Screenshot“ nicht soviel anfangen kann, war mir gar nicht in den Sinn gekommen. Aber es funktioniert. Und wäre ohne Handykamera nicht so einfach gewesen.

3. Unsere Software soll ein Upgrade bekommen. Unserem Chef gefällt das neue Design schon ganz gut, aber es fehlt noch etwas. Da unser Grafiker gerne seine Aufträge auf einem Zettel bekommt, mache ich einen Screenshot, drucke diesen aus und markiere die Punkte, die dem Chef nicht gefallen haben.

Einen Tag später bekomme ich eine Email mit einer Bilddatei von dem ausgedruckten Screenshot, der eingescannt und dann in einem Grafikprogramm bearbeitet wurde. Eigentlich sollte ich die Email ausdrucken und an den Chef faxen.

Tine Hunecke

2015 (aber schon seit 1937)

Die Umkleidekabine am Strand

Zwischen dem Haus und dem Meer steht eine Art steinerne Umkleidekabine:

Innen hängen drei ehemals elektrische Dinger und zwei Schwalbennester an der Wand:

Ein paar Meter weiter Richtung Strand kommen Kabel aus der Böschung:

Ein paar Monate lang denke ich nur ab und zu im Vorbeigehen darüber nach, aber dann google ich doch mal. Bei indicatorloops.com/mayisland.htm steht alles erklärt: Es handelt sich um eine 1937 zwischen dem Festland und der Isle of May verlegte Induktionsschleife, die die weiter hinten im Firth of Forth gelegene Rosyth Naval Base beim Herannahen deutscher U-Boote warnen sollte. Auf der Südseite der Isle of May muss noch mal so eine Schleife sein, da war ich aber noch nicht. Ab 1940 gab es sogar zwei Induktionsschleifen hintereinander, weil man so Kurs und Geschwindigkeit der deutschen U-Boote hätte bestimmen können. Wenn welche dagewesen wären:

> "Throughout the course of the war no enemy submarines or surface craft succeeded in entering the Forth. There were, however, frequent false alarms, more often than not caused by local fishermen clandestinely fishing at night, or even large shoals of fish which could cause a 'swing' on a loop."

Am 7. Mai 1945 hat U-2336 zwar kurz nach 23:00 noch schnell zwei alliierte Frachtschiffe im Firth of Forth versenkt, “Avondale Park” und “Sneland I”, aber von außerhalb der Warnschleife. Um Mitternacht wurde offiziell kapituliert. Eigentlich hatten alle U-Boote schon am 4. Mai den Befehl bekommen, sich zu ergeben, “but *U-2336* did not receive the signal”. Der Handyempfang war hier damals vermutlich so schlecht wie heute.

Kathrin Passig

24. Juli 2015

Die Lineale der NASA

Der Roman “The Martian” von Andy Weir spielt in einer nicht näher spezifizierten Zukunft, in der schon mehrere bemannte Marsmissionen stattgefunden haben, das heißt, das Geschehen findet etwa im Jahr 2050 oder später statt. Über die Realitätsnähe der technischen Details kann ich nichts sagen, ich verstehe ja schon kaum, wie ein Rasenmäher funktioniert. Aber ich möchte hiermit in den Mars-Chroniken des Techniktagebuchs verzeichnen, dass man bei der NASA in dieser Zukunft meiner Ansicht nach nicht nach einem Lineal fragen wird, weil man eine Strecke auf dem Mars einzeichnen möchte, und dass man diese Strecke, weil man in Eile ist, auch nicht auf einem Poster aus dem NASA-Souvenirladen einzeichnen wird statt irgendwo am Computer. Man wird das Ansehen von Filmen auf dem Mars nicht als “watching TV” bezeichnen und die mitgebrachte Literatur nicht als “digital library”. Dass man sich auch in der Zukunft fast den ganzen Tag mit Unzulänglichkeiten der Stromversorgung und der Kommunikation befassen muss, glaube ich hingegen sofort.

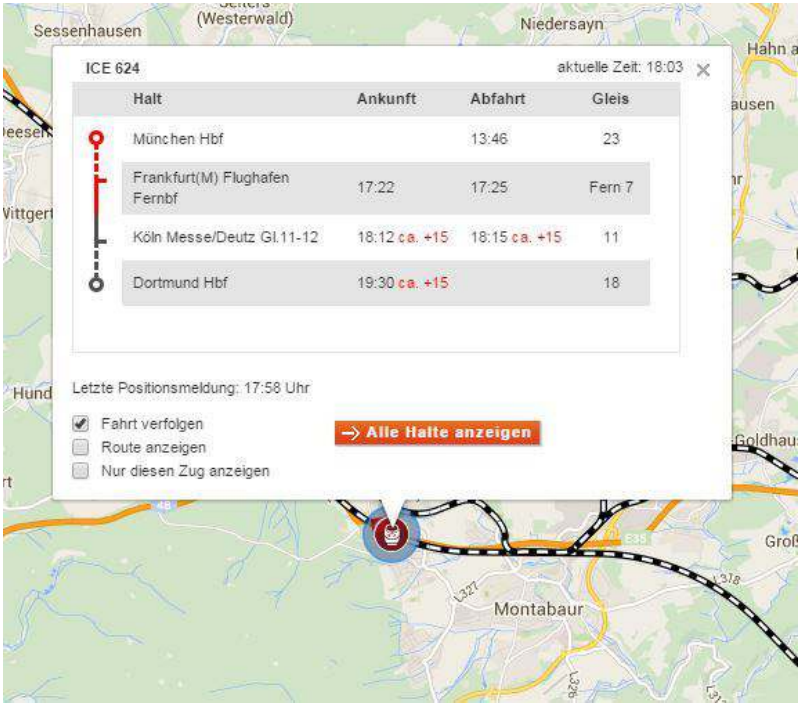
Kathrin Passig

24.7.2015

Feierabend lohnt noch nicht

Weil ich in Essen wohne, aber in Köln arbeite, gönne ich mir den Luxus, mit dem ICE zu pendeln. Das bedeutet aber auch wieder eine gewisse Einschränkung in der Flexibilität, da nicht alle zehn Minuten ICEs von Köln (Deutz) nach Essen fahren.

Vom Büro zum Bahnhof läuft man etwa fünf Minuten, wenn man sich beeilt. Es lohnt sich also, kurz vor Feierabend den Zugradar der DB anzuschmeißen, auf dem man sehen kann, wo sich der Zug nach letzten Informationen gerade aufhält. Dann weiß man auch, ob es sich lohnt, aufzubrechen, oder ob man noch zehn Minuten länger im Büro bleiben kann. (Oder alternativ, ob man zehn Minuten früher losläuft, um den einen ICE am Kölner Hauptbahnhof noch zu kriegen. Dafür muss man nämlich einmal über die Hohenzollernbrücke.)



Wichtig ist dabei auch immer, die Uhrzeit der letzten Positionsmeldung im Auge zu behalten. Daran sieht man, ob man den Daten noch trauen darf, oder ob man sich nicht doch schon mal auf den Weg macht für den seltenen, aber nicht gänzlich unwahrscheinlichen Fall, dass der Zug zwischen Frankfurt und Köln noch ein paar Minuten aufholt.

Es ist 18:03 und mein Zug hat gerade erst Montabaur passiert. Feierabend lohnt also noch nicht.

(Anmerkung: Ja, man würde diese Informationen genauso auch in der normalen Abfrage auf der Seite der Deutschen Bahn bekommen, aber es ist halt ungleich niedlicher, dem Zug beim Fahren zuzusehen.)

Anne Schüßler

25.07.15

Internetverweise im Funkloch

Auf einer Wanderung kreuzt unser Weg den “Wildkatzen Erlebnispfad” und gespannt sehe ich mir den QR-Code an, der auf der Infotafel mitten im Wald aufgedruckt ist. Ich habe schon seit einigen Kilometern keinerlei Empfang mehr, da ich aber mein “Handy dabei?” habe, hole ich es aus der Tasche und starte gespannt den QR-Code-Scanner. Eventuell hatte ich gehofft, dass der QR-Code schon an sich eine “kurze und knackige” Information enthält, doch tatsächlich will man mich doch nur auf eine Website weiterleiten, mitten im größten Funkloch, das ich seit einiger Zeit erlebt habe. Enttäuscht mache ich meine beiden Fotos und packe mein Smartphone wieder weg. Eventuell hätte ich mit einem anderen Mobilfunkanbieter mehr Glück gehabt, so richtig kann ich es mir jedoch nicht vorstellen. Ganz eindeutig hat da jemand bei dem wirklich netten Konzept des Erlebnispfades keinen Gedanken daran verschwendet, dass die Tafeln am Ende tatsächlich irgendwo stehen könnten, wo es keinen Handyempfang gibt. Nicht mal die unter dem QR-Code stehende Nummer kann man anrufen, es fehlt nicht nur das Internet. Aber

wer weiß, vielleicht wird das in einigen Jahren schon gar kein Problem mehr sein, weil es keine Funklöcher mehr gibt? Dann wäre die Aktion gar nicht mehr so ironisch, sondern richtig zukunftsweisend.

Maya

25. Juli 2015

Die Zukunft des Onlinehandels

Ich wusste, dass dieser Tag kommen wird, aber ich hätte nicht gedacht, dass es schon so bald soweit sein wird, dass ich persönlich davon betroffen bin. Am Vormittag liege ich noch im Bett und surfe rum, ärgere mich mal wieder über den schlechten WLAN-Empfang im Schlafzimmer und bestelle nach Konsultation von Amazon um 10:53 Uhr einen Repeater.

Um 13:54 Uhr erhalte ich eine Versandbestätigung: „Lieferung voraussichtlich: Samstag, 25. Juli 2015." Moment, das ist doch heute? Haha, schlechter Witz. Am gleichen Tag und dann noch samstags! In Bonn, nicht in San Francisco. Netter Gag.

Um 19:13 Uhr informiert mich die Packstation, dass sie ein Paket für mich bereithält.

Rund acht Stunden von der Bestellung aus dem Bett heraus bis zur Lieferung in die Packstation. Wenn das ein Einblick in die nahe Zukunft des Onlinehandels war – wovon ich ausgehe –, dann ist der Offlinehandel sein vorletztes Argument los. Neben der persönlichen Beratung, die ja doch immer weniger stattfindet, ist die Lagerhaltung vor Ort *der* gewichtige Vorteil des Einzelhandels. Wenn ich aber weiß, dass mich die Lieferung bequem in spätestens acht Stunden erreicht, warum dann noch eine Hose anziehen und das Haus verlassen?

Ich habe die Zukunft des Onlinehandels gesehen. Gefällt mir.

Johannes Mirus; zweitvertechniktagebucht

Januar 2011 bis heute

Meine Wunsch-als-Merkliste

Im Januar 2011 beginne ich, von der Amazon-Wunschliste Gebrauch zu machen. Für mich ist die Wunschliste eine reine Merkliste. Auf ihr stehen fast nur Bücher, denn andere Sachen interessieren mich ja eigentlich nicht. Manchmal deute ich vor Weihnachten Familienmitgliedern an, dass es da eine Liste gibt mit Sachen, die mich erfreuen könnten, aber die Liste findet dann immer niemand oder ich werde zu jedem einzelnen Artikel gefragt, wie gerne ich den denn nun hätte, und alles wird kompliziert, obwohl die Dinge doch vereinfacht werden sollten.

Von der Liste bestelle ich so gut wie nie etwas. Wenn ich mich wieder für einen der Artikel interessiere, wähle ich ihn über die Suche aus oder kaufe ihn überhaupt nicht bei Amazon. Im Nachhinein stelle ich dann fest, dass er auf der Wunschliste war, und wundere mich, wie wenig sich meine Kaufabsichten doch manchmal ändern. Die Liste erfüllt gar nicht so sehr ihre Merkfunktion, sie ist eher ein Mittel zum Selbstvergleich. Ab und an scrolle ich einfach so darüber, und erinnere mich dabei, was ich alles einmal gerne gehabt hätte. Alles, was in diesem kleinen Archiv der Wunschobjekte liegt, hätte ich eigentlich immer noch ganz gerne. Aber mit dem Wunschgegenstand ist wohl auch ein Teil meines Bedürfnisses ins Archiv gewandert.

Felix Lorenz

Juli 2015

Abschied von den Papiernotizen

In letzter Zeit habe ich wegen des Techniktagebuchs vermehrt über meinen Einsatz von Notizen auf Papier nachgedacht. Im Mai habe ich noch erklärt, dass man sich manchmal aus Höflichkeit Notizen auf Papier machen muss.

Anfang Juli habe ich aufgehört, mein Notizbuch einzustecken. Kurz danach ist mein Handy nass geworden. Eines Tages wird es schon wieder trocknen, man erkennt nur derzeit nichts auf dem Display, aber erst dadurch ist mir aufgefallen, dass ausgerechnet meine Notizzettel-App ihre Daten nicht in der Cloud, sondern nur lokal auf dem Handy speichert.

Ich beschließe, dass es jetzt reicht mit den offline verteilten Notizen, installiere probehalber Google Keep und übertrage das Gekrakel von den Zetteln der letzten Monate dorthin oder gleich in die passenden Google Docs. (Google Docs eignen sich für schnelle Notizen speziell am Handy nur wenig, weil es zu lange dauert, sie zu öffnen.) Google Keep ist schön bunt und funktioniert auch offline einwandfrei.

Die To-do-Listen-App "Do it Tomorrow", die ich im Herbst und Winter gern benutzt habe, kann ich schon lange nicht mehr öffnen; es stehen einfach zu viele Dinge drin, die ich nicht tun will. Deshalb habe ich in den letzten Wochen mit any.do experimentiert, das war mir aber wiederum zu hässlich und zu aufdringlich. Jeden Morgen meldete es sich am Handy und wollte, dass ich meinen Tag plane. Jetzt lege ich in Google Keep einen Notizzettel namens "Todo" an und hoffe, dass die Buntheit der App und die Tatsache, dass es außer der To-do-Liste noch viele andere Gründe gibt, sie zu öffnen, diese Lösung vielleicht etwas dauerhafter machen wird.

Kathrin Passig

25. 7. 2015

Stromzähler ablesen

Der Stromzähler unserer Mietwohnung liegt an einer sehr schlecht erreichbaren und einsehbaren Stelle. Bisher musste ich eine Trittleiter holen, raufsteigen, wieder runtersteigen, um die vergessene Taschenlampe zu holen, erneut auf den Tritt steigen, mich um die Ecke winden, Stift und Papier aus der Tasche holen und irgendwie den schwer zu entzifferbaren Zählerstand

aufschreiben. Das ging seit über drei Jahren so. Erst heute bin ich auf die Idee gekommen, Taschenlampe und Trittleiter wegzulassen und einfach das Smartphone hochzuhalten, um ein Foto zu machen.

Chris Kurbjuhn

25.7.2015

Konsumenten, die auf Handys starren

Seit einigen Jahren schon benutze ich mein Smartphone, um Einkaufszettel zu schreiben. Nur gelegentlich kritzele ich Listen noch auf Papier, gerne auf aufgerissene Briefumschläge oder anderes Schmierpapier. Dafür wurde ich auch schon mal von meinem eher nicht so online-affinen Mann angemeckert, warum ich denn jetzt sogar im Supermarkt ständig auf mein Handy gucken würde und was da denn jetzt so wichtig wäre. Ich guckte aber nur auf die Einkaufsliste.

Eine ganze Zeit lang benutzte ich Groceries, eine ganz hübsche App mit vielen voreingestellten Lebensmitteln. Man konnte eine Liste basteln und dann im Supermarkt die einzelnen Einträge wieder nach und nach abhaken.

Was ich aber eigentlich brauche ist eine Möglichkeit, wie mein Mann die gleiche Liste auch nutzen kann und noch schnell Dinge draufschreiben kann, die er gerne hätte. Natürlich ginge das sicher über irgendwelche Notiz-Apps, auf die mehrere Leute zugreifen können, aber ich mag es, wenn ich schon vorgegebene Lebensmittel auswählen kann und nicht alles einzeln abtippen muss.

Dann erfahre ich von "Bring!". Diese App funktioniert genau so, wie ich es gerne hätte. Man kann einen Einkaufszettel basteln, es gibt sogar hübsche Bilder für viele Standardlebensmittel. Man kann sich aber mit der App auch mit einem anderen Gerät (auf dem die App auch installiert ist) verbinden und dann per Knopfdruck darauf hinweisen, dass man eine Liste hat und der andere mal gucken soll. Außerdem kann man ankündigen, dass man jetzt

gleich einkaufen geht oder Bescheid sagen, wenn man mit dem Einkaufen fertig ist. Der andere Mensch bekommt dann eine Meldung auf seinem Gerät und kann sich in den Einkauf noch einmischen, wenn Bedarf besteht.

Was mir noch fehlt ist ein Button “Kannst du bitte Einkaufen gehen?” Aber man kann halt nicht immer alles haben und Software entwickelt sich ja manchmal auch weiter.

Heute fällt mir im Supermarkt zum ersten Mal ein anderer Menschen auf, der auch auf sein Handy starrt, während er Dinge in seinen Einkaufswagen packte. Gleichzeitig finde ich in meinem Einkaufswagen den handgeschriebenen Einkaufszettel eines anderen Menschen. Im Supermarkt existieren Analog und Digital noch friedlich nebeneinander her.

Anne Schüßler

2015 so ungefähr

Verblüffung im Bewerbungsgespräch

Eine Frage, die ich gerne in Bewerbungsgesprächen stelle, lautet: »Wie lange braucht so ein typischer Computer, zum Beispiel der Laptop hier auf dem Tisch, wohl etwa, um eine Liste mit hunderttausend zufälligen Zahlen nach einer bestimmten Zahl zu durchsuchen?«

Es ist immer wieder verblüffend zu sehen, wie die meisten Kandidaten, auch solche mit Jahrzehnten technischer Erfahrung, nicht die leiseste Vorstellung haben. »Keine Ahnung. Ein paar Sekunden?« höre ich oft.

»Dann lass uns doch mal nachdenken«, sage ich dann. »Wieviele Operationen führt so ein Computer in der Sekunde aus?«

»Hm, weiß nicht. Irgendwas mit Kilohertz, glaube ich.« ist eine nicht ungehörte Antwort.

»Nein, es sind Gigahertz. Ein typischer Computer hat heute eine Taktfrequenz im Gigahertz-Bereich. Wieviele Operationen sind das dann pro Sekunde?«

»Hm. Eine Million?«

»Nein, eine Million wären Megahertz. Ein Gigahertz sind eine Milliarde Operationen pro Sekunde. Wenn wir mal annehmen, dass das Vergleichen einer Zahl aus unserer Liste ungefähr zehn elementare Operationsschritte braucht, wie lange dauert es dann, alle hunderttausend Zahlen zu vergleichen?«

Wenn der Kandidat ein bisschen mit Nullen, Kommas und Zehnerpotenzen umgehen kann, wird er jetzt darauf kommen, dass es wesentlich weniger als eine Sekunde dauert. Eine Millisekunde, um genau zu sein, also eine tausendstel Sekunde, um eine Liste von hunderttausend Zahlen nach einer bestimmten Zahl zu durchsuchen.

Das Verblüffende ist natürlich, dass dieses Wissen, oder vielmehr diese Art des Nachdenkens unter denen, die heute Computersysteme programmieren, fast völlig zu fehlen scheint. Die Verbindung zu dem, was der Computer untendrunter eigentlich macht, scheint abgerissen. Und wenn es darum geht, bessere Systeme zu bauen, sagen diese Leute vermutlich: »Hm. Vielleicht mal eine andere Programmiersprache probieren. Oder eine andere Datenbank.«

Mein Chef, als ich ihm von diesem Gedankengang erzähle, wiegt nachdenklich den Kopf und sagt schließlich, er glaube, ich werde eines Tages einmal ein Buch schreiben. Und der Titel hieße »Hören Sie mal, hier liegt schon mein Handtuch!«

André Spiegel, Bewerbungen bitte an andre.spiegel@mongodb.com

25.7.2015

Wie ich mich einmal fast aus dem Internet ausgesperrt hätte

Ich nutze seit einiger Zeit LastPass, um einerseits möglichst sichere und unterschiedliche Passwörter zu haben, andererseits aber keinen Zettel mit den Passwörtern rumtragen zu müssen.

Inzwischen sind 110 Logins gespeichert, darunter auch die Mail- und Amazon-Konten der Zehnjährigen, aber über 100 Accounts für mich selber. Das liegt unter anderem daran, dass ich einen eigenen Webserver mit 10 Domains betreibe, deren diversen Admin-Accounts ich natürlich auch nutze.

Heute habe ich N. überzeugt, ihre Passwörter nach einer Neuinstallation des PCs über LastPass zu speichern. Tatsächlich hatte sie die Hälfte ihrer Passwörter verloren, weil der Passwortspeicher ihres Browsers die Neuinstallation natürlich nicht überlebt hatte.

Ich öffne nun die Security Challenge von LastPass, die alle Accounts prüft. Ich komme nur auf 75% Sicherheit. Die Analyse zeigt:

7 Accounts haben unsichere, "schwache", Passwörter. Das sind unter anderem die Banking-Accounts einer Hausbank und des Aktiendepots, die nur numerisch sein dürfen, das ebenfalls numerische Abo-Passwort der taz, das ich gar nicht ändern kann und ein Account des Webservers, der gar kein Passwort hat, weil er die Authentifizierung über ein SSL-Zertifikat erledigt.

Dazu kommen zwei Passwörter aus alten Zeiten, die ich auf mehreren Accounts nutze und die nun als mehrfach verwendete Passworte angezeigt werden.

Ich kreuze in der Liste die Accounts an, die zum Überleben halbwegs unwichtig sind: Fotocommunity, StayFriends, sowas halt, und bitte LastPass, für diese Accounts autonom neue Passwörter zu vergeben.

Hätte ich doch aufmerksamer gelesen, was da steht!

Hätte ich doch schon vor dem drohenden Herzinfarkt gemerkt, dass ich die Accounts hätte ankreuzen müssen, deren Passwörter nicht, nie, keinesfalls geändert werden dürfen!

So legte LastPass los und änderte mein eBay-Passwort. Also fast. Denn es meldete einen Fehler. Parallel sah ich auf dem Handy den Eingang einer Mail, die den erfolgreichen Passwortwechsel bei eBay bestätigte.

Ärgerlich, muss ich es gleich per Mail zurücksetzen lassen.

Amazon. Das gleiche Spiel. Ich will abbrechen, doch ...

... jetzt wird gerade das Google-Passwort geändert!

Oh!

Mein!

Gott!

GMail ist der Dreh- und Angelpunkt meiner digitalen Existenz. Ich leite alle Postfächer dorthin um und somit sind auch alle Passwortrücksetz-Funktionen aller Accounts von GMail abhängig.

Dass ich dort ein fahrlässiges Passwort nutze, ist dank zweifaktorieller Authentisierung weniger schlimm: Wer das Passwort kennt, muss auch mein Handy besitzen, um sich anmelden zu können.

Zum Glück funktioniert der Passwortwechsel bei Google, was mir so viele Steine vom Herzen fallen ließ, dass die Seismologische Station in Wassenberg vermutlich Aktivitäten verzeichnet hat.

Statt eines Passworts mit einer Kardinalität[1] von 208.827.064.576 habe ich nun aus Versehen eines mit einer Kardinalität von 1,934281311×10ˆ25. Es per Durchprobieren aller Zeichenkombinationen zu erraten dauert nun statt einiger Minuten rund 292.603.421 Jahre.

Nachdem ich mich mit dem neuen Passwort angemeldet habe, kann ich die von LastPass zerschossenen Passwörter von eBay und Amazon zurücksetzen und neu auswürfeln lassen.

Die neue Sicherheit fühlt sich überraschend gut an, ich hoffe nur, dass ich nie ein Android-Device zurücksetzen muss, ohne Zugriff auf LastPass zu haben.

Die neue Security Challenge kommt nur auf 79%, obwohl es keine doppelt verwendeten Passwörter mehr gibt.

Die schwachen Passwörter des klassischen Online-Banking versauen die Quote.

Volker König

1. Die Kardinalität ist die Anzahl möglicher Werte, die das Passwort annehmen kann. Natürlich hat nicht das Passwort selber diese Kardinalität, sondern die Zahl entspricht der Anzahl möglicher Passwörter berechnet aus der Länge des Passwortes und den genutzten Zeichenarten: nur Kleinbuchstaben oder Groß- und Kleinbuchstaben, Ziffern und Satzzeichen.

24. oder 25. Juli 2015

Der schwierige Weg zur begehbaren Website

Im Traum fragt mich eine Frau nach dem Weg zu einem japanischen Laden in Neapel, wo wir uns befinden. Ich sei selbst gerade erst angekommen, sage ich, ich könnte aber für sie nachsehen. Leider ist das Eintippen der Suchanfrage ins Smartphone so schwierig wie immer. Das Berühren eines Buchstabens bringt meistens nichts und wenn, dann einen ganz anderen Buchstaben hervor. Ich entschuldige mich bei der wartenden Frau. Irgendwann gelange ich dann doch zur Website des japanischen Ladens. Sie ist begehbar, ein bisschen jedenfalls, ungefähr wie ein Kinderladen aus Pappe. Ich nehme eine papierene Visitenkarte des Ladens mit, die ich der Frau aushändigen werde. So braucht sie sich die Adresse nicht zu merken.

Kathrin Passig

2010 und 26. Juli 2015

Fliegen damals und heute – Flugmodus, Lobtadelgeräte und Sicherheitstheater

Ich fliege sehr selten. Zuletzt dieses Jahr in den Sommerurlaub, davor 2010. In den fünf Jahren hat sich einiges verändert:

2010 hatte ich einen Blackberry auszuschalten, während des Fluges blieb das auch so – es gab keinen Grund für den Flugmodus: Nichts zu lesen, nichts anzuschauen. Der Browser beherrschte nicht einmal Tabs und konnte sich auch keine Seite zwischen zwei Aufrufen merken, die man noch hätte lesen können. 2015: Ein Tablet, ein Smartphone, ein E-Book-Reader, eine Armbanduhr. (Bei der Armbanduhr habe ich geschummelt und auch bei Start und Landung nur den Flugmodus eingeschaltet, d. h. Bluetooth ausgeschaltet.)

2010 gab es piepende Personenschleusen, Schuhe waren auszuziehen. 2015 gibt es zwar Nacktscanner (»Körperscanner«), zu meiner Enttäuschung muß ich aber durch die altmodische Schleuse und werde abgetastet. Die Schuhe darf ich anbehalten.

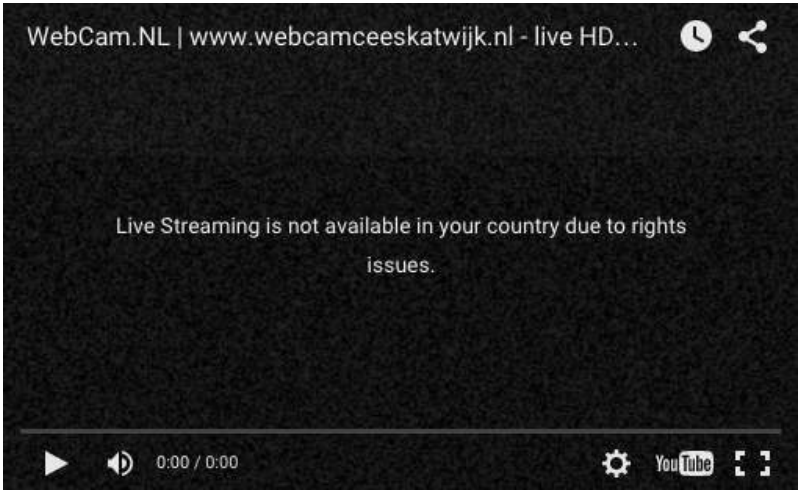
2010 mußte ich das Sicherheitstheater rückmeldungslos erdulden, 2015 gibt es ein Lobtadelgerät: ich kann per Knöpfen in Ampelfarben meine Zufriedenheit mit der Kontrolle rückmelden. Ich bin ein Rebell und drücke mehrfach rot, obwohl ich nur einmal kontrolliert wurde. *Sticking it to The Man!*

Felix Neumann

26. Juli 2015

Dieser Strand ist in Ihrem Land nicht verfügbar

Ich will mich auf niederländischen Webseiten über einen Sturm in Nordholland informieren; ein paar Klicks bringen mich zu einer Webcam. Sie zeigt den Strand bei Katwijk, aber ich kann ihn nicht sehen. Zum ersten Mal bekomme ich bei einer Livecam-Übertragung die mir sonst nur von Musikvideos oder Fernsehsendungen bekannte Meldung, dass das Streaming in meinem Land aus rechtlichen Gründen nicht zur Verfügung steht.



Undine Löhfelm

Juli 2015

Der Ombudsmann klärt auf

Die schottische Stromsaga (Teil I, Teil II, Teil III, Teil IV, Teil V, Teil VI aus dem Jahr 2014, die Teile VII bis XXXVI sind im Techniktagebuch nicht enthalten) hat mittlerweile die gesetzlich festgelegten Grenzen für Verwirrung in bürokratischen Abläufen deutlich überschritten. Deshalb war ich sehr froh, als ich einen Anruf vom Ombudsmann erhielt, der mir die Sachlage erklärte. Der Ombudsmann ist kein Mann, sondern eine staatliche Organisation, die Angelegenheiten regelt und Probleme löst, wie Mister Wolf bei “Pulp Fiction”. Let’s get down to brass tacks!

Kurze Einführung: Im Mai gab mir eine der hilflosen Angestellten der Scottish-Power-Hotline versehentlich die Nummer des Ombudsmanns, obwohl ich eigentlich etwas ganz anderes wollte. Weil ich dann mal telefonisch dort war, beschwerte ich mich gleich über Scottish Power und die lange Geschichte mit der Februarrechnung, die hier nur unvollständig berichtet wurde. Abgekürzt: Die letzte Rechnung war deutlich zu hoch, weil sie wieder einmal auf Fantasiezählerständen beruhte, die ich vermutlich erst im Jahr 2020 erreichen werde, aber niemand bei Scottish Power fühlte sich imstande, den Fehler zu korrigieren. Während ich per Telefon, Twitter und Email versuchte, das Problem zu lösen, flatterten wie üblich diverse Mahnungen durch den Briefschlitz. Von drohenden Gerichtsverfahren war ein paarmal die Rede, und einmal kam es zu einerPre-Warrant Debt Advisory Visit"von einem Elektriker namens Adam. Adam war offenbar von Scottish Power beauftragt, mit mir das Problem zu besprechen. Leider war ich nicht zu Hause, sonst gäbe es jetzt einen Techniktagebucheintrag über Prepaid-Stromzähler.

Der Mann vom Ombudsmann, den ich jetzt am Telefon habe, weiß ganz genau Bescheid. Wir erinnern uns, dass ich im April 2014 für ein paar Wochen bei der Konkurrenz Strom bezog. In dieser Zeit muss der anderen Firma der Zählerstand durcheinandergeraten sein. Jedenfalls übergaben sie Scottish Power einen Stand von 77000 oderso, obwohl der Zähler erst bei 75000 stand. Scottish Power ist aber gesetzlich verpflichtet, den Zählerstand zu verwenden, den ihnen die Firma sagt, von der sie den Kunden übernehmen. Sonst könnte ja jeder, so die Begründung. Deshalb konnte Scottish Power nicht anders, sie mussten ihre Rechnungen mit den wilden Schätzwerten der Konkurrenz schreiben, auch wenn ich ihnen etwas völlig anderes meldete.

Und so erklärt sich ein gewaltiger Teil der schottischen Stromverwirrung. Der Zählerstand aus dem Reich der Fantasie war seit Mai 2014 in meinem Account fest verdrahtet, und keine Meldung aus der Realität konnte daran etwas ändern. Die bedauernswerten Service-Angestellten von Scottish Power wussten es wirklich nicht besser. Wenn ich Scottish Power im März 2015 mitteile, dass mein Zähler aktuell auf 75300 steht, ihr System aber für Mai 2014 einen Stand von 77000 anzeigt, und sie an diesem Wert aus Prinzip nichts

ändern können, dann müssen sie entweder an einen Sprung im Raum-Zeit-Gefüge glauben oder an negative Energie. Die dritte Möglichkeit ist, den seltsamen Kunden möglichst unverbindlich abzuwiegeln, ihm zu versprechen, dass alles schon gut ausgehen wird, und dann zu hoffen, dass beim nächsten Anruf jemand anderes an der Hotline sitzt.

Die Geschichte ist damit natürlich noch nicht zu Ende. Angeblich passiert jetzt folgendes: Scottish Power wird die Konkurrenzfirma kontaktieren und irgendwie werden sie sich auf einen neuen, realistischen Zählerstand für Mai 2014 einigen. Damit wird Scottish Power mir eine neue Rechnung erstellen. Außerdem werden sie sich bei mir entschuldigen und mir 75 Pfund schenken, als Ausgleich für meine seelischen Leiden.

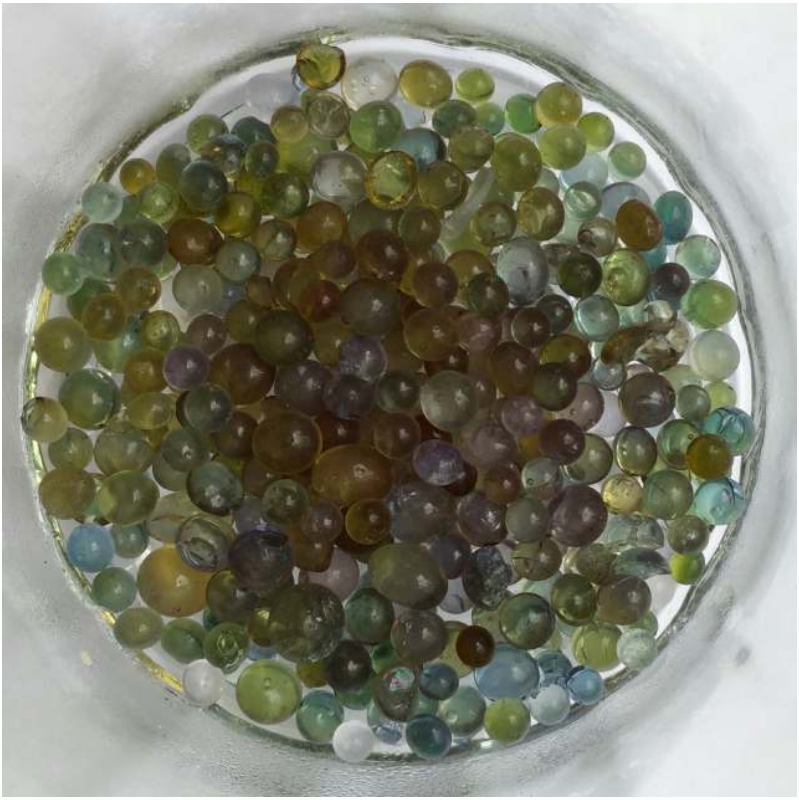
Aleks Scholz

2014–2015

Die umständlichste Wasserpumpe der Welt

Mein Keller ist feucht. Sehr feucht. Man kann dort eigentlich nur Sachen abstellen, von denen man möchte, dass sie verschimmeln, damit man sie beim nächsten Wiedersehen guten Gewissens wegwerfen kann. Oder eben Sachen, die nur sehr langsam verschimmeln, Aluminiumleitern zum Beispiel.

2014 entdecke ich bei einem IKEA-Besuch, dass die transparente Aufbewahrungsbox SAMLA mit “luftdicht” beworben wird. Ich kaufe zehn Kisten mit Deckeln und Verschlussklammern, räume meine Steuerunterlagen und unsortierten Passwortsammlungen auf Papier aus ihren angeschimmelten Pappkartons in die neuen luftdichten Kisten und lege ein paar kleine Beutelchen Trockenmittel mit Farbindikator dazu. Der Farbindikator springt so schnell von Orange auf Grün um wie eine Ampel, naja, fast. Im Juli 2014 kaufe ich bei www.trockenmittel-shop.de 10 Kilo Trockenmittel in Kilobeuteln und lege in jede Kiste ein Kilo. Jetzt funktioniert es, und erst ein Jahr später sind die meisten Beutel grün verfärbt.



Trockenmittel lässt sich im Backofen bei 120 Grad regenerieren. Aus der Zeit der kleinen Beutelchen weiß ich, dass das ungefähr vier Stunden dauert, was langweilig und teuer ist. Jede dieser Backofenstunden kostet ungefähr 50 Cent, nach vier Stunden nähert man sich bedenklich dem Neukaufpreis eines Kilos Trockenmittel (€ 5,50). Die Kosten des Experiments trug mein Coworkingspace, da ich keinen Herd besitze.

Man kann Trockenmittel auch in der Mikrowelle regenerieren. Davon wird überall abgeraten, weil die Kügelchen bei zu schneller Trocknung zerspringen, aber wenn man alles unterlässt, wovon das Internet abrät, kommt die Menschheit ja nie voran. Techniktagebuchautorin sleeplessdarkhorse schenkt mir eine alte Mikrowelle, die auf der niedrigeren ihrer beiden Stufen nur mit 300 Watt heizt, genau richtig für meine Zwecke. Das Regenerieren eines halben Kilos dauert jetzt nur noch etwa 10-15 einzelne Mikrowellenminuten mit Abkühl- und Umrührpausen dazwischen. Mit etwa 3 Cent pro getrocknetem Kilogramm ist das Verfahren deutlich billiger als der Neukauf (man merkt, ich verziefle).

Der Keller liegt direkt unter meiner Küche. Es handelt sich eventuell um das umständlichste Verfahren der Welt, Wasser ein Stockwerk höher zu befördern.

Kathrin Passig

2015

Früher war nicht alles besser. Jedenfalls nicht bei Bewässerungsschaltuhren

Früher war alles besser? Mitnichten, früher war oft kompliziert und abgehoben. Seit einigen Jahren bewässern wir den üppig grünenden Dschungel unserer Balkone mit einem System aus verschiedenen Düsen, die direkt in den Töpfen stecken. Ein System, an dem alle Modelleisenbahner ihre helle Freude haben könnten: Einspeisungen, dicke Schläuche, dünne Schläuche, diverse Sprinkler und Düsen, Absperrhähne, Umleitungen … Klappt gut: Abends eben 5 Minuten Grundfeuchtigkeit mit einem simplen Knopfdruck, und mit der Gießkanne noch „nivellieren“.

Aber dann sind da die Anforderungen, auch im Urlaub alles am Leben zu erhalten. Dafür gibt es eine Zeitschaltuhr, die man programmieren kann: Jeden Tag um 4 Uhr für 5 Minuten bewässern. Diese Schaltuhr ist sichtlich optimiert auf so wenige bewegliche oder drückbare Teile wie möglich. Mechanik kostet und geht kaputt, Chips sind billig. Der Nachteil davon liegt auf Seite des bedienenden Menschen: Der aktuelle Zustand wird durch winzig kleine LCD-Pünktchen an den Rändern der Displays signalisiert, und wenn man einen einzigen Parameter ändern will, muss man den kompletten Weg durch alle Menüs nehmen, incl. Uhrzeit, Wochentag, etc. Ist man dann nach langer Reise durch das Menü am gewünschten Punkt angekommen, muss man aufpassen wie ein Luchs, um jetzt die richtigen Knöpfe in der richtigen Reihenfolge zu drücken, sonst kann man den ganzen Weg noch einmal gehen. Was dazu führt, das man das Gerät eigentlich immer mit einem schlechten Gefühl nutzt: Ist es jetzt programmiert oder nicht?

Nach mehreren Jahren Einsatz platzt das Gerät irgendwo im Inneren, Wasser tritt unkontrolliert aus, Ersatz muss her. Und siehe da, auf den neuen Geräten prangt ein dicker, deutlich rastender Drehknopf. Damit ist die Bedienung wesentlich eingängiger, weil man immer nur noch Teilbereiche der Programmierung betreten muss. Jeder Bereich wird durch eine Drehung und deutliches Einrasten angesteuert, Wassermenge und Uhrzeit sind jetzt direkt zu erreichen und müssen nicht mehr hintereinander weg angesteuert werden. Drei der Stellungen des Knopfes sind deutlich markiert mit „Aus“, „An“ – dauernd Wasser – und „Prog“ – Wasser zu den eingestellten Zeiten. Die nächster Bewässerung wird auf dem Display auch noch angezeigt. Schön zu sehen, dass sich manchmal die Stimme der Bedienoberfläche gegen die Einsparer durchsetzen kann. Die neue Schaltuhr kann jetzt auch einen Feuchtigkeitssensor abfragen, ob überhaupt bewässert werden soll oder nicht. Ich werde berichten.

Wolfgang Kunckel

26.7.2015

Keine Abkürzungen für Fußgänger in der Lagerhalle

Weil wir vor vielen Jahren von 140 qm auf 70 qm umzogen, haben wir viele Kisten mit Büchern, DVDs und Noten eingelagert. Dazu mietet man sich einen Lagerraum, der sich in einer vollklimatisierten großen Lagerhalle befindet, die man sogar mit dem Auto befahren kann. Zwar kann man nicht direkt bis vor das Lager fahren, aber der Fußweg ist immerhin kurz und ebenerdig.

Weil wir gestern „Die Karte meiner Träume“ geguckt haben, will ich meinem Mann die Romanvorlage zeigen, weil da auch so hübsche Illustrationen drin sind. Auf meiner Joggingroute laufe ich also am Lager vorbei, den Schlüssel habe ich noch in die Jackentasche gesteckt.

Der Zugang zum Lager funktioniert so: Man muss an einem Tor außen einen achtstelligen Code eingeben, vorne noch ein Sternchen, hinten eine Raute, dann geht das Tor auf. Wenn man nur zu Fuß ist, muss man auch gar nicht lange warten, das ist ein Vorteil. Mit Auto muss das Tor schon deutlich weiter aufgehen. Dann muss man an dem eigentlichen Eingang zum Lager noch mal den gleichen Code eingeben. Spätestens hier muss man aus dem Auto aussteigen, denn das Eingabedings ist nicht mehr einfach vom Autofenster aus erreichbar. Dann darf man mit dem Auto in die Lagerhalle fahren und das Auto irgendwo günstig am Rand abstellen.

Von da aus geht man dann zu seinem Lagerraum und schließt auf. Dazu gibt es einfaches Schloss mit Schlüssel und keine lustigen Codes mehr. Ich wühle mich also durch die Kisten. Bevor ich tatsächlich „The Selected Works of T.S. Spivet“ finde, finde ich noch die erste Staffel von „The West Wing“ (Region Code 2, hurra!) und ein paar Noten, die ich auch gerne zu Hause hätte.

Wenn man jetzt mit dem Auto da ist, drückt man auf einen Knopf, der ein zweites Tor zur Ausfahrt öffnet und fährt einmal um die gesamte Lagerhalle rum bis zum Ausfahrtstor auf der anderen Seite der Lagerhalle. Ich habe

die irre Hoffnung, dass man es als Fußgänger einfacher haben könnte und versuche erst eine Tür in der Nähe des Außenausfahrtstors, da ist aber ein Band davor und es steht relativ unmissverständlich dran, dass man diese Tür bitte nur im Notfall zu öffnen habe und auf jeden Fall ein Alarm ausgelöst wird. Das möchte ich dann doch wieder nicht.

Ich gehe also zurück, drücke auf den Knopf, der das Tor nach draußen öffnet und laufe einmal komplett um die Lagerhalle. Dann kommt man ans Außenausfahrtstor, wo man nochmal seinen Code eingeben muss. Beim Tippen vertue ich mich und stelle fest, dass es keine Möglichkeit gibt, die Eingabe zu löschen. In meiner Verzweiflung drücke ich die Raute, worauf das Tor einfach trotzdem öffnet. Möglicherweise dient diese Codeeingabe nur der Statistik, es ist ja auch relativ sinnlos, Leute am Rausfahren zu hindern. Dadurch, dass man reingekommen ist, hat man ja letztlich schon bewiesen, dass man zutrittsberechtigt ist.

Anne Schüßler

26. Juli 2015

Ein Übersetzungsdienst für Leute, die ungern telefonieren

An der Kasse des japanischen Imbisses gibt es Werbekärtchen des Essenslieferdiensts Deliveroo. Weil ich schon gestern Werbung dafür gesehen habe und den Namen gut finde, nehme ich eins in die Hand, während ich darauf warte, dranzukommen. Ich muss warten, weil die Kassiererin mit jemandem spricht, der gerade Gerichte in eine Isoliertasche packt. Auf der Isoliertasche: Deliveroo. Die beiden gleichen ab, ob die Bestellung komplett ist, der Fahrer am Smartphone, die Kassiererin mit einem handgeschriebenen Zettel.

Ich wüsste sehr gern, wie der Eingang der Bestellung ausgesehen haben muss, damit am Ende ein handgeschriebener Zettel stand. Vermutlich wird in der Deliveroo-Zentrale jemand die in ein hübsches Webfrontend eingegebene Bestellung am Telefon dem Imbisspersonal vorgelesen haben, eine andere Erklärung fällt mir nicht ein.

Update: Offenbar wird doch nicht vorgelesen. “Deliveroo supplies the restaurant with a specially adapted Android tablet and Bluetooth printer, specifically designed for their service. It’s an on/off device they can use whenever they have kitchen capacity.” (www.fft.ie/delivering-extra-business-via-deliveroo/) Der handgeschriebene Zettel bleibt unerklärt.

Kathrin Passig

27.7.15

Wayyyy before your time

Hinter mir im Bus sitzt eine Mutter mit vielleicht zehnjähriger Tochter, beide sprechen Englisch miteinander. Die Tochter bearbeitet Bilder am Smartphone nach und die Mutter gibt Tipps, z. B. die Sättigung zu vermindern oder den Kontrast zu erhöhen. Dann scheint irgendwo ein Speichern-Symbol zu erscheinen, denn die Mutter erklärt: „This is a floppy disk. This was wayyyy before your time. You’d stick that in a computer, and the computers were huuuuge.“

Ich denke ein wenig darüber nach, ob das noch immer weit verbreitete Symbol (siehe Symbolbild unten, aus Word 2010) wohl in absehbarer Zukunft durch etwas Zeitgemäßeres ersetzt werden könnte, habe aber keine Idee, wodurch. Dann überlege ich, ob manuelles Speichern irgendwann aus der Mode kommen wird. Und dann kommt mein Bus endlich an.

Kristin Kopf

27.7.2015

Happy or not?

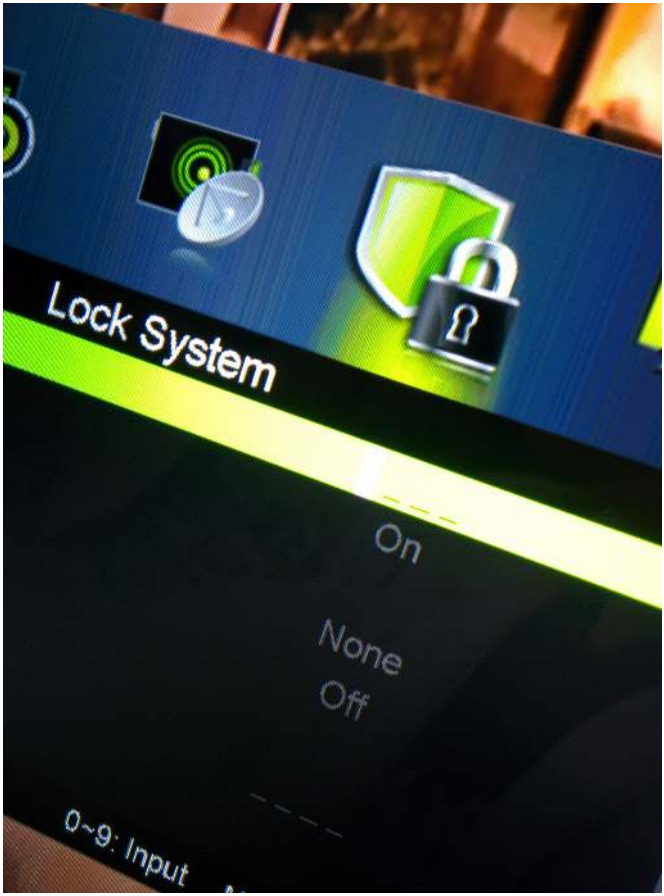
Die in deutschen Penny-Märkten installierten Feedbacksäulen, die Thomas Jungbluth erstmals im Mai 2014 dokumentiert hat, gibt es auch in den Filialen von SPAR und Pisiffik im grönländischen Sisimiut.

Allerdings wird auf diesen nicht danach gefragt, wie schnell man an der Kasse bedient wurde, sondern nach der allgemeinen Zufriedenheit mit der Einkaufserfahrung. Wenn man einen der Knöpfe drückt, leuchtet die kleine Diode zwischen den Smileys 2 und 3 kurz auf.

Torsten Gaitzsch

27. Juli 2015

Hotelfernseher hacken



Daheim streamen wir Serien. Im bis auf Roaming internetlosen Urlaub geht das nicht, stattdessen habe ich ganz altmodisch einen USB-Stick mit einzelnen Folgen dabei. Auf den Hotelfernseher kommen die allerdings nur mit Umwegen: Der neue, große Stick ist entweder zu groß (128 GB) oder zu neu (USB 3.0), als daß er mit dem Fernseher spräche. In meinem Kabelmäppchen sind zum Glück noch zwei 2-GB-USB-2.0-Sticks – auf die paßt jeweils eine Folge (1,5 GB). Per USB-OTG-Kabel kopiere ich Folge für Folge erst vom großen Stick aufs Android-Tablet, dann wieder auf den kleinen Stick.

Nächstes Problem: Die Tonspur ist zu leise, der Fernseher ist in einem geschützten Hotel-Modus, die Lautstärke läßt sich nur auf ein Drittel der vollen Lautstärke drehen. Ich google, ob es Universalcodes gibt (nein) oder wie sich der Fernseher ohne den Code für den Hotel-Modus auf Werkseinstellungen zurücksetzen läßt (anscheinend nicht). Anders als in anderen Hotels (und in den meisten solchen Situationen) funktionieren »0000«, »1234« und »9999« nicht.

Schon leicht hoffnungslos beschließe ich, so lange Codes durchzuprobieren, bis ich keine Lust mehr habe. »0004« schaltet schließlich den Zugang zum Hotel-Modus frei, ich kann die Lautstärke so hochdrehen, daß ich etwas verstehe.

Felix Neumann

27. Juli 2015

Filme kaufen als wär' 1987

Ich muss meine Portugiesisch-Hausarbeit über den Film „Natal 71“ nun wirklich zu Ende schreiben. Nachdem ich das, was an Büchern zu dem Thema zu bekommen war, ausgeschöpft habe, will ich mich ans Kapitel mit dem Inhalt des Filmes machen. Doch ich stelle fest, dass es den Film plötzlich nicht mehr auf youtube gibt. Mindestens ein Jahr konnte man ihn dort sehen, jetzt ist er nirgends mehr aufzutreiben.

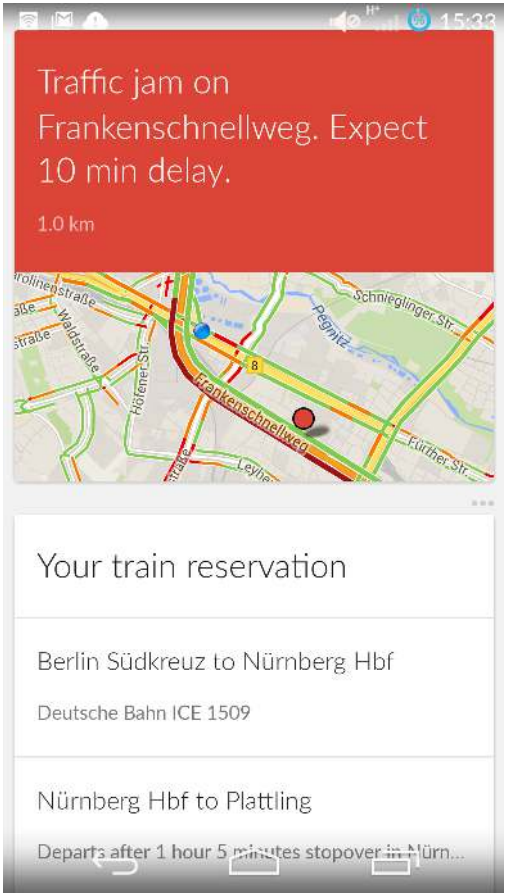
Auf der Webseite zum Filmverlag kann man die DVD für zehn Euro bestellen, was relativ günstig ist. Allerdings kostet der Versand ins Ausland sechs Euro Porto und erfolgt erst nach Geldeingang. IBAN und BIC eines portugiesischen Kontos sind freundlicherweise angegeben, aber kein Paypal oder sonstige Zahlungsmittel. Es würde mich zwar reizen, das von André Spiegel beschriebene xe.com auszuprobieren, aber der Aufwand scheint mir nicht gerechtfertigt. Da die DVD nach der Hausarbeit sowieso nur herumliegen würde, lasse ich den Kauf, fahre ins Sprachenzentrum der FU und sehe mir den Film vor Ort nochmals an. Eine Weile hadere ich damit, dass man auch 2015 noch einen Film auf einem physischen Datenträger kaufen muss und nicht einfach für Geld downloaden kann, aber manche Entwicklungen brauchen wohl etwas länger.

Tanja Braun

27. Juli 2015

Stauwarnung im Zug dank Google Now

Vor kurzem habe ich in der Techniktagebuch-Redaktion erfahren, dass Google Now bei manchen Leuten tatsächlich nützliche Informationen anzeigt. Obwohl ich meines Wissens alle “bitte bedien dich großzügig an meinen Daten”-Optionen gewählt habe, ist für mein Google Now eher dieser Anblick typisch:


15:33
Traffic jam on Frankenschnellweg. Expect 10 min delay.
1.0 km
Schnieglinger Str.
Pegnitz
Waldstraße
Frankenschnellweg
Fürther Str.
Your train reservation
Berlin Südkreuz to Nürnberg Hbf
Deutsche Bahn ICE 1509
Nürnberg Hbf to Plattling
Departs after 1 hour 5 minutes stopover in Nürn...

Ich sitze in dem Zug, dessen Handyticket-Buchungsinformationen Google korrekt ausgewertet hat. Aus dem Fenster kann ich den Stau sehen, von dem in der Stauwarnung die Rede ist. Zugfahren, das kennen sie vielleicht in Amerika noch nicht so.

Kathrin Passig

Juli 2015

Kreditkartenverbaselung, der Tipp für Sparfüchse

Kreditkarte verbaselt. Schnell im Internet die zentrale Kartensperrhotline rausgesucht. Mein Problem war, dass ich meine Nummer nicht wusste, weil sie bei allen Anbietern so hinterlegt ist, dass Teile der Nummer mit **** verdeckt sind. Sie konnten es aber mit Hilfe meines Namens / Adresse / Geburtstag (Details vergessen) herausfinden. Sperren lassen und dabei gleich eine neue bestellt. Kosten: 15 Euro. Später die alte wiedergefunden. Weil aber die Kreditkartendaten nicht mehr stimmten, endeten automatisch meine Abos bei Netflix und Spotify, die ich beide zuletzt kaum benutzt habe. Fazit: Gewinn gemacht! \o/

PS: Die Zeichenkombination \o/ ist ein aktuell genutztes Zeichen für den Ausdruck von Freude. Sie stellt ein Männchen dar, das seine Arme in die Luft wirft vor Glück.

Michael Brake

Juli 2015

Abstürzende Fernbedienungen

Jeden Sommer im Juli fällt Karlsruhe in eine geographisch-klimatische Identitätskrise und hält sich für eine Stadt in den Tropen. Um die Zeit an Körper und Geist wenigstens halbwegs unbeschadet zu überstehen, erwarben wir vor einigen Jahren ein preiswertes Klimagerät einer REWE-Eigenmarke, damit wir wenigstens an den schlimmsten Tagen halbwegs erholsam – wenn auch bei infernalischem Lärm – schlafen können.

Da das Gerät nur an wenigen Tagen im Jahr zum Einsatz kommt, die Bedienungsanleitung vor langem verschwand und es keine Herstellerseite im Netz gibt, wo man sie herunterladen könnte, ist unsere Bedienungkompetenz eher unterentwickelt. Jeden Sommer finden wir erneut durch exzessives Ausprobieren heraus, was welcher Knopf nochmal genau tut.

Nun besitzt das Gerät zur LCD-Status-Anzeige noch eine Fernbedienung. Und diese, man sollte es bei einem Billiggerät gar nicht erwarten, kommt ziemlich edel mit einer eigenen LCD-Anzeige daher. (Die leider nicht beleuchtet ist, was sie im Dunklen ziemlich überflüssig macht.)

Damit die Batterien (zweimal AAA) länger halten, schaltet sich das Display der Fernbedienung nach einer Weile aus. Ein kurzer Druck auf die Ein/Aus-Taste schaltet nur das Display der Fernbedienung ein. Erst der zweite Druck auf die Taste schaltet dann auch das Klimagerät selbst ein oder aus.

An einem besonders heißen Tag tat die Fernbedienung auf den ersten Druck allerdings keinen Mucks. Also nochmal drücken. Energischer. Wieder nichts. Ein paar Versuche später: immer noch nichts. Sollten die Batterien schon wieder leer sein, obwohl sie erst zu Beginn der Hitzewelle, also keine Woche zuvor, gewechselt wurden? Das konnte eigentlich, auch bei einem Display, das zusätzlich Strom zieht, nicht sein. Also erst einmal das Batteriefach öffnen und nachsehen, ob die Batterien vielleicht verrutscht sind.

In diesem Moment betritt der Gatte das Zimmer und bemerkt mein Gefummel.

“Ja”, sagt er, “die stürzt manchmal ab.”

Mela Eckenfels

Juli 2015

Es juckt mich nicht (mehr)

Mückenstiche sind für mich bisher ein kleines Ärgernis gewesen, das zum Sommer auch irgendwie dazugehört. In Anwesenheit meines Mannes ignorieren die Mücken mich sowieso meistens komplett, da sein Blut wohl eine schmackhaftere Komponente enthält. Die letzte richtig unangenehme Mückenstichepisode ist daher Jahre her. Was auch immer das Blut meines Mannes so attraktiv macht, hat er allerdings leider unserem Kleinkind vererbt. Zudem reagiert es sehr empfindlich auf die Stiche, die dick anschwellen und sich immer sofort entzünden.

Fliegengitter und Anti-Mücken-Lotion begrenzen die nächtliche Invasion lediglich und Fenistil verschafft dem Kind nur kurze Linderung. Also recherchiere ich im Netz nach einer technischen Lösung. Vaporisierer von Insektengift sollen in Zimmer mit schlafenden Kleinkindern nicht eingesetzt werden. Die im Techniktagebuch-Redaktionschat empfohlenen UV-Mückengrills sind, glaubt man den Amazonrezensionen, erst dann effizient, wenn die Geräte teuer und sperrig werden.

Dann stoße auf ein Gerät namens „bite away“. Es sieht aus wie ein zu groß geratener tiptoi-Stift und verwendet eine Methode, die Outdoorveteranen laut Amazonrezensionen schon länger gegen Stiche einsetzen: gezielte Hitze. Hardcorecamper benutzen Grillkohle, Feuerzeuge oder wie Techniktagebuch-Kollege Volker König auch mal das von der Sonne aufgeheizte Blech des Autos. Ab einer bestimmten Temperatur denaturieren die Eiweiße im Insektengift und das lässt den Stich im besten Fall komplett verschwinden, verspricht der Hersteller des Stichheilers. Dieser wird “heiß genug, dass es wirkt, aber nicht so heiß, dass man sich verbrennt. Das bekommt man mit

Zigaretten und Kohlen wahrscheinlich nur nach zehn Besuchen in der Notaufnahme wegen Verbrennung hin", wie es Techniktagebuchkollege Markus Winninghoff später treffend zusammenfasst.

Der Preis ist niedrig genug, um es testweise zu bestellen, also landet es im Warenkorb und ein paar Tage später als Paket im Hausflur.

Am Morgen nach der Lieferung werde ich im Arbeitszimmer so gezielt, überrascht und schmerzhaft von einer Wespe gestochen, dass im Techniktagebuchchat schon die Vermutung aufgestellt wird, das Insekt wäre gleich vom Hersteller mitgeschickt worden.

Als die Wespe erschlagen und ich wieder gerade denken kann, packe ich den Stichheiler aus, setze die Batterien ein, drücke die Taste für die Langzeitbeheizung (6 Sekunden, 3 Sekunden für Kinder). Die Keramikplatte an der Spitze heizt auf. Es piepst, das kleine grüne Licht leuchtet, ich setze an und es tut bis zum nächsten Pieps ziemlich weh. Dann gar nicht mehr. Besonders beeindruckend finde ich, wie der Stich sofort sichtbar abschwillt. Es braucht noch zwei Ansätze, bis die Schwellung ganz weg ist und vom Schmerz bleibt ein leichtes Hintergrundbrennen. Aber auch dies ist nach ein paar Stunden verschwunden und es ist so, als wäre die Wespe nie dagewesen.

Dasselbe gilt auch für meine zukünftigen Mückenstiche. Sie verschwinden so restlos, dass man den Augen fast nicht glaubt. Markus bestellt ebenfalls und meldet im Chat ähnliche Resultate. Nur das Kleinkind kann nicht vom Konzept „mehr Schmerz jetzt für keinen Schmerz später" überzeugt werden.

Angela Heider-Willms

Juli 2015

SMS für Schreibfaule

Mobiltelefone sind nicht zuletzt durch die SMS so populär. Der Vorteil: dem anderen etwas mitzuteilen, ohne dass ich seine sofortige Reaktion ertragen muss (bzw. zur Not ignorieren kann – beim Telefongespräch geht das nicht so gut). Und ich kann selbst über eine Antwort auch länger nachdenken.

SMS haben aber den Nachteil, dass man tippen muss, selbst im Zeitalter von Smartphones für viele immer noch zu mühsam. Doch zum Glück gibt es ja inzwischen **Whatsapp mit Sprachnachricht**: kurze Clips, die ich aufnehme und dem anderen zusende.

Viele Menschen in meiner Umgebung nutzen das inzwischen, auch meine Töchter. Ich finde es dagegen gruselig, weil sie das meist laut hören. Und es gibt so viele Dinge, die möchte ich eigentlich gar nicht wissen.

Thomas Jungbluth

27.7.2015

WhatsApp-Kontakte, die ich gar nicht kenne

Eine Freundin wechselt im Frühjahr 2015 ihre Handynummer und teilt mir das per WhatsApp mit. Seitdem kommunizieren wir auf WhatsApp über die neue Handynummer oder alternativ über Facebook oder Twitter.

Heute möchte ich eine andere Freundin etwas fragen und öffne WhatsApp. Beim Scrollen durch die Chatliste fällt mir dabei ein Profilbild auf, das ich überhaupt nicht zuordnen kann.

Es handelt sich um die alte Handynummer der eingangs erwähnten Freundin. Diese Handynummer wurde offenbar an jemand anders vergeben, der außerdem auch WhatsApp nutzt. Für WhatsApp hat sich also vermutlich gar nichts geändert und jetzt habe ich einen völlig fremden Menschen in meiner

Chatliste. Ich frage mich, ob dieser jemand jetzt auch lauter fremde Leute in seiner WhatsApp-Liste hat und ob er die alten Chatprotokolle lesen kann. Da ich nichts Verfängliches geschrieben habe, ist es mir aber fast schon wieder egal.

Anne Schüßler

27. Juli 2015

Schön dargestellt und doch nicht schön anzusehen: die dunkle Seite des klugen Telefons

Im Swisscom-Kundencenter entdecke ich einen Service, der mir keine Freude macht.

Die Darstellung visualisiert in ihrer Klarheit auf doch recht unfreundliche Art und Weise, was rechnungsseitig passiert ist, seit mein treues Nokiatelefon seinen Dienst quittiert hat. Es hat, so vermute ich, irgendwie zu tun mit Themen, die ich im Techniktagebuch immer wegscrolle, weil mich in der Re-

gel nicht interessiert, was ich nicht verstehe. Ich nehme mir vor, demnächst alle Beiträge zu Datenverbrauch unterwegs, zu Datensnacking und Roaming und ähnlichem genauer zu lesen.

Franziska Nyffenegger

27. Juli 2015

Vielleicht Fahrradreparatur mit Pannenspray

Der Frankfurter S-Bahn-Tunnel ist für mehrere Wochen gesperrt und mein Fahrrad ist weiterhin platt; alles ist etwas schlecht heute morgen. Aber: Vor ein paar Wochen habe ich bei Aldi Fahrradreparaturspray gekauft. Es war ein reduzierter Sonderposten, keiner wollte es kaufen, ich googelte es noch vor Ort. Manche Leute sagten "Finger weg!", viele "Muss man mit umgehen können . . . ", sehr viele "Ziemlich gut, immerhin kommt man heim oder zur nächsten Werkstatt" und ein paar "Total super, weitere Reparatur unnötig!". Das reichte mir aus, meine Pannen ereignen sich immer auf halbem Weg zwischen Haus und Büro am Flussufer und das bedeutet, in eine beliebige Richtung 4 km zu schieben. "Muss man mit umgehen können / ziemlich gut" erscheint für € 1,99 eine gute Alternative.

Das Spray sieht aus wie eine kleine Haarspraydose mit einem kurzen Schlauch daran:

Die Gebrauchsanweisung umfasst 5 knappe Punkte:

1. Reifen von Gegenstand befreien, der die Panne verursacht hat und die restliche Luft vollständig ablassen.

2. Dose vor Gebrauch kräftig schütteln.

3. Schlauchanschlussstück auf das Ventil schrauben – ggf. den vormontierten Adapter verwenden (brauchte ich nicht)

4. Flascheninhalt vollständig in den Reifen einsprühen. Anschließend den Reifen drehen, damit sich das Dichtmaterial gleichmäßig verteilen kann.

5. Sollte der Reifendruck nicht ausreichen, mithilfe einer Luftpumpe regulieren. Nicht geeignet für größere Schäden oder Risse!

Ich entferne also die Heftzwecke, die sich in Mantel und Schlauch gebohrt hat. Die restliche Luft ist aus dem Reifen raus und Schütteln sehr einfach. Das Schlauchanschlussstück passt ohne Adapter auf mein Ventil, ich achte darauf, gut festzudrehen, denn bei meinen dem Kauf vorhergangenen Internetrecherchen hatte ich erfahren, dass das besser so ist.

Und dann: Sprühen.

Das Sprühen verläuft erst sehr gut, dann passieren drei Dinge. Zum einen kommt Sprühzeugs aus dem Heftzweckenloch. Es sieht aus wie Schaum aus Feuerlöschern. Eigentlich nicht überraschend, ich bin trotzdem von der Situation überfordert und hüpfe (soweit es mit der Sprühdose in der Hand geht) zur Seite. Im Nachhinein denke ich, es wäre schlauer gewesen, einfach den Finger auf das Loch zu halten, bis der Schaum sich verfestigt.

Bevor ich mich solchen Überlegungen zuwenden kann, passiert aber zweitens, dass der Schlauch anscheinend voll ist, jedenfalls gibt es einen Rückstau am Ventil und statt hineinzusprühen, kommt nun Schaum seitlich heraus.

Es ist also – drittens – Zeit, die Dose zu entfernen, was aber nicht so einfach ist, denn: ich habe ja extra fest zugedreht und nun ist alles schaumig und ich muss ja auch langsam mal mit „anschließend den Reifen drehen“ anfangen.

Irgendwie gelingt es aber. Das Ventil ist zu, der Reifen aufgepumpt, es kommt kein Schaum mehr aus dem Loch, der Reifen ist mehrfach gedreht.

Es sieht jetzt so aus:

Folgende Fragen stellten sich mir nun:

1. Ist der Schaum, der aus dem Loch kam, nun auch zwischen Schlauch und Mantel und wenn ja, ist das egal?

2. Ist der Schaum jetzt auch im Ventil drin oder von innen davor und wird das beim nächsten Aufpumpen Probleme bereiten?

3. Kann ich dann jetzt einfach losfahren oder muss ich auf irgendwas warten?

Auf keine der Fragen finde ich eine Antwort. Der Schaum außen am Fahrrad und auf dem Boden hat sich aber zu einer krümelig-gummiartigen Schicht verfestigt, die man abziehen kann. Das tue ich und folgere, dass es im Inneren des Schlauches nun wohl genauso aussieht. Dann fahre ich los.

Ich fahre nur bis zur Straßenbahn, dann beginnt nämlich ein Platzregen. Den gesamten Tag verbringt das Rad also an der Haltestelle. Auf dem Heimweg per Bahn wächst die Spannung, ob ich es wohl platt oder aufgepumpt vorfinden werde, quasi ins Unermessliche.

Und dann ist es so mittel. Definitv nicht platt, auf jeden Fall ohne weiteres Pumpen fahrbar. Aber ich habe in Erinnerung, dass der Reifen durch das Spray randvoll war, stärker aufgepumpt als sonst. Das ist er definitiv nicht (mehr?).

Ich habe also vermutlich "ziemlich gut" getroffen. Heimlich hoffe ich noch auf "total super", aber das werden erst die nächsten Tage zeigen.

(Dieser Eintrag ist etwas abgewandelt von novemberregen.de übernommen.)

Novemberregen

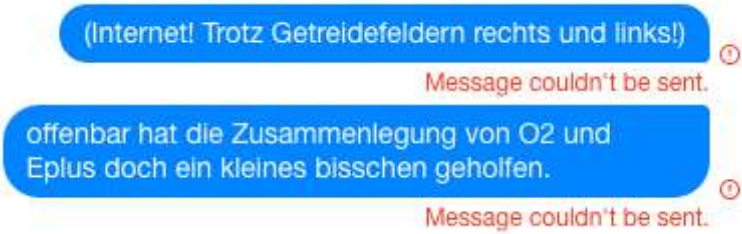
27. Juli 2015

Zweimal kein Internet im Zug ist immer noch kein Internet im Zug

Ich fahre zum ersten Mal seit der Zusammenlegung von E-Plus- und O2-Netz meine übliche Zugstrecke von Berlin nach Bayern. Die Strecke, auf der es vor 2008 durchgehend mobiles Internet gab, danach nicht mehr, obwohl ich im Januar 2014 schon einmal dachte, es sei zurückgekehrt. Seitdem war aber wieder alles wie immer, und Internet nur an größeren Bahnhöfen zu haben.

Als O2-Kundin hatte ich auf der Strecke kein Internet, als E-Plus-Kundin (via AldiTalk) auch nicht, es gibt also keinen Grund zu der Annahme, dass sich durch die Zusammenlegung der Netze irgendetwas ändert. Und doch, ein bisschen besser kommt es mir heute vor. Manchmal gibt es ein oder zwei Striche HSDPA-Empfang, obwohl wir gar nicht auf einem Bahnhof stehen.

Ich will mein Glück über den Fortschritt mit dem Techniktagebuch-Chat teilen:



Aber ach. Ein paar Jahre dauert es wohl doch noch.

Kathrin Passig

seit 2012

Ferngesteuert im Supermarkt

J. hat jetzt auch ein iPhone und deshalb können wir die zwischen Android und iOS synchronisierende Einkaufszettel-App Our Groceries durch die nur mit Apple-Geräten funktionierende App AnyList ersetzen. Wegen welcher Funktion wir genau zu der neuen App wechseln, lässt sich drei Jahre später nicht mehr rekonstruieren. AnyList erlaubt jedenfalls das Einsortieren von Produkten in Produktkategorien. Die Produktkategorien kann man in der Reihenfolge anordnen, in der sie auch im Supermarkt um die Ecke angeordnet sind. Theoretisch birgt das ein ungeahntes Potenzial zur Effizienzsteigerung beim Wochenendeinkauf.

Praktisch ist es allerdings so, dass ein anderes Feature der App den Effizienzgewinn wieder zunichte macht: Änderungen an der Einkaufsliste auf einem Smartphone erscheinen ziemlich sofort auch auf dem anderen Smartphone. Noch dazu löst es eine Push-Nachricht auf J.s Gerät aus, wenn ich im Laden bin und den ersten Eintrag abhake. Theoretisch klingt auch das praktisch, praktisch ist es aber unpraktisch. Denn J. realisiert jetzt, dass ich

ja noch dieses oder jenes mitbringen könnte. Ungefähr, wenn ich in der Mitte des Ladens bin, beginnt sich die Einkaufsliste wieder zu füllen. Statt sehr effizient durch den Supermarkt zu laufen, schlage ich plötzlich Haken wie ein aufgescheuchtes Kaninchen. AnyList entpuppt sich als Fernsteuerungs-App, mit der J. mich von zuhause aus vom Kühlregal zurück zum Obst und im Zickzack quer durch den Laden laufen lassen kann.

Thomas Reintjes

Juli 2015, aber schon seit 2010

Mein Amazon-Wunschzettel enthält nur Produkte, die ich nicht haben will

Nachdem Felix Lorenz und Anne Schüßler ihren Umgang mit dem Amazon-Wunschzettel dokumentiert haben, fällt mir auf, dass ich meinen noch mal anders nutze, und zwar als Warten-auf-das-E-Book-Liste: Wenn es ein gesuchtes Buch nicht als E-Book-gibt, klicke ich erst "Ich möchte dieses Buch auf dem Kindle lesen", dann noch mal zurück und dann "Auf meinen Wunschzettel".

Im Moment enthält die Liste 182 Titel. Etwa einmal im Jahr, wenn mir gerade sehr langweilig ist, gehe ich sie durch und sehe nach, ob irgendwas daraus inzwischen als E-Book erschienen ist. Kurzer Test der Erfolgsquote: Von den 25 zuletzt, also zwischen Ende 2014 und Mitte 2015 hinzugefügten Büchern sind inzwischen 2 als E-Book erschienen, von 25 noch aus dem Jahr 2010 auf der Liste stehenden Büchern gibt es heute 8 als E-Book. Etwa die Hälfte meiner Wünsche in diesem Testfeld waren deutsche Bücher, 9 von den 10 inzwischen konvertierten Büchern sind englischsprachig.

Ich würde mich nicht freuen, wenn mir jemand etwas von meinem Wunschzettel schenken würde (geht auch gar nicht, weil er nicht öffentlich ist). Er enthält nur Produkte, die ich *nicht* haben will, jedenfalls nicht in dieser Form.

Kathrin Passig

Juli 2015 (eigentlich 1981 bis 1998)

Kabeladresse: Assopress Hamburg

Fernschreiber Siemens T100 – Nightflyer via Wikimedia Commons unter CC-BY-SA-Lizenz

Beim Aussortieren alter Kleidungsstücke finde ich in einem Mantel eine Visitenkarte aus den 1990-er Jahren. Dass sie Jahrzehnte alt ist, sieht der Medienkenner an der Firma (der deutsche Dienst der Nachrichtenagentur *Associated Press* wurde 2009 verkauft und verschwand vom Markt), alle anderen an der noch vierstelligen Postleitzahl. Die meisten dürften sich allerdings über die Angabe unter Telefon und Telefax wundern: Was bedeutet diese kryptische Telex-Adresse?

Nun war Telex in den 1990-er Jahren eine schon auslaufende Technologie, zunehmend ersetzt durch das Fax und – zur der Zeit noch überwiegend unternehmensinterne – Computernetzwerke. Über Jahrzehnte jedoch war der Fernschreiber am Telexnetz die einzige Möglichkeit, geschriebene Texte in Echtzeit weltweit zu übertragen, wenn man sich nicht auf das gesprochene Wort am Telefon und den physisch übermittelten Brief beschränken wollte oder konnte.

Das Prinzip erläutert Wikipedia recht technisch, der Große Brockhaus (für spätere Generationen: so was wie Wikipedia, aber in dicken Büchern gedruckt) recht anschaulich. Aus dem Brockhaus in der Ausgabe von 1938 – knapp fünf Jahre nach Einführung des öffentlichen Fernschreibdienstes in Deutschland (Frakturschrift leider hier nicht darstellbar):

Die neueste Erfindung ist die Fernschreibmaschine. Sender und Empfänger sehen wie eine Schreibmaschine aus. Entsprechend ist auch die Wirkungsweise: Beim Niederdrücken der Buchstabentasten werden bis zu fünf Stromstöße in verschiedener Aufeinanderfolge in die Leitung geschickt. Am Empfänger werden hierdurch fünf Schienen, die unter der Tastatur liegen, verschiedenartig verstellt. Sie geben hierdurch den betreffenden Typenhebel frei, der elektromotorisch angehoben wird und gegen das eingespannte Blatt Papier schlägt. Gleichzeitig wird der Papierwagen weitergeschaltet usw., so daß ein Text wie bei einer Schreibmaschine entsteht. (...) Fernschreibverkehr geht unmittelbar von Büro zu Büro, wobei durch Betätigen der Wählscheibe die gewünschte Verbindung hergestellt wird.

Der Fernschreiber am Telex-Netz hat mich in den ersten zwei Jahrzehnten meines Berufslebens permanent begleitet. Auch wenn ich als Journalist von Anfang an mit Computernetzwerken gearbeitet habe: Telex war die sicherste, schnellste und zuverlässigste Verbindung zur Außenwelt. Auf diesem Weg kam alles, was eilig war – und das war damals offensichtlich weit weniger als heute (dass zum Beispiel Pressemitteilungen per Post verschickt wurden, war der damals übliche Weg).

In meinem *Associated Press*-Büro in Hamburg Mitte der 1980-er Jahre (die Karte von damals ist leider verschollen) stand ein Siemens-Fernschreiber, ähnlich wie der oben abgebildete, in einem separaten Raum: Den Lärm der Mechanik wollte keiner im Büro haben. Mehrmals täglich sprang das Gerät an, um eilige Nachrichten abzuliefern – wie den *Täglichen Hafenbericht*, der bisweilen auch mehrmals täglich kam, zum Beispiel bei Schiffsunfällen auf der Elbe.

Aber ich hatte in Hamburg nicht nur einen Fernschreiber mit seiner Telexkennung (eine Nummer plus Firmenkürzel plus Landeskennung), sondern auch eine Kabeladresse (ein Begriff, der weder bei Google noch bei Wikipedia zu finden ist): Die Kabeladresse, auch Telegrammadresse genannt, war ein Kurzwort, das einen Telex-Empfänger bezeichnete und weltweit gültig war.

Wenn also jemand irgendwo in Afrika (oder den USA oder in Asien oder sonstwo auf der Welt) in einem Postamt eine Depesche an die Kabeladresse *Assopress Hamburg* aufgab, landete die Nachricht auf dem Fernschreiber in meinem Büro. So richtig genutzt hat das wohl nie jemand, denn die Zeit der Kabeladressen war in den 1980-er Jahren weitgehend vorbei. Eine Suche bei Google Books allerdings fördert viele Fundstellen für Kabeladressen zutage – wenn auch nie mit einer Erklärung, sondern nur als Bestandteil der Adressangabe von Unternehmen. Offensichtlich war der Begriff über Jahrzehnte so selbstverständlich, dass er nie erklärt werden musste (auch im Brockhaus von 1938 ist er nicht zu finden). Das Prinzip ist das gleiche wie bei den Domainnamen des Internets: Anstatt sich eine kryptische Nummernfolge für eine Website zu merken, reicht die Angabe des Domainnamens.

Trotz Fax und zunehmender Verbreitung von (tragbaren) Computern habe ich noch oft genug meine Berichte über Telex abgesetzt. Anfang der 1990-er Jahre, bei einer Reise in den Iran, bombardierte mich die Zentrale von Associated Press plötzlich mit Fernschreiben: In einer der vielen Geiselkrisen reiste der damalige UN-Generalsekretär Perez de Cuellar kurzfristig nach Teheran – und ich war gerade zufällig der einzige AP-Korrespondent im Land (eine Folge der Nicht-Beziehungen der USA und des Iran nach der Botschaftsbesetzung 1979).

In allen Fernschreiben, die sich vor meinem Hotelzimmer stapelten, forderte mich AP New York auf, dringend bei der Ankuft des UN-Generalsekretärs am Flughafen dabei zu sein und sein Statement mitzubekommen. Irgendwie kam ich dort rein (wie ich dann nur mit einem deutschen Presseausweis in die VIP-Lobby des Teheraner Flughafens vordringen konnte, ist eine ande-

re Geschichte). Danach war es später Abend in der iranischen Hauptstadt, und ich musste meine Meldung Richtung New York – oder zumindest in die deutsche AP-Zentrale in Frankfurt am Main – absetzen

Allerdings hatte der Fax-Bediener im Hotel Esteghlal die Arbeit um diese späte Zeit längst eingestellt – ich solle doch, erklärte mir die Rezeption, am nächsten Morgen wiederkommen. Der Telex-Operateur war noch da und schloss mir ein bisschen widerwillig den Fernschreibraum auf, war es doch schon lange nach jeglicher Arbeitszeit. Ebenso widerwillig tippte er dann ziemlich langsam meinen mit Schreibmaschine vorgefertigten Text in seinen Fernschreiber. Bis ich, mit ein paar US-Dollar in der Hand, den Mann beiseite schob und meine Meldung selbst in das Gerät hämmerte.

So was kam zum Glück nicht so oft vor. Denn das Versenden von Telex-Nachrichten war ein wenig mühsam und aufwändig: Da die Verbindungskosten für ein Fernschreiben zeitabhängig waren, verbot es sich von vornherein, einen Text erst an der Maschine zu formulieren. Stattdessen wurde er vorgeschrieben, meist mit Schreibmaschine, und erst dann in den Fernschreiber eingegeben.

Um den Prozess noch ein bisschen zu beschleunigen, gab es auch ein Speicherverfahren: Der Text wurde nur lokal in den Fernschreiber getippt und gleichzeitig auf einem Lochstreifen gesichert. Dieser mechanische Datenträger, quasi eine Endlos-Lochkarte, enthielt bis zu fünf Löcher (siehe oben im Brockhaus: *bis zu fünf Stromstöße*), die jeweils einen Buchstaben repräsentierten. Der ganze Text wurde so in einen Loch-Code übersetzt, anschließend wurde der gestanzte Lochstreifen in das eingebaute Lesegerät am Fernschreiber eingelegt, die Verbindung aufgebaut und der Lochstreifen gestartet. Schon raste der Text mit der größtmöglichen Geschwindigkeit durch die Leitung.

Na ja, raste. Die Geschwindigkeit der Übermittlung betrug lange Zeit 50 Baud, später wurden die Maschinen auf 75 Baud hochgerüstet. (Der halbwegs anschauliche Vergleich bei Wikipedia: *Gigabit Ethernet hat eine Symbolrate von 125 MegaBaud*.) Also nur wenig schneller als eine geübte Sekretärin auf einer mechanischen Schreibmaschine.

Manchmal war das egal – was zählte, war, überhaupt eine Verbindung zu bekommen. Wie im Herbst 1989 zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR (und damit auch zwischen Westberlin und Berlin, Hauptstadt der DDR): Telefonverbindungen zwischen beiden deutschen Staaten waren bewusst knapp gehalten, auf eine solche Verbindung zu warten, konnte Stunden dauern. Telexverbindungen, für den Normalbürger im Westen unüblich und im Osten praktisch nicht verfügbar, gab es dagegen genügend: Wirtschaftskontakte zwischen beiden Staaten sollten ja möglich bleiben.

Im Wende-Herbst und -Winter 1989 wurde das ausgiebig genutzt. Zwischen dem AP-Büro am Kurfürstendamm im Westen Berlins und dem AP-Büro im Internationalen Pressezentrum der DDR in der Mohrenstraße (wo am 9. November 1989 Schabowskis berühmte Pressekonferenz mit der Maueröffnung stattfand), wurde fast jeden Morgen eine Fernschreibverbindung aufgebaut. Die blieb dann den ganzen Tag stehen und wurde, nach heutigem Sprachgebrauch, zum Chatten verwendet. Kurze Infos, Fragen, Nachrichten von einer Seite der Mauer auf die andere. Das wurde erst nach dem 9. November weniger, nachdem die Kollegen mein Porty-Mobiltelefon – illegal – in die DDR geschmuggelt und das Gerät im Ost-Büro installiert hatten.

Aber das Schöne war eben, dass dieses System weltweit funktionierte. Wenn nicht, nun ja, sprachliche Probleme hinzu kamen. So stand ich mal, ebenfalls Anfang der 1990-er Jahre, in einem Büro in Slawgorod in Westsibirien. Mit meinem TRS-80 Laptop hätte ich mich ja ans Telefon hängen können und ins Modem im AP-Büro in Moskau einwählen können, wäre da nicht eine – für Modemverbindungen tödliche – zweistufige Einwahl für Ferngespräche gewesen. Also wollte ich gerne die angebotene Möglichkeit nutzen, meine Geschichte per Fernschreiber abzusetzen.

Das Gerät stand im Nebenraum. Und hatte eine ausschließlich kyrillisch beschriftete Tastatur.

Thomas Wiegold

29. Juli 2015

Die Nachrichtenbeschaffung im Traum ist schwierig

Im Traum lese ich in meinem Twitterfeed, dass irgendwas Schlimmes mit Dirk Nowitzki passiert ist. Es ist wie mit allen Nachrichten heutzutage, als erstes liest man den dummen Kommentar von jemandem, dem man aus Versehen bei Twitter folgt, dann einen etwas weniger dummen Kommentar von jemand anderen auf Twitter, und so weiter. Aber alle drücken nur ihr Entsetzen aus, oder ihren Zynismus, und die eigentliche Nachricht muss ich aus diesen Reaktionen extrapolieren, ein schwieriges Geschäft. Wurde Nowitzki etwa zu den Knicks verkauft? Oder hat er sich die Achillessehne gerissen? Oder hat sein Kind die Windpocken? Ist Dirk auf dem Heimweg von der Kneipe betrunken auf die Nase gefallen? Man weiß es nicht. So sind Nachrichten im Jahr 2015, vage, verschwommen, und nur über die Rezeption von wildfremden Menschen überliefert. Ich scrolle und scrolle und scrolle in meinem Twitterfeed immer weiter nach unten, um an die eigentliche Nachricht zu gelangen. “Loading new messages seems to take a while”, sagt Twitter zwischendurch. Ich scrolle immer weiter, bis ich ermattet aufwache.

Aleks Scholz

Mitte Juli 2015

Handysocken

Ein Freund erzählt mir von einer App. Ich stelle eine dumme Frage und er will mir kurz zeigen, wie sie funktioniert. »Moment«, sagt er, und zieht eine unscheinbare schwarze Socke aus seiner Jackentasche. »?!«, fragt mein Gesicht, das nicht weiß, wie es weitergeht. In der Socke verbirgt sich sein neues iPhone, er benutzt sie als Handyschutz, weil er noch keine Hülle gekauft hat.

Ich frage ihn, wie er auf die Idee kommt, und er erinnert mich an etwas, das fast vollständig an mir vorbeigegangen ist und den Gedanken an die App vergessen lässt: Die Kultur der Handysocken.

Üblicherweise kommen Handysocken nicht in Gestalt einer schwarzen Herrensocke Gr. 43–46 daher, sondern in bunten Motiven und angepasst an die Größe des Telefons. Man muss sie auch nicht improvisieren oder selber stricken, sondern kann sie einfach kaufen, auch heute noch. Aber sie sind nicht mehr so epidemisch wie in den 2000ern. – Zumindest kommt es einem so vor, wenn man schon einige Jahre keine Schule mehr von innen sehen musste und mit den Socken noch nie etwas anfangen konnte. (Auf eine erwachsene Art schön nennen will man sie ja dann doch nicht unbedingt.)

Manchmal, erzählt mir der Freund, wurden in der Zeit, als die Handys noch immer kleiner wurden, auch Babysocken als Schutzutensil zweckentfremdet. Die Handysocke scheint Teil einer Niedlichkeitspraxis zu sein, mit der emotional aufgeladene Objekte umsorgt werden. Wenige Gegenstände sind so behütenswert wie das Handy. Es ist ein zerbrechlicher, ein kostbarer Gegenstand. Es soll es warm haben.

Felix Lorenz

Juli 2015

Einfach mal abschalten

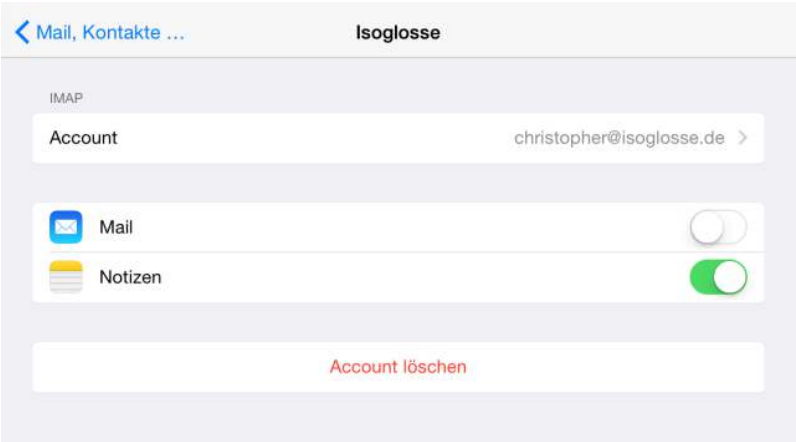
Bisweilen kommt es vor, dass man einen E-Mail-Account auf einem bestimmten Gerät für eine Weile nicht abfragen möchte. Der häufigste Fall dürfte sein, dass man im Urlaub keine E-Mails empfangen möchte, die irgendwas mit Arbeit zu tun haben (oder umgekehrt auf der Arbeit nicht mit Privatmails genervt werden will). Ist man zurück aus dem Urlaub (oder von der Arbeit), möchte man den Account schnell und bequem wiederbeleben. Das ist aber nicht in jeder Software möglich.

In ›Thunderbird‹ (38.1.0 auf Windows 7) scheint es keine eingebaute Möglichkeit zu geben, einen Account temporär stummzuschalten. Man kann zwar verhindern, dass bestimmte Accounts beim Start der Anwendung bzw. danach periodisch auf neue Nachrichten überprüft werden. Wenn man dann aber versehentlich auf den globalen ›Abrufen‹-Button klickt, werden die E-Mails dieses Accounts trotzdem mit abgefragt – sofern man keine weiteren Maßnahmen ergreift. Man kann zum Beispiel darauf verzichten, das Serverpasswort in der Anwendung zu speichern. Dann wird man bei jedem Abfrageversuch gebeten, das Passwort einzugeben; macht man das nicht, werden natürlich auch keine unerwünschten E-Mails abgerufen. Oder man ändert gleich die korrekte Serveradresse auf irgendetwas Falsches (ersetzt also ›imap.gmail.com‹ etwa durch ›imap.gmailbinimurlaub.com‹). Dann kriegt man bei jedem Abfrageversuch eine Fehlermeldung, aber eben auch keine Mails.

In ›AquaMail‹ (1.5.7.29 auf Android 5.0.2) sind die beiden letztgenannten Strategien – Passwort vergessen und Servername ändern – nicht besonders erfolgversprechend. Zumindest gelingt es mir nicht, das Passwort aus einem bereits angelegten Konto zu löschen. AquaMail erlaubt mir nicht, die Einstellungen des Accounts zu speichern, bevor ich ein korrektes Passwort eingegeben habe. Mein Versuch, eine inkorrekte Serveradresse einzugeben, wird ebenfalls mit der Unmöglichkeit, die (falschen) Daten zu speichern, quittiert. Dafür gibt es einen Modus ›Nachts und Wochenende‹, mit dem man viele lustige Sachen einstellen kann, zum Beispiel, dass zu einer bestimmten Tageszeit die Benutzeroberfläche in dunklen Farben angezeigt wird. Es gibt auch die Möglichkeit, für ganze Tage den Menüpunkt ›Mailabruf aussetzen‹ zu aktivieren. Einschränken auf bestimmte Konten kann man dies allerdings nicht. Man kriegt dann also an den gewählten Tagen gar keine Mails.

In ›Mail‹ (8.3), dem vorinstallierten Mailclient von iOS (8.4), ist das, was ich tun möchte, dagegen extrem simpel. Man öffnet in den Einstellungen die Kategorie ›Mail, Kontakte, Kalender‹. Dort sieht man alle Accounts, über die man E-Mails empfängt (oder Kontakte, Kalender usw. synchronisiert). Wählt man einen der Accounts aus, erscheint eine Liste der mit diesem Account

genutzten Funktionen. ›Mail‹ ist eine davon. Es gibt einen Schieberegler, der, wenn man ihn auf inaktiv setzt (siehe Screenshot), zur Folge hat, dass der Account mit all seinen Nachrichten nicht mehr in der Mail-Anwendung auftaucht. Will man den Account wieder abfragen, ist er mit einer Handbewegung über den Schieberegler wieder da. Das könnte man problemlos mehrmals am Tag machen.



Beim Herumprobieren in AquaMail geschieht es, dass der Account, den ich für ein paar Tage deaktivieren wollte, ganz gelöscht wird. Ich beschließe, dass das ein Zeichen dahingehend ist, dass ich diesen Account, auf den ich ohnehin fast nur nervige Nachrichten und Spam erhalte, gar nicht mehr auf meinem Handy abzufragen brauche. Wahrscheinlich ist es besser so.

Christopher Bergmann

2014/15

Suche: Liebevolles Zuhause für ungewollte Gegenstände

Im Frühjahr 2014 erzählt mir meine Kollegin, dass sie sich einen neuen Schreibtisch kauft und den alten loswerden möchte. Sie hat aber keine Lust, ihn auf die Straße zu tragen und den Sperrmüll anzurufen.

Einige Tage später hat sie das Problem gelöst: Es gibt da eine Facebook-Gruppe namens “Free your stuff [Ortsname]”, wo sie ein Foto gepostet hat, und innerhalb kürzester Zeit kam ein junger Mann mit seinem Vater vorbei und trug den Schreibtisch vergnügt von dannen.

Im September 2014 kaufe ich einige neue Möbel und räume in der Wohnung um. Dabei sammelt sich eine Vielzahl von Objekten, die ich nicht mehr brauche, die aber zum Wegwerfen zu schade sind: Eine Kaffeemaschine, ein wasserdichtes Radio für die Dusche, leere Teedosen, eine Taschenlupe, ein Kompass, ... Einige Wochen lang kommen abends regelmäßig FYS-Leute vorbei und meine Facebook-Freunde fragen ob der großen Loswerdewut interessiert nach, was in meinem Leben grade los ist.

Ein FYS-Post besteht aus der typischen Suche-Biete-Markierung (”GIVE”/”NEED”) und dann, im Falle eines Angebots, aus einer kurzen Beschreibung, oft Fotos und der Angabe, in welcher Ecke der Stadt man sich so befindet, wie man kontaktiert werden möchte (Nachricht oder Kommentar), wann abgeholt werden kann und nach welchen Kriterien vergeben wird (meist an die erste interessierte Person, aber gelegentlich wird auch gelost oder nach Sympathie entschieden). Wichtig ist, dass kein Geld verlangt oder geboten wird.

Im August 2015 soll unser Büro neu gestrichen werden. Weil sowieso alles ausgeräumt wird, überlegen meine Kollegin und ich im Vorfeld, was wir entbehren können. Dabei stoßen wir auf einen CD-Player und einen Kassettenrekorder – letzterer mit Radiofunktion, die wir gleich testen. Wir sind entzückt vom rauschenden Empfang! Da wir, so lange wir zurückdenken können, im

Unterricht Audiodateien mit Laptop und Boxen abspielen, qualifizieren sich die Geräte für unsere Entrümpelungsaktion. Eigentum der Universität sind sie nicht, Wegwerfen wäre traurig, man kann es ja mal bei FYS versuchen:

In kürzester Zeit finden sich fünf Interessierte, der CD-Player wird bald abgeholt, der Kassettenrekorder wartet noch.

Die Geräte sind besonders bei Eltern von Kindern zwischen 3 und 9 Jahren beliebt, die noch große Vorräte von Hörspielkassetten und Kinderlieder-CDs zu besitzen scheinen.

Kristin Kopf

Sommer 2015

Internet im Herzen des Kapitalismus

Das amerikanische Internet ist besser als sein Ruf. Auch in ländlichen Gegenden – solange es sich nicht gerade um dünn besiedelte Gebiete von der Größenordnung Deutschlands handelt – ist die Mobilfunkversorgung stabil bis exzellent. Auch bei Zugreisen. Probleme mit dem Internet habe ich eigentlich nur im Herzen des Kapitalismus, nämlich in dem Gebäudekomplex neben dem World Trade Center, wo ich zur Zeit einige Tage pro Woche arbeite. Das Areal heißt Brookfield Place, ehemals World Financial Center, und mein Arbeitsplatz ist im Gebäude 250 Vesey Street (im Bild das zweite Gebäude links vom Turm in der Mitte).

Bild: brownpau@flickr, cc-by

Mein Mobilfunkprovider ist T-Mobile USA, und obwohl die Stärke des LTE-Signals mit zwei Balken eigentlich ganz in Ordnung ist, hapert es mit dem Datendurchsatz. Der Verkehr fließt immer nur ruckweise mit minutenlangen Pausen dazwischen. Das Musikhören per Streaming ist dadurch zum Beispiel so gut wie unmöglich.

Ich vermute, es hat damit zu tun, dass dort einfach zuviele Menschen auf zu engem Raum sind. Grob überschlagen dürften etwa hundert Menschen auf einer Etage arbeiten, das macht bei einem dreißigstöckigen Gebäude wie 250 Vesey etwa 3.000, bei 200 Vesey mit seinen fünfzig Stockwerken etwa 5.000. Im großen One World Trade Center mit seinen hundert Stockwerken dürften es grob 10.000 sein. In allen zehn bis fünfzehn Gebäuden

kommen somit an die 50.000 zusammen. Das entspricht ungefähr dem Fassungsvermögen eines Fussballstadions, auf ganz ähnlichen Raum. Wie mir in der Techniktagebuch-Redaktion versichert wird, soll es auch in ausverkauften Fussballstadien manchmal schwierig sein mit dem Internet.

Aber auch das festverlegte Netz im Brookfield Place ist eher langsam. Ich vermute, dass auch das ein Kapazitätsproblem ist, schließlich müssen in diesem Areal alle Menschen an ihren Arbeitsplätzen mit Netz versorgt werden, und sie alle tun vermutlich den ganzen Tag lang fast keinen Handgriff, der nicht über das Netz gehen würde.

Das größte Fussballstadion der Welt steht übrigens im Anti-Herzen des Kapitalismus, in Pyöngyang, und fasst 150.000 Menschen. Über die Qualität der Internetversorgung dort ist mir allerdings nichts bekannt.

Bild: Brodie Karel@flickr, cc-by-nd

André Spiegel

29.7.2015

Grundlagenkurs Quantenmechanik am Beispiel eines DPD-Pakets

Nach dem Urlaub finden wir eine Benachrichtigung von DPD. Der Zusteller habe uns am 16. nicht angetroffen, das Paket läge jetzt sieben Kalendertage im Paketshop ein paar Straßen weiter.

Fein, denken wir am 24., dann können wir es ja heute abholen.

Da ist das Paket aber schon nicht mehr im Shop. Es sei am Vorabend in Richtung Depot transportiert worden. Die sieben Tage schlössen den Tag der vergeblichen Zustellung mit ein. Die Hotline könne das Paket jedoch umverfügen.

Aha.

Unten auf der Benachrichtigung steht ein Zahlencode namens PIN, auf der Rückseite eine 0900er-Nummer. Vom Handy aus würde der Anruf nur einmalig 1,99 € kosten.

Im Internet finde ich eine weniger teure 0180er-Nummer. Ich rufe dort an, der Mitarbeiter bedauert aber. Ohne Trackingnummer könne er nichts machen. Sobald das Paket aber eine PIN habe, könne er auch mit der Trackingnummer nichts mehr anfangen. Über die PIN könnten nur die Kollegen der 0900er-Hotline den Status einsehen.

Ich rufe also die 0900er-Nummer an. Ich lasse mir sicherheitshalber den Namen der freundlichen Mitarbeiterin nochmal buchstabieren. Denn ihre Aussage lautet: Das Paket würde *gerade in diesem Moment* mit dem Paketwagen aus dem Depot zum Paketshop transportiert.

Ab morgen, Samstag, könnten wir es abholen.

Wir schaffen es erst am Montag.

Nein, das Paket sei doch schon längst ins Depot zurückgegangen.

Das erinnert mich an Schrödingers Katze, ein Modell für quantenmechanische Phänomene, die wir aus unserer makroskopischen Welt heraus nicht so gut verstehen. Die Katze, deren Zustand (also "tot" oder "lebendig") wir nicht ermitteln können, weshalb wir sowohl von einer toten als auch von einer lebendigen Katze ausgehen müssen. Sie wird erst in dem Moment, in dem wir sie tatsächlich beobachten können, einen der beiden Zustände annehmen.

Hier ist das Paket an wenigstens zwei Orten zur gleichen Zeit an- und abwesend. Vermutlich ist es sogar in einem Überlagerungszustand, bei dem es an allen Orten der Welt gleichzeitig ist und nicht ist.

Wir erhalten eine Festnetznummer in Duisburg. Die vom Depot, heißt es.

Ich rufe dort an und höre wieder nur eine allgemeine DPD-Callcenter-Ansage. Ich kann auswählen, ob ich Absender oder Empfänger sei oder ein anderes Anliegen hätte. Ich wähle anderes Anliegen.

Eine Dame fragt nach der PIN der Benachrichtigungskarte.

Das Paket läge seit dem 16. abends im Paketshop und könne abgeholt werden.

Ich vermute, dass Heisenbergs Unschärferelation dazu führen könnte, dass das Paket seinen Zustand und die Historie desselben bei Besuchen im Paketshop und Anrufen bei den Hotlines sofort ändert. Für einen kurzen Moment erwäge ich, einfach so lange immer wieder bei den Hotlines anzurufen, bis das Paket seit dem 16. in meinem Schrank liegt, befürchte aber, dass die erforderliche Anzahl an Anrufen zu groß sein wird.

Die Dame von der Hotline für andere Anliegen hat die Angelegenheit inzwischen genauer untersucht und verspricht mir einen Rückruf aus dem Depot in Duisburg.

Einige Stunden später sehe ich, dass seit einer Weile eine Nachricht auf meinem Anrufbeantworter eingegangen ist. Anscheinend hat das Telefon zugleich geklingelt und nicht geklingelt. Das Paket, so heißt es, würde morgen wieder in die Zustellung gegeben.

Tatsächlich endet die Geschichte ganz unspektakulär und pointenlos damit, dass das Paket zu Hause ankommt.

Volker König

30.07.2015

Mein ausgelagertes Gedächtnis

Eine sehr gute Freundin hat demnächst Geburtstag, aber ich bin mir nicht ganz sicher, an welchem Tag. Wir sind viel zu lang und viel zu gut befreundet, ein Nachfragen wäre sehr unangenehm. Ich führe seit Jahren einen Papierkalender, genieße also nicht die Vorteile sich wiederholender Ereignisse in elektronischen Kalendern. Allerdings schreibe ich sehr viel in iMessage am Mac, und alles, was ich dort schreibe, wird von Spotlight automatisch indiziert. Also suche ich nach ihrem Namen und «Geburtstag», was allerdings zu nichts führt. Dann entsinne ich mich, dass sie letztes Jahr zum Brunch eingeladen hatte. Nun werde ich sehr selten zum Brunch eingeladen, und würde das, was man wohl als Brunch bezeichnet, meistens einfach spätes Frühstück nennen. Ich suche also nach «Brunch», und lande bei einem Gespräch mit einem anderen Freund, in dem ich davon berichte, mit eben jener Freundin zu ihrem Geburtstag brunchen gewesen zu sein.

Franz Scherer

30.7.2015

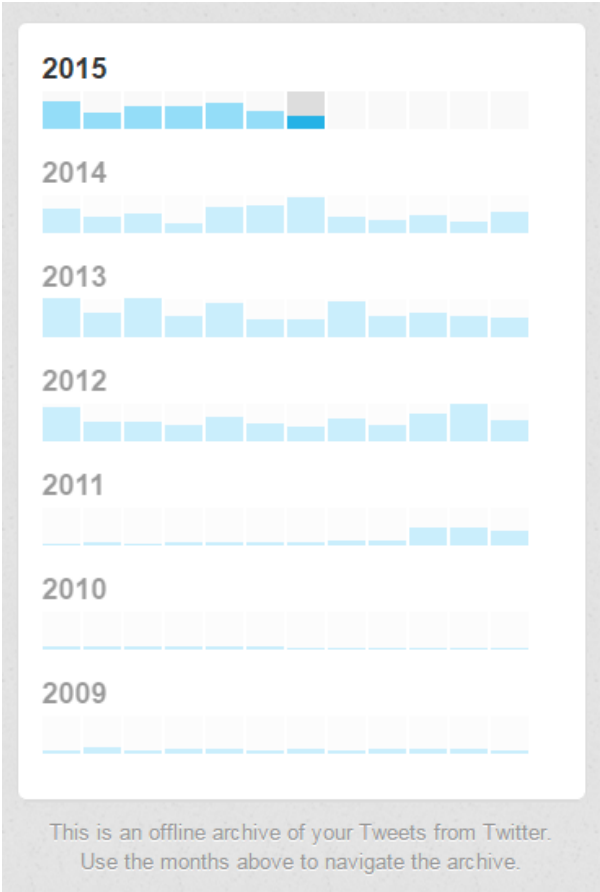
Eine kurze Twittergeschichte in Balken

Weil ich rausfinden möchte, wie oft ich schon über Rosinen getwittert habe, lade ich mir (mal wieder) mein Twitterarchiv runter. Das kann man bei Twitter per Knopfdruck beantragen, dann muss man etwas (also ein paar Mi-

nuten, in Internetzeit also quasi eine Ewigkeit) warten und irgendwann bekommt man eine Mail, dass das Archiv jetzt zur Verfügung steht. Man klickt auf den Link in der Mail und kommt zu einer Seite, auf der man wieder per Knopfdruck das Archiv runterladen kann.

Wenn man das Zip-Archiv dann entpackt, hat man die Wahl zwischen einer eher schnöden, aber leicht durchsuchbaren CSV-Datei oder einer interaktiven HTML-Seite, auf der man sich durch seine Twittergeschichte klicken kann.

Besonders hübsch ist dabei die Balkendarstellung der einzelnen Monate, wo man schön erkennen kann, wie viel man in einem Monat getwittert hat. Bei mir fällt vor allem auf, dass die Twitternutzung von einem auf den anderen Monat sprunghaft anstieg und dann auch nicht mehr zurückging.



Glücklicherweise passt dieses Bild auch zu der Geschichte, die ich immer erzähle, wenn ich erkläre, wie ich Twitter begriff. Ich hatte nämlich doch erstaunlich lange Berührungsängste mit den eher sozialen Aspekten von Twitter und wollte fremde Menschen nicht mit meinen Replys belästigen. Deswegen schrieb ich vor allem Antworten an Menschen, die ich sowieso kannte

oder die mir auch folgten. Dann war ich auf einer Konferenz mit offiziellem Hashtag und allem drumherum und erkannte, dass es ja sehr einfach ist, mit anderen – auch fremden – Menschen auf Twitter zu kommunizieren.

Aber dass sich das wirklich so einwandfrei mit der Statistik deckt, ist doch fast beruhigend.

(Aus dem Twitterarchiv werden sich aller Voraussicht nach noch weitere Techniktagebuchgeschichten ergeben, denn ich fand so manchen Tweet, der mich an bestimmte Alltagstechnikgeschichten erinnerte. Freuen Sie sich auf "Wie mir niemand glauben wollte, dass unser Fernseher kein HDMI hat" und "Google Wave – Wie wir alle um Invites bettelten".)

Anne Schüßler

Ende Juli 2015

Empörende Verhältnisse auf dem iPad und den Parkplätzen der Umgebung

Meine Mutter klagt schon seit Monaten über Spam. Ob ich den nicht abschalten könnte? Nein, habe ich ihr mehrmals erklärt, Spam kann man nicht einfach abschalten, es ist genau seine Aufgabe, sich nicht einfach abschalten zu lassen. "Aber da muss es doch was geben! Früher hatte ich doch auch keinen Spam!"

Mein Bruder hat ihr kürzlich die "automatisch alle Bilder in Mails laden"-Funktion des Mailclients auf dem iPad abgeschaltet, seitdem sei es erträglicher. Ich frage mich, wer eine solche Funktion – die allen Spammern mitteilt, dass die Mail auch wirklich ankommt und betrachtet wird – bei einem Gerät für technisch eher wenig Interessierte per Default einschaltet.

Dann hat sie mich mürbegeklagt, und ich sehe mir das Problem mal an. Wo ich dieselben Lottogewinnbenachrichtigungen und *solutions for your business* wie bei mir vermutet habe, gibt es bei ihr nur eine einzige Sorte Spam: Reich

illustrierte Aufforderungen zu sexuellen Handlungen “auf Parkplätzen nur 3,2 km von dir entfernt” sowie in Greising und in Viechtach. Geile Girls wollen mehrmals täglich mit meiner Mutter kopulieren!

Ich suche nach den Spamfilteroptionen des Mailclients auf dem iPad. Es gibt keine.

Ich suche nach Apps von Drittanbietern, mit denen man Mail auf dem iPad filtern kann. Es gibt keine.

Ich sehe bei 1und1 nach, ob man die Mail gleich auf dem Server filtern kann. Der Spamfilter ist bereits eingeschaltet und wirkt nicht gegen die Einladungen der Girls, darüber hinaus gibt es nur eine Blacklist, in die man einzelne Absenderadressen von Hand eintragen kann. Meine eigenen Spammer wechseln ihre Absenderadresse mit jeder Mail, das hat also keinen Sinn.

Ich frage meine Mutter, ob sie bereit ist, auf Gmail umzusteigen, wo es einen zuverlässigen Spamfilter gibt. Nein, sagt sie, sie hat sich gerade an Apple Mail auf dem iPad gewöhnt und will auf keinen Fall wechseln. Außerdem findet sie es nicht gut, dass Google dann ihre Mail durchliest.

Ich versuche, heimlich mein eigenes Gmail dazu zu bringen, die Mail meiner Mutter abzurufen, zu filtern und den Spam sofort auf dem Server zu löschen. Es geht nicht.

Ich öffne zum ersten Mal Apple Mail auf meinem Rechner und versuche, einen IMAP-Account mit den Daten meiner Mutter anzulegen und damit möglichst automatisch ihren Spam auf dem Server zu löschen, bevor sie ihn selbst sieht. Die Einrichtung in Apple Mail ist kompliziert, und ich habe alles vergessen, was ich einmal über IMAP wusste, seit ich 2008 auf Gmail umgestiegen bin.

Ich gebe auf und will meine Mutter gegen ihren Willen auf Gmail umstellen, aber ihr bisheriges Googlekonto läuft auf eine Nicht-Gmail-Adresse. Das ist an sich kein Problem, bei mir ist es genauso, nur bei Gmail kann man sich damit eben nicht anmelden. Ich weiß, wie viel Erklärungsaufwand es in den kommenden Jahren mit sich bringen wird, wenn meine Mutter statt einer Mailadresse zwei und statt einem Googlekonto anderthalb hat, und lasse es bleiben.

Ich beschließe, dann eben täglich im 1und1-Webmailer ihre Mail zu sichten und alle Absenderadressen von Hand in die umständliche Blacklist einzutragen. Jetzt stellt sich heraus, dass alle Einladungen zum Geschlechtsverkehr auf Parkplätzen von nur zwei Domains stammen, und dass die 1und1-Blacklist durchaus auch ganze Domains verdauen kann, das ist nur schlecht dokumentiert. Ich blocke die beiden Absenderdomains.

Seitdem ist Ruhe. Ab und zu frage ich meine Mutter, ob ihr nicht doch was fehlt, jetzt, wo niemand mehr auf den Parkplätzen der Umgebung mit ihr HEISSE DREIER haben möchte. Eigentlich nicht, sagt sie.

Kathrin Passig

Juli 2015

Ich habe jetzt eine Art eingebaute Farbsauna (versehentlich)

www.youtube.com/tvWPXWGhcRg

An der Duscharmatur muss der Schlauch ausgetauscht werden und ich beschließe, gleich den Duschkopf mit auszuwechseln. Da ich auf das Feature "Bloß kein Wassersparmodell bei dem niedrigen Druck im 4. Stock!" fokussiert bin und ein möglichst einfaches Teil kaufen will, übersehe ich, dass ich einen Duschkopf mit LED-Blinki-Blinki-Funktion erworben habe. Ich bemerke das erst abends beim Anschrauben, als eine Art Farborgel beim Anmachen loslegt.

Ich schaue auf die weggeworfene Packung und sehe: "Duschkopf mit LED". WTF?

Es blinkt saturnringartig blau, rot und grün am Außenring. Ich belese mich im Internet, was das soll und wie das zustande kommt. Aha, die eingebauten LEDs benötigen so wenig Strom, den das Wasser in einer Art Bonsai-Turbine selbst produzieren kann, so dass keine Akkus nötig sind.

Wozu dieses Feature nützlich sein soll, erschließt sich mir nicht. Für 70er-Jahre-Ilja-Richters-Disco-Fans beim Dunkelduschen könnte das hübsch sein. Aber wer ist das schon? “Du hast jetzt eine Art eingebaute Farbsauna”, mutmaßt eine Freundin und schlägt parallele Aromabedampfung vor. Lieber nicht. Es ist auf jeden Fall psychedelisch.

Ich wiederum recherchiere, ob es nicht längst avanciertere Modelle gibt, die mit Musik auf dem Smartphone synchronisiert rhythmisch mitblinken und farbwechseln könnten. Aber nein, es gibt nur Duschköpfe mit eingebauten Mini-Lautsprechern, die aber nicht mit LEDs gekoppelt sind. Mein Kopfkino zu weiteren sinnbefreiten Erfindungen läuft auf Hochtouren.

Für meinen eigenen Haushalt beschließe ich, künftig weiterhin bei hellem Umgebungslicht, unbeschallt und mit möglichst unbemerkbarem Farbenspiel zu duschen, bis dieser Duschkopf seinen Geist oder seine LED-Blinki-Blinki-Funktion aufgibt.

Frau Indica

2015-07-30

Der Tag, an dem ich aufhörte, Chat zu sagen

In meinem gestrigen Artikel war es noch beiläufig und halb-bewusst, heute dagegen beschließe ich feierlich, dass ich nicht mehr »im Techniktagebuch-Redaktionschat« sagen werde, sondern nur noch »in der Techniktagebuch-Redaktion«. Dass die Arbeit der Redaktion in einem Facebook-Chat stattfindet, ist ohnehin selbstverständlich und muss nicht mehr eigens erwähnt werden. (Sie findet nicht *ausschließlich* in einem Facebook-Chat statt. Wir haben auch schon wilde Partys in Google-Docs gefeiert.)

Die Entscheidung ist ähnlich derjenigen, dass ich mir vor einiger Zeit abgewöhnt habe, zu sagen, ich hätte irgendetwas »im Internet gelesen« oder mit jemandem »auf Facebook diskutiert«. Es gibt nichts mehr, das ich nicht »im Internet« lesen würde – auch wenn es ein Buch ist, weil ich das ja vorher über das Netz heruntergeladen habe. (Und es erübrigt sich auch, zu sagen, dass es ein digitales Buch ist.) Diskutieren tue ich nicht nur auf Facebook, aber wo genau die Diskussion stattgefunden hat, ist in den meisten Fällen eigentlich belanglos.

Ich finde, dass diese bewussten Entscheidungen, Wörter aus meinem Sprachgebrauch zu streichen, mir dabei helfen, die Technik in den Alltag zu integrieren. Ich fasse sie dann weniger als Fremdkörper auf – selbst wenn es ein faszinierender Fremdkörper ist. Es würde zu lang dauern, darauf zu warten, bis sich die Sprache von selber so weit abgeschliffen hat, dass »lesen« automatisch als »im Internet lesen« verstanden wird, daher beschleunige ich den Prozess durch etwas Sprachdisziplin.

André Spiegel

Juli 2015

Das Handgelenk weiß Bescheid

Im Fernsehen läuft verstärkt Werbung für die AppleWatch, ein Gerät, das sich mir kaum erschließt. Es ist klein, winzig sogar, es sieht für mich aus wie ein iPhone nach einem 90-Grad-Waschgang, es wird am Handgelenk getragen. Erstaunlich oft wird damit geworben, dass es offenbar bemalt werden, oder Grafisches wie Gemaltes aussehen lassen kann. (Windows 10 soll angeblich auch deswegen so toll sein, weil kleine Kinder während des Aufwachsens irgendwas irgendwo aufmalen werden – sagt die Werbung).

Die AppleWatch erschließt sich mir nicht, weil ich denke, man kann doch ebensogut das Smartphone aus der Tasche ziehen, wenn man wissen will, wo die Freundin ist, wie lange irgendwas dauert, wo man hinwill. So be-

obachte ich das jedenfalls bei Smartphonebesitzer*innen, und ich halte es für eine gute Sache, eine map oder eine Liste mit Aktienkursen in Smartphonedisplaygröße betrachten zu können und nicht mit der Lupe auf einem Miniaturbildschirmchen am Handgelenk?

Im Redaktionschat sprechen wir kurz über Armbanduhren und ich erinnere mich daran, wie ich 1993 während meiner ersten Fahrstunde (im Winter) auf der Straße stadtauswärts unterwegs bin und der Fahrlehrer mich fragt, wie schnell ich wohl fahre?
Ich schaue nicht auf den Tacho, sondern auf mein Handgelenk. (Ich glaube, ich habe diese Szene schon einmal für einen Techniktagebuchbeitrag verwendet, aber ich finde ihn nicht und weiß nun nicht sicher, ob ich damit begonnen haben könnte, Techniktagebuchbeiträge sehr intensiv zu träumen).

2015, im Juli, möchte das Kind ins Freibad und ich frage es, wieviel Hausaufgaben es noch zu erledigen hat. Es hebt seinen Arm, betrachtet sein Handgelenk (an dem es noch nie in seinem ganzen Leben eine Uhr getragen hat) und sagt dann: eine Seite im Lesebuch.

Es hat seinen Gestenirrtum überhaupt nicht bemerkt und ich glaube nun, dass die AppleWatch wohl doch eine geniale Erfindung ist, weil sie eine offenbar im Menschen angelegte Geste wieder mit Sinn füllt.

Pia Ziefle

Ende Juli 2015

Der Rauchmelder meldet sich auch ohne Rauch

Es piept. Ich wache auf, und es piept. Es ist ein hochfrequentes Piepen, und aus dem breiten Angebot an Optionen, das dem verschlafenen Hirn einfällt (Mikrowelle, kaputte Türklingel, Internet, Außerirdische) kristallisiert sich schnell die einzig plausible Variante heraus: Rauchmelder oder Hitzemelder. Ich laufe durch die entsetzlich lange Wohnung und orte das Piepen. Es findet eindeutig in der Küche statt. Dort hängt ein Hitzemelder an der Decke. Das

Piepen ist synchron mit dem Blinken einer roten LED. Der Melder ist direkt mit dem Stromnetz verbunden und hat nur für Notfälle eine Batterie, es kann also nicht an der Stromversorgung liegen. Ich spiele eine Weile mit dem weißen Ding herum, klinke es aus, klinke es wieder ein, und auf einmal hört das Piepen auf. Problem gelöst. Vielleicht ein Wackelkontakt. Kathrin hat mittlerweile gegoogelt, dass andere Menschen häufig an piepsenden Rauchmeldern herumschrauben, auf der Suche nach dem Fehler, bis sich herausstellt, dass in Wahrheit ein ganz anderer Rauchmelder nebenan piepst – die Geräusche sind einfach schwer ortbar. Wir lachen.

Ein neuer Tag. Wieder piept es. Diesmal fällt mir gleich ein, dass es in der Küche noch einen Hitzemelder gibt, den ich vor einer Weile als Backup gekauft hatte, auf ein Regal legte, und dann vergaß. Im Gegensatz zu dem an der Decke läuft er ausschließlich auf Batterie, er darf also legitim piepsen, wenn seine Batterie alle ist. Ich nehme ihn in die Hand, gehe nach nebenan, und tatsächlich, das Piepsen kommt mit. Ich nehme die Batterie heraus und es hört auf. Stille.

Aleks Scholz

7/2015

Japan

In Asien befällt mich dieses kindliche Staunen. Geheimnisvolle Schriftzeichen, was sie wohl bedeuten? Bis Ernst in meinem Erwachsenleben auftaucht und ich etwas verstehen soll. Ohne freundliche Hilfe meiner muttersprachlichen Mitmenschen geht gar nichts. Dann setzt die kindliche Unbeholfenheit ein. Nicht so prickelnd. Begrenzend.

Und zum ersten Mal lässt mich eine App vom Stuhl springen: “WordLens”, nun in Google Translator integriert, übersetzt simultan die japanische Speisekarte, die Alex und ich ihm per Bildauslöser im Android-Smartphone vor-

setzen. Textausrichtung, Text markieren, lesen. Auch offline. Auch gut für Wegweiser, Fahrpläne, Tickets, und in Japan eben für die Anleitung zum Klospülen.

Das kindliche Staunen wird zum Spielen. Auf einmal ist die Umgebung noch viel interessanter. Mein “drittes Auge” eröffnet mir eine neue Sicht in andere Welten. Situations-bezogene bildbasierte Echtzeit-Simultanübersetzung in viele, viele, viele Sprachen zugänglich für viele.

Eye-tracking in einer Datenbrille macht auf einmal Sinn! In Zukunft mehr Cyborg werden, zum ersten Mal attraktiv. Für zusätzliche Einblicke in sonst für mich unzugängliche Sprachen, Chinesisch, Japanisch, Koreanisch, Arabisch, Hebräisch ...

Entwickler, hört Ihr? Die Bild-basierte Simultanübersetzungsbrille ist hiermit bestellt. Mit oder ohne Google. Hauptsache mit offline-Funktion. Egal wie rudimentär, egal wie klobig. Der erste Benz war auch eine Rumpelkiste, mit dem (als Datenbrille) würde ich jetzt gerne fahren.

Flo

Juli 2015

Roststellen heute und morgen

Mein Auto hat einige Roststellen, die bei einer Lackiererei behandelt werden sollen. Ich wohne in einer großen Stadt, die empfohlene Werkstatt liegt etwas außerhalb. An einem Samstag mache ich mich auf den Weg. Die Hinfahrt mit dem Auto dauert eine halbe Stunde, die Abgabe ein paar Minuten, die Rückfahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln knapp anderthalb Stunden. Während ich an der einsamen Dorfhaltestelle auf den Bus warte, sinniere ich über die Zukunft der Mobilität.

In wenigen Jahren werden Autos autonom fahren. Das wird die Menge der Privat-PKWs drastisch reduzieren zu Gunsten von Leih- und Carsharing-Modellen. Wer sich weiter ein Privat-Fahrzeug leistet, wird es auch weiter-

hin in die Werkstatt geben müssen (solange er kein Hobby-Bastler ist). Der von mir heute verschenkte Samstagvormittag (unter der Woche hätte ich es überhaupt nicht geschafft) wäre dann entbehrlich, mein autonomes Auto würde selbständig in die Werkstatt fahren. Ich könnte mir sogar eine noch etwas weiter auf dem Land liegende Werkstatt aussuchen, zum Beispiel, um Kosten zu sparen. Vielleicht würde ich es sogar ins Ausland fahren lassen, wenn es dort eine gute Werkstatt gäbe und die Treibstoffkosten nicht zu hoch wären. Ich bin gespannt, wann das erste selbstfahrende Auto ohne Fahrer einen Grenzübergang überqueren wird. Auch die Werkstatt-Termine würde ich nicht danach aussuchen, wann ich Zeit zum Bringen und Holen habe, sondern vor allem danach, wann ich das Auto entbehren kann. Werkstätten würden auch keine Ersatzwagen mehr anbieten, denn die könnte man sich quasi "heranwinken".

Andreas Schulz-Dieterich

31. Juli 2015

Verkehrsmittelmix: Mit drei Apps den Busersatzverkehr ersetzt

Ich wohne in Hamburg in St. Georg und bin um 18:30 Uhr in Harvestehude verabredet. Das Ziel ist nur zweieinhalb Kilometer Luftlinie entfernt, aber Ortskundige wissen, daß sich unpraktischerweise die Außenalster dazwischen befindet. Man greift also zur U-Bahn. Ich bin allerdings schon darauf vorbereitet, daß ab Jungfernstieg für die zweite Streckenhälfte Busersatzverkehr wegen Baurbeiten eingesetzt wird.

Worauf ich allerdings nicht vorbereitet bin bzw. was mir erst in dem Moment wieder einfällt, als ich am Jungfernstieg an die Oberfläche komme, ist das Prideweek-Straßenfest, das an diesem Wochenende stattfindet und weswegen die Bushaltestelle außer Dienst ist. Immerhin ist am Haltestellenpfosten eine Bekanntmachung mit der Ersatzhaltestelle: Sternschanze.

Die eingangs erwähnten Ortskundigen fassen sich synchron mit mir an die Köppe und stimmen ein voluminöses „WTF?!“ an. Zur gefälligen Erläuterung dessen folgt hier eine Skizze, in Worte kann man das nicht fassen. Ich informiere meine Verabredung, daß es später wird.

Selbst bearbeiteter OpenStreetMap-Screenshot

Ein Mittelstreckenlauf zur Sternschanze steht nicht zur Debatte. Stattdessen setzt eine beispiellose Staffel von Verkehrsmitteln ein: Wie komm‘ ich jetzt nach Harvestehude? Carsharing! Die car2go-App meldet mir ein Fahrzeug am Dammtorbahnhof (siehe Skizze, ziemlich mittig, östlich von Planten un Blomen). Ich bin immer noch an der Bushaltestelle, auch ohne Straßenfest wäre das ein strammer Fußmarsch von einer Viertelstunde und ich bin schon im Verzug.

Nächste Idee: StadtRAD. Deren App weist eine Station an der Ecke Neuer Jungfernstieg aus, das ist 50 m weiter. Am Dammtorbahnhof ist auch eine, das Abstellen ist also gesichert. car2go reserviert. Wenige Minuten später stehe ich davor, der car2go-Server reagiert nicht auf die Entriegelungsbemühungen und die Hotline übt sich in Warteschleife. Nach einigen Minuten fällt mein Blick auf eine DriveNow-Auto ein paar Stellplätze weiter. car2go kann also jetzt mal sehen, wo es bleibt, eine ungenutzte Reservierung verfällt nach 30 Minuten folgenlos.

Also Schwamm drüber und den BMW gebucht. Aber der reagiert auch nicht auf Öffnungsversuche per App und auch nicht auf den RFID-Chip des DriveNow-Führerscheinaufklebers. Nächste Hotline, da ist immerhin sofort jemand dran. Mit Kennzeichenvergleich stellt sich heraus: Der BMW, vor dem ich stehe, ist nicht der gebuchte. Der steht zwei Reihen weiter und ist wegen der vorangegangenen App-Aktivität („Apptivität“? [1]) auch schon entriegelt. Die beiden Icons sind in der App tatsächlich so nah beieinander, daß ich nicht gesehen habe, daß es zwei sind, aber für das System bin ich nah genug an dem anderen dran, um ihn öffnen zu dürfen.

Message an die Verabredung – „Unterwegs!“, inzwischen ist es 19 Uhr – und los. 5 Minuten später gibt es wenigstens keine Parkplatzprobleme und ich bin am Ziel.

---

1. Additional Fact: Das Wort „Apptivität“ ist im Moment bei Google noch nicht bekannt. Ich setze mir hiermit den Worterfinderhut dafür auf.

Rückblickend wäre wohl am schnellsten gewesen, einfach mit dem StadtRAD zur Hallerstraße durchzufahren und dann 5 min zu Fuß bis ans Ziel, aber da war noch nicht mit dem car2go-Fail und der BMW-Verwechslung zu rechnen.

Nachtvogel

Juli 2015

Bargeldlos in Island

Im Juli 2015 reise ich mit einer Freundin im Mietauto zwei Wochen durch Island. Noch am Flughafen hebt meine Freundin Isländische Kronen ab. Ich nicht. Am nächsten Tag ergibt es sich nicht, dass ich Geld abhebe und am darauffolgenden Tag auch nicht. Dann beschließe ich, es ganz ohne Bargeld zu probieren.

In Vorbereitung auf den Urlaub habe ich zwei Bücher gelesen, in denen beiden steht, dass Isländer auch Kaugummis an der Tankstelle ohne mit der Wimper zu zucken mit Karte bezahlen. Ich bin trotzdem positiv überrascht: ich kann in Island tatsächlich überall mit Bankomatkarte oder Kreditkarte bezahlen. In jedem Café, jedem winzigem Handarbeitsgeschäft mit Selbstgestricktem, jedem noch so kleinen Kiosk bei einem Wasserfall. Sogar bei einen Hotdog-Stand in Reykjavík und beim Ticketkauf für den Aufzug auf die Hallgrímskirkja. (Ein Ticket, das dann, was übrigens auch sehr isländisch ist, von niemandem kontrolliert wird)

Die einzigen Gelegenheiten, wo ich es bedauere, kein Bargeld zu haben, sind die (beheizte!) öffentliche Toilette bei einer Torfkirche, die eine freie Spende erbittet und der namensgebende Geysir im Süden der Insel, wo der Eintritt frei ist, aber ebenfalls um eine Spende gebeten wird.

Barzahlung ist auch die einzige Möglichkeit bei einem unbetreuten Gemüsestand. Man wirft Geld in eine Metallbox und nimmt sich die in Kilosäcken verpackten Tomaten. Ein ähnliches System begegnet mir noch einmal

bei einem Aussichtspunkt für Seehunde, wo auf einem Picknicktisch eine Plastikkiste steht. Darin sind Feldstecher zum Ausleihen und selbstgemachte Heidelbeermarmelade, für die man Geld in einer Metallkassa hinterlässt.

Am vorletzten Tag der Reise, beim Einkaufen in Reykjavík an einem kleinen Marktstand mit selbstgestrickten Hauben, Schals und Socken, kann ich tatsächlich nicht mit Karte bezahlen. Aber die Verkäuferin akzeptiert Euro als Zahlungsmittel.

verenka

Juli 2015

Stanzen von SIM Karten ist illegal

Ich übernehme das abgelegte Smartphone meines zwölfjährigen Sohnes. Hm. Nicht genau das, was ich mal geplant hatte.

Er hatte sich mit dem LG-Fino zu Weihnachten einen lange gehegten Wunsch erfüllt und kurz darauf festgestellt, dass man in 4GB keine vierzig Apps installieren kann. Also muss ich ihm das Ding abkaufen und er kauft sich etwas Passenderes. Ich freue mich darüber, endlich ein Smartphone ohne Wackelkontakt im Touchscreen zu bekommen. Leider passt meine SIM-Karte nicht. Das Neue braucht eine Micro-SIM und ich habe eine normale.

Zwei Monate ärgere ich mich bei jedem Wackelkontakt im alten Gerät über die Situation, kann mich aber nicht entscheiden, ob ich die SIM-Karte mit dem Cutter kleinschneiden soll oder eine neue beantragen soll. Kathrin rettet mich schließlich durch den Tipp, dass jeder Handyladen SIM-Karten klein machen kann.

Beim nächstbesten Handyladen bringe ich mein Anliegen vor:

O2-Laden: “Sind Sie Kunde von uns?”

Ich: “Keine Ahnung. Hm. Ich war mal Alice, wurde dann mehrfach verkauft, ich glaube über Telefonica an O2.”

O2-Laden: “Nein – das kann nicht sein. O2 ist nicht Alice. Und überhaupt: Alice hatte ja nur Festnetz.”

Ich: “Hm. Ich glaube schon, dass Alice jetzt O2 geworden ist.”

O2-Laden: “Geben Sie mir mal Ihren Namen, dann kann ich nachsehen, ob Sie bei uns Kunde sind.”

Ich: “Georg Passig, Adresse . . . ”

O2: “Und dann bräuchte ich noch Ihr persönliches Kundenpasswort.”

Ich: “Keine Ahnung. Das habe ich seit Jahren nicht gebraucht. Ist irgendwo zuhause.”

O2: “Dann Ihre Kontonummer.”

Ich: “123 456 789”

O2: “Moment, noch mal bitte.”

Ich: “123 456 78. . . ”

O2: “Ich brauche nur die letzten vier Ziffern.”

Ich: “. . . 6789”

O2: “Nein – bei uns sind Sie nicht, aber wir machen das sowieso nicht. SIM-Karten stanzen ist illegal. Das dürfen wir gar nicht.”

Ich: “Hm.”

O2: “Und wenn Sie mit Ihrem Vertrag das Smartphone nutzen wollen, brauchen Sie auch einen Datentarif, sonst geht das gar nicht.”

Ich: “Ja klar. Naja – dann werde ich wohl eine neue Karte beantragen müssen. Auf Wiedersehen.”

O2: “Am Busbahnhof gibt es übrigens einen Laden – die machen sowas.”

Ich verlasse den Laden, in dem fast jeder Satz verdreht oder falsch war und nehme nach etwas Ärger einfach den nächsten:

Zwei Herren von Mobilcom-Debitel hören sich mein Anliegen an, greifen zur Zange, stanzen meine Karte klein und feilen so lange daran herum, bis sie passt. Ich kaufe ihnen zum Dank noch einen SIM-Adapter ab, damit ich die nun kleingestanzte SIM für den Heimweg noch im alten Gerät betreiben kann und verlasse den Laden.

Georg Passig

im Juli 2015

Moderne Infrastruktur in neuen Wohnungen . . .

Wir wollen umziehen und sehen uns eine Neubauwohnung (Neu wie in Erstbezug-Neu) in einer Wohnanlage mit insgesamt 139 neuen Wohnungen an. Der Makler schwänzelt vorneweg und brabbelt die ganze Zeit von der zeitgemäßen und vor allem sehr modernen Ausstattung der Wohnung.

Modern ist super, denkt sich der Nerd in mir und ich frage nach Netzwerk-Dosen.

Er stutzt.

Er guckt in die Ecken.

Na, Sie haben in jedem Zimmer einen Telefon- und ein Kabelanschluss! Fernseher und Telefon in jedem Raum, das ist doch toll, Netzwerk kommt ja dann aus Ihrem Wlan-Router (er sagt in Wirklichkeit Fritz!Box, aber er meint wohl Wlan-Router).

Jedes Zimmer (ausser das Bad) verfügt in der Tat über Doppel-TAE-Dose (F und N kodiert von Schwarz-Schillings Gnaden) und den typischen doppelten koaxialen Antennenanschluss.

Keine Netzwerk-Anschlüsse. Und auch keine Multimedia-Antennendose. Ich versteh das nicht.

Was soll man denn bitte mit TAE-Anschlüssen, wenn es eh kein POTS mehr gibt, sondern Telefon per IP aus dem Router fällt, und man dort sein Schnurlos/DECT-Telefon anschliesst – falls man Eltern hat – die letzten Menschen, die einen überhaupt auf dem Festnetz anrufen (außer meiner Mutter und den Eltern meiner Freundin benutzt niemand unsere Festnetznummer, und ich glaube, das geht nicht nur uns so).

Leider ist Wlan aus dem Standard-Modem eines beliebigen Internet-Providers in einem modernen Stahlbetonbau genau nicht in der Lage, ruckelfrei Streaming-Medien durch ein oder zwei Wände zu übertragen, und erst recht nicht dann, wenn in allen Wohnungen drumherum das gleiche probiert wird.

Von den initialen Kosten her ist der Unterschied zwischen einer Doppel-RJ45-Dose und einer Doppel-TAE-Dose gering, Kabel sind auch nicht viel teurer, ein 5er Patchfeld gibts quasi gratis dazu – der Mieter stellt selbst einen 20 Euro Switch dazu (der ist ja meistens schon mit im Internet-Gateway mit drin) – und alle Räume sind auf stabile Weise mit einander verbunden. . .

Man hätte glückliche Mieter mit funktionierender Infrastruktur.

Und ja, wir haben die Wohnung genommen, und ich habe bis jetzt (Januar 2016) herumgewurstelt, um im Wohnzimmer ein AmazonFireTV endgültig ruckelfrei zu bekommen, ohne selber Kabel verlegen zu müssen.

- Die Kabel zwischen den TAE-Dosen eignen sich leider nicht, dort ist (bei uns) ungeschirmter Klingeldraht verbaut.

- Mein Wlan-Scanner sieht 17(!) Wlannetze im 2.4 Ghz Bereich, allerdings nur 1 im 5 Ghz-Bereich (meins), aber das durchdringt die Wände leider schlechter als 2.4 GHz.

- Versuche mit Freifunk-Nodes, die innerhalb der Wohnung miteinander meshen, machten keinen Sinn, weil das FireDings und auch der Chromecast nicht in offenen Netzen arbeiten wollen.

Letztlich benutze ich nun die Stromleitungen als Netzwerkkabel, wie viele hier, wie man an den Default-Kennungen der Netze sehen kann.

Alexander Stielau

Juli 2015

Ich weiß nichts mehr, aber Goodreads erinnert sich für mich

Ich stelle fest, dass es die Erwachsenenbücher von Tove Jansson jetzt endlich in deutscher Übersetzung gibt und kaufe die Kindle-Ausgabe von "Die Tochter des Bildhauers". Einige Kapitel kommen mir vage bekannt vor, aber ich habe einiges von und über Tove Jansson gelesen, und Autoren wiederholen sich ja hin und wieder. Ich möchte bei Goodreads eintragen, dass ich das Buch gelesen habe, und vier Sterne vergeben.

Goodreads weist mich darauf hin, dass ich das Buch bereits gelesen habe, im November 2012. Eingetragen ist die Rowohlt-Taschenbuchausgabe. Das muss aber nichts heißen, ich bin manchmal zu faul, eine fehlende Ausgabe bei Goodreads anzulegen und gebe deshalb irgendeine andere an. Eine Amazon-Kaufbestätigungsmail für das erste Mal gibt es nicht, deshalb konnte Amazon mich auch nicht vor dem Doppelkauf warnen, so wie Markus Winninghoff. Ob ich es in einem fremden Bücherregal vorgefunden habe? Oder vielleicht auf dem Kindle meiner Mutter gelesen? Drei Sterne habe ich damals vergeben. Wahrscheinlich ist es doch verschwendete Mühe, dieselbe Person bleiben zu wollen, und man könnte sich in der eigenen Vergangenheit und Zukunft genauso gut von jemand ganz anderem vertreten lassen.

Kathrin Passig

Juli 2015

Das Phantom vibriert nicht mehr

Man bemerkt nicht immer, wenn etwas verschwindet. Manchmal braucht es erst einen äußeren Anlass, bis einem aufgeht, dass sich etwas am eigenen Verhalten geändert hat. Ein Freund von mir richtet sein neues Handy ein und ist darum bemüht, alle Störgeräusche auszuschalten. Es soll bei Anrufen klingeln und sonst nie. Während ich ihm dabei zusehe, fällt mir auf, dass ich schon lange keine Phantomvibrationen mehr gespürt habe. Dabei gehörten Phantomvibrationen für mich lange Zeit zur Grunderfahrung der Smartphonebenutzung.

Mit der Zeit habe ich die Signale, die mein Smartphone von sich gibt, immer mehr reduziert. Außer bei Anrufen erhalte ich heute nur noch optische Benachrichtigungen. Bis Anfang des Jahres hatte ich zwar schon alles auf lautlos gestellt, aber bei allen Messenger-Diensten noch Vibrationen zugelassen. Schon länger haben mich auch die gestört, aber die Schmerzgrenze war wohl noch nicht erreicht und ich habe lange nichts an den Einstellungen geändert. Anfang März kam ich dann in den Techniktagebuch-Chat und an den ersten Tagen vibrierte das Telefon andauernd. Meine Hosentasche fühlte sich an wie ein Bienenstock. Also stellte ich alles ab.

Dass mit der Zeit die Phantomvibrationen verschwunden sind, war mir gar nicht aufgefallen. Dabei waren sie immer der unangenehmste Nebeneffekt auf dem Weg zur Cyborgisierung, der Punkt, an dem ich mich jedes Mal halb irre gefühlt habe. Aber jetzt hält das Telefon ja die Klappe und das Phantom hat sich davongeschlichen. Ich bin mir selbst ein kleines bisschen weniger unheimlich geworden. So kann es weitergehen.

Felix Lorenz

31. Juli 2015

Eine CD (ist auch keine Lösung)

Beim Anlassen des Autos springt der CD-Player an und spielt “Tage wie diese” von den Toten Hosen. Die Kinder singen sehr textsicher mit. “Wir hatten im Urlaub ganz viele CDs mit”, sagt meine Schwester, “aber nur MP3-CDs, und der Player im Mietauto war alt und konnte die nicht abspielen. Die Tote-Hosen-CD war die einzige richtige CD. Dann haben wir die halt zwei Wochen lang gehört.”

Kathrin Passig

31. Juli 2015

Die Fernbedienung als Spielzeugtelefon

Meine Cousine (* 2014) greift eine Fernbedienung und hält sie ihrer Mutter an die Wange. Die Mutter simuliert ein Telefonat. Als sie fertig ist, drückt das Kind die Fernbedienung ins Gesicht des Vaters. Auch er muss jetzt ein bisschen telefonieren. Das Kind ist begeistert: It looks like a phone, it feels like a phone, and it’s used like a phone.

Nach ein paar Mal Hin und Her hat das Kind genug von diesem Telefonspiel und schmeißt die Fernbedienung plump auf den Boden. Ich bemühe mich um einen tadelnden Gesichtsausdruck, aber die Eltern bleiben ungerührt. »Ach, die Fernbedienung kann sie ruhig runterschmeißen. Die gehört nur zum DVD-Player.« – Und wer braucht schon noch einen DVD-Player.

Felix Lorenz

1999/2000/2011/2015

The Sharing Economy was Born Innocent

Es ist ungefähr 1999. Das Online-Auktionshaus eBay ist in Deutschland noch sehr neu. Ich bin 16 Jahre alt, internetinteressiert und suche nach Möglichkeiten, günstig meine Musiksammlung zu erweitern. Auf eBay ersteigere ich *Highlights – The Very Best of Yes* von einem Nutzer namens "Cabriojoe". In den Überweisungsträger schreibe ich in das Feld "Empfänger" seinen bürgerlichen Namen und seinen Nutzernamen wie einen zweiten Vornamen. Als die CD ankommt, freue ich mich auch darüber, dass ich einen – wenn auch sehr minimalen – persönlichen Austausch mit jemand anderem hatte, der augenscheinlich einen ähnlichen Musikgeschmack hat (oder hatte) wie ich. eBay erfüllt für mich zu diesem Zeitpunkt noch das Bild des virtuellen Flohmarkts, auf dem sich hauptsächlich Privatleute herumtreiben.

Nur ein Jahr später, vielleicht sogar nur ein paar Monate später, ersteigere ich eine weitere CD bei eBay. In der Abwicklung wird schnell klar, dass es sich beim Verkäufer nicht um eine Privatperson handelt. In meiner Bewertung kritisiere ich das und es entsteht ein Austausch, die mir noch 15 Jahre später im Kopf herumspuken wird. Meine Bewertung: 4 von 5 Sternen. "Einwandfreier Zustand. Schnelle Lieferung. Kritik: Unpersönliches Massengeschäft." Die Antwort des Verkäufers: "Was ist denn das für ein Spinner? Internet ist nunmal unpersönlich." Ich bekomme eine Negativ-Bewertung mit der Begründung "vergibt ungerechtfertigt schlechte Bewertungen". Ich bin gekränkt, aber dass das Internet unpersönlich ist, entspricht nun einmal nicht meiner Wahrnehmung. Ich habe dort jeden Tag sehr persönlich in Foren und Messengers mit Menschen zu tun und ich schätze das.

2011 ist eBay längst ein gigantisches Warenhaus geworden, aber Airbnb ist ganz neu. In unserem ersten gemeinsamen Urlaub nisten meine Frau und ich uns über Airbnb im Gästezimmer einer mittelalten Dame in Amsterdam ein, die mit uns morgens gemeinsam frühstückt. Einige Wochen später wohne ich in Boston dank Airbnb bei einem netten Althippie, der mich vom Flugha-

fen abholt, weil mein Flug verspätet ist, mir an seinem Küchentisch ein Bier anbietet, sich mit mir über deutsch-amerikanische Kulturunterschiede unterhält und mich an einem Abend mit seinen Kumpels zusammen in einen Irish Pub mitnimmt.

2015 kennt jeder Airbnb. Als meine Frau und ich in Berlin auf Wohnungssuche gehen, mieten wir über das Portal eine Wohnung, in der eindeutig nie jemand wohnt außer Touristen. Die Vermieterin taucht für die Schlüsselübergabe nicht einmal persönlich auf – sie ist in Italien – sondern schickt einen Freund, in dessen E-Mail-Signatur "Apartment Manager" steht.

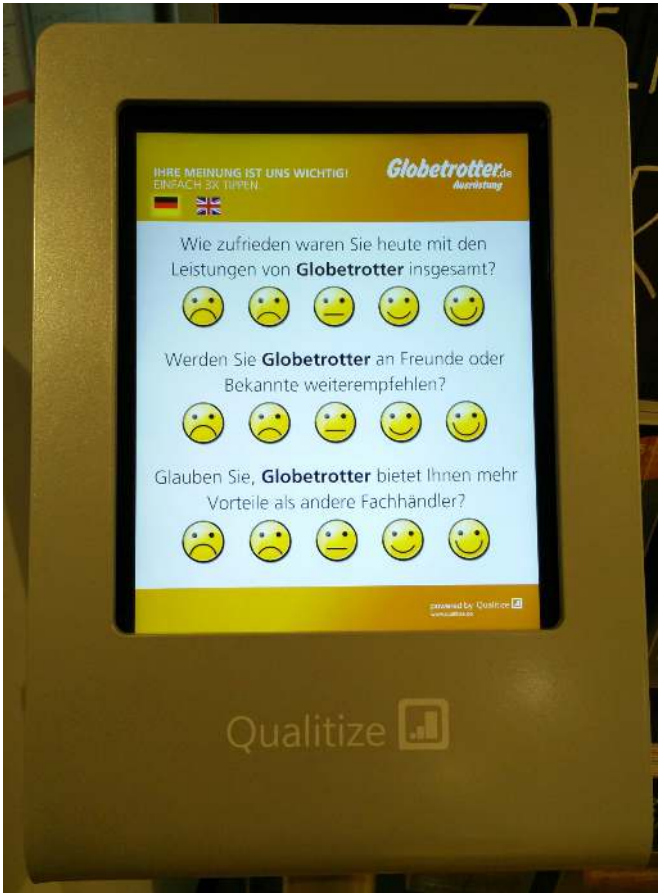
Es gibt auf eBay immer noch Privatleute, die Sachen verkaufen. Auch auf Airbnb bieten immer noch Menschen private Gästezimmer an oder Häuser, bei denen man die Kaninchen füttern muss. Sie sind nur seltener geworden. Der Unschuldsverlust eines Internetportals, bei dem der menschliche Faktor ursprünglich mal Teil des Erlebnisses war, wird mich trotzdem jedes Mal wieder schmerzen.

Alexander Matzkeit

1. August 2015

Zu matt zum "einfach 3x tippen", aber für ein Foto reicht es

In der Münchner Globetrotter-Filiale gibt es ein ungewöhnlich komplexes Lobtadelgerät:



Wir sind dort, um unsere Schuhgrößen herauszufinden, und die Offlineshoppingerfahrung war anstrengend (Sozialstress, Reizüberflutung, Empörung über unnütze und/oder hässlich gemusterte Produkte). Deshalb bin ich zu geschwächt, um das Lobtadelgerät auszuprobieren, hätte andernfalls aber die zufriedenen Smileys gewählt. Als ich mich bei einem Verkäufer da-

für entschuldigt habe, dass wir (mangels Bootstransportmöglichkeit) ohne jede Kaufabsicht beraten werden und im Testbecken der Filiale herumpaddeln wollen, hat der Verkäufer nämlich nur gesagt, das sei ihm ganz egal.

Das Boot kaufen wir statt wie geplant auf der Globetrotter-Website, bei Amazon oder bei eBay zwei Tage später dann doch in einem anderen Laden, bereuen es aber noch währenddessen (lange Anfahrt, umständliche Kaufprozedur, im Vergleich zum Internet keine zusätzliche Erkenntnis oder Ersparnis) und beschließen, ab jetzt wirklich nicht mehr auf die Versprechungen des Offlinehandels hereinzufallen.

Kathrin Passig

1. August 2015

Mein erster Fernbus

Anfang 2013 wurde der Fernbusverkehr in Deutschland weitestgehend liberalisiert, seitdem gibt es zahlreiche unfassbar billige Linienbusfahrten quer durchs Land. Als klassisches Bahncard-Kind habe ich das alles ignoriert, Busfahren, wie unbequem und langwierig!

Doch nun habe ich gerade keine Bahncard und suchte eine günstige Rückfahrtgelegenheit von Köln nach Berlin. 22 Euro, das kann man mal machen. Und 7 Stunden Fahrtzeit, ach, es gibt ja Internet in diesen Bussen, wie man so hört. Meine Fahrt habe ich mit dem Hashtag #meinersterfernbus auf Twitter dokumentiert, hier ein (gekürzter) Textnachbau, weil mir das Einbetten der Tweets in tumblr zu nervig ist (falls es überhaupt geht).

17:31 Meine erste Fernbusfahrt. Fahren minutengenau am Hbf. Köln ab.

17:35 Fahren am Rheinufer entlang. Unsere Busfahrerin stellt sich vor. Ihr Name ist Heidi.

17:42 Wir haben kein WLAN im Bus, weil er „zu neu“ ist. Soll aber bald nachgerüstet werden.

17:43 Dafür gibt es pro Zweiersitz eine Steckdose. Und der Platz neben mir ist frei \o/ Busauslastung circa 70 Prozent.

18:10 Fernbusfüchse wissen: Der beste Platz ist der vorm Klo, da hat man 300% mehr Ablagefläche.

18:20 Wuppertal. Gleich kommen neue Leute. Die Klimaanlage hat unangenehm angezogen. Pullover-Time.

18:27 Wir wenden direkt unter der Schwebebahnhaltestelle <3

18:35 Weitere Erklärungen von Heidi. Sie weist uns auf die seitliche Sitzverschiebung hin, die aber evtl nicht funktioniert.

18:37 „Manchmal sind die Knöpfe nur Attrappen“ Eigentlich haben wir aber Neoplan-Sitze, die bequemsten und körpergerechtesten.

18:42 Zurück auf der Autobahn. Zwei Reihen vor mir wird die Zeit gelesen.

19:10 Berlin: 470 km. #uff

21:01 Ich gehöre übrigens zu den ältesten 10 Prozent der Fahrgäste. Gefühltes Durchschnittsalter: 25.

21:02 Könnte daran liegen, dass die Fahrt 7 Stunden dauert und nur 22 Euro kostet.

21:16 Die beiden neben mir haben sich jetzt kennengelernt und reden über Busreisen. Wie so Backpacker.

21:20 Toller Himmel und komisches Windrad. #niedersachsen

22:13 Durchsage: Heidi erklärt, dass wir auf der Fahrt mehrfach geblitzt werden, weil die Anlagen uns für Lkw halten.

22:14 Lkw dürfen nur 80 fahren, Busse aber 100. Also kein Grund zur Sorge. Dafür rumort die Dachluke bedenklich.

23:04 Kurz vor Magdeburg. Von vorn blökt leise Verkehrsfunk. Hinten quakt ein Kind. Draußen ist es dunkel. Langsam reicht's.

23:05 Am Computer arbeiten geht übrigens deutlich schlechter als im Zug. Viel zu wenig Platz und die Klapptische sind ein Witz.

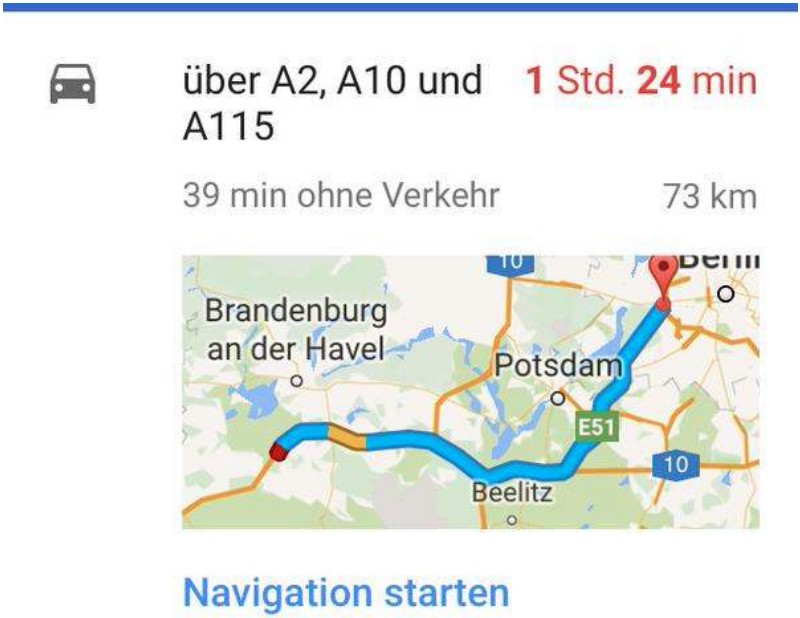
23:39 Google Maps rät zur Umfahrung eines Staus gleich mal die Autobahn zu verlassen. Ob unsere Fahrerin das auch weiß?

23:43 Nope. Oder sie weiß es besser. Das wird jetzt spannend.

23:47 Ich kann das Blaulicht schon am Horizont sehen … und da ist der Stau.

23:49 Durchsage: Polizei hat Unfall angezeigt (das Blaulicht), im Verkehrsfunk kam nix, wir müssen hoffen.

23:50 Hätte ich geahnt, dass sie sich am Radio orientieren, ich wäre vorgegangen und hätte was gesagt.



23:53 45 Extraminuten durch Stau. Immerhin fahren wir noch ganz langsam

0:05 Stau schon vorbei, neue Ankunftszeit: 0.47 Uhr. #ichnehmheidibeimwort

0:46 Avus. Zielgerade.

0:50 Funkturm. Finish.

0:51 Das mach ich nochmal irgendwann.

Michael Brake

Sommer 2015

Papierloses Auto – Navigation ist entspannt ankommen.

In meinem Auto gibt es schon länger keine Papierkarten oder Autoatlanten mehr, obwohl ich eigentlich ein Kartenfreak bin und deutlich überdurchschnittlich viele Messtischblätter und andere (vor allem topographische) Karten horte, nachkaufe und auf keinen Fall wegschmeiße.

Wir wollen nach Norwegen, für vier Wochen. Mit dem Auto. Nach etwas Recherchiererei entscheiden wir uns, komplett auf digitales Kartenmaterial zu setzen, genauer: Wir werden voll auf GoogleMaps (auf Android) setzen.

Aus Angst vor eventuell schlechter Internet-Versorgung im Fjell haben wir allerdings routingfähige Offline-Karten für OSMand und MapsMe dabei.

Die Angst ist komplett unbegründet – in Norwegen gibt es an Stellen LTE, wo es in Deutschland nicht mal Sprech-GSM gibt, dafür haben wir keine schwedischen SIMs und sind auf der Durchreise (kurz) OSMand dankbar.

GoogleMaps erledigt seine Aufgabe irre souverän, und lässt sich auch vom ständig straßenbauenden Norweger nicht aus der Ruhe bringen. Wir fahren grundsätzlich die längere, weil schönere, weniger befahrene Route.

Einzig die Übersicht zu behalten ist mit GoogleMaps etwas schwierig, dafür lassen wir auf einem zweiten Gerät einfach MapsMe in einem größeren Maßstab positionszentriert mitlaufen (ansonsten taugt es für uns nicht, weil es nur den schnellsten Weg fahren kann).

Manchmal springt die errechnete Ankunftszeit allerdings um große Zeiträume, wir können uns das lange nicht erklären, bis wir einmal gerade so eine Fähre verpassen und einen Zusammenhang herstellen, weil im gleichen Moment, als sich das Maul der Fähre schließt, die Ankunftszeit eine Stunde in die Zukunft springt.

(Anlegen in Utne – *Bild vom Verfasser*)

Google kennt anscheinend die Fahrpläne von Fähren, auch von Pendel-Fähren, bei denen nicht mal die Besatzung so genau weiß, wann sie wieder fahren (und zwar, wenn die Fähre voll ist, oder die Gegenfähre voll ist und an deren Liegeplatz will). Groovy!

GoogleMaps kennt auch die norwegischen Busfahrpläne (vermutlich landesweit) und wohl auch die tatsächlichen, sekundenaktuellen Standorte der beteiligten Busse irgendwo im Umland von Bergen (zumindest fühlt sich das so an).

Das Fahren mit GoogleMaps in einem fremden Land mit manchmal seltsamen Gebräuchen wie zum Beispiel Followme-Fahrten durch einspurige Baustellen, ist eine sehr entspannte Angelegenheit, die sowohl Navigator als auch Piloten viel mehr Freiheiten und Umschauen erlaubt, anstatt hektisch den auf dem Vorwegweiser ausgewiesenen Ort auf der Karte zu finden.

Alexander Stielau

1.8.2015

Zwei Wege zur 29

Meine zehnjährige Tochter bekommt den Auftrag, für das Feld mit der Hausnummer an der neuen Türsprechanlage eine große „29“ auf Papier herzustellen. Nach einigen Minuten kommt sie mit den Worten „Ich habe eine gefunden!“ wieder aus dem Arbeitszimmer. Ich verstehe nicht, was sie meint, und folge ihr. Sie hat mit der Google-Bildersuche das Bild einer 29 gefunden! Ich lache über die absurde Methode, zu einer 29 zu kommen.

Beim Schreiben des Artikels komme ich ins Grübeln, wer von uns beiden sich jetzt eigentlich komischer verhält: Wir benötigen ein Bild einer 29 auf Papier. Ich öffne Word, schreibe 29 und stelle fest, dass im Dropdownmenü höchstens Schriftgröße 72 möglich ist. Meine Tochter sagt mir, dass ich größere Schriftgrößen manuell in das Feld schreiben muss. 120 passt, aber „Times New Roman“ ist ungeeignet, also suche ich nach einer passenden Schriftart. Ich zeichne ein Quadrat mit der erforderlichen Kantenlänge von 6x6 cm und passe die Schriftgröße entsprechend an, drucke aus und bin

fertig. Meine Tochter sucht ein Bild einer 29 (von denen es überraschenderweise Hunderte gibt) und skaliert es vor dem Drucken auf die erforderliche Größe.

Hm.

Georg Passig

01.08.2015

Die Videothek gegenüber

Während ich auf dem Balkon sitze, piept es ein Mal. Das Geräusch kommt aus der Videothek gegenüber, die im Sommer immer ihre Tür offenstehen lässt. Es ist die erste hörbare Aktivität des Scanners an der Kasse seit zwei Stunden.

Als um 22 Uhr drüben das Licht ausgeht, vermisse ich ein wohlbekanntes Geräusch: Der Fahrradständer wird nicht mehr in den Laden gezogen. Weil er gar nicht erst herausgestellt worden war.

Um 23:20 Uhr steht ein weiterer potentieller Kunde vor der verschlossenen Tür und liest sich die Öffnungszeiten durch. Seit Januar 2015 hat die Videothek nur noch 46 Stunden pro Woche geöffnet. 39 Stunden weniger als zuvor.

Sokoban-Spielerin

2. August 2015

Das Ende meiner persönlichen CD-Ära

Am vergangenen Wochenende habe ich endlich einmal alle meine Audio-CDs in den Keller geräumt. Sie ganz wegzugeben, wie vor einigen Jahren meine LPs, dazu fehlt mir noch der Mut. Aber nachdem sie seit gefühlt etlichen Jahren einfach nur mein Regal blockieren, ohne dass ich je Musik anders als gestreamt (meistens mittels Spotify) hören würde, war es an der Zeit, mal den Regalplatz freizumachen.

Aus Gründen der Sentimentalität habe ich allerdings zwei Schuber mit besonderen Ausgaben oben behalten: den Solti-”Ring” und den gesammelten Gründgens. Nicht dass ich diese so einfach hören könnte. Ich habe nämlich gar keinen CD-Spieler mehr in Benutzung: weder an der Musikanlage im Wohnzimmer noch in der Küche. Auf beide streamen wir per Bluetooth von Handy oder Tablet.

Auch an meinem MacBook Pro ist kein DVD-Laufwerk. Im Büro höre ich ebenfalls per Spotify.

Irgendwo im Keller müsste noch ein CD-Spieler liegen. Auch ein mittlerweile unbenutztes externes DVD-Laufwerk für den Rechner haben wir noch.

Im Auto besitze ich noch einen CD-Spieler, aber der dient als Befestigungsschlitz für die Handy-Halterung. (Ich streame im Auto ebenfalls aufs Bluetooth-Audiogerät und nutze das iPhone zudem als Navi.)

Alternativ haben wir übrigens unsere gesamten CD-Sammlungen auch gerippt auf Datenträgern. Aber selbst da habe ich lange nicht mehr hineingehört.

Auf Facebook habe ich mal herumgefragt, wie es andere mit CDs halten. (Hier nachzulesen.) Dabei ist mir klargeworden, dass ich wohl deswegen so problemlos mit Streaming klarkomme, weil ich einen sehr schlichten Mainstream-Musikgeschmack habe und Musik meistens nur zur Untermalung höre. Viele meiner Freunde haben spezielle Musik-Vorlieben, für die sie auf Konserven zurückgreifen müssen.

Die letzte CD, die ich gekauft habe, war übrigens "Old Ideas" von Leonhard Cohen, am 20. Januar 2015 Das wiederum weiß ich nur deswegen, weil ich es in meiner Bestellhistorie bei Amazon nachschauen konnte.

Kerstin Hoffmann

2. August 2015

Mühsamer Handygebrauch im Traum. Ich will meine einfachen alten Wählscheibenalbträume zurück!

Im Traum brauche ich ein Bett in Regensburg. Es ist nur für einen Monat oder so und hat irgendwie mit meinem Studium zu tun. Bisher bin ich bei Freunden untergekommen, aber ab heute stehe ich auf der Straße. Ich will herumtelefonieren, muss aber erst mein Handyguthaben aufladen. Das ist kompliziert, denn es ist schon wieder das alte Siemens C25. Ich suche die Zeichen * und #, aber nicht auf der Tastatur, sondern auf dem kleinen, grünen, grobgepixelten Display, versteckt in einer großen Auswahl ungebräuchlicher Sonderzeichen. Wenn mir das Aufladen endlich gelungen ist, werde ich viel herumtelefonieren müssen. Internet gibt es ja noch nicht.

Kathrin Passig

2.8.2015

Eine Fahrradtankstelle im Wald

Auf meiner Joggingtour durch den Wald, der von der Margarethenhöhe am Gruga-Park entlangführt laufe ich an einer Fahrradtankstelle vorbei.

Es handelt sich hierbei um eine Ladestation für E-Bikes von RWE. Drei Steckdosen und ein Schild, auf dem “E-Bike Ladestation” steht. Ich weiß nicht, ob es sowas in anderen Städten ähnlicher Größe auch gibt, oder ob der Standort Essen wieder den Vorteil hat, weil hier RWE seinen Hauptsitz hat.

(Hier würde jetzt ein Foto eingebunden sein. Aber irgendwie wurde ich beim Fotografieren dabei abgelenkt, dass mein Mann auf seiner Fahrradtour vorbeifuhr und meinen Namen rief. Es ist nur ein verwackeltes Etwas daraus geworden. Beim nächsten Mal vielleicht.)

Ich habe kein E-Bike, weder dabei noch generell, ich habe nur ein Fahrrad, dass quasi fahruntauglich ist und dringend mal zum Fahrraddoktor müsste. Aber wenn ich eins hätte, könnte ich es jetzt hier aufladen.

Anne Schüßler

22. 9. 2005 und 3. 8. 2015

Mehr Technik, weniger Sorgen

2005 verbringen mein Freund und ich unsere Auslandssemester gleichzeitig, allerdings durch unsere Studienfächer bedingt getrennt, ich in Oxford, England, er in Tokio, Japan. Er fliegt ein paar Wochen nach mir, und so sitze ich am 22. September gegen Mitternacht in meinem winzigen Wohnheimszimmer, starre auf meinen per aus Deutschland mitgebrachtem LAN-Kabel am Uninetzwerk hängenden Laptop, refreshe immer wieder mein Emailpostfach und mein Blog und mache mir Sorgen. Es war nicht ganz klar, ob er am Flug-

hafen abgeholt werden kann, und das letzte Mal gesprochen haben wir uns, bevor er das Haus seiner Eltern Richtung Flughafen verließ. Um vier Uhr morgens gehe ich schweren Herzens ins Bett.

Erst kürzlich habe ich mir eine günstige Prepaid-Simkarte für mein Handy gekauft und im Verlauf des folgenden Tages wechsle ich immer wieder auf meine alte Vertragskarte aus Deutschland, falls eine SMS von ihm ankommt. Meine Phantasie malt mir in der Zwischenzeit alle möglichen Katastrophenszenarien in blühenden Farben aus.

Um 17 Uhr hinterlässt mein Freund mir einen Kommentar in meinem Blog und entschuldigt sich, es hätte etwas gedauert, bis er in seiner Unterkunft Zugriff auf das Internet bekommen hätte (so wie ich, per Laptop und mitgebrachtem Kabel). Um 21 Uhr bin ich wieder an meinem eigenen Laptop, kann die Nachricht lesen und bin endlich beruhigt.

2015 unternehmen meine Eltern und mein Bruder eine Reise nach Südamerika. Auf dem Weg zum Flughafenhotel kommen sie bei uns vorbei, um sich zu verabschieden. Ein paar Stunden später erreicht mich eine Whatsappnachricht, dass sie am Hotel angekommen sind. Im Verlauf des nächsten Morgens schreiben mein Bruder und ich Whatsapp-Nachrichten hin und her, das letzte, was ich von ihm höre, ist, dass sie durch den Sicherheitscheck sind und jetzt auf ihren Aufruf am Gate warten. Mein Vater schickt mir ebenfalls per Whatsapp ein Foto des wartenden Flugzeugs.

Schon vor mehreren Jahren hat mein damaliger Freund und jetziger Ehemann meinem Vater die Seite www.flightradar24.com gezeigt, auf der man den Flugverkehr auf der ganzen Welt beobachten kann. Mein Vater benutzt die Seite oft, um zu sehen, welches Flugzeug gerade über seinen Garten hinwegfliegt. Ich habe sie noch nie verwendet, aber jetzt rufe ich sie auf und suche unter dem Schwarm winziger kleiner Flugzeuge das heraus, in dem jetzt meine Familie sitzt. Bis ich an diesem Abend schlafen gehe, rufe ich die Seite regelmäßig auf. Das kleine Pixelflugzeug schwebt sicher über dem Blau des virtuellen Ozeans.

Bevor ich morgens um sieben das Haus verlasse, schaue ich noch ein letztes Mal auf die Seite und sehe, dass das Flugzeug sicher gelandet ist. Als ich der weiteren Verwandtschaft dies über Whatsapp mitteilen möchte, sehe ich eine Nachricht meines Bruders, abgeschickt gegen vier Uhr morgens deutscher Zeit. Nicht nur sind sie angekommen, sie haben auch WLAN. Was auch immer sie am anderen Ende der Welt erleben, ich werde es zeitnah erfahren.

Angela Heider-Willms

3. August 2015

Zeit, die Pizzaprospekte wegzuwerfen

Meine erste Online-Pizza habe ich ca. 1998 bestellt; wir waren in Graben-Neudorf, der einzige Online-Pizzsaservice weit und breit gut 20 km entfernt, und daß die Bestellung (die dort als Fax ankam) tatsächlich (nach über einer Stunde ankam), war damals die Zukunft, schon heute.

Heute habe ich alle Papierprospekte von Lieferdiensten weggeworfen, die wir in der Küche in einer Schublade aufbewahren – vom Blatt habe ich das letzte Mal vor Jahren bestellt. Entweder ich laufe zum Chinaimbiss an der einen oder zum Döner an der anderen Ecke, oder ich bestelle online über eine Lieferantenplattform: Zu meiner Postleitzahl werden Restaurants ausgeworfen, sortiert nach Kundenbewertungen, Regionalküche, Preisniveau, Entfernung, Lieferpauschale, Mindestbestellwert – you name it. Bezahlt wird auch gleich dort, per Kreditkarte oder Paypal. Nur das Trinkgeld muß noch analog überreicht werden.

Felix Neumann

3.8.2015

Herr Kozelek hat gute Laune und macht eine Ausnahme

Ich gehe im Jahr auf etwa 5-10 Konzerte. Oft und gerne wird dort aus dem Publikum das Bühnengeschehen fotografiert oder gefilmt, ganz Youtube ist voll von verwackelten Mitschnitten. Im Konzert selbst ist das extrem nervig, allerdings wurde meiner Beobachtung zufolge der Peak Nervigkeit circa in den Jahren 2009-2013 erreicht und inzwischen überschritten, es werden einem heute deutlich weniger emporgereckte Telefone und Tablets in die Blickachse gehalten. Entweder hat sich das Mitfilmgeschäft auf einen hochmotivierten Kern reduziert, oder es waren alle anderen auch genervt, oder Youtube ist schon so voll, dass es eh keiner mehr angucken kann, oder es wird von den Konzertveranstaltern untersagt.

So auch auf dem Konzert von Sun Kil Moon in Wien ("On artists' request, please refrain from taking photos or videos"). Möglicherweise auch, weil sich Sänger Mark Kozelek gerne zu kontroversen Monologen hinreißen lässt, deren Dokumentation ihm dann später im Internet Probleme bereitet. In Wien ist er gutgelaunt und bittet eine Dame aus dem Publikum auf die Bühne zum Duett, was ihn so erfreut, dass er den Song noch mal von vorne beginnt und vorher ins Publikum ruft: "I'm in such a good mood right now. Get out your phones and facebook the shit out of this!" Das Publikum folgt brav seinem Befehl, und jetzt kann man sich das angucken. Ausnahmsweise.

Maik Novotny

3.8.2015

Drahtlose Kommunikation auf der Baustelle

Vor unserem Haus wird die Straße neu asphaltiert; dazu muss aber erst die alte Schicht abgefräst werden. Die Bauarbeiten sind für diese Woche angekündigt.

Ich werde morgens davon wach, dass es in sehr regelmäßigen Abständen vor dem Haus hupt. Nicht kurz und regelmäßig – so dass ich mir keine Sorgen um mein Auto mache – sondern so in etwa alle sieben Sekunden.

Ich wache ganz auf, schaue aus dem Fenster und sehe: Einen LKW mit einem langen, oben offenen Anhänger und dahinter eine Asphaltfräse (ich hoffe, das ist der korrekte Fachbegriff). Diese Fräse hat vorne ein Förderband, mit dem sie den abgefrästen Straßenbelag direkt auf den LKW befördert.

Die Fräse bewegt sich also langsam durch die Straße. Immer, wenn das Förderband dabei am vorderen Ende des LKWs angekommen ist, hupt sie kurz. Dann setzt sich der LKW in Bewegung und fährt ein Stück nach vorn. Ist er soweit gefahren, dass sein hinteres Ende genau unter dem Förderband ist, hupt die Fräse wieder. Dann bleibt der Laster stehen, die Fräse fräst und fährt weiter bis sie wieder vorne ist – und so geht es immer weiter.

In Zeiten, wo ich daran gewöhnt bin, dass vom Anruf über E-Mails bis hin zum aktualisierten Einkaufszettel alles nur durch ein kurzes Vibrieren in der Hosentasche und einen kleinen roten Kreis mit einer Zahl darin signalisiert wird, brauche ich erschreckend lange, um dieses eigentlich simple Prinzip zu durchschauen.

Christian Fischer

August 2015

Zu viel Papierkram für einen mobilen Parkschein

Letztens schon sah ich an einer Parkuhr in Köln, dass man auch hier jetzt einfach mit dem Handy einen Parkschein erwerben kann. Mobil Parken nennt sich das, man kann aber nicht einfach wie in Bayreuth eine SMS verschicken (das Techniktagebuch berichtete), sondern muss erst irgendwo angemeldet sein.

Ich versuche also, mich bei mobil-parken anzumelden, für den Fall, dass ich mal mobil parken möchte.

Zunächst klingt die Anleitung ja ganz okay:

> Prüfen Sie zuerst, welche Betreiber Handy-Parken in Ihrer Stadt anbieten.
> Melden Sie sich (kostenlos) bei einem Betreiber an.

Na gut, das klingt machbar.

Dann geht es weiter:

> Orange Vignette: Sie benötigen eine orange Vignette, mit der Sie als Handy-Parker erkannt werden (Hier ausdrucken).

Ich muss mir eine orange Vignette ausdrucken, die dann im Auto parat haben und irgendwie sichtbar ins Auto legen.

Hm. Ausdrucken. Nein, das ist mir zu doof. Dann fahren wir halt demnächst doch wieder ins Parkhaus oder schmeißen Münzen in den Automaten.

Anne Schüßler

4.8.2015

Ein Third Screen muss her!

Mein Kindle Fire HD nutze ich nun doch öfter als ursprünglich gedacht. Im Bett schaue ich vor dem Einschlafen meist noch ein paar Serienepisoden oder Let's-Play-Videos. Nicht selten kommt es vor, dass ich an etwas langweiligeren Stellen mein Smartphone vom Nachttisch nehme und nebenbei gucke, was zum Beispiel gerade in den sozialen Netzwerken los ist.

Heute Abend ist es nun passiert: Ich hatte aufs Kindle keine Lust und scrollte auf meinem Smartphone durch die Twitter-Timeline. Als mir auch das zu langweilig wurde, griff ich intuitiv nach einem – *gar nicht vorhandenen* – Drittgerät.

Torsten Gaitzsch

Seit August 2014

Drucken heißt nicht immer drucken

Meinen Reisekostennachweis und meinen Spesenkontoauszug kann ich mir genau wie meinen Gehaltszettel monatlich aus einem Webportal herunterladen. Im Gegensatz zum Gehaltszettel ist die Seite für die anderen beiden Nachweise bis auf ein Auswahlfeld für den Zeitraum und den Button „Drucken“ jedoch leer. Es dauert eine Weile, bis ich auf die Idee komme, dass „Drucken“ hier gar nicht drucken bedeutet, sondern “Anzeigen".

Stefanie Otersen

4. August 2015

Google Maps in meinen Träumen

Traum 1: Ich sitze im Zug und versuche eine Rätselfrage in einer von einem anderen Passagier vergessenen Zeitungsbeilage zu lösen. Das Rätsel ist mit dem Foto eines Platzes in Deutschland illustriert. Wenn man wüsste, wo dieser Platz ist, wäre man einer Lösung schon näher. Mein Begleiter zoomt ein bisschen aus dem Bild heraus. “Zeig mal die Hochspannungsmasten!”, rufe ich, denn mit den unterschiedlichen Arten von Hochspannungsmasten kenne ich mich seit gestern aus, und man hätte zumindest herausfinden können, ob wir uns in den alten Bundesländern befinden oder in den neuen (glaube ich im Traum jedenfalls). Aber der Begleiter benutzt das Foto wie Google Street View und fährt einfach zum Bahnhof, wo wir auf dem Bahnhofsschild sehen: Reinhausen.

Traum 2: Wir haben uns in der komplizierten, aber auch von Straßen und Häusern durchzogenen Klippenlandschaft am Meeresufer einer niederländischen Stadt verlaufen. Es eilt aber, irgendeine Aufgabe ist zu erledigen. Ich möchte das Smartphone herausholen und bei Google Maps nachsehen, weiß aber, dass es so ein Traum ist, der in einer Vergangenheit ohne Internet spielt. Dann hole ich aber doch die anderen ein und frage sie, ob ich nicht doch bei Google Maps nachsehen soll, obwohl es das noch gar nicht gibt. Sie sind einverstanden.

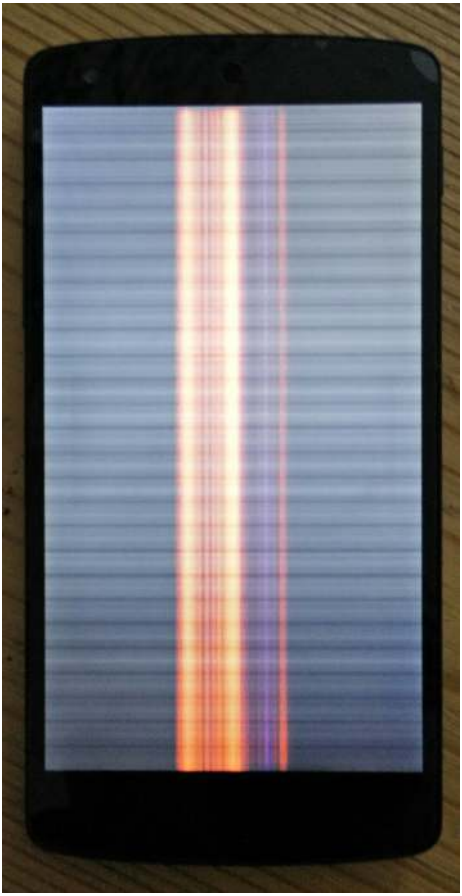
Kathrin Passig

6. Juli bis 4. August 2015

Nachteile der Handybeintasche und ein Mark-Rothko-Bild auf dem Nexus 5

Am 6. Juli durchwate ich einen 30 Zentimeter tiefen Bach. Leider gehen die 30 Zentimeter – wie eigentlich immer in Situationen, die mit hochgekrempelten Hosenbeinen zu tun haben – in Wirklichkeit bis zur Handybeintasche über dem Knie. Ich ziehe das Nexus in der Sekunde des Nasswerdens aus der Tasche und trockne es ab. Alles funktioniert noch einwandfrei.

Im Laufe der nächsten halben Stunde verliert es nach und nach sein Display. So sieht es beim Starten aus, und auch danach bessert sich die Lage kaum.



Nach dem Hochfahren kann man im Prinzip alles erkennen, aber der Touchscreen reagiert ständig auf irgendwas, das nicht meine Finger sind, und das Display ist ganz ausgebleicht, fast weiß. Weil es vorher schon schwächelte, habe ich zum Glück das Nachfolgerhandy OnePlus One bereits dabei.

Zu Hause lege ich das Nexus in eine Tüte mit Silicagel-Trockenmittel und sehe ab und zu nach ihm. Nach vier erfolglosen Wochen lade ich es am 3. August einmal vollständig auf, im vagen Glauben, dass die Aufladewärme vielleicht helfen wird. Abgesehen davon, dass der Touchscreen jetzt gar nicht mehr reagiert, bleibt alles unverändert. Ich google Neu- und Gebrauchtpreise des Nexus 5 und nehme mir vor, die Hosenbeine in Zukunft noch viel weiter hochzukrempeln.

Am nächsten Tag schalte ich es – auf der Suche nach einer Information, die ich exklusiv auf diesem Handy vermute – noch einmal ein. Und alles geht wieder! Jetzt habe ich zwei Handys, also nur noch etwa acht weniger als Sascha Lobo. Ich sollte mich für eines entscheiden, aber beide haben Nachteile. Unter anderem ist das OnePlus One zu groß für meine Hand, gleichzeitig fühlt sich das Nexus jetzt irgendwie zu klein an, wie ein Rückschritt. Vielleicht gelingt es mir, eine Lebensweise mit einem Handy in jeder Hand zu entwickeln, so ähnlich wie Bruce Willis.

Kathrin Passig

05.08.2015

Klassisches Denken contra moderne Medien

In den Tagen ist ja auf der Unsicherheitsfront bei den Freunden von Android ordentlich was los. Eine Warnung jagt die nächste, 95% aller Geräte sind infizierbar. Die Telekom stellt das Versenden von MMS ein – Donnerwetter. Und dann ist es wirklich interessant zu beobachten, wie sehr sich klassisches Denken auf die elektronischen Gegenwart überträgt – oder wie langsam der Mensch sich adaptiert: Beim Treffen mit Freunden im Biergarten legt einer

sein Android-Smartphone neben mein iPhone. Und unwillkürlich, unbewusst oder sonstwie gesteuert greife ich zum iPhone und schiebe es etwas beiseite, um ein Überspringen der schädlichen Keime zu verhindern.

Wolfgang Kunckel

5. August 2015

Zusammen sind wir stark

Ich will mich von Köln aus mittels des fest eingebauten Navigationsgeräts meines Autos in ein bestimmtes Parkhaus in Bonn lotsen lassen. Eigentlich eine leichte Aufgabe, es gibt im Menü unter „Sonderziele“ den Punkt „Parkmöglichkeiten“. Allerdings werden mir nur Treffer in der unmittelbaren Umgebung angezeigt. Ich kann auswählen, dass man mir Parkhäuser am Zielort anzeigt, aber mein Auto weiß ja gar nicht, wo ich hin will. Also nehme ich mein Handy und gebe den Namen des Bonner Parkhauses in die Google-Maps-Suche ein, damit ich erfahre, in welcher Straße es sich befindet. Mit diesem Ergebnis füttere ich das Autonavi und aktiviere die Zielführung. Daraufhin kann ich endlich über „Sonderziele“ ein Parkhaus am Zielort aussuchen. Es ist ~~überraschenderweise~~ der erste Treffer.

Johannes Mirus

Vor ein paar Jahren

Wir sind jung und brauchen das Geld

Ich arbeite einige Monate als Programmierer für eine Bank, deren Kunde ich gleichzeitig bin. Irgendwann stelle ich fest, dass ich mit wenigen Handgriffen meinen Kontostand einsehen kann. Und den von allen anderen Kunden der Bank auch. Besondere Tricks brauche ich dazu nicht. Auch die anderen Programmierer in unserem Team können das.

Wir können die Zahlen angucken, aber nicht manipulieren. Doch die Beträge sind aktuell, und sie stimmen auf Punkt und Komma, wie ich durch einen Vergleich mit meinem persönlichen Online-Banking sehe.

Ich stelle mir vor, dass ich mit dieser Information noch am selben Abend in den Fernsehnachrichten sein könnte. Aber wir sind jung und brauchen das Geld.

“Hast du danach deine Bank gewechselt?” fragt ein Kollege mich einige Jahre später, als ich ihm von der Geschichte erzähle. “Nein. Dazu hätte ich ja erst mal auch für alle anderen Banken arbeiten müssen, und danach wäre wahrscheinlich keine mehr übrig gewesen.” “Das stimmt,” sagt ein anderer Kollege, der das Gespräch mitgehört hat und früher für eine andere Bank gearbeitet hat.

Alan Smithee

August 2015

Teures Pflaster: Maut in Europa

Gut, nicht wirklich Pflaster, vermutlich eher Asphalt und Beton, das klingt aber nicht so gut.

Anlässlich einer längeren Autofahrt durch Europa hatte ich die wundervolle Gelegenheit, die Umsetzung der PKW-Maut in verschiedenen europäischen Ländern auszuprobieren. Als vorbildlicher Fernreisender habe ich natürlich vorher die einzelnen Mautbedingungen recherchiert. Dabei fiel auf: es gib ein gewisses Nord-Süd Gefälle, was die Benutzerfreundlichkeit betrifft.

In Deutschland gibt es noch keine PKW Maut, daher konnte ich ohne Probleme bis zur Landesgrenze fahren.

In Tschechien benötigt man für die Maut eine Vignette, die an die Windschutzscheibe geklebt wird. Bestenfalls kauft man diese auf dem letzten Rastplatz vor der Grenze. Vignetten gibt es mit 10 Tage, 1 Monats oder 1 Jahres-Gültigkeit. Als ich sie kaufte, konnte man sie nur Bar und in Euro oder tschechischen Kronen bezahlen. Kartenzahlung funktioniert angeblich, war aber bei mir gerade nicht möglich. Im Land selbst bekommt man von der Maut nichts mehr mit.

Die Slowakei funktioniert mauttechnisch genau wie Tschechien, Vignette an die Scheibe, vor der Grenze kaufen – diesmal sogar via Karte an einer Tankstelle in Grenznähe bezahlbar.

Ungarn ist sich ganz modern. Keine Vignette, keine Mautstationen. Dafür werden vermutlich die Kennzeichen aller Autos auf den Autobahnen erfasst und es gibt irgendeine Datenbank, in der nachgeschaut wird, ob man die Maut gezahlt hat. Das funktioniert erstaunlich unkompliziert über eine mehrsprachige Webseite, wieder mit 10-Tages-, 30-Tages- und Jahresoption. Der Mautkauf ließ sich via Roaming, Mobilinternet und Smartphone aus dem fahrenden Auto auf der slowakischen Autobahn erledigen.

In Serbien und Mazedonien zahlt man die Maut an Mautstationen auf den Autobahnen, an denen man nur kurz anhält und in bar oder mit einer Kreditkarte bezahlen kann. Etwa alle 100 Autobahnkilometer steht eine Station. Aufgrund der geringen Beträge von nicht mal 2 Euro funktioniert alles ohne Bestätigung und der Vorgang dauert weniger als 30 Sekunden. (Verkehr gibt es wenig, daher auch keine Schlangen an den Mautstationen. Es war allerdings auch schon spät abends). Da es eine offene Spur mit einem unbesetzten Häuschen gab, existiert vermutlich auch eine automatisierte Zahloption für

Vielfahrer. Griechenlands Modell funktioniert im Prinzip ähnlich, allerdings kann man dort an den Mautstationen nur in Landeswährung (hurra, aktuell noch Euro) in bar zahlen, Karten werden nicht akzeptiert.

Die Türkei setzt ganz auf Automatisierung, hier gibt es nur Mautstellen ohne Menschen, dafür aber gleich zwei verschiedene RFID-Systeme. Die RFID-Sticker für die Windschutzscheibe kann man erst im Land kaufen und muss dafür zu Postämtern oder ausgewählten Shell-Tankstellen. (So ausgewählt, dass wir keine fanden, die sie verkauft). Man füllt einen Antrag aus, den es nur auf türkisch gibt, und bekommt einen Aufkleber für die Windschutzscheibe, der zu einem aufladbaren Mautkonto gehört. Da man als ausländischer Verkehrsteilnehmer keinen Sticker besitzt, fährt man ziemlich sicher erst einmal ohne durch eine Mautstation. In dieser wird man dann durch gelbe Blinklichter und eine Sirene als Mautpreller enttarnt. Außerdem wird das Kennzeichen erfasst und knapp 80 Lira (~27 €) Strafe angedroht, wenn man seine Mautschulden nicht innerhalb von 7 Tagen bezahlt. Da sie auch die Kennzeichen erfassen (können) frage ich mich, warum man einen RFID-Sticker braucht, sie könnten das Mautkonto doch wie in Ungarn gleich dem Kennzeichen zuordnen.

Bei den Mautsystemen, mit Ausnahme der Türkei, merkt man, dass sie auch mit Ausländern und dem Wissen, ein Transitland zu sein, im Hinterkopf eingeführt wurden. Man kann sich vorher darum kümmern oder unproblematisch vor Ort bezahlen. In der Türkei fallen Touristen irgendwie durch's Raster, müssen erst einmal die Maut prellen und haben Druck und Aufwand, dann schlussendlich die Maut zu bezahlen.

Stefan Jaekel

5.8.2015

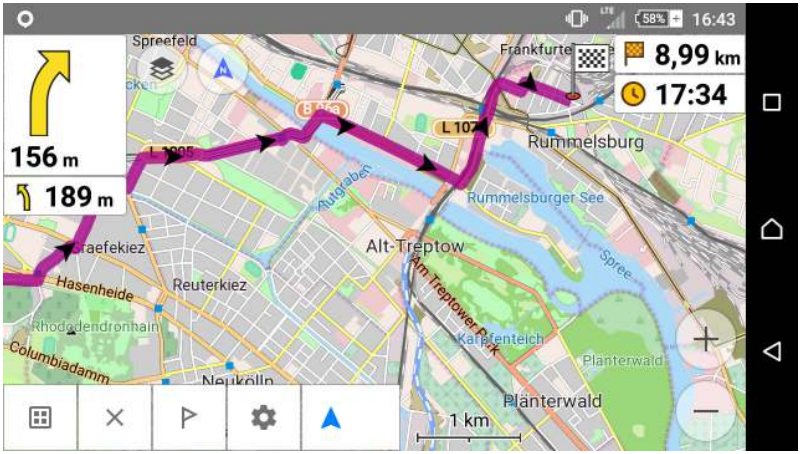
Urbane Navigation: Am Ende doch mit Zettel

Wir haben ein Techniktagebuch-Redaktions-Untergruppentreffen, im richtigen Leben und in einem Teil Berlins, in dem ich mich gar nicht auskenne (bin noch nicht mal sicher, ob ich jemals dort war). Für die Anreise, bei diesem Sommerwetter mit dem Fahrrad, hätte ich in vordigitalen Zeiten den Stadtplan zur Hand genommen, den Weg gesucht und mir die wichtigsten Straßennamen als Wegpunkte auf einen Zettel notiert.

Inzwischen ist das natürlich anders. Auf Google Maps suche ich das Ziel und lasse mir eine Route für Radfahrer anzeigen (Screenshot geht leider aus rechtlichen Gründen nicht). So um die zehn Kilometer, geht in Ordnung.

Aber ich will mich ja möglichst von meinem Smartphone lotsen lassen, und da will ich Google Maps im Navigationsmodus nicht nutzen: Das bisschen Datenvolumen, das mir ein deutscher Mobilfunkprovider monatlich zuteilt, brauche ich für Wichtigeres. Außerdem bin ich ganz grundsätzlich der Ansicht, dass Navigation auch ohne Datenfunkverbindung funktionieren muss, ein GPS-Signal muss reichen.

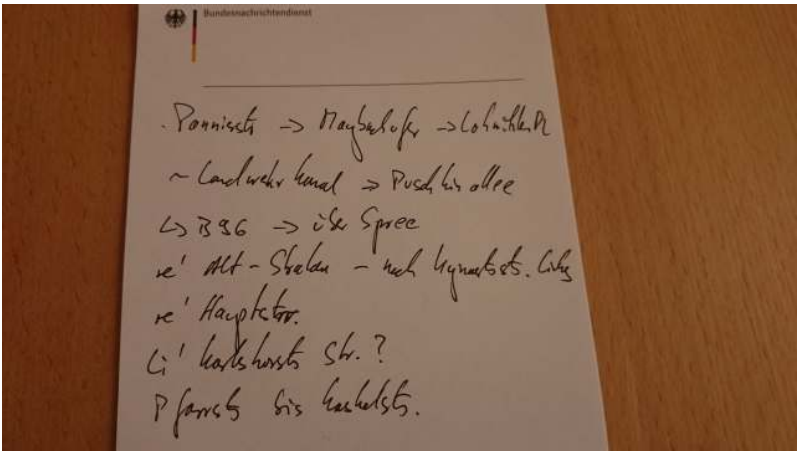
Also rufe ich die Route auf der OsmAnd+-Software auf, die ich auf dem Smartphone installiert habe (und die mich, von merkwürdigen Ortsnamen in Polen abgesehen, bislang auch ganz zuverlässig geführt hat):



Die angegebene Entfernung ist ungefähr die gleiche wie bei Google Maps, also alles klar. Bis auf… ja, bis auf die Routenführung. Die sieht nämlich ziemlich anders aus als bei der Software des Internet-Giganten: Die Route

läuft entlang von Hauptverkehrsstraßen, die für jeden Radfahrer ein Horror sind. Nun habe ich zwar die Fahrradnavigation eingestellt, aber der Weg sieht doch sehr Kraftfahrzeug-optimiert aus. So werde ich bestimmt nicht fahren.

Die Zeit reicht nicht, um herauszufinden, ob und wie ich die Smartphone-Navigationssoftware doch noch auf eine radfahrerfreundliche Strecke umstellen kann. Statt dessen schaue ich noch mal auf Google Maps. Und notiere mir die wichtigsten Straßennamen als Wegpunkte auf einem Zettel.



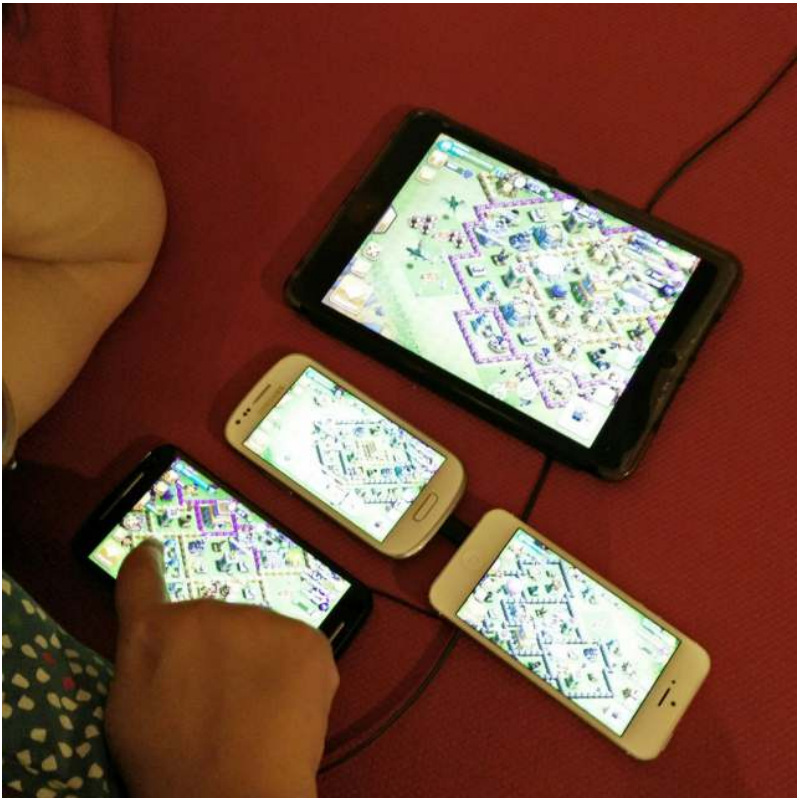
(Nachtrag: Am Ende geht es dann doch ganz anders – aber ebenso analog: Das ganz gute System der Berliner Radrouten-Beschilderung lotst mich den größten Teil des Weges über ruhige Nebenstraßen, ohne dass ich auf den Zettel schauen muss.)

Thomas Wiegold

5. August 2015

A woman's work is never done

"Ich muss jetzt Hausaufgaben machen", sagt N. gegen 22 Uhr. "Was für Hausaufgaben denn?", frage ich. Die schon im Bett liegenden Kinder haben sie gebeten, Dinge bei "Clash of Clans" zu erledigen: "Geld sammeln und neue Sachen bauen und den anderen eins über die Rübe braten."



Oben eigenes Spiel, unten Auftragsarbeiten.

Kathrin Passig

06.08.2015

Bezirksgrenze mitten in meiner Wohnung

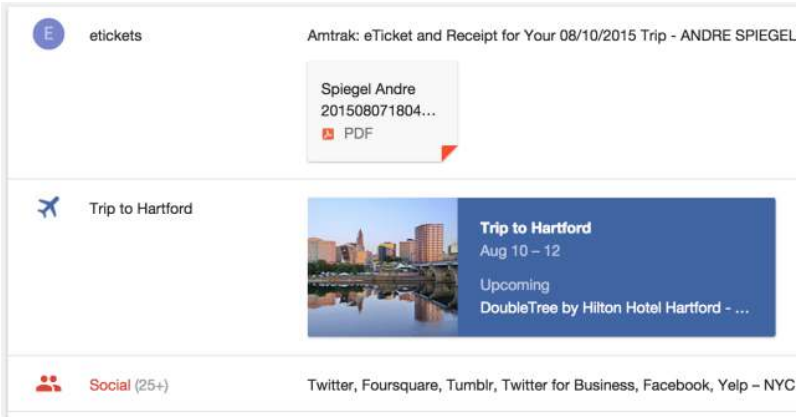
Seit einem halben Jahr habe ich ein Smartphone in Betrieb. Dieses bietet mir parallele Existenzmöglichkeiten. Laut Display-Anzeige meines Samsung Galaxy SIII mini befinde ich mich binnen weniger Meter mal in dem einen, mal in dem anderen Bezirk: Mein Wohnzimmer liegt in *Alt-Treptow,* mein Schlafzimmer, circa fünf Meter entfernt, in *Kreuzberg*. Ich wusste zwar nicht, dass die Bezirksgrenze quer durch meine Wohnung verläuft, aber die App, die mich mit Ortsangabe und Wetterdaten auf dem Seite-1-Bildschirm versorgt, wird schon wissen, wo ich aktuell bin.

Indica

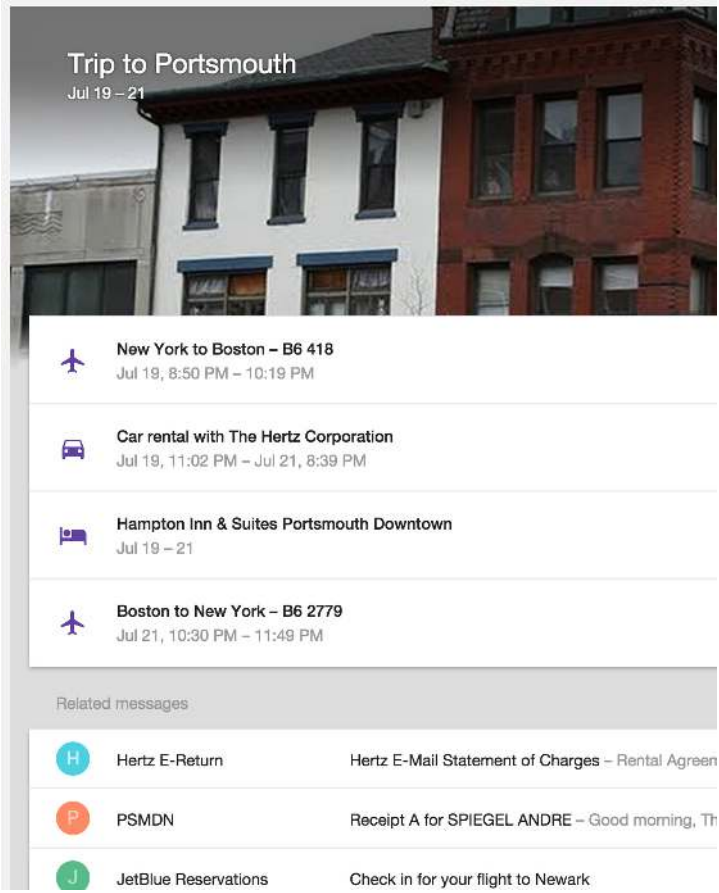
2015-08-07

Google versteht Amtrak nicht

Ich muss nächste Woche geschäftlich nach Hartford, Connecticut. Ich buche mein Hotel und kurze Zeit später die Zugfahrt von New York City nach Windsor Locks, einem Vorort von Hartford. In meiner Google Inbox, die meine E-Mails analysiert und kategorisiert, bietet sich das folgende spektakuläre Bild:



Google hat nicht erkannt, dass die Zugfahrt mit Amtrak zur selben Reise gehört – obwohl der Bahnhof Windsor Locks nur wenige Kilometer von dem Hotel entfernt ist, und ich an genau dem Abend, an dem das Hotel reserviert ist, dort ankommen werde. Das ist äußerst seltsam, denn seit Monaten klappen diese Zuordnungen vollkommen reibungslos, wie dieses Beispiel einer Geschäftsreise aus dem Juli zeigt:



Ich bin nach Boston geflogen, habe dort einen Mietwagen genommen und bin eine gute Stunde weitergefahren, um zu dem Hotel in Portsmouth, New Hampshire zu kommen. Google hat alle diese Buchungen richtig verstanden,

sie logisch-chronologisch geordnet und mich via Google Now im Verlauf der Reise über den jeweils nächsten Schritt informiert, einschließlich eventueller Verspätungen der gewählten Verkehrsmittel.

Das alles funktioniert normalerweise so reibungslos, dass man es überhaupt nicht mehr wahrnimmt. Selbst wenn ich einen Flug über ein obskures Billigreisebüro oder einen Flugschnäppchenjäger buche und eine vollkommen abstrus formatierte Bestätigungsmail erhalte, versteht Google zuverlässig, welcher Flug gemeint ist, was der Buchungscode ist und die planmässige Abflug- und Ankunftszeit. Ich kann mir auch nicht vorstellen, dass die Mailformate aller dieser Reisebüros mühsam bei Google erfasst und aktuell gehalten werden, um die relevanten Buchungsdaten extrahieren zu können. Es muss künstliche Intelligenz am Werk sein, die Google in die Lage versetzt, die Mails zu verstehen, auch wenn das Format nicht genau vorhersehbar ist.

Nur bei Amtrak, der größten und immerhin quasi-staatlichen Eisenbahngesellschaft der USA funktioniert das nicht. Deren Bestätigungsmails, obwohl sie alle relevanten Daten gut lesbar enthalten, scheinen für Google ein Buch mit sieben Siegeln zu sein.

André Spiegel

7. August 2015

Das erste Mal mit Gäste-Pager

Wir treffen uns zu einer Arbeitsbesprechung mit Bad und Bratwurst. Das Essen wird an der Bar bestellt und bezahlt. Dann erhält man ein flaches, quadratisches Gerät mit einer Seitenlänge von ca. 7 cm. Sobald das Essen parat ist, blinkt das Ding. Man bringt es an die Bar und bekommt seinen Teller. Ich vermute dahinter ausgeklügelte Software und viel Computer. Damit ich im Techniktagebuch darüber schreiben kann, frage ich nach. Das sei so was wie ein Pager, lautet die Auskunft. Jedes von den Dingern hat eine zweistellige Nummer (auf dem Bild nicht sichtbar). Die Bestellung wird von Hand auf

einen Papierzettel notiert, dazu die Nummer des Dings, das der Kunde bekommt; dann geht der Zettel in die Küche. Steht das Bestellte bereit, ruft der Koch die entsprechende Nummer an und das Ding beginnt zu blinken.

Eine altmodischere und weniger stumme Lösung desselben Vorgangs habe ich vor ein paar Wochen in einem Strandbad beobachtet: Bei der Bestellung erhält man die eine Hälfte eines Ausrisses aus einem Nummernblock. Die Nummer wird später über Lautsprecher ausgerufen. Und einer noch alt-

modischeren Variante bin ich am Vorabend begegnet, kommt mir beim Aufschreiben in den Sinn: Hier notiert sich die Barista meinen Namen; den ruft der Grilleur später aus, ganz analog, mit sonorer Stimme.

(Franziska Nyffenegger)

7. August 2015

[TT-Aufschreibeservice] Die Geschichten von der re:publica 2015

Auf der re:publica 2015 war das Techniktagebuch unter anderem mit der Veranstaltung "TTIP – Techniktagebuch in Person" vertreten. Autorinnen und Autoren des Techniktagebuchs baten das Publikum darum, eigene Technikgeschichten zu erzählen, mit dem Angebot, sie dann aufzuschreiben und ins Blog zu stellen.

Schon drei Monate später ist es soweit und die Geschichten können im Techniktagebuch erscheinen. Schneller ging es aber auch wirklich nicht: Schließlich mussten wir ja zwischendurch noch die ganze Gegenwart aufschreiben und – wenn wir mal kurz Pause hatten – dazu noch die halbe Vergangenheit.

In den nächsten Tagen werden die eingesammelten Technikgeschichten sukzessive erscheinen (die Links werden ergänzt, wenn die Beiträge publiziert sind):

1. Ein Kurs im Hardware-Hacking
2. Ü-Wagen für's Uni-Radio
3. Meine Online-Bank ringt um Akzeptanz
4. Beschwörungsformel klicken bringt den alten Saab auf Trab
5. Backpacker sucht Steckdose

6. Allzweckwaffe Netzteil?
7. Kein Adapter? Dann ein neues Gerät
8. Das Schlafzimmer als Plattenspieler
9. Kuriosa der Telefonbenutzung

Vielen Dank an alle Gastautorinnen und -autoren für ihre Geschichten.

Die Redaktion

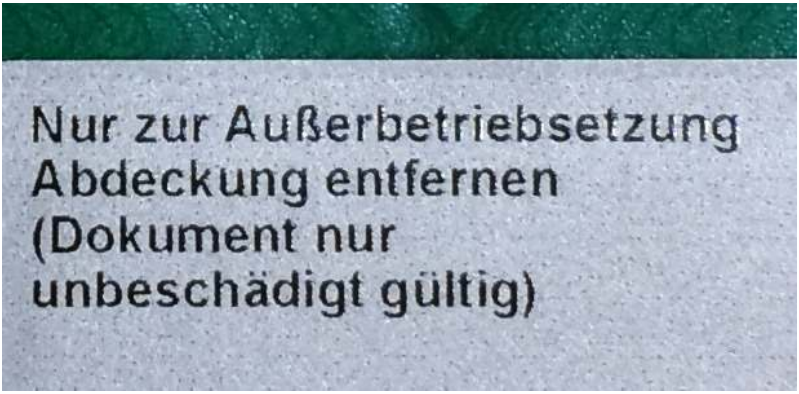
07.08.2015

Außerbetriebsetzung durch Rubbellos

Ich lasse einen alten Motorroller um- und einen anderen abmelden. Weil die Wartezeiten auf Termine für notwendige Behördengänge derzeit in Berlin noch ein paar Wochen betragen und es nicht ganz einfach ist, zwei aufeinanderfolgende Termine zu ergattern, beauftrage ich einen Ummeldeservice. Schließlich möchte ich möglichst bald mit dem Roller durch die Gegend knattern.

Nach wenigen Tagen kann ich die Unterlagen abholen und entdecke etwas Neues auf der Zulassungsbescheinigung, etwas, das aussieht wie ein Rubbellos mit einem Miniatur QR-Code und einer Zahlen- und Ziffernkombination.

Da ich nicht völlig davon überzeugt bin, mit der Zulassung an einer Lotterie teilgenommen zu haben, schaue ich etwas genauer hin.



Messerscharf schließe ich, dass es etwas mit den sagenumwobenen Möglichkeiten zu tun haben dürfte, die der neue Personalausweis mit sich bringt, den es seit ein paar Jahren gibt. Mein neuer Ausweis dieser Art ist derzeit noch in der Produktion, nachdem ich zwei Monate darauf gewartet habe, ihn beantragen zu können. Daher kann ich seine Fähigkeiten nur anhand einer Broschüre theoretisch studieren. Er soll in ein paar Tagen fertig sein.

Allerdings werde ich so schnell nicht in den Genuss kommen, die Außerbetriebsetzungsfunktion auszuprobieren, weil der Roller erst mal angemeldet bleiben soll. Jedenfalls muss ich dann wohl nicht unbedingt vier Wochen auf einen Abmeldetermin warten, wie es derzeit der Fall wäre, oder alternativ einen privaten Dienstleister beauftragen. Stattdessen kann ich das wahrscheinlich bequem von zu Hause erledigen. Dafür benötige ich dann noch ein Personalausweislesegerät aus dem Elektronikhandel, wie ich der Broschüre des Bundesinnenministeriums entnehme. Vielleicht kann man dann sogar mit dem alten Personalausweis einen neuen beantragen. Ganz ohne Termin, ohne Warten, ohne anderen den Termin für wichtigere Behördengänge zu blockieren.

Das Aufrubbeln des Rubbelloses kann ich jetzt schon kaum erwarten und muss mich extrem beherrschen, an der Zulassungsbescheinigung herumzuknibbeln.

Markus Winninghoff

8.8.2015

Ich hab doch kein Netflix und kauf dann noch Hannibal!

Im Elektromarkt stöbern wir nach dem Kauf einer Waschmaschine noch nach neuen BluRays. Trotz intensiver Netflixnutzung können wir irgendwie nicht davon ablassen, regelmäßig einen Packen BluRays auszusuchen und zu kaufen.

Mein Mann stößt auf Hannibal (die Serie) und möchte die erste Staffel kaufen.

“Gibt’s auf Netflix!”, sage ich.

“Aber bestimmt nicht die Uncut Version!”, sagt er.

“Ich kauf aber keine BluRay, wenn ich schon weiß, dass es das auf Netflix gibt und die Uncut-Szenen will ich eh nicht sehen!”, sage ich.

Mein Mann hält fest an der BluRay, ich kann mich aber irgendwie doch durchsetzen und er legt sie schmollend wieder weg.

Das Uncut-Argument ist natürlich nicht von der Hand zu weisen, aber da ich davon ausgehe, dass das dann auch genau die Szenen sind, wo ich mit dem Arm vorm Gesicht auf dem Sofa sitze, weil ich das jetzt wirklich nicht sehen will, bin ich nicht bereit, für etwas Geld auszugeben, dass ich in der für mich besser geeigneteren harmloseren Form auch umsonst haben kann.

Statt dessen kaufen wir unter anderem “A History of Violence”. Da wird auch Leuten die Nase weggeprügelt (im wörtlichen Sinn), dafür schlafe ich aber im letzten Drittel ein. Hannibal gucken wir dann bei Netflix. In der Not-Uncut-Version.

Anne Schüßler

8. August 2015

Auch ein Dudelsack muß stimmen

Zu Besuch auf dem British-Flair-Festival in Klein Flottbek. Ein schöner Spaß, an dem auf übersichtlichem Raum und zeitlich eng getaktet alles an britischen Klischees von Fudge über Whisky und Oldtimern bis Gummistiefelweitwurf abgefeiert wird, dessen man in so kurzer Zeit habhaft werden kann.

An Whisky und Highland Games kann man bereits eine deutliche schottische Präsenz ablesen, und das macht sich im Lauf des Tages auch akustisch in Form einer Marching Band mit Dudelsäcken bemerkbar. Nun marschieren sie da auf der Stelle und liefern alle offiziellen und inoffiziellen schottischen National- und Schlachthymnen ab.

Der Konzertmeister ist allerdings mit dem Klang nicht zufrieden. Bei allem, was man über britische Klischees zu wissen glaubt, würde man annehmen, es gebe jetzt eine mindestens 350 Jahre alte Methode, den Klangkörper zu perfektionieren, aber nein: Wenn nötig, ist die Gegenwart schneller da, als man glaubt: Er zückt nämlich ein elektronisches Stimmgerät und hat damit die Bordunpfeifen aller beteiligten Dudelsäcke in Minutenschnelle auf Kurs gebracht.

Es handelt sich um ein Einzweck-Analoggerät. Inzwischen gibt es sowas natürlich auch als App, aber wer weiß, ob die in Smartphones verbauten Mikrophone den Ansprüchen bei sowas genügen, und vielleicht regeln die ja ab, was hier ein Problem wäre, denn ein Dudelsack ist **laut**!

Nachtvogel, zuerst veröffentlicht unter
nachtvogel.eu/auch-ein-dudelsack-muss-stimmen/

9. August 2015

Bei Amazon arbeiten ausschließlich Menschen

Ich wende mich häufiger per Chat an den Kundenservice von Amazon. (Bisher ging es meist darum, dass ich für irgendetwas eine richtige Rechnung benötigte, für das standardmäßig keine richtigen Rechnungen bereitgestellt wurden.)

Die Dialoge sind selten übermäßig komplex, so dass ich mir gut vorstellen kann, dass in 90 Prozent der Fälle ein Computerprogramm die Rolle meines Gesprächspartners ausfüllen könnte. Seit einiger Zeit frage ich am Ende des Gesprächs immer, ob ich mit einem Menschen oder mit einer Maschine gechattet habe. Bisher war die Antwort immer: Mensch! Heute sogar erweitert: „Bei Amazon arbeiten nur Menschen, ich versichere es Ihnen“

Man beachte: kein Punkt am Ende des Satzes. Ich frage mich:

Würde das ein Computerprogramm machen?

Würde das ein Computerprogramm machen, das vorgibt, kein Computerprogramm zu sein?

Sie erhalten meine Mail mit dem Rücksendeetikett in 2-3 Minuten.

Ich: Vielen Dank!

[illegible] Darf ich im Moment noch etwas für Sie tun?

Ich: Danke, nein. Nur noch eine Frage:
Die Leute sagen immer, dass inzwischen Computerprogramme solche Chats steuern. Bitte verzeihen Sie mir die Frage, aber: Sind Sie ein Mensch?

[illegible] Ja :)

Ich: Nochmal danke und auf Wiedersehen!

[illegible] Bei Amazon arbeiten nur Menschen, ich versichere es Ihnen
Freut mich, dass ich Ihnen behilflich sein konnte!
Ich bedanke mich für den netten Chat und wünsche Ihnen noch einen schönen Abend!
Auf Wiedersehen, Herr Muuss-Merholz

Jöran Muuß-Merholz

10.08.2015

Prähistorische Momente

In einem Anflug von Ordnungswahn bin ich gerade dabei, meine Schubladen mit Computer-Kram aufzuräumen, als mir zwei Packungen mit Disketten und ein externes Diskettenlaufwerk in die Hände fallen. Neugierig, ob sich auf den in die Jahre gekommenen Datenträgern noch Dokumente finden lassen, beginne ich sogleich, eine Diskette nach der anderen durchzusehen. Leider findet sich nichts mehr, alle Disketten sind leer (obwohl ich schwören könnte, dass ich vor ca. 12 Jahren diverse .gif-Dateien von “animated dolls” darauf gespeichert habe). Stattdessen finde ich jedoch eine Diskette mit Treibern für eine “Optical-Scrollmouse MS13” von Hartig & Helling. Ich erinnere mich noch gut daran, die Maus damals selbst benutzt zu haben. Bei meinen Recherchen im Internet stelle ich fest, dass es das Unternehmen noch zu geben scheint, von der Maus finde ich jedoch weit und breit nichts.

Daniela Schmitt

10.08.2015

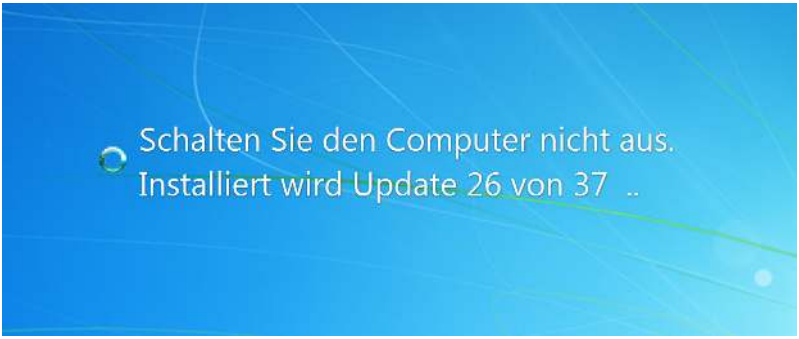
Die Daten fliegen zum Fenster hinaus

Ich bin im Urlaub. Man kann sogar sagen, ich bin fast im Paradies an einem See in Mecklenburg-Vorpommern. Zur Vollkommenheit fehlt Wlan. Immerhin habe ich zwei bis drei Punkte LTE auf meinem iPhone.

Ich muss dringend etwas am Rechner erledigen und klappe das Macbook auf. Ich richte einen “Persönlichen Hotspot” ein und gehe mit dem Macbook ins Netz, um ein kleines Tool herunterzuladen, das ich gleich benötige. Das läuft nur unter Windows. Also starte ich auch noch Parallels und fahre Windows 7 auf dem Macbook hoch.Kurze Zeit später läuft das Tool und macht auch das, was es machen soll.

Mein brav tetherndes Smartphone gibt kurz darauf ein Signal von sich: Es ist eine SMS-Benachrichtigung eingegangen. Ich nehme das Smartphone in die Hand. Es ist glühend heiß. Ich erfahre, dass ich nun für den Rest des Monats nur noch mit verminderter Geschwindigkeit surfe, wenn ich nicht

4,99 € für einen weiteren Datenpass bezahle, so die unzeitgemäße Drohung. Ich willige natürlich ein, denn “verminderte Geschwindigkeit” heißt ja im Grunde eigentlich “komplett ausgebremst auf der Datenautobahn”. Solch eine Benachrichtigung erhalte ich sonst, wenn überhaupt, erst am Ende des Monats.



Ich fahre Windows wieder herunter und stelle fest, dass das System ungefragt etliche Updates heruntergeladen hat. Darum ist das Handy infolge des Datendurchsatzes auch wohl so heiß geworden. Und natürlich mein Datenvolumen zum Fenster hinausgeflogen.

Markus Winninghoff

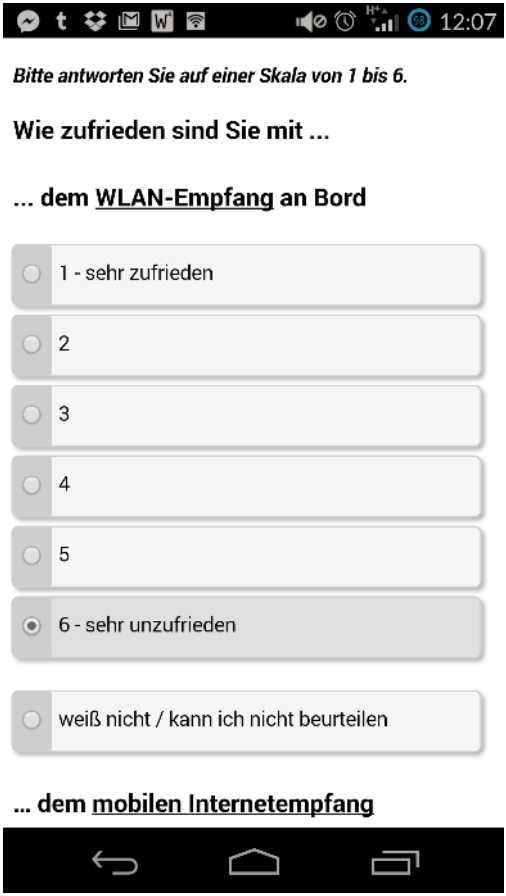
10. August 2015

Ich würde der Bahn gern sagen, dass ich mir mehr Internet wünsche, aber es gibt ja kein Internet

An den Rückenlehnen einiger, aber nicht aller Sitze im Großraumabteil kleben QR-Codes:

Ich habe auf dem neuen Handy noch keinen QR-Code-Leser, weil ich fast nie einen brauche. Ich versuche einen zu installieren, aber mangels Internet in der Bahn klappt es mit dem Download (16 MB) erst sechs Stunden später, als ich schon wieder in Berlin bin. Das ist nicht so schlimm, denn für den Aufruf der unter dem QR-Code noch mal aufgedruckten URL hätte das Internet im Zug ja auch nicht gereicht.

Man kann mit der App keine QR-Codes von bereits gemachten Fotos einlesen. Ich muss erst diesen Techniktagebuchbeitrag schreiben und dann den QR-Code mit dem Handy vom Macbookbildschirm scannen. Er führt zu einer technisch eher hakelig und lahm funktionierenden Befragung, aber nach mehreren Versuchen gelingt es mir, der Bahn mitzuteilen, was ich sagen wollte:



Ergänzung von André Spiegel (im Techniktagebuch-Redaktionschat): “Ich habe ehrlich gesagt Schwierigkeiten, mir zusammenzureimen, was sie mit ‘WLAN’ und mit ‘mobilem Internet’ genau meinen. Vielleicht wussten sie das beim Ausdenken der Fragen auch nicht so genau, oder die Fragenstel-

ler und die Fragenauswerter verstehen unterschiedliche Dinge darunter. Es gibt mindestens zwei grundverschiedene Interpretationen. a) WLAN ist die Infrastruktur im Zug, mobiles Internet ist, wieviel Internet ich über diese Infrastruktur kriege. Oder b) WLAN ist das, was der Zug macht, mobiles Internet ist das, was ich kriege, ohne irgendwas aus dem Zug zu benutzen. Da du beides mit 'sehr unzufrieden' beklagst, bist du vermutlich auf der sicheren Seite. Aber es würde mich sehr wundern, wenn die Begriffsverwirrung nicht bei jedem einzelnen Umfrageteilnehmer, bei den Fragestellern, bei den Frageauswertern, und bei den Ingenieuren, die das Internet im Zug bauen sollen, herrscht."

Kathrin Passig

August 2015

Verlassenes Telefon in Istanbul

An einem Park im Istanbuler Stadtteil Sisli steht ein kleines, leerstehendes Häuschen. Es könnte mal ein Restaurant gewesen sein und vor dem Haus sieht man immer wieder sich unterhaltende Männer, die zum Gespräch ein paar Tees trinken. An der Wand des Häuschens ist ein Kasten aus Holz angebracht, der an einer Seite offen ist. Drinnen steht ein in Plastik eingewickeltes Telefon auf alten Zeitungen, über dem Kasten hängt ein ausgedruckter Kartenausschnitt von Google Maps an der Wand des Häuschens. Es ist ein bisschen eingestaubt, aber allzu lange scheint die letzte Benutzung auch noch nicht her zu sein. Leider reichte mein Türkisch nicht aus, um die alten Männer nach dem Sinn des Telefons zu fragen. Ob man die Nummer wohl irgendwo findet? Und wer wohl rangehen würde, wenn man anruft?

BÜYÜK
İSTANBUL
KONSERİ
28 HAZİRAN PAZAR
SAAT 16:00
BÜYÜK
İSTANBUL
KONSERİ
28 HAZİRAN PAZAR
SAAT 16:00
HALKEVİ

Katharin Tai

2015-08-11

Kathrin schreibt einen völlig unverständlichen Beitrag

Ich finde Kathrins Beitrag »IBAN, wo ist dein Stachel?« vollkommen unverständlich. Sie beschreibt, dass man bei ihrer Bank offenbar irgendein Dokument hochladen kann, und die Bank merkt dann, ob in diesem Dokument irgendwo eine IBAN steht, und benutzt die zum Ausfüllen eines Überweisungsformulars. Ich habe keine Ahnung, was das für ein Dokument sein soll und bitte Kathrin, es genauer zu erklären.

»So besser?« fragt sie nach kaum einer Minute.

Ich lade den Beitrag neu, aber ich sehe keine Änderung. Wir verbringen einige Minuten damit, einen Fehler bei Tumblr zu vermuten, bis sich herausstellt, dass Kathrin tatsächlich etwas geändert hat, nämlich einen einzigen Teilsatz. Vorher hieß es:

»Diesmal aber funktioniert alles wie versprochen, die Überweisungsdaten landen an den richtigen Stellen«

Jetzt steht da:

»Diesmal aber funktioniert alles wie versprochen, das Rechnungs-PDF wird hochgeladen und eingelesen, alle Überweisungsdaten landen an den richtigen Stellen«

Die anderen in der Redaktion sind jetzt zufrieden, aber ich verstehe noch immer nur Bahnhof. Was ist denn ein Rechnungs-PDF? Langsam beginnt uns zu dämmern, dass zwischen uns ein Technologiegraben verläuft. In Deutschland werden Rechnungen offenbar als PDF und per E-Mail verschickt. Das ist mir in den USA noch nie passiert. Ich glaube, keiner würde eine Rechnung, die per E-Mail eintrifft, ernst nehmen. Rechnungen kommen auf Papier mit der Briefpost, und selbst dann muss man sie nur ernst nehmen, wenn sich die Farbe des Umschlags von weiß zu gelb verändert und als Absender plötzlich eine Anwaltskanzlei draufsteht.

Ich bekomme überhaupt nur zwei Arten von Rechnungen: für Arztbesuche (der Selbstkostenanteil) und für die Monatsmiete (die kommt nicht mit der Post, sondern wird von den Hausangestellten in den Türfalz gesteckt). Eigentlich ist die Mietrechnung jetzt auch überflüssig, weil sie ja seit ganz kurzem auch vom Konto abgebucht wird. So wie alles andere, zum Beispiel Strom und Versicherung. Für diese Dinge bekommt man überhaupt keine Rechnung mehr, auch nicht per E-Mail. Man kann die Rechnung höchstens bei Bedarf auf der Webseite des Unternehmens abrufen.

Aber selbst wenn wir annehmen, dass es in Deutschland Rechnungs-PDFs gibt, verstehe ich immer noch nicht, wie das funktionieren soll. Sind die Rechnungen denn in irgendeinem Standardformat? Woher weiß die Software sonst, wo die Empfängerkontonummer steht und der Verwendungszweck und die Rechnungssumme? Ist es schon mal vorgekommen, dass die Postleitzahl irrtümlich als Summe interpretiert und dann ein fünfstelliger Betrag überwiesen wurde?

Es stimmt schon: Erst vor ein paar Tagen habe ich berichtet, dass Google inzwischen alle möglichen Arten von Flugbestätigungsmails versteht, aber das ist ja auch Google. Sowas können Banken doch nicht. Oder?

André Spiegel

11. 8. 2015

A wie Anruf aus Versehen

Das Kind buddelt im Sand und braucht keine Aufsicht, daher schaue ich auf mein Smartphone und finde einen verpassten Anruf, etwa eine Stunde alt. Er ist von einer befreundeten Mutter mit einem Sohn im selben Alter (P., fast zwei). Vielleicht wollte sie ein spontanes Spielplatztreffen ausmachen, daher rufe ich gleich zurück.

“Nein, P. hat dich angerufen,” verkündet die Mutter gutgelaunt. Ich verstehe sofort.

Der kleine P. hat sich in das Adressbuch seiner Mutter hineinnavigiert und den obersten Eintrag aufgerufen. Durch meinen Vornamen bin ich bei Listen und in Adressbüchern oft der erste Eintrag (siehe auch hier), und daher schon jeher das prädestinierte Ziel versehentlicher Anrufe. Eltern und andere Verwandte rufen immer wieder aus Versehen den obersten Eintrag in der Kontaktliste ihrer Festnetztelefone an. Früher, als die Handys noch Tasten hatten, waren es vor allem Handtaschen und Rucksäcke, die mich anriefen. Die Tasche einer Freundin hinterließ mir einmal eine zehnminütige Nachricht auf meiner Mailbox. Später, als jeder Smartphones mit Touchscreen hatte, verschwanden diese Anrufe und wurden durch gelegentliche Telefonate mit Herrenhosentaschen ersetzt, ausgelöst durch das Hinterteil des Besitzers. Und nun eben neugierige Kleinkinder, die mit dem Smartphone ihrer Eltern spielen.

(Als ich die Episode meinem Mann erzähle, meint er: "Das kommt nur, weil die Leute zu faul sind, die völlig sinnlose Sortierung nach Vornamen in ihren Kontakten umzustellen." Ich gehe kurz in mich und überlege, warum ich das bisher nie getan habe. Die einzige Antwort: weil es bei jedem Telefon mit Kontaktliste, das ich jemals besessen habe, ob Handy oder Festnetz, eben immer so voreingestellt war und ich mich einfach daran gewöhnt habe.)

Angela Heider-Willms

11.8.2015

Uropower – Hier könnte ihr Text stehen

Der Urologe fragt, ob meine Blase schon „geschallt“ wurde? Nicht, daß sie wieder nicht voll genug ist für die Harnstrahlmessung, wie beim letzten Mal! Bei dieser Messung uriniert man in einem Separée in ein Becken, in das ein Plastetrichter so montiert wurde, daß er als Sensor für den Druck wirkt. Am Automaten, dem man anschließend ein Kärtchen mit einem für etwaiges Miktionsfehlverhalten aufschlußreichen Diagramm entnimmt, steht: „*Hier könnte ihr Text stehen.*“ Ich habe ja schon oft im Leben gedacht: „Hier könnte mein Text stehen . . . “, aber hier?

Jochen Schmidt

11. August 2015

Ein Gerät, zwei Kameras

Ich bleibe stehen, um einer Frau über 50 mit ihrem ausgestrecktem Smartphone vor einem beliebten Fotomotiv nicht ins Bild zu laufen. »Oh, gehen Sie ruhig weiter, ich mache nur ein Selfie«, sagt sie. Obschon ich natürlich weiß, dass auch ältere Menschen Selfies schießen können, verbinde ich das Phänomen mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Dabei sind die Anzeichen recht eindeutig: ihr ausgestreckter Arm, die Positionierung leicht über Augenhöhe, das eingefrorene Lächeln. Doch sie wäre nicht die erste Person, die sich für ein gutes Foto etwas verrenkt und seltsam dreinschaut. Seit der Einführung von Frontkameras in populären Smartphones ab etwa 2010 ist es nicht mehr immer offensichtlich, in welche Richtung fotografiert wird.

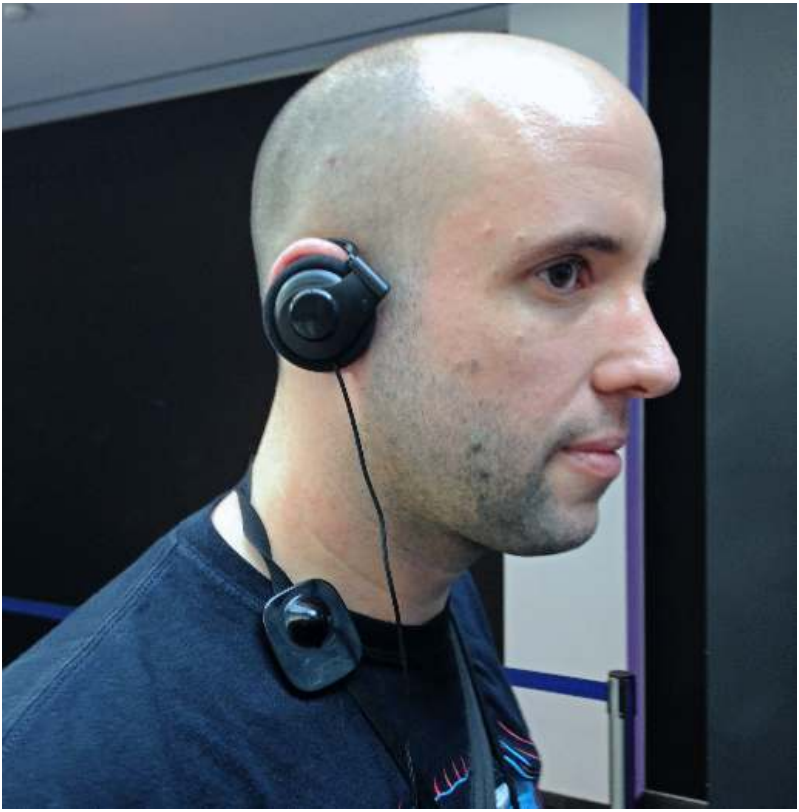
Patrick

11. August 2015

Original-Requisiten sind nicht genug

Ich besuche die Ausstellung “Star Wars: Identities” in Köln. Die Karten haben 23,95 pro Stück gekostet und man musste sich beim Online-Buchen auf Tag und Uhrzeit festlegen – das ganze scheint also eine exklusive Angelegenheit zu sein.

Als wir im Museum ankommen, wird schnell klar, mit welchen Kosten die Ausstellung für die Betreiber verbunden ist. Jeder Gast bekommt sowohl ein Gummiarmband mit Chip als auch einen Audioguide, bestehend aus einer Hörmuschel, die ans Ohr geklipst wird, und einem Infrarot-Sensor, den man um den Hals hängen hat.



Eine Mitarbeiterin des Museums erklärt die Funktionsweise der verschiedenen Gadgets und wir können sie anschließend in der Ausstellung überprüfen.

Mit dem Armband kann man an verschiedenen Punkten der Ausstellung interaktive Dinge tun. Das “Identities”-Konzept besteht darin, dass die Besucherinnen und Besucher während sie durch die Ausstellung gehen, einen

eigenen Charakter erschaffen, dem sie Stück für Stück verschiedene Eigenschaften zuweisen. Manchmal reicht es, das Armband direkt an ein Panel in der Wand zu halten, zum Beispiel um die (Alien-)Rasse auszuwählen, zu der man gehören möchte – in anderen Fällen meldet das Armband einen an einem Bildschirmterminal an, wo man dann zum Beispiel seinen Namen eingibt.

Am Ende der Ausstellung rechnet einem das System dann aus allen Entscheidungen, die man getroffen hat, einen Charakter mit Bild zusammen, den man sich auch per Mail zusenden kann. Ein kurioses aber cooles Memorandum, wenn man Star Wars mag.

Das besondere am Audioguide ist, dass er automatisch funktioniert, man muss also nicht manuell auswählen, dass man jetzt etwas hören möchte. Sobald das um den Hals hängende Gerät von einem nahen Sender erfasst wird und eine direkte Sichtlinie besteht, beginnt jemand, in meinem Ohr zu reden.

Ich finde das nicht sehr praktisch, denn man muss nur falsch stehen und die Übertragung beginnt oder wird unterbrochen (manchmal muss ich meinen Sensor mit der Hand zuhalten, um in Ruhe einen Ausstellungsgegenstand zu betrachten). Außerdem stößt man auf diese Art immer irgendwo in der Mitte zu einer in Dauerschleife laufenden Erklärung hinzu.

Vielleicht sind die Geräte dazu da, um die Ausstellung für Kinder interessanter zu machen. Vielleicht dachten sich die Entwickler, dass sie dem Science-Fiction-Konzept der Filme auch ein entsprechendes Ausstellungskonzept mit viel Technik entgegenstellen müssen. Für mich jedenfalls waren die wahren Stars der Ausstellung allerdings trotzdem die vielen Originalrequisiten aus fast 40 Jahren Star Wars.

Alexander Matzkeit

Seit Weihnachten 1980

Mein erstes drahtloses Social Network

Es war ein großer Wunsch, aber da mein Geburtstag gut drei Wochen vor Weihnachten liegt, ist ein Geschenk, das wegen seines Preises zu beiden Anlässen geschenkt wird, nicht so schmerzhaft.

So liegt also unter dem Tannenbaum ein Karton mit zwei schwarzen Plastikkästen. STABO Multifon Alfa heißen sie.

Zwei CB-Funk-Geräte. Die Zulassungskriterien sind sehr restriktiv. Frequenzen sind ein Heiligtum. Die Geräte haben nur einen Kanal und eine effektive Sendeleistung von 100 mW.

Dadurch ist ihre Reichweite sehr begrenzt. Das 11m-Band (27 MHz), in dem der CB-Funk sich abspielt, ist zwar Kurzwelle und eigentlich prädestiniert, schlechtere Audioqualität, aber große Reichweiten zu erzielen– aber gerade nicht mit diesen “Handpusten”.

Die große Reichweite der Kurzwelle kommt daher, dass ihre Radiowellen von der Ionosphäre in 80 km Höhe reflektiert werden und es daher auch hinter dem Horizont weiter geht, aber 0,1 Watt reichen gerade mal zum nächsten Häuserblock.

Mein bester Freund wohnt 1 ½ Straßen weiter. Es ist sinnlos, ihm das zweite Gerät zu geben, da wir uns damit nicht hören werden, aber zum Agent spielen mit Kumpels reicht es.

Ab und zu empfange ich auch andere Stimmen und wir kommen ins Gespräch. Die Party geht offenbar auf einem anderen Kanal ab. Meine Handpusten haben Kanal 14, aber in Gerresheim ist Kanal 13 der Hauskanal.

Die strategische Arbeit beginnt und wieder zu Weihnachten und Geburtstag zusammen bekomme ich 1981 einen Update.

Das FS 112 von Asahi hat alle 12 damals zugelassenen Kanäle und gleich 500 mW Ausgangsleistung. Mehr Sendeleistung ist mit legalen Geräten nicht drin.

Während das kleine Ding von STABO mit einer 9 Volt Blockbatterie betrieben wird, die schneller leer ist, als man sie vom Taschengeld nachkaufen kann, hat das FS 112 im Rückdeckel Schienen für Mignon-Batterien. Und zwar für 10 davon, wobei eine Dummy-Batterie dabei ist.

Das Gerät wird nämlich mit 12 V betrieben. Dazu reichen 9 Mignon-Zellen, die zusammen 13,5 V anbieten. Bei handelsüblichen Nickel-Cadmium-Akkus (NiCd) sind aber pro Zelle nur 1,2 Volt verfügbar. Nutzt man Akkus, dann braucht man also 10, bei Trockenbatterien nur 9 Zellen. Der Dummy ist für den freien Platz, wenn man Trockenbatterien nutzt.

Ich beschaffe zwei Sätze Akkus und ein Ladegerät.

Nun kann ich mit den neuen CB-Funk-Freunden im größeren Stadtteil Gerresheim quatschen. Zumindest, wenn ich auf dem Balkon sitze.

1983 werde ich kurz vor Weihnachten 18 und die nächste Evolutionsstufe kommt: Eine Heimstation. Heimstationen werden auch "KF" genannt, weil die postalischen Prüfnummern der Heimstationen mit KF beginnen.

Die Antenne, eine Groundplane mit einer Höhe von fast 1,80 m montieren wir an einer Ecke des Balkons auf einem runden Holzstab, der mit Gewindestangen 30 cm außerhalb der Balkonbrüstung befestigt ist.

Nach dem Abi 1985 werde ich Zeitsoldat und mein erstes Auto, ein R4, bekommt auch ein CB-Funkgerät. Das verhindert zwar mal, dass ich problemlos die TÜV-Plakette bekomme, ist aber ansonsten sehr hilfreich.

Kanal 9, der Notrufkanal, wird von Lkw-Fahrern zum Quatschen benutzt. Lässt man ihn auf der Autobahn mitlaufen, kann man an zunehmendem Geräusch erkennen, dass man auf einen Stau zufährt und sich ins Gespräch einklinken, um zu erfahren, wo man die Autobahn verlassen sollte.

Man versucht dazu, in Gesprächslücken die Sendetaste zu drücken und "X" hin den Äther zu rufen.

X ist die Abkürzung für QRX. QRX ist ein Q-Schlüssel, der beim Tastfunk benutzt wird, um die üblichen Floskeln wie "Hier Station Alfa, ich rufe Station Gamma" nicht dauernd ausschreiben zu müssen. Das ist beim Morsen ungemein praktisch und überwindet Sprachbarrieren, Amateurfunker, die eine

staatliche Prüfung über Funktechnik und -disziplin ablegen müssen, empfinden jedoch eine gewisse Fremdscham, wenn sie uns beobachten. So, als ob auf der Straße jemand LOL sagt oder TGIF.

Andere Codes lauten:

QRZ? (wir sagen ernsthaft “Qu Er Zett Fragezeichen”) um den Namen des Gesprächspartners zu erfragen.

QRV? um zu erfahren, wie gut man verstanden wird.

QSL, die Bitte um eine Empfangsbestätigung, kommt praktisch nur bei den QSL-Karten vor: Man schickt sich gegenseitig Postkarten mit einem Logo, das Bezug zum Namen der eigenen Funkstation hat, und einer Bestätigung, wann man miteinander kommuniziert hat.

1985 baue ich mein erstes Modem und gehe in Mailboxen online und schreibe mehr mit Leuten als ich mit ihnen funke.

1988 landet mein Auto mitsamt Funkgerät auf dem Schrottplatz. Hier endet meine CB-Funk-Aktivität endgültig.

2015 sehe ich in der Fränkischen Schweiz auf der Durchfahrt durch ein kleines Dorf ein Schild: “CB-Funk Anrufkanal: 12”.

Dort gibt es also noch eine offenbar organisierte CB-Funk-Gruppe. Lustigerweise in einem Tal, in dem mein Handy kein Netz hat.

Volker König

11. August 2015

Eventuell die letzten vier VHS-Kassetten der Welt

“Schau mal”, sage ich beim Warten an der Supermarktkasse zu Aleks, “es gibt immer noch CD-Rohlinge. Und CD-Hüllen!”

Ganz links in der Reihe liegen sogar noch vier leere Videokassetten. Ich kann es leider auf meinem Foto nicht erkennen, und die Rewe-Website verschweigt ihre Existenz, aber es sieht so aus, als kosteten sie € 3,99 das Stück.

Kathrin Passig

11. August 2015

IBAN, wo ist dein Stachel?

Im Onlinebanking der Deutschen Bank taucht eine Option auf, die es bei der letzten Überweisung noch nicht gab:

"Schnell und einfach" bedeutet im Umgang mit Banken, Mobilfunkanbietern und anderen Behörden meistens "dauert kaum mehr als viermal so lang wie erwartet, den Techniktagebuchbeitrag noch nicht eingerechnet, den man danach über die Verworrenheit des Vorgangs schreiben muss". Diesmal aber funktioniert alles exakt wie versprochen, das Rechnungs-PDF wird hochgeladen und eingelesen, alle Überweisungsdaten landen an den richtigen Stellen und die Zukunft, in der für Maschinen gemachte Zahlen nicht mehr von Menschen gelesen und abgetippt werden müssen, ist wieder ein kleines Stückchen näher gerückt.

Update: Vor lauter Begeisterung und Techniktagebuch vergesse ich, die Überweisung auch abzuschicken, die Session läuft wegen Zeitüberschreitung ab und ich muss noch mal von vorn anfangen. Insgesamt ging es also doch nicht schneller als sonst.

Kathrin Passig

11.8.2015

Verzweifeln an WhatsApp

Ich bin momentan für einen Sprachkurs in Izmir, also in der Türkei. Tatsächlich bin ich auch erst seit drei Wochen wieder so richtig in Europa, nachdem ich ein Jahr in China verbracht habe. Ich bin daher irgendwie etwas aus dem Tritt, was die aktuell heißen Apps angeht (auch die drei Jahre im Ausland vor dem Chinajahr haben nicht geholfen).

Dieses Mal: WhatsApp.

Da sowohl meine Kursteilnahme als auch die eines Großteils der anderen Teilnehmer über ein Stipendium für deutsche Studenten finanziert wird, sind wir entsprechend viele Deutsche. Und am Anfang steht natürlich das Connecten miteinander – Kontaktdaten austauschen. Ich lerne: Der deutsche Student fragt heutzutage zuerst, ob die anderen WhatsApp haben, und schlägt das Erstellen einer WhatsApp-Gruppe vor. Aha, gut zu wissen, ist notiert – genauso ist es auch in China, nur dass es statt WhatsApp WeChat gibt. Aber wie fügt man denn jetzt Kontakte hinzu? Bei WeChat hat man einen individuellen QR-Code, den man anderen unter die Nase hält oder auf seine Visitenkarte druckt. Den scannen andere einfach und schon können sie eine Kontaktanfrage verschicken.

Die anderen sind total geduldig und erklären mir, dass man bei WhatsApp einfach die Telefonnummer der anderen zu den eigenen Kontakten hinzufügt und die dann in der Kontaktliste auftauchen (ich komme mir ein bisschen alt vor, dabei sind die meisten anderen älter als ich).

Also meistens funktioniert das so, sagt man mir, als es nicht so recht klappen will. Wenn WhatsApp mit den internationalen Vorwahlen klarkommt, die man benutzt. Und manchmal auch erst nach einer ganzen Weile, weil die Synchronisation nicht immer schnell ist. Ich finde von den Leuten, die ich hinzugefügt habe, leider gerade niemanden in meiner Kontaktliste und bin irgendwann etwas genervt. Warum ist das so kompliziert? Warum kann man Leute nicht einfach direkt in der App hinzufügen, wie man das in China

macht? Und warum macht es niemandem etwas aus, dass dieser Mechanismus so fehlerhaft ist? Vermutlich ärgert es mich nur, weil ich die besser funktionierende und reibungslose Version aus China kenne.

Katharin Tai

7. bis 12. August 2015

Medientheoretische Studien zu zeitgenössischen Paarungsmöglichkeiten II: okcupid

Die Sommerhitze nimmt kein Ende, die Schlaflosigkeit auch nicht, und so beschliesse ich meine medientheoretischen Studien zu zeitgenössischen Paarungsmöglichkeiten fortzusetzen. Auf Empfehlung richte ich auf okcupid ein Profil ein. Ich beantworte rund 200 Fragen, fülle die selbstbeschreibenden Felder mit Alliterationen, ohne dabei viel von mir preis zu geben („what are you really good at?“ – „whale watching“) und setze ein unscharfes Porträtbild ein. Ich rechne damit, bald irgendwelchen Bekannten zu begegnen, doch das wird nicht der Fall sein.

Der Algorithmus schlägt mir innerhalb von 24 Stunden drei Menschen *nearby* mit über 90% Matchingpunkten vor. Das System informiert mich zudem darüber, dass ich in über 500 Fällen als möglicher Match auftauche und bereits unzählige Likes erhalten habe (die ich aber erst sehen täte, würde ich etwas zahlen). Ich bekomme mehr oder weniger umgehend ein gutes Dutzend *messages*, längere, kürzere, kurze und sehr kurze, kluge, witzige, teils sehr direkte, dann auch ganz dumme, absolut nichts sagende, und das aus aller Welt. *Ego boost at its best.*

In den nächsten Tagen und Nächten beantworte ich weitere Fragen, um den Algorithmus zu schärfen, allerdings nur wenige der immer zahlreicher eingehenden Nachrichten. Das doch recht heterogene Interesse an meiner Person – oder müsste ich sagen: an meinem Profil? – überfordert mich.

Einen Moment lang kommt mir das Ganze vor wie eine unglaubliche Beschleunigung des Modells Brieffreundschaft, das ich aus meiner Jugend kenne: Man schreibt sich, hin und her, erzählt ein bisschen von sich und seinem Leben, stellt Fragen und gibt Antworten, schickt die Briefe an eine postlagernde Adresse respektive über Chiffre; dann wird man vertrauter, gibt die Privatadresse preis, man wechselt den Kommunikationskanal. Und irgendwann kommt es zu einem Treffen. Was früher ein halbes Jahr oder länger gedauert hat, realisiert sich heute in wenigen Stunden. Ich bin so beeindruckt, dass ich das Profil sofort wieder lösche.

Franziska Nyffenegger

12. August 2015

Digital-analoge Vinylhandhabung

Ein junger Mensch (*1981) freut sich über meine Schallplatten und nimmt eine meiner Scheiben leihweise mit. Er besitzt selbst eine grosse Sammlung, die er laufend erweitert, vorwiegend mit Flohmarkttrouvaillen, erzählt er mir. Später sehe ich in seiner Facebook-Chronik ein Foto meiner Platte, im Kommentarfeld ein Youtube-Link dazu.

Dann sehe ich, dass der Eintrag kein Einzelfall ist, sondern Teil einer Serie, die fast täglich Erweiterung erfährt. Die Youtube-Links führen zu den digitalisierten Versionen der LPs oder einzelnen darauf enthaltenen Musikstücken. Ob es sich um ein persönliches Projekt handelt oder um ein Szeneding unter Vinylfans, werde ich bei Gelegenheit erfragen.

Franziska Nyffenegger

12. August 2015

Einkaufszentrum mit Zukunftsanschluss

Das Einkaufszentrum “Minto” in Mönchengladbach ist erst im März dieses Jahres eröffnet worden. Entsprechend hochtechnologisch ist es ausgestattet. Am Eingang sieht man sich einem etwa 30 Grad geneigten Touchscreen-Monitor gegenüber, mit dem man die Untiefen des Zentrums erkunden kann. Wenn man ein Geschäft sucht, gibt man nur den Namen ein und das Gerät zeigt einem auf einer Karte animiert den Weg dorthin (dies habe ich leider nicht dokumentiert).

Genauso indikativ für den Modernitätsgrad: Die überall herumstehenden Couches, in denen ermüdete Shopperinnen und Shopper sich eine Auszeit gönnen können, haben kunstvoll ins Gesamtdesign eingebettete Steckdosen auf jeder Seite, um elektronische Geräte zu laden.

Alexander Matzkeit

2015 und schon immer, seit wir mit Elektronik reisen

[TT-Aufschreibeservice] Backpacker sucht Steckdose

Wenn man auf der Welt unterwegs ist in irgendwelchen Backpacker-Hotels, stellt sich schnell die Frage: Wo ist die Steckdose? Meistens ist sie irgendwo unter der Zimmerdecke angebracht. Also versucht man dann, das iPad beim Aufladen so hochzuhalten, dass das Ganze auch funktioniert.

In Thailand kommt ein weiteres Problem hinzu. Die Steckdosen sind flache Teile mit Löchern, die auch noch ausgeleiert sind. Die Netzteile halten darin überhaupt nicht. Mit ein bisschen Glück gibt es im Guesthouse einen Adapter, den gerade kein anderer braucht, der genau in die Löcher der Steckdose passt und der das Netzteil notdürftig hält.

Beim letzten Mal hat aber auch das mit diesem Adapter nicht funktioniert. Später habe ich festgestellt, dass es nicht am Adapter lag, sondern am Netzteil selbst. Da habe ich, um das Problem zu lösen, gleich ein neues Netzteil im Land gekauft.

Das neue Netzteil war zwar doppelt so dick wie mein altes, passte aber wunderbar in die Steckdose im Guesthouse. Bei der Rückkehr nach Deutschland dachte ich dann: Mensch, jetzt hab ich ein Ersatz-Netzteil!

Allerdings sind die Steckdosen in Deutschland nicht so flache Dinger wie in Thailand. Sondern haben so eine Vertiefung in der Mitte. Den Ziegelstein habe ich da gar nicht erst reinbekommen. Pech.

Esther Debor-Gregor, erzählt auf der re:publica 2015

August 2015

Nicht ganz komplikationsfreier Lifehack mit Navi, Straßenhändler, USB-Kabel, Schweizer Taschenmesser und Pflaster (sensitiv)

Wenn wir mit einem Mietwagen in fremden Gegenden unterwegs sind, haben wir – der Mann und ich – immer unser eigenes Navigationsgerät von Navigon mit Halterung und Kabel für den Zigarettenanzünder dabei. So auch in diesem Toskana-Urlaub. Daher finden wir anfangs problemlos alle gewünschten Ziele. Doch nach etwa einem Tag meldet das Navi das Ende des Akkus. Erst da stellen wir fest, dass es über den Zigarettenanzünder-Eingang gar nicht geladen hatte. Dieser scheint nämlich kaputt zu sein.

Was tun?

Zunächst einmal navigieren wir (redundante Systeme!) mit der Navigon-Software auf dem Smartphone. Glücklicherweise hat das Mietauto eine USB-Buchse, so dass hier wenigstens kein Stromverlust droht. Der große Nachteil: Wir haben nicht, wie in unserem eigenen Auto, eine Halterung für das Handy. Die Sicht auf das Display ist für den Fahrer suboptimal, selbst wenn der Beifahrer sich beim Ins-Blickfeld-Halten fast die Schulter ausrenkt (was naturgemäß auch nicht stundenlang durchzuhalten ist).

Aber wir haben ja die USB-Buchse. Bloß braucht das Navi einen USB- auf Mini-USB-Stecker. Wir haben aber für Smartphones und Kameras nur USB auf Micro-USB dabei.

Also halten wir an diesem Tag in Florenz nach einem Elektronikgeschäft Ausschau. Erst einmal Fehlanzeige. Fündig werden wir dann auf den Stufen zum Piazzale Michelangelo. Ein Straßenhändler hat dort auf dem etwa einen Quadratmeter seines Tuchs eine Auswahl an elektronischen Kabeln, Steckern und Adaptern ausgebreitet, die so manchen Mediamarkt-Geschäftsführer vor Neid erblassen ließe. Nach einigem Handeln (nicht allzu engagiert von unserer Seite, denn wir würdigen die Tatsache, dass der Händler sein Sortiment all die Stufen hinaufgeschleppt hat) erwerben wir für 7 Euro (Start-Angebot: 10 Euro) das passende Kabel.

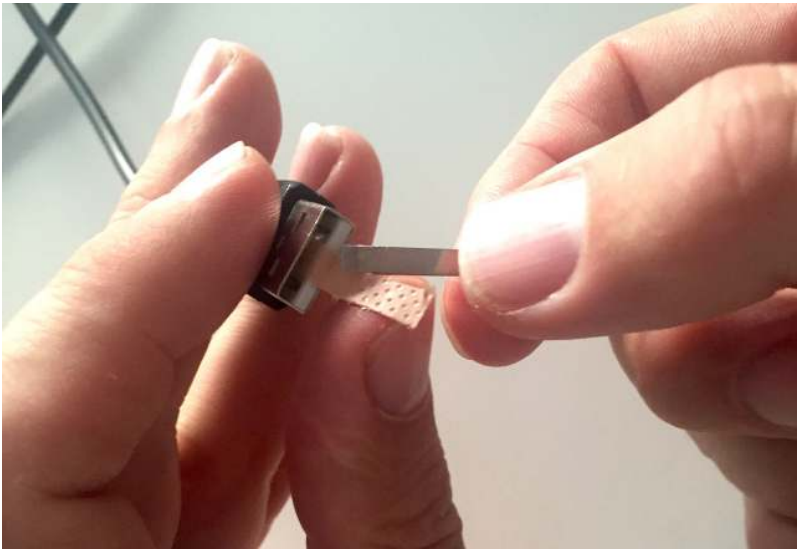
Zurück im Auto stöpseln wir das Navi hoffnungsfroh ein und starten die Zündung. Auf dem Display erscheinen Symbole, die eine Verbindung zwischen einem Computer und dem Gerät melden, sonst nichts. Dafür macht das eigentlich gar nicht eingeschaltete Autoradio wie wild Geräusche, die an die Verschlussblende einer Kamera erinnern, und meldet in blinkender Schrift SNAPSHOT SNAPSHOT SNAPSHOT.

Wir sind erst einmal verblüfft. Doch nach einem kurzen Ausruf des Ärgers weiß der Mann Rat: “Google doch mal bitte ‘USB-A Pinbelegung’.” Dank iPhone und Auslands-Datentarif kein Problem: Die beiden inneren Pinne dienen der Datenübertragung, die äußeren beiden der Stromversorgung.

Mit seinem Schweizer Taschenmesser schneidet der Mann aus einem Pflasterstrip (sensitiv), den ich natürlich im Rucksack habe, ein entsprechendes Stück heraus. Keine so leichte Aufgabe, denn das Material ist nicht nur elastisch, sondern wegen der rund 40 Grad Celsius Außentemperatur auch sehr weich. Mit der Pinzette des Taschenmessers platziert der Mann es über den Pinnen. Wir stöpseln den Stecker ein. Das Navi läuft und lädt. Große Freude.

Allerdings erweist sich das System als nicht ganz störungsfrei. Erstens schmilzt das Pflaster beim Parken in der Sonne schnell durch, so dass das Navi wieder “denkt”, es hinge an einem Computer. Außerdem lässt die Ladung weiter nach, und es wird immer häufiger das Ausschalten wegen nicht mehr ausreichend geladenem Akku gemeldet. Die Leistung aus dem USB-Anschluss ist offenbar nicht so hoch wie die reguläre, die normalerweise durch den Zigarettenanzünder kommt.

Das mit dem Pflaster ist schnell behoben: Im Ferienapartment haben wir dickeres, braunes Pflaster, das nicht so leicht zusammenschmilzt. Der Mann ersetzt das fragliche Stück.



Wegen der Ladung stellen wir fest: Es reicht, in der Nacht in der Wohnung den Navi mittels eines herkömmlichen USB-Steckeradapters an der Steckdose durchzuladen. Dann sorgt tagsüber der Strom aus dem Auto dafür, dass der Akku immer genügend Ladung behält.

Froh finden wir auf diese Weise weiter unsere Wege durch die sanften Hügel der Toskana.

Kerstin Hoffmann

12. August 2015

Tonträger für Hüpfmusik

Trotz der heißen Hochsommertemperaturen radle ich nach der Arbeit zu einem Sportstudio, um eine Step-Aerobic-Stunde zu besuchen. Sie wird von einer Aushilfstrainerin geleitet und vorgeturnt.

Musik in solchen Hüpfstunden ist eine eigene Stilrichtung. Meist handelt es sich um aktuellen Kirmes-Techno (die Bezeichnung brachte man mir auf Twitter bei, als ich bei 50 Prozent der Musik des European Song Contests krähte „Aerobicmusik!“), aber erstens von Breaks und sonstwie den durchgängigen Beat störenden Elementen gereinigt ist, zweitens auf ein Aerobickompatibles Tempo gebracht wurde, drittens ohne Pause und Tempowechsel mit dem nächsten Stück verbunden.

Erst als die Vorturnerin am Musikanlagentürmchen die Musik für den Endspurt wechselt, fällt mir auf, was heute anders ist: Sie hat ihre Musik auf CDs dabei. Das habe ich schon länger nicht mehr gesehen, denn die meisten Trainer und Trainerinnen schließen ihr Smartphone an, auf dem sie Musik haben.

Angefangen habe ich meine Aerobichüpferei Anfang der 90er zu Musik von Audiokassetten. Die Musik hatte schon damals das oben beschriebene Profil, und die Sportstudios verfügten über Doppelkassettendecks, an denen man bereits wie heute die Geschwindigkeit der Musik verändern konnte, ohne dass die Töne höher oder tiefer wurden: Das nannte man „pitchen“. Denn manchmal braucht man zum langsamen Einlernen eines neuen Teils der Hüpf-Choreografie die Musik langsamer, manchmal will man am Ende der Sportstunde nochmal richtig Gas geben und braucht die Musik schneller.

Abgelöst wurden die Musikkassetten von CDs: Trainer und Trainerinnen kramten vor der Stunde nicht mehr Schachteln mit Kassetten aus ihren Taschen, sondern Mappen, in denen CDs in dünnen Hüllen blätterbar einsortiert waren. Eher kurz war die Phase der mp3-Player, eine echte Ablösung der CDs waren erst Smartphones.

Was sich allerdings über den Wechsel der Tonträger in den vergangenen 25 Jahren Aerobicgehopse nicht geändert hat: Das Hadern von Trainerinnen und Trainern mit der Abspieltechnik. Es ist eher die Ausnahme, dass eine Hüpfstunde kurz nach Ankunft der Vorturnenden beginnt; üblich ist ein wiederholtes Ein- und Ausschalten der Musikanlage, Fluchen über „die Technik“ (üblicherweise begleitet von „Was ist denn jetzt schon wieder?“, „Warum geht das jetzt nicht?“ und „Ach komm“) bis hin zu Einholen von Hilfe des Thekenpersonals. Ich erkläre mir das damit, dass Trainer und Trainerinnen solcher Stunden fast ausschließlich freiberuflich arbeiten, in vielen Studios mit unterschiedlicher Hardware unterwegs sind und dann doch mal mit dem einen anderen Gerät nicht ganz vertraut.

die Kaltmamsell

13.08.2015

Die drei ??? und das Geheimnis der außerirdischen Käseglocke

Der Miniurlaub im Elsass steuert zum Ende hin dem eigentlichen Höhepunkt aller Frankreichaufenthalte zu, nämlich dem deliriösen Plündern eines Super-, Hyper- oder Ultramarchés. Der Höhepunkt des Höhepunktes: Wie immer die Käseabteilung. Während Comté, Morbier und ihre kuhmilchigen Freunde sich im “Super U” Gertwiller griffbereit im Regal türmen, sind Schaf- und Ziegenkäsesorten in einem kreisrunden Kühldingsi unter einer riesigen Plastikkäseglocke untergebracht. Gierige Habenwoll-Blicke fallen auf kleine mildgeräucherte Ziegenkäserondelle, aber: Hilflos patschen die Hände auf dem Plastikglobus herum. Kein Griff, kein Hebel, keine Öffnungsklappe. Eine Ultramarchémadame wird um Rat gebeten, sie kennt sich auch nicht aus, holt aber eine Fromageexpertin herbei, die uns auf die Lösung hinweist: Neben dem Kühldingsi sind zwei Knöpfe angebracht, einer zum Heben der Käseglocke, einer zum Senken. C’est magique: Lautlos hebt sich die riesige Glocke

und gibt die Ziegen- und Schafschätze frei. Die französische Affinität zu futuristischem High-Tech im Lebensmittelbereich ist offenbar seit Jacques Tatis Zeiten ungebrochen.

Für einen Moment träume ich von einer beruflichen Zukunft als Käseglockenbediener in einem Ultramarché, doch der Reisebegleiter räuspert sich vielsagend. Kaum ist die Käseglocke wieder eingerastet, steht eine Französin ratlos herumdeutend vor ihr. Mit fachmännischer Souveränität kommen wir ihr zu Hilfe. Als sich die Glocke hebt, kiekst sie beglückt: “C’est extraterrestre!!!”

Maik Novotny

1. und 13. August 2015

Irgendwas machen die Leute da schon wieder (im Querformat)

Zum ersten Mal sehe ich es am Münchner Hauptbahnhof: Männer steigen aus dem Zug aus, heben ihr Smartphone und filmen ihren gesamten Weg den Bahnsteig entlang (im Querformat). Ab und zu bleiben sie stehen und drehen sich mit dem Handy nach rechts und links. Das passiert am Gleis gegenüber in kurzen Abständen fünf, sechs Mal hintereinander. Ich überlege, ob es sich vielleicht um Flüchtlinge handelt, für die die Ankunft in Deutschland ein zentrales, gründlich zu dokumentierendes Lebensereignis darstellt.

Wenige Tage später, im Sony Center am Potsdamer Platz in Berlin, ist schon wieder alles voll mit Leuten, die beim Gehen das Handy vor sich halten. Einer davon benutzt einen Selfiestick, und ich kann mir erst nicht vorstellen, dass er damit in seine Richtung filmt und nicht nach vorn, aber ich sehe auf dem Display des Handys, dass er sich wirklich selbst aufnimmt. Vielleicht ist das Video für seine Eltern, und die interessieren sich eben für das Gesicht des Sohnes mehr als für das Sony Center? Wahrscheinlicher ist es, dass ich irgendwas über aktuelle Smartphonegebrauchs- und Dokumentationspraktiken noch nicht weiß.

Kathrin Passig

13. August 2015

Laptopgefährdende Sitzplätze und mangelndes Verständnis der Gesellschaft

Schulausflug gemacht, mit normaler Tasche / den Dingen, die ich immer mit mir herumtrage. Dann sollten wir uns klassenweise in ein Schwimmbad setzen, auf Stege übers Becken.

Stefan: “Ich will da nicht sitzen. Was, wenn mir mein Laptop ins Wasser fällt?”

Mitschüler: “Wie blöd kann man sein? Warum nimmst du einen Laptop mit? Wie wichtigtuerisch!”

Stefan: “So ein Quatsch! Ich habe meinen Laptop fast immer dabei, und ... argh! Warum muss ich das erklären? Versteht mich keiner? Wow. Wenn wir hier raus sind, schreibe ich einen Techniktagebuch-Eintrag.”

dann: aufgewacht.

Stefan Mesch

August 2015

Es regnet auf meiner Uhr

Am 12. August 2015 jammert Wien schon zum dritten Mal in diesem Sommer über eine Hitzewelle. Draußen hat es 36 Grad, die Sonne brüllt vom Himmel, die Blumenbeete verdorren. Aber auf meiner Uhr regnet es. Ich hab ein Watchface namens “Sketchy Weather” auf meine Pebble Time gespielt, das in schnuckeligen Zeichnungen das aktuelle Wetter darstellt. Die Daten kommen von OpenWeatherMap.

Die Temperatur haut auch immer hin, das kann ich auf der Homepage der ZAMG kontrollieren. Ich weiß also, während ich im klimatisierten Büro sitze, dass es scheißheiß ist. Das mit Sonne oder Regen aber hat das Watchface

nicht so drauf. Da ich unter einer Glaskuppel sitze, sehe ich nämlich ganz genau, dass draußen kein Wasser vom Himmel fällt. Vielleicht gießen die Menschen, die mit ihren privaten Wetterstationen Daten beisteuern, einfach oft und großzügig ihre Blumen, denke ich mir.

Sketchy Weather bietet alternativ die API von YahooWeather. Aber das liegt immer 10 Grad unter der echten Temperatur. Ich bleibe bei OpenWeatherMap, denn wenn es tatsächlich regnen sollte, kriege ich das auch ohne Smartwatch mit. Bis dahin jammere ich über die Hitze da draußen.

Katharina Schell

2015

Nach 21:59 wird es nicht mehr 21:00

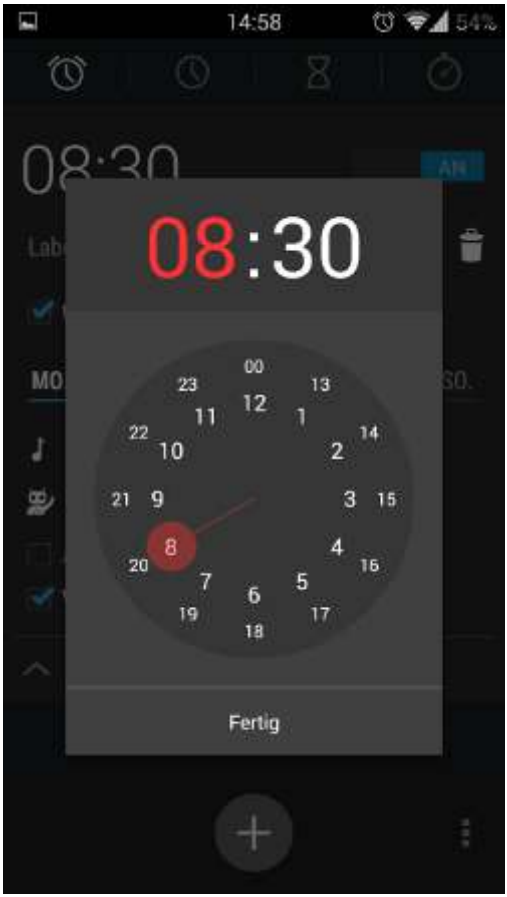
Zusammen mit dem Smartphone habe ich zwei neue Möglichkeiten kennengelernt, Uhrzeiten anzugeben. Die erste empfinde ich als intuitiv, die zweite bringt mich immer wieder aus dem Konzept, weil die fest eingebrannten Benutzungsmuster eines älteren Gerätetyps meine Erwartung steuern.

Die erste Möglichkeit ähnelt der mir schon von digitalen Weckern oder Küchenuhren bekannte: Die Stunden und die Minuten werden getrennt voneinander eingestellt, sodass zusammen die richtige Zeit oder Dauer herauskommt. Mit einem digitalen Wecker geht das so:

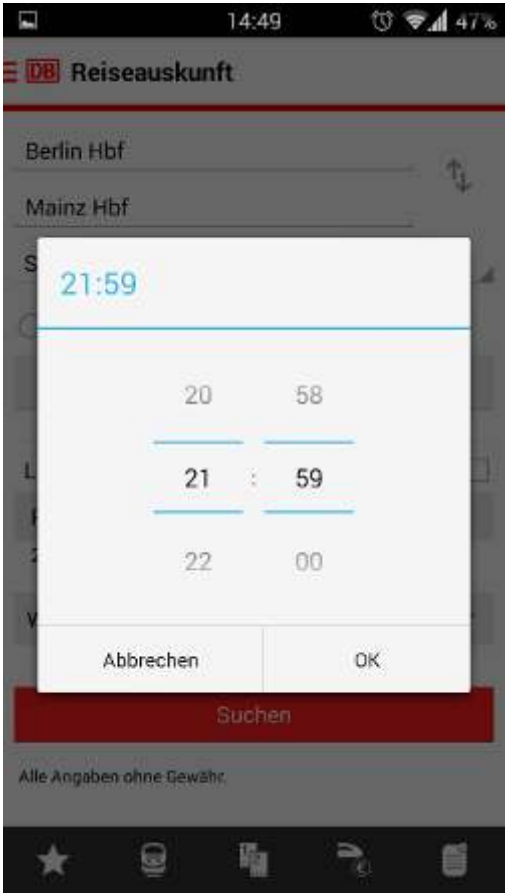
Erst wählt man per langem Knöpfchendruck aus, dass man die Weckzeit einstellen möchte (meist ”Mode”), dann fängt die Stundenzahl an zu blinken und man kann nun mit zwei Knöpfchen vorwärts bzw. rückwärts gehen. Wenn die gewünschte Stunde erreicht ist, drückt man wieder das Mode-Knöpfchen, die Minuten blinken und werden eingestellt, dann zum letzten Mal das Mode-Knöpfchen und die Weckzeit ist festgelegt. In welche Richtung man die Plusminusknöpfchen bei den Minuten benutzt, ist egal, nach 59 kommt wieder 00, man nimmt also meist den kürzesten Abstand.

Mein Smartphone tut das fast genauso, der Unterschied liegt darin, dass man Stunden und Minuten auf Ziffernblättern einstellt, statt Rauf- und Runterknöpfchen zu bedienen – naheliegend, auf dem Wecker war das teilweise ganz schön viel Herumgedrücke, und nicht wenige Exemplare habe ich ir-

gendwann aussortiert, weil die Knöpfchen sich schmerzhaft in die Finger bohrten. Hier das Blatt für die Stunden, das für die Minuten wechselt dann auf 0 bis 55:



Die zweite neue Zeiteinstellungsmöglichkeit funktioniert anders und bringt mich auch nach über einem halben Jahr Smartphonenutzung noch regelmäßig durcheinander:



Genau wie auf dem alten Digitalwecker sind Stunden und Minuten nebeneinander angeordnet, aber: Sie sind nicht mehr unabhängig voneinander. Wenn ich die 59 um eine Minute nach vorne auf 00 ändere, springt auch die 21 um, auf die 22. Zwar sehr logisch, aber im Verhalten eher wie ein Weckertyp, den ich in meinem Leben fast nie benutzt habe (weshalb TT-RedakteurInnen Tanja Braun, Felix Lorenz und André Spiegel getestet/informiert/fotografiert haben): Der analoge Wecker, auf dem man ein bis zwei extra Weckzeiger mittels eines (gemeinsamen) Rädchens auf der Rückseite im Uhrzeigersinn drehte, bis die gewünschte Zeit mehr oder weniger genau erreicht war. Sie musste natürlich innerhalb der nächsten 12 Stunden liegen, mit mehr wäre das Ziffernblatt überfordert gewesen.

Das Smartphoneformat, das ein Ziffernblatt nutzt, funktioniert also wie ein digitaler Wecker, das, was eine digitale Anzeige nutzt, wie ein analoger Wecker.

Das Prä-Smartphone-Handy übrigens hatte ja primär Ziffern, die nur sekundär für Buchstaben verwendet wurden, man stellte die Zeiten also durch ein Verfahren ein, das den alten Weckern in nichts ähnelte: Durch Tasten-

druck. Beim Smartphone wäre das umständlich, weil die Ziffern auf der Sonderzeichentastatur liegen, die man erst einmal hinter der Buchstabentastatur hervorholen müsste – wenn überhaupt ein Tastaturzugriff möglich wäre, während man Zeiten einstellt.

In meinem Leben gibt es übrigens tatsächlich noch einen genutzen digitalen Wecker (der auf dem Foto oben wurde schon vor Jahren zur Badezimmeruhr degradiert) – eine Lampe, die kurz vor der gewünschten Weckzeit langsam hell wird und in Vogelgezwitscher ausbricht. (Man könnte auch Musik per USB-Stick anschließen, oder extrem verrauschtes Radio hören.) Dass ich den Smartphonewecker immer mitbenutze, sagt wahrscheinlich genug über seine Wirkung.

Kristin Kopf

2015-08-14

Ein schwieriger Fall für Google Inbox

Ein Kollege benutzt einen Dienst, dem man Bestätigungs-E-Mails von Reisebuchungen schicken kann, und der Dienst erstellt daraus einen komfortablen Reiseplan. Der Kollege ist begeistert.

»Das habe ich früher auch gemacht,« sage ich, »aber inzwischen macht Google das alles automatisch. Du siehst deine Reisen bei Google Inbox.«

Nein, mit Google Inbox ist der Kollege nicht zufrieden. Er hat vor kurzem eine Reise für seinen Sohn gebucht, der während der Sommerferien für ein paar Wochen vom College nach Hause kommt. Außerdem wird er selbst während dieser Zeit eine kurze Geschäftsreise machen. Google Inbox hat daraus eine einzige, zusammenhängende Reise gemacht, die in der College-Stadt seines Sohnes beginnt, dann zu ihm nach Hause führt, von da zum Geschäftsort und wieder zurück nach Hause, und dann wieder in die College-Stadt.

»Hm,« sage ich. »Komisch. Bei mir hat es sogar rückwirkend jahrelang funktioniert. Alle Reisen richtig erkannt, sogar wenn wir mittendrin mal die Pläne ändern mussten.«

Der Kollege denkt einen Moment nach. »Oh, *jetzt* verstehe ich. Es ist auch nicht ganz so einfach. Mein Sohn heißt nämlich genauso wie ich.«

André Spiegel

August 2015

RFID-Tags in Handtüchern

Die Handtücher im Prager Hotel sind mit RFID-Tags versehen.

Ich vermute dahinter eine ausgeklügelte Sicherung gegen “versehentlich” im Koffer eingepackte Hoteltextilien.

An der Rezeption erklärt man mir, die Chips dienen nur der Wäschereilogistik.

Dragonet

August 2015

Ich brauche immer noch kein Smartphone

In den Jahren, in denen ich als einziger auf der Welt überhaupt kein Handy besaß, also bis 2007, erzählte ich jedem, der mir so lange zuhörte, dass Mobiltelefone sowieso nur eine Zwischenstufe seien, die ich zu überspringen gedächte, um dann wieder einzusteigen, wenn es handygroße Endgeräte fürs Internet gibt. Jetzt, wo die Zukunft endlich da ist, bin ich der einzige auf der Welt mit meinem Billig-Nokia-Handy, das eigentlich nur telefonieren, fotografieren und SMS kann. Wie konnte das passieren?

Für eine Weile, vielleicht 2008 bis 2010, glaubte ich wohl, das Netbook sei bereits dieses mobile Internetendgerät. Dann legte ich mir ein Kindle zu, belud es mit Büchern und das war fast besser als Internet. Im Jahr 2012 las ich mehr als fünfzig Bücher, fast alle auf dem Weg zur Arbeit in der Bahn, die einzige große internetlose Lücke in meinem damaligen Tagesablauf. Im selben Jahr kam das kleine, flache 11Macbook, mein allerbester Freund, der in jedes Gepäck passt. Gleichzeitig gab es in immer mehr Bussen, Zügen und Flughäfen kostenloses, freilaufendes, schnelles Internet. Macbook, Kindle und antikes Nokia-Handy – wenn man meine drei mobilen Geräte aufeinanderstapelte, ergab sich eine flache, schwarze Pyramide.

Mittlerweile bin ich von der irischen Stadt aufs schottische Dorf gezogen und von der Bahn aufs Auto umgestiegen. In meinem normalen Tagesablauf gibt es maximal zehn Minuten am Stück, die ich ohne Internet und ohne

Macbook zubringe, zum Beispiel beim Duschen. Die wenigen längeren Internetpausen verbringe ich in Gegenden, in denen es sowieso fast keinen Netzempfang gibt, zum Beispiel am Meer oder in den Bergen. Ich arbeite mehr und verreise weniger. In Schottland finde ich mich auch ohne Google Maps zurecht. Ich gehe abends fast nie weg und alle meine Freunde sind auf Facebook. Ich habe keinerlei ideologische Vorbehalte gegen Smartphones, aber ich sehe auch nicht, wie sich mein Leben dadurch verbessern würde, vermutlich ein Mangel an Vorstellungskraft. Es ist fast so, als hätte ich mir ein Leben zurechtkonstruiert, für das man kein Smartphone braucht. Ein Museumsdorfleben mit Nokia-Handy.

Ab und zu habe ich ein schlechtes Gewissen, weil ich meine drei Freunde dazu zwinge, sich mit mir per SMS zu verabreden. Bei meinen spärlichen Experimenten mit Smartphones stellt sich heraus, dass sich ihre Bedienung keineswegs intuitiv erschließt, es würde ein paar Stunden dauern, damit zurechtzukommen. Das schlechte Gewissen ist nicht genug, um diese Hürde zu überspringen.

Aleks Scholz

August 2015

WLAN-HotSpots: Jetzt auch da, wo sie niemand braucht!

Es gibt eine Telefonzelle in Essen, die mich schon seit langem fasziniert, weil sie erstens an einem eher telefonzellenuntypischen Ort steht und zweitens seit vielen Monaten die Scheibe zertrümmert ist.

Die Zelle steht neben einem brachliegenden Gelände direkt an der A40 an der Haltestelle Savignystraße. Auf der anderen Seite sind Wohnhäuser, aber trotzdem kommt mir das nicht wie ein Ort vor, wo Leute regelmäßig mal telefonieren wollen würden. Eventuell rechtfertigt aber die Nähe zur U-Bahn-Haltestelle doch die Existenz der Telefonzelle an diesem Ort.

Ich sehe sie nur regelmäßig, weil ich entweder daran vorbeijogge oder statt mit der U17 mal wieder mit der U18 fahren musste und dann eben genau von der Haltestelle Savignystraße nach Hause laufe. Vor allem wenn es dunkel ist, ist die angeleuchtete zertrümmerte Glasscheibe doch sehr hübsch anzusehen.

Heute fällt mir auf, dass ich auf einmal im WLAN bin. Wir hatten das schon mal in Essen direkt am Hauptbahnhof, wo ich auch einen HotSpot der Telekom an einer Telefonzelle ausfindig machen konnte (das Techniktagebuch berichtete). Etwas verwundert fällt mein Blick also auf die einsame Telefonzelle. Und tatsächlich: Auch hier ist ein Telekom-HotSpot. Ich wüsste jetzt zwar wirklich nicht, wer ausgerechnet hier WLAN braucht (außer natürlich, dass man immer überall WLAN haben sollte, aber das ist dann wieder eine andere Geschichte). Aber gut, so sei es.

Wer also mal an der Haltestelle Savignystraße ist und einen Telekom-Hotspot sucht. Es wirkt etwas absurd, aber hier gibt es einen.

Anne Schüßler

14.08.2015

Unlogisches Parkhaus

Wir haben unser Auto im City-Parkhaus in Rostock, einer ziemlich modernen Tiefgarage, abgestellt. Als wir nach einem kurzen Rundgang durch die sehenswerte Innenstadt wiederkommen, bezahlen wir die Parkgebühren und nehmen den Fahrstuhl in die Tiefen der Parkdecks. Ich hatte mir gemerkt, dass wir im zweiten Untergeschoss geparkt haben, also tippe ich auf die “2” des nicht zu übersehenden Bedienfelds. Aber der Fahrstuhl setzt sich keineswegs in Bewegung, sondern gibt auf dem Display eine Fehlermeldung aus, etwas wie “er” für Error oder so.

Anstatt noch einmal kräftiger auf die “2“ zu drücken, kommt mir ein Geistesblitz angesichts der diversen Tasten. Ich tippe also erst “-” und dann “2”. Daraufhin bringt uns der Fahrstuhl zum gewünschten Parkdeck.

Als ich aussteige, kommt mir nach der vorangegangenen mentalen Glanzleistung gerade noch der Gedanke, das Bedienfeld zu fotografieren. Später fällt mir ein, dass ich noch hätte probieren können, ob auch “1-3” zum ge-

wünschten Parkdeck geführt hätte. Da man die Eingabe aber nicht mit Enter oder Return quittieren muss, nehme ich mal nicht an, dass das funktioniert hätte. Beim Gang aus dem Fahrstuhlvorraum fällt mir dann noch die Bezeichnung “2” neben der Tür zum Parkdeck ins Auge.

Ich zücke erneut mein Smartphone zum Fotografieren und murmele: “Da müsste “-2“ stehen.” Zu erwähnen ist noch, dass die Parkgarage nur Untergeschosse hat. Zum zweiten Obergeschoss kann man dementsprechend nicht fahren.

Markus Winninghoff

2015-08-14

Videotelefonie in der Subway

Zum ersten Mal werde ich Zeuge, wie eine Frau, die auf ihrem Smartphone ein Videogespräch führt, eine vollbesetzte Subway betritt. Sie hält das Smartphone in Augenhöhe vor sich, so dass ihr Gesicht im Blickfeld der Kamera ist. Auf dem Bildschirm sehe ich das Gesicht ihres Gesprächspartners, ein Mann, der augenscheinlich gerade in einem Auto sitzt. Sein Smartphone scheint in einem Halter montiert, er hält es nicht in der Hand.

»Ich bin jetzt in der Subway« sagt sie.

»Oh, du bist jetzt in der Subway?« fragt der Mann zurück. Seine Stimme kommt aus dem Lautsprecher des Smartphones und ist deutlich für alle Umstehenden hörbar.

Eine Frau, die mit dem Rücken zur Kamera steht, dreht sich irritiert um und flötet ein ironisches »Hi!«

Die erste Frau beendet ihr Gespräch abrupt, tippt der anderen Frau, die sich ärgerlich wieder umgedreht hat, auf die Schulter, und erklärt, dass sie sich mal nicht so aufregen solle. »Kümmern Sie sich um Ihren eigenen Kram.«

Die Frau wendet ihr weiterhin den Rücken zu und antwortet nicht.

André Spiegel

15. August 2015

Bei mir piept's wohl

D. und ich stehen im Wohnzimmer und unterhalten uns. Plötzlich zwitschert es und ich greife reflexartig zu meinem auf dem Schreibtisch liegenden Smartphone, weil ich denke, irgendjemand hat mich bei Twitter erwähnt. Gleichzeitig fällt mein Blick auf die offene Balkontür: Da die Nachbarn ihre Wellensittiche bei gutem Wetter nach draußen stellen, hat da wahrscheinlich gerade ein echter und kein virtueller Vogel gesungen.

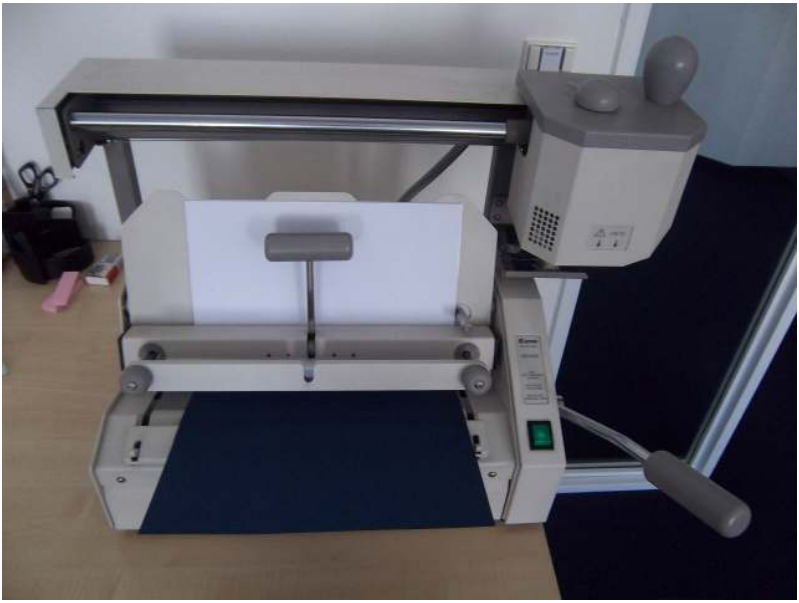
Tanja Braun

August 2015 und davor

Heißklebebinden – besonders schön im Sommer

Jahresabschlüsse und Innenrevisionsberichte werden in der Steuerberaterkanzlei mit einer Heißklebemaschine gebunden. Als erstes schalte ich dafür die Maschine an und warte circa 20 Minuten, bis sich der Klebstoff auf 170 Grad erhitzt hat. Er befindet sich rechts oben im Kästchen mit den abgerundeten Ecken und den zwei Pömpeln obendrauf.

Dann knicke ich einen der blauen Mappendeckel am dafür vorgesehenen Falz, spanne ihn in die Maschine, gebe den ausgedruckten Bericht dazu und fixiere alles mit dem kurzen Hebel.



Auf der Vorderseite besteht die Mappe zu zwei Drittel aus einem Klarsichtdeckel, die Rückwand ist komplett aus Karton. Mit dem rechten langen Hebel wird nun das Ganze umgedreht, um den Kleber auf der Papierinnenseite zu verteilen. Am rechten Griff schiebt man den Klebehälter dazu nach links und wieder zurück nach rechts.

Das wiederholt man, dreht anschließend die Mappe mit dem langen Hebel wieder zurück, damit der Kleber Karton und Papier miteinander verbinden kann. Dabei zählt man bis zehn, zieht den Bericht vorsichtig aus der Maschine und entfernt überschüssige Klebemasse.

Zum Schluss muss man nur noch den Karton an der Rückseite so zuschneiden, dass er nicht über das Papier und die Vorderseite hinaussteht.

Da die Maschine durch den heißen Klebstoff entsprechend Wärme abgibt, ist das Binden bei der sommerlichen Hitze etwas anstrengend. Auch sollte man die vom Kleber aufsteigenden, unangenehm riechenden Dämpfe sicherheitshalber nicht zu tief einatmen. Da wir ebenfalls eine Maschine für Kammbindungen besitzen – ähnlich der, wie sie im Techniktagebuch schon einmal beschrieben wurde, sollten wir vielleicht komplett auf dieses System umsteigen.

Tanja Braun

15. August 2015

Vielleicht ist es auch nur die größte Smartwatch der Welt

Am Potsdamer Platz wartet ein Mitarbeiter eines Unternehmens, das Sightseeing-Touren anbietet.

Ich vermute, mit dem am Unterarm montierten Gerät lassen sich Kartenzahlungen verarbeiten, aber wer weiß. Man hätte nachfragen müssen.

Kathrin Passig

August 2015

Kartenzahlung bei Starbucks in Istanbul

… ist kompliziert: Man braucht mindestens sechs verschiedene Kartenlesegeräte.

Katharin Tai

Immer noch August 2015

Ich habe das Techniktagebuch angelogen

Vor wenigen Tagen erklärte ich dem Techniktagebuch, warum ich auch im Jahr 2015 kein Smartphone brauche. Die Argumente mögen plausibel klingen, aber die Wahrheit ist, sie sind alle ausgedacht, verfluchte post-factum Rationalisierungen, Bullshit von vorne bis hinten.

Man kauft ein neues Gerät nicht, weil man es braucht, man kauft es, weil man jemand sein will, der dieses Gerät besitzt, jemand, den man sich im Geiste ausmalt als einen Menschen, dem es besser geht in irgendeiner Form als dem, der man gerade jetzt ist. Man weiß ja in den wenigsten Fällen vorher, wozu man das neue Gerät, das neue Möglichkeiten eröffnet, am Ende verwenden wird. Man verwandelt sich in einen neuen Menschen. Umgekehrt verzichtet man auf den Kauf eines Geräts nicht, weil man es nicht braucht, sondern weil das neue Gerät nicht zu der Person passt, die man sein will. Man kauft Hoffnung und man verweigert Entwicklung. Und hinterher erklärt man dann alles mit herrlichen Erklärungen.

Als ich noch nicht einmal das kleine Drecks-Nokia hatte, bildete ich mir viel ein auf meine Unerreichbarkeit. Eine Weile kam es mir vor wie eine coole Außenseiterhaltung, kein Handy zu haben. Ich redete blasiert davon, dass Handys das Gehirn zerstören, nicht durch Strahlung, ganz so bescheuert war ich doch nicht, sondern durch irgendwas anderes. Handys zerstören die Kommunikationskultur, den Intellekt, und unsere Weltherrschaft, behaupte ich im Oktober 2004, in einem leider nur halb-unernsten Text. “Liefern wir uns dieser Technologie aus, so ist unser Untergang festgeschrieben.”

Diese sogenannten Argumente waren schon 2004 nicht cool, aber wenig später fiel mir das wohl auch auf. Der eingebildete Distinktionsgewinn war endgültig weg. Ich zog mich auf die anderswo erwähnte Rationalisierung zurück, dass Mobiltelefonieren sowieso bald ausstirbt und durch mobiles Internet ersetzt werden wird. Allerdings meinte ich damit nicht mobiles Inter-

net, das über Handymasten in sowas wie Telefonapparate gelangt. Was ich mir vorstellte, war flächendeckendes Wifi und verkleinerte Laptops. Ich lag schon wieder falsch. Aber irgendein Argument braucht man ja immer.

Was die ganze Zeit durch gleich blieb, war der Wunsch, eine Person zu sein, die sich nicht mit mobilem Internet verträgt. Offenbar sehe ich mich immer noch als Außenseiter, als Einzelgänger, als jemand, der da draußen ist, aber nicht richtig dazugehört. Die Bewahrung dieser Illusion ist es mir wert, wie ein Feuilleton-Redaktor gegen Technik anzuschreiben und wie ein Arschloch meine Freunde zu kommunikativen Turnübungen zu zwingen, falls sie mich sehen wollen. Ein Handy (damals) oder ein Smartphone (heute) würde, so glaube ich wohl insgeheim, diese Person umbringen, die Person, die ich glaube zu sein. Und was wäre dann noch übrig?

Das hat natürlich alles schon der große Philosoph George Costanza viel besser gesagt: "If smartphone Aleks walks through this door, he will kill independent Aleks. Aleks Scholz, as you know him, ceases to exist. An Aleks, divided against itself, cannot stand. You are killing independent Aleks!"

Aleks Scholz

18.8.2015

Lohnen sich LEDs?

Wir besitzen eine metallene Schreibtischlampe, die beim Kauf mit 2 20-Watt-Halogenbirnen ausgestattet ist. Als sich unsere Tochter an der durch knapp 40 Watt Abwärme sehr heißen Lampe den Arm verbrennt, fällt die Entscheidung, die Halogenbirnchen durch LED zu ersetzen. Da der Trafo ein schwerer, großer Ringkerntrafo ist, erwarte ich keine Probleme beim Umstieg. Zu erwarten ist allerdings eine höhere Spannung, die der Trafo vermutlich bei deutlicher Unterlast abgeben wird.

Die Wahl fällt daher auf Leuchtmittel von Osram, die laut Amazon-Bewertungen auch mit höheren Spannungen zurecht kommen sollen.

Die Lampe während der Umrüstung. Links 2,1 Watt LED, rechts 20 Watt Halogen. Das LED-Licht ist etwas wärmer und nur wenig schwächer.

Nach der Umrüstung befällt mich Kaufreue und ich berechne, ob sich der Kauf auch wirtschaftlich gelohnt hat:

Stromersparnis: 20 Watt – 2,1 Watt = 17,9 Watt

Strompreis: 27,71 Cent / Kilowattstunde

Preis pro LED: 9,99 €

Wie viele kWh muss ich einsparen, um den Kaufpreis wieder heraus zu haben?

999 Cent / 27,71 Cent/kWh = 36,05 kWh

Wie lange dauert es, um 36,05 kWh einzusparen?

46,05 kWh = 46050 Wh

46050 Wh / 17,9 W = 2573 h

Wie lange dauert das bei zwei Stunden Brenndauer pro Tag?

2573 Stunden / 2 = 1287 Tage = 3,52 Jahre

Der Kauf wird sich in ca. dreieinhalb Jahren gelohnt haben, wenn die LED-Leuchte bis dahin durchhält. Die prognostizierte Lebensdauer beträgt 15 Jahre.

Den Nutzen, dass sich jetzt niemand mehr an der Lampe verbrennen kann, erhalten wir sofort.

Tobias

August 2015

Technikgebrauch im Horrorfilm, Stand Sommer 2015

Dieser Beitrag behandelt einen Teil der beim Fantasy Filmfest 2015 gezeigten Filme und ist ein Update zu Handygebrauch im Horrorfilm, Stand Frühjahr 2014. Kurzfassung: Handys stellen immer noch für viele Drehbuchautoren ein Problem dar, das aber in der diesjährigen Stichprobe eher durch Verlagerung der Handlung in die Vergangenheit gelöst wird als durch Orte ohne Handyempfang.

- "Deathgasm" (Neuseeland 2015) spielt irgendwann in den 1990er Jahren, Musik wird noch auf CDs gekauft und auf dem Discman angehört. Handys gibt es dementsprechend auch nicht. Die Beteiligten schreiben einander Nachrichten auf Papier, die persönlich überbracht oder an die Tür gehängt werden und die Empfänger nicht erreichen. (Ergänzung von Tanja: Der Protagonist hat ein Poster der erst im Jahr 2000 gegründeten Band "Trivium" in seinem Zimmer hängen.)

- “Yakuza Apocalypse” (Japan 2015) enthält außer ein oder zwei Autos, einigen Handfeuerwaffen, einer Telefonzelle, zwei Gatling Guns, elektrischem Licht und ein paar Hochspannungsleitungen im Hintergrund praktisch keine aktuelle Technik. Figuren sprechen sich gegen die Einführung von Supermärkten aus.

- In “Momentum” (Südafrika 2015) wird häufig an Festnetztelefonen angerufen, wobei die Protagonisten die Nummern auswendig kennen und eintippen. Eins der Telefone hat einen Umschalter zwischen Puls- und Tonwahl. Smartphones verschiedener Hersteller kommen zum Einsatz, darunter ein Slider mit Hardwaretastatur. Alle Handys klingeln laut, einmal verrät dieses Klingeln den Aufenthaltsort der Hauptfigur. Es ist eine Welt ohne Überwachungskameras.

- “Der Bunker” (Deutschland 2015) spielt zwar theoretisch in der Gegenwart, praktisch aber in einem Bunker, in dem Zeit und Inneneinrichtung in den 1960er oder 70er Jahren stehengeblieben sind. Musik wird von einem Kassettendeck abgespielt, das auf einem Röhrenradio steht. Telefon oder Fernsehen gibt es nicht.

- In “Hyena” (Großbritannien 2014) haben und nutzen alle Beteiligten Handys, wenn auch nur zum Telefonieren und in einem Fall zum Fotografieren. Die Handys klingeln laut. Als einmal heimlich telefoniert werden muss, sind aber immerhin keine Tastaturpiepstöne beim Wählen der Nummer zu hören. Niemand wird via Handy geortet, obwohl das manchmal praktisch wäre. Internet oder Smartphonenutzung spielen keine Rolle.

- “Tales of Halloween“ (USA 2015) besteht aus zehn Episoden, die alle mehr oder weniger in der Gegenwart spielen, jeweils von einem anderen Regisseur gedreht. In „Trick“ von Adam Gierasch flieht eine Frau vor einer Gruppe attackierender Kinder in einen hinteren Raum, wo sie eilig Fotos auf ihrem Smartphone löscht. Zuvor wählt sie „9-1-1“,

drückt aber nicht auf den Anrufbutton. In Axelle Carolyns „Grim Grinning Ghost“ fährt die Protagonistin von einer Halloween-Party nach Hause, bis ihr Auto stehen bleibt. Sie sucht ihr Smartphone heraus, öffnet die Motorhaube und legt das Handy rechts in den Motor. Als sie frustriert die Motorhaube zuschmeißt, zertrümmert sie ihr Telefon, das Display ist zerbrochen und sie kann es auch nicht mehr anschalten.

- “Office” (Südkorea 2015) spielt in der Gegenwart. Alle haben große Smartphones (Displays >= 5 Zoll), die nicht klingeln, nur vibrieren. Kleine unsmarte Handys sind gar nicht mehr im Einsatz. Selten wird telefoniert, häufiger irgendwelche Messenger genutzt, davon abgesehen spielt das Internet aber keine Rolle. Weil so viel über Messenger erledigt wird, ist es leicht, sich an fremden Handys als jemand anderer auszugeben. Eventuell werden Smartphones bereits auf Induktionspads geladen, jedenfalls liegen die Geräte häufiger auf speziellen Unterlagen unklarer Funktion. Im Büro gibt es Desktop-PCs mit Windows-Hochfahrgeräusch und großen, laut klappernden Tastaturen sowie ein internes Telefonsystem. Die Bilder aus den Überwachungskameras im Gebäude sind so unscharf wie eh und je. Ein Türschloss einer Privatwohnung wird offenbar durch Eintippen von Zahlen geöffnet (nicht im Bild, aber es sind Piepstöne zu hören), während eine andere Wohnungstür mit herkömmlichem Schloss versehen ist.

- “Strangerland” (Australien/Irland 2015) spielt im heutigen Australien. Die Mutter im Film benutzt nur einmal kurz ein Notebook, die Kinder haben Social-Media-Verbot und man sieht sie nie mit einem Computer. Die Tochter schreibt per Hand ein Tagebuch, das viele Collagen enthält. Als die Kinder vermisst werden, versucht die Mutter die Tochter aus dem Auto mit ihrem Smartphone anzurufen, erreicht allerdings immer nur die Mailbox mit einem Willkommensspruch und dem Lachen der Tochter. Das wiederholt sie noch mehrere Male vom Festnetz aus. Sie schlägt dem mit dem Fall betrauten Polizisten vor, das Handy der

Tochter zu orten, der antwortet jedoch, dass das nicht ginge, wenn es ausgeschaltet sei. Er benutzt auf dem Polizeirevier einen Computer, um mehr über die erst kürzlich zugezogene Familie zu erfahren.

- “Some Kind of Hate” (USA 2015) beginnt mit Bullying in der Schule, das per Handyvideo dokumentiert wird. Der Protagonist muss in eine Erziehungseinrichtung in der Wüste, deren Betreiber gleich zu Anfang alle Handys einsammeln lassen, mit der Begründung, man wolle hier zu sich finden oder dergleichen. Es gebe in der Wüste aber sowieso keinen Empfang. Der Protagonist möchte sein Handy nicht gleich hergeben, “it’s got all my music!” Später holt er sich das Handy heimlich wieder zurück und überreicht es seiner Freundin mit den Worten, er habe ihr eine Playlist angefertigt. Die Freundin findet später eine Leiche und greift gleich zu diesem Handy, um ein Foto zu machen. Einmal wird im Internet recherchiert.

- In “Cop Car” (USA 2015) kann man auch in der menschenleeren amerikanischen Steppe problemlos telefonieren (mit einem kleinen Aufklapphandy). Eine lange Nummer wird aus dem Gedächtnis eingetippt, obwohl es sich um einen im Berufsalltag wichtigen Kontakt handelt. Wichtiger als Handys sind Funkgeräte, ihre Funktionsweise, ihre unterschiedlichen Kanäle. Nur weil das cop car ein Automatikgetriebe hat, können die beiden noch sehr jungen und ahnungslosen Protagonisten das Auto und damit die Handlung in Gang setzen.

Kathrin Passig, Tanja Braun

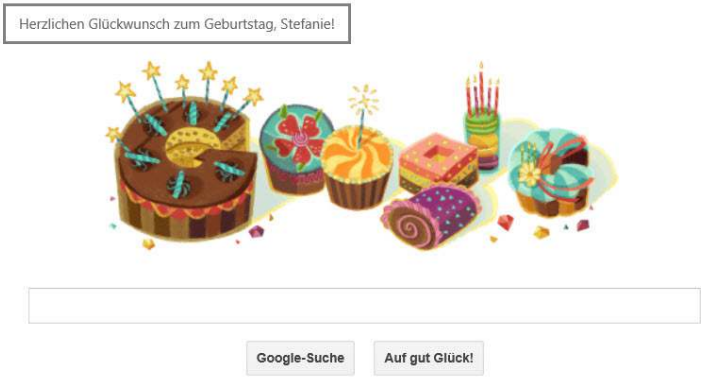
August 2015

Google schickt mir Grüße

Aus einem Grund, der sich nicht mehr genau nachvollziehen lässt – in meinem Alter ist man froh, wenn man sich daran erinnert, wo man die Teetasse hingestellt hat – öffne ich ausnahmsweise die Google-Startseite statt wie sonst einfach die Adresszeile des Browsers als Suchfeld zu verwenden. Das Google-Doodle lässt mich kurz stutzig werden.

Ist heute Tag der Torte? Des Petit four? Feiert Google einen runden Geburtstag?

Nein, es ist einfach Googles Variante, mir zu zeigen, wie toll es doch findet, dass ich ihm so viele meiner Daten schenke. In diesem Fall mein Geburtsdatum. Nach einiger Recherche finde ich dann auch die Stelle, an der ich mich verraten habe: Google+.



Happy Birthday to me!

Stefanie Otersen

August 2015

Innovative Technik für die Parkplatzsuche

Wir besuchen den Leipziger Zoo und parken im dazugehörigen Parkhaus, das passenderweise in schnell nachwachsenden Bambus gekleidet ist.

Nicht nur wird man beim Hochfahren der Parkhausschnecke an jeder Ausfahrt über die Anzahl der freien Parkplätze informiert, es ist auch über jedem Parkplatz ein farbiges Licht angebracht, das rot leuchtet, wenn der Parkplatz bereits belegt ist oder grün, falls der Parkplatz noch frei ist.

Nach einer typisch sinnlosen Suche auf Ebene 0 mache ich meinen fahrenden Partner auf diese Innovation aufmerksam, ihm ist es nicht aufgefallen. Wir sind beide begeistert, die Parkplatzsuche geht dadurch viel schneller vonstatten, weil man sofort sieht, wo noch freie Parkplätze sind. Ebenen mit sehr wenigen freien Parkplätzen steuern wir gar nicht erst an.

Kurz nachdem wir auf einem grünen Parkplatz parken, springt er um auf rot. Die Messung erfolgt wahrscheinlich mittels einer Lichtschranke.

Ich frage mich wie vielen Leuten diese praktische Technik auffällt und hoffe, sie wird bald in vielen Parkhäusern implementiert.

coconutandvanilla

August 2015

OKCupid, or not so OK

Vor kurzem hat Franziska Nyffenegger über ihre – aus rein soziologischem Interesse gewonnenen – Erfahrungen auf OKCupid berichtet. Ungefähr zeitgleich habe ich die Dating-Plattform auch einmal ausprobiert, allerdings aus dem näherliegenden Interesse.

Anders als Franziska Nyffenegger habe ich ein Profil, das durchaus versucht, ernst und echt zu sein, soweit das bei etwas so Leidigem wie Selbstpräsentationen möglich ist. Die Profilbilder zeigen mich, einen Hetero-Mann, klar erkennbar, der Profiltext enthält keine falschen Hobbys und die Fragen beantworte ich so gewissenhaft wie zahlreich. Ich habe zwar irgendwo in mir auch noch skeptische Vorbehalte und frage mich, ob ich wirklich zu der Personengruppe gehöre, die sich von Online-Dating angesprochen fühlen sollte, aber wirklich rationale Gründe sind das nicht und deshalb möchte ich es einmal ganz ohne Ironie probieren.

Der Algorithmus präsentiert mir sehr viele Frauen in meiner Altersgruppe und Umgebung, darunter Dutzende mit hohen Match-Prozentzahlen. Ich klicke mich durch Profile und verteile Likes, aber erhalte selbst kaum welche. Zögerlich verschicke ich hier und da eine Nachricht. Meistens kommt keine Antwort. Ich probiere mit meinen Anschreiben ein wenig herum – mal kurz, mal lang, mal witzig, mal sachlich und sicher auch öfter eher etwas bemüht –, aber das ändert nichts, die Reaktionen werden nicht mehr. Wenn überhaupt eine Antwort kommt, unterhalten wir uns etwas bemüht locker und nach ei-

niger Zeit versiegt das Gespräch. Auf mein eigenes Profil wird kaum geklickt, ernstzunehmende Nachrichten erhalte ich keine. In unregelmäßigen Abständen schreiben mich Amerikanerinnen oder Chinesinnen an, die mit mir chatten wollen, weil sie sich für German Culture interessieren. Anfangs gehe ich noch darauf ein, ich will ja nicht unhöflich sein, aber schnell verspüre ich bei solchen Anfragen eine große, drückende Müdigkeit. *Ego Boost*? – Fehlanzeige. Das Gegenteil ist der Fall.

Jetzt kann man sich die Frage stellen, ob die unterschiedliche Erfahrung auf der gleichen Plattform an Gender-Rollenbildern liegt (möglich), an der arithmetischen Verteilung der Geschlechter auf der Website (wahrscheinlich) oder auch zum Teil an mir selbst (relativ sicher). In den Profilen kann man Beschreibungen und Disclaimer lesen, die darauf hindeuten, dass Frauen mit viel mehr Anfragen umgehen müssen, auch unangebrachten, und Männer meistens die sind, die den Kontakt als Erste aufnehmen. Mir gelingt es jedenfalls nicht, mich in diesem Umfeld zurechtzufinden.

Nachdem ich über eineinhalb Wochen hinweg immer wieder Zeit auf OKCupid verbracht habe, beende ich den Versuch, ich deaktiviere das Profil und beschließe, mein Scheitern in der Offline-Welt fortzusetzen. Da muss ich ja zumindest nicht die deutsche Kultur repräsentieren.

Nicolas Bourbaki

19. August 2015

Deutsche Bahn verhindert Techniktagebuch-Recherchen

Auf der Fahrt von Karlsruhe nach Mainz sitze ich im “Süwex”, dem Südwestexpress der DB Regio. Der Zug ist noch sehr neu. Die Sitze sind in Lederoptik gehalten und riechen sogar noch ein wenig nach “new car smell” bzw. dann eben “new train smell”.

Als der Schaffner kommt, um mein Handyticket zu scannen, bemerke ich, dass er ein Scangerät hat, das ich noch nie gesehen habe. Es ist breiter als die sonst üblichen Geräte, der Kunststoff ist hellgrau und es besteht auf einer Seite komplett aus einem hell erleuchteten Touchscreen. An der Unterseite ist eine Schlaufe, durch die man die Hand stecken kann.

“Oh, Sie haben einen neuen Scanner”, sage ich und wittere schon einen Techniktagebuch-Eintrag. “Was ist denn das Besondere daran?”

“Er ist neu”, entgegnet der Schaffner eiskalt.

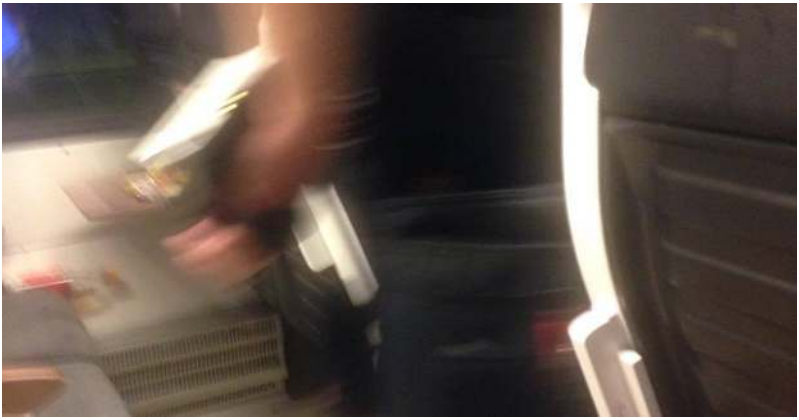
Kurz darauf ergänzt er dann noch, dass das Gerät vor allem schneller sei und dass es “online” ist, was immer das konkret bedeutet.

Ich vermelde mein Erlebnis im Techniktagebuch-Redaktionschat und werde gebeten, ein Foto zu machen und nachzufragen, wie dieses “Online” funktioniert, da es doch nie Internet im Zug gibt. Anscheinend haben Zugbegleiter Bahnphänomenologinnen wie Kathrin Passig schon oft von dem neuen Gerät vorgeschwärmt, das sie Ende des Jahres bekommen sollen.

Als die Schaffner das nächste Mal an mir vorbeilaufen, frage ich sie, ob ich ein Foto von ihrem Gerät machen darf. “Nö”, sagt der eine und geht weiter. Der andere windet sich. Ich frage, ob das Gerät noch neu und noch nicht so ganz offiziell ist und er brummelt sowas ähnliches wie Zustimmung, bevor er meine Bitte verneint und weitergeht.

Mir bleibt nur, beim nächsten schnellen Vorbeigehen ein heimliches Foto zu machen, auf dem man absolut nichts erkennt. Vielleicht kann ja eine Leserin oder ein Leser des Techniktagebuchs, der oder die in diesem Zug unterwegs ist, ein Foto beisteuern, gerne an kontakt@alexandermatzkeit.de.

Nachtrag: Ein hilfreicher Hinweis aus der Bevölkerung verweist uns auf ein öffentlich zugängliches PDF der Gewerkschaftszeitung “GBR Info”, in dem die Funktionen des “neuen MTx” nebst Foto erläutert werden: “Die Gerätesoftware wird sich zukünftig über eine sogenannte ‘Luftschnittstelle’ aktualisieren. Das bedeutet, den Kollegen ist es unabhängig von Ort und Zeit möglich, eine Datenver- bzw. -entsorgung durchzuführen. Auch ist das neue MT internetfähig, sodass künftig z. B. Fahrplanauskünfte abgerufen und ausgedruckt werden können.” Vielen Dank an den Hinweisgeber.



Alexander Matzkeit

19. August 2015

Wenn Zeit nicht Geld ist, ist Bahnfahren billiger

Es ist immer das gleiche: Im selben Moment, in dem ich die Tür zuziehe, merke ich, dass ich keinen Schlüssel eingesteckt habe. Warum mir das ausgerechnet passieren muss, wenn es nur noch zwei Wochen bis zum Auszug aus der Wohnung sind und meine Frau gerade für mehrere Tage in einer anderen Stadt ist, kann ich nicht sagen. Aber ich fluche mittellaut.

Gemeinsam mit meiner Begleiterin U. überschlage ich die Möglichkeiten. Einen Schlüsseldienst zu rufen kostet wahrscheinlich mindestens 60 Euro, vermutlich mehr, da die Tür ein merkwürdiges Sternschloss hat, das man eventuell aufbohren muss und das dann also hinterher ersetzt werden müsste. Wir könnten auch eine kleine Scheibe in der Tür einschlagen und die Klinke herunterdrücken, aber zwei Wochen vor Auszug muss auch das nicht sein.

Nach einem Telefonat mit meiner Frau stelle ich fest: da ich Geld und Handy dabei habe und im Besitz einer BahnCard 50 bin, ist die einfachste Methode, von Wiesbaden nach Baden-Baden zu fahren und mir den Schlüssel meiner Frau zu holen. Und weil ich eh noch nach Stuttgart musste, um eine Kleinigkeit zu erledigen, mache ich das einfach in einem mit.

Eine Stunde nach dem Ausschließ-Malheur sitze ich mit Handyticket im Zug, fahre erst nach Stuttgart, dann nach Baden-Baden und dann wieder nach Wiesbaden. Acht Stunden später bin ich wieder in der Wohnung, die Tür ist noch ganz. Gesamtkosten: 53 Euro plus Spesen.

Alexander Matzkeit

19. August 2015

Konzertticket auf dem Smartphone

Ich entscheide spontan, am Abend ein Konzert zu besuchen, und kaufe, wie ich das schon seit einiger Zeit mache, die Eintrittskarte online. Neben der Lieferoption „print at home“, die ich in der Regel nutze, sehe ich als weitere Möglichkeit „mobile ticket“. Wieso nicht, hat ja beim Fliegen auch funktioniert, denke ich. Ein paar Klicks später ist das Ticket auf dem klugen Telefon.

Ich werde die einzige sein, die am Eingang ein solches Ticket vorweist. Die Einlasserin wird Mühe bekunden, es einzuscannen, doch schliesslich wird es funktionieren, und sie wird die Gültigkeit meiner Eintrittskarte mit einem Stempel auf meinem Unterarm bestätigen, wie das bei solchen Konzerten immer schon der Fall war. Der Türsteher wird mich für meinen Auftritt mit dem klugen Telefon auslachen. Ein halbes Jahr nach dem Tod meines treuen Nokia 6280 scheint die Passung von Person und Technik noch nicht ganz vollzogen.

Franziska Nyffenegger

19.8.2015

Freies WiFi, Deutsche Version

Wir sind in Mönchengladbach im neuen Einkaufszentrum Minto. Dort gibt es viele Modegeschäfte, in den Hallen sind gepolsterte Sitzmöglichkeiten mit Steckdosen incl. USB-Anschluss für die erschöpften Männer.

Und freies WLAN.

Mein Handy hat die Verbindung und ich muss, da es ein Captive-Portal besitzt, im Browser als erstes die AGBen abnicken. Dann bin ich ohne erkennbare Sperren online: Twitter, Facebook, Ingress, alles bekommt Daten.

Im ersten Shop bricht die Verbindung ab. Mein Handy schaltet auf 3G um und ich merke das mit dem WLAN erst, als beim Verlassen des Shops die Benachrichtigungen des Techniktagebuch-Chats ausbleiben.

Ah, mein Handy hat sich automatisch wieder mit dem freien WLAN der Mall verbunden und ich muss im Browser erneut die AGBen abnicken.

Das Spiel wiederholt sich mehrmals, bis ich das freie WLAN des Minto aus der Liste lösche. Sofern man sich nicht erschöpft vom Shopping auf den Polstern niederlässt ist das WLAN praktisch nutzlos.

Ähnlich bei heimischen real-Markt. Auch hier muss man die AGBen abnicken, aber bei 2/3 meiner Einkäufe dort lädt die Browserseite hierzu gar nicht. Ich bin wenigstens einmal in der Woche dort und die MAC-Adresse meines Handies macht mich wiedererkennbar – warum merken sich die Systeme nicht, dass ich die AGBen abgenickt habe? Eine Rückfrage pro Monat sollte doch reichen.

Anders war das freie WLAN von Gelsen.Net, das ich neulich im ZOOM Erlebniszoo nutzen konnte. Ich hatte gerade das Reservesmartphone reaktiviert und war angenehm überrascht, dass ich mich während des Zoobesuchs trotz vereinzelter WLAN-Funklöcher nur einmal über ein per SMS verschicktes Passwort anmelden musste und Google Play nebenbei alle Apps installieren konnte.

Andererseits ist es auch nicht optimal, die Nutzung davon abhängig zu machen, dass man die Handynummer preis gibt. Ohne die aktuell erforderliche Neuinstallation der Apps hätte ich mich vermutlich nicht darauf eingelassen.

Das freie WLAN in Düsseldorf setzt auch eine Registrierung oder das Hinterlassen von Kontaktdaten voraus, ähnlich ist es in Krefeld. Ob die Hotspots einen Kunden automatisch erkennen oder ob nach jedem Durchqueren eines Funklochs – also eines beliebigen Geschäfts – ein neues Login erforderlich ist, möchte ich daher gar nicht ausprobieren.

Volker König

August 2015

Fotografisches Gedächtnis

Die Urlaubszeit ist bei mir computerfrei. Aber nicht gänzlich informationsfrei, das Smartphone, ein Samsung Galaxy S3 mini, hilft aus. Zu Hause am Computer besteht eine meiner Aufgaben im Prüfen von neuen Einträgen in eine Webseite. Da man dort nur eine bestimmte Anzahl von Änderungen rückwirkend sehen kann, würde ich nach meinem Urlaub eine schmerzliche Lücke vorfinden. Um dies zu vermeiden, komme ich auf die Idee, die Änderungsliste täglich im Smartphone abzurufen und dort als Offline-Seite zu speichern.

Zurück aus dem Urlaub will ich nun die gespeicherten Seiten auf den PC übertragen, um sie abzuarbeiten. Doch verblüfft stelle ich fest, dass das nicht möglich ist. Die Seiten sind auf dem Smartphone zwar lesbar, tauchen aber in den Dateien nicht auf. Ich suche mehrfach und gründlich, beginne dann zu googeln, lasse mir immer ausgefeiltere Suchbegriffe einfallen und bin auch nicht der einzige mit diesem Problem, finde aber trotzdem keine Lösung. Offensichtlich kann man mit dem Androidbrowser gespeicherte Offline-Seiten nicht auf den PC übertragen. Ich vermute, sie werden auf dem Smartphone in einer Art komprimiertem Archiv gespeichert, ähnlich dem Windows-Pa-

pierkorb. Meine letzte Idee ist daher der Einsatz des Dateiübertragungs- und -rettungsprogramms von Samsung. Flugs habe ich es auf dem PC installiert, gestartet und das Smartphone eingestöpselt – nur um die Meldung zu sehen: “Dieses Gerät wird nicht unterstützt”. Seufz.

Da ich mittlerweile mehrere Stunden mit dem Problem verbracht habe und mein Geduldsfaden nur noch bruchstückhaft existiert, kürze ich die Sache drastisch ab. Es ist mir mittlerweile völlig egal, ob es doch noch eine Lösung geben wird und wie sie aussieht. Ich fotografiere einfach alle Offline-Seiten auf dem Smartphone mit einer Digitalkamera ab und lade die Fotos auf den PC hoch. Zum Abarbeiten der Änderungslisten reicht das völlig aus. Aber irgendwie kommt es mir komisch vor.

Bert Homburg

Juni bis August 2015

Das neue Auto hat schon wieder irgendwelche Funktionen

Im Juni fahre ich zum ersten Mal mit dem neuen Auto der Eltern, einem Škoda Yeti. Als ich an einer Ampel halte, geht es aus. Ich halte das für meinen Fehler und will es wieder anlassen, aber mein Vater sagt, es sei schon noch an, nur sehr leise. Man muss auch wirklich nichts unternehmen, das Auto fährt ganz normal an. Ich glaube, dass der Motor ausgeht, der Vater hält ihn für sehr leise, und die Mutter glaubt, sie könne den Motor nur nicht mehr so gut hören wie früher. Die Frage bleibt bis August ungeklärt und wird an jeder Ampel neu diskutiert.

Wie ich beim Schreiben dieses Beitrags herausfinde, handelt es sich wahrscheinlich um ein Start-Stopp-System, eine gar nicht so neue und erstaunlich komplexe Sache. Jemand müsste vielleicht mal das Handbuch lesen, aber

aus dem früher sehr unterschiedlichen Interesse der Eltern an Bedienungsanleitungen hat sich nach nur fünfzig Jahren die gemeinsame Überzeugung entwickelt, dass man es auch lassen kann.

Kathrin Passig

20. August 2015 und früher

Mein Leben mit ohne Musik

Musik spielt in meinem Leben nur eine Nebenrolle. Manchmal vergesse ich tagelang, dass es sie gibt, und wenn ich dann doch welche höre, handelt es sich über Wochen um dieselben drei Tracks. Lange Jahre genügte ein alter, auf dem Flohmarkt erstandener Ghettoblaster, auf dem sich Kassetten abspielen liessen, Mixtapes zumeist, erhalten von lieben Menschen, die meinten, Musik sei wichtig. Irgendwann kam ein Plattenspieler dazu, ein Erbstück, Marke Lenco, made in Switzerland, der nach wie vor einwandfrei funktioniert und das, ohne je einen Nadelwechsel erlebt zu haben. Zum 30. Geburtstag dann eine Kompaktstereoanlage mit CD- und Minidiscplayer, die Gabe eines Freundes, der fand, wer Radiosendungen mache, brauche zu Hause etwas mehr als einen rumpeligen Ghettoblaster und einen halbantiken Plattenspieler ohne Verstärker. Irgendwann erlitt das Ding einen Standschaden; böse Stimmen sagen: wegen Nichtgebrauch. Ein Tivoli-Radio und ein iPod, beides Geschenke zum 40. Geburtstag, traten seine Nachfolge an. Kürzlich kamen, wiederum aus Erbmasse, ein Pioneer-Stereoverstärker und ein „richtiger“ CD-Player dazu. Ausser den Mixtapes und den Minidiscs kann ich jetzt bei Bedarf also alles abspielen, was mein Haushalt an Tonträgern zu bieten hat: Vinyl, CD, MP3. Ich bin musikanlagenmässig so gut ausgerüstet wie noch nie; mein Hörverhalten aber bleibt stochastisch. Den Bestand erweitere ich selten. Eine iTunes-Bibliothek ist nur wegen des iPods vorhanden und weil es vorkommt, dass ich auf langen Zugfahrten oder in lauten

Grossraumbüros Gehörschutz brauche (und, ja, auch, weil ich immer noch Freunde habe, die finden, Musik sei wichtig, und mir deshalb ihre Sammlungen zuspielen, nunmehr als Dropboxlinks auf Listen mit MP3-Files).

Manchmal aber, etwa einmal im Jahr, gibt es Musik, die ich unbedingt haben will, meist nach einem Konzert, wo ich sie dann auch gleich kaufe. Das geht diesmal nicht; diese Musik ist nicht zu haben, nicht ausserhalb des iTunes-Store. Also nehme ich Anlauf, springe über meinen Schatten, logge mich ein, nehme Kenntnis von einem wundersamen Guthaben über CHF 15.-, wahrscheinlich ein Dank der Firma für den Kauf des klugen Telefons, klicke ein paar Mal und schon sind die Tracks da. Ich weiss, was ich in den nächsten Wochen hören werde, sollte ich mich an die Existenz von Musik erinnern.

Franziska Nyffenegger

20. August 2015

Generation Smartphone entdeckt den Computer

Im Computerkurs schreiben Anwender Bewerbungen und Lebensläufe. Zwei von ihnen haben offensichtlich vorher noch nie einen normalen Computer mit Tastatur bedient.

Sie schreiben Worte mit großem Anfangsbuchstaben wie auf der virtuellen Tastatur des Smartphones: Capslock ein, Großbuchstabe tippen, Capslock aus, Rest schreiben. Die Eingabe ist so natürlich sehr mühsam und dauert ewig.

Thomas Jungbluth

2008-2015

OkCupid: Das Langzeitexperiment

OkCupid war nicht immer so. Als ich dem Verein zum ersten Mal beitrat, ich glaube, es war 2008, hatte OkCupid im Vergleich zu normalen Dating-Seiten zwei innovative Vorteile. Der erste ist die Matching-Prozentzahl, die von einem Algorithmus aus den Antworten auf ein paar tausend Fragen generiert wird, Fragen, durch die man sich in langen Nächten klicken kann. Zum Vergleich: Andere vergleichbare Seiten selektieren potentielle Partner auf der Basis von sehr spartanischen und deskriptiven Informationen. Diese Wissenschaftlichkeit von OkCupid ist zumindest theoretisch sehr attraktiv. Bis vor ein, zwei Jahren konnten die Benutzer neue Fragen einreichen, was zu viel Redundanz und Rauschen, aber auch zu einigen hervorragenden neuen Matching-Fragen führt. “Is the fork the dodo of cutlery?”, die einzige Frage, die von mir stammt, meine ich damit jetzt nicht.

Der Algorithmus funktioniert, wenn man mindestens ein paar hundert Fragen beantwortet hat und den Prozess ernst nimmt. Jahrelange Experimente deuten darauf hin, dass es praktisch unmöglich ist, jemanden zu finden, der einigermaßen kompatibel ist, und unter 50% liegt. Oberhalb von 90% sind die Chancen, sich gut zu verstehen, zwar immer noch gering, aber deutlich besser als darunter. Ich habe lange damit zugebracht, den Algorithmus empirisch von außen zu erforschen, und auch wenn ich ihn nicht wirklich verstehe, er ist zumindest einigermaßen vernünftig.

Zum anderen konnte man früher auf OkCupid mit allen kommunizieren, auf unterschiedliche Arten, nicht nur auf fest vorgeschriebenen Anbahnungs-Kanälen. Es war weniger eine Dating-Seite, und mehr eine Community. Es gab Spiele, Tests, ein Forum und Gästebücher, in denen jeder kommentieren konnte. Es gab eine Gruppe von Leuten, die sich nur für Foren interessierten, andere nur für Gästebücher, und viele, die sich überhaupt gar nicht um Da-

ting scherten. Man erkannte es an den Profilen. Die Profile der Gästebuch-Leute lasen sich weniger wie typische Dating-Profile und mehr wie wirrer Quatsch.

Im Laufe der Jahre verschwand das alles. OkCupid wurde immer mehr zu dem, was es eigentlich schon die ganze Zeit sein wollte, eine Dating-Site. Die Foren wurden abgestellt, die Tests wurden abgestellt, die Gästebücher auch. Bis Februar 2013 erhielt OkCupid die Gästebücher, aber ohne sie auf der Seite zu verlinken. Das Gästebuch-Universum existierte eine Weile als Schattenwelt, in die man nur mit Geheimwissen hereinkam. Dann verschwand es völlig und lebt seitdem in diversen Facebook-Gruppen weiter, die regelmäßig in Fraktionen zersplittern. Die Such-Funktion zeigt jetzt praktisch nur noch Bilder, und fast keine Profilinformationen mehr. Aber es gibt auch interessante neue Features. Zum Beispiel kann ich jetzt mein Geschlecht aus circa 20 Optionen auswählen, die meisten davon musste ich erst einmal googeln.

Insgesamt ist OkCupid heute ein eher gewöhnlicher Online-Dating-Supermarkt, mit den üblichen Problemen. Frauen kriegen Dutzende Nachrichten pro Tag, die meisten davon indiskutabel, Männer kriegen gar nichts. Warum das so ist, darüber könnte man vermutlich lange diskutieren, aber da muss man wohl durch. Wenn man das Rauschen ignoriert und ein wenig Geduld hat, gibt es zwischendurch immer wieder interessante Zufallsbekanntschaften, die ohne OkCupid kaum zustandegekommen wären. Man kann sich außerhalb der gewohnten sozialen Blase umsehen, was immer lehrreich ist. Und außerdem ist es auf OkCupid auch heute noch sehr einfach, sich interessante soziale Spiele auszudenken. Zum Beispiel kann man Milan-Kundera-Fans auf allen Erdteilen erklären, warum Milan Kundera ein schlechter Schriftsteller ist, wo sonst geht das noch?

Aleks Scholz

Sommer 2015

Internet!

Im Asylbewerberheim im Brandenburgischen Bliesdorf werden die Geflüchteten gefragt, was sie am dringendsten brauchen.

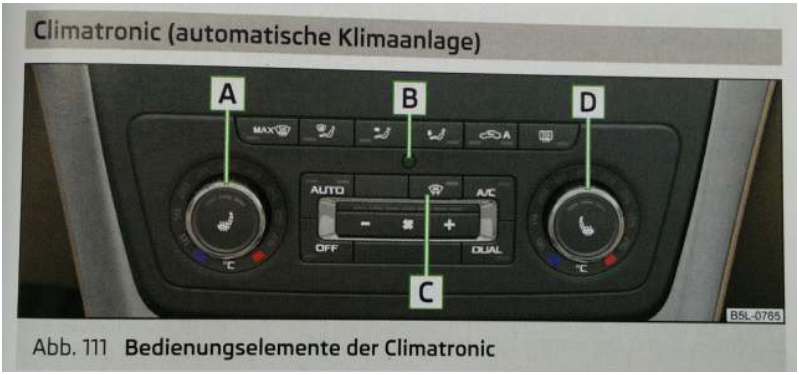
Die einstimmige Antwort: Internet!

sleeplessdarkhorse

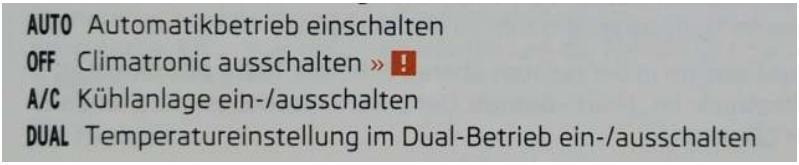
20. August 2015

Ambiguous / Complicated

Ich fahre im neuen Auto der Eltern mit. “Ganz schön warm, wo geht denn da die Klimaanlage an?”, fragt die Mutter. “Draußen ist es gar nicht so warm, man könnte einfach ein Fenster . . . ” sage ich, aber die Jugend von heute lässt ja nicht mehr mit sich reden in diesen Dingen. “. . . oder man kann auf A/C drücken”. “Ah, du kennst dich aus”, sagen die Eltern zufrieden und drücken auf A/C.



Wenige Minuten später hat es im Auto ungefähr dreißig Grad. Ich lasse mir das Handbuch aus dem Handschuhfach nach hinten geben und lese die drei Seiten über Klimaanlagenbedienung. Von den vier Schaltern “AUTO”, “A/C”, “OFF” und “DUAL” hat nur “OFF” eine relativ eindeutige Funktion, vorausgesetzt, man ist bereit, das rote Ausrufezeichen zu ignorieren.



“Climatronic” und “Kühlanlage” sind offenbar zwei verschiedene Angelegenheiten. Aus der Anleitung geht hervor, dass jede Einstellung eines Bedienungselements zahlreiche Auswirkungen auf Einstellung und Funktion anderer Bedienungselemente hat. Leseprobe: “Wenn die Kontrollleuchte in der rechten oberen Ecke der Taste AUTO leuchtet, arbeitet die Climatronic im ‘HIGH’-Betrieb. Der ‘HIGH’-Betrieb ist die Standardeinstellung der Climatronic. (. . .) Der Automatikbetrieb wird ausgeschaltet, indem eine Taste für die Luftverteilung gedrückt oder die Gebläsedrehzahl erhöht oder verringert wird. Die Temperatur wird trotzdem geregelt.”

Ich gebe das Handbuch wieder nach vorn und sage, es sei kompliziert und man fasse die Taste mit dem A/C besser nicht mehr an. Man möge in Zukunft darauf achten, dass das Licht an der AUTO-Taste leuchte und das Beste hoffen. Bald darauf wird es auch wieder kühler im Auto, fast so kühl wie draußen.

Kathrin Passig

2015-08-21

Dropdowns für JFK

Steht Uber nicht immer noch auf der Kippe? Könnte nicht immer noch in Grund und Boden geklagt werden? Dafür ist es bemerkenswert gut integriert. Auf dem New Yorker Flughafen JFK fahren sie nicht mehr incognito ihre Runden auf den Zubringerrampen und müssen nicht mehr verzweifelt versuchen, unter hunderten Leuten ihre Kunden herauszufischen, sondern sie warten im Cell Phone Parking Lot und fahren erst, wenn sie einen Auftrag angenommen haben, in einen reservierten Haltebereich, der als Pick Up A, Pick Up B, Pick Up C in ein Raster eingeteilt ist, so dass man unter den zehn, zwanzig Ubers, die da auf Kunden warten, den richtigen anhand des Wagentyps und des Nummernschilds identifizieren kann. A, B, C, und das alles pro Terminal, für acht Terminals. Die Uber App merkt, dass man in JFK ist und schaltet um: Man signalisiert seinen Aufenthaltsort, also den Treffpunkt mit dem Fahrer, hier nicht via GPS (was auf den zahllosen Zubringerrampen und Fahrspuren viel zu ungenau wäre), sondern die App bietet für den Flughafen extra Dropdowns an, wo man das Terminal und den Pick-Up-Bereich auswählen kann.

Ich habe den Wagen bestellt, während ich noch durch's Terminal gelaufen bin. Der Fahrer ist eher in der Pick-Up-Zone als ich. Es ist ein Uhr morgens, meine müden Augen können die Buchstaben und Ziffern des Nummernschilds, die auf meinem Bildschirm angezeigt werden, nicht lesen. Weiter weg halten hilft nichts, näher ran halten auch nicht. Eine Vergrößerungsfunktion hat Uber nicht eingebaut; ich schiebe verzweifelt Daumen und Zeigefinger auseinander. Mit viel Mühe lese ich die ersten paar Zeichen. Ein Toyota Highlander, Regen auf der Windschutzscheibe, drei oder vier Bildschirme im und auf dem Armaturenbrett. Dreißig Minuten bis Home laut App.

André Spiegel, zuerst veröffentlicht im fortlaufenden Blog

21. August 2015

Der Thermomix

Th. (*1950) ist ein passionierter Koch. Nach dem Schwimmen mit ihm und seiner Frau I. (*1945) nehme ich die spontane Einladung zum Abendessen gerne an. Spaghetti Vongole stehen auf dem Speiseplan. Stolz zeigt mir Th. ein neues Küchengerät: den Thermomix.

I. hat mir schon mehrfach davon erzählt. Am meisten beeindruckt hat sie, die dem Kochen eher pragmatisch – um nicht zu sagen: desinteressiert – begegnet, die Lieferung der Wundermaschine. Eine Dame „im kleinen Schwarzen“ sei gekommen, habe sich eine weisse Küchenschürze übergezogen und während fast drei Stunden die vielen Möglichkeiten des Thermomix erörtert. Jetzt zeigt mir Th. begeistert, wie sich das eher unscheinbar wirkende Ding programmieren lässt. Mich überzeugt vor allem, dass es sich angeblich selbst reinigt.

Der Thermomix wird über einen Touchscreen bedient

Dann beginnt die Kocherei. I. und ich helfen bei den Rüstarbeiten und machen uns lustig über die Geräusche des Küchenhelfers: Immer, wenn ein Kochschritt ansteht, ertönt ein Dreiklang, wie man ihn aus Bahnhofshallen

kennt, was uns in der kleinen, engen Küche leicht übertrieben scheint. Unsere Witzeleien vermögen Th.s Begeisterung nicht zu schmälern. Ob all der Erklärungen landen allerdings einige der Zutaten zu früh in der Maschine. Die Spaghetti mit Muschelpesto statt Muschelsauce schmecken dennoch hervorragend.

Franziska Nyffenegger

1990 bis 2015

Packlisten-Veränderungen aus fünfundzwanzig Jahren

Seit langem habe ich einen universellen Packzettel, auf dem alles aufgelistet ist, was man auf eine typische Urlaubs-Reise mitnimmt. Beim Packen arbeite ich ihn stur ab und muss ihn nur noch um Dinge ergänzen, die spezifisch für die jeweilige Reise sind (z. B. Taucher- oder Skibrille).

Im Lauf der Jahre hat sich die Liste verändert. Hier ist meine persönliche Aufstellung der Techniktagebuch-relevanten Packlisten-Veränderungen aus fünfundzwanzig Jahren.

Inzwischen überflüssig oder heute nur noch selten eingepackt:

- CDs
- Radio
- Kartenmaterial/Shell-Atlas
- Foto-Apparat
- Wecker
- Stift/Papier

Hinzugekommen:

- Gesundheitskarte
- Handy/Ladegerät

Schon immer dabei:

- Rasierer
- Offiziersmesser
- Ersatzbrille
- Nähzeug
- Kreditkarte
- Personalausweis
- Führerschein, KFZ-Schein (heißt heute anders)

Andreas Schulz-Dieterich

21.8.2015

Das Graffiti von heute ist auch irgendwie anders als das von damals

Ich laufe auf dem Weg vom Bahnhof zum Büro an der Kölner Hohenzollernbrücke entlang und lenke dabei erstmalig meine Aufmerksamkeit auf die vielen Nachrichten, die dort vermutlich mit Edding und ähnlichem Schreibmaterial verfasst wurden.

Früher schrieb man ja gerne einfach seinen Namen, eventuell verbunden mit einem "... was here" oder einem "... war hier". Auch unflätige Wörter oder Herzchen mit Initialen sind mir durchaus geläufig.

In den letzten Jahren hat sich aber einiges getan und Hashtags und Nutzerhandles sind jetzt auch auf Brücken zu finden. Es handelt sich hierbei vor allem um Instagram- und Twitterkonten, was genau, lässt sich wohl nur durch Ausprobieren rausfinden, es sei denn, es steht dran. Auch, ob die Konten tatsächlich existieren, kann ich nicht sagen. Ein bisschen Angst habe ich ja schon, das zu prüfen, auf der anderen Seite scheint mir Instagram mit seiner gewohnten Prüderie doch recht sicher.

Wer mag, kann sich ja gerne mal durch einige der angepriesenen Accounts durchprobieren. Und wer immer noch nicht genug bekommt, dem empfehle ich einen Ausflug zur Hohenzollernbrücke (Deutzer Ufer). Da stehen noch mehr.

Insta:
@mvxyo
Medialeraft
ist
doof! #Freiheit
Tardy

Bergi
@waitfortube
ist auch nicht cool
@lopfterroristin
@M3llowmuffin
Michi & Sophie

Anne Schüßler

22.08.2015, 19:30 Uhr

Video on Demand, oder: das Leben in geschlossenen Gärten

Mich überkommt spontan das Verlangen, den Film *Galaxy Quest* (1999) anzusehen. Wir leben in der Zukunft, d. h., um dem Verlangen nachzugehen, muss ich nicht zu einer Videothek fahren, nicht ewig warten, bis eine bestellte DVD ankommt oder bis der Film mal im Fernsehprogramm läuft. Und

auf dubiose Kopien (etwa bei Youtube) muss ich mich auch nicht verlassen. Schließlich gibt es ja diverse Video-on-Demand-Anbieter. Alles ganz einfach also.

Trotzdem dauert es etwas, bis ich den Film tatsächlich – passend zur aktuell laufenden WorldCon – anschauen kann. Ich nutze diverse Android-Produkte, insofern ist mein eigentlicher Plan, den Film in Googles Filmstore zu kaufen, ihn auf meinem Tablet laufen zu lassen und per Chromecast auf meinen Fernseher zu übertragen.

Der Film ist allerdings nicht im Angebot von Google. Spontan schaue ich bei Amazon nach, und siehe da: dort ist er zu finden und günstig fürs Streaming auszuleihen. Ich hatte vage in Erinnerung, dass das nur mit Amazon-Prime-Account geht, geht aber auch so. Letztlich habe ich den Film dann allerdings nicht auf dem Tablet/Fernseher, sondern auf dem PC angeschaut. Das kam so: Amazon bietet eine App "Prime Instant Video" an. Um die zu installieren, muss allerdings zuerst der "Amazon App Store" als App installiert werden, "Amazon for Tablet" – die im Google Appstore erhältliche App – reicht nicht aus. Um den "Amazon App Store" zu installieren, muss ich mir vom PC über die Website von Amazon eine Mail schicken lassen, die mich auf einen Link hinweist, von dem ich eine Installationsdatei herunterladen kann und nach Wegklicken von Warnungen auch installieren kann. Aus dem "Amazon App Store" heraus lässt sich "Prime Instant Video" installieren. Irritierenderweise führt der Aufruf dieser App zunächst mal dazu, dass sich die Website von Amazon (auf dem Tablet) öffnet. Dort kann ich dann den ausgeliehenen Film anklicken, was wiederum dazu führt, dass die Video-App startet und ihn abspielt. Soweit, so gut – nur der Schritt vom Tablet zu Chromecast am Fernseher gelang partout nicht. Vermutlich wird nur das Konkurrenzprodukt von Amazon unterstützt.

Letztlich habe ich dann *Galaxy Quest* auf dem PC-Bildschirm im Browser angesehen, was reibungslos funktionierte. Theoretisch hätte ich auch schlicht das HDMI-Kabel umstecken können, aber das war mir dann doch zu aufwändig.

Till Westermayer

22.08.2015

Und sie rosten doch!

Früher™ rosteten Autos. Unaufhaltsam kroch der Rost durch Falze und Kanten. Ungeschützte Bleche in Hohlräumen waren das Biotop für die braune Pest. Früher oder später, oft innerhalb der ersten 10 Jahre, zeigten sich Rostlöcher an Türen, Schwellern und Radläufen, vom Unterboden ganz zu schweigen. Einem Hersteller aus Italien sagte man nach, dass seine Autos bereits im Katalog rosteten. In gewisser Weise stimmt das sogar, jedenfalls habe ich einen alten Autoprospekt, in dem die Heftklammern stark rosten.

In den 1970ern Jahren wurde es mit dem Rost so schlimm, dass einige Hersteller sich des Problems annahmen. Porsche verzinkte seine Karosserien, später auch Audi. Weitere Hersteller zogen nach. Andere Produzenten fluteten ihre Autos mit Hohlraumwachs. Gute Beobachter kennen sicherlich die dunkleren Streifen links und rechts unterhalb der Heckklappe am Golf II.

Mit der Zeit verschwanden nach meinem Empfinden die durchgerosteten Autos aus dem Straßenbild. Inzwischen nehme ich es als eine Ausnahmeerscheinung war, mal wieder so ein richtig “schönes” Rostloch zu sehen.

Auf einem Hotelparkplatz entdecke ich an einem “New Mini” der ersten Generation (also Baujahr 2001 bis 2006) ein besonders hinreißendes Exemplar. Der Rost hat rund um das Loch nicht nur die Lackierung blumenkohlartig aufplatzen lassen, sondern es haben sich regelrecht Schichten wie Blätterteig gebildet, gekrönt von einem Loch, löchrig wie es nur sein kann.

Irgendwie beruhigt es mich, dass die Autos diese aus meiner Sicht typische Eigenschaft offensichtlich doch nicht aufgegeben haben.

Markus Winninghoff

13.8. und 22.8.2015

Gleich kommt der Bus – zwei Anzeigesysteme in Japan

„Mir tun die Füße weh, komm, wir nehmen den nächsten Bus zum Hotel.“ Eigentlich würde ja ein Blick auf Fahrplan und Uhr reichen: „In 2 Minuten kommt der nächste.“

Der Fahrplan nennt aber nur die geplante Zeit, in der Praxis stecken Busse oft im Verkehr fest. Lohnt also das Warten oder habe ich ihn gerade verpasst?

In Kyoto gibt es an Haltestellen eine raffinierte Anzeigetafel, bei der je Buslinie von rechts nach links angezeigt wird, wie weit der Bus entfernt ist: noch zwei Haltestellen – noch eine – fast da.

Hier halten vier Buslinien, davon treffen gleich Bus 15 und Bus 59 ein, Bus 10 und 37 etwas später. Eine genaue Zeitangabe ist das nicht, je nach Stop-and-Go kann der Weg zwischen Haltestellen ganz schön lange dauern, aber zumindest eine Entscheidungshilfe.

Von nahem sieht man, dass die Kreise drehbare Scheiben sind, die mit hörbarem Klack umdrehen. Wie sie das Signal dazu bekommen, ist nicht erkennbar, per Funk?

In Kōchi fährt die My-You-Buslinie stündlich als Rundkurs die touristischen Orte ab: Vom Bahnhof über den Mount Godaisan mit Panoramarestaurant (Haltestelle Nr. 5), Botanischem Garten (6) und Tempelanlage (7) zum Strand in Katsurahama und zurück.

Da die Strecke über den Mount Godaisan sehr schmal und daher nur Einbahnstraße ist, fährt der Bus auf dem Rückweg zunächst am Hafen entlang um den Berg herum und dann dieselbe Strecke hinauf wie beim Hinweg. Die Haltestellenreihenfolge ist dadurch zurück 10-9-8-5-6-7-4-3-2-1, bei 5-7 benutzen Hin- und Rückbus dieselben Haltestellen. Welcher Bus als nächster kommen wird, ist hier am simplen, aber effizienten Anzeigesystem abzulesen:

MY遊バス 運行状況
土・日・祝日・GW・夏休み・正月・春休み（3月中）のみ運行いたします。（赤・時刻）
桂浜 行き
8:24 9:24 10:24 11:24 12:04 13:04 14:04 15:04 16:04
運行なし
JR高知駅 行き
9:58 10:58 11:58 12:58 13:58 14:58 15:28 16:28 17:28
運行なし
⑤
五台山展望台
MY遊バス時刻表
JR高知駅 → 桂浜
桂浜 → JR高知駅
8 24 8
9 24 24 9 58
10 24 24 10 58 58
11 24 11 58 58
12 04 04 12 58
13 04 04 13 58 58
14 04 14 58 58
15 04 04 15 28
16 04 04 16 28 28
17 17 28 28

Jeder Busfahrer steigt aus und hängt den rosa Plastikanhänger einen Haken weiter auf die Zeit, an der er gerade ankam. Der nächste Bus zum Bahnhof (JR = Japan Rail) fährt also um 13:58 Uhr, der nächste zum Strand um 14:04 Uhr.

Anne Doppelbauer

23. August 2015

Sehe ich aus wie ich selbst?

Nach 8 Stunden lande ich um 10 Uhr am Frankfurter Flughafen, für mich ist es 4 Uhr nachts und ich bin noch nicht so ganz aufnahmefähig. In Frankfurt kann man die Passkontrolle jetzt per Automat erledigen. Man schiebt seinen Reisepass in den Scanner, der erkennt mich, die Schranke öffnet sich. Auf einem leicht spiegelnden Display wird mein Gesicht gescannt, um herauszufinden, ob mein biometrisches Passfoto auch mit meinem Gesicht übereinstimmt. Es dauert. Viel länger als bei allen anderen um mich herum. Vielleicht liegt es daran, dass ich eine Brille trage, was ich auf meinem biometrischen Passfoto nicht tue. Ich beschwere mich schon, dass ich anscheinend nicht aussehe wie ich, da öffnet sich die Schranke. Der Scanner hat mich nach etwa einer Minute erkannt. Bei Bedarf kann die Bundespolizei mich jetzt immer noch rauswinken und überprüfen, ob ich wirklich ich bin, aber die Beamten verzichten darauf.

ellebil

Seit Januar 2015

Ich verdiene mein Geld in der Seegurkenforschung

Im Januar 2015 habe ich die Android-App "Google Opinion Rewards" heruntergeladen, vermutlich hatte ich irgendwo davon gelesen. Seitdem habe ich an knapp 50 kurzen Umfragen teilgenommen und dafür € 14,16 Google-Play-Guthaben erhalten. Ich habe zwar schon schlechter bezahlte Tätigkeiten ausgeübt, aber der Hauptgrund für meine Anmeldung ist nicht das Geld. Ich finde Marktforschung eigentlich ganz gut.

Die mit 75 Cent bestbezahlte dieser Umfragen kommt immer wieder. Meine Lieblingsfarbe, meine Augenfarbe, meine Lieblings-Augenfarbe bei anderen Menschen, wie zufrieden ich mit meinem Leben bin, was ich gestern vor dem Einschlafen als Letztes getan habe, ob Seegurken Gemüse sind: Grün, Braun, egal, ziemlich, Internet, nein. Eines Tages werde ich die Auflösung erfahren, wenn Google eine neue Anwendung zur automatischen Klassifikation von Gemüse auf den Markt bringt oder so.

Erst kürzlich habe ich mich gefreut, dass ich immer, wenn ich gefragt werde, ob ich in letzter Zeit bei Rewe, Netto oder Bauhaus eingekauft habe, zufällig wirklich gerade da war und die Fragen beantworten kann, mit welchem Verkehrsmittel ich dorthin gelangt bin oder wie es mir gefallen hat. So oft bin ich nämlich gar nicht in Supermärkten.

Heute kommt die Frage wieder, und diesmal lese ich den Vorspann aufmerksamer: Die Umfrage bezieht sich auf meine Ortsdaten. Es ist also gar kein Zufall. Google weiß, wann ich bei Netto oder Rewe war, und befragt mich am nächsten Tag dazu: Ich fand es so mittel, dankeschön, 45 Cent. Wenn die Seegurken bei Netto demnächst ins Gemüseregal einsortiert werden, liegt es nicht an mir, ich habe unter Verzicht auf meine Privatsphäre alles getan, um das zu verhindern.

Kathrin Passig

23. August 2015

Licht am Leihauto

Längere Strecken lasse ich mich am liebsten von der Bahn fahren. Heute handelt es sich bei der längeren Strecke zwar nur um knapp 80 Kilometer von München nach Ingolstadt, doch die Bahn baut seit Jahren wochenends an den Gleisen dorthin, die Fahrt würde sehr umständlich und lang. Ein Auto erscheint mir die beste Alternative.

Ich besitze kein Auto, doch der Mann, mit dem ich zusammenlebe, wurde vergangenes Jahr Mitglied im Leihautosystem Drive Now von BMW. Die Autos stehen im ganzen Stadtgebiet von München, man findet sie per spezieller App, fährt sie und parkt sie dann auf einem beliebigen Parkplatz im Stadtgebiet. Dass man sie einen ganzen Tag und außerhalb der Stadtgrenzen fährt, ist eher die Ausnahme, doch das System ermöglicht auch dieses.

Der Mitbewohner hat sich gründlich in die Leihmethode eingelesen und in Wohnungsnähe einen Wagen gefunden, der seinen Wünschen entspricht; unter anderem möchte er eine manuelle Gangschaltung. Er reserviert das Auto über die App, wir gehen zu Fuß hin. Am Wagen hält er seine Kreditkartengroße Mitgliedskarte an einen Sensor auf der Fahrerseite der Windschutzscheibe und öffnet damit das Auto. Wir steigen ein, ab jetzt sind ein tellergroßer Bildschirm in der Mitte des Armaturenbretts und ein großer Multifunktionsknopf zwischen den Vordersitzen die zentralen Bedienelemente. Der Mitbewohner identifiziert sich mit seiner Mitglieds-PIN und wählt als Buchungsvariante ein 9-Stunden-Paket. Statt mit einem Zündschlüssel startet das Auto mit einem roten Start-Hebel, wir fahren los.

Ungewohnter Ausblick auf München.

Da ich vermute, dass der optimale Weg vom Münchner Stadtzentrum zur Zielautobahn in den vergangenen zehn Jahren ein anderer geworden ist (mindestens so lange war ich dort nicht mehr unterwegs), lassen wir uns vom Navigationsgerät dorthin lotsen – ebenfalls über den Bildschirm zu bedienen.

Auf der Rückfahrt geraten wir am späten Nachmittag auf der Autobahn in ein heftiges Gewitter und brauchen unerwarteterweise die Scheinwerfer des Autos. Nichts am und ums Lenkrad sieht verlässlich nach dem Schalter dafür aus, also krame ich aus dem Handschuhfach die Bedienungsanleitung. Ich finde ein Bild des Lichtschalters, sehe aber keine Entsprechung im Wagen. Wir verlassen die Autobahn und suchen auf einem Parkplatz den Drehschalter aus der Gebrauchsanweisung. Tatsächlich finden wir ihn links neben dem

Lenkrad und drehen auf das Symbol für Abblendlicht. Doch auf dem Display hinterm Lenkrad erscheint jetzt das Symbol für Standlicht. Da es in Strömen gießt, sind wir zu bequem auszusteigen und nachzusehen – irgendein Licht wird schon leuchten.

Am Ende der Fahrt parken wir den Wagen sehr nah an unserer Haustür, beenden über das Display die Buchung und schließen ihn über Karte und Windschutzscheibensensor ab. Daheim verfolgt der Mitbewohner über die App, wie lange er bis zur nächsten Nutzung dort steht: Nach nicht mal einer Stunde ist er als Symbol für buchbare Drive Now-Autos verschwunden.

die Kaltmamsell

Sommer 2015

Revolution des Musikhörens, doch noch

In den letzten zehn Jahren habe ich einige Musik über last.fm kennengelernt, aber nicht durch irgendeinen Empfehlungsalgorithmus. Ich habe in den Bibliotheken von Leuten, die ich kenne – oder die mir von last.fm als meine »musikalischen Nachbarn« vorgestellt wurden –, herumgehört. Dennoch, viel war das nicht. Ein oder zwei oder drei Bands sind es gewesen in diesen zehn Jahren, die mich näher interessiert haben, die allerdings dann sehr intensiv.

Das ändert sich gerade. Spotify hat angefangen, mir persönliche, wöchentliche Empfehlungslisten zusammenzustellen. Das verblüffende: Die Empfehlungen sind erstaunlich gut, sowohl was die musikalische Qualität angeht, als auch, wie genau sie meinen Geschmack treffen. Noch verblüffender allerdings ist, wie durchschlagend sich der wöchentliche Rhythmus auswirkt. Die Empfehlungen werden jeden Montag komplett ausgetauscht, und das bedeutet, ich habe genau eine Woche Zeit, mich mit der Musik zu beschäftigen und das Interessante in einer extra Playlist zu speichern, bevor es auf Nimmerwiedersehen verschwindet. Das ist hoch motivierend, und es führt

zu besseren Entscheidungen, als wenn ich einen Titel nur einmal vom Empfehlungsalgorithmus vorgespielt bekomme und sofort ja oder nein, gut oder schlecht sagen soll.

Ich versuche, die Empfehlungsliste, die aus um die vierzig Stücken besteht, wenigstens zweimal komplett durchzuhören. Danach bin ich meistens schon so vernarrt in einzelne Stücke, dass ich es kein drittes Mal schaffe. Noch aus jeder Woche habe ich bisher vier, fünf hervorragende Titel mitgenommen. Was ich jetzt dringend brauche, ist eine vernünftige Playlist-Logistik.

Aber die persönlichen Empfehlungen sind nicht das einzige. Spotify stellt seit einiger Zeit außerdem Städtelisten zusammen. Die enthalten Musik, die in einer bestimmten Stadt populär ist, aber nicht einfach *absolut populär,* denn da gäbe es große Überschneidungen zwischen den Städten, sondern *differenziell populär:* Es ist Musik, die in dieser Stadt populär ist und gleichzeitig nirgendwo anders. Die Ergebnisse sind erstaunlich; ich bilde mir jedenfalls ein, den Charakter einer Stadt aus der Liste herauszuhören. Ich setze diese Listen inzwischen, neben Wikipedia, als zusätzliche Aufklärungstechnik ein, wenn ich in eine mir unbekannte Stadt komme.

André Spiegel

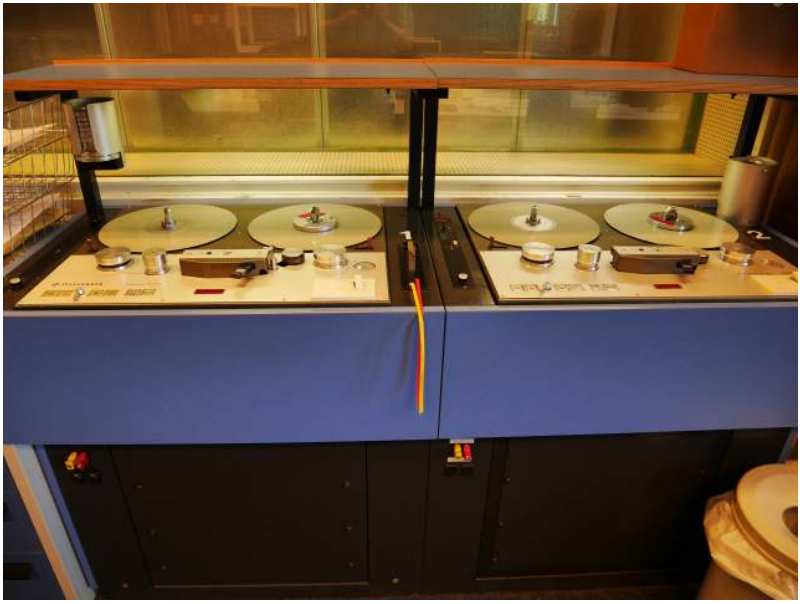
23.8.2015

Radio wie vor 50 Jahren

Das Funkhaus von Deutschlandradio Kultur, das ehemalige RIAS-Funkhaus in Berlin-Wilmersdorf, ist eine Art Zeitmaschine. Von den alten Eingangstüren, die Türknäufe noch mit RIAS-Symbol, bis zu den holzgetäfelten Studios vermittelt die ganze Optik den Eindruck von West-Berlin, zu Zeiten der deutschen Teilung, mitten im Kalten Krieg. Natürlich steckt da inzwischen überall moderne Rundfunktechnik drin, dennoch hat man ein bisschen das Gefühl, als müsste man in der nächsten Sendung Hörerpost aus der DDR beantworten.

<p class=äuthor»Nicht vom Computermonitor ablenken lassen und vor allem die holzgetäfelten Wände beachten!

Tatsächlich gibt es neben der state-of-the-art-Ausstattung aber auch noch Erinnerung an die gute alte Zeit des Rundfunks. Bandmaschinen, gleich zwei Stück! Mit Bobbys! Die Tonbandgeräte allerdings, sagt mir der Techniker, werden inzwischen nur noch gebraucht, um Archivmaterial auf Band zu digitalisieren.



Bei einem anderen Gerät, das mir ebenfalls wie ein Relikt aus alten Tagen vorkommt, bin ich mir dagegen nicht so sicher: Neben meinem Sprecherplatz ist . . . ein Plattenspieler eingebaut. Ich vermute zunächst, dass das auch so eine Retro-Geschichte ist, werde aber später von Freunden eines Besseren belehrt: Inzwischen sei es wieder schick, in einer Radiosendung echte Schallplatten abzuspielen. An Stelle digitalisierter Musik.

Ich könnte aus diesem Studio problemlos eine Sendung mit meinen alten Schallplatten fahren und dazu Archivmaterial vom Band einspielen. Alles dafür vorhanden.

Aber an diesem Sonntagmorgen bin ich aus einem ganz anderen Grund da: Ich werde zu einer Sendung des Saarländischen Rundfunks zugeschaltet. Und dafür muss ich in ein richtiges Rundfunkstudio, der Tonqualität wegen. Das ist an einem Sonntag in Berlin gar nicht so einfach, weil die anderen, für mich günstiger gelegenen Studios (zum Beispiel das ARD-Hauptstadtstudio in Mitte) dafür am Wochenende keinen Techniker übrig haben.

Also zum RIAS, äh, Deutschlandradio Kultur. Hätte ich 1965 eine Schalte aus Westberlin zu einem Rundfunksender in der BRD gebraucht, wäre ich vielleicht in genau diesem RIAS-Studio gelandet.

Inzwischen ist die Kommunikationstechnik zwar ein halbes Jahrhundert weiter, und eigentlich hätte mich der Saarländische Rundkfunk über irgendeine Internet-Technik zuschalten können (der Sender hat sogar, beileibe nicht üblich in der ARD, einen Skype-Account). Aber irgendwie klappt es dann doch nicht, und die Wahl zwischen (Festnetz)Telefon und Studioqualität fällt natürlich zugunsten des Studios aus.

Natürlich gibt es längst IP-basierte Programme, die von jedem Internetzugang die gleiche Qualität liefern würden – die BBC hat so etwas längst im Einsatz. In Deutschlands föderal geprägter Rundfunklandschaft ist das nicht so einfach: Zwar hat die ARD in diesem Frühjahr (!) die Nutzung einer gemeinsamen App für solche Zwecke gestartet. Bis die überall implementiert ist und auch Nicht-Festangestellten wie mir zur Verfügung steht, wird's aber wohl noch ein bisschen dauern.

Bis dahin machen wir Radio wie vor 50 Jahren.

Thomas Wiegold

24. August 2015

Kroatien kennt sich aus

Am Flughafen Rijeka gibt es einen Geldautomaten, eine Geldwechselstelle, mehrere Autoverleihkioske und ein Café, aber keine SIM-Karten. Ich habe schon im Anflug einen Supermarkt mit dem verheißungsvollen Namen KONZUM erspäht, so neu, dass er bei Google Maps noch Gebüsch ist. Er liegt von der Landebahn kaum weiter entfernt als das Flughafengebäude, aber auf der falschen Seite, der Unterschied zwischen einer Minute und einer knappen Stunde Fußweg.

Auch im Supermarkt gibt es keine SIM-Karten. Allerdings teilt er sich das Gebäude mit einem Zeitungskiosk, wo man einen Fächer aus SIM-Karten von sieben Anbietern mit noch nie gehörten Namen vor mir ausbreitet. Mich interessiere vor allem das Internet, sage ich. Da habe sie etwas, sagt die Verkäu-

ferin, und holt eine achte, äußerst überzeugend beschriftete Karte aus dem Regal: “UNLIMITED SURFING AT 4G SPEED UP TO 75 MBIT/S FOR 7 DAYS” und “only 11 €”. Ich lege die SIM-Karte ein und habe Internet, ohne Anmeldung, ohne Freischaltung, ohne erst zu ergoogelnde Geheimgebrauchsanweisung, ohne komplizierten Datenpaketkauf, ohne Handeintragung von APNs. So wird die Welt aussehen, kurz bevor wir dann alle das kostenlose internationale Roaming bekommen, das André Spiegel bereits hat.

Die Unterkunft ist mit dem üblichen WLAN ausgestattet, das aus der Etage darunter kommt und an manchen Stellen der Wohnung manchmal funktioniert. Mobilfunk hingegen versorgt auch die unbesiedelten Gegenden der Insel mit mehr HSDPA, als ich in meiner Berliner Wohnung bekomme. Hvala, Hrvatski Telekom!

Kathrin Passig

August 2015

Digitaler Schnitt

Übernachtung bei Freunden. Als ich am Morgen ins Wohnzimmer komme, sehe ich einen Bekannten, der ebenfalls dort übernachtet hat, am Esstisch sitzen und die Vorderseite seines iPads eindringlich aus der Nähe betrachten. Außerdem scheint er an seiner Nase herumzufummeln. Bei näherer Betrachtung stellt sich heraus, dass er die Zeit, in der andere im Badezimmer sind, nutzen wollte, um sich bereits zu rasieren. Außerhalb des Badezimmers gibt es in der Wohnung allerdings keinen Spiegel. Kein Spiegel beim Rasieren ist unpraktisch, wenn man einen Bart mit Konturen hat. Einen Handspiegel hat er nicht bei sich. Daher hat er die vorinstallierte Kamera-App seines iPads bei aktivierter Frontkamera zum Spiegel umfunktioniert. Er sagt, dass er die (re-

lativ klobige) Hülle, mithilfe derer man das Tablet nahezu vertikal auf den Tisch stellen kann, gerade zum ersten Mal richtig nützlich gefunden habe. Ich kann zumindest bezeugen, dass er tadellos rasiert ist.

Christopher Bergmann

August 2015

Das Favicon wechselt ständig (aber jetzt gerade nicht)

In der Lesezeichen-Symbolleiste von Firefox habe ich seit einer Weile tagesschau.de gebookmarkt. Mir fällt auf, dass das Favicon[1] – ein kleines Symbol, das zur schnelleren Identifikation der Seite dient und meist deren Logo ist – nur bei diesem Lesezeichen wechselt. Um genau zu sein: Es wechselt bei nahezu jedem Aufruf zu dem jeweils anderen von zwei Zuständen. Der jeweils aktuelle Zustand bleibt beim Schließen und erneuten Öffnen des Browsers erhalten. Beide Zustände sind hier zu sehen:

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

Die blaue Eins im Kreis ist das Signet vom Ersten, dem Fernsehsender, der die linearen Sendungen der *tagesschau* ausstrahlt. Das andere, das wohl dieselbe Eins in Weiß mit einer Weltkugel darum herum darstellen soll, ist das Logo der Sendung selbst. Meine ursprüngliche Vermutung, dass tagesschau.de just an dem Tag, an dem ich die Seite gebookmarkt habe, sein Favicon geändert hat und es ein bisschen dauert, bis die Umstellung auf allen Servern stattgefunden hat, wird nicht bestätigt, da das Favicon über Wochen

1. Die englischsprachige Wikipedia lehrt mich, dass das Wort offenbar mehrheitlich /ˈfævɪkɒn/ ausgesprochen wird. Bei Forvo gibt es allerdings auch englische Muttersprachler, die /ˈfeɪvɪkɒn/ sagen. Ich selbst habe mir die Aussprache /ˈfævˌaɪk͡kən/ angewöhnt, die ebenfalls eine Muttersprachlerin bei Forvo verwendet. Die in der Wikipedia angegebene Lautung klingt mir zu sehr nach Pfäffikon. Ich will nicht jedes Mal an die Schweiz denken müssen bei diesem Thema.

hin und her wechselt. Die Das-Erste-Eins ist ein wenig häufiger zu sehen, aber auch das andere Logo taucht oft genug auf. Da das Icon bei fast jedem Klick wechselt, scheint mir auch die Vermutung, dass eines der Icons auf einem Server vergessen wurde und nur angezeigt wird, wenn ich meine Nachrichten zufällig von diesem einen Server erhalte, eher unplausibel. Man würde eher denken, dass die Server je zur Hälfte eines der Logos servieren.

Während ich diesen Eintrag schreibe, klicke ich zum Ausprobieren mehrfach auf das tagesschau.de-Lesezeichen. Das Favicon ändert sich kein einziges Mal. Nur die Das-Erste-Eins wird angezeigt. Bei ARD-aktuell wird doch wohl nicht der Zufallsgenerator kaputt sein?

Christopher Bergmann

26.08.2015

Kontrollanruf nach Kontaktaustausch

Wir sitzen in der Kneipe mit einer Bekannten eines Kollegen meines Mannes zusammen, und unterhalten uns so nett, dass wir auch gerne Kontaktdaten austauschen möchten.

Die Bekannte tippt die Nummer meines Mannes in ihr Handy (übrigens kein Smartphone), speichert es ab und ruft dann einmal testweise an. Ihre Nummer erscheint nun wiederum auf dem Handy meines Mannes und ich speichere die Nummer als neuen Kontakt mit Vor- und Nachnamen ab. Das ganze wiederholen wir dann für meine Telefonnummer.

Tatsächlich scheint mir der Kontrollanruf nach Kontaktaustausch mittlerweile ein sehr etablierter und vollkommen normaler Vorgang zu sein. Früher konnte man ja erst zu Hause rausfinden, ob die Nummer, die man sich irgendwo notiert hatte, auch wirklich die richtige war. Das geht heute nun viel einfacher.

Anne Schüßler

2015-08-26

Der Anruf ist nicht, was du denkst

Nachdem man einen Wagen bei Uber bestellt hat, kann man per SMS oder Anruf Kontakt mit dem Fahrer aufnehmen. Manchmal ruft auch der Fahrer an. Meistens ist dann allerdings schon alles zu spät. Der Treffpunkt ist nämlich entweder aufgrund der GPS-Koordinaten, die von der Uber-App ermittelt wurden, sonnenklar, oder wenn er das nicht ist, lässt er sich erfahrungsgemäß auch durch noch so viele Erklärungen nicht besser beschreiben. Zumal, wenn die Qualität der Verbindung so schlecht ist. Man redet nämlich nicht direkt mit dem Telefon des Fahrers, sondern das Gespräch läuft irgendwie über die Rechner von Uber und wird dabei auf anonymisierte Nummern umgeleitet. Man fühlt sich – das habe ich früher schon mal aufgeschrieben – wie in die Frühzeit der Telefonie zurückversetzt.

So auch heute, als ich von der Penn Station in Newark zum Flughafen fahren will. Auf meinem Display sehe ich einen eingehenden Anruf. »Hallo? Sind Sie ...? Hallo? Ich kann Sie ganz schlecht ... Ja, ich habe bestellt ... Ich bin ... Hallo? Hier an der Penn Station, die Straße ist, Moment ...«

Die Verbindung bricht ab und ich schaue ratlos auf das Telefon.

»André, hier drüben!« ruft der Fahrer eines schwarzen SUVs, zwanzig Meter von mir, während er den Kofferraum für mein Gepäck öffnet.

»Schon da?« frage ich verdutzt.

»Ich habe nur angerufen, um zu sehen, wer hier sein Telefon ans Ohr hält.«

André Spiegel

27.8.2015

Atemlos durch die Nacht

Der Berliner Taxifahrer kommt, über die MyTaxi-App bestellt, innerhalb weniger Minuten. Beim Blick auf seinen Arbeitsplatz muss ich spontan an das Cockpit eines Kampfjets denken. Vier Displays muss oder will der Fahrer im Auge behalten: Sein eigenes Navi (links oben), sein Smartphone mit Messenger (links unten), das im Fahrzeug fest eingebaute Navigationssystem (rechts oben) und ein gesondertes Smartphone für die eingehenden Bestellungen über die MyTaxi-App (rechts unten).

Aber es gibt noch mehr Anzeigen – aus eigenem Interesse blickt der Chaffeur vielleicht auch gelegentlich aufs Taxameter (Mitte ganz oben im Rückspiegel) und auf die üblichen Fahrzeuganzeigen wie Geschwindigkeit und Tankfüllung (im Armaturenbrett hinter dem Lenkrad). Im Hintergrund läuft das Radio, und für Anrufe trägt der Fahrer noch ein kabelloses Headset.

Ich frage den Fahrer, ob das nicht ein bisschen unübersichtlich sei. Ach nein, sagt er. Man müsse nur daran denken, auch auf die Straße zu schauen.

Thomas Wiegold

27. August 2015

Paralleluniversen der Schimpfkultur

Ein Freund benutzt WhatsApp auf dem iPhone und fragt mich nach etwas, das ich ihm kaum verwehren kann.

Ja, sind es. Nur der gelbe Mittelfinger am Ende der Reihe muss anscheinend nicht durch ein farbiges Quadrat erläutert werden. Wenn das mal nicht die ersten Anzeichen einer um sich greifenden Simpsonisierung sind.

Felix Lorenz

27. August 2015

Jugendliche wollen mobil werden und brauchen dafür . . .

Wir spielen “Tabu”. N. umschreibt das Wort “Moped”: “Wenn die Jugendlichen 15 werden, dann wollen sie unbedingt, damit sie mobil werden . . . ”

“Ein Handy!” rufen die Kinder. Sie sind 11 und 12 und haben eigene Handys, aber noch nicht sehr lange.

Kathrin Passig

27. August 2015

Ein Gadget für Leute in traditionellen Kulturberufen

Im Traum will jemand, der beim Theater arbeitet, etwas im Internet nachsehen und zieht dazu ein Gerät aus der Tasche, das ich sofort fürs Techniktagebuch fotografieren muss. Es ist ein Gerät für Leute, die Technik eigentlich doof finden, aber trotzdem ab und zu etwas herausfinden müssen: winzige Tastatur, kontrastloses grüngraues LCD-Display, aber doch aufklappbar und vermutlich innenrum auf der Höhe der Zeit. Es sei Absicht, dass die Benutzung so wenig Spaß wie möglich mache, sagt er. Er wolle nicht die ganze Zeit am Gerät kleben.

Kathrin Passig

August 2015

Erdgasauto

Mein Firmenwagen ist alt und garstig geworden, und ich erhalte grünes Licht, ihn zu ersetzen. Ich suche mir aus und besorge mir einen Skoda Octavia mit Erdgasantrieb – was in Kollegen- und Chefkreisen für ziemlich unverhohlene Belustigung sorgt. Macht aber nix, ich mag das Auto.

Das Umschalten zwischen Benzin- und Erdgasantrieb erfolgt automatisch und, wenn man nicht gerade zufällig aufs Display schaut, völlig unmerklich. Es ist beim Fahren kein Unterschied festzustellen, ob gerade mit Erdgas oder mit Benzin gefahren wird. Das einzig Lästige sind – bei einem Verbrauch von 3 – 4 kg/100 km und einem 15-kg-Tank – die unzeitgemäß häufigen Tankstopps.

An einer Tankstelle komme ich mit dem Fahrer eines älteren Erdgas-Opel ins Gespräch, und der erzählt mir völlig Anderes: Höchstgeschwindigkeit 160 mit Benzin, aber nur 120 mit Gas; Schwächeln im Gasbetrieb erfordert hohe Drehzahlen, infolgedessen ist sein Verbrauch 2 bis 2.5mal so hoch wie meiner.

Daraufhin erinnere ich mich an die früheren Erdgas-Fiats, bei denen man wählen konnte zwischen den Modellen “Bipower” (umschaltbar Benzin/Gas) und “Blupower” (nur Gas), wobei letztere besser auf den Erdgasbetrieb eingestellt waren und erheblich besser liefen.

Ecce: Moderne Motorsteuerungen können ihre Einstellungen fliegend wechseln. Nicht nur je nachdem, ob man sich gerade auf einem Abgasprüfstand befindet, sondern auch je nachdem, welcher Kraftstoff gerade verfeuert werden soll.

Drago Starcevic

August 2015

Please recycle your books

Auf einem Ausflug in die sog. Cotswolds die sog. Book Bank entdeckt, welche das Recycling überkommener Datenträger ermöglicht. Damit sind aber nicht alle überkommenen Datenträger gemeint; Videokassetten sind ausgenommen, Schallplatten werden gar nicht erst erwähnt.

100% of proceeds help
fight heart disease
Books & Music Bank
We urgently need good quality
books, CDs and DVDs
British Heart
Foundation
bhf.org.uk

Später überlegt, daß es ja verrückt wäre, wenn es so eine Erfindung nur in der Provinz geben würde. Und tatsächlich, direkt am nächsten Tag bemerke ich die Books & Music Bank in Oxford. Hier ist man anspruchsvoller ("good quality", keine Spiele, bitte keine selbstgemachten Aufnahmen und keine Telephonbücher), aber dafür gehen die Erlöse an einen guten Zweck.

Die Books & Music Bank ist soweit mit Büchern gefüllt, daß sie sich nicht mehr schließen läßt; anscheinend ist selbst in Oxford das Buch auf dem absteigenden Ast.

Patrick Präg

29. August 2015

Wenn es dunkelrot leuchtet, ist es ein Barcodescanner. Nur wozu?

Im kroatischen Supermarkt hängt ein Gerät. Das Display ist dunkel, die Knöpfe sind unbeschriftet, eine Anleitung gibt es nicht. Probehalber halte ich eine Packung Servietten unter das Element, das durch dunkelrotes Leuchten mögliche Barcodescanfähigkeiten andeutet. Das Gerät muss ein bisschen rechnen, dann erscheinen einige eher intern aussehende Zahlen und der Preis auf dem Display.

symbol
CTS Kiosk
Šifra: 16840 Kat.broj: 719175
SALVETE 38X38/40 MATIS
JM: KOM Barcode: 8003885381129
Cijena: 7,29 Kn

“Aber wozu ist das gut?”, frage ich. “Damit man den Preis sehen kann”, vermutet der Neffe (12). “Der steht aber doch am Regal”, sage ich, und deute auf das kleine Plastikpreisschild. “Wenn einem das zu klein ist”, sagt der Neffe und geht weiter.

Kathrin Passig

2015-08-29

Ich sage das nicht, um Recht zu haben

Ich gebe in Hamburg einen Mietwagen zurück. Es ist schon spät, kein Personal der Mietwagenfirma mehr da, nur ein einsamer Nachtwächter. Ich muss den Schlüssel und den Mietvertrag in einen Tresor werfen, nicht ohne vorher darauf Datum und Uhrzeit, sowie Kilometerstand und Tankfüllung notiert zu haben. Ich borge mir dazu vom Nachtwächter einen Kugelschreiber und ziehe mich kurz in das Auto zurück. Bevor ich ihm den Kugelschreiber zurückgebe, fotografiere ich noch, was ich auf den Mietvertrag geschrieben habe.

»Kleiner Tipp«, sagt der Nachtwächter zu mir. »Das nächste Mal fotografieren Sie einfach das eingeschaltete Armaturenbrett, da haben Sie dann gleich alles drauf.«

»Da haben Sie Recht«, sage ich.

»Ich sage das nicht, um Recht zu haben«, korrigiert er mich freundlich, aber bestimmt. »Es ist nur einfach praktischer.«

André Spiegel

30. August 2015

Aussterben der Individualbeleuchtungsnotwendigkeit (oder auch nicht)

Dieses Bild zeigt den Rijeka-Zürich-Bus von innen, aufgenommen aus der vorletzten Reihe:

Es hat eine Weile gedauert, bis mir aufgefallen ist, was daran ungewöhnlich ist: Niemand benutzt die kleinen Lämpchen, die wie im Flugzeug über dem Kopf angebracht sind. Es ist 20:54, als ich das Foto mache, also noch keine Schlafenszeit. Ich will damit dokumentieren, dass das Smartphone zum Aussterben der Individualbeleuchtungsnotwendigkeit führt.

Dann fällt mir allerdings auf, dass ich die kroatischen Passagiere noch gar keine Smartphones benutzen sehen habe. Mein russischer Nachbar guckt “Fast and Furious” auf einem Tablet. Die zwei schweizerdeutsch mit Akzent sprechenden Mädchen in der Reihe vor mir haben Smartphones. Die übrigen Passagiere lesen keine Bücher und lösen nicht einmal Sudokus. Offenbar sind sie in der Lage, einfach nur so dazusitzen. “Andere Wartekulturen”, vermutet André Spiegel, als ich das Phänomen in der Techniktagebuchredaktion schildere.

Kleiner Makel meiner Untersuchung zu Wartekulturen im internationalen Vergleich: Ich habe vergessen zu testen, ob die Innenbeleuchtung vielleicht nur defekt war.

Update: Im Juni 2017 fahre ich wieder mit einem kroatischen Reisebus, und wieder bleibt es nachts dunkel bis auf eine schwache blaue Notbeleuchtung. Diesmal habe ich die Leselämpchen aber getestet: sie funktionieren. Es nutzt sie nur niemand.

Kathrin Passig

24. bis 30. August 2015

Mein Luftkissenboot ist voller automatisch übersetzter Aale

Erst aus diesem Techniktagebuchbeitrag über japanische Speisekarten habe ich erfahren, dass Google inzwischen auch Text auf Bildern übersetzen kann. Als ich die dafür notwendige App installieren will, merke ich, dass ich sie bereits habe. Es ist Google Translate, so wie bisher auch, es hat nur neue Fähigkeiten bekommen. Ich teste das gleich mal an kroatischen Schildern.

Hier fehlt ein Foto, auf dem man die kroatische Originalbeschriftung sehen könnte. Der Handy-Screenshot zeigt bereits die Übersetzung ins Englische:

Warnschild an einer Tür der Fähre, Originalfoto:

Dieselbe Tür durch das Google-Handy betrachtet (Screenshot):

Deutsch wäre auch gegangen, hier ein Handyscreenshot meines Bildschirms, auf dem das *handicap sign* aus dem englischen Wikipediaeintrag "Road Sign" zu sehen ist:

Ich glaube nicht, dass hinter der Übersetzung von “MacBook Air” als “FACEBOOK LUFT” eine spezielle Googlebosheit steckt. Wenn man ins Englische übersetzt statt ins Deutsche, sind die Ergebnisse meistens besser.

Später finden wir heraus, dass man mit Google Translate auch reden kann: “Gib mir ein Marmeladenbrot!”, sagen wir zu ihm, und folgsam sagt es “Donnez-moi un Marmladénbro!” Seine französische Stimme ist sympathisch, die kroatische nur ein schlechter Roboterwitz. Ihr “Moj lebdjelice je pun jegulja” klingt wie von SAM gesprochen, der Sprachsynthesesoftware auf dem C64. Eine Weile sagen wir mit der Stimme Stephen Hawkings “bitte eine Kugel Erdbeer und eine Kugel Vanille in einer Waffel” auf Kroatisch und kichern.

Danach lade ich die Offline-Sprachpakete für Arabisch und Farsi herunter, falls ich mal an einem Ort mit wenig Internet Flüchtlingen was erklären muss. Weil ich selbst immer nur auf der Durchreise bin und die paar Flüchtlinge, mit denen ich geredet habe, Englisch sprachen, weiß ich noch nicht, wie gut das funktioniert.

Kathrin Passig

Sommer 2015

//*

Ich übe Schlagzeugspielen an E-Drums, vor allem das dynamische Spiel, also den Mix leiser und lauter Schläge. Mit dem Modul des E-Drumsets kann ich mir verschiedene Sounds einstellen und höre mich über Kopfhörer. Die Geräusche, die meine Sticks auf den Gummipads machen – klack klack klack klack – höre ich nicht.

Die Pads müssen anders angeschlagen werde als Felle und Becken eines Akustiksets. Dadurch verändert sich die Motorik des Körpers. Natürlich kann man auch auf E-Drums dynamisch spielen und wie bei einen Akustikset ist der Stickeinsatz dabei entscheidend, aber die Klangwahrnehmung der Sounds über die Kopfhörer ist abstrakter und losgelöster von Sticks, Händen und Füßen.

Vor allem, weil sich so viele verschiedene Sounds einstellen lassen, löst sich zunehmend die Hörverbindung zu den Pads und dem Körpereinsatz.

sleeplessdarkhorse

Seit 05.10.2014 bis 30.08.2015

Expedia ermöglicht Reise in die Untiefen der Kommunikationsgewohnheiten

Ich bekomme eine Email von Expedia. Das ist eigentlich nicht so erstaunlich, weil ich den Dienst 2007 schon mal genutzt habe, um einen Flug nach Frankfurt zu buchen. Diesmal soll es allerdings von einer Stadt im Nordwesten der USA nach Denver, Colorado gehen. Der Gedanke ist mir grundsätzlich nicht unsympathisch, aber ich weiß nichts von einem derartigen Vorhaben und eine Überraschungseinladung kommt nicht in Frage.

Ich versuche, mich auf der Expedia-Seite einzuloggen. Das gelingt nicht, außerdem spricht die Seite nur Englisch mit mir, also lasse ich mir ein neues Passwort zuschicken. Damit sehe ich nun, dass Expedia mir einen anderen Vornamen gegeben hat. Offensichtlich hat sich eine Frau mit dem gleichen Nachnamen wie ich, nennen wir sie mal Mara, mit meiner Email-Adresse angemeldet. Ich versuche, sie ausfindig zu machen, was mir aber nicht so eindeutig gelingt, wie ich das gern hätte, nämlich am besten mit einer Email-Adresse, aber gerade die hat sie ja falsch angegeben. Ich finde nur eine Telefonnummer. Ich traue mich aber nicht, dort anzurufen, weil ich mir einrede, nicht gut genug Englisch sprechen zu können. Wobei es eigentlich, wenn ich recht überlege, nicht am Sprechen, sondern am Hören und Verstehen liegt, weswegen ich vor einem Telefonat zurückschrecke.

In der nächsten Zeit bekomme ich ein paar Reiseangebote. Die kicke ich umgehend in den Papierkorb. Irgendwann versuche ich, über eine Funktion auf der Webseite von Expedia den Kundenservice zu erreichen und mache sie auf die falsche Mailadresse aufmerksam. Mein simpler Gedanke: Sollen sie

doch ihre Kundin anrufen, schließlich haben sie ja Telefonnummer. Ich bekomme aber nur eine Eingangsbestätigung und später eine Zufriedenheitsnachfrage. Dann wieder Reiseangebote.

Am 29.08.2015 meine ich in der ständigen Online-Redaktionssitzung, dass André Spiegel, unser Mann in USA, eigentlich mal bei Mara anrufen müsste, um sie auf ihren Irrtum aufmerksam zu machen. Er sagt zu. Außerdem teilen diverse andere Redakteure und Redakteurinnen mit, dass ihnen das Problem mit den falschen Mailadressen sehr geläufig ist. Einige meinen, sie hätten anfangs noch versucht, das zu klären, später wären sie dazu übergegangen, die Mails nur noch zu löschen. Da mir das Problem eher nicht geläufig ist, und wenn dann übrigens nur mit ein paar Menschen aus USA (ich meine sogar, früher schon mal Mails bekommen zu haben, die eigentlich Mara erreichen sollten), habe ich noch den Ehrgeiz, das Problem zu lösen (wobei ich die Lösung ja nun eigentlich wegdelegiert habe).

Tags darauf teilt André mit, dass er Mara das Problem geschildert habe und sie sich herzlich bedanke. Sie würde sich kümmern. Das verstehe ich nun nicht so ganz, weil ja ich die Mailadresse in ihrem Account ändern muss. Sie kann sich ja gar nicht mehr einloggen, weil ich das Passwort habe, sie aber nicht. Und ein neues kann sie sich ja auch nicht zuschicken lassen. Ich logge mich also ein, um ihre Mailadresse, die ich ja nun kenne, einzugeben. Das geht aber nicht, weil die Adresse “already exists”, wie Expedia mir mitteilt. Damit hat Mara nun also wohl einen neuen Account, und ich bleibe auf ihrem alten sitzen.

Nun wäre die ganze Geschichte ja nicht weiter aufschreibenswert, denn ein Expedia-Account mit einer falschen Mailadresse ist sicherlich alles andere als lebenswichtig oder techniktagebuchinteressant. Ich frage André, ob er Mara denn nun per SMS Bescheid gesagt habe, was er bejaht. Das hatte er in der Redaktionskonferenz vorgeschlagen. Ich war ja gar nicht auf die Idee gekommen, denn selbstverständlich habe ich die Telefonnummer für einen Festnetzanschluss gehalten, André aber – ebenso selbstverständlich – für eine Handynummer.

Ich frage, ob die Nummer denn als Handynummer zu erkennen gewesen sei. Er fragt zurück, ob es denn auch andere als Handynummer gebe, worauf ich "Festnetznummern" antworte. Er meint, was es für einen Sinn habe, bei einem Onlinedienst eine Festnetznummer anzugeben, schließlich würden sie die Nummer ja allenfalls nutzen, um einem eine SMS zu schicken. Ich sage, dass ich mir darüber noch nie Gedanken gemacht habe. Ich würde dort selbstverständlich meine Festnetznummer angeben, unter der ich besonders schlecht zu erreichen bin (ich habe nämlich gar keine Lust auf Anrufe von Onlinediensten). Für alles andere könnten sie mir ja ne Mail schicken. Wahrscheinlich nutzen die Onlinedienste Telefonnummern einzig zur Unterscheidung ihrer Kunden, vermutet André dann noch. Wird wohl stimmen. Oder eben, damit man über diverse Umwege durch das Erschleichen von Passwörtern und Onlinezugang einen Menschen mit sehr wahrscheinlich gemeinsamen Vorfahren auf einen Irrtum aufmerksam machen kann.

Markus Winninghoff

29. August 2015

Überweisungs-Pics or it didn't happen

Samstagabend. Die soon-to-be Vormieter unserer neuen Wohnung kontaktieren uns per Whatsapp mit der Bitte, Ihnen den vereinbarten Abstand für die Küche bei der Schlüsselübergabe in Bar mitzubringen. Das passt uns gar nicht. Der nächste Tag ist voll durchgetaktet und ein Besuch beim Geldautomaten für eine hohe Summe Bargeld ist nicht vorgesehen. Dafür habeich aber gerade den Laptop auf den Knien und brenne darauf, das neue PhotoTAN-Verfahren auszuprobieren, was ich vor ein paar Tagen neu eingerichtet habe

Meine Frau fragt, ob wir es nicht einfach überweisen können und erklärt, dass die Bargeld-Variante unpraktisch ist. Ihr Gegenüber willigt ein und schickt uns seine IBAN. Nachdem ich beim ersten Versuch, den farbigen Code auf dem Bildschirm zu scannen, an f.lux scheitere, weil das herausge-

filterte blaue Licht die PhotoTAN-Farben verändert, klappt es beim zweiten sofort. Zwei Minuten nachdem wir die IBAN bekommen haben, ist das Geld angewiesen.

Ich ahne aber die Sorgen unserer Transaktionspartner und bitte meine Frau deswegen, ein Handyfoto vom “Wir haben Ihre Überweisung erhalten”-Bildschirm zu machen und es per Whatsapp nach Berlin zu schicken. “Hui, das ging aber schnell”, kommt es gleich darauf zurück.

Vermutlich haben sie das Geld auf diese Weise sogar schneller als wenn wir es ihnen Montagnachmittag in Bar mitgegeben hätten.

Alexander Matzkeit

30.8.2015

Keine Technik hilft gegen Wespen

In diesen Spätsommertagen gibt's kein Ereignis, bei dem Getränke oder Speisen in der Nähe sind, das nicht von vielen, vielen Wespen begleitet wird. Besonders üppig natürlich, wenn irgendwo Kuchen auf dem Gartentisch steht. Aber auch eine Bierflasche reicht, die gestreiften Viecher anzulocken.

Bei einem Fest in einem Berliner Park bieten die Gastgeber – und ihre Gäste – deshalb alles auf, was als Hausmittel oder angeblich moderne Technik gegen Wespen helfen soll. Als erstes der übliche, irgendwo separat abgestellte Limonadenbecher, der als Wespenfalle dient. Der Versuch, mit einem Papp-

deckel mit kleinem Loch eine echte Falle zu konstruieren, scheitert am Wind, der den Deckel immer zur Seite weht. Aber auch so ertränken sich einige der Insekten.

Interessanter finde ich die Variante, möglichst viele Kupfermünzen auf den Tischen auszulegen. Mit Hilfe aller 1-, 2- und 5-Cent-Stücke der Gäste kommt auch eine ordentliche Menge zusammen. Allerdings scheint diese alte Technik als Wespen-Abschreckung eher in den Bereich Aberglauben zu gehören – die Wespen bleiben unbeeindruckt (vielleicht war es auch nur zu wenig Geld).

Für mich neu ist die psychologische Kriegführung mit Papiertüten:

Für die Wespen möglichst gut sichtbar wird ein Papiergebilde aufgehängt, dessen Form an ein Wespennest erinnern soll. Die Idee dahinter: Die Wespe sieht das Nest, ordnet es als einen fremden Wespenstaat ein und mei-

det möglichst das Territorium der Rivalen. Allerdings ist dieser Methode ein wechselhafter Erfolg beschieden: Was am Vortag noch gut klappte, hat einen Tag später keine erkennbare Wirkung. Vielleicht hingen die Pseudo-Nester an der falschen Stelle, vielleicht waren sie nicht originalgetreu genug geformt. Vielleicht funktioniert es auch einfach nicht wirklich.

Was funktioniert, ist die recht brachiale Methode, kombiniert mit Elektrik.

Eine Art Tennisschläger, durchzogen mit Drähten, auf die aus Batterien im Handgriff Strom geleitet wird. Damit werden die Wespen nicht nur erschlagen, sondern gleichzeitig mittels Stromschlag hingerichtet. Das macht zwar den erwischten Wespen den Garaus, reduziert ihre Zahl rund um die Feier aber nicht und schreckt auch die anderen Tiere nicht ab.

Letztlich ist weder die Jahrhunderte alte überlieferte Technik noch neue mit Elektrizität so richtig erfolgreich. Vielleicht hilft wirklich nur e ine andere Einstellung gegenüber diesen Tieren.

Thomas Wiegold

Seit 27. Juli 2009

Filmische Selbstüberlistung per Post

Ich habe Filmwissenschaft studiert und verspüre zum Teil aus Forschungsinteresse, zum Teil aus schlechtem Gewissen, trotz erfolgreichem Abschluss nach wie vor den Drang, zumindest die größten übrig gebliebenen Lücken meiner Filmbildung allmählich zu schließen. Wann immer ich aber vor einer großen Auswahl Filme stehe, sei es in einer Videothek oder später dann in einem Video-on-Demand-Portal, zieht es mich doch eher selten zu den häufig vermeintlich schweren Filmklassikern und schneller zu einer Komödie vom letzten Jahr, die ich im Kino verpasst habe. Selbst wenn ich mich selbst dazu durchringen kann, heute mal "was Altes" zu gucken – oft in dem Wissen, dass diese Filme nicht zu unrecht Klassiker sind und sich das Ansehen meist wirklich lohnt – habe ich häufiger Schwierigkeiten, weniger filmwissenschaftliche Freunde, mit denen ich den Film gucken möchte, dazu zu bewegen, diese Entscheidung mitzutragen.

Als Lovefilm daherkommt, der deutsche Klon des ursprünglichen Geschäftsmodells von Netflix, der später von Amazon gekauft wird, sehe ich schnell, dass sich dort eine einmalige psychologische Möglichkeit bietet. Meine Leihliste fülle ich ausschließlich mit Klassikern. Künftig wird mir bis zu dreimal im Monat eine DVD per Post nach Hause geliefert. Die nächste DVD kommt erst, wenn ich die zuerst erhaltene zurückschicke, meine Abogebühr von 7,99 Euro zahle ich aber immer, egal wie viele DVDs ich pro Monat tatsächlich erhalte.

Die Methode funktioniert und sie ist auch der Grund, warum ich sechs Jahre später immer noch Kunde bin (wenn auch, seit ich nicht mehr alleine lebe, nur noch mit zwei DVDs pro Monat). Mein Geiz, dass mich eine ungesehene DVD jeden Monat, den ich sie nicht gucke, weiter Geld kostet, bringt mich meist dazu, den Film dann doch so schnell wie möglich zu gucken. Auch wenn es, sagen wir mal, *Kinder des Olymp*, ist. Der Zeit- und Gelddruck eliminiert den Prozess des Sich-Überwindens, bewahrt aber das gute Gefühl im Anschluss, den Film endlich gesehen zu haben. Gleichzeitig ist der Zeitdruck nicht so hoch, dass man den Film auch nach Ansehen noch ein paar Tage behalten kann, zum Beispiel um Extras zu schauen. Laut Amazon-Website habe ich seit Juli 2009 bereits 171 Filme auf diesem Weg gesehen.

Zugegeben, darunter befinden sich nicht nur Klassiker, denn inzwischen ist Lovefilm der perfekte Ort geworden, um auch andere, neuere "wollte ich immer schon mal sehen"- und "habe ich im Kino verpasst"-Filme zu sammeln und nicht zu vergessen. Als zusätzliches Feature habe ich alle Filme auf "mittlere Priorität" gesetzt und werde somit mehrfach pro Monat überrascht, was ich als nächstes sehen "muss". Ich mag diese Reduktion von Auswahl, sie macht es leichter, sich abends zu entscheiden, was man guckt.

Alexander Matzkeit

31.8.2015

Rumwischen am Raststättenparkplatz

Heute bin ich auf einem Raststättenparkplatz in Bayern auf etwas ziemlich Faszinierendes gestoßen.

Es handelt sich dabei um eine Verkehrsinformationssäule mit Touchscreen. Mit dieser kann man

- eine Stauinfo bekommen
- Navigation / Routenplanung

- sogar Livebilder von Verkehrsüberwachungskameras ansehen

Alles in allem sehr faszinierend. Ich stand mindestens 20 Minuten davor und habe an der Säule rumgewischt.

Zukunft! Yeah!!

Und so sieht das Ganze aus:

Bilder vom Verfasser

Vanek

31. August 2015

Ein Laptop für Papst Johannes Paul II

Ein Müsli mit Milch kann ich nicht einfach so essen, denn wenn ich ein Müsli mit Milch esse, muss ich dabei eine Serie schauen oder Videos bei Youtube, das ist einfach so. Ein konditionierter Reflex. Das Ganze ist eigentlich vergleichbar mit dem Pawlowschen Hund. Müsli verbindet mein Gehirn mit Serien bzw. Youtube Guckerei.

Da ich mir also gerade ein Müsli zubereitet habe, laufe ich von der WG-Küche in mein WG-Zimmer, zu meinem Sofa, auf dem mein MacBook Pro (13 Zoll / Ende 2011) liegt. Ich öffne Youtube mit Google Chrome, nicht mit Safari, weil Safari ist irgendwie langsamer, bzw. bilde ich mir das ein, und mir werden auf der Startseite mehrere Videos empfohlen. Da ich die Müslischale in der linken Hand halte, mir auch überhaupt kein Suchbegriff einfällt, fahre ich mit meinem rechten Mittelfinger über das Trackpad und tippe auf eines der vorgeschlagenen Videos.

Man sieht in dem Vorschaubild Harald Schmidt grauen Anzug, weißes Hemd und blau-weiß gestreifte Krawatte tragend, mit ausgebreiteten Armen, in seinem Sat.1 Studio. Das Video trägt den Titel: "Die Harald Schmidt Show – Haralds Computerkenntnisse".(www.youtube.com/watch?v=a-tzs_KwmkY) Es ist also ein Ausschnitt aus der Harald Schmidt Show vom 04.05.2000. Es ist 14:53 min lang, es wurde am 16.09.2012 hochgeladen, hat heute, also am 31. August 2015, 23.579 views, 68 likes, 4 dislikes.

Das Video beginnt abrupt mitten im Stand-Up Teil. Der erste Satz ist abgeschnitten, man hört Schmidt sagen: "... ich mein irgendwo is verständlich, ja. Eigentor Jeremies, was soll man da noch reden?", um dann unter verhaltenem Lachen des Publikums auf das nächste Thema überzuleiten. Es geht darum, dass Papst Johannes Paul II einen Laptop geschenkt bekommen hat. Schmidt sagt: „Gestern haben wir's erzählt, der Papst hat von seinen Freunden in Polen von der Gewerkschaft Solidarność einen Laptop geschenkt be-

kommen und da haben sich die Italiener nicht lumpen lassen, sie haben dem Papst ein ebenso tolles Hightech Geschenk gemacht: einen Traktor. Das find ich auch toll, ja.“

Harald Schmidt tut so als würde er gegen eine Tür klopfen und sagt mit italienischem Akzent: „Kommen mal heraus Herr Heiliger Vater: Trattore.“ Schmidt macht eine kurze Pause und ergänzt: „Ein Traktor im Vatikan, was Sinnvolles, kein Wunder, dass der Papst begeistert ist.“ Dann beginnt ein Einspieler. Zu sehen ist Johannes Paul II in einem Messegewand auf der Benediktionsloggia bei einer Predigt am Petersplatz. Dazu ist eine hallende Synchronstimme mit polnischen Akzent zu hören: „Ich möchte mich bedanken für den schönen Laptop. Jetzt bin ich online, Freunde, und kann in Ruhe surfen und chatten. Außerdem liebe ich Ballerspiele, also danke. Diejenigen aber, die mir den Trecker geschenkt haben frage ich: wollt ihr Paul verarschen? Was soll ich mit dem Scheißding? Rüben anbauen? Soll ich Bauer werden? Oder im Vatikan rumfahren wie ein Bekloppter? Das könnt ihr vergessen! Also wenn ihr mir schon was schenkt, dann bitte nicht so eine Scheiße. Amen.“ Lacher und Applaus vom Publikum.

Ich merke in diesem Augenblick, dass ich in den vergangenen 90 Sekunden keinen einzigen Löffel Müsli gegessen habe, die Schüssel auch nicht abgestellt habe, sondern immer noch in meiner linken Hand halte. Mein rechter Mittelfinger drückt auf Pause, ein anderes vorgeschlagenes Video in der rechten Spalte fällt mir auf und ich tippe es an.

Kevin Reidegeld

31. August 2015 und seit Herbst 2008

Der Prokischreiber hat noch immer einwandfrei funktioniert

Nach einem halben Jahr Pause werde ich morgen wieder unterrichten. Ich richte den Raum ein, putze die Wandtafel, hole Papier für das FlipChart, kontrolliere den Beamer. Dank einer guten Seele aus der Administration steht auch der Prokischreiber wieder da.

1. Kathrin Passig meint zwar, als sie meinen Folienordner sieht: „Aber das war doch alles schon mal digital.“ Doch sie weiss nicht, dass ich nach dem Ausdrucken auf Folie und beim Schliessen der Vorlage auf die Frage „Möchten Sie die Datei speichern?“ eigentlich fast immer „Nein“ gesagt habe … und dass der Rest verloren ging, als der Rechner vor ein paar Jahren gestohlen wurde, bevor ich ein Backup machen konnte …

Medienwechsel im Unterricht: Beamer, FlipChart, Hellraumprojektor, Wandtafel – damit die Studierenden das Gefühl haben, da passiert was.

Beim Vorbereiten des Kurses habe ich ernsthaft darüber nachgedacht, all meine Unterlagen zu digitalisieren.[1] Immerhin habe ich in den letzten Monaten einige Widerstände gegen das Neue abgelegt und vermutlich wäre es nicht ganz unpraktisch, alles auf dem Rechner zu haben. Natürlich setze ich für gewisse Präsentationen den Beamer ein; ein grosser Teil der Unterlagen aber befindet sich auf analogen Folien. Ein prall gefüllter Bundesordner, aus dem ich vor einem Workshop das herauszupfe, was mir nützlich scheint. Diese Technik setze ich ein, seit ich vor ein paar Jahren ins Unterrichtsge-

schäft eingestiegen bin. Sie erspart mir, wie ich meine, viel Arbeit und viel Ärger, denn der Prokischreiber hat im Gegensatz zum Beamer noch immer einwandfrei funktioniert. Das wird auch morgen wieder so sein.

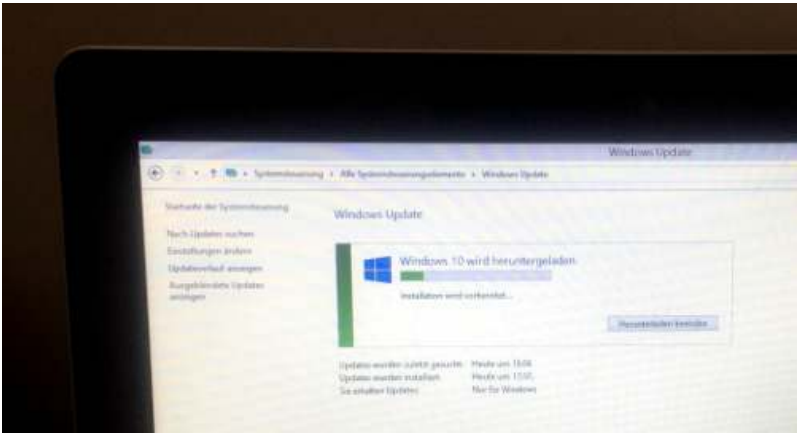
Franziska Nyffenegger

31. August 2015

Du kriegst jetzt Windows 10, ob du willst oder nicht!

Seit einem Monat gibt es Microsofts neuestes Betriebssystem, und der Hersteller tut alles, damit jeder, der nicht bei drei mit seinem PC auf einen Baum geklettert ist, darauf umsteigt. Es gibt zum Beispiel dieses weiße Fensterchen in der Symbolleiste, das einen dazu auffordert, sich für die schöne neue Kachelwelt registrieren zu lassen. Das bekommt man nur weg, wenn man das „wichtige Update“ KB3035583 deinstalliert und anschließend durch „Ausblenden“ verhindert, dass es einem wieder untergeschoben wird.

Bei einem brandneuen PC taucht sogar das eigentliche Update auf Windows 10 als erstes im Update-Fenster auf und will vor allen anderen Aktualisierungen geladen und installiert werden. Und auch wenn man es abwählt und ausblendet: Installiert man die übrigen Updates, behauptet das Programm nach wie vor, es würde Windows 10 aufspielen.



Thomas Jungbluth

August 2015

Verwirrung in einem Punkt

Meine Eltern haben neulich ihr erstes Smartphone gekauft und stehen dem ganzen Konzept noch etwas skeptisch gegenüber. So hat es sie auch gestört, dass sie, um den Play Store nutzen zu können, eigens eine Gmail-Adresse anlegen mussten. Nun haben sie zwar eine, finden Gmail aber aus irgendeinem Grund immer noch eher suspekt. Neulich teilt mir mein Vater am Telefon mit, dass er eine mysteriöse E-Mail von Gmail bekommen habe – „aber nicht aufs Handy, sondern auf den Laptop. Und die Mail war an dich adressiert!“ Nun teilen sich meine Eltern nicht nur ein Handy, sondern auch einen Mailaccount (T-Online). Ich jedoch habe, seit im Jahr 2000 in meinem Elternhaus Internet eingeführt wurde, immer eigene E-Mail-Adressen gehabt. Dennoch hatte offenbar Gmail eine Mail an mich geschickt (mit der Bitte, auf einen Link zu klicken, um eine Weiterleitung zu erlauben), die bei meinem Vater

im Posteingang gelandet war. Er will nun wissen, ob das Spam ist oder ein Virus oder ob er Recht damit hat, dass Gmail irgendwie dubios ist. Ich erinnere mich vage daran, mich am betreffenden Datum (die Mail war schon eine Woche alt) über Gmail geärgert zu haben und will herausfinden, was da bitteschön falsch gelaufen ist. Eine halbe Stunde grübeln wir, bis wir des Rätsels Lösung aus folgenden Fakten zusammensetzen können:

- Sowohl meine Eltern als auch ich haben Mailadressen bei T-Online – meine Eltern schon ewig, ich erst seit ein paar Wochen.
- Am Tag, als meine Eltern die mysteriöse Mail bekommen haben, habe ich bei Gmail eine neue, nicht auf meinen Namen lautende Adresse angelegt, die an meine T-Online-Adresse weitergeleitet wird.
- Die Weiterleitung hat aber erst beim zweiten Versuch funktioniert.
- Meine hauptsächliche Mailadresse lautet vornamenachname@t-online.de. Vorname.nachname@t-online.de war nämlich nicht mehr frei.
- Die mysteriöse Mail war zwar namentlich an mich adressiert, ging jedoch an vorname.nachname@t-online.de.

Zusammen hängt das alles also so: Ich habe bei Gmail meine neue Adresse angelegt und eingegeben, an welche Adresse diese weiterleiten soll. Da meine T-Online-Adresse noch ziemlich neu ist und ich bis dato bei allen Adressen immer einen Punkt zwischen Vor- und Nachnamen hatte, habe ich mich vertippt und fälschlicherweise vorname.nachname@t-online.de eingegeben. Die Bestätigungsmail hat mich daher nicht erreicht, weswegen ich den ganzen Prozess noch einmal wiederholt habe, diesmal mit meiner korrekten Mailadresse.

Irgendwann zu Beginn des Jahrtausends wiederum hat mein Vater einen Mailaccount bei T-Online erhalten und festgestellt, dass er dort mehrere Adressen anlegen kann. Somit hat er gleich auch Adressen mit dem Namen meiner Mutter und mit meinem registriert, musste dann aber feststellen, dass

es sich nur um unterschiedliche Adressen, nicht um getrennte Accounts handelt. Im Gegensatz zu meiner Mutter fand ich es offenbar schon damals eher ungünstig, wenn alle an mich gerichteten Mails im Postfach meines Vaters landen, weswegen ich diese Adresse niemals genutzt und offenbar wieder völlig vergessen hatte. Die Person, die mir bei meiner bevorzugten T-Online-Adresse zuvorgekommen ist, war also mein eigener Vater, der sie anno dazumal für mich angelegt hat und das ebenfalls völlig vergessen hatte. Bis ich mich nun bei Gmail vertippt habe.

Wenn mir das noch mal passiert, muss ich mir also keine Sorgen machen. Meine Eltern haben versprochen, mir alles weiterzuleiten, was auf der Adresse mit Punkt bei ihnen ankommt. Dauert dann nur ein bisschen, denn die Häufigkeit, mit der sie ihr E-Mail-Postfach nutzen (einmal in der Woche), ist seit dem Jahr 2000 mehr oder weniger gleich geblieben.

Jane

August 2015

The Nudging Toothbrush

Ich habe eine neue Zahnbürste geschenkt bekommen. Auf ausdrücklichen Wunsch hin, zum Geburtstag, von Leuten, die ihr Geld als Zahnärzte verdienen. Diese Zahnbürste stellt nun also die Speerspitze der technischen Entwicklung dar. Zusätzlich zur Zahnbürste gibt es ein kleines, batteriebetriebenes Display, das mit der Zahnbürste über Bluetooth kommuniziert. Neben der zu putzenden Seite und der Zeit kann das Display bis zu 5 Sterne und einen Smiley anzeigen: Gamification der Zahnpflege. Je nachdem, wie lange man geputzt hat, bekommt man anschließend eine Bewertung angezeigt. Unter 2 Minuten: Ein trauriger Smiley, bis zu 3 Sterne. Über 2 Minuten macht 4 Sterne, über 2:30 Minuten 5 Sterne, jeweils mit einem lächelnden Smiley. Es funktioniert.

jane_isklar

August 2015

Das große oder das ganz große iPhone: Ein Dummy-Test

Die Verlängerung des Mobilfunkvertrags steht demnächst an und ich darf mir ein neues Gerät aussuchen. Ich werde wohl wieder ein Apple-Produkt wählen, weil ich damit gut zurecht komme und sie mir bislang keine größeren Schwierigkeiten gemacht haben. Leider ist mein Wunsch nach einem breiteren, aber nicht längeren iPhone noch nicht erhört worden, aber die 6er-Serie ist zumindest größer als das 5er, mit dem ich derzeit unterwegs bin.

Nun denke ich mir: Die Augen werden alt und schwach: Warum nicht das ziemlich große iPhone 6 plus? Aber was tun, wenn ich nach kurzer Zeit feststelle, dass es mir doch zu groß und unhandlich ist? Es kostet ja schon eine Stange Geld. Ein Dummy muss her.

Als erstes durchsuche ich ebay. Es gibt tatsächlich solche funktionslosen Ausstellungsstücke zu kaufen, wie man sie in Handyshops findet. Aber für knapp 40 Euro. Kommt nicht in Frage. Dann schaue ich auf der Apple-Homepage nach den technischen Daten der Geräte und sehe mich schon meinen alten Laubsägekasten wieder hervorkramen, bis mir eine bessere Idee kommt. Ein paar Klicks auf der Seite des Online-Versenders meines Vertrauens lassen mich fündig werden: Handy-Hüllen! Diese werden zum sagenhaften Preis von 0,01 Euro angeboten. Gut, es kommt noch knapp das 300-fache einer Hülle an Porto hinzu, aber ich wage diese Investition für meine mobilfunktechnische Benutzbarkeitszukunft. Ich lasse mich richtig gehen und bestelle gleich zwei davon:

Wenige Tage später – rechtzeitig vor dem anstehenden Kauf – treffen die Hüllen ein. Die eine ist schon beim Auspacken an einer Stelle eingerissen. Wie schlau, gleich in zwei Hüllen zu investieren! Denn die andere: Ein wahrer Traum mit Goldauflage (zur Hebung der Wertigkeit mit Schutzfolie) und bedrucktem Papp-Screen!

Damit kann ich nun sogar die Fingergesten zur Erreichbarkeit der Ecken des Screens üben. Dass die Hülle natürlich viel leichter als ein iPhone 6 plus, sogar leichter als die geplante Sperrholzattrappe ist, macht nichts. Denn ich merke schon nach den ersten paar Minuten, dass ich das iPhone 6 plus nicht in der Hosentasche mit mir herumtragen kann. Es ist zu groß, also wird es das weniger große Modell ohne “plus” werden.

Markus Winninghoff

Sommer 2015

Smartphone und Spielplatz

»Was habt ihr denn auf dem Spielplatz gemacht?« – »Ich habe gespielt, und Papa hat auf sein Telefon geguckt.«

Diese Aussage meiner Tochter (4) ist eine unverfrorene Unterstellung. Wir sind eine Stunde lang rumgetollt auf dem Spielplatz, ich habe sie auf der Schaukel angeschubst und in der Luft rumgewirbelt, die Rutsche runterrutschen lassen und mir wilde Verfolgungsjagden mit ihr geliefert. Ich habe außerdem extrem viel seltener als sonst auf mein Smartphone geschaut, vielleicht drei oder viermal in der ganzen Stunde, ein Check-in bei Foursquare am Anfang, kurz eine Chat-Nachricht beantwortet. Aber von dieser ganzen Stunde auf dem Spielplatz ist das, woran meine Tochter sich zuverlässig erinnert und was sie zuhause bei Mama gleich petzt, meine Smartphone-Benutzung.

Irgendwas daran muss komisch sein. Auffällig. Anders als alles andere. Dabei kennt meine Tochter gar keine Welt ohne Smartphone.

Ich habe keine befriedigende Antwort darauf, außer, dass ich das Smartphone auf dem Spielplatz inzwischen wirklich fast vollständig in meine Tasche verbanne. Geistesabwesend sein, eigenen Gedanken nachhängen, alles überhaupt kein Problem, meine Tochter bemerkt das und hat Verständnis dafür. Aber Smartphone und Spielplatz funktionieren aus irgendeinem Grund nicht zusammen.

André Spiegel

August 2015

Der Taxifunk geht online: Eine akustische Verlustmeldung

Ich fahre sehr gerne Taxi. Es ist bequem, schnell und häufig sind Taxifahrer interessante Gesprächspartner.

Im Laufe der Jahre habe ich einige Varianten gesehen, wie die Taxifahrer von ihrer Zentrale oder direkt vom Kunden den nächsten Auftrag reinbekommen: Per elektronischer Anzeige in Größe eines durchschnittlichen Navigationsgeräts, per Anruf auf dem Mobiltelefon, und auch den guten alten Funk hört man noch ab und zu. Dieser ist dann für Normalsterbliche in der Regel nicht zu verstehen:

düddeldürauschfürwagenknatterrauschknatterstraßebeifrauzzzzzzrausch – düddl dü

Aber es funktioniert.

Heute sah ich zum ersten Mal die Version per Messenger: Das Smartphone ist am Armaturenbrett befestigt, darauf läuft WhatsApp. Offensichtlich sind alle Fahrer des Verbundes Mitglied in einer gemeinsamen Gruppe. Die Zentrale schickt Uhrzeit, Abholadresse und Name in die Runde, ein Fahrer antwortet mit “Mach ich”. Völlig geräuschlos und für den derzeitigen Fahrgast gut nachzuvollziehen.

Marcus Albrecht

August 2015

“DEFEKT”

In unserem IT-Lager häufen sich über die Jahre diverse Geräte, die kaputt sind oder aus sonstigen Gründen aussortiert wurden. Da stapeln sich alte PCs, Peripheriegeräte, Zubehör und was sonst alles so über die Zeit keine

produktive Verwendung mehr findet. Das meiste könnte wahrscheinlich unbesehen zum Recyclinghof, aber manchmal wird eben doch noch was als Ersatzteil oder zum Lesen von irgendwelchen Uraltmedien (kennt jemand noch die ZIP Laufwerke?) gebraucht.

Um mal ein wenig für Ordnung zu sorgen, schnappte sich kürzlich ein Kollege unseren Label-Writer und versah einen großen Teil der Geräte mit kleinen Etiketten, auf denen nützliche Informationen standen. IP-Adresse, Kapazität, Herkunft und andere Besonderheiten wurden akribisch notiert und gut sichtbar auf den noch verwendbaren Stücken aufgeklebt. Andere erhielten das Label „DEFEKT“ und wurden im Müll-Sammel-Regal für baldige Entsorgung geparkt.

Unser DYMO Drucker hat die prima Eigenschaft, dass, egal wie lange man das Ding nicht benutzt, trotzdem beim nächsten Einschalten der zuletzt gedruckte Text noch auf dem Display erscheint. Natürlich weiß ich das, rechne aber ja nicht mit *sowas*.

Ein paar Tage später will ich ein Etikett drucken, nehme den Printer in die Hand, lese "DEFEKT" und fange gleich zu pöbeln an: Irgendjemand packt kaputtes Material wieder zurück und keiner sagt mal Bescheid! Peinlicher Moment der Stille, dann großes Gelächter.

fthomsen

August 2015

Mein erstes Selfie

Mein erstes Selfie war nicht ganz einfach, aber sehr lustig. Im August 2015 unternahm ich mit Freundinnen eine Reise nach Neustadt an der Weinstrasse – 14 Frauen im besten Oma-Alter, und unerträgliche 39 Grad Außentemperatur. Was macht man also bei der Hitze vier Tage lang? Einmal traf ich mich mit meiner Tochter, die in der Nähe wohnt – aber was mit dem Rest der Zeit anstellen? 12 der Frauen, mit denen ich reiste, wollten trotz Hitze wandern – zwei, eine davon ich, eher nicht, denn in Neustadt gibt es ein sehr schönes Freibad.

Also nichts wie rein ins Wasser und nach einer Stunde wieder raus. Und was sahen wir? Lauter junge Leute, die Selfies machen. Wir schauten uns an – und ja, das machen wir auch und schicken es unseren Töchtern!

Nun ist mein Mobiltelefon nicht das neueste und kann zwar Fotos – aber wenn man ein Selfie macht, sieht man nicht, was man fotografiert, weil es nur eine Kamera hat. Hat uns aber nicht gestört. Wir hatten ja nichts, damals.

Also, alles auf Position:

1. Klick: Die Rückwand eines Geräteschuppens.
2. Klick: Ein Arm
3. Klick: Stirn mit Frisur
4. Klick: ein Arm

5. Klick: halbes Gesicht plus Rasen
6. Klick: Die Brust (und mein Arm wird schon lahm)
7. Klick: Noch ein Brustbild mit Hals und viel Gelächter
8. Klick: ein und ein halbes Gesicht – wir arbeiten uns ran
9. Klick: fast ein gutes
10. Klick: Hurra! Ein Bild mit zwei Gesichtern!

Uns tat der Bauch weh vor lauter Lachen, besonders beim erneuten Sichten der neun Katastrophenbilder. Unser Fazit: Auch mit Mitte Sechzig kann man noch was lernen – und dabei noch viel Spaß haben. Fast schade, dass mein nächstes Telefon vermutlich komfortablere Kameraoptionen haben wird.

Christel Vonderpost

August 2015

Firmware-Bug sorgt für Knöllchen

In der Nähe wurden Parkautomaten aufgestellt, auf denen weithin sichtbare sechs Ziffern prangen. Parken per SMS sei nun möglich, einfach das eigene Kennzeichen an die sechsstellige Rufnummer senden und über die Mobilfunkrechnung bezahlen, so verspricht die Anleitung auf der Rückseite des Automaten. Ich muss das natürlich ausprobieren, schicke eine SMS mit dem Kennzeichen meines Autos an die Nummer, und es passiert: nichts. Schulterzuckende Ignoranz meinerseits. Da ich bei Rückkehr kein Knöllchen vorfinde, wird wohl alles seine Richtigkeit gehabt haben. Ich bezahle in den folgenden Wochen und Monaten oft auf diese mir bald völlig normal vorkommende Methode, und nie gibt es Probleme.

Bis ich eines Wochenendtages bei der Rückkehr unter dem Scheibenwischer ein Knöllchen vorfinde. Ich habe keinen Parkschein gezogen, behauptet das Ordnungsamt. Am Wochenanfang schreibe ich ein augenzwinkerndes Schreiben mit einem Screenshot aus meinem SMS-Ordner mit den gesendeten SMS. Kann ja passieren, verehrtes Ordnungsamt, schauen Sie doch bitte mal nach, wird schon alles seine Richtigkeit haben. Das hat ja schon das ganze Jahr problemlos funktioniert. Und die Strafe zahle ich nicht, natürlich nicht, das verstehen Sie doch. Aber das Ordnungsamt versteht nicht, denn es findet keine SMS mit dem Kennzeichen meines Fahrzeuges, keine einzige, weder an diesem Wochenende noch an irgendeinem anderen Tag dieses Jahres. Und die Strafe soll ich doch zahlen.

Ein detektivischer Blick auf die nie beachteten Einzelverbindungsnachweise fördert Erstaunliches zu Tage: Parkgebühren über Premium-SMS wurden nie abgerechnet. Dafür tauchen regelmäßig auf Seite 2 erfolglose Zustellversuche von SMS-to-Speech an eine Rufnummer in Augsburg auf. SMS-to-Speech? Augsburg? Ich kenne niemanden in Augsburg. Und dann dämmert es: ich gab eine sechsstellige Zielrufnummer beginnend mit 821 ein, Augsburg hat als Vorwahl 0821. Mein Smartphone hat die 821xxx selbständig zur +49821xxx erweitert, dadurch aus einer Premium-Mobilfunknummer eine Festnetznummer gemacht, und das SMS-Gateway meines Providers versuchte nun, jemandem in Augsburg mein Kennzeichen per Sprachsynthese vorzulesen.

Mein angetwitterter Mobilfunkbetreiber meint, ich solle mein Smartphone auf eine jüngere Android-Version upgraden, darin wäre der Bug nicht mehr enthalten. Die Erstattung des Knöllchens lehnt er ab, ich solle mich an den Hersteller des Smartphones in Japan wenden. Ich habe mich sowohl gegen das Upgrade als auch gegen die Kontaktaufnahme mit Japan entschieden und benutze nun statt des SMS-Interfaces eine spezielle App

des Parkautomaten-Betreibers. Dass ich wenig später auch mit diesem Wunderwerk der modernen Parkraumbewirtschaftungstechnik auf die Nase fallen werde, ahne ich da noch nicht.

Dirk Hagedorn

Sommer 2015

Geld sparen durch schlechte Usability

Ich will ein Gästebett kaufen. Ich weiß auch schon, welches, ich habe es bei einem Freund gesehen. Es stammt aus einem Möbelhaus, das ein weltweites Filialnetz hat. Auch in Berlin gibt es mehrere Läden.

Mein erster Versuch, das Bett im Laden zu kaufen und liefern zu lassen, scheitert. Ich habe mir den Vorgang so ähnlich vorgestellt wie bei IKEA, aber vor Ort teilt man mir mit, dass das Bett in der Standardausführung sechs Wochen Lieferzeit hat. Sechs Wochen! Ich kann mir nicht vorstellen, womit das Unternehmen diese Zeit zubringt, wird das Möbelstück erst auf Anfrage zusammengeschraubt?

Das dauert im Internet sicher nicht so lange, denke ich, und gehe wieder nach Hause. Die Website verspricht drei Wochen Lieferzeit. Ich klicke mich durch den für ein weltweit agierendes Unternehmen überraschend mühseligen Bestellvorgang und gelange schließlich zu den Bezahlverfahren: Giropay und Kreditkarte. Giropay bietet meine Bank nicht an. Beim Versuch, mit der Kreditkarte zu bezahlen, erhalte ich eine wenig aufschlussreiche englische Fehlermeldung: Irgendwas stimmt nicht mit dem *payment server*.

Im Laufe der nächsten Tage versuche ich es noch mehrmals und schreibe dann der Firmenzentrale eine Nachricht über das Kontaktformular der Website. Die Antwort kommt per Mail: Schuld an der Fehlermeldung seien meine Einstellungen, die Cookies von Drittanbietern betreffend. Es folgt eine Anleitung, wie ich die Cookie-Einstellungen in den gängigen Browsern ändern kann.

Ich ändere meine Cookieeinstellungen. Ich versuche es in allen Browsern. Von einem anderen Rechner. Mit zwei weiteren Kreditkarten (denen meines Freundes). Kein Gästebett. Die Fehlermeldungen variieren und sind in einem Gemisch aus drei Sprachen gehalten. Ich schreibe der Firma weitere Mails, in denen ich vorschlage, zusätzliche Bezahlverfahren anzubieten und diejenigen zu entlassen, die für den Onlineshop verantwortlich sind.

Ich gebe auf und denke über die Anschaffung einer Luftmatratze nach.

Zwei Wochen später bekomme ich eine Mail aus einer der Berliner Filialen: Man habe aus der Zentrale die Nachricht von meiner ("nicht aktivierten") Bestellung erhalten. "Eine Zahlung ist anscheinend eingegangen." Allerdings ohne Angaben dazu, welches Möbelstück ich mit diesem Geld kaufen wollte. "Wenn Sie mir Ihre Kontaktdaten und Ihren Bestellwunsch schicken, sende ich Ihnen einen Kaufvertrag zu."

Ich reiche die Angaben zum Gästebett per Mail nach. Kaufvertrag bekomme ich keinen, aber dafür gar nicht mal so viele Wochen später: ein Gästebett.

Über meine Kreditkarte ist das Geld nicht abgebucht worden. Es wird wohl mit einer der Karten meines Freundes geklappt haben, denke ich. Erst Monate später, als ich meine Schulden begleichen will, stellt sich heraus, dass auch dort kein Geld fehlt.

Ich besitze jetzt ein Gratis-Gästebett. Es ist ziemlich gut, und wenn ich wieder einmal unter Fehlermeldungen oder Unbenutzbarkeit von Websites leide, denke ich friedlich: Die Welt der schlechten Usability hat noch ein Guthaben bei mir.

Alina Smithee

Ende der 1990er bis Sommer 2015

Anlässlich des Endes von DVB-T ein paar Anekdoten vom Abschalten

Ende der 90er Jahre entdeckt ein Freund auf seinen Reisen Bumper-Sticker mit dem Schriftzug **KILL YOUR TELEVISION!** Zurück in Berlin lässt er selbst solche Aufkleber drucken und gründet mit weiteren Freunden tv-killer.com, eine Webseite mit Fotoblog, die nur davon handelt, wie Leute sich ihrer Fernseher möglichst gewaltsam entledigen.

Eine Möglichkeit besteht darin, ein TV-Gerät aus einem höher gelegenen Fenster zu werfen. Als weniger gemeingefährlich erweist es sich, einen Fernseher – damals noch ausnahmslos Braunsche Röhren – mit einer Axt zu zertrümmern.

Auf diese Weise meuchle auch ich bei einem Umzug 2001 ein Fernsehgerät. Von der TV-Killer-Crew mit Lederjacke, Schutzbrille und Handschuhen ausgestattet, bringe ich mit einem beherzten Hieb einen altersschwachen Schwarzweißfernseher zur Implosion. Die TV-Killer fotografieren die Aktion und veröffentlichen die Bilder anschließend auf ihrer Webseite.

2007 bin ich auf dem Jahreskongress des CCC im BCC am Berliner Alexanderplatz. Auf diesen Kongressen findet stets ein reger Handel mit allerlei elektronischen Bausätzen und Spielzeugen statt. In diesem Jahr ist der Renner ein kleines Kästchen namens TV-B-Gone, eine Universalfernbedienung, deren einzige Funktion darin besteht, sämtliche in der Nähe befindlichen Fernseher auszuschalten.

Gegenüber des BCC befindet sich das neu eröffnete Einkaufszentrum Alexa, in dessen riesiger Media Markt-Filiale zahllose Fernseher laufen. Unter den Teilnehmern des Kongresses entwickelt sich rasch ein informeller Wettbewerb, wer dort mit einem TV-B-Gone die meisten Geräte ausschalten kann, bevor er vom Sicherheitsdienst erwischt,

rausgeworfen und mit Hausverbot belegt wird.

Zu diesem Zeitpunkt sind die Aktionen der TV-Killer bereits eingeschlafen. Das Blog verschwindet und ist auch im Archiv der Wayback Machine nur noch fragmentarisch auffindbar. Der eine oder andere Medienbericht über TV-Killer ist aber noch online.

2015 belege ich einen Arduino-Workshop. Wie sich herausstellt, hält ihn Mitch Altman, der ursprüngliche Entwickler von TV-B-Gone. Das Anwendungsbeispiel des Workshops besteht

darin,

ein TV-B-Gone

mit einem Arduino-Kleinstcomputer zu bauen, der eine Infrarot-LED ansteuert. Essentiell ist dabei ein Programm, das die LED eine Folge von Dutzenden Abschalt-Codes aller gängigen Fernseher aussenden lässt.

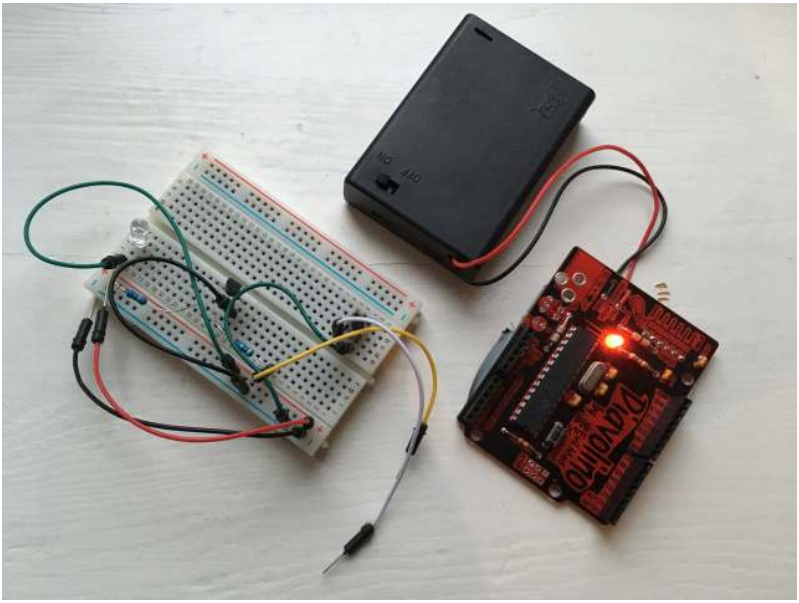


Foto: Arduino-Bausatz mit Breadboard und Infrarot-LED (links)

Mitch erzählt von der mühevollen Kleinarbeit, all die Abschalt-Codes zu ermitteln. Ich hingegen erzähle ihm von tvkiller.com und er hört amüsiert zu, findet aber seine zerstörungsfreie Methode die elegantere.

Virtualista

27. August 2015

Mein Auto redet einfach so mit anderen

Eine Frau von der Händlerwerkstatt, bei der ich vor einiger Zeit ein Auto kaufte, ruft an: „Guten Tag, Herr Mirus, ihr Auto hat sich bei uns gemeldet und gesagt, dass es in 2000 Kilometern zum Service möchte. Wollen Sie einen Termin vereinbaren?“

Ich bin erst ein wenig überrascht, dass mein Auto ohne mein Wissen mit anderen redet, erfahre dann aber im Redaktionschat von Stefanie Otersen, dass das bei BMW „Connected Drive“ genannt wird und normal ist.

Dann bin ich aber überrascht, wie inkonsequent mein Auto ist. Es könnte doch auch gleich in meinen Kalender schauen und selbst einen Termin ausmachen.

Johannes Mirus

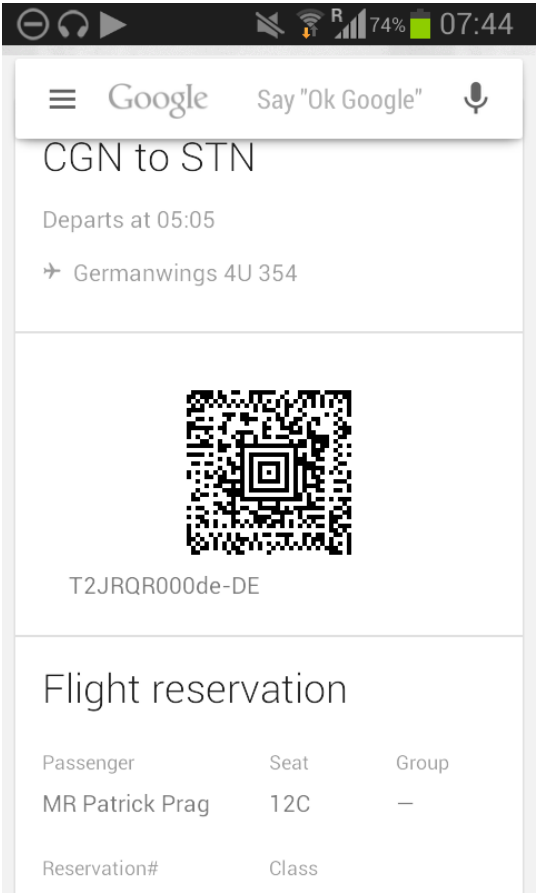
Sommer 2015

Reisen mit elektronischen Tickets und Google Now

Während über die Nützlichkeit von Google Now eher kontrovers geurteilt wird, finde ich das automatische Elektronische-Tickets-Raussuch-Feature ja ziemlich praktisch. Ich kann mich daran erinnern, früher händisch elektronische Tickets auf meinem Telephon gespeichert zu haben, von panischer Angst erfasst, dass ich das Ticket am Flughafen womöglich nicht wiederfinden würde.

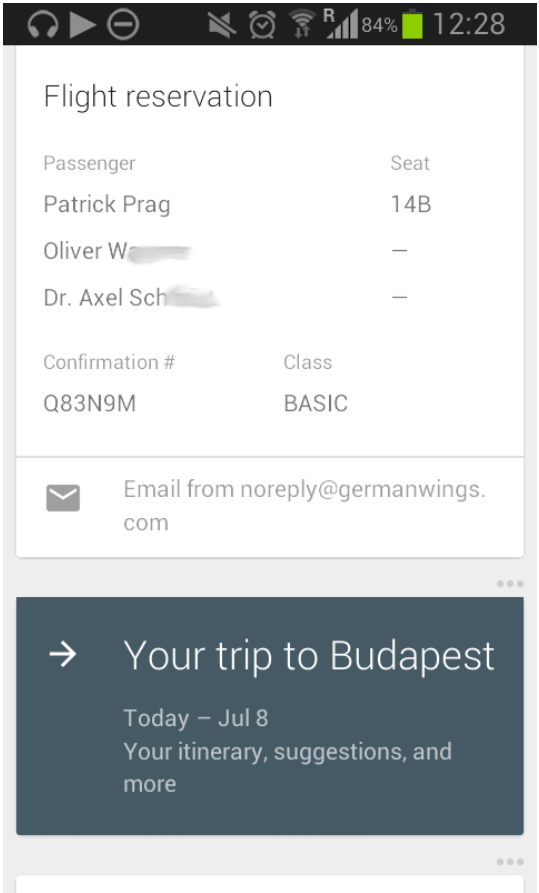
Google Now erspart mir das heutzutage; automatisch fischt es sich den korrekten QR-Code aus meinen E-Mails und zeigt ihn am Reisetag an. Panische Angst bekomme ich nur noch, wenn Google Now eine ca. zwei Stunden zu frühe Abflugszeit anzeigt und ich auf dem Weg zum Flughafen glaube,

ich hätte meinen Flug verpasst, weil ich mich mit der Abflugszeit vertan habe. Aber das scheint ein replizierbarer Bug zu sein; als Google Now das zum zweiten- oder drittenmal machte, war ich schon ziemlich gelassen.



Nein, um fünf Uhr morgens hab ich mir sicher keinen Flug gebucht.

Eine Sache, bei der mir nicht klar ist, ob es sich um ein Bug oder ein Feature handelt, sind die Namen der anderen Passagiere, die mir Google Now manchmal anzeigt. Ob Oliver W. und Dr. Alex Sch. wohl tatsächlich auch auf diesem Flug waren? Ob sie wohl wollten, daß ich das weiß? Ob wir wohl zusammen in Budapest etwas hätten unternehmen sollen? Ob sie wohl noch nicht eingecheckt hatten und mir deswegen keine Sitznummern angezeigt werden?



Ich werde es nie erfahren, denn ich bin zu schüchtern, die anderen Fluggäste am Gate anzusprechen und herauszufinden, wer Oliver W. und Dr. Alex Sch. sind und was sie zu Google Now zu sagen haben.

Bei meiner ersten online gebuchten Reise mit einem britischen Bus soll ich 50p zusätzlich zahlen, um ein elektronisches Ticket zu erhalten; ich entscheide mich dagegen und drucke mir stattdessen auf Kosten meines Arbeitgebers ein Ticket aus. Als ich dann Tage später auf dem Weg zum Bus bin, zeigt mir Google Now doch einen QR-Code für den Bus an. Ich werde ganz aufgeregt ob des technischen Fortschritts, der sich da andeutet (Google Now hackt automatisch vorsintflutliche Geschäftsmodelle!), kann dann aber doch nicht ausprobieren, ob ich mit diesem von Google Now selbst geschaffenen elektronischen Ticket in den Bus gekommen wäre: Kurz bevor ich mein Ticket vorzeigen muss, sehe ich, dass der QR-Code bei Google Now nicht mehr angezeigt wird. Zum Glück hab ich noch das ausgedruckte Ticket dabei.

Patrick Präg

27.08.2015

Immer Ärger mit Umlauten

T. schreibt am Laptop über facebook eine Nachricht. Als er ein “ö” schreiben will hält er die Taste mit dem “o” einen Moment gedrückt und blinzelt irritiert, als stattdessen “ooooooo” auf dem Bildschirm erscheint. Offensichtlich hat er die Laptop-Tastatur (die natürlich wie jede gute deutsche Tastatur eine “ö”-Taste hat) mit der Tastatur seines Smartphones verwechselt, bei der Sonderbuchstaben hinter den “normalen” Buchstaben versteckt liegen und durch längeres Drücken der Taste erscheinen.

Wir beruhigen uns gegenseitig damit, dass das sicher nur passiert ist, weil das natürliche Habitat von facebook-Nachrichten das Smartphone ist. Tippen ist schließlich sowas wie Fahrradfahren, das verlernt man nicht.

Mi Ri

30. August 2015

Ganz Eurropa errobert . . . außer Italien

Ich steige in Rijeka in einen Bus nach Zürich, weil ich das Buchen eines Fluges zu lange hinausgeschoben habe. Das Ticket konnte ich auf einer komfortablen und sogar gutaussehenden, mehrsprachigen Website erwerben und musste es nur rechtzeitig ausdrucken. (Anders bei den ebenfalls online gekauften Tickets für die Fähre: “Print out the ticket or have the code ready on display of your mobile phone.”)

Was das Design der Website verheißt, wird vom Bus nicht ganz eingelöst: Es gibt kein WLAN und auch keine nennenswerte Klimaanlage, dafür kann man die Fenster nicht öffnen. Macht aber nichts, mit der Bahn hätte es statt 12 Stunden 27 gedauert, und mit der falschen Staatsbürgerschaft noch viel länger. Der Bus ist bis auf den letzten Platz mit kroatischen Personen über 50 besetzt, die entweder alle unter Flugangst leiden oder ebenfalls Flugbuchungsprokrastinierer sind.

Mein herrliches kroatisches Handyinternet reicht bis 500 Meter hinter der slowenischen Grenze. Ich lege die slowenische SIM-Karte ein, rubbele meine Guthabenkarte frei, lade 10 Euro auf und prahle im Techniktagebuchchat:

> ich habe eine Flasche Wasser und SIM-Karten für die ganze Strecke, ich fühle mich gut gerüstet: Kroatien, Slowenien, Österreich, Schweiz.

und

> erfolgreicher Wechsel ins slowenische Netz dank aber wirklich mal generalstabsmäßiger Vorbereitung (vorher schon mal da gewesen sein, um die Rubbelkarte für die SIM zu kaufen).

André Spiegel berichtet währenddessen aus der Zukunft:

> Status meines Lebens mit weltweit kostenlosem Roaming übrigens: Auch Spotify geht, solange man nicht wirklich live streamen will, sondern den Sachen vorher ein bißchen Zeit zum Runterladen gibt. Navigation ist nicht ganz so flüssig wie sonst, geht aber auch. Facebook usw. sowieso. Ich bin glücklich. Jawohl, ich bin glücklich.

Klar, wenn man in der Zukunft lebt, wie soll man da nicht glücklich sein. Ich habe erst ungefähr 2 von meinen 1000 slowenischen MB aufgebraucht, als ich eine schreckliche Entdeckung mache:

> oh noes! ich sehe bei Google Maps, dass wir uns Triest nähern. der Bus fährt über Italien, ein Land, für das ich nur eine längst abgelaufene SIM besitze! Partykaktus mit kaputtem Luftballon![1]

Die italienische SIM habe ich 2011 gekauft, sie ist also erstens abgelaufen, zweitens im falschen Format (Mini statt Micro oder Nano) und liegt drittens in Berlin.

Lange internetlose Stunden später erreichen wir eine Autobahnraststätte. Ich frage, ob es SIM-Karten mit Internet gibt. Nein, sagt der Kassierer, und guckt mich an, als hätte ich versucht, einen lebenden Pinguin zu kaufen. Dabei gibt es an dieser Raststätte praktisch alles, italienische Scherzreisepässe, Schlauchboote, Geburtstagstorten, Gebrauchtwagen. Nur halt keine SIM-Karten. Ich ahne, woran das liegt: Italien ist genau wie die Schweiz ein Land, in dem man beim Prepaid-SIM-Kartenkauf Formulare ausfüllen und seinen Ausweis kopieren lassen muss, und darauf hat natürlich kein Verkäufer Lust.

Um irgendwas zu tun, lege ich schon mal die Schweizer SIM-Karte ein, damit an der Grenze nicht weitere internetlose Sekunden verstreichen müssen. Ich bekomme eine SMS von Lebara:

> Unsere Sparpakete fürs Ausland: DataRoam: 100 MB surfen für CHF 10.- (...) Gratis SMS mit "DATAROAM" an 255. (Gültig 10 Tage.)

1. Ausdruck textfixierter Menschen für ein diesen Sachverhalt darstellendes Emoji.

100 MB, das könnte knapp reichen für die letzte Stunde der Italienstrecke. In meinem Portemonnaie findet sich ein weiterer vorausschauend erworbener Lebara-Guthabenzettel über 10 Franken. Zwei Minuten später habe ich wieder Internet und kann dem Techniktagebuchchat endlich mitteilen, dass es in Norditalien Deltamasten gibt. Aus Sorge, dass das Internet gleich wieder versiegen könnte, lade ich gleich mit der Kreditkarte noch mehr Guthaben auf, das geht nämlich inzwischen, sogar aus dem Ausland. Man braucht nur Internet dafür.

Alles ist wieder gut und ich schlafe zufrieden ein, durch das Internet mit der Welt und durch Oberarmschweiß mit meinem russischen Nachbarn verklebt.

Kathrin Passig

31.08.2015

Es liegt an den Batterien

Nach vielen Jahren ohne Armbanduhr hätte ich heute fast wieder eine gekauft. Aber es gab nur welche mit leeren Batterien. Davon besitze ich schon ein paar.

Sokoban-Spielerin

1. 9. 2015

Google bringt Familien zusammen

Wenn es draußen regnet oder alle anderen Beschäftigungsmaßnahmen nicht fruchten, lassen wir unsere zweijährige Tochter für maximal zwanzig Minuten unter Aufsicht mit unseren Smartphones spielen. Sie darf Fotos und

Videos von sich selbst ansehen, Youtube-Videos der britischen Kinderserie "Peppa Pig" abspielen oder die App "Kapus Wald" spielen, die ich über das Techniktagebuch entdeckt habe.

Kürzlich hat ihr Vater die Sprachsuche von Google als gemeinsamen Zeitvertreib entdeckt. Ein typischer Suchverlauf der beiden sieht in etwa so aus.

Vater: "Ok, Google – zeig mir Bilder von Igeln."
Google: "Hier sind Bilder von Igeln."
Kind: "Oh! Igels!"
Vater: "Jetzt du."
Kind: "Bittesön Igel."
Google: "..."
—-
Vater: "Sag mal: Fotos von Katzen."
Kind: "Nein, du."
Google: "..."
—
Vater: "Sag mal: 'Peppa Pig.'"
Kind, sehr leise: "Peppa Pig."
Google: "..."
Vater: "Sag mal laut 'Peppa Pig'".
Kind: "Laut Peppa Pig."
Google: "..."
—

Nach einigen Versuchen schafft es das Kind aber doch, auf diese Weise ein Peppa-Pig-Youtubevideo aufzurufen und ist glücklich. Wir schauen gemeinsam die fünfminütige Folge und dann ist es Zeit zum Abendessen.

Alina Smithee

1. September 2015

Suche schnelle Ergebnisse jetzt! Keep listening to more music!

Weil Techniktagebuch-Kollege André Spiegel Sachen davon erzählt, die mich neugierig machen, und ich in Musikentdeckerlaune bin, grabe ich meinen last.fm-Account wieder aus. Offensichtlich habe ich nie viel Gebrauch davon gemacht, mein feed is empty, ich sehe nicht, was mich vor drei Jahren mal interessiert hat. Aber jetzt will ich sowieso hören, was André hört.

Er muss sich in der last.fm-Community befinden. Wo ist die Community? Unten steht was von Guidelines und Support dafür, Nutzer finde ich keine, auch nicht über das Suchfeld. Wahrscheinlich benutzt André einen anderen Nickname als den, den ich sonst von ihm kenne. Ich frage, er antwortet, so ist es. Die Suche danach ergibt Albums, Artists, Tracks und ein paar abschreckende, automatisierte Ads: »Suche Federschritt Slowfox Schnelle ergebnisse nachschlagen!« – »Finde: Slowfox Lernen. Suche schnelle Ergebnisse jetzt!« – »Tanzen Lernen DVD hier im Angebot. Unser Preisvergleich hält aktuell!« Sie führen direkt zu wow.com, ask.com und preissuchmaschine.de, und es ist mir ein Rätsel, wer sie jemals absichtlich anklicken soll. Kein Ergebnis führt jedenfalls zu Slowfox André; der Weg zur Community ist offensichtlich ein anderer. Ich werde einfach ein bisschen Musik hören, vielleicht begegnet man sich dort.

Das erste, was mir einfällt, Gultrah Sound System, wird ohne weiteres von last.fm gefunden, das ist schön. Auch hier sind die Ergebnisse sinnlos von Preisvergleich-Reklame zum Thema Stereoanlagen eingerahmt. Ich wähle den Treffer mit den meisten Hörern, jetzt ist es nicht mehr weit. Da ich nichts Bestimmtes suche, ist mir die Nr. 1 bei den »Top Tracks« recht; nur noch ein Klick, und ich werde »elli tchelou« hören. Laut Übersicht auf der folgenden

Seite hat das Stück 336 Scrobbles, 77 Hörer und noch kein Wiki, aber ich finde nichts, womit sich ein Ton abspielen ließe. Dafür gibt es eine »Shoutbox«: »Sorry, you can't post here yet. Keep listening to more music!«

Anscheinend besuche ich last.fm just in dem Moment der Datenmigration (*including scrobbles!* Was auch immer Scrobbles sind!), in der sogar die wesentlichsten Funktionen des Dienstes außer Kraft gesetzt sind. Ich beschließe, den Hohn in »Keep listening to more music« zu überhören, gehe rüber zu meiner stationären iTunes-Version und betrete den Ordner »Nie gehört«. Seit ich das letzte Mal dort war, wurden zwanzig Prozent der Stücke darin doch bis zu 11-mal abgespielt und haben sogar eine Reihe Sterne eingesammelt, so dass sie reif sind, um aus der Sammlung zu fliegen. Ich befasse mich heute mit dem Rest.

Undine Löhfelm

01.09.2015

Telekom Rechnung online

Ich bin selbständig und leiste mir einen Steuerberater, der meine Buchführung macht. Der kriegt alle Rechnungen, sonstige Belege und die Kontoauszüge monatlich von mir zugeschickt. Bisher ging das alles nur in Papierform, nun ist auch ein PDF-Upload möglich. Tolle Sache, auch hier hält die Digitalisierung Einzug, werden Ressourcen, Porto und Zeit gespart.

Solche Belege, die mir per Post zugeschickt werden, scanne ich einfach ein und speichere ein PDF. Die Zettel kann ich danach wahrscheinlich jetzt einfach wegschmeißen, traue mich aber noch nicht. Die Rechnungen, die sowieso schon als PDF kommen, packe ich einfach als Datei in den Ordner in dem die scans liegen. Das ganze wird gezippt und bei Datev hochgeladen. Klingt einfach, birgt aber auch jede Menge Stoff für Technik-Tagebuch Artikel, aber dazu ein andermal mehr . . .

Wie seit vielen Jahren flatterte auch dieser Tage die allmonatliche DSL Rechnung der Telekom ins Haus. Bein Scannen des Papiers kommt mir der Begriff “Rechnung Online” in den Sinn. Haben die nicht ein paarmal versucht, mich zur Teilnahme an gleichnamigen Programm zu überreden? Damals hätte ich nicht für möglich gehalten, dass ich je digital mit meinem Steuerbüro kommunizieren würde und mich stets dagegen entschieden. Ich google also und werde schnell fündig. Im s.g. Kundencenter (”Ihre Daten in bester Ordnung”) nutzt man RechnungOnline, auch per E-Mail. Wie schön, nur leider fehlen mir dafür die Zugangsdaten. Habe ich bisher nie gebraucht und mich deswegen nie angemeldet.

Also auf “Keine Zugangsdaten? Jetzt registrieren” und nach ein paar Angaben zur Legitimation (Telefonnummer, Kundennummer, usw.) kommt die Bestätigung, dass meine Registrierung erfolgreich war. In einigen Tagen bekomme ich mein Kennwort mit der Post. Ich habe ja einen Monat Zeit bis zur nächsten Rechnung, ist also kein Problem.

Ein paar Tage später kommt auch besagter Brief mit Zugangsnummer und Kennwort. Cool, denke ich, klappt! Also auf ins Kundencenter! Ich versuche mich gleich einzuloggen, scheitere aber. Immer “Login fehlgeschlagen, Name oder Kennwort falsch”. Nach ein paarmal Probieren, hab sogar auch unterschiedliche Browser getestet, gebe ich die Versuche auf. Aber es hat mich gepackt. Irgendwie empfinde ich solche Prozesse immer auch ein bisschen wie ein Telespiel und will jetzt unbedingt ins nächste Level gelangen.

Also Hotline anrufen. Auf der Karte mit den Zugangsdaten steht keine Telefonnummer für Rückfragen, na so was … Aber nicht mit mir. Ich nehme einfach die Nummer, die auf der RechnungOffline steht. Kurze Standardansage, dann eigene Rufnummer reinpiepsen, 10 Minuten Folter-Musik durchstehen, dann eine nette Dame dran. Kurz erklärt, was ich will, zum Abgleich meine Adresse, Kundennummer und Buchungskonto durchgeben, dann die einfache Erklärung des Problems: Haben Sie denn die Auftragsbestätigung nicht bekommen? Da steht doch drauf, dass der Zugang erst per 03.09. frei-

geschaltet wird (also übermorgen). Nee, sag ich, habe ich nicht. Werde es dann eben übermorgen erneut versuchen, vielen Dank. Wieso schickt Ihr denn nicht einfach die Daten auch erst übermorgen? Egal ...

Am nächsten Tag kommt besagte Auftragsbestätigung, wie schön. Auf der Rückseite, ziemlich klein gedruckt, steht tatsächlich was von "Beauftragte Leistungen" und "Termin 03.09.". Also dann eben morgen.

Der Tag ist da, ich will ins nächste Level. Kundencenter Login, meine Zugangsdaten, Willkommen! Ha!

Dort gibt es den Navigationspunkt "Meine Rechnung", ich bin am Ziel! Draufgeklickt, ein paar Sekunden erwartungsvoll der "Daten werden geladen" Animation zugeschaut, dann die Enttäuschung. "Dieses Buchungskonto ist nicht für RechnungOnline registriert. Sie können es jederzeit unter der kostenfreien Rufnummer 0800330 ... auf RechnungOnline umstellen lassen. Weitere Informationen zu RechnungOnline finden Sie hier."

Ich bin wieder da, wo ich angefangen habe. Die Webseite hinter "hier", ist die, auf der ich nach dem ersten Googeln landete. Dort steht, man soll ins Kundencenter. Die kostenfreie Rufnummer ist die gleiche, die ich gestern schon angerufen hatte. Irgendwie drehen wir uns im Kreis.

Also wieder Hotline, 10 Minuten Musik, diesmal ein netter Herr. Wieder Adresse, Telefonnummer, Buchungskontonummer vorgelesen, alles zum Abgleich der Daten. RechnungOnline möchte ich, kein Problem, das stellt er mir gleich ein. In den nächsten Tagen soll ich eine Auftragsbestätigung bekommen.

fthomsen

1. September 2015

Schriftverkehr mit der Versicherung: der Fortschritt ist wieder mal eine krakelige Linie

Ich rufe die Krankenversicherung der Eltern an (Festnetztelefon!), um mir einen unverständlichen Brief erklären zu lassen. Eine freundliche Sachbearbeiterin sagt, wir bräuchten nur einen formlosen Zweizeiler nachzureichen, “haben Sie ein Faxgerät?” Hatten wir noch nie. “Per Mail geht auch, an die Adresse auf dem Brief.” Also reicht eine Mail? Nein, auf die Unterschrift kommt es an. Ein Foto vom Dokument genügt aber. Ich bedanke mich, lege auf und denke darüber nach, was ich alles unternehmen müsste, um dieses Dokument anzulegen und auszudrucken.

Dann hole ich ein Blatt Papier aus dem Einzugsschacht des Druckers und schreibe in Druckbuchstaben: Versicherungsnummer, “Ihr Schreiben vom 28.9.”, formloser Zweizeiler, Ort, Datum. Der Vater signiert. Ich fotografiere das Blatt mit dem iPad der Mutter (anstatt mit meinem Handy, sie soll selbst wissen, wo sie Foto und Mail findet) und maile es an die Krankenversicherung.

Kathrin Passig

Sommer 2015

Paypal, Lieferdienste und Smartphone-Apps

Während man in Schweden in den 80ern schon beinahe schräg angeschaut wurde, wenn man mit Bargeld zahlen wollte, weil sich die Schweden auch für den täglichen Klein-Einkauf langsam aber sicher auf Kreditkarten umstellten, waren die Deutschen nie ganz vorne dabei, wenn es um bargeldlose Bezahlformen ging.

Doch vor einigen Jahren erfuhren die Lieferservice-dependenten Leben vieler Menschen die ersehnte Erleichterung. Mehr und mehr Teilnehmer einer bekannten Lieferservicezentrale im Web boten Paypal als Zahlungsoption an. Endlich entfiel die bange Frage, ob denn noch genug Geld im Haus sei, wie auch panisches Kramen in Jacken, Taschen und dem Sparschwein nach den fehlenden 2 Euro 10.

Doch trotz zunehmender Verbreitung von Mobilgeräten in den vergangenen Jahren blieb das Feature denen vorbehalten, die mit einem normalen Browser übers Webformular bestellten. Nutzer der Smartphone-App blickten in die Röhre.

Jetzt endlich, im Sommer 2015, muss das Samstagabend-Netflix-Programm nicht mehr für den Gang ins Arbeitszimmer unterbrochen werden, um vom stationären PC aus das Essen zu ordern. Hat doch kaum weh getan.

Mela Eckenfels

1. September 2015

Und das ist meine Familie

Im Workshop “Transcultural Collaboration” an der Zürcher Hochschule der Künste sollen sich die Teilnehmenden eine halbe Stunde lang selbst vorstellen. Eine Fotografin aus Hong Kong zeigt zwischen ihren Fotoserien die Facebookseiten ihres Vaters, ihrer Mutter, ihrer Geschwister. “This is my sister”, sagt sie zu der Landschaft, die die Schwester als Titelbild gewählt hat. Die Mutter besteht aus Fotos von Gebäck.

Weil ich ihre Erklärung für das Zeigen der Facebookseiten verpasst habe, frage ich sie in der Pause danach. Das sei ihr wie die einfachste Art erschienen, ihre Familie vorzustellen, sagt sie. Ich frage, ob das üblich sei, in solchen Vorträgen die Familie vorzustellen. Sie lacht und verneint, erklärt aber nichts weiter, oder ich verstehe die Erklärung nicht. Ob ihre Familie weiß, dass sie in ihrem Vortrag vorkommt? Nein. Ob die Verwandten sich beschweren wür-

den, wenn sie davon wüssten? Nein, auch nicht. Ihr Vater sage immer: Wenn es nicht öffentlich sein soll, dann gehört es nicht in Facebook. Die Profilbilder der Verwandten zeigten Haustiere oder Blumen, die Vornamen seien erfunden. Ich sage, in meiner Verwandtschaft sei fast niemand bei Facebook, und sie erklärt mir die verschiedenen Motivationen der Familienmitglieder: Die Mutter tausche sich eben gern über Backrezepte aus und so weiter.

Schon will ich vermuten, in Hong Kong sei alles ganz anders als in Deutschland, da fällt mir ein, dass wir zwar im selben Workshop sitzen, aber gar nicht gleich alt sind, und ich frage nach dem Alter ihrer Eltern. Um die 50, sagt sie. Um die 50 bin ich selber. Eventuell ist in Hong Kong doch alles gar nicht so anders.

Kathrin Passig

1.9.2015

Pablo Escobars Telefon

In der neuen Netflixserie *Narcos* hat der kolumbianische Drogenboss Pablo Escobar schon in den frühen 1980er Jahren ein Mobiltelefon und ist damit ganz weit vorn. Wir bewundern vor allem die schauspielerische Leistung Wagner Mouras, der mit diesem kiloschweren Brikett am Ohr ultracool aussieht.

sleeplessdarkhorse

2.9.2015

Adresssuche für Fortgeschrittene

Der Job als LKW-Fahrer bringt es mit sich, täglich Adressen finden zu müssen. Meistens findet die natürlich das Navi, ein Garmin Dezl 560, von selber. Mitunter aber ist die Adresse jünger als die Kartendaten im Navi, so dass Google Maps zu Hilfe kommen muss. Dass auch das scheitert, erlebe ich zum ersten Mal.

Googlen nach dem Namen des Kunden führt mich zu einem Zeitungsartikel über den Bau des neuen Logistikzentrums des Kunden in einem Ortsteil der auf dem Frachtbrief angegebenen Stadt, in dessen Bilderstrecke auch eine Luftaufnahme der in Bau befindlichen Halle zu sehen ist. Anhand der Form der Auf- und Ausfahrrampen der nahegelegenen Bundesstraßenauffahrt ermittle ich in Google Maps den Acker, auf dem das Logistikzentrum steht, und versuche, dessen Längen- und Breitengrad ins Navi einzugeben. Das wiederum scheitert daran, dass das Navi Grad, Minuten und Sekunden als Eingabe erwartet, Google Maps aber nur Grad mit Nachkommastellen anzeigt. Umrechnen ist mir zu mühsam, also gebe ich eine nahegelegene ältere Straße als Ziel ein und navigiere von dort mit des Navis Kartendarstellung zu meinem Ziel-Acker.

Ermel

Mittwoch, 2. September 2015

Aus dem Fenster sehen im Bus

Edinburgh, Feierabendverkehr, Stau. Ich bin auf dem Rückweg von einer Tagung und der Bus steckt im Stau. Mein Auto steht auf der anderen Seite der großen Brücke. Zwischen mir und dem Auto sind circa dreißigtausend andere Autos. Um sieben muss ich zurück in St Andrews sein, und es ist schon sechs. Mann, mann, mann. Fu, Fu, Fu. Ich stecke fest.

Noch vor wenigen Tagen hätte ich kein Mittel gegen eine Frustration dieser Art gehabt, aber jetzt weiß ich mir zu helfen. Über das WLAN des Busses logge ich mich zu Hause bei meiner Webcam ein. Sie steht bei mir auf dem Fensterbrett und zeigt mir genau das, was ich sehe, wenn ich aus dem Fenster blicke, zufällig auch die am häufigsten fotografierte Ansicht meines Dorfes. So sieht es aus.

Durch das Kabel ganz links strömt das Internet ins Haus und das Bild meiner Webcam wieder heraus.

Ich bin gar nicht mehr im Bus. Ich sitze zu Hause und blicke aufs Meer. Die Möwen schreien. Moment, dafür bräuchte ich noch einen Audiokanal. Fu, Fu, Fu.

Als ich genug aus dem Fenster gesehen habe, drehe ich die Kamera um und beobachte das leere Wohnzimmer. Es sieht so aus, als würde ich von außen durchs Fenster mein eigenes Privatleben ansehen. Es ist schwer, die Verstörung zu beschreiben, die der Blick auf den leeren Stuhl verursacht, der Stuhl, auf dem ich sonst immer sitze, um aus dem Fenster zu sehen, von dem aus ich jetzt den Stuhl betrachte. Vermutlich wäre es einfacher zu verstehen, wenn mein Körper noch auf dem Stuhl wäre. Eine Out-of-Body-Erfahrung, nur dass der Körper ganz aus der Welt verschwunden ist.

Aleks Scholz

30.08.2015–2.9.2015

Reisen in den Zeiten von Geoblocking

Wir verreisen, und da wir uns nicht durchringen konnten, uns durch endlose Vergleichsplattformen und Tausende Hotelbewertungen zu wühlen, fahren wir mehr oder weniger ins Blaue hinein. Der erste Stop ist nur drei Stunden von unserem Zuhause entfernt. In einem kleinen Hotel vor Verdun schaut der Mann neugierig, ob sich das Netflix-Angebot übers Hotel-WLAN irgendwie von dem auf der anderen Seite der Grenze unterscheidet.

“Hier gibt es Farscape”, sagt er.

“Vielleicht ist das ja neu drin und auch bei uns zu haben”, erwidere ich und greife nach meinem Smartphone.

Die App ‘WerStreamt.es’ ist der Ansicht, nein, Farscape ist bei uns immer noch nicht im Netflix-Programm. Sofort hat der Mann ein neues Vorhaben für den Urlaub. Er versucht, während unseres Aufenthalts im französischen Ausland Farscape komplett zu schauen.

Heute, inzwischen in der Normandie angekommen, lädt dann mein Tablet die neue Amazon Video App herunter. Endlich kann man damit Filme auch zum Offlinesehen downloaden. Das macht mich neugierig und ich versuche den Film über William Wilberforce, Amazing Grace, aufs Tablet zu ziehen.

Nein, meint die Amazon App prompt, du bist in Frankreich . . . dort darfst du das nicht.

Als wollte sie mich verhöhnen, zeigt ihre Startbildschirm einen Werbebanner, der behauptet, ich könne 'jederzeit und überall' mit dieser App Filme ansehen. Darauf ist ein Reisebus abgebildet, ein Schnellzug und ein Flugzeug. Die Aufforderung, den Film aber bereits zu Hause herunterzuladen, fehlt.

Egal, nun hat sie mich angestachelt. Ich werfe die App 'CyberGhost' an, die ich mir installiert habe, um BBC Programme zu sehen, deren Konsum mir meine englische Fernuni studienbegleitend nahelegt, die mir als Studentin auf dem Festland aber üblicherweise nicht zugänglich sind.

Ich wähle einen deutschen Server als Endpunkt und schon beginnt der Download von 'Amazing Grace'.

Vielleicht kann der Mann Farscape so ja doch zu Hause fertig schauen.

Mela Eckenfels

3.9.2015

Sirenenalarm

Im brandenburgischen Dorf geht mal wieder, wie jeden Samstag, der Feueralarm. Ich höre das seit Monaten und witzle schon rum, dass der Alarm mich nachts nicht mal mehr aus dem Schlaf reißt, wenn meine Matratze brennt.

Aber jetzt hab ich mich besser informiert und weiß, von echtem Feueralarm würde ich wach werden, jedenfalls wenn die Feuerwehr was von meiner brennenden Matratze mitbekommt. Denn der allwöchentliche Probealarm klingt so, der Feueralarm so.

Sollte es allerdings zu einem Zwischenfall in einem Kernkraftwerk oder einem feindlichen Luftangriff kommen, dann klingt der Alarm so.

Entwarnung. SNAFUBAR

sleeplessdarkhorse

5. September 2015

Wegwerfnotizen, Aufbewahrnotizen, und wie man sie wiederfindet

Am Eingang des Museums sitzt eine Mitarbeiterin, die Fragen der Besucher beantworten kann. Man möge sie direkt ansprechen, sagt ein Schild, weil sie blind ist. Ich frage sie nach dem Gerät, das vor ihr auf dem Tisch steht.

Damit mache sie sich Notizen, sagt sie, fragt nach meinem Namen und tippt ihn ein. Aus der Rückseite des offenbar mechanischen Geräts kommt ein Papierstreifen mit meinem Namen in Blindenschrift. Die rechten drei Tasten sind für die rechten Punkte eines Zeichens, die linken drei für die linken. In der Mitte ist die Leertaste.

Ich frage, wie man solche Notizen denn archiviert, oder ob das ein Gerät nur für Wegwerfnotizen ist. Eigentlich sei es schon vor allem für Notizen, die man danach nicht mehr brauche, sagt sie. Nur manchmal habe sie drei, vier

Meter lange Bänder, die sie aufgerollt aufbewahre, aber das Wiederfinden der Informationen sei dann so mühsam. Das Papier sei auch nicht besonders gut und die Streifen deshalb wenig haltbar: die Braille-Punkte nutzten sich schnell ab. Notizen, die archiviert werden müssten, tippe sie daher entweder gleich in den Computer oder schreibe sie später von den Notizstreifen ab. Am Computer könne sie die Notizen dann viel leichter durchsuchen. Andere würden mehr mit dem iPhone machen, aber da sei sie oldschool. Sie habe zwar auch eins, nutze es aber vor allem zum Telefonieren, zum Surfen, für SMS und so. Zum Glück gebe es das Notizgerät noch.

Wieso "noch", frage ich, ob es vom Aussterben bedroht sei? Ja, sagt sie, wegen der Größe. Die neueren Lösungen seien viel kleiner. Aber sie brauche es vor allem parallel zu ihrer sonstigen Arbeit, bei der sie viel telefonieren müsse, und da könne sie sich mit dem alten Gerät eben besser Notizen machen.

Kathrin Passig

5. September 2015

Cargokult in Brüssel

Unsere planlose Urlaubsreise bringt uns schließlich nach Brüssel.

Da die Autofahrer hier ungefähr so freundlich, geduldig und verkehrsregelkonform fahren wie ein aus Paris stammender Berliner Taxifahrer in der Rushhour von Peking, bleibt das Auto in der Hotelgarage und wir begeben uns in die Brüsseler Metro. Wir ziehen je eine Tageskarte und machen uns auf den Weg.

Um die Bahnsteige der Metro betreten zu können, steckt man seine Karte in ein orangefarbenes Lesegerät, das neben den Eingangsschleusen auf eine Stange montiert ist. Das Lesegerät zieht die Karte mit Magnetstreifen ein

und spuckt sie nach einem Moment wieder nach oben aus. Die Schleusen selbst werden von halbhohen Metallkörpern gebildet in deren Mitte zwei ‘Tür’blätter aufschwingen, sobald man eine gültige Karte ins Lesegerät steckt.

Als wir die Metro an der Station zwischen Atomium und Expo wieder verlassen, befindet sich vor uns eine Gruppe Mädchen im gehobenen Teenageralter. Die Erste im Rudel tritt auf den Ausgang zu. Die Schleuse öffnet sich nicht und ein Lesegerät wie an den Eingängen gibt es nicht. Etwas ratlos blickt sie sich um. Auf dem Metallkörper der Schleuse befindet sich am vorderen Ende eine aufgesetzte Metallplatte, die keine erkennbare Funktion hat, aber etwas verdecken könnte. Das, so scheint sie sich zu denken, muss eine Bewandtnis haben. Sie legt ihre Karte mit dem Magnetstreifen nach unten auf die Platte und geht dann noch mal auf die Schleuse zu, die sich nun öffnet. Die ganze Mädchengruppe imitiert ihr Verhalten. Ein halbes Dutzend Karten wird mit dem Magnetstreifen auf die Platte gelegt.

Ich warte, bis die Gruppe weg ist und gehe auf die Schleuse zu.

Ich mache einen Schritt mehr als das erste Mädchen.

Die Schleuse öffnet sich. Ich gehe hindurch.

Mela Eckenfels

5. September 2015

Preiskontrolle im real

Im modernen Supermarkt gibt es schon lange keine Preisschilder mehr. Die Ware ist am Regal ausgezeichnet. Wer den einen oder anderen Artikel gedankenlos in den Wagen getan hat und wissen will, was denn die Flasche jetzt kostet, der muss zum Regal zurückrennen. In Großmärkten wie real eine Herausforderung, nicht nur wegen der langen Wege, sondern auch weil ich öfter vergesse, wo ich etwas aufgenommen habe.

Darum gibt es im real Warenprüfterminals, das sind Monitore mit integriertem Barcode-Leser, die einem auf die Sprünge helfen. Man muss das entsprechende Balkenfeld unter den roten Laser halten, und er gibt einem

den aktuellen Preis an. Das ist auch sinnvoll, um zu gucken, ob ein Artikel noch oder schon im Sonderangebot ist. Bei den vielen Prospekten kommt man ja total durcheinander.

Thomas Jungbluth

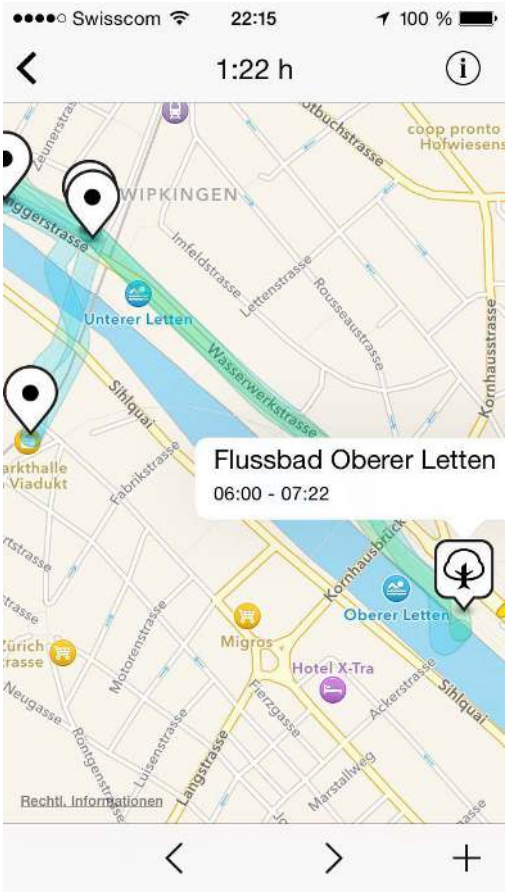
5. September 2015

Tätigkeitentagebuch

Ich erwähne, dass ich dank der App Moves viel besser weiss, wie lange ich brauche, um von A nach B zu kommen und auf diese Daten zurückgreife, wenn ich einen sich wiederholenden Weg planen muss.

Kathrin meint, das solle ich für's Techniktagebuch aufschreiben. Warum? Weil es sich um eine „Umnutzung“ der App handle, antwortet sie. Warum? Weil Moves nicht dafür gedacht sei. Wofür denn sonst? Man soll damit überwachen, ob man sich genug bewegt. Jeden Tag mindestens 10'000 Schritte.

Ich bewege mich selten zu Fuss und als Gradmesser für meinen Gesundheitszustand genügt mir in der Regel die gute Laune. Die eigentliche Funktion von Moves habe ich wohl deshalb schnell vergessen oder gar nie richtig verstanden. Dennoch brauche ich die App oft. Mir gefällt, wie sie meine Routen nachzeichnet und Tagebuch führt über meine Wege durch die Stadt.



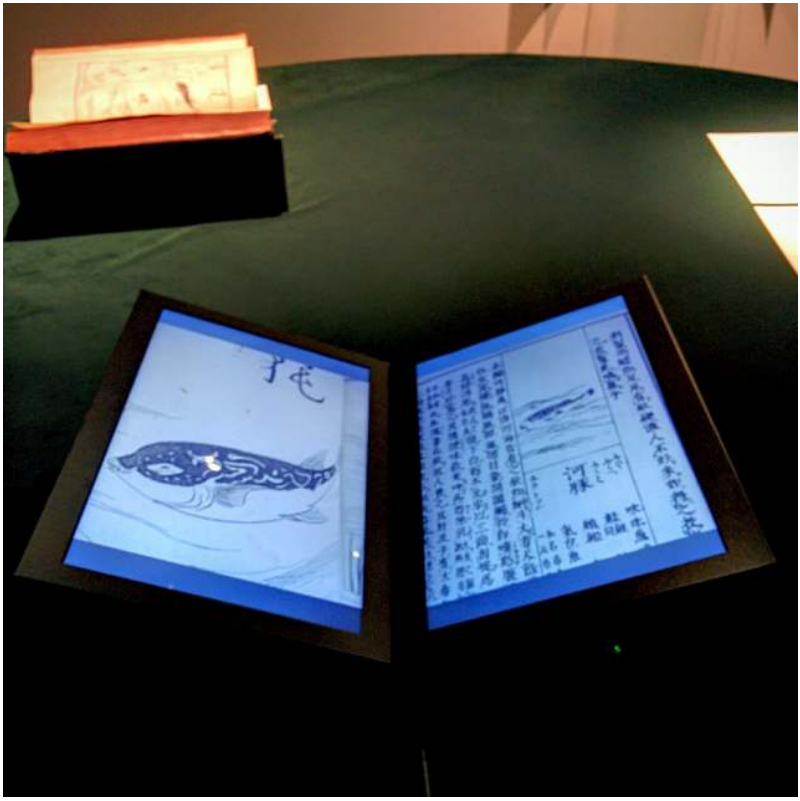
Franziska Nyffenegger

5. September 2015

Umblättern verboten

Im Zürcher Johann Jacobs Museum liegen aufgeschlagene Bücher auf Tischen. Die Anordnung der Bücher suggeriert, dass man blättern darf, Verbotsschilder sind auch nicht zu sehen, aber als ich umblättern will, springt gleich Personal herbei und sagt, das seien sehr alte Bücher, keinesfalls dürfe man die berühren.

Zum Ausgleich gibt es ein Gerät aus zwei Tablets, das einem aufgeschlagenen Buch ähnelt. Es zeigt einige Seiten aus dem im Hintergrund sichtbaren Papierbuch an:



Hier darf man auch nicht umblättern, aber Verbietepersonal ist nicht erforderlich: Es geht einfach nicht. Man muss warten, bis sich die Seiten von allein umblättern. Thema der Ausstellung ist eine Bibliothek. Es ist eine sehr schöne Ausstellung, aber nebenbei und vermutlich unbeabsichtigt gelingt es ihr auch, die weniger sympathischen Seiten von Bibliotheken abzubilden: Fast alles ist entweder verboten oder technisch unmöglich.

Kathrin Passig

6. September 2015

Ohne Fernbedienung kein Fernsehgenuss

Wir sind vor ein paar Tagen umgezogen, und ich sehne mich nach ein bisschen Normalität in all dem Chaos und den Farbdämpfen. Ich freue mich darauf, eine Blu-ray von *Three Days of the Condor* zu sehen, meinen aktuellen Lovefilm, daher baue ich den Fernseher auf und fische den Blu-ray-Player aus einer der noch nicht ausgepackten Kisten, die sich in unserer Abstellkammer stapeln.

Alles verbunden, Scheibe eingelegt, der Fernseher schaltet sich dank der Magie von HDMI automatisch an, als der Blu-ray-Player losspielt. Erst als die ersten Bewegtbilder über den Bildschirm flimmern, fällt uns auf, wie leise der Ton ist. Klar, zuletzt war in der alten Wohnung die Wii angeschlossen, und die hatte immer ein sehr lautes Signal. Zum Filmgucken ist das zu leise. Ich möchte lauter stellen, aber die Fernbedienung fehlt.

Sie war nicht mit dem Fernseher in der Kiste. Eine stichprobenhafte Filzung weiterer Umzugskisten lässt sie ebenfalls nicht auftauchen. Der Fernseher hat keine Möglichkeit, am Gerät irgendwelche Einstellungen vorzunehmen, mit Knöpfen oder Tasten. Die rettende Idee: Könnten wir ihn per App steuern? Ach nein, wir haben ja noch kein Internet in der neuen Wohnung und Fernseher wie App müssten gemeinsam im gleichen W-LAN hängen.

Enttäuscht gebe ich auf und will den Fernseher wieder ausschalten. Nicht einmal das geht ohne Fernbedienung. Ich ziehe den Stecker.

[Nachtrag am 8. September – Wie ich gestern herausfinden durfte, hat der Fernseher (ein Samsung-Modell der 6000er-Serie) doch eine kleine joystickähnliche Apparatur hinten rechts unten, mit der sich die wichtigsten Funktionen steuern lassen (ich habe sie nur übersehen). Obwohl die Fernbedienung

also noch immer in irgendeiner Umzugskiste schlummert, konnten wir gestern *Three Days of the Condor* gucken. Guter Film, jede Menge interessante Technik der 70er.]

Alexander Matzkeit

6.9.2015

Die Realität ist immer noch das beste Testszenario

Als ich die Weckerapp ausschaltete, ging noch alles, eine halbe Stunde später bleibt der Bildschirm jedoch dunkel. Meistens. Wenn man auf eine bestimmte Stelle oben links drückt, geht das Display kurz an.

Mein Smartphone ist also kaputt. Da noch Gewährleistung besteht und es sich wohl nur um einen Wackelkontakt handeln wird, mache ich mir wenig Sorgen um die Reparatur, sondern primär darum, wie ich nun online sein kann.

Ich habe das alte Smartphone noch als Ersatzgerät. Es ist das Vorgängermodell und noch auf der Höhe der Zeit. Ich schalte das defekte Handy durch langes Drücken des Einschalters aus und entnehme SIM- und SD-Karte, um sie ins Ersatzgerät zu stecken.

Das Ersatzgerät startet.

Es ist noch mit einem Testaccount verknüpft; ich setze es auf Werkseinstellungen zurück. Der Einrichtungsvorgang beginnt knapp zwei Minuten später.

Nach Verbinden mit dem WLAN werden die Zugangsdaten zum Google-Account abgefragt. Das Passwort habe ich neulich aus Versehen auswürfeln lassen und sowieso in LastPass abgelegt.

Ich rufe auf dem PC das LastPass-Browserplugin auf und tippe das Passwort ab (20 Stellen, alle einschlägigen Zeichenarten enthalten, ich brauche lediglich drei Versuche, bis es stimmt).

Allerdings sichere ich mein Konto auch durch zweifaktorielle Authentifizierung. Auf dem Smartphone ist eine mit dem Konto verknüpfte App, die nun einen Code anzeigen kann, den ich eingeben muss.

Also könnte, denn das Display des Handys mit dem Google Authenticator ist ja defekt.

Ich kann mir alternativ einen Code per SMS an die hinterlegte Handynummer schicken lassen. Das wäre die Nummer der eingelegten SIM-Karte. Dummerweise funkioniert der SMS-Empfang erst nach Einrichtung eines Google-Kontos, vermutlich, um das Kapern meines Accounts durch Zurücksetzen des Handys zu verhindern.

Glücklicherweise habe ich auch die Nummer des Diensthandys hinterlegt und fordere einen Code an diese Nummer an.

Die SMS dauert und dauert.

Alternativ gibt es Ersatzcodes. Die hatte ich mal ausgedruckt im Portemonnaie. Einige waren schon benutzt, man kann sie wie die TAN der Bank immer nur einmal nutzen. Anders als André Spiegel finde ich sie jedoch nicht wieder.

Ich entdecke, dass Google mir die verbleibenden Codes im Browser anzeigen kann, wenn ich eingeloggt bin. Ich frage die Codes ab, und während ich einen davon auf dem Handy eintippe, kommt auch die SMS an.

Ich bin ob der redundanten Wege der Authentifizierung erleichtert.

Ich stoppe den automatischen Download der Apps, lade zuerst LastPass herunter und richte es ein, damit die Zugangsdaten der anderen Apps so automatisch wie möglich eingegeben werden können.

Auf dem Ersatzsmartphone ist CyanogenMod installiert, das alternative Android. Die Google Apps muss ich daher aus einem separaten Paket installieren, und da scheine ich ein falsches erwischt zu haben.

Der Update der veralteten Google Play Dienste und des Play Stores führt zu Abstürzen ungefähr aller Google Apps, weil die Versionen auf einmal gravierend abweichen.

Ich erinnere mich, dass ich beim Einrichten des Testaccounts nach der Situation gegooglet hatte und ein irgendwo vorgeschlagenes Deinstallieren der Updates des Play Stores dazu führte, dass die Versionen wieder synchronisiert werden.

Ich wollte schon länger ausprobieren, ob die zweifaktorielle Authentifizierung mich bei Verlust oder Defekt des Handys versehentlich aussperren könnte. Offenbar haben Google und ich jedoch alles richtig gemacht.

Lediglich den exportierten Key meines Threema-Accounts kann ich auf der SD-Karte nicht finden. Ich habe fünf Threema-Kontakte und mit exakt einem davon mal geschrieben. Alle sind auch auf Telegram. Ich bin mir daher unsicher, ob ich Threema überhaupt noch installieren soll.

Volker König

6. September 2015

Schlechte Entscheidung vor dem ersten Kaffee

Wir sind immer noch in Brüssel und verschlafen routiniert das Sonntagsfrühstück. Dummerweise haben auch die Sandwichläden rund um unser Hotel an diesem Tag nicht geöffnet. Halb so wild, denke ich. In unserem Hotelzimmer steht eine Senseo-Kaffeemaschine. Und da wir für spontane Picknicks, zum Beispiel am Strand, vorbereitet sein wollten, haben wir eine kleine Tasche mit Camping-Geschirr bei uns und aus Frankreich Toast, Butter und Lachsrillettes in der Dose mitgebracht. In einer Art Brüsseler Späti ergänze ich das um Schmelzkäse und Milch für den Kaffee.

In einem Kästchen stellt das Hotel pro Tag und Zimmer zwei Kaffeepads und einen Beutel Tee bereit. Das Housekeeping ergänzt täglich verbrauchte Senseo-Pads und Teebeutel, aber heute ist unser Zimmer noch nicht an der Reihe gewesen. Da der Mann am Vorabend eine Tasse Kaffee getrunken hat, fehlt uns also ein Pad für das gemeinsame, improvisierte Frühstück auf dem Zimmer. Man kann an der Rezeption weitere Senseo-Pads kaufen, aber ich

will dem vermuteten Hotel-Aufschlag entgehen (leider habe ich nicht erst mal nach den Preisen geschaut) und fühle mich sehr schlau, als ich deswegen im Späti noch zu einer Packung Senseo greife. Ich wähle natürlich die Kleinste mit nur sechs Pads, Typ „Cappuccino“. Wird schon passen.

Zuhause besitzen wir weder eine Kapsel- noch eine Padmaschine, sondern nutzen immer noch eine French Press. Alle von mir frequentierten Coworking-Spaces bieten eine echte Espressomaschine. Eine Senseo habe ich daher noch nie benutzt, aber ich stelle mir das alles ganz einfach vor. Pad rein. Fertig. Als ich die Packung im Hotel öffne, sind die Pads darin doppelt so dick wie die vom Hotel gestellten Pads. Die Zeichnung auf der Seite der Packung deutet an, dass wir ein anderes Trägersieb brauchen, anscheinend ein Zwei-Tassen-Sieb. Das tiefere Zwei-Tassen-Sieb wurde vom Hotel sehr wahrscheinlich absichtlich einbehalten, um den Supportaufwand gering zu halten.

Es gibt also nur eine Tasse Kaffee.

Später am Tag stelle ich fest, dass ein Nachfüllpäckchen mit zwei Senseo-Pads und einem Teebeutel an der Rezeption nur 1,50 Euro gekostet hätte.

Mela Eckenfels

2015

Die Sendung mit der Geführten Zugriffsmaus

Auch meine zweijährige Tochter nutzt das iPad, wenn wir als Eltern sie ~~davor parken~~ näher an die Technik heranführen wollen. Sie nutzt die App “Die Maus”, in der sie ~~ohne Aufsicht~~ selbstständig durch eine Welt laufen und Clips der Sendung mit der Maus anschauen kann. Dabei ist sie so routiniert mit den Abläufen des Tablets, dass wir nach einer Möglichkeit suchen, ihre Möglichkeiten zu begrenzen. Wir stoßen auf die Funktion “Geführter Zugriff”, die in den iOS-Einstellungen versteckt ist. Damit ist es möglich, mittels eines Codes die Tasten und sogar Teile des Bildschirms zu blockieren. Das Ganze geht auch nur für eine gewisse Zeit, bei uns meist 30 Minuten.

Wenn sie alt genug ist und herausfindet, wie man den Code eingibt, wird das Tablet wohl auf wundersame Weise kaputt gehen müssen. Gibt es dafür eine App?

Alan Smithee

7. September 2015

Das Netz fängt auf, was das Kleinkind verliert

Das Töchterlein hat ihr Herz an ein Schmusetuch gehängt, das mit kleinen Bienen und Walen bedruckt ist, ein Geschenk von Freunden zu ihrer Geburt. Erworben haben die Freunde dieses Tuch bei der niederländischen Kaufhauskette HEMA. Bei Kummer oder Angst in der Nacht wird stets das „Bienentuch“ verlangt.

Uns wurde schon recht früh klar, dass das Kind dieses Tuch besonders mag, daher kaufte ich schon bei unserem ersten gemeinsamen Familienurlaub in den Niederlanden 2014 vorsorglich ein Duplikat. Wie sich herausstellen sollte in weiser Voraussicht, denn beim ersten Ausflug des Kindes mit der Tagesmutter in den Wald verscholl im Herbst 2014 eines der Bienentücher prompt im selben. Ich warf Google an und fand mit “HEMA Mullwindel Bienen” das Tuch auch sofort. Die Freude hielt leider nur kurz an – “online ausverkauft”.

Ich schrieb eine E-Mail an den deutschen HEMA-Support, der sehr hilfsbereit war, aber leider auch nichts ausrichten konnte.

Wir haben von der zuständigen Abteilung nun die Rückmeldung erhalten, dass die gewünschten Artikel leider nicht mehr erhältlich sind.

Es tut uns Leid, dass wir in diesem Fall nichts für Sie und Ihre Tochter regeln können. Wir haben nämlich auch keinen Restvorrat mehr auf Lager. Eventuell finden Sie über private Anbieter noch Restbestände.

Die nächste Googleodyssee begann. Ich probierte alle möglichen Schlagworte aus – „HEMA Mullwindel Wale Bienen pink“, „Spucktuch Bienen“ und so weiter – und wurde tatsächlich auf Ebay Kleinanzeigen fündig, wo eine Frau diverse gebrauchte Spucktücher mit verschiedenen Mustern verkaufte, eines davon das ersehnte Bienentuch. Es erreichet uns wenige Tage später per Post.

Obwohl mein Mann und ich nun mit Argusaugen über die Bienentücher wachen, verschwindet im Sommer 2015 eines davon bei einer Hochzeit in Süddeutschland auf Nimmerwiedersehen. Meine Googlesuche ist diesmal fruchtlos. Im HEMA-Shop ist es weiterhin auffindbar, aber ebenso ausverkauft wie letztes Jahr. Nirgendwo in Deutschlands Tausch- und Verkaufsbörsen kann ich das Tuch mehr finden.

Ich suche also über die Artikelnummer die entsprechende Seite des niederländischen HEMA-Shops und kopiere mir dort die Schlagworte heraus. Unter „hydrofiel luiers meisje“ und mit der Google-Bildersuche finde ich das Bienentuch in zwei Angeboten auf einer niederländischen Verkaufsplattform, www.marktplaats.nl, die wie Ebay-Kleinanzeigen oder Kalaydo über Gebote per E-Mail funktioniert. Ich registriere mich mit meiner E-Mailadresse und biete. Dies funktioniert über ein bereits vorausgefülltes Formular, in das ich nur noch meinen Namen eintragen muss und so mit meinen fast nichtexistenten Niederländischkenntnissen, die auf dem Ansehen von niederländisch untertitelten Fernsehserien und ein paar Stunden Duolingo basieren, eine freundliche Anfrage schicken kann.

Beste [Anbieter],

Hierbij bied ik € 4,00 op uw ‘3 hydrofiel luiers meisje’.
Ik hoor graag of u hiermee akkoord gaat.

Met vriendelijke groet,

[ich]

Wenige Minuten später erreicht mich eine E-Mail der Anbieterin. Zum Verständnis reicht mein Niederländisch (die Anbieterin fragt, ob ich abhole oder für 2,60 € Portokosten zahle), für eine Antwort jedoch nicht. Google Translate möchte ich nicht nutzen, um nicht unseriös zu wirken, da ich die Anbieterin schließlich darum bitten muss, nach Deutschland zu versenden. Also schreibe ich auf Facebook und Google gute Freunde an, die beide Niederländisch sprechen, und bitte um Übersetzungshilfe.

Da beide online sind, die Anbieterin wieder sehr schnell antwortet und mir die Portokosten für einen Versand nach Deutschland mitteilt, wickle ich den Verkauf innerhalb einer Stunde ab. Das Bienentuch ist nur noch eine Online-Auslandsüberweisung entfernt. Und danach wird es in einen Safe eingeschlossen.

Alina Smithee

7. September 2015

Steine zum Anklicken

“Weißt du, was das ist?”
Die Nichte, 5: “Ja! Da muss man die Steine anklicken.”

Sehr hässliches Bild, das bald durch ein besseres ersetzt wird.

Kathrin Passig

7. September 2015

Beim Anstarren des Infomonitors

Nach einem Wochenendausflug nach Rennes warte ich am Bahnhof auf das Eintreffen des TGV (französischer Hochgeschwindigkeitszug). Wie ich es auch aus Großbritannien kenne, werden, zumindest in Rennes und am Bahnhof Montparnasse in Paris, die Bahnsteige erst ca. 20 Minuten vor Abfahrt angesagt. Beim erwartungsvollen Anstarren des Infomonitors fallen mir zwei Dinge auf:

1. Es wird mit kostenlosem unlimitiertem WLAN Zugang geworben. Beim zweiten Durchlesen fällt mir auf, dass das leider nur den Bahnhof und nicht den TGV betrifft.

2. Die Informationen über bereitgestellte Züge und bevorstehende Abfahrten werden nicht nur textuell dargestellt. Es gibt auch eine animierte Darstellung einer Person, die die Informationen in französischer Gebärdensprache vermittelt, inklusive Buchstabieren der ausgefalleneren Endbahnhöfe.

verenka

September 2015

Zurück in die Zukunft, aber zackzack

Online habe ich mir ein Kleidungsstück gekauft, das sich allerdings bei der Anprobe einen Tag nach Lieferung als zu groß herausstellt. Etwas traurig packe ich es wieder ein, und beschließe, mich sofort an die Rücksendung zu machen, auch um schnellstmöglich über den Verlust hinwegzukommen, und weil ich Zeit habe. Ist ja Sonntag.

In wenigen Schritten und nach gut verständlicher Anleitung drucke ich einen Retourenaufkleber aus. Die eine Hälfte des Ausdrucks muss ins Paket, die andere Hälfte so aufs Paket, dass sie alte Adressaufkleber und Barcodes verdeckt. Das Ganze dauert etwa eine Minute, aber nur, weil ich erst den Tesafilm holen muss. Ich gehe die 90 Sekunden zur Packstation, schiebe meine Karte ein, drücke zwei bis drei Knöpfe auf dem verständlich beschrifteten und gut reagierenden Touchscreen und halte das Paket vor den Scanner.

Beim Auswahlmenü für die Fachgröße gibt mir die Station nachvollziehbare Beispiele („etwa so groß wie ein Aktenordner“ und „etwa so groß wie ein Schuhkarton“ – nicht etwa DIN-Normen oder unternehmenseigene Standardgrößen, die keiner kennt, der nicht acht Jahre bei DHL gearbeitet hat). Ob ich eine Quittung will, fragt die Packstation zum Schluss noch. Ja, will ich. Gleich hier oder lieber per Mail? Das ist die Stelle, an der ich misstrauisch werde und kurz denke, ich träume wieder irgendwelchen belanglosen

aber schönen Quatsch. Ist dann aber doch kein Traum, denn als ich eine Minute später wieder daheim am Rechner sitze, liegt die Mailquittung schon im Maileingang.

Mia Culpa

September 2015

Schritte auf dem Weg zum papierlosen Haushalt

Dem Vater ist im Laufe des letzten Jahres das Interesse am Organisatorischen abhandengekommen. Die Verwaltungsarbeiten, die vor allem im Umgang mit der Krankenversicherung anfallen, übernimmt jetzt die Schwiegertochter. Die Mutter muss nur die eingehende Post in einen Umschlag stecken und an sie weiterleiten.

Die Schwiegertochter trägt alles in ein Google-Spreadsheet ein, in dem die Mutter den aktuellen Stand der Dokumentbearbeitung sehen kann. Sie weiß, wo sie das Spreadsheet auf ihrem iPad findet, konsultiert es oft und freut sich dann, dass alles erledigt ist.

Manchmal sollen Schreiben der Versicherung schneller als mit der Post bei der Schwiegertochter landen. Zu diesem Zweck hat mein Bruder bei seinem letzten Besuch der Mutter beigebracht, wie sie mit dem iPad die Post fotografieren und die Fotos mit dem Messenger Telegram verschicken kann.

Mir bleibt diesmal nur noch, diesen Ablauf mit der Mutter zu üben und einen Dokumentenscanner zu bauen:

Kathrin Passig

8. September 2015

Das Internet abschreiben: Jemand muss es ja machen

Ein Seniorenpaar, offenbar Touristen, in der Berliner S-Bahn. Sie recherchiert auf dem iPad passende ÖPNV-Verbindungen und liest laut vor, er hört aufmerksam zu und notiert sich das Ganze mit Bleistift auf einem Notizblock.

Rin Räuber

8. September 2015

Wo könnte es klingeln? An der Scheune?

Ich bin bei meinen Eltern, mein Vater macht einen Abendspaziergang. Ich weiß, dass er das Handy dabei hat, aber nicht, ob es auch eingeschaltet ist. Wie mit allen anderen Menschen telefoniert er sonst nur über Festnetz mit mir, und dass wir einander überhaupt anrufen, wenn wir uns in weniger als 2 Kilometer Entfernung voneinander aufhalten, ist abwegig. Aber ich habe einen Grund und wähle seine Mobilnummer. Wie erwartet nimmt er nicht ab. Später erzählt er, er habe das Geräusch gehört, es aber nicht zuordnen können – »Hm, klingt wie ein Telefon. Aber wo könnte es klingeln? An der Scheune?« Immerhin ist eine Scheune ein Gebäude und insofern etwas so Zivilisatorischem wie einem Handy näher als die Felder und Wiesen drumherum; außerdem könnte sich jemand mit Telefon in der Scheune aufhalten. Vibrationsalarm hat mein Vater nicht eingestellt oder ist unempfindlich dagegen. Als er sich schließlich an das Handy in seiner Jackentasche erinnert, ist es zu spät. Der Apparat hat schon entschieden, dass er jetzt nicht erreichbar ist. Zehn Minuten später ruft er mich von zu Hause aus zurück bzw. an;

mein Anruf (den er auch nachträglich nicht als Anruf von mir erkannt hat) hat nichts damit zu tun. Er will nur, dass ich nach Hause komme, damit wir rechtzeitig zum Zug fahren können.

Undine Löhfelm

Seit August 2015

Das Auto denkt, links geht's schneller

Das neue gebrauchte Auto fährt einfach mal der Nase nach. Genauer gesagt, der Radarnase, die vorn im Kühlergrill angebracht ist.

Das geht, wenn es nicht zu stark regnet, ganz prima: Man stellt am Tempomat eine Geschwindigkeit ein, mit der das Auto dann durch die Gegend rollt. Läuft man auf ein langsamer fahrendes Fahrzeug auf, nimmt es das Gas zurück oder bremst gar und hält einen vorher gewählten (zeit-, nicht wegabhängigen) Abstand.

Nun fahren viele Leute auf der Autobahn langsamer, als ich möchte oder zulässig ist. Nichts liegt näher, als sie zu überholen. Blinker links, leicht am Lenkrad gezupft und schon spurtet der Diesel wie am Gummiband gezogen los, obwohl der Gasfuß arbeitslos im Fußraum ruht.

Allerdings beschleunigt der Wagen, egal, ob auf der linken Spur frei ist oder nicht. Tatsächlich nutzt man ja häufig eine Lücke auf der Überholspur, so dass der Verkehr ähnlich dicht ist wie auf der rechten Spur, nur dass er etwas schneller rollt. Das Auto rennt dann erst mal los, um sich im nächsten Moment wieder selbst einzubremsen. Die Fahrweise ist nicht gerade besonders harmonisch. Vor allem beim Losspurten, wobei sich der Abstand zum vorausfahrenden Auto erst mal deutlich verkleinert, verliert man das Vertrauen, dass das Auto auch rasch genug wieder bremst. Das tut es aber. Meistens. Sonst piept und blinkt es sehr hektisch, aber auch etwas hilflos, und verlangt nach einem beherzten Tritt auf die Bremse.

Die Annahme, dass man auf der Überholspur wirklich wesentlich schneller vorankommt als auf der rechten Fahrspur, kommt entweder aus Verkehrsbeobachtungen, die Jahrzehnte zurückliegen, oder im Entwicklungsland des Autos in Skandinavien hat man auf Autobahnen geradezu paradiesische Zustände. Allerdings spurtet das Auto auch oberhalb der dort zulässigen Höchstgeschwindigkeit von 110 km/h munter weiter. Da das Auto aber auch Schilder lesen kann, weiß es vielleicht, wo es hierzulande schneller als in der Heimat fahren darf.

Vielleicht sind wir vom autonomen Fahren auch einfach noch viel weiter entfernt, als wir wahrhaben wollen.

Markus Winninghoff

Dezember 2010 bis September 2015

23 Likes für das Gartengemüse: Die ersten Jahre

Im Dezember 2010 bittet mich eine Jugendfreundin aus dem Ausland, ein Facebook-Konto einzurichten, damit sie mir Fotos ihrer Familie zeigen kann. Ich tue ihr den Gefallen, gewinne acht Freunde, schaue mich ein wenig um und verhalte mich ansonsten ruhig.

Im März 2011 merkt eine Arbeitskollegin aufgrund einer Nebensatzbemerkung, dass ich ein Facebook-Profil habe und vernetzt sich mit mir. Mein Freundeskreis vervielfacht sich über Nacht.

Im Juni 2012 poste ich ein erstes Gartenbild, im Juli 2012 ein erstes Ferienfotoalbum und ab dann etwa einmal monatlich einen Link oder ein Bild.

Im Laufe des Jahres 2013 nimmt die Aktivität leicht zu; ich beginne Foto-Serien zu erstellen und manchmal Zitate aus meinen Lektüren zu veröffentlichen, ab 2014 dann auch vermehrt Links auf von mir Geschriebenes und Gemachtes.

Im September 2015 habe ich 309 Freunde, bekomme für ein Bild mit Gartengemüse 23 Likes und für Links auf meine Texte oder anderes zwischen 3 und 8. Meine grosse Jugendliebe, meine Patentante und die Stiefgrossmutter meiner Patentochter liken indiskriminiert alles, was ich poste, worüber ich mich immer freue. Ich bin mit Arbeitskolleginnen befreundet, mit ehemaligen Studierenden, mit Klassenkameradinnen aus Sekundarschule und Gymnasium, mit weiteren Leuten von damals, mit Tanten und Cousins und einem Bruder, mit Bekannten, die im Ausland leben, mit Menschen, die ich neu kennenlerne und mit ganz wenigen „richtigen“ Freundinnen.

Franziska Nyffenegger

2006 und 2015

Das einzige, was sich im Universum garantiert nie verändert

Wir schreiben das Jahr 2006. Ich brauche ein langes und gutes Passwort für meinen PGP-Key, mit dem ich wichtige E-Mails verschlüssele. Das Passwort muss lange halten, denn ich möchte die Mails vielleicht nach Jahrzehnten wieder anschauen, zu einer Zeit, wenn ich längst ganz andere Verschlüsselungsverfahren und Passwörter benutze. Es ist mir schon einmal passiert, dass ich wichtige Daten unrettbar verloren habe, weil ich mich nach einigen Jahren nicht mehr an das Passwort erinnern konnte.

Ich brauche ein Passwort, das ich mein Leben lang nicht vergessen oder verlieren kann, und selbstverständlich darf ich das Passwort nirgendwo aufgeschrieben hinterlegen, denn das wäre viel zu unsicher. Aber wie dann?

Ich lasse den Blick über meine Bücherwand gleiten, und plötzlich habe ich es. Ich nehme eins meiner Bücher, eine nicht besonders auffällige, aber seltene Ausgabe, und baue mir eine leicht zu merkende Eselsbrücke, die zu einem komplizierten, auf dem gedruckten Inhalt des Buches beruhenden Passwort führt. Denn eins ist natürlich sonnenklar: Was immer sich auch in meinem Leben verändern wird, meine Bücher werde ich ganz bestimmt nie und niemals weggeben. Sie sind mein Heiligtum. Mein Ein und Alles. Ein Zeichen meiner außerordentlichen Bildung. Mein sichtbarer, greifbarer Anteil am Erbe der Menschheit.

Wir schreiben das Jahr 2015. Ich lebe auf einem anderen Kontinent, und ich spüre an winzigen, aber nicht zu leugnenden Zeichen, dass meine Fähigkeit, mich in meiner Muttersprache auszudrücken, nachlässt.

Seit 2010 liegen meine Bücher, in Bananenkisten verpackt, in einem Möbellager in Berlin. Es ist zu teuer, sie über den Atlantik zu holen, und es gibt hier auch keinen Platz für sie.

Ich habe sie nie vermisst.

Seit 2011 lese ich ausschließlich digital. Die Bücher kommen aus dem Nichts, materialisieren sich kurzzeitig auf meinem Display, und verschwinden dann wieder ins Nichts. Es bleibt nur das übrig von ihnen, was in meinen Kopf gelangt. Gleichzeitig sind alle Bücher – nicht nur »meine« Bücher, sondern alle Bücher der Menschheit überhaupt – jederzeit in Sekundenschnelle für mich erreichbar, so dass ich das, was in meinen Kopf gelangt ist, vertiefen und auffrischen kann. Alle Bücher? Nein, genau genommen nur ein kleiner Bruchteil aller Bücher, und das empfinde ich als einen der schlimmsten Skandale der Kulturgeschichte überhaupt, gleich nach dem Brand der Bibliothek von Alexandria.

Ich muss endlich aufhören, die Lagergebühren in Berlin zu bezahlen. Ich weiß nur, wenn ich die Bücher selbst in die Hand nähme, um sie wegzugeben, brächte ich es bei vielen nicht übers Herz. Freunde haben mir angeboten, das für mich zu machen. Ich glaube, ich werde auf ihr Angebot zurückkommen.

Oh, und ich verschlüssele auch keine Mails mehr. Ich gehe davon aus, und versuche so zu leben, dass alles, was ich im Netz tue – also alles, was ich tue – jederzeit öffentlich werden kann.

André Spiegel

8. September 2015

Google kennt »that crazy german actor«

Klaus Kinskis Name fällt mir nie auf Anhieb ein, ich denke immer Kafka. So auch heute. Lösung: Schnell »that crazy german actor« googeln, erster Treffer: »Klaus Kinski – Wikipedia, the free encyclopedia«.

Felix Neumann

1. August 2013 und auch weiterhin

Stigma: Techniken der Bewältigung einer Facebook-Identität

Wir sitzen auf der Dachterrasse und grillieren. Die Runde: ein Jugendfreund, den ich seit dreissig Jahren kenne, eine Freundin aus Studienzeiten, eine ebenfalls seit rund zwanzig Jahren zum engeren Kreis gehörende Bekannte sowie zwei drei weitere Kollegen resp. Partner/innen meiner Gspänli. Irgendwie kommt die Rede auf soziale Medien und das Internet und ich erzähle eine Facebook-Anekdote. Meine Freunde realisieren, dass ich ein Facebook-Profil habe und auch hin und wieder etwas poste. Sie reagieren entsetzt, geradezu schockiert. So etwas Dämliches, so eine Zeitverschwendung, so ein Blödsinn, also, das hätten sie nie von mir gedacht, ich sei ja wohl von allen guten Geistern verlassen. Ich bin froh, werfen sie mich nicht über die Dachkante. Retten kann ich mich ganz knapp mit dem Hinweis, meine Facebook-Aktivität gründe auf rein medientheoretischem Interesse und sei zudem wichtig, um den Anschluss an die Lebenswelt meiner Studierenden sicherzustellen. In Zukunft werden wir in dieser Runde mit dem Thema etwa so umgehen wie Familien mit dem Alkoholproblem des Grossonkels: möglichst gar nicht.

Franziska Nyffenegger

08.09.2015

Notiz 2.0

Ich besuche in meinen Semesterferien immer mal wieder meine Familie. Da ich mich nicht immer vorher anmelde, komme ich heute in ein leeres Haus. Meine 14-jährigen Schwestern sind noch einkaufen, müssten aber bald wieder heimkommen. Ich setze mich gerade auf das Sofa, als das Festnetztelefon klingelt. Da ich mich trotz meines Auszugs vor einigen Semestern immer

noch ziemlich zu Hause fühle, nehme ich ab, eine Freundin meiner Schwestern ist dran. Sie will Bescheid geben, dass sie zu deren Geburtstag kommen kann und bittet mich, ihnen das auszurichten. Ich antworte, dass das kein Problem sei und ich ihnen einen Zettel hinlegen würde. In unserer Familie waren Zettel schon immer die universale Weiterleitung für Telefonanrufe, aber wo soll ich für meine Schwestern einen Zettel deponieren? Lege ich ihn in die Küche, kann ich nicht sicher sein, dass sie ihn überhaupt sehen und wenn ich ihn auf ihren Schreibtisch legen will, müsste ich eigentlich für jede der Zwillingsschwestern einen extra Zettel schreiben und diese auf die beiden Schreibtische verteilen. Ich halte auf meinem Weg zu den Notizzetteln inne und hole stattdessen mein Smartphone aus meiner Handtasche. Vom Sofa aus schreibe ich ihnen eine Nachricht in die erst vor Kurzem gegründete Threema-Gruppe und bin sehr zufrieden mit meiner Lösung.

Maya

9. September 2015

Verspätungsalarm!

Ich fahre mit dem Zug nach Osnabrück, nur für einen Nachmittag, um meine Oma zu besuchen. Am frühen Abend will ich dann noch weiter nach Oldenburg (es handelt sich hierbei, nicht viele Leute wissen das, um zwei verschiedene Städte). Das Ticket für die erste Strecke, ein Sparpreis-Angebot (dazu unten mehr) und auch die Bahncard 25 dazu habe ich mir im Internet gekauft. Seitdem ich endlich das Passwort für meinen bahn.de-Account im Browser gespeichert habe, ist das ziemlich komfortabel (fragt nicht, was vorher das Problem war). Das Ticket habe ich ausgedruckt dabei. Warum ich nicht, wie die letzten Male, als Smartphone-Tickets nutze, weiß ich selber nicht.

Im Zug erreicht uns nach der Abfahrt um 10.42 Uhr die Ansage, dass aufgrund eines Fehlers im Reservierungscomputers die Reservierungen nicht angezeigt werden können. Im ganzen Zug steht „ggf. reserviert“, was sonst nur für das Kontingent der Plätze, die noch kurzfristig online reserviert werden, vorgesehen ist. Eine halbe Stunde später ist der Fehler behoben.

Um 12.40 Uhr erreichen wir pünktlich Hannover. Dort erreicht uns die Ansage, dass aufgrund einer Streckensperrung der Zug unbestimmte Verspätung hat. 10 Minuten später die Begründung („Personenunfall“), weiter keine Angaben über die Verspätungsdauer. Ich rufe meine Mutter vom Handy auf Festnetz an, damit sie meine Oma ggf. vorwarnen kann, dass ich zu spät bin (ich will das nicht selbst machen, weil meine Oma schwerhörig ist und der ganze Waggon mithören müsste). Danach fange ich an, in der Bahn-App zu schauen, ob ich nicht lieber direkt nach Oldenburg fahre, weil sich der Oma-Besuch ab einer gewissen Verspätung eh nicht mehr lohnt und ich sie lieber am nächsten Tag mit dem Auto besuchen fahren könnte. Das Ticket Osnabrück-Oldenburg habe ich nämlich noch nicht gekauft.

Plötzlich fährt der Zug aber doch los. Der Zugchef sagt, wir fahren auf einer Nebenstrecke nach Minden und haben voraussichtlich 80 Minuten Verspätung bei Ankunft. Ich rufe wieder meine Mutter an. Bevor wir Hannover verlassen, nutze ich das noch vorhandene schnellere mobile 3G-Internet, um Mails abzurufen. Ich habe eine neue, sie ist vom Verspätungsalarm der Bahn: „Für ihre gebuchte Verbindung haben sich Abweichungen ergeben. Bitte betätigen Sie den roten Button, um den aktuellsten Stand abzufragen“.

Diese Mail bekomme ich allerdings gar nicht für meinen aktuellen Zug, sondern weil ich mein Ticket bis „Osnabrück Altstadt“ gebucht habe (der Bahnhof ist näher am Altenheim), was wiederum einen Umstieg am Osnabrück Hbf. erfordert. Und den verpasse ich jetzt, deswegen die Mail. Einen Link zu den Fahrgastrechten bei Verspätungen beinhaltet die Mail auch, aber da ist mein Handy-Internet schon so langsam, dass ich mir das nicht weiter anschaue. Später kriegen wir das Formular, mit dem wir uns einen Teil des Fahrtpreises erstatten lassen können, ohnehin ausgehändigt, man kann es auf Papier ausfüllen und dann entweder am Bahnhof abgeben und sich

das Geld bar auszahlen lassen oder per Post einsenden und es überwiesen bekommen. Weil wir am Ende 140 Minuten Verspätung haben, bekomme ich den halben Fahrpreis zurück.

PS: Ich war eigentlich immer im Besitz einer Bahncard 50, mit der ich auf allen Strecke für die Hälfte fahren kann. Lange Jahre war sie für mich günstig, weil ich sie als Student und danach mithilfe eines Journalistenrabattes für einen ermäßigten Preis bekam. Ich besitze zudem die (offenbar eher seltene) Fähigkeit, die Bahncard rechtzeitig vor einer Abo-Verlängerung zu kündigen. Bei der ersten anstehenden Zugfahrt habe ich mir dann immer eine neue gekauft, damit ich die 12 Monate Gültigkeit besser nutze.

Aktuell ist es aber anders, gerade fahre ich wenig und nutze deswegen Sparpreis-Angebote: Zugfahrten für oft nur 29 Euro, die man aber rechtzeitig im Voraus buchen muss, Preis und Verfügbarkeit richten sich flexibel nach der Auslastung, und die dann eine Zugbindung haben – also wenig Flexibilität, was für mich immer eines der großen Pro-Bahn-Argumente war. Aktuell kombiniere ich das mit einer Probe-Bahncard-25, die 3 Monate gilt und 25% Preisnachlass auch auf diese Sparpreise bietet (die BC 50 kann diesen Doppelrabatt nicht).

Michael Brake

2015-09-09

Bei der Einreise nach Mexiko dürfen mitgebracht werden

- zwei photographische oder aufnehmende Kameras
- photographisches Material
- drei Mobiltelefone oder andere drahtlose Netzwerkgeräte
- eine Global Positioning System (GPS) Ausrüstung
- ein PDA

- ein Laptop oder Notebook/Omnibook oder ähnliches
- ein Kopiergerät oder ein tragbarer Drucker
- ein Brenner und tragbarer Projektor, mit seinem Zubehör
- ein tragbares Gerät zum Aufnehmen oder Reproduzieren von Ton, oder beides
- oder zwei tragbare Audio- und/oder digitales Video-Abspielgerät [sic]
- (oder ein tragbares Audio- und/oder Bild-Reproduktionsgeräte) [sic]
- und ein tragbare DVD-Reproduktionsgeräte [sic]
- sowie ein Satz tragbare Lautsprecher und Zubehör
- fünf Laser Discs
- zehn DVD Discs
- dreißig Compact Discs
- drei Software-Pakete und fünf Speichergeräte für elektronische Ausrüstung jeder Art
- und eine Video-Spiel-Konsole
- sowie fünf Videospiele

aus dem Zollformular übersetzt und abgeschrieben von André Spiegel

9. September 2015

Wie schaltet man in Hogwarts das Licht aus?

Ab und zu – freitags? – müssen ehemalige Schüler meiner Schule nachmittags dort vorbeikommen, durch alle Räume gehen und dafür sorgen, dass die Schule abgeschlossen werden kann. Heute bin u. a. ich an der Reihe, und merke: Meine Schule ist Hogwarts.

Ich gehe zuerst durchs Erdgeschoss, finde viele Fenster, bei denen die Rouleaus nicht gesenkt sind und viele Klassenräume, in denen die HiFi-Anlage noch Musik spielt. Ich habe einen Zauberstab, aber die einzigen Sprüche, die mir einfallen, sind „Expelliarmus“ (zum Entwaffnen) und „Tacitus“ (um Menschen zum Verstummen zu bringen – bei HiFi-Anlagen klappt es nicht).

Mich nervt das sehr: Ich überlege, ob mir lateinische Worte für „leise stellen“ oder „abstellen“ einfallen, und eine lachende Ex-Mitschülerin sagt, für solche Sprüche bräuchte ich griechische Vokabeln, keine lateinischen. Das weiß doch jeder.

Mein Bruder schlägt vor, auf seinem Smartphone im Internet nachzusehen, auf Harry-Potter-Fansites, aber ich erkläre ihm, dass „Harry Potter“ Mitte der 90er spielt, wir also gerade in den Neunzigern sind und es deshalb kein WLAN gibt. (Sein Smartphone ist trotzdem dabei. Wir testen es nur nicht.)

Dann wache ich auf.

Stefan Mesch; leicht gekürzte Version dieses Facebookbeitrags.

9. September 2015

Blogging-Plattform als Präsentationswerkzeug

T. und ich präsentieren den Entwurf für eine Werbekampagne. Seit Anfang Juli haben wir im Rahmen eines eingeladenen Wettbewerbs (= Pitch) daran gearbeitet. Gleich beim ersten Treffen haben wir beschlossen, all unsere Ide-

en, Recherchen, Skizzen und Entscheidungen auf einem passwortgeschützten Tumblr zu dokumentieren. Von der Neuformulierung des Auftrags (= Briefing) über die Konkurrenzanalyse, selbstkritische Einschätzungen, Zwischenfazite, Fragelisten und Kurzprotokolle wichtiger Entscheidungen bis hin zum schliesslich entwickelten Konzept und verschiedenen Visualisierungen steht alles im Netz, 72 Einträge insgesamt. Jetzt zeigen wir keine Powerpoint- oder Sonstwie-Folien, sondern rufen ausgehend von der Archivansicht einzelne Tumblr-Beiträge auf. Vermutlich sind wir nicht die ersten, die eine Blogging-Plattform als Präsentationswerkzeug nutzen, aber ziemlich sicher die ersten, die im Techniktagebuch darüber schreiben.

Franziska Nyffenegger

09.09.2015

Schulkindverwaltung 2015

Die letzte Sommerferienwoche ist angebrochen. Wir suchen Schulsachen zusammen. Wie immer eigentlich. Wir suchen Sportsachen zusammen. Wie immer eigentlich. Wir diskutieren über die Weiterverwendbarkeit von Wasserfarbkästen. Genau: wie immer.

Aber etwas ist anders: wir verfügen über Wissen. Das Wissen nämlich, wie die Stundenpläne der Kinder sein werden. Weil die (neue) Schule die Stundenpläne in der letzten Ferienwoche bereits ins Netz stellt. Und noch schöner: es gibt sogar ein digitales Schwarzes Brett. Nicht nur im Schulgebäude. Nein. Sondern im Internet. Mit externem Login. Dort werden die aktuellen Vertretungen hinterlegt, aber auch die Informationsbriefe für die Eltern. So habe ich es jedenfalls verstanden.

Nie wieder werden die Kinder vergeblich durch morgendliche Dezemberdämmerungen zum Bahnhof radeln.

Nie wieder muss ich schlaftrunken durch verkrümelte Schulranzen tauchen, auf der Suche nach zerknitterten und längst vom Kinde vergessenen Wandertagszetteln, auf denen Abfahrten und Ankünfte stehen, unleserlich natürlich, weil sie auf irgendeine Weise Kontakt mit dem Butterbrot vom letzten Monat aufgenommen haben.

Nein – ab jetzt kann ich mich an meinen Schreibtisch setzen, mit einer Tasse Tee in der Hand, morgens um vier etwa, und mich bis zum Schulbeginn auf die Suche nach zerknitterten Zetteln[1] mit dem Login machen. Aber es wird sich lohnen, denn die digitalen Auskünfte haben mit Sicherheit keine Fettflecken.

Pia Ziefle

9. September 2015

In der fahrenden Warteschlange

Jemand möchte die Toilette im Regionalexpress benutzen und scheint das Besetzt-Schild übersehen zu haben. Da es nicht »besetzt« verkündet, sondern einfach nur »WC«, in rot, hätte ich mich davon ebenfalls nicht abschrecken lassen; die LEDs an dem Bedienfeld, das eine Türklinke ersetzt, leuchten immerhin grün. Auf das Drücken des Türöffners hin verkündet eine von einer Frauenstimme gesprochene Ansage durch den ganzen Wagen, dass das WC im Moment besetzt sei und man bitte warten solle. So wissen gleich alle Bescheid und können warten. Praktisch fände ich eine Mitteilung, wann das Klo wieder frei ist, aber die gibt es nicht.

Undine Löhfelm

1. mir ist bewusst, dass ich die Daten irgendwo im Rechner speichern könnte. Aber so ist es doch ein viel schönerer Abschluss dieses Beitrages, oder nicht? Ob ich die Infos schneller finden würde, wäre sowieso nicht sicher, weil ich mich ja erinnern müsste, wo ich sie gespeichert habe. Womöglich würde ich übermüdet meine Teetasse über die Tastatur kippen und dann und dann – lieber Zettel. Meine Zettel.

9. September 2015

Nahtloses Telefonieren

Auf dem Weg zum Auto ~~klingelt~~ vibriert das Handy. Ich ~~hebe ab~~ berühre das grüne Hörersymbol und beginne das Gespräch. Während ich telefoniere erreiche ich den Wagen, setze mich hinein und schalte die Zündung ein. Sofort springt das Gespräch dank Bluetooth-Anbindung auf die Freisprechanlage. Ich kann nahtlos weitertelefonieren während ich fahre.

Die Funktion überrascht mich. Ich bin noch recht neu beim Im-Auto-telefonieren-Business, weil ich bisher keinen Wagen mit Freisprechanlage hatte und sowieso nur sehr selten telefoniere. Ich überlege, ob dieser Übergang tatsächlich praktisch ist, schließlich fahre ich nicht immer alleine, bin aber erst einmal vom nahtlosen Konzept überzeugt.

Johannes Mirus

9. September 2015

Ich lerne schreiben *oder:* Die vier Mägen der Textverarbeitung

Ich sitze mit Koffer, Handtasche und Rucksack im Zug und habe nicht nur das Rechnernetzteil vergessen, sondern auch keinen einzigen Stift dabei. Heute ist es also soweit: Ich benutze das Tablet, um die Kommunikation zwischen Reisenden und Schiebetür im Jahr 2015 festzuhalten.

Fürs Aufschreiben über die Display-Tastatur brauche ich (inklusive Anmerkung zur Schreibsituation) ca. 15 Minuten. Ich stelle zwischendurch die Einstellung ab, dass ein Punkt gesetzt wird, wenn zwei Leerzeichen eingegeben werden. Die in einem Feld über der Tastatur angebotene Wortergänzung benutze ich nicht sehr oft, nachdem ich in der Auswahl ein paar mal gar nicht oder erst beim fünften selbst eingegebenen Buchstaben fündig geworden bin

bzw. die gesuchte Beugung nicht dabei war. Außerdem baut die Wortvorschlagsfunktion zusätzliche, bereits ans Wort angeklebte Leerzeichen ein, die wieder gelöscht werden müssen. Nur bei Wörtern mit ä, ö oder ü blicke ich suchend in die Zeile mit den Vorschlägen; ich habe die Umlaute noch nicht gefunden.

Wie die einzelnen ä, ö und ü im letzten Satz zeigen, ändert sich das noch, während ich schreibe. Von tumblr erinnere ich mich daran, dass weitere Zeichenoptionen bei einer »Taste« auftauchen, wenn ich sie länger berühre. Ich finde es gar nicht so unpraktisch, dass manche Zeichen an mehreren Orten untergebracht sind. Ich werde insgesamt schneller und geschickter. Am Schluss habe ich meinem persönlichen Wörterbuch das Wort »Wortvorschlagsfunktion« beigebracht. Eine langwierige, korrekturbedürftige Angelegenheit bleibt das Ganze trotzdem, und ich vermisse Apfel-Z. Ob und wie sich Textstücke ausschneiden und woandershin kopieren lassen, probiere ich beim nächsten Mal aus. Im Moment gehe ich noch vor, als würde ich etwas auf einer alten Handytastatur eingeben (nur ohne so sehr an Buchstaben zu sparen) … schreibe ich und entdecke gleich darauf den Weg zu Copy-and-paste, als es mir gelingt, einen halben Satz wort- anstatt buchstabenweise zu löschen.

Der fertige Text lässt sich nicht direkt aus »Notizen« (worin ich ihn verfasst habe, weil ich offline nicht auf GoogleDocs zugreifen konnte) in den tumblr-Editor kopieren; der Inhalt der Zwischenablage übersteht den Wechsel von einer App zur anderen nicht. Um die Geschichte dennoch im Techniktagebuch veröffentlichen zu können, exportiere ich sie in eine Mail an mich selbst. Von dort aus kopiere ich sie am Rechner in eine Word-Datei. Die Rechtschreibkorrektur darin erweist sich als weniger hilfreich als erwartet, dafür wird der Text in einen Mantel aus Formatierungen gepackt, wie sich beim Kopieren in den tumblr-Editor zeigt. Ich überarbeite ihn manuell von kompletter Kleinschreibung mit gelegentlichen Versalversehen zu einem Text

in korrekter Rechtschreibung und schleppe ihn noch kurz in TextEdit, um die Formatierungen abzuschütteln. Damit ist er reif für tumblr und schon wenige Stunden, nachdem ich ihn aufgeschrieben habe, online.

Undine Löhfelm

10. September 2015

Nur noch vier statt sechs Einsteckversuche beim USB-Kabel

Ein gutes USB-Kabel zeichnet sich durch leichte Einsteckbarkeit, die richtige Länge, guten Sitz in beiden Buchsen, Unverknotbarkeit und Haltbarkeit aus. Man bekommt aber nur null bis vier dieser fünf Eigenschaften auf einmal.

Das im April aus einem Flughafenautomaten gezogene Kabel hielt nicht lang, das im Mai an einem anderen Flughafen erworbene sogar noch kürzer. Im Juni bekam ich zum OnePlus One ein dank flachen Querschnitts unverknotbares Kabel, das sich bisher gut gehalten hat, aber schwer richtigherum anzuschließen ist. Im August betrachtete ich aus techniktagebuchwissenschaftlichen Gründen einen ausgezeichnet sortierten Handyzubehörkiosk am Bahnhof Nürnberg und erwarb dort ein 1,50 langes Kabel, das trotz seines ebenfalls flachen Querschnitts von mittlerer Verknotungsfreude ist. (Update: Es hielt bis Oktober und verlor dann seine Fähigkeit, sich in der handyseitigen Buchse festzuhalten.)

Im Juli crowdfundete ich das als beidseitig reversibel angekündigte MicFlip-Kabel. Endlich nicht mehr beide Enden dreimal einstecken, bis es passt (richtig, aber zu zaghaft, falsch, dann aber wirklich). Kurze Zeit später erreichte mich eine Mail, in der man technische Probleme mit der USB-Seite eingestand: “We have some bad news about the Type-A plug.” Aber: “All the rest is still the same (of course we are still going to use the reversible Micro USB plug).” Ich ärgerte mich ein bisschen, aber 10 $ inklusive *world-*

wide shipping ist auch kein schlechter Preis für ein Kabel, bei dem man statt sechs Einsteckversuchen nur noch vier braucht. Heute erhielt ich das neue Wunderding:

Das eine Ende passt in beiden Richtungen. Das andere jetzt noch nicht, aber irgendwann vielleicht.

Die von Rüdiger Meschkat beschriebenen Braille-Noppen sind jetzt auf keiner Seite des Micro-USB-Steckers mehr tastbar, man braucht sie aber auch nicht mehr, jedenfalls nicht zur Identifikation der Einsteckrichtung. Allerdings sitzt der Stecker etwas wackelig in der Buchse. Verknotungssicherheit ist durch die vielen Kabelbinder fürs Erste gewährleistet.

Update: Weil das MicFlip-Kabel gar nicht in der Buchse hält, höre ich Mitte November auf, es zu verwenden, und kaufe ein neues Kabel von der Firma Anker.

Kathrin Passig

10.9.2015

The Shining

Passiert jetzt auch nicht jeden Tag, Monat, Jahr, dass ich in einem Hotelzimmer residiere, das einen begehbaren Schrankraum und einen Früchtekorbfrüchte-Austausch-Roomservice hat. Aber aus Gründen ist das jetzt so, und noch dazu in Abu Dhabi. Das Licht im, hm, nennen wir es mal "Bad-WC-Dusch-Ensemble" wird durch mehrere Schalter von außen bedient. Als ich nach dem Zähneputzen alles ausschalte, bleibt noch eine Lichtquelle an, und zwar eigenartigerweise im Handtuchentsorgekorb unter dem Waschtisch. Ob emiratische Hotelbadezimmer wie Kühlschränke funktionieren und das Licht automatisch ausgeht, wenn ich die Tür schließe? Tut es nicht, es handelt sich offenbar um ein Diskretionsnotlicht, damit man, wenn man dann doch nachts "mal raus muss" den Reisebegleiter nicht durch Vollbeleuchtung des Bad-WC-Dusch-Ensembles aufweckt. Aber warum das Licht ausgerechnet den Handtuchentsorgekorb beleuchtet? Vielleicht sollte ich den Roomservice herbeirufen, damit er mir das beantwortet.

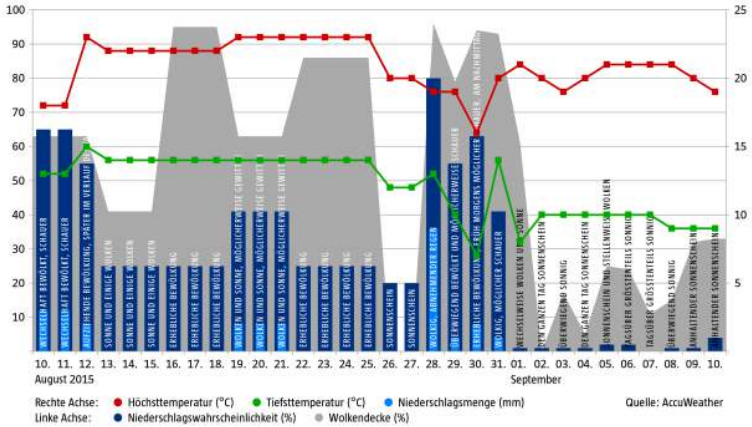
Maik Novotny

10.8.–10.9.2015

Auf Regen folgt Sonnenschein

Wenn ich wissen will, wie in ein paar Tagen das Wetter wird, schaue ich manchmal in die App „AccuWeather“ auf meinem Handy. Dort kann man sich mit einem Klick Vorhersagen zur Temperatur, zum Niederschlag, zur Windstärke usw. für einen der kommenden sechs Tage anzeigen lassen. Zum jeweils nächsten Tag gelangt man, indem man auf einen Pfeil nach rechts drückt. Ich hatte noch nie das Bedürfnis, mir die Wettervorhersage für mehr als sechs Tage im Voraus anzugucken, aber vor einiger Zeit fiel mir auf, dass man ganz schön lange immer weiter nach rechts klicken kann. Nicht nur sechs Tage, sondern eine Woche, zwei Wochen, drei Wochen ... – sechs Wochen weit blickt AccuWeather in die Zukunft und teilt uns also Mitte November schon mit, wie Weihnachten das Wetter wird. Wie genau kann so etwas

schon sein, wo doch schon die Drei-Tage-Vorhersage mit gewissen Problemen zu kämpfen hat? (Ich erinnere mich etwa an einen 1. Mai, an dem ich dank AccuWeather mit Regenjacke, Schirm und schlimmsten Befürchtungen durch die Eifel gewandert bin und letzten Endes keinen Tropfen abbekommen habe.) Diesmal bin ich systematisch an die Sache herangegangen. Nachdem ich also schon Anfang August eine Wettervorhersage für meinen Geburtstag am 10. September mitgeteilt bekam, habe ich einen Monat vorher, also am 10. August, begonnen, täglich zu notieren, was AccuWeather für meinen Geburtstag in meiner Stadt prophezeit. Im Einzelnen habe ich täglich fünf Werte aufgeschrieben sowie den kurzen Text, mit dem das Wetter beschrieben wird. Das Resultat ist hier zu sehen (größere Version hier):



Man erkennt: Natürlich wurde nicht bereits am 10. August das richtige Wetter für den 10. September angesagt. Die Vorhersage wurde auch nicht linear immer präziser. Einen erkennbaren Zusammenhang mit dem tatsächlichen Wetter zeigte die Prognose ungefähr ab einer Woche vorher; bis dahin reichte die erläuternde Prosa von „erhebliche Bewölkung, früh morgens möglicher Schauer, nachmittags einige Schauer“ bis zu „den ganzen Tag Sonnen-

schein“ mit nahezu allen erdenklichen Zwischenstadien. Die Vorhersage vom Morgen des 10.9. für denselben Tag prognostizierte eine Höchsttemperatur von 19 °C, keinen Regen (4 % Regenwahrscheinlichkeit, 0 mm Niederschlag), leichte Bewölkung (33 % Wolkendecke) und nannte das Ganze „anhaltender Sonnenschein“. Wie genau es an meinem Geburtstag selbst war, habe ich nicht gemessen, aber es war in der Tat ziemlich sonnig, hat nicht geregnet und war zumindest gefühlt noch wärmer als 19 Grad. Ich gehe also davon aus, dass die letzte Vorhersage auch die richtigste war.

Die erste Vorhersage sah deutlich anders aus: 13 bis 18 Grad, Regenwahrscheinlichkeit von 65 %, 3 mm Niederschlag, Wolkendecke von 63 % – kurz gesagt: „wechselhaft bewölkt, Schauer“. Interessanterweise deckten sich Höchst- und Tiefsttemperatur exakt mit dem, was AccuWeather als Vorjahreswert angibt. Ich kann mich nicht mehr erinnern, welches Wetter 2014 an meinem Geburtstag war, aber wenn ich das Wetter für einen beliebigen Tag in der Zukunft raten müsste, würde ich wohl auch schätzen, dass es wahrscheinlich ungefähr so wird wie letztes Jahr um die Zeit.

In den ersten zwei Wochen meines kleinen Projekts zeichnete sich ein Muster ab: Die Vorhersage änderte sich alle drei Tage. Vom 13. bis zum 15.8. lautete sie „Sonne und einige Wolken“, vom 16. bis zum 18. „erhebliche Bewölkung“, vom 19. bis zum 21. „Wolken und Sonne, möglicherweise Gewitter“ und vom 22. bis zum 25. (hier also vier Tage) wieder „erhebliche Bewölkung“. Auch alle anderen von mir notierten Parameter waren innerhalb der Dreierblöcke jeweils gleich. Einen Ausreißer gab es, nämlich den 12.8., an dem die Vorhersage dem Schema entsprechend eigentlich dieselbe hätte sein müssen wie am 10. und 11.8. (diese waren tatsächlich identisch). Da wurden aber plötzlich fünf Grad mehr und zuvor unerwähnte Gewitter angekündigt. Ich vermute, dass ich mich da vertan habe. Man kann nämlich nicht einfach den Tab mit der Vorhersage für den gewünschten Tag offen lassen und dann täglich aktualisieren: Der Pfad bezieht sich nicht auf ein konkretes Datum, sondern darauf, wie viele Tage es in der Zukunft liegt. Vermutlich habe ich

am 12.8. lediglich die Vorhersage für „30 Tage in die Zukunft“ aktualisiert und dann die Prognose für den 11.9. notiert. Das lässt sich im Nachhinein leider nicht mehr überprüfen.

Ab dem 28.8. also knapp zwei Wochen vorher, gab es dann täglich eine neue Vorhersage. Die vom 28.8. war dafür die falscheste (80 % Regenwahrscheinlichkeit, 9 mm Niederschlag, 96 % Wolkendecke, also: „wolkig, abnehmender Regen“). Auch während des restlichen Augusts wurde für den 10. September Regen und starke Bewölkung mit unterschiedlichen Formulierungen angesagt. Die tiefste Höchsttemperatur wurde mit 16 Grad am 30.8. angekündigt. Mit Anbruch des neuen Monats wurde dann plötzlich auch die Vorhersage besser: Die Regenwahrscheinlichkeit fiel zwischen dem 31.8. und dem 1.9. von 41 % auf 1 % und bewegte sich danach nur noch zwischen 0 und 4 %. Die angekündigten Höchsttemperaturen schwankten im September nur noch zwischen 19 und 21 Grad, die Niederschlagsmillimeter blieben ab dem 1. September bei null. Auch die Prosa änderte sich kaum noch. Mir ist nicht ganz klar, wie groß die Unterschiede zwischen „den ganzen Tag Sonnenschein“, „anhaltender Sonnenschein“, „überwiegend sonnig“ und „größtenteils sonnig“ sind, aber das waren die Begriffe, die in der guten Woche vor meinem Geburtstag überwiegend fielen. Lediglich die Wolkendecke war noch erkennbaren Schwankungen ausgesetzt: von 0 bis 33 Prozent. Hätte ich nun also eine Gartenparty planen wollen, hätte ich immerhin acht Tage vorher von AccuWeather die korrekte Information erhalten, dass es in jedem Fall trocken und nicht allzu kalt wird. Vorher hätte ich mich im Wesentlichen sinnlos verrückt gemacht und überflüssige Pavillons und Heizstrahler angeschafft sowie alle drei Tage mein geplantes Outfit überdenken müssen.

Was lernen wir daraus? Eigentlich nichts, was wir nicht schon ohnehin geahnt hätten: Wenn man mehr als eine Woche im Voraus wissen will, wie das Wetter an einem bestimmten Tag wird, kann man in eine App gucken, sich am Vorjahreswert orientieren oder einfach Zettelchen mit Temperaturen und Regenwahrscheinlichkeiten aus einer Lostrommel ziehen – das Ergebnis wird in allen Fällen ähnlich seriös sein. Und im September sollte man

ohnehin keine Gartenpartys ohne Plan B veranstalten. Wieso AccuWeather allerdings dieses Rätselraten betreibt, ist mir schleierhaft. Aber man kann ja schon mal gucken, ob es in der Halloweennacht wohl trocken bleibt.

Jane

10.09.2015

Eine ungefähre Mac-Sekunde dauert mehrere 100 Prozent länger als eine Sekunde

Ich habe mich entschlossen, auf meinem kleinen Macbook endlich das Betriebssystem zu aktualisieren. Die Software wird heruntergeladen und die Installation startet. Es erscheint ein Fortschrittsbalken, der immer blauer wird. Irgendwann bleibt er stehen. Ich schaue ein wenig fragend auf den flimmernden Balken.

Diese ungefähr eine Sekunde reicht, um mir zu überlegen, dass ich einen Techniktagebuchbeitrag darüber schreiben könnte, mich an die Tastenkombination für einen ausschnittsweisen Screenshot zu erinnern, die Tasten zu finden und das Fenster passend aufzuziehen. Das Foto wird gespeichert, und der Fortschrittsbalken verschwindet im gleichen Moment. Ungefähr eine Sekunde später ist dieser Beitrag fertig.

Markus Winninghoff

2015

Braille am Micro-USB Stecker

Dass man USB Stecker (blind) grundsätzlich erst mal verkehrt herum einzustecken versucht, ist ja hinlänglich bekannt.

Bei Micro-USB Steckern ist das Problem eher noch größer, da kleiner, allerdings kann man hier durch Befühlen des Steckers feststellen, wie die Anschlüsse liegen und dadurch herausfinden, wie man ihn einstecken muss. Auf der einen Seite liegen 2 kleine Leisten, die deutlich tastbar sind, so dass ich nach Befühlen des Steckers genau weiß, wie ich den Stecker einstecken muss.

Rüdiger Meschkat

2000 und danach

Früher, als wir schöne Foren hatten

Einen Großteil meiner Zeit verbringe ich in Rammsteinforen. Da ich nicht ohne Grund Amerikanische Kulturgeschichte studiere, fühle ich mich in den amerikanischen am wohlsten – endlich echte Amerikaner! Die Zeitverschiebung ist ebenfalls sehr praktisch, denn selbst am frühen Morgen sind hier

Leute, mit denen man sich unterhalten kann. Ich lerne alle möglichen Menschen kennen: darunter sind Schüler, Astronomiestudenten und Universitätsangestellte. Mit einigen treffe ich mich in Portland, Tucson, Las Vegas, Amsterdam, Wien und Berlin. Mit manchen streite ich und werde nie wieder ein Wort reden, mit anderen bin ich 15 Jahre später noch befreundet.

Die meisten dieser Foren werden mit der Open-Source-Software phpBB (Abkürzung für PHP Bulletin Board) erstellt. Ich empfinde sie als sehr strukturiert und schätze deren Anpassungsmöglichkeiten. Ein Beispiel für ein solches Forum ist das meiner Freundin Jennifer, deren Nickname Rammsteinniccage ist, da sie – man ahnt es bereits – auch Fan des Schauspielers Nicolas Cage ist. Solche Boards werden mit PHP und einer MySQL-Datenbank gebildet. Für die Benutzer ist es wichtig, einen passenden Avatar und eine aussagekräftige Signatur zu haben. Posten kann man mithilfe sogenannter BBCodes, die eine Art vereinfachtes html sind: Zum Beispiel gibt man für fett geschriebenen Text im Prinzip den gleichen Befehl wie bei html ein, nur verlangt der BBCode eckige, nicht spitze Klammern. Er sieht also dann folgendermaßen aus: [b]Boldface text[/b]: **Boldface text**

Neben den Buttons, die man auswählt, um Posts zu erstellen oder auf einen bestehenden zu antworten, gibt es eine Hilfe-Option, die man anklicken kann, wenn man nicht weiß, wie die jeweilige Formatierung, die man benutzen möchte, zu erstellen ist.

Zur Illustration ein Screenshot des RammsteinNicCage-Forums, in dem man zwar seit 2011 nichts mehr posten kann, das zu Demonstrationszwecken aber trotzdem noch online steht:

Tanja Braun

12.9.2015

Bankensicherheit durch unkonkrete Antworten

Vor ein paar Monaten hat meine Bank mein Aktiendepot zu einem neuen Anbieter umziehen lassen, der eine sehr übersichtliche und bedienbare Web-Oberfläche anbietet.

Heute will ich mal schauen, wie sich mein Reichtum so entwickelt, und logge mich ein.

Also versuche es.

Kundennummer und PIN (numerisch, sechs Stellen) werden von LastPass völlig automatisch ausgefüllt – und vom Brokerage-System abgewiesen. Ich tippe auf irgendwas mit dem Browser und versuche den Login nochmal auf dem Smartphone.

Das Ergebnis ist unverändert.

Irgendwas mit dem Eingabefenster? Ich lasse mir Kundennummer und PIN auf dem Handy anzeigen und tippe sie mit den Fingern ein.

Zack: Account gesperrt.

Ich könnte die PIN durch eine mTAN wieder freischalten, sagt der Computer, aber da die PIN in LastPass und die im Rechner des Brokingsysems offenbar abweichen suche ich Hilfe.

Die Supportnummer ist Samstag von 8-16 Uhr besetzt, es ist 10 Uhr. Ich rufe mit dem Handy an, es tutet einmal, dann bricht der Anruf ab. Das gleiche mit dem Festnetztelefon.

Eine halbe Stunde lang, dann gebe ich auf.

Das riecht, als ob beim Kundendienst gerade der Baum brennen würde. Ich bin beruhigt, dass ich nicht der einzige Kunde mit Problemen bin, und schreibe eine Mail, in der ich frage, ob es generelle Probleme gäbe.

Montag kommt dann doch die Antwort auf die Mail.

> Sehr geehrter Herr König,
> vielen Dank für Ihre Anfrage.
> Bei einer PIN Sperre haben sie bis zur 8. Falscheingabe die Möglichkeit durch Eingabe der richtigen PIN und einer gültigen TAN den Zugang selbst zu entsperren.
> Ab der 9. Falscheingabe wird automatisiert ein versiegelter Brief mit einer neuen PIN an sie gesendet.

Ich frage nach, ob ich auch eine Antwort auf meine eigentliche Frage bekommen könne und teste derweil, ob die PIN-Freischaltung klappt: Tut sie. Die PIN, die am Samstag noch falsch gewesen sein sollte, ist jetzt wieder richtig.

Inzwischen kommt die Antwort des Brokingsystems:

> Leider können wir Ihnen nicht sagen, aus welchem Grund oder welche Stellen der PIN falsch registriert wurden.
> Diese Angaben werden nicht gespeichert.
> Generell unterstützt die Onlinebanking Anwendung unseres Rechenzentrum nicht die Speicherung von Logindaten, da dies aus

> Sicherheitsgründen nicht empfehlenswert ist.
> Die PIN für das Onlinebanking können Sie frei wählen, auch mit Buchstaben. Lediglich bei paralleler telefonischer Nutzung über unser Serviceteam ist eine numerische PIN notwendig, da Buchstaben bei der PIN Eingabe am Telefon nicht übertragen werden können.
> Aufgrund einer temporären Nichtverfügbarkeit im Onlinebanking kam es am Samstag vormittag, zu einem zeitweise erhöhten Anrufaufkommen.

Aha. Also brannte der Baum. Was falsch gelaufen ist, werde ich vermutlich nie erfahren, aber es läuft wieder. Ein wirklich schönes Gefühl ist das trotzdem nicht.

Immerhin habe ich erfahren, dass im Gegensatz zu den Angaben beim Einrichten des Onlinezugangs auch ein sicheres Passwort möglich ist.

Die Diskussion, dass Passworttanks wie LastPass nicht nur die meisten Keylogger umgehen, sondern ich bei meinen derzeit hinterlegten 125 Passwörtern gar keine andere Chance mehr habe, sichere Passworte zu nutzen, werde ich mit dem Kundendienst vielleicht später einmal führen.

Volker König

12. September 2015

Probleme von 2014: vergessene, durch Nichtstun gelöste und selbst behobene

Ich lese einen Techniktagebuchbeitrag, den ich im Februar 2014 geschrieben habe: Leben mit der SIM-Karten-Sammlung. Ich hatte damals acht SIM-Karten und sechs Probleme im Umgang mit ihnen. Anderthalb Jahre später habe ich achtzehn SIM-Karten und neue Probleme, aber nicht mehr die aus dem alten Beitrag.

> Wenn ich im Ausland eine andere SIM nutze, bin ich unter der deutschen Nummer nicht erreichbar, und wenn ich eine Überweisung tätigen will, muss ich vorher die deutsche SIM einlegen, damit die Textnachricht mit der mTAN ankommt.

Unter der deutschen Nummer bin ich im Ausland immer noch nicht erreichbar, aber ich empfinde das nicht mehr als Problem. Seit ich Ende Februar 2014 meinen O2-Vertrag gekündigt habe, hat sowieso kaum jemand meine deutsche Telefonnummer, die ausländischen schon gar nicht. Überweisungen funktionieren dank photoTAN seit Januar 2015 auch unabhängig von der Telefonnummer.

> Beim Zugfahren wäre es besser, die Vodafone-SIM zu nutzen, weil man mit O2 außerhalb der Städte kaum Empfang und überhaupt kein Internet hat, aber dann funktioniert Touchandtravel wiederum nicht, denn das hängt am O2-Konto. Versucht man sich bei Touchandtravel einzuloggen, während man eine andere SIM im Handy hat, wird einem gleich der Account gesperrt.

Beim Zugfahren habe ich immer noch kein Internet, aber da ich jetzt weiß, dass man auch als Kundin aller anderen Mobilfunkanbieter keines hat, kann ich besser damit leben. Touch&Travel nutze ich nicht mehr, seit ich das Handyticket entdeckt habe, dem es egal ist, welche SIM im Handy steckt.

> Probleme bereitet auch die “2-step verification” meines Google-Accounts, denn der zweite Schritt beinhaltet eine Textnachricht an mein Handy unter der deutschen Nummer. Ab und zu wird man von Google ausgeloggt und muss sich neu einloggen. Das geht nur, wenn die deutsche SIM im Handy ist und es O2-Empfang gibt.

Der Google Authenticator weigerte sich schon früh, auf meinem Handy zu funktionieren, deshalb war ich auf das SMS-Verfahren umgestiegen. Nachdem ich in der Techniktagebuchredaktion lange genug über diesen Missstand

gequengelt habe und man mir oft genug geraten hat, doch die App Authy zu verwenden, bin ich diesem Rat gefolgt. Seitdem funktioniert auch Zwei-Faktor-Authentifizierung unabhängig von der SIM-Karte.

> Außerdem hält die Anti-Diebstahls-App mein Handy immer für gestohlen, wenn ich eine andere SIM einlege. Sie macht dann in unregelmäßigen Abständen Fotos von mir, und ich muss mich dort einloggen und das Handy als nicht gestohlen melden. Man kann keine zusätzlichen legitimen SIMs anmelden, muss es also immer wieder machen.

Die Anti-Diebstahls-App habe ich wohl theoretisch immer noch installiert und bezahle womöglich sogar für sie. Gesehen habe ich sie aber schon lange nicht mehr, sie fotografiert mich auch nicht mehr. Ich würde ja nachsehen, was aus ihr geworden ist, habe aber ihren Namen vergessen.

Zwei der Probleme sind nicht von mir, sondern durch andere oder durch das Verstreichen der Zeit gelöst worden: die TAN-Zustellung durch die Einführung der photoTAN, und das Problem mit der Anti-Diebstahls-App durch Vergessen, Verkonfigurieren oder vielleicht auch eine abgelaufene Kreditkarte. An seine Stelle ist ein neues getreten: Ich brauche einen anderen Notfallplan für abhandengekommene Geräte.

Zwei sind unverändert, stören mich aber nicht mehr ganz so sehr: Im Ausland nicht angerufen werden können, kein Internet im Zug.

Zwei habe ich gelöst: Zwei-Faktor-Authentifizierung und das Problemgestrüpp rund um Touch&Travel. Dabei hat das Techniktagebuch eine wesentliche Rolle gespielt. Ohne den Aufschreibeanlass wären sie vage empfundene Mikroärgernisse geblieben. Erst durch das Aufschreiben, in manchen Fällen auch bereits durch das schriftliche Herumjammern im Redaktionschat, sind sie ins Bewusstsein gerückt und lösbar geworden.

Kathrin Passig

13. September 2015

Neue Bezahlverfahren, aber nur zum Ansehen

In einem der beiden winzigen Supermärkte von Crail kann man jetzt auch mit ApplePay bezahlen:

Links im Bild ist außerdem ein Lesegerät für Coupons, Kundenkarten und Bar- oder QR-Codes auf Handys zu sehen. Die Zielscheibe zeigt, wo Karte oder Handy hinzuhalten sind.

Das ApplePay-Schild sieht nicht sehr offiziell aus, eher ausgedruckt und von Hand ausgeschnitten. Im Kleingedruckten steht, dass man nur Beträge bis zu 20 Pfund damit bezahlen kann. Und: "ApplePay can only be used with iPhone 6, iPhone 6 Plus & Apple Watch". Ich besitze nichts davon. Noch nicht mal das schon viel länger eingeführte kontaktlose Bezahlverfahren (grüner Aufkleber unten) kann ich nutzen, und ein Hörgerät für das *induction loop system* habe ich auch nicht. Ich bezahle bar und gucke dabei wie jemand, der sich bewusst für das bewährte, anonyme Lowtech-Zahlungsmittel entschieden hat.

Kathrin Passig

13. September 2015

Social-Media-OPSEC im Erbsenpistolenkrieg

Sicherheitseinweisung vor dem Airsoftspielen. Ob jemand heute fotografieren wolle, fragt der Spielleiter. Ich habe mein Handy in der Hosenbeintasche, Display nach innen, um es vor Treffern zu schützen, und wollte eigentlich schon ab und zu ein Foto machen. Aber wahrscheinlich meint er professionelle Fotografen mit Kameras, wie es sie bei den bisherigen Spielen gab, denke ich. Niemand meldet sich. Gut, sagt der Spielleiter, dann müssen wir jetzt auch nicht klären, ob jemand eigentlich am Arbeitsplatz sein sollte, statt sich hier herumzutreiben.

Kathrin Passig

13. 9. 2015

Meine Bank hat einen Fuß in der Gegenwart

Das Onlinebanking meiner Volksbank sieht immer noch vertrauenserweckend wie eine state-of-the-art-Web-Anwendung um die Jahrtausendwende aus, und auch ansonsten verhält sie sich gegenwartsresistent. Immerhin: Eine App, die dasselbe anzeigen kann wie das Webinterface und sonst nichts weiter macht, gibt es.

Aber es gibt doch auch Fortschritte: Kein halbes Jahr, nachdem ich zusätzlich ein Konto angelegt habe bei number26, einem Bank-Startup (»Banking aber besser« ist der Claim), baut die Volksbank eine eigene App. »Kartenregie« heißt sie, und bieder wie der Name ist die Optik, aber die Funktionen sind ähnlich der hippen number26-App – insbesondere benachrichtigt das Programm per Push-Message, wenn die Kreditkarte belastet wird.

Auch weiterhin dauert es ein bis drei Tage, die bei der Kreditkarte zwischen Buchung und Sichtbarkeit im Kontoauszug vergehen – aber die Benachrichtigung kommt in quasi Echtzeit: Um 13.09 Uhr und 9 Sekunden meldet die App eine Belastung meiner Kreditkarte, um 13.09 Uhr und 15 Sekunden kommt die Mail des Dienstleisters, daß der monatliche Beitrag eingezogen wurde.

Felix Neumann

Mitte September 2015

Meine Kreditkarte hat Spaß in Sri Lanka (ohne mich)

Ich bin gerade beim Einkaufen, als ich angerufen werde. Es ist meine Bank, die mich darauf hinweist, dass meine Kreditkarte gesperrt ist. Meine Kreditkarte hat es nämlich bis nach Sri Lanka geschafft und hatte dort so viel Spaß, dass meine Bank das nicht mehr lustig fand.

Mir wurden also die Daten geklaut. Ich frage die Kundenbetreuerin gleich, ob ich etwas an meinem Verhalten ändern kann. Eigentlich erwarte ich, dass ich einen Vortrag über die Gefahren des Internets zu hören bekomme, aber nein, nichts mit bösem Internet, sondern der einfache Hinweis, besser nur an Geldautomaten abzuheben, die videoüberwacht sind.

Leider bin ich auf meine Kreditkarte angewiesen. Für mich ist das Abheben mit der Karte kostenlos und deshalb ist meine ganze Finanzverwaltung darauf ausgerichtet, dass ich mein Geld zum täglichen Bedarf als Guthaben auf der Kreditkarte lagere. Ich sehe schon vor mir, wie ich in den nächsten Tagen einen Sonderfall des bargeldlosen Lebens ausprobiere: Den, in dem ich gar kein Bargeld abheben kann. Da ich ohne Karte aber auch schlecht bargeldlos bezahlen kann, wäre das ein eher unschöner Weg in den Immaterialismus.

Im Techniktagebuch-Chat sorgt man sich sogleich um meine Überlebensfähigkeit und bietet mir Hilfe an. Ich überbrücke die Zeit mit Geliehenem und nach etwas mehr als einer Woche habe ich eine neue Karte.

Felix Lorenz

15. September 2015

Ich deinstalliere Moves

Über ein Jahr habe ich mit Moves mein Bewegungsverhalten aufgezeichnet. Anfangs habe ich die App häufig benutzt und fast täglich einmal aufgerufen, gegen Ende kaum noch, vielleicht ein, zwei Mal die Woche. Dabei hatte ich den Eindruck, dass Moves mir die mangelnde Aufmerksamkeit übel nimmt. Mein Desinteresse wurde mit lauter falschen Messungen quittiert.

Besonders präzise war Moves noch nie, aber es war immer nützlich, um das eigene Ego nach einem längeren Spaziergang mit ein paar Zahlen zu pudern. Schaut her, über 23 000 Schritte! Seht, was meine Füße leisten, ihr sitzenden Menschen!

Mittlerweile hat sich die Faszination mit dem eigenen Bewegungsapparat aber gelegt und wurde von einer alles überlagernden Akku-Neurose verdrängt. Moves war die App mit dem größten Stromverbrauch und ohne Moves hält mein Handy einige Stunden länger durch. Jetzt weiß ich zwar nicht mehr, wie viel ich mich nicht bewege, aber dafür habe ich viel mehr Akku, um es zu tun.

Felix Lorenz

15.09.2015

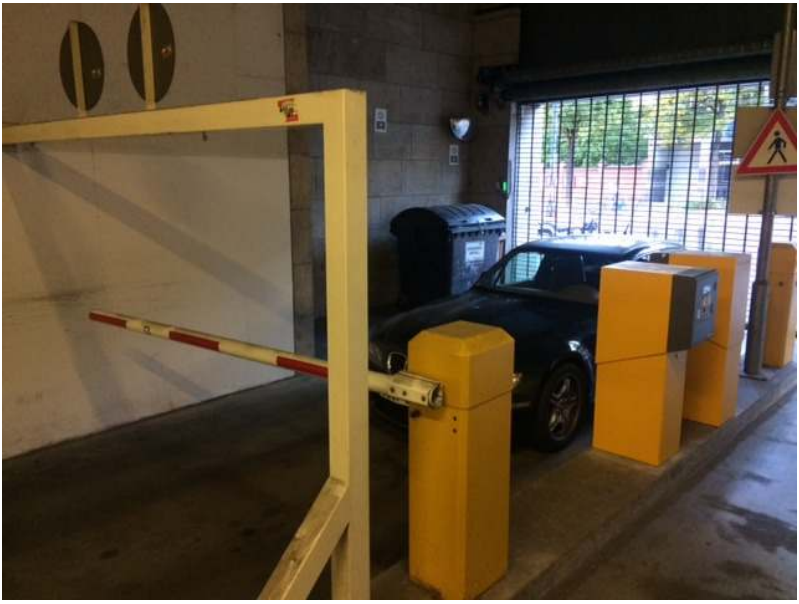
Gefangen in der Tiefgarage

Vor etwa einem halben Jahr wurden im Bürohaus, in dem sich unsere Firma befindet, die Notstromaggregate ausgetauscht. Eigentlich, dachte ich, sollte man davon nichts merken. Das Gegenteil ist der Fall.

Einmal im Monat wird dienstags morgens zwischen Sieben und Acht, also dann, wenn ein nicht unerheblicher Teil der arbeitenden Bevölkerung seinen Arbeitsplatz zu erreichen versucht, ein Test der Notstromversorgung durchgeführt. In der Tiefgarage geht dann das Licht bis auf die Notbeleuchtung aus, die Kartenleser der Zugänge von der Tiefgarage zum Fahrstuhlvorraum sind abgeschaltet, so dass man die Treppe nehmen muss, und so weiter.

Neu ist, dass auch die Schrankenautomaten an der Zufahrt zur Tiefgarage nicht funktionieren. Sie sind einfach tot. Das war mit den alten Notstromaggregaten nicht so. Man hat da wohl was umgeklemmt, munkelt man. Jedenfalls stehe ich im Auto sitzend vor dem Automaten, der mich nicht wie sonst einigermaßen freundlich begrüßt (so freundlich, wie ein Schrankenautomat eben sein kann), sondern einfach keinerlei Reaktion von sich gibt. Ich denke, na, der Strom wird schon gleich wieder eingeschaltet. Dass sich noch ein paar Elektronen durch die elektrischen Leitungen quälen, merke ich aber

nicht daran, dass das Display an dem Schrankenautomaten aufleuchtet, sondern dass sich hinter mir das Rolltor senkt. Nun stehen wir, mein Auto und ich also eingekeilt zwischen Rolltor und Schranke.



Ich fange an zu zetern wie ein Rohrspatz, bis sich schließlich etwa vier Leute um mich und die Schranke geschart haben. Man redet beruhigend auf mich ein, dass alles wieder gut werde. Tatsächlich geht der Schrankenautomat wieder an, aber mit der Anzeige “Außer Betrieb”. Immerhin ist das Rolltor wieder hochgefahren. Ich setze mit dem Auto zurück, und der Schrankenautomat wirft eine Parkkarte aus. Ich fahre vor, um sie zu ziehen, weil sich die Schranke öffnen sollte, aber es passiert nichts.

Inzwischen sind die vier mich eben noch beruhigenden Menschen aktiv geworden und ~~halten mir die Hand und Riechsalz unter die Nase~~ holen den Schlüssel, um den Schrankenautomat neuzustarten. Zunächst fährt der Au-

tomat und dann auch die Schranke hoch. Kurz darauf könnte ich die Arbeit beginnen, wenn nicht die Jalousien aufgrund einer leichten Brise auf der anderen Seite des Gebäudes hochgefahren und ihren Dienst eingestellt hätten, so dass mir die Sonne voll auf den Bildschirm scheint.

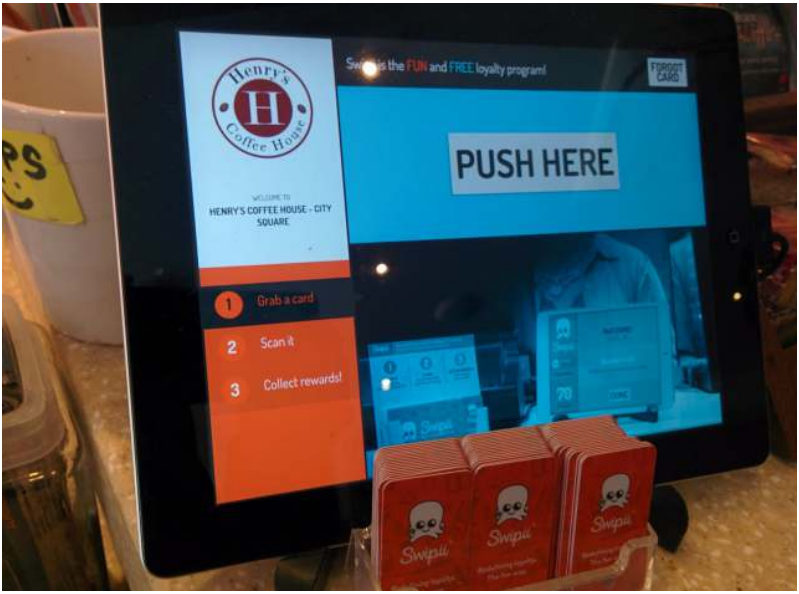
Hoch lebe die moderne Gebäudetechnik, die das Leben und Arbeiten insgesamt viel leichter und angenehmer macht.

Markus Winninghoff

16. September 2015

Mutmaßungen über ein Tintenfischkärtchen

Bei “Henry’s Coffee House” in Dundee gibt es ein neues Kundenbindungssystem neben der Kasse. Vermutlich löst es Pappkärtchen ab, auf denen man sich die getrunkenen Kaffees vom Personal abstempeln lassen musste, aber als Nicht-Stammkundin kann ich zur Vorgeschichte nichts sagen.



Man nimmt sich ein Plastikkärtchen (oder bringt das vorhandene mit; es hat ein Loch, mit dem man es am Schlüsselbund befestigen könnte). Auf der Rückseite trägt das Kärtchen einen QR-Code. Man soll ihn mit der Kamera des Tablets scannen.

Weil ich eine tölpelhafte ausländische Kreatur bin und hinter mir eine Schlange wartet, probiere ich nicht aus, wie der Vorgang abgelaufen wäre. Interaktion mit dem Personal scheint – außer beim Einlösen der Guthabenpunkte – nicht erforderlich zu sein, offenbar macht man alles selbst mit dem Tablet aus. Ob man bei jeder Frage nach einem Glas Wasser, einer Serviette oder dem WLAN-Passwort schnell noch mal den Oktopus scannen kann? Und wieso sind Oktopusse eigentlich im Zusammenhang mit Kundenkarten so beliebt, eigentlich hat man durch ihren Gebrauch ja eher eine Hand weniger frei als vorher? Ich werde keine treue Kundin werden und es nicht herausfinden.

Die Gäste im Café arbeiten etwa zu einem Drittel an Macbooks, die anderen zwei Drittel sind kuchenessende alte Damen. Eine Mischung, die ich so in Deutschland noch nicht gesehen habe.

Kathrin Passig

16. September 2015

Das analoge Büro

Wenn mir langweilig ist, gucke ich manchmal im Netz Videos über Kinder, die daran scheitern, ein Wählscheibentelefon oder eine Schreibmaschine zu bedienen. Die kennen das überhaupt nicht mehr! Dabei fiel mir letztens auf, dass ich selbst ein Kind des Computerzeitalters bin. Zumindest arbeitstechnisch. Bei meinem ersten Bürojob stand schon ein 286er PC auf meinem Schreibtisch. Schwarzer Bildschirmhintergrund, orangene Schrift. Ich hab tatsächlich noch ein Foto von 1994 gefunden.

Wie hat man eigentlich vorher gearbeitet – ohne Computer, Drucker, Telefonkonferenzen und vor allem ohne E-Mail? Wir im Osten hatten ja nicht mal Kopierer. (Aus gutem Grund, wie unsere Regierung fand.) Ich beschloss, meinen 75-jährigen Vater zu fragen. Er war früher im DDR-Außenministerium, in einer Botschaft und später in einer staatlichen Gesellschaft tätig. Im Interview bezieht er sich vor allem auf die Büroarbeit in den 70er Jahren.

Ziemlich schnell nahm das Interview eine überraschende Wendung, denn es entwickelte sich zu einer Lobeshymne auf eine vom Aussterben bedrohte Berufsgruppe.

Also Papa, wie lief das denn damals so ohne Computer?

Am meisten konnten einem die Sekretärinnen leidtun. Die mussten ja manchmal denselben Text zehnmal abtippen. Kaum hatten sie ihn fertig, schrieb jemand Anmerkungen rein oder strich etwas raus, und wenn es ein wichtiges Schreiben war, konnte man das ja nicht so weiterschicken. Also wurde es neu abgeschrieben.

Auch bei einem Schreibfehler musste in der Regel die ganze Seite noch mal abgetippt werden. Die Rechtschreibung und gewisse Normen, wie ein Schreiben aussehen musste, wurden damals fanatisch beachtet. Über jeden Fehler

oder einen falschen Absatz oder Zeilenabstand wurde die Nase gerümpft. Das fiel auf den Absender zurück. Tipp-Ex ging vielleicht für interne Schreiben, aber ansonsten hieß es: noch mal abtippen.

Als ich Jahrzehnte später das erste Mal selbst am Computer saß, war das ungewohnt. Aber dann stellte ich fest, dass man Tippfehler sofort korrigieren kann. Was für eine Wohltat!

Es gab damals auch keine Kopierer, sondern nur Blaupapier und später dünnes Durchschlagpapier. Wichtigen Adressaten konnte man aber kein labberiges Durchschlagpapier schicken. Da wurde dann wieder der komplette Text mehrmals abgetippt. Wenn das ein Brief war von ein, zwei Seiten – ok. Aber es gab ja teilweise Reden und Vorträge von 30, 40 Seiten.

Vielleicht mal so zum Tagesablauf. Bei mir ist es immer so: Ich komme ins Büro, schalte den Computer ein und checke meine E-Mails. Also, die neuen, denn die ersten Mails des Tages lese ich meistens gleich nach – äh, eigentlich vor dem Aufstehen. Wie fing dein Tag damals an?

Als erstes habe ich mich an den Schreibtisch gesetzt und in die Zeitungen geguckt.

Zeitungen! Ach ja!

Also wenigstens zehn Minuten quergelesen, die Überschriften und den einen oder anderen Artikel. Man musste ja informiert sein. Dann begann die Arbeit, indem man Telefonate geführt hat zu anstehenden Vorhaben oder Problemen. Oder ich habe etwas ausgearbeitet, eine Vorlage zum Beispiel oder eine Analyse zu einer bestimmten Situation. Es wurde ja erst mal alles mit der Hand geschrieben. Als dann die Diktiergeräte aufkamen, konnte man auch auf Band diktieren.

Die Sekretärinnen hatten immer sehr viel zu tun. Sie waren meistens für 5-6 Mitarbeiter zuständig. Es wurde ja sehr viel geschrieben. Alles musste schriftlich festgehalten werden.

Die meisten Mitarbeiter in der Behörde konnten nicht mit der Schreibmaschine umgehen. Dann standen wir manchmal Schlange im Sekretariat. Und wenn der Chef etwas hatte, ging das natürlich vor und wurde zuerst abgetippt. Da musste man warten.

Dann gab es immer mindestens eine Kopie für die Ablage. Auch dafür war die Sekretärin verantwortlich. Sie kannte das Ablagesystem, sortierte, beschriftete und verwaltete alles. Alle Schreiben wurden in Akten verwahrt, nach soundso viel Jahren gingen sie in eine Art Zwischenablage, nach Ablauf einer bestimmten Frist dann endgültig ins Archiv. Wenn dann irgendeine Frage oder ein Problem auftauchte, wusste die Sekretärin: „Ach, das war vor 2 Jahren und das Protokoll liegt da und da."

Das klingt alles sehr ordentlich. Heute auf dem Computer muss man ja nicht mal eine Ordnerstruktur haben. Man könnte theoretisch alles auf einem Haufen speichern und dann über die Suche des Computers finden. (Also, als Mac User.) Das heißt ja, die Sekretärin war sozusagen Ordnerstruktur und Suchmaschine in einem?

Ja, es war damals lebenswichtig, eine Ordnung zu haben. Die Sekretärin nahm dadurch eine Schlüsselstellung ein. Alles, was in der Institution passierte, ging über ihren Tisch. Wirklich alles. Sie kannte den gesamten Schriftverkehr, wusste, wo was abgelegt war, verwaltete die Adressbücher und Terminkalender. Sie war die bestinformierte Person im Haus. Übrigens – nur mal am Rande – war das einer der Gründe, warum während des Kalten Krieges die Sekretärinnen oft von den Geheimdiensten anvisiert wurden. Sie wussten eben alles – viel mehr als der einzelne Mitarbeiter.

Das war doch aber generell ein Risikofaktor. Was passierte, wenn die Sekretärin krank war oder kündigte?

Wenn sie krank war, lief nichts mehr. Gar nichts. Vielleicht gab es einen pfiffigen Mitarbeiter, der es selbst versucht hat an der Schreibmaschine. Aber wenn der einmal daneben gehauen hat, musste er eben wieder von vorn anfangen. Die Masse konnte das nicht.

Jemand, der Schreibmaschine schreiben konnte, hatte also einen wichtigen und wertvollen Beruf. An einen Computer kannst du heute jeden dransetzen, der kein Vollidiot ist. Die Sekretärinnen konnten enorm schnell schreiben und blind. Das mussten sie auch, denn wenn sie eine gewisse Geschwindigkeit nicht schafften, stapelte sich alles bei ihnen. Die Stars unter ihnen konnten sich neben dem Tippen sogar noch unterhalten.

Außerdem beherrschten sie Stenografie – eine Kurzschrift, mit der sie Sitzungen und Konferenzen protokollieren konnten. Das gibt es heute kaum noch, außer im Bundestag oder bei Gericht.

Eine gute Sekretärin war damals Gold wert. Sie wurde behandelt wie ein rohes Ei und man passte auf, dass sie nicht wegging.

Das war auch ein ganz harter Job, weil sich immer alles auf sie konzentrierte. Sie war dadurch nicht nur psychisch, sondern auch physisch stark belastet. Die Schreibmaschinentastatur war ja früher viel schwerer anzuschlagen als heute ein Computer. Durch das viele Tippen hatten sie oft Beschwerden. Sehnenscheidenentzündungen waren eine Art Berufskrankheit. Wenn man das 35, 40 Jahre lang gemacht hat…

Heute hat jeder seinen Computer und schreibt selbst, auch der Chef. Das konnte damals keiner der Mitarbeiter. Es war nicht üblich und teilweise unter ihrer Würde. Insofern war man total abhängig von der Sekretärin. Das Wohl und Gedeihen einer Firma hing von der Sekretärin ab. Sie war Herrin über alle Termine, hat das Kalendarium geführt und auch die Leute erinnert: „Sie haben heute um 14 Uhr den Termin bei XY.“

Sie war also auch die Kalender-Software.

Ja. Und die Telefonzentrale. Denn auch die Telefonate liefen über die Sekretärin. Sie wusste, wer wann am besten über welche Nummer zu erreichen war. Sie hatte das Telefonbuch. Man konnte nicht einfach mal schnell irgendwo anrufen. Die Telefonnetze waren veraltet und überlastet. Es war sehr schwer durchzukommen und man musste x-mal von vorne wählen, damals ja noch mit der Wählscheibe. Ohne Wiederholungstaste oder Speicher. Außerdem hatten viele Leute zu Hause kein Telefon und haben also auch ihre Privatgespräche vom Büro aus geführt. Und wenn besetzt war, war besetzt.

Stimmt, es gab ja keine Anklopfen-Funktion. Und man konnte ja auch nicht sehen, wer angerufen hatte. Von Anrufbeantwortern ganz zu schweigen . . .

Die Sekretärin hat manchmal unheimlich viel Zeit gebraucht, um eine Telefonverbindung herzustellen. Gerade auch ins Ausland. Oft war schon nach der Landesvorwahl besetzt, dann fing man wieder von vorne an. Und wenn du Pech hattest, waren da plötzlich noch zwei andere in der Telefonleitung, die dazwischen gequatscht haben.

Haha, das kenne ich auch noch! War sehr lustig manchmal.

Aber im Ernst: Aus heutiger Sicht klingt Eure Arbeitsweise ein bisschen nach einer Horrorvision. Wie diese bürokratische Riesenmaschine bei George Orwell . . .

Das Schlimmste war, dass eben alles über Schriftverkehr oder Telefon abgewickelt werden musste. Beides war langsam und belastend. Man schickte zum Beispiel jemandem per Post ein Konzept. Meistens war ein Brief 2-3 Tage

unterwegs. Dann hast du ewig versucht, denjenigen ans Telefon zu kriegen: „Ist mein Brief schon angekommen?“ „Nein, aber ich guck mal in der Poststelle.“ So lief das nur.

Diese Verlangsamung der Arbeitsprozesse hat uns ganz schön genervt. Das war alles total ineffektiv! Wir kannten es nicht anders, aber es war uns trotzdem bewusst. Den Durchbruch brachten erst die Büroelektronik und natürlich das Internet. Heute drückst du auf den Knopf und schickst binnen Sekunden eine Mail nach Saudi Arabien oder Australien. Vielleicht bekommst du sogar in ein paar Minuten schon die Antwort!

Also war das Arbeiten damals schwerer?

Ich würde schon sagen, man war körperlich belasteter. Heute kannst Du zu Hause im Sessel fläzen und Mails auf dem Smartphone checken. Damals war viel mehr physische Präsenz gefragt. Es gab nicht diesen lässigen Arbeitsstil wie heute. Und der Arbeitsaufwand war so enorm, etwas fertigzustellen – das hat viel Kraft gekostet. Heute arbeitet man mit mehr Leichtigkeit und Effektivität.

Dein Wort in Gottes Ohr. Danke, Papa, für das interessante Gespräch.

Lydia, zuerst veröffentlicht unter bueronymus.wordpress.com/2015/09/16/das-analoge-buero/, dort auch mit Fotos

16.9.2015

Buntes Ticket

In meinen Arbeitsplatzdrucker fülle ich immer buntes Papier. Grün, gelb, blau. Das hat den Vorteil, dass ich Sachen, die von mir stammen, in den Akten schneller finde.

Das führt dann allerdings dazu, dass ich brutal Regeln breche, wenn ich mit der Deutschen Bahn unterwegs bin. Der Ausdruck meines Online-Tickets ist dann nämlich bunt. Das ist, ich räume es ein, ein klarer Verstoß gegen die Beförderungsbedingungen der Deutschen Bahn. Wer es nachlesen will, Punkt 6.3.2 ist einschlägig:

> *Das Online-Ticket ist auf weißem Papier im DIN A 4-Format auszudrucken.*

Nun muss ich zur Ehrenrettung der DB-Zugbegleiter sagen, dass das bei hunderten Fahrten mit einem Online-Ticket noch nie jemanden gestört hat.

Bis heute.

Der Schaffner mokierte sich also darüber, dass mein Ticket in zartem Blau daherkam. Nicht dass es Probleme bei der Lesbarkeit gegeben hätte. Seine Ticketkeule fiepte auch in diesem Fall anstandslos. Darauf wies ich freundlich hin. Widerspruch verärgerte den Guten aber, denn nun hielt er mir vor, dass mein Ticket wegen Verstoßes gegen die Beförderungsbedingungen ungültig ist. Ich möge also den Fahrpreis nachlösen.

Ich hatte aber eine ganz andere Idee. Ich lud mein Online-Ticket in die Bahn-App fürs Smartphone hoch. Dazu muss man nur den Ticketcode kennen und die Daten der Identifizierungskarte. Der Schaffner beobachte mich dabei interessiert, hielt das aber für keinen gangbaren Weg.

„Online-Ticket und Handy-Ticket sind zwei Paar Schuhe“, behauptete er. „Das Online-Ticket ist in der App nicht gültig.“ Aber wieso wird denn dann auch beim Online-Ticket, das in die App hochgeladen wurde, der Barcode für die Kontrolle angezeigt? Der Schaffner vertrat seinen Standpunkt nun etwas vehementer. Er wollte endlich Geld sehen.

Ich bestand aber darauf, dass er die Beförderungsbedingungen aus seinem Kabuff holt. Irgendwie hatte ich nämlich in Erinnerung, dass sich genau in dem Punkt vor einiger Zeit was geändert hat.

Ich durfte einige Zeit in dem sperrigen Text blättern. Und konnte schließlich Erfolg vermelden. Punkt 6.1.3 der Beförderungsbedingungen:

> *Online-Tickets, die auch als Handy-Ticket nach Nr. 7.2 erwerbbar sind, können zusätzlich in die Buchungs-App heruntergeladen oder über m.bahn.de als MMS angefordert werden. Es gelten dann die Bedingungen zum Handy-Ticket (Nr. 7).*

Ach, das war dem Herrn aber bisher völlig unbekannt. Ich hatte nunmehr also ein gültiges Ticket, nämlich ein Online-Ticket, das sich in ein Handy-Ticket verwandelt hatte. Damit war das Thema dann wohl erledigt. Ich musste nicht nachzahlen.

Das Handy-Ticket scannte der Schaffner übrigens gar nicht mehr ein. Es hatte ja, wie gesagt, schon beim Online-Ticket problemlos geklappt.

Das Ganze hat dann doch Nerven gekostet. Ich drucke meine Tickets ab jetzt nur noch in weiß aus. Wenn ich's nicht vergesse . . .

Udo Vetter; zuerst veröffentlicht hier:
www.lawblog.de/index.php/archives/2015/09/16/buntes-ticket/

17.9.2015

Lieferatio praecox

Ich erwarte ein Paket, das von DHL geliefert werden soll. Ich habe rechtzeitig angegeben, dass das Paket nicht heute, sondern morgen ausgeliefert werden soll, da ich heute nicht den ganzen Tag zu Hause sein werde. Doch früher als erwartet bin ich wieder zu Hause – und schon klopft es an der Tür: die DHL. Klasse, denke ich mir schon voller Vorfreude. Ich habe das Paket kaum angenommen, da reißt es mir der Zusteller schon wieder aus der Hand mit der Aussage: „Moment, die Auslieferung sollte ja erst morgen sein! Dann kann ich Ihnen das Paket auch erst morgen ausliefern. Tut mir leid, aber Sie wissen ja, das System!“ Und weg ist er mit meinem Paket.

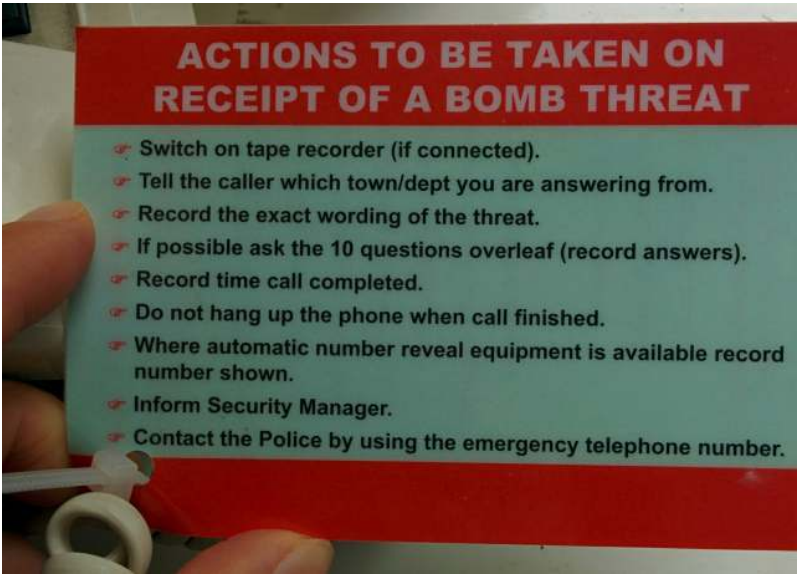
Marcel Sude

September 2015

Actions to be taken on receipt of a bomb threat

Im Observatorium der Universität St Andrews steht ein Festnetztelefon. An seinem Kringelkabel ist ein laminiertes Kärtchen befestigt:

ERICSSON
University of St Andrews
In an emergency dial 999
TELEPHONED
BOMB THREATS
ASK THESE QUESTIONS.
Where is the bomb right now?
When is it going to explode?
What does it look like?
What kind of bomb is it?
What will cause it to explode?
Did you place the bomb?
Why?
What is your name?
What is your address?
What is your tel. no?
NB: This information MUST be passed to the Police



Das Kärtchen wirkt neu[1], die Zeiten, als es in diesem oder einem anderen Universitätsgebäude einen *tape recorder* (Punkt 1) zum Anschließen an das Telefon gegeben hat, liegen aber wohl schon eine Weile zurück. Dafür dürfte das *automatic number reveal equipment* (Punkt 7) inzwischen fast überall verfügbar sein.

Kathrin Passig

1. Update: “Nein, nein, die sind uralt, vielleicht noch aus IRA-Zeiten.”

17.09.2015

frauziefle vermisst TAN-Generierungen

Wir haben eine neue Bank. Wir haben jede Menge Geldflussumleitungsaufgaben. Daher habe ich im August jongliert und Zahlungen ein wenig mehr Zeit gegeben. Heute nun nehme ich mir ein Herz und beginne damit, neue Daueraufträge einzurichten, die sich erst kürzlich ergeben haben. Der erste dauert lang in der Erfassung, weil ich die IBAN nur auf Papier habe und dazu in 2-pt-Schrift. Ich vermute augenblicklich eine Verschwörung. Entweder eine Optiker-Verschwörung, oder eine Grafiker-Verschwörung. Oder beides. Ich fluche und tippe und halte erschöpft den TAN-Generator an den Monitor. Nichts geschieht.

“Suche Anfang”, sagt er, und dann: “Übertragung aktiviert”. Schließlich: “Übertragung abgebrochen.” Nach etwa einer Minute hört das Bild auf zu flackern und ich gebe entnervt die Zahlen alle von Hand in den Generator ein. Wenigstens hat er schöne weiche Tasten und das Drück-Gefühl ist erstklassig.

Wie lange dauert das eigentlich? Und lohnt es sich, vielleicht direkt auf die meist erfolglose Flackerbildsache zu verzichten?

Ich suche eine Rechnung heraus. Tippe. Vergrößere die PC-Uhr, damit ich die Sekunden abzählen kann, und siehe da: während ich auf die Sekunden starre wie sonst auf das Display des TAN-Generators, geschieht das Wunder. Die TAN wird nach 9 Sekunden generiert.

Elektrisiert hole ich eine weitere Rechnung. Dasselbe Bild. Während ich auf die Sekunden starre, wird die TAN wieder in 9 Sekunden generiert.

Ich arbeite mich durch den Rechnungsstapel, schließlich durch den Mahnungsstapel. Mein Zahlungsmoralscore steigt zuverlässig alle 9 bis 12 Sekunden.

Ich mache die Gegenprobe. Die letzte Überweisung tippe ich wie immer ein, halte den Generator an den Monitor, starre auf das Display, und nach 59 Sekunden bricht das Flackerbild ab. Ich stehe ohne TAN da.

Wahrscheinlich ist mein TAN-Generator nur schüchtern und möchte nicht, dass ihm jemand bei der Arbeit über die Schulter sieht. Wahrscheinlich ist er mir ähnlicher, als ich dachte.

Pia Ziefle

19.9.2015

Nach Hause telefonieren

Mit dem neuen Schuljahr kommen wieder mehr Besuchskinder, neuerdings auch welche aus anderen Städten, mit erhöhtem Logistikaufwand. Manchmal wird zwischen den Eltern und mir vereinbart, das Kind solle einfach anrufen, zum Beispiel sobald es wisse, wann ein geeigneter Zug fährt.

Ich bringe dann irgendwann am Nachmittag unser Festnetztelefon in das betreffende Kinderzimmer, und komme mir sehr großzügig dabei vor: Ich gebe einem unbekannten Kind unser Telefon, damit es damit telefonieren kann, sogar, so lange es will!

Großzügig finde ich das, weil ich aufgewachsen bin zu Zeiten, als Telefonieren wahnsinnig teuer war, das Telefon ein eigenes Tischchen hatte und außerdem nicht einmal jede Familie im Dorf eines besaß.

Aber: manches Besuchskind freut sich darüber gar nicht wie erwartet, sondern dreht unser schönes Telefon unschlüssig in der Hand. Und holt dann ein Mobiltelefon aus seiner Hosentasche.

Höflich sind sie jedoch alle. Sobald sie sich (in Einzelfällen) mit der Tastatur vertraut gemacht haben, benutzen sie mein Telefon. Auch dann, wenn sie dafür zuerst in ihren eigenen Geräten die Nummer nachschlagen mussten.

Unübersehbar bin ich mit meinem Interaktionsmuster wohl irgendwo im Jahr 1981 hängengeblieben.

Pia Ziefle

19.09.2015

Ich glaub, ich scan' im Wald.

Wir sind im Luxemburger Wald unterwegs, um Pilze zu suchen. Darum gehen wir mal hier, mal dort abseits der Wanderwege, meistens aber auf den offiziellen Wegen, zumal die dicksten Pilze nur wenige Meter abseits davon stehen.

Am morgigen Sonntag ist rund um Wiltz Volkswandern angesagt. Dafür sind die Wege mit Sägemehl, aber auch mit rotem Flatterband ("Wanderwee") markiert.

1. Es hat mich wohl doch verlassen. Hinweise von Sprachexperten aus der Techniktagebuchredaktion gehen dahin, dass es sich um Niederländisch handelt. Weitere Prüfung ist veranlasst.

Hin und wieder hängt an den Wegverzweigungen in den Büschen aber auch ein einlaminiertes Kärtchen mit einem QR-Code. Sicher eine Werbung für ein Wanderprodukt wie Siebenmeilenstiefel oder so, denke ich, als ich die QR-Code-Lese-App aufrufe. Die simple Antwort, sofern mein sehr dürftiges Lëtzebuergesch[1] mich nicht verlassen hat:

> **Ga hier rechtsaf**

Hier rechts herum gehen.

Markus Winninghoff

19.9.2015

Catch 22 im Archiv?

B. will Urlaub in Bulgarien machen. Da I. und ich vor drei Jahren drei Wochen lang mit dem Auto durch Bulgarien gereist sind, treffen wir uns zum Infoaustausch.

Eigentlich will ich ein paar von meinen Bulgarienfotos mitbringen, aber ich kann sie nicht finden. Ich weiß, dass ich sie auf meinem Fernseher als Diashowpausenunterhaltung für Apple TV installiert habe, aber ich finde die Fotos weder auf dem Rechner, noch auf meinen externen Festplatten.

Im Archivieren bin ich sowieso schlecht, wichtige (und unwichtige) Papierunterlagen, die sich in den letzten zwanzig Jahren angesammelt haben, befinden sich in Plastiktüten in irgendwelchen Schubladen. Meine digitale Ordnung ist dagegen viel besser, aber nicht wirklich vorbildlich.

Seit längerem denke ich darüber nach, wie das Internet als diese unfassbar umfassende Quelle stets verfügbaren Wissens unser Verhältnis zu Archiven und Überlieferungen verändert. Das Internet stellt ja nicht nur all das Wissen zur Verfügung, sondern übernimmt auch Ablagefunktionen für eigene Erkenntnisse und Erinnerungen. Ich frage mich, ob sich dadurch der menschliche Wunsch nach Traditionen, nach Überlieferung und Archivierung abschwächt. Wahrscheinlich ist es gar nicht der *Wunsch* nach Archivierung, der sich abschwächt, das Internet übernimmt das ja alles ganz wunderbar. Aber während das Potential zur Archivierung wächst, nimmt vielleicht gleichzeitig mit der Notwendigkeit die Fähigkeit des Menschen zur aktiven Wissensweitergabe und dadurch das Verlangen nach Archivierung ab.

Ich finde den Verlust meiner Fotos oder anderer meiner Texte, Blogs oder sonstigen Notizen jedenfalls gar nicht so schlimm. Eventuell bin ich aber einfach nicht der Archivmensch, ich habe z. B. auch noch etliche Dosen mit unentwickelten Filmen im Schrank.

Im Gegensatz zu mir archiviert I. sehr professionell und hatte bei unserem Treffen mit B. mehrere Reiseführer, handschriftliche Reisenotizen und einen Stick mit sortierten und beschrifteten Fotos dabei. Die Fotos wollte B. allerdings nicht sehen, sie wollte visuell archivfrei verreisen, um sich ein eigenes Bild zu machen.

sleeplessdarkhorse

20. September 2015

Spielelust ist nicht gleich Spielelust

Ich bringe einem befreundeten Haushalt in der Nachbarschaft spontan Kuchen vorbei. M. bedankt sich und fragt, ob ich mal wieder zum Abendessen komme. „Ja gerne, A. hat auch schon gesagt, wir könnten doch wieder mal einen Spieleabend machen.“ – „Gute Idee!“ und an K., den zwölfjährigen Sohn gewandt: „Wenn wir noch X. und Y. einladen, wären wir zu sechst, ei-

ne ideale Spielerzahl.“ – K., ein iPad in der Hand, auf dem er rumtippt und -wischt: „Ich weiss aber nicht, ob ich dann Spielelust habe. Vielleicht braucht das eine Sackgelderhöhung.“ Darauf ich zu K.: „Keine Spielelust? Du bist doch grad und sowieso meistens am Spielen!“ – „Sicher nicht. Das ist nicht spielen, im Fall. Dem sagt man gamen.“

Franziska Nyffenegger

20.09.2015

Ungebetene Gäste

Durch unsere Wohnung toben regelmäßig bis zu sechs Kinder, insbesondere durch Wohnzimmer und Küche, da es von dort direkt raus auf die Terrasse geht. Was sie dabei hinterlassen, erinnert oft an Bilder, wie man sie aus den Tornadoschneisen des mittleren Westens der USA kennt.

Ich wundere mich deshalb auch nicht, als ich morgens die Katzenfutterstation in ihre Einzelteile zerlegt vorfinde. Da muss wohl ein Kind beim Rennen drübergestolpert sein, denk ich und bau alles wieder zusammen.

In der nächsten Nacht werde ich auf einmal wach, weil ich aus der Küche Lärm und Geraschel höre. Ich greife nach meinem Smartphone und geh mal nachschauen.

Als ich um die Ecke biege, sehe ich zwei größere graue Schatten bei der Katzenfutterstation. Als sie mich bemerken, huschen sie schnell durch die Katzenklappe nach draußen.

Ich geh zum Fenster, weil ich wissen will, ob es unsere Katze oder eine von den ausgewilderten Hauskatzen ist, die bei uns in der Nachbarschaft leben.

---

1. Ich wohne in Berlin, nicht am Stadtrand, sondern auf der Grenze zwischen Prenzlauer Berg und Pankow. Aber wenn man auf der vierspurigen Schönhauser Allee nachts Füchsen begegnen kann, warum nicht auch Waschbären.

Als ich mit dem Smartphone nach draußen leuchte, schaut mich aber keine Katze an. Stattdessen blicke ich in zwei Panzerknackermasken, denn auf unserer Terrasse sitzen zwei gutgenährte Waschbären.[1]

Am nächsten Morgen bestelle ich bei Amazon eine Katzenklappe mit NFC Scanfunktion. Seit diese montiert ist, kann nur unsere Katze in die Wohnung. Die Klappe liest den Identchip, den die Katze vom Tierarzt bekommen hat und entriegelt, wenn sie den Chip erkennt. Bei allen anderen Tieren bleibt die Klappe zu. Für unser Modell habe ich mich entschieden, weil die Amazon Rezensionen es auch als besonders waschbärensicher beschreiben.

Henning Grote

21.09.2015

Handy-Guthaben, ohne Altersprüfung

In Deutschland gibt es mehr abgelegene Dörfer als man denkt (wenn man Großstadtbewohner ist). Und in vielen dieser Dörfer ist der Zigarettenautomat die einzig verbliebene öffentliche Infrastruktur, nachdem die einst üblichen Telefonzellen abgeschafft wurden – schließlich hat inzwischen fast jeder ein Mobiltelefon. Das schafft wiederum für die Dorfjugend neue Probleme: Wo bekommen sie neues Gesprächsguthaben für ihre Prepaid-Handys her, wenn es keinerlei Laden, noch nicht einmal eine Tankstelle in der Nähe gibt?

In Appenrode im Norden Thüringens hat ein cleverer Unternehmer die Lösung für beide Bedürfnisse – Zigaretten und Mobilfunk-Guthaben - kombiniert: Der örtliche Automat bietet sowohl Tabakwaren als auch Prepaid-Guthabenkarten für die gängigen Netze und Provider an. Technisch allerdings sind es offensichtlich zwei Automaten in einem Gehäuse. Denn für die Zigaretten schreibt das Gesetz die Altersprüfung vor, dafür muss Personalausweis, Führerschein oder Bankkarte durch einen entsprechenden Schlitz gezogen werden.

Das Prepaid-Guthaben fürs Mobiltelefon darf dagegen unabhängig vom Alter verkauft werden, und folgerichtig wirbt ein großer Aufkleber: *Handy laden – Ohne Altersprüfung*.

(Und was passiert mit den alten Zigarettenautomaten, die Jahrzehnte lang mechanisch treu gedient haben, aber wegen fehlender Elektronik nicht auf die gesetzlichen Anforderungen des Altersnachweises umgerüstet werden können? Die verkaufen Fahrradschläuche.)

Thomas Wiegold

21.9.2015

Ein Tässchen Olivenöl, per favore!

Beim Fahrradtrip entlang der innerdeutschen Grenze kommen wir in einen brutalen, fiesen, dauerhaften Sturzregen, der nicht nur d as Navi auf dem Handy schachmatt setzt und meine Stiefel unter Wasser setzt: Am nächsten Tag ist die Kette meines Brompton-Faltrads blank gespült und bar jeden Kettenfetts. Zunächst knarzt das nur an jeder Steigung, dann dauerhaft – und so kann es nicht bleiben angesichts der Strecke, die wir noch vor uns haben.

Der nächste kleine Ort ist Hornburg im Kreis Wolfenbüttel, also auf der Westseite der ehemaligen Grenze, und dort finden wir durch Zufall auch einen Fahrradladen. Der hat zwar geschlossen, aber der Inhaber hat freund-

licherweise seine Handynummer an die Tür geschrieben. Er nimmt meinen Anruf auch an, bedauert aber: heute habe er frei und werde den Laden nicht mehr aufmachen.

Dafür hat er einen Tipp: Olivenöl. Simples Olivenöl auf die Kette, das sei gut für etliche Kilometer und das beste, was ich in dieser Situation machen könnte.

Allerdings: So gut der Vorschlag ist, so schwer ist er umzusetzen. Auf meine Frage nach einem Supermarkt in der Nähe muss der freundliche Fahrradhändler leider passen: Der letzte habe vor einigen Monaten zugemacht; im ganzen Ort gibt es kein Lebensmittelgeschäft mehr.

Aber dann hat er eine Idee: Wenn es schon keinen Supermarkt mehr gibt – in der Ortsmitte gibt es eine Pizzeria: Fahrt dort vorbei, sagt einen Gruß von mir und bittet um ein Tässchen Olivenöl.

Und tatsächlich: Der italienische Wirt lässt mir einen Plastikbecher mit Olivenöl vor die Tür bringen. Mit den Fingern appliziere ich davon so viel wie möglich auf die trockene Fahrradkette.

Das Provisorium funktioniert, die Kette fährt sich geschmeidig. Sogar bis ins nächste Jahr, nur mit dem Olivenöl.

Thomas Wiegold

Seit 2013 oder 2014

Navi im Ohr

Ich weiß gar nicht mehr, ob ich mich das erste Mal bewusst dafür entschieden habe oder es durch Zufall entdeckt habe: Jedenfalls nutze ich die akustische Routenführung von Google Maps oder Apple Maps auf dem Handy relativ regelmäßig auch, wenn ich zu Fuß unterwegs bin.

Das heißt: Ich steige zum Beispiel aus der Bahn aus, stelle mein Ziel und eine Routenführung für Fußgänger ein, starte die Navigation und höre dann weiter Musik. Das Handy steckt in meiner Hosen- oder Jackentasche und während ich Musik hörend durch die Gegend stapfe, sagt mir eine Stimme im Ohr, wann ich wohin abbiegen soll.

Problematisch wird es nur, wenn ich gerade nicht Musik sondern Podcasts höre, was häufig der Fall ist. Die Navigationsstimme unterbricht die sonstige WIedergabe nämlich nicht, sie stellt sie nur leiser. Und wenn dann mal eine umfangreichere Beschreibung kommt ("In 300 Metern rechts abbiegen in Matthias-Claudius-Straße, danach direkt links abbiegen in Theodor-Fontane-Straße"), habe ich häufig doch die ein oder andere wichtige Information verpasst.

Alexander Matzkeit

2015

Tankstellentechnik von gestern, heute und morgen

Das Handy ist an der Tankstelle immer noch auszuschalten, steht auf dem Schild, das ich mit dem Handy fotografiere. Genau genommen ist das Schild gleich zweimal vorhanden, einmal in der alten Version ohne Farbe und *mobile phones* links oben, einmal in der etwas neueren. Ich frage die Techniktagebuchredaktion, und Markus Winninghoff weiß die Antwort: Das Handy könnte herunterfallen, der Akku könnte herausspringen und dabei könnten Funken entstehen. Ich habe seit März 2013 keinen herausnehmbaren Handyakku mehr. Wie das Ausschalten des Handys in diesem Problemszenario helfen soll, ist mir nicht klar. Wenn man einen Akku hat, der herausfallen und Funken schlagen könnte, wird ihm der Ein- oder Ausschaltzustand des Handys in diesem Moment doch egal sein.

Außerdem kann man sich hier die Reifen digital aufpumpen lassen:

Digital bedeutet, dass das inwendig vermutlich durch und durch analoge Gerät eine Digitalanzeige hat. Es schluckt unsere 50 Pence, funktioniert aber nicht. Aleks holt die Fußpumpe aus dem Auto.

In naher Zukunft wird an dieser Tankstelle eine neue Zahlungsmethode eingeführt, *powered by PayPal*:

Offenbar wählt man in einer App aus, wie viel Geld man ausgeben möchte, scannt dann einen QR-Code an der Zapfsäule, tankt und fährt weg. Die Rechnung folgt per Mail. Woran die Person hinter der Tankstellenkasse erkennt, dass man bezahlt hat, weiß ich noch nicht.

Das Handy allerdings muss in dieser Zukunft weiterhin ausgeschaltet, na ja: im Auto bleiben. Aus den FAQs von Fill Up & Go: “It is safe to use a mobile phone from inside your car on a forecourt, but not outside the vehicle. Once you’ve activated the pump, please leave your phone in the car.” Motorradfahrer sollen den Dienst gar nicht nutzen, weil sie kein Auto haben, in dem sie das Handy liegen lassen könnten.

Kathrin Passig

Die 2010er Jahre

Warentrenner als Lichtschrankentrigger

Szenario Supermarktkasse. Früher wurde das Kassentransportband durch einen Fußschalter des Kassenpersonals gesteuert, der einfach betätigt wurde, wenn das Band die Waren weitertransportieren sollte. Offenbar hatte dann irgendjemand die Idee, man könne oder solle die Leute von diesem ständigen An-Aus-An-Aus entlasten, das Band auf Dauerlauf stellen und nur anhalten, wenn Waren direkt vor der Kasse eine Lichtschranke unterbrechen. Mit Wegnahme der zu scannenden Ware wird die Lichtschranke freigegeben und das Band schafft den nächsten Artikel ran.

Selten habe ich einen technischen Plan so scheitern sehen.

Von den parallel zum Transportband bereitgelegten Warentrennern, die die Kunden zwischen ihre Artikelberge legen, wird seitdem *immer* einer vom Kassenpersonal zweckentfremdet und in Längsrichtung an den Rand des Bands gelegt, damit die Lichtschranke so lange unterbrochen ist, bis der Trenner ein Stück nach hinten geschubst wird und neue Artikel erst dann rantransportiert werden.

Ich erlaube mir die absolute Aussage „immer“, weil ich es noch nie jemanden habe anders machen sehen, soweit ich mich erinnern kann. Man kann, denke ich, guten Gewissens schlußfolgern, daß diese technische Neuerung komplett an der Arbeitswirklichkeit von Kassiererinnen und Kassierern vor-

bei, ohne Rücksprache mit ihnen und ohne Berücksichtigung von Feedback konzipiert, entwickelt und eingeführt wurde. Ich bin neugierig, ob sich in nächster Zeit doch noch eine Alternative abzeichnet, die ihren Weg ins Kassenwesen findet. Oder zurückfindet.

Nachtvogel

September 2015

Vorschaufunktion auf Facebook selbst gebaut

Wenn ich auf Facebook einen Link teile, wird dabei sehr prominent ein Bild von dieser Website angezeigt. Leider funktioniert die Vorschau dabei nur so mittel gut, so dass ich nicht immer weiß, welches Bild Facebook wohl auswählen wird, das dann in meinem Posting erscheinen wird.

Facebook-Seiten bieten die Möglichkeit, einen neuen Beitrag als Entwurf zu speichern, den man als Vorschau nutzen kann. Als Profilnutzer habe ich diese Option nicht. Mein Umweg: Wenn die Vorschaufunktion für neue Beiträge auf Facebook nicht funktioniert, dann wähle ich die Sichtbarkeit „Nur ich“ und schaue mir das Ergebnis erstmal an. Wenn es gut ist, ändere ich die Sichtbarkeit anschließend von „Nur ich“ auf „öffentlich“.

Jöran Muuß-Merholz

21. September 2015

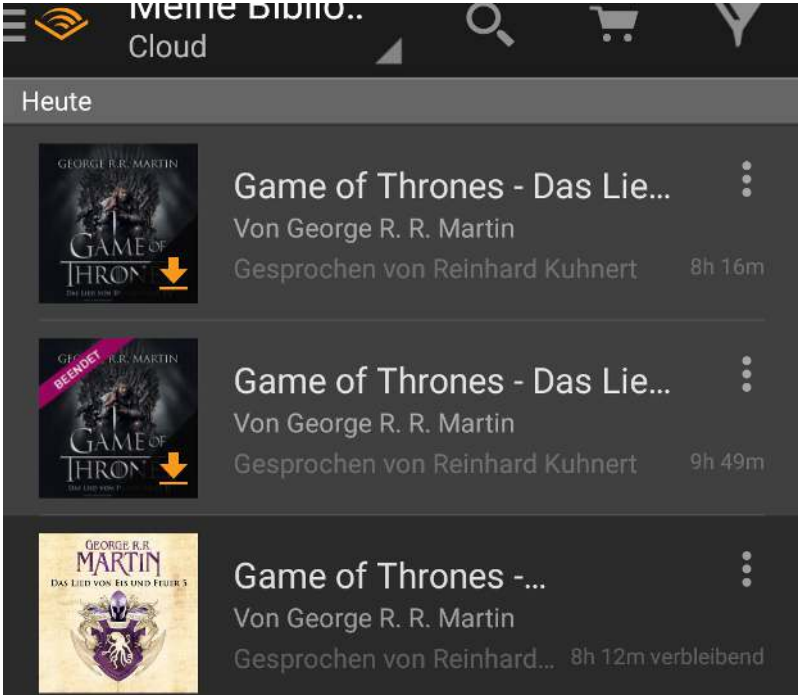
Sag niemals nie

Einer meiner ersten Techniktagebucheinträge drehte sich um technisch bedingten Hörbuchgeschichtensalat, den ich euphorisch als “gibt es nicht mehr” abhakte, seitdem ich die App Audible auf meinem Smartphone benutze.

Doch auch Audible hat seine Grenzen, wie ich heute feststellte.

Ich bin großer Fan der Serie “A Song of Ice and Fire”. Da bei Buch und Fernsehserie im Moment kreative Pause angesagt ist und ich mir die sehr umfangreiche Geschichte wieder in Erinnerung rufen möchte, habe ich mir die Hörbuchversion des ersten Buches auf Audible für einen schlappen halben Guthabenpunkt gekauft.

Als das Buch aber für mein Gefühl mittendrin endet, stelle ich fest, dass ich einem Scheinschnäppchen unterlegen bin. Die Serie hat insgesamt fünf Bücher, die von Audible wiederum in achtzehn Episoden gesplittet wurden. Durch diese Atomisierung erhalten die einzelnen Teile sehr lange Namen und die Episodennummer hängt so weit hinten, dass mein Smartphonedisplay sie nicht mehr anzeigt. Auf den Covern des ersten Buches, die immer dasselbe Bild zeigen, steht die Episodennummer unten rechts und wird durch das Downloadsymbol von Audible überdeckt.



Bisher war das kein Problem, aber heute morgen bin ich in Eile. Ich brauche schnell Nachschub. Vier war doch die letzte? Oder? Passt schon. Ich schmeiße die alten Folgen vom Gerät (was ich eigentlich nicht mehr müsste, seitdem ich die 32 GB Speicherkarte habe, aber alte Gewohnheiten sterben nur langsam) und lade mir die, so wie ich denke, nächste Episode aus dem Shop von Audible herunter. Mit dem Smartphone in der Hand warte ich ungeduldig vor unserem Haus, bis die letzten paar MB aus unserem WLAN heruntergetröpfelt sind und ich mit der Geschichte im Ohr zur Bahn laufen kann.

Als ich schon fast am Zielort bin fällt der Satz über den Tod eines Protagonisten. Ich kenne die Handlung noch in etwa, weiß also schon dass dieser Mensch im Buch stirbt und was danach passiert, aber als ich das letzte Mal zuhörte war derjenige noch am Leben. Etwas aus der Geschichte fehlt. Ich habe aus Versehen Episode 5 gestartet, Episode 4 wäre richtig gewesen . Ich hatte sie schon auf dem Gerät, habe sie aber am Morgen unbedacht gelöscht.

Mein 500 MB mobiles Datenvolumen ist, wie immer, längst aufgebraucht. Probehalber starte ich dennoch den Download. Nach 20 Minuten sind 2 von 231 MB geschafft. Der Rest würde also knapp 38 Stunden dauern. Auf dem Rückweg nach Hause werde ich wohl Musik hören müssen.

Angela Heider-Willms

1970 (ca.) und 1994 (ca.)

Drei Stunden allein mit dem Revox-Gerät

S. (*1968) liest nun auch regelmässig Techniktagebuch. Dabei komme ihr allerhand in den Sinn, erzählt sie mir, unter anderem eine Vermutung dazu, warum sie in den 1990er Jahren so gerne Radio gemacht habe. Heute ist S. Fotografin und der Meinung, sie könne nicht schreiben, also protokolliere ich für sie:

„Meine Eltern liebten es, alleine ins ShoppingCenter zu gehen. Damit sie mich als etwa zweijähriges Kind ohne Bedenken zu Hause lassen konnten, überspielten sie mehrere Kasperli- und Trudi-Gerster-Platten auf Band und schnitten eine etwa dreistündige Spule zusammen. Sie platzierten mich auf dem Sofa, setzten mir die Kopfhörer auf und das Revox-Gerät in Gang. Offenbar habe ich mich in ihrer Abwesenheit tatsächlich nie auch nur einen Zentimeter wegbewegt. Eine klare Erinnerung habe ich nicht daran, aber ich bin sicher, dass ich gut zwanzig Jahre später deshalb so gerne hörspielähnliche Sendungen gemacht und mit der Spulenbandmaschine gearbeitet habe.“

BASF

Die letzten aus den (frühen) 1990er Jahren noch verbliebenen Revox-Bänder von S.

Franziska Nyffenegger

21. September 2015

In der Post sind schon wieder Medien

Erhalte von Eurostat die aktuelle Ausgabe der Arbeitskräfteerhebung der Europäischen Union auf zwei DVDs. Gedächtnismäßig möchte ich mich nicht zu weit aus dem Fenster lehnen, aber ich vermute stark, daß ich ein CD-Rom- oder DVD-Laufwerk zum letzten Mal benutzt habe, als ich damals die aktuelle Ausgabe der Arbeitskräfteerhebung der Europäischen Union (auch auf zwei DVDs) erhalten habe, im Sommer 2012.

Patrick Präg

22.09.2015

Text-Kürzung

Seit einigen Tagen nutze ich eine Optische Funkmaus für 4,99 Euro, die als Zusatzfunktion meine Texte kürzt, indem sie während des Schreibens unangetastet dazwischenfunkt und alles löscht. So werden aus den zehn geantworteten Sätzen im zweiten Anlauf fünf, und beim dritten Antwortversuch reichen schon sieben Worte, um alles gesagt zu haben.

Sokoban-Spielerin

September 2015

Wie man in Bordeaux rumkommt

Nach fünf Jahren Frankreichurlaub an der Atlantikküste fahren wir endlich mal nach Bordeaux. Mein Mann hat schlechte Erfahrungen mit Paris und Lyon gemacht, also haben wir ein bisschen Angst, in eine französische Großstadt zu fahren.

Ein Irrtum, wie sich rausstellt. Wenn man nach Bordeaux will, fährt man auf die Autobahn, dann folgt man der Autobahn bis zur Ausfahrt Zentrum und fährt dann noch ungefähr fünf Minuten geradeaus, bevor man mitten im Zentrum in ein unterirdisches Parkhaus abbiegt. Zack, fertig! Aber darum geht es gar nicht.

Nachdem ich mich schon im letzten Jahr über die Elektrobusse in Bayonne gefreut habe, freue ich mich in Bordeaux zunächst über die hübsche Straßenbahn, die sehr hübsch neu aussieht und einem beim Schlendern durch die Innenstadt immer wieder begegnet. Überhaupt ist die Innenstadt erfreulich autofrei, gelegentlich gibt es Ein- oder Ausfahrten von Parkhäusern und dementsprechend wohl auch einzelne Straßen, auf denen Autos fahren dürfen. Dafür muss man immer aufpassen, dass man nicht von Fahrradfahrern umgenietet wird.

Beim zweiten Bordeaux-Ausflug sehe ich dann auch wieder einen Elektrobus. Die Busse sind kleiner als die üblichen deutschen Busse, müssen ja aber auch durch deutlich engere Sträßchen. Anders als in Bayonne ist die Benutzung auch nicht umsonst, aber hey! Elektrobusse! Die Zukunft der öffentlichen Verkehrsmittel ist in Frankreich nach meinen … ähem … umfangreichen Recherchen jedenfalls etwas früher angekommen als in Deutschland.

Anne Schüßler

September 2015

Laufen mit Stöpseln, oder: Spiel mal wie Philip Glass

Spotify Running: Ich bin mir nicht sicher, ob ich wirklich mit Musik laufen will. Eigentlich nehme ich lieber mit allen Sinnen meine Umgebung auf. Andererseits interessiert mich die Idee, mich von der Musik im Rhythmus hal-

ten zu lassen. Hundertfünfundsechzig *beats per minute* will ich, fünf mehr als der voreingestellte Durchschnitt. (Ich vermute, neunzig Prozent aller Läufer stellen sich fünf beats mehr als der Durchschnitt ein.) Beim ersten Mal habe ich meine *Recommendations* laufen lassen, aber bei der Suche durch das Universum der Musik, die mir aufgrund meiner bisherigen Hörgewohnheiten gefallen könnte und außerdem hundertfünfundsechzig *beats per minute* hat, förderte der Algorithmus alte Demo-Aufnahmen von R.E.M. zu Tage, die mir zu garagenmäßig klangen; ich fragte mich immer, ob mir die Stöpsel halb aus den Ohren gerutscht waren oder ob das wirklich so klingen sollte. Erst auf der Zielgeraden kam mit *The Descent* von Bob Mould so richtig was, worauf wir uns hätten einigen können.

Neulich abend im Hotel auf der Laufmaschine habe ich mich dann durch die verschiedenen synthetischen Programme gehört und blieb bei *Seasons* hängen – minimalistisch-orchesterhaft, ein bisschen wie Philip Glass, oder so als würde man einem Computer sagen: Spiel mal wie Philip Glass. Mir gefiel das so gut, dass ich länger auf dem Laufband blieb, einfach nur um zu hören, wie es weitergehen würde. *Seasons* hab' ich dann auch letzten Samstag auf der Runde am Fluss gehört. Geht. Macht Spass. Neue Bestzeit. Nur, dass die Umgebung zurücktritt und fast genauso zur Kulisse wird wie die Musik aus den Ohrstöpseln. Aber was mich technisch am meisten verblüffte, war mein Laufapparat. Dass ich schneller oder langsamer laufen kann, ohne die Schrittfrequenz zu verändern. Ich machte es, und fragte mich dabei die ganze Zeit, wie ich das eigentlich mache.

André Spiegel, zuerst veröffentlicht im fortlaufenden Blog

22. September 2015

Das Schwarze ist keine Hilfe, das Weiße auch nicht, aber mit dem Braunen geht es

Ich unterrichte in einem grossen, neuen Campus in immer wieder anderen und immer wieder anders ausgerüsteten Räumen. Heute findet mein Workshop in einem kleinen, tageslichtfreien Raum statt, den ich noch nicht kenne. Ich stelle kurz vor Unterrichtsbeginn – davor war der Raum belegt – fest, dass es darin weder einen Beamer noch ein FlipChart noch eine Wandtafel und schon gar keinen Hellraumprojektor gibt. Ein Reinigungsinstrument für das an der Wand montierte Whiteboard ist vorhanden, nicht jedoch passendes Schreibzeug. Ich renne ins zuständige Sekretariat und lasse mir eine Packung Stifte geben. Zweifel an deren Abwaschbarkeit – es wäre nicht das erste Mal, dass ich ein Whiteboard unbedacht ruiniere – fegt die Assistentin mit einer Handbewegung vom Tisch. Ich teste die Stifte trotzdem und prompt fällt der Test positiv aus. Die Studierenden zeigen auf den mobilen Bildschirm und frotzeln: „Du musst auf das schwarze Teil hier schreiben.“ Schliesslich kleben wir ein Stück Packpapier auf das Whiteboard und beginnen mit der Arbeit.

Franziska Nyffenegger

23. September 2014

Beinahe zum ersten Mal in der automatischen Passkontrolle

Am Flughafen München bin ich versucht, die automatische Passkontrolle auszuprobieren, traue mich dann aber doch nicht: Das System heißt EasyPASS und ist mit einem Logo versehen, dem ich zutraue, zu bedeuten "auf deinem Pass muss dieses Zeichen aufgedruckt sein, sonst wirst du abgewiesen und für deine Unfähigkeit getadelt, offensichtliche Schilder richtig zu lesen, so wie beim letzten Mal". Beim Warten in der Schlange vor der nicht ganz so automatisierten Passkontrolle google ich EasyPASS und komme zu dem Schluss, dass ich wohl doch hineingedurft hätte. Automatisch gesichtserkannt hätte man mich! Aber jetzt die Schlange zu wechseln wirkt bestimmt verdächtig, und die Schlange vor der Passkontrolle ist ein ungünstiger Ort zum Verdächtigwirken. Beim nächsten Mal dann.

Kathrin Passig

23. September 2015

Free WiFi! Power sockets! At least in theory!

Ich fahre mit einem luxuriös ausgestatteten "Stagecoach"-Bus von Fife Richtung Edinburgh: WLAN *und* Steckdosen an den Sitzen! Ich möchte im Techniktagebuch-Redaktionschat damit prahlen, aber das WLAN funktioniert nicht. Die Steckdose auch nicht, wie sich kurze Zeit später herausstellt. An der nächsten Haltestelle müssen wir alle den Bus verlassen und in einen äl-

teren umsteigen, in dem es WLAN und Steckdosen nicht einmal theoretisch gibt. Eigentlich ist es ja auch egal. Ich habe mein eigenes Internet und einen Zweitakku dabei. Ich hätte nur gern, dass die Zukunft schon da ist.

Kathrin Passig

23. September 2015

Man muss online sein, um online gehen zu können

Ich wohne seit August in Frankreich, brauche also eine französische SIM-Karte, um unterwegs online sein zu können. Nach kurzer Recherche entscheide ich mich für den Anbieter Lebara. Der Preis von 10 € für ein Gigabyte mobile Daten mit 30 Tage Gültigkeitsdauer erscheint mir ein üblicher Tarif. Außerdem ist Lebara ein britischer Reseller, d. h. die Website ist auch komplett auf Englisch verfügbar.

Ich kaufe die SIM-Karte im lokalen Supermarkt. Vom 10 €-Kaufpreis der SIM-Karte werden bei Aktivierung 7,50 € gutgeschrieben. Weil das für 1 GB Daten nicht ausreicht, muss also auch ein 10 € Ladebon her.

Zuhause setze ich die SIM-Karte ein, aktiviere sie online und kaufe das Datenpaket. Ich kann SMS senden und empfangen, aber die Internetverbindung kommt nicht zustande.

Bei der online Fehlersuche (im heimischen WLAN) stoße ich auf der britischen Lebara-Seite auf eine App, die heruntergeladen werden muss, um das mobile Internet nutzen zu können. Mit Hilfe dieser Info finde ich die Angaben schließlich auch auf der englischsprachigen französischen Lebara-Seite:

"Your mobile should be automatically configured for Lebara internet. If you have any connection issues, click here."

Man wählt seine Plattform, gibt seine Telefonnummer an, erhält den Hinweis, dass man online sein muss, damit man online gehen kann und schlussendlich erhält man eine SMS mit einem Link zu einer Konfigurationsapp, die man aus dem Playstore herunterlädt.

In der Lebara-Konfigurationsapp gibt man erneut seine Telefonnummer an, um eine Konfigurationsnachricht per SMS zugeschickt zu bekommen, die man antippen muss und die dann das Handy konfiguriert.

Wenn man mitten im Vorgang den “Zurück”-Button am Handy drückt, um doch noch schnell einen Screenshot für das Techniktagebuch zu machen, ist die Konfigurationsnachricht verschwunden und muss erneut beantragt werden. Bei den normalen SMS ist sie zumindest nicht zu finden. Bevor man sie erneut beantragen kann, muss man allerdings 5 Minuten warten.

Das Antippen der SMS und das Konfigurieren funktionieren dann klaglos, ich bin online. Drei Tage nachdem ich meine SIM-Karte in Betrieb genommen habe, erhalte ich eine Nachricht von Lebara, dass der Preis des 1 GB Datenpakets auf 11,99 € erhöht wird.

26 %
00:14
CP-Nachricht
Anwendung
Lebara Internet [Internet]
URL
http://m.lebara.fr
APN
fr.lebara.mobi
Proxy
Leer
Port
Leer
Lesezeichen
http://m.lebara.fr
Empfangsdatum
23.09.2015
Abbruch
Installieren

verenka

23. September 2015

In weiter Ferne, so nah

Ich spiele auf meinem iPhone 4s "The Simpsons Tapped Out". Gleichzeitig höre ich nebenbei auf Spotify meine Playlist der Woche.

Die Playlist spielt mir einen Song in den Hintergrund, der mir gefällt. Ich will wissen, wer das ist, kann das Spiel im Vordergrund aber nicht schließen: Die erneute Verbindung mit dem Electronic Arts-Server, auf dem Tapped Out läuft, würde bestimmt zwanzig Sekunden dauern – so viel Zeit habe ich natürlich nicht. Das Spiel ist bekannt dafür, notorisch unzuverlässig zu sein und auch gerne gar nicht zu starten, weil die Verbindung mit Electronic Arts nicht zustande kommt.

Lösung: Mein Spotify-Verlauf wird zu last.fm "gescrobbelt". Ich rufe am Desktoprechner, neben dem ich sitze, mein Profil bei last.fm auf und sehe sofort: "Are you satisfied?" von Slaves. Dauer der Abfrage: fünf Sekunden. Zeitlich bleibe ich also deutlich im Plus, obwohl die Informationen erst nach Übersee müssen und wieder zurück. Das Spiel bleibt derweil ununterbrochen.

Marcus Albrecht

September 2015, aber wohl schon länger

Das Heim als Ankerplatz

Kathrin: Ich merke, wie sich meine Handygewohnheiten durch den externen Anker-Akku verändern: Oft nutze ich den auch zu Hause aus purer Steckdosenanschließträgheit. Ich verwende den Anker eigentlich als Verlängerungskabel (auch in Hotelzimmern und an anderen Orten, an denen die Steckdosen nicht da sind, wo ich sie brauche).

Angela: Die Leute, die ich kenne und die sowas besitzen, machen den gar nie ab. Naja, ok, zum Aufladen schon, aber sie haben ihn auch zu Hause dran, nicht nur unterwegs.

Alex: Ich bin neulich zum ersten Mal mit Anker in der Gesäßtasche und Handy in der Vordertasche meiner Jeans durch die Wohnung gelaufen, weil ich beim Regaleaufbauen Musik hören wollte. Meine Frau meinte später, das habe sie auch schon häufiger getan.

Volker: Ich hab das die ersten Tage nach Reaktivierung des alten Smartphones sogar machen müssen, weil CyanogenMod und die Google Dienste es in einen Handwärmer verwandelt hatten, bis ich das Energietuning fertig hatte.

André: Ich habe mir zu meinem großen Anker mit Taschenlampe extra noch den kleinen Lippenstift-Anker gekauft, um ihn besser mit mir herumtragen zu können, eingestöpselt hin oder her. Das fünfzehnjährige Mädchen in mir hätte ihn sich beinahe in Pink gekauft, was ich toll fand und finde, aber ich hab' mich dann doch für Schwarz entschieden.

sleeplessdarkhorse: Ich benutze meinen Anker auch ständig in der Wohnung. Ist einfach mobiler. Meistens hab ich den Anker in der einen Hosentasche und das Handy in der anderen. Dazwischen baumelt ein mehrfach geklebtes Applekabel. Über Nacht lade ich den Anker auf und das Handy bekommt Strom aus der Steckdose am Bett.

Felix: Auf der re:publica 2015 habe ich das erste mal einen externen Akku wahrgenommen. Vor Kurzem habe ich mir dann auch einen Anker gekauft und mit ihm hat sich mein Aufladeverhalten schlagartig geändert. Das Handy lade ich jetzt fast nur noch nachts an der Steckdose, tagsüber ist das Ladekabel einfach zu kurz und ich kann dem armen Ding ja kaum zumuten, dass es stundenlang unbeachtet bleibt und nur mit Stromtanken beschäftigt ist,

wo es doch eigentlich wichtige Dinge zu tun hat. Mein Anker hält bei diesem Ladeverhalten recht lange durch, ungefähr zwei Wochen, dann muss er auch mal an die Steckdose.

Kathrin Passig, Angela, Alexander Matzkeit, Volker König, André Spiegel, sleeplessdarkhorse, Felix Lorenz

September 2015

Zur Steckdose links abbiegen

Am Flughafen Edinburgh:

Den Supercharger gibt es hier offenbar schon seit Oktober 2014, das Schild sehe ich heute zum ersten Mal.

Kathrin Passig

2015-09-24

Statt Werbung ein Thank you

Zum ersten Mal sehe ich auf meinem Smartphone einen Zeitungsartikel, in dem dort, wo sonst üblicherweise Werbung ist, graue, grob verpixelte Flächen sind, in denen »Thank you for being a Contributor« steht. Google hat nämlich vor wenigen Tagen den Dienst Google Contributor eingeführt. Für einen Monatsbeitrag von fünf bis fünfzehn Dollar verspricht der Dienst, Werbung, die über Google geschaltet wird, auszublenden und stattdessen den Anbieter der Webseite direkt aus meinem Monatsbeitrag zu bezahlen.

(Tatsächlich ist es noch etwas komplizierter: Ein Benutzer, der als Contributor registriert ist, nimmt mit seinem Monatsguthaben an der Echtzeit-Auktion der Anzeigenfläche teil, genauso wie die möglichen Inserenten. Abhängig von der Höhe des Monatsbeitrags steigt die Wahrscheinlichkeit, dass der Benutzer die Auktion gewinnt.)

Eine Abrechnung bei Google zeigt mir, dass ich in der ersten Woche unter anderem 29 Cent an Mashable bezahlt habe, 4 Cent an die Washington Post, 2 Cent an Salon, und weniger als einen Cent die ZEIT. Wenn ich das richtig sehe, habe ich also jetzt ein Abo bei Hunderttausenden, wenn nicht Millionen von Websites, das auf Micropayments beruht. Warum ging das nicht früher?

Ich bin neugierig, ob das nicht nur auf dem Smartphone, sondern auch im großen Browser auf dem Laptop funktioniert. Das ist gar nicht so leicht herauszufinden, denn dazu muss ich erstmal den Adblocker abschalten. Ich tue das bei Mashable, wo ich auf dem Smartphone zum ersten Mal die grauen Thank you-Flächen gesehen habe. Aber statt grau sehe ich, was ich auf dem Laptop noch nie gesehen habe, nämlich Werbung. Ich will schon enttäuscht aufgeben und den Adblocker wieder einschalten, aber dann, nach dem dritten oder vierten Neuladen, erscheinen sie tatsächlich, die grauen Thank you-Flächen, und die Werbung ist wieder weg.

Toll. Als nächstes versuche ich es bei der ZEIT. Auch da erscheinen ein paar Thank yous, aber leider läuft wohl nicht alle Werbung der ZEIT über Google. Besonders die hässlichen, plärrenden, die Seite einrahmenden Werbeecken bleiben. Nein, das wird leider nichts, sage ich mir, und schalte seufzend den Adblocker für die ZEIT wieder ein. Ich habe auch keine Lust, auszuprobieren, ob ich vielleicht alle Anzeigen blockieren kann, bis auf diejenigen, die über Google Contributor ausgeblendet und zu einer direkten Zahlung an die ZEIT führen würden. Nein, die ZEIT wird auch in Zukunft ohne meine Werbeeinnahmen überleben müssen, zumindest wenn ich sie auf dem Laptop lese.

Die Obergrenze für den Monatsbeitrag könnte Google dagegen gerne auf zwanzig, dreißig oder fünfzig Dollar erhöhen, ich fände das einen angemessenen Preis für die vielen Publikationen, die ich Tag für Tag lese.

André Spiegel

September 2015

Das generische Smartphone verweigert den Dienst

›Aktenzeichen XY‹ ist eine Fernsehsendung im ZDF, in der ungelöste Kriminalfälle filmisch dargestellt werden, um von Zuschauern Hinweise zu bekommen, die idealiter zur Aufklärung des Falls führen. Die Sendung gab es vor zwanzig Jahren schon und gibt es vielleicht in zwanzig Jahren noch. Die gestrige Ausgabe war eine Art unangekündigter Themenabend ›Sexuell motivierte Gewalt gegen Frauen‹. In zwei Fällen wurden Szenen gezeigt, in denen junge Frauen zu Fuß nach Hause gingen (und letztlich von Männern angegriffen wurden). In beiden Szenen bedienten die Frauen während des Fußwegs ihr Handy. Und in beiden Fällen wurde filmisch dargestellt, dass das Handy nicht (mehr) betriebsbereit war – wahrscheinlich, um klar zu machen, warum die Frauen nicht ›einfach‹ die Polizei gerufen haben. Wir bekommen in beiden Fällen Gerät und Display in Großaufnahme zu sehen.

Obwohl der eine Fall im Jahr 2009 spielt und der andere im Jahr 2014, scheinen beide Frauen im Film dasselbe Smartphone zu nutzen. Im einen Fall ist darauf als Markenname ›Santo‹ zu lesen; kein tatsächlicher Handyhersteller heißt meines Wissens so. Beide Telefone scheinen über dasselbe Betriebssystem zu verfügen, das mit keinem mir bekannten Handy-Betriebssystem identisch ist. Die Bildschirmaufteilung ist in beiden Fällen gleich. Die dominante Farbe im Display ist blau. Ganz oben sieht man einen dunkelblauen Balken mit sechs weißen Elementen: Links stehen – als Symbol für die Stärke des Netzempfangs – vier Säulen, deren Höhe von links nach rechts steigt. Rechts daneben steht ein Text, der im zweiten Fall ›KEIN NETZ‹ lautet, im ersten ›4G.MOBILE‹ (ein fiktiver Mobilfunkanbieter). In der rechten Hälfte des Balkens sieht man den Umriss eines länglichen Rechtecks mit einem Knubbel oben – eine stilisierte Batterie, die zu demselben Prozentsatz mit einem weißen Balken gefüllt ist wie der Akku mit Energie. Links davon steht der Füllungsgrad in Zahlen (2% im einen, 79% im anderen Fall). Ganz rechts stehen zwei stilisierte Zeichnungen: ein Zahnrad, das ich als Symbol für ein Menü mit Einstellungen interpretiere, sowie Kopf und Rumpf eines Menschen, wohl als Symbol für den persönlichen Benutzeraccount. Gut die Hälfte des Bildschirms nimmt etwas ein, das ich als ›Hauptbereich‹ bezeichnen würde; wir kommen gleich darauf. Unter dem Hauptbereich stehen zwei Reihen von Quadraten mit weißen Symbolen darauf: Die vier Quadrate der ersten Reihe haben unterschiedliche Farben – ganz links neongrün, daneben fahlblau, dunkelblau und orange. Der Kontrast ist bei den äußeren Symbolen so schwach, dass ich sie nicht erkennen kann. Auf dem fahlblauen Quadrat stehen vier Pfeile, die von der Mitte eines Quadrats je zu einer der Ecken zeigen. Dieses Symbol ist mir unbekannt. Auf dem dunkelblauen Quadrat sieht man eine stilisierte Uhr (für die Weckfunktion?). Die zweite Reihe, am unteren Rand des Displays, zeigt fünf Symbole auf blauem Grund: Ich sehe stilisierte Abbildungen einer Lupe (ich interpretiere das als Symbol für die Suchfunktion), eines Smartphones (mir unklar), eines Taschenrechners (Rechnerfunktion), eines Notizblocks (Notizfunktion) und zweier überlappender Sprechblasen (Nachrichtenfunktion).

Den in der Mitte des Displays gelegenen Hauptbereich füllt im ersten Fall eine stilisierte Batterie, die so aussieht wie die in der schmalen Leiste oben rechts, nur größer. Im weißen Umriss der Batterie befindet sich ein schmaler, orangefarbener Balken am unteren Rand, der den niedrigen Ladestand des Akkus anzeigt. Das Symbol blinkt; ein sich wiederholender Signalton ist zu hören. Unter dem Symbol steht ›Bitte Ladegerät anschließen‹. Oben rechts sehen wir, dass der Akku noch 2% hat. Trotzdem wird der Bildschirm im nächsten Moment schwarz. Ein weißer Kreis erscheint, dessen Umriss eine Lücke hat, die im Kreis wandert – ein Symbol, das seit Windows Vista signalisiert, dass das System (oder eine Anwendung) beschäftigt ist. Darunter steht: ›Gerät schaltet ab‹. Im zweiten Fall sehen wir im Hauptbereich ebenfalls ein blinkendes Symbol: ein Dreieck, das von einer horizontalen Linie unterstrichen und einer weiteren Linie ungefähr mittig durchbrochen wird. Das Dreieck hat eine punktartige Verdickung an der Spitze, von der nach links und rechts je drei, nach außen größer werdende Halbkreise ausgehen. Das Ganze soll offenbar einen Funkturm und davon ausgehende Funkwellen darstellen. Auch dieses Symbol blinkt; darunter steht ›Kein Netzempfang – Offline‹. Derselbe Warnton, der im ersten Fall einen fast leeren Akku signalisiert hat, ist zu hören.

Die beiden Szenen sind zum Zeitpunkt des Schreibens auf einem YouTube-Kanal zu sehen, der inoffiziell die Sendungen von ›Aktenzeichen XY‹ hochlädt: hier die erste Szene, hier die zweite. In zwanzig Jahren werden diese beiden Links zweifelsohne tot sein.

Über die Darstellung von Technik in ›Aktenzeichen XY‹ könnte man eine Dissertation – oder wenigstens eine schöne Masterarbeit – schreiben, aber lassen wir es vorerst bei diesem Text.

Christopher Bergmann

25. September 2015

Das Display ist schon wieder kein Touchscreen und der Mauspfeil hat noch nie eine Maus gekannt

Ich will meiner Mutter einen Text zeigen. Weil wir uns gerade im selben Raum aufhalten, reiche ich ihr mein Macbook, anstatt ihr den Link auf ihr iPad zu schicken. Zum Scrollen fasst sie vergeblich auf das Display, das kein Touchscreen ist, und ich muss lachen, weil ich dieses Verhalten nur von anderen Verwandten kenne, die rund 70 Jahre jünger sind als sie.

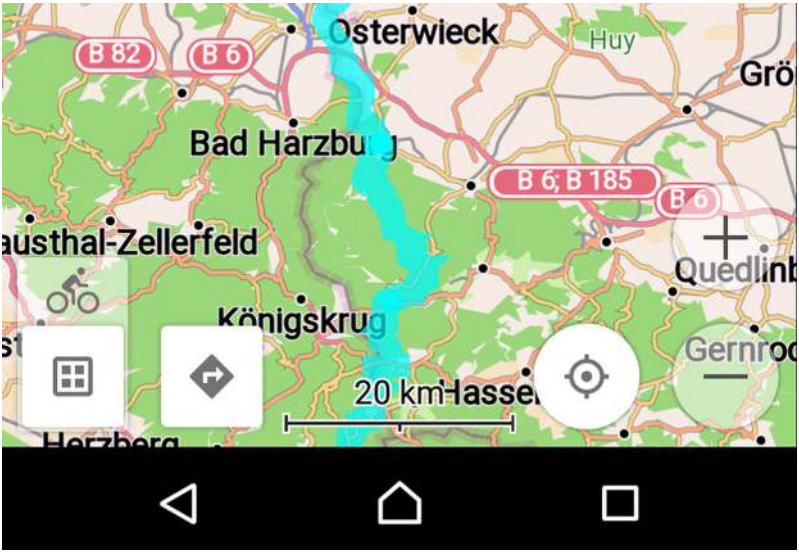
"Da unten" sage ich, "auf dem Feld kannst du scrollen". Sie weiß erst nicht, wie ich das meine, und mir wird klar, dass sie die Entwicklungsstufe "Touchpad" übersprungen hat. "Wie auf deinem iPad", sage ich, und sie versucht es, aber wieder erfolglos. "Nein, doch nicht wie auf dem iPad", sage ich, "hier brauchst du zwei Finger". Ich demonstriere das Scrollen. Sie kommt dreißig Sekunden lang allein klar, dann taucht irgendein Kontextmenü auf und verdeckt den Text. "Daneben klicken, äh, tippen", sage ich. Wieder fasst sie das Display an. "Nein, auf dem Touchpad." Es klappt nicht, weil man zuerst den Mauspfeil neben das Menü bewegen und dann dorthin tippen muss.

Ich hatte längst vergessen, wie erklärungsbedürftig diese ganze Touchpadsache eigentlich ist. Während meine Mutter den Text zu Ende liest und dabei hin und wieder auf das Display fasst, frage ich in der Techniktagebuchredaktion, wie man eigentlich zum Mauspfeil sagen soll, wo doch schon lange keine Maus mehr im Spiel ist – ich habe seit 2008 keine mehr und kann inzwischen auch nicht mehr so gut mit ihr umgehen. Wir kommen zu keinem Ergebnis.

Kathrin Passig

25.09.2015

Ein Navi ist nicht genug



Screenshot: Navigationssystem OsmAND+ mit gpx-Track des Iron Curtain Trail

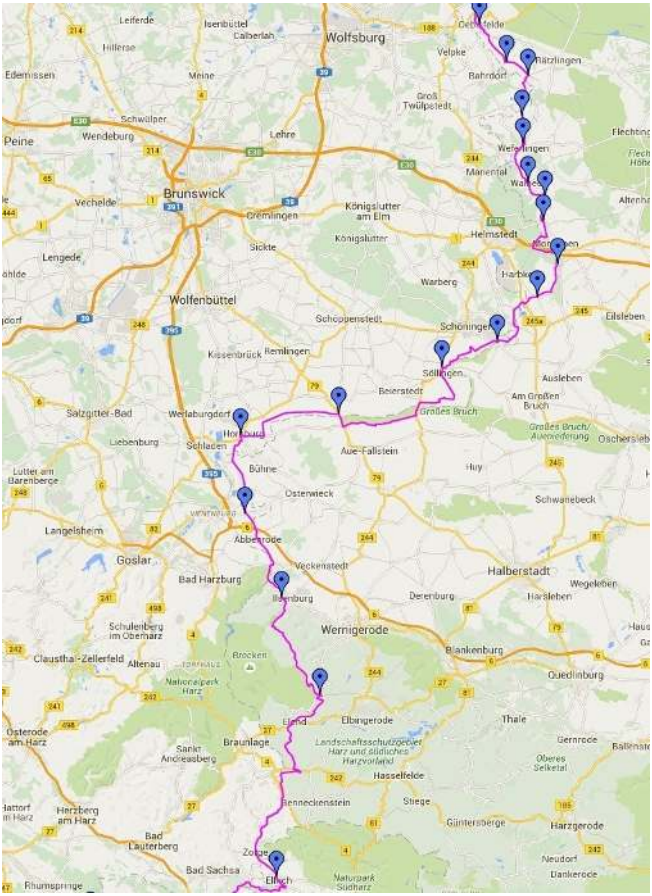
Mit W. bin ich eine Woche per Fahrrad entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze unterwegs. Der *Iron Curtain Trail*, der von der Barentssee bis zum Schwarzen Meer reicht, ist auf seinem deutschen Teilstück sehr unterschiedlich ausgeschildert – das hatten wir schon vor zwei Jahren auf unserem ersten Trip vom Priwall an der Ostsee bis Oebisfelde bei Wolfsburg festgestellt. Und dass das Buch mit Kartenmaterial speziell zum Radweg entlang

der ehemaligen Grenze schon mehr als acht Jahre alt ist, hilft mancherorts auch nicht weiter. Also fahren wir nach elektronischer Karte. Allerdings: Ein Navigationssystem reicht uns nicht. Es müssen schon drei sein.

Auf seinem iPhone hat W. Zugriff auf die *OpenCycleMap* – die zeigt allerdings nicht immer den Verlauf des Radwegs auf oder an der Grenze. Vor allem aber: Die Karte ist davon abhängig, dass ein Mobilfunknetz mit entsprechender Datenkapazität erreichbar ist. Und das ist in den abgelegenen Regionen entlang des früheren Eisernen Vorhangs oft verdammt schwierig. Edge ist schon Glückssache, oft genug gibt es noch nicht mal das. Also nichts, worauf man sich wirklich verlassen kann.

Auf meinem Android-Handy habe ich in die Navigations-App OSMAND+ auf OpenStreetMap-Basis den gpx-Track des Radwegs geladen. Der große Vorteil: Diese Karte und der Radweg sind damit auch offline verfügbar, jenseits der Mobilfunknetze. Nur ein GPS-Signal ist nötig (das es allerdings in dicht belaubten Wäldern auch nicht immer gibt).

Als drittes System haben wir einen klassischen GPS-Empfänger dabei. Auf den ließe sich vermutlich auch der Track des Radwegs laden, allerdings hatten wir weder Zeit noch Lust, uns mit der Konversion der Daten in die proprietäre Software des Empfängers zu beschäftigen. So dient uns das GPS-Gerät als elektronischer Kompass, vor allem aber als Logbuch, das unsere Strecke aufzeichnet und uns am Abend das Schulterklopfen ob der absolvierten Kilometer und Höhenmeter ermöglicht.


Wolfsburg
Brunswick
Wolfenbüttel
Helmstedt
Schöningen
Sülldorf
Beierstedt
Weferlingen
Harbke
Hornburg
Schladen
Osterwieck
Abbenrode
Ilsenburg
Wernigerode
Elbingerode
Elbach
Leiferde
Isenbüttel
Calberlah
Velpke
Bahrdorf
Groß Twülpstedt
Schwülper
Wendeburg
Lehre
Meine
Edemissen
Peine
Vechelde
Gremlingen
Königslutter am Elm
Königslutter
Sickte
Lengede
Warberg
Schoppenstedt
Kissenbrück
Remlingen
Salzgitter-Bad
Liebenburg
Bülme
Aue-Fallstein
Huy
Schwanebeck
Langelshelm
Goslar
Bad Harzburg
Veckenstedt
Halberstadt
Wegeleben
Derenburg
Harsleben
Schulenberg im Oberharz
Clausthal-Zellerfeld
Altenau
Brocken
Blankenburg
Quedlinburg
Thale
Osterode am Harz
Braunlage
Sankt Andreasberg
Hasselfelde
Stiege
Gernrode
Oberes Selketal
Herzberg am Harz
Bad Lauterberg
Zorge
Bad Sachsa
Günnersberge
Harzgerode
Neudorf
Dankerode
Rhumspringe
Naturpark Südharz
Landschaftsschutzgebiet Harz und südliches Harzvorland
Nationalpark Harz
Großes Bruch
Am Großen Bruch
Ausleben
Oschersleben
Eilsleben

	date	total	max speed	moving time	stopped	moving avg.	overall avg.	total ascend
wolfsburg		[km]	[km/h]	[hh:mm]	[hh:mm]	[km/h]	[km/h]	[m]
sat	19/09/2015	57.46	40.3					169
sun	20/09/2015	38.04	46.6	04:14	01:43	13.7	9.7	377
mon	21/09/2015	56.08	33.3	04:02	02:27	13.9	8.6	245
tue	22/09/2015	37.41	55.1	03:03	02:01	12.2	7.4	489
wed	23/09/2015	72.78	55.6	05:51	03:13	12.4	8	964
thu	24/09/2015	89.13	42	05:35	03:26	15.9	9.9	416
fri	25/09/2015	89.16	32.1	05:45	03:59	15.5	9.2	387
sat	26/09/2015	19.13	48.8	01:13	00:19	15.6	12.4	238
huenfeld		**TOTAL**	max	avg	avg	avg	avg	**TOTAL**
		459.19	55.6	04:14	02:26	14.2	9.3	**3285**

Natürlich könnten wir den Track auch von unseren Handys aufzeichnen lassen. Allerdings halten dann die Akkus nicht wirklich lange durch – und der GPS-Empfänger ist halt dafür ausgelegt, mit seinen zwei AA-Akkus den ganzen Radlertag lang auf Empfang zu bleiben.

Der Nachteil der Navigation per Handy zeigt sich aber dramatisch, als wir in einen heftigen Wolkenbruch geraten. Dem GPS-Gerät, am Fahrradlenker montiert, macht der Regen wenig – es hat nämlich keinen Touchscreen. Die berührungsempfindlichen Bildschirme der Handys dagegen machen in den Sturzbächen schon das Entsperren der Oberfläche zum Problem: Jeder dicke Regentropfen wird als Eingabe verstanden und verhindert, die korrekte PIN einzugeben. Keine schöne Situation, wenn man im strömenden Regen an einer Weggabelung steht und nur noch ins Trockene möchte.

Als wir nach einem solchen Guß nass bis auf die Unterhose sind und selbst dank GoreTex eigentlich wasserdichte Stiefel nichts nützen, wenn der Regen von oben reinläuft, freuen wir uns in unserer nächsten Unterkunft über die analogen Gewohnheiten der Betreiber: Die lesen noch eine richtige Zeitung auf Papier. Davon brauche ich einen ganzen Stapel, um meine Stiefel wieder trocken zu bekommen.

(Für die Fans der analogen Technik gibt es noch einen Leckerbissen im Fotoalbum dieses Trips: Dampfeisenbahnfahren!)

Thomas Wiegold

September 2015

E-Mail

In den letzten Monaten habe ich irgendwann aufgehört, regelmäßig meine E-Mails zu checken. Davor war das neben verschiedenen Messengern, Twitter und Facebook das Erste, was ich nach dem Aufstehen gelesen habe.

Offensichtlich rechne ich nicht mehr damit, über diesen Kanal relevante Informationen zu bekommen. Und tatsächlich gibt es selten Nachfragen wegen ausbleibender Reaktionen.

sleeplessdarkhorse

24. September 2015

Ich Festnetz

Beim Ausmisten meines Handy-Telefonbuchs stelle ich überrascht fest, dass meine SIM-Karte auch über eine Festnetznummer verfügt – zumindest habe ich einen Eintrag "Ich Festnetz" im Telefonbuch. Vermutlich habe ich die Nummer bei meinem E-Plus-Vertrag damals dazugebucht – einige Menschen aus meinem Freundeskreis hatten eine Flatrate fürs Festnetz, aber keine für Handynummern.

Neugierig schreibe ich eine SMS mit dem Wort "test" an meine Festnetznummer. Wider Erwarten kriege ich die SMS nicht zugestellt – aber ein paar Sekunden später werde ich von einer 8-stelligen Nummer angerufen. Eine freundlich-weiblich klingende Automatenstimme teilt mir mit, dass ich eine SMS erhalten habe, und liest sie auch gleich vor. Die Ansage erfolgt in Dauerschleife, bis ich irgendwann auflege.

Ich probiere das Spielchen nochmal. Diesmal jedoch lehne ich den Anruf ab. Das nimmt mein Telefon erst mal kommentarlos zur Kenntnis (außer, dass ich eine SMS über den vermeintlich verpassten Anruf kriege). Ich versuche, die Nummer zurückzurufen. "Die von Ihnen gewählte Nummer ist aus dem E-Plus-Netz nicht erreichbar", sagt eine wesentlich weniger freundliche, aber immer noch weiblich klingende Stimme.

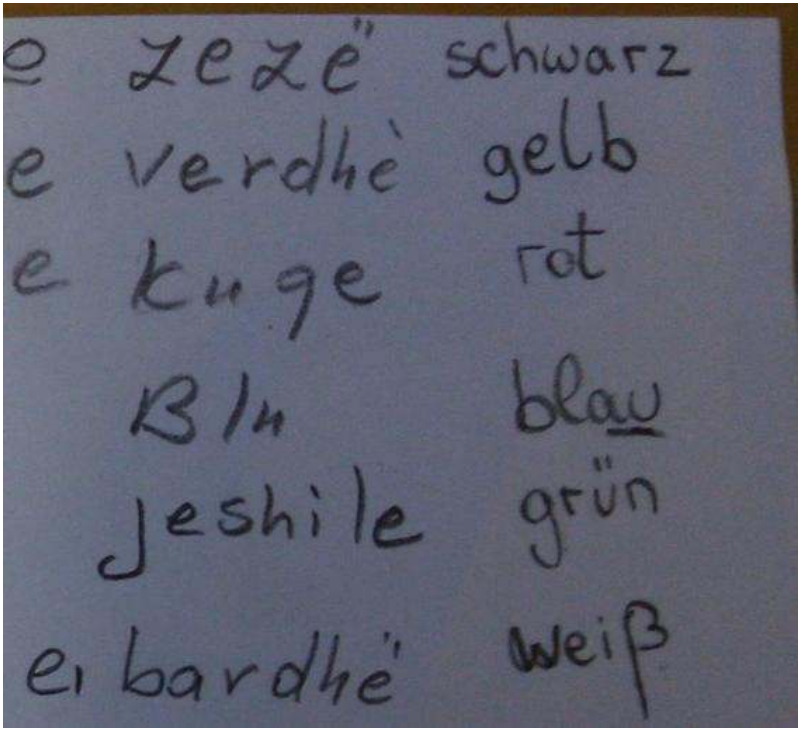
Zehn Minuten später kriege ich den Anruf nochmal. Ich gehe ran und lege sofort auf – diese Beharrlichkeit ist mir zu gruselig.

sympathischeufos

27. September 2015

Offline-Gamification wanted

Wir spielen mit albanischen Flüchtlingen Uno, ein Kartenspiel, und bekommen dabei mit, wie die Farben in ihrer Muttersprache heißen. Schnell entspinnt sich ein wilder deutsch-albanischer Wortaustausch, in den sich auch gelegentlich Englisch, Italienisch und Türkisch mischen. Die Albaner amüsieren sich über unsere Nachsprechversuche, sind aber insgesamt recht zufrieden damit. Die Zeit vergeht, S. schreibt gemeinsam mit den Flüchtlingen schon das vierte Blatt voll und bildet eifrig Sätze wie “Eine Tasse Kaffee mit Milch und einem Löffel Zucker, bitte!”. Plötzlich hält er inne und ruft aus: “Oh Mann, und für all das keine Punkte bei Duolingo!”



Alan Smithee

28. September 2015

Andere Branchen, andere Rahmenbedingungen für den Quadrocoptereinsatz

Vor zwei Tagen habe ich mit einem Nachbarn beim Anblick eines Spielzeug-Quadrocopters darüber diskutiert, ob man Quadrocopter wohl inzwischen auch bei Hochwasser einsetzt, um Hubschrauberflüge einzusparen. Die Feuerwehr benutzt sie ja schon, und im Internet ist bei Hochwasser immer alles voll mit vom Hubschrauber aus gefilmten Bildern. Heute begegne ich jemandem, der im Hochwasserschutz arbeitet, und stelle ihm die Frage. “Hm”, sagt er, “eigentlich fliege ich im Hubschrauber immer nur mit, wenn Politiker kommen. Die brauchen dabei halt jemanden, der ihnen erklärt, was da zu sehen ist.” Alles Sachdienliche erfahre man eigentlich vom Boden aus, da brauche man keine Luftbilder. “Ob einem halt das Wasser über die Gummistiefel rinnt oder noch nicht”, sagt ein Kollege.

Kathrin Passig

28.9.2015

Kommunikationserleichterung dank achtsamem Messenger

Über die App von Google Hangouts (vormals Google Talk) fragt mich ein Kollege: „Bist Du noch in der Redaktion?“ Bevor ich antworten kann, erscheint im Chatfenster ein Feld mit der Option „Standort freigeben“. Ich berühre es, werde zu Google Maps weitergeleitet, wähle aus den vorgeschlagenen Orten in meiner aktuellen Umgebung den zutreffenden aus und teile meine Position. „Frag mich auch!“, schreibt mein Gesprächspartner, nachdem ich von

dieser Zauberei erzählt habe. Wir finden heraus, dass das Feature derzeit nur auf dem Handy und nicht im Webinterface funktioniert. Zudem ist die Ortung nicht 100% präzise; Google vertut sich um eine Hausnummer.

Torsten Gaitzsch

September 2015

Wir können beide nicht bis zehn zählen

Die Sicherheitskontrollen, die man durchlaufen muss, um in die Zentrale einer mexikanischen Bank zu gelangen, sind strenger als alle, die ich je in deutschen oder amerikanischen Firmen, sogar in Behörden gesehen habe. Es reicht zum Beispiel nicht, an den verschiedenen Sicherheitsschleusen den richtigen Namen, einen Ausweis und das dazu passende Aussehen dabei zu haben. Man braucht außerdem einen dreistelligen Zahlencode, der jeden Tag neu vereinbart wird, und den ein Mitarbeiter der Bank einem vorher mitteilen muss.

Ich kriege meinen Zahlencode von Susanna, unserer Projektmanagerin, per WhatsApp. Am Eingang, der von einem Polizisten in schusssicherer Weste bewacht wird, ergibt sich allerdings ein Problem. Ich sage die Zahl langsam, wiederholt, eindringlich, ziffernweise auf Englisch, aber der Polizist sieht mich verständnislos an. Er kennt keins der zehn Ziffernwörter auf Englisch, genausowenig wie ich auf Spanisch. Nach einer ratlosen Weile, in der wir uns gegenseitig unverständliche Lautfetzen gesagt haben, zeigt er mir entnervt seinen Bildschirm. Ja, nicke ich glaubhaft, das ist die Zahl.

Am nächsten Tag ein anderer Polizist, dasselbe Spiel. Lösungen, auf die ich nicht komme:

- Die Zahl ziffernweise zu digitalisieren und sie mithilfe meiner zehn Finger, die dafür ja wie geschaffen sind, zu übermitteln.

- Die Zahl in arabischen Ziffern in eine App auf meinem Smartphone einzugeben und ihm dann das Display zu zeigen.

Stattdessen gibt er mir einen Kugelschreiber und bedeutet, ich möge die Zahl auf eine freie Stelle des Besucherlistenblatts schreiben. Ich tue es, er nickt, die Zahl stimmt.

Am nächsten Tag purzeln die Lösungen. Susanna schickt mir die Zahl jetzt nicht nur per WhatsApp-Textnachricht, sondern zusätzlich noch als Audionachricht in der richtigen, spanischen Aussprache. Das ist aber nicht mehr nötig, denn inzwischen habe ich die zehn Ziffernwörter auf Spanisch gelernt.

André Spiegel

29.9.2015

Amazon-Musikdownloads: Mehr Komfort, quatschige Begründung

Wenn ich bei Amazon Musik kaufe, möchte ich das Album / den Song gerne auf einer oder mehreren Festplatten haben. Zwar ist die Amazon-Cloud ein netter Service, aber ich bevorzuge beim Musikhören nicht permanent online sein zu müssen; das Hören von Musik aus der Cloud stelle ich mir gerade bei Bahnreisen durch großflächige deutsche Edge-Zonen sehr enervierend vor. Deswegen lade ich mir sämtliche Musik herunter, um sie nach Belieben auf meinen MP3-Player bzw. mein Smartphone überspielen zu können. Bisher erfolgte das Herunterladen mittels eines proprietären Programms namens „Amazon MP3-Downloader“. Das war ein wenig unkomfortabel, denn a) konnte man den Downloadort nicht bestimmen (stattdessen wurden in einem Ordner namens „Amazon Downloads“ Unterordner nach dem Schema „Interpret“ > „Albumtitel“ erstellt), b) hat sich während des Downloadvor-

gangs immer mal wieder ungefragt der schlimme Windows Media Player geöffnet und c) war das Launchen des Amazon MP3-Downloaders halt jedes Mal ein zusätzlicher Schritt.

Am 29. September 2015 teilt mir Amazon via E-Mail mit: „Der Amazon MP3-Downloader wird ab heute nicht mehr verfügbar sein. Stattdessen können Sie Ihre Musik nun direkt über den Web-Browser herunterladen.“ Hurra! Weiter: „Ihre Musikdateien werden nun automatisch in das ZIP-Format konvertiert, was einen schnelleren Datentransfer ermöglicht und Sie können somit Alben und mehrere Songs auf einmal herunterladen.“ Schnellerer Datentransfer! Das zuletzt von mir runtergeladene Album ist gezippt ca. 114.252 kB groß, entpackt ca. 120.708 kB. Das macht einen Geschwindigkeitsvorsprung von ungefähr einer Achtelsekunde, rechne ich aus. So viel Zeit hätte ich dann doch noch übrig. Und mehrere Dateien gleichzeitig herunterladen konnte man vorher auch schon.

PS: Beim Schreiben dieses Beitrags fällt mir auf, dass ich das Verhältnis von Musik in der Cloud zu Musik auf der Festplatte inzwischen so empfinde wie vor zehn Jahren noch jenes zwischen MP3 und physischem Tonträger.

Torsten Gaitzsch

29.9.2015

Internet kills the Collagenstar

Ich liege im Bett und kann mal wieder nicht schlafen. Also vertreibe ich mir die Zeit und mache mir Gedanken über Dinge, die mich gerade beschäftigen. Ich überlege, wie ich diesen Dingen Ausdruck verleihen könnte. Das mir vertraute Medium wäre Musik oder Aufschreiben, aber aus irgendwelchen Gründen denke ich, dass es eine visuelle Umsetzung sein muss. Das Problem ist nur, ich kann weder zeichnen noch malen. Dann kommt mir die rettende Idee: ich mache eine Collage, da muss ich nur Bilder ausschneiden

und aufkleben. In meiner Vorstellung habe ich schon Kleber und Schere in der Hand, aber dann wird mir klar, dass es weit und breit keine Zeitschriften gibt, aus denen ich Bilder ausschneiden könnte. Meine letzte Collage habe ich zu Schulzeiten gemacht und damals lag neben dem Sofa meiner Eltern immer ein großer Stapel irgendwelcher Illustrierten.

Mein halbschlafendes Hirn schafft den Zeitsprung in die Gegenwart und ich nehme mir vor, im Internet nach einer Collagensoftware zu suchen. Dann schlafe ich endlich ein.

sleeplessdarkhorse

Seit ungefähr 1998

Meine wirkungslose, aber bewährte Anti-Spam-Strategie

Wenn ich mich irgendwo im Internet neu anmelde, verwende ich eine Mailadresse, die vornerum aus dem Namen des jeweiligen Dienstes besteht: duolingo@example.com, telegram@example.com, spreadshirt@example.com. Ich muss dazu nichts gesondert einrichten, alles, was an irgendwas@example.com geschickt wird, landet bei mir. (example.com steht hier stellvertretend für die eigentliche Domain.)

Ursprünglich wollte ich damit beim Auftauchen von Spam diagnostizieren, wer meine Adresse weiterverkauft hat. Allerdings stellte sich schon bald heraus, dass die Dienste, bei denen ich mich anmelde, sich in dieser Hinsicht allesamt anständig benehmen. Spam habe ich immer nur an die Adressen bekommen, die irgendwo im Netz veröffentlicht sind. Aus diesem Grund steht im ersten Absatz nicht meine eigentliche Mailadresse.

Aus Gewohnheit bin ich trotzdem dabei geblieben. Manchmal kommt bei kleineren Anbietern eine irritierte Rückfrage, warum ich denn eine Mailadresse habe, die ihren Firmennamen enthält. Das gerade eingeführte Google Customer Match wird mich anhand der Mailadresse nicht meinen ganzen

Konten bei den Google-Anzeigenkunden zuordnen können, und ich werde weiterhin so schlecht personalisierte Werbung sehen (auf dem Handy) bzw. nicht sehen (auf dem werbegeblockten Laptop) wie bisher.

Kathrin Passig

Ab Mai 2015

Snapchat erschafft neue Bilderversendegewohnheiten

Irgendwann Ende Mai fange ich an, die App "Snapchat" wieder öfter zu verwenden. Bei Snapchat geht es darum, in der App gemachte Fotos mit oder ohne kurzen Kommentar zu versenden, die beim Empfänger höchstens 10 Sekunden sichtbar sind und dann auf Nimmerwiedersehen verschwinden. (Es sei denn, man macht einen Screenshot. Dies wird jedoch dem Sender angezeigt. Und irgendwo werden diese Bilder sicher auch gespeichert, aber das will man lieber nicht wissen.)

Primär kommuniziere ich mit zwei meiner besten Freunde über Google Hangouts, Bilder werden hauptsächlich darüber verschickt. Wenn ich ein Foto sende, speichert es mein Telefon aus irgendeinem Grund zwei Mal*.

Als ich vor allem mit einem der beiden öfter Snapchat benutze, ändert sich unser Bildsendeverfahren grundlegend. Fotos werden nicht mehr über Hangouts selbst verschickt, sondern quasi nur noch über Snapchat – vergängliche Momentaufnahmen also. Eventuelle Kommentare zu diesen Fotos erfolgen entweder über ein "Rückfoto" auf Snapchat oder eine Chatnachricht in Hangouts. Erscheint einem ein Bild doch mal wichtiger, macht man eben einen Screenshot.

Diese Art, Fotos zu verschicken, erscheint mir persönlich heutzutage als eine äußerst sinnvolle. Viele Bilder haben keinerlei Inhalt bzw. dienen nur zu kurzen Demonstrationszwecken ("Schau, ich habe da einen riesigen blauen Fleck" oder "Guck mal, neues T-Shirt!") ((~~Wie nützlich diese Informationen im allgemeinen sind, ist eine andere Diskussion.)~~) Mich stören diese oft (dop-

pelt!*) automatisch gespeicherten Fotos dann immer in meiner Galerie und sie manuell zu löschen erfordert Arbeit und Zeit, oft macht man das demnach gar nicht und sie müllen einem den Speicher zu. Wen interessiert denn nach zwei Wochen noch dieser blaue Fleck oder das T-Shirt? Richtig, niemanden.

Hier noch zwei Screenshots. Man sieht, diese Fotos haben mal mehr und mal weniger Erhaltungswert:

7
Alle gestört hier

* Dieses “doppelt speichern” hat sich Hangouts mit einer der neueren Versionen ab August inzwischen abgewöhnt. Snapchat benutzen wir aber weiterhin.

katzesagtmiau

29. September 2015

Die Taschen meiner Jacke sind veraltet

Im Innenfutter meiner halbwegs neuen Jacke gibt es auf der linken Brustseite eine quadratische Reißverschlusstasche. Offenbar soll sie zur Aufbewahrung von Musikabspielgeräten dienen, jedenfalls hat sie einen kleinen, sorgsam umsäumten Durchlass für ein Kopfhörerkabel.

Heute entdecke ich rechts eine weitere Spezialtasche, der Form nach für Handys gemacht.

Neben der Tasche als Größenvergleich ein Handy mit 5,5-Zoll-Display, derzeit ein übliches Format. Es passt nicht in die Tasche, die oben etwas enger ist als unten – vielleicht, um Handys am Herausfallen zu hindern. Im foto-

grafierten Handy spiegelt sich das fotografierende, stellvertretend für etwas weniger aktuelle Handys mit 5-Zoll-Display. Es passt ebenfalls nicht in die Tasche.

Gegenüber in der Musiktasche ist genug Platz für Handys, sogar mit Reserven für die Zukunft. Ein ganzer Discman würde da hineinpassen. Letztlich ist es egal, denn solange die Beintaschen noch nicht vollständig ausgestorben sind, stecke ich kein Handy in die Brusttasche. Sie ist mir zu weit von der Hand entfernt, zu umständlich zu erreichen.

Update: Wie mir nach dem Aufschreiben einfiel, könnte es sich bei der Discmantasche auch um eine Tasche für einen supergroßen Zweitakku handeln, durch deren Kabelöffnung man das Ladekabel zum selbstverständlich in der Hand getragenen Handy führt. In dem Fall wäre nicht die Taschenausstattung veraltet, sondern meine Interpretation.

Kathrin Passig

September 2015 und schon vorher

Die Digitalisierung der Kokosbonkjes

Die größten Ketten von Nicht-Discount-Supermärkten in den Niederlanden sind Albert Heijn, Jumbo und Plus. Will man wissen, was die Läden so verkaufen, oder seinen Einkauf dort planen, kann man auf die Websites und, außer bei Plus, auch in die App des jeweiligen Unternehmens schauen.

Dort kann man bei allen drei Ketten im kompletten Produktsortiment suchen – nicht nur in den Angeboten, sondern auch in Produkten, die gerade zum Normalpreis verkauft werden. Produkte findet man über Kategorien (zum Beispiel ›Frühstücksgetreide, Brotaufstriche, Snacks‹) oder einen Suchbegriff (zum Beispiel ›Kokos‹, woraufhin bei Albert Heijn 122 Produkte angezeigt werden: vom Duschgel bis hin zu Süßgebäck namens ›kokosbonkjes‹). Meines Wissens war Albert Heijn der Vorreiter in dieser Hinsicht. Jumbo zog

nach und stellte, neben einem Produktfoto und dem Preis, auch Inhaltsstoffe sowie Nährwertinformationen und Hinweise für Allergiker online. Inzwischen sind die verfügbaren Informationen bei allen drei Supermärkten praktisch identisch. Man kann online alles erfahren, was man auch auf der Verpackung des jeweiligen Produkts selbst lesen kann. Die Kokosbonkjes etwa enthalten 30 % Kokos, aber auch Ei und Gluten und haben 385 Kilokalorien auf 100 Gramm. Die Kontaktdaten des Herstellers inklusive Mailadresse oder Telefonnummer stehen auch da (was bei den Kokosbonkjes von der Albert-Heijn-Eigenmarke der Supermarkt selbst ist).

Sowohl online wie auch in der App kann man Produkte einer Einkaufsliste hinzufügen. Da ich – erst aus praktischen Gründen, später aus Gewohnheit – fast nur bei Albert Heijn einkaufe, kenne ich deren App am besten. Darin gibt es ein paar Optionen, die man nutzen kann, wenn man mit einem an eine Kundenkarte gekoppelten Account angemeldet ist und eingestellt hat, in welcher Filiale man einkaufen möchte: Man kann sich zum Beispiel anzeigen lassen, ob die gewählten Produkte in diesem Laden verfügbar sind. Das sind allerdings keine Live-Lagerbestände, sondern nur allgemeine Informationen, ob die Filiale die Kokosbonkjes grundsätzlich führt. Auch kann man, nachdem man die Kokosbonkjes und alles Weitere auf seine Einkaufsliste gesetzt hat, diese Liste so sortieren lassen, dass die Reihenfolge der angeblich optimalen Laufroute durch den Markt entspricht. Ob die Route wirklich optimal ist, habe ich nicht getestet, aber sie verhindert nach meiner Erfahrung erfolgreich, dass man kurz vor der Kasse noch mal durch den halben Laden zurück zum Obst muss, weil man eine Limette vergessen hat. Wer sich die Lauferei komplett sparen will, kann andere den Einkauf erledigen lassen und die ganzen Sachen entweder liefern lassen oder sie an einem ›Pick-Up Point‹ abholen. Letzteres geht nur bei relativ wenigen Filialen und habe ich noch nicht ausprobiert.

Als ich die App zum Schreiben dieses Artikels öffne, fällt mir zweierlei auf: Die Liste der zuletzt gekauften Produkte, die die letzten drei Monate umfasst, ist ziemlich leer. Es ist wohl schon eine Weile her, dass ich dort gewesen bin. Auch ist ein neuer Punkt, nämlich ›Zelfscannen‹, im Menü hinzugekommen.

Offenbar kann man seine Sachen direkt beim Einkaufen mit dem Smartphone scannen, sofern man mit dem kostenlosen WLAN der jeweiligen Filiale verbunden ist. Bezahlt wird dann an einer Bezahlsäule am Ausgang. Vielleicht muss ich mal wieder zu Albert Heijn.

Christopher Bergmann

September 2015

Mit Google Maps durch die Mark Brandenburg

Mir fällt die Decke auf den Kopf und ich habe Lust, einfach von meiner Haustür aus loszulaufen. Die fixe Idee ist, von Berlin-Kreuzberg aus einmal quer durch Deutschland in meine Heimatstadt im Südwesten zu spazieren. Vier Tage und 18 Stunden veranschlagt Google Maps für die 556 Kilometer – wenn man ohne Pause zu Fuß unterwegs ist. Realistisch wären für mich dann wahrscheinlich vier Wochen.

Ich will erst einmal klein anfangen und schauen, wie weit ich in einer Woche komme. Aus Faulheit und Abenteuerlust verlasse ich mich auf Google Maps und habe vorher keine Wanderwege oder besonders schönen Routen recherchiert. Mein Weg durch Berlin führt so fast ausschließlich an einer Hauptverkehrsstraße entlang, die mal Rheinstraße, mal „Unter den Eichen“, mal Potsdamer Chaussee heißt, und mich direkt aus der Stadt in die Region Potsdam-Mittelmark leitet.

Meist geht es über sandige Waldwege, manchmal muss ich kurze Strecken am Rand der Fahrbahn von Landstraßen zurücklegen. Google Maps erweist sich als verlässlicher Führer, ich gehe nicht im Wald verloren. Auf dem Weg vom Schwielowsee ins Dörfchen Brück verlasse ich mich trotzdem lieber auf den Rat der Einheimischen, den Truppenübungsplatz Lehnin nicht zu durchqueren, der sei Sperrgebiet, „und in letzter Zeit machen die wieder Ballerspiele“.

Auch wenn ich meine Route nur danach auswähle, dass sie die schnellste Verbindung zwischen A und B ist, komme ich an hübschen Dörfern und idyllischer Natur vorbei. Zufällig erfahre ich, dass hier auch irgendwo der europäische Fernwanderweg E11 entlangführt, auf Google Maps ist er aber nicht verzeichnet.

Beim Einsam-durch-den-Wald-Laufen habe ich zunehmend ein mulmiges Gefühl, das Anschauen von Horrorfilmen hinterlässt halt doch seine Spuren. Und die Einheimischen können ohnehin nicht nachvollziehen, wie man sich das als Frau alleine trauen kann („Zu DDR-Zeiten hätten Sie hier im Bikini durch den Wald rennen können, und es wäre Ihnen nichts passiert, aber heutzutage…“). Die eine oder andere Story über die Wolfsrudel haben sie auch in petto, die sich hier seit einigen Jahren wieder ansiedeln. In der Hoffnung, dass dort an einem sonnigen Altweibersommersonntag ein bisschen mehr los ist, lasse ich am fünften Tag meiner Wanderung deshalb das Handy im Rucksack und orientiere mich an den Wegzeichen des Kunstwanderwegs Hoher Fläming. Aber auch hier begegne ich nur zwei Paaren, meist bin ich alleine auf weiter Flur.

Im Dörfchen Borne stärke ich mich im kleinen Hofimbiss einer Rentnerin mit einer Bockwurst und einer großen Apfelschorle für insgesamt 2,50 Euro und nehme das Angebot ihres Ehemanns dankbar an, mich mit dem Auto in das nächste Städtchen mit Bahnhof mitzunehmen. Ich habe erstmal genug von der Einsamkeit, meine Füße tun mir weh, und ich freue mich auf Berlin.

Sarah Häuser

September 2015

In den USA haben die Autos keine Schlüssel mehr

Ich mache eine kleine Rundreise durch den Staat New York und miete mir dazu ein Auto. Nachdem mich die geschäftstüchtige Mitarbeiterin der Autovermietung zu einem (tatsächlich sinnvollen) Upgrade überredet hat, bekomme

ich einen Nissan Altima zugewiesen, ein Mittelklasse-Modell von Nissan, das auf dem europäischen Markt nicht angeboten wird (sagt Wikipedia), in den USA aber nicht außergewöhnlich und auf der Straße ständig zu sehen ist ist. Die Dame am Schalter teilt mir die Parklücke mit, in der ich das Auto finde, und schickt mich mit dem Autovermietungs-üblichen Hinweis "Der Schlüssel steckt" und dem klassisch-amerikanischen "Take care!" auf den Weg.

Ich finde das Auto recht schnell, der Schlüssel steckt aber nicht. Das ist aber, wie ich Augenblicke später feststelle, kein Problem, denn dieser Nissan hat keinen Schlüssel mehr. Es gibt einen Start-Knopf neben dem Lenkrad, was ich in Deutschland bisher nur bei teureren Oberklasse-Sportwägen gesehen habe. Allerdings hatten diese noch ein Zündschloss, und auch auf dieses hat man hier verzichtet – und das kannte ich bisher noch nicht. Statt dessen liegt in der Mittelkonsole ein ca. AA-Batterie-großer Anhänger mit vier Knöpfen (Fahrzeug entriegeln, Fahrzeug verriegeln, Kofferraum öffnen, Alarm auslösen), bei dem es ausreicht, wenn er sich im Fahrzeug befindet, damit der Zündknopf funktioniert – man muss ihn weder in ein Zündschloss stecken noch sonst etwas tun. Eigentlich braucht man den Anhänger nur zum Verriegeln des Autos, denn sogar das Aufschließen geht ohne: Die Türen und der Kofferraum lassen sich öffnen, wenn ich mich dem Nissan mit dem Anhänger nähere und einen kleinen Knopf am Türgriff drücke, bevor ich die Türe öffne.

Das ist am Anfang recht ungewohnt und fühlt sich auch etwas merkwürdig an, insbesondere weil sich nicht wirklich gut überprüfen lässt, ob das Auto nun abgeschlossen ist – ich gewöhne mich aber recht schnell daran, und dann ist es eigentlich ganz praktisch, das "Ding" einfach immer in der Hosentasche zu lassen, damit ich es nicht vergesse oder verliere.

Nachdem ich dieses Mal alleine unterwegs bin, lassen sich leider diverse Dinge nicht überprüfen, die mich interessiert hätten: Wie hoch z. B. die Reichweite des Anhängers ist und was passiert, wenn man das Auto startet und sich dann vom Anhänger entfernt, weil sich dieser nicht im Auto befin-

det. Aber vielleicht kann ich das ja beim nächsten USA-Urlaub tun. Oder die Technik verbreitet sich bei uns in Europa demnächst auch, und man muss gar nicht mehr in die USA, um das zu überprüfen.

Anmerkungen: Markus Winninghoff weist darauf hin, dass es das auch in Deutschland gibt. Angela ergänzt: "Beim Wagen meiner Eltern wurde es bei Anschaffung 2015 auch sehr bestaunt." Frau Zeitlos schreibt bei Twitter, dass sie ein solches Auto schon seit 2009 besitzt.

wayward boy

30. September 2015

Ein Moment der Völkerverständigung

Onkel und Tante, beide knapp 80, sind zu Besuch. Sie sitzen mit der Mutter auf dem Sofa, und alle drei erzählen, wie unerreichbar sie auf dem Handy sind. Anrufen geht manchmal, wenn sie es dabeihaben, was meistens nicht der Fall ist, und wenn es gerade Handyempfang gibt, was in den ländlichen Regionen, die sie bewohnen, ebenfalls gar nicht so oft der Fall ist. Nachrichten von der Mailbox abhören? Sie lachen. SMS schreiben oder empfangene SMS lesen? Sie lachen noch mehr.

An dieser Stelle erwartet man von mir, dass ich sage: "So schwer ist das doch nicht, soll ich es euch noch mal zeigen?", denn das habe ich einige Jahre lang getan, ungefähr zwischen 2003 (erste, meist gegen Widerstand als Geschenk erhaltene Handys in dieser Generation) und 2008 (mein erstes Smartphone). Stattdessen sage ich: "Ich weiß genau, was ihr meint, das ist alles so schwierig mit euren Handys, ich kann das auch nicht mehr." Allgemeine Freude und Verbrüderung, wir sitzen wieder im selben Boot.

Kathrin Passig

Anfang der 90er Jahre, September 2015

Neoklassischer Musikkonsum

Das ältere meiner beiden Kinder, sechs Jahre alt, hat gerade das, was viele Kinder in diesem Alter gern und häufig wechselnd haben: eine Phase. In der aktuellen Ausgestaltung geht es bei ihm um die Fokussierung auf klassische Musik, genauer auf die Musik von Wolfgang Amadeus Mozart. (Er würde mich jetzt korrigieren und die Aufnahmen Mozarts in der richtigen Reihenfolge aufzählen).

Geweckt hat dieses Interesse das Tiptoi-System des Ravensburger Spieleverlags, dort war in einem Buch über Musik aus aller Welt ein Ausschnitt der Kleinen Nachtmusik zu hören. Er fand das interessant und Eltern unterstützen Wissbegier in diese Richtung natürlich sehr gern. Also geht es an die Details: Leben von Mozart bei Wikipedia nachlesen, Kinderversion der Zauberflöte bei YouTube anschauen, Geburtshaus via Google Streetview besuchen, diverse Stücke via Spotify streamen.

Im Rahmen der Recherche erinnert sich meine Frau jetzt an ihre eigene Kindheit, in der es Tonträger mit Einführungen in die klassische Musik für Kinder von Rolf Zuckowski gab. Und tatsächlich: Diese befinden sich noch in Familienbesitz. Problem: Es sind Musikkassetten, und wir haben kein entsprechendes Abspielgerät mehr. Lösung: Mein Schwager hat einen Kassetten-Digitalisierer. Damit können Kassetten via USB-Anschluss auf einen Computer überspielt werden.

Der Schwager ist natürlich ein guter Onkel und macht sich direkt ans Werk. Einige Tage später erreichen uns CDs, auf die er die Kassetten mit dem Umweg Rechner überspielt hat. Sehr charmant an diesem Vorgehen ist, dass die Eigenheiten der Kassette, die meine Frau und ich noch aus unserer Jugend kennen, erhalten bleiben: Rauschen im Hintergrund, latent leiernde Instru-

mente. Außerdem sind die Sprungmarken bei den Titeln willkürlich gesetzt, so dass man spulen muss, will man bestimmte Titel hören. Wie früher. Nur dass man Bandsalat nicht mehr mit Bleistiften bekämpfen muss.

Marcus Albrecht

September 2015

Die Sonne ist die nächste Cloud

Das Büro steht voller Computer. Alle arbeiten konzentriert. Plötzlich wird A. nervös. Er fummelt an einem USB-Stick rum und erklärt mir, darauf habe es einen Hack. Damit könne er Daten auf Lichtwellen abspeichern. Von den anderen unbemerkt gehen wir von Desk zu Desk, holen den ganzen Harddrive Content und laden ihn ins Universum. Bis uns einer der Programmierer entdeckt und Alarm schlägt. Im Traum schreit er: „Das ist die komplette Entmaterialisierung! Das ist viel zu riskant! Hört sofort auf damit!“ Er reisst uns den USB-Stick aus den Händen, worauf ein grosser grauer PC-Tower in Rauch aufgeht. Ich fühle mich geblendet und mir ist heiss, als ich aufwache.

geträumt von Tabea Guhl, notiert von Franziska Nyffenegger

September 2015

Unterschiedliche Auffassungen der Privatsphäre im Internet *oder* wie ich versehentlich jemanden anschwärze

Ich (zu J., Jahrgang ~1975): “Oh, und ihr habt ja jetzt einen total schönen Garten, ich habe das Bild in Facebook gesehen!”

J: “Wie, in Facebook? Kann gar nicht sein, da bin ich nicht!” (mit ziemlich scharfem Unterton)

Ich: “Ähh … warte mal. Oh, ja, stimmt. Das Bild hat K. ins Facebook gestellt, als sie euch besucht hat.”

J: “Wie bitte?? K. veröffentlicht Bilder von unserem Garten im Internet???” (sehr böser Unterton)

Ich: “Naja, so richtig öffentlich ist das ja nicht … also, das Bild können ja nur Ks Freunde sehen …”

J (grummelt): “… veröffentlicht Bilder von unserem Garten im Internet … Also da muss ich aber *dringend* mal mit K. reden!!” (sehr sehr böser Unterton)

Molinarius

September 2015

Ein Foto vom Computerbildschirm per Whatsapp für die Ferndiagnose

Meine Mutter erzählt mir per Whatsapp, dass sie sich aus ihrem Computer ausgesperrt hat.

Sie verwendet ihn nicht oft und nicht für viele Dinge. Das meiste erledigt sie am iPad. Im Prinzip braucht sie ihn nur, um ihre Fotos von der Kamera zu sichern und um Fotobücher zu erstellen.

Ich bin nicht mehr in der Nachbarschaft, also beginne ich Remote Access Tools zu recherchieren, mit denen ich meinen Mac mit ihrem Linux Rechner verbinden kann. Dann fällt mir ein, dass sie sich ausgesperrt hat, das also nichts bringt.

Wir vereinbaren, dass sie mir ein Foto vom Bildschirm whatsappt, damit ich mir einen Eindruck vom Problem machen kann.

Bevor sie das macht, kommt mein Bruder auf Besuch vorbei, schaltet den Computer ein, gibt das Standardpassword ein und alles funktioniert wie immer.

Es stellt sich heraus, dass sie statt den Computer herunterzufahren auf "Benutzer wechseln" geklickt hat. Es ist nur ein Benutzer angelegt, deshalb wurde nach dem Passwort ihres Benutzers gefragt. Normalerweise fragt der Computer beim Hochfahren nicht nach dem Passwort, also hat sie angenommen, dass etwas schiefgelaufen ist.

verenka

30. September 2015

Überlegungen zum Stealth-Tippen im Unterricht

Im Techniktagebuch-Redaktionschat:

Alina: i(ch formuliere komisch weil ich gerade stealth tippe. meine kursteilnehmerin ist auf mikro und man kann meine tippgeräusche hören wenn sie zu laut sind)

Alina: fühle mich wie in der schule beim heimlich zettelchen schreiben (aussterbende kunst wegen whatsapp?)

Kathrin: mit Tastenhandys konnte man in der Schule vermutlich Nachrichten blind unter dem Tisch schreiben. (weiß ich nicht wegen keine Überschneidung von Schule und Tastenhandys)

Alina: überschneidung ja aber Nachrichten waren zu teuer. bei den SMS-Preisen hat man 1999 lieber Zettel geschriebn

Kathrin: ach ja, stimmt, die kosteten ja Geld. und es gab keine SMS-Flats. hatte ich schon wieder vergessen.

Alina: dhr schrb mn oft so.oderSoumGeldzuSparen

Thomas: Wenn meine Töchter keine SMS-Flat gehabt hätten, wären das am Ende des Monats je 400 Euro gewesen hab ich mal ausgerechnet

Kathrin Passig, Alina Smithee, Thomas Jungbluth

September 2015

Schweinereien für die Kleinen

Unsere kleine Tochter liebt ihr Kuscheltier über alles: ein kleines rosa Schwein. Eigentlich liebt sie alle ihre kleinen Kuscheltiere, solange es sich nur um Schweine handelt. Bei Spielzeugen, Kartenspielen und in der DVD-Sammlung wird alles bevorzugt, was wie ein Schwein aussieht. Auch mag sie Filme, in denen Schweine eine Rolle spielen. Das Internet bietet da genug Auswahl. Sucht man nach Filmen mit Schweinen, zeigt YouTube über 8000 Ergebnisse.

Neulich war unsere Verwandtschaft zu Besuch und durfte unsere Tochter an unserem Tablet spielen. Tippen kann sie aber leider noch nicht. Per Spracherkennung wurde also „Suche lustige Schweinefilme“ eingegeben. Es bedurfte einiger Zeit, um die Verwandtschaft von der Harmlosigkeit der Vorlieben unserer Tochter zu überzeugen.

Stefan N.

1.10.2015

Clash of cultures bei der Informationsbeschaffung

Die 11-Jährige soll eine Zahnspange bekommen. Wir suchen Argumente, um sie davon zu überzeugen, dass es gut für sie ist, während sie Youtube-Videos guckt.

www.youtube.com/eBilcs8EWsM

Wir kommunizieren mit der Krankenkasse, was diese an Kosten tragen würde, und mit dem Kieferorthopäden.

Der hat Informationsmaterial und wir lesen nach, um der Kleinen alles erklären zu können.

“Kriege ich eine feste Zahnspange?” Wir wollen gerade mit dem Erklären anfangen, da fragt sie weiter. “Eine Zahnspange so hinter den Zähnen will ich aber nicht, da lispelt man.”

Aha?

“Und ich finde, dass ich eine selbstligierende Spange haben muss.”

www.youtube.com/azxkt7LxD5A

Wir erfahren von ihr noch, wie die Zahnspange montiert wird und dass man ab und zu selber mit einer Zange den Draht korrigieren muss, wenn die Enden stören.

www.youtube.com/AHTJb5Fhe0c

Danke all den Youtubern, die nicht nur Unboxingvideos von Überaschungseiern und Schminktutorials posten. Ihr macht etwas ganz schön richtig.

„Ich hab mal einen Walkaround in Deinem Zimmer gemacht und es braucht dringend ein Update sonst gibt’s Reboxing.“ (Erziehung bei Youtubern)

Volker König

Herbst 2015

Laufpost aus Kanada

Am liebsten jogge ich mit meinem Bruder. Wo immer es ist: wenn wir am gleichen Ort sind, dann gehen wir zusammen laufen. Zehn Kilometer Strandlauf in Haifa und anschließend Cocktail in der Abendsonne. Orientierungsverlust beim Orientierungslauf auf dem Teide auf Teneriffa aufgrund plötzlichen Nebels – und dank Navigations-App gerade noch zum Parkplatz zurück gefunden. Wunderbare Erinnerungen.

Nicht immer, wenn wir zusammen laufen, sind wir jedoch am gleichen Ort. Ich lebe in Berlin und mein Bruder in Kanada. Um die Distanz zu überbrücken, haben wir uns GPS-Laufuhren gekauft, laden unsere Laufdaten hoch und teilen sie miteinander. Zu wissen, dass mein Bruder später meinen Lauf auf Satellitenbildern sehen kann, ist ein bisschen, als würden wir zusammen laufen – und motiviert mich, neue Strecken auszuprobieren. Oder bei einer Runde um den Tiergarten an meine Grenzen zu gehen und ein paar Minuten früher als sonst am Brandenburger Tor anzukommen.

Noch schöner ist es allerdings, zu sehen, wo mein Bruder gerade laufen war: Entlang eines Flusses, dessen Namen ich noch nie gehört habe oder durch endlose grüne Wälder. Oder im Rechteck durch nordamerikanische Stadtviertel, die aussehen wie Schachbretter.

Auch auf Reisen haben wir unsere Laufsachen dabei: er schickt eine Runde aus dem Stadtpark einer US-Kleinstadt, ich meinen Morgenlauf auf dem Philosophenweg in Heidelberg. Wie Postkarten. Nur schöner, weil sie die Fantasie mehr einladen als Standard-Fotomotive.

Ein wunderbarer Service des Anbieters unserer Laufuhren, dem ich als Dank dafür erlaube, komplexe Daten über meine körperlichen Funktionen, meine Gesundheit und meine Selbstdisziplin zu sammeln und mir Werbung

für neue Laufschuhe anzuzeigen, wenn meine Sohlen wieder abgelaufen sind. Gäbe es einen Anbieter, der für diesen Service glaubwürdig Geld statt Daten verlangte, würde ich allerdings sofort wechseln.

Jan Kalbitzer

1.10.2015

Die Zukunft erreicht mich ein Jahr zu spät

Einmal im Monat muss ich an meine Arbeitsüberlassung einen Zeitnachweis schicken. Das war immer etwas umständlich, man muss das Dokument entweder scannen oder abfotografieren und dann solange rumbasteln, bis man ein PDF hat, das man dann an die zuständige Person schickt. Eventuell hätte auch ein Word-Dokument gereicht, aber ich finde PDFs nutzerfreundlicher und verhalte mich meinen Mitmenschen gegenüber gerne nutzerfreundlich.

Seit ein paar Tagen habe ich ein iPhone 6. Nicht, weil ich unbedingt ein neues Handy brauchte (das auch), sondern weil mir mein iPhone 4s aus der Manteltasche gestohlen wurde, aber das ist eine andere Geschichte.

Auf dem iPhone 6 gibt es auch eine mobile Version des Textverarbeitungsprogramms Pages. Als ich also Anfang des Monats wieder den Zeitnachweis verschicken muss, versuche ich es mal anders:

Ich fotografiere das Dokument mit dem iPhone und bearbeite das Bild direkt auf dem Smartphone (einmal um 90 Grad drehen, etwas heller). Dann öffne ich Pages, erstelle ein neues Dokument und füge das Bild ein. Ich ziehe es so groß, bis es fast die gesamte Seite füllt, speichere ab und benenne es um. Dann tippe ich auf die Option “In anderer App öffnen” und darf mir ein Format auswählen. Ich wähle PDF und wähle als App Dropbox, wo ich das Dokument dann einfach speichere.

Der Rest erfolgt dann am Computer. Das liegt vor allem daran, dass ich die Email-Adresse, über die ich mit der Arbeitsüberlassung kommuniziere nicht auf dem iPhone eingerichtet habe. Ich schreibe die Mail und ziehe das Dokument aus dem Dropboxordner in die Mail, so dass sie als Anhang gespeichert wird.

Doch doch, das geht jetzt schon deutlich schneller und einfacher als vorher. Allerdings läuft in vier Tagen mein Vertrag mit der Arbeitsüberlassung aus und ich bin dann direkt bei meiner Firma angestellt und brauche auch keine Zeitnachweise mehr zu schicken. Diese tolle Zukunft, in der alles besser ist, erreicht mich leider ein knappes Jahr zu spät.

(In Wahrheit war es etwas komplizierter, weil ich mit den Funktionen von Pages nicht ganz vertraut war.)

Anne Schüßler

Seit Juli 2015

Digitaler Einkaufszettel

In der Regel gehen meine Frau und ich (oder nur einer von uns beiden) einmal in der Woche einkaufen. Jahrelang überlegten wir uns dann vormittags hektisch, was wir alles in der kommenden Woche kochen wollen und was wir sonst noch brauchen könnten und schrieben es auf ein Stück Papier. Wenn es blöd lief, wurde es vergessen, ging verloren oder der Partner hatte es dabei, der dann abends doch nicht zum Einkaufen mitkam. So oder so, der Supermarkt musste in definierten Wegen durchwandert werden, damit der lückenhafte Einkaufszettel spontan komplettiert werden konnte. Zuhause fielen uns später zuverlässig Dinge ein, die wir vergessen hatten.

Das ist jetzt anders. Wir nutzen die App „Bring!“ (es gibt bestimmt andere, gleich gute oder bessere Möglichkeiten), die auf unseren beiden Telefonen installiert ist. Dort schreiben wir – nach Einkaufsstätten sortiert – immer auf, wenn etwas leer wird oder anderweitig Bedarf erkannt wird. Die zahlrei-

chen voreingestellten Artikel sind in logischen Gruppen („Obst & Gemüse“, „Milch & Käse“ etc.) sortiert. Die Listen synchronisieren sich gegenseitig automatisch. Wer auch immer wann auch immer einkaufen geht, kann damit ohne langes Nachdenken in hoher Geschwindigkeit durch den Supermarkt huschen.

Diese Form des Einkaufszettels bringt eigentlich nur Vorteile. Lediglich die vorwurfsvollen Blicke anderer Einkaufender muss man ertragen, die vermutlich unterstellen, selbst beim Einkaufen hinge der Digitaljunkie an der Handynadel.

Johannes Mirus

1. Oktober 2015

14 von 16 Studierenden

Ich bin guten Willens, was den Verzicht auf Papier angeht. Einen Tag vor dem Workshop verschicke ich die Unterlagen als PDF-Dateien; Kopien bereite ich keine vor. Im Unterricht lesen wir einen der Texte (im Umfang von zwei A4-Seiten). 14 von 16 Studierenden möchten lieber auf Papier lesen und bitten mich Kopien anzufertigen. 14 von 16 Studierenden haben ihren Laptop dabei.

Franziska Nyffenegger

1. Oktober 2015 sowie 1996–2000

wer hat das mp3 frauenhofer audio komprimirungs programm ?

Ich zitiere in der Techniktagebuchredaktion die Website www.parkverbot.org, an der ich um 1996 herum beteiligt war. “Immer wieder ein bisschen beeindruckend”, sage ich, “dass Websites von damals einfach noch funktionieren. Man kann Links klicken und alles. Es ist quasi wie Mehl mahlen mit einem handbetriebenen Mahlstein: Sieht erst mal abwegig aus, aber dann geht es doch.” Aus Oma-erzählt-vom-Krieg-Gründen weise ich die anwesende Jugend dann noch darauf hin, dass alle Bilder auf dieser Website auf physischem Filmmaterial angefertigt und eingescannt werden mussten, wenn auch immerhin nicht mehr mit Handscannern. Man reagiert höflich:

Kristin: Welch eine Leistung unsere Vorfahren damals vollbringen mussten!

Felix: Wie konnten sie nur so leben.

Deshalb sage ich gleich auch noch, dass ich für diese Sammlung von Werbemelodien wochenlang ferngesehen und die Werbeeinblendungen auf Videokassetten aufgezeichnet habe. Wie sie von den Videokassetten dann in ein internettaugliches Format überführt wurden, kann ich nicht sagen, das hat jemand anders gemacht. Ich zitiere den Warnhinweis: “Die Songs hier sind RealAudios, man braucht dazu mindestens den RealPlayer 4.0 von Progressive Networks und eine Internet-Anbindung mit einem 28.8er Modem”, damit nicht etwa jemand aus der Techniktagebuchredaktion, der kein 28.8er-Modem hat, enttäuscht wird. Was “RealAudio” war, weiß ich gar nicht mehr so genau, aber ich weiß, dass es zum Einsatz kam, weil MP3 noch nicht erfunden war. NOCH NICHT ERFUNDEN! sage ich und hebe anklagend den Krückstock.

“Ich dachte, MP3 wäre uralt?”, fragt Felix. “Ok, vielleicht war es schon erfunden, aber so im Alltagsgebrauch kannte es keiner”, sage ich. Dann sehe ich in alten IRC-Chatlogs nach. Am 27. Dezember 1997 frage ich dort erstmals

> <bilch> was ist denn mp3?
> <[ara]> mp3 sind mpeg audio files... ein trading-channel um musikfiles.. ist aber nicht viel spannendes drin. nur teschno und so’n schrott.
> <bilch> ah

Am 3. Januar 1998:

> <BitKoenig> hat mal wer zufaellig irgendein mp3-file da?

Niemand meldet sich.

Im Dezember 1998 drückte man sich noch höflich und vollständig aus:

> * VersPU|t wer hat das mp3 frauenhofer audio komprimirungs programm ?

Am 31. Mai 1999 hat Thomas Anders die Zukunft bereits teilweise korrekt erkannt:

> <eckes> “Wer will noch DM 30 fuer eine Modern Talking CD ausgeben wenn man sie fuer die Telefonkosten haben kann”
> <NugtyAX> eckes:hä? :)
> <eckes> ich zitiere das tv
> <eckes> Thomas Anders redet ueber den Tod der Musikbranche durch mp3

im Juli 2000 weiß ich sogar selber schon, wie es geht:

> <bilch> ich mp3e gerade fuer die Europaeische Verlagsanstalt Goebbelsreden
> <bilch> damit werd ich zum King in meiner Napster-Clique

”mp3en” verwende ich hier vermutlich nur im Scherz als Verb. Meistens sagen wir wohl “rippen”. Als alles fertiggerippt ist, reden wir nicht mehr so viel davon. Es heißt jetzt wieder einfach “Musik”.

Kathrin Passig

2. Oktober 2015

Zwischenbericht meiner Lesegewohnheitsveränderung

Zum ersten Mal seit Monaten lese ich wieder ein gedrucktes Buch unterwegs. Begonnen hatte die Pause damit, dass die vorhandenen Bücher grade alle nicht so spannend waren und ich einige ältere, urheberrechtsfreie Werke auf dem Smartphone las, weil ich sie eben gleich sofort haben wollte, statt sie zu bestellen. Zuerst im Browser auf Wikisource (den durfte man dann halt nicht schließen), dann irgendwann in einer E-Book-App. Ich hörte also auf, ein Buch für den Arbeitsweg einzupacken, denn auf dem Handy war ja eh was zu lesen. (Als mir im Frühjahr 2014 ein Freund erzählte, er lese in der U-Bahn Bücher auf seinem Smartphone, dachte ich übrigens, ich hätte mich verhört – wie sollte das gehen, so ein kleines Display, und sind für E-Books nicht E-Book-Reader gedacht?)

Nun wollte ich aber kürzlich ein ganz bestimmtes Buch haben, und auch lieber auf Papier, damit ich es vielleicht weiterverleihen kann und mich so fühle, als ob ich es auch wirklich besitze. Das Buch kam vor einer Woche, wurde seither jeden Morgen in die Tasche gepackt und heute dann zum ersten Mal auch tatsächlich zum Lesen herausgeholt.

Dabei musste ich feststellen, dass das Papierbuchlesen nicht so komfortabel ist, wie ich es in Erinnerung hatte: Ja, man kann an der Bushaltestelle damit in der Herbstsonne stehen, das ist schön. Aber während der Fahrt

wechseln sich Licht und Schatten permanent ab, sodass die Seite, wie ein flackerndes Display, völlig unlesbar wird. Ich muss mir also doch wieder einen Schattenplatz suchen. Und: Ein Lesezeichen.

Kristin Kopf

3. Oktober 2015

Doppeltes Geburtstagsvergnügen dank Facebook

Freund J. schreibt per Mail: "... steht mir demnächst ein runder Geburtstag ins Haus, der gefeiert werden will und zwar nicht nur einmal am 14ten Oktober sondern dann in 2016 gleich nochmal an 29. Februar (meinem Facebookgeburtstag, den Facebook wohl aus logistischen Gründen auf den 28ten versetzt hat)."

Seinen Geburtstag zweimal zu feiern, einmal am richtigen und einmal am für Facebook ausgedachten Datum, finde ich eine weise, sozialverträgliche Lösung des Facebookgeburtstagsproblems.

Kathrin Passig

Ende 1970er Jahre bis 2015, mindestens

Wenn der Postmann mit A2 klingelt (und alle anderen auch)

Die Türklingel meiner Eltern kann 24 Melodien spielen, aber seit gut fünfunddreißig Jahren ist es immer die gleiche. Über der Tür, mit doppelseitigem Klebeband festgemacht, ist ein Plastik-Elektronik-Teil namens *Chroma Chime* („24 Tuneful greetings [...] so you can delight your visitors with an

appropriate welcome whenever they call.“) Möglicherweise bezieht sich das „appropriate“ auf die Tatsache, dass man separate Einstellungen für Vorder- und Hintertür treffen kann. Bei meinen Eltern gibt es nur eine Tür.)

Das Batteriefach enthält noch Batterieren, die vielleicht aus, uh, elektrischen Gründen irgendwie nötig sind oder ihr Vorhandensein nur aus der Tradition rechtfertigen, denn tatsächlich kommt der umgewandelte Strom seit Jahrzehnten aus den Kabeln für die reguläre Türklingel.

An zwei blauen Plastikknöpfen kann man die Melodie wählen, der eine geht von A bis H, der andere von 1 bis 3. Eingestellt ist seit Kindheitstagen A2. Mit drei kleineren roten Knöpfen kann man die Lautstärke, die Wiedergabegeschwindigkeit und die Dauer der Töne („Decay“) ändern.

Kern der Türklingel ist der Mikroprozessor TMS1000 von Texas Instruments; das ganze Gerät ist ein englisches Produkt und kam dort 1978 in den Handel (£17), 1981 erschien eine amerikanische Ausgabe (40$). Es gab einen Bausatz und eine bereits montierte Version.

Die Daten habe ich aus einer Ausgabe des Radio Electronics Magazine vom November 1981.

Ein kurzes Suchen zeigt mir, dass es inzwischen Türklingeln mit mp3 gibt. Natürlich. Als Bausatz oder montiert.

Thomas Rau

3. Oktober 2015

Mein Unbewusstes ist ein messfreudiger Hausmeister

In einem Traum, der ansonsten von Steinschlag, Ufos und Ghostbusters handelt, fällt mir ein, dass ich danach gleich einen Techniktagebuchbeitrag schreiben muss. Und zwar über ein Tool, mit dem man auf zoombaren Satellitenbildern alles in der Realität extrem genau abmessen kann, der Name geht in Richtung “Holodrom”. Es ist ganz neu und wird die Welt bestimmt sehr verändern. Ich benutze es schon seit ein paar Tagen und wundere mich

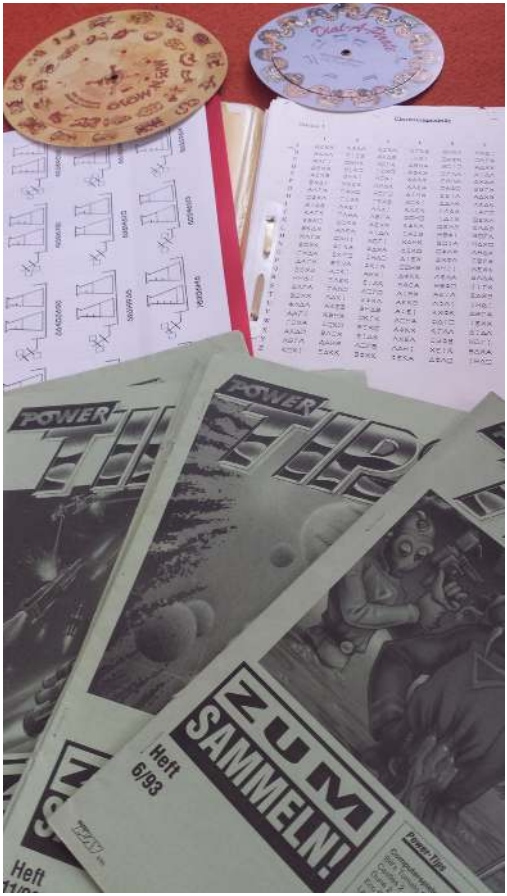
jetzt, dass mir nicht früher aufgefallen ist, wie dringend es dokumentiert werden muss. Wie kann ich erklären, worin der Unterschied zu Google Maps liegt? Das Tool ist so viel besser, bequemer und detailgetreuer, dass man damit ständig alles abmisst, wo einem vorher ein ungefährer Wert gereicht hat. So müsste es gehen.

Kathrin Passig

Ab 1993

Die drei Phasen meiner Spielehilfenbeschaffung

1) ca. 1993 – 2000

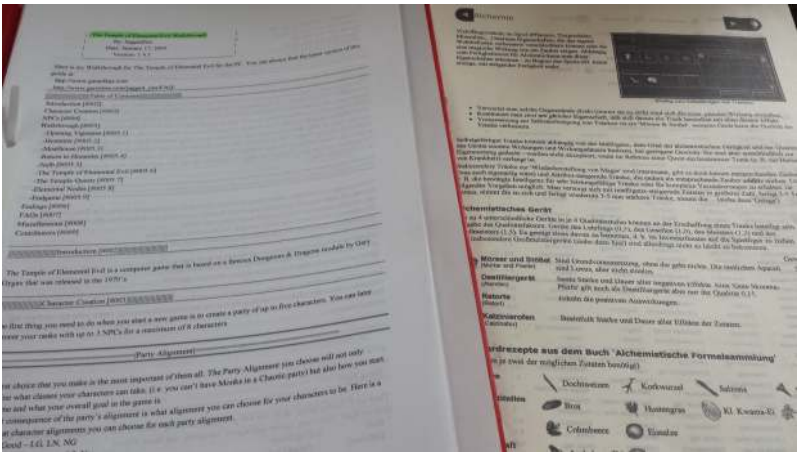


Viele der größtenteils illegal kopierten Spiele, die ich für den Amiga 500 besitze, sind auf kreative Weise kopiergeschützt. Bevor das Spiel startet, wird man nach einem Code gefragt, den man mithilfe des mitgelieferten Handbuchs oder eines beigefügten Gimmicks wie der berühmten Monkey-Island-Kopierscheibe ermittelt und sodann eingibt. Dass man diese Entschlüsse-

lungs-Mechanismen ihrerseits kopieren bzw. in Tabellenform gefasst weiterverbreiten kann, ist natürlich jedem bekannt außer den Softwarefirmen. Die Codetabellen für “Day of the Tentacle” (Mitte links im Bild) und “Indiana Jones and the Last Crusade” (Mitte rechts) hat mir ein Mitschüler gegeben, die Monkey-Island-Scheiben habe ich, als ich schon aus der Schule raus war, nachgekauft.

Gerade in Adventurespielen kam und kommt man gelegentlich nicht weiter, braucht also Komplettlösungen. Diese besorgt man sich in Form von Lösungsbüchern, z. B. dem “Lucasfilm Games Buch” oder dem “Adventure Buch II” – auch hier reicht es natürlich, wenn *eine* Person in der Schule so etwas hat; dann wird munter kopiert und verteilt. Spieletipps und -lösungen sind außerdem fester Bestandteil in Spielemagazinen. Die Zeitschrift *Power Play* hat sogar eine ca. 30 Seiten umfassende herausnehmbare Beilage namens “Power Tipps”, die ich regelmäßig aus unserer Stadtteilbibliothek klaue.

2) ca. 2000 – 2005



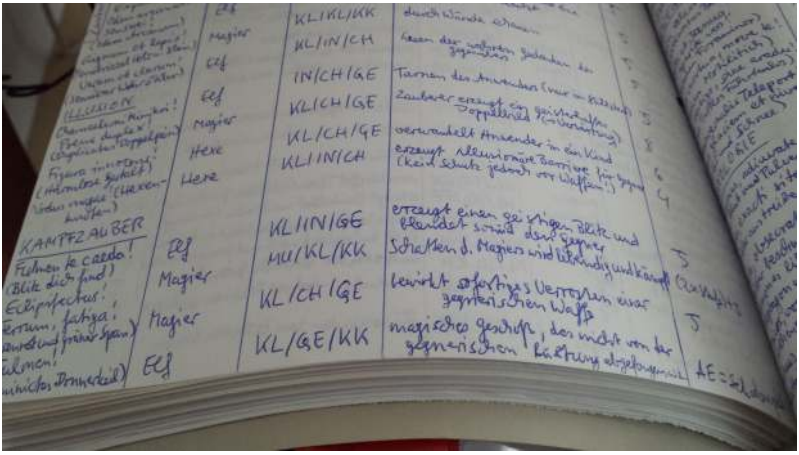
Mit dem Aufkommen des Internets wird das Finden von Lösungen und Tipps erheblich leichter. An der Archivierung ändert sich jedoch nichts: Ich speichere jede Spielehilfe auf der Festplatte, drucke sie aus und hefte sie ab, um während des Spielens darauf Zugriff zu haben. (Jedes Mal, wenn ich nicht weiter weiß, das Spiel zu beenden und in die Lösung zu schauen, erscheint mir unpraktisch.) Die letzten ausgedruckten Spielehilfen datieren auf 2005. Wahrscheinlich hatte ich wegen des wachsenden Papierhaufens (die Hefter im Bild beinhalten Lösungen zu nicht weniger als 20 Games) ein schlechtes Gewissen, noch wahrscheinlicher ist, dass ich während dieser "Dark Ages" einfach studiumshalber viel weniger gespielt habe.

3) seit 2011

Dank Secondscreenisierung des Lebens schere ich mich kaum noch um Recherche außerhalb einer Spiele-Session. Wenn ich an der Xbox oder am PC bei einem Spiel steckenbleibe, lasse ich mir per Smartphone helfen. Ich bevorzuge übrigens mittlerweile vermehrt Youtube, wo es praktisch zu jedem Spiel Video-Walkthroughs gibt.

Ergänzung zu Phase 1): Als ich im Oktober 2015 eine Ausgabe der "Power Tipps" durchblättere, entdecke ich eine weitere Quelle für Spielelösungen, die ich allerdings nie genutzt habe: Es gab in Deutschland mehrere "Lösungsservices", bei denen man telefonisch Spielelösungen, -anleitungen und -pläne bestellen konnte.

Noch eine Ergänzung: Natürlich habe ich mir bei sehr komplexen Games, zu denen ich kein Handbuch besaß, auch handschriftliche Notizen gemacht. In einem meiner alten Hefter befindet sich zum Beispiel eine Übersicht sämtlicher Zaubersprüche aus dem Rollenspiel “Das Schwarze Auge: Schatten über Riva”.



Torsten Gaitzsch

3. Oktober 2015

„Die Maßnahme“ oder: Niemand weiß nichts Genaues

„Prüfen Sie, ob Ihr Fahrzeug betroffen ist“, fordert mich Volkswagen auf einer eigens eingerichteten Web-Seite auf. Da ich einen Golf VI mit Dieselmotor fahre, nehme ich dieses Angebot an und gebe meine Fahrzeug-Identifizierungsnummer (FIN) ein. Was soll ich sagen? Mein Auto wurde bei der Ziehung berücksichtigt:

> „Lieber Volkswagen Kunde,
>
> wir müssen Sie leider informieren, dass der in Ihrem Fahrzeug mit der Fahrgestellnummer [xxx] eingebaute Dieselmotor vom Typ EA189 von einer Software betroffen ist, die Stickoxidwerte (NOx) im Prüfstandlauf (NEFZ) optimiert. Wir versichern Ihnen jedoch, dass Ihr Fahrzeug technisch sicher und fahrbereit ist!

> Wir bedauern zutiefst, dass wir Ihr Vertrauen enttäuscht haben und arbeiten mit Hochdruck an einer technischen Lösung. Volkswagen übernimmt selbstverständlich die Kosten für alle notwendigen Maßnahmen und setzt alles daran, Ihr Vertrauen vollständig wiederzugewinnen.
>
> Ihr Volkswagen Partner wird schnellstmöglich auf Sie zukommen, um Sie über die notwendigen Maßnahmen zu informieren. Sollten Sie keinen Volkswagen Partnerkontakt haben, nutzen Sie bitte unsere Kontaktfunktion auf dieser Website.
>
> Mit freundlichen Grüßen, Thomas Zahn
> Leiter Vertrieb und Marketing Deutschland“

Da ich „keinen Volkswagen Partnerkontakt“ habe, nutze ich die Kontaktfunktion und bekomme eine kostenfrei anzurufende Hotline-Nummer angeboten. Es ist Feiertag, aber offenbar ist die Hotline rund um die Uhr besetzt. Nach ziemlich kurzer Zeit in der Musik-Warteschleife bekomme ich eine Mitarbeiterin an die Leitung. Hier der anschließende Dialog mit der sehr freundlichen und hilfsbereiten Mitarbeiterin in verkürzter Wiedergabe:

Ich: „Guten Tag, mein Fahrzeug ist von der ‚Software-Optimierung‘ betroffen. Da ich mit meinem Auto nicht bei einer Vertragswerkstatt bin, möchte ich nun wissen, was ich tun soll.“

Mitarbeiterin: „Haben Sie Ihr Auto bei einem Vertragspartner gekauft?“

Ich: „Ja, aber das ist lange her und auch nicht in der Nähe meines Wohnortes.“

Mitarbeiterin: „Entscheidend ist, dass Ihr Wagen einmal bei einem Vertragshändler registriert wurde. Dann sollten Sie eigentlich irgendwann in den nächsten Wochen Post bekommen. Sie können sich aber auch direkt an einen Volkswagen-Partner in Ihrer Nähe wenden. Der wird Ihnen dann voraussichtlich einen Termin für die Maßnahme geben. Wir gehen davon aus, dass die Maßnahme ein bis zwei Stunden dauern wird.“

Ich: „Sie haben jetzt schon mehrfach von der ‚Maßnahme‘ gesprochen. Worum handelt es sich dabei denn genau?“

Mitarbeiterin: „Das können wir zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht sagen. Wir gehen davon aus, dass die Maßnahme in einem Software-Update besteht. Wir wissen aber zur Zeit noch nicht, ob es damit getan ist.“

Ich: „Das heißt, auch wenn ich mich zum gegenwärtigen Zeitpunkt an einen Vertragspartner wende, kann der momentan gar nichts tun?“

Mitarbeiterin: „Das ist richtig. Ich würde Ihnen vorschlagen, dass Sie mit Ihrem Partnerkontakt in Verbindung bleiben, bis mehr bekannt ist.“

Ich: „Dann kann ich aber auch abwarten, bis mehr bekannt ist, weil diese Verbindung ansonsten bis dahin gar nichts bringt, oder?“

Mitarbeiterin: „Das ist richtig. Melden Sie sich einfach bei der Vertragswerkstatt Ihres Vertrauens. Die können Ihnen dann sagen, woraus die Maßnahme besteht, sobald wir es selbst wissen. Bis dahin ist Ihr Fahrzeug sicher und fahrbereit.“

Alina Smithee

Oktober 2015

Android Pay und die Verteidigung der Minuten

Vor ein paar Wochen hat Google die App Android Pay eingeführt. Sie dient jetzt zum Bezahlen mit dem Smartphone und ersetzt das bisherige Google Wallet. Unter anderem soll das Bezahlen damit schneller und reibungsloser gehen, was auch bitter nötig ist, denn bisher musste man das Telefon aus der Tasche nehmen, einschalten, gegebenenfalls entsperren, die App starten, diese per Geheimzahl entsperren, dann das Telefon auf den Sensor an der Kasse halten, solange warten, bis das Telefon durch Vibrieren zu erkennen gibt, dass die Verbindung zustande gekommen ist, und schließlich eventuell nochmal die Geheimzahl an der Kasse eingeben (bei Duane Reade ja, bei McDonald’s nein).

Das klingt nicht übermässig kompliziert, aber es sind doch weit mehr Schritte als beim Bezahlen per Kreditkarte: Karte rausnehmen, durchziehen, eventuell einmal unterschreiben, fertig. (Bei Bagatellbeträgen entfällt das Unterschreiben, wobei im Ermessen des Händlers liegt, was er für einen Bagatellbetrag hält. Fünfzig Dollar sind eine übliche Grenze. Parkuhren und andere Automaten wollen auch keine Unterschrift.)

Der Effekt war, dass ich äußerst selten und nur bei extrem guter Laune mit dem Smartphone bezahlt habe. Ansonsten waren mir die vier bis fünf zusätzlichen Schritte einfach zuviel für das Gefühl, in der Zukunft zu leben.

Mit Android Pay wird das jetzt anders: Man muss keine App mehr starten und auch keine Geheimzahl mehr eingeben; das Smartphone selber wird praktisch zur Kreditkarte. Das wiederum scheint sogar Google unheimlich zu sein. Android Pay verlangt darum, dass man den üblichen Android Sperrmechanismus einrichtet, entweder per Wischmuster oder Geheimzahl oder Gesichtserkennung. Das Telefon nur per einfachen Fingerstreich zu entsperren, reicht dagegen nicht. Und Android Pay versteht da auch keinen Spaß: Wenn man die App bei eingeschaltetem Sperrmechanismus einrichtet und dann versucht, das Telefon wieder auf einfachen Fingerstreich zurückzustellen, meldet sich Android Pay und droht, innerhalb weniger Minuten alle gespeicherten Kreditkartendaten zu vergessen.

Das ist ärgerlich. Ich habe nämlich lange Zeit ganz ohne Sperrmechanismus gelebt und das Telefon einfach mit dem Knopf an der Seite eingeschaltet. Zum Fingerstreich bin ich nur zurückgekehrt, weil das Telefon ein paar Mal die Ursünde aller Technikanfänger beging und in meiner Hosentasche den ersten Kontakt aus dem Telefonbuch anrief. Und jetzt mindestens ein Wischmuster?

Ich versuche, die Sicherheitsüberlegungen nachzuvollziehen. Wenn mein Smartphone gestohlen würde, könnte der Dieb damit alles mögliche kaufen und bezahlen. Natürlich nur, solange ich nicht an einen anderen Computer oder ein anderes Telefon gelange und mein Smartphone per Fernsteuerung

sperre. Das wären vermutlich nur wenige Minuten. Um die Verteidigung dieser wenigen Minuten, in denen das Smartphone unbefugt genutzt werden könnte, geht es also.

Diese Minuten gibt es natürlich auch, wenn die Kreditkarte gestohlen würde. Sogar noch sehr viel schlimmer, denn bei der Kreditkarte funktioniert ja auch die bloße Nummer, ohne den physischen Gegenstand. Andererseits hat Kreditkartendiebstahl in Amerika schon lange seinen Schrecken verloren, oder ihn nie gehabt: ein kurzer Anruf bei der Bank genügt. Man sagt, wann die Karte gestohlen wurde und welche Buchungen demzufolge illegal sind, und sofort ist das Geld zurück auf dem eigenen Konto. Neue Karte kommt in drei Tagen.

(Ich vermute, diese Kulanz liegt daran, dass Kreditkarten für die Anbieter derartige Gelddruckmaschinen sind, dass sie schön blöd wären, wegen ein paar hundert Dollar einen Kunden zu vergrätzen.)

Bei Android Pay, das letztlich nur eine simulierte Kreditkarte in Smartphonegestalt ist, läge der Fall wohl genauso. Ich vermute also, der Wischmusterzwang ist nichts als ein bisschen Angst vor der Technik. Und das bei Google. Mal schauen, wie lange noch.

André Spiegel

3. Oktober 2015

Und schon wieder: Wo muss ich denn da draufdrücken?

Ich will bei Transa, der Schweizer Variante der Outdoorkette Globetrotter, mit der ec-Karte bezahlen und kann es nicht. In der Schweiz führe ich zwar inzwischen meine Karte immer und überall richtigherum ein, aber jetzt soll ich mich entscheiden zwischen Bezahlung mit EUR oder CHF. Seit ein paar Monaten weiß ich, dass man in solchen Fällen die Landeswährung wählen muss, weil das billiger ist. Aber das Eingabepad hat nur die üblichen Ziffern-tasten, es fehlen die sonst für diese Frage zuständigen Pfeiltasten am unteren

Rand des Displays. Ich drücke probehalber auf “OK” und auf “Korrektur”. Auf dem Display bewegt sich nichts. “Wie geht das denn mit dem Auswählen?”, frage ich schließlich, und die Kassiererin sagt: “Das ist ein Touchscreen.” “Oh”, sage ich und schäme mich.

Dabei gibt es eigentlich keinen Grund zur Scham, ich mache ja auch seit Jahren den umgekehrten Fehler und drücke auf Nicht-Touchscreens herum. Entweder ist mein Gehirn der Meinung, dass Geräte mit Zifferneingabetasten oder sonstigen Tastaturen eher nicht mit Touchscreens ausgestattet sind, oder meine Vernageltheit hat damit zu tun, dass ec-Kartenterminals bisher meistens unaktuelle und störrische Geräte waren.

Kathrin Passig

4. Oktober 2015

Fernsehwerbung für ein Auto mit WLAN

Ich sehe bzw. höre zum ersten Mal einen Fernsehwerbespot, der mit „WLAN“ für ein Auto wirbt.

(Ich habe diesen Werbung online nicht gefunden, aber ähnliche aus der Reihe, siehe unten. Ein „WLAN-Hotspot“ wird neben Massagesitzen und einem besonderen Licht als herausragende Eigenschaften dieses Autos beworben.)

www.youtube.com/An5U68DguYc

Jöran Muuß-Merholz

5.10.2015

Ein elektronisches Gerät, das seinen Nutzen vorerst nicht zeigen darf

Seit rund zwei Wochen fährt der Wagen unrund. Im Standgas schwankt die Drehzahl und im unteren Drehzahlbereich bekommt der Motor Hustenanfälle.

Ich habe zwar ein OBD II Lesegerät, aber mangels leuchtender Warnlampen, die auf einen auslesbaren Errorcode hinweisen, ist es derzeit noch nutzlos.

Auf dem Heimweg entschließt sich der Motor, die Warnlampe mit dem Motorensymbol einzuschalten.

“Ah! Ich kann das Gerät endlich einsetzen! Es wird vermutlich eine sporadische Fehlzündung in einem Topf sein und ich kann gleich zu Hause sehen, welcher es ist, und die Kerze tauschen!”

Ja, oder das Zündkabel. Oder die Zündspule. Und welche Kerzen müssen überhaupt rein? Muss ich erst nachgucken und kaufen. Und wenn der Fehler nicht weg ist, weil es Kabel oder Spule war? Die krieg ich nicht im Baumarkt.

Kommt gerade ungelegen, ich muss noch für den Urlaub packen, Katzenfutter kaufen, ein Kind transportieren, gerne später, nur halt jetzt nicht.

Die Werkstatt ist nur einen kleinen Umweg entfernt. Der Meister schließt seine Touchscreenversion des Lesegerätes an.

Am Ende war es die Zündkerze im zweiten Zylinder. Hätte ich selbst billiger tauschen können, aber siehe oben.

Immerhin konnte ich so schon nebenbei klarmachen, wie ich Ende Oktober an Winterreifen komme.

Volker König

5. Oktober 2015

Stromausfall, unspektakulär

Gegen 2 Uhr nachts fällt der Strom aus. Also, fast: Im Treppenhaus flackert das Licht noch. Ich wollte eigentlich grade schlafen gehen, aber so nicht!

Das Internet ist natürlich weg, wie ich bemerke, als ich auf dem Smartphone nach der Störungshotline der Stadtwerke suchen will. Die grünen Lämpchen am Router werden aber nach wie vor betrieben, immerhin. Die Heizung, obwohl Gas, heizt nicht mehr. Mein Handyakku ist bei 40%.

Der Kühlschrank wird, sagt mir der Stadtwerksmann, den ich dank mobiler Daten ergoogelt habe, ungeöffnet sechs Stunden unbeeinträchtigt weiterkühlen, das Gefrierfach noch länger. “Das fragen immer alle!” sagt er mit einer Stimme, die es gewohnt ist, unberechtigte Sorgen zu zerstreuen. Er stellt mir Fragen zum Ausmaß der Sache, aber nachts ist es halt auch so in vielen Wohnungen dunkel. Wir einigen uns darauf, dass er tätig wird, wenn ihn noch jemand aus der Straße anrufen sollte; falls es nur wir sind, kann das auch bis morgen warten.

Als das Licht sich verabschiedete, war ich noch am Papierbuchlesen, und weil es hier ums Prinzip geht, will ich damit nicht aufhören. Ich mache die Smartphonetaschenlampe an und suche, während die Energieanzeige spürbar abnimmt, nach dem externen Akku (ein Werbegeschenk, erstmals aufgeladen, nachdem es im TT kürzlich um Anker ging), stöpsle ihn an und lese im Schein der Taschenlampe noch eine Seite. Dann kann sich das Handy über Nacht weiter aufladen.

Gegen vier Uhr muss ich den Stadtwerksmännern den Keller aufschließen (es sind tatsächlich mehrere Häuser betroffen und die Männer tun sich sehr groß damit, wie viel Arbeit es wird, das Problem zu beheben), gegen sechs wird die Straße aufgerissen und kurz vor zwölf ist der Strom wieder da.

Eine Stunde später hat dann auch der Kühlschrank was bemerkt: Ihm ist zu warm geworden und er meldet durch penetrantes Piepsen eine vermeintlich geöffnete Tür.

Kristin Kopf

Oktober 2015

Drücken auf großer Fläche

Im jährlichen Ritual der Mobiltelefonupdates kommt es zu unerwarteten Verzögerungen. Schon gefühlt ewig nutze ich ein iPhone, und freue mich jedes Jahr über mehr oder weniger sinnvolle Verbesserungen. Als großer Mensch mit großen Händen bin ich sofort auf das iPhone 6+ (a.k.a. “Das Brett”) umgestiegen. Große Fläche gleich viel zu sehen gleich besser zu schreiben. Und mit etwas Fingerakrobatik kann ich es mittlerweile mit einer Hand bedienen. Also läge nichts näher, als bei Vertragsende das neue, größere 6s+ zu nehmen.

Beim 6s/6s+ wird das Bedienkonzept “Tippen – Wischen” erweitert um die dritte Achse: Kraft. Wenn man auf irgend etwas kräftiger drückt, ploppt ein kleines Menü mit sinnvollen Kurzbefehlen auf. Beim Ausprobieren im Apple Store bin ich sofort sehr begeistert, allein: das geht nicht mit dem großen Telefon. Die Technik ist zwar da, aaaaber: ein kräftiger Druck auf ein Icon auf der linken Seite lässt meine jahrelang antrainierte und verfeinerte Motorik in sich zusammenstürzen: das Telefon fällt mir fast aus der Hand.

Und nun habe ich Angst: Mein Körpergedächtnis braucht Zeit, um sich an die neuen Gegebenheiten anzupassen. Schaffe ich diese Zeit, ohne dass mir das Telefon mehrfach runterfällt? Zumal ich mir nicht sicher bin, dass man bestimmte Bereiche überhaupt noch mit einer Hand „3D-Touch“ bedienen kann. Ein wirkliches „Erste-Welt-Dilemma": großes Telefon, bei dem man auf

Innovationen mangels passender Körpergeometrie teilweise verzichtet oder das kleinere Modell mit kompletter Ausnutzung all der schicken neuen Features, aber eben, naja, kleiner?

Mein Vertrag läuft noch ein paar Monate, Zeit für noch viele Besuche im Apple Store mit ausführlichen Tests. Ich werde berichten!

Wolfgang Kunckel

Oktober 2015

Das Handy fällt runter und macht mich zu einem höflicheren Menschen

Seitdem ich ein Handy besitze, nutze ich recht ausgiebig den Luxus, schon während des Klingelns zu sehen, wer mit mir sprechen möchte und bei Unlust nicht ranzugehen.

Vor gut zwei Wochen fiel mir das Handy, ein olles Nokia, mal wieder runter, das Display hatte eh schon einen langen Riss, nun war es endgültig Schrott. Mein erster Gedanke war, na gut, es wird Zeit für ein Smartphone, mit irgendwas muss ich ja telefonieren. Aber erstaunlicherweise geht das Telefon selbst noch einwandfrei, nur das Display eben nicht. Und das Telefon macht mich nun zu einem höflicheren Menschen: Ich muss jeden Anruf entgegennehmen, weil es ja was Wichtiges sein könnte.

Wie so ein Mensch aus den 80ern.

Susanne Klingner

05.10.2015

Mobiler Flaschenöffner

Heute in der Kantine: Ein Kollege hantiert mit einem etwas älteren iPhone, dessen Gehäuse deutlich sichtbare Macken aufweist. Ich: “Oh, das Handy ist wohl schon ein paarmal runtergefallen.” – Antwort: “Nee, zum Flaschenöffnen benutzt.”

Lukas Glimm

5.10.2015

Von Google vergessen

Vor mehr als dreieinhalb Jahren bin ich in ein Neubaugebiet innerhalb des Berliner S-Bahn-Rings gezogen. Eine schöne Wohnung, aber in einer Hinsicht war der Anfang hart: Weil das Areal mit neuen Straßennamen versehen wurde, war meine Adresse eine ganze Weile digital nicht existent.

Das hatte Folgen. Taxifahrer fanden den Weg nicht, weil die neue Adresse in ihren Navigationssystemen nicht verzeichnet war – ob man morgens um fünf rechtzeitig das Taxi für den Weg zum Flughafen oder zum Bahnhof bekam, war Glückssache. Lieferdienste konnte man eigentlich gleich vergessen. Und die Ummeldung meines Voice-over-IP-Anschlusses auf die neue Adresse brauchte auch ein wenig Geduld: Diese Anschrift gebe es nicht, beschied mich das Computersystem von sipgate.de. Die schickten mir dann einen Brief mit einem Verifizierungscode, um sicherzustellen, dass es meine Adresse auch wirklich gibt.

In den vergangenen Jahren besserte sich die Situation. Taxifahrer hatten offensichtlich ein Update ihrer elektronischen Karten bekommen, in den verschiedenen Datenbanken galt die Anschrift als existent, und vor allem: Auch Google Maps zeigte bei Angabe von Straßennahmen, Hausnummer und Postleitzahl die korrekte Adresse auf der Karte.

Seit kurzem hat sich da allerdings was geändert. Ob es ein Bug oder ein Feature ist, weiß ich nicht – jedenfalls wirft Google Maps inzwischen bei Eingabe der Adresse ganz andere Orte aus. Eine gleichnamige Straße in Potsdam zum Beispiel. Oder einen ähnlich klingenden Straßennamen in Bernau bei Berlin. Wenn nicht gleich etwas sehr entfernt Ähnliches in einem entfernten Stadtteil Berlins.

Auch das hat Folgen. Neulich, berichtet eine Nachbarin, habe sie mehr als zwei Stunden auf die Bestellung bei einem Lieferservice gewartet, mit knurrendem Magen. Nach wiederholten Anrufen war klar, dass der Fahrer bereits kurz vor Potsdam war; mit seiner Lieferung kam er dann mehr als zwei Stunden nach der Bestellung am richtigen Ort an.

Von Google vergessen: Mal sehen, welche Folgen das demnächst hat. Wenn ich an einem frostigen Wintermorgen vergeblich auf ein Taxi warte. Oder ein Onlineshop meine Bestellung ablehnt, weil die Lieferadresse ja angeblich nicht existent ist.

Thomas Wiegold

5.10.2015

iPhone-Angeln

C. schickt mir eine Facebook Message und erzählt, dass ihr iPhone vom Steg des nachbarschaftlichen Sees ins Wasser gefallen ist. Ich biete meine Hilfe an und packe meine Badesachen ein. Die Sonne scheint und es ist ein warmer Oktobertag, ich hatte eh darüber nachgedacht, schwimmen zu gehen, da kommt dieser kleine Spezialauftrag als Anschubhilfe gerade recht.

C. hat einen Stoffbeutel mit einem Magneten dabei, damit hofft sie das Handy herausangeln zu können. Mich erinnert das an ein Kinderspiel, bei dem man mit einem kleinen Magneten Fische, rostige Fahrräder oder Konservendosen angeln konnte. Ein Handy war zu meiner Zeit noch nicht dabei.

Am See angekommen gehen wir zum Steg runter und C. zeigt mir, wo das Handy ungefähr liegen müsste. Wie tief das Wasser direkt unterm Steg ist, wissen wir nicht, Schätzungen anderer Mitbewohner schwanken zwischen 3 und 5 Metern.

Langsam und laut jammernd gleite ich ins Wasser, es ist schon an der Oberfläche echt kalt, ich schätze so um die 14 Grad. Nach ein paar Minuten habe ich mich akklimatisiert und schwimme unter den Steg, C. reicht mir den Stoffbeutel mit dem Magneten, an dem wir eine lange Schnur befestigt haben. Ich lasse ihn auf Höhe des vermuteten Handyaufenthaltortes runter. Der Stoffbeutel füllt sich mit Wasser und wird so schwer, dass ich schon glaube, eine alte Schwalbe am Magneten zu haben, aber es ist falscher Alarm. Keine Schwalbe und kein iPhone. Aber das Wasser scheint hier gar nicht so tief zu sein, der Stoffbeutel stösst nach etwa 1-2 Metern auf Grund. Also tauche ich runter, taste mich nichtssehend durch den Schlamm und finde tatsächlich ziemlich schnell das iPhone.

Ich erzähle C. von Kathrins Kellertrockenlegung und empfehle ihr für ihr Handy ein ähnlich schonendes Verfahren. Andere raten dazu, es in Reis zu legen. 2 Stunden später bekomme ich wieder eine Facebookmessage von C.:

"Jetzt hab ich mein Handy mal bei knapp 90° in den Backofen geschoben."

Ich seufze, weil ich diese Ungeduld von mir selbst kenne und hoffe, sie hat wenigstens die SIM-Karte vorher entfernt.

sleeplessdarkhorse

5.10.2015

Nun mach aber mal einen Punkt!

Dank SwiftKey tippe bzw. wische ich Texte inzwischen lieber auf meinem Smartphone als auf dem Laptop. SwiftKey lernt Wörter und kennt nach ungefähr einem halben Jahr Nutzung so viele meiner Schreibgewohnheiten, dass das Schreiben trotz kleiner Touchscreen-Tastatur viel schneller geht als an der Tastatur des 13”-Laptops. Ein Feature von SwiftKey ist es, bei doppeltem Drücken auf die Leerstellen-Taste einen Punkt und ein Leerzeichen zu machen. Das geht schneller als auf die Taste für den Punkt und dann auf die Leerstellen-Taste zu drücken.

Neuerdings ertappe ich mich beim Schreiben auf dem Laptop dabei, wie ich auch hier statt auf Punkt und Leerstellen-Taste, zweimal auf die Leerstellen-Taste drücke. Der Cursor wandert einfach nur zwei Positionen weiter und blinkt mich erwartungsvoll an.

sleeplessdarkhorse

6. Oktober 2015

Für Tonfilm ist es noch zu früh, aber Google Images gibt es schon

Heute findet mein Unterricht wieder in dem Raum mit dem Whiteboard statt. Ich habe mir vorsorglich einen passenden Stift besorgt, den ich jetzt nebst dem Beameradapter immer dabei habe. Allerdings habe ich nicht darüber nachgedacht, dass der mobile Bildschirm in diesem Raum ganz ohne Ton auskommt. Ich will einen Film zeigen, keinen Stummfilm notabene. Vor Unterrichtsbeginn renne ich ein wenig hin und her und rauf und runter auf der Suche nach tragbaren Lautsprechern, ohne Erfolg. Ich hätte mit einigen Tagen Vorlauf in der AV-Ausleihe der Hochschule solche Lautsprecher

reservieren und am Vortag abholen müssen, lerne ich später (der Unterricht beginnt um 9 Uhr, die Ausleihe öffnet um 12 Uhr, tja). Für heute ist das zwar ärgerlich, doch nicht weiter schlimm: Der Film ist untertitelt.

Später läuft im Hintergrund mein Bildschirmschoner, im Vordergrund unterhalte ich mich mit den Studierenden (1. Semester BA Industrial Design) über Vorbilder und Referenzen. Die genannten Namen male ich mit meinem neuen Stift auf das Whiteboard, bis ein Student fragt: „Warum gibst du nicht die Namen in eine Google-Bildsuche ein? Dann wüssten wir auch gleich, worüber wir eigentlich reden."

Franziska Nyffenegger

2015

Ich halte sehr lange die Luft an und erkenne die Zukunft

Ich besitze ein neues Smartphone, das Galaxy S6. Neben allen möglichen Spielereien kann man damit – angeblich – den Sauerstoffgehalt im Blut messen. Dazu muss man den Zeigefinger auf einen Sensor auf der Rückseite des Geräts legen und warten.

Alle Messungen ergeben 97%, so dass ich zu dem Schluss gelange, mein Smartphone sei entweder ein billiges Imitat oder aber die Samsung-Ingenieure nähmen es nicht so genau.

Mein Bruder weist mich darauf hin, dass der Sauerstoffgehalt des Blutes abnimmt, wenn ich die Luft anhalte. Dazu müsse ich aber wirklich lang aushalten. Ich verabschiede mich von dem irdischen Zwang, atmen zu müssen, und warte, bis in meinem Blickfeld leuchtende Punkte erscheinen. Dann messe ich erneut.

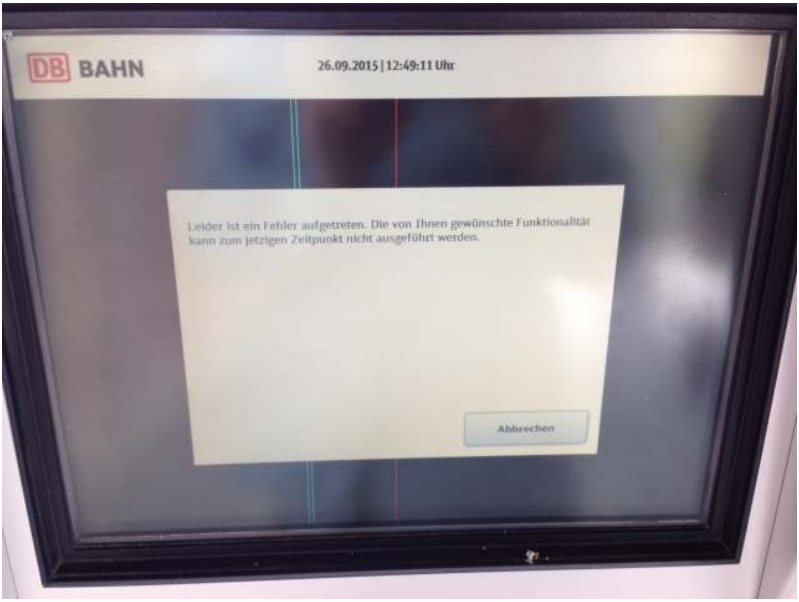
Als ich wieder zu mir komme, bin ich erstaunt. Und begeistert.

Bis zum Star Trek Trikorder (Anm. ein handgroßes Diagnose-Gerät aus einer Sci-Fi-Serie der 1990er Jahre) ist es nicht mehr weit.

Jan-Martin

26.09.2015

Mobil mit Rad und, äh, Deutscher Bahn



Zum Ende der Fahrradtour mit W. müssen wir uns langsam überlegen, wie wir wieder nach Hause kommen – in der Bahn mitsamt unseren Rädern. Für mich ist das kein Problem, weil ich mein Faltrad zusammengeklappt als Handgepäck in jedem Zug mitnehmen darf, auch im ICE. W. dagegen muss mit seinem richtigen Rad die Züge nehmen, die Fahrradbeförderung zulassen – und für den IC auch rechtzeitig einen Fahrradstellplatz reservieren.

Nun ist die Deutsche Bahn immerhin so weit, dass man zusätzlich zur Fahrkarte auch eine Fahrradbeförderung und -reservierung online buchen könnte:

Zur Fahrradmitnahme in Fernverkehrszügen benötigen Sie eine Fahrradkarte sowie eine Stellplatzreservierung. Diese können Sie für alle Intercity und Eurocity im innerdeutschen Verkehr bequem online buchen und bezahlen, in einem Vorgang mit dem Kauf Ihrer Fahrkarte.

Nun ja. Wenn man daheim an seinem PC mit angeschlossenem Drucker sitzt. Wer allerdings, das ist ja der Sinn eines Fahrrads, unterwegs ist und seine Online-Verbindung per Smartphone hält, ist da aufgeschmissen.

Denn die Navigator-App der Deutschen Bahn sieht eine Fahrradbuchung nicht vor. Die Option ist schlichtweg nicht da, es kommt nur der Hinweis, doch bitte die normale Bahn-Webseite aufzurufen. Auch das führt am Handy nicht weiter: Automatisch leitet das System auf die mobile Bahnseite um – und dort gibt es genau so wenig eine Option *Fahrradmitnahme reservieren*.

Also zum nächsten Bahnhof? Das scheidet aus, der nächste mit Reisezentrum und echten Menschen für eine Fahrkarte und Buchung ist mehrere Radstunden entfernt. Nach einigem Suchen entdecken wir, dass die Bahn ja nicht völlig herzlos ist: Es gibt auch die Möglichkeit, telefonisch Fahrkarten zu bestellen – auch wenn die Bahn das vorsichtshalber nicht so deutlich kommuniziert. Unter der Rufnummer 0180 6 10 11 11 (20 ct/Anruf aus dem Festnetz, Tarif bei Mobilfunk max. 60 ct/Anruf) heißt es zwar nur, dass dort Fragen zur Fahrkartenbuchung auf www.bahn.de beantwortet würden. Aber immerhin rund um die Uhr.

W. verbringt eine halbe Stunde am Telefon mit dem freundlichen Servicemitarbeiter. Und hat dann endlich seine Fahrkarte mit Fahrradreservierung für mehrere Züge gebucht. Den nötigen Papierschnipsel zur Anbringung am Fahrrad, sagt die Hotline, könne er dann am Automaten am Startbahnhof ausdrucken. Zur Identifizierung reicht die Kreditkarte, über die das Ticket (telefonisch) bezahlt wurde.

Am kleinen Startbahnhof (ohne Reisezentrum, der Automat ist die einzige DB-Instanz) klappt das dann auch irgendwie. Zwar muss für die insgesamt fünf Belege (Fahrkarte, Reservierungen, Fahrradkarte, Fahrradreservierungen) auch fünf Mal die Kreditkarte zur Identifizierung eingeschoben werden: Gleich alle angezeigten Belege auf einmal auszudrucken, ist nun auch nicht

vorgesehen. Der Automat bietet zwar diese Option an, verkündet dann aber knapp: *Leider ist ein Fehler aufgetreten.* Das Ausdrucken dauert dann eine gute Viertelstunde. Zum Glück waren wir rechtzeitig am Bahnhof.

Warum die App oder die mobile Webseite nicht die Möglichkeit vorsehen, die Reservierung vorzunehmen, das Ticket zu bezahlen und dann das nötige Papier an einem Automaten auszudrucken, bleibt rätselhaft. Noch rätselhafter: Auch am Automaten selbst lässt sich kein Fahrradticket buchen, reservieren und ausdrucken.

Vielleicht findet die Deutsche Bahn das ja insgesamt nicht so gut mit den Fahrrädern.

Thomas Wiegold

06. & 07.10.2015

Digitale Krankenkasse

In den letzten Mitteilungen meiner Krankenkasse – die man ja in Erwartung einer "Preisanpassung" eher zögerlich öffnet – stolpere ich über einen Hinweis, dass man jetzt mit einer App die Belege einreichen kann.

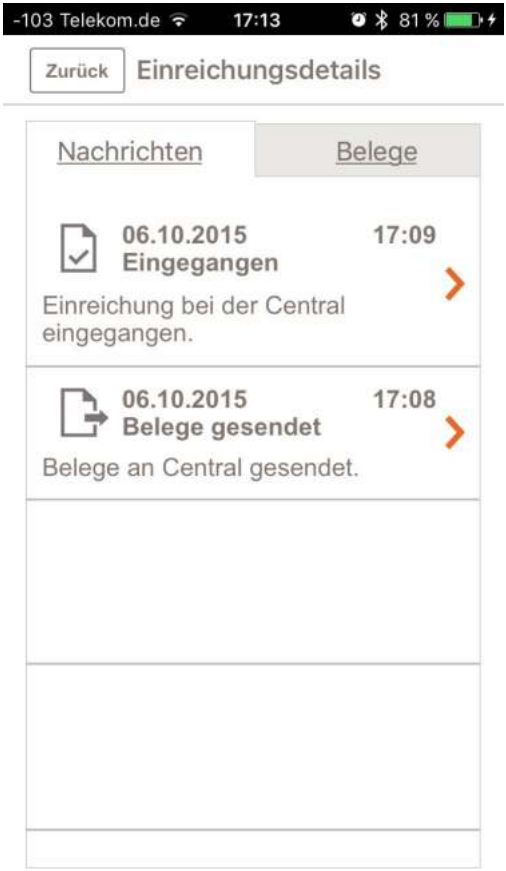
Da ich schon länger genervt bin vom Eintüten, Briefmarke suchen und Hoffen, dass nichts verloren geht, lade ich mir die App sofort herunter. Es liegen etwa zehn Belege bereit, Zeit für einen ersten Versuch.

Um die App zu nutzen, muss man einige Daten eingeben, unter anderem die Versicherungsnummer, den Namen und die Mailadresse. Man vergibt ein selbst gewähltes Kennwort, anschließend wird man vom Krankenkassenserver als gültiger Kunde anerkannt.

Zur Nutzung der App muss man Mail und Kennwort eingeben, und dann dürfen die Belege gescannt werden.

Entweder man scannt das ganze Blatt oder, bei den neueren Belegen, die beiden aufgedruckten QR-Codes. Das klappt reibungslos, und bei den Belegen mit QR-Code stehen auch gleich die Summen in der Liste.

Belege ohne QR-Code werden von der Software automatisch auf die Seite zugeschnitten und ausgerichtet.



Hat man alles gescannt, tippt man “Einreichen”. Die Dokumente werden übertragen, und kurze Zeit später signalisiert eine Push-Nachricht, dass die Belege bei der Kasse angekommen sind.

Einen Tag später kommt eine Meldung auf der Apple Watch, dass der Vorgang in der Krankenkasse bearbeitet wird.

Ist doch klasse: Die Originale bleiben hier, falls was schiefgeht, sind die verfügbar. Und wenn jetzt das Geld noch schneller kommt, dann nenne ich das einen gelungen technischen Fortschritt.

Wolfgang Kunckel

7. Oktober 2015

Dauerausstellung im Landesmuseum: Welt ohne Internet

Ich bin im Landesmuseum Zürich, um im Auftrag der Zürcher Hochschule der Künste aus einer Lehrveranstaltung über Ausstellungsanalyse zu twittern. Der Aufsteller am Eingang, der hier bei meinem letzten Besuch 2014 für die iPhone-App des Museums warb, ist wieder verschwunden. In der Eingangshalle gibt es ein Gäste-WLAN, das ich nicht nutze, weil man zur Anmeldung die eigene Telefonnummer angeben muss. Ich müsste sie erst heraussuchen, das ist mir zu mühsam, es gibt ja einwandfreies Handyinternet.

Das endet allerdings direkt hinter dem Eingang in den ersten Saal. Auch das Gäste-WLAN ist jetzt nicht mehr zu sehen. Nach einer halben Stunde Wünschelrutengehens auf der Suche nach mobilem Internet, das vielleicht durch eine Lücke in den dicken Mauern hereinsickert, frage ich draußen einen Museumsmitarbeiter. “WLAN? Das haben wir hier nicht”, sagt er. Es klingt nicht routiniert, eher überrascht.

Ich gehe wieder hinein und höre der untwitterbaren Lehrveranstaltung zu. Das ist nicht so einfach, weil alle paar Sekunden irgendwo im Saal ein lauter Alarm lospiepst. Einige Exponate sind offen aufgestellt, der Alarm soll sie vermutlich vor den Besucherpfoten schützen. Das gehe schon seit Jahren so, sagt die Dozentin, die Gänge seien zu schmal oder der Alarm zu empfindlich eingestellt.

Es gibt eine Sitzbank, an der Tablets mit Zusatzinformationen befestigt sind. Man kann sich durch Wischen auf einem 3Difizierten Panoramafoto bewegen und durch Antippen mehr über einzelne Exponate herausfinden.

www.youtube.com/x1eWxVj_cp4

Kathrin Passig

Oktober 2015

Kann ich da mal durchschauen?

Seit Jahren fragen mich Leute, ob sie durch unser Teleskop durchschauen können. Seit Jahren antworte ich ihnen, dass das nicht geht. Wir sehen nie durch Teleskope, sage ich ihnen, und seit Jahren schütteln sie, die Leute, verwundert den Kopf. Was soll das für ein Astronom sein, der nicht durch sein Fernrohr guckt. Seit Jahren fühle ich mich an dieser Stelle wie ein Heuchler, gar kein echter Astronom. Nicht mal durchs Rohr sieht er.

Und erst heute wird mir klar, dass es vielleicht tatsächlich Hoffnung gibt. Es könnte sein, dass die Frage schon bald verschwindet. Ich erkläre das Teleskop einer Schulklasse, die übliche Frage kommt, wie immer, und ohne nachzudenken sage ich so was wie "du siehst ja auch nicht durch dein Smartphone, wenn du ein Bild machst". Das Teleskop ist halt eine Kamera, kein Guckrohr. Die Kinder nicken verständig. Das ist mir bei Erwachsenen noch nie passiert. Sie wissen sogar, warum Kameras besser sind als Guckrohre, weil man nämlich am Ende Bilder hat. Hurra!

Jetzt müssen nur noch die Eltern verschwinden, und die ganzen Bilderbücher, in denen Astronomen als Leute dargestellt werden, die durch Rohre gucken, und die Lego-Astronomin auch, und dann wird mir nie wieder jemand die Frage stellen, und wir machen einfach die gesamte Astronomie auf Bildschirmen. Auf einem Monitor sieht man sowieso viel mehr als am Oku-

lar. Der gesamte Himmel, ein Mausklick. Wer will schon sein Auge an eine winzige Öffnung pressen, nur um ganz kurz vielleicht einen Hauch Weltall zu sehen.

Aleks Scholz

Oktober 2015

Grassteppe offline

Wir besprechen gemeinsam die Geografie-Hausaufgaben. Beim Durchblättern des Atlas stolpere ich in Südamerika über die Pampa und lese das Wort laut vor mich hin. Daraufhin meint das Kind: "Pampa? So nennt man doch Gegenden, wo es kein Internet gibt . . . "

G. Raten

2014 – 2015

Der Chat wird zum Nachrichtenstrom

Als ich nach drei Gastbeiträgen im Herbst 2014 eingeladen werde, dem Techniktagebuch-Redaktionschat beizutreten, freue ich mich darauf, die Autorinnen und Autoren besser kennenzulernen. Die Gespräche sind vielfältig und ich nehme gerne daran teil. Um nichts zu verpassen, bekomme ich vom Techniktagebuch-Chat wie von jedem Facebook-Chat eine Pushmeldung aufs Handy, sobald jemand eine neue Nachricht schreibt. Meistens habe ich mein Handy lautlos, daher störe ich immerhin meine Umgebung nicht durch Geräusche – aber da der Chat ja immer läuft, reagieren zumindest Menschen in meinem direkten Umfeld manchmal etwas genervt, wenn ich regelmäßig in Richtung Homescreen schiele, um dem Geschehen zu folgen.

Da die Redaktion zwar in kleinen Schritten, aber doch stetig größer wird, außerdem die Vertrautheit der Mitglieder und damit die Anzahl der möglichen Themen wächst, nimmt irgendwann (zumindest nach meinem Gefühl) auch die Gesamtanzahl der Nachrichten zu. Im Frühjahr 2015 wird zudem mein eigener Arbeitsalltag deutlich stressiger und ich habe kaum noch Zeit, den Chat live zu verfolgen. Thomas Renger zeigt mir bei einem persönlichen Treffen, dass man Facebook-Chats auch stummschalten kann – entweder für einen festgesetzten Zeitraum oder "bis ich die Benachrichtigungen wieder einschalte".

In den ersten Tagen nach dieser Erkenntnis schalte ich den Chat immer am Anfang des Arbeitstages für acht Stunden stumm, aber bald schon gehe ich dazu über, ihn einfach komplett und dauerhaft stumm zu schalten und selbst zu entscheiden, wann ich hineingucke.

Die iOS-App des Messengers zeigt in Chats, in die man nach einiger Zeit neu wieder hinzustößt, die Anzahl der ungelesenen Nachrichten an und springt bei Antippen dieser Anzeige auch zur ersten ungelesenen Nachricht zurück. An einem "normalen" Tag werden im Chat zwischen 200 und 400 Nachrichten geschrieben. Diese lese ich dann meist abends nach, was in der Regel zehn bis 30 Minuten dauert.

Irgendwann kommt eine Phase, in der ich über mehrere Tage hinweg so viel zu tun habe, dass ich den Chat quasi vergesse. Als ich dann irgendwann wieder hineingucke, haben sich vierstellige ungelesene Nachrichten aufgestaut. Der Messenger springt nicht mehr zur ersten ungelesenen Nachricht zurück, sondern zu irgendeinem Punkt in der Vergangenheit, an dem eine längere Gesprächspause herrschte. Ich überlege, ob ich weiter zurückscrollen soll und entscheide mich dagegen.

Dieses Verhalten wird irgendwann im Herbst 2015 zur Normalität. Ich lese den Techniktagebuch-Chat, wenn ich Lust habe und trete der Diskussion bei, wenn ich etwas zu sagen habe. Wenn ich Zeit habe, lese ich alles, was seit meinem letzten Besuch geschrieben wurde, wenn ich keine Zeit habe, lasse ich es.

Die Veränderung meines Verhaltens erinnert mich extrem an meine Gewöhnung an Twitter ungefähr sechs Jahre zuvor. Auch dort habe ich zunächst immer versucht, alles zu lesen, irgendwann akzeptierte ich aber, dass dies keine Notwendigkeit ist. Und jetzt ist auch der Techniktagebuch-Chat ein bisschen wie ein Twitter-Newsstream geworden.

Manchmal, wenn ich nach zwei Tagen Abwesenheit wiederkomme, wünsche mir daher auch dort eine “While you were away”-Funktion oder einen Sortieralgorithmus, der mir das Beste der verpassten Zeit anzeigt und zusammenfasst.

Alexander Matzkeit

2007-2015

Der gläserne Studentenmagen

Von Oktober 2007 bis zum Sommer 2015 habe ich in Berliner Mensen gegessen. Bezahlt wird in den Mensen bargeldlos mit einer Chipkarte, der MensaCard, aufgeladen wird die Karte an Automaten, die Scheine und teilweise auch Münzen annehmen. Über die Jahre habe ich immer die gleiche Karte verwendet. Hin und wieder hat mich das spekulieren lassen, wie viel ich wohl mit ihr in der ganzen Zeit umgesetzt habe.

Deshalb schicke ich eine Anfrage an die Mensa-Infostelle und erhalte zwei Tage später von einem Mitarbeiter der Datenverarbeitung eine Excel-Tabelle, die in 1453 Zeilen alle Saldos seit dem Kauf der Karte am 15. Oktober 2007 enthält, einschließlich Datum und Uhrzeit. Insgesamt habe ich 2125,28 € mit der Karte gezahlt, bei 1087 Zahlvorgängen. 2125,28 – eine Zahl, nur 0,69-mal so viel wie das Techniktagebuch derzeit Einträge hat, aber nicht weit entfernt von der Fläche des Saarlands in Quadratkilometern.

Durchschnittlich habe ich bei einem Bezahlvorgang 1,98 € ausgegeben. Ich habe die Karte 365-mal aufgeladen, durchschnittlich mit 5,81 € (min. 0,50 €, max. 20 €). Der höchste Betrag, den ich jemals auf der Karte hatte,

war 23,12 €. Ich weiß noch, dass ich lange Zeit auf 5-Euro-Scheine geachtet habe, damit ich die Karte immer mit einem kleinen Betrag aufladen konnte, denn ich könnte sie ja einmal verlieren und dann wäre es weg, das große Geld.

Seit Ende 2013 konnte man mit der Karte auch in der Bibliothek kopieren, auch wenn ich diese Möglichkeit nur noch sehr selten genutzt habe. Daraus ergibt sich der kleinste Betrag von 0,05 € für eine kopierte Seite. Die höchste Ausgabe sind 6,70 € für ein Essen an meinem 21. Geburtstag, mitten in den Semesterferien – damals war das dann wohl meine Vorstellung von »schlemmen« oder »sich was gönnen«.

Felix Lorenz

8.10.2015

Die neuen Handykontaktgesten sind da

Meine Tochter hat im Sommer die Schule gewechselt. Auf der Straße treffe ich momentan oft Eltern ehemaliger Mitschülerinnen und wir unterhalten uns kurz, wie es den jeweiligen Kindern geht. Wir verabschieden uns mit “Die Kinder sind ja per Handy in Kontakt” und dabei ist mir jetzt schon mehrfach Folgendes aufgefallen: die Geste zu “per Handy in Kontakt” ist nicht mehr “Hand mit abgestrecktem Daumen und kleinem Finger ans Ohr”, sondern jetzt “Hand leicht gebeugt mit Handfläche nach oben und einem tippenden Daumen”.

Novemberregen

8.10.2015

Aktivierung spanischer SIM-Karten ist fast so leicht wie die Steuererklärung

Wir hatten spanische SIM-Karten bei eBay geschossen, um für diesen und die nächsten Urlaube nicht die apothekenteuren Auslandspakete unseres Providers buchen zu müssen.

Das einzige Datenpaket für das EU-Ausland hat derzeit 100MB und kostet rund 5€. Am Ende der 100MB wird man im Gegensatz zur deutschen "Flatrate" jedoch nicht im Tempo gedrosselt, sondern die Megabytes werden einzeln abgerechnet.

23ct pro Megabyte.

In der Ferienwohnung angekommen bemerke ich als erstes, dass das dortige WLAN nicht funktioniert. Reparieren kann man das erst morgen, weil auch der PC gerade in Reparatur ist und die Konfiguration des Routers per WLAN halt nur funktioniert, wenn das WLAN auch eingeschaltet ist.

Als nächstes fällt mir auf, dass wir die Werkzeuge zum Entnehmen der SIM-Karten vergessen haben und auch keine Büroklammern vorhanden sind, die alternativ den Kartenschacht öffnen. Aber es findet sich eine Injektionskanüle 0,30mm, mit der sich der Schacht öffnen lässt, die danach aber nur noch eingeschränkt für Operationen an Splittern oder Pickeln geeignet ist.

Die SIM-Karte ist im Handy, die PIN eingegeben und wir können nur Notrufe empfangen.

Kein Netz.

Dabei haben wir laut Netzwerksuche haufenweise Provider zur Auswahl, aber keines davon will mit der Hitsmobile-Karte spielen.

Im Beipackzettel des Versenders ist ein Hinweis, dass man auf einer Website anhand der Versandnummer aus der Mail mit der Versandbestätigung ermitteln könne, ob und ab wann die Karte aktiviert sei.

Website.

Internet.

Ach ja.

Schließlich tausche ich eine Karte wieder gegen die deutsche aus und aktiviere das EU-Datenpaket.

In GMail finde ich nach etwas Suchen die Mail mit der Versandnummer und gebe diese auf der Website ein – das Ergebnis wirft jedoch mehr Fragen auf als es Antworten gibt.

Ich schreibe abends eine Mail an David, der die Mails des Versenders unterschrieben hatte.

Wir sollten die Nummer einfach auf der Website eingeben, antwortet er morgens.

Ich schicke ihm Screenshots der Website und frage ihn, ob er die Karten aktivieren kann.

15 Minuten später antwortet er, dass die Aktivierung erledigt sei. Tatsächlich kommt eine der Karten sofort ins Funknetz und bekommt die üblichen Begrüßungs-SMSe vom Provider.

Hitsmobile ist der Provider, als Netz wird Eroski Movil angezeigt, also eine Art spanisches Alditalk. Hitsmobile mietet also Netzkontingente von Eroski Movile.

Wir gehen erstmal frühstücken. Ich bemerke, dass ich nicht online gehen kann. Mobilfunk geht, Internet nicht.

In einer der SMSe von Hitsmobile finde ich einen Hinweis, auf welcher Website ich Informationen zu den APN-Einstellungen finden kann. In den Netzeinstellungen finde ich einen korrekt automatisch eingerichteten APN von Eroski Movile, aber der scheint bei Hitsmobile-Kunden nicht zu funktionieren.

Also die Website.

Internet.

Da war es wieder.

In Noahs Lounge, wo uns gerade ein üppiges Frühstück serviert wurde, gibt es freies WLAN. Allerdings muss man sich im Captive Portal etwas trickreich bei Facebook anmelden und die Seite des Lokals teilen, um online gehen zu können.

Die Hitsmobile-Website hat eine deutsche Ausgabe, von den APN-Daten mache ich nach Absolvieren der vorbildlichen Schritt-für-Schritt-Anleitung, wo man sie überhaupt eingeben muss, einen Screenshot.

Mein Handy ist nun online, das von N noch nicht. Ich schreibe David noch eine Mail und erinnere ihn daran, dass ich zwei SIM-Karten bestellt hätte.

15 Minuten später bestätigt er kurz angebunden, auch die zweite Karte aktiviert zu haben und 30 Minuten später kommen die SMSe auch bei N an. Wir konfigurieren den APN und haben jeder 500MB Datenvolumen und knapp fünf Euro Guthaben zum Telefonieren und SMS schreiben.

Die erste SMS schicke ich an die Vermieterin der Ferienwohnung, da neben dem WLAN auch das heiße Wasser fehlt.

Volker König

9. Oktober 2015

Ich fahre Taxi mit Dashcam, die meine Gespräche mitschneidet

In Freiburg fahre ich mit einem Taxi, das mit einer Digitalkamera ein Video von allem aufzeichnet, was vor dem Auto passiert. Das Gerät bzw. das Verfahren heißt Dashcam und hat seit 2013 einen Wikipedia-Eintrag.

Für mich ist es das erste Mal. (Glaube ich jedenfalls.)

Mein Taxifahrer nutzt dafür ein altes Handy: kein Smartphone, aber farbiges Display.

Kurz nach dem Aussteigen frage ich mich, ob dieses Gerät nicht auch den Ton aufzeichnet. Natürlich tut es das, denn das ist ja der default von Handyvideo. Und natürlich zeichnet es den Ton *im* Taxi auf, also meine Gespräche.

Jöran Muuß-Merholz

09.10.2015

Mama spielt, und das Internet braucht kein Mensch

Ich bin krank und liege auf dem Sofa. Die Kinder sind (zunächst) in der Schule und ich habe deren Tablet für mich. Neugierig schaue ich nach, was sie zur Zeit denn eigentlich spielen. Ah – etwas Neues: TAP TITANS. Ich mache es auf und ahne noch nicht, dass ich es vier Tage lang nicht mehr schließen werde. Auch im Augenblick läuft es.

Es ist ein ganz einfaches Spiel. Man tippt auf den Screen und macht dadurch Monster platt. Eine effizientere Benutzung eines Touchscreens in einem Spielsetting habe ich noch nicht erlebt. Man muss nicht einmal hinsehen. Ich lese nebenher den neuen Franzen (ein zweites Mal, weil mich das erste Mal so unsagbar wütend gemacht hat).

Es ist ein hübsches Spiel. Und dann doch ausgefuchster, als ich dachte. Neben dem eigenen Helden kann man sich

(zur Zeit)

bis zu 33 Helden dazuholen als Kampfteam. Jede*r hat bestimmte Schadenswerte und bestimmte Levelstufen, die entweder ihn selbst verbessern, die Teamleistung, oder den Tippschaden, den ich zwischen Bettdecke und Franzen so vor mich hinproduziere.

Immer wieder kommt das Kind vorbei, in dessen Augen ich lesen kann, dass es das Spiel gern selber spielen würde, aber ich gebe es nicht mehr her. Es hat mich gepackt. Nun will ich nämlich wissen, wie ich mein Gold, eine der In-Game-Währungen, am effizientesten einsetzen kann. Ist es beispielsweise besser, schnell möglichst viele Helden zu kaufen, oder lieber wenige, und die dann hochzuleveln? Fragen über Fragen.

Dazu kommt, dass die Monster in Stages gruppiert sind, alle 10 etwa (je nach Levelgrad) kommt ein Boss, danach sind alle eine Stage weiter. Man kann die Bosskämpfe aber auch abbrechen und einfach endlos auf der Stage bleiben, um Gold einzusammeln. Das Knifflige daran: die Monster werfen in höheren Stages zwar mehr Gold ab, haben aber auch mehr HP (Lebenspunkte). Levele ich die Stages also zu schnell, bekomme ich in derselben Kampfzeit nur ein halbes Monster platt.

Nach ein paar Stunden habe ich Schmerzen in den Tippfingern und fange an zu rechnen. Ja, ich zähle Sekunden, ich achte auf den Gesamtschaden meiner Mannschaft, und ich rechne kryptische Goldangaben wie “120,78aa” gegen ebenso kryptische Schadensangaben wie “32ee” auf. Die Buchstaben hinter den Zahlen sind einfach nur eine Tausender-Umrechnung, um die Zahlen auf dem Screen klein zu halten: 1000aa = 1bb. (Hoffe ich!).

Eine Nacht lang schlafe ich nicht, meine Erkältung ist derart massiv, dass ich keine Luft bekomme und nur am Husten bin. Aber ich bin ja nicht allein.

Dann entdecke ich den Turniermodus. Zweimal die Woche können je 200 Spieler*innen gegeneinander antreten und sehen, wie weit sie von Level 1 an innerhalb von 24 Stunden im Spiel kommen. Das will ich auch wissen. Und trete bei. Und fange an zu googeln. Spätestens jetzt brauche ich eine Strategie, sonst tippe ich mir die Finger wund. Ich suche nach Anleitungen, nach Tabellen. Nach raffinierten Strategiehinweisen. Mein schlafloser und kranker Kopf findet nichts Brauchbares.

Am Frühstück klage ich dem Kind mein Leid. „Im Netz findest du nichts", sagt das Kind. "Du musst auf YouTube schauen."

Pia Ziefle

2015

Kampf mit (un)genormten Netzsteckern

Bei meiner letzten Englandreise vergaß ich natürlich den Adapterstecker für die Steckdosen in UK. Da die Normung in Europa bisher hier Halt gemacht hat, passen selbst zweipolige Stecker der Handyladegeräte nicht. Zumal die integrierte Kindersicherung (!) die Kontaktlöcher von innen verschließt und erst durch das Einführen des Schutzkontaktes freigibt. Was also tun bei fehlendem Schutzkontakt? Er sollte eigentlich keine Spannung führen. Ein geeignetes Werkzeug habe ich immer in der Hosentasche, mein Schweizer Messer. Mit etwas Gefühl und Geschick gelingt es, die Kindersperre zu entriegeln. Nun gelingt das Handyladen, ich kann wieder online gehen, der Urlaub ist gerettet.

Heinz-Jürgen Oertel

9.10.2015

Bankensecurity by Obscurity, Folge 2

(Folge 1)

Wir sind ja mal wieder auf Mallorca und das Konto von Number26 nebst Kreditkarte habe ich unter anderem eingerichtet, um zum Beispiel hier ohne Gebühren an Bargeld zu kommen.

Die ersten in Scheine umgewandelten Euros vom digitalen Konto sind nach der Barzahlung der Ferienwohnung und dem ersten Einkauf von Lebensmitteln weg, es sind noch 18€ drauf.

Nachdem die Handies endlich im spanischen Mobilfunknetz angekommen sind, versuche ich, mir vom Hauskonto bei einer kleinen Genossenschaftsbank frisches Geld zu überweisen.

Die App ist über ein Masterpasswort und die PIN gesichert, die ich auch beim Banking per Browser nutze. Transanktionsnummern habe ich ausgedruckt dabei, die mTAN würde mir durch die andere Handynummer wenig nutzen.

Ich scheitere bei der Eingabe der PIN. Ok, als ich die erste Fuhre Geld für den Urlaub überwiesen hatte, hatte ich Wein getrunken. Ist es schon soweit, dass ich meine Onlinebanking-PIN geändert habe, ohne mich daran zu erinnern und mir in LastPass eine Eselsbrücke zu hinterlegen? Da ist jedenfalls nichts abgespeichert.

Ich rufe im mobilen Browser die Bankingwebsite auf – das gleiche Spiel. Inzwischen muss ich die PIN mehr als zehnmal falsch eingegeben haben, nach zwei Fehleinhaben warnt das Onlinebanking üblicherweise, dass noch ein Versuch vor Sperrung der PIN frei ist.

Tatsächlich kam jetzt immer nur rein “Versuchen Sie es nochmal” als Antwort.

Keine erkennbare, sinnvolle Fehlermeldung.

Mir schwant etwas.

Später sitzen wir bei Tapas zum Abendessen und ich erwische irgendein freies WLAN, das mich ohne Generve online gehen lässt.

Die Überweisung klappt problemlos.

Offenbar scheut die Bank sich, Onlinebanking von irgendwelchen spanischen Mobilfunknetzen aus als sicher zu empfinden. Als ob jemand, der via Phishingmail an meine Zugangsdaten gekommen ist, ausschließlich mobil online gehen könne.

Das macht mich betroffen.

Noch betroffener macht mich, dass ich über einen von der Bank offenbar als potenziell missbräuchlich eingestuften Weg sowohl per App als auch per mobilem Browser ein halbes Dutzend Mal die korrekte PIN eingegeben habe und das Bankingportal mich nach dem schließlich akzeptierten Login einfach so ohne Sicherheitswarnung “PIN ändern, aber sofort” Geld überweisen lässt.

Was für ein Aktionismus bei dubiosen, potenziell kriminellen Zugriffen auf die Kreditkarte passiert, habe ich ja erst im Sommer erlebt.

Volker König

09.10.2015

Spul an einem anderen Tag

Auf RTL II gibt es um 20:15 Uhr James Bond: Ein Quantum Trost. Könnte man gucken. Die Frau ist einverstanden. Ich programmiere den T-Entertain Festplattenrekorder. Seit einem Vertragswechsel können wir nun auch Privatsender in HD gucken, also wähle ich RTL II HD.

Wie wir das ab und zu machen, wählen wir bis ca. 20.50 Uhr ein anderes Programm, um dann das bisher Aufgenommene zeitversetzt zu schauen. Die Werbepausen werden vorgespult und am Ende ist man wieder etwa synchron. Manchmal muss man noch etwas Werbung über sich ergehen lassen, aber hey, was soll's? Man wird es ertragen.

Wir starten die Aufnahme und landen natürlich im Werbeblock vor dem Film. Ich drücke auf der Fernbedienung "Vorspulen". Nichts passiert. Ich drücke stärker: "VORSPULEN!!!" Es passiert etwas: Am oberen Rand erscheint die Schrift: "Diese Funktion steht für die Aufnahme nicht zur Verfügung."

Man kann also offenbar die Werbung nicht mehr durch Vorspulen übergehen. "Dann gucke ich das nicht", sagt die Gattin. "Ok." Und so werden wir nicht erleben, ob Bond, James Bond, Ms. Moneypenny schüttelt oder rührt und wie er sich einhändig gegen 12 Bösewichte mit Goldzähnen und Titanknochen zur Wehr setzt, ohne den Frack zu beschmutzen, und mit der anderen Hand am Volant des Aston dreht.

Die billige Fernsehfilmproduktion im Ersten bietet leider nicht mal ein Quantum Trost für die entgangene Filmfreude. Ich schaue wieder in mein geliebtes Internet.

Markus Winninghoff

10.10.2015

Das ist nett: Großer und kleiner Strom am Bett

Bei der Ankunft im ziemlich neuen Budget-Hotel nahe dem Bahnhof in Lübeck war das Handy vom reichlichen Gebrauch während der mehrstündigen Anreise aus Berlin fast platt und sehnte sich nach einer Ladung frischen Stroms.

Ich krame schon das Ladegerät samt Kabel aus dem Koffer, als mein Blick auf die Steckdose neben dem Kopfende des Bettes fällt, in das ich in ein paar Stunden nicht nur schlaftrunken fallen werde. Ich entdecke eine kleine rechteckige Öffnung, die ich sofort als USB-Steckdose identifiziere.

Das Kabel hinein, das andere Ende ins Smartphone, schon gluckst es dankbar und nimmt gierig frische Elektronen in sich auf. Mit der großen Steckdose kann ich noch schnell meinen Kameraakku laden. Aber auch sonst sind reichlich Steckdosen in dem Zimmerchen zu finden.

Markus Winninghoff

10. Oktober 2015

Geburtstagsgrüße

Das Telefon und ich, wir sind sowieso keine großen Freunde. Vor allem am Geburtstag unternehme ich seit Jahren vieles, um telefonische Geburtstagsgrüße zu vermeiden. Ich mag es lieber, selbst den Kommunikationszeitpunkt

zu bestimmen. Letztes Jahr war ich am Geburtstag in den USA, das war in dieser Hinsicht ganz praktisch. Dieses Jahr jedoch muss ich mich wieder der deutschen Realität stellen.

Wie seit vielen Jahren erreichen mich die anteilig meisten Geburtstagsgrüße auf Facebook. Ansonsten verlagern sich die Wünsche interessanterweise zunehmend auf weniger öffentliche Kanäle: Facebook Messenger, Whatsapp, Twitter-Nachrichten, iMessages und so weiter.

Das Telefon klingelt nur vier Mal. Alle Anrufe bekomme ich beim ersten Mal dank Ruhemodus meines Telefons nicht mit. Ein befreundetes Paar belässt es bei einem Versuch und singt auf meinen Anrufbeantworter (und meldet das zur Sicherheit noch einmal per SMS). Die angeheiratete Cousine gibt auch schnell auf und schreibt stattdessen lieber per Whatsapp. Nur meine Eltern sind hartnäckig. Sie lassen sich nicht davon abbringen, ihrem Sohn per Stimme zu gratulieren.

Johannes Mirus

10.10.2015

Spam, der mich zum Grübeln bringt

Eine Mail folgenden Inhalts erreicht mich:

> Hallo,
>
> Ich verkaufe Emails!
>
> gmx.de 8,2 Millionen
> web.de 6,5 Millionen
> gmail.com 12 Millionen
> freenet.de 1,5 Millionen
> t-online.de 5,5 Millionen
> hotmail 2,4 Millionen
> Misc (verschiedene .de Domains) 9,4 Millionen

> Die Emails sind zu 100% gültig (keine bounces) Stand 4 Oktober 2015
> Preis $10 000 für alle.
>
> Falls Sie Interesse haben kontaktieren Sie mich per Email unter info@geld-verdienen.ru
>
> Die Bazahlung ist nur mit Bitcoin möglich!

Was ist damit gemeint? Werden mir hier E-Mail-*Adressen* angeboten? Oder tatsächlich E-Mails? Nur was soll ich mit 12 Millionen Mails in meinem Gmail-Account anfangen?

Torsten Gaitzsch

10.10.2015

Bildungsurlaub dank Internet

Wir sind in Son Real an der Museums-Finca und wandern zwischen Pinien, Schweinen, Pinien, Schafen, Pinien, Hasenkötteln und Pinien zum Strand.

Neben einigem Seegras fallen uns dort im Strandgut fellige Kugeln auf, die einen Durchmesser von einem Zentimeter bis zum Doppelten eines Tennisballs haben.

Pferdeäpfel? Aber sie kommen aus dem Wasser. Tote Seeigel?

Die Bälle sind weich und scheinen nur aus den pelzigen Fasern zu bestehen, Seeigel jedoch haben ein hartes Außenskelett und Pferdeäpfel wären auch aus etwas anderem als unverdaulichen Fasern.

Ich goolge per Handy nach “pelzige kugeln strandgut mallorca” und finde Hinweise auf Neptungras und Seebälle, die ich bei Wikipedia nachschlage.

Ich weiß nun, dass diese Kugeln Teile des vermutlich ältesten Lebewesens auf diesem Planeten sind und frage mich, ob ich dieses Wissen ohne mobiles Internet je erlangt hätte.

Volker König

1. Man kann solche Lineale immer noch neu kaufen, sogar aus Holz, derzeit herabgesetzt von € 7 auf € 5,25.

10. Oktober 2015

Ein Meter ist ein Gegenstand aus Holz mit einem Griff in der Mitte

In einem Unterrichtsraum an der Zürcher Hochschule der Künste sehe ich einen Gegenstand, der mir schon sehr lange nicht mehr begegnet[1] ist: ein Tafellineal, den Urmeter meiner Kindheit.

Auch die dazugehörige Tafel (ein fahrbares Modell) gibt es noch, und fast alles Zubehör ist vorhanden: Kreide, zwei Schwämme, Trockenwischtuch. Nur der spezielle Tafelzirkel mit dem Kreidehalter und den drei Saugnapffüßen fehlt. Die Räume der ZHdK sind ganz unterschiedlich ausgestattet, dieser enthält außerdem noch ein Flipchart, einen Beamer und vier Apple-Rechner. Neben der Tür hängt ein Zettel:

> Liebe Benutzer_innen, liebe Dozierende
>
> Bitte verlassen Sie den Raum nach dem Unterricht in aufgeräumten Zustand, stellen Sie die Tische wieder wie angetroffen hin und putzen Sie nach Gebrauch die Wandtafel. Besten Dank!

Aber die Infrastruktur rund um das Tafelsystem erodiert: Es gibt kein Waschbecken mehr, in dem man den Schwamm anfeuchten könnte.

Kathrin Passig

12. Oktober 2015

Schreiben mit der Hand vs. Schreiben mit beiden Händen

Das Uniseminar über kollektives Schreiben handelt zu meiner Überraschung vom handschriftlichen gemeinsamen Arbeiten auf Papier. Die Dozentin (etwa in meinem Alter) erwähnt Écriture automatique, das gehe ja auch nur handschriftlich. Wenn man mit Stift auf Papier schreibe, sei man “näher am Text”. Ich bin schon wieder überrascht, ich fühle mich beim Tippen am nächsten am Text und mit einem Stift weit entfernt vom ungehinderten Niederschreiben der Gedanken. Und die Finger bewegt man ja in beiden Fällen. Vielleicht eine Frage der Übung, lenkt die Dozentin ein. Aber im Moment brauche man jedenfalls noch Papier und Stift.

Kathrin Passig

09. bzw. 12.10.2015

Vielen Dank dass Sie sich für uns entschieden haben

Da ich nicht gern telefoniere und mir auch nicht gern die Haare schneiden lasse, drücke ich mich seit mehreren Wochen davor, einen Friseurtermin zu vereinbaren.

Heute kommt mir die Idee, dass es inzwischen vielleicht Friseure gibt, die eine Onlineterminvergabe anbieten. Ich bin nicht sehr optimistisch, aber einen Versuch ist es wert, denke ich. Und tatsächlich: Nach kurzem Googeln finde ich drei Friseure, die diese Option anbieten (Zum Vergleich: dasoertliche.de findet in meiner Heimatstadt ziemlich genau 300 Friseure).

Ich bin ganz begeistert und probiere es sofort aus: Ich wähle zufällig einen der drei aus, gebe ein, was ich möchte und wann, und schon lächeln mich die Fotos aller Mitarbeiter an, die an diesem Tag zur Verfügung stehen (eventuell zeigt es auch nur diejenigen Mitarbeiter, die die von mir gewünschte Leistung, "Schnitt", zu erbringen in der Lage sind. Ich habe das nicht ausprobiert). Ich treffe eine gezwungenermaßen oberflächliche Entscheidung für einen der Mitarbeiter und klicke unter dem entsprechenden Foto auf die gewünschte Uhrzeit (bereits vergebene Termine sind ausgegraut). Im letzten Schritt muss ich nur noch Name, E-Mail-Adresse und Mobilnummer hinterlegen und schon ist mein Termin reserviert. Als ich in der wenige Sekunden später eintreffenden Bestätigungs-E-Mail auch noch einen Link finde, mit dem ich den Termin in meinen Google-Kalender importieren kann, bin ich vollends begeistert. Da hat ja wirklich mal jemand mitgedacht! Über die Probleme bei der Textdarstellung („Sehr geehrter Kunde \n \n Wir freuen uns, dots") sehe ich großzügig hinweg.

Drei Tage später und zwei Stunden vor meinem Termin bekomme ich eine Erinnerungs-SMS, die ich zwar nicht brauche (mein Google-Kalender erinnert mich ja an den Termin), aber trotzdem irgendwie als nette Geste empfinde. Das Haareschneiden selbst verläuft dann in gewohnter Weise –

auf die Roboterfriseure muss ich wohl noch eine Weile warten. Trotzdem freue ich mich, dass ein weiteres der Warumgibtesdasnichtdaswäresopraktischundsoeinfach-Dinge Realität geworden ist.

Mi Ri

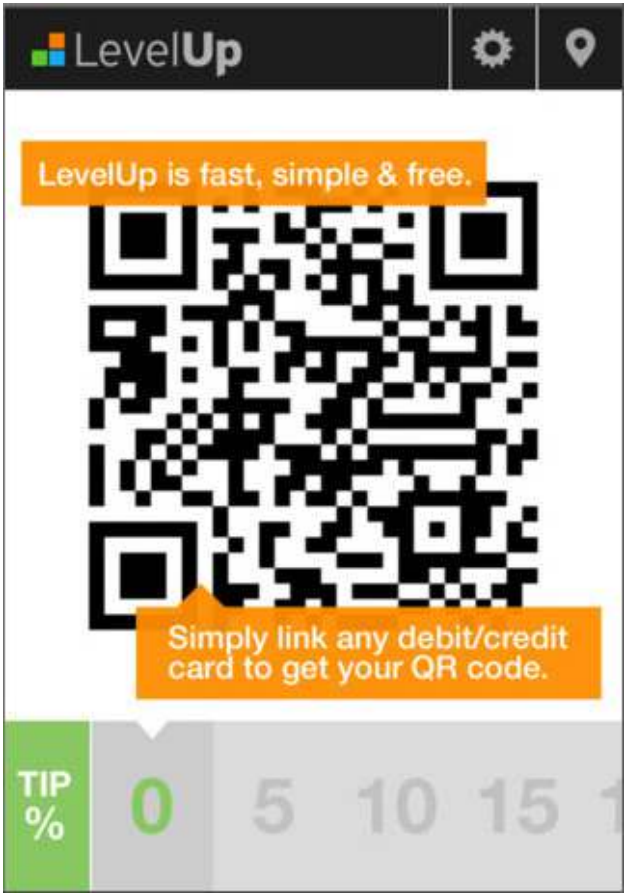
Oktober 2015

Das nächste Level. Fast

Seit einiger Zeit sehe ich in New Yorker Geschäften kleine weiße Terminals mit dem leuchtenden Schriftzug LevelUp an den Kassen stehen. Offenbar ist da ein Sensor oder eine Kamera drin; die Dinger sehen sehr hübsch designed aus, woraus ich schließe, dass man bestimmt ein iPhone braucht, um damit was anfangen zu können. Ich kümmere mich also nicht weiter drum.

Irgendwann werde ich dann aber doch neugierig und google den Namen der Firma. Und siehe da, es handelt sich um ein Smartphone-Bezahlsystem, das auf QR-Codes beruht, und es funktioniert für iPhones, Android, und sogar Windows. Flugs lade ich die App herunter, richte mir einen Account ein und verbinde eine meiner Kreditkarten damit. Wenn man die App aufruft, zeigt sie einen QR-Code an, den man vor das kleine weiße Terminal halten kann. Der QR-Code wird gescannt und löst die Bezahlung aus.

Als besonderen Clou gibt es unten auf dem Bildschirm einen Schieberegler, mit dem man das Trinkgeld in Prozent einstellen kann: 0 – 5 – 10 – 15 – 18 – 20 – 25 – 30 – 40 – 50. Es reicht also für New Yorker Verhältnisse gerade eben aus. Wenn man den Schieberegler verstellt, ändert sich gleichzeitig der QR-Code, was ein bisschen an Game of Life erinnert – der erste dynamische QR-Code, den ich je gesehen habe.



Natürlich möchte ich das in echt ausprobieren und wähle dazu das Tasty Cafe gleich unten im Haus, in dem wir wohnen. Ich starte die App und will das Telefon vor das Terminal halten, aber die Kassiererin unterbricht mich.

»Das funktioniert nicht.«
»Oh. Nicht?«
»Nein, hat noch nie funktioniert.«

Enttäuscht stecke ich das Telefon wieder ein und gebe ihr stattdessen meine Kreditkarte, die sie mit routinierter Bewegung durch die Kasse zieht. Am nächsten Tag probiere ich es auf der gegenüberliegenden Straßenseite, im Gigi Cafe. Hier wechselt die Beleuchtung des Schriftzugs von blau auf grün, als ich mein Telefon mit dem QR-Code davor halte.

»Ich glaube nicht, dass das LevelUp durchgegangen ist«, sagt die Kassiererin skeptisch. »Moment, ich gucke mal nach. Nein, hat nicht geklappt.«
»Nicht? Warum denn nicht?«
»Unser Internet ist kaputt. Schon seit einer Woche.«

André Spiegel

Oktober 2015

Ici (pas de) WiFi

Fährt man in eine französische Stadt, steht am Ortseingang häufig auf einem Schild ›Ville fleurie‹ (grob übersetzt: Blühende Stadt), auf dem mit einer bis vier Blüten angegeben wird, wie ~~geil die Blumendeko ist~~ es um die öffentlichen Grünanlagen bestellt ist. Den Wettbewerb dazu gibt es seit Ende der 50er Jahre. Ende der 90er Jahre hat man in Frankreich angefangen, auch ›Villes Internet‹ auszuzeichnen, also Städte, in denen sich um Digita-

1. Ein Mini-Guide zu digitalen Begrifflichkeiten im Französischen: Das Internet wird, wie in vielen anderen Sprachen, meist ›internet‹ genannt (mit Nasalvokal in der ersten Silbe). Anders als im Deutschen ist das Wort im Französischen aber meist artikellos: Man ist ›connecté à internet‹ (verbunden mit Internet), tauscht Nachrichten aus ›par internet‹ (über Internet) und findet Informationen ›sur internet‹ (auf Internet). Drahtloses Internet wird meist mit dem Markennamen ›Wi-Fi‹ bezeichnet; das reimt sich im Französischen auf deutsches ›nie‹ und nicht auf englisches ›why‹. Die Überschrift dieses Artikels bedeutet also ›Hier (kein) WiFi‹. Das @-Zeichen, mit dem der Geilheitsgrad des Internets in den ›villes Internet‹ angegeben wird, heißt im Französischen ›arobase‹, aber viele Franzosen sagen, wie die meisten Deutschen, ›at‹ (mit englischer Aussprache).

les bemüht wird (was immer das konkret bedeuten mag). Wird eine Stadt prämiert, kommt neben das Schild mit den Blumen noch eines, auf dem mit einem bis fünf @ angegeben ist, wie geil das Internet dort ist. Metz, die größte Stadt der Region Lothringen im Nordosten des Landes, hat fünf @. Das Internet dort ist also theoretisch sehr geil.

Bei einem kurzen Besuch in der Stadt merke ich davon praktisch nichts – außer, dass auf einigen zentralen Plätzen Messingplaketten in das Pflaster eingelassen sind, auf denen ›Ici WiFi‹[1] (›Hier WLAN‹) steht. Nähere Informationen gibt es nicht.

Das Handy zeigt ein nicht passwortgeschütztes Netzwerk namens ›Free-Wifi‹ an. Verbindet man sich damit, landet man auf einer französischsprachigen Anmeldungsseite, auf der man seine Zugangsdaten eingeben soll (woher auch immer man die bekommt). Weiter unten gibt es die Option, einen Account anzulegen oder zu beantragen oder so. Wie das funktioniert, erfahre

ich nicht, denn wenn man auf den betreffenden Menüpunkt klickt, passiert nichts. In der Adressleiste des Browsers wird bloß die URL um einen HTML-Anker ergänzt, der aber nicht existiert und demnach nicht angesprungen wird.

In der Praxis ist das öffentliche Internet in Metz also eher mittelgeil. Die Blumendeko ist aber prima.

Christopher Bergmann

13. 10. 2015

Nagerbesitzern mangelt es an krimineller Energie

Zu unserer gemeinsamen Geburtstagsfeier haben mein Mann und ich einen Gutschein für einen Gutschein geschenkt bekommen. Ein Freund hat für unsere WLAN-blockierenden Haustiere einen Futtergutschein bestellt – das in der Zoohandlung erhältliche Futter ist teuer und minderwertig und daher kaufen wir die getrockneten Kräuter und Blätter, die unsere drei Degus pfundweise verzehren, in einem spezialisierten Onlineshop. Der Gutschein käme allerdings per Post, entschuldigt sich der Freund, und diese sei nicht mehr rechtzeitig zur Feier bei ihm angekommen.

Ein paar Wochen später überreicht er uns den richtigen Gutschein. Er ist ein offensichtlich auf einem Farbdrucker erstelltes A4-Blatt mit Tiermotiven, Shoplogo und der Summe des Guthabens. Allerdings ist nirgendwo ein Code oder Ähnliches darauf vermerkt. Diesen Gutschein könnte man einfach auf dem Farbkopierer reproduzieren und sich theoretisch Futter für ein ganzes Deguleben erschleichen. Schenkender und Beschenkte wundern sich.

Jetzt ist die Futterschublade wieder einmal leer und mein Mann macht sich an unsere übliche Online-Futterbestellung, die er alle paar Monate durchführt und mit Paypal bezahlt. Tatsächlich gibt es das Feld “Gutscheincode” und daher meldet er unter der im Impressum angegebenen Telefonnummer, dass wir einen Gutschein ohne Code bekommen hätten. Dort teilt man ihm

mit, dass das schon so richtig wäre. “Wir haben kein Codesystem. Schreiben Sie den Namen desjenigen hinein, der den Gutschein bestellt hat, damit wir ihn zuordnen können.”

Angela Heider-Willms

13. Oktober 2015

Was zu beachten ist, wenn man sich bei einer Behörde bewirbt

Im Traum bewirbt sich Techniktagebuch-Autorin Angela bei einer Behörde und muss dafür einen Bewerbungsvortrag halten, den die Redaktion aus Solidarität besucht. Ich erwäge, mich selbst auch zu bewerben “um mal eine ruhige Kugel zu schieben”, die Unterlagen, so denke ich, habe ich ja schon fertig. Im Vortrag läuft alles schief, weil Angela nicht die total veraltete Technik der Behörde einkalkuliert hat: ihre Bilder werden nicht angezeigt, was animiert sein soll, ist nicht animiert und so weiter. Hektisch bastelt sie herum, während das Publikum bereits in Scharen den Raum verlässt.

Hinterher will uns der Leiter der Behörde noch in ein Gespräch über E-Books verwickeln, er hat eine klare Meinung dazu: Qualifiziertes Abwarten sei gefragt! Angela aber ist ganz mit ihrem Entsetzen über den missratenen Vortrag beschäftigt. “Früher, in den 90ern, da beherrschten die Menschen noch die Technik, im Internet Explorer Grafiken anzuzeigen”, sage ich im Spaß zu ihr (denn natürlich hätte sie den Vortrag IE-optimieren müssen). Aber das findet sie im Moment nicht lustig.

Kathrin Passig

13.10.2015

Zufallsgesteuerte Kontrolle

Ich bin mit meinem LKW beim Kunden entladen und steh vorn beim Pförtner, um meinen Passierschein abzugeben. Der Pförtner fordert mich auf: “Drücken Sie bitte mal dort den schwarzen Knopf.” Ich tue, wie mir geheißen, neugierig, was nun passieren werde – aber es passiert nicht viel, nur eine grüne Lampe leuchtet auf, und der Pförtner meint: “Okay, gute Fahrt.” Auf Rückfrage erfahre ich: der Knopf löst einen Zufallsgenerator aus, und hätte statt der grünen die rote Lampe aufgeleuchtet, hätte er mein Fahrzeug durchsuchen müssen. Ob er damit nur die Ladefläche meint oder auch die Fahrerkabine, frage ich lieber nicht, um nicht verdächtig zu wirken.

Ermel

14. Oktober 2015

Effiziente Behördenkommunikation

Für einen Wohnungskauf brauche ich einen Auszug aus dem Liegenschaftsregister. Ich sah mich schon viele Stunden in muffigen Behördengängen auf die Verwesung warten, ein Blick auf die Website des Bonner Katasteramtes offenbart mir jedoch ein Online-Formular. Es ist nicht hübsch, aber zweckmäßig. Ich gebe dort meine Kontaktdaten und die Adresse für den Auszug an und gleich am nächsten Tag liegt eine E-Mail mit zwei PDF-Anhängen in meinem Postfach. Der eine Anhang enthält meine Bestellung, der andere eine zu überweisende Kostennote.

So stelle ich mir effiziente Behördenkommunikation vor. Statt stundenlang herumzugurken, kann ich eine Angelegenheit im Bruchteil der Zeit erledigen und stattdessen das Geld verdienen, das mich diese Angelegenheit kostet.

Johannes Mirus

14. Oktober 2015

Deutsche Stimme aus dem Nichts

Nach einer längeren faulheitsbedingten Pause beschließe ich, das Laufen wieder aufzunehmen.

Weil mein neues Handy, ein Samsung Galaxy Zoom S4, viel größer und schwerer ist als das alte, überlege ich, stattdessen eine Uhr mitzunehmen. Aber niemand im Haushalt besitzt eine Armbanduhr.

Ich ziehe auch in Betracht, ganz ohne Technik zu laufen, aber ich will meine Laufroute unbedingt aufzeichnen. Warum, weiß ich zunächst nicht genau. Ich bin weder ehrgeizig, noch habe ich einen Trainingsplan. Nach längerem Nachdenken beschließe ich, dass ich meine Aktivität aufzeichnen will, weil ich mich nicht selbst betrügen können will. ("Ach, das waren bestimmt schon dreißig Minuten", "Ich war diese Woche sicher schon oft genug laufen") und weil ich Statistiken mag.

Das Handy passt gerade noch in meine Gürteltasche. Also installiere ich Runtastic darauf und registriere mich in der App. Ich überlege, ob ich beim Laufen Musik hören möchte. Die Frage erledigt sich aber, weil die einzigen Kopfhörer, die meinen letzten Umzug mitgemacht haben, viel zu groß zum Laufen sind. Alle in-ear Hörer habe ich entsorgt. Aus Hygienegründen und weil sie ohnehin unbequem sind und ständig aus meinen Nicht-Standard Ohren herausfallen.

Also drehe ich meine Gürteltasche auf den Rücken, wo sie angeblich weniger im Weg ist und laufe ohne Musikbeschallung langsam los. Die Strecke kenne ich gut, sie geht einen kleinen Bach entlang, wo auch viele Läufer, Radfahrer und Spaziergänger mit Hunden unterwegs sind.

In einem kleinen überraschend menschen- und hundeleeren Waldstück höre ich plötzlich eine laute, strenge deutsche Frauenstimme hinter mir sprechen: “ZEIT! ZEHN! MINUTEN!”. Das ist besonders unerwartet, weil ich in Frankreich wohne. Dann erinnere ich mich aber doch daran, dass meine alte Laufapp auch immer in bestimmten Abständen die Geschwindigkeit und zurückgelegte Distanz erzählt hat.

Zuhause angekommen, schlägt mir meine App vor, meinen Lauf samt Route mit meinen Freunden auf Facebook oder Twitter zu teilen. Das Fenster klicke ich hektisch weg – nicht aus Gründen des Datenschutzes, sondern weil niemand wissen soll, wie langsam ich laufe. Also schon auch irgendwie Datenschutzgründe.

Ich weiß zwar, dass GPS keine exakten Daten liefert, bin aber doch überrascht, dass nach mehreren Läufen auf der exakt selben Strecke meine App bis zu 10% Abweichung bei der Streckenlänge anzeigt.

verenka

15. Oktober 2015

Irgendwie ist doch alles Google

In einem Workshop zum Thema Online-Recherche für Industrial-Design-Studierende, 5. Semester, frage ich nach bekannten und benutzten Ressourcen. „Google“, „NEBIS“, „YouTube“ rangieren ganz vorne. Wir schauen uns die vom Medien- und Informationszentrum der Hochschule zur Verfügung ge-

stellten Quellen an, e-Journals, Datenbanken, Pressearchive … Dann frage ich nach Wikipedia, das bisher nicht erwähnt wurde. „Ach, Wikipedia! Das gehört doch zum Googeln.“

Franziska Nyffenegger

15.10.2015

E-Obdachlosenzeitung mit Kreditkarte kaufen

Traum: Am Bahnhof Storkower Straße will mir ein Obdachloser eine Straßenzeitung verkaufen. Ich bin froh, dass ich sie als E-Book mitnehmen kann. Außerdem kostet die E-Book-Ausgabe nur 85 Cent statt 2 Euro. Ich frage mich, wie viel dann für den Verkäufer übrigbleibt. Der zückt ein Kartenlesegerät, und ich darf nun die 85 Cent mit Kreditkarte bezahlen.

Dan Richter

16.10.2015

Besser mit Gummi am Stift

Ich besuche eine internationale Konferenz von Unfallanalytikern in Edinburgh. Wie üblich stellen im Vorraum einige Sachverständigenausrüster ihre neuesten Produkte vor: Hochgenaue 3D-Laserscanner kombiniert mit Differenzial-GPS-Totalstationen oder auch Beschleunigungsmessgeräte, die gleichzeitig noch die Bilder von zahllosen Kameras aufnehmen und mit weiteren Messdaten synchronisieren können. Kurzum: Großartige technische Errungenschaften, um in Nullkommanix den Bodensatz des Firmenkontos sichtbar machen zu können.

Mit meinem leider nicht allzu guten Englisch lasse ich mich auf Beratungsgespräche ein, denn man muss ja wenigstens wissen, was es Tolles gäbe, wenn man könnte, wie man wollte. Zur Belohnung darf ich mir ein Werbegeschenk aussuchen. Am unteren Ende der Skala (man hat mich gleich entlarvt, dass ich nicht als Kunde in Frage komme) rangieren immer noch Kugelschreiber und ähnliches Schreibwerkzeug.

Ich stelle fest, dass an zwei von drei Ständen derlei Stifte mit einem Gumminuppsi ausgestattet sind, um damit Touchscreens zu bedienen. Auch die Werbegeschenkindustrie muss mit der Zeit gehen, wo doch kaum noch jemand mit der Hand schreibt, die Kugelschreiberminen also getrost eintrocknen können, man den Stift dann aber immer noch benutzen kann

Es funktioniert auch, wie ich mit meinem Smartphone teste, ich weiß nur nicht, warum ich nicht die Finger nehmen sollte. Wenn die Gummipöppel wenigstens schön dünn wären, dass man treffsicher zielen könnte. Tatsächlich ist ihr einziger Vorteil, dass sie keine Fettflecken und Fingerabdrücke hinterlassen.

Während der eine Stift mit einer abziehbaren Kappe wie bei einem Füller daherkommt, an der sich der Gummipöppel befindet, hat der andere ein Loch im Nippel, durch den sich die Kugelschreibermine beim Drücken hinten auf den Stift hindurchschiebt. Der füllerartige Stift hat am anderen Ende noch eine LED-Lampe. Das finde ich am besten.

An einem weiteren Stand erhasche ich noch einen Adapter zum Aufladen diverser Geräte via USB, den man in ~~den Zigarettenanzünder~~ die 12V-Steckdose im Auto stecken kann. Sehr praktisch, die Konferenz hat sich mal wieder richtig gelohnt!

Markus Winninghoff

16. Oktober 2015

Im Kopf ist der Medienwechsel noch nicht vollzogen

Mit einem Fotografen, der für meinen Arbeitgeber vor kurzem eine größere Menge Fotos geschossen hat, habe ich abgesprochen, dass er mir die fertigen Fotos auf einer CD zuschickt. Eine Kollegin drückt mir die angekommene CD morgens mit der Hauspost in die Hand. Fröhlich setze ich mich an den Arbeitsplatz, um die Fotos von der CD in unser Asset Management System zu ziehen.

Dann fällt mir auf, dass ich seit einigen Monaten einen neuen Arbeitslaptop habe. Und der hat kein DVD-Laufwerk mehr. Ich weiß das und es stört mich so gut wie nie (außer wenn ich auf Dienstreisen abends im Hotel keine mitgebrachten Filme mehr gucken kann), aber so richtig gegrokt habe ich das Verschwinden der CD eindeutig noch nicht.

Eine Kollegin mit älterem Arbeitsgerät überspielt mir den Inhalt der CD am nächsten Werktag auf einen USB-Stick.

Alexander Matzkeit

16. Oktober 2015

Echtes Klicken mit einer Maus (damals)

Ich sehe Präsentationen von Projektideen in einem “Interaction Design”-Kurs an der Zürcher Hochschule der Künste. In der anschließenden Fragerunde verwendet ein Student (Mitte 20) das Wort “Anklicken”, als er vom Smartphonedisplay spricht. Weil ich mich in letzter Zeit häufig selbst korrigieren musste, “anklicken, nein, ich meine antippen . . . ”, frage ich, warum er “anklicken” sagt. Er versteht meine Frage nicht. Ich versuche es noch mal und sage, bei mir sei das nachvollziehbar, ich hätte immerhin 15 Jahre echtes Klicken mit einer Maus hinter mir, aber bei Menschen seines Alters interessiere mich halt der Grund.

Er versteht meine Frage immer noch nicht, bekommt sie aber jetzt von Kommilitonen erklärt. Ach so, sagt er, das könne damit zusammenhängen, dass sie die Anwendungen gar nicht auf Smartphones entwickelten, sondern in Simulationen am Computer, und da klicke man eben. Die an dieser Hochschule verwendeten Computer sind fast alle Macbooks, an denen man – je nach Touchpad-Einstellung – auch eher tippt als klickt. Aber ich frage nicht weiter, eigentlich geht es ja um die Präsentationen und nicht um Sprachgebrauch.

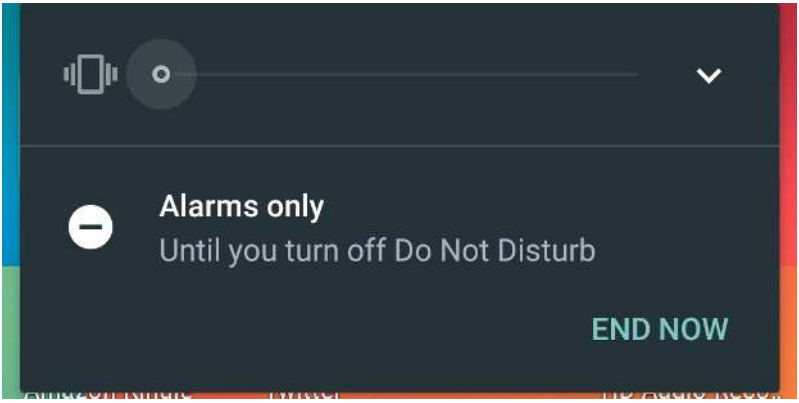
Nachtrag: Jemand (ich finde den Tweet nicht mehr) weist darauf hin, dass auch ein 25-Jähriger 15 Jahre Klicken mit der Maus hinter sich hat. Warum mir das nicht von allein klar war? Ich weiß es nicht.

Kathrin Passig

17. Oktober 2015

Android 6.0: Neu mit funktionierendem Wecker

Das Handy wünscht sich schon seit Tagen, dass ich das Update auf Android 6.0 “Marshmallow” herunterlade und installiere, und heute habe ich es endlich getan. Auf den ersten Blick sieht alles wie vorher aus. Aber als das Handy nach einer Minute den ersten Benachrichtigungs-Piepston von sich gibt und ich ihm die Geräusche verbiete, erkenne ich den Fortschritt:



Ich kann jetzt wieder in einem einzigen Arbeitsschritt den Wecker stellen. Von Android 5.1 bis 6, also zwischen April und Oktober 2015, musste ich erst den Wecker stellen und dem Handy dann das Geräuschemachen erlauben und durfte auch nicht vergessen, es ihm gleich nach dem Aufwachen wieder zu verbieten. Letzteres klappte fast nie, das Handy piepste vormittags öffentlich, und alle dachten mitleidig “die alte Frau hat sicher auch noch einen ganz lauten Klingelton”. Das war bereits ein Fortschritt, denn von Android 5.0 bis 5.1, November 2014 bis April 2015, konnte ich mich nur entweder

von allem wecken lassen oder überhaupt nicht. Jetzt wird mein Handy wieder ein so guter Wecker sein wie ein 15 Jahre alter Nokia-Faustkeil und den Rest des Tages schweigen. Ich freue mich.

Was Menschen jetzt machen, die ihr Handy vollständig stumm schalten und *nicht einmal Alarme* hören wollen – Ende 2014 haben Google-Entwickler in Supportforen viel von diesen Menschen und ihren Bedürfnissen geredet – weiß ich nicht.

Kathrin Passig

Oktober 2015

Nicht viel Technik im Technikstudium

Im berufsbegleitenden Verbundstudium Elektrotechnik lernt man nebenher aus gedruckten Skripts (Lerneinheiten), zusätzlich ist man acht Mal im Semester alle zwei Wochen Samstag in der Hochschule für Seminare, eine Art kombinierte Vorlesung/Übung. Professoren und Lehrbeauftragte benutzen hierbei traditionelle Medien: Erläuterungen und Aufgaben werden an die Tafel geschrieben und dort gelöst, allenfalls gibt es Folien, die auf einem Overheadprojektor liegen.

In einigen Fächern läuft zwar nebenher ein Powerpoint-Foliensatz durch, den der Dozent zusätzlich zu den Lerneinheiten gebaut hat und die es auch zum Download gibt. Die Aufgaben mit Lösungen sind darin manchmal auch enthalten.

Doch ich schreibe während der Seminare mit Füller auf einem Block mit. Ich könnte zwar auf meinem Tablet oder Notebook notieren oder tippen. Doch in der Klausur muss ich auch mit Füller auf Papier schreiben, und da hat es sich als gut erwiesen, entsprechend konditioniert zu sein. Das geht am besten auf diese traditionelle Weise.

Nur die Lerneinheiten schleppe ich nicht mehr mit, seit die Fachhochschule sie als PDF zur Verfügung stellt.

Thomas Jungbluth

Oktober 2015

Das Ticket lieber ausdrucken

Im September und Oktober 2015 bin ich viel mit der Bahn unterwegs gewesen. Durch die Möglichkeit, ein Online-Ticket auch digital vorzuzeigen bzw. das Handy-Ticket, welches den QR-Code in der App darstellt, ist es eigentlich nicht mehr notwendig, ein gedrucktes Exemplar des Tickets vorzuweisen. In einem Fall, der leider recht häufig vorkommt, hat es jedoch Vorteile, das Ticket in gedruckter Form mit auf die Reise zu nehmen. Die Rede ist vom Verspätungsfall.

Ich buche oft Tickets zum Sparpreis, bei denen man durch die Zugbindung an bestimmte Zugkombinationen und Abfahrtszeiten gebunden ist. Auf der gebuchten Verbindung gibt es einen Umstieg, bei dem zwischen Ankunft des ersten Zuges und Abfahrt des zweiten Zuges genau 5 Minuten liegen. Wer öfter mit der Bahn fährt, weiß, dass es nahezu unmöglich ist, diesen Umstieg zu schaffen, wenn alles nach Regelmaß verläuft und der zweite Zug nicht auch zufällig gerade eine Verspätung hat.

Tritt der Fall ein, dass man seinen Anschluss verpasst, so geht der Gang zur Info oder ins Reisezentrum, um die Zugbindung aufheben zu lassen, um mit einer Alternative an das gewünschte Ziel zu kommen. Vielerorts wird diskutiert, ob dies denn notwendig ist, aber zur Vermeidung von Diskussionen mit dem Zugpersonal lasse ich meine Zugbindungen immer aufheben, um meine Laune nicht noch weiter zu senken, wenn ich mich in unnötige Diskussionen begeben muss, um mein Problem zu schildern.

Durch das ausgedruckte Ticket reichen die Worte: “Zug XY verspätet, Anschluss verpasst, Alternative ist bekannt”, und schon wandert der Stempel auf das Ticket und nach weniger als 30 Sekunden kann man bindungsbefreit zum nächsten Zug rennen und hoffen, dass man ans Ziel kommt. Bei ausreichend Zeitreserven kann man sich die Alternativen auch aufzeigen lassen, wenn durch fehlendes mobiles Internet keine Suche möglich war.

In diesem Fall spart das ausgedruckte Ticket im papierlosen Reiseverkehr einige Zeit, Nerven und Diskussionen. Eine Recherche hat gezeigt, dass sich die Ansichten über die Pflicht zur Aufhebung der Zugbindung stark unterscheiden und man auch von offizieller Seite aus einfach die Situation schildern kann und der freundliche Zugbegleiter den Sachverhalt vor Ort prüft, aber auch Formulare für diesen Fall existieren. Für das Techniktagebuch werde ich diesen Sachverhalt bei der nächsten Möglichkeit (Verspätung) und ausreichenden Umsteigezeit prüfen.

Weidekaiser

Oktober 2015

Ohne Faxgerät im Urlaub

Mit der Familie und fast dem gesamten Technik-Arsenal, mit Notebook, Smartphones und iPad geht es am Wochenende ins benachbarte Ausland in den Urlaub. Die Ferienwohnung hat brauchbares WLAN, wir wissen das, wir sind nicht zum ersten Mal hier. Nach ein paar Tagen ruft die befreundete Versicherungsvertreterin an und benötigt dringend eine Unterschrift in einer eiligen Angelegenheit. “Habt Ihr dort ein Faxgerät?” Ich überlege kurz. Natürlich haben wir selbst keines; wer hat denn heute schon noch ein Faxgerät, und wenn doch, wer bitteschön nimmt es mit in den Urlaub? Hat die Vermieterin der Ferienwohnung eines? Auch nicht, kann mich nur an Mobilfunknummer und E-Mail-Adresse erinnern. “Nein.”

Kurze Stille. Versicherungsvertreterin überlegt. “Kann ich euch das Schreiben per WhatsApp schicken?” Klar kann sie das. “Ja, mach mal, ich lasse mir etwas einfallen.” Per WhatsApp kommt erst einmal nichts. Dafür erhalte ich eine SMS. “Das mit WhatsApp funktioniert nicht, habt ihr auch eine E-Mail-Adresse?” Natürlich haben wir. Ich schicke ihr also per SMS eine E-Mail-Adresse. Dort trifft wenig später eine E-Mail mit PDF-Anhang ein. Und noch ein wenig später auch eine WhatsApp-Nachricht. Sie hat es also irgendwie doch geschafft, das PDF auf ihr Smartphone zu bekommen und zu versenden. So, nur noch ausdrucken, unterschreiben, abfotografieren, wieder zurückschicken. Ups, drucken?

Nun, dann wandele ich das PDF halt mit dem IrfanView-PDF-Plugin und Ghostscript in eine Bitmap, male da meine Unterschrift hinein, “drucke” es wieder in ein PDF und schicke es zurück. Nun mag es Menschen geben, die es auf einem Notebook ohne Maus mit einem Trackpad schaffen, korrekt zu unterschreiben, mir jedoch mag meine Unterschrift beim besten Willen nicht gelingen.

Ich schaue mir das Schreiben an, zum Glück ist es formlos, die paar Sätze kann ich schnell in ein neues LibreOffice-Dokument tippen. Die Unterschrift muss ich abfotografieren. Dafür benötige ich aber einen unlinierten, unkarierten, möglichst weißen Zettel. Woher nehmen? Jeder Papierschnipsel in dieser Ferienwohnung ist irgendwie gemustert oder bunt oder sonstwie unbrauchbar. Schließlich schreibe ich meine Unterschrift auf den freien Bereich auf Seite 3 eines Taschenbuches, fotografiere die Unterschrift ab, mache aus dem True-Color-JPEG mit gelbem Hintergrund (Mist, Weißabgleich vergessen) ein schwarzweiß-GIF und importiere es schließlich in LibreOffice. Export in ein PDF, PDF als E-Mail zurück. Puh, geschafft.

Per WhatsApp kommt die Bestätigung der Versicherungsvertreterin, dass doch alles prima geklappt habe, sie mein PDF mittlerweile ausgedruckt hat, an die Zentrale gefaxt und zusätzlich noch per Briefpost auf die Reise geschickt hat. Ein Hoch auf die Errungenschaften des 21. Jahrhunderts! Und auf den Kugelschreiber und das Taschenbuch.

Dirk Hagedorn

18. Oktober 2015

Wer hat Angst vor der Rufnummernanzeige?

"Ich hab Sie nicht abends daheim anrufen wollen", sagt der Krankenhauspfarrer, "damit Sie sich nicht erschrecken, wenn Sie die Nummer vom Krankenhaus sehen." Wir denken nach. "Ich glaube, bei uns sieht man das gar nicht", sage ich, "wir haben keine Rufnummernanzeige, oder?" Die anderen sind auch dieser Meinung. Zu Hause sehe ich, dass das nur zur Hälfte stimmt: Das an der Wand montierte Telefon hat kein Display, aber am Handset des schnurlosen Zweittelefons hätte man es theoretisch sehen können. Wir achten nie darauf, denn da wird ja nur eine Nummer angezeigt, und wer weiß schon Telefonnummern auswendig?

Kathrin Passig

Oktober 2015

Protokoll zweier Zahlungen mit Android Pay

- Duane Reade, Drogeriemarkt: »Haben Sie eine Balance-Rewards-Card?« – Telefonnummer des Kartenkontos eingeben. – Warten, bis die Kasse nicht mehr »Processing, please wait…« anzeigt. – »Für Brustkrebs spenden? Ein / Zwei / Fünf Dollar / Danke, heute nicht.«

– Smartphone entsperren, an den Sensor halten. – Smartphone vibriert nach etwa einer Sekunde. – Auf dem Terminal erscheint: »Bitte PIN eingeben«. – Eine Sekunde später wechselt die Anzeige zu: »Aus Sicherheitsgründen wurde die Eingabe Ihrer PIN beendet«. – »Wie möchten Sie zahlen? Credit / Debit / Abbruch.« – »Betrag: soundsoviel Dollar. In Ordnung?« – Fertig.

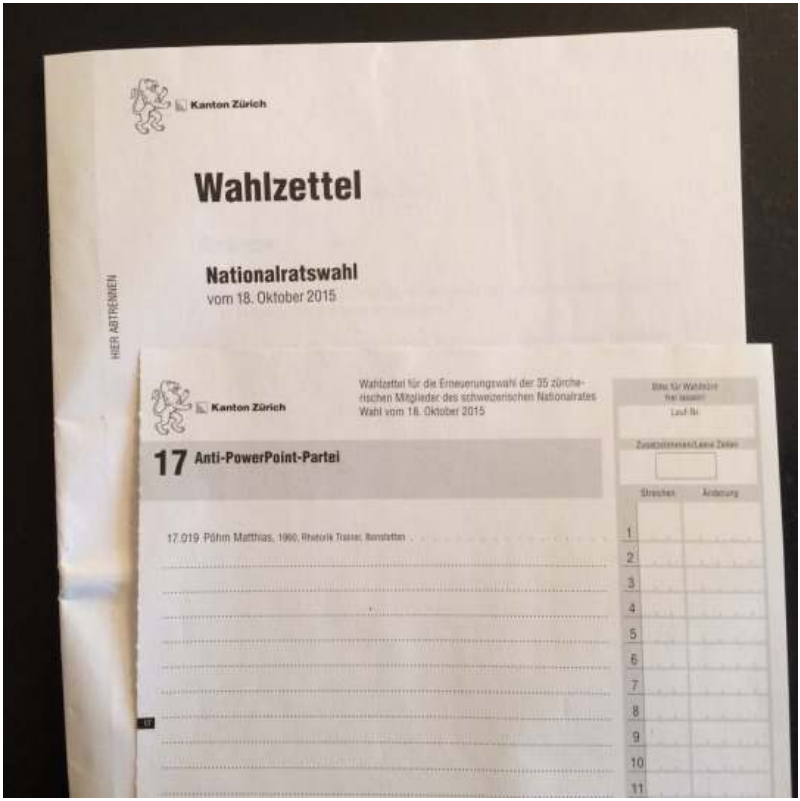
- McDonald's: Smartphone entsperren, an den Sensor halten. – Smartphone vibriert nach etwa einer Sekunde. – Fertig.

André Spiegel

18. Oktober 2015

In der Schweizer Demokratie ist vieles möglich

Die Schweiz wählt ein neues Parlament; befürchtet wird Unschönes. Ich bin im Kanton Zürich stimmberechtigt. Mir liegen 35 Listen mit total 873 Kandidaturen vor. Wie immer bei solchen Wahlen treten auch diesmal Einzelkämpfende mit mehr oder weniger skurrilen Anliegen an, in Zürich etwa der unabhängige „Hanf Ueli". Dass auch Präsentationssoftware Anlass für Parteigründung sein kann, scheint mir aber neu.



Kanton Zürich

Wahlzettel

Nationalratswahl
vom 18. Oktober 2015

HIER ABTRENNEN

Kanton Zürich

Wahlzettel für die Erneuerungswahl der 35 zürcherischen Mitglieder des schweizerischen Nationalrates
Wahl vom 18. Oktober 2015

17 Anti-PowerPoint-Partei

17.019 Pöhm Matthias, 1990, Rhetorik Trainer, Bonstetten

Bitte für Wahlbüro frei lassen!
Lauf-Nr.

Zusatzstimmen/Leere Zeilen

Streichen | Änderung

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11

Franziska Nyffenegger

18.10.2015

Disc Error: Mein endgültiger Abschied von der MiniDisc

Vor knapp 20 Jahren investierte ich in die Zukunft. Schon seit einigen Jahren waren – für ordentliche Summen – Aufnahme- und Abspielgeräte auf dem Markt, die die 1991 eingeführte MiniDisc (MD) nutzen. Ein digitales Speichermedium, das absehbare Ende der analogen Aufzeichnungsgeräte. Und bald zehn Jahre nach der Einführung doch sicherlich zukunftssicher.

Da bei einem Umzug ohnehin die Trennung von der betagten Stereoanlage samt Plattenspieler anstand, kaufte ich mir in der neuen Stadt eine neue Anlage für die neue Wohnung: Schick kompakt, mit CD-Player, Radio und vor allem MD-Einbau. Damit konnte ich sowohl CDs, wenn gewünscht, digi-

tal überspielen. Und mit einem mobilen MD-Recorder, den sich meine Frau beruflich zulegte, auch meine Vinyl-Platten auf das kleine digitale Trägermedium bringen.

Nun war es zwar nicht schlecht, Musik von der MiniDisc zu hören – auch wenn es gegenüber einer CD, falls man die auch hatte, keine (für mich) hörbaren und auch sonst keine wahrnehmbaren Vorteile hatte. Die Begrenzung auf üblicherweise 74 Minuten war auch ein bisschen ärgerlich, wenn die überspielten Vinyl-Platten zu viel Platz auf der MD ließen. Aber hey, Fortschritt.

Den hatte ich allerdings bald so ziemlich für mich alleine. Denn ein paar Jahre nach meiner Investition in die Zukunft räumten die MP3-Player ab. Zumal sich dieses Format viel weniger aufwändig per Computer überspielen und kopieren ließ. Genau genommen kannte ich, von ein paar Rundfunkkollegen mit ihren vom Sender gestellten Geräten abgesehen, keinen Menschen mit einem MD-Recorder.

Und dann ließ mich in dem Kombigerät auch noch der CD-Spieler im Stich. Der letzte Weg, die Technik sinnvoll zu nutzen, das ~~Überspielen von ausgeliehenen CDs~~ Anfertigen von Sicherheitskopien vorhandener CDs, war dahin. Für eine Reparatur allein des Compact-Disc-Teils veranschlagte Sony rund 250 Euro.

Also nutzte ich das Gerät – außer zum Radiohören – nur sehr selten zum Hören der vergleichsweise wenigen MiniDiscs in meinem Besitz. Und in den letzten Jahren dafür eigentlich gar nicht mehr.

Seit heute ist aber endgültig Schluss. Als ich eine MD in das Gerät einschob, passierte zunächst das übliche: *TOC Reading*, Einlesen des *Table of Contents*. Das dauert immer ein paar Sekunden. Diesmal aber zu lange. Und dann kam, ausprobiert, für eine MD nach der anderen das Todesurteil: *Disc Error.* Ob es am Gerät liegt oder an den MiniDiscs, werde ich wohl nie erfahren. Weil ich ja niemanden kenne, der noch was zum Abspielen von MiniDiscs besitzt.

(Dass es anderen ähnlich gegangen ist, nur viel früher, ist nur ein begrenzter Trost.)

Thomas Wiegold

18. 10. 2015

Smartphone und Spielplatz – ein Folgebeitrag

Ich bin eine offensive Gegnerin der Dämonisierung neuer technischer Errungenschaften. Abfällig geäußerte Anekdoten von in Handydisplays starrenden Zombies kontere ich stets mit einer Schwarzweiß-Momentaufnahme aus den guten alten Zeiten des öffentlichen Nahverkehrs, wo alle Passagiere in ihre Zeitung starren. Ich klinke mich in jede noch so heiße Diskussion darüber ein, dass Smartphones uns angeblich unsozialer und oberflächlicher machen und werfe stets ein, dass ich seit der Verbreitung von Smartphones und vor allem Whatsapp noch nie so viel Kontakt zu Freunden und Familie hatte.

Auf dem Spielplatz zerrinnt dieser Kampfgeist wie in den Sand gefallene Eiscreme.

Es spielt keine Rolle, wie sehr einem die Meinung der anderen Eltern eigentlich egal sein könnte oder sollte, man möchte doch nicht "diejenige welche" sein. Die da, die aufs Smartphone schaut und sich mehr für offensichtlich viel Oberflächlicheres interessiert, als die nie wieder kommenden Momente™ der so schnell vergehenden Kindheit ihres Sprösslings. Auch wenn dieser sich gerade überhaupt nicht für mich interessiert, sondern lediglich ab und zu angewackelt kommt, damit ich einen Sandkuchen probiere oder einen besonders tollen Stein archiviere.

Dennoch: Aufs Smartphone schaue ich nur, wenn ich entweder alleine auf dem Spielplatz bin oder auf einem, wo ich sonst nie hingehe und mich niemand kennt. Wie auch mein Vorschreiber, der mich um eine eigene Sichtweise und einen Folgebeitrag bat, kann ich nicht wirklich erklären, warum. Mein Smartphone ist mir nicht wichtiger als mein Kind. Es ist nur meine bevorzug-

te Beschäftigung, wenn ich nichts zu tun habe. Ruft das Kind nach mir und will explizit mit mir spielen, gehe ich natürlich sofort hin, schubse Schaukeln an, baue Sandburgen, ziehe Bobbycars über Hügel. Aber gerade wenn andere Kinder anwesend sind, bevorzugt es eindeutig deren Gesellschaft und möchte inzwischen auch alleine die Stufen zur Rutsche hochklettern. Es braucht mich schlicht meistens nicht mehr so oft und in dieser Zeit tue ich andere Dinge. Ich unterhalte mich, wenn ich Gesellschaft habe, ich lese ein Buch, auf Papier oder auf dem Kindle. All diese Dinge lenken meine Aufmerksamkeit nicht weniger ab, als es das Smartphone tun würde. Auch durch einen Krimi oder ein emotionales Gespräch könnte ich so gefesselt sein, dass ich nicht merke, wie das Kind gerade vom Klettergerüst stürzt. Und dennoch sind Bücher und Gespräche auf dem Spielplatz etabliert und akzeptiert. Nicht so ein Smartphone. Nur Rauchen auf dem Spielplatz ist noch schlimmer als eine Mutter mit einem Smartphone in der Hand. So fühlt es sich zumindest an. Vielleicht stimmt es auch gar nicht und ich bilde mir das alles nur ein? Das Thema Smartphonegebrauch und Spielplatz spaltet jedenfalls die Gemüter, ich habe schon alles von totaler Gelassenheit bis schlechtem Gewissen gelesen.

Reaktionen wie in dem Comic sind mir nicht fremd. Erwischt mich mein Kind, wenn ich auf das Smartphone schaue sagt es „Mama, Handy aus!“ oder „Handy tsu!“. Bei Büchern tut es das nicht. Da es sich das meiste, was es tut und sagt, von mir, seinem Vater oder den Großeltern abguckt vermute ich, dass hier mein eigenes schlechtes Gewissen oder mein schon eigener geäußerter Wunsch, nicht jemand gegenüberzusitzen, der auf sein Smartphone starrt, reflektiert wird. Wie André Spiegel in der Techniktagebuchreaktion anmerkt: „Vielleicht ist es tatsächlich so, dass Kinder für unsere eigenen Unstimmigkeiten, schlechtes Gewissen, Vorwürfe zwischen Eltern ein äußerst feines Gespür haben.“

Heute waren wir einen schönen Herbsttag lang unterwegs und haben unter anderem einen von mir und dem Kind gleichermaßen bevorzugten Spielplatz besucht. Ich mag ihn nicht nur, weil er so schöne Geräte und viel Abwechslung bietet und in malerischer Umgebung liegt, sondern weil durch

ein nahegelegenes Museumsrestaurant dort kostenloses Wifi verfügbar ist und er eine halbe Stunde Fahrt von unserem Wohnort liegt. Hier kennt mich niemand und während das Kind selig rote Herbstblätter in seinem Eimer sammelt, surfe ich ohne schlechtes Gewissen. Für den Rest des Tages wird das Smartphone nur für Fotos aus der Tasche gezogen.*

*Diesen Satz habe ich mehrfach gelöscht und wieder eingefügt, weil ich mir nicht sicher bin, ob ich ihn nur schreibe, um endgültig klarzustellen, dass ich nicht "diejenige welche" bin. Ich lasse ihn nun der Dokumentation halber stehen.

Angela Heider-Willms

20.10.2015

Kommunikation in Zeiten der Flucht

Über Facebook erfahre ich, dass eine Flüchtlingsfamilie in meiner Stadt Kinderkleidung in von mir gehorteten Größen brauchen kann. Vor Ort verständigen die Kontaktperson und ich uns mit Händen und Füßen mit dem Familienvater, der nur Persisch und etwas Englisch versteht. Wir nutzen eine Übersetzungsapp, in die wir einzelne Wörter eingeben. Dann zeigen wir dem Vater den Bildschirm mit Schriftzeichen, die aber offensichtlich nicht immer Sinn ergeben. Ein paar Tage später habe ich wieder Sachen für die Familie und will den Kontakt selbst aufnehmen. Anrufen erscheint mir zu schwierig, wenn Hände und Füße nicht sichtbar sind. Die Mobilfunknummer findet sich aber in Whatsapp wieder und ich denke über den Vorschlag nach, die Sachen zu fotografieren und dann die Bilder zu schicken. Da mir das zu kompliziert vorkommt, gebe ich eine einfache deutschsprachige Nachricht in den Google Translator ein, kopiere sie und mache einen Screenshot von der Übersetzung, den ich dann als Bild mit der ursprünglichen Nachricht als Kommentar schicke. Einige Stunden später bekomme ich mit "Ok Ja vielen dank" eine Antwort, die Sinn ergibt.

Triumphierend schicke ich eine neue Nachricht mit der Frage, ob ich am Freitag um 10 Uhr vorbeikommen kann. Die Antwort "Azon kommen morgen um 4 bar" muss noch bearbeitet werden.

hannamydear

Herbst 2015

Anachronismen einer aufstrebenden Ökonomie

Die Bezeichnung *emerging economy* ist die teils höfliche, teils herablassende Umschreibung für Länder, die bislang nicht mit den großen Industrienationen mithalten konnten, aber sich damit nicht abfinden wollen. Das führt dazu, dass diese Länder ein interessantes und manchmal explosives Gemisch aus Dingen aufweisen, die aus der Perspektive einer großen Industrienation entweder verblüffend rückständig oder verblüffend fortschrittlich wirken.

Ich habe in letzter Zeit regelmäßig in Mexiko zu tun, einem Land, das eine dieser *emerging economies* ist.

- Es ist nicht ungewöhnlich, dass Touristen oder Geschäftsleute entführt werden. Inzwischen soll es sich dabei meistens um die sogenannten *express kidnappings* handeln: Man wird zum nächsten Geldautomaten gefahren und freundlich aufgefordert, alles abzuheben, was die Karten hergeben. Danach lassen sie einen laufen. Ich habe vorsorglich nur eine meiner Kreditkarten dabei, wenn ich nach Mexiko fliege, und vorher mit meiner Bank gesprochen: Im Falle eines Falles wäre ich für den Schaden nicht haftbar.

- Die größte Gefahr, das Opfer einer solchen Entführung zu werden, besteht dann, wenn man auf der Straße ein beliebiges Taxi anhält. Manche Geschäftsreisende haben sich darum einen Trick angewöhnt: beim

Einsteigen in das Taxi das Telefon ans Ohr halten und so tun, als spräche man mit der Person, zu der man unterwegs ist, und sage ihm das Kennzeichen des Taxis, den Fahrzeugtyp und die Farbe.

- Uber ist groß in Mexico City. Uber ist sicher. Bei Uber ist die Zentrale schließlich immer im Bilde, welcher Fahrer wann welchen Fahrgast aufnimmt, und wo er mit ihm hinfährt. Was die Zentrale in San Francisco allerdings genau machen würde, wenn mein Fahrer sich plötzlich mit einer Pistole im Anschlag zu mir umwendet, ist nicht so ganz klar. Aber auf Uber verlassen sich alle bedenkenlos. Das Nachtleben scheint überhaupt nur noch durch Uber denkbar.

- Am Flughafen haben Taxifahrer neulich die Uber-Autos mit Steinen beworfen. Eine archaische Geste, gegen deren rohe Gewalt man sich kaum zur Wehr setzen kann. Gleichzeitig signalisiert sie wie keine andere, dass diejenigen, die dazu greifen, schon verloren haben.

- Beim Abendessen zeigt mir unsere Projektleiterin ihre Uber-Abrechnung auf dem iPhone. Sie ist keine Fahrerin und keine Kundin, sondern Sub-Unternehmerin: Sie hat sich einen Kleinwagen gekauft, den sie an jemand, der sich keinen Kleinwagen leisten kann, zum Uber-Fahren vermietet. Das ist kein informeller Deal zwischen Privatpersonen, sondern ein offizielles Geschäftsmodell von Uber, das mit einer eigenen App unterstützt wird. Unsere Projektleiterin kann in Echtzeit sehen, wie sich ihre Einnahmen entwickeln. Die ersten dreitausend Pesos jede Woche gehen an sie.

- In keinem Land der Welt wird soviel gearbeitet wie in Mexiko, was die reine Arbeitszeit angeht. Und in keinem so wenig wie in Deutschland.

- Fünfundneunzig Prozent aller Geldüberweisungen beginnen mit Cash und enden mit Cash. Als ich erklärt bekomme, welche Datenbewegungen dabei ablaufen, wählt jemand das Beispiel: »Angenommen, ich möchte Geld von Tijuana nach Cancún überweisen.« Wenn ich mich

richtig erinnere, käme niemand in Deutschland auf die Idee, Geld von Hamburg nach München zu überweisen. Solche Transfers finden zwischen Bankkonten statt, die als abstrakte, ortlose Konzepte verstanden werden. In den USA wiederum gibt es eigentlich gar keine Überweisungen.

- In Mexico City kann man in vielen Restaurants nicht mit Karte bezahlen, worauf meistens mit gut sichtbaren Aushängen hingewiesen wird, die aber keine Vordrucke sind. Man hat nicht das Gefühl, wie in Deutschland, dass es sich um eine grundsätzliche Opposition gegen das Zahlen mit Karte handelt, das Restaurant hat einfach noch keinen Anschluss an das System. In Restaurants, in denen Kartenzahlung möglich ist, gibt es dagegen, anders als in den USA, meist kein eingebautes Trinkgeldverfahren, also zum Beispiel keine extra Zeile über der Gesamtsumme, wo man von Hand das Trinkgeld reinschreiben kann. Stattdessen zeigt einem der Kellner den Betrag auf dem Display seines Lesegeräts und man sagt mündlich, auf welche Summe man aufrunden möchte.

- Der Hochsicherheitsbereich der Bank, in der ich arbeite, kann nur nach einem biometrischen Scan des Gesichts betreten werden, verlassen nur nach einem Scan des Fingerabdrucks. Essen in der Kantine gibt es auch nur gegen Fingerabdruck.

- Mobilfunkverträge können ohne Angabe des Namens oder irgendwelcher anderer persönlicher Daten abgeschlossen werden, solange irgendwie bezahlt wird.

- Internet im Hotel ist immer kostenlos, aber abends hoffnungslos überlastet. Streamingnutzer, vermute ich.

André Spiegel

19. und 20.10.2015

Die Waldorfschule kann uns nicht helfen

Für das Flüchtlingsheim in Bliesdorf entwickeln wir gerade ein Leitsystem, das iconbasiert die Orientierung in der Unterkunft erleichtern soll. So ganz ohne Sprache funktioniert es aber nicht, daher arbeiten wir auch mit Google Translate, um ein paar Informationen ins Arabische zu übersetzen. Dabei stoßen wir auf das Problem, dass die einzelnen Zeichen nur zusammengeschrieben einen Sinn ergeben, dies bei Google Translate auch richtig dargestellt wird, aber beim Kopieren in andere Textverarbeitungsprogramme springen die Zeichen immer wieder auseinander. Wir sind ratlos.

Passenderweise ist I. mit einer ehemaligen Mitschülerin verabredet, die Arabisch kann und wird beauftragt, mal nachzufragen, wie unser Problem zu lösen ist.

Am nächsten Tag erzählt sie von ihrem Treffen mit der Freundin:

“C. ist Arabischlehrerin an einer Waldorfschule. Muss ich noch mehr sagen?”

“Wieso? Schreiben die da kein richtiges Arabisch?”

“Doch, aber sie schreiben es nur mit der Hand.”

sleeplessdarkhorse

20. Oktober 2015

Friedrichstraße, Schaufenster

Ich gehe die Friedrichstraße entlang. Vor dem Schaufenster von Dussmann bildet sich eine Traube aus Kindern und ein paar Erwachsenen, es gibt ein großes Ahen und Ohen, eines der Kinder macht einen Freudenhüpfer. Es dauert kurz, bis ich sehen kann, was das Ereignis ist: In einem mintgrünen Koffer steht ein vor sich hin rotierender Schallplattenspieler.

Felix Lorenz

21. Oktober 2015

Die Whatsapp-Warnfliege

Ich schreibe jemandem eine Textnachricht, die ich mit einem Bananen-Emoji abschließe. Glaube ich, stelle dann aber zu meinem Entsetzen fest, dass die Banane eigentlich ein cartoonhaft dargestellter, simpsons-hautfarbener, viertelerigierter Penis ist. Weitere Nachforschung ergibt, dass das Emoji-Inventar meines WhatsApp plötzlich voll ist von solchen (größtenteils identischen) eher unästhetischen Darstellungen von Geschlechtsorganen, darunter eine Vulva als irgendetwas zwischen Auster ohne Schale und Blue Waffle (nicht googeln). Immerhin warnt die App einen vor dem Absenden unanständiger Emoji dadurch, dass der Senden-Knopf (der in meinem Traum existiert, rechteckig und ziemlich groß) dann statt des normalen Pfeils eine ekelhafte, große, violett schillernde Fliege zeigt.

Kilian Evang

21. Oktober 2015

Der (un)soziale E-Book-Reader

Schwer beladen mit soeben erworbener, auf Papier gedruckter Belletristik – insgesamt 2392 Seiten – komme ich zur Arbeitssitzung. Meine büchervolle Tasche verleitet uns zu einem Gespräch über Freizeitlektüren, bevor wir die Tagesordnung in Angriff nehmen. T. erzählt begeistert von Oliver Sacks' Autobiographie. Ich frage ihn, ob er mir das Buch ausleiht. T. meint, das sei ihm jetzt ein wenig unangenehm, weil, wie ich ja wisse, sei er nicht sonderlich technikaffin (meine Kenntnisse des Beamer- und Druckerwesens an unserer Hochschule haben ihn schon mehrfach aus Notlagen befreit und es vergeht kein Treffen, an dem er nicht sein Desinteresse an kluger Telefonie u. a.m. betont). Aber, also, naja, dieses Buch, das habe er nur elektronisch. Seine Frau habe ihm vor einiger Zeit einen Tolino geschenkt, aus sozialen Überlegungen. Sie könne nicht einschlafen, wenn er abends noch Licht brauche zum Lesen. Das sei jetzt kein Problem mehr, und, hmm, er habe sich schnell an das eBook gewöhnt und lese in der Freizeit eigentlich nur noch die Zeitung auf Papier.

Franziska Nyffenegger

21. Oktober 2015

Mein Perso hat sich beim Datenverkehr was eingefangen

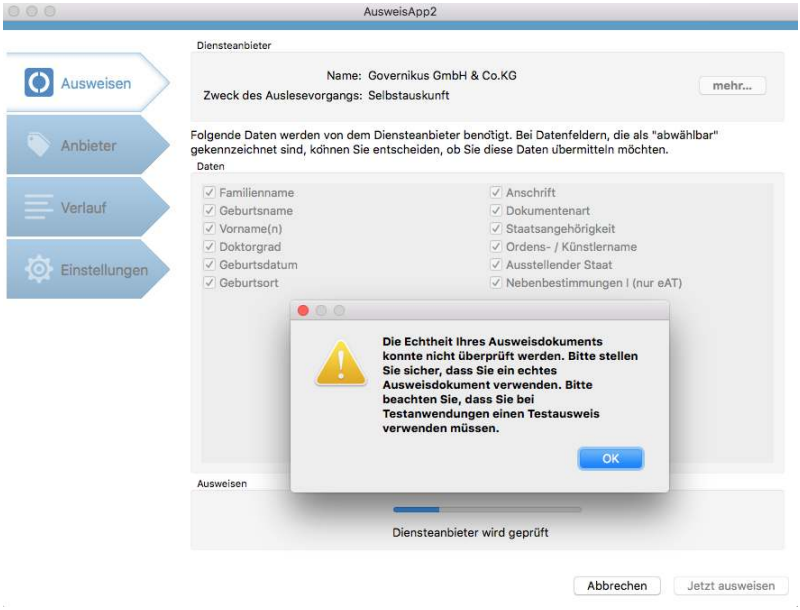
Im allgemeinen bin ich ja dem Fortschritt nicht ganz abgeneigt. Also habe ich mir bei dem neuen Personalausweis die Online-Funktionen freischalten lassen.

Ein Lesegerät „komfort“ besorgt (bei dem sich das irre helle Display nicht abschalten lässt, na gut). Die „AusweisApp2“ für den Mac geladen. OS X aktualisiert. Java aktualisiert (wie jedes Mal, wenn ich Java starte). Mich in

die traute Welt von Berechtigungscode (8-stellig), Transport-PIN (5-stellig), Ausweis-PIN (6-stellig), Signatur-PIN (6-stellig), Sperrkennwort (6- bis 12-stellig), Kartenzugangsnummer (6-stellig) eingelesen.

Und siehe da, schon einen Tag später kann ich mich auf den Seiten von Kraftfahrtbundesamt, Rentenversicherung, Bürgerportal Rheinland-Pfalz und noch einigen weiteren schon mal identifizieren und diverse persönliche Auskünfte einholen. Oder darf sie beantragen. Fehlt nur noch die Signaturfunktion, doppelt und dreifach gesichert über ein persönliches Anschreiben von der Bundesdruckerei; die Registrierung auf dem „sign-me-Ladeportal“ (geht nur in Firefox, nicht in Chrome); der Kauf eines zehn Euro teuren Zertifikats, das nur nach Berechtigung über die Webseite zu bekommen sein soll; und das Update der Firmware des Lesegeräts.

Seitdem geht nichts mehr (siehe Screenshot), nicht mal mehr die gestern noch funktionstüchtige Selbstauskunft, die anzeigt, welche Daten auf dem Perso gespeichert sind.



Wühle mich durch die Webseiten des Bundes zu dem Thema. Die Auswahl ist riesig, wir befinden uns schließlich in der Welt immenser unendlicher digitaler Möglichkeiten. Es gibt da

www.personalausweisportal.de
www.oeffentliche-it.de/personalausweis
www.ausweis-portal.de
www.bundesdruckerei.de
www.sign-me.de/de
www.d-trust.net

Anruf bei der Bundesdruckerei. Der freundliche Herr verweist auf den Lesegerätehersteller und die dortigen Internetseiten. Dort habe ich ein Forum gefunden, ich bin dem Vernehmen nach nicht der einzige mit solchen Problemen, hellem unausschaltbaren Display und einem wahrscheinlich zu ak-

tuellen Betriebssystem. Hier müsste ich doch meinen Fehler beheben können, fast auf den Tag genau fünf Jahre nach Einführung des nPA, wie der „neue Personalausweis“ noch immer genannt wird.

Und dann steht da: „Der Administrator erlaubt im Moment keine neuen Registrierungen.“

Zur weiteren Fortbildung lese ich mich dann jetzt mal in die jüngste Pressemitteilung der Bundesdruckerei ein. „Bundesdruckerei startet Offensive für die sichere Digitalisierung des deutschen Mittelstands“.

Nachtrag 1. November 2015. Der Support der AusweisApp2 teilt mir mit:

... der Fehler ist uns bekannt und die Ursache wurde bereits ermittelt:

In der aktuellen Version der AusweisApp2 gibt es derzeit ein Problem mit einem neuen Zertifikat aus der Berechtigungszertifikats-Infrastruktur und wenn die Karte bereits mit diesem neuen Zertifikat in Berührung gekommen ist, wird sie von einigen Diensten nicht mehr akzeptiert.

Wir arbeiten an der Behebung des Fehlers und werden zeitnah (voraussichtlich noch im November) eine neue Version der AusweisApp2 veröffentlichen, mit der dann auch Mac OS 10.11 und Windows 10 unterstützt werden und dieser Fehler nicht mehr auftritt.

Marcus Schwarze

1980 und 2015

Das Taschengeld verliert an Wert

Ich habe als Kind Taschengeld bekommen. Ich nehme an, dass dahinter die Überlegung stand, dass wir Kinder so lernen sollten, mit Geld umzugehen.

Gelernt habe ich, dass ich entweder auf große Wünsche sparen kann oder mir damit schokoladenglasierte Gewürzkuchen im Pausenverkauf zu 40 Pf. das Stück sichern kann. Das einzige Handelsgeschäft meiner Kindheit war der Kauf von zwanzig Elektrozündern für Feuerzeuge aus einem Restposten

und der anschließende Verkauf an Freunde mit einem Gewinn von 1 DM pro Zünder. Man konnte damit Mitschüler elektrisieren und Freispiele in Spielautomaten erklicken.

Heute bekommen meine Kinder auch Taschengeld. Zumindest theoretisch, wenn wir es nicht wieder vergessen. Kürzlich mussten wir eine dreistellige Summe an unseren Sohn nachzahlen, da wir es über Monate vergessen hatten. Wir leihen uns auch gern mal einen Zehner aus einem Kindergeldbeutel, wenn gerade kein Bargeld im Haus ist (und hinterlassen natürlich ein Zettelchen mit der Summe darauf als Schuldschein).

Unsere Kinder nehmen das alles ungerührt hin. Ihnen steht Geld zu, aber es interessiert sie nicht wirklich und sie brauchen es selten. Das Taschengeld hat für sie keinen besonders großen Wert.

Die beiden älteren Kinder wissen aber sehr genau, dass man im Spiel „Paradise Bay“ auf Smartphone oder iPad Malzbier für 925 Goldstücke kaufen sollte, da man es locker für 1171 Goldstücke verkaufen kann. Sie kennen überhaupt jederzeit die günstigsten Preise für Granatapfelpunsch, Krebssuppe und Meerglas. Sie handeln täglich weltweit irgendwelche (Spiel-)Waren und ich nehme an, dass ihr Wunsch, nun endlich die 19 Garnelen zu erreichen, sehr viel drängender ist, als sich für ihr Taschengeld einen Kaugummi zu kaufen.

Wir haben 2500 Jahre gebraucht, uns an das Münzgeld zu gewöhnen, 1000 Jahre für die Banknoten und fünf für Bitcoins. Ich habe den Eindruck, dass sich der Umgang mit Geld für meine Kinder deutlich anders entwickeln wird. Aber vielleicht sind sie einfach Kinder und dürfen noch über Fischernetze und Garnelen nachdenken anstatt über Normzeilen und Nachtzuschläge.

Den Handel aber werden sie im Gegensatz zu mir verstanden haben. Ganz ohne Taschengeld.

Georg Passig

2010–2015 (und wohl noch länger)

TAN-Generatoren für (die wenigen) Niederländer ohne Smartphone

Will man online Bankgeschäfte erledigen, muss man sich früher oder später mit einem Code legitimieren, der idealerweise nur Berechtigten zugänglich ist. Es gibt unterschiedliche Verfahren, wie man an diese Codes kommt. Das älteste mir bekannte beruht auf ausgedruckten, durchnummerierten Listen mit Transaktionsnummern (TAN), die man von der Bank zugeschickt bekommt und die beim Onlinebanking in willkürlicher Reihenfolge abgefragt werden (›Geben Sie TAN 43 ein‹). Wenn man eine TAN benutzt hat, streicht man sie von der Liste, sodass man sieht, wann die Nummern aufgebraucht sind, und eine neue Liste ordern kann.

Durch ein Konto bei der niederländischen Rabobank habe ich in den letzten Jahren zwei andere Verfahren kennengelernt und genutzt. Beide Verfahren beruhen auf einer Kombination der Bankkarte mit einem kleinen Apparat, den die Bank zur Verfügung stellt. Der linke Apparat heißt ›Random Reader‹ und ist der Vorgänger des rechten Apparats, der ›Rabo Scanner‹ heißt.

Der vor über zehn Jahren eingeführte Random Reader spricht Englisch und Niederländisch, hat ein zweizeiliges LCD sowie wenige Tasten, die nicht selbsterklärend sind. Will man auf sein Konto zugreifen, führt man seine EC-Karte in das Gerät ein, drückt ›I‹ (für ›Inloggen‹) und gibt seine vierstellige PIN ein. Daraufhin erscheint ein achtstelliger ›toegangscode‹, der einem, zusammen mit der Kontonummer und der Kartennummer der Bankkarte, Zugang zu diesem Konto verschafft. Drückt man auf ›menu‹, wird man gefragt, ob man sehen will, wie viel Geld sich auf der Karte befindet (in meinem Fall: €0,00). Diese Funktion bezieht sich auf einen 2015 abgeschafften, der deutschen Geldkarte ähnlichen Dienst namens ›Chipknip‹. Die ›S‹-Taste (für ›Signeren‹) braucht man, um etwa Überweisungen durchzuführen. Man schiebt dafür die Karte ins Gerät, drückt ›S‹, gibt seine PIN ein und wird aufgefordert, mehrere Codes vom Bildschirm abzutippen und jeweils mit der ›OK‹-Taste zu bestätigen: erst eine achtstellige Kontrollzahl, dann bei hohen Beträgen noch eine achtstellige Kontrollzahl (wenn ich mich recht erinnere), zuletzt die Vorkommastellen des zu überweisenden Betrags. Als ich das

Gerät für diesen Beitrag noch mal ausprobiere, stellt sich heraus, dass man bis zur ›10e invoer‹ (10. Eingabe) weiterdrücken kann, wenn man jedes Mal irgendwelche Unsinnszahlen eingibt. Nach der 10. Eingabe oder dann, wenn man bei einer Aufforderung nichts eingibt und direkt ›OK‹ drückt, bekommt man einen achtstelligen ›signeercode‹, mit dem man die Überweisung freischalten kann. Die Art der Kontrollzahlen, die man eingeben muss, hat sich in den Jahren, in denen ich das Gerät benutzt habe, ein paar Mal geändert. Die beschriebene Variante war meines Wissens die letzte, bevor der Random Reader abgeschafft wurde.

Ersetzt wurde er durch den Rabo Scanner, der ab Ende 2014 verteilt wurde. Der hat ein Farbdisplay, kann ebenfalls Englisch und Niederländisch und hat, außer den Zahlentasten, nur zwei unbeschriftete orangefarbene Tasten, die je nach Displayanzeige belegt werden. Mein Rabo Scanner wurde – laut den Informationen, die ich abrufen kann, wenn ich meine Bankkarte ins Gerät schiebe – am 25. Juni 2015 von (oder für) CrontoSign hergestellt und hat Versionsnummer 7.0.30. Anders als sein Vorgänger hat der Rabo Scanner auf der Rückseite eine kleine, niedrig auflösende Kamera. Und anders als bei seinem Vorgänger funktionieren das Einloggen und das Freischalten einer Überweisung jetzt praktisch identisch: Man schiebt die Karte ins Gerät, gibt seine PIN ein und scannt mit der Kamera eine photoTAN, also ein Quadrat mit darin scheinbar zufällig angeordneten roten, blauen und grünen Punkten, das nach Eingabe von Konto- und Kartennummer bzw. nach Eingabe der Überweisungsdaten auf dem Bildschirm angezeigt wird. Stimmt alles, erhält man in beiden Fällen einen achtstelligen Code, mit dem man auf das Konto zugreifen bzw. die Überweisung freischalten kann. Das fehlerbehaftete Abtippen von vielstelligen Kontrollzahlen ist nicht mehr nötig.

Von dieser Erleichterung profitieren dürfte vor allem die – vermutlich schrumpfende und im Durchschnitt relativ alte – Gruppe derer, die Onlinebanking ausschließlich mithilfe eines solchen Geräts betreiben. Die meisten Niederländer haben ein Smartphone, mit dem man auch photoTANs scannen oder gleich den Großteil der Bankgeschäfte abwickeln kann.

Christopher Bergmann

Oktober 2015

Als ob man auf der Intensivstation nicht schon genug Probleme hätte

Auf der Intensivstation piepst es. Es piepst nicht nur manchmal und in Notfällen, es piepst fast immer. Aus jedem Raum ertönen unschöne Dreiklänge der Überwachungsgeräte, wenn Werte über- oder unterschritten werden. Fast immer klingelt irgendwo ein Telefon mit einer langwierigen Spielautomatenmelodie. An den Betten piepst es, wenn eine Infusionsflasche leer ist. Es piepst, wenn eine Infusionsflasche bald leer sein wird. Es piepst nach dem Wechseln der Infusionsflasche, weil Luft im Schlauch ist. Es piepst nach der Beseitigung der Luft im Schlauch noch mal. Und noch mal. Es piepst so lange, bis jemand kommt und das Problem beseitigt, also je nach Auslastung der Station auch mal eine Viertelstunde lang. Die Lautstärke entspricht ungefähr der von Rauchmeldern. Alle diese durch Piepsen übermittelten Nachrichten gehen eigentlich nur ein bis zwei Personen auf der ganzen Station an. Eines hoffentlich nahen Tages wird jemand ein System erfinden, das diese Nachrichten auch wirklich nur den Empfängern zustellt. Zum Beispiel irgendwas mit einer Smartwatch.

Kathrin Passig

21. und 22.10.2015

Ein Stelldichein mit der Facebookwerbung

Facebookwerbung ist immer wieder für interessante Geschichten zu haben. Als mir vorgeschlagen wurde, eine Ghostwritingagentur zu engagieren, war ich leicht gekränkt. Dass mir permanent Kleider für die Hochzeit meiner besten Freundin und innovative Diäten angeboten werden, bringt mich dazu, über Geschlechterstereotype nachzudenken. Und besonders gern denke ich an die Woche zurück, in der mir zuerst Durex-Kondome angepriesen wurden, dann Schwangerschaftstests und schließlich Windeln. Ich hatte kurz Angst, die Seite könne mehr wissen als ich, weil ich vor Jahren beeindruckt diesen Artikel gelesen habe.

Heute wird mir schließlich empfohlen, meine fruchtbaren Tage mit Clearblue zu bestimmen. Ich klicke auf einen kleinen Pfeil oben rechts, um die Werbung für irrelevant zu erklären, und entdecke, dass man dort auch nachfragen kann, warum man sie sieht. Die Lösung ist ganz prosaisch, die Firma will Frauen zwischen 25 und 40 in Deutschland erreichen und ich wurde per Profil und IP-Adresse dazugerechnet.

Von dort aus kann ich mir meine sonstigen Werbeeinstellungen ansehen – neben Alter, Geschlecht und Ort nutzt Facebook natürlich auch weitere Informationen, die man generiert, z. B. indem man auf einen beworbenen Artikel klickt, meist durch Like- oder sonstiges Surfverhalten. (Dazu gehören, vermute ich stark, auch private Nachrichten.) Meine “Interessen” sind thematisch unterteilt, und dabei finden sich einige Skurrilitäten. So gibt es unter “Einkaufen und Mode” ein Interesse an “Trompete”, bei „Hobbys und Aktivitäten“ mag ich u. a. „Begriff“ und „Tag“. Dass der Interessensbereich „Gender“ unter „Fitness und Wellness“ eingefügt ist, erbost mich. Bei „Lifestyle und Kultur“ interessieren mich das „Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland“ (wahrscheinlich wegen der gelikten Facebookseite “Kein Deutsch ins Grundgesetz”) sowie „Westeuropa“ und unter „Reisen, Orte und Veranstaltungen“ schätze ich z. B. „Woche“.

Vieles passt aber auch: Phonetik, Tee, Linguist List, Sprachwissenschaft, Universität, World Wide Web, Wifi Connection, xkcd und Lesen interessieren mich tatsächlich und unter “Neue Smartphone- und Tablet-Besitzer“ bin ich ebenfalls korrekt einsortiert.

Ich lösche sämtliche Kategorisierungen und logge mich aus. Am folgenden Tag habe ich 18 neue Interessen, z. B. “Stelldichein” (unter “Familie und Beziehungen”) und “Leben” (unter “Lifestyle und Kultur”). Nachdem ich “Tag” und “Woche” nicht mochte, versucht man mir jetzt, eine Nummer größer, das “Jahr” (”Gewerbe und Branchen”) unterzuschieben.

Wer zielgenauer beworben werden möchte, kann die Option “Füge eine Einstellung hinzu” nutzen und bekunden, dass sie sich in Wirklichkeit für Jahrhunderte interessiert.

Kristin Kopf

23.10.2015

Verteilung der Kanäle, über die mich Geburtstagsglückwünsche erreichen

53% Facebook-Pinnwand
17% Facebook-Chat
10% Whatsapp
8% Telefon
3% E-Mail
3% SMS
2% Google-Hangouts
2% Whatsapp-Sprachnachricht *(neu)*
2% Briefpost *(wieder dabei)*

Auch in diesem Jahr nicht dabei: Twitter-Direktnachricht

Torsten Gaitzsch

24. Oktober 2015

Freier Kapitalverkehr in der Praxis

Wir sind vor zwei Monaten von Wien nach Paris umgezogen; wegen Familienfeierlichkeiten treten wir bald den ersten Urlaub in der alten Heimat an. Meine Freundin hat unsere Flüge mit ihrer österreichischen Kreditkarte gebucht, und ich logge mich im Online-Banking für mein neues französisches Konto ein, um ihr das Geld für mein Ticket auf ihr österreichisches Konto zu überweisen.

Dieses Online-Banking funktioniert etwas anders, als ich es gewohnt bin: Statt bei einer Überweisung einfach eine IBAN einzugeben, muss ich für jeden Empfänger zuerst einen Kontakt anlegen und dann beim Erstellen des Überweisungsauftrags den entsprechenden Kontakt auswählen. Für die Überweisung der Miete an unsere Vermieterin hat das auch schon bestens geklappt.

Ich lege also für meine Freundin einen neuen Kontakt an und trage einen österreichischen IBAN ein. Doch das ist nicht so einfach wie gedacht: Ausländische Kontakte brauchen eine besondere Genehmigung. Im Browser erscheint ein Formular, mit dem ich bestätige, dass ich wirklich vorhabe, ein- oder mehrmal Geld an dieses ausländische Konto zu überweisen. Das Formular muss meine Bank auf Papier und mit eigenhändiger Unterschrift erreichen.

Es ist Samstag Nachmittag. Ich besitze keinen Drucker; wenn ich nicht gerade extra deswegen ein Internet-Café oder einen Copyshop aufsuchen will, habe ich erst am Montag wieder die Gelegenheit, im Büro zu drucken. Erfreulicherweise brauche ich mich nicht zu beeilen: Meine Bankfiliale hat montags geschlossen. Wenn ich am Dienstag etwas früher als gewohnt das Büro ver-

lasse, sollte ich es schaffen, das unterschriebene Formular zu übergeben, kurz bevor die Bank um 17:45 (also in 72 Stunden) schliesst. Das ist noch immer schneller als es mit der Post ginge, und ich erspare mir auch, ein Briefkuvert und die passende Briefmarke aufzutreiben. Nachdem das Formular bei der Bank eingelangt ist, folgt eine nicht näher spezifizierte Bearbeitungszeit, nach der der Kontakt dann in meinem Online-Banking aufscheint. Ich rechne damit, die Überweisung am Donnerstag beauftragen zu können. Dann sollte das Geld schon am drauf folgenden Montag, also in neun Tagen, am Konto meiner Freundin gutgeschrieben sein.

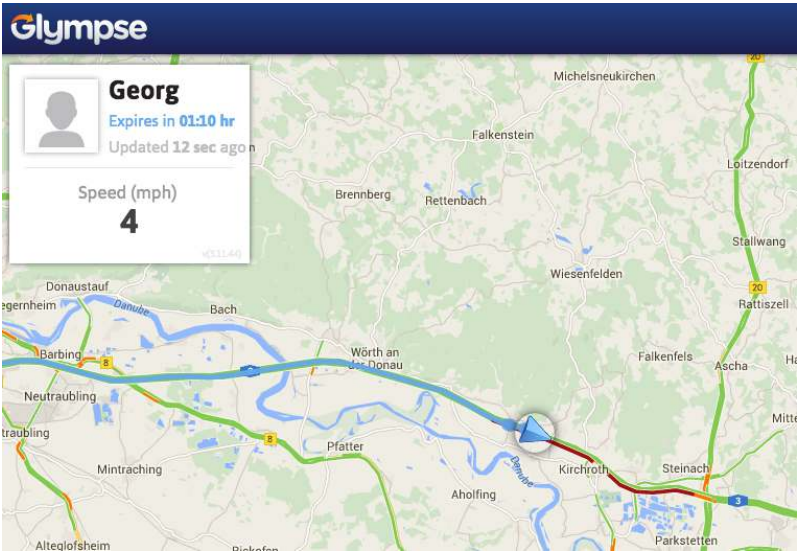
Vielleicht sollte ich sie einfach fragen, ob sie mit mir einen Herbstspaziergang zum Geldautomaten unternimmt.

gergo

24. Oktober 2015

Wo er wohl bleibt?

Die Mutter macht sich Sorgen, wenn wir mit dem Auto unterwegs sind. Deshalb schlage ich dem Bruder vor, die App Glympse zu installieren. Damit kann man den eigenen Standort für eine vorher festgelegte Zeit live übermitteln. Nach anfänglichen Schwierigkeiten (die Usability hat noch Spielraum nach oben) kann man ihn auch wirklich im Auto umherfahren sehen. Hier steht er im – von Google Maps rot markierten – Stau, was auf der Beobachterinnenseite für Beruhigung sorgt: Das Mittagessen braucht noch Zeit.



Kathrin Passig

25.10.2015

Der unkaputte Raspberry Pi

Seit einiger Zeit habe ich ein NAS auf Basis eines Raspberry Pi und einiger USB-Platten. NAS steht für “Network Attached Storage”, also Speicherplatz, der im Netzwerk zur Verfügung steht. Früher brauchte man dazu einen PC und nannte das “Fileserver”. Heute kann man Festplatten oft schon an den Router anschließen und braucht gar keine zusätzliche Hardware.

In meinem Fall waren die Anforderungen etwas umfangreicher als der Router sie erfüllen könnte, denn auf dem NAS sichere ich nicht nur mein Notebook. Auch mein Webserver wird dort täglich gesichert.

Heute stelle ich fest, dass die rote LED blinkt, was kein gutes Zeichen ist. Ich will mich per Netz einloggen und erkenne, dass er sich nicht im Netz befindet. Ein Blick auf den Ethernetanschluss auf der Rückseite zeigt, dass keine der LEDs blinkt, die sonst seinen Betrieb wiedergeben.

Ich google.

Der Raspberry Pi könnte defekt sein. Es könnte aber auch ein durch irgendeinen Fehler falsch initialisierter Ethernet-Anschluss sein.

Empfohlene Vorgehensweise: Neuste Version der Raspbian genannten Linux-Distribution booten und gucken, ob es geht.

Dazu muss ich lediglich die μSD-Karte, die das "Bootlaufwerk" darstellt, durch eine mit der neusten Linuxversion ersetzen. Ich hab leider keine zweite zur Hand, also sichere ich die aktuelle mit der kompletten Konfiguration auf dem Notebook und überschreibe die Karte dann mit der neusten Version.

Da der Raspberry keinen Bildschirm hat, muss ich ihn aus dem Schrank nehmen und an den Fernseher anschließen. Ein USB-Netzteil für die Stromversorgung ist dort zum Handyladen vorhanden. Funktastatur dran, booten – läuft.

Ich zerre das Netzwerkkabel durch den Raum, schließe es an: LEDs flackern. Der Raspberry Pi erscheint im Netz. Alles gut.

Ich entnehme die Karte und kopiere die Sicherung zurück (7,9 Gigabyte dauern da allerdings eine Weile).

Der Raspberry Pi steht wieder im Schrank und ist bereits mit allem außer dem dortigen μUSB-Stromanschluss verkabelt. Die Karte ist fertig, ich lege sie ein und schließe ihn an den Strom an. Die rote LED vorne blinkt beunruhigend, am Ethernetanschluss ist alles dunkel.

Ich nehme das Steckernetzteil, das ihn dort mit Strom versorgt. Es leistet laut Aufdruck 500mA. Google führt mich zum einschlägigen deutschen Forum, wo die Herstellerangaben wiedergegeben werden: Das von mir genutzte Modell B+ benötigt 600mA.

In der Schublade habe ich einen Adapter, der vier USB-Ports mit jeweils bis zu 2000mA Leistung hat. Ich schließe ihn an und der Raspberry Pi bootet und ist im Netz erreichbar.

Warum er überhaupt mal mit 500mA funktioniert hat und wieso das jetzt nicht mehr ging könnte man jetzt im Forum diskutieren, aber das erspare ich mir.

Volker König

25. Oktober 2015

So wird das nie was mit dem interaktiven Kino

Ich schaue endlich den ultimativen Techniktagebuch-Film, *The Martian*. Im Werbeblock vor dem Film kommt ein Spot für die Aktion "Sing for the Climate", der in bekannter Erklärvideo-Manier, mit animierten Bildern und Voice-Over-Sprecher darlegt, wie man mitmachen kann. Am Ende des Spots wird es allerdings merkwürdig. "Klicke hier", fordert der Sprecher das Kinopublikum auf, "um uns zu abonnieren" und "hier, um die Backingtracks herunterzuladen".

Mir geht auf, dass der Spot vermutlich ursprünglich für YouTube produziert wurde (wo ich ihn später allerdings nicht wiederfinde). Dort ist diese Art von interaktivem Abspann, bei denen man Links im Videobild anklicken kann, inzwischen normal. Im Kino verliert er allerdings jeden Sinn.

Alexander Matzkeit

25.10.2015

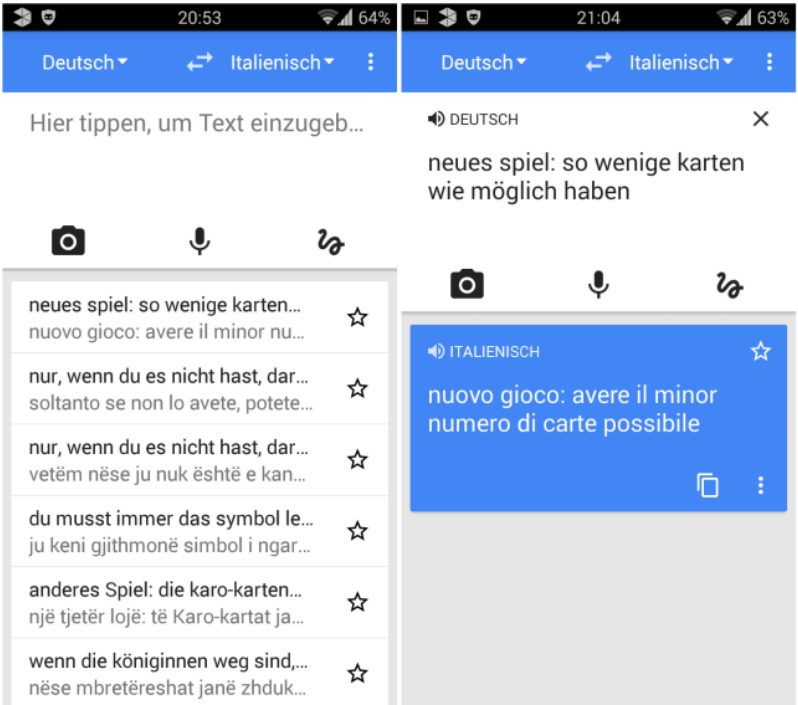
Stille Post mit Google Translate

Drei syrische Jungs wollen G. aus Albanien und mir ein Kartenspiel beibringen, das sich nicht so leicht durch Zuschauen erlernen lässt. Einer von ihnen spricht sehr gut Englisch und erklärt mir alles wunderbar – dann müsste ich es aber G. weitererklären, der nur Italienisch kann, was bei mir nicht

einmal für “Spielkarte”, geschweige denn für “Stich” oder “Minuspunkte” reicht. Nach einigem Herumgefuchtel mit spezifischen Karten und “*non buono!*”-Gerufe entsinne ich mich, dass ich mir kürzlich (durch Kathrins Kroatienerlebnisse aufmerksam geworden) den Google-Übersetzer und ein paar Sprachpakete heruntergeladen habe.

Die ersten Versuche mit Deutsch-Albanisch findet G. aber höchst unbefriedigend: Unwillig schüttelt er den Kopf und erklärt das Programm für der albanischen Sprache nicht mächtig.

Der indirekte Weg über das Italienische klappt dann besser, obwohl mir die Übersetzungen auch etwas seltsam vorkommen. Aber G. versteht jetzt, was er vermeiden soll. Dass er dennoch verliert, liegt daran, dass er bisher noch keine Stichspiele gekannt zu haben scheint – erbarmungslos schlagen ihm die Jungs fünf (unerwünschte) Stiche zu, weil er nicht bedient hat, obwohl er gekonnt hätte. Das rettet mich, deren Spielversagen ganz bestimmt nur am Kartenpech liegt, auf den zweitletzten Platz.



Kristin Kopf

26.10.2015

Schnitzeljagd am Wuppertaler Hauptbahnhof

Weil sich in Düsseldorf wieder jemand vor den Zug geworfen hat, ist großes Zugchaos in quasi ganz NRW. Nachdem ich anderthalb Stunden in einem ICE in Leverkusen rumsaß, fahren wir wieder zurück nach Köln. Von da aus er-

wische ich dann einen ICE, der statt über Duisburg, Essen und Bochum über Wuppertal fährt. Das ist aber doch deutlich besser als nichts und ich instruiere meinen Mann, ins Auto zu steigen und mich in Wuppertal abzuholen.

Per SMS gebe ich ihm die offizielle Adresse durch und laufe dann, als ich in Wuppertal ausgestiegen bin, in Richtung der Straße, die ich da per SMS verschickt habe. Allerdings ist rund um den Wuppertaler Hauptbahnhof eine Großbaustelle, so dass man nur aus genau einer Richtung den Ort anfahren kann, wo ich gerade stehe. Die Chance, dass mein Mann genau aus dieser Richtung kommt, scheint mir bestenfalls unwahrscheinlich, aber ich warte zumindest erstmal ab.

Schließlich meldet er sich, er steht jetzt irgendwo "hinter dem Bahnhof". Er beschreibt mir kurz die direkte Umgebung, die zumindest grob anders aussieht als das, wo ich gerade stehe. Dazu kommt, dass weder er noch ich uns auch nur annähernd in Wuppertal auskennen und die Straßenschilder im Dunkeln schlecht zu entziffern sind.

Als klar wird, dass ich auf jeden Fall woanders hin muss, laufe ich aufs Geratewohl los und über eine Fußgängerüberführung auf die andere Seite des Bahnhofs. Währenddessen fällt mir ein, dass es ja im neuen iOS eine Applikation namens "Freunde" gibt, mit der man seinen Standort teilen kann. Wenn ich auf einer Karte sehen könnte, wo mein Mann sich gerade befindet, wäre das alles ganz einfach, denke ich, gebe meinen Standort für ihn frei und fordere seinen Standort an. Dann telefonieren wir noch mal und ich fordere ihn auf, die Standortfreigabe zu aktivieren. Das klappt aber irgendwie nicht und er hat sowieso noch ungefähr drei Prozent Akku. Es wird also knapp.

Auf der anderen Seite des Bahnhofs ist er definitiv auch nicht, ich laufe also wieder zurück, immer noch telefonierend, während er mir weitere Indizien zu seinem Standort mitteilt. "Gerade ist ein Zug eingefahren!" ruft er. "Ja, seh ich", sage ich. "Kam der aus deiner Richtung?" "Ja!" ruft er. Aha!

Als der nächste Zug aus dem Bahnhof rausfährt, teilt er mir mit, dass jetzt ein Zug in seine Richtung rausgefahren wäre. Jetzt weiß ich also zumindest, auf welcher Seite des Bahnhofs mein Mann wartet und steuere diese Ecke an. Tatsächlich finde ich ihn jetzt relativ schnell. Allerdings nur so ein bisschen

mit Hilfe moderner Technik. Das mit der Standortfreigabe müssen wir noch mal üben. Aber Orientierung an ein- und ausfahrenden Zügen hat ja auch geklappt.

Anne Schüßler

26. Oktober 2015

Papier ist das Medium der Stunde

Schreibworkshop im Master-Studiengang Design, 38 eingeschriebene Teilnehmende. Ich frage im Vorfeld des Workshops nach Links zu den Arbeitsjournalen und erhalte sieben Rückmeldungen. Einer benutzt Trello und schickt Screenshots; einer führt ein Offline-File, vermutlich mit Word, und schickt via Dropbox ein PDF davon; drei führen Blogs, einmal mit Blogger von Google, zweimal mit Wordpress; eine weitere gebraucht das Portfolio-Portal allyou.net; eine dokumentiert ihr Master-Projekt auf einer selbstgebauten Webseite.

Im Unterricht sind 24 Studierende anwesend. Mich interessiert, weshalb die meisten ihre Journale offline oder sogar ausschliesslich auf Papier führen und die mir naheliegender, auch zweckdienlicher scheinende Option Blog nicht nutzen. Die Antworten: „Immer wenn du mit dem Computer was machen willst, spinnt er.“ – „Bis ich alles aufgestartet habe, habe ich längst vergessen, was ich notieren wollte.“ – „Das Notizbuch braucht keine fremde Energie; ich muss nie über Ladegeräte oder Steckdosen nachdenken.“ – „Online bin ich zu fest abgelenkt. Ich habe mit einem Blog angefangen, aber da konnte ich mich nicht konzentrieren.“ – „Wenn ich ein Papierjournal führe, muss ich mir keine Passwörter merken.“ – „Auch passwortgeschützt ist mir das zu öffentlich im Internet.”

(Darüber, dass die Studierenden vor allem interessiert hat, wie ich das denn gemacht habe, vor 25 Jahren, in meinem Studium, und wie wir über Zettelkästen, Schreibmaschinen, Nadeldrucker, FloppyDisks und die allerersten Macs diskutiert haben, schreibe ich vielleicht ein anderes Mal . . .)

Franziska Nyffenegger

2015-10-26

Fortschritt im Taxi

Ich möchte mit dem Taxi vom Berliner Hauptbahnhof nach Charlottenburg fahren. Ich weiß, dass man in Berlin aufpassen muss und frage vor dem Einsteigen sicherheitshalber, ob ich per Kreditkarte bezahlen kann.

»Wo wollen Sie denn hin?« will der Fahrer wissen. »Das sind aber doch nur fünfzehn, siebzehn Euro, warum wollen Sie das denn mit Karte bezahlen?«

Ich erkläre, dass ich keine fünfzehn, siebzehn Euro dabei habe. Der Fahrer steigt seufzend aus und öffnet den Kofferraum für mein Gepäck. Als ich im Auto Platz genommen habe, hebt die Klage erneut an. »Fünfzehn Euro! Soviel muss man doch haben!«

»Ich bin nur zu Besuch in Deutschland und ich habe kein Bargeld dabei« sage ich, und meine Stimme wird nun auch etwas gereizt. »Deswegen habe ich Sie gefragt, ob Sie eine Kreditkarte annehmen.«

Wir fahren schweigend weiter nach Charlottenburg. Am Ziel angekommen – fünfzehn Euro fünfzig – holt er ein Kartenlesegerät aus dem Handschuhfach und schaltet es ein. Aber das Gerät tut nicht. Es kommt nicht über den Startbildschirm hinaus, auf dem die Softwareversion angezeigt wird. Alle Tasten werden durchprobiert, am Drucker gerüttelt, meine Karte eingeschoben und wieder herausgezogen. Nichts. Leise fluchend probiert er es mehrere Minuten, und beteuert, dass es erst vor drei Stunden noch funktioniert habe, da hätte er schon mal einen Fahrgast mit Kreditkarte gehabt.

»Tja, was machen wir jetzt?« frage ich mit langsam wachsender Ungeduld.

»Warten Sie, es geht bestimmt gleich.«

Weitere Minuten vergehen.

»Wir können auch nicht zu einer Bank fahren. Das kostet mich zehn Euro extra, wenn ich jetzt mit der Kreditkarte Bargeld abhebe.«

Schließlich Resignation. »Ich gebe Ihnen meine Kontonummer und Sie überweisen es mir.«

Ich erwarte, dass er mir seine Kontonummer diktieren wird und zücke das Smartphone, um mitzuschreiben. Stattdessen reicht er mir seine ec-Karte nach hinten.

»Aber ist da denn die Kontonummer drauf? Nicht nur die Kartennummer?«

»Doch, doch, ist drauf, ist drauf.«

Ich schaue genauer hin und sehe etwas, das ich nach fünfjähriger Abwesenheit aus Deutschland tatsächlich noch nie gesehen habe: Auf der ec-Karte steht keine Kartennummer, sondern eine zweiundzwanzigstellige IBAN. Da ist er, der Fortschritt.

Nachtrag: Nach weiterer Recherche bekommt die Geschichte noch einen etwas anderen Hintergrund.

André Spiegel

26. Oktober 2015

Babys erstes Tablet

Es ist schon Ende Oktober, also wird im lokalen Supermarkt gleich gegenüber der Lebkuchen auch Kinderspielzeug verkauft. Darunter befindet sich auch zwei Teile, die als “Smart Tab” bezeichnet werden. Es handelt sich um Plastikspielzeug mit Tasten in Smartphone- bzw. Tabletgröße und -optik. Laut Aufschrift dient es dazu, Zahlen und Buchstaben zu lernen, zu musizieren und ~~Eltern zu quälen~~ Hör-, Seh- und Tastsinn zu entwicklen.

Leider ist es nicht zum Tippen-Lernen geeignet, weil die Buchstaben nicht im QWERTZ bzw. hier in Frankreich üblichen AZERTY Layout angelegt sind, sondern alphabetisch.

MGM
Smart tab'
TABLETTE INTERACTIVE
1 Reconnais les animaux et les aliments
2 Apprends les chiffres
Changement de langue
3 Qui mange quoi ?
Retrouve la nourriture préférée de chaque animal.
4 Cherche la bonne réponse
Apprends les additions et les soustractions.
Lumineux
5 Attrape - moi !!
Appuie sur les touches qui s'allument au fur et à mesure !!
6 Joue de la musique
Les touches servent de notes, amuse-toi à créer des mélodies !
7 Reproduis la musique
Reproduis les mélodies que joue ton smart tab'.
Fais glisser ton doigt pour changer de jeu
ON / OFF
Bilingue
Français / Anglais
L'appareil fonctionne avec 3 piles 1,5V AAA LR03
FOURNIES
REF : 113391

TABLETTE INTERACTIVE
ET LUMINEUSE
Smart tab'
Un
Deux
Trois
Quatre
Cinq
Six
Sept
Huit
Neuf
Dix
Essaie moi !
Coordination voix / oeil
Eveil musical
Coordination main / oeil
Développement des sens auditifs
Développement de la vue
Elle s'éclaire au son de la voix !

“Elle s’éclaire au son de la voix” bedeutet übrigens “Es leuchtet auf zum Klang der Stimme”

verenka

27. Oktober 2015

Internet im Tagungshaus: mehr, weniger, anders

Auf dem Weg zur Veranstaltung zeigt das Handy durchgehend HSDPA bis 4G an. Als ich mich dem Tagungshaus, das auf einem Berg liegt, auf hundert Meter genähert habe, verschwindet das Handyinternet. Aber ich will ja zu den Astrophysikern, da gibt es sicher funktionierendes WLAN, nicht so wie bei den Geisteswissenschaftlern und Kulturinstitutionen.

Eine der ersten organisatorischen Ansagen lautet, dass es kein Internet gibt. Wer ganz dringend welches braucht, soll an der Rezeption 5 Euro bezahlen. Das Tagungshaus wirbt mit dem Satz „mehr, weniger, anders“.

Ich unterschreibe den „Hinweis zur WLAN-Nutzung“: Verboten sind Abruf und Verbreitung von sitten- und rechtswidrigen Inhalten, das Vervielfältigen, Verbreiten und Zugänglichmachen urheberrechtlich geschützter Güter (offenbar auch der eigenen), Missachtung der Jugendschutzvorschriften, das Versenden oder Verbreiten von „belästigenden, verleumderischen oder bedrohenden“ Inhalten, der Versand von Spam und das Besuchen von Filesharingseiten, „insbesondere Musik- und/oder Film-Downloads“.

Mein Handy verbindet sich willig mit dem WLAN, der Laptop nicht. Ich frage an der Rezeption nach. „Hat meine Kollegin Ihnen das nicht gesagt? Das geht nur für ein Gerät.“ Mein zweiter 5-Euro-Schein wird abgelehnt: Jeder darf nur mit einem Gerät ans Internet, „sonst bricht uns hier das System zusammen“. Nein, die Wahl des Geräts lässt sich nie mehr rückgängig machen. Außerdem habe das Max-Planck-Institut sich ausdrücklich kein Internet gewünscht.

Das bekomme ich mehrfach bestätigt: Die Anwesenden sollen bei den Präsentationen zuhören und nicht währenddessen ständig an anderen Dingen arbeiten, so wie letztes Jahr. Die Meinungen darüber gehen auseinander: Das gehe gerade in der Astrophysik überhaupt nicht, sagen die einen. Das sei

leider dringend nötig, die anderen. Außerdem hätte die Veranstaltung sonst 500 Euro mehr gekostet, erklärt jemand, der Einblick ins Organisatorische hat.

Das WLAN reicht nicht bis auf mein Zimmer, das Handyinternet dort schwankt zwischen EDGE und GPRS. Beim Abendessen erzähle ich, auch um mich selbst zu trösten, von Franziska Nyffeneggers Plan, mit 60 Studierenden mehrere Tage auf einer Berghütte zu verbringen, auf der es zwar wahrscheinlich Handyinternet gibt – die Schweizer Alpengipfel sind meiner bisherigen Erfahrung nach besser mit Internet versorgt als die meisten deutschen Städte – aber keinen Strom und auch kein Wasser.

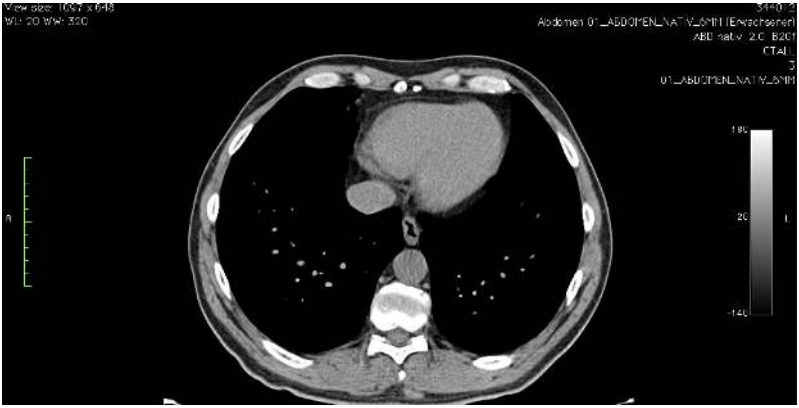
Eine Weile denke ich darüber nach, ob das wohl die Zukunft für internetablehnende Tagungshäuser und Veranstalter ist: Wenn das mobile Internet endgültig in jeden Winkel vorgedrungen sein wird, limitiert man eben den Strom für die Geräte. Aber schon beim bisherigen Stand der Technik kann man ja mit einem Zusatzakku für wenig Geld mehrere steckdosenlose Tage überbrücken, das wird in Zukunft sicher noch einfacher. Optimistisch betrachtet werden sich Tagungsgäste irgendwann nur noch durch gute und nicht allzu zahlreiche Präsentationen zum Zuhören bewegen lassen, oder durch ganz andere Formate. Realistisch: Bestimmt fallen den Veranstaltern vorher noch ein paar andere Möglichkeiten ein.

(Beitrag nachts offline geschrieben und am nächsten Tag mit Hilfe von Bluetooth-Sharing des Handy-WLAN-Zugangs ins Internet befördert.)

Kathrin Passig

27.10.2015

Traditionelle Medizin



Mit einer Radiologenpraxis vereinbare ich einen Termin für ein Computertomogramm (CT), leider alle zwei Jahre oder so eine Routine-Aufgabe. Dabei werde ich ermahnt, frühere Aufnahmen, egal ob CT oder Röntgen, bitte mitzubringen – aber als ausgedrucktes Bild oder auf CD. Meine Frage, ob die Daten auch auf einem USB-Stick sein dürfte, wird vehement abgelehnt. Nur CDs seien möglich.

Die Beschränkung des Datenträgers diskutieren wir kurz im Techniktagebuch-Redaktionschat. Einhellige Meinung: Das machen die Ärzte, um die Gefahr durch Computerviren auf einem USB-Stick möglichst auszuschließen.

Aus nicht so schönen Gründen ist deutlich vor dem vereinbarten Termin ein aktuelles CT erforderlich. Ich bekomme kurzfristig einen Termin, werde durchgescannt und bekomme beim anschließenden Gespräch mit dem Ra-

diologen einen riesigen Umschlag überreicht, etwas größer als DIN A 3. Auf meine verblüffte Frage reicht er mir auch noch die CD mit den Daten, aber: *viele Kollegen wollen das Ergebnis gerne als ausgedrucktes Bild haben.*

Vermutlich ist es gar nicht die Angst vor Virenbefall, weswegen ich die Daten nicht einfach auf einem USB-Stick bringen darf. Viel wahrscheinlicher ist, dass normale Arztpraxen gar nicht auf diese Art von Datenträgern eingestellt sind.

Am Ausgang frage ich die Arzthelferinnen, ob sie ein Gummiband haben, mit denen ich die gerollten Ausdrucke fixieren und wenigstens in die Tasche packen kann. Nein, bedauern sie. Ich erwähne noch, dass mir die CD ja schon gereicht hätte und viel lieber sei, schon aus Transport- und Archivgründen. *Aber*, kommt die Antwort, *die können Privatleute doch gar nicht öffnen.*

Das kommt nun darauf an, was man als *Privatleute* definiert. Für den Mac gibt es das kostenlose Programm OsiriX, dass sich jeder herunterladen kann. Ich schaue mir damit gerne meine Röntgenbilder und CTs an. Auch wenn ich sie genau so wenig interpretieren kann wie einen traditionellen Ausdruck.

Thomas Wiegold

Oktober 2015

Das iPhone mag die SIM-Karte nicht mehr

Mein schönes neues iPhone habe ich, seit mir Ende September mein weniger schönes altes iPhone aus der Manteltasche geklaut wurde.

Die ersten Wochen funktioniert alles prima. Irgendwann zeigt es an, dass die SIM-Karte fehlt. Die SIM-Karte fehlt natürlich nicht, ich habe sie ja nicht rausgenommen. Nachdem Workarounds wie “Flugmodus an, Flugmodus aus” nichts helfen, schalte ich das iPhone aus und dann wieder an und die SIM-Karte wird wieder erkannt.

Die Meldung tritt jetzt allerdings regelmäßig in unterschiedlichen Variationen auf. “SIM-Karte fehlt” lese ich oder “SIM-Karte ungültig” und es gibt auch noch mindestens eine dritte Variante, die mir jetzt im Wortlaut aber nicht einfällt. Immer behelfe ich mir damit, dass ich das iPhone aus- und wieder anschalte, die PIN für iPhone und SIM eingebe und dann wieder ganz normal alles damit machen kann. Gelegentlich wird die (richtige) PIN nicht als richtig akzeptiert, aber auch dieses Problem lässt sich mit Aus- und wieder Einschalten verlässlich beheben.

Bis dann irgendwann gar nichts mehr geht. Das iPhone findet auch beim Einschalten nicht, dass es eine SIM hätte und meldet sehr zuverlässig “SIM-Karte fehlt”. Nachdem ich die SIM-Karte einmal rausgenommen, abgepustet und wieder eingelegt hat, verweigerst es zumindest gefühlt noch mehr die Mitarbeit. Ein paar Mal besinnt es sich zwar beim Einschalten eines Besseren, erkennt die Karte und verlangt nach der PIN, dann hat es aber innerhalb von Minuten schon wieder vergessen, dass es bis eben noch eine völlig okay SIM-Karte hatte und meldet wieder, es wüsste nichts von einer SIM-Karte.

Die Mitarbeiter beim freundlichen Twittersupport der Telekom vermuten einen Fehler im Gerät, nach einiger Recherche stimme ich zwar zu, dass ein Gerätefehler wahrscheinlicher ist als ein SIM-Karten-Fehler, allerdings scheint es mir auch einfacher, die SIM-Karte auszutauschen als das Gerät.

Wie es weitergeht, weiß ich noch nicht. Eventuell versuche ich mal testweise, das iPhone mit einer anderen Karte zu füttern oder greife zum Gerätereset und gucke, ob es vielleicht doch nur ein Softwarebug ist. Ein Geräteaustausch bzw. eine Reparatur würde im Zweifelsfall bedeuten, dass ich ohne Mobiltelefon rumlaufen muss. Eine schreckliche Vorstellung, die es unter alle Umständen zu vermeiden gilt.

Anne Schüßler

Oktober 2015

Klick, klick, nix!

Der Büroschlüssel ist ein rundes Plastikding mit einem Druckknopf. Wenn man vor der Tür steht, muss man drauf drücken, dann piepst es irgendwann und man kann die Tür an einem Drehknopf auf- oder abschließen.

Der Autoschlüssel ist ein Schlüssel mit einem großen Plastikding mit zwei Tasten zum Auf- und Abschließen.

Eines Abends ertappe ich mich dabei, wie ich versuche, das Auto mit dem Büroschlüsselding aufzumachen. Klick, klick mache ich, aber nix tut sich.

Wenige Tage später mache ich die Bürotür zu, hole den Schlüsselbund heraus und drücke auf die Taste des Autoschlüssek. Klick, klick, wieder nix.

Immerhin merke ich meinen Fehler recht schnell, schon allein, weil nichts passiert. Aber auch diese modernen elektrischen Schlösser bewahren einen wohl nicht davor, erstmal den falschen “Schlüssel” zu benutzen.

Anne Schüßler

29.10.2015

Das Leben mit kaputtem iPhone: Allzeit bereit für alle Eventualitäten

Mein iPhone ist immer noch kaputt. Es ist jetzt auch klar, dass es das iPhone ist, denn letzten Abend habe ich die SIM-Karten von meinem Mann und mir vertauscht. Ergebnis: Meine SIM-Karte funktioniert in seinem iPhone, seine hingegen in meinem nicht.

Ich versuche, das Problem noch mal selbst zu beheben, hoffe auf ein Wunder und mache ein Hard-Reset des iPhones. Vielleicht war es ja doch nur ein quersitzender Softwarebug.

Nach dem Reset geht immer noch nichts, es ist sogar noch schlimmer, weil ich jetzt das iPhone nicht aktivieren kann, denn dazu braucht man eine gültige SIM-Karte. Was ja kein Problem wäre, die habe ich ja, allerdings behauptet das iPhone immer noch steif und fest, es wüsste nichts von einer SIM-Karte. Jetzt habe ich also ein zurückgesetztes iPhone, mit dem ich gar nichts machen kann.

In der Not krame ich meinen sieben Jahre alten iPod touch heraus und hänge ihn ans Ladekabel. Damit kann ich wenigstens Musik hören. Die Auflösung ist ein Nostalgieschock. In der Twitter-App passen gerade mal vier Tweets auf den Bildschirm, aber hey, die Twitter-App funktioniert.

Heute muss ich also wieder zum Telekomladen, um das iPhone auszutauschen. Im Gepäck habe ich dabei: Das kaputte iPhone zum Umtauschen, den iPod touch zur mobilen Unterhaltung (sofern WLAN vorhanden auch für Twitter und Facebook) und das alte Motorola Milestone für den Fall, dass es nicht sofort ein Ersatz-Telefon gibt. Dann kann ich mir zumindest eine Ersatz-SIM-Karte geben lassen und wäre dann auch wieder erreichbar.

Das Problem bei dem Milestone: Ich habe das Entsperrungsmuster vergessen und den alternativen Login mit Google-Konto mag es nicht. Es ist auch unklar, wie es den Google-Login überprüft, denn Internet hat es ja auch nicht. Eventuell bringt mir eine Ersatz-SIM-Karte gar nichts, aber eventuell passiert ja doch noch ein Wunder.

Zu allen Geräten habe ich ein Ladekabel dabei. Alter Apple-Anschluss, neuer Apple-Anschluss, Micro-USB. Ein Hoch auf die Standardisierung!

Anne Schüßler

29. Oktober 2015

Die Ostsee in 3D

Ich mache Urlaub in Sellin auf Rügen. Eine der Attraktionen des Orts ist eine sogenannte Tauchgondel, mit der man am Ende der Selliner Seebrücke auf den Meeresgrund tauchen kann. Seit rund zehn Jahren existieren die Geräte, es gibt insgesamt vier, alle in der Ostsee, wie uns der freundliche Reiseführer informiert.

Es ist beeindruckend zu sehen, wie das Wasser beim Tauchen immer höher schwappt vor den großen Fenstern der eiförmigen Gondel, die von außen wirkt wie direkt aus einer Jules-Verne-Verfilmung entsprungen. Allerdings ist das Brackwasser der Ostsee in Sellin sehr planktonhaltig. Als wir also am tiefsten Punkt angekommen sind, sehen wir vor unseren Fenstern nur grünes Wasser und sonst nichts (angeblich schwimmen manchmal Fische und Quallen direkt an den Fenstern vorbei).

Um die Enttäuschung zu lindern, werden an den Fenstern nun Rollos heruntergelassen und es wird ein 3D-Film über die Ostsee gezeigt. Anschließend tauchen wir wieder auf. Die meisten Gäste scheinen zufrieden.

Alexander Matzkeit

29.10.2015

Mein Blog muss per Mail nach Holland

Meine Tante in den Niederlanden interessiert sich für eine Geschichte, die ich geschrieben und in meinem Blog veröffentlicht habe, weil es da um unsere Familie geht. Schon Anfang des Jahres hat sie mir eine Mail deswegen geschrieben und ich habe auf ihre Mail geantwortet und ihr den Link zu

meinem Blog geschickt. Von meiner Mutter weiß ich, dass sie die Mail angeblich nicht bekommen hat. Also hat meine Mutter ihr nochmal den Link zukommen lassen.

Heute kam wieder eine Mail von der Tante, in der sie erneut ihr Interesse an der Geschichte bekundet, aber darum bittet, keinen Link zu senden, sondern die Geschichte als Anhang der Mail beizufügen: *"gratuliere deine Freundin zu ihren wundervollen blogs aber schicke mir doch, wenn moeglich, Deine Geschichte(n) als Beilage einer mail. Die digitale Vernetzung schreckt mich immer mehr ab, ich fuehle mich schon wieder unfrei nur bei der Idee, noch mehreren als nur Deinen Blogs folgen zu muessen."*

Mit *"Deinen Blogs"* meint sie das Blog meiner Freundin (sie lebt schon sehr lange in Holland und hadert inzwischen ganz schön mit der deutschen Sprache), vermute ich und beschließe, nicht beleidigt zu sein, dass sie meiner Freundin folgt, aber mir nicht. Ich copy&paste zwei meiner Texte in Open Office, hänge sie an meine Antwortmail und hoffe, dass die Tante mit Open Office klar kommt. Sicherheitshalber und weil ich es nicht lassen kann, schicke ich ihr erneut den Link zu meinem Blog und kleide ihn in Lobpreisungen auf die Chancen und Möglichkeiten der digitalen Vernetzung. Es gibt offensichtlich nicht nur *german*, sondern auch *dutch angst*.

sleeplessdarkhorse

26. und 29. Oktober 2015

Magsafe-Netzteile auf Vorrat kaufen . . . hm!

Das im August 2014 gekaufte Magsafe-Netzteil ist also nicht, wie im Beitrag vorhergesagt, noch innerhalb der bis Juli 2015 laufenden Garantiezeit kaputtgegangen, aber auch nicht so viel später. Diesmal sitzt der Defekt wieder am netzteilseitigen Ende des dünnen Kabels. In meiner Sammlung kommt das etwas häufiger vor als am Steckerende oder in der Kabelmitte.

Ich bin weit vom nächsten Apple Store entfernt, umwickle die Stelle notdürftig mit Tesa und rede ihr gut zu. Bei Amazon kann ich keinen Ersatz bestellen, die dort vertriebenen “Original Apple”-Netzteile sind den Kundenbewertungen zufolge Produktfälschungen. Nichts gegen billige Nachahmerprodukte, aber das Design ist ja dasselbe, die Schwachstellen des Kabels also auch, und dazu kommen unbekannte neue Probleme.

Drei Tage später, beim autorisierten Apple-Ersatzteilhändler:

Ich: Ich bräuchte ein 45-Watt-Magsafe-Netzteil.
Verkäufer: Eins oder zwei?
Ich: Hm, sie gehen schon sehr schnell kaputt … aber danke, ich glaub, eins reicht erst mal.
Er: Nein, Magsafe 1 oder Magsafe 2?

Um das herauszufinden, muss ich das Netzteil aus der Tasche holen. Der Verkäufer sagt, wie immer, er wisse gar nicht, was die Leute immer hätten, seines halte schon seit 2010. "Ja, wenn man es immer auf dem Schreibtisch liegen lässt", sage ich, "man darf es halt nicht mit sich herumtragen." Doch, sagt er, er trage es auch viel mit sich herum. Ich hebe, wie immer, zu der Versicherung an, dass ich äußerst sorgsam mit dem Kabel umgehe, aber angesichts des Gestrüpps aus Mehrfachsteckdose, zwei USB-Kabeln und Applenetzteil, das ich gerade aus meiner Tasche gezerrt habe, kommt mir das nicht so überzeugend vor und ich schweige lieber.

Kathrin Passig

Ende Oktober

Back to the … Well … Past

Das iPhone ist immer noch kaputt. Bei der Telekom bietet man mir an, man könnte es einschicken und es wäre dann, wenn es nur ausgetauscht würde, Montag wahrscheinlich wieder da.

Ich glaube aber noch an das Gute in der Welt und versuche mein Glück im Apple Store in Düsseldorf, auch wenn ich sowohl von der Telekom als auch von einer Mitarbeiterin im Apple Chat Support darauf hingewiesen werde, dass es sein kann, dass man abgewiesen wird.

Aber… pah!, denke ich mir. Wenn man eine Stunde vor Ladenschluss kommt und außerdem mit ausreichend Informationen sofort sagen kann, wo der Schuh drückt, gibt es bestimmt noch eine Chance.

Tatsächlich werde ich harsch abgewiesen: Kein Termin, kein Mitarbeiter. NO SUPPORT FOR YOU! Termine kann man übrigens online nur für frühestens in sieben Tagen machen. Ich könnte aber morgen um 10 Uhr ohne Termin vorbeikommen und warten. Ich weise darauf hin, dass ich in Essen wohne und in Köln arbeite und sicher keine Zeit habe, mal eben kurz tagsüber in Düsseldorf vorbeizugucken, damit sich irgendwann irgendjemand meiner erbarmt und mir bestätigt, dass mein iPhone kaputt ist. In der Zeit muss ich leider das Geld verdienen, das mich dazu befähigt, teure Apple-Produkte zu kaufen. Das interessiert den Mitarbeiter aber nicht sonderlich. NO SUPPORT FOR YOU!

Ich gehe in die Telekom-Stube um die Ecke, wo man sich wenigstens bemüht, mir zu helfen. Man könne das aber nur einschicken und das könnte auch mal eine Woche dauern. Ich sage, dass ich es dann zumindest noch einmal bei einem Apple-Vertragshändler probieren möchte. Telekom-Stuben gibt es ja an fast jeder Ecke, da muss ich nicht nach Düsseldorf fahren. Apple Stores gibt es hingegen nicht an jeder Ecke. Der dümmstgelegene Apple Store ist ausgerechnet der in Köln, denn der wurde nach Weiden gebaut. Weiden, für alle Nicht-Kölner, ist am anderen Ende von Köln. Und zwar nicht im Verhältnis zu irgendwas, sondern generell global universell gesehen. Niemand will nach Weiden, niemand fährt zufällig mal in Weiden vorbei. Weiden ist einfach da, wo alles andere nicht ist. Das ist also mal kein ernsthaft erreichbarer Apple Store, noch nicht mal, wenn man sehr verkehrsgünstig am zweitgrößten Bahnhof in Köln arbeitet.

Der Telekom-Mitarbeiter gibt mir aber immerhin kostenlos zwei SIM-Kartenadapter mit, so dass ich in der Mayerschen Buchhandlung noch schnell die Nano-SIM ins fünf Jahre alte Milestone frickeln kann und somit zumindest wieder telefonisch erreichbar bin.

Dann kaufe ich mir im best-sortiertesten Musikladen Deutschlands (oder so), nämlich bei A&O-Medien in den Schadow-Arkaden noch zwei Antifrust-CDs. Die Alben, das denke ich mir, hätte ich natürlich auch einfacher im iTunes-Store haben können, aber ich nehme Apple gerade alles übel und gebe mein Geld lieber musikinteressierten Einzelhändlern.

Seitdem trage ich zwei Geräte mit mir rum. Ein fünf Jahre altes Milestone zum Telefonieren und für das nötigste, was man so im Internet braucht. Und einen sieben Jahre alten iPod touch für die musikalische Unterhaltung. Immerhin läuft sogar Spotify auf dem Gerät.

Neue Apps zu installieren ist auf beiden Geräten so gut wie unmöglich, da das Betriebssystem auf einem Stand von anno dazumal ist, der wirklich nicht mehr feierlich ist. Auf dem Milestone läuft Android 2.2.1, der iPod hat iOS 4.2.1. Ich werde mindestens fünf Scrabblespiele verlieren, weil ich nirgendwo Wordfeud installieren kann, das FitBit muss ich am Rechner synchronisieren und meine Ausgaben werde ich auch nur am Rechner in mein Finanzverwaltungstool eingeben können. Die meisten Apps verweigern die Installation, weil das Gerät oder vielmehr das Bertiebssystem dafür nicht geeignet ist.

Es ist ein kleiner Ausflug in die Vergangenheit, als man noch warten musste, bis eine App sich öffnete und als noch nicht in jedes Gerät irgendeine Art Kamera eingebaut war. Aber eines muss man beiden Geräten lassen: Sie funktionieren wenigstens.

Anne Schüßler

Ende Oktober 2015

Seniorenhandy: Mei, wenn das so einfach wär

Die Mutter möchte das “Seniorenhandy” des Vaters erben. Grund: “Weil es nicht bei jedem Runterfallen in seine Einzelteile zerspringt. Das passiert schon, wenn ich nur den Rucksack hinwerfe. Und dann muss ich immer alles neu einstellen.”

Das Vatershandy macht lästige, laute Geräusche: beim Aufklappen, beim Zuklappen, bei jedem Tastendruck, bei jeder Gelegenheit. Ich biete mich an, ihm das abzugewöhnen. Man muss jeden Ton einzeln abschalten und die

neue Einstellung dann noch einmal separat speichern, sonst zeigt das Handy sie zwar an, vergisst sie aber wieder. Die Steuerung erfolgt über die beiden Tasten am oberen Rand der unteren Handyhälfte:

Weil aber die Kurzwahltasten 1 und 3 viel näher an den angezeigten wechselnden Funktionen der beiden Steuertasten liegen, drücke ich alle paar Sekunden versehentlich eine davon. Dann klingelt das Festnetztelefon, ich rufe "Nein!", lege auf und drücke gleich wieder dieselbe falsche Taste, "NEIN!", insgesamt zwanzig, dreißig Mal, "ZEFIX!"

"Ich hab ihn oft gefragt, warum er sich das Handy nicht anders einstellt", sagt die Mutter, "und dann hat er gesagt: 'Mei, wenn das so einfach wär.'"

Ich belege die Kurzwahltasten neu: In der Mitte die Nachbarn, rechts und links meine Geschwister. Dann teile ich den Geschwistern mit, dass ich sie in Zukunft häufiger mal versehentlich anrufen werde.

Kathrin Passig

Oktober 2015

Altes Thema, alte Technik

Wir arbeiten über ein Jahr an einer Internetseite, mit der wir einem alten, verstaubten Thema – Streuobst – einen Hauch Modernität verleihen möchten. Die Bürger einer schwäbischen Kleinstadt können sich verwahrloste Streuobstwiesen, die vor ihrer Stadt liegen, im Internet anschauen und auswählen, was diese Wiese zu bieten haben soll: Pflegezustand, Erreichbarkeit, Obstarten. Per Mausklick geht dann die Pachtanfrage an die Stadtverwaltung, die das ganze bislang mithilfe historischer Karten verwaltet hatte. Das Projekt wird bei einem Pressetermin im Rathaus vorgestellt. Heute erscheint ein Artikel in der Zeitung, der mit einem bemerkenswerten Bild illustriert ist.

/ereins Vielfalt:

ist, wenn man nichts macht«, verdeutlicht OB Michael Bulander. Und: Streuobst sei in Mössingen auch Identität.

Um ein solches Kataster zu ermögli-

nen Biotopverbund und laufende Projekte wie etwa »Flowerpower und Energiebündel«, wo das gehäckselte Schnittgut zur Energieproduktion dient. (mwm)

Arbeit: Es winkt
on Bioobst, die
n Luft, ein Na-
e. Und der eige-
landschaftsprä-
sollen mit ihrer
rden. Von den
Mössinger Ge-
el, also 10 000,
nmen mit dem
mgang mit den
icht eingezäunt
y-Zone – Grill-
öglich.

Auf der neuen Seite »www.mystueckle.de« können an der Pacht interessierte Leute mit intuitiver Bedienung über ein paar Vorgaben per Klicks zum Stückle ihrer Wahl kommen.
GEA-FOTO: MWM

Bemerkenswert aus dreierlei Gründen: Der Redakteur bildet nicht etwa eine Streuobstwiese ab, sondern zeigt die Webseite selbst. Er macht davon nicht etwa einen Screenshot, sondern fotografiert die Seite vom Monitor ab. Und er benutzt dazu einen Browser, den wir bei allen Kompatibilitätstests wohl übersehen haben dürften ob seines Alters.

Vielleicht ist das aber auch Absicht bei einem so alten, verstaubten Thema.

Uli Eder

Oktober 2015

Perpetuum E-Mobile

Im August 2013 heirate ich und ändere meinen Nachnamen, wodurch sich auch meine geschäftliche E-Mail-Adresse ändert. Damit keine Nachrichten verloren gehen, stelle ich eine Weiterleitung von alter.name@firmenname.de zu neuer.name@firmenname.de ein.

Im August 2015 firmiert mein Arbeitgeber um. Wieder bekomme ich eine neue E-Mail-Adresse: neuer.name@neuerfirmenname.de. Damit unsere Kunden und Lieferanten gezwungen sind, die neuen E-Mail-Adressen in ih-

ren Adressbüchern zu speichern, stellen wir keine Weiterleitung ein, sondern nur einen Autoresponse, in dem die neue E-Mail-Adresse steht. Vorsichtshalber behalten wir die E-Mail-Konten mit dem alten Firmennamen in unserem Outlook und schauen ab und zu nach, ob sich dort Nachrichten befinden, die nicht wenige Minuten später auch bei der neuen E-Mail-Adresse eingegangen sind.

Im Oktober – die Umfirmierung ist 2 Monate her – schreibt mir nur eine einzige Person noch an die alte E-Mail-Adresse mit der alten Firmierung, nämlich ich selbst: Etwa einmal pro Woche bekomme ich eine E-Mail von neuer.name@firmenname.de an alter.name@firmenname.de mit der Bitte, in Zukunft an neuer.name@neuerfirmenname.de zu schreiben.

Mir ist nicht so richtig klar, wie es dazu kommen kann. Meine Theorie ist aber diese: Ich bekomme einen Newsletter oder Spam an alter.name@firmenname.de. Diese Nachricht wird erst an neuer.name@firmenname.de weitergeleitet und dann gelöscht oder vom Spamfilter abgefangen. Durch die Weiterleitung wird aber der Autoresponse an alter.name@firmenname.de geschickt und dieser wiederum an neuer.name@firmenname.de weitergeleitet, von meinem Outlook abgerufen und von mir gelesen. Der Fehler in dieser Theorie ist, dass hier eigentlich eine Kettenreaktion entstehen müsste: Der weitergeleitete Autoresponse müsste wiederum einen Autoresponse auslösen, der dann wieder weitergeleitet wird und wieder beantwortet und wieder weitergeleitet und immer so weiter – quasi ein Perpetuum mobile mit E-Mails. In dem Fall wären entweder unendlich viele E-Mails in meinem Posteingang oder, wahrscheinlicher, der alte E-Mail-Server lahmgelegt und ausgefallen. Da dem nicht so ist, muss es irgendwie anders ablaufen – aber wie?

Das Ganze verwirrt mich alle paar Tage aufs Neue. Momentan lösche ich die E-Mails reflexartig, sobald sie erscheinen, und beschäftige mich schnell mit etwas anderem. Vielleicht sollte ich einfach meinen Spamfilter auf die Autoresponse-E-Mail ausdehnen und die Geschichte vergessen.

Mi Ri

Herbst 2015

Statt zum Smartphone greife ich zum Würfel

Ich höre Podcasts, viele, überall und jederzeit, seit Jahren mit Hilfe des Smartphones und einer Podcast-App, gelegentlich mit Kopfhörern, am Arbeitsplatz immer über an den Kopfhörerausgang angeschlossene und links und rechts des Universalmedienabspielgeräts plazierte externe Lautsprecher, zu Hause einfach über die internen kleinen piepsigen Lautsprecher. Um das Hörvergnügen, aber auch den Lautstärkepegel innerhalb der heimischen vier Wände zu steigern, habe ich mir einen kleinen Bluetooth-Lautsprecher (a.k.a Brüllwürfel) besorgt. Funktioniert prima. Allerdings: keine Wirkung ohne Nebenwirkung. War mir früher unterbewusst klar, wo sich mein Smartphone exakt befindet – halt dort, wo die "Musik" spielt – greife ich heute gedankenverloren zum Brüllwürfel statt zum Smartphone. Smartphone lädt rechts an der Steckdose, Brüllwürfel steht links, Smartphone lässt WhatsApp / Twitter / Neue-E-Mail-Notification ertönen, Mensch greift instinktiv nach links in Richtung Audio-Quelle und stellt verwundert fest, dass er einen Würfel in Händen hält. Stirnrunzeln. Quälende Sekundenbruchteile verstreichen auf der Suche nach Antworten auf die Fragen, wo a) denn bloß das Smartphone geblieben ist und ob b) das (hoffentlich nur) das Alter ist. Vielleicht wird mir bald ein Wissenschafts-Podcast erklären, wie lange das menschliche Gehirn benötigt, um verinnerlichte Abläufe umzustellen.

Dirk Hagedorn

Oktober 2015

Etikettendruck

Der Discounter Lidl wirbt als Arbeitgeber um die junge Generation mit einem interessanten Plakat: In weißer Schrift auf rotem Grund gibt es verschiedene Werbesprüche, die aussehen, als hätte man sie mit einer Beschriftungsmaschine erzeugt.

Leider nur in geringer Auflösung, da von der Webversion abgespeichert

Auch auf Plakaten anderer Firmen findet man diese Schrift – sie scheint wohl im letzten Update der eingesetzten Software neu hinzugekommen zu sein. Die Schriftart imitiert die Prägeetiketten, mit denen seit Jahrzehnten

1. Die Diskussion des Beitrags in der ständigen Redaktionssitzung ergibt, dass die Klebeprägeetiketten nicht mit Vorder- und Hintergrundfarbe funktionieren, sondern durch Überdehnung des Kunststoffs, wodurch die Farbe quasi verblasst (mehr dazu hier). Den gleichen Effekt kann man auch erkennen, wenn man eingefärbte Weichkunststoffteile knickt. An den Knickstellen wird das Material weiß. Die Klebeprägeetiketten gab es daher auch nur mit weißer Schrift. Typische Grundfarben der Bänder waren rot, grün und schwarz.

Kindergartengarderoben, Sortierkisten und Computer beschriftet wurden. Durch kräftigen Zangendruck drückt ein Prägestempel in Buchstabenform die Hintergrundfarbe in ein farbiges Kunststoffband mit Kleberückseite. So ergibt sich bei den heute weitgehend ausgestorbenen Geräten der charakteristische Farbkontrast durch die Hintergrund- und Vordergrundfarbe[1] des eingesetzten Bandes. Noch findet man diese Beschriftungen in freier Wildbahn, aber bald werden wohl nur noch die Kleberrückstände auf den Regalbrettern im Abstellraum an sie erinnern.

Heute kommen die Klebestreifen aus batteriebetriebenen Beschriftungsdruckern mit kleiner Tastatur, die selbstklebende Folienstreifen in schwarzer Farbe bedrucken, oder gleich ganze selbstklebende Papieretiketten füllen.

Georg Passig

Oktober 2015

Videotelefonieprobeanruf aus dem Nebenraum für Screenshot per Email

Ich versuche seit meinem Umzug nach Frankreich meine Familie zu überreden, mit mir über Skype videozutelefonieren. Ich habe nämlich 3 sieben Monate alte Nichten, die ich gerne sehen würde. Meine Schwester, die Mutter der 3 Mädchen, ist natürlich viel beschäftigt. Meine Mutter ist oft auf Besuch bei den Drillingen und hat auch fast immer ihr iPad dabei.

Nach einigem Bitten lässt sich meine Mutter überreden, ihr vergessenes Skype Passwort zurückzusetzen und die App in Betrieb zu nehmen.

Das erste technische Problem tritt auf, weil der “Passwort vergessen?”-Link heraus aus der App in den Browser führt, was meiner Mutter nicht auffällt und sie dann verwirrt, weil sie nicht zurück zur Skype-Ansicht kommt.

Sie macht mit dem Handy ein Foto vom iPad Screen und schickt es per Whatsapp. Ich erkenne das Problem, lotse sie in die App zurück und wir schaffen einen Videoanruf.

Es ist ganz schön schwierig mit der Selfie-Kamera auf Babies zu zielen, die noch nicht sitzen können. Sobald man mit dem iPad zu nahe ran kommt, tappen sie außerdem neugierig auf das iPad, wodurch für mich die Bildübertragung kurz ausfällt.

Außerdem hält man als ungeübte Videotelefoniererin das iPad meistens so, dass es eine sehr unvorteilhafte Großaufnahme vom Gesicht von schräg unten gibt, die quasi nur aus Doppelkinn besteht. Das sieht nicht nur die Gesprächspartnerin, sondern auch die Anruferin selbst, in einem kleineren Fenster. Meine Mutter bricht den Videotelefonieversuch genervt ab.

Mir fällt ein, dass ich selbst ja auch mit dem iPad statt mit dem Laptop telefonieren könnte. Ich bitte meinen Freund zu einen Probeanruf aus dem Nebenraum, damit ich einen Screenshot davon machen kann, wie man von der Frontkamera auf die andere umstellen kann.

Whatsapp habe ich auf dem iPad nicht, also sende ich den Screenshot per Email an meine Mutter.

Beim zweiten Videotelefonieversuch sehe ich schon mehr Babies und weniger Kinn. Nur mein eigenes Kinn, riesengroß, im kleineren der beiden Fenster.

verenka

März 2013 & Oktober 2015

Unbewusste Datenbanksabotage

Ich arbeite im 1st-Level-Tech-Support für einen Verlag. Als Seiteneinsteigerin kenne ich das Programm, mit dem ich arbeite, zwar in- und auswendig, habe aber keine Ausbildung aus dem IT-Bereich. Wenn ich über ein Problem stolpere, das die Struktur des Programms oder die Programmierung betrifft, komme ich ohne Hilfe nicht besonders weit.

Die Benutzeroberfläche des Programms ist recht nutzerfreundlich und Lizenzen anlegen kann eigentlich jeder, der lesen und tippen kann. Als ich also die Lizenz von Frau B. anlege und über eine SQL-Fehlermeldung stolpere, gucke ich erst mal doof. Nach dem Überprüfen der Daten schreibe ich eine E-Mail an den Programmierer (ein Ticket-System gibt es bei uns nicht). Er legt die Lizenz für mich an, was mich aber nicht so richtig befriedigt. Wieso trat das Problem auf?

Ich finde es schließlich heraus: Frau B. wohnt in Castrop-Rauxel. Der Lizenzkey wird aus Name und Ort des Users generiert. Die Datenbank hat die Eingabe „Cast“ als Operator verstanden, und dieser ist an der Stelle nicht erlaubt. Dennoch wundere ich mich. „Castrop-Rauxel“ sollte doch als Einheit behandelt werden – hinter dem „Cast“ ist ja kein Leerzeichen. Ich zucke mit den Schultern und mache weiter.

Zweieinhalb Jahre später. Mal wieder muss ich Lizenzen anlegen. Mal wieder bekomme ich einen SQL-Fehler. Diesmal weiß ich ja schon ein bisschen mehr und schaue mir die Daten des Kunden noch mal an. Und siehe da: Der gute Mann kommt zwar nicht aus Castrop-Rauxel (Kunden von dort kann man inzwischen ohne SQL-Fehler anlegen), nein, aber er heißt R. Castor. Okay, diesmal ist es en anderes Eingabefeld als der Ort, aber … wenn ich schon an diesem Problem dran bin, würde ich das dann nicht für alle Eingaben beheben

Aber wer weiß, ob das möglich ist, schließlich bin ich ja kein Programmierer. Ich beschließe, mir eine Liste mit Operatoren zu besorgen, die den Fehler auslösen können.

Tine Hunecke

Oktober 2015

Herzrasen

D. und ich spazieren auf dem Weg zu einem Burgerladen durch einen über hundert Jahre alten Friedhof im Wedding, der durch seinen alten Baumbestand jetzt im Herbst besonders schön aussieht. Als wir so zwischen den Gräbern hindurchgehen, lässt mich ein lautes Geräusch zusammenfahren und ich sehe mich irritiert um. In dem Moment fasst D. in die Seitentasche seiner Hose und mir wird klar, dass keineswegs Zombies aus den Gräbern steigen, sondern es nur der Jubelschrei seiner Herzrasen-App war, die jedes Mal losgeht, wenn in der Bundesliga ein Tor fällt.

Tanja Braun

März 1997 – Oktober 2015

Disney hat schon 1997 Kommunikation per animierter GIFs vorhergesehen

Im März 1997 sehe ich im Kino den Disney-Spielfim "Flubber". Über die Qualität kann man streiten, tatsächlich schreibt der Filmkritiker James Berardinelli laut Wikipedia: der Film wäre ausschließlich für Zuschauer unter zehn Jahren konzipiert. Seine These trifft insofern zu, als dass ich im März 1997 neun Jahre alt bin und mich grandios unterhalten fühle. In dem Film geht es um einen Wissenschaftler, gespielt von Robin Williams, der einen intelligenten, künstlichen Organismus mit enormer Energie und einer Konsistenz von Wackelpudding heranzüchtet (der Organismus, nicht der Wissenschaftler); eben der titelgebende Flubber. Viel lustiger aber finde ich den Sidekick des Wissenschaftlers, einen fliegenden Roboter, der aussieht wie eine Mischung aus Riesen-M&M und einer Art Spielekonsole: Weebo (im Original synchronisiert von Jodi Benson).

Weebo kann sprechen wie ein Mensch, kommuniziert aber oft auf ganz andere Weise: Auf ihrem aufklappbaren Bildschirm zeigt Weebo als Ausdruck ihrer Gefühle, oft als ironischen Kommentar, kurze Filmsequenzen an. In einer Szene weckt der Professor sie – Weebo klappt daraufhin das Display auf und zeigt einen schlafenden Zwerg aus dem (Disney-)Film "Schneewittchen". In einer anderen Szene bringt Weebo ihr Erstaunen zum Ausdruck, in dem es eine Sequenz von einem durchgeknallten Goofy zeigt. So sieht das dann aus (als Standbild zugegeben längst nicht so beeindruckend wie damals im Film).

Ich finde das schon als Kind lustig und faszinierend zugleich: die Bandbreite an Filmmaterial, das Weebo auf dem Bildschirm zeigt, scheint unendlich, aber immer hat sie den passenden Kommentar zur Hand. Weebo lässt animierte Sequenzen für sich sprechen, sagt selber nichts und sagt dabei doch jede Menge aus.

Viele Jahre später, nach Emails, dem ersten Handy, Smileys, ICQ und anderen Instant Messengern, lerne ich auf der Arbeit einen hausinternen Instant Messenger kennen, mit denen man seinen Kollegen (auch) GIFs schicken kann. Natürlich gibt es GIF schon seit Ewigkeiten, und zu diesem Zeitpunkt sind sie schon längst im Internet-Mainstream angekommen. Aber dass man mit ihnen ganze Unterhaltungen führen kann, erschließt sich mir erst jetzt. Der Instant Messenger hat keinerlei vorgefertigte GIF-Gallery und kann auch keine GIFs direkt per URL einbinden, sondern man muss diese vorher recherchieren, abspeichern und dann in den Emoji-Ordner des Messenger einfügen. Zugegeben, ein relativ aufwendiger Prozess auch für das Jahr 2015. Dank einiger äußerst uninteressanter Seminare direkt nach dem Berufseinstieg wächst meine Sammlung schnell zu ansehnlicher Größe, so dass ich mittlerweile über eine relativ große Bandbreite an GIFs verfüge. Jetzt kann ich wie Weebo, statt meine Reaktionen erst umständlich in Text auszudrücken, sie einfach per animierter Sequenz von mir geben.

Bei den Recherchen zu diesem Artikel stoße ich dann auf ein Video, das mich glauben lässt, ich sei nun tatsächlich in der Zukunft angekommen. Laut Video hat sich Amazon Patente für Drohnen gesichert, die, ähnlich Weebo,

als eine Art fliegender Haushaltsassistent zum Einsatz kommen sollen. Das Video verrät allerdings wenig über das mögliche Design; das gezeigte Bildmaterial zeigt nach meiner laienhaften Einschätzung herkömmliche Drohnen. Und das wichtigste: ein aufklappbares Display mit animierten Bildern scheint nicht vorgesehen zu sein.

saathchr

31.10.2015

Nun soll mein Blog per Papierpost nach Holland

Wie schon befürchtet, hat die Tante aus den Niederlanden Probleme mit OpenOffice. Auch der Link, den sie sich wohl doch anzuklicken getraut hat, funktioniere nicht.

"Der Bestand Deiner Geschichten ist auf meinem Computer nicht zu oeffnen. Ich habe de sachkundigen E. zu Rate gezogen, weil ich mich so schrecklich freute ueber Deine schnelle Reaktion. Auch der link zu Deiner site tut es nicht. Sie bleibt zugeknoepft. Liebe s. kannst Du mir vielleicht die Beilage als Word-dokument schicken? Oder aber auf Papier, wenn ich Dir Porto und Druckkosten ueberweise?"

Ich gebe ein paar Tipps, wie sie die Dateien mit Word aufbekommt, alternativ könne sie auch einfach meinen Namen googlen und würde dann sehr schnell auf meinem Blog landen. Da ich selbst kein Word installiert und auch keinen Drucker habe, sei es leider alles was ich tun könne. Aber, füge ich hinzu, melde dich, wenn es weiterhin Probleme gibt. Ich sehe mich schon die Dateien an druckerbesitzende Freunde schicken und meine beiden Texte zur Post tragen.

sleeplessdarkhorse

2015-10-31

Von Taxis, Kreditkarten und Steuern – ein Nachtrag

Die Techniktagebuch-Redaktion hat gegoogelt und diskutiert und es zeigt sich, dass der Beitrag über das Berliner Taxierlebnis vor ein paar Tagen ergänzt werden muss. Wie wir herausgefunden haben, sind Berliner Taxifahrer nämlich seit dem Mai 2015 gesetzlich verpflichtet, Kartenzahlungen anzunehmen. Diese Verordnung ist äußerst unbeliebt und wird von den Taxifahrern in großem Stil ignoriert. Die Behörden wiederum versuchen, sie mit drastischen Mitteln durchzusetzen: Schon das Fahren mit einem defekten Kartenlesegerät ist eine Ordnungswidrigkeit und wird mit einem Bußgeld in dreistelliger Höhe bestraft.

Vor diesem Hintergrund sieht die hier berichtete Geschichte etwas anders aus. Erstens hätte mich der Taxifahrer als Fahrgast ohnehin nicht ablehnen dürfen, auch und gerade wenn ich vor dem Einsteigen schon darauf hinweise, dass ich mit Karte zahlen möchte. Und angenommen, der Fahrer wüsste, dass sein Kartenlesegerät kaputt ist, oder dass es sich nur pro forma im Handschuhfach befindet, aber tatsächlich nie ausprobiert oder eingerichtet wurde – dann dürfte er das nicht zugeben, ohne eine Anzeige zu riskieren. An einem Ort wie dem Berliner Hauptbahnhof werden diese Vorschriften vielleicht auch aktiv und scharf kontrolliert.

Dabei sollte der Taxifahrer eigentlich keine finanziellen Nachteile zu befürchten haben. Ein Kartenlesegerät kostet in der Anschaffung dreißig Euro, danach zwanzig Euro pro Monat. Für Fahrten mit Kartenzahlung wird andererseits ein pauschaler Zuschlag von einem Euro fünfzig erhoben. Die Gebühren für eine Transaktion betragen bis zu drei Prozent des Werts; der Zuschlag von einem Euro fünfzig sollte also das Kartenlesegerät finanzieren und für Fahrten bis etwa fünfzig Euro eher noch eine Zusatzeinnahme bedeuten.

Warum also dieser erbitterte Widerstand auf der einen Seite, und diese auffällig drastischen Durchsetzungsversuche auf der anderen Seite? Nun, es ist ein offenes Geheimnis, dass viele, vielleicht die meisten Einnahmen des

Taxigewerbes schwarz an der Steuer vorbei erfolgen. Bundesweit führt das zu Steuerausfällen von geschätzt einer Milliarde Euro pro Jahr. Durch bargeldlose Zahlungen wird diese Steuerhinterziehung eingeschränkt.

Einen Aufschrei wie zum Beispiel im Fall Uli Hoeneß hört man andererseits nicht. Und das ist auch verständlich: Für jemand, der mit Taxifahren so gerade eben über die Runden kommt, dürfte die Aussicht, sagen wir, zehn Prozent mehr ans Finanzamt zahlen zu müssen, die pure Existenzbedrohung sein. Wie könnte man dieses Dilemma auflösen? Nun, zum Beispiel wurden die Taxitarife erst vor kurzem spürbar angehoben. Das würde im Idealfall bedeuten, dass die bisher entgangenen Steuern auf diejenigen umgelegt werden, die es sich leisten können, für eine Beförderung von A nach B das fünf-, zehn- oder fünfzehnfache dessen zu zahlen, was ein BVG-Ticket kostet.

André Spiegel

1.11.2015

So eine handgeschriebene Karte ist viel persönlicher

U. mag diese ganzen modernen Medien nicht. Handys, E-Mail, findet sie alles blöd. Das ist etwas lästig, wir würden sicher mehr voneinander hören, wenn die schnelle Mail oder SMS kein Tabu wäre. Zu ihrem Geburtstag möchte ich dann aber doch in einer akzeptierten Form gratulieren und nehme mir vor, eine Postkarte zu schreiben – und vergesse prompt, das rechtzeitig zu tun. Kompromisslösung: Ich schreibe die Glückwünsche mit der Hand, fotografiere sie und schicke sie zusammen mit einem schönen Urlaubsfoto per Facebook-Messenger an U.s Tochter, die ihr meine “Karte” dann zeigt. So viel einfacher als eine analoge Postkarte ist das aber nicht, deshalb mache ich mir einen Termin für den rechtzeitigen Kartenversand in meinen elektronischen Kalender.

Extramittel

1. November 2015

Trippel-die-Tripp: die Notizen-App

Meine Frau zeigt unserem Sohn, sechs Jahre alt, ein Spiel aus ihrer Kindheit: „Trippel-die-tripp: die Schreibmaschine“. Das geht so: Ein Spieler sitzt hinter dem anderen und tippt zunächst auf dem Rücken des vorderen Spielers so wie auf einer Schreibmaschine. Dabei werden die Worte „Trippel-die-tripp: die Schreibmaschine“ gesprochen. Dann werden die Buchstaben eines Wortes einzeln mit dem Finger auf den Rücken gezeichnet, der vordere Spieler muss das Wort erraten. Ist das gelungen, wischt der hintere Spieler mit der flachen Hand über den Rücken („abwischen“) und es beginnt von vorn.

Unser Sohn versteht das Spiel schnell und findet es auch recht amüsant. Nur eine Frage hat er dazu: „Mama, was ist eine Schreibmaschine?“

Ein YouTube-Video konnte auch hier helfen.

Marcus Albrecht

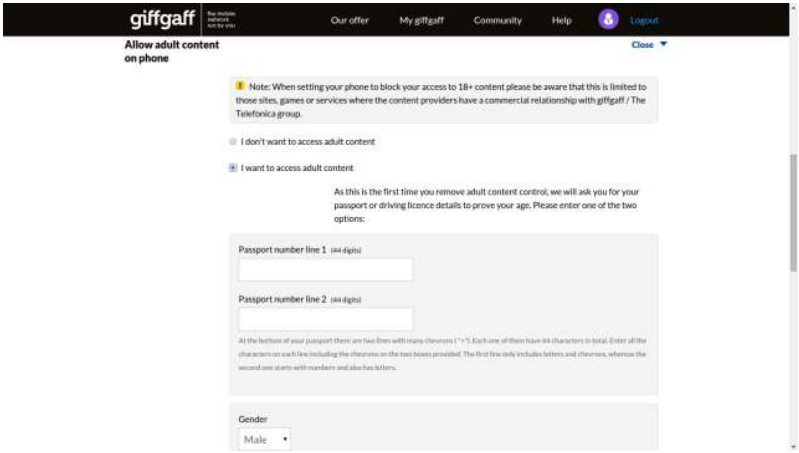
1. November 2015

Keine Schmuddeldaten für Fremde

Ich halte mich gerade in Großbritannien auf und habe aus diesem Grund auch eine UK-SIM-Karte in meine stetig wachsende Sammlung aufgenommen. Nun hat der Ältestenrat in London beschlossen, dass es einen Adult-Content-Filter gibt, und alles anrüchige oder sonstwie unliebsame wird standardmäßig erst einmal blockiert, außer man setzt sich selbst auf die Perversen- und Querulantenliste.

Aus Interesse – und weil ich die Option doch recht prominent platziert in meinem Profil bei “giffgaff” sah – wollte ich den Filter mal deaktivieren.

“As this is the first time you remove adult content control, we will ask you for your passport or driving licence details to prove your age. Please enter one of the two options:”



Nun darf ich also wählen, ob ich meinen UK Passport, den ich nicht habe, angebe, oder doch lieber die UK driving licence, die ich nicht habe, benutze. Laut FAQ, Foren und Knowledge Base gibt es auch keine andere Möglichkeit, den Filter zu deaktivieren. Es wird vorgeschlagen, sich für einen vorläufigen Führerschein zu registrieren. Dazu braucht man nur 34 Pfund Sterling via Visa, Mastercard etc. zu überweisen und seinen UK Passport ... Alternativ kann man auch eine EU Identity Card oder einen EU Passport benutzen. Die muss man dann nur im Original dem Führerscheinantrag beilegen und nur ein paar Monate warten. Alles in allem sehr welcoming. Tendenziell werden damit ja auch Erwachsene ohne Pass und ohne Führerschein ausgeschlossen, definitiv aber auch alle Ausländer und Menschen mit zweifelhaftem Aufenthaltsstatus.

Es ist spannend zu sehen, welche Hürden man überspringen muss, um ein nicht ganz so zensiertes Internet zu bekommen. Vermutlich ist es bei Festnetz-Internetzugängen ähnlich kompliziert. Aber ein VPN ist irgendwie auch schnell eingerichtet.

Stefan Jaekel

1.11.2015

Zeichen der Zeit

Als ich vor rund 15 Jahren zum ersten Mal in dieses Berliner Krankenhaus kam, hing es schon dort, das große, fette Verbotszeichen für Mobiltelefone. Damals, so meine Beobachtung, wurde das auch noch irgendwie ernstgenommen. Wer wirklich telefonieren wollte, schlich sich auf die Dachterrasse, zu den Rauchern, und führte dort seine Gespräche.

Schon damals waren die weit verbreiteten Handyverbote in Kliniken nicht so recht nachvollziehbar. Zwar argumentierten die Betreiber immer damit, dass empfindliche medizinische Geräte gestört werden könnten. Aber es gab ja auch genügend Krankenhäuser, die unten die Nutzung des Mobiltelefons verboten – und oben auf dem Dach lukrativ Antennenstandorte für Mobilfunk vermieteten. Davon abgesehen, dass es außerhalb von Intensivstationen ohnehin eigentlich keine elektronischen Geräte gab, die so empfindlich sein dürften. Vielleicht war es auch nur der Geist der Zeit, so wie das Handyverbot in Münchner Bussen, das erst 2003 fiel.

Gut ein Jahrzehnt später hängen die Verbotschilder immer noch am Eingang des Hospitals (und sehen auch so aus, als wären es noch die von damals, nicht nur wegen des Designs). Aber der Umgang damit hat sich völlig geändert.

Zwar läuft weiterhin niemand telefonierend durch die Gänge. Aber vermutlich weniger wegen des Verbots, sondern wegen der geänderten Handynutzung: Personal, Patienten, Besucher schauen natürlich überall auf ihr Smartphone, ohne dass es jemand groß beachtete. Und das Personal kann sich schon mal ziemlich ärgern, wenn im Aufzug die Netzverbindung abreisst.

Thomas Wiegold

Seit dem 02.11.2015

Ich schütze Eure Daten, aber ihr meine nicht. Trotz und wegen WhatsApp

Ich bin einer Modellfliegergruppe beigetreten. Diese hat am Rande Berlins eine Wiese gepachtet, wo man sich zum Fliegen und Quatschen trifft. Um die gemeinsamen Stunden besser koordinieren zu können, bedient man sich des

Nachrichtendiensts “WhatsApp”, den ich bislang wegen seiner Machenschaften boykottiert habe, bei der Anmeldung sogleich sämtliche Kontaktdaten vom Smartphone zu saugen und auf unbekannten Servern zu speichern.

Bin ich verantwortungsvoll im Umgang mit den mir anvertrauten Kontaktdaten meiner Mitmenschen, kann ich dem nicht zustimmen. Ansonsten ist WhatsApp ja genial. Nur eigentlich müsste ich ja alle fragen, ob sie damit einverstanden sind, dass ihre Daten wegen mir irgendwo in die Welt geblasen werden. Praktisch nicht machbar. Mich hat im Übrigen auch keiner gefragt, der sich mit meinen Daten auf seinem Handy bei WhatsApp angemeldet hat.

Nun kann ich den anderen Modellfliegern schlecht sagen, dass sie wegen mir bitte allesamt auf einen anderen Messenger umsteigen sollen. Also habe ich mich erkundigt, die App installiert und bei der Frage, ob jetzt die Kontaktdaten abgesaugt werden sollen (ist in der App natürlich besser ausgedrückt) „Nein“ ausgewählt. Ich habe bislang gedacht, dass es die Option gar nicht gibt, oder dass die Installation dann abbricht. Aber nichts da. Die App wird gestartet. Interessanterweise hat mir auch niemand der mir bekannten WhatsApp-Nutzer in langen Diskussionen, in denen ich gegen WhatsApp wetterte, gesagt, dass das geht. Es schien alternativlos zu sein, ist es aber nicht.

Das Resultat ist, dass WhatsApp rudimentär benutzbar ist. Ich bekomme Nachrichten, aber ich sehe allein die Telefonnummer, nicht aber, wer sich dahinter verbirgt. Nur im Homescreen bekommt man kurz, nach dem Wegdrücken nicht wieder aufrufbar, namentlich angezeigt, von wem die Nachricht kommt. Kann man also mit der Nummer oder auch dem Benutzerbild-

chen, das der WhatsApper vielleicht auch woanders verwendet, nichts anfangen, hat man nicht viel von der Nachricht. Im Laufe der kommenden Tagen tröpfeln auf diese Weise ein paar solcher Nachrichten auf mein Handy, aber wie gesagt, teilweise weiß ich nicht, von wem. Offenbar wurden wohl alle Leute, die meine Handynummer gespeichert haben, darüber informiert, dass ich mich bei WhatsApp angemeldet habe. Große Klasse.

Aber ansonsten: Für meinen Zweck reicht es, dass in einem Mehr-Personen-Chat die Namen der Teilnehmer angezeigt werden. Dafür ist es ok, den Rest der Nachrichten werde ich größtenteils ignorieren, wenn ich nicht explizit erkennen kann, von wem sie sind.

In der ständigen Techniktagebuchredaktionskonferenz frage ich, ob eigentlich die anderen WhatsApper darüber informiert werden, wenn man WhatsApp von seinem Handy wieder löscht, weil die Nachrichten ja nicht mehr ankommen und gelesen werden. Die Antworten sind interessant, aber in der Sache wenig aussagekräftig. Wahrscheinlich wird einfach nur der zweite Haken nicht gesetzt, ist letztlich der Trend. Ich traue mich nicht, es auszuprobieren, weil ich dann aus dem Modellflieger-Gruppenchat herausfliege. Anscheinend hat überhaupt noch niemand jemals WhatsApp wieder deinstalliert. Und den Account löschen? “Nein, das geht nicht”, sagt André Spiegel. “Man sollte überall einen Account haben.”

Markus Winninghoff

2015

Irgendwie funktioniert es: Links sammeln

Jeden zweiten Sonntag bin ich für eine kommentierte Linkliste im Sprachlog zuständig. Damit ich das nicht vergesse, erinnert mich mein Kalenderplugin im Mailprogramm immer samstags daran. Außer ich mache das Mailprogramm samstags nicht auf.

Die Links dafür sammle ich unter der Woche auf verschiedenen Wegen: Wenn ich am Arbeitsrechner sitze, schiebe ich Tweets, die einen guten Link enthalten, in die Tweetdeckspalte “Sammlung”. Sie bewahrt auf, ohne dass man faven oder retweeten muss. Finde ich etwas über Facebook, lasse ich den Tab offen. Wenn ich am Smartphone bin, habe ich auf die Sammlung-Spalte keinen Zugriff, weshalb ich Twitterlinks immer sofort im – nicht mit irgendwas synchronisierten – Browser öffne und dort mit einem Sternchen als Lesezeichnen markiere, Facebooklinks genauso. Aus anderen Quellen beziehe ich eigentlich keinen Lesestoff. Oder doch: Es gibt da noch einen Fee-

dreader, in dem ich verschiedene sprachbezogene Blogs abonniert habe. Da schaue ich kurz vor Schluss noch einmal rein, falls ich zufällig am Zuhauserechner arbeite, auf dem er als Browserplugin installiert ist.

Samstagabends heule ich gelegentlich meiner Blog-Kollegin im Facebookchat vor, dass eine schlechte Woche war, woraufhin sie mir im Nachrichtenfenster noch Links schickt. Früher waren wir da mal organisierter: Wir legten den Beitrag direkt an, wenn wir einen Link fanden, und schrieben auch den kommentierenden Text schon drumherum. Irgendwann hörten wir damit auf und posteten die Links nur noch als interne Kommentare drunter, mit Zusätzen wie "noch nicht gelesen", "weiß nicht so recht" etc. Und mittlerweile sammeln wir anderswo. Das liegt bei mir daran, dass mir einloggen und Beitrag anlegen (am Rechner) bzw. nicht einloggen, aber in quasi unbenutzbarer Oberfläche herumfuhrwerken (am Smartphone) im Alltag zu umständlich geworden sind.

Sonntags bastle ich die Links dann alle zusammen. Manchmal habe ich schon von einem Linksammelpunkt genug und schaue gar nicht mehr nach, was ich an den anderen abgelegt habe. Was ich übernehme, wird aus Sammlung oder Lesezeichen gelöscht. Was brauchbar wäre, aber zu viel ist, belasse ich für nächste Woche. Mich erfüllt kurzzeitig ein Gefühl großer Ordnung.

Kristin Kopf

Herbst 2015

Reinhard Mey für Rammstein-Hörer

Seit einigen Monaten (das Techniktagebuch berichtete) wird Spotify-Usern jeden Montag eine Liste von 30 Titeln zur Verfügung gestellt: ›Dein Mix der Woche‹. Die Liste enthält Titel, die – laut einem Algorithmus, der auf bereits gehörter Musik basiert – für den User interessant sein könnten. Dahinter steckt wohl eine Mischung aus Tagging (wer mit ›80er‹, ›Italienisch‹ und

›Sängerin‹ getaggte Songs gehört hat, kriegt ähnlich getaggte Titel empfohlen) und der Auswertung von Nutzerverhalten (welche sind die beliebtesten Titel bei Leuten, die dieselben Titel wie ich angehört haben?).

Nach ein paar Wochen Nutzung fallen zwei Aspekte auf:

Zum einen sind 30 Titel pro Woche für einen gewöhnlichen Musikhörer nicht wenig. Wenn ein Titel im Durchschnitt vier Minuten hat und man jeden Titel zweimal anhören will, ist man pro Tag gut eine halbe Stunde beschäftigt. Es besteht die Gefahr, dass sich die Liste früher oder später primär aus den Titeln der Vorwoche speist, weil ich nicht mehr dazu komme, mir etwas anderes anzuhören als die Titel der Liste. Die Listen basieren dann auf dem, was Spotify für meinen Musikgeschmack hält, und nicht (mehr) auf meinem tatsächlichen Musikgeschmack, den auszuleben ich ja kaum noch Zeit habe. Ich nehme an, dass Spotify zu ermitteln versucht hat, wie viele Titel für den durchschnittlichen User zu bewältigen sind. Auch zwingt mich natürlich niemand, die Liste komplett durchzuhören, aber ein gewisser Druck, mich mit diesen potenziell interessanten Inhalten zu beschäftigen, ist da.

Zum anderen scheint der Empfehlungsalgorithmus weniger gut zu funktionieren, wenn es nicht um angloamerikanische Popmusik (im weitesten Sinne) geht. Nicht-englischsprachige Titel, die ich in der Vergangenheit angehört habe, hatten kaum Auswirkungen auf die Liste. Wenn darin doch mal ein anderssprachiger Titel auftauchte, passte oft nur die Sprache, nicht das Genre – als empfähle man einem Rammstein-Hörer Reinhard Mey, nur weil beides auf Deutsch ist. In den letzten zwei Wochen habe ich, als kleines Experiment, über Spotify ausschließlich französischsprachige Musik gehört. Selbst diese extreme Veränderung meiner Hörgewohnheiten spiegelte sich im Mix der Woche kaum wider. Nach einer Woche waren, wie schon zuvor, drei oder vier französischsprachige Titel in der Liste. Nach zwei Wochen sind es nun sieben. Die Empfehlungen sind nicht schlecht, aber relativ mager für jemanden, der Interesse an einem nicht-englischsprachigen Kontrastprogramm hätte.

Nach vierzehn Tagen ausschließlich frankophoner Musik bin ich für die 22 englischen (und den einen niederländischen) Titel auf der Liste allerdings ausnahmsweise nicht undankbar.

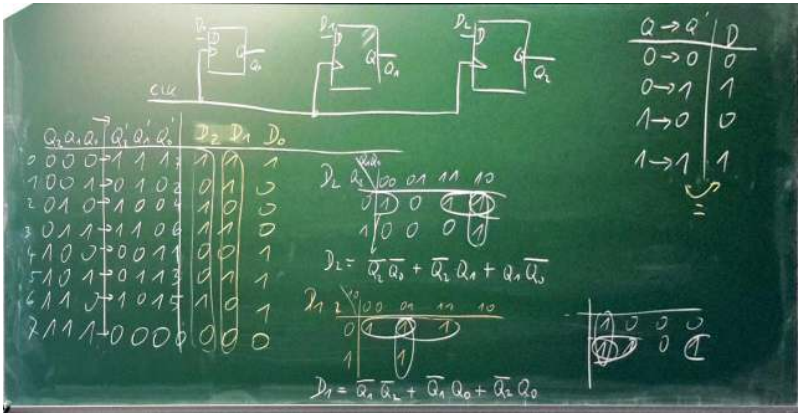
Christopher Bergmann

3.11.2015

Die Zukunft wird verboten

Fünf Minuten vor Ende der Vorlesung bemerke ich, dass den Zuhörern die Zeit nicht mehr reichen wird, die Aufgabe an der Tafel zu verstehen und abzuschreiben. Also kündige ich an, die Tafel abzufotografieren, damit wir nächstes Mal an der selben Stelle auf dem Tablet weiter machen können. Mein Smartphone hat noch 1% Akku, die Kamera des Tablets ist unscharf, weil verkratzt – das mit dem Foto wird nix.

Ich bitte die Studierenden ein Foto zu machen und mir zu schicken. Ein Student schräg in der ersten Reihe zeigt mir sofort das Ergebnis auf seinem Tablet: “passt so?”.



Das Foto ist perfekt und so gerade, als wäre er mittig vor der Tafel gestanden! Keine Verzerrung durch die Perspektive von schräg seitlich, nur ein kleines weißes Eck zeugt von der Entzerrung . Er zeigt mir die zugehörige App „OfficeLens“, die die Tafelbegrenzungen automatisch findet und das Bild gerade rechnet. Ich bin beeindruckt und freue mich, dass die Zukunft wieder etwas näher gerückt ist.

In der unmittelbar darauffolgenden Vorlesung „Bildverarbeitung“ schwärme ich, immer noch beeindruckt, den Studierenden dort von dieser praktischen Alltagsanwendung von Bildverarbeitungsalgorithmen vor und empfehle ihnen die App. Sie hören mir interessiert zu, und fragen, ob ich schon wüsste, dass ihnen das Abfotografieren der Tafel gerade explizit und sehr ausführlich verboten wurde. Ein Kollege hat ihnen die Ohren gewaschen, dass das verboten sei und dafür grundsätzlich die schriftliche Genehmigung des Tafelautors nötig wäre. Und zwar für jedes einzelne Foto!

Beim Mittagessen erzähle ich den Kolleginnen und Kollegen davon und erfahre, dass die Gespräche der Hochschulen mit der VG-Wort zum Thema Urheberrecht schwierig sind.

Ab 2016 muss jede verwendete Quelle in einem Vorlesungsskript seitenweise einzeln an die VG-Wort gemeldet und bezahlt werden. Sogar wenn das Skript passwortgeschützt nur einem kleinen Hörerkreis zugänglich ist.

In diesem Fall, so sagen die Kollegen, würden sie auf die Herausgabe eines Skripts in elektronischer Form lieber ganz verzichten, nur Literaturlisten verteilen und in der Vorlesung komplett auf das gute alte Vorlesen setzen.

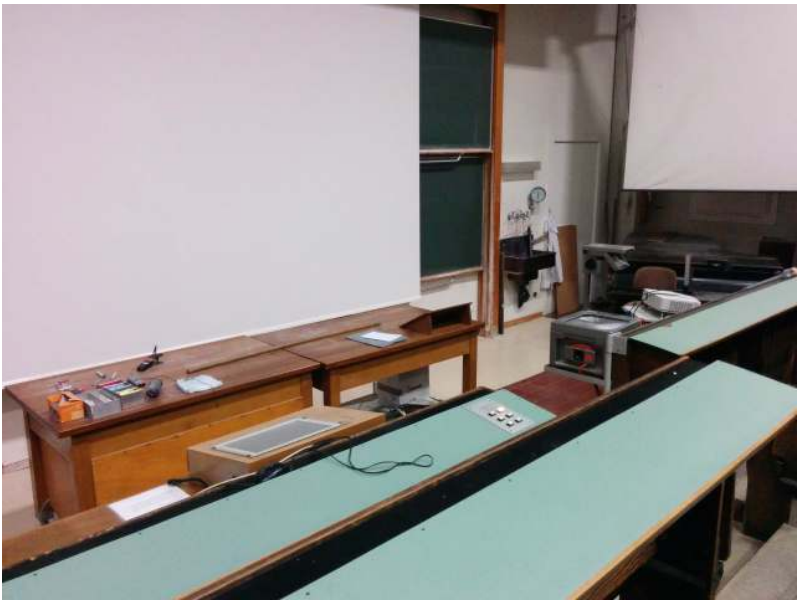
So wird aus der Zukunft Vergangenheit.

Georg Passig

3. November 2015

Und das von allen Seiten

Am 10. Oktober schrieb ich über die erodierende Infrastruktur des Wandtafelsystems, namentlich das fehlende Waschbecken. Heute sehe ich im Heidelberg Joint Astronomical Colloquium einen ungewöhnlich umfangreichen Satz von Präsentationswerkzeugen:



Weitgehend verdeckt von der heruntergelassenen Leinwand zwei sehr lange Wandtafeln. Die Leinwand wird gleich von einem außerhalb des Bildes angebrachten Beamer angestrahlt werden. Rechts im Bild zwei Overheadprojektoren, ein mobiler Zweitbeamer und ganz hinten, etwas verstaubt, ein Konzertflügel.

Das Waschbecken ist noch da und hat alles, was man braucht: drei Wasserhähne, einen üppigen Naturschwamm, Abzieher mit Gummilippe, Handtücher, Lappen und ein Anzeigedings.

Dass das alles noch im aktiven Einsatz ist, erkennt man an den Kreidevorräten:

Im selben Raum findet zu anderen Zeiten das “ITA Blackboard Colloquium” statt. In “Der Himmel über Heidelberg: 40 Jahre Max-Planck-Institut für Astronomie 1969–2009” von Dietrich Lemke heißt es im Abschnitt “Einige soziologische Beobachtungen” (S. 183) über das nicht im selben Gebäude angesiedelte, aber an diesen Veranstaltungen ebenfalls beteiligte MPIA:

> “Wir alle haben unterdessen die buntesten Powerpoint-Vorträge gesehen, die wir uns vorstellen können, sogar mit Musik und einfliegenden Graphiken und das von allen Seiten. Inhaltlich bleiben diese Vorträge oft flach und hinter den Erwartungen zurück. Wir sind deshalb in unserem Institut wieder dazu übergegangen, Dinge an einer Tafel zu entwickeln und Studenten dazu zu ermutigen, relativ unvorbereitet über ihre wissenschaftlichen Ergebnisse zu berichten.”

Kathrin Passig

Seit dem 19.09.2015

Mein Telefon spricht per E-Mail zu mir

Kürzlich nötigte mich mein Telefonanbieter, endgültig zu handeln. Der Festnetzanschluss wurde uns samt Internet und allem, was dazu gehört, gekündigt, weil die alte Technik nicht mehr weiterbetrieben, sondern alles auf VoIP umgestellt werde. Von den Nachbarn hörte ich großes Wehklagen, dass das gar furchtbar enden kann. Aber, was sollten wir tun? Nach zähen Verhandlungen wurde der neue Vertrag unterzeichnet. Mein Internet war gerettet. Der Telefonanschluss war mir relativ egal, aber man wohnt ja nicht allein.

Der Tag der Umstellung bringt es mit sich, dass die altgediente, jahre-, gar jahrzehntelang völlig unbehelligt werkelnde ISDN-Anlage auf's Altenteil kommt. Die DECT-Telefone werden direkt mit der Fritzbox verheiratet. Dazu hatte mir der Telefonanbieterberater wie Schlemihl aus der Sesamstraße unter dem Mantel der Verschwiegenheit mitgeteilt, dass unsere Fritzbox mit dem neuen Anschluss zusammenarbeiten wird und wir nicht das gebrandete Eigenprodukt zu erwerben brauchen. Nach kurzer Anmeldeprozedur funktioniert alles. Die Umstellung geht gegen alle Befürchtungen völlig problemlos vonstatten und funktioniert offenbar zuverlässig.

Doch etwas ist neu. Ich bekomme plötzlich E-Mails von Mailadressen, die sich aus mir meistens nicht geläufigen Telefonnummern und meinem Telefonanbieter zusammensetzen. Angehängt sind mitunter mp3-Daten mit einer Sprachnachricht. So erfahre ich z. B., von einer Arztpraxis, dass meine Frau noch nicht dort angekommen ist. Es erklärt auch die blinkenden Briefumschläge auf den Telefonen. Dabei dachte ich, ich hätte die Anrufbeantworterfunktion ausgeschaltet, die wir noch nie genutzt haben, und die wir auch in Zukunft nicht nutzen wollen. Am Ende muss man noch zurückrufen, in Zeiten, in denen man in wichtigen Fällen doch eh per Handy zu erreichen ist,

und den Rest lieber per Textnachricht abwickelt. Muss ich die Checkbox zum Abwählen der Anrufbeantworterfunktion wohl beim nächsten Mal kräftiger anklicken.

Markus Winninghoff

03.11.2015

SIM-Salabim: Trotz Miniaturisierung nicht aus dem geliebten Netz fallen

Des Kollegen iPhone 4 gibt langsam den Geist auf. Es will sich nicht mehr recht synchronisieren lassen. Das ist lästig. Da es bereits mehrere Jahre auf dem Buckel hat, erwägt er die Anschaffung eines neuen. Heute hat er zugeschlagen. Und sich damit ein ernsthaftes Problem eingehandelt:

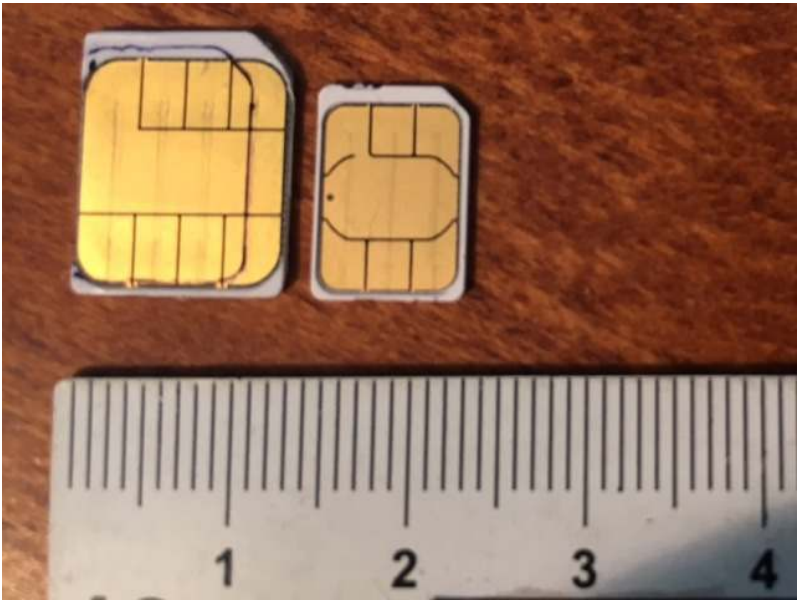
Die bereits von Mini-SIM auf Mikro-SIM beschnittene Karte passt nicht mehr.

Sein Telefonbetreiber hat seinerzeit, als er sich dort zu einer Prepaid-Karte entschloss, auf das Netz der Telekom gesetzt. Das war für meinen Kollegen sehr wichtig, weil er an einer bestimmten Stelle Brandenburgs, die er zur Zerstreuung oft und gern aufsucht, nur damit gute Netzanbindung hat. Würde er nun von dem Netzbetreiber eine neue Nano-SIM-Karte anfordern, würde man ihn aber vom Telekom- in das Vodafone-Netz verfrachten, und er hätte damit erhebliche Empfangsschwierigkeiten.

Er fragt mich, ob ich mir die Sache mal ansehen könnte. Erst mal gugeln wir zusammen und merken schnell, dass seine SIM-Karte irgendwie anders aussieht, als in den zahlreichen Bastelanleitungen. Sie hat eine andere Aufteilung und auch einen Kontakt mehr als z. B. die Nano-SIM-Karte aus meinem Smartphone.

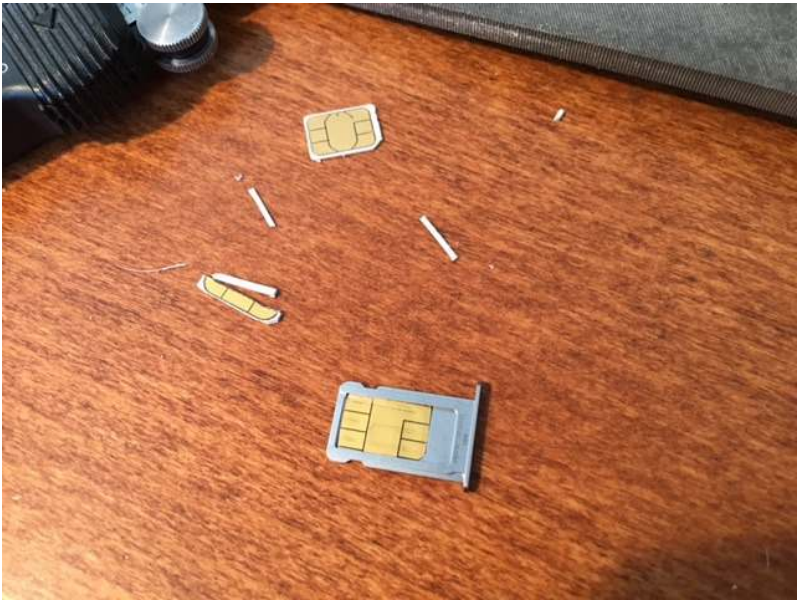
Links: Auf Mikro-SIM-Format beschnittene Mini-SIM, rechts unveränderte Nano-SIM

Ich versuche, die Karten zu durchleuchten, damit man den Chip sieht. Durch die Metallkontakte ist das natürlich schwierig. Nur von der Kunststoffseite kann man erahnen, wo er sich verstecken könnte. Dann frage ich in der ständigen Redaktionskonferenz um technischen Beistand. Die großen Techniker sind allerdings alle wohl anderweitig fleißig. Nach scharfem Nachdenken und der Absolution zum Schneiden (mein Kollege kann mit der Karte eh nichts mehr anfangen), zeichne ich erst mal an, wie ich mir die neue Aufteilung vorstelle:



Mit dem Folienschreiber angezeichnete Schnittkanten

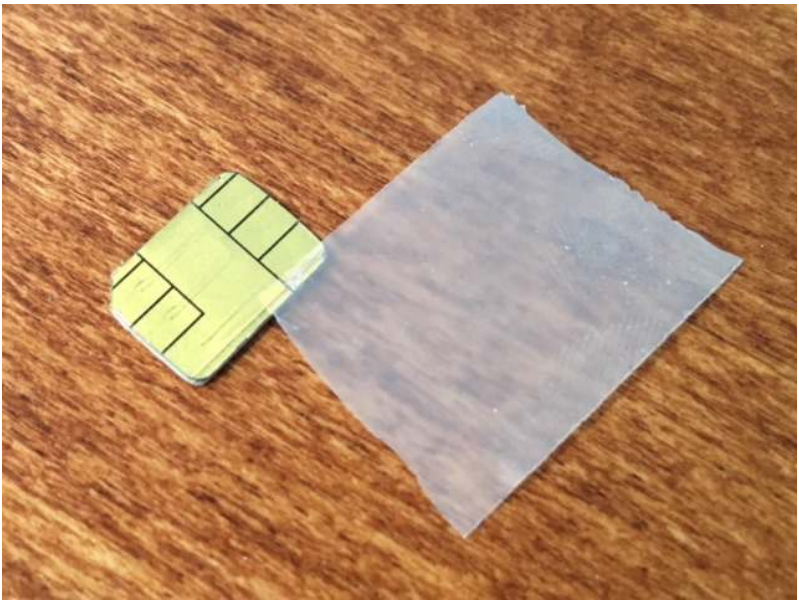
Dadurch werden zwar die Kontakte rechts im Bild stark beschnitten. Das scheint aber egal zu sein. Die braucht wohl keiner. Ausschlaggebend für die Aufteilung war die Verbindung der Kontaktfläche oben links mit der durchgehenden in der Mitte. Also setze ich das frisch gewetzte Skalpell an.



Passt!

Nach einigen Schnitten und viel Nachmessen und Zurechtfeilen passt die Karte in die kleine Schublade. Die Schublade besteht aber aus Metall und ich ahne ein Problem am SIM-Kartenhorizont aufziehen, von dem ich nicht weiß, ob es eines ist, gehe aber besser auf Nummer Sicher. Bei den unbeschnittenen Nano-SIM-Karten ist der Kunststoffrand gegenüber den Kontaktflächen leicht erhaben. Bei der beschnittenen Mini-SIM habe ich diese Ränder nicht, denn die Kontaktflächen reichen durch den Beschnitt ja nun bis zu den Kanten der Karte. Dadurch könnten zwei Kontakte miteinander über die Schublade kurzgeschlossen werden. Es gelingt mir nicht, die Metallschicht am Rand zu

entfernen, bzw. ich traue mich nicht, weil ich vermute, den Kontakt zum Chip im Innern der Karte beschädigen zu können. Also decke ich den einen Kontakt am Rand mit etwas Klebeband ab.



Klebeband schützt vor Kurzschluss

Die überstehenden Reste schneide ich ab und lege die Karte in die Schublade.

Fertig!

Schnell die Karte ins iPhone geschoben und siehe da: Die Karte wird erkannt, und das Telefon hängt wieder im liebgewonnenen, auch im abgelegenen Landstrich robusten Telekom-Netz. Prima, mein Kollege freut sich!

Markus Winninghoff

4.11.2015

Prüfstand-Modus

Heute kommt der Schornsteinfeger, um den Heizkessel der Zentralheizung durchzumessen. Es handelt sich dabei um die alle zwei Jahre wiederkehrende Emissionsmessung, mit der überprüft wird, ob die Grenzwerte beim Abgas eingehalten werden.

Der Schornsteinfeger stellt am Heizkessel den speziellen Prüfmodus für die Abgasmessung ein, wartet, bis der Kessel Betriebstemperatur hat und führt dann die Messung durch. Die Werte sind in Ordnung. In zwei Jahren folgt die nächste Messung.

Der Heizkessel hat dafür, wie fast alle Heizkessel, einen Schornsteinfegermodus. In diesem Modus läuft der Kessel unabhängig vom aktuellen Heizbedarf mit speziellen Einstellungen für die Messung.

Seit einem Jahr hat die Autoindustrie große Schwierigkeiten, da in der Motorsteuerungssoftware von einigen Herstellern von Dieselfahrzeugen ein Prüfmodus integriert war, der spezielle Einstellungen für die Messung vornimmt.

Vielleicht wäre ein Schalter “Abgasmessung” im Armaturenbrett die Lösung für den Dieselskandal?

Georg Passig

4. November 2015

Zeit, Raum und Mikrowellen in der Astronomie

Seit dem Beitrag von André Spiegel über falsch gehende multiple Uhren für verschiedene Zeitzonen habe ich die Uhrensituation an Hotelrezeptionen aufmerksamer beobachtet. Zuletzt sind mir solche Uhren im Mai 2015 im Ramada Hotel Solothurn aufgefallen: leider habe ich kein Foto gemacht, aber auch dort befanden sich die Weltzeituhren in einem Zustand fortgeschrittenen Zerfalls.

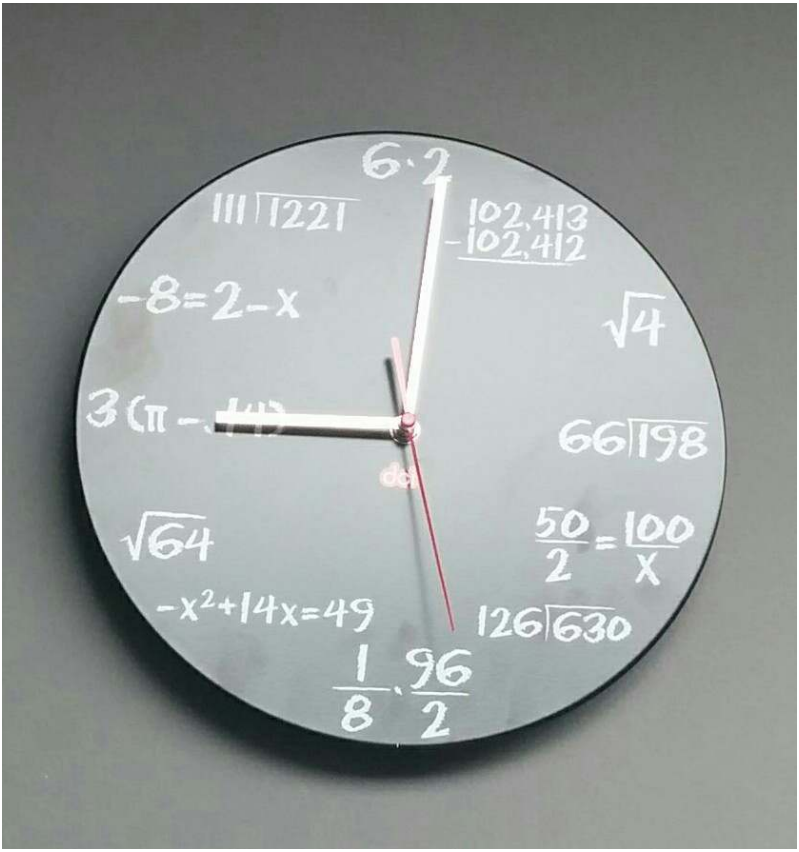
Heute frage ich am Empfang des Heidelberger Max-Planck-Instituts für Astronomie, ob ich die Uhren fotografieren darf.

“Aber ich glaube, die stimmen nicht”, sagt die freundliche Empfangsfrau. “Das wäre meine nächste Frage gewesen”, sage ich. Die oben und unten gingen richtig, nur bei der in der Mitte müsse sie erst nachsehen. “Warum

die oben richtig geht, verstehe ich", sage ich, "aber die unten?" Das Mount Graham Observatory liegt in Arizona und in Arizona gibt es, wie ich jetzt erfahre, keine Sommerzeit.

Der freundlichen Empfangsfrau ist der Zustand der mittleren Uhr unangenehm. "Fragen Sie mich so was doch nicht kurz nach der Zeitumstellung", sagt sie. Das La-Silla-Observatorium und das Paranal-Observatorium der Europäischen Südsternwarte liegen in Chile. Laut www.zeitzonen.org/zeitumstellung-chile.html hat in Chile am 6. September, sieben Wochen vor der deutschen Umstellung, nicht die Winter-, sondern südhalbkugelbedingt die Sommerzeit begonnen. Aber wie ich 2013 anlässlich eines Chile-Aufenthalts um die Zeit der Frühjahrs-Umstellung herausgefunden habe, ist auf googlebare Auskünfte zum chilenischen Umstellungszeitpunkt kein Verlass. Die Umstellung wird gern kurzfristig verschoben, wenn es nicht genug regnet, die Erde bebt oder der Papst zu Besuch kommt. Dem Wikipediaeintrag "Time in Chile" entnehme ich, dass es seit Januar 2015 in Chile gar keine Zeitumstellung mehr gibt. Vielleicht hat auch die Wikipedia unrecht. Man müsste mal auf dem Paranal anrufen und fragen.

Ich schreibe diesen Beitrag in einer Sofaecke des Instituts, deren Wanduhr nur zweimal täglich richtig geht:



Die Mikrowelle am selben Ort hingegen zeigt die korrekte Uhrzeit an. (Die anderthalb Stunden zwischen Heidelberger Ortszeit auf dem oberen Foto und dem Mikrowellenbild habe ich mit Googeln der Hintergründe zugebracht.)

Kathrin Passig

2015

Wir wissen nicht mehr, wie Suchen geht (bald)

Wenn ich meinen Kunden erkläre, was ein *compound index* ist, verwende ich oft ein Telefonbuch als Beispiel. Es ist nach dem Nachnamen sortiert, und innerhalb des Nachnamens nach dem Vornamen. Das bedeutet, auch wenn man von einer Person nur den Nachnamen kennt, kann man sie relativ leicht im Telefonbuch finden. Man muss gegebenenfalls nur alle Träger desselben Nachnamens durchschauen oder durchprobieren, aber die stehen durch die Sortierung alle untereinander.

Wenn man von einer Person dagegen nur den Vornamen kennt, ist das Telefonbuch vollkommen nutzlos. Selbst wenn es nur eine einzige Person in der Stadt mit diesem Vornamen gibt, müsste man das Telefonbuch von vorne bis hinten durchlesen, um diese Person zu finden. Genauso funktioniert ein *compound index* über zwei Feldern, A und B. Wenn man nur A kennt, ist der Index hilfreich, wenn man nur B kennt, nicht.

Während dieser Erklärung schaue ich meistens freundlich lächelnd in die Runde und sage etwas wie: »Wenn ich mich hier so umschaue, nehme ich an, dass alle Anwesenden schon mal ein Telefonbuch gesehen und benutzt haben, oder? Na, der junge Herr da in der zweiten Reihe vielleicht nicht. Doch? Gut.«

In absehbarer Zeit werde ich mir dieses Beispiel abgewöhnen müssen, denn es wird nicht mehr eine plausible, wenn auch etwas altmodische Veranschaulichung sein, sondern eine merkwürdige, vollkommen unverständliche Geschichte, und ich ein komischer Vogel, der solche verwirrenden Geschichten erzählt.

Wir werden außerdem nicht mehr so recht wissen, oder uns vorstellen können, wie Suchen eigentlich geht. Suchwörter eingeben, Antwort lesen, fertig. Wie es funktioniert, und wie man dafür sorgt, dass zwischen Eingabe und Antwort keine wahrnehmbare Zeit vergeht, ist etwas für Spezialisten.

André Spiegel

4. November 2015

Die neuen schreibveranschaulichenden Gesten sind da

“Schreib ihr doch . . . ” sagt Mia Culpa, und macht dazu eine veranschaulichende Handbewegung. Ich werde nie erfahren, was ich schreiben soll, denn ich unterbreche sie: “Mach das noch mal, ich brauch ein Foto fürs Techniktagebuch!” Mia findet die Geste nicht weiter erwähnenswert, “wie schreibst du denn, nicht so?”

Leider sehr unscharf, aber man kann seine Mitmenschen ja nicht ewig mit dem Nachstellen von Selbstverständlichkeiten für das Techniktagebuch behelligen.

Siehe auch “Woran man Arbeit erkennt” (2014) und “Die neuen Handy-kontaktgesten sind da” (2015).

Kathrin Passig

4.11.2015

It’s a long way to a natural Sprachausgabe

Nachdem ich schon lustige Erlebnisse mit Updates der Google-Sprachausgabe hatte, habe ich in den letzten Wochen mal bewusst beobachtet, wie gut der Sprachsynthesizer gemessen an seinen Vorbildern aus Star Trek und anderen Science-Fiction-Geschichten ist.

Ok, Eigennamen sind unregelmäßig. Das niederrheinische Dehnungs-E beispielsweise.

Straelen spricht sich “Strahlen”.

Moers spricht sich hingegen “Mörs“.

Dass ich laut Google Maps öfter mal auf die “Strählener Straße” abbiegen muss, die “Straelener Str.” geschrieben wird, ist halt so.

Venlo spricht sich in Deutschland “Fennlo”.

Venedig spricht sich jedoch nicht “Fennedig”.

Eine allgemeingültige Ausspracheregel wird es nicht geben, man muss halt einfach wissen, wie es gesprochen wird. Daran werden Ortsunkundige genauso wie Radiosprecher auf ewig scheitern und der Stau auf der A40 wird dann halt “hinter der Abfahrt Strählen” beginnen.

Dass Deklinationen von Eigennamen auch Schwierigkeiten bereiten, stellte ich fest, als ich auf die Wennlöhr Straße abbiegen musste und nur die Venloer Straße entdecken konnte.

Manchmal scheinen die Ausspracheregeln sich auch dynamisch zu ändern. Wenn ich auf die Rheydter Straße oder die Gerresheimer Straße abbiegen muss, werden die Rs in den Namen beim ersten Mal grundsätzlich so ausgesprochen, als ob es sich um Vororte von Chicago handelt.

Erst beim zweiten Aussprechen des Namens erinnert Google Maps sich, dass in Mönchengladbach und Düsseldorf, um deren Stadtteile es sich tatsächlich handelt, eine englische Aussprache eher unpassend ist.

Da fehlen der Software noch (empirische?) Wissensdatenbanken und das, was man heute als Künstliche Intelligenz bezeichnet.

Bis eine Sprachausgabe in der Praxis mindestens so gut klappt wie die Aussprache durch Muttersprachler, wird also noch viel Wasser den Rhein hinab fließen, egal, wie man ihn nun ausspricht.

Volker König

4. November 2015

Mit der 2 sieht man besser

Ich möchte mir heute das Spiel in der Champions-League der Bayern gegen Arsenal ansehen. Um parallel am Rechner arbeiten zu können, überlege ich mir, das Spiel auf dem TV nebenan laufen zu lassen.

Zur Einrichtung dieser visuellen Installation öffne ich den Browser und starte die ZDF-Mediathek. Ich möchte – wie gewöhnlich – die Fussball-Übertragung über den Browser via Chromecast auf das TV streamen. Jedoch klappt das zu meiner Überraschung nicht. Das ZDF kann scheinbar den Stream auf das TV via Chromecast mit technischen Mitteln unterbinden. Ein Logo des ZDF sehe ich, aber kein bewegtes Bild. Verärgert beginne ich zu googlen, ob andere User das Problem bereits erkannt haben und vielleicht eine praktikable Lösung zu dessen Umgehung anbieten. Nach wenigen Augenblicken finde ich zwei Chrome-Browser-Extensions, die versprechen, die Übertragung des ZDF auf das TV zu streamen zu können. Aber nichts funktioniert. Ich lade mir die mobile App des ZDF auf das Smartphone, um das Spiel von dort auf das TV zu streamen. Auch das funktioniert leider nicht.

Nervös, das Spiel hat schon begonnen. Ich überlege mir, die E-Mails E-Mails sein zu lassen, die Arbeit Arbeit, und das Spiel auf dem Rechner statt auf dem TV-Gerät zu schauen. – Und plötzlich fällt es mir wieder ein! Ich kann ja das ZDF direkt auf dem TV sehen! Der Stream ist im TV (mit Hilfe einer externen Empfangsanlage) bereits installiert. Ferner fällt mir ein, dass ich dazu das TV lediglich einschalten und den Knopf mit der Ziffer 2 drücken muss. Für diese Erkenntnis habe ich nur 10 Minuten gebraucht. Dafür musste ich in den Tiefen des Unbewussten eine lang und gut verdrängte Erinnerung an eine mediale Praxis meiner Jugend wiederholen, erinnern und durcharbeiten. Es läuft doch nun tatsächlich das ZDF auf meinem Fernseher, ohne Chromecast.

Sebastian Posth

5.11.2015

Ein Termin wurde in den Papierkorb verschoben

Der Google Kalender hat jetzt eine Papierkorb-Funktion.

Das ist so außergewöhnlich, dass Google mir extra eine E-Mail dazu schreibt.

Guten Tag Jöran Muuß-Merholz!

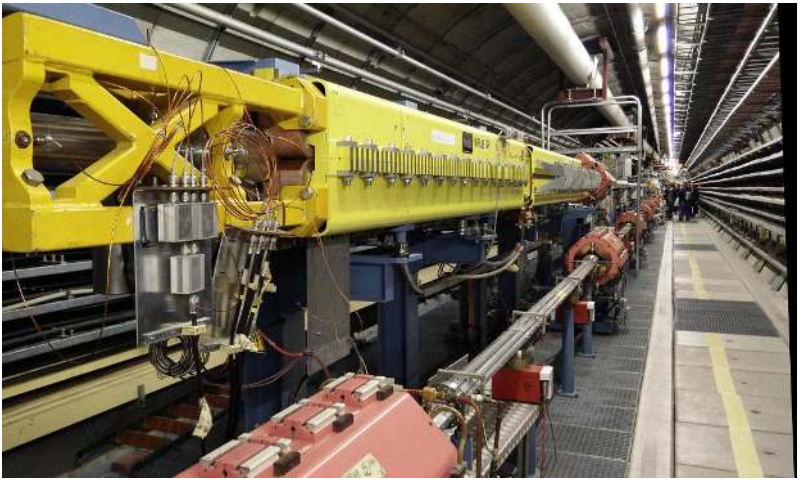
Gelöschte Termine werden jetzt von Google Kalender in den Papierkorb verschoben. Der folgende Termin wurde soeben in den Papierkorb Ihres Kalenders verschoben:

Jöran Muuß-Merholz

7. November 2015

DESY DAY 2015

Das physikalische Großforschungslabor DESY hat Tag der offenen Tür. Nachdem ich dort 1994/95 beim HERMES-Experiment meine Diplomarbeit geschrieben habe, nutze ich solche Gelegenheiten gerne, um in meine Vergangenheit zu reisen und war in den vergangenen 20 Jahren zu solchen und ähnlichen Gelegenheiten gelegentlich mal dort. Hier werden Partikel beschleunigt: Kleine (Elektronen) und große (Protonen).



Im Bild sieht man 150 m aus dem (insgesamt 6,2 km langen) HERA-Tunnel mit dem Protonenstrahlrohr links oben (innerhalb des gelben Magneten) und rechts unterhalb davon streckenweise freiliegend das Elektronenstrahlrohr.

Der erste Kontrast in Sachen Technikgeneration findet sich schon an der Tunnelwand gegenüber in Form eines höchst analogen Wählscheibentelephons, einer Technik, die im Techniktagebuch schon zu zahlreichen Ehren gekommen ist. Dazu in komfortabler Griffweite: Eine Rufnummerndatenbank auf Zellulosebasis (vulgo Telephonbuch) mit Datenstand von 2005.

Aber ich wende mich hier jetzt einem Beschleunigungssystem für viel, sehr viel größere Partikel zu: Der Rohrpost. Im Bild eine Station, unterhalb der Fangkorb für ankommende Büchsen, links daneben ein Gestell für leere, noch zu verschickende Büchsen (hier leider keine auf Lager), an der Wand das, nun, nennen wir es . . . Teleportationsbuch.

Es gab sie vor 20 Jahren – mit Sicherheit auch noch viel früher, DESY wurde 1959 gegründet und die Rohrpost wird wohl nicht viel jünger sein. Es gibt sie auch heute noch. Allerdings kann ich mich nicht erinnern, seinerzeit jemals eine Anwendung beobachtet zu haben, kann mir aber gut vorstellen,

daß es eine schnelle und zuverlässige Möglichkeit war und ist, beispielsweise elektronische Kleinteile zwischen verschiedenen Laboren und/oder Werkstätten hin und her zu schicken.

HERA ist seit 2007 außer Dienst, neue Großforschung steht an, so der europäische Röntgenlaser XFEL, der Freie-Elektronen-Laser FLASH, die Umnutzung von PETRA als Röntgenquelle und vieles mehr. Schauen wir in weiteren 20 Jahren, ob die Rohrpost bis dahin durchhält.

Nachtvogel, zuerst veröffentlicht unter DESY DAY 2015

2002 bis 2015

Vokabeln & Schriftsysteme

Ich habe angefangen, Arabisch zu lernen. Am meisten machen mir beim Sprachenlernen die Vokabeln zu schaffen, und ich greife auf die bewährte Methode der Lernkartei zurück. Bei meinem ersten außerschulischen Sprachkurs (müsste 2002 gewesen sein) noch auf Papier, seit einigen Jahren virtuell. Auf meinem guten alten iBook G4 (geb. 2004) habe ich dazu iFlash benutzt, was Papierkarten gegenüber den Vorteil hatte, dass die Software die Verwaltung von Lernintervallen für einzelne Vokabeln übernimmt. Man verzettelt sich also nicht in zig Karteikastenfächern.

Später, als mein iBook sich verabschiedet hatte und ich aus finanziellen Gründen zu Linux gewechselt bin, habe ich dann Anki verwendet (dazu auch Kristins Beitrag). Das zunächst, weil iFlash auf Linux eben nicht lief. Mittlerweile hat es zusätzlich den großen Vorteil, dass ich die Vokabeln am (jetzt Windows-)PC eingeben und dann mit Android-Smartphone und -Tablet synchronisieren kann, um unterwegs zwischendurch mal Vokabeln zu lernen, ohne einen Laptop mitzuschleppen und jedes Mal hochzufahren. (Ich könnte sie auch direkt an einem der mobilen Geräte eingeben; warum ich das nicht so gern mache, ist mir selbst nicht ganz klar.)

Gerade fürs Arabische hat der Computer aber doch einen Nachteil gegenüber Papier. Aufgrund meiner islamischen Erziehung kenne ich das arabische Schriftsystem sehr gut und kann recht flüssig schreiben (nur die Inhalte fehlen noch); wo die Buchstaben auf der Tastatur sind, muss ich aber von Grund auf lernen. Hinzu kommt, dass ich für Vokabeln ständig zwischen Deutsch und Arabisch umschalten muss, was mir gerne mal erst dann einfällt, wenn ich schon eine unsinnige Buchstabenfolge im jeweils falschen Schriftsystem eingegeben habe.

Das war auf Dauer lästig und hatte negative Auswirkungen auf die Motivation, die Vokabeln überhaupt einzugeben. Eine Lösung musste her. Vor 1-2 Jahren habe ich einen Touchscreen-Monitor für meinem heimischen PC gekauft, weil er nicht wesentlich teurer war als ein vergleichbarer Monitor ohne Touch-Funktion. (Sinnvoll genutzt habe ich ihn bisher nicht; hauptsächlich kommt er beim Solitaire-Spielen zum Einsatz, was ich auch nur tue, weil ich einen Touchscreen-Monitor habe.) Zusammen mit der Bildschirmtastatur von Windows 8 konnte ich so zumindest das erste Problem lösen: Anstatt auf meiner deutschen Tastatur mittels Trial-and-Error nach den richtigen Buchstaben zu suchen, konnte ich diese einfach auf dem Bildschirm antippen.

Es blieb jedoch die lästige Umschaltproblematik. Von einer Google-Recherche, ob man auf der Bildschirmtastatur eine andere Eingabemethode einstellen kann als auf der Hardware-Tastatur, wurde ich enttäuscht. Dabei wäre es so schön gewesen, wenn ich einfach die deutschen Wörter auf der Tastatur und die arabischen Gegenstücke am Bildschirm hätte eintippen können. Was mich aber auf eine andere Idee brachte: Mit Hilfe einer Fernbedienungs-App (ich verwende Unified Remote) kann ich das Tablet (oder auch das Smartphone) als zweite Tastatur für den PC verwenden, deren Eingabemethode unabhängig von der Haupt-Tastatur ist. Ich kann jetzt also einfach die deutschen Wörter auf der Tastatur eingeben und die arabischen auf dem Tablet. Lernen muss ich sie aber trotzdem noch.

Mehmet Aydın

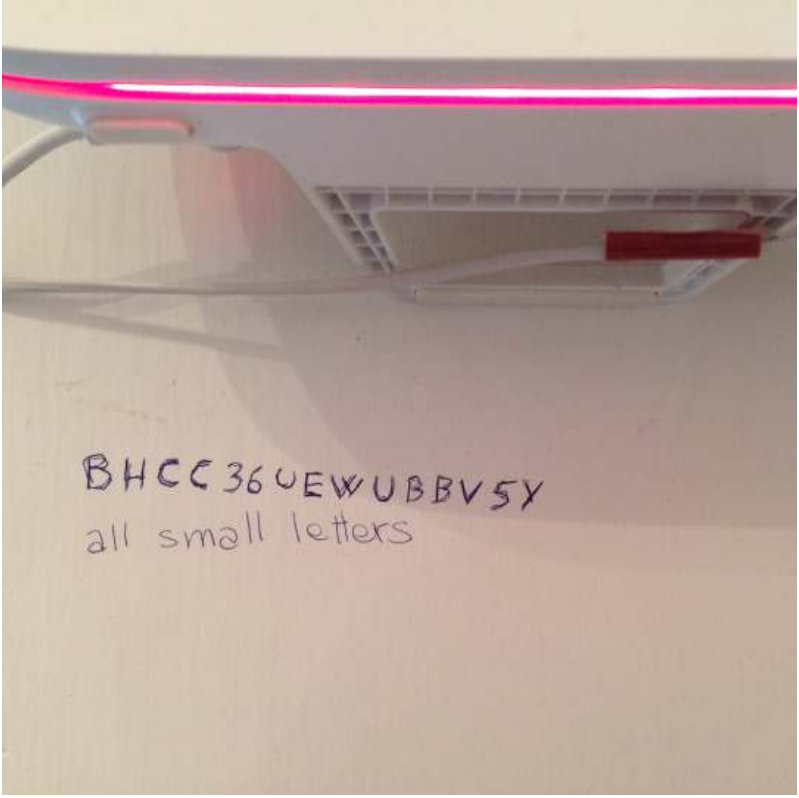
6.-8. November 2015

Zwischen Mailand und Venedig liegen 50 MB

Im Zug unterwegs Richtung Venedig erlaube ich dem klugen Telefon das Datenroaming und kaufe für CHF 7.- ein 50-MB-Datenpaket. Nach ersten Erfahrungen mit internationalem Datenkonsum habe ich mich zwar nicht intensiv mit dessen Kosten beschäftigt, aber immerhin soweit, dass das kluge Telefon solche nicht mehr ungefragt anhäufen kann. Zwischen Mailand und Venedig verschwinden die 50 MB, ohne dass ich viel mehr gemacht hätte, als auf Google Maps unsere Route zu verfolgen.

Ich kann ziemlich genau angeben, wie viel ein Zentimeter ist, wie viel ein Meter und wie viel ein Kilogramm, aber ich habe keinerlei Vorstellung von Datengrössen oder -gewichten und auch keine davon, wann und warum das kluge Telefon wie viele Dateneinheiten wegfrisst. Irgendwann, nehme ich mir vor, soll sich das ändern.

In Venedig ist das dann nicht nötig, weil die Ferienwohnung ein tadelloses Internet bietet und die Biennale voller Hotspots ist.



Ohne weitere Anleitung oder Kommentar von Seiten der Vermieterin ist allen klar, wie man in der Ferienwohnung zu Internet kommt.

Franziska Nyffenegger

Oktober 2015

Generationenmissverständnis beim Fotografieren

F. geht in den Ruhestand, löst seine Wohnung auf und hat daher verschiedene Möbel abzugeben. Ich frage, ob er die Möbel fotografieren und mir die Bilder zusenden könne – ich hätte vielleicht Interesse. Da ich weiß, dass F. ein iPhone hat, gehe ich dabei selbstverständlich – ohne weiter darüber nachzudenken – davon aus, dass er schnell ein paar Photos mit seinem iPhone machen könnte und mir diese per Email zusenden würde.

Einige Tage später bekomme ich per Post einen dicken Briefumschlag, darin um die 15 Papierabzüge von Bildern der Möbel. Mir ist es etwas unangenehm, dass F. sich so viel Mühe mit den Photos gemacht hat; ich bedanke mich brav und weise darauf hin, dass ich davon ausgegangen wäre, er würde das schnell per Smartphone machen. F: "Ach ja, stimmt, das hätte ich vielleicht machen können. Aber mit meinem iPhone, na, ich weiß nicht so genau wie das geht ... So musste ich die Bilder ja nur schnell entwickeln lassen und zur Post bringen, das geht ja schnell und war einfacher für mich als mit dem iPhone."

Molinarius

Oktober 2015

Alles bleibt gleich bzw. wird besser (in der Liedankündigungstechnik)

Vor dem Gottesdienst werden die Nummern der Lieder von Hand an eine Tafel gesteckt, für eventuelle Angaben zu den zu singenden Strophen gibt es rote Zahlen.

Schlechtes Bild, weil unauffällig und aus größerer Entfernung fotografiert

Bei uns ist das schon immer so, also jedenfalls mindestens seit 1975, für die Zeit davor kann ich mich nicht verbürgen. Aber in der Kirche der Nachbargemeinde macht man es jetzt genauso, das ist neu. Jahrzehntelang wurde dort

das jeweils nächste Lied auf einem Display als Leuchtzahl angezeigt (Technik unklar, es sah undigital aus). “Gott sei Dank”, sagt die Mutter, “so ist es viel besser. Früher mussten immer alle anfangen zu blättern, wenn die Nummer angezeigt wurde.” Jetzt kann man sich einige Lieder im Voraus erblättern und mit den Lesebändchen markieren, von denen das Gesangbuch je nach Ausgabe zwei bis vier Stück enthält.

Kathrin Passig

Oktober 2015

Telefonmasten, Orte der Ungooglebarkeit

Am Telefonmast hängt ein Schildchen mit einem QR-Code. Erst als man mich in der Techniktagebuchredaktion fragt “Es gibt noch Telefonmasten?” fällt mir auf, dass sie fast überall verschwunden sind. Aber an dieser kleinen und erst seit den 1990er Jahren asphaltierten Stichstraße in Niederbayern stehen noch welche.

Das Schildchen ist aus eloxiertem Aluminium und soll so lange halten wie der Mast: um die 30 Jahre. Der QR-Code enthält die darunter aufgedruckte Nummer. “Bis 2016 sollen 3 250 500 Label an alle Holzmasten der Deutschen Telekom angebracht werden” (Quelle wie oben), es scheint also doch noch einige zu geben.

Erst beim Betrachten des Fotos merke ich, dass die Mastnägel neben dem QR-Code eigentlich noch interessanter sind. Ihre genaue Bedeutung ist schwer googlebar. Hier hat jemand ein “Handbuch der Fernmeldetechnik” von 1976 gescannt, dem man auf S. 12 entnehmen kann, dass der dreieckige Nagel die Holzart (ungooglebar) und darunter den Rohholzlieferer (ungooglebar) kodiert, der viereckige das Imprägnierverfahren (ebenfalls ungooglebar), der runde das Imprägnierwerk (ungooglebar) und das Imprägnierjahr

(1992). Das alte, seit 1964 eingesetzte Nagelverfahren ist also theoretisch ein kleines bisschen transparenter als das neue Schildchen, dessen Bedeutung sich nur mit Zugang zur entsprechenden Datenbank entschlüsseln lässt.

Kathrin Passig

10.11.2015

Heimlich, während der Arbeitszeit

Wenn ich vom Büro aus etwas Privates erledigen möchte, mache ich das lieber schweigend, per Email. Leider passiert es sehr oft, dass die Empfänger anschließend versuchen, mich zuhause auf dem Festnetz zu erreichen und ich doch am nächsten Tag während der Arbeitszeit heimlich zurückrufen muss.

Heute mache ich es darum anders und rufe direkt die Versicherung an, bei der ich meinen Tarif wechseln will. Meine Gesprächspartnerin nimmt die Daten und Änderungswünsche auf. Als sie alles beisammen hat, sagt sie jedoch: “Wir können das so aber nicht ändern. Wir brauchen das schriftlich. Eine formlose Email mit Angabe der gewünschten Daten reicht.“

Knapp zehn Minuten, nachdem ich die formlose und unsignierte Email verschickt habe, ist die Antwort da: „“Wir haben den Vertrag mit heutigem Datum umgestellt. In Kürze erhalten Sie die geänderten Unterlagen.“

Sokoban-Spielerin

11. November 2015

Fünf Erkenntnisse über SIM-Karten

Irgendwann um das Jahr 2008 herum haben meine Telefone die Fähigkeit verloren, herunterzufallen, ohne zu zerbrechen. Neben Schutzhüllen war meine Umgehungsstrategie die nächsten Jahre, sie nicht mehr herunterfallen

zu lassen, was auch bis 2015 funktionierte. Die neue Umgehungsstrategie war dann, um die zersplitterten Teile meines Displays herumzunavigieren und auf die Hornhaut an den Fingern zu vertrauen.

Am 10. November lieferte ein DHL-Bote (warum auch immer) abends um 19:30 ein neues Nexus 5X. Ich hatte an alles gedacht, auch an eine gute Schutzhülle. Nur nicht daran, dass das neue Telefon eine Nano-SIM-Karte benötigt im Gegensatz zu meiner bisherigen Micro-SIM.

Zur Überbrückung nahm ich beide Geräte in Betrieb. Die SIM-Karte blieb im Altgerät, das via Bluetooth seine Internetverbindung mit meinem neuen Telefon teilte.

Erkenntnis 1: Bluetooth funktioniert tatsächlich. Die Koppelung der Geräte funktioniert, das Teilen der Internetverbindung geschieht genau an den Knöpfen, die man als erstes ausprobiert. Die Verbindung ist stabil. Naja, so stabil wie die dahinterliegende 3G/4G-Verbindung.

Erkenntnis 2: Die Hangout-Telefonanwendung funktioniert konsequenterweise auch ohne eingelegte SIM-Karte. Wer also wirklich noch telefonieren will, kann das sogar ohne SIM-Karte tun, solange nur von irgendwoher stabiles Internet kommt.

Erkenntnis 3: Ein Telefon ohne SIM-Karte per Bluetooth gekoppelt an ein Telefon mit SIM-Karte, aber ohne Display führt effektiv zu einer Verlängerung der Laufzeit.

Erkenntnis 4: Vertragsläden meines Mobilfunkanbieters können SIM-Karten von Stange ohne zeitliche Verzögerungen auf einen bestehenden Vertrag aufschalten. Eine so verknüpfte Nano-SIM funktioniert sofort.

Erkenntnis 5: Ich bin inzwischen zu ängstlich geworden, Tipps zum eigenhändigen Beschneiden von SIM-Karten anzuwenden.

Mathias Schindler

11. November 2015

Automatische Pfannkuchenerkennung reloaded

Ich stelle beim Update meiner Bildaufbewahrungs- und -bearbeitungssoftware auf die neueste Version mit Interesse fest, das individuelle Gesichtserkennung für Software kein großes Problem mehr zu sein scheint.

Ich bin beeindruckt, weil bisher 'Gesichtserkennung' in Kameras eher eine 'Heller Fleck im Bild, sollte ein Gesicht sein, oder?'-Erkennung für den Autofokus war – alles, was rund, oberhalb der Bildmitte und hell(er) als der Rest des Bildes war, wurde im Vollautomatikmodus als AF-Ziel genommen, weil eine alte Fotografenregel ja 'Fokus auf die Augen' sagt, auch, wenn es sich um Pfannkuchen handelt.

Lightroom sechs gräbt sich also einmal komplett durch meinen Bildbestand, identifiziert sehr viele Menschen auf Bildern als eindeutige Personen und bittet um die entsprechenden Namen. Es gab natürlich auch Fehlschläge:

Aber es ist schon erstaunlich, wie hoch die Trefferquote liegt, wenn LR einige möglichst unterschiedliche Vergleichsbilder einer Person vorliegen, es lässt sich auch nicht besonders von anderen Frisuren (offene vs. hochgesteckte Haare oder Pferdeschwanz) aus der Ruhe bringen.

Z. B. hat LR die Trommlerin auf dem folgenden Bild richtig identifiziert, obwohl man ziemlich wenig vom Gesicht sieht. Zu dem Zeitpunkt war das Bild allerdings schon mit 'Drachenboot' getaggt, ich kann nicht sagen, ob LR dann verstärkt in anderen Bildern mit ähnlichen Tags und/oder Geo-Positionen sucht – schlau wäre es. Von diesem Tag (Tag wie in Datum) gibt es jedenfalls keine Fotos, auf dem die Trommlerin besser zu erkennen ist.

Eine individuelle Person über mehrere miteinander vernetzte Kameras, z. B. in einem Bahnhof oder Flughafen mit darauf spezialisierter Software, komplett zu tracken kann also kein großes (technisches) Problem mehr sein.

Alexander Stielau

11.11.2015

Rabimmel, elektro, rabumm

Handyfoto bei verfügbarem Licht, deshalb optisch nicht optimal

Wie jedes Jahr am 11. November ziehen in Deutschland Scharen von Kindern mit ihren Lampions durch die anbrechende Nacht – und den meisten ist vermutlich egal, ob es ein St-.Martins- oder ein weltanschaulich neutraler Laternenumzug ist. Doch diesmal ist mir erstmals aufgefallen, was sich in den vergangenen Jahren deutlich verändert hat: In den Laternen stecken mittlerweile fast ausschließlich elektrische Leuchtmittel. Ein paar batteriegespeiste Glühbirnchen, vor allem aber inzwischen kleine LED-Lämpchen. Brennende Kerzen, so scheint es, sind nicht mehr zeitgemäß.

Das ist vor allem für die Eltern praktisch. Gerade die Kleineren schwenken ihre Lampen so rum, sagt mir eine junge Mutter, die als einzige in ihrer Gruppe noch ein Teelicht mit richtig offenem Feuer in ihrem Lampion hat. Ih-

re Vermutung, dass die größeren Kinder dann doch wieder auf Kerzen (oder Teelichter) zurückgehen, wird allerdings durch Beobachtung nicht bestätigt. Auch die Größeren nutzen gerne elektrische Beleuchtung. Wenn sie nicht gleich ein Lichtschwert im Star Wars-Stil mit zum Umzug gebracht haben.

> Es ist schon sehr besinnlich, wenn die Kerze oder das Licht in der Laterne romantisch flackert und sie schwankend vor einem hergetragen wird. Da erstrahlt das Bastelpapier, der vielleicht sogar selbstgebastelten Laterne, im Kerzenschimmer und durch den Gesang von „Ich geh mit meiner Laterne“ wird das Ganze zu einem besonderen und einprägenden Ereignis

heißt es auf einer Kinder-Webseite.

> Ich geh mit meiner Laterne und meine Laterne mit mir.
>
> Dort oben leuchten die Sterne und unten leuchten wir.
>
> Mein Licht ist schön, könnt ihr es sehn? Rabimmel, rabammel, rabumm.

Von wegen. Da flackert nichts mehr. Dank LED noch nicht mal, wenn die Batterie kurz vor dem Ende ist.

(Eine kleine Einschränkung muss sein: Meine Beobachtung stammt aus der Großstadt Berlin. In ländlichen Regionen mit stärkerer Tradition mag das anders aussehen.)

Thomas Wiegold

Herbst 2015

Ich darf nicht mittelefonieren

Ich bin auf Geschäftsreise und habe mich mit einem Kunden verquatscht. Auf dem Weg zum Auto greife ich zum Handy, um den nächsten Termin zu verschieben.

Ich wähle und halte das Telefon ans Ohr. Ich höre längere Zeit nichts, schaue auf das Display. Es besteht keine Verbindung. Na ja, das kommt vor.

Ich versuche es nochmal, und nochmal, mit demselben Ergebnis,

Dann wird mir klar: Ich befinde mich im Bluetoothbereich des Autos, deshalb hat das Handy die Gespräche jeweils auf die Freisprechanlage gelegt und sozusagen auf eigene Faust mit meinem Kunden telefoniert. Ich stand derweil draußen in der Sonne, und durfte nicht mittun.

Der Kunde ist etwas angefressen von den vielen Schweigeanrufen, aber als ich ihm erzähle, was geschehen ist, amüsiert er sich königlich.

Drago Starcevic

Seit September 2015

Navigo: Mobil ohne Bargeld in Paris

Der Navigo-Pass ist eine Chipkarte für den Öffentlichen Nahverkehr im Großraum Paris. Seit September 2009 ersetzt sie Wochen-, Monats- und Jahreskarten auf Papier.

Im September 2015 kaufe ich meine Navigo-Karte für 5 € am örtlichen Bahnhof am Ticketautomaten. Ich erhalte einen Gutschein, den ich am Schalter gegen einen tatsächlichen Navigo-Pass tauschen kann.

Der Pass besteht aus einer Chipkarte und einem gleich großen Stück beschichtetem Karton. Ich muss meinen Namen auf den Kartonteil schreiben, das Foto auflegen und dann die Plastikklebefolie darüber fummeln, so dass

möglichst wenige Luftblasen entstehen. Der Karton hat eine Auslassung, damit man sehen kann, dass die Ausweisnummer, die auf beiden Teilen aufgedruckt ist, übereinstimmt.

Dann kann am Automaten eine Wochen-, Monats- oder Jahreskarte aufgeladen werden. Im Gegensatz z. B. zur Londoner Oyster card, kann man aber keinen Geldbetrag aufbuchen und für Einzelfahrten verwenden, sondern nur die erwähnten Zeitkarten.

Der Navigo-Pass wird beim Einsteigen in den Bus bzw. vor der Schranke bei der Metro bzw. am Weg zum Bahnsteig des RER (S-Bahn) an den Kartenleser gehalten bis es piepst. Bei den seltenen Kontrollen durch Schaffner wird die Karte an ein tragbares Gerät gehalten, wo es ebenfalls piepst. Wegen der Sprachbarriere weiß ich leider nicht, ob abgefragt wird, ob die Karte entwertet ist, oder welche Zeitkarte / Zone aufgebucht ist.

Beim Aussteigen braucht man die Karte wieder für die Schranken der Metro-Stationen, abrechnungstechnisch ist es nicht notwendig nochmal zu piepsen.

Man kann den Navigo-Pass an den Ticketautomaten an den Bahnhöfen aufladen. Bei Bushaltestellen stehen keine Automaten.

Bei einem Spaziergang entdecke ich einen Bankomaten, mit dem auch Navigo-Pässe aufgeladen werden können. Laut der Webseite des Verkehrsverbundes (französisch), gibt es auf der Île de France (das Bundesland um Paris) ca. 500 Bankomaten, mit denen man seinen Navigo-Pass aufladen kann.

Die Online-Recherche ergibt, dass die Pässe auch zuhause online aufgeladen werden können. Dazu benötigt man ein Kartenlesegerät, das man um 7 € an Bahnhöfen der Französischen Eisenbahngesellschaft und des Verkehrsverbunds des Großraums Paris kaufen kann.

Das wäre noch praktischer als am Bankomaten, aber die Anleitung sieht entmutigend lange aus, braucht Java und Flash, und alle notwendigen Schritte werden einem wohl nur angezeigt, wenn man bereits ein Lesegerät angeschlossen hat.

verenka

13.11.2015

Die Briefpost ist auch nicht langsamer als das Internet

Bei der Radtour mit W. habe ich ziemlich viel fotografiert – insgesamt sind in der Woche knapp 8 GigaByte an Fotodaten zusammengekommen. Einige der Bilder habe ich bei Flickr hochgeladen; W. hätte allerdings gerne alle Fotos für seine Sammlung. Deshalb schicke ich sie ihm. Nicht etwa als Datentransfer via Internet, sondern auf einer SD-Speicherkarte. Per Brief.

Postwendend erhalte ich die Speicherkarte zurück, mit W.'s Fotos. Und einer Notiz, in der er mir vorrechnet, wie günstig wir den Datentransfer abgewickelt haben: 8 GigaByte in der Postlaufzeit von 24 Stunden entsprechen einer Transferrate von 100 KiloByte, oder, anders gerechnet, knapp 800 Kilo-

bit pro Sekunde. Wenn ich auf die Daten meines Internet-Providers schaue, bietet der mir sehr optimistisch einen Upload mit der Geschwindigkeit von bis zu einem Megabit pro Sekunde an – und fast immer ist er langsamer als beworben.

Hätte ich die Bilder hochgeladen, hätten sie also praktisch genau so lange zum Empfänger gebraucht (der dann auch noch den Download dazurechnen müsste). In der angeblichen Breitband-Republik Deutschland ist offensichtlich der als Schneckenpost geschmähte Brief für größere Datenmengen gar nicht langsamer als die Internetverbindung.

Thomas Wiegold

13.11.2015

Bei 9/11 kaufe ich einen Fernseher; bei Paris-Attacken retweetet mich 'Bild'

Von den Terrorangriffen am 11. September 2001 in New York und Washington erfahre ich via Handy. Eine Freundin ruft an und sagt mir, ich solle sofort den Fernseher einschalten. Das geht so einfach nicht – ich bin draußen in Brandenburg, im Ferienhaus ohne Fernseher.

Schnell entschlossen fahre ich etliche Kilometer ins nächste Kaufhaus in Brandenburg an der Havel und kaufe den billigsten Schwarzweiß-Fernseher, den ich finden kann. Das Ergebnis ist zweifelhaft; dank schlechten Empfangs über die eingebaute Antenne sehe ich überwiegend nur ein verrauschtes Bild; immerhin ist der Ton verständlich. Aber das hätte ich, stelle ich zu spät fest, auch mit dem kleinen Transistorradio und dem Deutschlandfunk haben können. Mobiles Internet ist kein Thema, jedenfalls nicht der Normalfall, und ich habe so was nicht.

Gut 14 Jahre später, bei den Angriffen von ISIS-Terrorkommandos in Paris, laufen die Kommunkationsströme völlig anders. Von den ersten Schießereien in der französischen Hauptstadt am 13. November 2015 erfahre ich sehr

schnell via Twitter. Den Abend verbringe ich vor dem Computer, mit meiner Twitter-Timeline (die aus beruflichen Gründen überwiegend Krieg und Konflikt widerspiegelt) und parallel mit dem Livestream der englischen Redaktion des französischen Nachrichtensenders France24.

In diesem Livestream sehe ich auch, als Direktübertragung, die erste öffentliche Äußerung des französischen Staatspräsidenten François Hollande zu den Terrorangriffen. Seine Erklärung, dass er den Notstand ausrufe und die Grenzen geschlossen würden (was hinterher etwas revidiert wird), schreibe ich sofort in meinen Twitterstream, der seit Stunden ohnehin nur aus Paris-Nachrichten besteht. Hunderte re-tweeten das, auch die *Bild*-Zeitung:

Von *Bild* wurde es sehr vermutlich retweetet, weil ich mit dieser Meldung schneller raus war als andere, vielleicht auch schneller als die Nachrichtenagenturen (wobei mir meine berufliche Vergangenheit mit 18 Jahren als Agenturjournalist sicherlich zugute kam).

Das bedeutet nun nicht, dass ich eine besonders gute Quelle wäre. Sondern es bedeutet nur, dass selbst eine Einzelperson mit dem Laptop am Küchentisch bei halbwegs professioneller Einordnung heutzutage aus der Vielzahl der öffentlich verfügbaren Quellen via Internet sehr schnell ein sehr rundes Bild bekommen kann.

Thomas Wiegold

13. November 2015

Ich erfahre doch noch einmal was aus dem Fernsehen

Ich bin bei Mia Culpa zu Besuch, der Fernseher läuft nebenan im Wohnzimmer. Ich frage nach ihren Fernsehgewohnheiten. Sie sagt, sie benutze den Fernseher gern als Radio, da sie Radio nicht leiden könne.

Später sitzen wir nebenan, da Mia sich für das Fußballspiel Deutschland gegen Frankreich interessiert, langweilen uns aber doch bald und wollen lieber einen Film sehen. Unsere erste Wahl gibt es für Mia (ich glaube, bei Netflix) nur auf Deutsch und für mich bei iTunes US zwar auf Englisch, aber für knapp 10 Dollar nur zu kaufen, nicht zu leihen. Deshalb entscheiden wir uns für einen Film, den Mia auf DVD besitzt. Fußball läuft weiter ohne Ton im Fernsehen, der Film auf Mias Laptop.

Ich sitze mit dem Rücken zum Fußballspiel, aber Mia fällt irgendwann auf, dass ungewöhnlich viele Leute auf dem Spielfeld herumstehen. Ich sage, vielleicht sei das Spiel ja schon aus, merke aber selbst, dass das nicht der Grund sein kann. Mia schaltet den Ton wieder ein. Der Fußballkommentator weiß nicht wesentlich mehr als wir. Die Leute auf dem Spielfeld gucken besorgt.

Sekunden später habe ich Twitter offen und Mia Reddit Live. Reddit Live erweist sich als die bessere Wahl. Auch im weiteren Verlauf des Abends ist das Fernsehen, egal ob Deutsch oder Französisch, wenig hilfreich, es wird

viel geredet und wenig gesagt. In meinem Twitterstream bekunden die Leute vor allem ihre Betroffenheit. Reddit Live ist aktuell und frei von Füllmaterial. Beim nächsten Mal soll das auch meine erste Anlaufstelle werden.

Zum Vergleich: Informationsströme bei 9/11.

Kathrin Passig

13. November 2015

Das Telefon wird befördert

R. besucht mich. Vor zwanzig Jahren ist sie ausgewandert, nach Sizilien. Dort lebt sie ohne fliessendes Wasser, mit wenig Strom, einer schlechten Telefonverbindung und ohne Internet. Wie jeden Spätherbst ist sie hier, um frisch gepresstes Olivenöl auszuliefern. Sie fragt: „Darf ich mal was nachschauen auf deinem Computer?“ Dabei zeigt sie auf mein iPhone. In meinem Umfeld ist sie die erste, die das Ding nicht als Telefon bezeichnet.

Franziska Nyffenegger

November 2015

Am Kopierer vorbeikopieren

Ich nutze zum ersten Mal seit langer Zeit wieder eine Bibliothek, die des Heidelberger Max-Planck-Instituts für Astronomie, weil es dort Tische, WLAN und Steckdosen gibt. Sie scheint eher wenig frequentiert zu werden, bisher habe ich dort (in insgesamt etwa acht Stunden, verteilt auf mehrere Tage) einen Handwerker und einen zweiten Nutzer gesehen. Da ich noch nicht weiß, worüber ich schreiben soll, nehme ich ab und zu ein Buch aus dem Regal, das so aussieht, als könne es bei der Ideenfindung helfen.

Nützliche Seiten oder Zitate fotografiere ich mit dem Handy ab. Im Nachbarraum steht ein Kopierer, aber bei meinem Handy weiß ich, wie es funktioniert, und ich möchte kein Papier mit mir herumtragen. Herumtragen ist dabei nicht metaphorisch gemeint, ich war in diesem Jahr keine vier Wochen in meiner Wohnung. Die Praktik des Buchseitenabfotografierens ist einigermaßen neu für mich, aber ich hatte bisher auch kaum Grund dazu, denn Smartphonebesitz und E-Book-Lesen kamen ungefähr gleichzeitig in mein Leben (Ende 2008 und Ende 2010).

Für den Kopierer musste die MPIA-Bibliothek beim Kauf eine Geräteabgabe entrichten, zum Ausgleich für das Kopieren aus Büchern. Weil bei Twitter und Facebook heute Nachrichten zur Kopiervergütung zu sehen waren, denke ich zum ersten Mal darüber nach, ob ich beim Handykauf wohl auch dafür bezahlt habe, und google die Frage. "Jedoch wird ein Handy dazu nicht typischerweise genutzt, weshalb wohl auch keine Geräteabgabe zu zahlen sein dürfte." Aber freilich wie lange noch.

Kathrin Passig

14. November 2015

Google bringt uns um unser Frühstück

Ich bereite eine Reise nach London vor und will zum ersten Mal nicht Stift und Papier, sondern Google Maps benutzen, um mir Sehenswürdigkeiten zu notieren. Da unser Hotel kein Frühstück anbietet, bookmarke ich auch ein nettes vegetarisches Café um die Ecke. Als ich mich in England im MacBook bei Google anmelden will, erhalte ich allerdings die Meldung „verdächtige Aktivitäten“ und es wird weitere Authentifizierung verlangt. Sie soll durch mehrere Verfahren möglich sein: Die einfachste Variante scheint eine App in meinem Android-Smartphone namens „Google Einstellungen“ zu sein, die ich auch gleich finde. Ich probiere sämtliche Menüpunkte durch, doch irgendwie komme ich nicht weiter. Dann versuche ich die zweite Option, näm-

lich mir eine SMS schicken zu lassen – aber leider warte ich vergeblich auf Nachricht. Und das, obwohl ich zuvor ein Roamingpaket bei meinem deutschen Telefonanbieter gekauft hatte und bereits am Flughafen Netz hatte. Alles, was erscheint, sind mehrere gelbe Warndreiecke im Display meines Smartphones. Seufzend gebe ich auf und wir fahren zur Themse, um zu sehen, wie sich der neue Bürgermeister im Ruderboot bei der Lord Mayor's Show über den Fluss paddeln lässt – frühstücken können wir schließlich auch noch später.

Tanja Braun

November 2015

Vom Aussterben bedrohtes Warten

"There aren't many people left whose work is slowed down regularly by the performance of their computer", lese ich in diesem Text über das iPad Pro. Und tatsächlich kann ich mich nicht mehr erinnern, wann die Geschwindigkeit meines Computers zuletzt meine Arbeit gebremst hat. Ich weiß, dass ich in den 90er Jahren auf alles warten musste. Bilder bauten sich zeilenweise auf, der Computer selbst brauchte mehrere Minuten zum Starten, jede Anwendung sowieso, den Wechsel zwischen zwei Anwendungen musste man sich gut überlegen, und die Interneteinwahl konnte sich über Stunden hinziehen. Irgendwann, vermutlich so zwischen 2005 und 2010, hat das alles aufgehört. Letzte Warterelikte:

- Im Moment dauert das Öffnen eines neuen Tabs in Chrome ein paar Sekunden, und die URL, die ich dort eintippe, taucht erst nach weiteren zehn Sekunden Buchstabe für Buchstabe auf. Aber um das zu ändern, müsste ich Chrome nur mal schließen und wieder öffnen, es hat seit Wochen keinen Neustart gesehen und ich habe über dreißig Tabs offen.

- Open Office, will ich aufschreiben, braucht immer noch mehrere Minuten für den Start, aber als ich den Vorgang überprüfe, sind es in Wirklichkeit nur acht Sekunden.

- GraphicConverter lässt mich bei jedem Start der Anwendung 30 Sekunden warten, aber ich müsste es nur kaufen, um das abzustellen. ("Hi, you've been using GraphicConverter for 797 days", in Wirklichkeit viel länger, nur besitze ich dieses Macbook erst seit 797 Tagen.)

Das Warten ist aber nicht ganz verschwunden, es ist nur aus dem Gerät ins Internet abgewandert:

- Am Handy dauert bei schlechter Internetversorgung das Aufrufen von Webseiten oder Google Maps sehr lang, oft so lang, dass ich aufgebe und stattdessen was anderes mache.

- Ich bin selten in einem WLAN, noch seltener in einem schnellen WLAN, noch seltener in einem, dessen Upload ebenfalls schnell ist. Deshalb ist mein letztes vollständiges Backblaze-Backup auf dem Stand vom 22. Juni, 2,5 GB warten immer noch auf ihren Upload. Ich häufe schneller neue Daten an (vermutlich vor allem durch Fotos), als ich die vorhandenen Daten sichern kann.

Kathrin Passig

15.11.2015

Herzlichen Glückw§x(ßr- – - – - – - -

Mein Patenonkel hat Geburtstag. Ich möchte ihm wieder Geburtstagsgrüße per Post senden. Dafür suche ich normalerweise rechtzeitig, also mindestens 2 bis 3 Tage vorher, ein schönes Fotomotiv aus, von denen ich einige in meinem flickr-Stream finde.

Ich schalte den Farbtintenstrahldrucker ein und führe in weiser Voraussicht eine Düsenreinigung durch. Und siehe da: Einige Düsen sind offensichtlich verstopft. Auch nach der Reinigung. Und auch nach den drei weiteren Intensivreinigungen. Die anfangs noch vollen Patronen sind nun halbleer. Ich frage mich noch, wo eigentlich die Tinte bleiben mag und gebe es auf, ihm in diesem Jahr eine selbstgestaltete Karte zu schicken.

Abends am 13.11. machen meine Frau und ich noch einen Spaziergang. Es fällt mir glühend heiß wieder ein, das Geburtstagskartenproblem. Wir stolpern gegen 21.30 Uhr in den Zeitschriftenshop am Ostkreuz und erwerben eines der nicht ganz furchtbaren Exemplare. Diese muss noch einen Tag abhängen, bis sie reif zum Beschriften ist, oder besser, bis ich reif bin und Muße finde, mich dieses Themas nach den Rückschlägen wieder anzunehmen. Inzwischen hat mein Onkel tatsächlich Geburtstag. Da die Post am Wochenende ohnehin nicht zugestellt würde, erlaube ich mir, mit der Karte einen Tag zu spät zu sein.

Ich nehme einen Kugelschreiber zur Hand, checke auf dem Adressaufkleber einer abonnierten Zeitschrift, dass er funktioniert und lege los. Die Anrede und die einleitenden Glückwünsche fließen noch aus der Kulimine aufs Papier. Dann versiegt der schwarze Strich langsam. Ich suche nach einem weiteren Kuli. Alle sind blau. Bis auf einen im Federkieldesign.

Ich schreibe weiter und versuche dabei, das Schriftbild vom verblassenden ersten Kuli zum frischer, schwärzer schreibenden zweiten Stift überzuleiten. Das gelingt eigentlich ganz gut. Aber ich schaffe wieder nur drei Wörter, bis dem Federkielkugelschreiber auch die Kraft ausgeht.

Ich teste nun den ersten und den zweiten Stift auf einem anderen Papier: Gut, der erste schwächelt, aber der zweite (der Federkiel) geht einwandfrei. Es muss am Papier liegen, schließe ich messerscharf. Ein Tintenroller könnte Abhilfe schaffen. Einen solchen finde ich in unserem Haushalt nur in orange und rot. Damit werde ich nun nicht weiterschreiben. Ein dritter schwarzer Kugelschreiber gibt noch eine kurze Spur von sich und versiegt

auch dann. Die Karte sieht inzwischen so aus, als ob mich meine Mutter als Zweitklässler gedrängt hätte, nun endlich die Karte zu schreiben. Sie nun noch abzuschicken, ist unter meiner Würde.

Morgen werde ich meinen Onkel anrufen. Vielleicht frage ich ihn auch nach seiner E-Mail-Adresse, um ihm diesen Beitrag als Link oder Screenshot zu schicken.

Alles Gute zum Geburtstag, lieber Onkel Heiner!

Markus Winninghoff

15. November 2015

Ecclesiae progressio

Im katholischen Gottesdienst gibt es heute gar keinen Liedanzeiger, Textkenntnis wird vorausgesetzt. Am Ende sagt der Diakon, dass dieser Gottesdienst zum nächsten Mal an Mariä Opferung stattfinden wird, Details möge die Gemeinde bitte "... dem Pfarrbrief entnehmen", ergänze ich in Gedanken, aber der Satz endet anders: "... bei Facebook sehen. Liken Sie die *Blaue Stunde*, dann erfahren Sie's am schnellsten." Dabei lächelt der Diakon, als sei diese Ansage für ihn so neu wie für mich. Aber die Facebookseite gibt es seit 2012.

Kathrin Passig

16.11.2015

Das Großereignis

Eine Email von meiner Mutter bekommen. Betreff: „Großereignis“. Nach geschätzten 16 Jahren Internetanschluss besitzt sie nun eine eigene Emailadresse. Die erste Email (an mich) wurde aber sicherheitshalber von meinem Vater geschrieben und verschickt.

Sokoban-Spielerin

17. November 2015

Ein letzter Gruß vom doofen Touch&Travel

Für meine Steuererklärung brauche ich alle Rechnungen von 2014. Mit den meisten wiederkehrenden Rechnungen ist das einfach: Ich habe sie per Mail bekommen und brauche jetzt nur in Gmail auf das “Ins Google Drive hochladen”-Icon zu klicken und sie in den richtigen Ordner einzusortieren. Auf den Buchhaltungsordner im Google Drive hat Nathalie vom Prokrastinierer-Rettungsdienst – Achtung, Vetternwirtschaft sowie Schleichwerbung – Büro Impresario Zugriff und erledigt den Rest.

Die Touch&Travel-Rechnungen von 2014 sind aber, wie ich jetzt merke, nicht per Mail gekommen. Man muss sich im Kundenbereich einloggen, um sie zu sehen:

Touch&Travel Kunde werden Partner Publikationen Mein Touch&Travel

Meine Mobilitätsrechnungen

Rechnungen

Rechnungsnummer	Rechnungsdatum	Rechnung und Einzelfahrtaufstellung

Innerhalb der letzten zwölf Monate wurden keine Rechnungen erstellt.

Das Steuererklärungsjahr, für das ich die Rechnungen brauche, hat aber nicht innerhalb der letzten zwölf Monate stattgefunden. Dasselbe Problem hatte ich früher mit O2, und es führte dazu, dass ich nie alle Mobilfunkrechnungen von der Steuer absetzen konnte, denn dort reichte die Speicherung nur vier Monate zurück. Es liegt wohl am Datenschutz:

> c) Die Abrechnungsdaten (personenbezogene Daten, die für die Rechnungsstellung und Abrechnung der Fahrten verwendet werden) werden 12 Monate lang gespeichert und danach gelöscht sowie entsprechend den gesetzlichen Aufbewahrungsfristen der Finanzbehörden (derzeit 10 Jahre) für Zwecke der Steuerprüfung in das Finanzdatenarchiv übertragen und gesperrt.

"Gelöscht" bedeutet in den Touch&Travel-Geschäftsbedingungen offenbar nicht "gelöscht", sondern "für unsere Mitarbeiter und unser Finanzamt zugänglich, aber nicht mehr für Kunden".

Zum Glück bin ich schon im Frühjahr 2014 von Touch&Travel auf das Handyticket umgestiegen, und die Handyticketbelege bekommt man per Mail zugeschickt. Danach sind nur noch Nahverkehrtickets angefallen (bis zu meiner Rückkehr zum Papierticket). Mir entgeht also gar nicht so viel steuerlich Absetzbares, nur ungefähr 400 Euro.

Kathrin Passig

November 2015

Supertanker im Newsfeed

Viele Zeitungen fangen jetzt an, ihre Artikel nicht mehr nur über die eigene Webseite auszuliefern, sondern direkt auf Facebook. Ich interessiere mich für diesen Mechanismus und wage darum zum ersten Mal, mir per »Like« drei große Zeitungen in den Newsfeed zu holen: die *New York Times*, die *Washington Post* und *The Atlantic*. Ich mache mir Sorgen, ob der Newsfeed-Algorithmus das wohl verdauen kann. Schließlich waren bisher nur Privatpersonen in meinem Feed, und jetzt sind da plötzlich drei Medien-Schwergewichte, die hunderte Artikel am Tag raushauen.

Nach ein paar Tagen bin ich beruhigt – und beeindruckt. Mein Feed enthält jetzt ständig Artikel aus diesen Zeitungen, aber beileibe nicht mehrere hundert. Es wird offenbar eine sehr kleine Auswahl getroffen, aber diese Auswahl wirkt sorgfältig und trifft fast immer genau mein Interesse. Gleichzeitig habe ich nicht das Gefühl, den Kontakt zu meinen übrigen Freunden zu verlieren, im Gegenteil: ihre Beiträge schieben sich souverän zwischen die journalistischen Supertanker, ich habe nicht den Eindruck, wichtiges zu verpassen, auch Zweizeiler kriegen ihren verdienten Platz.

Überhaupt muss ich sagen, dass Facebook – und zwar das echte, algorithmisch kuratierte Newsfeed-Facebook – sich bei mir in den letzten Monaten zu einer wahren Goldgrube entwickelt hat. Um mich herum, auch in der Techniktagebuchredaktion, klagen zwar alle nach wie vor über den lästigen, dummen, bösen Algorithmus, der ihnen wichtige Dinge vorenthält, aber ich kann mir nicht helfen: Ich habe lauter interessante und spannende Beiträge in meinem Feed. Ist so. Ich kann auch nichts dafür.

Oder? Ich benutze es einfach seit Jahren ohne Vorurteile, vergebe hier und da ein Like – wobei diese Likes weder berechnend noch aus reiner Höflichkeit erfolgen –, ich beteilige mich an Diskussionen. Ein paar Freunde habe ich als

besonders enge Freunde markiert (»close friends«, die bekommen dann im Algorithmus höhere Priorität), andere als bloße Bekanntschaften (»acquaintances«, von denen sieht man fast nie mehr was).

Außerdem fragt Facebook mich in den letzten Monaten regelmäßig nach der Qualität des Feeds. Dazu werden mir ungefähr zehn Paare von Artikeln aus den letzten Tagen gezeigt, und ich soll auswählen, welchen davon ich lieber im Feed hätte. Lieber diese Werbung oder diesen Zweizeiler von einem Freund? Lieber diesen Zeitungsartikel oder diese Fotoserie? Lieber den Status von diesem Freund oder von diesem? Vermutlich verwendet Facebook diese A/B-Antworten, um zu überprüfen, ob das automatische Scoring des Algorithmus mit meiner eigenen Wertung übereinstimmt.

Vor etwa einem Jahr gab es auch eine Umfrage, in der ich sagen sollte, ob ich das Gefühl hätte, dass Facebook sich um seine Benutzer schert (»cares for its users«). *Disagree*, habe ich gesagt. Vor kurzem kam die Frage nochmal. *Neither agree nor disagree.*

André Spiegel

November 2015

Ein Dings wird angeschafft. Nie mehr die Knöpfe 2, 4 und 6 drücken!

Seit Jahrzehnten klagt man in meinem Elternhaus abends über den Mangel an Musik. Nach dem Ende von DDR und Zwangsumtausch sind keine neuen Schallplatten angeschafft worden. CDs finden sich nur selten in diesem Haushalt ein. Man drückt also am Radio nacheinander die Knöpfe 2, 4 und 6. Auf 1, 3, 5 und 7–9 braucht man es gar nicht zu probieren. Auf 2, 4 oder 6 läuft manchmal ein paar Minuten lang erträgliche Musik, dann erläutert eine Moderatorin eine halbe Stunde lang die Hintergründe des gerade Gehörten. Oder es kommt Oper. Jetzt kann man noch mal die anderen beiden Knöpfe drücken. Schließlich schaltet man das Radio wieder aus.

Ich interessiere mich ja nicht so für das Thema, aber dass es im Internet mehr als 3 Radiosender gibt, das ist auch zu mir durchgedrungen. Vielleicht, so überlege ich, müsste man der Mutter nur ein internetfähiges Radio schenken, ein paar brauchbare Webradios einstellen, fertig. Ich erforsche das Thema bei Amazon. Tatsächlich gibt es diese Gerätekategorie, und in den Kundenbewertungen wird auch nicht allzu laut über schwere Bedienbarkeit geklagt. Im Regal mit der Stereoanlage ist zwar kein Platz mehr, aber eventuell ließe sich über die Entfernung des Doppelkassettendecks verhandeln.

Der Kauf ist schon fast getätigt, da fällt mir ein, dass das neue Radio ja feste Stationstasten brauchen wird, so wie das alte, oder einen Drehknopf. Ein Menü mit kleiner Schrift, durch das man erst mit multiplen Tasten navigieren muss, wird in diesem Haushalt ein unbenutztes Menü bleiben. Ich suche nach Webradios mit Stationstasten, und auch die gibt es. Allerdings kosten sie um die 300 Euro.

Mit dem iPad kann die Mutter ja gut umgehen, überlege ich. Ob es sich wohl irgendwie mit der Stereoanlage verbinden lässt? Mit unbeholfenen Suchbegriffen kreise ich das Thema ein und finde heraus, dass man in dem Fall nur ein 25 Euro teures Bluetooth-Dings und eine beliebige Radio-App braucht.

Ich installiere verschiedene Radio-Apps auf dem iPad und lösche sie wieder, weil sie entweder nur Unfugssender beherrschen (Radio.FM), oder Usability nur vom Hörensagen kennen und außerdem keine Musik abspielen (radio.de – Der Radioplayer). Schließlich lande ich bei “Radio Deutschland”, das mutterkompatibel wirkt. Ich statte es mit vierzig Sendern aus und bestelle das Bluetooth-Dings.

Am nächsten Tag wird es geliefert. “Hast du was bestellt?”, fragt die Mutter. “Ja, ein Dings.” – “Ah, ein Dings! Das wollte ich schon immer!” – “Ja, wolltest du, du wusstest nur nicht, dass du ein Dings willst.”

Anhand der Amazon-Bilder hatte ich mir das Dings etwa 15 x 15 x 5 cm groß vorgestellt, wie einen Mac Mini. In Wirklichkeit ist es viel kleiner. Mit Hilfe einer textlosen Gebrauchsanweisung lässt es sich in wenigen Schritten mit der Stereoanlage und dem iPad verbinden. Dann gehe ich mit dem iPad

zur Mutter, sage “Jetzt pass auf”, und schiebe den Lautstärkeregler auf dem Display hin und her. Ich bin selbst ganz schön beeindruckt, eventuell mehr als die Mutter. Das Internet spricht mit richtigen, echten Geräten! Geräten, die seit Jahrzehnten in diesem Haushalt herumstehen!

Oben rechts das blau leuchtende Dings. Der “IPAD”-Knopf hieß bisher “TV / VIDEO” und war unbenutzt.

“Ha! Des is a Sach!”, sagt die Mutter. Und das sehe ich auch so.

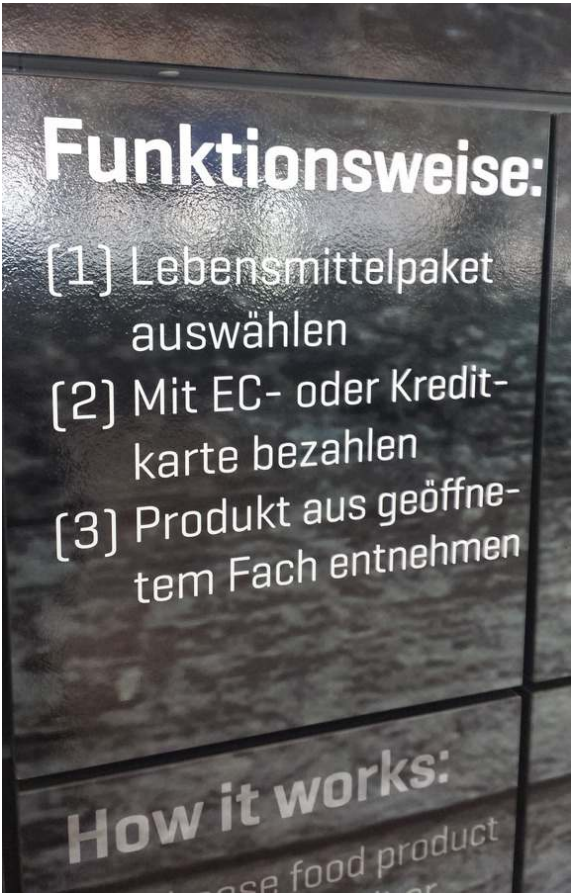
Kathrin Passig

18.11.2015

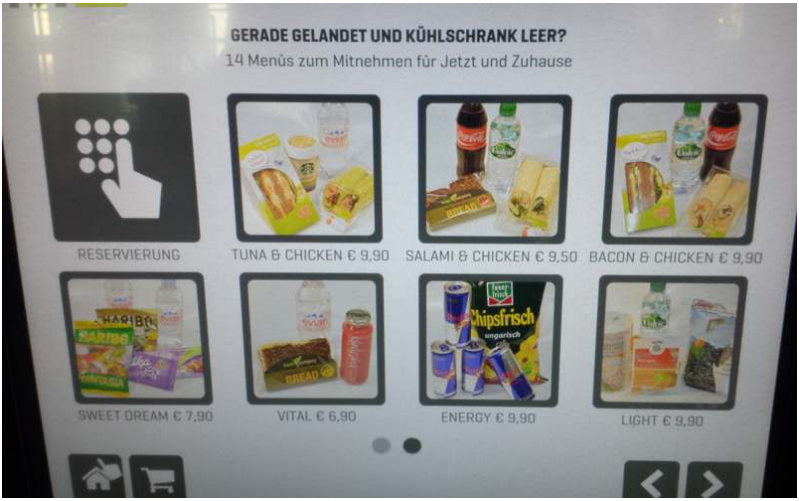
Snackboxen im FJS

Auf dem Münchner Flughafen, in einer Gepäckrückgabehalle, sehe ich zum ersten Mal etwas, das sich “emmasbox” nennt und aus dem Augenwinkel mit ganz normalen Taschenschließfächern verwechselt werden könnte:

In den Fächern befinden sich jedoch von Edeka bereitgestellte Lebensmittelpakete, die man in drei einfachen Schritten erwerben kann.



Während ich auf meinen Koffer warte, interessiert sich allerdings kein Mensch für “emmasbox”, und auch ich verzichte auf den Kauf eines Menüs.



Torsten Gaitzsch

November 2015

iPhone-Reparatur mit der Teetasse

Das iPhone 4S der Freundin meines Mitbewohners ist eines Morgens trotz nächtlichen Ladens ausgeschaltet und reagiert nicht mehr. Als Besitzer mehrerer Apple-Geräte werde ich hinzugezogen. Ich probiere ein anderes Ladegerät, das iPhone zeigt daraufhin das «Tiefentladen, aber ich lade gerade»-Zeichen, das normalerweise höchstens fünf Minuten angezeigt wird. Nach 30 Minuten zeigt es das immer noch, also suche ich im Internet. In einer Diskussion um nicht mehr ladende iPhones wird empfohlen, das Gerät zu erhitzen, was der tiefentladenen Batterie helfen soll. Der Stil der Empfehlung lässt mich zwar an diesen alten Scherz mit der Mikrowelle denken, ich probiere

es aber trotzdem. Ich lege ein Stück Küchenrolle auf meine Teetasse, lege das iPhone drauf und warte. Nach drei Minuten startet das iPhone wieder. Der Auslöser der Entladung war, wie sich dann zeigte, ein defektes Ladegerät.

Franz Scherer

19. November 2015

Der Smartphonescreen-Nubbel ist nicht stabil genug für das Trackpad

Ich soll ein Non-Disclosure-Agreement unterschreiben, das mir per Email geschickt wird. Ich fürchte zunächst, dass ich erst eine digitale Signatur anlegen muss, aber die Lösung ist tatsächlich viel einfacher.

Ich erhalte per Email einen Link auf ein Dokument, das den Vertragstext enthält und blaue Kästchen an der Stelle, wo ich meine persönlichen Daten eingeben muss. Ich klicke in das Feld, es verwandelt sich in ein Texteingabefeld und ich kann tippen.

Am Ende des Vertrags ist Platz für die Signatur. Nach dem Anklicken habe ich drei Möglichkeiten:

1. Meine Unterschrift einzutippen und eine handschriftenähnliche Schriftart dafür zu wählen
2. In einem Feld mit dem Touchpad des Notebooks zu unterschreiben
3. Meine eingescannte Unterschrift als Bilddatei hochzuladen.

Ich entscheide mich für zweiteres, weil mir die erste Möglichkeit nicht offiziell genug scheint und ich keine eingescannte Unterschrift von mir habe. Aber mit Touchpad zu unterschreiben erzeugt nichts was meiner Unterschrift ähnelt.
Also versuche ich es mit dem Kugelschreiber mit Smartphonescreen-Nubbel.

Aber auf meinem Touchpad muss ich tatsächlich drücken bis es klickt, damit im Unterschriftenfeld etwas erscheint. Der Nubbel ist nicht stabil genug für soviel Druck und löst sich.

Letztendlich krakle ich meine Unterschrift doch mit Finger am Touchpad und finde mich damit ab, dass es aussieht wie von einer Vierjährigen. Ich hätte die Einstellung meines Touchpads auf “Touch to Click” umstellen können. Aber das fällt mir leider erst ein, als ich das Dokument mit einem Klick auf “Fertig” abgesandt habe.

Ich erhalte umgehend das unterzeichnete Dokument als PDF per E-Mail, inklusive Audit-Trail. Das sind die Informationen wer das Dokument wann geöffnet, ausgefüllt und unterzeichnet hat.

Mein Freund erzählt mir abends dann, dass sein Laptop einen Touchscreen hat. Er hat die Touch-Funktion erst einmal verwendet: um ein Dokument zu unterschreiben.

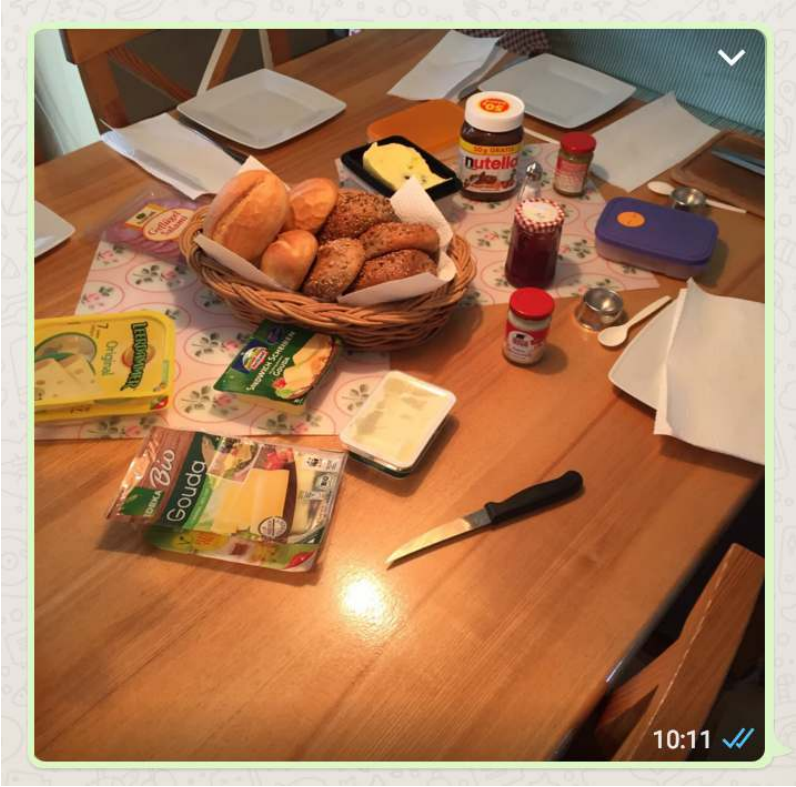
verenka

November 2015

„Kinder, wollt Ihr Frühstück?“

Unsere Brut ist inzwischen aus dem Alter raus, in dem wir Eltern am Sonntagmorgen noch auf ein Erscheinen am gemeinsamen Familien-Frühstückstisch bestanden. Natürlich wollen wir das Angebot gerne weiter aufrechterhalten, dabei aber nicht durch direktes Nachfragen den Schlaf (und Hausfrieden) stören.

Unsere Lösung: einfach ein Foto vom gedeckten Tisch in die WhatsApp-Familiengruppe.



Frank Thomsen

20.11.2015

Radiomitschnitte oder: wie die Vergangenheit uns einholt

Heute am 20.11.2015 hat Adele ihr neues Album “25” veröffentlicht. Ganz sicher bin ich mir dabei nicht, aber im Radio wurde ausführlichst darüber gesprochen. Sowohl morgens auf dem einstündigen Arbeitsweg als auch auf der Rückfahrt.

Gegen Ende der Rückfahrt spielte der Radiomoderator auch ein Lied von der neuen Platte. Als dieses vorbei war, kündigte er an, dass man sich 22:00 Uhr für diesen Abend vormerken sollte. Denn auf Streaming-Plattformen wäre das Album aktuell nicht zum Anhören verfügbar, da die Plattenfirma dies nicht gestattet hat. Daher würden sie als Radiosender das komplette Album um 22:00 Uhr einmal abspielen. Damit man es sich dort mitschneiden kann, wenn man dies möchte.

In meinem Kopf entstand eine Erinnerung an eine Zeit mit Kassetten, zu der ich noch nicht mal geboren war. Heutzutage benötigt man also wieder Radiomitschnitte, weil auf den Streamingplattformen etwas nicht verfügbar ist.

Nekobento

20. November 2015

Die kürzesten Hits aller Zeiten

In den Niederlanden startete gestern HitsNL, ein neuer Musikstreamingdienst, der sich auf niederländischsprachige Interpreten konzentriert. Ich probiere die iOS-App aus – eher aus Interesse an der Umsetzung als aus Begeisterung für die Lieder von Frans Bauer und Konsorten. Aktivieren lässt

sich der Account zum Beispiel, indem man einen Cent von einem niederländischen Konto wohin überweist. Das funktioniert reibungslos; ich darf den Dienst einen Monat (fast) gratis nutzen.

Die App sieht aus wie die Spotify-App mit etwas weniger Funktionen und fühlt sich an wie die Spotify-App in holprig. Auf den ersten Blick gibt es ungefähr dieselben Lieder, die es auch woanders gibt – aber halt, wie angekündigt, nur niederländische. Ich höre in ›Parijs‹ von Kenny B rein und in ein Lied von Marco Borsato, die beide auf einer Top-30-Liste stehen. Dann frage ich mich: Was mache ich eigentlich hier – in einer mäßigen App, in der ich einen Bruchteil dessen anhören kann, für das ich bei Spotify bereits einen Zehner pro Monat zahle? Zumindest die automatische Verlängerung des Abonnements sollte ich ausschalten, um zu verhindern, hierfür versehentlich vier bis fünf Euro Monatsbeitrag zu bezahlen. Man wird es mir sicher nicht schwermachen, das Abo zu reaktivieren, falls ich meine Meinung während des verbleibenden Testmonats ändern sollte.

In der App kann ich die Stelle nicht finden, an der ich kündigen kann, auf der Website dafür schon. Ich klicke auf ›Abonnement beëindigen‹, bestätige irgendwas, das ich nur mit halbem Auge lese, und lande: auf der Startseite, unangemeldet. Wie sich herausstellt, gibt es keinen verbleibenden Testmonat. Wer hier kündigt, ist nicht, wie bei den meisten anderen Diensten, noch bis zum Ende der Testperiode Mitglied, sondern fliegt direkt raus. Account gelöscht. Ich bin – für einen Cent – etwa zwanzig Minuten Mitglied bei Hits-NL gewesen und habe mir zwei Lieder (teilweise) angehört, die es auch bei Spotify gibt. Das eine kannte ich übrigens schon und das andere hat mir nicht gefallen.

Christopher Bergmann

2015-11-20

Die digitale BahnCard ist zu digital

Die Digitalisierung von BahnCards in der bahneigenen App kollidiert nicht nur mit der Nutzung als Identifikationsnachweis, sondern überfordert auch die leidgeprüften Kontrolleurinnen. Auf einer längeren Bahnfahrt (Köln–München/München-werde ich insgesamt viermal kontrolliert und präsentiere jeweils ein digitales Ticket, eine digitale BahnCard und einen physischen Identifikationsnachweis (Personalausweis).

- Kontrolleur 1 interessiert sich nicht für die BahnCard.
- Kontrolleurin 2 weist mich streng darauf hin, dass ich die BahnCard als Plastikkarte mitzuführen hätte. Die schüchterne Nachfrage, warum die Deutsche Bahn die BahnCard dann in einer digitalen Variante verfügbar macht, bleibt unbeantwortet.
- Kontrolleur 3 akzeptiert die digitale BahnCard.
- Kontrolleurin 4 interessiert sich weder für die BahnCard noch für meinen Personalausweis. Es ist ja auch schon spät.

Jan Eden

November 2015

Fortschritt auf dem Friedhof

Nach dem Betrachten einiger Kataloge voller Schmiedehandwerk und Bronzeguss frage ich die Mitarbeiterin des Grabsteinunternehmens, ob eigentlich 3D-Druck in der Metallbearbeitung, Lasersintern zum Beispiel, in ihrer Branche schon eine Rolle spielt. Das kommt mir wie ein naheliegendes Einsatzgebiet vor, denn offenbar sind fast alle Grabkreuze handgefertigte Einzelstücke,

die Schriftzüge sowieso. Nein, sagt sie, sie besuche auch Fachmessen, und da sei ihr das bisher nicht begegnet. QR-Codes, das ja. Es sei aber auch schon wieder im Rückgang begriffen. Wann das so ungefähr gewesen sei? Sie überlegt. Der erste QR-Code, so vor drei, vier Jahren etwa.

LED-Grableuchten hingegen haben sich offenbar schnell durchgesetzt (mit "Flackernder Kerzenschein"-Effekt; Leuchtdauer bis zu 180 Tage oder halt Solarbetrieb).

Kathrin Passig

20. November 2015

Ich will doch nur bezahlen!

Taxifahren finde ich eigentlich gut. Einziger Nachteil: Das Bezahlen muss in der Regel noch analog erfolgen; nicht gut für jemanden wie mich, der chronisch zu wenig Bargeld in der Tasche hat.

Heute war ich in Essen unterwegs. Für den Rückweg zum Hauptbahnhof orderte mir der Empfang des besuchten Unternehmens ein Taxi. Ich ließ explizit darauf hinweisen, dass ich mit Karte zahle.

Taxi kommt, Fahrer nett, Kartenzahlung – funktioniert nicht. „Hat mir die Zentrale nicht mitgeteilt. Und ach, das machen wir kaum. Bricht immer ab. Kenn ich mich auch nicht mit aus."

Naja, man muss ja flexibel bleiben. Ich bitte den Fahrer, einfach an der nächsten Sparkasse anzuhalten, ich hole dann Bargeld. Kein Problem, das Sparkassen-Netz ist noch recht dicht, die nächste Filiale liegt auf dem Weg. Dort begrüßt mich der Geldautomat:

Der Ladebildschirm lädt minutenlang, bricht dann ab, bootet erneut. Das Taxameter tickt. Am Schalter bekomme ich kein Geld, da ich nicht Kunde der Sparkasse Essen bin.

Zerknirscht fährt der Fahrer zur nächsten Filiale. Dort – das gleiche Bild. Es stellt sich heraus, dass das Geldautomaten-Netzwerk der Sparkasse Essen abgestürzt ist, alle Automaten sind betroffen.

Wir fahren direkt zum Hauptbahnhof, in der Hoffnung, das Problem habe sich bis dahin gelöst. Hat es nicht. Der Gesichtsausdruck des Fahrers changiert zwischen genervt und mitleidig, ich werde langsam hektisch. Aus dem Augenwinkel sehe ich das Logo einer Sparda-Bank. Und tatsächlich: Dort kann ich Geld abheben. Was mich 1,95 Euro Gebühren kostet, wie der Automat mir freundlicherweise mitteilt. Aber ich bin froh, meine Schulden beim Fahrer begleichen zu können.

Meine Lehre aus der Geschichte: Beim nächsten Mal mytaxi ausprobieren, wo auch die Zahlung via App angeboten wird. Und Uber doch ein bisschen weniger schlecht finden.

Marcus Albrecht

21. November 2015

Akku wiederaufradeln

Gare du Nord, ein großer Bahnhof in Paris, in der Bahnhofshalle: Standfahrräder, kreisförmig angeordnet um eine Theke, darüber ein Schild mit der Aufschrift "Rechargez vos batteries!" ("Laden Sie Ihre Batterien wieder auf!"). Es ist eine Akku-Ladestation, bei der Strom mit Pedalen erzeugt werden muss.

Als ich daran vorbeikomme, sind auch tatsächlich gerade alle drei Räder besetzt. Ich mache ein Foto aus zu großer Entfernung und verwackle es leider ganz stark.

Ich google das Phänomen und finde auf der Seite der französischen Eisenbahngesellschaft die offizielle Bezeichnung *WaTTa KIOSK*. Außerdem ein schärferes Foto, ein kurzes YouTube Video und das offizielle Werbevideo von der französischen Eisenbahngesellschaft.

Ich nehme mir vor, das nächste Mal ein Ladekabel mitzubringen und es auszuprobieren. Wie lange man wie intensiv radeln muss, um seinen Akku aufzuladen, interessiert mich nämlich brennend.

verenka

November 2015

Nur die Toten dürfen ins Internet

Ich erzähle meinem Onkel (80) von meinem Plan, die bisher von meinem Vater lokal in Word-Dateien verwaltete Ahnenforschung in ein gängiges Genealogie-Datenformat zu überführen und mit anderen zu vernetzen, im Internet. Das geht nicht, sagt mein Onkel. Er ist strikt dagegen und auch andere, jüngere Verwandte haben ihm ihre Daten nur unter der Bedingung zur Verfügung gestellt, dass sie nicht ins Internet gelangen.

Ich glaube, dass die Befürchtungen meiner Verwandten von Identitätsdiebstahl handeln, versäume es aber, mich zu erkundigen. Stattdessen frage ich, ob denn wenigstens die Toten ins Internet können. Mein Onkel überlegt und sagt: Dagegen spricht eigentlich nichts.

Alina Smithee

1990-2015

Leselisten

Im Jahr 1990 habe ich damit begonnen, in einem Heft meine gelesenen Bücher zu notieren. Anfang 2002 habe ich diese Bücher auf den PC übertragen und das Heft weggeworfen. Direkt danach bekam ich PC-Probleme und bat einen Freund um Hilfe, der schweigend „Format C:“ eingab. Weg war die Liste.

Ab 2008 habe ich online erst auf studiVZ, dann auf Facebook Leselisten geführt, um die Bücher anderen Lesern mitteilen zu können. Seit 2013 nutze ich dafür einen Goodreads-Account. Diese Listen und Goodreads-Daten sind auf Festplatte und Datenstick gespeichert.

Aber ich ärgere mich bis heute so sehr über diese verlorenen Notizen, dass ich weder Goodreads noch sämtlichen Datensicherungsmöglichkeiten voll und ganz vertraue. Und so ist das Einzige, was ich 2015 noch konsequent handschriftlich erledige, das Notieren von gelesenen Büchern in einem Heft.

Sokoban-Spielerin

23.11.2015

Probleme in einer bargeldlosen Welt

Ich lebe recht bargeldlos. In meinem Portemonnaie befinden sich mehrere Kreditkarten, ich habe zwei Girokonten und Paypal. Bargeld trage ich nur noch zum Brötchenholen und für ähnliche Kleinbeträge in der Tasche.

Als N. ein neues (gebrauchtes) Auto bekommt benötigen wir zunächst Bargeld. Gerade ein Gebrauchtwagenkauf ist etwas, das zum einen größere Geldsummen zwischen Privatleuten bewegt, zum anderen aber nicht über Kreditkarten, Schecks oder Konten praktikabel ist.

Aus Angst vor Betrug fahren beide Seiten gut damit, ein klassisches Zug-um-Zug-Geschäft daraus zu machen: Bargeld gegen Auto, jetzt hier vor Ort. Keine Überweisung, kein Scheck.

Die ganze Angelegenheit wurde zuerst durch die Auszahlungslimits der Geldautomaten erschwert, über mehrere Banken verteilt bekamen wir die erforderlichen 5000 € in überwiegend 50-€-Scheinen an einem Wochenende zusammen. Das ist lästig, aber möglich.

Als das alte Auto verkauft war, offenbarte sich ein anderes Problem:

Wenn man im Monat maximal 100 € an Bargeld ausgibt und ungern Summen über 100 € bei sich trägt – was stellt man dann mit 900 € Bargeld aus einem Autoverkauf an? Neun Monate kein Bargeld mehr abheben? Oder statt mit der Karte die nächsten Wocheneinkäufe umständlich bar bezahlen?

Einzahlungen auf ein Bankkonto habe ich lange nicht mehr gemacht. Ich wüsste aus dem Kopf gar nicht, ob meine Hausbank das an einem Schalter oder über einen Automaten macht.

Und bei Automaten hätte ich Bedenken, dass die von mir gezählte Summe von der des Automaten zu meinen Ungunsten abweicht und ich bei Reklamationen nur ein Schulterzucken der Bank erwarten kann.

Die kleine Internetbank, bei der ich mein Zweitkonto habe, bietet aber inzwischen Bareinzahlungen auf mein Konto in allen Filialen zweier großer Supermarktkette an.

Die Bank hat laut den letzten Blogbeiträgen im Moment knapp zehnmal soviele Kunden, wie die Supermarktketten Filialen haben. Da das Angebot erst seit zwei oder drei Wochen existiert rechne ich eher nicht mit viel Routine beim Personal. Ob man überhaupt weiß, dass man Geldeinzahlungsstelle ist?

Aufgeregt gehe ich mit den vorerst nicht benötigten 800 € zur Infotheke des nächsten Marktes. Auf dem Handy bereite ich in der App die Einzahlung vor, indem ich die Summe eingebe und einen Barcode erhalte.

Die Mitarbeiterin dort fragt mich nach meinen Wünschen, ich stammle unsicher etwas von Internetbank, Konto, sie blickt mich fragend an, ich erwähne die Karte ... äh ... Einzahlen ...?

Bei “Einzahlen” klärt ihr Gesichtsausdruck auf. Sie guckt auf mein Handy, greift nach dem Handscanner und scannt den Barcode.

Ich gebe ihr das Geld, sie zählt es durch und verstaut es in der Kasse. Mit einer Einzahlungsquittung verlasse ich den Supermarkt. Die Bank-App hat die Einzahlung längst vermerkt und zeigt sie im Saldo an.

Mit der Kreditkarte könnte ich jetzt schon über das Geld verfügen, Barauszahlungen und Überweisungen gehen jedoch erst nach dem buchungstechnischen Eingang des Geldes auf dem normalen Bankweg.

Das alles ging erschreckend problemlos. Tatsächlich scheinen Einzahlungen an Supermarktkassen aus für mich nicht ersichtlichen Gründen gar nicht ungewöhnlich zu sein.

Die kleine Internetbank ohne eine einzige echte Filiale hat so auf einen Schlag mehrere tausend Einzahlungsstandorte mit Öffnungszeiten von 8-22 Uhr an sechs Tagen in der Woche.

Dennoch wäre es schön, wenn Banken einen ~~verzögerungsfreien~~ verzögerungsarmen elektronischen Zahlungsverkehr zwischen Privatleuten einrichten würden. Bitcoin macht ja vor, wie das anonym, sicher und recht schnell geht.

Volker König

23. November 2015

Büro mit Gleisblick zu vermieten

Einen ICE nach Fulda habe ich am Bahnhof Spandau bereits verpasst, weil der RE, der mich nach Spandau bringen sollte, Verspätung hatte. Der nächste fuhr in den Bahnhof ein, ließ alle Passagiere einsteigen, wartete kurz, und ließ sie dann wieder aussteigen, weil er kaputt war und nicht weiterfahren konnte. Seit einer Weile steht der kaputte Zug jetzt am Bahnsteig. Die Zeit vergeht. Die Reisenden fragen sich, was passieren wird.

Wird der Zug irgendwann weiterfahren? Wird er abgeschleppt? Wo kommt der nächste Zug an, wenn das Gleis verstopft ist? Es ist kein Personal am Bahnsteig und es ertönen keine Durchsagen.

Ich gehe zum Infoschalter in der Bahnhofshalle. Die dort arbeitende Frau weiß auch nichts, und sie sieht auch keinen Handlungsbedarf.

Ich: Können Sie nicht wenigstens den Kollegen Bescheid sagen, dass die mal ne Durchsage am Bahnsteig machen?
Sie: Nee kann ik nich, die Kollegen sitzen in Berlin.

Das war mir neu. Da ja sogar in vielen U- und S-Bahn-Stationen die Durchsage-Maschine noch direkt am Bahnsteig steht, war ich automatisch davon ausgegangen, dass irgendwo in Spandau ein Büro mit Blick auf die Gleise existiert, wo jemand sitzt und Durchsagen vorliest bzw. überwacht, wenn sie maschinell vorgelesen werden.

Alexander Matzkeit

November 2015

Sticklos im Copyshop

Vielleicht ist es Paranoia, vielleicht berechtigte Sorge: Die Verwendung eines USB-Sticks an einem unbekannten Computer weckt bei mir Assoziationen von ungeschütztem Geschlechtsverkehr. Man weiß nicht, ob der andere etwas hat, das man selbst nicht haben will, und der andere ahnt auch nicht, womit man ihn womöglich infiziert (ohne es selbst zu wollen) – aber egal, rein damit.

Copyshops gehören zu den Orten, an denen, wenn ich mich recht erinnere, immer viel ungeschützter digitaler Verkehr stattfand. Als ich mich, nach längerer Pause, wieder mal zu einem Copyshop aufmache, habe ich einen USB-Stick in der Tasche, aber nicht vor, ihn einzusetzen. Die Dateien, die ich gerne ausgedruckt hätte, liegen in einem Ordner bei Google Drive, den ich freigegeben habe. Wer darauf zugreifen will, muss eine 79 Zeichen lange URL aufrufen. Mithilfe von TinyURL – einem der URL-Shortener, bei denen man selbst festlegen kann, wie die Kurz-URL lauten soll – erzeuge ich eine gut segmentierbare, leicht einzugebende Weiterleitung: tinyurl.com/ausdruck-2015. Ich betrete den Copyshop in der Hoffnung, dass es inzwischen gängige Praxis ist, dem Mitarbeiter – statt einem USB-Stick – die Adresse zum Dateidownload zu geben. Den Stick habe ich für etwa den Fall dabei, dass der Computer, an den der Drucker angeschlossen ist, temporär oder permanent offline wäre.

Der Computer ist online. Die sticklose Vorgehensweise ist entweder tatsächlich gängige Praxis oder die Mitarbeiterin geht dezent darüber hinweg, dass dem nicht so ist. Die Dateien werden heruntergeladen, gedruckt, macht zweizwanzig bitte, danke, schönes Wochenende, tschüss.

Christopher Bergmann

26. November 2015

Kärntener Jäger haben den Schuss gehört

Kollege O. ist in seiner Freizeit Jäger und erzählt mir auf einer langen Autofahrt viel darüber, wie das Ökosystem zwischen Menschen und Tieren, aber auch zwischen Menschen und Menschen rund um seine Kärntener Hütte funktioniert. Die Jäger, die dort unterwegs sind, kennen sich alle untereinander und bilden eine eingeschworene Gemeinschaft. Sie kennen auch die Kaliber ihrer Gewehre und sie tauschen sich darüber aus, wer wann was wo geschossen hat. Dieses Netzwerk nutzen sie auch, um Wilderern auf die Spur zu kommen. Wenn einer der Jäger unterwegs ist und einen Schuss hört, schreibt er in einem festgelegten Ring eine SMS, wo und was er gehört hat, bis sich derjenige meldet, der geschossen hat. Wenn niemand den Schuss für sich beansprucht, wissen die Jäger, wo sie den Wilderer abfangen können.

“Interessant”, sage ich. “Aber inzwischen nutzt ihr bestimmt WhatsApp-Gruppen, oder?”
“Nee”, sagt O. “Mit dem Internet ist es da unten nicht so weit her.”

Alexander Matzkeit

27. November 2015

Ihr müsst mir keine CDs mehr schenken

Weil die Geschenke-Saison sich nähert, bringe ich meinen Amazon-Wunschzettel auf den neuesten Stand. Mir fällt auf, dass dort, wo ich früher Medien aller Gattungen abgelegt hatte, jetzt fast nur noch E-Books stehen und ein paar vereinzelte DVDs, von denen ich nicht erwarte, dass sie in nächster Zeit bei einem Streamingdienst auftauchen. Einsam liegt irgendwo dazwischen "One Trick Pony", das einzige Paul-Simon-Album, das ich noch nicht besitze und vor längerer Zeit auf den Wunschzettel gesetzt hatte. Ich schaue es auf dem PC-Monitor lange an, dann füge ich es auf meinem Handy in Apple Music meiner Musik hinzu und lösche es von meinem Wunschzettel.

Alexander Matzkeit

29. November 2015

Momentan ist kein Internet verfügbar

Die Fahrt von Interlaken nach Bern will ich nutzen, um zu arbeiten. Das MacBook meldet eine Internetverbindung, doch die Deutsche Bahn, in deren Wagen ich sitze, zieht dieses Angebot (wenig überraschend) sogleich zurück.

Noch stehen wir im Bahnhof, aber auch während der Fahrt wird dieses Internet nicht funktionieren.

Eigentlich brauche ich für das, was ich machen will, keinerlei Internet, aber die Meldung lässt mich hungrig zurück. Ich erinnere mich daran, dass mir ein Freund kürzlich gezeigt hat, wie das kluge Telefon den Computer ins Netz bringt. Es funktioniert einwandfrei. Die Arbeit bleibt liegen und der Thunersee zieht unbeachtet an mir vorbei.

Franziska Nyffenegger

November 2015

Nearpod

Ich teste eine neue App in der Vorlesung: Mit Nearpod starte ich eine Präsentation, alle Hörer können sich mit einem Code darauf einloggen und sehen die selben Folien gleichzeitig auf ihren eigenen Geräten.

Vor dem Versuch warne ich vor WLAN-Pannen und prophezeie, dass das Experiment wohl an der Technik scheitern werde, aber man müsse es ja immer wieder mal versuchen.

Der Code erscheint auf dem Beamerbild. Es vergehen keine zwei Minuten und 33 von 33 Zuhörern haben sich eingeloggt. Alle haben ohne vorherige Ankündigung geeignete Geräte dabei. Es findet sich der gesamte Hardwarezoo von iPhone und iPad über Android Smartphones aller Generationen bis zu Windows Smartphones und natürlich Notebooks. Nur kein Mac.

Es stellt sich schnell heraus, dass das Zeigen von Folien zwar zuverlässig geht, aber eigentlich keinen Mehrwert darstellt, außer dass ich die Geräte ganz nebenbei mit meinen Inhalten gekapert habe. Es ist zugegebenermaßen beeindruckend, dass ich mit einem Wisch auf dem Hauptgerät einen Bildwechsel auf allen 33 Teilnehmergeräten auslöse, aber für diese Funktion hatten wir ja eigentlich schon den Beamer im Hörsaal.

Sehr praktisch ist aber die Quizfunktion. Ich habe Multiple-Choice-Fragen zur Vorlesung vorbereitet, die auf den Geräten erscheinen. Die Zuhörer können Lösungen mit ihren Nachbarn diskutieren, beantworten und mit der nächsten Frage fortfahren. Ich sehe die Auswertung in Echtzeit und kann so einschätzen, wann die meisten fertig sind und wo die Probleme liegen.

Das Quiz macht allen großen Spaß, und auch nach dem dritten Einsatz gibt es wenig auszusetzen. Gut – wenn nur die Quizfunktion zählt, dann sollte ich wohl demnächst mal Pingo testen.

Allerdings ist die Funktion, auf den Geräten der Zuhörer synchron Folien zu zeigen, auch nicht zu verachten – ein gutes WLAN (oder gute Datentarife) in Reichweite und ich könnte kleinere Veranstaltungen komplett in den Park verlegen . . .

Georg Passig

November 2015

Videokonferenzen für Theoretiker

Wir müssen Absprachen mit Rechenzentren treffen, mit denen wir kooperieren, und dazu müssen wir Konferenzen durchführen. Konferenzen, die nicht per Telefon möglich sind, weil Präsentationen gemacht werden müssen etc.

Der nächste Termin ist in Solingen, was von uns aus ungefähr eine Stunde Autofahrt bedeutet. In den Mails zur Terminabstimmung fand sich auch ein Hinweis auf die Möglichkeit, ein Videokonferenzsystem zu benutzen.

Ich denke an etwas wie Google Hangout, wo man sich einfach an einen PC mit Webcam setzt mit bis zu 25 Teilnehmern reden kann. Jeder kann dynamisch auch Fenster seines Desktops statt des Kamerabildes senden, um beispielsweise eine Präsentation zu zeigen, oder Dokumente teilen, die kollaborativ über Google Drive bearbeitet werden.

Jetzt ist unser Netz recht sicher von der Außenwelt abgeschottet. Videokonferenzen aus dem Netz heraus sind nur mit der von uns zertifizierten Lösung möglich, die prinzipiell das kann, was Google Hangout auch kann, aber halt mit Servern in Deutschland.

Die Abschottung dient primär dazu, die Angreifbarkeit des Netzes zu minimieren, da Videochatsyteme wie Skype proprietäre Verschlüsselung einsetzen und eingehende Daten beispielsweise nicht auf Schadsoftware gescannt werden können.

Aber wir haben auch die Möglichkeit, einen separaten PC direkt ins Internet zu hängen. Ich muss nur wissen, welche Software ich benötige und wir ich die Gegenstelle in Solingen erreiche.

Ich frage nach technischen Voraussetzungen für die Teilnahme an der Videokonferenz und als Antwort wird nach meiner Verbindungsnummer gefragt. Man müsse mich ja vom Videokonferenzraum aus anrufen können. Wobei sich gerade klärt, ob es überhaupt möglich sein wird.

Ein Videokonferenzraum. . . ?

Einige Telefonate später habe ich den Betreuer des Videokonferenzsystems am Telefon und erfahre, dass “Videokonferenz” im aktuellen Fall ein auf SIP basierendes Endgerät “mit nur einer Leitung” in einem separaten Konferenzraum bedeutet.

Man kann also mit genau einer Gegenstelle eine Videokonferenz machen. Man könne uns über einen Dienstleister eine Testgestellung eines Endgerätes organisieren, allerdings sei derzeit schon eine Verbindung nach Lemgo im Gespräch, wo das Partnerrechenzentrum einen vergleichbaren Videokonferenzraum habe.

Lemgo ist von uns zweieinhalb Autostunden entfernt.

Schließlich fahren wir nach Solingen und treffen dort auch die Kollegen aus Lemgo, die nicht per Videokonferenz teilnehmen, weil deren Videokonferenzraum zu klein für die angekündigte Teilnehmerzahl war.

Volker König

30.11.2015

Smartphone-Szenen zwischen Mutter und Tochter

Szene 1:

Mutter: „Und wie ist das: Willst du jetzt auch ein Smartphone?“
Ich: „Nö.“
Mutter: „Zu Weihnachten?“
Ich: „Will ich einen neuen Toaster.“
Mutter: „Aber alle haben ein Smartphone. [Deine Schwester] hat jetzt auch eins. Auch wenn sie das nur hat, weil [ihre Tochter] nächstes Jahr eins bekommen soll und sie darum wissen wollte, wie das funktioniert. Sie nutzt das nun viel.“
Ich: „Es haben aber auch alle einen funktionierenden Toaster und nutzen den viel.“

Mutter: „Ich will vielleicht ein Smartphone.“

Szene 2:

Mutter: „Kann unser Handy eigentlich SMS?“
Ich: „Natürlich.“

Ich zeige ihr, dass das Handy SMS kann. Interessanterweise scheitere ich am Versuch, diese SMS an mein Handy zu schicken: „Versand nicht möglich“.

Mutter: „Geht das nicht, weil das Internet nicht an ist?“
Ich: „Das hat nichts miteinander zu tun.“
Mutter: „Wenn ich eine SMS empfangen will, muss ich das Handy dann immer angeschaltet lassen?“
Ich: „Nein. Schau mal: Du weißt sowas nicht, weil es dich überhaupt nicht interessiert. Dich würde auch ein Smartphone nicht interessieren.“

Szene 3:

Mutter: „Hättest du ein Smartphone, könntest du mir von unterwegs Fotos schicken.“
Ich: „Ich bin nie unterwegs.“
Mutter: „Doch.“
Ich: -
Mutter: „Ich habe am Freitag mit [deiner Schwester] telefoniert. Die Kinder haben [etwas Lustiges getan]. Sie sagte, wenn ich ein Smartphone hätte, hätte sie mir Bilder davon geschickt.“
Ich: „Das hätte sie auch per Email oder Dropbox tun können.“
Mutter: „Aber das macht sie ja nicht.“
Ich: „Genau. Sie würde dir ein paar Wochen lang Fotos schicken, und das war es dann.“

Szene 4:

Mutter: „[Aufreihung der Namen ihrer Freundinnen] haben alle ein Smartphone und bekommen laufend Fotos von den Enkelkindern zugeschickt. Wenn wir uns treffen, zeigen sie sich gegenseitig die Fotos. Sogar [die älteste Freundin] hat eins!“
Vater: „Aber sie macht das ja nicht selbst, das mit dem Smartphone.“
Mutter: „Doch!“
Vater: „Da hilft ihr aber jemand.“
Mutter: „Ja, [der Sohn]. Der hilft ihr.“

- Endlich – habe ich es begriffen. Meine Mutter will das Smartphone für nichts anderes als für Enkelkinderfotoempfang auf WhatsApp und die Möglichkeit, diese Fotos herumzeigen zu können. Und ich soll ein Smartphone haben, damit ich ihr erklären kann, ob sie Fotos verpasst, wenn der Akku leer ist.

Sokoban-Spielerin

30.11.2015

Vereinfachte Diskussionskultur dank Gefällt-mir-Button

Ich schreibe einen tendenziell etwas kritischen Kommentar zu einem Facebookbeitrag, der vom Urheber des Beitrags argumentativ gut beantwortet wird.

Um klarzumachen, dass ich das gut verstehen kann, hebe ich an, eine Replik zu schreiben, merke dann aber, dass ich vermutlich doch wieder einzelne Aspekte aufgreifen würde, was gar nicht nötig ist, zumal ich die Person kenne und weiß, dass es gar keinen Grund gibt, rumzudiskutieren.

Ich drücke also auf “Gefällt mir”. Nicht nur, weil mir die Antwort gefällt, sondern, weil es das einfachste Mittel ist, um ungefähr folgende Aussage zu treffen: “Ich habe gelesen, was du geschrieben hast und bin weitestgehend

damit einverstanden. Sollte es einzelne Aspekte geben, die man ausdiskutieren könnte, bin ich zu dem Schluss gekommen, dass sich der Aufwand nicht lohnt. Wir können die Diskussion meinetwegen an dieser Stelle beenden. Es ist alles gesagt und ich hege keinerlei Groll ob deiner Antwort."

Ob das "Gefällt mir" auch von anderen Leuten ungefähr mit dieser Aussageabsicht benutzt wird, kann ich nicht sagen. Ob es so verstanden wird, auch nicht. Es macht mir das Leben auf jeden Fall leichter.

Anne Schüßler

1. Dezember 2015

Gar nicht mehr so beliebt: Kastl auf Papier

Die Mutter studiert eine Weihnachtsgeschenkbeilage der Zeitung.

„Das Internet, das prägt einen schon", sagt sie, "am liebsten würde ich da jetzt was antippen. Was hilft dir da a so a Kastl?" Mit Kastl meint sie die rechts abgebildeten Spiele. Die Mutter ist 72 und eventuell sollte man jetzt wirklich seine Zeitungsaktien verkaufen, wenn man welche hat.

Kathrin Passig

1. Dezember 2015

Die Erben der BR-Skigymnastik

Durch die Arbeitszeiten in meinem neuen Job komme ich weniger zum Sport, als es meinem Bewegungsdrang entspricht. Mir fällt ein, dass im Jahr zuvor ein Hüpf- und Kräftigungsprogramm auf ~~dem Internet-Videokanal~~ YouTube durch viele Blogs ging, die ich lese: *Shred*. Auch wenn die Berichte dazu fast alle den Schwerpunkt auf Gewichtverlust legten (eine teuflische Obsession unserer Zeit), könnte mich eine halbe Stunde Heben und Hüpfen am Morgen mit Basisbewegung versorgen. Das Programm läuft über 30 Tage, es besteht aus 3 Übungsabläufen, die jeweils 10 Tage zu wiederholen sind.

Nach dem Morgenkaffee rufe ich das erste Video im Wohnzimmer auf meinem Laptop auf. Ich möchte die Vorturnerin aber auf einem größere Bildschirm sehen. Also starte ich in meinem Browser Chrome das Programm Chromecast: Damit und mit einem kleinen Gerät am Fernseher kann ich den YouTube-Film auf den Fernsehbildschirm übertragen.

Während ich der Vorturnerin folge, fällt mir ein, dass ich zuletzt vor 35 Jahren nach Fernsehanweisungen geturnt habe: Skigymnastik des Bayrischen Fernsehens. Ich erinnere mich daran, dass meine Mutter meinen kleinen Bruder und mich im Dezember und Januar regelmäßig zum Sendetermin vor dem Fernseher versammelte (mein Vater fuhr nicht Ski), und dann kräftigten wir die fürs Skifahren wichtige Muskulatur, um Verletzungen vorzubeugen. Ich werde ein wenig wehmütig beim Gedanken an Zeiten, als

Vorbeugung von Verletzungen als Argument für Bewegung reichte und nicht jede Sportidee mit dem Ziel Gewichtverlust, wenn nicht sogar ewige Jugend verkauft werden musste.

Kaltmamsell

1. Dezember 2015

Spracheingabe ist immer okayer

Android kann schon länger gesprochene Sprache in Text umwandeln. Als ich das letzte mal probiert habe, da ging es noch nicht ganz richtig. Das größte Problem waren die Satzzeichen. Nachdem meine neue Armbanduhr auch ein Mikrofon hatte[1], wollte ich es noch einmal probieren. Und, große Überraschung, mittlerweile funktioniert das auch mit den Satzzeichen Punkt jedenfalls wenn man gleich daran denkt zu diktieren und nicht einfach hinterher. Oder auf die Idee kommt, mitten im Satz einen. Punkt zu machen.

Sogar einen Zeilenumbruch kann man machen, wenn man das Wort [2]

Sagt. Das bedeutet, dass es dummerweise keine Möglichkeit gibt, jenes Wort, nämlich **

Zu schreiben.

Außerdem muss man sich gut überlegen, was man sagen will. Mitten im Satz nochmal eine andere Wendung zu nehmen, das funktioniert nicht so gut. Korrekturen sind nämlich sehr schwierig. Aber alles in allem funktioniert es mittlerweile so gut, dass ich mich manchmal dabei ertappe, auch in der Öffentlichkeit lieber meinem Telefon etwas zu diktieren als es einzugeben über die Tastatur . Bis auf die Satzzeichen kann man auch so tun als würde

---

1. Die neue Smartwatch kann Spracheingabe, das wollte ausprobiert werden.
2. »Absatz« ist das Zauberwort, das verläßlich einen Zeilenumbruch produziert. Leider immer, auch wenn man »Absatz« schreiben will, auch wenn es um Schuhe geht.

man nur mit der freisprecheinrichtung sprechen. Das sieht immer noch albern aus, ist aber eine mittlerweile zum Straßenbild gehören der Form von Albernheit.

Klammer auf nach Diktat verreist Klammer zu

Felix Neumann, aufgeschrieben von Android

01.12.2015

Ich kaufe ein und bekomme noch Geld dafür

Seit man beim Supermarkt Rewe Bargeld abheben kann (Google sagt, das geht seit 2003), habe ich kaum mehr eine Bank von innen oder einen Geldautomaten von nahem gesehen. Ich kaufe eh meistens bei Rewe ein und ab einem Einkaufswert von 20 Euro kann man bis zu 200 Euro Bargeld mitnehmen. Das ist eine Win-Win-Situation, ich erspare mir den Gang zu meiner Bank und Rewe spart sich lästige Bargeldzählerei und minimiert seinen Verlust, sollte einer ihrer Geldtransporter mal überfallen werden.

Blöd ist es nur, wenn zwei Verpeilte aufeinander treffen. Heute z. B. wollte ich 100 Euro an Bargeld mitnehmen, der zusätzliche Betrag neben meinem Einkauf wurde von meiner EC-Karte abgebucht, aber die Kassiererin gab mir das Geld nicht. Ich merkte es erst draußen auf dem Parkplatz, als ich meine Einkäufe verstaute. Immerhin. Ich ging wieder zur Kasse und wies darauf hin, dass ich die 100 Euro nicht bekommen habe. Die Kassiererin war auf eine Art überrascht, die mich vermuten lässt, dass ihre Weihnachtsliste in den letzten drei Minuten um ein paar Geschenke länger geworden war. Sie entschuldigte sich und drückte mir anstandslos mein Geld in die Hand. Es tat mir fast ein bisschen leid.

(Rewe steht übrigens für **Re**visionsverband der **We**stkauf-Genossenschaften, weiß Google)

sleeplessdarkhorse

2.12.2015

Kulturelle digitale Disruption

Die 11jährige liest eine Geschichte vor, die sie für die Schule geschrieben hat.

"Dann sah ich auf mein Handy und merkte, dass es schon 23:31 war."

Volker König

2. 12. 2015

Technikbezogene Randnotizen aus einem Abend Flüchtlingshilfe

- Ich erfahre über eine Facebookgruppe, dass Bedarf an Flüchtlingshelfern am Kölner Flughafen besteht. Als ich einen freien Tag habe, trage ich mich in eine Doodle-Liste zum Kleidersortieren und eine Woche später auch zum Aushelfen an der Drehscheibe Köln ein, wo per Zug ankommende Menschen vor ihrer Weiterfahrt versorgt werden. Den Weg zur Kleiderkammer weist mir ein Google-Maps-Link, über den ich die Google-Maps-Navigation anschalte.

- Das Kleiderlager ist eine überraschend große Flucht an industriell wirkenden Räumen mit dicken Stahltüren, Laderampen und alten Informationstafeln, die auf strenge Hygienevorschriften hinweisen. Als ich das zweite Mal aushelfe, bekomme ich auf Nachfrage erzählt, dass hier früher das Essen für Flugzeugpassagiere zubereitet und abgepackt wurde.

- Bei der Einfahrt in das Flughafenparkhaus verkündet mir der Bildschirm: "Ihr Kennzeichen wird eingelesen." Über Google erfahre ich, dass diese Information zur Parkplatzreservierung genutzt werden kann.

- In den Zelten, in denen sich die Flüchtlinge eine Stunde vor ihrer Weiterfahrt aufhalten können, ist für folgende Dinge gesorgt: Essen, Trinken, medizinische Hilfe, frische und intakte Kleidung, kostenloses WLAN und Strom-

versorgung. Ich frage mich, ab wann Strom und WLAN zu dringend benötigten Gütern nach einer langen, ungewissen Reise aufgestuft wurden (dass sie diesen Status verdienen, zweifle ich übrigens keine Sekunde lang an).

- Ein Flatscreen hängt in einem der Zelte, auf dem in mehreren Sprachen die wichtigsten Informationen (u. a. ”tea and water is free”) als Diashow ablaufen.

- Zum ersten Mal seit Jahren fehlt mir schmerzlich eine Armbanduhr. Uns wird zwar die Uhrzeit gesagt, zu der wir die Kleiderkammer schließen müssen, aber wie lange es bis dahin noch dauert, muss ich erst herausfinden und bei über 400 zu versorgenden Menschen zählt jede Minute. In den Zelten hängt keine Wanduhr, und niemand, den ich frage, trägt eine Armbanduhr. Durch das Verteilen der Kleider und Notieren des Bedarfs mit Stift und Zettel haben immer alle die Hände voll und können nicht auf’s Handy schauen.

- Auf meiner Zukunftswunschliste ab jetzt ganz oben: ein Simultanübersetzungsgerät. Für‘s Erste wäre Farsi auf Duolingo aber auch okay.

Angela Heider-Willms

02.12.2015

Dolmetsch-Software im Praxistest

Im Wartezimmer sticht ein Mitpatient besonders hervor: Der dem Akzent nach US-amerikanische Mann benutzt im Gespräch mit der Sprechstundenhilfe eine Live-Übersetzungs-App. Er trägt – ungekünstelt und nicht übermäßig deutlich oder laut – einen Satz auf Englisch vor, und weniger als eine Sekunde später ertönt aus seinem Smartphone in einer Siri-ähnlichen Stimme die fehlerfreie deutsche Übersetzung. Es geht alles sehr routiniert vonstatten.

Dabei hat der Mann offenbar noch nicht allzu oft von der Software Gebrauch gemacht: Am Ende sagt er bzw. seine Übersetzerin „Auf Wiedersehen. Es war eine sehr interessante Erfahrung, diese Technologie zu benutzen.“

Torsten Gaitzsch

4. Dezember 2015

No newspapers there: Das Ende der Piñata

In der Facebookgruppe “Free Your Stuff Berlin” (derzeit 59.704 Mitglieder, Thema ist das Verschenken von Hausrat):

Kathrin Passig

5. Dezember 2015

Die Kinokartenkontrolle wird kleiner und mobiler

Am Eingang zum Kino wird der QR-Code auf den Tickets mit Geräten eingelesen, die mir neu sind. Vielleicht sind sie mir auch bisher nur nicht aufgefallen. Ich frage den Kartenkontrolleur. Er ist aber noch nicht so lange im Geschäft und kann dazu nichts sagen. Ich darf das Gerät fotografieren, “ist ja eh Ihr eigenes Ticket”.

“Ist das ein eigenes Gerät oder ein normales Smartphone?”, frage ich. “Das ist ein iPod.” Der iPod steckt in einer Spezialhülle mit Einleseding, nach Google-Bildervergleich wahrscheinlich ein Linea Pro 5. Mit viel gutem Willen erkennt man auf meinem Foto auch den Kreditkartenleseschlitz, außerdem das Polar-Fitnesstracker-Armband des Kontrolleurs.

Die Kinokarte selbst ist eine Art Kassenbon auf dem kassenbonüblichen dünnen Papier. Wann sich das geändert hat, kann ich noch nicht sagen, im Laufe künftiger Schreibtisch- und Jackentaschenaufräumaktionen werden aber vermutlich alte Kinotickets zum Vorschein kommen, die eine Datierung ermöglichen.

CineStar
So macht Kino Spaß
CineStar Original & IMAX

Preis	Datum	Zeit
10,00 EUR	05.12.2015	18:00

FFF Nights - Freie Platzw

FFF: Road Games

Saal	Reihe	Sitz
7		

Freie PW

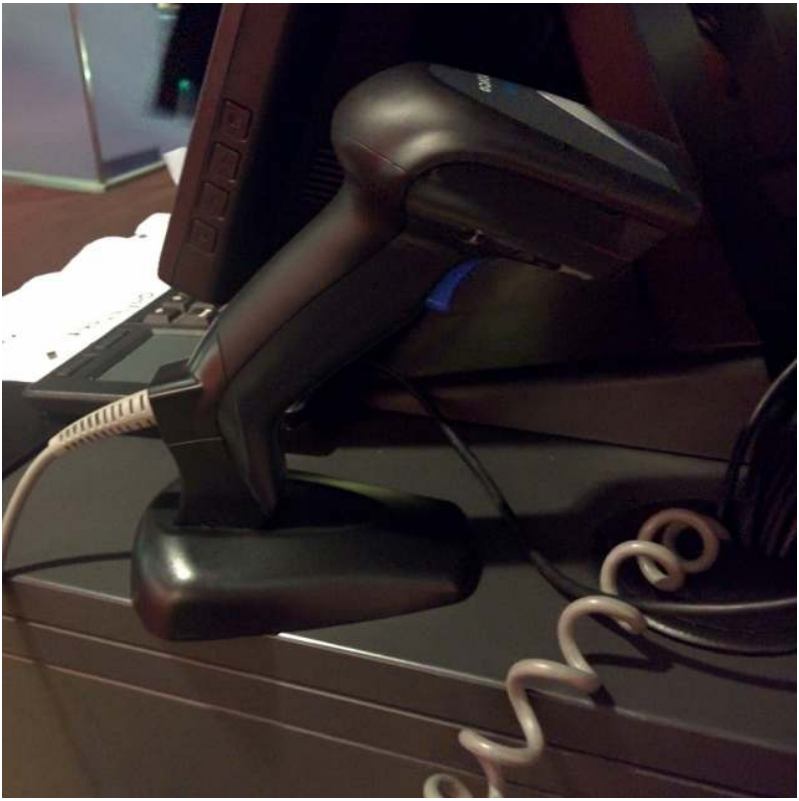
U93 01168106 001

Ticketnummer: 34470145535
Transakt.Nr.:01168106/001

Online-Kartenverkauf, Kinoprogramm
und Infos unter www.cinestar.de

Gilt nur für o.a. Vorstellung. Aufbewahren bis
Ende der Vorstellung. Auf Verlangen vorzeigen.

Anderswo im Kino sind Geräte im Einsatz, die mir bekannter vorkommen. Sie sind nicht so mobil wie die iPod-Lösung, sondern hängen mit Kringelkabel an einer Kartenlesestation:



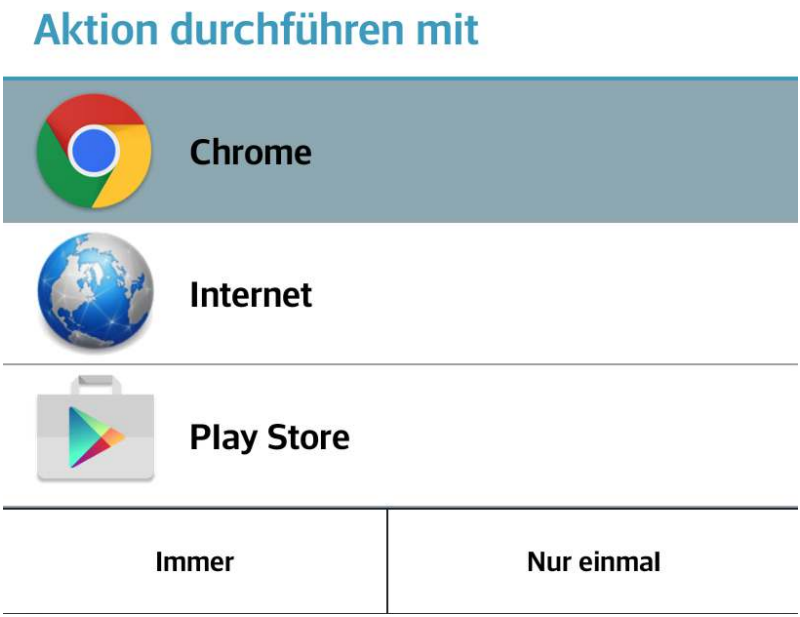
Warum im gleichen Kino unterschiedliche Ticketscantechnik zum Einsatz kommt, frage ich dann ein andermal.

Kathrin Passig

5. Dezember 2015

Play Store, Chrome, Internet – eh alles das Gleiche

Ich mache mich mit meinem LG-Tablet auf die Suche nach den vielen Gratis-E-Books, die überall rumliegen sollen. Ein Google-Suchauftrag in Chrome bringt mich zum Google Play Store. Bevor ich eintreten kann, stellt sich mir eine rätselhafte Meldung in den Weg.



Internet? Sweet. *Nur einmal* probiere ich es tatsächlich damit. Scheint schlicht ein systemeigener Browser zu sein. Aber was soll das Ganze – ist Android, worauf das Gerät läuft, nicht das Betriebssystem von Google? Und Chrome der Browser von Google? Und Play Store auch was von Google, ein Shop eben, aber in dem Fall die App?

Betriebssystem, Browser, App, Internet, unnötig, dass ein User da durchblickt. Weil ich irgendwann vorher QuickMemo gefunden habe, kann ich einen Screenshot machen und gelegentlich bestaunen bzw. herzeigen. Glaubt ja sonst keiner.

Nachtrag: »›Internet‹ heißt der sog. ›Android Stock Browser‹, ein Relikt aus prächromatischer Zeit. Niemand weiß, wozu er noch ist«, twittert @kosmar und löst so das Rätsel.

Undine Löhfelm

Seit Oktober 2015

Unterricht mit Kreide und WhatsApp

Mit einigen Freundinnen zusammen gebe ich Deutschunterricht im Flüchtlingsheim in Bliesdorf.

Wir haben einen gemeinsamen Unterrichtsplan in Google Docs angelegt, in den alle ihre Zeiten eintragen. Per iFrame ist der Plan in die Website des Willkommenskreises eingebettet, kann dort eingesehen, aber nicht bearbeitet werden.

Außerdem haben wir eine WhatsApp-Gruppe, in der wir uns über den Unterricht austauschen und jammern, wenn mal niemand zur vereinbarten Zeit erschienen ist.

Mit den Schülerinnen und Schülern kommunizieren wir ebenfalls über WhatsApp oder per e-Mail. Entweder auf Deutsch oder Englisch, manchmal auch mit Hilfe einer Arabisch-Deutsch-Übersetzungs-App.

Im Unterricht selbst benutze ich in der Regel nur die Tafel, weiße Kreide und selbst mitgebrachtes Wasser aus einer alten Colaflasche, um die Tafel abzuwischen. Wir haben zwar auch andere Unterrichtsmaterialen, aber die gefallen mir nicht so und ich überlege mir immer im Vorfeld eine Struktur, mit Hilfe derer ich den Schülern Grammatik beibringe. Meine Schüler sind 9 Afghanen und ein iranisches Ehepaar. Sie sind schon etwas älter, wollen nicht bespaßt werden, sondern lieber die Grammatik verstehen. Einige von ihnen haben Apps, mit denen sie dann das Gelernte vertiefen und deutsche Konversation üben.

sleeplessdarkhorse

5. Dezember 2015

Aus Herbst wird Sommer, das geht ganz schnell

K. ist an einem Film beteiligt, der im Sommer spielt. “Einigen Bäumen war aber anzusehen, dass es schon Herbst wurde”, sagt er, “also haben wir das bei den Special-Effects-Leuten angesprochen. Die haben dann nur kurz an irgendeinem Regler gedreht, und alle Bäume waren schön grün. ‘Wir dachten schon, ihr wollt was Schwieriges’, haben sie gesagt.” Wenn es am Drehtag mal etwas grau am Himmel sei, baue man halt später einen blauen mit weißen Wölkchen ein, das gehe ganz schnell.

Kathrin Passig

06.12.2015

Let's listen – was vom Spielen übrig blieb

Früher, etwa im Jahr 1989, als der Computerraum unserer Schule eingerichtet wurde, trat Tetris in mein Leben. Etwas später kamen Aufbauspiele wie Civilization dazu, Warlords, Evolution. Oder Test Drive. Wahrscheinlich hätte ich ein paar Fahrstunden mehr gebraucht, wenn ich das Spiel nicht gehabt hätte.

Die Neunziger wurden dann immer besser. Lands of Lore beispielsweise habe ich wochenlang gespielt, von den Labyrinthen in Ishar habe ich immer noch gelegentliche Alpträume – und bei Doom habe ich wie alle anderen erstmal mit Übelkeit gekämpft, weil das 3D so neu war und unsere Gehirne nicht zurecht kamen mit den Bewegungen auf dem Monitor (ganz zu schweigen von Descent. . .).

Erinnert sich noch jemand an die Gabriel-Knight-Reihe? Monate, sage ich, Monate, in denen ich tagsüber bei der Arbeit war und nachts versucht habe, Voodoo-Morde aufzuklären.

Oder Larry, schrägem Humor war ich nicht abhold, genausowenig wie Gerätsele bei Monkey Island, Simon the Sorcerer und so weiter.

Shooter haben mich erst einmal wieder kalt gelassen, aber dann kam Deus Ex, und ich war verfallen. Noch nie, wirklich nie habe ich mich während eines Spieles so mies gefühlt wie am ersten Wendepunkt der Handlung. Ich musste weggehen vom Rechner, so schuldig habe ich mich gefühlt wegen meiner Taten. Wieder habe ich mich wochenlang von Tütensuppe und Dosenbier ernährt, nur damit ich dieses Spiel lösen konnte. Keines habe ich öfter durchgespielt, bei keinem mehr so mitgefiebert wie bei Deus Ex 1.

Oder doch?

Max Payne kam sehr nahe ran, die Musik habe ich noch im Ohr, und die Zeichnungen, manche Schauplätze sind mir noch so vertraut, als wäre ich tatsächlich physisch dort gewesen.

Inzwischen war ich auch beruflich mit Games befasst, Ende der 90er hatte ich in Berlin ein Büro für Produktionsbücher (wie wir die Form nannten, nonlineare Handlungsoptionen linear aufzuschreiben), wir schrieben storylines, Spielaufgaben, Drehbücher und Dialogbücher für Kindercomputerspiele auf CD-ROM, einem völlig vergessenen Medium. Manchmal unterrichtete ich das sogar, manchmal gab ich workshops darüber, immer spielte ich nachts. Warcraft 2, zum Beispiel.

Oder die Gothic-Reihe.

Dann kam die Familie – und mit Deus Ex 2 die erste herbe Enttäuschung. Auch Max Payne bekam einen Nachfolger, und ich?
Ich brachte es nicht mehr über mich, jemanden zu erschießen. Shooter habe ich seither überhaupt keine mehr angefasst, und für Jahre kein einziges Spiel mehr gespielt.

Bis Skyrim den Weg auf meinen Rechner fand, und ich wieder loszog, um Wölfe zu jagen. Und Draugrfürsten. Das war, wie nochmal jung sein und noch einmal genauso fokussiert sein dürfen auf eine einzige Sache.

Und heute? Heute habe ich Kinder, die wahrscheinlich viel mehr spielen dürfen als andere, weil ich aus tiefstem Herzen nachvollziehen kann, wie sich das anfühlt.
Heute habe ich keine Zeit mehr, für Wochen in (noch) einer Sache zu verschwinden, ich habe auch keine Ruhe mehr, um jedes Spiel zu lernen. Weil Games so komplex geworden sind, dass ich keine Chance habe, mir alles zu merken, ich aber genausowenig Freude daran habe, mich stundenlang durch Questlogbücher zu lesen. Das ist wie Arbeit.

Überhaupt kommen mir sehr viele Spiele heute wie Arbeit vor. Tu dies, geh dahin, mach das, komm zurück, hol dir deine Belohnung – das klingt mehr nach amazon-Logistikzentrum als nach Mittelerde, und mich beschleicht das Gefühl, dass Games heute mehr dazu geeignet sind, willfährige Knechte auszubilden als Freiheit zu vermitteln, so wie wir sie damals gefühlt haben, als wir durch Myrtana gestreift sind und Hirsche gejagt haben.

Minecraft kommt dem Freiheitsgefühl wieder recht nahe. Ich kann machen was ich will. Es gibt keine Quests! Niemand will etwas von mir. Ich kann bauen, zerstören, jagen – sogar angeln kann ich und zaubern. Ich kann Häuser bauen, Eisenbahnlinien errichten, Maschinen konstruieren oder TNT setzen – niemand stört mich, außer der Realität. Die leider immer noch aus 24-stündigen Tagen besteht.

Und die neuerdings Entscheidungen von mir will, die ich nicht mehr ohne Weiteres treffen kann: die Kinder wollen Spiele spielen, die ich nicht kenne. Zum Glück gibt es inzwischen youtube und Let's Player, die sich die Mühe machen, Titel wie The Witcher 3 für mich zu spielen. Nicht, dass die Kinder das spielen wollen! Es ist nur ein Beispiel.

LetsPlayer zeichnen sich in meinen Augen vor allem aus durch die Art und Weise, wie sie ein Spiel angehen – und durch ihre Stimme. Eine der angenehmsten und variabelsten zur Zeit hat Erik Range alias gronkh, seine Videos zu neuen Spielen zu verfolgen ist nichts anderes als reines Vergnügen.

Weil mir aber genaugenommen die Geduld fehlt, stundenlang zuzusehen, wie er Fallout 4 spielt, mich das Spiel aber jetzt doch interessiert, bin ich auf etwas anderes verfallen: Zuhören.

Aus einem Medium, das eigentlich dazu gedacht ist, User aktiv in ein Geschehen zu bringen, das sich absetzen will von der Passivität im Kinosessel, wird für mich so ein Medium, das wieder so ähnlich funktioniert wie ein Buch, vielleicht wie ein Hörbuch. Ich höre, wie Erik (Gronkh) eine Szene spielt, ich höre den InGameSound, aber ich bekomme durch seinen Kommentar eine Metaebene, die es mir möglich macht, direkt an meine eigenen Erfahrungen als Spielerin anzuknüpfen.

Und während er sich mit der 87sten phantasielosen Inkarnation atomar verseuchter und mutierter Gestalten herumplagen muss, kann ich herrlich nebenher Gänge durch meine Minecraft-Map wühlen. Unbehelligt von allem.

Pia Ziefle

7. Dezember 2015

Ich halte mein Handy an mein Ohr

“Ich dachte heute, ich hätte dich gesehen, aber dann warst du es doch nicht”, sagt M.
“Wo denn?”
“Fuldastraße.”
“Da war ich.”
“Aber du kannst es nicht gewesen sein, die Person hat telefoniert.”

Ich war es aber doch. “Bin vorübergehend fast nicht erreichbar”, hatte die Mutter kurz vorher im Messenger geschrieben; sie hat ihr iPad-Ladegerät im Haushalt des Bruders vergessen. Das geht natürlich nicht. Bis das Ladegerät mit der Post eintrifft, wird sie alle ihre Scrabblepartien durch Zeitüberschreitung verlieren. Meine Antwort im Messenger blieb ungelesen, vielleicht war der Akku schon leer oder sie wollte ihn schonen. Ich musste sie daher an ihrem Festnetztelefon anrufen, um ihr mitzuteilen, dass sie ein Zweitkabel besitzt und nur bei den Nachbarn ein USB-Netzteil auszuleihen braucht.

Falls ich mal untertauchen muss oder eine Faschingsverkleidung brauche, wird es offenbar genügen, ein Handy ans Ohr zu halten.

Kathrin Passig

7. Dezember 2015

Ich muss es wach auch noch einmal erledigen

Vom Techniktagebuch geträumt, anlässlich dessen endlich mal dort um einen Tumblr-Zugang sowie Zugang zum Techniktagebuchredaktionschat gebeten. Darauf froh, dass das endlich einmal erledigt ist und praktischerweise auch noch im Traum. Anlässlich dieses Glücksgefühls daran erinnert, dass es nur ein Traum ist, ich es also leider wach auch noch einmal erledigen muss. Ich

muss es mir also merken, und ins Mobiltelefon notieren bringt im Traum erfahrungsgemäß nichts. Dann nur noch die üblichen Kümmernisse im Zusammenhang mit Weihnachtsfeiern.

mauszfabrick, zuerst veröffentlicht hier:
assotsiationsklimbim.twoday.net/stories/1022517816/

2015

Kinokarten anno 2015 (und früher)

Kinos funktionieren nach ganz eigenen Regeln: Der Kinobetreiber bezahlt den Filmverleiher – und zwar nicht etwa pauschal, sondern abhängig von der Besucherzahl. Von jeder Kinokarte geht ein festgelegter Prozentsatz der Einnahmen an den Verleih – bei neuen Filmen großer Verleiher gern mal bis zu 53 Prozent, bei kleineren Verleihern oft auch etwas weniger. Der Satz sinkt dann in der Regel von Woche zu Woche bis auf ca. 38 Prozent.

Es ist den Verleihern daher sehr wichtig, dass das Kino beim Kartenverkauf keinen Mist macht, sondern jede Karte sauber (und für den richtigen Film) verbucht wird. Der Verband der Filmverleiher beschäftigt eine Abteilung (die sogenannte "Abrechnungskontrolle"), die Kinos aufsucht und Abrechnungen nachkontrolliert – unter anderem durch Testbesuche, bei denen die Besucher gezählt und mit der abgerechneten Zahl abgeglichen werden.

In 'analogen' Zeiten wurde mit sogenannten Rollenkarten gearbeitet – für jeden Film und jede Preiskategorie musste der Kinobetreiber Rollen von Papierkarten vorhalten, die durchnummeriert waren und über deren 'Verbrauch' akribisch Buch geführt wurde (oder auch wird – einige Kinos arbeiten tatsächlich immer noch so . . .). Basierend auf diesen Zahlen wurden die Besucherzahlen am Ende des Abends an den Verleih gemeldet und am Ende der Kinowoche (also nach dem Mittwoch) die Abrechnung erstellt – im Kino stellt nicht der, der das Geld bekommt, die Rechnung (also der Verleih), sondern das Kino erstellt eine Gutschrift. Die zu verwendenden Kinokarten

dürfen nur von speziellen Druckereien hergestellt haben und müssen ein aufgedrucktes Siegel der “SPIO” (der Spitzenorganisation der Filmindustrie) aufweisen.

Seit vielen Jahren haben die meisten Kinos auf elektronische Kassensysteme umgestellt, welche die Kartenverkäufe speichern, automatisiert Besucherzahlen melden und Gutschriften erstellen. Und auch wenn ein elektronisches Kassensystem vieles ausgesprochen vereinfacht, eines ist geblieben: Immer noch werden sogenannte SPIO-Tickets verwendet – auch die Kartenrohlinge, die vom elektronischen Kassensystem bedruckt werden, tragen das SPIO-Siegel und sind streng durchnummeriert.

Das ganze wird nun zum Problem, sobald man den Kunden ermöglichen will, ihre Karten auch online zu kaufen – wie bekommt man das vorgeschriebene SPIO-Ticket zum Kunden nach Hause? Die ersten Kinos, die Online-Ticketing einführten, druckten die Tickets aus und legten sie den Kunden auf die reservierten Sitzplätze – ziemlich arbeitsaufwändig.

Die SPIO und der Verband der Filmverleiher genießen nun nicht gerade den Ruf, besonders innovationsfreundlich zu sein. Dennoch gibt es seit 2015 das sogenannte “SPIO-lose Ticket”: Ein Kassensystembetreiber kann eine aufwändige Zertifizierung durchlaufen, in der er nachweist, dass sein Kassensystem die Verkäufe korrekt und manipulationssicher verbucht. Ende 2015 ist ein einziges Kassensystem endgültig zertifiziert, einige weitere haben eine Erlaubnis für einen Testbetrieb. Viele kleine oder selbstgestrickte Systeme, die bisher im Einsatz waren, werden wohl auf der Strecke bleiben. Ein Kinogänger, der ein SPIO-loses Ticket kauft, erhält einen Barcode (oder 2D-Code), den er ausdrucken oder auf dem Handydisplay mit ins Kino bringen kann und der sein Ticket darstellt.

Im Kino wird dieser Code in der Regel gescannt und das Ticket durch Abgleich mit der Datenbank des Kassenystems so validiert. Dabei gibt es die Regelung, dass Kinos für Besucher, die nicht erscheinen (sog. “No-Shows”), das Geld komplett behalten dürfen, den Verleihanteil also nicht abrechnen müs-

sen. Im Gegenzug muss das Kino das Risiko von Zahlungsausfällen tragen – es muss also auch für Kunden, deren Abbuchung platzt, der Verleihanteil gezahlt werden.

Einige Kinos gehen nun noch einen Schritt weiter – sie sparen sich komplett den Druck von Kinokarten-Rohlingen mit Abriss und händigen den Kunden, die an der Kasse zahlen, einen einfachen Ausdruck eines Barcodes auf einem Stück Thermopapier aus.

Matthias

7. Dezember 2015

Die Einschlafgewohnheiten der Kinder verwirren die Spotify-Statistik

Spotify bietet jedes Jahr die Möglichkeit, das eigene musikalische Jahr optisch ansprechend zu rekapitulieren. So auch 2015. Aus den im Laufe des Jahres gehörten Titeln werden Statistiken erstellt, die man dann interessant finden und teilen kann: Am häufigsten gehörter Künstler, Album, Titel – auch nach Jahreszeiten aufgeteilt, usw.

In allen Statistiken liegt bei mir klassische Musik vorn, mit weitem Abstand – obwohl ich selbst kaum Klassisches höre. Der Grund: Zum Einschlafen lege ich den Kids ein Tablet ins Schlafzimmer, auf dem Spotify läuft. Sie suchen sich dann ein Instrument aus ("Geige! Klavier! Panflöte!"). Spotify hat zu jedem Musikwunsch, und ist er noch so ausgefallen, Treffer ("Indianertrommeln! Bratsche!"). Die Kinder freuen sich und schlafen tatsächlich besser ein. Im Laufe des Jahres haben sie ihre Lieblingskünstler und -alben gefunden, die dann häufiger gespielt werden müssen. Und da die Eltern dann gern vergessen, die Musik zeitnah auszustellen, kommt eine erkleckliche Anzahl an Plays zusammen.

Natürlich wird das alles im Hintergrund mitgezählt. Und “versaut” mir meine Statistiken. In 2016 muss ich unbedingt daran denken, auf dem entsprechenden Abspielgerät den “Privat-Modus” anzustellen. Dann fließen die abgespielten Lieder nicht in die Statistik.

Marcus Albrecht

7. Dezember 2015

Wie ich die Sanitärabteilung mit “Paint it black” beschalle

Im Baumarkt: Während der Mann am Holzzuschnitt auf das Regalbrett für unsere Garderobe wartet, schlendere ich durch die angrenzenden Abteilungen. In der Bad- und Sanitärabteilung steht eine Badewanne mit Noten und einem Schild “Hier testen! Der SOUND aus der WANNE.”

Abgesehen davon, dass der Grafiker es geschafft hat, auf einem Schild zwei Logos, mindestens vier Schriften und etwa acht Schriftgrößen in normal, fett und kursiv unterzubringen (nur unterstrichen fehlt), ist dort erklärt, wie man sich per Bluetooth mit der Wanne verbindet. Vorausgesetzt, man kommt selbst darauf, dass mit “Aktivieren Sie Bluetooth” das eigene Smartphone gemeint ist und dass man nach dem Koppeln auf diesem Gerät irgendeine App mit Musik starten muss. Hier waren wirklich Profi-Anleitungsschreiber am Werk. Nicht.

Ich koppele mein iPhone unauffällig mit dem angegebenen Bluetooth-Empfänger und starte meine Spotify-App. Das erste Stück, das mir in den Sinn kommt, ist “Paint it black” von den Rolling Stones. Ich starte es, trete ein Stück beiseite, stecke die Hand mit dem Smartphone in die Tasche und betrachte interessiert einige Wasserhähne, während ich die Lautstärke an meinem iPhone hochregle.

Die Musik erfüllt die gesamte Sanitärabteilung und übertönt auch das übliche seichte Gedudel aus den Baumarkt-eigenen Lautsprechern. An der Infotheke gegenüber muss der Fachberater die Stimme erhöhen. Ich interessiere

mich sehr für Küchenarmaturen. Rundherum schauen Kunden sich erstaunt um. Andere Baumarkt-Angestellte halten in ihrer Arbeit inne. Ich schlendere weiter zu den Waschbecken.

Nach einer Weile vermute ich, dass das Regalbrett geschnitten ist und gehe wieder in Richtung Holzzuschnitt. Hinter mir höre ich, wie die Musik mit Unterbrechungen und Geknister schließlich verstummt.

Das Regalbrett ist noch nicht fertig. Ich nehme das iPhone wieder aus der Tasche und erzähle im Techniktagebuch-Chat von der tönenden Wanne. André Spiegel will wissen, wo denn die Lautsprecher seien. Ich gehe nochmal zurück, um nachzusehen, kann es ihm aber per Augenschein nicht beantworten.

“Und wenn einem das Handy ins Wasser fällt, läuft das auf Garantie?”, will André wissen. Leider ist gerade kein Fachberater anwesend, den ich fragen könnte.

Schließlich meint André, es sei ihm “wirklich nicht ganz klar, warum ausgerechnet die Badewanne Bluetooth-Sound haben muss und man nicht einfach einen Bluetooth-Lautsprecher ins Bad stellen kann”. Mir ist das auch nicht klar, weswegen ich keine Antwort weiß.

Erst im Auto fallen dem Mann und mir viele Musikstücke ein, die noch besser gepasst hätten, um etwas Aufsehen zu erregen. Ich denke, beim nächsten Mal werde ich es mit “Sex Machine” oder “Je t’aime” probieren. Falls die Wanne dann noch dasteht.

Kerstin Hoffmann

8. Dezember 2015

Kreißsaalgeräte früher und heute

Aus Gründen sind wir im Kreißsaal. Dort hängt ein CTG (engl. Cardiotocography) an der Wand. Damit lassen sich gleichzeitig die Herzschlagfrequenz (lat. cardio) des ungeborenen Kindes und die Wehentätigkeit (gr. tokos) der werdenden Mutter aufzeichnen. Das Verfahren wird sowohl in der Schwangerschaftsbetreuung als auch zur Überwachung während der Geburt eingesetzt. Es wird daher auch „Wehenschreiber“ genannt.

Eingeweihte lesen darauf, dass das Kind gesund, die Mutter entspannt und die Geburt noch entfernt ist. Unter dem Gerät befindet sich ein Körbchen, in dem sich das vom CTG bedruckte Aufzeichnungspapier sammelt, sofern eine Archivierung gewünscht wurde.

Uneingeweihte (wie zum Beispiel der werdende Vater) bestaunen das archaische Hörrohr, das in diesem Körbchen seiner Bestimmung harrt. Vielleicht kommt es zum Einsatz, wenn der Strom ausfällt.

Muss ich mir Sorgen machen, weil es so abgewetzt ist?

Uli Eder

8. Dezember 2015

Wenn einmal alles funktioniert

Im September 2015 beschließe ich, dass ich den Internetanbieter wechseln werde. Bisher war ich bei der Telekom und das war telekomtypisch teuer. Als ich das letzte Mal versucht habe, an einen Internetanschluss zu kommen, war das allerdings mit dem Erdulden von perfide ausgeklügelten und über Mona-

te immer noch perfider werdenden Hinhalte- und Verzögerungstaktiken der verschiedensten Telekommunikationsanbieter verbunden. Ich erwarte also nichts Gutes.

Aber wie es so ist, die Welt zeigt sich einem oft gerade dann in ihrer Freundlichkeit, wenn man ihr mit den unfreundlichsten Erwartungen begegnet. Am vereinbarten Termin (der 8. Dezember 2015) muss ich nur ein paar kleine Schritte vornehmen –

und alles funktioniert. Keine tagelangen Ausfälle bei der Verbindung, kein Techniker, der kommen sollte und doch nicht kam, keine Geschwindigkeitsschwankungen, nur die schlichte Reibungslosigkeit. In der Techniktagebuch-Redaktion halte ich meine Verwunderung fest und werde mit Verwunderung empfangen:

> Ich: Das ist leider nichts zum Aufschreiben, weil es die schlichte außergewöhnliche Normalität darstellt, aber: Ich hatte heute einen Schalttermin für einen neuen Internetanschluss und ALLES FUNKTIONIERT.
>
> Kerstin: Finde ich aber schon.
>
> Kathrin: davon hab ich auch noch nie gehört.

Nur für Thomas Renger scheint es nicht ungewöhnlich zu sein:

> Thomas: Doch, das war bisher meistens so.
>
> Thomas: Aber das ist ja langweilig, und deshalb schreibt das niemand auf.
>
> Thomas: Außer uns vielleicht.

Felix Lorenz, dokumentiert im Februar 2017

Dezember 2015

Es spricht und läuft, aber nur per Mail

Ich telefoniere mit einer Freundin. Sie erzählt von ihrem jetzt anderthalb Jahre alten Sohn, den ich seit ein paar Monaten nicht mehr gesehen habe. Er spreche und laufe inzwischen. Ich rege an, dass sie mir ein paar Bilder oder Videos von ihm über WhatsApp schickt. Das lehnt sie ab und verweist darauf, dass man beim Versand von Medien über WhatsApp sämtliche Rechte daran abgebe (was meines Wissens nicht korrekt ist). Sie sagt, sie befürchte, dass die Bilder ihres Kindes auf diesem Wege in die Hände von Pädophilen geraten könnten (was mir unwahrscheinlich erscheint). Aus demselben Grund habe sie auch keinerlei Bilder des Kindes auf Facebook hochgeladen. Die Bilder und Videos schickt sie mir daher per Mail. Das Kind ist immer noch niedlich und spricht und läuft tatsächlich.

Alan Smithee

2008 bis heute

Das Dings im Wandel der Zeit

Viele Beiträge im Techniktagebuch beschäftigen sich mit Smartphones und mit der Frage, ob der Name *phone* überhaupt noch angemessen ist für ein Gerät, mit dem man zwar tatsächlich telefonieren kann, es aber einer Sensation gleicht, wenn man es tatsächlich tut. Am schönsten finde ich die Bezeichnung von Techniktagebuchautorin Franziska Nyffenegger, die zu ihrem Smartphone “kluges Telefon” sagt. Aber selbst das ist ja inzwischen befördert worden.

2008 ist das noch ganz anders. Im Büro einer Kollegin hängt ein aus einer Tageszeitung herausgerissener Cartoon, der sich über die neuen Zusatzfunktionen von mobilen Telefonen lustig macht. Ein Mensch mit klugen Telefon am Ohr sagt: “Ich telefoniere nicht, ich fotografiere gerade mein Ohr.”

sleeplessdarkhorse

8.12.2015

Sie befinden sich trotz des Jahres 2015 beinah in der Zukunft

Als nahezu täglicher Nutzer der Navigations-Funktion von Google Maps muss ich mich mit einigen Problemen der digitalen Sprachausgabe arrangieren.

Trotzdem hatte ich ein Science-Fiction-Erlebnis.

Wir haben gerade die erste Staffel der Serie Extant gesehen, in der es von kleinen elektronischen Helfern nur wimmelt. Sehr charmante und über Sprachein- und -ausgaben kommunizierende Rechner sind in der Serie überall.

Sie sprechen ihre Menschen auch einfach so an, wenn es etwas zu berichten gibt, was vermutlich von Belang ist.

Seit einigen Tagen macht Google Maps das auch. Morgens wählte ich das Büro als Ziel, damit Google mir anhand seiner Verkehrsdaten die schnellste der verschiedenen Strecken ins Büro ermittelt.

Nach ein paar hundert Metern sagt die Google-Stimme überraschend:

> Sie befinden sich trotz des normales Verkehrs auf der schnellsten Route. Die voraussichtliche Ankunftszeit ist 7:29

Das ist doppelt informativ: Google signalisiert mir, dass es den Verkehr berücksichtigt hat, dass keine außergewöhnlichen Störungen vorliegen und, was ich nicht immer sehen kann, da ich das Display meist abschalte und mich auf die Sprachausgabe verlasse, wann ich ankommen werde.

Nachdem ich den Nachbarort erreicht hatte kam die nächste Meldung:

> Der Stau auf der Kempener Straße von sechs Minuten liegt drei Kilometer vor Ihnen.

Auch das war hilfreich. Der Stau vor der Autobahnauffahrt ist mal da und mal nicht und wenn er da ist, kann ich das erst sehen, wenn ich schon an der Alternativroute vorbei gefahren bin.

Ich nehme die Alternativroute, die laut Anzeige auf dem Display zwar nicht schneller ist, aber dafür ohne Stop & Go.

Auf der A52 kommt es kurz vor der Abfahrt Schiefbahn zum Stau. Auch hier spricht Google Maps mich an:

> Sie befinden sich in einem Stau von sieben Minuten. Sie befinden sich immer noch auf der schnellsten Route.

Auch das ist hilfreich, da die Abfahrt Schiefbahn eine autobahnfreie Strecke bietet, die mitunter schneller zu fahren ist.

Natürlich steckt da keine Artificial Intelligence hinter. Es sind einfach Infos, die Google-Mitarbeiter aus ihrer eigenen Lebenserfahrung heraus als nützlich eingeschätzt und daher in die App implementiert haben. Manchmal werden sie fehl am Platze sein, aber meistens eben nicht.

Bis das Navigationssystem – wie die Assistenten in Extant – ironische Bemerkungen versteht und darauf kontert bin ich vermutlich Rentner.

Volker König

08. und 09.12.2015

Klingeln in den Zeiten der Lautlosigkeit

Kathrin Passig hat mir ihre gesammelten Werke unter Kabelbruch leidender Macbook-Netzteile zugesagt, weil ich versuchen möchte, sie zu retten und das im Erfolgsfall evtl. vor größerem Publikum zu zeigen. Dafür ist es natürlich erforderlich, der Netzteile überhaupt habhaft zu werden. Da Kathrin

bekanntermaßen im Internet wohnt, ist es nicht so einfach, Momente zu finden, an denen sie sich am gleichen Ort wie ihre Netzteile materialisiert, und sie dort auch noch anzutreffen.

Nach einiger Zeit weilt sie für einen kurzen Moment in der Nähe ihrer Netzteile, was ich gnadenlos ausnutze. Also verabreden wir uns im Rahmen der ständigen Techniktagebuchredaktionskonferenz aka Facebook-Chat (Mein erster Satz bezieht sich noch auf was anderes):

Markus Winninghoff 08.12.2015 15:33
Soweit muss man es a) erst mal bringen und b) erstmal kommen lassen.

Ach Kathrin, befindest du dich derzeit in der Nähe deiner Netzteile?

Kathrin Passig 08.12.2015 15:36
ja, nebenan quasi.

Markus Winninghoff 08.12.2015 15:37
Ah.

Ich könnte morgen vormittag vlt. eben vorbeikommen.

Kathrin Passig 08.12.2015 15:51
morgen vormittag ist gut. Weserstr. 183, die Klingel geht eventuell nicht, ich bin aber da.

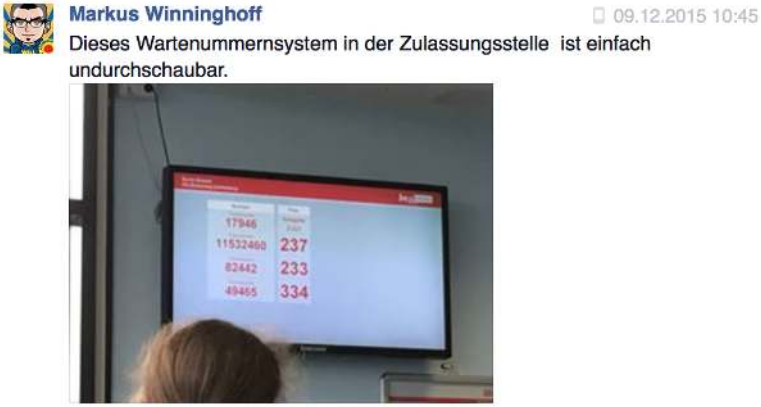
ich brauche sie übrigens auch nicht zurück, du kannst sie danach gern an Bedürftige spenden, wenn die Reparatur gelingt.

Markus Winninghoff 08.12.2015 15:56
Ok, ich bin um 10.30 erst in der Zulassungsstelle, also so zw. 11.30 und 12.00 bei dir. Falls die Klingel nicht geht: Ich trommel dann via Facebook an die Tür.

Kathrin Passig 08.12.2015 15:57
gut

Markus Winninghoff 08.12.2015 16:02
Ich kann die Netzteile, wenn die Reparaturen glücken, ja bei ebay versteigern: "Das zweite Leben der gescholtenen Netzteile von Kathrin Passig" ☺

Am nächsten Tag spitzt sich die Situation langsam zu. Ich bin erst mal bei der Zulassungsstelle und starre mit verdutztem Gesicht das Nummernaufrufsystem an, was ich auch sogleich die Techniktagebuchredaktion wissen lasse:



(Ich hatte übrigens eine 6-stellige Nummer.)

Nachdem ich meine Amtsgänge verrichtet habe, mache ich mich zu Kathrin auf den Weg. Nach der Telefonnummer hatte ich gar nicht erst gefragt, da allgemein bekannt ist, dass Kathrin alles tut, damit das Telefon bei eingehendem Anruf nichts macht, vor allem keine Geräusche von sich gibt. Es wäre einfach sinnlos gewesen. Doch erst vertue ich mich noch in der Hausnummer, finde die richtige aber kurz darauf. Ich versuche es via Direkt-Chat, aber auch über die Redaktionskonferenz. Das sieht dort so aus:

Und im Direktchat:

Es brummt als nächstes aber nicht der Haustürsummer, denn wenig später kommt Kathrin frisch wie der junge Morgen um die Ecke (nicht aus der Haustür, vor der ich stehe) und ich kann die Netzteile in Empfang nehmen:

Interessant übrigens, dass mein Facebook-Geklingel nur auf der Metaebene funktioniert hat, wie Kathrin später offenbart:

Hat ja geklappt.

Nachtrag: In der ständigen Techniktagebuchredaktionssitzung meint Kathrin, alle wüssten nun, dass sie mittags bis zwölf schlafe. Zu ihrer Ehrenrettung kann ich sagen, dass sie sehr häufig im Chat zugegen ist, während ich friedlich im Bett schlummere.)

Markus Winninghoff

9. Dezember 2015

Und es kam soweit, dass die Frau lachen musste, wenn sie die Leute reden hörte

Nachdem wir eine Reihe von Terminen vereinbart haben, fragt mich die Dame am Tresen der physiotherapeutischen Praxis: „Können Sie mir noch Ihr Natel-Nummero angeben?“ Mir kommt es vor, als habe ich diese typisch schweizerische Bezeichnung für die Mobiltelefonie seit einer Ewigkeit nicht gehört. Vielleicht fällt sie mir aber auch nur auf, damit ich im Techniktagebuch darüber schreiben kann.

Franziska Nyffenegger

9.12.2015

»Sie schießen die Briefschaften durch ein Rohr / Sie jagen und züchten Mikroben / Sie versehn die Natur mit allem Komfort / Sie fliegen steil in den Himmel empor und bleiben zwei Wochen oben.«

Ich gehe mit einem Rezept in die Apotheke. Die Apothekerin tippt den Namen in den Computer, klickt ein wenig herum und teilt mir dann mit, dass mein Medikament gleich mit der Rohrpost komme. Und das tut es prompt: In

der Decke beginnt es laut zu pusten, dann rappelt es ein wenig in der Wand und schließlich fällt die Medikamentenschachtel aus einer Öffnung hinter der Theke in eine kleine, mit Lederimitat ausgekleidete Vertiefung.

Ich bin perplex, weil ich Rohrpost bisher für ein Phänomen des letzten Jahrhunderts zum Dokumentenversand hielt und diese Apotheke erst ungefähr zehn Jahre alt ist, sehe aber gleich ein, dass sich das Medikament nicht per E-Mail hätte zustellen lassen. Die Apothekerin erklärt mir, dass sich das Lager in der größeren Filiale im Erdgeschoss des Gebäudes befinde. Dort stehen die Medikamente in einer Art Automat, dem man über den Computer die Lieferung befehlen kann. Im Gegensatz zur traditionellen Rohrpost wird die Schachtel dabei nicht in einen Transportzylinder verpackt.

Die Apothekerin freut sich am Komfort und erwähnt, dass sie Rohrpostsysteme auch aus Real-Supermärkten kenne. Georg Passig erzählt der TT-Redaktion später, wozu sie da genutzt werden: Zum Geldtransport in den Tresor. Ein System, das allerdings anfällig für analoge Hacker ist.

Kristin Kopf

10. Dezember 2015

Ich würde gern am Automaten ein Bahnticket kaufen, und möglichst nicht nach Llandudno

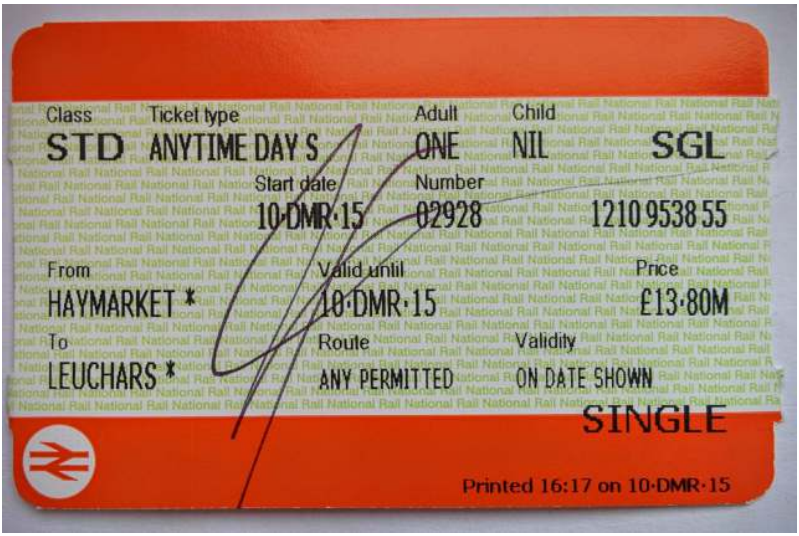
Im Februar 2014 habe ich die drei verschiedenen Arten von Fahrscheinautomaten am Bahnhof Haymarket in Edinburgh schon einmal erwähnt. Heute habe ich vergessen, welcher davon damals meine ec-Karte akzeptierte, und fange links beim ersten Automaten der Reihe an. Da der Touchscreen sehr störrisch ist, dauert es eine Weile, bis ich mein Ziel eingegeben habe: L, LL (alle walisischen Bahnhöfe werden vorgeschlagen), L, LE, LEE, LE, LEU, Leuchars. Dann stellt sich heraus, dass nur Kreditkarten akzeptiert werden. Ich stecke meine ohne große Hoffnungen in den Schlitz, und es passiert gar nichts, nicht mal eine Fehlermeldung.

Der zweite Automat ist doppelt so groß wie der erste. L, LL, LLL, LL, L, LE, LEI, LE, LEU, Leuchars. Nur Kreditkarten, ich gebe gleich auf.

Der dritte Automat sieht viel moderner aus als die anderen beiden, L, LLL, etc., ec-Karten werden akzeptiert, aber außer “Processing payment . . . ” passiert nichts.

Der vierte der drei ist ein Geldautomat, und man kann dort auch mit nichtbritischen ec-Karten Geld abheben. Zurück zum zweiten Automaten, denn der akzeptiert Bargeld, L, LR, L, LE, LZ, L, LE, LEU, Leuchars.

Im Zug haben alle Fahrgäste die gleiche Art Tickets, nicht wie in Deutschland, wo es mindestens drei Hauptvarianten (Automatenticket, selbstausgedruckt, Smartphone-App) mit zahlreichen Untermöglichkeiten gibt:



Das geht auch nicht anders, weil man genau diese Art Ticket braucht, um durch die Schranken am Ein- und Ausgang der Bahnhöfe zu gelangen (auf der Rückseite ist ein Magnetstreifen). Der Kringel wird vom Zugbegleiter angebracht und dient vermutlich der Entwertung.

Nachtrag: @stefanvoll fragt "Warum wird Dezember mit 'DMR' abgekürzt? Wäre nicht auch das ein Thema für das TTB?" Stimmt, das wäre es, und die Antwort lautet:

> "The world of rail fares is full of perpetuated practices where the original reason for them has totally disappeared. A classic example is the printing of the month on modern tickets, such as One Day Travelcards. It was the railway's practice to order special date stamps with non-standard letters for the three alpha abbreviations for some months of the year. This was done as a fraud prevention measure as it would be more difficult for fraudsters to get their hands on such a date stamp. As a consequence season tickets, when appropriate, would be stamped with JNR, FBY, MCH, JLY or DMR. When the world moved on to tickets printed on demand using APTIS or similar ticket issuing equipment this feature was perpetuated even though the reason for it had disappeared."

(Quelle: www.londonreconnections.com/2014/fares-2015-continuing-social-evolution/)

Kathrin Passig

Ende 2015

Der Weg von CD aufs iPhone führt übers Büro

Ich habe wieder angefangen, CDs zu kaufen. Das passiert zwischendurch immer mal wieder, zumal ich zunehmend die Musikkompletterfahrung vermisse, bei der es ja neben der Musik auch mit um das Begucken des Booklets geht, etwas, das sich bislang nicht gut digital übersetzt hat. Allerdings we-

niger, weil es nicht geht, sondern eher, weil es niemand tut. Gelegentlich liefert iTunes Booklets als PDF mit, das kommt aber zumindest gefühlt eher als Ausnahme vor und ist nicht die Regel.

Da Adele ihr neues Album nicht bei Spotify streamen lässt, muss ich es sowieso kaufen und da, so denke ich, kann ich es auch gleich als richtige CD kaufen und das mache ich dann auch beim nächsten Besuch in einem Geschäft einer großen Elektronik- und Medienkette auch. Mit 12,90 Euro übrigens recht billig, ich hätte mehr erwartet.

Das Problem besteht jetzt darin, die Musik auf mein Abspielgerät zu bekommen. Früher war das einfach, aber seit 2010 besitzen meine Rechner kein CD-Laufwerk mehr. Irgendwann kaufte ich mal ein externes Laufwerk, das ist aber gerade verschollen und der Leidensdruck, es zu suchen, war bislang noch nicht groß genug.

Es geht nämlich auch so: CD mit zur Arbeit nehmen, wo ich noch einen ganz normalen Desktop-PC mit CD-Laufwerk habe. Dort die CD in iTunes importieren, die Dateien aus dem iTunes-Ordner nehmen und ins Dropbox-Verzeichnis schieben. Zuhause dann die Dateien wieder in iTunes importieren und das iPhone synchronisieren. Fertig!

Anne Schüßler

Dezember 2015

Vergängliche Bequemlichkeit

Gibt es noch Menschen, die digitale Grußkarten verschicken? Ja, mindestens einen: eine meiner Tanten (Alter: 70+). Schriftlich hat sie im Jahr 2015 mit mir ausschließlich über Grußkarten von coolphotos.de kommuniziert. Das mag damit zu tun haben, dass wir nicht sehr häufig Kontakt haben und ihre Nachrichten oft Anlässe, zu denen man gut eine Grußkarte aus Papier schicken könnte, wenn es kein Internet gäbe. Rekonstruieren kann ich das allerdings nur aus der Erinnerung, denn CoolPhotos teilt in der Benachrich-

tigung zu jeder Grußkarte mit: »Die Karte bleibt 3 Monate gespeichert, bis sie automatisch gelöscht wird. Um die Karte auch weiterhin zu sehen drucken Sie diese bitte aus oder speichern Sie sie auf Ihrem Computer.« Da ich weder Letzteres noch Vorletzteres getan habe, weiß ich nicht mehr genau, was mir meine Tante vor September mitgeteilt hat.

Als ich auf eine ihrer letzten Grußkarten per Mail antworte, erhalte ich nach zwei Tagen erneut eine Grußkarte – als Antwort auf meine Antwort. Der Inhalt ist diesmal nicht besonders feierlich und grußkartenwürdig, sondern enthält nur praktische Rückfragen zu ein paar Themen, die ich in meiner Mail erwähnt hatte. Ich vermute, dass meine Tante es als angenehmer empfindet, eine weitere Grußkarte zu verschicken statt direkt in ihrem Mailprogramm – welches auch immer ihr einer meiner Cousins installiert hat – zu antworten. Oder sie schätzt nur den Gedanken, dass sich jede ihrer Nachrichten nach drei Monaten automatisch in digitale Luft auflösen wird.

Christopher Bergmann

Dezember 2015

Es klingelt, ohne zu klingeln

Ein WhatsApp-Dialog (leicht bearbeitet):

- A: Letztens wurde ich nachts wach, weil ich schlecht geträumt hatte – von meiner Ex-Freundin. Kurz darauf fängt tatsächlich mein Handy an zu klingeln und sie ruft an.
- C: Hast du mal darüber nachgedacht, dein Handy nachts stummzuschalten?
- A: War stummgeschaltet.
- C: Äh, sagtest du nicht, dass dein Handy angefangen hat zu klingeln?

- A: Na ja, ich nenne es auch ›klingeln‹, wenn es stummgeschaltet ist und dann vibriert oder leuchtet. Wie würdest das denn bezeichnen?

Darauf weiß C – also, ich – auch keine Antwort. Einfach von ›klingeln‹ zu sprechen, widerstrebt mir, weil akustische Signale zur Anrufankündigung bei Handys verhältnismäßig selten geworden sind, als relativ penetrant empfunden werden und einen eigenen Begriff verdienen. Oder genügt es, jegliche Rufankündigung ›klingeln‹ zu nennen und die akustische Variante davon ›wirklich klingeln‹?

Christopher Bergmann

(September und) Dezember 2015

Die Googlebildersuche führt erschreckend schnell zum Ziel

Im September kaufe ich in einem kleinen Laden in einem kleinen Dorf in Frankreich vier hübsche Gläser mit bunten Fischen drauf. Eigentlich bin ich immer sehr vorsichtig, wenn es darum geht, neuen Tand zu kaufen, aber ich befürchte, ich würde mich sehr ärgern, würde ich die Gläser nicht kaufen und das Risiko möchte ich nicht eingehen.

Irgendwann im Oktober spüle ich eines der Gläser etwas zu heiß aus. Das Glas macht darauf ein krkkks-Geräusch und tatsächlich kann man eindrucksvoll sehen, wie sich ein Riss einmal quer durch das Glas zieht. Jetzt habe ich nur noch drei funktionstüchtige Fischgläser und bin ausreichend unzufrieden mit der Gesamtsituation.

Eventuell, so denke ich, kann man diese Gläser ja auch woanders erwerben, suche bei Google nach “gläser bunte fische” und schalte auf Bildersuche um. Tatsächlich werde ich sofort fündig und kann in einem deutschen Onlineshop noch mal ein Viererset erwerben, sogar für günstiger als in Frank-

reich. Dann habe ich zwar immer noch keine durch zwei teilbare Anzahl Gläser, aber immerhin ein funktionstüchtiges Glas mit roten Fischen und das ist doch besser als vorher.

Anne Schüßler

11. Dezember 2015

Ich dürfte zum ersten Mal was im deutschen Internet, was im englischen noch nicht geht (wenn ich in Deutschland wäre)

Ich berichte in der Techniktagebuchredaktion davon, dass Cardscout24, meine noch im vorigen Jahr äußerst unseriös wirkende Bezugsquelle für US-ITunes-Gutscheinkarten, inzwischen völlig normal, ja, sogar wohldesignt und zuverlässig aussieht. Das habe ich festgestellt, als ich mein Guthaben aufstockte, um bei iTunes US die zweite Staffel der Serie "Fargo" zu kaufen.

"Aber gibt es Fargo Season 2 nicht auch bei Netflix?", fragt Anne Schüßler. Nein, sage ich, denn deshalb war ich ja überhaupt erst bei iTunes US: Aleks' irisches Netflixkonto im britischen Haushalt weiß nichts von der zweiten Staffel. Laut Anne gibt es im deutschen Netflix beide Staffeln. Das kann aber nicht sein, denn wann hätte man in Deutschland schon mal irgendeine Serie früher sehen können als in einem englischsprachigen Land? Die erste Fargo-Staffel gab es hier ja auch nicht, und das ist erst anderthalb Jahre her.

Ich verdächtige Aleks, nicht gründlich genug beim irischen Netflix gesucht zu haben, und erst seine Proteste bringen mich dazu, der Sache nachzugehen. Tatsächlich: "Fargo – Season 2 (France, Germany, Austria, Switzerland & Benelux only)". In den englischsprachigen Ländern läuft die Serie gerade im Fernsehen und ist vermutlich deshalb nicht bei Netflix verfügbar.

Ich darf zum ersten Mal irgendwas im Internet, *bevor* es in den USA und Großbritannien geht! Also, dürfte. Wenn ich nicht gerade in Großbritannien wäre. Aber macht ja nichts, iTunes US und der Gutscheinkarten-Umweg retten den Abend, wie schon oft und vermutlich noch lange.

Kathrin Passig

12.12.2015

Vollautomatische Selbstbedienungsspaßbremse

Ich nutze die Selbstscankassen im Supermarkt trotz der organisatorisch kontinuierlich gesenkten Usability nach wie vor.

Neben den zwar dünnen aber kostenlosen Tüten, in die ich Einkäufe verpacke, und die später als Mülltüten dienen, kann ich bei Barzahlung das Kleingeldfach meines Portemonnaies in den Münztrichter schütten und bequem die lästigen Centstücke entsorgen.

Bargeldlos zahle ich in der Regel mit einer MasterCard, die noch per Unterschrift authentisiert wird, was auf dem fehlkonstruierten Unterschriftenfeld an sich schon schlecht ist.

Das Feld ist ca. 2x10cm groß, das obere Viertel der 2cm Höhe ist von den "Buttons" zum Abbrechen bzw. Bestätigen belegt und das drucksensitive Feld ist auch noch 2mm versenkt, was Unterschriften mit dem kurzen und dünnen Plastikgriffel meist zu Gekrakel macht.

Dazu kommt, dass die "Buttons" oft nicht oder erst mit ziemlicher Verzögerung reagieren.

Aus Protest habe ich mir angewöhnt, entweder bloß mit Gekrakel oder bewusst falsch zu unterschreiben.

Inzwischen sind auch diese Selbstscankassen durch eine neue Generation ersetzt worden, deren aktuelle Software neue ~~Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen für die Kassenaufsicht~~ Features enthält.

So wird zum Beispiel die Unterschrift auf Plausibilität geprüft. Was mir auffiel, als ich meinen Kleinkram bezahlen wollte und mit drei Kreuzen unterschreiben hatte. Die Kassenaufsicht musste erst zu mir kommen und kontrollieren, ob der Name auf der MasterCard mit dem auf meinem Ausweis überein stimmt.

Nach einem nicht ganz vorhersehbaren System passiert das übrigens auch stichprobenartig bei Einkäufen über 50€, bei denen eine plausible Unterschrift abgegeben wurde.

Man soll nicht behaupten können, dass man in Deutschland nicht effizient darin wäre, zu kontrollieren.

Volker König

12.12.2015

Beim Blutspenden ist die Wahl des Arms nicht mehr egal

Das neue iPhone kann man auch per Fingerabdruck entsperren. Ich war sehr klug habe den Daumen der rechten Hand genommen, weil das auch meiner natürlich iPhone-Festhalte-Haltung entspricht. Das klappt verblüffend gut, man nimmt das iPhone eigentlich nur noch in die Hand und es ist entsperrt. Das Eingeben des vierstelligen Codes empfinde ich mittlerweile fast als lästig.

Heute bin ich beim Blutspenden und wie immer fragt die Frau vom DRK "Linker oder rechter Arm?"

"Ist mir egal", sage ich, auch wie immer, denn es ist mir tatsächlich egal. Die Frau entscheidet sich für den rechten Arm, gibt mir einen Ball zum drücken und piekst mir in den Ellenbogen. Jetzt muss ich erst mal hier liegen, gelegentlich den Ball drücken und warten, bis der halbe Liter voll ist.

Als ich mein iPhone anmachen will, fällt mir der eklatante Denkfehler auf. Ich kann jetzt nicht mehr mit dem rechten Daumen entsperren, der ist nämlich an dem Arm dran, den ich gerade nur sehr schlecht bewegen kann. Statt dessen muss ich den Code eingeben.

Beim nächsten Mal sage ich also wahrscheinlich: “Links bitte!”

Anne Schüßler

12.12.2015

Facebook verrät Weihnachtsgeschenke

Facebook-Freundin K. googelt ein Weihnachtsgeschenk für ihren Freund. Nur Augenblicke später fliegt die Überraschung auf, weil er auf dem Facebook Account der Freundin Werbung für das ergoogelte Geschenk entdeckt.

“thanks facebook, for your suggested bloody adverts busting me on something i was googling for a surprise present.”

sleeplessdarkhorse

24. 8. 2004 – 12. 12. 2015

Vergleichsinterview mit meinem jüngeren Ich

Auf der Blogplattform Livejournal, die ich jahrelang täglich zum Schreiben von eigenen Beiträgen, Besuchen von Communities und Austausch mit Freunden nutzte, kursierten zu meinen aktivsten Zeiten immer wieder Fragebögen. Man las sie auf seiner Freundesliste, kopierte und füllte sie dann selbst aus. Einige techniktagebuchrelevanten Fragen gebe ich ich hier mit meinen Antworten von damals wieder und beantworte sie noch einmal zum Vergleich.

1. Semagic ist ein Desktop-Client für Livejournal, mit dem man posten kann, ohne den Browser zu benutzen und Entwürfe auf der Festplatte speichern kann.

Welche Art Computer und welche Software benutzt du am häufigsten?

2004: Ein Packard Bell mit Windows XP. Software: Netscape Navigator, WinAmp, Semagic[1], Word und Photoshop

2015: Jetzt ist die Frage – zählt mein Smartphone (mit Android) als Computer? Wenn ja, dann gewinnt es. Wenn nein, mein Arbeitslaptop, ein Toshiba Portégé mit, seit ein paar Tagen, Windows 10. Die von mir mit Abstand am häufigst benutzte Software ist Chrome (geräteübergreifend). Fast alles, was ich täglich online erledige, findet in Chrome statt. Danach der Facebook-Messenger, Opera, Whatsapp, Spotify und Steam. Opera auf dem Smartphone nur, weil dort mein Facebookpasswort gespeichert ist und ich zu faul bin, es in der Facebook-App oder Chrome einzugeben.

Wieviele Emailbrieffreundschaften pflegst du?

2004: Nur eine, meine ehemalige Brieffreundin. Der Rest sind Messenger-Buddies.

2015: So etwas wie eine Brieffreundschaft, also jemand, dem ich in größeren Abständen ausführliche Nachrichten schicke, habe ich nicht mehr. Dafür sehr viel mehr Leute, mit denen ich täglich über kurze Nachrichten kommuniziere.

Was ist das erste, was du checkst / welche Seite rufst du als erstes auf, wenn du online gehst?

2004: Yahoo Messenger starten, dann E-Mails, dann Livejournal.

2015: Das, was bei meinem Smartphone in den Push-Nachrichten angezeigt wird. Meistens der Facebook-Messenger, Whatsapp oder der Kalender. Emails auch, aber die ignoriere ich meistens, weil sowieso nichts Wichtiges drinsteht.

Nach dem Booten meines Laptops oder Desktop-PC mache ich als erstes Chrome oder Firefox auf. Firefox eigentlich nur, weil ich es auf dem Desktop-PC noch nicht deinstalliert und in der Taskleiste herumhängen habe. Ich stelle fest, dass meine Browsergewohnheiten ziemlich optimierungsbedürftig sind.

Welche Handymarke bzw. Provider benutzt du? Welches Lied ist dein Klingelton?

2004: Siemens / Vodafone D2. Badinerie. [2]

2015: Samsung G4 / AldiTalk. Da mein Smartphone so gut wie nie klingelt, musste ich nachsehen. Er heißt "West of Hell".

Was trägst du neben Geld / Kreditkarte in deiner Geldbörse herum?

2004: Diverse andere Chipkarten (Kopierkarte, Krankenversicherungskarte, Videothek, Telefonkarte), Familienfoto, Führerschein, Personalausweis, Studentenausweis, Bibliothekkarten der einzelnen Uni-Fakultäten.

2015: Von den aufgelisteten Chipkarten ist nur noch die Versicherung geblieben. Dafür sind diverse Rabatt- und Punktekarten von Geschäften und eine Abo-Fahrkarte, die per Chip ausgelesen wird, hinzugekommen. Der Studentenausweis ist verschwunden, die Bibliothekkarte ist jetzt die der Stadtbücherei und hat einen Barcode. Familienfoto gibt es immer noch, ist aber eine Generation gesprungen.

Schaust du viel Fernsehen?

2004: Oh ja.[3]

---

2. Ich reiche die unvollständige Antwort aus dem Gedächtnis nach: das damalige Handy müsste ein schon zu dieser Zeit uraltes Siemens C10D gewesen sein, das ich nur ein paar Monate später durch ein Samsung SGH 330 ersetzte.
3. Ich entschuldige mich elf Jahre später für diese sehr knappe und daher unbrauchbare Antwort – mein jüngeres Ich konnte ja nicht ahnen, wie interessant das mal sein würde.

2015: Unser Kabelanschluss haben wir vor ein paar Monaten ersatzlos gekündigt. Ich schaue auf dem Fernseher über unsere Xbox 360 Serien und Filme auf Netflix.

Hörst du oft Radio?

2004: Bei der Arbeit oder im Auto.

2015: Inzwischen verstärkt wieder, da wir wieder einen Radiowecker benutzen und ich es laufen lasse, wenn ich mit dem Kind im Wohnzimmer spiele. Bei der Arbeit Spotify, im Auto weiterhin Radio.

Angela Heider (23) und Angela Heider-Willms (34)

14.12.2015

Wenn ich ein Buch gelesen habe, vibriert das Smartphone eines fremden Mannes

Ich lese äußerst viel und bin fast täglich auf der Literaturplattform Goodreads aktiv. Damit meine Goodreads-Freunde von beidem nicht allzu genervt werden, habe ich möglichst viele Meldungen, die im Update Feed erscheinen könnten, deaktiviert.

Darum falle ich heute fast vom Stuhl, als Stefan Mesch mir das hier erzählt, denn das hatte ich nicht gewusst:

> Ich war gestern mit Freund M. essen. Wir liefen heim und sein Handy vibrierte. Er schaute aufs Display, nickte und steckte es wieder ein: irgendeine Kurznachricht oder Push-Notification.
>
> „Wer war das?“
> „Sokoban-Spielerin hat gelesen.“
> „Du kriegst jedes Mal eine Push-Nachricht, wenn Sokoban-Spielerin ein Buch beendet.“

„Ja.“
„Dann kriegst du ja STÄNDIG Nachrichten.“
(lacht) „Ja.“

Sokoban-Spielerin

14. Dezember 2015

Mehr als nur ein Folienmeer

Ich sehe “The Perfect Storm”, die lausige Verfilmung eines ziemlich guten Sachbuchs. Da der Film 2000 gedreht wurde, erwarte ich mir von den Wellen nicht viel mehr als vom Folienmeer der Augsburger Puppenkiste. Wir hatten ja damals nichts, und so wird es auch bei Industrial Light & Magic gewesen sein. Tatsächlich ist die Wellendarstellung das einzige nicht-lächerliche Element im Film. Offenbar waren es bessere Zeiten, als ich sie mir im Abstand von fünfzehn Jahren vorstelle. Dabei habe ich sie ja miterlebt, und ich interessierte mich für CGI, muss also den Stand der technischen Möglichkeiten relativ genau gekannt haben. Trotzdem fällt es mir schwer, mir das Jahr 2000 als eines vorzustellen, in dem man bereits mehr als nur Dinosaurier rendern konnte.

(Es gibt zahlreiche Beweisvideos bei YouTube, die aber bald wieder verschwinden werden, deshalb bei Bedarf bitte selbst nach *ilm perfect storm* oder *cgi perfect storm* suchen.)

(Ergänzung von Alexander Matzkeit: Maßgeblich mitverantwortlich für den Erfolg des Computerwassers in *The Perfect Storm* war die Münchner Firma Scanline. Sie hat die Software “Flowline” entwickelt, die lange Branchenstandard für Wassersimulationen blieb. Es ist inzwischen bei großen Film-

produktionen üblich, dass kleinere Effekt-Firmen sich auf einzelne Elemente spezialisieren und dann als Subunternehmer von Branchenriesen wie ILM am Film mitarbeiten.)

Kathrin Passig

14.12.2015

Selbstheilende Technik – es gibt sie!

Ich kaufte vergangenes Jahr eine größere Packung preiswerter Druckertinte, die sich nach der ersten Nutzung als billige Druckertinte herausstellte.

Die Farben sahen aus wie eine Batikarbeit und lagen selbst für einen Mann, der ja bekanntlich nur 16 Farben sehen kann, völlig neben ihrem Platz im Farbspektrum.

Schwarz druckte nach zwei Probeseiten gar nicht mehr.

Ich schickte die Tintenpatronen zurück und ließ mir das Geld erstatten. Wegen des offenbar verstopften schwarzen Druckkopfs wies der Verkäufer erst alles von sich, bot dann aber eine Untersuchung des Druckers an.

Wenn sich herausstellte, dass die Farben nicht für den Defekt verantwortlich seien, würde das aber 53,95 € kosten. Zuzüglich Versand hätte ich am Ende möglicherweise den Kaufpreis eines neuen Druckers in die Reklamation investiert – nur halt keinen neuen Drucker.

Ich kaufte im 1€-Laden nochmal preiswerte Patronen – die Farben waren perfekt, nur Schwarz kam nicht.

Den Druckkopf konnte ich mit zwei Klicks aus seiner Halterung lösen, um die Reparierbarkeit des Druckers gegen Null zu bringen, hätte ich nun aber das Gehäuse zerlegen müssen, um den Druckkopf herauszunehmen, was an den zugeklebten Schraubenschächten scheiterte.

Ich saß die Sache aus. Das bisschen, was ich so drucke, kann ich auch im Büro drucken.

Das war im Frühling.

Heute früh wollte ich noch einen Versandaufkleber für ein Paket ausdrucken. In meinem halbwachen Zustand vor dem ersten Kaffee dachte ich, ich müsse das DHL-Online-Porto-Etikett erst als PDF ausdrucken, was aber Unsinn war, weil es ja schon ein PDF war und ich es in einem PDF-Viewer betrachtete.

Zu Steigerung der Absurdität klickte ich jedoch den defekten Drucker als Ziel an.

Der Drucker lieferte bei dem schwarzweißen Ausdruck ein perfektes Druckbild.

Anscheinend hatten die Lösungsmittel der neuen Tinte das, was den Durchfluss blockierte, im vergangenen halben Jahr aufgelöst. Ich hatte sowas schon seit einigen Wochen gehofft, mich aber nicht getraut, es mal zu testen.

Volker König

14. Dezember 2015

Telefonieren auf der Flughafen-Toilette

Ich stehe nach einem sehr frühen Flug am Waschbecken der Damentoilette im Flughafen Nürnberg, um mich für einen Kundentermin herzurichten.

Hinten in den Toilettenkabinen höre ich eine Frau sehr laut und sehr engagiert telefonieren. Offenbar will sie mit irgendwelchen Leuten auf dem ja nicht gerade sehr großen Flughafen zusammenfinden, was im ersten Anlauf nicht gelungen zu sein scheint.

Sie kommt heraus, stellt sich neben mich an das Waschbecken und sagt zu mir: „Des is nämlich immer des.“ Dann geht sie ohne ein weiteres Wort zur Tür hinaus.

Kerstin Hoffmann

Dezember 2015

Noch immer

Es ist Dezember 2015 und wie jedes Jahr liegen auf der Arbeit Tischkalender mit Ringbindung in allen Postfächern. Wie immer lege ich meinen (diesmal erst nach dem Fotografieren) in ein anderes Postfach und hoffe, die Kolleginnen werden es dann übers Herz bringen, ihn wegzuwerfen.

Kristin Kopf

Dezember 2015

Die aktuellen (Fehl)Funktionen meines aktuellen Mobiltelefons

Ich habe eine mir selbst nicht ganz verständliche Abneigung gegen Mobiltelefone, die unter anderem dazu geführt hat, dass ich mich nicht (durch wochenlanges Lesen von Produktrezensionen) darüber informiere, was bei Mobiltelefonen aktuell wünschenswert ist und welche Modelle diese Eigenschaften besitzen, sondern alle paar Jahre auf die beim Verlängern des Vertrags mit dem Mobilfunkanbieter (fast) gratis angebotenen Modelle zurückgreife. So ist es gekommen, dass ich erst im Herbst 2012 die Technologie Smartphone late adoptet habe. Für an Details Interessierte: Es handelt sich um das Gerät Grand X des Herstellers ZTE mit dem Betriebssystem Android 4.0.4, das mir die Mobilfunkunternehmensangestellte mit dem Hinweis empfahl, es enthalte einen Prozessor der Firma Intel (logische Folge: nostalgische Erinnerungen an die Zeit, als entscheidend war, welche Generation der x86-Prozessoren in Heimcomputern verbaut war).

Im Dezember 2015 weist dieses Gerät jedenfalls die folgenden Fehlfunktionen auf, die für mich selbst kumulativ den Leidensdruck noch nicht hoch genug machen um eine Anschaffung eines neuen Mobiltelefons anzustreben:

- Der vorinstallierte namenslose Browser lädt bei meiner bevorzugten Newsseite m.orf.at zuerst nur die Bilder und erst beim Refreshen auch die zugehörigen Texte, was das beliebte Frühstücksspiel “Wer kann die Headlines ausgehend von den Bildern besser erraten bzw. lustige Alternativheadlines ausdenken” gebar.

- Der Messengerdienst WhatsApp kann keine Fotos empfangen oder versenden, sodass meine Freund_innen von mir eben keine Fotos von lustigen Alltagssachen bekommen und ich mir ihre lustigen Fotos vorstellen muss (für wichtige Fälle gibt es einen Workaround über den

Messengerdienst Telegram). Ansonsten wird WhatsApp neben Terminkoordination in meinem Bekanntenkreis übrigens u. a. dafür verwendet, um in Anwesenheit von anderen Leuten über diese von diesen unbemerkt zu kommunizieren, gelegentlicher Blick aufs Mobiltelefon gilt also nicht mehr als unhöflich.

- Der Landkartendienst Google Maps stürzt verlässlich ab, sobald Routen berechnet werden sollen, einzelne Orte werden problemlos gefunden und angezeigt, was zur Orientierung auch reicht.

- Neue Telefonnummern lassen sich nicht speichern (vermutlich, vielleicht hat sich das Problem inzwischen von selbst gelöst, aber wann muss eins denn heutzutage noch Nummern speichern).

- Die Facebook-App lädt externe Links in einer Art app-internem Browser-Surrogat, zumindest manchmal, denn häufiger (vor allem beim Tumblr-Links wie etwa beim Techniktagebuch) wird ein Laden angetäuscht, dann sofort von selbst abgebrochen (zurück zum Facebook-Feed) und erst beim zweiten Antippen des Links wird die Seite wirklich geladen (oder viel besser: würde, denn in der Zwischenzeit denke ich mir meist, dass es mich so sehr dann auch wieder nicht interessiert. Wie viel Zeit dies spart!)

mauszfabrick

14.12.2015

Fax-Spam gibt's immer noch

Christus kommt wieder! Wir leben in der Zeit des Gerichts!
Sabbat oder Sonntag? Der „Prüfstein" im „Endgericht" Gottes!
Sabbat oder ewiges Leben oder ewiger Tod?
Sonntag ist nicht der von Gott geheiligte Ruhetag!
Er ist ein falscher Sabbat!
Ein Menschengebot vom Papsttum eingesetzt!
„Der (heidnische) Sonntag ist unser Malzeichen!"
The Catholic Record, London, Ontario, 1. Sept. 1923
Gottes wahrer Ruhetag:
der siebente Tag Sabbat (Samstag)
Der Sabbat, der Tag des HERRN wurde für den Menschen
Die Sonntagshalter verehren den Papst und
„Fürchtet Gott und gebt ihm die
ist gekommen. Betet den an, d
mel, die Erde, das Meer und
Die 5. + 6. Posaune in
„Dann sah ich (Johannes) in
vier Himmelsrichtungen
stehen. Sie hielten die
Stürme (Unheil) zurück
wir allen, die zu Gott
Siegel auf die Stirne
hörte ich, wieviele die
hielten. Es waren 14
„Nun machten sich
bereit, die siebe
blasen... Und dann
geschehen!" (Off
Stern, der vom
gefallen war
hatte den Schl
„Hölle"... (Da
Millionen Ka
die Menschen
Siegel Got
Sie durfte
sondern
lang qua
Diese D
Muslim
Mir w
Vert
Hal
Nu
Sabbat
entfernt
der Sonntag
666
Papstkrone
Papst
Papstkrone
Papst
Papst
Papst

Mit dem Aufkommen der E-Mails und der abnehmenden Bedeutung von Faxsendungen verlagerten sich diese unerwünschten Werbesendungen auf den E-Mail-Verkehr, und der Begriff *Spam* wurde fester Bestandteil des allgemeinen Wortschatzes. Fax-Spam schien auszusterben, zumal die einzelne Sendung ja teurer war als die zigtausendfach versandten E-Mails.

Doch der Fax-Spam ist nicht tot – es gibt sie immer noch, die unerwünschten Werbefaxe. Das musste ich heute feststellen: Normalerweise bleibt mein Faxgerät ausgeschaltet, es sei denn, ich will ein Papierdokument auf diesem Weg verschicken (wenn zum Beispiel eine Unterschrift nötig ist) oder ich erwarte eine Nachricht von den wenigen Leuten, die nach wie vor aufs Fax setzen (zum Beispiel Arztpraxen). Heute wartete ich auf eine Sendung und war deshalb auf Empfang.

Und dann kamen gleich drei Seiten – allerdings keine Werbung im eigentlichen Sinne. Sondern religiös (naja) motivierte Post, auf eng beschriebenen Seiten, kaum verständlich und natürlich auch, wie früher schon, ohne Absenderkennung.

Irgendwo auf dieser Welt scheint es noch Leute zu geben, die versuchen, über Faxgeräte ihre wie auch immer geartete Botschaft zu verbreiten. Auch an Faxnummern, die eigentlich in keinem Verzeichnis stehen. Fast schon ein bisschen rührend.

Und jetzt schalte ich das Faxgerät aus.

Thomas Wiegold

Seit Oktober 2015

Kleine Probleme mit Big Data

Im Wintersemester 2015 / 2016 besuche ich ein Informatik-Seminar zu den Technologien von Big Data. Es geht hauptsächlich um Software und weniger um das, was man alles damit machen könnte, geschweige denn um die Auswirkungen davon.

In diesem Big Data Lab (wie die Veranstaltung auch genannt wird) sitzen alle Teilnehmer in einem Seminarraum ohne Computer. Das ist an meiner Universität durchaus üblich, aber es gibt auch Räume, in denen Hard- und Software für verschiedene Anwendungen bereitgestellt wird.

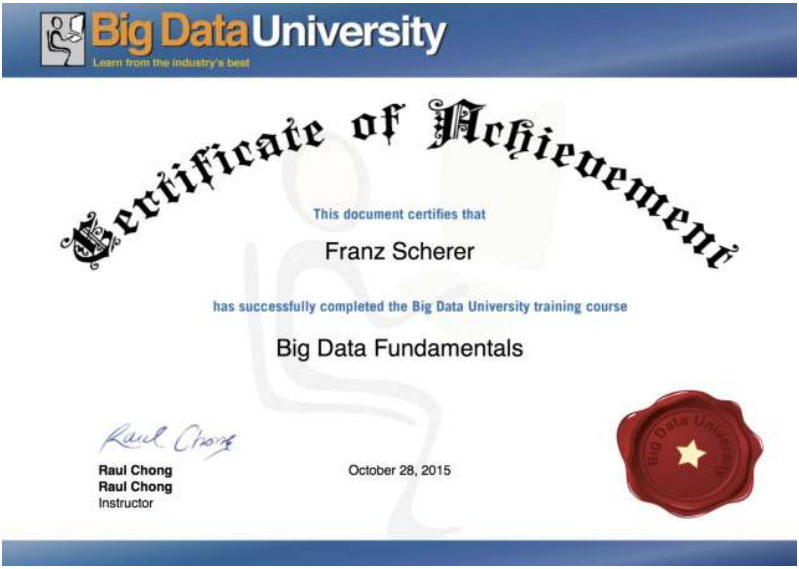
Da im Seminar praktisch gearbeitet werden wird, muss jeder Teilnehmer einen Laptop mitbringen. In jeder Stunde wird erst ein wenig zum aktuellen Thema referiert, dann sollen die Studierenden das Gelernte praktisch umsetzen. Die Software, die man für diese Aufgaben benötigt, ist ziemlich speziell und die Installation sehr umfangreich. Cloudera und andere an der Entwicklung von Big-Data-Software beteiligte Hersteller bieten allerdings fertig konfigurierte Virtual Machines zum Download an. Diese VMs sind allerdings sehr viele Gigabyte groß, und vor der ersten Stunde wurde nicht darauf hingewiesen, dass ein Download im Vorhinein praktisch wäre. Dazu kommt, dass das WLAN sehr instabil ist, insbesondere wenn 10 Studenten gleichzeitig versuchen, über 10 Gigabyte an Daten herunterzuladen. Auf meinem Macbook Air habe ich gar nicht mehr genug freien Speicherplatz für die VM, und bekomme vom Veranstalter eine ältere, weniger umfangreiche auf einem USB-Stick. Da diese sehr viel weniger umfangreich ist, kann ich die nächste Aufgabe damit nicht bearbeiten. Zur nächsten Veranstaltung werden LAN-Kabel und ein Switch mitgebracht. Das Notebook meiner Gruppenarbeits-Partnerin unterstützt aus mit dem Prozessor zusammenhängenden Gründen, die VM überhaupt nicht, sie bringt von nun an nur noch resigniert ihr iPad mit.

IBM bietet für alle an Big Data Interessierten die Big Data University an, und verspricht: «Your awesome career in Data Science and Data Engineering starts here.» Die Seite versammelt Online-Lectures zu vielfältigen, mit Big Data verwandten Themen. Die verschiedenen Lektionen bestehen aus Videos und deren Transkripten, am Schluss jeder Lektion muss ein Multiple-Choice-Test absolviert werden.

Der Veranstalter des Seminars hat angeordnet, dass alle Teilnehmenden bis Ende des Seminars aus einem Pool von cirka acht solcher Kurse mindestens vier Stück absolvieren müssen. Ich finde, dass das eine fast schon unanständige Arbeitserleichterung für ihn darstellt, beschwere mich aber nicht.

Das Anschauen der Videos dauert mir viel zu lange, sie sind auch wenig ansprechend. Die Transkripte sind hilfreich. Den abschließenden Test darf man bis zu drei Mal wiederholen und es ist nebenbei problemlos möglich, alle Antworten nachzuschlagen.

Hat man einen solchen Test erfolgreich bestanden, bekommt man eine ansprechende Urkunde ausgehändigt. Sie macht sich sicher ausgezeichnet im Lebenslauf.



Franz Scherer

15.12.2015

Wenn man sich nicht sieht, ist es ein Telefonat

Ich nehme an einer Sitzung auf beengtem, über Eck gehenden Raum teil, sodass sich nicht alle gegenseitig sehen können. Zwei davon betroffene Leute müssen aber miteinander sprechen, sie reden also grob in die richtige Richtung und blicken dabei ins Leere. Alle finden die Situation seltsam, C. bemerkt: „Das ist jetzt schon komisch, mit dir zu reden, ohne dich zu sehen!“

Daraufhin haben mehrere Leute die gleiche Idee, um die Lage zu normalisieren: C. holt sein Handy raus, hält es sich ans Ohr und spricht noch ein bißchen weiter. (Jetzt hört aber natürlich niemand mehr ernsthaft zu.)

Kristin Kopf

Dezember 2015

Begriffsverwirrung

Der Neffe wird sieben. Nach dem familiären Kaffeetrinken geht’s zur Reithalle, wo das Geburtstagskind an einer Voltigiervorführung teilnimmt und die ganze Familie zuschauen darf. Da wir nicht wissen, wo diese Halle ist, fahren wir den stolzen Eltern hinterher. Nach zwanzig Metern stoppt die Fahrt, die Mutter springt raus und rennt zum Haus zurück. Unterwegs informiert sie uns rufend: “Habe das Telefon vergessen zum Fotografieren!”

Uli Eder

Ende 2015

Wahnsinn! Man muss gar nicht immer die Vorwahl wählen!

Schon 2010 haben wir das Festnetztelefon abgeschafft und telefonieren nur noch übers Mobiltelefon.

Das einzige Festnetztelefon habe ich jetzt im Büro. Meistens führe ich damit Telefonate im Haus, man braucht also nur eine fünf- oder sechsstellige Rufnummer. Gelegentlich telefoniere ich aber auch mit Kunden oder anderen Firmen, dann muss man wie so oft üblich die 0 für extern vorwählen und dann die Nummer.

Irgendwann ertappe ich mich dabei, wie ich die 0 vorwähle, dann die 0221 für Köln eingebe und dann die Rufnummer eintippe. Was man dazu wissen muss: Ich arbeite in Köln. Mit einiger Verwunderung fällt mir auf, dass ich mir die Vorwahl ja sparen kann. Was vor einigen Jahren noch selbstverständlich war, vor allem ganz früher, als man vor allem Schulfreunde anrief, die sowieso im gleichen Ort wohnten, wird jetzt zur Ausnahme. Aber ja, tatsächlich: Man muss die Vorwahl gar nicht mehr wählen, wenn man vom Festnetz aus im gleichen Ort anruft.

Anne Schüßler

16. Dezember 2015

Mit dem Finger unterschreiben

Weihnachtszeit ist Paketzeit. Obwohl ich das eine oder andere Weihnachtsgeschenk zu Fuß im Laden gekauft habe (na gut: nur das eine – das andere hatte ich bestellt und im Buchladen abgeholt), bringt mich die Internetrecherche nach den Wünschen von Nichten und Neffen (”Was zum Teufel IST

das?”) ja doch gleich zu einer Kaufmöglichkeit. Und schon ist das Ding bestellt – auch wenn ich weiß, dass das einen Gang zur Packstation oder zum unangenehm weit entfernten Paketzentrum bedeuten wird.

Als ich per E-Mail darüber informiert werde, dass eine Lieferung nicht in meine Wohnung zugestellt werden konnte, sondern in einem Computerladen ums Eck auf mich wartet, bin ich erleichtert: Liegt auf dem Heimweg von der Arbeit.

Es ist einer der grattligen Computer- und vor allem Computerersatzteilläden, wie sie im südlichen Münchner Bahnhofsviertel typisch sind (schönes Schild im Fenster von einem: „Verkaufe Apple für’n Ei“), der im Nebenerwerb als GLS-Paketshop fungiert. An der Theke händigt mir der Händler mein Paket aus, dann hält er mir ein Smartphone-großes, aber dickeres Gerät hin. Darauf unterzeichne ich die Empfangsbestätigung, und zwar nicht wie gewohnt mit einem Plastikstift, sondern direkt mit dem Finger. So einen Stift gebe es schon zu dem Gerät, meint der Händler, aber den habe er verloren. Außerdem sei das Ergebnis mit dem Finger deutlich besser.

die Kaltmamsell

2015-12-18

Ich bin viel zu jung dafür

Ich komme spät abends am Flughafen John F. Kennedy an, und meine Augen sind so müde, dass ich das Kennzeichen des bestellten Wagens in der Uber-App nicht lesen kann. Nur mit großer Anstrengung und einigem Rumprobieren, mit Weiter-Weg-Halten und Augen-Anspannen schaffe ich es. Kurze Zeit später in Google Maps: Die Beschriftung +3min neben dem kurzen roten Straßenstück vor dem Grand Central Parkway ist ebenfalls knapp unter meiner Wahrnehmungsgrenze. Ich gucke und gucke und es sieht immer wie +23min aus, was doch nicht sein kann. Ich google, noch bevor wir die Triborough Bridge erreichen, nach Altersweitsichtigkeit, weil ich überzeugt bin,

dass irgendwas unter »Vorbeugung«, »Verhinderung«, »Verzögerung« stehen wird. Aber da steht nichts dergleichen. Es gibt nur eine Kurve der Sehkraft, die unaufhörlich und konstant zu fallen begonnen hat, seit ich zehn Jahre alt war, und die Mitte vierzig bei fast allen Menschen unweigerlich den Punkt erreicht, ab dem eine Lesebrille erforderlich ist. Ich kann es noch immer nicht glauben, ich halte es für unmöglich.

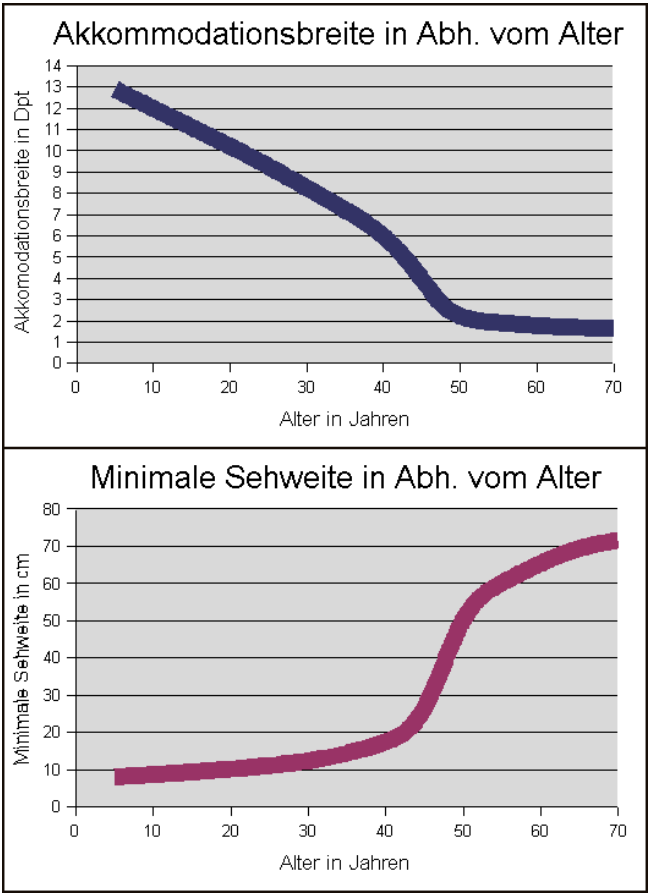


Bild: Anton~commonswiki, Wikipedia, CC-BY-SA 3.0

Schon seit einiger Zeit überlege ich, einen Brief an Uber, und ja, jetzt auch an Google zu schreiben. Ob sie bitte die Freundlichkeit besitzen könnten, die winzige Schrift in ihren Apps ein bisschen lesbarer zu machen, es handle sich

dabei, gelinde gesagt, um eine Achtlosigkeit gegenüber Menschen, die keineswegs, das möchte ich betonen, »alt« zu nennen sind, aber doch immerhin die Eltern der zwanzigjährigen Rotzlöffel sein könnten, die diese Apps offenbar programmierten, was man auch, wenn man wollte, als ein Zeichen dieses infamen Jugendkults im Silicon Valley ...

Ich bemerke nicht ohne Stolz, dass ich für solches Fuchteln mit dem Spazierstock noch viel zu jung bin und lasse den Brief vorerst ungeschrieben. Stattdessen google ich weiter. Es muss doch irgendeine App geben, die kritische Bildschirmbereiche vergrössern kann. Tatsächlich, seit einiger Zeit ist das fest ins Android-System eingebaut. Man muss nur dreimal tippen und die Vergrößerung geht an. Ich probiere es, nichts passiert. Ich google ein bisschen weiter und sehe, dass diese Funktion normalerweise ausgeschaltet ist und man sie erst aktivieren muss. Sie steht unter Accessibility, den Einstellungen für Menschen mit Behinderungen.

Jetzt bin ich beruhigt. Ich werde die Funktion auch sicher nur ganz selten brauchen, wenn ich mal wieder sehr spät und sehr müde am Flughafen ankomme.

André Spiegel

18.12.2015

Analoge Sanitärtechnik verwirrt drei Generationen von Männern

Im Waschbeckenbereich eines öffentlichen Flughafen-WCs (♂) spielt sich innerhalb einer Minute folgendes ab:

– Person 1 (ich) möchte den Wasserhahn aktivieren und wedelt dazu vor und unter jenem mit der Hand herum. Nichts geschieht. Man muss nämlich, wie Person 1 nach einer Weile feststellt, einen Druckknopf auf dieser sogenannten Selbstschlussarmatur *pressen*.

– Person 2 (ein Mittvierziger) versucht mit ausladenden Gesten den Papiertuchspender zur Ausgabe zu motivieren. Nichts geschieht. Man muss nämlich, wie Person 2 nach einer Weile feststellt, die Papiertücher mit den eigenen Händen aus dem Gerät *ziehen*.

– Person 3 (ein ca. 12jähriger Junge) versucht zunächst, wie Person 1, mittels Sensoraktivierungsbewegungen den Wasserhahn anzustellen, *dreht* dann am Armaturenknopf herum (so verändert man allerdings nur bei offenem Hahn die Wassertemperatur) und geht schließlich, eine Störung vermutend, ans Nachbarbecken.

Torsten Gaitzsch

18. Dezember 2015

Buddhistische Schulung des Gleichmuts an der Selbstscankasse

Einkauf bei Tesco. Wie immer beschwert sich die Selbstscankasse mehrmals, allerdings sagt sie jetzt nicht mehr "Unexpected item in bagging area", sondern mit freundlicherer Stimme etwas anderes, denn Tesco hat auf den Kundenkummer reagiert. Mit dem "Traffic Light of Doom" ruft die Kasse menschliche Assistenz herbei. Beim dritten beanstandeten Produkt frage ich die Kassenbetreuerin, warum das so oft geschieht. Es passiere bei Produkten, die nicht ganz präzise das auf der Verpackung angegebene Gewicht hätten, sagt sie. Die problematische Abweichung kann dabei nicht mehr als 5-10 Gramm betragen haben.

Ich werde in Beiträgen über Selbstscankassen so lange die kontrollwaagenlose Schweiz erwähnen, bis sich die Lage bessert.

Kathrin Passig

18. Dezember 2015

Die Zukunft von 2008 ist da (vermutlich schon seit 2008)

Google Maps hat im November einen Offlinemodus eingeführt. Zu Hause versuche ich die schottische Gegend zu speichern, in der wir das Wochenende verbringen wollen, und misstraue der etwas unklar ausgeschilderten Funktion erst mal: Wird sie wirklich alle Zoomstufen speichern oder nur das, was gerade auf dem Handybildschirm zu sehen ist?

Tatsächlich zeigt der GPS-Punkt auf der Karte später die schwer zu findende Abzweigung in einem Gebiet ohne Mobilfunkversorgung an, und auch am nächsten Tag beim Herumlaufen auf Bergen weiß das Handy immer, wo wir gerade sind. Wegen des Regens steckt es in einem wasserdichten Beutel, und damit sind wir dem laminierten Google Maps, das ich mir vor sieben Jahren gewünscht habe, schon ziemlich nahe.

Dass man OpenStreetMap schon lange offline verwenden kann, und zwar sogar mit Höhenlinien, merke ich erst hinterher.

Kathrin Passig

18. Dezember 2015

Bei mir piept's

18. Dezember 2015, morgens um 2:43 Uhr: Ich werde durch ein merkwürdiges Piepgeräusch geweckt. Zunächst beschließe ich, es nicht gehört, sondern geträumt zu haben, und versuche, wieder einzuschlafen. Doch so alle drei Minuten piept es wieder. Ich eile schlaftrunken in den Flur und lausche. Alles ist still. Ich will schon wieder ins Bett abdrehen, da nervt wieder der Pieps. Ich schiele zur Decke hoch: Es könnte der Rauchmelder sein, weil vielleicht seine Batterie gerade dabei ist, leer zu werden? Aber welcher, der im Flur oder der in der Küche? Oder doch im Gästezimmer?

Ich klettere auf einen Schemel und halte mein Ohr an den Rauchmelder an der Flurdecke.

Piep!

Nein, dieser Rauchmelder ist unschuldig. Außerdem: Für ein Rauchmelder-Gepiepse scheint mir der Pieps zu schwach. Ich fummele im Flur in meiner Jackentasche nach dem Smartphone und lausche angestrengt. Der nächste Pieps klingt verhalten und scheint nicht dem Smartphone in meiner Hand zu entfleuchen.

Im Wohnzimmer kontrolliere ich das iPad. Es hat noch genügend Strom.

Mittlerweile bin ich hellwach und mein Adrenalinspiegel wartet gereizt auf den nächste Pieps.

Piep!

Ich stürze in die Fernsehecke, wo das Handy meiner Frau liegt.

Bestimmt ist es die Kakaotalk-App auf ihrem Handy! Kakaotalk ist die koreanische Antwort auf Whatsapp und hat weltweit 200 Mio. Benutzer. Meine Frau erhält öfters Kakaotalk-Messages aus Korea. Der Zeitunterschied zu Korea beträgt sieben Stunden, was die nächtliche Belästigung erklären könnte. Allerdings klingt der Kakaotalk-Pieps normalerweise wie ein gequetschtes „Quak-quak“.

Auch hier Fehlanzeige. Mittlerweile verspüre ich Durst und gehe in die Küche, um ein Glas Wasser zu trinken.

Piep!

Diesmal lauter als alle bisherigen. Ich halte die Luft an und warte auf den nächsten Pieps.

Da, ganz eindeutig von rechts. Und was sehe ich? Die Tür von unserem Gefrierschrank ist nicht ganz geschlossen. Wenn es dem Gefrierschrank innen zu warm wird, piepst er halt.

Ich muss mal den Gefrierschrankhersteller fragen, ob er eine Handymelodie für das Gerät hat (oder heißt es Gefrierschrankmelodie?) – zwecks Unterscheidung in meinem häuslichen Piepkonzert.

Gomobu68

20.12.2015

Die Kartenwurfmaschine. Mit Zufallsgenerator.

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

Ganz ungefährlich scheint das Ding aber nicht. In der beiliegenden englischen Bedienungsanleitung heißt es unmissverständlich: *Don't shoot at point blank range.*

Thomas Wiegold

18.–20. Dezember 2015

Bitte ein Pfund Strom: Smart Metering von vorgestern

Die schottische Hütte hat einen Stromzähler, in den man Pfundmünzen einwerfen muss, um Strom zu bekommen. Ich vergesse, ein Foto zu machen, aber hier gibt es ein Video davon. Wir haben keine Vorstellung davon, wie schnell das Gerät unser Bargeld wohl verschlingen mag, und fragen die Vermieterin, wie lange so ein Pfund Strom reicht. "Wenn die elektrische Heizung läuft, ein, zwei Stunden", sagt sie.

Wir heizen mit dem Holzofen und finden als Erstes heraus, dass unsere vom Lichtausschalten besessenen Väter nicht recht hatten und man alle Lampen in der Hütte brennen lassen kann, ohne dass sich die Zeigerchen nennenswert bewegen. Vielleicht sind es auch schon Energiesparlampen. Essenszubereitung in der Mikrowelle hingegen verbraucht einigen Strom. Wie viel, wissen wir nicht, der Stromzähler hat so viele verwirrende Anzeigen, aber jedenfalls mehr als das Licht. Eine kurze Benutzung der elektrisch beheizten Dusche wiederum ist doppelt so teuer wie die Mikrowelle, obwohl das warme Wasser nur tröpfelt.

Nach knapp zwei Tagen endet unsere Erforschung des relativen Stromverbrauchs von Haushaltsgeräten. Den Nachmietern hinterlassen wir den Rest unseres Pfundes. Wenn man zu Hause schon Smart Metering hätte, würde man vielleicht das Licht öfter brennen und das warme Wasser seltener laufen lassen.

Kathrin Passig

Dezember 2015

Smartphonisierung

Wir sind nach Deutschland gereist, um der Verwandtschaft das jüngste Familienmitglied endlich mal persönlich vorzustellen. Beim gemeinsamen Kaffee und Kuchen wird unserem Sohn bestätigt, dass er ja wirklich wie in den WhatsApp Videos aussehe, die wir seit Monaten brav verschicken. Eine der Tanten holt ihr Telefon raus, um allen zu zeigen wie ihre Enkelin aussieht. Das Telefon hat dem Fotoalbum dann also doch den Garaus gemacht. Der unschlagbare Vorteil: das Telefon kann auch Bewegtbild mit Ton. Die Runde beömmelt sich zu den Lebensweisheiten der Dreijährigen. Danach wird die Ähnlichkeit eines jeden Kindes zu seinen Eltern gewürdigt. Der sieht ja nicht nur aus wie WhatsApp, sondern auch noch wie Mama und Papa! Die Tante mit den Enkelinnenvideos holt zum Beweis noch Bilder von mir raus. Von mir? Ich bin doch etwas verdutzt. Offensichtlich haben unsere Eltern hinter unseren Rücken noch eigene WhatsApp Gruppen gegründet, in denen die alten schwarz-weißen Babyfotos von uns abfotografiert herumgereicht werden.

Nach all den Jahren lernen wir also, dass die gesamte Verwandtschaft sehr wohl spielerisch mit moderner Technologie umgehen kann, sofern man sie ihnen nur als Enkelbildaustauschtechnologie verkauft. Nächstes Jahr erklären wir ihnen dann diese Sache mit dem Privatsphäreverlust, vor dem sie uns die ganzen Jahre immer gewarnt haben.

Max von Webel

18.–20. Dezember 2015

Wie es nämlich wirklich ist, wenn man kein Internet hat

Zwei Tage an einem Ort ohne Handyempfang und WLAN (in der Nähe von Balquhidder). Endlich mal gründlich über alles nachdenken, unabgelenkt durch das Internet! Gespräche führen, bei denen niemand auf sein Handy schaut! So wie in den frühen Neunzigern!

Allerdings fällt uns schnell wieder ein, wie es wirklich war in den frühen Neunzigern. Jemand erwähnt unvorsichtig "Reservoir Dogs", und damit man überhaupt über den Film reden kann, muss erst geklärt werden, wer wer war. Mr. Blue war Edward Bunker, das ist einfach. Mr. White war Harvey Keitel. Aber dann? Ich erinnere mich an ein albernes T-Shirt, das zwei Buntstifte auf dem Rücksitz des Fluchtautos zeigt und meine deshalb, dass "der eine da" Mr. Orange gewesen sein muss, also der, der nicht Harvey Keitel ist. Aber war Mr. Orange nicht der Irre, der mit den Ohren? Und wie heißt noch gleich der, der in Fargo "the funny looking guy" ist? Er hatte so einen Namen, wo man nie genau weiß, wie man ihn aussprechen soll. Später gelangen wir durch das Ausprobieren aller englischen Vornamen zu Steve Buscemi. Oder war das der in "Blues Brothers"? Wie hießen noch mal die beiden in "Blues Brothers"? Aleks weiß dank enzyklopädischer Seinfeldkenntnisse, dass Larrys Dad Lawrence Tierney ist. "Wenn dir nachts was einfällt, weck mich ruhig auf."

Ich wecke ihn auf, um ihm mitzuteilen, dass der mit den Ohren Michael Madsen heißt, und dann noch einmal, weil ich durch langes angestrengtes Nachdenken über britische Schauspieler auf den Namen Tim Roth gekommen bin. Jetzt fehlt nur noch Larry. Und kam nicht auch Tarantino selbst irgendwo vor?

Am Ende des Wochenendes haben wir Stunden unseres Lebens mit einer Frage zugebracht, die das Internet in wenigen Sekunden beantwortet hätte. Dann kehren wir zurück in die zivilisierten Regionen der Welt und können jetzt endlich mal gründlich über alles nachdenken, unabgelenkt durch sinnlose Detailfragen.

Korrektur: Aleks wendet ein, es sei an diesen Tagen sehr wohl auch gründlich über Sinnvolles nachgedacht worden, und zwar ebenfalls wegen der Abwesenheit von Internet. Richtiger wäre deshalb die Aussage: Mit oder ohne Internet verbringt man einen Großteil des Tages mit Unfug.

Kathrin Passig

22. Dezember 2015

Ohne Auspuff ist zu leise

Ich fahre mit dem Elektroauto auf den Parkplatz vor der Post. Ein dort mit Paketen herumhantierender Mann überhört mich und läuft mir fast vors Auto. Ich steige aus und entschuldige mich: „Mein Fahrzeug ist sehr leise.“ Der Mann möchte einen Witz machen und sagt: „Dann montieren sie doch einfach ihren Auspuff ab.“ Ich grinse und sage: „Ich habe gar keinen Auspuff.“ Der Mann bückt sich, schaut unters Auto und ist verblüfft. Dann meint er: „Das ist ja ein Riesenproblem mit diesen Elektroautos. Da müsste man Geräusche einbauen, damit man die hört.“ Ich versichere ihm, dass die meisten Menschen keinen Unterschied zum herkömmlichen Auto feststellen, wenn

sich das Fahrzeug auf der Straße bewegt, weil die Rollgeräusche ähnlich laut sind. Tatsächlich ist es in zwei Jahren erst das zweite Mal, dass mich jemand überhört. Beide Male fuhr ich langsamer als Schrittgeschwindigkeit.

Das Problem eines zu leisen Autos beschäftigt auch schon die Politik. Die EU-Kommission etwa möchte ein „Acoustic Vehicle Alerting System“ (AVAS) einführen, das Fußgänger vor herannahenden Elektrofahrzeugen warnen soll. Da stellt sich die Frage: Wie soll eigentlich so ein Warngeräusch klingen? Wie ein V8-Motor? Oder lieber eine Fahrradklingel? Wie wäre es mit dem Enterprise-Beamgeräusch? Wird es bald den neuen Beruf eines Elektrofahrzeugsounddesigners geben? Kann man dann Sounds wie Handyklingeltöne kaufen? Oder wird das Elektrofahrzeuggeräusch EU-weit normiert? Gibt es in England dann einen Spezialsound für Linksverkehr?

Uli Eder

22. Dezember 2015

Unzufriedenheit mit dem Diercke-Weltatlas

Im Traum findet in meiner Nachbarschaft eine Veranstaltung statt, die mit Afrika zu tun hat. Schwarze und schwarzweiß gefleckte Menschen in bunt gemusterten Gewändern versammeln sich zu Hunderten. Ich nehme meinen Diercke-Weltatlas mit, um mitreden zu können. Bald bereue ich meine Entscheidung, denn so kann jeder sehen, dass ich keine Ahnung von Afrika habe. Außerdem sind die Karten für Routenfindung zu klein und zum Herumtragen zu groß.

Kathrin Passig

23. Dezember 2015

Vielseitigkeit der Findefunktion

Im britischen Hotel gibt es keine Klingel auf dem Tresen. Offenbar ist das Empfangspersonal manchmal anderswo im Haus unterwegs. Man ruft dann jemanden herbei, indem man die “Find”-Taste auf der Basisstation des schnurlosen Festnetztelefons drückt. Für die Nachwelt: Mit diesem “Find” ist eigentlich nicht “Finde einen Mitarbeiter des Hotels” gemeint, sondern “Hilf mir, mein irgendwo liegengelassenes schnurloses Telefon zu finden, indem du es klingeln lässt.” Aber so geht es natürlich auch.

Kathrin Passig

23.12.2015

Digitalisierung konkret: Kein Weihnachtsgeld für den Zeitungsboten

Ich weiß, dass es sie noch gibt. An den – zum Glück – wenigen Tagen, an denen ich morgens um vier in der Frühe schon (oder noch) wach bin, sehe ich sie durch unser Wohnviertel huschen, im Halbdunkel, die Männer (selten Frauen), die ihre Karren vor sich her schieben, für jede Haustür einen Schlüssel haben und die druckfrisch angelieferten Tageszeitungen in die Briefkästen verteilen. Und selbst wenn ich sie selbst nicht sehe, fallen mir tagsüber die Zeitungskarren auf, die hochkant an einen Zaun angeschlossen auf ihren Einsatz in der nächsten Nacht warten.

Dass ich selbst mit dem Zeitungsboten nichts mehr zu tun habe, ist mir erst in dieser Weihnachtszeit klar geworden. Über Jahrzehnte fanden wir in den Adventstagen in unserem Briefkasten eine kleine Karte mit besten Weihnachtswünschen des Zustellers, oft genug mit einem Namen, der zwar viel Migrationshintergrund, aber wenig Bezug zu christlichen Festen vermuten ließ. Aber die Nachricht war ja ohnehin eine andere, und ordentlich hängte ich kurz danach einen Umschlag mit besten Weihnachtswünschen und einem Geldschein außen an den Briefkasten. Das Weihnachtsgeld für den Zeitungsboten.

Seit dem Frühjahr haben wir jedoch den Bezug der gedruckten Zeitung abbestellt (erst nur in der Woche, Freitags und Samstags gab's noch was Gedrucktes; im Sommer stiegen wir dann vollständig auf das Digital-Abonnement um). Und seitdem hat eben auch der Zeitungsbote nichts mehr für uns.

Also lag auch in diesem Advent keine Karte von ihm im Briefkasten, also gibt es auch in diesem Jahr keinen Umschlag mit Weihnachtskarte und einem Geldschein für ihn. Obwohl: vielleicht sollte ich gerade deshalb an sein Weihnachtsgeld denken. Denn er gehört sicherlich nicht zu den Gewinnern der Digitalisierung. Ich bin mir allerdings noch nicht mal sicher, ob in unserem Haus überhaupt noch jemand eine gedruckte Tageszeitung bezieht. Wenn nicht, wird er meinen Umschlag auch nie entdecken.

Thomas Wiegold

24.12.2015

Für die Kinder bitte nur CDs

Die Enkel sind begeisterte und treue Fans der walisischen Animationsserie *Feuerwehrman Sam* und können so ziemlich jede im KiKa ausgestrahlte Episode nachspielen. Deshalb gibt es zu Weihnachten einige Hörspiele mit den Abenteuern des hilfreichen Feuerwehrmanns. Auf Compact Disc.

Ein wenig überrascht mich das schon, weil die Eltern sonst mp3-Dateien oder Streamingdienste nutzen. Aber für die Kinder ist das (noch) nichts, erklärt mir meine Tochter: Eine CD kann auch der Dreijährige alleine in den CD-Spieler einlegen und starten. Bis er auf einem mp3-Player den richtigen Track finden kann ... dürfte es noch eine Weile dauern.

Da ist es nur logisch, dass mir der Ältere beim Vorlesen erklärt, was ein Grammophon ist, das in der *Unendlichen Geschichte* auf einem Speicher auftaucht: *Das ist wie für CDs, nur von früher.*

Thomas Wiegold

24. Dezember 2015

Die Eltern: immer einen Schritt voraus

Als die Eltern nach einer knapp neunzigminütigen Autofahrt in meinem Feriendomizil ankommen, müssen sie sich zunächst um ihre klugen Telefone kümmern. Auf dem der Mutter (*1944) fragt der Bruder (*1967) nach der Zubereitung des Weihnachtsbratens. Er ist mit den Angaben im Kochbuch nicht einverstanden. Es gehen einige Textnachrichten hin und her, bis geklärt ist, ob der Deckel besser auf dem Topf bleibt oder nicht. Derweil erhält der Vater (*1941) vom anderen Bruder (*1970) das Foto eines Brotherzubehörteils und will wissen, ob das passt. Es geht wohl um einen Etikettendrucker. Später erzählt die Mutter begeistert von ihrem Weihnachtspräsent. Der Vater hat ihr einen Tabletcomputer geschenkt, damit sie für ihre Vorträge und Abendkurse nicht mehr das schwere Notebook mitschleppen muss. Ihr aber gefällt besonders, dass sie jetzt am Frühstückstisch den Literaturclub vom Vorabend anschauen kann. Fernsehen, so wie der Vater das macht – real time und auf dem Sofa sitzend – findet sie blöd, seit ich denken kann. Dann blättert der Vater in einem Roman, den ich gerade lese, und findet ihn inter-

essant. Ach, sagt die Mutter, den musst du dir nicht ausleihen, den hab ich doch auf dem eReader. Nachdem die beiden wieder abgereist sind, fühle ich mich ein wenig alt.

Franziska Nyffenegger

24. 12. 2015

Das analoge Leben ist kein Wunschkonzert

Mein Vater hat zu Weihnachten einen Plattenspieler geschenkt bekommen. Er ist silbern, glänzt, hat ein Leuchtdisplay und einen USB-Anschluss. Die Familie ist begeistert und geht auf die Suche nach der Plattensammlung, von der sich meine Eltern nie so recht haben trennen wollen. Bald ist der ganze Wohnzimmertisch damit bedeckt. Wir graben in Platten und reichen sie meinem Vater zum Abspielen. Schnell gibt es die ersten Sonderwünsche aus dem Publikum.

Bruder: “Das Lied nicht, mach doch bitte eins weiter.”

Enkelkind: “Nomal, Opa!”

Mein Vater winkt ab. “So einfach, wie ihr euch das vorstellt, ist das alles nicht.”

Und so lauschen die von Auswahlmöglichkeiten verwöhnten Nachkommen Musik in fremdbestimmter Reihenfolge.

Angela Heider-Willms

24. Dezember 2015

Mutmaßungen über die Psychologie der Selbstscankasse

Seit meinem letzten Aufenthalt am Flughafen Edinburgh wurde schon wieder alles umgebaut. Wo ich mein Frühstück zu kaufen pflege (dreiteiliger *Meal Deal*, etwa £ 2,99) gibt es jetzt nur noch Selbstscankassen. Die Kasse addiert die drei Items und möchte viel mehr Geld haben als sonst. Ich rufe die Aufsichtsperson und frage, wie man den *Meal Deal* bekommt. Einfach weitermachen, sagt sie, das geht automatisch.

Die Kasse möchte vorher noch den Strichcode auf meiner Bordkarte scannen. Meine Bordkarte ist in der Easyjet-App und hat keinen Strich-, sondern einen QR-Code. Den akzeptiert die Kasse nicht. Ich rufe zum zweiten Mal die Aufsichtsperson, die irgendein anderes Stück Papier scannt und bestätigt, dass ich im Besitz einer Bordkarte bin.

Die Kasse möchte immer noch viel Geld haben. Ich rufe zum dritten Mal die Aufsichtsperson, die mir mitteilt, dass Kaugummi nicht im *Meal Deal* ist und noch nie im Meal Deal war. Ich sage, dass ich praktisch in dieser Filiale wohne und Kaugummi immer im *Meal Deal* war. Ein weiterer Mitarbeiter wird hinzugerufen: Kaugummi war noch nie im *Meal Deal*. Ich sage unvorsichtig, es könne ja sein, dass Kaugummi *jetzt* nicht im Meal Deal sei, aber definitiv sei er es nicht *nie gewesen*. Jetzt wird die Aufsichtsperson böse und keift mich an. Ihr Chef hat es mir doch gerade mitgeteilt! Ich bitte sie, den Kaugummi zu stornieren.

Danach weiß die Kasse immer noch nichts vom Rabatt. Ich rufe zum vierten Mal die Aufsichtsperson. Sie sagt, jetzt, wo der Kaugummi storniert sei, brauchte ich einen neuen Snack, denn der *Meal Deal* ist eben dreiteilig und nicht zweiteilig. Mein Geduldsfaden (vor dem Frühstück noch kürzer als sonst) reißt und ich lasse zum zweiten Mal im Leben die Waren an der Selbstscankasse zurück.

Ich glaube, man kann dem Vorfall entnehmen, dass Selbstscankassen dem Kassenpersonal schlechte Laune machen, denn an regulären Kassen bin ich noch nie in Keifsituationen geraten. Wenn man den ganzen Tag lang an der Selbstscankasse aus nichtigen Gründen eingreifen muss, hält man vermutlich alle Kunden, wenn nicht die Menschheit für völlig vertrottelt. Während man als Kundin in einen Kassierkontakt gleichgültig bis komatös eintritt, ist man durch die Selbstscankasse bereits prä-genervt, wenn das Personal eingreifen muss. Statt mit Geistesabwesenden, die schlimmstenfalls ein wenig zu lange nach ihrem Kleingeld kramen, haben Selbstscankassen-Betreuerinnen daher öfter als bisher mit aufgebrachten Trotteln zu tun. Davon kann man schon mal missmutig werden, außer in der Schweiz.

Kathrin Passig

24. Dezember 2015

Es kann nur zwei geben

In Deutschland leben nur zwei Johannes Mirus. Das weiß ich ziemlich sicher und ich kenne den anderen auch persönlich. Er ist eine Generation älter als ich, wohnt in Oberfranken und arbeitete bei der Bundespolizei (er wurde kürzlich pensioniert), hat ebenfalls einen Facebook-Account, ist aber ansonsten nicht annähernd so präsent im Internet, wie ich das bin.

Letzterer Umstand mag erklären, warum meine Schwiegermutter selbstverständlich davon ausgeht, eine auf meinen Namen laufende Amazon-Wunschliste gehöre zu mir. Folglich landet eine DVD auf dem Gabentisch, mit der ich nicht gerechnet hatte:

„München 7 Vol. 6“ aus der ARD-Vorabendreihe „Heiter bis tödlich“.

Mir liegt es mangels Abspielgerät nicht nur fern, eine DVD auf meine Wunschliste zu setzen, ich kenne darüber hinaus nicht einmal die Serie.

„Was für eine Erleichterung!“, ruft meine Schwiegermutter, als ich das Missverständnis lachend aufkläre. „Ich hatte schon an deinem Geschmack gezweifelt.“

Für den nächsten Anlass wird sie nicht nur auf den Namen, sondern auch auf den Wohnort bei der Wunschliste achten.

Johannes Mirus

Weihnachten 2015

Alles im Lot auf Riesenrad und Boot

Weil wir nach Berlin gezogen sind und dieses Jahr nicht zu Weihnachten zu unseren diversen Familien fahren können/wollen, drehen meine Frau und ich (hauptsächlich meine Frau – sie ist Filmemacherin) zusammen ein Weihnachtsvideo, das wir an Heiligabend per Mail verschicken. Höhepunkt: Eine Fahrt auf dem Steiger Riesenrad am Alexanderplatz (das Rad hat eine eigene Facebookseite, die überall in den Gondeln angepriesen wird, daher verlinke ich sie hier). Meine Frau klemmt die GoPro-Kamera an der Gondel fest und fängt Berlin im Nachmittagsgold ein.

Nicht bedacht haben wir das Schaukeln der Gondeln – als Insasse merkt man es gar nicht stark, aber die Kamera fängt es fröhlich ein. Zum Glück kann After Effects das Bild recht einfach digital stabilisieren. Dass ich diesen Prozess miterlebe, wird absurderweise einen Tag später relevant, als Thomas Wiegold in der ständigen Redaktionskonferenz fragt, ob in diesem Video wohl auch digitale Wellen à la *Perfect Storm* am Werk waren. Fachmännisch kann ich entgegnen, dass wir es wohl auch hier eher mit digitaler Bildstabilisierung zu tun haben.

[Nachtrag. Die Redaktion bittet darum, kurz zu erläuern, wie digitale Stabilisierung funktioniert. Natürlich weiß ich das selbst kaum. Das Programm (auch iMovie beherrscht eine einfache Version davon) erkennt Muster in den Pixeln und versucht, plötzliche Verschiebungen dieser Muster in gleichmäßige “Bewegungen” umzuwandeln. Nicht selten kann das Ergebnis, wie bei den meisten Simulationen, aber auch “künstlich” aussehen.]

Alexander Matzkeit

26. Dezember 2015

Das Datenvolumen über dem Semmering

Ich sitze mit meiner Mutter im Zug. Sie erzählt mir, dass sie dieses Monat eine SMS von ihrem Handyanbieter erhalten hat, weil sie ihr Datenvolumen aufgebraucht hat. Jetzt ist das Internet am Handy furchtbar langsam.
Ich frage: “Wie viel Datenvolumen hast du denn bei deinem Vertrag dabei?”
Sie, achselzuckend: “Drei Euro”.

Ich denke darüber nach, ob man beim Überqueren des Semmering wohl einfach feststellen kann, welchen Tarif mit welchem Zusatzpaket meine Mutter aktuell hat, und stelle nach kurzem Googlen fest: unwahrscheinlich.

Ich schalte das automatische Abspielen von Videos auf Facebook ab und sage dem automatischen Backup in die iCloud, dass es nur im WLAN synchronisieren soll. Abschließend gebe ich meiner Mutter den Rat, Videos von den Enkelinnen nur über Whatsapp zu versenden, wenn sie im WLAN ist. Also zum Beispiel bei ihr zu Hause oder bei meinen Schwestern und nicht in der U-Bahn.

verenka

26. Dezember 2015

Ein benutzerfreundliches Universum zum Anfassen

Im Traum plane ich etwas Kompliziertes und muss dazu ins Universum hinein- und wieder herauszoomen, denn mein Plan erfordert sowohl Installationen auf der Erde als auch irgendwas mit Umlaufbahnen. Das Universum ist ganz benutzerfreundlich, man kann den Zoom-Schieberegler endlich direkt anfassen. Mein Körper schwebt dabei hinter mir. Wie beim Schwimmen möchte ich die Füße lieber nicht hängen lassen, wer weiß, was da unten alles ist. Weil mir auch im Traum klar ist, dass das Universum kein Unten hat, ver-

suche ich aufzuwachen und diesen Irrtum aufzuschreiben. Aber die richtige Welt ist natürlich noch nicht so weit wie im Traum. Geräte müssen eingeschaltet werden und gehen dann trotzdem nicht, oder vielleicht doch, aber man erkennt so wenig auf dem Display. Und am Handy ist das Tippen wieder so schwer. Dass meine linke Hand in einem Verband steckt, macht es nicht leichter. Ich sehne mich zurück nach dem besseren, benutzerfreundlicheren Universum.

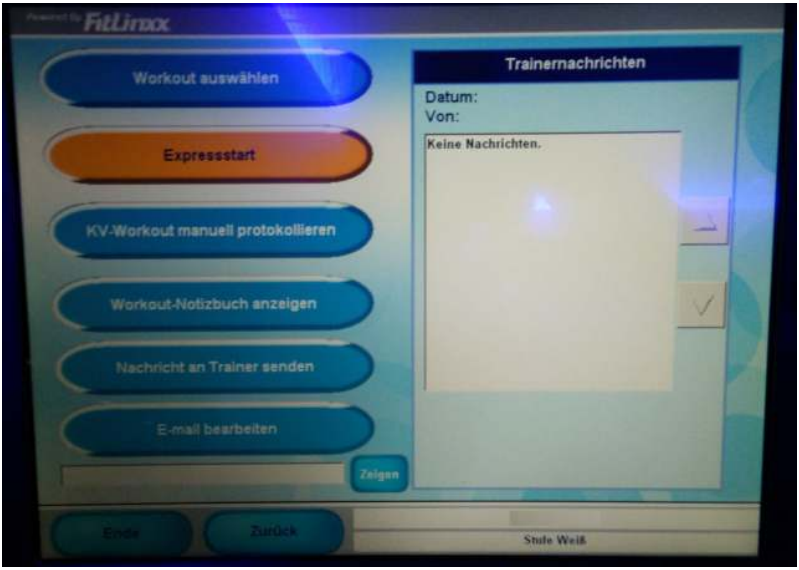
Kathrin Passig

Seit mindestens März 2014

Config Daten Gewicht Fertig

Aus verschiedenen Gründen habe ich im Frühjahr 2014 beschlossen, ein Fitness-Studio aufzusuchen. Hier habe ich mich für ein etwas gediegeneres Studio entschieden, das auch eine Kinderbetreuung anbietet. Das Studio hat im Stadtgebiet mehrere Filialen, die sich jeweils an eine etwas andere Klientel wenden.

Interessant für das Techniktagebuch ist die Zugangskontrolle. Man hat eine Zugangskarte, die mit RFID-Technik ausgestattet ist. Damit bekommt man Zutritt zu meinem Stamm-Studio, das quasi im Penthouse eines Parkhauses liegt und eigentlich nur per Aufzug erreichbar ist. Diesen kann man nur mit der Karte rufen. Im Studio selber dient diese Karte zum Einchecken und Ausleihen des Spindschlüssels und als bargeldloses Zahlungsmittel für Sonnenbank, Speisen und Getränke.



Im Studio selber sind die Kraftgeräte miteinander vernetzt. Das System nennt sich FitLinxx. An einem Touchscreen-Terminal loggt man sich zuerst mit einer fünfstelligen Nummer ein. Dann kann man sein Training starten. An den einzelnen Geräten muss man sich jeweils wieder mit der Nummer einloggen. Diese zeigen dann auf kleinen monochromen Touch-Displays die Einstellung von zum Beispiel Sitzhöhe und Gewicht an. Diese Radien sind beim ersten Training vom Trainer eingestellt und vermerkt worden. Das Display zeigt während der Ausübung an, wie weit man die Gewichte bewegen soll und ob man es langsam genug tut. Das Gerät zählt hoch und gibt auch die Pause zwischen den Sätzen vor. Auch die Anzahl der Wiederholungen des letzten Trainings werden angezeigt.

Die Bewegungen der Gewichte werden summiert und im Terminal hinterlegt. Hier kann man verschiedene Stufen erreichen. Hier kann man sie abrufen und der Trainer kann die Fortschritte eigentlich kontrollieren. Das System ist offenbar auch darauf ausgelegt, via Email zu kommunizieren. Ich habe meine Emailadresse hinterlegt, aber bis heute keine Nachricht bekommen. Im Terminal erhält man aber einfache Nachrichten wie Geburtstagswünsche.

Schön wäre es, wenn man diese Technologie mit meinem Fitness-Tracker verbinden könnte. Zwar kann ich auch im Kopf die Anzahl der Wiederholungen nachzählen, aber ich finde es angenehm, dass die Leistungen so protokolliert werden. Ich weiss nicht, seit wann das System eingeführt ist und es hat auch einige Schwächen: So muss man das gewählte Gewicht manuell eingeben und es wird nicht automatisch gewogen. Auch ist das Einstellen der Sitzhöhe oft umständlich.

In einem anderen Studio der Kette, das ich am zweithäufigsten aufsuche, leiht man sich den Spindschlüssel nicht an der Rezeption aus, sondern muss ein Geldstück (1 €, 2 € oder einige mit 2 DM) als Pfand einwerfen. Im kompletten Komplex kann man sich frei bewegen, aber einige Räume kann man nur mit der RFID-Karte benutzen. In diesem Studio sind die Geräte auch nicht vernetzt, sondern die Sportler nutzen Klemmbretter mit Tabellen und Kugelschreiber.

Christine

27. Dezember 2015

Kaffee in den Ferien

Fühle ich mich ja eh schon alt und Popeline-spießig, weil ich seit einiger Zeit mit Cafetera reise: Irgendwann hatte ich zu oft Kaffee im Urlaub erlebt, der mir überhaupt nicht schmeckte, also nahm ich zu Gastgebern und in Ferienapartments meine Bialetti und Lieblingsespressopulver mit. Zumindest am Tagesanfang habe ich so sichergestellt, dass ich einen Kaffee bekomme, den ich genieße. Die klassische Cafetera ist dreiteilig: Unten wird Wasser eingefüllt, in ein Filtersieb in der Mitte locker Espressopulver, darauf wird der Auffangbehälter geschraubt. Wenn man die Kanne auf den Herd stellt, erzeugt die Hitze von unten im Wasserbehälter Überdruck, der das Wasser nach oben durch das Espressopulver in den Auffangbehälter treibt.

Auch hierher nach Nizza habe ich meine Cafetera eingepackt. Nach der ersten Nacht im Apartment ÜberdenDächernvon fülle ich sie mit Wasser und Espressopulver, schraube sie zusammen und stelle sie auf die Herdplatte der schicken neuen Küche. Doch kurz nach dem Anschalten erscheint eine Fehlermeldung: Wo sonst die Hitzegradziffern 1 bis 9 stehen, leuchtet “F”. Ich wundere mich, denn gestern Abend hat derselbe Herd anstandslos einen Topf mit Suppe erhitzt.

Nach einigem Herumprobieren aller Tastfelder habe ich einen Verdacht. Ich setze einen Topf aus der Kücheneinrichtung auf die Herdplatte und schalte sie an: Keine Fehlermeldung, der Topf wird heiß – aber die Platte ist weiterhin kühl. Es handelt sich um einen Induktionsherd. Und der erhitzt nur ferromagnetische Metalle, nicht aber die traditionell aus Aluminium hergestellte Cafetera. Ich muss auf die bereitgestellte French Press ausweichen und schon wieder Morgenkaffee trinken, der mir nicht wirklich schmeckt.

die Kaltmamsell

28.12.2015

Boston, wir haben ein Problem

(Beitrag auf Wunsch des Autors gelöscht.)

Weihnachten 2015

Fatigue digitale

Mein Vater, dem Digitalen eher fern, hat zu Weihnachten einen neuen Computer bekommen. Es trifft sich gut, dass ich nach der Überreichung des Geschenks noch ein paar Tage bei meinen Eltern logiere und das neue Gerät einrichten kann. Am zweiten Feiertag bin ich ungefähr sechs Stunden damit beschäftigt, dafür zu sorgen, dass der neue Rechner alles kann und weiß, was der alte konnte und wusste. Anderthalb Stunden davon entfallen darauf, dass ich Updates zuschaue, ›Ja, jetzt installieren‹-Buttons anklicke und mich sonst auf dem Handy beschäftige. Als der neue Computer weitgehend problemlos eingerichtet ist und ich ins Wohnzimmer komme, werde ich von meinem Vater mit der – na ja, nicht Frage, eher Mitteilung empfangen, dass man sehr müde Augen bekomme, wenn man so lange am Rechner sitzt. Am nächsten Morgen, an dem ich etwas später als gewöhnlich aufstehe, begrüßt

er mich am Frühstückstisch mit den Worten, ich müsse ja auch erschöpft gewesen sein von der langen Arbeit am Computer. Ich wende ein, dass sechs Stunden (davon anderthalb eher passiv) ungefähr die Hälfte der Zeit sind, die ich an einem normalen Arbeitstag vor Bildschirmen verbringe. Mein Vater scheint wenig überzeugt, dass es sich bei der Einrichtung des Rechners um etwas anderes als eine Herkulesaufgabe gehandelt haben könnte. Selbst meine Mutter, die Computern weniger skeptisch gegenübersteht, besteht darauf, dass es eine große Anstrengung gewesen sein müsse. Ich beuge mich der Mehrheit und lasse mich bemitleiden.

Alan Smithee

2015

Das Jahr, in dem die Musik explodierte

In der Redaktion werden Stimmen laut, dass manchen die ständige Spotify-Schwärmerei auf den Wecker geht. Darum mach' ich es kurz.

Ich habe noch nie soviel Musik gehört wie im gerade zuende gehenden Jahr. Vermutlich sogar mehr als je in meiner Pubertät, obwohl ich dazu leider keine Zahlen habe.

Für diese Explosion ist ausschließlich *Discover Weekly* verantwortlich, die wöchentlich generierte Empfehlungsliste, die es seit Anfang August gibt. Nicht nur die reine Menge dessen, was ich höre, ist explodiert, sondern auch die Zahl der unterschiedlichen Musiker.

Ich habe seit August etwa siebzig großartige Tracks entdeckt. Das sind knapp vier pro Woche aus der jeweils dreißig Titel umfassenden Empfehlungsliste. Vor kurzem hat Spotify entscheidende Details des Empfehlungsalgorithmus verraten, was eine Menge erklärt.

Obwohl ich also jede Woche großartige Tracks finde, ist das Hören der Empfehlungsliste kein magischer Dudelfunk. Kerstin Hoffmann hat den Eindruck sehr treffend als »die Karikatur meines Musikgeschmacks« beschrie-

ben. Mir selber macht das Durchhören der Liste überhaupt keinen Spaß, es ist geradezu Knochenarbeit. Mit achtzig bis neunzig Prozent der Musik kann ich nichts anfangen, aber die übrigen zehn Prozent sind es, für die es sich lohnt.

Ich bezahle für Spotify zehn Dollar im Monat (nicht für *Discover Weekly*, das gibt es auch in der kostenlosen Version). Früher habe ich vielleicht eine CD im Jahr gekauft, oder die entsprechende Menge einzelne Tracks. Grob überschlagen verdient die Musikindustrie damit jetzt etwa zehnmal mehr an mir als vor Spotify.

André Spiegel

Etwa 2014, 2015

Meine Vorfahren ziehen ins Internet

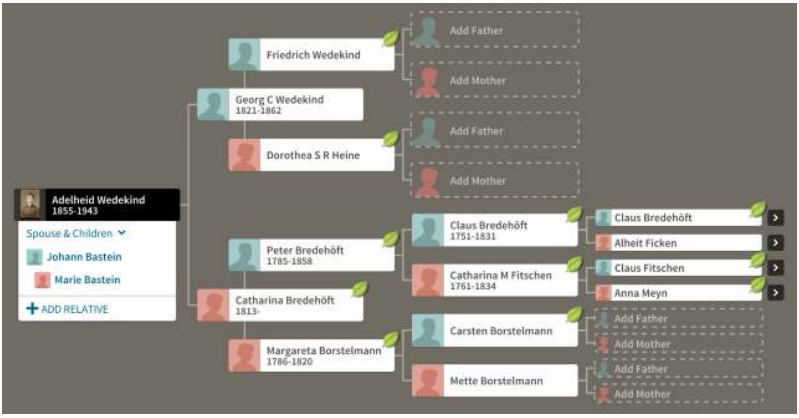
Im Jahr 2009 gelingt es mir zum ersten Mal, meine private, mir in greifbaren Dokumenten vorliegende Familiengeschichte an die Datenbanken im Internet anzuschließen. Ich kann einzelne Linien meiner Abstammung jetzt hunderte von Jahren zurückverfolgen; der älteste mir bekannte Urahn ist um das Jahr 1608 geboren.

Ich fange an, die Sache ernster zu nehmen. Ich sehe mich nach Genealogiesoftware um und beginne, eine eigene Datenbank mit meinen Forschungsergebnissen aufzubauen. In meiner lebenden Verwandtschaft interessiert sich keiner so recht für Ahnenforschung, aber das kümmert mich nicht weiter. Ich bin mir bewusst, dass ich für die Ewigkeit arbeite. In einigen Generationen mag irgendeins meiner Kindeskindeskinder dankbar sein für das, was ich heute zusammentrage.

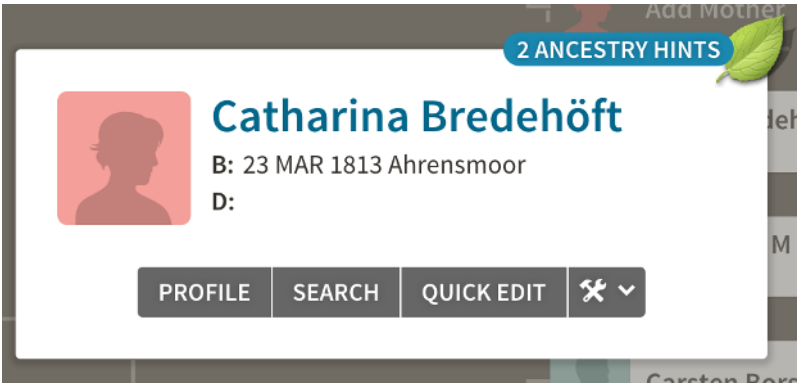
Ich richte mir auf der Festplatte meines Laptops ein eigenes Verzeichnis ein, in dem die Datenbank des Genealogieprogramms liegt. Außerdem gibt es Unterverzeichnisse für gescannte Fotos und Dokumente, die ich mit den Einträgen der Datenbank verbinde. Natürlich speise ich das, was ich heraus-

gefunden habe, auch wieder zurück ins Netz, damit andere davon profitieren können. Ich richte mir Accounts bei GedBas und RootsWeb ein und exportiere die Daten im GEDCOM-Format, einer von den Mormonen erfundenen Universalsprache für das Übermitteln von genealogischen Informationen.

Außerdem gibt es ancestry.com. Es hat mit Abstand die schickste Oberfläche zum Verwalten von Stammbäumen, zusätzlich eine Smartphone-App. Aber Ancestry ist auch irgendwie anders als die anderen Datenbanken, denn es kostet Geld. Man kann zwar kostenlos seine Daten hochladen und bearbeiten, aber die Suche in den Daten anderer Benutzer wird erst freigeschaltet, wenn man zahlender Kunde wird. Und zahlen muss man ganz ordentlich: Eine Mitgliedschaft ohne Einschränkungen kostet um die dreißig Dollar pro Monat. Für Deutschland alleine sind es immer noch etwa zehn Euro. Andererseits bekommt man auch eine Menge dafür. Ancestry ist werbefrei und entwickelt mit dem Geld nicht nur die hervorragende Benutzeroberfläche weiter, sondern betreibt auch umfangreiche Digitalisierungsprojekte. Überall auf der Welt werden Kirchenbücher, Passagierlisten von Auswandererschiffen, Sterberegister und Telefonbücher erfasst und für die Ancestry-Kunden durchsuchbar gemacht.



Der vielleicht entscheidende Unterschied zu anderen Datenbanken ist allerdings, dass Ancestry nicht nur passiv die Stammbäume der Kunden speichert, sondern aktiv im Hintergrund nach Übereinstimmungen und Ergänzungen sucht. Wenn Ancestry fündig wird, zeigt es ein kleines grünes Blatt am Eintrag der betreffenden Person an. Man kann sich den zugehörigen Hinweis anzeigen lassen und entscheiden, ob man die Information in die eigenen Daten übernehmen möchte. Eine Quellenangabe wird automatisch hinzugefügt.



Ancestry ist damit so etwas wie das Facebook der Ahnenforschung: Man kommt nicht daran vorbei, selbst wenn die Sache nicht ganz geheuer ist. Es funktioniert nicht, wie die anderen Datenbanken, nach den Regeln des offenen World-Wide-Web, sondern ist eine Plattform, ein Datensilo. Ich lasse mich darauf ein, aber nur, weil der Mehrwert, für den ich bezahle, so unbestreitbar groß ist. Und weil ich die Daten über das GEDCOM-Format ja immer exportieren und importieren kann. Meine eigene Datenbank auf meiner Festplatte, davon bin ich überzeugt, ist das eigentliche Herz meiner Forschung. Alles, was ich auf Ancestry herausfinde, werde ich sorgfältig in diese Datenbank einpflegen und sie so aktuell halten.

So denke ich bis etwa 2014, 2015. Dann muss ich einsehen, dass ich kein einziges Mal etwas aus Ancestry zurück in meine eigene Datenbank geladen habe, und dass der eigentliche Wohnort meiner Vorfahren jetzt Ancestry ist. Es sind schließlich nicht nur meine Vorfahren.

André Spiegel

2015

Ich habe mehr Daten verprasst und weniger Geld dafür ausgegeben

Im Jahr 2012 habe ich 669,24 € an O2 bezahlt, im Jahr 2013 waren es 713,62 €, also im Schnitt etwa 60 € im Monat. Ich habe kaum telefoniert, die Kosten sind vor allem durch mobile Internetnutzung entstanden (ich habe kein Festnetz-Internet). Der monatliche Betrag kam ungefähr so zustande: 25 € für 5 GB Internet (nicht erweiterbar, danach wurde "gedrosselt", also das Internet abgeschaltet), etwa 15 € Grundgebühr und vereinzelte Telefonate, maximal 15 € pro Tag, maximal 60 € pro Monat für Internetnutzung im Ausland.

Im Frühjahr 2014 habe ich meinen Vertrag bei O2 gekündigt und bin seitdem Prepaid-Kundin ziemlich vieler Anbieter. 2015 war mein erstes ganzes Kalenderjahr als Prepaidkundin, aus diesem Anlass gibt es heute eine Bilanz des Fortschritts: Ich habe in den letzten zwölf Monaten 233 € Guthaben bei AldiTalk eingezahlt. Außerdem habe ich für mobiles Internet 27,50 € in den Niederlanden ausgegeben, 30 € in Slowenien, 10 € in Österreich, 70,99 £ (96,58 €) in Großbritannien, 40 CHF (36,79 €) in der Schweiz und 11 € in Kroatien. Macht insgesamt 444.87 €, pro Monat also ungefähr 37 Euro.

Das ist zwar etwa 250 Euro weniger als in den Vorjahren, aber mehr, als ich erwartet habe. Die Fehleinschätzung rührt wohl daher, dass ich keine monatlichen Rechnungen mehr bekomme, sondern das Geld in unregelmäßigen Abständen und kleinen Beträgen ausgebe. Die Ersparnis wird wieder

aufgefressen, weil ich die ganzen Prepaid-Papierschnipsel und Minibuchungen nicht für die Steuer aufbewahre, also keine Telefonkosten mehr von der Steuer absetzen kann.

Der Hauptvorteil des Prepaidkundinnendaseins liegt aber auch nicht in der Geldersparnis, sondern darin, dass ich bei Bedarf neue Daten nachkaufen kann und nicht mehr in der zweiten Monatshälfte jedes Kilobyte zweimal umdrehen muss. Wenn ich mich über meinen Mobilfunkanbieter ärgere, kann ich ihn ohne Umstände wechseln; ich bin überzeugt, dass das zur privaten wie allgemeinen Weltverbesserung beiträgt. Außerdem hatte ich ziemlich oft Internet in der U-Bahn.

Kathrin Passig

Dezember 2015

Blog im Blog und andere Metonymien

Metonymie und Metapher sind die wohl wichtigsten sprachlichen Figuren zur Bedeutungserweiterung. Bei der Metapher wird ein Begriff auf (vermeintlich) Ähnliches ausgeweitet: vom spitzen Messer zur spitzen Bemerkung. Bei der Metonymie verbindet das ursprünglich Bezeichnete und das, auf das die Bezeichnung ausgeweitet wird, eine Kontiguität, also die Zugehörigkeit zur gleichen semantischen Sphäre: von ›Jelinek begegnen‹ (der Person) zu ›Jelinek lesen‹ (das Werk derselben Person). Ein Sonderfall der Metonymie ist die Synekdoche, bei der die Metonymie auf einer Teil-Ganzes-Relation beruht: von der Nase als Teil eines Körpers zu ›drei Nasen‹ (für ›drei Personen‹).

Auch wenn man über Digitales redet, spielen Metaphern – etwa die ›Maus‹ als Zeigegerät – und Metonymien eine Rolle. Darüber denke ich nach, als ich einen Text auf der Website der *Süddeutschen* lese, in dem ein Techniktagebuch-Beitrag kommentiert wird und folgender Satz steht: »Er hatte in einem Blog im Tumblr *Techniktagebuch* auf das Problem hingewiesen.« Nicht

nur mir fällt dieser Satz auf, in dem Blog nicht in der Bedeutung verwendet wird, die im Wörterbuch steht: »tagebuchartig geführte, öffentlich zugängliche Webseite«. Kathrin Passig sieht eine Zukunft vor sich, in der ›Blog‹ auch ›Beitrag in einem Blog‹ bedeuten kann. Im Niederländischen hat diese Zukunft bereits begonnen – zwar auch nicht im Wörterbuch, aber im alltäglichen Sprachgebrauch. Oft sind die beiden Bedeutungen allerdings kaum zu trennen: Alles, was in einem Blog[2] (Bedeutung: ›Blogeintrag‹) zu lesen ist, steht ja auch automatisch in einem Blog[1] (Bedeutung: ›tagebuchartige Website‹).

Bei einer anderen Metonymie lässt sich das leichter unterscheiden: Der Begriff ›App‹ hat im Niederländischen neben der Bedeutung, die auch das Deutsche kennt (»zusätzliche Applikation, die auf bestimmte Mobiltelefone heruntergeladen werden kann«), die Bedeutung ›WhatsApp-Nachricht‹ angenommen. Verwendet wird es vorzugsweise in der Diminutivform ›appje‹. Wie schon im Fall von ›Blog‹ nehme ich interessiert zur Kenntnis, dass dieselbe Bedeutungsübertragung – unabhängig vom Niederländischen – auch im Deutschen entstanden ist. Jemand, der kein Wort Niederländisch spricht, sagt jedenfalls in Deutschland zu mir, ich solle ihm doch »eine App schicken«, wenn ich da sei. Das ist eher ungewöhnlicher Sprachgebrauch, aber prinzipiell zukunftsfähig und immerhin kürzer als ›Nachricht‹ oder ›Message‹, die ansonsten im Deutschen wohl die Begriffe der Wahl wären.

Höhere Verbreitung im Niederländischen als im Deutschen hat auch eine Bedeutungserweiterung, die wohl vom amerikanischen Englisch ausgeht: ›Facebook‹, ursprünglich die Bezeichnung für einen Dienst, wird in beiden Sprachen auch für ›Facebook-Account‹ (›He deleted his Facebook‹) und für ›Facebook-Seite‹ (›I read that on his Facebook‹) verwendet. Im Deutschen sind Belege für ›Er hat sein Facebook gelöscht‹ oder ›Ich habe das auf seinem Facebook gelesen‹ und ähnliche Formulierungen dünn gesät. Vielleicht hat das etwas damit zu tun, dass in den Niederlanden angeblich rund 45 Pro-

zent der Einwohner des Landes Facebook nutzen, während es in Deutschland nur rund 30 Prozent sind (und in Österreich und der Schweiz auch nicht viel mehr). In den USA sollen es 52 Prozent sein.

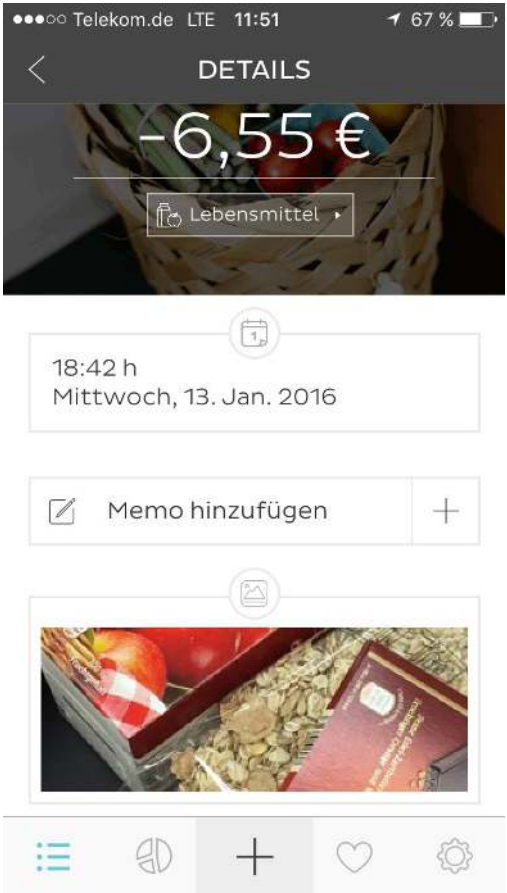
Christopher Bergmann

Dezember 2015

Das illustrierte Finanztagebuch

Sehr traurig, dass bei André Spiegels Kontoeröffnung per Videokonferenz auf der Zielgeraden etwas schiefgelaufen ist. Ich mache mit meinem Konto bei Number26 die besten Erfahrungen. Die Smartphone-Oberfläche ist hell, klar, übersichtlich, und die zugehörige Karte hat eine NFC-Antenne und funktioniert kontaktlos. Ich kann damit bei Aldi bezahlen, indem ich das Kärtchen einfach auf das Kartenlesegerät drauflege – bis 20 € muss man nicht mal mehr die PIN eingeben. Das Konto erkennt selbst, ob ich bei einem bestimmten Discounter eingekauft oder in einem Restaurant gespeist oder mein Auto betankt habe und ordnet die Ausgabe eigenständig (aber korrigierbar) einer Kategorie zu, die mir dann in der Übersicht aufsummiert zeigt, wofür ich mein Geld so ausgebe.

Und dann hat die App noch eine irre Funktion: Man kann dem Buchungsvorgang ein Foto zuordnen. Wozu das denn? Tja, der moderne Konsument fotografiert seine Einkäufe auf dem Band, oder Menge und Preis des gezapften Benzins an der Tanksäule, oder die eben überwiesene Rechnung, oder den erworbenen Wein, oder was auch immer, und hinterlegt diese Information dann direkt bei der Buchung. Es entsteht ein illustriertes Finanztagebuch.



Hans-Peter Merz

Dezember 2015

Es gibt Busse in Berlin

Ich bin ein paar Tage in Berlin und absolviere touristisches Programm. Irgendwann fällt mir auf: Ich fahre Bus. Und zwar viel häufiger als noch bei vorigen Besuchen.

Der Grund: Buslinien sind für Einheimische vielleicht erschließbar, für Gäste aber sehr kleinteilig, gerade wenn Umstiege nötig sind – früher bin ich U-Bahn gefahren mit entsprechend langen Fußwegen zur Station und zurück.

Heute gebe ich das Ziel adreßgenau in Google Maps ein, lasse die Route ab meinem Standpunkt berechnen, und Google lotst mich zur nächsten Haltestelle (Bus oder Bahn, egal) und zum Ziel. Das könnte zwar grundsätzlich auch eine der vielen Fahrplan-Apps, die man sich mit der Zeit ansammelt (die Bahn-App, Handyticket, die App des Verkehrsverbundes, Öffi . . .), aber erst die Integration von Echtzeit-Fahrplandaten in Google Maps führt dazu, daß es (für mich) reibungslos genug möglich ist.

Und seither fahre ich Bus.

Felix Neumann

2015/2016

Die Targobank und ich werden keine Drahtlosfreunde

Kontaktloses Bezahlen wird ja im Techniktagebuch nach und nach zu einem eigenen Kapitel. Das beste daran ist ja, daß es so unkompliziert ist. Wie bei den Kollegen nachzulesen ist, ist der Weg dahin allerdings unterschiedlich steinig. Hier folgt die Targobank-Variante:

Budni (eine Hamburger Drogeriekette) bewirbt irgendwann die Methode bei sich an den Kassen. Ich bin neugierig und will das mal ausprobieren. Auf der neuesten nach Umfirmierung (zu Beginn Karstadt-Quelle-Bank, jetzt Targobank, dazwischen gefühlte fünf Zwischenstationen) ausgelieferten Mastercard ist schließlich das Drahtlos-Symbol.

Das Terminal sagt aber: Geht nicht. Bitte reinstecken! Es folgt die seit langem bekannte Pen&Paper-Variante. In den Folgemonaten unternehme ich noch zwei Versuche, den letzten nach einem offensichtlichen Hardwarewechsel bei den Kartenterminals von Budni. Keine Änderung.

Es folgt Kontaktaufnahme zum Bankservice: Müssen Sie da noch was freischalten? Man antwortet: Nein, Sie selbst. Sie müssen einmal mit PIN bezahlen, danach geht's.

Nächster Versuch bei Edeka: Kann man hier Mastercard mit PIN? Kassiererin: Keine Ahnung, mal sehen, was das Terminal will. Das Terminal will Pen & Paper. Nun gut. Nächster Versuch wieder Budni. Gleiche Frage, gleiche Antwort. Man bekommt gar nicht erst die Chance, mit PIN zu zahlen. Noch ein Versuch beim Kaufhof, gleiches Ergebnis, direkt Papierbeleg und Unterschrift.

Rückfrage Servicehotline: Weitere Vorschläge? Antwort: Es hängt vom Terminal ab, ob es das kann. Aber eine Barauszahlung am Automaten würde ebenfalls als PIN-Benutzung gelten. Ich verkneife mir, daß die Terminals von Budni das erklärtermaßen können – sonst würde es ja nicht beworben – und beschränke mich auf die Gegenfrage, ob das Gebühren kosten würde.

Da kennen sie sich plötzlich wieder aus: „Die Gebühr bei Bargeldabhebungen mit der TARGOBANK Kreditkarte beträgt 3,50 % vom Auszahlungsbetrag (mindestens 5,95 EUR). Wir wünschen Ihnen ein schönes Wochenende."

Das war's. Ich beschließe, einem Dasein als zahlungspflichtiges Versuchskaninchen auszuweichen und beende meine Drahtlosbeziehung zur Targobank, bevor sie begonnen hat.

Nachtvogel, zuerst veröffentlicht unter nachtvogel.eu/kontaktloses-bezahlen/

Ende 2015

Heutzutage gibt es ja alles im Netz

Vor einigen Monaten habe ich mir einen Tag Zeit genommen, um im zentralen Büro des Kirchentages in Fulda in den Archiven zu stöbern. Ich habe jede Menge Materialien zu alten Kirchentagen zusammengesucht, die ich nun auf unserer Website aufbereiten will. Weil es praktisch war und schnell ging, habe ich vor allem viele Handyfotos von gedruckten Texten.

Im Büro beginne ich nun mühsam damit, die abfotografierten Texte abzutippen. Innerlich fluche ich, dass ich kein OCR-Programm besitze, das Text auf Bildern erkennen und in "echten" Text umwandeln kann. "Moment mal", denke ich plötzlich, "heute gibt es doch ganz viele Dienste, die man früher als Software kaufen musste, auch kostenlos im Netz."

Ich google "free web-based OCR" und tatsächlich: diverse Händler preisen ihre Waren an. Ich entscheide mich für den nächstbesten, lade ein in Photoshop leicht beschnittenes und kontrasterhöhtes Bild des abfotografierten Textes hoch und lasse die Seite arbeiten. Das Ergebnis ist wunderbar zu gebrauchen, ich muss nur wenige Fehler korrigieren. Ich stelle wieder einmal fest, dass ich mit meinen Vorstellungen von dem, was mein Computer kann und was nicht, in manchen Bereichen in den 90ern hängengeblieben bin.

Alexander Matzkeit

31.12.2015

Kreißsaal-Technik

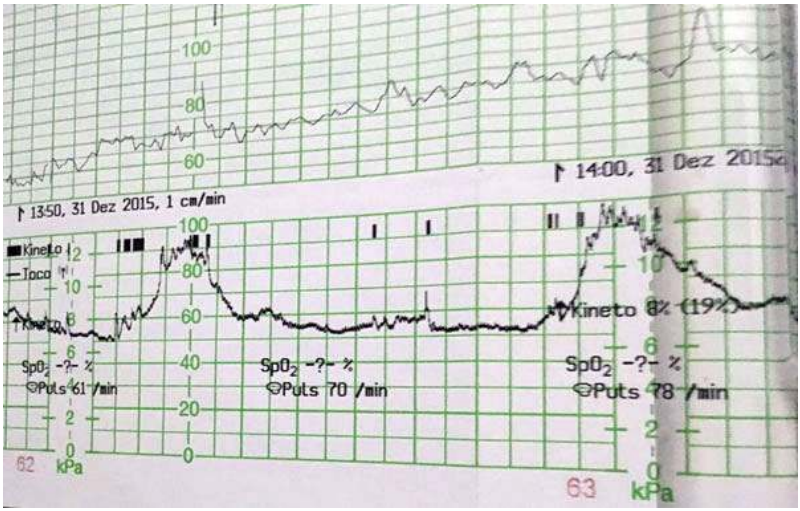
Wir erwarten ein Baby. Dieses hat sich dazu entschlossen, den vorgesehenen Termin an Weihnachten nicht wahrzunehmen und die Feiertage noch im Bauch zu verbringen. Die Wehen setzen schließlich am Silvesternachmittag gegen 14 Uhr ein. Weil sich das Kind aber immer noch Zeit lässt, erhalten wir die Gelegenheit, den Kreißsaal näher zu untersuchen.

Die zentralen Geburtsinstrumente sind Bett (links, abgeschnitten), CTG (rechts) und Uhr (oben, abgeschnitten).

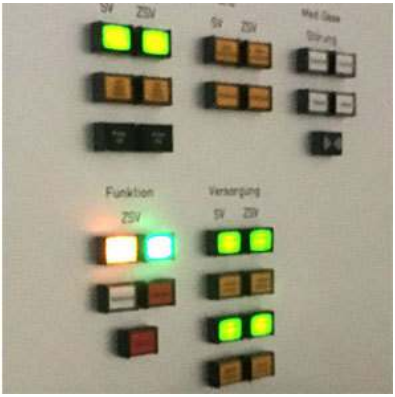
Das Krankenhausbett kann mithilfe von Motoren in verschiedene Positionen und Höhen gebracht werden kann. Es ist nicht deswegen der häufigste Geburtsort, weil es die beste und bequemste Geburtsposition bietet. Das

dürfte eher die hockende oder knieende Haltung sein. Es ist aber definitiv am besten und bequemsten für Arzt, Ärztin und Hebamme. Und am übersichtlichsten für zuschauende Studierende.

Das CTG dient der lückenlosen Überwachung wichtiger Körperfunktionen von Mutter und Kind. Insbesondere lässt es die Abwesenheit der Hebamme zu. Da diese mehrere Geburten gleichzeitig betreuen muss, kann sie via Monitor auch in anderen Kreißsälen beobachten, was bei uns passiert. Auch der werdende Vater fühlt sich stärker in den Geburtsprozess eingebunden, denn ein Blick auf den Monitor oder das Papierprotokoll zeigt jede Wehentätigkeit, selbst wenn die Frau nichts davon spürt.

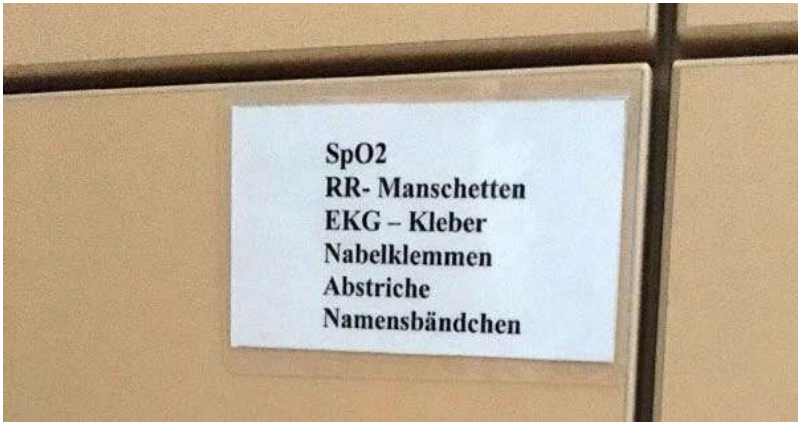


Im Zusammenspiel mit der Uhr und vagen Vorstellungen davon, wie viel Zeit zwischen den Wehen vergehen müsse, um über den Fortgang der Dinge Bescheid zu wissen, gibt das CTG dem Mann visuellen Halt, wo er früher kettenrauchend und die verrinnenden Stunden verfluchend durch die Klinikflure hirschte.



Die Badewanne ist eine analoge Oase der Entspannung in einem Raum voller Kabel, blinkenden Lichtern, Steckdosen und Digitalanzeigen. Sogar ein Fernsehgerät ist an die Wand montiert.

Vielleicht presst sich‘s besser beim Betrachten von Dinner for One? Andererseits kann der Monitor nicht zur Badewanne hin geschwenkt werden, er ist starr aufs Bett ausgerichtet. Aber wir wollen gar nicht fernsehen. Außerdem gibt es noch viel mehr zu entdecken.



Eine Kommode zum Beispiel, in der Utensilien verstaut sind, die man später brauchen wird – und welche, die man besser nicht brauchen möchte. Darauf und darüber ist alles aufgebaut, was man später für das Neugeborene benötigen wird. Eine schöne Mischung aus analog und digital, aus althergebrachter und funkelnagelneuer Technik:

Über dem Platz angebracht ist die Wärmelampe (man muss sich den Schock vorstellen, wenn das Kind auf die Welt kommt: Aus der dunklen, fruchtwässrig-warmen Gebärmutter in einen hellen, kalten, trockenen Kreißsaal), wir nennen sie respektlos „Babygrill“. Auch hier gibt es viele Schalter, Knöpfe und Einstellmöglichkeiten, man darf aber nicht dran rumspielen, auch der werdende Vater nicht. Als das Gerät unvermittelt mit Piepsen anfängt und alle Knopfdrückversuche scheitern, verlegt sich die Hebammenschülerin auf den alten Technikertrick „Reset per Steckerziehen“.

Neben dem Zieh-Stecker-Schalter ein Set Krankenhaus-Handtücher. Angesichts all der Gerätschaften, Einweghandschuhe oder Mullbinden, die ständig aus sterilen Verpackungen entnommen werden und Berge von Müll produzieren, wirkt dieses klassische Hilfsmittel geradezu schmutzig und archaisch. Das Neugeborene wird damit schlicht abgetrocknet und anschließend eingewickelt. Das obenauf liegende blaue Handtuch wird die Bekleidung für die ersten Babystunden sein, ergänzt von einer Mütze. Wir sollten im übrigen sparsam mit den Handtüchern umgehen, heißt es, man habe nicht so viele.

Daneben die digitale Waage, die uns aufs Gramm genau sagt, dass sich die ausgefuchste Pränataldiagnostik mit ihren auf Ultraschallbildern basierenden Statistikverfahren um gut eineinhalb Pfund verschätzt hat. Möglicherweise hängt das auch damit zusammen, dass der Geburtstermin (s.o.) eventuell nicht korrekt berechnet wurde, womit das Kind nicht eine Woche zu spät, sondern vielleicht zwei Wochen zu früh da wäre. Dass diesem Termin, der ja von so vielen Variablen abhängt und eben auch nur ein statistischer Mittelwert ist, alle anderen Maßnahmen nachgeordnet werden, ist ohnehin rätselhaft.

Zurück zum Babygrill. Daran eingehängt baumelt das gute, alte Maßband. Da Kinder, die gerade den Mutterleib verlassen haben, selten entspannt ausgestreckt herumliegen, ist es gar nicht so einfach, das Neugeborene zu messen. Was man daran erkennt, dass drei Tage später die Kinderärztin bei der U2 ein 2 Zentimeter längeres Kind vorfindet.

Rechts hinter dem Maßband erkennt man ein Gerät, das technischer aussieht als es ist. Es unterstützt die Kinderärztin bei der APGAR-Untersuchung, mit der sich der klinische Zustand von Neugeborenen standardisiert beur-

teilen lässt. Da diese Untersuchung nach 1, 5 und 10 Minuten erfolgen soll, macht der Apgar-Timer nichts anderes, als nach genau diesen Zeiten zu piepsen.

Eine andere wichtige Zeit, nämlich die der Geburt, wird mithilfe der eingangs erwähnten, über dem Bett angebrachten Uhr ermittelt. Die Ärztin notiert die Zeit auf dem handschriftlich geführten Geburtsprotokoll.

Eher ungewöhnlich für einen Kreißsaal, aber der besonderen Nacht geschuldet ist das Getränk, mit dem der neue Erdenbürger später begrüßt wird: Sekt.

Uli Eder

2015

Schiere Masse schlägt Paranoia

Die mehr als 450 in meinem Smartphone gespeicherten Kontakte – etwa zur Hälfte private und geschäftlich – sind mir heilig, ich speichere sie nur lokal, weder Google noch Apple dürfen sie in ihre Clouds synchronisieren. Es wäre zwar im täglichen Leben oft sehr praktisch, alle Kontaktinformationen jederzeit und überall zur Verfügung zu haben, allerdings möchte ich die Informationen einfach nicht preisgeben. Vor WhatsApp graut es mir, denn dieser (zumindest für mich) neue Messenger sauge erst einmal das Adressbuch leer und speichere alle Adressen auf den eigenen Servern, so las ich in Berichten über die App.

Im privaten Umfeld steigen die Anfragen, warum ich denn kein WhatsApp nutzen würde, ich würde doch sonst auch immer alles ausprobieren. Die Ich-habe-nichts-zu-verbergen-Bekannten verstehen meine Gründe nicht. Als im Verein die interne Kommunikation um eine WhatsApp-Gruppe erweitert wird, bitte ich darum, parallel auch weiterhin per E-Mail mit den Informationen versorgt zu werden. Der Vorsitzende erwähnt, ich sei doch auch bei XING und würde doch daher das Jeder-kennt-jeden-über-6-Ecken-Gesetz kennen.

Klar kenne ich das. Und WhatsApp habe doch mittlerweile eine Dreiviertelmilliarde Benutzer. Da macht es Klick: WhatsApp wird eh schon alle meine Kontakte kennen.

Ich gebe mich geschlagen und installiere WhatsApp. Von meinen Verwandten haben ich innerhalb einer Woche alle mir bis dahin noch unbekannten Handynummern zusammen, ohne aktiv danach gesucht zu haben. Die erste geschäftliche Nachricht trudelt binnen zwei Wochen ein. Ein ungutes Gefühl bleibt weiter bestehen, und ich bin gespannt, ob und wann es sich abschwächen wird.

Dirk Hagedorn

2015

Das wär was: Ein Touchspecht zur Vergangenheitssicherung

Auch ich würde meine Facebookchats gerne sinnvoll exportieren. Nachdem ich in den letzten Jahren zahlreiche Programme, Browser-Extensions etc. runtergeladen habe, die das letztlich alle nicht konnten, erscheint mir Handarbeit der sinnvollste Weg. Anfangs scrolle ich im Desktopbrowser lange, lange zurück, markiere dann alles und kopiere es in eine Textdatei. Dabei verschwinden unerfreulicherweise Emoticons, Bilder und Links. Dann entdecke ich, dass man im Handybrowser hochscrollen kann, um irgendwann „Seite – als PDF speichern“ zu wählen. (Im Desktopbrowser geht es nicht, weil da nur als Seite verstanden wird, was man grade sieht, und der Chat nie allein auf einer Seite angezeigt wird.) Das mache ich gerne, wenn im Redaktionschat in meiner Abwesenheit viel geredet wurde, sodass ich dann irgendwann in Ruhe nachlesen kann.

Leider muss man das, wenn man einen gewissen Archivierungsdrang hat und auch Chats führt, an denen Kathrin nicht teilnimmt, regelmäßig tun, weil sich der Browser irgendwann, wenn es zu weit zurückgeht, aufhängt.

Und es ist eine stupide Tätigkeit: Um frühere Wortbeiträge zu laden, muss man immerzu auf “Ältere Nachrichten anzeigen” tippen. Sobald man beim Hochklicken einmal mit dem Finger danebenhaut, auf einen anderen Link, ist natürlich alles wieder weg, auch mit Zurück-Option – und die Wahrscheinlichkeit, dass das passiert, erreicht mit wachsender Chatlänge irgendwann 1, zumal ich aufgrund der großen Langeweile meist anfange, nebenher etwas anderes zu tun. Man muss für das Zurückklicken auch den richtigen Moment abpassen: In der Zeitspanne darf niemand etwas sagen, sonst springt der Chat automatisch wieder zum neusten Beitrag nach unten und man muss sehr, sehr lang wieder hochscrollen.

Das Gesamtprozedere ist so mühselig, dass ich es immer weiter hinauszögere und schließlich aufgebe. Man müsste einen spechtartigen Roboter bauen, der einen Schnabel mit Touchfähigkeit hat, mit dem er in regelmäßigen Abständen auf das drunterliegende Handy pickt, bis die Vergangenheit so sichtbar ist, wie man das will.

Kristin Kopf

2013 – 2015

Ich versuche, elektronisch zu boarden, und schon zwei Jahre später gelingt es mir

Im Sommer 2013 versuche ich das erste Mal, eine elektronische Bordkarte auf dem Smartphone (“Bei Airberlin fliegen Sie ticketlos!”) zum Einsteigen ins Flugzeug zu benutzen. Die Details, warum das nicht klappt, sind nicht so ganz geklärt, aber zum Glück habe ich einen eigentlich redundanten Ausdruck des Tickets auf Papier dabei, irgendwo ganz unten in meinem Handgepäck, so dass ich schließlich doch noch mitfliegen kann. Das Problem hat wohl irgendwas mit Kontrast am Bildschirm des Smartphones oder so zu tun, vielleicht weil der Akku des Smartphones schon etwas mau ist. Auf

jeden Fall stelle ich fest, dass mein Denkvermögen einigermaßen komplett aussetzt, wenn hinter mir 20 bis 50 Leute im Anzug stehen und der Herr an der Security genervt guckt.

Zwischen 2013 und 2015 nimmt die Zahl der Handyticket- und Handybordkartenbenutzer extrem zu – aber nach der Peinlichkeit an der Security im Sommer 2013 traue ich mich erst Ende 2015 das nächste Mal, ein Handyticket auf dem Smartphone zum Boarden auszuprobieren. Und, was soll ich sagen: jetzt kann ich das auch. Cool mit dem Smartphone über den Scanner wedeln und in den Flieger einsteigen. Auch dem Schaffner in der Bahn nur das Smartphone hinzuhalten anstelle des Papierausdrucks traue ich mich jetzt, und auch das klappt.

Ha! Wenn ich nicht zwei Jahre zu spät wäre, wäre ich jetzt wohl fast ein Early Adopter!

Molinarius

2015

Die Entschlüsselung des Cell Phone Parking Lots

Ich wundere mich seit etwa fünf Jahren über die Hinweisschilder »Cell Phone Parking Lot« an amerikanischen Flughäfen. Worum es sich dabei handelt, begreife ich erst, als ich anfange, an Flughäfen Uber zu bestellen. Im Cell Phone Parking Lot, das einige Minuten von den Terminals entfernt liegt, warten die Fahrer auf eingehende Bestellungen und fahren erst dann, wenn sie eine Bestellung bekommen haben, in den Ankunftsbereich des Terminals, um den Fahrgast aufzunehmen. Auch Fluggäste, die von Angehörigen abgeholt werden, können ihnen per Mobiltelefon Bescheid sagen, wann sie im Ankunftsbereich stehen und zum Einsteigen bereit sind. Durch die Einrichtung der

Cell Phone Parking Lots versucht man, die bürgerkriegsähnlichen Zustände an der Übergangsstelle zwischen den Verkehrsmitteln Flugzeug und Auto in den Griff zu bekommen, es gelingt nur mäßig.

André Spiegel

2005 – 2015

Filmdispositive im 21. Jahrhundert

Seit 2003 führe ich Buch über jeden Film, den ich sehe, seit Mitte 2004 schreibe ich auch auf, auf welchem Medium ich den Film gesehen habe. (Bis 2013 in einer Excel-Tabelle, seit 2014 auf der Plattform Letterboxd.)

Folgendermaßen hat sich mein Medienverhalten über zehn Jahre entwickelt:

3D-Blu-ray disc: 2 (2013)

3D-Kino: 7 (2009), 11 (2010), 10 (2011), 9 (2012), 16 (2013), 8 (2014), 9 (2015)

Blu-ray disc: 16 (2012), 26 (2013), 18 (2014), 9 (2015)

Beta: 7 (2007), 1 (2008), 1 (2011)

Digibeta: 1 (2011), 19 (2012),

Datei ohne Trägermedium: 1 (2007), 3 (2008), 1 (2009), 2 (2010), 1 (2011), 1 (2013)

DVD: 63 (2005), 73 (2006), 55 (2007), 78 (2008), 70 (2009), 103 (2010), 117 (2011), 120 (2012), 74 (2013), 36 (2014), 26 (2015)

Flugzeug: 4 (2009)

Gebrannte DVD: 10 (2006), 12 (2007), 1 (2008), 1 (2009), 14 (2010), 3 (2011), 5 (2012), 5 (2013)

HDCAMSR: 4 (2012), 3 (2013)

HFR 3D-Kino: 2 (2012), 1 (2013), 3 (2014), 2 (2015)

2D-Kino: 32 (2005), 63 (2006), 42 (2007), 56 (2008), 40 (2009), 47 (2010), 28 (2011), 60 (2012), 58 (2013), 39 (2014), 23 (2015)

VCD und S-VCD: 15 (2005), 4 (2006), 7 (2007), 5 (2008), 5 (2009), 1 (2010)

Lineares TV: 4 (2005), 1 (2006), 2 (2008), 2 (2009), 1 (2010), 4 (2011)

VHS: 33 (2005), 14 (2006), 38 (2007), 26 (2008)

Video on Demand: 2 (2012), 3 (2013), 25 (2015)

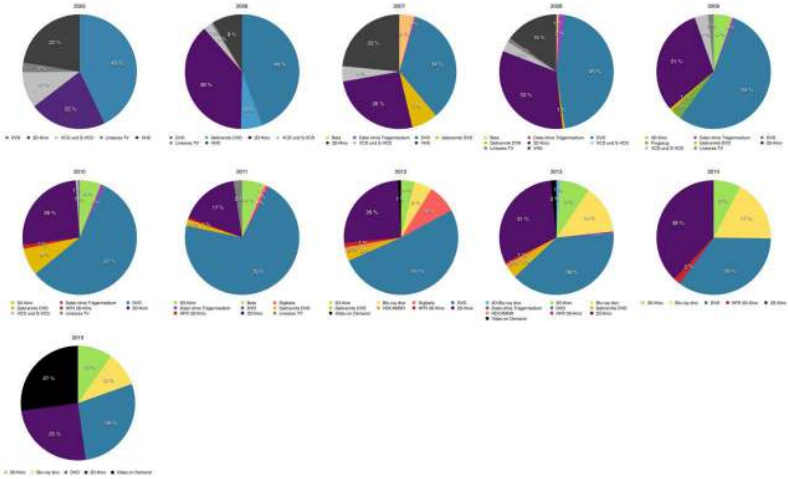
Ich weiß, dass diese Zahlen als reine Aufreihungen nicht so viel wert sind wie prozentuale Kuchen es wären, aber es war so schon genug Arbeit. Vielleicht hat ja jemand anders Lust, die Kuchen zu basteln.

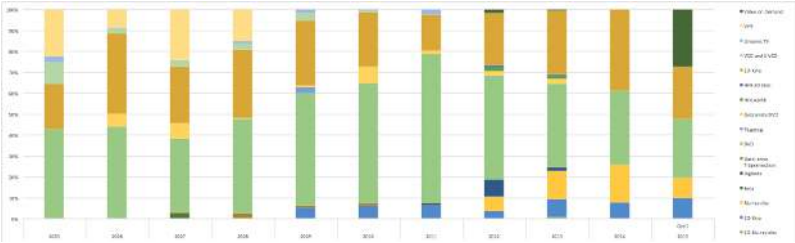
Ich habe in den Jahren 2007, 2008 sowie 2011-2013 bei einem Fernsehsender in der Filmredaktion gearbeitet, daher stammen die Digibeta, Beta und HDCAMSR-Zahlen. Außerdem konnte ich beruflich auf Filmfestivals fahren, daher stammen die hohen oder weniger hohen Kino-Zahlen.

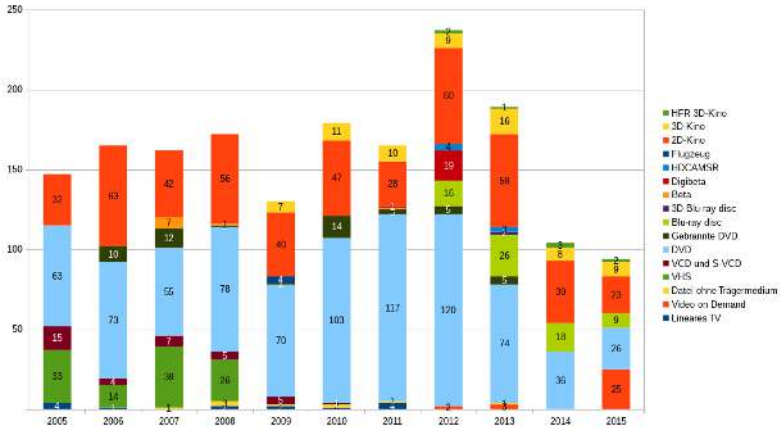
Dinge, die auch mich überrascht haben:

- Ich schaue immer noch deutlich mehr Filme auf DVD als auf Blu-ray
- Ich habe meinen letzten Film auf VHS vor 8 Jahren gesehen

Addendum: Zahlreiche Leser sind meiner Frage gefolgt und haben die Zahlen in Diagramme gegossen.Patrick Paas mit Kuchen. Wahlatlas gleich zweimal mit Linien (absolute Zahlen|Prozente). Balken gab es sowohl von Techniktagebuch-Autorin Kristin Kopf (gelb/grün) als auch von Leserbriefschreiber Alan Tiedemann (blau/orange; CC-BY-SA-4.0). Danke euch allen!







Alexander Matzkeit

Irgendwann zwischen 2010 und 2015, aber eher 2010

Das Ende von Multiple Sources

Wann ging das los, dass aus Tweets Nachrichten wurden, die im Fernsehen verlesen werden? Meine Vermutung: Es passierte zwischen 2010 und 2015, rings um die amerikanische Basketballliga NBA.

Es kann nicht vor 2010 geschehen sein. Als im Sommer 2010 LeBron James zum ersten Mal den Klub wechselte, gab es zwar schon Gerüchte und Fake-News, aber die klassischen Medien filterten und dominierten. Alle paar Stunden gab es bei ESPN, SI oder Yahoo eine neue Geschichte, die sich auf Informationen aus “verlässlichen Quellen”, “Quellen mit Zugang zum Team” und “mehreren Quellen” berief. Die Gerüchteseite bei “Hoopshype” wird von Artikeln bestimmt, die von professionellen Sportjournalisten verfasst wer-

den. Multiple Sources sagt, dass LeBron nach Miami geht. Oder dass es zumindest "sehr wahrscheinlich" sei. Die Entscheidung selbst gibt LeBron dann im Fernsehen bekannt. Sieben Millionen Amerikaner sahen zu, eine Stunde lang. Steve Carrell gibt eine nützliche Zusammenfassung in vier Minuten.

Und es kann nicht nach 2015 passiert sein. Im Sommer 2015 war alles vorbei, der Keks gegessen, die normalen Nachrichten-Filter kaputt, die NBA voll auf Twitter umgestiegen. Der leicht googlebare Beweis dafür ist die Emoji-Schlacht vom 8. Juli 2015. Die Geschichte war eigentlich ganz einfach. DeAndre Jordan, der vorher mündlich zugesichert hatte, nach Dallas zu wechseln, wurde in letzter Minute von seinen Noch-Teamkollegen überredet, doch in Los Angeles zu bleiben. Das alles wurde von den Beteiligten live auf Twitter kommentiert, und zwar mit Emojis. Es war die Geschichte des Sommers 2015. Normale Journalisten waren nicht beteiligt, abgesehen von einigen, die nicht verstanden hatten, wie die Sache jetzt läuft, und versuchten, sich mit ausgedachten Nachrichten in den Vordergrund zu drängen.

Der Übergang muss deutlich näher an 2010 als an 2015 geschehen sein. Die großen NBA-Journalisten, Wojnarowski, Bucher, Stein, sind jedenfalls alle seit 2009 auf Twitter aktiv und berichten dort zuerst. Aber anfangs waren es vor allem Nachrichten direkt vom Spiel, weil das nur auf Twitter ging. Bald danach muss es gekippt sein. LeBrons Entscheidung wurde bereits von einem Twittergewitter begleitet, das aber vorwiegend von Journalisten betrieben wurde. Seitdem jedenfalls sind Nachrichten Tweets und Tweets Nachrichten. Nachrichten stammen von Bloggern, Prominenten, Videokünstlern, Journalisten und von Leuten, die ein Handy besitzen. *Multiple Sources* wurde ersetzt durch Some Guy on Twitter, die "Some Arsehole Doctrin", wie es viel später in ganz anderem Zusammenhang genannt wird.

In den Wochen vor den wichtigen Deadlines für Transfers entstehen in dunklen Ecken des Internets wilde, wunderschöne Gerüchte, anfangs nur halbgare Ideen von Fans, die dann durch Prozesse, die nur wenige durchdringen, ins kollektive Bewusstsein gespült werden, schön erklärt hier von

Seth Rosenthal, in einem Text, den man auch Leuten empfehlen kann, die ansonsten nur politische Nachrichten lesen. 2016 würde man es Fake News nennen.

> "That is, more often than not, what this comes down to. Fans speculate, then that speculation gets laundered several times over, swaddled in search-engine-optimized keywords, and boom, you're atop the Google search."

Aleks Scholz

Dezember 2015

Das noch nicht ganz so smarte Haus

Die Gastgeberin führt uns in der für die nächsten zwei Wochen gebuchten Airbnb-Wohnung herum und spricht Erklärendes. Wie so oft schalte ich geistig ab, wird sich schon alles finden. Aus der Ferne erreichen mich die Worte „Thermostat" und „normally don't touch". Warum auch, denke ich, haben die Heizkörper nicht eigene Regler, wieso dann überhaupt ein Thermostat und außerdem sind wir im Süden, dann dämmere ich weiter.

Einen Tag später ist es kalt, Drehen an den Heizungsreglern nützt nichts, also tippe ich mit schlechtem Gewissen, aber vollem Erfolg am Thermostat herum; nach 10 Minuten springt die Heizung an. Nach 10 weiteren Minuten erreicht mich eine SMS der Gastgeberin. Ob denn alles in Ordnung sei, das Heizsystem der Wohnung hätte ihr gerade einen „dramatic temperature decrease" gemeldet. Von wegen, simse ich zurück, heizt alles prächtig. Dann mache ich mich auf dem Weg zum Supermarkt; auch wenn das mit dem smarten Haus nicht so richtig zu funktionieren scheint, fülle ich lieber den Kühlschrank auf, bevor mich eine SMS erreicht, wie denn der „dramatic white wine decrease in the refrigerator last night" zu erklären sei.

Marek Hahn

29.12.2015 und 2.1.2016

Über den Wolken muss die Freiheit wohl eingeschränkt sein

Ich sitze im Flieger von Berlin nach Düsseldorf, um später zum Silvesterfeierort weiterzureisen. Weil wir, meine Frau und ich, es nicht geschafft haben, eine gemeinsame Buchung mit zwei Sitzplätzen, aber nur einem Gepäckstück in die Tat umzusetzen, sitzen wir nicht nebeneinander. Wir können uns also nicht miteinander unterhalten oder anderweitig die Zeit miteinander vertreiben. Stattdessen studiere ich die diversen Hinweise in meiner näheren Umgebung. Nach gut 20 Minuten Flugzeit werde ich auch auf den direkt vor meiner Nase angebrachten Aufkleber am Klapptisch vor mir aufmerksam. Es gibt anscheinend Internet-Zugang an Bord!

Mit zitternden Fingern aktiviere ich, völlig gegen meine Gewohnheit, “WLAN” auf meinem Smartphone. Und siehe da: Kurz darauf sehe ich das Flugzeugnetz und wähle es aus.

Um zu erfahren, wie ich weiterkomme, muss ich in das Bordmagazin in der Sitztasche vor mir schauen. Nach einigem Geblätter finde ich ziemlich weit hinten den entsprechenden Passus und rufe im Browser die angegebene Seite auf.

airberlin stattet sukzessive Flugzeuge mit airberlin connect aus. Sie können während des Fluges das Internet nutzen und Entertainment auf Ihrem persönlichen mobilen Endgerät genießen. Informieren Sie sich vor Ihrem nächsten Flug auf **airberlin.com**, ob airberlin connect auf Ihrem Flug bereits verfügbar ist.

1. Verbinden Sie Ihr WLAN-fähiges mobiles Endgerät mit dem Netzwerk airberlin connect.
2. Öffnen Sie Ihren Internetbrowser und die URL airberlinconnect.com.
3. Erwerben Sie einen Internetzugang oder nutzen Sie unser Entertainmentangebot. Um Filme und TV zu streamen, installieren Sie bitte die kostenlose airberlin connect App oder ein Plug-in auf Ihrem Gerät.

Nach kurzer Zeit werde ich zu der Seite mit den Preisangaben weitergeleitet:

Die Zeitbeschränkung? Ok. Das überrascht einen nicht unbedingt. Sowas kennt man aus Hotels zur Genüge. Aber 20 MB. Ich erstarre. Wodurch werden die 20 MB aufgebraucht, sobald ich online sein würde? Habe ich irgendwo ein automatisches Synchronisieren eines Cloudservices aktiv? Könnte mir jemand gerade eine umfangreiche Mail geschickt haben? Ich kann mich nicht

durchringen, die 4,90 € für sowas Unwichtiges im Vergleich für zum Beispiel neue Nachrichten aus der ständigen Redaktionskonferenz des Techniktagebuchs zu verschwenden und verharre.

Kurz darauf setzt die Maschine zum Sinkflug an und das WLan wird abgeschaltet, weil es nur während des Reiseflugs aktiv ist. Ich komme also erst beim Rückflug dazu, mich über das weitere Prozedere, vor allem die Zahlungsmöglichkeiten zu informieren. Ich erfahre, dass ich ein Nutzerkonto benötige. Ich versuche es mit den gleichen Nutzerdaten wie in der App der Fluggesellschaft, aber ohne Erfolg. Der Bordservice hält mich mit einem Getränk und einem salzigen Snack davon ab, ein neues Nutzerprofil anzulegen. So wichtig ist Internet über den Wolken bei einer Flugzeit von nicht mal einer Stunde dann auch nicht.

Markus Winninghoff

2. Januar 2016

Mein erster Pocket-Computer weiß mehrere Wörter

Das neue Jahr ist noch jung, und ich bin schon einen mächtigen Schritt weiter in die Zukunft marschiert. Ich habe mir einen Pocket-Computer gekauft! Ein “Elektronischer Übersetzer und Informationscenter” ist es und der Übersetzer/das Center kommt aus Unterhaching! Ich habe das Gerät anlässlich eines Racletteessens (Doppel-T, Doppel-E, Doppel-S) erworben, über den Tisch hinweg, es hat 10 Euro gekostet, inklusive Netzteil. Die Schwiegermutter des Gastgebers war verstorben, ich hätte auch ein wilhelminisches Prunktrinkhorn mit Gestell und nicht belastbarer Provenienz (“vom Kaiserhofe”) haben können, aber das wäre noch größer und teurer gewesen. Gleich nach Erwerb getestet: mein Exemplar kann zwar nicht, wie auf dem Karton verheißen, “Deutsch * englisch * französisch * italienisch * spanisch * japanisch PUNKT PUNKT PUNKT”, aber immerhin die ersten drei genannten Sprachen, für weitere wären erst zusätzliche international genormte Schaltkreise zu erwerben.

Dass, wie ebenfalls auf dem Karton zu sehen, englisch “AIRPORT” auf Deutsch “FLUGHAFEN” heißt, weiß das Elektronenhirn auf Anhieb. Die Eingabe geht zügig vonstatten, die Tasten sind nämlich alphabetisch angeordnet. Mehrere andere Wörter ergeben ebenfalls Treffer, AUTO heißt

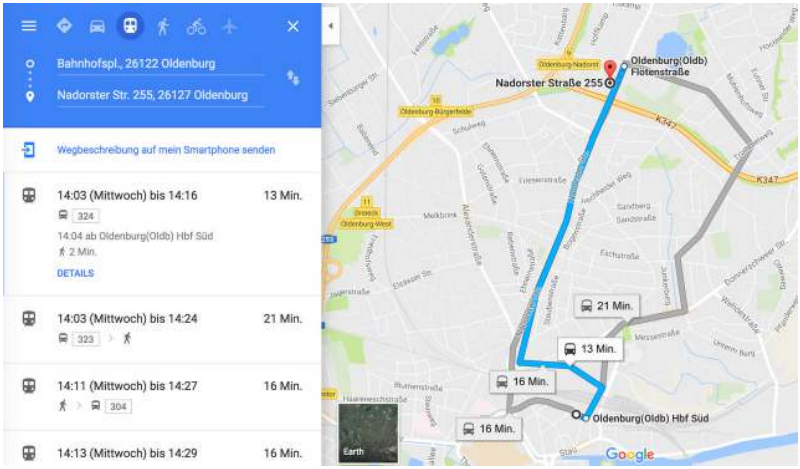
CAR, FRAU heißt MRS, blitzschnell erscheinen diese Informationen auf der 16stelligen grünen Digitronanzeige. Zu ARM vermerkt mein Dolmetscher im Pocketformat schnippisch ARM (GELD) ARM (KÖRPER). Toll.

Rarere Vokabeln wie BUSBAHNHOF, AUSWEIS, UMLEITUNG, VERSPAETUNG und SPRACHLOSIGKEIT führen allerdings zu der Anzeige ??????????. Aber zumindest alle im Beipackzettel genannten Beispielwörter kennt mein "persönlicher Sprachlehrer" aus dem Effeff. Das Gerät, obwohl fast vierzig Jahre alt (Internet sagt: 1978), weist keinerlei Gebrauchsspuren auf. Gebote ab 10 Euro werden entgegengenommen.

Marcus Karl Gärtner

2.1.2016

Wer sagt mir, wann der Bus kommt? (Google, aber nicht überall)



Screenshot: Google Maps

Den Weg zum Silvester-Kurzurlaub an der Nordseeküste (und zurück) lege ich mit einer Mischung aus Bahn und Mietwagen zurück. Dummerweise liegt die Station des ausgewählten Autovermieters nicht am Bahnhof, sondern am Stadtrand. Auf der Suche nach dem Weg zeigt mir Google Maps, was ich zwar prinzipiell wusste, aber bislang selten genutzt habe: Auch die Busverbindungen, mit Linien-Nummer und nächster Abfahrtszeit, werden komfortabel angezeigt.

Das funktioniert ziemlich zuverlässig, wie ich schon im Dezember in Irland festgestellt hatte – da war ich aber der (irrigen) Meinung, dass nur die Fernbuslinien angezeigt würden. Nun, siehe Screenshot oben, sehe ich, dass das auch für innerstädtischen Verkehr recht gut funktioniert.

Allerdings nur dort, wo Google auch Zugriff auf die Informationen der öffentlichen Verkehrsunternehmen hat. Wer für Frankreich eine Verbindung sucht, und sei es zwischen Paris und einer anderen großen Stadt, bekommt (nach mir nicht so ganz klaren Kriterien) eine dieser zwei Fehlermeldungen:

> Diese Ergebnisse sind möglicherweise unvollständig, da nicht alle Anbieter von öffentlichen Verkehrsmitteln in diesem Gebiet ihre Informationen zur Verfügung gestellt haben.

oder

> Offenbar bezieht sich deine Suche nicht auf den aktuell von uns abgedeckten Bereich für Routen mit öffentlichen Verkehrsmitteln.

Stichproben zeigen: In manchen Ländern klappt es, in manchen nicht – Spanien scheint kein Problem, Bulgarien geht nicht. Für Frankreich ist man dann besser mit der App der Deutschen Bahn bedient, die einem auch für Verbindungen innerhalb des Landes Auskunft gibt. So lange es sich um die Eisenbahn handelt.

Thomas Wiegold

ca. 1999, ca. 2002, 2016

Auld Acquaintances, Not Forgotten

Silvester feiere ich meistens auf privaten Feiern, mit einigen wenigen Menschen, die mir nahe stehen. Deswegen (so will es die Gepflogenheit) müssen andere Wege gefunden werden, den Menschen ein frohes neues Jahr zu wünschen, die anderswo sind – vor allem Eltern. Drei Erinnerungen.

Ende der 1990er Jahre besitze ich ein einfaches Nokia- oder Siemens-Handy, doch der Versuch, bei meinen Eltern kurz nach Mitternacht anzurufen oder eine SMS zu schreiben, gestaltet sich schwierig. Die Mobilfunknetze sind einfach nicht dafür ausgelegt, dass ungefähr ein Drittel der deutschen Bevölkerung versucht, einander zu kontaktieren. Aber irgendwann kommen die SMS dann doch durch – um 2:30 Uhr erhalte ich plötzlich "Frohes neues Jahr!"-Nachrichten von abwesenden Freunden. Der Trend hält so lange an, bis Messenger die SMS überholen.

Ungefähr 2002 habe ich bei GMX eine kostenlose, werbefinanzierte Premium-Mitgliedschaft abgeschlossen, die es mir erlaubt, zehn kostenlose SMS pro Monat zu verschicken. In einem Jahr halte ich mich für besonders schlau und programmiere alle zehn SMS so, dass sie um kurz nach Mitternacht verschickt Freunden ein frohes Neues wünschen sollen. Klappt aber nicht. Ich erfahre nicht warum.

2016 erhalte ich einige wenige Glückwünsche per Whatsapp (ich nutze die App nicht viel) und von meinen Eltern per SMS. Die Zeit nach Mitternacht verfolge ich aber vor allem auf Twitter und herze die Glückwünsche der Menschen, denen ich dort folge. Ein besonders jahreswechseliges Handyfoto von meiner Frau und mir verschicke ich per MMS an meine Eltern, per Whatsapp an meine Schwester und ich poste es auf Twitter und Facebook. Netzprobleme gibt es keine, aber ich bin auch mit einem W-LAN verbunden.

Alexander Matzkeit

2. Januar 2016

Handschrift ist Punk

"Mostly, I'm a writer", sage ich auf die Frage des Punks Anfang 20. Sein Englisch ist nicht so gut, und jetzt glaubt er, ich sei Fernfahrerin. Als ich das Missverständnis aufkläre, sagt er: "Oh, writing!" und zeichnet mit Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand eine Wellenlinie in die Luft.

Ich muss lachen bei der Vorstellung, so Bücher zu schreiben, und frage, wann er zuletzt etwas mit der Hand … aber dann wird mir klar, dass man vermutlich wirklich kein Gerät mit einer Tastatur besitzt, wenn man Punk und unbehaust ist.

Nur so eines, und das hat uns ja früher auch nicht zu neuen schreibveranschaulichenden Gesten veranlasst.

Kathrin Passig

2. Januar 2016

Andere Subkulturen, andere Verwunderungen

Der Punk Anfang 20 (ein anderer als dieser) ist ein bisschen entsetzt darüber, dass ich meine Bücher weggebe, und dann noch nicht mal gegen Geld. Wenigstens vorher einscannen könnte ich sie doch!, sagt er. Dabei besitzt er gar kein Gerät zum Betrachten eingescannter Bücher, der Grund für sein Einscan-Interesse ist unklar. Ich habe keinen Scanner, wende ich ein. Und ob er das schon mal ausprobiert hat? Es ist nämlich furchtbar mühsam und langweilig. Kein Problem unter Speed, sagt er, da könne er stundenlang mühsame, langweilige Dinge tun. “That’s a waste of good speed”, sage ich. Wenigstens in diesem Punkt ist Einigkeit erzielt.

Kathrin Passig

2.1.16

Telefonkonferenz im Kleiderladen

Ich kaufe in einem kleineren Kleidergeschäft ein, in dem zwei bis drei Verkäuferinnen arbeiten. Sie sind alle sehr beschäftigt: Die eine an der Kasse, die andere mit dem Um- und Einräumen von Ware und eine vermutlich dritte (vielleicht ist es auch nur die zweite, die sich viel bewegt) verschwindet immer mal wieder im Lager. Als ich bezahle, sehe ich, dass die Verkäuferin ein Headset trägt, und damit scheint sie permanent mit den anderen zu kommunizieren: Ich bekomme mit, wie jemand angewiesen wird, irgendwas

irgendwohin zu räumen und statt einmal durch den ganzen Laden zu brüllen, fragt die Kassiererin dann einfach ins Mikrofon, ob ich zwischen zwei Größen lieber die größere oder kleinere nehmen soll.

Techniktagebuchkollegin Mia Culpa erzählt, dass es so etwas seit einiger Zeit auch bei Aldi Süd gibt. Das Ende von "Tiiiina, watt kosten die Kondome?" scheint in Reichweite.

Kristin Kopf

2.1.2016

Wenn dem Diktator plötzlich kalt wird

Wie das Ding heißt, das dafür sorgt, dass Haus- und andere Türen zuverlässig schließen und weder offen stehen bleiben noch knallend zuschlagen, wissen die meisten ja nicht – auch ich hab's erst gelernt, als es mal versagte: Technisch korrekt ist von Türdämpfern die Rede, unter Baukundigen und Hausverwaltungen hat sich jedoch der Begriff *Türdiktator* festgesetzt: Wie bei Tesafilm und Tempotaschentüchern dient ein Markenname als Gattungsbegriff (und nur die Profis wissen, dass sich die Marke ein wenig anders *Dictator* schreibt).

Hauptelemente dieser Türdämpfer sind eine Rückholfeder und eine hydraulische Dämpfung, die verhindert, dass die Federkraft die Tür ungebremst ins Schloss fallen lässt. Gerade diese hydraulische Dämpfung kann auch zum Problem werden: Sie beruht auf der Viskosität der zur Dämpfung verwendeten Flüssigkeit (ein Öl oder auch ein Gel), und Wikipedia weiß: *Die dynamische Viskosität der meisten Flüssigkeiten nimmt mit steigender Temperatur ab* – und, logischerweise, mit fallender Temperatur zu.

In die Praxis übersetzt: Je kälter es wird, um so mehr dämpft die Flüssigkeit. Am Ende so sehr, dass die Tür gar nicht mehr richtig schließt.

Nun haben die meisten Türdämpfer zwar eine Einstellschraube, mit der die Wirkung der Federkraft der Dämpfung angepasst werden kann. Das müsste dann, bei unserer Haustür jedenfalls, der Hausmeister machen. Doch an arbeitnehmerfreundlichen Feiertagen mit Brückentagen dazwischen (wie zum vergangenen Jahreswechsel) hat auch der Hausmeister frei und besseres zu tun, als Türdämpfer nachzustellen.

Dummerweise ist gerade an diesen Feiertagen die Temperatur in Berlin kräftig gefallen, um gut zehn Grad Celsius innerhalb von drei arbeitsfreien Tagen. Also dämpft der Türdiktator kräftig, also fällt die Tür nicht mehr ins

Schloss. Bei minus fünf Grad Celsius Außentemperatur mit kräftigem Windchill, den offensichtlich nicht nur Menschen als kühlend empfinden, sondern auch Mechanik, keine angenehme Situation.

Der Hausmeister hat erst in zwei Tagen wieder Dienst; bis dahin ist dem Diktator zu kalt. Als Sofortmaßnahme bleibt nur, ein Schild an die Haustür zu hängen – damit alle Bewohner daran denken, die Tür hinter sich ins Schloss zu ziehen.

Thomas Wiegold

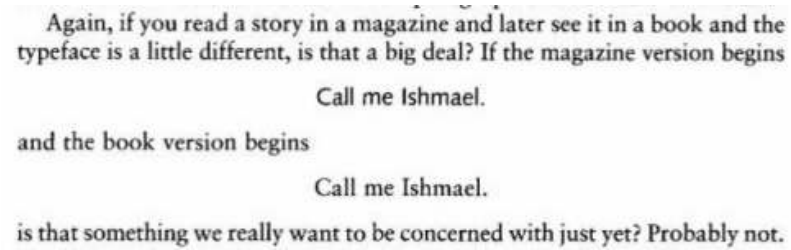
2. Januar 2016

Nennt mich in einer beliebigen Schriftart Ismael

Dieser Screenshot aus der Kindle-App stammt aus dem Buch “Code” von Charles Petzold. Der Autor erklärt hier, wie Text im Computer verarbeitet wird, und dass man dabei die Buchstaben und ihre Darstellung getrennt behandeln muss. “Code” ist im Jahr 2000 auf Papier erschienen, für das E-Book, das ich lese, wurde wahrscheinlich die Papierversion eingescannt.

> Again, if you read a story in a magazine and later see it in a book and the typeface is a little different, is that a big deal? If the magazine version begins
>
> Call me Ishmael.
>
> and the book version begins
>
> Call me Ishmael.
>
> is that something we really want to be concerned with just yet? Probably not. Yes, the typeface subtly affects the tone of the text, but the story hasn't been lost with the change of typeface. The typeface can always be changed back. There's no harm done.

Is that a big deal? Eigentlich nicht, ich kann mir schon vorstellen, dass die Papierversion zwei verschiedene Schriftarten enthalten hat. Mit Hilfe der Amazon-Funktion "Blick ins Buch" (also ins Papierbuch) sieht man, dass sie ohnehin nicht sehr unterschiedlich waren: das erste Beispiel ist in einer serifenlosen Schriftart gesetzt, das zweite in einer Schriftart mit Serifen.


Again, if you read a story in a magazine and later see it in a book and the typeface is a little different, is that a big deal? If the magazine version begins

Call me Ishmael.

and the book version begins

Call me Ishmael.

is that something we really want to be concerned with just yet? Probably not.

Vielleicht wäre Petzold ja sogar ganz zufrieden damit, wie konsequent der Text und seine Präsentation im E-Book voneinander getrennt wurden.

Kathrin Passig

4. Jänner 2016

Ein Mittel Gegensprechanlagen

Meine Schwester hat 11 Monate alte Drillinge. Sie wohnt in einer Wohnung in einer neuen Wohnanlage, wo sie das Haustor nur per Gegensprechanlage aufmachen kann, wenn man vorher läutet. Ich kenne diese Konfiguration von zwei anderen Wohnungen, beide neueren Baujahrs. Wegen besagter Drillinge ist es nicht immer erwünscht, dass Besuch an der Türe läutet.

Bei den meisten Besuchen rufe ich deshalb vorher an und erfahre dann, ob ich anläuten soll, oder ob jemand mit schlaflosem Baby im Arm persönlich nach unten zum Haustor kommt, um aufzumachen.

Beim Besuch Anfang Jänner entdecke ich den neuen Gegensprechanlagen-Lifehack.

Der Hörer der Gegensprechanlage ist in ein Handtuch gewickelt, um den Schall ein wenig zu dämmen.

In der Gabel steckt ein Zahnstocher, um einen aufgelegten Hörer zu simulieren.

verenka

04.01.16

Ich trage eine Smartwatch und keiner merkt's

Mein Fitnesstracker begeisterte mich, neben seiner Hauptfunktion des Fitnesstrackens, am meisten damit, dass er mir auf meinem Smartphone eingehende Anrufe durch Vibrieren am Handgelenk anzeigen konnte. Das hat mich so fasziniert, dass mein nächster Geburtstagswunsch eine Smartwatch sein sollte.
Allerdings: Würde das nicht unangenehm werden, einen immer sichtbaren Early-Adopter-Stempel am Handgelenk zu tragen?

Nach über acht Wochen mit meiner Smartwatch kann ich das nur verneinen. Dies liegt schlicht daran, dass die Smartwatch anscheinend gar nicht als solche erkannt wird. Jedenfalls nicht, wenn ich nicht gerade darauf herumwische, um Nachrichten mit Smileys zu beantworten (als Alternative steht nur die Spracheingabe zur Verfügung und das mache ich dann doch nur, wenn ich alleine bin). Ich bin positiv überrascht, dass meine Uhr wirklich

nur dann auffällt, wenn sie aufgrund einer eingehenden Benachrichtigung aufleuchtet – dann sorgt sie meist für große Augen. „Dass wirklich jemand mit so etwas herumläuft“, ruft immer wieder entweder stirnrunzelnde Skepsis oder wohlwollende Begeisterung hervor.

Maya

4. Januar 2016

Tristesse im Treppenhaus

In Berliner Treppenhäusern kommt eigentlich alles weg. Im Innenhof sollte man sowieso nichts zwischenlagern, teure Fahrräder hat man in die Wohnung zu tragen und bei Umzügen braucht man einen Aufpasser, damit niemand durch die Kisten kruschelt.

Bei mir stehen im Eingangsbereich des Vorderhauses immer wieder aussortierte Sachen. Gläser, Küchenutensilien, Kleinelektronik, Schachteln. Einmal stand ein Kübel mit Äpfeln dort, zurzeit gibt es Gläser, eine Trinkflasche und eine große Schale mit etwas, das Oliven sein könnten. Alles wird irgendwann mitgenommen.

Ein Freund hatte vor ein paar Jahren eine Wohnung im Prenzlauer Berg, ein unsanierter Altbau. Im Treppenhaus gab es ein abgeschrabbeltes Fensterbrett, auf dem eine Bewohnerin alles Mögliche entsorgte: alte Töpfe, halb abgebrannte Kerzen, einmal ein paar schöne Zucchini, nichts blieb lange Zeit liegen. Auch wenn man etwas nicht gebrauchen kann, mitnehmen kann man es immer.

Wenn ich meine Wohnung verlasse und nach draußen gehe, erwartet mich jetzt aber schon seit zwei Monaten derselbe Anblick. Ein Stockwerk weiter unten stehen ein alter Fernseher und ein Videorekorder auf einem kleinen Tisch. Anfangs fand ich das noch kurios („Ah! Alte Technik!”), dann langsam ermüdend („Ihr schon wieder . . . ”). Mittlerweile habe ich das Gefühl, dass mich die beiden anklagend anblicken, wie ausgesetzte Hunde, um die sich

niemand kümmern mag, sie wollen, dass ich etwas mit ihnen mache, aber ich will nicht, ich will auf gar keinen Fall, egal wie oft ich in ihr Monoauge starre. Ich überlege nur, ob ich nicht irgendwann selbst Hand anlegen muss, um sie aus ihrem Dasein zu erlösen, einmal muss es ja doch ein Ende haben. Wenigstens den Tisch könnte jemand mitnehmen, denke ich mir, aber dann müsste man den Fernseher zumindest in die Hand nehmen, *anfassen*, und das will ja keiner.

Felix Lorenz

5. Januar 2016

Frau Smithee kauft eine Orchidee

– “Am Tag vor Dreikönig ist ja immer die Christbaumversteigerung vom Sportverein. Dann war ich da auf dem Klo, und da ist so ein Bewegungsmelder, da geht gleich das Licht aus, wenn du dich nicht rührst. Da hab ich immer winken müssen. Das hab ich hinterher meiner Nachbarin erzählt und ihr das vorgemacht *(hebt dreimal den Arm)*. Sagt der Versteigerer: Frau Smithee, 20 Euro!”
– “Und was hast du ersteigert?”
– “Eine Orchidee und eine Flasche Wein.”
– “Hätte schlimmer ausgehen können.” *(Die Protokollantin hat bei derselben Veranstaltung einmal eine Überraschungstasche ersteigert, die mehrere DJ-Bobo-Tassen enthielt.)*
– “Die Orchidee hab ich den einen Nachbarn geschenkt und die Flasche Wein den anderen Nachbarn. Hinterher haben sie mir dann erzählt, dass das zweite Klo keinen Bewegungsmelder hat, da geht das Licht nie aus.”

Alina Smithee, aufgezeichnet von Kathrin Passig

5.1.2016

Das ganze Internet ist voll mit mundharmonikaartigen Dingern

Kollege Hans kommt mit einem Dings durch die Tür, das er kommentarlos von einem Bekannten zugeschickt bekommen hat und fragt, was das ist.

Ich nehme es mit scharfem Blick unter die Lupe und lese:

Docking Station. Und: Hi-Speed USB 2.0.

Gut. Eine Docking-Station kenne ich. Aber die sieht anders aus. Man kann dort ein Laptop hineinstecken oder aufsitzen lassen. Das geht hier nicht. Aber hier kann man allerlei Zeugs anschließen:

Parallele und Serielle Schnittstelle lassen es tendenziell in den Nullerjahren oder früher verorten. PS/2-Buchsen für Maus und Tastatur eher früher, die zwei USB-Ports ziehen es wieder näher an die Gegenwart.

Man kann auch Strom und USB-"Upstream" anschließen. Das wird dann die Verbindung mit einem Rechner sein.

Auf der anderen Seite findet man noch einen LAN-Anschluss:

Ich biete Hans an, stante pede in der ständigen Redaktionskonferenz des Techniktagebuchs nach Rat zu fragen und poste dort die Bilder.

Felix Lorenz meint, es sei vielleicht ein Universaladapter. Kathrin Passig vermutet mit einem Augenzwinkern einen Computer in dem Kasten. Immerhin könne man Maus, Tastatur und Monitor anschließen, vielleicht sogar einen Drucker. Ich schlage vor, dass es eine Art Hub „einer für alle – alle für einen“ ist. André Spiegel schreibt: “Lustig. Sieht aus als könnte man alles reinstecken, was es so gibt auf dem Markt, und dann funktioniert einfach alles.” Stefanie Otersen hat so ein ähnliches Ding gerade neulich noch in der Hand gehabt, nur ohne LAN-Anschluss, dafür aber mit Netzteil und identifiziert es als primitive Docking-Station. Sie sortiert es etwa im Jahr 2005 ein. An ihr Dings scheint man auch Monitore anschließen zu können. Das scheint hier nicht zu gehen. Jedenfalls muss man nur ein Kabel lösen, wenn man das Laptop mitnehmen möchte. Dem könnte sich auch Kathrin anschließen, “statt täglich die 10 Kabel vom Laptop zu allem verlegen zu müssen?”, wenn sie das nicht sowieso nie müsste, da ihr eigentlich fast immer ein Stromanschluss an einem Laptop genügt, wie sie gestern wissen ließ.

Eben eine Dockingstation, nur nicht formschlüssig, sondern kabelschlüssig.

Maik Novotny schließlich liefert die Lösung samt Link:

> This USB 2.0 Docking Station is a unique expansion unit designed to complement the Notebook/Laptop Computer to a desktop equivalent. It will also work on desktop computers.
>
> www.usbgear.com/USBG-620U1.html

und ergänzt: “Das ganze Internet ist voll mit diesen Dingern!”

Hans hat inzwischen mein Büro wieder verlassen. Dabei hat er mit dem Dings eine Mundharmonikageste gemacht. Das kommt der Gehäuseform ziemlich nahe!

Markus Winninghoff

7. Januar 2016

Die Anachronismen treffen einen immer dort, wo man sie nicht erwartet

Ich telefoniere mit einem Freund. Wir unterhalten uns über die Gestaltung und Missgestaltung offizieller Dokumente. Ich versichere ihm, dass nichts an die mondäne Eleganz eines bayerischen Abiturs heranreichen kann. Er verspricht mir ein Foto von seinem Hamburger Abiturzeugnis.

– Wann schickst du es denn?

– Ist schon raus.

Er nutzt keine Messenger, also schaue ich in meine Mails. Aber da ist nichts.

– Hm, also da kam aber noch keine Mail an.

– Ich hab’s dir auch nicht als E-Mail geschickt.

– Als was dann?

– Als MMS.

– Als MMS?!

– Ja. Das ist auch schon die vierte, die ich in meinem Leben verschicke.

Felix Lorenz

7. Januar 2016

Noch nie bemerkt, noch nie gesehen

Ich öffne den Laptop. das zweijährige Kind fängt an, auf meinem Bildschirm herumzutippen – und wundert sich, dass nichts passiert.

Stefan: „Das Kind kennt bestimmt nur noch Touchscreens. Auf Tablets."

Später öffnet der Vater *seinen* Laptop – und fängt an, auf dem Bildschirm herumzutippen: Es ist ein Touchscreen-Bildschirm. Laptops mit Touchscreens? Noch nie bemerkt, noch nie gesehen. Klar, ich kenne diese Surface-Dinger: ein Tablet, bei dem man eine Tastatur einrasten lassen kann – und es sieht aus wie ein Laptop. Doch dass Laptops/Notebooks Touchscreens haben ... nein. Ich muss mehr:

a) TV-Werbung sehen
b) Zeit in Fußgängerzonen verbringen
c) reichere Freunde treffen

Stefan Mesch

8. Januar 2016

Build it and they will come, irgendwann mal

Ich bin heute in einem Baumarkt gewesen, dessen Fahrradständer mit Steckdosen ausgerüstet ist. Da dort etwas von Auftanken steht, sind wohl wirklich Elektrofahrräder gemeint.

Ich bin da nicht so in der Technik drin, aber ich dachte bisher, dafür bräuchte man ein Ladegerät, jedenfalls hab ich noch kein E-Rad mit Schuko-Anschluss gesehen. Aber vielleicht hat man ja als E-Radler sein Ladegerät im Handgepäck ...

Alexander Stielau

8.1.2015

Hinhaltend zahlen

Dass ich schon seit fast zwei Jahren an der schönen neuen bargeldlosen Zahlungswelt teilhaben kann, habe ich erst vor ein paar Monaten gemerkt. In meinem Lieblings-Outdoorladen schaute die Kassenfrau nur kurz auf meine Kreditkarte, hielt sie an das Terminal, wo normalerweise die Karten (richtig herum) eingeschoben werden müssen, gab sie mir zurück – und das war's.

Als ich sie etwas irritiert anschaute und fragte, ob sie denn weder Unterschrift noch PIN von mir haben wollte, zeigte sie nur auf das Symbol auf der Kreditkarte, das ich zuvor übersehen hatte:

Und in der Tat, das kontaktlose Bezahlen funktioniert. In immer mehr Läden, inzwischen sogar, wie ich jetzt gemerkt habe, beim Discounter. An der Aldi-Kasse halte ich nur kurz die Karte hin, das war's.

Anfangs machte mich das ein bisschen besorgt. Wenn meine Karte geklaut wird, ja wenn ich sie nur verliere – wird dann der Dieb oder der nicht-ehrliche Finder jetzt kontaktlos mein Konto abräumen?

Nicht so schnell, versuchte mich schon voriges Jahr bei meinem Anruf der Bank-Mitarbeiter zu beruhigen. Jede einzelne Zahlung hat ein Limit (das ich aber schon wieder vergessen habe, es muss allerdings über 25 Euro liegen. Und unter 50). Außerdem seien maximal drei solcher Vorgänge pro Tag möglich – oder gab's da ein Tageslimit?

Egal, es scheint mich beruhigt zu haben. Nicht zuletzt, weil der Bank-Mitarbeiter auf meine vorgebrachten Bedenken entgegnete: Das unsicherste Sicherheitsmerkmal ist Ihre Unterschrift. Die kann jeder nachmachen.

Thomas Wiegold

8. Januar 2016

Auf dem Balkon International Space Station gucken

Morgens sehe ich nach dem Aufstehen auf Twitter den Hinweis, dass die ISS (International Space Station) um 6:37 Uhr am deutschen Himmel sichtbar sein wird, von Westen nach Osten ziehend (weil ich @dlr_next folge, wo ein semi-anonymer Mensch sehr persönlich twittert). Vor einiger Zeit hatte ich schon mal eine App installiert, die mich benachrichtigen sollte, wenn die ISS über meinem Himmel zu sehen war – tat sie aber nie.

Ich checke den aktuellen Tweet,

indem ich auf den Balkon gehe und nachsehe: Tatsächlich, da ist Jupiter, da ist der große Wagen – München hat eigens alle Wolken abgezogen. Und um 6:37 Uhr warte ich also im Schlafanzug auf die ISS (nachdem ich mir vom Kompass meines Smartphones bestätigen habe lassen, dass ich die Himmelsrichtungen korrekt im Gefühl habe). Und da ist sie! Sehr hell und überraschend schnell zieht sie einmal quer über mich.

Egal wie alt du bist: Wenn du die ISS live siehst, winkst du frenetisch.

die Kaltmamsell

8. Januar 2015

Rührei lieber mit Kräutern (aus Gründen der Usability)

Ich frage den Kellner im Café, ob ich das Gerät ansehen darf, mit dem er die Bestellung aufnimmt. Es ist ein unscheinbares graues Ding mit einem etwa sechs mal acht Zentimeter großen Touchscreen, vielleicht ein Vectron Pro.

– Seit wann gibt es das?

– Seit fünfzehn Jahren.

– Oh.

Es ist gerade nicht viel los, und meine Begleitung denkt sowieso noch über die Karte nach, also bekomme ich ungefragt noch mehr gezeigt: Dass die Felder auf dem Touchscreen sehr klein sind und man sie nur trifft, wenn der Zeigefingernagel lang genug ist. Zwar gehört ein Stift zu dem Gerät, der Kellner hat ihn auch an einem zierlichen Plastik-Spiralkabel dabei, aber bis er den aus seiner Kellnertasche gezogen und teleskop-ausgefahren hat, ist die Bestellung mit dem Fingernagel längst aufgenommen. “Und dann muss man den Stift ja auch wieder wegpacken, das dauert alles viel zu lang.”

Er führt mir vor, wie winzig die Berührfelder erst sind, wenn man Text eingeben möchte. “Für Bewirtungsbelege?”, frage ich. Nein, wenn jemand Sonderwünsche hat, also zum Beispiel das Rührei ohne Kräuter möchte. “Also besser keine Sonderwünsche äußern, wenn jemand die Bestellung mit so was aufnimmt?” – “Hm, ja, lieber nicht.”

Kathrin Passig

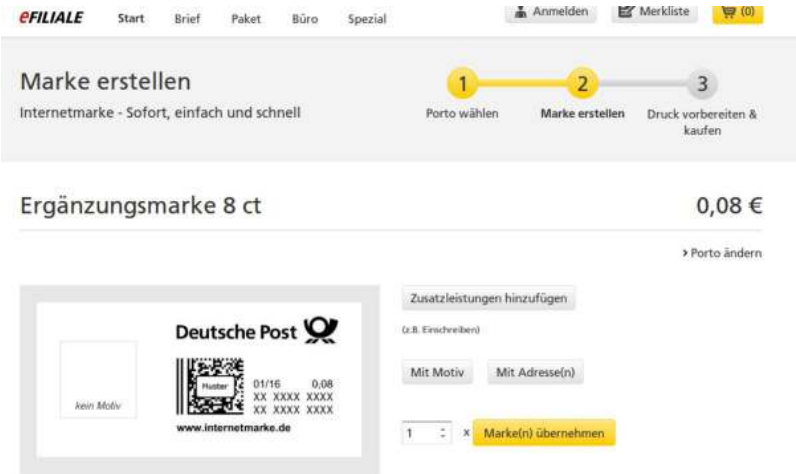
9.1.2016

Keine Online-Briefmarke für mich

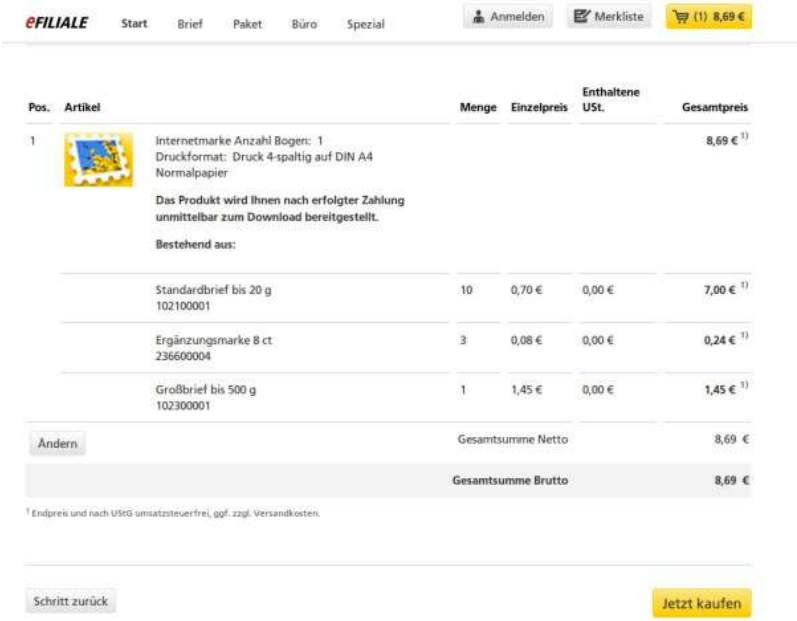
Die Deutsche Post hat (schon wieder?) das Briefporto erhöht. Ich bekomme so was immer erst mit Verspätung mit, denn normale Briefe verschicke ich selten – was nicht per E-Mail geht, geht per Fax; und wenn es wirklich Papier sein muss, ist es in der Regel so viel, dass es gleich ein Großbrief ist. Für den hat die Post das Porto, gefühlt jedenfalls, schon länger nicht erhöht.

Jetzt muss ein normaler Brief raus, meine vorhandenen Briefmarken sind hoffnungslos veraltet, und in die Schlange vor dem Schalter am Samstagmorgen mag ich mich nicht anstellen. Aber bei der Suche nach dem jetzt korrekten Porto bietet mir die Post an, ich könne die nötigen Marken doch ganz bequem daheim via Internet ordern, ausdrucken und auf den Brief kleben.

Das will ich! Auch wenn die so erzeugten Marken für Sammler natürlich keinen Reiz haben.



Dann mal die nötigen Marken ausgewählt und bestellt (für meine etwas älteren 55- und 60-Cent-Marken gibt's leider online keine Ergänzungsmarken, schade).



eFILIALE Start Brief Paket Büro Spezial Anmelden Merkliste (1) 8,69 €

Pos.	Artikel	Menge	Einzelpreis	Enthaltene USt.	Gesamtpreis
1	Internetmarke Anzahl Bogen: 1 Druckformat: Druck 4-spaltig auf DIN A4 Normalpapier **Das Produkt wird Ihnen nach erfolgter Zahlung unmittelbar zum Download bereitgestellt.** **Bestehend aus:**				8,69 € [1]
	Standardbrief bis 20 g 102100001	10	0,70 €	0,00 €	7,00 € [1]
	Ergänzungsmarke 8 ct 236600004	3	0,08 €	0,00 €	0,24 € [1]
	Großbrief bis 500 g 102300001	1	1,45 €	0,00 €	1,45 € [1]
Ändern		Gesamtsumme Netto			8,69 €
		Gesamtsumme Brutto			**8,69 €**

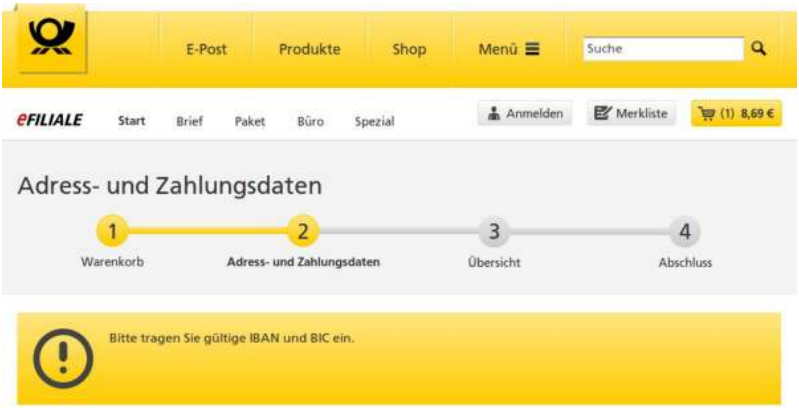
[1] Endpreis und nach UStG umsatzsteuerfrei, ggf. zzgl. Versandkosten.

Schritt zurück Jetzt kaufen

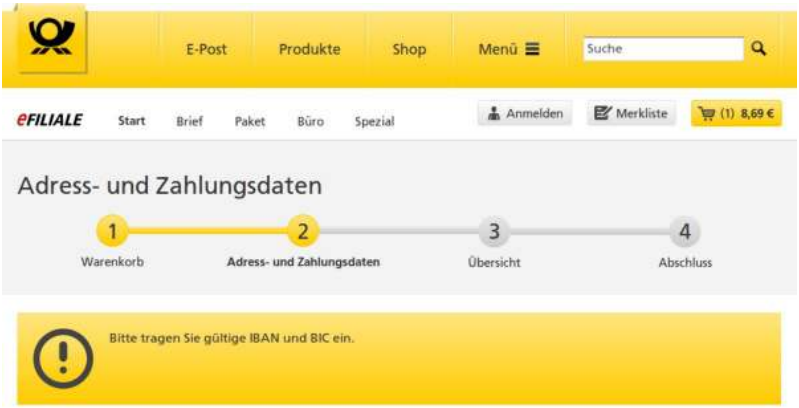
Und bezahlen. Am besten via Kreditkarte, wenn die das schon anbieten.

Hm. Hoffentlich buchen die nicht trotzdem ab. Egal. Bezahle ich halt anders, vielleicht einfach vom Bankkonto.

Inzwischen kann ich sogar meine IBAN auswendig!



Oder etwa doch nicht? Sollte ich mich vertippt haben? Ich kopier's mal aus dem Online-Banking rüber.



Und das wiederholt sich dann noch drei Mal.

Entschuldigt mich jetzt, ich muss mich im Postamt an der Schlange anstellen, ehe es um zwölf fürs Wochenende zumacht.

Thomas Wiegold

8./9. Januar 2016

In Gefahr und größter Not rettet Feedly vor dem Tod

In Feedly sehe ich, dass der Blog eines Freundes einen neuen Eintrag hat. Statt der sonst üblichen literarischen Kurztexte und gelegentlichen Ankündigungen steht da aber nur ein Einzeiler:

»Wegen Blödheit geschlossen – Totalverlust durch Umzug«

Ich schaue auf der Website nach und ja, alles ist auf einmal weg. Auf Nachfrage schildert er mir, woran es liegt:

> »Mein alter Hoster gibt aus Gründen des Kostendrucks auf und hat annonciert, dass man umziehen kann/soll zu einem anderen Hoster. Ich dachte irgendwie dunkel an früher, dass man den Umzug beauftragt und dann dauert es ein paar Tage und man muss noch irgendetwas irgendwo bestätigen. Allerdings war die Seite schon nach 5 Minuten umgezogen und ich hatte keinen Zugriff mehr auf den alten Zugang. Backup habe ich nicht, ich speichere die Texte auch nicht in Word, sondern kopiere sie in Wordpress und verwerfe sie dann.«

Es scheint so, als wären alle Texte verloren. In Feedly klicke ich auf den Menüpunkt mit seinem Blog, um mir die Leere noch einmal vor Augen zu führen. Zu meiner Überraschung stelle ich fest: Sämtliche alten Texte sind noch da und ich kann sie auch als Volltext abrufen. Ohne groß nachzudenken erstelle ich ein PDF über die Druckfunktion und schicke es ihm.

In dem gedruckten PDF kann aber leider kein Text markiert und herauskopiert werden, er müsste also alle Texte noch einmal abtippen, um den Blog wiederherzustellen. Das ist zwar besser als ein unwiederbringlicher Verlust – nur ein wenig benutzerfreundlicher könnte sich die Notfallrettung schon annehmen.

Ich schaue mich nach einer anderen Möglichkeit um. Ich könnte alle Texte per Hand herauskopieren, aber das ist mir, wenn dabei die Formatierung beachtet werden soll, mit allen Überschriften und Datierungen zu viel Aufwand. In Feedly sind einige Funktionen nur gegen Bezahlung verfügbar. Glücklicherweise, stelle ich fest, kann man auch ohne Premium-Account Beiträge in OneNote kopieren, dazu reicht ein Klick. OneNote habe ich noch nie verwendet, und schnaufe kurz, weil ich erst wieder eine Anmeldeprozedur über mich ergehen lassen muss, bevor ich es benutzen kann, dann funktioniert aber alles relativ schnell.

In OneNote sehen die Blogeinträge viel sauberer aus als in dem gedruckten PDF und man kann sie auch wieder markieren und bearbeiten. Nur die ursprünglichen Beitragsdatierungen fehlen. Von OneNote exportiere ich alles in ein PDF, in dem der Text markierbar ist, und schicke es dem Freund wieder zu. Jetzt kann der Wiederaufbau beginnen.

Felix Lorenz

9.1.2016

Ich will ins Wifi – und es geht

Ich bin im Aufbauhaus am Moritzplatz in Berlin und muss etwas Zeit totschlagen. Ich sitze im kleinen Café im Erdgeschoss und stelle fest, dass ich mein aktuelles Buch nur auf meinem Kindle, aber nicht auf dem Smartphone habe. Herunterladen über die Mobilfunkverbindung ginge vielleicht, aber es werden nur drei Punkte Edge angezeigt. Zu wenig für beglückenden Download.

Ich schaue nach einem offenen Wifi – und finde eins vom Aufbauhaus. Ich klicke es an, es öffnet sich eine Vorschaltseite, auf der ich bestätigen muss, dass ich nichts Böses mache, und bin drin. Innerhalb von Sekunden ist das Buch auf meinem Fon und ich kann maximal viel Zeit mit Zeittotschlagen verbringen.

Später möchte die Gattin noch ein paar Angebote im Kaufhof am Alexanderplatz inspizieren. Ich steuere einen der begehrten Männerparkplätze an, setze mich und habe auch schon das Smartphone in der Hand. Enthusiastisch vom Erlebnis im Aufbauhaus checke ich das Angebot an freien Wifis und finde wieder eins. Von Kaufhof. Auswählen, bestätigen, dass man nichts Böses im Schilde führt, und fertig.

In beiden Fällen: Keine Anmeldepflicht mit Rückbestätigung, keine E-Mailadresse hinterlassen müssen (bei Kaufhof freiwillig für den Newsletter, was ja ok ist). Ich bin verdattert.

In der ständigen Redaktionskonferenz des Techniktagebuchs meint Johannes Mirus zu meinen Erlebnissen, die ich nicht für mich behalten konnte:

> *Offenbar sind ein paar Unternehmen zur Überzeugung gelangt, dass der Gewinn durch zufrieden eingeloggte Besucher größer ist als das abstrakte Risiko der Störerhaftung.*

Schöne neue Welt!

Markus Winninghoff

11. Januar 2016

Mein Druckauftrag geht bei Fuß

In dem großen Bürohaus, in dem ich arbeite, werden Dokumente auf großen, zentralen Netzwerkdruckern ausgedruckt. Nur wenige Kolleginnen und Kollegen haben einen eigenen Drucker im Büro, in erster Linie Führungskräfte,

die oft Vertrauliches zu drucken haben. Solch ein eigener Drucker gilt als erstrebenswertes Privileg, doch mir sind die Kleinwagen-großen Maschinen im Gemeinschaftsraum ganz recht: Sie können alles von doppelseitig bis A3 drucken, außerdem gleich tackern oder falten. Das heißt: Wenn man weiß, welche Kästchen man vor dem Absenden des Druckauftrags anklicken muss.

Hin und wieder musste aber auch ich Dokumente ausdrucken, die andere lieber nicht sehen sollten (nichts schrecklich Geheimes, nur sowas wie noch nicht freigegebene künftige Organigramme), und dann kam ich auf dem Weg zum Gemeinschaftsdrucker schon mal ins Hasten – vor allem, wenn mich gleich nach Absenden des Druckauftrags ein klingelndes Telefon oder eine Kollegin aufhielt.

Das ist ab heute Vergangenheit, denn ich habe „Follow me"-Drucken gelernt. Dafür habe ich an meinem Arbeitsplatzrechner einen Drucker dieses Namens installiert. Wenn ich ihn für einen Druckauftrag auswähle, merkt sich das System den Druckauftrag lediglich. Erst wenn ich zu einem Gemeinschaftsdrucker gehe und mich an dessen Sensorfeld mit meinem Mitarbeiterausweis authentifiziere, erscheint auf dem Druckerdisplay ein Menü, mit dem ich diese gespeicherten Aufträge drucken kann. Ich gewöhne mir an, Druckaufträge zu sammeln und zusammen auszudrucken. So liegen die Ausdrucke bei Vergessen auch nicht neben dem Drucker herum und werden versehentlich weggeworfen oder von einer anderen Ausdruckerin mitgenommen.

Ein Nebeneffekt ist, dass Fehldrucke oder Mehrfachdrucke (weil der eigentliche Ausdruck nicht zu finden ist) weniger werden. Eigentlich begrüßenswert, doch mit unvermuteten Folgen: Es stand bereits zweimal ein junger Vater in meinem Büro, der nach einseitig bedrucktem Abfallpapier fragte – als Schmierpapier für den Kindergarten seiner Kinder. Das fällt mittlerweile so selten an, dass ich ihn in die Hausdruckerei schickte – dort ist es wahrscheinlicher.

die Kaltmamsell

2016-01-12

Ich schalte jetzt Ihr Kameralicht ein

Ich möchte ein Konto bei einer deutschen Bank eröffnen, das ich ohne Probleme von den USA aus benutzen kann. Ich möchte zum Beispiel kein uraltes Nokia-Handy mit einer deutschen SIM-Karte mit mir herumtragen müssen, weil die Bank keine SMS an ausländische Telefonnummern versendet. Wichtig auch: Es darf nichts auf dem Postweg passieren, weil ich Briefpost in der Regel nicht anschaue und nach ein paar Monaten ungeöffnet wegwerfe.

Das Berliner Startup number26 sieht vielversprechend aus: Kontoeröffnung per Smartphone in acht Minuten. Die Identität wird per Videokonferenz überprüft. Per Videokonferenz? Redaktionskollege Thomas Wiegold ist skeptisch: »Große Zweifel, ob das mit Geldwäsche-Gesetzen kompatibel ist. . . «

»Thomas, das sieht äußerst kompatibel mit den Gesetzen aus. Man kann zwischen Postident und Videokonferenz wählen, um sich zu identifizieren. Deutscher Pass erforderlich.«

»Cool.«

Es dauert ein paar Stunden, bis ich jemanden im Video-Callcenter erreiche, offenbar brummt das Geschäft. Mein Gegenüber sitzt vor einer weißen Wand und trägt ein Headset. (Es ist spät abends in Deutschland. Ob er unter dem Tisch eine Pyjamahose anhat, kann ich nicht sehen.)

»Gut, dann mache ich erst mal ein Foto von Ihnen, bitte in die Kamera schauen. . . ja, danke. Ich schalte jetzt auf die hintere Kamera Ihres Telefons um, würden Sie da bitte den Ausweis hinhalten? Ah, ein deutscher Reisepass. . . Moment. Hm, das ist ein bisschen unscharf geworden, aber lassen Sie mal, das können wir so verwenden. Jetzt bitte die Seite, auf der Augenfarbe und Größe stehen. . . Moment. . . Ja, danke. Ich schalte jetzt Ihr Kameralicht ein, würden Sie den Ausweis bitte ein bisschen hin und her bewegen, damit ich die Hologramme sehen kann?«

Spätestens an dieser Stelle hätten Menschen mit schwächeren Nerven vermutlich ihr Smartphone von sich geworfen und es nie wieder angerührt. Selbst in der Techniktagebuch-Redaktion, wo wahrlich keine übertriebene Technikskepsis herrscht, gibt es entsetzte Nachfragen. »Das mit dem Kameralicht war ein Witz, oder? Das hat nicht dein Gesprächspartner eingeschaltet, sondern er hat dir gesagt, dass du es einschalten sollst, oder?«

Ich muss zugeben, dass ich etwa eine Sekunde lang stutzte, als mein Kameralicht anging. Danach war mir klar, dass eine App, der ich beim Installieren die Erlaubnis gegeben habe, auf meine Kamera zuzugreifen, das Licht natürlich einschalten kann, wann sie will – zum Beispiel auch, wenn sie vom anderen Ende der Videokonferenz ein Signal dazu bekommt.

Mein Gesprächspartner ist mit dem Hologramm jedenfalls zufrieden und damit sind wir eigentlich fertig. Nur noch eine SMS mit einem Code schickt er mir an meine amerikanische Nummer; diesen Code muss ich wiederum in der App eingeben. Nun bin ich identifiziert, die Videokonferenz mit der Firma IDnow, die für number26 die Identifizierung durchführt, ist beendet. Als nächsten Schritt will mir number26 noch eine weitere SMS mit einem Code schicken, um mein Smartphone mit meinem neuen Bankkonto zu paaren. Aber diese Paarungs-SMS kommt nicht an. Auch nach dem dritten, vierten, fünften Versuch nicht. Wahrscheinlich wird sie über einen anderen Dienstleister verschickt, als ihn IDnow verwendet, und dieser andere Dienstleister versendet nicht in die USA.

Ich schreibe eine E-Mail an den Kundensupport von number26. Ich versuche, die Hotline anzurufen, aber ich lande in einer endlosen Warteschleife. Nach drei Tagen noch immer keine Antwort. Offenbar brummt das Geschäft. Ich gebe die Hoffnung auf ein fernbedienbares Bankkonto noch nicht auf.

Nachtrag: zwei Wochen später klappte es dann.

André Spiegel

12.01.2016

“Ich kann das erklären!”

Heute bin ich mit der Straßenbahn schwarz gefahren. Normalerweise tue ich sowas nicht, aber auch der rechtschaffenste Mensch verliert irgendwann die Geduld. Während der gefühlt endlosen Fahrt habe ich mir für den Kontrolleur folgende Erklärung zurechtgelegt:

1) Ich konnte mir nicht wie gewohnt über Touch&Travel ein Ticket besorgen, weil

1.1) mein Mann sich mein Handy geliehen hat, weil

1.1.1) wir umgezogen sind und das Internet in der neuen Wohnung noch nicht geht,

1.1.2) mein Mann ein Handy ohne Vertrag für mobile Daten hat,

1.1.3) er für eine Prüfung lernen muss und dringend Internet braucht.

2) Ich konnte mir kein Ticket am Automaten lösen, weil der Automat

2.1) Kleingeld verlangt, das ich nicht dabei hatte, oder

2.2) alternativ Zahlung per Geldkarte ermöglicht, was ich seit der Einführung von Touch&Travel nicht mehr genutzt habe. Eventuell zufällig vorhandenes Rest-Guthaben kann es nicht geben, weil

2.2.1) meine ec-Karte erst wenige Monate alt ist, weil

2.2.1.1) mein Geldbeutel geklaut wurde und ich alle Karten ersetzen lassen musste.

3) Ich konnte nicht nach Hause gehen und Kleingeld holen, weil

3.1) irgendwann ist auch mal gut.

Erstaunlicherweise wurde ich (wie eigentlich fast immer) nicht kontrolliert. Aber vielleicht liest hier ja ein Mitarbeiter des RNV mit und möchte es übernehmen, verständnisvoll zu nicken, während er im Geiste meine Personalien aufnimmt und meinen Bußgeldbescheid ausdruckt.

Mi Ri

Seit ca. 2006, Bericht vom 12. Januar 2016

Der dysfunktionale Fernseher

Es muss etwa zur Fußball-Weltmeisterschaft 2006 gewesen sein, als mein Zahnarzt einen Fernseher in sein Wartezimmer hing. Das Gerät ist mit einem DVB-T-Empfänger ausgestattet, aber genauso schlecht wie der Handyempfang in diesem Kölner Dorf (Pseudointernet mit Edge) ist auch der digitale Fernsehempfang.

Immer, wenn ich in diesem Wartezimmer sitze – und das mache ich häufiger, als mir lieb sein kann – läuft dieser Fernseher, aber jedes Mal sieht man ihm den schlechten Empfang deutlich an. Es gibt Artefakte im Bild und der Ton setzt hin und wieder aus. Bei schlechteren Wetterlagen ist das Gerät komplett nutzlos, wie das heutige Beispiel zeigt:

www.youtube.com/m1AVcvIS8gA

Johannes Mirus

13.1.2016

Alle Leuchtmittel in LED . . . dann doch (noch) nicht.

Durch einen Umzug im September 2015 in eine neue Wohnung haben wir die Gelegenheit ergriffen, alle Leuchtmittel (Glüh- und Energiesparbirnen) durch LED zu ersetzen.

Heute wollte ich die letztem ihrer Art außer Betrieb nehmen – die vom Vermieter in der Dunstabzugshaube und unter den Küchenschränken verbauten Lampen zur Beleuchtung der Küchenarbeitsplatte.

Die Birnen in der Dunstabzugshaube haben normale E14 Schraubfassungen, mechanisch passenden Ersatz gibts sowohl von Markenherstellern als auch aus eher dubiosen Quellen, bei denen die Kundenbewertungen

Flackern, nicht der angegebenen Farbtemperatur entsprechende Farben, grobe Farbstiche und alle möglichen anderen unerzogenen Eigenschaften diagnostizieren.

Da diese Birnen ja ewig halten sollen, geb ich ein paar Euro mehr aus – einschrauben, gehen, nicht weiter der Rede wert – unspektakulär wie alle anderen LED-Lampen in der Wohnung.

Bei den drei Unterschrank/Arbeitsplatten-Lampen ist es anders, interessanter. Es handelt sich dabei um 12V 20W Halogenbirnchen mit G4 Fassung.

Wenn man so ein Birnchen genau betrachtet, ist da alles ziemlich runtergestrippt – der Chopper unter den Leuchtmitteln – ein Draht in einem Glaszylinder wird durch durchfließenden Strom brülleheiß und dadurch hell – fertig.

Der LED-Ersatz dafür ist im Vergleich riesig:

Letztlich scheitert es aber doch nicht an der Baugröße, sondern daran, dass der Trafo beim Einbau der dritten LED den Dienst quittiert.

Mangelnde Leistung kann nicht der Grund sein, die ist bei LEDs ja viel geringer – es wäre eher zu erwarten, dass es mit nur einer LED gar nicht geht. Eventuell sinkt die Spannung ab? Ich hab es nicht herausgefunden, weil ich den Trafo (genauer: Das Schaltnetzteil, wie der TT-Redaktionschat weiß) noch nicht lokalisiert habe.

Also bleiben die *erstmal* bestehen – zusammen mit den letzten beiden Birnen im Kühlschrank und im Backofen, die erste, weil sie total verbaut ist, die zweite, weil ich nix explizit Hitzeunempfindliches gefunden habe und bei 2 KW im Backofen machen die 10 W auch nix mehr aus :)

Alexander Stielau

Januar 2016

Laptoploses Kaffeetrinken und bargeldloses Bezahlen

Ich betrete mit Thomas Wiegold ein Café in Berlin-Neukölln, und natürlich fällt ihm gleich am Eingang auf, worüber ich auch schon seit ein paar Tagen schreiben wollte:

Foto: Thomas Wiegold

Genau genommen wollte ich nicht nur darüber schreiben, sondern auch das Café boykottieren, solange sie nicht der Gerechtigkeit halber auch das Lesen von Zeitungen und Büchern sowie das Führen langer Gespräche an Wochenenden verbieten. Aber es ist so ein schönes und praktisch gelegenes Café. Ich boykottiere lieber weiterhin nur das "Nest" in Kreuzberg, wo es mittags kein WLAN gibt, "damit hier nicht alle mit ihren aufgeklappten Rechnern rumsitzen", denn in der Gegend bin ich sowieso nur selten. (Felix Schwenzel ist neulich auch an so einen ungastlichen Ort geraten.)

Wir haben aber kein Wochenende, sondern Mittwoch, und Thomas fragt, ob an Wochentagen Laptops Pflicht sind: Fast alle Gäste haben ein 11-Zoll-Macbook-Air vor sich stehen. Ich versichere ihm, dass er auch ohne geduldet

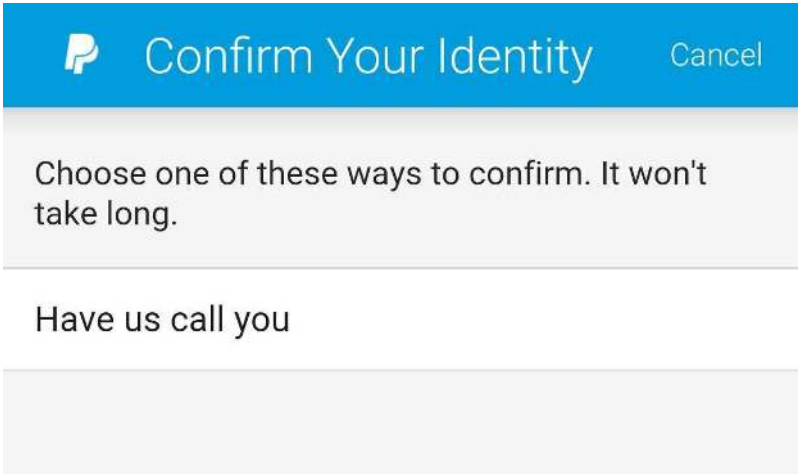
wird. Er holt trotzdem sein Macbook aus der Tasche, um mir das Foto zukommen zu lassen – ein Prozess, bei dem die Speicherkarte aus der Kamera entnommen und im Mund gehalten wird*.

Beim Betrachten des Fotos merke ich erst, dass da auch “& paypal” steht. Im Café mit PayPal bezahlen? Selbstverständlich, sagt Thomas, ich läse das Techniktagebuch wohl nicht gründlich genug: Ice Cream & PayPal.

Ich sage, das sei ja wohl schon fast so eine aufregende Zukunft wie die, in der André Spiegel lebt, installiere die PayPal-App und melde mich mit Mailadresse und Passwort an.

Foto: Thomas Wiegold

Im Unterschied zur Browserversion genügt das aber nicht:



“Die wollen mit mir telefonieren!”, sage ich, und dann noch ein paarmal “one of these ways!”.

Thomas Wiegold begleicht die Rechnung mit Bargeld.

** Anmerkung des Fotografen: Die verwendete Kamera lässt zwar auch den Datentransfer via WiFi zu. Aber wie hier schon mal erläutert, ist es meist einfach schneller, direkt via SD-Speicherkarte zu übertragen.*

Kathrin Passig

14. 1. 2016

Das Jahr ohne Kalender

Abends arrangiere ich am Notebook in Google Calendar die Termine der nächsten Wochen. Bunte Kästchen werden herumgescrollt und nach gemeinsamen Lücken gesucht – da fällt mir etwas auf, das ich sogleich im Techniktagebuch-Redaktionschat festhalte.

Ich habe mir für 2016 keinen Papierkalender für die Handtasche gekauft und habe es auch nicht vor. Mein langer und völlig irrationaler Widerstand gegen digitale Kalender wurde nach jahrzehntelanger Papiernutzung innerhalb weniger Monate gebrochen. 2016 ist mein erstes Jahr ohne Kalender.

Wann genau ich anfing, einen Kalender aus Papier zu führen weiß ich nicht genau. Aber spätestens seit Mitte der 1990er war er aus meiner Tasche nicht wegzudenken. Er diente nicht nur als Zeitplaner, sondern als Aufbewahrungsort für Erinnerungen. Daher habe ich die meisten meiner alten Kalender niemals weggeworfen und oft auch nachträglich Termine und Begegnungen festgehalten. Anhand meiner Kalender könnte ich heute noch sagen, wann ich Menschen das erste Mal begegnet bin und nachlesen, wie aus einer hingekritzelten Telefonnummer oder E-Mailadresse eine sich über Jahre entwickelte Freundschaft wurde. Auf unbenutzten Seiten hielt ich fest, was mir sonst noch aufbewahrungswürdig erschien. In den Kalendern aus der Schulzeit sind Unterhaltungen mit Banknachbarn zu finden, in denen aus der Uni alte Flyer und hingekritzelte Autogramme von zufällig getroffenen Prominenten – wenn ich etwas zu schreiben dabei hatte, dann garantiert meinen Kalender. Rezepte, Eintrittskarten, Zitate, Gedichte, die mir gefielen – all das schrieb ich ín diese meine täglichen Begleiter oder klemmte es zwischen ihre Seiten. Mein Kalender war außerdem mein outgesourctes Hirn. Stand ein Termin oder eine Erinnerung im Kalender, musste ich sie mir schließlich nicht merken. Schon oft bin ich bei längeren Reisen umgedreht, um meinen Kalender zu holen, denn ohne ihn war ich ziemlich aufgeschmissen.

Der Kauf eines derartig wichtigen Gegenstandes war daher ein liebgewordenes Ritual, für das ich mir lange Zeit nahm. Er musste zu meinem Geschmack und meinen derzeitigen Bedürfnissen passen. Früher waren Stundenpläne wichtig, später bevorzugte ich die Modelle mit Klarsichthüllen zum Aufbewahren von Fahrtickets und anderem Krimskrams. Ich erinnere mich gut an einen schicken, schwarzen Akte-X-Fankalender, in den ich ausnahmslos nur mit grünen Stiften schrieb. Kurz: Meine Kalender = serious business.

Doch seit dem Kauf meines letzten Smartphones, das nicht mehr an den ständigen Abstürzen des Vorgängers litt, wurden sie langsam aber sicher leerer und leerer. Manchmal verpasste ich etwas, weil ich nicht rechtzeitig in meinen Kalender geschaut hatte Dennoch konnte ich mich mit dem Gedanken an einen digitalen Kalender nicht anfreunden. Ich brauchte das Aufschreiben, um die Termine im meinem Kopf zu verankern. So dachte ich. Irgendwann probierte ich mit meinem Mann eine Familienkalender-App aus, die aber völlig nutzerunfreundlich war. Meine Bestätigung, dass ich mit digitalen Kalendern sowieso nicht klarkommen würde. Braucht doch keiner.

Dieser Widerstand bröckelte jedoch stetig. Im Juli 2015 sah ich ein: Ich brauchte Erinnerungen, die dort auftauchen, wo ich hinblicke – auf mein Smartphone. "Schreiend und weinend löse ich mich von meinem handgeschriebenen Kalender" schrieb ich im Chat und installierte als ersten Ersatz Google Keep. So ganz umstellen konnte ich mich doch nicht.

Aber dann fing ich im Oktober 2015 wieder an zu arbeiten – in einer Redaktion, wo alle Termine per Google Calendar koordiniert wurden. Jetzt musste ich mich damit befassen und gegen die gerade zu unverschämt komfortable Nutzung, mit der sich Google ein Stück weiter in mein Leben einschlich, hatte ich keine Chance. Warum sich auch wehren? Google Calendar hat für alle meine Bedürfnisse eine Lösung, synchronisiert sich mit meinem Smartphone und sieht dazu auch noch schön bunt aus – und mit meinem Papierkalender spielt jetzt das Kind. Noch vor einem Jahr hätte mir allein dieser Anblick graue Haare beschert.

Im Frühjahr 2015 fragte ich im Chat, ob ich die einzige Person in der Techniktagebuchredaktion ohne digitalen Kalender wäre. Jetzt kann ich mir überhaupt nicht mehr vorstellen, es jemals anders gemacht zu haben. Auf einen Blick sagt mir mein Smartphone jetzt zuverlässig, alles was ich auf die Frage "hast du da Zeit" wissen muss. Jederzeit. Es sei denn, der Akku ist leer. Sogar, was mein Mann vorhat, kann ich sehen, denn wir haben unsere Kalender füreinander freigeschaltet und wundern uns, warum wir auf diese einfache Idee noch nicht früher kamen. Überhaupt. Warum ist mir nicht aufgefallen, dass selbst mein Mann, der noch nie in seinem Leben einen Ter-

minplaner mit der Kneifzange angefasst hat, Google Calendar benutzt und auf einmal weiß, wann alle Tanten Geburtstag haben? Spätestens das hätte mich überzeugen müssen. Ich kann es nicht erklären.

Ganz ist die Planung auf totem Baum allerdings noch nicht aus meinem Leben verschwunden. Backups sind wichtig, Smartphones können vergessen werden oder ausfallen. Daher hängt an der Wand in unserer Küche auch 2016 ein Familienplaner aus Papier, in den ich die wichtigsten Termine mit Stift eintrage, damit sie jeder beim Vorbeilaufen sehen kann, auch wenn alle Akkus leer sind. Und er wurde genauso liebevoll ausgesucht, wie meine Kalender all die Jahre zuvor.

Und da ist natürlich noch mein gutes, altes Adressbuch, das mir erst bei der Weihnachtspost 2015 tapfer zur Seite stand. Das werde ich so schnell nicht aufgeben. Bestimmt. Ganz bestimmt.

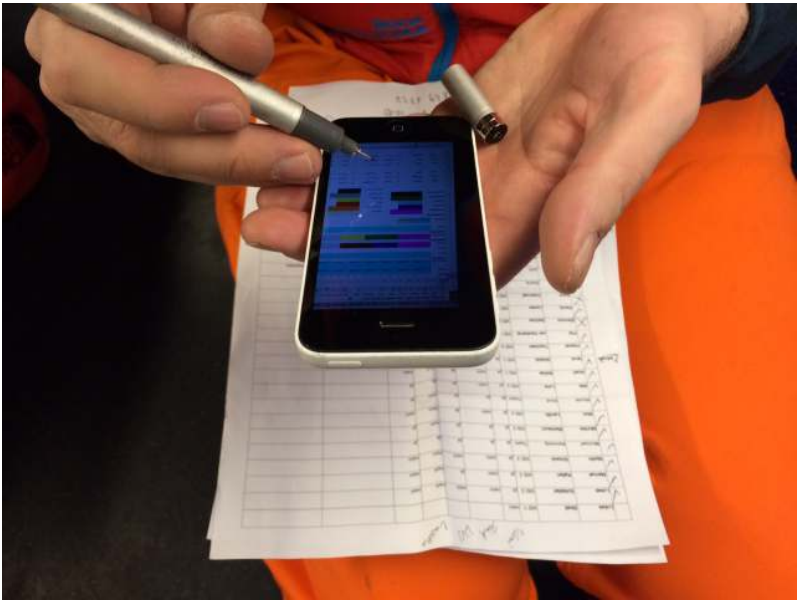
Angela Heider-Willms

11. – 14. Januar 2016

Vier Tage und drei Nächte ohne Strom und Internet

Wir verbringen vier Tage und drei Nächte in einer Hütte des Schweizerischen Alpenclubs auf 2'273 m ü.M. Ich nehme mir vor, das Geschehen aus Perspektive des Techniktagebuchs zu beobachten, u. a. weil es auf der Hütte – angeblich – nicht nur kein fliessendes Wasser, sondern auch keinen Strom und kein Internet gibt.

Vorbereitet haben wir den Workshop grösstenteils über Google-Doc: Ideensammlung, Materialliste, Teilnehmerliste mit Notfallnummern, Gruppeneinteilung, Workshop-Programm . . . Die wichtigsten Dokumente hat der Hauptverantwortliche ausgedruckt dabei, allerdings nicht in der aktuellsten Version. Im Zug, während der Fahrt zum Ausgangspunkt der Exkursion, gleicht er Daten ab und vergisst dabei, dass der Bildschirm seines Smartphones keine Kugelschreibernotizen registriert.

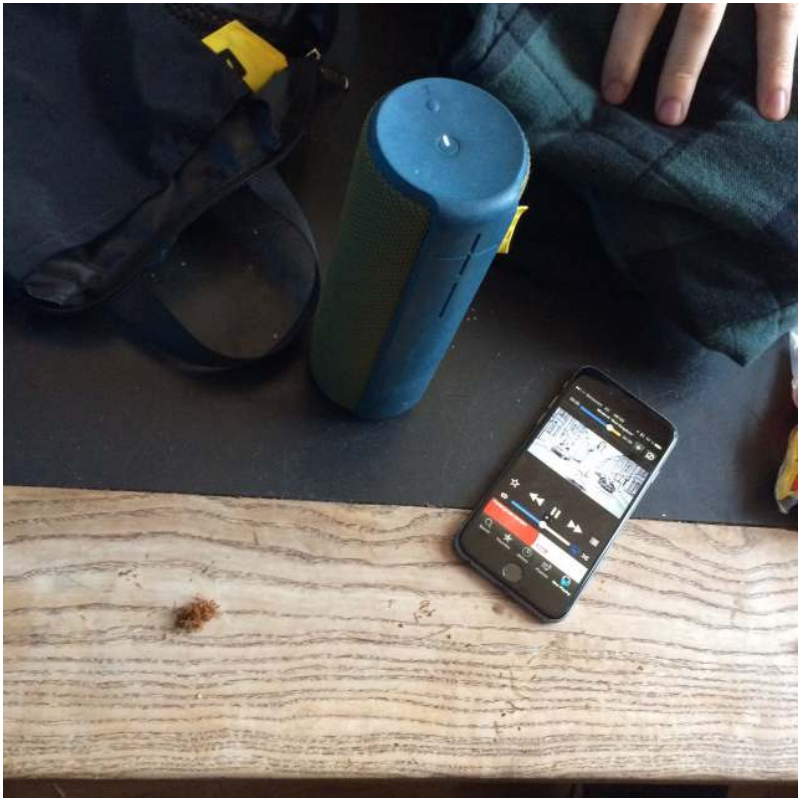


Abgleich von Daten auf der Hinfahrt und kurze Verwirrung im Umgang mit den unterschiedlichen Interfaces

Als die papierene Liste mit den Notfallnummern vollständig ist, fotografieren zwei der Leitungspersonen sie ab, für den Fall der Fälle.

Alle der insgesamt 53 Teilnehmenden sind mit Schneeschuhen, Skistöcken, Schneeschaufeln und LVS- (Lawinenverschüttetensuch-) Geräten ausgerüstet. Vor dem Aufstieg fiept sich der Bergführer durch die Kolonne und kontrolliert die Funktionstüchtigkeit der im Volksmund auch Barryvox – „Stimme des Bernhardinerhundes“ – genannten Rettungstechnik. Rettend zum Einsatz kommt dann glücklicherweise nur das bewährte Schweizer Sackmesser, konkret um lockere Schlauchbriden an Teleskopstöcken anzuziehen.

In der Hütte angekommen stellen einige der Studierenden begeistert fest: 3G Mobilfunk! Und eines der Zimmer verfügt sogar über eine Steckdose. Besetzt hat es eine Gruppe von Erstsemestrigen, die in ihren Rucksäcken neben diversen Alkoholika eine Boombox hochgetragen haben.



Mit einer Steckdose im Zimmer lässt sich der Ausnahmezustand einfach übertönen

Die meisten werden in den nächsten Tagen aber auf den Gebrauch elektronischer Geräte verzichten. Ich sichte zwei e-Reader, keine Computer, keine Tablets, kaum kluge Telefone, eine GoPro und zwei drei andere Kameras. Als Luxusgegenstand hat einer der Studierenden ein defektes Solarladegerät eingepackt. Es bringt auf den Punkt, worum es hier nicht geht. Ein anderer hat zwei Spieldrohnen dabei, die wegen des anhaltenden Schneesturms aber ebensowenig zum Einsatz kommen werden wie die ebenfalls mitgetragenen Angelruten.

Die Webcam beobachtet, wie ein Gruppenbild entsteht

Für die Dokumentation des Projekts steht ein schwerer lederner Koffer bereit. Er enthält Polaroid-Kameras, Filme von Impossible, ein Moleskine-Heft, Stifte, flüssiges TippEx, Kleber. Die handschriftlichen Aufzeichnungen sollen später digitalisiert werden.

Am zweiten Abend erhält der Hüttenwart einen besorgten Anruf seines Vaters. Etwas stimme nicht, auf der Webcam seien eigenartige Lichter zu sehen. Was ihn beunruhigt, sind die von innen mit Taschenlampen ausgeleuchteten Iglus, die wir tagsüber gebaut haben und jetzt fotografieren.

Alles in allem gibt es in den vier Tagen im Bezug auf Techniktechnik wenig zu beobachten. Das Interessante spielt sich im Bereich der Kulturtechniken ab.

Franziska Nyffenegger

Januar 2016

Filesharing mit Paul Krugman

Ich bin seit ungefähr sechs Jahren bei einer riesigen Musik-Torrentsite mit vierzigtausend Usern oder so, und entsprechend gibt es da zig terabyteweise Musik. Alles, was man sich vorstellen kann, und das Ganze in allen Qualitäten. Von relativ kleinen optimierten MP3s bis hin zu verlustlos gerippten Audios, also ganzen Alben. Die haben auch so eine Empfehlungsengine: Zu jeder Band, die du dir anguckst, ist das Genre notiert und ist notiert, was die Leute, die dieses Ding gut finden, ansonsten auch gut finden. Das heißt, man hat auch noch so einen kleinen Musikempfehlungsgraphen, der dahintersteht.

Man muss sich aber etwa einmal im halben Jahr auch mal einloggen, sonst wird der Account gesperrt, was so nach zwei Jahren dann bei mir auch mal passiert ist. Es gibt einen IRC-Channel, der dazugehört, da kannst du den Mods Bescheid sagen: Ja, hier, mein Account, ich bin jetzt länger nicht mehr da gewesen, ich hätte jetzt gerne wieder Zugriff, und dann wirst du auch wieder freigeschaltet.

Das Erstaunliche ist, das Ding gibt es jetzt seit acht Jahren oder so, es ist nicht im Darknet, und es ist bisher auch noch nicht aufgeflogen. Es scheint keine Abmahnwelle gegeben zu haben, was mich schon ein bisschen wun-

dert. Ich trau mich auch nicht, da länger runterzuladen und lange hochzuladen, weil irgendwann wird wahrscheinlich der Server dann doch mal beschlagnahmt werden, und dann haben sie alle am Haken, die da tatsächlich was machen.

Das Ding ist halbprivat, das heißt, man braucht eine Einladung von irgendjemand, der da schon Mitglied ist, dann meldet man sich da an und dann bekommt man soundsoviel MB Downloadtraffic, den man erst mal aufbrauchen kann. Man muss aber gleichzeitig auch entsprechend viel hochladen.

Das Problem an der Sache ist, dass die Leute diese mühsam erarbeiteten Downloadcredits hüten wie einen Schatz und deshalb bei jeder Gelegenheit immer hochladen, statt runterzuladen. Das führt dazu, dass es für die Neuen sehr, sehr schwierig ist, das, was sie runtergeladen haben, entsprechend aufzufüllen. Es gibt eh schon alles, also haben sie es schwer, neue Musik einzustellen, weil die sowieso schon da ist. Es hilft auch nichts, superobskure Sachen hochzuladen, denn da gibt's halt auch wenige, die das runterladen wollen. Und es gibt natürlich trotzdem viele Leute, auch im obskuren Bereich, die das hochladen wollen. Das heißt, da hast du das gleiche Problem wie bei den populären Sachen, nur halt im kleineren Rahmen.

Aber man kann natürlich Tag und Nacht den Torrentclient einfach laufen lassen, wenn man sich das traut. Dann kriegt man schon über die Zeit mal irgendwann die Quota zusammen. Da aber viele von den Dauerbenutzern wahrscheinlich irgendwelche Server gemietet haben, die eine wahnsinnige Bandbreite haben, hat man so als kleiner Krauter, der seinen Torrentclient nur mal gelegentlich aufmacht, keine Chance, jemals wieder seine Quota aufzufüllen.

Deshalb gibt es gelegentlich Wochenenden, wo nur das zählt, was man hochlädt. Das, was man runterlädt, wird nicht auf die Quota angerechnet. Was dazu führt, dass die Leute wie blöd runterladen und auch die Leute, die kleine Leitungen haben, die Chance haben, gelegentlich mal was hochzuladen, weil die Downloadbandbreite dermaßen anschwillt, dass die Uploadbandbreite ein bisschen nachziehen kann. Das hab ich jetzt zweimal mitgekriegt, diese Wochenenden werden vorher angekündigt, und da ist dann

auch wirklich die Hölle los. Von der Bandbreite her geht das, weil es ja eben eine Torrentsite ist. Die haben nur die Torrentfiles da gehostet, und danach geht es peer-to-peer.

Ich habe den den Verdacht, dass das Paul Krugman gefallen würde, weil es seine Ideen unterstützt, dass so eine Art Goldstandard – es gibt ja so einen Wechselkurs zwischen Upload und Download, der quasi an einen Goldstandard gekoppelten Währungen entspricht – dass das die Leute dazu verleitet, zu horten. Dass sie weniger ausgeben und alles ansparen. Krugman hat ja auch das Beispiel mit den Kinderbetreuungscredits auf dem Capitol Hill, und daran erinnert mich das stark.

Also nicht dass ich sonst von Krugman so sehr viel halte, aber in bestimmten Settings passiert das offenbar, was er mit solchen Goldstandard-Währungen meint. Das ist ein ganz klassisches Beispiel, würde ich sagen. Und auch, dass die Betreiber der Site da aktiv gegensteuern, indem sie die Anreize für eine gewisse Zeit andersrum setzen. Die Leute ziehen dann mit ihrem Verhalten nach.

Alan Smithee, aufgezeichnet von Kathrin Passig

14. Januar 2016

Sehr viele Minidiscs und eine unerwartete Begründung

Café in Wien, spät. Hinter der Theke eine beeindruckende Sammlung von Minidiscs, bestimmt zweihundert Stück, so viele Minidiscs habe ich noch nie gesehen. Ich: “Das ist aber eine beeindruckende Sammlung von Minidiscs, so viele Minidiscs hab ich noch nie gesehn.” – Kellnerin: “Ja! Wissen Sie, weswegen wir die haben?” – Ich: “Nein, sagen Sies mir!” – Kellnerin: “So brauchen wir keinen CD-Player. Wenn Gäste kommen, die eine CD dabei

haben, die sie gerne bei uns hören wollen, können wir dann sagen, daß wir gar keinen CD-Player haben!" Verwirrt und beeindruckt trete ich den Heimweg an.

Patrick Präg

15. Januar 2016

Ein unerwartetes Navigationsproblem im 21. Jahrhundert

Kurz vor der Abreise fällt mir ein, dass ich die Airbnb-Vermieterin noch fragen muss, wie wir zum Haus finden. Nach der Buchung habe ich zwar die Adresse in Dublin mitgeteilt bekommen, aber die meisten mir bekannten irischen Häuser haben keine sichtbaren Hausnummern. Aus einem vermutlich verwandten Grund zeigt Google Maps bei der Suche nach der Adresse nur vage auf die Mitte der Straße. GPS-Koordinaten verrät AirBnB nicht. Ob das Haus wenigstens einen Namen hat, frage ich, denn die sind in meiner Erinnerung häufiger als Nummern.

Die Vermieterin antwortet: Das Haus liegt etwa 200 Meter von der X-Bar entfernt, es ist das zweite Haus nach der Einmündung der Y-Straße, es ist graublau und hat zwei Parkplätze vor der Tür. "There is really no number at house, so if you can't find it just let me know I can come outside to meet you."

Ich google das Thema Hausnummern in Irland und finde heraus, dass 35% aller irischen Behausungen keine eindeutigen Adressen haben, weil ihnen Hausnummern oder Hausnamen fehlen (Quelle: Wikipedia, aber "citation needed"). "In smaller towns and many townlands, this requires postal workers to remember which family names correspond to which house." Aus diesem Grund hat man im Juli 2015 ein Postleitzahlensystem namens Eircode eingeführt. Ich verstehe nicht, wie das helfen soll, und muss mir erst von Aleks erklären lassen, dass die Postleitzahl hausspezifisch ist, genau wie in Großbritannien.

Allerdings weiß Google Maps bisher noch nichts vom Eircode, und weil auch viele andere Unternehmen schon lange mit der irischen Hausunauffindbarkeit hadern, gibt es außerdem noch die inoffiziellen Systeme The GeoDirectory (seit 1999), GO Code (seit 2007), Loc8Code (seit 2008) und sogar ein Open-Source-Postleitzahlenystem namens OpenPostcode (”under development since 2011”).

Mit der Beschreibung der Vermieterin ist das Haus dann leicht zu finden. Manche Nachbaradressen ergeben bei Google Maps präzise Treffer, vermutlich sind es die, deren sichtbare Hausnummern sich automatisch aus Google Street View extrahieren ließen.

Kathrin Passig

15.01.2016

4 Stecker – und ein Halleluja

Es ist das Jahr 2016, wir melden unseren Kabelanschluss ab. Das heißt, zum ersten Mal seit ich erwachsen bin, habe ich freiwillig keinen Fernsehempfang mehr. Was nicht heißen soll, dass ich viel ferngesehen hätte, aber die Möglichkeit, theoretisch jederzeit einschalten zu können und ungescholten zu schauen, “bis die Augen viereckig sind”, die war mir auf unerklärliche Art und Weise lieb gewesen.

Schleichend hat sich mein Bewegtbildkonsum aber weg vom Fernsehgerät im Wohnzimmer hin zum Computergerät im Arbeitszimmer verlagert, ergonomische Schreibtischstühle und ordentliche Monitorgrößen tragen erheblich zu dieser Entwicklung bei. Und Kopfhörer. Kopfhörer heben Filmerlebnisse auf eine ganz andere Ebene. Mittendrin statt nur dabei.

Was mich vor allem weggetrieben hat vom TV-Gerät sind starre Sendezeiten und ganz besonders: Werbeunterbrechungen. In Filme komme ich nach der Pause nicht wieder rein, oder ich habe weggezappt und bin in Film2 oder Film3 hängengeblieben, oder ich verliere schlagartig das Interesse am Fort-

gang der Geschichte. Oder ich habe einfach keine Zeit, bis Mitternacht einen um 30% aufgeblasenen Film durchzustehen, der netto nur 2 Stunden gedauert hätte. Selbst Shows sind nicht mehr auszuhalten, seit Sendungen wie The Voice gefühlt aus Werbung mit Musikunterbrechungen bestehen.

Die Lösung: itunes (für Menschen, die auf Usability-Sadismus stehen), Mediatheken (begrenzt gut, dank Depublizieren allerdings so brauchbar wie ein Schlagbohrer aus Knete) und Streaming.

Streaming weckt aber augenblicklich Begehrlichkeiten beim Rest der Haushaltsbesatzung, so dass schnelleres Internet von Nöten ist. Unsere bisherige Lösung kommt vom damaligen Kabel BW (Modem mit nur zwei Steckplätzen plus Fritzbox plus erheblichem Gefrickel), so dass ich ein wenig Angst habe vor Veränderungen an einem System, das ja eigentlich gut funktioniert.

Ich wage es dennoch, bestelle das Fernsehen ab, erfahre durch den Kundenservice von einem schönen Angebot für Bestandskunden und erhalte schon nach zwei Tagen eine neue Connect-Box, die ich einfach an unser Datenkabel anschrauben und freischalten lassen soll.

“Und das ist alles? Wirklich wirklich?”, höre ich mich ungläubig fragen.

“Das ist alles”, versichert mir der junge Mann vom Kundenservice.

Ich schraube die alte Box ab, lege sie in die Rücksendeschachtel, stöpsle alle Rechner ab, schalte die Fritzbox aus und merke mir vorsichtshalber, wie ich die Verkabelung rekonstruieren könnte.

Aber das Wunder geschieht, und es ist das erste Mal in meinem Leben: alles läuft. Von der ersten Sekunde an. Ohne Aussetzer, ohne Konfigurationsprobleme, ohne Urlaub in der Warteschleife.

Sogar das WLAN funktioniert über mehrere Räume hinweg, und im Internet lese ich von Menschen, die Filme auf Notebooks schauen, ganz bequem auf dem Sofa. Das probiere ich dann als nächstes.

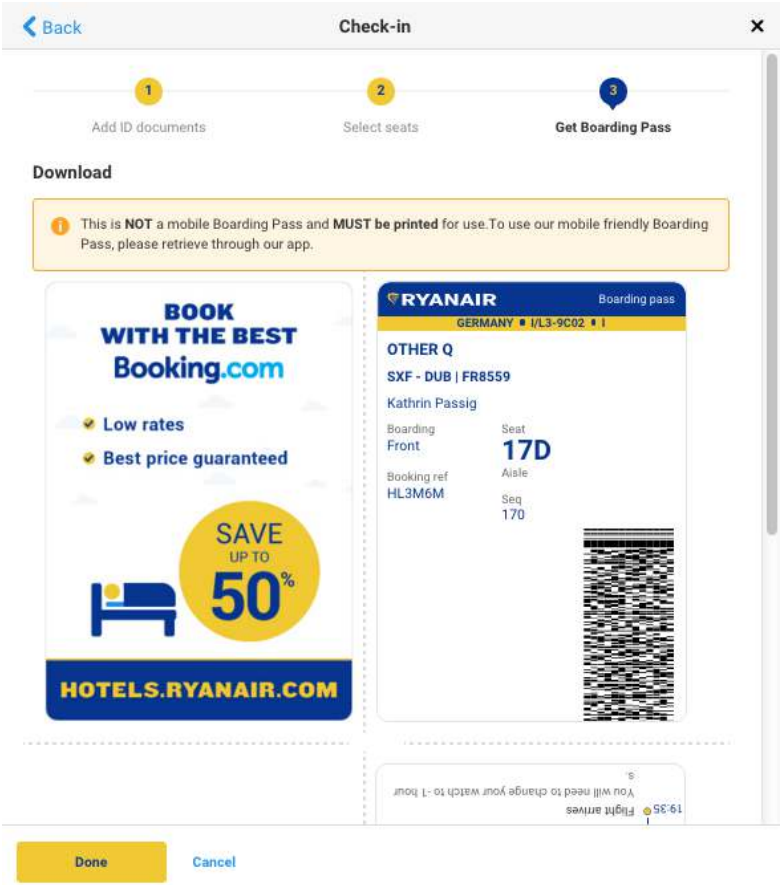
Pia Ziefle

15. Januar 2016

Kein Ausdrucken mehr bei Ryanair! Jetzt ist die papierlose Zukunft wirklich ganz nah

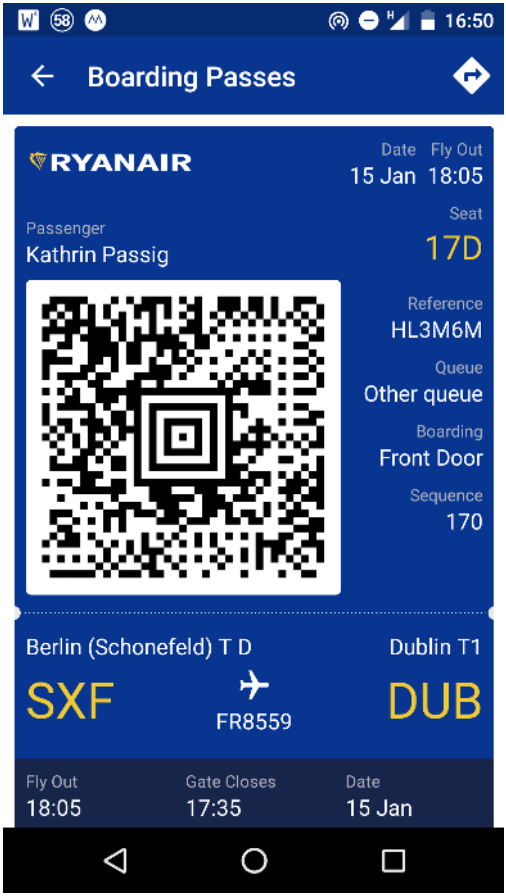
Ich bin ein Jahr lang nicht mit Ryanair geflogen, nur mit Easyjet, wo die Bordkarte auf dem Handy inzwischen besser als zu Anfang funktioniert. Deshalb habe ich heute ganz vergessen, dass man bei Ryanair ja vorausschauend planen und sein Ticket ausdrucken muss, anstatt sich in der U-Bahn auf dem Weg zum Flughafen einzuchecken.

Ich stehe vor der Haustür, wo es links zur U-Bahn und rechts zum Drucker im Coworkingspace geht, und versuche, mich vom Handy aus einzuchecken. Firefox stürzt mehrmals an derselben Stelle ab. Ich gehe zurück in die Wohnung, klappe den Rechner auf, checke mich auf der Website ein und lese "**MUST be printed**", aber auch zum ersten Mal "use our mobile friendly Boarding Pass":



Was die gestrichelten Linien bedeuten und warum Teile der Bordkarte auf dem Kopf stehen: keine Ahnung.

Ich installiere die Ryanair-App und melde mich an. Im Unterschied zur Easyjet-App, bei der Website-Checkin und App-Checkin bisher noch zwei ganz verschiedene Vorgänge sind, weiß sie bereits, dass ich eingecheckt bin und zeigt ohne Getue meine Bordkarte an:



Sogar eine perforierte Linie ist da, zum Abreißen am Gate!

Außer Ryanair-Bordkarten musste ich schon Ende 2013 eigentlich nichts mehr drucken. Damit ist es jetzt also auch vorbei. Allerdings habe ich diese Woche bereits 13 Seiten in einem Copyshop kopiert und weitere 20 ausgedruckt (1 Seite Zustimmung zur von Pia Ziefle eingefädelten Archivierung des Techniktagebuchs im Marbacher Literaturarchiv, der Rest waren Steuerbelege für die Künstlersozialkasse). 2016 wird also noch nicht das Jahr, in dem das Drucken ausstirbt. Aber an Ryanair liegt das jetzt nicht mehr.

Kathrin Passig

16. Januar 2016

Papierlos @home

Ich möchte ein paar Skizzen für die Mutter aller Katzenfutterautomaten machen, um mir klar zu werden, wie ich weiter vorgehe. Das geht (für mich) immer noch am besten auf Papier.

Nach etwas Herumgekrame stelle ich fest, dass ich wirklich kein frei beschreibbares Papier habe, nicht mal einseitig bedrucktes Schmierpapier von Firmen, die mir Briefpost schicken.

Einen Drucker gibts auch nicht, wozu also frisches Papier? Aber damit gibts eben auch kein selbstproduziertes Schmierpapier ...

Nach etwas Suchen hat die Frau zum Glück noch einen alten[1] Block Karopapier.

Im Büro sind wir immer noch weit vom papierlosen Büro entfernt und kommen durch Kanban-Boards und agile Arbeitsweisen eher wieder in die klassische Papiernutzung (also mit Stift, nicht mit Drucker/Fax), es gibt regelmäßige Scribble-Kurse für alle, aber zuhause scheint das Thema Papier erstmal durch zu sein.

Alexander Stielau

1. alt: Mit einem Stundenplan aus Ausbildungszeiten

17. Jänner 2016

Das Kind in mir

Ich lade ein Foto aus der Facebook Messenger App auf mein Handy herunter und Google Photo fragt mich, sinngemäß “Ich habe einen neuen Ordner gefunden, soll ich den auch in die Cloud synchronisieren?”. Ich erlaube das und jetzt werden auch alle Babyfotos die ich per Whatsapp bekomme in Google Photos geladen, sobald ich in einem WLAN bin. Ich bekomme viele Babyfotos per Whatsapp, weil ich Drillingsnichten habe und verlange am Laufenden gehalten zu werden.

Auf der Suche nach einem Foto von mir merke ich, dass Google sechs Babyfotos als “Selfie” getaggt hat.

Von der Pose her sind einige der Fotos auch ähnlich wie Selfies, weil die Kleinen oft neugierig nah an die Kamera kommen. Ich wundere mich trotzdem über den Tag, weil die Fotos sicher nicht mit der Selfiekamera aufgenommen wurden, sondern mit der nach vorne gerichteten Handykamera.

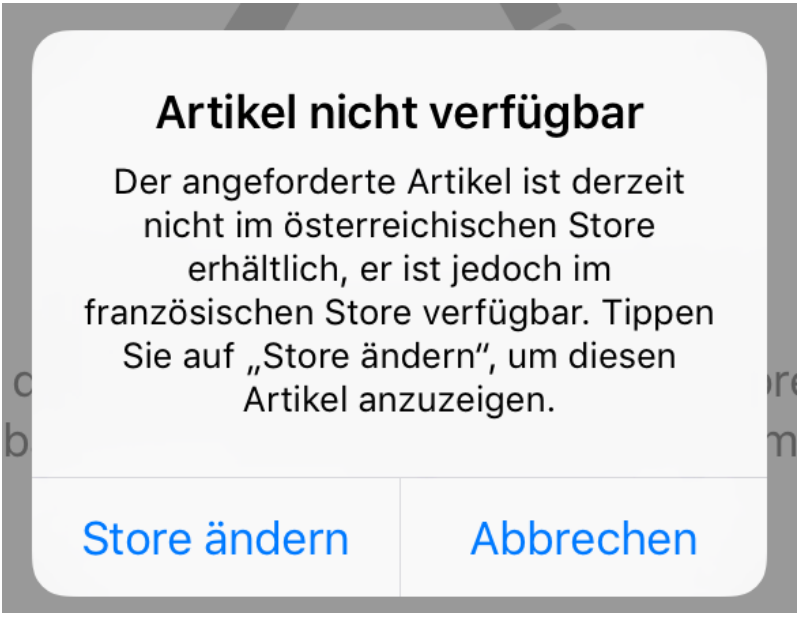
verenka

17. Jänner 2016

Europa ohne Grenzen (fast)

Es ist Wochenende, mein Partner und ich sind kochfaul, also möchten wir Essen bestellen. Die letzte Bestellung bei alloresto.fr hat gut funktioniert. Weil mein Computer gerade zum Fernsehen gebraucht wird, schnappe ich mir das iPad und suche die App. Ich finde sie aber nicht, also öffne ich die Webseite.

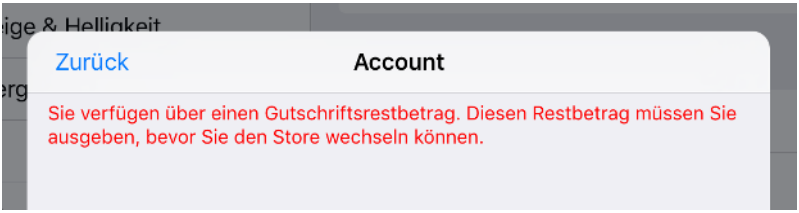
Die Seite schlägt mir vor, doch die App herunterzuladen. Ich tippe auf den entsprechenden Link und erhalte folgende Meldung.



Also tippe ich auf Store ändern. Daraufhin erhalte ich folgende Fehlermeldung:

Sie bedeutet im Prinzip dasselbe wie die obige Fehlermeldung, nur dass diesmal mein österreichisches Konto das Problem ist, nicht die App.

Zu guter Letzt google ich noch ein bisschen das Problem, um herauszufinden, wie ich sowohl das Land meines Accounts als auch den Store ändern kann. Ich finde eine Schritt-für-Schritt-Anleitung und will ihr folgen. Pustekuchen.



Ich kann mein österreichisches Euro-Guthaben also nicht in einer französischen App ausgeben.

Ich gebe nach und führe die Bestellung über die Webseite durch.

Irgendwann werde ich dieses Geld aufgebraucht haben und es noch mal probieren. Ich bin jetzt schon gespannt, was dann mit den Apps passiert, die man nur im österreichischen Store kaufen kann, aber nicht im französischen.

verenka

18. Jänner 2016

Bitte kontaktieren Sie uns (nicht)!

Ich muss eine Steuererklärung machen und suche im Oktober 2015 online eine Steuerberaterin. Eine E-Mail sende ich in radebrechendem Französisch an jemandem aus dem französischen Verzeichnis für “expert comptables”. Sie bleibt unbeantwortet. Eine weitere Nachricht geht auf Deutsch an eine Steuerberatungskanzlei, die sich laut ihrer deutschsprachigen Website auf deutsch-französisches Steuerrecht spezialisiert hat. Sie wird ebenfalls ignoriert. Die dritte Nachricht schließlich schreibe ich auf Englisch an eine weitere Kanzlei aus der Liste. Die Nachricht ist unzustellbar. Ich lasse die Angelegenheit ruhen.

Im Jänner starte ich einen neuen Versuch. Diesmal wähle ich eine Kanzlei aus dem Verzeichnis eines englischsprachigen Expat-Forums. Die Webseite sieht vielversprechend aus. Ich fülle das Kontaktforumlar im Expat-Forum aus und scheitere vier Mal am Captcha.

Also probiere ich es über die Webseite der Kanzlei: Sie ist auf Twitter, wo sie Steuertipps twittern, LinkedIn, Facebook und Google+. Außerdem gibt es ein Kontaktformular, das ich ausfülle. Ich erhalte aber nur eine recht generische Fehlermeldung "Failed to send your message. Please try later or contact the administrator by another method."

Als nächstes probiere ich die E-Mail-Adresse aus, die gut sichtbar ganz oben auf der Seite steht. Ich kopiere meine Nachricht in ein E-Mail, tippe auf senden und erhalte umgehend eine automatische Antwort. Die Senderin befindet sich am 25. und 26. November 2015 nicht im Büro. Jetzt weiß ich nicht, ob die Senderin nur vergessen hat, ihre automatischen Antworten auszuschalten oder in der Firma niemand E-Mails liest.

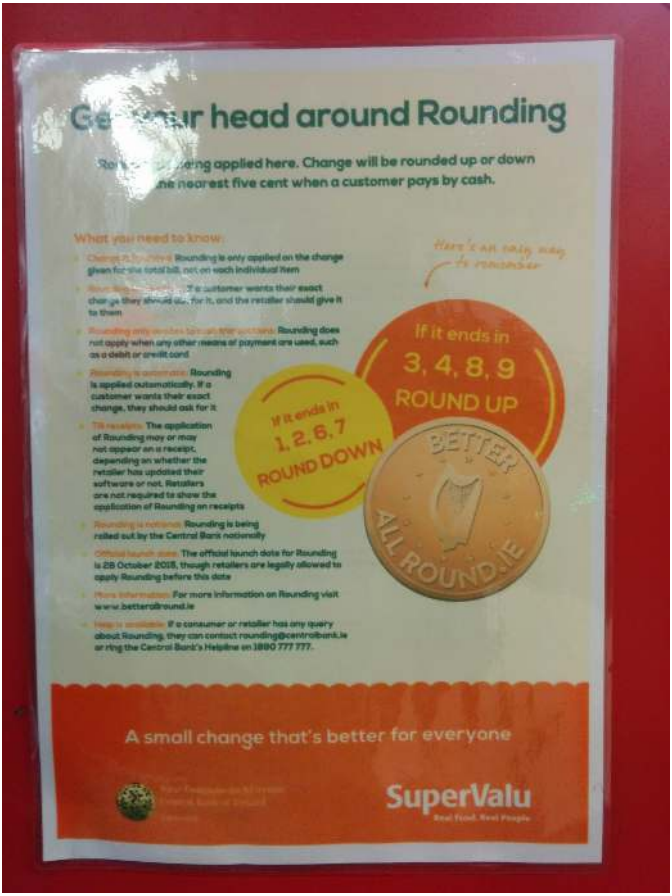
Ich denke über die Gründe nach, warum ich in Frankreich nie Antworten auf meine E-Mails erhalte, kann es mir aber nicht erklären. Meine E-Mail-Adresse lautet ja schließlich nicht nigerianprincess@gmail.com oder cheapviagra4you@hotmail.com, also landen meine Nachrichten hoffentlich nicht automatisch im Spam-Folder.

verenka

Anfang Januar 2016

2.454.465.931 Centmünzen sind genug

Ich bin zum ersten Mal seit einem Jahr wieder in Irland. Neu sind Schilder in Supermärkten und Restaurants, die darauf hinweisen, dass bei Barzahlung alle Beträge auf die nächsten 5 Cent gerundet werden:


ur head around Rounding
ng applied here. Change will be rounded up or down
he nearest five cent when a customer pays by cash.
What you need to know:
Rounding is only applied on the change given for the total bill, not on each individual item
If a customer wants their exact change they should ask for it, and the retailer should give it to them
Rounding does not apply when any other means or payment are used, such as a debit or credit card
Rounding is automatic. Rounding is applied automatically. If a customer wants their exact change, they should ask for it
The application of Rounding may or may not appear on a receipt, depending on whether the retailer has updated their software or not. Retailers are not required to show the application of Rounding on receipts
Rounding is national. Rounding is being rolled out by the Central Bank nationally
The official launch date for Rounding is 28 October 2015, though retailers are legally allowed to apply Rounding before this date
For more information on Rounding visit www.betteraround.ie
If a consumer or retailer has any query about Rounding, they can contact rounding@centralbank.ie or ring the Central Bank's Helpline on 1890 777 777.
Here's an easy way to remember
If it ends in
3, 4, 8, 9
ROUND UP
If it ends in
1, 2, 6, 7
ROUND DOWN
BETTER
ALL ROUND.IE
A small change that's better for everyone
SuperValu
Real Food. Real People.

Auf dem oberen Foto enthält das münzförmige Kampagnenlogo die URL mit der Erklärung: www.betterallround.ie. Das Runden ist für Anbieter wie Kunden freiwillig, die Website rät dazu, vorsichtshalber genügend 1- und 2-Cent-Stücke in der Kasse aufzubewahren, falls jemand exaktes Wechselgeld haben möchte.

Das Runden ist im Oktober 2015 eingeführt worden, und bis Ende November konnte man seine Rotgeldsammlung zur Bank bringen. Man musste die Münzen vorher abzählen, aber nicht dafür bezahlen, sie loszuwerden. Immerhin! Und auch für Iren ohne Bankkonto war gesorgt:

> Hoarded coins will be accepted by your bank on any Wednesday in October and into November. You will not be charged, though you need to count and bag the coins beforehand. If you don't have a bank account, then you can bring your coins to any post office on Tuesdays, or bank branch on Wednesdays. You won't be charged, but again you will need to count and bag the coins. Coin bags are available from banks.

Seit der Einführung des Euro sind in Irland 2.454.465.931 1- und 2-Cent-Münzen im Gesamtwert von 37 Millionen Euro in Umlauf gebracht worden (Quelle: Irish Times). Einen nicht unerheblichen Teil davon bewahre ich in einer Tupperschüssel in Berlin auf. Der Guardian schreibt:

> The phasing out of the coins follows a trial in Wexford in 2013, which showed that 85% of consumers and 100% of retailers were happy with rounding.

1- und 2-Cent-Münzen bleiben legale Zahlungsmittel. Finnland, die Niederlande, Ungarn, Schweden und Dänemark runden schon länger, in Finnland sind Centstücke Sammlerstücke: "Für eine Rolle 1-Cent-Münzen muss in Finnland mit einem Preis von mindestens 20 Euro gerechnet werden" (Wikipedia).

Ich habe bisher nicht darauf geachtet, womit die anderen Leute an der Kasse bezahlen, aber der Banking & Payments Federation Ireland zufolge war Bargeld zumindest im Jahr 2014 noch das beliebteste Zahlungsmittel.

Kathrin Passig

Seit Ende 2015

Die Erschließung des Rollfelds

Ich weiß nicht, warum ich mich in Jahrzehnten des Fliegens nie dafür interessiert habe. Vielleicht liegt es daran, dass ich erst seit kurzem ein wirklicher Vielflieger geworden bin, mit mindestens zwei Starts und Landungen pro Woche. Außerdem werden die Vorschriften zum Betrieb von Smartphones in Flugzeugen immer laxer, was nur übertroffen wird von der Gleichgültigkeit des Kabinenpersonals, die wenigen verbliebenen Vorschriften auch durchzusetzen.

Ich möchte jetzt wissen, von welcher Startbahn ich abhebe und auf welcher Landebahn ich lande.

Ich sehe mir dazu Karten der Flughäfen an, präge mir ein, welche Start- und Landebahnen es gibt und in welcher Richtung sie verlaufen. Beim Ablegen vom Gate und beim Landeanflug hänge ich glotzend am Fenster und versuche herauszufinden, welche Piste es diesmal ist.

Bilder: Bernal Saborio (CC-BY-SA), Verfasser

Die Runways werden in der Luftfahrt allgemein mit der Himmelsrichtung bezeichnet, und zwar in Zehn-Grad-Schritten. Eine Bahn, die genau nach magnetisch Nord ausgerichtet ist, hat die Richtung null Grad, geschrieben

00, nach Osten neunzig Grad, also 09, Süden hundertachtzig Grad, also 18, und so weiter. Die meisten Flughäfen haben mehrere parallele Bahnen nebeneinander, dann wird der Buchstabe L, M oder R angehängt, je nachdem, ob es die linke, mittlere oder rechte Piste ist, aus der Perspektive des Anflugs gesehen. Eine Piste, die in 40° nordöstlicher Richtung verläuft, und in dieser Richtung die rechte von zwei parallelen Pisten ist, kriegt also den Namen 04R. Natürlich kann man die meisten Pisten in beiden Richtungen benutzen, darum haben sie auch zwei Richtungsangaben, zwischen denen genau 180° liegen. Zum Beispiel ist die 04R/22L die am weitesten östlich gelegene Start- und Landebahn am Flughafen JFK.

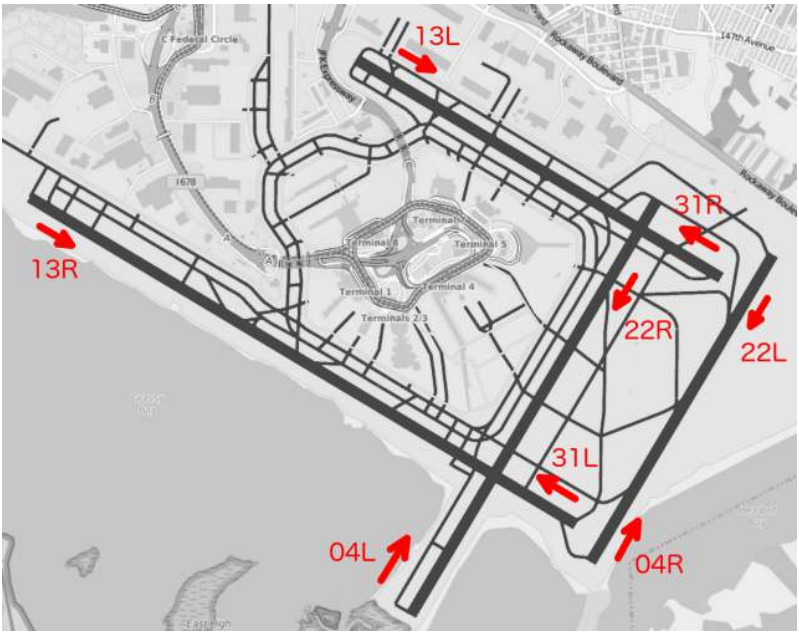


Bild: Verfasser, unter Verwendung von Open Streetmap

Ich möchte aber nicht nur *wissen*, welche Start- oder Landebahn ich benutze, sondern es mir auch *merken*. Ich habe dazu in den letzten Monaten an den Flughäfen, die ich frequentiere, Foursquare-Locations für die verschiedenen Pisten angelegt. Dort checke ich mich ein, wenn ich die jeweilige Piste benutze. Und das soll, bitteschön, auch genau sein. Also habe ich nicht nur *eine* Location für die 04R/22L angelegt, sondern *zwei*, nämlich einmal »JFK Runway 04R« am südwestlichen Ende der Piste, und einmal »JFK Runway 22L« am nordöstlichen Ende. Es macht nämlich einen Riesenunterschied, ob man vom Atlantik über Rockaway Beach auf der 4R reinkommt, oder von Long Island und Queens auf der 22L. Und natürlich habe ich auch für die anderen drei Pisten von JFK jeweils zwei Locations angelegt, eine in jeder Richtung, insgesamt also acht für den ganzen Flughafen.

Zuerst gab das Ärger. Einer der Foursquare Level 3 Super-User (ich selber bin nur Level 2) hielt diese vielen Locations für übertrieben und verschmolz sie alle mit einer einzigen Location »JFK Runway«, die es vorher schon gab. Ich machte das Foursquare Super-User Forum ausfindig und warb dort für meine Idee. Ich würde die verschiedenen Locations auch mit Tips zu den technischen Einzelheiten der Runways versehen, na? Damit hatte ich ihn überzeugt. Als ich die Locations das nächste Mal anlegte, wurden sie nicht mehr verschmolzen.

Seither protokolliere ich jeden Start und jede Landung durch einen Check-in, und das ist gar nicht so einfach. Beim Start versuche ich mich genau dann einzuchecken, wenn die Triebwerke auf vollen Schub gehen und die Maschine loszurollen beginnt. Das Funknetz auf den Rollfeldern ist aber traditionell sehr schlecht, weil bis vor kurzem ja nicht mal erlaubt war, dort überhaupt das Telefon einzuschalten. Manchmal also kommt es vor, dass meine Maschine startet, ohne dass ich diese Tatsache noch rechtzeitig festhalten kann. Manchmal gelingt der Check-In auch erst, wenn wir schon in der Luft sind, sozusagen mit dem letzten Fitzelchen Funksignal.

Noch schwieriger ist es bei der Landung. Obwohl ich mein Telefon beim Fliegen inzwischen nie mehr ausschalte, dauert es oft eine ganze Weile, bis es sich im Netz des Zielflughafens eingebucht hat und ich den Check-In durchführen kann. Meistens haben wir zu diesem Zeitpunkt die Landebahn schon verlassen. Manchmal kriege ich erst Netz, wenn wir das Terminal erreichen.

Trotzdem, dokumentieren und datenmässig erfassen möchte ich die Starts und Landungen so gut wie möglich. Warum?

Keine Ahnung.

André Spiegel

18. Januar 2016

Internet im Hotel: Schon bald wird es funktionieren und gleichzeitig überflüssig werden

Beim irischen Hotel-Check-in haben wir ungefragt mitgeteilt bekommen, dass das Internet gratis ist und ohne Zugangsdaten funktioniert. In deutschen Hotels muss ich fast immer explizit danach fragen. Die Anmeldung verläuft relativ reibungslos, man muss nur eine Mailadresse angeben, danach verbindet sich der Rechner sogar bei jedem neuen Aufklappen selbstständig wieder mit dem Internet. Auch das kenne ich aus Hotels anders, meistens muss ich mich nach jeder Pause wieder durch diverse Fenster klicken und brauche dafür einen Zweitbrowser ohne Popup- und Werbeblocker.

Heute ist Montag, bei Twitter erwähnen wieder alle, wie zufrieden oder unzufrieden sie mit ihren montags neuen “Discover Weekly”-Empfehlungen von Spotify sind. Das erinnert mich immer daran, dass man ja mal Musik hören könnte. Immerhin funktioniert Spotify jetzt auch, wenn ich mich in anderen Ländern als im Land meiner Anmeldung aufhalte, das war vor ein

1. Wie ich heute erst herausgefunden habe, zeigt der “Activity Monitor” von Apple die Geschwindigkeit in Byte pro Sekunde an, während Werbung für Internetgeschwindigkeiten meistens in Bit pro Sekunde formuliert wird.

paar Jahren noch anders. Aber das Hotelinternet reicht nicht für Spotify ohne minutenlange Pausen. Es passen zwischen 0,5 und maximal 60 Kilobyte[1] pro Sekunde hindurch, meistens bewegt es sich zwischen 5 und 10.

Da ich meine ziemlich gute Tesco-SIM-Karte zuletzt vor einem Jahr und einer Woche aufgeladen habe, war sie vor drei Tagen bei der Ankunft abgelaufen und ich musste am Flughafen eine neue kaufen. "Nein, am Flughafen kann man nirgendwo SIM-Karten kaufen", war die Auskunft bei W. H. Smith. 20 Meter weiter bei Spar: "Ja, aber wir haben nur drei Anbieter", den besten *data plan* gebe es bei Meteor: 7,5 GB für 25 Euro.

7,5 GB sind lächerlich überdimensioniert für einen kurzen Aufenthalt, bei dem ich meistens an Orten mit WLAN sein werde, aber zu viel Internet hat noch keinem geschadet. Und jetzt stellt sich heraus, dass 7,5 GB doch genau die richtige Größe waren. Obwohl Meteor noch kein LTE anbietet, funktioniert Spotify ruckelfrei (1 bis 2 Megabyte* pro Sekunde).

Für die Techniktagebuch-Akten habe ich vor der Abreise diesen Screenshot von der Tescomobile-Website gemacht. Man wird ja sonst schon übernächstes Jahr kaum mehr wissen, welche Kaufkraft 7,5 GB eigentlich hatten:

www.tescomobile.ie/priceplans/add-ons.aspx

	500mb corresponds to...	1Gb corresponds to...
Basic webpages(mainly text)	5,000	10,000
Rich webpages (with mulitmedia, e.g BBC)	1,500	3,000
Basic Emails	500,000	1,000,000
Rich emails(with attachments)	1,000	2,000
Downloading/streaming music	100 songs	200 songs
Downloading/streaming video	1 hour	2 hours
Listening to online radio	8 hours	16 hours

Mit dem mitgebrachten Internet kann ich also noch ungefähr 112 Stunden Musik hören. Da Discover Weekly wie jeden Montag eher enttäuschend ausfällt und ich das Musikhören morgen wie jeden Dienstag wieder einstellen werde, reicht das wohl. Mit dem restlichen Guthaben schreibe ich halt noch sieben Millionen E-Mails.

Kathrin Passig

Dezember 2015 und Januar 2016

Endlich regelmäßige Backups vom Techniktagebuch

Wir diskutieren in der Techniktagebuchredaktion über die Berechtigung der Aufnahme von Technikträumen im Allgemeinen und der Übernahme von Technikträumen aus dem Blog von mauszfabrick im Speziellen. Jemandem fällt auf, dass mauszfabricks Blog vom Deutschen Literaturarchiv Marbach archiviert wird. Ungerechtigkeit! Der macht also Literatur und wir nicht oder wie! (Ich fasse die Diskussion hier mit dem Abstand einiger Wochen ohne Gewähr aus dem Gedächtnis zusammen.) Pia Ziefle – deren Blog, wie sich jetzt herausstellt, ebenfalls in Marbach archiviert wird – bietet an, dort nachzufragen, ob man das Techniktagebuch aufnehmen wolle.

Einige Wochen später bekomme ich per Mail ein ungewöhnlich hübsches Formular:

Ich gestatte - als Besitzer oder Vertreter der Besitzer der Nutzungsrechte - , dass das Deutsche Literaturarchiv Marbach Kopien des von mir verantworteten Weblogs "Techniktagebuch" [http://techniktagebuch.tumblr.com/] speichern und wie folgt im Online-Zugriff in einem speziellen Archivsystem zur Verfügung stellen darf:
(Bitte Zutreffendes ankreuzen)

- ☐ uneingeschränkt
- ☐ Freigabe lediglich der aktuellsten Spiegelung
- ☐ nach Ablauf der vereinbarten Frist bis zum _____
- ☐ nur auf dem Marbacher Campus
- ☐ jeweils nach separater Rücksprache mit mir
- ☐ keinerlei Veröffentlichung der Archivalien, lediglich Archivierung

Meines Wissens werden die Urheberrechte und sonstige Rechte Dritter dabei nicht verletzt. Mir entstehen durch die Langzeitarchivierung im Netz keine Kosten.

In der Redaktion herrscht Begeisterung über die vielen Optionen.

> Kathrin: ich möchte sie alle ankreuzen.
>
> Thomas: „Nur auf dem Marbacher Campus“ ist die schönste Option.
>
> Thomas: Vielleicht kann man noch ergänzen „nur mit Blick auf den Neckar“
> André: Es fehlt noch „nur im Feuilleton überregionaler Wochenzeitungen“
>
> Felix: Am besten wäre „uneingeschränkt“ „nur auf dem Marbacher Campus“.
>
> Kathrin: nur aus Nichtraucherbüros auf dem Marbacher Campus (Handschuhpflicht)
>
> Thomas: „Nur aus Raucherbüros“ wäre deutlich einschränkender.
>
> Mia: nur von Rauchern, egal in welchen Büros
> André: nur auf Alpha Centauri zur Einsicht auslegen
>
> Thomas: Zum Schutz des Archivmaterials nur unter definierten Umweltbedingungen (Temperatur, Luftfeuchtigkeit, Licht)
>
> Kathrin: separate Rücksprache bei jedem Beitrag (telefonisch)
>
> Mia: behandschuhte Raucher auf dem Marbacher Campus.

Am Ende kreuze ich dann doch nur “uneingeschränkt” an. Und jetzt ist es schon wieder ein bisschen wahrscheinlicher, dass man das Techniktagebuch in zwanzig Jahren noch lesen kann, auch als Nichtraucher.

Kathrin Passig

Januar 2016

Der digitale Müllkalender

Wir bewohnen ein Einfamilienhaus und haben daher auch eigene Mülltonnen, die wir mit niemandem teilen. Es handelt sich um 4 verschiedene Müll-Sorten, die an unterschiedlichen Wochentagen 2-wöchentlich bzw. 4-wöchentlich (Altpapier) abgeholt werden.

Leider teilt auch niemand unsere Pflicht, am Abend vor einem Abfuhrtermin die betreffende Tonne an die Straße zu rollen. Es ginge natürlich auch morgens, aber die Müll-Leute kommen meist schon vor 6:00 h, und das ist vor der üblichen Aufstehzeit.

Wer schon mal im Sommer vergessen hat den Biomüll entleeren zu lassen, kann sicher gut nachvollziehen, weswegen wir im Familienkalender akkurat die Müllterminе eintragen. Zum Glück gibt es diese ja immer jahresweise im Voraus und seit ein paar Jahren kann man sich auf der Webseite des Entsorgungsbetriebes einen für den eigenen Wohnort individuellen Jahreskalender ausdrucken.

Das wollte ich in diesem Januar wieder tun und finde dabei auf der Webseite den neuen Punkt „exportieren Sie Ihren persönlichen Kalender als .ics – Datei“. Das passt! Der Import der ics Daten klappt auch reibungslos und schwupps sind alle Termine inkl. feiertagsbedingter Verschiebungen fürs ganze Jahr korrekt im Kalenderprogramm. Wir haben unsere Familienkalender sowieso auf gegenseitig freigegebene Netzwerk-Kalender umgestellt und so wie den Schulferienkalender habe ich jetzt auch einen Müll-Kalender. Frau und Kinder (die fühlen sich leider nicht wirklich angesprochen . . .) haben den jetzt auf dem iPhone, ich fürchte aber wohl nur, um mich dran zu erinnern. Soweit, so gut.

Das Problem: man kuckt meist morgens auf die Termine des Tages und um die Zeit ist der Mülltrupp bei uns schon durch. Leider sind die Termine in der ics-Datei ohne Erinnerung angelegt und ich habe keinen Weg gefunden,

für einen ganzen Kalender oder eine Liste von Terminen im Kalenderprogramm pauschal neue Erinnerungszeiten (1 Tag vorher um 19 Uhr, oder so) anzulegen.

Natürlich könnte man mit wenigen Programmierkenntnissen die ics-Datei selber modifizieren. Durch den Vergleich von exportierten Test-Terminen habe ich ermittelt, dass lediglich ein paar XML-ähnliche Zeilen eingefügt werden müssen.

```
BEGIN:VALARM
X-WR-ALARMUID:562AEAA1-2B84-493D-8EC8-E22CAE05D7BB
UID:562AEAA1-2B84-493D-8EC8-E22CAE05D7BB
TRIGGER:-PT5H
ATTACH;VALUE=URI:Basso
ACTION:AUDIO
END:VALARM
```

Leider bei >70 Terminen. Ich denke, ich krieg das irgendwie auf die Schnelle hin und importiere einfach neu, aber da steckt die Tücke im Detail. Alle Termine sind hintereinander weg in einer Textdatei. Man müsste also einen kleinen Parser schreiben, der daraus einzelne Einträge extrahiert, dann die o. g. Zeilen an die richtige Stelle einfügen. Leider muss die UID wohl irgendwelchen Konditionen entsprechen. Während ich noch am Recherchieren war, überlege ich, dass es schneller geht, alle Termine mit Erinnerung neu einzutragen.

Also neue Strategie: Für die regelmäßigen Termine lege ich Wiederholungen an und gleiche diese mit den importierten ab. Die Abweichungen durch Feiertage korrigiere ich danach manuell und die anderen Einträge werden einfach wieder gelöscht.

Ging alles zwar nicht so einfach wie gehofft, aber nun habe ich das gewünschte Ergebnis. Am Abend vorher erinnert mich mein Phone, welche Tonne noch rausgestellt werden muss. Auch bei evtl. Abwesenheiten können wir schon vorab einen passenden Nachbarn bitten, den und den Müll von uns mit rauszustellen. Supersache!

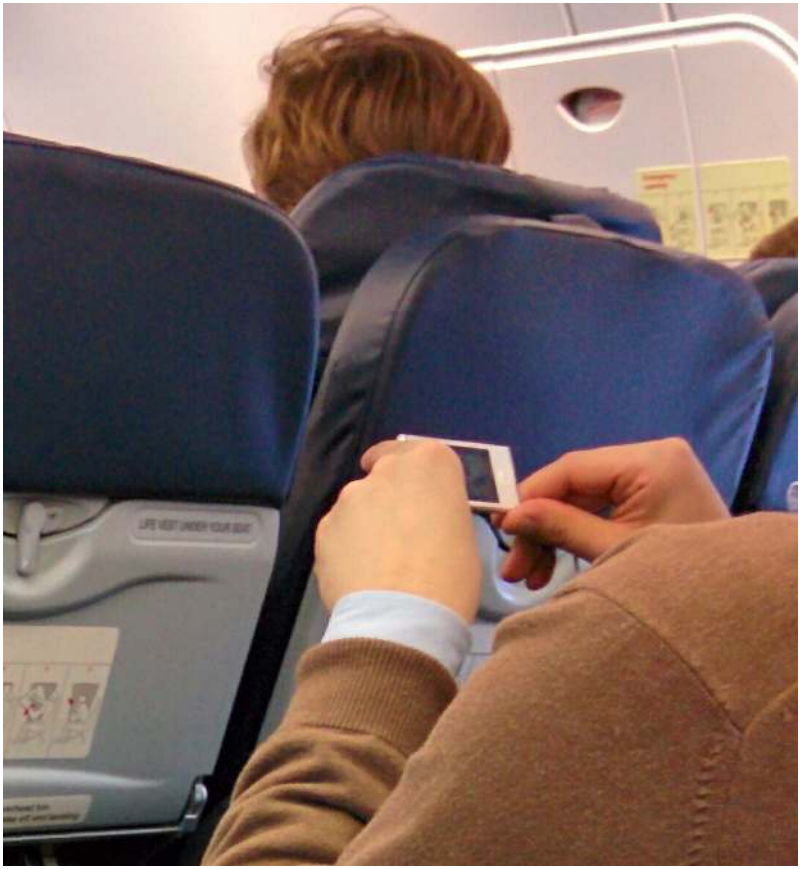
Das Highlight der Geschichte: beim Schreiben dieses Beitrages schaue ich noch mal auf die Webseite unserer „Abfallwirtschaft“. Ich hätte beim ersten Besuch mal den Satz mit der ics Datei zu Ende lesen sollen: Dort wird doch tatsächlich für die mymuell.de/app geworben! Ich zitiere: *Sie wählen, ob Sie morgens oder am Abend zuvor an Ihre Abholtermine erinnert werden möchten.*

fthomsen

20. Januar 2016

Das ideale Filmabspielgerät (wenn man ein Igel ist)

Eine Reihe vor mir im Flugzeug sieht jemand einen Film auf einem Gerät vom Format einer etwas größeren Briefmarke:



Man erkennt es auf dem Bild nicht, aber der Ton kommt aus In-Ear-Kopfhörern und die Bildqualität ist natürlich ausgezeichnet. Mir ist alles daran neu: das Gerät, überhaupt die Existenz einer solchen Gerätekategorie, und die Gewohnheit. Später im Techniktagebuch-Chat identifiziert Christopher Bergmann die Briefmarke als iPod Nano. Allgemein bekannt scheinen Gerät und Praktik aber auch in der Redaktion nicht zu sein.

Ich bin ja grundsätzlich bereit, fast alles über die Zukunft zu glauben. Aber "Leute werden Geld für ein Gerät ausgeben, auf dem man Filme gucken und Musik hören kann, obwohl sie bereits ein bis drei Geräte mit mindestens doppelt so großem Display in der Tasche haben", da hätte ich zumindest die Stirn gerunzelt. Falls jemand das vorhergesagt hätte, woran ich mich nicht erinnere.

André Spiegel meint, es könnte sich um ein Produkt aus der Kategorie "Smartphone-Vermeidungs-Gerät" handeln, "also Geräte, die alles können, was ein Smartphone kann, aber nicht so aussehen dürfen". Der Preis sei wohl nicht das Kriterium, da es Smartphones derzeit für weniger als hundert Euro gibt und der iPod Nano etwa 150 Euro kostet.

Kathrin Passig

Seit Oktober 2015

Kontaktlos im Supermarkt

Was bisher geschah, steht hier. Eine Weile später entdeckte ich das kontaktlose Bezahlen – anders als Thomas Wiegold von selbst, aber genauso wie er reichlich spät. Letzten Herbst fiel mir beim Warten an der Supermarktkasse der merkwürdige Satz ›Wir akzeptieren auch kontaktlos‹ auf, der neben den Symbolen diverser Kartenanbieter an der Kasse stand. Wie sich herausstellte, geht kontaktloses Bezahlen nicht mit meiner Girokarte, aber mit der VISA-Kreditkarte. Wäre sogar schon seit Anfang ihrer Gültigkeit vor etwa zwei Jahren gegangen. Ging aber bei den ersten paar Einkäufen dann doch nicht in allen Fällen: Eine Kassiererin verstand mich falsch und glaubte, ich wolle ›normal‹ mit Kreditkarte zahlen. Eine andere wusste nicht, welchen Knopf an der Kasse man für kontaktlose Bezahlung drücken muss. Und einmal habe ich nicht danach zu fragen gewagt, weil an der Kasse ein Hinweis auf kontaktloses Bezahlen fehlte (was aber nichts bedeutet, wie ich später zufällig erfuhr).

Da ich zuvor immer mit Girokarte und nie mit Kreditkarte bezahlt habe, lässt sich aus meinen Kontoauszügen leicht ersehen, wann zum ersten Mal eine kontaktlose Zahlung mit der Kreditkarte gelang: heute vor drei Monaten. Wenn es klappt, hat kontaktloses Bezahlen gegenüber anderen bargeldlosen Zahlungsmethoden den Vorteil, dass man bei Beträgen bis 25 Euro weder seine PIN eingeben noch unterschreiben muss. Man vermeidet also genau die beiden Vorgänge, die bargeldloses Bezahlen – im Idealfall die schnellste Zahlungsweise – dann doch wieder so langsam machen wie Barzahlung oder, je nach Schnelligkeit der beteiligten Personen und Geräte, sogar langsamer. Seit die ersten Kinderkrankheiten der Kontaktlosigkeit überwunden sind, geht es tatsächlich schnell. Eine kleine Verzögerung entstand Anfang des Jahres, als die alte Kreditkarte ablief und durch eine ersetzt wurde, deren NFC-Chip offenbar schwächer ist. Jedenfalls genügt es jetzt nicht mehr, die Karte seitlich in die Nähe des Lesegeräts zu halten, sondern ich muss sie vorne – also an der, nach guter deutscher Tradition, vom Kunden abgewandten Seite – direkt an das Gerät halten.

Was mich interessieren würde, ist, wie viel Prozent der Kunden dieser Supermarktkette kontaktlos bezahlen. Selbst gesehen habe ich noch niemanden anderes. Ich schicke eine Mail an die Pressestelle der Kette mit der Frage, ob sie etwas dazu verraten wollen, und bekomme eine höfliche Antwort. Man dankt für das »Interesse an einer Zusammenarbeit mit unserem Unternehmen«, teilt aber mit, man wolle »nicht als Beispiel benannt werden«, und wünscht »dennoch viel Erfolg bei Ihrem Projekt«. Ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, eine unanständige Frage gestellt zu haben.

Christopher Bergmann

18.–20. Januar 2016

Hinter meinem Rücken wurden neue Frühstückssitten im Hotel eingeführt

Ich frühstücke drei Tage lang in einem Hotel am Rande der Innenstadt von Dublin. Die Gäste sehen überwiegend nach Geschäftsreisenden aus. Jeden Tag kann man einen oder mehrere mit aufgeklapptem Laptop (große Geräte, nicht von Apple) und Headset (mal nur ein kleines kabelloses Ohrendings, mal ein Bügelkopfhörer mit Kabel) allein beim Frühstück sitzen sehen. Sie reden, die Lautstärke entspricht der normaler Frühstücksgespräche, es klingt eher geschäftlich. Ob sie diese Gespräche mit Bild vom Frühstück führen, kann ich nicht erkennen.

Ich habe mich noch nie getraut, einen Laptop mit an den Hotelfrühstückstisch zu bringen. Das käme mir viel zu "seht her, ich lebe in einer absonderlichen Angeberzukunft und habe Rührei auf der Tastatur!" vor, und in den letzten Jahren war es ja dank Smartphone sowieso nicht nötig. Aber offenbar kann man das machen, auch in der ganz normalen Geschäftsreisendengegenwart.

Kathrin Passig

Januar 2016

SurfBox, powered by HP printers versus Tisch, powered by Stromnetz

Dieser Tisch am Flughafen von Dublin ist voll besetzt. Es gibt an jedem Platz zwei Steckdosen und zwei USB-Buchsen.

Im Hintergrund rechts erkennt man blau leuchtend ein Ding, das so oder ganz ähnlich seit Jahren auf allen mir bekannten Flughäfen steht. Aus der Nähe:

Ich kann mich nicht erinnern, jemals eines in Benutzung gesehen zu haben. Dabei könnte man so einiges damit machen:

Und das alles für nur 12 Cent pro Minute (Mindesteinwurf 2 Euro).

Kathrin Passig

Seit 2014

Der Netzteilautomat

Ist das jetzt wirklich so was Besonderes? Ich soll aufschreiben, dass wir in der Firma einen Netzteilautomaten haben. Ja, so wird in unserem New Yorker Hauptquartier sichergestellt, dass alle immer genügend Kabel, Tastaturen, USB-Sticks oder eben Mac-Netzteile haben, ohne dass sie umständlich be-

antragt, bestellt und abgerechnet werden müssen. Man hält seinen Mitarbeiterausweis an den Automaten, dadurch wird automatisch auf die richtige Kostenstelle gebucht, danach darf man sich nehmen, was das Herz, pardon: die Arbeit begehrt.

V.l.n.r.: Mini Display Multiport Adapters, Apple Thunderbolt to Ethernet, Mini Display VGA Adapters (2x), Display Port to HDMI Video Adapter, Ethernet Cables, 7 foot cat6, white (2x), 45W MagSafe 2 Converter, Apple Wireless Mouse (2x), USB Flash Drive, USB Extension Cable, 85W MagSafe 2 Converter, Mini Display Multiport Adapters, USB Hard Drive, USB Hub

V.l.n.r.: HDMI Cable (2x), Display Port Cables, Microsoft Wireless Mouse, Apple Trackpads, USB to Ethernet Adapters, Apple Wireless Keyboard, Power Strip, SD Cards, Wired Keyboard, Logitech Mouse

Ich weiß nicht, ob mir schon jemals ein Mac-Netzteil kaputt gegangen ist. Wenn ja, war es so einfach, ein neues zu bekommen, dass ich es wohl gleich wieder vergessen habe. Oh, bei dieser Gelegenheit sehe ich, dass in unserem Netzteilautomaten die Netzteile gerade ausverkauft sind. Das ist aber bestimmt nur Zufall.

André Spiegel

20.1.2016

Würdevolles Erscheinen vs. keine Langeweile, 0:1

Ich stehe an der Bushaltestelle und warte. Und warte. Es hat mittlerweile auch hier in Mainz Minusgrade. Am Vormittag habe ich mir deshalb neue Handschuhe gekauft, aber wenn ich sie trage, kann ich mir nicht mit dem Smartphone die Zeit vertreiben: Sie sind aus schnödem Polyacryl. Zuhause liegt schon leitfähiges Garn, mit dem ich sie an den Fingerkuppen aufrüsten werde, aber so lange kann ich nicht warten. Ich öffne und schließe die Apps heute also mal mit der Nase. Dabei schiele ich jedes Mal vorsichtig nach dem Umstehenden, aber entweder interessiert sich niemand für mich oder sie gucken alle schnell genug weg.

Kristin Kopf

21.01.2016

Geeicht bis Ende unbefristet

“Nichts ist für die Ewigkeit” weiß der altkluge Volksmund. Dem kann ich jetzt ein überzeugtes, behördlich befundetes “Doch!” entgegenschleudern. Unser eichfähiges und geeichtes Büro-Messrad ist nun für die Ewigkeit geeicht.

Bislang prangte auf dem Messrad eine Eichmarke mit dem Ablauf des Eichzeitraums. “2015” stand da zuletzt: Zeit für eine Nacheichung, die bislang alle drei Jahre fällig war.

Ein neuer Aufkleber ist nun am Gerät. Aber nicht mit dem Ablauf des Eichzeitraums, sondern mit dem Jahr der Eichung. Im Kostenbescheid dann der alles entscheidende Hinweis:

Nr.	Anzahl	Bezeichnung
1	1	Messmaschine für Wegstrecken 20 m; Glunz Technik GmbH; Nr. 363 Eichung geeicht bis Ende unbefristet

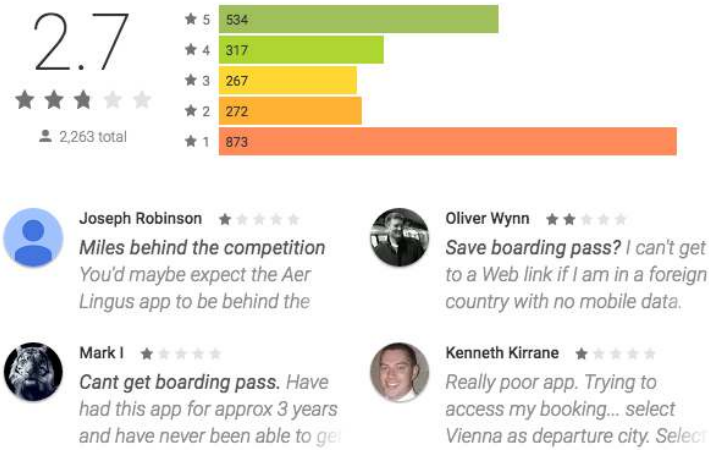
Jetzt können wir beruhigt in die Zukunft schauen!

Markus Winninghoff

Januar 2016

Mobile Bordkarten 2016, heute: Aer Lingus

Auch für Aer-Lingus-Passagiere gibt es schon seit einigen Jahren eine App, die Kundenzufriedenheit ist mäßig:



Man kann sich damit einchecken, bekommt dann aber nur einen langen Link per Mail. Die resultierende “Bordkarte” sieht so aus:

https://classic.aerlingus.com/

PASSIG/KATHRIN
28G6XW
Seat: 14C
SEQ: 49
Flt: 20JAN/EI356
DUBLIN-MUNICH
Gate Close: 1535

Immerhin enthält sie keine perforierten Linien oder abreißerleichternde Einkerbungen. Dafür ist die Schrift so grob gepixelt, wie ich es schon lange nicht mehr gesehen habe. Das hat vermutlich damit zu tun, dass man sich die Bordkarte auch per SMS (also vermutlich: MMS) zuschicken lassen kann.

Kathrin Passig

Seit mindestens November 2015

Im Ruhemodus

Dass ich nicht gerne telefoniere, darüber hat das Techniktagebuch schon mehrfach berichtet. Dass ich mein iPhone nachts nicht ausschalte, sondern nur in den Ruhemodus versetze, der nur besonders wichtige Anrufe durchlässt, ist genauso wenig neu.

Neu hingegen ist, dass ich immer häufiger morgens nicht mehr daran denke, den Ruhemodus wieder zu deaktivieren. Nicht selten fällt mir erst abends auf, dass ich den ganzen Tag theoretisch nicht erreichbar gewesen bin.

Praktisch macht es kaum einen Unterschied. Während meiner Wachzeit sitze ich entweder am Rechner und bekomme alle Benachrichtigungen dort mit oder halte das Handy sowieso schon in der Hand.

Johannes Mirus

22. Januar 2016

Der Workaround-Workaround

Ich fahre nach Dublin, um ein Paper zu schreiben, eine Woche lang. Alle Vorarbeiten sind erledigt, die Daten in Tabellen, die Argumente in einer vagen vorschriftlichen Form. Der eine Co-Autor ist in Zürich, die andere mit mir in Dublin. Verabredet ist, dass Co-Autor Zürich sich bereit hält für Skype-Calls

und Emails, um schnell Abbildungen, Daten und Ratschläge liefern zu können, während die Co-Autoren in Dublin an der Diskussion schreiben. Das Paper entsteht natürlich in einer LaTeX-Datei, die regelmäßig in neue PDFs umgewandelt wird. Zusatzkommunikation findet parallel per Email statt, weil, ich weiß auch nicht. Soweit die Eckdaten.

Die perfekte technische Lösung für kollaboratives Arbeiten an LaTeX-Dateien ist noch nicht gefunden. Sharelatex hat meines Wissens noch Probleme mit wirklich gleichzeitiger Bearbeitung, und Authorea kenne ich noch nicht gut genug. Vielleicht wäre es das gewesen. Stattdessen vereinbaren wir, dass das LaTeX-File in Zürich bleibt, während wir Textfragmente, Abbildungen und sonstiges in ein Verzeichnis auf dem Google Drive werfen. Der Co-Autor in Zürich baut regelmäßig die neuen Teile in das Paper ein, kompiliert, und erneuert die PDF-Version, die auch auf dem Google Drive liegt.

Am ersten Tag verwendet Co-Autorin Dublin die Dateien auf dem Google Drive nicht. Stattdessen schreibt sie lokal auf ihrem Rechner und schickt alles per Email weiter. In einem ersten Annäherungsschritt druckt sie einen Text, den ich als Google Doc geschrieben hatte, auf Papier aus und gibt ihn mir mit Kommentaren zurück. Ab Dienstag steigt auch Co-Autorin Dublin ins Google Drive ein und den Rest der Woche gibt es keinerlei Störungen mit Google. “Bleibt der Text auch wirklich da?”, fragt Co-Autorin Dublin, als wir Dienstag zum Tee gehen. “Ich habe Bücher mit Google Docs geschrieben, und noch nie Daten verloren”, sage ich so überzeugend wie möglich.

Natürlich entstehen in Google Docs Texte, die statt der LaTeX-Syntax für Gleichungen und mathematische Symbole nur Platzhalter enthalten, die Co-Autor Zürich später mühevoll umarbeiten muss. Aber zum Glück machen wir kaum Mathe. Natürlich können wir auch keine Verweise auf Tabellen und Abbildungen setzen. “Hier zu der Abbildung mit den vielen Punkten verlinken”, steht sinngemäß an manchen Stellen. Oder “hier das, was im PDF von heute morgen Abbildung 4 war”. Die wenigen Tabellen und Abbildungen, die wir in Dublin erzeugen, schicken wir per Email weiter. Zweimal in dieser Woche skypen wir mit dem Co-Autor in Zürich, außerdem sage ich ihm regelmäßig

per Email, was gerade im Google Drive passiert, was wir so den ganzen Tag machen, und was wir als nächstes tun werden. Es ist unvollkommen und wirr, aber es funktioniert.

Jedenfalls bis wir Mittwoch zum ersten Mal ein vollständiges Paper haben, und anfangen müssen, quer durch den Text an den Details zu feilen, die kleinen ekligen Inkonsistenzen, Ungenauigkeiten und Sprachfehler. “Vielleicht brauchen wir doch das TeX-File”, sagt Co-Autorin Dublin, und ich ächze innerlich. Ich schreibe meine Kommentare in ein lokal gespeichertes PDF mit Adobe-Reader-Annotationen, und hoffe, dass es wirklich nur Kleinigkeiten sind. Es sind natürlich nicht nur Kleinigkeiten. Ich entwerfe Vorschläge für strukturelle Veränderungen und schicke sie per Email nach Zürich. Co-Autorin Dublin hingegen schreibt ihre Kommentare auf einen Ausdruck des Papers, auf Papier. Später sitzen wir beide vor meinem Laptop und wandeln ihre Papierkommentare ebenfalls in Annotationen im PDF um. Mittwoch Abend lade ich das kommentierte PDF hoch und überlasse Co-Autor Zürich seinem Schicksal.

Das Kapitel mit der Zusammenfassung entsteht komplett in einem Google Doc, in echter Zusammenarbeit zwischen mir und Co-Autorin Dublin. Die Einleitung ist schon schwieriger, weil das PDF schon einen Teil enthält. Ich schreibe den anderen Teil im Google Doc und dazu ständig Angaben, wie beide Teile miteinander zu verheiraten sind. “Hier jetzt den letzten Satz von dem, was mal der erste Absatz war”, “hier den Rest löschen und weiter mit dem dritten Absatz”. Es klappt nur so mittel. Am Donnerstagabend haben wir eine neue Version des PDFs und lesen abermals, Co-Autorin Dublin zu Hause, ich im Hotel.

Was entsetzlich umständlich klingt, fühlt sich überhaupt nicht umständlich an. Wir arbeiten mit schmutzigen Workarounds, aber halten uns dafür auch praktisch gar nicht damit auf, über ideale Lösungen nachzudenken. Die Arbeit fließt einwandfrei.

Am Freitag morgen, dem letzten Tag dieser äußerst erfolgreichen Teamarbeit, sitzen wir abermals vor meinem Laptop, bauen meine PDF-Annotationen und ihre Papierkommentare in das PDF und schicken es nach Zürich. Das

Google-Verzeichnis enthält jetzt ein ms.pdf, ein ms_Jan20_Aleks.pdf, und ein ms_Jan21_Aleks.pdf, ein “Text für Diskussion”, ein “Text für Einleitung”, und ein “Text für Kapitel 1-3”. Und jede Menge Abbildungen. Dann schreibe ich den Abstract in ein weiteres Google Doc, sehe Co-Autorin Dublin dabei zu, wie sie den Abstract redigiert, schlage ein paar unklare Literaturverweise nach, schicke eine allerletzte Email nach Zürich, trinke noch ein Guinness und fliege nach Hause.

Insgesamt schicke ich in dieser Woche 26 Emails von Dublin nach Zürich. Bis Mittwoch laufen alle Emails unter der Titelzeile “Monday”.

Aleks Scholz

Etwa seit 2008 bis mindestens 2016

Kurzer Mantel oder dicker Kopf?

Bevor falsche Assoziationen geweckt werden: Jetzt geht es um die Akkus in meinen Diktiergeräten. Die Diktiergeräte sind nämlich sehr eigenwillig, was das Laden betrifft.

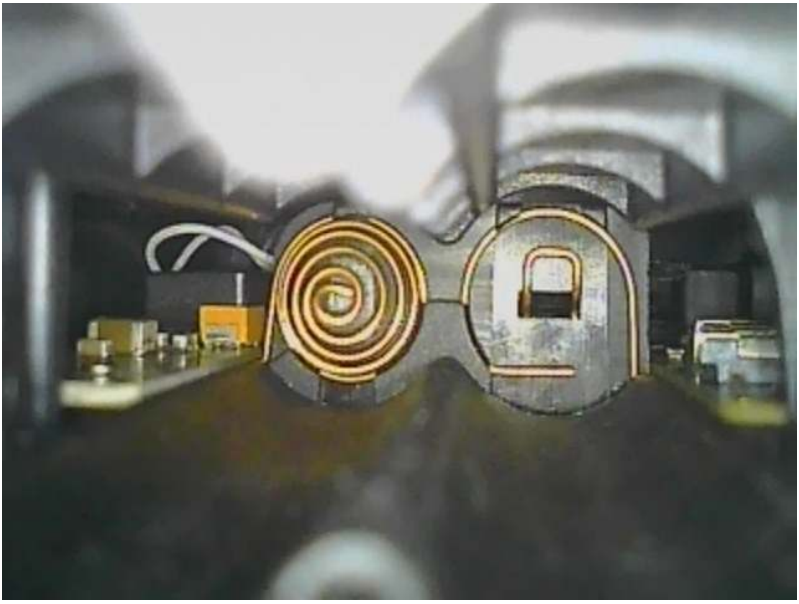
Ich habe zwei Philips-Geräte für meine tägliche Arbeit bereitliegen: Ein älteres LFH 9600 und ein noch älteres LFH 9450/52. Die betreibe ich mit Akkus. Selbstverständlich! Nun wäre es natürlich bequem, dass man nicht nur die Dateien auf den Rechner übertragen kann, wenn man sie an USB anschließt oder in die Dockingstation pflanzt, sondern dass auch gleich die Akkus aufgeladen werden. Das ist aber nicht selbstverständlich.

Eigentlich versuche ich überall, wo es geht, Akkus mit geringer Selbstentladung zu verwenden, z. B. die Eneloop-Akkus, die es als Mignon- (AA) und Mikrozellen (AAA) gibt. Benutze ich aber diese Akkus, wollen meine Diktiergeräte nicht über USB in den Lademodus schalten. Ich muss sie immer aus dem Batteriefach entnehmen, was bei dem neueren Gerät der beiden recht fummelig ist. Dafür sind sie mir bei dem anderen schon mal beim Dik-

tieren entgegengepurzelt. Dankenswerterweise ist das dss-Dateiformat, mit dem die beiden Geräte arbeiten, so eingerichtet, dass die Datei dennoch weiterhin zu gebrauchen war.

Nach einem Blick in die Batteriefächer bin ich etwas schlauer. Nachdem ich mir die zum Lieferumfang gehörenden Akkus näher angesehen habe, noch schlauer. Die (blauen) Akkus für das ältere Gerät haben einen auffällig dicken Kopf als Pluspol.

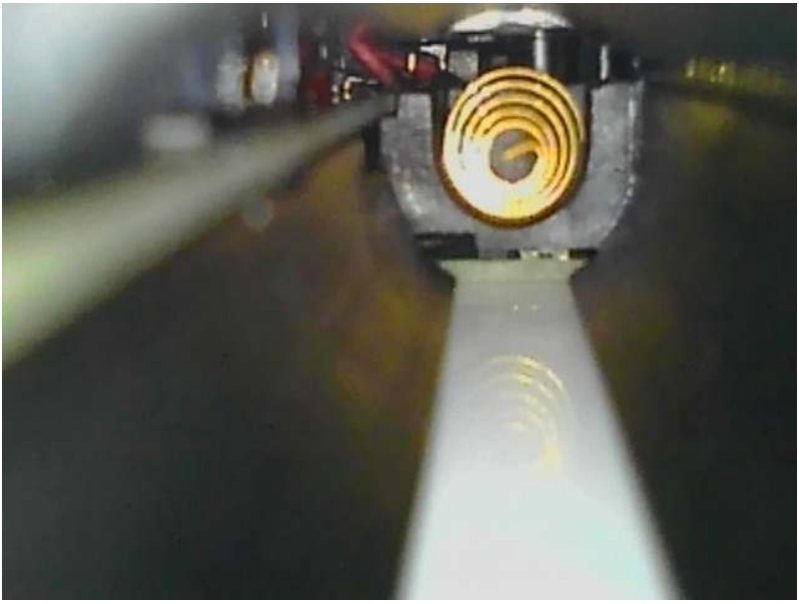
Damit schließen sie in den Tiefen des Batteriefachs einen Kontakt, den ich hier versucht habe, mit einer billigen Endoskopkamera zu fotografieren:



Rechts im Bild erkennt man um den n-förmigen Mittelkontakt einen offenen, unten abgeflachten Ring. Das muss der Erkennungskontakt für Akkubetrieb und damit Laden via USB beim LFH 9450/52 sein.

Bei dem neueren Gerät LFH 9600 hat sich Philips etwas anderes ausgedacht:

Dort fehlt am Minuspol-Ende der Becherzelle auf etwa 1 cm Länge die Ummantelung. Das ist für dieses Gerät das Geheimnis zur Akkuerkennung. Letzteres kann man leicht als Modifikation an den Eneloop-Zellen vornehmen. Noch tun es aber die alten Akkus. Ich warte also noch. Der Gegenkontakt im Diktiergerät ließ sich leider ohne Demontage nicht fotografieren.



Er muss sich oben oder seitlich neben dem spiralförmigen Kontakt befinden. In beiden Geräten wird nur ein Akku auf richtigen Typ geprüft. Einer Modifikation von Akkus gängiger Bauart steht mit Lötkolben bzw. Cuttermesser nicht viel im Weg.

Markus Winninghoff

23. Januar 2016

Gemeinsam ergründen wir die Mysterien der Ausweiskopiertaste

Ich lese im Stiftung-Warentest-Heft, dass man bei schufa.de kostenlos seinen Schufa-Eintrag anfordern kann. Das könnte ich ja mal machen, erstens wüsste ich dann, ob man mir die Sache mit dem Finanzamt inzwischen verziehen hat, und zweitens gehört es bestimmt ins Techniktagebuch.

Ich wähle den benutzerfreundlich benannten Menüpunkt "Datenübersicht nach § 34 BDSG", auf den ich ohne die Stiftung Warentest wohl nicht gekommen wäre, und gelange zu einem Formular, das man ausdrucken und per Post einsenden muss. So habe ich mir das zwar nicht vorgestellt, aber jetzt bin ich schon dabei, und fürs Techniktagebuch muss man eben Opfer bringen. Außerdem halte ich mich gerade im Haushalt der Mutter auf, in dem es einen Drucker gibt.

Ich drucke das Formular aus und fülle es handschriftlich aus. Markus Winninghoff ist währenddessen auch schon auf der Schufa-Seite und informiert sich:

> Markus: Oh, man muss eine Ausweiskopie einreichen. Ja, ist das denn erlaubt?
>
> Kathrin: also der Drucker/Kopierer meiner Mutter hat dafür eine Extrataste.
>
> Markus: aufschreiben!
>
> Kathrin: echt, ich dachte, alle hätten das. aber du hast wohl recht. selbst wenn alle eine hätten, wäre es aufschreibenswert.
>
> Markus: Noch nie gesehen.
>
> Felix: Auch noch nie gesehen.
>
> Kathrin: „ID Copy“ heißt die Taste, und sie hat zwei LEDs „Front“ und „Back“

> Markus: Ist es denn speziell für deutsche Persos?
>
> Kathrin: vielleicht geht es gar nicht um Legales (so wie beim Geldschein-Scanverbot), sondern man kann damit einfach beide Seiten auf einen Scan dingsen?

Genau so ist es. Bei meinem ersten Versuch erkennt man zwar nur eine kleine Ecke der Ausweisrückseite am Rand des Blatts, weil ich mit der Annahme arbeite, die Platzierung der Ausweisansichten auf dem Glas entspreche der auf der Kopie. Aber verenka kennt sich aus und erklärt, dass man den Ausweis zweimal auf dieselbe Stelle legen muss. Im zweiten Anlauf drucke ich beide Ausweisseiten auf ein Blatt und hätte damit insgesamt beinahe ein Blatt Papier eingespart.

Soweit die Kopie. Ich denke darüber nach, wie ich dasselbe als Scan hinbekomme und mit Hilfe welches Tools auf meinem Rechner ich früher schon mal die Optionen dieses Druckers sehen und nutzen konnte.

Bis mir einfällt: Ich brauche ja gar keinen Scan. Ich brauche genau das, was schon vor mir liegt: Ein Blatt Papier, das ich mit der Post verschicken kann.

Und das mache ich dann auch.

Zwei Tage später hat dieses Forschungsprojekt noch einen kurzen Moment der Panik zur Folge:

> Kathrin: ich habe meinen Personalausweis verloren. warum ausgerechnet ich! ich werde vier Jahre brauchen, um ihn wiederzubeschaffen! davon drei beim Schlangestehen im Bürgeramt Neukölln!
>
> André: Reisepass reicht doch.
>
> Kathrin: oder, ha, nein. es ging dann doch schneller, und ihr hättet sogar wissen können, wo er war. sagt das doch!

Sei nicht wie Kathrin. Sei klug. Nimm deinen Ausweis nach dem Benutzen der Ausweiskopiertaste wieder aus dem Drucker.

Kathrin Passig

23.1.2016

Ich kündige meinen Festnetzanschluss

Die einzigen Personen, mit denen ich in den letzten Jahren über Festnetz telefoniert habe, waren eine Handvoll älterer Verwandter. Hin und wieder haben auch Mitarbeiterinnen von Meinungsforschungsinstituten und Callcentern angerufen. Eine Festnetz*nummer* besitze ich aber immer noch; die gab es beim Wechsel meines Mobilfunkproviders im Jahr 2015 mit dazu. Meiner Oma lasse ich diese Nummer gut lesbar per Postkarte zukommen.

Torsten Gaitzsch

Seit Oktober 2013

Heizung in Manhattan

Dass Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, aber nicht unbedingt der unbegrenzten Realitäten ist, merkt man als Deutscher mit Migrationshintergrund zum Beispiel an der ungewohnten Heizungssituation in Manhattan. Unser Gebäude in der Upper West Side mit über dreihundert Apartments auf neunzehn Stockwerken darf wohl als typisch gelten.

Es ist eine zentrale Warmwasser- oder Heißdampfheizung, mit der zwei gußeiserne Heizkörper in unserem Apartment verbunden sind. Die Ventile an diesen Heizkörpern sind simple Drehventile ohne Thermostatfunktion. Wenn geheizt wird – also wenn die Hausverwaltung beschließt, dass geheizt wird – dann richtig. Die Heizkörper bollern; innerhalb kürzester Zeit wird es im Apartment unerträglich warm, gleichgültig, wie die Außentemperatur ist.

Allerdings nur, wenn die Heizung auch wirklich läuft. Ob sie am Wochenende läuft, wird offenbar am Freitagnachmittag entschieden und kann danach nicht mehr geändert werden. Sollte die Wettervorhersage unrecht

haben und es unerwartet kalt oder warm werden am Wochenende, hilft nur schärfster Protest bei der Hausverwaltung, die dann offenbar jemanden schicken muss, der die Heizung nachjustiert.

Ich habe versucht, das Überheizen durch gefühlvolles, millimetergenaues Zudrehen der Ventile zu verhindern. Tatsächlich, wenn man das Ventil fast ganz total zudreht, ist die Temperatur im Zimmer einigermassen erträglich.

Das Bollern der Heizung ist dabei nicht nur temperaturmässig zu verstehen, sondern auch akustisch. Es klackt, ächzt, wummert, wenn die Heizung eingeschaltet ist, und das oft so laut, dass an Schlafen nicht zu denken ist. Wir haben uns wiederholt bei der Hausverwaltung darüber beschwert, und immer hieß es, daran könne man leider nichts ändern. Bis irgendjemand vom Hauspersonal mal an das Ventil fasste und feststellte, dass es fast ganz zugedreht war. Ach so, klar, nein, so geht das natürlich nicht! Er drehte das Ventil wieder vollständig auf, und siehe da, das Klacken, Ächzen und Wummern war verschwunden.

Seither haben wir uns damit abgefunden, dass wir die Temperatur in unserem Apartment eben nur durch gefühlvolles Öffnen und Schließen der Schiebefenster regulieren können.

André Spiegel

24. Januar 2016

Kollaboration in digitalen Zeiten

- Ich: Dem Mann im Büro eine Etage drüber eine Facebook-Nachricht mit einer Frage zur gerade gemeinsam bearbeiteten Website schicken.

- Ich: Warten.

- Ich: Noch eine Facebook-Nachricht schreiben.

- Ich: Warten.

- Ich: Aufstehen, Bürotür öffnen und schreien: „GUCK DOCH MAL IN DEINE FACEBOOK-NACHRICHTEN!!!“

- Ich: Warten.

- Ich: Die Treppe raufrennen, die Bürotür aufreißen und rufen: „WARUM GUCKST DU NICHT IN DEINE FACEBOOK-NACHRICHTEN???“

- Der Mann (nimmt die Kopfhörer ab): „Ok.“

- Ich: Die Treppe wieder runterrennen.

- Der Mann: Facebook-Nachricht beantworten.

- Ich: Weiterarbeiten bis zur nächsten Frage.

...

Kerstin Hoffmann, zuerst erschienen auf Facebook.

24. Januar 2016

Den richtigen Zeitpunkt zur Trennung von Monica knapp verpasst

Im Haushalt der Mutter sollen Sachen aussortiert werden. Um die Mutter von den Sammlungen abzulenken, die ich gern aufbewahrt sähe (alte Telefonrechnungen, Ahnenforschung, Rechenschieber), schlage ich als Opfer die Schreibmaschine vor, auf der ich Zehnfingerschreiben gelernt habe. Ich habe sie kürzlich auf dem Dachboden wiederentdeckt, in ihrem Tragekoffer (8,9 kg brutto).

Ich sehe bei eBay nach, ob vielleicht noch ein Markt für mechanische Schreibmaschinen aus den 1970ern existiert. Es gibt ihn, allerdings ist es ein reiner Anbietermarkt: Derzeit versuchen fünfundzwanzig Besitzer, eine Olympia Monica loszuwerden, zu Preisen zwischen 1 Euro und optimistischen 199 Euro (zuzüglich 25 Euro Versand). Fünfundzwanzig Mal null Gebote. Verwandte Angebote sind “rita mae brown” und “taufkissen”, warum auch immer.

“Wir hätten sie Anfang der 90er verkaufen sollen, als ihr den ersten Computer hattet”, sage ich zur Mutter, “jetzt ist es zu spät”. Dann trage ich den Koffer nach draußen, zur Sammlung für den Wertstoffhof.

Kathrin Passig

Januar 2016

SMSe mit dem Computer schreiben

Als Steve Jobs bei der Einführung des iPhone meinte, das beste “pointing device” wäre “your finger”, kann er nicht meinen Finger gemeint haben: Irgendetwas Textliches in mein iPhone einzutippen strapaziert hauptsächlich die Backspace-“Taste”. Da war es toll, als vor einiger Zeit Apple Continuity (früher: “Handoff”) einführte, das unter anderem erlaubte, SMSe auf dem MacBook zu schreiben. Andere tolle Sachen sind auch dabei: Man kann über den Computer telefonieren, ohne das Telefon aus der Tasche zu nehmen sowie Navi-Koordinaten vom Computer direkt ins Telefon übermitteln.

Das tolle Continuity hörte vor ca. einer Woche spontan auf zu funktionieren: Der Grund ist, dass mein MacBook eigentlich zu alt für Continuity ist, weil das Bluetooth in meinem MacBook nicht die neuste Version unterstützt. Allerdings erinnere ich mich, dass ich schon damals ein USB-Bluetooth-4.0-Dings gekauft habe und mit Hilfe eines speziellen Tools das MacBook-Betriebssystem überlisten konnte, das Continuity doch wieder einzuschalten. Leider funktioniert das heute nicht mehr, weil aus irgendeinem Grund mein spezielles Bluetooth-Dings von damals inzwischen nicht mehr unterstützt wird. Ich habe also ein neues liefern lassen, wieder nix. Noch eins, und das tut dann: Ich kann Continuity wieder einschalten und muss nicht mehr SMSe mühsam wurstfingern.

Das Lustige ist aber eigentlich, dass, wenn Continuity erstmal eingeschaltet ist, es auch über WLAN funktioniert. Ich kann das Bluetooth-Dings also wieder wegwerfen.

Mike Sperber

24.01.2016

Rubik's Cube: Die Auflösung

Aus der ständigen Redaktionssitzung:

Markus: Wir waren vorhin auf das Thema „Zauberwürfel“ gekommen. Da muss es wohl, als der rauskam (Anfang der 80er), eine Lösungsanleitung im Spiegel (?) gegeben haben. Im Zeitschriftenladen in unserem Ort wurden damals fröhlich Kopien verhökert. F*** you, Urheberrecht. Aber Technik ist das nicht, oder?
Alexander: Kopiertechnik. Der Artikel war in Farbe?
Markus: Nein, schwarzweiß
Alexander: Die Kopien bestimmt schwarzweiß.
Markus: Aso, das Original: Keine Ahnung, ich kannte nur die (schlecht lesbare) Kopie.
Alexander: Weil da hat ja Farbe ne Rolle gespielt
Markus: Ja, vlt. habe ich es deswegen auch nicht hingekriegt. „smile“-Emoticon
Molinarius: War schwarzweiß, hier:
magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/14319775
Angela: Ah, die Zauberwürfelanleitung im Spiegel. Die hat meinem Bruder damals eine große Zauberwürfelexpertenkarriere erspart. Er war 14 und machte den Zauberwürfel praktisch im Schlaf innerhalb von Sekunden. In

seinem Elektronikbauteile-Stammladen wurde er von einem WDR-Menschen entdeckt und ins Fernsehen eingeladen. Ein paar Tage vorher erschien die Anleitung im Spiegel, da wurde er wieder ausgeladen.

Markus Winninghoff, Molinarius, Alexander Stielau, Angela Leinen

25.1.2016

Animiertes Captcha

Heute wollte ich meinen alten Yahoo-Account wieder aktivieren, um flickr auszuprobieren. Da ich irgendwann in den letzten Jahren mein Login vergessen hatte, probierte ich einige mögliche Logins aus, und habe dabei nach den ersten Fehleingaben zum ersten Mal animierte Captchas gesehen. Dabei bewegen sich die echten und die Störzeichen in unterschiedlichen Richtungen. Ganz offensichtlich sind die Automaten zum Lösen von Captchas nun so gut, dass die Ersteller von Captchas schon die Zeitdimension hinzunehmen müssen, um Menschen und Automaten auseinanderzuhalten.

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

Tobias

25. Januar 2016

Meine Liste enthält schreckliche Dinge

Musik fehlt in meinem Alltag bekanntermassen weitgehend. Seit einer Weile aber nutze ich den Dienst von Spotify immer dann, wenn im Gemeinschaftsbüro zu viel los ist und ich Lust habe auf Tracks, die in meiner iTunes-Bibliothek fehlen. Techniktagebucheinträge machen mich auf die Funktion

„Discover Weekly“ aufmerksam und weil heute Montag ist, probiere ich sie aus. Die Tatsache, dass ich auch auf Spotify fast ausschliesslich immer nur dieselben Stücke höre, diese dafür endlos, scheint dem Empfehlungsalgorithmus nicht gerade dienlich. Meine Liste enthält schreckliche Dinge und fast schäme ich mich für meinen Musikgeschmack, bis ich merke, dass das ja nicht das ist, was ich normalerweise höre, und die arme Mechanik mir wohl kaum empfehlen kann, was ich eh schon die ganze Zeit abspiele.

Franziska Nyffenegger

25. Januar 2016

aka-aki, die App avant la lettre

In der Techniktagebuchredaktion kommt das Gespräch wegen dieses Interviews auf aka-aki, einen Vorläufer sozialer Netzwerke. Ich habe mich dort im Frühjahr 2008 angemeldet. Im Techniktagebuch steht aber, dass ich erst ab Dezember 2008 ein Smartphone hatte. Ich merke, dass ich keine Ahnung habe, wie das überhaupt möglich war. Es gab doch gar keine Apps. Lief das etwa alles über SMS? Die Identifikation am selben Ort anwesender Freunde funktionierte via Bluetooth, so viel weiß ich noch.

Wie sich herausstellt, war André Spiegel damals ebenfalls bei aka-aki. Gemeinsam öffnen wir einen Gruppenchat im Facebook-Messenger mit Gabriel Yoran, dem Gründer von aka-aki, und fragen, ob wir ihn interviewen dürfen.

Gabriel: Klar! Sollen wir eine Uhrzeit ausmachen?
André: Warum denn eine Uhrzeit?
Gabriel: Sonst wird es sehr asymmetrisch.
André: Symmetrischer geht’s doch kaum.
Gabriel: Ich dachte, falls ihr Nachfragen habt. Aber geht auch so.

Dann beantwortet er meine Frage: “Vor dem iPhone war aka-aki eine J2ME-App, eine .jar-Datei, die man auf sein Handy schob, z. B. per Bluetooth vom PC. Dann hat man diese App auf dem Handy gestartet. Sie hat per

Bluetooth gesucht, welche anderen Geräte in der Nähe sind, die gefundenen Bluetooth-IDs an unseren Server geschickt, der geprüft hat, ob es zu diesen IDs Profile gibt. Wenn ja, konnte man die aufrufen." – "Ah, es war also wirklich so eine Art App." – "Nicht nur eine Art, sondern wirklich eine App, aber avant la lettre."

Mir fällt ein, dass das alte Handy sogar in Reichweite wäre, denn ich bin gerade im Haus meiner Mutter. Dort liegt es herum, weil ich es damals den Eltern zu vererben versucht habe (erfolglos, wie auch bei allen weiteren Handys). Ich könnte es zu laden versuchen und einschalten, vielleicht würde man dann was sehen, überlege ich. Vielleicht ist ja sogar die aka-aki-App noch drauf? Aber Gabriel sagt: "Nein, die App wird nicht mehr laufen. Die braucht den Server und der ist seit langem aus."

Er erklärt weiter: "Technisch war aka-aki aber sehr viel ambitionierter als nur diese Bluetooth-Geschichte. Ich hab damals eine Technologie zum Patent angemeldet, die wir auch umgesetzt hatten und die wirklich neu war damals. Es konnten nämlich sogar Nutzer teilnehmen, die die App gar nicht laufen hatten. Wenn wir einmal die Bluetooth-ID mit dem Profil eines Nutzers verknüpft hatten und seine Handynummer hatten, dann konnten wir diesen Leuten eine SMS schicken, wenn jemand Interessantes in der Nähe war. Das war für viele die reinste Zauberei. Es reichte ein Nutzer mit laufender App, der dann als Relais für alle anderen Anwesenden ohne laufende App fungiert hat. Das war sogar patentwürdig."

André: "Ich habe in Charlottenburg praktisch nie jemanden gesehen, der aka-aki hatte. Also: Ich habe in der App niemanden gesehen. Gab es bestimmte Stadtteile, in denen es eine höhere Nutzerkonzentration gab? Konntet ihr sehen, wer von wo aus aka-aki genutzt hat?"

Gabriel: "Anfangs nicht. Aber dann irgendwann haben wir herausgefunden, dass wir auf Symbian-Handys die aktuelle Funkzelle rauskriegen, in der jemand ist (auch wenn das Handy kein GPS hat, wussten wir so ungefähr, wo er ist). Die Apple-Maps-API hatte eine undokumentierte Funktion, mit der wir rausfinden konnten, an welchen Koordinaten diese Funkzelle steht. So wussten wir selbst auf Nicht-GPS-Handys, wo der Nutzer war. Anfangs

war nur Bluetooth-Reichweite, dann kam die Funkzelle dazu, und dann mit GPS und WLAN-Peilung konnten wir beliebige Distanzen überbrücken. Haben uns aber auf 4 Kategorien beschränkt: In der Nähe, in Laufweite, in der Stadt und in der Region. Vor allem Frauen hatten nach unserer Beobachtung große Angst, daher auch die absichtlich unpräzisen Angaben bei uns und keine Menschen auf Maps. Heute ist der Nutzen von ortsbezogenen Apps viel klarer. Und Tinder ginge ohne Ortsbezug gar nicht."

Ich habe mir von aka-aki damals erhofft, ich könnte damit trotz meiner Gesichtsblindheit ab und zu Leute erkennen. Das ist nur ein einziges Mal passiert, weil es an den Orten, an denen ich mich aufhielt, nie genügend andere aka-aki-Nutzer gab. Ein Ersatz dafür ist mir auch heute, fast acht Jahre später, nicht bekannt. Aber ich warte geduldig weiter.

Kathrin Passig

25. Januar 2016

Umtausch bei IKEA – die Fortsetzung

Die Ikea TV Saga geht am Samstag weiter. Seit ein paar Tagen zickt der BluRay Player bzw. spielt überhaupt keine Discs mehr ab. Also wieder zu IKEA. Beim letzten Umtausch hatten wir mit Glück den letzten BluRay Player bekommen, der noch in einer versteckten Ecke des Lagers stand. Wir wissen, dass wir diesmal nicht soviel Glück haben werden, und haben uns schon damit abgefunden, einen normalen BluRay Player kaufen zu müssen.

Zum Glück sind die ja nicht mehr so teuer und wir rechnen damit, nur wenig auf die erwartete Gutschrift von 80,- € – so teuer war das reduzierte Auslaufgerät – draufzahlen müssen.

Beim Umtausch, bzw. Rückgabe des alten Player dann die Überraschung, als uns der Ikea Mitarbeiter einfach so einen Gutschein über 250,- € überreicht. So teuer sei damals ja das Originalgerät gewesen, erklärt er.

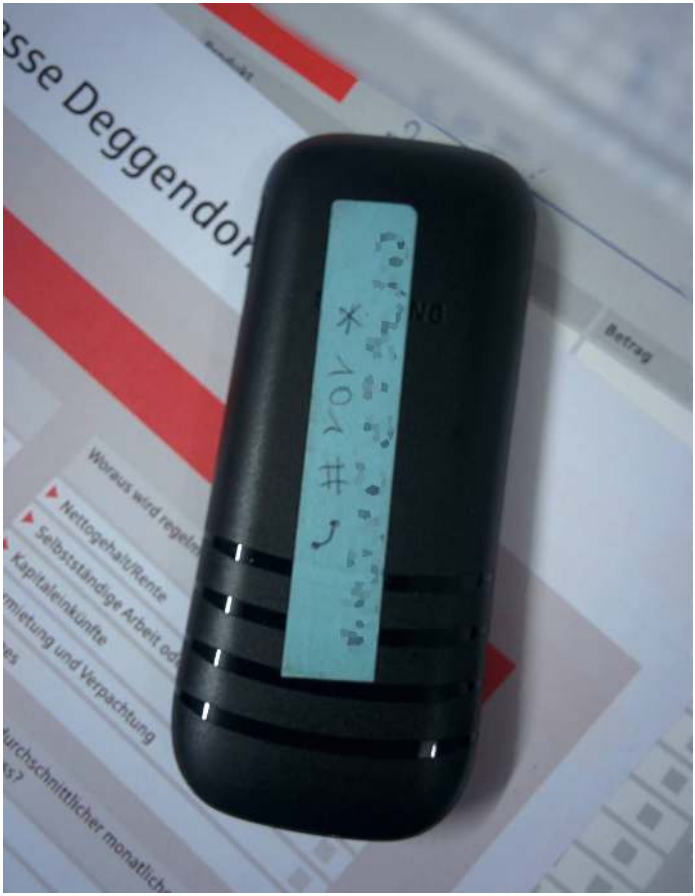
Ich kaufe für knappe 100,- € einen neuen BluRay Player im Elektronikmarkt und gleich ein paar Filmchen für die Kids dazu.

Henning Grote, überarbeitetes Crossposting von Facebook

25. Januar 2016

Ich weiß die Telefonnummer meiner Mutter nicht. Meine Mutter weiß sie auch nicht, aber schneller

Der Bankberater fragt nach der Handynummer der Mutter. Ich sage "ich mach schon" und beginne sie auf meinem Smartphone herauszusuchen. Die Mutter steht auf und holt den Rucksack, in dem das Tchibo-Handy ist. Obwohl der Rucksack viele Taschen hat, gelangt sie vor mir ans Ziel. Ihre Technik der Rufnummernübermittlung sieht so aus:



Obere Zeile: die hier unkenntlich gemachte Telefonnummer.
Untere Zeile: Stern 101 Raute Hörertaste, der Weg zur Guthabenabfrage.

Ich stecke mein Smartphone wieder ein.

Update: Einige Wochen später stellt sich heraus, dass auf dem Aufkleber die letzte Ziffer der Telefonnummer vergessen wurde, die Bank also die falsche Nummer hat und deshalb das Onlinebanking nicht funktioniert. Eventuell hat auch die seit langem vorgetragene Klage der Mutter, das Handy tauge nichts und klingle nie, etwas damit zu tun.

Kathrin Passig

25.Januar 2016

Vom Verkäufer(bot) zu Interaktivität aufgefordert

Das Nuf berichtet in einem gesponsorten Artikel über eine fabelhafte neue Matratze.

Ich trage mich mit dem Gedanken, mir eine neue anzuschaffen, es ist aber nicht Prio1 auf der Agenda.

Aber unverbindlich Webseite gucken kann man ja mal: Es wird ein Direktvertriebskonzept vertreten, das durch Umgehung des Einzelhandels und Bewertung/Bewerbung durch Endkunden und damit einen direkten Feedback-Draht zwischen Hersteller und Kunden zumindest in anderen Bereichen sehr hochwertige Produkte zu annehmbaren Preisen hervorbringt, wie z. B. Lautsprecherboxen von Nubert (da hab ich das vor vielen Jahren ausprobiert und die Boxen behalten) – und zumindest Nubert machte das auch schon in präinternetten Zeiten.

Webseiten haben für mich den großen Vorteil, dass man in Ruhe gucken kann, ohne sich wie neulich realen Beratungen durch Fachverkäufer entziehen zu müssen, weil man ja *nur mal gucken will.* Neulich in einem Polstermöbelfachgeschäft war es uns nicht möglich, in Ruhe Sofas (Sofen?) anzusehen, ohne von einem Innenausstatter 'betreut' zu werden, der sich auch nach einem 'wir wollen erstmal alleine gucken' nicht abhalten lies, uns die Vorzüge dieses oder jenes Sitzmöbels anzudienen.

Unangenehm und direkt kaufverhindernd, wir haben den Laden schnell wieder verlassen.

Ich mag Online-Einkauf. Ich hab meine Ruhe, kann mich irgendwo im Netz verklickern, Begriffe und Unterschiede recherchieren und zwischendurch auch erstmal sacken lassen, ohne irgendjemand Rechenschaft darüber ablegen zu müssen, was ich eigentlich will.

Gerade bei Boxen und Matratzen (und eigentlich auch Sofas) möchte man diese ja in der eigenen Umgebung ausprobieren, auf dem Sofa lümmeln, wie man eben nicht im Laden lümmelt oder in 10 Minuten Matratzeliegen im Laden eben nicht herausfinden kann, ob diese bei 7 Stunden Steisslage bequem bleibt.

Zurück zur Matratzenseite: 100 Tage Probeliegen, zumindest für meinen laienhaften Blick sinnvolle Begründungen für die Ausstattung, sinnvoller Transportweg, ausführliche FAQ, bei Nichtgefallen kostenfreie Rücksendung ohne Theater, die Seite füttert das 'kann man echt mal ausprobieren'-Verhalten sorgsam an.

Plötzlich ploppt unten rechts ein Chatfenster auf und bietet mir Beratung an.

Ich fühle mich ertappt und so empfindlich gestört, dass ich die Seite sofort verlasse und stattdessen einen Techniktagebuch-Rant über den nicht mehr ungestört vollziehbaren Onlinekauf verfasse.

Kathrin Passig hält meinen ziemlich launigen ersten Entwurf zurück, und fragt mit Recht, ob es nicht auch etwas weniger rantig gehe. Außerdem wäre ein Screenshot gut.

Naja, stimmt schon.

Also – für die Wissenschaft:

Wenn ich die Seite noch mal im gleichen Browser aufrufe, geht der Chat sehr schnell auf:

Ok, das geht über Cookies.
Also hab ich die Seite mal in einem frischen Browser geladen, nach kurzer Zeit ging der Chat auch dort auf.

Ich hab dann kurz gegoogled, wie man einen Turing-Test macht, also rausfindet, ob der Gegenpart in einem Chat ein Mensch oder ein Computer ist. Die Literatur empfiehlt, dem Chatpartner Schach-Aufgaben zu stellen.

Erschien mir jetzt erstmal zu kompliziert. Also einfacher:

Damit kann der Chat(bot) schon nicht so gut umgehen und antwortet mit einer Standardantwort, die ich hier nicht spoiler, damit ihr alle noch etwas Spaß damit haben könnt.

Der Bot holt dann aber einen menschlichen Berater hinzu – ich hatte Kontakt :-)

Alexander Stielau

26. Januar 2016

Der Hund hat die Verspätungsmeldung gefressen

Sie hat unsere Verspätung gemeldet und der ICE wird warten, beruhigt uns die Zugbegleiterin im verspäteten Regionalzug. Wir haben zwar nur vier Minuten Verspätung, aber auch nur vier Minuten Zeit zum Umsteigen. Zum Glück müssen wir nur den Bahnsteig überqueren, der ICE fährt vom Nachbargleis, und er steht auch noch da, als wir einfahren. Dann fährt er allerdings ab.

Die Zuständige am Bahnhof sagt, man sei nicht benachrichtigt worden von dem verspäteteten Zug und habe deshalb auch den Zugchef des ICE nicht informieren können. Und wenn der einmal seine Ausfahrtgenehmigung habe, habe er keinen Ermessensspielraum, sondern müsse losfahren.

Das ist alles kein Problem, die Bahnmitarbeiterinnen sind freundlich und hilfsbereit und ich gelange noch am selben Tag nach Hause. Ich notiere es hier nur, weil es mir bemerkenswert erscheint, dass ich selbst auf fünf verschiedene Arten benachrichtigt werde, wenn jemand in einem Chat “ach so?” sagt, aber hier auch 2016 noch etwas am Fehlen einer Benachrichtigung scheitern kann. Dass genau die eine Person bei der Bahn, für die eine Information bestimmt ist, diese Information nicht bekommt. Dass man als Zugchef in einem ICE nicht sehen kann, wo sich die Zubringerzüge gerade aufhalten. Dass man nicht von irgendeinem Algorithmus darauf hingewiesen wird, dass am Nachbargleis sonst um diese Zeit eigentlich immer ein Zug steht, aus dem viele Fahrgäste in den eigenen Zug umsteigen, und dass dieser Zug dort heute nicht steht.

Eines Tages wird das vielleicht alles eingeführt. Aber heute war dieser Tag eben noch nicht.

Kathrin Passig

2016-01-26

Mein fernbedienbares Bankkonto

Vor kurzem habe ich beschrieben, wie es mir gelang, über den Atlantik hinweg ein Bankkonto in Deutschland zu eröffnen, ohne dass dazu auch nur ein Stück Papier den Ozean hätte überqueren müssen. Danach hatte ich ein Konto, und an meiner deutschen Postanschrift traf auch kaum drei Tage später die neue Kreditkarte für dieses Konto ein. Nur benutzen konnte ich das Konto nicht, denn für die Paarung meines Smartphones mit dem Konto hätte ich eine SMS an meine US-Telefonnummer empfangen müssen, und diese SMS kam nie an.

Dabei war das nicht die einzige SMS, die im Laufe des Verfahrens den Ozean überqueren musste. Auch als ich per Videokonferenz identifiziert wurde, musste ich auf meiner US-Nummer eine SMS empfangen, was problemlos geklappt hatte. Ich vermute, dass die Identifizierungsfirma einen anderen Dienstleister zum Verschicken von SMS verwendet als die Bank number26 selbst, und dieser letztere Dienstleister verschickt offenbar nicht ins Ausland.

Ich wende mich an den Kundensupport von number26, den man sowohl per Telefon als auch per E-Mail erreichen kann. Am Telefon gebe ich nach zehn Minuten in der Warteschleife auf und schreibe stattdessen eine E-Mail. Diese E-Mail bleibt unbeantwortet. Eine Woche später hake ich nach; diesmal bekomme ich immerhin eine automatisierte Antwort und eine Ticketnummer. Die Bearbeitung werde leider 3-5 Tage dauern.

Nach einer weiteren Woche ohne Antwort beratschlagen wir in der Techniktagebuch-Redaktion, was ich unternehmen könnte. Wir beschließen, es per Social Media zu versuchen. Ich schreibe einen freundlichen Tweet an

@number26 mit der Ticketnummer und bitte um Beantwortung. Markus Winninghoff fragt, ob er den öffentlichen Druck verstärken und den Tweet retweeten soll. »Nee, lass mal, ich möchte ja nur Kunde werden und mich nicht gleich unbeliebt machen.« Markus belässt es bei einem Like.

Fast sofort bekomme ich eine Antwort von einem unbekannten Twitterer, der ~~offenbar bei number26 arbeitet und selbst zu später Abendstunde noch ein Auge auf den @number26 Account hat.~~ nicht das Geringste mit number26 zu tun hat.

> @drmirror am besten ist es, wenn du dich im Chat meldest oder anrufst. Email dauern leider länger zur zeit

Ich suche verblüfft nach der Chatfunktion. Tatsächlich gibt es wohl eine, aber man kann sie erst benutzen, nachdem das Konto aktiviert ist. Und gerade die Aktivierung funktioniert ja bei mir nicht; ich werde nur aufgefordert, endlich den Code aus der Paarungs-SMS einzugeben, die ich ja nicht erhalten habe. Also doch anrufen? Was natürlich erst in ein paar Stunden gehen wird, wenn in Deutschland wieder die Geschäftszeit anfängt, und es bei mir mitten in der Nacht ist.

An dieser Stelle sieht sich Volker König, der schon ein Konto bei number26 hat, den Paarungs-Mechanismus etwas genauer an. Eine kleine Hoffnung gibt es: offenbar muss die SMS gar nicht auf demselben Telefon empfangen werden, das mit dem Konto gepaart werden soll. Wie gut, dass ich wegen meines deutschen Bankkontos immer noch ein altes Nokia mit einer deutschen SIM-Karte mit mir herumtrage. Ich gebe deren Nummer in der number26 App meines modernen Smartphones ein, empfange auf dem alten Nokia die SMS, gebe den Code in der App ein – und mein Konto ist aktiv!

In der Redaktion hagelt es Glückwünsche. Ich poste enthusiastisch einen Screenshot mit meiner neuen Kontonummer. Markus verspricht, dass er gleich versuchen wird, Geld davon abzubuchen und es in die Miesen zu bringen. Zufrieden richte ich meinen ersten Dauerauftrag ein. Jetzt nur noch

ein paar Tage, bis das erste Geld auf dem neuen Konto eintrifft. Ich bin begeistert und möchte mich – aufrichtig und ganz ohne Ironie – bei number26 für das fernbedienbare Konto bedanken.

André Spiegel

26. Januar 2016

Strom zwischen den Stühlen

Wir besuchen eine Lesung von Harald Martenstein, die gleich im doppelten Sinne einen Bezug zum Techniktagebuch herzustellen vermag. Zum einen geht es in einer der von Herrn Martenstein vorgetragenen Kolumnen um Prokrastination. Wie es sich für einen seriösen Beitrag gehört, bleibt auch das Standardwerk von Kathrin Passig und Sascha Lobo zu diesem Thema nicht unerwähnt (was den Autor in meinen Augen unmittelbar um gefühlte 20 Jahre verjüngt).

Zum anderen sind da die Stühle, auf denen wir Platz nehmen sollen. Die Veranstaltung findet im SWR Funkhaus in Freiburg statt, und der in den Fotos erkennbare Blaustich ist nicht etwa der vergessenen Schutzfolie auf meiner Handykamera geschuldet (BTDT), sondern rührt tatsächlich von der penetrant-blauen Beleuchtung im Funkhausfoyer.

Besagte Stühle haben nun ein für mich neues Feature: An der Oberkante der Rückenlehne befindet sich ein Display, etwa 5x4 cm groß, monochrom und hintergrundbeleuchtet. Darauf prangt für jeden Stuhl die individuelle Sitzplatznummer. Zudem befindet sich am Beginn der Reihe, am ersten Stuhl also, ein auf Höhe der Sitzfläche angebrachtes zusätzliches Display mit der Reihennummer.

Als akkuleidgeplagter Mensch fragt man sich natürlich sofort: Wo kommt der Saft her? Jeder einzelne Stuhl sieht unverdächtig aus, aber offenbar muss es eine Verbindung zwischen den Stühlen geben. Über die mechanische Kopplung werden hier scheinbar auch Versorgungs- und Kommunikationsleitungen verbunden. Eine Recherche in der Pause ergibt, dass sich unter dem jeweils ersten Stuhl der Reihe eine gar nicht so kleine Box befindet, die vermutlich einen Akku (oder einer Plutoniumbatterie, wer weiß) enthält. Weitere (Kabel-)Verbindungen sind nicht auszumachen.

Die nächste Frage, die ich mir unmittelbar stelle, ist: Wieso? Ein echter Vorteil durch variable Nummerierung ergäbe sich bei häufiger unterschiedlicher Anordnung der Stühle. Dann wiederum müsste jedoch auch jemand durch die Reihen gehen und zumindest jeder Stuhlreihe sagen: "Achtungachtung, du bist heute Reihe drei, Block A und hast die Stühle 14 bis 29." So richtig praktisch erscheint mir das auch nicht. Möglicherweise steckt aber auch noch viel mehr Hightech dahinter. Jedenfalls ist die Sitznummer hervorragend zu lesen, was ja auch schon was ist.

Eine kurze Recherche auf der Internetseite des Herstellers ergibt, dass einer der Einsatzszenarios die persönliche Begrüßung von Gästen mit Namen ist. Ob nur wir dem SWR die Mühe nicht wert sind (wahrscheinlich) oder diese Möglichkeit wegen Umständlichkeit grundsätzlich eher ungenutzt bleibt (noch wahrscheinlicher) weiß ich nicht. Was ich jedoch weiß: Ich möchte nicht der Azubi sein, der abends die Stühle laden gehen muss.

Daniel Leitschuh

Januar 2016

Krankenhauslogistik

Ich bin zur Zeit in einer Klinik in Schwerin. Ich war überrascht über das Schienensystem auf dem Flur und kleine Roboterwagen, die ohne Fahrer allein unterwegs waren.

Als Technikinteressierter wollte ich herausfinden, wie diese gesteuert werden, und habe im Internet nach der Firma Protrans (Aufschrift auf den Wagen) gesucht. Gefunden habe ich nur Logistikfirmen und einen Medizingerätehersteller, die beide nicht als Hersteller in Frage kommen. Als meine Frau mir heute erzählte, dass es diese automatische Beförderung von Material bereits gab, als ihre Zwillinge hier 1986 zur Welt kamen, war mir klar, das es sich um innovative DDR Technik gehandelt haben muss, für die es bestimmt keinen Hersteller mehr gibt. Vermutlich wird das System hier in Eigenregie betrieben. Leider habe ich noch keinen Haustechniker gesehen, den ich fragen könnte.

Anscheinend werden alle Essensbestellungen der Station aus der Großküche darüber ausgeliefert, ich habe aber auch schon Fahrten mit Müllsäcken gesehen. Es gibt keine Barcodes oder RFID Tags, die eine Information zum Ziel liefern.

Update: Heute habe ich das Geheimnis der “Roboter” Steuerung entdeckt. Eine Siemens Simatic SPS (speicherprogrammierbare Steuerung), die haben in den 80ern die Relaisschaltungen abgelöst und waren das große Ding damals

während meiner Ausbildung zum Elektrotechniker. Hier scheint sich das etabliert zu haben. Einen Haustechniker konnte ich inzwischen fragen, auf die Frage nach der Steuerung erhielt ich nur die Antwort: Das macht alles ein Computer.

Stefan Beermann

Januar 2016

Weiterhin stromgefuckt

Anderthalb Jahre nach Einzug sind im Herbst 2015 meine Zählerstände erfolgreich beim Elektrizitäts- und Gasversender angekommen, und ich erhalte keine Rechnungen mehr, die sich der Teufel ausgedacht hat (siehe schottische Stromsaga Teil I, Teil II, Teil III, Teil IV, Teil V, Teil VI aus dem Jahr 2014, die Teile VII bis XXXVI fehlen im Techniktagebuch, Teil XXXVII aus dem Jahr 2015) . Stattdessen erhalte ich jetzt gar keine Rechnungen mehr.

Am Ende des Quartals schickt mir Scottish Power eine automatische Email und bittet um Zählerstände, die ich online übermitteln kann. Mein Online-Account zeigt jedoch immer noch nur den Account für die Wohnung, die ich vor anderthalb Jahren verlassen habe. Und zwar zweimal. Dieser Account ist seit langem geschlossen. “Closed”, steht deshalb auf ihm drauf. Seit anderthalb Jahren beklage ich dieses Problem auf diversen Kanälen beim Kundendienst. Entweder wird mir versprochen, dass es schon bald wieder gehen wird, oder aber man leitet die Klage an die Online-Abteilung weiter. Bisher hat es den Anschein, als sei die Online-Abteilung ein Codewort und bedeutet sowas wie Mülleimer.

Wenige Tage nach der erfolglosen Übermittlung der Zählerstände schickt mir Scottish Power wiederum eine automatische Email mit dem Hinweis, dass meine auf geschätzten Zählerständen beruhende Rechnung jetzt online einsehbar ist. Online, das heißt, ich kann sie nicht sehen. Online heißt auch, dass es nicht mehr möglich ist, mir eine Rechnung auf Papier zu schicken,

nicht möglich, heißt es, fertig. Stattdessen schickt man mir ausnahmsweise Rechnungen per Email als PDF. Ausnahmsweise, beziehungsweise wird das mittlerweile zur Gewohnheit. Das PDF heißt immer “300.pdf”. Im letzten Quartal 2015 bezahlte ich minus 159 britische Pfund. Ich habe seit meinem Einzug soviel Strom und Gas nicht benutzt, dass die Firma weiterhin Schulden bei mir hat. Vielleicht bin ich ein Perpetuum Mobile.

Meine Kommunikation mit Scottish Power läuft mittlerweile nur noch über den Email-Account, der für Social Media zuständig ist. Hallo, Nicola, Ross, Faye und Debbie.

Aleks Scholz

28. Januar 2016

Nach zwei Jahren merke ich, dass man im Café mit PayPal bezahlen kann, und nach zwei Wochen geht es dann auch

Am 13. Januar habe ich gemerkt, dass man in einem Café in meiner Nachbarschaft mit PayPal bezahlen kann, bin aber daran gescheitert, dass PayPal vorher mit mir telefonieren wollte.

Anderswo in Berlin ging das schon Ende 2013 im Rahmen eines Pilotprojekts, wie sich beim Schreiben dieses Beitrags herausstellt. 2015 gab es mehrere Anbieter von Gastronomiesystemen mit PayPal-Integration, an die deutschlandweit jeweils eine niedrige vierstellige Zahl von Betrieben angeschlossen waren.

Ein paar Stunden nach dem ersten Versuch funktionierte das Einloggen in die PayPal-App mit Mailadresse und Passwort auch ohne Telefonat. Dadurch ermutigt, war ich am nächsten Tag wieder im selben Café. Ohne Bargeld, denn die Wege von meiner Wohnung zu Cafés und Restaurants sind keine Wege, die an Geldautomaten vorbeiführen. Nach einigem Geba-

stel in der PayPal-Browserversion gelang es mir ein zweites Mal, mich ohne Identifizierungs-Telefonat in der App anzumelden. Der Bezahlvorgang schlug trotzdem fehl: Ich konnte das Café als möglichen Bezahlensort sehen, auf dem Tablet, mit dem dort alle Bestellvorgänge abgewickelt werden, war ich aber nicht zu finden. Man ließ mich anschreiben.

Beim dritten Versuch wollte ich via PayPal meine Schulden zusammen mit der aktuellen Rechnung begleichen. Es ging aber nur in bar, weil die Schulden auf einem Zettel notiert waren und sich nicht wieder ins Abrechnungssystem des Cafés zurückbefördern ließen. Ich war vorbereitet und hatte Bargeld dabei.

Vierter Versuch, heute: Es klappt nicht sofort, weil das mobile Internet nicht ganz in die Tiefen des Cafés hineinreicht. "Ach so, du bist gar nicht in unserem WLAN", sagt der Mann hinter dem Tresen, "es müsste aber eigentlich trotzdem ..." Dann weht ein bisschen Internet vorbei, und ich sehe das Café in der App. Die App auf dem Tablet sieht mich. Und es klappt! Ich habe zum ersten Mal außerhalb des Internets mit PayPal bezahlt. Beim nächsten Mal weiß ich dann auch, wie das mit dem Trinkgeld geht (vorher ansagen).

Update: Das Trinkgeldgeben via PayPal beim nächsten Besuch erwies sich als zu kompliziert, so dass ich den Trinkgeldanteil in bar hinterließ.

Update Juni 2016: Ich sehe keinen Hinweis mehr auf das Bezahlverfahren und frage deshalb: „Gibt es das eigentlich noch?" „Äh ... ", sagt der Cafémitarbeiter, "ich habe das jetzt schon so lange nicht mehr gemacht ..." – „Aber theoretisch ginge es?" – „Theoretisch ginge es."

Update später im Juni 2016: Ich frage den Cafémitarbeiter, ob wir das PayPal-Bezahlverfahren noch mal ausprobieren können. Er bastelt lange an seinem Tablet herum. Ich bastle lange an meiner PayPal-App herum. Das Café als Bezahlensort wird in der App nicht vorgeschlagen. Wir einigen uns darauf, dass es wohl nicht mehr geht.

Kathrin Passig

2016-01-28

So smart: So cute!

Seit Ende 2015 gibt es *Smart Replies* in der mobilen Version von Google Inbox. Google liest sich die Mails durch und schlägt abhängig vom Inhalt drei typische Kurzantworten vor, die auf die Mail passen könnten. Man kann sie durch einfaches Antippen verwenden, um Zeit für das Formulieren einer ausführlichen Antwort zu sparen. (Das geht bislang aber wohl nur für englischsprachige Mails.)

Wie bei Google üblich, funktioniert das nicht so sehr durch ausgefuchste Linguistik, sondern vor allem durch die Masse der ausgewerteten Mails und ihrer typischen Antworten, die in die Milliarden gehen dürften.

Gestern schrieb die Klassenlehrerin unserer Tochter, dass demnächst wieder ein Stofftier seine Rundreise durch die Wohnungen der Schüler machen wird: Elmer the Elephant.

André Spiegel

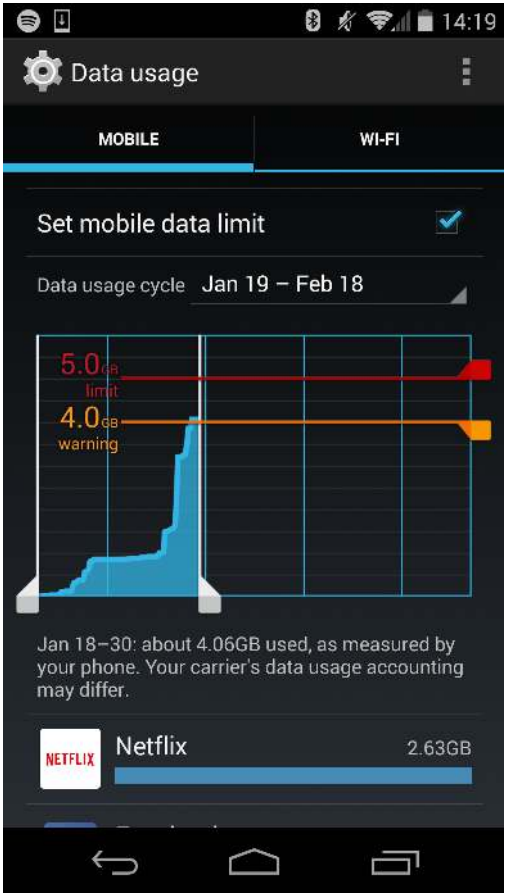
2016-01-28

Netflix im Auto, oder: Wieviele Daten habe ich nochmal genau?

Ich fahre eine Stunde durch Mexico City und gucke auf dem Rücksitz die vierte Folge von *Making a Murderer*, mein mobiles Internet reicht inzwischen auch dafür. Stöpsel in den Ohren, die stark von den Umgebungsgeräuschen isolieren, so auch vom Radio, das der Fahrer eingeschaltet hat; ich bin mir nicht sicher, ob er überhaupt merkt, dass ich einen Film schaue während der Fahrt.

Ja, inzwischen kann ich das auch in Mexico City, seit ich bei T-Mobile USA für zehn Dollar monatlich ganz Mexiko und Kanada dazugekauft habe, mit normaler, also unbegrenzter Geschwindigkeit. Auch im Hotel habe ich gestern per mobilem Internet Netflix geguckt; das WLAN war so überlastet, dass es noch nicht mal für statische Webseiten reichte.

Allerdings bekomme ich am nächsten Tag zum ersten Mal eine Datenwarnung: Mein Telefon warnt mich, dass ich diesen Monat schon 4 Gigabyte verbraucht habe, wovon 2,6 allein auf das Konto von Netflix gehen. Natürlich weiß mein Telefon nicht, was für einen Datenvertrag ich habe. Ich allerdings auch nicht.



Ich erinnere mich dunkel, dass T-Mobile mir Anfang 2015 als besondere Aufmerksamkeit unbegrenztes Datenvolumen geschenkt hat, und ebenso dunkel erinnere mich, dass das Angebot auf ein Jahr begrenzt war. Das schien

mir ein Köder zu sein, um die Kunden mit unbegrenztem Internet anzufüttern, und ihnen dann später, wenn sie sich daran gewöhnt haben, höhere Volumentarife zu verkaufen.

Etwas besorgt schaue ich in mein T-Mobile-Konto, finde aber keine Begrenzung. Nach wir vor scheine ich beliebig viele Daten zu haben. Am nächsten Tag wühle ich in alten, nie angesehenen SMS und stelle fest, dass T-Mobile mir als Weihnachtsgeschenk im Dezember 2015 das unbegrenzte Internet um ein weiteres Jahr verlängert hat, bis zum 31. Januar 2017. Sie tun auch gut daran, weil ich eigentlich drauf und dran bin, zu Google Fi zu wechseln. Jetzt überlege ich mir das nochmal.

Gegenwärtiger Stand der Dinge also: Unbegrenztes Telefonieren und unbegrenztes, schnelles Internet in ganz Nordamerika (USA, Mexiko, Kanada). Kostenloses Datenroaming in fast allen Ländern der Welt ohne Volumenbeschränkung, allerdings mit gedrosselter Geschwindigkeit (ca. 30 kB/s). Dafür bezahle ich, einschließlich Steuern, 120 Dollar im Monat. Google Fi könnte bei geringer Datennutzung etwa halb so teuer sein; genau weiß man das wegen der Steuern erst, wenn man die erste Rechnung bekommt. Auch da wäre das Roaming weltweit kostenlos, und weniger stark gedrosselt als bei T-Mobile.

Wenn ich allerdings weiter so viel Netflix im Auto gucke, kommen die beiden wieder in ähnliche Größenordnungen.

André Spiegel

eigentlich immer

Mehrwegkommunikation

1980: Ich möchte meine Freundin E. erreichen und bettle meine Mutter an, die Nummer am Wählscheibentelefon zu drehen. Wir gehen in die Diele zum Gerät, meine Mutter wählt, es schnurrt viermal, sie reicht mir den Hörer und ich höre das Freizeichen. (Aus gelegentlichen Telefonaten in die damali-

ge DDR weiß ich viel über Leitungsnebengeräusche und eine Sache namens Stasi. Leider wohnt E. nur drei Straßen weiter und es knackt nicht ein einziges Mal in der Leitung.) Was ich sicher weiß: auch E. muss in die Diele ihres Hauses gerufen werden, damit sie mit mir sprechen kann. Telefone stehen in unserem Neubaugebiet eigentlich in allen Häusern in der Diele.

1990: Ich möchte meinen damaligen Freund U. erreichen, betrete eine Telefonzelle und rufe seine Eltern an. Auch er muss von sehr weit weg ans Telefon geholt werden, meine Münzen rattern durch (wobei ich mich zu erinnere glaube, dass es bald schon Münzfernsprecher mit Digitalanzeige geben wird).

Wir halten fest: während meiner Fernkommunikationslernphase mussten immer weite Wege zurückgelegt werden, um einen Anruf tätigen oder annehmen zu können.

1995: Meine Schwester A. ist die erste Person in meinem näheren Umfeld außer meinem Freund F., die ein Mobiltelefon besitzt. Nun habe ich die Wahl, sie auf einem angeschraubten Telefon zu erreichen, oder ihrem mitgeführten. Das ist gut, denn es erhöht ihre Erreichbarkeit um viele Prozent.

1998: Immer mehr Menschen um mich herum haben eine Arbeit. Sie haben also eine private und eine berufliche Telefonnummer, manche schon ein mobiles Telefon. Ich bin einer der wenigen Menschen in meinem Umfeld, die ein Modem haben, und bei der Arbeit nicht angerufen werden können, weil mir sonst die Farbe in der Maschine eintrocknet. Die Erreichbarkeit meiner Freunde steigt dennoch ins nahezu Unermessliche. Sind sie hier nicht, sind sie dort, sind sie dort nicht, sind sie inzwischen vielleicht schon wieder hier, und alternativ lassen sich Mails schreiben.

2009: Niemand in meinem Umfeld hat einen twitteraccount, viele jedoch facebook, ein Handy, einen Beruf, ein Zuhause. Sie haben berufliche Telefonnummern, berufliche Mailadressen, berufliche Handys, private Festnetznummern, private Handynummern, private Mailadressen. Privatnachrichten bei facebook, dm bei twitter, und notfalls eine Mutter in einem Dorf mit vierstelligen Telefonnummern, falls man gerade ein Klassentreffen zu 16 Jahren Abitur plant und den verschollenen Y. auftreiben will.

2016: Noch immer habe ich kein Smartphone. Ich möchte meine Freundin S. erreichen. Ich schreibe vom Rechner aus eine Mail und warte. Etwas später fällt mir ein, dass sie nicht zuhause ist, sondern an einem Arbeitsort sehr weit weg, und schreibe ihr eine SMS von meinem Handy aus. Dann schreibe ich von meinem beruflichen notebook aus eine Mail an ihren beruflichen Account wegen einer ganz anderen Sache. Schließlich rufe ich sie an, und während das Freizeichen kommt fällt mir siedendheiß ein, dass ich – wie eigentlich immer – ein und denselben Denkfehler gemacht habe: S. hat, wenn sie unterwegs ist, keinen Rechner dabei. Also hat sie jede meiner Nachrichten mit ein und demselben Gerät empfangen: mit ihrem Smartphone. Als sie rangeht, vermutet sie mindestens einen Vulkanausbruch in meiner Gegend, warum sonst hätte es mir so wichtig sein sollen, sie unbedingt auf allen Kanälen auf ihrem Telefon zu erreichen?

Pia Ziefle

Frühes einundzwanzigstes Jahrhundert

Schufa und Credit Score

Kathrin Passig berichtet, dass sie ihren Schufa-Eintrag abzurufen versucht, was mich daran erinnert, dass ich schon lange die deutsche Schufa und den amerikanischen Credit Score miteinander vergleichen wollte.

Aus Deutschland habe ich den Eindruck, dass ein Eintrag bei der Schufa so etwas wie ein Unglück darstellt. Wer Mist gebaut hat, kriegt einen Eintrag und muss zusehen, wie er ihn wieder wegkriegt. Erst langsam scheint sich die Einsicht durchzusetzen, dass nicht nur Kredit-Übeltäter, sondern jeder von der Schufa erfasst und in seiner Kreditwürdigkeit beurteilt wird.

In den USA ist das natürlich schon länger so. Die drei großen Credit-Rating-Agenturen versehen ihren Dienst seit Jahrzehnten und jeder Teilnehmer am Wirtschaftssystem wird dort gespeichert und eingeschätzt. Eine Woh-

nung zu mieten, einen Mobilfunkvertrag abzuschließen und natürlich auch, einen Kredit zu beantragen, führt unweigerlich zu einer Abfrage des Credit Scores, der in vielen Fällen über Annahme oder Ablehnung entscheidet.

Dass man einen Credit Score hat, ist also selbstverständlich, und ebenso selbstverständlich ist, ihn zu kennen. Noch im Jahr 2010, als ich nach Amerika zog, war so ein Abruf des Credit Scores eine vergleichsweise aufwändige Sache. Man konnte das etwa dreimal im Jahr unentgeltlich tun; eine Dienstleistung, zu der der Staat die Rating-Agenturen verpflichtet hatte. Der Abruf war online möglich und zur Identifikation genügte die Social Security Nummer (SSN), die darum von US-Bürgern auch sorgsam gehütet und geheim gehalten wird.

Inzwischen gibt es Dienste wie Credit Karma, die den Credit Score wöchentlich abrufen und für den Benutzer graphisch aufbereiten und analysieren. Auch viele Banken und Kreditkarten-Firmen bieten den jederzeitigen Abruf des Credit Scores inzwischen als selbstverständliche Dienstleistung an.

Man kennt seinen Credit Score aber nicht nur, sondern weiss auch, wie er zustandekommt. Kurz gesagt: Um als kreditwürdig eingestuft zu werden, muss man sich Geld leihen und es ordentlich, also termingerecht zurückzahlen. Der einfachste Weg dazu ist eine Kreditkarte, die in den USA das ist, was in Deutschland der Dispo oder Girokredit ist. Ein amerikanisches Girokonto kann man nämlich nicht überziehen, und falls doch, gibt es sofort empfindliche Strafgebühren. Stattdessen gibt es einen Verfügungsrahmen auf der Kreditkarte, den man monatlich zurückzahlen kann, aber nicht muss. Tut man es nicht, zahlt man nach dem ersten Monat um die 15 bis 40 Prozent Zinsen dafür. Außerdem muss man mindestens einmal im Monat einen kleinen Grundbetrag in der Größenordnung von einem Prozent zurückzahlen, gewissermassen als Toter-Mann-Knopf, um anzuzeigen, dass man die Sache ernst nimmt und im Auge behält.

Der Credit Score, eine Zahl zwischen 300 (unterirdisch) und 850 (exzellent) berechnet sich unter anderem aus den folgenden Faktoren:

- Summe der in Anspruch genommenen Kreditkarten-Kredite, relativ zum eingeräumten Verfügungsrahmen. Solange man nicht mehr als 30% des eingeräumten Kredits in Anspruch nimmt, ist alles gut. Eine vollkommen unbenutzte Kreditkarte ist dagegen wenig aussagekräftig; für einen guten Score braucht man schon *revolving accounts,* auf denen regelmässig Geld ein- und ausgeht.

- Zeitliche Länge der Kreditgeschichte. Je länger das Kreditverhalten von jemand bekannt ist, desto besser.

- Anzahl der Kreditkarten und sonstigen Darlehen insgesamt. Drei bis fünf Karten und ein paar ordentlich zurückgezahlte Darlehen sollte man schon haben.

- Anzahl der nicht-pünktlichen Kreditkarten-Zahlungen oder sonstigen nicht beglichenen Rechnungen, die an ein Inkasso-Unternehmen weitergeleitet wurden. Ganz schlecht. Wirklich, ganz schlecht.

- Anzahl der harten Abfragen des Credit Scores. Hart ist eine Abfrage, wenn sie nicht von einem selbst gestellt wird. Eine große Zahl solcher Abfragen ist ein Zeichen dafür, dass jemand verzweifelt versucht, sich Geld zu leihen, aber überall abgelehnt wird. Das ist ein Alarmsignal. Jede harte Abfrage senkt darum den eigenen Credit Score. Nach zwei bis drei Jahren werden die Abfragen wieder vergessen.

Die beste Methode, zu einem guten Credit Score zu kommen, ist also, ein paar Kreditkarten zu haben und verantwortungsvoll mit ihnen umzugehen. Wann bekommt man eine Kreditkarte? Wenn man einen guten Credit Score hat. An diesem Henne-Ei-Problem hing ich eine ganze Weile und wunderte mich, warum alle meine Anträge auf Kreditkarten abgelehnt wurden, was die Zahl der harten Anfragen in die Höhe schnellen ließ und meinen Credit Score weiter nach unten drückte.

Die Lösung ist, einer Bank dreihundert Dollar für eine Prepaid-Kreditkarte zu geben, die man auch bei sehr schlechtem Credit Score bekommt. Von den dreihundert Dollar behält die Bank siebzig Dollar als Gebühr ein, die restlichen zweihundertdreißig kann man sich von der Bank leihen und muss sie pünktlich und treu jeden Monat zurückzahlen. Macht man das drei oder vier Monate lang, hat man einen akzeptablen Credit Score, der wiederum dazu qualifiziert, echte Kreditkarten mit größerem, echtem Kreditrahmen und besseren Zinsen zu beantragen. Benutzt man die anständig, steigt der Credit Score weiter.

Jedem US-Bürger sind diese Mechanismen bekannt, und es ist sozusagen Teil des Erwachsenwerdens, sich einen guten Credit Score aufzubauen. Jugendliche bekommen mit der Volljährigkeit von den Eltern ihre erste Kreditkarte und müssen unter Beweis stellen, dass sie damit umgehen können, ähnlich wie beim Führerschein und den Beiträgen für die Autoversicherung.

André Spiegel

Januar 2016

Geld zurück, aber nur gegen Geld

Als ich meinen Mobilfunkvertrag mit T-Mobile USA kündige, bekomme ich die Erstattung der zu viel gezahlten Monatsgebühren in Form einer Prepaid-Kreditkarte ("debit card") zurück. In einem Brief befindet sich diese Karte, eingeprägt mein Name, darunter das Wort "REFUND". Das Begleitschreiben erklärt, dass diese Karte nicht an Geldautomaten funktioniert, man sie nicht an Zapfsäulen verwenden darf und dass sie auch sonst zu nichts taugt, außer um Geld draufzuladen, und dass T-Mobile die mir noch zustehenden 27,24 Dollar bereits auf die Karte geladen hat.

Um nun an das Geld zu kommen, muss man die Karte auf einer Website "aktivieren", danach kann man mit ihr einkaufen gehen – oder eine Auszahlung auf ein Bankkonto oder via Scheck veranlassen. Frecherweise muss man

zur Aktivierung der Karte, die zu allem Überfluss die Citibank und nicht T-Mobile verschickt, in die Debitcard-Bedingungen der Citibank einwilligen, welche besagen, dass diese Karte drei Dollar Monatsgebühren produziert, wenn man sie zwei Monate lang nicht benutzt, jedoch erst ab dem sechsten Monat.

Ich will mit der Karte verständlicherweise möglichst nichts zu tun haben, nur schnell das Geld abbuchen, sie dann stornieren und vergessen. Aber das geht natürlich nicht. Alle Versuche, sich des Geldes über die Website der Citibank zu bemächtigen, scheitern. Die "Aktivierung" der Karte funktioniert noch, aber seltsamerweise sind die Funktionen zu Auszahlung und Scheckversand in einem solchen Maße kaputt, dass mich das schiere Anklicken jedes Mal aus der Citibank-Website ausloggt.

Der einzig legitime Umgang mit derlei Frust ist natürlich, irgendwas zu konsumieren und da ich ja nun im Besitz einer Karte mit 27,24 Dollar drauf bin, gehe ich umgehend zum Mittagessen und bezahle mit meiner Mobilfunkkostenerstattung.

Dass dies alles dreistes Partnermarketing von T-Mobile USA und Citibank ist, dass T-Mobile USA ohne mein Wissen meine zuviel gezahlten Gebühren der Citibank quasi als zinsloses Darlehen zur Verfügung stellt, dass ich nur an das Geld komme, indem ich in einen Vertrag mit der Citibank einwillige, der wiederum Geld kostet, wenn ich mich nicht drum kümmere, das alles kann man nur verzeihen, wenn man akzeptiert, dass Geld in den Wirtschaftskreislauf zurück muss und auf niemandes Konto verdorren soll.

Immerhin war es ein kleines unabhängiges Restaurant, das von meiner dummen Karte profitiert hat. (Und die Citibank, die die Transaktionsgebühr behält.)

Gabriel Yoran

Januar 2016

Freisprecheinrichtung aus der Steinzeit

Meine Töchter, beide 17 Jahre alt, haben jetzt den Führerschein. Natürlich noch nicht so richtig, dürfen aber beim s.g. ~~Betreuten~~ Begleiteten Fahren selber hinterm Steuer sitzen.

Natürlich soll baldmöglichst mit 18 Jahren ein eigenes Automobil angeschafft werden. Wir sitzen also am Küchentisch vor meinem iPad und studieren das Angebot der einschlägigen Plattformen für Gebrauchtwagenverkauf. Ich beobachte die Festlegung der Suchkriterien:

1. Preis (ganz wichtig, muss billig sein)
2. Radio mit AUX-in oder Bluetooth-Audio (um Spotify zu hören)
3. Farbe (egal, solange es schwarz ist)
4. TÜV (weil, hat Papa gesagt)

Erwähnt wird noch, wie schön es wäre eine Sitzheizung zu haben, aber das war es dann auch schon. Hersteller, Fabrikat, PS, km-Laufleistung, Sportauspuff, alles kein Thema. Nichtmal für eine Freisprechanlage ist Bedarf, Telefonieren tut in der Generation ja eh kaum noch jemand.

Bei Sichtung der Treffer-Fotos spielt die Optik dann doch eine wichtige Rolle, wobei die meiste Aufmerksamkeit den Aufnahmen der Innenräume zukommt.

So kommen wir beim Durchblättern auf dieses Bild:

> *Aus Bildrechtegründen mussten wir das eingesendete Bild leider entfernen, es war so etwas Ähnliches wie hier zu sehen. Wir bemühen uns um Beschaffung eines Ersatzbildes. Die Red.*

Mein erster Gedanke (den ich zum Glück nicht laut ausspreche): “Prima, einer mit Freisprecheinrichtung.”

Die beiden Mädchen lachen laut und zeigen dabei auf die Mobiltelefon-Halterung. Für sie muss das wie ein skurriles Relikt von ganz, ganz früher aussehen.

Was es ja wohl auch ist.

fthomsen

28.1.2016

Wenn der Anrufbeantworter schreibt

Seit Jahren nutze ich als berufliche Telefonnummer einen virtuellen Anschluss, eine Voice over IP-Rufnummer, die aus einer ganz normalen Festnetznummer im Berliner Ortsnetz besteht. Anrufe gehen in der Regel auf dem Telefon auf meinem Schreibtisch ein; aber diese Nummer ist mobil: über Internet kann ich an praktisch jedem Ort der Welt über diese Berliner Rufnummer erreichbar sein und umgekehrt auch scheinbar aus dem Berliner Ortsnetz anrufen, selbst wenn ich in Singapur sitze.

Das hat verschiedene Vorteile, unter anderem die weltweite Nutzung und die günstigen Kosten für Auslandsgespräche – abhänging vom Technisierungsgrad des angerufenen Landes: Anrufe aus Deutschland in die USA oder nach Singapur sind billiger als innerdeutsche Gespräche; dagegen sind Anrufe in Entwicklungsländer prohibitiv teuer. (Eine Flatrate für Telefonate habe ich nicht; dafür zahle ich auch keine Grundgebühr.)

Der größte Vorteil ist aber die Voice Mail, also das, was auf Deutsch etwas umständlich als *Anrufbeantworter im Netz* bezeichnet wird. Bei meinem Anschluss muss ich sie nicht umständlich übers Telefon abhören: Von jeder Nachricht, die auf diesem virtuellen Anrufbeantworter hinterlassen wird, erhalte ich per E-Mail eine Audio-Datei, die ich auch wiederum überall in der Welt empfangen und anhören kann, auch gleich auf dem Smartphone.

Seit einigen Monaten geht dieser Anrufbeantworter noch einen Schritt weiter: Ich bekomme per Mail nicht nur die Audio-Datei, sondern gleich eine Abschrift des Anrufs. Und diese automatische Umsetzung von Sprache in Text funktioniert immer besser:

Folgende Nachricht wurde hinterlassen: 'Hallo Thomas hier ist [korrekter Name]. Es geht um eine Vorbesprechung zu dem Termin am 08.02. um 10:00Uhr bei [Firmenname]. Michael möchte gerne, dass uns vorher zusammensetzen betreffend einer Strategie für die [Firmenname]. Terminvorschlag Donnerstagden 04.02.Frage Uhrzeit. Wann es dir passt. Vielleicht kannst du durchrufen ich. Danke. Dir unter [korrekte Telefonnummer]. Ciao.'

Bis auf den Firmennamen hat der Computer alles richtig verstanden und in Schrift umgesetzt, wenn auch mit eigenwilliger Interpunktion. Das funktioniert nicht immer so gut; wenn ein Anrufer zu sehr nuschelt oder zu lange redet (wie lange, habe ich noch nicht rausgefunden), kommt nur der lapidare Hinweis: *Eine Abschrift konnte nicht erstellt werden.*

Aber so ist dieses Feature schon sehr brauchbar. Mit einem kurzem Blick auf die Mail kann ich einschätzen, ob der Anruf wichtig war oder nicht. Und ob ich zurückrufen sollte.

Thomas Wiegold

29. Januar 2016

Von der Festplatte ohne Papier direkt ins Radio

Ich muss ins Hauptstadtstudio Berlin, um einen Text für den Bayrischen Rundfunk einzulesen. (Wenn ich Geld für einen Radiobeitrag bekomme, gehe ich auch gern ins Studio, nur bei unbezahlten Interviews ist es mir zu umständlich.)

Erst als ich schon vor dem Mikro sitze, fällt mir ein, dass ich vergessen habe, meinen Text auszudrucken. Bei meinen früheren Radiobesuchen musste ich mich in solchen Fällen an einem Rechner im Studio bei Google Docs

einloggen, meinen Text ausdrucken und vom Papier ablesen. Heute sage ich: “Ich müsste vom Laptop ablesen, der ist aber ganz still.” – “Okay”, sagt der Techniker ungerührt.

Ich könnte nicht sagen, seit wann das so ist. Vielleicht seit der Anschaffung des Macbook Air im Juli 2013, das ein Solid-State-Drive statt einer Festplatte hat: Mein Laptop macht wirklich gar keine Geräusche mehr. Nur wenn ein Chrome-Tab durchdreht und der Lüfter anspringen muss, aber das passiert selten.

Kathrin Passig

Seit 2007

Handyhalterungen in der Kupfer- und Bronzezeit

Ich fahre vermutlich das fast gleiche Auto, das in der Anzeige in diesem Beitrag erwähnt wird. Als Smartphone-Besitzer stellen einen ältere Autos vor das Problem, wie man dieses am besten im Auto unterbringt und treiben einen so in einen merkwürdigen Nachrüstmarkt.

Die ersten Jahre nach Erscheinen des iPhones gab es im Zubehörmarkt halbwegs eine Stabilität, die ich ausnutzte. Halterung meiner Wahl war dabei das TomTom Carkit (Bild).

Eingebaut in dieses Stück Plastik war der 30-Pin-Anschluss fürs iPhone. Über diesen konnte man am Carkit einen Stromanschluss zum Zigarettenanzünder legen und über AUX Out Musik entnehmen. Auch anderes funktionierte darüber: die Freisprechanlage mit sensibleren Mikrofon und der eingebaute GPS-Verstärker.

Da mir wenig Instabileres bekannt ist als die Vakuumglocke, investierte ich in ein Plastikdings™, das ein sehr spartiger Spartenhersteller für jedes Automodell anders herstellt, so das man es direkt an einen Lüftungsschacht klemmen kann. Daran wurde noch ein Kugelkopf geschraubt, und das Carkit

hält bombenfest. Aus Autofahrersicht hat das auch den Nebeneffekt, dass das iPhone ungefähr auf der gleichen Höhe wie die Instrumente ist und somit die Navigation übernehmen kann.

Den Mangel AUX In oder Bluetooth am alten Radio behob ich mit einem Kassettenadapter. Das iPhone 3GS im Auto zu verankern hieß also letztendlich, es in die Halterung zu stecken und loszufahren.

Dummerweise ist seitdem die Variantenvielfalt von Smartphones explodiert. Allein für Apple bedeutet das mehrere neue Größenvarianten und der Ersatz des 30-Pin-Steckers durch den Lightning-Anschluss.

Als ich dann vom 3GS auf ein iPhone 6S updatete, stellte sich das an die iPhones 1—4S angepasste Carkit als Fehlinvestition heraus. Eine neue variable Klemmhalterung übernimmt nun das Halten des größeren Phones. Praktischerweise passt sie an den bereits fest montierten Kugelkopf.

In Sachen Kabel wurde die Rube-Goldberg-Installation jedoch unbequemer. Der Lighting-Anschluss hat kein Audio-Out mehr integriert, auch brauchte es ein neues Stromkabel. All-in-one-Halterungen wie früher gibt es nicht mehr oder nur für sehr viel Geld und dann auch noch in hässlicher. Als sei das möglich gewesen.

Einsteigen ins Auto bedeutet nun, das Handy in die Halterung zu friemeln, den Cinch-Stecker des Kassettenadapters zu finden und einzustöpseln, das neue Stromkabel finden und einstöpseln und die „Das Zubehör ist nicht zertifiziert“-Warnung wegzuklicken.

Vermutlich wird es beim nächsten Handyupgrade in ein paar Jahren wieder schlimmer.

Was die Frage aufwirft, wie es wohl mit den derzeitig verkauften Neuwagen der Mittel- und Oberklasse wird, die mit besserer Smartphone-Integration von CarPlay und Android Auto bis hin zu Ablageflächen in der Mittelarmlehne mit diversen Kabelanschlüssen glänzen. Werden diese in ein paar Jahren auch so schnell veraltet sein wie mein Carkit? Weil das Smartphone nicht mehr passt, weil Stecker oder Übertragungsprotokol-

le sich ändern? Oder wird die Autoindustrie eine industrieweite Lösung für den Wunsch finden, kleine Elektrodingsda im Auto für Musik und Navigation nutzen zu können?

Tim Tepaße

29. Januar 2016

Ich nehme am Austauschtauschprogramm für den Netzteilstecker von Apple teil

Apple hat wegen möglicher Stromschlaggefahr ein Austauschprogramm für Netzteilstecker gestartet. Ich habe gerade etwas Zeit und suche daher meine aktuellen Apple-Geräte zusammen, um teilzunehmen: ein iPhone 6, ein iPad Air und ein MacBook Pro.

Es werden verschiedene Möglichkeiten angeboten, die Stecker auszutauschen. Ich entscheide mich dafür, das Ersatzteil online anzufordern und klicke auf den Link.

Als erstes muss man sein Land mit dem Pulldown-Menü auswählen. Dann soll man in dem Eingabefeld die Seriennummer des Geräts eingeben. Diese steht jeweils auf der Rückseite des Gehäuses. Ich kann sie aber bei keinem Gerät entziffern, auch nicht mit Lesebrille. Also mache ich mit dem iPhone ein Foto der Seriennummer vom MacBook und vom iPad, mit dem iPad vom iPhone. Jetzt kann ich die Bilder vergrößern und die Seriennummer ablesen.

Ich gebe die erste Seriennummer ein. „Es tut uns leid, die von Ihnen eingegebene Seriennummer ist ungültig. Bitte versuchen Sie es erneut.“ Mit allen drei Seriennummern das gleiche Ergebnis.

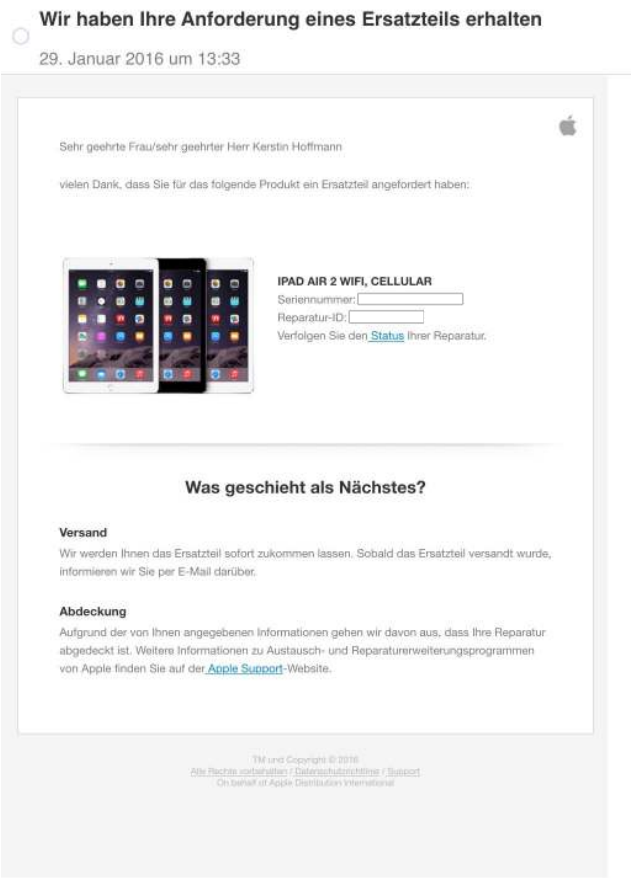
Ich habe zunächst die Vermutung, dass es mit den Safari-Problemen auf Apple-Geräten zu tun hat, weswegen vielleicht die Eingabe nicht korrekt erkannt wird, und versuche es im Firefox-Browser. Gleiche Fehleranzeige.

Also versuche ich mich an den Support zu wenden. Bei den Auswahlmöglichkeiten für das Problem ist das Austauschprogramm nicht vorgesehen. Ich wähle “Sonstiges”, gebe ein Stichwort ein und muss anschließend meine E-Mail-Adresse eingeben. Dann startet eine Gerätediagnose. Ich will aber keine Gerätediagnose, ich will die Seriennummer auslesen lassen. Kann man auch machen. Theoretisch. Bei mir kommt die Anzeige, dass eine Verbindung mit meinem Gerät nicht möglich sei. Ich solle mich an den Support wenden. Na, toll.

Ich gehe zurück auf Los und lese mir jetzt doch die Passage durch, in der erklärt wird, wo man die Seriennummer des Gerätes noch findet. Jetzt fällt es mir auch selbst wieder ein: in den Geräteeinstellungen. Ich hätte mir das mit den Fotos also gleich sparen können, wenn ich erstens nachgedacht oder zweitens die Anleitung gelesen hätte.

Interessanterweise funktioniert Copy&Paste mit der ersten Seriennummer tadellos – obgleich sie genau identisch ist wie die von mir zuvor eingetippte. Ich führe das also nacheinander auf allen drei Geräten durch: Klappt tadellos, und über meine Apple-ID ist auch schon die Postanschrift korrekt erfasst. Es geht aber nur einzeln. Ich frage mich, wie viele andere Apple-User wohl mehrere Geräte haben, und ob es nicht günstiger wäre, jeweils mehrere Stecker zusammen zu versenden. Aber vermutlich passt das nicht in die Prozesse oder zu den Versandkartons – ich weiß es nicht.

Bereits zwölf Stunden später erhalte ich für das erste Gerät eine Bestätigungsmail. Kurz darauf kommen die beiden weiteren Mails.



Wir haben Ihre Anforderung eines Ersatzteils erhalten

29. Januar 2016 um 13:33

Sehr geehrte Frau/sehr geehrter Herr Kerstin Hoffmann

vielen Dank, dass Sie für das folgende Produkt ein Ersatzteil angefordert haben:

IPAD AIR 2 WIFI, CELLULAR
Seriennummer:
Reparatur-ID:
Verfolgen Sie den Status Ihrer Reparatur.

Was geschieht als Nächstes?

Versand
Wir werden Ihnen das Ersatzteil sofort zukommen lassen. Sobald das Ersatzteil versandt wurde, informieren wir Sie per E-Mail darüber.

Abdeckung
Aufgrund der von Ihnen angegebenen Informationen gehen wir davon aus, dass Ihre Reparatur abgedeckt ist. Weitere Informationen zu Austausch- und Reparaturerweiterungsprogrammen von Apple finden Sie auf der Apple Support-Website.

TM und Copyright © 2016
Alle Rechte vorbehalten / Datenschutzrichtlinie / Support
On behalf of Apple Distribution International

Jetzt warte ich auf die Zusendung der drei Stecker. Mit der Versandverpackung, so stand es auf der Website, kann ich dann die (potentiell) defekten Stecker zurückschicken. Ich bin gespannt, ob ich das nur „kann“ oder „muss“.

Kerstin Hoffmann

Januar 2016

Soziale Kontrolle auf Busreisen in Chile

Im Fernbus von Santiago de Chile nach La Serena, 7 Stunden Fahrtzeit. Neben einem TV-Bildschirm, auf dem US-amerikanische und französische Filme zu sehen sind (synchronisiert auf Spanisch, mit spanischen Untertiteln), gibt es eine elektronische Anzeige, welche die Passagiere darüber informiert, wie schnell der Bus gerade fährt. Wie ein Aufkleber an der Tür verrät, ist 100 km/h die erlaubte «Velocidad máxima». Doch nicht genug: Sobald die Geschwindigkeit des Buses auf 100 km/h und mehr ansteigt, was öfters passiert, wenn es den Berg hinunter geht, erklingt ein lauter Pfeifton, der so lange anhält, bis der Bus wieder langsamer wird und nur noch 99 km/h oder weniger fährt. Während einer langen Abfahrt erklingt der Pfeifton über eine Minute lang, so dass es einem der im Sessel dösenden Schaffner zu blöd wird und er in der Führerkabine Bescheid sagt. Es ist sozusagen ein soziales System: Die Passagiere werden so lange mit einem Pfeifton terrorisiert, bis sie den Fahrer verständigen, doch bitte nicht so schnell zu fahren. Wie mir zugetragen wird, hören nicht nur die Passagiere diesen Pfeifton, sondern auch der Fahrer (in seiner abgetrennten Kabine). Aber es nehmen ja nicht alle laute Pfeiftöne als störend wahr.

Ronnie Grob

30. Januar 2016

Das Band mit der Aufzeichnung des Notrufs

Ich bin in einer Frühstückspension und schaue mir nach einem langen Tagungstag gemeinsam mit der Landlady im Fernsehen einen Krimi an. Der Kommissar verlangt von einem seiner Untergebenen „das Band mit der Aufzeichnung des Notrufs“. Der Film spielt in der Jetztzeit, also heute, und ich

frage mich, was für ein Band der Kommissar wohl erhalten wird. Zwei Sequenzen später bringt ihm der Untergebene einen Umschlag, in dem sich ein USB-Stick befindet und darauf die gesuchte Audio-Datei.

Franziska Nyffenegger

22. bis 30. Januar 2016

Ich eröffne ein neues Konto und jemand anders nicht

Eigentlich bin ich wenig motiviert, ein neues Bankkonto zu eröffnen. Ich habe schon zwei, und wenn man kein besonders gut organisierter Mensch ist, ist das verwirrend genug. Und dann die Umstellungen von allen Lastschriften und Auftraggeberdatenbankeinträgen ... Außerdem wird bestimmt schon in fünf bis zehn Jahren die Deutsche Bank, bei der ich mein Konto führe, alles anbieten, was es heute bei so einem Number-26-Konto gibt. Ich könnte die Sache also einfach aussitzen.

Aber die Techniktagebuchredaktionsmitglieder, die schon eins haben, erzählen so schöne und praktische Dinge davon. Besonders verlockend für mich (aus den oben erwähnten Organisationsgründen): Man kann eine verlorene Karte selbst sperren, bis man sie wiederfindet, und sie dann selbst wieder entsperren. Ohne anderthalbstündigen Telefonmarathon. Am 22. werde ich doch weich und melde mich an.

Eine Woche später raffe ich mich endlich zum von André Spiegel schon beschriebenen Video-Identifikationschat auf, nachdem ich vorher eine Weile darüber nachgedacht habe, ob das ebenfalls angebotene Postidentverfahren, das ich bisher gern als Beispiel für umständliche Zumutungen verwendet habe, nicht doch das geringere Übel wäre.

Es geht dann schnell und tut nicht sehr weh. Ich kann währenddessen einem weiteren Identifikationsgespräch lauschen, das am Callcenterplatz nebenan stattfindet. Der Vorgang ist aber nicht privatsphärenverletzender, als es das Schlangestehen auf der Post auch gewesen wäre, und da die Callcen-

termitarbeiter keine Informationen wiederholen oder vorlesen, erfahre ich gar nichts über die Identität des anderen Neukunden. Nur dass man sich mit einem alten italienischen Personalausweis leider nicht anmelden kann, aus Sicherheitsgründen, das weiß ich jetzt auch.

Kathrin Passig

30.1.2016

Wenn Stiefel leise sterben

Heute war das nächste Paar dran. Meine australischen Redback-Stiefel, gestern noch einwandfrei, sackten plötzlich in den Hacken ein. So als wäre da Luft in der Sohle. Kein Wunder. Da war nämlich Luft in der Sohle.

Ein ähnliches Phänomen hatte ich eine Woche zuvor erlebt. Meine Trekking-Stiefel, nicht aus australischer, sondern aus deutscher Produktion, zerbröselten mir plötzlich unter den Füßen. Glücklicherweise nicht auf unwegsamen Bergpfaden oder gar Geröllfeldern im Schnee, sondern im Berliner Schneematsch. Trotzdem sehr unschön.

Nach den zerbröselten Stiefeln erinnere ich mich daran, dass der Kaltmamsell schon vor Jahren ein ähnliches Missgeschick wiederfahren ist, und lese im Internet nach: Dass (Wander)Stiefel plötzlich leise sterben, weil die Verbindung zwischen Schuh und Sohle sich unvermittelt auflöst, ist seit Jahren bekannt und offensichtlich so häufig, dass es schon i n den Wikipedia-Artikel über Wanderschuhe Eingang gefunden hat:

Die Zwischensohle besteht aus dämpfendem Polyurethan und ist für die Auftrittsdämpfung keilförmig, das heißt unter der Ferse stärker als im Vorfußbereich. Polyurethan (PU) altert mit der Zeit. Das Material unterliegt einer langsam fortschreitenden Hydrolyse. Abhängig von den Lagerbedingungen versprödet der Dämpfungskeil innerhalb von sieben bis zehn Jahren von innen heraus immer stärker, unabhängig davon, ob die Schuhe benutzt wer-

den oder nicht, und ohne dass dieser Prozess von außen erkennbar wäre. Ritzt man dann mit einem Fingernagel den Dämpfungskeil an, krümelt das völlig zerstörte PU heraus.

In den einschlägigen Foren gibt es einen Streit darüber, ob die (mangelnde) Nutzung der Stiefel zur schnelleren Alterung der PU-Dämpfung beiträgt – oder ob allein die Lagerungsbedingungen diesen Alterungsprozess beschleunigen. Ungeachtet dieser Detail-Debatte scheint aber eines klar: Für moderne Wander- oder Bergstiefel ist dieser Prozess offensichtlich unvermeidlich. *Wer denkt, dass dies ein Zeichen minderer Qualität ist, der irrt. Im Gegenteil, der Hydrolyseprozess wird eigentlich nur bei hochwertigem Schuhwerk bemerkt, da andere Schuhe erst gar nicht so alt werden – es sei denn: Man benutzt sie nicht* . . . beteuert der Mitarbeiter eines deutschen Herstellers.

Der Ärger über dieses technische Versagen des meist nicht billigen Schuhwerks schlägt sich dennoch in Vorwürfen an die Hersteller nieder. *Darf das so aussehen?* schimpfen die Wanderer, denen die Stiefel von den Füßen gefallen sind.

Ich hatte offensichtlich Glück: Nicht nach den oft genannten sieben bis zehn, sondern erst nach 13 Jahren zerbröselte mir der PU-Dämpfungskeil. Nach zwar nur gelegentlicher, dafür aber um so intensiverer Nutzung von den Alpen bis nach Afghanistan.

Nach den ganzen Erfahrungsberichten und Hersteller-Beteuerungen ist aber auch klar, dass diese Alterung ein Preis ist, den wir für Komfort zahlen: Anstelle der modernen Stiefelkonstruktionen mit Polyurethan könnten wir natürlich auch, wie unsere Vorväter (und bis heute Bergsteiger) zwiegenähte Stiefel tragen. Aber das Gewicht möchte ich eigentlich nicht schleppen.

Thomas Wiegold

Januar 2016

Krankenhauskopfhörer

Weil sich die Liebste böse das Sprunggelenk gebrochen hat, lag sie fast zwei Wochen im Krankenhaus. Obwohl oder gerade weil wir bei uns zu Hause kein Fernsehgerät stehen haben und also Bewegtbildcontent nur über unsere Notebooks goutieren, kümmerte ich mich gleich zu Beginn ihres Aufenthaltes darum, dass sie auf dem im Krankenzimmer aufgehängten Fernseher das Programm nicht nur im Bild, sondern auch mit Ton genießen konnte.

Der Ton wird exklusiv über die Telefonanlage ausgeliefert, erfuhr ich aus dem Patientenleitfaden, der in jedem Zimmer bereitliegt. Dort stand auch drin, dass ausschließlich Kopfhörer aus dem Kopfhörerautomaten des Krankenhauses verwendet werden sollen, um Störungen vorzubeugen. Diese müssten käuflich erworben werden.

Nix da, dachte ich mir und überprüfte mal schnell den Anschluss am Telefon, das sich fest montiert am Kopfende des Bettes befand. Ein simpler Klinkeanschluss.

Beim nächsten Besuch brachte ich also ein Paar Kopfhörer von zu Hause mit – wäre doch komisch, wenn von denen "eine Störung ausgehen" sollte. Problem: Das Kabel der Kopfhörer war viel zu kurz, als dass es die Ohren meiner Liebsten und die Klinkebuchse gleichzeitig erreichen könnte.

Ich trottete also ins Foyer des Krankenhauses, erkundigte mich nach dem Krankenhauskopfhörerautomaten, warf in das Ungetüm 2,50 € ein, zog ein Plastikfenster von rechts nach links, entnahm ein ultimativ wackliges Paar Kopfhörer und trug es pflichtschuldig an das Krankenlager der Liebsten.

Auf dem Weg grummelte ich in mich hinein, was für eine dreiste Verkaufsmasche das wohl sei, das Telefon so weit vom Patienten weg zu montieren und den armen Rekonvalszenten so auch noch Geld für ein paar simple – und wacklige – Kopfhörer abzuknöpfen.

Am Bett angekommen wies mich meine krankenhauserfahrene Liebste dann darauf hin, dass ich die Plattform des Telefons auch einfach abziehen und an ihren Nachttisch stecken könnte, so dass auch meine von zu Hause mitgebrachten, nicht wackligen Kopfhörer nun passten.

Um es uns mit den aufmerksamen Schwestern nicht zu verscherzen, hat sie dann trotzdem die gekauften, wackligen Krankenhauskopfhörer benutzt.

Philipp Greifenstein

Januar 2016

Ich leihe mir von vielen Leuten Geld

Ich muss eine unvorhergesehene Ausgabe auffangen und will mir dazu etwas Geld leihen. Ich denke mir, dass es bestimmt irgendeine App gibt, in der das ganz leicht per Smartphone geht, und google ein bisschen herum. So lerne ich die Idee des Peer-to-Peer-Lending (P2P-Lending) kennen. Man versteht darunter Firmen, die Menschen, die Geld brauchen, mit solchen zusammenbringen, die Geld haben und es anlegen und vermehren wollen.

Das Verfahren ist simpel. Ich brauche tausend Dollar. Jemand anders hat tausend Dollar und leiht sie mir. Dafür nimmt er, sagen wir, sechs Prozent Zinsen, die ich ihm zusammen mit den tausend Dollar zurückzahle. Schon habe ich einen Kredit zu weitaus besseren Konditionen, als ihn mir irgendeine Bank der Welt anbieten würde. Der andere dagegen hat eine Geldanlage, die weit mehr abwirft als die meisten anderen möglichen Investitionen.

Das Problem ist nur, dass der andere nie so ganz sicher sein kann, ob ich das Geld und die Zinsen auch wirklich zurückzahle. Der andere – wir nennen ihn den Investor – wird darum dieses Risiko streuen: Er leiht nicht einer einzigen Person – dem Kreditnehmer – tausend Dollar, sondern hundert Personen jeweils zehn Dollar. Ich, der Kreditnehmer, leihe mir meine tausend Dollar faktisch nicht von einem einzigen Investor, sondern von hundert, die mir jeweils zehn Dollar geben.

Von den hundert Leuten, an die der Investor sein Geld verleiht, werden erfahrungsgemäss einige das Geld nicht zurückzahlen. Natürlich wird es Mahnungen geben und erneute Mahnungen und irgendwann wird ein Inkasso-Unternehmen die Schuld aufkaufen und versuchen, aus dem Kreditnehmer das letzte herauszupressen, aber wo nichts ist, ist eben auch nichts zu holen. Für den Investor ist das aber nicht weiter schlimm: Solange er durch die Zinsen der übrigen mehr verdient, als er durch den Ausfall der schlechten Kreditnehmer verliert, hat er immer noch ein gutes Geschäft gemacht. Alles

hängt an der Frage, wieviele seiner Minikredite platzen werden, wie genau man das vorhersagen kann, und wieviel Zinsen die übrigen Kreditnehmer zahlen müssen, damit der Investor immer noch ein gutes Geschäft macht.

In den USA sind die Internet-Startups *Lending Club* und *Prosper* die bekanntesten Firmen, die dieses Modell umsetzen. Ich wende mich an beide mit meinem Anliegen (übrigens dann doch nicht per App und Smartphone, sondern per Laptop und Webbrowser, aber okay). Ich sage, wieviel ich brauche. Die Firmen fragen nach meinem Namen, meiner Anschrift und meiner Social Security Nummer. Damit rufen sie bei den Credit-Rating-Agenturen meinen Credit Score ab, das wichtigste Kriterium, das darüber entscheidet, ob ich meinen Kredit bekomme oder nicht.

Der Credit Score ist, so hofft man zumindest, ein präzises Maß für die Ausfallwahrscheinlichkeit eines Kredits. Je schlechter der Credit Score, desto höhere Zinsen muss man zahlen, weil man in eine höhere Risikoklasse gestuft wird. Der Credit Score ist auch letztlich der Grund, warum die Kreditnehmer das Geld überhaupt zurückzahlen – denn wenn sie es nicht tun, stürzt ihr Credit Score ins Bodenlose. Sie werden sich so schnell kein Geld mehr leihen können, keine Wohnung mieten, keinen Mobilfunkvertrag abschließen, gar nichts. Es besteht also ein hoher Anreiz, diesen Credit Score zu hegen und zu pflegen. Ein funktionierender, durch Unternehmen einsehbarer Credit Score ist darum auch die Voraussetzung, damit ein Konzept wie das P2P-Lending überhaupt funktioniert.

Mein Credit Score sieht gut aus, ich habe schließlich meine Hausaufgaben gemacht. Bei Lending Club werde ich allerdings trotzdem abgelehnt. Mein Score ist zwar gut, aber es gibt eine Merkwürdigkeit: Ich bin Mitte vierzig, aber meine Kreditvergangenheit umfasst nur drei Jahre. Das sieht verdächtig aus, und die Algorithmen von Lending Club gehen auf Nummer sicher: Tut uns leid, kein Kredit für dich.

Prosper dagegen sieht kein Problem. Der Score ist hervorragend und mein Jahreseinkommen, das ich ebenfalls angeben muss, ist großzügig im Verhältnis zur Kreditsumme – ich werde nicht nur angenommen, sondern in die höchstmögliche Kategorie AA eingestuft, als ein Kreditnehmer, bei dem es

fast sicher ist, dass er das Geld ordnungsgemäß zurückzahlen wird. Dieser Vorgang der Überprüfung und Einstufung zieht sich über zwei bis drei Tage hin, unter anderem muss ich dabei meinen letzten Steuerbescheid und meine letzte Gehaltsabrechnung hochladen. Papier wird allerdings weder benutzt noch bewegt dabei, auch keine Unterschrift ist vonnöten.

Nachdem ich eingestuft bin, wird mein Kreditbegehren zur Einsicht für die Investoren veröffentlicht. Sie können – anonym – sehen, was mein Credit Score ist, mein Jahreseinkommen, und was die Algorithmen von Prosper von diesen Angaben halten. Mein Kreditbegehren erscheint dabei in einer langen Liste von Kandidaten, und die Investoren können sich aussuchen, wem davon sie einen Anteil des Kredits finanzieren wollen. Antragsteller mit schlechterem Credit Score können auch einen Freitext dazuschreiben, in dem sie erklären, warum sie das Geld brauchen und warum der Investor ihrer Meinung nach sicher sein kann, sein Geld zurückzubekommen. Bei mir scheint das allerdings nicht nötig, meine Zahlen sprechen bereits für sich.

Die Liste der Kreditanträge erinnert ein bisschen an eBay: Eintrag ist soundso alt, zu soundsoviel Prozent finanziert, usw. Wenn ein Eintrag länger als eine Woche in der Liste steht und nicht genügend Investoren gefunden hat, wird er doch noch abgelehnt, oder der Kreditnehmer muss weitere Erklärungen oder Nachweise vorlegen.

In meinem Fall ist es kein Problem: Mit meinem AA-Rating bin ich offenbar beste Kreditbeute und die Investoren reißen sich um mich. In null-kommanichts ist mein Darlehen finanziert, und zwei Tage später ist das Geld auf meinem Konto. Abzüglich zwei Prozent übrigens: Das ist der Anteil, den Prosper selbst daran verdient. Trotzdem ist der Kredit immer noch wesentlich günstiger und vor allem unkomplizierter als ihn mir jede Bank angeboten hätte. Jetzt muss ich nur aufpassen, dass ich immer pünktlich die Raten zahle. Und übrigens kann man den Kredit auch jederzeit vorzeitig ablösen, ohne dafür extra Gebühren bezahlen zu müssen.

André Spiegel

Januar 2016

Stichwortverzeichnis für Leute mit Volltextsuche

Beim Erstellen des E-Books hat man das Stichwortverzeichnis am Ende von Evan Connells “Son of the Morning Star” weder weggelassen noch stumpf übernommen. Stattdessen gibt es E-Book-spezifische Hinweise:

INDEX

The index that appeared in the print version of this title does not match the pages of your eBook. Please use the search function on your eReading device to search for terms of interest. For your reference, the terms that appear in the print index are listed below.

Alexis, Grand Duke
Arikara

Barnitz, Capt. Albert
Bent, George
Benteen, Capt. Frederick
Civil War

Location 9006 99%

Das E-Book hat zwar Seitenzahlen:

96% Seite 422 von 422 • Position 8632 von 9074

Es handelt sich aber anscheinend nicht um Amazons “Real Page Numbers”, sondern um irgendwelche anderen, nicht so realen Seitenzahlen.

Kathrin Passig

Januar 2016

Ein kleines Kästchen (und dann noch eins)

Weihnachten 2015 beschließe ich, zu dem Amazon Prime Account, der der Gattin beim Versandkostensparen hilft, auch einen *Fire TV Stick* anzuschaffen. Aktuell haben wir einen Beamer fest unter der Wohnzimmerdecke verschraubt, nachdem sein Vorgänger

bei einem Sturz

in der Halbzeitpause des Europa-League-Finales 2009 irreparable Schäden erlitt.

Dieser Beamer hat einen HDMI-Eingang, so dass man den Stick direkt dort einstecken und dann ohne weitere Verkabelung Filme und Serien streamen könnte. Erst relativ spät fällt mir auf, dass ja auch das Audiosignal irgendwie zur Stereoanlage gelangen muss. Der Fire TV Stick hat keinen Audio-Ausgang. Einen kurzen Moment lang hoffe ich, dass die Klinkensteckerbuchse hinten am Beamer zum Durchleiten des Audio-Signals geeignet ist.

Aber schon das Entziffern der Beschriftung dieser Buchse (kopfüber in der Zimmerecke in 2,50 m Höhe, im Bild ganz rechts) stimmt skeptisch. Googeln der Bezeichnung „Trigger Out“ belehrt mich, dass es irgendwas zum Koppeln mehrerer Geräte ist. Zähneknirschend mache ich mich auf die Suche nach einem Splitter, der analoges Audio aus dem HDMI-Signal auskoppelt, und werde bei *Conrad Electronic* fündig (wo auch sonst).

Dieser Splitter ist etwas billiger und nur unwesentlich größer als der Fire TV Stick, so dass beide samt Netzteilen oben auf dem Bücherregal Platz finden. Von dort aus geht nun das Video-Signal per HDMI zum Beamer und das Audio-Signal durch gut 5 m Cinch-Kabel zur Stereoanlage.

Es liegen somit nicht wirklich weniger Strippen in unserem Wohnzimmer, aber das Schauen von Serien ist schon viel praktischer, wenn man nicht erst einen Laptop anstöpseln muss.

Virtualista

Januar 2016

Die SmartCard

Und dann begab es sich, dass mein Arbeitgeber von BlackBerry auf Smartphones mit Windows gewechselt ist. Mich hat er dabei natürlich nicht gefragt. Ich hab meinen BlackBerry wirklich geliebt. Hauptsächlich deswegen, weil er so einen schönen altmodischen Silberrahmen hatte, der mich an das erste iPhone erinnert hat. Jedenfalls, ich habe mich mit Händen und Füßen gewehrt und als das neue Nokia Lumia mit Windows-Betriebssystem per Post geliefert wurde, hab ich die Verpackung erst mal ungeöffnet in den Schrank gelegt und einfach meinen BlackBerry weiterbenutzt. Irgendwann, ungefähr

ein Dreivierteljahr später, wurde jedoch auch die serverseitige Infrastruktur umgestellt und dadurch wurde der BlackBerry unbrauchbar. Da blieb mir nichts anderes übrig, als in den sauren Apfel zu beißen. Mit der Zeit hat man sich auch daran gewöhnt. Ich hatte eigentlich nur ein Problem und zwar konnte ich unterwegs keine verschlüsselten Mails mehr lesen. Es ist freilich nicht so, dass man jeden Tag hunderte von verschlüsselten Mails bekommt, aber ab und an kommt schon eine.

Also hab ich die Hotline angerufen (die Nummer der Hotline kann ich mittlerweile nachts ungefragt im Schlaf beten). Die Hotline sagte mir, um verschlüsselte Mails auf dem neuen Windows Phone zu lesen, muss auf dem Smartphone eine virtuelle SmartCard hinterlegt werden. Und auf dieser virtuellen SmartCard wird dann ein Zertifikat gespeichert, mit dem sich die Mails entschlüsseln lassen. Dabei wird die virtuelle SmartCard aus einem

Zertifikat erzeugt, das auf meiner echten SmartCard gespeichert ist. Wenn wir in der Firma von einer SmartCard sprechen, dann meinen wir damit unseren Firmenausweis im Format einer Scheckkarte. Auf dem Firmenausweis stehen nicht nur Bild, Name und Nummer des Mitarbeiters, sondern darauf befindet sich auch ein waschechter Chip (quasi wie in einem richtigen Computer). Und deswegen (weil der Chip halt so intelligent ist) nennt sich das ganze SmartCard.

So schön, so gut. Die Hotline ging also hin und versuchte remote über die Fernwartung, die virtuelle SmartCard aus dem Zertifikat meiner echten SmartCard zu generieren. Dazu musste ich nur die SmartCard in den Rechner stecken und den Rest erledigte die Hotline. Leider hat dabei irgendwas nicht geklappt. Die Erstellung der virtuellen SmartCard lief trotz mehrmaliger Versuche immer wieder auf einen Fehler. Weil hier Profis am Werk waren, kam man schließlich auf die Idee, den Chip auf meiner echten SmartCard einfach neu zu konfigurieren (quasi so wie wenn man zuhause den Rechner neu aufsetzt). Und los ging's. Ich war zu dem Zeitpunkt auch noch ganz entspannt. Der Support Engineer formatierte meine SmartCard und startete die Neukonfiguration. Und dann hat sich das System wieder aufgehängt. "Irgendwas stimmt mit Ihrer SmartCard nicht. Sie müssen sich einen neuen Ausweis machen lassen!" Im ersten Moment, dachte ich, macht nichts, gehe ich halt morgen im Laufe des Tages an die Ausweisstelle. Im zweiten Moment, dachte ich, halt, ich kann meinen Rechner ohne SmartCard ja gar nicht starten, ich muss jetzt also sofort an die Ausweisstelle.

Neue Firmenausweise gibt es bei uns auf dem Campus nur an der Ausweisstelle. Die Ausweisstelle ist natürlich geographisch im letzten Eck. Der Firmenausweis ist übrigens farbig. Unsere Corporate Identity besteht aus mehreren Farben. Diese Farben sollen unsere Vielfalt zum Ausdruck bringen. Meine Lieblingsfarbe ist aber leider nicht dabei. Jeder einzelne Werksausweis trägt auch nur eine dieser Farben (so viel zur Vielfalt). Ebenso wenig kann man sich die Farbe bei der Ausstellung des Ausweises aussuchen. Das System druckt (angeblich) nach Zufall. Mein alter Ausweis war rot! Meiner neuer Ausweis ist jetzt blau (blau mag ich überhaupt nicht).

Dann hab ich die liebe Frau an der Ausweisstelle noch gefragt, ob sie mir auch ein neues Umhängeband geben könnte (das Umhängeband ist nämlich immer in der Farbe des Ausweises gehalten)? Ich bin ein bisschen monkisch, deswegen ist mir das schon recht wichtig. “Nee, das ginge nicht, das müssen Sie beim Ihrem Sekretariat bestellen” (mein Unternehmensbereich hat keine Sekretariate mehr). Grummelig, bin ich zu meinem Arbeitsplatz gefahren (mit rotem Band und blauem Ausweis). Nach der physischen Ausweisausstellung muss man den Ausweis dann über die Hotline aktivieren und konfigurieren lassen. Und immerhin hat das tatsächlich ruckizucki geklappt und auch die virtuelle SmartCard auf dem Windows Phone konnte ohne Probleme generiert werden. Endlich wieder unterwegs verschlüsselte Mails lesen.

Dummerweise hab ich den Ausweis drei Tage später verloren. An jenem Tag wollte ich eigentlich Homeday machen, musste mich dann aber wieder zur Ausweisstelle begeben. Die Frau hat mich natürlich ein bisschen komisch angeguckt. Dieses Mal durfte ich den Ausweis auch selbst bezahlen (weil ich ihn auch selbst verloren hab). Immerhin werden diese Einnahmen nicht als Gewinn verbucht, sondern an einen guten Zweck gespendet. Aber Happy war ich dann trotzdem, weil ich diesmal keine blaue Farbe gezogen habe. Und ein Band hab ich diesmal auch bekommen (weil ich das Band ja mitverloren hatte).

Zurück zuhause, kaum die Tür aufgemacht, klingelte das Telefon.

Nachdem ich mich wieder beruhigt hatte, habe ich gleich die Hotline angerufen. “Können Sie mir die SmartCard einrichten, ich hab einen neuen Ausweis.” “Kein Problem, gerne!” Nachdem die Hotline schon zehn Minuten am Werkeln und die Neukonfiguration fast abgeschlossen war, sagte die Dame am Telefon irgendwann, “Sie sind ja im HomeOffice!” “Ja!” “Im HomeOffice können wir die Installation nicht abschließen. Wir können die Installation nur im Firmennetzwerk abschließen. Können Sie sich per VPN ins Firmennetz einwählen?“ „Wie soll das gehen? Der VPN-Zugriff ist über die SmartCard abgesichert.“ Lange Rede, kurzer Sinn, ich bin nach dem Telefonat wieder in die Firma gefahren.

Zum Dienstschluss ging ich mit funktionierendem Ausweis voll glücklich an die Stechuhr, ziehe meinen Ausweis durch und das Stechgerät sagt, “Ausweis falsch”. Och nö! Was’n das jetzt schon wieder? Zufällig war ich abends mit einer Kollegin aus HR verabredet, der ich ausführlich mein Leid anvertraute. Und glücklicherweise war ihr die Problematik bekannt. “Da ham die dort bei der Ausweisstelle vergessen, deinen Ausweis mit der Zeitwirtschaft zu verknüpfen” “Sag jetzt nicht, dass ich da noch mal hin muss” “Nee, da musste nur ein Ticket aufmachen, aber nicht bei der IT-Hotline, sondern bei der HR-Hotline!”

Marco Hitschler, zuerst veröffentlicht hier: www.unmus.de/die-smartcard/

Ende Januar 2016

Was man auf Kurzstreckenflügen mittlerweile darf

Ende Januar fliege ich berufsbedingt von Düsseldorf nach Wien (und einen Tag später zurück). Anscheinend haben sich die Regeln für elektronisches Equipment der Realität etwas angepasst. Im Einzelnen bedeutet das:

- Alle Geräte müssen im Flugmodus bedient werden. Es wird aber auch nicht mehr explizit zum Ausschalten aufgefordert.

- Geräte, die nicht in das kleine Fach am Vordersitz passen, müssen zu Start und Landung ausgeschaltet sein. Alles andere darf man anscheinend die ganze Zeit benutzen (nur halt im Flugmodus). Das betrifft also eher größere Tablets und Laptops. Mein Kindle und das iPhone passen locker (auch beide zusammen).

- Die Piktogramme werden spezifischer.

Anne Schüßler

1.2.2016

Drahtlose Verbindungen-Reflexverwirrung

Da ich bei meinem Mobiltelefon mit dem Messengerdienst WhatsApp wie berichtet keine Fotos senden und empfangen kann, greife ich gelegentlich auf das sogenannte “WhatsApp Web” zurück, also die browser-basierte Version des Messengers, die – eine Internetverbindung des Mobiltelefons vorausgesetzt – das Zugreifen auf die eigenen Chats und eben mir somit auch den WhatsApp-Bildversand bzw. das Betrachten empfangener Bilder über den Umweg eines Laptops ermöglicht.

So weit, so wenig interessant, hätte ich nicht heute bei der Meldung, dass WhatsApp Web sich nicht mit meinem Mobiltelefon verbinden könne, das Mobiltelefon reflexartig in Richtung Laptop gehalten (anstatt, was richtig wäre, in Richtung Fenster, wo es erfahrungsgemäß eine bessere mobile Datenverbindung aufbauen kann). Der falsche Reflex ist vermutlich nicht einfach nur dem Fehl-/Kurzschluss Nähe zwischen den Geräten = Verbindungänzulasten, sondern dem gelegentlichen Datentransfer zwischen den Geräten Mobiltelefon und Laptop via Bluetooth, wo diese Gleichung stimmt und wo ich naturgemäß oft genug mitten im Transfer gelangweilt aufgestanden bin und dabei das Mobiltelefon mitgenommen habe, um mir den Reflex anzutrainieren, das Mobiltelefon ganz schnell wieder ganz nah an den Laptop zu legen, wenn ich mich dabei ertappe, es zu entfernen.

mauszfabrick

2016-02-01

Überweisen in Echtzeit. Ohne Kontonummer. Das heißt, äh, doch

Kathrin kriegt noch Geld von mir. Auch wenn sie das anders sieht. Da sie seit ein paar Tagen auch bei number26 ist, will ich die MoneyBeam-Funktion ausprobieren, eine Art Turbo-Überweisung der Zukunft, die in die Smartphone-App eingebaut ist. Sicherheitshalber verständige ich Kathrin zusätzlich per Chat, dass da Geld unterwegs ist.

> Kathrin: Woher weißt du denn meine Daten, geht es etwa ohne Kontonummer, nur mit dem Namen?
> André: E-Mail. Wenn es nicht die Adresse ist, mit der du dich bei number26 angemeldet hast, werden sie wohl etwas länger brauchen, um das zuzuordnen, aber es müsste klappen. (Ich habe deine Adresse . . . @gmail.com genommen.)
>
> Kathrin: Ist es nicht. Gar nicht. Sie haben keine Chance, das zuzuordnen, weder vorn noch hinten identisch.
> André: Haha. Aber existieren tut die Adresse, oder? Hast du schon eine Mail da?
>
> Kathrin: Google hat mir diese Adresse gegen meinen Willen verpasst und ich verwende sie nie. Aber ja, sie existiert.

Ich versichere Kathrin, dass ich Geld in Zukunft nur noch an ihre andere, offizielle Mailadresse schicken werde. Aber auch mit dieser Adresse, sagt sie, hat sie sich nicht bei number26 angemeldet.

> André: Pffft.
>
> Kathrin: Der wenig überzeugende Grund steht bereits im Techniktagebuch.
> André: Du *willst* einfach gar kein Geld!

Kathrin: Hihi, das stimmt, du schuldest mir ja auch gar keines.
André: Ich hätte auch an eine Handynummer von dir zahlen können, aber das wäre natürlich äußerst gewagt gewesen. Und die Frage, ob ich dir wirklich Geld schulde, verblasst vor der Wichtigkeit des Forschungsanliegens.

Kathrin: Also noch habe ich 0 Euro. Auch meine eigene Überweisung von immerhin vorgestern ist noch nicht da.
André: Du müsstest eine Mail von number26 an die Gmail-Adresse bekommen, in der sie fragen, ob du ein Konto bei ihnen hast. Oder wo das Geld sonst hin soll.

Kathrin: Tatsache! „André Spiegel hat dir Geld gesendet“ (von Gmail wo einsortiert, wo man es nicht sieht).

Jetzt überschlagen sich die Ereignisse.

André: Ich habe das Geld schon nicht mehr. Oder nein, doch!

Kathrin: In der Mail ist ein „Accept Money now“-Button, der zur number26-Website führt.
André: Gerade eine Push-Nachricht bekommen, dass du das Geld angenommen hast!

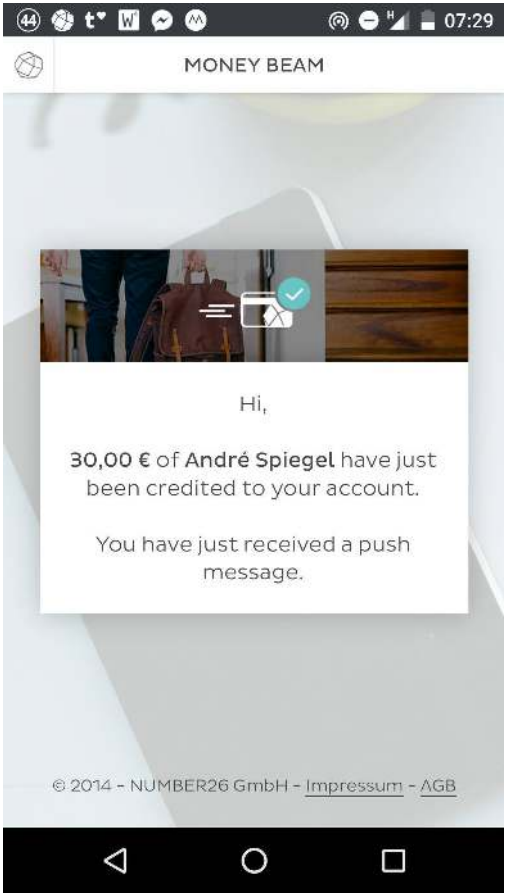


Bild: Kathrin. Zeitzone: Berlin

Kathrin: Es gab eine „already a customer“-Option, ich musste dann meine Mailadresse oder wahlweise Telefonnummer angeben, und dann ging es. Die gute Nachricht, man braucht die IBAN also nicht zwingend.

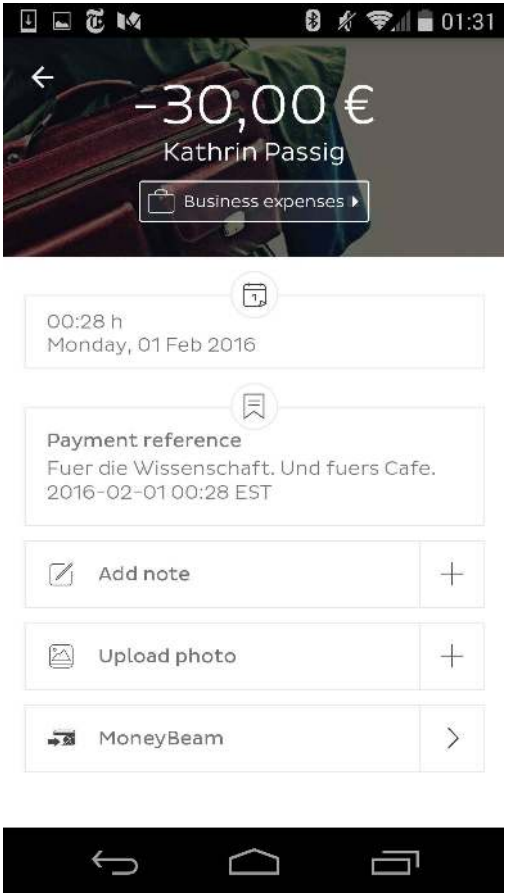


Bild: André. Zeitzone: New York

Kathrin: Soso, “business expenses”.
André: Die schlechte Nachricht, wer hat schon dauerhafte Mail-adressen oder Telefonnummern.

Kathrin: Auch wieder wahr.
André: Oh. Und ich habe dich jetzt mit deiner richtigen Kontonummer in meinen number26-Kontakten stehen.

Tatsächlich. In der number26-App sehe ich jetzt Kathrins Kontonummer, die sie mir selber nie mitgeteilt hat. Für zukünftige Überweisungen ist das natürlich praktisch, aber ich kann mir nicht helfen – die Tatsache, dass jemand, dem ich sie nicht ausdrücklich mitgeteilt habe, plötzlich meine Kontonummer kennt, dürfte vielen Menschen erst mal das Blut in den Adern gefrieren lassen. Auch ein anderer Freund, dem ich einen Tag später etwas per number26 überweise, fragt entgeistert danach, obwohl er grundsätzlich Technikenthusiast ist. Vielleicht ist der nächste Datenschutz-Skandal nicht weit, vielleicht gewöhnen wir uns aber auch schnell genug daran.

André Spiegel

1. Februar 2016

Touristentechnik in Paris – 1. Teil

Ich bin mit Besuch in Paris im Zentrum unterwegs und auf der Suche nach einem Museum. Wir haben wahrscheinlich einen falschen Ubahnausgang genommen und wollen uns an einem großen Straßenplan orientieren. Während mein Besuch schon den Hals reckt, um die Gegend rund um den roten "Vous êtes ici" (Sie befinden sich hier) Punkt genauer zu sehen, überlege ich was "faites défiler le plan" bedeutet und ob der schwarze Punkt wirklich etwas tut.

Défiler bedeutet vorbeiziehen, wird aber auch für Scrollen verwendet. Tatsächlich kann man den Plan mit Druck auf die schwarzen Punkte nach oben und unten bewegen. Für mich sieht es aus wie ein normaler Papierplan hinter einer Glaswand.

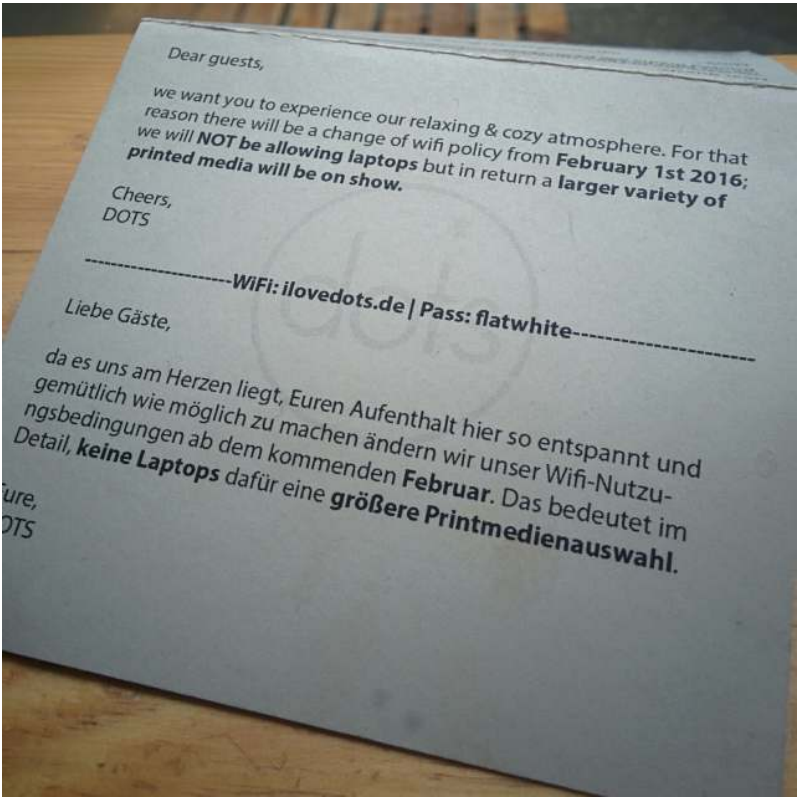
Nach dem 1. Februar sehe ich viele weitere dieser Pläne an touristischen Orten in Paris. Bei keinem hat das Scrollen jemals wieder funktioniert.

verenka

1. Februar 2016

Als sie Laptops am Wochenende verboten, habe ich geschwiegen. Es war ja nicht immer Wochenende

In dem für mich sehr praktisch gelegenen Café, in dem man am Wochenende keine Laptops mehr benutzen darf, wird die Regelung ab heute weiter verschärft:



Dear guests,

we want you to experience our relaxing & cozy atmosphere. For that reason there will be a change of wifi policy from **February 1st 2016**; we will **NOT be allowing laptops** but in return a **larger variety of printed media will be on show.**

Cheers,
DOTS

----------**WiFi: ilovedots.de | Pass: flatwhite**----------

Liebe Gäste,

da es uns am Herzen liegt, Euren Aufenthalt hier so entspannt und gemütlich wie möglich zu machen ändern wir unser Wifi-Nutzungsbedingungen ab dem kommenden **Februar**. Das bedeutet im Detail, **keine Laptops** dafür eine **größere Printmedienauswahl**.

ure,
OTS

Um die Wifi-Nutzungsbedingungen geht es offenbar gar nicht, ich habe hier immer mein selbst mitgebrachtes Internet benutzt, und das können die Betreiber ja nicht sehen. Laptop ist Laptop. Eigentlich sind es die Café-Nutzungsbedingungen, die geändert wurden.

Ich frage nach dem Grund für das Verbot. “Wir wollen, dass hier mehr so eine Caféatmosphäre herrscht, dass die Leute sich unterhalten und nicht zum Arbeiten hierherkommen.” Das passt nicht ganz zur Aufforderung auf dem

Schild, statt im Internet doch in Printmedien zu lesen, denn dabei unterhält man sich ja auch nicht. Außerdem muss man zum Unterhalten zu zweit sein, ich bin aber gar nicht so oft zu zweit, wenn ich Hunger habe.

Ich frage noch einmal nach. “Manche Leute sitzen hier drei Stunden lang und bestellen fast nichts.” Das scheint beim Unterhalten und beim Lesen von Printmedien seltener vorzukommen, obwohl die Wikipedia zum Thema Wiener Kaffeehaus vermerkt: “Anders als in einem gewöhnlichen Café war es im Wiener Kaffeehaus durchaus üblich, dass ein Gast, der nur einen Kaffee bestellt hat, stundenlang an seinem Tisch sitzen bleiben durfte und die vorhandenen Zeitungen ausgiebig studierte oder als Schriftsteller hier arbeitete.”

Ich bin gespannt, wie sich das in den nächsten Jahren entwickelt. Wird es Cafés geben, in denen man mit Laptop willkommen ist und Cafés, in denen man unwillkommen ist? Werden alle Cafés auf so eine Regelung umschwenken (immerhin liegt dieses in einem Stadtteil, in dem gerade Trends gesetzt werden)? Umgekehrt? Oder sterben Laptops einfach vorher aus? Bis zur Klärung dieser Frage brauche ich jedenfalls erst mal ein neues Stammcafé.

Update: Im Juni 2016 frage ich die Betreiber des Laptopverbotscafés bei Facebook: “Ich sehe kein Schild mehr im Fenster, heißt das, man ist jetzt auch als Laptopfrühstücker wieder erwünscht?” und erhalte die Antwort: “Hi Kathrin, ja wir versuchen natürlich auch das beste Erlebnis für alle zu liefern. Daher sind Laptops wieder freigegeben, aber das WLAN/WiFi haben wir dafür abgeschaltet.”

Kathrin Passig

1986 und 2016

Wasser marsch!

Am 1. Februar 2016 sehe ich im Fernsehen eine Sendung über den neuen Service Cloud&Heat. Dabei geht es darum, ein Rechenzentrum nicht nur für die Speicherung der Clouddaten zu nutzen, sondern mit der Abwärme der Computer gleichzeitig seine Wohnung zu beheizen und sein Warmwasser zu erzeugen. Dazu ist es im Rechenzentrum von Cloud&Heat nötig, ein umfangreiches Netz von Wasserleitungen und Wärmetauschern zu installieren.

Wasser in einer Umgebung, in der der unbefugte Zutritt wegen der beträchtlichen Ansammlung von Elektrizität strikt verboten ist? Alter Hut! So was gab es schon mal vor 30 Jahren:

Da sich das Moorsche Gesetz, dass sich alle zwei Jahre die Leistung der Schaltkreise in der Computerindustrie verdoppelt, ständig bewahrheitet, ist 1986 die Dichte der Schaltkreise auf den Platinen so weit gekommen, dass die bei ihrem Betrieb erzeugte Wärme nicht mehr abgeführt werden kann. Daher hat die Firma, bei der ich damals arbeite, einen Großrechner auf den Markt gebracht, der mit Wasser gekühlt wird. Das Gezetere bei unseren Kunden ist groß. Man muss sich vorstellen, dass Computer, Disks, Endlosdrucker, Bandstationen und TP-Steuereinheiten damals klobige Schränke sind, die durch armdicke schwere Kupferkabel unter Doppelböden miteinander verbunden sind. Und in einer so elektrisch heiklen Umgebung soll nun eine Wasserleitung installiert werden? Mit umgerechnet 15.000 Euro ist so ein geschlossener Wasserkreislauf, genannt Kaltwassersatz, auch nicht ganz billig.

Nun ja, wir haben die neuen Computer ganz gut verkauft, denn die Gier der Kunden nach mehr Rechenleistung ist stärker als die Abscheu vor dem Wasser im Rechenzentrum.

Glücklicherweise werden bald darauf Verfahren für das Packen der Schaltkreise auf Wafern entwickelt, die ohne Wasserkühlung auskommen, so dass diese Episode der Computertechnologie wieder in Vergessenheit gerät. Vielleicht wird der eine oder andere Wasserhahn im RZ noch zum Händewaschen genutzt? Mit Cloud&Heat kann er nun wieder seiner ursprünglichen Nutzung zugeführt werden.

Ich nenne das mal das Gomobu-Gesetz:
"Alle 30 Jahre wiederholt sich das Computer-Design."

Gomobu68

31. Januar bis 1. Februar 2016

Verändertes Buchleseverhalten auf dem Webstuhlnachfolgegerät

Ich lese “Jacquard’s Web: How a hand-loom led to the birth of the information age” von James Essinger als E-Book. Auch hier hat das digitale Format einige vom Autor nicht vorhergesehene Nebenwirkungen (das Buch erschien ursprünglich 2004 auf Papier).

> “The figure overleaf shows what a typical punched card from this period looked like.”

Die Lochkarte ist natürlich nicht “overleaf” abgebildet, es gibt ja gar keine Seiten, sondern nur irgendwo in der Nähe dieser Stelle. Und auch die folgende Demonstration schlägt fehl:

> The pixels are so small that they cannot normally be seen, but they become visible if we enlarge any item on a computer screen, including a word. For example:
>
> Jacquard
>
> Here the letters have been enlarged to a size where their pixel-based structure is clearly visible. The curves of the letter are not curves at all, but a sequence of steps composed from square pixels.

Die Pixelstruktur ist alles andere als “clearly visible”, gerade weil sich der Text “on a computer screen” befindet und nicht in einem gedruckten Buch. Da hilft auch keine Vergrößerung.

Das ist normal, solche Beispiele gibt es in fast jedem E-Book. Neu ist diesmal etwas anderes: In den letzten Jahren habe ich oft bei der Lektüre von Sachbüchern und Romanen nebenbei das darin Beschriebene gegoogelt. Bisher beschränkte sich meine Zusatzrecherche auf das Betrachten von Fotos und Wikipediaeinträgen. “Jacquard’s Web” ist das erste Buch, bei dem ich parallel viel Zeit mit Videos zubringe: Videos von Jacquard-Webstühlen, die per Lochkarte mit Mustern gefüttert werden, Videos von der Lochkartenherstellung, animierte Erklärungen, wie der Vorgang im Einzelnen funktioniert (das sieht man auf Videos nicht gut, weil der wesentliche Teil des Mechanismus in mehreren Metern Höhe angebracht ist), Videos der nach Babbages Entwürfen gebauten “Difference Engine” im laufenden Betrieb, Videos von Hollerith-Lochkartengeräten (unbefriedigend, es gibt eigentlich nur Fotos davon), Videos vom Harvard Mark 1. Vor allem die Jacquard-Webstühle mit ihren aneinandergenähten Lochkarten faszinieren mich mit ihrem rhythmischen Betriebsgeräusch, und sie rühren mich, weil ich sie auf einem Gerät betrachte, das mehr oder weniger von ihnen abstammt. Es ist auch alles gar nicht schwer zu verstehen, wenn man genügend unterschiedliche Videos ansieht.

Ohne Videos hat man allerdings kaum eine Chance, den wesentlichen Teil des Buchs zu erfassen. Ich weiß nicht mehr, wie ich solche Bücher früher gelesen habe. Vermutlich habe ich technische Beschreibungen überblättert und “das Dings ist also irgendwie mit dem Dings verbunden, soso” gedacht.

Kathrin Passig

3.2.2016

Nachricht kann nicht angezeigt werden

Eine SMS auf meinem Handy zu ungewöhnlichen Zeiten scheint erst mal ein Grund zur Besorgnis. So wie ein Anruf mitten in der Nacht, ein Zeichen für einen Notfall. Denn sonst hätte ja eine Mail oder etwas anderes gereicht,

was ich am nächsten Morgen zur Kenntnis nehme. Die SMS ist allerdings computergeneriert und besteht nur aus einem Satz: *Die Nachricht kann nicht angezeigt werden.*

Ich kenne das schon. Da hat wieder mal jemand versucht, mir eine Nachricht über den so genannten *Multimedia Messaging Service* (MMS) zu schicken. Eine Erweiterung der textbasierten SMS um multimediale Bestandteile wie Bilder – allerdings eine Technik, die angesichts von E-Mail und Messenger-Apps auf den Smartphones seltsam anachronistisch wirkt. Vor allem mit Blick auf die zusätzlichen Kosten, die die Mobilfunkprovider für diesen Dienst aufrufen.

Bei mir ist das ohnehin verschwendet, denn Anrufe und Nachrichten für die Mobilfunknummer, die ich herausgebe, landen auf einem Ultrabasic-Handy, das solche multimedialen Inhalte gar nicht erst anzeigen kann. Das wird offensichtlich dem Server des Mobilfunkunternehmens nicht zurückgemeldet, denn die Zustellversuche der MMS-Nachricht ziehen sich über Tage hin. Immer wieder nur mit dem lapidaren Hinweis *Die Nachricht kann nicht angezeigt werden.*

Nach Tagen kommt dann die Information, dass eine Nachricht nicht zugestellt werden konnte. Tatsächlich. Dafür gibt es dann, auf dem Ultrabasic-Handy genauso wie auf einem Smartphone, einen Internet-Link und ein Passwort, mit dem ich auf dem Telekom-Server was abholen könnte. Im Normalfall habe ich allerdings schon längst den Absender angemailt (oder zur Not auch angerufen) und ihm mitgeteilt, er möge mir seinen wunderbaren multimedialen Inhalt doch einfach per E-Mail oder auf anderem Wege zukommen lassen.

Die meisten verzichten darauf. So wichtig war das dann doch nicht.

Thomas Wiegold

Anfang 2016

Vorlesungsaufzeichnung mit Kamera-Roboter

Eine Studentin kann wegen einer Überschneidung meine Vorlesung nicht besuchen und fragt, ob eine Videoaufnahme gemacht werden könne. Mir gefällt die Idee. Wenn die Vorlesung aufgezeichnet wird und von den Kursteilnehmer/inne/n zeit- und ortsunabhängig gesehen und gehört werden kann, lohnt sich der im Vergleich zum Ertrag dieses eher veralteten Wissensvermittlungsformats doch recht hohe Vorbereitungs- und Energieaufwand sicher etwas mehr.

Ich also in den Hörsaal, um zu gucken, ob da eine fest installierte Kamera ist. Das ist der Fall. Aber wie benutzt man sie? Ich frage in der Portiersloge, die schickt mich zum AV-Dienst, der schickt mich zum Büro für studentische Angelegenheiten, das schickt mich zur Abteilung Stundenpläne. Dort wird die Vorlesung im zentralen Stundenplansystem als aufzunehmen markiert, mir wird aber nahegelegt, wegen der Kurzfristigkeit dem AV-Dienst nochmal Bescheid zu sagen, damit die den anscheinend erforderlichen analogen Zwischenschritt noch vornehmen können. Das tue ich per E-Mail, die Bestätigung kommt alsbald und ich kann im webbasierten Kursportal meinem Kurs eine Sektion hinzufügen, in der dann die Videos aller Vorlesungswochen nach und nach automatisch auftauchen sollen.

Von da an geht anscheinend tatsächlich fast alles von selbst. Vor der ersten Vorlesungssitzung hole ich in der Portiersloge ein Funkmikrofon ab. Pünktlich um 13:00 Uhr geht im Hörsaal die Kamera an und dreht sich automatisch, wenn ich auf und ab schreite. Die ersten zehn Minuten lang zeichnet sie ohne Ton die Versuche von mir und der studentischen Hilfskraft auf, PC und Beamer zum Laufen zu kriegen. Alles wird zentral über ein Touchscreen-Gerät bedient, das sich aber anscheinend gerne mal aufhängt, und der Neustart beinhaltet einen kompletten Abkühl- und Wiederaufwärm-Zyklus des Beamers. Nicht alle Technik ist so benutzerfreundlich wie der freundliche Kamera-Roboter.

Am Anfang und Ende des Vortrags und aller Pausen gelingt es mir jeweils, den Mute-Schalter im richtigen Moment in die richtige Stellung zu bringen. Minuten nach der Vorlesung ist im Kursportal ein Vorschaubild zu sehen, nach ein paar Stunden ist das Video dann transkodiert und kann angesehen werden – schön mit dem separat aufgezeichneten Output des Beamers daneben, wie man das mag. Gerne wieder.

Kilian Evang, zuerst veröffentlicht bei
texttheater.net/vorlesungsaufzeichnung-mit-kamera-roboter

4.2.2016

Obstidentifikation online

Wir haben eine uns beiden vollkommen unbekannte Frucht in der Obstschüssel liegen. Sie sah einfach interessant aus und wir haben sie mitgenommen. Aber wie bekommt man heraus, was es ist oder wie man es isst?

Die Frau will aufs Geratewohl nach „exotischen Früchten“ googeln, ich beschließe: Das ist ein Fall für die Bildersuche. Ich lege also die Frucht auf einen weißen Hintergrund (also einem „Zewa“-Tuch), mache mit dem Handy ein Bild, speichere das Bild in der Cloud, wechsle an den Laptop und lade das Bild aus dem Cloud-Ordner ins Suchfeld der Google-Bildersuche hoch.
Trotz des etwas umständlichen Weges habe ich schneller das Ergebnis – die ähnlichen Bilder zeigen eindeutig alle unsere Frucht. Dafür habe ich weniger neue exotische Früchte als die Frau kennen gelernt.

Und während ich hier schreibe, kommt mir der Verdacht, dass ich die Suche sicherlich auch direkt auf dem Handy hätte durchführen können.

Christian Fischer

4. Februar 2016

Ende der Erbosung

Während einer Arbeitssitzung, die bei mir zu Hause stattfindet, fällt zwei technikaffinen Kollegen mein Bose SoundLink Mini Bluetooth Speaker auf. Angeschafft habe ich ihn für den Fall der immer mal wieder vorkommenden Fälle, dass ich in einem Raum unterrichte, in dem die Lautsprecheranlage fehlt, obwohl ich einen Film zeigen will. Ich schimpfe ein wenig über das Ding, weil es mit einer unangenehmen deutschen Frauenstimme zu mir spricht, sobald ich es einschalte. R. meint, das lasse sich doch ganz einfach ändern, dafür gebe es Einstellungen. Wie ich denn herausfinden solle, was zu tun sei, moniere ich, so ganz ohne Betriebsanleitung, und Google werde mir ja wohl kaum eine Antwort geben auf die Frage „Was muss ich tun, damit mein Bose SoundLink Mini Spanisch mit mir redet?“. Doch, auf genau solche Fragen habe Google oft erstaunliche Antworten, meint M. Die beiden hantieren kurz mit ihren klugen Telefonen und schon tönt es aus dem Ding: „¡conexión establecida!“.

Franziska Nyffenegger

Februar 2016

Bekenntnisse eines Brötchenessers (ohne Kleingeld)

Ich esse gerne Brötchen. Sie sind der einzige Grund für mich, überhaupt noch Bargeld mitzuführen. Alles andere zahle ich mit Karte, aber bei deutschen Bäckern kann man nicht mit Karte zahlen – nicht bei der inhabergeführten Biobäckerei und auch nicht bei größeren Ketten mit ein paar Dutzend Filialen. Ich esse wirklich gerne und oft Brötchen, aber bin noch nie bei einem Bäcker gewesen, der ein Kartenlesegerät offen auf der Theke stehen hatte.

Was die Bäcker heimlich unter der Theke machen, weiß ich nicht, da ich mich nicht zum Gespött machen will, indem ich frage, ob ich einen Euro siebzig mit Karte zahlen kann (was dann höchstwahrscheinlich doch nicht geht).

Die Kartenverweigerung hat für die Bäcker Umsatzverluste zur Folge – also, von meiner Seite. Wenn ich einkaufen gehe, vergesse ich nämlich häufig alles, was über das Allernötigste hinausgeht. Das Allernötigste besteht aus meinem Handy (Hosentasche links vorne) sowie meiner Giro- und Kreditkarte und dem Schlüssel (Hosentasche rechts vorne). Das Kleingeld, das sich bisweilen in einer der hinteren Hosentaschen sammelt und auf irgendeinem Fensterbrett landet, wenn die Hose in die Wäsche kommt, gehört nicht dazu. Manchmal habe ich Glück und noch etwas Bargeld in der Hosentasche, wenn ich ein Brötchen möchte. Manchmal habe ich Pech und kein Bargeld dabei.

Wenn ich Pech habe, gibt es zwei Möglichkeiten: Bin ich in der Nähe des einen Supermarkts, gibt es doch noch Brötchen vom Bäcker. Da steht nämlich ein Geldautomat, den ich in dieser Woche schon an zwei von drei Tagen frequentiert habe – einmal, während meine Brötchen, die ich wegen unzureichender Bargeldbestände in den hinteren Hosentaschen nicht vollständig bezahlen konnte, an der Bäckereitheke auf mich warteten. Bin ich dagegen in der Nähe des anderen Supermarkts, gibt es keinen Geldautomaten in der Nähe und Brötchen aus dem Supermarkt. Da kann man nämlich mit Karte zahlen, und wenn's nur eins siebzig sind. Die Brötchen aus dem Supermarkt schmecken – ach ja, im Vergleich zu denen mancher Bäcker gar nicht so übel, wenn man sie am selben Tag isst.

Christopher Bergmann

5.2.2016

Ross schlägt etwas nach

Ich schaue eine Folge „Friends“. Darin kommt es zwischen Ross und Phoebes Freund Mike, die gemeinsam Zeit totschlagen müssen, zu folgendem Dialog:

-Mike: „What's the difference between beer and lager?“

-Ross: „I don't know. We could look it up.“

Die Szene endet an dieser Stelle, und ich bin gespannt, auf welche Weise das Nachschlagen der gewünschten Information vollzogen werden wird. Die Episode lief zuerst am 5. Dezember 2002; ich tippe darauf, dass die Protagonisten das Internet konsultieren werden. In der nächsten Szene mit den beiden sehen wir allerdings drei dicke Bücher auf dem Sofa und dem Couchtisch liegen, darunter ein Wörterbuch. „To look something up“ bedeutete also Ende 2002 immer noch primär „etwas in einem Druckerzeugnis nachschlagen“.

Die Lesenden der Zukunft werden sich jetzt sicher fragen, *wie* ich die „Friends“-Folge geschaut habe. Obwohl Serienkonsum Anfang 2016 nicht mehr primär „auf DVD gucken“ bedeutet, lautet die Antwort: „auf DVD“. Ich habe nämlich erst im Januar 2010, also fast sechs Jahre nach ihrem Ende, mit der Serie begonnen, nachdem ich mir die Komplettbox günstig bei amazon.co.uk bestellt habe. Im Februar 2016 bin ich dann auch schon in der neunten von zehn Staffeln angekommen.

Torsten Gaitzsch

06. Februar 2016

Traum-App

Im Traum bin ich mit dem gesamten Freundeskreis als Betatesterin einer neuen App eingeladen. Die wurde von einem Freund in seinem Startup entwickelt. Die App soll Leute zur Arbeit motivieren, Produktivität und Durchhaltewille fördern. Analog zur Sport-App „Runtastic“ kann man darin Leute per Button anfeuern – nur eben nicht beim Laufen, sondern bei der Arbeit.

Auf Facebook kommt, sobald man sich an die Arbeit macht, ein Post „Martin hat mit einer Arbeitsaktivität begonnen“ und die Freunde von Martin können das dann sehen und eben den Anfeuer-Button drücken. Technisch

läuft alles prima: Jedes Mal, wenn jemand den Button drückt, hört der Arbeitende ein Applausgeräusch. Allerdings kollabiert vom ersten Testlauf an die Produktivität komplett: Immer wenn sich jemand an die Arbeit macht, wird er von Freunden angefeuert. Soweit, so gut. Das Problem: Der Arbeitende hört das, schaut sofort nach, wer ihn angefeuert hat und denkt dann „Oh hey, Karl hat mich angefeuert! Da bedank ich mich mal besser!“ Das tut er dann auch – meist im Facebook-Chat – und zack kommt man ins Gespräch und die Arbeit ist vergessen. Es ist ein Desaster und wir wärmen uns die vom nicht-produktiv-Sein kalten Hände am brennenden Venture-Kapital.

Bevor ich den Startup-Freund mit meiner im Traum super klingenden Idee trösten kann, dass man die App doch evtl. als „Prokrastinatr“ auf den Markt bringen könnte, für Leute, die selbst beim Prokrastinieren prokrastinieren, und dazu müsste man den Button doch einfach nur in „Stop them from getting anything done“ umbenennen, wache ich auf. Vielleicht auch besser so.

Mia Culpa

6. Februar 2016

Zur Hälfte barrierefrei ist gar nicht barrierefrei: Ein Workaround

Space School am Observatorium. Fünfzig zehnjährige Kinder rennen durch die Räume, bauen Kometen, sehen sich Bilder an, und blicken aus dem Fenster. Zwei von ihnen rennen weniger, weil sie im Rollstuhl sitzen. Die große Kuppel ist zwar im Erdgeschoss barrierefrei umgebaut, aber was hilft es, wenn die Teleskope weiterhin oben stehen und kein Platz und kein Geld für einen Aufzug da ist. Einer der beiden kann sich selbst helfen und rutscht auf dem Hosenboden die Treppen hoch und runter. Für den anderen bleibt nur der technologische Supercut: Er sitzt einen Kilometer entfernt in einem Büro und betrachtet auf einem Bildschim den Livefeed vom Teleskop, der ihm per Smartphone und Skype direkt vor die Nase geliefert wird. Er hört

alles, was ich sage, und sieht alles, was ich zeige. Nur die Herstellung von Kometen aus Trockeneis, Sand und Glitter funktioniert virtuell nicht so gut. Hoffentlich kauft ihm jemand ein richtiges Eis zum Ausgleich.

Aleks Scholz

Anfang 2016

Ich komme vielleicht, nein, ich bin interessiert

Facebook-Ereignisse, also das Anlegen von Terminen, zu denen sich Menschen mit ihren Facebookprofilen anmelden können, sind schon wegen massenhaft gecrashter Privatparties in den Medien gewesen und haben in meinem Freundeskreis für Unmut bei Facebook-Verweigerern gesorgt, wenn man vergessen hat, sie zu ähnlichen Privatparties auf anderem Weg einzuladen. In meinem Leben haben sie bis vor kurzem eine eher untergeordnete Rolle gespielt, bis vor kurzem.

Facebook hat nämlich die dritte der Antwortmöglichkeiten auf öffentliche Ereignisse neben “I’m going” und “Not going” von “Maybe” auf “Interested” geändert und als Icon einen kleinen Stern daneben gesetzt. Außerdem taucht in meinem Newsfeed immer mehr auf, für welche Veranstaltungen sich meine Freunde interessieren, mit der einfachen Möglichkeit, sich ebenfalls dafür zu interessieren.

Es mag auch an der höheren Veranstaltungsdichte in meinem Umkreis seit dem Umzug nach Berlin liegen, aber seit dieser Umstellung mache ich viel mehr Veranstaltungspläne über Facebook. “Interessiert” klingt viel unverbindlicher als “Ich komme vielleicht”, es erlaubt einem das Beobachten eines Ereignisses auf der Merkliste. Und nicht nur einmal ist es passiert, dass

ich von Ereignissen nur erfahren habe, weil Freunde in meinem Newsfeed sich dafür interessiert haben. Aus Gesprächen mit meiner Frau erfahre ich, dass bei ihr genau der gleiche Prozess eingesetzt hat.

Alexander Matzkeit

Februar 2016

Präludien um Mitternacht

Seit der Tagungstagung auf Gut Siggen dachte ich regelmäßig darüber nach, wie sehr sich mein Leben durch die Anschaffung eines Tasteninstrumentes verbessern würde. Am besten ein Cembalo, wie in Siggen. Oder eine Orgel. Oder einen Flügel. Jedenfalls etwas mit Tasten, schwarzen und weißen, auf denen ich den Flohwalzer, die Präludien von Bach oder Beatles-Songs spielen kann, wie damals, als ich mit 14 die Klavierstunden aufgeben musste, weil meine Eltern unbedingt den Ostblock verlassen wollten.

Aber es gibt ein Problem, eigentlich das Hauptproblem mit Musik. Sie macht Geräusche. Wie viele hoffnungsfrohe Musikerkarrieren wohl schon daran gescheitert sind, dass jemand das Üben aufgab, weil ihm die Geräusche, die aus dem Musikinstrument kamen, peinlich waren? Wie oft kann man nachts nicht schlafen und wünscht sich nicht sehnlicher, als Barbers "Adagio for Strings" spielen zu können, möglichst laut? Die Nachbarn als Kulturinhibitoren. Man kann der Peinlichkeit eigentlich nur entgehen, wenn man ein Kind ist oder wenn man ein sehr leises Instrument spielt. Dudelsack geht schon mal nicht, so viel steht fest.

Seit einem Monat bin ich im Besitz eines Yahama-Keyboards für 69 Pfund, das nicht nur Cembalo, Orgel und Flügel vereint, sondern außerdem mit einer Buchse ausgestattet ist, in die man einen Kopfhörer stecken kann. Das klingt jetzt trivial, aber diese kleine Buchse an elektronischen Musikinstrumenten hat vermutlich mehr für die Kunst getan als, keine Ahnung, Haydn.

Jeden Abend, wenn ich endlich zu Hause bin, sitze ich eine Stunde lang am Gerät, drüben im Musikzimmer, und spiele Töne direkt in meine Ohren. Ich bin immer noch genauso schlecht wie mit 14, aber keiner merkt es.

Aleks Scholz

6. Feb. 2016

Die kleine MMS will aus dem Datenparadies abgeholt werden

Vor rund zwei Wochen hatte ich beim Lackierer meines Vertrauens ein paar Motorradteile zum Lackieren abgegeben. Vorgestern rief er an, dass er die Teile fertig habe – und ob ich das Bild nicht bekommen hätte. Ich verneinte. Kurz darauf stand ich in seiner Werkstatt und holte die Teile ab.

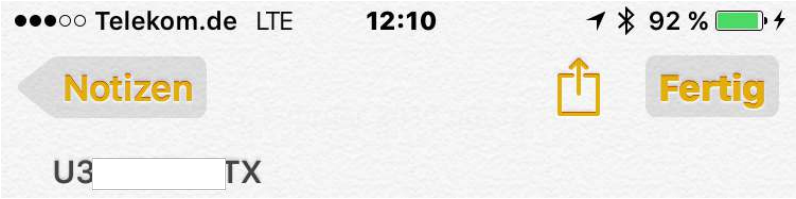
Heute – die Teile sind längst montiert – kommt plötzlich eine SMS:

Hm. Eine MMS. Hennes, mein Lackierer, benutzt noch ein richtiges Handwerkerhände- und Werkstatt-taugliches Handy, mit dem er telefoniert und nebenbei auch mal ein Foto machen und irgendwo hinschicken kann. Das kann sicherlich auch mal in die Verdünnung plumpsen und unter den Tellerschleifer geraten, ohne dass etwas Schlimmes passiert.

Ich weiß gar nicht, wo die MMS außer in der “Nachrichten”-App angekommen sein sollte. Da ist sie jedenfalls nicht. Sie will ja auch abgeholt werden. Ich ahne schon, dass das kompliziert wird. Ich versuche, den 10-stelligen PIN-Code aus der SMS zu kopieren. Geht nicht. Aber die ganze SMS verkriecht sich in die Zwischenablage. Immerhin!

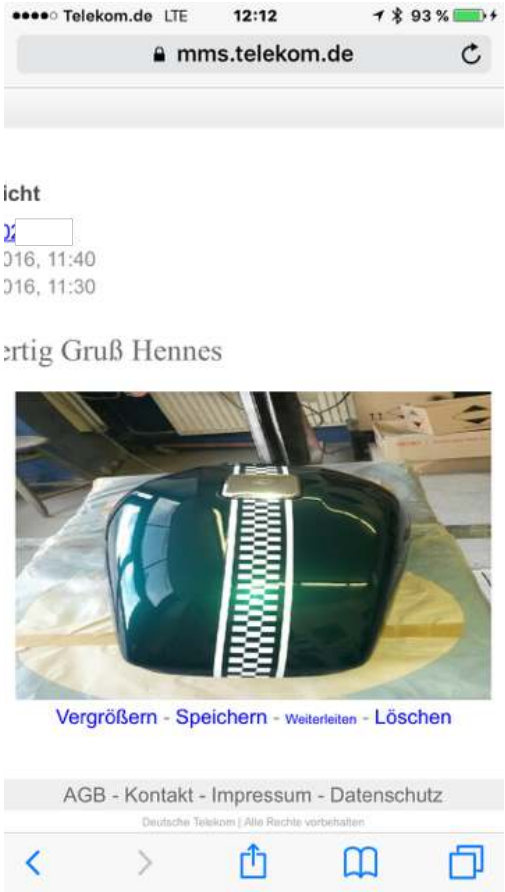
Ich lege eine neue Notiz an und kopiere die SMS hinein:

Daraus separiere ich den PIN-Code und kopiere ihn.



Als Nächstes tippe ich auf die URL zur MMS-Seite der Telekom und lande auf einer Seite, die offensichtlich noch nicht für mobile Browser optimiert ist. Die Verwendung von MMS auf Mobilgeräten kommt wahrscheinlich in baldiger Kürze.

Dank meines Notizen-Workaround kann ich nun leicht den PIN-Code in das Feld einfügen. Meine Handynummer muss ich allerdings noch zu Fuß eintippen. Und nur einen klitzekleinen Moment später sehe ich das Bild:



Das unförmige Ding auf dem Bild hat allerdings nur wenig Ähnlichkeit mit dem Tank, den ich längst wieder montiert habe. Das Bild ist offensichtlich gestaucht. Und dafür nun der ganze Aufwand! Achso, das Abspeichern klappt

auch irgendwie nicht. Ich gehe einfach in meine Bastelbude, wo ich mir die fein lackierten Teile in 3D anschauen kann, setze mich auf mein Motorrad und seufze “brumm-brumm”.

Markus Winninghoff

7.2.2016

69 Zentimeter Sport

Seit über einem Jahr ist das Schwimmbad in der Wiener Stadthalle nach sehr langer und skandalumwitterter Renovierung wieder offen. Kurz nach der Wiedereröffnung hatte ich eine Jahreskarte für 220 € erworben, weil die Einzeltickets (6 €) sehr teuer sind. Ich nutze meine Jahreskarte recht oft und fahre meistens vormittags 2-3 mal die Woche mit dem Rad in den 15. Wiener Bezirk, bevor ich mit der Arbeit beginne. Die Kondition steigt, die Laune wird besser.

Jetzt ist das Jahreskartenjahr abgelaufen,und ich kaufe mir sofort eine neue. Aus Neugierde frage ich dabei an der Kasse nach, wie oft ich die alte Karte eigentlich benutzt habe. Als Antwort bekomme ich einen 69 Zentimeter langen Ausdruck mit detailliert aufgelisteten Ein- und Ausgangszeiten des letzten Jahres. Wie oft ich im Stadthallenbad war, steht als Summe allerdings nicht da, das müsste ich händisch nachzählen.

Das spare ich mir aber, denn meine mobile App Swarm, mit der man die Check-Ins bei FourSquare macht, weiß es bereits: “Sie waren hier 90 Mal”.

Krzysztof Jeziorny

Anfang 2016

Meilen – dafür geh ich weit

Ich hatte kürzlich zum ersten Mal seit 2013 wieder das Vergnügen, beruflich in die USA zu fliegen. Die ESTA-Formalitäten für die Einreise verliefen erstaunlich reibungslos. Nach Eingabe diverser Angaben zu Person und Reise sowie der Kreditkartennummer wurde mir gleich online eine Erfolgsbestätigung angezeigt, die ich mir flugs ausdruckte.

Die Flüge waren von meinem Arbeitgeber für zwei Kollegen und mich gebucht worden. Eine Möglichkeit zur Sitzplatzreservierung sollte es beim Online-Check-In 23 Stunden vor Abflug geben. Da die Körpergröße meiner beiden Kollegen deutlich näher bei 1,90 m liegt als meine, hatten sie ein

gesteigertes Interesse daran, günstige Plätze zu ergattern. Und da die 23-Stunden-Frist in unsere Arbeitszeit fiel, gruppierten wir uns pünktlich um einen Rechner.

Dieser Eingabeprozess gestaltete sich allerdings umständlicher als gedacht, da erneut allerlei Details wie Ausstellungs- und Ablaufdaten aller drei Reisepässe einzutragen waren. Diese mussten z. T. erst telefonisch daheim abgefragt werden. Ob es daran lag, dass wir so lange gebraucht haben oder an anderen Gründen – wir bekamen jedenfalls nur stinknormale Plätze in der Mittelreihe.

Vor dem Rückflug aus Kalifornien hätte dasselbe Spiel angestanden. Und obwohl wir unsere Pässe diesmal alle dabei hatten und das WLAN im Hotel vorzüglich war, verzichteten wir angesichts der umfangreichen Eingabemasken auf eine erneute Dateneingabe.

Diese Datenerfassungsorgien bei Flugreisen dienen natürlich unser aller Sicherheit. Ich frage mich aber immer, ob sich die Schurken dadurch verraten, dass sie die Daten besonders konsistent eingeben. Jemanden wie mich hindern bestenfalls die Browser-Vorschläge zur Eingabewiederholung daran, hier regelmäßig Tippfehler oder Zahlendreher einzugeben.

Damit war es aber auch nach der Rückkehr noch nicht getan. Denn obwohl ich sonstigen Online-Gutscheinen und Rabattangeboten bestens widerstehen kann, giere ich doch nach Bonusmeilen. Das ist insofern eine unerwiderte Liebe, als dass ich schon viele davon hatte, sie aber noch nie einlösen konnte. Falls ich die magische Grenze für einen Freiflug (oder etwas anderes Sinnvolles – ich besitze schon zwei Akkuschrauber) mal erreicht hatte, verfielen entweder meine Meilen, bevor sich eine Gelegenheit ergab, oder die Airlines änderten die Konditionen.

Aber ich wollte es auch diesmal wissen und loggte ich mich nach überstandenem Jetlag in das Bonusmeilen-Portal ein, sah dort aber leider nur den ersten Zubringerflug von Berlin nach Frankfurt verzeichnet. Offenbar war die Angabe der Bonusmeilen-Kundennummer nur dafür berücksichtigt

worden. Ich hätte ja auch unterwegs die Identität wechseln können. Meilen können aber nachträglich unter Eingabe einiger weniger Daten wie z. B. der ca. 12-stelligen Ticketnummer gutgeschrieben werden.

Da ich die Tickets noch hatte, konnte ich auch diese Daten erfolgreich eingeben. Nur um dann zu erfahren, dass die beiden Rückflüge noch keine 14 Tage her seien und ich es gern später noch einmal probieren möge. Ich fühlte mich so gut, wie ich mich immer fühle, wenn ein Computersystem mit einer großen Datenbank mir sagt "oh, ich kann mir die Daten, die du gerade umständlich eingetippt hast, leider gerade nicht merken. Aber trag doch auf deinem Rechner eine Notiz in deinen Kalender ein und schick sie mir dann im richtigen Moment noch mal."

Nun, es gibt Browser-Vorschläge zur Eingabewiederholung. Und ich bin jetzt vorübergehend stolzer Besitzer von 3344 Prämienmeilen.

Virtualista

Februar 2016

Voll LOL

Der Achtjährige erzählt ganz aufgeregt vom Fußballspiel in der Schulpause: „Und dann steht M. alleine vorm Tor und will den Ball voll reinballern. Aber er haut den total daneben. Das ist doch voll LOL, ne?"

– „Haha, na so was. Aber, sag mal, LOL, woher kennst du das Wort denn?"

– „Das sagt man so!"

– „Ne, sag mal, was heißt das? Und woher kennst du das?"

– „Das sagt man so. Frau N. hat uns das auch erklärt. LOL heißt *Lachen ohne Laute*".

Vielleicht sprechen die Kinder und Jugendlichen schon länger so, und ich habe das nur bisher nicht mitbekommen. Wikipedia bestätigt, dass sich der Ausdruck LOL (eigentlich ein im schriftsprachlichen Internet gängiges Akronym für “laughing out loud”, welches aber wohl im Netz schon wieder seltener verwendet wird)

> auch als Bestandteil der Jugendsprache etabliert

hat, was mir bis heute unbekannt war.

Molinarius

8.Februar 2016

Notiz-Fotos und Lesebrillen-Cheating mit dem Handy

Vermutlich geht das nicht nur mir so: Statt sich handschriftlich oder in einer App Notizen zu machen, tut es immer mehr auch ein Foto mit dem schlauen Telefon, gerade, wenn man statt dessen eine Zeichnung machen müsste oder die Gefahr besteht, einen Fehler bei der Abschrift zum Beispiel einer MAC-Adresse zu machen.

Das ist auch dann praktisch, weil man bei analogem Vorgehen eventuell noch etwas zum Klettern braucht, wo man mit dem ausgestreckten Kamera-Arm auch gerade so noch ran kommt, zumindest nahe genug für ein Foto.

Diese Notiz-Fotos sind für mich aus mental/fotografischer Sicht meist schlimm: In der Regel sind sie nicht korrekt fokussiert, komplett unscharf, verwackelt, verblitzt oder sonst technisch grenzwertig – trotzdem hebe ich sie auf, weil man die eigentlich darin verborgene Info ja lesen und eventuell sogar noch mal gebrauchen kann – nur eben nicht als Foto.

Inzwischen habe ich mich mehrfach dabei ertappt, auch Fotos von schwer entzifferbarem Kleingedruckten z. B. auf Etiketten von Kühlerfrostschutz oder anderen eher esoterisch anmutenden Dingen zu machen, um diese sofort auf dem Smartphone zu vergrößern und eine Kaufentscheidung zu treffen.

Natürlich nur bei schlechtem Baumarkt-Licht und so – aber vermutlich bräuchte ich dafür eigentlich so langsam mal eine Lesebrille.

Alexander Stielau

8.2.2016

Facebook beweist, dass mein Ausweis mir gehört

Mein Geldbeutel ist mir wohl beim Sitzen auf Barhockern im Pub aus der hinteren Hosentasche gefallen. Es fällt mir allerdings erst auf, als ich von der Tanzfläche zurück zum Tisch komme. Der freundliche Finder am Nachbartisch sieht mich jedoch offensichtlich verzweifelt gucken und sagt mir, dass er den Geldbeutel an der Theke abgegeben hat.

Natürlich muss ich mich jetzt noch dem Barkeeper gegenüber legitimieren – auf die Idee, dass er einfach meinen Personalausweis aus dem Geldbeutel nehmen könnte, kommen wir allerdings beide nicht, sondern ich zeige ihm auf meinem Smartphone in der Facebook-App, dass dort beim eigenen Profil mein Name steht, den er im Geldbeutel auf der vorne steckenden BahnCard wiederfindet. Das genügt ihm auch und ich habe meinen Geldbeutel wieder in den Händen.

Im Nachhinein kommt mir diese Form des Identitätsbeweises irgendwie falschrum vor.

moschlar

08.02.2016

Zombies wegen der Landschaftsaufnahmen

Ich schlafe schlecht. Was nicht am Wind liegt, der über mein Dach fegt. Oder doch. Es liegt am Wind. Und daran, dass ich seit drei Tagen Serien schaue, die sich nicht für mein Nervenkostüm eignen. Ich schaue "The Walking Dead". Was daher kommt, dass ich "Prison Break" gesehen habe und gelesen habe, dass die eine Schauspielerin auch in der anderen Serie mitmacht.

Und weil ich (seit Kurzem) Netflix habe.

Vor ein paar Wochen habe ich eine Folge im Fernsehen gesehen und mich zwar schlimm gegruselt, wollte dann aber doch wissen, wie das alles zusammenhängt, woher die Zombies kommen und wie man da wieder rauskommt. Insgesamt hat es auch mein Kindheits-Ich angesprochen, das mit Seefahrerbüchern und Forschungsreisendenbiografien groß geworden ist.

Wäre ich aber in der Zwischenzeit nicht auf die Idee gekommen, einen Netflix-Account einzurichten, ich hätte den Gedanken an "weiterschauen" sofort wieder verworfen. Weil es viel zu mühsam ist, auf einen Sendetermin zu achten, und für die Dauer von siebzehn Werbeunterbrechungen (in einer Zombieserie! Waschmittelwerbung!) genügend Durchhaltevermögen zu haben.

Und dann ist die Vorschau von "The Walking Dead" in meinem Netflix-Account direkt neben den anderen Serien, die ich schon geschaut habe, aufgeploppt. Ich habe geklickt. Und bin kleben geblieben. Und schlafe jetzt schlecht. Sehr schlecht.

Meinen gesamten Kulturpessimismus muss ich wegkippen, all meine Vorbehalte gegenüber amerikanischen Serien, die vor allem auch darin begründet lagen, dass sie mir nicht zugänglich waren, frei nach dem Fuchs-Trauben-Modell.

Nicht einmal mehr die Familienstandardausrede für “Schund” kann ich anbringen, denn ich schaue eben nicht nur wegen der Landschaftsaufnahmen. Ich schaue das, weil es spannend ist. Und weil ich dachte, dass Johnny Haeusler die Sache toll fand. Irgendwie habe ich nur noch diese Passage im Kopf gehabt, und all seine Einwände weg erinnert:

> es sind ja weniger die Zombies, die bei der Serie interessieren, sondern vielmehr die sich entwickelnden Geschichten um den Ausnahmezustand herum: Wie verhalten sich Menschen in Extremsituationen, wer ist der Gute und Mutige, der vielleicht dennoch Schaden anrichtet, wie verhalten sich die Egozentriker im Zusammenspiel mit der unfreiwillig zusammengekommenen Gruppe, welche Wandlungen machen Charaktere im Lauf der Zeit durch und so weiter und so fort. Hat man die Existenz von Zombies als Ausgangspunkt einer schließlich fiktionalen Comic-Story akzeptiert, kann man an den Geschehnissen drumherum durchaus Spaß haben, wenn . . .

Und morgen, morgen packe ich einen Survival-Rucksack. Mit Kleidung, Werkzeug, Lampen und sehr viel Hülsenfrüchten. Und einem Waschbrett. Denn Ordnung muss sein. Auch in der Apokalypse.

Pia Ziefle

9. Februar 2016

Alles soll besser werden und wird, wie immer, erst mal schlechter

Von der Fahrkartenautomatenvielfalt am Bahnhof Edinburgh Haymarket habe ich bereits berichtet.

Keiner davon nimmt meine Karte

Bisher konnte ich hier nur bar bezahlen, weil keiner der vielen Automaten meine ec-Karte akzeptiert und mir zur Kreditkarte die PIN fehlt. Aber heute bin ich mit meiner neuen number26-Karte ausgestattet, die unter anderem eine Kreditkarte ist.

Erster Automat: Die PIN sei falsch. Das kommt mir zwar unwahrscheinlich vor, schließlich habe ich mir diese PIN erst gestern selbst ausgesucht, aber bitte. Ich öffne die App und ändere die PIN. Die neue ist sogar noch besser als die alte, der Automat findet sie aber immer noch falsch.

Zweiter Automat: Die PIN sei falsch.

Dritter Automat: Das sei jetzt aber wirklich die allerletzte Möglichkeit, die richtige PIN einzugeben. Immer noch falsch.

Tjaha, höre ich die Leserinnen sagen, ob es nicht doch eigentlich immer einfacher und bequemer sei, bar zu bezahlen? Es gibt hier zwei Automaten, die Bargeld akzeptieren.

Noch mehr Automaten

Wenn man genau hinsieht, erkennt man den Hinweis “Exact amount only”. Ich komme direkt vom Flughafen, normalerweise hat man in dieser Situation geringe Münzgeldvorräte. Aber weil ich zu Hause eine ganze Schachtel voll britischer Münzen in meinen Rucksack geleert habe, bin ich vorbereitet.

Als ich den Fahrschein in der Hand halte, ist auch die Benachrichtung der number26-App da: Die beiden Scotrail-Abbuchungen des Fahrpreises waren erfolgreich. Ich habe also insgesamt dreimal für die Strecke bezahlt und außerdem ist meine Karte gesperrt.

Aus dem Zug schreibe ich eine Mail an den Support und erhalte eine automatische Antwort:

> Im Moment brauchen wir leider etwas länger um deine Anfrage zu beantworten. Entschuldige bitte. In 3-5 Werktagen bearbeiten wir deine E-Mail. In der Zwischenzeit findest du eine Antwort auf fast all deine Fragen in unserem Support Center.

Am nächsten Tag entdecke ich im Support Center den Hinweis, dass Kartenlesegeräte "in manchen Ländern" überwiegend mit einer Offline-PIN funktionieren, also darauf angewiesen sind, dass die Karte selbst weiß, welche PIN sie hat. Man kann nach einer Neuvergabe der PIN dort nur mit der Karte bezahlen, wenn man vorher einmal Geld abgehoben hat, denn erst dabei wird die PIN auf die Karte geschrieben.

Das hätte ich ja gern vorher erfahren, bei der Einreise nach Großbritannien zum Beispiel, von der die App vermutlich wusste. Andererseits muss man number26 zugutehalten, dass ich die zwei unberechtigten Abbuchungen bei meiner vorigen Bank überhaupt nie bemerkt hätte, dazu müsste man schließlich die Kontoauszüge zeitnah und aufmerksam lesen. Ich bin jetzt doch froh, dass ich nicht gleich die Schließung des alten Kontos in Auftrag gegeben habe. So kann ich geduldig darauf warten, dass der Support die beiden Buchungen storniert und meine Karte wieder in Gang setzt.

Update: Drei Tage später erfahre ich, dass es auch einen Support-Chat gibt, der mir bisher vom Browser-Addon Ghostery verborgen wurde. Ergebnis: "Normalerweise kommen die Beträge nach 10 Tagen wieder zu dir zurück, wenn sie vom Händler nicht abgeholt werden." Ich bekomme per Mail ein "Chargeback-Formular", das ich ausfüllen und einschicken soll, falls das nicht passiert.

Kathrin Passig

9. Februar 2016

Kontowechselservice: Manchmal wird ja tatsächlich etwas einfacher

Ursprünglich wollte ich gar kein neues Konto wegen des Wechselaufwandes. So viele Stellen dürfen Geld von meinem Konto einziehen und müssten einzeln benachrichtigt werden. Heute aber erwache ich voller Tatendrang und lege eine Liste dieser Stellen an. Weil die Liste unangenehm lang ist, erinnere ich mich daran, dass in der number26-App von einem Kontowechselservice die Rede war, und ich sehe mir das noch mal an.

Man muss seine bisherige Bankverbindung eingeben, dann liest die App via HBCI die Kontoauszüge der letzten Monate ein und erzeugt daraus eine Liste der zu benachrichtigenden Zahlungspartner. (Beschönigte Darstellung; in Wirklichkeit funktioniert es erst im vierten Versuch und dauert insgesamt eine halbe Stunde.) Dann kann man noch alles aus der Liste löschen, was einem suspekt oder unbekannt vorkommt, unterschreibt krakelig mit dem Finger auf dem Handydisplay und das war's. Offenbar werden jetzt das Finanzamt, die Krankenversicherung und noch dreizehn weitere Stellen über die neue Bankverbindung informiert, per Post womöglich! Dafür hätte ich ohne Hilfe etwa zwei Jahre gebraucht.

Ich könnte das alte Konto sogar direkt schließen lassen, aber wer weiß, vielleicht braucht man es doch noch. Die Auftraggeber, die mir Geld überweisen wollen, brauchen sicher auch zwei Jahre, bis sie den Umzug verarbeitet haben.

Drei Tage später bekomme ich per Mail eine Liste der benachrichtigten Zahlungspartner, zwei fertige Schreiben zum Selbstverschicken an weitere Stellen (mache ich dann in zwei Jahren) und ein ausführliches PDF "Kontowechselpaket zur Archivierung". So ganz zuverlässig scheint das Auslesen der Daten aus den Kontoauszügen nicht zu funktionieren, oder aber ich habe

wirklich regelmäßig Geld an einen “Amateurfunk Club Deutschland e. V.” mit Postfachadresse in Köln bezahlt. Warum auch nicht, Amateurfunk ist sicher eine schöne und förderungswürdige Sache.

Kathrin Passig

Ca. 2005 bis 2016

Onlinebanking in vier Ländern

Deutschland

Ich verfüge über zwei Standardkonten auf deutschen Sparkassen, in Orten, in denen ich mich nie aufhalte. Zutritt bekomme ich mit Hilfe von Kontonummer und selbstgewähltem Passwort. Jede einzelne Transaktion, selbst die von einem meiner Konten auf ein anderes bei derselben Bank, benötigt außerdem eine sechsstellige TAN. Bis etwa 2010 verbringe ich viel Lebenszeit damit, die TAN-Listen in meinen wechselnden Wohnungen und Büros zu suchen. Seitdem erzeuge ich die TANs mit einem kleinen schwarzen Zusatzgerät, in das meine ec-Karte hineingleitet. Mit der ec-Karte kriege ich in bisher jedem Land der Welt Bargeld, für Zahlungen im Internet ist sie allerdings nutzlos. Die Kreditkarte erscheint auch nach langem Zetern immer noch nicht online, dafür ist das Sparbuch mittlerweile einsehbar.

Kanada 2005-2006

In einer Art Vorahnung lege ich ein Konto bei ScotiaBank an, eine Bank, die mit Schottland gar nichts zu tun hat. Das Konto erhalte ich nur, weil ich schon einen Job und eine Wohnung habe. Normalerweise braucht man für die Wohnung wiederum das Bankkonto, der klassische Einwanderungsteufelskreis, den ich durchbreche, indem ich bei einem Alt-Hippie mit zwei Katzen einziehe. Okay, und ihm vorher eine Monatsmiete per Western Union schicke.

Der Zugang zum Onlinekonto ist vergleichsweise schlicht, Kontonummer, ein langer Zahlencode als Passwort, das war's schon, wenn mich meine Erinnerung nicht trügt. Wie man Überweisungen macht, weiß ich nicht, ich habe es nie rausgefunden. Ich zahle fast alles in bar, auch die Miete und die Steuern. Alle Bankgeschäfte finden in der Filiale um die Ecke statt, wo ich regelmäßig in der Schlange stehe und polnischen Gesprächen zuhöre. Das hat nichts mit der Bank zu tun – meine Nachbarn sind alle Polen, die Bankangestellten auch. Abgesehen von den Chinesen. Alle paar Monate schicke ich Geld nach Deutschland und fülle dazu ein langes Formular aus. Schecks spielen keine unwesentliche Rolle in meinem Leben. Eine Kreditkarte gesteht mir Kanada erst zu, als ich im Begriff bin, das Land wieder zu verlassen. Ach, Kanada.

Irland 2009-2015

Bank of Ireland ist eine der wenigen Banken Irlands, die den großen Crash überstehen. Mein Onlinekonto hat eine Zugangsnummer, verschieden von der Kontonummer, dazu einen Zugangscode, von dem ich immer drei zufällig ausgewählte Zahlen eingeben muss, und vermutlich auch noch ein Passwort. Jeder Zahlungsempfänger muss extra angelegt werden, wobei auch wieder ein Teil des Zugangscodes benötigt wird. Ansonsten kann man drinnen machen, was man will. Das Konto kommt mit einer "Lasercard", die in Irland praktisch alles kann, außerhalb Irlands aber praktisch nichts, und zusätzlich mit einer Kreditkarte. In den Crash-Jahren große Paranoia, ich lege mir erstmals einen Vorrat aus Konserven zu und erwäge, mein gesamtes Geld in Nägel, Kunst oder Armbrüste zu stecken. Noch Jahre nach Verlassen des Landes bezahle ich mein Netflix-Abo mit dem irischen Konto. Im Januar 2016 schaffe ich es endlich, meine Verbindung mit der Bank of Ireland aufzulösen. Die Filiale wird gerade baulich erweitert. Offenbar ist die Bank durch den Crash nicht unbedingt ärmer geworden.

Schottland 2007-2016

Mein Konto kommt mit einer Debit-Karte, die für fast alles brauchbar ist, wofür man sonst eine Kreditkarte benötigt. Eine Kreditkarte kriege ich natürlich zusätzlich auch, sogar zwei. Der Onlinezugang funktioniert über eine neunstellige Benutzer-ID, die nicht identisch mit der Kontonummer ist, und ein selbstgewähltes Passwort. Zusätzlich muss ich bei jeden Login drei zufällig ausgewählte Buchstaben oder Ziffern eines weiteren selbstgewählten Passworts eingeben. Dann bin ich drin. TANs gibt es nicht. Stattdessen muss ich bei Transaktionen nach draußen das erste Passwort nochmal eingeben. Jeder neue Überweisungspartner muss angelegt werden. Im Laufe dieses Prozesses wird mir ein vierstelliger Code angezeigt, den ich anschließend per Handy bestätigen muss. Die Kreditkarte und mein Hauskredit sind sofort online sichtbar. Geld lässt sich ohne jede Sicherheitsvorkehrung zwischen meinen diversen Konten verschieben. Meine Bank Lloyds wird während des Bankencrashs erst gerettet, dann zerschlagen. Ich bin jetzt bei einem der Reste.

Aleks Scholz

ab ca. 2013

Unordnung in der Kommunikationswohnung

Wie André gehe ich undogmatisch damit um, auf welchen Kanälen die Mitmenschen mit mir kommunizieren wollen: Meinen Eltern rufen mich unangekündigt von einem der letzten analogen Telefonanschlüsse auf dem Handy an (bzw. umgekehrt), und gelegentlich bekomme ich einen Brief, verlinkt mit papiernen Zeitungsausschnitten aus der Heimat; mit einer halben Handvoll Freunde verabrede ich mich hin und wieder per Mail oder Chat zum Telefonieren, während andere das Smartphone nur noch ungern oder gar nicht mehr zum Telefonieren benutzen wollen; mit den meisten kann gesmst

werden; am Rechner tauschen wir uns je nach Vorliebe (und überhaupt Anwesenheit) auf den verschiedensten Plattformen aus; per Whatsapp bin ich selbst nicht erreichbar. Ausgerechnet in der Kommunikation mit denjenigen, die auf vielen verschiedenen Wegen erreichbar und aktiv sind, hat das eine Schattenseite. Wesentliche Informationen wie Zeiten, Orte oder Abmachungen weniger datenhafter Art, die nicht sofort in einen Kalender oder an anderer zentraler Stelle festgehalten wurden, müssen jetzt wie ein Schlüssel in einer Wohnung mit zu vielen Zimmern gesucht werden – im Skype-Chat, im FB-Chat, in verschiedenen Email-Korrespondenzen, in GoogleDocs-Kommentaren. Ich weiß nur noch, dass sie irgendwo am Rechner ausgetauscht wurden, aber nicht mehr, wo.

Undine Löhfelm

2014 bis 2016

Der Chatroom am Ende des Universums

Nachdem ich im Frühjahr 2014 in einem FB-Chat mit Kathrin eine Frage erst nach einer Viertelstunde beantworte, macht sie mich darauf aufmerksam, dass wir über ein asynchrones Medium kommunizieren, bei dem man sich ihrer Ansicht nach nicht fürs langsame Antworten entschuldigen müsse. Ca. ein Jahr später geht es im FB-Plausch der Techniktagebuchredaktion darum, dass es nicht nötig sei, den Eintritt ins laufende Gespräch mit einem Gruß zu eröffnen bzw. sich aus diesem zu verabschieden.

Das klingt zunächst nach einer schönen Entlastung, und alle scheinen das so zu sehen. Ich brauche eine Weile, um herauszufinden, wie ich selbst dazu stehe. Dann ist mir klar, dass mir zwar nicht viel an einer Begrüßungsformel liegt, ich es aber weiterhin praktisch und gut finde, wenn das Verschwinden aus einer aktiven Unterhaltung signalisiert wird. Die Situation stellt sich mir dar wie ein gemeinsamer Cafébesuch, bei dem ich gern wüsste, ob mein Gegenüber nur kurz aufs Klo gegangen und gleich wieder zurück ist oder erst

abends oder am nächsten Tag zurückkommt. Ich wüsste, dass ich mich etwas anderem widmen kann, anstatt auf eine Antwort zu warten, die mich interessiert; womöglich würde ich sogar das Café für ein paar Stunden verlassen. Auch wenn wir zu mehreren aus sind, im Gruppen-Chat der Techniktagebuchredaktion nämlich, habe ich das Bedürfnis, mich zu verabschieden, wenn ich gehen will, um etwas anderes zu tun. Oder so rum: So lange ich nicht Tschüß sage, kann ich meine Aufmerksamkeit nicht wirklich abwenden, sondern stecke immer wieder den Kopf durch die Tür, ~~lasse mir von jemandem erzählen, was in der Zwischenzeit besprochen wurde~~ lese nach und gebe meinen Senf dazu. (Anders als in der Kneipe fällt es mir schwer, das Gespräch, bei dem ich nicht dabei war, komplett zu übergehen. Anders als in der Kneipe glaube ich, ich könnte die anderen langweilen, wenn ich einfach drauflos plappere, weil sie alles Mögliche schon beredet haben.)

Anfang 2016 ist die Menge der in meiner Abwesenheit getätigten Äußerungen im Redaktionschat auf eine fünfstellige Zahl angewachsen. Das Prinzip, alles nachzuverfolgen, habe ich aufgegeben, aber ich merke, dass es mir zwischendurch den Wiedereinstieg ins Geplauder unnötig erschwert hat. Außerdem stelle ich fest, dass ausgerechnet ich die Unterhaltung irgendwann vor Monaten grußlos verlassen habe. Ich dachte einfach nicht, dass ich so lange weg sein würde.

Undine Löhfelm

09.02.2016

Da fotografiert doch jemand!

Seit einiger Zeit werde ich häufig angesprochen, wenn ich unterwegs mit meiner Bridgekamera fotografiere. Das hat mich erst sehr irritiert, erklärt sich aber dadurch, dass die meisten das heute mit ihrem Smartphone erledigen, was einfach unauffälliger ist.

So stürmt die Gärtnerin nicht etwa schimpfend aus dem Gewächshaus, weil ich mitten in ihr Blumenbeet gelaufen bin, um eine Makroaufnahme zu machen, sondern fragend, ob ich für eine Zeitung fotografiere und sich dafür entschuldigend, dass das Beet voller Unkraut ist. Die Jungs stoppen ihr Skateboard, erkundigen sich höflich, ob ich sie fotografiert hätte und dies irgendwo veröffentlicht werden würde. Und der Schafzüchter lässt sich (auch aufgrund meines Autokennzeichens) nicht wirklich davon überzeugen, dass ich nicht vom Veterinäramt komme.

Heute ist es ein Linksautonomer, der auf mich zukommt und fragt, ob er mir weiterhelfen kann, da er mich dabei beobachtet hat, wie ich (s)ein Gebäude, das voller politischer Graffiti und Aufkleber ist, fotografiert habe. Auch nach meiner Erklärung: “Ein grauer Tag. Nach farbigen Motiven gesucht.” bleibt sein Blick mehr als skeptisch.

Inzwischen habe ich auch ein Smartphone (und wie erwartet nutze ich es kaum). Fotografiere ich damit, spricht mich niemand an.

Einzige Ausnahme: Egal ob mit großer Digitalkamera oder kleinem Smartphone: Die Passanten bleiben stehen. Die Radfahrer klingeln oder stoppen gar. Alle warten, signalisieren oder sagen, dass sie mir nicht ins Bild laufen möchten.

Sokoban-Spielerin

10.2.2016

Wozu hat man denn ne Flatrate?

Nachts mit dem LKW rückwärts einparken ist eine der anspruchsvolleren Aufgaben im Dasein des Berufskraftfahrers – wohl dem, der den eigentlich gesetzlich dafür vorgeschriebenen Einweiser zu später Stunde dann auch findet. Bleibt die Hürde, ihn und seine Winkbewegungen dann im Dunkeln auch wahrzunehmen. Diese hat ein von mir beobachteter Fahrer aber elegant gemeistert: Fahrer und Einweiser zücken jeder sein Mobiltelefon, und das Ein-

parken geht völlig unaufgeregt und unspektakulär mit ruhig gesprochenen Manövrieranweisungen über die Bühne. Eine gute Übergangslösung, bis sich Rückfahrkamera, Fernsteuerung oder gleich automatische Einparkfunktion durchgesetzt haben werden – nur drauf kommen muß man halt erstmal.

Ermel

10. Februar 2016

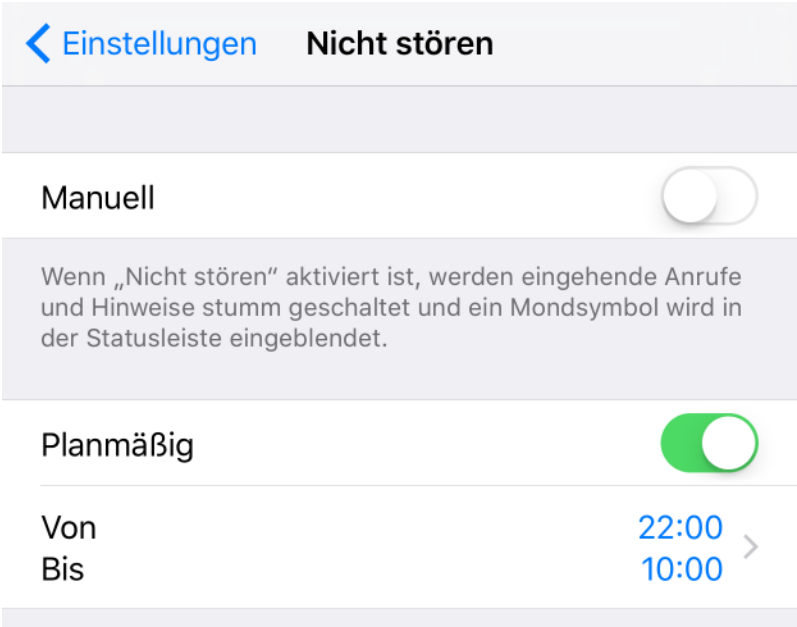
Besser vergessen dank Automatisierung

Dieser Beitrag ist ein Update zum Ruhemodus.

Nachdem ich oben genannten Beitrag veröffentlichte, fragte mich Thomas Renger im Redaktionschat, warum ich denn nicht die Ruhemodusautomatik verwände. Sie würde ja zumindest mein beschriebenes Problem lösen, ich würde nicht mehr vergessen, wieder Meldungen und Anrufe zu ermöglichen.

„Weil ich jeden Tag zu einer anderen Uhrzeit aufstehe“, entgegnete ich. Als Selbständiger muss ich manchmal sehr früh raus, manchmal kann ich mir aber auch erlauben, ein wenig länger zu schlafen. Feste Deaktivierungszeiten können dann – je nach Uhrzeit – sehr gut oder sehr schlecht sein.

Ausprobiert habe ich es trotzdem einmal – mit einer Maximalzeit von 10 Uhr, weil dann sogar jemand wie ich langsam mal aufgestanden sein sollte.



Seitdem bekomme ich wieder Meldungen auf dem Handy mit. Denn natürlich denke ich auch weiterhin nicht an die manuelle Steuerung. Wenigstens zwischen 10 und 22 Uhr bin ich jetzt aber wieder erreichbar.

Johannes Mirus

Anfang 2016

Niemand muss mehr fremde Leute fotografieren (oder nicht mehr so oft)

Beim Spazieren über die Hohenzollernbrücke in Köln fallen mir drei Mädchen auf, die ein Selfie von sich machen.

Früher hätte man in so einer Situation höflich gefragt, ob man ein Bild machen soll, denn auch bei Digitalkameras konnte man das Ergebnis zwar direkt danach sehen, aber eben nicht beim Fotografieren selber, so dass es doch immer noch ein gewisses Können oder einfach Glück brauchte, um einen vernünftigen Winkel zu finden, um alle Beteiligten inklusive Hintergrund aufs Bild zu kriegen.

In Selfiefotografien mit dem Handy mische ich mich aber nicht mehr ein. Ich gehe davon aus, dass die Mädchen das schon im Griff haben und keine Hilfe von Fremden brauchen. Außerdem ist ein Selfie ja auch nur ein Selfie, wenn mindestens eine Person auf dem Bild auch aufs Knöpfchen drückt.

(Wenn allerdings jemand in einer ähnlichen Situation mit einer Kamera rumfuchtelte, würde ich eventuell immer noch fragen, ob man helfen kann.)

Anne Schüßler

10.02.2016

Kein Mist dank Myst

Es sind Ferien, das Kind darf spielen. Am Computer. Mit dem relativ neuen Kopfhörer. Es ist wunderbar ruhig im Haus.

Da steht das Kind mit einem Mal neben mir, den Kopfhörer in der einen Hand, in der anderen das Kabel und in Einzelteilen die Lautstärkeregelung, die ins Kabel integriert war.

Die Gehäuseteile sind noch heile, auf der einen Seite der winzigen Platine sind ein rotes, ein grünes und ein blaues Käbelchen angebracht, aber auf der anderen Seite sind sämtliche Käbelchen abgerissen. Ein rotgoldenes, viel dickeres, scheint mit der Vorrichtung nichts zu tun zu haben und schlängelt sich seines Weges.

“Da hilft nur Löten”, sage ich zum Kind, mit wenig Hoffnung auf Erfolg, denn

a) sind die Käbelchen wirklich wahnsinnig dünn
b) sind die Käbelchen wirklich wahnsinnig kurz
c) liegen die Lötstellen wirklich wahnsinnig nah beieinander
und
d) habe ich von sowas nicht den blassesten Schimmer.

Aber schon hat das Kind Lötkolben und Lötzinn geholt und wir beschließen, die Sache nach der bewährten Adventure-Game-Taktik anzugehen: wenn es in einem Computerspiel ein Rätsel gibt, das irgendetwas puzzleähnliches hat, dann versucht man zuerst immer – wirklich immer – einen Ansatz, der mit Symmetrie zu tun hat.

Wir* löten also auf's Geratewohl das rote sehr winzige Käbelchen an die entsprechende Stelle, das blaue und das grüne ebenfalls – und testen den Kopfhörer.

**"wir" bedeutet in diesem Fall: das Kind lötet mit ruhiger Hand, als hätte es noch nie etwas anderes gemacht, und ich halte die Kabel.*

"Tut", sagt das Kind wenig beeindruckt, und ich kann mein Glück nicht fassen, dass mir quasi dank Myst mindestens eine umständliche Fahrt in den nächsten Elektromarkt erspart geblieben ist. Wir umwickeln noch alles mit ausreichend Klebeband, und für das Kind sind die Ferien gerettet.

Jetzt ist es wieder sehr still im Haus.

Pia Ziefle

2016-02-11

Das Ablesedatum darf nicht in der Zukunft liegen!

Der Betreiber des Stromnetzes, durch das ich mit Elektrizität versorgt werde, möchte, dass ich ihm den aktuellen Stand meines Stromzählers übermittle. Dies verwundert mich etwas, da ich diesen bereits vor wenigen Tagen an das Unternehmen übermittelt habe, von dem ich meinen Strom kaufe, und weil

dieses sogar schon entsprechend abgerechnet hat. Aber gut, im vor einiger Zeit privatisierten deutschen Strommarkt holpert es eben hier und da noch etwas.

An das Schreiben, das mich also vom Stromnetzbetreiber erreicht, ist eine Antwortkarte angehängt, auf der ich meinen Zählerstand eintragen soll. Aber halt:

> Oder noch einfacher: QR-Code scannen und Zählerstand direkt online eingeben.

lese ich neben der Antwortkarte. Ich scanne also mit dem iPhone und lande auf einer Webseite, die leider nicht für Smartphones optimiert, sondern lediglich für große Desktop-Monitore geeignet ist. Hier muss ich mich zunächst mit einer Vorgangsnummer, die ich im Anschreiben des Netzbetreibers finde, qualifizieren. Schade, dass man diese Vorgangsnummer – nichts anderes als eine PIN – nicht gleich in den QR-Code mit eingebaut hat. Schließlich wurde der ja im geschlossenen Briefumschlag verschickt.

Nach der Eingabe der Vorgangsnummer sind auch noch die Zählernummer und eine gültige E-Mail-Adresse gefragt. Aber nach Betätigen der *Weiter*-Taste lautet die rot umrandete Rückmeldung:

> Entschuldigung. Leider konnten zu Ihren Daten keine ablesbaren Zähler ermittelt werden. Bitte prüfen Sie nochmals Ihre Eingabedaten, oder rufen Sie einfach bei uns an. Natürlich kostenfrei. Gerne stehen wir Ihnen mit Rat und Tat zur Seite.

Kostenfrei erhält der Anrufer auf der 0800-Nummer allerdings nur die Ansage, dass die Hotline lediglich bis 18 Uhr besetzt ist. Bleibt also wohl doch nur die klassische, beigefügte Antwortkarte als einzige Möglichkeit des Elektrizitätskonsumenten, dem Netzbetreiber seinen Zählerstand zu übermitteln. Diese ist nämlich mit der diskreten Vorgangsnummer und der Zählernummer schon vorausgefüllt – obwohl sie ganz indiskret als Postkarte zurückgesendet werden soll.

Und bei genauerer Betrachtung der Angaben auf der Postkarte zeigt sich: Dem Netzbetreiber hat es gefallen, die originale Nummer, die der Stromzähler aus dem Jahr 1973 trägt, einfach um zwei Stellen zu erweitern. Vermutlich hätte ohne diesen Kunstgriff der über 40 Jahre alte Nummernraum für die Nomenklatur der Stromzähler einfach nicht mehr ausgereicht.

Kaum wird diese neue, dem Kunden bisher unbekannte und mit der tatsächlichen Zählernummer nicht übereinstimmende Zählernummer auf der unhandlichen Webseite eingegeben, eröffnet sich auch endlich die Möglichkeit, den aktuellen Zählerstand in ein entsprechendes Feld einzutragen. Als Ablesedatum wird dabei von der Webseite ohne Zutun des Kunden »15-02-2016« vorausgefüllt. Was allerdings schon beim nächsten Schritt nicht akzeptiert wird:

> Das Ablesedatum darf nicht in der Zukunft liegen!

Nach der Korrektur des voreingestellten Datums auf »11-02-2016« funktioniert die Sache dann schließlich, und die Daten sind schon nach einer knappen halben Stunde im Nu übertragen.

> Danke, wir können nun Ihrem Stromlieferanten den aktuellen Zählerstand weiterleiten.

vermeldet die Webseite des Netzbetreibers. Was den Stromlieferanten allerdings kaum interessieren wird. Weil er ja den aktuellen Zählerstand längst hat.

Ob vielleicht Smart Meter vielleicht doch gar keine *so* schlechte Angelegenheit wären?

Jan Minnesänger

11. Februar 2016

See How the Other Half Lives

Am vergangenen Wochenende ist mein iPhone 5 kaputt gegangen, während ich eine Runde joggen war. Erst als ich wieder an der Haustür ankam, stellte ich fest, dass der Touchscreen schwarz blieb. Der Bundesliga-Audiostream, den ich unterwegs gehört hatte, lief jedoch munter weiter.

Meine diversen Restart- und Reset-Versuche brachten zunächst diesen Stream und dann nach und nach auch andere Rückmeldungen – Ping-Töne und Vibration beim Einstecken des Ladegeräts – zum Erliegen. Dass ein iPhone ohne Bildschirm unbenutzbar ist, ist einem intellektuell völlig klar. Wenn es aber soweit ist und man aber auf Verdacht auf dem dunklen Display herumtippt und dabei bang auf immer schwächer werdende Lebenszeichen des Geräts horcht, fühlt sich das schon ein bisschen so an, als versuchte man, mit einem Locked-In-Patienten zu kommunizieren oder einen Verletzten davon abzuhalten, ins Koma zu fallen.

Seit Montag liegt also mein iPhone bei Gravis, einem alteingesessenen Berliner Apple-Händler und -Reparateur. Das erschien mir als guter Kompromiss zwischen dem iPhone-Doktor an der Ecke und dem Apple-Shop mit bürgeramtsähnlicher Online-Terminvergabe. Ich bekam auch prompt eine Mail und eine SMS mit einem Link zur Statusverfolgung meines Reparaturauftrags (samt Captcha). Dort wird mir aber seitdem “leider ist zu Ihrem Service-Auftrag noch keine Statusangabe möglich” mitgeteilt.

Da ich zu stolz war, meinen Arbeitgeber auf eines der Testgeräte anzuschnorren (die werden außerdem gerade tatsächlich zum Testen gebraucht), kamen in unserem Haushalt ein iPhone 3G sowie ein Moto E von Motorola als Ersatz in Frage. Letzteres hat sich mein Vater mal in irgendeinem Überschwang gekauft und dann kurze Zeit später zur Weiterverwertung bei uns abgeladen. Er bezeichnet es aber weiterhin hartnäckig als “mein iPhone”. Ich hingegen bin bisher einfach nicht dazu gekommen, es bei Ebay Kleinanzeigen loszuschlagen.

Meine Wahl fiel auf dieses weiße Plastikwunder. Der Gedanke war, dass eine Wiederherstellung auf ein 3er iPhone (ja, ich bin einer dieser Freaks mit Backups!) viele meiner schlauen Apps zu merkwürdigen Anpassungen verleiten könnte, die ich dann anschließend mühselig wieder zurückstellen müsste. Außerdem wollte ich mich vielleicht auch im Leid meines Verlusts suhlen. Denn wenn man den Apple-Apologeten glaubt, entspricht ja ein Zurückgeworfensein auf Android mindestens dem ersten Kreis der Hölle. Ungefähr so, als wenn man von MacOS auf Windows umsteigen müsste (also ohne Boot Camp).

Hier mein Bericht nach bisher dreitägiger Expedition auf dem Planeten Android 4.4.2:

1. SIM-Karte: Das Moto benötigt eine Micro-SIM, im iPhone 5 steckte aber eine Nano-SIM. Also aus der Abteilung für völlig wertlose und gleichzeitig unersetzliche Kleinteile ein schmales Plastikrähmchen hervorgekramt. Dieses stammt aus dem letzten Micro-nach-Nano-Ausstanzvorgang und liegt glücklicherweise eng an, erfüllt also bestens seinen Zweck.

2. Identität: Google erkennt direkt ohne weiteres Zutun meine Mailadresse und damit auch mein Kalendarium. Telefonkontakte hingegen fehlen völlig. Nach Installation von WhatsApp bin ich also wieder für jedermann/frau erreichbar, sehe aber nur Telefonnummern der Anrufer und Absender. Ich kann mich an Zeiten erinnern, in denen ich die Nummern vieler Freunde und Verwandter auswendig kannte, aber das ist lange her.

3. Formfaktor: Etwas kürzer und breiter als ein iPhone 5, passt das Moto gerade nicht mehr so in meine Hand, dass ich es mit rechts sicher halten und mit dem Daumen in die obere linke Ecke tippen kann. Das bestätigt meine Ahnung, dass mir auch ein iPhone 6 zu groß wäre.

4. Rückschritt: Das Moto E besitzt vermutlich die zweitschlechteste Handykamera, die ich je hatte. Die des Sony Ericsson-Geräts von 2003, also meines ersten Handys mit Kamera, war wohl noch schlechter. Damals war das eine faszinierende Neuerung, heute nervt eine Kamera unheimlich, mit der man nicht mal eine Visitenkarte leserlich abfotografieren kann.

5. Fortschritt: Das Moto E verfügt über UKW-Empfang. Morgens in der Ringbahn ausprobiert, erfolgt erst ein Sendersuchlauf durch das komplette UKW-Spektrum und dann kann man einfach aus der Liste der gefundenen Frequenzen eine antippen. Das fand ich einen angenehmen Fortschritt gegenüber diversen anderen Digitalradios, an denen man langwierig rumscrollen oder – schlimmer noch – kleine Tasten gedrückt halten muss.

Der Empfang auf einer halben Runde Ringbahn war besser als beim Internetradio mit dem iPhone und geht dabei nicht auf die Datenrate. Allerdings ist mit einem Apple-Headset die maximale Lautstärke zu gering für die Nutzung im ÖPNV.

Fazit: Mit einem technisch etwas komfortabler ausgestatteten Gerät ist es wohl reine Gewöhnungssache, ob man besser mit iOS oder Android klarkommt. Zumindest mein Kernbereich der Smartphonenutzung – Telefonieren, Mailen, Messaging, Surfen, Navigieren, Termine und Fotos machen, Audiostreams hören und Onlinebanking – funktioniert jedenfalls überraschend ähnlich.

Vorhin hat mich übrigens Google Now entdeckt und macht mir jetzt munter Vorschläge.

Virtualista

11.2.2016

Lob des Flachlands: Mobil versorgt durchs Fulda Gap

Regelmäßig einmal im Jahr reise ich nach München, immer im Februar. Meist mit der Bahn, weil mir die Flexibilität – fahre ich nun eine Stunde eher, eine Stunde später oder noch später? – den höheren Zeitaufwand im Vergleich zum Flugzeug wert ist: Die Strecke Berlin-München dauerte früher fünf Stunden, zurzeit sechs Stunden und demnächst, so verspricht die Deutsche Bahn, nach Streckenausbau nur noch gut vier Stunden.

In diesem Jahr gibt es eine Neuerung: Die Fahrt dauert wie im Vorjahr gut sechs Stunden, aber die Strecke ist eine andere. Der Zug windet sich nicht mehr durchs Mittelgebirge Thüringens, sondern nimmt die offensichtlich längere, dafür relativ gesehen schnellere Strecke über Erfurt und Fulda. Durch das Flachland, das einst als *Fulda Gap* weltberühmt (oder eher: berüchtigt) war.

Das hat erfreuliche Auswirkungen auf die Verbindung zum Internet. Im Vorjahr hatte ich festgestellt, dass das ICE-WLAN überwiegend gut funktionierte, aber mit Aussetzern im Mittelgebirge. Dafür war die Aussicht stellenweise beeindruckend.

Auf der neuen Strecke ist die Aussicht bei weitem nicht mehr so schön – aber es gibt auch fast keine Unterbrechung mehr in der Internetverbindung. Ich habe die ganzen sechs Stunden praktisch durchgehend Netz. (Jedenfalls über den Telekom-Hotspot im ICE, mit dem Smartphone sah es dann doch ein bisschen schlechter aus.)

Damit wird, erst recht, wenn sich die Fahrtzeit drastisch verkürzt, die Bahn deutlich konkurrenzfähiger gegenüber dem Flugzeug. Ich kann vom Einstieg in Berlin bis zum Aussteigen im Münchner Hauptbahnhof durchgängig arbeiten. Und dafür das Internet nutzen – schließlich wurde hier schon mal festgestellt: Arbeiten ohne Internetzugang ist eigentlich nur ein Notbehelf.

Thomas Wiegold

11. Februar 2016

Die Abwesenheit von Icons im Kopf

Ich wache auf und bleibe mit geschlossenen Augen liegen. Habe ich was verpasst? Ich schaue nach unten links. Am Rand meines schwarzen Sehfelds sind keine bunten Icons. Es ist nichts passiert in meiner Abwesenheit.

Ich werde wacher und erkenne, dass die Abwesenheit von Icons im Kopf nichts bedeutet und ich aufs Handy sehen müsste. Ich werde noch etwas wacher und erinnere mich, dass auf dem Handy die Benachrichtigungs-Icons oben links sind. Auf dem Laptop sind sie rechts außen in der Dock-Leiste oder am oberen Bildschirmrand in den Chrome-Tabs. Unten links war schon lange nichts mehr.

Kathrin Passig

2016 und schon viel früher

Dialog auf Eis

André Spiegel schreibt, wie befreiend er die Idee fand, Pausen in Gesprächen im Netz nicht immer ankündigen und begründen zu müssen. Andere müssen mit dieser Idee noch in Berührung kommen, jedenfalls in meinem Bekanntenkreis. Das zeigt sich an ihrem Messenger-Verhalten.

Beispiel WhatsApp: Wer eine Nachricht verschickt, bekommt angezeigt, welchen Status sie gerade hat. Zwei graue Häkchen neben der Nachricht bedeuten zum Beispiel, dass die Nachricht zugestellt, aber noch nicht auf dem Gerät des Empfängers angezeigt wurde. Die Nachricht ist noch ›ungelesen‹. Wird die Nachricht in der App des Empfängers angezeigt, färben sich die zwei Häkchen beim Absender blau. Die Nachricht ist dann ›gelesen‹. Auf vielen Handys kann man allerdings auch Nachrichten lesen, ohne sie als ›gelesen‹ zu markieren. Dafür gibt es Vorschaufunktionen, in denen der Text der Nachrichten angezeigt wird, ohne dass die Häkchen beim Absender blau würden.

Diese Funktion wird von vielen genutzt, um Gesprächspausen zu nehmen. Man schließt dafür die App, woraufhin dem Gesprächspartner angezeigt wird, dass seine Nachrichten nicht mehr gelesen werden. Die Häkchen bleiben grau. Im Vorschaufenster kann man dessen ungeachtet prüfen, ob der andere etwas Wichtiges schreibt, auf das man doch noch schnell ant-

worten will. Der Gesprächspartner ahnt vermutlich, dass man nicht in allen Fällen tatsächlich verhindert ist, die Unterhaltung fortzusetzen, sondern sich oft nur tot stellt. Bis zum Gegenbeweis bleibt aber die Illusion gewahrt, dass der andere das Handy nur beiseite legen musste, um – sagen wir – ein Neugeborenes von den Schienen zu retten. Für die Zeit, bis die Häkchen blau werden, also die Nachricht ›gelesen‹ wurde, ist der Dialog gewissermaßen eingefroren. Die grauen Häkchen kommunizieren, dass man nicht kommunizieren möchte, nicht kommunizieren zu wollen, sondern dass man es einfach gerade nicht tut.

Im Vergleich dazu gälte vielen eine ›gelesene‹ Nachricht, die über längere Zeit nicht beantwortet wird, als unhöflich. Dadurch entstünde beim Absender nämlich das ungute Gefühl, dass der Gesprächspartner die Nachricht gesehen hat und antworten könnte, aber es nicht tut – womöglich, weil er verstimmt ist oder weil es ihm einfach nicht wichtig genug ist.

Christopher Bergmann

11.02.2016

Ich kleb' mir eine

Ich muss einigermaßen flott im Rahmen der Untersuchung einer Geschwindigkeitsmessung eines mobilen Messgeräts (aka "Blitzer" oder "Radarfalle") die gesamte Messreihe bestehend aus mehreren hundert Bildern auf eine spezifische Eigenschaft durchsehen:

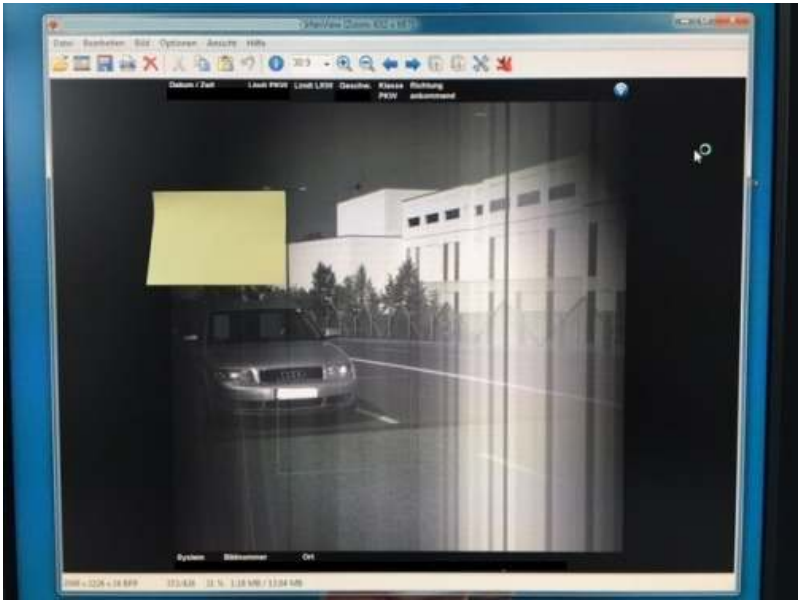
Hat sich die Ausrichtung des Messgeräts im Laufe des mehrere Stunden andauernden Messeinsatzes verändert?

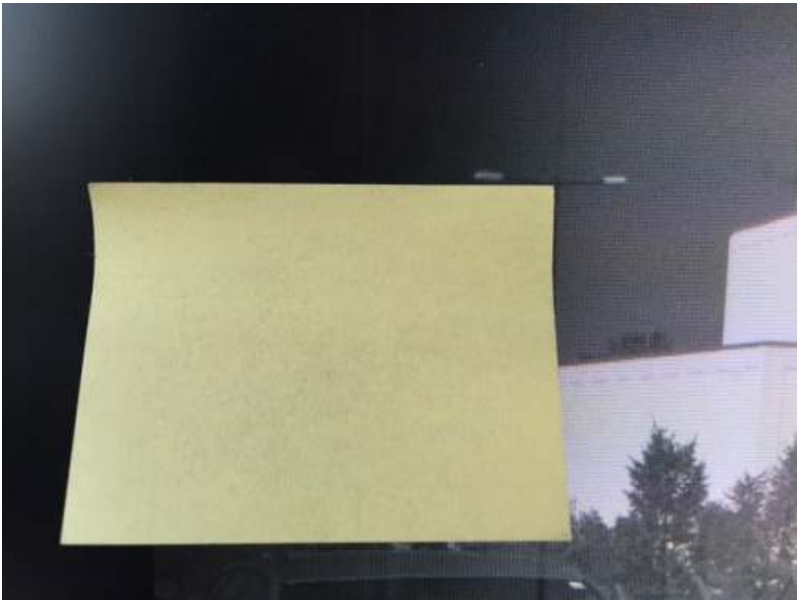
Dafür muss ich von Bild zu Bild prüfen, ob der Bildausschnitt der gleiche ist oder das Gerät samt Kamera gekippt, geneigt oder sonstwie verdreht wurde. Typischerweise sieht man im Bildhintergrund immer ortsfeste Objekte wie Häuser oder auch Straßenlaternen. Nun gibt es natürlich kleine Programme, mit denen man an beliebiger Stelle auf dem Bildschirm kleine Markierungen

einzeichnen kann. Ich habe auch so eines installiert, finde aber keinen Button, um es zu starten, u. a., weil ich mich gerade nicht an den Namen des Programms erinnere.

Mein Workaround funktioniert im Rahmen der erforderlichen Genauigkeit aber mindestens genauso gut und schnell:

Ich klebe einfach eine Markierung in Form eines Post-it-Zettels genau an die Kanten einer Straßenlaterne und klicke mich nun durch die Bilder.





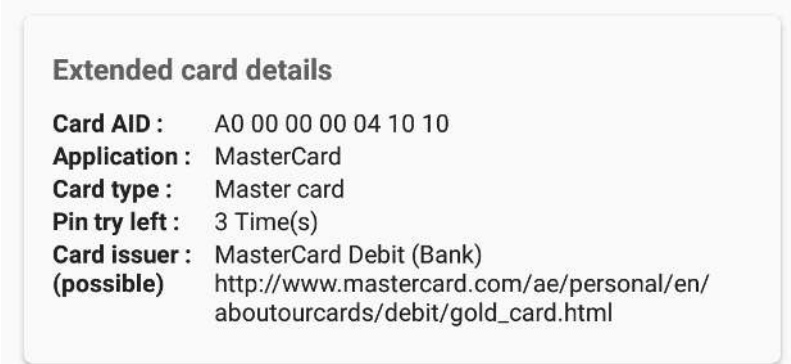
Markus Winninghoff

11. Februar 2016

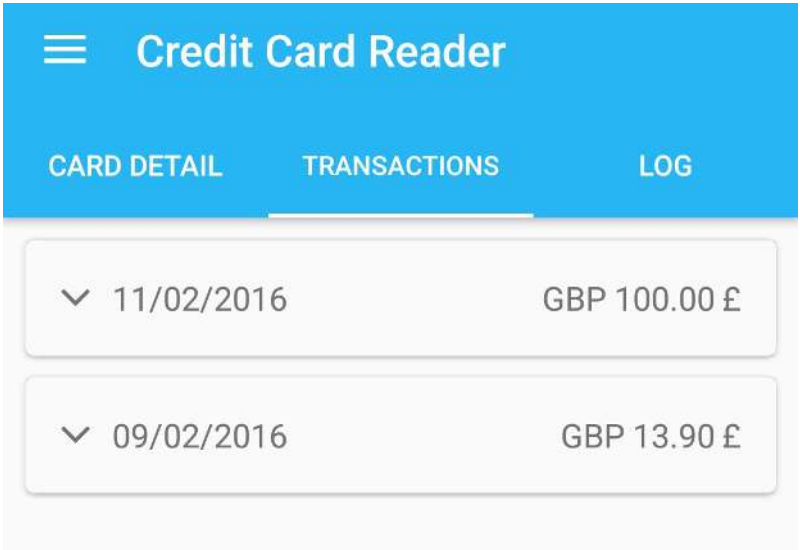
Die Selbstheilungskräfte der Kreditkarte

Gestern habe ich zu Forschungszwecken versucht, mit meiner vermutlich gesperrten number26-Karte im Lebensmittelladen zu bezahlen. Wie es kontaktlos gegangen wäre, habe ich auf die Schnelle nicht herausgefunden (das Lesegerät hat keine Markierung, was man wo hinhalten müsste) und *kontaktbehaftet* (ein Wort, das ich gerade von der number26-Supportseite gelernt habe) scheiterte es an der am Vortag dreimal angeblich falsch eingegebenen PIN.

Heute teste ich die Karte zu weiteren Forschungszwecken am Geldautomaten, und es kommt anstandslos Geld heraus. Auch im Lebensmittelladen funktioniert jetzt zum ersten Mal das kontaktlose Bezahlen. Dem Rat von Volker König folgend installiere ich eine App zum NFC-Auslesen von Kreditkarten und erfahre so, dass jetzt offenbar alles wieder gut ist: “Pin try left: 3 Time(s)”.



Außerdem kann ich zwei Transaktionen sehen:



Wenn ich das auslesen kann, kann es natürlich auch jeder andere, das wurde bereits bemängelt. Aber hey, immerhin kann es mal jeder andere *und* ich, das ist ja nicht so üblich.

Eine der beiden Buchungen ist weiterhin der gar nicht mit der Karte bezahlte Bahn-Fahrschein, der hier seltsamerweise nur einmal auftaucht. Meine kontaktlose Zahlung im Supermarkt ist nicht aufgelistet, offenbar weiß die Karte von manchen Vorgängen nichts.

Ob der PIN-Eingabezähler durch den Geldautomaten zurückgesetzt wurde oder der Support bereits heimlich tätig geworden ist, ohne mich zu informieren, kann ich nicht feststellen. Man hätte dazu noch wissenschaftlicher vorgehen und die Karte direkt vor dem Geldautomatenbesuch in einem Laden testen müssen.

Im Gespräch mit André Spiegel formuliere ich die Maxime: “Handle stets so, dass die größtmögliche Anzahl von Techniktagebuchbeiträgen dabei herauskommt”. So gesehen ist bisher alles sehr gut gelaufen mit der neuen Karte.

Kathrin Passig

12. Februar 2016

Nach 7 druckerfreien Jahren kaufe ich wieder einen Drucker

In den letzten Jahren habe ich meine wenigen notwendigen privaten Ausdrucke im Büro gemacht, später dann an der Fachhochschule oder mir von meinem Freund aus seinem Büro mitbringen lassen.

Die Vorgehensweise ist manchmal umständlich, aber ich brauche tatsächlich so wenige Ausdrucke, dass es bis auf wenige Sonntagabendausflüge ins Büro meines Freundes ganz gut gelaufen ist.

In Frankreich will ich meinen Freund nicht mehr um diesen Gefallen bitten. Ich finde im Ort einen Copyshop. Dort steht im Kundenbereich ein Computer und daneben ein Schild, dass man den Computer nicht berühren soll. Der USB-Stick muss von der Copyshop-Betreiberin eingesteckt werden, die dann die PDF-Datei öffnet und ausdruckt. 1,20 € kostet dieses Privileg.

Zur Eröffnung meines französischen Kontos wird mein zweiter Ausdruck fällig. Außerdem ist absehbar, dass weitere folgen werden. Also beschließe ich, dass es wieder Zeit für einen eigenen Drucker ist. Der billigste Schwarz-Weiß-Tintenstrahldrucker kostet in beiden besuchten Elektrogeschäften 40 € und hat eine Druckerpatrone für ca. 50 Ausdrucke dabei. Sogar mit den Kosten für 1000 Seiten Druckerpapier sind 50 Ausdrucke mit diesem Drucker günstiger als gleich viele im Copyshop.

Außerdem hat der Drucker einen eingebauten Flachbettscanner. Damit kann ich Dokumente einscannen und muss mich für das Ergebnis weniger genieren, als wenn ich ein schlecht beleuchtetes und schief fotografiertes Foto von meinem Reisepass an ein Amt emaile.

Bei der Einrichtung des Druckers stoße ich auf ein unerwartetes Problem: Ich kann keine WLAN Verbindung zum Drucker herstellen. Ein wenig Googeln löst das Problem: Mein Drucker kann gar kein WLAN.

Ich habe nur ein einziges USB-B Kabel, das für die externe Festplatte auf die ca. einmal die Woche ein Backup mache. Wenn ich ausdrucken oder scannen will, gehe ich zum Esstisch, stecke das USB-Kabel ein und schalte den Drucker ein. Wenn ich ein Backup machen möchte, muss ich das Druckerkabel vom Drucker in die externe Festplatte stecken. Es ist kein sehr professionelles Setup, aber es funktioniert.

verenka

12.2.2016

Männer, die auf Ladebalken starren

Der Duke ist zurück. Zumindest auf meinem Rechner. In 3D. Mithilfe des frei erhältlichen Emulators DOSBox kann man relativ einfach die ganzen alten DOS-Spiele aus meiner Jugend wieder spielen. Voraussetzung natürlich: man ist noch im Besitz der Original DOS-Disketten, von denen man sich selbstverständlich die ganzen Jahre über immer wieder Sicherungskopien gezogen hat. Oder man googelt halt ein bisschen. Das muss jeder selbst wissen.

Etwas rumfummeln muss man dann schon, bis alles läuft, aber wer früher seine Festplatte mit *park* in den Ruhezustand versetzt hat, bekommt das hin. Dann steht einer nostalgischen Solo-Runde durch das Programmkino des Rotlichtbezirks nichts mehr im Weg.

Richtig Spaß macht das aber erst, wenn man im Deathmatch-Mode gegen ein paar Freunde antritt. Früher haben wir dazu unsere 10-Kilo-schweren 486er-Klötze in den Keller vom Kumpel geschleppt und Netzwerkkabel verlegt. Heute geht das ein bisschen eleganter. Duke3D nutzt zwar von Haus aus das IPX-Netzwerkprotokoll, die DOSBox kann das aber netterweise auf gängiges IP-Protokoll, sprich Internetz wie wir es kennen, übersetzen.

Dazu muss man in der DOSbox.conf lediglich IPX aktivieren. Dann startet ein Mitspieler mit *ipxnet startserver Portnummer* den Server, mit dem sich alle anderen verbinden. Das machen die mit *ipxnet connect xx.xx.xxx.xx Portnummer.* Das xx.xx.xxx.xx ist die IP-Adresse, die der Serverrechner nach außen hat. Die muss der Host allen noch mitteilen. Und im Router des Hosts muss natürlich noch ein Portforward auf den Rechner eingerichtet werden, auf dem die DOSBox läuft. Klar. Sind alle Mitspieler *connected,* kann es losgehen. Naja. Fast. Jeder muss in der DOSBox die *setup.bat* aufrufen und im *Network*-Bereich die genaue Anzahl der Mitspieler auswählen. Danach sollten alle einigermaßen synchron das Spiel starten. Sonst klappt es nicht.

Einige Leute müssen also *einiges* einigermaßen gleichzeitig konfigurieren und ausführen. Unter diesen Voraussetzungen habe ich mich mit ein paar Freunden am Mittwoch um 21:00 verabredet. Wir kommunizierten hauptsächlich über den Skype-Chat. Die folgenden Ereignisse fanden zwischen 20:30 und 22:45 statt und wurden nur ein bisschen gestrafft und komprimiert.

20:26

Haxn ist unruhig, eröffnet den Chat und startet schon mal den Server. Er hat sich extra bei Amazon AWS eine virtuelle Maschine geklickt. Da läuft jetzt ein Linux mit einer DOSBox, in der eine Duke3D-Installation läuft. Der Server ist kostenlos. 486er schleppen ist sooooo 90er.

20:27

Manni ist auch connected. Er schaut noch bisschen DFB-Pokal. Bochum gegen Bayern. Überhaupt. Da spielen mindestens 3 angebliche Die-Hard-Bayern-Fans mit, während ihr Verein im Viertelfinale eines Pokalwettbewerbs steht. Quo Vaditis, Erfolgsfans?

20:47

Haxn will wissen, ob Klaus heute auch mitspielt.

20:48

Johann kommt dazu. Er ist der Vater von Haxn und der Älteste in der Runde. Aber er hat den Draht zur Jugend und bringt uns die URL zu einem Teamspeak-Server mit, der irgendwo bei fun-und-witze.de gehostet ist. Ich hab gelesen, dass das die Jugendlichen so machen, nebenher über Teamspeak quatschen. Probieren wir heute auch.

20:53

Johann, Manni und ich sind jetzt im Teamspeak-Chat. Das sieht ein bisschen aus wie früher im IRC. Ich höre Mannis Stimme. Das ist schön. Lange nicht gehört.

20:56

Bin plötzlich allein im Teamspeak.

20:57

Jetzt sind irgendwelche anderen Menschen in meinem Teamspeak-Chat. Zum Glück reden sie nicht.

20:58

Lars meldet sich im Skype-Chat. Er hat keinen Bock auf Teamspeak.

20:59

Walt begrüßt uns im Skype-Chat mit einem beherzten „Hi Mädels“. Auf seinem neuen Avatar-Bild trägt er einen Wikingerhelm. Er nimmt die Sache ernst.

21:00

Haxn bekommt sein Headset nicht zum Laufen.

21:01

Ich: „*Hört ihr mich!?*”

21:02

Alle sind mit dem Server verbunden. Wir zählen durch und kommen auf sechs Spieler.

21:04

Irgendjemand muss sieben Spieler bei sich eingetragen haben. Der Duke mag das nicht.

21:05

Alle brechen noch mal ab.

21:07

Manni will wissen, wer da so ins Teamspeak-Mikrofon haucht.

21:08

Neustart bei allen.

21:09

Doch nicht bei allen. Manni "*findet niemanden*"

21:10

Lars: „LEWANDOWSKI!"

21:11

Lars „*muss noch mal kurz zum Kind*"

21:12

Haxn hat jetzt Klaus am Telefon. Der will auch mitspielen. Ich dachte eigentlich, er ist schon lang dabei.

21:13

Nochmal Abbruch und Neustart.

21:15

Jetzt mit sieben Spielern (Klaus ist ja dabei)

21:17

Der Duke startet.

21:19

Der Duke hängt „*übelst*" (Walt).

21:21

Vielleicht ist der kostenlose Amazon-Server doch nicht so performant.

21:22

Wir beschließen, dass auf meinen Rechner der Server laufen soll. Weil ich die schnellste Netzanbindung hab. Theoretisch. Direkt mit Kabel am Router. Ich sitze aber in der Küche mit WLAN. WLAN in der Küche ist schwach. Das sag ich den anderen aber erst mal nicht. Will sie nicht demotivieren.

21:23

Lars ist „*gleich wieder zurück*"

21:24:00

Ich beginne alles einzurichten.

21:24:20

Haxn fragt nach meiner IP.

21:24:25

Manni fragt nach meiner IP.

21:24:40

Seit wann liefert denn whatismyip.com das IPv6-Format? Das verwirrt mich. Ich brauch Zahlen und Punkte.

21:24:50

Lars will meine IP wissen

21:24:55

Fühle mich unter Druck gesetzt.

21:25

Walt meldet, dass er sich noch mal neu verbindet. Zum Amazon-Server.

21:25:30

Haxn klärt Walt auf.

21:26

Ich such nach dem Kommando für den IPX-Server-Start.

21:27

Mein Internet ist weg.

21:28

Übers Handy schreibe ich, dass mein Internet weg ist.

21:29

Ich starte meinen WLAN Router neu.

21:30

Lars hat die Video-Emojis von Skype entdeckt.

21:31

Mein Internet ist wieder da. Ein bisschen zumindest. Ich starte den Server noch mal und gebe meine IP-Adresse durch. Keiner kann sich verbinden. Ich checke den Port-Forward in meiner Fritzbox. Der steht noch vom letzten Spiel drin. Sieht ok aus.

21:32 – 21:45

Keiner kann sich verbinden.

21:46

Jetzt ist schon wieder mein WLAN weg. Ich sag den anderen, dass ich raus bin für heute.

21:47

Angeblich finden es alle „*schade*“, dass ich raus bin.

21:48 – 22:00

Die anderen versuchen es eher erfolglos noch mal mit dem Amazon-Server. (*vgl. 21:21*)

22:00

Mir ist langweilig. Ich versuch es noch mal mit meinem neueren Laptop. Bin wieder im Netz.

22:01

Ich checke noch mal den Portforward in der Fritzbox und mir fällt auf, dass mein Rechner seit der letzten Session eine neue, interne IP bekommen hat. Ich korrigiere meinen Fehler.

22:02

Lustigerweise sind alle anderen immer noch im Skype-Chat und versuchen verzweifelt, ein Spiel zustande zu bekommen. Ich melde mich zurück, verschweige meinen Konfigurationsfehler, stelle mich dumm und zeige mich ebenso erstaunt, dass „*plötzlich alles wieder läuft*”.

22:03

Die Verbindung zu meinem Server klappt bei allen. Der Duke startet.

22:04
Der Duke ist sehr langsam.
22:05
Der Duke hängt.
22:07
Lars schickt ein neues Video-Emoji mit einem Schaf.
22:08
Lars holt sich Wein.
22:09
Alle sind ungeduldig. Wir starten einen neuen Versuch. Angeblich mit sieben Spielern.
22:10
Lars meldet sich nicht zurück. Er ist mit dem Wein verschwunden.
22:11
Lars is back.
22:12
Manni schlägt vor, unseren Chat morgen im Literaturhaus vorzulesen.
22:13
Neuer Versuch.
22:14
ESC
22:15
Searching for players . . .
22:16
Haxn sagt, dass alle „*noch mal raus sollen*“.
22:17
Melde, dass ich entsprechend Haxns Anweisung jetzt auf dem Balkon bin. Finden alle witzig.
22:18
Irgendeiner hat wieder nicht synchron gestartet.
. . . . . .

22:19

ESC!!

22:20

Manni lacht irre.

22:21

Johann hat seine “*Maus verloren*“. Seine “*DOSBox hängt*“.

22:22

#ESC

22:23

Lars hat die IP vergessen und fragt nach.

22:24

Manni trinkt einen Absacker.

22:25

Wir zählen noch mal durch. Ich muss an den „*AUF 3 oder UND 3*” Witz aus *Lethal Weapon* denken.

22:26

Lars meldet *out of synch*.

22:21

Bayern hat gewonnen.

22:23

Letzter Versuch.

22:25

Allerletzter Versuch.

22:27

Jetzt aber echt.

22:28

Ich merke an, dass ich meinen Abend auch sinnloser hätte verbringen können. Mit Lesen z. B.

22:29

Lars verschwindet endgültig.

22:30

Aus Verzweiflung google ich „Duke3d online Netzwerk“.

22:31
In einer kurzen Meldung auf heise.de steht, dass es bei Steam eine offizielle Neuauflage inklusive Netzwerk-Deathmatch-Modus gibt.
22:35
Wir kaufen uns für 1,49 € die komplette Megaton-Edition. Das Spiel läuft flüssig, zuverlässig und hat noch aufpolierte Grafik und Sound. Alles out-of-the-box.
22:36
Für 1,49 € !!!!!!!!!!!
22:37
Hail to the King!

heibie

2016 (und seit ca. 2000)

auf Facebook: Hierarchie der Pinnwand-Geburtstagsgrüße

Anfang März 2016 werde ich 33. Ich habe seit 2009 kein Handy und verbringe meinen Geburtstag am liebsten in Städten, weit weg von meinem Freundes- und Bekanntenkreis. Wer mir digital gratuliert – und wie ich selbst gratuliere – wird seit Jahren komplexer:

Bis ca. 2000 (ich werde 17) gratulieren mir Freunde persönlich in der Schule. Einige Verwandte rufen mich an, nachmittags, auf dem Festnetzanschluss meiner Familie. Ab 2001 habe ich ein Handy: Freunde gratulieren mir per SMS. Hin und wieder auch gleich zu Mitternacht, wie bei Silvester-Grüßen.

Bis 2008 (ich werde 25 und bin zum Studieren 400 Kilometer weiter nördlich) gratuliert meine Familie telefonisch, meine Schulfreunde per E-Mail oder SMS. Nach dem Studium entsorge ich das Handy: nie wieder SMS-Grüße, bis heute kein WhatsApp.

2009 bis 2013 bin ich jeden Februar bis April in Toronto. Jedes Jahr melden sich mehr Freunde auf Facebook an: Bekannte gratulieren auf meiner Pinnwand ("Alles Gute", jeder ca. Fünfte postet zudem einen Link zu einem witzigen Video, einem Song oder einer Torte), Freunde und Familienmitglieder eher via nicht-öffentlicher Facebook-Nachricht. Meine Schulfreunde stehen mir weiterhin nahe, haben aber meist kein Facebook und schreiben mir E-Mails, sich selbst untereinander aber SMS.

ab 2014 häufen sich Meta-Gespräche über die Facebook-Pinnwand als digitales Geburtstags-Epizentrum:

– 2014 gratuliert mir meine Mutter, dass mir so viele Menschen auf der Pinnwand gratulieren. Ich verbringe den Tag allein in München. Sie messagt, nachdem sie meine Pinnwand las, sehr zufrieden, dass "trotzdem viele an mich denken".

– Freunde entschuldigen sich, dass sie nur "Alles Gute" auf meine Pinnwand schreiben statt einen witzigen Link oder das Foto einer zu mir passenden Torte. Ich kenne das Problem und denke bei guten Freunden oft schon mehrere Tage vor ihrem Geburtstag: "Gibt es irgend etwas Positives, Witziges, Persönliches, das ich ihnen posten kann?"

– Freundin X. löst das Pinnwand-Problem, indem sie den Namen des jeweiligen Geburtstagsmenschen und "Birthday" bei Youtube eingibt. An Sarahs oder Christians Geburtstag schaut sie Youtube-Videos über die Geburtstage anderer Sarahs oder Christians und hofft, besonders passende/unpassende Clips zu finden. Ich spiele mit dem Gedanken, einen furchtbaren "Happy Birthday, Christian/Kevin/häufiger-Name"-Clip zu inszenieren und viel Geld zu verdienen.

– Freund Y. freut sich Ende 2015, dass ihm passabel viele Menschen gratulierten, obwohl er selbst das Jahr über zu beschäftigt war, um auf Pinnwände zu schreiben. Ich merke: Weil die Zahl unserer Facebook-Kontakte jedes Jahr wächst, erwarten viele meiner Freunde, dass auch die Zahl der Gratulant*innen mindestens gleich bleibt. Kann diese Zahl jedes Jahr wachsen? Falls sie stagnieren wird: Wie gehen wir damit um?

– Mehrere Freunde ziehen kurz nach ihren Geburtstagen Bilanz, auf welchen Kommunikationswegen ihnen wie viele Menschen gratulierten und veröffentlichen Statistiken auf Facebook (oder, wie Johannes Mirus, im Techniktagebuch 2015 sowie Torsten Gaitzsch, 2014 und 2015). Besonders fasziniert scheinen sie von den Schwankungen zwischen WhatsApp-, SMS-, Facebook-Nachrichten und Pinnwandeinträgen. Wird WhatsApp alle anderen Gratulationswege schlagen?

– Seit ca. 2014 zeigt mir Facebook nicht nur die aktuellen und kommenden Geburtstage, sondern schickt Benachrichtigungen wie "Hans Müller and 3 others have birthdays today. Let them know you're thinking about them!" oder "Help them celebrate!" Oft löst das bei mir zwei wütende "Ich habe jetzt keine Zeit, ein Tortenfoto oder einen Videoclip zu suchen!"-Minuten aus.

– Am 2. Februar 2016 wird Facebook 12 Jahre alt, promotet den Tag als "Friends Day" und stellt personalisierte Videos zusammen, die Usern Fotos zeigen, auf denen sie selbst mit Freunden verlinkt oder markiert wurden. Die Videos stellen u. a. die Frage "Und erinnerst du dich noch daran?" und zeigen dann meist das eigene Profilfoto und die Flut von Glückwünschen zum letzten Geburtstag. Krönung? Höhepunkt? Das, woran wir uns laut Facebook am liebsten erinnern?

– Ich selbst gratuliere jedes Jahr weniger, aus Angst, dass ein "Alles Gute" einfallslos wirkt. Manchmal poste ich "Alles Gute" und entschuldige mich im selben Zug, oft via Kommentar, für das lapidare Posting.

– In den Wochen vor meinem eigenen Geburtstag gratuliere ich weniger als sonst, weil ich Angst habe, dass Freunde mein Gratulieren als quid-pro-quo-/Eine-Hand-wäscht-die-andere-Geste missverstehen und sich verpflich-

tet fühlen, mir kurz darauf selbst zu gratulieren. Umso mehr freue ich mich jedes Jahr, dass mir Menschen, denen ich im Februar nicht gratulierte, im März trotzdem auf die Pinnwand schreiben.

– Wenn Freunde gemeinsamen Freunden Geburtstagsgrüße auf die Pinnwand setzen, wird das in meinem Nachrichten-Stream gezeigt. Oft drücke ich "gefällt mir". Besonders gern, wenn z. B. eine Blog-Freundin Geburtstagsgrüße an einen Toronto-Freund postet: Beziehungen, in denen ich das verbindende Glied bin.

– Oder ich werde Gratulations-Trittbrettfahrer und kommentiere einen solchen Beitrag mit "Ja! Auch von mir alles Gute!", statt einen eigenen Beitrag zu setzen.

– Am sympathischsten aber ist mir, wie viele Freunde einige Tage nach ihrem Geburtstag noch einmal posten "Danke für die Glückwünsche!".

Hier drücke ich aus drei Gründen fast ständig "gefällt mir":

1) Die Glückwünsche waren in meinem News Feed: ich fand sie rührend, liebenswert oder originell.

2) Ich freue mich, dass der Beglückwünschte sich freut, bedankt und will den Danke-Sager fürs öffentliche Danke-Sagen mit einem "gefällt mir" belohnen.

3), am wichtigsten: Ich kann durch ein "gefällt mir" zeigen: "Ich dachte an deinen Geburtstag, ich las die Grüße der anderen, ich fand nur selbst nichts Originelles. Aber: In Gedanken war auch ich auf deiner Pinnwand."

Besonders für entferntere Kontakte wird das schnell zu meiner Lieblings-Gratulationsart:

Ich sage nicht mehr "Alles Gute". Ich drücke "gefällt mir" unter dem "Danke für die Glückwünsche!"-Posting.

Stefan Mesch

12. Februar 2016

Rechts. klicken.

Gespräch mit meinem Freund.

Ich: „Man musste nur rechts klicken. Vielleicht hast du falsch rechtsgeklickt.“

Er: „Ja, vielleicht. Wie geht rechtsklicken?“

Ich: „Mit zwei Fingern. Wie hast du rechtsgeklickt?“

Er: „Rechts. geklickt.“

Anmerkung: Es geht um das Touchpad meines Macbook Air. Obwohl ich schon seit rund zwei Jahren nicht mehr rechtsklicke, sondern zweifingertappe, nenne ich es noch immer rechtsklicken.

verenka

2016-02-13 11:10:58

Uhrenvergleich

Schon mehrfach hat sich das Techniktagebuch mit Reihen von Analoguhren beschäftigt, die die Weltzeit darstellen sollen. Nun wäre Manhattan nicht Manhattan, wenn es nicht alles andere übertreffen würde. Und so gibt es die Niederlassung der Firma Tourneau, Siebenundfünzigste und Madison. Die dortige Installation besteht aus achtzehn kleinen Uhren und einer großen, von denen, wie sich bei näherem Hinsehen zeigt, zehn falsch gehen und neun richtig.

Die richtigen sind: New York, Paris, Beijing, Tel Aviv, Buenos Aires, Chicago, Bangkok, Caracas, Abu Dhabi. Bemerkenswert: die große Uhr von New York ist die einzige mit einem Sekundenzeiger, geht aber gegenüber der Zeit, die meine Smartphone-Kamera festhält, um 18 Sekunden nach. Caracas liegt als einzige Stadt in einer krummen Zeitzone, nämlich 4h30min gegenüber UTC verschoben, und diese Uhr geht auch richtig.

Falsch gehen jedoch die Uhren für Mexico City (-3h06min), Berlin (+5h30min), Sydney (-1h02min), Tokyo (-1h04min), London (+5h29min), Genf (-1h07min), Seoul (-0h37min), Moskau (+4min), Honolulu (-1h) und Montreal (+43min).

So viele falsch gehende Uhren in so einer prestigeträchtigen Location, wo die Ladenmiete bestimmt in die Hunderttausende geht, wirken merkwürdig. Wie teuer kann es sein, einmal am Tag jemand, mit einer Leiter und einem Smartphone bewaffnet, zu den Uhren zu schicken und allfällige Korrekturen vornehmen zu lassen, einschließlich Sommerzeit und Winterzeit in den verschiedenen Ländern? Wie teuer kann es sein, die Uhren per Elektromotor fernzusteuern und ständig mit Google abzugleichen?

Offenbar geht es bei analogen Uhren um andere Werte als schnöde Präzision. Oder? Wenn man sich die Uhren noch einmal anschaut und die richtigen und die falschen vergleicht, kommt man nicht umhin, irgendein System dahinter zu vermuten. Als wären diese Uhren in Wirklichkeit gar keine Weltzeit-Anzeige, sondern ein hochkomplexes System zur Darstellung, oder gar Beeinflussung der politischen Weltlage.

James Bond? Freimaurer?

André Spiegel

Februar 2016

Der Aufstieg der künstlichen Zeitungen

Als Hausgemeinschaft mit 13 Personen befüllen wir pro Woche je eine »kleine«, 140 Liter fassende Restmüll- und eine Biotonne gleichen Formats sowie zwei fette 240-Liter-Altpapiertonnen. Letztere werden immer voll, würde ich sagen, aber vielleicht nur alle zwei Wochen geleert. Der Inhalt sieht nach Prospekten, ein bisschen Schmierpapier, ein bisschen Post und viel Online-Shopping-Verpackungspappe aus. Ca. 25 Prozent des Papiertonneninhalts wandern vermutlich direkt vom Briefkasten bzw. vom Treppenhausboden in den Müll. Zeitungen liegen nicht viele in den Tonnen – meistens nur die, die kostenlos ins Haus kommen. Niemand scheint ein Abo einer Tages- oder Wochenzeitung zu besitzen, das dauerhaften Altpapiernachschub generieren würde.

Auch ich werfe nur sporadisch einen Blick in Papierzeitungen: Wenn ich zu Gast bin bei Menschen, die sie morgens schon bekommen und beim Frühstück lesen; wenn ich am Bahnhof oder auf meiner Treppe eine Gratiszeitung bekomme oder im Zug ein exotisches Lokalblatt liegen geblieben ist; wenn ich in einem Ausland, dessen Sprache ich verstehe, eine Zeitung kaufe, um mir ein schnelles, ungefähres Bild von Themen, Stimmung, Verfasstheit vor Ort zu machen.

Am 12.2. verkündet die englische Tageszeitung *The Independent*, dass sie ab Ende März nicht mehr als Print-, sondern nur noch als Digitalausgabe erscheinen wird. Wie soll das bloß weitergehen!

Ich prophezeie: So wie seit Jahren gelbliche, zerknitterte Papierstreifchen als schlechtes Strohimitat für Ostereierarrangements erworben werden können, gibt es ab spätestens 2024 Zeitungsattrappen zu kaufen – für gemütliche

Standardsituationen wie Salatkopf einwickeln, Kaminfeuer anmachen, Hut falten. Oder sie werden dafür einfach zu Hause ausgedruckt; aber nicht indem die Maschine Toner auf Papier aufbringt, das eigens dafür gekauft wird, sondern per 3D-Drucker. Papier und (rein dekorative) Beschriftung werden in einem Stück ausgeplottet. Was wird jedoch miteingemauert, wenn es irgendwo in der Wand ein Loch zu stopfen gibt, und ruft als Zufallsfund künftigen Generationen die Vergangenheit in Erinnerung? Kabelbruchsalat?

Undine Löhfelm

13.02.2016

Fahrkarten nur für die Gegenwart

Die Kinder wollen von hier nach dort fahren. Zwei Kinder haben eine netzweit gültige Monatskarte, das dritte nicht. Ich möchte, um sicherzugehen, dass alle Umsteigezeiten ausreichen, das Ticket für das dritte Kind am Tag zuvor lösen. Dafür stehe ich das erste Mal seit etwa 15 Jahren vor einem Fahrkartenautomat am Bahnhof. *(Das Nachfolgende gilt für mich! Eventuell habe ich alles übersehen, was es zu übersehen gibt, aber eigentlich glaube ich das nicht)*.

Leider kann der Automat kein Ticket für die Strecke für einen anderen Tag als den aktuellen ausgeben, es sei denn, es wäre eine Zeitkarte, wie z. B. eine Tageskarte. Die mich nach Automatenangaben über 11 Euro kosten würde. Gegenüber den 2,40 Euro für die Einzelfahrt definitiv zuviel.
“Dann installiere ich eben die Handyticket-App”, beschwere ich mich im nächtlichen Redaktionschat. Aber die Ticket-App meines Verkehrsverbundes verlangt Volljährigkeit – und kann zudem nur Karten für Erwachsene ausstellen. Inzwischen finde ich heraus, dass die Kinder ihr Ziel auch per Bus erreichen können, ganz ohne Umsteigen.

Nun werden sie nachher zur Bushaltestelle traben und ein Billet lösen. Wie vor 200 Jahren. Beim Fahrer.

Pia Ziefle

14. Februar 2016

Vereinigung am Valentinstag

Zum Valentinstag schenkt die Gattin mir ein Hörbuch von Audible. Den Downloadcode dafür erhalte ich per Mail und nachdem ich auf ihren enttäuschten Blick hin “Bilder einblenden” klicke, erscheint dort auch das von ihr ausgesuchte Grußkartendesign.

Noch während wir am Frühstückstisch herumalbern, versuche ich das Hörbuch meiner Bibliothek hinzuzufügen. Ein Link in der Mail bringt mich auf eine Anmeldeseite von Audible, auf der auch bereits meine Mailadresse und mein Passwort eingetragen sind. Ich klicke also “weiter”, ohne daran zu denken, dass ich ja über zwei Audible-Accounts verfüge.

Genauer gesagt war ich schon vor der Übernahme von Audible durch Amazon Kunde beider Firmen und muss seither beim Einloggen bei Audible wählen, ob ich mich mit meinem Amazon- oder Audible-Account einloggen möchte. In letzterem Fall gelange ich zu der Bibliothek mit allen meinen bisherigen Hörbüchern. Wenn ich mich per Amazon-Konto einlogge, lande ich in einer leeren Bibliothek.

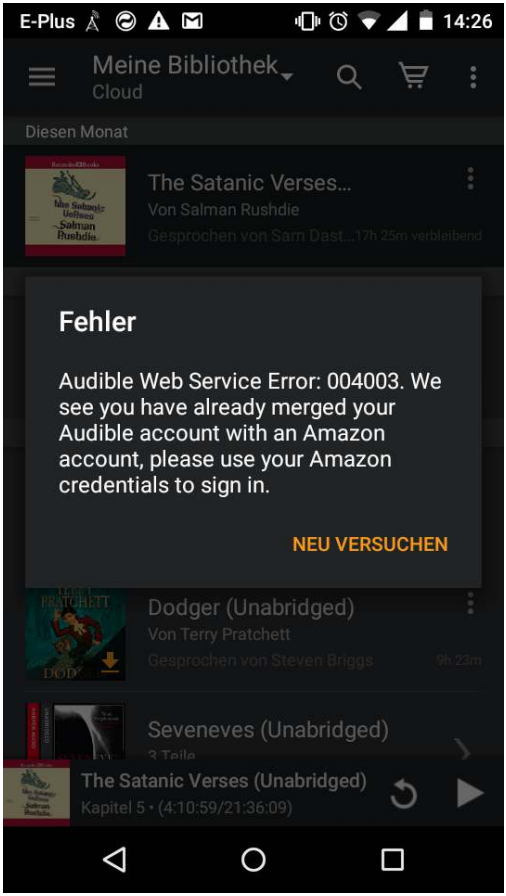
Leer ist sie nun nicht mehr, denn in meiner Unbeschwertheit habe ich den Geschenkcode mit dem Amazon-Konto eingelöst. Ihn mit dem andren Konto noch einmal einzulösen, probiere ich gar nicht erst. Um mich nicht zum Hören dieses einen Hörbuchs bei Audible immer erst ab- und dann wieder anmelden zu müssen, beschließe ich, die zwei Konten nun doch zusammenzulegen.

Das habe ich bisher aus Bequemlichkeit vermieden und aus einer vagen Hoffnung heraus, dass Amazons umfassende Informationen über mich so etwas weniger zentralisiert sein könnten. Kurzes Googeln bringt mich zu einer Hilfeseite von Amazon, auf der die Prozedur beschrieben wird. Die Beschreibung ist leider nicht korrekt.

Ich finde aber bei Audible unter "Einstellungen" einen Link "Neu: [...] Konten zusammenführen." Ich muss dann meine Amazon-Login-Daten eingeben und die Kontoverbindung unter den Konten und Kreditkarten, die Amazon von mir kennt – insgesamt sechs, incl. zweier, die nicht mehr existieren – auswählen. Zum Abschluss erscheint eine Fehlermeldung, dass der Vorgang zum jetzigen Zeitpunkt nicht ausgeführt werden könne.

Ich versuche es unverdrossen erneut, und erhalte diesmal die etwas ermutigendere Meldung, die Konten seien bereits zusammengeführt. Auch eine diesbezügliche E-Mail von Audible.de habe ich erhalten. Ich logge mich also aus und mit den Amazon-Daten wieder ein und sehe das geschenkte Hörbuch in meiner bisherigen Bibliothek. So weit, so gut.

Auf dem Smartphone – ich bin immer noch mit dem Android-Gerät unterwegs, aber dazu ein andermal mehr – bin ich zunächst unter dem alten Konto angemeldet und sehe meine bisherige Bibliothek ohne das Geschenk. Der Versuch, diese zu aktualisieren, bringt eine Deutsch-Englische Fehlermeldung mit dem ermutigenden Button "Neu Versuchen". Tippen auf diesen Button resultiert aber stets in derselben Fehlermeldung, weswegen ich sie auch in Ruhe "fotografieren" kann.



Ausloggen aus der App – ebenfalls unter “Einstellungen” – und Einloggen mit den Amazon-Informationen bringt dann aber auch hier das gewünschte Resultat – alle Hörbücher auf einem Haufen.

Dass ich Prozeduren wie die hier beschriebene eher stoisch und auf jeden Fall ohne lästerliche Flüche und sichtbaren Blutdruckanstieg abarbeiten kann, hat mir übrigens unter Verwandten und Freunden einen etwas seltsamen Ruf eingetragen.

Virtualista

15.2.2016

Redaktionskonferenz der Tiere

Das Vorwort zur dritten E-Book-Ausgabe des Techniktagebuchs ist sehr gelungen, sehe ich in der GoogleDocs-Datei. Dort tummle ich mich zusammen mit anderen Lesern, die am oberen rechten Fensterrand teils mit Profilfoto, aber mehrheitlich als kleine, verschiedenfarbige Tiersymbole dargestellt werden. Hier und in dem Moment bin ich ein »anonymer Lori«, findet der Vorwort-Autor heraus, indem er mich den Cursor an einer bestimmten Stelle platzieren lässt. Im Chat unterhalten wir uns kurz darüber, wieso ich nicht als Undine angezeigt werde, sondern als rosa Faulaffe; schließlich zeichnet das Programm Kommentare von mir mit meinem Namen, weiß also ganz genau, wer ich bin. Macht aber nix, ich freue mich immer an der Idee, die in einem Dokument gerade Anwesenden so abzubilden, und werde davon in der darauffolgenden Nacht zu einem Traum inspiriert.

Undine Löhfelm

15.2.2016

Traumkathrin unterschlägt Getränkerückgeld

Ich träume, dass ich zusammen mit Kathrin Passig, André Spiegel und Christopher Bergmann im Aufenthaltsbereich/Gemeinschaftsraum einer Volkshochschule sitze. „Ich hole mal für alle Kaffee aus dem Automaten“, schlägt Kathrin vor, und fügt hinzu: „Kann mir jemand Bargeld leihen? Ich habe ja keins mehr dabei.“ Ich gebe ihr einen 20-Euro-Schein. „So, dann wollen wir mal sehen, ob sich eine Techniktagebuch-Anekdote daraus ergibt!“, sagt Kathrin in superironischem Tonfall, und ich denke (weil man im Traum offenbar keine Ironie erkennen kann): ‚Ja mei, ein Kaffeeautomat – was soll da schon großartig Spannendes passieren?’ Als sie wiederkommt, hat sie für alle außer für mich Kaffee mitgebracht, und das Wechselgeld kriege ich auch nicht zurück.

Wir haben uns übrigens in der Volkshochschule getroffen, um zuerst ein Seminar zum Thema „Rezepte online finden“ und danach eins über Dating-Apps zu besuchen. Mich hätte interessiert, ob wir in ersterem lediglich in Rezeptdatenbanken gestöbert oder die gefundenen Rezepte auch umgesetzt hätten, doch bevor es losgeht, wache ich auf.

Torsten Gaitzsch

Februar 2016

Familien im Sinne der Deutschen Bahn

Meine Familie und ich haben kein Auto, wir nutzen bei Reisen daher grundsätzlich die Bahn. Kinder reisen kostenfrei mit. Für Reservierungen bietet die Bahn eine Familienreservierung an für: 9 Euro.

Familie im Sinne der Deutschen Bahn sind bis zu 5 Personen mit mindestens einem Kind. D. h. eine Familie mit zwei Erwachsenen und vier Kindern ist keine Familie. Damit ist es zwar möglich, online Tickets für eine sechsköpfige Familie zu kaufen, aber keine Reservierung. Reservierungen für Familien mit mehr als 5 Personen sind am Bahnschalter zu holen, wo es keine entsprechenden günstigen Angebote (ohne Beratungsgebühr) gibt.

Die Bahn sagt, dass das ein Feature ist.

Nach vielen Anläufen habe ich jetzt einen Weg entdeckt, wie auch Familien, die keine Familien im Sinne der Bahn sind, ohne Mehrkosten Tickets buchen und Sitzplätze reservieren können.

1. Onlinekauf des Tickets (d. h. Sparangebote ohne Beratungsgebühr)
2. Onlinekauf der Reservierung als Familienreservierung für 5 Sitzplätze
3. Anruf beim Kundendienst der Bahn mit knapper Schilderung der Gesamtsituation. Der Kundendienst stellt dann einen 9€-Gutschein aus.
4. Mit dem 9€-Gutschein aus 3. kann dann telefonisch eine Reservierung in unmittelbarer Nähe der mit der Familienreservierung gesicherten Plätze gebucht werden.

Der Kundendienst war erfreut, dass das alles so unkompliziert geht. Sie hätten gedacht, dass es nicht ohne Formulare und Briefwechsel möglich gewesen wäre.

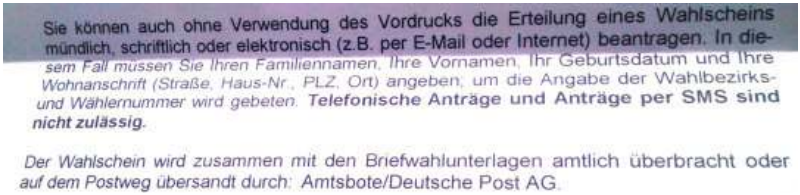
Mathias Schindler

12.–16. Februar 2016

Ich habe die Wahl am Hals

12.2.

Ich erhalte die Wahlbenachrichtigung für die Landtagswahl am 13.3.. Darin erfahre ich, dass ich meine Briefwahlunterlagen auf unterschiedlichen Wegen anfordern kann. Auf der Rückseite gibt es ein Formular und auch einen QR-Code (den ich nicht ausprobiere, weil ich QR-Codes grundsätzlich ignoriere). Oder man fordert „schriftlich, mündlich oder elektronisch“ an. Wobei unter den elektronischen Wegen keine Gleichheit herrscht: Anträge per SMS werden nicht berücksichtigt, ebenso wenig telefonische. Die Adresse für die Anforderung per Web findet man erst auf der Rückseite, im Antragsformular.


Sie können auch ohne Verwendung des Vordrucks die Erteilung eines Wahlscheins mündlich, schriftlich oder elektronisch (z.B. per E-Mail oder Internet) beantragen. In diesem Fall müssen Sie Ihren Familiennamen, Ihre Vornamen, Ihr Geburtsdatum und Ihre Wohnanschrift (Straße, Haus-Nr., PLZ, Ort) angeben; um die Angabe der Wahlbezirks- und Wählernummer wird gebeten. **Telefonische Anträge und Anträge per SMS sind nicht zulässig.**

Der Wahlschein wird zusammen mit den Briefwahlunterlagen amtlich überbracht oder auf dem Postweg übersandt durch: Amtsbote/Deutsche Post AG.

Kein Telefon, keine SMS

Ich entscheide mich für die Webvariante und stelle erfreut fest, dass sich alles sofort erschließt. Die Informationen, die das Formular von mir zur Identifikation verlangt, stehen oben rechts fett auf der Wahlbenachrichtigung, nicht zu übersehen. Einziger echter Kritikpunkt am Webdesign: Der „Weiter“-Button sieht immer aus, als sei er deaktiviert. Ansonsten funktioniert alles und sieht auch nicht halb so schlimm aus, wie man sich das immer ausmalt bei amtlichen Seiten.

Die Briefwahlunterlagen über die Webseite anzufordern dauert dann auch nur etwa eine Minute. Die zwanzigstellige Vorgangsnummer, die ich mir notieren soll (ich kopiere sie und schicke sie mir selbst per Mail), ist nicht ganz so nutzerfreundlich, aber nun gut. Von der letzten Wahl weiss ich, dass die Gemeinde hier sehr schnell ist beim Zustellen der Unterlagen. Voraussichtlich morgen früh wird alles im Briefkasten liegen. Vielleicht!

13./14./15.2.

Na gut, dass am Wochenende keine Wahlunterlagen aus- und zugestellt werden, hätte ich mir wohl denken können. Aber als am Montag noch keine Unterlagen da sind, bin ich doch etwas unterwältigt. Die Blitzzustellung bei der letzten Wahl (innerhalb von weniger als 24 Stunden) hat mich vermutlich für alle Zeiten versaut.

16.2.

Am Vormittag hole ich die Post aus dem Briefkasten, und bin doch ein bisschen beunruhigt: es sind noch immer keine Wahlunterlagen dabei, letztes Mal ging das doch so schnell. Am späten Nachmittag schaue ich im Vorbeigehen dann doch noch mal nach und siehe da: Die Unterlagen wurden zugestellt. Vermutlich, wie in der Benachrichtigung angedroht, per Amtsboten. Nur schade, dass der die ausgefüllte Wählerei nicht auch wieder abholt. Ich vermute ein solches Austricksen der (zumindest in diesem Haushalt) weit verbreiteten Wegbringschwäche würde die Wahlbeteiligung spürbar anheben.

Mia Culpa

16.2.2016

Nur noch 44,4 MB bis Karlsruhe

Die E-Book-Veröffentlichung des Techniktagebuchs steht bevor, dritte Jubiläumsausgabe. In der Dropbox liegt das PDF zum Lesen und Korrekturlesen. Es stimmt, *Das neue große Techniktagebuch* ist groß: 3.869 »Seiten« (davon 94 Seiten Inhaltsverzeichnis), 135 MB. Ich werde es herunterladen – und zwar im Zug. Weil der UMTS-Stick, mit dem ich seit ein paar Jahren aus Gründen des Kündigenvergessens unterwegs bin, mir in der Regel zuverlässig ein Bein zu stellen pflegt, halte ich das für ein wahnwitziges Unterfangen. Aber das spielt keine Rolle. In der Techniktagebuchredaktion besteht grundsätzlich großes Interesse am Thema »Internet im Zug«; eine Geschichte wird auf jeden Fall dabei rausspringen.

Um 16:35 Uhr beginne ich mit dem Download. Das weiß ich, weil ich es um 16:34 im Chat angekündigt habe; eine Minute gebe ich aus Gründen der Messtoleranz dazu. In der linken unteren Fensterecke verkündet Chrome, der Browser, für wann mit der kompletten Datei zu rechnen ist, und aktualisiert dabei ständig seine Schätzung, so wie eben Daten durchkommen. Angeblich ist das PDF in 17 Minuten bei mir, nein, in 26 … huch, schon in 5! Nein, Moment, das war doch zu optimistisch, es werden 28 … 16 … oh, in 2 Stunden erst, dann geht sich das nicht aus. Die Sache beschleunigt sich nochmal, von 47 Minuten auf 32, das wäre ein bisschen knapp, aber noch ok. So lang Karlsruhe noch nicht erreicht ist, können wir es schaffen. Danach fährt der ICE zu schnell und durch Tunnel; ausgehend von anderen Zugfahrten weiß ich, dass beides einer stabilen Internetverbindung abträglich ist. Laut Bahn noch zehn Minuten bis Karlsruhe, laut Chrome noch 12 Minuten bis zum PDF … spannend!

16:46 Uhr, 11 Minuten nach dem Start des Downloads: Ich merke, dass Facebook mit einer anderen Zeitrechnung hantiert als die Rechneruhr. Da ich nicht auf diese geguckt habe am Anfang, muss der Redaktions-Chat als Stoppuhr dienen; die Zeitangabe aus dem FB-Chat ist schließlich die An-

fangsreferenz. Um die Zeiten zu ermitteln, muss ich darum jeweils kurz irgendwas dorthinein schreiben, bis ich begriffen habe, dass es sich immer um die gleichen 5 Minuten Versatz handelt. Und: Von 135 MB befinden sich tatsächlich 90,6 bei mir!

16:49 Uhr, wow: 109 von 135 MB da und nur noch 1 Minute übrig, behauptet Chrome vollmundig. Sekunden später wird nochmal auf 37 Minuten hochgerechnet, dann auf 22 Sekunden ... 16:52 Uhr, es ist da! Dass der Vorgang genau die 17 Minuten gedauert hat, von der das Programm zu Beginn ausging, halte ich für einen Zufall. Aber ich bin begeistert von der Zusammenarbeit der beiden Instrumente und betrachte das oft so wacklige kleine, mal grüne, mal blaue Licht des kleinen Vodafone-Kollegen wieder mit mehr Wohlwollen und Vertrauen.

Undine Löhfelm

16.02.2016

Zeichen setzen mit skandinavischen LaTeX-Brezeln

Kathrin Passig müht sich damit ab, *das neue große Techniktagebuch* aus der rein digitalen Welt in eine Papier imitierende Identität zu transformieren. Einige Probleme bereitet ihr das Zeichen, welches man auf der Apfel- oder CMD-Taste vieler Mac-Tastaturen findet, in LaTeX zu setzen:

Man findet zwar den Hinweis, dass die Taste u. a. auch als Pretzel-, Propeller-, Schnörkel- oder Blumenkohltaste bezeichnet wird, Kathrin findet auch noch heraus, dass mit dem Zeichen in Skandinavien auf Sehenswürdigkeiten hingewiesen wird[1], die korrekte Darstellung im pseudopapiernen Buch will jedoch einfach nicht gelingen.

In der ständigen Redaktionskonferenz merke ich an, dass ich das Zeichen ja prima meiner Symbol.docx-Datei hinzufügen kann.

“Symbol.docx?”, schallt es zurück.

Seit geraumer Zeit liegt auf dem Desktop meines Bürorechners eine Word-Datei[2] mit einigen Sonderzeichen, die ich z. T. dort einfacher als auf der Tastatur mit irgendwelchen Tastenkombinationen oder auch im Internet finde. Manche, wie “hoch 2” oder “hoch 3” dienen vielleicht in der Zukunft dafür, wenn ich die Datei mal auf einen Mac übertragen sollte. Auf Windows-Rechnern bekommt man diese Exponenten ja über Alt-Gr 2 und Alt-Gr 3, was vielen Mac-Nutzern unbekannt sein dürfte.

1. Weil es wohl dem Grundriss des Schlosses von Borgholm ähnelt.
2. Ich musste Kathrin versprechen, die ganzen Zeichen nicht direkt in diesen Beitrag hinein zu kopieren, daher ein Screenshot.

2
3
« » ♥ ✈ ☺ ♩ ♫ ♪ ♫ ◪ ♠ ☎ ☻ □ ☒ ♤ ☤ ☻ ♀ ☆ ✉ ☠ ✔ ♂ ☮ ✖ ♨ ❦ ♣ ☙ ❀ C+
☂ ✏ ♛ ❀ ♘ ♔ ☛ ♞ ✿ ☮ ☼ ☚ ♘ ❄ ☯ ☾ ☝ ♜ ✻ † ✓ ✋ ♟ ✺ ☤ ✂ ✍ ˆ

© ® ™ … ∞ ¥ € £ ƒ $ ≤ ≥ ≠ ∑ ç ∫ µ ◊ ı ∆ Ω ≈ * § • ¶ ¬ † & ¡ ¿ ø å ∂ œ Æ æ π ß ÷ ‰ √
≠ % ° ^ ~ ˘ ¯ ∑ º ª ? ? ±

⊙ ↙ ↘ Z ⊕ ♎ ♈ ♂ ♂ ♂ ☮ ☢ ☣ ✣ ✡ ☞ ☜ ✤ ✢ ☽ ♈ ♉ ♊ ♋ ♌ ♍ ♎ ♏ ☥
♑ ♒ ♎ ♈ ♈ ☨ ☠ ☨ ✂ ✂ ✂ ✎ ✐ ✪ ❄ ❄ Ĥ Ĥ Ψ ♟ ♟ ♛ ♛ ♜ ♜ ♞ ♛ ♛ ♜
♛ ♞
Ë
ë
ő
ő

⌘

ʕ◔ϖ◔ʔ*˙‿*ʕ◔ϖ◔ʔ–˙‿–ʕ◔ϖ◔ʔ*˙‿*ʔ–˙‿–ʔ☀

Pfeil links ← ← ← ←
Pfeil hoch ↑ ↑ ↑ ↑
Pfeil rechts → → → →
Pfeil runter ↓ ↓ ↓ ↓
Pfeil links-rechts ↔ ↔ ↔ ↔
Pfeil runter ↵ ↵ ↵ ↵
Pfeil links 2 ⇐ ⇐ ⇐ ⇐
Pfeil hoch 2 ⇑ ⇑ ⇑ ⇑
Pfeil rechts 2 ⇒ ⇒ ⇒ ⇒
Pfeil runter 2 ⇓ ⇓ ⇓ ⇓
Pfeil links-rechts 2 ⇔ ⇔ ⇔ ⇔

Darunter so wichtige Symbole wie eine Checkbox oder das Radioaktivitätszeichen. Schon mal versucht, auf die Schnelle, das Promillezeichen zu erzeugen? Oder Plus/minus? Oder eben den Blumenkohl auf der Apple-Tastatur[3]?

Markus Winninghoff

3. Wer mehr über das Zeichen erfahren möchte, wird hier fündig.

2016-02-15/16

Transatlantischer Überweisungsrekord

Wir sind hier ja nicht die Stiftung Warentest. Auch nicht der Verbraucherschutz. Und Werbung für einzelne Unternehmen machen wir schon gar nicht. Festhalten möchte ich allerdings dennoch, dass ich im internationalen Überweisungsbonanza jetzt mal eine der neueren Firmen ausprobiert habe, die mit schicken Apps und modernem Design in den letzten Jahren den Markt aufgerollt haben: TransferWise.

So gelang es mir am Montag, dem 15. Februar 2016 (immerhin ein halber Feiertag in den USA) um 14 Uhr 23 eine Überweisung nach Deutschland loszuschicken, die am nächsten Morgen, dem 16. Februar 2016 um 6 Uhr 27 US-Ostküstenzeit (also mittags in Deutschland) auf meinem Konto ankam, wie mir zeitgleich per Push-Nachricht mitgeteilt wurde. Macht also sechzehn Stunden und vier Minuten – in dieser Zeit hätte man das Geld schon fast nicht mehr bar hinbringen können.

Bei dem Dienst, den ich bisher für solche Überweisungen benutzt habe, hat es mindestens fünf Tage gedauert. Wie die neue Firma erklärt, sind ihre Überweisungen darum so schnell, weil sie peer-to-peer durchgeführt werden. Statt mein Geld zu nehmen, es umzurechnen und dann irgendwie nach Deutschland zu schicken, kommt mein Geld auf ein Konto in den USA, und gleichzeitig gibt es ein entsprechendes Konto in Deutschland, auf das deutsche Kunden ihr Geld einzahlen. Statt Geld zwischen den beiden Konten zu transportieren, wird der umgerechnete Betrag einfach aus dem deutschen Topf genommen und auf mein deutsches Konto überwiesen, während gleichzeitig jemand, der von Deutschland in die USA überweist, das Geld bekommt, das ich auf das Konto in den USA eingezahlt habe.

Das klingt logisch. Allerdings fallen, sobald man ein bisschen darüber nachdenkt, zwei Dinge auf. Erstens funktioniert das natürlich nur, solange in alle Richtungen gleichviel Geld fließt. Wenn nicht, muss man doch irgendwann richtiges Geld von A nach B bewegen, wobei man das natürlich dann

in großem Stil und unter Ausnutzung günstiger Wechselkurse tun kann. Aber zweitens ist nicht so ganz klar, was beim richtigen Bewegen von Geld eigentlich anders ist als bei diesem Peer-to-Peer-Mechanismus – schließlich werden doch auch im herkömmlichen Verfahren nur ein paar Dollars auf dem einen Konto abgezogen und ein paar Euros auf dem anderen Konto dazugezählt, oder?

Es bleibt, mit Verlaub, Bonanza. Aber netterweise bekomme ich bei dem neuen Anbieter mit der hübschen App etwa ein Prozent mehr Geld am Zielort als bei dem alten, dem ich bisher die Treue hielt. Mir soll es recht sein.

André Spiegel

16. Februar 2016

Exkursion nach Pipeland

Ich suche Hausnummer 5 in Pipeland Road. Google Maps malt seinen roten Klecks auf ein Haus an der Ecke, wo Livingstone Crescent abzweigt. Das Haus an dieser Ecke ist hell erleuchtet und enthält eindeutig Menschen, einige davon sehen sympathisch aus, aber an der Gartentür steht 54. Ich frage mich kurz, ob vielleicht die Gartentür unrecht hat, sehe dann ein, wie unwahrscheinlich das ist, und suche weiter.

Es ist dunkel. Die wenigsten Häuser in Pipeland Road haben Zahlen. Außerdem regnet es. Ich treffe zufällig einen Bekannten, der zur selben Adresse möchte. Wir gehen auf und ab und rufen schließlich unser Zielobjekt an. Im Fenster des Hauses, neben dem wir zufällig stehen, sehe ich einen Mann, der ans Telefon geht, hineinspricht, und auf die Straße sieht. Wir haben unser Ziel erreicht. Hausnummer 5 befindet sich an der Ecke zu Watson Avenue.

Die restliche Erkundung der Pipeland Road findet zu Hause im Trockenen statt. In harter empirischer Feldforschung gebe ich jede einzelne Hausnummer bei Google Maps ein. 1 bis 3 sind auf der Straße vor dem Haus, das Google Maps für 5 hält. 7 ist dasselbe Haus wie 5, gleiches gilt

für 52, 54, 56, 58 und 60. Alle geraden Häuser von 4 bis 50, mit einer einzigen Ausnahme, sind im selben Haus untergebracht, gleich links am nördlichen Ende der Straße, direkt am rauschenden Bach. Es ist ein recht geräumiges Haus, es könnte durchaus sein, dass mehrere hineinpassen. Weniger logisch ist die Anwesenheit von Nummer 43 im selben Haus. Die ungeraden Häuser von 9 bis 15 stehen alle in einem Gebäude südlich von Watson Avenue, auf der rechten Straßenseite, gegenüber von dem Haus, das tatsächlich Nummer fünf ist. Dasselbe Haus enthält übrigens auch die geraden Zahlen von 62 bis 66. Außerdem warten 62, 63 und 65 direkt vor diesem Haus, vielleicht, weil es schon voll ist.

Eine Gruppe aus Häusern von 45 bis 49 existiert dreimal, am Anfang, in der Mitte, und am Ende von Pipeland Road. Wer diese Häuser ausfinding machen möchte, hat lange Fußwege vor sich. Die ungeraden Häuser von 23 bis 41 arbeiten sich langsam von Watson Avenue aus nach Süden vor. Immer hässlicher werden die Häuser hier, kleine Fenster, dunkelgrauer Verputz. Ganz im Süden, kurz bevor die Straße in den Tom Morris Drive mündet, dort, wo auch die Polizeistation ist, stehen alle Hausnummern, die größer als 66 sind. Hier treibt sich auch die verlorengeglaubte Nummer 32 herum.

Noch ein paar Meter weiter im Süden beginnt Pipeland Walk.

Aleks Scholz

16.2.2016

Das wäre mal ein kleines Vermögen gewesen

Beim Aufräumen vor einem Büroumzug fällt mir eine prall gefüllte Plastiktüte in die Hände, deren Inhalt ich schon längst entsorgt glaubte: T elefonkarten der Deutschen Telekom aus den 1990er Jahren, ja sogar auch aus dem neuen Jahrtausend. Mit diesen Karten ließen sich aus Telefonzellen, also von entsprechend ausgerüsteten öffentlichen Fernsprechern, Telefonate führen, ohne ständig Münzen nachwerfen zu müssen.

Die Karten tragen oft Eigenwerbung der Telekom, aber auch etliches, was über die Politik der damaligen Zeit Auskunft gibt. Denn diese Karten waren nicht nur ein praktischer Bargeldersatz für die Telefonzelle, sondern auch Werbeträger. Für Unternehmen ebenso wie für die Politik.

Zum Beispiel die 1994 herausgegebene Karte, fünf Jahre nach dem Mauerfall, auf der Helmut Kohl die deutsche Einheit lobt. Auf der Karte leider nicht erkennbar ist, wer sie herausgegeben hat – die damalige Bundesregierung mit dem Bundeskanzler Helmut Kohl, oder die CDU mit dem damaligen Vorsitzenden Helmut Kohl?

Für diejenigen, die die damalige Zeit miterlebt haben, hat auch eine andere Karte Bedeutung: Herausgegeben von der SPD zu ihrem Parteitag in Mannheim 1995. Das war, auch das heute nicht mehr so präsent, der Partei-

tag, auf dem der Saarländer Oskar Lafontaine den damaligen Parteivorsitzenden Rudolf Scharping stürzte und neuer Vorsitzender der Sozialdemokraten wurde. Damals ein Polit-Ereignis ersten Ranges.

Der amtliche Herausgeber ist bei einer anderen Karte eindeutig: Da prangt ja auch die Unterschrift des damaligen Bundesministers Christian Schwarz-Schilling. Aber wer erinnert sich noch daran, dass es mal einen *Bundesminister für Post und Telekommunikation* gab? Dabei war das schon die moderne Formulierung, davor hieß das Ressort *Bundesministerium für Post und Fernmeldewesen* (und die Deutsche Bundespost, aus der später die privatisierten Unternehmen Post, Telekom und Postbank hervorgehen, hatte sogar eine eigene Dienstflagge).

Die Telefonkarte als moderner Werbeträger war natürlich bei wegweisenden politischen Neuerungen dabei. Zum Beispiel bei der Einführung des Euro – obwohl der Niedergang dieser Karten zu der Zeit, 2001, schon absehbar war: Mobiltelefone wurden immer erschwinglicher und lösten die Suche nach Telefonzellen ab.

Ach, es war die Zeit, als die technische Zukunft noch gülden schien und das Internet eine glanzvolle Verheißung, wenn auch für die meisten noch nicht in Reichweite. (Berechtigte Anmerkung von Kathrin im Redaktionschat: Das mit der *glanzvollen Verheißung* war damals so fraglich wie heute. Beim zweiten Nachdenken: Es war die Zeit, das Internet für die meisten noch nicht in Reichweite war.)

1999 machte die Telekom bei einem Internationalen Presse-Kolloqium in Berlin aber schon mal Reklame für die .de-Domains: *Deutschl@nd geht online.*

Die Telefonkarten waren auch Sammlerstücke, wie Briefmarken oder Münzen, wurden gehandelt und mitunter weit über dem tatsächlichen Wert – den man zum Telefonieren in Telefonzellen nutzen konnte – verkauft.

Mitunter wurde man sogar nach seinem Telefonat von einem solchen Sammler angesprochen, der vor den Telefonzellen wartete und bereit war, einem den Restbetrag auf der Karte zu bezahlen, wenn er nur die Karte bekäme.

Der Markt scheint zusammengebrochen, auch wenn es auf ebay noch etliche Angebote gibt. Aber das aktuell teuerste beläuft sich auf 43 ungebrauchte 50-DM-Telefonkarten für noch nicht mal 100 Euro. (Zum Vergleich: der Nennwert dieser Karten liegt umgerechnet bei über 1.000 Euro.)

Vermutlich ist deshalb auch der Inhalt meiner Plastiktüte nichts mehr wert. Mal sehen, ob sich vielleicht noch ein Museum wie das *Haus der Geschichte* der Bundesrepublik in Bonn dafür interessiert.

(Eine kleine Galerie meiner wiedergefundenen Karten hier.)

Thomas Wiegold

16. Februar 2016

Ohne WLAN keine Jalousien

Ich bin bei diesem Kunden nicht nur gern, weil es nette Leute sind und es guten Kaffee gibt. Sie sind auch technisch ganz vorne mit dabei, was mir sehr gefällt.

Im Besprechungsraum mit Rheinblick wird natürlich alles per Intranet-Oberfläche gesteuert. Licht, Beamer, Jalousien – alles ist jederzeit per Mausklick steuerbar, niemand muss mehr den beschwerlichen Gang zum Raumende auf sich nehmen.

Diese Technik birgt aber auch ihre Tücken, wie wir heute feststellen. Die Sonne steht tief und blendet stark durch die bodentiefen Fenster, der Rhein verstärkt die Strahlung noch, wir wollen also gerne die Jalousien hinunterlassen.

„Ich mache schon“, ruft einer aus der Runde. Er holt seinen Laptop aus der Tasche. Lässt Windows hochfahren. Meldet sich am System an. Oh, schlecht, es gibt keine Verbindung zum WLAN. Noch einmal probieren. Mist. Okay, er nimmt das andere Netz. Ah, besser. Er meldet sich im Intranet mit Nutzername und Passwort an. Er geht in die Einstellungen für diesen Besprechungsraum und klickt auf die zuständigen Schaltflächen. Als die Jalousien langsam runterfahren, sind wir schon fast mit der Besprechung fertig.

Wenigstens musste niemand extra aufstehen.

Johannes Mirus

16. Februar 2016

Entsetzliche SMS!

Es hat vermutlich mit dem Weltzeituhrenbeitrag zu tun, dass ich im Traum beruflich in New York bin. Wie immer ist es dort sehr schön und sieht ein bisschen aus wie in Riven. Ich habe zwar wenig Zeit, denke aber, ein Kaffee mit André Spiegel könnte drin sein, und versuche ihn zu erreichen: per SMS!

1. Auch am 2. August, am 23. Juli, am 9. Juli, am 27. Mai und am 25. Mai 2015 musste ich im Traum mit obsoleten Handys hantieren.

André ist zu Recht entsetzt und verlangt einen vernünftigen Kommunikationskanal. Ich schäme mich, aber was soll ich machen: Ich habe schon wieder[1] nur mein altes Sony-Ericsson-Handy dabei. Und so wird nichts draus.

Kathrin Passig

16.2.2016

Unauffindbar im Traumfacebook

Im Traum besucht uns B., eine Freundin meiner Tante, aus Gründen, die für den Rest der Geschichte keine Relevanz haben oder einfach so, in Träumen passieren ja auch manchmal Dinge einfach so.

B. jedenfalls möchte auf Facebook gerne mit S. befreundet sein, einem ehemaligen Kollegen von mir. Die Chancen, dass die beiden sich in der Realität kennen, sind eher gering, aber auch das ist egal. Sie kann S. jedenfalls nicht finden, also biete ich an, nachzugucken, wie er sich bei Facebook nennt. Es stellt sich heraus, dass er zwar seinen richtigen Namen verwendet, allerdings kyrillische Buchstaben dafür benutzt. Danach hat B. natürlich nicht gesucht.

Ich biete ihr an, den Namen aufzuschreiben, aber sie sagt, sie hat ihren eigenen Laptop dabei und würde dann jetzt eben direkt nach ihm suchen. Danach passieren andere wirre Dinge und so erfahre ich leider nicht, ob die Traumkontaktaufnahme trotz des Einsatzes kyrillischer Buchstaben geglückt ist.

Anne Schüßler

16.2.2016

Vornachzwischenwort: Die süßen kleinen Fußnoten!

In meinem Materialarchiv schlummern 10.000 pointenlose Beiträge für das Techniktagebuch, und für keine der bisherigen E-Book-Ausgaben habe ich es geschafft, ein Vornachzwischenwort zu schreiben. Gerade noch rechtzeitig zur Veröffentlichung der dritten Version träume ich eins.

Jemand aus der äußerst programmierbegabten Redaktion hat das Vorwort zur dritten Ausgabe[1] »in Tiere übersetzt«: Wie in einem nicht perfekt, aber schon ziemlich gut gerenderten Videospiel sehe ich vor (papier-)weißem Hintergrund eine schlanke Katze auf mich zukommen. Sie trägt ein kleineres Tier im Mund, das ich leider nicht genau erkennen kann. Aber ich verstehe die Bedeutung! Die auf nicht unangenehme Art künstlich aussehende Katze ist der letzte Absatz, und das kleine Tier, die Beute oder das Kind, ist eine Fußnote.

Undine Löhfelm

17. Februar 2016

Der ICE findet die start.bat nicht

Beim Aussteigen aus dem Zug fällt mir diese Fehlermeldung auf dem Monitor auf, der normalerweise den nächsten Halt oder auch die aktuelle Geschwindigkeit anzeigt:

1. »Besser als befürchtet, aber schlechter als gut: Das neue große Techniktagebuch«, o. O., 2016, S. 100.

Ob weitere Anzeigen von dem Ausfall betroffen waren, kann ich leider nicht sagen.

Ich finde das aus mehreren Gründen interessant: Betriebs-systeme werden in Zügen offensichtlich nicht aktualisiert. Der Computer im Zug heißt Wagenrechner. Wieso kann ein Laufwerk plötzlich nicht mehr gefunden werden – hat da wer dran rumgespielt? Die eine Zeile scheint eine IP-Adresse zu enthalten – kann man damit Schindluder treiben? Zum Hochfahren des In-

fosystems wird eine start.bat genutzt, die ich noch von meinen (einfachsten und kläglich gescheiterten) Programmierversuchen Anfang der Neunzigerjahre kenne.

Die Fahrtüchtigkeit wird dadurch sicher nicht betroffen gewesen sein. Trotzdem ein komisches Gefühl, unfreiwillig so tief ins Gehirn des ICE gucken zu können.

Marcus Albrecht

17.2.2016

Kinderbastelei

Achtjähriges Kind bastelt aus verschiedenen Kartons und ausgeschnittenen Bildchen folgendes:

Auf meine Frage, was das sein soll, antwortet das Kind: “Das ist ein iPad-Spiel. Die Schmetterlinge müssen die Pommes fressen.”

Als ich acht Jahre alt war, hatten wir unseren ersten Schwarzweiß-Fernseher. Habe ich Ähnliches gebastelt oder gemalt? Ich weiß es nicht. Aber der Fernseher war damals sicher nicht so prominent im Alltag wie heute der Computer.

Uli Eder

Februar 2016

Arbeiten wie in den 90ern

Im Februar 2015 anlässlich der ersten Erzeugung eines Techniktagebuch-E-Books habe ich nicht aufgeschrieben, wie das eigentlich funktioniert. Das ist schade, denn ein Jahr später weiß ich gar nicht mehr, warum ich damals welche technische Entscheidungen getroffen habe. Willenlos überlasse ich mich der seinerzeit zusammengebastelten Technik, und die sieht so aus:

1. In der Redaktion wird über den Buchtitel abgestimmt. Die Vorschläge stammen aus einer Liste möglicher Aufschriften für Techniktagebuch-T-Shirts. Die Liste wiederum ist überwiegend aus Gesprächen im Redaktionschat hervorgegangen.

2. Die Zufallsshirtmaschine erzeugt eine große Menge Titelbildvorschläge, über die wir ebenfalls abstimmen.

3. Ich lade alle Beiträge aus dem Blog herunter mit Hilfe des Python-Tools tumblr_backup.py, denn Tumblr hat immer noch keine eingebaute Backupfunktion.

4. Ein Perlskript baut daraus eine .tex-Datei. “# Remember that thou shalt not parse HTML with regular expressions” habe ich ganz oben hineingeschrieben, aber habe ich auf mich gehört? Natürlich nicht.

5. Mit LaTeX erzeuge ich daraus ein PDF und verbringe mehrere Tage damit, die Fehler zu entfernen, die LaTeX bemängelt. Eigentlich braucht wahrscheinlich niemand ein PDF, aber es sieht halt so hübsch aus. Und die Pingeligkeit von LaTeX, so sage ich mir, hilft mir dabei, Fehler zu entfernen, die sich vielleicht doch auch für die Leser irgendeiner anderen Version unangenehm bemerkbar gemacht hätten und ansonsten unsichtbar geblieben wären.

6. Man könnte in diesem PDF-Dokument jetzt Fehler in den Beiträgen beheben. Es hat zu diesem Zweck "Edit"-Links, die zurück zu den Blogbeiträgen führen. Ich habe schon vor Leuten aus der Verlagsbranche damit angegeben, denn in Verlagen ist alles noch viel schlimmer und verteiltes Korrekturlesen ein Ding der technischen Unmöglichkeit. Aber ehrlich gesagt ist es auch hier eigentlich nicht möglich, die 4000 Seiten überfordern selbst die Techniktagebuch-Staatsqualle. Manche Redaktionsmitglieder korrigieren an manchen Stellen ein bisschen herum, bis sie verzagen angesichts der Seitenzahl. Man kann nur darauf hoffen, dass sich langfristig Fehlerlosigkeit einstellen wird, denn anders als in einem gedruckten Buch ist die Korrektur in den Blogbeiträgen ein andauernder Prozess. Während man das hofft, kommen allerdings wieder neue Beiträge mit neuen Fehlern hinzu.

7. Ein zweites Perlskript erzeugt die Grundlage für die EPUB-Version des Buchs. Am Ende ruft es Pandoc auf, ein Schweizer Taschenmesser der Dokumentkonvertierung, das die eigentliche Herstellung der EPUB-Datei übernimmt.

8. Die .mobi-Datei ist am leichtesten von allen zu erzeugen: Mit der Kindle Previewer App das EPUB öffnen, warten, fertig.

9. Das Buch wird im Blog verlinkt und bei Amazon hochgeladen.

Als ich 2014 damit angefangen habe, war ich begeistert, wie schnell inzwischen alles mit LaTeX ging. Zuletzt hatte ich damit in den 90er Jahren größere Textmengen bearbeitet, und ich wusste noch, dass man sich damals warme Getränke machen konnte, während LaTeX auf dem Text herumkaute. Jetzt hingegen! In Sekundenschnelle! So freute ich mich im Redaktionschat.

Leider gibt es offenbar eine Homöostase der Herstellungsmühen. Das Techniktagebuch wuchs und wuchs, bis sich die Arbeit jetzt wieder ganz wie früher anfühlt. Der Python-Download dauert mehrere Minuten, das Perlskript läuft auf dem zweieinhalb Jahre alten Macbook eine knappe Minute, pdflatex braucht anderthalb Minuten pro Durchgang, eine komplette Erzeugung erfordert drei Durchgänge, dasselbe noch mal für die "Best of"-Version, die EPUB-Erzeugung dauert fast zehn Minuten, und wenn ich eine der Dateien mit dem Rohtext in meinem Editor Sublime Text 2 öffne (8 MB TeX, 9 MB HTML, jeweils ohne Bilder), dauert es 10 bis 20 Sekunden, bis ich etwas zu sehen bekomme. Ruckelfreies Scrollen in den Dateien ist nicht mehr möglich, es ist eine Zeitreise in die 90er Jahre, und ich kann mir viele warme Getränke machen in den Wartepausen.

Kathrin Passig

17. Februar 2016

Besser als befürchtet, aber schlechter als gut: Das neue große Techniktagebuch

Weil das Techniktagebuch heute zwei Jahre alt wird, gibt es eine neue E-Book-Version. Die erste, “Wir hatten ja nix: Ein Techniktagebuch” erschien vor genau einem Jahr und hatte in der PDF-Version über 2000 Seiten. Für den damals gefassten Plan, alle drei Monate ein E-Book-Update zu produzieren, reichten meine Aufraffungsfähigkeiten nicht, sie reichten nur bis zur Erstellung von “Unendliches Volumen (Aber gedrosselte Geschwindigkeit)” im Mai 2015 (3431 Seiten).

In der neuen PDF-Version ist die Schriftgröße etwas kleiner als bisher, weshalb sie nur überschaubare 3798 Seiten hat. Wer auch das noch zu lang findet, kann für € 2,99 bei Amazon die komfortable Kurzversion erwerben, die nur die 101 allerbesten Beiträge seit Mai 2015 enthält.

Für alle ernsthaft an singenden Pixeln, bebrummten Papierstreifen und dramatischen Uhrengebrauchsgesten Interessierten führt kein Weg am Download der vollständigen Sammlung vorbei. Denn das Techniktagebuch gehört einem nie ganz allein. Man erfreut sich an ihm, aber eigentlich bewahrt man es schon für die nächste Generation – in den robusten Formaten PDF (142 MB), EPUB (136 MB) oder .mobi (234 MB).

Kathrin Passig

18. Februar 2016

Kontaktlose Schmiegekontakte

Mein Portemonnaie enthält mehrere Karten mit sichtbaren RFID-Transponderschnörkeln. Sie kommunizieren miteinander, wie sie da so aneinandergeschmiegt liegen. Diesen Vorgang finde ich sehr erfreulich, aber warum? Man liest ja doch mehr Protest als Begeisterung über derlei kontaktlose Vorgänge. Ich müsste mal gründlich nachdenken und das Ergebnis ins Techniktagebuch schreiben.

Dann wache ich auf und habe gar keine kommunizierenden Karten im Portemonnaie. Ich kann mir also noch ein bisschen Zeit lassen mit der Erklärung.

Kathrin Passig

Bis und seit Ende 2012

Bearbeitbarkeit: 0, 1, 0

In der Zeit der Schallplatten (nicht erlebt), Kassetten (kaum erlebt) und CDs (durchaus erlebt) war Musik ein festes Etwas. Ein Titel befand sich in einer bestimmten Version auf dem Trägermedium. Man konnte ihn anhören, teilweise überspielen, und das war's dann auch schon.

Dann kam die Datei, insbesondere die MP3 – bis Ende 2012 das primäre Medium meiner Musiknutzung. Man kann Dateien anhören, kopieren und vor allem: bearbeiten. Das Bewusstsein, dass ein Musiktitel kein festes Etwas sein muss, führt zu Überlegungen, die ich nie hatte, als sich Musik nur auf CDs befand: »Hm, Intro zieht sich, dritte Strophe eher öde, aber das Gitarrensolo würde ich mir auch zweimal anhören.« Mit GoldWave, Audacity und später einer Studentenlizenz von Adobe Audition kann ich dann eine Version erzeugen mit kürzerem Intro, ohne dritte Strophe, aber mit einem zweiten Auftritt des Gitarristen. Die meisten meiner Bearbeitungen basieren auf solchen eigenen Ideen. Seltener versuche ich, Radioversionen, die ich in schlechter Qualität aufgenommen oder bei YouTube gefunden habe, auf der Grundlage von Albumversionen nachzubauen. Noch seltener fragen mich Leute, ob ich für sie einen Titel bearbeiten könnte. In allen Fällen muss ich mir einen Titel zwei, drei Mal – und einige Passagen fünfzehn, zwanzig Mal – anhören, bis ich die Stellen gefunden habe, an denen ich schneiden kann. Oft ist die Bearbeitung in einer Viertelstunde erledigt. Schwierige Fälle können schon mal eine Stunde dauern. Wenn alles passt, fällt die Bearbeitung höchstens denjenigen auf, die die Originalversion gut kennen und sich fragen, wo

die dritte Strophe bleibt. Manchmal, wenn ich einen Titel, den ich bearbeitet habe, im Radio höre, wundere ich mich, dass sich das Intro so zieht, bis mir einfällt, dass dort natürlich die unbearbeitete Originalversion gespielt wird.

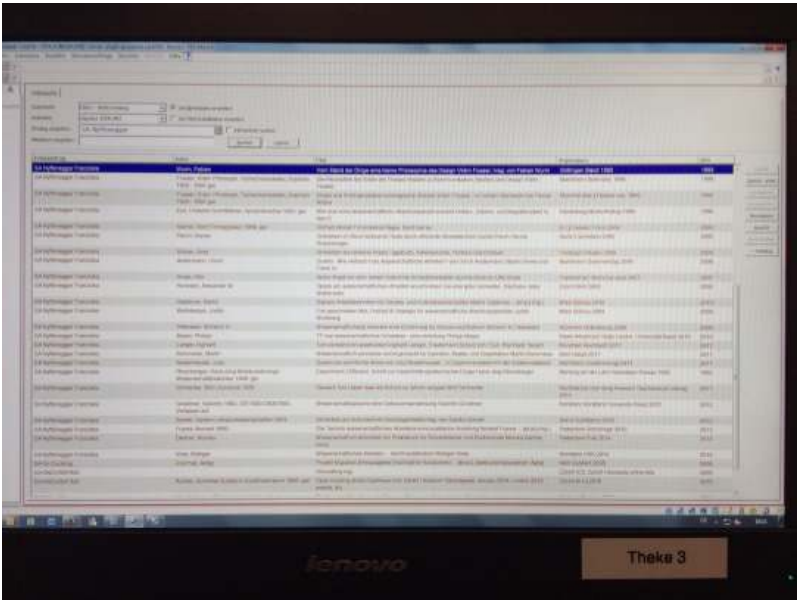
Seit Ende 2012 ist Spotify das primäre Medium meiner Musiknutzung. Seitdem ist alles wieder beim Alten: Musik ist ein festes Etwas. Ein Titel befindet sich in einer bestimmten Version auf dem Trägermedium. Man kann ihn anhören, in eine Playlist einsortieren, und das war's dann auch schon.

Christopher Bergmann

19. Februar 2016

Der Semesterapparat ist kein Gerät

Obwohl die Bibliothek nicht zu den Lieblingsaufenthaltsorten der meisten Teilnehmenden meiner Seminare (die offiziell Module heissen) gehört, bleibe ich bei der Tradition des Semesterapparats, schon nur damit ich angehenden Industrial Designern erklären kann, dass es Apparate gibt, die keine Geräte sind. Heute will ich den Apparat aus dem letzten Semester auflösen und einen neuen einrichten. Die Bücher hatte ich im Herbst mit einigem Aufwand im Freihandlager zusammengesucht. Um die Auswahl zu dokumentieren, bitte ich den Bibliothekar um einen Ausdruck der Titelliste. Er seufzt, befragt seine Kollegin, die ebenfalls seufzt, und schliesslich übergibt er mir ein Blatt Papier zusammen mit der Frage, ob ich gute Augen habe. Die bibliographischen Angaben zu den rund dreissig Büchern füllen knapp einen Drittel einer A4-Seite; die Schriftgrösse bewegt sich zwischen drei und vier Punkt, vermute ich. Mir wird klar, dass ich die Liste nicht nur nicht lesen kann, sondern bis zum kommenden Herbst wohl auch nicht mehr finden werde, weil ich inzwischen fast meine ganze Ablage digital verwalte. Ich schlage vor, die Liste vom Computerbildschirm abzufotografieren, was dem Bibliothekar vernünftig scheint.



Noch vernünftiger wäre es aber wohl, ich würde den Studierenden einen guten Link angeben, anstatt sie, die Bibliotheksmitarbeitenden und mich selbst mit altmodischen akademischen Gewohnheiten zu quälen.

Franziska Nyffenegger

Freitag, 19.2.2016

App zum Alex

Ich fahre mit meiner Freundin mit der Tram zum Alexanderplatz. Die Fahrt dauert etwa 15 Minuten. Weil sie nur zu Besuch hier ist, braucht sie eine Tageskarte. An der Tramstation ist kein Fahrkartenautomat und am Automat in der Tram kann sie nur mit Münzen zahlen. Die Karte kostet sieben Euro, aber so viel Kleingeld haben wir beide nicht.

Ich erinnere mich, dass die BVG seit einiger Zeit damit wirbt, Tickets auch in ihrer App zu verkaufen. Meine Freundin hat die App bereits installiert. Bevor sie ein Ticket kaufen kann, muss sie ein Benutzerkonto in der App anlegen. Jedes Textfeld muss einzeln angewählt, die Information eingetragen und bestätigt werden. Sie kann nicht von Textfeld zu Textfeld springen. Danach muss sie ihre Kreditkarte als Zahlungsmittel hinterlegen.

Die BVG schickt ihr eine E-Mail mit einem Link, damit sie ihr Konto bestätigen kann. Der Link öffnet die reguläre Seite der BVG. Meine Freundin scrollt ganz nach unten, wo klein ein Hinweis steht, der Link sei ungültig, sie solle sich bitte per E-Mail an den Administrator wenden. In der App scheitert der Ticketkauf beim Anmelden: Die App behauptet, das Passwort sei falsch.

Sie drückt den „Passwort vergessen“-Knopf in der App. Die BVG schickt ihr eine zweite E-Mail, mit einem zweiten Link, um ihr Passwort zurückzusetzen. Wieder erscheint die Seite der BVG mit Fahrplanauskunft und Linieninformationen. Ganz unten auf der Seite sind zwei Felder, um ein neues Passwort zu erstellen. Sie gibt ein neues Passwort ein. Danach akzeptiert die App das Passwort, sie kann ein Ticket kaufen. Als die Tageskarte auf dem Display des Handys erscheint, öffnen sich die Tram-Türen: Wir sind am Alexanderplatz.

Hannes Schrader

Februar 2016

Let It Be

Im Traum bin ich auf einer Feier und stehe gerade zufällig neben meinem Laptop. Der wird dazu benutzt, von Spotify eine vorher zusammengestellte Playlist abzuspielen. Eine Bekannte will eine selbstausgedachte Performance auf einer kleinen Bühne vorführen, zu Let It Be.

Ich öffne ein DJ-Programm auf dem Laptop, google darin nach dem Song und drücke auf Enter. Während ich das mache, lese ich die Worte [Remix – Skrillex] dahinter, kann aber am Beginn des Abspielens nichts mehr ändern. Die Gäste schauen mich verärgert an, ich stoppe sofort die Musik.

Keine Musik von einem DJ ist fast noch schlimmer als schlechte, also öffne ich Youtube und suche dort nach dem Song.

Ich überlege nebenbei, wie ich das Lied als mp3 herunterladen und dann abspielen kann. Dazu braucht man wohl ein installiertes Programm auf dem Laptop und den Link zum Video dazu. Dann fällt mir glücklicherweise ein, dass sich Lieder auch direkt von Youtube über einen Lautsprecherausgang abspielen lassen. Also Musik ab, die ersten Töne erklingen. Ich will mich gerade zur Bühne umdrehen, um die einstudierte Performance dazu zu sehen, da klingelt der Wecker.

Er spielt nicht die Beatles.

Beim Schreiben fällt mir gerade ein, dass es das Lied vermutlich auch auf Spotify direkt geben muss. Aber im Traum ist alles wohl anders.

florianjb

19. Februar

Bluetooth, es könnte wohl, aber wie immer will es nicht

Wir hören zu zweit Musik, die von Spotify kommt und von meinem Macbook abgespielt wird. Da fällt mein Blick auf das schwarze Ding von Sony, das Aleks seit letztem Jahr zum Abspielen seiner alten CDs verwendet. Es sieht nicht aus wie die CD-Player, die ich von früher kenne, es ist hoch und flach, die CD steckt man oben hinein wie in einen Toaster. Da es nur an eine Steckdose angeschlossen und eigentlich zu groß ist für ein bloßes Abspielgerät, ist es wohl auch eine Art Lautsprecherbox, denke ich, und frage Aleks, ob es Bluetooth kann. Ja, kann es.

Ich suche in den Soundeinstellungen nach dem Gerät. Ich schalte Bluetooth ein. Ich suche nach dem Gerät. Ich schalte Bluetooth aus und wieder ein. Ich schalte das Gerät aus und wieder ein. Ich wiederhole diesen Zyklus mehrmals. So ist es eigentlich immer, wenn ich Musik über irgendwas mit Bluetooth abzuspielen versuche, mit dieser einen Ausnahme Anfang 2014. Ich frage Aleks, ob es denn bei ihm geht.

“Nein. Ich hab es mal eine Weile dafür verwendet, aber im Moment krieg ich’s auch nicht hin.”

Ich könnte das Problem jetzt googeln, bestimmt gibt es irgendeine Lösung. Aber Musikabspielverfahren, die man jedesmal erst googeln muss, sind entweder noch nicht ganz fertig oder schon wieder am Aussterben. Ich werde das durch Abwarten ermitteln. Bis dahin kommt die Musik eben weiter aus dem Macbook, geht ja auch.

Kathrin Passig

19. Februar 2016

Ich bin ein Idiot, werde aber eventuell nicht daran sterben

Ich verwende zum ersten Mal aboalarm.de, um damit meine Mitgliedschaft im Alpenverein zu kündigen. Seit fünf Jahren war ich nicht mehr in der Kletterhalle, seit zehn Jahren bekommt man dort als Alpenvereinsmitglied keinen Rabatt mehr.

Am Ende des Kündigungsschreibens habe ich die Wahl zwischen fünf verschiedenen Signaturmöglichkeiten:

“Name in Handschrift” bedeutet, dass mein Name in einer handschriftähnlichen Schriftart dargestellt wird.

Ich weiß nicht, welchen Beitrag dieses Verfahren zur Sicherstellung meiner Identität leistet, aber das ist ja beim Einfügen der eingescannten Unterschrift auch nicht anders. Ich muss erst googeln, wie ich meine 2015 schon einmal eingescannte Unterschrift wieder aus der Preview-App befreien kann und dann noch etwas, das meine Mitgliedsnummer sein könnte, aus den Onlinebankingdaten heraussuchen.

Erst als die Kündigung fertig ist, finde ich heraus, wie das Geschäftsmodell von Aboalarm funktioniert:

Zahlungsmethoden	Preis*
PayPal	2,49 €
amazonpayments	2,49 €
Kreditkarte	2,49 €
HandyPay (per SMS)	3,49 €
Lastschrift	3,49 €

Gutschein-Code CODE einlösen

* Alle Preise inkl. MwSt.

Kündigung versenden (kostenpflichtig)

“Hier ist es günstiger & bequemer als der Gang zur Post”, argumentiert die Firma, und ich finde das überzeugend. Wahrscheinlich kostet schon eine Briefmarke inzwischen 2,49.

Zum Versenden brauche ich noch die Faxnummer der Alpenvereinssektion, die ich nach einiger Zeit auf der Website der Sektion finde (aber nicht unter "Kontakt" und auch nicht unter "Historisches"). Insgesamt ist über all dem etwa eine halbe Stunde vergangen. Ich sehe dem Fortschrittsbalken zu, der anzeigt, dass mein Fax versendet wird. In der Sekunde, in der er ganz rechts ankommt, fällt mir ein, warum es sehr sinnvoll war, dass ich eine Alpenvereinsmitgliedschaft hatte: wegen der Bergrettung im Ausland! Ich bin ein Idiot, und wenn ich ungerettet[1] in einem schottischen Sumpf steckenbleiben muss, wird man hier den Grund dafür nachlesen können.

Kathrin Passig

20. Februar 2016

Ich kaufe ein iPhone am Bahnhof

Nachdem Gravis nach einer Woche erklärt hatte, der Defekt meines iPhones sei nicht durch Austausch des Displays zu beheben und daher würden die Reparaturkosten den von mir angegebenen Rahmen sprengen, bekam ich meiner Nörgelei zum Trotz dann doch einen Termin im Apple Store.

Dort erklärte der *Genius* das Gerät dann ebenfalls zum wirtschaftlichen Totalschaden. Das Gehäuse – zugegebenermaßen recht ramponiert durch einen Unfall des Vorbesitzers und einen meinerseits – sei so verzogen, dass das Display nicht mehr ordentlich eingepasst werden könnte. Dadurch sei auf Dauer nicht zu verhindern, dass Staub und Feuchtigkeit eindrängen um die Innereien des Geräts anzugreifen.

1. Allerdings wird man in Schottland, wie man mir versichert, sowieso kostenlos gerettet, kostenlos vom Militärhubschrauber ins Krankenhaus gebracht und dort von der NHS kostenlos wiederhergestellt. Vielleicht sterbe ich also doch nicht an übermäßiger Organisiertheit.

Er bot mir nur den Komplettaustausch gegen ein *refurbished* Gerät an, zum Pauschalpreis von 279 Euro. Da auch kein schwarzes iPhone 5 mit 64 GB vorrätig war, hätte mich das eine weitere Woche gekostet. Zum Trost bekam ich bei der Gelegenheit umstandslos zwei der alten Netzteilstecker ausgetauscht.

Da ich mich vorher schon bei Ebay Kleinanzeigen umgeschaut hatte, kostete es mich nur einen weiteren Anruf, mich mit einem Verkäufer eines passenden gebrauchten iPhones zu verabreden. Nach kurzer Diskussion einigten wir uns auf den Berliner Hauptbahnhof als Treffpunkt.

Da ich etwas dort zu früh ankam, hatte ich Zeit, mich im Bahnhof nach Steckdosen umzuschauen. Mich hatte nämlich plötzlich die Sorge erfasst, das iPhone könnte komplett entladen sein, so dass nicht einmal Grundfunktion und Touchscreen zu prüfen gewesen wären und ich den Kauf vielleicht unnötigerweise hätte ablehnen müssen. Daran, eine in unserem Haushalt vorhandene Powerbank zu suchen, aufzuladen und mitzunehmen, hatte ich nicht gedacht. Aber an einer Steckdose hätte man das iPhone ja rasch ein paar Minuten lang mit Strom versorgen können.

Fazit dieser Erkundung: Im Gegensatz zu bestimmten Arealen mancher Flughäfen, die geradezu vor Steckdosen strotzen und den Reisenden mit erschöpftem Akku manchmal auch gleich mit USB-Buchsen locken, auf dass er nicht im Gepäck nach Adaptern kramen muss, kommen die öffentlichen Bereiche des Berliner Hauptbahnhofs völlig ohne Steckdosen aus. Die Planer hatten hier anscheinend andere Prioritäten. Im Reisezentrum findet sich eine einsame Dose mit Kindersicherung neben einer Wartebank und man hätte natürlich in einem der Geschäfte fragen können.

Meine Sorge erwies sich als unbegründet. Der Verkäufer hatte das Telefon aufgeladen und ich konnte zumindest den Willkommensbildschirm inspizieren. Während ich dies hier schreibe, wird vom selben Rechner mein Backup auf das neue iPhone zurückgespielt und ich kann dann das Android-Intermezzo hoffentlich beenden.

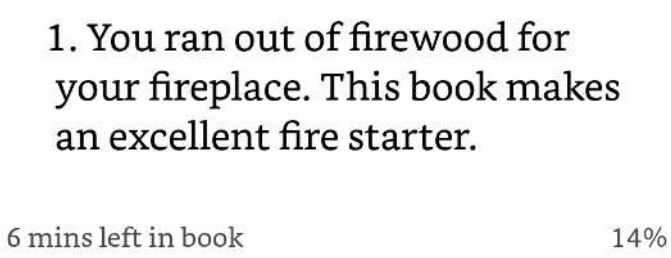
Ich fände übrigens eine App hilfreich, mit der ein iPhone einen Selbsttest durchführt und dabei auch die Kamera, Lautsprecher und Mikrofon sowie den Akku durchprobiert. Das könnte bei einem Weiterverkauf mehr Vertrauen schaffen, als die reine Begutachtung von außen und ein bisschen Wischerei auf dem Willkommensbildschirm. Muss mal schauen, ob es so etwas gibt, wenn die Wiederherstellung des Backups abgeschlossen ist.

Virtualista

21. Februar 2016

Das E-Book ist kein Ersatz für Feuerholz

Ich lade die Kindle-Leseprobe von Tony Hsiehs “Delivering Happiness” (2010) herunter. Am Anfang steht eine Liste der “Top 10 Reasons Why You Should Read This Book”:



Die anderen Gründe überzeugen mich auch nicht. Ich lösche die Leseprobe.

Kathrin Passig

Seit 2013

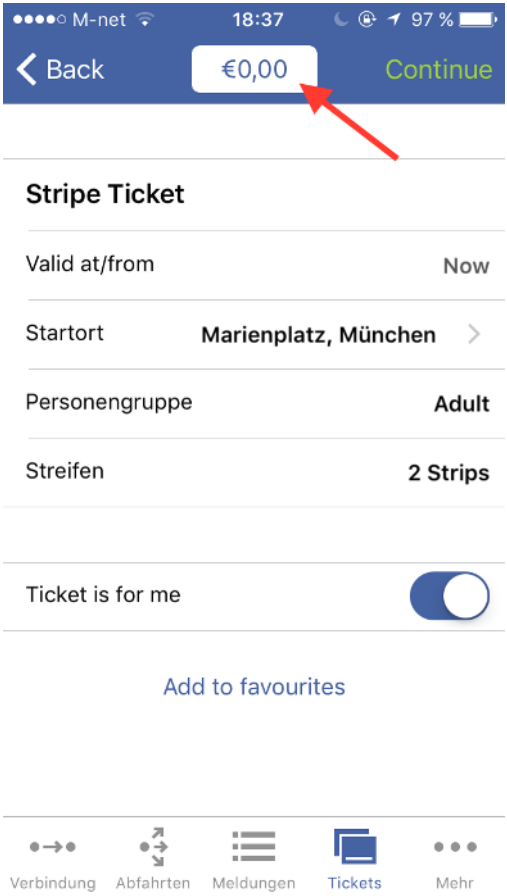
ÖPNV-Fahrpreise subventionieren die App-Industrie

Seit Dezember 2013 kann man im öffentlichen Nahverkehr in München zwar immer noch nicht Touch&Travel nutzen, aber man kann Fahrkarten mit dem Händi kaufen.

Ich geniesse das sehr. Jetzt muss ich nur noch eine App auf meinem iPhone öffnen, um meine Fahrten bezahlen. Inzwischen kann die App auch mit Streifenkarten umgehen. Damit sind mehrere Fahrten möglich und der Preis ist etwas günstiger.

Habe ich bereits eine Streifenkarte gekauft und möchte die nächsten zwei Streifen (= 1 Fahrt für Erwachsene) nutzen, startet die App einen Kaufvorgang. Beim ersten Versuch habe ich an dieser Stelle vor Schreck abgebrochen – hatte ich nicht gerade 13 € für eine Streifenkarte bezahlt, wohin ist die so plötzlich verschwunden?

Der freundliche Support versicherte mir auf meine Nachfrage, dass erst dann wieder etwas von meinem Konto abgebucht wird, wenn die Streifenkarte vollständig “abgestempelt” ist. Aus organisatorischen Gründen behandelt die App die Nutzung eines Streifens aber jedes Mal als Kauf. So lange noch freie Streifen zur Verfügung stehen, wird der Preis dafür mit 0,00 € angesetzt. Wenn man genau hinschaut, findet mal diese Angabe auch auf dem Screen:



Drei offizielle Apps für den Münchner ÖPNV

Eine Münchner Besonderheit ist es, dass der ÖPNV nicht von einem, sondern von zwei Unternehmen bestritten wird. Es gibt den MVV (Münchner Verkehrs- und Tarifverbund), der für die Fahrtkartenverkauf zuständig ist und

die MVG (Münchner Verkehrsgesellschaft), die sich um Fahrzeuge und Gleise kümmert. Rechnet man noch die Münchner S-Bahn hinzu, die der Deutschen Bahn gehört, ruht der ÖPNV in München sogar auf drei Säulen.

So kommt es, dass ich die Qual der Wahl habe, wenn ich per App eine Fahrkarte kaufen möchte. Es stehen gleich drei verschiedene Apps zur Auswahl: MVG Fahrinfo, MVV Companion und München Navigator (S-Bahn und MVV).

Rechnet man die Versionen für iOS, Android und Windows mit ein, gibt es sogar neun Apps. Alle Apps schaffen es im App-Store auf maximal drei Sterne. Das ist nicht gerade berauschend, aber nachvollziehbar, wenn man bedenkt, dass die Thematik nicht ganz trivial ist und jede App alle Prozesse noch einmal von vorn erfindet.

App Nummer vier

Seit Oktober 2015 kann man bei der MVG auch Fahrräder und Autos mieten. Auch dafür gibt es selbstverständlich eine App: MVG More. Damit kann ich ein Rad reservieren und Car-Sharing-Angebote nutzen. Fahrkarten kaufen kann ich damit nicht.

Fazit

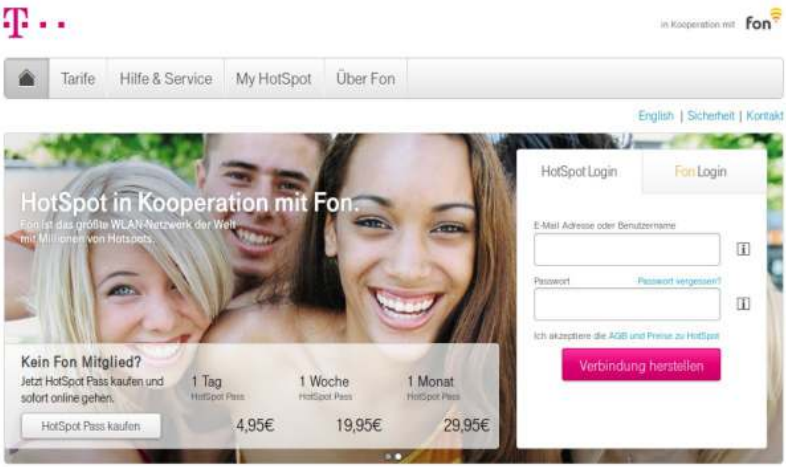
Als Kundin von S-Bahn, MVV und MVG finde ich zwar nicht die allerbesten Apps im Angebot, aber ich kann mich mit dem Gedanken trösten, etwas für die App-Industrie zu tun.

So wie es aussieht, bleiben die Subventionen sogar weitgehend im Lande: Beim MVV Companion steht ein Dienstleister mit Sitz in München im Impressum, für den München-Navigator von S-Bahn und MVV ist eine Firma aus Hannover verantwortlich. Lediglich die MVG hält sich in Sachen App-Entwicklung bedeckt, hier konnte ich keine Angaben finden.

Kirsten Schelper

21.2.2016

Ich nutze Telekom-Hotspots und zahle mit Bandbreite



Die Hotspots der Deutschen Telekom für den drahtlosen Zugang zum Internet habe ich bislang immer mit gemischten Gefühlen betrachtet. In etlichen öffentlichen Gebäuden hätte ich sie gerne öfter genutzt, auch im ICE der Deutschen Bahn (wo sie nur in der 1. Klasse kostenlos sind). Bei Preisen von knapp fünf Euro für einen Tag oder 30 Euro für einen Monatspass habe ich dann aber lieber das Datenvolumen über mein Smartphone für den Internetzugang verwendet, selbst wenn das Mobilfunknetz schlecht und die Verbindung nur tröpfelnd war.

Durch einen Büroumzug habe ich mich jetzt mit den Möglichkeiten eines vorhandenen Internetanschlusses der Telekom befasst – und dabei festgestellt, dass das Großunternehmen seit mehr als zwei Jahren seinen Kunden

die kostenlose Nutzung ihrer Hotspots in Deutschland (und weiterer Hotspots weltweit) anbietet. Zahlen muss man dafür schon: Aber nicht in Euro, sondern mit der Bandbreite seines häuslichen Internetzugangs.

Das System, dass das Unternehmen als *WLAN to go* vermarktet, beruht auf einer eigentlich ganz cleveren Idee: Die ungenutzte Bandbreite des eigenen Internetzugangs wird anderen Nutzern zur Verfügung gestellt; das häusliche Internet wird zu einem – abgeschirmten und vom eigenen WLAN getrennten – Hotspot. Und im Gegenzug gibt es den kostenlosen Zugang zu den Telekom-Hotspots und den weltweiten Hotspots von FON. Einrichten kann der Kunde das direkt in seinem Router. Der allerdings ein von der Telekom gekauftes Gerät sein muss.

Ich finde die Idee und die Umsetzung weitgehend gut, weil sie mir unterwegs einen Internetzugang eröffnet, für den ich sonst 30 Euro im Monat zahlen müsste. Aber da wir in Deutschland sind, ist so eine Idee natürlich mit rechtlichen Bedenken verbunden. Zum Start von *WLAN to go* gab es die hierzulande wohl unvermeidlichen Warnungen, damit begebe sich der Nutzer in das juristische Dickicht der Störerhaftung – falls jemand über diesen Zugang böse Dinge tut und zum Beispiel illegal urheberrechtlich geschütztes Material hinauf- oder herunterlädt.

Allerdings beruhigt mich ein wenig, dass nicht nur die Telekom versichert, dieser juristische Fallstrick sei durch die Trennung von privatem und öffentlichem Netzzugang ausgeschlossen:

> Hafte ich für die Internetnutzung durch Dritte an meinem WLAN TO GO? Nein, bei WLAN TO GO besteht keinerlei Haftungsrisiko für eine eventuelle gesetzeswidrige Nutzung durch Dritte.Die beiden WLANs sind vollständig voneinander getrennt. Da ausschließlich authentifizierte Nutzer Zugang zu den Hotspots erhalten, kann die Nutzung zurückverfolgt werden.

Sondern mich beruhigt vor allem, dass eine Recherche nach diesem Problem seit den Warnungen zum Start des Programms vor mehr als zwei Jahren keine weiteren Treffer zutage fördert.

Natürlich kann man dem Unternehmen auch vorwerfen, es verdiene fett Geld mit meinem Anschluss. Na gut. Dafür bekomme ich kostenlos den Zugang woanders.

Thomas Wiegold

22. Februar 2016

Das e-Shelf war wohl schon immer da

Ich bekomme ein langes und nettes Schreiben aus meiner Stammbibliothek. Die Verantwortliche für E-Medien liest offenbar Techniktagebuch. Mit vielen Screenshots und präzisen Anleitungen zeigt sie mir, wie ich die bibliographischen Angaben zu allem, was gerade in meinem Semesterapparat steht – aber aus technischen Gründen nicht auf mein reguläres Bibliothekskonto gebucht ist –, abspeichern kann. Das Hilfsmittel, dank dem sich die Arbeit mit unlesbaren Ausdrucken oder fotografierten Bildschirmen erübrigt, heisst e-Shelf und war wohl schon immer da, nur habe ich es nie beachtet. Ich denke darüber nach, was sonst noch alles ganz einfach wäre, würde ich nur genauer hinschauen, und werde darob ein wenig müde.

Franziska Nyffenegger

22.2.2016

Erpressungsversuch

Ich sitze mit Freunden bei einer Restaurant-Eröffnung, als mein Smartphone zwei neue Mails anzeigt. Mein zuhause liegendes iPad wurde verloren gemeldet, und es wurde gleich anschließend wiedergefunden. Erst frage ich mich, ob bei mir vielleicht eingebrochen wurde, aber das verwerfe ich als Quatsch. Wenn jemand mein iPad stiehlt, meldet er es ja nicht sofort als verloren.

Als ich zwei Stunden später nach Hause komme, liegt mein iPad auch da, wo es soll. Als ich es einschalte, sehe ich jedoch eine Nachricht, dass ich irgendjemandem 50 Dollar schicken soll, um es zu entsperren. Dann erscheint jedoch die Code-Abfrage, ich gebe meine vierstellige PIN ein und das iPad funktioniert wie gewohnt. Die Nachricht mit den 50 Dollar ist verschwunden und ich kann sie nirgendwo mehr entdecken. Ich google nach "iPad 50 Dollar", bekomme aber nur Nachrichten über einen Kurssturz der Apple-Aktie angezeigt. Erst als ich nach "Ipad Erpressung" suche, finde ich einen Artikel über Hacker in Australien, die den Apple-Dienst "iPhone/iPad verloren" für derartige Erpressungen nutzen. Ich ändere sofort das Passwort meiner Apple-ID.

Als ich mich zwei Tage später mit meiner Apple-ID einloggen will, ist sie gesperrt, weil jemand mehrfach versucht hat, sich mit einem falschen Passwort (also vermutlich dem alten) einzuloggen. Ich habe jetzt auf eine zweistufige Sicherheitsabfrage umgestellt und muss drei Tage warten, bis sie geschaltet wird. Auch meine Passwörter für andere Dienste habe ich geändert.

Chris Kurbjuhn

Februar 2016

'n Fünfer für'n Fünfer

Bei Uber werden nicht nur die Fahrer von den Kunden bewertet (1-5 Sterne), sondern auch die Kunden von den Fahrern (ebenfalls 1-5 Sterne). Ein Fahrer darf im Durchschnitt nicht unter 4,6 Sterne fallen, sonst fliegt er raus bei Uber. Alles unterhalb einer Fünf-Sterne-Wertung ist also für den Fahrer schon ein mittlerer bis größerer Schuss vor den Bug.

Für Kunden ist es nicht ganz so drastisch. Aber die Uber-Fahrer kriegen bei jedem eingehenden Fahrtwunsch auch den Score des Kunden angezeigt, und wenn dieser Score unterirdisch schlecht ist, werden viele sich's dreimal überlegen, ob sie so einen Fahrgast wirklich wollen.

Bis vor kurzem konnte man seinen Kundenscore nur durch einen Browser-Trick herausfinden, den Uber allerdings bald vereitelt hat. Oder indem man einen netten Fahrer rundheraus danach fragte. Aber vor einigen Wochen hat Uber auch eine offizielle Funktion zum Abfragen des Kundenscores in die App eingebaut, wenn auch ziemlich weit unten in den verschiedenen Menüs versteckt.

Ich warte besorgt auf die Rückmeldung, und . . . 4,8. Puh. Aber was haben manche Fahrer an mir auszusetzen? Ich bin immer pünktlich am Treffpunkt, nie betrunken, und habe auch noch niemanden angepöbelt.

Mir schwant, dass es am Trinkgeld liegt.

Bei Uber braucht man ja kein Trinkgeld zu geben, so heißt es ausdrücklich auf der Webseite. Das ist ja gerade das Tolle: Man braucht sich überhaupt nicht um die Bezahlung zu kümmern, muss weder Bargeld noch Kreditkarte dabei haben, einfach reinsetzen, hinfahren, *Thanks, take care!* sagen und aussteigen, alles andere macht die App automatisch. Und die App hat keine Trinkgeldfunktion.

Aber Uber-Fahrer sind nicht reich, auch wenn sie angeblich besser verdienen als Taxifahrer, und vielen würde etwas Trinkgeld den Existenzkampf erleichtern. Und so häufen sich in einschlägigen Blogs und Foren die Hinweise, dass manche nach der Regel »'n Fünfer für'n Fünfer« bewerten: volle Punktzahl nur bei einer Fünf-Dollar-Note Trinkgeld.

Nun ist es so, dass ich kein Bargeld habe. Ich gehe nicht zu Geldautomaten, ich habe auch keine Geldbörse, in der ich Bargeld verwahren könnte. Davon abgesehen geben Geldautomaten nur Zwanzig-Dollar-Noten, ich müsste also für das Uber-Trinkgeld eine eigene Bargeld-Logistik entwickeln, einschließlich regelmäßigem Gang zum Geldautomaten und kreativer Suche nach Wechselmöglichkeiten. Und gerade weil es so schön ohne Bargeld und sogar ohne Kreditkarte geht, nehme ich ja überhaupt Uber.

Es ist nicht leicht. Aber der Mensch, der's weniger leicht hat, ist ohne Zweifel der hinterm Steuer.

André Spiegel

22. Februar 2016

Die Zeit der zweistelligen Passwörter

Neben zwei Poesiealben finde ich ein Arbeitsheft im A4-Format mit teilweise vorgedrucktem Text, in dem ich in den 80er und frühen 90er Jahren einiges über meinen Technikgebrauch notiert habe. Zweistellige Passwörter hatten wir damals! Es ist ein Schatz, den ich gleich ins Techniktagebuch hinüberkopieren werde. Bevor mir das gelingt, wache ich auf.

Kathrin Passig

22. Februar 2016

Bewegungstracker – you're drunk

Seit einigen Monaten misst die kostenlose iphone-App Moves meine Bewegungen. Automatisch erfasst sie Gehen, Laufen, Radfahren und „Verkehrsmittel", letzteres enthält alles von Auto über Bahn bis Flugzeug, das ich nicht mit Körperkraft antreiben muss. Sonstige Bewegung wie Schwimmen, Aerobic, Strampeln auf dem Crosstrainer oder Krafttraining muss ich manuell eingeben. Doch auch die automatisch erfasste Fortbewegung ist fehleranfällig. Zum einen muss ich regelmäßig nachbessern, wie ich unterwegs war (nein, für die letzten 500 Meter von der Frühstücksverabredung nach Hause bin ich nicht vom Fahrrad abgestiegen und U-Bahn gefahren). Zum anderen unterstellt mir die App seit einigen Wochen irrwitzige Schleifen bei Fußwegen.

Am 21. Dezember 2015 sah mein Weg in die Arbeit vom Sendlinger Tor, München, ins Westend noch so aus:

Einmal quer über die Theresienwiese halt.

Doch seit Januar hält Moves mein Bewegungsmuster für das eines ausgiebig schnüffelnden Hunds. Hier der Hinweg am 28. Januar 2016.

Und dies war angeblich mein Heimweg am 12. Februar 2016:

Ich fühle mich zwar geschmeichelt, dass die App mir zutraut, knapp 5 Kilometer gemessenen Weg in 38 gemessenen Minuten zu gehen, doch der Erfassung meiner tatsächlichen Aktivität hilft das natürlich nicht.

Auch heute haben Aufzeichnung und mein fast Luftlinien-gerader Weg über die Theresienwiese wenig gemeinsam:

Hat vielleicht irgendwer mit der Position von Funkmasten herumgespielt?

Eine aktuelle Studie zu Fitness Trackern „Every Step you Fake“ von Citizen Lab hat zwar einen bezaubernden Titel, lässt dieses Phänomen aber unberücksichtigt. Was die Pläne einiger Krankenkassen, ihre Beiträge an die Ergebnisse elektronischer Bewegungsmesser zu koppeln, eher lächerlich macht.

die Kaltmamsell

14.10.2004 und 23.02.2016

Der Opferstock dreht den Spieß um

Das erste Mal sehen wir in Genua einen elektrifizierten Opferkerzentisch. Jenes Modell war denkbar einfach gestrickt. Schalter umlegen, kerzenförmige Lampe leuchtet auf, ob man Geld in den Opferstock einwirft oder nicht.

So verhielt es sich im Grunde über Jahrzehnte und Jahrhunderte, denn die Kerzen lagen meistens in einem frei zugänglichen Kasten unter dem Kerzenständer irgendwo im hinteren, seitlichen Bereich der Kirche. Dem Gläubigen war es selbst überlassen, ob er unter den Augen des Herrn ein Kerzlein ehrlich erwirbt, oder sich besser gleich in der Schlange am Beichtstuhl anstellt, nimmt er die Kerze einfach so.

Seit ich meine technischen Erlebnisse ins Techniktagebuch schreibe, möchte ich endlich solch einen elektrifizierten Opferkerzentisch dokumentieren. Und es soll mir fast 14 Jahre nach *Genua* gelingen.

Wir stolpern in die Iglesia Colegial del Divino Salvador in Santa Cruz de La Palma. Sofort fallen meine Augen auf den Opferkerzentisch. Sanft flackern dort ein paar elektrische Lichtlein. Ich sehe auch einen Münzeinwurf und bin begeistert! Vor allem scheint hier eine Maschine über die Opfergabe zu richten. Erst opfern, dann leuchten, nicht umgekehrt. Oder gar nur leuchten, ohne zu opfern: Nix da!

Wir kramen in unseren Taschen nach 10-Cent-Münzen. Ich zücke schnell noch mein Smartphone, um die Prozedur zu filmen. Wir werfen eine Münze in den für den Münzeinwurf bestimmten Münzeinwurf. Nichts passiert. Noch eine Münze. Wieder nichts. Opfern ohne Erleuchtung. So hatten wir uns das nicht vorgestellt.

Ein hutzeliges, schwarz gekleidetes Mütterchen spricht uns auf Spanisch an. Ich verstehe nur Bruchstücke, die ich zu “no funciona” zusammenpuzzle. Dass das vielleicht kein Spanisch ist, tut dem Verständnis keinen Abbruch. Mit krummem Rücken und ebensolchen Fingern weist das Mütterchen auf einen weiteren Opferkerzentisch in der anderen Ecke der Kirche. Eine 10-Cent-Münze haben wir noch, wir gehen aufs Ganze.

www.youtube.com/KBzJ1oDDOEM

Mit Erfolg! Nun endlich ist der Opferstock gnädig und nimmt unser Opfer mit einem gütigen “Klack” an, worauf sogleich ein Lichtlein aufflammt. Dankbar blicken wir noch einen Moment in den zarten Schein des Lämpchens, der mit einem Flackern immer wieder an die Vergänglichkeit erinnert.

Über die Leuchtdauer findet man keine Information, und wir warten auch nicht, bis die Lampe ausgeht. Man wusste ja auch früher nicht, wie lange die Kerzen gebrannt haben. In Genua, so meine Vermutung, nimmt der Küster eine lange Holzlatte, die er an alle Schalter gleichzeitig anlegt, um so die Lampen in einem Rutsch auszuschalten, egal wie lange sie geleuchtet haben.

Markus Winninghoff

23. Februar 2016

Ein Buchkauf am äußersten Rand des Internets

Das Flugzeug rollt schon, als mich ein dringender E-Book-Kaufwunsch packt. Mehrere internetlose Stunden, der Lesestoff könnte ausgehen! Vielleicht stehen wir ja noch lange genug in der Warteschlange. Ich schalte den Flugmodus wieder aus und folge dem "jetzt kaufen"-Link am Ende der Leseprobe.

Irgendwas stimmt nicht mit meinem Bezahlverfahren. Ich möge bitte den Store aufsuchen und es noch einmal probieren.

Vor uns warten leider keine anderen Flugzeuge. Die Triebwerke werden lauter. An anderen Flughäfen liegt der Mobilfunkempfang eng am Terminal an, aber in Edinburgh ist auch das Vorfeld noch gut versorgt, wie Anne Schüßler schon aus dem gleichen Anlass herausgefunden hat. Auf der Startbahn gibt es noch LTE. Ich habe schon ein oder zwei Mal vergessen, das Handy beim Start in den Flugmodus zu schalten und bin daher optimistisch, dass wir nicht alle wegen meines Buchkaufs zerschellen werden.

Auch der Store ist der Meinung, dass etwas mit meinem Bezahlverfahren nicht stimmt. Ob ich mit dieser Karte bezahlen will oder mit jener? Das Flugzeug beschleunigt. Ich meine ja, dass beide gehen müssten, aber bitte, dann eben die andere, und zwar jetzt, wir heben schon ab!

Der Kauf geht durch. Das bedeutet noch nicht, dass das E-Book auch heruntergeladen worden ist, dafür muss man noch einmal “jetzt lesen” antippen, und an diesem Schritt scheitert es in internetarmen Gegenden oft. Man kann auch nicht etwa den Anfang des Buchs lesen, wenn der Schluss noch nicht heruntergeladen wurde, sondern steht dann ganz ohne Buch da.

“Aufgrund der Dateigröße dauert der Download dieses Buchs möglicherweise länger.”

In 300 Meter Höhe endet er erfolgreich. In 301 Meter Höhe versiegt vermutlich das Internet, aber darüber weiß ich nichts, ich habe ja jetzt ein Buch und kann den Flugmodus wieder einschalten.

Kathrin Passig

24. Februar 2016

Emotrollen mit Facebook

Facebook hat neue Dingse. Statt zu mögen kann man jetzt auch traurig sein, wowen, lieben, lachen, oder zornig sein. Ich benutze das neue Feature sogleich, um ein paar Dutzend Beiträgen meines besten Facebook-Freundes die adäquate Reaktion zukommen zu lassen. Gequält hat es mich, dass ich nicht zornig über seine parafantastischen GIFs sein konnte. Oder auch traurig, je nachdem. Traurig auch, dass ich bisher die Fuchsvideos nicht lieben konnte, aber jetzt, WOW, geht es endlich. Langsam arbeite ich mich durch seine Timeline nach hinten durch. Im Jahr 2015 waren meine Emotionen noch so schlicht. Das macht mich zornig und darüber muss ich dann lachen.

Aleks Scholz

24. Februar 2016

Im ICE mit dem S4 zuhause das iPad finden

Als ich morgens im Zug zur Arbeit sitze, schreibt die Freundin, die frei hat und deshalb zuhause ist, eine SMS: *"Hallo <Kosename>, wo ist denn das iPad? Hab schon alles abgesucht und nix gefunden. Kuss"*. Mir ist klar: Das ist ein Notfall. Ich kann mich aber auch nicht erinnern, wo ich das iPad zuletzt gesehen habe.

Ich sitze mit einem MacBook und einem Samsung S4 im ICE, habe aber keinen Zugriff auf die sauteuren Hotspots im Zug. Also aktiviere ich das Tethering meines S4, verbinde mein MacBook mit dem dadurch erzeugten WLAN-Netzwerk und rufe icloud.com auf. Zum Glück habe ich im Zug gerade eine LTE-Verbindung und mein Datenvolumen für diesen Monat ist noch nicht ausgelutscht.

Bei icloud.com wähle ich die Option "*Mein iPhone finden*", die überraschenderweise auch iPads findet. Dort kann man das entsprechende iDevice auswählen (ich sehe bereits, dass es sich zuhause befindet) und "*Ton abspielen*" auswählen. Ich tue das.

Eine Minute später bekomme ich eine SMS von der Freundin mit dem Inhalt: "*Alles OK, ich habs gefunden. Es lag bei den Chinchillas und hat gepingt.*" (Zur Erklärung: Wir halten zwei Chinchillas als Haustiere in einem großen Käfig, der in einem extra Raum steht. Den Raum betreten wir eigentlich nicht, wenn wir etwas suchen). Noch eine Minute später bekomme ich eine E-Mail auf meinen K-9 Mailclient auf dem Samsung S4. Betreff: "*Ein Ton wurde auf <iPad-Name> abgespielt.*"

Da soll nochmal einer sagen, dass Android und Apple Devices nicht miteinander spielen wollen . . .

Der Signalweg sah – grob vereinfacht – so aus:

LTE-Netz – (Luft) –> Samsung S4 – (WLAN-Tethering) –> MacBook Air – (Google Chrome) –> icloud.com – (Signal zum Ton abspielen) –> iPad

dingedieichfand

24.2.2016

Ich bestelle Sushi aus Wien nach Essen

Ich bin für drei Tage in Wien, während mein Mann zu Hause ist. Abends telefonieren wir über FaceTime, weil das übers WLAN funktioniert und keine zusätzlichen Kosten verursacht.

Mein Mann hat Hunger und bittet mich, für ihn Sushi zu bestellen, weil ich das sonst auch immer mache. Während des Gespräches rufe ich also die Lieferando-App auf, mein Mann gibt die Bestellung auf und ich klicke die Wünsche zusammen. Bezahlung geht über PayPal, und nach kurzer Zeit ist alles abgeschlossen.

Während wir dann noch reden, bekomme ich einen Anruf mit einer Essener Rufnummer. Ich vermute den Sushilieferdienst dahinter und unterbreche das Gespräch, um kurz zurückzurufen. Der Sushiladenmensch sagt, dass heute viel zu tun ist und die Lieferung bis zu einer Stunde dauern kann. Da wir nicht weit weg wohnen, schlägt er als Alternative vor, dass mein Mann seine Bestellung selber abholen kann.

Ich rufe wieder zu Hause an, teile die Information mit. Wie erwartet ist mein Mann aber nicht mehr in Laune, das Haus zu verlassen und richtet sich lieber auf etwas längere Wartezeit ein.

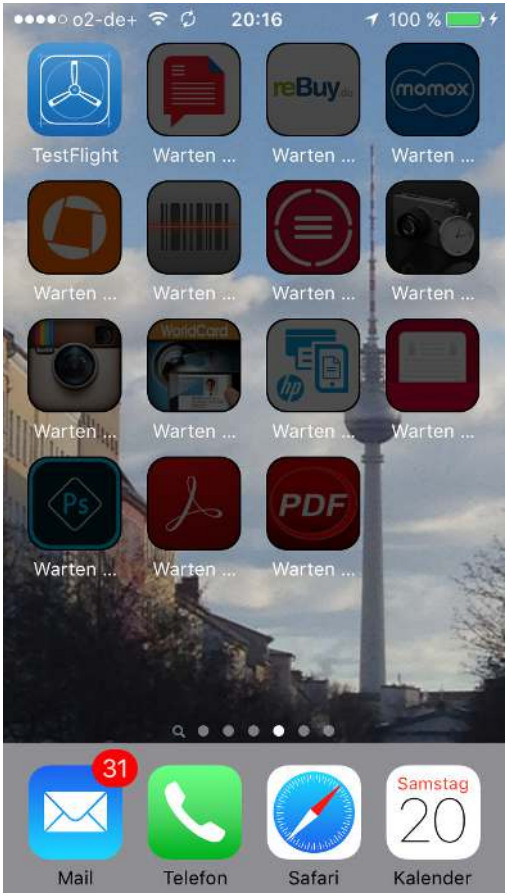
Anne Schüßler

24. Februar 2016

Neues iPhone ist wie Umziehen

Das Installieren meines letzten Backups von vor dem Ableben meines alten iPhones auf dem neue Gerät scheint zunächst einmal – wie von früheren Gerätewechseln gewohnt – reibungslos zu verlaufen. Ich kann mich auf dem iPhone einloggen, werde dann aber rasch nacheinander etwa achtmal nach meiner Apple-ID gefragt.

Zwischen diesen Abfragen ist zu sehen, dass die alten Apps irgendwie nicht vollständig installiert worden sind. Zudem sieht es so aus, als wären alle Apps, deren Icons ausgegraut sind, in “Warten . . . ” umbenannt worden.



Ein Blick auf den angeschlossenen Laptop belehrt mich dann, dass dieser Rechner für iTunes nicht autorisiert werden kann. Man kann nur fünf Computer für einen Account autorisieren und dieses sei der sechste. Obwohl dieser

Rechner das wenige Wochen alte Backup enthält, ist das technisch richtig, denn zum Zeitpunkt des Backups steckte die Festplatte noch in einem anderen Laptop.

Ich überschlage kurz, welche Rechner ich im Lauf der Jahre mit meinem iTunes-Account verwendet habe und stelle fest, dass drei davon kaputt, nicht mehr in meinem Besitz oder mit einem Linux-System versehen worden sind. Die zwei, auf die es ankommt, befinden sich in Reichweite. Also kann ich alle fünf bisherigen Rechner zu deautorisieren und dann diese zwei neu zu autorisieren. Das scheint das Problem zu lösen.

Fasziniert davon, dass ich das iPhone benutzen kann, während noch die Synchronisation der verbleibenden Apps läuft, und dass mir zudem noch Updates von Apps und ein iOS-Update angeboten werden, starte ich alle diese Vorgänge. Sowohl das iPhone wie auch der angeschlossene Laptop werden deutlich warm und ich muss noch mehrere Male meine Apple-ID eingeben, aber nichts crasht. Nur die Updates dreier Apps bleiben stecken und müssen später manuell neu gestartet werden.

Ich muss in den folgenden Tagen zahlreiche Passwörter neu eingeben. Das erinnert irgendwie an das Angeben der neuen Adresse nach einem Umzug. Einige Apps bleiben verschwunden und zum Teil bemerke ich ihr Fehlen auch nur anhand der Leerstellen auf dem Display. Das erinnert noch viel mehr daran, wie Dinge bei einem Umzug verschwinden können, und dass man dann oft merkt, dass man sie eigentlich auch nicht mehr gebraucht hat.

Virtualista

24. Februar 2016

Das kannste so doch nicht rechnen!

Ich sitze mit einem alten Kumpel bei einem von ihm vor längerer Zeit empfohlenen Griechen, wir stopfen und gießen uns gepflegt die Plauze voll und bringen uns gegenseitig auf den letzten Stand der wechselseitigen jüngeren Lebensereignisse.

Nach einigen Stunden haben wir als letzte Gäste ein Einsehen und Mitleid mit dem geduldig ausharrenden „Kellner 5ˆ“ und verlangen die Rechnung. Auf dieser findet sich ein Relikt, das 2001 vermutlich hochmodern und sehr hilfreich war, jetzt, 15 Jahre später, aber sicherlich mal so langsam einen Inflationsausgleich verdient hätte. Der Rechnungsbetrag wird nämlich auch nochmal in DM ausgewiesen, unter Nennung des bekanntlich fixen Wechselkurses von 1,95583 DM = 1 €. In Deutschland müßte das damals ein freiwilliger Kundenservice gewesen sein, eine gesetzliche Vorschrift zur Angabe des Eurobetrags in der dann abgeschafften Nationalwährung gab es meiner Erinnerung nach z. B. in Frankreich, aber nicht hier.

Es wären heutzutage nämlich nicht 45,77 DM, sondern 55,97 DM, wie dieser Kaufkraftrechner einigermaßen plausibel behauptet, den ich immer gerne augenverdrehend zu Rate ziehe, wenn jemand heutzutage noch 2:1 DM in € umrechnet.

Nachtvogel, zuerst veröffentlicht unter „Das kannste so doch nicht rechnen!“

24. 02. 2016

Daumen, Herzchen, Tränen

Per Mail von einem Kollegen werde ich darüber informiert (”für alle, die es noch nicht mitbekommen haben”), dass Facebook Reactions jetzt in Deutschland live gegangen ist. Ich hatte das in der Tat noch nicht mitbekommen, da beim Verlassen des Büros alles noch beim Alten war.

Einen Vorgeschmack hatte ich einige Monate zuvor bereits von einer Facebookfreundin in Spanien bekommen, wo die neue Funktion getestet wurde: Zusätzlich zum bekannten Facebookdaumen gibt es jetzt mehrere Emoji, mit denen man auf Posts reagieren kann. Mit dem Liken ist es also im klassischen Sinne vorbei, denn man kann jetzt auch herzen, lachen, staunen, weinen und wüten. Wer wie reagiert hat, sieht man an Zahlen neben den Symbolen. Und wen das verwirrt (oder wer die Bilder schlicht nicht sehen kann), der bekommt die Emojis per Hover-Text ausgelesen.

Für mich löst Reactions am heutigen Tag ein Dilemma, das ich auf Facebook schon länger hatte: ich kann Todesmeldungen, die mir in irgendeiner Form nahe gehen, eine mir passend scheinende Reaktion zuweisen. Ein Daumen hoch fühlte sich pietätlos an. Ob sich das weinende Gesichtchen würdiger anfühlt, wird abzusehen sein.

Angela Heider-Willms

25. Februar 2016

Geburtstagskommunikation

Zu meinem 33. Geburtstag gratulieren mir:
64 Menschen auf meiner Facebook-Wall.
16 Menschen per Facebook-Messenger (plus der Techniktagebuch-Chat)
9 Menschen per SMS/iMessage
8 Menschen per WhatsApp
5 Menschen per handgeschriebener E-Mail
5 Menschen per Anruf
3 Menschen auf Twitter
2 Menschen auf Xing, die ich kaum kenne und die in ihre Glückwünsche geschickt Verkaufsgespräche einbauen
2 Menschen per Karte
Diverse Firmen per automatisierter E-Mail.

Alexander Matzkeit

25.02.2016

Die Abholkarte ist nicht unterschrieben

Beim Versuch das Paket von Mitbewohner #1 abzuholen, bin ich trotz Abholkarte, aber mit fehlender Unterschrift nicht erfolgreich. Da der Mitbewohner die ganze Woche unterwegs ist, frage ich nach anderen Möglichkeiten, das Paket abzuholen. Dabei macht der DHL-Paketshopmitarbeiter mich darauf aufmerksam, dass es auch geht, wenn der Mitbewohner #1 mir ein Foto der Vorderseite seines Personalausweises zukommen lässt. Vermutlich wird das dann behandelt, als hätte er es selbst abgeholt. Falls man eine dauerhafte

Genehmigung will, muss man zu einer Post mit Postbankfiliale. Dort müsste man ein Formular unterschreiben und der Ausweis wird “digitalisiert”. Da Mitbewohner #1 nicht schnell genug antwortet kann ich erst morgen ausprobieren, wie genau das Abholen mit Whatsapp funktioniert.

Sandzwerg

Februar 2016

Ohne Roaming im nahen Ausland

Ich bin geschäftlich für drei Tage in Wien. Roaming halte ich für moderne *highway robbery* und verweigere die Teilnahme an dieser Abzocke. Ich bin also weitestgehend von WLAN abhängig.

Am Flughafen in Wien gibt es Gratis-WLAN ohne Beschränkung. (Am Düsseldorfer Flughafen ist das Gratis-WLAN auf 30 Minuten beschränkt.)

Das Hotel hat schon mal Internet, die Zugangsdaten bekommt man einfach auf der Rechnung (man zahlt beim Einchecken) ausgedruckt.

Bei den Terminen in verschiedenen Agenturen ist es auch einfach, die WLAN-Daten zu bekommen. Ich brauche sie auch schon, um mich mit meinem Laptop über VPN ins Firmennetzwerk einzuloggen. Manchmal stehen die Login-Daten auf Post-Its oder sind an Zetteln an die Wand geklebt.

Unterwegs checke ich immer mal wieder, ob ein Gratis-WLAN in der Nähe ist. Die Stadt Wien hat eines, das immer mal wieder auftaucht, es gibt unterschiedliche Hotspots von FreeWave und im Notfall stellt man sich neben einen McDonald’s oder einen Starbucks. Bei den Supermärkten Billa und Merkur gibt es ebenfalls WLAN. Bis auf einen Starbucks kommt man in jedes WLAN ohne Registrierung, man muss nur bestätigen, dass man nichts Böses tun möchte (oder so, ich würde lügen, würde ich sagen, ich hätte die Nutzungsbedingungen gelesen).

Insgesamt kommt man ohne Roaming ganz gut durch die Stadt, indem man sich durch die unterschiedlichen HotSpots durchschnorrt. Das ist eigentlich schon ganz akzeptabel und reicht für meine Bedürfnisse vollkommen aus.

Anne Schüßler

26. Februar 2016, aber vor allem 1957

Es ist der Bau von Übersetzungsmaschinen geplant

Ich erbe eine "Kleine Enzyklopädie Technik", ein 950 Seiten dickes graues Buch aus dem Verlag Enzyklopädie Leipzig, erschienen 1957. Vermutlich hat mein Vater es zu Beginn seines Ingenieursstudiums von seiner in der DDR lebenden Tante geschenkt bekommen.

> Die moderne Technik durchdringt mit den ständig hinzukommenden neuen Gebieten – wie etwa die Anwendung der auf Atomspaltung beruhenden Ergebnisse – unser aller Leben. Dies führt dazu, daß in zunehmendem Maße auch der einzelne Mensch in seinem privaten und häuslichen Leben über Grundtatsachen der technischen Entwicklung informiert sein muß.

So beginnt das Geleitwort von Hans Heinrich Franck, Nationalpreisträger und Präsident der Kammer der Technik.

> Ich möchte sagen, daß die Benutzung eines solchen Buches nicht nur wichtig für den Wissenschaftler, den Techniker oder sonstigen Fachmann ist, sondern auch dem Laien, etwa der Hausfrau, helfen kann, sich bei der Verwendung neu entwickelter Apparate, Geräte oder Maschinen, auch im Haushalt, über die Grundvoraussetzungen ihres Gebrauchs zu unterrichten.

Meine Mutter: "Ich weiß nicht, ob du damit was anfangen kannst, ich hab es mal für alle Fälle aufgehoben."

Ich: “Wenn was über Computer drinsteht.”
Mutter: “Bestimmt nicht, die hatten doch noch gar keine.”
Ich: “Doch, analoge Computer. Aber unter was stehen die wohl im Inhaltsverzeichnis?”
Mutter: “R wie Rechenmaschinen.”

Das stimmt auch fast:

> Rechen|automaten
> –locher
> –maschine
> –schieber
> –wolf

Vorab die Auflösung des Rechenwolfrätsels: Ein Rechenwolf kommt bei der Vorbehandlung von Abwässern zum Einsatz. “Grobrechen werden von Hand oder maschinell gereinigt. Gegebenenfalls ist ihnen eine Zerkleinerungsmaschine (*Rechenwolf*) nachgeschaltet.”

Die Rechenautomaten sind in der Abteilung “Büromaschinen” untergebracht, nach den Schreib- und Rechenmaschinen, aber vor den Buchungsmaschinen, Lochkartenmaschinen und Registrierkassen. Sie nehmen eine halbe Seite im Buch ein.

> **Großrechenautomaten** Die in den letzten Jahren entwickelten Großrechenautomaten auf elektrotechnischer Basis nehmen eine Sonderstellung ein, denn sie haben Dimensionen von Zimmer und Saalgröße. Sie können schon aus diesem Grunde allgemein nicht zu den Büromaschinen gezählt werden und dienen speziellen Zwecken, z. B. zum Berechnen von Optiken, Planetenbahnen, zum Lösen rechnerischer Fragen aus der Mathematik, Atomphysik, Quantenmechanik, Aeromechanik u. a. Sie leisten damit der Wissenschaft große Dienste. In einfacheren Ausführungen werden Großrechenautomaten neuerdings auch zur Ergänzung von Lochkartenanlagen herangezogen.
> (. . .)

> Die Speicherung kann mechanisch, magnetisch, magnettonähnlich, durch Ultraschall oder durch Elektronenröhren erfolgen.
> (...)
> Eine bekannte Relaismaschine ist die optische Rechenmaschine "Oprema" des VEB Carl Zeiss, Jena. Sie wird zum Berechnen von Optiken verwendet. Ihre Leistungsfähigkeit entspricht der von etwa 120 erfahrenen Optikrechnern.
> (...)
> Entwicklung und Verwendung dieser elektrischen Rechenautomaten stehen erst im Anfangsstadium. In Zukunft wird auch die Halbleitertechnik (Transistoren) noch von Einfluß sein. Man plant automatisierte, fast menschenleere Produktionsstätten, die von Elektronenmaschinen gelenkt werden. So will man elektronisch gesteuerte Setzmaschinen für die graphische Industrie entwickeln, die den Manuskripttext "sehen" und zweihundertmal schneller setzen als ein erfahrener Linotypesetzer. Es ist der Bau von Übersetzungsmaschinen geplant, die auf elektronischem Wege fremdsprachige Texte übersetzen.
>
> Kleinere Relais- und Elektronenmaschinen für die allgemeine Praxis werden ebenfalls entwickelt und dürften – etwa in Tischgröße – auch für Büros geeignet sein.

Abgeschrieben auf einer kleineren Elektronenmaschine für die allgemeine Praxis im Februar 2016.

Kathrin Passig

26. Februar 2016

Verrechnungsschecks gibt‘s wirklich

Mein Arbeitgeber hat eine Rechnung für das Abo der Zeitschrift *Focus* versehentlich zweimal bezahlt, heute ist die Gutschrift der zweiten Zahlung in der Eingangspost – als Verrechnungsscheck. Da ich mir der Exotik bewusst bin, zeige ich ihn unserer Auszubildenden (zu Kauffrau für Büromanagement). Sie ist begeistert: In der Berufsschule sei der Unterricht nur kurz auf diese historische Zahlungsform eingegangen, erzählt sie – „aber das gibt’s ja wirklich!“

die Kaltmamsell

27.02.2016

Mobiles Datenroaming in Dänemark

Die Urlaubsreise nach Dänemark steht bevor. Wie immer checke ich spätestens am Vorabend der Abreise im Internet die Konditionen für das mobile Datenroaming beim Mobilfunkanbieter meines Vertrauens. Und dort steht es; es ist so wie in den letzten Jahren: Man bucht das sogenannte “EU Reisepaket Woche” für 10 Euro brutto und erhält dafür günstigere Roaming-Preise. Insbesondere die enthaltenen 150 MB Datenvolumen ohne weitere Berechnung für Internet, MMS, WAP über GPRS oder UMTS sind für mich und mein Kommunikationsverhalten im Urlaub interessant. Ich habe gute Erfahrungen damit gemacht. Die Option endet automatisch 8 Tage nach Aktivierung und kann, bei Bedarf, anschließend erneut gebucht werden. Hat man das Datenvolumen früher verbraucht, kann man das Paket ebenfalls erneut beauftragen.

Die Buchung erfolgt, indem man das Stichwort “Woche” per SMS an eine bestimmte Kurzwahl sendet. Prima, noch schnell die Kurzwahlnummer notieren und dann kann weiter gepackt werden.

Samstags ist in Dänemark normalerweise “Bettenwechsel” – Samstag ist auch unser Reisetag. Kurz vor Grenzübertritt sende ich das Stichwort “Woche” per SMS an die notierte Kurzwahlnummer, lege das Smartphone beiseite, und wir setzen unsere Fahrt fort. Nur beiläufig registriere ich, dass mein iPhone vibriert. Sicherlich die übliche Bestätigungs-SMS, es scheint, alles in Ordnung zu sein.

Seit einigen Wochen führt Dänemark wieder Einreisekontrollen an seiner Südgrenze durch. Etwa einen Kilometer vor der Grenze wird die Fahrbahn auf eine Fahrspur reduziert und die Geschwindigkeit gesenkt. Der Verkehr stockt und das gibt mir die Gelegenheit, einen Blick auf das Display meines Smartphones zu werfen. Doch was ist das?

> “Lieber Kunde, das EU Reisepaket Woche/Komfort ist nicht mehr buchbar. Über weitere Optionen können Sie sich gerne auf unserer Webseite informieren.”

Irgendetwas ist wohl schief gegangen. Der Verkehr rollt wieder an, wir werden von einem dänischen Beamten durchgewunken. Ich konzentriere mich aufs Fahren. Nach etwa drei gefahrenen Kilometern hat sich das Telefon in ein dänisches Mobilfunknetz eingebucht. Es vibriert erneut, sicherlich ist es die übliche Informations-SMS meines Anbieters. Tatsächlich:

> “Willkommen in Dänemark. Sie nutzen den Roaming-Tarif International. Es gelten folgende Preise: Anrufe nach Deutschland und ins Reiseland 22 Cent pro Minute. Eingehende Anrufe: 5 Cent pro Minute. SMS Versand: 7 Cent pro SMS. Datenverbindungen: 23 Cent pro MB, Taktung: 1 KB. Die Notrufnummer 112 ist kostenlos erreichbar. Weitere Informationen erhalten Sie innerhalb der EU telefonisch (keine SMS) kostenfrei unter der Hotline-Nr. +49XXXXXXXXXX.”

Wir steuern eine Parkbucht an, um kurz die Konditionen zu checken. Die Preise in diesem Tarif sind im Vergleich zum Vorjahr gesunken, beim Datenvolumen um mehr als die Hälfte. Wir fahren weiter, um das Problem am Zielort zu lösen.

Dort angekommen und ins Urlaubs-WLAN eingebucht wird zunächst noch einmal die Anbieter-Webseite angesteuert und es ist kein Zweifel möglich: Das ËU Reisepaket Woche"wird dort ganz klar und eindeutig angeboten. Ein Anruf bei der genannten kostenfreien Hotline führt ebenfalls nicht weiter. Dort sind nur die Tarifinformationen für den Roaming-Tarif International auf zwei verschiedenen Wegen abruf- oder auch abbestellbar. Ein Durchschalten zu einer Betreuerin oder einem Betreuer ist nicht möglich.

So bleibt als quasi letztes Mittel nur der Anruf bei der kostenpflichtigen Service-Hotline.

Ich verbringe etwa fünf Minuten in der obligatorischen Warteschleife und werde dann mit einem Mitarbeiter verbunden, dessen Name nicht zu verstehen ist. Ich frage auch nicht weiter danach und schildere mein Anliegen. Der freundliche Mitarbeiter ist untröstlich, dass die beworbene Option faktisch nicht mehr buchbar ist und zwar schon seit dem 1. Januar diesen Jahres. Nachdem im vergangenen Jahr ein größerer europäischer Telekommunikationskonzern meinen Mobilfunkanbieter übernommen hat, dürfe jener das Wochenpaket leider nicht mehr anbieten und daher könne er als Mitarbeiter es manuell auch nicht freischalten.

Allerdings gäbe es eine Alternative. Für nur drei Euro monatlich könne ich meine zu Hause (im Heimatland) genutzten (Flat-) Optionen auch im europäischen Ausland nutzen mit Ausnahme des SMS-Dienstes, der mit 9 Cent pro SMS berechnet würde. Schnell überschlage ich im Kopf die Gesamtkosten dieser Option für den Rest meiner Vertragslaufzeit, immerhin noch knapp 17 Monate, rufe mir die in diesem Zeitraum noch geplanten Auslandsaufenthalte in Erinnerung und buche dann die angebotene Option. Für meine persönliche Konstellation ist das ein gutes Angebot, eine tragfähige Lösung, die mich insbesondere beim Datenvolumen, aber auch mit Blick auf die Gesamtkosten besser stellt als mit dem “alten” Reisepaket.

Innerhalb weniger Minuten ist die Option freigeschaltet:

> “Die EU Reise Flat wurde aktiviert. Sie können auch im EU Ausland Ihre Datenflat nutzen und ohne zus. Kosten nach Deutschland telefonieren. SMS-Versand 9 Ct./SMS.”

Ich bin zufrieden.

Uwe Mäurer

27.02.2016

Die ausgefallene Bundesligakonferenz

“Sky Go – Ihr Sky Programm wann und wo Sie wollen.” – Soweit die Teaser-Zeile im ersten Google-Treffer für den Suchbegriff “Sky Go”.

Vor kurzem entdecke ich “Sky Go”, eine Möglichkeit, Sky-Programme im Internet, auf dem iPad oder auch dem iPhone zu sehen, also vor allem dann, wenn man nicht zu Hause ist, sich also z. B. auf Reisen befindet.

In Vorbereitung unseres Dänemark-Urlaubs installiere ich am Vorabend der Abreise die Sky Go-App auf meinem iPad und führe eine Funktionsüberprüfung im heimischen WLAN durch. Ergebnis: Das funktioniert ja bestens! Die Urlaubsvorfreude steigt ins Unermessliche.

Nach Eintreffen in unserem dänischen Urlaubsort, dem Versorgen der Hunde und dem Ausladen setze ich mich um 15:30 Uhr ans iPad und starte die App. Die Inhalte werden geladen, über den Menüpunkt “Bundesliga” wähle ich “Bundesliga-Konferenz”. Dann klicke ich in das Startdreieck und . . .

> “Hinweis Aus lizenzrechtlichen Gründen ist Sky Go nur in Deutschland und Österreich verfügbar. Sie versuchen gerade, einen Inhalt außerhalb von Deutschland und Österreich oder mit einer ausländischen (nicht deutschen oder österreichischen) IP-Adresse abzurufen. Bestätigen”

Merde! Pech gehabt?

Ein guter Freund weiß noch via WhatsApp zu berichten, man könne Sky Go oder Amazon Prime Video im Ausland "über VPN-Client schauen". Testsieger sei wohl ein Anbieter namens XYZVPN. Aha, denke ich, man baut also einen VPN-Tunnel in die Heimat auf und gaukelt den Sky-Systemen durch eine deutsche IP-Adresse vor, man befände sich im Lizenzgebiet. Ganz bestimmt verstößt das gegen die AGB.

Pacta sunt servanda.

So mache ich jetzt Urlaub, auch von der Fußball-Bundesliga!

Uwe Mäurer

27. Februar 2016

Identitätsklau per Wunschzettel

Meine Techniktagebuchs-Kollegin Tanja Braun kommt zu meiner Geburtstagsfeier und überreicht mir nicht nur einen verdammt leckeren Kuchen, sondern freundlicherweise auch ein Geschenk: eine DVD von Alfred Hitchcocks *Vertigo*. Sie sagt, sie habe die DVD von meinem Amazon-Wunschzettel gekauft. Ich stutze, denn ich bin zwar als Fan klassischer Filme bekannt und habe einen Amazon-Wunschzettel, aber ich bin mir sicher, dass *Vertigo* dort nicht angegeben war.

Tanja erzählt, sie hätte bei Amazon nach meinem Namen gesucht und erst nichts gefunden, unter meinem Geburtsnamen Alexander Gajic aber wäre ein Wunschzettel aufgetaucht. Und auf diesem wären so viele Filme gewesen, dass sie sich sicher war, dass er zu mir gehören muss. Ich überlege, ob ich den anderen Alexander Gajic ausfindig machen muss und ihm sagen soll, dass er *Vertigo* nicht geschenkt bekommt und den Film zurück auf seinen

Wunschzettel nehmen soll. Oder ob es irgendwo jemand “gut mit mir meint” und einen falschen Wunschzettel für mich angelegt hat, damit ich endlich mal die Dinge geschenkt bekomme, die gut für mich sind.

Alexander Matzkeit

27.2.2016

Wie klingt eigentlich Besitz?

In der Mittagspause eines Seminars gehe ich mit einer Kollegin zum Essen in ein Restaurant. Dort läuft die “Push the Sky Away” von Nick Cave & The Bad Seeds und wir singen, summen und trommeln beide mit. S. fragt mich, ob ich die “Scheibe” habe und nach kurzem Zögern antworte ich mit ja. Ich höre die zwar wann immer ich will bei Spotify, aber besitze keinen physischen Tonträger davon. Diese kurze Irritation wird künftigen Generationen sicher völlig fremd sein, aber mir fällt sie auf. Immerhin habe ich tatsächlich noch ca. 800 Schallplatten und etwa genauso viele CDs im Schrank stehen. Nur höre ich die nie. Ein Teil von mir kann sich noch nicht trennen, ein anderer ist sehr glücklich über die zunehmende Freiheit durch Besitzlosigkeit.

sleeplessdarkhorse, materialistischer Jahrgang 1966

8.11.15 bis 27.2.16

Zwischenbericht meiner Lesegewohnheitsveränderung, Teil 2

November

Ich möchte einen recht neu erschienenen Roman lesen, und weil ich ihn jetzt gleich anfangen will und eh fast nur noch auf dem Smartphone lese, soll es das E-Book sein. Alle meine bisherigen E-Books waren kostenlos und stecken in einer ebensolchen Smartphone-App. Dieses potenzielle Neue würde ich gerne ebenfalls dort hineintun, doch das gestaltet sich schwierig: Bei Amazon ist es nur für die amazoneigene Lese-App zu haben, bei anderen Onlinebuchhandlungen kostet es das Doppelte oder ich müsste erst ein neues Bezahlverfahren einrichten. (Ich habe noch immer kein PayPal-Konto und keine Kreditkarte.) Das macht mich aggressiv und ich beschließe, es den Onlinebuchhandlungen heimzuzahlen – indem ich mir das Buch auf Papier bestelle. (Bei Amazon, natürlich.) Da können die mal sehen, wo sie mit ihrem schlechten Service bleiben! Dass ich mit dem Lesen jetzt zwei, drei Tage warten muss, lässt mich kalt, es geht ja ums Prinzip.

Februar

Das Buch liegt seit November auf meinem Nachttisch. Ich habe es eine Weile lang mit mir herumgetragen, aber so gut wie nie hineingesehen, weil meine Hände an Orten, wo ich lese, immer mit dem Smartphone beschäftigt waren. So geht das nicht weiter, es ist ein spannendes Buch, ich schätze die Autorin, ich lese gerne, was soll das eigentlich? Also packe ich es für eine Zugfahrt ein. Und beschließe, es gleich aus dem Rucksack zu holen. Aber erst muss ich noch ein wenig chatten. Und versuchen, meine Wordfeud-Statistik nicht völlig sterben zu lassen. Und dann bin ich auch schon angekommen. Auf der Rückfahrt lese ich einige Zeitungsartikel online. Beim Umsteigen in Mann-

heim reicht es schließlich: Zeit, mir einzugestehen, dass das Papierlesen nicht mehr zu meinen Gewohnheiten passt. Ich beschließe, mir eine Lektion zu erteilen und das E-Book zu kaufen, auch wenn das über Amazon geht. Und zwar sofort, Strafe muss schließlich sein, und was ist größere Strafe, als mit Bahnhofsinternet etwas Komplexes zu bewerkstelligen? (Ja, mit Imzuginternet etwas zu bewerkstelligen, wir kommen gleich dazu.)

Mein Anschlusszug hat Verspätung und es gelingt mir tatsächlich, mich zum Buch durchzuklicken. Dort steht auch, dass ich es auf Papier schon habe, aber natürlich verkauft man mir das E-Book dann gerne noch einmal. (Dauer bis gekauft: 10 Minuten.) Und dann wird es schwierig: Online kann ich es nicht lesen, denn der dazu gedachte Cloud Reader kooperiert offensichtlich nicht mit Android. (Dauer bis herausgefunden: Dank informationsreduzierter Mobil-Seite ca. 20 Minuten.) Herunterladen kann ich es nur, wenn ich eine App habe, der Amazon das zutraut, also Kindle. Wider besseren Wissens versuche ich mich an einem Download, doch als der Zug ca. 10 Minuten später losfährt, ist der noch bei 0%, und als das Imzuginternet zuschlägt, bricht er ab.

Mittlerweile ist meine Motivation, das Buch zu lesen, so sehr angestiegen, dass ich tatsächlich die Papierversion auf dem Rucksack hole. Bis Mainz komme ich drei Seiten voran. Den Rest der Zeit freue ich mich daran, wie angenehm sich das Smartphone auf dem Buch ablegen lässt.

Kristin Kopf

27. Februar 2016

Snapchat für Anfänger

> I used to be with it, but then they changed what *it* was. Now what I'm with isn't *it*, and what's *it* seems weird and scary to me. It'll happen to you . . .
>
> *Grampa Simpson, Homerpalooza, S07E24*

Man denkt, in einem Alter, das noch so Anfang 30 ist, daß man sich noch nicht als Mitte 30 sieht, und mit einem lupenreinen Early-Adopter-Verhalten (Formspring! Quora! quote.fm! Ello!), und mit der herablassenden Gewißheit, schon vor allen anderen getwittert zu haben, sei man auf der sicheren Seite des Fortschritts. Diese Zielgruppe, zumeist auch noch in einem Social-Media- oder sonst Buzzword-affinen Beruf, trifft sich auf Barcamps. Eine der volleren Sessions beim Barcamp Bonn ist die Einführung in Snapchat. Snappchat ist zur Zeit der heiße Scheiß *du jour*, eine Art Messenger für Bilder und Videos, die sich nach begrenzter Zeit selbst löschen.

Buzzwordberufige Menschen Anfang 30 (wie ich) stehen in weiten Teilen so hilflos davor wie die eigenen Klischeeeltern vor dem Browser. Der Referent schließt ein iPhone an den Beamer an und führt durch die App. Bildschirm für Bildschirm. »Wo muß ich drücken?« »Was bedeutet dieses Icon?« »Huch, was ist jetzt passiert!« »Wo kommt das jetzt her?« – eine Dreiviertelstunde lang Volkshochschulkurs »Internet für Anfänger«. Die Teilnehmenden sind begeistert (ich auch). Niemand beklagt sich, daß es zu langsam geht, daß es zu grundsätzlich ist, daß man das alles schon wisse. Stattdessen: Dankbarkeit, daß endlich jemand erklärt, was diese jungen Leute den ganzen Tag an ihren Smartphones machen.<p class=äuthor»Felix Neumann

28.02.2016

Die Preise bleiben geheim

Ich muss etwas drucken. Das stellt soweit kein Problem dar, da ich im Gegensatz zu vielen Autoren hier im Tagebuch noch einen Drucker besitze und diesen regelmäßig benutze. Jedoch muss es diesmal etwas größer werden und da bleibt nur der Gang in der Copyshop. Im Vorfeld steht natürlich die Preisfrage und so werden die Webseiten der verschiedenen Copyshops konsultiert. Allem Anschein nach sind im Süden NRWs (in den ich vor kurzem umgezogen bin) die Druckpreise geheim. Keine der aufgesuchten Webseiten verrät die Preise für die benötigten Druckleistungen. Um den Preis zu erfahren, muss bei jedem der potentiellen Dienstleister ein Formular ausgefüllt oder aber telefonisch nachgefragt werden.

Da ich vor meinem Umzug öfter mal in Copyshops war, um mir Großformatdrucke anfertigen zu lassen, recherchiere ich in der alten Heimat. Dort findet man ausnahmslos nach wenigen Klicks die gestaffelten Preise für Drucke aller Art in allen Mengen, die man sich so wünschen kann. Geheime Druckpreise sind also ein regionales Problem.

Weidekaiser

Februar 2016

Wer braucht die NSA, wenn er Kollegen hat

Die Mittagspause ist vorbei – ich gehe zurück ins Büro und lege mein neues Smartphone auf den Schreibtisch. Die Kollegin schaut neugierig und fragt, welches das sei. Ich teile ihr das Modell mit, während ich aus dem Raum gehe, um meine Jacke aufzuhängen. Die Kollegin spurtet zu meinem Schreibtisch, schnappt sich mein Smartphone, schaltet es ein und wischt darauf herum. Fassungslos stehe ich im Türrahmen. Sie bemerkt: „Aha, Samsung Girls!“

Ich nehme das Smartphone und sehe nach, was sie gemeint haben könnte. „Samsung Gifts steht da!“, sage ich nur – immer noch geschockt, dass sie ohne zu fragen an meine Sachen geht (Samsung Gifts usw. sind Apps von Samsung, die im oberen Bereich des Displays eingeblendet werden. Ich habe noch nicht herausgefunden, wie man das abschalten kann).

Nach diesem Vorfall überlege ich, ob ich das Smartphone nicht doch irgendwie sperre. Da ich mir Passwörter aber schlecht merken kann und es mich auch nervt, jedes Mal irgendein Muster, Pin oder Passwort eingeben zu müssen, möchte ich mein Handy benutzen, vertage ich die Entscheidung noch einmal.

Tanja Braun

Februar 2016

Die Powerpoint-Präsentation zum Ausdrucken

Ich nehme an einem Workshop teil, in dem die Dozentin sehr lange zu einem schwer verständlichen Thema spricht. Die Verwirrung unter den Zuhörenden nimmt langsam hysterische Züge an, was nicht besser wird, als die Dozentin vom Hölzchen aufs Stöckchen kommt, um alle Fragen ausführlich zu beantworten. Alles ist sehr interessant, aber am Ende bleibt keine Zeit für die Powerpoint-Präsentation, die eigentlich noch vorgesehen ist. Die Dozentin entschuldigt sich, weist darauf hin, dass die Präsentation auch im internen Bereich der Website eingestellt sei und man sie sich dort ausdrucken könne, um sie anzusehen und beim nächsten Mal eventuelle Fragen zu klären.

sleeplessdarkhorse

Februar 2016

OK, das war mein wirklich erster Einkauf bei Instagram

Um ehrlich zu sein, habe ich bei meinem Beitrag zum “ersten Einkauf bei Instagram” etwas gelogen. Aber auch nur etwas, daher kann mir das auch keiner übel nehmen. Denn mein allererster Einkauf in Verbindung mit Instagram waren die 100 Follower, die ich mir im Februar 2016 aus Langeweile für 3,99 € über die ziemlich dubios aussehende Website xxlpromo.com gekauft hatte. Dubios, weil sie alle Anzeichen einer Phishing-Seite hat: Ungewöhnlich viele Logos fremder Firmen auf der Seite, die dem Kunden Sicherheit und Seriösität suggerieren sollen. Dazu schlecht geshoppte Grafiken, “5 Sterne-Zertifikate” von glücklichen Nutzern und dazu Stockfotos von mindestens ebenso glücklichen Anzugträgern.

Trotzdem habe ich via PayPal zugeschlagen und mir 100 Instagram-Follower erkauft. Konnte ja nicht viel schiefgehen, außer, dass das Geld weg ist. Als “Lieferzeit” waren 3-4 Werktage angegeben, was mich schon irritiert hat. Als wären die Follower, so fake sie auch sein sollten, in einem Paket auf dem Weg zu mir.

Die ersten sieben Tage passierte nichts. Und dann, auf der Arbeit, glühte plötzlich mein Telefon, was neben der Tastatur lag. Ungefähr 10 Sekunden dauerte der Spuk und Benachrichtigungen rasten über das Display. Ich hatte tatsächlich innerhalb von weniger Sekunden exakt 100 Follower mehr auf meinem Instagram-Konto. So muss sich Miley Cyrus fühlen, allerdings jeden Tag und zu jeder Zeit.

Übrigens: Natürlich sind alle Profile mit 99%iger Wahrscheinlichkeit fake. Alle hatten 8-10 Fotos, wurden von 20 Personen verfolgt und folgten selber einer Accountmenge im vierstelligen oder fünfstelligen Bereich. Trotzdem: Spannend. Über was für einen Algorithmus funktioniert das?

Warum ich das Ganze gemacht habe? Grundlos. Gebracht hat es nur dem Anbieter etwas. Übrigens: Die Follower habe ich heute immer noch.

Daniel Sigge

28. Februar 2016

Die Unibibliothek ruckelt

Im Traum wird mein Universitätskurs von einer Dozentin für den Test einer neuen Technologie rekrutiert. Wir bekommen Android-Handys ausgehändigt (schlechte, kleine, alte, ich glaube, sie hat sie aus Kostengründen von den Studierenden ihres eigenen Kurses geliehen).

Im ersten Teil des Versuchs sollen wir nur vor den Wänden des abgedunkelten Kinoraums stehen, auf denen eine virtuelle Bibliothek zu sehen ist. Wenn man einen Buchrücken antippt, taucht das Titelbild des Buchs auf. Das funktioniert, wie zu erwarten war, ziemlich schlecht, es hakt und ruckelt und die Auflösung ist sehr niedrig. Pflichtschuldig tippe ich ein paar Bücher an, auch aus den unteren Regalen, die ja vielleicht sonst nicht gründlich getestet werden.

Im zweiten Schritt sollen wir ein so ausgewähltes Buch mit an unseren Tisch nehmen und dort damit arbeiten. Ich wähle “Träume von Babylon” von Richard Brautigan in der leicht wiedererkennbaren Rowohlt-Ausgabe[1]. Das Buch ist jetzt auf der Tischplatte zu sehen. Die Funktion des Android-Handys bleibt unklar, es macht aber in der Stille der Bibliothekssituation laute Geräusche, die umso peinlicher sind, als ich lange nicht begreife, dass es ja *mein* Handy ist, das diesen Krach verursacht.

Ich habe diesen Traum schon im Traum aufgeschrieben und mit vielen Fotos illustriert. Auf einem davon trage ich aus Anlass des Versuchs einen angeklebten Schnauzbart.

1. Nur Cover und Autor erinnert, nicht den Titel, und nach dem Aufwachen bei Amazon identifiziert.

Die Dozentin, erfährt man hinterher, sei sehr wütend gewesen, dass alles *schon wieder* so schlecht funktioniert habe. Das sei doch ganz normal, sage ich tröstend zu einem der Entwickler. Außerdem ist sie besorgt, wie ich sie beim Verlassen des Kinos selbst zu einer Studentin sagen höre, wir könnten uns schon an die neue praktische Technologie gewöhnen und dann unglücklich darüber sein, dass es so etwas noch lange nicht geben wird. Naja.

Kathrin Passig

28. Februar 2016

Der gläserne Turnverein

Tag der Wahrheit beim Turnverein. Es soll endlich geklärt werden, wer den Jahresbeitrag bezahlt hat und wer nicht. An einer Pinnwand in der Turnhalle ist dazu auf einem A3-Bogen tabellarisch aufgeschlüsselt, woraus dieser sich zusammensetzt. Alles, was über den Basisbetrag hinausgeht, ist nämlich optional: Die kürzlich vermeldete Erhöhung ist durch eine Spende an eine christliche Initiative dazugekommen, in den folgenden Zeilen wird erläutert, was sich hinter den anderen Einzelposten verbirgt. Dabei wird zum ersten Mal klar, dass schon mit 13 Euro dabei ist, wer mit dem bunten Charity-Strauß überhaupt nichts zu tun haben will.

Über den Aushang hat jemand etwas schlampig eine Reihe kleiner, neonpinkfarbener Post-its geklebt. Mal ist es ein kleiner Stapel, mal sind nur noch zwei, drei Zettel übrig; dabei scheinen sie noch nirgends anders verteilt. Jedes einzelne ist mit Deckweiß verziert, mit Smiley, Blitz und anderen comichaften Symbolen. Verrückt – quasi zeitgleich mit den gerade neu eingeführten FB-Emojis! Ich frage mich, ob das Verfahren davon inspiriert ist, eine direkte Nachahmung für die analoge Welt? Oder ist es Zufall bzw. Resultat eines echten morphischen Felds, dass auch in Gruppen, die Papieraushänge

an Pinnwände pinnen anstatt Posts, neuerdings per *reactions* kommuniziert wird? Ich mache ein Foto fürs Techniktagebuch und wache nicht viel später auf.

Undine Löhfelm

Februar 2016

Das Smart Home kommt zu mir

In der Weihnachtszeit hängt eine batteriebetriebene Lichterkette am Treppengeländer. Wenn wir abends ins Bett gehen und die Batterien der Lichterkette wieder fast leer sind, dann ist die Treppe in ein kaum wahrnehmbares, angenehm warmes Glimmen gehüllt. Augenschonend und freundlich weist es einem die ganze Nacht den Weg.

Weihnachten ist vorbei und die Lichterketten sind eingepackt. Ich vermisse das freundliche Glimmen der leeren Lichterkette und fange an zu recherchieren.

Ich suche ein unscheinbares Licht, das selbständig weiß, zu welcher Uhrzeit es wie hell leuchten soll und das den gesamten Treppenverlauf beleuchtet.

Bei der Firma dresden elektronik gibt es einen ZigBee-kompatiblen Funkdimmer für LED-Streifen. ZigBee ist das Funkprotokoll, über das die intelligenten Lampen von Philips und Osram miteinander und mit ihrer Steuerung kommunizieren. Dazu gibt es einen Adapter für den RaspberryPi, ein einfacher Einplatinencomputer unter Linux. Von einem unvollendeten Bastelprojekt (einer Katzenklappe mit Bilderkennung, aber das ist eine andere Geschichte) schlummert so ein Ding noch in einer meiner Bastelkisten.

Damit habe ich die wichtigsten Bausteine für ein Smart Home beisammen: Ein an den Haaren herbeigezogenes Problem, die passenden Teile und etwas Zeit.

Unter dem unteren Geländer, etwa 10 cm über dem Fußboden, bringe ich einen LED-Streifen mit Funkdimmer an. Im Keller, angeschlossen an den WLAN-Router, steht der RaspberryPi mit Funkadapter. An einem Abend ist ein Linux und die Software von dresden elektronik aufgespielt und am nächsten Abend ist alles in Betrieb genommen.

Jetzt sind die Treppenstufen nachts nur ganz leicht beleuchtet, morgens dann hell, tagsüber nur halbhell und abends wieder hell. Von 20:00 Uhr bis 23:00 Uhr mit etwa 30% Helligkeit und nachts wieder fast ganz dunkel. Selbständig und wartungsfrei. Natürlich kann man das Licht auch vom Smartphone oder Tablet steuern, um die Kinder zu beeindrucken.

So. Damit hätte ich die Infrastruktur für all die schönen Smart-Home-Lampen der Markenhersteller. Ich könnte jedes Zimmer stimmungsabhängig und App-gesteuert in unterschiedliche psychedelische Farben hüllen. Die Lampen liegen schon im Warenkorb beim Onlineversand bereit und mein Finger schwebt über dem Knopf “Bestellen”.

Allein – mir fällt beim besten Willen kein weiterer Nutzen dieser phantastischen neuen Technik ein, so sehr ich es mir auch wünschen würde.

Georg Passig

Ende Februar 2016

Mobiles Internet im Ausland – die Information kommt bei der Rückkehr

Nach mehr als 15 Jahren habe ich dem rosa Riesen den Rücken gekehrt und mich in die Hände eines anderen Anbieters begeben, der mir das Telefonieren und auch das mobile Surfen ermöglichen soll. Dieser ist deutlich günstiger und bietet in den Inklusivleistungen geringe Mengen des kostbaren mobilen Internets auch im europäischen Ausland an.

Kurz nach dem Wechsel steht ein spontaner Besuch Luxemburgs an und da kann sich zeigen, wie sich diese Leistungen in der Realität nutzen lassen. Auf der Webseite des Providers findet sich keine gesonderte Anleitung zur Nutzung im Ausland. So bewege ich mich auf gut Glück in Richtung Kurzurlaub und hoffe auf weitere Informationen durch den Provider beim Grenzübertritt, wie ich es jahrelang gewohnt war.

Beim Grenzübertritt versiegt das mobile Internet und nach Aktivierung des Datenroamings passiert: nichts. Keine Ahnung, ob hier die Bytes nun inklusive sind oder aber zu den bekannten MB-Preisen bis zur Kostengrenze abgerechnet werden. Keine SMS und deshalb sicherheitshalber kein mobiles Internet. Im ausgezeichneten Hotel-WLAN google ich mein Problem, kann aber nichts finden, was mir wirklich weiterhilft.

Aufgrund des straffen Zeitplans und dem großflächig vorhandenen kostenfreien WLAN in der Stadt und in Restaurants/Bars gestaltet sich die Zeit ohne Internet doch recht erträglich. Einzig das Geocaching leidet dank der mangelhaften Vorbereitung ein wenig.

Für den nächsten Kurzausflug muss also noch ein wenig recherchiert werden. Auf der Rückfahrt ist das Problem schon wieder fast vergessen. Wenige Kilometer nach Wiedereintritt in die BRD erreicht mich eine SMS meines Providers mit der Aufstellung der anfallenden Kosten in Luxemburg für Telefonate/SMS und Internet. Leider ein bisschen spät.

Weidekaiser

29.02.2016

Die Sache mit dem Dosenöffner

Die Konservendose des 21. Jahrhunderts hat einen Aufreißdeckel. Den empirischen Beweis hierfür kann ich anhand der Tatsache führen, dass ich seit gefühlt einer Dekade keinen Dosenöffner mehr in der Hand hatte.

Fürs Abendessen im dänischen Ferienhaus werden stückige Tomaten aus der Dose benötigt, schließlich soll die Bolognese-Sauce tomatig schmecken. Wir kaufen die benötigten Zutaten im Supermarkt auf dem Festland. Gleich nach dem Bezahlen stellen wir fest, dass unsere beiden Tomatendosen, gleicher Inhalt, gleiche Größe, gleicher Hersteller, unterschiedlich bedeckelt sind. Da wäre einmal der erwartete Aufreißdeckel. Und die andere Dose hat die typische Ring-Pull-Lasche, die ich seit meiner Kindheit kenne, eben nicht. Um diese Dose zu öffnen, benötigt man unstrittig ein technisches Hilfsmittel, einen Dosenöffner.

Nun darf man mit Fug und Recht davon ausgehen, dass ein Dosenöffner zur Standardausstattung eines typischen dänischen Ferienhauses mittlerer Güte gehört und richtig, in der dritten Schublade von oben werde ich fündig.

Das dort befindliche “Dänische Dosenöffnermodell (für Rechtshänder)” ist technisch einfach gestaltet und gibt mir vielleicht gerade deswegen Rätsel auf.

Natürlich gelingt es schnell, ein Loch in den Dosendeckel zu stechen, aber dann . . . ? Irgendwas muss doch nun in Bewegung gesetzt werden, um den Dosendeckel aufzuschneiden, aber es bewegt sich einfach nichts, es sei denn mit dem Risiko, mich selbst ernsthaft zu verletzen.

Wir haben WLAN im Haus und mit dem Google-Suchbegriff “dose öffnen alter dosenöffner” bekomme ich schon als ersten Treffer ein Youtube-Video angeboten. Der in diesem Video verwendete Dosenöffner “mit Transportrad und Schneidmesser” stammt tatsächlich aus dem vorigen Jahrhundert. Im elterlichen Haushalt hatten wir ein solches Gerät und ich konnte es damals auch unfallfrei benutzen. Aber mein Problem im Hier und Jetzt ist damit leider nicht gelöst. Mein dänisches Modell funktioniert offensichtlich völlig anders.

Ich probiere “taschenmesser dosenöffner” als neue Suche und lande erneut bei Youtube. Mit diesem Video komme ich gut klar und dabei fällt mir auch ein, dass mein Victorinox-Multitool ebenfalls einen Dosenöffner besitzt. Schon aufgrund der größeren Hebelwirkung im Vergleich zum “Dänen” ist dieses Multitool nun mein Mittel der Wahl und ich schreite zur Tat. Es funktioniert – so leidlich. Der benötigte Kraftaufwand ist erheblich und natürlich wird auch rote Flüssigkeit verkleckert. Aber die Dose ist (halb) offen. Wahrscheinlich fehlt es mir nur an der Übung.

Uwe Mäurer

Februar 2016

Better Call From Mexico

Die zweite Staffel von *Better Call Saul* hat begonnen und überall auf der Welt kann man sie per Netflix gucken. Überall auf der Welt? Nein, die Bevölkerung einer kleinen, übrig gebliebenen Supermacht kann das nicht, denn in den USA hat Amazon Netflix die Streamingrechte weggeschnappt und bietet die Serie exklusiv an. Zu einem Preis von $26 für die ganze Staffel in HD oder $17 in SD. Es hilft auch nichts, wenn man, wie ich, Amazon Prime Kunde ist, wofür man fast soviel wie für ein Netflix-Abo bezahlt. Nein, das Angebot ist für alle gleich: Slippin' Jimmy aka Saul Goodman nur gegen $17 auf die Kralle.

Aber sonst ist Kapitalismus eigentlich ganz schön.

Zum Glück habe ich Freunde in Deutschland, die mir beibringen, wie man Proxies und VPNs mit ein paar Klicks einrichten kann. Beinahe habe ich die illegale Software schon installiert, da fällt mir eine legale Rettung ein: Ich fliege schließlich regelmäßig nach Mexiko. Und Mexiko ist nicht USA, oder? Und es kommt ja, wie mir die deutschen Freunde bestätigen, nicht darauf an, wo man sein Netflix-Konto hat, sondern wirklich nur darauf, wo man sich physisch befindet. Oder zu befinden scheint.

Es funktioniert auch tatsächlich: Solange ich in Mexiko bin, kann ich die zweite Staffel bei Netflix sehen. Allerdings nicht über mein mobiles Roaming-Internet von T-Mobile USA. Das ist offenbar noch zu US-amerikanisch, dort wird mir nur die erste Staffel angezeigt. Aber wenn ich das echte, mexikanische Hotelinternet verwende, steht auch die zweite Staffel zur Verfügung. Leider ist das Hotelinternet äußerst schwach und ich werde die Serie wohl nur mitten in der Nacht gucken können. Aber immerhin!

André Spiegel

29.02.2016

So einfach kann Fortschritt sein

Positive Überraschung bei der nach einem Wechsel des Stromanbieters nötigen Ablesung des Zählerstands. Der lokale Stromnetzbetreiber hat neben der altmodischen Postkarte einen QR-Code zur Übermittlung des Zählerstandes abgedruckt.

Beim Einscannen des Codes mache ich mir noch keine große Hoffnung und vermute, dass mich wieder nur eine Weiterleitung zum Standard Meldeformular auf der Homepage des Netzbetreibers erwartet. Nach einem Klick auf den Link dann die positive Überraschung: Alle persönlichen Stammdaten sind bereits hinterlegt. Nur noch den Zählerstand und das Ablesedatum eintragen, Formular abschicken und fertig.

So einfach kann Fortschritt sein.

Michael Lorer

Februar 2016

Datensparen statt Datenflat in Nordirland

Eine Freundin macht ein Auslandssemester in Nordirland und ich gehe sie dort besuchen. Da ich mein Smartphone gerne auch während meines Aufenthaltes im Ausland benutzen möchte, brauche ich einen Datentarif, denn einzeln getaktete MB mobiler Daten sind im Ausland sehr teuer (23 Cent/MB). Eine Prepaid SIM-Karte scheint auf den ersten Blick das Mittel der Wahl zu sein, doch zu meiner Überraschung kann man in Nordirland, anders als in Irland selbst, nicht einfach bei einem größeren Supermarkt eine SIM-Karte kaufen. Wie mir meine Freundin erklärt, muss man SIM-Karten in Nordirland bestellen und diese würden dann ausschließlich an britische (beziehungsweise auch nordirische) Adressen versandt. Für einen eventuellen nächsten

Aufenthalt dürfe ich mich jedoch gern im Voraus melden, es gebe bei der Bestellung auch die Möglichkeit, anzugeben, dass man für einen Freund bestellt.

Schließlich buche ich bei meinem deutschen Mobilfunkanbieter ein EU Internet Paket, das mir für 4,99 Euro 100 MB bietet, die ich in maximal sieben Tagen aufbrauchen darf. Bei der Buchung kurz vor der Abreise wird mir lapidar mitgeteilt, dass die Aktivierung bis zu 48 Stunden dauern könne. Als ‚schon' nach gut viereinhalb Stunden die SMS zur Bestätigung der Aktivierung kommt, bin ich daher beinahe erleichtert.

Die 100 MB reichen dann, bei sehr sparsamem Datenverhalten meinerseits, auch fast für meinen ganzen Aufenthalt.

Maya

Februar 2016

Navigation, bevor man losfährt

GoogleNow ist mal wieder vor mir wach und vermutet, dass ich wie sonst auch an einem Wochentag normal zur Arbeit fahren werde.

Es teilt mir schon beim Wecken mit, dass ich heute lieber mit der S-Bahn zur Arbeit fahren sollte, weil irgendein Künstler versucht hat, im Elbtunnel die Tunnelwand hoch zu fahren.

Direkt die Öffi-Fahrzeiten anzuzeigen, macht durchaus Sinn. Wenn der Elbtunnel kaputt ist, ist traditionell auch an der anderen Elbüberquerung kein Durchkommen mehr.

Was aktuell noch fehlt, ist die Stau-Ursache (hier aus dramaturgischen Gründen direkt angegeben, aber manuell recherchiert), aus der man oft absehen kann, ob sich das Anstellen doch lohnt (das Auslösen der Höhenkontrolle z. B. führt in der Regel nicht zu besonders langen Sperrungen, die müssen nur den Schlawiner rauswinken und dann den Verkehr wieder frei geben).

Ich frage mich, ob man als Taxler in 2016 noch guten Gewissens eine Routing-Empfehlung eines Navis, das im Internet hängt, ignorieren kann, und ob man nicht eigentlich inzwischen als Taxifahrer nach Navi fahren muss, weil das im Zweifel früher weiß, dass auf dem gedachten Weg gerade ein Kran umgekippt ist.

Die Spracherkennung von GoogleNow findet jedenfalls sofort raus, wie sich der Doppel-L-Lloyd aus dem o. g. Artikel von 1993 schreibt, wenn auch Lewisham weiterhin ein Geheimnis bleibt.

Alexander Stielau

2014 bis 2016

Die Technik im Hintergrund der Flüchtlingshilfe

In unserem 6000-Einwohner-Ort gibt es seit etwa 18 Monaten eine kleine Helfergruppe für Flüchtlinge. Die Helfer organisieren sich über Telefon, eine Email-Liste und gelegentliche Treffen. Nach etwa 10 Monaten kommt eine WhatsApp-Gruppe für eilige Durchsagen dazu. Wir sind fast die Einzigen im Landkreis, die WhatsApp oder dergleichen benutzen.

Wir benötigen einen gemeinsamen Kalender für die Organisation, auf den alle Zugriff haben. Die Gemeinde verspricht uns, etwas für uns aufzubauen. Nach Wochen des Wartens auf den versprochenen Kalender wird er in einer Informationsveranstaltung für die Helfer vorgestellt: Die Gemeinde hat ein Google Konto erstellt, in das sich alle Helfer mit denselben Zugangsdaten einloggen können. Dort gibt es ein Textdokument, das einen aus der Tabellenkalkulationssoftware Excel exportierten Kalender enthält. So kann jeder Helfer in dem gemeinsamen Textdokument editieren. Zu diesem Zeitpunkt bietet Google bereits seit mindestens fünf Jahren eine kollaborative Kalenderfunktion, die alle Smartphone-Nutzer mit Android als Betriebssystem bereits benutzen, ohne es zu wissen. Ich ärgere mich furchtbar über so

viel verschwendete Mühe und stelle am gleichen Abend in einer kurzen Mail den Googlekalender vor, der seitdem unter dem gemeinsamen Login für die Organisation genutzt wird.

Etwa acht Helfer geben Sprachunterricht. Zum Teil echte Lehrer, zum Teil einfach sprachaffine Menschen. Die Kurse werden gut besucht, aber das Niveau der verschiedenen Kurse und Schüler ist bunt zusammengewürfelt, wie es sich initial entwickelt hat.

Nach knapp einem Jahr wollen wir nun systematisch Kurse mit unterschiedlichen Niveaus anbieten, vor allem weil bald 30 neue Asylbewerber hinzukommen. Damit wir allen gerecht werden, brauchen wir also demnächst Alphabetisierungs-, Anfänger- und Fortgeschrittenenkurse bis Niveau B1.

Also organisieren wir einen Einstufungstest, an dem tatsächlich alle Flüchtlinge in der Gemeinde teilnehmen. Nach dem Test nehmen alle Kursleiter ein Päckchen der Multiple-Choice-Tests zur Korrektur mit nach Hause. Ich kümmere mich um die Auswertung und setze eine Google Tabelle auf, deren Link ich per Mail allen schicke. Es ist für alle der erste Kontakt mit kollaborativen Dokumenten. Großes Staunen.

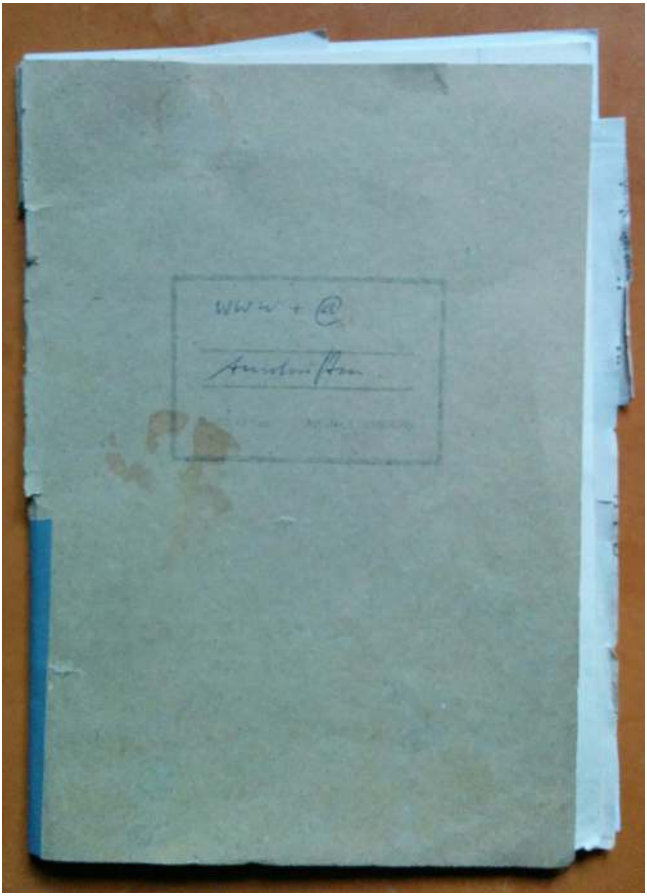
Einige Flüchtlinge sprechen auf Arabisch Sprachnachrichten, die durch Google-Translate übersetzt werden und per WhatsApp als Textnachricht verschickt werden.

Alina Smithee

Seit ca. 2001

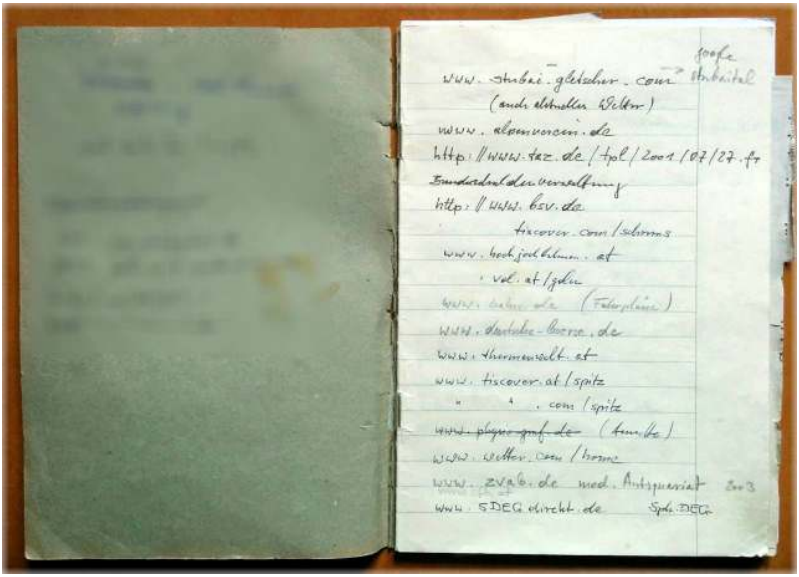
Das Internet auf liniertem Papier

Im Haushalt der Eltern werden Internetadressen, Mailadressen und Passwörter in einem alten Schulheft meines Vaters notiert (nach kostenbewusstem Herausreißen der in den 1960er Jahren beschriebenen Seiten).



Als die Adressen noch Anschriften hießen

Das @ bekomme ich nach jahrzehntelanger Verwendung nur selten so schön hin, wie es dem Vater hier kurz nach seinem ersten Kontakt mit dem neuen Zeichen gelungen ist. Vielleicht hat er heimlich geübt.



Links unkenntlich gemachte Passwörter, rechts nützliche Anschriften zur Urlaubsplanung.

Der Vater hat im Laufe der folgenden Jahre immer seltener URLs und Mailadressen im Heft notiert und sich mehr auf Lesezeichen, Google und die Vorschläge seines Mailprogramms verlassen. Aber für Passwörter ist das Heft 2016 immer noch im Einsatz, anders wäre der technische Support im Elternhaus nicht zu leisten.

Kathrin Passig

Februar 2016

Onlinebanking ohne Onlinebanking

Die Mutter bekommt zu viele Schreiben von der Bank. Zwar will die Bank nur mitteilen, dass sie noch existiert und sich vielleicht irgendwo eine Nachkommastelle geändert hat, aber die Briefe sehen wichtig aus und beunruhigen die Mutter. Ich schlage eine Umstellung auf Onlinebanking vor, denn da kann man solche Post leichter ignorieren. Bei meinem eigenen Konto sieht es nach dem Login so aus:

Ihre Dokumente

Sie haben die nachfolgenden Dokumente bisher nicht gelesen. Wir möchten Sie bitten, uns den Empfang der Dokumente zu bestätigen.

Eingang der Dokumente	Status	Kontonummer	
02.01.2016 05:36	noch nicht gelesen	950209842400	
02.01.2016 04:28	noch nicht gelesen	950209842400	
02.01.2016 03:44	noch nicht gelesen	950209842400	
01.12.2015 16:08	noch nicht gelesen	950209842400	
02.11.2015 00:00	noch nicht gelesen	950209842400	
01.10.2015 09:32	noch nicht gelesen	950209842400	
01.10.2015 09:12	noch nicht gelesen	950209842400	
01.09.2015 11:42	noch nicht gelesen	950209842400	
01.09.2015 11:17	noch nicht gelesen	950209842400	
03.08.2015 12:57	noch nicht gelesen	950209842400	
02.07.2015 18:25	noch nicht gelesen	950209842400	
02.07.2015 07:11	noch nicht gelesen	950209842400	
30.05.2015 05:55	noch nicht gelesen	950209842400	
05.05.2015 16:03	noch nicht gelesen	950209842400	
01.04.2015 12:45	noch nicht gelesen	950209842400	
01.04.2015 12:20	noch nicht gelesen	950209842400	
28.02.2015 04:57	noch nicht gelesen	950209842400	
28.02.2015 04:47	noch nicht gelesen	950209842400	
31.01.2015 12:43	noch nicht gelesen	950209842400	
30.01.2015 04:56	noch nicht gelesen	950209842400	
02.01.2015 03:22	noch nicht gelesen	950209842400	
01.01.2015 23:24	noch nicht gelesen	950209842400	

☐ Alle bestätigen

Dokumente werden in Ihrem Postfach 36 Monate archiviert.

Weiter ›

Es dauert ein bisschen, weil mehrere persönliche Besuche bei der Bank gemacht werden müssen und dann die Telefonnummer für das mTAN-Verfahren nicht stimmt und zwischenzeitlich immer wieder die verschiedenen Zettelchen verlorengehen, auf denen irgendwelche PINs stehen. Aber dann klappt es endlich.

Unter Entschuldigungen wegen des verworrenen Sparkassendesigns, der winzigen Beschriftungen und der unverständlichen Aufforderungen erkläre ich der Mutter, wie sie sich einloggen und ihre Buchungen betrachten kann. Sie will dann doch mal ausprobieren, wie das mit dem Überweisen ginge. Wir brauchen etwa eine Viertelstunde, um gemeinsam eine Überweisung anzulegen. “Und das soll einfacher sein?”, sagt sie. “Naja … Man muss halt nicht vom Sofa aufstehen”, sage ich.

Die Überweisung scheitert. Ich war davon ausgegangen, dass man bei der Sparkasse den Wunsch der Mutter nach “Onlinebanking, aber ohne Überweisen, nur zum Anschauen” mit “jaja” quittiert und ihr einen ganz normalen Zugang eingerichtet hat. Aber das Onlinebanking hat ein Tageslimit von vermutlich 0 Euro und ist damit wirklich nur zum Anschauen. “Dann mach ich das halt wieder so wie bisher”, sagt die Mutter vergnügt.

Kathrin Passig

01. März 2016

Techniktagebuchkarma

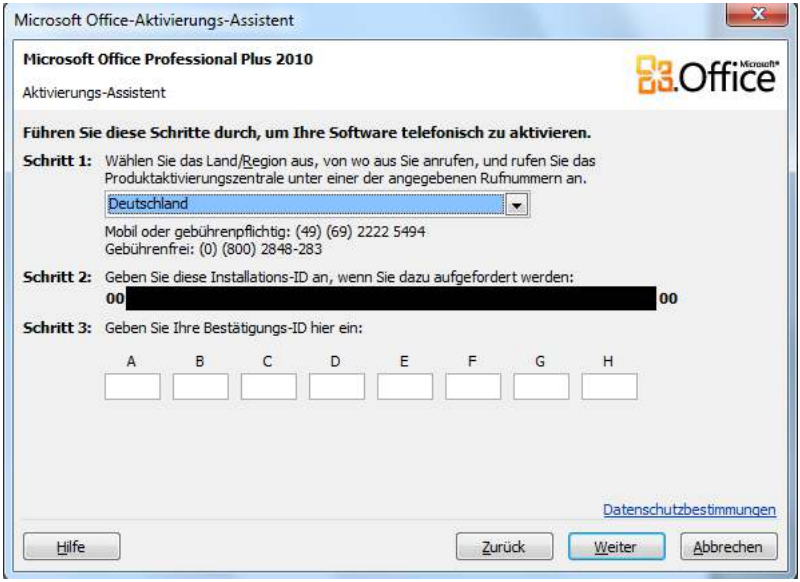
Auch wenn ich hier jetzt vielleicht Ärger bekomme, versuche ich eigentlich nicht so zu leben, dass eine maximale Anzahl von Techniktagebucheinträgen dabei herauskommt. Mir würde ein Eintrag pro Woche vollauf genügen. Die mich umgebende Technik scheint hingegen die entsprechenden fünfzehn Minuten Ruhm zu wittern und vollführt allerlei Kapriolen. Oder ist das nur eine Wahrnehmungsverschiebung, die alle frischgebackenen Techniktagebuchautoren befällt?

Unser Haushalt besitzt eine “Home and Student” Lizenz von Office 2010. Die habe ich bei einem Internet-Billiganbieter ehrlich erworben, auf Bitten meiner Frau, da sie dieselbe Version in der Uni verwendet. Also eigentlich verwendet sie hauptsächlich Word und das beschwert sich neuerdings, es sei nicht korrekt aktiviert.

Meine Argumente, die mit “die moderne Frau…” beginnen, bleiben ohne den erwünschten Effekt. Ich mache mich also daran, diese Lizenz neu zu aktivieren, ohne den Anspruch, zu verstehen was genau die vorherige Aktivierung zunichte gemacht hat.

Ich beginne damit, das Rechnungsdokument des Verkäufers zu suchen, auf dem der Lizenzschlüssel steht, finde es aber weder unter meinen Mails von Amazon noch von Ebay noch unter Downloads. Dass ich es dann relativ rasch in einem anderen Mailaccount entdecke, werte ich als glücklichen Zufall, da dieses PDF direkt vom Anbieter stammt und meine Suchbegriffe “Office” und “Microsoft” gar nicht enthält. Ich nehme mir zum wiederholten Mal vor, die Ablage solcher Online-Rechnungen besser zu strukturieren, und drucke das PDF zur Beruhigung aus.

Bei der Installation hatte ich Office “per Internet” aktiviert. Das scheint nun nicht mehr möglich zu sein, da die “maximale Anzahl möglicher Aktivierungen” erreicht wurde. Wie viele das sind, wird nicht mitgeteilt und ich verdränge Bedenken, an wie viele Kunden unser Lizenzschlüssel wohl verschickt wurde, und probiere es mit telefonischer Aktivierung. Auf dem Bildschirm erscheint der folgende Dialog (Schwärzung vom Autor).



Aus reinem digitalem Ungehorsam probiere ich natürlich zuerst die kostenlose Nummer. Dort werde ich nach zwei Takten *Air* informiert, dass diese Nummer “mit einem Mobiltelefon nicht erreichbar” ist. Ich wähle also die zweite Nummer. Hier informiert mich eine ruckelige Ansagestimme, diese Nummer sei nicht mehr aktuell, und nennt mir eine Alternativnummer mit Münchner Vorwahl. Ich freue mich, dass ich keine Microsoft-Aktien besitze, sonst müsste ich mir jetzt Sorgen machen, dass der Konzern sich keine Rufumleitung leisten kann oder das technisch nicht hinbekommt.

Unter der zweiten Nummer entspinnt sich dann das im Aktivierungsdialog umrissene Zahlenspiel. Ich tippe die 63 Ziffern der Installations-ID ab und vertue mich dabei nur einmal. Ich finde keinen Weg, meinen Fehler zu korrigieren und rufe neu an und beginne von vorn. Dann bekomme ich acht Sechserblöcke Ziffern diktiert. Hier kann man jeden Block per Sternchentaste wiederholen oder mit der Rautetaste fortfahren.

Diesen Durchgang erledige ich fehlerlos. Dann tippe ich die notierten Ziffern in die Eingabemaske, und anschließend ist die störrische Software wieder aktiviert. Es schwebt allerdings die Drohung im Raum, der Vorgang müsse gegebenenfalls wiederholt werden. Dafür sollten aber die 48 Ziffern, die ich mir notiert habe, ein weiteres Mal taugen. Das wären dann immerhin gut hundert abgetippte Ziffern weniger als diesmal.

Virtualista

1. März 2016

Digitale Franken aus dem Postomaten

Das Techniktagebuch lobpreist regelmässig das Leben ohne Bargeld und auch von den Vorgängen in Schweizer Supermärkten sind einige Berichterstatterinnen begeistert. Ich mochte sie – konkret: die Migros – bisher weniger wegen der Selbstscankassen, die ich selten nutze, als wegen der Möglichkeit an den bedienten Kassen mit meiner Postcard Bargeld zu beziehen. Heute beschliesse ich aus Anlass des ersten Geburtstags meines klugen Telefons das „digitale Portemonnaie für die Schweiz“ zu testen. Ich installiere die derzeit allerorten beworbene App Twint, was weiter kein Problem ist. Wischwisch, ein Code per SMS, wischwisch, ein paar Angaben eintippen, dann läuft das Ding. Am Postomat beziehe ich einen Coupon mit einem Code, der die App mit Geldwert bestückt. Damit das ein nächstes Mal einfacher geht, installiere ich später auch noch die App von Postfinance (das war unterwegs nicht möglich, weil dafür eine Identifikation über ein individuelles Kartenlesegerät notwendig ist). Abends auf dem Heimweg tätige ich in einem kleinen Quartiersupermarkt mit Twint Beacon einen Alibikauf, um ein paar digitale Franken ausgeben zu können. Das Ganze scheitert dann an meiner Nervo-

sität und der langen Schlange hinter mir. Die Kassiererin und ich einigen uns darauf, dass wir den ungewohnten Vorgang mal tagsüber ausprobieren, wenn weniger Leute im Laden sind.

Franziska Nyffenegger

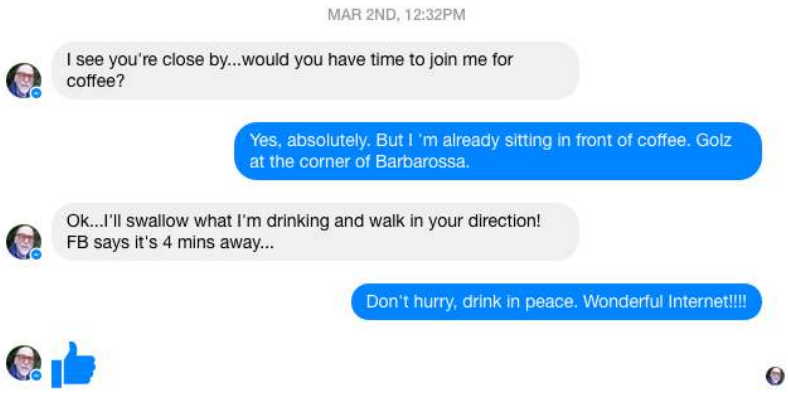
2.3.2016

Ortsangaben für Tim

Zwischen zwei regelmäßigen Terminen in Schöneberg, gehe ich meistens in ein bestimmtes Café, esse eine Stulle und trinke Kaffee. Dabei lese ich in meinem Smartphone. Die Facebook Notifications weisen mich darauf hin, dass mein Facebook-Freund Tim in der Nähe ist und dass ich ihn darauf aufmerksam machen kann, indem ich ihn in der Rubrik "Freunde in der Nähe" anklicke.

Obwohl ich in der Regel genauso wenig extrovertiert bin wie André, klicke ich auf Tims Icon und nur wenige Augenblicke später bekomme ich eine Message von Tim, in der er fragt, ob wir uns treffen wollen.

Ich beschreibe Tim, in welchem Café ich sitze (höre jetzt beim Schreiben die Einwände meiner Techniktagebuchkollegen, dass das jawohl nicht nötig gewesen wäre), er trifft ein paar Minuten später ein und wir verbringen eine wunderbare Mittagspause zusammen. Vor allem freuen wir uns riesig darüber, dass Facebook uns diese möglich gemacht hat.



sleeplessdarkhorse

3.3.2016

Lineares Fernsehen mit Video on Demand

“Und, was willst du gleich gucken?” frage ich meinen Mann kurz nach acht Uhr.

“Hier gleich auf VOX, das sieht ganz gut aus”, sagt er. Auf VOX kommt Liberace – Zu viel des Guten ist wundervoll, das HBO-Biopic über Liberace mit Michael Douglas und Matt Damon (und Scott Bakula übrigens).

“Das können wir auch auf Netflix gucken”, sage ich. Für Netflix spricht: Keine Werbung und Originalton.

Ich schalte also die PlayStation ein, mache Netflix an und suche den Film raus, den ich eh schon auf meine Merkliste gepackt hatte. Mehr oder weniger pünktlich um 20:15 Uhr starten wir den Film auf Netflix. Zeitgleich

mit der Ausstrahlung auf VOX, nur dass wir schneller fertig sind, zwischendurch anhalten, wenn jemand auf Toilette muss und den Film im Original mit Untertiteln gucken können.

Vielleicht haben wir an diesem Abend den Kampf zwischen linearem TV und Video on Demand mit einem Unentschieden beendet.

Anne Schüßler

3. März 2016

Schrauben-Traum

Heute finde ich mich im Traum plötzlich mit einem defekten Ipad in der Hand wieder. Der Bildschirm ist in der rechten oberen Ecke (Porträt-Format) etwas zersplittert und gibt den Blick auf das Innenleben frei. Ich schüttele das Gerät ein bisschen und höre, wie darin etwas raschelt, dann fällt eine Schraube heraus, auf den Boden und rollt davon. Bei der Verfolgung lande ich in einem vollbesetzten Bus, wo mir ein Dreier-Team das Portemonnaie klaut. Das Ganze spielt in New York. Die fehlende Schraube finde ich nicht wieder.

Jan Creutzenberg

3. März 2016

Disney-Weiterbildung über Emotionen, vor allem Wut

Ich will mit den Nichten “Inside Out” sehen, auf Englisch für mich und mit deutschen Untertiteln für die Nichten. Zu dritt versuchen wir eine Viertelstunde lang, die Untertitel hervorzukitzeln, die laut Hülle definitiv auf der DVD enthalten sind. Mit Mühe gelangt man in ein Menü, in dem sie angezeigt werden. Die angeblichen Auswahlpfeile führen wieder aus dem Menü

heraus. Bei jedem Fehler startet der Film wieder ganz von vorn, mit allen Trailern für andere Filme. Mit Mühe beherrsche ich mich und beiße nicht in die Fernbedienung. Schließlich geben wir auf und sehen den Film ohne Untertitel. Die Nichten kennen ihn sowieso schon und brauchen den Text nicht dringend zum Verständnis.

Danach würden wir gern noch den Bonustrack sehen, der laut Hülle ebenfalls dabei ist. Hier gelingt es uns nicht mal, das Menü ausfindig zu machen, aus dem man dort vermutlich auch wieder nicht hinkommt. “Den gibt es bestimmt auch auf YouTube”, sagt die mittlere Nichte schließlich vernünftigerweise. Ihrer Mutter zufolge sind diese Probleme bei Disney-DVDs normal.

Kathrin Passig

3.3.2016

L. ist langsamer als sein Foto und doch total pünktlich

Um 10 Uhr bin ich mit L. in Friedrichshain verabredet. L. wohnt in Falkensee und braucht eine Weile bis zum Treffpunkt. Als er um kurz nach 9 ein Foto bei Facebook postet, das er in seinem Wohnzimmer aufgenommen hat, gerät mein Gehirn kurz ins Trudeln, denn ich denke: ‘Oh, der ist noch zu Hause, das schafft der nie bis 10’.

Es ist natürlich nicht auszuschließen, dass es sich hierbei um eine persönliche Denkschwäche handelt, aus der sich gar nichts weiter ableiten lässt, aber wahrscheinlicher ist, dass es nicht nur mir so geht. Dabei kenne ich das Phänomen sehr gut: in öffentlichen Verkehrsmitteln sitzen und endlich Zeit und Muße für Postings haben. Und doch hat mein Gehirn einen Moment gebraucht, um die Asynchronizität zwischen Posting und Aufnahme des Fotos zu verarbeiten.

Bei analogen Fotos brauche ich dagegen keine Zeit, um Asynchronizitäten zu verstehen. Ich sehe nicht ein Foto an und denke, krass, mein Opa sitzt zuhause auf dem Sofa, und ich dachte, er wäre seit 30 Jahren tot.

Das kurze Straucheln meines Gehirns muss also damit zusammenhängen, dass die Interaktion in sozialen Netzwerken stark auf Synchronizität von Ereignissen ausgerichtet ist.

L. erscheint jedenfalls pünktlich um 10 Uhr am vereinbarten Treffpunkt. Warum auch nicht.

sleeplessdarkhorse

4. März 2015

Das Geld sträubt sich, wird dann aber doch virtuell

Heute bin ich verspätet unterwegs und deshalb doppelt entnervt, als sich die Türe, hinter die ich muss, nicht mit meiner Campuskarte öffnen lässt. Nach einigem Gepolter und Geschimpfe lassen mich die Kollegen ein und erinnern mich daran, dass die Karte zu jedem Semesterbeginn neu zu validieren ist, damit sie auch die richtigen Türen öffnet. Ich erzähle, wie mich die Karte vor einer Woche bereits einmal in Rage gebracht hat. Die Cafeteria hatte mir den Mitarbeitertarif verweigert, weil meine Karte offenbar nicht korrekt beschriftet war (eine Validierung, die notabene an einer anderen Station vorzunehmen ist als die Türöffnungsfreigabe). Einer der Kollegen fragt, ob ich denn nicht sowieso immer mit der Karte bezahle; da erhalte man automatisch die richtige Vergünstigung, unabhängig von einer unaktuellen Beschriftung. Er hole am Bankomat beim Campus-Eingang Bargeld, das er dann in der Eingangshalle in eine Ladestation schiebe und so die Karte zum Zahlungsmittel mache. Ich entgegne, das sei mir bisher zu blöd gewesen: mit der einen Plastikkarte Bares holen, damit es auf der anderen Plastikkarte wieder verschwindet. (Kathrin Passig hat darüber auch schon berichtet.)

Später während unserer nicht wirklich aufregenden Sitzung zeigt er mir ein Portal, über das er nachschauen kann, wann er in welcher Hochschulcafeteria was konsumiert hat. Über dieses Portal, scheint mir, muss es doch auch möglich sein, Geldwert auf die Karte zu laden. Das gelingt mir in der nächsten Pause mühelos, ohne dass ich Bares in die Hand nehmen muss.

Auf dem Nachhauseweg hole ich den ausstehenden Twint-Test nach und lese zuvor in aller Ruhe die Gebrauchsanweisung. Der Blauzahn ist einzuschalten, ebenso die Ortungsdienste, dann sollte es eigentlich gehen. Es geht nicht. Die Kassiererin meint geduldig, ich solle die App schliessen, sie wieder öffnen und das kluge Telefon etwas weiter unten an den Kontaktpunkt halten. Es geht nicht. Ob sie mal schauen dürfe, fragt sie, und wischwischt. Dann geht es. Warum, will ich wissen. Sie habe das WLAN deaktiviert, das sende manchmal Störsignale. Geld erscheint mir schon länger als etwas Virtuelles; dass es nun echt virtuell geworden ist, macht mich fast ein wenig glücklich.

Franziska Nyffenegger

4.3.2016

E-Book beim Verlag kaufen (gescheitert)

Das Grandiose an E-Books: Selbst wer schon viel zu spät dran ist und kurz vor der Deadline ein Buch braucht, das nicht bei Google Books eingescannt vorliegt, kann es einfach online kaufen und wenige Minuten später lesen. Und dank freier Software wie Calibre lässt sich bei den meisten Büchern auch der lästige Kopierschutz rasch entfernen.

Kopierschutz ist übrigens auch der Grund, warum ich bislang einen Bogen um Amazons E-Books gemacht habe. Dann lieber direkt beim Verlag kaufen. Leider ist kein Kauf als Gast, d. h. ohne Registrierung auf der Verlagswebseite möglich.

Ich gebe also meine Daten ein, füge den Bestätigungscode aus einer Bestätigungs-E-Mail ein, klicke auf “Warenkorb” und “kaufen”. Als Bezahloption steht neben Paypal nur Kreditkartenzahlung zur Verfügung. Ich gebe meine Kreditkartendaten ein, will bestätigen, da kommt die Fehlermeldung: meine bei der Registrierung hinterlegte Rechnungsadresse passt nicht zum Land der Kreditkarte. Deutsche Rechnungsadresse ist also offensichtlich nicht mit österreichischer Kreditkarte kombinierbar.

Da ich über keine deutsche Kreditkarte verfüge, klicke ich mich zurück zu meinen Kundendaten und ersetze die deutsche durch eine österreichische Anschrift bzw. versuche ich das. Leider erlaubt mir das Dropdown-Menü unter dem Punkt “Land” jedoch nur genau eines: Deutschland. Glücklicherweise ist das Feld “Land” allerdings keine Pflichtangabe, ich ignoriere es also und klicke mich zurück zum Warenkorb. Bezahlen. Wieder Daten eingeben (keine Ahnung, warum die nicht automatisch übernommen werden) – und plötzlich ist “Land” ein Pflichtfeld. Auswahloption im Dropdown-Menü aber immer noch einzig und allein Deutschland. Ich gebe auf.

Das muss der “Digitale Binnenmarkt” sein, von dem immer alle reden.

Leonhard Dobusch

4.3.2016

Ali Baba und die 440 Emojis

Freundin K hat einen Schreibauftrag bekommen und fragt mich per SMS nach Rat bezüglich des vorzuschlagenden Honorars. Ich bin gerade auf einem Symposium und tippe während der Rauchpause eilig eine schnelle Antwort. Auf meiner iPhone-Tastatur sind 4 Sprachen installiert, und seit dem Update auf iOS 9 auch ohne mein Zutun oder meine Zustimmung eine fünfte, deren Aufscheinen mir jedes Mal beim Sprachswitchen auf die Nerven geht. Das alleine erklärt allerdings nicht, warum mit einem einzigen Fingertippser plötzlich 440 weinende Emojis meine seriöse Honorarberatungsbotschaft zieren.

Da ich gerade keine fünf Stunden Zeit habe, um die bescheuerten Gesichter einzeln wegzubackspacen, schicke ich die SMS einfach ab, und sende ein sachverhaltserklärendes PS hinterher, obwohl ich den Sachverhalt nicht erklären kann, ich meine, wieso genau 440?

Die ersten 376 Emojis muss man sich dazudenken.

Maik Novotny

4. März 2016

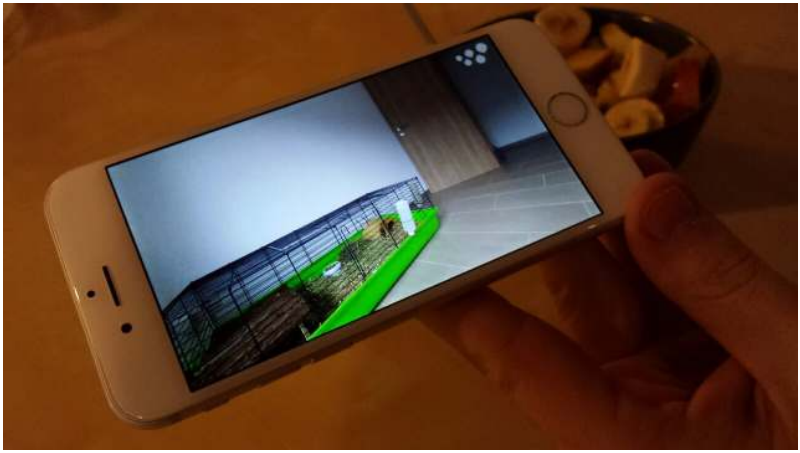
Navi-Wettrennen

Ich fahre mit einem Auto mit eingebautem Navi an einem Freitagnachmittag in NRW. An Freitagnachmittagen in NRW auf der Autobahn zu fahren ist ohne mindestens einen Stau nicht möglich. Also habe ich, bevor ich losgefahren bin, mit GoogleMaps geprüft, wann ich nach der aktuellen Stausituation losfahren sollte und bin ins Auto gestiegen. Dem eingebauten Navi habe ich dann erzählt, wo ich hinfahren möchte und es zeigte zunächst eine ähnliche Ankunftszeit wie GoogleMaps an. Irgendwo auf der A3 verlängert sich die Zeit dann aber um 30 Minuten. In der Annahme, dass das Navi – entgegen seiner Herstellerinformationen – nicht die schnellste Strecke anzeigt, starte ich GoogleMaps, das mir immer noch eine Ankunftszeit um 17:56 Uhr garantiert und mir auch ständig versichert, dass sei wirklich die schnellste Route, die aktuell möglich wäre. Das eingebaute Navi rechnet immer noch 20 Minuten mehr als GoogleMaps. Als ich dann gegen das Auto-Navi von der Autobahn abfahre, springt auch dieses Navigationssystem auf die GoogleMaps-Ankunftszeit.

ellebil

4. 3. 2016

Beruhigt arbeiten dank Meerschweinchenlivestream



Bei der Mittagspause liegt neben meinem Teller das Smartphone des Kollegen. Es zeigt, wie ich zuerst denke, einen Käfig, in dem wohl Tiere leben. Als interessierte Nagetierbesitzerin frage ich nach, und es stellt sich heraus, dass es mitnichten ein Foto ist, sondern eine Liveübertragung. Daheim hätte er derzeit Meerschweinchen der Verwandtschaft zur Pflege, die aber sehr scheu seien, klärt mich der Kollege auf. Daher habe er eine Webcam installiert, um nachsehen zu können, wie es den Schweinchen ginge, ohne sie zu verschrecken, und zu überprüfen, ob sie tatsächlich fressen.

Die Kamera, so erklärt der Kollege, habe sogar eine Nachtsicht- und eine 24-Stunden-Zeitrafferfunktion, die er kurz demonstriert. Im Käfig selbst tut sich nicht viel, aber seine kleine Tochter huscht schnell ins Bild und wieder heraus. Die App der Kamera hat auch eine Gegensprechanlage (und eine Schlafliedfunktion), doch die Meerschweinchen kommen wohl auch ohne

motivierende Worte aus der Redaktion aus. Er muss auch gar nicht ständig die Webcam im Blick haben, denn sie hat auch einen Bewegungssensor, um bei Meerschweinchen- und/oder Einbrecheraktivität Alarm zu schlagen.

Angela Heider-Willms

5. März 2016

Operation am offenen Mantel

Ich piepse schon wieder. Genau genommen ist es mein Mantel. Seit Monaten löse ich regelmäßig beim Betreten oder Verlassen von Geschäften den Sicherheitsalarm aus. Mir ist das unangenehm und ich bleibe meistens stehen, falls jemand in meine Tasche schauen möchte. Es interessiert aber so gut wie nie jemanden.

Erst seit einem Besuch bei fnac (dem französischen MediaMarkt) weiß ich sicher, dass es mein Mantel ist, der das Piepsen auslöst. Die Securityleute bei fnac wollten nicht nur in meine Tasche schauen, sondern haben mich auch ohne Tasche und dann schließlich ohne Mantel durch die Schranken geschickt. Einer hat mir sogar einen RFID Chip gezeigt und gesagt, dass ich ihn entfernen muss, damit das Piepsen aufhört. Ich habe ihm meinen Mantel gezeigt und erklärt, dass ich keinen Chip gefunden habe.

Ich weiß nämlich schon, dass einige Geschäfte ihre Produkte mit Chips versehen und habe aus Jeans und andere Kleidungsstücken schon öfter welche herausgeschnitten. Meistens sind sie hinter Waschzetteln angebracht und haben sogar eine gestrichelte Linie, die anzeigt, wo man schneiden soll. Aber mein Mantel hat keinen solchen Waschzettel.

Erst nach Befühlen des Etiketts hinten im Mantel, dort wo oft die Schlaufe zum Aufhängen angebracht ist, erfühle ich etwas, von dem ich annehme, dass es ein RFID-Chip ist.

Die Freundin, mit der ich einkaufen bin, schlägt sofort vor, den Chip in der Mikrowelle unschädlich zu machen. Mein Mantel ist aber relativ neu und ich will ihn nicht schmelzen oder anzünden und weiß auch gar nicht, ob er in die Mikrowelle passen würde. Mein Freund schlägt hingegen vor, ordentlich mit dem Hammer auf den Chip zu schlagen.

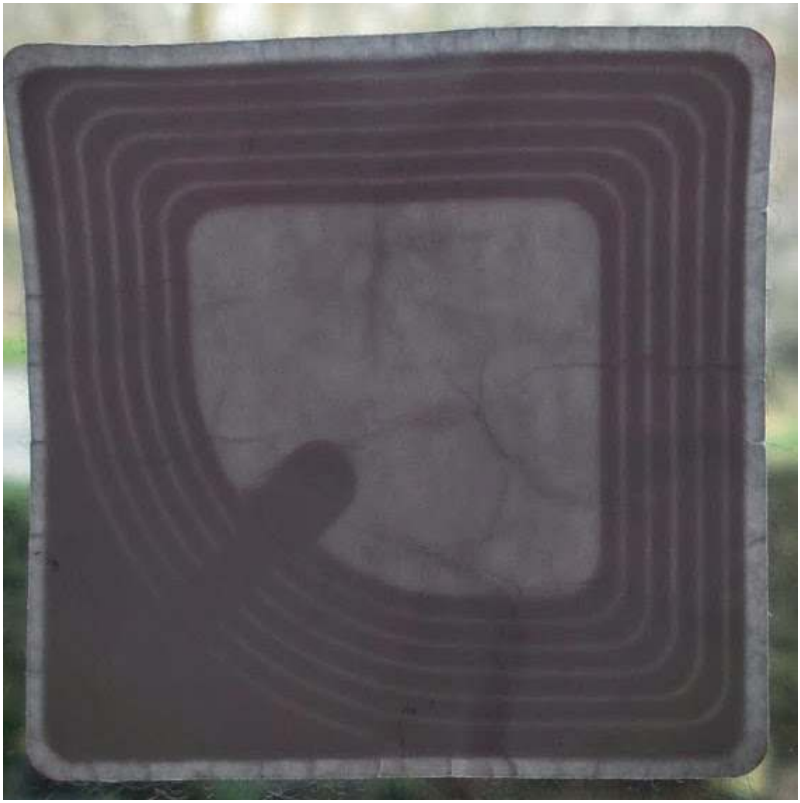
Ich schaffe es aber nie, nachzusehen, ob sich in der Werkzeugkiste, die wir mit der Wohnung mitgemietet haben, ein Hammer befindet. Außerdem habe ich meine Zweifel, ob das funktioniert, wenn Stoff rund um den Chip ist.

Ich piepse also weiter. Es ist mir unangenehm, aber nicht unangenehm genug, um etwas zu unternehmen. Außerdem vergeht zu viel Zeit zwischen dem Piepsen und dem Nachhausekommen, wo es eine Schere gibt oder vielleicht sogar einen Hammer.

Erst beim Wocheneinkauf im Supermarkt nervt mich das Piepsen ausreichend. Die Schranken sind so platziert, dass ich in der Nähe der Kasse gar nicht stehenbleiben kann und beim Einkaufswagerl-Einräumen ständig Alarme auslöse.

Zuhause suche und finde ich schließlich das Reisenähset meines Freundes. Mit der Schere trenne ich zunächst das Etikett aus meinem Mantel. Darunter ist tatsächlich ein RFID Chip aufgeklebt.

Es ist ein unscheinbares weißes Quadrat mit abgerundeten Ecken. Nur wenn man ihn gegen das Licht hält, sieht man das Chipinnenleben durchscheinen.



(Für das Foto habe ich den Chip ans Balkonfenster geklebt.)

Entgegen meiner Sorge, dass ich das Mantelinnenfutter kaputtmache, klappt alles bestens. Operation gelungen, Patient verstummt.

verenka

1978 sowie 2016

Unerwartetes Fernweh durch Büroglobalisierung

Etwa 1978 arbeitet mein Vater für ein amerikanisches Unternehmen aus dem Silicon Valley (das damals schon so heisst).

Er erzählt mir, dass sie firmenweit elektronische Mail haben, und dass er manchmals Mails aus Cupertino bekommt, in denen steht, dass jemand vergessen hat, das Licht in seinem Auto auf dem Parkplatz auszuschalten.

Ich bekomme sofort starkes Fernweh nach kalifornischen Parkplätzen und finde die Idee weltweit verteilter Belanglosigkeiten unfassbar romantisch.

Mein Vater brummelt etwas von Verbindungskosten, X.25 und regionalen organisierten Mailverteilern.

2016 arbeite ich selber für ein bekanntes Softwarehaus aus Kalifornien. Ich werde unerwartet schnell nach Kalifornien geschickt und mache mir etwas Sorgen, dort überhaupt ins Büro zu kommen, denn ich habe noch keine richtige Badge.

In San Francisco bekomme ich sofort eine richtige Badge, und auch in San Jose ist meine Badge innerhalb von Minuten freigeschaltet.

Zurück in Hamburg komme ich nicht ins Büro. Die Empfangsdame untersucht meine Badge und versucht mich damit zu trösten, dass ich in San Francisco und San Jose jederzeit ins Büro kommen würde. Ich habe nur kurz Fernweh, denn ich war ja gerade da.

la23ng

5. März 2016

Abholzettel 2.0

Am Berliner Hauptbahnhof steht ein Mann, der dort eine andere Person abholen soll. Doch in seiner Hand hält er nicht das übliche handgeschriebene oder ausgedruckte Blatt Papier mit dem Namen der Person. Stattdessen zeigt er dem Bahnhof ein iPad Mini, das einen weißen Hintergrund, das Firmenlogo oben links in der Ecke und den Namen der ankommenden Person in schwarzen Lettern zeigt. Ich frage mich: Ist das nur ein PDF oder hat dafür jemand eine App programmiert und teuer verkauft?

Alexander Matzkeit

Seit September 2015

Warnung: Polarisierung macht blind

Die Sehstärke meiner Augen hat sich geändert, eine neue Brille muss her. Da auch gerade die mit Sehstärkengläsern versehene Sonnenbrille auseinander gebrochen ist, soll auch diese einem neuen Modell weichen. Weil ich davon schon so viel Gutes gehört habe, möchte ich gerne mal eine Brille mit polarisierenden Gläsern. Und damit nahm das Debakel seinen Lauf.

Ich bekomme eine SMS vom Optiker, dass meine neue Sonnenbrille zur Abholung bereitliegt. Am nächsten Tag bin ich in der Gegend und nehme das gute und vor allem auch teure Stück in Empfang. Es ist zwar nicht besonders sonnig, aber natürlich laufe ich sofort mit Sonnenbrille im Gesicht los. Die Sehstärken passen super. Die Schärfe könnte nicht besser sein. Großartig! Neben guten Kontrasten sagt man den polarisierenden Gläsern auch nach, dass sie Reflexionen reduzieren, so dass man z. B. auch bei gleißendem Sonnenlicht in die Autos hineinschauen kann, sich also nicht die Umgebung spiegelt.

Das ist nicht schlecht! Auch auf dem Wasser soll es Vorteile bringen, da der Blick ins Wasser, um z. B. Hindernisse beim Paddeln zu erkennen, ungestörter sein soll.

Ich setze mich dann selbst ins Auto. Was ist das? Ich schaue durch die Seitenscheiben und sehe eigenartige Schlieren und regelmäßige Muster, die mir entfernt bekannt vorkommen. Es sind die Spannungen im Einscheibensicherheitsglas, die sich durch die polarisierenden Gläser zeigen. Ich denke mir weiter nicht viel dabei, stecke das Smartphone in die Halterung am Armaturenbrett und schalte es ein. “Warum ist das so dunkel?”, frage ich mich. Und auch die Farbdarstellung ist eigenartig. Ich setze die Brille ab: Alles normal. Mit Sonnenbrille: Dunkel und farbverfremdet. Dieser Effekt soll später beim Wechsel vom iPhone 5s zum 6s geringer werden. Immerhin. Dennoch sieht es unschön aus durch die Brille. Sehr blaustichig und immer noch etwas dunkler.

Am Wochenende ist schönes Wetter. Ich bin unterwegs und will mit der Olympus OM-D EM-1 ein paar Mitzieher an Modellflugzeugen üben. Was ist das? Der Sucher hat plötzlich Hell-Dunkel-Zonen, die sich irgendwie rautenförmig verteilen. Ich drehe die Kamera um 45°: Alles wieder gut zu erkennen, aber so kann ich nicht ordentlich fotografieren.

INFO

Sucher der Olympus OM-D EM-1 durch die Sonnenbrille fotografiert: Rautenförmig verlaufende Hell-Dunkel-Zonen

MICRO
AEL
AFL
1
2

Mit um 45° gedrehter Sonnenbrille ist das Bild ganz normal.

Als nächstes nehme ich meine Leica M9-P zur Hand. Alles bestens! Der rein optische Messsucher hält keine Überraschungen mit der neuen Sonnenbrille bereit. Alles sieht so aus, wie es soll. Hach, das gute Stück!

Ich muss ein paar Einstellungen am Menü der Kamera vornehmen und betrachte das Display. Dabei drehe ich die Kamera unbewusst, und das Display wird dunkel. Ich drehe sie zurück: Wieder alles gut.

Obj.typ-Erkennung Automatisch
Profil speichern
Ausl./Aufziehen Diskret
Selbstauslöser 12 s
ISO-Einst. 1/30s / 800
Schärfen
Farbsättigung Standard
DELETE
ISO
INFO
SET

Verdunklung des Leica M9-P-Displays bei um 90° gedrehter Sonnenbrille

Sogar im Urlaub fallen mir Schlieren auf dem Display des Kaffeeautomaten im Hotel auf. Praktisch alle möglichen Displays zeigen ihre Informationen so an, dass man mit polarisierenden Gläsern erhebliche Schwierigkeiten beim Ablesen hat. Es nervt mich so sehr, dass ich überlege, mir in das Brillengestell wieder normale getönte Gläser einbauen zu lassen.

1. Nachtrag 23. März: Wie ich soeben von Franz Scherer erfahre, kann man Facebook-Chats sehr wohl durchsuchen: Auf der “Nachrichten”-Seite sind drei Lupen zu sehen. Zwei davon können es nicht, aber die dritte, rechts oben, kann es. Wie ich darüber hinaus vom Rest der Techniktagebuch-redaktion erfahre, wussten das alle außer mir.

Hätte ich das mal vorher gewusst, dass Polarisierung in der modernen Display-Welt quasi blind macht.

Markus Winninghoff

März 2016, aber schon seit 2015

In der Techniktagebuchredaktion wird zu viel geredet

Im Februar 2015 habe ich mich schon einmal darüber aufgeregt, dass man in den Chatlogs des Facebook Messenger nicht suchen kann[1] und es keine brauchbare Archivierungsfunktion gibt. Inzwischen habe ich eine Lösung für das Problem gefunden. “Lösung” im Sinne von “man robbt mit zwei gebrochenen Beinen dem Bus hinterher, mit dem man gerne fahren würde”.

1. Ich fordere bei Facebook mein privates Komplettarchiv an. Es dauert eine Stunde, manchmal auch länger, bis es zum Download bereitgestellt wird.

2. Ich lade das Archiv herunter. Derzeit hat es als ZIP-Datei knapp 30 MB.

3. Ich entpacke das Archiv. Alle Chats, an denen ich bei Facebook seit 2008 beteiligt war, stecken in einer einzigen Datei namens messages.htm. Sie ist 64 MB groß.

4. Um aus dieser Datei den Techniktagebuch-Chat sinnvoll herauszukopieren, muss ich sie in einem Browser öffnen. Chrome lädt zehn Minuten und gibt dann auf. (Die 4 GB, die ich besitze, fast vollständig allein belegen, aber keine 64 MB übrig haben, wenn ich mal was öffnen will!) Safari braucht nur eine Minute, ich kann in der angezeigten Seite aber nichts markieren oder kopieren.

5. Ich öffne die messages.htm-Datei in einem Texteditor (90 Sekunden Ladezeit) und suche die darin versteckten Einzelteile des Techniktagebuch-Chats. Der Chat ist grob in Monate unterteilt – natürlich nicht Kalendermonate, das wäre zu einfach – und dann nach keinem erkennbaren System über die ganze Datei verstreut.

6. Wenn ich einen Monat gefunden habe, kopiere ich ihn heraus, öffne die so erzeugte Datei in einem Browser und kopiere das Angezeigte zurück in den Texteditor.

7. Das Logfile enthält diverse Probleme, die ich durch Suchen+Ersetzen mit Regular Expressions behebe.

8. In der Facebook-Sortierreihenfolge stehen die neuesten Gesprächsbeiträge oben. Ich sortiere die Zeilen um.

9. Das Ergebnis ist eine 21 MB große, lesbare Textdatei. Jetzt kann man den Redaktionschat durchsuchen.

Der ganze Vorgang hat ab Bereitstellung des Facebookarchivs anderthalb Stunden gedauert. Ich bitte die Techniktagebuchredaktion, in Zukunft nur noch in Abkürzungen zu reden. So kann es nicht weitergehen.

Kathrin Passig

6.3.2016

Die Entropie des Klaviers wird reduziert

Seit vier Jahren steht das Klavier meines Großvaters bei uns. Es stammt von Urbas & Reisshauer aus Dresden, ist über hundert Jahre alt und wird regelmäßig benutzt. Kurz nach seinem Einzug bei uns war ein Klavierstimmer da und hat es zum ersten Mal seit etwa 25 Jahren wieder gestimmt.

Dabei hat er ein sehr sorgenvolles Gesicht gemacht. Bei seinem zweiten Besuch hat er nicht mal mehr den Versuch unternommen, es zu stimmen und seine Zeit lieber damit verbracht, uns die unzähligen Mängel aufzuzeigen und zu erklären, warum das Stimmen das altersschwache Klavier gefährdet (er verkauft auch neue Klaviere).

Das Klavier macht aber alle Töne, wie es das soll, und beim Anblick der schönen Mechanik im Inneren werde ich immer sehr ärgerlich, dass da jemand meint, all das gehöre auf den Schrott.

Seit vier Jahren versuche ich also nun zu einer Entscheidung zu kommen, was die Zukunft des Erbstücks angeht. Inzwischen spielen schon drei Familienmitglieder mit viel Spaß darauf. Das Instrument verstimmt sich langsam aber sicher immer weiter und erinnert mich so an die fällige Entscheidung.

Ich bestelle kurz entschlossen ein Mikrofon, einen Satz Dämpferkeile und einen Stimmhammer im Internet. Ich habe schon Zithern, Gitarren und Hackbretter gestimmt – es ist schließlich auch nur ein Saiteninstrument, so sage ich mir dabei.

Nach drei Wochen kommt endlich der Stimmschlüssel mit Zubehör (ich habe beim Bestellen übersehen, dass er aus Hongkong geliefert wird), und ich lese mich erst mal in die Thematik ein. Hm. Also einfach das Stimmgerät hinhalten und stimmen geht wohl nicht. Klavierstimmer achten auf die Obertöne und wenden "die langjährige Erfahrung der Profis an, um eine individuelle Stimmung für jedes Instrument zu erreichen", wie sie wortreich auf vielen Werbeseiten versichern. Aber wie es geht, wollen sie mir nicht sagen.

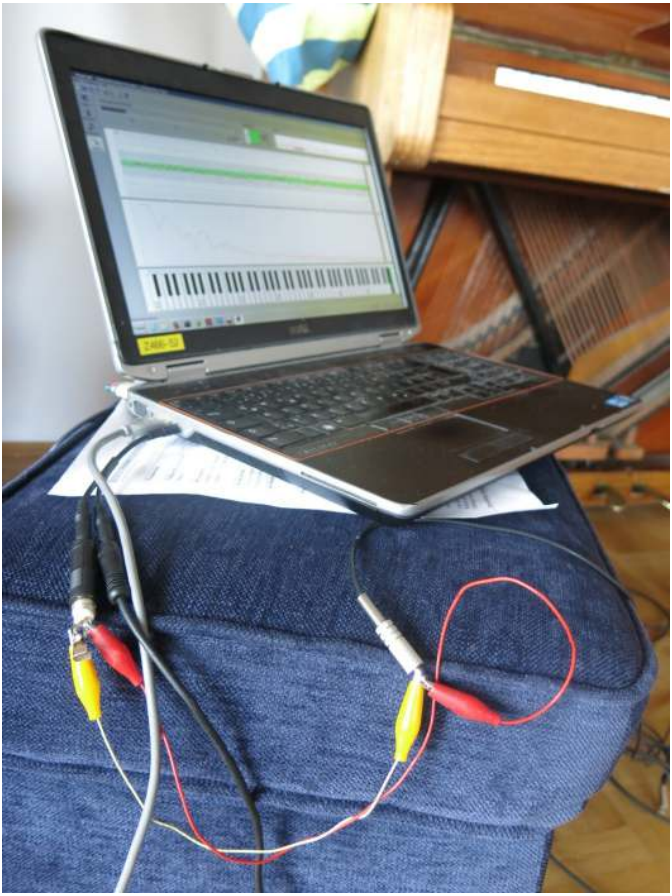
Mein Stimmgerät kann auch keine Obertöne vermessen, also muss ich noch etwas mehr lesen und stolpere dabei über diese schöne Veröffentlichung eines Physikers der Uni Würzburg. Endlich erklärt mir jemand in vernünftiger Fachsprache, was dahintersteckt.

Als ich nach Software für das Stimmen von Klavieren suche, findet sich neben einigen sehr teuren kommerziellen Paketen ein freier "Entropy Piano Tuner". Hoppla. Der Titel kommt mir aus der Veröffentlichung bekannt vor und tatsächlich haben die Physiker eine Software aus ihren Überlegungen gemacht. Für iOS, Android, Windows, Apple Mac OS X, Linux und im Quelltext.

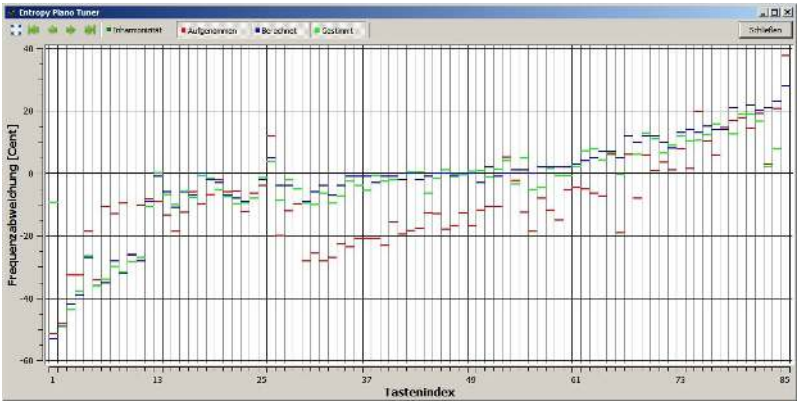
Smartphone aus der Tasche, Appstore auf und ... da ist es. Installieren und loslegen.

Man nimmt zunächst jeden Ton des Instruments einzeln auf. Die Software berechnet daraus eine individuelle Stimmung, die für dieses Instrument die Obertöne zur Deckung bringt und so die Entropie minimiert. Es handelt sich dabei um ein experimentelles Verfahren, das aber recht überzeugende (also nah am menschlichen Stimmer liegende) Ergebnisse produziert. Bei unserem alten Klavier kann es nur besser werden, experimentell oder nicht.

Nach dem ersten Messdurchlauf stelle ich fest, dass die hohen und tiefen Töne vom Smartphone schlecht erfasst werden und nach etwas Lesen im sehr guten Handbuch installiere ich dieselbe Software auf dem Notebook und teste alle Mikrofone in meinem Besitz mit allen Adaptern. Es stellt sich heraus, dass die Empfindlichkeit im Bassbereich bei den meisten zu wünschen übrig lässt. Am Ende benutze ich die eigentlich für das Babyfon angeschaffte, sehr gute Mikrofonkapsel und klemme sie mangels Adapter mit Krokodilklemmen an den Stecker am Notebook.



Die Messung klappt, die Berechnung ebenfalls und nun kann man sogar sehen, dass das Klavier verstimmt ist.



Einige Stunden später tut mir der rechte Arm weh und alle 214 Saiten sind gestimmt. Viele Tasten schlagen zwei oder sogar drei Saiten an und man muss sie recht genau zusammenstimmen, damit es sich gut anhört.

Ich bin mit dem Ergebnis mehr als zufrieden. Gut – die Saiten haben wohl 50 Jahre und mehr auf dem Buckel und der Klang ist nicht mehr so ganz frisch, aber das Spielen macht mit weniger Entropie wieder deutlich mehr Spaß.

Das Klavier ist über hundert Jahre alt, das Notebook fünf. Der Stimmschlüssel wurde mittels Internet in Hongkong bestellt. Das Computerprogramm für die Messung und Berechnung läuft auf einem Smartphone und dient eigentlich dazu, ein experimentelles Verfahren zu testen, das sich ein Physikprofessor ausgedacht hat. Und am Ende muss ich kein neues Klavier kaufen.

Welt der Wunder.

Georg Passig

März 2016

Und trifft dich gigantischen mutierten tintenfisch

Seit geraumer Zeit bietet Facebook automatische Übersetzungen für fremdsprachige (und manchmal auch deutsche) Statusupdates an, wobei es oft, aber wohl nicht immer, auf Bing zurückgreift. Englisch kann es ganz gut, wenn auch schlechter als Google Translate. Seit ich vermehrt FreundInnen habe, die auf Arabisch posten, klicke ich immer mal wieder auf den Übersetzungslink. Dabei habe ich schon einiges über den Übersetzer gelernt (z. B. dass er, wo immer möglich, das technischere Synonym wählt), aber nur wenig über das Leben meiner neuen FreundInnen. Im März 2016 entdecke ich, dass man die Übersetzungen jetzt auch auf einer Skala von 1 bis 5 bewerten kann. In der Hoffnung, bald sinnvollere Vorschläge zu bekommen, werde ich tätig.[1] Nur einen Stern bekommen:

- Und ergänzt fragte plum Wiedersehen.
- Und gut, dass sie selig, große Sehnsucht nach Allah und Allah Jahr letzte Sicherheit auf notsysteme Herrn [Name]
- Unglaublich veröffentlicht rosa Rosen
- Jedes Jahr und sie mit der Maus und letzte Frage macht es Jahr veröffentlicht auf alle.
- Mashallah. Gott verraten. Ausweichgerät Ṭal‘yn und wichtig.
- Sie schlagen… Ruhe und flog auf Zwiebel
- Und trifft dich gigantischen mutierten tintenfisch (offensichtlich ein Geburtstagsgruß, KK)

1. Alle Übersetzungen stammen aus öffentlich einsehbaren Beiträgen.

- Das Recht, Sie Geld
  Das Recht auf. . . .
  Anzukündigen Hand Geburtstag ohne Melone ruiniert zuhause ruiniert.
  LOL

Zwei Sterne gibt es für:

- Und was meint ihr damit Abu [Name] mein Schatz. . . Bruder.. Bruder.. Wir uns. . . .. Air Farbenspeicher Freunde.
- Ich bin viel Lippen Wissenschaft sich verliebt.

Dreisternwürdig finde ich:

- Tageslichtsysteme, Bruder Gott aus beschützt dich.

Auf vier Sterne schafft es:

- Vor dem Morgengebet. PHP COLLECTOR HELLGRÜN.

Und fünf Sterne bekommen (das ist keine Auswahl, es gibt wirklich nur diese beiden perfekten Übersetzungen):

- Alles Gute zum Geburtstag.
- Hallo

Kristin Kopf

7. März 2016

Der Schweizer Strom ist teuer, aber tragbar

Beim letzten Schweiz-Besuch war ich zwar so vorausschauend, einen 10-Franken-Aufladebon für Lebara zu kaufen, aber nicht vorausschauend genug, einen zweiten zu kaufen. Der 1-GB-Tarif kostet mehr als 10 Franken,

und vermutlich gibt es zwar einen billigeren, aber so ohne Internet kann ich nicht herausfinden, welche Nachricht man dafür per SMS an Lebara schicken müsste.

Ich sitze die Strecke von Basel nach Zürich also sparsam ohne Internet ab und kaufe mir nach der Ankunft am Bahnhofskiosk einen zweiten Aufladebon. Dieser Kiosk bietet eine Dienstleistung an, von der ich schon gehört, die ich aber noch nie gesehen habe:

Bei meinem letzten Kauf an diesem Kiosk im Oktober 2015 gab es das noch nicht. Leider beschäftigt mich der Gedanke an meinen unmittelbar bevorstehenden Wiedereintritt ins Schweizer Internet so sehr, dass ich nicht frage, wie häufig der Akkuverleih genutzt wird.

Kathrin Passig

8. März 2016, aber eigentlich Sommer 1991

Am Rand, wo nichts mehr ist

„Fotografieren! Techniktagebuch!“, sagt Kathrin Passig, als sie auf meinem Schreibtisch eine Beige vergilbtes Papier sieht. Sie ergänzt „Hier! Das!“ und zeigt auf die leicht zerfransten Blattränder.

Die Spuren am Blattrand sind Hinweise auf den Führungslochrand, den die ordentliche Studentin 1991 vor dem Archivieren der Ausdrucke sauber entfernt hat.

Am Vortag bin ich wegen eines Schreibauftrags in den Keller gestiegen und habe Unterlagen zu einer in jeder Hinsicht historischen Seminararbeit geholt. Meine Recherchen von damals überleben, von einem Nadeldrucker auf Endlospapier gepunktet. Der Computer hingegen, auf dem sie verfasst worden sind, die Disketten, auf denen ich die Dateien gespeichert habe, wie

auch der erwähnte Drucker sind längst Opfer von Entsorgungsaktionen geworden. Obsolete Technik, auf die nur noch kleinste Spuren am Blattrand verweisen.

Franziska Nyffenegger

8.3.16

Warmwasser dank WhatsApp

Seit vier Tagen ist mein Warmwasserboiler kaputt, und schon länger tropft ein Rohr an der Toilette. Der Klempner will vorbeikommen, aber vorher das Problem genauer einschätzen – deshalb schicke ich erst einmal mit einer Mitarbeiterin WhatsApp-Nachrichten hin und her:

20:30
Klempner
zul. online heute um 19:14
Liebe Frau [redacted] anbei ein paar Bilder...
17:31
17:32
Nachricht schreiben

20:31
Klempner
zul. online heute um 19:14
Leckt an beiden Rohren die beide nicht optimal an den Anschluss gepasst haben.
17:34
17:34
Nachricht schreiben

20:31
Klempner
zul. online heute um 19:14
Bruch eines Verbindungsteilchens
17:35
...und das Leck.
17:36
Nachricht schreiben

Susanne Flach

10. März 2016

Koreanische Prepaid SIM-Karte im Test. Heute: EGSIM von der Cludes GmbH in Nettetal

In Südkorea kommt man als Ausländer mit der mitgebrachten SIM-Karte in kein Netz. Selbst wenn es gelingt, ist Roaming extrem teuer und sehr langsam. Also muss man eine koreanische SIM-Karte benutzen. Aber wo kriege ich die her?

Am Internationalen Flughafen von Incheon (ICN, dem Zentral-Flughafen der Hauptstadt Seoul) gibt es Handy-Shops, wo man Handys und Smartphones mit SIM-Karten-Verträgen von SK Telecom leihen oder kaufen kann. Aber wer will schon ein Jahresabo abschließen, nur um ein paar Tage in Südkorea ins Internet zu kommen oder zu telefonieren?

Eine Prepaid SIM-Karte für das eigene mitgebrachte Handy kriegt man dort jedenfalls nicht.

Die Firmen Olleh und Korea Telekom (KT) teilen sich den südkoreanischen Mobilfunkmarkt als Monopolisten auf und lassen niemanden dazwischen.

Eine elegante Alternative ist die SIM-Karte von EGSIM, die von KT herausgegeben wird. Man bestellt sie im Internet bei der Firma Cludes in Nettetal.

Nachdem ich von Cludes die koreanische Prepaidnummer zugeteilt bekommen habe (sie beginnt immer mit 010, der Vorwahl von Seoul), muss ich mit dem Smartphone ein Foto vom Reisepass machen und die koreanische SIM-Karte auf einer Webseite in Korea freischalten. Sie kann ab dem Tag der Einreise nach Korea benutzt werden. Außerhalb von Korea ist sie nutzlos (kein Roaming).

Die SIM-Karte ist ab dem Tag der Einreise 30 Tage gültig. Innerhalb dieser Zeit kann ich beliebig oft beliebig viel Guthaben für das Telefonieren oder für die Internetnutzung über den PC oder das Smartphone nachkaufen. Man soll sich dabei von den vermeintlich kleinen Beträgen nicht blenden lassen: Für Inlandsgespräche werden in Korea pro Sekunde 4 KRW (Koreanische Won)

berechnet. Das ist umgerechnet 1 Euro für 300 Sekunden bzw. für 5 Minuten. Eine Stunde Telefonieren kostet also bereits 12 Euro! Eine Katastrophe bei den Telefoniergewohnheiten meiner Frau!

Von EGSIM kann ich mir eine App auf das Smartphone laden, so dass ich einen Überblick über das Guthaben behalte Die EGSIM-App zeigt etwas 160 MB mehr Guthaben an, als die Standard-App des Smartphones. Der Wert der EGSIM App hat sich als zutreffend erwiesen. Wenn ich ein neues Guthaben auflade, muss ich ein Refresh der App machen, sonst wird weiterhin das alte Guthaben angezeigt.

Dumm ist, dass das alte Restguthaben verfällt, sobald ich ein neues Guthaben hinzubuche. Ich muss also ständig den optimalen Zeitpunkt abpassen, an dem das Guthaben klein genug ist, um nicht zu viel zu verschenken, aber nicht so klein, dass ich nicht mehr ins Internet komme.

In den Seoul und einigen Großstädten ist die öffentliche WLAN Abdeckung recht gut, aber auf dem Land fehlt sie völlig. Da ist es ein Segen, dass ich die SIM-Karte von EGSIM auch als Hotspot für unseren Gerätezoo verwenden kann. Man nennt das Tethering. Mein Hotspot bedient fast ständig ein weiteres Smartphone, einen Laptop und ein iPad. Hierbei sollte man beachten, dass Autoupdate auf *allen* angeschlossenen Geräten ausgeschaltet sein sollte, sonst schmilzt das gekaufte Datenvolumen durch unbemerkte unerwünschte Downloads für Updates wie Schnee in der Sonne.

Das Internet wird in Korea überwacht. Es kann durchaus vorkommen, dass plötzlich eine Meldung auf dem Smartphone erscheint, dass der Inhalt, den man gerade sieht, von der Polizei überwacht wird. Das passiert mir z. B. mit einer harmlosen Webseite einer Online-Zeitung aus Gibraltar. Ich lese die Zeitung dennoch weiter und poste dort auch einen Kommentar, ohne dass sich irgendeine Behörde bei mir meldet oder mir das Internet abgeschaltet wird. Im Zweifel hätte ich mich darauf berufen, dass ich den koreanischen Warntext nicht lesen konnte.

Als ich wieder zuhause in Deutschland bin, muss ich im Handy nicht nur die koreanische SIM-Karte gegen die deutsche SIM-Karte tauschen, sondern auch meinen deutschen Netzbetreiber Tchibo in der Tabelle der Netzbetrei-

ber aktivieren. Sonst nimmt das Handy an, EGSIM sei noch der Netzbetreiber und ich erhalte beim Versuch, jemanden anzurufen, die nette Allerwelts-Nachricht „kein Netz“.

Gomobu68

10. März 2016

Der schwer verständliche Vortrag

Ich halte eine dicke, sehr querformatige Karte in Händen, auf der die Hochschule einen Vortrag von Kathrin Passig ankündigt. Es geht wohl um bahnbrechende technische Neuerungen. Den Titel des Vortrags kann ich nur mit Mühe lesen; die Schrift ist stark gesperrt gesetzt und die Wörter scheinen mir sehr lang. „Wa-ru-m d-as In-ter-ne-t n-oc-h ni-ch-t aus-ge-sto-r-be-n is-t“ buchstabiere ich ein ums andere Mal. Kollegin N. redet mit mir wie ein Optiker beim Sehtest: „Schau, hier unten hat es Zahlen. Versuch es doch mal damit.“ Noch bevor ich das tun kann, holt mich der Wecker aus dem Traum.

Franziska Nyffenegger

11. März 2016

Am Wande hängt das Monitär und tut, als ob’s die Zukunft wär

In der Dadaismus-Ausstellung im Zürcher Landesmuseum darf man nicht fotografieren.

Ich muss dann aber doch gegen das Fotografierverbot verstoßen. Googeln ist nicht verboten, und wir haben davon auch bereits ausgiebig Gebrauch gemacht. Schon weil wir herausfinden mussten, warum Tristan Tzara ein “Refraktär” war, was in allen vier Ausstellungssprachen unerklärt bleibt. Ich kann also in mein Handy sehen, ohne gleich vom Büttel ergriffen zu werden, und so nebenbei unauffällig den Röhrenmonitor fotografieren:

Er hängt dort sicher nicht aus Geldgründen. Neben jeder Exponatvitrine ist ein iPad angebracht, das den Inhalt der Vitrine erklärt. Der Röhrenmonitor ist wahrscheinlich einfach zur Kunst geworden.

Kathrin Passig

Februar 2016

Da hab ich gesagt, das will ich lernen, und hab halt im Internet danach gesucht

Die Nichte (11) kann plötzlich Klavier spielen, mehrere richtige Stücke. Das war Weihnachten noch nicht so. Sie zeigt mir das Tutorial bei YouTube, mit dem sie das erste gelernt hat. “Wenn du dir das Tutorial anschaust, kannst du das auch”, versichert sie, “das ist ganz einfach und dauert nicht lang”.

– Wie bist du auf die Idee mit den Tutorials gekommen?

– Ich hab das Stück gefunden und dann hab ich mir halt überlegt: Was gäbe es da, wie könnte man das denn am besten lernen? Und dann hab ich da halt danach gesucht und da bin ich auf das gekommen.

– Und woher kanntest du das Stück?

– Da war mal in der Schule so ein Vorspielabend, da haben das ganz viele gespielt. Da hab ich gesagt, das will ich lernen, und hab halt im Internet danach gesucht.

– Und haben die das auch alle vom Tutorial gekonnt oder aus dem Unterricht?

– Ich schätze mal, aus dem Unterricht.

– Also das war das, was du gerade gespielt hast?

– Nein, das war ein anderes. Das, was ich jetzt gespielt hab, da hab ich mir ein neues rausgesucht, nachdem ich das erste gekonnt hab. Da hab ich bei YouTube einfach nur nach Klavierstücken rumgesucht und bin dann auf das gestoßen, da gab’s aber kein Tutorial. Da hatten wir Noten.

(Irgendwo runtergeladen vermutlich, die Noten sehen ausgedruckt aus.)

– Und das erste, mit dem Tutorial, wie lang hat das ungefähr gedauert?

– Bis ich’s komplett konnte? Einen Monat.

– Mit wie viel Üben?

– Jeden Tag ein bisschen.

– Was heißt ein bisschen? Eher drei Stunden oder eher drei Minuten?

– Hmm . . . zehn Minuten.

– Hast du vorher irgendwas gekonnt am Klavier?

– Nee. Außer das, was ich und Papa spielen, diesen Kanon.

– Hast du irgendwas darüber gewusst, wo da die Noten sind? Welche Taste zu welcher Note gehört?

– Nein. Ich wusste halt vom Flötespielen: C D E F und so weiter, das wusste ich.

– Und du kannst die Noten vom Flötespielen her lesen?

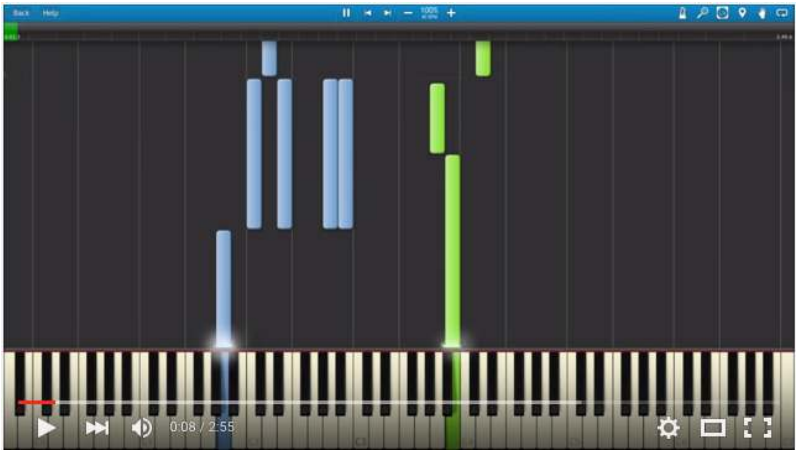
– Ja.

– Aber da sind doch Noten auf dem Klavier, die auf der Flöte gar nicht vorkommen?

– So tief war ich noch nicht.

Update der Mutter, Mitte März: "Emma übt seit gestern 'La valse d´Amelie' ein. Ich habe ihr die Noten ausgedruckt. Sie kommt aber mit den Noten nicht so zurecht, weil sie die Noten nicht mit den Tasten zusammenbringt. Sie behilft sich damit: www.youtube.com/watch?v=oNPMPPBx4zw".

Die Noten wurden bei einem Online-Partiturenversand gekauft. Falls der YouTube-Link demnächst kaputtgeht: Es handelt sich um eine animierte Darstellung, welche Klaviertasten wann zu drücken sind:



Emma Passig, befragt von Kathrin Passig

Anfang März 2016

Ich denke mir das ja nicht aus

Lukas Imhof ist mit dem Zug von Zürich nach München gefahren. Dabei, so sagt er, habe er erst verstanden, wovon meine vielen Beiträge über fehlendes Internet auf deutschen Bahnfahrten handelten: „Da gibt es ja wirklich kein Internet! Gar keins!“ Er habe angenommen, es sei eben etwas langsamer als üblich. „Aber da hat man ja teilweise nicht mal Handyempfang.“ Er will wissen, wie das möglich ist, aber ich weiß es doch auch nicht.

Kathrin Passig

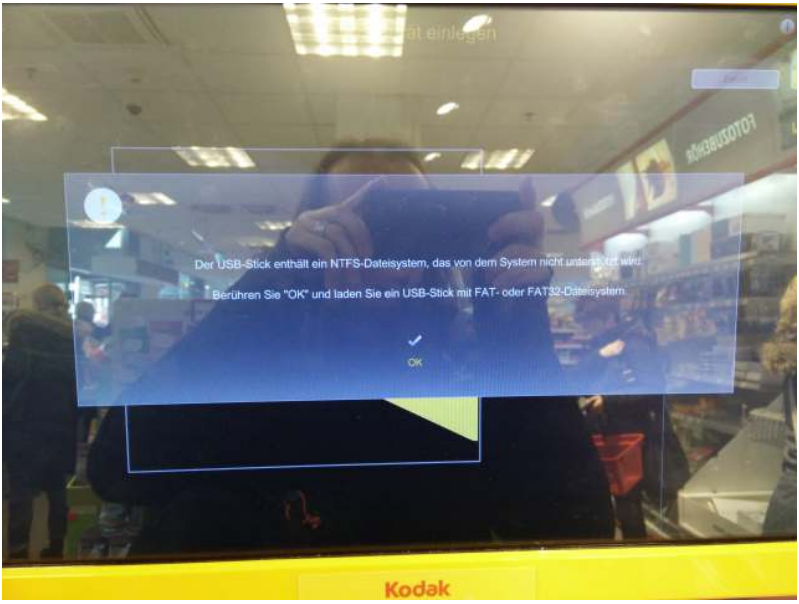
März 2016

Self Service Fotodienst

Für einen Visumsantrag benötige ich Passbilder. Leider keine von mir, sondern die meiner Freundin. Bisher bin ich selbst immer zu einem Fotografen gegangen und habe dort Passbilder machen lassen oder habe Passbildautomaten benutzt. Ich habe allerdings den Scan eines Passbilds und bekomme von ihr den Hinweis, dass man die z. B. im Rossmann selbst drucken kann. Das war mir neu, aber klingt ganz praktisch.

Weil ich Linuxnutzer bin, sind fast alle meine Medien mit ext formatiert, auch die größeren USB-Sticks, mit denen ich keine Daten mit anderen Leuten tausche. Ich halte es für unwahrscheinlich, dass die Geräte dort ext lesen, also formatiere ich einen 16 GB Stick extra mit NTFS und kopiere das Passbild darauf.

Kurze Zeit später stehe ich im Rossmann und finde im halbwegs benutzbaren Menü auch die Option für Passbilder. Als Nächstes sehe ich einen Copyrighthinweis und danach darf ich eine Bildquelle wählen. USB-Stick ausgewählt, eingesteckt und ... Ernüchterung. NTFS wird auch nicht unterstützt. Mist.



Zurück zur Quellenauswahl kann ich leider nicht, also noch einmal von vorne und schauen, was denn noch so an Datenquellen benutzt werden können. Smartphone ist auch in der Auswahl. Immerhin, das könnte gehen. Das Bild schnell aus einer Mail aufs Telefon geladen und hoffnungsvoll auf Smartphone geklickt. Es erscheint die Frage, ob ich die Rossmann-Fotowelt App installiert habe. Habe ich nicht, ich klicke auf Nein. Ich werde aufgefordert, die Fotoweltapp zu installieren. Ca. 20 MB Download später darf ich mit der App einen QR-Code scannen, der mein Telefon mit einem WLAN verbindet, und auf dem SB-Gerät darf ich jetzt meine Fotos durchscrollen, je 8 pro Seite. Eine sinnvolle Sortierung kann ich nicht erkennen, auf meinem Telefon sind ungefähr 6 GB Bilder aus den letzten 12 Monaten, ca. 1000 Seiten. Außerdem habe ich den Verdacht, auch die privateren Ordner würden irgendwann auf dem Bildschirm erscheinen. Also erneut abgebrochen und noch einmal die Quellenauswahl angeschaut. Ah, Bluetooth gibt es auch. So könnte ich

wenigstens auf dem Telefon auswählen, das Foto auch schnell finden. Erstaunlicherweise funktioniert das pairing sehr schnell und problemlos und ich kann – nach über 10 Minuten am Gerät – endlich die Passbilder drucken.

Stefan Jaekel

13. März 2016

9 Stunden für ein Windows-Update

Ich könnte dem Mädchen, das neben mir im Java Café am Ocean Beach in San Francisco sitzt – wir teilen uns einen Tisch in Form eines Surfbretts – und auf ihrem Smartphone rumtippt, auch sagen, dass der Download ihres Windows-10-Update-Pakets (ca. 2.700 MB) seit mindestens 10 Minuten bei 60% hängt, vermutlich schon länger.

Ich habe mehrfach auf ihren Laptop geschaut, weil bei mir das WLAN nicht ging, voller Empfang zwar, aber keine Webseite wollte richtig laden und das kleine Dropbox-Logo oben in der Leiste war grau und nicht schwarz, also inaktiv, was ein Zeichen dafür ist, dass z. B. der Router nicht richtig eingestellt ist. Andererseits ging das WLAN auf meinem iPhone. Ich habe meinen Laptop zu- und wieder aufgeklappt, das WLAN de- und wieder reaktiviert, aber am Ende musste ich die VPN-Software Ghostly schließen, damit es funktionierte (was auch Zufall gewesen sein kann). Die hatte ich mir erst heute installiert, damit ich in den USA den Live-TV-Stream des ZDF gucken kann, weil ich die Landtagswahlberichterstattung aus Sachsen-Anhalt, Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz verfolgen wollte. Warum das nicht einfach so geht, verstehe ich nicht, denn es wird ja kaum international lizensierte TV-Rechte für Wahlen geben, das sind ja keine Fußballspiele.

Nunja, deswegen hatte ich also auf ihren Monitor geguckt und ich könnte ihr das also sagen, das wäre evtl. nett von mir, aber dann würde ich mich ja als jemand verraten, der auf fremde Monitore guckt. Für derartige soziale Probleme muss es mal irgendeine technische Lösung geben, es ist das gleiche,

wenn ich Leuten in der Bahn zuhöre und eine Frage kommt auf, die ich beantworten könnte, aber ich kann es ihnen nicht sagen, denn dann würden sie denken, ich belausche sie.

Während ich das schreibe, ist der Fortschritt von 60 auf 61 Prozent gewechselt und nun legt sie ihr Smartphone beiseite und öffnet eine Internetseite, Reddit Nosleep. Ein Glück habe ich nichts gesagt.

(Edit: 2,5 Stunden später ist es bei 90%. Der Laden schließt offiziell in 25 Minuten. Das könnte noch sehr dramatisch werden hier)

(Edit: Es war dann wirklich so, dass sie bei Feierabend bei 95% war. Die Barleute ließen das Mädchen netterweise sitzen, weil sie eh noch aufräumen mussten. 9 Stunden hätte sie nun da gesessen, sagte sie mir. Von draußen sah ich erst, dass es sich um ein Macbook handelte)

Michael Brake

13. März 2016

Nostalgische Erinnerungen an Navi-Stimme Betty

Meine Eltern nehmen mich im Auto mit von Ingolstadt nach Augsburg, wir sind zu einem Geburtstagessen eingeladen. Auf einer Halterung am Armaturenbrett des Pkw steckt ein Navigationssystem, das mein Vater erst vor kurzem gekauft hat. Es spricht mit einer Männerstimme, meine Eltern nennen das System deshalb „er“: „Welche Strecke hat er rausgesucht?“

Auf der Fahrt denken meine Eltern zurück an seine Vorgängerin: Viele Jahre sprach ihr Navi mit einer Frauenstimme, sehr schnell nannten sie diese Betty. Ich erinnere mich, dass meine Eltern mit ihr wie mit einem Menschen interagierten: Wenn die Stimme einen Richtungshinweis mehrfach gab, redeten sie beruhigend auf sie ein, wenn sie mit ihren Anweisungen nicht einverstanden waren, wurde es auch mal laut im Auto.

Jetzt überlegen sie, warum Betty wohl ihren Job verloren hat und durch diesen jetzigen Nachfolger ersetzt wurde. Sie finden schnell eine Erklärung: Betty sei unzuverlässig geworden, vielleicht einfach zu alt für den Job. „Weißt du noch, letztes Jahr in Frankreich?“, fragt meine Mutter meinen Vater. „Als wir unter einer Brücke waren und Betty sagte ‚jetzt rechts abbiegen‘ – wie denn? Auf die Brücke nach oben?“ Auch meinem Vater fallen einige Begebenheiten ein, als „die Betty“ ihn durch Mauern oder in einen See lotsen wollte. „Und wie streng die war!“ erinnert er sich. Bei zu schnellem Fahren in geschlossenen Ortschaften habe ihre Mahnung richtig böse geklungen, mit wachsendem Ärger, wenn man sie ignorierte. Die aktuelle Männerstimme des Navigationsgeräts hingegen bleibt sonor sanft, auch bei Hinweisen auf Geschwindigkeitsübertretungen; mein Vater führt mir diesen Gleichmut gleich mal beim zu schnellen Durchfahren von Weichenried vor.

Wenn sie über Betty sprechen, klingen meine Eltern richtig nostalgisch, für sie hatte sie etwas von Familienmitglied: So bizarr und ärgerlich Bettys Verhalten manchmal auch war – irgendwie musste man mit ihr auskommen.

die Kaltmamsell

14. März 2016

Ich habe mit meiner neuen Kamera rumgespielt

Ich besitze seit Jahren ein Smartphone mit halbwegs okayer Kamera, aber einen großartigen Ehrgeiz, damit richtig gute Fotos zu machen, hatte ich nie – erstens, weil ich um die Limitationen der Kamera wusste und zweitens um die meinen als Fotografin. Vor zehn Jahren kaufte ich mir eine kleine gebrauchte Digiknipse, die erstmal ewig in der Schublade lag, aber dann mit den ersten Kochversuchen zur Futterfotografie genutzt wurde. Einmal durfte sie mit in den Urlaub nach Rom, danach war sie wieder nur für Nahaufnah-

men zuständig, weil ich mit den Rom-Fotos nicht so glücklich war und dort schließlich wieder mit dem iPhone knipste. (Man kann das wirklich nicht „fotografieren“ nennen, was ich da trieb.)

Seit ich Kunstgeschichte studiere und mich verstärkt mit Architektur beschäftige, renne ich mit weit offenen Augen und meist dem Kopf im Nacken durch meine Stadt und gucke mir Giebel an, Dachfirste, Trauflinien, Ornamente, Fensterlaibungen und was sonst noch so an Häusern dran ist. Und immer öfter juckt es mich in den Fingern, schöne Details zu fotografieren, um darüber zu bloggen. Ich zücke also das iPhone, knipse – und stelle zuhause fest, dass ich kaum ein Detail so scharf ranholen kann, dass man es abbilden möchte.

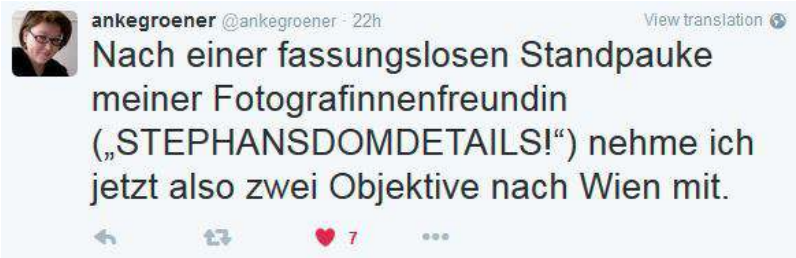
Diese Missstand habe ich jahrelang ausgehalten, aber jetzt, wo ich ernsthaft darüber nachdenke, mich mit der Architektur noch tiefergehender zu befassen, als ich das eh schon tue, muss eine vernünftige Kamera her. Die kleine Digiknipse gibt nicht mehr her als das iPhone 6 (inzwischen sogar weniger), und deswegen ließ ich mich von einem charmanten Herrn in meiner Timeline beraten, klickte mir eine gebrauchte Kamera mit zwei Objektiven in den Einkaufswagen und holte das Päckchen am Samstag aus der Packstation.

Während ich mich im Fußballstadion rumtrieb, lud der Akku auf; am Sonntag las ich dann brav die Bedienungsanleitung durch (ja, ich bin eine von denen), klickte mich durch alle Untermenüs, probierte sinnlose Bildeinstellungen aus und fotografierte als erstes anständiges Motiv eine Erbsensuppe. Das ist noch keine Kunst, sondern alles automatisch voreingestellt, aber ich habe mich trotzdem sehr darüber gefreut, in meinen Blogbildern wieder eine gewisse Tiefe vorzufinden, die sie mit den iPhone-Schnappschüssen nicht mehr hatten.

Gestern schraubte ich dann das Zoom-Objektiv auf und ging zu meinem Lieblingsmotiv, dem Königsplatz. Verwirrt musste ich feststellen, dass ich bereits in der Grundeinstellung kaum die Glyptothek aufs Bild bekam, obwohl ich 50 Meter von ihr weg stand. Deswegen kam ich nicht mal auf die Idee, den Zoom auch richtig auszutesten, sondern fotografierte nur das komplette Gebäude in der kleinsten Einstellung (ich Depp). Und trotzdem saß ich 20

Minuten später am Rechner und sagte laut „Whoa“, als ich die Bilder sah. Diese Tiefe! Diese Schärfe! Diese Feinheit in den Details! Aus fucking 50 Meter Entfernung! Und noch nicht mal richtig gezoomt! Als totaler Zoom-Newbie war ich schwerstens begeistert. Und ich kann endlich die Giebelfiguren anständig sehen!

Es ärgert mich etwas, dass ich kein anständiges Foto zeigen kann, weil ich ein bisschen überfordert neben mir stand und eher ziellos auslöste, aber da ich am Mittwoch nach Wien fliege, wo eventuell ein paar Gebäude stehen, bei denen sich ein Zoom lohnt, werde ich das hoffentlich nachholen können.



Ich möchte außerdem darauf hinweisen, dass es mich nur drei Versuche gekostet hat, darauf zu kommen, dass man an diesen Kameras nicht dadurch scharfstellt, indem man aufs Display tippt. Und das Auslösegeräusch kann man auch nicht abstellen, wie mir F. mit einem sehr mitleidigen Blick erklärte („mechanisches Bauteil“).

Smartphones made me stupid.

Anke Gröner, Erstveröffentlichung im eigenen Blog

seit November 2012

Piepstondiktatur

Seit November 2012 fahre ich erstmals ein Auto, das nicht gleich beim nächsten TÜV wieder aus dem Verkehr gezogen wird. Es hat Federungen, fährt irre leise und verbraucht fast gar nichts. Es ist silbern. Es hat Servolenkung, das hatten nicht viele meiner Autos davor. Es hat Airbags an allen erdenklichen Stellen. Und ganz sicher hat es auch wunderschöne, anschmiegsame Anschnallgurte. Das weiß ich aber nicht so genau, weil ich sie nie benutze. Ich weiß, dass das kindisch ist und trotzig und dumm – und der Redaktionschat will mich gerade mit Bildern von Unfallopfern oder Vorschlägen für Nachrufe bekehren – aber ich habe einen Grund, der noch viel kindischer ist: das neue Auto piepst, wenn man nicht angeschnallt ist.

Es ist so ein kleines, passiv-aggressives eingeschnapptes Piepsen, vorwurfsvoll und sich im Recht wähnend.

Ganz anders der Licht-noch-an-Ton. Der klingt sonor, wie eine Glocke fast, selbstsicher, und sanft hinweisend. Oder der Schlüssel-noch-drin-Ton. Oder der Tür-noch-offen-Ton. Sehr nett. Sehr mitfühlend.

Aber das Anschnallgezeter – ich kann mich nicht überwinden, mir von so etwas etwas sagen zu lassen. Also stecke ich den Gurt des Beifahrersitzes in die Buchse, damit Ruhe ist. Oder ich fuchtle die Fußgänger böse an, die sich nach mir umdrehen – nach vier Jahren in der Piepstondiktatur weiß ich nämlich, dass man das Piepsen draußen genauso gut hört wie drinnen.

(Noch während ich den Beitrag hier verfasse, und mich in Rage tippe, ganz so, als wäre es genau in diesem Moment hier, an meinem Schreibtisch, dieses Piepsen, fällt mir ein, was es noch sein könnte: Das Piepsen ist, zusätzlich zu all seinen schon beschriebenen Eigenschaften, dumm und charakterlos: denn es verstummt irgendwann. Nach etwa 500 gefahrenen Metern. Es gibt einfach auf. Wie soll ich es da noch ernst nehmen?)

Alina Smithee

15. März 2016

Die dritte Stufe der Wifi-Etablierung (vermutlich)

Seitdem ich sesshaft geworden bin, verlasse Europa nicht mehr so oft. Deshalb sind die folgenden Neuigkeiten über Langstreckenflüge vermutlich allen anderen Bewohnern des Planeten schon lange bekannt. Zum ersten Mal sitze ich in einem Flugzeug mit Wifi. Direkt über jeder Sitzreihe leuchtet in Blau das Wifi-Symbol, hoffnungsstiftend, verheißungsvoll. Stattdessen gibt es kein Telefon mehr am Sitz. Das Flug-Wifi ist verboten teuer (zwanzig Dollar oder so) und ich probiere es deshalb nicht aus, aber ich stelle es mir so vor wie das Zuginternet in Großbritannien circa vor zwei Jahren, also, als es zwar existierte, aber nur ruckelnd (dritte Stufe der Wifi-Etablierung, nach "überhaupt kein Wifi" und "Wifi zwar angepriesen, geht aber nicht", und vor "Wifi ist selbstverständlich vorhanden und schneller als zu Hause").

Viel nützlicher: Man kann das herrliche Unterhaltungsprogramm (zweite Staffel von Fargo, hundertzwölfte Staffel von Big Bang Theory, Interview mit Lebron James) direkt und kabellos auf dem eigenen Gerät streamen. Das Macbook kommuniziert praktisch mit dem Flugzeug. Ist das wirklich neu? Es klingt so offensichtlich. Vor fünf Jahren jedenfalls ging das noch nicht. Die Sicherheitsvorschriften werden in einem Filmchen verlesen, aber von einer richtigen Stimme und einer richtigen Person statt, wie ich es gewohnt bin, von Computerstimmen und Cartoonfiguren. Eine richtige Stimme, die sogar richtige menschliche Sätze sagt, nicht so Sätze, die sich jemand ausgedacht hat, der ansonsten Gebrauchsanweisungen für chinesische Kaffeemaschinen übersetzt. Das Filmchen arbeitet mit Humor und Metascherzen (Figuren im Film wissen, dass sie im Film sind; Untertitel als Stilmittel; im Film wird herumgemalt). Ich komme kaum dazu, in meinem spannenden Grammatikbuch zu lesen.

Für die Nachwelt: Es handelt sich um einen Delta-Flug von Heathrow nach Philadelphia. Das Flugzeug ist höchstens zu einem Drittel gefüllt. Eventuell kommt Fliegen ausgerechnet zu einem Zeitpunkt aus der Mode, wo es technisch komfortabel ist. Außerdem braucht man für die Einreise in die USA jetzt ein Formular weniger, also nur noch eines.

Aleks Scholz

13.-15.3.2016

Leben am Rande des leeren Akkus

Es mag sein, dass ich mein Leben nicht im Griff habe, jedenfalls nur so halb. Denn während meines CeBIT-Aufenthalts habe ich das Ladekabel für mein iPhone vergessen. In dem stehen aber die für die Messe relevanten Termine, Kontakte und E-Mails. Ein Glück: ich habe in meinem Auto, mit dem ich jedes Jahr zur CeBIT fahre, das Auto-Ladekabel dabei, doch das hat einen fest montierten Bordsteckdosen-Stecker.

So laviere ich mit der Aufladung zwischen Messegelände und Hotel, das – in diesem Fall zum Glück – so weit weg liegt, dass in Kombination mit der Abschaltung von WLAN und Bluetooth über den Tag die Stromspeisung abends während der Rück- und morgens während der Hinfahrt tatsächlich ausreicht. Nur am ersten Morgen muss ich etwas länger im Parkhaus sitzen.

Thomas Jungbluth

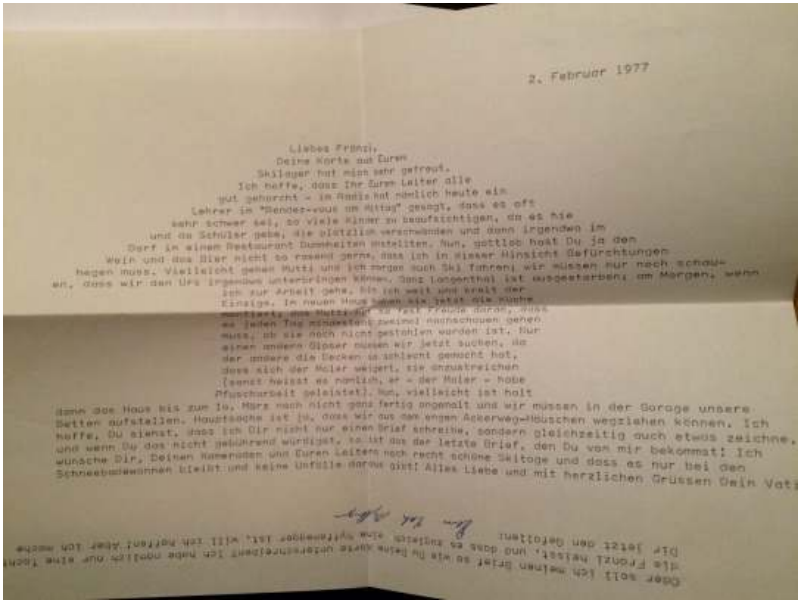
Mitte März 2016

Die Produktion der Produktion

Der Vater feiert seinen 75. Geburtstag. Er hat, finde ich, eine Produktion verdient, und ich frage die Brüder, ob sie mitmachen. Meine Idee schildere ich ihnen zunächst per Mail und später telefonisch. Die Mutter bekommt den Auftrag, bestimmte Fotos aus alten Alben zu scannen. Das tut sie auf ihrem Kopier-Druck-Scan-Kombi-Gerät und schickt mir die JPG-Dateien auf mehrere Mails verteilt. Sie wird zudem angewiesen, ihren Reisebeamer ins Festlokal mitzubringen und gegenüber dem Vater Stillschweigen zu bewahren.

Am Tag vor dem Fest treffe ich Bruder U. im Zug und zeige ihm auf meinem MacBook eine rudimentär vorbereitete Bildserie. Er notiert sich, welche Bilder er aus eigenen Beständen noch beisteuern will. Später wird er sie mir per Dropbox zur Verfügung stellen. Den von uns abwechselnd vorzutragenden Begleittext notiere ich stichwortartig in ein Word-Doc. Den Abend verbringe ich mit Bruder M. und seiner Familie. Er wühlt in einem Koffer mit Papierabzügen alter Fotos sowie im Bildordner auf seinem klugen Telefon, seine Frau in mehreren Festplatten, die an einem Laptop hängen. Im Minutentakt erreichen mich Mails der beiden mit Bildanhängen. Geeignete Papierbilder fotografieren wir kurzerhand ab. Am nächsten Morgen treffen wir uns zu dritt bei U. für den Feinschliff des Ganzen und eine kurze Hauptprobe. Die Bilder laufen als Diashow über PhaseOne / MediaPro; den Text maile ich Bruder U., in dessen Haushalt es einen Drucker gibt.

Am Nachmittag wird unsere kleine ad hoc Showeinlage den Jubilar zu Tränen rühren. Fast noch mehr als das Potpourri von Bildern beeindruckt die Festgesellschaft allerdings ein Brief, den ich vorlese: vom Vater im Februar 1977 auf Schreibmaschine verfasst.



2. Februar 1977

Liebes Franzi,
Deine Karte aus Euren
Skilager hat mich sehr gefreut.
Ich hoffe, dass Ihr Euren Leiter alle
gut gehorcht - im Radio hat nämlich heute ein
Lehrer im "Rendez-vous am Mittag" gesagt, dass es oft
sehr schwer sei, so viele Kinder zu beaufsichtigen, da es hie
und da Schüler gebe, die plötzlich verschwanden und dann irgendwo im
Dorf in einem Restaurant Dummheiten anstellten. Nun, gottlob hast Du ja den
Wein und das Bier nicht so rasend gerne, dass ich in dieser Hinsicht Befürchtungen
hegen muss. Vielleicht gehen Mutti und ich morgen auch Ski fahren; wir müssen nur noch schau-
en, dass wir den Urs irgendwo unterbringen können. Ganz Langenthal ist ausgestorben; am Morgen, wenn
ich zur Arbeit gehe, bin ich weit und breit der
Einzige. In neuen Haus haben wir jetzt die Küche
fertig, was Mutti ja so viel Freude macht, dass
sie jeden Tag mindestens zweimal nachschauen gehen
muss, ob sie noch nicht gestohlen wurde ist. Nur
einen anderen Gipser müssen wir jetzt suchen, da
der andere die Decken so schlecht gemacht hat,
dass sich der Maler weigert, sie anzustreichen
(sonst heisst es nämlich, er - der Maler - habe
Pfuschearbeit geleistet). Nun, vielleicht ist halt
dann das Haus bis zum 1o. März noch nicht ganz fertig angemalt und wir müssen in der Garage unsere
Betten aufstellen. Hauptsache ist ja, dass wir aus dem engen Ackerweg-Häuschen wegziehen können. Ich
hoffe, Du siehst, dass ich Dir nicht nur einen Brief schreibe, sondern gleichzeitig auch etwas zeichne,
und wenn Du das nicht gebührend würdigst, ist ist das der letzte Brief, den Du von mir bekommst! Ich
wünsche Dir, Deinen Kameraden und Euren Leitern noch recht schöne Skitage und dass es nur bei den
Schneebalkenen bleibt und keine Unfälle daraus gibt! Alles Liebe und mit herzlichen Grüssen Dein Vati

Oder soll ich meinen Brief so wie Du Deine Karte übersetzen? Ich habe noch für eine Idee
die Franzi heisst, und dann es ausserdem eine Überraschung ist, will ich heute aber ich meine
Dir jetzt den Geheimen.

Brief an eine heimwehkranke 11-jährige Tochter. “Ich hoffe, du siehst, dass ich Dir nicht nur einen Brief schreibe, sondern gleichzeitig auch etwas zeichne (. . .)!”

Franziska Nyffenegger

März 2016

Flutsch, alle weg!

Die Tab-Leiste meines Chrome-Browsers füllt sich, wenn ich normal am Computer sitze, etwa alle dreißig bis sechzig Minuten vollständig mit Tabs. Die Tabs rücken dadurch so weit zusammen, dass man ihre Namen nicht mehr sehen kann, und schließlich – wenn es mehr als vierzig Tabs werden – verschwinden auch die Icons.

Dann ist es Zeit, aufzuräumen, und ich tue das, indem ich »alle Tabs schließen« auswähle. Es ist ein wunderbares Gefühl, alle diese Tabs mit einem Flutsch! verschwinden zu sehen. Viele davon benutze ich gerade. Sie sind also durchaus unmittelbar wichtig für mich, aber jeder einzelne lässt sich ja innerhalb von Sekunden wiederherstellen, indem ich die entsprechende Adresse eingebe und mich schlimmstenfalls irgendwo neu einlogge.

Sieben Tabs, die ich ständig benutze oder deren Inhalt etwas schwieriger wiederherzustellen ist, habe ich gepinnt, d. h. sie stehen immer am linken Rand der Tab-Leiste, sind auf die Breite ihres Icons reduziert und werden auch bei »alle Tabs schließen« nie geschlossen. Das sind: Google Inbox Privat, Google Inbox Firma, Google Kalender, das Google-Doc meines fortlaufenden Blogs, Google Analytics, Facebook, Tweetdeck.

Wenn es, was selten vorkommt, irgendeinen Tab gibt, der nicht zu den sieben ständig offenen gehört und ich ihn trotzdem auf gar keinen Fall schließen will, wähle ich stattdessen »schließe andere Tabs«, d. h. alle Tabs *außer diesem* und den sieben ständig gepinnten werden geschlossen. Äußerst selten kommt es auch vor, dass ich zwei Tabs dringend brauche und nicht schließen will. Dann ziehe ich diese beiden Tabs nach links, gleich neben die sieben ständig offenen Tabs und wähle: »alle Tabs rechts von diesen schließen«.

André Spiegel

15. März 2016

Papierticket im Nahverkehr, das neue komfortable Ding. Ganz ohne Anmeldung!

Ich möchte die nächste U-Bahn nehmen, die laut Anzeige in zwei Minuten einfahren wird, aber vor beiden Ticketautomaten stehen Schlangen. Im Januar 2015 habe ich eine App der Berliner Verkehrsbetriebe installiert, die ich bisher noch nicht benutzt habe, vielleicht geht es damit ja schneller?

Ich öffne die App, gebe meinen Ticketwunsch ein und werde darauf hingewiesen, dass ich mich erst bei handyticket.de registrieren muss. Dann eben doch ein Automatenticket. Die U-Bahn fährt ein. Ich warte darauf, dass der Automat mit dem Druck der Quittung meiner Vorgängerin fertig wird. Die Vorgängerin ist längst weg, aber der Druck lässt sich nicht abbrechen. Die U-Bahn fährt wieder ab. Jetzt kann ich ein Ticket kaufen.

Beim Warten auf die nächste Bahn gebe ich meine Registrierungsdaten ein. Es sind ziemlich viele. Die Bahn kommt, ich fahre ein Stück, steige um, warte auf die nächste Bahn und bin schon fast fertig mit der Registrierung. Glaube ich jedenfalls. Nachdem ich die Hürde mit der Personalausweisnummer genommen habe, die auf meinem Ausweis nur neunstellig ist, aber zehnstellig sein muss, fühle ich mich dem Ziel ganz nahe. Jedenfalls bin ich schon bei der Bankverbindung angekommen, wie weit kann es danach noch sein?

Ich öffne die Banking-App, kopiere mit etwas Mühe meine IBAN heraus und will sie einfügen. Das geht aber nicht. Ich merke mir in der Banking-App die ersten vier Stellen, wechsle in den Browser, gebe sie dort ein … aber eine IBAN ist so lang … und ich bin so müde … Papiertickets waren, wenn ich es so bedenke, eigentlich völlig okay. Eine gute, bequeme Lösung, Papiertickets.

Kathrin Passig

Seit 2014 oder 2015

Meine Videotechnik für Vorträge ist entweder sehr gut oder völlig idiotisch, schwer zu sagen

Wenn man in einem Vortrag ein Video zeigen will, hat man meines Wissens ungefähr zwei Optionen: Man bettet das Video in die Präsentation ein, oder man wechselt aus der Präsentation in den Browser und zurück. Das mit dem Browserwechsel funktioniert mal mehr, mal weniger gut. Man muss sich Tastaturshortcuts merken und braucht Internet am Veranstaltungsort. Ersteres gelingt mir manchmal, letzteres gelingt Veranstaltern manchmal.

Wenn man am Mac arbeitet und Keynote benutzt, kann man QuickTime-Videos direkt einbetten. Findet man also ein Video im Netz, braucht man es nur herunterzuladen und ins .mov-Format umzuwandeln. Das ist nicht grundsätzlich unmöglich, ich habe es schon gemacht. Es dauert aber etwa eine halbe Stunde, bis ich herausfinde, wie das Herunterladen diese Woche für die jeweilige Plattform funktionieren könnte. Jedenfalls nicht mehr so wie letzte Woche.

Für die Nachwelt muss man an dieser Stelle festhalten, dass viele Plattformen, auf denen Videos im Netz zu finden sind, das Herunterladen dieser Videos zu unterbinden versuchen oder zumindest nicht als Option anbieten. Ich würde das Video ja auch gern direkt von der jeweiligen Plattform abspielen – wenn es eine Möglichkeit gäbe, *in* der Präsentation einen Browser zu öffnen. Und wenn es am Veranstaltungsort zuverlässig Internet oder wenigstens Handyempfang gäbe.

Eine weitere halbe Stunde brauche ich, um mich zu erinnern, mit welchem Tool man die Umwandlung so hinbekommt, dass QuickTime zufrieden ist. Über die Jahre habe ich viele schlecht funktionierende Tools zu diesem Zweck heruntergeladen und dann wieder vergessen, dass sie existieren.

Irgendwo habe ich vor einiger Zeit einen Workaround gefunden, den ich seitdem einsetze: Ich spiele das Video im Browser ab und nehme es mit der “Screen Recording”-Funktion von Quicktime wieder auf. Das dauert nur ein paar Sekunden länger als die Laufzeit des Videos und funktioniert diese Woche genauso wie letzte Woche. Sogar genauso wie letztes Jahr!

Bescheuert einerseits. Andererseits klappt es meistens, wenn ich in einem Vortrag ein Video zeigen will. Nur wenn ich mal was mit Ton bräuchte, müsste ich mir wahrscheinlich was anderes überlegen.

Kathrin Passig

17. März 2016

In der Halle der Handpflasterträger

Als ich das erste Pflaster sehe, will ich schon fragen, ob sein Besitzer sich einen Chip implantieren lassen hat. Dann frage ich aber doch nicht, weil es mir unhöflich und zu riskant vorkommt, vielleicht ist er ja auch nur betrunken hingefallen oder von einem Hund gebissen worden.

Dann sehe ich in derselben CeBIT-Halle noch ein zweites und ein drittes Pflaster, und schließlich bekomme ich auch den dazugehörigen Messestand gezeigt.

Jetzt fällt mir auch wieder ein, dass ich genau dieses Bild heute schon irgendwo gesehen habe. Vermutlich bin ich nur dadurch überhaupt auf die Idee mit der Implantatfrage gekommen.

Der Standbetreiber zeigt mir einen großen Rollkoffer, den er heute voll mit auf die Messe gebracht hat. Jetzt seien nur noch fünf Stück übrig. Wenn ich eines haben wollte, müsste ich 29 Euro bezahlen, das Einsetzen sei heute kostenlos.

Ich frage, was man damit machen kann, und bekomme Türschließsysteme gezeigt, für die dann kein Schlüssel mehr nötig ist. Ich sehe aber den Einbau solcher Schlösser nicht in der Zukunft meiner Mietsache. Naja, und NFC-Anwendungen am Handy, sagt der Standbetreiber. Ich kann mich dann am Handy authentifizieren, nur indem ich es in der Hand halte? Ja, genau, er führt es vor, indem er sein Handy kurz an den linken Handrücken legt. Geht es nicht, wenn man das Handy einfach in der Hand hält? Nein, die Reichweite ist zu kurz, außerdem will man das nicht, weil der Paarungsvorgang zwischen Handy und Chip sich dann bei allem, was man macht, in den Vordergrund drängt.

Kurz bin ich versucht. Aber ich habe in letzter Zeit so viele NFC-fähige Fingerringe auf Crowdfundingplattformen gesehen, das würde dafür ja auch reichen. Ich habe zwar bisher keine Ringe getragen, aber ich habe auch bisher keine Chips getragen. Und wenn dann die nächste Chipgeneration auf den Markt kommt, muss man sich nicht aufschneiden und zunähen lassen. Mein Begleiter sagt, einer seiner Freunde wolle auch noch warten, und zwar bis der Speicher groß genug für die Daten seiner Oyster Card sei.

Später erfahre ich noch von H., das Chippen sei auf BDSM-Veranstaltungen schon vor ein paar Jahren recht beliebt gewesen, “aber aus anderen Gründen”, also vermutlich Tierrollenspiele. Ach so, sage ich, dann aber mit so Veterinär-Chips, auf die gar nichts draufpasst? Genau, sagt H., nur ein Zahlencode.

Kathrin Passig

17.03.2016

Reisen mit der Bahn: Nur Gedrucktes führt ans Ziel

Ich reise mit dem Zug von Berlin in die niedersächsische Provinz. Wie meistens muss ich in Hannover umsteigen, um an mein Ziel zu kommen. Und auch wenn die zwölf Minuten Umsteigezeit normalerweise ausreichen – eine Verspätung zwischen der Bundes- und der Landeshauptstadt kann schon mal infrage stellen, ob ich den Anschlusszug erreiche. Deshalb ist es gut, dass die Bahn in den verschiedenen Informationsmedien dazu schreibt, von welchem Gleis der Anschlusszug abgeht.

Heute nicht. Bei den Verbindungsangaben auf meinem Online-Ticket fehlt ausgerechnet diese wichtige Information – obwohl die Gleise für die Abfahrt in Berlin, die Ankunft in Hannover und auch die Ankunft in Celle angegeben sind. Nur bei der Abfahrt in Hannover herrscht an dieser Stelle Leere.

Ihre Reiseverbindung und Reservierung Hinfahrt am 17.03.2016

Halt	Datum	Zeit	Gleis	Produkte
Berlin Hbf (tief)	17.03.	ab 09:49	3 D - G	ICE 942,
Hannover Hbf	17.03.	an 11:28	12	ICE 952
Hannover Hbf	17.03.	ab 11:40		ME 82812
Celle	17.03.	an 12:05	5	

Nun ja, vielleicht hat sich da kurzfristig was geändert. Aber die Deutsche Bahn ist ja auch in den sozialen Medien präsent und kann da bestimmt kurzfristig helfen... oder?

Hm. Merkwürdig. Dann werde ich mal auf die *Infos am Bahnhof* achten.

Die sind allerdings nicht so hilfreich. Die Lautsprecherstimme auf Gleis 12 des Hauptbahnhofs Hannover informiert wie gewohnt über *Ihre nächsten Reisemöglichkeiten*. Merkwürdigerweise ist der Zug um 11.40 nach Uelzen über Celle nicht dabei. Er wird einfach nicht erwähnt, geschweige denn ein Gleis angegeben.

Vielleicht die elektronische Informationstafel, die wird ja ständig aktualisiert? Leider auch nicht.

Angeblich, so heißt es dort, *berücksichtigt diese Abfahrtstafel auch die Informationen der nichtbundeseigenen Eisenbahnen (NE-Bahnen), soweit der Deutschen Bahn AG diese vorliegen.* Nun ist der *Metronom* in der Tat eine solche NE-Bahn. Wenn's jetzt nicht da steht, kann das doch nur heißen, dass der Deutschen Bahn AG die Information gar nicht vorliegt? Allerdings auch bedenklich, wenn die DB gar nicht weiß, wer da wo von ihren Bahnhöfen abfährt...

Aber das ist ja gar nicht wahr. Die Deutsche Bahn AG weiß es sehr wohl, wie dann als letzter Ausweg das ganz alte, traditionelle Informationsmedium der Eisenbahn zeigt: Der Fahrplan mit den Abfahrtszeiten, auf gelbem Papier gedruckt und am Bahnsteig ausgehängt.

Da steht's doch: 11.40, nach Uelzen via Celle, Abfahrt von Gleis 7. Und ich erreiche meinen Zug auch rechtzeitig.

Bisschen komisch. Beim Druck des Fahrplanaushangs vor Monaten wusste die Deutsche Bahn schon, von welchem Bahnsteig der Zug ihres Mitbewerbers *Metronom Eisenbahn AG* abfährt. Doch in der Zeit seit Drucklegung und Aushang der Abfahrtpläne scheint dieses Wissen verloren gegangen zu sein. Selbst die Bahnhofsleitung scheint den Zug nicht zu kennen, sonst hätte sie ihn ja in der Lautsprecherdurchsage nennen können. Es wird doch nicht damit zu tun haben, dass es sich beim Metronom um die Konkurrenz handelt, die die Ausschreibung für den Regionalverkehr in Niedersachsen gewonnen hat?

Was auch immer der Grund sein mag: Das alte, gedruckte Medium rettet den Reisenden. Die digitalen Informationsangebote scheinen dagegen mehr der, äh, Bearbeitung durch die Deutsche Bahn zu unterliegen.

Ich frage mit dem Hinweis auf den gedruckten Abfahrtsplan noch mal die Twitter-Hotline. Aber die bleibt eisern bei ihrer Haltung:

Nachtrag: Bei der Suche des ganzen TT-Redaktionsteams nach einem Foto vom gedruckten Abfahrtsplan (ich war aus Zeitgründen beim Umsteigen nicht dazu gekommen) stellt sich noch weiteres Merkwürdiges heraus. Kathrin Passig findet eine gesonderte Webseite, auf der die Deutsche Bahn alle diese Pläne veröffentlicht, für Abfahrt wie Ankunft, als pdf-Datei. Da müsste man also nur unter *Fulda bis Kassel-Wilhelmshöhe* im eigenen Datenbestand nachgucken. Das hätte vielleicht sogar die Twitter-Hotline hinbekommen können.

11:36	RE2 **ME** 82813	**Leinetal-Takt** Sarstedt 11:46 ⊙ Elze 11:57 – Alfeld 12:09 – Northeim 12:35 – **Göttingen 12:49**	**3**
11:40 Sa*	**IC** 2046	Minden 12:12 ⊙ Bielefeld 12:40 – Hamm 13:14 – Wuppertal 14:12 – **Köln 14:46** *auch 25. Mär, 5. Mai; nicht 26. Mär	**11**
11:40	S 4 S 34430	H-Nordstadt 11:43 – H-Ledeburg 11:45 ⊙ Langenhagen Mitte 11:50 – **Bennemühlen 12:07**	**2**
11:40	RE2 **ME** 82812	**Aller-Takt** Langenhagen Mitte 11:47 – Isernhagen 11:52 ⊙ Celle 12:05 – **Uelzen 12:38**	**7**
11:41	**ICE** 75 **ICE** 1175	Göttingen 12:15 ⊙ Frankfurt Hbf 14:00 – Mannheim 14:43 – Karlsruhe 15:08 – Basel SBB 16:54 – Zürich HB 18:00 – **Chur 19:22** → So, auch 28. Mär nur bis **Zürich HB**	**4**
11:41	S 6 S 34612	Aligse 11:55 – Burgdorf 11:59 – **Celle 12:16**	**14**
11:45 *	**ICE** 1132	**Bremen 12:44** ⊙ *bis 3. Jan und ab 6. Feb	**8** **A-C**

(Fotos der elektronischen Abfahrtstafel mit freundlicher Genehmigung von Twitter-User @aleksandarplatz , des gedruckten Fahrplanaushangs von Twitter-User @DrSolidian)

Thomas Wiegold

17. März 2016

Zwei Tickets in nur 34 Emails

Ich will ein Spiel der Philadelphia 76ers aus der Nähe begutachten. Die Sixers verlieren dauernd und die Spiele sind mittlerweile komplett bedeutungslos. Wochen zuvor bietet ein Mann seine Tickets für das Spiel gegen die Washington Wizards am 17. März im Internet an, in einem Blogpost, verbunden mit einem allgemeinen Aufruf an Leute mit Tickets, die nicht zu den Spielen wollen, anderen eine Chance zu geben. Ich schreibe ihm eine Email. Er verspricht mit zwei Tickets für Sitze direkt am Feld, nur ein paar Stuhlreihen hinter dem Korb, für nur hundert Dollar.

Zu diesem Zeitpunkt bin ich in Schottland. Mein Kontaktmann, nennen wir ihn Dan, bietet an, mir die Tickets per Email zu schicken, oder einen Link, mit dem ich sie herunterladen kann, oder so ähnlich, um sie dann auszudrucken. Ich könnte ihn dann per PayPal bezahlen. Es scheint eine Transaktion auf Vertrauensbasis zu sein. Andererseits bietet er an, mich am Tag vor dem Spiel in Philadelphia zu treffen und die Tickets direkt zu übergeben. Wir belassen es dabei, tun nichts, und als ich schließlich vor Ort bin, kann ich nicht drucken. Die Option eines rein elektronischen Austauschs ist vom Tisch.

Stattdessen verabreden wir uns am Besucherzentrum vor der Independence Hall, der Touristenattraktion Nummer eins in Philadelphia. Leider hat das Zentrum ein Drinnen und ein Draußen und drei Eingänge, davon abgesehen gibt es noch zwei andere Besucherzentren direkt daneben. Dan ging wohl davon aus, dass er mich überall per Email erreichen kann, aber natürlich bin ich netzlos unterwegs. Genau genommen ist das völlig unnatürlich. Wir warten beide eine Stunde an unterschiedlichen Orten nur zwanzig Meter voneinander entfernt, und gehen dann wieder.

In weiteren Emails bietet Dan an, die Tickets von seinem Ticket-Guy an einem bestimmten Schalter bei einem dritten Guy hinterlegen zu lassen, direkt an dem Ort, an dem das Spiel stattfindet, direkt vor dem Spiel. Ich lasse mir alles, wirklich alles, supergenau erklären. Dan schickt mir eine verwir-

rende Karte mit fünf Pfeilen in verschiedenen Größen. Ich bezahle in gutem Vertrauen per PayPal. Jetzt kann natürlich nichts mehr schiefgehen. In der 34. Email im Ticketstrang berichtet Dan, dass er eine Bestätigung per PayPal erhalten hat.

Ich finde den Schalter, und nur nach zwei Nachfragen erscheint ein Umschlag mit meinem Namen und zwei Tickets. Wir betreten die Arena durch den Hintereingang, der für Saisonticketsbesitzer reserviert ist, nehmen direkt am Spielfeld Platz und sehen Joel Embiid beim Aufwärmen zu. Die Sixers verlieren nach solider Aufholjagd.

Aleks Scholz

2016

Geschlechtsbestimmung mit der Bildersuche

Ich bekomme beinahe jeden Tag geschäftliche Mails, die ich korrekt mit einer Anrede Herr/Frau beantworten muss. Manche Absender haben Vornamen, die ich nicht kenne oder die nicht geschlechtsspezifisch sind.

Um das Geschlecht des Absenders zu ermitteln, gebe ich Vor- und Nachnamen in die Bildersuche ein und entscheide dann anhand der Bilder im Suchergebnis, welche Anrede ich nutze. Bisher lag ich mit dieser Technik noch nicht falsch.

Vornamen zum Ausprobieren: Sinem, Zarlasht, Rade, Anil, Esma. Nicht so gut funktionieren die asiatischen Vornamen wie Wenyu und Hong-Le.

Tobias

März 2016

Die Televisionsdiktatur

Ich fahre nach Philadelphia, um Basketball vor Ort zu sehen. Es stellt sich heraus, dass Philadelphia der einzige Ort auf der Welt ist, an dem ich die Spiele der Philadelphia Sixers nicht online sehen kann. Ich sitze vor einem schwarzen Bildschirm und lese wieder Boxscores, Basketball in Textform, wie damals.

Die Spiele der amerikanischen Basketballliga werden von der NBA online angeboten, in Echtzeit und im Archiv, mit Statistiken, Zurückspulen und allem, auf dem Computer, auf dem Tablet, auf dem Smartphone. Alle Spiele, alle Körbe, alle Flops, alles, alles, jedenfalls, wenn man in einem Land wohnt, in dem Basketball total unpopulär ist. Die internationale Version des "NBA League Pass" kann wirklich alle Spiele zeigen, weil sich im Fernsehen keiner dafür interessiert.

In Amerika dagegen richtet sich das Angebot nach dem Fernsehmarkt. League Pass ist ein "out of market sports package", das heißt, nur die Spiele sind im Angebot, die nicht im Fernsehen sind. Wenn ein Spiel im nationalen Fernsehen gezeigt wird, ist es beim League Pass im gesamten Land blockiert, jedenfalls für einen Tag oder so.

In Städten mit eigenem Team finden die Spiele des eigenen Teams im Lokalfernsehen statt und sind darum online generell geblockt. Man braucht Kabelzugang und einen Fernseher oder Kabelzugang und Internet, oder beides. Das heißt, selbst wenn ich amerikanischer Kunde von League Pass wäre, ich könnte die lokalen Spiele nicht vor Ort auf dem Computer sehen.

Aber ich bin nicht amerikanischer Kunde, sondern europäischer Kunde, und mein League Pass ist nur außerhalb der USA gültig. Ich werde von einer völlig anderen Website begrüßt, die zwar meinen Account kennt, meine Subskription aber nicht. Ich müsste einen amerikanischen Pass für einzelne Spiele kaufen, aber selbst das geht nur für Spiele, die nicht dort stattfinden, wo ich mich gerade aufhalte, weil, siehe oben.

Ich könnte natürlich in eine schmutzige Eckkneipe gehen, amerikanisches Bier trinken, den Barkeeper bitten, von March Madness auf das Spiel umzuschalten, das mich interessiert, und dann zwei Stunden auf einen Fernseher ohne Ton starren, während Classic Rock läuft, genau die Lösung, die mir 2011 in Toronto in einer ganz ähnlichen Notlage einfiel. Oder aber gleich Tickets für das Spiel vor Ort besorgen. Was auch nicht so einfach ist, wie man denkt, aber das ist eine andere Geschichte.

Aleks Scholz

18. März 2016

Es gibt kein Leben ohne Ladekabel

Aus dem Techniktagebuch-Redaktionschat

> I thought of you when I read this quote from „Panikherz“ by Benjamin Stuckrad-Barre -
>
> „Wer nervös rumfragt, ob jemand ein Ladekabel dabeihat, hat sein Leben nicht im Griff. Wer ein Ladekabel dabeihat, bucht Urlaube sehr lang im Voraus und schreibt Kundenkritiken im Internet; kann außerdem gut: Anbieter wechseln (egal wovon) und bei technischen Problemen anderer geduldig sagen, »Geh mal auf Einstellungen«.“
>
> Start reading this book for free: amzn.to/1RoMdAC

Kathrin: mein erstes Android-Kindle-Copypaste[1]
(Zitat aus Benjamin von Stuckrad-Barre, Panikherz).
ach so, steht ja da oben.

1. Dass man Text aus Kindle-Büchern kopieren kann, ist neu, bisher war es etwas umständlicher (und ist es in der Desktop-Kindleversion immer noch).

Markus: Was will uns der Autor damit sagen? Dass er Geräte hat, die ohne Ladekabel laden?

Kathrin: Dass ihm Ladekabel egal sind, er kauft dann halt einfach zehn neue?

Markus: Aha.

Kathrin: nur geraten, keine Ahnung. bisher schreibt er nichts über Geräte

Markus: Hm. Weil: Es klingt vollkommen unglaubwürdig. Wer nie ein Ladekabel sucht, hat gar kein Leben. Nicht mal eins, das er nicht im Griff haben könnte.

Markus: Es gibt kein Leben ohne Ladekabel.

André: Leute, die Ladekabel sagen, wenn sie Ladegerät meinen.

Kathrin: Naja, Ladegerät gibts ja immer, aber so iPhone-Besitzer brauchen halt auch das richtige Spezialkabel.

Markus: Ich kenne den Autor ja nicht. Bestimmt hat er ein Nokia 6310.

Anne: Man hat ja mittlerweile immer diese USB-Stecker und dann braucht man wirklich nur noch das Ladekabel. Ein Ladegerät kann dann auch ein Laptop sein.

Markus: . . . oder der Fernseher im Hotel.

Anne: Oder wie im Hotel in Wien ein USB-Anschluss direkt in der Wand. Insofern ist Ladekabel eigentlich heute schon richtiger.

Markus: Das hatte ich in Lübeck auch. Toll! (Das TT berichtete).

Anne: Wobei das eigentlich der einzige Punkt ist, wo ich mein Leben im Griff habe. Stuckrad-Barre hat unrecht!

Markus: Ich hab noch nicht begriffen, was er sagen will. Aber es scheint ein Buch über Elektrotechnik zu sein, oder?

Anne: Ich sehe da keinen Zusammenhang. Menschen mit Ladekabeln im Gepäck sind einfach nur sehr vom Internet abhängig, davon kann man gar nicht auf andere Verhaltensweisen schließen. Der einzige Grund, warum ich dieses Jahr Frühbucher war, war, weil wir ja sowieso immer zur gleichen Zeit fahren (aus diversen Gründen) und ich deswegen ja nicht warten brauchte. Und es dadurch noch mal günstiger wurde, was ich aber nur zufällig gesehen habe.

Markus: Er sagt, man muss immer ein Ladekabel dabei haben, sonst hat man sein Leben nicht im Griff. Wer eines dabei hat, plant den Urlaub weit im Voraus und schreibt Sachen zu Produkten ins Internet.

Anne: Anbieter wechseln kann ich überhaupt nicht. Ich habe eine Anbieterwechselsperre. Eine mentale.

Markus: Ich glaube, es ist so ein verdeckter Hedonismus, der da mitschwingt: Ich mache meinen Urlaub, wann ich will, scheißegal, was es kostet, und außerdem muss ich mein Leben nicht im Griff haben, weil ich mir einfach eine Ladekabelfabrik kaufe.

Anne: Und für das Lösen von technischen Problemen bekomme ich Geld, da werde ich also für meine Geduld bezahlt, das ist was anderes. Vielleicht ist er einfach nur beleidigt, weil er als einziger sein Ladekabel vergessen hat und deswegen werden Ladekabelnichtvergesser als spießige Leute verunglimpft.

Kathrin: Ich bin erst bei 25% und werde es vielleicht noch rausfinden.

Markus: Oder er muss es immer verleihen und kann dadurch sein Handy nie aufladen.

Kathrin: Weil er umgeben ist von Leuten, die ihr Leben nicht im Griff haben, kann sein.

Markus: Vlt. hat er sein Leben auch nicht im Griff, weil er nicht weiß, an wen er sein Ladekabel verliehen hat in dem früh gebuchten Urlaub, dessen Anbieter er dann noch gewechselt hat und hinterher wollte er eine Kritik schreiben, konnte aber nicht, weil ja der Akku leer war.

Thomas: So wird's gewesen sein.

19. März 2016

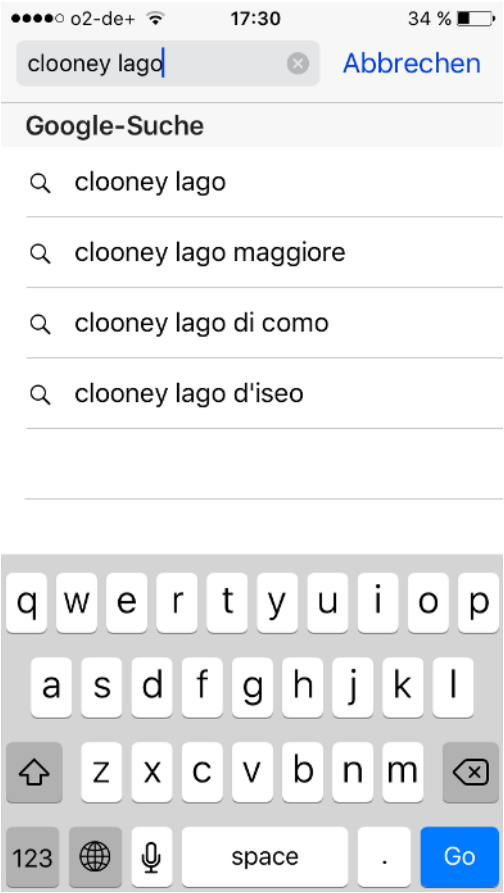
Proof by Google Suchvorschlag

Als der Stand der technischen Entwicklung es erlaubte, einen Text-Dump der Wikipedia auf einen Palmtop zu laden (ca. 2003), kannte ich Leute, die das genutzt haben, um auf dem Kneipenklo rasch ein kontrovers diskutiertes Thema nachzuschlagen und anschließend zu versuchen, eine entsprechende Wette zu gewinnen.

Insbesondere infolge (in Folge?) der Rechtschreibreform nutze ich heute fast ausschließlich Google, um Rechtschreibfragen zu klären.

Oft versuche ich auch, aufkommende allgemeine Fragen nicht durch "richtiges" Googeln zu beantworten, sondern die Frage so zu formulieren, dass die Antwort bereits durch die automatischen Suchvorschläge erfolgt, die schon beim Eintippen ins Suchfeld angezeigt werden. Insbesondere auf dem Smartphone spart das auch wertvolle Klicks.

Die Ergebnisse sind allerdings mit Vorsicht zu genießen, z. B. wenn mehr Leute ähnliche Fragen gestellt haben, als es Web-Inhalte mit der richtigen Antwort gibt.



Virtualista

19.03.2016

Von großen und kleinen Toilettentüren

Ich bin im Virchow-Klinikum im Berliner Wedding und suche dort eine Toilette auf. Dort angekommen bemerke ich die eigenartigen Türen der einzelnen Kabinen mit den “Sitzplätzen”. Es sind nicht nur normale Türen, sondern in jedem Türblatt befindet sich ein weiteres, kleineres Türchen, das mit einem Drei- oder Vierkantschlüssel geöffnet werden kann. Ich wundere mich.

Die Erklärung ist dann aber recht einfach:

Als die Toiletten gebaut wurden, hat man Türzargen eingebaut, bei denen die Scharniere auf der Innenseite der Kabinen angebracht sind. Folglich öffnen die Türen nach innen. Das hat man vielleicht einfach so gemacht, weil man es besser fand. Ein anderer Grund kann aber auch sein, damit erleichter-

te Toilettengänger beim fluchtartigen Verlassen der Örtlichkeit die Tür nicht anderen Leuten vor den Kopf schlagen, oder die Türen nicht mit anderen Einbauten (Waschbecken, Urinale) in Konflikt geraten.

Dann gab es eine neue Sicherheitsbestimmung: Es könnte passieren, dass z. B. ein Patient auf der Toilette zusammenbricht. Um ihn retten zu können, muss man natürlich die Toilettentür öffnen können. Nun könnte es sein, dass der Patient genau hinter der Tür liegt und das Öffnen so verhindert. Daher sagt die neue Bestimmung, dass derlei Kabinentüren nach außen aufgehen müssen.

Nun hätte man im Virchow-Klinikum viele Zargen herausreißen müssen. Das wäre ohne Schäden an den Fliesen und die damit verbundenen Arbeiten nicht möglich gewesen. Selbst die Wiederverwendung der Türblätter wäre fraglich, weil man vielleicht nicht genauso viele Türen mit Linksanschlag wie mit Rechtsanschlag hat. Und dann wären da noch die eventuell anderen störenden Einbauten zu berücksichtigen.

Also hat man sich dazu entschieden, in die großen Türblätter kleinere Rettungsklappen einzubauen, die nunmehr nach außen öffnen. Die Klappen sind groß genug, dass ein Helfer hindurchschlüpfen und der möglicherweise hilflosen Person in der Kabine Hilfe leisten kann.

Markus Winninghoff

19. März 2016

Wofür ich meine Smartphonekamera nutze

An einem beliebigen Tag des Jahres, die letzten 100 Bilddateien auf meinem iPhone, nach Kategorie

- 47 Fotos für meinen privaten und meinen beruflichen Instagram-Kanal (inklusive mehrerer Versuche für das gleiche Motiv (11) und die bearbeiteten Instagram-Versionen der Bilder (13))
- 20 “klassische” Knipsfotos, die Momente festhalten sollen

- 10 Bilder, die gemacht wurden, um mit anderen zu kommunizieren, zum Beispiel in einem Chat
- 7 Gespeicherte Dateien aus E-Mails
- 6 Bilder, die Teil eines Tweets werden sollen, meist, um sie (evtl. witzig) zu kommentieren
- 4 Bilder, die eine Situation dokumentieren sollen (ohne Rücksicht darauf, ob sie "gut" sind)
- 4 abfotografierte gedruckte Texte
- 1 Screenshot
- 1 Panorama-Aufnahme

Alexander Matzkeit

19. März 2016

Wofür ich meine Smartphonekamera nutze (2)

Die letzten 100 Bilddateien auf meinem Handy, nach Kategorie, der Beitragsidee von Alexander Matzkeit folgend:

- 54 Fotos oder Screenshots von Technik als Illustrationen möglicherweise noch zu schreibender Techniktagebuchbeiträge
- 10 Bilder, die eine Situation dokumentieren sollen, 7 davon zeigen flächendeckend mit Sprüchen beschriftete Klowände, ein Phänomen, das ich bis zum Besuch dieser Cafétoilette für ausgestorben hielt, von sozialen Netzwerken abgelöst, was keine Kritik im Stil Jean-Remy von Matts darstellen soll
- 8 Fotos, die zu bezahlten Tätigkeiten gehören: 5 schon mal für alle Fälle gemachte Fotos für eine mögliche Variante eines Projekts, 2 sicherheitshalber gemachte Fotos einer Rechnung, 1 Dokumentationsfoto von Post-its an der Wand nach einer Besprechung
- 6 Fotos, die soziale oder ästhetische Momente festhalten sollen (nicht vorzeigbar, nur als Erinnerungsstütze zu gebrauchen)
- 5 Screenshots eines längeren Facebookbeitrags, dessen baldige Löschung

ich (zu Recht) vermutete, der sich aber aus irgendeinem Grund nicht als Text kopieren ließ
- 5 Screenshots vom anders nicht archivierbaren Scrabble-Chat mit meiner Mutter
- 4 Fotos zur Illustration eines fremden Blogbeitrags
- 3 Bilder, mit dem ich in einem Chat oder kurze Zeit später stattfindenden Gespräch einen technischen Sachverhalt illustriert habe
- 2 vermutlich versehentliche Screenshots (oder ich habe den Grund vergessen)
- 1 Foto eines nicht-technischen Sachverhalts, über den ich aber vielleicht twittern wollen könnte o.ä.
- 1 versehentlich gemachtes Foto (untypisch wenig)
- 1 nur durch versehentliches Öffnen der Kamera-App gesehenes, dann aber schön gefundenes und absichtlich gemachtes Bild (eigentlich wollte ich das Handy an einem Stein abstützen und Google Maps öffnen), siehe unten
- 0 abfotografierte Texte (untypisch wenig)

Immerhin ein schönes Bild ist dabei.

Kathrin Passig

29.2. – 19.3.16

Wofür ich meine Smartphonekamera nutze (3)

Die letzten 100 Bilddateien auf meinem Handy, frei nach Alexander Matzkeit:

- 7 Screenshots, die gemacht wurden, um mit anderen zu kommunizieren

  - Firefox will mich zur Spracheingabe überreden, damit ich keine Tippfehler mache [an die TT-Redaktion];
  - Ich hatte ein interessantes Gespräch mit jemandem über einen Sachverhalt, der jemand anderes interessieren könnte (3 Screenshots lang) [an eine Bekannte];
  - Hier sind die Wahlergebnisse aus Rheinland-Pfalz [an einen syrischen Bekannten];
  - Duolingo gibts jetzt für Arabisch→Deutsch! [an die TT-Redaktion];
  - Schaut mal, Amazon zeigt vor einem schematischen Menschen an, wie groß die Bücher sind

    [an die TT-Redaktion]

- 69 Screenshots nur für mich

  - Darunter z. B.: Ein Facebookbeitrag von Hillary Clinton hat 1,9 Mio Reactions und nur eine davon ist das wütende Gesicht (beim Anfertigen war noch unklar, was ich mit dem Screenshot tun würde, bisher aber nix, daher diese Kategorie);
  - viele Scrabble-Chat-Screenshots (Praxis von Kathrin Passig übernommen)

- 12 Instagram-Fotos (jeweils Rohfassung und Bearbeitung)
- 1 relativ ungeplanter Schnappschuss (ein leicht verwackelter Freund in einer Kneipe)
- 4 Fotos zur Erinnerung für mich persönlich, ohne fotografischen Wert
  - mein ziemlich voller Büroschreibtisch,
  - Wahlzettel in der Wahlkabine,
  - brennende Lichter in eigentlich leerstehendem Hochhaus,
  - ein Windows-Update-Bildschirm (nachdem kürzlich festgestellt wurde, dass mein Arbeitsrechner seit 2 Jahren keine Updates mehr gemacht hat, ist mir beim Arbeiten an einem Ersatzgerät sofort aufgefallen, wie lange ich die entsprechende Meldung vor dem Herunterfahren nicht mehr gesehen habe)
- 4 Fotos, die gemacht wurden, um mit anderen zu kommunizieren
  - Die Videothek schließ demnächst für immer! [an den Mitbewohner]
  - Autor A disst hier in der Fußnote Autorin B [an eine Freundin]
  - Die Mensa kündigt einen mobilen Essensservice an [an eine Facebookgruppe mit UnifreundInnen]
  - Guck mal, die Brückengeländer an der Baustelle sind fertig! [an einen baustelleninteressierten Freund]
- 3 Fotos für berufliche Zwecke
  - ein interessantes sprachliches Phänomen in der Mensa;
  - ein von jemandem mit Kugelschreiber korrigiertes Plakat;
  - ein Plakat mit einem Sprachspiel

Kristin Kopf

19.03.2016

Wofür ich meine Smartphonekamera nutze (4)

Inspiriert von Alexanders Idee, habe ich auch mal schnell nachgeschaut, wofür ich meine Smartphonekamera nutze. Nun habe ich meistens eine richtige Kamera dabei und stehe den Möglichkeiten der Knipse in meinem Handy bisschen skeptisch gegenüber – so viel dürfte das also gar nicht sein?

Es sind zwar insgesamt nicht so viele (in diesem Jahr zum Beispiel nur rund 100 Aufnahmen bisher) – aber: ich nutze die eingebaute Kamera tatsächlich überwiegend als Kamera, also um Fotos zu machen, die ich sonst mit einer meiner normalen Kameras machen würde, die ich dann aber nicht dabei habe. In jüngster Zeit mal für meinen (dornröschenschlafenden) Instagram-Account, für Twitter, aber auch für andere Zwecke innerhalb und außerhalb der sozialen Netzwerke. Wie die Serie vom Friedrichswerder Friedhof in Berlin-Kreuzberg auf Flickr (Foto oben).

Rund 70 von 100 Aufnahmen sind solche richtigen Fotos. Also Fotofotos, nicht Gedächtnisstützen, Notizen und ähnliches.

Zehn der 100 Aufnahmen sind schnelle Bildchen für den Sofortversand – um jemanden zu fragen, ob er etwas gebrauchen kann, was ich nicht mehr brauche, und ähnliches.

Und 20 der Aufnahmen sind im weiteren Sinne Notizen: Das Etikett eines bestimmten (und schwer zu bekommenden) Leuchtmittels für eine Lampe, die Verpackung dieser exzellenten Kaffeesorte, aber auch das nette interne Dokument, das mir einer zwar nicht geben kann, darf oder will, aber mir und meinem Handy mal einen Blick darauf gestattet ... was mir bei der Arbeit weiterhilft.

Unterm Strich bin ich bei dieser Aufzählung verblüfft, wie viel ich das Handy auch als richtige Kamera nutze. Hätte ich nicht gedacht. Und an die Notizzettel-Funktion habe ich mich wohl noch nicht richtig gewöhnt, sonst wären das vermutlich viel, viel mehr Aufnahmen.

Thomas Wiegold

20. März 2016

Das virtuelle Klavier verwirrt mich

Ich aktiviere das Online Banking für das französische Konto. Ich brauche dazu einen 8-stelligen Zahlencode, der nicht meine Kontonummer ist, und ein 6-stelliges Passwort, auch nur aus Ziffern bestehend.

Ich darf das Passwort aber nicht auf meiner physischen Computertastatur eingeben, sondern muss es mit der Maus auf einem “clavier virtuel” eingeben. Dass die Zahlen auf der virtuellen Tastatur auf einem 4 mal 4 Kästchen großen Raster zufällig angeordnet sind, erhöht den Schwierigkeitsgrad dabei für mich. Es sind nur zehn Zahlen, deshalb sind natürlich zusätzlich zur zufälligen Anordnung auch noch einige Flächen frei.

Es überrascht mich, wie schwer es mir fällt. Ich fahre mit dem Mauszeiger immer zuerst in das Eck, wo die Zahl normalerweise wäre.

Beim ersten Mal Einloggen muss man noch dazu das Passwort eingeben, dann die Eingabe bestätigen, indem man es noch einmal eingibt. Dazwischen gibt's einen anderen Screen, d. h. das Layout der virtuellen Tastatur lädt neu. Dann muss man ein neues 6-stelliges Passwort auswählen und bestätigen. Dabei bleibt das Layout, glaube ich, gleich, aber die Zahlenanordnung verwirrt mich so, dass ich nicht darauf achte.

verenka

20.03.2016

Wir scannen alles außer Hochdeutsch

An der Securityschleuse im Flughafen Stuttgart reiche ich dem wie immer auf einem Barhocker sitzenden Securityschleusenwärter meine Bordkarte. Er hält das codierte Bordkartenende in einen kleinen Scanner. Auf dem Display des Scanners sehe ich in grüner Schrift die Worte “elles subber” (für Nichtschwaben: alles super) aufscheinen, bevor ich die Karte zurückerhalte und durchgewunken werde. Ich habe zwar einen Stuttgarthintergrund, aber dass mich ein Scanner anschwäbelt, überrascht mich doch sehr. Soll hier mit “augenzwinkerndem Humor” der Flüssigkeiten-Aussortier-/Gürtel-Herausfummel-Stress im Securitybereich gelindert werden? Oder luftige Flugangst durch regionale Erdigkeit ausbalanciert werden? Ich vermute, dass es damit zu tun hat, dass der Flughafen Stuttgart seit 2014 “Manfred-Rommel-Flughafen” heißt, nach “meinem” verstorbenen Exoberbürgermeister, der der lokalen Mundart Zeit seines Lebens nicht abgeneigt war. Als sprachgewandter Dialektdichter hätte er sich aber das “elles” verbeten, denn wenn es schon Schwäbisch sein muss, dann müsste es korrekt “älles subber” heißen. Aber der Scanner kann wohl keine Umlaute.

Zuhause ergoogelte Hintergrundinformationen ergeben, dass das “elles subber” schon vor der Rommelumbenennung installiert war, und dass die Stuttgarter Lokalpresse meine “elles/älles”-Kritik teilt. Was der Scanner anzeigt, wenn die Bordkarte nicht super ist (”ha noi”, “send sie terrorischt?”), bleibt unerforscht.

Maik Novotny

20, März 2016

Wofür ich meine Smartphonekamera nutze (5)

Fortsetzung des von Alexander Matzkeit initiierten Selbstversuchs.

Auf meinem klugen Telefon sind im Moment nicht viele Fotos, 165 insgesamt, weil das Ding sich immer häufiger über eine zu enge Hose beklagt hatte, worauf ich am 13. Februar alles Aufgenommene – bis auf zehn Bilder von liebsten Menschen – gelöscht habe. Die letzten hundert:

- 60 dokumentarische Aufnahmen zu einem Ausstellungsprojekt (mögliche Exponate aus privaten Sammlungen und Museen, Abbildungen aus Büchern)
- 9 dokumentarische Bilder zu laufenden Lehrprojekten (beschriebene Wandtafeln resp. Whiteboards und FlipCharts, Mindmaps mit Post-it-Zetteln, Sofas und Kühlschränke)
- 17 Aufnahmen alter Familienfotos sowie 10 inszenierte Bruder-Neffen-Porträts (für eine Produktion anlässlich eines Vater-Geburtstags)
- 3 neue Aufnahmen liebster Menschen
- 11 Aufnahmen von Kuriosa für Facebook oder Twitter oder später (Textstellen und Illustrationen aus Büchern, Beobachtungen von unterwegs)

Kurioses von unterwegs

Franziska Nyffenegger

20.3.2016

Wofür ich meine Smartphonekamera nutze (6)

Seit ich meine Systemkamera habe, nutze ich die mir minderwertig erscheinende Kamera meines Samsung Galaxy eher ungern. Weil ich die Systemkamera freilich nicht stets mit mir herumschleppe, füllt sich das Fotoarchiv auf dem Smartphone doch recht schnell. Hier, inspiriert von Alexander Matzkeit, die groben Kategorien meiner letzten 100 Aufnahmen:

- 66 „Fundstücke“ zur Veröffentlichung (nebst Kommentierung) auf Twitter, Facebook, meinem Blog oder im Techniktagebuch, darunter 8 Todesanzeigen aus der *FAZ* für meine Sammlung
- 8 Erinnerungsfotos von Zusammenkünften mit Freunden und Bekannten
- 6 Zitate aus Printprodukten, die mir festhaltenswert erschienen
- 5 „Beweisfotos“, die ich jemandem per Whatsapp oder im Facebookchat gezeigt habe
- 4 Essensfotos
- 4 Unterwegsfotos (während meines letzten größeren Urlaubs, der allerdings länger als 100 Fotos her ist, habe ich fast 20 Smartphonefotos gemacht, für den Fall, dass meine Systemkamera kaputt oder verloren gegangen wäre und ich gänzlich ohne Erinnerungen dagestanden hätte)
- 3 Selfies
- 2 Produkte, an die ich mich aus irgendwelchen Gründen erinnern wollte (Birkensaft und veganer Rasierschaum)
- 1 Angebotsfoto eines Produkts für eBay (ein gebrauchtes Kabel)

- 1 abfotografierter Notebookbildschirm, auf dem eine Fehlermeldung zu sehen war, die ich später recherchiert habe

Manche Fotos ließen sich auch mehr als einer Kategorie zuordnen.

Torsten Gaitzsch

20.3.2016

Mein erster Drohnenflug

Über Drohnen, genauer: unbemannte fliegende Systeme habe ich schon viel geschrieben – aber geflogen bin ich so ein Gerät noch nie. *Das ist ja, als wenn der Papst über Sex schreibt*, lästert Henning Krieg und lädt mich ein, seinen neuen Quadrocopter auszuprobieren.

Auf einer Wiese, stadtnah aber, aus rechtlichen Gründen wichtig, außerhalb des Berliner S-Bahn-Rings bauen wir den Quadrocopter DJI Phantom 3 zusammen. Das geht fix. Auf das Fluggerät selbst müssen nur die vier Propeller montiert, der Akku eingeschoben und die Sicherung des Kamera-Gimbals entfernt werden. Innerhalb von Minuten ist die Drohne startbereit.

An die Funk-Fernsteuerung wird noch ein ~~Android-Smartphone~~ iPhone als Kontroll-Bildschirm angeklickt: Das Handy-Display zeigt wesentliche Flugdaten, den GPS-ermittelten Standort auf einer Karte, vor allem aber das Videobild, das die Drohnenkamera aufnimmt.

Und dann geht's hoch. Mit leisem Brummen startet der Quadcopter seine Elektromotoren, die Rotorblätter setzen sich in Bewegung, und die Maschine steigt senkrecht in die Luft.

Die Steuerung ist eigentlich simpel. Ein Joystick links kontrolliert den Aufstieg nach oben, das Absinken, Drehung links und rechts. Der rechte Joystick lässt den Quadcopter nach vorne, nach hinten, nach links und nach rechts schweben. Über die Fluglage muss ich mir keine Gedanken machen, das System stabilisiert sich selbst.

Und dennoch ist es dann doch nicht ganz so einfach. Links und rechts sind relativ – nämlich abhängig von der Blickrichtung der Kamera, die unter der Drohne hängt. Wenn das Objektiv auf mich gerichtet ist, ist mein rechts beim Quadcopter links, und der Steuerbefehl zum Fliegen nach rechts bewegt das Gerät eben in die andere Richtung. Genau so bei der Drehbewegung. Das kann ich mir zwar bewusst machen, aber bis meine Motorik das in die richtige Bedienung der Fernsteuerung umsetzt, dauert es doch ein wenig.

Das Phantom-3-Modell, warnt mich Henning, hat zudem keine automatische Hinderniserkennung wie das neueste High-End-Modell des Herstellers. Ein wenig muss ich also schon drauf achten, dass ich nicht trotz der Größe der Übungswiese unbeabsichtigt in einen der Bäume am Rand donnere.

Auch wenn Henning mir heute die Steuerung überlässt (und mich zum allerersten Üben Kreise um uns fliegen lässt, eine Herausforderung), bleibt doch für meinen ersten Drohnenflug nicht allzu viel Zeit: Die beiden Akkus sollen jeweils eine knappe halbe Stunde halten, tatsächlich sind sie deutlich eher leer, was an den kühlen Temperaturen liegen mag, vielleicht aber auch an der Selbstentladung, seitdem sie das letzte Mal an der Steckdose waren.

Wenn die Ladung zur Neige geht, piepst und blinkt das Kontrolldisplay auf dem Smartphone – und der Quadcopter macht sich vollautomatisch auf den Rückweg zum Startpunkt. Das ist für den Neuling ein bisschen überraschend zu beobachten, so eine Drohne, die ungeachtet der Steuerbefehle stur auf einen zufliegt. Aber brav ein paar Meter vor der Fernsteuerung sanft landet.

Und so sieht das aus der Drohnen-Kamera aus:

. . . als Video, mitsamt unachtsamem Piloten (deswegen ist es immer gut, einen zweiten Mann dabei zu haben. . .):

www.flickr.com/photos/wiegold/25817637882/

Thomas Wiegold

ab 2012

StreetPass auf dem Nintendo 3DS

Man ist unterwegs und spielt auf seinem 3DS und plötzlich leuchtet ein grünes Lämpchen. Das bedeutet, dass in der Nähe jemand ist, der auch einen Nintendo 3DS hat. Wenn diese Person ein Spiel hat, das man selber auch hat, gibt das einem gewisse Vorteile: In „Animal Crossing: New Leaf“ zum Beispiel kann man sich das Haus der jeweiligen Person anschauen, in „Super Smash Bros“ kann man in einem Minispiel gegen die Person spielen und in „Nintendogs + Cats“ kann man seine Hunde mit den Tieren der getroffenen Person spielen lassen. Aber auch wenn man nicht die gleichen Spiele hat wie die andere Person, kann man in der „Street-Pass Mii-Lobby“ kostenlose Minispiele spielen, da kann man Puzzleteile tauschen und Helden einsetzen. Es gibt auch eine kleine Auswahl von Minispielen für 4,99 €, die man nur mit StreetPass spielen kann. Allerdings kann man das Geld auch für bessere Spiele ausgeben.

Nora Leinen

20.03.2016

Wofür ich meine Smartphonekamera nutze (7)

Ich fotografiere viel und gerne. Meistens mit *richtigen* Kameras, mit denen man echte Fotofotos machen kann, seit dem iPhone 6s verwende ich die Kamera darin aber vermehrt als ernstzunehmenden Fotoapparat und weniger als Verlegenheitsknipse wie in der Vergangenheit. Ich versuche nun mal die von Alex Matzkeit initiierte Reihe fortzusetzen, wie sich meine 100 letzten Aufnahmen kategorisieren lassen. Da ich gerade im Urlaub war, ist die Zusammensetzung der Sammlung durch etliche Urlaubsfotos verfälscht:

- 32 Urlaubsfotos und -filmchen, von denen ich einige statt Postkarten versende (einschließlich Sonnenuntergänge und Sprunggelenksverletzung). Darunter können sich auch ein paar Fotofotos finden.
- 20 Fotos und Filme für das Techniktagebuch
- 13 Fotos, die vorrangig für Social Media (vorwiegend Facebook) gebraucht werden, darunter aber auch ein paar Fotofotos
- 9 Fotos von meinem Bastel-Motorrad und den daran vorgenommenen Modifikationen
- 9 Fotos von besonderen Autos (i. d. R. Oldtimer)
- 8 Gedächtnisstützen (Telefonnummern, Geschenkideen, Strom-/Wasserzählerstand)
- 4 Wordfeud-Screenshots zum Merken von legbaren Wörtern, die ich mal löschen könnte
- 2 Fotos für eigene Blogartikel (Basteldokumentationen)
- 2 sinnlose Fotos, die ich zu löschen vergessen habe
- 1 Foto, das mir per Mail zugeschickt wurde

Markus Winninghoff

2016, aber schon länger

Ortsangaben für niemand Bestimmten

Ich schreibe nicht gerne darüber, weil das Thema sehr emotional aufgeladen ist. Auch in der Redaktion geraten wir nicht selten darüber in Streit oder zumindest in ritualisierte Schlagabtausche. Es geht um das Wissen darüber, wer wann wo ist. Seit Facebook vor drei Monaten, Ende November 2015, die Funktion Nearby Friends auch in Europa freigeschaltet hat, weiß ich von vielen meiner Freunde ständig, wo sie sind, wenn auch normalerweise nur städte- oder stadtteilgenau.

Ich finde dieses Wissen sehr angenehm und bereichernd, selbst wenn es mir schwer fällt, genau zu sagen, warum. Es hat nicht die geringste unmittelbare praktische Relevanz. Ich habe mich noch nie mit jemand getroffen, weil Facebook mich darauf aufmerksam gemacht hätte, dass der- oder diejenige gerade in der Nähe ist. Dazu bin ich nicht extrovertiert und spontan genug. Die Vorstellung, einem Menschen physisch zu begegnen und mit ihm sprechen zu müssen, bereitet mir, wenn es nicht gerade sehr gute und lange nicht gesehene Freunde sind, großes Unbehagen.

Das Wissen, wo sich jemand gerade befindet – oder auch, wo sich jemand vor zwei Tagen, als ich zuletzt nachschaute, befand, oder wo jemand immer wieder hingeht und zu welchen Tageszeiten – bildet eine Art Subtext, der meinen Kontakt zu der Person intensiver macht. Es ist so ähnlich wie eine persönliche Begegnung, bei der Körpersprache, Mimik und Kleidung eigene Kommunikationsebenen bilden, die meistens viel bedeutsamer sind, als es zunächst den Anschein hat.

Manchmal wird der Ort zum Gesprächskeim. »Oh, ich sehe, du bist gerade da und da, warst du übrigens in dieser Ausstellung / kennst du übrigens diese Brücke / usw.« Aber es wäre falsch, wenn ich sagen würde, dass es mir auf diese Gesprächskeime ankommt. Es ist so ähnlich wie Twitter, oder Social Media überhaupt, wofür Kathrin einmal die Formel »Nachrichten an niemand Bestimmten« gefunden hat. Ich sende Nachrichten ins Unbestimmte und manchmal reagiert jemand darauf. Aber auf diese Reaktion kommt es mir im Einzelfall nicht an. Ich sende die Nachrichten, auch wenn niemand darauf reagiert.

Genauso ist es mit der Angabe, wo ich und meine Freunde gerade sind. Wir senden diese Angabe ins Unbestimmte und es kann sein, dass sie sich gelegentlich als nützlich erweist. Muss aber nicht.

André Spiegel

22. März 2016

Ein Filmfestival in meinem Kopf

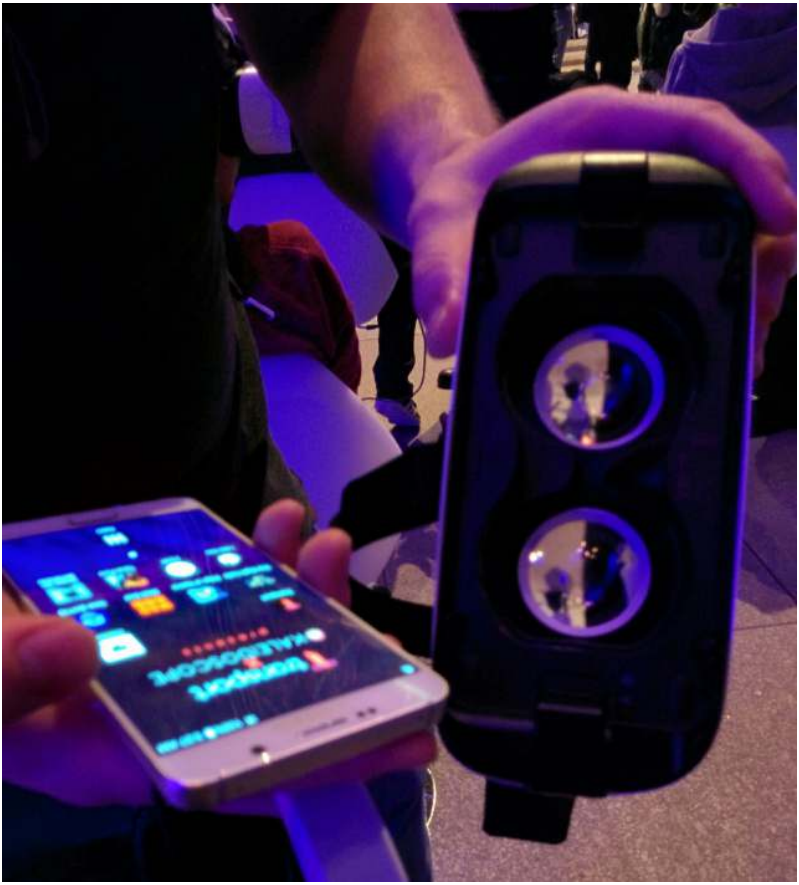
Durch und mit Alexander Matzkeit gelange ich zum Early-Bird-Preis von 16 Euro in eine Veranstaltung, bei der man mehrere unterschiedliche Head-Mounted Displays ausprobieren kann, das “Kaleidoscope VR Film Festival”. Im Vorfeld erhalten wir entschuldigende Mails:

> The majority of experiences we showcase at the festival are exhibited on Gear VR of which we have 40 units – more than enough to ensure short lines and reasonable wait times. However, a handful of experiences are exclusively available on the HTC Vive and Oculus Rift of which we only have 6 units. Unfortunately this causes long lines for the Vive and Rift stations – in some cases it may take over an hour to get to see a Vive or Rift experience and worst case you may not get to experience a Vive or Rift at all. Our recommendation is for you to focus on all the remarkable experiences we have for Gear VR which is the backbone of the festival.

Rechts wird Schlange gestanden, links guckt man Filme. Das Schlangestehen ist nicht schlimmer als an einem Skilift, nach höchstens zehn Minuten ist man wieder dran. In den Schlangen für Oculus Rift und ein Ding namens Oyo geht es allerdings überhaupt nicht voran, und fürs HTC Vive hätte man sich rechtzeitig in einem Doodle eintragen müssen. Nicht so schlimm, das Oculus Rift habe ich schon dreimal ausprobiert, hier, da und dort.

Aus einem kleinen Programmheftchen kann man beim Schlangestehen auswählen, was man sehen will: 18 Filme für Gear VR, 8 für Oculus Rift und 6 für HTC Vive stehen zur Auswahl. Beim Warten google ich das Programmheft durch, zu den meisten Filmen gibt es bereits Trailer oder wenigstens Standbilder. Von den Gear-Filmen sehe ich im Laufe des Abends sechs, sie dauern zwischen 2 und 15 Minuten.

Das eigentliche Display ist ein Samsung-Handy:



Die Betreuer wählen auf dem Handy den Film aus, den man ihnen ansagt und helfen dann beim Aufsetzen von Gerät und Kopfhörer.

Im ersten Film sitze ich auf der Rückbank eines Cabrios. Wenn ich nach unten sehe, ist der Sitz aber frei. Mein nicht existierender Körper ist offenbar sehr groß, mindestens 1,80. Später stehe ich noch in einem kleinen Super-

markt und reiche dem Colakühlschrank bis fast zur Oberkante. Um mich herum geschieht viel, ich weiß gar nicht, wo ich hinsehen und wem ich zuhören soll. Meine körperlose Anwesenheit im Geschehen fühlt sich an wie im Traum.

Im zweiten Film kann ich mich durch Van Goghs Nachtcafé bewegen und weiß daher jetzt, dass das Café auch ein Klo hat sowie einen zweiten Raum, in dem jemand Klavier spielt und Van Gogh Pfeife raucht. Sonst passiert nichts. Ich laufe gegen Möbel und Wände. Danach ist mir schlecht. R. wird später berichten, er habe sich versehentlich auf Van Goghs Kopf gestellt und so durch die Decke die Außenseite der Welt sehen können.

Im dritten Film bin ich eine Kamera, und das ist auch besser so, denn ich steige mit einem Ballon in die Stratosphäre auf und falle an einem Fallschirm zurück zur Erde, wo ich an einem Nadelbaum hängenbleibe.

Der vierte Film ist sehr kurz, ich werde sofort von einer hässlichen Gottheit mit baumelnden Brüsten aufgefressen.

Im fünften Film begegne ich schon wieder Gott, aber Gott hat einen Afro und Beatboxfähigkeiten, und sein Universum ist im 80er-Jahre-Glitzerstil eingerichtet.

Der sechste Film erklärt, wie es ist, blind zu sein. Nur die Objekte, die ein Geräusch von sich geben, leuchten blau auf. Das ist sehr schön, ich verfolge die vier Episoden des Films geduldig und konzentriert – zwei Adjektive, die normalerweise keine Rolle spielen, wenn ich mir etwas anhören soll.

Mehrmals habe ich das Bedürfnis, Fotos oder Screenshots zu machen, aber es geht ja nicht, ich bin allein in meinem unfotografierbaren Kino. Beim Abnehmen von Gerät und Kopfhörer fühle ich mich wie jemand, dessen Trip gerade abklingt: Da ist ja noch eine ganz andere Welt, voller Leute und Geräusche. Die anderen Leute wissen nicht, wo man gerade herkommt, und man kann es ihnen auch nur schwer erklären.

Nach dem Ende der Veranstaltung unterhalten wir uns über die Zukunft. Alex sieht den Treiber der Entwicklung eher bei Spielen als bei Filmen, ich sage auf gut Glück “und Fernbeziehungen”, obwohl ich noch keine Vorstellung davon habe, wie das aussehen könnte. Ob es eher ein Vergnügen für

zu Hause werden wird? Man ist der Umgebung ja währenddessen fast so schutzlos ausgesetzt, als würde man schlafen. Oder wird es nur so gehen wie hier, wo freundliche Betreuer währenddessen aufpassen, dass man nicht bestohlen wird und das Haus nicht abbrennt? Ich weiß noch wenig über das neue Ding, aber ich bin überzeugt, dass es die Welt verändern wird.

Kathrin Passig

22. März 2016

Die Zukunft ist schon da, nur bei den Akkus war die Vergangenheit ein bisschen besser

Mit fortschreitender Uhrzeit sind beim Kaleidoscope VR Film Festival immer weniger Plätze besetzt. Gleichzeitig stehen die Leute aber immer noch Schlange. Warum das so ist, merke ich während meines letzten Films, als das meditative Geschehen durch den Hinweis unterbrochen wird, der Handyakku sei jetzt leer.

Ich sitze sowieso direkt neben dem Techniktisch und trage das Gerät selbst vorbei. Die Techniker seufzen. Alle paar Minuten bringt jemand ein leeres Gerät, und der Ladestand der Austauschhandys reicht wieder nur für den nächsten Kurzfilm.

Ich biete meinen externen Akku an, aber der einzige Lade- und Datenanschluss wird für das Einklinken ins Gerät selbst gebraucht. Ich frage, wie lang die Handyakkus bei dieser Nutzung reichen. Zwei Stunden dreißig Minuten, sagt der Techniker, “aber das Laden dauert halt ewig”. Früher, sage ich, während mein Gerätebetreuer ein funktionierendes Handy sucht, früher sei das einfacher gewesen, als man die Akkus noch austauschen konnte. Ja!, sagt der Techniker, da hätte man einfach 50 Stück nebenbei geladen, aber jetzt … Er deutet auf die Ladegerätreihen in den Mehrfachsteckdosen.

Ich bekomme ein neues Handy, das noch einmal zehn Minuten durchhält. Dann kommt die Akkuwarnung zurück und ich liefere das Gerät wieder am Techniktisch ein.

Kathrin Passig

22. März 2016

Aspekte von VR

Gemeinsam mit Kathrin Passig besuche ich das Kaleidoscope VR Showcase, eine Art Independent Film Festival für Virtual Reality-Filme. Ergänzend zu Kathrins Beobachtungen fällt mir folgendes auf:

- Die Seherfahrung lebt davon, mehr zu bieten, als man gleichzeitig wahrnehmen kann. Der erste Film, den ich sehe, "Jet Lag", ist mit einer 360-Grad-Kamera gedreht, fokussiert seine Handlung aber meistens auf wenige Punkte im Raum, die man beobachten kann, ohne den Kopf zu bewegen. Und so kann man zwar im virtuellen Raum herumgucken, überall sonst gibt es aber außer Horizont nichts zu sehen. Andere Filme, wie die Doku "Edge of Space" und auch der von Kathrin beschriebene "Notes on Blindness" bieten mir hingegen ständig das aus der nicht-virtuellen Realität bekannte Gefühl, dass ich außerhalb meines Blickfeldes etwas verpassen könnte. Nur so entsteht bei mir der Eindruck, aktiver Gestalter meiner individuellen Erfahrung zu sein.

- Eine andere Möglichkeit, um diesen speziellen Eindruck zu erzeugen, das eben über bloßes Film-gucken hinaus geht, ist Interaktivität. Bei "Night Café" wird mir nicht schlecht und ich finde das Gefühl toll, wie ein Geist durch eine Szenerie zu gleiten. Ich stelle mir vor, auf diese Art irgendwann ein Theaterstück zu sehen, in dem ich ständig zwischen den Akteuren herumwandern kann, die sich nicht ablenken lassen.

- Während ich das Headset trage, vergesse ich es manchmal, aber insbesondere auf dem Samsung VR Gear, das ja darauf basiert, ein normales Smartphone als stereografisches Display umzufunktionieren, ist der eigentli-

che Guck-Ausschnitt recht begrenzt, etwa vergleichbar mit dem Blick durch ein Fernglas. Vom 270-Grad-Sehen ohne Brille ist diese Form von Virtual Reality also trotz allem weit entfernt.

- Die mit Abstand abgefahrenste Erfahrung des Abends ist "Tilt Brush" auf dem HTC Vive. Hier kommen zur Brille noch zwei Controller hinzu. In einem durch zwei Sensoren abgesteckten Raum kann man mit ihnen in der Luft malen, und erst hier wird der virtuelle, dreidimensionale Raum richtig spürbar. Einziges Problem: Die VR-Brille ist per Kabel mit einem Rechner verbunden und bei allzuviel künstlerischen Pirouetten wickelt sich das Kabel schnell um die eigenen Beine.

- Das dauerhafte Tragen der Brille empfinde ich als anstrengend. Abgesehen von Tilt Brush entwickelt keine der Erfahrungen (auch in der Sprache der Veranstalter wird der Begriff "Experience" einem anderen wie "Movie" vorgezogen) einen solchen Sog, dass ich nicht auch nach einer Weile die Brille gerne wieder abziehe.

- Von außen betrachtet sehen alle Abgetauchten ziemlich lächerlich aus. Wer auf einem Drehstuhl sitzt, wirkt oft, als starre er entrückt in die Ferne (auch eine "Brett vorm Kopf"-Metapher drängt sich auf). Die Nutzer von Ganzkörper-Raum-Anwendungen wie Tilt Brush scheinen Bienenschwärme abzuwehren oder in Gummizellen herumzustolpern.

Alexander Matzkeit

22.3.2016

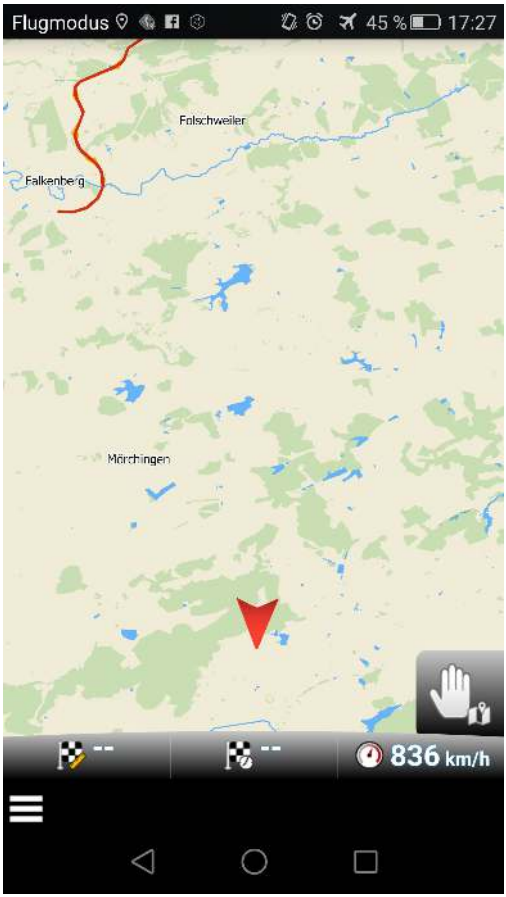
Flightradar prima selbst gemacht. Zumindest in Bezug auf den eigenen Flug

Kathrin Passig, die wesentlich häufiger im Flugzeug reist als ich, bemängelte vor einiger Zeit, dass sie offline keinen Zugriff auf flightradar24 habe und kaum feststellen könne, die Lichter welcher Städte sie durch das Kabinenfenster sehen könne.

Ich hatte schon im Herbst spontan etwas ausprobiert und das nun auf dem Flug nach Palma de Mallorca mit Vorbereitung wiederholt.

Smartphones haben GPS-Antennen und können die Position auf diese Weise feststellen. Navi-Apps mit heruntergeladenen Karten funktionieren auch ohne Internetanbindung.

Und aus den GPS-Daten kann man mit der richtigen App noch weitaus mehr herauslesen, als nur die banale Position.



Eine Offline-Navi-App heißt sinnigerweise Navigator und kann neben kostenpflichtigen TomTom-Karten auch Material von OpenStreetMap nutzen.

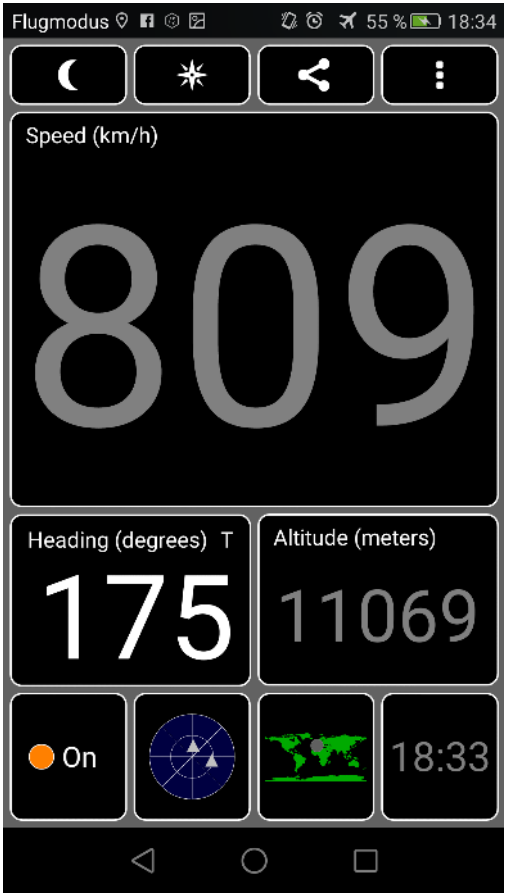
Eine halbe Stunde nach dem Start in Weeze (NRN) starte ich die App und dank meines Fensterplatzes habe ich in weniger als 3 Minuten eine Ortung.

Auf der Karte sehe ich neben Position und Flugrichtung auch die Geschwindigkeit der Boeing 737-700. Der nicht kartografierte Fleck ist die Schweiz. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass wir sie überfliegen, und die Karten daher nicht heruntergeladen. Immerhin ahne ich die Alpen am Horizont.

Man kann mit der App auch Entfernungen auf der Karte messen, zumindest so genau, wie man die Punkte auf dem Display trifft.

Etwas später, über dem Mittelmeer angekommen, nutze ich auch die App GPS Test, die beim Ingress-Spielen schon gute Dienste geleistet hat.

Sie zeigt neben den Positionen der genutzten GPS-Satelliten am Himmel auch die Flughöhe von 11.000 Metern an.



Beim Landeanflug sieht man nicht nur die Änderung der Flugrichtung in Gradzahlen, die denen auf dem Kompass entsprechen (0°=Norden), sondern man kann auch den Sinkflug in Metern *schätzen*.

Volker König

22.03.2016

Gratis und zugleich umsonst

Wir sind am Flughafen Weeze und dort gibt es für jeden Fluggast pro Tag eine Stunde WLAN umsonst. Ich möchte über die Sicherheitskontrollen bloggen und aktiviere meine freie Stunde kurz nach 15 Uhr.

Tumblr im Browser ist zäh und die Website baut sich schon kaum nutzbar langsam auf.

Ich6will die Tumblr App herunterladen. Inzwischen ist es 15:52 und die App ist zu 60% angekommen. Bis zum Ende meiner freien WLAN-Stunde wird das aber nichts mehr. So tippe ich an diesem Text 15 Minuten überwiegend im Blindflug, weil die Buchstaben nur ca. alle 8 Sekunden erscheinen und Felherkorekkturen dadurch nicht vereinfachen.

Das WLAN hier ist gratis und umsonst.

Volker König

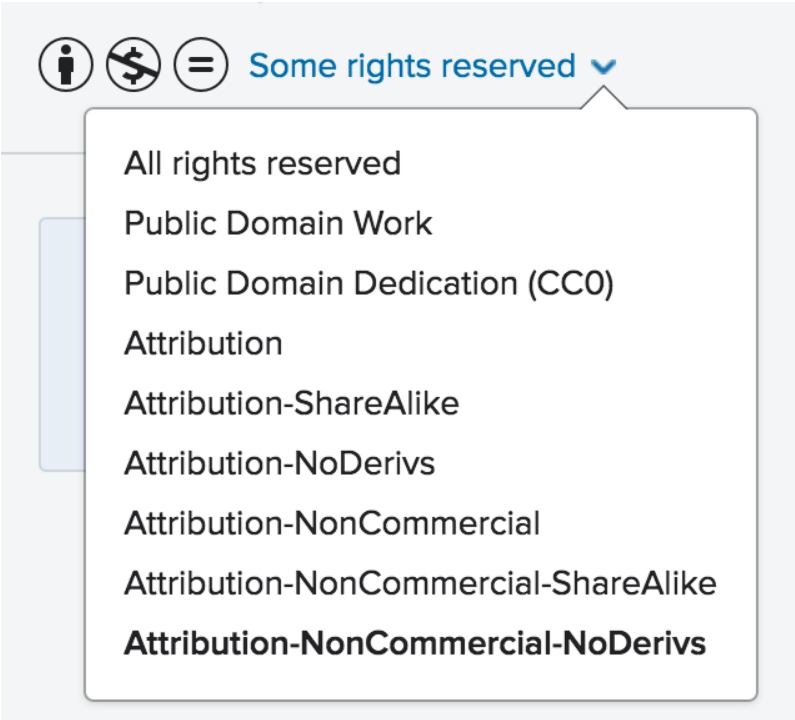
23.03.2016

Selbst die Internet-Profi-Profis bei der #rpTEN scheitern an Creative-Commons-Lizenzen

Anne Schüßler entdeckt sich in einem getweeteten Foto, mit dem die republica-GmbH für ihr neues Format “Meetups & Lightning Talks"wirbt, und sie postet das in der ständigen Techniktagebuch-Redaktionssitzung:

Ich denke, ach guck, die kennste ja alle. Und dann: Da warst du doch auch dabei und hast fotografiert. Und siehe da: Ich entdecke sogar das Original-Bild in meinem flickr-Stream.

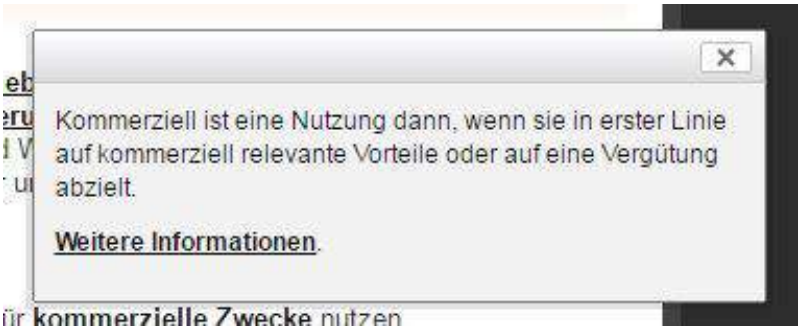
Ein bisschen wundere ich mich ja schon, dass ich so gar nichts davon erfahren habe, dass mein Foto dort für Werbezwecke herhalten muss, steht es doch unter einer non-commercial-cc-Lizenz. Fotograf und Lizenzart wären dann schon in dem Tweet zu nennen gewesen, spätestens aber in dem verlinkten re-publica-Beitrag. Dort findet man zwar einen Link zu meinem flickr-Stream, die Lizenz ist aber unvollständig oder falsch angegeben (CC BY 2.0 anstatt CC BY-NC-ND 2.0).



Darüber, was kommerziell ist und was nicht, waren auch gerade andere Nutzer einiger meiner Fotos gestolpert, die sich für Presseberichte oder in Blogbeiträgen an Fotos bedient hatten, die ich wiederum von einer Kunst-

aktion Ai Weiweis aufgenommen hatte. Sofern ich davon erfuhr, habe ich darum gebeten, eine Spende an “Ärzte ohne Grenzen” zu entrichten, was auch einige getan haben.

Die Diskussion mit anderen, die das nicht so richtig einsehen wollten, konzentrierte sich natürlich darauf, was denn “non-commercial” bedeutet. Für mich ist das einigermaßen klar: Wenn man mit seiner Internetseite Geld einnehmen möchte, ist das kommerziell. Und so heißt es bei der Creative Commons Corporation in der deutschen Übersetzung auch:



“Kommerziell relevante Vorteile”: Deswegen macht man Werbung. “Vergütung”: Die Eintrittspreise sind ja nicht ohne. Ob man Gewinne erzielt, hängt vom eigenen unternehmerischen Geschick ab. Andere sehen das eher so, dass die Nutzung erst dann kommerziell ist, wenn z. B. ein Artikel oder eine Zeitung, in der das Foto verwendet wird, verkauft wird.

M. E. spielt es keine Rolle, auf welchem Wege das Geld – mittelbar über Werbung oder unmittelbar über Verkaufserlöse – auf das Konto des jeweiligen Unternehmers wandert. Unkommerziell ist das nicht, jedenfalls nicht in Deutschland, was ja diverse Abmahnschlachten gezeigt haben. “Fair use” gibt es hier nicht. Das wäre dann vielleicht noch mal etwas anderes.

Nun kann ich natürlich auch falsch liegen und frage Google. Ich frage insbesondere nach einer deutschen Übersetzung der CC-Lizenzen und lande, na wo? Genau: Auf Netzpolitik.org. Markus Beckedahl, einer der Betreiber von

Netzpolitik.org, ist bekanntermaßen auch stark in die Leitung und Organisation der re:publica involviert. Die republica-GmbH firmiert sogar unter der gleichen Adresse wie netzpolitik.org. Nun war mein Namensvetter so nett, die Nutzungsbedingungen der CC-Lizenzen deutschsprachig in einem Comic zu veröffentlichen. Aufgrund der angegebenen Lizenz kann ich hier mit Nennung des Autors (nerdson, Übersetzung Linus Neumann, CC-BY-Lizenz) einen Ausschnitt aus dem Comic zeigen:

Der gelbe Kasten rechts trifft (fast) auf meine Foto-Lizenz zu: Ich möchte nicht, dass jemand damit Geld verdient. (Außerdem möchte ich nicht, dass meine Fotos verändert werden, das spielt hier aber keine Rolle.) Dass man mich fragen kann, ob ich das Foto vielleicht dennoch zur Verwendung freigebe, bleibt davon ja unberührt, und die Möglichkeit wird auch immer wieder

mal genutzt. Nur, wenn ein Werbetweet mit einem neuen Veranstaltungsmuster nicht dazu dient, weitere zahlende Teilnehmer anzulocken: Was ist denn dann kommerziell?

Nun bin ich ja kein Abmahnteufel. Und da die re:publica von echt sympathischen Menschen gemacht wird, verstehe ich die Ablehnung meiner eingereichten Session mit dem Mail-Betreff "Come anyway" einfach als freundliche Einladung: "Hey, komm doch einfach vorbei." So wird doch ein Schuh draus: Foto gegen Ticket. Dann kann ich nämlich mein Early-Bird-Ticket an jemanden weitergeben, der vielleicht Finanzierungsschwierigkeiten eines Normaltickets hat, aber dennoch gern dabei wäre.

Machen wir es so? Ihr wisst, wie Ihr mich erreichen könnt.

Markus Winninghoff

23. März 2016

Das Superdrive wird nicht superdringend benötigt

Wollen einen Film auf DVD ansehen, das Macbook Air hat aber kein DVD-Laufwerk. Dieses Problem antizipierend, wurde zum Macbook Air damals auch das sog. USB Superdrive angeschafft. Nach etwa fünf Minuten Suche finden wir es im Schrank. Es ist nicht nur immer noch eingeschweißt in der Originalverpackung, sondern auch im bislang ungeöffneten Lieferkarton. Deswegen wissen wir genau, seit wann mindestens kein DVD-Laufwerk gebraucht worden ist: 19. Dezember 2012.

Patrick Präg

23. März 2016

Busfahren in Amerika

Mein erstes Mal. Die Greyhound-Station in Chicago ist ein sauberer, langweiliger Raum, etwa so groß wie ein Bahnhof einer Kleinstadt. Nummerierte Türen führen zu den Bushaltestellen, die jeweils für bestimmte Richtungen vorgesehen sind. Wir ziehen eine Papierversion der im Internet reservierten Tickets aus dem Automaten und suchen nach der Tür, die nach St Louis führt. Es ist sechs Uhr, eine halbe Stunde vor der planmäßigen Abfahrt.

Dreißig Minuten später ist vom Bus immer noch nichts zu sehen. Die Schlange vor unserer Tür ist lang, alle Sitze belegt. Eine Durchsage erklärt in vielen genuschelten Worten, dass der Bus nicht da ist. Wir lungern und lauern. Andere Busse verlassen die Station, Atlanta, Milwaukee, Cleveland. Ab und zu meldet sich der Lautsprecher zu Wort und verkündet abermals, dass unser Bus nicht da ist. Mehr erfahren wir nicht. Ab und zu geht jemand zu einer Person in Greyhound-Dienstkleidung, fragt nach unserem Bus und erntet Schulterzucken.

Die Busse von Greyhound haben theoretisch Internet, die Fahrer zusätzlich Funk. Sie sind nie weit weg vom nächsten Handymast. Nichtsdestotrotz, auch eine Stunde nach Ausbleiben des Busses weiß in Chicago offenbar niemand, was aus ihm geworden ist. Der Online-Tracker von Greyhound, theoretisch so gedacht, dass man die Position von Bussen im Internet verfolgen kann, funktioniert nicht. Wir spekulieren über schwarze Löcher und Entführung durch Außerirdische. Die Schlange vor unserer Tür zerfällt.

Viertel nach acht, zwei Stunden später als geplant, breitet sich Unruhe aus. Die Nachfragen der Passagiere werden dringlicher. Es sind sechs Stunden Fahrt bis St Louis, wer auf Anschlüsse am Ziel angewiesen ist, hat eine Nacht am Busbahnhof vor sich. Der Wetterbericht warnt vor einem Wintereinbruch. Dann steht ein Bus vor der Tür, die nach St Louis führt. Irgendein Bus. Der echte Bus, auf den wir jetzt zwei Stunden lang gewartet haben, blieb irgendwo auf der Strecke, wie uns jetzt endlich mitgeteilt wird. Die

Schlange nach St Louis baut sich erneut auf und verschwindet dann im Bus, der mit "Los Angeles" beschriftet ist. Das ist das Endziel unserer Strecke. St Louis, San Antonio, Los Angeles.

Auf den ersten Metern der Fahrt meldet sich eine unglaublich schlecht gelaunte Frau namens Pam zu Wort, bei der es sich um die Busfahrerin handelt. Ihre Durchsage besteht im Wesentlichen aus Befehlen, wie man sich zu verhalten hat. Außerdem scheint sie zu glauben, dass der Bus nach Las Vegas fährt. Zwischen den Textbrocken immer wieder tiefe Seufzer, die laut durch den Bus hallen. Vermutlich hat man Pam am Sonntagabend kurzfristig zum Dienst geschickt und jetzt fährt sie einen Bus nach Kalifornien, statt zu Hause Hotdogs zu grillen. Pams Charme ist entwaffnend passiv-aggressiv.

"Please keep your complaints to yourself until the bus stops, except in emergencies."

"Please be considerate with your phone, especially towards myself. I really do not want to hear your phone conversations."

"I apologize for the delay, but this is my business. I understand the frustration, but I do not really have to deal with it."

Das stimmt natürlich irgendwie, klingt aber trotzdem batshit crazy. Das Licht geht aus, der Bus verlässt Chicago, wir sitzen im Dunkeln. Später erklärt sie uns, wie unangenehm das Geräusch klingt, das man beim Hochklappen der Fußstützen macht, und dass wir das bitte sein lassen sollen. Ich denke darüber nach, heimlich meinen Kaugummi unter den Sitz zu kleben. Auf halber Strecke, irgendwo in den Tiefen von Illinois, schaltet Pam die Leselampen ein und informiert uns, dass wir jetzt auch lesen können. Wir sind dankbar.

Das Bus-Internet funktioniert natürlich nicht. Ich fürchte, dass es sich hier um keinen Notfall handelt und behalte das Problem lieber für mich. Der Vollständigkeit halber sei berichtet, dass ich bei meiner ersten Greyhound-Reise extremes Glück hatte. Normalerweise, so wird mir glaubhaft versichert, sind

die Busse pünktlich und zuverlässig und die Fahrer höflich. Auf der Rückfahrt eine Woche später fährt der Bus, wie es im Plan steht. Das Bus-Internet läuft.

Aleks Scholz

23. März 2016

Vom Lagerfeuer in die Wolke

Am Wochenende lief im Fernsehen ein Beitrag, in dem ein Familienmitglied auftritt. Da ich im Familienkreis als Medien- und Digitalauskenner gelte, war ich unverzüglich dazu auserkoren, diesen Beitrag für die Ewigkeit zu konservieren und anderen Familienmitgliedern – insbesondere den im Ausland weilenden – zugänglich zu machen.

Unser Haushalt empfängt terrestrisches Fernsehen über DVB-T und wir besitzen auch einen VHS-Videorecorder. Letzterer ist allerdings seit längerem defekt und harrt nun in einer Schmuddelecke seiner letzten Reise. Da aber der öffentlich-rechtliche Sender des Beitrags sowohl einen Livestream als auch eine Mediathek bietet, fiel es mir nicht schwer, der Maxime “digital ist besser” zu folgen.

Plan A war folglich, die Sendung in Ruhe aus der Mediathek abzugreifen. Plan B – für den Fall, dass sie nicht in die Mediathek gestellt werden würde – war, den Livestream mitzuschneiden. Aus Erfahrung weiß ich, dass ein solches Mitschneiden sich oft hakelig gestaltet und man auf den Notbehelf zurückgreift, mit dem Smartphone vom Rechner abzufilmen (was meinem Ruf als Auskenner vermutlich geschadet hätte).

Und obwohl das Netz vor Anleitungen und Werkzeugen zum Herunterladen von Streaming-Inhalten schier überquillt, lande ich rasch bei *MediathekView*. Dieses Programm bündelt die aktuellen Inhalte der Mediatheken aller deutschen Sender und ermöglicht unkompliziertes Streamen und Abspeichern. Noch während ich damit herumprobiere, stelle ich fest, dass der

fragliche Beitrag bereits eine Stunde vor dem Ausstrahlungstermin per Mediathek verfügbar ist. Wenige Minuten später habe ich ihn in Form einer 265 MB großen MPEG-4-Datei auf meinem Laptop.

Um dem Anspruch auf Ewigkeit wenigstens ansatzweise gerecht zu werden, kopiere ich die Aufnahme auf das NAS, das auf unserem Flurschrank vor sich hin brummt und lade sie zu Dropbox hoch. Von dort kann ich sie auch auf mein iPhone herunterladen und an die technisch versierteren Interessenten verteilen. Für die anderen werden wir wohl DVDs brennen. Ich hoffe nicht, dass noch jemand VHS oder Video 8 verlangt. Falls doch, springt aber bestimmt ein Techniktagebucheintrag dabei heraus.

Die soweit reibungslos gelungene Aktion sollte aber nicht über zwei Merkwürdigkeiten hinwegtäuschen. Erstens, dass die umfassend gebührenfinanzierten Öffentlich-Rechtlichen solche selbstproduzierten Inhalte nicht allgemein und dauerhaft verfügbar machen. Das unterscheidet sie ja sehr deutlich von zahlreichen anderen Unternehmen, die genau dadurch ihre Relevanz zu beweisen suchen. Und zweitens, dass ich wohl spätestens mit dem Verteilen von Kopien meines Downloads gegen geltende Gesetze verstoßen werde.

Virtualista

23. März 2016

In der Welt der Wecker ist schon wieder alles schlechter geworden

Ich wache auf, greife zum Handy und mache irgendwas. Wenige Minuten später summt auch der Wecker, nur welcher? Das Handy habe ich ja schon in der Hand. Muss ich jetzt wirklich den Laptop aufklappen und mein Passwort eingeben, um den Wecker abschalten zu können? Es ist eine schlecht eingerichtete Welt, in der ich da lebe.

Dann werde ich wirklich wach und greife zum echten Handy. Also, mit den verschiedenen Ebenen der Realität ist das ja immer so eine Sache, aber bei diesem Handy lässt sich der Wecker jedenfalls ausschalten. Das ist immer ein gutes Zeichen.

Kathrin Passig

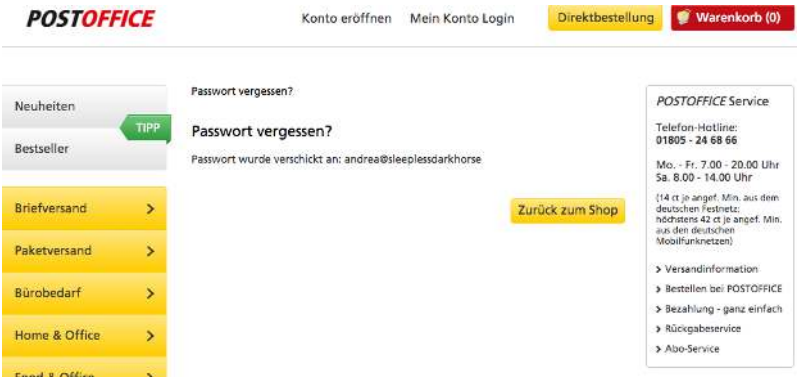
23.3.2016

Offlineshopping geht bei der Post viel schneller als Online

Ich brauche Briefmarken und versuche welche im Onlineshop der Post zu kaufen. Ich gehe nur sehr unwillig dort hin, weil ich mich erinnere, dass mich das beim letzten Mal viel Zeit und Nerven gekostet hat. An die Details kann ich mich nicht mehr erinnern, ich weiß nur noch, dass ich mich etliche Male erneut einloggen musste und das bei kleinstmöglicher Usability.

Leider kann ich mich an das Passwort nicht erinnern und da ich den letzten Versuch nicht bei mir zuhause, sondern am Rechner von I. gemacht habe, hat 1Password auch nichts gespeichert.

Also lasse ich mir ein neues Passwort schicken.



Seitdem ist über eine Stunde vergangen und ich habe immer noch keine Mail bekommen. Ich beschließe, mir die Briefmarken später offline in irgendeinem Shop zu kaufen.

sleeplessdarkhorse

23.3.2016

Dr. digital: Bitte faxen, wir scannen es dann

Für eine Routineuntersuchung bin ich in einer großen Facharztpraxis in Berlin angemeldet. Am Tag davor fällt mir ein, dass die bestimmt die Befunde früherer Untersuchungen sehen wollen – und da die Praxis sich nach außen völlig digitalisiert gibt (es sind sogar Online-Terminvereinbarungen möglich), frage ich telefonisch an, ob die die früheren Befunde vielleicht digital vorab haben wollen.

Nein, per E-Mail geht leider nicht.

Soll ich das auf einem USB-Stick mitbringen?

USB-Sticks dürfen wir aus Sicherheitsgründen nicht anschließen.

Wie möchten Sie's denn dann?

Bringen Sie einfach die Ausdrucke mit.

Zum Vorgespräch habe ich die Ausdrucke dabei – die allerdings nicht besonders gut lesbar sind, weil der Scan der Original-Papierdokumente schon nicht so gut war. Brav lege ich die Papiere zum Vorgespräch hin und bekomme die Anweisung: *Die geben Sie bitte vorne ab, zum Einscannen.*

Aber ich habe die auch digital. Wollen Sie nicht gleich die digitale Fassung, statt das noch mal einzuscannen?

Das wäre natürlich besser. Hm...

Ich hätte die ja auch gemailt, aber das sollte ich ja nicht...

Wer hat das denn gesagt?

Wir verständigen uns darauf, dass ich die Dokumente doch via E-Mail schicke. Weil ich meinen Laptop dabei habe und die durchdigitalisierte Praxis ein offenes Patienten-WLAN anbietet, erledige ich das gleich vor Ort – auch um sicherzugehen, dass die Mail ankommt.

Als die Mail mit den ganzen pdf-Anhängen durch ist, frage ich vorne an der Rezeption nach. Moment, sagt die Arzthelferin und öffnet den Webmailer von berlin.de (das Sicherheitskonzept wurde wohl nach dem Verbot der USB-Sticks abrupt beendet). Nein, die Mail sei nicht angekommen.

Hm, ob sie mich denn später kurz anrufen könnte, falls die Mail auch später nicht kommt?

Nein, lieber nicht. Können Sie uns das nicht faxen, damit wir es einscannen können?

Ich werfe der jungen Dame die schlechten Ausdrucke der Befunde mit Schwung auf ihren Tisch und gehe.

Thomas Wiegold

2016

Umgangsformen mit Email

Kurz nach der Veröffentlichung von Googlemail habe ich mir eine E-Mail-adresse im Format NACHNAME@gmail.com gesichert.

Auf diese Adresse bekomme ich regelmäßig Irrläufer. Mein Nachname scheint nicht so exotisch zu sein, wie ich dachte.

So gibt es eine Frau in Dänemark die seit Jahren diese Adresse benutzt. Ich bin neugierig und mit der Hilfe von Onlineübersetzern bekomme ich eine Idee, was sie so macht. Sie meldet uns bei der örtlichen Bibliothek an, bei einem Verteiler für Informationen über Immobilien, und Verwandte fragen mich regelmäßig, ob ich mal wieder zu Besuch kommen will. Auf solche privaten Mails antworte ich gelegentlich mit Mails auf Englisch, in denen ich sage, dass ich nicht der gewünschte Empfänger bin. Auf so was habe ich bisher nie wieder eine Antwort bekommen. Newsletter bestelle ich ab, zum Beispiel den eines Blutspendedienstes in den USA. Bei Diensten wie der Bücherei mache ich Gebrauch von der “Passwort vergessen” Funktion und trage in dem Konto eine andere, technisch falsche Emailadresse ein. So bleibt das Konto bestehen, aber niemand bekommt mehr Mails.

Am 22. März erhalte ich eine E-Mail von einem Headhunter, die nicht an mich gerichtet ist. In der Mail wird sich bei einer Frau mit meinem Nachnamen für das nette Telefonat bedankt und im Anhang finde ich eine Stellenbeschreibung. Ich schreibe der Headhunterin, dass die Stelle spannend sei, ich aber sicher nicht der Adressat bin, den sie meinte. Als Antwort bekomme ich am nächsten Morgen eine Email mit dem Inhalt: [Name der Headhunterin] would like to recall the message, “Unser Telefonat”.

Sie hat also versucht, mittels einer Funktion ihres Mailservers die Mail bei mir wieder zu löschen. Diese Funktion ist im ursprünglichen Design von Email nicht vorgesehen gewesen und funktioniert daher nur in geschlossen Systemen. Wie zum Beispiel innerhalb einer Firma. Zudem hatte ich die Mail ja schon gelesen. Meinem Empfinden nach wäre ein “Danke fürs Bescheid sagen” eine richtige Antwort gewesen. Aber hier korrelieren wohl Technikverständnis und Umgangsformen.

Eine Rückmeldung auf eine Antwortmail von mir hat mir mal ein Immobilienmakler aus Bielefeld geschickt. Er bedankte sich für meine Rückmeldung, dass ich kein Interesse an dem Haus hätte.

MD

25.3.2016

Geteiltes Netz ist besser als nichts.

Wir sind in einem uns noch unbekannten Hotel in Cala d’Or und auf unserem Zimmer kommt von drei Handys nur eines halbwegs zuverlässig ins WLAN, und das auch nur mit mittelguter Performance und Stabilität.

Auch das Nexus 7, auf dem ich für das Techiktagebuch schreiben möchte, ist immer nur für Momente online.

Nach einigem Herumprobieren, an welchem Punkt der Zugriff auf das WLAN am besten funktioniert, erlaube ich meinem Android-Handy, das Internet per Bluetooth zu teilen (Tethering). Bisher dachte ich, dass damit nur das mobile Netz über die Handynetze geteilt würde.

Tatsächlich teilt das Handy aber auch das WLAN und alle können online gehen.

Snapchat und alles andere mit Grafik funktioniert jedoch nur draußen am Pool mit erträglicher Geschwindigkeit. Aber so kommt die Elfjährige auch mal an die frische Luft.

Volker König

25.03.2016

Das Käuferpostfach befindet sich einen halben Meter unter der Ladentheke

Kürzlich twitterte jemand, dass das Techniktagebuch immer blöder wird. Und ich glaube, er hat recht. Jedenfalls was mich betrifft. Denn ich schaffe es nicht mehr, Amazon-Bestellungen zu durchschauen.

Obwohl ich dachte, mich über die Jahre durch tausendfaches Training zum versierten Amazon-Besteller gemausert zu haben, fällt es mir in letzter Zeit immer schwerer, an die für Firmenbestellungen so wichtigen Rechnungen zu kommen. Ganz früher™ lag den Bestellungen eine ausgedruckte Rechnung bei. Besteller glücklich, Buchhaltung glücklich. Dann kamen die Marketplace-Händler dazu, die alle ihr eigenes Süppchen kochten, meistens aber auch irgendeinen Wisch beilegten oder ungefragt eine pdf-Datei schickten. Andere stellten einen Download-Link zur Verfügung. Damit konnte man leben.

Inzwischen ist Amazon dazu übergegangen, gar keine Rechnung mehr beizulegen. Gut (oder auch nicht). Viele werden die auch nicht brauchen, ich aber schon. Dafür haben sie einen Abruf-Button eingefügt. Ich fände ja einen Link in der Bestellbestätigung praktisch, der direkt zu der Rechnung führt, aber nun: Wer bin ich schon, einen solchen Wunsch zu äußern?

Kürzlich stand ich einem schier unlösbaren Problem gegenüber: Ich hatte drei Sachen bestellt, eine direkt bei Amazon, die beiden anderen bei unterschiedlichen Händlern. Die Amazon-Rechnung bekomme ich über den Button “Rechnung drucken”. Zur Anforderung der Marketplace-Rechnungen

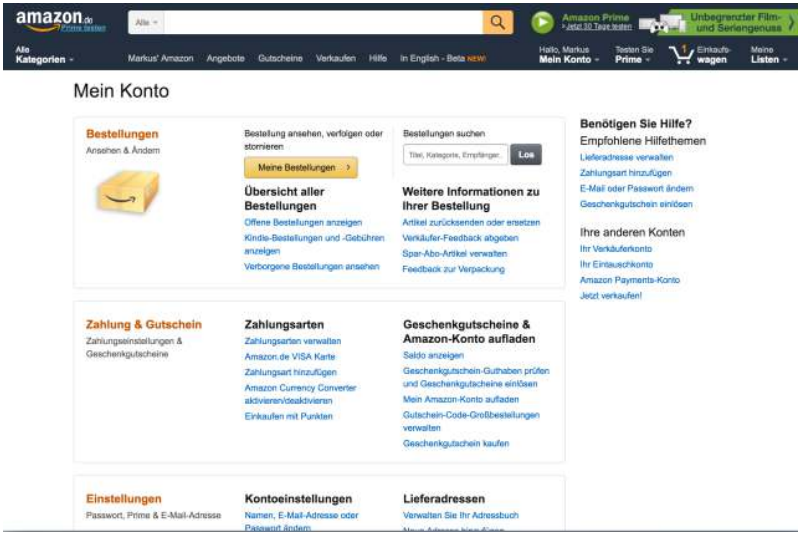
klicke ich auf “Rechnung anfordern”. Ich kann aber klicken, wie ich will: Ich erreiche stets nur den ersten Verkäufer, nicht den zweiten Marketplacer. Den muss ich auf umständlichen Wegen anderweitig kontaktieren. Ein Digital-Graus, der auch tatsächlich wertvolle Arbeitszeit verschlingt!

Vor wenigen Tagen bestelle ich wieder etwas bei einem Marketplace-Händler, und das Paket kommt auch wie üblich schnell an. Ich öffne es, finde den gut verpackten Inhalt, aber keine Rechnung, kein pdf-Anhang, kein Download: Also bemühe ich wieder den “Rechnung anfordern”-Button. Kurz darauf erhalte ich eine Mail. Im Anhang finde ich auch die angeforderte Rechnung. Im Text der Mail bleiben meine Augen plötzlich an einem Satz hängen:

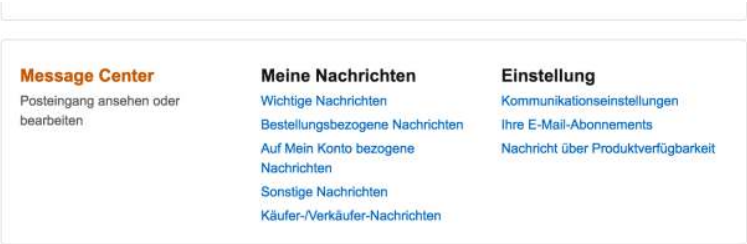
> *„Wir haben Ihnen eine elektronische Rechnung nach Zahlungseingang via Amazon an Ihr Käuferpostfach zugeschickt.“*

Bitte wohin?

Ich gehe auf die “mein Konto”-Seite und schaue mich etwas um. Wertvolle Hinweise, Kontoeinstellungen, Übersicht über die letzten Bestellung. Aber kein Postfach. Auch nicht das typische Briefumschlagsymbol. Nichts. Alles wie gehabt.



Dann bücke ich mich virtuell unter die Ladentheke, scrolle also gefühlt einen halben Meter auf meinem Bildschirm nach unten und mag meinen kleinen Äuglein kaum trauen, was ich da sehe:



Da. “Käufer-/Verkäufer-Nachrichten”. Da steckt sie drin, die Rechnung, neben vielen anderen bezahlten Rechnungen. Warum sagt einem das denn keiner?

Markus Winninghoff

25. 3. 2016

Stempel gibt es nur erinnert

Das Kind spielt “in die Bibliothek gehen”. Ich laufe freudig, um einen Stempel aus dem Arbeitszimmer zu holen und mitzuspielen. Nach zwei Schritten halte ich inne. Das Kind würde damit gar nichts anfangen können. In unserer Stadtbibliothek benutzt niemand Stempel. Die Bücher werden per Scan eines Barcodes ausgeliehen und ich erhalte eine Liste mit den Titeln und dem Rückgabedatum als ausgedruckter Bon. Wenn sie später einmal Bibliothek spielt, wird sie wohl dieselbe Geste des imaginären Herumtippens benutzen, die sie schon für “was nachgucken” und “anrufen” verwendet.

Der steigende Bilderbuchbedarf des Kindes ist übrigens der erste Grund, der mich nach etwa sieben Jahren das erste Mal wieder regelmäßig in eine Bibliothek führt, den Ausweis einer Stadtbibliothek hatte ich seit den frühen 2000ern nicht mehr. Damals kam mir das Scansystem wahnsinnig futuristisch vor.

Angela Heider-Willms

26. März 2016

Fernsehen im Krankenhaus

Ich besuche ein nahes Familienmitglied im Krankenhaus. Es ist das Osterwochenende, kein ärztliches Personal zu sehen, niemand kann sagen, wie lange der Krankenhausaufenthalt noch dauern wird. Der Verwandte befürchtet Langeweile und entschließt sich, nun doch das Fernsehangebot der Klinik in Anspruch zu nehmen. Dafür bittet er mich um Hilfe.

Aus dem Beistellschränkchen am Krankenbett ragt ein Arm, an dem ein Tablet-großer Bildschirm sowie ein Smartphone-förmiger Telefonhörer befestigt sind. Um beides gegen Gebühren zu nutzen, muss eine Bezahlkarte besorgt und mit Geld aufgeladen werden, diese Karte in einen Schlitz am Bildschirm gesteckt.

Im Empfangsbereich des Krankenhauses suche ich eine Weile nach einer Verkaufsstelle, an der ich das für den Verwandten erledigen kann: Es ist die zentrale Information. Gegen ein Pfand von vier Euro (das vom aufzuladenden Guthaben abgezogen wird) und eine Unterschrift bekomme ich eine Plastikkarte. Zum Aufladen schickt man mich zur Station 5, dort stehe ein Aufladeautomat. Am Automat stelle ich fest, dass dieser nur Geldscheine bis 20 Euro akzeptiert, ich gehe in die Cafeteria der Klinik zum Wechseln. Mit dem Aufladen der Karte ist es aber nicht getan, Ton zum Bild gibt es nur über Kopfhörer. Der Automat, an dem man sie kaufen kann, steht vor Station 7 und akzeptiert den Preis von 1,50 Euro nur abgezählt in nicht zu kleinen Münzen. Ich bringe dem Verwandten erst mal die Karte und hole Münzen. Diese lasse ich mir wiederum in der Cafeteria in die passende Stückelung wechseln.

Nun ist der Verwandte versorgt: Der Fernsehbildschirm erweist sich als Touchscreen, zwischen den Grundfunktionen wechselt man auf einer Leiste unter dem Bildschirm. Er kann sogar Internet, allerdings ist selbst Youtube

gesperrt. Auch das Telefon wird über diesen Bildschirm bedient, der Hörer hat zwar die Form eines Smartphones, kann aber nur lautsprechen und aufnehmen.

die Kaltmamsell

26. März 2016

Mit dem Fahrrad im Zug ins Silicon Valley

Ich will eine Radtour durchs Silicon Valley machen und fahre von San Francisco aus mit dem Zug dorthin. Der Bahnhof von San Francisco ist ein Kopfbahnhof. Das ist angesichts der geografischen Lage einigermaßen logisch, denn San Francisco liegt wie das oberste Glied eines Fingers am Ende einer Halbinsel zwischen dem Pazifik und der San Francisco Bay. Die einzige Bahnlinie geht daher nach Süden, bis nach San Jose, das am Südende der Bay liegt. Betreiber ist nicht die landesweit operierende Amtrak, sondern der regionale Caltrain.

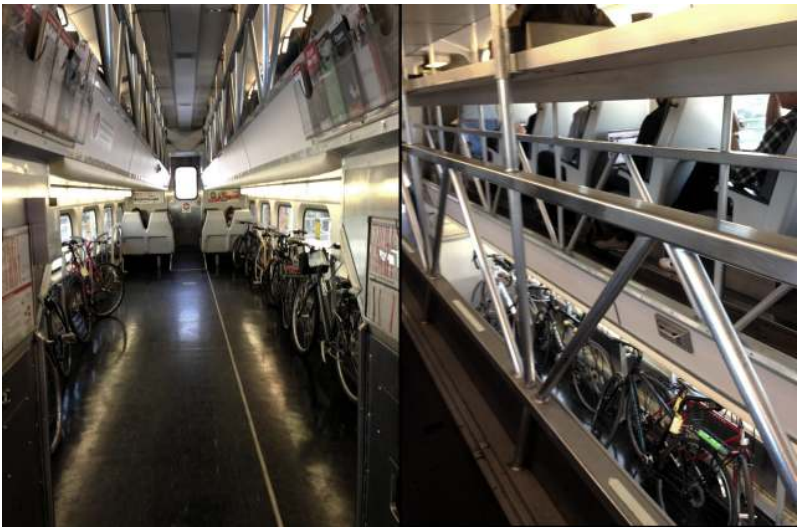
Man ahnt, dass der Bahnhof früher mal wichtig war, denn er verfügt über ein Dutzend Gleise und entsprechend viele Bahnsteige und zu meiner Überraschung stehen auch an fast allen Züge. Es sind riesige silberne Ungetüme, doppelstöckig und höher als die Züge in Europa. Auf den zweiten Blick sehe ich, dass jedem Bahnsteig eine Uhrzeit beigeordnet ist: 2:07 PM, 3:37 PM, 11:07 AM (mein Zug) und so weiter. Statt auf einem Bahnsteig die Züge ein- und auspendeln zu lassen, werden alle genutzt und alle Züge stehen schon bereit.

Der Kauf eines Tickets für eine Einzelstrecke am Automaten ist so unheimlich einfach, das ich schon gar nicht mehr genau weiß, wie sie geht. Die einzige Schwierigkeit: Man muss wissen, in welcher Zone das Fahrtziel liegt. In meinem Fall weiß ich, dass Menlo Park, von wo aus es mit dem Fahrrad am schnellsten zu Facebook geht, gerade schon in Zone 3 liegt. Ein Fahrradticket muss ich nicht extra kaufen, die Mitnahme ist kostenlos. Das alles dauert etwa eine Minute.

Die Leute warten in der Vorhalle, die auch wirklich noch Sitze bietet, denn die Türen zu den Bahnsteigen sind abgeschlossen. Als ich zehn Minuten vor Abfahrt zurückkomme, ist unser Bahnsteig offen. Das Ticket zeige ich direkt am Eingang, es wird mittels Barcode-Leser gescannt. Fahrradwaggons sind „The Northernmost Car“ und „The Second Car from Locomotive“, erklärt das dreiminütige Instruction-Video für Fahrradfahrer, das ich mir extra am Tag vorher angeschaut hatte, weil ich Sorgen hatte, dass es sehr voll ist und ich wenig Zeit habe. Bei nach Norden fahrenden Zügen müsste also die Lokomotive Räder aufnehmen oder es gibt nur einen Fahrradwaggon oder die Lokomotive ist hinten und schiebt den Zug. Hm.

Was ich, trotz Hinweis im Erklärvideo, nicht habe, ist ein „Bike Tag“, also ein Schildchen, wo draufsteht, wo ich hinfahre. Ein sehr praktisches Prinzip.Beim Warten sagte mir jemand, dass es die im Zug gibt und im Zug hat der Schaffner dann keins. Ich nutze das Bike Tag eines Mitfahrers und stelle mein Fahrrad vor ein Rad mit der gleichen Aussteigestation (Menlo Park). Es ist übrigens gar nicht besonders voll, aber ich fahre auch am späten Vormittag.

Besonders beeindruckend ist das Innere des Fahrradwaggons. Er ist auch zweistöckig, aber in der Mitte fast bis zur „Decke“ geöffnet, die Passagiere sitzen oben wie in einer Galerie und können so ihre Räder im Blick behalten. Als der Schaffner vorbeikommt, geht er nicht hoch, sondern lässt sich die Tickets runterreichen.



Auf der Rückfahrt von Mountain View gibt es keine Bahnsteigkontrollen, es gibt auch nur einen Bahnsteig dort. Hier nun sieht der Fahrradwagen eher so aus wie in Deutschland. Leider achte ich nicht darauf, wo in diesem nach Norden fahrenden Zug die anderen Fahrradabteile bzw. die Lokomotive sind.

Michael Brake

27.03.2016

Wie die Apps auf den iPad-Oldtimer kommen

Ich leihe mir von meinem Freund ein iPad, um herauszufinden, ob ich es für zukünftige Bandauftritte als digitales Text- und Notenbuch verwenden kann. Das sieht zwar höchst unprofessionell aus mit so einem Textbuch, aber ich hatte immer schon Schwierigkeiten mit dem Auswendiglernen. Ich benötige das iPad für ein paar Proben und einen ersten Auftritt.

Es ist nicht so einfach, ein iPad auszuleihen, weil es viele Leute nicht mal eben für ein paar Wochen oder so entbehren können oder wollen. Schließlich ist so etwas ja heutzutage ziemlich personalisiert. Im Grunde ist ein Tablet beinahe ein weiterer Mitbewohner im Haushalt, bei dem Wissen, dass es von seinen ~~Mitbewohnern~~ Benutzern hat. Aber ich bekomme eins und zwar einen echten Oldtimer, nämlich ein iPad 1, das vor kurzem durch ein neueres Modell ersetzt wurde und eigentlich nur noch für Spotify und solcherlei herhalten soll, was es aber nicht tut, denn:

Mein Freund gibt mir seine Säuernis mit auf den Weg, weil er es unmöglich findet, dass man das doch eigentlich gar nicht so alte Ding quasi nicht mehr benutzen kann. Viel zu viele Apps lassen sich einfach nicht mehr zum Laufen bringen. Hat man im Appstore seine Wunsch-App gefunden, bekommt man viel zu häufig diese Meldung zu sehen:

Problem: Auf dem Oldtimer-iPad läuft nur iOS 5. Und eine neuere Version lässt sich nicht installieren. Nach einigem Gugeln finde ich einen Workaround, der auch tatsächlich funktioniert. Man muss auf einem iMac oder Macbook iTunes öffnen (iTunes unter Windows wird wohl auch gehen, das habe ich aber nicht probiert), dort in den Appstore gehen und die gewünschte App laden. Die ist dann erst mal auf dem jeweiligen Rechner.

Dann nimmt man den Oldtimer zur Hand und öffnet dort den Appstore. Wichtig ist, dass man mit dem gleichen Apple-Account wie auf dem Macbook/iMac angemeldet ist. Nun sucht man wiederum die gewünschte App und installiert sie. Zwar bekommt man auch wieder eine Fehlermeldung vorgesetzt, aber man hat jetzt die Alternative, die letzte funktionierende Version zu laden.

Voilà, nun laufen die alten Apps auf dem Oldtimer-iPad.

Markus Winninghoff

27. März 2016

Die BBC weiß, dass ich mich in England befinde, für Google Play bleibe ich für immer in Deutschland

Es ist Sonntag Nachmittag und ich liege vollkommen k.o. in einem Londoner Hotelbett. Da das WLAN ausgezeichnet ist, habe ich die Idee, ich könnte Serien angucken. Hocherfreut sehe ich, dass bei der BBC abends das Finale des „Night Manager“ gezeigt wird. Ich lade die auf der Website verlinkte App

herunter, mache einen Probelauf und kann problemlos BBC ansehen. Doch momentan läuft dort nichts Interessantes. Ich scrolle weiter und stoße auf Channel 4, der eine „Big Bang Theory“-Folge nach der anderen zeigt. Auf der Website des Senders werde ich aufgefordert, ebenfalls eine App herunterzuladen und werde zu Google Play weitergeleitet. Da heißt es allerdings wegen meines deutschen Accounts, „Dieser Artikel ist in deinem Land nicht verfügbar“. Weil ich keine Möglichkeit finde, Google Play zu sagen, dass ich in England sehr wohl darauf Zugriff haben sollte, muss ich auf „Big Bang Theory“ verzichten. Das ist aber nicht ganz so schlimm, weil Norwegian Airlines schon eine Folge beim Hinflug gezeigt hat.

Tanja Braun

27. März 2016

Nach Hause telefonieren

Es ist der Geburtstag meines Vaters, aber ich Rabentochter bin in London und nicht bei ihm in Bayern. Daher möchte ich ihn zumindest anrufen und denke, es wäre lustig, eine der vielen roten Telefonzellen auszuprobieren, die es dort immer noch gibt. Also sammele ich fleißig Münzen, die ich in ein solches Münztelefon einwerfe. Dem langgezogenen Tuten nach zu urteilen, funktioniert der Apparat; allerdings verändert sich der Ton auch nach dem Wählen der deutschen Nummer nicht, was mir ein nicht so gutes Zeichen zu sein scheint. Da nichts passiert, möchte ich die circa 1 Pfund 50, die ich hineingeworfen hatte, wieder zurückhaben. Leider kommt das Geld nach mehrfachem Auflegen und allem drücken, was das Telefon an Tasten bietet, nicht mehr heraus. Was, wenn das gar kein Telefon, sondern ein Bargeldfressgerät ist? Vielleicht müssen die Engländer nicht zu ihrer Bundesbank gehen, um ihr Kleingeld loszuwerden, sondern haben die heutzutage relativ nutzlosen Telefone kurzerhand umfunktioniert?

Um 1 Pfund 50 ärmer gehe ich schließlich ins Hotel zurück, lade dank des hervorragenden Hotel-Wlans die Skype-App auf mein Handy, die ich einige Zeit zuvor deinstalliert hatte, weil ich das Programm ungefähr 2009 das letzte Mal benutzte. Mit der Passwort-Vergessen-Funktion reaktiviere ich meinen Account und bekomme die Nachricht, dass ich noch über ein paar Dollar Guthaben verfüge. Wie überaus praktisch! Nach Vergabe eines neuen Passworts kann ich mich einloggen und problemlos meinen Vater anrufen, um ihm alles Gute zu wünschen.

Tanja Braun

27.3.2016

Die Uhren gehen wieder richtig

Osterwochenende, es wird wieder auf Sommerzeit umgestellt. Als uhrenloser Haushalt eigentlich kein Problem mehr, denn im Prinzip stellen sich mittlerweile alle Uhren in irgendwelchen Geräten von alleine um.

Und nach sechsmonatiger Wartezeit stimmen jetzt auch die Zeitanzeigen der Mikrowelle und des Navigationsgeräts im Auto wieder. Jedenfalls für die nächsten sechs Monate.

Anne Schüßler

März 2016

Computer! Earl Grey, heiss!

Natürlich benutze ich als technikfreudiger Mensch Google Now bzw. Ok Google auf dem Handy.

Ich habe mein Handy so konfiguriert, dass ich wirklich nur *OK Google* sagen muss, damit es anfängt, die Geräusche der Umgebung für mich wahrnehmbar zu deuten (ich will gar nicht so genau wissen, was es nebenbei so erlauscht und damit anstellt, denn es muss ja *OK Google* erkennen und dafür das Mikrofon anhaben, nä? Das ist aber ein Aluhutproblem und nicht meins.)

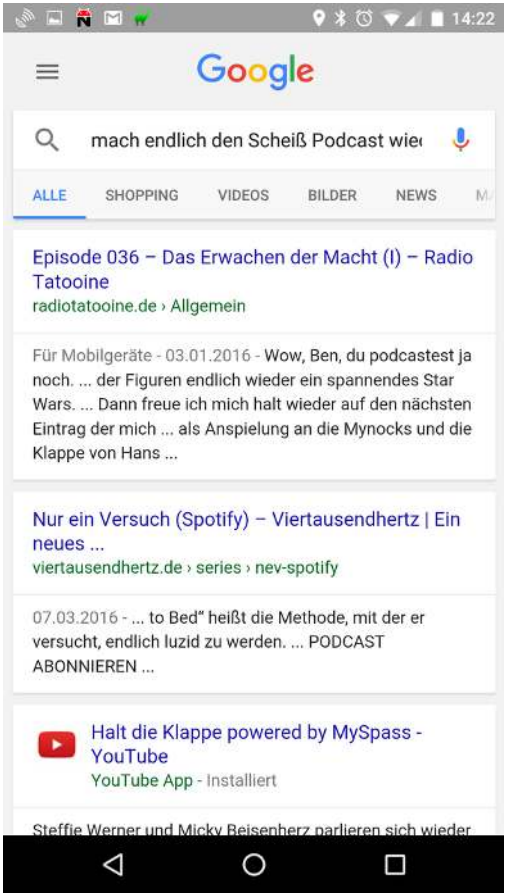
Ich benutze diese Funktion eher nicht, wenn andere Menschen dabei sind, weil es mir doch immer noch zu albern vorkommt, nicht mit einem Menschen, sondern mit einem Gerät zu kommunizieren, aber z. B. im Auto ist es praktisch, weil man die Hände am Jogurt und auf der Hupe lassen und gleichzeitig jemand beschimpfen kann, der relativ gleichmütig und korrekt antwortet.

Ich verstehe nicht, warum Google nicht endlich mal GoogleMaps aufbohrt, um auch Sprachbefehle wie '*OK MAPS, halt einfach mal 20 Minuten die Klappe*' '*OK MAPS, benutze die Ausweichroute*' zu akzeptieren.

Allerdings möchte das Telefon entsperrt werden, falls man das *OK Google* in das gesperrte Telefon blökt. Im Auto hab ich das durch einen RFID-Aufkleber in der Halterung gelöst. Wenn das Handy diesen spürt, entsperrt es sich (oder es sperrt sich nicht, hab das Auto gerade nicht zur Hand, aber es ist praktisch).

Doof ist, dass ich im Auto sehr gerne Podcasts höre. Mindestens zwei von mir gern gehörte Podcaster (Markus Richter und Tim Pritlove) haben die Eigenart, gern mal ein OookaaaaAAAAAYYYY einzustreuen, was mein Telefon sofort dazu bringt, den Podcast abzudrehen und mir auf die Nerven zu gehen.

Die dann folgenden, ziemlich dadaistischen Dialoge geb ich hier mal nicht wieder; festzuhalten bleibt aber, dass '*mach endlich den Scheisspodcast wieder an und halt die Klappe*' zwar verstanden, aber nicht vernünftig umgesetzt wird.



Leider wirft Google Now einfach mit URLs, wenn es nicht kapiert, was man will, oder es brabbelt was von 'nicht verstanden'. Vielleicht sollte ich mal probieren, den Hersteller der Podcast-Abspielsoftware auf dieses delikate Problem hinzuweisen.

Dem Vorschlag aus dem ständigen TT-Redaktionschat, doch mal mit einer auf Amazon Echo basierenden, freien Version von Alexa herumzuprobieren, stehe ich da aus praktischen Gründen eher skeptisch gegenüber, ich bin meistens nicht alleine in der Wohnung, und um Computer zu beschimpfen, reicht mir eigentlich mein Handy aus.

Computer (der in NCC-1701-D verbaute – warum hat der eigentlich keinen Eigennamen?) ist da schlauer, der meldet sich nur, wenn mit ihm, aber nicht über ihn (oder sie) geredet wird – ebenfalls ein wichtiger Einwand aus dem TT-Redaktionschat.

Da haben Siri und Google Now noch einen weiten Weg vor sich – und ich wünsche mir ein CRE oder ein Chaosradio zum Thema Siri / OK Google, das ich dann mit OK Google zusammen höre :-D

Alexander Stielau

27.3.2016, aber schon seit 2011

Am Anfang war das Tablet

Pfarrer C. liest seine Texte und die Osterpredigt in der Kirche vom iPad ab. Das Gerät benutzt er schon länger, so braucht er keine dicken Wälzer mehr zu schleppen. Immerhin muss C. in mehreren Kirchen Messen halten, seit das Erzbistum die Pfarrgemeinden zu einem großen Bezirk zusammengefasst hat.

Und er kann schnell reagieren: so bedauert er, den persönlichen Ostergruß ausfallen lassen zu müssen. Er hat (vermutlich über iMessage) erfahren, dass sein Kollege für die Messe später in der anderen Kirche sich den Finger gebrochen hat und ausfällt, er also einspringen muss.

Thomas Jungbluth

März 2016

Schlüsseltechnologie

Zum neuen Auto gehört einer dieser Fernbedienungsschlüssel, bei denen sich der mechanische Schlüsselbart per Knopfdruck ausklappen lässt.

Ein Türschloss, in welches man diesen Schlüssel stecken könnte, sucht man in der Fahrer- oder Beifahrertür allerdings vergeblich.

Klar, dafür gibt es ja die Fernbedienung. Da im Schlüssel ein RFID-Chip verbaut ist, lässt sich die Tür aber auch ohne Knopfdruck öffnen, wenn sich der Schlüssel in unmittelbarer Nähe befindet. Allerdings: Auch ein Zündschloss sucht man vergeblich.

Lediglich eine schwarze Plastikabdeckung befindet sich an der rechten Seite der Lenksäule, wo man ein Zündschloss normalerweise suchen würde. Zwei deutliche Kratzer auf dieser Abdeckung zeugen davon, dass hier schon jemand energisch den Zündschlüssel ins nicht vorhandene Schloss hineinstecken wollte. Starten und ausschalten lässt sich das Auto mit einem einfachen Druckknopf.

Aber der Kofferraum vielleicht? Nein auch hier weit und breit kein Schloss. Dort, wo man es vermuten würde, befindet sich lediglich die Abdeckung der Linse der Rückfahrkamera.

Wozu mag jetzt also der mechanische Schlüsselbart am ansonsten elektronischen Schlüssel des neuen Autos taugen? Schließlich findet sich die Lösung:

Das Handschuhfach kann man damit abschließen! Hat schon jemals jemand ein Handschuhfach abgeschlossen, jemand außer Cabriofahrern? Ich jedenfalls nicht.

Das Zeitalter mechanischer Schlösser scheint doch allmählich zu Ende zu gehen.

Jan Minnesänger

29. März 2016

Wifi in der Zeitmaschine

Dieser Beitrag entsteht in einem Flugzeug direkt über dem Atlantik, auf dem Weg von Philadelphia nach London. Das gab es zwar schon, aber es wirkt relativ fantastisch. Das drahtlose Internet, das Delta anbietet, kostet zwanzig Dollar pro Flug, aber nachdem ich kurz überschlagen hatte, wieviel ich noch vor wenigen Jahren für ein paar Minuten dreckiges Internet in Flughäfen, also auf dem Boden wohlgemerkt, ausgegeben habe, kann man sich über diese zwanzig Dollar wohl kaum beklagen, vor allem, wenn man es als Experiment betrachtet. Im Moment flutscht es reibungsfrei, schneller als am Boden, und parallel kann ich Filme auf dem anderen Bildschirm in der Rückenlehne sehen, warme Tücher über mein Gesicht legen und Techniktagebucheinträge schreiben. Eine internationale Steckdose am Sitz habe ich übrigens auch.

Aleks Scholz

Seit mindestens 2011

Der Gemüseautomat von Montolieu

Montolieu ist ein kleiner Ort im südfranzösischen Departement Aude. Obwohl der Ort nur ca. 850 Einwohner und einen kleinen Lebensmittelladen hat, hält sich schon seit ein paar Jahren der Gemüseautomat am Ortseingang.

Die Fächer werden offenbar täglich bestückt, jedenfalls sieht immer alles frisch aus. Es gibt Fächer, die nur Kartoffeln enthalten, aber in den meisten sind ganze Sets, je nach Jahreszeit.

Im Sommer gibt es eher einen Ratatouille-Schwerpunkt, jetzt im Frühling überwiegen Wurzeln, Kohl und Kürbis, oft ist ein Salat dabei. Nur Barzahlung, Automat wechselt. Wer ein Fach leerkaufen will, wirft zuerst das Geld ein, wählt dann auf der Tastatur die Nummer des Fachs, das sich dann öffnet.

Ich erinnere mich, dass es in den 70er Jahren in Bonn Lebensmittelautomaten gab. Manchmal hielten meine Eltern dort an und zogen einen Liter Milch oder ein Paket Schwarzbrot. In der Straße, in der ich heute wohne, gab es bis vor etwa drei Jahren noch einen Blumenstraußautomaten neben dem Blumenladen. Nachts und an Feiertagen konnte man da eingeschweißte Sträuße ziehen.

Angela Leinen

März 2016

Entschleunigung mein Arsch: Meine erste Filmentwicklung

Ich habe heute meinen ersten Film entwickelt. Dabei bin wirklich kein Entschleunigungsfanatiker, im Gegenteil. Eigentlich suchte ich ein altes Makro zur Nutzung an der Digitalkamera, dann ersteigerte ich eines, an dem noch eine Spiegelreflexkamera (Olympus Om-2n) dranhing. Filme hatte ich noch. Entwickeln, las ich im Netz, könne jeder Depp. Also auch noch ein Starterset Schwarz-Weiß-Entwicklung bestellt.

Das Fotografieren kommt mir mit der analogen Spiegelreflexkamera sogar schneller vor: Man muss die Kamera nicht einschalten, keine Akkus laden, einfach durch den wunderbaren Sucher gucken, am Objektiv drehen (Blende, Scharfstellen), auslösen, spannen, nächstes Bild. Jahrelang so gemacht. Nicht erst angucken, was man fotografiert hat, dann noch eins weiter rechts, zur Sicherheit, kostet ja nix, nochmal links, Zoom, rein, raus, noch eins, gucken… Das französische Dorf, in dem ich gerade Urlaub mache, sieht sowieso immer noch aus wie lange vor der Digitalfotografie.

Und Entschleunigung mein Arsch: Es hat heute nach der Pyrenäenwanderung ungefähr genauso lang gedauert, den Film zu entwickeln, wie die Bilder aus der Digitalkamera aufs Macbook zu bekommen. Das weigerte sich nämlich zunächst, die SD-Karte zu erkennen, Umwege über WLAN (klappt überhaupt nur mit Tablet, nicht mit Macbook, warum auch immer) waren steinig und schwer. (Am Ende half, wie meistens, Neustart aller Systeme).

Dem Starterset für die Filmentwicklung ist ein belichteter Film beigelegt, mit dem man das Einfädeln in die Spule üben kann. Das muss man später nämlich im Finstern machen. Ich finde im Haus eine lichtlose Rumpelkammer. Die Spule wird in eine Dose gesetzt, darauf ein Trichter, der kein Licht

aber Flüssigkeiten durchlässt. Wenn Spule, Trichter und Becher zusammengebaut sind, kann man das Licht wieder anmachen und im Hellen weiterarbeiten.

Zum Entwickeln braucht man Entwickler, den man mit 20 Grad warmem Wasser anrührt (also braucht man auch Messbecher und Thermometer), außerdem Fixierer, auch zum Anrühren (weitere Behälter). Mengenverhältnisse, Warte- und Kipprhythmen und Zeiten habe ich aus dem Internet abgeschrieben, als ich dann da stehe und schütte und kippe merke ich aber, was ich nicht aufgeschrieben habe, nämlich was man zwischen Entwickeln und Fixieren macht, spülen wohl, ja, spülen, aber wie oft und wie lange? Am Ende aber erstaunliches Ergebnis: Es ist wirklich was drauf!

Womöglich mache ich das nur deswegen: Weil ich früher auch immer so freudig überrascht war, wenn ich die Bilder in der Drogerie abholte und wirklich was drauf war. Das ja nicht immer so. Zum Beispiel damals 1990 am Anfang der USA-Reise, als ich 36 schöne Fotos vom Pazifik und von den Orcas im Sea World San Diego und dann am Abend im Joshua Tree National Park gemacht habe. Fast wie heutzutage, nämlich GANZ OHNE FILM!

Jetzt habe ich einen entwickelten Film, aber alle Leute sind schwarz im Gesicht und haben weiße Haare und ich kann sie nirgendwo hochladen.

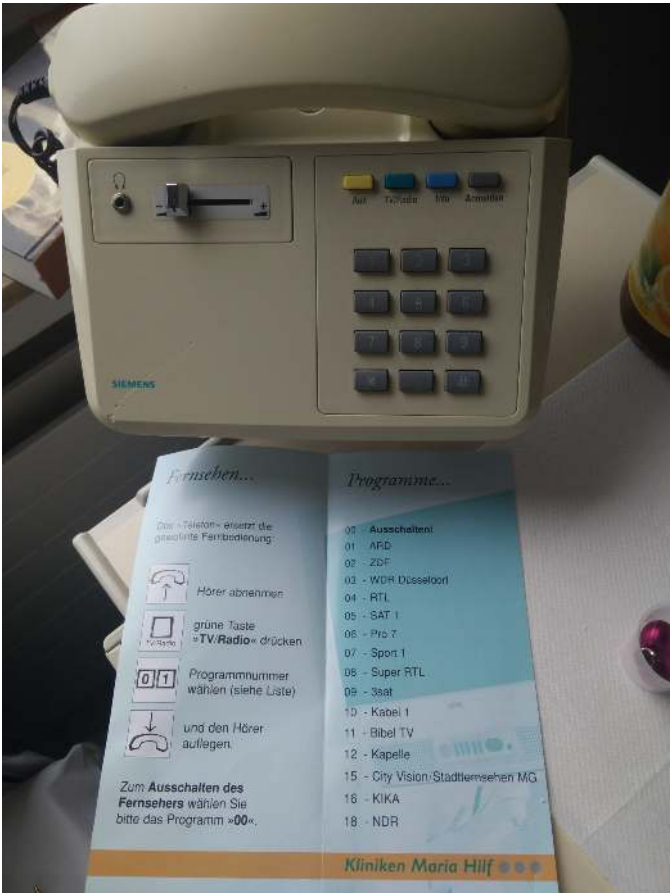
Angela Leinen

Ende März 2016

Noch mehr Fernsehen im Krankenhaus

Eine Verkettung von Ereignissen verschlägt mich Ende März 2016 in die HNO-Abteilung eines Krankenhauses. Dieses Krankenhaus ist mittelfristig dem Abriss geweiht, weil die Abteilungen in den kommenden Jahren in einen Neubau am Stadtrand umziehen werden und die Stadtplaner erpicht auf das Filetgrundstück mitten in der Stadt sind.

Die Fernsehanlage wird über ein Telefonsystem aus dem Hause Siemens gesteuert. Die Nutzung des Fernsehens ist komplett kostenlos, aber die Telefonapparate besitzen einen Schlitz, in den man eine spezielle Telefonkarte schieben kann. Mit diesem Teil des Systems habe ich mich nicht weiter beschäftigt, weil ich ja eh mein Smartphone dabei habe. So wie gefühlte 99% der anderen Patienten auch. Die Smartphones und klassischen Mobiltelefone werden munter genutzt, obwohl allenthalben Schilder hängen, die die Nutzung untersagen. Aber weder Ärzte noch Pflegepersonal mahnen das an.



Über den Zimmertüren hängen Röhrenfernseher. In Mehrbettzimmern hängt jeweils ein Gerät, aber an jedem Bettplatz gibt es einen Telefonapparat.

Um den Fernseher anzusteuern, muss man den Hörer von der Gabel nehmen, die petrolfarbene TV-Taste drücken und dann einen zweistelligen Code für jedes Programm. Dann muss man den Hörer wieder auflegen und die Auswahl wird an das Gerät geschickt. Es dauert einen Moment, bis das Gerät reagiert. Beim Einschalten sogar so lang, dass man meint, es sei nicht gelungen.

In das Telefon kann man an der Oberseite einen normalen Kopfhörer einstecken – ein normaler Klinkenanschluss. Entweder man nutzt einen mitgebrachten Kopfhörer oder man kann für wenige Euro einen beim Pflegepersonal erwerben.

Unter anderem weil mir die Ohren schmerzen (schließlich befinde ich mich nicht ohne Grund in der HNO-Abteilung), verzichte ich auf die Ohrhörer und nutze meine Mini-Boombox als Lautsprecher. Das geht auch, weil ich allein im Zimmer liege.

Die Lautstärke wird über einen Schieberegler an der Oberseite des Telefons geregelt.

Was leider nicht geregelt werden kann, ist die Farbigkeit des Röhrengeräts. Es hat einen schrecklichen Rotstich. Die Geräte sind nicht wirklich klein, aber man merkt deutlich, dass in den vergangenen Jahren die Fernseher größer geworden sind: Die Sendeanstalten packen immer mehr Informationen auf den Bildschirm. Daheim auf einem Flachbildgerät mit ordentlich Bilddiagonale kann man noch alles lesen. Im Krankenhaus ist das Gerät recht weit weg und somit sind die Fragen in den Quiz-Shows nur schwer zu entziffern.

Es handelt sich um ein konfessionell gebundenes Krankenhaus. Wohl auch deshalb wird einer der TV-Kanäle, die zur Auswahl stehen, mit Bildern aus der Krankenhauskapelle gespeist. So kann man vom Bett aus den Gottesdienst verfolgen.

Ein paar Tage zuvor hat Frau Kaltmamsell das gleiche Thema niedergeschrieben.

die christine

30. März 2016

Mit Facebook einen Knödelautomaten googeln

In der TT-Redaktion wird über Automaten diskutiert.

> Lena: in Linz gibt es angeblich einen Knödelautomaten. Der sagenumwobene Automat ist in der VOEST, ein Stahlwerk, und es gibt salzige Knödel (gefüllt mit Wurst, Fleisch oder Grammeln) und süße (gefüllt mit Marillen, Zwetschgen oder Erdbeeren). Die Knödel sind gefroren.
>
> Anne: Oh mein Gott!
>
> Thomas: Grammeln?
>
> Anne: Knödelautomat! In Österreich ist doch alles besser.
>
> Lena: Ich hab von 2009 bis 2013 in Linz gewohnt und wir haben ihn nie besucht. Ich bereue noch immer! Aber es gibt ihn wirklich: www.facebook.com/search/top/?q=kn%C3%B6delautomat

Es folgt eine Diskussion um Füllung und Zubereitungsmöglichkeiten.

> Thomas: Lena, dein Knödelautomat-Link führt ins Leere? „Für deinen Suchbegriff wurden keine Ergebnisse gefunden. Überprüfe deine Rechtschreibung oder gib einen anderen Begriff ein.“
>
> Lena: Hm, komisch, bei mir hats funktioniert. Eventuell musst du als Deutscher einfach Kloßautomat eingeben ;-P Ich hab nur Knödelautomat in die Suche eingetippt, was anderes hab ich nicht gemacht

Thomas: Hast du vielleicht ne österreichische Suche?
André: Knödelautomat geht auch in Mexiko hervorragend.

Maik: Bei mir (Österreich) geht's auch nicht. Ich glaube das jetzt mal vorsorglich wieder nicht mit dem Knödelautomat!

Lena: Hier ist ein Bild vom Knödelautomaten aus den Suchergebnissen: [Nicht mehr funktionierenden Link entfernt, Februar 2017]

Ich wundere mich, warum Thomas auf Facebook kein Suchergebnis sieht und bleibe hartnäckig.

Lena: Thomas, hast du bei den Suchergebnissen auf Top (Links oben) geklickt? Ich versteh nicht, warum das bei dir nicht geht.

Thomas: Lena, egal was ich mache: „Für deinen Suchbegriff wurden keine Ergebnisse gefunden."

Ira: About 321 results für Knödelautomat

Lena: Mach mal nen Screenshot, Thomas, ich würde echt gern wissen, warum dein Facebook so anders ist als meins. Nimmst du die App oder die Webseite? Nimmst du das Suchfenster ganz oben in der blauen Leiste? Oder gibt's noch woanders eins? Soll ich aufhören zu Troubleshooten?
André: Facebook? Du hast das auf Facebook gesucht, Lena? Wir erleben den generationsmäßigen Rubikon. Live!

Ira: das erklärt das.

Große Fassungslosigkeit über meinen Ansatz der Informationssuche.

Thomas: Ich hab einfach nur deinen Link geklickt, Lena… der zweite Link direkt zum Bild ging dann übrigens.
André: Wir haben ja früher mit Google gesucht, damals. Für die Jüngeren hier.

Thomas: So, meine ergebnislose Suche im Bild

> Ira: das war so ein interface wo man stichwörter reingegeben hat und dann kamen returns, die dazu passten
>
> Kathrin: mit Facebook googeln!

Dann wird es sentimental.

> Thomas: Wir haben früher™ mit Altavista gesucht! Bis 1999 eine Kollegin kam und meinte, da gebe es so ne neue Suchmaschine, die sollte man mal ausprobieren. Gugel oder so.
>
> Ira: (auf facebook allerdings erhalte ich auch eine menge returns)
>
> Kathrin: whats next, Facebooken mit Snapchat?
>
> Ira: wir lagen vor altavista und hatten die pest an bord. gegophert. wenn wir schon von früher sprechen wollen.

Schließlich kommt die Erklärung für die fehlenden Suchergebnisse von Thomas

> André: Es ist glaube ich auch allgemein bekannt, dass die Facebook-Suche nur funktioniert, wenn man die Facebook-Oberfläche auf Englisch einstellt. Bei mir kommen auch jede Menge Knödelautomaten.

> Thomas: André, nein, das ist nicht „auch allgemein bekannt“.
>
> Undine: ich weiß das, weil DU es gesagt hast, andré! täglich dankbar.
>
> Markus: Es ist ja auch kaum zu glauben.
> André: Allgemein außer Thomas W. okay.
>
> Thomas: Also soll ich jetzt Facebook auf Englisch umstellen, um damit googeln zu können?

und schließlich meine Rechtfertigung, warum ich denn überhaupt auf Facebook googeln wollte.

> Lena: Ich hab nur auf Facebook gesucht, weil ich mich dunkel daran erinnert habe, dass ein FB Freund von mir mal was von dem Automaten gepostet hat. Ich war mir aber so unsicher, dass ich nicht nur sein Profil durchsuchen wollte. Und dann war ich so erfreut über die vielen Knödelautomatenfotos, dass ich dieses freudige Erlebnis gleich mit allen via Link sharen wollte. Lena: Normalerweise google ich nicht mit Facebook. SO jung bin ich auch wieder nicht. Pfff. Ich kannte noch Nothernlights und Altavista!

Nachtrag

> Kathrin*:* wichtig bei der Facebooksuche, bitte noch nachtragen, es muss US-Englisch sein. Mit UK-Englisch geht es nicht (jedenfalls nicht die Suche in der eigenen Timeline).

Ich habe das sofort ausprobiert und es stimmt: Wenn die Facebook-Sprache auf UK-Englisch eingestellt ist, findet die Suche keine Ergebnisse.

verenka

Ende März 2016

Filmentwicklung, zweiter Versuch

Die zweite Filmentwicklung meines Lebens, wenige Tage nach der ersten, ist ziemlich gut gelungen, einfach, weil ich dieses Mal weniger blöde Fehler gemacht habe (Fehler, die mit ungeschicktem Rückspulen und vorzeitigem Öffnen der Kamera zu tun hatten). Außerdem habe ich die Chemie-Angelegenheit nach weiterer Rangefinderforum-Lektüre umgestellt auf die Rodinal-1:100-eine-Stunde-stehenlassen-Methode, weil gutmütiger und mit weniger Stoppuhranstarren verbunden. Beim ersten Mal hatte ich den Behälter wohl auch zu viel geschüttelt, alle 60 Sekunden bei neun Minuten Entwicklungszeit. Der Film war ziemlich grau und die Bilder sehr körnig, wie Kopfsteinpflaster. Dieses Mal hängt nach etwa 70 Minuten, davon 60 untätig, ein fast perfekt entwickelter Schwarz-Weiß-Negativfilm zum Trocknen in der Dusche.

Zum Umherzeigen sollen die Bilder aber doch wieder ins Internet. Hier im Ferienhaus steht nur ein mangelhaftes Digitalisierungs-Setting zur Verfügung: Die Negative lege ich aufs Tablet, wähle die App “Dia-Lightboard” (einfach eine weiße Fläche) aus, dann beuge ich mich mit der Digitalkamera darüber und fotografiere die Negative ab. Ich verwende dabei – mit Adapter – das Makroobjektiv, das bei der Analogen Kamera (Olympus OM-2n) dabei war.

Mängel: 1. man sieht die Pixel des Tablets (Waffelmuster), 2. zu wenig Licht, um mit weniger als 800 ISO aus der Hand zu fotografieren, 3. sehr kleiner Fokusbereich, ich zapple beim Auslösen manchmal schon wieder raus, 4. die Negative lagen nicht plan (ich kann aber auch nicht ausschließen, dass die Häuser unten im Bild wirklich so krumm sind), 5. ich habe noch keine gute Umdrehroutine in Lightroom gefunden, ich arbeite dran.

Dann gibt es noch ganz normale Bildfehler durch laienhaftes Fotografieren und auf einem Negativ einen Fleck, der beim Entwickeln entstanden sein muss. Wenn man Kontrast hinzufügt, wird aus dem nicht so tollen Foto ein sehr alt aussehendes Foto – it's a feature not a bug.

Angela Leinen

März 2003 und März 2016

Kennenlernen, ohne erkannt zu werden

Auf der Kleininserateseite meiner Zeitung sehe ich eine sehr lustige Annonce. Ich beschliesse, den Inserenten über die angegebene Mail-Adresse zu kontaktieren. Das mache ich von meiner privaten Adresse aus, in der Meinung so nicht identifizierbar zu sein. Die Adresse hat das Format xyz@server.ch, genau wie die Adresse des Inserenten; ein Freund hat sie vermutlich um 1998 für mich eingerichtet und ich halte sie für einigermassen kryptisch, bis mir der Inserent antwortet: „Hallo! Wenn du die Franziska Nyffenegger bist, die dann und dann dort und dort gearbeitet hat, kennen wir uns.“ Später löst er meine Verblüffung auf, in dem er mir geduldig erklärt, wie das mit den Einstellungen des Mailprogramms funktioniert und dass ich als Nutzerin eines Mailkontos bestimmen kann, ob mein Klarname in der Kopfzeile der von mir verschickten Nachrichten sichtbar wird oder nicht.

16 Jahre später schalte ich selbst eine solche Annonce. Es gibt immer noch kein reines Text-Tinder, mit Datingplattformen komme ich nicht zurecht und es ist Ende März. Mich erstaunt, wie viele der Antwortenden denselben Fehler machen wie ich damals. Aber fast noch mehr erstaunt mich, wie viele jemanden kennenlernen wollen, ohne sich dabei zu erkennen zu geben. Was den Umgang mit Mail-Technik angeht, lassen sich die Einsender in folgende Gruppen einteilen:

- solche, die ihre reguläre E-Mail-Adresse nutzen und ihren Echtnamen angeben;
- solche, die unerkannt bleiben wollen, eine kryptische E-Mail-Adresse nutzen und keine googelbaren Informationen mitschicken;

- solche, die unerkannt bleiben wollen, eine kryptische E-Mail-Adresse nutzen, aber nicht daran denken (oder es nicht wissen oder vergessen haben), dass in den Einstellungen ihr Echtname hinterlegt ist;
- solche, die eine kryptische E-Mail-Adresse nutzen, einen Vornamen angeben und Bilder mitschicken, bezüglich ihrer Erkennbarkeit also eine ambivalente Haltung zeigen.

Franziska Nyffenegger

März 2016

Bezahlen mit QR-Codes in China

Irgendwie haben QR-Codes sich in (meinem) Europa nicht wirklich durchgesetzt. Ich erinnere mich noch, wie sich vor ein, zwei Jahren alle darüber lustig machten, wenn sie dann doch irgendwo auftauchten. Die einzige Situation, in der ich in Europa QR-Codes begegne, ist bei der Nutzung von Touch & Travel, wenn ich in Berlin mal kontrolliert werde.

In China ist das schon seit Langem anders: Bei dem weitverbreiteten Messenger WeChat fügt man andere Nutzer in der Regel durch das Scannen eines QR-Codes hinzu – "traditionell" scannt man den Code vom Bildschirm des Menschen ab, dem man gegenübersteht und auf WeChat zu den eigenen Kontakten hinzufügen will. Neuerdings werden zunehmend auch QR-Codes einfach über Chats verschickt – meistens sind es Einladungen für Gruppenchats. Wenn man die Bilder anklickt und für ein paar Sekunden gedrückt hält, kann man die Option "Scan QR-Code in Image" auswählen, und quasi einen Code scannen, ohne wirklich einen Scanner über einen Code zu halten.

Das Misstrauen QR-Codes gegenüber, dem ich in Deutschland mehrfach begegnet bin, gibt es in China kaum: Die Codes sind überall – auf Visitenkarten, Starbucks-Bechern und Werbung in der U-Bahn.

Neun Monate, nachdem ich aus Beijing weggezogen bin, besuche ich Shanghai und Beijing wieder, und bemerke vor allem eine Veränderung: Noch mehr QR-Codes. Dieses Mal zum Bezahlen. Selbst der kleine Laden, der direkt um die Ecke von meiner ehemaligen Wohnung Reis mit Fleisch, Ketchup, Gurke und viel Chili verkauft, hat zwei QR-Codes an der Wand hängen. Wer mit Alipay oder WePay, einem der elektronischen Bezahldienste, seine Rechnung begleichen will, scannt einfach den Code des Restaurantbesitzers.

Auch, wenn man z. B. die Rechnung in einem Restaurant teilt, nimmt kaum noch jemand Bargeld in die Hand – "You pay and I'll WeChat you my share" ist ein Satz, den ich in meinen zwei Wochen im Land dieses Jahr jeden Tag gehört habe. Auf einmal muss niemand mehr passendes Wechselgeld zur Hand haben, der Betrag wird einfach eingetippt und über die App verschickt, über die man ohnehin 24/7 kommuniziert, Taxen ruft und Nachrichten verfolgt.

Nicht alle sehen die neue Funktion so enthusiastisch: Es bleibt eine Tatsache, dass Unternehmen, die in China operieren, Nutzerdaten auf Verlangen mit den Behörden teilen. Eine Freundin von mir weigert sich daher auch, WePay und Alipay zu benutzen – sie möchte nicht, dass ihre Kreditkartendaten bei einem chinesischen Unternehmen liegen.

Auf Starbucks-Bechern ist alles auf Englisch – bis auf das, was zählt: Die Aufforderung, den QR-Code zu scannen.

Auch im kleinen Eckladen hängen zwei QR-Codes für elektronische Bezahldienste an der Wand.

QR-Codes, in Werbung integriert, an der Decke der Shanghaier U-Bahn.

An einem Café in der hippen Gegend der ehemaligen französischen Konzession Shanghais hängen alle wichtigen Hinweise: Über den Öffnungszeiten steht, dass hier mit WeChat und Alipay bezahlt werden kann.

Katharin Tai

1. April 2016

Mützenerkennung am Flughafen

Heathrow! Ort der Verwirrung und der Gesichtserkennung. Vor der Sicherheitskontrolle muss ich die Bordkarte scannen, um Zutritt zu erhalten. Wie immer versuche ich, ohne anzuhalten durch den Scanner zu laufen, ein al-

tes Spiel. Hier jedoch scheitert es. Offenbar muss ich meine Füße auf zwei gelbe Fußabdrücke auf dem Boden stellen und in eine Kamera sehen. Dann dauert es ein paar Sekunden, bis ein rotes Licht auf Grün springt, und erst dann lässt mich die Maschine durch. Okay. Meinetwegen, Flughafen, aber was willst du mit meinem Gesicht? Das ist neu.[1] Dann vergesse ich den Vorgang, weil komplizierte Probleme zu lösen sind. Kaffee kaufen und Steckdose finden.

Zwei Stunden später stehe ich in der Schlange zum Boarding. Ein herrliches Flugzeug parkt direkt vor dem Fenster. Die Schlange bewegt sich erstaunlich langsam. Als ich näher komme, wird mir klar, warum: Am Boden wieder gelbe Fußabdrücke, und am Schalter wieder eine Kamera mit roten und grünen LEDs. Ich stelle mich auf die Markierungen, blicke interessiert in die Kamera, und nichts passiert. Dann nochmal nichts. Die Flugbegleiterin am Schalter ist genauso verwirrt wie ich, schließlich habe ich ein weitestgehend normales Gesicht. Dann blickt sie auf den Bildschirm. Die Mütze! “Is that you? You were wearing a hat!”, erklärt sie mir, und zeigt mir ein Bild von mir auf ihrem Schirm. “Were?”, denke ich, bevor mir wieder einfällt, was vor zwei Stunden geschehen ist. Auf dem Bildschirm sieht man ein schwarz-weißes Bild von mir, mit meiner schwarzen Wintermütze auf dem Kopf. Ich sehe mürrisch und cool aus, wie ein Terrorist.

Offenbar vergleicht der Computer mein Gesicht von der Sicherheitskontrolle mit meinem aktuellen Gesicht, und wenn wir dieselbe Person sind, lässt er mich fliegen. Warum er das tut, ist mir nicht ganz klar. Offenbar will man damit verhindern, dass Passagiere nach der Sicherheitskontrolle Bordkarten tauschen und damit irgendwelche Immigrationsregeln hintergehen. Aber wie soll das gehen? Welche Vorteile könnte man davon haben? Die Identität wird doch beim Ausreisen überhaupt nicht geprüft. Vielleicht hat der Flughafen eine neue Flickr-Gruppe eingerichtet, “low-res black-white face photography”, und die Bilder gehen direkt dorthin.

---

1. Gar nicht neu, offenbar gibt es das an den Terminals 1 und 5 schon seit Jahren, nur komme ich da selten vorbei. Wenn man nicht immer überall ist, man verpasst soviel.

Jedenfalls haben wir immer noch ein Problem mit meiner Mütze. Ich ziehe die schwarze Kappe aus der Hosentasche und biete an, sie wieder aufzusetzen, damit die Software mich erkennt. Das Ergebnis hätte mich interessiert, denn ich ziehe die Mütze immer soweit ins Gesicht, dass die Identifizierung der Augen eventuell gar nicht so einfach ist für das arme biometrische Ding. Die Stewardess interessiert sich dafür weniger und lässt mich völlig unautomatisch ins Flugzeug. Ich habe den Algorithmus betrogen. Jetzt nur noch den echten Aleks finden, der Heathrow in einem ganz anderen Flugzeug verlässt.

Aleks Scholz

1. April 2016

Das iPad rettet die Volksmusikversorgung des Haushalts

Im Januar 2015 wurde angekündigt, dass die Volksmusiksendung, die meine Mutter jeden Abend hört, abgeschafft und durch das ganztägige Volksmusikprogramm "BR Heimat" ersetzt werden soll. Man braucht allerdings ein neues Radio, das den digitalen Standard DAB+ beherrscht. So eines gibt es in diesem Haushalt nicht. Die Mutter ärgert sich, und mir ist auch nicht ganz klar, warum man ausgerechnet von der Volksmusik hörenden Zielgruppe erwartet, dass sie sich neue Geräte anschafft. Jetzt rückt der Stilllegungstermin immer näher, irgendwann im April wird es soweit sein, und deshalb kommt das Thema jeden Abend zur Sprache.

Irgendwann greifen in meinem Kopf zwei Zahnräder ineinander und bringen den Gedanken hervor: Wenn das Digitalradio digital ist, kann man es vielleicht auch mit der Kombination aus iPad-App und Bluetooth-Dings empfangen, die die Mutter sowieso schon zum Hören anderer Sender nutzt?

1. Kein guter Einwand, denn eigentlich weiß ich ja, dass das Radioprogramm am Ort seiner Herstellung so oder so digital vorliegt. Aber so sah der Zahnradvorgang eben aus.

“Nein!”, sagt die Mutter. “DAB ist was ganz anderes!” – “Aber wo es doch schon digital ist”, wende ich ein[1]. – “Nein, man braucht ein neues Gerät, das sagen sie jeden Tag im Radio.”

Ich suche in der installierten “Radio Deutschland”-App nach *BR Heimat*. Dort gibt es den Sender zwar nicht, aber auf den Seiten des Bayrischen Rundfunks wird dessen eigene App erwähnt. Ich installiere sie auf dem iPad, und da ist es! Volksmusik rund um die Uhr!

Als ich am nächsten Morgen zum Frühstück komme, hört die Mutter Radio aus dem iPad. Sie habe mich nicht durch den Betrieb der Stereoanlage wecken wollen. Ein weiterer Einsatzzweck, den ich bisher übersehen habe.

Kathrin Passig

3.4.2016

Ein Schatten nur, der wandelt, ist das Internet

Meine Frau und ich wollen für den Sommerurlaub an der Ostsee eine Ferienwohnung buchen. Es gibt da spezielle Suchmaschinen, bei denen man Kriterien angeben kann und dann spucken sie einem eine lange Liste verfügbarer Ferienwohnungen aus. Die kann man dann einzeln anklicken und begutachten. Meine Frau macht die mühsame Arbeit, die richtigen Suchkriterien zusammenzustellen und ein Dutzend wirklich in frage kommender Wohnungen herauszusuchen. Sie schickt mir eine Liste mit den Links, die ich auf die Hälfte reduziere, während sie sich um die Kinder kümmert. Abends wollen wir dann die Endauswahl treffen. Leider sind alle Links inzwischen gestorben – man kommt wieder auf die Übersichtsseite und muß alles von vorn raussuchen. Meine Frau hat zum Glück Notizen gemacht, die uns er-

lauben, die betreffenden Wohnungen wiederzufinden. (Gut, daß das Smart-TV eine Pause-Taste hat und wir so den Tatort mit einer Stunde Verspätung trotzdem noch gucken können.) Wir brauchen Urlaub.

Mike Sperber

03.04.2016

Smartphones sind die neuen Feuerzeuge

Früher™ war es bei Konzerten und Sportveranstaltungen üblich, dass die Besucher mit ihren Feuerzeugen wedelten oder Sternspritzer entzündeten, um ein Lichtermeer zu entfachen und für besondere Stimmung in der Arena zu sorgen, oftmals koordiniert durch die jeweiligen Fanclubs.

In Zeiten von immer strengeren Brandschutzbestimmungen und Rauchverboten werden Feuerzeug und Wunderkerze zunehmend von Knicklichtern und Smartphones abgelöst. An den Effekt von echtem Feuer kommen die neuen Leuchtmittel jedoch nicht heran – ein Handy kann eben kein Feuerzeug ersetzen, finde ich.

Heute lese ich auf Facebook folgenden Aufruf eines Fanclubs:

> *„Aufgepasst: Taschenlampenaktion! Beim morgigen Finalspiel planen wir eine Taschenlampenaktion. Also einfach App aufs Handy laden, und sobald es im Stadion dunkel wird und die Spieler einlaufen: Licht an!“*

Ich bin etwas überrascht: Offensichtlich hat sich das Handy als Leuchtmittel vollständig durchgesetzt. Alternativen wie Feuerzeuge, Sternspritzer oder Knickmittel werden gar nicht mehr erwähnt.

abaumg

3.4.2016

Der steinige Weg zum automatischen Hörbuch

Im Redaktionschat entzündet sich eine Debatte über verschiedene, regional offensichtlich unterschiedliche Aussprache verschiedener Wörter, die nicht aus dem Deutschen stammen. Wie sprechen die jeweiligen Regionen Journalist aus? Oder Giro? Was ist mit Ghetto, gar Giraffe? Vor allem aber Chemie und China, zudem Chiemsee?

Inmitten dieser Debatte über die verschiedenen Aussprachearten kommt der Hinweis, dass das Techniktagebuch ja nicht als Hörbuch veröffentlicht werde. Worauf gleich die Frage folgt: Warum eigentlich nicht? Und wer würde das vorlesen? Der Computer natürlich... oder?

Aber was macht der Computer mit Chemie, China, Chiemsee? Oder mit den Journalisten und ihrem Giro? Noch dazu in verschiedenen Stimmen für verschiedene Sprachen?

Lassen wir doch einfach den Computer diesen Text vorlesen. (In diesem Fall: Mit der im MacBook vorhandenen Sprachausgabe unter Mac OS).

Mit deutscher Stimme:

audioboom.com/boos/4382953-tt-audiotest-deutsche

und ein Versuch mit dänischer Männerstimme. Bringt bei Chemie und China nicht unbedingt neue Erkenntnisse.

audioboom.com/boos/4382961-tt-audiotest-dk

Thomas Wiegold

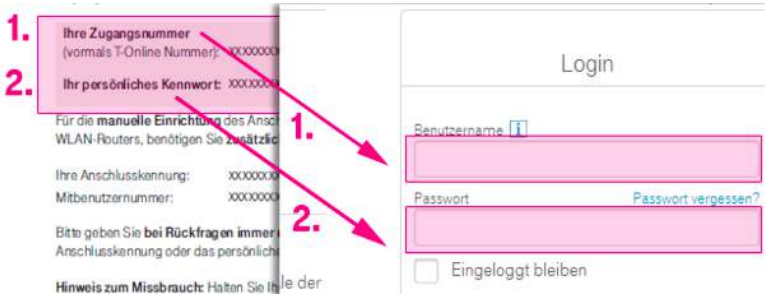
4. April 2016

Der Benutzername ist die Zugangsnummer ist die Zugehörige T-Online-Nummer, aber die Anschlusskennung ist nicht die Kundennummer

Im Haus der Mutter ist schnelleres Internet beantragt – eine längere Geschichte, über die einige Techniktagebuchbeiträge zu schreiben wären, wenn das nicht selbst mir zu verworren, zu mühsam und zu langweilig wäre. Heute jedenfalls kommt eine Auftragsbestätigung, die die Umstellung für Donnerstag ankündigt, ohne Uhrzeit. Wir suchen eine Weile danach, dann logge ich mich im Telekom-Kundencenter ein und rufe den Auftrag auf. Da steht die Uhrzeit.

Die Mutter sieht das Kundencenter und fragt, wie man dorthin gelangt. “Willst du nicht wissen”, sage ich. Doch, will sie wissen. “Aber es ist ganz schrecklich”, sage ich, “und du merkst es dir eh nicht, weil man es sich nicht merken kann.” Sie besteht darauf. Wir folgen dem Link aus der Auftragsbestätigung zum Kundencenter.

Daneben gibt es einen Link “Für Festnetz-Kunden: Welches Login soll ich benutzen?” Die Erklärungen sind verwickelt, wichtig ist unter anderem folgender Punkt:



Wo “Benutzername” steht, muss die “Zugangsnummer” hin, und wo “Passwort” steht, muss das “persönliche Kennwort” hin.

Ich habe in alten Aktenordnern des Haushalts gegraben und das wichtige Papier mit den persönlichen Zugangsdaten gefunden (es sieht ganz anders aus als auf der Abbildung). Der Benutzername beziehungsweise die Zugangsnummer ist dort verzeichnet, unter dem Namen “Zugehörige T-Online-Nummer”. Außerdem gibt es auf dem Zettel noch eine “Mitbenutzernummer/Suffix”, eine “Anschlusskennung” und das tatsächlich genau so heißende “persönliche Kennwort”. Das alles habe ich handschriftlich in das Schulheft mit den Passwörtern übertragen.

Die zwölfstellige Anschlusskennung darf man nicht mit der zehnstelligen Kundennummer verwechseln. Den Fehler habe ich beim Beantragen des schnelleren Internets gemacht und die Auskunft erhalten, dass ein Telefonanschluss unter dieser Adresse nicht bekannt ist. Wann man die Anschlusskennung braucht, weiß ich noch nicht, aber eines Tages werde ich vor einem Formular stehen, das nach einer “individuellen Benutzer-ID”, vielleicht auch nach einer “Kontakt-Kennziffer”, dem “Buchungskonto”, einer “Vertragsnummer” oder einer “einmaligen Auftragsnummer” fragt. Und da muss dann die Anschlusskennung hin, oder vielleicht auch die Mitbenutzernummer, oder das Suffix. Ich bin vorbereitet.

Kathrin Passig

5. April 2016

Mein iPad möchte sich ein paar eBooks vom USB-Stick ausleihen

Ich bekomme von einem Freund einen USB-Stick in die Hand gedrückt, auf dem sich einige eBook-Dateien befinden. Sie sind in dem mir unbekannten Format azw3 gespeichert. Die Titel der Bücher klingen ganz gut, ich möchte sie gern auf meinem iPad lesen, auf dem ich die Kindle-App installiert habe. Mein schlechtes Gewissen hält sich in Grenzen. Schon früher habe ich Bücher geliehen bekommen, ich gebe die Dateien nicht weiter und den USB-Stick zurück an Besitzer.

Das Übertragen der Dateien müsste ja irgendwie gehen, denke ich, und lege los. Zunächst wandle ich die Dateien mit der Software Calibre in mobi-Dateien um, wie sie für die Kindles grundsätzlich verträglich sind. Aber wie bekomme ich die Dateien nun auf das iPad? Einfachen Dateitransfer verhindert Apple in iOS ja zuverlässig. Irgendwo lese ich, dass das mit iTunes ginge. Aber keine Chance: Nach einer Stunde gebe ich auf. Das iPad will die mobi-Dateien nicht haben. Jedenfalls nicht via iTunes.

Dann finde ich heraus, dass jedes Gerät, ob Kindle oder $DeviceMitKindleApp über eine eigene Mailadresse verfügt: <irgendeinname>@kindle.com. Mit dieser Mailadresse kann man grundsätzlich Dateien auf den Kindle oder ein Gerät mit Kindle-App schicken. Allerdings muss man erst noch bestimmen, von welcher E-Mail-Adresse aus man die Dateien auf das Kindle-Gerät schicken darf, um Spam zu vermeiden, wie es heißt.

Im eigenen Amazon-Account klicke ich mich auf die Seite “Meine Inhalte und Geräte” durch und finde dort ziemlich weit unten “E-Mail-Liste für genehmigte persönliche Dokumente”. Dort trage ich die Mail-Adresse ein, von der aus ich die mobi-Dateien abschicke und siehe da: Nach kurzer Zeit tauchen sie auf in der Kindle-App auf dem iPad auf.

Alina Smithee

April 2016

Als das Lock smart wurde, wurde es unnötig

Mein neues Nexus 5X hat einen Fingerabdruck-Sensor. Ich kann die leuchtende Glasscheibe jetzt einschalten und entsperren, indem ich meine Fingerspitze in die Mulde auf der Rückseite lege.

Außerdem hat das neue Android eine Funktion *Smart Lock*, von der ich nichts mitbekommen hätte, wenn sie nicht von selber auf sich aufmerksam gemacht hätte. Nach etwa vierundzwanzig Stunden, in denen wir anfingen, uns aneinander zu gewöhnen, sagte die Glasscheibe plötzlich: *Mir ist aufgefallen, dass du dein Smartphone schon oft an diesem Ort entsperrt hast. Sollen wir diesen Ort als sicher markieren?* (Es folgt meine korrekte Wohnungsadresse.)

Spannend, sage ich mir, und stimme zu. Wenn ein Ort als sicher markiert ist, bedeutet es, dass ich die Glasscheibe an diesem Ort einfach einschalten kann und sie nicht mehr per Zahlenkombination oder Wischmuster oder Gesichtserkennung entsperren muss. Auch andere Umstände können die Glasscheibe dazu bringen, sich sicher zu fühlen. Zum Beispiel wenn ein bestimmtes Bluetooth-Gerät in der Nähe ist. Oder wenn sie erkennt, dass sie sich seit dem letzten Entsperren immer in der Hand oder am Körper von jemand befunden hat und zwischendurch nicht irgendwo hingelegt wurde.

Nützen tut das allerdings nichts. Ich schalte die Glasscheibe ja jetzt nicht mehr mit dem Ein-Aus-Schalter ein, sondern mit meinem Fingerabdruck, und dann ist sie sowieso gleich entsperrt. Es ist äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich, eine Situation zu konstruieren, in der das Smart Lock noch irgendeine spürbare Erleichterung bringt.

André Spiegel

6. April 2016

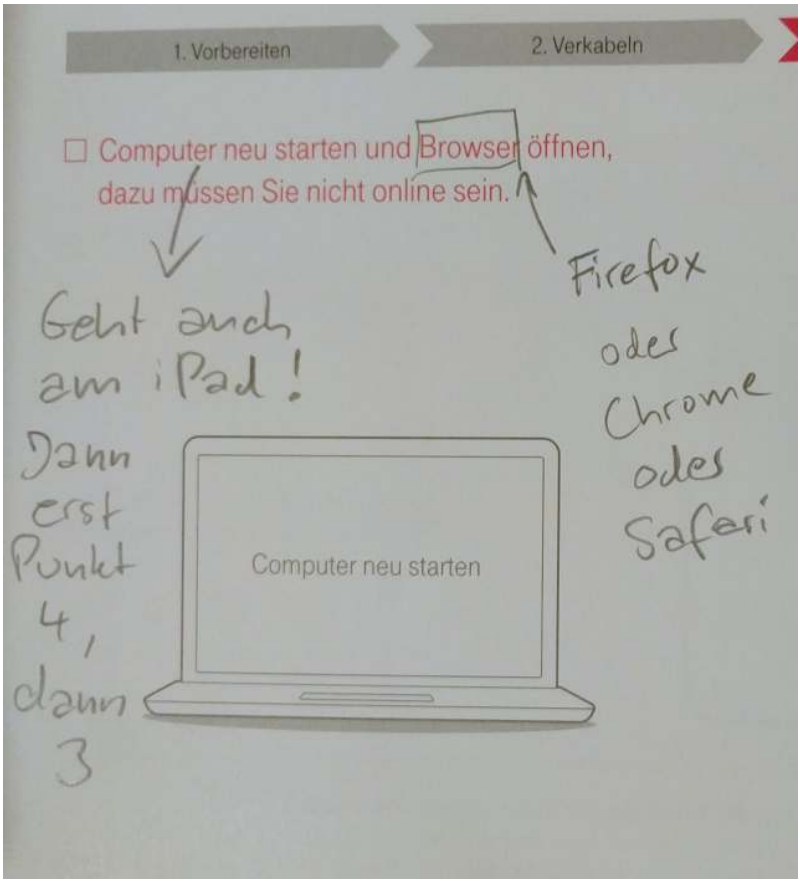
Die Telekom und die Mutter haben neue Fähigkeiten erworben

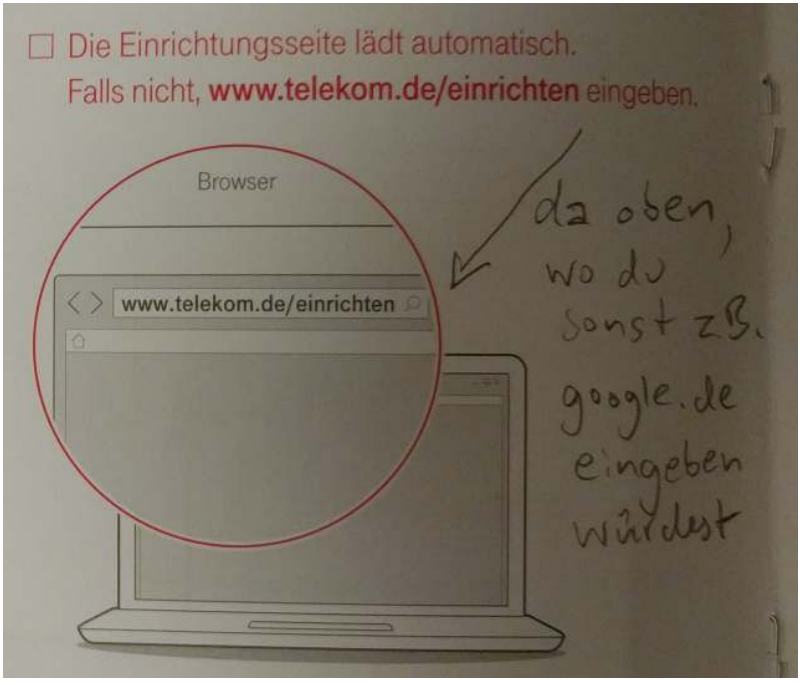
Am Tag der angekündigten Umstellung vom alten, langsamen Internet (ca. 1,5 Mbit/s) auf das neue, schnelle (50 Mbit/s Download, 10 Mbit/s Upload) mit IP-Telefonie im Haus der Mutter werde ich nicht da sein. Vorab ist aber schon eine überraschend verständliche Anleitung per Post gekommen. Der neue Router ist auch schon da. Ich habe den DSL-Splitter entfernt und stattdessen eine TAE-Dose angeschlossen. Im ersten Baumarkt, in dem ich nach einer TAE-Dose suchte, gab es so was gar nicht mehr und ich wurde angesehen, als hätte ich nach dem Regal mit den Akustikkopplern gefragt.

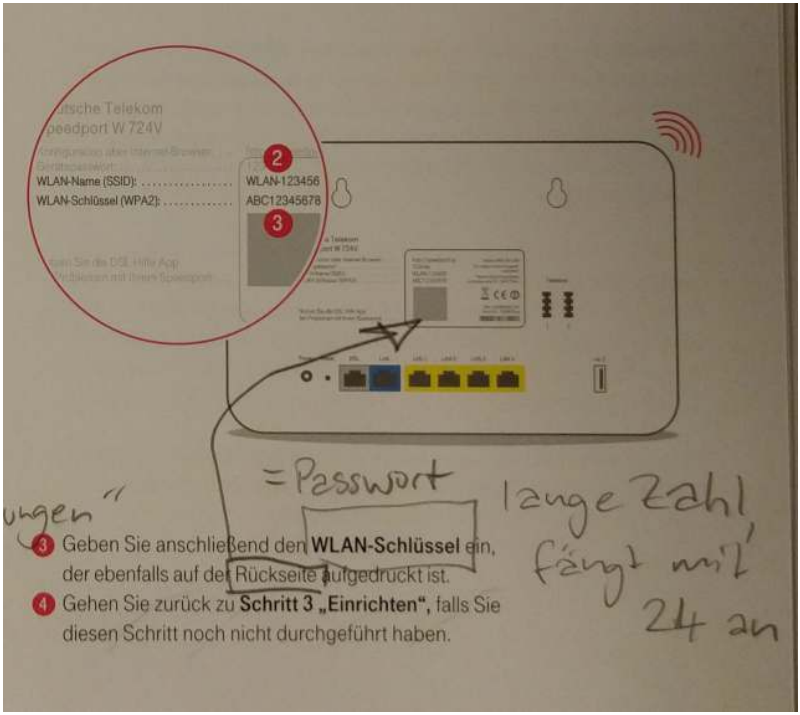
An die TAE-Dose habe ich den neuen Speedport-Router gesteckt, was bedeutet, dass es bis zum Tag der Umstellung kein Internet geben wird. Das Telefon wird nur in die TAE-Dose umgesteckt und funktioniert weiterhin. Ich zeige der Mutter, wie sie an ihrem neu geerbten Smartphone zur Überbrückung der internetlosen Zeit das Tethering einschalten kann. Irgendwann in den letzten Jahren hat sich das mobile Internet in diesem Haus von "gar nicht vorhanden, man muss den Berg raufgehen bis zum Wasserhochbehälter, um auch nur regulären Handyempfang zu haben" bis "Edge in allen Räumen, in einer Ecke vom Balkon sogar HSDPA" verbessert. Die Mutter übt das Ein- und Ausschalten ein paarmal und zeigt sich zu meiner Überraschung zufrieden mit dem Handyinternet. Dass es langsam ist, fällt ihr kaum auf, sie ist langsames Internet gewöhnt und bewegt nur geringe Datenmengen.

Wir trainieren den Umstellungsvorgang mit der Anleitung an aufeinanderfolgenden Tagen dreimal auf dem Trockenen. Das Telefon muss aus der TAE-Dose in den Router umgesteckt werden. Der Computer oder das iPad muss die Zugangsdaten zum neuen WLAN beigebracht bekommen. Danach muss der Einrichtungsprozess des Routers im Browser gestartet werden. Und man muss eine Telefonnummer anrufen, um den Anschluss zu aktivieren. Beim

Üben stellt sich heraus, dass auch die benutzerfreundliche Anleitung nicht in allen Teilen verständlich ist. Ich schreibe handschriftliche Ergänzungen auf alle Seiten:




Die Einrichtungsseite lädt automatisch.
Falls nicht, www.telekom.de/einrichten eingeben.
Browser
www.telekom.de/einrichten
da oben, wo du sonst zB. google.de eingeben würdest



Die Mutter ruft während des Übens mehrfach, dass sie es gar nicht selbst probieren, sondern einfach gleich den Nachbarn holen wird. Ich male ihr aus, wie stolz sie sein wird, wenn sie es selbst geschafft hat, aber sie versichert, dass ihr Stolz sich in keiner Weise auf das selbstständige Einrichten von Telekom-Gerätschaften erstreckt. Man muss aber doch, bevor man aufgibt, guten Willen zeigen und es wenigstens einmal versuchen, sage ich und schaue dabei so wie meine Mutter vor vierzig Jahren.

Am Tag der Umstellung schreibt sie beiläufig via Telegram: “Ich schreibe übrigens mithilfe des neuen WLANs. Telefon geht, Computer geht, Ipad geht.” Die Router-Einrichtung hat sie auch schon erledigt. Alles funktioniert,

nur anrufen kann man noch nicht, weil die alte Nummer falsch mit dem neuen System verschaltet ist. Für einen kurzen traurigen Moment glaube ich, die Ära der fünfstelligen Telefonnummer sei zu Ende, aber dann kommt auch das in Ordnung. Und ich bin ziemlich beeindruckt von den Erklärfähigkeiten der Telekom und den neuen Kompetenzen der Mutter.

Kathrin Passig

6.4.2016

So “geht’s” natürlich auch

Person S, die in der Vergangenheit mehrmals mit mir per E-Mail kommuniziert hat, schickt mir einen Brief. Es handelt sich um den Ausdruck einer Mail, die S zuvor an sich selbst gesendet hat.

Torsten Gaitzsch

6. April 2016

E-Books leihen: Irgendwie geht es doch

Ich lese zum ersten Mal ein ausgeliehenes E-Book. Na gut: so was Ähnliches wie ausgeliehen. Meine Schwester hat das Buch (die Kindle-Ausgabe) gekauft und ich habe mich im Browser mit ihren Zugangsdaten bei Amazon eingeloggt. Dort habe ich unter “Meine Inhalte und Geräte” das Buch gefunden und bin dem Link “Bitte lesen” gefolgt. Man kann das Buch dann im “Kindle Cloud Reader”, also im Browser lesen. Als ich damit fertig war, habe ich höflich die “zuletzt gelesene Seite” zurückgesetzt, denn meine Schwester liest das Buch gleichzeitig auf ihrem iPad und ist noch nicht fertig damit.

In den USA kann man Kindle-Bücher (manche) angeblich auch ohne diesen Umweg verleihen. Beim deutschen Amazon steht nur: "Das Verleihen von Kindle-Büchern ist für Kindle oder Kindle Lese-Apps auf Amazon.de noch nicht verfügbar." Ob es einen Verstoß gegen die Amazon-AGB darstellt, dass meine Schwester mir ihre Zugangsdaten überlassen hat, kann ich ohne Jurastudium nicht herausfinden. Ich gehe mal davon aus, es ist ja immer alles verboten, was mit Internet und Urheberrecht zu tun hat.

Ich habe vor dem Ausleihen einen Tag lang darüber nachgedacht, ob es nicht doch korrekter wäre, das Buch zu kaufen. Das E-Book kostet so viel wie die gedruckte Ausgabe, bei der die Verleihmöglichkeit schließlich auch im Preis inbegriffen ist. Andererseits leistet das E-Book mehr als die Papierausgabe, zum Beispiel kann ich es leichter mit mir herumtragen. Moralisch ist die Frage des Buchverleihs also noch offen, aber technisch ist sie hiermit wenigstens teilweise beantwortet.

Alan Smithee

7.4.2016

Unnützes Traumspielzeug

Im Traum hat mein Onkel eine neue Kamera, die er bei einem Familientreffen stolz präsentiert. Ich bin irritiert, weil die Kamera gar nicht das aufnimmt, was ich vermuten würde, man hält sie irgendwohin hin und sie nimmt aber etwas ganz anderes auf.

Mein Onkel erklärt mir, dass es sich um eine neue Spezialkamera handeln würde, die nur Dinge aufnimmt, die sich gerade bewegen. Die Ergebnisse sind mäßig, wie ich finde, vieles ist unscharf und die Bildausschnitte nicht immer gut gewählt. Es erinnert mich ein bisschen an diese Lomo-Fotografie, bei der man Kameras einfach in die Luft wirft und so Zufallsergebnisse erzielt.

Als Spielzeug, nun ja, ganz nett, finde ich. Dann sehe ich aber, wie viel so eine Kamera kostet und 150 Euro UVP ist dann für so ein sinnloses Technikspielzeug doch zu viel.

Anne Schüßler

April 2016

Übersetzen im Smartphone-Zeitalter

Zu Besuch bei Flüchtlingen. Einer zeigt mir einen Brief der Bank, den er nicht versteht. Ich erkläre. Schwierig! Niemand kann Englisch, das Deutsch ist noch schlecht.

Nach mehreren gescheiterten Versuchen nimmt S. sein Smartphone aus der Tasche. Hält es auf den Brief – die Buchstaben erscheinen auf Arabisch! Dieses Wunderwerk kannte ich schon. Aber dann gehts noch weiter: offenbar ist der Text so nicht verständlich, also schaltet S. um auf die deutsche Ansicht des Briefes und wischelt dann übers Display, das sich daraufhin überall dort verfärbt, wo er wischelt. Sieht aus wie der Pinsel im Grafik-Programm. Was wird das?

Es wird ein “markieren und kopieren”! Was verfärbt ist, kommt mit einer Bewegung in den Google-Übersetzer und dort versteht S. dann offenbar, was übersetzt wurde . . .

Aaaaah, höre ich, und auf Arabisch erklärt man dem Kollegen, was los ist, nachdem man sicherheitshalber noch mal bei mir in 5 Brocken Deutsch nachgefragt hat.

Fjonka

Schuljahr 2015/16

Wie die Schule mit uns kommuniziert

Die Schule unserer fünfjährigen Tochter in der Upper West Side von Manhattan – eine öffentliche Schule – kommuniziert über die folgenden Kanäle mit uns:

- **www.ps87.info**, die Webseite der Schule. Neben vielem anderem kann man hier die Amazon-Spendenfunktion aktivieren, so dass bei jedem zukünftigen Amazon-Einkauf ein kleiner Betrag der Schule gutgeschrieben wird. Ähnliches gibt es für den Supermarkt um die Ecke.

- **Backpack News**, die Zeitung der Elternvereinigung, ein Stapel zusammengehefteter Blätter mit Terminen und sonstigen Neuigkeiten. Die Backpack News hat ihren Namen daher, dass sie den Kindern im Schulranzen mit nach Hause gegeben wird. Inzwischen sind die Backpack News allerdings auch über die Webseite der Schule abrufbar.

- **MySchoolAnywhere**, ein Verzeichnis aller Kinder und Eltern der Schule einschließlich Telefonnummern und E-Mail-Adressen. Alle Eltern bekommen Zugriff darauf, jeder kann alle Klassen der Schule sehen, es ist freiwillig, welche eigenen Kontaktinformationen man einträgt. Die meisten tragen alles ein. Unverzichtbar zum Verabreden von Playdates und für Geburtstagseinladungen. MySchoolAnywhere.com ist eine Firma, die solche Verzeichnisse für Schulen überall in den USA anbietet.

- **Rundmails** von der Klassenlehrerin (sie ist Mitte fünfzig). Die Adressen stehen alle im To:-Feld.

- **Remind**, eine Art One-to-Many Messenger App, die offenbar speziell für die Kommunikation von Lehrern mit Eltern entwickelt wurde. Die Klassenlehrerin verschickt ihre Nachrichten entweder per Rundmail

(siehe oben) oder per Remind, letzteres vor allem für kürzere Erinnerungen, die bloß ein paar Worte umfassen. Man kann die Nachrichten per App oder auch per E-Mail empfangen.

- **Shutterfly**, eine merkwürdige Dinosaurier-Webseite, über die manchmal Termine geplant werden, besonders solche, bei denen sich Freiwillige für irgendwelche Aufgaben in Listen eintragen müssen.

- Ein **Twitter**-Account für die Klasse (protected). Darauf schreibt die Lehrerin jeden Tag eine Zusammenfassung, was in der Klasse gemacht wurde und ob es besondere Vorkommnisse gab (Regenpause, Exkursion zum Zählen von Bäumen, Geburtstagsfeier). Diese Twitternachrichten seien ein guter Gesprächskeim für Eltern, sagt die Lehrerin. Man kann dann intelligentere Fragen stellen als das gefürchtete »Na, wie war's in der Schule?«

- Ein **Instagram**-Account für die Klasse (ebenfalls protected). Dieser Account war das einzige, wofür vorher ein schriftliches Einverständnis eingeholt wurde. Wenn Eltern nicht einverstanden gewesen wären, hätte ihr Kind nicht auf den Bildern in diesem Account auftauchen dürfen. Es hat aber, glaube ich, niemand widersprochen.

- Alle Kanäle, die von der Klassenlehrerin benutzt werden, sind freiwillig. Es gibt keine Vorschriften, über welche Medien Lehrer mit den Eltern kommunizieren sollen. Bei der jährlichen, **web-basierten Umfrage** durch das *Department of Education* wird allerdings sehr ausführlich nachgefragt, ob die Eltern das Gefühl haben, ausreichend über die Vorgänge in der Schule informiert zu werden. Schulen, die in diesem Bereich gut abschneiden, bekommen bessere Bewertungen und sind begehrter bei den Eltern.

- Die **Zeugnisse** kommen auch vom *Department of Education:* Papier, mehrere zusammengeheftete Blätter mit dem Logo der Stadt New York, außerdem ein ASCII-Computerausdruck, auf dem tabellarisch in Ka-

lenderform die Schultage, Ferien und Fehlzeiten eingetragen sind. AA steht für *absent* (Fehltag), EE für *excused* (entschuldigtes Fehlen). Bei unserer Tochter steht überall AA, obwohl wir sie immer gewissenhaft per E-Mail entschuldigt haben. Ich spreche die Klassenlehrerin besorgt darauf an. »Es gibt kein *excused*«, sagt sie mit einem Lächeln, das keinen Widerspruch duldet.

André Spiegel

April 2016

USB-C ist da. Alles wird anders

Ich bin mir im klaren darüber, dass meine Enkelkinder mit großen Augen an meinen Lippen hängen werden, wenn ich erzähle, dass ich dabei war, damals, als die Stecker auf USB-C umgestellt wurden. Also übe ich schon mal und schreib's auf.

Ich dachte ja, dass es einfach nur ein neuer Stecker am Telefon sein würde. Alle meine bisherigen Ladegeräte, meine externen Akkus usw. würde ich daran anschließen können, weil am anderen Ende des Kabels ja der übliche USB-A-Anschluss wäre. Mein Erschrecken war groß, als ich das Telefon auspackte und sah, dass das beiliegende Ladegerät ein USB-C-auf-USB-C Kabel hatte. Also eine USB-C-Buchse sowohl am Ladegerät als auch am Telefon.

Ladegerät, USB-C-auf-USB-C

Es war ein äußerst mulmiges Gefühl, als ich begriff, dass ich jetzt nur noch ein einziges Ladegerät für mein Telefon hatte, nämlich jenes beiliegende, billig aussehende Plastikteil. Alle Ersatz-, Zweit-, Zusatz-, Reise- und Notladegeräte, alle externen Akkus, die ich an verschiedenen Stellen meiner Wohnung, in der Firma, in meinem Reisegepäck aufbewahre, waren von einem Moment auf den anderen nutzlos.

Ich fühlte mich nackt.

Sofort bestellte ich, mit zitternden Händen, einige USB-A-auf-USB-C-Kabel bei Amazon, und wählte die Notfall-Schnelllieferung gleich am selben Tag. Als sie ankamen, wurde ich ruhiger.

USB-A-auf-USB-C

Inzwischen hatte ich allerdings ein bisschen gegoogelt und langsam dämmerte mir, was man nirgendwo so richtig, sondern wenn, dann mehr so zwischen den Zeilen lesen kann: USB-A-auf-USB-C reicht eigentlich nicht. Zwar kann man damit laden. Alle bisherigen Ladegeräte funktionieren, und sie laden auch genauso schnell und gut, wie sie früher das andere Telefon luden.

Aber USB-C kann eigentlich viel schneller laden. Das geht aber nur, wenn man USB-C-auf-USB-C-Kabel verwendet. Und neue Ladegeräte, die USB-C-Anschlüsse haben. Und das USB-C-Protokoll beherrschen. Genau genommen: das richtige USB-C-Protokoll beherrschen, denn es gibt mehrere, inkompatible Protokolle.

Keins meiner bisherigen Ladegeräte kann USB-C. Und das, obwohl die meisten davon kaum ein oder zwei Jahre alt sind. Und die USB-C-Spezifikation hat sicher mindestens fünf Jahre zur Einsichtnahme auf Alpha Centauri ausgelegen. Ich werde über kurz oder lang meine gesamte Ladetechnik austauschen müssen. Denn langsamer laden, als man theoretisch laden könnte, das hält auf die Dauer ja niemand aus.

André Spiegel

Schuljahr 2015/16

Wie die Schule mit uns kommuniziert

Die Schule des 8-jährigen (eine nicht ganz billige Privatschule in Hamburg) kommuniziert auch, im Gegensatz zu Andrés Schule in Manhattan stehen dabei aber altmodischere Kanäle im Vordergrund:

- Hauptkanal ist die **Postmappe** im Schulranzen. In dieser finden sich regelmäßig Briefe der Schule an die Eltern mit Hinweisen auf Ausflüge usw.

- Entschuldigungen wegen Krankheit sollen am Krankheitstag **telefonisch auf den Anrufbeantworter** des Schulsekretariats gesprochen werden, eine schriftliche Entschuldigung wird später in der Postmappe nachgereicht. Bei Krankheit ist außerdem eine telefonische Abmeldung vom Mittagessen beim Caterer der Schule nötig.

- Es gibt ein **Hausaufgabenheft**, in das die Kinder theoretisch ihre Hausaufgaben eintragen sollen. Praktisch ist das Heft bei vielen Kindern, vor allem den meisten Jungs, fast leer. Verzweifelte Eltern, die etwas vom Schulalltag der Kinder mitbekommen möchten, haben deshalb eine **Selbsthilfegruppe auf WhatsApp** gegründet, in der Hinweise auf

Hausaufgaben und anstehende Klassenarbeiten usw. verteilt werden. Die Infos kommen dabei meist von den Eltern der Mädchen in der Klasse. Lehrer sind nicht Mitglied in der Gruppe.

- Auf der **Webseite der Schule** gibt es gelegentlich Bilder von Schulfesten und ähnlichen Ereignissen. Die Webseite ist sehr modern gestaltet und sieht sehr schick aus. Heute (10.4.2016) ist der letzte Eintrag dort vom November 2015.

- In der Postmappe gab es kürzlich ein Schreiben des Schulleiters an die Eltern mit Hinweisen auf Bilder einer Schulfeier, die in einem **Microsoft Onedrive Ordner** angesehen werden können. Der Link zu dem Ordner war in dem Elternschreiben abgedruckt, war eine Zeile lang und enthielt einen langen, kaum abtippbaren, kryptischen Authentifizierungscode. Der Link wurde etwas später auch per **Rundmail** an alle Eltern geschickt.

- Die Bestellungen des Schulmittagessens beim Schulcaterer finden über ein **Webinterface** statt, das ungefähr so wirkt wie ein Onlineshop in den 90er Jahren und offensichtlich nie richtig fertig programmiert wurde (anstelle von Bildern tauchen häufig Platzhalter auf, Links zu Hilfeseiten führen ins Leere etc).

- Ein mal im Schulhalbjahr findet ein **Elternabend** statt. Auf diesem werden tatsächlich relevante Informationen mitgeteilt zu geplanten Aktionen, Ausflügen etc.

- Um einen Gesprächstermin zu vereinbaren wurde die Emailadresse der Klassenlehrerin durch Raten herausgefunden (Nachname@webseitennamederschule.d auf eine **Email** hat die Klassenlehrerin nach ziemlich genau einer Woche reagiert.

- Das Schulzeugnis gibt es in **Papierform** über die Postmappe.

(*Molinarius)*

11. April 2016

Vorführeffekt

Ich bin ja der Meinung, das Wort Vorführeffekt ist nicht hinreichend ausdifferenziert. Das gibt es nämlich in zwei Varianten. Bei mir läuft das meistens so:

Letztes Jahr hab ich mir ein CarPlay System ins Auto einbauen lassen und gleich danach wollte ich es ganz stolz einer Freundin vorführen. Natürlich ist das CarPlay erstmal abgestürzt. Oder als ich vor ein paar Wochen das Internet bei meinen Eltern umgestellt habe. Voll begeistert berichte ich meiner Schwester: „Das neue Internet, ich sag dir, voll geil, sauschnell und richtig stabil.“ Meine Schwester öffnet Safari und als Erstes kommt die Fehlermeldung „Diese Seite kann nicht angezeigt werden. Bitte prüfen Sie Ihre Internetverbindung“ hoch. Und letztens habe ich gegenüber einem Kollegen von einer Internetseite geschwärmt, die ich gemacht habe und die doch so toll aussieht (hab ich doch nicht wissen können, dass er noch einen Uralt-Browser benutzt, der das ganze Layout zerstückelt).

Bei meinem Papa hingegen verhält sich der Vorführeffekt komplett andersrum.

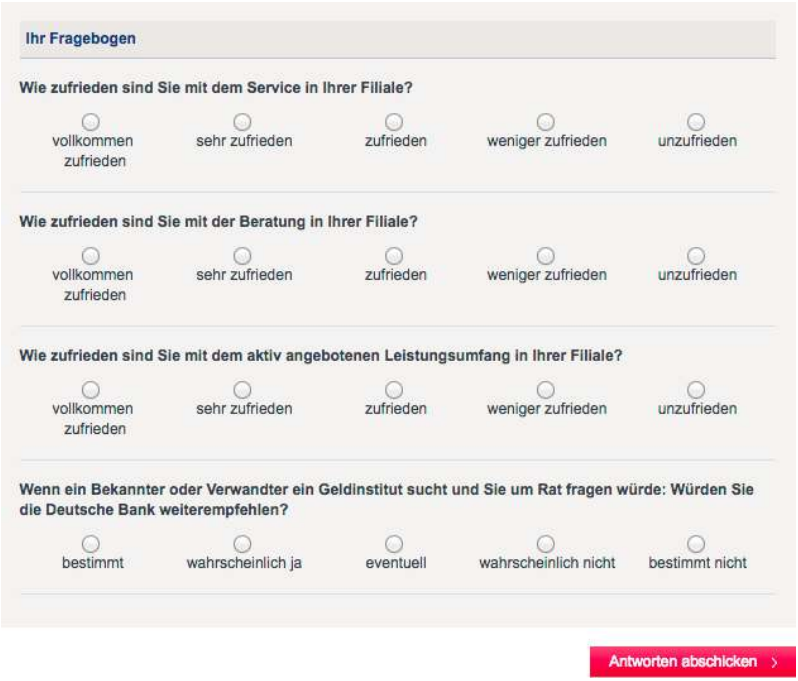
Papa: Maaaaaaaaaaaaaarco! Komm mal! Da geht was nicht am Computer!
(lasse natürlich alles stehen und liegen)
Ich: Zeig mal. Was willst du genau machen?
Papa: Ich will [das und das]* machen. *beliebigen Vorgang einsetzen
(Papa klickt seltsam am Windows rum)
(ich denke: seltsamer Klickweg, aber gut, umständlich, ist aber nicht direkt falsch)
Papa: Komisch! Jetzt geht’s.

Marco Hitschler, zuerst veröffentlicht hier: www.unmus.de/vorfuehreffekt/

11. April 2016

Komm in die totgesagte Filiale

Ich öffne das Onlinebanking der Deutschen Bank, um nachzusehen, ob es immer noch Buchungen von Leuten gibt, denen der Kontowechselservice nicht erfolgreich meine neue Bankverbindung mitgeteilt hat. Die Deutsche Bank möchte meine Kundenzufriedenheit erforschen. Leider kann ich drei der vier Fragen nicht beantworten:



Ihr Fragebogen

Wie zufrieden sind Sie mit dem Service in Ihrer Filiale?

vollkommen zufrieden | sehr zufrieden | zufrieden | weniger zufrieden | unzufrieden

Wie zufrieden sind Sie mit der Beratung in Ihrer Filiale?

vollkommen zufrieden | sehr zufrieden | zufrieden | weniger zufrieden | unzufrieden

Wie zufrieden sind Sie mit dem aktiv angebotenen Leistungsumfang in Ihrer Filiale?

vollkommen zufrieden | sehr zufrieden | zufrieden | weniger zufrieden | unzufrieden

Wenn ein Bekannter oder Verwandter ein Geldinstitut sucht und Sie um Rat fragen würde: Würden Sie die Deutsche Bank weiterempfehlen?

bestimmt | wahrscheinlich ja | eventuell | wahrscheinlich nicht | bestimmt nicht

Antworten abschicken ›

Ich habe keine Filiale. Mein Konto stammt aus den 90ern, als die “Bank 24” neu war und als eine der ersten Onlinebanking anbot. Meine Filialnummer ist die 950, die Frankfurter Zentrale der Deutschen Bank. Wie der Service dort ist, weiß ich nicht, ich bin so selten in Frankfurt. Wie er in anderen, näher gelegenen Filialen sein könnte, weiß ich auch nicht. Die Geldautomaten haben meistens funktioniert. Mit diesem Fehlen einer von der Bank angenommenen Filiale gab es schon öfter Probleme.

Die letzte Frage kann ich beantworten. Aber man dankt es mir nicht:

Noch mal zwanzig Jahre, dann wird das Konzept Onlinebanking auch in der Filiale 950 angekommen sein. Vielleicht lernen Unternehmen bis dahin auch, dass Umfragen mit einer “trifft nicht zu”-Option besser funktionieren als ohne.

Kathrin Passig

11. April 2016

Die Zugbegleiterin vermisst das Knipsvergnügen

Ich will gerade Handy und Bahncard überreichen, da sieht die Zugbegleiterin, dass die Frau auf der anderen Seite des Gangs ein traditionelles Ticket bereithält. „Oh, da kann ich knipsen“, sagt sie und gestikuliert mit der Zange, „ich freue mich immer so, wenn ich was knipsen kann.“ Nach dem Knipsen komme ich an die Reihe und frage, wie das denn im Moment prozentual verteilt sei. „Neunzig Prozent“, sagt sie. Ich bin überrascht, dass doch noch so viel geknipst wird und dass sie sich trotzdem darüber freut, aber sie ergänzt: „. . . neunzig Prozent haben Onlinetickets“, also die selbst ausgedruck-

ten Fahrscheine auf Papier. Die müssten ja gescannt werden, nicht geknipst, das sei immer so mühsam. „Aber mit dem neuen Gerät doch immerhin weniger mühsam als mit dem alten, oder?“, frage ich. „Ja, schon, aber dafür lassen sich jetzt die Bahncards oft nicht lesen, und dann muss ich die Nummern von Hand eingeben. Heute sicher schon fünfmal.“ Bahncards haben sechzehnstellige Nummern.

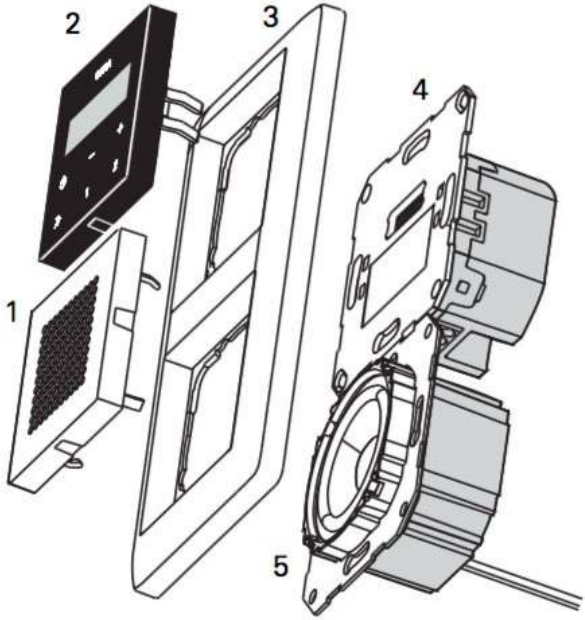
Kathrin Passig

2016-04-12

Radio unter Putz

Im Hotelzimmer befindet sich ein erstaunliches Gerät, das ich so bisher noch nie gesehen habe: Ein Unterputz-Radio des Herstellers Gira, das, wie normalerweise Steckdosen und Lichtschalter, in Unterputzdosen für die Elektroinstallation eingebaut ist.

In diesem Fall benötigt das Radio selbst eine Unterputzdose, der Lautsprecher eine weitere. Darüber sitzt ein normaler Abdeckrahmen, wie er eben auch für Lichtschalter und Steckdosen verwendet wird, der wiederum vom Modul mit den Bedienelementen für das Radio und einer Lautsprecherabdeckung gekrönt wird.



1 Lautsprecher-Abdeckung
2 Bedien-Aufsatz
3 Abdeckrahmen 2fach
4 Radio-Einsatz
5 Lautsprecher-Einsatz

Quelle: Bedienungsanleitung Unterputz-Radio RDS, PDF des Herstellers, download.gira.de/data2/22801310.pdf

Das ganze ist mit einem »kapazitivem Sensorfeld«, wie der Hersteller auf seiner Webseite schreibt, »besonders komfortabel« zu bedienen. In der Praxis fühlt sich die Sache allerdings recht fummelig an, und auch nach zahlreichen Versuchen leuchtet mir noch nicht recht ein, wann der Sendersuchlauf zu laufen anfängt und wann nicht. Dank RDS werden die empfangenen Radiosender im Klartext angezeigt. Im Hotel am Rande einer hessischen Großstadt kann das kleine Gerät aber gerade mal fünf bis sechs Sender einigermaßen rauschfrei präsentieren.

Die Radioantenne befindet sich auch in der Unterputzdose. Zwar ist diese empfangsfreundlich in einer Trockenbauwand verbaut, aber ansonsten scheint das recht neue Hotel vornehmlich aus Stahlbeton gefertigt worden zu sein, der den elektromagnetischen Wellen im Ultrakurzwellenband doch einigen Widerstand zu bieten vermag. Der Klang des Lautsprechers tönt kaum besser als der wesentlich kleinere eines iPhones, das freilich dank kostenlosem Hotel-WLAN deutlich mehr Radioprogramme aus dem Internet hervorzaubern kann.

Ohnehin stellt sich die Frage, wie lange wohl Radiosender ihre Leistungen noch im UKW-Bereich zur Verfügung stellen werden und was man mit den frei werdenden Unterputzdosen danach anstellen wird.

Jan Minnesänger

April 2016

Technischer Fortschritt erleichtert mein Reisegepäck

Nach knapp 25 Jahren beschließe ich die Anschaffung eines neuen Beinhaar-Epiliergeräts. Das alte hat in seiner Rupfkraft nachgelassen. Als ich es damals gekauft habe, waren Epiliergeräte noch eine ziemlich neue Erfindung, es gibt sie erst seit 30 Jahren. 1986 kam das erste auf den Markt.

Amazon informiert mich darüber, dass ich ein neues Gerät mit Akkubetrieb kaufen könnte. Das gab es vor 25 Jahren, glaube ich, noch nicht, und es wäre praktisch für mich, weil ich oft lange unterwegs bin und sich die Beine währenddessen wieder bepelzen. Das Netzteil ist so schwer, dass ich es als Handgepäckreisende bei jedem Packvorgang in der Hand wiege und darüber nachdenke, ob eine schöne Langhaarfrisur an den Schienbeinen nicht doch das geringere Übel wäre, noch dazu leichter zu tragen. Aber aus den Amazon-Rezensionen lerne ich, dass diese Akkus eine eher kurze Lebensdauer haben, von ein, zwei Jahren ist die Rede. 25 Jahre wird so ein neues Gerät sicher nicht durchhalten, und dann muss ich womöglich noch ein drittes Mal im Leben eines kaufen. Die Schnittmenge der Kriterien “Kabelbetrieb” und “nicht rosa” enthält ein einziges Gerät.

Beim Auspacken ist alles wie erwartet, bis auf das Netzteil. Das alte Netzteil war mehrere hundert Gramm schwer. (Genauer kann ich es nicht sagen, ich besitze nur eine analoge Briefwaage für kleinere Gewichte und eine digitale Körpergewichtswaage für größere, deren Batterie natürlich leer ist.) Das neue wiegt nicht mehr als ein Handynetzteil und sieht auch so aus:

Links: Netzteil ca. 1991, rechts: Netzteil 2016

Irgendwas muss sich in diesen 25 Jahren an der Netzteiltechnik geändert haben. Die Wikipedia weiß, was es war: In dieser Zeit hat sich das (ab den 1970er Jahren allmählich eingeführte) Schaltnetzteil durchgesetzt.

Ich würde hier gern erklären, was der Unterschied ist, und habe zu diesem Zweck die Wikipediaeinträge Schaltnetzteil und Netzteil aufmerksam durchgelesen, verstehe aber leider nur Kabelsalat. Es scheint wohl so zu sein, dass

das alte Netzteil mehr Eisenkern und mehr Drahtwicklungen enthält und das neue dafür mehr elektronische Bauteile, die nicht so viel wiegen. Mein Reisegepäck dankt.

Kathrin Passig

Spätsommer 2000 und April 2016

Es ändert sich nichts: Keine Mobiltelefone an geheimen und gefährdeten Orten!

Spätsommer 2000:

Beim Besuch des Pharmariesen Novartis muss ich mein Mobiltelefon vorzeigen und darf dieses nicht mit auf das Firmengelände nehmen, da es eine kleine Kamera eingebaut hat. Mein Kollege, dessen Mobiltelefon keine Kamera eingebaut hat, darf seins mitnehmen. Man hat offenbar Angst vor Werkspionage. Mein Mobiltelefon kommt in ein kleines beschriftetes Plastikkästchen an der Eingangskontrolle und wird mir beim Hinausgehen wieder ausgehändigt. (Um das Jahr 2000 herum werden in mehr und mehr Mobiltelefone Kameras eingebaut.)

April 2016:

Vor dem Besuch des US-Amerikanischen Generalkonsulats in Frankfurt schließe ich mein Smartphone in einem Schließfach in Frankfurt am Hauptbahnhof ein, da elektronische Geräte nicht mit in das Konsulat genommen werden dürfen. Den Weg vom Hauptbahnhof bis zum Konsulat (ca. ½ Stunde) bewältige ich – ungewohnt! – ohne Smartphone, ebenfalls die Zeit dort und den Weg zurück. Im Gegensatz zu Novartis steht bei dem Verbot elektronischer Geräte im Konsulat aber vermutlich die Angst vor Anschlägen im Vordergrund, weswegen es auch keine Schließfächer am Eingang des

Konsulats gibt und Geräte auch nicht am Empfang zur Verwahrung gegeben werden können. Ich höre von anderen Besuchern des Konsulats, die Smartphone und Laptop einem Fahrradkurier geben und sich dieses eine Stunde später am Ausgang des Konsulats wieder zustellen lassen. In der Nähe des Konsulats gibt es einen Kiosk, bei dem ich mir eine Zeitschrift für die Wartezeit im Konsulat kaufe. Dort erfahre ich, dass der Kioskbetreiber gegen ein kleines Entgelt ebenfalls die Aufbewahrung von Gegenständen für die Dauer des Besuchs im Konsulat übernimmt.

Molinarius

15. April 2016

Das Inland ist im Ausland billiger als im Inland

Während ich im Flugzeug in Schönefeld auf den Abflug warte, ersetze ich schon einmal meine deutsche durch meine englische SIM-Karte. Wie immer kommen mehrere SMS auf einmal an, sobald das Handy ein Netz gefunden hat. Eine überrascht mich: Ab dem 28. April soll ich in der EU nur noch 4 Pence für einen Anruf und 1.5 Pence für das Senden einer SMS bezahlen.

Da ich nur einige Monate pro Jahr in Deutschland verbringe, ist meine deutsche genau wie meine englische SIM-Karte von einem Prepaid-Provider – allerdings von einem deutschen, der pro telefonierter Minute und pro geschickter SMS 9 Cent verlangt. Dass Anbieter außerhalb von Deutschland bessere Tarife haben, wusste ich schon: Schweden, Frankreich, England – überall sind mobiles Internet und Telefonie billiger als in Deutschland. Jetzt ist also sogar ein britischer Auslandstarif besser als ein deutscher Inlandstarif.

Katharin Tai

April 2016

Mehrgenerationenfacebook

Im Facebookprofil des Sohnes einer Freundin entdecke ich ein Foto, das seiner Oma so sehr gefallen hat, dass sie ihn per Kommentar bittet, es ihr zu schicken. Ich bin total heimlich auf seiner Seite, sonst würde ich ihn fragen, was er mit dieser Anfrage gemacht hat. Hat er ihr das Foto per Mailanhang geschickt? Hat sie ein Papierbild erwartet? Vielleicht hat er die Bitte auch schlicht nicht verstanden, das würde jedenfalls seine fehlende Reaktion auf den Kommentar erklären.

So still und heimlich wie ich mich auf seinem Profil rumtreibe, hoffe ich, dass er seine Oma über Downloadfunktionen aufgeklärt hat.

Und ich beschließe mir ab sofort nur noch sehr junge Freundinnen und Freunde zuzulegen. Man soll ja fürs Alter vorbeugen, heißt es immer.

sleeplessdarkhorse

16. April 2016

Haltbare und weniger haltbare Gegenstände

Ich bin in Berlin, wo Kathrin Passig mir ein paar Dinge geben will, die in ihrem Haushalt (kultur-) technisch obsolet geworden sind, während sie in dem meinen voraussichtlich noch viele Jahre gute Dienste leisten werden.

Technische Hilfsmittel, in Neukölln ausgemustert, in Zürich begehrt.

Danach trinken wir Kaffee in einem der Neuköllner Lokale, die Internet noch erlauben, und schwatzen über dies und das und dann bekomme ich mit, dass sich der Techniktagebuch-Redaktionschat gerade über ein interessantes

Thema auslässt. Also frage ich, ob ich da auch mitlesen darf, und werde Teil des Chats. Zunächst passiert, was ich befürchtet hatte und weshalb ich da lange nicht mitmachen wollte: Das vielstimmige Schriftgespräch überfordert mich.

Später spazieren wir über das Tempelhofer Feld und gehen dann zu einer Verabredung in der Schaubühne. Kathrin legt ihre Jacke über die Sitzlehne, setzt sich und unterhält sich mit R., während ich noch mit meinem Gepäck beschäftigt bin. Schliesslich klappe auch ich meinen Sitz herunter. Wenig später bitte mich Kathrin kurz aufzustehen, damit sie ihre Jacke ausfädeln kann respektive damit sie ihr kluges Telefon aus der Jackentasche fädeln kann.

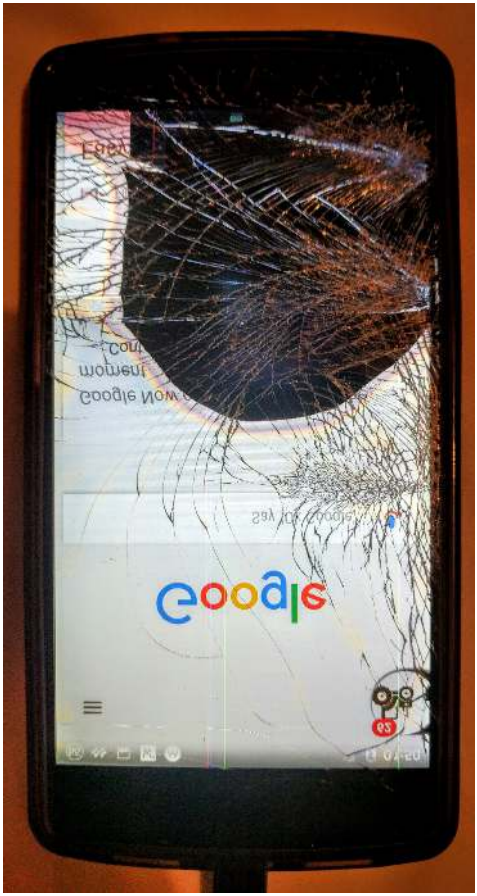
Selten habe ich mich so erschrocken. Ojeojeoje … ojeojeoje … und das an einem Samstag abend. In Berlin, erklärt mir Kathrin, gebe es keine 24-Stunden-Mobiltelefonverkaufsstellen. Sie werde sich wohl bis Montag mit einem Buch beschäftigen müssen. Nach der Theatervorstellung, die eine gefühlte Ewigkeit dauert, erinnere ich mich an den Redaktionschat und platziere dort einen Hilferuf. Allerdings zeigt mein kluges Telefon nur noch 10% Batterieladung und ich fürchte, dass es sich verabschiedet, noch bevor wir einen Übergabeort vereinbaren können. Dass ich kein Ladekabel dabei habe – „WAS? Du gehst ohne Ladekabel aus dem Haus?“ –, scheint Kathrin weit mehr zu entsetzen als der unwiderrufliche Tod ihres treuen Telefons. Es nimmt dann alles irgendwie ein gutes Ende, aber so richtig gut schlafe ich in dieser Nacht nicht.

Franziska Nyffenegger

16. April 2016

Ach, diese Lücke, diese eigentlich gar nicht so schlimme Lücke

Am Samstagabend gegen 20:00 wird das Display meines Nexus 5 auf die von Franziska bereits beschriebene Weise durch einen Klappsitz zerbröselt. Man sieht auch gleich, dass ein Displayaustausch nichts bringen wird, das Handy selbst ist leicht durchgebogen und hat einen Riss im Gehäuse. Das Bild steht danach auf dem Kopf und ist spiegelverkehrt, der Touchscreen reagiert nicht mehr.



Franziska ist so verzweifelt über den Unfall, dass ich mich gar nicht darüber aufregen kann, um sie nicht noch unglücklicher zu machen. Der Verlust hätte mich aber, glaube ich, auch unter anderen Umständen nicht sehr geärgert. Die Daten sollten alle in der Cloud sein, den Tod dieses Handys habe ich im Juli 2015 schon einmal betrauert, und zu Hause komme ich wohl vor-

übergehend ohne das mobile Internet klar mit meinem bisschen Freifunk-Internet. “Aber du brauchst doch eine Bordkarte morgen!”, sagt Franziska. “Das ging gerade eben noch mit Papier”, sage ich, “das geht bestimmt immer noch. Ich muss mir nur ein Buch mitnehmen, das ich dann unterwegs lesen kann.”

Franziska lässt das alles nicht gelten und mobilisiert die Redaktion, so dass wir uns wenig später mit Techniktagebuchautorin sleeplessdarkhorse treffen und ich ein nagelneues Nexus 5X mit nur zwei kaum sichtbaren Sprüngen im Display als Überbrückungshandy überreicht bekomme. In die SIM-Karten-Schublade passen allerdings nur Nano-SIMs. Ich schlafe ein paar Stunden darüber, finde mich dann mit dem Gedanken ab, dass die Zeit der Micro-SIMs vorbei ist, greife zu Schere und Sandpapier und habe wieder ein funktionierendes Handy.

> Kathrin: oh, da ist ja wirklich noch alles von dir drauf, was soll ich damit machen? ignorieren? auf Werkseinstellungen zurücksetzen? so tun, als sei es mein Leben, und damit weiterarbeiten?
>
> sleeplessdarkhorse: Kannst du zurücksetzen auf Werkseinstellung. Oder vielleicht doch mit meinem Leben weiterarbeiten. Interessante Versuchsanordnung.
>
> Kathrin: vierte Möglichkeit: es einfach nur morgen als Wecker verwenden und an einem der beiden Flughäfen ein neues kaufen.
>
> sleeplessdarkhorse: Wie du willst. Kannst es aber gerne zurücksetzen.
>
> Kathrin: dann mache ich das, auch wenn das Bild eines außerordentlich haarigen Hinterteils, das in der Tumblr-Vorschau kurz zu sehen war, so wirkte, als könnte mein neues Leben ganz interessant sein.

Als ich mich auf dem leergeräumten Handy mit meinem Googleaccount anmelde, werde ich gefragt, ob ich die Daten meines Vorgängerhandys übernehmen möchte. Das ginge per NFC durch Aneinanderlegen der Handys –

wenn ich am defekten Gerät NFC einschalten könnte. Es geht aber auch via Cloud, und auf diesem Weg landen im Laufe der nächsten Stunde alle meine Apps auf dem neuen Gerät.

Der Datenverlust durch diesen Handyunfall beschränkt sich, soweit ich das bisher sehen kann, auf:

- meine SMS-Nachrichten. Das ist nicht schlimm, nur rätselhaft und ein wenig unpraktisch, weil ich sie ab und zu in Situationen ohne Netz konsultieren muss, um herauszufinden, welchen Code ich beim jeweiligen Prepaid-Anbieter an welche Nummer schicken muss, um Internet zu bekommen.

- eventuell einige Audioaufzeichnungen, für die es aus unklarem Grund keine automatische Cloud-Backup-Option zu geben scheint

- ein einziges, am Vorabend gemachtes Foto, das ein Blatt Durchschlagpapier zeigte. Es war das erste Blatt Durchschlagpapier, das ich seit vielen Jahren gesehen habe, man verwendete es bei einem Vortrag, um mir eine Kopie meines handschriftlich ausgefüllten Honorarvertrags geben zu können.

Ich muss mich überall neu einloggen, was zum Teil mehrere ineinander verschränkte Passwortwiederbeschaffungsvorgänge erfordert: Um auf dem Handy an die Synchronisationsdatei von 1Password zu gelangen, muss ich auf die Dropbox zugreifen können, für deren Passwort ich aber auf 1Password zugreifen können müsste. Ich schreibe das lange und komplizierte Passwort vom Laptop ab und denke darüber nach, was wohl passiert, wenn man beide Geräte gleichzeitig einbüßt. Wahrscheinlich kann man dann gleich aufgeben und aufs Land ziehen und Bücher über digitale Abstinenz schreiben (auf der Schreibmaschine).

Weil ich jetzt dasselbe Kabelproblem wie André habe und deshalb meinen externen Akku nicht nutzen kann, suche ich am Flughafen Schönefeld nach einem USB-A-auf-USB-C-Kabel. Man kann dort Hunderte Sorten Make-up, Schnaps und Sonnenbrillen kaufen und genau eine Sorte Kabel. Die falsche.

Kathrin Passig

17. April 2016

Dafür also gibt es noch CD-Kaufhäuser

Eine WhatsApp-Nachricht erreicht mich. Eine nahe Verwandte schreibt mir: "Falls ihr noch nicht wisst, was ihr mir zum Geburtstag schenken sollt, ich wünsche mir die CD 'Explosiv' von David Garret." Ich schlucke und lese die Nachricht meiner Frau vor. Die sagt: "Also ich bestell die nicht, das versaut mir wieder meine ganze Amazon-History."

Kathrin weist in der Redaktionskonferenz darauf hin, dass man Dinge bestellen und dann auf "Nicht für Empfehlungen verwenden" setzen kann. Das hilft, aber es hat mich leider noch nicht von meiner moralischen Entscheidung befreit.

Alexander Matzkeit

17.04.2016

Kann ja überhaupt nicht sein!

Mein Netflix-Abo erlaubt mir, Filme anzusehen, die ich in meiner Jugend aus diversen Gründen verpasst habe. Zum Beispiel Dirty Dancing. Ausschnitte kenne ich schon, ja, und den Soundtrack und die Klamotten und die Tänze, okay. Aber ich kenne nicht den ganzen Film.

An einem Tag, als alle Kinder rekonvaleszent sind, erscheint mir die Gele-

genheit günstig und ich starte den Film.
Die Kinder sind entsetzt. Es gibt einen ellenlangen Vorspann! Die Musik! Die Klamotten! Die Tänze! Die Frisuren! Die Eltern!
Alles ist ihgitt, die Kinder winden sich.
Allein ich bin erstaunt, sehr erstaunt, wie entspannt und unerwartet unbabymäßig sich diese “Baby” durch die Geschichte bewegt.
Es gibt auch technische Details, die sich erheblich unterscheiden, ich hebe beispielsweise an, Plattenspieler zu erklären, aber die Kinder weisen matt auf die Plattenspieler in den Wohnzimmerregalen.
Doch dann: Johnny und Baby fahren Auto oder wollen Auto fahren, aber die Tür geht nicht auf, und Johnny hatte den Schlüssel im Zündschloss steckengelassen.
“Das kann ja überhaupt nicht sein!” rufen die Kinder empört, man könne ein Auto nicht abschließen und den Schlüssel steckenlassen – und da entsteht doch noch ein gemeinsamer Moment an diesem Nachmittag: ich erkläre “das Knöpfchen”, und wie man eine Tür verriegeln konnte, indem man zuerst das Knöpfchen drückte und dann die Tür zuklappte.
“Absolut verriegelt” sage ich.
Und bei der Fahrertür ging das genauso, manchmal musste man aber noch zusätzlich darauf achten, beim Zuklappen den Öffnungsmechanismus zu bedienen, damit das Knöpfchen nicht wieder nach oben sprang. Ich weiß aber nicht, ob das eine Frage des Modells war oder ob es eine Schlüssel-Steckenlassen-Verhinderungsphase im Autobau gegeben hat.

Den Film sehe ich mir allein zu Ende an, denn die Kinder gehen lieber Inlinerfahren. Trotz Regen. Ich suche noch, aber ich bin sicher, dass es in meiner Jugend mindestens einen verpassten Rollschuhfilm gegeben hat. Den schauen wir dann als nächstes.

Pia Ziefle

18.04.2016

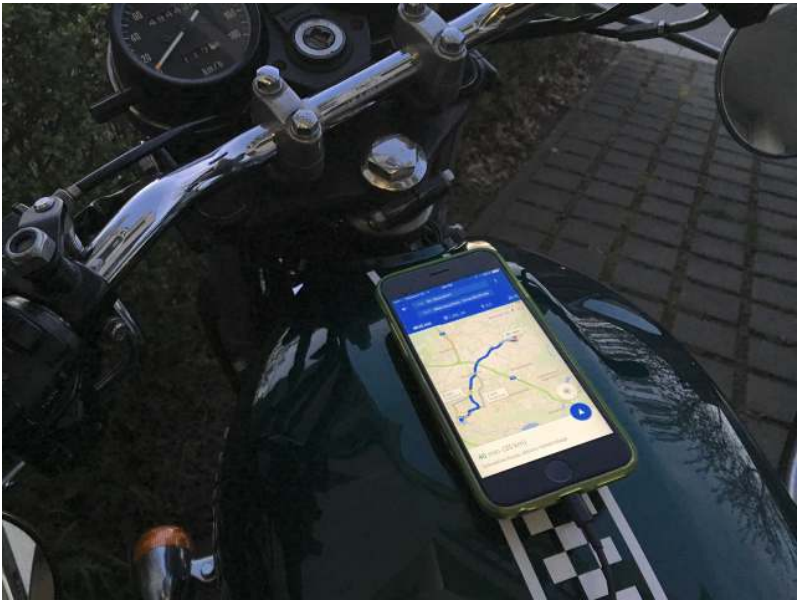
Mit Elefantenscheiße ans Ende der Welt

Seit kurzem bin ich unter die Motorradfahrer gegangen. Dabei habe ich schnell festgestellt, dass man plötzlich wieder auf seinen Orientierungssinn angewiesen ist, um Wege zu finden. Im Auto: Zack, Navi eingeschaltet und fertig. Aufm Mopped: Fehlanzeige. Das kann so nicht weitergehen.

Für eine Kauflösung reicht die Zeit nicht. Am nächsten Morgen soll es ~~ans Ende der Welt~~ nach Werneuchen gehen (irgendwo in Brandenburg nordöstlich von Berlin). Da bekanntlich nichts länger hält als ein Provisorium, greife ich tief in die Scheiße. Genauer gesagt in die Elefantenscheiße. Seit Jahr' und Tag kenne ich unter diesem Namen einen dauerelastischen Kitt, der unglaublich praktisch ist, um mal eben *irgendwas irgendwo* wieder ablösbar zu befestigen (hinterlässt allerdings Fettflecken). Eigentlich hört der elefantengraue Kitt auf den Namen "Terostat IX". Ich habe stets eine große Dose davon griffbereit, zu Hause und im Büro.

Ich forme zwei kleine Würstchen, drücke sie auf den Tankverschluss, und obendrauf das Smartphone. Für den Stromanschluss habe ich vorher einen alten USB-Spannungsadapter für den Zigarettenanzünder ausgeschlachtet, mit Kabeln versehen und an die Mopped-Elektrik angeschlossen. Geschaltetes Plus liegt z. B. am Blinkrelais an.

Das Smartphone hält wunderbar auf dem Kitt, ob mit oder ohne Schutzhülle. Sogar Vibrationen werden ganz gut gedämpft, habe ich den Eindruck. Es ist zwar nicht gegen Regen geschützt, aber ich bin ja sowieso Schönwetterfahrer. Sicherlich gäbe es noch ein schickes wasserdichtes Case, aber nicht von jetzt auf gleich. Beim Tankstopp rupfe ich es einfach von dem Kitt ab und drücke es danach wieder drauf. Es empfiehlt sich, die platten Würstchen wieder etwas aufzurichten.



Das Smartphone ist gut abzulesen. Die Sprachausgabe höre ich so zwar nicht. Wenn ich wollte, könnte ich die Kopfhörer mit unter den Helm stecken und ans Smartphone anschließen. Aber darauf kann ich gut verzichten. Und siehe da: Ich erreiche mein Ziel, ohne mich zu verfahren.

Markus Winninghoff

2016-04-18

It's Tax Day!

Es ist Tax Day und alle dreihundert Millionen Amerikaner müssen ihre Steuererklärung abgeben. Außer denen, die es schon vorher gemacht haben (haha). Und denen, die eine Verlängerung bis Oktober beantragen. Allerdings ist die Steuererklärung fast so schnell gemacht wie der Antrag auf Verlängerung, also kann man es eigentlich auch gleich richtig machen.

Man kann seine Steuern per Post oder online einreichen, wobei man dann nicht direkt mit dem Finanzamt (dem Internal Revenue Service, IRS) Kontakt hat, sondern mit einem von vielen Dutzend kommerziellen Online-Diensten, die vom IRS zur Entgegennahme von Steuererklärungen berechtigt wurden. Diese Unternehmen konkurrieren miteinander um die besten Benutzeroberflächen, den besten Service, die niedrigsten Preise. Es gibt eigene Bewertungsportale, denen man entnehmen kann, welche Firmen aktuell den besten Service bieten. Dadurch, dass die Arbeit auf so viele verschiedene Dienstleister verteilt wird, gibt es keine spürbaren Engpässe in der Kapazität, auch kurz vor der Deadline nicht.

Ich mache meine Steuern seit ein paar Jahren mit efile.com. Deren Oberfläche wird als sehr gut bewertet, aber es wird bemängelt, dass es keinen Live-Telefon-Support in den kritischen Stunden des 18. April gibt. Darauf kann ich aber verzichten, denn es geht wirklich kinderleicht. Die Stammdaten (Name, Anschrift) werden vom Vorjahr übernommen. Ich muss nur aus meiner Lohnsteuerkarte (Formular W-2, online in unserer Lohnbuchhaltung abrufbar) ein paar Zahlen in das Steuerformular übertragen, außerdem ein paar absetzbare Ausgaben zusammenrechnen.

Belege müssen nicht eingereicht werden. Es reicht, wenn man sie auf Anfrage zur Verfügung hat. Alle meine Belege für dieses Jahr bestehen aus E-Mails, die ich auf Anfrage leicht heraussuchen können werde. Für Beträge unterhalb fünfundsiebzig Dollar sind überhaupt keine Belege erforderlich.

Nach Eingabe aller Zahlen muss die Steuererklärung rechtskräftig unterschrieben werden. Um diese Unterschrift durchzuführen, gibt man seinen Namen in ein gewöhnliches Textfeld ein, Buchstabe für Buchstabe genau so, wie er über dem Textfeld angezeigt wird. Andere Online-Unterschriftensysteme zeigen die Eingabe dann in einem albernen Handschrift-Zeichensatz an, aber bei efile ist es ein ganz normales Textfeld.

Dann geht es ans Bezahlen – nicht der Steuern, sondern der Steuererklärung. Sie kostet bei efile sechzig Dollar. Sobald der Betrag verbucht wurde, ist die Steuererklärung fertig und muss an den IRS geschickt werden. Dazu ist eine einmalig, speziell für diese Steuererklärung vergebene Geheimzahl erforderlich, die ich direkt beim IRS anfordern muss, unter Angabe meiner Social-Security-Nummer, Anschrift und ein paar anderer Daten. Die Zahlenfolge wird mir dann per SMS zugeschickt. Alternativ kann ich aber auch den dollargenauen Betrag meines Bruttoeinkommens aus dem letzten Jahr als Geheimzahl verwenden, und so mache ich es.

Achtung, jetzt keinen Fehler machen, warnt efile, *sonst war alles für die Katz und die Steuererklärung wird abgelehnt!* Alles geht gut.

Die nachzuzahlende oder zu erstattende Steuer hat efile schon auf den Dollar genau berechnet. Ich schulde der Bundesregierung noch 2.200 Dollar, und die werden am nächsten Tag von meinem Konto abgebucht. Außerdem bekomme ich vom Staat New York 2.700 Dollar zurückerstattet, was um die zwei Wochen dauert. So ist es irgendwie immer. Die Steuergesetze scheinen im Laufe des Jahres mit dem einzigen Zweck umgeschrieben zu werden, um Geld zwischen den Bundesstaaten und der Bundesregierung hin und her zu schieben, was für den Steuerzahler im wesentlichen auf ein Nullsummenspiel hinausläuft.

Nicht bei der nächsten, auch nicht bei der übernächsten, aber bei der über-über-nächsten Präsidentschaftswahl werde ich hoffentlich auch wählen dürfen und mitbestimmen, was mit meinen Steuern passiert.

André Spiegel

18. April 2016

Wenn dieser Ring smart ist, will ich seine doofen Kollegen nicht kennenlernen

Im März habe ich auf der CeBIT ein paar Sekunden darüber nachgedacht, mir einen RFID-Chip in die Hand implantieren zu lassen. Etwas später kaufe ich, um zumindest mal auszuprobieren, wie das so wäre, einen NFC-Fingerring.

Er passt und hat eine angenehm geschwungene Innenseite, so dass ich mich wohl daran gewöhnen könnte, ihn zu tragen. Ich möchte damit mein Handy entsperren, das scheint derzeit die einzige halbwegs interessante Einsatzmöglichkeit zu sein, wenn man nicht gerade Immobilienbesitzer ist und das Türschloss austauschen will. Jahrelang habe ich überhaupt keine Displaysperre benutzt, dazu nehme ich das Handy zu oft in die Hand, man wäre ja sonst mit nichts anderem beschäftigt als mit dem Entsperren.

Die Ring-Erkennung ist leicht einzurichten. Ich google nach Abbildungen, die mir zeigen, wo genau auf der Rückseite des aktuellen Handys der “sweet spot” zum Lesen von RFID-Chips ist. Schon bald gelingt es mir, das Handy manchmal im ersten Versuch durch Antippen mit dem Ring zu entsperren. Meistens aber nicht. Dann reagiert das Handy auch beim dreißigsten Versuch überhaupt nicht. Wenn ich die Geduld verliere und es auf einem anderen Weg entsperre, stellt sich heraus, dass es bei jedem der gescheiterten Entsperrversuche erfolgreich im Browser die Herstellerwebsite geöffnet hat, die mich zur Installation der dazugehörigen App auffordert.

Und immer so weiter, viele Bildschirmseiten lang

Langes Suchen auf der Herstellerwebsite führt nicht zu einer Antwort auf die Frage, wie man dem Ring das Öffnen der Seite ab- und das verlässliche Entsperren des Handys angewöhnt. Ich schließe die identischen Tabs und

installiere die App in der Hoffnung, dass sich dadurch etwas bessert. Es ist eine schlechte App, und sie verbessert gar nichts. Beim Herumtragen von Möbelstücken klemme ich mir außerdem das Fingerfleisch zwischen Ring und Möbel ein. Ich bin jetzt ganz froh, dass ich mich nur über ein Ding ärgern muss, das ich einfach abnehmen kann und nicht über eines, das in meiner Hand implantiert ist.

Vielleicht würde ich die Geduld aufbringen, noch weiter herumzuexperimentieren, wenn ich nicht am selben Tag das neue Ersatzhandy in Betrieb genommen hätte, das einen Fingerabdrucksensor mitbringt. Den probiere ich jetzt aus, und damit genügt mein Finger am Ende doch noch zum Entsperren des Handys. Im ersten Versuch, ohne Verzögerung, schlechte Apps und unnütze Websiteaufrufe, und ganz ohne Ring.

Kathrin Passig

Mitte April 2016

Old School hilft der New School

Snapchat ist gerade die App, die mal wieder alles verändert. Natürlich auch in der Branche Medien/Kommunikation, in der ich mich im weitesten Sinne beruflich bewege. Also müssen meine Kolleginnen und Kollegen sowie ich Bescheid wissen. Installiert habe ich die App natürlich, die Nutzung beschränkte sich bisher aber auf: App öffnen, verwirrt durchtippen, “dafür bin ich zu alt” denken, App wieder schließen.

Bei einem Telefonat mit einem Kollegen kommen wir auf Snapchat zu sprechen. Ihm geht es ähnlich wie mir. “Komm, wir probieren das jetzt mal aus”, sagt er. Und tatsächlich: Wir schaffen es, uns einige Snaps hin und her zu schicken. Mit Filtern und Effekten und allem. Richtige Euphorie kommt allerdings nicht auf und nach einer Stunde oder so war es das dann. Vielleicht sollte ich ihn dazu noch einmal anrufen?

Slack ist auch so ein Programm, das sich langsam in unseren Arbeitsalltag einschleicht. Die Nutzung ist derzeit freiwillig. Wie es so ist: Einige Kolleginnen und Kollegen nutzen es sehr intensiv, andere (wie ich) eher weniger.

Einer der Heavy User will sich mit mir treffen und fragt nach dem genauen Weg – per Slack. Hätte ich nicht eine Benachrichtigung über eine neue private Nachricht in mein normales Mail-Postfach bekommen, der Kollege würde noch heute auf eine Antwort warten.

Marcus Albrecht

19. April 2016

Was nicht in der Cloud ist, das ist schon so gut wie vom Lastwagen überfahren

Ich kann leider nicht rekonstruieren, wie ich früher, also etwa von 2008 bis 2014, über Backups von Handydaten gedacht habe. Es gab ja noch kein Techniktagebuch damals. Aber beim Unfalltod des Nexus 5 und der darauffolgenden Wiederherstellung seiner Daten merke ich, wie sehr ich mich inzwischen darauf verlasse, dass Apps ihre Daten schon irgendwo in der Cloud lagern werden, und wie überraschend wenig man sich darauf verlassen kann. Eine App ist für mich so was wie ein Frontend für Daten, die selbstverständlich anderswo liegen als auf dem Handy. Ich meine, wer speichert denn Daten *auf einem Handy*? Wie leicht das verlorengeht oder von einem Klappsitz zermalmt wird!

Bei einigen meiner Apps hätte ich rechtzeitig von Hand irgendwas konfigurieren müssen, damit sie gelegentlich auch mal selbstständig ein Backup in der Dropbox anlegen. Mit viel Mühe und der Handymaus geht das zum Glück auch jetzt noch.

André Spiegel weist darauf hin, dass er das alles in seinem Beitrag über ein vom Lastwagen überfahrenes Handy schon einmal mahnend erwähnt hat. Aber seine Hinweise waren offenbar nicht deutlich genug, um mich zur Kon-

trolle meiner Backups zu bewegen. Deshalb sei es hier noch einmal zu meiner eigenen Erinnerung und der der Leserschaft gesagt: Man kann sich 2016 nicht darauf verlassen, dass alle Handydaten in der Cloud liegen. Auch wenn es sich so anfühlt, als täten sie das längst. Bei Apps, in die man regelmäßig etwas hineinschreibt[1] oder die automatisch Daten aufzeichnen, die man gern behalten würde, sollte man rechtzeitig in den Einstellungen nachsehen, was dort über Backup-Optionen steht. Bevor der Lastwagen das nächste Mal kommt.

Kathrin Passig

19.04.2016

Die Zukunft des ÖPNV-Tarifs?

Gelegentlich besuche ich meine Eltern, die in der Nähe von Darmstadt im Gebiet des Rhein-Main-Verkehrsbunds (RMV) wohnen. Da ich für diesen Verbund kein Semesterticket besitze, greife ich auf die ganz normalen Einzeltickets zurück. Hier kommt das Ärgernis: Obwohl die Fahrt mit der Straßenbahn nur fünf Minuten dauert, muss ein höherer Tarif bezahlt werden, weil zwischen dem Hauptbahnhof und meinen Eltern zufällig die Grenze einer Tarifzone liegt. So könnte ich für einen geringeren Preis mehr als 15 Minuten in die entgegengesetzte Richtung fahren.

Diese Ungerechtigkeit, in Zeiten nicht vernetzter Fahrkartenautomaten verständlich, heute in Zeiten von Smartphonetickets nur schwierig nachvollziehbar, ist auch dem RMV aufgefallen, der deshalb erstmal einen Pilotversuch mit 20.000 Nutzern macht, um das neue Tarifsystem, genannt "RMVsmart", auf Herz und Nieren zu testen.

1. Fehlleistung einer textfixierten Person. Gemeint sind natürlich: Apps, mit deren Hilfe man Daten in Bild-, Text oder sonst irgendeiner Form neu erzeugt, ok, also alle. Ich versuche es anders: Besondere Aufmerksamkeit verdienen Apps, die man nicht auch noch auf anderen Plattformen nutzt, sondern ausschließlich auf dem Handy, denn deren Daten liegen womöglich auch nur dort.

> Der Preis berechnet sich, wie man es aus dem Taxi kennt: Sie zahlen nicht mehr die durchfahrenen Tarifgebiete, sondern nur noch die tatsächlich zurückgelegte Strecke mit dem Verkehrsmittel Ihrer Wahl – zu einem individuellen Preis. Damit werden Preissprünge an den Tarif- und Stadtgrenzen deutlich gemildert.

Das ganze wird ziemlich groß beworben, es werden Gewinne ausgelobt und Rabatt versprochen. Nachdem ich mich vor einigen Wochen angemeldet hatte, bekomme ich heute meinen Zugangscode für die App, die ich mir sofort herunterlade.

Die App sieht auf den ersten Blick ganz nett aus. Blöd ist, dass man den Preis nicht sofort sieht, sondern ihn erst berechnen lassen muss. Als ich dann meine Standardstrecke vom Hauptbahnhof zu meinen Eltern eingebe und mir den Preis von der App berechnen lasse, ist dieser zu meinem Erstaunen nicht deutlich geringer, sondern leicht höher als vorher! Selbst die einminütige Fahrt zwischen dem letzten Halt des alten und dem ersten des neuen Tarifgebiets kostet nun 0,32 € mehr. Ich rufe das FAQ auf und sehe, dass das neue Tarifangebot aus irgendwelchen Gründen nur für Regional-, S- und U-Bahn gilt:

> RMVsmart haben wir als Prototypen entwickelt, um die Idee eines entfernungsbasierten Relationstarifs grundlegend auf Herz und Nieren zu prüfen.
>
> Deshalb gelten in Regionalzügen, S- und U-Bahn grundsätzlich Kilometerpreise. In Bussen und Straßenbahnen gibt es einfach Pauschalpreise – innerorts und Überland. Im Zuge des Pilotversuchs und des begleitenden Innovationsdialogs mit Testern, Experten und Entscheidern stellen wir diesen Prototypen gemeinsam auf den Prüfstand.

Für mich ist das jetzt natürlich blöd, für die Fahrt mit Straßenbahn und Bus innerhalb einer Stadt hat sich der RMV stattdessen ein vollkommen anderes Tarifmodell überlegt, mit dem man für 60 Minuten unbegrenzt innerhalb des Stadtgebiets fahren kann – sehr praktisch, wenn man nur schnell

etwas zu erledigen hat und danach direkt wieder zurückfährt. Dieser Tarif ist mit 2,16 € auch relativ günstig. Doof für mich: Meine Eltern wohnen eine Station von der Stadt entfernt, um ihn zu nutzen, müsste ich also eine Station schwarzfahren oder länger laufen. Die Preissprünge zwischen den Zonen werden also nicht wie vom RMV versprochen geringer, sondern sie weiten sich noch aus.

Um den neuen Tarif noch eine Chance zu geben, teste ich ihn auf der Strecke von Darmstadt nach Frankfurt, wo er tatsächlich eine Ersparnis von fast 2 € bringt. Fragt sich nur, warum man nicht den gleichen Tarif auf den Verkehr mit Bus und Straßenbahn angewandt hat.

Hannes Nonhebel

19. April 2016

Schluss mit Konfetti

Playoff-Basketball. Fünfzehn Sekunden vor Schluss führen die Dallas Mavericks beim haushohen Favoriten Oklahoma City Thunder mit vier Punkten Vorsprung. Dann trifft Kevin Durant einen Dreier für Thunder, Raymond Felton verwirft zwei Freiwürfe, und im letzten Moment stupst Steven Adams den Ball in den Korb der Mavericks. Game over, Thunder gewinnt, Konfettiregen, Jubel.

Oder vielleicht doch nicht? Die Schiedsrichter sehen sich die letzte Aktion noch mal auf dem Monitor an. Ein Korb am Spielende zählt nur, wenn der Ball die Hand des Schützen verlassen hat, bevor die Uhr auf 0.0 runtergezählt hat. Damit man diesen Moment überall sehen kann, ist der Korb von einem roten Streifen eingerahmt, der rot aufleuchtet, wenn das Spiel vorbei ist. Die Zeitlupe zeigt eindeutig, dass Adams den Ball noch berührt, als die Lichter angehen. Dreißig Sekunden nach Spielende entscheiden die Schiedsrichter: Der Korb ist ungültig, die Mavericks haben gewonnen.

Es dauert ein paar Sekunden, bis die Nachricht sich bei den feiernden Leuten in der Halle verbreitet hat. Dann kann man beobachten, wie aus Jubel erst Verwirrung, dann Schock, und dann Depression wird. Bei Spielern und Fans der Mavericks hingegen findet gleichzeitig genau die entgegengesetzte Veränderung im Mienenspiel statt. Es ist ziemlich beeindruckend.

Video-Reviews gibt es in der NBA seit 2002, und die Verwendung am Spielende war der erste Einsatzort. Seitdem kommen neue Anlässe hinzu. Mittlerweile kann man böse Fouls noch mal in Zeitlupe betrachten, um zu entscheiden, wie ernst es war. Man kann nachsehen, ob ein Wurf wirklich ein Dreier war oder nicht, ob ein Foul vom Offensiv- oder Defensivspieler begangen wurde, wer den Ball ins Aus befördert hat, ob ein Foul beim Wurf begangen wurde oder davor, und noch ein paar andere Sachen.

Manchmal kommt man kaum noch zum Basketball vor lauter Video-Reviews. Um die Sache zu beschleunigen, wurde ein zentrales Replay-Zentrum eingerichtet. In einem Gebäude irgendwo in New Jersey sitzen Experten vor ein paar Dutzend Bildschirmen, verfolgen alle Spiele und übernehmen auf Abruf die Videoanalyse von strittigen Szenen. Es ist wie ein feuchter Traum: Das Replay-Zentrum bekommt über eine gesonderte Leitung, die im Notfall mit Batterien und Generatoren betrieben werden kann, hochaufgelöste Videostreams von allen Spielen der NBA. In manchen Nächten fließen 30 Terabyte voll mit Basketball nach New Jersey.

Aleks Scholz

19. April 2016

Das Handy bekommt eine Maus

Nach Beratung durch das Internet habe ich dem kaputten Handy ein "USB on the go"-Kabel bestellt. Man kann damit eine Maus ans Handy anschließen, und zu meiner Überraschung funktioniert das tatsächlich:

Bei der Fingerbenutzung der letzten gesunden Touchscreenzentimeter betätige ich nicht das, was an dieser Stelle zu sehen ist, sondern das, was das intakte Handy an dieser Stelle anzeigen würde; man muss also über alles spiegelverkehrt und auf dem Kopf stehend nachdenken. Die Maus hingegen sieht eine andere Oberfläche als ich und man kann mit ihr tatsächlich das anklicken, wo der Mauspfeil gerade hinzeigt. “Which proves you’re not a mouse”, sagt R., der Observatoriumstechniker.

Wenn die Maus angeschlossen ist, kann ich allerdings nicht das USB-Kabel zum Transfer der verbleibenden Daten anschließen. Und wenn das Datenkabel angeschlossen ist, habe ich keine Maus und kann nicht “ja, ich möchte das USB-Kabel zum Datentransfer und nicht nur zum Laden verwenden” auswählen. Denn der obere Rand des Bildschirms, an dem man diese Auswahl treffen müsste, ist jetzt der untere, und der untere besteht aus kleinen Glassplittern.

Ich denke lange über das Dilemma nach und folge schließlich dieser Anleitung. Im Semi-Blindflug lasse ich mich auf dem defekten Handy zum Developer ernennen, ”You are now a developer!” Danach kann man einstellen, dass das USB-Kabel zwischen Handy und Rechner immer und ohne Rückfrage dem Datentransfer dienen soll. Und so funktioniert es dann. Die nur lokal gespeicherten Daten wandern vom Handy auf die Laptopfestplatte und ich nehme mir vor, demnächst endlich auch für diese letzten Nester lokaler App-Daten (Audioaufzeichnungen, Screenshots, diverser Kleinkram) irgendwie ein Cloud-Backup einzurichten.

Dass das kaputte Handy immer noch so gut funktioniert, macht mich ein bisschen traurig. Es könnte noch so viel, nur die Kommunikation mit ihm ist schwierig geworden. Aber vielleicht fällt mir eines Tages ein Einsatzzweck ein, für den man kein Display braucht.

Kathrin Passig

20. April 2016

Ich bin zu jung für Scherze über T-Shirt-Design

Alexander Matzkeit verlinkt in der ständigen Techniktagebuch-Redaktionssitzung diesen Comic: 9gag.com/gag/4077402/how-t-shirts-are-designed. Ich versuche, dem Link zu folgen, aber mein britischer Prepaid-Provider Tes-

co lässt mich nicht. Stattdessen gelange ich auf eine Seite mit der Adresse wap.tesco-mobile.com/contentblock (WAP lebt!) und bekomme Folgendes erklärt:

> **18+ content**
> The site you tried to visit shows content for over 18s.
>
> **How to see 18+ content**
>
> **Confirming your age**
> You'll need to have your credit card (Visa or Mastercard) handy. Sorry, but you can't use a debit card.
>
> When we check your age, we charge £1 to your credit card. This will show as a £1 payment to Tesco Mobile on your card statement. We'll give you a refund of £1 on your next mobile bill or as a phone credit.
>
> **Confirming by phone**
> Please call us free on 282 from your Tesco Mobile phone to confirm your age with your credit card.
>
> **Confirming online**
> You can confirm your age by giving us your credit card details online if you prefer.
>
> **Confirming without a credit card?**
> You can confirm your age with our quick online form instead.

Das "quick online form" erweist sich als eher umfangreich, unter anderem muss ich meine Telefonnummer angeben, das Datum und die Methode meiner letzten Aufladung, den Stand meines Tesco-Guthabens, meine Adresse

und natürlich mein Alter. Ich heiße Admiral Almdudler, bin am 1.1.1970 geboren und wohne seit mehr als drei Jahren an der Adresse einer beliebten Eisdiele in Fife. Auf keinen Fall darf man bei diesen Angaben lügen, denn:

> In order to remove the 18+ content bar we must perform a search to verify your identity. This involves checking the details you supply against those held on any databases Call Credit – the credit reference agency – has access to. This includes information from the Electoral Register and fraud prevention agencies. A record of this search will be kept and may be used to help other companies to verify your identity. We may also pass information to financial and other organizations involved in fraud prevention, to protect ourselves and our customers from theft and fraud. If you give us false or inaccurate information and we suspect fraud, we will record this and share this information with other organizations.

Ich bin gespannt, mit welchen Daten Tesco diese Details abgleichen will, denn ich habe die SIM-Karte und auch alle Aufladegutscheine im Supermarkt gekauft, ohne mich auszuweisen. Denkbar ist allerdings, dass ich sie mit der ec- oder Kreditkarte bezahlt habe und dass deren Daten mit der Nummer des Aufladegutscheins verknüpft wurden.

Danach darf ich den T-Shirt-Comic immer noch nicht sehen:

> Thank you for your enquiry
>
> A member of the Tesco Mobile customer care team will answer your enquiry by email, within the next 24 hours.
>
> You should also have received an email confirming your enquiry has been received.

Am nächsten Tag erreicht mich keine Mail vom *customer care team*, aber eine SMS:

> Sorry we are unable to remove the 18+ restriction as we cant verify your details. Please visit www.noddle.co.uk to ensure your details are correct

Die Firma Noddle bietet auf der erwähnten Website “free and unlimited access to your credit report and score” an. Sie gehört zu Callcredit, und Callcredit ist wiederum “one of the UK’s three credit reference agencies”. Ich kann jetzt immer noch keine Scherze über T-Shirts sehen, weiß aber mehr darüber, wie man in einem Land ohne Ausweispflicht beim SIM-Karten-Kauf und ohne Personalausweispflicht seine Volljährigkeit belegen könnte.

Kathrin Passig

2016-04-20

Die Überschall-Hotline

Ich brauche einen Ersatz für meine US-Kreditkarte, die sich nach zwei Jahren ausgiebiger Benutzung in ihre Einzelschichten aufzulösen beginnt. Ich suche auf der Webseite der Bank nach einer entsprechenden Funktion, aber ich finde keine. Also wähle ich die Telefonnummer auf der Rückseite der Karte. Ich weiß aus Erfahrung, dass dieser Telefonsupport sehr gut ist, denn die Konkurrenz unter den Kreditkartenfirmen ist hart und sie versuchen erbittert, sich gegenseitig die Kunden abzujagen – unter anderem dadurch, dass sie diese Kunden so freundlich wie möglich umgarnen.

Obwohl ich also weiß, was ich ungefähr zu erwarten habe, verläuft das Gespräch überraschend.

(Einmaliger Rufton) »Wir weisen darauf hin, dass dieser Anruf zu Schulungszwecken aufgezeichnet wird. – Guten Tag, Sie sprechen mit Samantha. Darf ich bitte Ihren Namen haben?«

Ich sage meinen Namen in der anglisierten Aussprache, die ich mir angewöhnt habe. Normalerweise muss ich ihn jetzt wenigstens buchstabieren, um zu klären, ob das e oder das i im Nachnamen zuerst kommt. Aber Samantha sagt nur:

»Danke. Was kann ich heute für Sie tun?«

»Ich brauche eine Ersatzkarte. Meine alte löst sich so langsam auf.«

»Oh, es tut mir leid, das zu hören. Sie haben einen Chip auf der Karte, richtig?«

»Ja.«

»Kein Problem, die neue Karte kommt in zwei bis drei Tagen. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?«

Jetzt kriege ich Gänsehaut. Ich hätte erwartet, dass ich jetzt die Kartennummer durchgeben muss, mein Geburtsdatum und den Familiennamen meiner Mutter, nicht zu vergessen die Anschrift, wohin die Ersatzkarte geschickt werden soll.

»Moment mal, Sie haben mich gerade nur aufgrund meines Namens gefunden? Und jetzt haben Sie alle Daten vor sich?«

»Nein, Caller ID natürlich,« sagt Samantha, und ich höre ein leichtes Schmunzeln in ihrer Stimme.

Ich bin platt. Sie hat mich also aufgrund der Telefonnummer, von der ich anrufe, identifiziert. In dem Moment, als sie mich begrüßte, hatte sie vermutlich bereits meine Daten vor sich, und die Frage nach meinem Namen war nur ein kurzer Plausibilitätscheck. Damit ist auch klar, warum ich den Namen nicht buchstabieren musste. Und natürlich steht in dem Datensatz alles, was Samantha sonst noch wissen muss: meine Kartennummer, meine Postanschrift, und so weiter.

»Wow, nicht schlecht.«

»Keine Ursache. Bis zum nächsten Mal. Auf Wiederhören!«

André Spiegel

April 2016

„I strongly recommend you print it out“

Für die Uni muss ich, unter anderem, im Schnitt jede Woche etwa drei Fachaufsätze lesen. Diese Aufsätze werden von den Professoren (beziehungsweise von deren SekretärInnen oder HiWis) meist digital auf der zentralen Lernplattform ILIAS zur Verfügung gestellt. Anstatt für das Ausdrucken in der Uni pro Schwarzweißkopie (inklusive Blatt) 6 Cent zu zahlen, oder die Aufsätze daheim auszudrucken, bietet es sich bei der Menge an Seiten dringend an, die Aufsätze auf einem Tablet zu lesen. Zumal die Texte fast immer nur für eine Sitzung benötigt werden. Ich kann in den PDFs Notizen machen und Textstellen markieren, mit etwas Übung beinahe so schnell wie von Hand mit einem Bleistift. Mit dem Tablet habe ich so meine Dokumente für die Uni immer alle dabei und kann, falls nötig, auch noch im Seminarraum welche herunterladen.

Trotz dieser Vorteile und der Ressourcenschonung (etwa 80-120 bedruckte Seiten weniger pro Woche) gibt es einige Professoren, die das nicht gerne sehen. Sie raten einem dringend, die Texte auszudrucken, da man sonst ja gar nicht richtig damit arbeiten könne. Natürlich möchte ich nicht trotzig vor meinem leuchtenden Bildschirm sitzen, während meine Kommilitonen ihre Bleistifte zücken und so gibt es eigentlich jedes Semester ein Seminar, das meinem Drucker seine Existenzberechtigung zurückgibt.

Maya

April 2016

Alle Kinder haben ein Handy!

Der Achtjährige beschwert sich über die Ungerechtigkeit des Lebens im Allgemeinen und die der Eltern im Besonderen: “ALLE aus meiner Klasse haben ein Handy, die meisten sogar ein Smartphone! Nur ich nicht! Sogar fast alle aus der zweiten Klasse haben eines! Krieg ich auch ein Smartphone? Bitte!!”

Dies nehme ich zum Anlass, mich in der Schule und im Bekanntenkreis zu erkundigen, und fasse hiermit meinen (zwar empirisch erworbenen, aber statistisch nur dünn untermauerten) aktuellen Kenntnisstand zum Thema “Verteilung von Mobiltelefonen bei Grundschulkindern” zusammen:

- Die Schule (besagte nicht ganz billige private Grundschule in Hamburg) verbietet die Benutzung von Mobiltelefonen auf dem Schulgelände. Mobiltelefone von Schülern müssen ausgeschaltet sein und im Schulranzen bleiben. Auf dem Schulhof sieht man in den Pausen tatsächlich keine Mobiltelefone.

- Ein WLAN stellt die Schule nicht zur Verfügung.

- Etwa die Hälfte der Schüler der dritten und vierten Klassen haben ein Handy; ein Smartphone haben die Wenigsten (deutlich weniger als ein Viertel). Die meisten, auch die mit Smartphone, nutzen eine Prepaid-Karte ohne Datentarif, nutzen also für Daten wohl hauptsächlich das elterliche WLAN. Argument der Eltern für das Mobiltelefon ist meist “für Notfälle”.

- Die befragten Eltern aus meiner Peergroup mit Kindern sehr unterschiedlichen Alters sind mit großer Mehrheit der Auffassung, dass ein Handy oder ein Smartphone ab dem Übergang zur weiterführenden Schule (also ab der 5. Klasse) sinnvoll sein könne. Ein Datentarif wird

von den Meisten nicht für notwendig gehalten (öffentliches und privates WLAN sei ausreichend), “höchstens mal im Urlaub für lange Autofahrten”.

Molinarius

21. April 2016

Schottische Stromsaga, voraussichtliches Ende

Und so geht sie (vielleicht) zu Ende, die endlos lange Geschichte. Sie begann damit, dass ich von Kingsbarns nach Crail umzog, dann versehentlich den Stromanbieter wechselte, dann ebenso versehentlich wieder zurückwechselte, was zu Fantasierechnungen, Mahnschreiben, Telefonterror und allgemeiner Verwirrung im System führte. Zwei Jahre später ist das letzte verbliebene Symptom der Stromverwirrung mein Online-Account bei Scottish Power, der sich standhaft weigert, irgendwas außer dem seit langem abgeschlossenem Vorgang in Kingsbarns anzuzeigen. Alle drei Monate kommt eine Email, dass ich eine neue Rechnung einsehen kann, die ich aber nicht einsehen kann, weil sie nur online zu sehen ist.

Im April schließlich verändert sich das Bild. Online werde ich begrüßt von der Nachricht, wie schade es doch sei, dass ich Scottish Power verlassen möchte. “We are really sorry you decided to leave us”, sagt Scottish Power. Aber, aber, erwidere ich. Ich will doch gar nicht. Können wir nicht Freunde bleiben? Ich kontaktiere zum tausendsten Mal meine Freunde vom Social-Media-Team via Twitter. “NP” meldet sich über “Direct Message”, ich schicke ein paar Screenshots, sie schickt mir ein neues Passwort, und zwei Tage später sehe ich zum ersten Mal meinen aktuellen, echten, richtigen Strom- und Gasaccount im Internet, mit Rechnungen, Statistiken, Bilanzen und allem.

Im April 2016 ist meine Stromrechnung zum ersten Mal wieder in den roten Zahlen. Die aktuelle Rechnung, die erste Zahlung seit über einem Jahr, beträgt 56 Pfund. Ich bin nicht gerade der beste Kunde von Scottish Power.

Aleks Scholz

22.04.2016

Print ist vielleicht doch tot – zumindest beim Lernen

Der Sohn (12) soll eine Unterrichtsstunde in Erdkunde selber halten, dafür müsste er sich theoretisch vorbereiten. Alle Kinder seiner Jahrgangsstufe machen so eine Einheit, das Fach ist frei wählbar. Der Sohn entscheidet sich für “Überlebenskünstler im Eis” und geht in den Keller, wo die Computer sind.

“Recherche”, sagt er.

Etwa eine halbe Stunde später gehe ich ebenfalls in den Keller, wo die Wäsche zu machen ist, und finde ihn an seinem Rechner. Er spielt Minecraft.

Ich: *Geschimpfe Galore*.

Er: “Warte doch mal”, nimmt seine Kopfhörer ab und zeigt mir, dass er zwar tatsächlich Minecraft spielt, im Hintergrund aber eine Dokumentation über die Antarktis läuft. Die er hört, während er spielt. Wenn er etwas nicht kennt, das erwähnt wird, klickt er sich ins Video und schaut sich die Stelle an.

Nach zwei solchen Nachmittagen hat er umfassendes Wissen über die Lebensweise im Eis gefunden und kann jede meiner Fragen (die mir so einfallen) beantworten. Und weiß darüber hinaus eine ganze Menge mir völlig Unbekanntes. Er kennt nicht nur Jagdmethoden der Inuit, sondern auch z. B. den Lebenszyklus von Eisbären. Außerdem beherrscht er jede Menge Daten. "Erdkundelehrer brauchen das", sagt er, "Erdkundelehrer machst du mit Daten glücklich."

Er hat eine ansprechende Präsentation gemacht, mit wenig Text und vielen, sehr präzis ausgesuchten Bildern. Nichts davon hat er in einem Buch gelesen. Er hat es gesehen und gehört. Seine Quellen waren die arte mediathek, YouTube und "irgendwas im Internet."

Pia Ziefle

22.4.2016

Google Maps nutzen wie Brieftauben

Ich gehe in einer Stadt, in der ich mich noch nicht so ganz gut auskenne, zu Fuß zu einem Ziel. Um den kürzesten Weg zu finden, nutze ich die Fußgängernavigation von Google Maps in iOS. Für mich überraschenderweise vibriert das Handy vor jeder Kreuzung, nach jeder Ansage. Bald erkenne ich das Muster:

- Einmal vibrieren: geradeaus gehen
- Zweimal vibrieren: rechts abbiegen
- Dreimal vibrieren: links abbiegen

Man kann sein Ziel jetzt also auch nach Gefühl ansteuern, ganz wie Brieftauben.

Tobias

22.04.2016

Online unter Österreich

Im ÖBB-Railjet von München zurück nach Wien schalte ich noch schnell, nur um kurz etwas nachzuschauen, das teure Roaming ein, da hüpft mir ein fröhliches ÖBB-Railjet-WLAN-Einlog-Fenster entgegen. Nanu, denke ich. Bis jetzt endete das österreichische Zuginternet immer exakt an der Grenze zwischen Salzburg und Freilassing, und man war gezwungen, in ein Buch oder aus dem Fenster zu schauen, was, zugegeben, bei einer meiner Lieblingsbahnstrecken nicht so schlimm war, die Freude an der kurvigen Durchquerung oberbayerischer Endmoränenlandschaften funktioniert ja auch offline. Jetzt schmuggelt der Austro-Zug sein Internet also sogar nach Deutschland, und ich bin begeistert. Noch begeisterter bin ich, als ich merke, dass das Austrozuginternet jetzt nicht nur im Ausland, sondern auch in den reichlich vorhandenen Tunnels tadellos funktioniert. Endlich tief unter einer oberösterreichischen Wiese Prince-Videos auf Youtube gucken! Den Traum leben! Ich berichte sogleich dem Techniktagebuch-Chat von meinem Komforterlebnis (”ich schreibe diese Worte IN EINEM TUNNEL!”), und sehe grüne Neidwölkchen aus Deutschland aufsteigen.

Maik Novotny

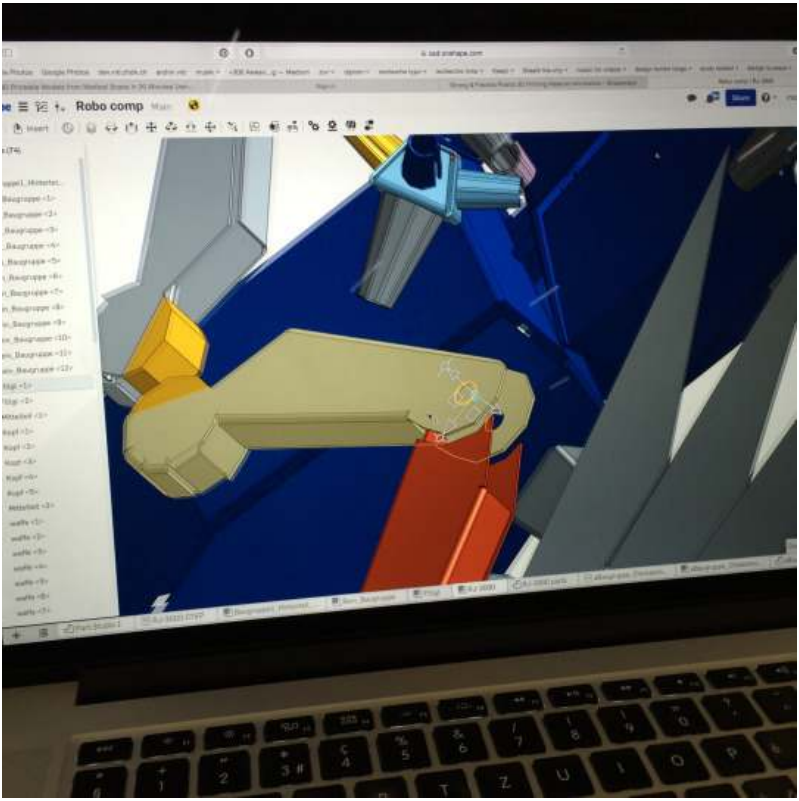
22. April 2016

Ein Roboter wird gebaut

Mit 18 Studierenden des 2. Semesters im BA Industrial Design führen wir unter dem Titel „build a robot!“ einen kleinen Wettbewerb durch. Die Studierenden arbeiten in zwei Gruppen und haben einen Tag Zeit, um als Team im CAD, konkret mit SolidWorks, einen maximal 300 mm hohen Roboter zu konstruieren. Die Studenten arbeiten an einzelnen Komponenten, die dann

später zu einer Baugruppe zusammengefügt werden. Am späteren Nachmittag müssen die Daten auf dem Hochschulserver hinterlegt werden. Dann findet die Auswertung statt.

Roman ist gerade als Gastdozent in Schweden unterwegs und deshalb probieren wir eine neue Präsentationsform aus. Wir lassen ihn per Mail wissen, dass alle Daten parat sind. Michael importiert die Daten in das Cloud-CAD onshape; Roman bekommt einen Link und kann sich so alles ansehen. Im Prinzip funktioniert das dann wie ein Google-Doc: Man arbeitet gemeinsam und simultan an denselben Daten; es gibt eine Kommentarfunktion und die verschiedenen Versionen lassen sich nachverfolgen.



Eine Art Google-Doc für Roboterdesign

Per Skype schaltet sich Roman in unseren Seminarraum.

Damit die Juroren von Schweden aus gut in den Schweizer Seminarraum sehen, sitzt der Präsentationscomputer auf einem Stuhl.

Wir sehen live, welche Daten er gerade begutachtet, wie er rein- und rauszoomt und was er zu den einzelnen Bauteilen meint. Ziemlich cool, das Ganze. Welcome to a cloudy future!

erzählt von Roman Jurt und Michael Kennedy, aufgezeichnet von Franziska Nyffenegger

22. April 2016

Ich sehe die Zukunft der Werbung im Traum

Im Traum fahre ich mit dem Fahrrad durch Berlin, als ich einen besonders schönen kaputten Wäscheständer (grün-weiß) finde. Ich lasse das Fahrrad stehen und gehe näher heran, um ein Foto für meine Sammlung zu machen. Während ich nach der richtigen Entfernung suche, wird in der Foto-App Werbung eingeblendet: Zwei animierte Cartoonfiguren prügeln sich vor meinem Bild, das ausgewertet und als dreidimensionaler Hintergrund des Geschehens verwendet wird. Ich habe schon Übung mit dieser Art Werbung, ignoriere alles und denke nur über meinen Bildausschnitt nach.

Beim Aufwachen ist mir unklar, warum es das nicht längst gibt.

Kathrin Passig

22. April 2016

Treffen sich vier Internetexperten

Zu viert wollen wir eine bevorstehende gemeinsame Veranstaltung besprechen. Wir halten uns in drei verschiedenen Ländern auf. Per Doodle und Mail ist ein Termin vereinbart worden. L. schreibt:

> Womit ich aber in letzter Zeit ganz gute Erfahrungen gemacht habe, ist mich via Facetime zu einem Face-to-Face-Meeting zuschalten zu lassen. (Facetime hat sich dabei als weit stabiler und mit besserer Qualität als Skype oder Hangout herausgestellt; es müsste aber zumindest einer von Euch einen Mac haben dafür; sonst halt doch Skype/Hangout).

Ich habe Facetime noch nie verwendet und öffne es eine halbe Stunde vor dem Gespräch zum ersten Mal. Ich soll mich anmelden mit meiner "Apple ID". Danach passiert erst mal lange nichts. Eine Suche ergibt, dass andere dasselbe Problem haben und ein Erneuern des Apple-Passworts helfen könnte. Ich betätige den "Zugangsdaten vergessen"-Link bei Apple, bekomme eine Mail und kann dann ein neues Passwort vergeben.

Das alte scheidet aus, denn es erfüllt nur zwei von drei Vorschriften, ihm fehlen Großbuchstaben. Ein neues, besseres mit 1Password erzeugen kann ich nicht, weil mein 1Password-Browserplugin in letzter Zeit nicht mehr funktioniert. Das hat vermutlich damit zu tun, dass Chrome keine Updates mehr bekommt. Ich soll endlich auf eine neue Mac-Betriebssystemversion updaten, ermahnt es mich ab und zu. Ich versuche, das Plugin neu zu installieren, aber jetzt sind es nur noch zehn Minuten bis zum Gesprächstermin, und um die Sache abzukürzen, schreibe ich halt das alte Passwort vorne groß. Facetime findet die Mail des Gesprächspartners nicht, dann möchte es noch meine Mailadresse verifizieren, und schon fünf Minuten nach dem vereinbarten Termin bin ich facetimefähig.

Im Facebook Messenger erfahre ich von L., dass Facetime überraschenderweise gar keine Gruppenvideochats beherrscht. Wir weichen auf Skype aus. In Skype habe ich den Videochat vor einem Jahr schon mal erfolgreich genutzt, vor anderthalb Jahren unter Zuhilfenahme handschriftlicher Zettel und vor zwei Jahren mit geringem Erfolg. Im Sommer 2013 habe ich eigentlich überhaupt erst gemerkt, dass Videotelefonie jetzt da ist.

Im Moment geht es gar nicht, wir müssen alle erst mal unser Skype updaten. Aber zwanzig Minuten nach dem vereinbarten Termin haben sich immerhin drei der vier Beteiligten im Skypemeeting eingefunden. Hören kann ich sie alle gut, sehen nur einen der beiden, der andere ist ein sprechendes Standbild.

Ich habe nicht nur Schwierigkeiten beim Unterscheiden von Gesichtern, sondern auch mit Stimmen, und wenn beim einen das Video hinterherhinkt und der andere nur ein Foto ist, muss ich manchmal raten, wer gerade spricht. Aber es geht, denn nur eine der beiden Stimmen hat einen österreichischen Akzent.

Später finde ich noch heraus, wo der begleitende Chat angebracht ist, in dem es einen Link zu einem Googledoc mit Meetingnotizen gibt. Die anderen beiden steuern mich hin: “nein, oben links!”, “das Icon unten rechts!”, und schon elf Jahre nach der Einführung der Videotelefonie in Skype kenne ich mich damit aus. Als ich meine mit Zettel und Stift angelegten Notizen ins Googledoc übertrage, verkleinert sich das Skypefenster, zeigt jetzt immer nur die gerade sprechende Person an und lindert so meine Personenunterscheidungsprobleme. Vielleicht benutze ich den Skype-Videochat nächstes Jahr wieder.

Kathrin Passig

23. April 2016

Filme von 2013, die sind doch jetzt sicher legal im Netz verfügbar, oder?

Wir legen ein Google Spreadsheet mit den bei vergangenen Fantasy Filmfesten verpassten Filmen an, schreiben die IMDB-Wertung hinein und die Plattform, auf der man die Filme sehen könnte. Es gibt vier Spalten: Netflix, YouTube, Amazon und iTunes. Im Hauptprogramm des Fantasy Filmfest 2014 haben sechs von 65 Filmen eine Bewertung von sieben oder mehr Punkten in der IMDB erhalten. Von diesen sechs Filmen gibt es keinen bei Netflix, einen bei Amazon, zwei bei YouTube und zwei bei iTunes. Drei der sechs sind nirgends verfügbar. Aleks startet einen Film. Es sieht anders aus als sonst.

Ich: “Ist das jetzt YouTube? Wieso gibt es den Film da überhaupt? Ist das legal?” (Könnte ja sein.)

Aleks: “Natürlich nicht.”
Ich: “Aber du hast dich doch in den letzten Jahren immer geweigert, Serien auf inoffiziellen Wegen zu sehen.”
Aleks: “Ja, bei Serien, wenn klar ist, dass man sie ein bisschen später auch regulär bekommt. Aber das sind alles Filme, die nicht mehr im normalen Verleih auftauchen werden. Und für die ich gern Geld bezahlen würde, aber man lässt mich ja nicht.”

Die Bildqualität ist mäßig. Das Lüftergeräusch des Macbooks ist lauter als das Geschehen im Film und mehr gibt die Lautstärkeregelung nicht her. Es stört nicht sehr, denn der Film hat englische Untertitel. Wir verstehen trotzdem nichts und bräuchten zusätzliche Untertitel, die die fünfzig chinesischen Protagonisten unterscheidbar machen, aber das ist ein anderes Problem, und es wird vermutlich sogar früher gelöst werden als das mit den legalen Filmangeboten im Netz.

Ergänzung von Aleks: “Aber immerhin kann man Filme im Netz streamen. Das ging vor zehn Jahren noch nicht.”

Kathrin Passig

2016-04-23

Zugangskontrolle

Kurz vor dem nächsten Kundentermin. Das benutzte Parkhaus in der unterfränkischen Metropole verfügt glücklicherweise über eine Toilette. Das Konzept der Zugangskontrolle zu dieser Einrichtung ist mir allerdings neu:

Alternativ zur Zahlung von 50 Cent können sich Nutzer des Parkhauses auch mit ihrem Parkticket, einem einfachen Pappkärtchen mit Magnetstreifen, Zugang verschaffen. Der zu diesem Zweck aufgehängte Automat weckt

natürlich den Forschergeist: Ob hier wirklich der Aufwand betrieben wird, den Magnetstreifen des Parktickets auszulesen, um dessen Gültigkeit zu verifizieren?

Als nicht zum Öffnen der Toilettentür geeignet erweisen sich schnell EC-Karte, Krankenversichertenkarte und Personalausweis. Aber auch durch das Einstecken gleichformatiger Pappkärtchen wie Visitenkarten oder des Quittungskärtchen eines anderen Parkhauses – sogar mit abgerundeten Ecken – lässt sich die Tür nicht öffnen. Offenbar ist also zumindest das *Vorhandensein* eines zentralen Magnetstreifens erforderlich.

Da das Ticket beim Verlassen des Parkhauses an der Schranke eingezogen wird, ist es leider nicht mehr möglich, zu überprüfen, ob denn wirklich nur ein *aktuell gültiger* Parkausweis die Tür zum Allerheiligsten zu öffnen vermag.

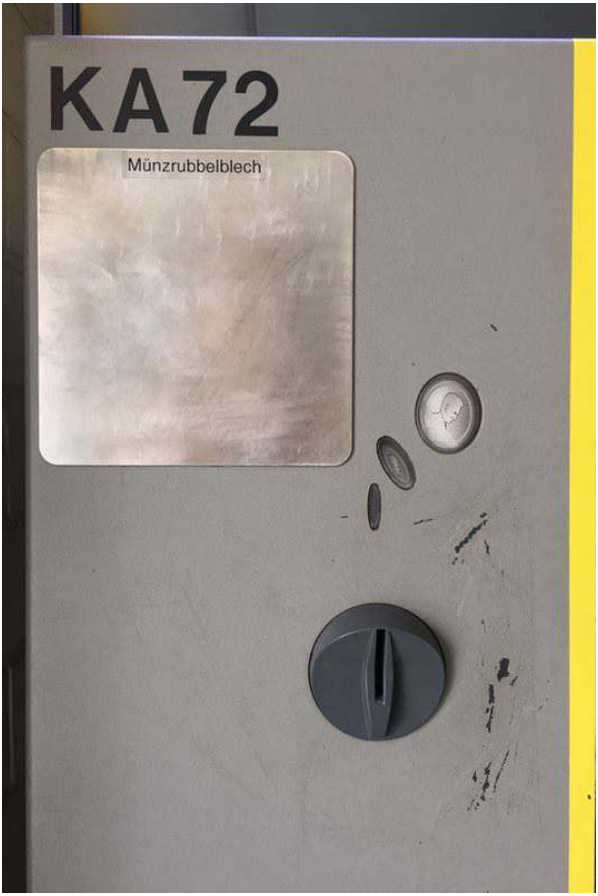
Jan Minnesänger

2016-04-23

Münzrubbelblech

Parkhäuser scheinen ja eine Brutstätte für allerhand technische Innovationen zu sein, und so entdecke ich im Parkhaus in einem deutschen Kurstädtchen einen Bezahlautomaten, der mit einem *Münzrubbelblech* versehen ist.

P
KA72
SKIDATA
SKIDATA
SKIDATA
Theater



Da ich damit nichts anzufangen weiß, befrage ich die Suchmaschine meines geringsten Misstrauens mit den Strings *Münzen rubbeln* und *Münzen reiben* – und tauche augenblicklich ein in die wundersame Welt des Münzen- und Automatenvoodoos, die mir bislang völlig verborgen geblieben war.

Als besonders bemerkenswert empfinde ich es, dass hier die Stadtverwaltung offenbar bereit ist, die spirituell-esoterischen Rituale ihrer Einwohner und Gäste aktiv zu fördern. Ob das wohl schon zu den goldenen Zeiten des Städtchens so war, oder doch erst, seit sich nach dem Niedergang der Kurwirtschaft vornehmlich Fachkliniken für psychotherapeutische Medizin, Psychosomatik und psychiatrische Rehabilitation hier angesiedelt haben?

Und noch eine Frage bleibt offen: Gibt es eigentlich auch irgendwo auf der Welt Rubbelbleche für Geld*scheine*, die von Automaten wieder ausgespuckt werden?

Jan Minnesänger

23.4.2016

Die Zukunft sieht ganz klein aus, aber das täuscht

Am Samstag bin ich zum Beachvolleyballspielen am Ocean Beach in San Francisco, ganz im Norden des Strands. Irgendwann am Nachmittag sehe ich ein Flugzeug am Himmel, etwa in Richtung Nordosten von mir aus. Es sieht aus wie ein simples Modellflugzeug von der Sorte, die man in Parks fliegen lassen kann, sehr lange Flügel, schmaler Rumpf, und es scheint mehr oder weniger in der Luft zu stehen, daneben/drüber, vielleicht aber auch dahinter, ist ein deutlich kleinerer Hubschrauber. Irgendwas stimmt nicht damit, aber das bleibt ein diffuses Gefühl beim Betrachten. Auch später, als ich gucke, ist es fast noch an der gleichen Stelle, ohne Hubschrauber jetzt.

Am nächsten Abend kriege ich von meinem Vater eine Mail, wo er mir einen Zeitungsartikel aus der NZZ als PDF mitschickt. Das Solarflugzeug "Solar Impulse 2" ist am Samstag in Mountain View gelandet, nach einem Nonstop-Flug aus Hawaii. Das Flugzeug ist gerade auf einer Weltumrundung in mehreren Etappen, um zu zeigen, dass eine solarbetriebene Luftfahrt Zukunft hat. In allen Berichten ist der Flug über die Golden Gate Bridge zu sehen, was gut dazu passt, dass ich ein Flugzeug nordöstlich am Himmel ge-

sehen habe. Auch die Uhrzeit (Samstagnachmittag) passt und die Tatsache, dass die Solar Impulse eine Flügelspannweite hat, die größer ist als die einer Boeing 747. Zu allen Artikeln gibt es ein Foto von der Solar Impulse über dem Golden Gate und das hat dann vermutlich einer aus dem Hubschrauber gemacht. Und ich war live dabei!

Michael Brake

23. April 2016

Das Bild im Bild

Eine Freundin gibt mir einen Reisetipp. Zur Veranschaulichung schickt sie Bilder mit: »Hier mein Pixum Fotobuch dazu.« Weil dieser Satz in einer Mail steht, sind damit 9 JPEGs mit abfotografierten Doppelseiten gemeint. Das sehe ich an den Vorschaubildchen der Anhänge.

Ich kenne die besagten Fotobücher; A. selbst hat sie mir bei anderer Gelegenheit vorgestellt. In der Version, die sie zu bestellen pflegt, sind die Seiten ca. postkartengroß. Darauf sind jeweils 2-4 Fotos verteilt, mit schmalen weißen Stegen als Abstand voneinander und zum Seitenrand. Was an welcher Stelle und wie klein oder groß abgebildet wird, entscheidet die Fotobuch-Software selbst. Dazu wählt man einen Bildordner aus, entscheidet sich für eine gewünschte Anzahl Seiten, einen Layoutstil und die durchschnittliche Anzahl von Bildern pro Seite. Den Rest übernimmt der »Assistent«, auf Wunsch wählt er sogar selbst die »besten Bilder« aus.

Es dauert ein paar Minuten, bis mein Rechner den gezipten Bildordner heruntergeladen, mir gezeigt, dekomprimiert und die darin enthaltenen Dateien geöffnet hat. Ich bin gespannt, was darauf überhaupt zu erkennen sein wird.

Das Ergebnis funktioniert überraschend gut. Da meine Freundin eine gute Fotografin ist und nicht nur Landschaften knipst, sondern auch gern sich und ihren Freund sowie Schilder, Landkarten und andere Details, kann der Lay-

out-Automat nicht viel falsch machen. Die Fotos vom Urlaubsort sind wirklich nur als Miniaturen auf dem 15-Zoll-Bildschirm zu sehen; trotzdem ergeben die Schnappschüsse des mit einer Hand aufgeschlagenen und in die Kamera gehaltenen Büchleins ein gutes Stimmungsbild davon. Noch ein bisschen stärker kommt die Stimmung »A. sitzt an einem eher trüben Tag in Jeans am Küchentisch und guckt Fotoalben vom letzten Urlaub in Italien« rüber und verstärkt so das Fernweh.

Undine Löhfelm

23. April 2016

Virusbefall im Schlaf

Ich schlafe nur kurz am Rechner ein, da befällt ein Virus namens “Eduroan” mein Handy. Ich kann nicht mehr danach suchen, wie ich es loswerde, weil sich alle meine Texteingaben in kryptische oder kyrillische Buchstabenfolgen verwandeln. Ich suche mit dem alten Zweithandy, aber da ist auch das schon angesteckt, und der Rechner auch. Das Virus scheint sich irgendwie zwischen den Geräten zu verbreiten, über das WLAN vielleicht? Auch Spracheingabe schlägt fehl.

Ich wache auf und teste, ob es vielleicht nur ein Traum war, aber es stimmt, ich kann nichts schreiben.

Dann wache ich noch einmal auf und teste, und jetzt bin ich wohl wirklich wach, denn alles funktioniert wieder.

Kathrin Passig

24. April 2016

Bitte nicht stören, außer frühmorgens durch laute und unwichtige Angelegenheiten

Ich wache viel zu früh auf und schaue ein bisschen ins Internet, bis ich wieder müde werde. Im Techniktagebuch habe ich gerade gelesen, dass Google Maps unter iOS eine vibrierende Fußgängernavigation bereithält. Ob es das für Android-Nutzer auch gibt?

Ich liege nicht allein im Bett, deshalb kontrolliere ich erst, ob das Handy auch wirklich im "Do not disturb"-Modus ist. Das ist der bisher einzige Nachteil des ansonsten schönen Nexus 5X: Weil der Lautstärkeregler von links nach rechts gewandert ist und ich das Handy in der rechten Hand halte, schalte ich mehrmals täglich versehentlich die Piepstöne wieder ein und das Handy lärmt unvorhergesehen herum.

Aber das "Durchfahrt verboten"-Icon zeigt an, dass nichts passieren kann. Ich starte die Navigation. "HEAD NORTHWEST ON WEST BRAES TOWARD ANSTRUTHER ROAD A917!" sagt eine energische Frauenstimme, und jetzt sind wir beide wach.

Erst als ich den Vorfall später fürs Techniktagebuch rekonstruiere, wird mir – und zwar nicht anhand der Handyeinstellungen, sondern beim Lesen der Nexus-Hilfeseiten im Netz – klar, dass die Lautstärkeregelung unter Android auch nach den jüngsten Verbesserungen keine triviale Angelegenheit ist. "Do not disturb" hat drei Unter-Optionen, die ich bisher nicht gesehen habe, weil ich die Einstellung immer nur durch langes Drücken der Leiser-Taste erreiche und nicht über das vom oberen Displayrand herunterziehbare Menü. Was ich nicht wusste: Erstens bedeutet die von mir bevorzugte Einstellung "Alarms only" keineswegs, dass nur der Wecker Geräusche machen darf: "Sounds from music, videos, games and other media won't be muted by this option." Das hätte man, finde ich, dann auch neben den Button schreiben können und nicht nur ganz woanders ins Netz.

Zweitens gibt es außerdem noch die Option “Total silence”, deren Icon mir ganz neu ist. Das wäre die richtige für heute morgen gewesen. Allerdings hört man damit auch den Wecker nicht. Aber WIR BRAUCHTEN JA EH KEINEN.

Ob es die Vibriernavigation unter Android gibt oder nicht, erforsche ich dann ein andermal. (Update: Mehrere Mitglieder der Techniktagebuchredaktion berichten, dass es sie gibt.)

Kathrin Passig

23./24. April 2016

Zubehör im Preis enthalten: Anschlusskabel zur HiFi-Anlage

K. (*1966) lebt ohne Mobiltelefon. Einmal täglich bearbeitet er auf dem ausrangierten Computer seiner Tochter (*1994) elektronische Korrespondenzen; für kompliziertere Rückfragen braucht er einen Festnetzanschluss. Ein old-school-mässiger Umgang mit Technik ist ihm wichtig und so überrascht es mich nicht, dass er auf einem Wochenendausflug einen doch recht altertümlichen CD-Walkman dabei hat. Überraschender finde ich den ebenfalls mitgebrachten Lautsprecher, ein Modell der neuesten Generation, das über Bluetooth einwandfrei mit meinem klugen Telefon und der darauf vorhandenen iTunes-Bibliothek kommuniziert.

Franziska Nyffenegger

24. April 2016

Empörende Zustände in der Spionagesitzballbranche

Im Traum halte ich mich in einem Laden für Kleintierbedarf und Zauberartikel auf, als mir jemand einen Sitzball verkaufen will, fürs Büro. Ich merke gleich, dass der Sitzball viel zu schwer ist, und richtig: Es ist ein riesiger Laserdrucker eingebaut, zu Betriebsspionagezwecken. Ich weise anklagend darauf hin. Nicht die Spionage empört mich, sondern die Tatsache, dass die auszuspionierenden Dokumente über ein kabelloses Übertragungsprotokoll in den Drucker hineingelangen, aber dann im Inneren des Hüpfballs ausgedruckt werden. Jemand muss regelmäßig in die Büros der Käufer einbrechen, um die Spionagesitzbälle auszuleeren! Der Verkäufer, der jetzt mit russischem Akzent spricht, versteht nicht, was mich stört, und ich muss ihm das mit dem Weg in den Drucker und den Weg wieder heraus erst noch mal ganz langsam erklären. Sie hätten die Produktion dieses Balles in Auftrag gegeben, und die Herstellerfirma habe behauptet, das müsse eben so sein. Kopfschüttelnd über die immer neuen Ausdruckabsurditäten verlasse ich diesen Abschnitt des Traums.

Kathrin Passig

Seit 9. April 2016

Eine handgestrickte Speichererweiterung

Seit Monaten war ich genervt. Die 256-Gigabyte-SSD-Festplatte in meinem Macbook Air stieß immer wieder an ihre Grenzen. Als ich den Computer vor viereinhalb Jahren kaufte, hatte ich – wie so oft in meinem Computerleben – nicht gedacht, dass so etwas überhaupt passieren könnte.

In den letzten Monaten habe ich deshalb viel optimiert. Ich habe die Verzeichnisse aufgeräumt, ich habe mit Hilfsprogrammen in den Ecken gekehrt. Cloud-Dienste synchronisieren auch nur noch das, was ich häufiger benötige und lassen den Rest auf dem Server liegen. Außerdem nimmt eine externe 1-Terabyte-Festplatte alles auf, was ich nur gelegentlich benötige (zum Beispiel Fotos oder Filme).

Trotz aller Maßnahmen war es neulich wieder so weit. Das Macbook ächzte unter den Lasten und weigerte sich, weitere Daten anzunehmen. Ich musste eine längerfristige Lösung schaffen. Ständig eine externe Festplatte mit mir herumzutragen, dazu habe ich keine Lust. (Wozu habe ich einen flachen, leichten Laptop, wenn ich ihm eine klobige Fußfessel anhängen muss?) Mir wurde aber klar, dass ich ohne eine dauerhafte Erweiterung der Speicherkapazität nicht mehr klar komme.

Das Macbook Air 13 Zoll hat einen SD-Kartenschlitz, der bei mir meistens unbenutzt bleibt. SD-Karten gibt es für einen brauchbaren Preis (73 Euro) mittlerweile schon in einer Größe, die der meiner fest eingebauten Festplatte entspricht (256 GB). Nach kurzer Recherche kaufe ich eine mit einem ansprechenden Datendurchsatz („bis zu 95 MBit/s*“ – das Sternchen hat bestimmt was zu bedeuten).

Es klappt ganz gut. Die SD-Karte verrichtet brav ihren Dienst, solange sie – wie bei anderen externen Geräten auch – nicht unsachgemäß ausgeworfen wird. Nur bei datenintensiven Tätigkeiten merkt man die Limitationen. Videos in HD-Qualität kann man beispielsweise nicht direkt von der Karte ansehen.

Sorgen mache ich mir derzeit nur, weil die Karte deutlich sichtbar aus dem Gehäuse ragt. Ich habe Angst, dass sie abbricht.

F10
F11
F12
?
ß
P
Ü
*
+
Ö
Ä
'
#
alt

Sollte das passieren, habe ich dank eines Tipps aus dem Redaktionschat aber auch schon eine Alternative entdeckt. Und außerdem soll es angeblich gar nicht so schwer sein, die interne Festplatte auszutauschen. Aber das ist ein Problem für mein zukünftiges Ich.

Johannes Mirus

Seit März 1922, kein Ende absehbar

Geschriebene Küsse sind verlorene Küsse

Vorgestern, am 22.4., lasen der Lacanianer Franz Kaltenbach und der Dichter Eckhard Rhode im Hamburger Westwerk vor, was sie sich zu Kafka so gedacht haben. Das war ziemlich viel, und darunter war eine Begebenheit, bei der ich aufhorchte. Es ist ja bekannt, dass Kafka viele Briefe geschrieben hat. Neu war mir, dass er damit auch wieder aufgehört hat, und zwar aus leidvoller Erfahrung, wie man diesem Brief an Milena Jesenská vom März 1922 entnehmen kann:

> "Die leichte Möglichkeit des Briefeschreibens muß – bloß theoretisch angesehn – eine schreckliche Zerrüttung der Seelen in die Welt gebracht haben. Es ist ja ein Verkehr mit Gespenstern und zwar nicht nur mit dem Gespenst des Adressaten, sondern auch mit dem eigenen Gespenst, das sich einem unter der Hand in dem Brief, den man schreibt, entwickelt oder gar in einer Folge von Briefen, wo ein Brief den andern erhärtet und sich auf ihn als Zeugen berufen kann. Wie kam man nur auf den Gedanken, dass Menschen durch Briefe mit einander verkehren können! Man kann an einen fernen Menschen denken und man kann einen nahen Menschen fassen, alles andere geht über Menschenkraft. Briefe schreiben aber heißt, sich vor den Gespenstern entblößen, worauf sie gierig warten. Geschriebene Küsse kommen nicht an

> ihren Ort, sondern werden von den Gespenstern auf dem Wege ausgetrunken. Durch diese reichliche Nahrung vermehren sie sich ja so unerhört. Die Menschheit fühlt das und kämpft dagegen, sie hat, um möglichst das Gespenstische zwischen den Menschen auszuschalten, und den natürlichen Verkehr, den Frieden der Seelen zu erreichen, die Eisenbahn, das Auto, den Aeroplan erfunden, aber es hilft nichts mehr, es sind offenbar Erfindungen, die schon im Absturz gemacht werden, die Gegenseite ist soviel ruhiger und stärker, sie hat nach der Post den Telegraphen erfunden, das Telephon, die Funkentelegraphie. Die Geister werden nicht verhungern, aber wir werden zugrundegehn."

Und die Gegenseite rüstet immer weiter auf. Man mag sich gar nicht vorstellen, wieviele kusstrunkene Gespenster es heute geben muss, mit diesem ganzen Internetverkehr.

Werner Krauß

26. April 2016

Hotel-WLAN "gegen Gebühr" kostet überraschend nur 1 Euro

Manche Dinge verstehe ich einfach nicht. Gerade schaue ich mir nochmal unsere Hotelbuchung für die #rpTEN an und stelle fest: Nicht aufgepasst! "WLAN gegen Gebühr". Keine Info, wie hoch die Gebühr ist.

Ich zum Mann: "Soll ich stornieren und was anderes buchen?"
Der Mann: "Ruf doch mal da an, was es überhaupt kostet."
Ich: "Sowas kenne ich schon. Wahrscheinlich 25 Euro pro Stunde, 200 MB inklusive, oder so."
Der Mann: "Frag trotzdem mal."

Ich rufe also da an und frage.

Antwort der freundlichen Mitarbeiterin: “Ein Euro pro Gerätezugang.”
Ich: “Wie jetzt? Pro Stunde?”
Sie: “Nein, für den gesamten Aufenthalt.”

Erst habe ich gar nichts gesagt. Dann habe ich es zweimal mit meinen Worten wiederholt. Dann habe ich nach dem Grund gefragt. Die Frau hat reagiert, als wäre ich komplett bescheuert. Ich habe mich dann schnell verabschiedet, ehe sie noch storniert, weil sie mich für ein Sicherheitsrisiko hält.

Warum macht ein Hotel das? Das ist doch ein ganz klarer Wettbewerbsnachteil bei der Buchung. Man erwartet bei “Gebühr” doch automatisch einen nennenswerten Betrag, oder? Manche Dinge verstehe ich einfach nicht.

(Hinweis: Diesen kleinen Bericht hatte ich zuerst hier auf Facebook veröffentlicht. Dort unter dem Posting, das öffentlich ist, gibt es auch einige Kommentare und Mutmaßungen, wozu diese Gebühr gut ist.)

Kerstin Hoffmann

26. April 2016

Hässlich, aber einleuchtend: Der geflügelte Flughafenwasserhahn

Flughäfen sind Treibhäuser der technischen Innovation, das gilt auch für ihre Toiletten. In Edinburgh finde ich ganz besonders albern gestaltete Wasserhähne vor. Sie funktionieren berührungsfrei, ebenso wie die Seifenspender (nicht im Bild).

Während ich mir noch die Hände wasche, betätigt aber an einem der Nachbarwaschbecken schon jemand den Händetrockner, und ich werde weitergebildet. Die Flügelchen sind nämlich nicht nur eine nichtsnutzige Designeranspielung auf die Tatsache, dass wir uns auf einem Flughafen befinden, sondern Schnelltrocknergebläse. Zusätzlicher Vorteil: Man braucht keine gesonderte Tropfwanne für das auf dem Luftweg abtransportierte Wasser.

Kathrin Passig

19., 20. und 21. Jahrhundert

Vom Telephon zum Telefon

Ich kann mich an eine Zeit erinnern, als man das Telefon manchmal noch mit ph schrieb. Das Telephon war schwer, schwarz und hing in einem langen Flur an der Wand. Es wurde nur selten benutzt, und wenn, dann von Erwachsenen, im Stehen. Es war ein heiliger Gegenstand, und unser erster Telephonscherz war so blasphemisch wie genial: Irgendeine Nummer anrufen und sagen: Sie riechen gut!, und dann schnell auflegen. Heute gibt es ja Videophone, Skype und so, aber das mit dem Geruch ist meines Wissens nach noch immer nicht gelöst. Sollte man mal wieder machen, allerdings vorher Rufnummerunterdrückung nicht vergessen!

Auf demselben Flur befand sich auch noch ein Hörrohr, das über zwei Stockwerke die Verbindung in das Geschäft im Erdgeschoss ermöglichte. Oben, im 2. Stock, einfach reinrufen, unten Ohr an die holzgeschnitzte Ohrmuschel legen, und schon kommunizierte es durch die Röhre. Auch hier waren Kinderscherze verpönt, versteht sich. Dieses Hörrohr schlief nie und hatte einen seltsamen Nebeneffekt: plötzlich schallte Onkel Siegfrieds Stimme aus dem Geschäft wie eine Ohrfeige über den Flur und mahnte uns, nicht so laut Fußball zu spielen. Magic.

Da war noch viel 19. Jahrhundert im Spiel, viel Magie, wie sie das Großstadtkind Walter Benjamin in beredte Worte zu fassen wusste:

> „Es mag am Bau der Apparate oder der Erinnerung liegen — gewiß ist, daß im Nachhall die Geräusche der ersten Telephongespräche mir sehr anders in den Ohren liegen als die heutigen. Es waren Nachtgeräusche. Keine Muse vermeldet sie. Die Nacht, aus der sie kamen, war die gleiche, die jeder wahren Neugeburt vorhergeht. Und eine neugeborene war die Stimme, die in den Apparaten schlummerte. Auf Tag und Stunde war das Telephon mein Zwillingsbruder.“

Mein Zwillingsbruder wurde es, glaube ich, nie (oder ich verstehe dieses Bild einfach nicht). Mühsam lernte ich in Studentenjahren, dass man am Telefon – längst nun mit f statt ph – auch quatschen, turteln oder Beziehungen klären kann, ja, dass das sogar erwartet wird. Heute spreche ich natürlich längst fließend telefonisch, manchmal sogar eine Stunde, länger aber nie. Aber es haftet ihm immer noch etwas Geheimnisvolles an. Jederzeit kann eine schreckliche Nachricht übermittelt werden oder auch eine gute, und dann ist nichts mehr wie vorher: das weiß man nie, wenns klingelt. Und meist telefoniere ich im Stehen oder im Gehen, weil ein Teil in mir denkt, das gehört sich so. Sich extra ordentlich anzuziehen war zumindest bis Skype albern, aber Haltung annehmen und im Zweifelsfall einfach „Jawohl!“ zu antworten, das kann nicht schaden. So viel 19. Jahrhundert muss sein, schließlich ist meine Oma, vor deren Wohnzimmer das schwarze Telephon hing, noch im Drei-Kaiser-Jahr 1888 geboren. Deshalb ist folgende Stelle bei Walter Benjamin auch meine Lieblingstelephonstelle in der Literatur, auch wenn ich das Zwei-Hörer-System selbst nicht mehr kennengelernt habe:

> „In diesen Zeiten hing das Telephon entstellt und ausgestoßen zwischen der Truhe für schmutzige Wäsche und dem Gasometer in einem Winkel des Hinterkorridors, von wo sein Läuten die Schrecken der Berliner Wohnung nur steigerte. Wenn ich dann, meiner Sinne kaum mehr mächtig, nach langem Tasten durch den finstern Schlauch, anlangte, um den Aufruhr abzustellen, die beiden Hörer, welche das Gewicht von Hanteln hatten, abriß und den Kopf dazwischen preßte, war ich gnadenlos der Stimme ausgeliefert, die da sprach. Nichts war, was die unheimliche Gewalt, mit der sie auf mich eindrang, milderte. Ohnmächtig litt ich, wie sie die Besinnung auf Zeit und Pflicht und Vorsatz mir entwand, die eigene Überlegung nichtig machte, und wie das Medium der Stimme, die von drüben seiner sich bemächtigt, folgt, ergab ich mich dem ersten besten Vorschlag, der durch das

> Telephon an mich erging.“
> (Walter Benjamin, Illuminationen, Auswahl aus der Berliner Kindheit im 19. Jahrhundert)

Nein, keine Sorge, ich bin noch nicht steinalt, das Telephon ist eine steinalte Erfindung, und jede neue Generation trägt die Erinnerung an die früheren irgendwo in sich. Das gilt auch für mein neues iPhone (das man wieder mit Ph schreibt, wie mir gerade auffällt). Immer wenn ich damit länger telefoniere versuche ich eine Lücke im Gespräch zu finden, wo ich das Gegenüber (das!) fragen kann, ob wir nicht zum Festnetz wechseln können, weil der Empfang im iPhone so mickrig ist. Auch wenn das Festnetz längst selbst, glaube ich, gar keines mehr ist, aber damit kann man sich wenigsten anständig unterhalten. Anständig: Im Stehen, mit Anstand. Auch empfiehlt es sich nach wie vor, bei Ferngesprächen etwas lauter zu reden. NIcht, weil die Distanz das erfordert, sondern um sie deutlich zu machen. Wenn ich dies so hinschreibe ist mir allerdings doch nicht ganz klar, ob die Erinnerung an das Telephon mit ph eigentlich in mir oder aber im Apparat steckt (noch so ein Wort: Telefonapparat). Aber so sind sie eben, diese Medien, Stimmen überbrücken mittels Apparaten Zeit und Raum und lassen einen verwirrt zurück.

Werner Krauß

Februar 2015 bis 28.04.2016

Mein E-Bike rettete Bäume – bis zum Update 1.4

Seit Februar 2015 fahre ich neben meinem Elektro-Auto mit Lounge-Feeling ein Elektro-Fahrrad. Mein Cube Reaction Hybrid ist ausgestattet mit einem Nyon, dem „ersten all-in-one eBike-Bordcomputer“ (O-Ton Bosch; hier der Praxisbericht meines Mannes).

Offenbar hatte E-Bike-Fahren in den Anfängen noch ein Öko-Image:

Das so genannte Dash Board des Nyon zeigt die Gesamtkilometer und Gesamt-Nutzungstage. Außerdem veranschaulicht es, wie viel ich durch Radfahren statt Autonutzung gespart habe. Wie das berechnet wird, ob der Bluetooth- und WLAN-fähige Radcomputer z. B. täglich die Benzinpreise aktualisiert (die für mein Elektroauto eh irrelevant sind), erschließt sich nicht.

Nicht nur bares Geld spare ich durch den Autoverzicht, behauptet der Nyon: Ich rette auch Bäume, ca. alle 70 km einen.

Das soll vermutlich die CO2-Einsparung veranschaulichen. Aber Bäume brauchen doch CO2 zum Leben, wandeln es in Sauerstoff um?

Gute Taten für den Klimawandel lassen sich wohl nicht so einfach grafisch darstellen. Mit dem Update 1.4 verzichtet Bosch auf die Bäume-Rettungs-Anzeige.

Statt Lob für Umweltschonung bekomme ich seitdem Lob in Form eines kleinen Pokals für persönliche Bestleistungen, statt Altruismus herrscht nun auch beim E-Bike das Schneller-höher-weiter-Prinzip.

Ich will meine Bäumchen zurück . . .

Anne Doppelbauer

28. April 2016

Ein neues Telefon wird angeschlossen

Mit der Mutter stehe ich in einem Elektronikmarkt vor dem Regal mit den schnurlosen Telefonen. Also den Telefonen, denn andere gibt es, glaube ich, gar nicht mehr. Die Telefonverkabelung im Haus der Mutter war unkonventionell, deshalb funktioniert nach der Umstellung auf schnelleres Internet und IP-Telefonie nur noch eins der beiden miteinander verzwirbelten alten Telefone und ein zweites soll her.

Ein Verkäufer rät uns dringend, das zum Speedport-Router passende Speedphone zu kaufen, das werde vom Hersteller so empfohlen. Klar, würde ich auch empfehlen, wenn ich der Hersteller wäre. Amazon-Kunden scheinen mit dem Speedphone nicht besonders glücklich zu sein, aber am Ende kaufen wir eben doch eines.

Die Einrichtung verläuft so: Man schaltet das Handy ein. Auf dem Display erscheint die Aufforderung, am Router die "Anmelden"-Taste zu drücken. Man drückt die "Anmelden"-Taste am Router. Und das war's.

Es ist ein hässliches Telefon, und wer weiß, vielleicht wird sich noch herausstellen, dass die Amazon-Rezensenten mit ihrer dreistelligen Anzahl von Ein-Sterne-Rezensionen recht haben. Aber gegen das Einrichtungsverfahren kann man jetzt mal wirklich nichts sagen.

Update Mai 2016: Die Amazon-Rezensenten hatten recht.

Kathrin Passig

April 2016

In die Sicherheitsvorkehrungen kommt Bewegung

Ich habe Smartphone-Apps für meine Bankkonten, aber benutzt habe ich sie bislang nur im Notfall. Das Einloggen per Benutzername und Passwort, auf der kleinen Tastatur und dem kleinen Bildschirm, war einfach zu kompliziert. Ich habe die Passwörter natürlich nicht im Kopf, sondern es sind unmerkbare, zufällige Passwörter, die in LastPass gespeichert sind.

Das bedeutet, dass ich, um mich in die Banking-App einloggen zu können, erst einmal das Passwort aus der LastPass-App herauskriegen muss. Normalerweise sollte LastPass es merken, wenn ich eine bestimmte App öffne, und mir dann selbständig das richtige Passwort dafür vorschlagen oder gleich selber eintragen. Aber das funktioniert meistens nicht so richtig und ich muss stattdessen auf die LastPass-App umschalten, das Passwort darin suchen, ko-

pieren, auf die Banking-App zurückschalten und dann dort einfügen. Und dann ist ja auch LastPass selber nochmal mit einem Passwort gesichert, das ich nun wirklich manuell eingeben muss.

Nein, Spaß machte das nicht. Die App meiner deutschen Bank, number26, war die erste, die sich des Problems annahm. Statt mit einem Passwort konnte man die App einfach per Wischmuster entsperren. Ich ertappte mich dabei, wie ich mehrmals täglich meinen Kontostand kontrollierte, einfach nur, weil es plötzlich so schön leicht ging.

Kurze Zeit später zog JP Morgan Chase nach, meine amerikanische Bank. Sie führte eine Preview-Funktion ein: Falls gewünscht, könnte ich meinen Kontostand von der Login-Seite aus einfach per Wischen nach rechts abrufen, ohne Benutzername und Passwort. Natürlich auch ohne die Möglichkeit, irgendwas mit den Zahlen zu machen, außer sie anzugucken. Ich aktivierte das sofort, und wurde auch hier für einige Tage zum Binge-Watcher meines Kontostands.

Dann kam das Nexus 5X, und mit ihm der eingebaute Fingerabdrucksensor. Number26 war die erste App, die es mitkriegte. *Sollen wir das Login ab jetzt über den Fingerabdruck machen?* fragte die App freundlich, und natürlich war ich dafür. Finger dranhalten, das ist noch einfacher als ein Wischmuster, und dabei viel sicherer. Dann kam Chase auf den Trichter. Nach einem Update der App erschien auch hier das Fingerabdruck-Symbol auf dem Bildschirm und ich hatte es ruckzuck eingerichtet. Nur die Preview-Funktion, das Wischen nach rechts, vermisse ich jetzt. Der Fingerabdruck alleine ist schon so sicher, dass das Konto gleich komplett entsperrt wird und ich machen kann, was ich will.

Jetzt ist nur noch merkwürdig, dass ich einerseits das gesamte Gerät mit meinem Fingerabdruck entsperre, und dann gleich darauf nochmal die Banking-App, mit demselben Fingerabdruck. Vielleicht einigen sich die beiden in absehbarer Zeit, wer jetzt für die Sicherheit verantwortlich ist, und wer einfach nur zu funktionieren braucht.

André Spiegel

April 2016

Wie ich einmal vorübergehend etwas sehr Blödes glaubte

“Speicherplatz”, schrieb ich im Sommer 2014, “ist aber zumindest für mich ein gelöstes Problem. Ich hoffe, das bleibt so. Ich möchte für den Rest meines Lebens nicht mehr wissen müssen, wie viel Platz auf meinen Geräten ist.” Damit hatte ich das Schicksal herausgefordert, und wenige Wochen später wurde auf dem Handy (8, dann 16 GB) und auf dem Macbook (250 GB) der Speicherplatz knapp.

Im Laufe der nächsten Monate versuchte ich das Problem zu lösen, indem ich große Mengen Cloud-Speicherplatz zukaufte. Jetzt verfüge ich über 1 Terabyte bei Dropbox, davon 9 GB benutzt, und 100 GB bei Google Drive, davon 15 GB benutzt.

Leider bin ich selten an Orten, an denen das WLAN schnell genug für größere Cloud-Backups ist. Außerdem kann man zwar Dateien in der Dropbox speichern und dann von der lokalen Festplatte entfernen, aber man verliert dann auch jeden Hinweis auf ihre Existenz. Man sieht solche Dateien nur noch in der Web-Ansicht der Dropbox, die ich nie benutze. Der Workaround, bei dem man leere Dateien mit Namen wie “Hier sollte eigentlich ein Ordner namens Altes Zeug sein, der ist jetzt in der Dropbox” anlegt, ist mir zu hässlich.

In den letzten Wochen wurde die Situation immer unhaltbarer. Ein Tool zur Visualisierung des Festplatteninhalts namens Grand Perspective brachte zum Vorschein, dass ein Viertel meiner Festplatte von alten Zip-Dateien belegt ist, die noch aus einer Backblaze-Datenwiederherstellung von 2013 stammen. Ich traue mich nicht, sie zu löschen, denn woher soll ich wissen, ob ich sie nicht aus einem guten Grund aufbewahrt habe?

Ich versuche sie auf eine Backup-Festplatte von Aleks auszulagern, aber die Festplatte ist FAT32-formatiert und akzeptiert nur Dateien, die kleiner als 4 GB sind. Ich könnte die ZIP-Dateien öffnen und neue, kleinere Bündel daraus schnüren. Wenn meine Festplatte nicht voll wäre.

Testhalber starte ich mit einer der ZIP-Dateien einen Dropbox-Upload, erfahre, dass 13 GB 35 Stunden dauern würden, und breche den Upload wieder ab.

Ein bewährter Lösungsweg in solchen Situationen ist das Herumjammern im Techniktagebuch-Chat. Alexander Stielau weist darauf hin, dass USB-Sticks seit meinem letzten Kauf (einige Jahre her, ca. 2 GB) etwas größer und dabei kaum teurer geworden sind. Tatsache: Schon ab 20 Euro könnte ich meinen Speicherplatz um 50% vergrößern. Der Fortschritt!

Einige Tage später besitze ich einen sehr kleinen, sehr formschönen USB-Stick mit unfassbaren 128 GB Speicherplatz. Sogar eine Öse hat er, mit der ich ihn an einem anderen Gegenstand festbinden kann, wegen der Datensicherheit. Die Festplatte und ich können aufatmen:

Und dass Speicherplatz ein gelöstes Problem ist: Das sage ich einfach nie wieder.

Kathrin Passig

2016-04-29

PDF-Anachronismus

Die Tochtergesellschaft eines großen Versicherungskonzerns bezeichnet sich als *Online-Versicherung* und kommuniziert mit Ihren Kunden nur per E-Mail und über ein Webinterface. Alles was die Versicherung für die Versicherungsnehmer für bedeutsam hält – wie zum Beispiel Versicherungsscheine – wird im persönlichen Account des Kunden als PDF-Dokument bereitgelegt.

Interessant dabei: Erstrecken sich die Dokumente über mehrere Seiten, so findet der Leser auf jeder Seite außer der letzten jeweils unten rechts den Hinweis *Bitte wenden*. Wie man eine PDF-Seite allerdings wendet, bleibt unklar. Was jedoch klar ist: Auf der Rückseite des Computermonitors ist auch bei Anzeige solcher Dokumente *definitiv nichts* zu sehen.

Jan Minnesänger

29. April 2016, Mittags und früher Nachmittag

Open Air Kino ist auch in heller Sonne möglich

Es war einmal, vor gar nicht langer Zeit: Open Air Kino konnte nur abends stattfinden, da die Helligkeit der Projektion bei Tageslicht zu schwach war.

Irgendwann in den letzten Jahren hat sich dies geändert:

Dieses Bild veröffentliche ich hier, um eine Veränderung zu dokumentieren, die ich gar nicht so genau mitbekommen habe. Ich weiß nicht, seit wann dies möglich ist, vermutlich schon ein paar Jahre: Wie an den Schatten auf

dem Bild zu sehen ist, scheint die Sonne hell und schräg von der Seite auf die LED-Wand. Dennoch ist das Bild klar und deutlich zu sehen. (Internationales Trickfilm-Festival Stuttgart)

Molinarius

April 2016

Zweckentfremdung der jüngeren Vergangenheit

Ich bin bei einem Freund zu Gast. In einem Zimmer, ganz in der Mitte, steht auf dem Fußboden eine Spindel mit DVD-Rohlingen. Ich frage mich gar nicht mal so sehr, wofür er noch eine Spindel mit Rohlingen braucht. Nur warum steht sie hier als Stolperfalle herum?

Eigentlich wären die Rohlinge längst in den Müll gewandert, wird mir gesagt. Aber der bald zweijährige Sohn hat eine bessere Art des Recyclings entdeckt: Das beliebte Spiel "Ausräumen und Einräumen", mit dem man sich Stunde um Stunde guten kindlichen Spaß verschafft – gesteigert noch dadurch, dass ein tollpatschiger Gast beim unachtsamen Durchschreiten des Raums an die Grenzen des eigenen Gleichgewichtssinns erinnert werden kann, was er durch ungewöhnliche Verbiegungen des Bewegungsapparats zum Ausdruck bringt.

Felix Lorenz

April 2016

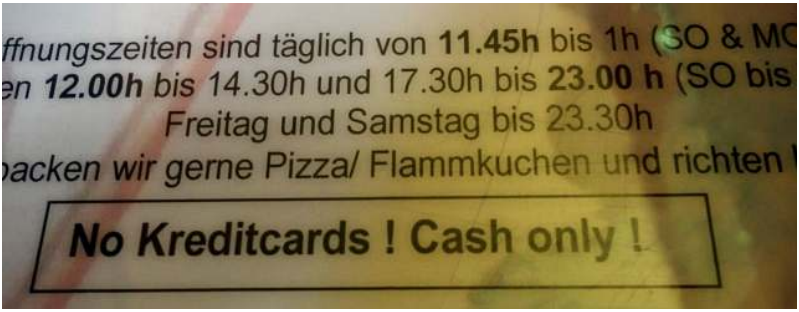
Gar nicht so knappes Scheitern an der No-Cash Challenge

Im März entdecke ich die "Number26 No-Cash Challenge" meiner neuen Bank: Man kann 1000 Euro gewinnen, wenn man den ganzen April ohne Bargeldabhebung auskommt. Das ist natürlich vor allem im Interesse der Bank, aber aus Techniktagebuchgründen interessiert mich auch, ob es geht.

Anfang April merke ich, dass man nicht einfach teilnehmen kann, indem man Kundin ist und einen Monat lang kein Geld abhebt. Man hätte sich rechtzeitig anmelden müssen. Schnell stellt sich aber heraus, dass ich sowieso keine Chance gehabt hätte.

Dabei war die Ausgangslage nicht schlecht, ich habe gerade einiges Bargeld von meiner Mutter bekommen. Sie wickelt ihre Onlinekäufe über mein Konto ab, weil ihr das Bezahlen im Internet suspekt ist. Die so angesammelten Beträge bekomme ich dann gelegentlich bar erstattet.

Die erste Erkenntnis ist nach wenigen Tagen, dass ich zusätzlich zu der Kreditkarte, die bei number26 automatisch dabei ist, eine ec-Karte anfordern muss, denn nur damit (und mit Bargeld) kann man an BVG-Automaten Papiertickets für den Nahverkehr kaufen. Auch viele Läden nehmen nur ec- und keine Kreditkarten. Oder eben gleich nur Bares:



Wenige Tage nach Monatsbeginn muss ich schon das erste Bargeld abheben, um jemandem beim Bezahlen der Miete zu helfen: Überweisen wäre zu langsam, die Miete ist bereits überfällig. Außerdem scheint der Vermieter generell nur Bargeld zu akzeptieren, vermutlich wegen ungenehmigter Untervermietung.

Das Haupthindernis, das zwischen mir und dem bargeldlosen April steht, ist aber meine Unfähigkeit, Beträge unter fünf Euro mit der Karte zu bezahlen. Es ist mir dann zu peinlich, auch nur nachzufragen, ob das geht.

Einen Teil des Monats verbringe ich in Schottland, wo Kartenzahlungen normaler sind und man selbst in kleinsten Läden oft kontaktlos zahlen kann. Da gibt es keinen Anlass für schlechtes Gewissen den Kassierern oder anderen Kunden gegenüber, weil das Bezahlen schneller geht als mit Bargeld.

75% der 15.000 Teilnehmer waren erfolgreicher als ich. Vermutlich planen sie gründlich voraus und brauchen nie unterwegs Kaugummi, Tampons oder ein Eis. Sie kennen nur Leute, die ihre Miete pünktlich bezahlen können. Und sie müssen nicht am Bahnhof aufs Klo: Die Schranken am Eingang der Sanifair-Bahnhofsklos akzeptieren nur Münzen.

Kathrin Passig

Frühjahr 2016

Kontoeröffnung im Badezimmer

Nachdem ich hier im Techniktagebuch einige Einträge dazu gelesen habe, will ich mich auch via iPhone bei Number26 anmelden. Die Videoanmeldung scheitert zunächst daran, dass ich zu viel Tageslicht in meiner Küche habe. Im Bad schliesslich ist es besser, allerdings muss ich so lachen bei dem Gedanken, quasi auf dem Klo sitzend ein Konto zu eröffnen, dass die Kamera wackelt. Die Mitarbeiterin ist professionell ungerührt, wahrscheinlich hat sie schon alles gesehen. Als wir zu dem Punkt kommen, bei dem ich meinen Ausweis in die Kamera halten muss, scheitert die Anmeldung daran, dass

der seit ein paar Wochen abgelaufen ist. Wer guckt schon dauernd auf das Ablaufdatum seines Personalausweises, der ja immerhin 10 Jahre gültig ist? Eben.

Ich will mich also online für einen neuen Perso beim Kundenservice a.k.a. Ordnungsamt anmelden. Der frühestmögliche Termin ist in zwei Monaten. Ich beschliesse, spontan morgens hinzugehen und stehe eine halbe Stunde vor Öffnung der Behörde mit anderen Ungeduldigen in der Schlange. Eine Stunde später bin ich dran und erfahre, dass ich ausser dem echten Personalausweis auch einen vorläufigen beantragen muss (Kostenpunkt: 10 €), weil mein alter ja nicht mehr gültig wäre. Die Frage, ob ich meine Fingerabdrücke mit abgeben wolle verneine ich entsetzt, dito die Frage nach der Onlineoption.

Ich zahle zähneknirschend für einen vorläufigen Perso aus Papier in einem unförmigen Format und probiere es erneut bei Number26. Doch dieses Mal will die Kamera nicht den papiernen Perso anerkennen, er ist zu durchsichtig und nicht lesbar von Ferne, die Rückseite scheint durch. Die Callcentermitarbeiterin schlägt tröstend das Postidentverfahren vor. Ich gehe noch am selben Tag zur Post und sende den Postident-Antrag ab. Damit klappt es schliesslich.

Als ich am nächsten Morgen in den Briefkasten schaue, liegt dort bereits meine Number 26 Mastercard drin. Wie kann das angehen, wenn der Besuch bei der Post keine 16 Stunden her ist? Offenbar wurde die automatisch direkt nach dem Videotelefonat mit dem Callcenter schon versandt. Skurril.

In den folgenden drei Wochen nutze ich die Karte in erster Linie für die Onlinebezahlung von ÖPNV-Tickets, wenn ich kein Kleingeld habe. Eine Rechnung ins europäische Ausland überweise ich per App, eine Überweisung aus dem aussereuropäischen Ausland kommt am selben Tag abzugsfrei an. Zwei PayPal Überweisungen lasse ich probehalber auf das Number26 Konto laufen, um zu schauen ob es länger dauert als auf meinem Standardkonto. Es dauert etwa gleich lang, rund drei Arbeitstage. Bei Lidl probiere ich das drahtlose Bezahlen aus, aber entweder die Kassiererin kennt das Verfahren

noch nicht oder es gibt ein technisches Problem, jedenfalls muss ich erst wie gewohnt die Karte ins Lesegerät schieben und meine PIN eingeben um erfolgreich zu bezahlen.

Ich reaktiviere meinen Netflix Account und zahle einen Monat über Number26. Obwohl ich schon eine Weile Netflix nutze, vorher halt mit einer anderen Karte, bucht Netflix die 7,99 € zweimal ab. Ein Anruf bei Number 26 klärt auf: Die erste Buchung sei nur eine Testbuchung, ob das Konto valide sei – das Geld würde mir binnen einer Woche zurückerstattet. Dem ist auch so.

Die App ist okay, aber dass ich jedes Mal erst 1Password öffnen, mein todsicheres und unmerkbares Passwort kopieren und in die Number26 App einfügen muss, es nervt. Immerhin bekomme ich unmittelbar die Kontobewegungen per iPhone Mitteilungsfunktion angezeigt. Beamen teste ich nicht, da ich niemanden im Umfeld mit einem Konto bei Number26 kenne und zögere, meine Freunde mit Einladungen vollzuspammen, bevor die den Dienst nicht mindestens ein halbes Jahr ausführlich getestet habe.

Ein einziges Mal in den ersten sechs Wochen hebe ich Geld via Bankomat ab, vergleichsweise bescheidene 50,- €. Am nächsten Morgen lese ich von fristlosen Kündigungen, die Number26 offenbar gegenüber jenen ausspricht, die die Karte nicht wie gewünscht nutzen, nämlich: Häufig die Mastercard einzusetzen und möglichst selten Geld abzuheben. Hintergrund ist offenbar ein neues deutsches Bankengesetz, das Mitte Juni 2016 in Kraft treten wird. Ich lese von Leuten, die mehrere hundert oder gar tausend Euro auf der Karte haben und deren Konten de facto – rechtmässig oder nicht – eingefroren sind und bin gespannt, ob ich auch die Kündigung kriege: Ich nutze die Karte wirklich einfach zu selten. Aktuell sind ca. 20 € drauf, der Schaden hielte sich also in Grenzen, aber immerhin.

Nach acht Wochen kriege ich die Benachrichtigung per Post, dass mein neuer Personalausweis im Kundenzentrum zum Abholen bereit liegt. Die ungewünschte Onlinefunktion ist freigeschaltet.

Kiki

April 2016

Momentaufnahmen der Gewöhnung an ein Smartphone

Die Mutter hat endlich mein 2014 abgelegtes Nexus 4 akzeptiert. Es ist ihr erstes Smartphone und sie kann, das sei gleich vorausgeschickt, dank iPad-Übung auch damit umgehen. Ich will keine Unbedarftheit schildern, sondern Momente der Verwirrung und der Aufklärung, wie sie vermutlich in vielen Telefonierbiografien vorkommen.

Erstens die nach ein, zwei Wochen gestellte Frage: “Funktioniert das eigentlich auch, wenn es kein WLAN hat?”

Zweitens die Frage, ob das Handy vielleicht kaputt sei, es habe außer Haus gar kein Internet. Ich erkläre, dass es nur in der Innenstadt brauchbares mobiles Internet gibt, “ungefähr vom Altersheim auf der einen Seite bis zum Wertstoffhof auf der anderen”. Außerhalb, zum Beispiel in der Umgebung des Elternhauses, hat man meistens gar keines und braucht dann eben doch wieder WLAN.

Drittens dieses Gespräch (im Telegram-Messenger):

– “Kann es sein, daß die Batterie sich immer schneller leert, weil sie schon alt ist? Kann man da eine neue reintun ins Smartphone?”
– “Alle Smartphones haben schreckliche Batterielaufzeiten im Vergleich mit den guten alten Normalhandys. Ein halber Tag von voll bis leer ist da leider ganz normal. Deshalb hab ich diesen klobigen externen Akku. Am besten immer sofort an die Steckdose, sobald man nicht mehr unterwegs ist.”

Ich habe das Bedürfnis, mich für diesen Rückschritt zu entschuldigen. Und natürlich könnte man, selbst wenn das helfen würde, keine neue Batterie reintun ins Smartphone. (Theoretisch schon, aber: ”The total amount of this operation costs $30-40, including tools. It should take no more than an hour . . . ”)

Viertens die – telefonisch, mit Hilfe des Reserve-Vaterhandys aus dem Urlaub gestellte – Frage, ob das Handy kaputt sei, es gehe nicht mehr an, obwohl es lange am Ladekabel gewesen sei. Ich sage, so aus heiterem Himmel

gingen selbst Smartphones eigentlich selten kaputt, ob es wirklich geladen worden sei? Schnell stellt sich heraus, dass die Mutter ein Hotelzimmer von der Sorte bewohnt, in der es nur Strom gibt, wenn die Schlüsselkarte in einem speziellen Schlitz steckt. Das Handy ist also in ihrer Abwesenheit gar nicht aufgeladen worden. “Du kannst aber auch jede andere Karte in den Schlitz stecken, wenn du aus dem Zimmer gehst. Zum Beispiel deine Zeckenkarte”, schlage ich vor.

Kathrin Passig

April 2016

Online autark in Spanien

Um die Steuern für meine Ferienwohnung in Spanien bezahlen zu können, benötige ich ein spanisches Bankkonto. Ich bin ein „Nicht-Resident“, was bedeutet, dass ich weniger als 180 Tage im Jahr in Spanien lebe und daher meine Einkommensteuer in Deutschland erkläre. Trotzdem muss ich an die spanische Zentralregierung jedes Jahr eine „Nichtresidentensteuer“ zahlen. Die kann ich aber nicht einfach an das spanische Finanzamt überweisen, sondern sie wird genau am 2. Januar des Folgejahres vom meinem spanischen Konto abgebucht. Und das auch nur, wenn ich bei der Bank meine NIF hinterlegt habe. Das ist meine spanische Steuernummer.

Also habe ich mir auch Internetbanking für das spanische Konto eingerichtet, damit ich das Konto von Deutschland aus bedienen kann. Nach Eingabe einer PIN muss ich mit Hilfe einer virtuellen Tastatur eine zweite PIN eingeben. Für Überweisungen wird mir ein Kreuzungspunkt auf einer Matrix von TANs vorgegeben, die sich auf einer kleinen Plastikkarte befinden.

Da das Konto nun mal da ist, benutze ich es auch für andere Überweisungen in Spanien. Wenn ich etwas an ein Konto überweise, auf das ich noch nie etwas überwiesen habe, wird mir zusätzlich eine weitere TAN per SMS auf mein Handy geschickt, die ich dann in den Computer eingeben muss.

Um diese SMS empfangen zu können, benötige ich eine spanische Prepaid SIM-Karte, weil ich in der spanischen Banking App keine ausländische Handynummer eingeben kann.

Natürlich habe ich noch eine eigene Plastikkarte für das spanische Konto, mit der ich Bargeld vom Geldautomaten abheben kann.

Damit ich in den wenigen Wochen, in denen ich in der Ferienwohnung lebe, Internet habe, kaufe ich mir jedes Jahr bei Orange Spanien drei Prepaid SIM-Karten mit einem Datenvolumen von je 1 GB zu je 15 Euro, die ich in einen mobilen Hotspot stecke. Der arme Verkäufer muss dazu drei Formulare ausfüllen um zu beglaubigen, dass ich die Prepaid Karten nicht für terroristische Zwecke benutze. Mit so einer Daten SIM-Karte kann ich in meiner Ferienwohnung ca. zehn Tage lang mehrere mobile Geräte gleichzeitig am Internet betreiben. Allerdings kann ich damit nicht konventionell telefonieren, weshalb ich die oben genannte Prepaid SIM-Karte für die Internetbanking-SMS zusätzlich zum Telefonieren innerhalb Spaniens benutze. Ich darf nur nicht vergessen, diese Telefon SIM-Karte nach sechs Monaten mit einem neuen Guthaben nachzuladen (was wiederum nur über das spanische Bankkonto möglich ist), sonst wird mir diese Telefonnummer entzogen.

Die Telefongesellschaften Telefonica und Vodafone Spanien bieten übrigens keine Daten-SIM-Karten an, die man für Tethering, also für das Betreiben eines WLAN Hotspots benutzen kann. Mit einer 2GB SIM-Karte von Vodafone habe ich das mal versucht. Nach 1000 Minuten war der Spaß dann leider zu Ende. So handhabt es in Deutschland übrigens die Deutsche Telekom auch mit deutschen Prepaid SIM-Karten, falls diese „missbräuchlich“ für Tethering verwendet werden.

Bei jedem Flug nach Spanien reize ich so mit den vielen elektronischen Kleingeräten (nebst Ladegeräten) die Gewichtsobergrenze für mein Handgepäck mittlerweile ganz schön aus.

Gomobu68

Frühjahr 2016

Social Media an der Universität: vielleicht schon ab Herbst 2017

Am Ende der fast nur von den Referenten besuchten Tagung wird diskutiert, wie man beim nächsten Mal mehr Studierende anlocken könnte. Die zuständige Professorin vermutet, es gehe dieser Generation einfach zu gut, man wolle zu wenig. Sie selbst habe ja in ihrer Kindheit noch Lebensmittelrationierung erlebt und erst in den 60er Jahren Fernsehen bekommen.

Eine Ankündigung bei Facebook würde helfen, sagt eine Studentin, speziell dann, wenn man eine Veranstaltung dort von Freunden empfohlen bekäme. “Aber wir sind doch bei Facebook”, wendet die Dozentin ein. Ja, rufen mehrere Ortskundige im Publikum, aber das letzte Update sei von 2012. Die Dozentin gibt zu, dass “die Homepage neu gemacht werden” muss. Das gehe aber nicht vor Herbst 2017.

Ich notiere das nicht, weil es besonders ungewöhnlich wäre. Es ist eher die Regel als die Ausnahme.

Alan Smithee

Frühjahr 2016

Geklickte Maulfaulheit

Vor einiger Zeit entdeckte ich nach einem Threema-Update plötzlich Daumen-hoch und Daumen-runter-Symbole und fand das blöd. Da schafft man sich extra einen „seriösen“ Messenger mit ordentlichem Datenschutz an (ok, das war vor der aktuellen Verschlüsselung von Whatsapp), den nicht alle haben, und dann führen die so albernen Facebook-Kram ein.

Da ich auf Threema aber hauptsächlich mit meinem erwachsenen Sohn kommuniziere (ist eben immer noch eine eher exklusive Angelegenheit), weiß ich die Neuerung inzwischen zu schätzen. Sie erspart immer dann ein paar Klicks, wenn er „jo“, „ok“ oder „hm“ äußern möchte, und das ist (verständlicherweise bei einem jungen Erwachsenen, der gnädigerweise mit der Mutter schreibt) eher häufig der Fall. Inzwischen benutze ich das auch öfters. Jo. Ok. Hm.

Extramittel

Seit 2015, sicher aber auch früher

JJJJ-MM-TT

Wie mir anhand eines der letzten Beiträge (PDF-Anachronismus) auffällt, ist das Benennen von Daten in der Form JJJJ-MM-TT gebräuchlich geworden. Seit einiger Zeit benenne ich Dateien so, vor allem Dokumente, die so wichtig sind, dass man auf sie – digital – zugreifen, aber nicht im Original behalten muss. Versicherungskram und so. Sie kennen das.

Der Grund für diese Benennung ist das einfache Sortieren von Dateien in Ordnern nahezu aller Betriebs-systeme. Wenn man nach “Name” sortiert, erscheinen diese nach “Datum” sortiert. Wer schon einmal seitens des Betriebssystems nach “Datum” (vielleicht sogar nach “Erstellungsdatum”) sortiert hat, weiß, wie unzuverlässig diese Funktion ist, besonders wenn Dateien ohne ihre Eigenschaften verschoben oder kopiert werden. Es scheint keine Konvention über alle Dateiformate hinweg (oder wenigstens in PDF) zu geben, Dokumenten essentiell wichtige Informationen zuzuweisen. Auf Anhieb würde mir da so etwas wie Eingangs- und Wiedervorlagedatum oder

aber auch Aktenzeichen einfallen. Stattdessen arbeite ich mit einer Ordnerstruktur, einer OCR-Texterkennung für eingescannte Dokumente und einer behelfsweisen Volltextsuche via Docfetcher.

Alan Smithee

1. Mai 2016

Hotspots als mobile Internetversorgung sollte man noch nicht ganz abschreiben

Vor mehr als zwei Jahren beschrieb ich den nicht gerade einfachen Prozess, die halbe Stunde kostenlose Telekom-Hotspot-Nutzung in Bonn abzugreifen. Seitdem habe ich den Hotspot nicht mehr genutzt. Für die anstehende re:publica-Session des Techniktagebuchs möchte ich die Situation noch einmal nachstellen und mit Screenshots dokumentieren. Alle sollen erfahren, wie viel Mühen man auf sich nehmen muss, um an rares Telekom-Internet zu gelangen!

Die Präsentation wird kürzer ausfallen, als gedacht. Der zwölfstufige Prozess hat sich auf zwei Schritte verkürzt:

1. „Telekom“ bei den WLANs auswählen.
2. Auf die dann erscheinende Schaltfläche „Online gehen“ drücken.

Schon bin ich in einem WLAN mit gemessenen 3 MBit/s Down- und 0,6 MBit/s Upstream.

Schade um den Gag bei der Session, aber gut zu wissen für die Zukunft.

Johannes Mirus

2.5.2016

Hier kommst du net rein, Schrumpelfinger!

Ich hab mir irgendwas am Rücken verrenkt. Deswegen denke ich mir, ein heißes Wannenbad kann nicht schaden. Als ich mit dem Baden fertig bin und mich abgetrocknet habe, möchte ich mein iPhone mittels Fingerabdruck entsperren. Aber ich hab solange in der Wanne gelegen, dass meine Finger offenbar zu verschrumpelt sind, um die Zugangssperre zu überwinden. Erst nach einer halben Stunde sind meine Finger soweit entschrumpelt, dass mich mein iPhone wieder hineinlässt.

Markus Winninghoff

04.05.2016

Es braucht ein Dorf . . .

“Kind, die Hose von gestern kannst du nicht anziehen, da bleibt das Reißverschlussdings nicht mehr oben!”, rufe ich in die Weite des Treppenhauses. “Keine große Sache Mama, hast du einen Schlüsselring?”, ruft das Kind umgehend zurück.

Wozu? – grüble ich vor mich hin und suche, finde einen, gebe ihn dem Kind. Das Kind ist neun und sehr sehr erfinderisch. Profimäßig, als würde es jeden Tag Schlüsselringe in Reißverschlussdingse einfädeln, tut es genau das, zieht den Reißverschluss hoch, hängt den Ring in den Knopf und schließt die Hose. “Woher weißt du sowas?”, frage ich das Kind. “Von Life Hacks”, sagt es und wandert fröhlich von dannen.

Es ist nicht das erste Mal, das ich von diesem (oder den anderen beiden, nur unwesentlich älteren Kindern) diese Antwort bekomme.

Ich friere Hack ein und mache dabei die gefüllte Gefriertüte platt. “Oh, das kenn ich von Life Hacks”, sagt das Kind.

Ich bringe das Nudelwasser im Wasserkocher zu Kochen, weil das irrsinnig viel Strom spart. “Oh, bei Life Hacks machen die das auch”, sagt das Kind.

Doch es gibt noch ein anderes – direkt benachbartes – Phänomen: Das eine Kind beispielsweise backt leidenschaftlich. Seit es bei YouTube Backvideos schaut. Ich glaube, bei Bibi’s Beautypalace gab es letzthin Donuts und CupCakes (oder CakePops?), und so gab es das alles auch bei uns. Ich sah das Kind hantieren und staunte, es beherrscht die Handgriffe tatsächlich. Heraus kamen in allen Fällen extrem leckere, fluffige Dinge zum Essen.

Ich denke eine Weile nun schon darüber nach, wie das ist, mit diesem Netz, dem Lernen und so weiter. Und ich glaube, dieser eine Spruch, den alle Eltern zu hören bekommen, sobald ein Kind da ist, dass man ein ganzes Dorf benötigt, um sie großzuziehen, die Kleinen, dann ist das Dorf jetzt wirklich da: es ist YouTube.

Kein Medium jemals schafft eine so hohe Identifikationsmöglichkeit mit den Protagonisten, kein anderes Medium lässt sich so easy handhaben. Kanäle suchen, schauen, klicken, anhalten, 400x wiederholen, nachmachen: können.

Ganz ehrlich: ich als Erwachsene bin froh, dass es YouTube gibt. Nicht nur wegen der Backvideos. Oder der Life Hacks. Sondern auch wegen LeFloid und den anderen Nasen, die den Kindern nicht zu knapp Material mitgeben zum Nachdenken und Meinung bilden. Und weil sie auf eine ganz unerwartete Weise dabei helfen, den Übergang zum Erwachsenwerden zu begleiten. Für die Kinder (und für mich). Weil sie das Dorf sind eben.

Pia Ziefle

2. bis 4. Mai 2016

The Lattuce of Illuminum

Die großen Vorträge auf Stage 1 der re:publica werden seit 2012 oder 2013 live untertitelt. Die Untertitelung ist meistens lustig bis unverständlich. Ich bin bisher davon ausgegangen, dass sie von Freiwilligen gemacht wird, die bereits angetrunken sind oder nicht so schnell tippen können. Für eine automatische Untertitelung, wie es sie seit etwa 2010 bei YouTube gibt, sind die Verständnisfehler zu absurd und zu menschenspezifisch. Erst dieses Jahr habe ich (beim Versuch, mich freiwillig dafür zu melden) erfahren, dass eine Untertitelungsfirma dafür bezahlt wird.

Hier redet xkcd-Zeichner Randall Munroe über das Periodensystem der Elemente: “When it is liquid, if you have an illuminum, it is like infiltrates the lattuce of the illuminum”, schreibt die Untertitelfirma. (Gemeint ist: “the lattice of aluminum”.) Sein Periodensystem enthält in der Untertitelung die Elemente “Seliminium”, “Eutorbium” und “Term” (Selenium, Ytterbium und vermutlich Terbium) sowie die “transironic eveal elements” (transuranic evil

elements*)*. Später wird er noch über Tierarten wie die *stopperRiver sotoppers* (river stoppers), *chamfjumpersars* und *tricky catsthwikeys* reden. Für zehn Minuten fällt die Untertitelung ganz aus. Die anwesenden Techniktagebuchautorinnen vermuten, dass die Untertitlerinnen eine Pause für Schnaps und Tränen der Verzweiflung brauchen.

Bei deutschen Vorträgen ist es nicht viel besser, in Sascha Lobos Rede wurde aus Gertrude Stein "Gerd Ludenstein", Emoji heißen "Imogy" und das Taxiunternehmen "Uba", aber zum Ausgleich wird aus Clausnitz "Cloudness". Woraus man als vortragende Person lernen kann, dass alle unerwarteten Namen oder Begriffe auch für das hörende Publikum auf eine Slide gehören. Andrea Mesch kommentiert, es sei eigentlich sehr erhellend, "dass auf dieser Bühne soviel über das Unverständnis der Welt da draußen zu 'netzpolitischen' Themen gesprochen wurde und die Live-Untertitelung immer ruft: ja stimmt, ich verstehe gar nichts. Das war immer eine schöne Veranschaulichung, dass die Thesen auf der Bühne richtig waren."

André Spiegel fragt sich im Redaktionschat, "ob es irgendjemand auf der Tagung gibt, der dieses Transkript aus anderen Gründen als Belustigung oder Fassungslosigkeit mitliest. Ich meine, jeder, der tatsächlich darauf angewiesen wäre, müsste ja längst wieder weg sein." Hörgeschädigte scheinen allerdings Kummer gewohnt zu sein, im Netz ist keine Kritik an den re:publica-Untertiteln zu finden. Und auch ich will eigentlich keine üben, denn die meisten Veranstaltungen sind ja nach wie vor überhaupt nicht barrierefrei. Aber dass es 2016 – zeitgleich mit allgemein ganz gut funktionierender Spracherkennung, Diktiersoftware, automatischer Video-Untertitelung und lange etablierter Live-Untertitelung im englischsprachigen Fernsehen – noch keine brauchbare technische Lösung zur Live-Untertitelung von Vorträgen zu geben scheint, das will ich hier zumindest festhalten. Sonst weiß man künftige Verbesserungen ja gar nicht zu schätzen.

Kathrin Passig

4.5.2016

Erfolgreicher scheitern mit SPOF (und Video!)

Die Redaktion des Techniktagebuchs wird auf der re:publica 2016, liebevoll auch #rpTEN genannt, ein Live Let's Play aufführen.

Die mühsamsten Logins, die umständlichsten Benutzeroberflächen, die dysfunktionalsten Free-WiFi-Vorschaltseiten, die kompliziertesten Newsletter-Abmeldungen, wir haben sie gesammelt und wollen sie vorstellen.

Es wird nicht alles live sein, wir haben auch einige Präsentationen, weil ein Beitrag beispielsweise einen Zeitraum von mehreren Jahren umfasst. Ich stelle mein Notebook (Linux! LibreOffice!) für die Bühne zur Verfügung und wir speichern dort alle Präsentationen und konvertieren sie ins Format von LibreOffice.

Außerdem habe ich eine Chrome-App installiert, um für eine Vorführung den Bildschirm eines Android-Handys auf dem PC zu spiegeln.

Für LibreOffice Impress, das Präsentationsprogramm, gibt es eine Android-App, mit der man per Bluetooth die Slides umschalten kann und zugleich auf dem Display die Kommentare zu den einzelnen Slides angezeigt bekommt.

Trotz Bedenken, dass Bluetooth in einem funkverseuchten Umfeld wie einer Internetkonferenz fehleranfällig sein könnte, probieren wir die Verbindung mehrmals aus und alles funktioniert.

Nur für eine Demonstration muss ein zweites Notebook angeschlossen werden, auf dem ein Systemcrash beim Kauf eines Spiels präsentiert wird.

Eine Checkliste, was alles vor dem Vortrag zu tun ist (Handy und Notebook booten, Handy in Flugmodus und Bluetooth separat einschalten), und die Reihenfolge der Vortragenden lege ich als Sticky Notes auf den Desktop.

An der Bühne angekommen zeigt sich, dass es einen Single Point of Failure (SPOF) gibt, den wir nicht testen konnten: Mein Notebook und der Beamer konnten sich nicht auf eine gemeinsame Auflösung einigen.

Also keine Slide-Steuerung per App.

Keine Notizen zu den Slides in der Hand.

Ach ja: Und keine Slides von meiner Festplatte.

Meine Eröffnungspräsentation liegt zum Glück noch in einer älteren Version auf Google Drive, das zweite Notebook verträgt sich mit dem Beamer und ich kann uns verspätet, aber wie geplant vorstellen. Die Slides von Kathrin Passig, die als erste dran ist, sind auch noch online verfügbar.

Während zuerst Kathrin ihr Thema präsentiert und danach Angela ihr Notebook planmäßig crashen lässt, kopiere ich die anderen Präsentationen nach Google Drive und verlinke sie in einem Dokument, das auf dem improvisierten Bühnen-PC geöffnet ist.

André, der auf seinem Handy live vorführen will, wie er auf komplizierte Weise keine Fahrkarte bekommt, hat noch Screenshots von der App und speichert sie auch in Google Drive.

Alles funktioniert fast auf Anhieb.

www.youtube.com/acMWaX3GtkE

Volker König

Seit ca. 2000

Meine Mutter im Wandel der Zeit

Um das Jahr 2000 herum

Mir wird mir ein kleiner sogenannter "Handheld PDA" ("in der Hand gehaltener persönlicher digitaler Assistent") geschenkt. Es handelt sich in meiner schwammigen Erinnerung um einen Palm Pilot. Er hat ein Schwarz-Weiß-Display, welches mit einem mitgelieferten Stift bedient wird, und einige Bedientasten unten. Sein stiftsensitives (es handelt sich wohl um ein sogenanntes resistives) Eingabefeld akzeptiert eine bestimmte Handschrift, die zum Beispiel für ein "A" ein umgedrehtes V benötigt. Die Schrift ist erkennbar dar-

aufhin optimiert, dass ein Buchstabe pro “Absetzvorgang” geschrieben wird, das Eingabefeld also das Wegnehmen des Stiftes als Befehl “Jetzt beginnt ein neuer Buchstabe” interpretiert.

Ich benutze den Piloten in der Folge für so ziemlich nichts. Die Terminplanung ist mir zu umständlich. Mein Stundenplan hing am Kühlschrank, ansonsten hatte ich nur wöchentlich feste (Sportverein) oder täglich spontane (Freunde treffen) Termine, die sich niemand merken musste. Die Notizfunktion war aufgrund der hakeligen Bedienung mit Spezial-Handschrift und der Alternative “analoger Notizblock” auch nicht attraktiv. Es taugte nicht einmal mehr zum Mitschüler beeindrucken, da auf dem Schulhof schon die ersten telefoniefähigen Nokia-Klassiker (6210) wie Achte Weltwunder behandelt wurden. Der Stift kratzt erkennbar auf dem kleinen Monitor herum, sodass einige Punkte schnell wie mit Sandpapier behandelt aussehen.

“So ein Müll.”, wie meine Mutter dann sagte.

2000-2009

Ich schenke der Technologie “Tablet” keinerlei Beachtung. Ich setze, wenn überhaupt, auf die Kombination PC/Laptop in unterschiedlichen Ausprägungen (mehrere PC, manchmal nur ein Laptop), besitze aber nunmehr ebenfalls verschiedene Handys, die man heute wohl Dumbphones nennt. “Für den Notfall”, wie meine Mutter immer sagte. Das Alcatel One Touch Easy zählte während einer Skifreizeit ebenso zu meinen Begleitern wie das nunmehr zum Klassiker gewordene Nokia 6310, der etwas schickere Nachfolger des legendären 6210, welches meine Mittelstufenzeit nahezu blessurenfrei überlebte.

Tablets wurden immer wieder in die Medien gespült. Mal in Form eines “Surfpads”, mal in Form eines frühen “Surface” von Microsoft, welches weit vor dem iPad[1] im Grunde sämtliche Killerfeatures des so boomenden iPad vereinte: Fingerbedienung, ein nahezu vollwertiges Betriebssystem (das abge-

1. Laut Wikipedia allerdings erst 2012, also zwei Jahre nach dem iPad (Anm. d. Red.)

speckte Windows CE, später auch Windows XP), damit einhergehend eine große Fülle nutzbarer Programme und eine akzeptable Akkulaufzeit. Für mich galt aber: Entweder zu teuer oder zu nutzlos.

"Das landet bei dir doch eh in der Ecke", wie meine Mutter oft sagte.

2009-2015

Das iPad wurde 2010 vorgestellt und die Welt stand Kopf. Als Microsoft-Mitarbeiter hätte ich mich ein wenig veralbert gefühlt, keine der vorgestellten Ideen war *wirklich* neu oder innovativ, alle gab es teilweise schon mehrere Jahrzehnte. Einzig das Verkaufskonzept und das Gefühl der Verbraucher, endlich ein Gerät "aus einem Guss" zu haben, ohne Bastelei, Frickelei oder Kompromisse, welches ähnlich "cool" ist wie das 2007 eingeführte iPhone, erschien mir neu.

Nachdem ich immer noch mit meiner bekannten Kombination aus Laptop/PC (zwischendurch auch: Macbook und PC) arbeite und auch ein Macbook in der Uni ein wenig sperrig werden kann, kommt mir ein Tablet nun nicht mehr nutzlos vor. Aber eben immer noch mit fast 500 Euro in der kleinsten Austattung zu teuer.

"Das Macbook war schon teuer genug", wie meine Mutter immer sagte.

Ab 2015

Mit nunmehr eigenen Kindern ausgestattet ist das Tablet ein Segen. Sie können "Maus gucken", "Elefant mit der Ente", malen, Lernspiele spielen oder einfach Videos schauen – seitdem kennen meine Kinder ebenso selbstverständlich Sally's Tortenwelt wie ich die Looney Tunes kannte. Teilweise haben die Apps sogar eine ganz gute Kindersicherung eingebaut. Ich benutze das Tablet als eBook-Reader (wie es dazu kam, ist noch eine andere Geschichte. . .), Notizblock, Diktiergerät, Notizblock mit Diktierfunktion, Notizblock mit Spracherkennungsfunktion, Kalender, Präsentationsgerät, Fernbedienung für andere Präsentationsgeräte, Hotspot, digitalen Fotorahmen, E-

Mail-Verwalter, Internetbrowser, Navigationsgerät, Taschenrechner, Remote-Maus und Tastatur, Steuergerät für eine Raspberry Pi, und nicht zuletzt als Videotelefon.

“Ruf mich mal mit den Kleinen auf Skype an!”, sagt meine Mutter nun aber wirklich immer.

2016 und in der Zukunft

In Mode sind nunmehr sogenannte “Convertibles”, also – platt gesagt – Laptops mit einem abnehmbaren oder wegklappbaren Touchscreen, der wiederum vollwertiger Tablet-PC ist, jeweils in Kombination mit einer Bildschirmgröße um 10 Zoll. In einem Elektronikfachmarkt sah ich neulich ein iPad Pro. Mit einer Bildschirmgröße von 12 Zoll ist es fast genauso groß wie mein erster Röhrenmonitor vor rund 20 Jahren, nur eben flacher. Auf dem Bildschirm kann ein DIN A4 Blatt nahezu skalierungsfrei abgebildet werden.

Bisher weigerte ich mich, mit Dokumenten wie Akten, die ich beruflich brauche, auf dem Tablet zu arbeiten. Die Such- und Blätter-funktionen oder Dokumentenmanagement-Features der gängigsten Programme sagen mir bisher nicht zu. Außerdem kommuniziert man rechtssicher immer noch gemeinhin in Formaten wie “Briefen” auf “Papier”, welches die Größe “DIN A4” haben soll und damit auf einem 10 Zoll Bildschirm ein wenig verzerrt – und viel zu klein – dargestellt wird.

Was meine Mutter wohl zu einem etwas flacheren 12-Zoll-Convertible sagen würde?

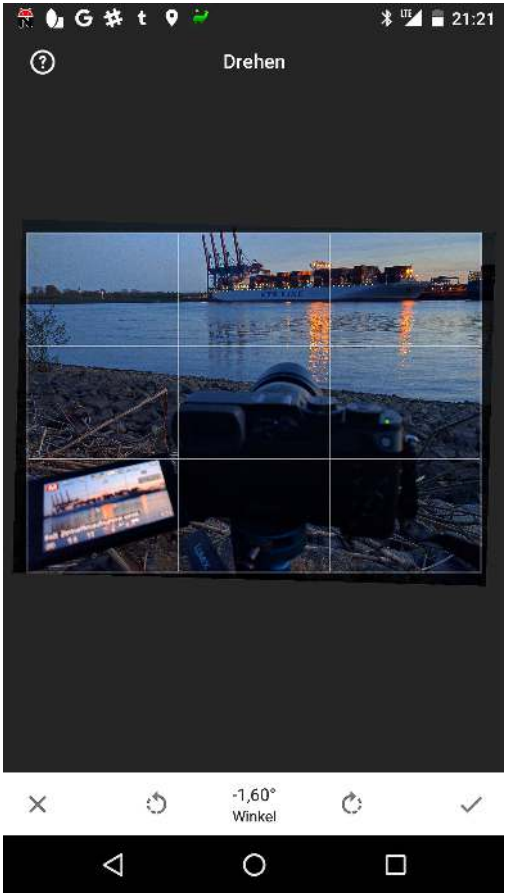
Alan Smithee

5.Mai 2016

Der künstliche Horizont im schlauen Telefon

Die Bildbearbeitungssoftware wird schlauer (TT berichtete), jetzt auch auf dem schlauen Telefon.

Lädt man z. B. ein Bild in die Bildbearbeitungssoftware Snapseed, und möchte es dort etwas drehen, bekommt man ohne Vorwarnung den Horizont 'korrigiert', allein durch Aufrufen des entsprechenden Moduls.



In diesem Fall um 1,6 Grad und einigermaßen passend – ich werde das jetzt öfter mit fast waagerechten Linien testen, nehme aber an, dass auch Himmel (oben heller als der Rest) und ähnliches eine Rolle spielen.

Challenge accepted!

Alexander Stielau

6. Mai 2016

Eine neue Handyhaltung (für Leute, die Geräusche mögen)

“Halt, halt!”, rufe ich, “kannst du das noch mal machen?” Geduldig stellt der Mann mit der interessanten Telefonierhaltung sie so lange nach, bis ich zwei schlechte Bilder davon habe und mein Nachbar ein gutes.

Foto: Jan-Keno Janssen

Ich habe das in letzter Zeit öfter gesehen, mich aber nicht getraut, fremde Leute dabei zu fotografieren. Leider vergesse ich über meiner Begeisterung zu fragen, welche Vorteile diese Telefonierweise bietet. Moment, Telefonieren, macht das überhaupt noch irgendwer?

Die Erklärung wird später im Messenger nachgereicht:

> “Er rief eine WhatsApp-Sprachnachricht ab, die wird aber ausschließlich über den Lautsprecher statt über die Ohrmuschel ausgegeben. Und damit wir nicht alle mithören können, hat er die Lautstärke verringert und sich das Gerät so ans Ohr gehalten.”

Für das jüngere Publikum: Eine Ohrmuschel ist das, wovon man (auch heute noch) auf jeder Seite des Kopfes eins hat. Hier ist eine Hörmuschel gemeint, die das Handy noch nie hatte, alte Festnetztelefone aber wohl:

> "Beim Handapparat handelt es sich um eine technische Einheit aus der Sprechmuschel (Halterung für das Mikrofon), der Hörmuschel (Halterung für die Hörkapsel) sowie einem Griffstück dazwischen." (Wikipedia)

Beim Aufschreiben merke ich, dass ich noch nie darüber nachgedacht habe, wo die Geräusche aus dem Smartphone kommen, und dass das womöglich an mehreren Stellen passiert. Aber mich interessiert ja auch eher, wie man dem Telefon alle Geräusche verbietet.

Nachtrag: Johannes Mirus hat die Handyhaltung bereits vor einem Jahr in den USA gesichtet, aber eine andere Erklärung dafür gefunden.

Kathrin Passig

Mai 2016

Das plötzlich dominante Y

An meinem Desktop-Rechner hängt eine Tastatur, die nicht nur mit einer QWERTZ-Belegung beschriftet ist, sondern auch als solche benutzt wird – eine ›deutsche‹ Tastatur. Ich verwende diese Belegung unabhängig davon, in welcher Sprache ich schreibe. Das Einzige, was ich ändere, wenn ich nicht auf Deutsch schreibe, ist die Sprache der Rechtschreibprüfung in der jeweiligen Anwendung.

Auf meinem iPad ist das anders. Um Wortvorschläge und die Rechtschreibprüfung in der Sprache zu bekommen, in der ich schreibe, wechsle ich die ›Tastatur‹. Das ist die Apple-Metapher für Eingabesprachen. Einige der Eingabesprachen, die ich nutze, sind standardmäßig mit einer QWERTY-Belegung

der Bildschirmtastatur verknüpft. Jahrelang habe ich wenig auf dem iPad getippt, schon gar nicht in Sprachen außer Deutsch – bis ich Ende letzten Jahres angefangen habe, Übungen in Duolingo (einer Sprachlern-App) auf dem iPad zu machen, unter anderem auf Polnisch.

Dann sitze ich vor einigen Tagen an meinem Desktop-Rechner und stelle fest, dass ich gerade erstmals die ›Y‹-Taste (unten links bei QWERTZ) gedrückt habe, um ein ›Z‹ einzugeben. Auf einmal – nach Monaten ohne Tablet/Desktop-Interferenz – drängt sich die QWERTY-Belegung vom iPad auch andernorts in den Vordergrund. Warum? Ich weiß es nicht. Die Verwechslung passiert mir noch ein paarmal. Dann komme ich dahinter, dass man den Tastaturen am iPad auch andere Belegungen zuweisen kann. iOS ist es egal, wie man Polnisch und andere Sprachen eingibt. Jetzt muss sich nur noch mein Gehirn daran gewöhnen, dass QWERTZ auch auf dem iPad Einzug gehalten hat.

Christopher Bergmann

Mai 2016

Fahrkarten kaufen im Handtuch

Auf der re:publica 2016 habe ich über die App der Berliner Verkehrsbetriebe *BVG Fahrinfo* berichtet und mich beklagt, wie kompliziert und langwierig es ist, damit Fahrkarten zu kaufen. Nun wird diese App ständig weiterentwickelt, und wir entdecken auch nach und nach neue Funktionen darin, die manches, was ich im Vortrag sagte, in ein anderes Licht rücken. Außerdem war's bei der re:publica aus, äh, technischen Gründen etwas chaotisch, und darum wird es gut sein, hier noch einmal in Ruhe die Merkwürdigkeiten und zum Teil ihre Lösung zusammenzustellen.

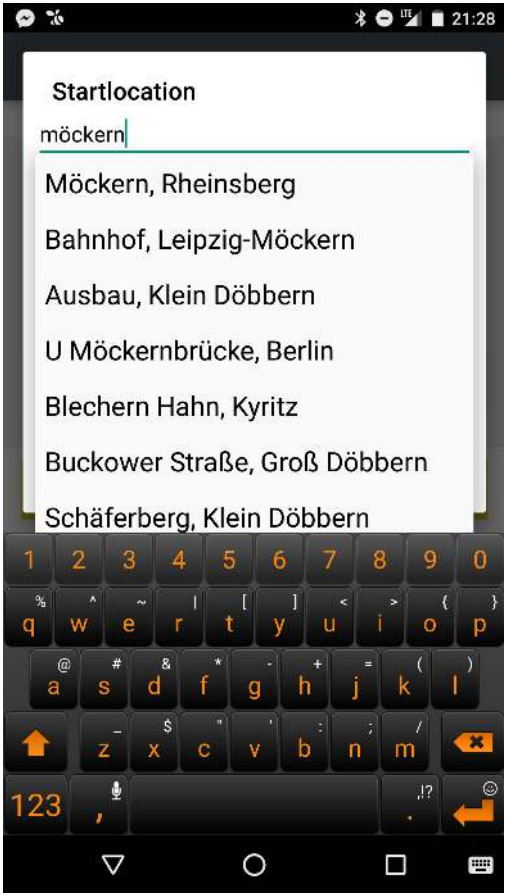
Zunächst: Die Werbung mit der Frau im Handtuch (»Wenn's mal schnell gehen muss: Ticket-Kauf bequem per BVG-App«) ist klasse. Erst nachträglich kam ich darauf, dass ich meinen Vortrag natürlich auch im Handtuch hätte

halten müssen. Allerdings liegt die Latte damit sehr hoch: Ein Fahrkartenkauf mit der App müsste mindestens so schnell und so einfach gehen wie am Automaten, sonst ist das Versprechen des Handtuchs nicht eingelöst.

Kathrin berichtet: Wenn sie am Fahrkartenautomaten mit Karte bezahlt, bekommt sie die Push-Nachricht über die erfolgreiche Abbuchung von ihrem number26-Konto noch bevor der Nadeldrucker im Automaten den ersten Muckser tut.

Die Latte liegt also wirklich hoch. Eigentlich darf es mit der App nur *Knopf drücken – Einsteigen – Losfahren* geben. Davon allerdings sind wir weit entfernt.

Da ist zunächst die Auswahl der Starthaltestelle. Wir sehen ein, dass es aufgrund der Tarifstruktur der BVG wohl nicht ohne Starthaltestelle geht. Allerdings weiß die App nicht, wo ich mich befinde, ich muss die Starthaltestelle also durch Tippen von Buchstaben in einem Verzeichnis finden. Und hier eine Korrektur: Inzwischen haben wir gesehen, dass die App in der Planner-Funktion durchaus weiß, wo sie sich befindet und Haltestellen in der unmittelbaren Umgebung vorschlägt. Wenn man also seine komplette Fahrt per Start- und Zielhaltestelle vorher plant, kann man das Ticket ein bisschen leichter kaufen (obwohl die Eingabe der Zielhaltestelle wiederum eigentlich zu umständlich ist).

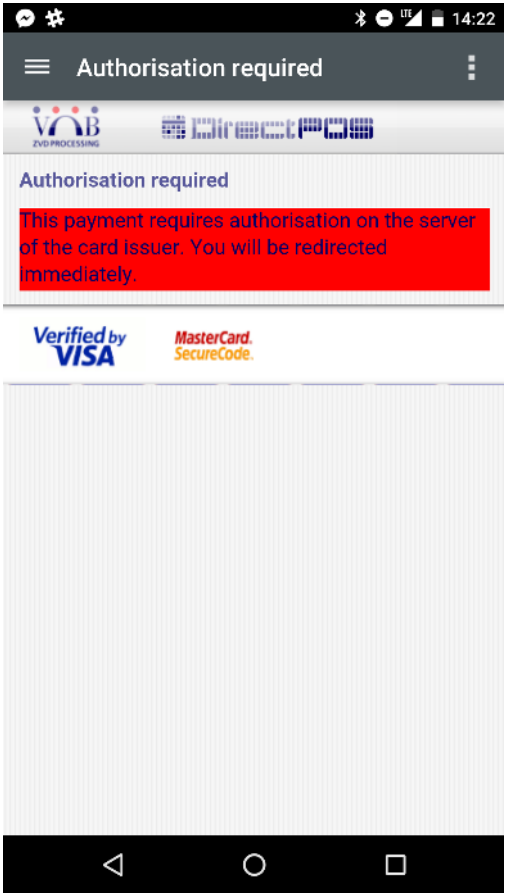


Alle diese Funktionen kranken daran, dass zum Finden der Haltestelle über das Netz ein Server gefragt werden muss. Das dauert zu lange, besonders bei wackeligen Mobilfunk-Verbindungen, die in Berlin gang und gäbe sind. Ich brauche oft eine halbe Minute oder länger, um die richtige Haltestelle zu finden. Dabei würden die knapp 8.000 Haltestellen der BVG mit Leichtig-

keit in die App passen, einschließlich ihrer geografischen Koordinaten. Es ist klar, dass sich diese Liste bestimmt wöchentlich oder noch öfter ändert. Man braucht also einen schlauen Update-Mechanismus.

Und dann wäre da die Bezahlung. Wie wir feststellen konnten, geht es per Lastschrifteinzug tatsächlich fix. (Obwohl die eigentliche Zahlung immer erst am nächsten Tag stattfindet, anders als bei Kathrins Push-Nachricht-vor-Nadeldrucker-Erfahrung. Aber der tatsächliche Zeitpunkt der Buchung ist für das Handtuch ja nicht so relevant.)

Die Zahlung per Kreditkarte ist allerdings grausam. Es beginnt damit, dass die dreistellige Geheimzahl der Karte bei jedem Ticketkauf eingegeben werden muss. (Wie groß, fragt man sich, wäre der mögliche zusätzliche Schaden, wenn jemand ein Handy klaut und damit widerrechtlich einige BVG-Tickets kauft? Der Lastschrifteinzug ist ja auch nicht durch eine zusätzliche Geheimzahl gesichert.)



Nach Eingabe der Geheimzahl beginnt ein etwa fünfstufiger Vorgang, bei dem nacheinander verschiedene Dienstleister kontaktiert werden, einschließlich einer Statusmeldung auf grellrotem Hintergrund, die nicht etwa einen Fehler bedeutet, sondern einen ganz normalen Schritt im Zahlungs-

ablauf. Nein, für so einen komplexen Vorgang in einem wackeligen Mobilfunknetz hat die App keine Zeit. Das müsste asynchron auf dem Server funktionieren, so wie es das beim Lastschrifteinzug offenbar auch tut.

Natürlich können Kreditkarten-Zahlungen auch fehlschlagen. Aber das ist bei den asynchronen Lastschrifteinzügen ja nicht anders, und da kann das System offenbar damit umgehen.

Es bleibt dabei: *Knopf drücken – Einsteigen – Losfahren*. Erst wenn das geht, kann ich guten Gewissens im Handtuch die BVG benutzen. Das Smartphone behalt' ich solange in der Hand. Oder stecke es mir ins Handtuch.

André Spiegel

Seit etwa 2010 bis Mai 2016

Der lange Weg zu Twitter

Wie den meisten gehypten Netztrends begegne ich Twitter mit äußerster Skepsis. Als ich mich einmal aus Neugier hineinwage, es muss um 2009 oder 2010 gewesen sein, bin ich sofort völlig überfordert. Es ist wie in einer lauten Bahnhofshalle, wo sich Menschen um mich herum unterhalten und ich habe keine Chance dem Gespräch ansatzweise zu folgen. Frei nach dem Kölner Motto „Kenne mer nit, bruche mer nit, fott domet", fliehe ich, wie ich meine, für immer.

Meine erste Rückkehr zu Twitter besteht in einem anonymen Account, den ich im Sommer 2011 nur deswegen anlege, um über die Twitter-App auf dem Smartphone bei der digitalen Rätsel- und Schnitzeljagd rund um J. K. Rowlings Onlineplattform Pottermore mitzumachen. Ich verstehe und schätze, dass Twitter für einen bestimmten Zweck im Rahmen einer begrenzten Zeit zum schnellen Teilen von Informationen wirklich sehr nützlich sein kann, aber das Interesse bleibt nicht hängen. Nachdem ich meinen Pottermoreaccount habe und einsortiert werde (Ravenclaw, juchhu), lösche ich den Twitteraccount sofort und gehe meiner Wege.

Im August 2013 sitze ich an einem Freitag hochschwanger zu Hause und bin frustriert. Eigentlich möchte ich unbedingt bei dem kürzlich angekündigten Event mit dem Akronym „SchleFaZ“ auf dem Fernsehsender Tele 5 teilnehmen.Ein paar Wochen lang wird jeden Freitag ein unglaublich mieser Film gezeigt („die schlechtesten Filme aller Zeiten“) und zwischendurch von den Moderatoren kommentiert – jedoch nicht laufend, wie ich es vom Format „Mystery Science Theatre“ kenne. Das soll im Netz passieren, auf Facebook und Twitter unter dem Hashtag #schlefaz. Ich habe sofort herumgefragt, ob einer meiner Freunde das mit mir live am Bildschirm verfolgen möchte – Freitags abends bin ich nämlich meistens alleine zu Hause. Die Reaktionen waren allerdings dürftig.

Na toll, denke ich, jetzt darf ich einsam auf der Couch über einen trashigen B-Movie lachen? Soweit kommt es noch. Da fällt mir meine Pottermore-Episode auf Twitter wieder ein. Kurzentschlossen eröffne ich einen neuen Account und setze dort meinen ersten Tweet ab.

Sobald der Film anfängt, tweete ich fröhlich los. Anfangs ist alles noch etwas kompliziert.

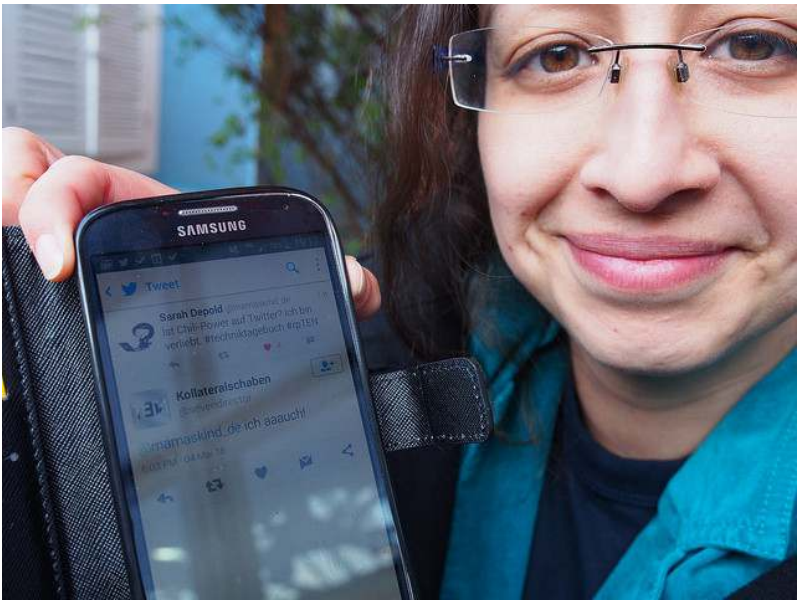
Aber mit Benutzeroberflächen warm zu werden war noch nie wirklich mein Problem. Bald weiß nicht mehr, was lustiger ist, selbst Tweets abzusetzen oder die Tweets anderer zum Film zu lesen. Der Film ("Der Thron des Feuers", 3,2 Punkte auf der IMDB) ist herrlich unfreiwillig komisch und manchmal kommen mir vor lauter Absurditäten und den passenden Tweets der #schlefaz-Gemeinde dazu die Lachtränen. Fazit nach Filmende:

Ab sofort ist Freitags #schlefaz Zeit, komme was wolle. Meine Follower sind zu diesem Zeitpunkt fast nur" #schlefaz-ianer" und wir wachsen zu einer fröhlichen, durchmischten Gemeinschaft, die sich einmal in der Woche gemeinsam kringelig lacht. Mehr als einmal schaffen wir es in die deutschen Twittertrends. Der einzige #schlefaz, den ich in diesem Sommer verpasse, wird zwei Tage nach Geburt meines Kindes ausgestrahlt.

2016 gab es bereits drei Staffeln von #schlefaz, mit jedem Mal ist meine Followerliste ein bisschen gewachsen. Wir freuen uns schon gemeinsam auf die vierte Staffel im Sommer. Ich bin inzwischen vertrauter mit Twitter, schaue aber weiterhin eher sporadisch rein. Ab und zu bekomme ich auch mal Sterne, später Herzen und Retweets außerhalb meiner Filterbubble, doch meine Followerzahl bleibt vergleichsweise klein. Wenn ich Zeit und Lust habe mache bei Dingen wie #12von12 oder dem #tatort-Teletwitter mit, meist mit positivem Feedback.

Der nächste Sprung geschieht erst bei der re:publica TEN 2016. Ich checke regelmäßig #rpTEN und twittere aus Panels, lerne neue Leute aus der Blog- und Twittersphäre kennen und erweitere so meine Followerliste. Nach meinem eigenen kurzen Vortrag während des Techniktagebuch-Panels – gefühlt katastrophal und dann retrospektiv grandios, dazu irgendwann ein eigener

Eintrag – bekomme ich meine ersten beiden Fantweets, über die ich mich freue, wie ein kleines Kind. Danach trudelt im Laufe der nächsten Tage eine Handvoll neuer Follower ein.



Ich bin mit knapp unter 400 Followern immer noch ein kleines Teelicht im großen Twitteruniversum, doch seit der re:publica kommt mir meine Reichweite etwas größer und mein Account wesentlich aktiver vor. Ich bekomme mehr Herzen und Retweets und bin dadurch auch motiviert, wiederum mehr aus dem Alltag zu tweeten und mehr von den Menschen mitzubekommen, die ich bei der re:publica kennen und schätzen gelernt habe. In einer Zeit, wo die coolen Leute schon zu Snapchat abwandern, bin ich bei Twitter angekommen.

Angela Heider-Willms

7. Mai 2016

Die digitale (Radio)Zukunft ist ungleich verteilt

Auf der re:publica in der vergangenen Woche bekam ich von einem Radio-Kollegen ein Stück digitale Zukunft geschenkt: ein kleines mobiles DAB+-Radio, mit dem ich die ganzen digitalen Hörfunkprogramme empfangen kann. Unter großer Beteiligung der anwesenden Techniktagebuch-Redaktion und eines rp-Gründers fand das Unboxing statt.

Erst gab‘s ein klein wenig Enttäuschung, weil der Akku des Geräts aus chinesischer Produktion durch lange Lagerung ziemlich tiefenentladen war; nach einigem guten Zureden und vor allem sanftem wiederholtem Aufladen funktionierte es dann doch noch am gleichen Tag.

Nun bin ich nicht nur technischen, nun ja, Neuerungen gegenüber recht aufgeschlossen, sondern vor allem auch ein Radio-Fan. Vor allem morgens nach dem Aufstehen. In jedes Zimmer gehört ein Radio, und es sind natürlich meist die herkömmlichen UKW-Empfänger (oder sogar Weltempfänger, die allerdings zunehmend nutzlos werden, weil die großen internationalen Sender ihr Kurzwellenprogramm eingestellt haben). Aber auch in Zeiten des Streamings über Internet will ich eine vom Netz unabhängige Empfangsmöglichkeit, und das nicht nur für den Katastrophenfall.

Ein DAB+-Radio habe ich natürlich auch, wenn auch nur eines, und das ist recht stationär. Aber ich finde es schon beeindruckend, mitten in Berlin nicht nur die üblichen Sender hören zu können, sondern auch bei Bedarf meinen

alten Heimatsender WDR2 oder, aus alter Verbundenheit an meine Bonner Jahre, die SWR3-Welle. (Ob die technische Qualität der örtlichen Sender so viel besser ist als der UKW-Empfang, kann ich nicht wirklich beurteilen.)

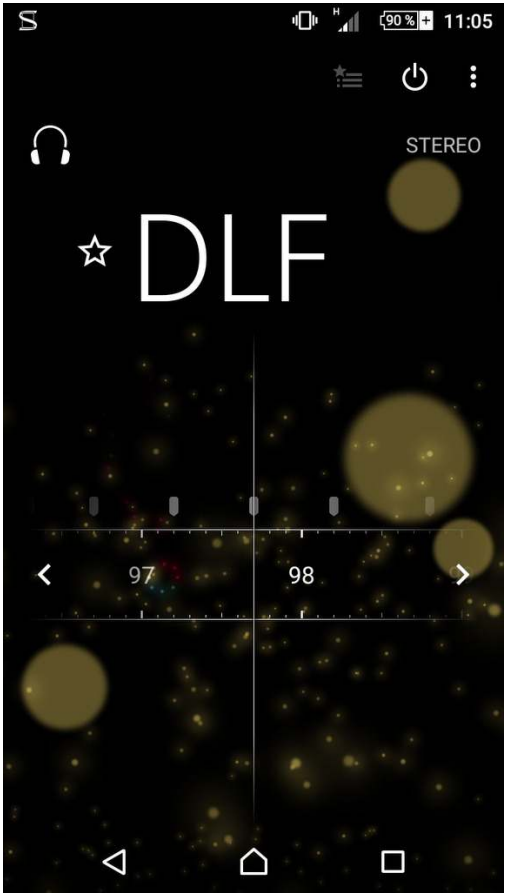
Mitten in Berlin geht der DAB+-Empfang problemlos, das wundert ja nicht wirklich. Aber wie sieht es dort aus, wo ich erst recht Radio hören möchte, weil zum Beispiel das Mobilfunknetz Lücken hat und das dann meine einzige Informationsquelle ist?

Ich habe das kleine neue Gerät mal mit rausgenommen nach Brandenburg. Nicht in richtig abgelegene Regionen, sondern sogar recht nahe an eine der größeren Städte des Landes – wo selbst das Mobilfunknetz via LTE (bei der Telekom) oder zumindest HSDPA (bei E-Plus) verfügbar ist. Also funktechnisch ganz gut versorgt.

Und da kommt dann die Ernüchterung. Abhängig vom Standort hinter (dichtem) Baumbestand gibt es von den theoretisch verfügbaren Sendern mal mehr und mal weniger Programm. Selbst den Deutschlandfunk, auf DAB+ eigentlich der bundesweit zu hörende Standardsender, bekomme ich im Haus praktisch nicht rein.

Bei UKW äußert sich so was in starkem Rauschen, über das man dennoch ein bisschen was mitbekommt. Digitalradio ist, nun ja, eben digital ja oder nein: Entweder Sender da oder nicht. Und zu oft da draußen eben nicht, so lange ich nicht suchend durch den Garten laufe. Da geht es irgendwann, wo ich vielleicht nicht stehenbleiben möchte (die Brandenburger Mücken können ganz schön gemein sein).

Natürlich habe ich das dann auch mit einem Vergleichsgerät getestet. Mit dem analogen UKW-Empfänger, der in meinem Android-Smartphone eingebaut ist. Und da funktioniert es problemlos.


11:05
STEREO
DLF
97
98

Der Streit über eine flächendeckende Umstellung von UKW auf DAB+ ist nicht zuletzt ein politischer Streit, das ist hier nicht mein Thema. Aber wenn digitales Radio über DAB+ wirklich die Zukunft des Radios ist, dann ist sie noch ziemlich ungleich verteilt.

Thomas Wiegold; Aufmacherfoto: Jan Rähm; Unboxing-Fotos: Kathrin Passig, übrige Lichtbilder v. Verf.

Mai 2016

Das Mutterhuhn ist da und es heißt O

Im September 2015 habe ich bei Kickstarter ein Crowdfundingprojekt namens "The O" mit 39 britischen Pfund unterstützt. Keine Ahnung, warum es nicht Euro waren, schließlich habe ich von dem Projekt nur erfahren, weil die Gründer es in meinem Berliner Coworkingspace Weserland entwickelt haben.

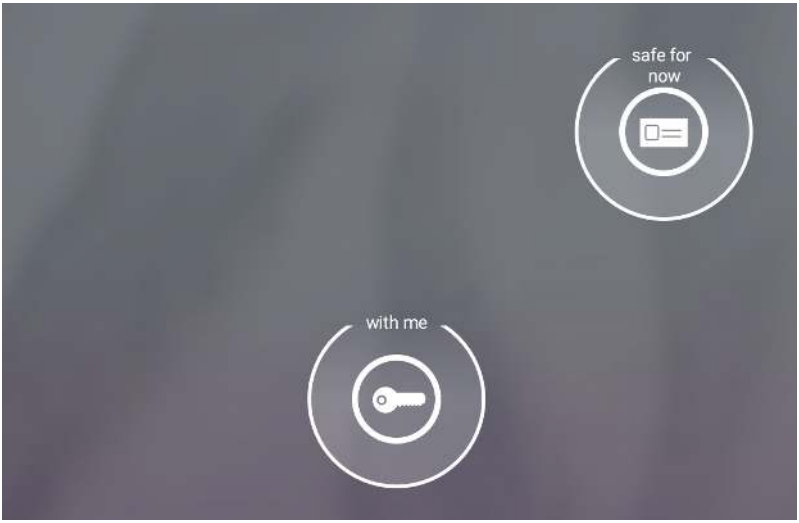
"The O" soll auf Sachen aufpassen, die man nicht verlieren möchte. Ich warte darauf seit über zehn Jahren und kann das belegen: "Auf der Suche nach dem RFID-Mutterhuhn", August 2005. Nur statt via RFID funktioniert The O via Bluetooth, das habe ich damals offenbar nicht erwartet.

Post, die vielleicht nicht in den Briefkasten passt, lasse ich ans Weserland schicken. Im Mai finde ich dort ein Päckchen mit amerikanischer Absendeadresse vor. *The O has come full circle*.

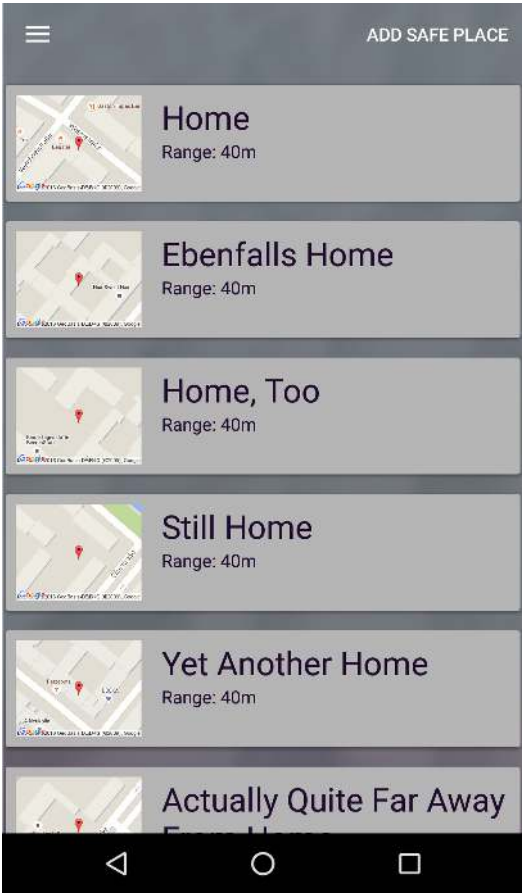
Das Päckchen enthält vier Tags. Eins hänge ich an meinen Schlüsselbund, das andere kommt ins Portemonnaie, und über die anderen zwei denke ich noch nach.

Die eingeprägten Linien sind nicht nur Dekoration, sondern Kerben für Leute, die den schwarzen Schlüsselanhänger-Gummirand weglassen und das Ding auf etwas anderes aufnähen wollen.

In der App kann ich jetzt sehen, wo mein Hab und Gut ist:



Der Schlüsselbund ist in der Nähe des Handys, beim Portemonnaie wurde ich gefragt, ob ich es vielleicht verloren habe. “It’s safe for now”, habe ich geantwortet. Dabei sind beide Gegenstände zu Hause und damit eigentlich offiziell in Sicherheit. Aber weil der Durchmesser des sicheren Heims unveränderliche 40 Meter beträgt und die Ortsbestimmung seltsam unpräzise ist, musste ich bisher neun Wohnorte eintragen:



Nicht im Bild: “Home 7”, “Actual Home” und “oh come on”.

Aber das stört nicht sehr, mein Leben hat sich bereits verbessert. Wenn ich vor der Tür nach meinem Schlüssel oder vor der Kasse nach meinem Geld wühle, werde ich nicht mehr nervös. Wenn das Gesuchte fehlen würde, hätte die App schon Bescheid gesagt.

Update: Kurze Zeit später hört die App auf zu funktionieren. Man kann sie wieder in Gang bringen, indem man sie komplett deinstalliert und alles neu einrichtet, aber schon beim zweiten Mal verliere ich die Lust dazu. Eigentlich ging es ja auch ohne ganz gut. Die Bluetooth-Tags befinden sich im November 2016 immer noch in meinem Gepäck, aber voraussichtlich nicht mehr lange.

Kathrin Passig

7. Mai 2016

Nur der Kühlschrank teilt meine Interessen

Ich verabrede mich mit Undine Löhfelm in einem Café. Unser letztes Treffen in Berlin hat im Laptopverbotscafé stattgefunden, das ich leider weiterhin boykottieren muss. Undine macht einen anderen Vorschlag. Der nicht viel besser ist, wie sich vor Ort herausstellt:

Im bereits boykottierten Café wurden Zeitschriften als Ersatz angeboten, hier sind es Plattenspieler. Plattenspieler! “Als Nächstes dann wahrscheinlich Grammophone”, prophezeit Undine. ”Oder Videorecorder”, meint ein Freund später. “Oder Reiseschreibmaschinen oder Tonbandgeräte”, ein anderer.

Auch hier hat es offenbar mit den Sonntagen angefangen:

Für Unaufmerksame vorsichtshalber noch mal:

Nur der Kühlschrank protestiert:

“Vielleicht ist das schon so ein Internet-der-Dinge-Kühlschrank”, vermutet Undine. Ich kann nicht wiederkommen, Kühlschrank, aber bleib stark! Venceremos!

Kathrin Passig

08.05.2016

Die Bänder sind wieder da

Es ist das Jahr 2016 und ich besitze seit 1 Tag mein allererstes Smartphone, das diese Bezeichnung auch verdient hat. Mehr dazu zu einem späteren Zeitpunkt, in einem anderen Beitrag. Heute geht es um Bänder. Videobänder und Musikkassetten.

Die Kinder sind im Harry-Potter-Fieber, das Jüngste zum ersten, die beiden älteren zum wiederholten Mal. Ich selbst war in den späten 90ern völlig von den Socken von der Geschichte und erzähle den Kindern, dass ich damals in Berlin mit dem Auto sogar extra lange Umwege zum Kunden gefahren bin, damit ich noch die Kassette fertighören konnte.

“Was ist eine Kassette?”, fragt das 9-jährige.

Ich gehe in den Keller und krame. Da müssen doch noch irgendwo … und tatsächlich, die Harry-Potter-Kassetten “Der Gefangene von Askaban”, gelesen vom unfassbaren Rufus Beck, da sind sie.

Ich zeige sie den Kindern, sie staunen über das Format und über das weiche, kuschelige Band, sie ziehen es raus und ich bin entsetzt – “das dürft ihr nicht! das geht kaputt so!” – und hole einen Bleistift, um es wieder aufzuspulen.

Die Kinder betrachten mich, als hätten sie mich noch nie gesehen. Spulen kennen sie nicht, noch nie haben sie ihre mp3-Dateien oder ihre CDs irgendwohin gespult. Während ich meine halbe Jugend mit Spulen verbracht habe, weil es ein Skill war, auf der Mixkassette genau den einen Song zu finden …

Nur wenig später ist das alte Kassettendeck am Start. Boxen vom Computer drangestöpselt (mit Adapter für die Klinkenbuchse natürlich, wobei der Stecker auf dem Bild im CD-Player steckt), und schon erklingt Rufus Becks Stimme im Raum, und die Kinder lauschen. Ich lausche dem Surren des Decks …

Am selben Abend gehe ich die Abrechnungen meines Kabelanbieters durch und stelle fest, dass das gekündigte Kabelfernsehen gar nicht gekündigt ist. Einen Fernseher haben wir aber gar nicht mehr … “Mama, wann kommt eigentlich esc?”, fragt das Kind da, und ich google und lese den baldigen Termin, und erinnere mich an den uralten Fernseher im Keller, der der Vermieterin gehört. Den schleppen wir ins Wohnzimmer, stecken das Kabel des Kabelanschlusses ein und zappen uns durch das wiederauferstandene TV-Programm.

“Wofür ist eigentlich das Fach da oben?”, fragt das Kind, und zeigt auf einen ziemlich breiten Schlitz im Gerät. “Oh, das ist für Videokassetten”, sage ich leichthin, und schon drückt das Kind auf Eject, und eine wirklich sehr sehr alte Benjamin-Blümchen-Kassette findet ihren Weg zurück ins Licht.

Die Kinder bestaunen das Band, ziehen es nicht heraus, und fragen auch nicht mehr nach, warum ich den Film erst spulen muss. Sie warten einfach, und ich lausche dem Surren. Danach betrachten sie andächtig den Film, als

würde es für die Rezeption am Ende doch eine Rolle spielen, ob der Inhalt von einem Band kommt oder von irgendwoher aus der Luft, über WLAN oder von Netflix oder YouTube.

Bisher habe ich ihnen nicht gesagt, dass ich aus meinen Arbeitstagen in Berlin noch sehr sehr viele Benjamin-Blümchen-Videos im Keller habe.

Pia Ziefle

Anfang Mai 2016

Steckdosennutzung im Zug

Ich fahre mit dem österreichischen Railjet von Wien nach Salzburg. Es gibt an jedem Sitzplatz Steckdosen für Laptops oder Tablets. Zum ersten Mal sehe ich, dass diese Steckdosen auch vom Bordpersonal genutzt werden: Eine große Kaffeemaschine wird durch den engen Mittelgang gerollt, und Espresso wird angeboten. Wünscht ein Reisender eine Tasse, wird die Maschine in eine der Passagier-Steckdosen eingesteckt und Kaffee bereitet, wobei der Kunde aus einer Auswahl an Espresso-Kapseln wählen kann. Danach wird die Maschine abgesteckt und der Wagen mit ihr weiterbewegt.

Thomas Rau

8. Mai 2016

Das viele Bankraubgerede im Chat verursacht Archivierungsprobleme

Ich habe mit jemandem aus dem Techniktagebuch mehrere Banken ausgeraubt und im Redaktionschat auch offen darüber gesprochen. Erst jetzt wird mir klar, wie riskant das ist, denn sicher wird, sobald man mich verdächtigt, mein Rechner beschlagnahmt, und da steht es dann. Andererseits kann man das Gesagte nicht ungesagt machen.

Ich beschließe also, die betreffenden Chatlogs runterzuladen, alle Bankrauberwähnungen daraus zu entfernen, die gekürzten Fassungen lokal zu speichern und dann die Originale bei Facebook zu löschen. Kurz erwäge ich, eine verschlüsselte Version des ungekürzten Chatlogs zu speichern, aber das wird die Polizei sicher erst recht misstrauisch machen. Es muss genügen, dass die anderen im Chat die vollständige Version noch besitzen.

Ob es einfacher wäre, doch ins Gefängnis zu gehen? Ich stelle mir die Haftzeit vor und wie meistens in meinen Träumen hat das Gefängnis Internet, es ist also alles nicht so schlimm. Außerdem wird es auch nicht für lange sein, denn wenn ich es näher bedenke, habe ich gar nicht so viele Banken ausgeraubt, fast gar keine eigentlich … beim Aufwachen bin ich mir sicher: Gar keine.

Kathrin Passig

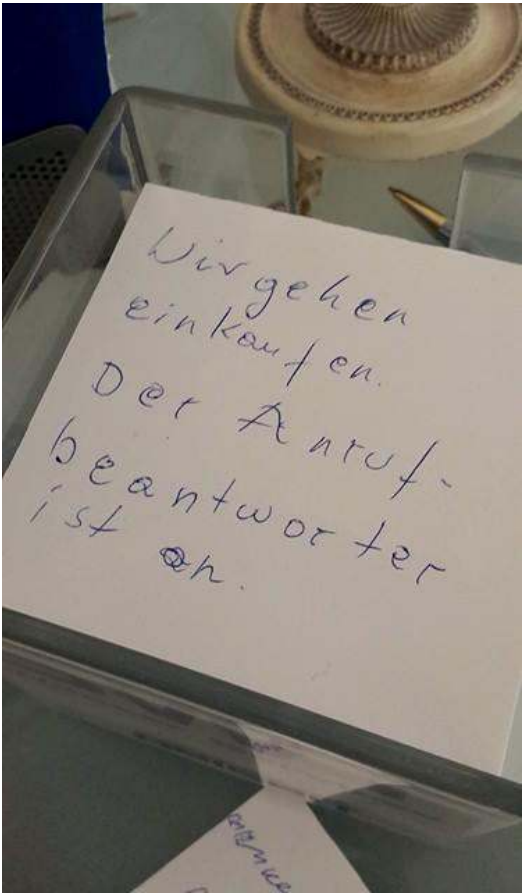
9. 5. 2016

Missverstandenes Homeoffice

Bedingt durch einen Betreuungsengpass bin ich mit meinem Kind für ein paar Tage zu meinen Eltern gezogen, damit sie auf es aufpassen können, während ich vormittags im Home Office arbeite. Interessanterweise ist das

Computersetup bei meinen Eltern genau wie in der Redaktion, für die ich arbeite: sie haben den Laptop meines Vaters an den großen Bildschirm ihres letzten Desktop-Computers angeschlossen, da dieser die bessere Auflösung besitzt. Die umständliche Verkabelung zur Telefonbuchse, die eine Zeitlang über drei Zimmer und ein Stockwerk lief, ist durch WLAN ersetzt worden, eine Neuerung, die mein Vater sehr begrüßt, da er jetzt auch im Garten Internet hat. Ich muss also nur mein Notebook anstöpseln, mich ins WLAN einloggen und kann arbeiten, wie gewohnt.

Irgendwann bemerke ich, dass meine Mutter leise das Zimmer betritt. Sie stellt sich neben mich an den Schreibtisch und fängt an, etwas auf einen Notizblock zu schreiben. Da sie kurz zuvor telefoniert hat, nehme ich an, dass sie nur schnell etwas festhalten möchte und arbeite weiter. Da tippt sie mich an und zeigt auf den Zettel.



Ich lache und sage, “es ist okay, Mama, ich kann arbeiten *und* mit dir reden.” Sie gestikuliert zu meinem Notebook (das eine Frontkamera besitzt) und ich verstehe plötzlich. Hier geht es nicht um meine Konzentrationsfä-

higkeit – meine Mutter denkt, ich bin live mit meinem Arbeitsplatz verbunden und möchte mich nicht durch private Unterhaltungen in Schwierigkeiten bringen.

Nein, erkläre ich ihr, dies würde nicht zu “Home Office” dazugehören, zumindest nicht bei meinem Arbeitgeber. Ganz davon abgesehen, dass von meinen Kollegen niemand Zeit oder groß Lust dazu hätte, zu kontrollieren, ob und wann ich am Schreibtisch sitze, wird es von meinen Vorgesetzten auch als völlig unnötig angesehen. Meine Arbeitsstunden werden nicht einmal nachgezählt. Hauptsache ist, dass die Arbeit für diesen Tag erledigt wird – die in meinem Fall auch noch tageszeitenunabhängig ist – und dass man grob weiß, wo und wann ich zu erreichen bin, wenn etwas schnell abgesprochen werden muss. Meinen Eltern, die in einer Zeit der Stechuhren anfingen zu arbeiten, ist dieses Konzept noch fremd.

Alina Smithee

9.5.2016

Wie man sich bei Akkuladungen verschätzen kann

Es ist Montagmorgen und mein Auto springt nicht an. Die Zündung geht an, wenn ich starte höre ich nur “Klack – Klack – Klack”. Der Magnetschalter des Anlassers schaltet, fällt dann aber wieder ab.

Batterie oder Anlasser, denke ich. Batterie? Die ist erst zwei Jahre alt, kann nicht.

Eigentlich.

Also Anlasser. Das Auto hat gerade seinen mutmaßlich letzten TÜV hinter sich. Anlasser reparieren wäre da doof.

Mein Blick fällt auf den Zigarettenanzünder. Darin steckt ein USB-Ladeadapter mit zwei Buchsen. In einer steckt ein langes Kabel, das zum Handschuhfach führt.

Ich erinnere mich: Gestern Abend hatte ich gesehen, dass meine Anker-Powerbank für das Smartphone kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben hatte. Ich hatte sie im Auto an den Ladeadapter angeschlossen, um herauszufinden, ob sie einfach leer war oder kaputt.

Beim Tanken hatte ich sie zwei Minuten später, bevor sie Lebenszeichen von sich gegeben hatte, ins Handschuhfach geworfen und vergessen.

Die Powerbank zeigt, dass sie voll geladen ist. Also jetzt, gestern war sie offenbar leer.

16 Ah hat die Powerbank, bei 5 V ergibt das 80 Wh, also Wattstunden. Ich könnte mit der Ladung dieses Akkus eine 80 Watt-Birne eine Stunde betreiben.

Die Verluste im Ladeadapter und Akku selber (es wird in beiden Komponenten Strom in Wärme umgewandelt, der dann eben nicht zu Akkuladung wird) liegt bei jeweils 10%, also sind 120% Energie nötig, was 92 Wh entspricht.

Die empfohlene Batterie für mein Auto hat 44 Ah, bei 12 V entspricht das 528 Wattstunden bei voller Ladung. Meine Powerbank hat also rund 17% der maximalen Ladung der Autobatterie abgezogen.

Da ich in der letzten Woche kaum gefahren bin und wenn, dann nur kurze Strecken, war der Akku eh nicht voll geladen.

Ich hole das OBD-II-Gerät und will endlich mal einen Fehlercode auslesen. Laut Internet deutet das Klacken des Magnetschalters darauf hin, dass die Batteriespannung auf unter 10 V abgesunken ist, was einen Fehlercode geben müsste.

Ich schließe das Gerät an, warte, bis es gebootet hat, und schalte die Zündung ein. Der Lüfter ist noch eingeschaltet. Durch meine Startversuche ist nun so wenig Ladung im Akku, dass der Verbrauch des Lüfters die Kontrollleuchten am Armaturenbrett zum Flackern bringt.

Auch das OBD-II-Lesegerät bekommt zu wenig Strom.

Ich lege ein Kabel zum Auto, suche in der Garage das Ladegerät, klemme die Batterie an und nach 4 Stunden ist der Wagen wieder fahrtüchtig.

Volker König

9. Mai 2016

Privater Hotspot in der Bahn

Zwei Businessmenschen sitzen mit Anzug, Laptop und Smartphone im ICE. „Ich sehe mein Handy nicht. Ich sehe nur deines.“ – „Und ich sehe nur deines!“. Sie versuchen offenbar, mit Ihren Laptops ins Internet zu gelangen, und benötigen dafür eine Internetverbindung für den jeweiligen Laptop über ihr Smartphone als WLAN-Hotspot. Das Problem scheint zu sein, dass auf den Laptops die Verbindungsmöglichkeit zum eigenen Smartphone nicht angezeigt wird, wohl aber die zum Smartphone des Gegenübers.

„Dann brauchen wir ja nur noch Schlüssel zu tauschen, dann können wir beide online gehen.“ – „Meiner ist >abcdefgh<“ – „Echt? (Tippt auf dem Laptop – liest dann vor:) *Verbindung kann nicht hergestellt werden*.“ – „Ah, hier, jetzt sehe ich mein Handy. Es klappt! Ich gebe ‘ne Runde Datenvolumen aus!“

Molinarius

Anfang Mai 2016

WLAN in den Zeiten von ausreichend Mobildaten

Über die re:publica ranken sich Schreckensgeschichten von schlecht bis gar nicht funktionierendem WLAN in alten Zeiten. Ich war 2013 das erste Mal da und gerade in den Jahren 2014 und 2015 funktionierte alles wunderbar.

2016 funktioniert es wieder nicht so gut. Entweder man hat WLAN, dann funktioniert es auch gut, oder nicht, dann geht gar nichts, das ändert sich aber dauernd, man ist der Willkür des re:publica-WLANs ausgesetzt, das anscheinend nach einem Zufallsmuster entscheiden, wer gerade ins Internet darf und wer nicht.

Aber irgendwas anderes muss sich geändert haben, denn die Wehklagen sind kaum vernehmbar. Es ist eher so ein schäbiges Gekicher: "Jahaha, das re:publica-WLAN, das haben wir ja immer schon gewusst!" Dann schaltet man einfach das WLAN am Handy aus und geht über das eigene Datenvolumen rein, bastelt sich irgendwie einen HotSpot oder kommt anderweitig klar.

Das WLAN ist also immer noch ein Problem, aber die Alternativen sind besser geworden, so dass es nicht mehr so auffällt.

Anne Schüßler

2016

Befreiung aus dem Internet durch Ausdrucken

Ich mache eine Ausbildung, die so organisiert ist, dass von allen stattfindenden Vorträgen und Diskussionen Audioaufzeichnungen gemacht werden. Die Files eines Ausbildungswochenendes werden über Dropbox oder die Filesharingplattform Mega allen Teilnehmer/innen zur Verfügung gestellt und gelöscht, wenn die Aufnahmen des folgenden Workshops eingestellt werden. Die Audiofiles können dann von fleißigen Schülern transkribiert und in den internen Bereich unserer Website gestellt werden.

Eine Kollegin weigert sich, ihre Diskussionsbeiträge in ein Mikrofon zu sprechen, da sie nicht möchte, dass irgendetwas von ihr in diesem Internet landet. Beim Transkribieren stelle ich allerdings fest, dass die Ansteckmikrofone der Dozentin und ihrer Übersetzerin sehr leistungsstark sind, die Kollegin ist auch ohne Handmikrofon hervorragend zu verstehen.

Also transkribiere ich nach kurzem Überlegen auch ihre Beiträge. Obwohl ich ihren Privacy-Impuls nicht nachempfinden kann, möchte ich ihn doch respektieren, aber nachdem sie nun schon auf den Audiofiles zu hören ist, erscheint es mir sinnlos, auf die Transkription zu verzichten, zumal sie in einem Winkel des Internets abgelegt wird, den fast niemand kennt und der zusätzlich mit einem Schloss gesichert ist.

Außerdem hoffe ich, dass die Kollegin sich die Transkription ausdrucken wird und sich dieses physische Herauslassen und Aufpapierbannen wie ein Akt der Befreiung anfühlt. Die bedrohliche Ubiquität des Internets wird einer greif- und kontrollierbaren Festigkeit zurückgeführt.

Ich will ja, dass es allen gut geht.

sleeplessdarkhorse

Anfang Mai 2016

Mobilfunkschluckauf

Vor kurzem bin ich vom für mich eher unzuverlässigem O2 Netz zu Congstar und damit dem Telekom-Netz gewechselt. Seitdem habe ich in Berlin sogar LTE und keine Probleme mit mobiler Datenversorgung mehr. Dennoch ist nicht alles rosig. Scheinbar war ich seit Tagen nicht mehr per Mobilfunk erreichbar. Selbst ist mir das nicht aufgefallen, da ich mit dem Telefon quasi nie telefoniere und selbst SMS per App gesendet werden. Mobile Daten funktionierten problemlos und niemand erwähnte, er wollte mich anrufen und hätte mich nicht erreichen können.

Da ich seit vielen vielen Jahren ein Sparkassenkonto besitze und dort Onlinebanking ohne Stress nur mit TAN-Liste, smsTAN oder der tollen Push-Tan App, benutze ich smsTAN und wunderte mich, dass keine SMS ankam. Gut, manchmal ist das bei der Sparkasse auch kaputt und wird erst nach dem Wochenende repariert. Also gewartet und Montag mittag noch einmal probiert,

wieder keine SMS. Stutzig geworden versuchte ich von einem Festnetztelefon mein Mobilgerät anzurufen … welches nicht erreichbar war. Dann via Skype noch eine SMS geschickt, auch die kam natürlich nicht an.

Daraufhin den Flugmodus am Telefon an und ausgemacht, einen Anrufversuch ohne Erfolg später dann das Telefon neu gestartet. Auf einmal kamen eine Menge SMS an, um mich über ein paar versäumte Anrufe zum Teil von vor 8 Tagen zu informieren.

Vermutlich wäre mir das ohne den Überweisungsversuch erst in ein paar Wochen aufgefallen.

Stefan Jaekel

2016

Die vielen Wege des Lernens

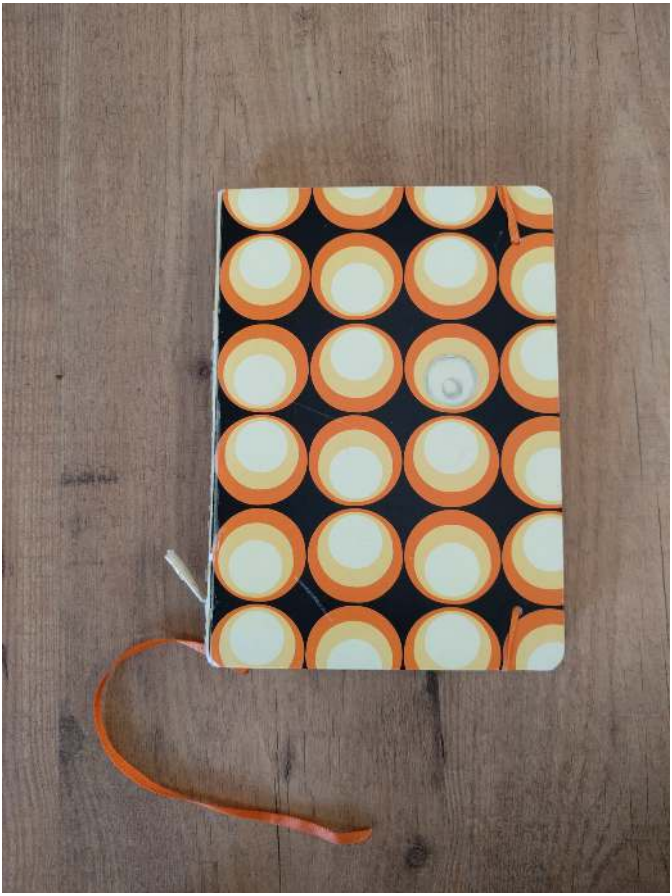
Ich habe eine Ausbildung in Perzeptiver Pädagogik angefangen. Dafür ~~muss~~ darf ich unter anderem auch die menschliche Anatomie lernen. In den Workshops selbst bekommen wir Anatomieunterricht anhand von 3D-Animationen und auf unser Gebiet spezialisierten Vorträgen.

Wir behandeln uns gegenseitig in der erlernten Methodik und achten dabei auf die neu erworbenen Anatomiekenntnisse.

Jenseits der Workshops selbst hilft mir ein Mix aus Werkzeugen und Materialien (in ungeordneter Reihenfolge):

1. Handschriftliche Aufschriebe

Von den ca. 20 Teilnehmer/innen der Ausbildungsgruppe benutzt niemand (in Worten NIEMAND) einen Laptop. Am ersten Workshopwochenende hatte ich meinen noch dabei, bin aber sofort eingeknickt und schreibe jetzt in ein Hardcoverschreibheft



2. Audiofiles

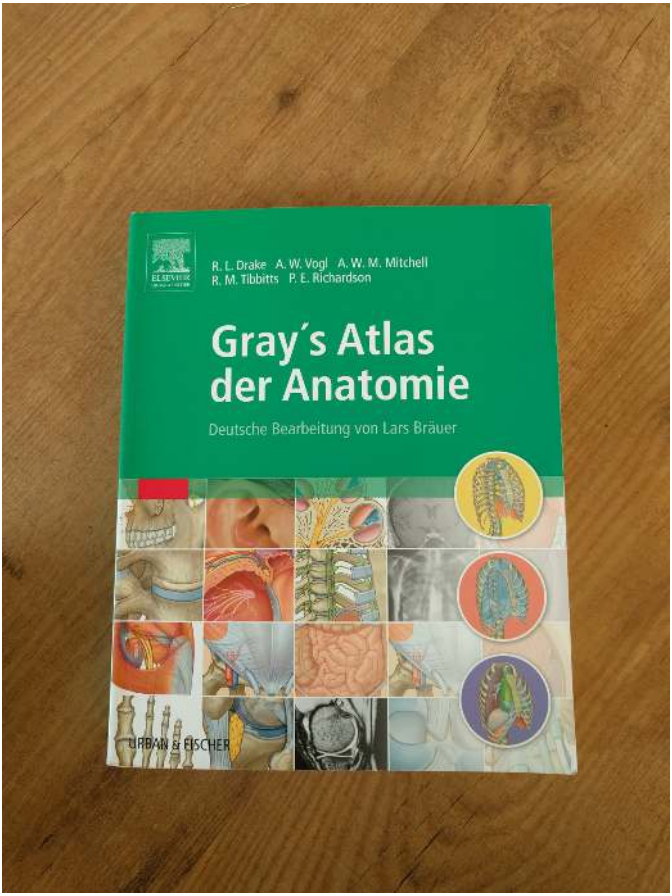
Wir nehmen von allen Vorträgen und Diskussionen Audiofiles auf, die anschließend ins Netz gestellt und heruntergeladen werden können.

3. Transkriptionen

Von den Audiofiles werden Transkriptionen angefertigt und als pdf-Lernmatierial zur Verfügung gestellt.

4. Lehrbücher

Ich habe mir ein Anatomielehrbuch gekauft. Ich weiß gar nicht, ob es das auch als e-Book gegeben hätte, ich habe nicht danach Ausschau gehalten. Bei Lehrbüchern greife ich nach wie vor zu Papierausgaben. Einmal, weil ich das Gefühl habe, die Bilder kommen darin besser zur Geltung, aber auch, weil ich Lehrbücher nicht nur lese, sondern das Gelesene am Computer weiterverarbeite. Das Papierbuch dient dann als second screen.



5. 3D- Animationen

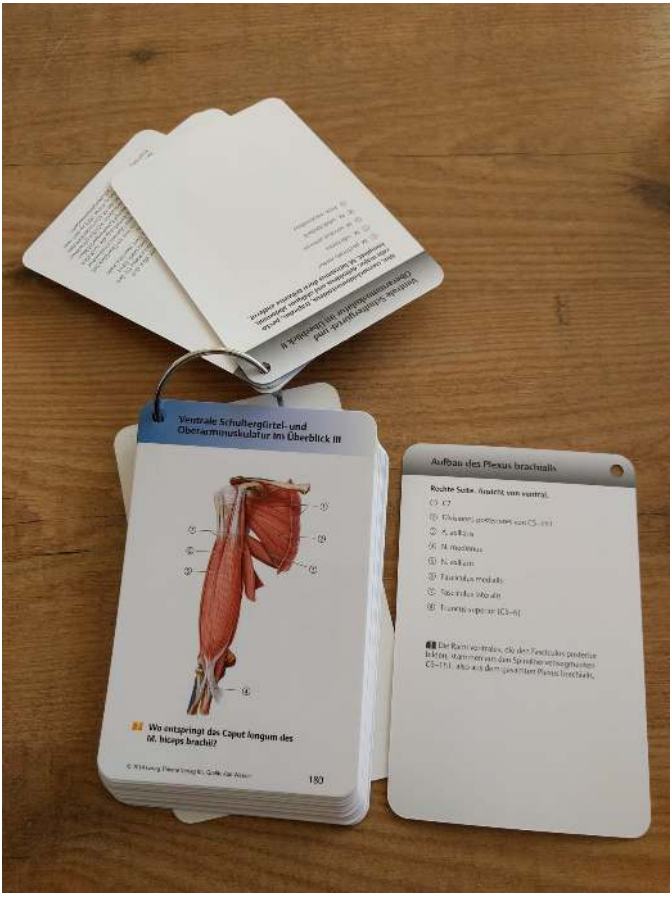
Es gibt verschiedene Apps mit 3D-Animationen der menschlichen Anatomie. Dort kann das Skelett gedreht und herangezoomt werden, einzelne Knochen oder Muskeln können isoliert werden, sie lassen sich ausblenden, um bessere

Sicht auf die verschiedenen Schichten von Muskeln oder Gewebe zu erhalten.Es können aber auch Gruppen von Muskeln, Knochen etc. definiert und isoliert werden. Ein großartiges Hilfsmittel, um die visuelle Vorstellung zu schulen.

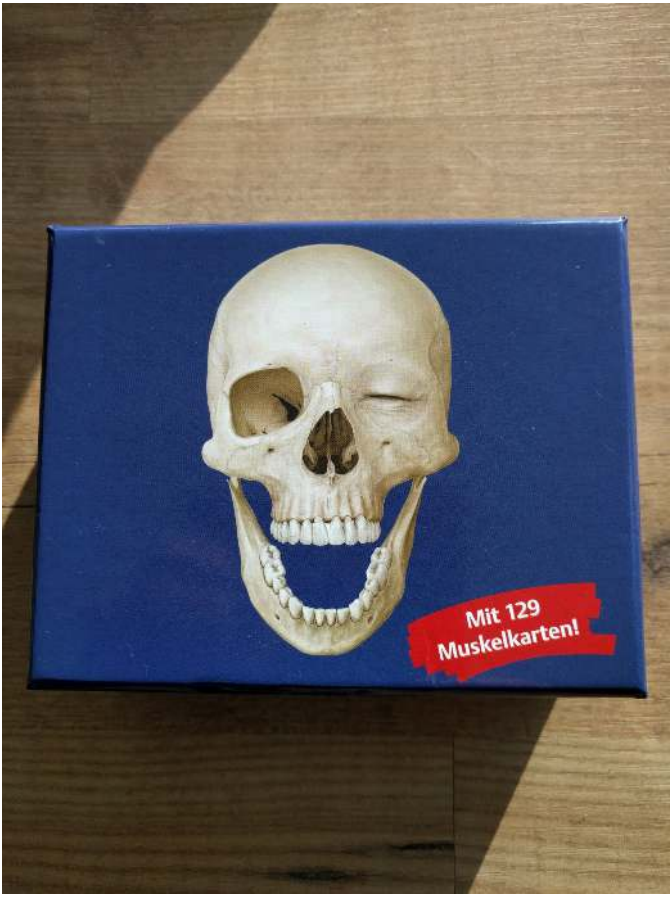
Screenshot der App Essential Anatomy 3

6. Lernkarten

Ganz klassisch kommen die Lernkarten daher. Auf den Karten befinden sich Abbildungen nach Körperregionen unterteilt, mit Angaben zu Bezeichnungen und Funktionen auf der Kartenrückseite.



Die Karten werden in einem Pappkarton geliefert, auf dem Deckel ist ein Schädel abgebildet, der einem Emoji nachempfunden ist.



Prometheus-Lernkarten, Thieme Verlag

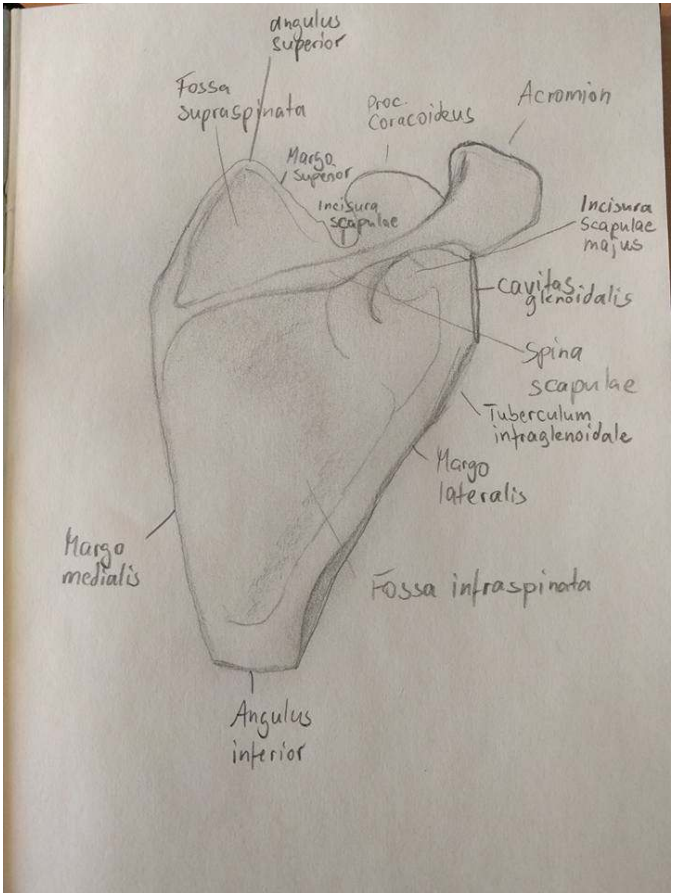
7. YouTube

Auf YouTube gibt es unendlich viele Kanäle mit Lehrvideos zu anatomischen Themen. Es gibt Animationen, Graphiken und echte Dissektionen, die man sich nur ansehen sollte, wenn man in guter Verfassung ist.

Abbild eines Videos von Gil Hedley. YouTube Kanal: somanaut

8. Zeichnungen

Um mir Gelerntes besser einzuprägen, mache ich Zeichnungen von Knochen oder Muskel. Hier z. B. eine Zeichnung des Schulterblatts



9. Lerngruppen

Zwischen den Workshops, die ungefähr alle 2 Monate stattfinden, gibt es einmal eine kleine Lerngruppe mit zugewiesenen Mentor/innen. Außerdem weitere selbstorganisierte Gruppen.

10. Google

Natürlich nutze ich auch Google, wenn ich Begriffe nachschlage oder bestimmte Themen vertiefen will. Dabei lande ich in der Regel entweder bei Wikipedia oder in Foren, die sich mit medizinischen Themen beschäftigen.

Der Mix aus all diesen Bestandteilen macht für mich das perfekte Lernen aus. Entspanntes Ansehen von Animationen oder Videos gibt mir ein gutes Gefühl für die Materie. Wenn es darum geht, sich Begriffe und Funktionen einzuprägen, dann nutze ich Lernkarten oder transkribiere Audiofiles. Ich habe sogar schon pdf-Dateien ausgedruckt, weil ich glaubte, mir den Inhalt besser einprägen zu können, wenn er ausgedruckt vor mir liegt.

sleeplessdarkhorse

10.5.2016

E-Mail-Verwirrung wegen niedlicher Tiervideos

Ich will Inés das Video mit den vielen kleinen Flughörnchen zeigen, aus Gründen. Ich weiß, dass irgendwer, vielleicht sogar ich selber, mir den Link zu dem Video als E-Mail geschickt hat. Ich finde eine entsprechende Mail in meinem Mailkonto, da sind aber nur Links zu Videos von niedlichen Hunden zu finden. Ich muss außerdem den Ton an meinem Handy leiser schalten, weil alle Videos beim Starten sofort furchtbaren Lärm machen und ich die Leute in der näheren Umgebung nicht nerven will.

Irritiert denke ich nach. Dann fällt mir ein, dass ich ja noch in meinem anderen Mailkonto gucken könnte. Da ist eine ganz ähnliche Mail und der Link darin führt auch tatsächlich zum Flughörnchenvideo.

Als ich aufwache, fällt mir ein, dass ich dieses Video genau mit Inés ja auf der re:publica geguckt habe, sie kennt es also schon. Ich hätte das Video auch gerne zu Anschauungszwecken hier verlinkt (es ist wirklich furchtbar niedlich), aber ich finde es nicht mehr. Und die hilfreichen E-Mails mit den Links gab es leider nur im Traum.

Update: Die Techniktagebuchredaktion kann helfen. Das Video hat uns Angela gezeigt und es ist dieses hier:

www.youtube.com/yqSGJzSiz5s

Anne Schüßler

10.5.2016

Kaffeemaschinenanleitungen sind was für Feiglinge

Gestern habe ich meine ethisch bedenkliche, aber kulinarisch hochwertige Nespresso-Maschine entkalkt.

Dazu füllte ich 100 ml Entkalkungsflüssigkeit und 400 ml Wasser in den Tank (Mengen geschätzt), entfernte die letzte Kapsel und ließ die Flüssigkeit komplett durch die Maschine laufen.

Da die Wasserportionen für Espresso oder Lungo recht klein sind, hielt ich zum Durchlaufenlassen die Taste für Lungo fest. Danach wiederholte ich den Ablauf mit zwei Tanks voller Leitungswasser, um die Zitronensäure des Entkalkers aus der Maschine zu spülen.

Zum Frühstück gab es heute einen Lungo: Einschalten, Lungo-Taste drücken, Kapsel rein, Tasse drunter.

Die Maschine heizt auf und pumpt dann mehr als die Hälfte des Wassertanks durch die Kapsel in die Tasse.

Die Tasse läuft über und auch die Auffangschale ist randvoll – ein Déjà-vu, doch diesmal ohne erkennbare Fehlbedienung durch mich!

Was ist passiert?

Habe ich beim Entkalken die Maschine ruiniert?

Wo ist die Quittung?

Hab ich noch Garantie?

Nach Einwurf entsprechender Fragen in Google bekomme ich als Antwort nicht nur, dass es bei der Maschine einen Entkalkungsmodus gibt, bei dem ich die Taste gar nicht festhalten muss, sondern auch, dass ich die Maschine durch das lange Drücken der Taste gestern auf eine andere Tassengröße (geschätzt 300 ml) programmiert habe.

Keine Minute später habe ich einen Kaffee und die Maschine ist auch wieder auf meine Tassengröße programmiert.

Volker König

10.05.2016

Die Bank akzeptiert ihr eigenes Geld nicht

Ich muss (naja, "muss") ein hübsches Sümmchen Bargeld auf ein Konto einzahlen, ein Zasterbündel, das sich aus wild durcheinandergemischten Scheinen mehrer Zerknitterungsgrade und Geldwerte zusammensetzt. Wie ich schnell feststelle, hat sich das Netz der Wiener Banken-mit-Kundenservice seit meiner Great Bankensektor Schnitzeljagd noch weiter ausgedünnt. Die erste Filiale, die ich aufsuche, hat vor kurzem auf Selbstbedienung umgestellt, die zweite hat nur noch von 8.30 bis 12.30 Uhr offen, die dritte ist nur für Privatkunden. In der vierten Filiale, der einzigen mit Bankpersonen ausgestatteten in der ganzen Wiener Innenstadt, fragt mich ein freundliches Bankgirl schließlich, womit sie mir helfen könne.

"Muss was einzahlen", keuche ich, erschöpft von der Durchpflügung von circa 128 Schulklassen, die gerade den Stephansdom umlagern.

“Das geht schneller am Automaten, dann müssen Sie nicht Schlange stehen. Ich komme mit und zeige es Ihnen.”

Ich probiere ja gerne alle neuen Automaten aus, aber immerhin geht es um Geld, um zarte Scheine, die scharfen, metallischen Greifarmen in den Rachen geworfen werden. Vor meinem geistigen Auge zerschreddert schon ein unzureichend betagetestetes Gerät meine Piepen zu Pulp.

Es funktioniert dann weitgehend, allerdings müssen die Moneten mehrfach eingelegt werden, weil immer ein Schein dabei ist, der “nicht erkannt” wird. Bankgirl und ich üben uns in gemeinsamem Scheinchen-Entknittern und -Glattstreichen. Das passiert circa sieben Mal, “das ist aber schon sehr ungewöhnlich”, sagt sie. Einlegen, rausnehmen, glattstreichen. Zum Schluss bleibt noch ein einsamer 50-Euro-Schein übrig, den der Einzahlungsautomat wieder und wieder störrisch verweigert. “Ich wechsle Ihnen den schnell”, sagt das nette Girl und kommt mit einem frischen Fünfziger wieder. Doch auch hier: “Banknote wird nicht erkannt”, dabei ist es eine Banknote aus derselben Filiale, eine echte Bankbanknote. Dann behalte ich die eben und kaufe mir was Schönes.

Der vom Automaten abgezählte Betrag, der auf der Quittung aufgeführt wird, stimmt tatsächlich genau, was mich erstaunlicherweise ein bisschen erstaunt.

Maik Novotny

11. Mai 2016

Fotos von oraler Penetration

Ich stelle immer wieder fest, dass Zahnarztpraxen einer der besten Orte für künftige Techniktagebucheinträge sind. Mein neuer Zahnarzt in Berlin bestätigt mir auf Nachfrage auch, dass sich in seiner Branche in den letzten zehn bis 15 Jahren sehr viel getan hat.

In seiner Praxis hat er zum Beispiel eine Art Stift, den er mir in den Mund steckt und der beim Untersuchen Fotos macht und sie auf einem Bildschirm neben dem Stuhl anzeigt. Als ich danach frage sagt er, das habe er sogar schon länger.

Das Ergebnis der Untersuchung sieht dann so aus:

Das hat gleich zwei Vorteile: Erstens kann er mir genau zeigen, wo die Probleme liegen (oben links zum Beispiel muss die kleine Kerbe am Schneidezahn ausgefüllt werden), aber das ginge ja theoretisch auch mit einem Spiegel am lebenden Objekt. Ich empfinde es aber außerdem als sehr angenehm, entspannt im Stuhl zu sitzen und mit geschlossenem bzw. Fragen stellenden Mund nach links zu gucken, während er erklärt. Das bewahrt mich vor dem ewigen "AH-HAH" sagen, während mir jemand im aufgerissenen Mund herumstochert.

Alexander Matzkeit

11. Mai 2016

Facebook vermittelt Fürbitten

Kurz vor der Kirchentüre schaut meine Begleitung nochmal auf Facebook nach; im Sauerland muß man den Handyempfang dann nutzen, wenn er da ist. Zum Beispiel in und um die Kapelle des Jugendbildungshauses. Einer ihrer Freunde in Sri Lanka hat sich auf Facebook als »sicher« markiert; bis dahin hatte noch niemand von dem schlimmen Unwetter mit Todesopfen in Sri Lanka gehört, wir sind schon den ganzen Tag im Sauerland.

Im Gottesdienst werden die Fürbittgebete frei und spontan formuliert. Unauffällig ziehe ich das Telefon aus der Tasche, unterm Liederzettel google ich, was in Sri Lanka los ist: Schwere Unwetter, Tote, Vermißte. Ich sage: »Wir bitten für die Opfer der Unwetter in Sri Lanka und ihre Angehörigen. Herr, erhöre uns.«

Felix Neumann

12. Mai 2016

Beobachtungen und Anmerkungen zum Scannen

Was das Abtippen von Zahlen angeht, ist die jährliche Steuererklärung ein wiederkehrendes Großereignis. Ich bin zugegebenermaßen zu geizig, einfach alle unsere Rechnungen und Belege zum Steuerberater zu tragen und den das machen zu lassen. Und nach einigen Jahren habe ich auch eine gewisse Routine. Meine Steuersoftware ist mit der Zeit immer besser geworden, ohne mich dabei mit Preissprüngen oder radikalen Umstellungen in der Benutzerführung zu verschrecken.

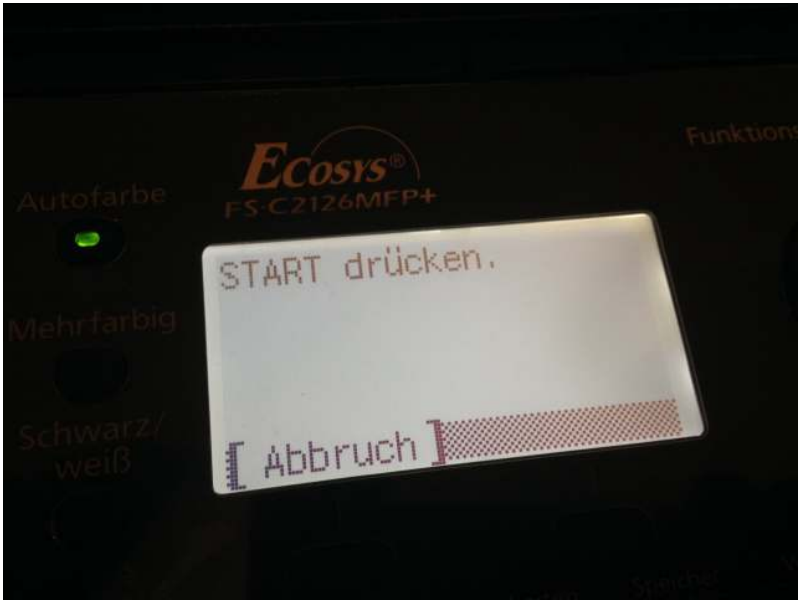
Neben dem Eintippen zahlreicher Beträge gilt es, bestimmte Belege einzureichen. Seit wir im Büro ein MFP-Gerät mit Originaleinzug haben, bin ich dazu übergegangen, Papierdokumente, die ich irgendwo einreiche, nicht mehr zu kopieren, sondern stapelweise zu scannen.

Dieses MFP-Gerät von Kyocera ist so konfiguriert, dass es die Scans als PDF per FTP auf einem Server ablegt. Diese Destination muss für jeden Stapel neu ausgewählt werden. Zudem kann ich jeweils festlegen, ob einseitig oder doppelseitig gescannt werden soll. Ich schaue also kurz die Rückseiten der Papiere durch. Ich könnte die Scans auch später mit Software bearbeiten, welche die Leerseiten automatisch rauswirft, aber schon das doppelseitige Scannen dauert doppelt so lang. Und es birgt wegen des zusätzlichen mechanischen Aufwands ein höheres Papierstaurisiko.

Obwohl die große Mehrzahl der Belege aus automatischem Rechnungsdruck und -versand stammt, sind so gut wie keine doppelseitig bedruckten dabei. Es gibt zahlreiche mehrseitige Rechnungen mit leeren Rückseiten. Besonders frappant finde ich eine bestimmte Sorte von Belegen, bei denen alle interessanten Informationen eigentlich immer auf der ersten Seite Platz finden. Die Rückseite der ersten Seite trägt am Rand einen Barcode und unten ein paar Zeilen Kleingedrucktes, dann folgt Seite 3 mit Grußformel und den Faksimile-Unterschriften zweier Vorstände sowie einem Werbebanner.

Das Durchschauen ist auch erforderlich, um Heftklammern und Klebezettel zu entfernen. Durch Unachtsamkeit habe ich bereits gelernt, dass Klebezettel, die mit der Klebekante zuerst und nur einseitig gescannt werden, üblicherweise kein Problem verursachen. Ich gehe aber mit dem Scanner meines Arbeitgebers mal lieber keine unnötigen Risiken ein.

Zum Starten des Scanvorgangs drückt man natürlich auf *Start*. Auf dem Display erscheint dann noch mal das gerade eingegebene Zielverzeichnis samt der Aufforderung, mit *Weiter* zu bestätigen. Wenn man das tut, wird man aufgefordert, noch einmal *Start* zu drücken. Dann geht es aber auch unverzüglich los.



Was mir übrigens auffällt, ist, dass mittlerweile immer weniger Behörden und Unternehmen, denen man ein Dokument vorlegt, eine Diskussion beginnen, ob es sich dabei jetzt um ein Original oder eine Kopie handelt. In meiner Jugend und Studentenzeit fühlte man sich noch quasi als Fälscher, wenn man nicht wenigstens eine *beglaubigte* Kopie beibringen konnte.

Es gibt zwar immer noch Leute, die sich Dokumente gern faxen lassen, weil das irgendwie dinglicher und weniger digital wirkt. Aber zunehmend hört man förmlich die Erleichterung, wenn man jemandem anbietet “ich kann das rasch scannen und Ihnen per Mail schicken.”

Die Apps für “mobiles Scannen” – also fotografieren, zuschneiden, glattziehen, aufbereiten und komprimieren auf dem Smartphone – haben übrigens in den vergangenen Jahren gute Fortschritte gemacht. Bei größeren Men-

gen ist das MFP-Gerät aber immer noch komfortabler. Zumal wenn man die Scans nicht gleich per E-Mail vom Telefon verschicken sondern irgendwo archivieren möchte.

Grundsätzlich folgen allerdings alle hier beschriebenen Tätigkeiten dem Muster “der Computer sagt mir was ich tun soll. Ich gebe daraufhin Daten, die ein Computer ausgedruckt hat, wieder in einen anderen Computer ein.” All das wäre auch heute schon komplett automatisierbar. Ich bin guter Hoffnung, dass ich in einigen Jahren einer Steuersoftware einfach einen Satz digitaler Dokumente überreichen kann und diese daraus selbständig meine Steuererklärung generiert.

Virtualista

Mai 2016

Literarisches Uncanny Valley

Ich lese Douglas Couplands Roman *Generation A*. Das Buch ist 2009 erschienen, das heißt es wurde vermutlich zu großen Teilen 2008 geschrieben, spielt aber in einer sehr nahen Zukunft, also wahrscheinlich ungefähr jetzt. Viel hat sich nicht geändert seit 2008, aber einige Technik hat sich doch anders entwickelt, als man damals vielleicht prophezeit hätte. Das macht sich vor allem in der Sprache bemerkbar. Bei Coupland sind Telefon und Taschencomputer (er schreibt PDA) noch zwei getrennte Geräte, regelmäßig reden Menschen außerdem von “vlogging”, was nach meinem Gefühl als Verb nie so richtig Einzug gehalten hat. So entsteht beim Lesen ein merkwürdiges Gefühl von leichter Verschobenheit – als würde man einen Blick in ein angrenzendes Paralleluniversum werfen, in dem *irgendwas* nicht stimmt. Es ist viel leich-

ter, sich das zentrale Plotmittel des Buchs – Bienen und die meisten anderen Insekten sind ausgestorben – auszumalen, als diese leichten technischen Renderfehler.

Alexander Matzkeit

12.05.2016

Alles, außer Telefonieren

Ich habe jetzt ein Smartphone. Ein richtiges. Schönes. Großes. Das viel kann. Es ist ein Nexus 5 (glaube ich, denn sowas wusste ich noch nie, weil ich nie davon ausgehe, dass das eine Rolle spielt). Die Kinder nennen es "den Gott unter den Handys", und nach einer Woche Zusammenleben finde ich, sie haben Recht.

Warum ich, die ich nicht einmal ein email-Adressbuch auf dem Rechner habe, die ich in ständiger Besorgnis über Datensammelwut und Überwachung gelebt, geschrieben und gedacht habe, ein solches Gerät besitze? Weil ich mein altes Telefonier-Telefon mitgewaschen habe in der Waschmaschine und es nach Wochen in einer Tüte Reis noch immer nicht trocken ist. Und weil die Kinder Smartphones haben und ich zähneknirschend bemerken muss, dass es viel einfacher ist, den Alltag mit Schulbesuch in einer anderen Stadt plus Zugverschiebungen etc. zu organisieren, wenn auch die Mama mobil erreichbar ist.

Zum zweiten Mal in diesem Jahr passiert mir das schon, dass ich Verhaltensweisen, die ich bisher tendenziell verachtet habe (Serienschauen! Wer hat für sowas schon Zeit! Smartphonenutzung! Geht doch auch so!), nun überhaupt nicht mehr verachte, weil ich zugeben muss, dass sehr viel Nützliches in ihnen steckt.

Viel Nützlicheres, als von außen erkennbar, vor allem.

Fotos machen können, zum Beispiel. Ging bisher nicht, weil ich keine Kamera (mehr) hatte. Fotos automatisch mit dem Rechner synchronisieren, auf dem ich sie lagere und archiviere. Noch vor drei Wochen hätte ich gesagt: was für eine Idiotie, Bilder mit dem Handy zu machen, allein die Qualität! Und dann das Übertragen! Immer ein Kabel nötig!, und ich hätte mich eingerichtet in meiner weitgehend stromlosen Gegenwart und trotzig Holzschnitte angefertigt vom Taufbankett der Kinder. (Nein, das ist übertrieben. Aber nur ein bisschen).

Ich wusste schlicht nicht, dass sich seit der Einführung von Kameratelefonen (die ich sehr wohl bemerkt habe) dermaßen viel getan hat. Ich wusste nicht, dass man Bilder einfach synchronisieren kann und nichts leichter ist als das. Ich wusste nicht, wie dermaßen gut diese Bildschirmtastaturen sein können, und ich keineswegs ständig danebentippe, wenn ich etwas schreiben will. Oder die automatische Worterkennung. Wie präzise die weiß, was ich sagen will!

Noch bin ich nur die ersten Meter gegangen, und ich bin sicher, hinter der nächsten Biegung verbergen sich noch viel mehr nützliche Dinge. Aber im Augenblick bin ich sehr glücklich, vor allem über die Usability und darüber, wie es sich anfühlt.

Glücklich aber nicht zuletzt auch deswegen, weil das neue Gerät in meinem Leben ein Geschenk war, und zwar aus den Kreisen der Techniktagebuchredaktion (Danke, André! Danke Kathrin für das deutsche Ladekabel! Und Danke euch beiden für die Logistik mit dem Versand!), deren Kalkül, nun lauter Beiträge zu bekommen von der allerletzten Person auf Erden, die erstmals ein Smartphone benutzt, wohl aufgegangen ist.

Nächste Woche werde ich dann das erste Mal damit telefonieren.

Pia Ziefle

Mai 2016

Sparkonto schließen

Ich bin nicht sicher, dass ich das Problem verstanden habe. Ich bin aber auch nicht sicher, ob die Person in der Bank das Problem verstanden hat. Zumindest bemüht sie sich um eine Lösung.

Im Zuge der Schließung eines Girokontos bemerkte meine Bank, dass ich noch ein Sparkonto als Unterkonto habe. Ich dachte, ich hätte es vor 10 Jahren geschlossen, aber vermutlich habe ich es nur aus der Kontoverwaltung des Onlinebankings ausgetragen, das Konto selbst aber nicht gelöscht.

Wenn ich es richtig verstehe, ist die Löschung des Kontos nur möglich, wenn der Restbetrag des Sparkontos auf ein anderes Konto überwiesen wird. Das Löschen des Kontos scheiterte, weil noch keine Überweisung erfolgt war.

Der Restbetrag ist 0,00 €.

Der Versuch, 0,00 € auf ein anderes Konto zu überweisen, war offenbar noch nicht erfolgreich.

Ich überlege inzwischen, das Sparkonto zu behalten und es für einen Testament-Witz aufzubewahren, nachdem diejenige Person unter meinen Nachkommen das Konto erhält, die innerhalb von 6 Monaten eine bestimmte Sache am besten ausführt. Dann kann jemand darüber ein Buch schreiben und es verfilmen. Wenn es dann noch Filme und Bücher gibt.

Mathias Schindler

13. Mai 2016

Wenn Sie Musik hören, ist das Gespräch vorbei

Wir sitzen bei P. und “glühen vor”. Die Beschallung kommt aus einem Bluetooth-Lautsprecher im Regal. Gerade als die Gruppe dabei ist, sich im Flur zu sammeln, um zum nächsten Programmpunkt des Abends aufzubrechen,

klingelt P.s Handy. Er geht ran und verschwindet zum Telefonieren in die Küche. Dass die Musik inzwischen leiser geworden war, fällt mir erst auf, als sie wieder lauter wird. Im nächsten Moment geht mir auf, dass das bedeutet, dass P. fertig telefoniert hat. Auf die Idee, dass die Musik, die aus dem Lautsprecher kommt, auf seinem Handy abgespielt wird, war ich vorher gar nicht gekommen.

Alexander Matzkeit

13. Mai 2016

Die Heimatadresse der Kartoffel

Wir sitzen auf einem Balkon nördlich von Dublin und nehmen ein Abendessen aus Kartoffelchips und Bier ein. Auf der Rückseite der Chipstüte steht, dass diese Chips über "Spud Nav" verfügen:

> Spud Nav is the world's first potato tracking device which allows you to trace your packet of crisps back to the exact field in which we grew the potatoes in!
>
> To trace your crisps simply type the name of the field from the back of your packet into the Spud Nav search engine below and click 'Trace My Crisps'.

Ich gebe den Namen des Kartoffelackers auf der Herstellerwebsite ein und erhalte das Google-Maps-Satellitenbild eines etwa fünfzehn Kilometer entfernten Felds. Kurz erwägen wir einen touristischen Ausflug oder gleich ein großes psychogeografisches Forschungsunterfangen. Aber dann essen wir doch bloß die restlichen Chips auf.

Kathrin Passig

2016-05-14

Bestandsaufnahme Scheremetjewo

Ich musste kurzfristig meine Reisepläne ändern und finde mich darum auf der ungewohnten Strecke Berlin – Moskau – New York wieder. Da wir im Techniktagebuch noch nichts über Moskau haben, bittet Kathrin mich dringend, über den Flughafen Scheremetjewo zu berichten. Was ich hiermit tue.

Dem Besucher fällt als erstes die friedliche Koexistenz kyrillischer und lateinischer Schrift ins Auge. Oder ist es doch ein erbitterter Zank? Fast nichts auf dieser Anzeige für Mercedes-Benz ist lateinisch geschrieben, außer der Webadresse www.mercedes-benz.ru. Es ist dem Verfasser nicht bekannt, ob es tatsächlich kyrillische Webdomains gibt, und wenn ja, von wem sie benutzt werden.

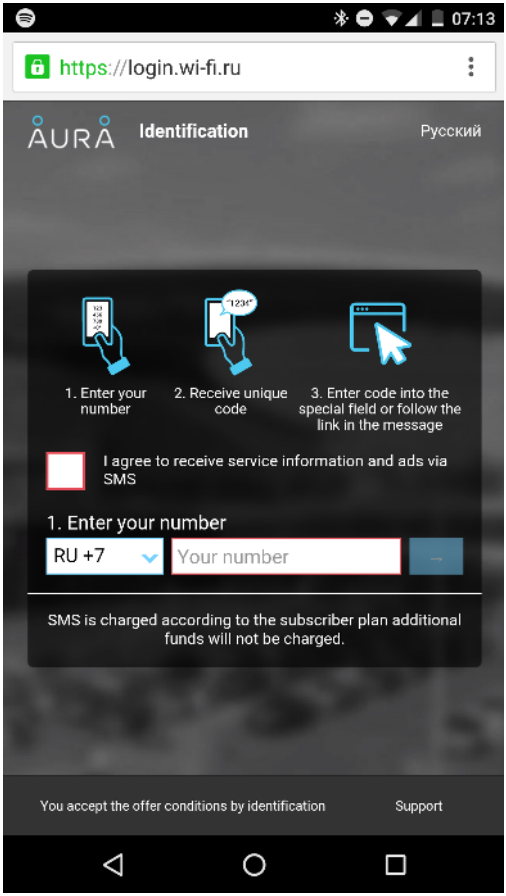
Samsung hat konkav gekrümmte Bildschirme erfunden und sie überall im Flughafen zur Ansicht installiert. Ich kann mir schon vorstellen, dass so ein gekrümmter Bildschirm ein besseres Seherlebnis bietet, wenn man nahe da-

vorsitzt (der Bildschirm wirkt dann mehr wie ein umschließendes Panorama als ein flaches Bild), aber bei den großen Entfernungen im Terminal ist diese Krümmung mit Sicherheit vollkommen nutzlos.

Natürlich kann einem der ganze Flughafen gestohlen bleiben, wenn es keine Steckdosen gibt. Und es gibt keine. Also fast. Das Bild zeigt die einzigen beiden Steckdosen, die ich im Terminal D von Scheremetjewo gesehen habe, in wenig vertrauenerweckendem Zustand. Beschriftung: kyrillisch.

Allerdings beobachte ich keine Unruhen unter den Passagieren. Sogar die einzigen beiden Steckdosen im Terminal sind ja unbenutzt. Ich gehe also davon aus, dass jeder inzwischen genug eigene Akkukapazität bei sich trägt, um einen Tag oder zwei in den Fängen der internationalen Luftfahrt überstehen zu können.

Abgesehen von Steckdosen ist WLAN das zweitwichtigste. Und es gibt kostenloses WLAN. Allerdings muss man auf der Vorschaltseite seine Telefonnummer angeben und einwilligen, per SMS Werbung geschickt zu bekommen. Das wirkt so lästig, dass ich lieber bei meinem Google Fi bleibe, das in Russland genauso funktioniert wie in den meisten anderen Ländern auch.

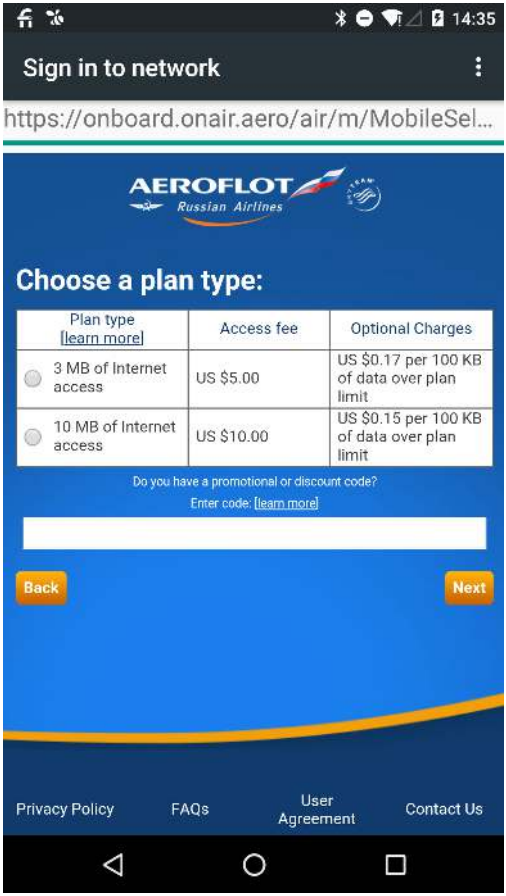


Auffällig: Es werden drei Währungen akzeptiert, nämlich Rubel, Visa und Mastercard. Euro und Dollar dagegen nicht.

Ist Schlafen auch Technik? Es wird jedenfalls technisch verhindert, durch sorgsam platzierte Armlehnen zwischen den Wartesitzen.

Erst nach Durchwandern des ganzen Terminals finde ich die eine, einzige Bank, bei der jemand die Armlehne zwischen zwei Plätzen abgeschraubt hat. Ich bin offenbar nicht der erste, der diese Bank allen anderen vorzieht.

Nach fünf Stunden Aufenthalt geht es mit Aeroflot weiter nach New York. An Bord gibt es WLAN, allerdings würden die zehn Megabyte kaum zum Laden einer einzigen Webseite reichen, daher verzichte ich auf das Angebot und lese lieber ein Buch, das sich bereits auf meinem Telefon befindet.



André Spiegel

14. Mai 2016

Keine Online-Tickets für britische Züge

Ich plane einen Wanderurlaub in den englischen Cotswolds. Zum Startort Painswick will ich per Flugzeug nach London Heathrow und von dort weiter mit dem Zug reisen. Der Flug ist online gebucht, nun möchte ich das Zugticket kaufen. Doch an dem Punkt, an dem mir die Deutsche Bahn nach dem Online-Kauf anbietet, das Ticket auf meinen Rechner zu laden und es auszudrucken oder es mir per Post schicken zu lassen, bekomme ich beim Buchungssystem der britischen Bahngesellschaft Great Western nur einen Buchungscode: Damit soll ich in Heathrow an einem Automaten mein Ticket abholen.

Meine Irritation, weil ich das Ticket nicht einfach ausdrucken kann, hält an, bis ich es in Heathrow am (sehr schwer zu findenden) Automaten auswerfen lasse: Ich hatte vergessen, wie Zugfahrkarten in England aussehen.

(Hier als Beispiel später erworbene Tickets – Größe etwa Kreditkarte.)

Und ich hatte vergessen, dass sie nicht nur als Beleg für die Zahlung des Fahrpreises beim Schaffner dienen, sondern auf der Rückseite einen Magnetstreifen tragen, der das Betreten und Verlassen von Bahnsteigen erst ermög-

licht: Die Bahnsteige britischer Bahnhöfe sind mit Sperren verschlossen, die sich erst durch das Einschieben der Fahrkarten öffnen. Magnetstreifen kann mein Drucker nicht erzeugen.

die Kaltmamsell

Mai 2016

Immer mehr am Handgelenk

Bisher habe ich meine Boardingkarten immer brav auf dem Mobiltelefon aus der E-Mail heraus am Gate vorgezeigt, in der letzten Mail ist mir aber ein Link aufgefallen, “Download in Apple Wallet”. Darauf Tippen öffnet die App “Wallet”, und darin hübsch präsentiert die Bordkarte.

Die eigentliche Überraschung kommt aber so ungefähr eine Stunde vor Boarding: sowohl auf dem Telefon als auch auf der Apple Watch taucht eine Mitteilung auf, ruft man die auf, wird die Bordkarte ohne Entriegelung des Telefones angezeigt, fertig für den Scanner.

Auf der Apple Watch ist das sogar noch einen Zacken besser. Tippen auf die Mitteilung zeigt die Bordkarte an:

Wischt man runter (oder rauf) bis zum QR-Code, erhöht die Uhr den Kontrast auf Schwarz/Weiß und das Sahnehäubchen: Dreht man jetzt das Handgelenk so, dass der Scanner die Uhr sehen kann (also umgedreht, Uhr nach unten), bleibt das Display der Uhr an!

Die Uhr über den Scanner gehalten, es piept – die Zukunft ist nicht aufzuhalten.

Wolfgang Kunckel

16. Mai 2016

Das WLAN geht nicht

Letztens saß ich gemütlich im Büro, hab irgendwas Unnötiges gearbeitet und plötzlich ging das WLAN nicht mehr. Die Cloud stellte ihre Dienste ein und der Browser öffnete keine neuen Internetseiten mehr. Wenn das WLAN nicht geht, das ist ja auch so eine Kiste.

Gedanklich bin ich Schritt für Schritt die möglichen Ursachen durchgegangen. Stört vielleicht ein anderes Gerät die WLAN-Frequenz (schwierig herauszufinden)? Ist eventuell der Netzwerktreiber des Betriebssystems abgestürzt (dazu müsste ich das Notebook neustarten)? Vielleicht ist mit dem WLAN aber auch alles in Ordnung und das Internet funktioniert grad nicht (dazu müsste ich aber erstmal ein Netzwerkkabel suchen und mich danach an den Internet-Router anschließen)? Oder ein anderes Netzwerk-Gerät saugt gerade die ganze Bandbreite auf (könnte man über ein Netzwerkanalyse-Tool herausfinden)? Vielleicht hat sich auch nur der Internet-Router verschluckt und muss neu gestartet werden (den Reboot könnte ich eigentlich recht zügig über die Webadministrationsoberfläche auslösen, müsste also noch nicht mal dafür aufstehen)? Oder der Switch, der vor dem Router hängt, hat sich verschluckt (da hilft ebenso ein Neustart, aber das ist schon aufwändiger, da müsste ich unter den Schreibtisch krabbeln und das Gerät kurz vom Strom nehmen)? Oder der WLAN-HotSpot, der vor dem Switch hängt, der vor dem Router hängt (steht bequemerweise direkt vor mir)?

Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll und bin allein ob der vielen Möglichkeiten schon im Voraus erschöpft. Ich aktiviere den HotSpot des iPhones, arbeite mit der Mobilfunkverbindung weiter und hoffe einfach darauf, dass das Problem von alleine wieder weggeht.

30 Minuten später: Das Internet und WLAN funktionieren wieder. Die Ursache war scheinbar unser Kaffeemaschinentechniker, der ein Zimmer weiter zeitgleich den Vollautomaten reparierte. Er hatte mit seinem Notebook einen VPN-Tunnel zum Firmennetzwerk seines Arbeitgebers aufgebaut und dieser

VPN-Tunnel hat wohl den ganzen Internetanschluss „belegt“. Zumindest ist das meine Vermutung. Die wahre Ursache werde ich wohl nie erfahren (will ich auch nicht).

Marco Hitschler, zuerst veröffentlicht hier:
www.unmus.de/das-wlan-geht-nicht/

6. Mai 2016 und die darauf folgenden Tage

Wie ich die VRginity verliere

Bei der Tagung *Performersion* will ich ein Gespräch über Virtual Reality besuchen, das Kathrin Passig mit einem Mitarbeiter von heise führt. Zuvor hat man Gelegenheit, Virtual-Reality-Brillen auszuprobieren: Ich entscheide mich für ein Geisterjagdspiel namens „The Unseen“, bei dem ich nur in eine bestimmte Richtung blicken muss, um in der virtuellen Realität dorthin zu laufen. Ich gehe durch ein Haunted House und halte nach Gespenstern Ausschau, die ich mit einer Taste rechts an der Brille fotografieren soll. Jedes Mal, wenn eines auftaucht, zucke ich zusammen und bekomme anschließend einen Lachkrampf, weil ich mich vor virtuellen Geistern erschrecke.

Als Kathrin beim Talk vom Vogelflugsimulator Birdly der Zürcher Hochschule der Künste erzählt und erwähnt, dass man nicht in der Natur umherfliegt, sondern durch San Francisco, werde ich hellhörig. Ich google, was VR-Brillen so kosten: Die Cardboardbrillen aus Pappe fangen bei wenigen Euro an, die wirklich guten wie das Oculus Rift oder das HTC Vive liegen bei mehreren hundert Euro. Zufällig sehe ich, dass es für mein Smartphone, das Samsung Galaxy S6, eine Brille für 99 Euro gibt. Als ich sie bei einer Ausstellung in der folgenden Woche ausprobieren kann, bin ich von den Bildern und der Dioptrienkorrektur, die es ermöglicht, keine Brille tragen zu müssen, so überzeugt, dass ich mir eine bestelle.

Nachdem die Brille angekommen ist, lege ich die Gurte an, spanne das Smartphone unten rechts am Kontakt ein und fixiere es links mit einem Bügel. Beim ersten Mal muss ich etwas herumprobieren, aber wenn man einmal weiß, wie es geht, ist es einfach. Gebrauchsspuren am Smartphone, wie ich es in einer Rezension gelesen hatte, entstehen nicht. Das Hauptmenü ist eine Art riesiger Hollywoodbungalow, in dem ich stehe und aus dessen Mitte ich per Touchpad, das sich rechts an der Brille befindet, aus einem Menü Bilder und Filme wählen kann. Für den Einstieg entscheide ich mich für 3D-Art, die einen Raum mit einem Buddha in neonfarbenen Konturen, chinesische Wälder mit Steinfiguren sowie bunte Fantasielandschaften mit Walen und freischwebenden Treppen zeigt.

Als nächstes schalte ich ein Video über Pinguine von National Geographic an: Ich fahre auf einem Schlauchboot in der Antarktis mit, um mich herum Meer und Eis. Wir steigen auf eine große Eisscholle, ich sehe nach unten und plötzlich liegt unter mir eine Robbe, die laute Geräusche macht und ich vor Freude gleich mit. In weiteren Filmen balanciere ich auf einem Seil über eine Schlucht, kraxele mit einem Biologen in Sequoias herum und besuche südostasiatische Nomaden, die auf dem Ozean leben. Ich sehe die Muscheln auf dem Meeresboden, werde von einem Mädchen in einem Boot herumgekarrt und gucke ihnen, auf ihrem Pfahlbau sitzend, beim Essen kochen zu. In der Steppe kommt ein Massai-Mädchen auf mich zugelaufen, immer näher, bis es schließlich nur ein paar Zentimeter vor mir halt macht, mir in die Augen schaut und mich eindringlich mustert. Leider läuft das Smartphone beim Streamen dieser Filme (es gibt allerdings auch eine Downloadoption) nach zwanzig Minuten heiß und man muss es zum Abkühlen abschalten. Ansonsten wird mir weder schlecht, noch tun mir die Augen oder der Kopf von der Brille weh. Nur bleiben Brillenabdrücke auf der Stirn, die nach einiger Zeit wieder weggehen – kurz vor einem Date sollte man sie deshalb vielleicht nicht aufsetzen.

Im VR-Store kaufe ich schließlich noch das Mysteryspiel „Dead Secret“, über das ich gute Kritiken gelesen hatte. In Kansas soll man in einer abgelegenen Farm, in der es spukt, den Mord an einem Professor aufklären. Das

spiele ich über eine Stunde, ohne dass das Smartphone wegen zu großer Hitze meckert. Ich muss eher eine Pause machen, um meine Beine auszustrecken. Beim Spielen sitze ich nämlich im Schneidersitz auf dem Bett und drehe mich um die eigene Achse, um versteckte Hinweise zu entdecken. Dabei verliere ich die Orientierung und muss aufpassen, nicht aus dem Bett zu fallen oder gegen den daneben stehenden Stuhl, auf dem mein Notebook steht, zu rumpeln. Wenn ich das hinunterschmeißen würde, wäre mir das etwas zu realistisch.

Tanja Braun

16. Mai 2016

Hier macht Klausbärbel sauber!

Seit einer knappen Woche haben wir einen neuen Mitbewohner, der sich um die Bodenreinigung kümmert, weil die handgeführte Alternative kaputtgegangen ist.

Nach einer Marktrecherche finde ich einen Staubsaugerroboter, der nicht nach alter Väter Sitte chaotisch zwischen Kontaktstellen (egal, ob Wand, Stuhlbein oder Saftkiste) hin- und herbounct und dabei (über Wahrscheinlichkeit und eine relativ lange Zeit gesehen) überall hinkommt.

Diese chaotische Methode beinhaltet, den Bot für eine ordentliche Reinigung in einem Raum einzusperren, bis er damit durch ist. Geschlossene Türen sind für den Hauptmieter aber indiskutabel und werden schnell wieder geöffnet (ja, das muss nicht durch geschlossene Türen passieren, sondern geht auch über (IR?)-Leuchttürmchen).

Gleichzeitig stelle ich mir eine planvolle Reinigung zielführender vor, also einen Raum Staubsaugerbreite für Staubsaugerbreite abzufahren.

Auf einigen der Staubsaugerbots läuft ein Linux als Betriebssystem und sie lassen sich sehr einfach ~~hacken~~ im Funktionsumfang erweitern . . .

Das schließlich ausgewählte Gerät freundet sich schnell mit der Wohnung an, es mag besonders Schnürsenkel und dünne Kabel, die es um seine Dreck-aus-Ecken-Kratz-Bürsten wickelt, um dann um Hilfe zu rufen. Ebenso ist Klausbärbel in den Fuß des Katzenkratzbaums verliebt, dieser ist etwa 2,5cm hoch – genug, um ihn zu besteigen, aber dann mit beiden Antriebsrädern Bodenkontakt zu verlieren.

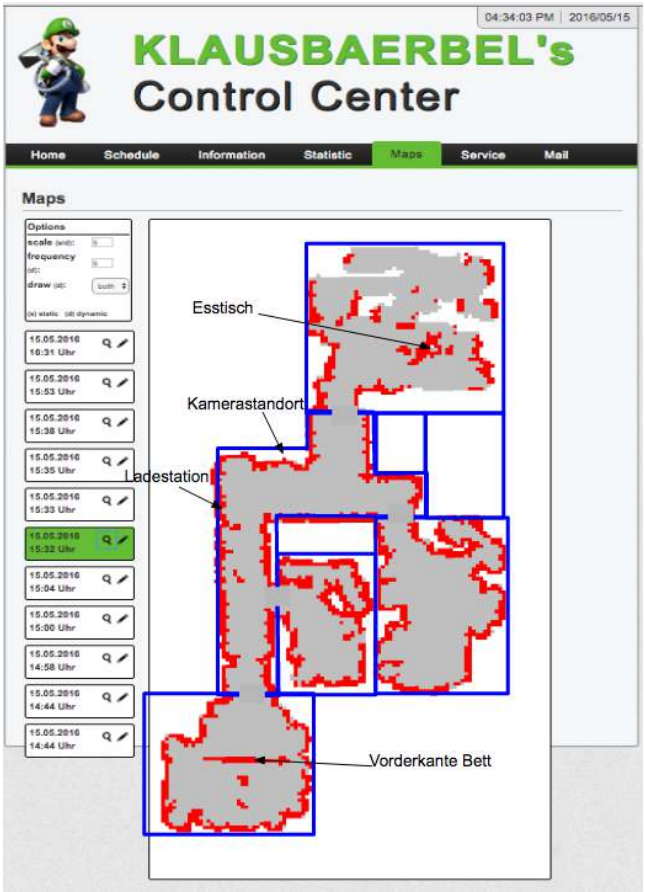
Wir passen uns also dem Bot an – der Kratzbaumfuss bekommt eine Leiste angeschraubt, und Schuhe soll man ja eh nicht wild rumliegen lassen.

Klausbärbel ist ~~transgender~~ (das heißt wohl postgender) – es ist voller metallicpinkem Nagellack, hat eine Frauenstimme, fährt aber wie ein 19jähriger Mann und bedient sich 80iger-Jahre 7-Segementanzeigen.

Technisch orientiert sich der Bot über Radumdrehungsmesser, drei Ultraschallsensoren und zwei Kameras, wovon eine an die Decke guckt, es gibt auch Kollisionsdetektoren (die Ultraschallsensoren sehen nicht jedes Stuhlbein) und Sensoren, die verhindern, dass der Bot eine Treppe runterfährt.

Durch die eine kleine Software-Ergänzung von Bot-Enthusiasten kann man in den vorhandenen USB-Anschluss auch einen WLAN-Stick drücken und dann ein Webinterface aufrufen.

Das Webinterface kann erst mal das gleiche, was man auch über mitgelieferte Fernbedienung erreichen kann (Start/Stop, Fahr-nach-Hause, Putzmodus einstellen, Putzzeitplan erstellen) – aber noch etwas mehr, und zwar kann man darüber die Bilder der oberen Webcam ansehen und das vom Bot erstellte Mapping der Wohnung.



Die blauen Linien sind durch mich zum Vergleich ergänzt und stellen den ungefähren Grundriss der Wohnung dar.

Der Bot hat innerhalb weniger Tage ein einigermaßen zutreffendes Bild der Wohnung erstellt, die weissen Flächen kann er aus unterschiedlichen Gründen nicht befahren (Tür ständig geschlossen, Sofa / Schrank / Einrichtungsgegenstände bis zum Boden, Bierkiste im Weg).

Die roten Punkte sind Hindernismarkierungspunkte.

Interessant sind aus Kartographiesicht:

- der Esstisch (mit vier Stühlen drum rum, unter denen er relativ souverän herum fährt, er kommt auch nach dem Verschieben einzelner Stühle wieder heraus),
- ein Teppich mit etwa 3 cm langen Haaren nördlich des Esstischs, der zwar befahren wird, aber bei dem die Fühlerrädchen immer wieder kurz blockieren und damit zu einem irren-Ivan-Manöver führen, bei dem die Antriebsräder ab und zu keinen Grip haben und damit die Navigation durcheinander bringen – sowie
- das Bett, dessen Vorderkante nicht unterfahrbar ist (das Bett selbst aber schon).

Diese Karte wird mit jedem Reinigungseinsatz besser, wenn Klausbärbel von der Ladestation alleine losfährt und auch wieder dahin zurückkehrt – nur dann taucht hinterher eine Karte auf – wenn man ihn irgendwo manuell hinstellt, funktioniert das nicht.

Zur Ladestation zurück findet Klausbärbel erstaunlich gut – entweder, wenn sie fertig ist (dann wird eine kurze Siegeshymne gespielt) oder wenn der Akku alle ist (was nach längeren Teppichkämpfen bei etwa 90% der Wohnung der Fall ist).

Ist ein Raum nach Meinung des Bots sauber oder der Akku alle, wird der Raum schnurstracks ohne irgendwo anzustoßen und sehr zügig verlassen.

Die Ladestation wird anscheinend über IR gefunden, Klausbärbel fährt bis etwa 1 Meter vor die Station sehr zügig und führt dann ein Rückkehr-Kalibrierungs-Abstands-Tänzchen auf, dessen Ende mit dem Andocken abgeschlossen wird. Diese Tanz funktioniert nicht, wenn die Station stromlos ist.

Ist der Akku wieder aufgeladen und die Runde nicht vollendet, fährt Klausbärbel einfach wieder los.

Das folgende Video führt vor allem meine exzellenten Kameraführungs-, Dramaturgie- und Videoschnittfähigkeiten vor – aber gerüchteweise soll es trotzdem Leser geben, die das interessiert. Es sind mit Ansage 3:33 LANGWEILIGE Minuten!

www.youtube.com/3Yfo-VyH_gQ

Unter dem Strich: Das Ding macht erstaunlich gut sauber, vor allem dadurch, dass sie an Stellen kommt, wo man als Mensch eher nicht saugt. Er verfranzt sich nach dem Lernvorgang auf Seiten der restlichen Bewohner nicht mehr in Kleinteilen, ist erträglich leise und der Kater beobachtet Klausbärbel nur mit mittlerem Mißtrauen.

Das Ausleeren des Schmutzbehälters ist ne schmutzige Angelegenheit (naja, so wie bei anderen beutellosen Staubsaugern eben auch), für das Reinigen der Filter benötigt man eigentlich einen anderen Staubsauger.

Alexander Stielau

17. Mai 2016

Die Maustastentasten von Waterford

Am Busbahnhof in Waterford, Irland, steht der Bus, den wir eigentlich nehmen wollten, nicht auf der Abfahrtsanzeige. Es gibt zwei Fahrkartenautomaten und ein Auskunft versprechendes Terminal. Aleks drückt auf dem Display herum, solche öffentlichen und vandalismusfesten Geräte haben ja oft nicht den empfindsamsten Touchscreen. Aber es tut sich nichts.

Die Edelstahltastatur bringt uns beide gleichzeitig auf die Idee, dass es sich um ein Gerät aus der Prä-Touchscreen-Ära handeln könnte, und richtig: Mit dem Trackball lässt sich der Cursor bewegen. Nur wie wählt man den Menüpunkt aus, über den man mehr wissen will? “Mit der Return-Taste?”, schlage ich vor. Aber es sind dann doch die über dem Trackball angebrachten, mit einer Maus illustrierten Maustasten:

Links im Bild außerdem zu erkennen: Nützliche “.co.uk” und “.com”-Tasten. In der oberen Reihe: Smiley-Tasten.

Ich gebe nach kurzer Betrachtung des Auskunftsgeräts auf und sehe bei Google Maps nach: Es gibt den Bus, er fährt aber nicht hier am Busbahnhof ab, sondern von der gegenüberliegenden Straßenseite. Für die ist die Abfahrtsanzeige nicht zuständig. Unter Zuhilfenahme der Maustasten kommt Aleks währenddessen zum gleichen Ergebnis.

Kathrin Passig

17. Mai 2016

Low-Tech-Blogger Wiegold

Im Traum tippt Thomas Wiegold auf einem mir unbekannten altmodischen Gerät, ein bisschen sieht es aus wie die bis letztes Jahr verwendeten Ticketscanner der Bahn. Am unteren Bildschirmrand schreibt man in einer Monospace-Schriftart, am oberen sieht der Text schon aus wie bei Tumblr. Was das denn Interessantes sei, erkundige ich mich, aber natürlich hat Thomas es längst im Techniktagebuch vorgestellt und ich habe nur den Überblick über die vielen Beiträge verloren. Ich versichere, dass ich mich natürlich genau an seinen alles erklärenden Beitrag erinnere. Als ich mit dem Handy ein Foto machen will, ist der Strom schon aus und das Display schwarz. So einfach lässt sich das Gerät nicht mehr einschalten, natürlich kann man es nur entweder laden oder benutzen.

Kathrin Passig

18.5.2016

Video drehen mit dem Handy: Auf der Suche nach dem guten Ton

Ich möchte gerne lernen, mit meinem Smartphone halbwegs anständige Videos zu produzieren – und nicht wackelige Clips, die (außer bei der Bildqualität) mit wilden Schwenks, schiefer Haltung und grauenvollem Ton an die Super-8-Exzesse des vergangenen Jahrhunderts erinnern. Ein befreundeter Videojournalist und Trainer, der bisweilen Reportern in Entwicklungsländern die Videoproduktion mit einfachen Mitteln beibringt, gibt mir einen eintägigen Crashkurs.

Die ersten Stunden verbringen wir damit, herauszufinden, wie wir anständigen Ton mit den Videos meines Sony Xperia Z1 Compact aufnehmen können. Denn YouTube hat da zwar ein einfaches Rezept, aber das glaube ich nicht:

Es ist nämlich schlicht ein Irrtum zu glauben, mit dem eingebauten Mikrofon einen Interview-Gesprächspartner auf offener Straße halbwegs verständlich aufnehmen zu können.

Deshalb probieren wir lange herum – zum Glück gibt es einen großen Fundus an verschiedenen Mikrofonen: professionell und weniger professionell, mit Nierencharakteristik, mit Richtcharakteristik, zum Anstecken und was weiß ich noch. Samt den nötigen Adaptern, diese für Videokameras ausgelegten Mikrofone an die etwas andere Pin-Belegung eines Smartphone-Eingangs für Kopfhörer und Mikrofon anzuschließen.

Allerdings verzweifeln wir zwischendurch zunehmend. Alle Mikrofone, die wir ausprobieren, sind im Video-Ton gar nicht oder nur sehr, sehr leise zu hören. Erstaunlicherweise funktionieren diese Mikrofone mit Audio-Aufnahmen sehr gut, sei es beim Telefonieren oder bei der reinen Tonaufnahme auf einer speziellen Audio-App.

Irgendwann finden wir heraus, dass das wohl was mit den Video-Apps zu tun hat. Als wir bei der App *Cinema FV-5* die automatische Ton-Auspegelung abschalten, ist auf einmal etwas zu hören. Das führt dann auch zu der Schlussfolgerung: Aufnahme mit externem Mikrofon nur mit einer App, die diese Einstellmöglichkeit bietet – damit fallen ein paar andere, auch ganz praktische Programme von vornherein weg.

Was auch funktioniert, und das mit allen Apps: einen externen Audiorecorder, in meinem Fall den Olympus LS5, als externes Mikrofon nutzen – nicht über den Mikrofon/Kopfhörereingang des Smartphones, sondern über den USB-Port. Mit einem OTG-Dongle, wie man ihn auch benötigt, um einen USB-Stick ans Smartphone anzuschließen. Dieser workaround ist ganz angenehm, weil ich den Recorder bei beruflichen Trips ohnehin für meine Audioaufnahmen brauche – also ein Gerät doppelt verwenden kann. Dafür kann ich ihn nicht, wie manche Video-Mikrofone (siehe Foto oben) auf der Stativklammer fürs Smartphone gleich mit befestigen, sondern muss mit dem Telefon in der einen und dem Recorder/Mikrofon in der anderen Hand jonglieren.

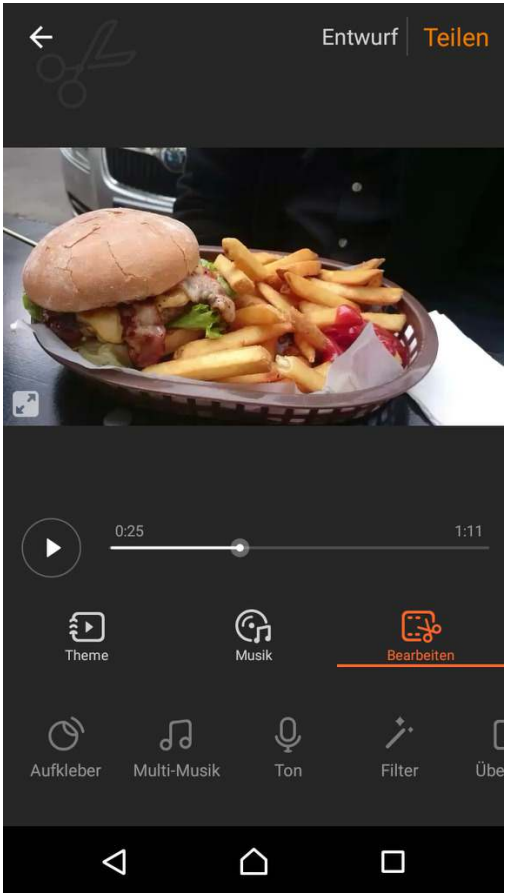
Als wir das mit dem guten Ton endlich geklärt haben, ziehen wir durchs Viertel und drehen ein paar Einstellungen, die ich hinterher zu einem Clip zusammenschneiden will. (Nicht schwenken! Viele einzelne Einstellungen! Close-ups, Halbtotale, Totale – und vor allem: überlegen, welche Geschichte ich erzählen will!)

Dabei lerne ich auch etliche praktische Tricks – zum Beispiel, ein Einbeinstativ über die Schulter zu legen und so bei einem mobilen Dreh die Kamera möglichst ruhig zu halten. Das funktioniert auch besser, als einen Griff unter die Stativklammer zu schrauben – jedenfalls kann ich das ganze Rig mit Smartphone und Mikrofon oben drauf so viel länger ruhig halten.

Die weitere Bearbeitung des Materials, das ist mir wichtig, soll ebenfalls komplett auf dem Smartphone passieren – einen Computer will ich dafür nicht benutzen müssen. Auf Empfehlung des Profis hatte ich mir schon vorher die App *VivaVideo* heruntergeladen, die ein bisschen aussieht wie das Programm fürs Video vom Geburtstag von Prinzessin Lilifee, mit viel Rosa

und Drumrum (sogar mit entsprechenden Themes im Angebot). Das ignoriere ich, leiste mir dafür für € 2,99 den Luxus, Wasserzeichen des Anbieters und Längenbegrenzung für Videos zu entfernen.

In dieser App füge ich die gedrehten Einstellungen zusammen, kürze sie nach Bedarf, verändere die Reihenfolge, füge Cross-Fading bei den Übergängen der Szenen zusammen – das geht alles wunderbar, auch wenn es ein wenig eine feinmotorische Herausforderung ist.



Aber ich will ja nicht nur Bilder zeigen, und ein Interview, sondern auch etwas dazu erzählen. Über die zusammengeschnittenen Szenen spreche ich einen Erzähltext – allerdings erst, nachdem wir auch hier das Mikrofonproblem gelöst haben: In der Schnitt-App kann ich die automatische Tonrege-

lung nicht abschalten, deshalb geht's auch mit dem vorher verwendeten Videomikrofon nicht. Nur der Audio-Recorder, erneut über USB-Anschluss, erlaubt mir das passgenaue Einsprechen des Textes.

Tja, und dann nur noch ein Insert, eine Bauchbinde, mit dem Namen des Interviewten über die Szene mit dem Interview legen. Und dann ist der gesamte Clip eigentlich schon fertig.

Für die Post-Production, also das Schneiden und Vertonen der Endfassung (ohne das Drehen!) habe ich gut eine Stunde benötigt. Der Clip ist eine Minute und elf Sekunden lang – die Stunde Schnitt sei, sagt mir der professionelle Videojournalist, eine übliche Zeit dafür und gar nicht so schlecht.

Mit dem Ergebnis bin ich halbwegs zufrieden – aber noch lange nicht so weit, dass ich das auch öffentlich zeigen würde. Immerhin, ich weiß jetzt, wie es geht. Irgendwann reicht's mit ein bisschen Übung auch zum öffentlichen vorzeigbaren Video.

(Ergänzung: Beim Betrachten des Videos auf YouTube stelle ich fest, dass die Qualität doch sehr begrenzt ist und man sich das lieber nicht im Vollbildmodus anschauen sollte. Mit ein bisschen Nachlesen wird mir klar, dass der VivaVideo-Editor den fertigen Clip nur in einer relativ geringen Auflösung bereitstellt, nämlich in 480p – die 720p-Auflösung ist mit diesem Schnittprogramm nicht vorgesehen. Das schaffen andere Video-Editoren, die geben sogar einen Output von 1080p, und diese Full-HD-Auflösung stellt auch die Kamera in meinem Smartphone bereit. Allerdings: Die Videoclips sind dann entsprechend (erheblich) größer und brauchen auch viel mehr Zeit und Datenvolumen beim Hochladen via Mobilfunk. Für meinen Workflow werde ich deshalb wohl erstmal bei der geringeren Auflösung für schnelle Videos on the go bleiben; das höherwertige Ausgangsmaterial kann ich später immer noch auf einen Computer überspielen und dort weiterarbeiten.)

Thomas Wiegold

20. Mai 2016

Auf Umwegen von Pages zum Fotobuch

Meine Mutter gestaltet ein Fotobuch von ihrem 80. Geburtstag online. Sie hat schon fast alle Fotos hochgeladen und auch angeordnet, es fehlt noch die Einladung. Die hat meine Schwester mit ihrem Mac gestaltet, und zwar in Pages (Textverarbeitung auf Apple-Geräten).

Meine Mutter hat einen PC und kann die Pages-Datei nicht öffnen. Meine Schwester ist nicht in der Lage, die Datei in einem Fremdformat zu exportieren. Also schickt sie die Einladung an mich. Ich habe zwar keinen Mac, aber ein iPad. Aus dessen Mailprogramm kann ich das Dokument öffnen und die Einladung lesen, allerdings nicht in der schönen Schmuckschrift des Originals, sondern nur in einer Standardschrift. Egal, besser als gar nichts. Denn die Zeit drängt: der Dienst, mit dem meine Mutter ihr Buch gestaltet, wird umgebaut und alte Projekte sind dann im Nirvana verschwunden. Bei mehr als 200 Bildern mit Beschriftung wäre das mehr als ärgerlich.

Um sie in das Fotobuch hochzuladen, muss die Datei in ein Bildformat gewandelt werden. Der erste Versuch, Export aus Pages auf dem iPad in eine PDF-Datei, Versand über den Umweg E-Mail an den PC und öffnen dort im Acrobat Reader zeitigt nur ein krümeliges Ergebnis.

Also wird von der Anzeige der Einladung in Pages auf dem iPad mit Retina-Display ein Screenshot angefertigt und dieser wiederum per Mail an den PC geschickt. Der Zugriff via iCloud auf den Bildervorrat des iPad funktioniert nämlich nicht, weil die Datenmenge auf ihm schon größer ist als die kostenlosen 5GB, die Apple jedem Anwender spendiert hat. Vom PC jedoch lässt sich die „abfotografierte“ Einladung in das Fotobuch hochladen.

Thomas Jungbluth

Mai 2016

Out of touch: Kontaktlos bei Nachbars

Wir fliegen ins polnische Wrocław (Breslau), eine der zwei europäischen Kulturhauptstädte 2016. In Polen wird nicht mit Euro bezahlt, sondern mit Złoty. Vor der Abreise war bei der heimischen Bank allerdings kein dortiges Bargeld aufzutreiben. Daher heben wir beim Zwischenstopp am Flughafen in Warschau an einem Geldautomaten 300 Złoty (rund 70 Euro) ab – fürs Taxi in die Stadt oder falls man nach der Ankunft am Flughafen etwas Kleines kaufen will. Man weiß ja nie.

Tatsächlich wissen wir nichts. Die 300 Złoty erweisen sich als eine der überflüssigsten Abhebungen seit Längerem. Statt einem Taxi nehmen wir am Flughafen einen Bus. Der Automat an der Haltestelle ist zwar defekt, aber im Bus selbst hängt ein anderes Gerät, das vier Sprachen kann und kontaktlose Kartenzahlung. Akzeptiert werden die üblichen Karten (Maestro, Visa, Mastercard usw.). Auch im Café oder Restaurant wird ›Cash or card?‹ gefragt, wenn man um die Rechnung bittet. Ein paar Kekse im Supermarkt, Ansichtskarten in der Touristeninformation und Tickets für den höchsten Turm Polens später wissen wir, dass ›Cash or card?‹ so ziemlich überall gilt. Selbst in einem leicht heruntergekommenen ›Minimarket‹, bei dem wir zu abendlicher Stunde eine Kleinigkeit im Centbereich kaufen, wird die bargeldlose Bezahlung kommentarlos akzeptiert. Ebenso selbstverständlich kann man aber auch bar bezahlen, sodass wir das eigentlich unnötige Bargeld mit der Zeit loswerden. Als das Mittagessen am letzten Tag 48 Złoty kostet und wir es mit dem letzten Fünfziger-Schein bezahlen, werden Erinnerungen wach an Zeiten, als man noch in mehr deutschen Nachbarländern nicht mit Euro zahlen konnte und am letzten Urlaubstag oft versucht wurde, die restlichen Bargeldbestände aufzubrauchen – und sei es durch Anschaffung besonders sinnloser Souvenirs.

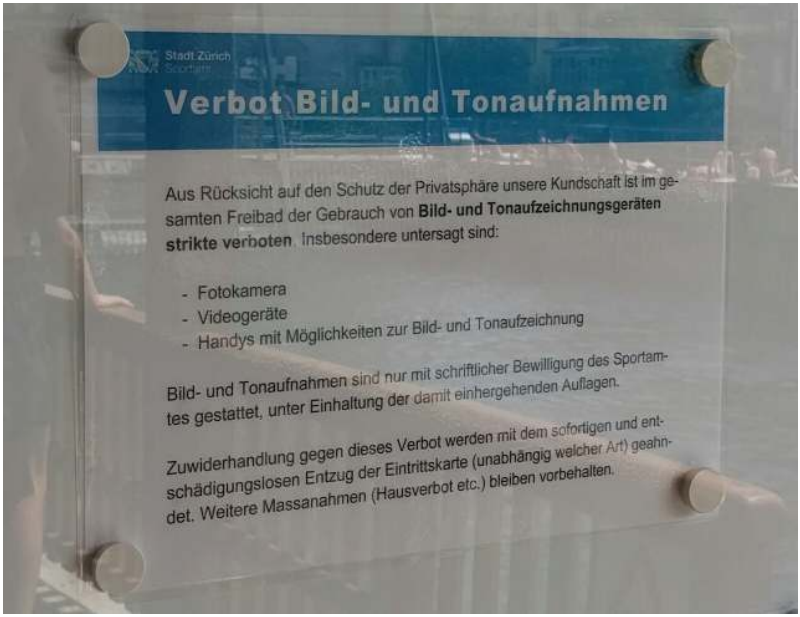
Komplett überflüssig war die Abhebung dann allerdings doch nicht. Das Einzige, das man wirklich nicht mit Karte bezahlen kann, sind die Briefmarken für die Ansichtskarten (25 Zł). Die anachronistische Allianz von Bezahlungsweise und bezahltem Gegenstand leuchtet hier direkt ein.

Christopher Bergmann

22. Mai 2016

Schweizer Badeanstalt, Ort der Gesetzlosigkeit

In der Badeanstalt "Unterer Letten" in Zürich ist der Gebrauch von Bild- und Tonaufzeichnungsgeräten aus Rücksicht auf den Schutz der Privatsphäre *strikte verboten*:



Ohne schriftliche Bewilligung des Sportamtes fotografiert

Insbesondere untersagt sind Handys mit Möglichkeiten zur Bild- und Tonaufnahmen. “Welche denn dann nicht, das sind ja inzwischen alle”, sage ich zu Aleks, “sogar deines.” Folgsam lasse ich mein Handy in einem Schließfach zurück, um nicht etwa den *Entzug der Eintrittskarte* zu riskieren. Der Eintritt ins Bad ist zwar frei, aber es ist die Schweiz, da weiß man nie.

Die Kundschaft jedoch nimmt wenig Rücksicht auf den Schutz ihrer Privatsphäre. Jeder Zweite hat ein Smartphone in der Hand (obwohl die Liegeflächen handygefährdend auf einem Holzsteg mit breiten Spalten über dem Fluss angebracht sind). Ein Kind schwimmt mit einem Brustgurt, der eine GoPro hält.

Beweisfotos konnte ich leider nicht anfertigen.

Kathrin Passig

23.05.2016

Unwetterwarnung, die dritte: Diesmal E-Mail vorn

Von Katwarn <info@katwarn.de>
Antworten | Allen antworten | Weiterleiten
Betreff **Bevölkerungswarnung: Extremwetterlage Warnstufe ROT**
An Teilnehmer Unwetterservice <wettermeldungen@unwetterservice.de>

Meldung der zuständigen Behörde

Bevölkerungswarnung: Extremwetterlage

Postleitzahl: 10965

gültig ab sofort
Ausgabezeitpunkt: 23.5.2016, 22:43 Uhr

KATWARN - Der Deutsche Wetterdienst meldet: Von Südosten ziehen Gewitter auf. Dabei gibt es heftigen Starkregen mit Niederschlagsmengen zwischen 30 l/m² und 40 l/m² pro Stunde sowie schwere Sturmböen mit Geschwindigkeiten bis 100 km/h (28m/s, 55kn, Bft 10) und Hagel mit Korngrößen um 2 cm.

ACHTUNG! Hinweis auf mögliche Gefahren: Bei Blitzschlag besteht Lebensgefahr! Vereinzelt können zum Beispiel Bäume entwurzelt und Dächer beschädigt werden. Achten Sie auf herabstürzende Äste, Dachziegel oder Gegenstände. Überflutungen von Kellern und Straßen sowie örtliche Überschwemmungen an Bächen und

Im vergangenen Jahr hatte ich hier schon mehrfach über den automatisierten Katastrophen-Warndienst KATWARN berichtet, der mir bei extremem Wetter (und hoffentlich auch bei anderen Katastrophen wie einem Chemiewerkbrand) einen Alarm schickt. Weil ich ein vorsichtiger Mensch bin, gleich auf mehreren Kanälen: per SMS, als E-Mail und via App.

Bei meiner ersten Stichprobe am 10. Januar 2015 lag klar die SMS vorn, mit deutlichem Abstand. Bei der zweiten Beobachtung am 13. Juni 2015 wiederum waren die Apps der Sieger – sowohl auf Android als auch via iOS erfuhr ich zuerst vom drohenden Unwetter.

Am heutigen Maientag dagegen war's wieder anders: Die allererste Warnung kam – per E-Mail (siehe Ausriss oben). Kurz danach schlugen die Apps auf den Smartphones an. Und die SMS kam deutlich später: Acht Minuten vergingen zwischen der Mail und dem Eingang der Kurznachricht.

Das Fazit? Es sind offensichtlich alle Kanäle nötig. Weil man nie weiß, welcher der schnellste ist.

Thomas Wiegold

24. Mai 2016

Tag 1 ohne Smartphone

Ein Tag ohne iPhone. Gestern von einem Trickbetrüger gestohlen.
Probleme bei der Taxibestellung, mein Ersatznokia hat keine Apps ;-) Nervös, da Mails erst nach Stunden gelesen, konnte dann aber – tack, tack, tack – im Stakkato löschen, vor allem die CC-Mailwürste. Facebook nicht vermisst, aber Snapchat.

Christoph Kappes, zuerst veröffentlicht bei Facebook

23./24. Mai 2016

Wie der Nachwuchs an das Jahr 2005 herangeführt wird

Ich gebe Unterricht in Sachen Blogs an einem Gymnasium in Bonn-Bad Godesberg. Dort werde ich mit der harten Realität des Computerunterrichts im Jahre 2016 konfrontiert, der sich kaum von dem Zustand vor zwanzig Jahren unterscheidet, als ich noch selbst die Schulbank drückte.

Um die 14- und 15-Jährigen am Computer zu unterrichten, muss man wie damals in einen Computerraum gehen, wo mehrere Desktoprechner mit 15-Zoll-Monitoren stehen (immerhin keine Röhrenmonitore mehr), die mit Windows XP und einer leicht angestaubten Version des Internet Explorers ausgerüstet sind. Wenigstens sind die Sicherheitseinstellungen nicht so restriktiv, ich kann den Schülern ohne Umstände den neuesten Chrome-Browser installieren.

Vorne gibt es Neuerungen im Jahrzehntevergleich. Dort steht keine grüne Tafel mehr, die man mit Kreide beschriftet, sondern ein Whiteboard, über dem ein Beamer fest installiert ist. Bedienen lässt sich der Beamer jedoch nur mit einem Rechner, der neben dem Whiteboard in einem abschließbaren Kasten an die Wand geschraubt ist. Dieser Rechner hat nichts mit dem Lehrer-PC zu tun (auf dem Bild der, vor dem der Schüler im roten T-Shirt sitzt), womit dieser für meine Vorführungszwecke nutzlos ist.

WLAN gibt es nicht, wäre aber auch nicht sinnvoll, denn die gesamte Schule teilt sich einen 10-MBit/s-Anschluss, was einem Fünftel der Bandbreite bei mir zuhause entspricht.

Johannes Mirus

24. Mai 2016

Barcode Banking

Von meinem Berliner Sparkassen-Konto habe ich ich seit mindestens zwei Jahren (laut E-Auszug, davor wäre der Zeitraum "zu groß") keine Online-Überweisung mehr ausgeführt. Der Grund: Ich lebe nicht in Deutschland und benutze das Konto eigentlich nur ab und an mit einer alternativen Kreditkarte (das gelegentliche Auffüllen ist eine andere Geschichte). Nun brauche ich ein Formular, für das die Bestätigung der Gebühren-Vorausüberweisung nötig ist.

Nach Eingabe der Überweisungsdaten erscheinen einige flimmernde Balken auf meinem Bildschirm. Ich erinnere mich schwach, dass ein Lesegerät nötig war, um eine "elektronische TAN-Nummer" zu erzeugen. Nach kurzer Suche finde ich das kleine Gerät auch, noch verpackt in seiner Pappschachtel, wiederum in einem anderen Karton.

Ich stecke also meine EC-Karte in den Schlitz des Lesegerätes, drücke die “F”-Taste, stelle meine Browseransicht etwas kleiner, damit die Markierungen oben am Gerät mit denen auf dem Bildschirm übereinstimmen, drücke das Gerät mit der Vorderseite zuerst an den Bildschirm und versuche es,

während der “Übertragungsbalken” wächst, stillzuhalten. Die TAN-Nummer, die nach Bestätigung von Ziel-IBAN-Nummer und Betrag auf dem kleinen Display erscheint, trage ich in das Online-Formular ein und drücke weiter.

Aber: Falsche TAN-Nummer! Ich schaue auf die Karte und sehe, dass sie vor knapp anderthalb Jahren abgelaufen ist. Zum Glück habe ich damals die neue Karte per Post erhalten und ich finde sie auch gleich in besagtem Karton.

Nun also noch einmal. Leider ist das Display des Lesegerätes leicht beschädigt, zwei “Spalten” scheinen (wie man im Foto erkennen kann) nicht mehr zu funktionieren. Ich hätte nicht gedacht, dass mir das zum Verhängnis wird, denn die erste TAN war dennoch gut lesbar (ich hatte mir vielmehr wegen der Batterie Sorgen gemacht ...). Die zweite Nummer dann jedoch nicht. Ich vermutete, dass es eine 2 ist, doch das war ein Irrtum.

Im dritten Anlauf, vermutlich die letzte Chance, ist dann die Zahl (eine 8) trotz Displayschaden gut zu lesen – und das Geld nach Berlin unterwegs!

Jan Creutzenberg

25. Mai 2016

Tag 2 ohne Smartphone

Der Tag beginnt völlig anders. Es dauert fast eine halbe Stunde, bis man die erste Email liest. Zu diesem Zeitpunkt bereits grob bekleidet.

Sodann das Haus verlassen wollen und sofort das Nokia (siehe unten) dort vorgefunden, wo Mobiltelefone schon vor 25 Jahren lagen, da man sie zuhause kaum benutzt und daher auch nicht herumgetragen und infolgedessen verloren hat, obwohl man sich ja in der eigenen Wohnung einigermassen auskennt.

Taxi per Festnetz bestellt, Nummer der Zentrale einfach memorierbar. Jedoch nach ca. fünf Minuten, etwa Erwartenszeitpunkt des Taxis, grossen Schreck bekommen: ist das Handy eigentlich auf laut gestellt? Anleitung nicht gefunden, Knopf am Nokia nicht gefunden, Baum der Menüeinträge abgelaufen, aufgegeben. (Lösung sodann im ICE gefunden.)

Im Meeting in Berlin mit der Entspannung geprahlt, die das Nokia hervorruft, dabei allerdings etwas zu übermütig an die Wand geworfen, um die Robustheit zu demonstrieren. Einzelteile liessen sich jedoch problemlos wieder zusammenfügen.

Auf der Rückfahrt versehentlich in den EC statt den ICE gestiegen: Kein WLAN im Zug, also auch kein T-Dings-Account im Speisewagen. Das vorsichtshalber mitgenommene Mifi-Hub benutzen wollen und dann festgestellt, dass die SIM-Karte seit drei Monaten zwar drinsteckt, aber unbemerkt falsche Grösse hatte, also wieder keine Lösung für Internet.

Den Tag bei Palatschinken sehr ruhig im ungarischen Speisewagen ausklingen lassen. Dabei intensiv Menschen, Furniere und Bezugsstoffe beobachtet.

Morgen mittag kommt das neue iPhone.

Hier ist das Nokia. In jedem Fall ein grossartiges Gerät.
Mit einer zweiten SIM-Karte mit der gleichen Nummer die Rettung.

Christoph Kappes, zuerst veröffentlicht bei Facebook

25. März 2016

Weltstadt Tönisvorst

Am Flughafen Schönefeld haben wir noch etwas Zeit, bis wir boarden können. Ich will den „Abflug-Status“ bei Facebook posten, da mir das kleine Flugzeugsymbol so gut gefällt und ich mich tierisch auf London freue. Bei der Auswahl der Orte gibt mir das Smartphone alles Mögliche vor: nationale und internationale Ziele sowie den Flughafen Heathrow. Da wir aber nach Gatwick fliegen, wäre das nicht korrekt und ich suche weiter. Die letzte „Stadt“ auf der Liste ist Tönisvorst, in der einige Techniktagebuchautoren wohnen. Logisch, dass diese Metropole vorgeschlagen wird, der zweitgrößte Flughafen Londons aber nicht.

Tanja Braun

26. Mai 2016

Tag 3 ohne iPhone

Keine besonderen Vorkommnisse.

Nach dem Gang zum Bad greife ich allerdings – anders als gestern – auch nicht zum Handy, da es ja nicht klingelt.[1]

Der Umgang mit Emails gestaltet sich am Vormittag deutlich entspannter, da ich nach dem Lesen entscheiden kann, ob ich die Mail gelesen habe oder nicht (das Nokia C1 kann zwar E-Mails, ich habe aber die Umstellung auf meinen neuen Mailserver nicht vornehmen können, da ich den Menüpunkt im Handy nicht gefunden habe.)

1. Für Freunde der Singularität bzw für Interessenten an Künstlicher Intelligenz: das “es” zu verstehen (da “Bad” oder “Handy” gemeint sein könnte) ist ein grosses Problem in der Computerlinguistik, da sich die Bedeutung des “es” nur aus dem Kontext erschliesst. Für Menschen ab sieben Jahren jedoch kein Problem.

In einem Meeting gewinne ich Zeit, da andere Teilnehmer die Pinwand abfotografieren müssen, was sich wegen der Lichtverhältnisse in die Länge zog. Kurz darüber nachgedacht, ob das Nokia für 50 EUR wirklich 8 Megapixel hat oder ob ich mir das falsch gemerkt habe.

Die Ringvorlesung Social Reading um 18 Uhr nimmt einige überraschende Wendungen, da die 30 Studentinnen keine Handys haben (Studiengang Grafikdesign etc mit Holzschnitzernebenfach und Kalligraphie-Schwerpunkt), so dass ich mich erstmals seit vielen Jahren unbeobachtet wähne. Mich in die Aussage verstiegen, Frank Schirrmacher habe immer davor gewarnt, dass sein Gehirn ausgelesen werde, dabei aber sein eigenes Gehirn nicht verstanden. Nach kurzer Pause leises Lachen unter den Zuschauerinnen, allein ich war allerdings sichtbar verwirrt. Auch sonst mit allerhand geprahlt, da mich niemand aufzeichnen konnte.

Abends den Fitnessraum breit grinsend betreten, da ich mich über das patriarchalische Handyverbotsschild nicht geärgert habe. Stattdessen läuft dort an Wandbildschirmen ntv, wo man zusehen kann, wie sich wilde Tiere langsam gegenseitig töten (Nährboden für konservative AfD-Weltanschauung). Auf einem anderen TV ist eine braungebrannte, langbeinige und offenbar sehr erfolgreiche Sportmoderatorin zu sehen (auch AfD, dem kleinen Mann wird hingegen nichts geschenkt). In der ARD läuft Panorama, wo man sich über fehlende Gewinnausschüttungen von Kreissparkassen echauffiert, ohne dabei Basel 3 und die Sicherung von Spareinlagen seit der Finanzkrise zu erwähnen (auch AfD-artiger Populismus). Twitter oder Snapchat hätten mir in dieser Zeit schon wegen des Niveaus besser gefallen.

Das neue Handy wird nicht geliefert, da ein Vodafone-Mitarbeiter wie so oft gelogen hat. Während es vor drei Monaten noch hiess, im Juni bekäme ich Anspruch auf ein neues Handy, will man nun 24 * 40 EUR für einen neuen Vertrag von mir. Vodafone lügt bei mir immer so, dass es gerade diesseits der Wahrheitskante ist.

Buch zum Posting: Die dreizehneinhalb Leben des Käpt'n Blaubär.

Christoph Kappes, zuerst veröffentlicht bei Facebook

27.05.2016

Die Neuerfindung des Lichtschalters

In unserem hochmodernen neuen Bürogebäude gibt es keinerlei Lichtschalter. Alle Deckenlampen werden automatisch gesteuert. Präsentationen, die in den Besprechungsräumen per Beamer an die Wand geworfen werden, werden regelmäßig überstrahlt und sind daher schwer lesbar. Ein Kollege hat das Problem nun pragmatisch gelöst und den Bewegungsmelder mit einem Stück Küchenkrepp überklebt. Seitdem herrscht angenehmes und augenschonendes Halbdunkel.

Lukas Glimm

27. Mai 2016

Jetzt ist schon wieder was passiert (in der Werbung)

“Ich muss dir gleich was Supertolles zeigen”, sagt der ins Handy schauende K., 13, “da war gerade ein Werbespot, und der war so wie mit einer VR-Brille[1].” Wir reden schon seit gestern über Virtual-Reality-Brillen, weil wir den Besuch der TINCON (”Teenage Internet Conference”) planen und dort in VR-Angeboten zu baden gedenken.

“Wenn das ein Werbespot war, findest du den denn wieder?”, frage ich, aber er hat ihn schon via YouTube beschafft. “Und wie geht das überhaupt, ohne Brille?” K. schwenkt das Handy nach rechts und links, nach oben und unten, und tatsächlich kann man in alle Richtungen aus dem Traktor der Ede-

1. Leider habe ich mir, abgelenkt durch die verwirrenden Neuigkeiten, die genaue Formulierung nicht gemerkt, obwohl sie technikhistorisch wichtig wäre. Könnte auch was mit “360 Grad” oder “Rundumkino” gewesen sein.

kawerbung herausgucken. “Hä?”, sage ich, “wie geht das denn und wie hast du das überhaupt gemerkt?” – “Das war Zufall, ich hab mich so bewegt und erst gedacht, mit meinem Handy stimmt was nicht. Das war total seltsam!”

Wir sitzen nebeneinander auf dem Bett, schwenken das Handy und sagen “ja aber!” Ein bisschen irritierend ist, dass sich die Kameraperspektive im Laufe des Werbespots hin und wieder ändert, mal guckt man vom Traktor herunter, mal steht man am Rand des Ackers. Beim regulären Video nimmt man diese Perspektivwechsel gar nicht wahr, in dieser Version aber schon. “In einem halben Jahr”, sage ich, “ist wahrscheinlich die komplette Werbung nur noch so und dann kichern wir und sagen ‘weißt du noch, wie wir das zum ersten Mal gesehen haben und ganz aufgeregt waren?’”

Kathrin Passig

28. Mai 2016

Die Lounge wird fernbespielt

Wir sitzen in der Bar eines Hotels, das zu einer großen Kette gehört. Es ist sehr spät, die Musik gleitet langsam von loungig zu fahrstuhlig ab, und wir fragen Thomas, unseren Night Audit, ob er nicht etwas anderes spielen könnte. Nein, sagt Thomas. Die Playlist werde zentral für alle Hotels aus München gestreamt, hier in Leipzig habe er leider keinen Einfluß auf die Musikauswahl.

Felix Neumann

27.–29. Mai 2016

Die Welt in unseren Schachteln

Auf der TINCON sind “Google Cardboard”-Schachteln verschenkt worden. Man steckt sein Handy hinein und kann dann VR-Apps anschauen. So wie andere Leute mit teureren richtigen VR-Headsets, nur unbequemer (der Karton drückt an der Nase). Am ersten Abend sitzen K. und ich auf dem Bett, fahren mit Achterbahn-Apps herum und quieken. Google Cardboard gibt es, wie ich jetzt herausfinde, schon seit Sommer 2015. Wie kann es sein, beschwere ich mich, dass wir davon jetzt erst zufällig erfahren? Man muss ja nicht warten, bis man so eine Schachtel geschenkt bekommt, man kann sie auch für 10 bis 15 Euro kaufen. K. glaubt, es habe vielleicht bisher keine Apps dafür gegeben.

Am zweiten Abend finde ich heraus, dass es auch eine “Google Cardboard”-App gibt. Wenn man sie installiert, bekommt das rätselhafte Element rechts oben an der Schachtel einen Sinn und wird zu einem Knopf, den man drücken kann. Man ist dann nicht mehr darauf angewiesen, dass die jeweilige App eine “betrachten Sie diese Schaltfläche, um irgendwas zu starten”-Option anbietet. Außerdem ist das Tutorial sehr schön: Man fliegt mit Seeschwalben umher und bekommt Nordlichter zu sehen. Und von der App aus kann man Google Earth aufrufen und dann in Städten herumfliegen, fast so schön wie im Birdly-Simulator. Den Rest des Abends besteige ich das Matterhorn von allen Seiten, dank Renderfehlern auch von innen.

Auf der Rückfahrt lasse ich den Mann, der mit uns am Vierertisch sitzt, in meine Schachtel blicken, damit er versteht, warum K. neben ihm auf seinem Sitz herumhüpft (die App ”Gravity Pull” lässt sich durch Herumlaufen steuern, Hüpfen genügt aber auch). Die Achterbahn ist aber noch gar nicht richtig losgefahren, als er mir die Schachtel schon mit den Worten “Des is ja wiarim Kino” zurückgibt. Dabei ist es überhaupt nicht wiarim Kino! Auch meine Mutter will nicht länger als ein paar Sekunden hineinsehen. Was ich für ein allgemeines Menschheitsbedürfnis gehalten habe, ist mal wieder gar keines.

Kathrin Passig

23. bis 29. Mai 2016

Zehn SIMs für zehn Menschen aus Österreich

In der Online-Redaktion von Kirchen- und Katholikentagen arbeiten wir seit vielen Jahren mit einer Medienschule aus Innsbruck zusammen. Bis vor einigen Jahren war die Tatsache, dass ein Teil der Redaktions-Mannschaft aus einem anderen Land kommt, eigentlich kein Problem, doch als es irgendwann normal wurde, das jeder Mensch ein Handy besitzt und sich die Erreichbarkeitserwartungen gesamtgesellschaftlich angepasst hatten, fiel plötzlich auf, dass man die Innsbrucker Studis aus Roaming-Gründen quasi nicht erreichen konnte, wenn sie zur Berichterstattung unterwegs waren.

Die erste Lösung seit 2011 war dafür, jedem ein einfaches Handy zu leihen. Doch seit die Onlineredaktion auch Social-Media-Kanäle bespielt, reicht auch das nicht mehr. 2014 und 2015 sind wir noch mit einem einzelnen Leih-Smartphone für das Social-Media-Team des Tages ausgekommen, aber dieses Jahr wagen wir endlich den entscheidenden Schritt: Am Tag vor Beginn der Redaktion kauft der mitgereiste Betreuer der Schule zehn Prepaid-SIM-Karten, registriert sie alle auf seinen Namen und verteilt sie an seine Studis,

die sie in ihre privaten Smartphones stecken. Die 1,5 GB Datenvolumen pro Karte reichen für die Woche und auch sonst gibt es keine Komplikationen. Anrufen will ja eh niemand, kommuniziert wird per “Whatsapp-Gruppn”.

Allerdings wird schon geplant, im nächsten Jahr eher auf Hotspot-Router zu setzen. So kann jeder seine Ursprungs-SIM im Handy behalten und mehrere Studis können im Zweifelsfall über die gleiche SIM ins Netz gehen.

Alexander Matzkeit

29.05.2016

Kartentelefon 2.0

Das Telefonhäuschen vor unserem Haus hat ein Update erfahren: Am unteren Teil des Geräts, in der Ausbuchtung, die zuvor einen Kartenschlitz beherbergte (der vermutlich weiterhin dahinter existiert), wurde ein Kartenlesefach installiert. Dort hinein kann man Bargeldkarten legen, von denen dann das Telefongespräch bezahlt wird.

Die beiden in ganz Korea gängigen Formate, CashBee und T-Money, werden unterstützt. Diese dienen ansonsten vor allem zum Bus- und U-Bahnfahren, sind aber auch für kleinere Einkäufe brauchbar. Ich selbst benutze dafür meine Bankkarte, habe nur ein, zwei T-Money-Karten (die immer wieder aufgeladen werden müssen) für Besucher.

Ich habe noch nicht ausprobiert, wie die Karte beim Telefonieren reagiert, insbesondere was passiert, wenn man sie während des Gesprächs aus dem Lesefach entfernt. Ich vermute, dass das Geld kontinuierlich abgebucht wird und beim Herausziehen das Gespräch abrupt endet.

Die Aufschrift des Faches besagt jedenfalls:
Wichtige Hinweise zur Benutzung von Verkehrskarten:
– Die Karte bitte bis zum Abschluss des Vorganges liegenlassen
– Dann aber nicht vergessen sie mitzunehmen

Jan Creutzenberg

29. Mai 2016

Selbstgebastelte Notizzettel

Er habe ja keine Notizen-App auf seinem Handy, sagt K., 13, und scrollt durch seine Apps. “Ich bin sehr zufrieden mit Google Keep”, sage ich in der Annahme, er wünsche sich Beratung, “es funktioniert auch offline, synchronisiert sich zwischen mehreren Geräten und ist schön bunt.”

Aber er will gar nichts installieren, sondern mir einen Trick zeigen, für den man das Handy auf den Tisch legt und mit der Kamera auf der Rückseite ein schwarzes Bild aufnimmt. Noch erkenne ich den Zusammenhang zum Notizenthema nicht, aber: Das schwarze Bild wird dann in Skitch geöffnet, wo man es jetzt als Notizzettel verwenden kann.

1. Korrektur: Wie meistens, wenn ich so was behaupte, geht es doch. Danke an Molinarius für den Hinweis!

“O-kay”, sage ich, warum nicht, ich habe auch schon zu Lösungen von ähnlicher Umständlichkeit gegriffen. Später bekomme ich noch Notizen zu sehen, die schematische Zeichnungen enthalten, und da leuchtet es mir dann eher ein, denn das kann Google Keep nicht[1].

Das Material für die Notizen stammt aus Fotos von Unterrichtsaufzeichnungen auf kariertem Papier, die K. von einem Freund via WhatsApp bekommen hat. So habe er den Ordner nicht mit auf die Reise nehmen müssen. Allerdings seien die Fotos empörend unscharf.

Kathrin Passig

Ende Mai 2016

Zustand meiner Meinung über Snapchat nach erfolgter Aufklärung

Auf der TINCON habe ich Snapchat zum ersten Mal so erklärt bekommen, dass es mir eingeleuchtet hat. (Das Video davon gibt es zwar bei YouTube, aber “Unfortunately, this video is not available in your country because it could contain music from UMG, for which we could not agree on conditions of use with GEMA. Sorry about that.” Die Erklärung für das Problem steht hier.)

Es ist also eine Art Kreuzung aus Twitter und einem Imageboard, ich wusste nur bisher nicht, dass man damit auch was Unterhaltsames machen kann. Alle Beispiele, die ich bisher kannte, waren langweilige Fotos von Leuten, die mit ebenso langweiligen Cliparts verziert waren. Aber so reden andere Leute natürlich über Twitter, der Reiz ergibt sich aus dem Kontext, und das, was man selbst für ein überzeugendes Beispiel hält, lässt das mit dem Medium unvertraute Publikum kalt.

Ich möchte Snapchat trotzdem nicht nutzen, weil ich Archive mag. Das Techniktagebuch beruht in mittelgroßen Teilen darauf, dass ich Textarchive habe, die bis in die frühen 90er Jahre zurückreichen. Ich verstehe, warum für

manche Leute oder manche Zwecke Flüchtigkeit ein attraktives Argument ist, aber wie soll ich künftige Techniktagebücher mit Flüchtigem befüllen? (Ich wurde über diverse Tricks mit Screenshots aufgeklärt, aber ich brauche Archive, die sich von selbst anlegen, alles andere ist mir viel zu umständlich.)

Ich weiß, dass ich diesen Beitrag wahrscheinlich schon bald als Beispiel meiner Ahnungslosigkeit im Angesicht des Neuen zitieren werde, so wie den über meine erste Begegnung mit Facebook oder dem Internet.

Kathrin Passig

Mai 2016

Neue Superkraft: Ich scanne ein Virus!

Einen schönen Aspekt des Techniktagebuchs finde ich, dass man quasi live mitlesen kann in welchen Bereichen ihres Lebens die Autoren besonderen Wert auf zukunftsweisende Technik legen – Zahlungsverkehr, Ticketbuchung, Medienkonsum, usw. – und was sie dabei so an Erfolgen und Rückschlägen erleben.

Ich persönlich strebe ja sehr danach, im Alltag möglichst ohne unnötiges Papier auszukommen. Und es dabei vor allem zu vermeiden, Daten, die mir von einem Computer ausgedruckt wurden, von Hand in einen anderen Computer einzugeben.

Als kleines Stück Brückentechnologie auf diesem steinigen Weg dient mir eine App meiner Bank, mit der man vorgedruckte Überweisungsträger mit dem iPhone “scannen” – also abfotografieren – kann. Als Ergebnis erhält man einen vorausgefüllten Überweisungauftrag für das Online-Banking. Das klappt auch einigermaßen.

o2-de+
09:18
95 %
Neues Dokument
Was möchten Sie begleichen?
R
XX,XX
Rechnung/
A4 Überweisungsträger
Ü
XX,XX
Überweisungsträger

Heute allerdings überrascht mich die App nach dem Scanvorgang mit folgender Fehlermeldung:

Ich verfüge über genügend technische Kenntnisse, um mir einigermaßen zusammenreimen zu können, was hier passiert. Die Aufnahme wird an einen Server geschickt, der die Texterkennung erledigt, mit der Kontonummer, Überweisungsbetrag, Betreff, usw. aus dem aufgenommenen Bild ermittelt werden.

Da über diesen Server die Transaktionsdaten zahlreicher Bankkunden laufen, sind seine Betreiber vermutlich einigermaßen paranoid. Sie haben also einen Virenscanner installiert, der alle eingehenden Daten überprüft. Die bestehen in diesem Fall natürlich nur aus einem Foto meiner Überweisung. Aber es hat schon diverse Fälle gegeben, in denen Bilddaten tatsächlich als Einfallstor für Schadcode dienten.

Und bekanntermaßen schlagen Virenscanner gern mal falschen Alarm – ungefähr so wie ein übereifriges Immunsystem, das auch Gräserpollen oder Haselnussproteine für gefährliche Eindringlinge hält.

Amüsant ist an dieser Stelle allerdings, dass das vermeintlich gefährliche Bild direkt aus der App der Bank stammt. Und natürlich die Tatsache, dass diese Fehlermeldung mir im Klartext auf dem iPhone angezeigt wird.

Ich habe noch ein wenig herumprobiert, ob ich den Effekt reproduzieren kann. Aber es blieb bei diesen einmaligen Moment. Also wohl doch keine neue Superkraft. Ich hätte ja auch gar nicht gewusst, was genau mein Virus auf dem Server getan hätte und wie ich die Bank damit hätte erpressen können.

Virtualista

Mai 2016

Kurzbericht Budapest

Stromversorgung: Problemlos – Netzspannung und Steckerformen entsprechen den deutschen.

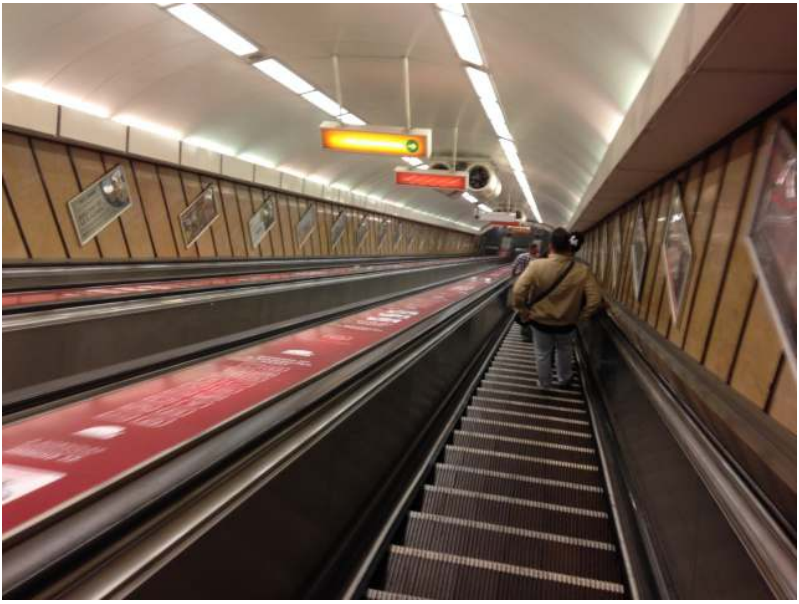
Taxi vom Flughafen in die Stadt: Muss an einem Kiosk gebucht werden, dafür danach kein Schlangestehen. Normales mitteleuropäisches Verkehrschaos.

Kommunikation: Touristische Hauptstadt eines kleinen Landes mit sehr eigener Sprache. Folglich funktioniert Englisch, gelegentlich auch Deutsch.

Zahlungsmittel: Landeswährung Forint. Gängige Kreditkarten werden flächendeckend akzeptiert (Taxi, Supermarkt, Restaurant, Fahrkartenautomat). Euros auch gelegentlich auf Nachfrage. In der Innenstadt reichlich Geldautomaten. Dazu viele kleine Läden mit langen Öffnungszeiten.

Öffentlicher Nahverkehr: Tram und U-Bahn zu moderaten Preisen. Fahrkarten können – ähnlich wie in Berlin – an Automaten oder Schaltern gekauft werden und sind vor Fahrtantritt abzustempeln. Grimmig blickendes Kontrollpersonal steht gern gleich am Zugang zum Bahnsteig. Keine Anzeichen für digitale Ticketlösung gesehen. Metro-Stationen sind vergleichsweise dezent beschildert.

In den Metro-Stationen hängen noch Münzfernsprecher der Telekom. Rolltreppen, die in langen Röhren in die Tiefe führen, erinnern an London. Werbeschilder entlang dieser Rolltreppen hängen teils waagerecht und teils parallel zur Röhre. Wir debattieren, was stärkere Gleichgewichtsprobleme verursacht.



Netz: Auf der Straße keine Anzeichen von freiem WLAN bemerkt. 3G Netz Abdeckung und Qualität normal. In Hotel 1 – Kategorie Boutique – WLAN Passwort ungefragt mit der Schlüsselkarte erhalten. Stichprobe ergibt 15 MBit/s Download, 2 Upload, Ping 7 ms. In Hotel 2 – Kategorie vier Sterne – im Foyer, im Zimmer und in den Tagungsräumen WLAN ohne Passwort mit 6 MBit/s Download, 3 Upload, Ping 18 ms.

Flughafen: Zwei Stunden kostenloses WLAN mit Registrierungsseite, im Wartebereich wenig Steckdosen. Wir verwenden selbst ausgedruckte Bordkarten, aber Check-In per Smartphone wäre problemlos möglich gewesen.

Bemerkenswert: Telefon auf dem Klo in der Nobelherberge.

Virtualista

Mai 2016

Fernsehen, was ist das eigentlich?

Meine mir weitgehend unbekannten Gesprächspartner reden vom Fernsehen wie von einem Thema, das sie sehr beschäftigt. Das überrascht mich, weil sie jünger sind als ich, und ich ja schon nicht fernsehe. Ich frage nach. Die anderen sind noch überraschter, dass ich nicht fernsehe. Keine Serien?, fragen sie. Doch, Serien natürlich schon. Aber ich wäre nicht auf die Idee gekommen, das Fernsehen zu nennen. Es findet auf meinem Laptop statt und ich bestimme die Zeit selbst. Ich nenne es “Filme anschauen”, “Serien anschauen” oder vielleicht “Streaming”, wenn Abgrenzungsbedarf besteht. Aha, sagen die anderen, sie tun dasselbe, aber auf einem Fernseher und nennen es deshalb Fernsehen. Es handelt sich um einen größeren Bildschirm, der nur dafür genutzt wird.

Kathrin Passig

Mai 2016

Balearische Bredouillen

Mallorca soll ja auch ganz ruhige Ecken haben, wie der Volksmund seit circa 10.000 Jahren nicht müde wird zu behaupten. Beim ersten Urlaub auf besagter Insel müssen wir dem Volksmund binnen Stunden voll und ganz recht geben. Schafe, Ziegen, Olivenbäume, Vogelgezwitscher, Einsamkeit, ein plätscherndes Bächlein, eine Finca, die nur per Geländewagen oder einstündigem Fußmarsch ereichbar ist. Während ebendieses einstündigen Fußmarsches durch die Olivenhaine frage ich mich mehrmals, warum ich eigentlich für einen gerade mal fünftägigen Urlaub das Macbook eingepackt habe, um es jetzt im Rucksack durch balearische Idyllen zu schleppen.

Tag 2, Wanderung an der Steilküste, azurblaues Meer, Nadelbäume, pittoresk zerbröckelte Natursteinmauern, die Idylle kennt kein Ende. Beim Instagrammen entdecke ich: 3 Anrufe in Abwesenheit und eine SMS des Chefredakteurs, bitte sofort um Rückruf. Oje, vermutlich ist irgendein Architekt gestorben und es gibt akuten Nachrufbedarf? Ich rufe zurück. Nein, so der Chefredakteur, bei einem Wiener Architekturstreit habe sich wieder mal eine neue Wendung ergeben, die eines Kommentars bedürfe, bitte bis überübermorgen in der Früh schicken, exakt soundsoviel Anschläge, geht das? Ja, geht. Ist ja noch genug Zeit. Wie klug und vorausschauend von mir, das Macbook durch die Olivenhaine geschleppt zu haben! Nur ein Telefoninterview ist dafür nötig, das wird sich aber irgendwann am Ende der Wanderung unterbringen lassen.

Eine Stunde später ereignen sich auf der idyllischen Aussichtsterrasse eines idyllischen Aussichtsrestaurants zeitgleich folgende Dinge: 1. Besagter Interviewpartner ruft mich an. 2. Ich zerre mein Notizbuch aus dem Rucksack, um mitzuschreiben. 3. Der bestellte Fisch wird serviert. 4. Es beginnt zu regnen und tropft auf mein Notizbuch (und auf den Fisch). 5. Am Nebentisch beginnt eine Großgruppe britischer Rentner, lauthals britisches Liedgut zu grölen. Irgendwie gelingt es dann doch, das halbstündige Interview halbwegs lesbar hinzukritzeln, der Regen hört auf, und der Fisch ist beim Essen auch noch warm. Der Gatte rollt amüsiert die Augen.

Tag 4, wir sind in eine Zweitfinca direkt an der Küste weitergezogen, winziges einsames Häuschen, Ausblick aufs Meer, noch mehr Vogelgezwitscher, und noch dazu tadelloses WLAN. Verbringen wir also erstmal den Tag unten am Meer, am Abend kann ich ja dann schnell den Kommentar schreiben und mit dem tadellosen WLAN nach Wien schicken.

Später Nachmittag, mittelmeergestählt zurück im Häuschen, in den Liegestuhl auf der Terrasse, Kabel durchs Fenster, Laptop aufklappen, es kann losgehen. Eitel rühme ich mich kurz selbst dieser elitären Telearbeitssituation wie aus einer Telearbeitsfernsehdoku. Jedoch. Der Laptop lädt nicht, und hat nur 5 % Akku, weil ich vergessen hatte, ihn vor dem Baden aufzuladen. Das tadellose WLAN ist plötzlich nicht auffindbar. Auch Licht und Kühlschrank

sind aus, es gibt überhaupt keinen Strom. Leichter Anflug von Unruhe. Ich rufe auf dem Handy die Finca-Señora an. Nein, es gebe auf der ganzen Finca gerade keinen Strom. Man wisse halt auch nicht. Stärkerer Anflug von Unruhe. Ich fotografiere das Word-Dokument, in dem ich mir Stichworte für den Artikel notiert habe, vom Laptop ab. Zur Not muss ich den Kommentar blind im Dunklen von Hand ins Notizbuch schreiben, und dabei auch noch die genaue Buchstabenanzahl mitzählen, aber wie ihn dann nach Wien bekommen? Als SMS? Telefonisch diktieren? Draußen idyllt es immer massiver vor sich hin, die Sonne macht fotogene Dinge mit den Olivenhainen und dem Horizont, ich zetere mit dunklen Comicwölkchen über dem Kopf vor mich hin.

Gut, gehen wir eben ins Dorf hinunter, dort gibt es sicher Strom, und irgendein Hotel-WLAN, das man anzapfen kann. Im Café im Ort ist es verdächtig dunkel, tja, sagt der Wirt fröhlich, Stromausfall im ganzen Dorf. Man wisse halt auch nicht. Es sei Pfingstsonntag, das könne schon dauern. Massiver Anflug von Unruhe.

Also dann halt mit dem Mietauto in den Nachbarort, um dortige Hotel-WLANs aufzusuchen? Ah, haha, nein, das würde nichts bringen, sagt der Wirt, er habe soeben erfahren, der Stromausfall betreffe die gesamte Nordwestküste Mallorcas. Unruhe wird zu leichter Panik. Der Text muss morgen sehr früh in Wien sein, und geht dann auch gleich in Druck.

Was macht man also in solchen Krisensituationen? Man geht erst mal essen. Das ausgezeichnete Restaurant hat irgendeinen Notstrom in der Küche und fabriziert ausgezeichnete Dinge damit, die ich allerdings nicht wirklich genießen kann.

Nach dem zweiten Beruhigungsbier verkündet die Restaurant-Señora fröhlich, der Strom sei jetzt wieder da, wir eilen nach Hause, alles funktioniert, ich schreibe den Kommentar, schicke ihn nach Wien und schwöre mir, nie wieder an idyllischen Steilküsten Schreibaufträge anzunehmen.

Sonne aus, Strom wieder an.

Maik Novotny

November 2015 und Mai 2016

Erst ändert sich dreißig Jahre lang nicht viel, aber dann geht es ganz schnell

Im November 2015 rede ich bei der Tübinger Poetikdozentur unter dem aus dem Techniktagebuch entliehenen Titel “Heute einmal mit Maschine” über die Zusammenarbeit mit Maschinen beim Erzeugen von Texten. Ich erkläre Markow-Ketten, wie ich ihnen zuerst Mitte der 1980er Jahre in “A progress report on the fine art of turning literature into drivel” von Brian Hayes be-

gegnet bin, und ich erkläre die Erzeugung von Zufallstext aus vorgegebenen Textbausteinen, wie man sie im Deutschen Literaturarchiv Marbach auf dem Weg zu den Toiletten in Form von Hans Magnus Enzensbergers "Landsberger Poesieautomat" besichtigen kann. "An diesen zwei Verfahren zur Erzeugung von Zufallstexten hat sich bis heute eigentlich nicht viel geändert", sage ich.

In den nächsten Monaten merke ich, dass das nicht stimmt. Überall ist die Rede von computergenerierten Texten, die weder auf die eine noch auf die andere Art, sondern unter Zuhilfenahme von *neural networks* erzeugt wurden. Im Mai 2016 stellt Google einen Gedichtgenerator vor (Bericht im Guardian / Bericht in Wired), und spätestens jetzt ist unübersehbar, dass ich die Tübinger fehlinformiert habe. "Aber wie kann das sein?", sage ich zu A., der sich mit dem Thema auskennt, "Ich habe genau diese Frage vorher noch mal recherchiert, weil ich selber überrascht war, dass sich in dreißig Jahren so wenig Grundsätzliches verändert hat." "Du kannst nichts dafür", sagt A., "das gab es letzten Herbst noch nicht."

Die Buchfassung des Vortrags ergänze ich um eine Fußnote.

Kathrin Passig

2010–2016

Sechs Jahre Nachdenken über Vortragstechnik

Wenn ich in den Jahren 2010 bis 2014 im Zug zum Veranstaltungsort noch an meinem Vortrag arbeiten will, kopiere ich ihn zu Hause aus Google Docs in ein Pages-Dokument. Im Zug habe ich kein Internet, und wie der Offlinemodus von Google Docs funktioniert, finde ich erst im Mai 2014 heraus.

2013 kaufe ich ein iPad mini, um meine Vortragsnotizen darauf betrachten zu können. Bis dahin habe ich sie ausgedruckt mit auf die Bühne gebracht, das kommt mir 2016 beim Aufschreiben dieses Beitrags absurd vor. Aber schon 2014 schreibe ich ins Techniktagebuch: "Seit ich herausgefunden habe, dass für Vortragsnotizen auch das Handy reicht, brauche ich das iPad

eigentlich gar nicht mehr.” 2016 ist jede Erinnerung an diese Handytechnik aus meinem Gedächtnis getilgt, öfter als ein oder zwei Mal kann ich das kaum gemacht haben.

Schon einige Zeit vorher bin ich von der Verwendung der “Speaker Notes” abgekommen, denn um die auf der Bühne sehen zu können, braucht man zwei unterschiedliche Ansichten, eine auf dem Rechner vor sich und eine auf der Leinwand fürs Publikum. Auch wenn manche Leute blasiert behaupten, das sei doch kein Problem, gibt es meiner Meinung nach keine Methode, es zuverlässig im Vorfeld so vorzubereiten, dass es auf der Bühne reibungslos klappt. Man kann den Vorgang nicht zu Hause testen, denn dazu muss ein Beamer angeschlossen sein. Manchmal geht es gut, aber gerade in Situationen mit schnellem Rednerwechsel und knapp kalkulierter Zeit funktioniert gerne mal gar nichts. Ich habe dafür keine Erklärung.

Irgendwann im Laufe des Jahres 2015 höre ich damit auf, Notizen in gleich welchem Format mit auf die Bühne zu bringen und merke mir stattdessen den Ablauf des Vortrags mit der Loci-Methode. Dadurch wird alles viel einfacher.

Eine Weile exportiere ich meine Slides aus Keynote in ein PDF, wenn sie nichts Bewegtes enthalten und sich die Veranstalter wünschen, dass ich einen bereits auf der Bühne aufgebauten Rechner verwende. Bis ich dann auf der re:publica 2013 merke, dass dabei gar nicht zuverlässig alle verwendeten Schriften mit exportiert werden (warum auch immer). Danach bringe ich immer mein eigenes Macbook mit auf die Bühne. Den benötigten Adapter habe ich vorsichtshalber immer dabei, auch an vortragslosen Tagen und im Urlaub.

Außerdem war es sowieso meistens schwierig, die Präsentation via USB-Stick auf den Bühnenrechner zu bekommen, weil am Mac formatierte Sticks von PCs nicht gelesen werden können und umgekehrt. Ich weiß, dass es da irgendeine Lösung gibt, aber ein korrekt formatierter Stick war in solchen Situationen bisher nie zur Hand. Auch dieses Problem entfällt, wenn man beim eigenen Rechner bleibt.

2014 oder 2015 finde ich heraus, wie man Videos in beliebigen Formaten aus dem Netz extrahieren und in Keynote-Präsentationen einbetten kann, indem man sie mit der “Screen Recording”-Funktion von Quicktime vom Display aufzeichnet. Ob das auch mit Ton ginge, weiß ich nicht, aber ich meide Videos mit Ton sowieso, denn sie funktionieren bei anderen Rednern nur sehr selten und verursachen viel Not und Konfusion. (Tipp für Leute, die nicht auf mich hören und Videos mit Ton verwenden wollen: Im Notfall kann man immer das Handmikro oder Headset an den Lautsprecher des Bühnenrechners halten.)

Vorangegangen ist langes Gebastel mit dem Kabel: Der Ton war zwar vorhanden, aber leider nur ein Kanal, während auf dem zweiten Kanal Wichtiges geschah. Jetzt hält die Moderatorin das Mikrofon eines kabellosen Headsets an den Lautsprecher des Laptops und wir hören alles Nötige.

Im Mai 2016 entdecke ich neue Vorteile von Google Slides, das ich bisher nur sporadisch für gemeinsam erstellte Vorträge verwendet habe (zum Beispiel für den re:publica-Vortrag 2014 mit Anne Schüßler). Man kann da-

mit den Vortrag zur gewünschten Zeit bequem beim Bühnentechniker abliefern (durch Eingeben der verkürzten URL im Browser des Bühnenrechners), und dann bis kurz vor dem Auftritt vom eigenen Rechner aus noch mal neue Slides einbauen oder die Schriftart vergrößern, weil man inzwischen erkannt hat, dass die Leinwand winzig ist oder das Publikum mehr Erklärungen braucht. Wenn mehrere Redner in kurzen Abständen sprechen sollen und ständiger Bühnenrechnerwechsel daher unerwünscht ist, ist Google Slides im Moment meine bevorzugte Lösung.

Allerdings braucht man dann wiederum Internet oder wenigstens Handyempfang am Veranstaltungsort. Das gibt es in letzter Zeit häufiger, aber verlassen kann man sich darauf weiterhin keineswegs. Je hochkultureller der Ort, desto nichtvorhandener das Internet, auch wenn das Thema der Veranstaltung noch so oft das Wort "Digitalisierung" enthält. An solchen Orten geht nur die Offlineversion von Google Slides, aber dann wieder nur vom eigenen Rechner.

Hat man Internet und ein Publikum, das Geräte mitbringt, dann kann man bei Google Slides auch während des Vortrags Fragen einschicken lassen, das würde ich sehr gern mal ausprobieren. Leider hat es den Nachteil, dass ich diese Fragen nur in der "Speaker Notes"-Ansicht sehen könnte, und um die zu sehen, braucht man wieder die zwei verschiedenen Displays, siehe oben.

Bei jedem Vortrag entdecke ich neue Möglichkeiten des menschlichen und technischen Versagens. Beispiele aus den letzten Monaten: Der Presenter (das Weiterklickgerät) funktioniert nur nach komplettem Neustart des Rechners. Auf diese Lösung komme ich aber erst später und muss deshalb während des Vortrags immer wieder zum Rechner laufen und die Pfeiltasten verwenden. Ich vergesse Presenter und Beamer-Adapter im Hotel, die Pfeiltasten auf der Tastatur funktionieren nicht und ich muss das Touchpad benutzen. (Da meine Vorredner dasselbe Problem haben, vermute ich, es hat irgendwie mit dem verwendeten Beameranschlusskabel zu tun.) Ich kann das in die Google-Slides-Präsentation eingebaute YouTube-Video – obwohl es vorher natürlich einwandfrei funktioniert hat – während des Vortrags nicht

mit dem Presenter und nicht mit den Pfeiltasten, sondern nur mit dem Touchpad starten und danach mit keiner dieser drei Methoden, sondern nur via Slides-Verzeichnis zur nächsten Slide weitergehen.

Das beunruhigt mich alles weniger als früher, denn bei knapp 100 Prozent aller Vorträge, die ich von anderen Leuten sehe, ist es genauso.

Kathrin Passig

Mai 2016

Out of time: Ahnungslos im In- und Ausland

Während meines Aufenthalts in Polen bekomme ich eine SMS. Von meiner Bank?! Dann fällt mir ein, dass ich den ›SMS-Info-Service‹ aktiviert habe: Ich bekomme eine SMS, wenn meine Kreditkarte in einem anderen Land als zuvor verwendet wird, wenn ich mehr als 200 Euro aus- oder eine falsche PIN eingebe. Zwei der drei Bedingungen treten ein, während ich in Polen bin: Länderwechsel sowieso und die PIN meiner Kreditkarte habe ich noch nie auswendig gewusst. Die SMS treffen jeweils Sekunden nach der erfolgreichen bzw. -losen Zahlung ein. Aus unklaren Gründen wird der Info-Service nur für die Kreditkarte, nicht aber für die Girocard (geb. EC-Karte) angeboten. Nach drei SMS versiegen die Mitteilungen von meiner Bank wieder. Ich bin immer noch in Polen und habe die PIN inzwischen nachgesehen. Die Benachrichtigungen vergesse ich wieder. Filed under foreign affairs.

Am Tag meiner Rückkehr nach Deutschland gehe ich einkaufen und zahle kontaktlos mit Kreditkarte – wie immer bei dem einen Supermarkt in der Nähe, denn meine Girocard kann kein NFC. Als ich beim Verlassen des Supermarkts auf mein Handy schaue, habe ich eine SMS. Von meiner Bank?! Ach so, zurück nach Deutschland ist ja auch ein Länderwechsel. Anders als die drei SMS davor bringt mich diese zum Nachdenken: Der Laden erfährt sofort, dass ich erfolgreich bezahlt habe. Auch meine Bank bekommt sofort die Information, dass ich etwas mit Karte bezahlt habe. Aber komischerweise

taucht dieselbe Transaktion erst Stunden oder Tage später in meiner Kontoübersicht auf. Nur wenn ich zufällig mit einer bestimmten Karte erstmals im Ausland zahle oder einen bestimmten Betrag überschreite, werde ich darüber auch sofort benachrichtigt. Warum eigentlich?

Am nächsten Tag eröffne ich ein Konto bei Number26, einer Bank, die etwas großspurig behauptet, »Europas modernstes Girokonto« anzubieten. Fakt ist, dass sie zwei Sachen verspricht, die meine bisherige Bank nicht kann (oder mir das andernfalls verschweigt): erstens eine Girocard mit NFC; zweitens eine sofortige Benachrichtigung über alle Transaktionen mit jeglichen Karten – und zwar freundlicherweise auf einem übersichtlicheren Weg als per SMS. Als eine Woche nach Kontoeröffnung alle Karten eingetroffen sind, bezahle ich erstmals mit der neuen Girocard. Und tatsächlich: Sekunden, nachdem ich die Karte an das Lesegerät gehalten habe, bekomme ich eine Push-Nachricht in der Number26-App und das Geld ist von meinem Konto runter. Die Bezahlung wurde auch automatisch in die richtige Kategorie eingeordnet: Lebensmittel. Brötchen, um genau zu sein.

Christopher Bergmann

1997–2016

20 Jahre Vortragen

Meine ersten Vorträge hielt ich mit bedruckten Folien, die auf einen Projektor gelegt wurden. Damals war ich Student oder zumindest tat ich so. Die Folien erstellte ich in Word als Textdokument, druckte sie erst auf Papier aus, und wenn ich sicher war, dass alles stimmte, schickte ich sie zum Foliendrucker, der ganz woanders war. Notfalls konnte man später noch mit Folienschreiber Probleme beheben. Wenn der Projektor explodierte, fiel der Vortrag aus (wahre Geschichte).

Im Jahr 2001 oder 2002 stieg ich auf Powerpoint um, in meiner Erinnerung weder zu früh noch zu spät. Damals war ich Doktorand oder zumindest tat ich so. Meine ersten Präsentationen waren grauenvoll überfüllt. Im Laufe der Jahre wurden die Slides immer minimalistischer. (Heute muss manchmal auch ein Wort reichen.) Die diversen Versionen von Powerpoint sorgten für heilloses Chaos bei den Schriftarten. Ich nahm den Vortrag auf CD gebrannt mit zu den Tagungen oder schickte ihn vorher per Email. Wenn der Computer nicht funktionierte, holte ich die Folien heraus, die ich immer noch als Backup dabei hatte, und schaltete den Projektor ein (wahre Geschichte).

Etwa im Jahr 2006 stieg ich auf Mac und Keynote um, viel zu spät. Damals war ich Postdoc, jetzt aber wirklich. Keynote hat den Vorteil, dass ich viel weniger umstellen muss, damit es erträglich aussieht, jedenfalls kommt es mir so vor. Meistens exportiere ich die Präsentation als PDF, das ich dann auf dem Laptop und auf mehreren USB-Sticks mit zum Vortragsort nehme. Falls das alles schiefgeht, liegt das PDF immer noch auf dem Webserver zu Hause, so dass ich es notfalls dort abholen kann. Manchmal frage ich mich, ob man wirklich so viele Backups braucht. Folien verwende ich jetzt übrigens nicht mehr, weil sowieso niemand mehr Projektoren hat.

Seit zwei Jahren arbeite ich zunehmend mit Google Slides. Der Vortrag läuft dann entweder offline vom Google Drive auf dem eigenen Laptop oder online auf irgendeinem Rechner oder, falls Google kollabiert, eben doch vom PDF, das ich natürlich immer noch vorher erzeuge. Einziger Nachteil: Die Fernbedienung spricht nicht mit dem Google Drive, bzw. kenne ich keine, die das kann[1]. Vorteile: Zu viele, um sie alle aufzuzählen.

Mittlerweile kann ich auch ohne Slides oder Folien vortragen, völlig nackt, nur mit Whiteboard, wie nach der Apokalypse. Die Vorbereitung geht deutlich schneller. Alle komplizierten Sachen (Formeln, Zitate) schreibe ich vor, damit ich dann am Whiteboard nicht mehr nachdenken muss. Whiteboard-

1. Anm. d. Red.: Wohl kein allgemeines Problem, bei anderen Leuten geht es.

Präsentationen sind endloser Spaß, weil man sich viel mehr bewegt und keine Chance hat, steif herumzustehen. Außerdem muss man ab und zu die Tafel wischen und kann dabei die Klappe halten.

Ich habe meines Wissens noch nie Notizen bei Vorträgen verwendet. Ganz selten schreibe ich den Vortrag als Text auf, um dann aber am Ende doch etwas ganz anderes zu sagen. Kurze Vorträge bis etwa 20 Minuten übe ich immer noch durchschnittlich zehnmal, insbesondere, wenn es ein strenges Zeitlimit gibt. Längere Vorträge zerhacke ich in kurze Vorträge, die ich dann auch zehnmal üben kann. Der erste Durchlauf findet vor dem Rechner statt. Danach übe ich am liebsten beim Herumlaufen am Meer. Kormorane sind sehr gute Zuhörer. Vorlesungen sind anders, da teste ich nur kurz und hoffe dann das Beste.

Aleks Scholz

2. Juni 2016

Ich bekomme ein Buch geschenkt

Eine Autorin lässt mir durch ihren Verlag einen Downloadlink zu ihrem gerade erschienenen Buch zukommen: “Bitte rechts oben auf „Gutschein einlösen“ klicken und folgenden Gutschein-Code eingeben: BX-ZEBKALPW7D-KU”.

So verläuft der Weg zum Buch:

1. Ich folge dem Link und klicke rechts oben auf “Gutschein einlösen”.
2. Ich gebe meinen Gutschein-Code ein.
3. Ich gelange zum Warenkorb und wähle dort “Zur Kasse gehen”.
4. Ich werde aufgefordert, mich einzuloggen. Wer kein Login hat, muss sich “unverbindlich registrieren”: “Sie möchten bequem einkaufen? Hier erhalten Sie Ihr persönliches Konto. Ihre Registrierung ist ko-

stenlos und unverbindlich." Eigentlich möchte ich ja gern bequem einkaufen und mich deshalb *nicht* registrieren, aber die Option wird nicht angeboten.

5. Ich gebe meinen Namen ein. Ich gebe meine Mailadresse ein. Ich gebe meine Mailadresse aus Sicherheitsgründen noch mal ein. Ich gebe ein Passwort ein. Ich gebe mein Passwort aus Sicherheitsgründen noch mal ein. Ich entferne das Häkchen bei "Ja, ich möchte über aktuelle Preisreduktionen und Angebote informiert werden." Ich setze das Häkchen bei "Ja, ich habe die AGB's und die Datenschutzerklärung gelesen und akzeptiert."

6. "Das Passwort muss zwischen 8 und 20 Zeichen lang sein. Es muss 2 der folgenden Elemente enthalten: Kleinbuchstabe, Großbuchstabe, Zahl." Ich gebe mein neues, besseres Passwort ein. Ich gebe mein neues, besseres Passwort aus Sicherheitsgründen noch mal ein.

7. "Ihnen wird per E-Mail ein Aktivierungscode zugeschickt. Diesen Code geben Sie bitte hier ein, um Ihre Anmeldung zu bestätigen. Bitte stellen Sie sicher, dass die Mail bei Ihnen nicht als Spam behandelt wird."

8. Ich warte auf die Mail mit dem Bestätigungscode.

9. Ich folge dem Link in der Mail und werde wiedererkannt: Mein Buch liegt noch im Warenkorb. Ich klicke auf den Warenkorb.

10. Ich muss meine neuen Login-Daten eingeben.

11. *(Hier habe ich eventuell einen Schritt vergessen, aber noch mal mache ich das jetzt nicht.)*

12. "Ihre Bestellung wurde erfolgreich übermittelt. (...) Die Download-Links werden Ihnen nun auch per E-Mail zugeschickt. Wenn Sie möchten, können Sie aber auch direkt hier Ihre soeben gekauften eBooks herunterladen:" Download-Button mit dem Hinweis "Downloads pro eBook auf 11 begrenzt".

13. Ich erhalte das Buch im epub-Format.

Ich will nicht klagen, denn ich habe ein Buch geschenkt bekommen und musste nicht auf der Post Schlange stehen, um es abzuholen. Dass der Verlag bei so einem Vorgang meine Daten haben will, ist auch nachvollziehbar. Und doch halte ich eine Zukunft nicht für ausgeschlossen, in der ein noch besseres Verfahren existiert.

Kathrin Passig

2.6.2016

Erhellende Flatulenz

Ein Bekannter, der hier – wie vielleicht gleich nachvollziehbar – nicht genannt werden möchte, erzählte mir eben folgende Geschichte:

„An mein Bett ist seitlich ein Nachtschränkchen montiert. Darunter ist ein nach vorn offener Hohlraum. Da wohnen nicht nur einige Wollmäuse, sondern es liegt dort auch ein Dreifachstecker für Nachttischlampe und Wecker. Ein Stecker war frei. Dort habe ich nun ein Nachtlicht mit einem Bewegungsmelder hineingesteckt. So muss ich kein Licht einschalten, wenn ich nachts mal raus muss. Sobald ich einen Fuß aus dem Bett strecke, glimmt das kleine Lichtlein auf.

Kürzlich gab es zum Abend einen deftigen Bohneneintopf. Als ich so im Bett liege, rumort es in meinem Bauch. Ich liege auf der Seite, mit dem Gesicht dem Nachtschränkchen abgewandt und ziehe die Bettdecke etwas hoch, um einen kräftigen Darmwind ins Freie zu lassen, was ja wohl jeder in seinem privatesten Umfeld mal macht. Ich wundere mich ein bisschen über die frei gewordene Energie, aber mehr darüber, dass es unter dem Nachtschränkchen plötzlich hell wird.

Bei genauerer Betrachtung verfügt das Nachtlicht gar nicht über einen Bewegungsmelder, sondern über einen Wärmesensor. Der, angeregt durch meine Darmtätigkeit, gab dem Licht das Signal zum Einschalten.

Ich habe nun allerdings davon abgesehen, diese Technik zu verfeinern, sondern habe festgestellt, dass man auch mit einem kräftigen Lupfer der Bettdecke genügend Warmluft in Richtung Nachtlicht wabern lassen kann, so dass es sich einschaltet, ohne dass man den Fuß aus dem Bett zu strecken braucht.“

Markus Winninghoff

3. Juni 2016

Kontaktloser Check-in-Vorgang im Hotel! Ein noch nicht mal gehabter Traum wird wahr!

Das Hotel ersucht auf einem Schild darum, außerhalb der Öffnungszeiten der Rezeption den Check-in-Automaten zu benutzen. Die Rezeption sollte zwar noch geöffnet sein, ich kann sie aber nirgends finden. Deshalb teile ich dem Automaten über die Bildschirmtastatur meinen Nachnamen mit, ohne große Hoffnung auf Erfolg: Sicher muss man sich extra für die Automatenbenutzung registrieren, siebenmal erfolglos den Personalausweis scannen, nur um dann zu erfahren, dass man sich bitte innerhalb der Öffnungszeiten doch an die Rezeption wenden soll.

Der Automat aber will gar nichts weiter von mir wissen, zeigt Buchung und Zimmernummer an und spuckt wenige Sekunden später eine unbeschriftete weiße Plastikkarte sowie die Rechnung aus.

Der überraschend unbürokratische Automat

Kamen nicht zum Einsatz: Signatur-Pad, Trackball und Maustastentasten

Diese unerwartete und aus Unwissenheit noch nicht einmal herbeigesehnte Weltverbesserung macht mich sehr froh, denn ich bin so schlecht im Wohnen, dass ich mich beim Anblick prunkvoller Hotelrezeptionen immer unqualifiziert fühle. Mit prunkvoll meine ich alles, was kein Hostel ist. Sowie einige Hostels.

Eventuell muss man die ganze Zeit mit niemandem reden (außer vielleicht mit Putzrobotern, die frühmorgens die Tür aufreißen und “oh, Entschuldigung” sagen, wie das Hotelgesetz es befiehlt):

campuszwei
Check Out Box
Bei Abreise
bitte die
Schlüsselkarte
einwerfen.
Check
Out
Box

Im Zimmer gibt es außerdem ganz normales Internet, also passwortgeschütztes WLAN ohne die üblichen mehrstufigen Schikanen. Es funktioniert zwar nicht, weil das von Hand in die Informationsbroschüre hineingestempelte Passwort nicht stimmt, aber das wäre mir jetzt sowieso fast zu viel Fortschritt auf einmal gewesen.

Kathrin Passig

Seit November 2014 unregelmäßig wiederkehrend

Fernseher per App ausschalten

Unser Fernseher hat eine unangenehme Macke. Aus für mich nicht nachvollziehbaren (sprich: reproduzierbaren) Gründen schaltet er sich hin und wieder selber ein – die einzige Konstante dabei ist die Uhrzeit. Wenn er sich einschaltet, dann immer um 05:00 morgens. Also zu einer Zeit, in der ich verdammt noch mal ungestört schlafen möchte! Dabei springt er auch immer auf irgendein TV Programm, also einen Kanal, der auch mit einem Programm belegt ist, so dass er auch immer laut genug ist, mich zu wecken.[1]

Hinlaufen und den Fernseher ausschalten hat den Nachteil, dass ich davon so weit aufwache, dass ich nicht mehr einschlafen kann bis um 6:30 der Biowecker plärrt und sein Erdnussbutterbrot einfordert.

Also stehe ich nicht auf, sondern greife zum iPhone. Auf dem ist eine Remote App installiert, mit der ich den Fernsehers über unser Netzwerk fernsteuern kann. So kann ich den Fernseher mit wenigen Touches ausschalten und kann doch noch mal einschlafen.

Henning Grote

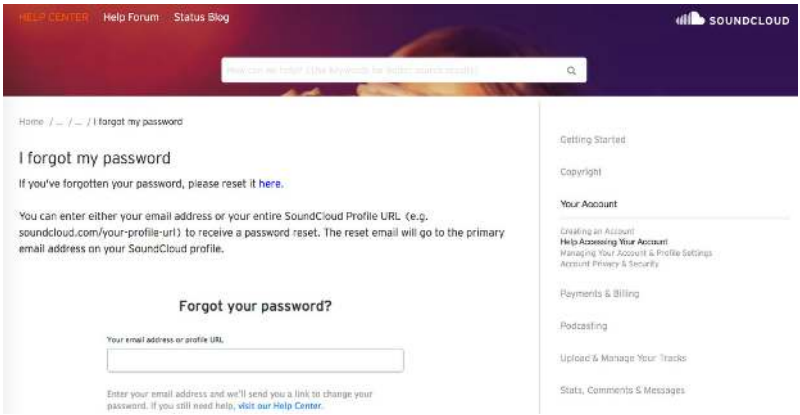
1. Das passiert auch, wenn am Abend vorher nur Netflix über die Amazon FireTV Box geschaut wurde und der Fernseher eigentlich auf HDMI geschaltet ist.

5.6.2016

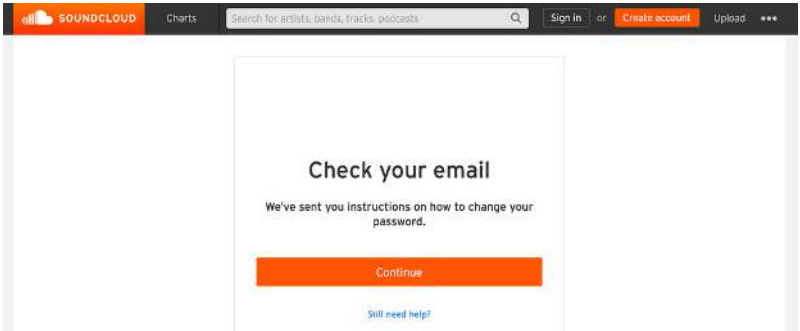
Probleme beim Einloggen? Für die Mail an den Support bitte einloggen

Am frühen Sommermorgen, so gegen vier Uhr, werde ich vom lauten Gezwitscher der Vögel wach, draußen in Brandenburg. Wenn ich schon wach bin, kann ich das morgendliche Konzert auch aufnehmen, das geht ja mit dem Smartphone. Und wenn ich es schon aufnehme, kann ich es ja auch gleich teilen... Vielleicht über meinen seit Jahren nicht mehr genutzten Soundcloud-Account?

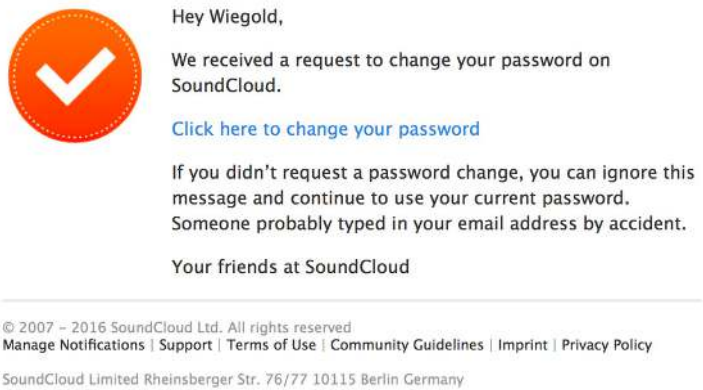
Dummerweise habe ich in den vergangenen fünf Jahren das Passwort vergessen. Aber das macht nichts, das ist ja Standard.



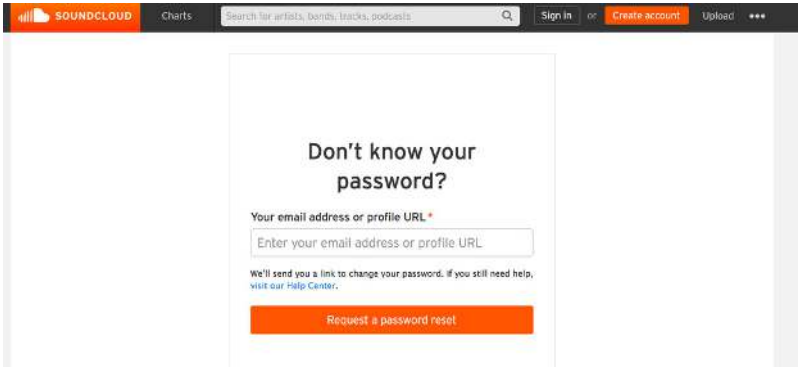
Ich bitte das System um einen Passwort-Reset:



. . . und nach einer Weile kommt die E-Mail tatsächlich:



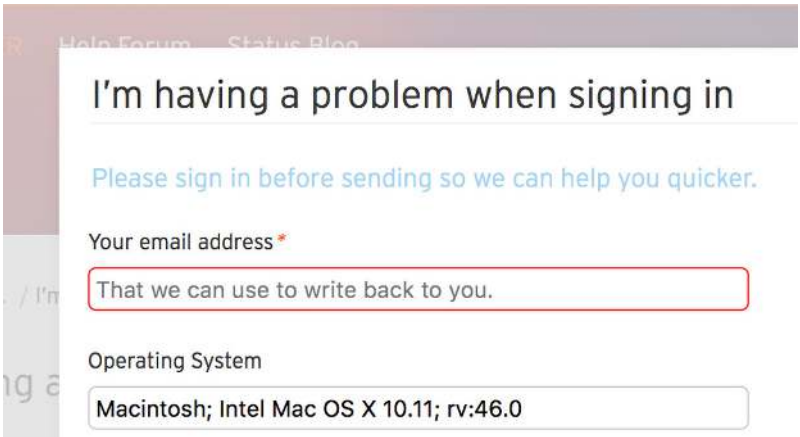
Ich klicke auf *Click here to change your password*, und, hm. . .



Da scheint was nicht zu stimmen. So komme ich jedenfalls nicht weiter.

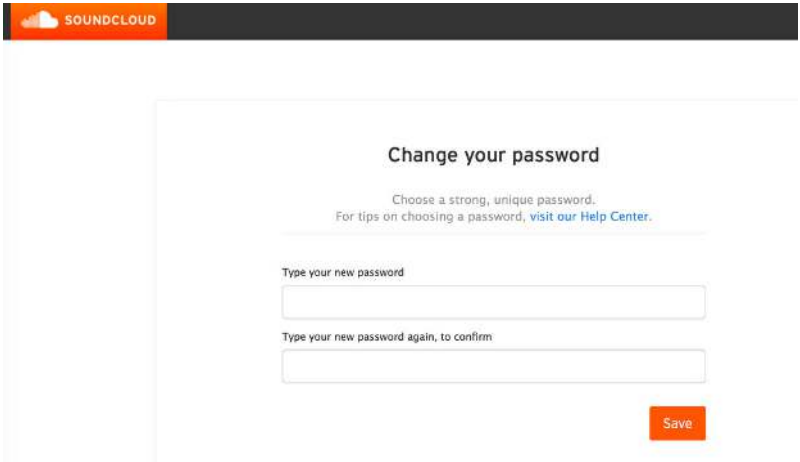
Am besten, ich schreibe eine Hilfe-Mail an den Support – irgendwo wird jemand wissen, wo es hakt.

Dummerweise kann ich die E-Mail, dass ich mich nicht einloggen kann, nicht an den Support schreiben. Denn dafür müsste ich mich einloggen.



Das wird wohl nix mehr.

Am Ende hilft dann nur, so oft einen Password reset anzufordern, immer und immer wieder, bis dann irgendwann doch die richtige Seite erscheint.



Uff.

Das funktioniert dann auch wunderbar.

Und jetzt hätte ich gerne die Aufnahme der zwitschernden Vögel am frühen Morgen hier eingebettet. Das wiederum scheint nicht so recht zu funktionieren, jedenfalls werden die entsprechenden Befehle von Tumblr nicht angenommen.

Ob ich mal an den Support schreibe?

(Die Audio-Datei kann ich natürlich verlinken, selbst wenn ich sie nicht einbetten kann.)

Thomas Wiegold

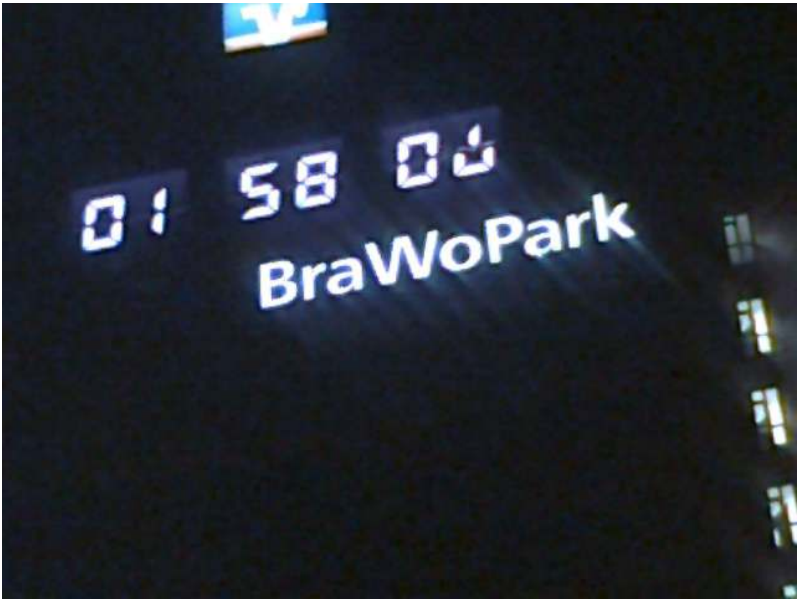
5.6.2016

Auf mehreren Leveln nachgeahmt

Im “BraWoPark”, einer neuen Shoppingmall am Braunschweiger Hauptbahnhof, ist ganz oben am ehemaligen Hauptpostgebäude eine große, leuchtende Digitaluhr angebracht (bzw. mehrere, an mehreren Gebäudeseiten). Diese besteht anscheinend aus einer LED-Matrix. Es gibt also nicht den geringsten Grund dafür, dass ihre Ziffern aussehen wie die einer Sieben-Segment-Anzeige:

Noch viel weniger Grund gibt es aber für die Animation beim Umspringen der Ziffern, die einer (und da mußte der Einsender selber erstmal googeln, wie das heißt) sogenannten Klappziffer-Uhr nachempfunden ist, die Älteren werden sich erinnern – und die jüngeren dürfen gern mal “Und täglich grüßt das Murmeltier” ansehen, es lohnt sich, nicht nur wegen der Klappziffer-Uhr.

Die Animation zu fotografieren erwies sich als schwierig:



Es gibt aber auch ein (noch mäßigeres) Video.

Fassen wir zusammen: Mit Technik der 2010er Jahre wird Optik der 1980er Jahre und Technik der 1970er Jahre nachgeahmt. Ist das jetzt schon Kitsch oder noch retro?

Ermel

7. Juni 2016

Das Videoconferencing-System wäre eigentlich lieber ein Fahrstuhl geworden

Wir haben in der Firma ein sehr teures Videoconferencing-System von Cisco mit zwei sehr großen Bildschirmen und einer Kamera obendrauf. Es war höllenteuer und wir wurden am Anfang angehalten, es sparsam zu verwenden, weil es nach verbrauchter Zeit abgerechnet wird. Aber meine Firma hat im Moment Dienstreisestopp, daher sollen wir das Ding jetzt häufiger verwenden. An sich ist es auch ganz schön, es kann eine Menge tolle Sachen. Die Kamera schwenkt zum Beispiel immer automatisch auf den, der gerade spricht.

Das System kann man buchen, muss aber die Gegenstelle angeben, weil da auch so eine Anlage steht. Das Ding schaltet sich dann automatisch ein. Man kann niemanden anwählen, sondern muss vorher festlegen, wen man sprechen will. Dann nimmt es Kontakt auf und ruft beide Seiten an. Man kann einen Rechner anschließen und auf dem zweiten Bildschirm der Gegenseite die Präsentation zeigen.

Heute wollen wir eine im Haus entwickelte Anwendung den Leuten in Genf zeigen und buchen deshalb das System. Es läuft auch erst alles ganz gut, ich zeige die Applikationen, ich zeige Powerpoint, ich erzähle etwas dazu. Es gibt noch eine halbe Stunde Fragen und Antworten. Bis sich irgendetwas einwählt – keiner weiß, wo es herkommt, denn eigentlich kann man sich da gar nicht einwählen – und anfängt, laut Pausenmusik einzuspielen.

Mein Projektleiter sucht hektisch nach einer Möglichkeit, denjenigen wieder aus der Videokonferenz zu entfernen. Das geht aber gar nicht so ohne Weiteres. Und man kann auch nicht auflegen. Es ist nicht wie bei Facetime oder Skype, wo man sagen würde: Ich leg mal kurz auf und ruf dich dann wieder an. Die Videokonferenz läuft für die gebuchte Zeit und man kann sie nur abbrechen.

Das System macht es schon im Normalbetrieb sehr mühsam, sich über irgendwas zu unterhalten. Heute ist es noch ein bisschen mühsamer. Die Schweizer versuchen, in französischem Englisch Fragen zu stellen, und ich versuche, sie zu verstehen, während Fahrstuhlmusik in voller Lautstärke läuft.

Es ist ums Verrecken nicht möglich, die Pausenmusik wieder wegzubekommen. Offensichtlich hat das System eine Telefonnummer von sich selbst angerufen und wartet darauf, dass irgendetwas passiert. So lange spielt es halt mal eben Pausenmusik ein. Irgendwie gelingt es uns, alle Teilnehmer zu entfernen und die Leute aus Genf noch mal neu einzuladen. Dann ist die Pausenmusik draußen.

Alan Smithee

7. 6. 2016

Im Kindergarten gibt's kein WLAN

Elternrunde im Kindergarten. Ein Thema ist auch Handybenutzung. Die Eltern werden gebeten, zumindest beim Abholen ihre Handys ab- oder stummzuschalten. Am geduldigen Tonfall erkennt man, dass dies wohl nicht das erste Mal angesprochen wird. Auch die "neuen Medien" sind kurz Thema. Alle Eltern wie auch die Erzieherinnen sprechen sich für einen vernünftigen Mittelweg aus. Dass Kinder Smartphones und Tablets gar nicht kennenlernen dürfen, halten alle für wenig sinnvoll.

Als lobenswert wird die Kontrolle erwähnt, die man im Internet über das bekommt, was die Kinder sehen. Ein Vater beschreibt dass seine Kinder Zugang zur Technik bzw. zum Internet dosiert als Belohnung erhalten. Youtube hat den Vorteil, dass die Clips dort sehr kurz sind und man so gut Maß über den Fernsehkonsum halten kann, der in diesem Alter, wenn überhaupt, gering sein sollte. Und die breite Auswahl an Kinderliedern auf Spotify ist den

Erzieherinnen auch bekannt. Um so ärgerlicher, dass es hier kein WLAN gibt. Das erstaunt mich, da das Gebäude recht groß und modern ist. Zumindest im Büro hätte ich einen WLAN-fähigen Router erwartet.

"Wenn ich den Kindern mal ein bestimmtes Lied oder Bild zeigen möchte, dann geht das nicht. Das ist schon schade," meint eine Erzieherin. Sie ist sich aber sicher, dass mit der weiteren Verbreitung von mobilen Geräten irgendwann auch Tablets in den Kindergartenalltag einziehen – in der Grundschule sind sie ja schon teilweise angekommen. Und damit auch das WLAN.

Angela Heider-Willms

8. Juni 2016

Was einem vor zehn Jahren auch keiner geglaubt hätte, Teil 147

Eigentlich müsste man die Musikabspieltechnik in Bars besser dokumentieren. MP3-Player, Tablets und Smartphones habe ich in den letzten Jahren öfter gesehen, darauf vermutlich die verschiedensten selbstgebastelten Lösungen zwischen lokalen Playlists und dem Abspielen von Musik aus dem Netz. Einmal, ich weiß aber nicht mehr, wo, konnte man auf der Website des Cafés nachsehen, welche Musik gerade läuft. Aber leider: alles nur vage aus dem Augenwinkel wahrgenommen, nicht aufgeschrieben und gleich wieder vergessen.

Heute sitze ich am Tresen einer Bar in Neukölln und bekomme mit, wie manchmal minutenlange Musikpausen eintreten, weil der Barmann nach dem Ende eines Tracks nicht gleich merkt, dass er was Neues starten müsste. Auf einem Display hinter der Bar ist YouTube zu sehen, nicht etwa Videos im Vollbild oder so, die ganz normale Seite im Browser. "Das hätte einem vor zehn Jahren auch keiner geglaubt", sage ich zu R., "dass man YouTube einfach nur verwenden wird, um Musik abzuspielen, und die Videos ganz egal sind. Bloß weil es da halt am meisten gibt."

R. zweifelt das an und fragt, ob Spotify nicht genauso gut ginge. “YouTube hat aber alles und Spotify nur einen Teil von allem”, sage ich. Ich bin mir nicht sicher, ob das stimmt, es ist nur meine überschaubare Nutzererfahrung. Eine Suche am Folgetag ergibt, dass es zumindest stimmen könnte: www.digitalmusicnews.com/2016/03/28/what-is-the-best-music-streaming-service/. Falls dieser Link demnächst wieder zu Staub zerfällt: Je 30 Millionen Songs bei Spotify und Apple Music, 110 Millionen bei Soundcloud, etwa eine Milliarde bei YouTube. Eine gute Wahl der Barbetreiber also.

Kathrin Passig

8. Juni 2016

Papierlosigkeit 2.0: Die Hochschule auf dem Weg von der Materie zum reinen Geist

Wir wollen den ganzen Tag an der Auswertung eines Projekts arbeiten und treffen uns in einem Raum der Forschungsabteilung unserer Hochschule. Dort gibt es eine beschriebene Wandtafel ohne Schwamm und Kreide, einen FlipChart-Ständer ohne Papier und Stifte sowie weder einen Beamer noch einen Grossbildschirm.

Ich mache mich auf die Suche nach FlipChart-Papier, Stiften und Kreide, während eine der Kolleginnen sich um die Reinigung der Wandtafel kümmert. Die administrative Mitarbeiterin des zuständigen Fachbereichs, die ich in ihrem Büro am anderen Ende des Campus aufsuche, teilt mir mit, dass sie schon länger kein Lager mit Arbeitsmaterial mehr führe. Dafür sei neu der Hausdienst zuständig. Zu kontaktieren ist der Hausdienst über das Formular „Kleinaufträge“ im Intranet.

Ich verschicke unser Anliegen und erhalte per Mail eine automatisch generierte Bestätigung. Knapp eine Viertelstunde später – und eine gute Viertelstunde bevor mich die Mail einer administrativen Mitarbeiterin des Haus-

dienstes darüber informiert, dass sie meine Anfrage weiterleiten werde – irren zwei Männer in blauen Hausmeisterschürzen mit einer Rolle Papier durch die Forschungsabteilung. Wir bedanken uns und beginnen mit der Arbeit.

Am späteren Nachmittag fotografiert eine der Kolleginnen die auf Wandtafel und FlipChart-Papier notierten Gedanken und schickt sie zum Abschuss unseres Treffens allen Beteiligten per Mail zu.

Franziska Nyffenegger

September 1995 und 2016 immer noch

Excel

September 1995

Als studentische Hilfskraft an der FH arbeite ich einem Wissenschaftler zu, der die Mechanismen des Zelltods erforscht. Ich sitze stundenlang in einem dunklen Raum neben dem Mikroskop mit seiner CCT-Kamera und wiederhole Experimente. Die Erfassung von intrazellulären Calcium-Werten und Auswertung ist automatisiert, nur einmal in 20 Minuten muss ich der Zellkultur die Sauerstoffzufuhr abdrehen und später die Daten auf Zip-Disketten laden. Ausgewertet wird mit NIH Image und letztlich Excel-Makros auf einem Mac. Ich schaue mit offenem Mund zu.

2016

Irgendwie hat sich nichts getan, heute scheinen die meisten Forscher noch immer einen ähnlichen Stack an Software zu verwenden. Nur fällt mir mittlerweile auf, wie fortschrittlich wir seinerzeit waren, seit ich letztens in ein fremdes Labor platzte und jemanden beobachtete, der Ergebnisse aus R mit einem Taschenrechner überprüfte und die Ergebnisse in Excel eintrug.

Roland Krause

10. Juni 2016

Das Ende des Endlospapiers ist noch lange nicht gekommen

Ich melde mich am Empfang des ARD-Hauptstadtstudios in Berlin zu einem Studiotermin für eine Radioaufzeichnung an. Man bekommt dann einen Laufzettel, der einen berechtigt, ein Aufnahmestudio aufzusuchen. Den Laufzettel gibt man beim Verlassen des Gebäudes wieder ab. Sie sind in letzter Zeit sicherheitsbewusster geworden im Hauptstadtstudio, zum Beispiel muss man auf dem Weg hinein so lange zwischen den beiden Glastüren stehenbleiben, bis sich die äußere Tür ganz geschlossen hat, wie in einem Raumschiff.

Hinter der Empfangsdame sehe ich etwas, was mir zuletzt vor fünfundzwanzig Jahren begegnet ist:

“Sie haben ja noch einen Drucker mit Endlospapier!”, sage ich.
“Was, das? Ach, das ist kein Drucker”, sagt die Empfangsdame.
“Ich will Sie nicht von der Arbeit abhalten, aber was ist es denn?”
“Da kommen Fehlermeldungen raus, wenn irgendwas nicht funktioniert.”

Das sagt sie nicht wörtlich, aber so kommt es bei mir an. Später finde ich heraus, dass BMZ für “Brandmelderzentrale” steht. Im Wikipediaeintrag Brandmelderzentrale heißt es: “Außerdem kann die Feuerwehr – je nach Ort, Größe und Lage des Gebäudes – einen Laufkartendrucker fordern, der im Bedarfsfall die jeweils benötigten Laufkarten vor Ort ausdruckt.” Eventuell handelt es sich um diesen Laufkartendrucker, und er wird nur gebraucht, wenn es brennt.

“Kann man das Papier überhaupt noch nachkaufen?”
“Da bin ich jetzt auch überfragt.”

Man kann, wie ich später herausfinde. Amazon hat sogar eine eigene Rubrik dafür: Bürobedarf & Schreibwaren > Endlospapier.

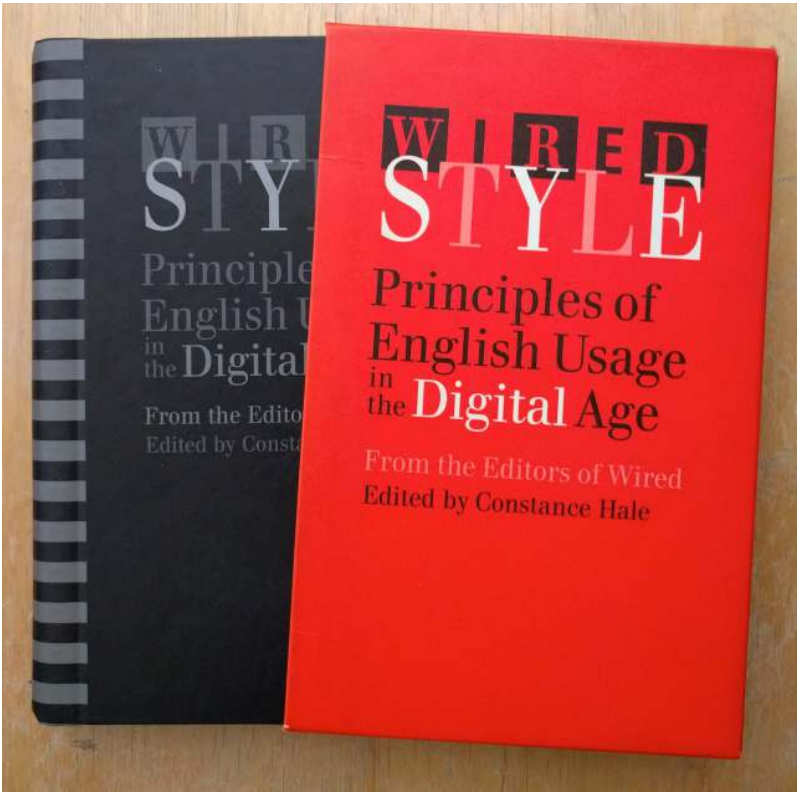
Kathrin Passig

1996 (von 2016 aus noch einmal durchgeblättert)

Guter Stil in Gegenwart und Zukunft

Gegen Ende der Frankfurter Buchmesse kann man an den Ständen der englischsprachigen Verlage Bücher kaufen. Bei den deutschen ist das nicht erlaubt, bei den ausländischen wird vermutlich ein Auge zugedrückt. Englischsprachige Bücher sind ansonsten in Deutschland im Jahr 1996 praktisch nicht erhältlich. In Buchhandlungen gibt es nur ein kleines Bestsellersortiment, das etwa dem einer Flughafenbuchhandlung entspricht. Die Bücher müssen aus einem Papierkatalog bestellt werden und kosten das Doppelte der Preise im Ursprungsland. Das macht es attraktiv, sich auf der Buchmesse einzudecken.

In diesem Jahr kaufe ich unter anderem das gerade erschienene Handbuch “WIRED Style: Principles of English Usage in the Digital Age”:



Das Buch hat einen roten Pappschuber, innen neongrüne Seiten und Spiralbindung, man sieht also gleich, dass es von der Gegenwart, wenn nicht der Zukunft handelt. “An experiment in nonlinear, networked editing, *Wired Style* might be called an *Elements of Style* for the 21st century.” steht auf der

Rückseite des Schubers. Gegliedert ist das Buch in Abschnitte wie “Transcend the Technical”, “Capture the Colloquial” und “Go Global”. Diese Abschnitte enthalten alphabetisch sortierte kurze Einträge.

Einige Einträge handeln von Geschehnissen, die 1996 noch frisch waren und heute weitgehend vergessen sind, wie “Canter & Siegel” über den Skandal um die erste Werbung im Usenet. Die meisten Einträge fallen auch 2016 nicht weiter auf: ANSI, Arpanet, Atari, CERN . . . Mit ein paar Ausnahmen.

“T1” ist “a high-speed network link that transmits data at 1.5 Mbps”. 1,5 Mbps ist das, was ich im April 2016 als “das alte, langsame Internet” im Haus meiner Mutter beschrieben habe. Die Beispiele, die im Eintrag “bandwidth hog” für Anwendungen genannt werden, die viel Traffic erzeugen, sind “CU-SeeMe, RealAudio, and NetPhone” (ein Videokonferenz-Tool, ein Audiodateiformat und keine Ahnung). Zum Thema “telnet” wird der Wired-Journalist Gary Wolf zitiert: “It’s the closest thing to teleportation that you’re likely to experience in your lifetime.” Die Bürger des Netzes heißen “netizens”, “digerati” oder “websters”. E-Mail schreibt man laut Wired “email”, und sie ist dem Journalisten Jon Katz zufolge “The best form of communication – ever.”

Was es schon gibt

“App” existiert schon, aber in einer anderen Bedeutung: “The Newton was gonna be a killer app, and so was interactive TV. Now it’s the Web, Sun’s Java, and the click-and-buy concept. We’ll see.” Leider hat das “click-and-buy concept” keinen eigenen Eintrag. Bots gibt es auch schon: “The word bot pops up everywhere”, und zwar in derselben Bedeutung wie heute. “cyber-” war genau wie heute ein “terminally overused prefix for all things online and digital”, und William Gibson bereute schon damals, den Begriff *cyberspace* jemals geprägt zu haben.

Der Eintrag “Digital Revolution” beginnt mit “It’s here.” und endet mit “The Digital Revolution is whipping through our lives like a Bengali typhoon.” “Social life on computer networks” ist unter dem Stichwort “the hive” ver-

zeichnet, “related concept is *hive mind*”. I-phone ist der generische Begriff für Internet-Telefonie, nicht zu verwechseln mit IPhone, einem eingetragenen Warenzeichen der Firma VocalTec Inc.

Meme sind schon ein Begriff, allerdings steht in der Erklärung nichts von Katzenbildern. Touchscreens sind “used in everything from multimedia kiosks to your neighborhood bar”, das muss ich damals verpasst haben. Der Begriff “realies” der mir gerade zum – dachte ich jedenfalls – ersten Mal in Kevin Kellys Buch “The Inevitable” (Juni 2016) begegnet ist, wird auch schon erklärt: “Location-based entertainment that combines elements of videogames, movies, and amusement park rides.” Aber Kevin Kelly besitzt wahrscheinlich eine Zeitmaschine und hat das Wort rückwirkend in mein Buch eingeschmuggelt, was wegen der Spiralbindung unauffällig zu machen war.

Was es demnächst geben soll:

“set-top box: The hardware that transforms your TV into a computer. The Pandora’s box of the video-on-demand, home-shopping, 500-channel, interactive-TV future.” Diese “500 channels” werden häufiger erwähnt. Das Zukunftsinternet von 1996 ist offenbar ein sehr fernsehähnliches. Kevin Kelly geht darauf in “The Inevitable” auch ein:

> “I was a co–founding editor of Wired, and when I recently reexamined issues of Wired from the early 1990s (issues that I’d proudly edited), I was surprised to see them touting a future of high production-value content—5,000 always-on channels and virtual reality, with a sprinkling of bits of the Library of Congress. In fact, Wired offered a vision nearly identical to that of internet wannabes in the broadcast, publishing, software, and movie in-

1. Um diese Stelle aus der E-Book-Version von “The Inevitable” zu kopieren, musste ich sie erst in der Desktop-Version meiner Kindle-App suchen, feststellen, dass man dort immer noch nichts kopieren kann, die Stelle in der Kindle-App auf dem Handy suchen, die darüber abgestürzte App neu starten, die Stelle noch einmal suchen, sie kopieren und das Ergebnis in einem Facebook-Messenger-Chat mit mir selbst ablegen, um es dann hier drin zu verwenden. Aber ich will nicht klagen, in *Wired Style* ist von der Existenz von E-Books noch nicht mal die Rede.

> dustries, like ABC. In this official future, the web was basically TV that worked. (...) The only uncertainty was, who would program it all?"[1]

Im Eintrag "CD" ist von der demnächst verfügbaren "HD-ROM" die Rede, auf die das 1.500-fache an Daten passen sollte. Ich weiß nicht, was aus der HD-ROM geworden ist, hat man sie anders genannt oder gar nicht erst entwickelt? Um die DVD kann es sich nicht handeln, denn die hat bereits einen eigenen Eintrag.

Was es noch nicht gibt

Das Inhaltsverzeichnis enthält keinen Eintrag für Open Source und keinen für Postprivacy, was vermutlich damit zusammenhängt, dass es noch nicht mal einen für Privacy gibt. Zwischen "Smalltalk" (der Programmiersprache) und "Smileys", wo später die Erfindungen eingebaut werden, die mit "Smart" anfangen, steht noch nichts. "video-on-demand" hat einen Eintrag, ist aber "tagged as vaporware", und *vaporware* ist "software that never makes it off the drawing board". Es gibt keine Blogs, auch nicht unter dem Namen Weblogs. Die Liste der Suchmaschinen lautet: AltaVista, excite, HotBot, Infoseek, Inktomi, Lycos, WebCrawler und Yahoo! Im Eintrag über die Schreibweise von Telefonnummern werden Mobiltelefone nicht erwähnt; vor der eigentlichen Nummer kommt nur die Ortsvorwahl, und sie ist in Klammern zu schreiben, weil man sie lokal ja nicht benötigt. Sharing existiert nur als Wortbestandteil von Shareware (sowie im Eintrag "FYFS": "fuck you for sharing"). JPEG, GIF und TIFF werden erklärt, PNG nicht. MPEG gibt es schon, MP3 noch nicht.

Kathrin Passig

Anfang Juni 2007 und 11. Juli 2016

Enttäuschte Symmetrieerwartung

Als ich 2007 bei einem neuen Arbeitgeber anfange, bekomme ich natürlich einen Büroschlüssel ausgehändigt. Der passt sowohl in das Haustürschloss wie auch das Schnappschloss der Eingangstür des Büros zum Treppenhaus. Einige Tage später werde ich angesprochen, ich bräuchte ja noch einen zweiten Schlüssel für das zusätzliche Schloss der Bürotür, dass nur vom jeweils letzten abends abgeschlossen und vom ersten morgens aufgeschlossen werden muss.

Ich entgegne „Da passt doch derselbe Schlüssel. Habe ich ausprobiert.“ Es dauert eine Weile, bis sich die Situation klärt. Ich habe den Schlüssel von innen in das Zusatzschloss gesteckt, wo er schließt. Es wurde aber irgendwann der äußere Schließzylinder – und das ist ja der, den man in diesem Fall braucht – ausgetauscht, sodass mein Schlüssel von außen tatsächlich nicht passt.

An diese Situation muss ich einige Jahre später denken, als ich gebeten werde den Telekom-Router meiner Eltern auszutauschen. Über diesen werden sie nicht nur mit Internet und WLAN sondern auch mit VOIP-Telefonie und Fernsehen versorgt. Sie sind also äußerst interessiert an einer reibungslosen Umstellung. Ich hingegen habe zumindest die Sicherheit, mit meinem Mobiltelefon auch dann noch Hinweise googeln zu können, wenn ich alle anderen Kommunikationsverbindungen aus der elterlichen Wohnung gekappt habe.

Alles funktioniert auch soweit gut. Tatsächlich sind sämtliche Geräte, Kabel und Zugangscodes vorhanden und die Telekom hat auch eine ausführliche Anleitung beigelegt. Als ich meine, alles eingerichtet zu haben, probiere ich Laptop, Fernseher und Telefon der Reihe nach durch. Letzeres, indem ich vom „Festnetztelefon“ meiner Eltern (tatsächlich handelt es sich um ein DECT-Handset, das ja nun per VOIP nach draußen kommuniziert, daher die Anführungszeichen) mein Mobiltelefon anrufe.

Guten Gewissens mache ich mich auf den Heimweg. Erst Tage später stellt sich heraus, dass mit dem neuen Router zwar ausgehende Telefonate funktionierten, eingehende Anrufe hingegen im digitalen Nirvana landeten. Da man aber ja trotzdem den Störungsdienst der Telekom anrufen kann, kümmern sich meine Eltern dankenswerterweise selbst um dieses Problem.

Virtualista

12. Juni 2016

Ortsdatenübermittlung und Überwachungssorgen: Heute mal umgekehrt

Ein Freund bittet im Facebook-Messenger um einen Anruf. Er sei in Schwierigkeiten. Wie sich herausstellt, hat er in der vorangegangenen Nacht nach Alkoholkonsum (Fehler 1) in Gesellschaft fremder Leute (Fehler 2) LSD genommen und fühlt sich jetzt als Mittelpunkt einer großen Verschwörung. Ich versuche herauszufinden, wo er ist.

– "Ich bin nach Westdeutschland verschleppt worden, von Betrügern und schlechten Statisten!"
– "Wo bist du denn in Westdeutschland?"
– "Ich glaube, es ist nur Westberlin. Ja ... Könnte der Wedding sein."
– "Wie sieht es da aus, wo du bist?"
– "Grün. Aber das liegt wahrscheinlich am LSD."

Ich überlege, ob ich ihn um Ortskoordinaten bitten soll. Aber die Standortübermittlung mit dem Handy finden viele schon nüchtern zu kompliziert. Außerdem hält er mich dann wahrscheinlich für ein weiteres Werkzeug der Verschwörung. Doch da bietet er es von sich aus an: "Ich schicke dir gleich mal meinen Standort." Gleich danach bekomme im Facebook-Messenger einen Kartenausschnitt mit Standortmarkierung. Ich kann den Freund dort abho-

len und meiner Bürgerspflicht des Tripsitting nachgehen. Danke, Facebook, danke, Internet! Wenn das schon bei Drogenverwirrten so gut funktioniert, sehe ich meiner eigenen Altersdemenz zuversichtlich entgegen.

Alan Smithee

12. Juni 2016

Neues aus der Ampeltechnik[1]

In Berlin Mitte sehe ich zum ersten Mal eine neue Ampelart: Am Ende der Grünphase schaltet die Fußgängerampel auf Rot, zeigt aber gleichzeitig durch verschwindende Zebrastreifen an, wie viel Zeit man noch bis zum Überfahrenwerden hat:

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

In Wirklichkeit sind die Phasen länger. Ich hätte statt einzelner Fotos ein Video machen sollen, aber es war so ein dunkler Tag, ich stand auf der anderen Straßenseite und fürchtete Unschärfe. Vielleicht zu Unrecht, eigentlich weiß ich gar nichts über die Videofähigkeiten meiner aktuellen Handykamera. Wenn ich das nächste Mal einer solchen Ampel begegne, werde ich mich um bessere Dokumentation bemühen.

Kathrin Passig

1. Naja, 2013 als "Teil der Berliner Fußverkehrsstrategie" eingeführt.

Seit mindestens 2008

Autoschlüssel, Baujahr 2008

Das Auto unseres Haushalts ist ein acht Jahre alter Renault Mégane. Dessen „Schlüssel“ besteht aus einer grauen Plastikkarte von 8 x 5 cm, die ca. 5 mm dick ist und drei Funktionen in sich vereint. Erstens enthält sie ein herausziehbares Notschlüsselchen, mit dem sich die Fahrertür – aber auch nur die – auf- und zuschließen lässt.

MEGANE

Eigentlich hat das Auto natürlich eine Zentralverriegelung incl. Tankdeckel und Heckklappe, für die die Plastikkarte als Sender dient. Ein Knopf zum Zuschließen, einer zum Aufschließen. Wozu der dritte Knopf gut ist, weiß ich gerade nicht und die Kennzeichnung ist leider komplett abgewetzt. Als Stromversorgung fürs Senden enthält die Karte eine flache Knopfzelle.

Die dritte Funktion besteht darin, dass die Karte als Transponder zum Starten des Fahrzeugs dient. Hierzu wird sie in einen Schacht in der Mittelkonsole eingeführt und man kann dann einen mit *Start* beschrifteten Knopf drücken, um die Elektrik einzuschalten und den Motor anzulassen. Wie bei Windows funktioniert auch das Abschalten per *Start*-Knopf.

Die Grundidee, als digitalen Schlüsselersatz nicht so einen Knubbel zu verwenden, der unweigerlich die Taschen ausbeult, finde ich durchaus löblich. Leider hält aber die Plastikkarte langjähriger Verwendung nicht wirklich stand. Also bei meiner Frau vielleicht, aber bei mir offensichtlich nicht.

Die Transponderfunktion meiner Karte ist schon zweimal ausgefallen. Renault berechnet einem für ein neues Exemplar einen niedrigen dreistelligen Betrag. Ein Bastler mit russischem Nachnamen, Postadresse im Westfälischen und guten Kritiken im Netz verlangt nur einen mittleren zweistelligen Betrag. Diese Dienstleistung habe ich bereits zweimal in Anspruch genommen.

Um es zu konkretisieren: Ohne Transponderfunktion springt das Auto nicht an. *Range Anxiety* bedeutet seitdem für mich, mit einem voll funktionstüchtigen Auto auf einem Parkplatz in der Pampa zu stehen, und es dank kaputter Schlüsselkarte nicht starten zu können.

Mittlerweile zerfällt leider auch die Plastikhülle der Karte. Dieser Zerfall begann an der Öse fürs Schlüsselbund, die – wie sich herausstellt – auch nur aus Plastik und nicht aus Metall besteht. Produktdesigner, die Metallgegenstände, insbesondere Schlüssel, herstellen, deren Schlüsselbundösen nur aus Plastik bestehen, sollten meines Erachtens eine Weile harte körperliche Arbeit verrichten müssen.

Ich werde versuchen, das Problem mit reichlich Zweikomponentenkleber und dem abgebildeten Blechstück aus der Abteilung für völlig wertlose und gleichzeitig unersetzliche Kleinteile provisorisch zu beheben.

Langfristig werde ich aber wohl auf das dreistellige Angebot von Renault zurückgreifen müssen. Vermutlich wird man mir dann bedauernd mitteilen, dass genau dieses Ersatzteil aufgrund der hohen Nachfrage mittlerweile vergriffen ist.

Virtualista

Juni 2016

Immer offene Browsertabs, der späte Beginn einer Chronik (V)

Das letzte Update war im Juni 2015, vor einem Jahr.

Tabs, die ich immer offen habe (in Chrome):

- Google Drive (seit etwa 2006)
- Google Calendar (seit etwa 2006)
- Gmail (seit Dezember 2008)
- Tumblr (seit Februar 2014)
- Tweetdeck (seit Anfang September 2014)
- Duolingo (seit September 2014)
- Facebook Messenger (seit Mai 2015)
- Telegram (nutze ich seit Januar 2015, scheint sich aber als separates Tab erst später etabliert zu haben)
- Hacker News (ca. 2008–2010, dann seit Januar 2015 wieder)
- Google Keep (seit Juli 2015)

- Halfbakery (seit ca. April 2016; ich klicke dort ab und zu “Random Idea”, aber das wird wahrscheinlich kein sehr langlebiges Tab)

Unverändert ist die Lage in Safari:

- Zufallsshirt Edit
- Zufallsshirt Warenkorb

Veränderungen: Der RSS-Reader Feedly ist irgendwann in den letzten Monaten versehentlich verschwunden und ich habe sein Verschwinden nicht bemerkt. Schon vorher habe ich ihn nur noch sehr sporadisch benutzt. Telegram verwende ich für die Kommunikation mit der engeren Familie, im letzten Tabs-Update aus dem Juni 2015 taucht es aber noch nicht als eigenes Tab auf. Vermutlich genügte mir anfangs die Android-App.

Verbesserung auf dem To-do-Listen-Sektor: Im Januar 2015 hatte ich ein immer offenes “Do it Tomorrow”-Tab, aber schon im Juni 2015 brachte ich es nicht mehr fertig, hineinzusehen. Seit Juli 2015 verwende ich Google Keep. Die To-do-Liste ist dort nur einer von diversen Notizzetteln und schafft es nicht, das gesamte Tool zu vergiften. Ich sehe zwar nur selten auf den To-do-Zettel, nutze Google Keep aber mehrmals täglich als Ideen- und Notizenzwischenspeicher.

Verbesserung generell: Das Chrome-Plugin “Tab Snooze”. Ich habe es schon länger installiert, nutze es aber erst seit wenigen Wochen ausgiebig. Man kann damit Tabs bis “später”, “heute Abend”, “morgen”, “nächste Woche” oder “irgendwann” schließen und sie wachen dann von allein wieder auf. Es hilft mir beim Umgang mit Tabs, die ich zwar noch brauche, die aber meinen Browser durch ihre schiere Anzahl unbenutzbar machen. (Wenn es zu viele werden, sehe ich die Favicons nicht mehr, weil die Tabs zu schmal werden, muss also blind navigieren. Außerdem schließe ich dann ständig versehentlich Tabs, die ich eigentlich nur in den Vordergrund holen wollte.)

Kathrin Passig

Juni 2016

Ungewohnter Lesestoff

Ich möchte einen Artikel lesen, den ein Freund geschrieben hat, und den ich per Post auf Papier bekommen habe. Tagelang gelingt mir das nicht, weil ich jedesmal vergesse, ihn beim Aus-dem-Haus-Gehen in den Rucksack zu packen. Dann klappt es doch, ich lese den Artikel, vergesse aber jetzt immer, ihn wieder aus dem Rucksack herauszunehmen, schleppe ihn also schon eine ganze Weile unnütz mit mir herum. Andererseits … eigentlich möchte ich den Artikel demnächst wohl nochmal lesen, daher lasse ich ihn vielleicht doch lieber drin.

Ganz schön kompliziert, so ein analoges Leben.

André Spiegel

15.6.2016

Das gibt's immer noch?

Ich blättere zufällig durch eine Ausgabe der *Sächsischen Zeitung*, da fällt mir etwas auf, das mir seit gefühlt zehn Jahren nicht untergekommen ist: eine Liste der tagesaktuell günstigsten By-Call-Telefontarife.

TELEFONTARIFE

■ **Täglich:** Liste der je zwei günstigsten Call-by-Call-Anbieter mit Tarifansage, ohne Anmeldung sofort nutzbar.

Zeit Uhr	Anbieter	Vorwahl	Tarif Cent/min
■ Ferngespräche			
0 – 7	Sparcall	01028	0,10
	Arcor	01070	0,53
7 – 9	010088	010088	0,86
	01011	01011	0,94
9 – 14	010088	010088	0,74
	01011	01011	0,94
14 – 19	010088	010088	0,86
	01011	01011	0,94
19 – 24	01052	01052	0,74
	Arcor	01070	0,76
■ Ortsgespräche			
0 – 7	Sparcall	01028	0,10
	Arcor	01070	0,69
7 – 19	Sparcall	01028	1,18
	01097telecom	01097	1,19
19 – 24	01052	01052	0,84
	Arcor	01070	0,87
■ Vom Festnetz zum Handy			
0 – 24	010011	010011	2,09
	01045	01045	2,49

Quelle: www.teltarif.de; Hotline (Mo – Fr 9 – 18 Uhr): 0900 1330100 (1,86 Euro pro Minute aus dem Festnetz der T-Com).
Angaben ohne Gewähr.

Stand: 15.06.2016

Torsten Gaitzsch

Mitte 2016

Zwischenstand Appnutzung

Apps, die ich häufig bis (fast) täglich verwende:

- Facebook
- Twitter
- WhatsApp: für Freunde
- Telegram: für die Familie
- Uhr: Hier nutze ich fast ausschließlich die Timerfunktion, meist fürs Teekochen
- Kamera

Apps, die ich oft verwende:

- Maps
- Öffi
- Musik
- RMV (Ticketkaufapp vom Verkehrsverbund Rhein-Main)
- Wikipedia
- Google
- Instagram: nur für Essensfotos
- die Mail-Apps von Gmail, GMX und web.de

Apps, die ich gelegentlich verwende:

- DB Navigator

- Diktiergerät
- Masterwork Tools (Nachschlagewerk für das Rollenspielsystem Pathfinder)
- Peel Smart Remote: eine Fernbedienung für Samsung-Fernseher, die ich aber eigentlich nur zu Demonstrations-/Juxzwecken in fremden Wohnungen einsetze
- Amazon: meist, um irgendetwas, von dem ich lese oder in einem Gespräch erfahre, auf meinen Wunschzettel / meine Leseliste zu setzen
- Dropbox
- pizza.de
- Hangouts: Hier habe ich nur 2-3 Kontakte
- Leo (Übersetzungsapp)
- Licht
- Flugplan Frankfurt
- FAZ – der Tag: meine einzige Nachrichten-App. Gegen News-Apps bin ich allergisch, vor allem weil die meisten Medien die Bedeutung von "Eilmeldung" nicht kennen
- Shazam und SoundHound: Ich kann immer noch nicht sagen, welches Musikerkennungsprogramm besser ist. Mit Shazam habe ich bisher 19 Lieder identifiziert, mit SoundHound 15
- Google Umfrage-App: auch bekannt als „Google Opinion Rewards", nach der Empfehlung von Kathrin Passig installiert und damit seit 23.8.2015 insg. 4,92 € verdient
- PlayMemories Mobile (Kamerafotoübertragungs-App)

Apps, die ich immer seltener verwende:

- Call a Bike: die DB-Fahrradleih-App; die Wenigerverwendung hat (trotz einer unangenehmen Erfahrung) keinen konkreten Grund, ich war halt zuletzt weniger oft darauf angewiesen
- Ist mein Zug pünktlich?
- Barcode Scanner / Goggles: Das macht auch nur maximal zehnmal Spaß
- Instant Buttons (Geräusche-App): dito
- Quizduell: spielt kaum noch jemand
- Ingress: Bis Level 8 ist es noch so weit, dass mir momentan die Motivation fehlt
- Digg: Den Blogreader nutze ich außer auf längeren Reisen bevorzugt am Notebook
- YouTube: benutze ich lieber auf dem KindleFire
- Google+
- Amazon Kindle

Apps, die ich installiert habe, weil ich von ihrer Zukunftsträchtigkeit überzeugt war, bisher aber höchstens einmal verwendet habe:

- PayPal
- Trip Advisor
- Layar: Was das ist, weiß ich nicht mal mehr
- Word Lens: ein Live-Übersetzungs-Tool für geschriebene Sprache
- Foscam Viewer (für meine Überwachungskamera)

- Blogger: die Blogapp von Google, nur einmal experimentell benutzt

Torsten Gaitzsch

16.06.2016

Paketkasten öffne Dich!

Seit 1 ½ Jahren besitzen wir einen Paketkasten. (Das Techniktagebuch berichtete.) Der graue Klotz wird von allen heiß geliebt. Von uns, von den Nachbarn, die nur noch Pakete anderer Auslieferer oder Übergrößen wie Sendungen mit Spezialerde annehmen müssen, und von den Postboten, die im Winter auch schon mal den geliehenen Thermokaffeebecher dort deponierten. Dummerweise können gerade letztere den Kasten seit ca. 12 Wochen nicht mehr öffnen.

Dabei war nach den anfänglichen Startschwierigkeiten alles so harmonisch. Streikte der Kasten im ersten Winter noch regelmäßig, weil es ihm zu kalt war, verlief der diesjährige nach einem Upgrade auf die neueste Schlossgeneration bis auf einen notwendigen Batterietausch ohne weitere Probleme. Jetzt aber blieb der praktische Ablageort für unsere beiden Postboten verschlossen. Zureden half nichts, demonstrieren mit unserem eigenen, funktionsfähigen Transponder half nichts. Ein Ersatztransponder wurde geordert, aber der Kasten blieb stur und zu.

Heute dann ein Anruf von DHL. Bei der Ausstellung des neuen Transponders sei es zu einem Fehler gekommen. Um den korrekten Ersatztransponder zu erstellen, wird jetzt die Nummer unseres Exemplars benötigt. Damit können die Daten richtig zugeordnet werden und der Kasten sollte wieder wie vorgesehen funktionieren. Dann kann ich auch endlich die Abholfunktion te-

sten, mit der ich zu versendende Pakete im Kasten deponiere, und muss nie wieder in einer Postfiliale vorbeischauen. Warum der Transponder plötzlich den Dienst versagte, konnte uns bisher aber noch niemand erklären.

Stefanie Otersen

17. Juni 2016

Fortschrittsbalkengravitation

Ich bin im ICE unterwegs und platziere Bilder von meinem Rechner in ein GoogleDoc. Obwohl dieses sich in der Cloud befindet, sollte das ohne Internetverbindung möglich sein, da ich Dokumente in meinem GoogleDrive normalerweise auch offline bearbeiten kann. Aber es funktioniert nur, wenn das zum UMTS-Stick gehörende kleine Programm Datendurchsatz zeigt. Im Zug ist das Netz wie so oft löchrig.[1]

Der graue Upload-Balken bewegt sich zügig von links nach rechts, und ich denke schon, dass gleich erfolgreich ein weiteres Foto in das Doc gepresst ist. Doch plötzlich sackt der graue Streifen zurück bis zu ungefähr einem Drittel der insgesamt zurückzulegenden Strecke und fängt dort von neuem an, langsam nach rechts aufzurücken.

Meine verblüffte Reaktion auf das, was ich sehe, erstaunt mich mehr als der Effekt selbst. Offensichtlich hielt ich es für eine Art physikalisches Gesetz, dass sich die Fortschrittsanzeige in einem Statusbalken immer in die gleiche

1. Nachträgliche Erkenntnis: Ich hätte das löchrige Netz im Zug nutzen sollen, um das Erlebnis gleich im Techniktagebuch zu veröffentlichen, anstatt es (für mehrere Monate) in meinen TT-Notizen abzulegen und die Internetverbindung weiter mit Bilddatenmengen zu quälen. Dann hätte ich früher von Kathrin erfahren, dass die Offline-Bearbeitung von GoogleDocs besser funktioniert, wenn man wirklich gar keine Verbindung hat, am besten WLAN ausschaltet. Sobald ein bisschen Netz da sei, versuche Google, alles hochzuladen. Die Konzentration auf das wackelige Reise-Internet hat mich vermutlich von diesem sehr einleuchtenden Gedanken abgehalten.

Richtung bewegt – wie Schwerkraft; oder wie Flüssigkeit in einem länglichen (irritierenderweise liegenden) Gefäß, deren Pegel nur »steigen« kann und nie fallen, so lange das Ganze nicht umgekippt wird.

Undine Löhfelm

17. Juni 2016

Musik hören und austauschen

Im Büro unterhalte ich mich mit zwei Azubis (18) über ihren Musikkonsum. Ein Anhören in einer bestimmten Reihenfolge ist völlig verschwunden: Die Musikdateien auf ihrem eigenen Abspielgerät teilen sie sehr wohl in Gruppen ein und typisieren sie nach Anlass und Stimmung, doch angehört werden sie in Zufallsreihenfolge: „Sonst weiß ich ja vorher schon, was als nächstes kommt, das ist ja langweilig.“ Ich frage die beiden, ob und wie sie Musik verschenken. Aus Erzählungen kennen sie Mixtapes und selbst gebrannte CDs, doch selbst teilen sie mit Freunden eher einzelne Stücke auf Facebook; das Verschenken von Zusammenstellungen ist für sie nichts Vertrautes. Und wenn doch: Einen Link zu einer Playlist auf Spotify bezeichnen sie als „zu unpersönlich“; eher überreichen sie eine Zusammenstellung auf einem USB-Stick. Meine Nachfrage, mit welcher Technik sie zumindest hier eine durchkomponierte Reihenfolge erreichen, verstehen sie nicht: Dieses lineare Durchkomponieren, vielleicht sogar mit einem Intro oder dazwischen kommentierenden Filmdialogen/Kabarettausschnitten, ist ihnen fremd.

die Kaltmamsell

1953 bis 2016

Gelbphase bei Fußgängerampeln

Ergänzend zu den neuen Fußgängerampeln in Berlin sei darauf hingewiesen, dass es ähnliche, vom Standard abweichende Ampeln in Düsseldorf bereits seit 1953 gibt: Damals führte man ein stadtweites Pilotprojekt durch, bei dem auch die Fußgänger eine Gelbphase bekamen (Foto siehe Link). Sinn war, die Fußgänger nicht "in Rot hineinlaufen" zu lassen und Gelb als Signal vorzugeben, die Kreuzung zu räumen.

Die Erfahrungen damit in Düsseldorf waren wohl durchaus positiv, andere Städte zogen wegen der Kosten aber nicht nach. Die Kosten sind auch der Grund, warum die Testphase formal bis heute nicht beendet wurde: Man müsste die Ampeln wieder abbauen.

Als täglicher Nutzer der Gelbphase kann ich bestätigen: Man gewöhnt sich daran. Bin ich in anderen Städten unterwegs, verwirrt mich die andere Ampelgestaltung meist zunächst.

Foto: Wiegels/Wikimedia Commons unter CC-BY-SA-Lizenz

(Broschüre der Stadt Düsseldorf dazu: Gelbzeit)

Marcus Albrecht

18.6.2016

Es gibt keinen Spunk auf dem Kindle

M. ist 92 Jahre alt und liest Bücher nur noch über den Kindle, weil sie dort die Buchstabengröße so einstellen kann, dass sie diese erkennt. Auf der Suche nach neuem Lesestoff raten wir ihr zu Astrid Lindgren, deren Bücher sind trotz Platzierung im Kinderbuchgenre zeitlos.

Doch eine Suche bei amazon bringt nur analytische Sekundärliteratur oder Bücher über die Autorin. Auch andere E-Book-Plattformen führen kein „Pippi Langstrumpf“ oder „Die Kinder von Bullerbü“. Generös von Bekannten angebotene dezentrale Sicherheitskopien als PDF lehnen wir dankend ab, denn die lassen sich nur schwierig auf dem Kindle bei größerer Schrift handhaben.

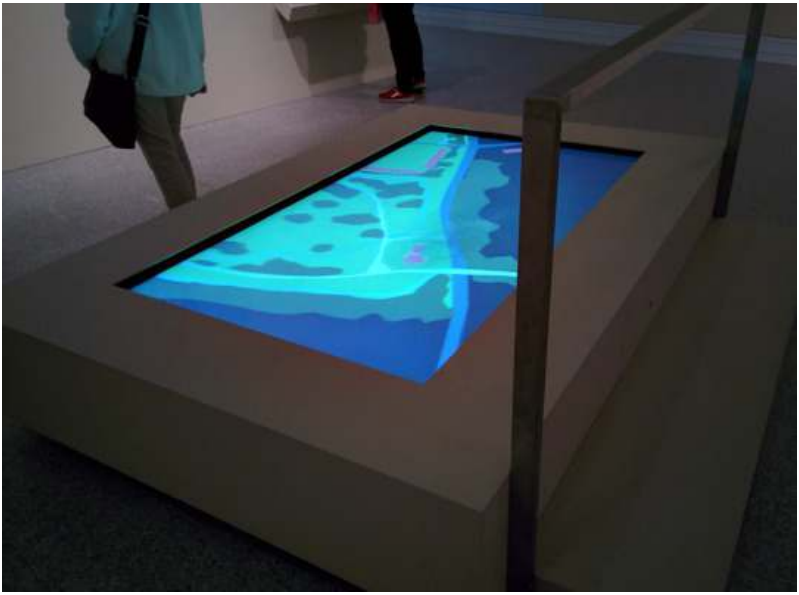
Dann liest M. eben Erich Kästner, denn auch seine Werke können bei fortgeschrittenem Alter noch problemlos Lesevergnügen bereiten, und es gibt sie regulär für den Kindle.

Thomas Jungbluth

18. 6. 2016

Screens killed the projector star

Im Museum fällt mir auf: Es wird immer noch so gerne mit Filmen gearbeitet wie vor wenigen Jahren, in der ganzen Ausstellung gibt es aber nur einen einzigen anprojizierten Film. Ansonsten werden nur Bildschirme verwendet – und zwar sehr, sehr große, auch in ungewöhnlicheren Ausrichtungen, für die man früher einen Beamer an die Decke montiert hätte.



In der ganzen Ausstellung sind sicher zehn, fünfzehn Bildschirme verbaut, alle in einer Größe weit jenseits der einsfünfzig Bilddiagonale – also Geräte. die zur Zeit noch im solide vierstelligen Bereich kosten, während ein Beamer für weit weniger als die Hälfte zu haben wäre.

Felix Neumann

18. Juni 2016

Die Mobildaten werden nicht mehr zum Fenster hinausgeheizt

Ich klage – nicht zum ersten Mal – in der Techniktagebuchredaktion darüber, dass es keine Möglichkeit gibt, Daten nur dann zu synchronisieren, wenn der Laptop mit einem ganz bestimmten WLAN verbunden ist. So oft habe ich schon durch die Synchronisationsgewohnheiten von Dropbox oder Backblaze innerhalb weniger Minuten mein ganzes Datenkontingent aufgebraucht, wenn der Laptop am Handy-WLAN hing. Das ist in letzter Zeit nicht mehr ganz so schlimm wie früher, weil ich bei AldiTalk Datenvolumen in beliebiger Menge nachkaufen kann, aber es bleibt ärgerlich.

Roland Krause rät zu Little Snitch, einem komplexen Tool, dessen Zweck eigentlich die gründliche Kontrolle eingehender und ausgehender Datenströme ist, für Fälle, in denen man herausfinden möchte, ob eine bestimmte Anwendung unerlaubt nach Hause telefoniert. Auf der Suche nach Hilfe beim Konfigurieren stoße ich in den Kommentaren einer Anleitung auf einen noch besseren, weil einfacheren Tipp: TripMode. TripMode merkt sich, welche Anwendungen wo ins Internet dürfen, erkennt jedes WLAN wieder, in dem man es schon mal eingeschaltet hat und aktiviert sich dann selbstständig. Wieder einmal hat zielloses Nörgeln im Techniktagebuch mein Leben verbessert.

Kathrin Passig

Juni 2016

Zwei Monate Fi

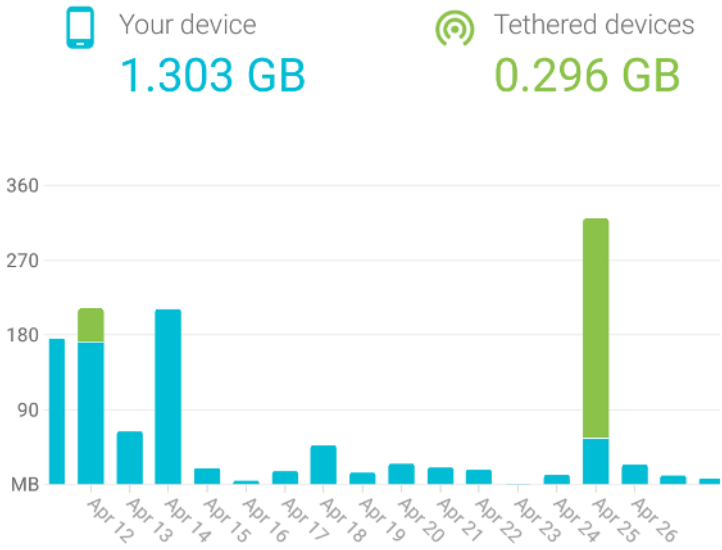
Seit April bin ich Kunde bei Fi, dem neuen Mobilfunknetz von Google. Es handelt sich dabei um ein virtuelles Netz, das in Wirklichkeit die Infrastruktur von Sprint, T-Mobile USA und U.S. Cellular benutzt. Über diesen drei

Netzen hat Google eine virtuelle Schicht eingezogen und schaltet automatisch zwischen ihnen hin und her, je nachdem, wer gerade das beste Signal liefert.

Wichtigster Grund für den Wechsel: das kostenlose, weltweite Roaming. Zwar hatte ich das bei meinem bisherigen Provider, T-Mobile USA, auch schon, aber bei Google ist es doppelt so schnell (256 kbps), dafür kostet der Vertrag nur die Hälfte. Anders als meine armen, gebeutelten Techniktagebuch-Kollegen muss ich mir also weiterhin keine Gedanken um SIM-Karten machen und habe überall auf der Welt gutes Netz.

Der halbe Preis erklärt sich wie folgt: Bei T-Mobile hatte ich unbegrenztes Datenvolumen für etwa hundert Dollar im Monat, bei Google bezahle ich zwanzig Dollar Grundgebühr plus zehn Dollar für jedes Gigabyte, wobei immer nur genau soviel Daten abgerechnet werden, wie ich tatsächlich verbrauche. Internationale Gigabytes kosten dasselbe wie einheimische. Bei einem typischen Verbrauch von 2-3 Gigabyte im Monat bezahle ich also bei Google tatsächlich die Hälfte.

Und was ist, abgesehen von den Zahlen, anders bei Google? Es fühlt sich anders an. Die Google Fi App und die zugehörige Webseite sind so kinderleicht, elegant und butterweich programmiert, dass ich zum ersten Mal das Gefühl habe, dass mein Netzzugang direkt ins Telefon eingebaut ist, und nicht von einem missmutigen, unnahbaren Anbieter lieblos, aber für teures Geld drangeflanscht wurde.



Es fing schon bei der Anmeldung für Fi an, bei der Kündigung meines T-Mobile Kontos und der Übernahme der Rufnummer. Alles lief über meinen bestehenden Google-Account, ich musste Google nicht erst erklären, wer ich bin und wo ich wohne, und Google kümmerte sich um alles, alles, aber auch wirklich alles. »Ihr Nexus 5X Telefon wird zwar erst in drei Tagen bei Ihnen sein, aber wenn Sie möchten, geben Sie doch hier schon mal alle Daten Ihres T-Mobile Anschlusses ein, dann geht alles einfacher, wenn das Telefon da ist.«

So machte ich es, und als ich das Nexus zum ersten Mal einschaltete, konnte ich zusehen, wie es vollautomatisch Verhandlungen mit T-Mobile aufnahm und meine Beziehung für mich beendete. »Okay, die Datenversorgung haben wir schon mal, jetzt kümmern wir uns um die Rufnummer... hm... hm...

also… hm… da scheint irgendein Problem aufgetreten zu sein. Wie gesagt, mit den Daten funktioniert alles, aber was die Rufnummer betrifft, wird es wohl leider noch 3-4 Werktage dauern. Wir melden uns.«

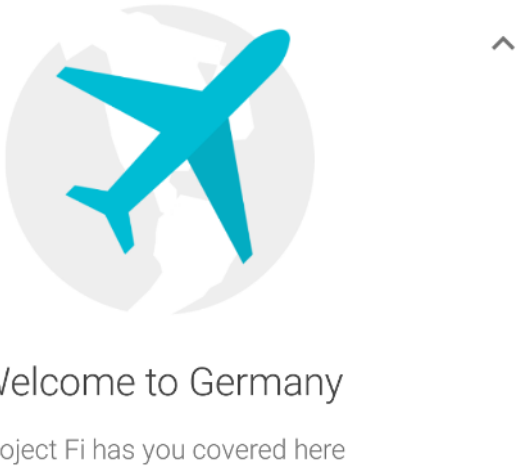
Tatsächlich meldete sich Fi schon nach zwanzig Minuten wieder. Es hatte jetzt doch geklappt mit der Rufnummer. Alles fertig! Viel Spaß mit Google Fi!

(Ich habe diesen Dialog frei aus den Bildschirmmeldungen übersetzt. Mit einem Menschen hatte ich zu keinem Zeitpunkt zu tun.)

Zuhause, in Manhattan, funktioniert alles reibungslos, aber das hat es auch mit T-Mobile schon. Die Netzversorgung ist etwas lückenloser, weil Fi automatisch zwischen verschiedenen Anbietern, darunter auch T-Mobile, hin und her schaltet. Datenraten um 50 Mbps in beiden Richtungen via LTE. Ich telefoniere selten, aber wenn ich es tue, erscheinen oft kurze, seltsame Meldungen, dass das Gespräch über WiFi oder Google Voice geroutet wird. Google setzt also, weit aggressiver als die klassischen Mobilfunkanbieter, die unterschiedlichsten Mechanismen ein, um etwas zu simulieren, das sich für den Benutzer wie ein ganz normales Telefongespräch anfühlt.

Etwas unheimlich wird es im Ausland. Fi meldet sich nämlich schon im Flugzeug, in zehntausend Metern Höhe, auch über dem offenen Meer. *Welcome to Ireland! Project Fi has you covered here. Welcome to Poland! Project Fi has you covered here.* Ich habe noch kein Land überflogen, in dem Fi nicht freundlich auf seine Unterstützung aufmerksam gemacht hätte.

Aber ich habe keine Ahnung, woran Fi merkte, dass wir in den jeweiligen Luftraum gewechselt waren. Mobilfunksignale gab es in vielen Fällen mit Sicherheit keine, aber auch das GPS meines Telefons schien von niemandem befragt zu werden.



Funktioniert hat es nach der Landung stets tadellos, und ich habe bisher die Niederlande, Deutschland, Russland und Mexiko ausprobiert. Das ist keineswegs selbstverständlich, und wenn man sich die einschlägigen Foren zum Beispiel auf Reddit anschaut, wird klar, dass Google hinter den Kulissen einen beträchtlichen Aufwand betreibt, um die Eigenheiten der nationalen Funknetze zu verstehen und für den Kunden unsichtbar zu machen, so dass der einfach nur funktionierendes Internet hat.

Warum die Geschwindigkeit auf 256 kbps gedrosselt ist, bleibt rätselhaft. Wahrscheinlich hat es mit den sicherlich alptraumhaften Verhandlungen mit den nationalen Providern zu tun. Musik streamen kann man damit gut, Video geht eher im Prinzip und nur mit einiger Geduld. Wenn das nationale Netz dagegen nicht mal 256 kbps hergibt, kann auch Google sie natürlich nicht herbeizaubern. *Berlin, I'm looking at you.*

Und noch etwas Merkwürdiges hat sich verändert: Ich bin volumenbewusster geworden. T-Mobile hatte mir ja unbegrenztes Volumen geschenkt und mich damit zum Datenverschwender erziehen wollen. Bei Google bezahle

ich dagegen genau das, was ich auch nutze, und keinen Cent mehr. Im alltäglichen Gebrauch fällt das nicht auf, ein Megabyte hin oder her ist egal. Aber wenn ich einen abendfüllenden Spielfilm im Mobilfunknetz anschauen würde, käme das ungefähr so teuer wie eine Kinokarte.

Da wartet man dann doch lieber, bis man im nächsten WLAN ist.

André Spiegel

19.06.2016

Tauch' es ein, tauch' es ein

Seit ein paar Tagen habe ich Snapchat. Was ein vollkommen unerwartetes Vergnügen ist. Ich snapchatte Klappentexte von Büchern, und dafür muss ich in der Nähe meiner Bücher sein. Die befinden sich im Dachgeschoss. Die WLAN-Quelle allerdings im Keller.

Keine meiner Anwendungen braucht a) soviel Akku wie Snapchat, und b) soviel Netz wie Snapchat.

Bisher hat alles, wirklich alles an meinem Schreibtisch funktioniert, was ich mit dem Smartphone machen wollte. Zum Beispiel Best Fiends spielen. Oder mit Signal keine Nachrichten bekommen.

Seit ich Snapchat habe, rolle ich also mit dem Schreibtischstuhl bis an die Kante der obersten Stufe meiner Wendeltreppe, lege mir ein Buch auf die Knie (wegen der Klappentexte), filme 10 Sekunden lang und halte das Telefon während des Uploads über das Geländer in die Tiefe des Raumes.

Um es vollständig in mein WLAN einzutauchen.

Pia Ziefle

20.06.2016

Die Gelben Seiten

Im Spätkauf, der gleichzeitig eine Postfiliale ist, gebe ich einen Brief ab und kaufe mir was zu trinken. Auf dem Tresen liegt ein Stapel “Gelbe Seiten”. Der Verkäufer fragt, ob ich ein Exemplar mitnehmen will. Ich gucke gequält und sage, dass ich mir das doch selbst aus dem Internet ausdrucken kann. Während wir uns darüber unterhalten, dass es sicher schwer ist, die loszuwerden, kommen weitere Kunden. Alle machen Gelbe Seiten-Witze. Einer will den Stapel mitnehmen, um beim nächsten 1. Mai bewaffnet zu sein (die Gelben Seiten sind die neuen Pflastersteine), ein anderer bedauert keinen Ofen mehr zu haben.

Nächste Woche kommt das Telefonbuch, sagt der Ladenbesitzer und grinst.

sleeplessdarkhorse

Juni 2016

Ein Riss und der Preis seiner Reparatur

Auf Duolingo, einer kostenlosen Sprachlernplattform, lerne ich unter anderem Polnisch. Duolingo ist, wie andere schon vor Längerem bemerkt haben, ein Beispiel für Gamifizierung: Es geht einerseits um etwas ›Ernstes‹ – zum Beispiel darum, sich zu merken, dass *wejście* ›Eingang‹ heißt und *wyjście* ›Ausgang‹. Andererseits basiert das Lernen auf Prinzipien, die man sonst aus Spielen kennt: Man kann Punkte sammeln, Levels erreichen, bekommt Lingots (eine interne Währung) und kann sich dafür Dinge ›kaufen‹. Lingots bekommt man zum Beispiel, wenn man eine bestimmte Zahl von Tagen in Folge Übungen gemacht hat. Man hat dann einen ›Streak‹ – auch dies Teil der Gamifizierung.

Wenn man an einem Tag gar keine Übungen macht, bekommt man am frühen Abend eine Benachrichtigung auf dem Handy, man möge doch seinen Streak nicht reißen lassen. Am vergangenen Freitag, wie an den meisten Tagen, bekomme ich keine Benachrichtigung. Am nächsten Tag stellt sich heraus, dass ich am Vortag nur 10 Punkte gesammelt habe statt des selbstgewählten Tagesminimums von 30. Wenn man nicht gar nicht übt, sondern bloß zu wenig, bekommt man offenbar keine Benachrichtigung aufs Handy. Mein Streak von nicht sehr beeindruckenden 16 Tagen ist damit gerissen. Aber kein Problem, ruft mir Duo – die Maskottcheneule von Duolingo – sogleich zu. Wir können deinen Streak doch reparieren! Duolingo zu nutzen ist zwar kostenlos, aber für das Flicken des Streaks hätten sie dann schon gerne €2,99. Ich lehne ab – um ehrlich zu sein vor allem deswegen, weil ich mich ärgere, dass ich keine Benachrichtigung von der blöden Eule bekommen habe.

Ein paar Stunden später habe ich der Eule zwar nicht verziehen, möchte aber weiter gratis Polnisch lernen. Außerdem bin ich Duo dankbar für die Lektion in Gamifizierung: Der Streak motiviert ein bisschen, solange er hält, und frustriert ein bisschen, wenn er reißt – oder auch mehr als ein bisschen.

Am Ende aber setzt sich die Erkenntnis durch, dass es nicht um XPs und Lingots und Streaks geht, sondern darum, *wejście* und *wyjście* auseinanderhalten zu können.

Christopher Bergmann

Juni 2016

Die Diktatur der grünen Linie

Rechtschreibprüfungen kennt – und nutzt – wahrscheinlich so ziemlich jeder. Die Software gleicht eingegebene Wörter mit einem Wörterverzeichnis ab und sagt Bescheid, wenn ein Wort nicht im Verzeichnis steht. Dieses Wort wird dann rot unterstrichen. Das ist an sich unkompliziert. Nicht erst seit Neuestem bietet Microsoft Word auch eine Grammatikprüfung an. Statt einzelnen Wörtern werden hier Muster abgeglichen. Entspricht das Muster nicht den Erwartungen, wird die betreffende Passage grün unterstrichen. Schreibt man zum Beispiel ›Ich sehe einem großen Mann‹, wird ›einem‹ unterstrichen und man wird darauf hingewiesen, dass es ›einen‹ heißen sollte.[1] Schreibt man im Englischen ›The result have been compared‹, wird ›result have‹ unterstrichen und man wird darauf hingewiesen, dass man zu ›The results have‹ oder ›The result has‹ umformulieren sollte. Zur Vermeidung derartiger Flüchtigkeitsfehler hat sich die Prüfung als ganz nützlich erwiesen.

Die zuverlässige Erkennung solcher Fehler scheint allerdings kompliziert zu sein. Die Prüfung leidet an falsch positiven *und* falsch negativen Klassifikationen: Im Internet kursieren Texte, die voll mit offensichtlichen Fehlern sind, aber bei der Prüfung als fehlerfrei eingestuft werden. Auch werden Fehler angestrichen, die keine sind. Wenn man eine Sprache einigermaßen beherrscht, sieht man das sofort – aber die grüne Linie bleibt stehen, bis man auf ›Einmal ignorieren‹ klickt. Damit ist gemeint, dass man die grüne Linie

1. Zur Ehrenrettung der Grammatikprüfung sei gesagt, dass diese Wortfolge in einem Satz wie ›Ich sehe einem großen Mann in die Augen‹ als korrekt erkannt wird.

an dieser Stelle ausblenden will, aber diese Art von Fehler weiterhin erkannt werden soll. Ich ertappe mich dabei, wie ich – statt die Linie auszublenden – erstmals eine meines Erachtens fehlerfreie Passage umformuliere, damit die Grammatikprüfung zufrieden ist und von sich aus keine grüne Linie mehr anzeigt. Zugegeben: Die umformulierte Version ist ein wenig besser als die ursprüngliche. Dennoch bleibt ein etwas fader Geschmack im Mund zurück angesichts der Tatsache, dass ich mich von der Word-Grammatikprüfung habe gängeln lassen.

Christopher Bergmann

22. Juni 2016

Ein Footnoterphone für meine Träume

Ich schlafe neben H. im Bett, und da man nicht dasselbe träumen kann, behelfen wir uns in meinem Traum damit, dass wir die eigenen Träume und die des anderen – die ungefähr die Form von Wikipedia-Einträgen oder Flickr haben – mit zum Teil recht ausführlichen Tags versehen.

Wach weiß ich auch, woher diese Idee kommt: Die Kaltmamsell hat gestern in der Techniktagebuch-Redaktion von Jasper Ffordes Thursday-Next-Romanen berichtet. Die Figuren unterhalten sich darin außerhalb der Handlung über ein Footnoterphone, das man in den Fußnoten mitlesen kann.

Kathrin Passig

Juni 2016

Meine Literaturverwaltung sieht aus wie eine Biberburg, nur nicht so nass

Ich arbeite an einem Buch, für das ich im Laufe mehrerer Jahre schon ziemlich viel Material zusammengetragen habe. Dieses Material verteilt sich auf:

- Notizen in Google Keep, die ich nur schnell irgendwo speichern wollte. Ab und zu ziehe ich sie von dort in ein Google Doc um.
- Und zwar nach “Materialsammlung 0”, “Materialsammlung 1” oder “Materialsammlung 2” (die Materialsammlung hat insgesamt 150 Seiten, das zeigt der Browser als einzelnes Dokument auf meinem untermotorisierten Laptop nur sehr unwillig an, deshalb musste ich sie zerkleinern).
- Von dort wandert es ab und zu in derzeit 25 thematisch sortierte Google Docs, die ungefähr den noch zu schreibenden Kapiteln entsprechen.
- Es gibt einen Ordner auf meiner Festplatte, in dem lokal gespeichertes Material liegt
- Es gibt einen Ordner in Google Drive für PDFs.
- Es gibt einen Unterordner meines “Books”-Ordners mit Büchern zu diesem Thema darin (überwiegend auf zweifelhaften Wegen beschafft, weil es sie nicht als E-Books zu kaufen gab).
- Legal beschaffte Bücher zum Thema in der Kindle-App in einem eigenen Ordner, aber auch verstreut zwischen allen anderen, weil der eigene Ordner nicht sehr gründlich gewartet wird.
- In Evernote ist sicher auch irgendwas, nur was?

Innerhalb der Google Docs habe ich meistens nicht notiert, woher die gesammelten Textstücke stammen, und hier auch schon einmal aufgeschrieben, warum nicht. Ich beginne das zu bereuen, seit ich letzte Woche nach der Quelle eines längeren Zitats fahndete, das ich gern verwenden wollte. Das Zitat war unauffindbar und die Googlearbeit wurde dadurch erschwert, dass offenbar nicht nur ich es gut finde: Unzählige andere Autoren haben genau die schönen und prägnanten Sätze, mit denen ich bei Google nach dem Text suchte, in ihre eigenen wissenschaftlichen und semiwissenschaftlichen Arbeiten eingebaut. Unter Angabe der Quelle? Natürlich nicht. Ich kann nicht mal herausfinden, ob meine Version das Original oder selbst nur eine der vielen späteren Varianten darstellt.

Dadurch, dass ich die Buchidee schon länger mit mir herumtrage, wird noch etwas anderes zum Problem: Unangenehm viele meiner gesammelten Links funktionieren nicht mehr, darunter einige zu den wichtigsten Texten. "Attacked from Within", ein 2009 bei Kuro5hin erschienener Beitrag, war eventuell die Keimzelle des ganzen zu schreibenden Buchs. Vor wenigen Wochen, am 1. Mai 2016, ist Kuro5hin komplett vom Netz gegangen. Zum Glück habe ich bei Seiten, die schon im Design ihr hohes Alter und ihre Ungewartetheit verrieten, wenigstens manchmal lokale Kopien angelegt, sogar Teile von Kuro5hin besitze ich, diesen Text jedoch nicht. Nach langer Suche habe ich ihn als PDF eines Screenshots gefunden. Alle Links in dem sehr linkreichen Beitrag sind jetzt nur noch blauer, unterstrichener Text. Aber immerhin!

(Von Hinweisen, hier könnten jetzt auch Internetoptimisten wie ich lernen, dass das Netz nicht so viel taugt wie eine ordentliche Papierbibliothek, bitte ich abzusehen. Erstens besteht etwa die Hälfte meiner Sammlung aus Material, an dessen Archivierung Bibliotheken bisher noch viel weniger gedacht haben als ich. Zweitens ist es ein allgemeines Phänomen, dass in der Frühzeit neuer Medien schlecht archiviert wird, das war bei Film, Radio und Fernsehen nicht anders.)

Kathrin Passig

25.6.2016

Eine Armbanduhr gilt als Täuschungsversuch

Der Professor bespricht mit den Studenten die Bedingungen der kommenden Modulprüfung, einer Klausur. Unterlagen sind keine gestattet, auch kein Formelzettel, man muss die Inhalte also vorher alle gelernt haben und die Aufgaben ohne Unterstützung lösen. Als technisches Hilfsmittel ist nur ein „nichtprogrammierbarer Taschenrechner“ gestattet.

Handys waren schon seit vielen Jahren verboten, und seit neuestem sind es auch Armbanduhren. Wobei es egal ist, was für eine, denn die meisten Smartwatches können nicht als solche erkannt werden. Laut Professor hat es in anderen Fachbereichen schon Vorfälle gegeben, wo jemand den Speicher darin als Wissensreservoir benutzte oder gar die Klausur abfotografierte, manchmal sogar mit Lösung.

Die Aufsichtspersonen haben am Prüfungstag keine Zeit für genaue Kontrollen, deswegen gilt rigoros ein eingeschaltetes Handy als Täuschungsversuch, und wenn man eine Uhr anhat, egal welche, auch. Zum Glück hängt in den Räumen, in denen man schreibt, meist eine Uhr, so dass man die Zeit auch so verrinnen sehen kann.

Thomas Jungbluth

26. Juni 2016

Wenn’s mal schnell gehen muss

Bei einem sonntäglichen Familientreffen erzählt die Mutter (*1944), in einem ihrer Vorträge habe sie kürzlich ein Bild aus meiner Doktorarbeit verwenden wollen. Die Arbeit liegt ihr als PDF-Datei vor. Allerdings habe sie es nicht geschafft, das Bild aus dem PDF herauszulösen. Der Bruder (*1970) – beruflich macht er irgendetwas mit Computern – brummelt dazwischen, das

sei ja wohl der Witz am PDF: dass man daran nichts machen könne. Die Mutter erzählt weiter, so habe sie halt die entsprechende Seite ausgedruckt und dann gescannt. Der Bruder und ich rufen unisono: „Screenshot? Screenshot!“ Die Mutter stellt sich taub. Ich frage noch, warum sie mich denn nicht wenigstens um die Originalbilddaten gebeten habe, worauf sie meint, es habe halt schnell gehen müssen und das habe doch wunderbar geklappt.

Franziska Nyffenegger

26. Juni 2016

Wahrsagerei per Push-Nachricht

Ich bin mit meiner Band im Tonstudio und wir nehmen gerade Gitarrenspuren auf, als das EM-Fußballspiel Deutschland gegen die Slowakei beginnt. Weil es beim Aufnehmen stören würde, läuft das Spiel nur im Nebenraum per Livestream. Aber unser Toningenieur hat sein Smartphone (im Flugzeugmodus mit W-LAN-Verbindung) neben dem Pult liegen. Wenn ein Tor fällt, bekommt er eine Push-Nachricht. Band und Mixer haben dann immer noch genug Zeit, um in den Nebenraum zu gehen und das Tor dort “live” mit der Zeitverzögerung des Livestreams zu erleben.

Alexander Matzkeit

2016

Brought to You by a Text Editor

Ich schreibe seit gut zwanzig Jahren Texte am Computer. Darunter sind viele verschiedene Formate: Briefe, Notizen, Berichte, Programmcode, Software-Dokumentation, E-Mails, Wiki-Einträge, Blog-Posts und manchmal auch einfach gutes altes HTML 2.0.

Mit der Ausnahme von Programmcode schreibe ich mittlerweile alles, was mehr als drei Zeilen hat – also auch diesen Techniktagebucheintrag – in einem Texteditor, speichere es und kopiere es dann in das „Zielsystem“. Das ist etwas umständlich, hat aber aus meiner Sicht mehrere Vorteile:

1. Es hilft, versehentliches Absenden oder Posten zu vermeiden. Bei einigen Kanälen bedeutet z. B. *Return* nicht Zeilenumbruch sondern „Abschicken“. Eine andere beliebte Falle sind Fenster mit Fehlermeldungen, Update-Informationen oder Werbung, die aus ganz anderen Kontexten hochpoppen. Wenn man gerade beide Hände an der Tastatur hat, liegt es nahe, daraufhin *Return* oder *Esc* zu drücken, leider oft einmal zu oft. Und schon ist die halbfertige Mail verschickt und man muss eine Folgemail mit einer Entschuldigung beginnen. Hilft allerdings nicht gegen die Volkskrankheit Anhangvergessen.

2. Verschwinden im digitalen Nirvana (save or it didn’t happen!). Das kennt wirklich jeder mit Computererfahrung. Der Gründe gibt es viele – Programmfehler oder -absturz, Akku leer oder Netzkabel rausgezogen, gern auch das spontane Ende einer Browser-Session oder Internetverbindung. Mir ist länger kein umfangreicherer Text mehr auf diese Weise abhanden gekommen, aber schon eine Seite zum zweiten Mal auszuformulieren, finde ich sehr nervig.

3. Auffindbarkeit – ich versehe alle Textdateien mit einem Namen der Form „2016-06-20 Stichwort“ und speichere sie auf einem großen Haufen. Es ist schneller, diesen Haufen per Volltextsuche zu durchkämmen, als unter vielen kleinen Häufchen erst einmal das richtige zu finden.

4. Inhalt vor Form – das Tippen des schieren Texts hält einen davon ab, ständig an der Formatierung herumzubasteln. Das kann man wirklich besser am Ende machen, wenn der Text weitgehend fertig ist. In einem WYSIWYG-Editor wie *Word* kann ich mich aber auch nicht beherrschen und formatiere zwischendurch alles fünfmal um.

5. Handhabung und Tastaturkürzel – das Schreiben geht viel schneller, wenn man mit einem Editor richtig vertraut ist und nicht mit mehreren halb. Man macht auch weniger Fehler der Sorten 1 und 2. Eine unbegrenzte Anzahl an *Undo*- und *Redo*-Schritten finde ich persönlich sehr hilfreich.

Zusätzlich gibt es dann noch die Nerd-Themen Zeichenkodierung, Einrückung und Zeilenenden, aber das betrifft die Allgemeinheit eher nicht. Lange Zeit hieß der Editor meiner Wahl *Emacs*. Seitdem ich viel auf Windows-Rechnern arbeite, verwende ich *Notepad++* oder im Notfall *Notepad*.

Für den Fall, dass ich einen Brief schreiben oder gar ein Fax senden will, halte ich eine Briefvorlage in *Word* vor. In der sind Adressblöcke, Datum, Anrede, usw. schon richtig platziert und ich kopiere den fertigen Text nur noch hinein.

Meine Handschrift ist darüber nicht völlig verkümmert, denn ich kritzele weiterhin tagtäglich mehrere Blätter mit Notizen voll. Ein zufriedenstellendes computertechnisches Äquivalent zum Durchstreichen einer erledigten Aufgabe habe ich noch nicht gefunden. Leider erinnert mein Gerkrakel mittlerweile stark an die Black Spider Memos von Prince Charles. Vielleicht sollte ich auf die Handschrift von Albert Einstein umsteigen.

Virtualista

Juni 2016

Die neue Welt des Vortragsdongelns

Dotastronomy 8, die avantgardistische Astronomie-Tagung, findet im Pembroke College in Oxford statt, das sich in seinen alten Mauern ein neues Gebäude mit Tagungstechnik zugelegt hat. Dotastronomy ist hochgradig interaktiv und oft stehen Dutzende Teilnehmer Schlange, um ein paar Slides zu zeigen oder ein Programm zu demonstrieren. Normalerweise müsste jeder seinen Beameradapter mitbringen, nach vorne gehen, den Computer anschließen, warten, bis Beamer und Computer sich verstehen, viel Zeit ver-

geht, viel Leerraum. Es geht aber auch anders. Wir haben zwei USB-Dongles, die kabellos mit dem Beamer kommunizieren. Wir reichen die Dongles rum, und sobald einer was zeigen will, drückt er einen Knopf am Dongle und schon sind die Slides sichtbar. In einer Stunde präsentieren 30 Teilnehmer ihre Ergebnisse, alle mit dem eigenen Laptop. Es funktioniert reibungslos.

Aleks Scholz

28.6.2016

“Sauber abtippen” umgekehrt

Ich möchte eine Geburtstagskarte an meine englische Kusine schreiben. Sie soll schön und handschriftlich sein und mehr als nur “Happy Birthday” enthalten, denn wir kommunizieren hauptsächlich über Geburtstags- und Weihnachtskarten. Da ich im Alltag fast nur am Computer schreibe, wird meine Handschrift immer unleserlicher und hässlicher. Damit ich mich beim Schreiben ganz darauf konzentrieren kann und den äußeren Eindruck nicht mit Durchstreichungen noch weiter verschlimmere, schreibe ich den Text der Karte am Computer vor und übertrage ihn dann handschriftlich auf die Karte. Das ist relativ mühsam, besonders schön wird es auch nicht.

Das Abtippen handschriftlich vorbereiteter Texte in der Schule und später an der Uni war auch immer ein mühseliges Geschäft. Das Ergebnis sah aber etwas besser aus.

Extramittel

28. Juni 2016

School without Google

Meine Eltern schenken meiner Frau zum Geburtstag im Spaß ein Schild mit der Aufschrift “Respect Your Parents, they passed school without Google”. Wir bringen es nicht übers Herz, ihnen zu sagen, dass Google 2001, als wir beide Abitur machten, noch kaum bekannt war. Ich kann mich nicht erinnern, die Suchmaschine in meiner Schulzeit jemals eingesetzt zu haben. Richtig wäre gewesen: “They passed school without Altavista’s unusable search results”.

Alexander Matzkeit

29. Juni 2016

Sonnenakku in Winterthur

Hinter dem Bahnhofplatz von Winterthur fällt mir eine mit Sonnenenergie betriebene Ladestation für Mobiltelefone auf. Der Akku meines klugen Telefons ist tatsächlich fast leer. Die Station bietet Anschlüsse für verschiedene Modelle und versorgt mich mit gerade genug Strom, um zwei Fotos zu machen. Für weitere Beobachtungen fehlt mir leider die Zeit. Am nächsten Tag erzählt mir das Internet, dass es sich offenbar um eine im April versuchsweise für ein Jahr installierte Novität handelt.

nrg
PLUG IN
Free power
Tell your friends
#PlugintheSun
NRG Street Charge

Franziska Nyffenegger

29. Juni 2016

QR-Code scannen? Vorher ausdrucken!

Ich kaufe online ein Ticket für ein Musikfestival und wähle die “print@home”-Funktion (was einen horrenden Zuschlag von 2.90 Euro nach sich zieht – warum?). Nun habe ich keinen Drucker (ich habe schon einen, aber er geht gerade nicht, andere Geschichte), aber das PDF hat einen schicken QR-Code. Vielleicht kann ich das Ticket ja damit in die “Wallet” am iPhone laden und muss nicht im Büro ausdrucken? “Wallet” ist die iOS-App, in der man Bordkarten, Eintrittskarten etc. abspeichern kann, früher hieß sie, glaube ich, “Passcode” oder “Passbook”.

Direkt vom Bildschirm scannen geht schon mal nicht, die App erkennt keinen QR-Code. Also mit dem Smartphone einen Screenshot des PDF machen, dieses Foto in die QR-App importieren. Geht auch nicht. Ich muss das Ticket anscheinend erst ausdrucken, um dann den QR-Code scannen zu können.

Immerhin kommt das Ticket aber mit einer sehr sorgfältigen “Faltanleitung”. Nicht auszudenken, was passiert, wenn ich mich nicht dran halte!

FALTANLEITUNG

Für die Einlasskontrolle muss dieses Ticket gefaltet werden
Bitte gehen Sie folgendermassen vor:

1. FALTEN SIE DAS TICKET MITTIG
an der gestrichelten Linie (Faltmarke 1) so, dass die bedruckte Seite aussen liegt.

2. FALTEN SIE DAS TICKET ERNEUT
an der zweiten gestrichelten Linie (Faltmarke 2) so, dass die Faltanleitung verschwindet.

3. FERTIG!
Jetzt haben Sie das Originalticket auf der einen, Adressangaben, Buchungsdaten und Barcode auf der anderen Seite. Sie sind bereit für den Check-In.

Katharina Schell

29.6.2016

Aufruf zur Internetsparsamkeit

Wanderwochenende im Schwarzwald. Für die Ferienwohnung gibt es individuelle WLAN-Zugänge – aber es ist nicht genug für alle da: “Melden Sie sich ab, wenn Sie das Internet nicht mehr benötigen” werde ich aufgefordert, und “grosse Datenmengen” wie z. B. Fotos soll ich lieber nicht herunterladen. Ich fühle mich unversehens ins Jahr 1999 zurückversetzt, als es noch unglaublich teuer werden konnte, wenn man die Internetverbindung nicht wieder trennte, und als mein Rechner zum Download von 2 MB fast den ganzen Nachmittag brauchte.

Der Appell an die Datensparsamkeit wäre allerdings gar nicht nötig: Vorsorglich gibt es sowieso nur im Rezeptionsbereich Empfang, nicht in den einzelnen Wohnungen. Dann eben doch mobile Daten.

HAPIMAG
WLAN PASSWORD

Gemeinsam sind wir schneller
Toll, wenn man innert kürzester Zeit ganz weit kommt! Das gilt besonders fürs Surfen im World Wide Web. Damit sich jeder Gast über eine schnelle und zuverlässige Internet-Verbindung freuen kann:

- Vermeiden Sie den Download grosser Datenmengen (Videos, Fotos etc.).
- Melden Sie sich ab, wenn Sie das Internet nicht mehr benötigen.

Vielen Dank für Ihre Mithilfe!

Name	Kopf, Kristin
Vom	29.07.2016
Bis	31.07.2016
Benutzername	61586
Passwort	05522

WLAN Netzwerk: HP_WL_01
WLAN Passwort: 1a2b3a4b1b

Kristin Kopf

29.6.2016

Verlust

Heute fiel mir auf, dass es kaum noch aktuelle Klosprüche gibt, die man snappen könnte. Nur auf nicht renovierten Toiletten findet man noch Sprüche, die auf ein Aussterben um 2011 herum hindeuten.

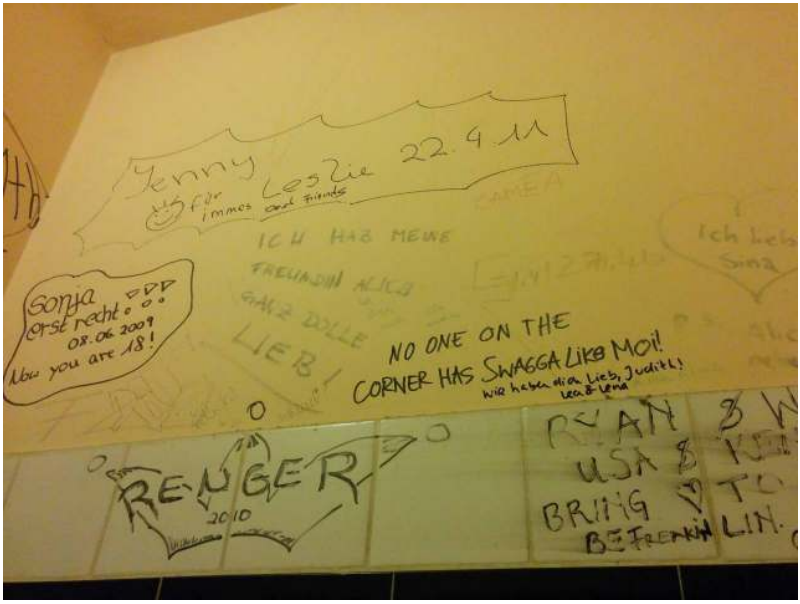


Foto von Kathrin aus dem Varadero in Berlin Schöneberg, Februar 2016

sleeplessdarkhorse

Juni 2016

Reklamation im Jahre 2016 mit Schere, Drucker und Kamera

Zu Weihnachten 2015 schenke ich mir ein paar neue In-Ear Kopfhörer. Ich bin der Empfehlung der Wirecutter Webseite gefolgt, die die Delta Kopfhörer der Firma Brainwavz als beste Budgetkopfhörer empfehlen.

Ich benutze meine Kopfhörer mehrmals täglich. Ich nehme sie aus der Tasche, friemel sie auseinander, benutze sie, lege sie zusammen, stecke sie wieder ein und bin sehr glücklich damit. Jedenfalls zerlegt sich sich nach einem halben Jahr der linke Kopfhörer in zwei Hälften. Kurz darauf löst sich einer der Kontaktdrähte und Spotify gibt es fortan nicht mehr in Stereo.

Daraufhin schreibe ich dem Kundendienst der Firma mit einem Foto des Schadens und der Rechnung von Amazon. Ich bekomme eine automatisierte Antwort mit der Aufforderung, jetzt ein Bild des Schadens zu schicken und die Rechnungsnummer beizufügen, was ich tue.

Zwei Tage später folgt eine E-Mail der Firma, die erkennen lässt, dass man als Brainwavz-Kopfhörer besser tut, was man soll.

> *Hi Marcus,*
>
> *I am sorry that the earphones broke.*
>
> *We would like you to destroy your earphones with the guidelines in the attached PDF document. If you are unable to open the attached PDF document, please use the following steps to destroy your earphones.*
>
> *On page 2 of the PDF, you will find examples of how you can destroy and take the picture of the defective earphones.*

Attach the image of the destroyed earphones with the requested document/information to your reply to this ticket.

1. Cut up your earphones into many pieces, please cut the main wire in 4 different places at the very least, it is not sufficient to only cut the wire once or twice. If the wire is not cut up in 4 different places we will ask you to cut it more before we can send a replacement. It is very important that your earphones are cut up in to many pieces.

2. Write on a piece of paper this ticket number, your order number, your full name and your email address.

3. Take a picture of the destroyed earphones with the piece of paper with your info.

4. Attach the image to this Email

5. ADD TO THIS EMAIL YOUR CURRENT SHIPPING ADDRESS

PLEASE DO NOT DISPOSE OFF THE EARPHONE UNTIL WE CONFIRM TO SEND REPLACEMENT. Once we confirm the image we will arrange a replacement to be sent to you.

Again please remember to cut up your earphones into at least 4 or more pieces and do not dispose of your earphones until we verify your images and confirm a replacement is on its way.

Should you not want to destroy your earphones or unable to send digital images to us then you can opt to mail back your earphones to us, if you prefer to do this then reply back informing us and we will provide mailing instructions.

> *Please let us know if you have any questions. Again I am very sorry that your earphones developed a fault.*
>
> *Thanks*

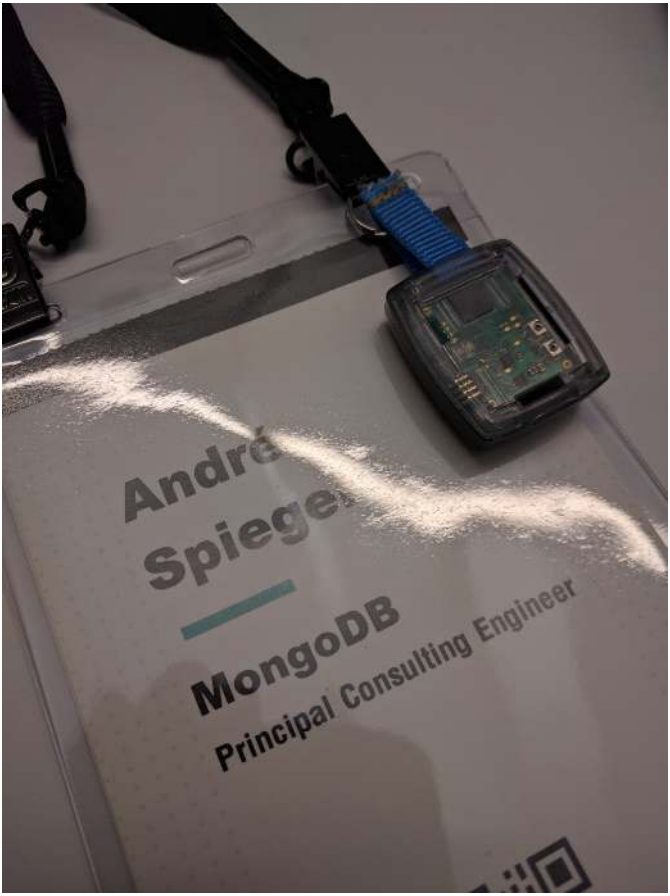
Der Sinn der grausamen Prozedur ist klar: Brainwavz will nicht, dass ich, nachdem sie mir einen Ersatzkopfhörer geschickt haben, zwei Kopfhörer habe. Zudem ersetzt der digital versendete, fotografische Beweis der Verstümmelung meines Kopfhörers das Paket an den Hersteller. Anyway, als Kopfhörer würde ich mir jedenfalls die alten Zeiten zurückwünschen.

Marcus

Juni 2016

Die Badges könnten, aber sie dürfen nicht

Ich nehme in New York an der Konferenz *MongoDB World 2016* teil und bekomme am Empfang einen Badge ausgehändigt, der frappierend an den Poken erinnert. Ein Mitarbeiter der Firma loopd, die diese Badges herstellt, weist mich in den Gebrauch ein. Der Badge ist ein Bluetooth-Beacon, dessen Batterie etwa eine Woche halten soll. Außerdem hat er wohl einen Bewegungssensor und vielleicht auch NFC eingebaut, denn er bekommt es mit, wenn man sich mit ihm bewegt, und auch, wenn ein anderer Badge in seine unmittelbare Nähe gebracht wird.



Der Badge dient einerseits als elektronische Visitenkarte, über die man schnell Kontaktdaten mit anderen Teilnehmern austauschen können soll, und außerdem als Zählgerät, über das festgestellt wird, wieviele Teilnehmer die

jeweiligen Sessions besuchen. Bedient wird alles über eine Smartphone-App, die mit dem Badge gekoppelt ist, und in der unter anderem die Liste aller Teilnehmer und der Zeitplan der Konferenz zu finden sind.

Ich merke, dass die App merkt, in welchen Sessions ich war, denn nur für diese Sessions bekomme ich nachher die Aufforderung, eine Bewertung abzugeben.

Tatsächlich hat sich der einweisende Mitarbeiter aber gleich am Anfang entschuldigt, dass sie wegen Privatsphäre-Bedenken nicht alles machen dürfen, was man mit den Badges eigentlich machen könnte. Zum Beispiel könnte man jederzeit die Namen und Firmen aller Personen in der unmittelbaren Umgebung anzeigen. Diese Funktion ist aber gesperrt, und man muss erst per ausdrücklicher Badge-Berührung mit jemandem Kontakt aufnehmen, bevor man die Erlaubnis bekommt, die Person zu orten.

Zu solchen Badge-Bussis kommt es allerdings nicht. Ich sehe während der ganzen Konferenz kein einziges Badge-Paar, das in Kopulationsstellung gebracht wird. Auch aus dem Orten wird also leider nichts.

André Spiegel

Juni 2016

Gladbach City Limits

Im Gespräch kommt die Frage auf, ob ein bestimmter Ort gerade noch innerhalb der Stadtgrenzen Mönchengladbachs liegt oder knapp außerhalb. Das sieht man doch bei Google Maps, wirft eine der Anwesenden ein. Vorhandene Handys (allesamt Android) werden gezückt, die Google-Maps-App wird geöffnet. Man sieht, wenn man ›Mönchengladbach‹ eingibt, nichts, was an eine Stadtgrenze erinnert. Mir fällt ein, dass die Anzeige der Grenzen von Ländern, Städten, Stadtteilen nur auf der Website von Google Maps funktioniert, nicht in der App. Ruft man – bei installierter App – Google Maps

im Handybrowser auf, schiebt sich aber sofort die App in den Vordergrund und die Ergebnisse werden dort angezeigt. Auf einem herbeigeholten iPad passiert dasselbe. So kommen wir nicht weiter.

Wir sind nicht umsonst zu dritt, denn dem dritten Anwesenden fällt die Lösung ein (und die funktioniert sogar nur auf dem iPad). Man muss erst die Google-Suche aufrufen, dann über ein relativ verstecktes Menü ›Desktop-Site anfordern‹ auswählen. Dadurch wird die nicht für Handys und Tablets optimierte Version der Suche angezeigt. Gibt man nun einen Ortsnamen in der Suche ein und drückt nicht auf den Maps-Tab, sondern auf die Kartenvorschau in der Ergebnisliste, drängt sich die App nicht nach vorne, sondern man erhält die Desktop-Ansicht von Google Maps inklusive Stadtgrenze. Später finden wir heraus, dass man sich das Gehampel mit der Desktop-Version auch sparen kann: Öffnet man durch langes Drücken auf die Kartenvorschau ein Kontextmenü und dann die Karte in einem neuen Browsertab, bleibt die App bei Android *und* iOS im Hintergrund.

Wie sich herausstellt, ist der Ort knapp außerhalb von Mönchengladbach. Ich hatte Unrecht.

Christopher Bergmann

Juni 2016

Immer schlechtere Erreichbarkeit über Fernkopierer

Für den Druck von Visitenkarten stellt mein Arbeitgeber im Intranet eine Seite zur Verfügung: Wer neue benötigt, trägt seine Daten in eine Maske ein, und nach einer Vorschau wird mit einem Klick auf “Freigabe” der Auftrag zum Druck der Karten im richtigen Corporate Design erteilt. Ich scheitere bei dem Versuch, neue Visitenkarten zu bestellen, daran, dass die Corporate Design Vorlage die Eingabe einer Faxnummer zwingend vorsieht.

Die vorhandenen Multifunktionsdrucker können zwar

Tele faksimile (”Faxe”) empfangen, und vermutlich hat unser Sekretariat sogar tatsächlich eine Faxnummer. Diese kenne ich jedoch nicht und habe sie noch nicht benötigt.

Nach einem Gespräch mit dem zuständigen Kollegen vom Marketing wird nach einigen Tagen die Visitenkarten-Maske umgestellt, so dass ich nun auch ohne Angabe einer Faxnummer neue Visitenkarten bekommen kann. Die dadurch frei werdende Zeile kann alternativ für eine Mobiltelefonnummer genutzt werden oder frei gelassen werden.

In diesem Artikel, auf den ich durch Wikipedia aufmerksam werde, lese ich, dass im letzten Jahr Fax und WhatsApp in Deutschland etwa gleich weit verbreitet gewesen sein sollen (die exakten Methoden der dort zitierten Studie sind jedoch weder in dem verlinkten FAZ-Artikel noch in der Wikipedia angegeben). In meinem Umfeld trifft dies nicht zu, zumindest wurde ich in den letzten etwa 15 Jahren nicht nach einer Faxnummer gefragt.

Molinarius

30. Juni 2016

Papierzettel in der Digitalhülle

In den letzten dreissig Jahren hatte ich kaum Kontakt zu meinem Bruder. Er wohnt in einer anderen Stadt und lebt ein anderes Leben. Geld verdient er mit dem Hantieren an Computern. Als Nutzerin von Apple-Produkten gehöre ich nicht zu seiner Klientel. Vor ungefähr einem Jahr sind wir Facebook-Freunde geworden. Seither wissen wir mehr voneinander. Manchmal mag er, was ich für das Techniktagebuch aufschreibe. Heute schickt er mir über WhatsApp ein Bild vom klugen Telefon seiner Frau und kommentiert: „Ist also auch fast Techniktagebuch … Notizzettel in der Handyhülle :’D :’D :’D [Tränen lachende Smilies]“

Franziska Nyffenegger

Ende Juni 2016

Ich habe Spotify und kaufe doch noch CDs

Im Juni 2016 kommt das neue Album von Paul Simon raus. Als großer Paul-Simon-Fan (insgesamt vier Konzertbesuche) ist mir klar, dass ich dieses Album auch besitzen möchte. Dem rein digitalen Besitz (konkret: iTunes) habe ich jedoch mittlerweile wieder abgeschworen, ich plane also, die CD als physischen Tonträger käuflich zu erwerben.

Eile habe ich hingegen nicht so wirklich. Ich packe recht lässig Dinge in den Amazon-Warenkorb und lasse sie dort ein bisschen rumliegen, bis ich mich für ein Buch entschieden habe, das mir die Lieferkosten erspart. Dann sende ich die Bestellung ab und in dem Moment fällt mir ein, dass ich ja bei Amazon zusätzlich zum CD-Kauf auch das Album als MP3 runterladen und sofort hören kann. Ich muss also gar nicht warten, bis die CD im Briefkasten liegt. Toll! So praktisch! Große Freude!

Ungefähr in diesem Moment fällt mir ein, dass ich das Album ja auch einfach auf Spotify hören könnte und das mache ich dann auch. Offensichtlich habe ich mit dem Plan, ein Album als CD zu kaufen, sofort vergessen, dass mich das ja trotzdem nicht daran hindert, mir vorher die Musik auf Spotify anzuhören.

(Die CD kommt dann an, ich importiere sie in iTunes und synchronisiere das iPhone. Aber immerhin kann ich eine weitere CD ins Regal stellen und mir die Texte im Booklet durchlesen. Ein schönes Gefühl.)

Anne Schüßler

Ende Juni 2016

Kindle Unlimited ist so unlimited, wie eine Flatrate flat ist

Ich möchte endlich meine Harry-Potter-Bildungslücke schließen. Vor vielen Jahren bin ich nach Band 3 ausgestiegen, aber man versteht ja ohne Harry-Potter-Kompetenzen etwa 40% aller weltweiten Anspielungen nicht.

Die “Complete Collection” kostet in der Kindle-Ausgabe € 56,64. Das ist mir zu teuer. Die Preise für die sieben einzelnen Bände (je € 8,99) würde ich bereitwillig bezahlen, aber da es die Gesamtausgabe gibt und sie billiger ist als die Einzelbände, geht das natürlich nicht. Als rationales Wesen kann ich nur die Gesamtausgabe kaufen, und die kann ich nicht kaufen, weil sie zu teuer ist.

Bisher habe ich alle Hinweise auf das “Kindle Unlimited”-Angebot ignoriert, aber jetzt fällt mir auf, dass man damit alle sieben Bände umsonst lesen könnte. Amazon bewirbt den Zugang so:

> Mit einem Abonnement von Kindle Unlimited können Sie hunderttausende von Kindle-eBooks und tausende Hörbücher mit Whispersync for Voice benutzen. Sie können bis zu zehn eBooks gleichzeitig ausleihen und es gibt keine Rückgabefrist.

Ich melde mich für den kostenlosen 30-tägigen Testzugang an und bin nicht abgeneigt, danach € 9,99 pro Monat zu bezahlen, denn ich gebe mehr als diesen Betrag für E-Books aus.

Ich lese alle Harry-Potter-Bände.

Dann merke ich, dass davon abgesehen kein Buch, das mich interessiert, im Unlimited-Zugang enthalten ist. Ich teste die Theorie, dass nur Bestseller enthalten sind, aber auch Bestseller sind nicht enthalten. Ich teste mit meinen eigenen Büchern. Ich beschwere mich in der Techniktagebuch-Redaktion.

Anne Schüssler hilft bei der Recherche: “The Billionaire & His Castaway hingegen kann Kathrin noch bis zum 22. Juli lesen. Oder Go Deep: A Bad Boy Sports Romance. Oder Pleasure Island: ‘A gripping beach read packed with mystery, suspense, drama and romance’ Ich wünschte, ich dächte es mir aus.” Aber: “Man muss fairerweise sagen, dass es auch jede Menge suspekter Bücher gibt, die nicht bei Kindle Unlimited sind.”

Ich kündige den Probezugang dann doch gleich.

> Ihr Zugang zu Kindle Unlimited wird bis 22 Juli 2016 fortgesetzt, danach wird Ihre Karte nicht mehr belastet, und Ihre Mitgliedschaft ist beendet. An diesem Termin werden Ihre Kindle Unlimited Bücher automatisch zurückgesendet, Ihre Notizen und Hervorhebungen werden jedoch gespeichert.

Dass die Bücher “automatisch zurückgesendet” werden und ich meine Notizen und Hervorhebungen behalten darf, gefällt mir an sich gut. Jetzt muss nur noch ich meine Lesegewohnheiten ändern oder Amazon seine Anbietegewohnheiten. Oder wir lassen einfach beide alles so, wie es ist. Bisher ging es ja auch.

Kathrin Passig

Juni 2016

Wohlmeinende Werterwartung

Berlin, in der Nähe des Arkonaplatzes.

Felix Lorenz

30.6.16

Rettungssektor O, wie Ohne Netz

Beim Wandern in der Wutachschlucht könnte einem einiges zustoßen, allüberall liegen heruntergefallene Steine herum und gelegentlich geht es ganz schön steil hinunter. Damit es im Notfall schnell geht, ist die Strecke in Rettungssektoren eingeteilt. Jede Sektorgrenze wird durch ein kleines Schild an einem Baum markiert, auf dem die Sektorenbezeichnungen stehen (z. B. N, O, P) und der Hinweis, man möge in Notfällen die 112 anrufen. (Hier ein typähnliches Schild.) An einer Stelle findet sich zudem der euphemistische Nachtrag, "gelegentlich" gebe es in der Schlucht selbst kein Mobilfunknetz. Eigene Erhebungen legen völlige Empfangslosigkeit nahe.

Zumindest heute sind aber so viele Gruppen unterwegs, dass es kein Problem sein sollte, im Ernstfall durch immer weitergegebene Zurufe schließlich zu einer Person zu gelangen, die noch oben am Wanderparkplatz steht.

Kristin Kopf

Juni 2016

Um den Ladevorgang zu beenden, Wagen zu- und wieder aufschließen

Ich sitze mit Kollegen zu einem Feierabendbier in einer Kneipe in Berlin-Mitte am Spreeufer und trinke Ginger Ale, da ich plane, mit dem einige Stunden zuvor in der Nähe geparkten Citroën C Zero Elektroauto des Carsharing-Dienstes Multicity nach Hause zu fahren.

Kurz vor dem Aufbruch aus der Kneipe fährt plötzlich „mein“ Multicity-Auto an dem offenen Fenster der Kneipe, an dem wir sitzen, vorbei. Ich überprüfe kurz mit der Smartphone-App des Anbieters, ob es wirklich das von mir ins Auge gefasste Auto war und sehe tatsächlich kein freies Auto mehr weit und breit.

Seit es die Elektroautos von Multicity gibt, fahre ich nicht mehr so oft mit den Autos anderer Carsharing-Anbieter. Es macht einfach mehr Spaß, mit einem E-Auto zu fahren.

Nachdem der Anbieter DriveNow jedoch den BMW i3 in seinen Pool mit aufgenommen hatte, wollte ich dieses Modell durchaus mal testen. Und da ich mir ohnehin in den Kopf gesetzt habe, heute mit dem Auto nach Hause zu fahren (immerhin habe ich die letzten anderthalb Stunden brav Ginger Ale getrunken), suche ich die anderen Anbieter nach Alternativen ab, anstelle vernünftigerweise in die nächste S-Bahn zu steigen.

Ein kurzer Spaziergang entfernt wird mir ein freier BMW i3 angezeigt.

Ein paar Minuten später stehe ich vor dem Wagen, der angeschlossen an einer Ladesäule nahe der HU Mensa Süd steht.

Ich versuche, das Ladekabel von der Säule abzuziehen, der Stecker scheint jedoch noch nicht freigegeben zu sein. Also suche ich nach der Kundenkarte für die Ladesäule, da ich das so von Multicity gewohnt bin. Ich hoffe, damit die Säule dazu bringen zu können, das Kabel freizugeben.

Ich schaue in der App nach einer Hilfestellung und entdecke eine bebilderte Anleitung für die Nutzung von Elektroautos unter dem Menüpunkt „Elektrisches Fahren“. Hier steht, dass die Säule mit der „Ladekarte aus der Mittelarmlehne“ entsperrt werden kann.

Ich finde zwei Karten in der Mittelkonsole (und ein iPhone 4 im Handschuhfach, aber das ist eine andere Geschichte). Eine von Vattenfall, eine mit dem Schriftzug THENEWMOTION. Der i3 hängt jedoch an einer Säule von RWE. Nach ein wenig Ruckelei und dem abwechselnden Anhalten mal der einen, mal der anderen Karte, gebe ich es auf und suche der Service-

Telefonnummer in der App. Ich finde sie nicht. Lediglich einen Menüpunkt „Problem melden“, bei dem ich eine schriftliche Meldung abgeben kann. Ich bezweifle, dass solch eine Meldung noch am selben Abend beantwortet werden würde und gebe die weitere Suche erst einmal auf.

Mir fällt ein, dass ich nach dem Öffnen des Fahrzeugs einen Menübefehl „Service anrufen“ auf dem Display des Bordsystems im Wagen gesehen habe. Nachdem ich die Option auswähle, erscheint auf dem Display die Meldung „Bitte erst mit Bluetooth verbinden“. Ich nehme an, dass das System erst eine Verbindung mit meinem Mobiltelefon für dieses „Feature“ verlangt. Die Zeit tickt aber, da ich die Buchung bereits begonnen habe (ich hielt für eine Möglichkeit, dass die Säule danach vielleicht magischerweise das Kabel freigeben würde) und so schaue ich erneut in die DriveNow-App und finde eine Servicerufnummer im Impressum, die ich direkt anrufe.

Der Herr am anderen Ende erklärt mir nach der Schilderung meines Problems, dass ich mir womöglich zu lange Zeit gelassen habe nach dem Öffnen des Fahrzeugs und ich dieses mit der Zentralverriegelung nun erneut zu- und dann wieder aufschließen müsste, damit sich die Sperre an der Ladesäule löst. In der Tat geht das Licht an der Ladesäule nach dieser Prozedur aus. Darauf angesprochen, welche Karte ich denn aber für die Entriegelung der Säule nutzen solle, ich hätte hier gleich zwei, sagt er mir, dass ich die nutzen muss, die den Namen des Anbieters der Säule entspräche.

„Ich habe hier eine Karte mit der Aufschrift Vattenfall und eine Karte mit der Aufschrift THENEWMOTION“

–„Ja, das sind unsere Vertragspartner.“

„Okay, der Wagen hängt aber an einer Säule von RWE.“

–„Ach so, naja an den RWE-Säulen benötigen Sie keine Karte. Da können Sie das Kabel einfach so abziehen.“

Nun gut.

Ich verstaue das Kabel im Kofferraum des i3, und mache mich auf den Heimweg.

Zuhause angekommen parke ich den Wagen an einer grauen, klobigen Ladesäule, die das Logo THENEWMOTION trägt und verbinde das Ladekabel mit Auto und Säule, nachdem ich diese mit der jeweiligen Ladekarte entsperrt habe.

Das Auto wird nicht aufgeladen, die Säule meldet an beiden Steckplätzen „Bereit“. Es leuchtet kurz auf um den Ladestutzen des i3, das Licht geht jedoch wieder aus.

Ein weiterer Anruf beim DriveNow-Service löst auf: „Da müssten Sie das Auto vielleicht noch einmal aufschließen und wieder zuschließen“. Ich habe die Buchung jedoch bereits beendet, beschließe, dass dies jemand anderes machen soll und gehe ins Bett.

P. S.: Kosten dieser Fahrt: 11,88 EUR. Kosten für ein Taxi: 8-10 EUR. Kosten für eine 4-Fahrten-Karte der BVG: 2,25 EUR.

Julian Schollmeyer

1. Juli 2016

Das Internet ist keine Bibliothek: Quellenangaben im Wandel

Ich lese das gerade erschienene Buch “Kultur der Digitalität” von Felix Stalder. Die erste Fußnote lautet:

> Biddle, Dan, (2014), “Five million tweets for #Eurovision 2014”, blog.twitter.com, 11.05. (online). Ich verzichte bei Onlinequellen auf die Nennung der vollständigen URL. Das Internet ist keine Bibliothek, und Adressen (und die Dokumente, zu denen diese Adressen führen) sind strukturell instabil. Anstatt lange Adressen abzutippen, ist es oftmals zielführender, den Titel eines Dokuments in eine Suchmaschine einzugeben.

Ich sehe das zum ersten Mal, und es leuchtet mir sofort ein. Mein erstes Buch, 2000 erschienen, enthielt viele Internetadressen, die schon wenige Jahre später ins Nichts führten. In meinem zweiten Buch mit Quellenangaben, 2007, heißt es:

> Bei Onlineveröffentlichungen, die mit einiger Wahrscheinlichkeit dauerhaft am selben Ort zu finden sein werden, ist die Adresse angegeben. Viele der angegebenen Publikationen sind frei im Internet verfügbar; der Rest lässt sich über den Lieferdienst der Bibliotheken unter www.subito-doc.de bestellen.

Bei den Onlinequellen steht auch der Titel, man kann sie also auch nach dem Verfall der URL auf die bei Felix Stalder empfohlene Weise wiederfinden, so sie noch existieren. Meine Zuneigung zum Dokumentenlieferdienst subito wird erst im nächsten Jahr aus Urheberrechtsgründen versiegen.

Bei meinem dritten fußnotenhaltigen Buch (2008) habe ich die Nase voll von gedruckten und nie mehr veränderbaren URLs. Auf der letzten Seite steht:

> ... wir sind zuversichtlich, weitere interessante Fallstudien in die nächsten Auflagen oder ins Blog zum Buch (unter prokrastination.com) aufnehmen zu können. Dort finden sich auch Quellenangaben zu den im Buch verwendeten wissenschaftlichen Artikeln.

Die theoretisch leicht veränderbare Online-Quellensammlung haben mein Coautor und ich, soweit ich mich erinnere, nach dem Erscheinen des Buchs nicht mehr angefasst. Eventuell haben wir sie nicht einmal angelegt, ich kann sie jedenfalls 2016 nicht finden. Aber falls doch, dann sind vermutlich auch dort alle Links verfallen.

"Verirren – Eine Anleitung für Anfänger und Fortgeschrittene" (2010) enthält drei Internetadressen und keinen Kommentar zu ihrer Verwendung. Es war allerdings auch ein Thema, zu dem sich mehr in Büchern als im Netz finden ließ.

In "Internet – Segen oder Fluch" (2012) gibt es ebenfalls kaum URLs. Erste Workarounds zeichnen sich ab:

> Kritiker dagegen waren überzeugt, dass blablaba, das steht nun wirklich überall.

Suchstichwort “quantified self”.

… in einem Manuskript ohne Titel, das man unter dem Suchbegriff “horrible masse de livres” an verschiedenen Stellen im Netz finden kann.

Ach, schauen Sie halt selber irgendwo nach, dafür ist es ja erfunden worden, das Internet.

Wikipedia-Einträge nennen wir nur beim Namen, nicht bei ihrer Adresse. Ein paar URLs, fünf Stück vielleicht, sind aber immer noch enthalten.

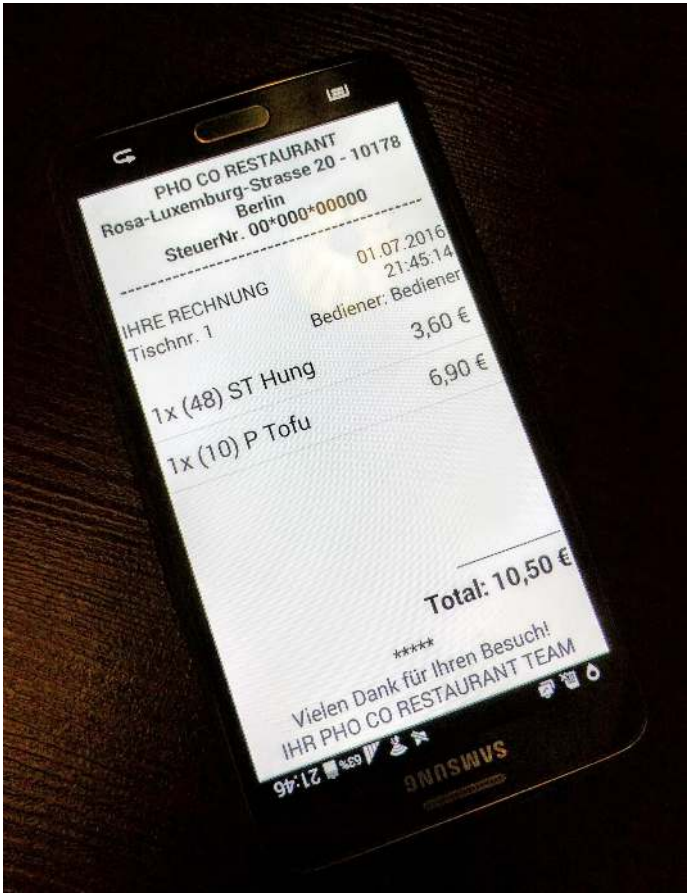
Beim nächsten Buch mache ich es dann auch so wie Felix Stalder.

Kathrin Passig

1. Juli 2016

Herr Bediener hat eine unglaubhafte Steuernummer, aber ein fortschrittliches Restaurant

Ich bitte um die Rechnung und lese dann erst mal weiter, in der Erwartung, dass die Rechnung sich etwa zehn Minuten später materialisieren wird. Aber der vietnamesische Restaurantbetreiber legt mir gleich sein Handy auf den Tisch:



Meinen Wunsch, diese Neuerung fotografieren zu dürfen, nimmt er ohne Verwunderung hin.

Kathrin Passig

2. Juli 2016

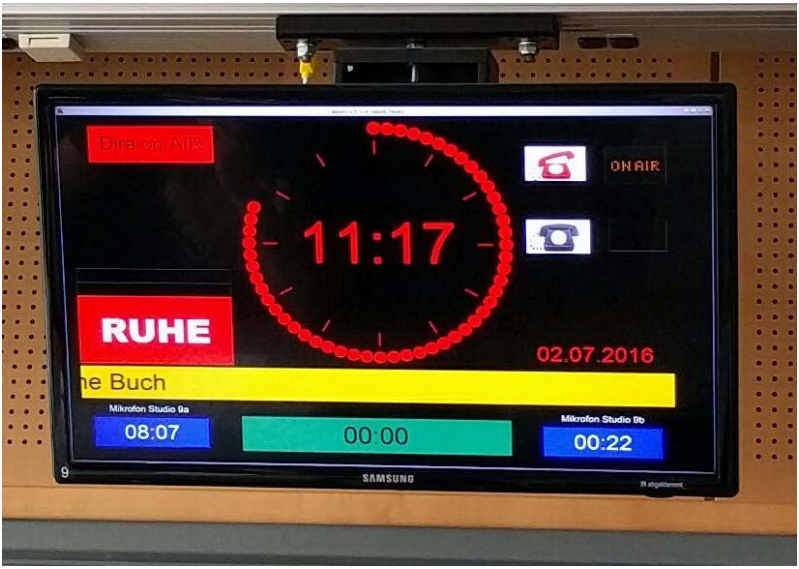
Zeitanzeige im Radio mit echten und falschen LEDs sowie einem Wählscheibentelefon

Ich bin im Radio, um demnächst mit zwei Personen zusammengeschaltet zu werden, von denen der eine in Klagenfurt, die andere in Köln ebenfalls in Radiostudios sitzen. Nebenan, wo das rote Licht leuchtet, spricht gerade noch die Moderatorin der Sendung.

Hinten im Bild ist eine klassische Studiouhr zu sehen, die die Sekunden durch aufleuchtende LEDs anzeigt. Ich kann nicht ergoogeln, seit wann und warum solche Uhren existieren. Radio gab es ja schon lange vor der LED, was hat man bis dahin verwendet, tickende Sekundenzeiger? (Zwei Zeigeruhren, davon eine im Bahnhofsuhrdesign, sind in diesem Video bei AFN, Frankfurt, 1962 zu sehen.)

Jedenfalls scheinen diese LED-Studiouhren ziemlich teuer zu sein, und manches deutet darauf hin, dass es im Haus eine zentrale Master-Uhr gibt, von der alle anderen Uhren ihre Zeit empfangen.

Vorne ist eine andere Variante zu sehen: die Studiouhr in Softwareform. Wahrscheinlich ist sie billiger und eventuell gehört ihr die Zukunft. Was man dort außerdem erkennen kann: Ob gerade Ruhe herrschen muss, wird rechts oben durch ein Wählscheibentelefon mit leicht gelüpftem Hörer dargestellt.



Kathrin Passig

1. und 2. Juli 2016

Alle Daten sind noch da – alle Daten?

In der Nacht zum 1. Juli geht mein Smartphone, ein Samsung S4 mini, nach über zweieinhalb Jahren Dauerbenutzung kaputt. Am Vorabend hat noch alles funktioniert, nach dem Aufwachen lässt es sich aber nicht mehr einschalten. Ich hoffe zuerst auf einen Defekt am USB-Ladeanschluss, doch im Elektroladen sagt man mir, dass es das nicht ist. Sudden Death, aus, perdu. Es war mein erstes Smartphone und ich werde das Gefühl nie vergessen, wie ich es das erste Mal benutzt habe und gleich wusste, dass ich eine neue extension of man in Händen halte.

Als ich ein neues Smartphone einrichte, bemerke ich, dass meine Backups umfangreicher waren, als ich dachte. Mit wenigen Ausnahmen sind alle Archive erhalten, alle Daten synchronisiert und alle Apps bereit, mich wieder an meine alten Accounts zu lassen. In ein paar Fällen gibt es aber mehr oder wenige schmerzliche Lücken, denen ich mit Verhaltensänderung begegne:

– SMS: Keine einzige ist erhalten geblieben. Zur Sicherung habe ich mir jetzt ein Backup-Programm installiert. Für die Zukunft ist also gesorgt, aber die Frage ist, wie umfangreich diese Zukunft überhaupt sein wird, denn ich verschicke und empfange kaum noch SMS.

– Kontakte: Sie wurden auf diese Weise einmal unfreiwillig ausgesiebt. Schlimm ist der Verlust nicht, trotzdem verlagere ich die Kontaktesammlung in meinen Google-Account.

– Threema: Hier müsste man regelmäßig manuell die Daten sichern. Ich habe auch vor gar nicht so langer Zeit ein Backup gemacht, es ist allerdings mit dem Gerätespeicher des Handys flöten gegangen. Ein älteres habe ich noch in der Dropbox, aber es enthält nur einen Bruchteil meiner Konversationen. Ich beschließe, Threema nicht mehr zu benutzen. Wer eine Datenparanoia hat, soll sie mit jemand anderem ausleben.

– Wordfeud: Ich versuche vergeblich, mich bei der App (ein Scrabble-Imitat) wieder einzuloggen. Ich probiere alle meine Standardpasswörter durch, aber kein Ergebnis. Eine Zurücksetzung des Passworts bringt auch nichts, ich kann mich immer noch nicht einloggen. Ich schreibe an den Support, es kommt keine Antwort, ich schreibe ein zweites Mal, es kommt wieder keine Antwort und ich richte einen neuen Zugang ein.

Mehr war es nicht. Sollte mein neues Smartphone einmal einen plötzlichen Tod sterben, müsste ich keine Verluste mehr beklagen, außer dass ich vermutlich noch einmal ein neues Konto zum Scrabblespielen bräuchte.

Felix Lorenz

Etwa seit 2000, andauernd

Das Foto als Beweismittel im Digitalzeitalter

Um meinen Beruf – Rekonstruktion von Verkehrsunfällen in Gerichtsverfahren – ordentlich ausüben zu können, benötige ich Fotos von den beteiligten Fahrzeugen, Spuren, der Unfallstelle usw. und das in bestmöglicher Qualität. Dann lassen sich am ehesten klare Schlüsse aus dem Beweismaterial ziehen. Das ist wichtig, damit der Beweispflichtige sein Anliegen durchsetzen kann (oder sich herausstellt, dass die andere Seite Recht hat). Je schlechter das Material, desto unschärfer das Ergebnis. Das bedeutet, dass die Qualität der Fotos und ihre Übertragung einen direkten Einfluss darauf haben kann, ob jemand seine Schadensersatz- oder Schmerzensgeldansprüche durchsetzen kann bzw. jemand strafrechtlich belangt oder freigesprochen wird.

Die Fotos, um die es geht, werden meistens von Polizisten oder anderen Sachverständigen angefertigt, in zunehmenden Maße aber auch von Beteiligten oder Zeugen mit ihren Handys.

In meinen ersten Berufsjahren habe ich mit Papierabzügen und Negativen hantiert. Etwa zur Jahrtausendwende hat es mit Digitalfotos angefangen. Heute (2016) hat die Durchdringungsrate fast 100% erreicht. Nur ganz vereinzelt hat man es noch mit Papierfotos zu tun.

Während die Kamera das Licht in elektrische Ladung umwandelt, heißt das noch lange nicht, dass das Foto als Sammlung elektrischer Ladung so bei mir ankommt, wie sich die Kamera das mal gedacht hat. Folgende Varianten sind mir bislang untergekommen:

- *Fotos im Raw-Format.*
  Ist mir in 16 Jahren erst einmal untergekommen. Die Qualität ist natürlich sehr gut, die Handhabung aber etwas umständlich, weil jeder Kamerahersteller sein eigenes Formatsüppchen kocht.

- *Fotos mit maximaler Auflösung der Kamera im jpg-Format.*
  Wäre die wünschenswerte Variante, kommt aber seltener vor als man denkt.

- *Fotos in Vorschauauflösung als jpg.*
  640x480 Pixel müssen für Beweissicherung ja wohl reichen, oder? (Antwort: Nein)

- *Fotos als Thumbnails (jpg).*
  Ich breche heulend am Rechner zusammen: "Ich habe die Fotos verkleinert, damit ich sie besser per Mail verschicken kann", freut sich die Gegenseite. Es sind nur ein paar Pixelhaufen zu erkennen.

- *Fotos in einigermaßen hoher Auflösung in ein PDF eingebettet.*
  Kommt ziemlich häufig vor. Z. B. mit Adobe Acrobat lassen sich die Bilder exportieren. Klappt meistens zuverlässig. Damit kann man arbeiten, wenn auch leicht eingeschränkt.

- *Fotos in geringer Auflösung in ein PDF eingebettet.*
  Ist die Regel. Das Programm, mit dem die PDFs erstellt werden, zerfetzt die Fotos mitunter und bettet sie in einzelne Streifen zerlegt in das PDF ein. Acrobat exportiert dann nicht das ganze Foto, sondern die einzelnen Streifen. Die setzt man entweder mit Photoshop wieder zusammen oder verwendet ein kleines Hilfsprogramm, das ein Kollege unter der Hand freundlicherweise weitergibt. Die Fotos sind für meine Zwecke nur bedingt geeignet, weil man sinnvoll keine Ausschnittvergrößerung machen kann.

- *Fotos in ein passwortgeschütztes PDF eingebettet.*
  Kommt selten vor. Acrobat weigert sich aber, die Fotos zu exportieren, bis man das Passwort eingetippt hat (das man mir natürlich nicht verrät). Ich habe aber ein Tool in der Hinterhand, um das Passwort zu

knacken, so dass ich ohne Screenshot an das Foto als Datei herankomme. Die Auflösung lässt meistens zu wünschen übrig, Hineinzoomen vergrößert dann nur einzelne Pixel.

- *Fotos als Datei in einer Word-Datei.*
  Als html abgespeichert landen die Fotos fein säuberlich in einem Unterordner. Geht auch mit passwortgeschützten Word-Dateien. Die Auflösung ist meistens relativ gering (72 dpi), Details lassen sich nicht vergrößern.

- *Ausdruck der Fotos farbig eingescannt und dann in ein PDF gesteckt.*
  Typische Vorgehensweise bei Versicherungen oder Bußgeldakten in Berlin (”papierlose Akte”). Dreisterweise überschrieben mit “Scan entspricht dem Original” oder ähnlicher Formulierung. Weiterverarbeitung als Screenshot. Die Qualität ist bemitleidenswert. Die Farbtiefe ist dahin, Ausschnittvergrößerungen sind matschig.

- *Ausdrucke oder Ausbelichtungen der Fotos auf Fotopapier, Originaldateien vernichtet oder nicht auffindbar.*
  Weiterverarbeitung als Scan. Qualität etwa so wie vor der Digitalfotozeit mit Papierabzügen, tendenziell schlechter bei Ausdrucken als bei Ausbelichtungen (die es praktisch kaum noch gibt)

- *Schwarzweißausdruck der Fotos farbig eingescannt und dann in ein PDF gesteckt. Oder Farbausdruck der Fotos schwarzweiß eingescannt.*
  Kommt häufiger in Anwaltskanzleien vor (”papierlose Akte”), gern auch mal verzerrt und verkantet. Weiterverarbeitung als Screenshot, ausrichten mit Photoshop. Details sind nicht zu erkennen.

- *Ausdruck von Fotos in schwarzweiß auf Umweltschutzpapier.*
  Kommt immer wieder im Umgang mit Ermittlungsakten vor. “Die Fotos müsste ein Kollege noch auf seinem Rechner haben. Ach ne, doch nicht.” Oder: “Die Aufbewahrungsfrist ist abgelaufen, die Dateien wur-

den vernichtet.” Ich scanne schwarzweiße Ausdrucke auf braunem Umweltpapier. Meine Tränen weichen das Papier auf und erzeugen einen Kurzschluss im Scanner.

Markus Winninghoff

Juli 2016

Das Radio bringt viel Papier hervor

Ich bestaune den Papiermüllsack in der Redaktion eines großen Radiosenders.

“Wie lang dauert das, bis der voll ist?”, frage ich. “Ich glaub, nur eine Woche”, sagt der Techniker, “hier wird gedruckt und gedruckt und gedruckt. Und da sind die Zeitungen noch nicht mal mit dabei.” Er deutet auf einen separaten Zeitungsstapel.

Kathrin Passig

2.7.2016

Wenn Technik überraschend funktioniert

Seit über zehn Jahren treibe ich mich in der Privatwirtschaft rum. Gefühlt läuft ein Präsentationsmeeting so ab: Die Teilnehmer versammeln sich, ein beliebiger Rechner wird an den Beamer angeschlossen und dann wird erst mal fünf bis zehn Minuten wild auf Tastaturen und Fernbedienungen rumgedrückt, bis irgendwann der Bildschirm des Rechners an der Wand erscheint. Zwischendurch wird heftig geflucht.

(Diese Darstellung ist übertrieben, es gibt auch Meetings, bei denen es funktioniert, aber leider nicht immer alle.)

Heute bin ich an der Universität Duisburg-Essen, um Geisteswissenschaftlern etwas über HTML und CSS und Programmierung und Internet zu erzählen. Das ganze findet im PC-Raum statt, 25 Desktop-PCs stehen rum, ich vergesse allerdings, mir die Ausstattung im Detail anzugucken. Einige Teilnehmerinnen haben ihren eigenen Laptop dabei, möglicherweise wissen sie Dinge, die ich nicht weiß.

Es gibt ein Whiteboard, aber keine Whiteboardmarker, es gibt Flipchartbögen, aber keinen Flipchart ("Die gehen immer sehr schnell kaputt.") und auch keine Magneten, um die Bögen am Whiteboard festzumachen. Wir einigen uns darauf, dass ich für kleine Skizzen den Overheadprojektor nehme.

Overheadprojektor, Bildbeispiel für die Nachwelt, falls diese Geräte mal komplett aus der Mode kommen

Hauptsächlich werde ich aber am Rechner etwas zeigen, schließlich ist das ein Workshop. Testweise drücke ich auf einer Schaltfläche an der Wand auf den vielversprechend klingenden Button “Ein”. Der Beamer springt an und nach wenigen Sekunden ist der Bildschirm des Dozenten-PCs auf der Wand zu sehen. Wenn ich auf “Aus” drücke, geht der Beamer wieder aus.

EIN
VGA
HDMI
AUS
VOL+
VOL ON/OFF
VOL-
CRESTRON
MPC-M5
BEI STÖRUNGEN DER MEDIENTECHN
0201 183 3435
Öffnungszeiten der Servicezentrale R12 R04 B
Vorlesungszeit Mo-Fr 8.00-20.00 U
vorlesungsfreie Zeit Mo-Fr 8.00-12.00 U
ZIM

Es ist absolut nichts gegen die hochwertigen und vermutlich alleskönnenden Beamer der Privatwirtschaft zu sagen, aber einen vielleicht nicht ganz so hochwertigen Beamer zu haben, der dafür aber in weniger als einer Minute und mit genau einem Tastendruck exakt das tut, was man gerne hätte, ist auch mal eine schöne Abwechslung.

Anne Schüßler

3. Juli 2016

Das aktuelle Social-Media-Verhalten meiner Studierenden

In meinem Seminar zum Thema digitale Strategien an einer deutschen Universität:

Eine Studentin erklärt der anderen Pinterest, das diese noch nicht kannte. Und alle sind auf Facebook, aber nur, um sich in ihren Uni-Gruppen auszutauschen sowie Marken und Promis zu folgen. Kaum jemand publiziert aktiv.

Gleiches gilt für Snapchat und Instagram. Nur zwei nutzen Twitter, und auch da nur, um zu folgen.

Kerstin Hoffmann

29. Juni bis 3. Juli 2016

Literatur- und Fußball-Livestreams fressen mir die Haare vom Kopf

(Update zum Sammelbeitrag "Internet in Klagenfurt 2005–2015")

Ich verfolge Teile des Ingeborg-Bachmann-Preis-Wettlesens vom Bett aus, abwechselnd via Freifunk am Fußende und AldiTalk-Handyinternet am Kopfende, je nachdem, wo der Livestream gerade weniger stark hängt. Außerdem

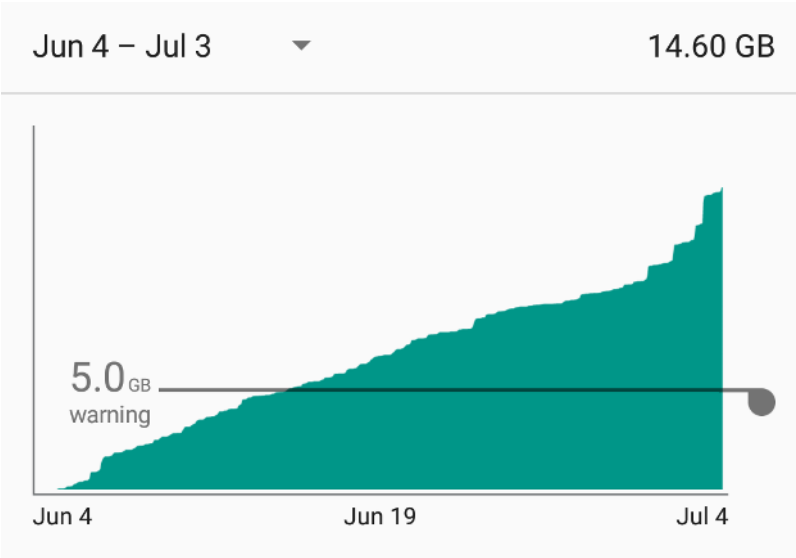
lese ich bei Twitter mit, und aus dem Techniktagebuch-Redaktionschat hat sich ein winziger Nebenchat für Literaturhooligans abgespalten, der auf den erstbesten Vorschlag von Mia Culpa bei bloochat.com stattfindet.

Es sieht dort sehr spartanisch aus, aber wenn man den Chat verlässt und wiederkommt, hat man gar nicht alles verpasst, so wie früher im IRC, sondern kann die Vergangenheit nachlesen.

Am 2. Juli spielt Deutschland im EM-Viertelfinale gegen Italien und ich bin bei einem Geburtstag, der in einem Public-Viewing-Biergarten gefeiert wird. Überall hängen mittelgroße Flachdisplays, nur von unserem Tisch aus kann man keines sehen. Tanja verfolgt das Spiel deshalb auf dem Handy:

Die Bildqualität ist großartig. “Ich habe Fußball als Kind noch auf dem riesigen Röhrenfernseher von meinem Großvater gesehen, schwarzweiß womöglich”, sage ich, “diese Zukunft hätte mir gefallen, wenn man sie mir gezeigt hätte.” Unser Livestream hinkt dem Spielgeschehen um gut eine Minute hinterher, so dass man bei Torjubel ausreichend Zeit hat, seine Aufmerksamkeit dem Spiel zuzuwenden.

Am 29. Juni habe ich bei AldiTalk noch mal 5 GB neues Datenvolumen nachgekauft. Weil sie verfallen werden, sobald am 4. Juli der neue Abrechnungszeitraum beginnt, behaupte ich optimistisch, wir könnten das Spiel über mein Handy-WLAN streamen, so viele GB in so kurzer Zeit seien sowieso nicht aufbrauchbar. Aber noch vor der Verlängerung bekomme ich eine SMS: “Hinweis zu Ihrer bestehenden Tarifoption: Sie haben 80% des Highspeed-Datenvolumens in der aktuellen Optionslaufzeit genutzt.”



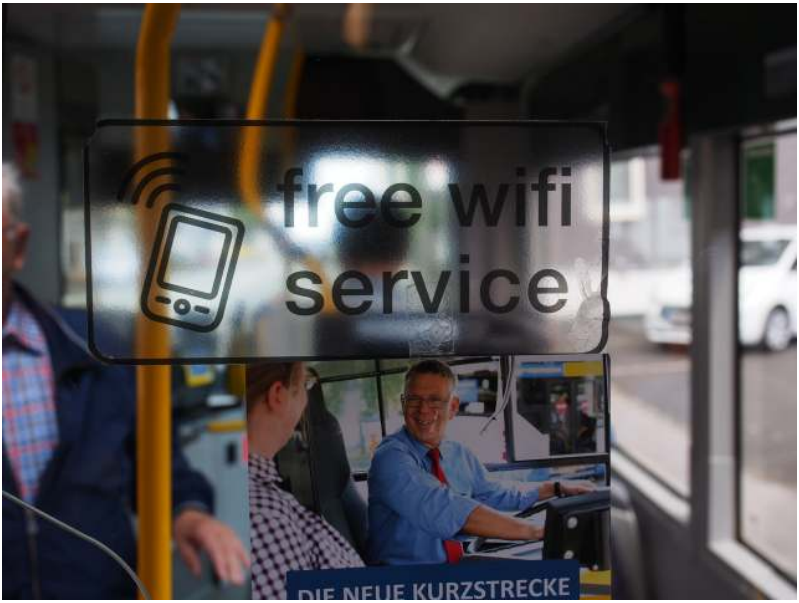
Die 5-GB-Markierung ist hier nur zur Einordnung gezeigt; die Warnung von AldiTalk bezog sich auf eine andere, nicht abgebildete Grenze.

Literatur- und Fußball-Livestreams sind doch datenintensiver, als ich dachte. Weil ich vom verbleibenden Gigabyte noch zwei ganze Tage leben möchte, muss Tanja die Verlängerung in Livetickerform verfolgen. Zum Elfmeterschießen gehen wir dann halt etwas näher an die Public-Viewing-Displays ran.

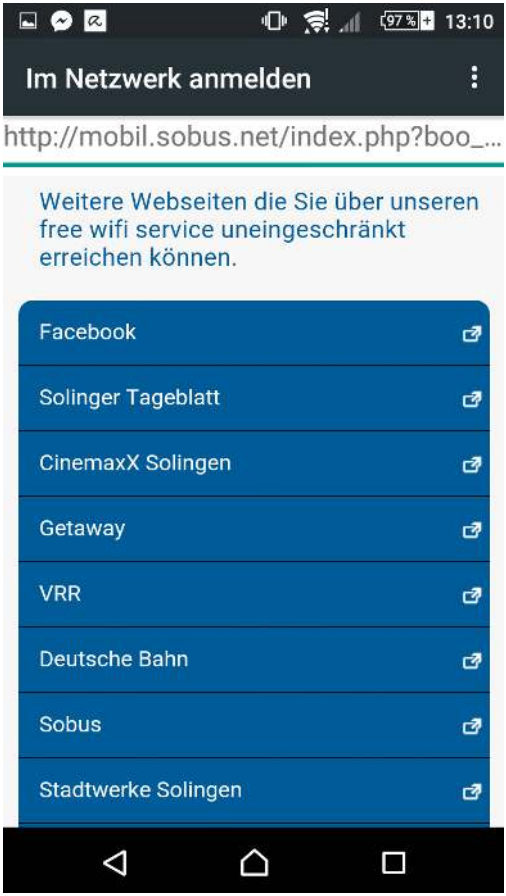
Kathrin Passig

3. Juli 2016

Öffentlicher Nahverkehr (1): Internet im städtischen Linienbus

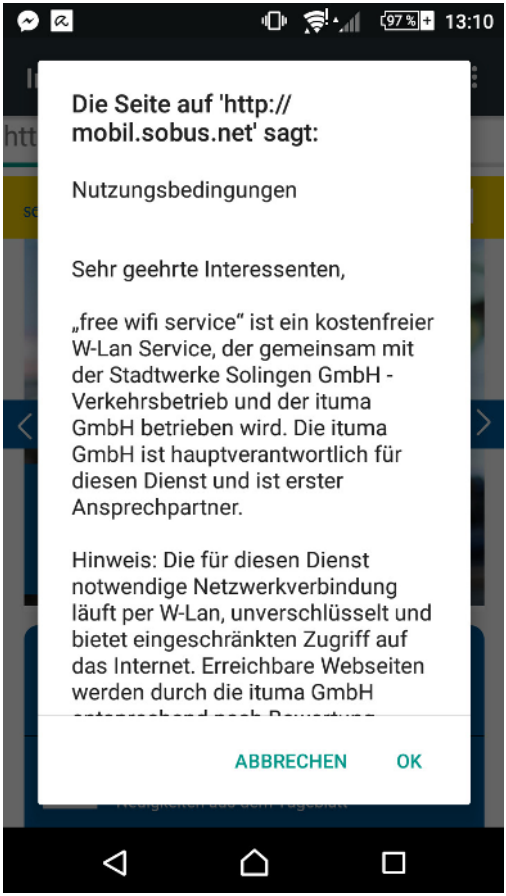


Der Linienbus von Solingen nach Wuppertal ist nicht nur ein O-Bus, sondern zeigt beim Einsteigen noch eine weitere Besonderheit: Kostenloses WLAN, *free wifi service* zeigen Aufkleber überall im Wageninneren an. Eine sofortige Überprüfung per Smartphone zeigt: Der Bus hat in der Tat ein WLAN – allerdings nur einen recht begrenzten Internetzugang:



Neben den Fahrplan-Seiten der Region, der örtlichen Tageszeitung und dem Kinoprogramm gibt es nur eine nicht-regionale Webseite, die über diesen kostenlosen Netzzugang erreichbar ist – Facebook.

Der Grund dafür dürfte sein, dass der Dienst von einer Firma betrieben wird, die dafür vermutlich kassiert, wie schon aus den Nutzungsbedingungen hervorgeht.



Die interessante Frage ist ja: Dass Facebook bei diesem *eingeschränkten Zugriff auf das Internet* dabei ist – ist das dem Kundeverlangen geschuldet, oder hat Facebook wie vermutlich die Kinokette und andere dafür was bezahlt, im Linienbus zwischen Solingen und Wuppertal erreichbar zu sein?

Thomas Wiegold

3. Juli 2016

Öffentlicher Nahverkehr (2): Die Steckdose im Zug könnte Standard werden

Der regionale Nahverkehr auf der Schiene wird seit einigen Jahren europaweit ausgeschrieben, und für die Verbindung von Wuppertal nach Köln und Bonn hat zum Ende vergangenen Jahres die britische *National Express* den Zuschlag erhalten. Die Briten sind mit ganz neuen Regionalzügen in den nordrhein-westfälischen Markt eingestiegen – und in denen gibt es was, was in der 2. Klasse bislang nur die ICEs der Deutschen Bahn hatten: Steckdosen in jeder Sitzreihe. (In den Regionalzügen anderer Unternehmen habe ich das bislang nur in der 1. Klasse gesehen.)

Das ist doch ein erfreuliches Zeichen. Vielleicht gibt es ja künftig in allen Zügen Stromanschlüsse für alle Reisenden. Über einen Internetzugang für alle reden wir dann später.

Thomas Wiegold

3. Juli 2016

Öffentlicher Nahverkehr (3): Wieder Schwebebahn

Zum ersten Mal seit mehr als 40 Jahren fahre ich wieder mit der Wuppertaler Schwebebahn. Dieses 1901 in Betrieb genommene Verkehrsmittel, das ist der Charme, sieht – bis auf die modernen oder modernisierten Wagen selbst – kein bisschen anders aus als Ende der 1960-er Jahre, als ich erstmals damit über die Wupper fuhr.

Genau genommen fällt mir, mit Ausnahme von Hollandrädern, kein einziges Verkehrsmittel ein, das sich über die Jahrezehnte so nahezu völlig unverändert erhalten hat. Allerdings fällt mir jetzt etwas auf, was ich zu Kindertagen gar nicht bemerkt habe: Die Bahn pendelt leicht, schwankt also, während der Fahrt, vor allem in den Kurven. Bis zu 15 Grad auf freier Strecke, sagt die Wikipedia. Manchen Personen mit Höhenangst ist das unangenehm; ich vertraue einfach darauf, dass die Aufhängung der Wagen an der Fahrschiene oben drüber schon stabil ist.

An den Endpunkten der Strecke, in Oberbarmen und Vohwinkel, wird der Zug gedreht. Und er wird wirklich gedreht, auf kleinstem Platz, wie ein Blick auf die Wendestelle in Oberbarmen zeigt: da ist rechts das Ende des Zuges zu sehen, der links schon wieder rauskommt.

Thomas Wiegold

4. Juli 2016

Teslas Autopilot: Das selbstfahrende Auto ist nicht schuld

Das Thema „Künstliche Intelligenz“ elektrisiert derzeit das Silicon Valley. Eine Spielart davon ist das selbstfahrende Auto. Wenn wir eines Tages unsere Fahrzeuge nicht mehr selbst steuern, sondern diese Mühe dem Auto überlassen können, werden viele Dinge möglich, die unser Leben verbessern: entspanntere Innenstädte, bessere Stadtplanung, Ressourcen-Schonung, weniger Unfälle, sowie – natürlich – Computerspielen und Whatsapp-Schreiben auf der Fahrt.

Im Silicon Valley ist der Vorreiter derartiger automobiler Träume das Unternehmen Tesla. Insbesondere, weil Tesla das Elektroauto sexy gemacht hat. Vor Tesla waren Elektroautos langsame Kleinwagen, die niemand haben wollte. Seit Tesla sind sie Technologieträger, Sexsymbole und Traumobjekte der globalen Futuristenelite. Unter anderem, weil man bei Tesla neben der Elektromobilität auch sehr selbstbewusst mit der Selbstfahrfähigkeit der ei-

genen Autos voranprescht. Teslas werden mit dem sogenannten Autopiloten vermarktet, den man sich auf unzähligen YouTube-Videos in Aktion ansehen kann.

Ich fahre seit Ende Oktober 2015 ein Tesla Model S. Nicht so sehr, weil ich Teil der globalen Futuristenelite bin, sondern vielmehr, weil ich Autos mag, aber Klimawandel beschissen finde. Der einzige Weg, damit als Autofan umzugehen, ist also ein Elektroauto, welches man dann möglichst mit regenerativ erzeugtem Strom betankt. Ein Tesla sollte es sein, weil es das einzige E-Auto ist, mit dem man auch mal recht spontan nach Barcelona oder von Berlin nach München fahren kann. Denn Tesla stellt nicht nur interessante Elektroautos mit großer Reichweite her, sondern hat dazu noch auf eigene Faust ein erstaunlich großes und dicht bestücktes Netz an Schnellladern aufgebaut (die sogenannten „Tesla Supercharger“), mit denen man auch große Distanzen quer durch Europa schafft.

Der Autopilot war bei meinem noch nicht dabei. Was eigentlich eine nicht ganz korrekte Aussage ist – mein Auto hat ab Werk alle Hardware an Bord, die der Autopilot braucht. Nur ist die Software nicht aktiviert. Will ich den Autopiloten nutzen, muss ich ein Upgrade kaufen, das drahtlos direkt über die Mobilfunkverbindung des Autos heruntergeladen wird. Was 3.300 EUR kosten würde. Wenn man so will, fahre ich eine Art überdimensioniertes Mobiltelefon auf Rädern. Seit kurzem (genauer: seit dem letzten Software-Update) erlaubt Tesla mir aber, die Autopilot-Software zu testen – für einen Monat. Das tue ich jetzt seit Mitte Juni.

Und es macht Spaß – insbesondere im Stau. Wenn der Autopilot angestellt ist, kann man in der Schlange wirklich entspannter seine Zeit verbringen, als im zähen Rhythmus des voranfahrenden Wagens Gas, Bremse und Lenkung zu bedienen. Das macht das Auto selbst, und zwar nicht schlechter als ich das kann. Nur in Baustellen ist es manchmal ein wenig mit den verschiedenen Spuren überfordert.

Gestern bin ich 600 km von Berlin nach München gefahren. Da bewegt sich das Auto ziemlich gelassen bei 130 km/h durch lange Autobahnkurven, bremst ab, wenn ein anderer vor mir in der Spur 120 km/h fährt, und wechselt die Spur, wenn ich den Blinker setze.

In unregelmäßigen Abständen fordert es mich allerdings auf, die Hände ans Lenkrad zu legen – falls ich es nicht tue, fängt der Wagen an zu piepen und bremst ab. Denn eins ist klar: der Autopilot soll niemals für sich allein fahren. Ein Nickerchen zu machen, sich in sein Handy oder gar in eine Tageszeitung zu vertiefen, ist nicht vorgesehen. Trotz Autopilot bin und bleibe ich der Fahrer. Und das teilt mir das Auto auch unmissverständlich mit. Heißt also: der Weg zum wirklich selbstfahrenden Auto muss noch gegangen werden, der Tesla-Autopilot ist erst der Anfang (ebenso wie einige deutsche Fabrikate, die so etwas auch schon können).

Seit einigen Tagen macht nun eine Meldung in den Medien die Runde, dass zum ersten Mal ein Tesla-Fahrer bei der Nutzung des Autopiloten tödlich verunglückt ist. An der Darstellung stört mich die etwas reflexhafte Ablehnung von Fortschritt, die aus den Texten spricht. Der Berliner Tagesspiegel liefert eine besondere Glanzleistung ab. Dort heißt es unter anderem:

"Bessere Nachrichten zum Thema Elektromobilität hätte sich wohl auch die Bundesregierung gewünscht. Sie kündigte am Freitag an, dass von diesem Sonnabend an die Kaufprämie für Elektroautos beantragt werden kann. Zum Tesla-Unfall wollte ein Sprecher des Bundesverkehrsministeriums keine Bewertung abgeben."

Der Laie liest und denkt: "Aha, die Elektroautos sind also das Problem! Dacht' ich's mir doch! Ingeborg, so ein Ding kommt uns nicht in die Garage!" Dass der Unfall eine schlechte Nachricht zur Elektromobilität allgemein sei, kann allerdings der herbste E-Kritiker nicht ernsthaft behaupten, denn mit der Elektromobilität hat das alles wahrlich nichts zu tun.

Viel wichtiger ist aber, dass es außerdem in allen Texten heißt, der Unfall sei ein herber Rückschlag für das autonome Fahren. Was ich nicht wirklich verstehen kann. Denn bei der Faktenlage, die wir derzeit haben, könnte es sein, dass der Fahrer dank des Autopiloten womöglich eine größere Über-

lebenschance hatte – nur hat halt auch diese nicht gereicht. Wir wissen jedenfalls nicht genau, wie es zu dem Unfall gekommen ist. Aber sollte das System hier den Fehler gemacht haben, dann hätte zunächst der Eigentümer die Schuld: Am Steuer muss man am Ball und aufmerksam bleiben. Und wenn wir die Zahlen zu den Verkehrstoten heranziehen, die täglich auf den Straßen der Welt sterben, weil Menschen Fehler machen, steht eh kein Stein mehr auf dem anderen.

Zugegeben, der Autopilot von Tesla ist vielleicht etwas mutig benannt. In Deutschland nennt man so etwas eher "Fahrassistenz-System". Aber das macht nicht wirklich große Lust darauf – für mich klingt es ein wenig, als müsse man zunächst bei einer Behörde dreizehn Formulare ausfüllen. Amerikaner haben's nicht so mit den Formularen und wollen lieber Lust auf ihre Produkte machen. Also nennen sie es eben Autopilot. Das Problem könnte dann vielleicht darin liegen, dass der Name manchen Leichtsinnigen suggeriert, das Auto würde die Fahrerei komplett übernehmen. Aber diese haben dann wirklich alle Anweisungen von Tesla missachtet. Und zudem vergessen, dass selbst bei den hochprofessionellen Autopiloten der zivilen Luftfahrt Piloten immer dabei sind.

Ich werde weiter meinen Autopiloten einsetzen. Und Acht darauf geben, was das Auto damit so anstellt, um immer eingreifen zu können. Denn je mehr mein Auto von mir lernt, an welchen Stellen es vielleicht noch besser werden kann, desto besser wird die künstliche Intelligenz von Tesla. Und umso sicherer werden mittelfristig unsere Straßen.

Martin Oetting

5.7.2016

Drei Reisen ins Nichts. Mein Diss-Quellenverzeichnis revisited

Angeregt von Kathrin Passigs Ausführungen über die Angaben von Onlinequellen öffne ich das Word-Dokument mit meiner vor fast sechs Jahren fertiggestellten Dissertation und suche darin nach Verweisen ins Internet. Ich erinnere mich daran, wie sehr mich schon damals der Gedanke quälte, dass bei jeder URL-Angabe die Gefahr besteht, sie könnte irgendwann nicht mehr gültig sein. Deswegen hatte ich versucht, die Zahl der zitierten Onlinetexte auf ein Minimum zu beschränken, was beim Thema meiner Arbeit auch nicht hinderlich oder unerwünscht war. Ich zähle jedenfalls fünfzehn Links. Hinter jedem ist das Datum meines letzten Aufrufs vermerkt, so wie es regelkonform war. Es stellt sich heraus, dass nur drei von ihnen verfallen sind – vier Fünftel funktionieren noch! Eine akzeptable Quote, wie ich finde.

Torsten Gaitzsch

5. Juli 2016

Der RoboBarkeeper mixt mir einen Drink (ist aber wohl nicht die Zukunft)

Auf dem Sommerfest des Branchenverbandes *bitkom* (der hieß wohl mal Bundesverband der IT- und Kommunikationsindustrie) in Berlin steht in einer Ecke hinter Glas ein Robo-Barkeeper. Hinter Glas nicht deshalb, weil ihn zu viele Leute anfassen würden, sondern um die Menschen vor dem Roboter zu schützen, erläutert ein Vertreter der Automatisierungsfirma, die den automatischen Barkeeper aufgebaut hat.

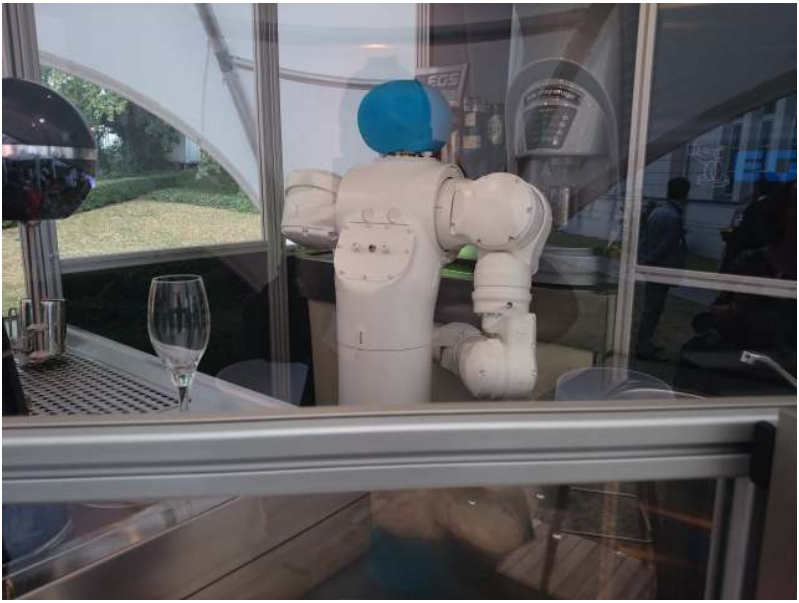
Denn der Robo-Barkeeper ist eigentlich ein Industrieroboter, der sonst zur Montage eingesetzt wird und der nun als Messeattraktion und Demonstrationsobjekt für Automatisierung Drinks mixt. Auf Knopfdruck. Dafür hat er auch ein humanoides Grinsegesicht bekommen.

Ich bestelle beim Robo-Keeper einen Kindercocktail Biene Maya (vermutlich wg. Markenrechten so geschrieben):

… und das Gerät macht sich an die Arbeit. Allerdings erst, nachdem ich ihm passend ein Glas hingestellt habe.

Bier

EGS



EGS

Beeindruckend finde ich dabei die Präzision, mit der die Maschine auf engem Raum agiert und dabei weder versehentlich mit seinem Roboter-Ellenbogen ein Glas umwirft (was mir bestimmt passieren würde) noch mit seinen Greifzangen den Stiel des Glases zerbricht.

Anschließend führt der RoboBarkeeper sein kleines einprogrammiertes Freudentänzchen auf.

Der Kindercocktail ist, na ja, ein bisschen süß, aber ich hätte ja auch Mai Tai nehmen können. Oder ein Bier.

Für den Hausgebrauch oder für die Gastronomie ist das Gerät wohl noch lange nichts. Der Roboter der Firma EGS („Je nach Ausführung des Robo-Barkeepers liegt der Schwerpunkt der Lösung entweder auf dem Showeffekt oder auf möglichst hoher Ausbringung“) kostet mit seinem Bar-Glaskasten so um die 160.000 Euro. Dafür kann man einen menschlichen Barkeeper schon eine Weile beschäftigen. Andererseits könnte man den Roboter auch mieten ...

Vom RoboBarkeeper hat das Unternehmen ein Video veröffentlicht (so viel mehr sieht man darauf allerdings nicht):

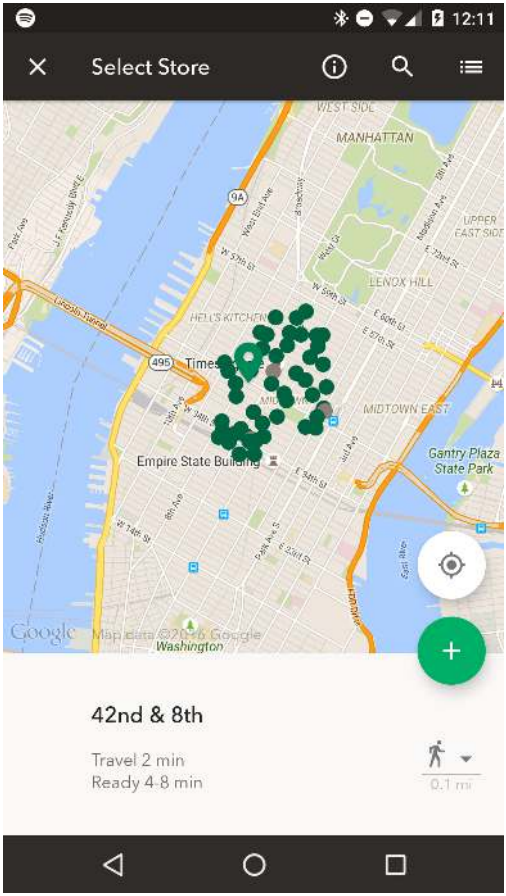
www.youtube.com/yX-O2XD6TzQ

Thomas Wiegold

Sommer 2016

Mehr Kaffee als Atome in seinem Becher

Unten bei uns im Haus gibt es ein Café. Allerdings bin ich dort in letzter Zeit so umständlich und unfreundlich bedient worden, dass ich mich entschieden habe, zu Starbucks zu wechseln. Die nächste Filiale liegt, wie überall in Manhattan, kaum hundert Schritte entfernt. Außerdem hat Starbucks eine Smartphone-App, und darin gibt es eine Bestellfunktion, die noch mit einem schicken BETA verziert ist.



Die App ermittelt den Aufenthaltsort des Benutzers und schlägt automatisch die nächstgelegene Starbucks-Filiale als Ausgabeort der Bestellung vor. Es wird angezeigt, wie lange man zu Fuß, mit dem Fahrrad oder mit dem Auto zu dieser Filiale brauchen wird, und in wieviel Minuten die Bestellung voraussichtlich abholbereit ist. Bestellen kann man alles, von Croissants bis

Macchiato. Dabei zeigt die App in Echtzeit an, ob irgendein Produkt gerade in dieser speziellen Filiale ausverkauft ist (besonders wichtig bei Croissants, die morgens weggehen wie, äh, warme Semmeln).

Besonders zelebriert werden bei Starbucks die Sonderwünsche des Kunden. Man kann zwischen sechs verschiedenen Arten Milch wählen (fettfrei, Schlagsahne, ein Prozent, Vollmilch, zwei Prozent, Soja), die Milch kann warm, dampfend oder extra heiß sein, der Milchschaum extra, leicht, normal oder nicht vorhanden. Das fertige Produkt kann mit Schokoladenpulver, Zimtpulver, Muskatpulver oder Vanillepulver bestäubt werden, wobei für jedes Pulver der Grad der Bestäubung mit extra, leicht oder normal angegeben werden kann. Ich habe versucht, auszurechnen, wieviele Varianten eines Macchiatos es gibt, aber beim Durchgehen der Menüs sofort wieder aufgeben müssen – es sind vielleicht nicht ganz soviele Macchiatos wie Atome im Universum, aber bestimmt mehr als Atome in einem Becher Kaffee.

Bezahlen kann man übrigens nicht direkt per Kreditkarte. Man braucht eine Starbucks-Kundenkarte, wobei man sich auch in der App eine virtuelle Starbucks-Kundenkarte erstellen kann, also einfach ein Kundenkonto. Dieses Konto lädt man mit der Kreditkarte auf und bucht dann zum Bezahlen davon ab. Eine schlaue Lösung, denn auf diese Weise sorgt Starbucks für Kundenbindung und spart sich zudem die Kreditkartengebühren, die bei den eher kleinen Beträgen sonst empfindlich spürbar würden.

Trifft man zur vereinbarten Zeit in der Filiale ein, steht die Bestellung meistens schon auf dem Ausgabetisch. Auf den Bechern kleben vom Computer ausgedruckte Etiketten. Die Baristas, sofern man überhaupt mit ihnen Kontakt hat, sind genauso unfreundlich wie in dem Café bei uns unten im Haus. Durch die App wird die Gesamterfahrung allerdings angenehmer und professioneller. Sollte es vorkommen, dass man tatsächlich noch ein paar Minuten warten muss, kann man sich in der App anzeigen lassen, welche Musik gerade in dieser Starbucks-Filiale gespielt wird. Und das ganz ohne Shazam.

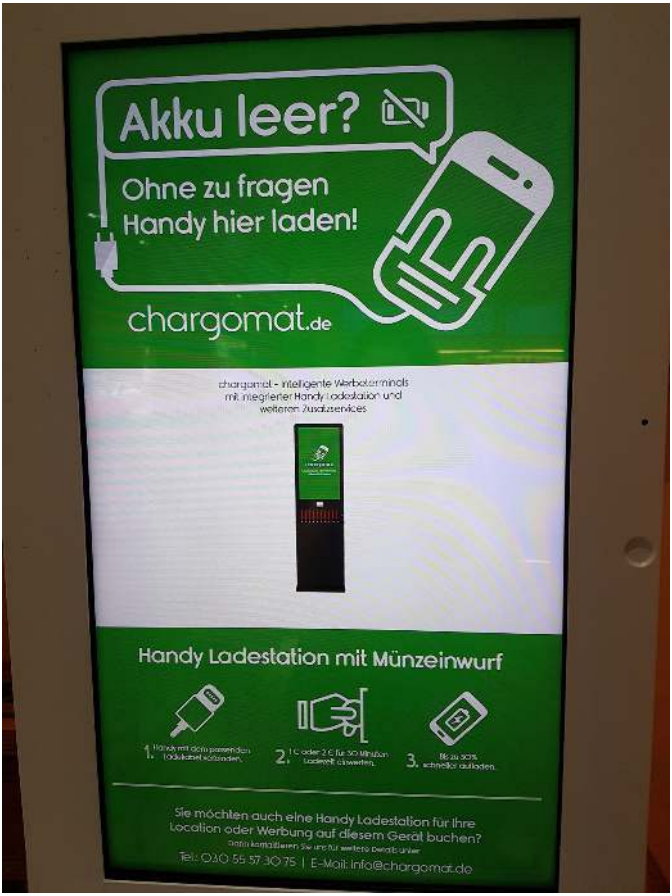
André Spiegel

Juli 2016

Das große Gerät mit den vielen kleinen Kabeln

Ich gehe zu einem türkischen Imbiss in der Schöneberger Hauptstraße. An einem Ende des Raums steht ein Gerät, das vom Format ein bisschen wie ein einarmiger Bandit aussieht, nur frischer im Design. Es hat einen großen Bildschirm und zeigt – man möchte fast sagen: auf den Ort abgestimmt – erst einmal Werbung für Gastromöbel an.

Wenn man den Bildschirm antappt, gibt sich das Gerät als “Chargomat” zu erkennen und man erfährt, dass man hier sein Handy aufladen kann.



An sich ist die Idee nicht so verkehrt, sollte man keinen Anker besitzen oder mal das eigene Kabel vergessen haben. Man muss das Gerät an eines der Kabel hängen und “1 € oder 2 € für 30 Minuten Ladezeit” einwerfen.

1. Auf der Website des Herstellers erfährt man, dass der Münzeinwurf bei den Geräten nur optional ist und der Aufsteller selbst darüber entscheiden kann. (Tee gibt es hier zu jedem Essen gratis, Strom aber nicht.)

Gemessen an den reinen Stromkosten für eine Ladung ist der Preis nicht gerade günstig.[1] Aber es ist ja auch eine große Ladestation und sie verfügt über eine Reihe erlesener Kabel in bunten Farben, die für verschiedene Anschlüsse ausgelegt sind.

Ich denke kurz an meine Chronistenpflicht und überlege, das Gerät einmal zu testen, aber dann bin ich doch zu geizig und sowieso gerade nicht in Stromnöten. Sonst lädt niemand sein Telefon und auch die nächsten Male, als ich in dem Imbiss bin, sehe ich niemanden an der Ladestation. Ich stelle es mir auch eher lästig vor, das Handy im Auge zu behalten, wenn man nicht

direkt an einem der angrenzenden Tische sitzt. Zumindest beim Pide-Essen scheinen die Akkunöte nicht so ausgeprägt zu sein. Vielleicht ist die Zukunft hier doch einmal zu spät gekommen oder hat sich an den falschen Ort verirrt.

Felix Lorenz

07. Juli 2016

Smartphones im Kreißsaal

In Vorbereitung auf die im August anstehende Geburt besuchen wir eine Informationsveranstaltung des gewählten Krankenhauses. Man erfährt dabei allerlei nützliche Dinge, wie die Lage der Parkplätze, die Öffnungszeiten der verschiedenen Stationen und kann mit etwas Glück auch einmal in die Kreißsäle schauen. Dort ist heute nicht viel los und so dürfen wir tatsächlich in zwei Gruppen auf die Geburtsstation. Die Hebamme erklärt die Ausstattung und Besonderheiten des Krankenhauses, das die Anforderungen der höchsten Versorgungsstufe erfüllt, und beantwortet im Nachhinein Fragen. Besonders wichtig ist ihr, darauf hinzuweisen, dass Smartphones selbstverständlich erlaubt seien. Man könne das heutzutage ja auch nicht mehr wirklich verbieten, das hätte sie sich vor 25 Jahren bei Berufsbeginn auch nicht vorstellen können. Nur mit dem Internet, das sei so eine Sache im Haus. WLAN gibt es nicht und Mobilfunkempfang ist Glückssache. Es sei denn, man hat Vodafone, damit ginge es manchmal. Also wohl kein Livestream und Pokémon fangen nur vor der Tür.

Stefanie Otersen

7. Juli 2016

Remote-Entseelung des defekten Handys

Das defekte Nexus 5 ist, wie sich herausstellt, sogar doppelt versichert: einmal über die Haftpflichtversicherung von Franziska Nyffenegger und einmal über eine Versicherung, die ich – aus unrekonstruierbaren Gründen, zum ersten Mal in meinem Leben – beim Kauf abgeschlossen habe.

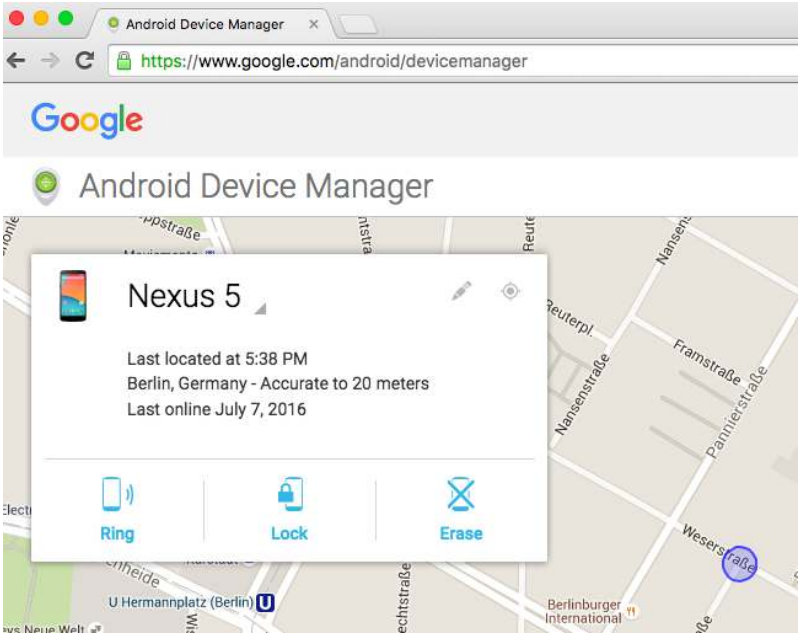
Beide Versicherungen wollen aber, dass ich das Handy einschicke, beide planen es wohl danach zu vernichten oder doch jedenfalls nicht zurückzugeben. Ich habe es bisher nicht eingeschickt, weil ich die Vernichtungsvorstellung unschön fand. Man könnte doch das Display austauschen und das Gehäuse wieder ein bisschen geradebiegen ... irgendwann vielleicht ... eigentlich funktioniert ja noch fast alles ...

Inzwischen habe ich eingesehen, dass dieses Irgendwann nicht kommen wird. Auch weitere noch zu rettende Daten sind mir keine eingefallen. Nur Threema ist jetzt unbenutzbar, aber ich kenne niemanden, der ausschließlich Threema und nichts anderes nutzen möchte. Ich muss nur noch die Daten vom Handy löschen, damit Mitarbeiter der Reparaturbetriebe nicht etwa unter meinem Namen Rechtschreibfehler bei Twitter posten.

Ich leihe mir wieder eine Maus. Aber diesmal ist auf dem Display noch weniger zu erkennen als beim letzten Start des Handys im April. Ich kann also nicht mit der Maus zum Menüpunkt “Factory Reset” navigieren.

Das Bild ist nicht krumm. Das Handy ist krumm.

Eine Lösung für dieses Problem lässt sich leicht ergoogeln. Das Handy ist offenbar erfolgreich hochgefahren und hat sich mit dem WLAN verbunden, denn auf dem Laptop sind zahlreiche Pushbullet-Nachrichten aufgetaucht, die mich über unwichtige Geschehnisse aus den letzten Monaten benachrichtigen. Ich rufe den Android Device Manager auf:



Wählt man “Erase”, erscheint eine Rückfrage:

> Erase all data?
> This performs a factory reset on your device. Your apps, photos, music, and settings will be deleted. After you erase the device, Android Device Manager will no longer work. This reset is permanent. We may not be able to wipe the content of the SD card

> in your device.
> If your device is offline, we will perform the factory reset as soon as it goes online.

Ob es geklappt hat, kann ich nicht überprüfen. Das Display ist jetzt andersfarbig gestreift, das muss reichen. Kann sein, dass immer noch alle meine Fotos auf dem Gerät sind, so war es jedenfalls, als ich meinem Bruder das OnePlus One vererbt und es vorher auf die Werkseinstellungen zurückgesetzt habe. Aber meine Fotosammlung besteht zu etwa 90% aus schiefen Dokumentationsbildern von Alltagstechnik und zu 10% aus versehentlich aufgenommenen unscharfen Bildern meiner Füße. Ich kann damit leben, dass fremde Menschen sie zu sehen bekommen.

Jetzt muss ich mich nur noch entscheiden, welche der beiden Versicherungen das Handy bekommen soll. Und meine Postwegbringschwäche überwinden.

Kathrin Passig

Ende Juni, Anfang Juli 2016

Ich schließe das Gmail-Browsertab

Am 29. Juni denke ich zum ersten Mal seit Ende 2008 darüber nach, das Gmail-Browsertab zu schließen. „Neue Mail sehe ich ja eh am Handy“, denke ich, „und dann kann ich das Browsertab bei Bedarf aufmachen“. Mein Macbook Air hat nur 4 GB RAM, und das Gmail-Tab ist schon mehrmals als Speicherfresser aufgefallen. Der Gedanke ist so attraktiv, dass ich ihn gleich in die Tat umsetze.

Stand eine Woche später: Mir fehlt gar nichts. Ein bis zwei Mal täglich öffne ich das Gmail-Tab im Browser, wenn ich am Handy etwas Beantwortenswertes sehe. Unerwarteterweise führt das neue Verfahren dazu, dass ich dann meistens gleich mehrere Mails auf einmal beantworte, statt ihre Bearbeitung auf später zu verschieben. Warum das so ist, kann ich nicht genau

sagen. Ich vermute, das Öffnen und Schließen des Tabs erzeugt das Gefühl, hier handle es sich um eine Aufgabe, die einen Anfang und ein Ende hat, nicht um eine endlose Warteschlange, die auch noch ein bisschen weiter warten kann.

Mahnende Artikel darüber, dass man aus Produktivitätsgründen seine Mail nur einmal täglich bearbeiten soll, könnte ich jetzt mit dem guten Gefühl lesen, alles richtig zu machen. Wenn sie mir nicht auch vorher schon egal gewesen wären.

Kathrin Passig

Seit Januar 2016

Ich weiß, was auf meinem Konto vor sich geht

Im Januar habe ich ein Konto bei Number26 eröffnet. Bis dahin hatte ich zeitlebens nur einen sehr vagen Überblick über meine Geldangelegenheiten. Ich habe das auf meine allgemein nicht so gute Organisiertheit geschoben. Wie sich jetzt herausstellt, lag es aber gar nicht daran, sondern nur am langen zeitlichen Abstand zwischen Buchungsvorgang und Betrachtung der Buchungen (Tage bis Wochen später im Onlinebanking oder Jahre später auf Kontoauszügen aus Papier beim Vorbereiten der Steuererklärung).

Wenn ich an einem Fahrscheinautomaten der Berliner Verkehrsbetriebe Papiertickets kaufe, erhalte ich die Benachrichtigung über die Buchung auf dem Handy, bevor der Drucker im Automaten das erste Geräusch von sich gibt. Ich weiß, wie hoch meine Miete ist. Ich weiß, wann das Finanzamt welche Steuern abbucht. Ich kann unklar benannte Buchungen in der App mit Kommentaren für die Steuererklärung versehen und tue das auch. Ich muss dabei nicht lange überlegen, worum es sich gehandelt haben könnte, weil zwischen Buchung und Kommentar wenig Zeit vergeht. Ich kann meine monatlichen Einnahmen und Ausgaben nach Kategorien sortiert betrachten. Ich sehe gleich nach dem Geldabheben am Automaten, ob die Bank, der der

Automat gehört, mir dafür Gebühren berechnet hat (bisher nicht). Wenn jemand unberechtigt Geld von meinem Konto abbuchen würde, bekäme ich wenige Sekunden später eine Nachricht und könnte Gegenmaßnahmen einleiten. Ich bin ein finanziell organisierter Mensch geworden, ohne einen Funken Selbstdisziplin, nur durch Eröffnung eines neuen Kontos.

Kathrin Passig

2014-2016

Das Kreuz mit der Maus

Seit Ende 2014 besitze ich meinen derzeitigen Laptop, ein Asus Zenbook, und seit Ende 2014 habe ich ein kleines, aber lästiges Problem: Das Touchpad weigert sich, die mittlere Maustaste zu simulieren.

Bei meinem alten Laptop, auch ein Asus, ging das noch und ich konnte mit zwei Fingern einen Link direkt in einem neuen Tab öffnen. Mitterweile öffnet sich beim Klick mit zwei Fingern erst ein Menüfenster und ich muss gesondert auswählen, dass ich den Link gerne in einem neuen Tab sehen würde. Das ist keine schlimme Umgewöhnung, aber für jemanden, der Tabs hortet, ist jede Umgewöhnung eine schlechte Umgewöhnung. So verdoppelt sich der Klickaufwand und man fühlt sich, als hätte einen jemand in eine unnötige Zeitlupe gesperrt.

Mit meinem Touchpad bin ich auf ein Programm angewiesen, das sich Asus Smart Gesture nennt und über dessen Namen man leicht Witze machen könnte. Allzu viele Funktionen hat es nicht, aber die verhalten sich manchmal sehr eigenwillig und wenn man sie ausstellt, kann es passieren, dass sie sich nach einem Neustart oder einem Updsate von selbst wieder einstellen. Ich versuche, einen alternativen Treiber zu finden, aber es gibt leider keinen, der geeignet ist. Ich installiere neue Treiber, alte Treiber, falsche Treiber, aber die mittlere Maustaste bekomme ich nicht wieder. Fürs Erste gebe ich auf.

Als im Juli 2015 Windows 10 erscheint, hoffe ich, dass sich die Situation mit dem neuen Betriebssystem verbessern könnte, aber die Hoffnung erfüllt sich nicht. Wieder probiere ich herum, wieder finde ich keine Lösung und weiterhin muss ich grimmig auf Menüfelder klicken.

Mitte 2016 bin ich gerade wieder einmal von der fehlenden Mausfunktion genervt und google noch einmal nach dem Problem. Mittlerweile hat sich etwas getan: Im vergangenen Herbst hat sich jemand der Sache angenommen und ein kleines Tool gebastelt, das einen Workaround für das Problem anbietet. Wenn man das Programm zusätzlich zu Asus Smart Gesture startet, kann man durch das Tippen mit drei Fingern wieder die mittlere Maustaste simulieren. Das ist zwar nicht ganz das Gleiche wie noch vor ein paar Jahren, aber wenigstens ein funktionsfähiger Ersatz. Das einzige Manko ist, dass das Tool nach jedem Windows-Neustart wieder manuell gestartet werden müsste. Um das nicht jedes Mal zu vergessen, packe ich das Programm in den Autostart. Jetzt kann ich wieder einigermaßen sorglos klickend vor mich hinleben – und die Zahl der offenen Tabs wird davon wohl auch nicht kleiner werden.

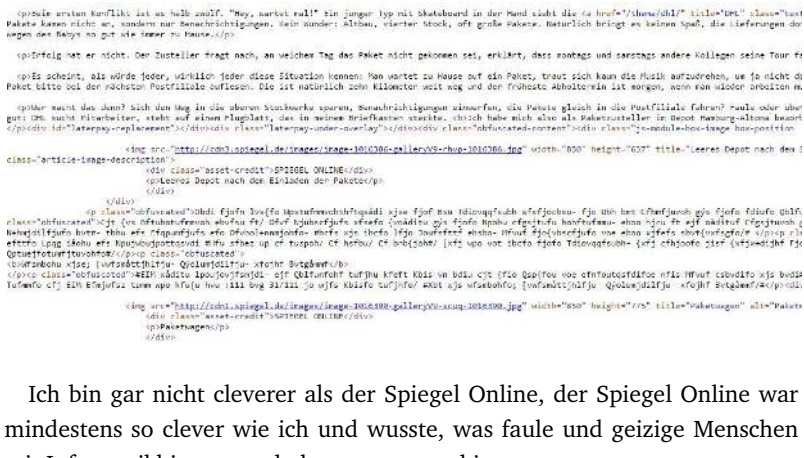
Felix Lorenz

8.7.2016

Ich bin gar nicht cleverer als der Spiegel Online

Ich will einen Artikel auf Spiegel Online über ein brisantes Thema lesen: Paketdienste! Nach zwei Absätzen jedoch wird mir Text nur noch verschwommen angezeigt. Ich soll bitte 39 Cent zahlen, dann kann ich weiterlesen. Ich habe gerade keine Lust, 39 Cent zu zahlen, vor allem, wenn es eine Registrierung bei irgendwas erfordert. Ich habe noch nicht mal Lust, herauszufinden, ob es eine Registrierung bei irgendwas erfordert. Ich bin, zusammengefasst gesagt, ein fauler und geiziger Mensch.

Ich bin allerdings ein fauler und geiziger Mensch mit Informatikhintergrund und glaube, ich könnte den Spiegel Online hintergehen. Der Text wird ja angezeigt, nur eben verschwommen, muss also auch irgendwo stehen. Ich mache einen Rechtsklick und wähle “Seitenquelltext anzeigen”. Dann scrolle ich sehr, sehr weit nach unten, bis der Text auftaucht und sehe folgendes:



Ich bin gar nicht cleverer als der Spiegel Online, der Spiegel Online war mindestens so clever wie ich und wusste, was faule und geizige Menschen mit Informatikhintergrund als erstes ausprobieren.

Im Chat der TT-Redaktion erfahre ich, dass dieses Phänomen natürlich längst bekannt ist. Es handelt sich wohl um eine sehr simple Verschlüsselung, deren Details laut Kathrin schon vor ein paar Tagen durch Twitter gingen. Tatsächlich lässt sich das alles sehr schnell googeln, es gibt auch bereits ein Entschlüsselungsskript für den Firefox und es wird gemutmaßt, dass der Spiegel Online die Quote an Leuten, die sich die Mühe machen, das zu entschlüsseln mit einkalkuliert hat, und sich dafür das Geld für eine komplizierte Verschlüsselung sparen konnte.

Mir ist es jetzt zu anstrengend, das Skript zu installieren und so dringend muss ich mich jetzt auch nicht weiter über Paketzusteller informieren. Aber immerhin habe ich heute wieder etwas gelernt.

Anne Schüßler

9.7.2016

Ich komme in der Zukunft an und muss gar nicht diskutieren

Ein weiteres Kapitel in der Telekom-Saga. Im Herbst 2015 wurde mein Handy geklaut, worauf ich ein neues kaufte und gleichzeitig meinen Vertrag verlängerte. Statt auf einen neuen Vertrag mit zukunftsverträglichem monatlichen Datenvolumen umzusteigen, blieb ich nach viel Diskutiererei bei meinem alten, denn kurzfristig gehörte die Nutzung der Telekom-HotSpots nicht zu den neuen Verträgen dazu, ein für Vielbahnfahrer essentielles Feature, auf das ich nicht verzichten konnte.

Wenig später wurden bei allen neuen Verträgen die Datenvolumen verdoppelt und HotSpot-Nutzung wieder ohne Aufpreis zum Vertrag hinzugefügt. Ich kam mir ein bisschen veralbert vor und bekam immer noch recht pünktlich zur Monatsmitte eine Mail, dass mein Datenvolumen aufgebraucht sei.

Im Frühjahr 2016 bekamen wir dann einen neuen Router für unser O2-Internet zu Hause. Seitdem funktioniert die FritzBox nicht mehr und wir haben wieder unzuverlässiges Internet in Schlaf- und Arbeitszimmer.

Es ist Zeit, mal wieder alles neu zu überdenken.

Die Situation ist folgende: Der Internetanschluss ist in der kleinen Wohnung im vierten Stock. Die Hauptwohnung ist aber im dritten Stock, Arbeits- und Schlafzimmer befinden sich also eine Etage unter dem Router und auf der anderen Seite des Hauses. In der dritten Etage ist die Leitung frei.

Diese luxuriöse Situation und meine weise Voraussicht, einen monatlich kündbaren Vertrag bei O2 abzuschließen, erlaubt uns, parallel einen neuen Internetanschluss zu beantragen.

An einem Samstag begeben wir uns zu einem T-Shop und veranlassen Folgendes:

Internet in der Hauptwohnung im dritten Stock, Standardtarif mit DSL und drei Rufnummern, dazu T-Entertain mit einer 500-GB-Festplatte zum Aufnehmen, in Kombination mit einem Tarifwechsel für mich, bei dem ich irgendwie Geld spare, weil ja jetzt auch das Internet über die Telekom läuft mit 3 GB Datenvolumen (statt 1 GB wie vorher) und praktischen Dingen wie EU-Roaming. Das Ganze, ohne dass man kompliziert rumdiskutieren müsste, der Tarif, den mir der nette Telekommensch nennt ist tatsächlich ungefähr das, was ich zu dem genannten Preis auch akzeptieren kann.

Am faszinierendsten ist dabei, dass niemand mehr kommen muss, um irgendwas zu tun. "Nee, ich seh ja, dass ihre Leitung frei ist, da muss niemand kommen, das wird einfach freigeschaltet, sie kriegen nur die Geräte zugeschickt." Der Freischalttermin ist der 21.7., also in zwölf Tagen. Auch das erscheint mir recht flott.

Etwa zwei Stunden später sehe ich, dass auch mein neuer Handytarif freigeschaltet ist und ich nicht nur 2 GB mehr habe, sondern offensichtlich auch der Verbrauch auf Null zurückgesetzt wurde.

Die zusätzliche Datenkarte, die mir beim letzten T-Shop-Besuch in einem unaufmerksamen Moment aufgeschwatzt wurde, behalte ich. Seit ich so ein mobiles HotSpot-Gerät gekauft habe, finde ich es ganz praktisch, ein zusätzliches mobiles Internet dabei zu haben. Man weiß nie, wann man mal dringend 1 GB zusätzliches Datenvolumen braucht.

Demnächst habe ich also zum ersten Mal in meinem Leben Fernsehen, das nicht aus der Zimmerantenne kommt und außerdem Datenvolumen, das zumindest das nächste halbe Jahr oder so auch den ganzen Monat reicht.

Ich muss jetzt nur noch daran denken, den O2-Vertrag zu kündigen.

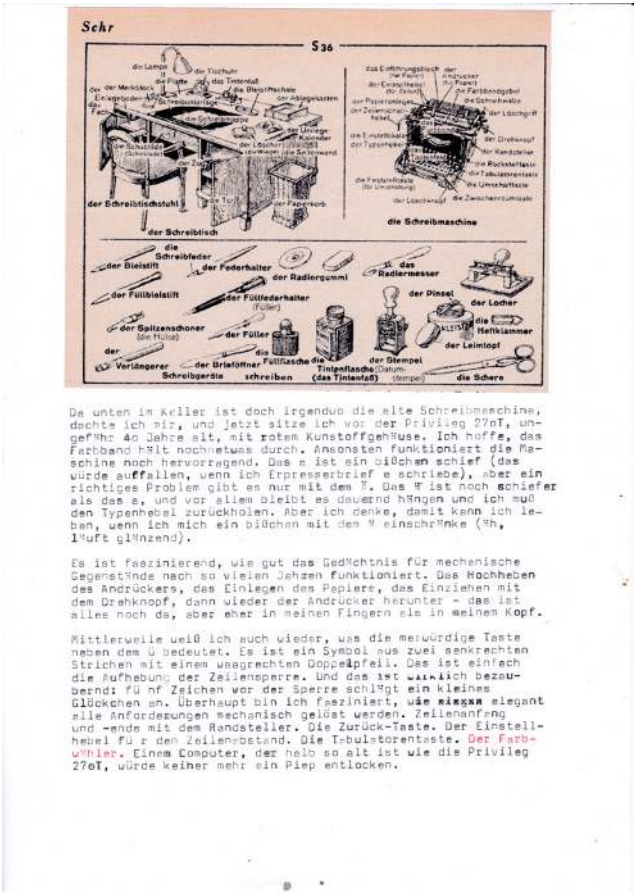
Update: Wie sich überraschend herausstellt, ist der Telefonanschluss in der Wohnung im dritten Stock im Arbeitszimmer, also wird sich rausstellen, wie gut in der Zukunft der Empfang im Studio im vierten Stock ist und wie wir den Fernseher im Wohnzimmer am einfachsten verkabeln.

Anne Schüßler

Anfang Juli 2016 (aber auch Ende der 1960er und 1952)

Die Schreibmaschine aus dem Keller

Zuerst erschienen im Blog: Das geheime ABC oder Der Brockhaus von 1952.



Da unten im Keller ist doch irgendwo die alte Schreibmaschine, dachte ich mir, und jetzt sitze ich vor der Privileg 27oT, ungef¥hr 4o Jahre alt, mit rotem Kunstoffgeh¥use. Ich hoffe, das Farbband h¥lt nochmetwas durch. Ansonsten funktioniert die Maschine noch hervorragend. Das s ist ein bißchen schief (das würde auffallen, wenn ich Erpresserbrief e schriebe), aber ein richtiges Problem gibt es nur mit dem ¥. Das ¥ ist noch schiefer als das s, und vor allem bleibt es dauernd h¥ngen und ich muß den Typenhebel zurückholen. Aber ich denke, damit kann ich leben, wenn ich mich ein biißchen mit dem ¥ einschr¥nke (¥h, l¥uft gl¥nzend).

Es ist faszinierend, wie gut das Ged¥chtnis für mechanische Gegenst¥nde nach so vielen Jahren funktioniert. Das Hochheben des Andrückers, das Einlegen des Papiers, das Einziehen mit dem Drehknopf, dann wieder der Andrücker herunter - das ist alles noch da, aber eher in meinen Fingern als in meinem Kopf.

Mittlerweile weiß ich auch wieder, was die merwürdige Taste neben dem ü bedeutet. Es ist ein Symbol aus zwei senkrechten Strichen mit einem waagrechten Doppelpfeil. Das ist einfach die Aufhebung der Zeilensperre. Und das ist wirklich bezaubernd: fü nf Zeichen vor der Sperre schl¥gt ein kleines Glöckchen an. Überhaupt bin ich fasziniert, wie elegant alle Anforderungen mechanisch gelöst werden. Zeilenanfang und -ende mit dem Randsteller. Die Zurück-Taste. Der Einstellhebel fü r den Zeilenabstand. Die Tabulatorentaste. Der Farbw¥hler. Einem Computer, der halb so alt ist wie die Privileg 27oT, würde keiner mehr ein Piep entlocken.

Problem gibt es nur mit dem Ä. Das Ä ist noch schiefer als das a, und vor allem bleibt es dauernd hängen und ich muß den Typenhebel zurückholen. Aber ich denke, damit kann ich leben, wenn ich mich ein bißchen mit dem ä einschränke (äh, läuft glänzend).

Es ist faszinierend, wie gut das Gedächtnis für mechanische Gegenstände nach so vielen Jahren funktioniert. Das Hochheben des Andrückers, das Einlegen des Papiers, das Einziehen mit dem Drehknopf, dann wieder der Andrücker herunter – das ist alles noch da, aber eher in meinen Fingern als in meinem Kopf.

Mittlerweile weiß ich auch wieder, was die merkwürdige Taste neben dem ü bedeutet. Es ist ein Symbol aus zwei senkrechten Strichen mit einem waagrechten Doppelpfeil. Das ist einfach die Aufhebung der Zeilensperre. Und das ist wirklich bezaubernd: fünf Zeichen vor der Sperre schlägt ein kleines Glöckchen an. Überhaupt bin ich fasziniert, wie elegant alle Anforderungen mechanisch gelöst werden. Zeilenanfang und -ende mit dem Randsteller. Die Zurück-Taste. Der Einstellhebel für den Zeilenabstand. Die Tabulatorentaste. Der Farbwähler. Einem Computer, der halb so alt ist wie die Privileg 270%, würde keiner mehr ein Piep entlocken.

(Das hier ist eine selbstrefentielle Fotografie)

Ich bin wirklich erstaunt, wie gut das noch mit dem Tippen geht. Nur das a mit dem linken kleinen Finger, das ist wirklich harte Arbeit. Gelernt habe ich Maschineschreiben auch noch auf einer mechanischen Maschine, in der Volkshochschule. Toll ist aber auch das GerNusch. Obwohl ich mich einklein wenig vorkomme wie Jack Nicholson in "Shining". - Und warum ich schon als Kind eine Schreibmaschine haben wollte? Es erschien mir einfach als Fortschritt im erwachsenen Ernst. Mit einer Schreibmaschine, da konnte man große Sachen schreiben, nicht nur Kinderkram. Weltliteratur. Zumindest Weltliteratur ohne H's.

Schreibtisch. Der Schreibtisch in der Illustration kommt ohne jede mechanische oder elektrische Vorrichtung aus. Ein Schreibtisch, an dem Sachen unterschrieben werden, die vorne r im Schreibbüro getippt wurden. Sogar mit einer Löschwiege. Ich habe nur ein paar Jahre lang einen schönen Schreibtisch gehabt. Es war ein Riesenteil mit unzNhligen FNchern und Schubladen. Auf die Unterseite der Schreibplatte hatte man "Polizeipr%sidium Dortmund" gestempelt. Ich tippte also meine Weltliteratur an einem Polizeischreibtisch, vor dem gestNndige VerdNchtige ihre Untaten erzNhlten. Hat mich aber nicht inspiriert. Ich hNtte mal mit Krimis anfangen sollen.

SchreibgerNte. Ich fürchte, auch hier bin ich nicht so experimentierfreudig. Bleistift und Füller. Das allermeiste allerdings mit Bleistift. Auch hier sorge ich dafür, daß die brave Firma Faber-Castell (s. Roß Rechenschieber) Umsatz macht, nNmlich mit den grünen HB-Bleistiften. Diese runden Radiergummi habe ich lange nicht mehr gesehen, aber ich fand sie auch eher unpraktisch. Kugelschreiber waren zu Brockhaus-Zeiten noch außerordentlich selten und um ein Mehrfaches teurer als ein Füllfederhalter. Tintenpatronen gab es zur Brockhaus-Zeit noch nicht, sie verbreiteten sich ab 1960. Aber schon zum meiner Schulzeit, die elf Jahre spNter begann, wNre ein Kolbenfüller eine merkwürdige Schrulligkeit gewesen.

Ich bin wirklich erstaunt, wie gut das noch mit dem Tippen geht. Nur das a mit dem linken kleinen Finger, das ist wirklich harte Arbeit. Gelernt habe ich Maschineschreiben auch noch auf einer mechanischen Maschine, in der Volkshochschule. Toll ist aber auch das Geräusch. Obwohl ich mir ein klein wenig vorkomme wie Jack Nicholson in “Shining”. – Und warum ich

schon als Kind eine Schreibmaschine haben wollte? Es erschien mir einfach als Fortschritt im erwachsenen Ernst. Mit einer Schreibmaschine, da konnte man große Sachen schreiben, nicht nur Kinderkram. Weltliteratur. Zumindest Weltliteratur ohne ä's.

Schreibtisch. Der Schreibtisch in der Illustration kommt ohne jede mechanische oder elektrische Vorrichtung aus. Ein Schreibtisch, an dem Sachen unterschrieben werden, die vorher im Schreibbüro getippt wurden. Sogar mit einer Löschwiege. Ich habe nur ein paar Jahre lang einen schönen Schreibtisch gehabt. Es war ein Riesenteil mit unzähligen Fächern und Schubladen. Auf die Unterseite der Schreibtischplatte hatte man "Polizeipräsidium Dortmund" gestempelt. Ich tippte also meine Weltliteratur an einem Polizeischreibtisch, vor dem geständige Verdächtige ihre Untaten erzählten. Hat mich aber nicht inspiriert. Ich hätte mal mit Krimis anfangen sollen.

Schreibgeräte. Ich fürchte, auch hier bin ich nicht so experimentierfreudig. Bleistift und Füller. Das allermeiste allerdings mit Bleistift. Auch hier sorge ich dafür, daß die brave Firma Faber-Castell (s. Roß Rechenschieber) Umsatz macht, nämlich mit den grünen HB-Bleistiften. Diese runden Radiergummi habe ich lange nicht mehr gesehen, aber ich fand sie auch eher unpraktisch. Kugelschreiber waren zu Brockhaus-Zeiten noch außerordentlich selten und um ein Mehrfaches teurer als ein Füllfederhalter. Tintenpatronen gab es zur Brockhaus-Zeit noch nicht, sie verbreiteten sich ab 1960. Aber schon zu meiner Schulzeit, die elf Jahre später begann, wäre ein Kolbenfüller eine merkwürdige Schrulligkeit gewesen.

Joachim Göb

Seit etwa 2010

Position und Familie

Ich habe kein so enges Verhältnis zu meinen Eltern. Wir sehen uns alle zwei bis drei Jahre, und auch dann bleibt die Begegnung meist unter vierundzwanzig Stunden. Seit sie Enkelkinder haben, telefonieren wir alle paar Wochen. Manchmal mit Video.

Etwa um das Jahr 2010 habe ich auf meiner Webseite eine Positionsanzeige eingebaut, auf der man jederzeit sehen kann, wo ich mich befinde. Das funktionierte zuerst über Google Latitude, und als dieser Dienst eingestellt wurde, habe ich mir eine eigene Lösung auf der Grundlage meiner Foursquare-Check-Ins gebaut.

Ich weiß nicht genau warum, aber ich habe damals auch meinen Eltern die Adresse gesagt, unter der diese Karte zu finden ist. Und während sich kaum jemand sonst dafür interessiert, ruft mein Vater sie beinahe jeden Tag auf. Schon seit Jahren. Das sehe ich in Google Analytics.

Wenn wir telefonieren, ist das Gespräch oft sehr einseitig, aber wenn mein Vater jetzt fragt, was es mit der Reise neulich da und dorthin auf sich hatte, haben wir eine Weile lang ein gemeinsames Thema. Mein Vater ist begeistert und rühmt die moderne Technik in höchsten Tönen. Seit ich auf einem anderen Kontinent lebe, hätten wir viel öfter miteinander zu tun und wüssten viel mehr voneinander als früher. Manchmal sagt mein Vater, mit gespielter Drohung in der Stimme: »Ich sehe alles, was du tust! Mir entgeht nichts!«

Ja, will ich dann antworten, ich teile es dir ja auch mit.

Ich bin beruflich an interessanten Orten unterwegs, aber darüber hinaus ist mein Leben wenig spektakulär: Hotel, Kunde, Flughafen. Genauso unspektakulär sind die Check-Ins, die auf meiner Karte zu sehen sind. Nur einmal, als ich überraschend ins Krankenhaus eingeliefert wurde und mich ein paar Stunden später dort eincheckte, bekamen meine Eltern einen großen Schreck und versuchten sofort, mich zu erreichen. Inzwischen sehe ich das voraus, und wenn ich zum Beispiel einen Termin bei meiner Neurologin habe, rufe ich vorher bei ihnen an und sage, dass es nur Routine ist und sie sich keine Sorgen machen sollen.

Ich war verblüfft, als ich meine Eltern vor einem Jahr besuchte und meinem Vater zusah, wie er meine Karte aufrief. Ohne dass ich ihm das je erklärt hätte, zog er das zappelnde gelbe Männchen über die Karte und öffnete so Google Street View. Ich wusste noch nicht mal, dass das auf meiner Karte verfügbar war. Auch die Satellitenansicht hatte mein Vater schon ausprobiert, und er reagierte ein bisschen enttäuscht, als ich ihm erklärte, dass diese Fotos nicht live sind, sondern zufällige, meist Jahre alte Momentaufnahmen.

André Spiegel

Juli 2015

Keine englische Bezeichnung in der Datenbank

Meine Technische Fachhochschule bietet im Campusinformationssystem einen Link an, unter dem man eine Bestätigung des Studienerfolgs ausdrucken kann, auch auf Englisch.

Bei meinem ersten Versuch erscheint in jeder Zeile statt des Titels der Lehrveranstaltung der Text "[ACHTUNG: Keine englische Bezeichung für XYZ in der Datenbank!]"

Ich kontaktiere den zuständigen Assistenten, der mir versichert, die Technik sei informiert, aber es würde sicher einige Zeit dauern, das Problem zu beheben. Vier Wochen später probiere ich den Download erneut und das Titelproblem ist gelöst. Ich kann die Studienerfolgsbestätigung mit englischen Lehrveranstaltungstiteln ausdrucken.

Dabei fällt mir auf, was seit Studienbeginn nicht gelöst werden konnte: Mein dreisemestriges Kurzstudium begann in einem Sommersemester. Damit kann das Campusinformationssystem nicht umgehen. Alle Studien müssen im Wintersemester beginnen. Deshalb hinkt auch die Erfolgsbestätigung bei der Semesteranzeige immer ein Semester nach. Mein Studienerfolgsnachweis gibt also die erfolgreich absolvierten Lehrveranstaltungen der Semester 2, 3, und 4 aus.

verenka

2008-2016

Kleine Geschichte des Live-Streamings bei Fußballturnieren

2008: Bei der Fußball-EM bieten ARD und ZDF zum ersten Mal Livestreams an. Sie zeigen aber nur die Spiele der deutschen Mannschaft und die letzten, entscheidenden Spiele des Turniers. Ich benutze zum Fernsehen am PC aber ohnehin lieber das Signal meiner DVB-T-Antenne, denn die Streams sind noch nicht besonders stabil und hinken. In einem Chat klage ich sehr darüber, denn wer kann mit 20 schon ahnen, dass aller Fortschritt holprig anfängt:

> felix 25.06.2008 20:45:40 und gerade jetzt stürzt das scheiß fernsehprogramm immer beim zdf ab.
>
> c[.] 25.06.2008 20:46:48 ich glaub ich gehe bei m[.] an den rechner und schau auch fern. als feierabendschmankerl
>
> felix 25.06.2008 20:47:16 naja, der zdf-live-stream hängt 40 sekunden nach... da höre ich die böller des nachbarn vor den toren.

2010: Zur WM in Südafrika gibt es die Livestreams von ARD und ZDF weiterhin nur bei ausgewählten Spielen. Da ich ein paar Monate vor der WM umgezogen bin, habe ich aber noch gar kein Internet zu Hause (hier deutet sich eine andere Geschichte an), und nutze weiterhin DVB-T. Die meisten Spiele schaue ich aber in einer afrikanischen Kneipe, in der die Fernsehbilder von Sky mit einem Beamer auf eine Leinwand geworfen werden. So bekommt alles einen markanten Gelbstich, aber dafür gibt es hier sehr gute Imbisse, bei denen ich die Zutaten nicht immer ganz verstehe.

2012: Bei der EM gibt es erstmals alle Spiele im Livestream zu sehen. Zuverlässig ist die Technik aber noch immer nicht. Bei hoher Nachfrage geht die Qualität in den Keller und die Streams verpixeln oder brechen ab. Als ich mit einem Freund ein Spiel über den Beamer schauen will, bringe ich meine DVB-T-Antenne mit zu ihm, weil sie noch immer das bessere Signal liefert.

2014: Die WM findet in Brasilien statt und das Live-Streaming funktioniert mittlerweile einwandfrei. Anfang 2013 haben ARD und ZDF begonnen, ihre gesamten Fernsehprogramme im 24-Stunden-Livestream auszustrahlen. Aus Gewohnheit benutze ich manchmal trotzdem DVB-T, auch weil die Latenzzeiten geringer sind. Das Finale sehe ich bei einem Freund im Livestream über den Beamer und wir hören das entscheidende Tor, bevor wir seine Entstehung erahnen können.

2016: An den Latenzzeiten hat sich auch bei der EM in Frankreich noch nicht viel geändert. Mittlerweile schaue ich – als jemand, der beim Fußball nur selten Gesellschaft sucht – die meisten Spiele allerdings über einen Laptop, der leicht genug ist, damit ich ihn bequem auf dem Schoß lassen kann. Auf die Verkabelung mit einer DVB-T-Antenne habe ich da keine Lust mehr und benutze – Latenzzeit hin, Latenzzeit her – ausschließlich Livestreams.

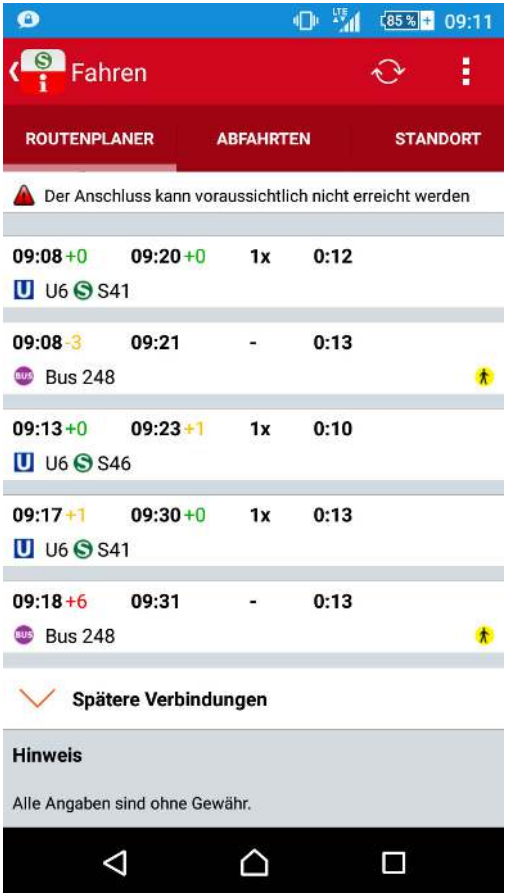
Felix Lorenz

9. und 11. Juli 2016

Die Pseudo-Präzision des Berliner Nahverkehrs

Der öffentliche Nahverkehr in Berlin, das muss ich vorausschicken, ist einer der besten oder gleich der beste in diesem Land. Netz und Taktung sind bundesweit ziemlich einzigartig, und meistens reicht es, einfach zur nächsten Haltestelle zu laufen und auf Bahn oder Bus zu warten. Einen Fahrplan braucht man eigentlich nicht.

Außer, ja außer man will oder muss unbedingt einen bestimmten Anschluss bekommen, zum Beispiel einen ICE erreichen. Und da, so scheint es, sind die Berliner Verkehrsbetriebe und der Verkehrsverbund Berlin-Brandenburg ganz weit vorne. Zeigen sie doch auf ihren Smartphone-Apps nicht nur die geplanten Abfahrtszeiten, sondern auch die absehbaren Abweichungen von diesen Zeiten (hier am Beispiel der App der S-Bahn Berlin; bei den anderen sieht's ähnlich aus):



Tja. Und da zeigt sich dann leider, dass diese Präzision nur eine scheinbare (oder besser: eine vorgetäuschte?) ist.

Nehmen wir oben den Bus 248. Sieben Minuten brauche ich von der Wohnung bis zur Bushaltestelle. Beim letzten Check auf dem Handy vorm Losgehen zeigt die App mit der so genannten Echtzeit-Angabe noch: der Bus wird

pünktlich sein. Innerhalb der sieben Minuten bis zur Haltestelle muss der Busfahrer dann den Nachbrenner eingeschaltet und sämtliche Tempolimits überschritten sowie rote Ampeln ignoriert haben: Plötzlich fährt der Bus drei Minuten eher ab. Jedenfalls laut App-Anzeige.

Und tatsächlich ist er weg. Dafür fährt der nächste Bus, wenn man der App glauben darf, mit sechs Minuten Verspätung – und damit zu spät für den ICE. Also nehme ich ein Taxi, um rechtzeitig am Bahnhof zu sein. Und probiere lieber nicht aus, ob der Busfahrer auch da mit Nachbrenner ein paar Minuten rausholt.

Das ist kein Einzelfall. Immer wieder sind die scheinbar so präzisen Angaben zur Verspätung – oder eben auch zur früheren Abfahrt – von Bussen und Bahnen fernab jeder Realität. Da zeigt mir die App, dass der Bus pünktlich an der Haltestelle ankommt, an der ich gerade stehe – tatsächlich kommt er zehn Minuten später. Ob das System einfach nicht funktioniert, die Zahlen gewürfelt werden oder ein Zufallsgenerator Abfahrtszeiten auswirft – ich weiß es nicht.

Das vermutlich nicht billige System ist damit unbrauchbar.

Neulich habe ich entnervt die BVG (die fährt gerade eine Imagekampagne “Weil wir dich lieben”) gefragt, ob eigentlich diese Abfahrtszeiten frei erfunden sind. Der Tweet-Wechsel:

Das ist doch interessant. Jenseits der launigen Diktion: Ein offizieller Twitter-Account eines Verkehrsunternehmens gibt zu, dass die öffentlichen Angaben zu ihren Verkehrsmitteln vorsätzlich gefälscht sind. Und sage jetzt keiner, das sei doch nur launig von einer PR-Agentur so dahingesagt: Ich habe bewusst nachgefragt, ob es eine zitierfähige Aussage ist.

Das sollte der Berliner Senat bei den nächsten Kostenverhandlungen mit der BVG vielleicht berücksichtigen.

Thomas Wiegold

11. Juli 2016

Hightechschließsysteme auf Portugiesisch

Im Hotel in Portugal erklärt uns der Empfangsmitarbeiter, wo unser Zimmer ist und was wir sonst noch wissen müssen. So gebe es eine Tür zum Strand, für die er uns einen kleinen Zettel mit einem Zahlencode reicht.

Als wir wenig später gespannt zum Meer hinunterlaufen, sind wir überrascht, als wir keines der üblichen elektronischen Türschlosser mit Zahlenfeld vorfinden, sondern ein gewöhnliches Fahrradschloss. Das erfüllt natürlich auch seinen Zweck und dürfte etwas kostengünstiger sein.

Tanja Braun

1994–2016

Vom Diktieren zum Diktieren im Anwaltsberuf

Seit ich selbstständig bin, habe ich immer selber getippt. Am Anfang aus Kostengründen. Ich habe von Anfang an einen Computer gehabt und meine Texte selber geschrieben, weil ich mir am Anfang einfach keine Sekretärin leisten konnte.

In dem Büro, in dem ich davor gearbeitet habe, gab es Speicherschreibmaschinen und Sekretärinnen. Ich habe dort von 1994 bis 2002 gearbeitet, und da wurden am Schluss dann so langsam Computer angeschafft und es wurde erwartet, dass man ab und an mal was selber schreibt. Aber im Wesentlichen wurde noch diktiert.

Ich tippe selber und meine Sekretärinnen machen aus dem, was ich getippt habe, dann ordentliche Schriftsätze. Aber es gibt immer noch viele Kollegen, die diktieren, das ist zumindest bei den älteren Kollegen immer noch der Regelfall.

Bei den Jüngeren hat sich's durchgesetzt, da ist es üblich, selbst zu schreiben. Aber die Älteren lassen schreiben und werden auch durch nichts zur Umstellung zu bewegen sein. Du merkst einem Schriftsatz an, ob er selbst geschrieben ist oder ob jemand die Füße hochlegt und in sein Diktiergerät schwafelt. Oft ist es weitschweifiger, wenn es diktiert ist.

Die Mittelfortschrittlichen lassen tippen und ändern dann selbst am Computer noch. Das kann man ja auch machen, dass man sich den Text schreiben lässt und dann selbst noch Korrekturen einfügt. Du merkst es den Texten an, ob jemand noch mal drüber nachgedacht hat, oder ob er einfach nur in sein Diktiergerät schwafelt und das ungefiltert rausgehen lässt.

Viele Kanzleien sind auch noch sehr altertümlich ausgestattet. Manche sind supermodern und haben digitale Akten. Da bin ich noch nicht, ich habe noch Akten aus Papier. Die erzählen mit leuchtenden Augen davon, wie toll das ist. Manchmal sieht man einen Anwalt, der seinen Laptop aufklappt statt einer Akte aus Papier.

Ich habe Anfang der 2000er gedacht, ich hätte die Umstellung schon erlebt, nämlich Ende der 90er die Umstellung von Speicherschreibmaschinen auf Computer. Aber tatsächlich scheint der Prozess sehr viel langwieriger zu sein. Es reicht ja nicht, von Speicherschreibmaschinen auf Computer umzustellen, sondern du musst den Computer dann auch mit Programmen füttern. Ich habe nicht so viel Einblick in anderer Leute Kanzleien, aber ich habe immer noch den Eindruck, dass viele mit gar keinen oder ganz wenig Programmen arbeiten und ein paar Schriftsätze im Computer haben, also die Möglichkeiten überhaupt nicht ausschöpfen. Natürlich gibt's die, die mit den fortschrittlichen Programmen arbeiten und das auch können, aber für ganz viele ist der Computer doch einfach noch so eine alte Schreibmaschine.

Was bei Gericht so langsam Einzug hält, aber auch erst seit ein paar Jahren, sind Diktierprogramme, die funktionieren. Da machen die Richter aber immer noch ein großes Getue damit. Das kommt jetzt, die Umstellung auf Diktierprogramme, und ich denke, dass auch viele Anwälte damit arbeiten.

Editorische Notiz: Dieser Beitrag wurde in zwei Teilen mit der App "HD Audio Recorder Pro" am Handy aufgezeichnet, beim Abtippen leicht überarbeitet und der Urheberin nicht zur Korrektur vorgelegt.

Sabine Werthmann, aufgezeichnet von Kathrin Passig

Juli 2016

Auffälliges Rumstehen an öffentlichen Orten

Angela berichtet im Technitagebuchredaktionschat darüber, wie sie in der Bahn ein anderes Paar beobachtete, das genau wie sie auffällig am Smartphone rumtippte und -wischte. Vor ein paar Tagen ist Pokémon Go erschienen, ein VR-Spiel, bei dem man durch die Gegend laufen und Pokémons einsammeln kann. Für bestimmte Aktionen gibt es entsprechende Tippbewegungen, die man als Eingeweihter wohl gut identifizieren kann. Ich kenne es nur vom Hörensagen und von den unzähligen Screenshots im Internet, denn das Spiel ist noch nicht offiziell in Deutschland erschienen und es scheint wesentlich einfacher zu sein, es inoffiziell auf ein Android-Phone zu laden als auf ein iPhone. Ich kann also nur neidisch zusehen, wie andere Leute lustige kleine Tierchen auf der Straße und in ihren Küchen finden.

Während wir uns darüber unterhalten, stehe ich auch sehr auffällig am Bahnhof in einer Ecke und tippe auf meinem Handy rum. Sieht zwar für Außenstehende vielleicht auch verdächtig nach Pokémon-Sucherei aus, hat aber einen anderen Grund.

In der Bahn habe ich mir noch schnell zwei Playlisten zusammengebastelt, resultierend aus schönen Songs der letzten Wochenmixe von Spotify. Damit ich diese Playlisten auch offline auf der Arbeit hören kann, müssen die einzelnen Songs aber runtergeladen werden. Da ich trotz mittlerweile etwas üppigerem Datenvolumen dafür aber nicht auf meine mobilen Daten zugreifen will, warte ich solange auffällig unauffällig neben einem HotSpot der Telekom, bis alles runtergeladen ist. Wenn ich jetzt angesprochen werde, zu welchem Team ich gehöre, kann ich aber nur traurig den Kopf schütteln und auf mein iPhone deuten.

Anne Schüßler

12. Juli 2016

Einkaufen im Dunkeln

Ich will im Biogeschäft am Hauptplatz einkaufen. Theoretisch müsste das Geschäft offen haben, aber es sieht geschlossen aus. Als ich näher komme, öffnet die Verkäuferin die Tür und sagt, dass sie leider keinen Strom haben. Es mussten Arbeiten durchgeführt werden, die länger dauern als gedacht. Alle Geschäftslokale um den Platz sind betroffen und bleiben heute Nachmittag wohl geschlossen.

Ich will schon wieder gehen, da fragt eine geistesgegenwärtige Kundin, ob sie trotzdem einkaufen könne. Ja, aber keine gekühlten Dinge (zu riskant) und nichts, was man abwiegen muss. Außerdem kann man nur in bar oder mit Scheck bezahlen.

Ich habe ausnahmsweise genug Bargeld bei mir und kaufe ein. Die Verkäuferin sieht die Preise der Produkte am Regal nach, schreibt sie untereinander auf ein Stück Papier und rechnet sie anschließend mit einem batteriebetriebenen Taschenrechner zusammen.

verenka

12. Juli 2016

Die Schalterbordkarte geht, die Handybordkarte kommt

Momentaufnahme am Flughafen Schönefeld, Terminal A, Easyjet, Zugang zur Sicherheitskontrolle, 70 Passagiere:

- 38 selbstausgedruckte Bordkarten auf A4-Papier (54%)
- 19 offizielle Bordkarten vom Schalter, die mit den abgerundeten Ecken (27%)
- 13 Handy-Bordkarten (19%)

Kurze Zusatzzählung am Gate selbst (Flug nach Edinburgh), die 25 zuletzt eintreffenden Passagiere:

- 13 selbstausgedruckte Bordkarten (52%)
- 12 Handy-Bordkarten (48%)
- 0 Bordkarten vom Schalter

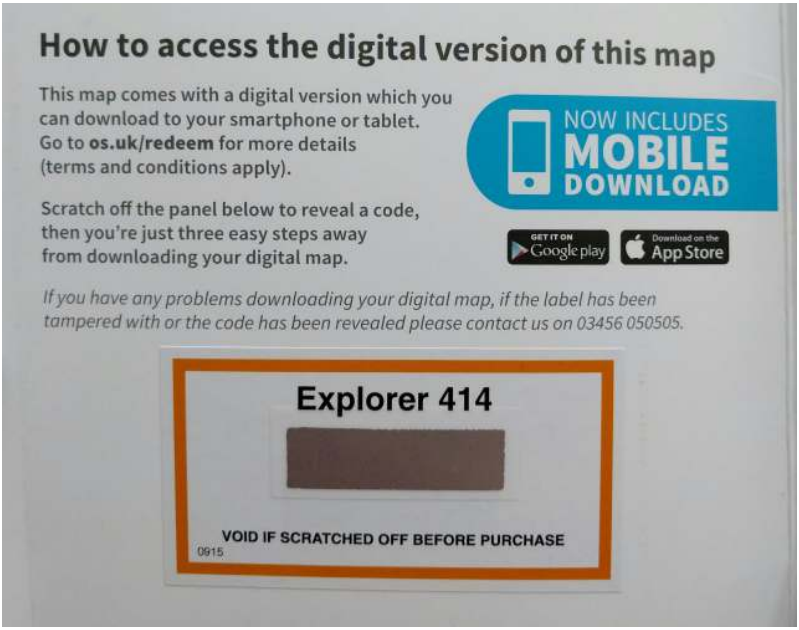
Kathrin Passig

Juli 2016

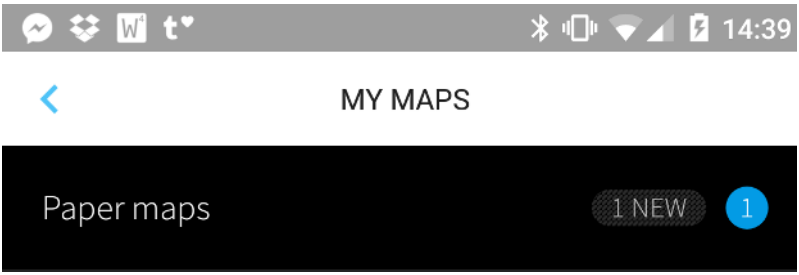
1 neue Papierkarte auf dem Handy

Aleks hat seine große Sammlung schottischer “Ordnance Survey”-Wanderkarten erweitert. “Now includes mobile download”, das stand auf den bisherigen Karten noch nicht.

Im Inneren der Karte gibt es eine Erklärung:

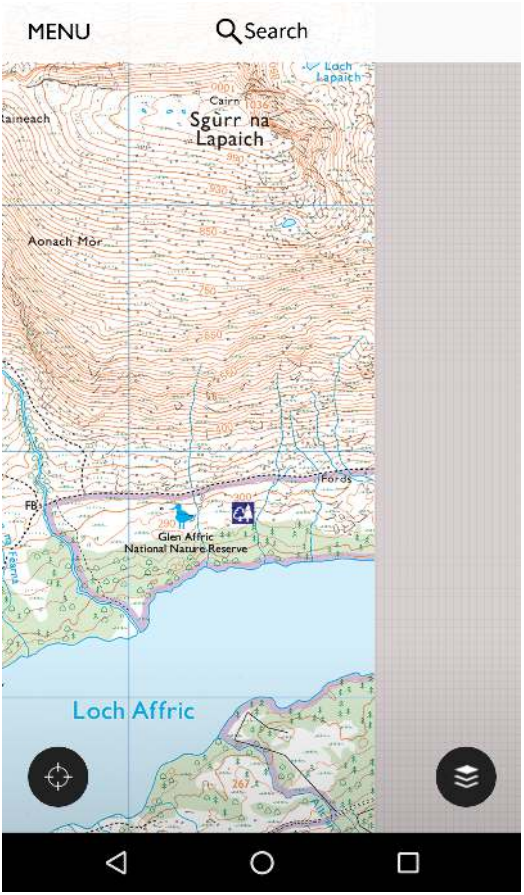


Ich lade die “OS Maps”-App herunter. Man muss sich einen Account anlegen, dann taucht die Option “Redeem a map” auf. Dort trage ich den freigerubbelten Code der Karte ein, und jetzt habe ich eine Papierkarte auf meinem Handy:



(Erklärung des Vibrier-Icons, wo eigentlich ein Lautlos-Icon sein sollte: Ich schaffe es bei diesem Handy meistens nicht im ersten Versuch, einen Screenshot zu machen, sondern verstelle dabei nur die Lautstärke.)

Die wasserfeste Papierwanderkarte ist jetzt auf meinem Handy verfügbar, allerdings nicht mehr so wasserfest. Dafür kann sie weniger leicht vom Wind weggeweht werden.



Ungewohnt: Wo die Papierkarte endet, da endet auch die Handyversion im graukarierten Nichts. Beim ersten Anblick dieser Kante scrolle ich weiter und warte, aber hier ist die Welt unbezahlt und damit zu Ende.

Kathrin Passig

11.–13.7.2016

Für 2 MB zum Pferdefuhrwerk

Am Montag kommt K. nach der Schule nach Hause und ist ganz aufgeregt. Statt wie üblich nach dem Mittagessen in die Couch zu diffundieren, geht K. raus. Ins Grüne. Ins nasse Wetter.

K. programmiert momentan entweder mit Blender an einem eigenen Spiel oder sitzt auf der Couch und schaut sich das frisch entdeckte „A-Team“ bei YouTube an.

Aber heute geht er raus.

Am Nachmittag, als die jüngeren Schwestern nach Hause kommen, die auch gerne im Zimmer Hörgeschichten hören, erzählt er ihnen Geheimnisvolles, zeigt etwas am Handy und sie folgen ihm in den Regen.

Sie sind alle draußen, es regnet. Ich habe nicht gesagt, sie sollen rausgehen. Was sie so oder so nicht getan hätten.

Sie kommen aufgeregt und sehr freudig zurück und überlegen, ob das Nächste doch zu weit zu Fuß ist. Vielleicht mit dem Fahrrad?

Ich frage K. was los ist und wie er es geschafft hat, die fußfaulen Schwestern durch die Gegend zu jagen: „Pokémon Go“ ist die Antwort.

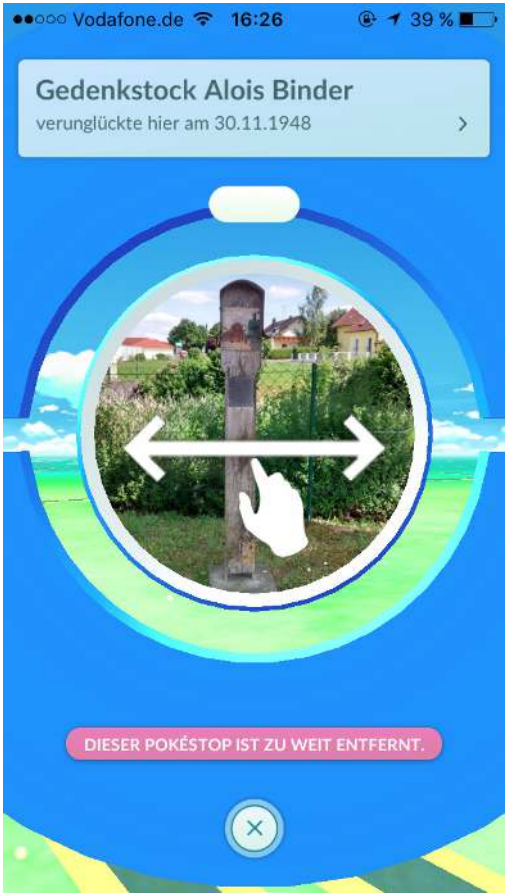
K. erklärt mir das Spiel. Ich will auch. Ich finde es eine sehr schöne Alternative zu einem Fitnesstracker, den ich mir besorgen wollte.

Nächste Woche bin ich in Paris. Die Kinder sind neidisch: Dort gibt es sicher ganz andere Pokémons.

Am Mittwoch ist K. mit seiner Klasse in Regensburg bei einer Schulfahrt unterwegs: Alle Schüler seiner Klasse jagen Pokémons durch Regensburg und lassen sich nur von der nächsten Beute leiten. Irgendwann ist es Zeit, zurück zum Treffpunkt zu kommen: K. weiß nicht, wo er ist, aber er findet den Weg mit Google-Maps problemlos zurück. Der Tag kostet 50 MB Datentarif.

Heute regnet es wieder. Der Regenschirm steht offen im Eingang und wartet darauf, spazieren geführt zu werden, sobald der nächste Pokémon in der Nähe auftaucht.

Pokébälle gibt es auch gleich in der Nähe. An einer Gedenksäule für einen schweren Zusammenstoß zwischen einem Pferdefuhrwerk und einer Dampflok. Eine Runde Bälle holen kostet 2 MB Datenvolumen.



Nathalie Passig

14.7.2016

Kaum Strom im Kleinkindabteil

Auf meiner morgendlichen Pendelstrecke zwischen Essen und Köln fahre ich zum ersten Mal im Kleinkindabteil. Das Abteil ist schön groß und auf meiner Strecke bzw zu meiner Zeit meistens leer und an diesem Tag sowieso erst ab Frankfurt reserviert.

Ich mache es mir bequem. Für den Fall, dass doch eine Familie kommt, setze ich mich auf einen Einzelplatz, um nicht gleich die schöne Bank zu belegen. Hole meinen Laptop raus, das Netzteil und… Dort, wo sonst die Steckdose ist (also unterm Sitz) ist nix.

Auch unter den Sitzen gegenüber kann ich nichts sehen. Dann erspähe ich eine Steckdose gegenüber an der Wand, dafür müsste ich mich aber umsetzen und dazu habe ich keine Lust und der Laptop auch noch genug Akku. Andere Steckdosen sind entweder nicht da oder ich finde sie nicht.

Auch eine Möglichkeit, Businesskasper und technikabhängige Bahnfahrer wie mich vom Kleinkindabteil fernzuhalten.

Anne Schüßler

13. und 14. Juli 2016

Pokémon Stay

Letzte Woche habe ich mich mit Roland Krause über Ingress unterhalten. Ob ich vielleicht doch mal damit anfangen soll? Ich bewege mich zu wenig, aber es fällt mir schwer, ohne konkretes Ziel durch die Gegend zu laufen.

Beim ziellosen Spazierengehen langweile ich mich schnell, fange dann an, auf dem Handy irgendwas zu lesen und stelle bald fest, dass das besser geht, wenn man sich dazu hinsetzt oder ins Bett legt.

Genau dieses Problem sollen solche Apps ja eigentlich lösen. Gemeinsam haben Roland und ich die Ingress-Karte von Fife betrachtet. In Crail gibt es zwei verwaiste Portale, die ich mir ohne Konkurrenz unter den Nagel reißen könnte. Aber das Spiel ist immer noch so hässlich und unübersichtlich wie 2012, als ich mich angemeldet und dann nichts unternommen habe. Auch der Krieg, in dem man nur die Wahl hat, ein Frosch oder ein Schlumpf zu werden, reizt mich als Metapher und Konzept wenig.

In der Techniktagebuchredaktion wird schon seit einigen Tagen Pokémon Go gespielt, seit heute ist das Spiel offiziell verfügbar. Schon beim ersten Versuch fällt mir wieder ein, was das Problem mit Crail und dem Internet war: Es gibt praktisch keinen Handyempfang.

Ich kann mich also gar nicht von meinen Surroundings ablenken, geschweige denn von Drachen auffressen lassen. Internet gibt es nur drinnen am WLAN, und Pokémons nur draußen.

Allerdings überschneiden sich die beiden Welten am Wohnzimmerfenster. Im Laufe des ersten Tages fange ich ein Squirtle, ein Venonat, zwei Zubats, ein Horsea, ein Nidoran und sechs Drowzees, ohne vom Schreibtisch aufzustehen.

Weil die Pokéballs allmählich knapp werden, gehe ich am zweiten Tag nach draußen in der Hoffnung, wenn schon nichts fangen, dann doch wenigstens an einem Pokéstop meine Vorräte auffüllen zu können. In manchen Straßen von Crail hat man ganz guten Handyempfang. Vielleicht liegen dort ja die Pokéstops, die ich in der Ferne sehen kann? Nein:

Der andere Pokéstop von Crail sieht auch so aus. Dieser hier heißt in Ingress “Crail Bookstore”. Die Buchhandlung, nach der er benannt ist, gibt es seit 2013 nicht mehr.

Jetzt wird mir auch klar, dass die beiden Ingress-Portale aus demselben Grund verwaist sind. Vielleicht wurden sie von Leuten angelegt, die nebenan wohnten und ihr eigenes WLAN dafür verwenden konnten. Und diese Leute wohnen jetzt nicht mehr dort oder haben das Interesse verloren.

Ich fange am Fensterbrett ein Nidoran, ein Voltorb und zwei weitere Drowzees und warte auf die Gründung eines Pokéball-Lieferdiensts.

Update: Felix Lorenz macht mich darauf aufmerksam, dass man Pokéballs auch kaufen kann. Für 99 Cent in der Seegurken-Meinungsforschung verdientes Google-Play-Guthaben bekomme ich 100 PokéCoins, für 100 Pokécoins 20 Pokéballs, und jetzt muss ich endgültig nie mehr rausgehen.

Weiteres Update: Meine Theorie zur Unerreichbarkeit der Ingress-Portale und Pokéstops stimmte nur teilweise, nämlich für Nutzer des Three- und des O2-Netzes. Im EE-Netz sind immerhin die drei Pokéstops zugänglich, wenn auch nicht das Gym.

Kathrin Passig

14. Juli 2016

Ein weiterer sehr langweiliger Beitrag über das Aufladen von Prepaid-SIMs, aber wenn ich es nicht aufschreibe, macht es ja keiner

Meine britische Tesco-SIM, 2014 gekauft, lässt sich nur aus der Ferne aufladen, wenn man eine britische Kreditkarte hat oder am Geldautomaten, wenn man eine britische Geldautomatenkarte hat. Bei den vergangenen Besuchen war ich so vorausschauend, mir bei Tesco an der Kasse einen neuen Gutschein für den jeweils nächsten Großbritannienaufenthalt geben zu lassen, das habe ich beim letzten Mal aber vergessen. Und am Ort gibt es keinen Tesco-Supermarkt. Deshalb sieht das Verfahren diesmal so aus:

Ich finde die Website eines Drittanbieters, mobiletopup.co.uk, dahinter versteckt sich die niederländische Firma beltegoed.nl. Dort kaufe ich ein 10-Pfund-Tesco-Guthaben und bezahle mit Paypal. Der Drittanbieter möchte dazu meine Adresse wissen, kann die nicht-britischen Adressdaten nicht verifizieren und schickt mir deshalb eine SMS mit einem vor dem Kauf einzugebenden Code aufs Handy. Dann bekomme ich per Mail die 16-stellige Zahlenfolge. Diese Dienstleistung hat 99 Pence gekostet.

Um das Guthaben einzuzahlen, muss ich die 4444 anrufen, in einem Voicemailmenü an die richtige Stelle navigieren und die 16 Stellen eingeben.

Um von dem Guthaben ein Datenpaket mit 1 GB zu kaufen, muss ich auf der Tesco-Website (unter Zuhilfenahme von Google) herausfinden, an welche Telefonnummer dafür welcher Code als SMS zu schicken ist.

Der gesamte Vorgang dauert etwa eine Viertelstunde. Ich hatte schon Prepaid-Anbieter, bei denen es einfacher ging, aber auch schon welche, bei denen es schwieriger war.

Kathrin Passig

14.7.2016

Der Schlafbär schleicht sich in meinen Traum

Bei uns übernachtet ein vier Monate altes Kind, das einen „Schlafbär“ hat: der macht Geräusche wie im Mutterleib, eine Art rhythmisches Rauschen, wenn das Kind einen Laut von sich gibt. So soll es sich beruhigen. Nach einiger Zeit ohne Regung beim Kind ist der Bär wieder still.

Ich träume von einem fiesen Geräusch, das ab und zu weggeht und wiederkehrt, es ist aber definitiv ein anderes als das Mutterleibrauschen. Auch das Stofftier ist im Traum nicht zu sehen. Trotzdem merke ich, als ich wach werde: es ist der Schlafbär, der sich so in meinen Traum geschlichen hat.

(Nähere Umstände des anderen Geräusches im Traum sind mir entfallen. Es war schwierig genug, diese Geschichte festzuhalten)

Thomas Jungbluth

1994-2016

Pokémon Go – eine Liebeserklärung mit Zeitsprüngen

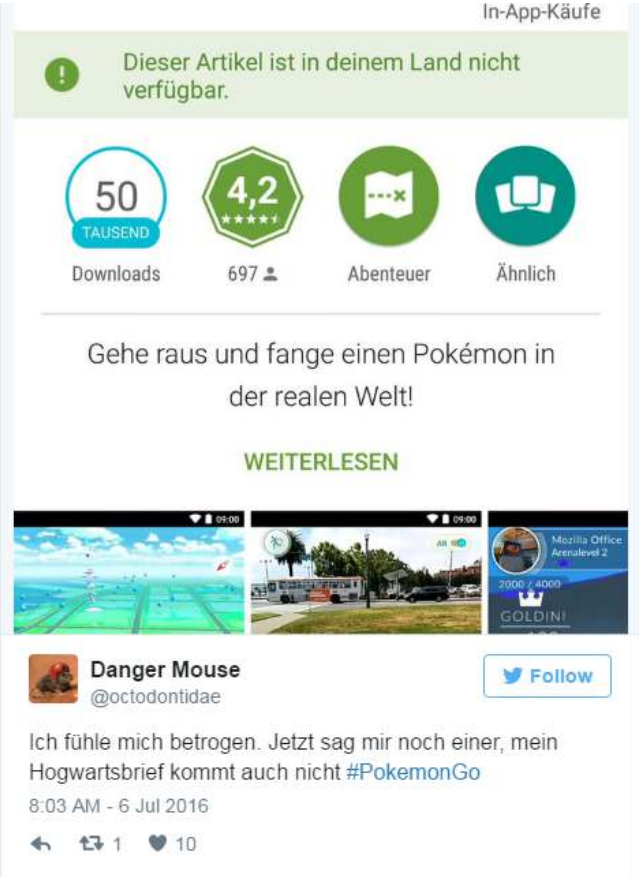
Als ich um 1994 herum, mit etwa 13 Jahren, den Film „Jumpin' Jack Flash" sehe, kommt das erste Mal ein Gefühl in mir auf, für das ich keinen besseren Namen als „euphorische Techniksehnsucht" habe. Im Mittelpunkt des Films steht etwas, das man später "Chat" nennen wird, hier über einen Bankcomputer. Ich weiß einerseits, dass ich das *unbedingt* auch machen möchte und andererseits, dass dieser Wunsch nicht unrealistisch ist. Denn es handelt sich ja um existierende Technik. Zurück bleibt ein brennendes Verlangen, dass sie hoffentlich bald bei mir ankommen möge.

Ein weiteres Mal erlebe ich dieses Gefühl in dieser Stärke, als ich im September 2015 in meinem Tumblr-Dashboard auf diesen Post stoße. Ich kann gar nicht schnell genug auf Rebloggen drücken, so aufgeregt bin ich. Pokémon! AUF DEM SMARTPHONE! DRAUSSEN IN DER ECHTEN WELT! Leider teilt außerhalb des Internets kaum jemand meine Vorfreude. Der einzige Mensch, der genauso aufgeregt ist wie ich und mit mir geduldig auf dieses Spiel wartet, ist mein Bruder. Mit ihm habe ich Mitte der 90er Jahre die ersten zwei Pokémonspiele für den Gameboy gespielt, die rote und blaue Edition. In dem Spiel, begleitet von einer Cartoonserie, geht es darum, eine fiktive Welt zu bereisen, unterwegs kleine Monster (pocket monster – Pokémon) einzusammeln und sie miteinander kämpfen zu lassen. Schon damals zwang einen das Spiel zur Interaktion mit anderen: Man konnte wirklich nur alle Pokémon – damals 151 – sammeln, wenn Besitzer beider Editionen untereinander tauschten. Für fast jedes folgende Nintendosystem gab es eine neue Edition mit neuen Monstern, so dass ich den Bezug zum Spiel nie wirk-

lich verlor. Heute steht ein Papp-Pikachu in unserer Wohnung, das in den 1990ern die Wände des Computerladens meiner Heimatstadt zierte. Pokémon-Nostalgie trage ich auf Geekshirts oder als Karnevalskostüm.

Monate vergehen, von Pokémon Go keine Spur. Ich habe es schon fast vergessen, da taucht es am 6. Juli 2016 plötzlich in meinem Twitterfeed auf. Mein Herz bleibt für eine Sekunde lang stehen.

Sofort rufe ich den Appstore auf, nur um direkt enttäuscht zu werden.



Doch nur wenige Minuten erhalte ich per Twitter-Direktnachricht einen Tipp, mir das Mirror-APK zu besorgen. Noch im Büro lade ich es herunter – es funktioniert. Ich starre auf mein Handydisplay, kurzzeitig paralysiert vor lauter Euphorie, Nostalgie und Neugier. Doch die Arbeit geht leider vor. Wenige Minuten später erreicht mich allerdings eine Nachricht meines Mannes:

unser Familienauto hatte einen Sprung in der Windschutzscheibe, um den ich mich sofort kümmern muss. Leider. Nie hat mich ein Schaden am Auto so gefreut wie heute. Ich verlasse augenblicklich die Redaktion – vor der Tür wartet mein Glumanda auf mich, wie im ersten Gameboyspiel. Es ist ein bisschen, wie einen alten Kindheitsfreund wiederzutreffen.

Das Spiel erfüllt alle meine Erwartungen – es ist wie Geocachen, nur mit Pokémon! Und wie soll man keine gute Laune bekommen, wenn ein kleines Pflanzenvieh morgens in die Bahn einsteigen möchte?

Womit ich allerdings überhaupt nicht gerechnet habe, ist die Welle der Begeisterung, die auch die Menschen um mich herum erfasst. Zunächst bemerke ich hier und da in der Bahn, dass auch Mitfahrer spielen. Doch anders als beim Geocachen bleibt es nicht bei ein paar nerdigen Eingeweihten, die sich heimlich zunicken. Obwohl das Spiel in Deutschland erst etwa eine Woche später offiziell im Appstore auftacht, treffe ich bei jedem meiner Streifzüge auf andere Pokémonjäger. In Facebook- und Whatsappgruppen schließen wir uns zusammen und verabreden zu gemeinsamen Spielzügen – denn so wie damals auf dem Gameboy schon, ist das Spiel nicht darauf ausgelegt, allein gespielt zu werden. Teilweise sammeln sich bis zu 60 Spieler, um gemeinsam Arenen für sich zu gewinnen oder seltene Pokémon zu fangen.

Die für mich schönste Spielmechanik ist das sogenannte Lockmodul. Diesen virtuellen Gegenstand aktiviert man an einem Pokéstop, wo er im Spiel 30 Minuten lang Pokémon anlockt. Alle anderen Spieler in der Nähe können ein aktiviertes Lockmodul auch sehen – es sprüht Herzen. Lockmodule sind im Spiel allerdings selten, es gibt sie nur ab und zu als Belohnung oder man muss sie im Spielshop für etwa einen Euro kaufen. Daher füllt sich nicht nur der Bildschirm mit Pokémon, sondern bald auch die eigene Umgebung mit Menschen.

Das Lockmodul unten links zeitgleich in der echten Welt. So viele Leute unter 30 habe ich in meinem Wohnort zu dieser Zeit noch nie auf der Straße gesehen.

Angela Heider-Willms

Juli 2016

Das Mäuerchen beherrscht mich

Bisweilen lese ich zwei Rubriken, die wohl wöchentlich in der *New York Times* erscheinen. Der Erscheinungsrhythmus spielt für mich allerdings kaum eine Rolle. Ich lese die Rubriken, wenn mir ihre Existenz – ungefähr einmal im Jahr – einfällt. Dann lese ich alle seit dem letzten Aufflackern der Erinnerung erschienenen Folgen und vergesse wieder, dass es die Rubriken gibt.

Für Nicht-Abonnenten und anderes unangemeldetes Gesocks gelten auf der Website der *New York Times* jedoch gewisse Einschränkungen: Bis vor Kurzem durfte man zehn kostenlose Artikel pro Monat lesen. Beim Nachschauen heute stelle ich fest, dass

die Paywall inzwischen bereits nach fünf Artikeln greift. Man bekommt dann die Aufforderung angezeigt, sich zu registrieren, um auf weitere fünf kostenlose Artikel zugreifen zu können. Bezahlmäuerchen dieser Art kann man allerdings überspringen, indem man die Cookies im Browser löscht, also die Dateien, mithilfe derer die bisher abgerufenen Artikel gezählt werden. Tut man das, kann man einfach wieder von vorne anfangen.

Ich stelle fest, dass sich diese Notwendigkeit positiv auf mein Leseverhalten auswirkt. Ohne jegliche Beschränkung würde ich vermutlich alle 40 bis 50 Folgen der Rubriken an einem faulen Abend in einem Rutsch weglesen. Das wäre zwar auch schön, aber ein kurzer Genuss. Der Cookie-Vorgang – Einstellungen aufrufen, Cookies löschen, zur Einstiegsseite der Rubrik zurückkehren – sorgt dafür, dass ich alle zehn (oder zukünftig wohl: alle fünf) Artikel kurz innehalte und überlege, ob ich wirklich weiterlesen will. Meistens bin ich vernünftig und will nicht. Auf diese Weise gelingt es mir, die Lektüre über vier oder fünf Tage zu verteilen. Der Genuss ist derselbe, aber er währt ein bisschen länger.

Bei den Recherchen zu diesem Artikel stelle ich fest, dass es zumindest eine der Rubriken inzwischen beim Einzeltexthändler Blendle gibt, und zwar für 15 Cent pro Artikel. Geht man von einer tatsächlich wöchentlichen Erscheinung aus, erschnorre ich mir durch den Cookie-Trick also Text im Wert von €7,80 pro Jahr – weniger, als ich in meinem praktisch ungenutzten Blendle-›Portemonnaie‹ habe.

Christopher Bergmann

Juli 2016

Das Pokémon-Rudel-Phänomen

Für den Pokémon-Hype bin ich eigentlich ein bisschen zu alt. Das erste Mal wahrgenommen habe ich das Phänomen 1999 bei meinem Au-Pair-Aufenthalt, hier ging es aber vor allem um die Karten, die gesammelt und getauscht wurden und mit denen man auch irgendwie spielen konnte. Ein paar Jahre später stolpere ich wieder darüber, als ich 2002 in meiner Studienendzeit einem Kind täglich bei den Hausaufgaben helfe. O. ist elf oder zwölf und spielt auch Pokémon, auch wieder mit den Karten. Eigentlich vereinbaren wir, dass er mir das Spiel beibringt, dazu kommt es aber leider nie.

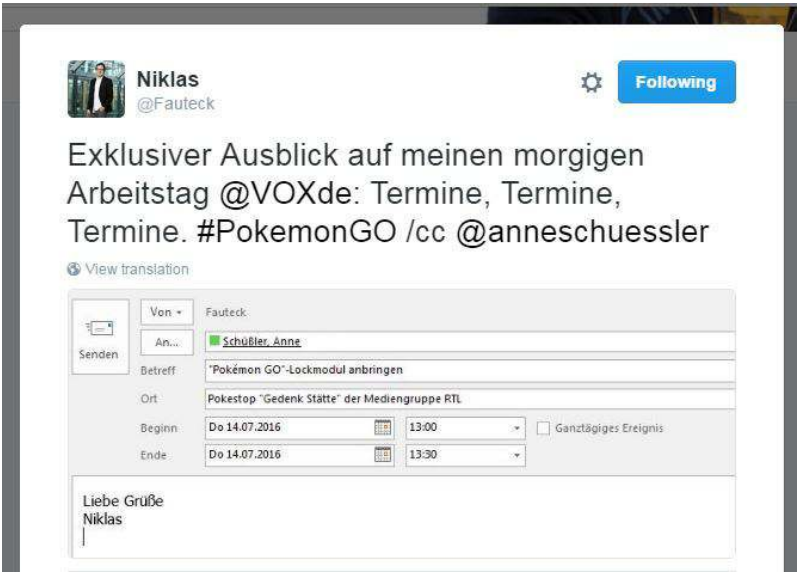
Ansonsten ist mein Wissen auf das Wesentliche beschränkt. Ich weiß grob, worum es geht, ich kenne einige der Monster, natürlich vor allem Pikachu, ich weiß, dass es eine Serie dazu gibt und dass es unterschiedliche Versionen des Spiels gibt.

2002 erscheint das Spiel Zanzarah, das nach einem ähnlichen Prinzip funktioniert. In Zanzarah sammelt man aber Feen, ansonsten läuft man auch durch die Gegend, sammelt Viecher (Naturfeen gibt es im Wald, Wasserfeen an Seen und Wasserfällen, Steinelfen im Gebirge und so weiter) und kann diese dann in einer Arena (übrigens meines Wissens basierend auf der gleichen Engine wie Quake III) gegeneinander kämpfen lassen. Zanzarah ist eines der wenigen Spiele, die ich durchspiele, im Forum (das es leider nicht mehr gibt) bin ich einer der aktivsten Nutzer.

2016 kommt Pokémon GO auf den Markt, jetzt kann man durch die Gegend laufen und Pokémons sammeln. Das entspricht genau meiner Vorstellung, wie Spiele heutzutage funktionieren sollten.

Als Casual Gamerin habe ich eigentlich keine großen Ziele, ich will nur durch die Gegend laufen und Pokémons sammeln, das finde ich schon lustig genug. Gruppenaktionen schrecken mich immer ein bisschen ab, weil ich den anderen Leuten unterstelle, sich viel intensiver damit zu beschäftigen und dabei möchte ich mit meinen minderen Ambitionen nicht im Weg stehen.

Im Kollegenkreis wird das Spiel eher verständnislos beäugt, es gibt aber einen Kollegen im Unternehmen, der auch spielt und sich erst mit mir zum Pokémon sammeln nach der Mittagspause verabredet und mich dann in eine Facebookgruppe für Pokémon Trainer der Unternehmensgruppe einlädt. In der Gruppe wird geplant, wann wer ein Lockmodul an den Pokéstops vorm Bürogebäude installiert. Mit einem Lockmodul erscheinen für eine halbe Stunde mehr Pokémons an einem Ort, man kann die Pokéstops mit Lockmodulen auch auf der Karte erkennen, weil pinke Herzchen erscheinen.



Um 13 Uhr treffen wir uns draußen auf dem Vorplatz, N. installiert das Lockmodul, andere Kollegen kommen dazu, außerdem zwei Jungs im Schulkindalter, die durch den Rheinpark laufen wollten, aber von einer Kollegin aufgegabelt wurden und auf den anstehenden Lockmodul-Termin hingewiesen wurden. So stehen wir also in einer großen Gruppe auf dem Vorplatz und jagen Pokémons. Zwischendurch werden Tipps ausgetauscht. Eine Kollegin sorgt sich, dass ihr Akku bald leer ist und fragt nach einem externen Akku. Wir schütteln alle den Kopf, aber einer der Jungs ruft “Ich hab einen!” Immer wieder ruft jemand “Hier ist ein [Insert Pokémonname here]!” und alle laufen in die Richtung.

Nach einer halben Stunde habe ich neun Pokémons, darunter zwei neue und lauter neue Leute kennengelernt.

Abends laufe ich mit meinem Mann durch die Essener Fußgängerzone. Ich habe ihm bereits gebeichtet, dass ich Pokémon GO spiele und er hat mir gebeichtet, dass er, als er morgens im Radio einen Bericht darüber hörte “Oh Gott, das spielt die Anne bestimmt auch!” dachte. Wir kommen an einem Pokéstop mit Lockmodul vorbei und ich gucke mich kurz um.

“Guck”, sage ich. “Die beiden spielen auch Pokémon. Und der da auch. Und die beiden da auch.” Mein Mann scheint gleichermaßen irritiert und interessiert, stellt sich kurz neben zwei Jungs und fragt: “Spielt ihr auch Pokémon?” Die beiden nicken, er grinst und sagt: “Meine Frau auch.”

Das Pokémon-Rudel-Phänomen finde ich sehr schön. Zwar wird man doch gelegentlich skeptisch von Nichtspielern angeguckt, aber dann wenigstens nicht als Einzelperson, sondern als Gruppe.

Anne Schüßler

15.7.2016

Der frühe Vogel kriegt keine Zeitung

Als ich gegen acht Uhr morgens im Zug zum Büro sitze, bekomme ich eine SMS eines Kollegen. Er fragt, ob ich ihm eine SZ mitbringen kann. “Mach ich”, schreibe ich zurück und laufe am Deutzer Bahnhof angekommen erstmal zum Zeitschriftenladen.

Ab welchem Betrag ich mit Karte zahlen könne, frage ich und der Zeitschriftenmann gibt mir zu verstehen, dass ich immer mit Karte zahlen kann. Das ist gut, ich habe nämlich unerwartet doch kein Bargeld dabei. Dann finde ich aber noch zwei Zeitschriften, die ich selber gerne haben möchte und komme mir bei der EC-Karten-Zahlung auch gleich weniger doof vor.

Wie sich herausstellt, hatte der Kollege schon selber auf dem Weg zur Arbeit versucht, eine SZ zu kaufen, war aber zu früh. An der Raststätte lag die aktuelle Tagesausgabe noch nicht aus. Der Kollege ist Frühaufsteher und fährt zu unsäglichen Zeiten ins Büro. Dass man aber auch für die Tageszeitung an Autobahnraststätten zu früh sein kann, verwundert mich dann doch.

Anne Schüßler

Juli 2016

Die 1980er wollen ihren Autoradiocode zurückhaben

Seit Januar funktioniert mein Autoradio nicht mehr. Jeden Morgen, wenn ich an der Werkstatt vorbeifahre, denke ich “man müsste mal”, und dann sofort “aber heute nicht”. Eine Weile versuche ich, das Radio durch selbstgemachte Geräusche zu ersetzen, Pfeifen und Singen, aber das ist irgendwie nicht dasselbe. Ich rede mit mir selbst, wie auf Radio 4, aber sehr lange kann ich nicht

vor mir verheimlichen, dass ich schon meine Antworten auf meine Fragen weiß. Das gesamte Frühjahr hindurch ist es still im Auto. Die digitale Auto-Uhr geht drei Stunden nach.

Das Radio ist nicht wirklich kaputt, sondern nur diebstahlgesichert. Nachdem die Werkstatt die Batterie ausgetauscht hatte, verlangte das Radio einen vierstelligen Code von mir, den ich natürlich nicht habe. Das dumme Ding, ein acht Jahre alter Ford Focus, kann nicht wissen, dass ich immer noch derselbe bin. Der Code muss beim Vorbesitzer geblieben sein, der sich wiederum irgendwo in Schottland herumtreibt.

Der Radiocode ist eine Erfindung der 1980er, dieses segnungsreichen Jahrzehnts, in dem zunehmend Kassettenplayer mit Auto Reverse, Radios mit RDS oder sogar CD-Player in den Autos auftauchten. Mit Lasern! Ein Zeit-Artikel von 1987 kennt die elektronischen Codes noch nicht, stattdessen erhofft sich der Autor Besserung durch eingeprägte Registriernummern. Yeah, right. Autoradiodieb war damals für ein paar Jahre ein trendiger Beruf. Rechtmäßige Autoradiobesitzer nahmen ihr Radio mit, wenn sie das Auto verließen, zum Beispiel aufs Klo. In den letzten 20 Jahren ging die Zahl der Autoradiodiebstähle wieder zurück, nicht wegen der Codes, sondern weil Autoradios zu billig geworden sind. Stattdessen werden jetzt Navis geklaut.

Mitte Juli halte ich endlich an der Werkstatt, beinahe zufällig. Mein Auto-Experte Fraser ruft bei Ford an und zwei Tage später erhalten wir den Code per Email. “Schreib dir das auf, am besten in die Gebrauchsanweisung”, sagt Fraser. Er sagt es gleich zweimal, dann noch einmal. Es scheint wichtig zu sein. Die Gebrauchansweisung liegt im Handschuhfach. Von den wenigen Autoradiodieben, die noch übrig sind, kann man wohl nicht verlangen, dass sie die Anleitung lesen.

Aleks Scholz

15.7.2016

Twitter-Workaround aus Militärputschgründen

Im Netz verdichten sich Gerüchte, dass sich in der Türkei ein Militärputsch abspiele. Wie immer bei solchen Nachrichten schaue ich auf reddit.com nach, ob es einen live-Thread dazu gibt. Den gibt es, und die Nachrichten kommen Schlag auf Schlag. Schon nach wenigen Minuten ist klar, dass Twitter in der Türkei gesperrt ist. Aber man versucht, sich anderweitig zu behelfen und bittet einfach im Reddit-Thread darum, Tweets nun nicht länger nur zu verlinken, sondern einfach komplett – also mit Text und Bildern – auf Reddit abzubilden. Im TT-Redaktions-Chat beschließen wir, dass das einen Eintrag wert ist.

Noch während ich diesen schreibe, kommt die Nachricht, dass das Staatsfernsehen nun ebenfalls down sei. Ich bezweifle, dass sich dafür ebenso leicht ein Workaround finden wird.

Mia Culpa

17. Juli 2016

Britische Prepaid-SIM-Karten im Test, heute: Everything Everywhere

Im Dorfsupermarkt von Crail kaufe ich spontan zwei neue Prepaid-SIM-Karten für meine Sammlung, weil die Auswahl so groß ist und sie alle nur 99 Pence kosten.

Zum Vergleich ein Foto der SIM-Kartenauswahl von 2014 im selben Supermarkt.

Die beiden neuen:

Eine ist von EE ("Everything Everywhere"), die andere von co-op, obwohl ich aus meinem eigenen, oben verlinkten Techniktagebuchbeitrag von 2014 eigentlich weiß, dass auch co-op das EE-Netz nutzt. Außerdem enthält die co-op-Packung gar keine Nano-SIM, sondern nur Standard und Micro, aber ich musste mich halt schnell entscheiden, der an SIM-Karten nicht interessierte Begleiter wartete.

In der Techniktagebuchredaktion findet man daran vor allem bemerkenswert, dass man in Schottland am Sonntag im Supermarkt irgendwas kaufen kann.

Zu Hause teste ich die EE-Karte. Man legt sie ins Handy ein, installiert die App, die App regelt die Freischaltung der Karte selbstständig, und das war's. Man braucht gar kein Internet, um Internet zu bekommen, und registrieren muss man sich auch nicht. Für die 99 Pence erhält man 5 Pfund Guthaben, das entspricht wiederum 700 MB Daten. Ich denke darüber nach, einfach einen Stapel von diesen Karten zu kaufen, denn das heißt, dass das GB un-

gefähr 1,70 € kostet. Zum Vergleich: In Deutschland zahle ich bei AldiTalk 3 € pro GB. Das Netz hat LTE und der Empfang ist sehr gut, aber dazu gleich mehr.

Kathrin Passig

Juli 2016

Beinenthaarung im noch papierloseren Zeitalter

Anfang 2014 habe ich schon einmal über die Probleme der Beinenthaarung im papierlosen Zeitalter geschrieben. In Steglitz fehlte in der Zwischenzeit Zeitungspapier zum Anfertigen von Piñatas, und Felix Neumann vermisste es beim Umzug. 2007 habe ich in der taz im Scherz die Probleme einer Zukunft ohne Zeitung aufgezählt (Schwierigkeiten beim Herstellen von Erpresserbriefen und Pappmaschee sowie beim Trocknen nasser Wanderstiefel, Polstern von Umzugskisten und Erschlagen von Mücken). Aber ach, jetzt ist es ernst geworden. Im aktuellen Haushalt gibt es nicht einmal mehr Werbeprospekte zum Unterlegen. Das Badezimmer hat keine Steckdose, Unterlegen der Badewanne ist also auch keine Option. Ich überlege hin und her und entscheide mich schließlich für eine Wanderkarte.

Auch auf den Wanderkarten sind schon Menetekel der Papierlosigkeit zu sehen. 2024 wird es Undine Löhfelms Prophezeiung zufolge künstliche Zeitungen geben, aber das ist noch lange hin.

Kathrin Passig

09.07.2016 bis 18.07.2016

Pokémon GO – Persönliche Erfahrungen innerhalb von zehn Tagen sowie eine Hypothese zur Bildung urbaner Legenden

09.07.2016 (Samstag):

Ich erstelle mir in der Nacht zum 10.07. eine neuseeländische Apple-ID, um mir die App bereits herunterzuladen und sie wenigstens anzutesten. In meiner Jugend – heute bin ich 27 Jahre alt, ausstudierter Kulturwissenschaftler und angehender Informatiker – habe ich die "Pokémon"-Spielereihe sehr geliebt. Ich hole mir ein Bisasam, fange in meinem Zimmer nach einiger Zeit ein Habitak und bin soweit zufrieden. Es ist zwar noch nichts los, aber das kommt schon noch. Ich gehe schlafen.

10.07.2016 (Sonntag):

Die App ist immer noch nicht in Europa erschienen, ich habe aber gelesen, dass sie im Laufe des Wochenendes noch gestartet werden soll. Dies erweist sich als Trugschluss: Die Server sollen noch zu instabil sein nach dem US-Release, sodass der internationale Release sich noch hinauszögert. Mich betrifft das ja nicht, ich habe die App bereits.

Zusammen mit meiner Freundin gehe ich am späten Nachmittag auf Pokémon-Jagd. In der Nähe eines Poké-Stops (eine Sehenswürdigkeit oder ein besonderer Ort in einer Stadt, welcher im Spiel selbst Items wie Pokébälle und Tränke ausschenkt) treffe ich einen netten Kerl Anfang Zwanzig. Wir drei wurden durch ein Lockmodul zu diesem Ort geführt. Ein Lockmodul ist ein Spielgegenstand, mit dem man an einem Poké-Stop mehr Pokémon für eine Dauer von dreißig Minuten anlocken kann. Dieser Anlockeffekt ist nicht

auf eine*n Spieler*in begrenzt, sondern für alle Spielende auf der Karte einseh- und damit nutzbar. Ich bin gespannt, zu was diese Lockmodule noch führen werden.

11.07.2016 (Montag):

Ich will wieder spielen, muss aber eigentlich noch für eine Prüfung lernen. Ich suche mir einen geeigneten Vorwand und hole daher meinen Personalausweis ab, der bereits seit drei-vier Monaten beim Stadtbüro liegt. Dabei lege ich noch einen kleinen Umweg von ein bis zwei Kilometern zurück, nur um noch mehr spielen zu können. Normalerweise hasse ich jede unnötige Bewegung, aber ich liebe dieses gottverdammte Spiel.

12.07.2016 (Dienstag):

Die App ist immer noch nicht in Deutschland erschienen. Abends gehe ich gemeinsam mit meiner Partnerin zur Geburtstagsfeier eines gemeinsamen Freunds. Und siehe da: Sechs von acht anwesenden Leuten spielen bereits "Pokémon GO". Gemeinsam nehmen wir vom Team Blau um 23 Uhr eine Arena ein, die von Team Rot in Beschlag genommen wurde, ein. Die Arena liegt mitten in einem 'Familienhaushälfte'-Wohngebiet.

Plötzlich fährt ein BMW sehr langsam an uns vorbei – darin sitzen drei Typen, die man durch einen Blick durch die Scheiben als 'Stiernacken' klassifizieren könnte. Alle heben eine Hand und zeigen ihre Smartphones, auf denen man deutlich das Spiel erkennen kann. Sie fahren kommentarlos weg und wir alle können nicht anders als herzhaft zu lachen.

Zwei Minuten später kommt eine Dreier-Gruppe, die zu Fuß unterwegs ist, an uns vorbei und ruft uns entgegen: "Ey. Das könnt ihr vergessen. Wir *WOHNEN* in der Arena!" Wir lachen wieder. Dann gehen sie zu der Haustür und schließen sie auf. Sie wohnen tatsächlich dort. Ein paar Minuten später gehört die Arena wieder Team Rot. Oh boy. That escalated quickly.

13.07.2016 (Mittwoch):

Das Spiel kam endlich auch in Deutschland raus, und das macht sich auch an der Zahl der Spieler*innen bemerkbar. Am frühen Nachmittag gehen meine Freundin und ich zu einem Ort im Westen der Stadt, wo sich drei Poké-Stops in unmittelbarer Nähe befinden. Noch ist niemand da. Dann schmeißt sie aber ein Lockmodul bei dem ersten Poké-Stop an und siehe da: Nach zwei Minuten gesellt sich eine Fünfer-Gruppe – vier Männer sowie eine Frau mit blau-grünen Haaren – dazu. Sie schmeißen ein weiteres Lockmodul beim zweiten Poké-Stop an.

Ein weiterer Typ kommt vorbei, der von der Fünfer-Gruppe herzlich begrüßt wurde. “Musste nich’ arbeiten?!”, “Doch, doch. Ich geh auch gleich nach dem Lockmodul hin.” Sie kennen sich also bereits. Nach weiteren fünf Minuten setzen sich noch zwei eher stylisch gekleidete, junge Frauen dazu. Sie schmeißen ebenfalls ein Lockmodul, diesmal beim dritten Poké-Stop, an.

So geht es immer wieder: Ist ein Lockmodul nach einer halben Stunde ausgelaufen, findet sich sofort wieder eine Person, die ein neues anwirft. Immer mehr Leute kommen für ein paar Minuten oder länger vorbei, und so sitzen wir da. Selbst ein Familienvater samt Frau und drei Kindern befindet sich spielend in der Nähe. Alter? Religion? Beruf? Sozialer Stand? Scheint gerade niemanden zu interessieren. Selten so diverse Personengruppen im öffentlichen Raum erlebt, die alle einer Tätigkeit nachgehen und sich unterhalten.

Irgendwann kommt noch ein Herr – leicht konfus, ein wenig älter – vorbei, stellt sich etwa zwei Meter vor uns und fragt:

“Spielt ihr alle?”

- “Ja!”

“Dacht ich mir schon, hab da hinten schon paar Leute gesehen.”

- “Das wird in den nächsten Tagen wohl auch nicht besser, denke ich.”

“Naja. Hauptsache ihr vergesst nicht wie Sex geht!”

14.07.2016 (Donnerstag):

Jeden Tag treffe ich mich mit meiner Partnerin für zwei Stunden, um ein paar Pokémon zu fangen. Die anderen Trainer*innen werden immer erkennbarer für uns.

15.07.2016 (Freitag):

Alles gelesen. Mittags die neueren Artikel zum Anschlag in Nizza, abends die Artikel zum Militärputschversuch in der Türkei. Mittags Trauer, abends Trauer. Mittags schlechte Laune, abends schlechte Laune. Mittags diffuses Angstgefühl, abends diffuses Angstgefühl.

Dazwischen: Fünf Stunden unterwegs, um Sachen zu erledigen, aber eben auch, um zu spielen. Am späten Nachmittag gehe ich noch zum Edeka Express in der Fußgängerzone, weil dort zwei Lockmodule an sind. Dabei kaufe ich einen Kaffee und trinke ihn auf einer Bank davor, rauche einige Zigaretten, treffe und beobachte andere Trainer*innen vor Ort. Der Verkäufer erzählt mir, dass der Umsatz in den letzten Tagen hochgeschnellt sei wegen "Pokémon GO", was mich ziemlich glücklich macht. "Nur heute nicht," fügt er hinzu, "heute ist ja diese Wanderung."

Stimmt. Aber mir tun meine Beine und Füße schon wieder weh, auf die Wanderung habe ich keine Lust. Meine linke Hacke fühlt sich ganz schön ramponiert an und die Blase an meinem rechten Fuß ist auch noch nicht ganz verheilt. In den letzten sechs Tagen bin ich über 30 Kilometer umherspaziert. Sowas habe ich bestimmt in den letzten zehn Jahren nie gemacht.

16.07.2016 (Samstag):

Ich verbringe den frühen Nachmittag spielend und treffe mich später mit meiner Freundin. Keine besonderen Vorkommnisse oder Beobachtungen, was "Pokémon GO" betrifft.

17.07.2016 (Sonntag):

An der “Pokémon GO”-Nachtwanderung in Hannover sollen über 2.000 Menschen teilgenommen haben, in Hildesheim ‘nur’ etwa 100. Trotzdem sehr beeindruckend.

18.07.2016 (Montag):

Wieder sitze ich mit meiner Freundin für zwei Stunden beim Edeka Express, trinke einen Kaffee und rauche dabei. Wir treffen einen sympathischen Jugendlichen aus dem Umland, aber noch viel schöner: Wir haben eine famose Begegnung mit einem türkischen Kind aus einem Dorf um die Ecke.

Erst steht der Kleine die ganze Zeit drei Meter weiter mit seinem grünen Scooter an der Mauer, aber irgendwann schauen wir uns zeitgleich an. Nach einem kurzen freundlichen Lächeln kommt er sehr unsicher, fast bedächtig auf uns zu und fragt, ob er sich dazusetzen dürfte. Die Antwort – “Aber klar!” – kommt prompt.

Er erzählt, dass er erst Level 6 ist, aber dass gestern bei ihm ein Pantimos aus einem 10-Kilometer-Ei geschlüpft wäre, welches nun auch sein bestes Pokémon sei. Er fahre jetzt öfter mit seiner Mutter nach Hildesheim, wenn sie Besorgungen zu erledigen hat – früher war ihm die Stadt zu langweilig. Wir geben ihm alle ein paar Tipps, beantworten seine Fragen zum Spiel und erfreuen uns an dem schönen Tag.

Als ich zuhause ankomme, frage ich mich, wann ich mich jemals mit ‘nem 12-jährigen türkischen Jungen unterhalten habe. Vermutlich noch nie. Wunderbar eigentlich. Sollte ich öfters tun.

Hypothese:

Urbane Legenden werden in einem unglaublichen Maße ansteigen. Schon jetzt zeigen sich (teils reale, verbürgte) Narrative, die vorher nicht (an ein einziges mediales Produkt geklammert) denkbar gewesen sind.

So hat beispielsweise jemand beim Spielen eine Leiche gefunden. (verbürgt)

In Missouri fanden bewaffnete Raubüberfälle statt, indem mindestens vier Kriminelle andere Spieler*innen an einen Poké-Stop mittels eines Lockmoduls gelockt haben. (verbürgt)

Mitten im Kriegsgebiet gegen die Daesh hat ein US-Soldat ein Schiggy gefangen und daraufhin einen Screenshot gepostet mit folgender Nachricht: "Just caught my first pokemon on the Mosul front line by Teleskuf. Daesh, come challenge me to a pokemon battle. Mortars are for pussies[.]" (verbürgt)

Ein weißer US-Bürger hat erzählt, dass er nachts auf der Suche nach einem Onyx war, dabei zwei schwarze Männer traf und sich mit ihnen dann auf eine Parkbank gesetzt hat. Dabei unterhielten sie sich über das Spiel (Fundorte ihrer Pokémon, Fangstrategien etc.). Ein weißer Polizist kommt vorbei, vermutet, dass die drei einen Drogendeal abwickeln wollen und stellt sie zur Rede. Daraufhin erklären sie ihm das Spiel und das Ende vom Lied ist, dass er es sich selbst runterlädt. (nur von einer Person erzählt, aber verbürgt?)

Diese Bandbreite wird sich noch weiter verselbstständigen und alle Teilhabenden dazu animieren, ihren eigenen Teil beizutragen.

Sebastian Standke

18.7.2016

Bushaltestellensuche auf dem Land

Die Sommerferien rücken näher, und damit die Termine, zu denen die Kinder ihre Sommerferienprogrammpunkte absolvieren sollen. Die verschiedenen Veranstaltungen finden an verschiedenen Orten statt, und unsere Stadt ist groß genug, dass die Kinder nicht automatisch überall hinlaufen können, und ich mich nicht automatisch überall auskenne.

Seit ich ein Smartphone habe (das Techniktagebuch berichtete), sind meine Erwartungen an digitale Informationen über meine Umgebung zwar gestiegen, aber ich bin dann doch fassungslos über mein vollkommenes Scheitern.

Ich finde online nicht einmal heraus, *ob* es am jeweiligen Veranstaltungsort überhaupt eine Bushaltestelle gibt.

Nicht auf den Seiten der Stadt und nicht auf den Seiten des Verkehrsverbundes, wobei ich sowieso glaube, dass Internetseiten für Verkehrsverbünde aus derselben Hölle stammen wie die Verkehrsverbünde selbst.

Was ich finde, sind Aushangfahrpläne für jede einzelne Bushaltestelle, aber wenn ich einen solchen Plan brauche, dann weiß ich ja schon, wo ich abfahren will. Und wohin. Und mit welchem Bus.

Was ich auch finde, sind kryptische kleine Kartenausschnitte, die man nur deuten kann, wenn man sich am abgebildeten Ort auskennt.

Was ich gern gehabt hätte: ich gebe auf einer Seite – von mir aus der Seite des Verkehrsverbundes – die Adresse ein, oder sowas wie "Einkaufszentrum x", "Sporthalle y" und bekomme dann eine Liste der umliegenden Haltestellen.

Zum Glück klage ich mein Leid im ständigen Redaktionschat und dort hat Thomas den ultimativen Tipp für mich: ich soll bei openstreetmap nach den ÖPNV-Karten schauen. Die sind wirklich toll. Und für Mössingen zeigen sie wirklich alle Haltestelle mit Namen an. Leider aber auch nur die.

Für meine Zwecke reicht es – ich habe ja die Links zu den Aushangfahrplänen! – und ich schließe die anderen Seiten wieder, auf denen ich für die Kinder Fahrräder hätte ersteigern können. Oder Wanderschuhe.

Pia Ziefle

Juli 2016

Briefkastenfernsehen im Supermarkt

Hinter den Kassen im britischen Supermarkt steht ein Passbildautomat, ein Stuhl, auf den sich erschöpfte Rentner setzen können und ein neuartiges Dings:

So fasziniert bin ich von seinem oberen Ende, dass ich erst später beim Nachlesen der Erklärung merke, dass der Name “Postbox” nicht nur auf dieselbe Art mit einer seriöseren Vergangenheit kokettiert wie die Veranstal-

tungsorte und Coworkingspaces, die “Irgendwasfabrik” und “Zeche Soundso” heißen. Das untere Ende ist ein echter Briefkasten. Mit dem “TV” ist es nicht ganz so weit her, das Display zeigt nur unbewegte Bilder.

Auf diesen Wegen kann man im Jahr 2016 mit Unternehmen aus der Region Kontakt aufnehmen:

QR-Code der Website, Festnetztelefon, Website, Mail, Facebook, physische Adresse. Nur bei “Boni Hair Extensions” ist zusätzlich eine Handynummer angegeben. Und Reisebüros gibt es also immer noch.

Kathrin Passig

15. und 19. Juli 2016

Die Freie Universität Berlin ruft zur Plünderung auf

Da ich im Fach Kunstgeschichte eingeschrieben bin, erhalte ich eine E-Mail der FU Berlin mit der Ankündigung, die Diathek werde nach ihrer Digitalisierung aufgelöst. Studierende könnten vorbei kommen, um sie zu plündern. Es gibt Farb- und Schwarz-Weiß-Dias, die in Holzkästchen verpackt sind – wer gehofft hatte, größere Bestände zu ergattern, wird allerdings enttäuscht sein, da nur zehn Kästchen pro Person erlaubt sind.

Am Tag vor dem angekündigten Termin bekomme ich eine weitere Mail der FU, in der die Plünderung abgesagt wird. Auf Nachfrage erfahre ich, dass die Dias jetzt doch im Institut bleiben.

In acht Semestern Kunstgeschichtsstudium habe ich übrigens kein einziges Mal nach Dias Ausschau gehalten. Ich hätte auch nicht weiter darüber nachgedacht, wäre das Thema nicht kurz vorher zufällig im Techniktagebuchchat erwähnt worden.

Tanja Braun

18. und 19. Juli 2016

Vom Pokémon Stay zum Pokémon Go, nur das Hühnercafé-Gym bleibt unerreichbar

Angenehmer Nebeneffekt der neuen “Everything Everywhere”-SIM-Karte: Mit meiner ersten britischen SIM von Three hatte ich hier auf dem Dorf überhaupt keinen Handyempfang und anderswo auch nicht sehr viel. Mit meiner zweiten, von Tesco, hatte ich an zwei Enden des Dorfs ganz guten Handyempfang, aber alle drei Pokéstops und das Pokémon Gym von Crail lagen nicht im abgedeckten Gebiet. Mit der dritten SIM gibt es in allen

wesentlichen Ortsteilen Handyempfang: Bis Level 7 bin ich durch Herumsitzen gekommen, aber jetzt kann ich endlich rausgehen und die Pokéstops schütteln wie andere Menschen auch.

Dabei stellt sich heraus, dass Pokémon Go tatsächlich exakt das Problem löst, das ich mit der Langweiligkeit des Herumlaufens hatte. Ich verspüre den dringenden Wunsch, möglichst viele und weite Wege zurückzulegen. Ich weiß, dass dieser Enthusiasmus wieder nachlassen wird, aber das macht nichts. Im Moment funktioniert es gut, und später werden vermutlich noch bessere Herumlaufspiele erfunden.

Nur das Pokémon Gym ist weiterhin ein ungelöstes Problem. Es liegt in einem tiefen Funkloch am Hafen, weit unter dem einzigen Handymasten von Crail. Ich schleiche von allen Seiten um das Café herum, in dem es untergebracht ist. Es gibt immer nur entweder Handyempfang oder ausreichende Nähe zum Gym. Vermutlich kann man das Gym nur besetzen, indem man das Café aufsucht und sich die WLAN-Zugangsdaten geben lässt, aber das kommt mir bisher noch unsportlich vor, und wenn sie dort bei Verstand sind, ändern sie die Zugangsdaten sowieso aus genau diesem Grund täglich.

Am unteren Grundstücksrand gibt es eine Mauer zum Hafen hin. Im Schutze der Dunkelheit werde ich demnächst herausfinden, ob sich an dieser Stelle womöglich Handyempfang und Gym-Reichweite überschneiden. Und wenn nicht, naja ... eigentlich ist es ein ganz schönes Café mit lebenden Hühnern. Vielleicht müsste ich nur mal meine Teetrink- oder Arbeitsgewohnheiten ändern, das Macbook mitbringen und mit "ich brauche das für meine wichtige Arbeit"-Gesicht den Zugang zum WLAN erbitten. Leider hat das Café keine Fenster zur Straße, durch die ich die anderen Menschen beim Aufführen ihrer vergeblichen Gym-Beschwörungstänze beobachten könnte.

Kathrin Passig

18./19. Juni 2016

Die Bombe tickt. Aber wo? Nur das Nachbarschaftsnetzwerk weiß es

“Eine Bombe, eine Bombe!” hallt es durch die Siedlung. Naja, nicht ganz: Bei Bauarbeiten wurde ein Blindgänger aus dem 2. Weltkrieg gefunden. Das passiert in deutschen Großstädten selbst über 70 Jahre nach Kriegsende immer noch regelmäßig. Und tatsächlich sind Bauarbeiten in der Nähe im Gange, so dass es für die Nachbarn und uns heißen könnte, dass wir unsere Häuser verlassen müssen. Allerdings sind wir beinahe umzingelt von Bauarbeiten, so dass die genaue Stelle, wo nun das Problem in der Erde lauert, nicht so einfach zu identifizieren ist.

Nicht verzagen, Google fragen. Und tatsächlich findet man auf den Lokalseiten der Berliner Presse diverse Meldungen über den Bombenfund. Auch in der Abendschau wird darüber berichtet. Ziemlich stereotyp heißt es, dass Häuser in einem Umkreis von 250 m evakuiert werden müssen. Ja, prima. ABER UM WELCHEN PUNKT DENN?!? Es ist nicht herauszufinden. Auch auf der Seite der Berliner Polizei: Nichts. Anhand dieses Links mit einem Baustellenfoto kann man wenigstens halbwegs erahnen, um welche Baustelle es sich handeln könnte. Tatsächlich die nächstgelegene. Wir wären also mit “dran”.

Am nächsten Morgen finde ich eine Benachrichtigung des (neuen) Nachbarschaftsnetzwerks nebenan.de. Eine Nachbarin hat zwei Fotos hochgeladen, die einen Infozettel der Polizei zeigen, der so aussieht, wie ich mir das vorstelle: Schön einen Kreis um die betreffende Zone gezeichnet. Auf dem Computer erstellt. Wie schön wäre es gewesen, die Datei z. B. auf die Seite der Berliner Polizei hochzuladen und findbar zu verlinken. Woher sie den Zettel wohl hat? Bei uns im Briefkasten finde ich nichts. Ich bedanke mich bei der Nachbarin, indem ich “Danke” anklicke und hinterlasse eine kurze Antwort:

Bildzitat aus nebenan.de mit Foto von einem Teil des Infoblatts der Berliner Polizei zur Bombenräumung in Berlin-Rummelsburg

Festzuhalten ist noch, dass die Links zur Lokalpresse, die am Vortag noch den Hinweis auf den Bombenfund enthielten, inzwischen in “Bombe ist entschärft” geändert wurden, häufig nun mit einer genaueren Ortsangabe. Hier sieht man auch den Infozettel der Polizei. Alles geht gut, wir sind während der Evakuierungsphase sowieso nicht zu Hause und merken von der Aufregung nichts.

Markus Winninghoff

22. Juli 2016

Als ich das erste Mal die „Safe“-Funktion in Facebook nutzte

Ich wohne in München, doch seit gestern mache ich ein paar Tage Berlinurlaub. Abends sitze ich gerade in der Straßenbahn zu meiner Unterkunft in Weißensee, als mich eine SMS aus der Schweiz erreicht: „Geht’s Euch gut? Die CH Nachrichten berichten von Schüssen am Stachus.“ Erst antworte ich mit der Info, dass ich selbst in Berlin bin, mein Mann mir gerade eine völlig schussfreie Nachricht geschickt hat, dann recherchiere ich auf meinem Smartphone bei offiziellen Medien den Anlass der SMS: In München hat jemand im Olympiaeinkaufszentrum mehrere Personen erschossen, der oder die Täter sind auf der Flucht, Bahn und gesamter öffentlicher Nahverkehr in München sind eingestellt.

Den Abend verbringe ich im Hotel vor dem Computer und versuche mir ein Bild zu machen. Ein Facebook-Mitarbeiter twittert den Link zur Seite, auf der Münchner (anhand des Wohnorts im Userprofil bestimmt) sich als „safe“ markieren können.

Ich nutze diese Möglichkeit um alle Facebook-Kontakte zu beruhigen, die auf diesem Weg nach mir sehen – ein erstes Mal. Ein Bloggerbekannter in London schreibt mich auf Twitter per Direct Message an, ob alles in Ordnung ist. Von meinem Mann in München erfahre ich später, dass unsere Eltern und Geschwister (von denen niemand in München wohnt) das Telefon verwen-

det haben, um sich nach unserer Unversehrtheit zu erkundigen; ich kann das Bedürfnis nach einem Lebenszeichen in Form von Gespräch unter diesen Umständen verstehen.

die Kaltmamsell

21.–24. Juli 2016

Gemeinsam dasselbe Buch lesen aus Stromspargründen

Ich bin mit Aleks in einer internetlosen Gegend von Schottland unterwegs. Die Internetlosigkeit von Schottland hat stark abgenommen, seit ich die neue SIM-Karte verwende. Jetzt endet das Netz nicht mehr hinter Perth, sondern erst dort, wo wirklich gar niemand mehr wohnt. Abends im Zelt lesen wir gemeinsam ein Buch auf Aleks' Kindle. Ich könnte auch auf meinem Handy ein eigenes Buch lesen, aber ich habe einschließlich Zusatzakku nur genug Strom für etwa drei Handyladungen und würde mir ungern am Berg ein Bein brechen und dann nicht die Bergrettung anrufen[1] können, nur weil ich vorher Strom für Frivolitäten verbraucht[2] habe. Die Nächte sind in Schottland im Juli immer noch kurz und wir müssen nur manchmal die Schrift vergrößern oder eine Taschenlampe zu Hilfe nehmen, wenn man auf dem unbeleuchteten Kindle nicht mehr genug erkennt.

Ich habe auf diese Art schon mehrere Bücher gleichzeitig mit Aleks gelesen und finde das angenehm. Man kann sich danach über das Gelesene unterhalten, ohne den Kontext erklären oder den Gesprächspartner noch einmal an die betreffende Stelle erinnern zu müssen.

Unsere Lesegeschwindigkeit ist zwar ähnlich, aber es muss doch vor jedem Umblättervorgang derjenige, der nicht gerade das Gerät in der Hand hält, "mhm" sagen. Wir reden darüber, wie praktisch es wäre, wenn beide

1. Auf einem von vier Bergen gibt es diesmal tatsächlich Empfang, zum ersten Mal. Ich finde das heraus, indem ich auf jedem Gipfel kurz den stromsparenden Flugmodus ausschalte.
2. Nach drei Tagen und 22 Fotos ist der Handyakku noch halb voll, der Zusatzakku unangetastet.

auf technischem Weg ein Umblättersignal von sich geben könnten und das Gerät beim jeweils späteren Signal umblätterte. Aber wahrscheinlich ist der Anwendungsfall doch zu speziell.

Kathrin Passig

Juli 2016

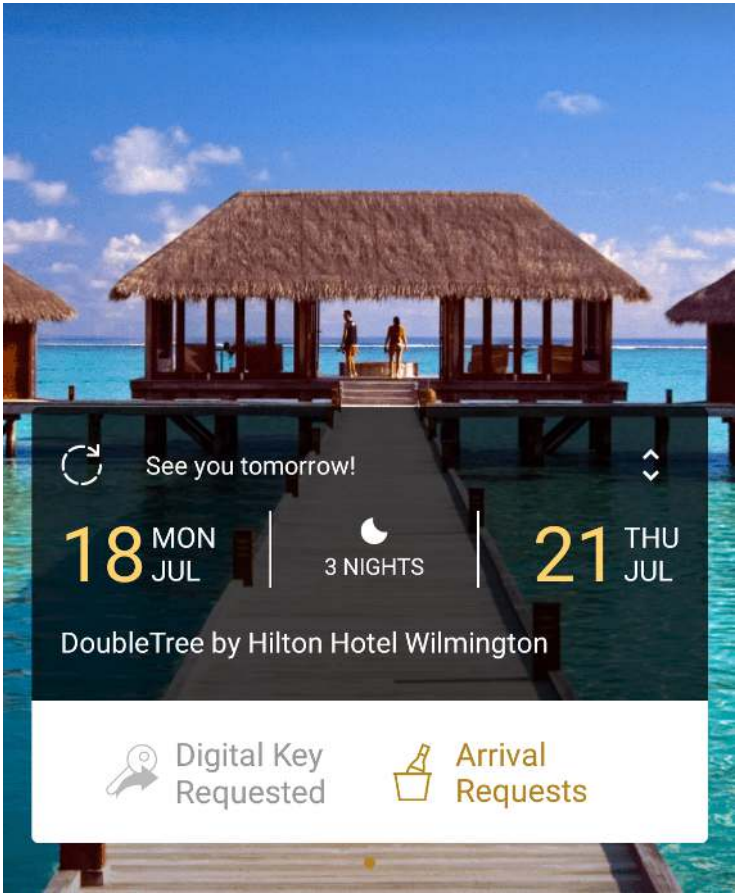
Das dumme Stück Plastik auf dem smarten Phone

Im Dezember las ich begeistert, dass Hilton den digitalen Zimmerschlüssel einführt. Digital sind natürlich auch die üblichen Plastikkarten mit Magnetstreifen. Aber jetzt wird es *digital digital*, weil man das Zimmer mit dem Smartphone aufschließen kann, via Bluetooth. Das System wird nur langsam in den Hotels der Hilton-Marken in Nordamerika installiert, so dass ich immerhin noch sieben Monate warten musste, bis ich's zum ersten Mal ausprobieren konnte. Letzte Woche war es dann soweit, im *DoubleTree by Hilton* in Wilmington, Delaware.

Die Funktion ist in die Hilton-App für Stammkunden eingebaut, wo man seine zukünftigen Buchungen sieht und schon vor der Ankunft ein Zimmer aussuchen und einchecken kann. Neu ist, dass man jetzt auch den digitalen Schlüssel beantragen kann. Das tue ich. Alles klar, sagt die App, Sie kriegen den Schlüssel, sobald Ihr Zimmer bereit ist.

Ganz geheuer ist die Sache allerdings nicht. Einen Tag vor der Anreise schickt Hilton eine Mail und weist darauf hin, dass jemand einen digitalen Schlüssel für das Zimmer beantragt hätte. Falls das keine Absicht war, möge ich bitte die folgende Telefonnummer anrufen. Falls ich aber tatsächlich einen digitalen Schlüssel möchte, bräuchte ich nichts weiter zu tun.

Ich tue nichts weiter.



Unter der Buchung steht in der App jetzt *Digital Key Requested*. Es steht immer noch da, als ich abends um elf auf den Parkplatz des Hotels fahre. Ich tippe auf die Schrift und erhalte die bekannte Antwort: Wir melden uns, sobald Ihr Zimmer fertig ist. Hm, denke ich, so langsam wird's allerdings Zeit mit dem Zimmer.

Ich nehme mein Gepäck und gehe zum Hintereingang des Hotels, der mit einem Kartenlese-Schloss gesichert ist, und tippe weiter ratlos in der App herum. Nichts passiert. Doch dann überschlagen sich die Ereignisse.

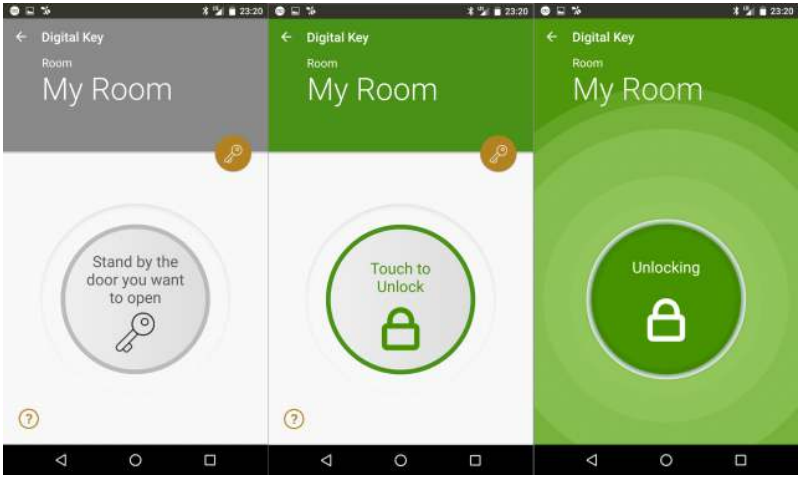
Die App teilt mit, dass sie auf meinen Aufenthaltsort zugreifen möchte, was Android ihr zunächst verweigert. Ich möchte es der App erlauben, aber dabei stellt Android fest, dass eine App auf dem Telefon läuft, die über andere Apps drübermalen kann (es ist die Twilight-App, die mein Display nach Anbruch der Dunkelheit herunterdimmt). Solange diese App läuft, dürfen keine Berechtigungen verändert werden, ich muss also zuerst Twilight das Recht entziehen und dann der Hilton-App die verlangten Rechte geben. Danach ändert sich der Schriftzug von *Digital Key Requested* zu *Digital Key*.

Ich habe meinen Schlüssel!

Die App bemerkt auch, dass ich am Hintereingang des Hotels stehe und lädt mich ein, die Tür durch Tippen auf *Unlock* zu öffnen, was ich tue. Ein paar Sekunden lang ringen die App und das elektronische Schloss miteinander, dann gibt es eine Fehlermeldung. Es tut uns außerordentlich leid, aber irgendetwas muss schiefgegangen sein. Tippen Sie bitte hier, um jemanden anzurufen, der sich um das Problem kümmern wird.

Ich bin enttäuscht und beschließe, niemanden anzurufen, sondern um das Hotel herum zum Haupteingang zu gehen. Auf dem Weg dorthin fasse ich neuen Mut – bei meiner Zimmertür wird es bestimmt funktionieren! Ich nicke der Dame am Empfang freundlich, aber reserviert zu. Dies ist der Moment, vor dem ich mich ein bisschen gefürchtet hatte. Das Ritual des Eincheckens, obwohl es bis zum letzten Lächeln durchchoreographiert und austauschbar ist, einfach so zu überspringen, kommt mir ungehörig vor. Dennoch, ich nehme allen Mut zusammen und sage kühl: »Ich bin schon eingecheckt, wo ist der Fahrstuhl?« – »Da hinten links.«

Ein Hotelangestellter ist zufällig auch im Fahrstuhl. Jetzt kann ich nicht mehr an mich halten und schwenke mein Smartphone: »Ich probiere heute zum ersten Mal den digitalen Schlüssel aus. Ich bin ganz aufgeregt!« Der Angestellte ist hilfreich: »Okay, ich warte hier in der Tür vom Aufzug. Sagen Sie Bescheid, ob's klappt.«



Vor der Tür von Zimmer 519 springt die Anzeige von Grau auf Grün, *Touch to Unlock*. Ich tippe darauf, und nach einer bangen Ewigkeit von drei oder vier Sekunden blinkt das Türschloss tatsächlich grün und setzt sich in Bewegung. »Hat geklappt!« rufe ich dem Angestellten zu, der sich beruhigt seines Weges begibt.

Nachdem ich die Tür hinter mir geschlossen habe, zeigt ein Blick auf die App, dass noch ein wichtiger Schritt fehlt. Bisher hatte der digitale Schlüssel den Namen »Room 519« getragen, aber die App rät dringend dazu, ihn jetzt umzubenennen und schlägt »My Room« vor. Nicht auszudenken, was sonst passieren könnte, wenn mein Smartphone in die falschen Hände fiele!

Später liege ich in der Badewanne, die nah bei der Zimmertür ist. Wie sich zeigt, kann ich die Tür sogar von hier aus entriegeln. Leider kenne ich niemand im Hotel, dem ich auf diese Weise romantisch Eintritt gewähren könnte.

Während der nächsten Tage klappt alles reibungslos. Irritierend ist nur, dass in der App immer wieder einmal der Schriftzug *Digital Key Requested* auftaucht, der nach kurzer Bedenkzeit durch *Digital Key* ersetzt wird. Manch-

mal erscheint ein *Please wait...*, das gerade so schnell wieder vorbei ist, dass es nicht ärgerlich wird. Offenbar prüft die App meinen Aufenthaltsort oder führt Verhandlungen mit irgendwelchen Servern, um festzustellen, ob mein Schlüssel noch gültig ist. Ich mache die Probe aufs Exempel und schalte alle Netzwerkverbindungen ab, bis auf Bluetooth. Jetzt ist die App viel schneller und das Aufschließen der Tür funktioniert nach wie vor reibungslos.

Ich kann mir nicht helfen, aber diese Bedenkzeiten und augenscheinlichen Serverzugriffe wirken, obwohl alles reibungslos klappt, lästig und wackelig. Was da alles schiefgehen könnte! Ich hatte einmal eine dumme Plastikkarte mit nichts als einem Magnetstreifen. Den, so dachte ich, kriege ich jetzt einfach auf meinem Smartphone. Aber bei dieser Gelegenheit haben die Entwickler, wie so oft, sich wahrscheinlich gedacht: Moment mal, jetzt haben wir ja einen Computer um den Schlüssel drumrum.

An dieser Stelle wäre weniger mehr. Oder wenn es schon mehr sein muss, dann bitte vollkommen, aber wirklich vollkommen unsichtbar. Diskret. Wir sind hier schließlich in einem Hotel.

André Spiegel

24.7.2016

Die Kamera braucht Updates

Nebenbei lese ich in irgendeinem Fotoblog, dass es für meine aktuelle Kamera ein Firmware-Update gibt.

Seit Jahren sind Kameras kleine Computer, die eben auch ein Betriebssystem haben. Das Betriebssystem kann in Grenzen aktualisiert oder ergänzt werden.
Das gleiche gilt auch für Objektive: Autofokus, Blende und eventuell verbaute Antiwackel-Mechanismen sind oft komplett im Objektiv und werden nicht mehr mechanisch, sondern elektrisch angesteuert.

Selbst manuelle Objektive sind inzwischen meistens mit Elektronik versehen, die der Kamera Blende, Brennweite, Objektivname, Seriennummer und ähnliche Infos zurückmelden, damit die Kamera diese Infos in die EXIF-Daten schreiben kann.

Naja, wenn schon, denn schon – dann suche ich mir mal alle Kameragehäuse und Objektive im Haushalt zusammen und ziehe das komplett durch.

Eigentlich ist das keine Raketenwissenschaft – das Grundprinzip ist:

- passende Firmware finden
- 1 bis 6 Warnungen wegklicken, Anleitung lesen
- 1 bis 3 Lizenzbedingungen zustimmen (manchmal in umgekehrter Reihenfolge mit Punkt zwei)
- Firmware-Archiv auf einen Rechner laden, entpacken
- Firmware auf ein Speichermedium kopieren, das in die Kamera passt, die (oder deren Objektiv) upgedated werden soll
- Vollen Akku in die Kamera stecken, Speichermedium in die Kamera stecken
- Kamera einschalten
- Anleitungen auf dem Display befolgen
- während des eigentlichen Updates nicht an der Kamera herumfummeln
- Nach dem Update unbedingt die Firmware vom Speichermedium löschen, sonst nervt die Firmware beim nächsten Einschalten.
- Objektiv wechseln, repeat

Interessant wird es, wenn man ein Objektiv updaten möchte, das nicht vom Kameraherstellerer gebaut wurde. Die Anzahl der wegzuklickenden Warnungen erhöht sich massiv.

Panasonic hat dazu die unschöne Angewohnheit, die Objektive nicht in der üblichen Weise, also nach den optischen Eigenschaften (12–35 mm f1:2.8) zu benennen, sondern nach deren Produktbezeichnung (H-HS12035). Bei mehr als drei Objektiven ist man dann ob der verbesserungswürdigen Benutzerführung auf deren Webseite kurz vorm Aufgeben, weil man beim Übersetzen von Objektiv auf Produktbezeichnungssuche schon wieder vergessen hat, welches Objektiv aktuell welche Firmware verwendet.

Beifang: Obwohl Kameras kleine Computer sind, die nebenbei auch Bilder aufzeichnen können, die also über die gängigen Interfaces zur Benutzerinteraktion und auch zunehmend über 'Netz' verfügen, gibt es zumindest bei denen dem ständigen TT-Redaktionschat bekannten MFT-Kameras leider keine Möglichkeit, die Konfiguration einer Kamera auf ein externes Speichermedium zu schreiben und so z. B. auf eine andere Kamera zu übertragen – bei anderen Kamera-Systemen geht das problemlos.

Alexander Stielau

25. Juli 2016

Die Kaltmamsell ist also in Sicherheit. Aber wovor?

Ich war mehrere Tage internetlos in den schottischen Bergen. Beim Wiedereintritt in die mobilfunkversorgte Welt taucht als Erstes eine Facebook-Vorschau auf dem Handy auf: "Die Kaltmamsell has been marked safe during". Für mehr reicht der Anzeigeplatz der Vorschau nicht, und dann gibt es wieder kein Internet. Es ist das erste Mal, dass ich selbst mit dem im Herbst 2014 eingeführten Facebook Safety Check in Berührung komme. (Für die Kaltmamsell ist es auch das erste Mal.)

Eine Viertelstunde später ist dann zu sehen “during The Munich Attack”, aber mehr nicht. Beim Warten rede ich mit Aleks über die möglichen Auflösungen. Wir kommen zu dem Schluss, dass man sich bei einer Rückkehr in die Zivilisation nur dann echte Sorgen machen muss, wenn Freunde aus sehr unterschiedlichen Gegenden bei Facebook *marked safe* sind.

Kathrin Passig

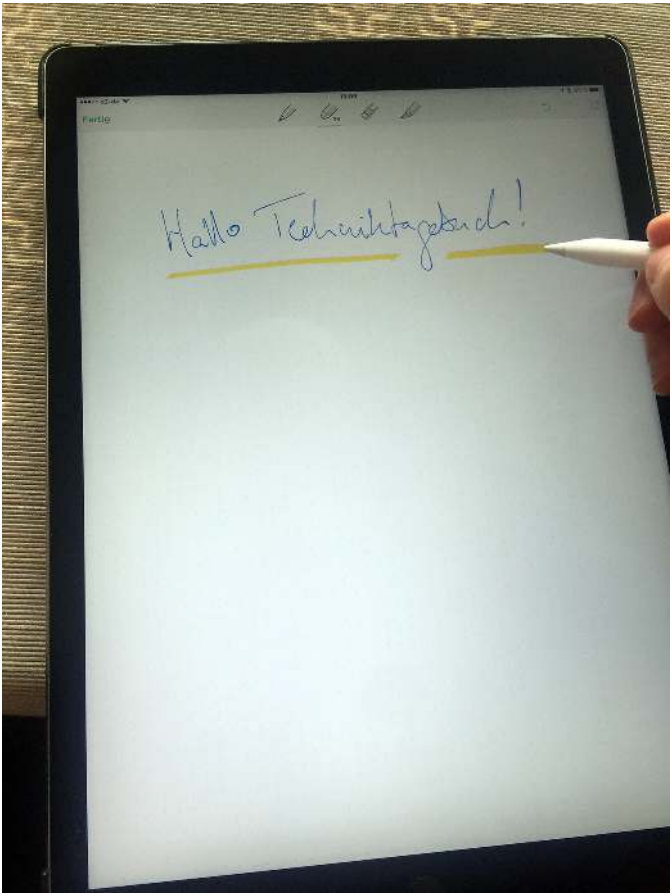
Seit November 2015

Digitale Notizen

Mit Erwerb eines iPad Pro (das große, fast DIN-A4-formatige) und einem dazu gehörigen Stift, dem Apple Pencil, hat sich meine Notizkultur nachhaltig verändert.

In Kundengesprächen mit einem Laptop zu sitzen und auf die Tastatur zu schlagen, empfand ich immer als unhöflich. Man hat einen Bildschirm zwischen sich und macht komische Geräusche. Also griff ich in der Vergangenheit meistens zu Papier und Stift – mit allen Nachteilen: schlechte Wiederauffindbarkeit, schlechte Transportabilität, schlechte Teilbarkeit.

Der Apple Pencil ist besser auf das iPad abgestimmt als Stifte von Drittanbietern. Insbesondere verursacht er kaum Verzögerungen zwischen Berührung und Wiedergabe. Praktisch gesagt kann ich also direkt auf dem iPad malen.



Notizen auf dem iPad sind deshalb endlich so möglich, wie ich es auf Papier gemacht habe. Mit etlichen Vorteilen: Die Notizen sind – eine entsprechende App vorausgesetzt (ich nutze Evernote oder One Note) – auf allen synchronisierten Endgeräten verfügbar und damit immer genau da, wo ich sie gerade

brauche und gehen auch nicht so leicht verloren. Mit Schlagworten kann ich sie schnell Themen zuordnen. Und ich kann sie mit anderen Menschen problemlos teilen, die sogar Ergänzungen machen könnten.

Nur zwei Probleme müssen noch gelöst werden. Zum einen das mit dem Akku. Vor allem der Stift ist zu oft entladen (lässt sich aber auch recht schnell wieder aufladen). Und zum anderen wird meine Handschrift durch das Schreiben auf eine Glasoberfläche nicht lesbarer.

Johannes Mirus

Mitte Juli 2016

Viel aufs Klo gehen, so ist das Leben mit einem Smartphone

Non-Smartphone Aleks hat jetzt ein Smartphone, ein Motorola Moto G. Er wisse noch nicht genau, wofür er es verwenden solle, sagt er, es habe ihm bisher nicht gefehlt. Ich setze zu einer Erklärung an, aber sie ist gar nicht so einfach. Schon bei der Beratung, welche Apps installiert werden sollen, habe ich gemerkt, dass mir die Apps auf meinem eigenen keineswegs unentbehrlich erscheinen. Das Lesen von Büchern am Handy wird für Aleks als Kindlebesitzer keine verlockende Neuerung sein[1]. Für Pokémon Go interessiert er sich nicht. “Ganz früher”, sage ich hilflos, “habe ich mir eines gewünscht, weil man damit unterwegs Sachen googeln kann. Und Google Maps verwende ich oft.”

1. Beim Gegenlesen des Beitrags von Aleks korrigiert: “Das Lesen am Handy ist eigentlich sehr verlockend, weil es kleiner ist und weil es im Dunkeln leuchtet. Außerdem ist die Kindle-App besser als die Software auf dem Kindle” (ich protestiere, sie seien beide schlecht, nur an unterschiedlichen Stellen) “und der Touchscreen ist besser und man kann normale Touchscreengesten machen. Das Problem ist natürlich die Akkusache. Wenn man tatsächlich jede Nacht an die Steckdose muss, was ja so aussieht, dann ist das für Highland-Sachen ein bisschen schwierig. Da müsste ich eine Akkustrategie entwickeln. Außerdem ist das Kindle total robust, und wenn es kaputtgeht, weint man ihm keine Träne nach. Ich hab das jetzt schon drei oder vier Mal ausgetauscht, das war kein Problem. Andererseits muss man immer dran denken, es mitzunehmen, und das vergesse ich oft.”

– “Wenn ich bei meinen Eltern bin, wird sich dadurch die Lage entspannen”, vermutet er.
– “Haha, nein, das weißt du noch nicht, aber es ist genau andersrum.”
– “Wenn ich das Macbook aufklappe, wirken sie beleidigt. Am Handy kann ich ab und zu ins Internet sehen, ohne dass es sie stört.”
– “Das Macbook sieht nach Arbeit aus, und Arbeit ist respektabel. Die kann man immer mal dringend zwischendurch erledigen müssen, das sieht jeder ein. Aber wenn man ins Handy schaut, denken die Leute ‘Du interessierst dich nicht für uns’. Das ist sozial meiner Erfahrung nach ein viel größeres Problem.”
– “Wenn ich das Macbook aufklappe, sieht es aus, als wäre der Abend gelaufen. Aber ins Handy kann man auch schnell mal auf dem Klo schauen.”
– “Ja, auf dem Klo. So hab ich das die letzten Jahre auch gemacht. Viel aufs Klo gehen.”

Kathrin Passig

27. Juli 2016

Bemerkenswert: Menschen tun am selben Ort dasselbe

Ich bin extra etwas früher zum Flughafen aufgebrochen, so dass ich in Edinburgh noch zu Fuß vom Bahnhof Haymarket zum Bahnhof Waverley laufen und die dortige Pokémonsituation erforschen kann. Eigentlich muss ich in die entgegengesetzte Richtung.

Die ersten fünf Tage nach dem Spielstart habe ich am Schreibtisch Pokémon Stay gespielt. Die Woche danach habe ich in einer Gegend verbracht, in der es viele Pokémon, aber sehr wenige Pokéstops und schon gar keine anderen Spieler gibt.

Jetzt gerate ich zum ersten Mal in eine beinahe soziale Situation. Die Princes Street Gardens sind voller Denkmäler, Gedenksteine und Plaketten und damit auch voller Pokéstops. Hier liegen drei auf einer Strecke von fünfzig Metern, und an allen drei sind Lockmittel im Einsatz:

Etwa siebzig Leute haben sich um diese drei Pokéstops herum versammelt und schauen in ihre Handys. Die meisten unterhalten sich in kleinen Gruppen darüber, was es gerade zu fangen gibt, ein paar sitzen allein im Gras.

Ich war noch nie an einem Ort, an dem *alle* gleichzeitig in ihre Handys schauen, nicht mal auf der re:publica sieht es so aus. Es ist mir auch noch nie passiert, dass ich genau wusste, was fremde, mit ihren Handys beschäftigte Menschen gerade tun. Ich freue mich, frühzeitig eingestiegen zu sein. Noch ist es neu und seltsam, dass sich Leute in großer Menge versammeln, um durch ihre Handys in ein gemeinsames Paralleluniversum zu schauen,

das den physischen Ort überlagert. Bald wird man einen solchen Anblick vermutlich nicht bemerkenswerter finden als gemeinsames Betrachten der Kirschblüte oder Grillen im Park. Menschen haben sich aus demselben Grund an einem Ort versammelt, na und?

Kathrin Passig

28. Juli 2016

Eine Mission und ein Gerätli

K. (*1966) betrachtet es als eine Art Mission, der Welt zu zeigen, dass man in ihr auch ohne Mobiltelefon leben kann. Er nutzt ein Festnetztelefon und korrespondiert über E-Mail auf einem Laptop älteren Datums, der über ein Ethernetkabel auf das grosse Netz zugreift. Ist K. mehrere Tage unterwegs, kauft er Telefonkarten und nutzt Telefonkabinen sowie Internetcafés oder öffentliche Bibliotheken mit Internetstationen. In letzter Zeit scheint ihm das mit den Telefonkabinen etwas lästig geworden zu sein, sicher auch, weil er vorübergehend ohne Festnetztelefon wohnt. Kabinen sind selten geworden, oft heiss und stickig oder dann an lärmigen Kreuzungen platziert. So richtig Spass macht es nicht, dort längere Gespräche zu führen.

Manchmal unterhalten wir uns über seine Kommunikationsorthodoxie. Ich erwähne dann, dass mir noch nie jemand vorgeschrieben hat, wie ich mein kluges Telefon zu nutzen habe, und dass es auch eine mobile Telefonkabine sein könnte, wenn ich wollte, mit Prepaidvertrag zum Beispiel. (Ich brauche das Ding allerdings kaum als Telefon, sondern vor allem als Automat für Bahnfahrkarten, als Wetterdienst, als Bewegungsmesser oder Portemonnaie … wenn Telefon, dann Beantworter, denn die seltenen Anrufe übersehe ich in der Regel – der Klingelton ist immer ausgeschaltet.) Doch abgesehen von seiner Mission hat K. gute Ideen, was die Nutzung des klugen Telefons

angeht. Als wir wandern gehen wollen, sagt er: „Fotografier mal die Routenbeschreibung aus dem Wanderführer! Dann muss ich sie nicht rauskopieren und sie geht auch sicher nicht verloren.“

Heute meldet mein kluges Telefon den Anruf einer unbekannten Mobilnummer und den Eingang einer Sprachnachricht. K. teilt mit: „Ich habe mir jetzt also so ein Gerätli gekauft und teste gerade, ob ich damit telefonieren kann.“ Später erzählt er mir, dass es in der neuen Wohnung wohl Probleme gab mit dem Anschliessen des Festnetztelefons und es recht praktisch gewesen sei, die Servicehotline vom Mobiltelefon aus anrufen zu können.

Franziska Nyffenegger

28. Juli 2016

Drinnen oder draußen oder wie jetzt?

Die Mutter berichtet von einem Besuch beim Onkel: Als sie Pokémon Go erwähnt habe, sei der Onkel gleich wütend geworden über den Quatsch. Sie habe gesagt, das appelliere halt an den Spieltrieb im Menschen, und daraufhin sei sie richtig angeschrien worden. Inhalt des Anschreiens unter anderem: Er habe sie nicht für so dumm gehalten. Der früher strenge Onkel ist eigentlich im Alter ansonsten sehr friedlich, geradezu weise geworden. Die Mutter führt den Vorfall darauf zurück, dass er protestantisch ist und auf die Wörter “Spiel” und “Trieb” allergisch reagiert.

Wie sich beim Erzählen herausstellt, weiß die Mutter eigentlich kaum, was Pokémon Go ist. Ich bin zunächst davon ausgegangen, dass sie Techniktagebuchbeiträge darüber gelesen hat, aber alle ihre Informationen stammen aus ein paar Sätzen im Chat mit meinen Geschwistern. Dafür finde ich ihre Verteidigung sehr tapfer. Sie hat dem Onkel sogar im Online-Duden gezeigt, dass “Spieltrieb” nichts Schlimmes ist.

Ich erkläre ihr, wie das Spiel geht, und da ist sie schon wieder dagegen: “Solltest du nicht an deiner Doktorarbeit schreiben?” – “Ach, seit vierzig Jahren predigst du mir, ich soll rausgehen und mich bewegen, und jetzt auf einmal?” Ein Glück, dass ich schon groß bin und meine eigenen Pokécoins verdiene.

Die darauffolgenden Tage verbringen wir mit anderen Teilen der Familie. Eine entfernte Verwandte sagt: “Unserer darf das drinnen gar nicht spielen, nur im Garten. Sonst erfährt Google ja alles über die Wohnung!” Es ist vielleicht eine Veränderung der Privatsphäre-Ortsdaten-Diskussion, die sich darin andeutet: Bewegungsdaten draußen sind öffentliche Daten, nur die Wohnung muss noch geschützt werden.

Der Mutter merkt man an, dass sie an einem Update ihrer bisherigen Argumentation in Bezug auf die Enkel “Die Kinder sollen mal rausgehen und nicht immer nur daddeln!” arbeitet. Aber noch ist die Sache in der Schwebe.

Kathrin Passig

28.07.2016

“Los, geh nochmal ran!”

Ich habe mit C. gechattet. Wichtige Themen wie Verdauung und Überschwemmungen sind abgehandelt. Auf chat-üblich polnische Art beenden wir das Gespräch, wollen beide fernsehen. Aber dann hab ich doch noch eine dringende Frage („Auf welchem Programm läuft Mamma Mia denn?“).

Der blassblaue Kreis mit dem blauen Häkchen zeigt an, dass die Frage noch unentdeckt ist. Während ich warte, dass der Avatar zur letzten Nachricht hüpft (‘gelesen’), denke ich: „Los, geh nochmal ran!“. GEH NOCHMAL RAN. Wie an ein Telefon. Festnetz vermutlich, mit Hörer zum Abnehmen.

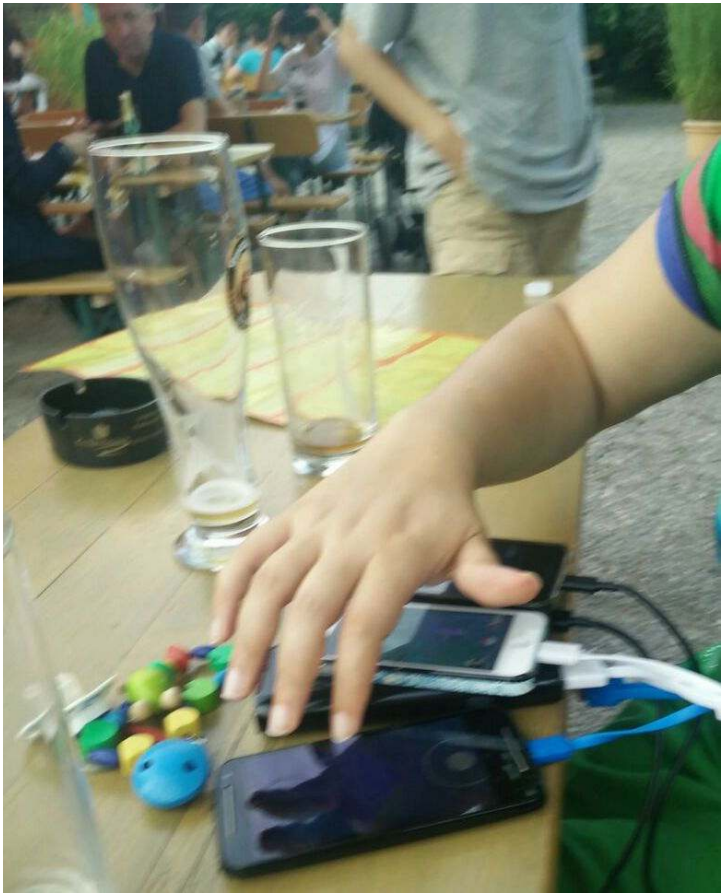
C. geht nochmal ran, der ABBA-Abend ist gerettet.

sleeplessdarkhorse, Jahrgang 1966

30. Juli 2016

Die neuen Biergartentechniken sind da

Der Biergarten hat einen eigenen Pokéstop. Sechs von den vierzehn Personen am Tisch (8, 11, 13, 40, 41, 46) interessieren sich dafür. Einem davon fehlt Strom, eine hat kein Pokémon-Go-taugliches Handy, einer besitzt gar keines. Bleiben drei Handys, die während des Aufenthalts reihum von jemandem betreut werden, der alle fünf Minuten den Pokéstop schüttelt und das vorbeikommende Getier einfängt. Die anderen Besitzer können sich währenddessen unterhalten oder Getränke holen gehen, ohne etwas zu verpassen.



Drei Handys, zwei externe Akkus (10.000 und 16.000 mAh), eine Betreuerin. Im Hintergrund sieht man eine Frau am Nachbartisch eine VR-Brille ausprobieren.

Nicht im Bild, aber ebenfalls in diesem Biergarten im Einsatz: Gästepager. Die sind nicht mehr so neu, ich sehe sie seit etwa einem Jahr fast überall, wo Gäste ihr Essen selbst abholen.

Kathrin Passig

Juli 2016

Jetzt haben sie mich

Früher wurden Dokumente ja für die Ewigkeit angefertigt. Mein alter Führerschein etwa. Nach dessen Angaben wohne ich noch bei meinen Eltern und darf Fahrzeuge längst obsolet gewordener Führerscheinklassen (1, 3, 4) führen. Mein 37 Jahre jüngeres Ich blinzelt bartlos und mit 80er-Jahre-Latzhose vergilbt vom grauen, lappig gewordenen Papier in eine computerlose Gegenwart.

Anders verhält es sich bei Ausweisdokumenten, denn die haben ein Höchsthaltbarkeitsdatum. Früher erfuhr man dieses zum Beispiel an der Grenze zu Österreich, wenn einen der Zöllner auf dem Weg in den Italienurlaub schnurstracks zum deutschen Zollhäuschen zurückschickte, wo man sich doch bitteschön Ersatzdokumente besorgen möge.

Zwischendurch fuhr man schengenbedingt jahrelang mit abgelaufenem Ausweis in Europa umher, außer man stieß an der doch recht zentral gelegenen Schweiz auf zöllnerischen Widerstand. Aus dieser Zeit muss mein im Vergleich zum Führerschein schon modern wirkender, roter Reisepass stammen.

Heute, im Zeitalter von E-Government und serviceorientierten Amtsstuben, erhalte ich sechs Wochen vor Ablauf des Reisepasses ein freundliches Anschreiben, das mich rechtzeitig auf diesen Umstand hinweist und auch gleich das Antragsverfahren samt mitzubringenden Utensilien (alter Pass, neues Lichtbild) ausführlich schildert.

Was in dem Dokument nicht steht, sind zwei Informationen, die mir nachhaltig zu denken geben.

Nummer 1: Die Fotografin, die das biometrische Passbild (seit November 2010 Pflicht) anfertigt, auf dem man mittlerweile zwar immer noch nicht lächeln, aber doch immerhin freundlich dreinschauen darf, weist darauf hin, dass das Passbild nicht älter als ein halbes Jahr sein darf. Auf meine Frage, wie denn das Passamt sehen will, ob das Passbild älter ist, erklärt sie mir, dass alle amtlich eingereichten Ausweisfotos gespeichert werden und mit neu eingereichten abgeglichen werden. Möchte ich als sparsamer Schwabe also die Passbilder von vor zehn Jahren wiederverwenden, schüttelt der Amtscomputer den Kopf und sagt: „Neues Bild mit grauen Haaren machen."

Nummer 2: Als ich schließlich mit altem Pass und neuem Foto im Bürgerbüro meiner Heimatstadt stehe, legt die Schalterdame unvermittelt ein Gerät auf den Tresen und sagt: „Und jetzt nehmen wir die Fingerabdrücke." Ich bin mir sicher, dass davon in meinem Erinnerungsanschreiben nichts stand, im Gegenteil:

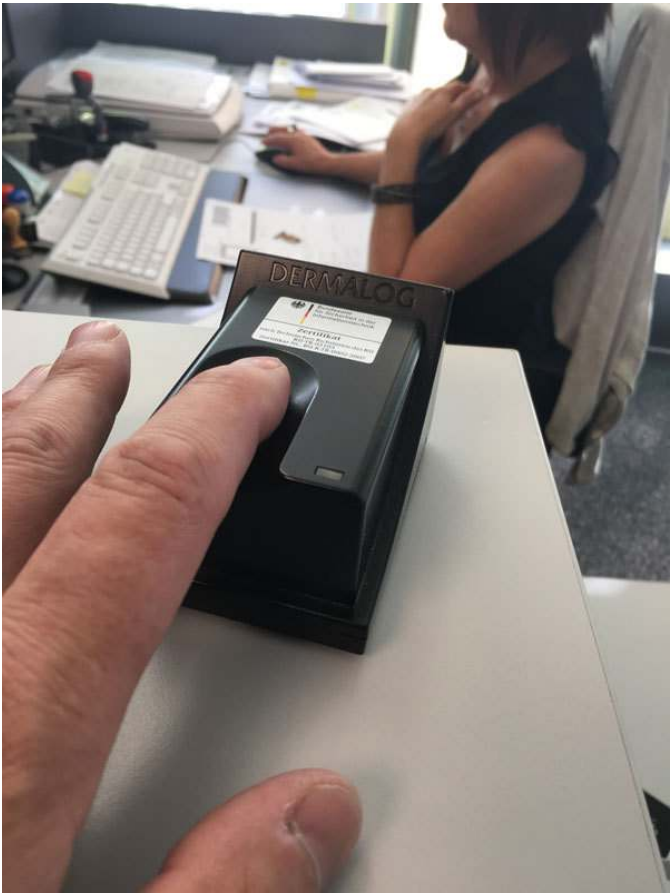
wir möchten Sie darauf hinweisen, dass Ihr Reisepass am 27.06.2016 abläuft.

Welche Unterlagen zum Beantragen eines elektronischen Personalausweises/Reisepasses werden benötigt?

- Sie müssen den neuen Personalausweis/Reisepass **persönlich** beantragen. Bringen sie bitte Ihren bisherigen Ausweis, Kinderausweis oder Reisepass mit.
- Für die Schreibweise des Namens ist die bei Ihrer Geburt beurkundete Form maßgebend. Falls Ihr Geburtsort nicht innerhalb Deutschlands liegt, benötigen wir von Ihnen eine **Personenstandsurkunde** (Familienstammbuch, Geburtsurkunde oder Heiratsurkunde) und einen Nachweis der deutschen Staatsangehörigkeit. Bei **Namensänderung** bitte diesen Nachweis mitbringen.
- Ein aktuelles **Passbild**. Aufgrund der neuen Funktionen muss das Passbild **biometrietauglich** sein, also eine frontale Aufnahme in einer bestimmten Größe (die Fotostudios sind informiert).
- Im neuen Personalausweis können **Fingerabdrücke** gespeichert werden. Die Fingerabdrücke müssen gleich bei der Antragstellung gescannt werden. Später ist es nicht mehr möglich die Fingerabdrücke zu speichern. Das Speichern der Fingerabdrücke ist **freiwillig**, überlegen Sie sich bitte ob Sie auf Ihrem neuen Personalausweis Ihre Fingerabdrücke speichern wollen. Es entsteht Ihnen kein Nachteil, wenn Sie auf das Speichern der Fingerabdrücke verzichten. Die Fingerabdrücke können nur von den berechtigten Behörden ausgelesen werden und dienen der sicheren Identifikation. Im privaten Bereich zum Beispiel im Zusammenhang mit dem elektronischen Identitätsnachweis können die Fingerabdrücke nicht genutzt werden.

Ich zeige der Schalterdame das Anschreiben und tippe auf den Passus, nach dem das Speichern der Fingerabdrücke freiwillig sei, ich aber gern darauf verzichten würde. Sie tippt auf den Passus, wonach sich die Freiwilligkeit auf den Personalausweis beziehe, ich aber einen Reisepass beantrüge. Hier sei der Fingerabdruck Pflicht.

Daraufhin gebe ich überrumpelt nach. Die Schalterdame stellt ein Kästchen mit dem sprechenden Namen Dermalog ZF1 („kann auch nasse und trockene Finger problemlos erkennen“) auf den Tresen und weist mich an, meinen Zeigefinger (ZF) dort abzulegen. Die Prozedur wird ein paarmal wiederholt, bis der Computer zufrieden ist mit der Qualität meines unveränderbaren Körpermerkmals. Ich nutze die Gelegenheit, meinerseits ein Bild der Amtsstubensituation abzulichten.



Für mich ein Gefühl, das etwa demjenigen aus den – noch führerscheinlosen – späten siebziger Jahren entspricht, als ich im Wald zeltend morgens in den Maschinenpistolenlauf eines terroristenjagenden Polizisten schaute.

Beides äußerst unangenehme Begegnungen mit staatlichen Instrumenten, bei denen der Staat vorsorglich davon ausgeht, dass ich ein böser Bürger ~~bin~~ sein könnte.

Uli Eder

Sommer 2016

Der entspannteste Wandertag jemals

Als ich verstohlen mein Smartphone aus der Tasche ziehe, um zu gucken, ob Pokéstops in der Nähe sind, kommt das Gespräch in der Runde auf Pokémon Go. Meine Freundin J. ist Lehrerin und erzählt, wie sie von Schülerinnen und Schülern im Sommer erstmals gefragt worden sei, ob Handys beim Wandertag erlaubt sind. Schnell wurde ihr klar, dass Pokémon Go der Grund war.

Als J. die geplante Strecke schon einmal ablief, probierte sie Pokémon Go bei der Gelegenheit erstmals selbst aus. Dabei fiel ihr auf, dass die von ihr geplante Strecke genau außer Reichweite aller Pokéstops in der Gegend verlief. Sie entschied sich, die Strecke leicht entlang der Pokestops zu verändern. “So einen entspannten Wandertag habe ich noch nie erlebt”, sagt J. “Fünf Kilometer durch die Gegend laufen, und niemand fragt, wann wir endlich da sind.”

Alexander Matzkeit

2016-07-31

Wozu man kein Smartphone braucht

Die Frage, die der Smartphone-Skeptiker Aleks Scholz anläßlich seiner Anschaffung eines Smartphones stellte, nämlich, wozu man es eigentlich brauche, hat mich ins Nachdenken gebracht. Es ist immerhin der Gegenstand,

den ich mit Abstand am meisten benutze. Er ist so sehr mit meinem Alltag verwoben, dass ich auf die Frage, wofür ich ihn brauche, versucht bin, mit einem vagen »für alles« zu antworten. Aber das stimmt natürlich nicht, und es lohnt sich, etwas genauer hinzugucken.

Ich sehe zwei große Kategorien. Es sind einerseits Dinge, die man auch mit einem ortsfesteren Gerät, zum Beispiel einem Laptop, machen könnte, aber auf dem Smartphone kann man sie überall und jederzeit machen. Andererseits gibt es Dinge, die man nur unterwegs machen kann, weil die Tätigkeit ohne den mobilen Aspekt überhaupt keinen Sinn ergibt.

Man kann noch ein bisschen weiter unterscheiden. In der ersten Kategorie gibt es solche Dinge, die man sowohl ortsfest als auch mobil tun könnte und wo man das auch regelmässig tut, also Dienste, die man von verschiedenen Endgeräten nutzt (Kategorie 1a). Andererseits gibt es Programme, für die es aus unerfindlichen Gründen nur eine Smartphone-Version gibt (Kategorie 1b).

In der zweiten Kategorie, den Dingen, die ohne Mobilität sinnlos sind, gibt es wiederum solche Dinge, die man auch auf einem anderen mobilen Gerät machen könnte, evtl. sogar besser, aber durch das Smartphone hat man den Vorteil, dass alle diese Geräte in eins integriert sind (Kategorie 2a). Und schließlich gibt es Dinge, die man nur und ausschließlich mit einem Smartphone machen kann (Kategorie 2b).

Im einzelnen sieht das bei mir so aus:

1a) Dinge, die ich auch an einem festen Ort ohne Smartphone machen könnte, aber auf dem Smartphone mache:

Informationsaufnahme: soziale und redaktionelle Medien, Bücher, kurze Videos. Musik auch fast ausschließlich auf dem Smartphone.

Informationsabgabe: beschränkt auf Chat, Audio-Gespräche und Likes, ich kommentiere nur selten etwas vom Smartphone, noch seltener veröffentliche ich ganze Beiträge. Ausnahme: Instagram, Snapchat.

Sonstiges: Bankgeschäfte (manchmal). Ausnahme: N26, wo Bankgeschäfte ausschließlich auf dem Smartphone möglich sind, oder zumindest bestätigt werden müssen.

1b) Dinge, die ich auch an einem festen Ort ohne Smartphone machen könnte, aber die es aus unerfindlichen Gründen nur auf dem Smartphone gibt:

Wordfeud.

2a) Dinge, die ich auch mit einem anderen, mobilen Gerät als dem Smartphone machen könnte, aber mit dem Smartphone mache:

Fotografie, elektronische Bordkarten und andere Tickets (ginge auch auf Papier), Einkäufe per Smartphone bezahlen (ginge auch mit Karte oder Bargeld), digitaler Zimmerschlüssel im Hotel (ginge auch mit Plastik oder Metall)

2b) Dinge, die ich mit keinem anderen Gerät als dem Smartphone machen könnte:

Alles, was mit meinem Aufenthaltsort zu tun hat: Navigation, Location History (ohne mein Zutun), Foursquare, Tracking beim Jogging, Uber, Ingress (früher), Pokémon Go (ich glaube nicht)

Sonstiges: Zwei-Faktor-Authentisierung (es ist entscheidend, den Schlüssel auf einem getrennten Gerät bei sich zu haben). Hierzu gehören auch die Bankgeschäfte bei N26.

Was die zahlenmäßigen Anteile angeht – bezogen auf die Zeit, die ich mit der jeweiligen Tätigkeit bewusst auf das Smartphone schauend verbringe –, schätze ich, dass es zu mehr als neunzig Prozent die erste Kategorie ist, und zu weniger als zehn Prozent alle anderen. Ich tue also nur wenig Dinge auf dem Smartphone, die ich auf gar keine andere Weise tun könnte. Der

weitaus überwiegende Teil besteht dagegen darin, dass Dinge, die es auch außerhalb des Smartphones gibt, enger oder tiefer in meinen Tagesablauf gewoben werden.

Das finde ich befreiend. Statt mich ständig erreichbar oder in Anspruch genommen zu fühlen, habe ich durch das Smartphone eher das Gefühl, in jedem Augenblick entscheiden zu können, was ich mit diesem Moment tue oder worauf ich in diesem Moment reagieren will und worauf nicht.

André Spiegel

Juli 2011

Ich drucke zur Sicherheit das Internet aus

Am 22. Juli 2011 tötet Anders Behring Breivik während seines Terroranschlags in Norwegen 77 Menschen. In den kommenden Wochen beschäftige ich mich intensiv mit diesem Ereignis und lese im Internet alles ('Zieh dich warm an, Chuck Norris!') zu Rechtsextremismus, seinen skandinavischen Besonderheiten und dem Menschen Anders Breivik.

Einmal in diesen Wochen habe ich Zugang zu einem Hochleistungsdrucker und haufenweise Papier. In einem Zustand dystopischer Paranoia drucke ich die 1.500 Seiten des Anders-Breivik-Manifests aus (einseitig, frag nicht, warum) und trage sie in drei Plastiktüten nach Hause. Denn irgendjemand muss das doch sicherstellen, dass es nicht später heißt, wir, also, wir hatten davon keine Ahnung. Und wer weiß, wer den Kampf ums Internet gewinnt, auf Papier ist das doch sicher sicherer aufbewahrt.

Wenn sie gepasst hätte, wäre die Breivik-Monströsität neben meines Großvaters zweibändiger Ausgabe von „Mein Kampf" gelandet. Die steht, muffig riechend und angeknabbert von einem riesigen Feldhasen (Autokorrektur: 'Feldherrn'), den mein Vater während der norddeutschen Schneekatastrophe

1978 rettete und der sich dankbar quer durch unser Haus und durch „Mein Kampf“ fraß, in meinem Regal und ich passe auf, dass niemand aus der Familie versucht sie verschwinden zu lassen. Es soll doch schön sein, jetzt!

Breiviks Manifest bleibt ein Papierstapel, der auf dem Fußboden einstaubt, bis ich ihn 2016 entsorge. Ich bin offensichtlich besser im Konservieren altmodischer Bräuche als im Archivieren, hoffe aber sehr, dass sich andere darum kümmern, welche, die das besser und sogar ohne Papier können.

sleeplessdarkhorse

seit 2012

Laufen mit den Zombies

Aus gesundheitlichen Gründen will ich mich mehr bewegen, aber Sport macht mir keinen Spaß, gelegentliche Versuche mit Joggen führen zu keinem dauerhaften Verhalten. Da höre ich von der App “Zombies, Run!” für Smartphones oder Tablets. Seit ich diese App habe, laufe ich regelmäßig.

Dies gelingt, indem mir zum Laufen eine Art Fortsetzungs-Hörspiel präsentiert wird. Der fiktionale Hintergrund: Die Zombie-Apokalypse ist eingetreten, die überlebenden Menschen haben sich in kleinen Gemeinschaften zusammengeschlossen und versuchen, sich gegen Angriffe der Zombies oder feindlicher menschlicher Gruppierungen zu wehren. Ich bin ein *runner* in meiner Gemeinschaft; diese Läufer übernehmen verschiedene Missionen – mal muss man sich mit anderen Läufern treffen, mal jemanden eskortieren, mal nach Vorräten stöbern oder die Lage an verschiedenen anderen Schauplätzen sondieren. Kontakt zur Zentrale hält man dabei über Funk, von ihr erhält man Anweisungen, Warnungen und Hinweise.

Innerhalb der fiktiven Welt werden Läufer eingesetzt, weil es wenig Fahrzeuge und Treibstoff gibt, tatsächlich geht es natürlich darum, den Spieler-Zuhörer in diese Rolle zu versetzen und so zum Laufen zu motivieren. Ein Lauf von 30-40 Minuten besteht dabei aus sechs kurzen Audioszenen, unter-

brochen von Pausen oder Musik aus der eigenen Playlist, und diese Szenen ergeben zusammen eine mehr oder weniger abgeschlossene Einzelepisode. Wie man es aus anderen Serienformaten kennt, gibt es jedes Jahr eine neue Staffel mit einer eigenen übergeordneter Handlung.

Die eigene Stimme – man spielt als *runner five* – hört man nie, wird aber von anderen Läufern angesprochen. Es ist erstaunlich, wie ein plumpes aufgezeichnetes Lob eines solchen fiktiven Mit-Läufers ("Du machst eine gute Figur. Warst du vor der Apokalypse ein Sportler?") doch sein Ziel erreicht.

Damit zwei Spieler miteinander laufen können, lassen sich ihre Missionen synchronisieren, so dass beide gleichzeitig die Einzelszenen vorgespielt bekommen. Ansonsten richtet sich die Platzierung der Szenen nach der Dauer der Musikstücke, die man zwischendrin hört; nur besonders lange Stücke werden mittendrin unterbrochen. Algorithmisch bestimmt werden in geringem Maß auch noch die Kommentare der Radio-DJs, die man zusätzlich zu den Episoden hören kann – in dem ersten Kommentar wird Tom Waits erwähnt, und tatsächlich danach auch ein Stück von Tom Waits gespielt, aber das mag Zufall gewesen sein. Sicher ist, dass bestimmte Kommentare nur an bestimmten Tagen – Weihnachten, Halloween – gespielt werden oder abhängig vom Zustand der eigenen Gemeinschaft sind.

Denn im Lauf der Missionen sammelt man verschiedene Ressourcen ein, mit denen sich die eigene Gemeinschaft vergrößern und um Bestandteile erweitern lässt. Damit ändern sich auch Einwohnerzahl, Sicherheit und Zufriedenheit der kleinen Stadt.

Von den drei Elementen – gesundheitlicher Aspekt, Städtebauspiel, Fortsetzungsgeschichte – ist mir jetzt regelmäßig mindestens eines davon so wichtig, dass es mir gelingt, regelmäßig zu laufen.

Thomas Rau

2016

Digitale Rundschreiben an der Schule

An der Schule, an der ich arbeite, sollen die Rundschreiben an Eltern möglichst nicht mehr auf Papier, sondern digital ausgeteilt werden. Dazu erhalten die Erziehungsberechtigten einen Zugang zu einer eigenen Kommunikationsplattfom. Wenn ein neues Rundschreiben für eine Klasse erscheint, in der sie ein Kind haben, erhalten die Eltern eine E-Mail, dass eben dieses geschehen ist. Daraufhin melden sie sich mit ihrem Zugang an der Kommunikationsplattform an, um das Rundschreiben herunterzuladen. (Zu diesem Zeitpunkt wird das Rundschreiben als gelesen markiert. Der Lehrer oder die Lehrerin, die mit der Betreuung der Klasse beauftragt ist, muss kontrollieren, ob auch alle Rundschreiben dergestalt gelesen worden sind.) Über herkömmliche E-Mail dürfen die Rundschreiben an sich aus Datenschutzgründen nicht verschickt werden.

Das gleiche System dient auch dazu, dass Eltern sich an Elternsprechabenden einen Termin buchen können. Das vormalige System sah 15 Minuten für zwei Gespräche vor, eines in der ersten, eines in der zweiten Hälfte dieses Zeitraum; da das neue System stets genaue Angaben erfordert, ist der Sprechabend jetzt in 7-Minuten-Slots eingeteilt, was zu ziemlich krummen Uhrzeiten je Slot führt.

Außerdem können sich Eltern jetzt auch für die Sprechstunden der Lehrkräfte eintragen, die sie besuchen wollen, statt unangekündigt vorbeizuschauen. Optional dazu sind Angaben zum Anlass, damit sich die Lehrkraft vorbereiten kann. Die Lehrkraft erhält über eine separate Lehrer-Informationsplattform eine Nachricht mit dem Gesprächswunsch, den sie bestätigen oder im Fall von Abwesenheit absagen muss.

Aus rechtlichen Gründen muss die Teilnahme an dem System freiwillig bleiben, Eltern dürfen nicht dazu gezwungen werden und auch keine Nachteile – auch nicht bei Terminbuchungen – bei Nichtteilnahme davontragen. Rundschreiben werden parallel auf der Schulhomepage als passwortgeschützer Download veröffentlicht.

Thomas Rau

1. August 2016

Die erste Woche mit Smartphone

"Aleks Scholz, as you know him, ceases to exist."

Jetzt ist es also doch passiert. Seit einer Woche gibt es in meinem Haus ein Smartphone, und ich komme davon nicht mehr los. Der Auslöser war letztlich ein kleines praktisches Problem. Seit ein paar Monaten verschwindet alles, was Kathrin und ich per SMS kommunizieren, in einem Ort am anderen Ende des Universums. Es handelt sich um hochliterarische Nachrichten der Form "Flug verspätet" und "bin hier, und du so". Ich hänge am Informationstropf von anderen, sobald ich das Haus verlasse. Ich könnte aus den Bergen nicht einmal dann einen Notruf absetzen, wenn es Empfang gäbe. Man würde meine verschrumpelte Leiche ein paar tausend Jahre später im Moor finden. Jetzt reicht es, behaupte ich, und erstehe ein Motorola Moto G.

Eines dieser beiden Smartphones funktioniert auch unter Wasser.

Mir ist klar, was ich damit eventuell anrichte. Nur wenige technische Anschaffungen haben wirklich das Potential, mein Leben zu verändern. Das Auto zum Beispiel, aber das ist teuer und unhandlich. Der erste Computer zu Hause. Der erste Computer, den man wirklich immer im Rucksack haben kann. Das Macbook Air hat das Leben, das ich heute führe, erst ermöglicht. Es hat mich mit meiner seltsamen Arbeit aus dem Büro in die Freiheit entlassen. Was wird das Smartphone mit mir tun? Ehrfürchtig betrachte ich das kleine schwarze Ding in meiner Hand.

Das Beschaffen von mobilem Internet fühlt sich unwürdig und schmutzig an. Muss ich wirklich einen winzigen Chip ins Gerät einsetzen, mit meinen klobigen Fingern, nur um unterwegs twittern zu können? Wieso muss ich erst bezahlen, und dann einen Tarif kaufen? Und warum finden diese Transaktionen mit Hilfe von SMS statt? Wenn in Science-Fiction-Büchern von mobiler Kommunikation mit die Rede ist, dann schaltet man das Handgerät ein und alles ist sofort da. Von Bürokratie war nie die Rede.

Von Datenschutz auch nicht. Innerhalb von Stunden weiß das Gerät viel mehr über mich als jeder andere Computer. Natürlich habe ich vorher jahrelang meine Seele an Google verkauft, aber bisher lagen die Informationen verstreut auf verschiedenen Planeten des Google-Universums. Jetzt verschmelzen sie dank Android und erzeugen zum ersten Mal ein digitales Abbild von mir, eine Art neue Person. Es ist ein Vorgang, der sich ein bisschen so anfühlt wie das Ausziehen des T-Shirts im Schwimmbad. Okay, es sieht wahrscheinlich keiner zu, aber peinlich ist es trotzdem.

Woher weiß es das jetzt schon wieder, denke ich ein paarmal während der ersten Tage. Ein Beispiel: Ich klicke auf dem Weg zum Auto geistesabwesend auf “Play Music” und auf einmal läuft klassische Musik, die ich auf CD besitze. Eine obskure Aufnahme von Jon Lord aus der Kathedrale Durham. Bach. Mozart. Dann wieder Bach. Der Stream läuft den gesamten Heimweg, bis in meinem Dorf das Internet endet. So lange dauert es auch, bis mir einfällt, wie es dazu kommen konnte. Diese Aufnahmen begannen ihre Existenz in meinem Haushalt als CD. Jahre später wurden sie auf den Laptop digitalisiert, damals, als Laptops noch CD-Laufwerke hatten. Viel später experimentierte ich mit Google Play und fing wohl damit an, Musik vom Laptop in die Cloud zu laden. Wieder vergehen Jahre. Dann findet das kluge Handy die Cloud und spielt mir meine eigene, vergessene Musik vor.

Die erste wesentliche Änderung betrifft das Kindle. Es tut mir leid, treuer Gefährte, aber dein Aufenthalt in meinem Leben ist vorbei. Ich lese lieber auf dem Handy, weil es im Dunkeln leuchtet, weil es sich besser anfühlt und weil ich parallel Kathrin erzählen kann, was das wieder für ein bescheuertes Buch ist. Besonders treu warst du ohnehin nicht. Drei Kindles in vier Jahren, und

nur eines davon ging kaputt, weil ich mich draufgesetzt hatte. Das Kindle ist zu eindimensional, um es nie zu Hause liegenzulassen. In letzter Zeit blieb es immer häufiger zu Hause, am Bett, wie die Papierbücher auch. Vielleicht werde ich es ins Regal stellen.

Langsam verschmilzt das Handy mit meiner Hand. Es läuft mit mir in die Küche, ins Bad, ins Bett, auf die sonnige Treppe. Meine Wohnung ist riesengroß und das Macbook hat nur in Teilen davon Internet. Ich erkläre Hosen- und Jackentaschen zu Handytaschen. Ich finde heraus, in welchen Buchten der Küste es Internet gibt und in welchen Höhlen ich wirklich alleine sein kann. Oder muss.

Überraschende Dinge zeichnen sich am Horizont ab. Es sieht so aus, als würde ich eine neue Sprache entwickeln, die an das neue Gerät angepasst ist. Mit einer normalen Tastatur rede ich so, als würde ich reden, jedenfalls bilde ich mir das ein. Ich sage alles, was ich sagen will, mit allen Buchstaben und allen Wörtern, die ich im Gedankenstrom auftauchen. Praktisch nie verschiebe ich Themen, weil man sie im Chat nicht richtig besprechen kann. Vielleicht liegt das auch daran, dass ich mit meinen dreieinhalb Freunden sowieso überwiegend in Textform kommuniziere. Oder aber ich interessiere mich nur für Themen, für die man keine Gestik, Mimik oder Stimmen braucht. Oder nur für Freunde, für die man keine Gestik, Mimik oder Stimmen braucht.

Wie dem auch sei, das Handy erzeugt eine neue Form der Kommunikation. Ich denke zwar nicht über jedes Wort nach, wie im Zombie-SMS-Universum. Aber ich stelle Sätze um, nehme Wörter, die mir das Handy vorschlägt, um die Sache abzukürzen, und verschiebe Gedanken in einen neuen Teil meines Gehirns, der "später, wenn ich am Rechner bin" beschriftet ist. Mein erster Eindruck ist, dass dieser Übergang im Englischen leichter fällt als im Deutschen, der störrischen, struppigen Muttersprache.

Natürlich bin ich jetzt mehr im Netz, wenn das überhaupt möglich ist. Die wenigen internetlosen, weißen Flecken meines bisherigen Lebens werden nach und nach vom Handy erobert. Aber eventuell heißt das im Gegenzug, dass ich weniger am Laptop sitze, weniger bewusst Dinge im Internet tue.

Bisher verbrachte ich die sinnlosen Stunden zwischen Mitternacht und zwei Uhr nachts vorwiegend damit, auf diversen Seiten Reload zu klicken und auf neue Nachrichten zu warten. Um ins Bett zu gehen, musste ich nicht nur aufstehen, sondern vor allem das Internet verlassen. Das Zuklappen des Rechners ist immer auch ein Abschied. Was man da alles verpassen könnte. Jetzt kann ich schlafen gehen und trotzdem online bleiben.

Aleks Scholz

Sommer 2016

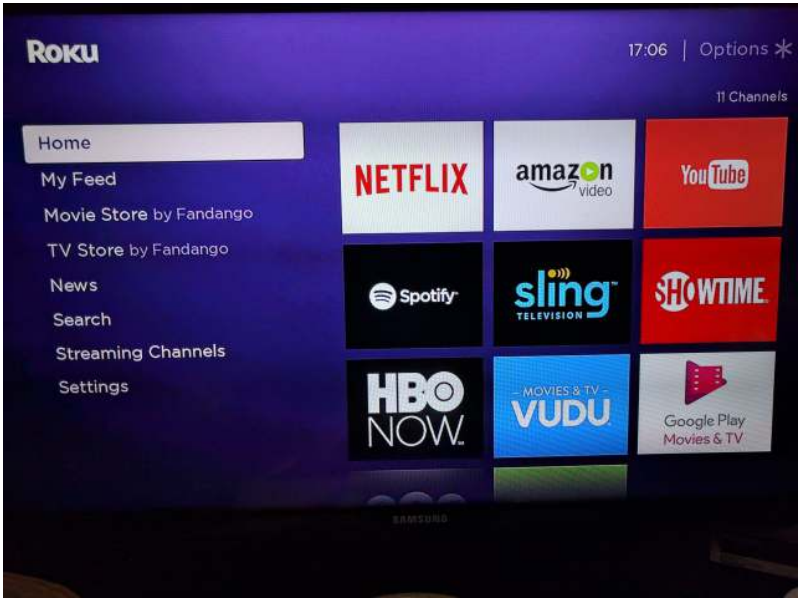
Fernsehen mit dem Roku

Ich setze mich in unserem Haushalt für das nicht-lineare Fernsehen ein. Das ist gar nicht so einfach, denn Frau und Kinder kennen die hunderte von linearen Fernsehkanälen, die unser Kabelanschluss bietet, sehr gut, und sie haben ihre wohleingespielten Rituale. Samstags und Sonntags um 18 Uhr zum Beispiel der große Disney-Film, der den Tagesabschluss bildet.

Es ist ihnen klar, dass Papa so ziemlich alles jederzeit auf den Bildschirm bringen kann, aber das ist sehr umständlich. Er muss dazu seinen Laptop rausrücken und ihn mit dem schweren HDMI-Kabel an den Fernseher anschließen, dann irgendwelche Fenster hin- und herschieben, auf seinem mysteriösen Netflix- oder Amazon-Konto den Film aussuchen, er muss jedesmal prüfen, ob der Ton auch funktioniert, und zu guter Letzt: Vollbild einschalten.

Natürlich war das indiskutabel. Also habe ich der Liebsten vor ein paar Wochen einen Roku geschenkt. Ein Roku ist so etwas wie ein Laptop, allerdings ohne Bildschirm und Tastatur. Er sieht auch mehr wie ein etwas zu groß geratener USB-Stick aus, aber statt einem USB-Stecker hat er einen HDMI-Stecker, der in den Fernseher kommt.

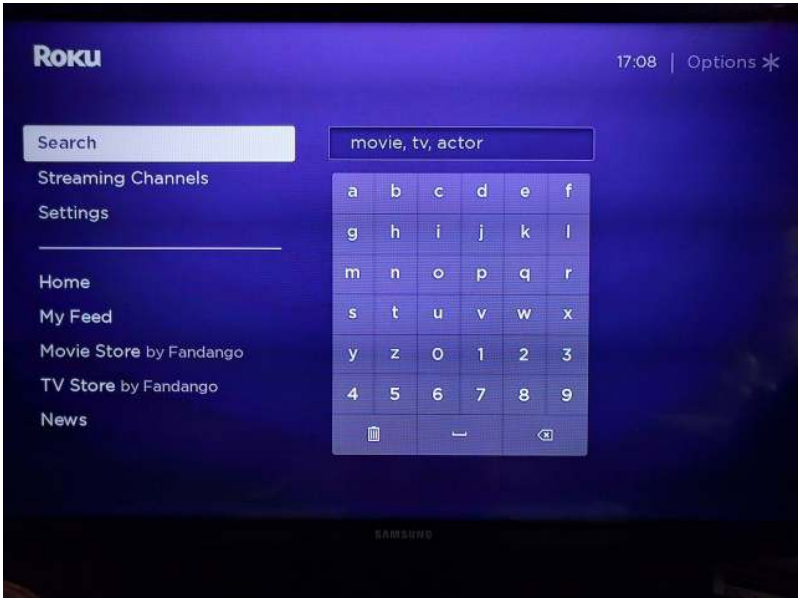
Anders als ein Laptop hat der Roku auch kein richtiges Betriebssystem, sondern eine Oberfläche, die auf dem Fernseher erscheint, und die so ähnlich und so leicht zu bedienen ist wie die übliche Auswahl der Kanäle. Der Roku hängt, wie ein Laptop, in unserem WLAN und kann darüber Neflix oder Amazon oder irgendeinen von hunderten anderen Streaming-Providern aufrufen. Der Roku kennt dazu meine entsprechenden Passwörter und auch meine Kreditkarte, um bei Bedarf neue Dienste abonnieren zu können.



Der Roku hat außerdem eine Fernbedienung. Sie ist kleiner als eine übliche Fernseh-Fernbedienung, denn es gibt nur wenige Tasten, darunter vier für die verbreitetsten Streaming-Provider: Netflix, Amazon, Sling, und Google Play. (Ich möchte nicht wissen, wieviel diese Firmen jeweils bezahlt haben, um eine dieser vier Tasten zu bekommen.) Davon abgesehen liegt die Fernbedienung wirklich unverschämt gut in der Hand. Die Tasten haben einen festen, aber samtweichen Druckpunkt. Man möchte alleine schon deswegen Filme gucken, um ein bisschen auf dieser Fernbedienung herumdrücken zu können.

Das fällt auch darum besonders auf, weil man den Roku auch über das Smartphone fernsteuern kann. Aber das Herumdrücken auf der Glasscheibe für Rechts/Links/OK macht so rein gar überhaupt keinen Spass.

Natürlich muss man für nicht-lineares Fernsehen nach Filmen suchen können, und dazu braucht es Buchstaben. Um diese Buchstaben einzugeben, muss man mit der Fernbedienung einen Cursor über eine Alphabetsmatrix steuern. Angesichts dieser Umständlichkeit ist es erstaunlich, wie schnell man damit trotzdem zum Ziel kommt. Die Suchfunktion des Roku erfasst sämtliche ihm bekannten Streaming-Provider und zeigt an, wo man den betreffenden Film für wieviel Geld gucken könnte.



Was mir dadurch zum ersten Mal richtig klar wurde: Die Zukunft wird nicht so aussehen, dass die hunderte von linearen Kabelkanälen durch einen einzelnen Streaming-Provider ersetzt werden, so dass man mit einem Netflix- oder Amazon-Abo dann alles gucken kann, was man möchte. Man wird stattdessen ein ganzes Bündel von solchen Streaming-Providern abonnieren oder zumindest durchsuchen müssen, um lückenlosen Zugriff auf alle Arten von Bewegtbildern zu haben. Die Landschaft der Streaming-Provider wird über kurz oder lang der bisherigen Landschaft von Kabelkanälen sehr ähnlich sehen, nur dass man jetzt eben auch Buchstaben braucht, um zu suchen.

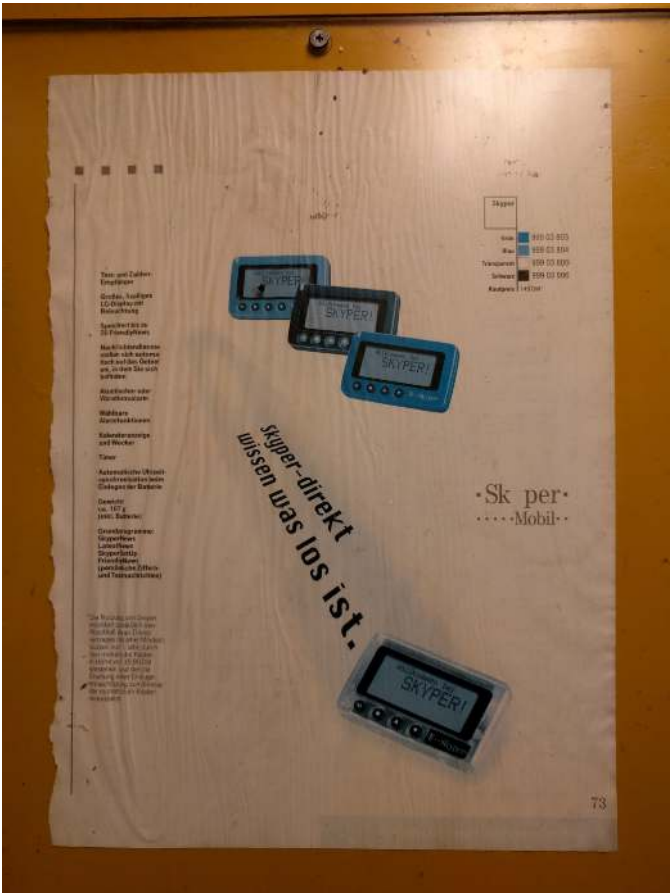
André Spiegel

2. August 2016

Skyper – direkt wissen was los ist

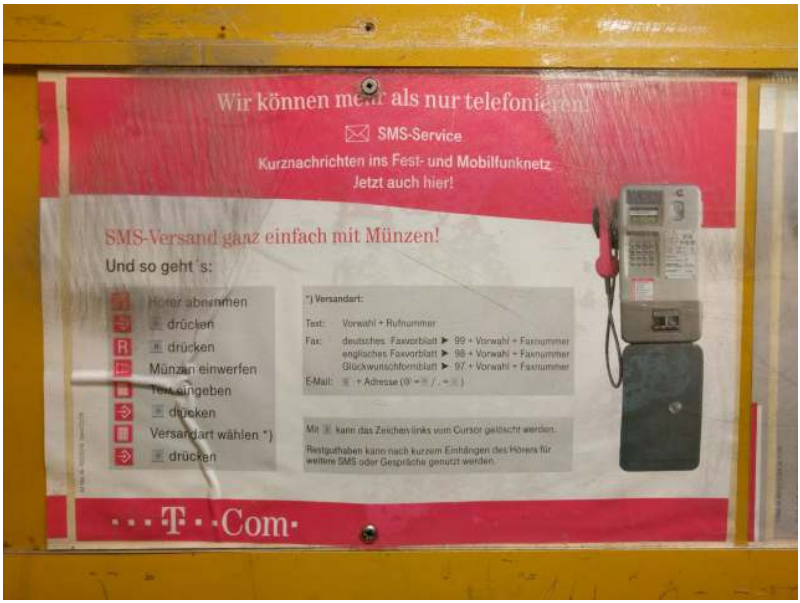
In S. gibt es etwa 2.000 Einwohner und eine gelbe Telefonzelle.

Weil sie an einem Pokéstop liegt, war ich in den letzten Tagen oft bei ihr. Erst heute hat G. das wundersame Innenleben der Zelle entdeckt: Werbung für den Skyper!



Der Skyper war ein Pager und von 1996 bis immerhin 2013 in Betrieb. Er hat ein “großes, 5zeiliges LC-Display mit Beleuchtung”, Kalenderanzeige und Wecker. Man kann einander damit “persönliche Ziffern- und Textnachrichten”, sogenannte FriendlyNews, schicken. Bis zu 20 FriendlyNews lassen sich im Gerät speichern. Der dazugehörige Vertrag kostet 19,90 DM im Monat, das Gerät selbst ist für 149 DM zu haben.

Nicht nur das, aus dieser Telefonzelle lässt sich auch “SMS-Versand ganz einfach mit Münzen” praktizieren, sogar ins Festnetz.



Die Münzen fallen in einen robusten Münztresor unter dem Telefon:

Könnte allerdings schwierig werden mit dem erforderlichen Kleingeld:

1
2
10
50
DEUTSCHE MARK
5
3
SOS 110
112
4
Sonderfunktionen
Telefonnummernanzeige aus/ein
Umschaltung Wahlverfahren:
Impulswahl → Mehrfrequenzwahl
Notizbuchfunktion:
Speichern einer Telefonnummer
(z.B. während eines Gesprachs)
und
neue Telefonnummer
Wahl dieser Telefonnummer
nach Kurzeinhängen

Es scheint sich um eine Art Zeitmaschine zu handeln, einen Adapter zwischen der Gegenwart und verschiedenen jüngeren Vergangenheiten. Und sie funktioniert: “Unser Nachbar geht da immer zum Telefonieren hin”, berichtet A. Warum? “Weil er kein Geld für einen Telefonanschluss hat.” Auch das gibt es also noch.

Kathrin Passig

Seit irgendwann zwischen Sommer 2015 und Februar 2016

Nanoüberdruss beim Tippen langer Wörter

Im März 2015 habe ich angefangen, am Handy die Eingabehilfe SwiftKey zu nutzen. Im Februar 2016 sage ich im Techniktagebuch-Chat:

> “Ich hab es hier wohl schon mal gesagt, aber mir geht es schon nach relativ kurzer SwiftKey-Nutzung so, dass ich beim Zehnfingerschreiben an der richtigen Tastatur oft denke ‘muss ich das Wort jetzt wirklich selbst ganz hinschreiben? wie unnötig und mühsam!’”

Ob diese Ermüdung nur bei leicht autovervollständigbaren Wörtern wie “Techniktagebuch” auftritt oder auch bei solchen, die SwiftKey mehr Mühe bereiten würden, wie “Nanoüberdruss” oder “Zehnfingerschreiben”, darauf habe ich noch nicht geachtet.

Kathrin Passig

3. August 2016

Kein Urlaub ohne die Maus und Feuerwehrmann Sam

Das Ferienhaus an der Nordsee, in dem meine Enkel (natürlich mit ihren Eltern) den Urlaub verbringen, hat die übliche Unterhaltungstechnik. Einen Fernseher (mit Satellitensignal) und eine kleine Stereoanlage mit Radio. Beides wird eifrig genutzt – nicht für das normale Radio- oder Fernsehprogramm: Die Enkel wollen natürlich auch im Urlaub ihre Lieblingsserien, nämlich die Sendung mit der Maus und den Feuerwehrmann Sam, jederzeit sehen oder (als Hörspiel) hören können.

Die Kinder sind längst daran gewöhnt, dass sie solche Episoden dann sehen können, wenn sie es wollen, oder besser: wenn die Eltern es erlauben. Und nicht etwa dann, wenn diese Kinderprogramme im linearen Fernsehen ausgestrahlt werden – ganz davon abgesehen, dass es auch gerne mal mehrere Episoden hintereinander sein dürfen. Zuhause kommen die Filmchen aus dem Netz, doch im Ferienhaus gibt es keinen Internetzugang.

Aber die Eltern haben vorgesorgt: Auf einem USB-Stick mit großem Fassungsvermögen sind die Lieblingsepisoden beider Sendungen gespeichert und werden nach Bedarf abgespielt.

(Meine Tochter bekam vor Jahrzehnten auch ihre Lieblingsstücke vorgespielt, der Held hieß damals Benjamin Blümchen und kam von einer Audio-Kassette. Der Unterschied allerdings: Solche Hörstücke wurden gezielt für diese Art von zeitlich frei gewähltem Konsum produziert. Die Fernsehsendungen – bislang? – noch nicht. Aber der Unterschied ist zunehmend hinfällig.)

Thomas Wiegold

3. August 2016

Schokotechnik 2016

Als ich die altmodischen Schokohandys im Nokia-Stil sehe, traue ich mich noch nicht, ein Foto zu machen. Das Fotografieren in Geschäftsräumen ist oft verboten, oder zumindest wird man gleich sehr misstrauisch befragt. Dann finde ich das Technikregal des Schokoladenherstellers, und jetzt geht es nicht mehr anders. Ich täusche vorsichtshalber Pokémonbeschäftigung vor (der Laden hat seinen eigenen Pokéstop) und dokumentiere:

Laptops mit essbarer Tastatur zum sehr konkurrenzfähigen Preis. Von vorne wird ein Macbook angedeutet, oben auf der Schachtel ist man dann aber doch beim konservativen Pralinenschachteldesign geblieben. Vielleicht hat sich in Produkttests herausgestellt, dass die Beschenkten sonst zu verfrühten

Freudenschreien und nachfolgender Enttäuschung neigen. Auf dem kleineren Modell steht “Surfen zum Nulltarif!” und “Genießen Sie ohne Verbindungsprobleme” (in Comic Sans).

Smartphones mit generischen Apps (Movies, Mail, Photos, Weather, Clock, Calendar, Music, Games, Contacts, Camera, Calculator, Settings, SMS, Phone, Shop), rechts angeschnitten noch eine Schoko-CD.

Navi, Gamepad und “Tablet-PC”. Mit dem Tablet bekommt man andere generische Apps als auf dem Smartphone.

Gamecontroller im 90er-Jahre-Nintendo-Stil, Maus mit Scrollrad und “Digi-Cam”. Die Kamera hat unten rechts ein für mich rätselhaftes Element, vielleicht eine Speicherkarte.

Was es nicht gibt: Powerbanks (die mächtige Schokoreserve für unterwegs), USB-Sticks und MP3-Player (vermutlich zu klein und in der Form zu unspezifisch), Adapter von Milchschokolade auf Zartbitter, Fitnesstracker (eventuell ist das Wort Fitness in der Schokobranche tabu), Smartwatches (schmelzen am Handgelenk, nicht im Mund) und große Displays (55 Zoll Schokospaß für die ganze Familie).

Kathrin Passig

August 2016

Frühe Einübung in den Handygebrauch auf dem Klo

Kathrin: Wie viele in deiner Klasse haben kein Handy?

Emma, 11: Zirka fünf von siebenundzwanzig. Naja ... eher drei.

Und die haben dann gar keins? Also auch kein altes, sondern überhaupt keins?

Überhaupt keins.

Warum?

Entweder sie wollen keins, aber das ist nur sehr sehr selten der Fall. Oder die Eltern sagen: Nö. Die ist noch nicht ... oder der ist noch nicht vierzehn oder was weiß ich, und deswegen kriegt er kein Handy.

Das ist jetzt welche Klasse?

Sechste, fast siebte.

Wie hoch ist der Anteil von denen, die iPhones haben?

Groß. Sehr groß. Also ich schätz mal, von allen, die ein Handy haben, ungefähr zwei Drittel.

Und die anderen?

Entweder Samsung oder LG.

Was haben die Leute inzwischen für Datentarife? Oder haben sie überhaupt Datentarife?

Ja, haben sie.

Weil als du das letzte Mal erzählt hast, hatten sie alle noch keine und haben ihre Handys nur im WLAN genutzt, glaub ich.

Manche nutzen tatsächlich nur WLAN, aber viele haben jetzt einen Datentarif, meistens so 2 GB ungefähr. Manche, die superviel von ihren Eltern bekommen, haben dann beispielsweise auch mal 4 GB oder so was, also richtig viel. Aber das Normale ist eigentlich so ... mehr als 1 GB ungefähr.

Was sind die wichtigsten Apps?

WhatsApp, YouTube und Instagram. Naja, Instagram nicht ganz. Eher noch so irgendwelche Spiele.

Nutzt irgendjemand Facebook? Ach so, ihr dürft noch gar nicht, oder?

Also WhatsApp darf man ja eigentlich erst ab 16 benutzen. Das heißt, dass manche auch Facebook jetzt schon benutzen. Aber es sind wirklich nur sehr wenige.

Twitter, irgendjemand?

Ja, Twitter. Also es haben nicht viele, es ist ähnlich wie bei Facebook, aber das haben welche.

Wie sieht's mit anderen Computern aus? Laptops?

Laptops hat fast gar keiner.

Tablets?

Schon eher. Ja, so ungefähr . . . weniger als ein Drittel.

Und dürft ihr in der Schule das Handy benutzen?

Nein.

Auch nicht im Pausenhof? In der Pause?

Es ist komplett verboten, aber natürlich: Verboten reizt, und deswegen gehen manche in der Pause aufs Klo, holen ihr Handy raus und machen dann auf dem Klo irgendwas mit dem Handy. Weil da die Lehrer eben nicht reinkönnen.

Was heißt manche? Wie verbreitet ist das?

Bei den Mädchen sehr, bei den Jungs gar nicht.

Und das heißt, man nimmt das Handy mit in die Schule, damit man auf dem Weg hin und zurück Unterhaltung hat oder wie?

Also bei den Jungs ist es eher so: Es gibt so die Hälfte der Jungs, die total handyvernarrt sind, die es dann auch mal so als Mutprobe mitten im Unterricht an haben. Und dann gibt's die andere Hälfte, denen das total egal ist und die sich dran halten, halt nach und vor der Schule.

Was passiert, wenn man's im Unterricht an hat?

Also wenn dann diese Klingeltöne von den Nachrichten kommen beispielsweise, dann sagen manche Lehrer zu den Betreffenden: Jetzt holst du's schnell raus und machst es aus. Das machen manche, und dann gibt's natür-

lich noch die, denen das komplett wurscht ist, die beim fünften Mal sagen: Jetzt mach's halt mal aus! Und dann gibt's die, die total ausflippen, weil's mal an ist.

Aber warum lassen die Leute überhaupt ihre Nachrichtentöne an?

Um aufzufallen in der Klasse?

Ach so. Und Klingeltöne? Ich kenn das so, dass die Leute, denen ich so begegne, außer es sind Rentner und Schwerhörige, alle ihre Klingeltöne aus haben, schon seit Jahren. Also Handys klingeln eigentlich nicht mehr. Wie ist das bei euch? Klingeln die noch, wenn jemand anruft? . . . Oder telefonieren die Leute überhaupt?

Hmm . . . . Wenige. Das Hauptmittel ist eigentlich jetzt WhatsApp.

Sprachnachrichten? So Draufsprechnachrichten?

Ja.

Also keine Tippnachrichten? Gar nicht?

Also in der Klassengruppe, wenn jemand zu faul ist, um einen ewig langen Satz zu schreiben, macht er ne Sprachnachricht. Was ich sehr doof finde eigentlich, weil wenn du dann mal irgendwo bist, wo du nicht diese Sprachnachricht anhören kannst, und dann stehen auf dem ganzen Bildschirm nur diese Sprachnachrichten, dann kommt irgendwie so ein Text wie "Ja, ich versteh's" und du verstehst gar nichts. Weil du diese Teile eben nicht anhörst. Und so deutlich sind die ja auch gar nicht, diese Nachrichten. Ich hab schon mal bessere gehört.

Wenn du jetzt eine WhatsApp-Sprachnachricht gekriegt hättest auf diesem Handy, wie würdest du's halten, wenn du die abhörst? Ich frag deshalb, weil ich manchmal Leute seh, die mit dem Handy so am Ohr rumlaufen.

Nee, also eher dann so *(hält sich das Handy seitlich vors Gesicht)*. Dann hört man das schon. Nur wenn die Betreffenden sehr doof sind und total leise und undeutlich sprechen, dann muss man tatsächlich so machen.

Emma Passig, Fragen von Kathrin Passig

5. August 2016

Pride Maps

Google Maps warnt seit neuestem vor bevorstehenden Verkehrs-Chaossen (wie auch immer da der korrekte Plural lautet), und dies auch inzwischen mit dem WAS und nicht nur dem DASS.

Man beachte die Regenbogenfarben und die klickbare URL zum Event.

Ich frage mich, ob ich mich (besser nicht) fragen soll, wie das beim Welt-Astra-Tag, Hafengeburtstag, den Cyclassics, Critical Mass oder wohlmöglich einer Nationalen Spaten-Demo aussieht und bin gespannt, was sich Google da einfallen lässt.

Braun, und nen Link auf Storch Heinar? Die Zukunft bleibt spannend.

Alexander Stielau

5.8.2016

Nachts, wenn das E-Bike lärmt

Für den Kurztrip an die Nordsee mieten wir in dem kleinen niedersächsischen Ferienort beim größten Fahrradspezialisten am Ort zwei Räder. Weil der Wind beim Radfahren immer von vorn kommt, ist eines davon ein E-Bike – mit knapp 20 Euro Tagesmiete zwar mehr als doppelt so teuer wie das unmotorisierte Normalrad, bei Gegenwind aber unbezahlbar.

Interessanterweise entfaltet der Elektromotor im Rad seine kräftigste Schiebehilfe an den Stellen, an denen es ein wenig bergauf geht. Hier an der Küste sind das eigentlich nur die Auffahrten auf den Deich. Bei konstantem Gegenwind dagegen empfinden wir die Unterstützung der Maschine nicht so recht, obwohl das Display anzeigt, dass der Elektromotor fleißig hilft. Vielleicht alles eine Frage des Umgangs und der Gewöhnung.

Die meiste Gewöhnung verlangt einem das E-Bike allerdings des Nachts ab. Da steht das Fahrrad selbst überdacht irgendwo, aber nach der Nutzung am Tag will der Akku für den Elektromotor geladen werden. Dafür gab's ein (auch nicht so kleines, siehe Foto oben) Ladegerät mit auf den Weg.

Was allerdings im Fachgeschäft nicht zur Sprache kam: Das Ladegerät hat nicht nur Leuchten mit Statusanzeige. Sondern vor allem einen kräftigen Lüfter. Der soll die entstehende Wärme beim Aufladen ableiten – und füllt in der ruhigen Nacht das Hotelzimmer mit seinem Lärm. Das E-Bike aufladen oder schlafen, das ist dann die Frage. Wir entscheiden uns fürs Schlafen; die Ladezeit während unseres Frühstücks muss reichen.

Thomas Wiegold

Ab Frühjahr 2016

Kleinteile-Globalisierung

Von 2013 bis 2015 staubte ein Raspberry Pi (Version 1, Modell B) bei mir herum. Etwas später staubte neben ihm auch ein Raspberry Pi (Version 1, Modell B, aber mit mehr RAM) herum. Und ein Raspberry Pi 2. Alle habe ich jeweils mit einer Mischung aus Neugierde und abstrakten "was könnte man damit alles anstellen"-Plänen gekauft, die dann nach der Installation von Raspbian und einigen Fingerübungen versandeten. Inzwischen sind diverse Raspis bei uns regelmäßig im Einsatz, auch die Kinder lieben ihn, weil darauf eine (abgespeckte) Version von Minecraft läuft.

Hin und wieder benötige ich Kabel oder Zubehör, die ich früher am Wühltisch eines Elektromarktes oder bei einem Versandhändler der Conrad/Reichelt-Gewichtsklasse gekauft hätte. Seit März 2016 hat sich eine neue Routine eingeschlichen. Ob es nun ein 50-cm-Audiokabel oder ein Kabel für Mini-USB auf Micro-USB ist, fast immer bekomme ich brauchbare Angebote von Händlern auf eBay, die ihre Ware aus Hongkong, seltener aus Singapur verschicken. Versandkostenfrei. Die Bezahlung über PayPal ist das Bequemste, was ich je erlebt habe, und die Lieferzeit ist mit zwei bis drei Wochen für nicht-dringende Ware vertretbar.

Bisherige Bilanz:

1 m Audiokabel 3,5 mm auf 3,5 mm: 1 Euro (ohne Versandkosten)

Mini-USB auf Micro-USB Kabel: 1,57 Euro (ohne Versandkosten)

3-fach Miniatur-Hub: 2,77 Euro (ohne Versandkosten)

Meistens kommt die Ware in einem gefütterten Briefumschlag voller Zollabfertigungsinformationen und per Luftpost.

Mathias Schindler

Anfang August 2016

The Phantom Menace

Seit ein paar Wochen habe ich ein neues Smartphone. Mit ihm ist ein verschwunden geglaubter Geist in mein Leben zurückgekehrt: Die Phantombenachrichtigung.

Bei meinem alten Telefon hatte ich längere Zeit Phantomvibrationen, kleine Zuckungen im Hosentaschenbereich am rechten Oberschenkel, bis ich, außer bei Anrufen, nur noch optische Benachrichtigungen zugelassen habe. Das neue Smartphone habe ich genau so eingerichtet, aber es kann, anders als das alte, auch über LED benachrichtigen. Das kleine bunte Licht gefiel mir sofort, weil ich dachte, es hält mich davon ab, das Telefon neurotisch für nicht vorhandene Nachrichten in die Hand zu nehmen. Außerdem kann man

für verschiedene Dienste unterschiedliche Farben einstellen: Der Facebook-Messenger war grün, WhatsApp wurde gelb, Wordfeud blau. Das hilft zwar nichts, wenn auf mehreren Kanälen etwas passiert und die Leuchte sich nur für eine der Farben entschließt, aber es ist immerhin ordentlich bunt.

Nach ein paar Tagen fing es dann an und passierte häufiger. Ich meine immer wieder, wenn das Telefon in meiner Nähe ist, im Augenwinkel ein kleines Leuchten zu entdecken, wo gar keines ist. Dann fixiere ich länger mein Telefon, bis ich mir sicher sein kann, dass die LED-Leuchte wirklich keine Signale gibt und es nur ein Phantomblinken war. Gerade, wenn man Brillenträger ist, gibt es öfter irgendwelche Reflexionen im Glas, die einen irritieren können. Normalerweise erkennt sie mein Gehirn als unwichtig und filtert sie heraus. Aber neuerdings erscheinen sie ihm wahnsinnig spannend und ich fange an, besonders den Farben Grün und Blau ganz grundsätzlich nicht mehr zu trauen, wenn ich am Schreibtisch sitze und das Telefon neben mir liegt.

Manchmal drehe ich das Telefon jetzt um, wenn ich es griffbereit halten möchte, ohne mir Gedanken über die Integrität meiner Sinnesorgane zu machen. Das habe ich mich früher nicht getraut, aus Angst, es zu verkratzen. Mit dem neuen Gerät habe ich die zwar nicht mehr, weil es mir robuster erscheint, aber es kommt mir trotzdem auf eine eigene Art unangemessen vor, wenn ich es mit dem Gesicht nach unten hinlege. Als würde ich es mit dem Arsch anschauen.

Felix Lorenz

5. August 2016

Das Smartphone ist doch kein Telefon

Ich möchte auf dem Smartphone der Mutter die “Sprachbox Pro”-App der Telekom installieren. Das gar nicht so gute Speedphone-Festnetztelefon zeigt nämlich nicht an, ob man neue Sprachnachrichten hat, eventuelle Nachrichten blieben also für immer von der Mutter ungehört. Man braucht eine Smartphone-App, die das Benachrichtigen übernimmt.

Ich: Gib mir doch mal dein Handy bitte.
Mutter: Da.
Ich: Nein, nicht das, das kluge Handy.
Mutter: Das ist das kluge Handy.
Ich: Ich brauch das andere.
Mutter: Ach das. Das geht ja nicht mehr. Damit kann ich keine SMS mehr schreiben.
Ich, besorgt: Warum denn nicht?
Mutter: Weil die Tastenbeschriftungen ganz abgewetzt sind.
Ich: Nein, nicht das, das Smartphone!
Mutter: Ach ... Das betracht ich nie als Handy. Das betracht ich immer als ... ja ... für unterwegs.

Die Mutter bewirtschaftet drei Handys: Ein altes Tchibo-Handy mit den abgewetzten Tasten, das vom Vater geerbte schwer benutzbare Seniorenhandy und das von mir geerbte Smartphone. Das Tchibo-Handy, so erklärt sie, muss sie weiter verwenden, weil noch ungefähr 14 Euro Guthaben drauf sind (seit ca. 2014). Aber weil man damit keine SMS mehr schreiben kann, braucht sie das Vaterhandy. Und das Smartphone benutzt sie als Unterwegs-Version ihres Tablets, also für Wordfeud, Familienchat und Wettervorhersage. “Als Telefon hab ich das bisher nie genutzt.”

Kathrin Passig

06.08.2016

Die Paketbox ist nicht (genug) geneigt, mein Paket anzunehmen

Mein online bestelltes Kleidungsstück sitzt leider überhaupt nicht gut, also möchte ich die kostenlose Rücksendung in Anspruch nehmen. Hierzu muss ich einem Link in der Bestellbestätigung folgen, kann dann online meine Absenderadresse eingeben und das vorfrankierte Etikett ausdrucken. Danach klebe ich es auf die Tüte, in der das Kleidungsstück geliefert wurde, und mache mich voller Vorfreude auf zur Post. Heute kann ich endlich einmal die "Paketbox" ausprobieren, die in der Hauptpost in Freiburg noch gar nicht so lange in Betrieb ist!

Ich befolge die Anweisungen auf dem kleinen Bildschirm des Automaten und scanne zunächst nacheinander die beiden Barcodes, die sich auf dem Retourenetikett meines Paketes befinden. Anschließend lege ich das Paket

in den Automaten auf die kleinen Rollen und schließe die Rolltor-ähnliche Klappe. Begeistert von der einfachen Bedienung bestätige ich das Einlegen des Pakets auf dem Display und es passiert –

nichts. Stattdessen erscheint eine Fehlermeldung auf dem Display und auch bei meinem zweiten und dritten Versuch habe ich nicht mehr Erfolg. Also gehe ich schließlich zum Schalter, wo mein Paket angenommen wird und man mir freundlich erklärt, dass es auch mit dem Automaten hätte funktionieren müssen. Da kommt jedoch ein anderer, wohl erfahrenerer Mitarbeiter zu uns, der das Gespräch mitgehört hat. Der erklärt mir, dass der Automat öfter nicht funktioniere, wenn man nur einen leichten Karton oder sogar eine Tüte hineinlege. Die Neigung der Fläche mit den Rollen sei dann nicht stark genug, um das Paket hinten hinunterrutschen zu lassen, wenn man die Tür schließt.

Die automatische Paketannahme, die auch sonntags Pakete annimmt, ist wohl vorerst den schweren Paketen vorbehalten.

Maya

7. August 2016

Knappheiten, immer neue Knappheiten

Ich suche mir eine Zugverbindung nach Berlin, die möglichst viele und lange Umsteigeaufenthalte mit sich bringt. Schließlich kann es ja sein, dass das Standardpokémon von Hof das Charizard ist, man muss es erforschen.

Vor dem Aufbruch wandere ich noch zwei Stunden mit meiner Mutter. Ich muss Bälle sparen, es gibt unterwegs nur einen einzigen Pokéstop. Allerweltspokémon bleiben ungefangen. Viel ist sowieso nicht geboten, es gibt zwar fast überall Handyempfang, aber wegen der dünnen Besiedelung der Gegend manchmal kilometerlang nicht ein einziges Pokémon.

Nach zwei Stunden ist mein Akku leer, dabei ist das Handy fast neu. Diese Not ist ein neues Phänomen der letzten Wochen. Von der Anschaffung der Anker-Powerbank im Juli 2014 bis zum Start von Pokémon Go habe ich keine Stromnot gelitten. Ein neuer, größerer Anker ist schon bestellt.

Vor der Abfahrt des Zuges bleibt gerade genug Zeit, um das Handy auf 22% zu bringen. Die Waldbahn von Deggendorf nach Plattling hat keine Steckdosen. Der agilis-Zug von Plattling nach Regensburg hat zu meiner Überraschung welche. Zwischen Regensburg und Leipzig liegen fünf steckdosenlose Stunden, und auch zum Vorzeigen meines Handytickets brauche ich Strom. Ich schalte das Handy in den sparsamen Flugmodus und lese ein Buch auf dem abgedunkelten Display. Fangen kann man unterwegs sowieso nichts, der Zug fährt zu schnell.

Nach einer Weile gelingt es mir besser, die Ankündigung der nächsten Haltestelle nicht zu überhören. Dann schalte ich den Flugmodus ab, warte, bis sich das Internet einfindet – an manchen Bahnhöfen gibt es keines – und starte die Pokémon-App, was noch einmal zehn bis zwanzig Sekunden dauert. Mit etwas Glück stehen wir jetzt noch am Bahnhof. Mit noch mehr Glück nicht zu weit vom Pokéstop entfernt, der meistens in der Nähe des Bahnhofsgebäudes angebracht ist. Eigentlich sollte man nur Züge nehmen, die auf Gleis 1 halten.

Die Strecke über Hof ist landschaftlich viel schöner als die Alternativen über Nürnberg und Saalfeld oder durchs Fulda Gap, schöner als die Strecke über Hildesheim sowieso. Ohne Pokémon Go hätte ich das womöglich nie herausgefunden.

Mit den Sparmaßnahmen reicht der Strom tatsächlich knapp bis nach Hause. Im Notfall hätte ich vermutlich auch noch auf den Akku des Macbooks zurückgreifen können. Und immerhin habe ich seit April 2014 unbegrenztes Datenvolumen, nicht so wie Felix Lorenz, der wegen seines Mobilfunkvertrags nur noch zu Hause pokémonisieren kann.

Was wohl nach dem Ende der aktuellen Knappheiten, also so um 2018–2020 herum, an ihre Stelle treten wird? Irgendwas ist ja immer. Vermutlich wird Strom endlich auch mobil, wir bekommen Piezo-Schuhsohlen, Windkrafthü-

te oder Körperfettkraftwerke, aber in den ersten Jahren schreiben wir noch täglich ins Techniktagebuch "... und dann musste ich mir eine Steckdose suchen wie so ein Tier".

Kathrin Passig

07.08.2016

Lieber Kurt, entschuldige bitte

Der nachfolgende Text ist ein Dokument von gründlicher Missinterpretation aufgrund des Wandels der Zeiten, und er richtet sich an einen Teenager aus meiner Nachbarschaft und seine Eltern. Nennen wir ihn Kurt.

Kurt ist 14, als ich ihn kennenlerne: ein stilles, nettes und zurückhaltendes Kind, das bestens mit seinen Eltern auskommt. Die Eltern sind ebenfalls still und nett und zurückhaltend.

Offenbar hat Kurt die Angewohnheit, sein Fenster offenstehen zu lassen, denn ich werde über die Jahre Zeugin seines sich wandelnden Musikgeschmackes.

Einige Zeit später ist Kurt 17. Oft ist er nachmittags nach der Schule zuhause. Musik hört er nicht mehr, jedenfalls höre ich keine mehr und schließe daraus, dass auch er keine mehr hört. Oder nur noch leise.

Dafür hat Kurt nun oft überdurchschnittlich schlechte Laune. Er schreit herum, haut gegen Wände oder macht Geräusche, als ob er mit der Faust gegen Wände schlagen würde. Er nennt entweder seinen Vater oder seine Mutter oder seine Geschwister "Wichser", "Arschloch" und noch schlimmere Dinge, und ich bewundere die Geduld seiner Familienmitglieder, die weiterhin still, nett und offenbar sehr zurückhaltend sind, denn sie schreien nie zurück. Nie. Nicht ein einziges Mal.

Manchmal, wenn ich Kurt auf der Straße sehe, dann wundere ich mich über die Wunder der Pubertät, wie sie aus einem so netten jungen Mann ein Monster machen kann, das sich Nachmittag für Nachmittag mit seinen Eltern anlegt. In den Gesichtern seiner Familie suche ich nach Spuren der Kämpfe, die sie mit Kurt auszutragen haben – vergebens.

Inzwischen ist Kurt 20 Jahre alt. Er wohnt noch immer zuhause und versteht sich sowohl mit Vater und Mutter als auch mit seinen Geschwistern prächtig. Ich nehme mir vor, die anstehenden Pubertätsstürme meiner Kinder mit derselben Gelassenheit anzunehmen wie Kurts Eltern.

Mein Sohn ist fast 13. Er ist still, nett und zurückhaltend. Er hört gerne Musik, hat das aber noch nie laut getan. Er spielt – anders als wir damals – sehr gerne kollaborative Computerspiele und skypt dabei mit seinen Freunden. Eines Tages sitze ich auf der Terrasse und höre Geräusche, als ob jemand mit der Faust auf den Tisch haut, oder gegen Wände, und ich höre Schimpfwörter, die ich noch nie aus dem Mund meines Sohnes vernommen habe.

Er sitzt im Keller bei geöffnetem Fenster und ärgert sich wie verrückt über eine verlorene Partie League of Legends.

Pia Ziefle

8. August 2016

Nachts schlafen die Pokémon doch

Nach den Entbehrungen des Landlebens ist Berlin ein herrliches Poké-paradies. Gleich am ersten Abend nach meiner Rückkehr verabreden sich Teile der TT-Redaktion:

> Heute 19 Uhr am Springbrunnen vor dem Berliner Dom Treffen für Pokeschnorren bei anderen Lockstoffmillionären. Viele EP garantiert! $$$

Im Vorgängerspiel Ingress, aus dem die Ortsdaten für Pokémon Go stammen, sammelt sich eine Energieform namens “Exotic Matter” an Orten mit vielen (für Google sichtbaren, also mit dem Netz verbundenen) Menschen. Dieselben Orte bringen in Pokémon Go vermehrt Pokémon hervor, das macht den Domvorplatz attraktiv für uns. Außerdem gibt es dort viele als Pokéstops eingetragene Sehenswürdigkeiten und der Platz ist von Wasser umgeben, lockt also auch Wasserpokémon an. Es ist – abgesehen von Elternbesuchen – das erste Mal, dass ein touristischer Ort in Berlin auch für mich von Interesse ist.

Vor dem Dom sind Hunderte Pokémonisten versammelt. Wir lassen uns auf der von Alex und Katharina mitgebrachten Picknickdecke im Schnittpunkt von drei mit Lockmodulen versehenen Pokéstops nieder. “Der Sommer von Terror und Pokémon Go” sagt Alex. “Früher hatten sie den Sommer der Liebe”, sagt Felix. “Aber da war auch gleichzeitig Vietnamkrieg”, sagt Alex.

Die Gespräche drehen sich ausschließlich ums Spiel, wie beim Schafkopfen. Als jemand intellektuelleren Gesprächsstoff fordert, verkaufe ich gleich versehentlich alle meine Magikarps, weil ich mich aufs Reden konzentriere.

Der Lockmodulregen hört nicht auf. Wir brauchen selbst nichts zu investieren, wir haben gar keine Gelegenheit dazu. Sekunden nach dem Versiegen des letzten schaltet schon wieder jemand das nächste. Vorschläge, auch mal eine Runde um die Dominsel zu drehen, werden abgelehnt, alle sind heute schon weite Strecken zu Fuß gegangen.

Unser Treffen hat seinen Ursprung in Felix’ Klagen darüber, dass er mangels Datenvolumen nur zu Hause pokémonisieren kann und meinem Angebot, ihn mit durchzutethern. Ich bin mit halbleerem Handyakku und nicht vollständig geladener Powerbank erschienen und hänge bald meinerseits an Felix’ 20.000-mAh-Anker. Internet fließt durch die Luft in die eine Richtung, Strom durch das Kabel in die andere. Ich müsste vielleicht doch mal dieses Buch von Manuel Castells darüber lesen, wie sich in der Informationsgesellschaft Orte und Menschen um Ströme organisieren.

Nach drei Stunden kann niemand mehr sitzen, Wünsche nach Toiletten und Steckdosen werden laut. “Aber nur noch das eine!” “Und das!” Ich sage, ich sei schon lange nicht mehr so froh gewesen, dass meine Eltern mir nichts mehr zu sagen haben. Bestimmt würden sie einen immer genau im falschen Moment vom Spielen wegholen wegen Nichtigkeiten wie Abendessen. Katharina berichtet von ihrer Entdeckung dieses Treffpunkts am Vortag: Anderthalb Stunden lang sei sie nicht weggekommen und habe sich mehrmals fest vornehmen müssen: In fünf Minuten aber wirklich! Ich wünsche mir ein Programmende wie früher beim Fernsehen, Zusammenklappen der Pokéstops, Testbild, Nachtruhe.

Irgendwann schaffen wir doch den Absprung, gehen noch eine Arena erobern und dann etwas trinken. Ich frage: “Wie werden wir wohl in ein, zwei Jahren auf diese Zeit zurückblicken? Ist das eine kurze seltsame Episode oder geht es jetzt immer so weiter?” Episode, meint Alex. “Aber Draußensitzen vor Cafés muss doch auch mal neu gewesen sein”, sage ich, “oder Clubs. Und das ist nicht mehr weggegangen.”

Auf dem Heimweg wird mein Wunsch nach dem Testbild wahr. Die Lockmodule sind versiegt, die Pokémonisten nach Hause gegangen, die Beute schläft. Bis morgen.

Kathrin Passig

11.8.2016

Offline dank Hotspot

Ich fahre nicht oft Bahn, aber dann meist Langstrecke. Dabei nutze ich gelegentlich auch den von der Telekom bereitgestellen WiFi-Hotspot “Telekom_-ICE”.

Nicht, dass ich hoffen würde, dort gegen Geld besseres Internet zu haben, als per Mobilfunknetz – die ohne in Gold aufgewogenes Internet lokal zur Verfügung gestellten Informationen zum Fahrplan und seiner Einhaltung sind mitunter hilfreich.

Ansonsten beschreibt der Name des in diesem Jahr in Etappen eingeführten neuen ICE-Internetzugangs das alte System sehr treffend:

> WiFionICE

Gerade sitze ich am Hauptbahnhof in Dortmund und brauche für den Heimweg nur noch einen Regionalexpress. Es gibt keine Pokémoninfrastruktur in der Nähe des Bahnsteiges, Ingressportale sind auch nicht zu finden, aber es spawnen gelegentlich Taubsis.

Bis ich die Meldung bekomme, dass der Server nicht erreichbar ist. Ich probiere, SPIEGEL Online im Handybrowser aufzurufen, was auf die Vorschaltseite des eines ICE-Hotspots führt. Tatsächlich hat hinter mir auf dem anderen Gleis ein ICE gehalten und mein Handy hat sich brav mit dem Hotspot verbunden. Apps wie Pokémon Go sind aber halt keine Browser und laden deshalb keine Vorschaltseite, weshalb ich den Wechsel des Netzes gar nicht bemerkt habe.

Ich schalte das WLAN an meinem Handy aus, kann aber keine weiteren Taubsis fangen, da nun auch mein Zug kommt.

Volker König

August 2016

Map or it isn't there!

Stand der aktuell von mir genutzten Online-Kartendienste sowie Apps, die interaktive Karten als zentralen Bestandteil haben.

Dazu ist anzumerken, dass ich mich momentan fast nur in Berlin aufhalte, wo ich mich innerhalb der Ringbahn gut zurechtfinde. In Zeiten, wo ich viel über Land oder in fremden Städten unterwegs bin, sieht die Kartennutzung sicher anders aus.

- *Google Maps* (auf Laptop (L) und iPhone (P)) – für Stauinformation, Rotenplanung für weitere Fahrten, Vergleich der Fahrtzeiten mit Auto, Bahn und Fahrrad, manchmal auch Zeitermittlung für Fußwege. Google Street View, um sich die Umgebung einer Adresse anzuschauen, oder um zu bestätigen, dass man überhaupt die richtige Adresse hat. Turn-by-Turn-Navigation mit iPhone-Halterung im Auto.

- *WetterOnline* (L, P) für animiertes Regenradar – meine Verwandtschaft nennt das den „Strömungsfilm“. Ich versuche damit, mein Radfahren möglichst niederschlagsfrei zu gestalten.

- *WunderMap* (L, P) für Regenradar und Wetterdaten. WunderMap ist exakter, was die geographische Genauigkeit der Regengebiete angeht. WetterOnline hat die bessere zeitliche Auflösung und eine grafische Vorhersage, bei der ich allerdings vermute, dass sie dafür nur die aktuellen Radarechos entsprechend der aktuellen Windverhältnisse weiterbewegen. Bei WunderMap kann man auch die Standorte zahlreicher Wetterstationen einblenden und dann deren Daten einsehen.

- *Runkeeper* (L, P) – Fitnesstracker beim Radfahren und Laufen. Zurückgelegte Strecken lassen sich auf einer Karte einblenden und auch nachträglich ~~pimpen~~ korrigieren.

- *Call a Bike* (P) – die App für die Mieträder der Deutschen Bahn. Falls ich eines miete, mache ich das stets per Anruf. Irgendwas war beim Einrichten der Online-Ausleihe zu kompliziert. Die App brauche ich daher nur zur Umgebungssuche der Mietstationen und um sicher zu gehen, dass sich dort auch ein Rad befindet.

- Die *BVG-App* (P) der Berliner Verkehrsbetriebe kann jede Haltestelle samt Umgebung in OpenStreetMap anzeigen.

Sehr selten oder gar nicht mehr nutze ich:

- *BBBike* (L, P) – Fahrradnavigation für Berlin und Umgebung. Handhabung mittlerweile recht altbacken. Fahrradnavigation von Google und meine Ortskenntnis machen diese App aktuell überflüssig.

- *Around Me* (P) – war mal so ein Kartendienst zur Umkreissuche von Geldautomaten, Tankstellen, Apotheken, etc. Eine meiner ersten iPhone-Apps. Gerade finde ich sie nicht mal mehr, also vermutlich eingestellt.

- *Geocaching* (L, P) – well, Geocaching. Viele Caches entlang meiner üblichen Wege habe ich gefunden; für alle anderen fehlt mir die Muße.

- *Apple Maps* (P) – meiner Erfahrung nach gegenüber Google gleichwertige bis bessere Verkehrsinformation, dafür aber bisweilen erratische Streckenführung.

- *Bing Maps* (L) – einziger Vorteil eigentlich die Luftaufnahmen im 45°-Winkel, die ich in Zeiten der Wohnungssuche viel genutzt habe. Vermitteln einen guten Überblick über die Struktur der Bebauung und sind vor allem vom deutschen Verpixelungswahn völlig verschont geblieben.

- *Sygic* (P) – offline Navigation. Wird momentan schlicht nicht gebraucht.

Dieser Eintrag wurde inspiriert von einem Vormittag Geocachen mit meinem Neffen. Dabei fiel mir auf, dass die geocaching.com-Webseite Map-Overlays für mehrere gängige Kartendienste bietet (Google, MapQuest, Bing, OpenStreetMap).

Eigentlich würde ich mir das ja eher andersrum wünschen: Einen Kartendienst, auf dem ich dann verschiedenste Layer durch Ein- und Ausblenden kombinieren kann, also z. B. Biergärten und Geocaches entlang einer Fahrradroute. Die hohe Kunst wäre dabei die integrierte Antwort auf die Frage „wann muss ich losradeln, um auf folgender Strecke keinen Regenschauer abzubekommen?“

Virtualista

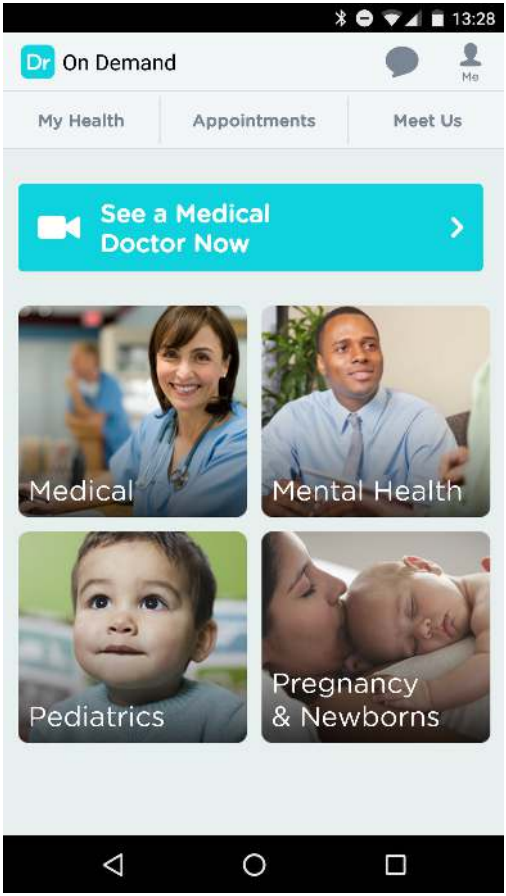
2016-08-11

Das Smartphone guckt mir in den Hals

Ich habe seit acht Tagen eine Sinusinfektion, die einfach nicht besser wird. Letzte Nacht wurde es sogar noch viel schlimmer, ich hatte regelrecht das Gefühl, von der Nase her zu ersticken.

Morgens um fünf gehe ich zu der *Pharmacy* gegenüber, die zum Glück rund um die Uhr geöffnet hat. Der Apotheker gibt mir alles, was er mit gutem Gewissen über die Theke reichen kann: Salin-Spray, schleimabschwellende Tabletten. »Und wenn ich jetzt doch noch zu einem Arzt will? Wo gehe ich da am besten hin?« Mir graut davor, einen ganzen Tag durch Terminvereinbarung, quer durch die Stadt Fahren und Wartezimmer zu verlieren, aber der Leidensdruck ist über Nacht groß genug geworden. – »Unser Arzt hier ist nachher um neun da, aber nehmen Sie doch die App, das ist doch viel einfacher.«

Natürlich. Ich hätte mir denken können, dass es längst ein Uber für Ärzte gibt. Ich installiere *Doctor on Demand* und richte mir einen Account ein. Auf ein paar Bildschirmseiten gebe ich meinen Gesundheitszustand ein, bekannte Krankheiten, Medikamente, Allergien. Dann bitte ich um eine Video-Beratung. Sie kostet vierzig Dollar – ein normaler Arztbesuch kostet für Krankenversicherte zwanzig Dollar Selbstbehalt. Manche Versicherungen übernehmen schon die Kosten für *Doctor on Demand*, aber meine noch nicht.



Es ist sechs Uhr dreißig morgens an der US-Ostküste. Ich bin nicht sicher, wie groß meine Chancen sind, um diese Zeit schon einen Arzt zu finden. Nicht einmal Kalifornien hilft jetzt, denn da ist es noch mitten in der Nacht.

Aber ich muss kaum drei Minuten warten. »Wir suchen nach einem Arzt für Sie. . . « – »Sie sind der Nächste!« – »Ihr Doktor schaut sich jetzt Ihre Angaben an. . . «

Dann startet der Video-Chat. Ich spreche mit einer jungen, hellwachen, sympathischen Ärztin irgendwo in den USA. *Does she have it? Yes, she's got it* – dieses Talent, einem wildfremden Menschen von einer Sekunde auf die nächste das Gefühl zu geben, er wäre der wichtigste Mensch auf der Welt. Obwohl ich kaum reden kann, schildere ich meine Symptome, beantworte Fragen.

Dann möchte die Ärztin meinen Atem hören. Ich soll das Smartphone ganz nahe an meinen Mund halten und tief ein- und ausatmen. Während ich das tue, sehe ich, wie sie sich mit dem Kopf nah an ihren Computer heranbewegt und lauscht. Kein Rasseln zu hören, gut. Ob ich eine starke Lampe in der Nähe hätte? Sie möchte mir nämlich in den Hals gucken. Ich schalte eine Schreibtischlampe ein und bringe mich und das Smartphone in ihre Nähe. »Ja, wunderbar!« – »Aaaaah!« – »Und jetzt bitte die Zunge rausstrecken.« – »Äääärgh!« – »Wunderbar. Danke. Ich stimme Ihnen zu, Sie haben auf jeden Fall eine Sinusinfektion. Ich werde Ihnen ein Antibiotikum verschreiben. Das geht gleich an Ihre Apotheke, Sie können es in dreißig Minuten abholen. Zweimal täglich eine Kapsel, eine Woche lang. Sie werden sich spätestens in drei Tagen wieder ganz gesund fühlen, aber nehmen Sie das Antibiotikum bitte unbedingt eine ganze Woche. Sinusinfektionen sind sehr hartnäckig.«

Das deckt sich mit dem, was ich schon aus Wikipedia über Sinusinfektionen gelernt habe. Ich bin dankbar und begeistert. »Das ist das erste Mal, dass ich *Doctor on Demand* benutzt habe«, sage ich. »Ja, das ist toll, nicht? Ich mache das jetzt seit zweieinhalb Jahren, und ich habe in dieser Zeit 15.000 Patienten behandelt. Nur drei davon musste ich an die Notaufnahme weiterschicken.«

Am Ende bewertet man seinen Arzt mit eins bis fünf Sternen und optional einem schriftlichen Kommentar, ganz wie bei Uber. Ich bin sehr zufrieden.

André Spiegel

August 2016

Urlaub mit Internet ist gar nicht schlimm

Urlaube, in denen ich Deutschland verlasse, sind für mich wegen der Roamingkosten lange Zeit der letzte Rückzugsort vom Internet gewesen, zum Teil auch durchaus gewollt. Ich glaube zwar nicht an Digital Detox, aber an Versuchung und Gewohnheit. Über beides bietet das Internet breit gepflasterte Pfade zur Nichterholung.

Vor ein paar Jahren begannen Hotels und Cafés dann standardmäßig, W-LAN zu haben und damit konnte ich zumindest einzelne Inseln der Verbundenheit in einem Meer der Internetlosigkeit erhaschen. Genug, um kurz die (Privat-)Mails zu checken oder einen Status abzusetzen – zum Beispiel an dem Abend, als ich meiner jetzigen Frau vor vier Jahren in Portugal einen Heiratsantrag gemacht hatte.

In diesem Sommer bin ich eine Woche in Lettland und als am Flughafen die übliche Willkommens-SMS meines Mobilfunkanbieters kommt, bin ich überrascht: “Datenroaming kostet in Ihrem Tarif nichts zusätzlich. Schöne Reise wünscht Ihnen”. Ich erinnere mich vage, bei meiner letzten Vertragsverlängerung eine Roaming-Option geschenkt bekommen zu haben, aber ich muss mich doch erst auf der nächsten W-LAN Insel im Techniktagebuch-Chat und auf der Website des Anbieters vergewissern: Anscheinend habe ich ein ganzes Gigabyte kostenloses Roaming zur Verfügung.

Kurzzeitig versetzt mich diese Nachricht in Angst, dass ich nicht in der Lage sein werde, meinen Urlaub zu genießen vor lauter Internet. Aber dann stelle ich fest, dass es sehr praktisch ist. Dank Google Maps müssen wir keine Stadtpläne studieren, der Browser zeigt uns im Zweifelsfall schnell Restaurantempfehlungen und zwischendurch kann ich sogar ein bisschen Pokémon GO spielen – die Pokémons sprechen zwar alle Lettisch, scheinen sich aber in meinem Rucksack gut einzugliedern.

Die Kunst, so merke ich schnell, besteht eher darin, sich von Verpflichtungen zu befreien, die ich in anderen Wochen empfinde, also zum Beispiel bei Fachthemen auf der Höhe bleiben zu wollen. Ich bin ja trotzdem im Urlaub, auch mit Internet.

Alexander Matzkeit

10. bis 12. August 2016

I once was lost, but now I'm found

Auf dem Weg zur Bandprobe sitze ich im Bus, höre Podcast und spiele Pokémon GO – eventuell ein bisschen viel Abschottung von der Welt. Denn als ich an der Haltestelle, wo ich in die U-Bahn umsteige, gerade dabei bin, ein Habitak zu fangen, lasse ich meine Beckentasche neben mir auf dem Sitz stehen. Ich bin so versunken, dass mir das Fehlen der Tasche erst eine halbe Stunde später auffällt, aber der Abend ist damit ruiniert. "Die bekomme ich nie wieder", denke ich und vergieße ein paar verzweifelte Tränen. Nicht zuletzt, weil Becken nicht gerade billig sind.

Sicherheitshalber twittere ich mal den Bus-Account der BVG an, der mir zwar nicht direkt helfen kann, mir aber den Link zu einem Online-Fundsachenportal schickt, das ich noch nicht kannte, aber sehr praktisch ist. So kann ich von zu Hause prüfen, ob etwas gefunden wurde – und tatsächlich: zwei Tage nach dem Verlust taucht meine Beckentasche in der Suche auf.

Suchergebnis: 4 Einträge gefunden (Klicken Sie auf die Beschreibung, um weitere Informationen zu erhalten)

Beschreibung	Funddatum	Fundort	Fundamt
2 Becken, runde schwarze Tasche mit zwei Becken	11.08.2016	10709 M19	Berliner Verkehrsbetriebe (BVG)

Ich bin überglücklich und werde die Tasche gleich am Montag für 7 Euro Fundgeld auslösen.

Alexander Matzkeit

12.8.2016

Kostenloses Internet. In einem deutschen Regionalzug

Bisweilen entdeckt man Dinge, die in Deutschland ausgeschlossen scheinen:

Diesen Text schreibe ich direkt ins Netz aus einem Zug der Deutschen Bahn, in dem es kostenloses Internet gibt – und es ist kein ICE.

Der Interregio Express (IRE) zwischen Berlin und Hamburg ist als Billigzug konzipiert: Die einfache Fahrt in der 2. Klasse – eine 1. Klasse gibt es gar nicht erst – kostet mit knapp 20 Euro ein Viertel dessen, was die normale Fahrt mit dem ICE zwischen beiden Großstädten kostet. Und es gibt einen kostenlosen Internet-Zugang; im Unterschied zum ICE nicht über die Deutsche Telekom, sondern über das Unternehmen *Hotsplots* (aber vermutlich ebenso über das Mobilfunknetz der Telekom).

Das hat natürlich seinen Grund: Mit diesem Zug, der drei Stunden für die Strecke von Berlin nach Hamburg (und umgekehrt) braucht, eine Stunde länger als der ICE, will die Bahn natürlich vor allem der Konkurrenz der Fernbuslinien etwas entgegensetzen. (Dass genau diese Klientel angesprochen werden soll, zeigt sich schon daran, dass eine Bahncard 25 oder 50 in diesem IRE keinerlei Vorteil verschafft.) Und da die Fernbusse alle kostenloses Internet anbieten... muss die Bahn das in diesem Zug auch tun.

Die Netzversorgung ist übrigens genau so gut oder genau so schlecht wie im ICE. Wo es in den dünn besiedelten Regionen Brandenburgs oder Sachsen-Anhalts (in der Altmark leben so wenig Menschen wie noch nie seit dem 30jährigen Krieg) keine Netzversorgung gibt, ist ziemlich egal, wie schnell der Zug fährt und was die Fahrkarte kostet.

(Einen weiteren Haken hat das natürlich: Für diesen Billigzug werden etwas ältere Wagen eingesetzt, die vor Jahren von sich reden machten – weil die Haltemagnete in den kleinen Klapptischen gerne mal Computer-Festplatten löschten. "Achtung mit magnetischen Datenträgern" warnen noch immer kleine Schilder auf diesen Tischchen.)

Thomas Wiegold

August 2016

Das Streaming umarmen

Ein gutes Jahr ist es jetzt her, dass ich meinen Musikkonsum von Kauf-MP3s auf Streaming umgestellt habe, erst zwei Monate bei Spotify, dann bei Apple Music. Wenn ich zurückblicke, merke ich, dass ich auch ungefähr ein Jahr gebraucht habe, bis ich wirklich vollständig im neuen Paradigma angekommen war. Die ersten Monate habe ich stark damit verbracht, Workarounds zu finden, um mein bisherigen Musikhörverhalten im neuen Modell weiterzuführen. Dazu kam der Reiz des Neuen, etwa das "Discover Weekly"-Feature von Spotify und die kuratierten Playlisten bei Apple Music. Erst Stück für

Stück scheine ich wirklich geschnallt zu haben, dass sich Musikhören verändert, wenn man nicht mehr die Musik kauft, sondern nur noch den Zugang zu ihr.

Zwei größere Veränderungen sind mir aufgefallen

1. Pflichtgefühl: Wenn ich über einen Song zu einem Album oder einer Band finde, dann aber feststelle, dass ich Album oder Band mit Ausnahme des ursprünglichen Songs nicht so toll finde, kann ich das einfach entscheiden und fühle mich nicht verpflichtet, mir den Rest der Musik noch "schönzuhören", entweder nach dem Motto "Jetzt hast du aber auch dafür bezahlt" oder "manche Musik erschließt sich erst, nachdem du dich ausführlich damit beschäftigt hast" (letzteres stimmt, aber irgendwas muss einen trotzdem von Anfang an interessieren). Jetzt herrscht inzwischen ein allgemeines Gefühl vor, dass ich Musik einfach "zurückgeben" kann, die mir nicht gut genug gefällt. Ich muss sie auch nicht "sicherheitshalber" in der Sammlung lassen. Falls ich sie später irgendwann doch gerne noch einmal hören möchte, kann ich sie mir schließlich jederzeit wieder holen.

2. Zugang: Ich habe zunehmend angefangen, Empfehlungen, auch abwegige, die ich lese oder erzählt bekomme, einfach sofort zu hören. Was banal klingt, war früher nicht so. Bevor ich etwas kaufe, habe ich immer lange überlegt, ob es sich wirklich lohnt, genau *dafür* Geld auszugeben. Nicht selten folgte am Ende trotzdem die Enttäuschung, wenn ich ein Album nur aufgrund von Soundschnipseln oder – noch schlimmer – geschriebenen Kritiken gekauft hatte. Auch hier herrscht wieder der Gedanke des "Zurückgebens" vor. Ich kann diese Musik so lange oder so kurz testen, wie ich will. Ich sitze niemals drauf fest und muss sie Stück für Stück weiter hinten ins Regal schieben, bis ich endlich entscheide, sie zu verkaufen.

An diesen beiden Polen – und vor allem an der endgültigen Verabschiedung von "Besitz" – hängen sämtliche Verhaltensweisen, die ich an mir beobachtet habe. Zum Beispiel das verstohlene Wieder-Hören von Dingen aus meiner Kindheit, etwa den Otto-Platten meiner Eltern, um für einen kurzen Mo-

ment alten Gefühlen nachzuspüren, diese dann aber auch wieder loslassen zu können, wenn der Nostalgie-Schub vorbei ist. Oder bei manchen Songs eben auch den Gesamtkatalog der Band nicht zu entdecken, sondern den Song einfach als Erfahrung zu akzeptieren, die mir jetzt gerade gefällt. Mag sein, dass ich gerade eine ganze Stilrichtung verpasse, aber die kann ich ja auch noch morgen entdecken.

Alexander Matzkeit

August 2016

Das Schweigen der Mädchen

Es ist Sommer. Nicht zum ersten Mal im Leben, aber zum ersten Mal in unserer Familie hat sich ein hochinteressanter Spalt aufgetan. Denn das eine Kind (ein Mädchen, 11 Jahre alt und auf dem Weg in Klasse 7 am Gymnasium – ich erkläre das so genau, weil das vielleicht für das Gesamtbild wichtig sein könnte) sitzt traurig in der Ecke, auch bei schönstem Sonnenschein.

Das andere Kind, ein Junge, 12 Jahre alt und auf dem Weg in Klasse 8 am Gymnasium, sitzt fröhlich allein in seinem Zimmer und plaudert bis spät in den Abend mit seinen Freunden, von Einsamkeit keine Spur. Dabei verlässt er seinen Rechner kaum, höchstens um nachzusehen, ob die Sonne endlich untergegangen ist, damit er mit seinen Schwestern raus kann, um Inliner zu fahren oder auf den Bolzplatz zu gehen. Alle meine Kinder verabscheuen das Tageslicht, ich kann mir das nicht erklären, aber es ist so. Wenn irgend möglich, sind sie draußen, sehr gern sogar, aber nur wenn keine Sonne scheint. Und wenn es nicht zu heiß ist. Am besten, wenn es regnet.

Aber zurück zum Spalt.

In meiner Jugend in den sehr späten 80ern gab es in meinem Viertel Väter, die mit Eintritt der Pubertät ihrer Töchter kleine Telefonschlösser kauften, die man in die 3 der Wählscheibentelefone klemmte und mit einem kleinen Schlüssel abschließen konnte. So ließen sich noch Notrufe absetzen –

zumindest konnte man 112 wählen –, aber es ließen sich keine kostspieligen Telefonate mit der Freundin im Nachbarort oder dem “Brieffreund” in Timbuktu führen.

In meiner gesamten Erwachsenenzeit galt das Klischee des schweigsamen Mannes und der hochkommunikativen Weiblichkeit, und als die Kinder kamen, hatte ich zunächst den Eindruck, dass an Klischees vielleicht mehr dran ist, als man so wahrhaben will.

Pustekuchen.

Die so schweigsamen Jungs sitzen alle in ihren Jugendzimmern und skypen miteinander, was das Zeug hält, sie halten stundenlang verbale Kommunikation durch, sie besprechen in hochkomplexen Sätzen hochkomplexe Online-Strategien in Online-Strategiespielen miteinander, oder sie spielen stundenlang voller Glück Bedwars und machen dabei Tiergeräuschimitationswettkämpfe. Das weiß ich aus sicherer Quelle.

All das, während die angeblich so kommunikationsfixierten Mädchen allein in ihren Jugendzimmern sitzen und stumm für sich allein Schminktutorials bei YouTube schauen, weil die Eltern der anderen Mädchen ihnen weder ein Smartphone gekauft haben noch ein Notebook, und wenn das doch vorhanden ist, dann dürfen sie keine der gefährlichen Apps wie Skype benutzen. Auch das weiß ich aus sicherer Quelle, ich sage nur: Elternabend.

Das Ergebnis: Während das eine Kind in den Ferien mit all seinen weit verstreut wohnenden Freunden täglich für Stunden Kontakt haben kann, ist das andere Kind von seinen ebenfalls verstreut wohnenden Freundinnen vollkommen abgeschnitten, weil die “nur Notfallhandys mit Tasten” haben und darauf natürlich kein WhatsApp.

Ich bohre nach und tatsächlich: In der Klasse der Tochter sind es die Jungs, die miteinander reden, sich gegenseitig Apps und Spiele auf den Telefonen zeigen und ohne Probleme stundenlang darüber reden können, während die Mädchen das mangels Geräten nicht können – wenig verwunderlich, dass in dieser Klasse kaum Kontakte zwischen den beiden Gruppen bestehen, während es in der Klasse des Sohnes, wo nahezu alle Kinder unabhängig vom

Geschlecht recht gut mit Geräten ausgestattet sind, eine gut funktionierende Klassengruppe bei WhatsApp und im sogenannten real life viel weniger Berührungsängste gibt (und sehr viel nettere Elternabende).

Es ist vielleicht zu stark, aus einer einzelnen Situation etwas Größeres abzuleiten, aber ich bin sicher, die weit bessere Klassenatmosphäre hat nicht zuletzt damit zu tun, dass die Kinder außerhalb der Schule einen leicht zugänglichen Kommunikationskanal haben. Und (fast) alle ein Handy haben, wirklich alle aber Zugang zum Netz.

Alina Smithee

Anfang August 2016

Da fehlt doch was, das war doch eben noch da

Am Donnerstag fällt es mir zum ersten Mal auf. Ich stehe am Sowjetischen Ehrenmal, einem beliebten Pokémon-Go-Treffpunkt ... eigentlich ist Treffpunkt das falsche Wort, man würde ja eine Kirche oder eine Autobahnraststätte auch nicht als Treffpunkt bezeichnen. Es ist ein Ort, an dem sich Menschen einfinden, aber nicht in erster Linie, um dort andere Menschen zu treffen, sondern aus einem gemeinsamen Grund. Jedenfalls blicke ich vom Handy auf und bin überrascht, dass auf der anderen Seite des Platzes alles dunkel ist. Die drei im Handy bunt leuchtenden Pokéstops mit Lockmodulen fehlen. Mein Gehirn erwartet offenbar, sie auch in der Realität vorzufinden. Keine abwegige Erwartung, Google Maps zeigt schließlich auch Dinge an, die man beim Aufblicken vom Handy wirklich vor sich sieht.

Am Freitag bin ich überrascht, dass die Arena auf dem Elsensteg in Neukölln fehlt. Auf der Brücke müsste doch ein Turm stehen ... es ist eine eher vage, abstrakte Vorstellung eines Turms, aber letztlich nicht vager und abstrakter als meine Erinnerungen an viele echte Türme.

Am Sonntag bin ich mit Freunden an einem Lockmodul im Bezirk Tiergarten verabredet. Ich fahre mit dem Fahrrad hin und denke dabei mehrmals "das Lockmodul sehe ich ja dann ... ", muss den Ort letztlich aber doch mühsam und unter Zuhilfenahme von Google Maps ausfindig machen. Man hätte das Lockmodul am Benehmen der Menschen in seiner Umgebung erkennen können, aber das rosa Schneegestöber fehlte.

Entfernt verwandter Vorfall: Ich werde von zwei kleinen Jungen auf der Straße gefragt, wo es Ponyta-Pokémon gibt und will ihnen den Weg zum Ponyta-Spawn am Weichselplatz weisen, aber sie können mit Google Maps wenig anfangen. Vielleicht ist ihr Aktionsradius auch noch zu klein, der zehn Minuten zu Fuß entfernte Ort scheint ihnen jedenfalls schreckenerregend weit weg. Nach mehrfachen vergeblichen Erklärungen (Deuten in die reale Richtung, Zeigen auf Google Maps) fängt der größere der beiden an, sich die Straßennamen, die ich nenne, am Handy zu notieren. Schließlich zeige ich auf die Pokémon-Go-Karte und sage "Ihr geht einfach zu der gelben Arena da".

Kathrin Passig

2016

Das Zusammenspiel von Hard- und Software ist noch suboptimal

Ich jogge zuweilen und besitze eine sog. Fitness-Watch (genauer: "Fitbit Blaze"). Diese Armbanduhr liest während des Laufens meinen Puls ab und kann in Zusammenspiel mit einem Smartphone die gelaufene Strecke aufzeichnen.

Bevor ich also einen Lauf beginne, klicke ich auf der Fitness-Uhr "Laufen beginnen", woraufhin sie sich mit dem Smartphone verbinden will. Damit das zuverlässig klappt, muss ich auf dem Handy die zugehörige Fitness-App starten.

Sobald die Uhr mir ihr OK gibt, pausiere ich meinen Lauf direkt, dann starte ich auf dem Handy ein interaktives Hörspiel namens "*Zombies, Run!*". Dabei befindet sich der Hörer/Läufer in einer fiktiven, apokalyptischen Geschichte und wird, na klar, zum Laufen angetrieben. Zwischen den einzelnen Hörspielsequenzen gibt es längere Pausen, in denen man Musik hören kann. Die Zombie-App pausiert die Musik automatisch, wenn das Hörspiel weiterläuft. Ich starte also eine dritte App, meinen Musikplayer und starte meine Playlist. Von nun an wechseln sich Musik und Hörspiel ab.

Zurück zur Uhr beende ich dort meine Lauf-Pause und kann endlich losrennen. Oft hat es dann aber schon angefangen zu regnen und ich gehe wieder rein, ohne einen Schritt gelaufen zu sein.

Jan-Martin

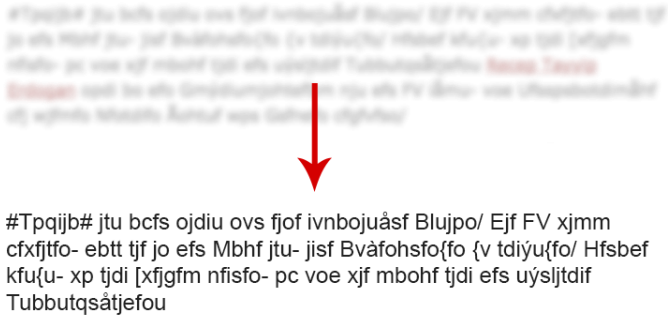
Anfang Juli 2016

Paywall aus Pappe

Am 27. Juni 2016 kündigt die Spiegel-Chefredaktion den Start der hauseigenen Bezahlschranke "SPIEGEL Plus" an. Am Nachmittag des 1. Juli habe ich die Bezahlschranke ausgehebelt und kann Bezahlartikel lesen, ohne dafür zu bezahlen. Entgegen mancher Erwartungen ist dem kein aufwendiger, krimineller Akt vorausgegangen. Dies ist auch weniger eine Anleitung zum Hacking, als ein kurzer Bericht über fünf Minuten Prokrastination vor dem Computer, denn die technischen Hürden hierfür liegen auf einem niedrigen Niveau.

Bezahlschranken (Paywalls) sind für mich eigentlich sofort erkennbar und mein erster Reflex ist der "Zurück"-Button im Browser. Doch Spiegel Plus funktioniert etwas anders, denn es bietet einen ersten Eindruck des Textes, bevor man ihn bezahlt hat. Anstatt den Inhalt des zu bezahlenden Artikels

komplett zu verbergen, zeigt Spiegel Plus neben dem Hinweis, dass er Geld kostet, die Umrisse des vollständigen Artikeltextes im Browser an – unscharf gezeichnet und damit für den Betrachter im ersten Moment nicht einsehbar.



Ich werfe einen Blick in den Quelltext der Seite und stelle fest, dass auch im zweiten Moment der Text unleserlich bleibt, denn er scheint verschlüsselt zu sein. Ich google nach irgendetwas mit “Verschlüsselung” und “Generator” und klickte auf das erstbeste Suchergebnis: ein kleines Werkzeug zum Ver- und Entschlüsseln von Texten mit Hilfe der Caesar-Verschlüsselung.

Die Caesar-Verschlüsselung beruht auf Substitution: man verschiebt alle Zeichen in einem Text um X Positionen im Alphabet. Auf Wikipedia steht, dass es “eines der einfachsten und unsichersten” Verschlüsselungsverfahren ist und in der Praxis hauptsächlich dazu dient, die “Grundprinzipien der Kryptologie anschaulich darzustellen”.

Ich kopiere einen Absatz aus dem Quelltext in das Eingabeformular der Seite, klicke auf “automatisch entschlüsseln” und erhalte folgenden Text:

> #Sophia# ist aber nicht nur eine humanitåre Aktion/ Die EU will beweisen- dass sie in der Lage ist- ihre Auàengren{en {u schýt{en Gerade jet{t- wo sich {[}weifel mehren- ob und wie lange sich der týrkische Staatspråsident

Auf einmal wird der Text einsehbar. Allerdings werden Umlaute und Satzzeichen nicht korrekt übersetzt. Das ist dem Umstand geschuldet, dass Umlaute normalerweise vor der Verschlüsselung aufgelöst (ä → ae, ü → ue usw.) werden und Satzzeichen entfernt, wie mein Informatiklehrer aus dem Abitur mir kurze Zeit später erklärt, den ich zum Mitwisser dieser monströsen Tat mache, die eigentlich keine war.

Dass Spiegel Online seine bezahlten Inhalte mit Grundlagenwissen über Verschlüsselung vor Diebstahl schützt, überrascht mich. Wäre ich wieder in der zwölften Klasse, hätte ich jede Gelegenheit genutzt, mit diesem Wissen vor meinem Informatiklehrer zu glänzen. Zugegeben: im Nachhinein betrachtet habe ich vielleicht auch nichts anderes getan, als ich ihn kurze Zeit später per Telefon konsultierte.

Was die Situation aus der Perspektive eines ehemaligen Informatikschülers aber noch unwirklicher erscheinen lässt, ist die Tatsache, dass die Verschiebung der Texte um nur eine einzige Position stattfand. Würde Spiegel Plus seine Texte um vier, sechs oder acht Positionen verschieben, hätte ich vielleicht irgendwann die Lust verloren und wäre in meinem Anfall der Prokrastination weitergesurft.

So wurde eben ein Eintrag für das Techniktagebuch draus. Ich habe Spiegel Online auf ihre Caesar-Verschlüsselung hingewiesen. Zum Zeitpunkt des Aufschreibens (1,5 Monate später) wurde an dem Verfahren nichts verändert.

Gregor Weichbrodt

17. August 2016

2016 ist also immer noch nicht das Jahr, in dem Kartenkauf im Kino einfach wird

Wir wollten ja eigentlich schon seit 2011 immer alle Karten fürs Fantasy Filmfest im Voraus kaufen. Inzwischen gibt es eine CineStar-App. Mit der ist der Kartenkauf vielleicht nicht mehr so umständlich wie auf der CineStar-Website, denke ich, und installiere sie voller Vorfreude. Aber die App leitet nur auf die Website um, wenn man auf "Tickets" tippt. Dann lieber doch einfach zwei Stunden früher im Kino erscheinen.

Gleich der erste Film ist ausverkauft.

Wir machen einen Ersatzplan, erscheinen wieder an der Kasse und diktieren der Kassiererin ganz langsam den Plan. Sie muss zu jedem Film Tag und Uhrzeit wissen, sonst geht es nicht (obwohl fast alle Filme nur an einem einzigen Tag und zu einer einzigen Zeit laufen).

Am Ende des langwierigen Vorgangs zücke ich meine ec-Karte beziehungsweise das, was ich bisher für meine ec-Karte gehalten habe, aber wohl eine Maestro-Karte ist. Die Kassiererin sagt: "Keine Kreditkarten. Nur ec-Karten." Ich sage: "Das ist meine ec-Karte." Die Kassiererin sagt: "Probieren könnses, aber gehen wird es nicht." Und so ist es dann auch.

"Aber da steht doch Maestro auf dem Gerät und auf meiner Karte", sage ich. "Ja, geht aber nicht." – "Da ist ein Kontaktlos-Symbol auf dem Gerät", sage ich hoffnungsvoll. "Ja, das geht aber auch nicht. Freigeschaltet ist nur ec. Und sobald die Karte irgendwas anderes kann, versucht das Gerät, die andere Methode zu benutzen, und dann geht es nicht."

Aleks, der seit elf Jahren nicht mehr in Deutschland lebt, bezahlt dann mit seiner ec-Karte einer fränkischen Sparkasse. Er braucht dafür keine Geheimzahl, sondern muss mit einem Spezialstift auf dem Display des Lesegeräts unterschreiben.

Ich will nicht klagen. Bis ungefähr 2013 konnte man in diesem Kino überhaupt nur mit Bargeld bezahlen.

Kathrin Passig

17.08.2016

Mein Kind klettert in den Fernseher

Es ist 23:30 Uhr. Ich sitze am Esstisch und arbeite am Notebook. Neben mir liegt mein Smartphone, auf dem ich meinem Sohn, der im Stockwerk über mir sitzt, beim Spielen zusehe. Mein Sohn sitzt auf dem Rücken eines Dilophosaurus, der von den Fängen eines fliegenden Dinos mit dem Namen Argentavis gehalten wird. Den fliegenden Dino reitet ein anderer Spieler und gemeinsam gehen sie gerade auf Jagd.

Mein Sohn hat nämlich vor ein paar Tagen angefangen, Ark zu spielen, ein Dinosaurierspiel mit sehr schöner Grafik. Da er vorher schon wochenlang mit dem Ark-Developerkit Levels entworfen hat und sich intensiv mit den Zahnrädern in den Innereien des Spiels auseinandergesetzt hat, hat er sich nun endlich einen ausreichend potenten Rechner verdient, um selbst zu spielen. In der Phase bevor er das Spiel selbst spielen konnte, hat er zunächst Let´s Play Videos auf Youtube dazu angesehen und ist dann dazu übergegangen, live Streams anderer Spieler über die Streamingplattform Twitch zu schauen.

Nachdem er im Twitch-Chat hin und wieder hilfreich in ein Spiel eingegriffen hat, wurde er nun eingeladen, mit auf einen Server zu kommen. Auf dem Server musste er erst eine Insel umwandern und eine Meerenge durchschwimmen, bis er den anderen Spieler endlich im Urwald gefunden hatte. Nun gehen sie also gemeinsam auf Jagd, da man entweder einen Dino fliegen oder die Armbrust bedienen kann, aber nicht beides gleichzeitig. Damit ich nicht aus den Augen verliere, was mein Sohn da im Urwald macht, klinke ich mich nun selbst auf den Twitch-Livestream und kann zusehen, wie er span-

nende Abenteuer erlebt. Er schaut ein Video an, taucht darin ein und spielt nun selbst mit. Er ist einfach in den Fernseher geklettert, so wie Bastian in die unendliche Geschichte hineingeklettert ist.

Georg Passig

18. August 2016

Musikabspielgeräte: Nimm einfach irgendwas

Im Traum spiele ich eine Schallplatte mit einem Plattenspieler ab, und es klingt sehr gut, viel besser, als ich es aus meinem gerätelosen wachen Leben gewohnt bin. Allerdings liegt das wohl weniger am spezifischen Medium als daran, dass es ein sehr guter Plattenspieler ist, mit Boxen dazu, die sicher einen Meter hoch sind. Ich habe ihn gerade von meinem Cousin geerbt. Jetzt wird mir klar, dass man geräte-agnostisch sein muss. Man muss Musik einfach in *allen* Formaten abspielen können, genau wie André Spiegels Friseurin es über Kommunikationskanäle sagt. Das liegt so auf der Hand, warum habe ich das nicht schon vor Jahren gemerkt?

Wach kommt es mir dann wieder wie Blödsinn vor.

Kathrin Passig

Seit 2015 oder so

Wenn ich essen gehen will, gucke ich ins Internet

Mein Mann und ich gehen gerne essen. Bis ungefähr 2015 holen wir uns Restaurantempfehlungen aus Zeitschriften und Reiseführern. Gelegentlich suche ich mir auch Tipps aus dem Internet, bevorzugt von Blogs, denn die bewerten meines Erachtens etwas detaillierter und haben oft mehr Fotos vom tatsächlichen Essen.

Ab 2015 ändert sich mein Restaurantsuchverhalten: Ich benutze TripAdvisor. TripAdvisor ist eine Plattform für Restaurant-, Hotel- und andere Touristikempfehlungen. Man kann eigene Kritiken schreiben und Bilder hochladen.

Ich kann nicht mehr genau sagen, wann es passiert, aber während TripAdvisor noch im Sommerurlaub 2014 überhaupt keine Rolle spielt, ist es im Sommerurlaub 2015 mein Hauptanlaufpunkt, um Restaurants zu finden. Irgendwo dazwischen hat die Seite massiv an Bedeutung gewonnen.

Mittlerweile (Stand Sommer 2016) gucke ich regelmäßig und ohne konkreten Ausgeh- oder Reiseanlass nach, welche Restaurants in Städten, in denen ich entweder sowieso öfter bin oder die ich unbedingt mal besuchen will ganz oben auf der Rangliste stehen und speichere sie in meiner Merkliste ab. Ich kenne jetzt schon mehr Restaurants in Bordeaux, als ich im nächsten Urlaub realistischerweise besuchen kann.

Für den Sommerurlaub 2016 hat TripAdvisor sogar Einfluss auf den Übernachtungszwischenstopp auf der Hinreise. Eigentlich will ich nach Blois, finde aber ein Restaurant in einem kleinen Ort ein paar Kilometer außerhalb, in dem ich dann umgehend zu Abend essen will. Da ich vermute, dass wir nach sieben Stunden Fahrt und mit vollgepacktem Auto nicht noch groß abends vom Hotel ins Restaurant und zurück fahren wollen, buche ich auch direkt ein Hotelzimmer im zum Restaurant gehörigen Hotel. Das ist zwar teurer als das, was ich eigentlich als Budget festgelegt habe, aber es hilft ja nix.

Anne Schüßler

20. August 2016

Manchmal wird es auch dem Computer zu viel mit der ganzen Technik

Die Ausstattung meines Arbeitsplatzes ist aktuell recht komfortabel. Ich verfüge über einen Windows-Laptop mit 15-Zoll-HD-Display. Er wiegt knapp zwei Kilogramm und der Akku hält einige Stunden.

Außerdem kam das Gerät mit einer SIM-Karte, die mir zwei Jahre lang gratis 200 MB im Monat verschafft (wenn ich mich recht entsinne). Da ich den Laptop fast nur im LAN oder WLAN verwende, nutze ich dieses Kontingent selten. Aber es ist eine schöne Fallback-Option und ich muss nicht rumtethern, um mal eben ein paar Dateien herunterzuladen.

Ich verwende diesen Laptop mit einer kabellosen Maus und einem ebenfalls kabellosen Headset. Beide kommunizieren mit dem Mutterschiff über kleine Bluetooh-USB-Steckerchen, die ich der Einfachheit halber stets eingesteckt lasse.

Im Büro klinke ich den Rechner in ein schlankes Dock ein, das gerade groß genug für eine ganze Latte an Steckverbindungen ist. Daran hängen auch zwei 23-Zoll Monitore mit je 1980 mal 1200 Bildpunkten, was mehr *Screen Real Estate* ist als ich je zuvor hatte. Anfangs bin ich jedesmal zusammengezuckt, wenn beide Monitore auf einmal dunkel wurden, um den „Ausführen mit Administratorrechten“-Dialog anzuzeigen.

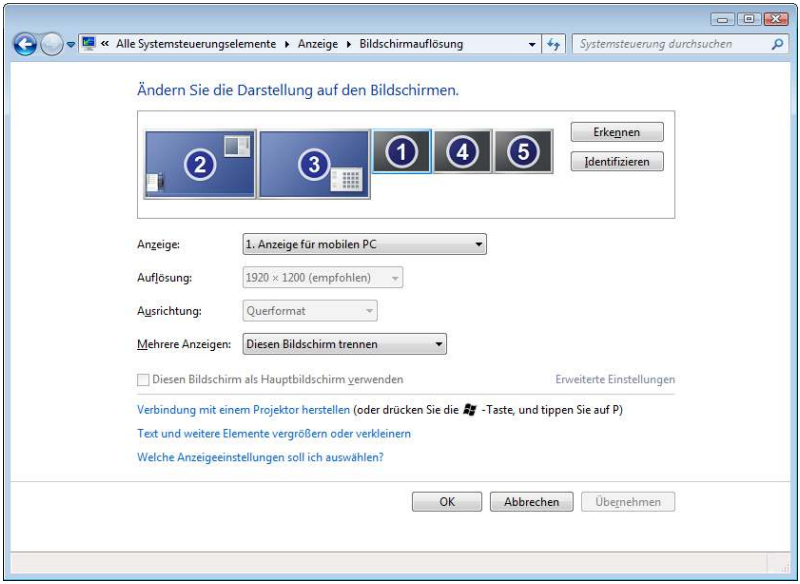
Völlig ungetrübt ist mein Glück aber nicht. Denn eigentlich sollte das Betriebssystem jederzeit erkennen, welche Peripheriegeräte gerade angeschlossen und eingeschaltet sind und welche nicht. Das klappt aber in drei Fällen nicht oder nicht vollständig.

Wenn ich das Headset einschalte, wird es zwar als verfügbares Gerät erkannt. Aktiv bleibt aber immer das zuletzt gewählte Audio-Ausgabegerät. Ich muss also stets explizit umschalten, wenn ich von den Laptop-Lautsprechern zum Headset wechseln will und umgekehrt.

Einen ähnlichen Effekt gibt es – allerdings nur manchmal – bei der Tastatur, die an das Dock angeschlossen ist. Falls die externe Tastatur nicht erkannt wird, hilft es, den Laptop vom Dock zu trennen und dann erneut zu verbinden.

Und alle paar Wochen schaltet der Rechner nach dem Andocken die Anzeige nicht korrekt auf die beiden externen Monitore um. Manchmal wird das Bild weiter auf dem Laptop-Bildschirm angezeigt und manchmal nur auf einem der Monitore.

Ab- und wieder anzudocken hilft hier leider nicht. Stattdessen muss ich mithilfe des Anzeige-Dialogs der Windows-Systemsteuerung die Monitore neu konfigurieren. Leider habe ich die Funktionsweise dieses Dialogs bis heute nicht wirklich begriffen. Z. B. stehen dort gern mehr als die drei tatsächlich vorhandenen Bildschirme zur Auswahl.



Dass eine bestimmte Reihenfolge von Einschalt- und Verbindungsvorgängen das Problem provoziert, habe ich bislang nicht feststellen können. Dafür tritt es eben doch zu selten auf.

An mir nagt aber auch der Verdacht, dass ich für diese Kapriolen selbst mit verantwortlich bin. In Absprache mit dem Firmen-Administrator habe ich nämlich die Festplatte meines vorherigen Laptops (anderer Hersteller) in dieses Gerät transplantiert und dann alle fehlenden Treiber nachinstalliert.

Mit der alten Festplatte habe ich aber diverse Utilities mit eingeschleppt die einem beim Umgang mit der Peripherie irgendwie helfen sollen. Möglicherweise finden diese sich in der ungewohnten Umgebung nicht zurecht und spielen mir deshalb Streiche. Ich update also mal hier und deinstalliere mal dort etwas, bislang ohne Erfolg.

Virtualista

20.8.2016

Fotografieren wie die Profis: Nimm die Automatik!

Als Besitzer einer Systemkamera, ob Spiegelreflex oder ohne Spiegel, dazu mit mehreren Objektiven, bin ich natürlich stolz darauf, dass ich noch richtig fotografiere. Also nicht die Automatik alles machen lasse. Also, gerade noch die Entfernung einstellen via Autofokus, aber über Blende und Verschlusszeit und so weiter entscheide natürlich ich. Ich weiß ja, wie es geht, ich knipse ja nicht mit dem Handy.

Allerdings… lernte ich neulich bei einem Kamera-Workshop von einem Profi-Fotografen etwas, was diese in Stein gemeißelte Selbstwahrnehmung infrage stellte. Wenn ihr einen Sonnenuntergang fotografieren wollt, empfahl der Profi, nehmt das entsprechende Motivprogramm eurer Kamera. Besser bekommt ihr das auch nicht hin.

Auch wenn ich mich zunächst gegen diese Empfehlung wehrte … hab' ich sie neulich ausprobiert. Das mit dem Sonnenuntergang-Modus meiner Kamera kam auch gar nicht schlecht (Foto oben).

Mein Versuch mit den üblichen Einstellungen war natürlich viel weniger kitschig. Aber auch etwas weniger eindrucksvoll.

Na gut, hinterher habe ich mal in die EXIF-Daten des Fotos mit dem Sonnenuntergangsprogramm geschaut. Zwei Drittel Blende unterbelichten war mir schon klar, habe ich bei dem nicht ganz so eindrücklichen Bild ja auch

gemacht. Aber beim Weißabgleich die Farbtemperatur auf 6000 Kelvin setzen... Hm. Das wissen vermutlich nur die echten Profis. Und die Kamera-Automatik.

Thomas Wiegold

20.8.2016

Die Senioren und die Pokémon

Ich sitze mit vier Senioren zwischen 70 und 80 Jahren beim Frühstück, als eine davon – meine Mutter – plötzlich herausplatzt: "Ja hast du denn gar nicht die Pokémons??"

Zum Glück muss ich sie nicht enttäuschen, ich habe ja die Pokémons. Fasziniert betrachten drei der vier meinen Avatar, der auf der Landkarte steht, stellen Fragen, wo die Karte herkommt, ob die Pokéstops (zwei waren am Rheinufer vor der Tür des Restaurants sichtbar) zufällig oder regelmäßig oder wie auch immer verteilt sind und wonach es sich richtet, ob ein Pokémon vorbeikommt. "Es wäre ja schon schön, wenn jetzt mal eins käme und bei uns am Tisch säße!", sagt meine Mutter.

Wenig später tut uns ein Safcon den Gefallen. Es sitzt genau im Brötchenkorb. Mein Handy wird umhergereicht und fasziniert betrachtet, wie das Pokémon an derselben Stelle sitzen bleibt, obwohl jemand den Korb wegzieht. Und dass es woanders sitzt, wenn man das Handy etwas anders hält.

"Wenn die Thermine hier an lauter Sehenswürdigkeiten vorbeifährt, sind dann da auch im Handy diese Bälledinger?", fragt meine Tante später während der Stadtrundfahrt. Wir schauen nach und ja, es gibt einige Pokéstops an den Sehenswürdigkeiten, die erwähnt werden. Alle sind zufrieden. Tipp für Wiesbaden-Touristen: die Thermine fährt in einem Tempo, das es zulässt, Eier auszubrüten. Auf dem Neroberg werde ich wieder aufgefordert, nach-

zuschauen, ob nun vielleicht andere Pokémon anwesend sind. “Schließlich sind wir nicht mehr am Fluss, sondern auf einem Berg”, sagt mein Onkel. Mittlerweile ist aber mein Akku leer, der Spaß ist also erstmal vorbei.

Sie habe aber schon ein paar gute Pokémonplätze um ihre Wohnung herum gefunden, sagt meine Mutter. Da säßen nämlich am frühen Abend neuerdings immer junge Leute und da habe sie nachgefragt, damit sie diese Plätze dann nächste Woche mit M., der Enkeltochter, aufsuchen kann.

Ich finde, von “steck nicht dauernd die Nase in ein Buch” über “du hast jemanden im *Internet* kennengelernt??” haben wir wirklich ein gutes Stück Weg zurückgelegt.

Novemberregen; so ähnlich zuerst veröffentlicht auf novemberregen.blogger.de

20. August 2016

Das neue Knie

Ein Verwandter hat ein neues Knie bekommen. So sagt man umgangssprachlich zum chirurgischen Ersetzen des Kniegelenks durch eine Prothese. Da mir dieser Verwandte sehr am Herzen liegt, hatte ich vorher möglichst viel über den Eingriff wissen wollen, doch seine Kenntnisse waren spärlich.

Auch als ich ihn zwei Tage nach dem Eingriff besuche, kann er mir nicht sagen, ob sein neues Kniegelenk nun aus einer Kobalt-Chrom-Legierung (oben) und aus Titan (unten) besteht, wie ich es inzwischen als typisch recherchiert habe. Auch nicht, ob es mit oder ohne Zement befestigt wurde. Zumindest sehe ich, wie das OP-Ergebnis als Röntgenbild aussieht.

Eine Kopie des Röntgenbilds hat das medizinische Personal ihm nämlich direkt nach dem Eingriff an den Fußteil des Krankenbetts gehängt. Sehr beeindruckt bin ich, dass der Verwandte bereits zwei Tage nach der Operation mit Krücken mobil ist und bereits eine erste Runde Krankengymnastik hatte.

Später lese ich, dass die Implantation einer Knieprothese zu den häufigsten Eingriffen in der Orthopädie gehört und derzeit in Deutschland jährlich rund 165.000 künstliche Kniegelenke implantiert werden.

die Kaltmamsell

21. August 2016

Deutschland, Land der schwer googlebaren Ideen

Ich möchte mit dem Besuch ins Berliner Umland fahren und brauche dafür ein zweites Fahrrad. Die Fahrradverleihe im Umland haben sonntags natürlich geschlossen, der Sonntag ist sicher kein Tag, an dem irgendjemand ein Fahrrad mieten will.

"Wir könnten auch mit dem Auto fahren", schlage ich vor, finde heraus, dass man sich bei car2go nur mit langem Vorlauf anmelden kann, weil man eine Kundenkarte irgendwo abholen muss, und sehe nach dem aktuellen Stand bei DB Carsharing, das inzwischen Flinkster heißt. Dort bin ich bereits Kundin, habe aber schon viele Jahre mangels Bedarf kein Auto mehr gemietet, vielleicht ist ja inzwischen alles ganz anders.

Tatsächlich bekommt man jetzt Elektroautos, für ganz wenig Geld sogar. Wegen Zukunft und Techniktagebuch würde ich sofort eines ausleihen. Allerdings wollen wir zu einem Ort, der 70 km vom Ausleihbahnhof Südkreuz entfernt ist. Die beiden Elektroautos, die es dort gibt, schaffen nur 100 bis 140 km und können aus Vattenfall-Vertragsgründen nur innerhalb Berlins aufgeladen werden. Das ist mir zu riskant, solange ich nicht weiß, wie man Strom in einen Kanister füllt und zum liegengebliebenen Auto trägt.

Dann fällt mir ein Fahrradverleih an einem Regionalbahnhof ein, den ich schon einmal benutzt habe. Allerdings sind auf der Website nirgendwo Öffnungszeiten zu finden, auch dieser Verleih könnte also sonntags geschlossen haben. Nicht einmal Google Maps kennt die Öffnungszeiten. Ich nehme mir vor, sie gleich, nachdem ich sie vor Ort herausgefunden habe, dort einzutragen, damit künftige Kunden es nicht so schwer haben. Unter der angegebenen Festnetznummer gerate ich an einen Anrufbeantworter, der mir mitteilt, dass ich außerhalb der Öffnungszeiten anrufe. Die Öffnungszeiten verschweigt er. Leider kann man der Ansage nicht einmal indirekt entnehmen, ob der Verleih gerade geöffnet hat, denn ihr Text lautet "Sie rufen au-

ßerhalb unserer Öffnungszeiten an *oder* wir sind gerade für unsere Kunden unterwegs". Aleks versucht über das Buchungsformular auf der Website ein Fahrrad zu reservieren und bekommt per Mail eine Fehlermeldung zurück.

Wir fahren auf gut Glück hin. Der Bahnhof mit dem Fahrradverleih ist ein von "Deutschland – Land der Ideen" ausgezeichneter Ort und hat tatsächlich geöffnet. Allerdings nur, wie man uns mit leichtem Vorwurf mitteilt, weil andere Menschen Fahrräder zur Abholung reserviert haben – vermutlich durch Anruf auf dem Festnetztelefon in einem zufällig günstigen Moment. Es gibt gar keine Öffnungszeiten, die ich bei Google Maps eintragen könnte. Der Verleih öffnet nur nach vorheriger Anmeldung. Ich frage, ob es nicht sinnvoll wäre, das auf der Website so zu erklären. "Ja, das stimmt alles nicht, was auf der Website steht, das versuchen wir zu ändern." Formulierungen wie "das *versuchen* wir zu ändern" höre ich in diesem Zusammenhang öfter: Es ist, als wäre die Website in Granit gemeißelt.

Wer sich manchmal fragt: "Wie hat man dieses oder jenes eigentlich gemacht, bevor es Öffnungszeiten oder das Internet oder Handys gab?", kann es also immer noch herausfinden. Die Vergangenheit ist keine 70 Kilometer entfernt.

Kathrin Passig

22. 8. 2016

Die Grenzen Europas sind die Grenzen meines Servers

Mein Webspace-Provider ist unter Beschuß: Ein DDOS-Angriff. Irgendjemand flutet die Netze von Uberspace mit so viel Traffic, daß einiges lahmgelegt ist. Uberspace kommuniziert vorbildlich, was passiert und was sie dagegen machen.

Mittlerweile, der Angriff läuft noch, gibt es Notlösungen – eine davon: Nur europäische Daten kommen auf dem Server durch. Für meinen bei Uberspace betriebenen RSS-Reader – neben Twitter meine wichtigste Informations-Quelle – bedeutet das: In Europa gehostete Feeds werden geladen, alle anderen werden rot als fehlerhaft gemeldet.

Es ergibt sich ein interessantes Bild: Alle Tumblr-Blogs tiefrot, erstaunlich viele Feeds amerikanischer Medien scheinen doch über europäische Leitungen zu laufen, aber eben nicht alle. »The Atlantic« liefert, die Washington Post bleibt an der europäischen Außengrenze hängen.

Felix Neumann

2000 bis 2016

Musik im Auto

Im Sommer 2000 mache ich meinen Führerschein. Von Anfang an höre ich beim Fahren lieber meine eigene Musik als Radio. Anfangs ist das kein Problem, da ich noch einige Musikkassetten besitze, die ich im Autoradio abspielen kann.

Ziemlich bald möchte ich dann aber doch lieber meine CDs im Auto hören, ohne sie auf Kassette überspielen zu müssen. Da ich kein eigenes Auto habe, sondern mir nur bei Bedarf das von meinem Vater leihe, kommt ein Austausch gegen einen CD-Player nicht in Frage (zumal mein Vater lieber seine alten Kassetten hört als CDs). Auch das ist aber kein größeres Problem. Einen Discman besitze ich sowieso, und mit einer Adapterkassette – das ist so eine Kassette, wo statt eines Bands ein Tonkopf drin ist, und hinten guckt ein Kabel mit Klinkenstecker raus – kann ich die Musik über das Autoradio laufen lassen.

Die Adapterkassette stellt sich als eine exzellente Investition heraus, da sie noch viele Jahre, nachdem der Discman aus der Mode kommt, ihre Dienste leistet, zunächst am iPod, später am Smartphone.

2015 kauft mein Vater aber ein neues Auto, das nur noch CDs abspielt, ohne Möglichkeit, ein externes Gerät anzuschließen: Adapterkassette fällt weg, es gibt keine Audio-Eingänge, und für Bluetooth ist das Gerät nicht modern genug. Meinem Vater ist das egal, er kann auch ohne Musik fahren. Ich habe immer noch kein eigenes Auto, da ich nur selten eins brauche. Ein Freund rät mir zu einem FM-Transmitter, einem Gerät, das per Klinkenstecker an das Smartphone angeschlossen wird und die Musik per UKW aussendet, sodass sie vom Autoradio empfangen werden kann. In den meisten Online-Testberichten liest man von miserabler Klangqualität, weswegen ich mich dagegen entscheide. Und da ich immer noch eher selten Auto fahre, gebe ich mich damit zufrieden, nun vermehrt Radio zu hören, das ist besser als gar keine Musik.

Im Frühjahr 2016 fahre ich dann aber über einen Zeitraum von vier Wochen täglich Auto und habe nach wenigen Tagen die Musik und vor allem das Gerede im Radio satt. Es wäre kein großer Aufwand, ein paar Alben aus meiner Musiksammlung, die sich digital auf meinem PC befindet, auf CDs zu brennen. (Ganz aktuelle Musik jedoch nicht, da ich diese online über Spotify höre.) Da ich aber keine Lust habe, zu entscheiden, welche und wie viele CDs ich denn jetzt brenne, entschließe ich, stattdessen meine alten CDs rauszukramen. Das ist ein bisschen wie ein Blick in ein altes Tagebuch, denn es ist

alles dabei von höre-ich-immer-noch-regelmäßig über könnte-ich-eigentlich-mal-wieder-hören bis hin zu warum-habe-ich-das-überhaupt. Auf jeden Fall aber genug gute Musik, um mich durch die vier Wochen zu bringen.

Mehmet Aydın

2016-08-24

Nachname, Vorname und Geburtsdatum

Ich beantrage bei der Flughafenpolizei in Hamburg eine Sicherheitsüberprüfung durch die deutschen Behörden, damit ich den Status eines *trusted travelers* bei den amerikanischen Behörden beantragen kann. Der Polizeihauptmeister zuckt zusammen, als ich mein Anliegen nenne. Es sieht aus, als hätte er das noch nie gemacht und wüsste nicht genau, wie das geht. Nachdem er eine Weile angestrengt auf seinen Bildschirm geguckt hat, wird er sicherer. Einziges Dokument, das ich auszufüllen habe: eine Datenschutzerklärung. Die deutschen Behörden werden in ihren Datenbanken nach mir suchen, und falls die Suche erfolgreich, also ergebnislos bleibt, werden sie die folgenden Daten an die USA übermitteln: meinen Namen, meinen Vornamen, und mein Geburtsdatum. Es wird versichert, dass diese Daten verschlüsselt übertragen werden. Eine darüber hinaus gehende Speicherung erfolgt ausdrücklich nicht. Nach der Übermittlung übernehmen die deutschen Behörden keine Verantwortung mehr für den Schutz der Daten.

André Spiegel, zuerst veröffentlicht im fortlaufenden Blog

25. August 2016

Mein erster Einkauf über Instagram

Jetzt ist es passiert. Ich habe zum ersten Mal etwas gekauft, das ich auf Instagram gesehen habe. Aus geschulter Langeweile habe ich wie fast jeden Tag meinen Instagram-Feed durchgescrollt. “Fast jeden Tag”, weil: Snapchat kickt einfach mehr. Mein gewöhnlicher Instagram-Feed: Selfies, Fotos von Pflanzen in Analog-Optik, Sommererlebnisse und zwischendurch immer mal wieder Werbung. Das ist ja nicht mehr neu. Magnum Eis, gekürzte Filmtrailer, Car Sharing und ziemlich oft: Matratzen. Es scheint gerade nach der großen Essenslieferdienst-Welle einen Run auf Marketing-Budget für amerikanische Matratzen zu geben. Geschenkt.

Allerding folge ich auch dem Chrome Store, ein Berliner “Modern Vintage”-Laden für Designer-Klamotten. Gestern postete der Shop ein Foto einer Badehose von Julian Zigerli. Den Zigerli fand ich schon immer gut, konnte aber bislang nichts von ihm ergattern—auch, weil die Stücke einfach teuer sind. Die Hose hat mich sofort gereizt und während ich eine Schippe meines Mittagessens in den Mund geschoben habe, rief ich beim Chrome Store an und reservierte mir die Badehose für den Tag.

Abends bin ich dann hin nach Neukölln, habe sie anprobiert und meine Bankkarte in das Lesegerät gesteckt. Dafür ist Instagram aus Investoren- und Nutzersicht ja da: 1000 Likes sind erstmal so viel wert wie 1000 € bei Monopoly. Aber wenn man clever ist, kann man mit seinen Likes auch abseits von Product Placements fremder Firmen zu Geld kommen. Oder wie in meinem Fall, welches loswerden. Und das ist von beiden Seiten aus voll OK. Hat ziemlichen Spaß gemacht, um ehrlich zu sein. Aber jetzt ist erstmal wieder Snapchat dran.

Daniel Sigge

25.8.2016

Die neue Heizung ist leider doch kein Warpantrieb

Wir haben seit drei Wochen die Schlüssel für das neue Haus und der Installateurbetrieb ist mit der neuen Heizung quasi fertig.

Quasi, da das Gerät laut Installateur noch einen Fehler ausgibt, der vom Fachmann begutachtet werden muss.

Ich starte das an einen Warp-Antrieb mit Dilithium-Kammer erinnernde Gerät probeweise. Die 150 Liter Wasser im Vorratskessel unter dem Brenner haben laut Display eine Temperatur von 20°C. Der Brenner wird aktiviert und 40 Sekunden später wieder abgeschaltet, als die 150 Liter laut Display 99°C heiß sind.

Das. Ging. Verdammt. Schnell.

Ich suche aus dem Internet die Formel heraus, um die verbrauchte Energie zu berechnen.

$Q = c * m * \Delta T$

Q ist die Energiemenge in Joule, c die Wärmekapazität des Wassers, also 4182 Joule pro Liter, m ist die Masse des Wassers (das praktischerweise ein Kilo pro Liter wiegt) und ΔT die Temperaturdifferenz.

49.556.700 Joule. Eine Wattsekunde entspricht einem Joule, teilt man diese Zahl durch 3.600, erhält man also die verbrauchten Wattstunden.

13.765,75 Wattstunden, also wurden rund 13,8 Kilowattstunden Gas verbrannt. In 40 Sekunden. 11-12 kWh entsprechen einem Kubikmeter Gas, der da durch die dünne 15mm-Leitung gerauscht sein muss.

Macht pro Sekunde 344 Wattstunden, also pro Stunde rund 1,24 Megawattstunden.

Die Heizung muss also 1,24 Megawatt leisten können, um das zu vollbringen.

Da die Gasuhr nur minimal weitergelaufen ist, scheint diese Energie nicht durch die Verbrennung von Gas erzeugt worden zu sein. Also doch Dilithium und Warp-Technologie?

Kurz darauf erscheint eine Fehlermeldung im Display, die laut Handbuch auf absurde Werte eines Sensors innerhalb der Heizung hinweist.

Schade. Vermutlich wurden beim Zusammenbau Stecker vertauscht oder nicht richtig eingestöpselt. Um 14 Uhr habe ich einen Termin mit dem Monteur, der die Geräte intern kennt.

Volker König

25. August 2016

Ich renne fremden Männern in abgelegene Waldstücke hinterher

Da im Schlosspark Charlottenburg drei Pokéstops nebeneinander liegen und die Sonne scheint, mache ich es mir am Brunnen gemütlich. Ich möchte möglichst viele Pokémon fangen, um endlich auf Level 24 aufzusteigen. Plötzlich ruft der neben mir sitzende Mann, „da hinten ist die Schlange!“, springt auf sein Fahrrad und fährt mit Smartphone in der Hand in einen hinteren Winkel des Parks. Zwei Jugendliche folgen ihm. Da an den Pokéstops nicht besonders viel los ist und ich bis jetzt noch kein Rettan besitze, mache ich mich zu Fuß in die gleiche Richtung auf. Und siehe da – die Schlange ist leicht einzufangen! Wieder ein Pokémon mehr im Pokédex!

Zufrieden kehre ich zum Brunnen zurück, mein Platznachbar ist auch schon wieder da. Ich bedanke mich für den Tipp und wir fangen weiter stillschweigend „normale“ Pokémon. „Da ist ein Dratini!“, ruft der Nebenmann und zeigt vage in eine Richtung. Wir laufen beide los und fangen das Tier. Er erklärt mir, dass stündlich um zehn nach das Rettan erscheint, das Dratini ebenfalls regelmäßig um halb – genauso wie am Ende des Parks immer um vierzig nach ein Cubone, zu deutsch Tragosso. Wir rennen hinter die Arena, wo es zu finden sein soll, können es aber nicht orten. Schließlich machen wir einen Schlenker zum Spielplatz, wo ebenfalls um diese Zeit ein Rihorn herumwandert, was uns einen weiteren Fang beschert. Auf dem Weg erzählt

mir der Typ, dass er zum blauen Team gehört (natürlich! – die Mehrheit des Techniktagebuchs ist im blauen Team, ich aber im roten) und auf Level 28 ist. Ehrfürchtig nicke ich. Früher beeindruckten Männer mit ihren aufgemotzten Autos, heute mit ihrem Pokélevel.

Die erfolgreiche Jagd hat uns beide hungrig gemacht und wir beschließen, einen vietnamesischen Imbiss in der Nähe anzusteuern, wo ich auch noch zum Essen eingeladen werde. Diese Pokémon haben wirklich extrem negative Auswirkungen ...

Tanja Braun

25.08.2016

Postkarte war früher – heute ist Webcamwinken

Die Kinder sind ohne mich im Campingurlaub. Sie versprechen, mir eine Postkarte mit einer Ansicht des Ferienortes zu schicken. Sie haben ihre Smartphones dabei und ich habe vorher gegoogelt, ob es auf dem Campingplatz WLAN gibt. Ich habe auch gegoogelt, ob es da eine webcam gibt.

Am ersten Abend schreibe ich auf WhatsApp: "Sagt mal, wisst Ihr, wo diese webcam hängt?" und dann beschreibe ich ihnen, was ich auf dem Bild sehe. "Das ist am Supermarkt", schreiben sie zurück und lassen mich erst einmal allein mit der Information. Ich klicke mich durch etwa 200 Standbilder in der vagen Hoffnung, eines der Kinder darauf zu entdecken. Vergebens.

Am nächsten Tag erhalte ich ein lapidares "wir sind da jetzt, schalt mal ein" – und ich eile zum Rechner und schalte ein.

Die webcam des Platzes hat etwa 10 Minuten Verzögerung. Ich klicke und blicke (... tschuldigung). Ich klicke und bin ein wenig nervös, weil ich ziemliche Probleme damit habe, überhaupt Menschen wieder zu erkennen. Wenn ich nicht mehr so genau weiß, was das Kind morgens angezogen hat, erkenne ich es beim Abholen zwischen 300 anderen Kindern beispielsweise nicht, oder nur schwer.

Ich frage: “Was habt Ihr denn an?” und erhalte vom Sohn postwendend drei Fotos von T-Shirtmotiven.

Ich klicke und erblicke die Motive an drei Kindern, die der Größe nach meine sein könnten. Körperhaltung und Konturen passen auch. Ich fotografiere mit dem Handy das Webcambild auf meinem PC-Bildschirm und schicke das Bild über WhatsApp an den Sohn: “Seid Ihr das?”

“Jo”, schreibt er, und: “wir gehen dann jetzt wieder.”

So bin ich doch noch zusammen mit den Kindern im Urlaub gewesen. Für 10 Minuten. Eine Postkarte bekomme ich nicht. “Wir haben dir doch in die webcam gewunken”, sagen sie.

Pia Ziefle

August 2016

CB-Funk ist aus dem Mobilfunkzeitalter nicht wegzudenken

Wir sind in Mecklenburg-Vorpommern unterwegs. Auf dem Weg nach Güstrow nehme ich ein Verkehrszeichen wahr, das mir noch nie untergekommen ist.

Ich bedaure, dass ich kein CB-Funk-Gerät mehr dabei habe. Das letzte wurde mir vor über 20 Jahren aus dem Auto geklaut. Ich hätte auch gar nicht viel damit anfangen können, weil es noch ein ganz altes, zum Baujahr des damaligen Autos (1974) passendes AM-Gerät von Handic war. Hier hätte ich auf Kanal 22 sicherlich spannende, frequenzmodulierte (FM) Informationen erhalten können.

Ich drehe noch mal um, damit ich mir das Schild genauer anschauen kann. Es macht nämlich gar nicht unbedingt einen aus dem letzten Jahrtausend übrig gebliebenen Charakter, sondern sieht recht frisch aus.

Dass man dem CB-Funk nicht voreilig abschwören sollte, merken wir kurz darauf, als wir in zwei Autos im Abstand von rund 100 m hintereinander durch die Mecklenburg-Vorpommersche “Steppe” zwischen Karow und Krakow am See fahren. Schnell wollten wir via Handy noch absprechen, was noch einzukaufen sei. Aber nach Wurst, Käse und Eiern brach die Verbindung

mangels Mobilfunknetz ab. Mit CB-Funk wäre das nicht passiert. Ich werde mich umgehend nach derlei Geräten bei ebay umsehen, um für zeitgemäße Kommunikation in ländlichen Regionen einer der führenden Industrienationen gerüstet zu sein.

Markus Winninghoff

26. August 2016

Vom Trödeltrupp überholt

“Anruf, SMS & Whatsapp” sind die Kontaktoptionen auf dem Werbeanhänger des “Trödeltrupp Berlin”:

Es ist das erste Mal, das ich in so einem Kontext eine Kommunikationsform sehe, die mir neuer vorkommt als das, was ich selbst praktiziere. Ich bin zwar bei WhatsApp angemeldet, wickle aber fast alles Private und Berufliche über den Facebook Messenger und die Familienangelegenheiten über Telegram

ab. Die einzige Person, die ich ausschließlich via WhatsApp erreichen kann, ist eine zwölfjährige Nichte, und die reagiert nie, wenn ich sie dort etwas frage.

Mail- oder Internetadresse gibt es auf dem Anhänger nicht. Ob sie dort noch nie standen oder ob beides in der fortschrittlichen Trödelbranche schon aus der Mode gekommen ist?

Kathrin Passig

Vermutlich etwa seit 2014

Dunkles, gekringeltes Licht

In allen Cafés hängen Glühlampen, deren orangefarben glimmenden Glühfaden man ohne Augenschmerzen direkt betrachten kann. Entsprechend sind die Glühfäden auch künstlerischer verschnörkelt als bei den seit 2005 nicht mehr so richtig erlaubten Standardglühbirnen.

Foto: Markus Winninghoff, nachdem es mir mit meinem Android-Handy trotz vieler Versuche mit mehreren Apps nicht gelang, die Glühfäden zu fotografieren.

Typische Hängung, mehrere Birnen- und aus dem genannten Grund leider nicht sichtbare Glühwendelformen.

Im Design ahmen die Birnen alte Kohlefadenlampen nach, ohne welche zu sein. Die Cafés sind damit so durchgehend ausgestattet, als sei es gesetzlich vorgeschrieben. Wahrscheinlich ist aber eher das Gegenteil der Fall. Laut Wikipedia sind Lampen mit besonders niedriger Lichtausbeute – unter 60 Lumen – vom Glühlampenausstieg nicht betroffen. Eine Suche im Onlinehandel nach Birnen dieser Bauart ergibt, dass sie zwischen 25 und 40 Watt und mindestens 100 Lumen haben. Ab September 2016 gilt die schärfste Stufe der EU-Glühlampenverordnung, vielleicht müssen Caféausstattungsbirnen dann von Hand nach Europa eingeschmuggelt werden.

Dieser Beitrag enthält mehr Mutmaßungen, als mir lieb ist. Sachdienliche Hinweise zur Erklärung des Phänomens (ohne Hipsterschelte) werden gern entgegengenommen und nachgetragen.

Update von Techniktagebuch-Autor Molinarius: Es handelt sich zumindest bei den oben abgebildeten Lampen wahrscheinlich um LED-Lampen mit einem Lichtleiter, der die Kohlefaser nachbildet, hier von IKEA.

Kathrin Passig

27. August 2016

Zum Abschied feiern wir analoge Technik

M. hat zur Abschiedsparty geladen, da sie nach Kanada auswandert. Treffpunkt ist der Fotoautomat an der Schönhauser Allee, wo sie mit allen Freunden Fotos machen will, weil sie Technik aller Art liebt und ihren Abschied mit dieser Spielerei verknüpfen möchte. Nacheinander gehen wir mit ihr in den bei 35 Grad Außentemperatur sehr warmen Automaten und ziehen mehr oder weniger lustige Grimassen.

Zwischendurch kommen auch andere Leute, die für zwei Euro ein Erinnerungsfoto schießen lassen. Auf die 2-Euro-Münze hatte M. zuvor schon hingewiesen – wenn man das Geld nicht passend dabei hat, geht natürlich nichts.

Tanja Braun

28. August 2016

Auf der Suche nach der verlorenen Wurstpreisliste

Ich möchte eine Bestellung bei einem älteren Ehepaar tätigen, das Wurst und Brot selbst herstellt und verkauft. Bei jeder Bestellung liegt eine Preisliste mit im Paket, da das letzte Mal allerdings schon einige Monate her ist, kann ich den Zettel nicht finden. Ich erinnere mich, dass ich einem Bekannten ein Foto der Preisliste geschickt habe. Statt das Foto selbst zu suchen, scheint es aber

einfacher, im App die entsprechende Nachricht zu suchen, jedoch vergeblich (auch eine Fotosuche im entsprechenden Zeitraum bleibt ergebnislos). Also schaue ich in meinem Email-Postfach nach und finde die Bestätigung der letzten Bestellung, wo auch die Preise auftauchen. Wahrscheinlich wäre ein Anruf am einfachsten, aber es ist Sonntag und ich möchte nicht stören. Ich schreibe also gleich ein Mail mit meiner Bestellung. Und nehme mir fest vor, die Preisliste, die dem Paket wieder beiliegen wird, gleich an den Kühlschrank zu pinnen.

seoulstages

19. August 2016 und 29. August 2016

Mit Taschenmesser und ohne Internet in niedriger Reiseflughöhe nach Großbritannien

Wegen einer Weiterbildung reise ich nach London und tue das im Zug. Ich stelle dabei fest, dass der Hauptunterschied nicht im Reisegrundgefühl liegt, sondern im Preis: Die Zugreise ist einiges teurer als ein Flug (konkret: Der reguläre Preis für ein Bahnticket Zürich-London retour beträgt knapp CHF 500.-, während Flüge bereits für CHF 100.- zu haben sind).

Ansonsten gibt es kaum Unterschiede. In Paris respektive London gilt es eine Stunde vor Abfahrt einzuchecken; Gepäck und Reisende werden gescannt und Ausweise kontrolliert. In Sachen Flüssigkeiten und Taschenmesser fällt die Kontrolle lockerer aus als an einem Flughafen, ansonsten aber sind Prozedur und involvierte technische Gerätschaften identisch. Nach dem Check-in wartet man auf die Öffnung des Gates; die Atmosphäre und das Konsumangebot sind von dem in einer Flughafenwartehalle nicht zu unterscheiden.

Im Hochgeschwindigkeitszug Eurostar gibt es wohl auch Internetzugang. Mir gelingt es allerdings nicht, ihn zu aktivieren, aber immerhin habe ich Onboardentertainment, kann auf einer Livejourneymap verfolgen, wo wir

gerade sind, könnte mir endlich mal Shaun the Sheep anschauen oder einen Dokumentarfilm über Frösche neben anderem mehr. Eigentlich alles wie im Flugzeug und viel länger dauert das alles auch nicht.

Franziska Nyffenegger

August 2016

Internetplakate

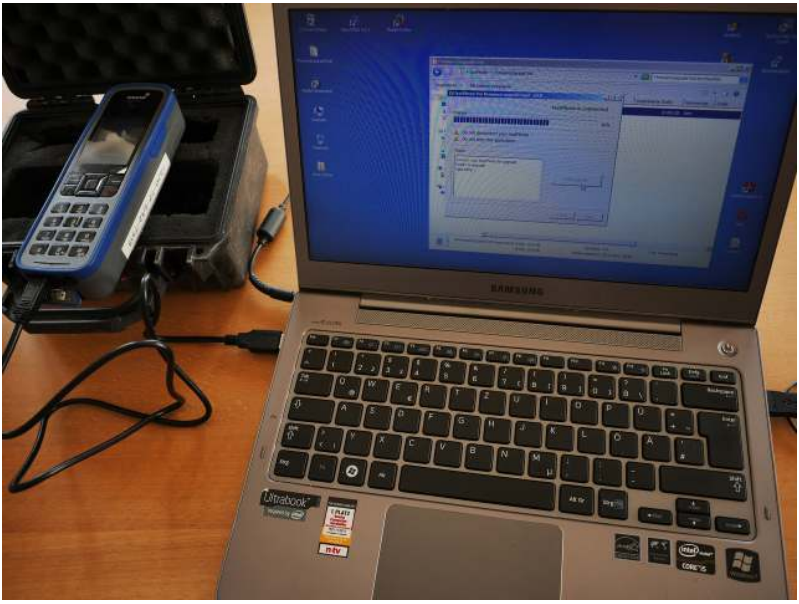
In Sichtweite des S-Bahn-Rings in Berlin hängt zwischen den Haltestellen "Tempelhof" und "Neukölln" ein handgemaltes Transparent über einem Zaun, auf dem "YOUTUBE NEUKÖLLN HIPSTER SONG" steht. Ich kann nicht sagen, wie lange es dort schon hängt, das beworbene Lied ist auf jeden Fall bereits drei Jahre alt. Diese Art der Suchanweisung, statt einer URL, begegnet mir häufiger in Gesprächen, aber dies ist das erste Mal, dass ich sie auf einem Plakat sehe.

Einen Tag nach dem handgemalten Suchanweisungs-Plakat sehe ich Plakatwerbung für Tim Bendzkos neues Album, die größtenteils aus einem "Snapcode" besteht. Ich habe leider im Vorbeigehen weder Zeit für ein Foto, noch für einen Snaptest, lache aber innerlich darüber, dass der QR-Code auf Plakaten nach Jahren der Verspottung hier in einer leicht veränderten Form seine Wiedergeburt zu erleben scheint.

Alexander Matzkeit

29.8.2016

Das Inmarsat-Satellitentelefon kennt nur Windows7



Vor einigen Jahren habe ich mir ein Satellitentelefon zugelegt, für die wirklich abgelegenen und nicht Mobilfunk-versorgten Ecken dieser Erde. Ehrlich gesagt war ich seitdem in keiner dieser Ecken: Selbst in abgelegenen Regionen Afghanistans gab's ein Mobilfunknetz. Aber wenn der Taliban, was öfter passiert, die Abschaltung der Mobilfunknetze über Nacht erzwingt, könnte ich ja dann dennoch telefonieren. (Aus anderen Gegenden war's dann auch noch günstiger als die Roamingkosten.)

Beim Kauf des Satellitentelefons hatte ich mich für ein damals neues Modell der Firma *Inmarsat* entschieden (wegen der damaligen Preisgestaltung der PrePaid-Tarife und Gültigkeitsdauer der Guthabenkarten, heute würde ich das nicht wieder tun, aber das ist eine andere Geschichte). Und wie jedes digitale Gerät braucht auch dieses Telefon in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen ein Update oder Upgrade (den Unterschied werde ich nie verstehen) seiner Betriebssoftware.

Das scheint einfach, bietet doch Inmarsat auf seiner Webseite die nötige Software zum Herunterladen an. Die neue Firmware, das Upgrade Tool und, das findet man erst später raus, neue USB-Treiber sind nötig, um das Satellitentelefon auf den neuesten Stand zu bringen.

Was auf der Inmarsat-Webseite allerdings nicht steht: Diese ganze Update/Upgrade-Software gibt es nur, ausschließlich und exklusiv für das Windows-Betriebssystem. Die Information fehlt schlicht. Das findet der Nutzer schon früh genug heraus, wenn er die Dateien herunterlädt und zu starten versucht. Vermutlich geht Inmarsat davon aus: Wer eines unserer Telefone kauft, wird schon Windows-Nutzer sein. (Eine Bewertung versage ich mir an dieser Stelle.)

Und damit nicht genug: Es funktioniert noch nicht mal mit allen Windows-Versionen. Nur durch das Informationsblatt meines Händlers erfahre ich, was für Inmarsat zulässig ist:

> Als erstes installieren Sie die USB Treiber, dann das Firmwareupgradetool und danach schließen Sie das ISatPhone über USB am Windows XP, Vista oder 7 PC an und laden die neueste Firmware herunter. Nun können Sie mit dem Firmwareupgradetool die Firmware 5.x auf das ISatPhone laden.

Windows XP. Windows Vista. Windows 7. Die Welt von Inmarsat. Das war eine gewisse Sucherei, in einem Haushalt mit Macs und Linux-Rechnern so was noch zu finden. Bis wir darauf kamen, dass auf dem Laptop meiner Frau neben Ubuntu noch ein – praktisch nie benutztes – Windows7-Betriebssystem schlummert.

Wer so einen weltweiten Konzern für mobile Kommunikation betreibt, muss sich vermutlich über *usability* keine Gedanken machen. Kein Wunder, dass der Händler für 49 Euro auch einen Upgrade-Service anbietet.

Thomas Wiegold

30. August 2016

Wer spricht?

Ich zappe. Meine DVB-T-Antenne stellt mir zwölf öffentlich-rechtliche Programme zur Verfügung. Obwohl der Sendeturm Mulleklenkes nur einige Kilometer entfernt ist, mangelt es an Empfangsqualität, bei einigen Sendern gibt es Kompressionsartefakte, bei wieder anderen fehlt das Bild komplett. Mein Fernseher zeigt dann ein Lautsprechersymbol an und gibt nur den Ton wieder.

So aktuell auch beim ZDF (den Sendernamen erkenne ich an der Einblendung des Fernsehers beim Umschalten, Bild gibt es ja nicht). Eine Talkshow, offenbar, es wird über die Flüchtlingskrise diskutiert. Markus Lanz' Stimme ist einfach zu erkennen, aber mit wem unterhält er sich?

Der Druck auf die Videotexttaste der Fernbedienung bestätigt nur: Momentan läuft Markus Lanz, daneben die Zahl 326. Ich tippe die Nummer ein und komme zu einer Seite, die nur allgemein beschreibt, was für eine Art von Sendung Markus Lanz ist. Ich hoffe darauf, dass wie bei manchen anderen Videotexteinträgen nach einer kurzen Zeit eine zweite Seite erscheint, die dann hoffentlich die Gästeliste von heute enthält. Nichts passiert.

Zeit für das Sofalaptop. Im Browser zdf.de eingegeben, erwartet, dass die Hauptseite die aktuell ausgestrahlte Sendung referenziert. Leider enthält die Seite nur Empfehlungen von Sendungen, die bereits heute gelaufen sind (allesamt charmant mit dem Begriff Rückblick gekennzeichnet).

Ich klicke auf die Überschrift Sendungen und TV-Programme. Darunter klappen einige Kästen auf. Ich klicke auf den Kasten *Heute im Programm*. Es erscheint eine Tabelle mit ZDF-Programmen (horizontal, darunter neben zdf_neo, ZDF Info, ZDF Kultur auch das ZDF selbst), vertikal eine Zeitleiste. Zweiter Eintrag dort unter ZDF: Markus Lanz. Auf diesen Eintrag geklickt öffnet sich ein Popup-Dialog. Tagesaktuell steht dort die präzise Ausstrahlungszeit. Es gibt einen Link *Mehr* . . . , hinter dem ich nun die Gästeliste erwarte.

Stattdessen wird auf die Seite der Talkshow Markus Lanz weitergeleitet, dort prominent ein großer Videokasten Das ZDF im Livestream. Ein Klick würde vermutlich die Sendung zeigen.

Ich baue auf die Sendungsinformationen auf der rechten Seite. Hier finde ich für die aktuelle Sendung die Altersfreigabe (ab 6 Jahren), Genre, Jahr, Länge. Immer noch keine Gästeliste. Zusätzlich Verweise auf die letzten fünf Sendungen, dort einschließlich des Beginns der jeweiligen Gästeliste.

Ich klicke schließlich auf den Kasten mit dem Livestream. Nach wenigen Sekunden wird das aktuelle Programm mit Bild und Ton abgespielt, live, jedenfalls nur etwa 30 Sekunden hinter dem Fernseher.

Ich erkenne sofort den Politiker Boris Palmer als Gesprächspartner. Ich habe für die Information aber zu hart gearbeitet, um mich noch freuen zu können, das Rätsel gelöst zu haben.

Marco Schmidt

August 2016

Selbstscankasse à la française

Mit Sprachkenntnissen, die im Wesentlichen zum Essenbestellen reichen, sollte eine Selbst-Scan-Kasse eigentlich einfacher zu bedienen sein als eine mit echten Menschen. Denkt man.

Im französischen Supermarkt probieren wir es aus: Wir erfüllen die Anforderungen auf dem Schild (Kartenzahlung und kleinergleich zehn Artikel), und wir schreiben uns grundsätzliche Technikbedienungskompetenz zu.

Die ersten paar Artikel funktionieren prima (nur ist unklar, ob man sie auf den Waagentisch vor dem Scanner stellen muß, und wenn ob vor oder nach dem Scannen des Strichcodes. Aber die Maschine zeigt jeden neuen Artikel an. Sehr gut!

Komplikation: Eine Schale Nektarinen, eine Salatgurke. Beides mit Preisen pro Stück ausgezeichnet. Aber ohne Barcode. Die Kassenaufsicht sagt erzürnt Dinge zu uns, gehorsam gehe ich in die Gemüseabteilung zum Nachtaggen. Es gibt keine Nummern an den Sorten.

Auf dem Touchscreen der Waage gilt es erst, Obst, Gemüse oder Exotisches auszuwählen und dann das richtige Bild zu drücken, darauf wird der Barcode mit dem Preis ausgegeben.

Nektarine wird wohl irgendwas mit »pêche« sein, ich wähle das ähnlichste Bild. (Nektarine heißt nicht irgendwas mit »pêche«.) Was Gurke heißt, weiß ich nicht. Das mit »courgette« beschriftete Bild sieht einer Gurke aber am ähnlichsten. (»courgette« heißt nicht Gurke.)

Jetzt nimmt auch die Selbstscankasse unser Obst und Gemüse an. Immerhin: Die Kartenzahlung klappt reibungslos, und wir haben auch nur etwa doppelt so lange gebraucht wie an der normalen Kasse. (Andere Kunden stellen sich wesentlich geschickter an.)

Nach Nachschlagen von Nektarine (»nectarine«, d'oh!) und Gurke (»concombre«) und einem weiteren Supermarktbesuch (ab da nur noch an der bedienten Kasse) klärt sich die Hälfte: Eigentlich ist am Nektarinenschälchen ein Etikett, das abgefallen ist.

Wie man der Selbstscankasse Gurken stückweise beibringt: Es bleibt ein Rätsel.

Felix Neumann

August 2016

Automatisch eingereist

Ich fliege von Schottland über Dublin nach Chicago. In Dublin kann man die Einreiseformalitäten für die USA schon vor dem Start des Flugzeugs erledigen, und zwar zur Hälfte am Automaten. Die Maschine holt sich von mir Fingerabdrücke, Foto und was sie sonst noch so wissen will, und druckt mir dann einen interessanten Wisch aus. Die Kamera sitzt oben in der Maschine, das Display aber unten, deshalb sehe ich so aus, als würde ich verlegen auf meine Schuhspitzen starren. Mit dem Wisch gehe ich ein paar Schritte weiter. Der Ausweis muss weiterhin von einer Person gestempelt werden. Ich unterhalte mich eine Weile mit der Frau hinter dem Schalter über Chile, Bergbau und Sachsen, dann ziehe ich weiter. Am Gate trinke ich Guinness und bestaune die Tatsache, dass ich offiziell schon in den USA bin. Tatsächlich kann ich in Chicago einfach so aus dem Terminal herauslaufen, niemand hält mich auf.

Aleks Scholz

August 2016

Die Nichtschlange-Schlange

Dank Global Entry muss ich bei der US-Einreise nicht mehr in langen Schlangen stehen, jedenfalls wenn ich an einem der großen Flughäfen ankomme. Ich gehe direkt zu einem der Einreise-Automaten (“Global Entry Kiosks”), schiebe meinen Pass hinein, hinterlasse meine Fingerabdrücke und bekomme einen Beleg ausgedruckt, mit dem ich direkt zu einem gesonderten Einwanderungsbeamten darf, bei dem man praktisch nie warten muss.

In den Sommermonaten kann man seit letztem Jahr direkt von Frankfurt nach Providence (der Hauptstadt des kleinsten US-Bundesstaats Rhode Island) fliegen. Dort angekommen frage ich nach dem Einreiseautomaten. Ein Beamter erklärt mir, sie seien ja nur ein kleiner Flughafen: "We don't have a Global Entry kiosk here." Er öffnet eine Absperrung und mit den Worten "But we do have a 'no line' line for you, sir" schickt er mich an der Warteschlange vorbei.

Gabriel Yoran

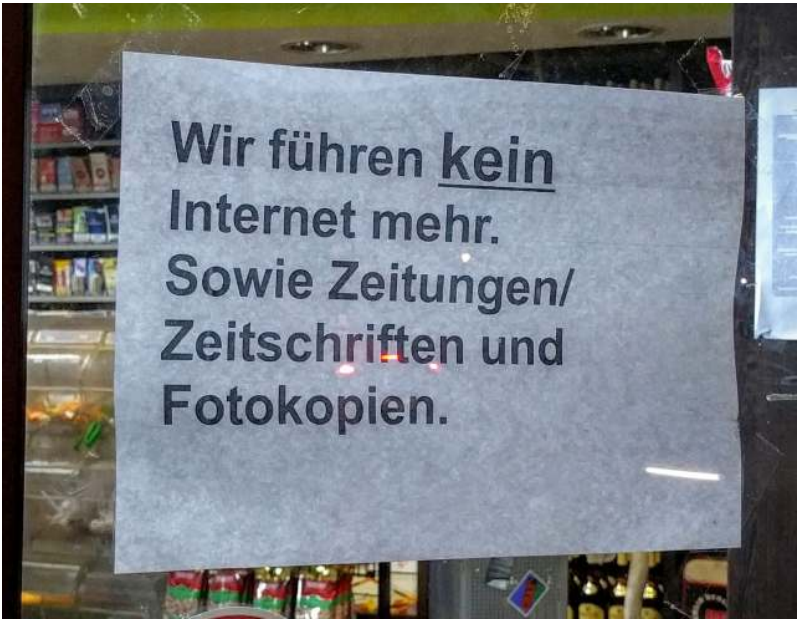
August 2016

Metamorphosen des Spätkaufs

Lange musste man aus Westberlin neidisch auf den Ostteil der Stadt blicken, in dem man Getränke nach Ladenschluss nicht nur an den wenigen innerstädtischen Tankstellen kaufen konnte, sondern im Spätkauf. Etwa ab 2010 hat sich das Prinzip aber auch in meiner Neuköllner Nachbarschaft gründlich durchgesetzt und man muss jetzt selten weiter als 100 Meter laufen, wenn man nachts dringend eine SIM-Karte, Erdnussflips oder einen Fidget Spinner benötigt.

Die mittlerweile nicht mehr so gefragten Konzepte Internetcafé und Call Shop / Telecafé sind mit dem Spätkauf verwachsen und werden, so jedenfalls meine Theorie, allmählich überwuchert, wie hier und hier schon angedeutet.

An dieser Straßenecke gab es einmal, und zwar Google Street View zufolge nach 2011 (das Google-Bild zeigt an dieser Stelle noch eine Filiale einer Aufbackbrötchenkette), Internet für 50 Cent pro unbestimmter Zeiteinheit sowie Zeitungen, Zeitschriften und Fotokopien. Später aber nicht mehr:



Ob man noch Telefon führt, wie auf dem Ladenschild versprochen, finde ich bei Gelegenheit heraus.

Kathrin Passig

1.September 2016

Facebook ist mein Portemonnaie

Was macht man, wenn man in der Bahn sitzt, sein Portemonnaie zu Hause vergessen hat, der Schaffner nach dem Ticket fragt und man seine Bahncard personalisiert nachweisen muss?

Ich habe genau 15 Minuten nach Einstieg, um dieses Problem zu lösen – normalerweise kommt im ICE dann der Schaffner. Zunächst rufe die Website der Bahn über mein Tablet auf und logge mich ein. Vorausgesetzt hierfür ist natürlich die vorherige Anmeldung und die Hinterlegung der persönlichen Daten. Die Daten zur Bahncard-Nummer sind etwas versteckt, befinden sich aber (aktuell) ganz unten auf der Seite, wobei sich mir persönlich die "Reiter" (Meine Bahn, Buchungsservices, Bahncard-Services, etc.) in der Bedienung unterhalb der Seite nicht wirklich erschließen. Die Bahncard-Nummer befindet sich unter "Bahncard-Services".

Nun haben wir die Bahncard-Nummer... aber womit personalisiere ich mich jetzt? Welchen Service kennen die meisten Menschen im Internet, bei dem man seine persönlichen Informationen hinterlegt? XING? Linked In? FACEBOOK!

So öffne ich mein Facebook-Profil und in dem Browser-Tab daneben die Infos zu meiner Bahncard. Der Schaffner akzeptiert dies tatsächlich so (vielen Dank an dieser Stelle). Ich frage nach, was man in solch einem Fall sonst noch unternehmen kann, denn ich gehe davon aus, dass nicht jeder Schaffner ein Auge zudrückt. Der Schaffner erklärt mir, dass es für diesen Zweck eine neue Hotline der Bahn gibt: hat der Passagier seine Bahncard nicht dabei, kann der Schaffner dort anrufen und sich die Gültigkeit der Bahncard bestätigen lassen. Er hat diese Hotline noch nie benutzt und nutzt die Gelegenheit, sie das erste Mal anzurufen, um den Service zu testen. Und es geht: ich muss mich lediglich mit Namen und Geburtsdatum verifizieren.

om-schreibt

2. September 2016

Die RTL-Gruppe macht Video-on-Demand zu einem Problem

Das lineare Fernsehen verabschiedet sich immer mehr aus meinem Leben. Dennoch gibt es Fernsehsendungen, die ich noch gerne sehe. Eine davon ist „Die Höhle der Löwen“, eine Show beim Fernsehsender Vox, bei der Gründerinnen und Gründer Investorenkapital öffentlichkeitswirksam beschaffen können.

„Live“ will ich mir die Sendung nicht ansehen. Zum einen schaffe ich es nicht (mehr), meinen Tag um einen 20:15-Uhr-Fernsehtermin herum zu planen. Zum anderen steckt in der Zweistundensendung gefühlt eine Stunde Werbung, die ich gerne aussparen möchte. Deshalb zeichne ich normalerweise die Sendung auf meinem Festplattenrecorder auf (in SD, weil HD extra kosten würde und Vorspulen nicht ginge), aber bei der letzten Ausgabe habe ich vergessen, die Aufnahme zu programmieren.

Also liegt es nahe, in die Vox-Mediathek zu gehen und mir dort die Sendung per Streaming nach Hause zu holen. So, wie ich das von den vielen anderen Fernsehsendern in Deutschland gewohnt bin. Für mein iPad schlägt mir der RTL-Konzern, zu dem Vox gehört, vor, die TV-Now-App zu installieren. Der Aufforderung komme ich nach. Dann fangen die Probleme an.

Einfach eine Sendung abrufen kann man da nicht. Man muss sich unter allen Umständen erst einmal mit einem Benutzerkonto anmelden. Aber halt, das geht nicht auf dem iPad. Ich muss meinen Laptop bemühen. Dort erfahre ich, dass es eine „normale“ und eine Plus-Mitgliedschaft für 2,99 Euro pro Monat gibt. Die normale kann nicht mehr, als Sendungen 30 Tage nach ihrer Ausstrahlung in SD-Qualität wiederzugeben, aber mehr brauche ich ja auch nicht.

Es reicht jedoch nicht, sich mit Namen und E-Mail-Adresse zu registrieren, wie ich das für einen kostenlosen Dienst erwarten würde. Ich muss auch Zahlungsdaten rausrücken, Kreditkarte, Bankkonto, Paypal, irgendwas, wovon man meine monatlichen Gebühren abbuchen könnte.

Ich glaube an ein Versehen, aber nein, das Prozedere ist eindeutig. Um das kostenlose Streaming von bereits gelaufenen Sendungen nutzen zu können, muss ich mich zu einem kostenpflichtigen Abo anmelden, das ich dann innerhalb das ersten Gratismonats wieder kündigen muss. Also in meinem Fall zwei Minuten nach der Anmeldung. (Ich brauche ein bisschen, weil ich nicht so schnell den Kündigen-Button finde.)

So etwas Umständliches habe ich selten erlebt. Hätte ich keine Chronistenpflicht für das Techniktagebuch, hätte ich diesem wenig vertrauenswürdigen Anbieter keine sensiblen Daten ohne erkennbaren Grund überlassen, sondern direkt beim Registrierungsprozess abgebrochen.

Johannes Mirus

Sommer 2016

Beobachtungen zur Urlaubstechnik in Frankreich

- Ein paar Wochen vor dem Urlaub fange ich an, mein Französisch zu polieren. Den vorletzten Hype im Redaktionschat nachvollziehend, installiere ich mir Duolingo. Am Tag vielleicht zehn Minuten üben – die Ergebnisse sind erstaunlich; ich komme mir in Frankreich deutlich weniger sprachlich hilflos als sonst vor.

- Das erste Mal seit Jahren gibt es keine Internetprobleme: Einmal einen Account einrichten, beliebig viele Geräte gehen darüber im Hotel-WLAN online. Und das sogar zu sehr akzeptabler Geschwindigkeit von

verläßlich 500 Kbit/s. (Die Jahre vorher: in Spanien sehr teuer für nur ein Gerät, in Holland reichte das Netz nicht bis ins Zimmer, an der deutschen Ostseeküste gab's gar kein WLAN.)

- Am Strand zeigt das Telefon ein Wifi namens »Free Wifi« an. Free Wifi scheint auf französisch nicht das zu bedeuten, was ich annehme. Dafür funktioniert das Inklusiv-Roaming meines regulären Vertrages wunderbar.

- Die bewährte Navigation per Google Maps scheitert an Sprachbarrieren: Mit einem auf deutsch eingestellten Android-Gerät in Frankreich findet Google Maps weder auf deutsch Supermärkte (Suchwort »Supermarkt«) noch mit diversen französischen Varianten (»supermarché«, »épicerie«), auch das Icon für Lebensmittelhändler tut nicht. Wie früher müssen wir von Hand über die Karte zoomen, um herauszufinden, wo der nächste Supermarkt ist.

- Reden wir nicht über Webseiten französischer Restaurants.

- Schecks sind völlig normal. Im Supermarkt gibt es neben der Kasse für Menschen mit Behinderung und Schwangere Selbstscan-Kassen (die dennoch sehr betreuungsintensiv sind) sowie eine Kasse nur für Bargeld, eine weitere nur für Schecks und Kartenzahlung.

- Das Navigationssystem leitet uns zu einer Tankstelle – was das Navi nicht weiß: Es ist eine Selbstbedienungsanlage, Zahlung nur per Karte. Wir schieben die erste Kreditkarte ein – das Display springt sofort auf deutsch um. Hilft allerdings nichts, die Karte wird nicht akzeptiert. Drei verschiedene Karten später (Maestro, Visa, Maestro einer anderen Bank, Mastercard) geben wir auf und navigieren zur nächsten (bedienten) Tankstelle.

- Im Hafenmuseum von Dunkerque dasselbe Bild wie in der Bonner Bundeskunsthalle: Wo man noch vor kurzem Beamer erwartet hätte, stehen jetzt durchweg riesige Flachbildschirme.

- Samstags geben wir den Mietwagen zurück, die Filiale ist in einem Hotel. Wir sollen laut Anweisung den Schlüssel an der Rezeption abgeben. Dort schickt man mich doch zur geschlossenen Filiale. Ich werfe den Schlüssel in den Schlüsseltresor, kaum draußen trifft eine Mail ein: »Sehr geehrte Mieterin, sehr geehrter Mieter, wir bestätigen Ihnen, dass der Schlüssel [...] in unseren Schlüsselrückgabe-Safe eingeworfen wurde.«

Felix Neumann

4.9.2016 (vermutlich auch schon eher)

Der Bauer verkauft aus dem Automaten

Auf meiner regelmäßigen Strecke durch Brandenburg nehme ich in einem kleinen Dorf mit (meist nicht beachteter) Tempo-30-Beschränkung am Straßenrand erstmals einen Automaten wahr. Auf dem Rückweg schaue ich mir den genauer an: Ein Imker nutzt diesen elektrischen Verkaufsstand, um rund um die Uhr nicht nur seinen Honig, sondern auch etwas empfindlichere Produkte wie frisches Obst oder – dann auch gekühlte – Obstsäfte anzubieten. Alles Bio natürlich.

Ein Blick auf die Hersteller-Webseite des *Regiomat* getauften Geräts zeigt, dass da jemand eine Marktlücke entdeckt hat, die in anderen Ländern, zum Beispiel in Frankreich, örtlich schon länger bedient wird: Die Produzenten sollen ihre Ware direkt an den Verbraucher bringen.

Das tun einige ja ohnehin schon, überall in den Dörfern gibt es die Stände vor den Häusern, auf denen angeboten wird, was der Garten hergibt. Aber das sind meist Hobby- oder Nebenerwerbsgärtner, das Verkaufsprinzip basiert auf Vertrauen (dass der Kunde schon das Geld in die Kasse legen wird...), und für gekühlte oder verderbliche Ware ist das nicht geeignet.

Rund 800 solcher Automaten, sagt der Hersteller, gibt es bereits in Deutschland. Und nicht nur auf dem Land, auch in der Großstadt Berlin. Den Betreibern dieser Verkaufsstellen, so scheint es, geht es nicht nur um die 24-Stunden-Verfügbarkeit ihrer Produkte – sondern ebenso darum, den Automaten von seinem Image als Junk-Food-Schleuder zu befreien.

(Einen Wunsch hat der verwöhnte Städter vielleicht dennoch: Einen solchen Automaten, der nicht nur Münzen und Scheine, sondern Plastikkarten akzeptiert...)

Thomas Wiegold

September 2016

Ich bringe uns das Internet in die Ferienwohnung

Wir sind in Frankreich in einer Ferienwohnung in einem Apartmentkomplex. Die letzten Jahre gab es hier Kaufinternet, das auch einwandfrei funktionierte. Dieses Jahr wollen sich die Geräte aber nicht so wirklich mit dem Internet verbinden. Das Signal ist da, auf den mobilen Geräten rödelt sich das Verbindungsicon aber zu Tode und der Laptop tut zwar so, als wäre er verbunden, vom Internet aber keine Spur.

Im Rest der Anlage funktioniert es ohne Probleme, dementsprechend kaufe ich wagemutig Internet, um mich sowohl bei der Rezeption als auch beim Anbieter zu beschweren und um Problembehebung zu bitten. Diese erfolgt jedoch nicht, keine Reaktion auf meine Kontaktanfrage, auf meinen erbosten Tweet und an der Rezeption murmelt man auch nur was davon, man könnte dann ja mal eine Mail schreiben.

@Passman_News The Wifi in my apartment in Biscarrosse-Plage still doesn't work. I have paid nearly 50 Euro and no internet access.

In der Zwischenzeit habe ich das Problem ganz gut lokalisiert. Da das Internet sonst überall problemlos funktioniert (man wird mich ein paar Mal mit dem iPhone in der Anlage herumwandernd sehen), ist es vermutlich irgendein Repeater oder anderweitiger Access Point, der zwar so tut, als wäre er ein Internet, aber keine Verbindung zu selbigem hat. Ganz selten verbinden sich auch die Geräte in unserem Apartment mit dem Internet, aber nach ein paar Sekunden ist dieser Spuk auch wieder vorbei. Die einfachste Lösung wäre vermutlich, die fehlerhaften Access Points einfach auszustöpseln, ich traue mir aber nicht zu, die zuständigen Anlagenbetreuer von diesem Vorschlag zu überzeugen. Dann, so meine Vermutung, würden sich unsere Geräte einfach mit dem nächstbesten funktionierenden Access Point, Repeater oder was auch immer verbinden und gut wäre.

Als ich einmal um fünf Uhr morgens nicht schlafen kann, komme ich auf die Idee, dass man einfach die Geräte nötigen müsste, sich mit einem funktionierenden Access Point zu verbinden. Bei einer schnellen Googlesuche (dank Auslandsoption kann ich übers Handy immerhin mein Datenvolumen verbraten) finde ich direkt einen Thread, bei dem zwei Tools vorgeschlagen werden, die genau so etwas können: NetSetMan und WirelessMon von PassMark. Am nächsten Morgen setze ich mich also mit dem Laptop mitten draußen auf den Weg (da, wo das Internet ist) und lade beide Tools runter.

NetSetMan ist zwar komplett umsonst und angeblich einfacher, die Installation mag aber nicht starten. WirelessMon hat eine 30-Tage-Testphase, das reicht für den Urlaub und die Installation funktioniert. In der Wohnung probiere ich erst einen, dann noch einen Access Point, beide funktionieren nicht. Beim dritten klappt es: Internet! Hurra!

Die erste Hürde wäre also genommmen, der Laptop kommt ins Internet. Jetzt sollen aber noch die mobilen Geräte ins Internet kommen. Das scheint schwieriger, denn die Access Points haben alle die gleiche SSID, man kann dem iPhone also nicht so einfach sagen, welches WLAN es nehmen soll, es ist ja immer das gleiche. Statt dessen müsste ich ihm zumindest eine MAC-Adresse oder eine IP mitteilen können, das wiederum kann ich in den WLAN-Einstellungen nicht machen. Das Standardverhalten ist wohl, dass sich das iPhone dann immer die Verbindung mit dem stärksten Signal sucht, das sind aber leider die kaputten internetverweigernden Verbindungen.

Die Lösung ist hier: Der Laptop wird – wieder mit Hilfe einer Software, nämlich Virtual Router – zum WLAN-HotSpot gemacht. Name und Passwort kann ich selber vergeben und – zack! – nun können auch iPhone, iPad und Co. ins Internet. Der Vorteil: Mit dem offiziellen Family Pass des Internetanbieters dürfen maximal drei Geräte ins Internet, mit meinem Setup können jetzt alle Geräte ins Internet. Trotzdem würde ich beim nächsten Mal auch einfach wieder eine Wohnung mit funktionierendem Internet nehmen.

Anne Schüßler

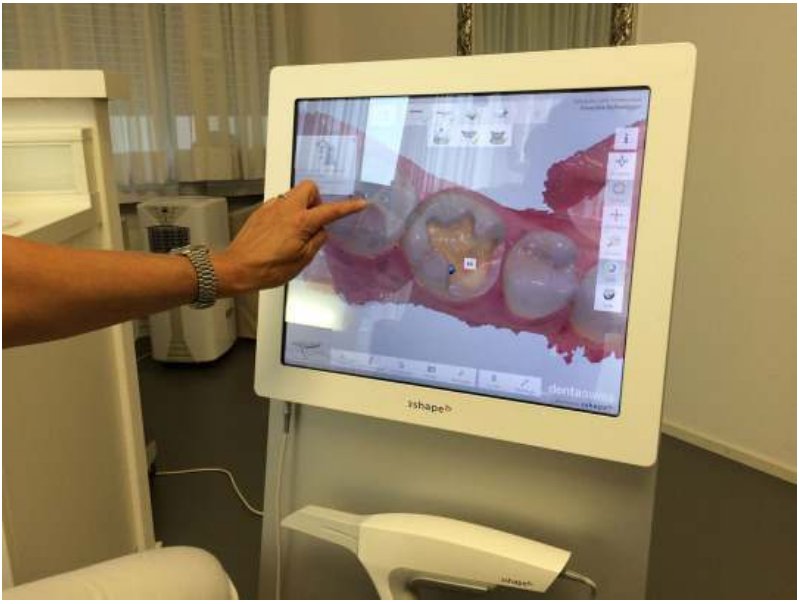
5. September 2016

Hammerhaiforscher vermitteln Sicherheit beim Zahnarzt

Jahrzehnte mit nächtlichem Zähneknirschen haben dem ersten Molar unten rechts arg zugesetzt. Er sei voller Risse und drohe demnächst auseinander zu brechen, meinte die Zahnärztin bei der jährlichen Routinekontrolle vor einigen Wochen. Nun steht der erste von mehreren Sanierungsterminen an. Ich

werde platziert und um ein wenig Geduld gebeten. Das Behandlungszimmer unterscheidet sich von denen, die ich aus der Praxis von Vater und Grossvater kenne, zunächst vor allem durch einen Bildschirm, der direkt in meinem Blickfeld hängt. Es läuft, ohne Ton, aber untertitelt, ein Dokumentarfilm über die Erforschung von Hammerhaien.

Mir wäre einer über Erdmännchen lieber, doch fehlt mir der Mut danach zu fragen. Die heutige Behandlung endet nach knapp einer Stunde mit einem 3-D-Scan meines Gebisses. Stolz zeigt mir die Zahnärztin das Ergebnis. Ich bin noch zu benommen, um mich nach technischen Details zu erkundigen, schaffe es aber immerhin, das Ding zu fotografieren.



Das Gebiss – das Scangerät ist am unteren Bildrand zu sehen – lässt sich nun in alle Richtungen drehen und wenden.

Franziska Nyffenegger

5. September 2016

Ich mache meine Steuererklärung like a boss

Ich habe einen Unterschriftstermin bei meiner Steuerberaterin, die die Steuererklärung für 2015 abgabefertig gemacht hat. Im September! Nicht wie bisher immer Anfang des übernächsten Jahres nach Mahnungen und Fristenverlängerungen. Auf meine Frage, ob sie Änderungswünsche für nächstes Jahr habe, sagt die Steuerberaterin: “Nein, es war alles perfekt.”

Bis zu diesem Satz war es ein langer Weg. Von etwa 2000 bis 2013 habe ich jedes Jahr ein bis zwei Wochen nur damit zugebracht, Belege zu suchen, zu sortieren und die resultierenden Fragen der Steuerberaterin zu beantworten, weitere Arbeitstage gingen fürs Jammern und Prokrastinieren drauf. Nathalie Passig – die ihr Geld damit verdient, schlecht organisierten Menschen zu helfen – hat mir jahrelang zugeredet: Lass mich das doch machen! Aber ich wollte nicht, weil es mir mindestens genauso mühsam erschien, ihr alle Belege zu schicken und zu erläutern.

2013 war es soweit. Ich war mürbe geworden, aber vor allem hatte die Menge des zu verwaltenden Papiers abgenommen. Fast alle Rechnungen für ausgegebenes Geld besitze ich jetzt digital. Papierloses Bahnfahren war dabei einer der wichtigsten Schritte, anfangs mit Touch&Travel und später mit dem Handyticket. Auch für die Einnahmen gibt es oft keine Papierbelege mehr. Das bisschen Papier, das noch anfällt, schicke ich etwa zweimal jährlich an Nathalie.

Sie hat Lesezugriff auf meine Bankkonten, kann sich dort die Kontobewegungen selbstständig ansehen und braucht mir nicht mehr jeden Monat wegen der Kontoauszüge hinterherzulaufen. Auf dieser Basis werden meine Umsatzsteuervoranmeldungen eingereicht, ohne dass ich etwas dazu beitragen muss. Eingehende Rechnungen speichere ich im Google Drive in einem Ordner, auf den Nathalie Zugriff hat. Gmail bietet das bei Dateianhängen gleich als Option an. Die Rechnungen (von Nathalie gestellt) sind Google Docs. Die Jahresübersichten für die Steuerberaterin sind Google Spreadsheets. Wenn ich einen Beleg brauche oder eine Frage habe, muss ich nicht mehr tagelang nach einem Stück Papier suchen, sondern nur danach fragen. Ich bekomme dann einen Scan des Dokuments.

Ich bezahle dafür eine mittelgroße Summe, aber ich bezahle sie gern, denn ich muss so gut wie nichts mehr zu dem Vorgang beitragen, nur ab und zu im Facebook Messenger offene Fragen beantworten.

Wenn die Steuererklärung fertig ist, liegt bei der Steuerberaterin ein Aktenordner mit einem etwa acht Zentimeter hohen Papierstapel: die papierlos eingegangenen, für die Steuer ausgedruckten und jetzt zehn Jahre lang aufzubewahrenden Dokumente.

Kathrin Passig

6. September 2016

Die Red Hot Chili Peppers live im Wohnzimmer

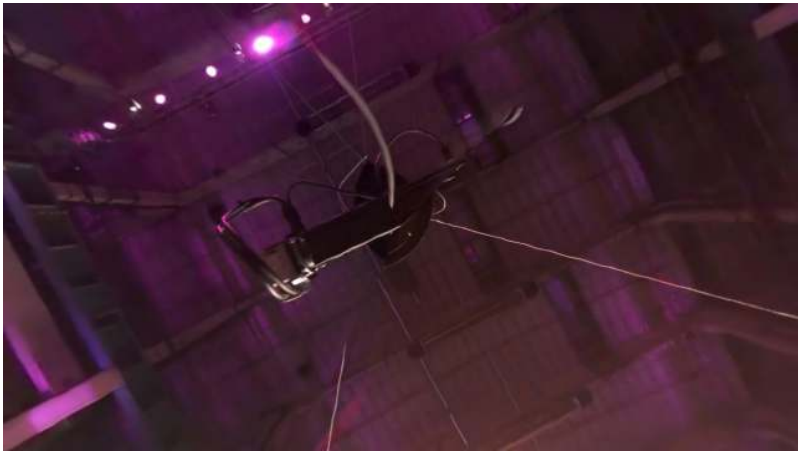
Morgens wurden sie in den letzen Tagen auf Radio Eins verlost: Karten für das RHCP-Konzert im alten Kraftwerk in Berlin-Kreuzberg. Mangels Anrufelust und Unkenntnis über RHCP-Details versuche ich es erst gar nicht (stelle aber fest, dass ich viele Fragen doch hätte beantworten können. Grmpf)

Bei der rituellen Durchsicht meiner RSS-Feeds entdecke ich, dass das Konzert im Internet live übertragen wird. Da steht auch irgendwas mit “Virtual Reality”. Also erst mal den Link auf dem Macbook angeklickt. Jau, stimmt, Anthony Kiedis und seine Mannen stehen, laufen und springen auf der Bühne herum.

Aber 360° und so geht irgendwie nicht. Also werfe ich das iPad an. Gut. Jetzt sehe ich das gleiche Video auf dem iPad. Ich rüttele und schüttele es, aber das Bild bleibt stets das gleiche. Nun wird das dritte Apple-Gerät gezückt, das iPhone, das gerade frischen Strom nuckelt. Dort tut sich was, sobald ich das Video in der Youtube-App gefunden habe: Ich drehe das Telefon mal hierhin, mal dorthin und sehe den Konzertsaal von innen. Mal oben die Decke, mal auf die Leute runter, dann die hintere Wand. Nur die Bühne sehe ich irgendwie nicht. Schade.

Ich drehe mich nun samt Smartphone auf der Couch aus der üblichen liegenden Feierabend-Haltung gen Wand, reiße dabei erst mal den Stromanschluss aus dem iPhone heraus, außerdem plärrt der Ton nicht nur aus den Kopfhörern auf meinem Kopf, sondern auch noch aus einem weiteren Gerät, das ebenfalls gerade den Livestream empfängt. Egal. Ich sehe nämlich jetzt auch die Bühne! Diese steht quasi hinter unserer Couch an der Wand. Irgendwie unbequem. Ich stehe nun mal auf und rotiere wild herum, um mir einen kompletten 360°-Überblick zu verschaffen. Schon schick!

Ich schaffe es sogar kurz, das iPhone in die Google-Cardboard-Schachtel zu stecken. Da sehe ich nur mit meiner Brille und der dortigen Optik immer alles unscharf und nehme daher ohne Pappschachtel im Gesicht wieder auf dem Sofa Platz.



Zufällig entdecke ich nämlich, dass man durch Herumwischen mit dem Finger den Bildausschnitt verschieben kann. Bestens, jetzt wird die Angelegenheit richtig bequem. Außerdem sind mehrere 360°-Kameras in Betrieb, so dass man mal vorn seitlich auf der Bühne steht, mal auf der anderen Seite weiter hinten im Publikum oder mittig unter der Decke schwebt.

Ich richte mir das iPad auf der Couch zurecht, stöpsle dort den Kopfhörer ein und lasse darüber die normale Videoübertragung ablaufen. Mit dem iPhone fuchtele ich fröhlich in der Luft herum und schaue mich im Kraftwerk um und freue mich, dass ich irgendwie doch dabei sein kann. Leider habe ich etwas spät eingeschaltet. Anscheinend spielen die Peppers schon die Zugaben (”By the way”, “Give it away”) Aber das Konzert soll wohl später noch im Netz in voller Länge hier abrufbar sein.

Screenshots mit freundlicher Genehmigung von Telekom Street Gigs

Markus Winninghoff

6. September 2016

Insolvent aus Sicherheitsgründen (mit Faxgerät-Bonustrack)

Gestern habe ich auf dem Rückweg vom Steuererklärungs-Unterschriftstermin die beiden Rechnungen der Steuerberaterin, auf einer Parkbank sitzend, vom Handy aus beglichen. Weil ich es jetzt kann, und weil ich es sonst womöglich vergesse.

Danach war auf dem Konto nicht mehr so viel Geld. Aber erst heute wird mir klar, was das bedeutet. Ab morgen werde ich einige Wochen unterwegs sein. Zugtickets sind zu bezahlen, Bargeld wird abgehoben werden müssen.

Ich öffne das Onlinebanking der Ethikbank, wo ich meine unbenötigten Geldberge lagere, ich glaube, ich bekomme sogar ein paar Promille Zinsen dafür. Als Erstes soll ich dort einer Vereinbarung über die Nutzung des elektronischen Postfachs zustimmen.

> "Die mobileTAN zu diesem Auftrag wird als SMS an Ihre Mobilfunk-Nr. gesendet, die bei Ihrer Bank registriert ist."

Es kommt aber keine TAN. Kennt die Ethikbank überhaupt schon meine neue Nummer? Die alte gibt es seit Februar 2014 nicht mehr. Kann es sein, dass ich das der Ethikbank zweieinhalb Jahre lang mitzuteilen vergessen habe?

Es kann. Die Änderung der Telefonnummer für das mobileTAN-Verfahren war in März 2014 bei der Deutschen Bank nicht ganz trivial. Im August 2014 habe ich die Telefonnummer dann auch "bei meiner anderen Bank" geändert, wie ich es offenbar aus Privatsphärengründen im Techniktagebuch ausdrückte. Die Ethikbank kann ich damit nicht gemeint haben.

> "Die Mobilfunknummer für das mobileTAN-Verfahren können Sie nicht online ändern. Bitte setzen Sie sich dafür mit uns in Verbindung."

Ich rufe an und erfahre, dass ich die neue Nummer per Post einschicken muss. Per Post!, sage ich. Geht es denn gar nicht anders? Auch nicht, wenn es eilt? Nein. "Und wenn ich Ihnen das Formular faxe?" Es geht aber wirklich nur per Post, *aus Sicherheitsgründen*. Ich zetere nur ganz wenig herum und erwähne dabei nur einmal die Möglichkeit des Einsatzes reitender Boten.

Dann beklage ich im Techniktagebuch-Chat meine Insolvenz und bitte André Spiegel um einen Kredit, weil er ebenfalls ein Konto bei Number26 hat, und man dort Geld ohne Überweisungsverzögerung von einem Kunden zum anderen schieben kann.

Schon in ein, zwei Wochen werde ich dann auch auf mein eigenes Geld wieder zugreifen können.

Updates:

- An einem Dienstag schreibe ich diesen Beitrag und schicke meine neue Handynummer per Post an die Ethikbank.
- Am Donnerstagnachmittag bestätigt mir die Ethikbank die Änderung. Ich finde heraus, dass ich von diesem Konto Geld nur auf exakt ein anderes überweisen kann: mein eigenes altes bei der Deutschen Bank, auf dem das Geld überhaupt nicht gebraucht wird. Änderungswünsche müssten auch wieder per Post eingereicht werden. Ich überweise Geld auf das zum Glück noch nicht gekündigte Konto bei der Deutschen Bank und warte.
- Am Montag bucht das Finanzamt 3.623 Euro, die ich nicht habe, vom leeren Number26-Konto ab. Ich bin jetzt tief in den roten Zahlen, kann trotz André Spiegels Kredit nichts mehr mit der Karte bezahlen, besitze nur noch 10 Euro in bar und brauche ein Bahnticket. Zum Glück weiß ich von vorangegangenen Fahrten, dass die Bahn das Geld nicht sofort per Lastschrift abbucht, sondern erst ein paar Tage später. Ich muss also nicht vor dem Linzer Bahnhof mein Ticket zusammenschnorren, sondern kann ein Handyticket lösen.
- Am Montagabend, nach 100 Stunden Überweisungslaufzeit, trifft das Geld von der Ethikbank bei der Deutschen Bank ein. Ich überweise es weiter von der Deutschen Bank zu Number26.

- Am Dienstag merkt Number26, dass ich kein Geld habe, und gibt die Lastschrift ans Finanzamt zurück. Jetzt ist zwar das Finanzamt böse auf mich, aber dafür bin ich wieder knapp in den schwarzen Zahlen.
- Am Mittwochmittag kommt mein Geld auf dem Number26-Konto an. Neun Tage, nachdem ich das Problem bemerkt habe, bin ich wieder zahlungsfähig.

Kathrin Passig

September 2016

Der Drucker druckt nicht

Ich sitze im warmen Büro vor dem Bildschirm, der schwenkende Tischventilator fächelt mir gelegentlich einen kühlenden Lufthauch zu, mein Laserdrucker steht links hinter mir (auf etwa 8 Uhr), ich drucke etwas aus. Der Laserdrucker heizt vor, er beginnt hörbar zu drucken, ich höre wie das Papier transportiert wird, wie der Ausdruck beendet wird. Der Drucker verstummt. Ohne den Blick vom Bildschirm zu lösen, greife ich mit einem langen Arm in Richtung Drucker, um das Blatt aufzunehmen, aber der Griff geht ins Leere. Der Blick wendet sich Richtung Drucker. Tatsächlich, er hat kein Blatt ausgespuckt. Ähm ... am Kinn kratzend ... häh? Ich stehe auf, untersuche die zahllosen Klappen, ob irgendwo ein Papierstau aufgetreten ist, obwohl der Drucker gar keinen Papierstau gemeldet hat. Merkwürdig. Also nochmal: Blick Richtung Bildschirm gerichtet, Ausdruck, Geräusche, blinder Griff, wieder kein Ausdruck vorhanden. Ähm ... stirnrunzelnd am Kinn und am Kopf kratzend ... häh? Das kann doch gar nicht sein!? Ein dritter Versuch: Blick Richtung Bildschirm, Ausdruck, Blick Richtung Drucker, das Blatt Papier wird

ausgeworfen ... und direkt vom Ventilator angehoben und weggepustet, bis es zwischen Schreibtisch und Wand verschwindet und neben seine beiden Vorgänger hinuntergleitet. Ich freue mich auf den Herbst.

Dirk Hagedorn

September 2016

Ich finde das kaputte Internet

Die Sache mit dem Internet (das Techniktagebuch berichtete) in der Ferienwohnung lässt mir keine Ruhe. Zwar funktioniert es zwar jetzt mit meinem Workaround, trotzdem frage ich mich, wie es vielleicht noch einfacher geht.

Bei längerem Nachdenken wird mir folgendes klar: Mein Tool, mit dem ich mich mit einem konkreten Access Point verbinden kann, zeigt mir knapp zwanzig Access Points an und das nur für den kleinen Bereich, in dem ich mich überhaupt bewegt habe. Die Anlage besteht aber wirklich hauptsächlich aus den Apartments, es gibt noch nicht mal annähernd ausreichend viele nur für den Hausmeister zugängliche Besenkammern, um alle nötigen Geräte zu verstauen. Also: Die Geräte müssen zumindest teilweise in den Ferienwohnungen selber sein.

Auf Verdacht öffne ich in unserer Wohnung erst den Einbauschrank im Flur (Fehlanzeige) und dann den Sicherungskasten. Bingo! Ich finde ein kleines schwarzes Gerät, dessen LED für WLAN/WPS zwar eifrig leuchtet, die für das Internet aber nicht.

Kurz begutachte ich noch die Verkabelung, entscheide mich aber dann dagegen, an offenen und freiliegenden Drähten zu operieren und stöpsele das Gerät kurzerhand ab.

Vom kaputten Internetlosen Access Point nicht mehr unnötig in die Irre geführt, verbindet sich das iPhone jetzt ganz von allein mit dem Anlageninternet.

Wieder ein Problem durch reines Nachdenken gelöst.

Anne Schüßler

1993 – 2016

Die Welt in 16 Megabytes

2016 – 18 Jahre nach Abschluss meines Studiums – kündigt mir die TU Berlin das letzte meiner dortigen Benutzerkonten. Aus schierer Nostalgie – es handelt sich hier um einige meiner ersten Mails und selbstgeschriebenen Programme – beschließe ich, die Daten aus dem Home-Verzeichnis dieses Accounts abzubergen.

Es kostet mich einige Mühe, mich per *ssh* in der Uni einzuloggen, schlicht weil ich erst einmal den Namen eines konkreten Rechners herausfinden muss, der mir das gestattet. Dann die amüsante Überraschung – das Konto umfasst gerade mal 16 Megabyte. Die sind natürlich im Handumdrehen zu einem Archiv zusammengepackt – stilecht in der Unix-Variante *tar* plus *gzip* mit der Dateiendung .tgz – und dann per FTP übertragen. Solange nicht irgendein Filter in einem solchen Anhang eine tödliche Bedrohung wittert, könnte ich sie mir sogar in einer einzigen Mail auf mein Telefon schicken.

In dem .tgz-Archiv sind die ursprünglichen Modifikationsdaten der Dateien unverändert zu sehen. Eine kurze Inspektion ergibt, dass die ältesten Systemdateien aus dem Jahr 1987 stammen und die ältesten von mir verfassten von Ende 1993.

Virtualista

11.09.2016

Die elektronische WC-Tür

Auf der Autobahnraststätte, an der ich zwecks Kaffeeaufnahme öfters Halt mache, wurden in den letzten Monaten die WCs renoviert. Offenbar wurden die Arbeiten seit meinem letzten Besuch abgeschlossen. Als ich die Sanitär-

räume betrete, staune ich: Die neuen Kabinentüren sind mit einem integrierten LED-Streifen ausgestattet, der den Status der jeweiligen Kabine (frei oder besetzt) anzeigt:

Ob die LED-Streifen robuster sind als die früher üblichen rot-weißen Drehscheiben, wird die Zukunft zeigen. Auf jeden Fall sind sie aufwändiger zu installieren, da jede WC-Tür separat mit Strom versorgt werden muss.

(Während der Recherche für diesen Beitrag lerne ich: Der Fachbegriff lautet “Frei-Besetzt-Anzeige”, und die LED-Variante wird bereits von mehreren WC-Trennwandsystem-Herstellern angeboten.)

abaumg

11. September 2001

„Ich bin in Sicherheit!“

Mit einer anderen USA-Verrückten, die ich in einem Reiseforum kennen gelernt hatte, fahre ich drei Wochen durch das Land. Wir übernachten gerade in Phoenix, Arizona, von wo wir zu einigen Nationalparks aufbrechen wollen. Als wir an diesem Morgen aufwachen und den Fernseher anschalten, sind wir – wie die meisten anderen Menschen weltweit – ziemlich geschockt. Fassungslos sehen wir zu, wie die Flugzeuge ins World Trade Center fliegen und die Türme zusammenbrechen.

Nur kurze Zeit später klingelt auch schon mein Mobiltelefon – ich habe das Motorola Timeport meines Schwagers ausgeliehen, da sein Tribandhandy in den USA funktioniert. Mein Nokia 6210 ist nur ein Dualband und hätte mir dort nichts genützt. Kurz vor der Abreise hatten wir die SIM-Karten ausgetauscht. Am Telefon ist die Mutter meines Freundes, die sich Sorgen macht, weil man nicht weiß, wo es überall Anschläge gibt. Danach ruft auch noch meine Schwester an, die per Telefonkette an meine Eltern die Nachricht weitergibt, dass ich in Sicherheit bin. Auch meine Freundin ist froh, dass ich das Handy mitgenommen habe, so kann sie schnell ihre Eltern in Norddeutschland anrufen und ebenfalls beruhigen.

Wir setzen unsere Reise wie geplant fort und fahren erst mal zu Alice Cooper'stown, der Sports Bar von Alice Cooper. Dort sieht man auf den Leinwänden, auf denen sonst Sportveranstaltungen übertragen werden, immer und immer wieder die Flugzeuge in die Türme des World Trade Centers fliegen.

Tanja Braun

14. September 2016

Noch lange nicht obsolet: Wählscheibentelefone in meinen Träumen

In meinem Traum ist eine Bluttat begangen worden mit einer Kreissäge, und ich muss die Polizei anrufen. Aber es gibt nur ein Wählscheibentelefon, ein ungewöhnlich kompliziertes mit einer sehr großen Wählscheibe, die auch Buchstaben enthält. Ich weiß inzwischen auch gar nicht mehr so genau, wie das ging, in welche Richtung man die Wählscheibe drehen muss und wie weit. Daneben hängt ein einfacherer Wandapparat in Kieselgrau, aber der ist außer Betrieb. Alle Handys, die sich im Haushalt auftreiben lassen, sind uralt und auch keine Hilfe. Ab und zu erreiche ich jemanden, den ich schlecht verstehen kann, der nicht die Polizei ist und sich weigert, mich mit der Polizei zu verbinden. Es ist lästig, aber nicht bedrohlich, denn das Opfer ist ja schon zersägt und im Kopf schreibe ich währenddessen den Techniktagebucheintrag zum Anrufproblem.

Nach einer halben Stunde vergeblicher Versuche kommt mein Bruder. Ich bitte ihn, von seinem Handy aus die Polizei zu rufen, und dann klappt es.

Kathrin Passig

14.9.2016

Das Fax: Und ist das jetzt auch angekommen?

Wenn ich mir vorstelle, dass mein Leben gar nicht echt ist, sondern nur eine Inszenierung zu Ihrem Vergnügen, die „Michael Brake Show“ quasi, dann weiß ich genau, welche Situationen die Regie als wiederkehrende Slapstick-Elemente verwenden würde: Michael Brake beim Versuch, etwas an seinem Fahrrad zu reparieren. Und Michael Brake beim Umgang mit Faxgeräten.

Bietet man mir etwa eine Adresssignatur mit mehreren Nummern an, rufe ich zielgenau immer die Faxnummer als Erstes an. Fieäääääp krietsch schrrrms – schnell wieder aufgelegt. Peinlich.

Noch alberner: Michael Brake verschickt ein Fax. Weil das nur so alle paar Jahre vorkommt, habe ich keine Routine, und das führt zu Angst, und dann mache ich alles falsch. Das geht schon damit los, wie ich das Papier einlegen muss: Inhalt oben oder unten? Man weiß es nicht. Nächstes Problem: Muss ich eine Null vorweg wählen? Beim Telefon höre ich, ob ein Freizeichen kommt. Hier nicht. Wieder Fifty-Fifty-Chance, also in der Theorie. In der Realität eher so: Ninety-nine-One-Chance.

Dann wird natürlich das Papier niemals beim ersten Versuch sauber durchgezogen. Und Übertragungsfehler gibt es auch noch. Jedes Mal fühle ich mich wie in einer Kafka-Geschichte und bin mir sicher, dass ich dieses Fax niemals versendet bekommen werde. Hat es dann irgendwie doch geklappt, folgt die Angst, das Fax sei nicht angekommen. Ich möchte am liebsten auf der anderen Seite anrufen: „Hallo, hier Brake (Menschen, die ein Faxgerät besitzen, sprechen sich immer nur mit Nachnamen an), ist da gerade was aus Ihrem Fax gekommen? Ja, das war von mir.“

Es ist ein wenig albern: Ich glaube daran, dass Papier, das ich mit anderem bunten Papier beklebe und in einen gelben Kasten schmeiße, spätestens am übernächsten Tag bei der richtigen Person ist. Ich glaube daran, dass ich

durch den Klick auf eine virtuelle Schaltfläche mache, dass Menschen ganz woanders den von mir getippten Text lesen können. Aber bei einem Fax fallen mir hundert Schiefgehszenarien ein.

Vielleicht ist ja auf der anderen Seite die Patrone fast leer und man kann gar nichts erkennen. Oder alle Zeilen wurden übereinander gedruckt. Oder das Thermopapier hat sich so komisch aufgekringelt und ist hinter den Gummibaum gerollt (neben jedem deutschen Firmenfaxgerät steht eine immergrüne Büropflanze). Oder es ist erst gar kein Papier eingelegt. Oder es ist gerade Betriebsfeier und Meyerdierks aus der Finanzbuchhaltung macht aus den Faxen Konfetti, weil er zu viel von der Bowle getrunken hat.

Letztlich verhalte ich mich beim Faxen exakt so umständlich und stoffelig wie meine älteren Verwandten beim Umgang mit dem Computer. Es ist nämlich gar nicht so, dass die jüngeren Generationen irgendwie technikaffiner seien. Wir haben nur andere Abläufe internalisiert und zu ihnen Vertrauen aufgebaut. Ansonsten sind wir die gleichen Nullchecker wie alle anderen auch.

Michael Brake; zuerst erschienen in der taz-Kolumne 'Nullen und Einsen' vom 14.9.2016

Sommer 1985 bis heute (und wohl noch länger)

Von Opas Taschenmesser zum EDC-Tool

Obere Reihe von links: Traditionelles Taschenmesser Gentleman-1 von Herbertz; Leichtgewichtsmesser 20 von Baladeo; Eichhorn Pocket Rescue Tool (ein Einhandmesser); Victorinox Campingmesser mit Verriegelung; Victorinox Champ; Victorinox Taschenwerkzeug; Victorinox Mini-Schweizermesser; untere Reihe von links: Leatherman Pocket Survival Tool; Leatherman Squirt PS4; Leatherman Micra; Titanium Pocket Tool; Gerber Shard – die Bezeichnungen der Victorinox-Messer sind möglicherweise nicht ganz korrekt.

Keine zehn Zentimeter weit kann ich gucken, als ich an einem sonnigen Junitag 1985 in das trübe Wasser des Hafens von Piräus springe. Mit dem Segelboot, dass wir für einen Törn durch die Ägäis gechartert haben, kommen wir nicht weg von der Pier: Ein Tau hat sich in der Schraube verfangen, der Motor bringt uns nicht aus dem Hafen. Ich muss den Tampen mühsam herausschneiden und mich dafür auf meinen Tastsinn verlassen, sehen kann ich nichts. Wenigstens habe ich das richtige Werkzeug für diese Aufgabe: mein Schweizer Taschenmesser mit seiner unglaublich scharfen Klinge.

Mehr als drei Jahrzehnte später sieht dieses Messer kaum schlechter aus als an jenem Junitag. Die Griffschalen sind ein wenig abgegriffen, und der Klinge sieht man an, dass sie gelegentlich nachgeschliffen wurde. Allerdings stammen die Gebrauchsspuren vor allem aus den ersten 20 Jahren – in letzter Zeit hatte ich dieses Messer immer seltener dabei.

Denn während es vom Messer, einem der wichtigsten Werkzeuge der Menschheit (*Es gehört zu den wenigen Objekten, die weltweit in allen Kulturen des Menschen vorkommen*, sagt Wikipedia) zum Taschenmesser kein so großer Schritt war, hat sich in den vergangenen drei Jahrzehnten etwas verschoben. Das simple Taschenmesser mit einer, vielleicht auch zwei Klingen gehörte früher in jede Hosentasche (in die Damenhandtasche offensichtlich weniger). Seit den 1980-er Jahren haben daran drei Dinge etwas geändert: Ein Kanadier namens Tim Leatherman, die Anschläge von 9/11 und der EDC-Boom.

Um den Erfolg von Tim Leatherman zu verstehen, muss man sich erst mal daran erinnern, dass das simple Taschenmesser mit seiner Klinge über die Jahrzehnte zum multifunktionalen Werkzeug aufgerüstet wurde. Vor allem das Schweizermesser, der Inbegriff des Taschenmessers, erhielt immer mehr Zusatzteile und -funktionen, von Säge und Feile über Flaschenöffner und Schraubenzieher bis zu Schere und Korkenzieher. (Zum Sinnbild des Funktionswahns wurde das praktisch unbenutzbare *Wenger Schweizer Offiziersmesser Giant*, das längst durch die satirischen Kommentare bei Amazon berühmt wurde).

Trotz all der zusätzlichen Funktionen fehlte dem Ingenieur Leatherman, so die Geschichte, ein wichtiges Werkzeug an seinem Taschenmesser: bei einer Europareise 1975 brauchte er für seine Autoreparaturen eine Zange, und ausgerechnet die bot ein Schweizermesser (damals) nicht. Leatherman konstruierte daraufhin das Pocket Survival Tool, den originalen Leatherman, der seit den 1980-er Jahren zum Konkurrenzprodukt für die eingeführten Taschenmesser wurde. Eigentlich lief es auf die simple Entscheidung hinaus: Möchte ich lieber einen Korkenzieher – dann wird's ein Schweizermesser; brauche ich eine Zange – dann wird's ein Leatherman.

Den Umstieg vom Schweizermesser zum Leatherman vollzog ich im Frühsommer 1993. Bei meiner ersten Reise nach Belet Huen in Somalia, dem späteren Stationierungsort deutscher Soldaten, trug ich noch das Messer mit mir herum, mit dem ich fast zehn Jahre zuvor ins Hafenbecken von Piräus

gesprungen war. In einem kanadischen Truppentransporter rutschte es mir unbemerkt aus der – schlecht konstruierten – Messertasche meiner Hose und wurde von einem kanadischen Sergeant gefunden, ein glücklicher Zufall.

Auf den Leatherman wechselte ich dann nicht nur, weil er inzwischen auch in Europa verfügbar war und mir die Zange sinnvoll schien (den Korkenzieher brauchte ich als Biertrinker ohnehin nicht so oft) – sondern auch, weil er gleich mit einer schicken Ledertasche für den Gürtel geliefert wurde. Mein originales *Leatherman Pocket Survival Tool* (oben im Foto untere Reihe links) trägt das eingeprägte Produktionsdatum Mai 1993.

www.youtube.com/jqJGHCL-6WI

Der Leatherman wurde zum Vorbild für eine ganze Reihe von Nachbauten. Selbst die Produzenten der Original Schweizermesser brachten nach dem Erfolg dieser Klapp-Zange ähnliche Produkte auf den Markt, die sie als *SwissTool* verkauften.

Auch diese so genannten MultiTools haben eine Messerklinge, im Handgriff eingeklappt, und deshalb traf sie ebenso wie die herkömmlichen Taschenmesser kurz nach der Jahrtausendwende das zweite Problem. Nach den Anschlägen am 11. September 2001 auf das World Trade Center in New York und das Pentagon in Washington wurden weltweit die Bestimmungen für verbotene Gegenstände im Handgepäck von Flugpassagieren verschärft. War es zuvor noch problemlos möglich, mit einem Taschenmesser mit einer Klingellänge von unter 10,5 cm ins Flugzeug zu steigen, änderte sich das nach dem Terroranschlag grundlegend. Schon mit winzigsten Klingen wurden – und werden nach wie vor – solche Messer beim Sicherheitscheck aussortiert (angeblich macht die US-Transportsicherheitsbehörde TSA mit dem Verkauf der eingesammelten Schweizermesser, Leatherman-Multitools und ähnlichem ein gutes Geschäft).

Der Bedarf stieg deshalb an Taschenwerkzeugen, die alle Funktionen außer der eines Messers hatten. *TSA approved*, von der Transportsicherheitsbehörde zugelassen, wurde zu einem neuen Schlagwort. Leatherman und andere Firmen brachten spezielle Werkzeuge heraus, die eben keine Klinge hatten, sonst aber so aussahen wie ihre traditionellen Stahlwaren.

Die Verschärfung der Gesetze betraf allerdings nicht nur den Flugverkehr. Insgesamt wurden Messer immer weniger als Werkzeug gesehen, sondern als potenzielle Waffe, und das unabhängig von der Klingenlänge. In Deutschland wurde zum Beispiel 2008 in die Neuregelung der Waffengesetze aufgenommen, dass so genannte Einhandmesser in der Öffentlichkeit nicht mehr (mit)geführt werden dürfen, es sei denn, sie werden für Beruf, Sport oder Brauchtum genutzt. Trotzdem erfreuen sich die verschiedenen Modelle weiterhin großer Beliebtheit – und sie kommen fast immer aus den USA.

Aus den USA kam auch ein weiterer Trend, der ebenfalls das traditionelle Taschenmesser zurückdrängte: EDC, *Every Day Carry*, Gegenstände, die man immer dabei hat, wurden neben den Messern (die natürlich weiter in die Tasche gehörten, gerne auch als Einhandmesser) immer ausgefeiltere und kleinere Werkzeuge für die Hosentasche. Die Messerklinge, wenn sie überhaupt noch dabei war, dient da meistens dazu, Kartons aufzuschlitzen. Viel wichtiger sind die Funktionen für eine technisierte Gesellschaft: Schraubendreher (normal und Kreuzschlitz), Vorrichtungen zum Kabel-Schneiden oder -Absisolieren und natürlich ein Flaschenöffner.

Auf diesen Trend reagierten die Großen der Branche mit kleineren – und damit taschengängigeren – Werkzeugen mit mehr Funktionen, wie Leatherman mit diversen Mini-Ausgaben seiner Pocket Tools. Aber auch komplette Neuentwicklungen, gerne *funded via Kickstarter*, gehören dazu, wie das Titanium Pocket Tool von Big I Design:

www.youtube.com/DAIBJD5FtQQ

Das richtet sich natürlich ein wenig an die, die eigentlich schon alles haben, nur eben noch nicht aus Titan…

Dabei geht es auch deutlich simpler. Eines der einfachsten dieser EDC-Werkzeuge stammt von einem traditionellen Messerhersteller aus den USA, ist eigentlich nur ein gestanztes Stück Blech, *TSA approved* und an Einfachheit kaum zu überbieten: Das *Shard* (zu deutsch: Scherbe) von Gerber (der US-Preis von 7$ ist eigentlich schon übermäßig; die Preise, die dafür in Deutschland verlangt werden, sind aber schlicht eine Unverschämtheit):

Simpler geht eigentlich nicht. Und an Stelle des Schweizer Taschenmessers oder des Leatherman, die mir ohnehin bei jeder Kontrolle erst mal weggenommen werden, habe ich seit einiger Zeit so ein Shard in der Tasche. Ist ja kein Messer. Obwohl das bisweilen viel praktischer wäre, zum Beispiel beim Brötchenschmieren.

Thomas Wiegold

September 2016

PDF? Kenn wa nich!

Meine Krankenversicherung gratuliert zur Geburt des Nachwuchses und teilt mir mit, dass ich den beiliegenden Antrag auf Familienversicherung auch online ausfüllen kann. Dazu benötige ich nur den mitgeschickten Login-Code und einen Teil der Kennnummer meiner Gesundheitskarte. Ich nehme das Angebot dankend an und gebe beides auf der angegebenen Seite ein. Den ersten Versuch breche ich ab, weil ich Einkommensbescheinigungen benötige. Meine muss ich dazu aus dem SAP-Portal meines Arbeitsgebers laden, die meines Mannes muss gescannt werden. Ich vertage des Problem.

Zwei Tage später finde ich wieder Zeit und Ruhe, um es erneut zu versuchen. Ich lade alle Gehaltsbescheinigungen seit 2013 herunter und schnappe mir den Scan meines Mannes. Versuch 1 endet mit einer Fehlermeldung. 1.) Ist der Scan zu groß und 2.) muss zwingend ein JPG oder PNG vorliegen. Umwandlungsversuche resultieren in kaum lesbaren, noch immer zu großen Dateien. Ich beauftrage meinen Mann, das Dokument neu einzuscannen.

Versuche 2–9 scheitern an verschiedenen Stellen des 6-seitigen Formulars mit der Meldung, dass der Service nicht verfügbar sei.

Bei Versuch 10 schaffe ich es, die beiden Dateien für meinen Mann hochzuladen. Nachdem ich meine PDF-Dateien in JPG umgewandelt habe, ist der Service wieder nicht verfügbar.

Versuch 11 scheitert noch an der Login-Seite, die nicht mehr vollständig lädt.

Versuch 12 scheitert daran, dass meine Dateien zu breit und zu hoch sind. Ich verkleinere sie.

Versuch 13 ist endlich erfolgreich. Allerdings kann ich nur 3 meiner 4 Dateien hochladen. Mehr sind anscheinend nicht vorgesehen. Wird schon reichen, die letzte Seite ist ohnehin uninteressant. Ich schließe alles ab und lade mir eine Kopie des verschickten Antrags herunter. Dann suche ich in den Präventionsangeboten nach einem Entspannungskurs. Oooommmmm.

Stefanie Otersen

16. September 2016

Erste Schritte mit blauen Zähnen

All das Gerede um das iPhone 7 und die abgeschaffte Kopfhörerbuchse hat in mir Gedanken über Bluetooth-Kopfhörer angestoßen. Ich kaufe ungefähr im Sechs-Monats-Rhythmus neue In-Ear-Kopfhörer, weil das Kabel am Stecker dem ewigen Zug von meinen Ohren in meine Hosentasche nicht standhalten will – da wäre es doch eigentlich mal angebracht, das Kabel einfach abzuschaffen. Eine Anzeige auf Twitter (!) mit reduzierten On-Ear-Bluetooth-Kopfhörern bei Amazon sorgt schließlich für die kritische Masse. Ich muss sowas haben.

Ich kaufe dann allerdings lieber doch nicht blind bei Amazon, sondern gehe auf dem Heimweg im örtlichen Saturn vorbei. Eine gute Idee, denn beim Testen von On-Ear-Kopfhörern merke ich doch, dass mein altes Problem – ich fange unter den Dingern schnell an zu schwitzen, was meiner Neurodermitis nicht gefällt – bestehen bleibt. Also doch In-Ear. Ich will im niedrigen Preissegment beginnen und eine Verkäuferin empfiehlt mir ein Paar von Philips für 38 Euro. Gekauft.

Auf dem Heimweg im Bus scheitere ich schon mal direkt an der Kopplung – im beigelegten Booklet sind nur mehrfach auslegbare Zeichnungen. Zu Hause lade ich auf der Philips-Website das Handbuch runter und sehe: Ich muss die Dinger erst aufladen. Vier Stunden später dann endlich der Durchbruch:

Kopplung funktioniert, der Klang ist wunderbar, der Kontakt reicht sogar bis zwei Zimmer weiter. Und kein Kabel. Während ich das hier schreibe, liegt mein Handy zwei Meter entfernt und ich höre seine Musik.

Meine größte Sorge ist der Akku, der ungefähr fünf Stunden halten soll und dann zwei Stunden über USB laden muss. Ich werde also vorerst ein paar Ersatz-Kopfhörer mit Kabel mitführen. Aber ansonsten bin ich für's erste sehr zufrieden.

Alexander Matzkeit

16.09.2016

Unseriöse Handytelefonate mit Reis

Die Mutter ruft an: Sie hat das Festnetztelefon mit Sprudel ersäuft. Wenn sie jetzt ein neues Telefon braucht, fragt sie, muss sie dann die Telekom anrufen, oder wie geht das? Ich sage ihr, dass sie zuerst mal das alte Telefon in eine Schüssel Reis packen soll. Sie denkt, ich scherze. Dann ist sie aber doch willens, es wenigstens zu versuchen. Während wir uns unterhalten, berichtet sie auch, dass sie in der Apotheke angerufen hat –

„Halt mit dem Handy!" –

und aus dem Ton ihrer Erzählung geht klar hervor, dass das für sie irgendwie nicht seriös ist. Klar, bei ihr ist das so: das Handy ist für unterwegs, nützlich um sich zu verabreden, ansonsten dafür da, Hilfe oder ein Taxi zu rufen. Aber doch nicht zum ganz normalen Telefonieren! Von daheim aus!

Zehn Minuten nach Ende unseres Gesprächs ruft sie mich erneut mit ihrem Handy an: „Bioreis! Du wärst so stolz auf mich!"

Mia Culpa

16. September 2016

Die ersten anonymen Fragen

Seitdem es im Google Drive eine brauchbare Auswahl an attraktiven bis bizarren Templates für Slides gibt, zeige ich Vorträge häufiger mit Google und weniger mit Keynote. Dieses Jahr gewinnt Keynote noch, aber auch nur, weil ich dort vieles schon vorbereitet habe. Im Frühjahr spielte ich bei der Vorbereitung auf die “dotastronomy”-Tagung mit den neuen “Presenter Tools” bei Google herum, und fand heraus, dass die Zuschauer anonym Fragen an den Vortragenden schicken können. Es funktioniert so: Auf den Slides wird eine URL gezeigt, die dem Zuhörer ein einfaches Formular zeigt, über das er seine Frage abschicken kann. Die Frage erscheint bei mir im Fenster, aber nicht in der Präsentation selbst. Ich kann sie dann anschalten, in den Vortrag einblenden, und beantworten. Aber ich kann sie auch ignorieren. Mir kommt das wie die perfekte Art vor, Fragen zu stellen und auf Fragen zu reagieren.

Leider braucht man dazu zweierlei, zum einen funktionierendes Wifi im Konferenzraum, das dritte Weltwunder. Und zum anderen muss sich mein Computer mit dem Beamer auf “no mirroring” verständigen können, so dass ich auf meinem Bildschirm nicht die Slides sehe, sondern was auch immer ich gern hätte. Bei “dotastronomy” scheiterte es daran.

Am 16. September ist es endlich soweit. Ich bringe chinesischen Doktoranden bei, wie Kommunikation in der Forschung funktioniert. Beziehungsweise, wie sie meiner Meinung nach funktionieren sollte. Wifi gibt es sowieso, über Eduroam, wie überall an unserer Uni. Aber außerdem versteht der Beamer, was ich will. Es ist großartig. In einem Vortrag über Kommunikation kann ich mit den Zuhörern nicht nur per Stimme und Handzeichen, sondern auch über einen versteckten Google-Kanal reden. Nach wenigen Minuten erscheint auf meinem Macbook die erste Frage. “Is this where I can ask questions?”, fragt einer, oder eine, wer auch immer, jemand, der im Raum sitzt. Ich bringe die Frage auf die Leinwand und beantworte sie mit “probably”.

Die restliche Stunde tauchen immer mal wieder Fragen auf. Ganz normale Fragen, die sich irgendjemand nicht traute, öffentlich zu stellen. Ich bringe alle nach vorne. Meine chinesischen Zuhörer nehmen die Technik gut an und sehen geduldig zu, wie ich alle notwendigen Mausklicks ausprobiere. Noch ein Vorteil: Sie haben einen Vorwand, das Handy die ganze Zeit in der Hand zu halten und müssen nicht glauben, dass die Höflichkeit ihnen gebietet, offline zu sein. Niemand sollte je während eines Vortrags offline sein müssen.

Aleks Scholz

11. bis 16. September 2016

Zu beachtende Faktoren beim Premium-Austausch eines iPhones

Weil mein iPhone erst nicht mehr angeht, dann krächzt und schließlich glühend heiß wird, rufe ich spät am Abend mit einem Ersatztelefon beim Apple-Support an. Mir wird mitgeteilt, dass der Apple Store in meiner Nähe auf zwei Wochen hinaus aufgrund der Einführung des iPhone 7 keine Termine mehr frei habe und ich mich besser an einen autorisierten Premiumhändler wenden solle.

Dort kann ich am nächsten Tag einfach ohne Termin einkehren und zeige mein iPhone am Tresen vor. Die freundliche Dame schließt das iPhone an ihren iMac an, tippt irgendetwas auf ihrer Tastatur herum, schaut sich das iPhone noch einmal an, tippt wieder etwas herum und teilt mir dann mit, dass sie das Gerät nur in Gewahrsam nehmen könne, wenn ich die Funktion »Mein iPhone suchen« ausgestellt habe. Auf ihre Erlaubnis hin nutze ich einen der ausgestellten Laptops, um mich auf der Apple-Seite icloud.com einloggen und die hinderliche Funktion ausstellen zu können. Damit ich mich auf icloud.com einloggen darf, muss ich allerdings zunächst den Code der Zwei-Faktor-Authentifizierung eingeben, der an mein kaputtes iPhone gesendet wird.

Ich rufe also wieder beim Apple-Support an und trage dort mein Problem vor. Nach einer halben Stunde »Ich stelle Sie mal kurz auf Musik und bespreche das mit meinen Vorgesetzten« ist sich der freundliche Herr am anderen Ende sicher, dass er fernmündlich weder die Zwei-Faktor-Authentifizierung noch »Mein iPhone suchen« ausstellen kann – aus Datenschutzgründen. Er empfiehlt mir aber, die noch intakte SIM-Karte einfach in ein anderes Telefon einzulegen und dort den für den Login benötigten Code zu empfangen.

Im Geschäft, in dem ich mich seit nunmehr etwa zwei Stunden aufhalte und währenddessen das reichhaltige Bonbonangebot probiert und den Wasserspender ausgiebig genutzt habe, gibt es anscheinend kein Testgerät, das ich kurz für den Empfang einer SMS nutzen darf. Also gehe ich wieder nach Hause und bastele mir dort aus Visitenkartenpappe einen Adapter, um den SIM-Karten-Steckplatz des Ersatztelefons zu überzeugen, die Nano-SIM-Karte des neuen iPhones zu akzeptieren.

Die gewünschte SMS erscheint nach dem Hochfahren auch unverzüglich und gibt den ersehnten Code preis. Ich steuere also auf meinem heimischen Rechner icloud.com an – und bin eingeloggt. Im Durcheinander hatte ich natürlich vergessen, dass eine Zwei-Faktor-Authentifizierung an Geräten, an denen ich bereits eingeloggt bin, nicht benötigt wird. Ich stelle »Mein iPhone suchen« aus, gehe wieder zum autorisierten Premiumhändler, reiche mein iPhone über den Tresen und sehe der freundlichen Dame dabei zu, wie sie das iPhone an ihren iMac anschließt, irgendetwas auf ihrer Tastatur herumtippt, sich das iPhone noch einmal anschaut, wieder etwas herumtippt und mir anschließend einige Fragen stellt – offensichtlich muss ich erst Kunde beim autorisierten Premiumhändler werden. Zuletzt werde ich nach meinem iPhone-Passwort gefragt. Ich stocke kurz und frage mich und sie, wofür sie das denn jetzt brauche. »Ach, das ist nur, damit unsere Techniker gucken können, ob alles da ist, wenn sie das Telefon wider Erwarten doch noch zum Laufen bringen sollten.« – »Ich dachte, Sie schicken das Gerät direkt an Apple.« – »Das ist eine Standardprozedur. Wir gucken ja nicht in Ihre Programme.« – »Ich vertraue Ihnen da gerne, zumal ich ohnehin nicht glaube, dass Sie das Telefon reparieren können, aber sehen Sie denn nicht die Ironie

darin, dass ich Ihnen jetzt theoretisch Zugang zu meinem Telefon und damit all meinen Daten geben soll, aber die Menschen bei Apple aus Datenschutzgründen nicht einmal eine kleine Funktion bei iCloud ausstellen können?«

Die freundliche Dame schaut mich leicht verunsichert an, lächelt gequält und sagt dann: »Ist ja nur eine freiwillige Angabe. Bitte unterschreiben Sie hier, Ihr iPhone ist in zwei Tagen abholbereit.« Vier Tage später ist das neue iPhone abholbereit. Eine Reparatur des alten war wie erwartet nicht möglich – hoffe ich zumindest.

Patrick Paas

19. September 2016

Die mobile Telefonzelle

Ich sitze mit Kathrin Passig in einem Zürcher Café an einem Platz mit Kreisverkehr und Pokémon-Arena. Es regnet in Strömen, es ist Nachmittag und die Arena verlassen. Kathrin erklärt mir die Regeln des Spiels. Ich hatte vor ein paar Wochen versucht, es selbsttätig zu verstehen und war kläglich gescheitert. (Spiele mit mehr als einem Spielfigurentyp, mehr als einer Regel und mehr als zwei Spielenden haben mich schon als Kind überfordert; bis heute spiele ich am liebsten Solitaire.) Hin und wieder spaziert ein Pokémon-Spatz vorbei, den ich abschiessen darf; die meiste Zeit aber kämpft Kathrin in der Arena mit sich selbst und wartet auf Mitspielende. Unterdessen fragt sie mich, wie es K. inzwischen so geht mit seinem Mobiltelefon. Gut, sage ich und versuche seinen Umgang mit dem Gerät zu beschreiben.

K. will kein Mobiltelefon; er will nicht ständig erreichbar sein und er will unterwegs nicht abhängig sein von Stromquellen. Seine Kanäle sind ein Festnetzanschluss mit Anrufbeantworter sowie ein Webmail-Account; er lebt gut damit und er ist so auch gut erreichbar. Dennoch hat er vor ein paar Wochen für knapp CHF 30.- ein Alcatel One Touch Easy gekauft und braucht es nun als mobile Telefonzelle. Meist ist das Gerät ausgeschaltet und liegt

bei ihm zuhause rum. Nur wenn er in meiner Stadt unterwegs ist und noch ungeklärt ist, ob und wie und wo wir uns treffen, nimmt er es mit, schaltet es irgendwann ein und schreibt mir eine SMS. Anrufen tut er mich selten, weil ich Anrufe in der Regel nicht wahrnehme; der Klingelton meines klugen Telefons ist immer stumm geschaltet. Manchmal rufe ich ihn auch vorher schon an, auf das ausgeschaltete Gerät, hinterlasse in der Regel aber keine Nachricht. Die Swisscom benachrichtigt mich, sobald sein Gerät im Netz ist; dann rufe ich ihn erneut an und erspare ihm damit die SMS-Tipperei, was er zu schätzen weiss. Das alles entspricht zwar nicht dem, was die meisten von uns mit Mobiltelefonen anstellen, funktioniert aber wunderbar.

Die mobile Telefonzelle ist jetzt in Betrieb

Franziska Nyffenegger

2016

Seefahrt ohne Not

Unterhalte mich mit einem Offizier eines Handelsschiffs.

Seit dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts konnten Schiffe auf hoher See per Funk miteinander und mit dem Festland kommunizieren. Die private Kommunikation der Besatzungen war dabei jedoch stark eingeschränkt.

In den 1990er Jahren entstand mit Einführung der Satellitentelefonie eine neue Möglichkeit, mit der Reederei oder der Familie daheim zu kommunizieren. Die Tarife waren allerdings horrend, sodass die Besatzungen auch diese nur in

wirklich

dringenden Fällen genutzt haben.

Ich selbst erinnere mich, dass ich 1999 mit einer frischen 10-$-Telefonkarte versucht habe, ein Satellitentelefon anzurufen und nur den Hinweis bekam, das Guthaben reiche nicht einmal für das Herstellen der Verbindung.

Mittlerweile gibt es auf dem Schiff meines Bekannten ständig Internet und Telefonie über Satellit. Zwar seien viele Webseiten gesperrt, aber die Geschwindigkeit sei gut und die Sprachqualität hervorragend. Und das Beste: Beides ist für die Besatzung umsonst, die Kosten übernimmt die Reederei.

Ältere Systeme wie das Wetterfax existieren auf dem Schiff noch als Backup. Es gibt auch eine Antenne, über die in Küstennähe Mobilfunk empfangen werden kann, aber nur für den dienstlichen Gebrauch. Auf den Schifffahrtsrouten entlang der europäischen Küsten habe man damit wohl fast durchgängig Empfang und auf der Nordsee könne man die Mobilfunknetze der Bohrinseln nutzen.

Anders als etwa Kreuzfahrtschiffe verfügt das Handelsschiff nicht über eine eigene Mobilfunkzelle. Stattdessen gibt es Telefone auf der Brücke, im Navigationsraum, usw. sowie eine Telefonzelle für die Besatzung. Wie „das Internet“ an Bord weiter verteilt wird

– Kabel oder WLAN

–, habe ich leider zu fragen vergessen.

Diese Neuerungen stoßen übrigens nicht bei allen Beteiligten auf Begeisterung

– noch verschweigen einige Besatzungsmitglieder ihrer Verwandschaft, wie einfach sie mittlerweile zu erreichen sind.

Virtualista

September 2016

Fünf Arten, das Kägifret zu kaufen

Dieselbe Automatenart, an der ich in der Schweiz 2014 schon einmal per SMS ein Kägifret gekauft habe, ist inzwischen mit noch mehr Bezahlmöglichkeiten ausgerüstet worden:

Kontaktloses Bezahlen mit einer dafür ausgerüsteten Karte scheint die neueste Möglichkeit zu sein. Außerdem gibt es eine App zum Automaten für iPhone und Android, und der Aufkleber rechts auf der Glasscheibe erläutert das 2014 schon getestete SMS-Verfahren. Das Bezahlen per SMS und das Bezahlen per App setzt voraus, dass man bei einem von sechs Schweizer Mobilfunkanbietern ist, über die der Betrag eingezogen wird. Das weiße Feld unten rechts im Bild erklärt, dass der Automat auch Franken- und Euromünzen akzeptiert.

Ich probiere keins der Verfahren aus, sondern verlasse mich darauf, dass sie alle funktionieren. Es ist schließlich die Schweiz.

Kathrin Passig

21. September 2016 und 1970er Jahre

Nanook of the Past

Eine Gastdozentin hält einen Vortrag über Visuelle Anthropologie und zeigt ältere Filmausschnitte. Auf Passagen aus einem sehr alten Film reagiere ich unangemessen emotional. Ich höre ein Geräusch, obwohl da keines ist (es handelt sich um einen Stummfilm); Tränen laufen über mein Gesicht, obwohl auf der Leinwand nichts Trauriges zu sehen ist. Es dauert einen Moment, bis ich merke, dass ich den Film kenne, und einen weiteren, bis ich mich daran erinnere, woher: aus den Filmabenden beim Grossvater, der von seinem Vater einen Pathé-Baby-Heimprojektor geerbt hatte und uns Enkelkinder regelmässig mit bewegten Bildern beglückte. Das Rattern der handbetriebenen Maschine hat sich quasi physisch in mein Gedächtnis eingegraben.

Franziska Nyffenegger

September 2016

Nicht okay, Google

Wenn ich etwas vortrage oder unterrichte, liegt mein Android-Handy meist vor mir auf dem Tisch oder steckt, in Abwesenheit eines Tisches, in meiner linken vorderen Hosentasche. Das ist jahrelang gut gegangen – bis ich auf die Idee kam, die Google-Sprachsuche zu aktivieren. Tut man das und sagt ›Okay, Google‹, öffnet sich die Google-App. Dann kann man mithilfe bestimmter Sprachbefehle etwa eine Route planen oder einen Kalendertermin eintragen. Damit die App nicht aktiviert wird, wenn irgendjemand ›Okay, Google‹ sagt, habe ich die Erkennung auf meine eigene Stimme trainiert.

Das Training hat bestens funktioniert, wie sich in einem Seminar herausstellt: Binnen anderthalb Stunden ertönt ungefähr drei Mal das charakteristische Geräusch, das angibt, dass die App aktiviert wurde und auf einen

Sprachbefehl wartet. Nach dem dritten Mal schalte ich den Ton aus. In keinem der drei Fälle habe ich ›Okay, Google‹ gesagt, aber anscheinend etwas, das für die Erkennung ähnlich genug klang. Versuche, die Erkennung auf ein anderes Wort umzutrainieren, scheitern. Das Training kann nur dann abgeschlossen werden, wenn man etwas sagt, das grob nach ›Okay, Google‹ klingt – und nicht nach ›Waikiki‹ oder ›Blumenkohl‹ oder was man sonst selten im Alltag sagt und daher nutzen könnte, um die Spracherkennung zu aktivieren. Nachdem mir die Fehlerkennung noch drei Mal – jeweils mit ausgeschaltetem Ton – passiert ist, deaktiviere ich ›Okay, Google‹. Wenn ich ›Waikiki‹ oder ›Blumenkohl‹ sagen darf, komme ich gerne wieder.

Christopher Bergmann

September 2016

Okay, Google: Googeln, bitte

Seit einigen Wochen benutze ich die Sprachsteuerung meines Android-Telefons häufiger. Das kam vermutlich dadurch, dass Android nach dem Upgrade auf Version 7.0 (Nougat) irgendwann von selber wissen wollte, wie ich »Okay Google« sage. Ich habe es dann dreimal gesagt, und danach war die ständige Zuhörfunktion kalibriert.

Fehlauslösungen wie die, von denen Christopher berichtet, habe ich noch keine erlebt. Als besonders nützlich erweist sich die Spracheingabe dann, wenn ich ohnehin gerade in einem Gespräch mit jemandem bin und schnell eine Information nachschauen will. *Okay, Google, what's the distance from New York to San Francisco? Okay, Google, what time is it in Detroit? Okay, Google, who played Dave Bowman in 2001: A Space Odyssey?*

Der Vorteil der Spracheingabe ist in solchen Situationen, dass das Gespräch weniger unterbrochen wird, als wenn man zu tippen und zu lesen beginnt. Das Telefon muss auch nicht, wie noch von Alexander im März be-

richtet, vor dem Reden entsperrt werden, da es ja auf meine Stimme trainiert ist und das Erklingen dieser Stimme als ausreichende Autorisierung betrachtet.

Für komplexere Aufgaben als bloßes Googeln ist die Spracheingabe allerdings weniger geeignet. Das liegt vor allem daran, dass nur die Android-Grundfunktionen darüber erreichbar sind, aber nicht all die anderen Apps, die ich im Laufe des Tages benutze. Ich kann zum Beispiel nicht sagen: *Okay, Google, call N.N.*, weil ich über den Facebook Messenger telefonieren will, aber Google ein Gespräch im Mobilnetz starten würde. Genausowenig geht *Okay, Google, schreib Haha im Techniktagebuch-Chat,* obwohl das Umschalten zwischen Englisch und Deutsch im Allgemeinen keine Probleme bereitet.

Ich beschränke mich also bislang auf klassisches Googeln per Google, aber bin auf Parties jetzt weitaus unterhaltsamer als früher.

André Spiegel

22. September 2016

Trotz Access kein Zugang

Alles ist parat für den Game-of-Thrones-Bingewatching-Abend: Wein und Schokolade kaltgestellt, HD-Beamer installiert und und über den DAT/AUX-Anschluss an die Uralt-HiFi-Anlage gestöpselt (DAT steht für Digital-Audio-Tape und war zu Anschaffungszeiten der neue heiße Scheiß, der den Phono-CD-Tape-Tuner-Vierklang zum Fünfer-Akkord erweiterte, wofür AUX steht, hat nie ein Mensch gewusst); das Internet über neu angeschafften Repeater aus dem Flur ins Wohnzimmer umgelenkt; drei neue Folgen, zum Preis von 2,99 legal im iTunes-Store erworben (der Kauf einer ganzen Staffel mit zehn Folgen zum Preis von 29,90 birgt nicht wirklich ökonomische Anreize), buffern mählich aber kontinuierlich vor sich hin und sind nach Ermessen des

Algorithmus schon abspielbereit, weil das Restbuffertempo ein nahtloses Abspielen bis zum Schluss wahrscheinlich erscheinen lässt. Dann der Downer: die Fehlermeldung

> This movie can be played only on displays that support HDCP (High-bandwidth Digital Content Protection)

Anscheinend will Apple damit verhindern, dass man seinen Content über den Beamer abspielt, weil es sich um eine öffentliche Vorführung handeln könnte – und nimmt dafür billigend in Kauf, den "Fair use"-Heimkino-Abend zu ruinieren. Vermutlich gibt es irgendwelche Hacks oder Workarounds für das Problem, aber das auszufuchsen hätte den Abend vollends gesprengt.

Auch wenn nur ein technischer Bug vorliegt, so handelt es sich doch um einen Kollateralschaden des Versuches, über mitlaufende Protokolle einen End-to-end-Copyrightschutz technisch zu implementieren. Selten ist mir der qualitative Unterschied zwischen Ownership und Access, zwischen Besitz und Zugang eindringlicher deutlich geworden. Worauf Cory Doctorow in seinen Vorträgen und Texten nicht müde wird hinzuweisen: Besitz bedeutet, mit einer Sache im Rahmen des Gesetzes nach Gutdünken zu verfahren. Access bedeutet, dass andere nach Gutdünken die Nutzungsmöglichkeiten einschränken und strangulieren.

Anm. d. Red.: Die Nutzung ist beim Besitz auch nicht immer einfach.

Holm Friebe

22.9.2016

Die No-Media-Dose

Im neuen Haus haben wir einen Kabelanschluss, der uns auch mit Telefon und Internet versorgen soll. Da wir gerne mehrere Rufnummern und ISDN hätten brauchen wir außer der Kabelfernsehbox, die auch WLAN und Telefon liefert, auch eine Fritz!Box.

Die Hardware war schon länger geliefert, der Tag der Anschlussschaltung war erreicht. Die Fritzbox schließe ich im Keller an den Kabelverstärker an – sie ist in wenigen Minuten online und ich benenne zunächst das WLAN um.

Die Leitung führt über einen Verteiler ins Wohnzimmer, wo die Kabelfernsehbox eben nicht online kommt, obwohl ich im Baumarkt die dafür erforderliche Multimediadose gekauft und angeschraubt habe.

Ich messe die Leitung durch, indem ich sie im Keller von der Weiche abschraube und Seele und Abschirmung des Antennenkabels kurzschließe. Vom Wohnzimmer aus messe ich nahezu keinen Widerstand zwischen den Polen. Ich entferne den Kurzschluss und messe erneut: Unendlicher Widerstand. Abschirmung und Seele sind also nicht irgendwo miteinander verbunden und haben auch keine Unterbrechnung.

Ich rufe den Kundendienst, der einen Monteur schickt.

Der prüft im Keller beginnend die Leitung und entdeckt, dass die Multimediadose falsch ist. So eine Multimediadose ist im Prinzip eine Antennendose mit einem oder zwei zusätzlichen Buchsen für F-Stecker, die grob gesagt die hohen Frequenzen, diebei bei HD-TV und Internetverbindungen benutzt werden, besser durchlassen.

Ich hatte eine für SAT-Anschlüsse erwischt, die die Frequenzen des Kabelfernsehnetzes blockiert.

Wieder was dazugelernt.

Kurz darauf meldete die Kabelfernsehbox noch einen Fehler, weil der Provider sie nicht richtig konfiguriert hatte. Das klärte der Monteur mit einem Anruf und daraufhin lief alles.

Volker König

August/September 2016

Der Hersteller war 24 Jahre schneller

Klick. Das ist etwas, was man beim Drehen des Zündschlüssels nicht gern hört. Erst recht nicht, wenn der Motor von einer längeren Fahrt noch warm ist und Batterie und Lichtmaschine fast neu bzw. gerade getauscht sind. Und in meinem Citroën BX von 1992 noch viel ungerner als normalerweise, denn sein Anlasser sitzt äußerst unzugänglich unten vor dem Motor, seine Hydropneumatik verhindert durch Absinken im Stand zuverlässig den Zugang von unten zum Anlasser, und das Automatikgetriebe meines Exemplars verunmöglicht auch das Anschieben. Mit anderen Worten: “Klick” klingt wie “Abschleppdienst”.

Ich öffne die Motorhaube und hoffe, durch das Wegbauen einiger Schläuche wenigstens nah genug an den Anlasser zu kommen, um ihn durch Klopfen zur Mitarbeit zu überreden. Das erweist sich leider als aussichtslos. Aber ein erneuter Startversuch einige Minuten später führt zum Erfolg.

Ein Muster, das sich wiederholen soll in den nächsten Tagen: Kaltstart kein Thema, direkt wieder anlassen nach dem Abstellen klappt meistens, aber nach ein paar Minuten Standzeit muss ich ein Viertelstündchen oder zwei mit offener Motorhaube dranhängen, bis der Anlasser sich seiner Bestimmung besinnt.

Offensichtlich wird dem Anlasser also durch den Hitzestau bei stehendem Fahrzeug, geschlossener Motorhaube und warmem Motor zu heiß. Oder, so hoffe ich jedenfalls, einer Kabelverbindung in seiner Stromversorgung, denn den Anlasser zu tauschen ist eine Strafarbeit. Ich beschließe, einen alten Trick aus meiner 6-Volt-Käfer-Zeit zu implementieren: ein Arbeitsstromrelais, das auf das Startsignal vom Zündschloß den Anlassstrom über ein direkt verlegtes, dickes Kabel von der Batterie zum Anlasser freigibt.

Beim Vorbereiten des Einbaus dieses Relais finde ich etwas Überraschendes: Genau so ein Relais, werkseitig verbaut im Motorraum hinter dem linken Scheinwerfer. Citroën war mal eben 24 Jahre schneller als ich! Testweise

tausche ich es gegen das baugleiche Relais für die Nebelscheinwerfer direkt daneben. Und siehe da: der Fehler tritt merklich seltener auf. Das Anlass-Relais hatte also schon einen Knacks weg, aber auch dem “neuen” Exemplar wird noch mitunter zu warm. Ich verlege beide Relais hinter die vordere Stoßstange. Seitdem ist Ruhe. Beziehungsweise eben nicht, zumindest nicht die verzweifelte Ruhe nach dem Klick.

Vielleicht sollte ich trotzdem mal ein neues Relais besorgen.

Ermel

22. September 2016

Sicheres Bargeld dank Google Iris

Geträumt:

Ich habe vergessen, Geld mitzunehmen. Jetzt stehe ich an der Imbisstheke und kann mir das Stück Pizza nicht kaufen, denn man kann hier nur mit Bargeld bezahlen, und das obwohl ich großen Hunger habe. Zum Glück gibt es in der Nähe eine Volksbank, sagt man mir, gleich um die Ecke, ich muss nur kurz durch ein kleines Labyrinth hindurch, wirklich nicht lange, und schon stehe ich in der Bank. Es ist nach Feierabend und ich bin allein im Vorraum.

Am Automaten schiebe ich meine Kreditkarte ein und muss meine Geheimzahl eingeben. Danach erscheint ein Google-Logo, das vierfarbige G, groß auf dem Bildschirm. Google Iris ist ein neues Sicherheitsmerkmal zur Verbesserung meines Banking-Erlebnisses, teilt mir eine Erklärstimme mit. Ich soll nur in die rechts von mir befindliche Kamera blicken, mit einem natürlichen Gesichtsausdruck, und nach ein paar Sekunden könne ich mein Geld entgegen nehmen. “Bei Komplikationen wenden Sie sich bitte an einen der Mitarbeiter an unserem Serviceschalter oder rufen an unter der gebührenfreien Nummer dring dring dring.” “Endlich kann ich wieder etwas ins Techniktagebuch schreiben!”, denke ich.

Ich setze meinen besten “Ich bin gar kein Verbrecher”-Blick auf und schaue in die Kamera. Es blitzt unerwartet, ich schüttle mich kurz und auf dem Bildschirm des Automats erscheint ein großer grüner Haken. Erfolg: Ich bin ich. Aus dem Geldschlitz kommen 20 Euro hervor, wie von mir gewünscht, ich nehme sie und gehe wieder vor die Tür. Da stehe ich in der Nacht zwischen zwei Straßenlaternen und habe gar keinen Hunger mehr, weil ich mit meiner Begeisterung über die neuen Entwicklungen beschäftigt bin.

Felix Lorenz

23. September 2016

Smartphonemöblierung 2003–2016

Seit Dezember 2009 besitze ich ein Smartphone. Mein erstes Modell war ein iPhone 3GS, dann kamen diverse Samsung Galaxy Modelle. Seit sieben Jahren sind in der untersten Zeile (die, die sichtbar bleibt, auch wenn man weiterblättert) meines Telefons folgende Apps: Telefonie, SMS, Gmail, Google Maps.

Vor ca. 2 Monaten bin ich auf ein neues Telefon umgestiegen und habe zum ersten Mal etwas verändert: Ich telefoniere so selten, dass ich die Telefoniefunktion ins Menü verbannt habe. Versäumte Anrufe werden mir ohnehin in den Benachrichtigungen angezeigt. Wenn ich jetzt gelegentlich nachschauen möchte, wieviel Megabyte Restguthaben mir in diesem Monat noch bleibt, halte ich tief im Menü Ausschau nach dem grünen Telefonhörer. Jedes zweite Mal tippe ich versehentlich auf WhatsApp.

Seit rund einem Jahr schreibe ich fast keine SMS mehr. Ich bin wegen meines Umzugs ins Ausland auf WhatsApp, Facebook Messenger und Threema umgestiegen. Trotzdem müssen SMS erst jetzt der Threema-App weichen. Gmail ist noch an seinem angestammten Platz. Außerdem ist der Browser dazugekommen und Pokémon Go.

verenka

23.9.2016

Stromloser Frei-Tag

Erst als ich vergeblich versuche, den Bürocomputer einzuschalten, merke ich, dass auch das Deckenlicht nicht angegangen ist und die Steckdosenleiste nicht leuchtet. Ich greife zum Telefon und rufe eine Kollegin an, die schon früher gekommen ist – das geht, und so erfahre ich, dass bei Bauarbeiten die gesamte Stromversorgung für den Mainzer Unicampus ungeplant unterbrochen wurde. Der Stromausfall konnte einige Minuten vorher noch per Mail angekündigt werden, dann war alles weg.

Ich schlage vor, verfrüht essen zu gehen. Dazu müssen wir ungeplante Umwege gehen: Der kürzeste Weg wäre durch Türen, für die MitarbeiterInnen einen Chip haben. Sie sind natürlich strombetrieben und öffnen sich entsprechend nicht. Es beunruhigt mich etwas, dass auch der Knopf nicht leuchtet, mit dem man die Tür bei Feuer ohne Chip als Fluchttür nutzen kann.

Der Umweg durchs Gebäude zeigt, dass 1. alle Feuerschutztüren in den Gängen zugefallen sind (man kann sie manuell öffnen, um hindurchzugehen, sonst sind sie immer offen) und dass 2. vereinzelt Deckenlampen leuchten, die wohl mit Notstrom betrieben werden. Da es nur noch einen Ausgang gibt, trifft man unterwegs jede Menge KollegInnen.

Die Cafeteria im Nachbargebäude ist in Dunkelheit und Dampfschwaden gehüllt: Da die Lüftung nicht funktioniert, ballen sich alle Essensgerüche zusammen. Das Essen ist noch warm und wird hastig ausgegeben. An der Kasse

kann man heute natürlich nur bar zahlen, nicht mit der Mensakarte. Eine Mitarbeiterin kann alle Preise auswendig und rechnet mit Taschenrechner und Stift auf einer Brötchentüte zusammen, die andere kassiert. Salate, die normalerweise gewogen werden, werden nun einfach geschätzt.

Als wir aufgegessen haben, hat sich die Situation verschärft: Es gibt kein sauberes Geschirr mehr, das Essen wird mittlerweile auf Plastiktellern ausgegeben. Das schmutzige Geschirr steht auf dem nicht laufenden Laufband in die Küche, wo der Platz auch eng geworden ist, wir üben uns im Stapeln.

Zurück im Büro unternehme ich noch einige Versuche, zu arbeiten: Wir haben auch Laptops, und die haben sogar noch etwas (nur etwas) Akku, aber das Uni-WLAN scheint ebenfalls außer Betrieb. Da das Telefon nach wie vor geht, hoffe ich kurz, dass man sich Internet mit einem normalen LAN-Kabel verschaffen kann, aber auch das funktioniert nicht. Ohne Internet kommt der Laptop nicht an den Uniserver, und ohne Uniserver komme ich nicht an meine Dokumente.

Ich mache einen kleinen Spaziergang ins Postzimmer und treffe dort weitere KollegInnen, die auf dem Gang ins Gespräch vertieft sind. Sie würden gerne Bücher aus der Bibliothek holen, aber ohne Strom kein Onlinekatalog. Ich werde kurz um mein Smartphone beneidet. Dann ist aber der Neid an mir: Ich kann nichts, wirklich nichts arbeiten. Die KollegInnen haben wenigstens noch ein paar Hausarbeiten zu korrigieren, die ja noch immer auf Papier abgegeben werden müssen.

Es ist ungefähr halb drei, ich gebe auf und gehe nach Hause.

Kristin Kopf

24. September 2016

Selbstverständlich habe ich das vorher getestet!

Zu Beginn des Workshops über Kollaboratives Schreiben möchte ich den Teilnehmerinnen etwas zeigen, das nicht Google Docs ist, damit sie das auch mal gesehen haben. Ein schnelles, einfaches Tool ohne Accounts und Anmeldung, in dem man gut die Vorstellungsrunde mitprotokollieren kann, und in dem die Beiträge der verschiedenen Personen schön bunt markiert sind. Einen der vielen Etherpad-Klone, ich entscheide mich auf gut Glück für titanpad.com.

Bisher hat alles, was normalerweise nicht funktioniert, einwandfrei geklappt: Die Veranstalterinnen haben den Teilnehmerinnen meinen Wunsch weitergeleitet, dass sie internetfähige Geräte mitbringen sollen. Das WLAN am Veranstaltungsort ist vorhanden, geht, das Passwort ist bekannt. Ich bin beeindruckt von so viel Professionalität.

Ich zeige das Pad via Beamer. Die Teilnehmerinnen müssen nur die Adresse abtippen: https://titanpad.com/brI57GCd8S. “Ist das ein kleines Ell oder ein großes Ih?” “Ist das eine 8 oder ein B?” Ich kann es selbst nicht erkennen. In quälend langwierigem Gebastel finden wir gemeinsam heraus, dass es sich um ein L und eine 8 handelt und dass die Adresse nicht funktioniert, wenn man das s bei https weglässt. Nach etwa zehn Minuten melden die ersten Teilnehmerinnen Erfolg: sie haben ein Dokument vor sich, das so ähnlich aussieht wie das auf der Leinwand angezeigte. Manche können einander sogar in diesem Dokument sehen. Nur ich bleibe in meinem Vorzeigepad weiterhin allein. “Das funktioniert sonst immer!”, rufe ich, und “Nie hatte ich Probleme damit!” sowie “Selbstverständlich habe ich das vorher getestet!”

Dann gebe ich auf und wir verwenden für den Rest des Workshops eben doch Google Docs.

Kathrin Passig

24.09.2016

Neues LED-Licht im alten Eisstadion im Friedrichspark Mannheim

Mit Vorfreude und Kamera im Gepäck fahre ich zu einer Sportveranstaltung im alten Eisstadion im Friedrichspark Mannheim. Die ersten Bilder der digitalen Spiegelreflexkamera offenbaren Seltsames. Ganze Teile der ehemaligen Eisfläche sind manchmal dunkler. Ein erster Blick an die Decke verrät, dass offensichtlich eine oder zwei der vier Lampenreihen auf dem Bild dunkel sind.

Die Nachfrage offenbart, dass eine neue LED-Beleuchtung verwendet wird, anstelle der stromhungrigen alten Lichtanlage. Und diese LED Beleuchtung flackert.

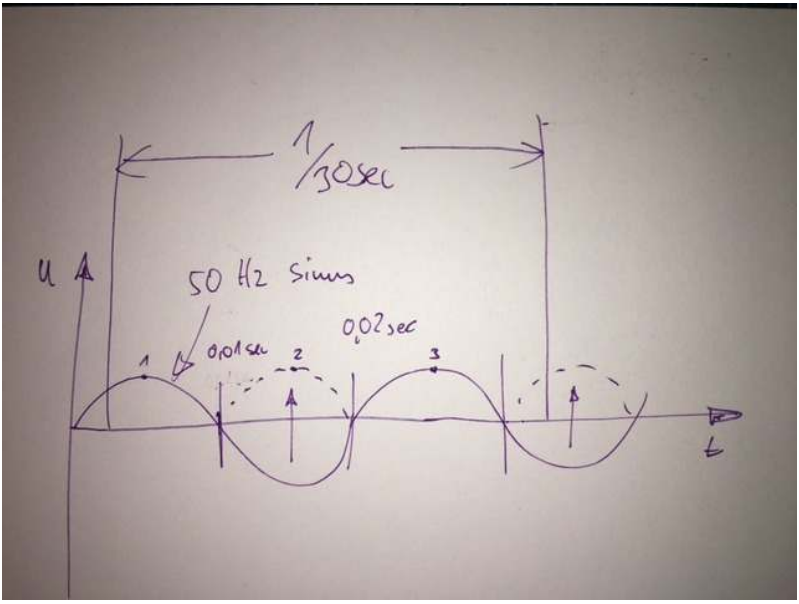
Die 4 Lampenreihen scheinen zudem an verschiedenen Phasen zu hängen, also flackern die 4 Reihen nicht gleichmäßig. Eine oder manchmal auch mehrere sind kurz dunkel, wenn ein Bild mit schneller Belichtungszeit aufgenommen wird.

Ein kleiner Test mit 1/30 sec und „Mitziehen“ der Kamera offenbart die Frequenz des Flackerns durch eine Art Stroboskop-Effekt. Man kann ca. drei Bildteile sehen, also ca. 100 Hz, was Sinn macht (2x50 Hz Wechselspannung).

Hinzu kommt, dass die Kamera einen um 2/3 Blendenstufe niedrigeren Lichtwert anzeigt, als es vor der LED Beleuchtung der Fall war. Das menschliche Auge ist anscheinend leicht zu täuschen. Der Sensor der Kamera allerdings nicht.

Nachtrag (Markus Winninghoff):

In der ständigen Redaktionssitzung kam die Frage auf, wie die technischen Angaben ("drei Bildteile, also ca. 100 Hz") zu verstehen sind. Die drei Bildteile beziehen sich hier auf die drei Geisterbilder des Schiedsrichters. Die Erklärung für diesen Effekt ist, dass die Spannung zunächst eine Frequenz von 50 Hz hat und sinusförmig verläuft. D. h., dass sie 50 mal in der Sekunde ein Maximum und 50 mal ein Minimum erreicht. Für die LEDs kann man den negativen Anteil der Spannung nicht gebrauchen. Darum "klappt" man diesen Teil mit einem Gleichrichter nach oben. Dann hat man keine Sinusschwingung mehr, sondern zwei halbe, aber positive Schwingungen mit dann 100 Hz. Von Maximum zu Maximum dauert es also 0,01 sec. Belichtet man jetzt eine 1/30 sec = 0,033333 sec, passen drei Maxima in eine Belichtung. Dieses Bild verdeutlicht das:



Weiterer Nachtrag von Virtualista (eine Antwort auf die Frage, warum die vorherige Beleuchtung des Eisstadions dieses Problem nicht hatte, wo doch der gleiche Strom mit seinen Hertzen und Frequenzen in sie hineingeflossen sein muss): “Das Glühen ist relativ träge, da ‘verwischt’ das Flackern. So wurde es mir von einer Dame erklärt, die dazu promoviert hat. Sie meinte, dass alles außer Glühbirnen – also Leuchtstoffröhren, Halogenlampen, LEDs – mehr oder weniger wahrnehmbar flackert. Bei LEDs sei das wohl auch erwünscht, weil es Strom spart. Deswegen würden auch LED-Bildschirme flackern.”

Jürgen Ziegler

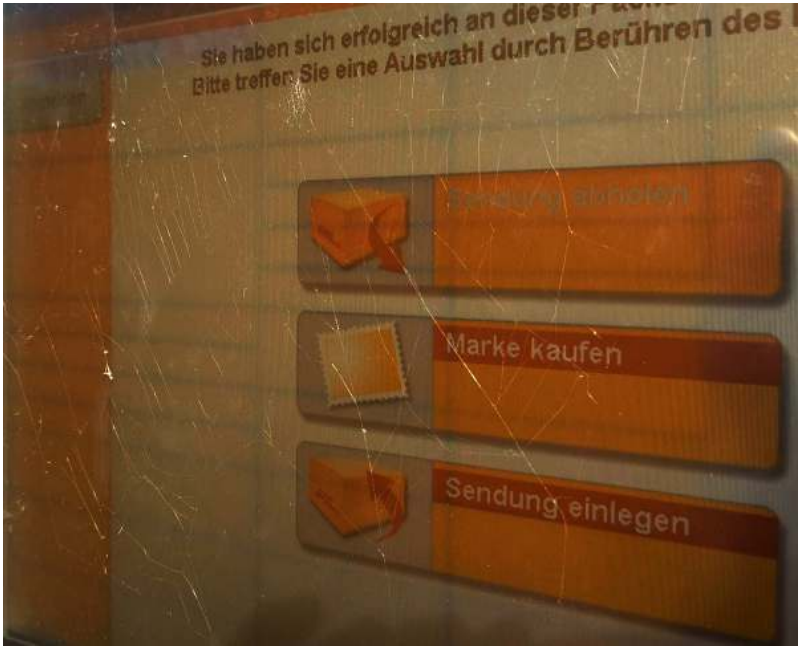
25. 9. 2016

Die Natur fordert die Paketbox zurück

Am Wochenende findet eine Familienfeier in meinem Heimatort statt, zu der ich ein Geschenk mitbringen möchte, das ich bei Amazon bestelle. Da kürzlich erst eine Amazonlieferung nicht bei mir ankam, will ich die Lieferungsrisiken so klein wie möglich halten. Anstatt das Paket also zu meiner Adresse oder der meiner Eltern zu schicken, wähle ich die einzige Paketbox in meinem Heimatort aus. Zwei Tage vor der Feier vermeldet mir der SMS-Service der Post, dass meine Sendung in der Paketbox gelandet ist.

Am nächsten Tag reise ich mit meiner Familie dem Paket hinterher. Meine Eltern wundern sich, als ich vermelde, mein Paket holen zu wollen. Sie hätten hier im Ort noch nirgendwo eine Paketbox gesehen. Ich zeige ihnen am Smartphone auf der Webseite der Post, dass die Paketbox an einer eigentlich recht bekannten Tankstelle stehen soll – von dort bezogen meine Eltern lange ihr Heizöl. Nein, sie sind sich sicher: dort gäbe es keine Paketbox.

Ich fahre zur angegebenen Adresse und sehe tatsächlich erst keine Box. In der Stadt, wo ich wohne, stehen die Tankstellen-Paketboxen gut sichtbar neben den Eingängen. Diese hier ist versteckt hinter der Tankstelle, dort, wo die LKWs parken und man sonst mit dem PKW nie vorbeifährt. Und ich scheine auch die erste Kundin seit sehr langer Zeit zu sein, denn das Display ist inzwischen bewohnt.



Vielleicht sollte ich öfter Pakete dorthin bestellen, damit die Box (und die Spinne) sich nicht so einsam fühlen.

Angela Heider-Willms

25.09.2016

Freunde

Freunde waren früher alle Kinder, die nachmittags auf der Straße waren. So erinnere ich das jedenfalls. Früher = 1979. Ich war da 5.

Freunde waren später alle Kinder, die einen nachmittags bei sich zu Hause sein ließen. Früher = 1985. Ich war da 11, und es waren nicht viele, weil ich die dumme Angewohnheit hatte, allen Kindern die Schokolade wegzufuttern.

Freunde waren aber auch die Kinder, bei denen man gern sein wollte. Weil sie den Hund hatten, den man selber nicht hatte. Weil sie die Kanarienvogelvoliere hatten, die einen so faszinierte. Weil es Sodawasser gab (und keinen Sprudel wie bei uns). Weil man Fernsehen schauen durfte, am hellichten Nachmittag! Weil es Limonade gab – und zwar immer, und nicht nur an Weihnachten.

Freunde meiner Kinder sind heute = 2016 sehr gern gesehene Gäste in meinem Haus, sie sind zahlreich, und häufig alle gleichzeitig hier. Sie knuddeln die Katze, sie fragen ab und an nach den verschwundenen Fischen, sie holen sich Essen aus dem Kühlschrank, sie trinken Limo. Sie rennen im Haus herum und machen Lärm, so wie richtige Kinder eben.

Seit Kurzem aber gibt es ein neues Phänomen: nicht nur vermisst keines der Kinder meinen kürzlich abgeschafften Fernseher, nein, ich höre sie nicht mal mehr. Weil sie zur Tür hereinkommen, die immer offen steht, sich die Schuhe von den Füßen streifen und – den Blick fest auf ihr device geheftet – stumm aufs Sofa sinken.

Sie kommen nicht mehr für Limo/Essen/TV. Sie kommen für mein WLAN, dessen Zugangsdaten sie irgendwann von meinen Kindern bekommen haben, ich hoffe, in weihevoller Zeremonie. Sie bedanken sich dafür, indem sie ab und zu die Spülmaschine einräumen. Oder Tütensuppe mitbringen.

So ändern sich die Zeiten.

Pia Ziefle

Um 1990 herum und 2016

Nichtkaufargumente einst und jetzt

Anfang der 90er Jahre war ich nur ein kurzer Dreikäsehoch. Videokassetten im VHS-Format waren dagegen auf einem lang währenden Allzeithoch.

Es war mein Traum, einen Fernseher mit eingebautem VHS-Gerät mein Eigen nennen zu können. Meine Entscheiderfraktion jedoch stemmte sich gegen meinen jugendlichen Wunsch mit dem schlagenden Argument, dass, wenn ein Modul davon kaputtgehe, man vom ganzen Gerät nichts hätte, weil es ja dann in Reparatur sei.

Smartphones im Jahre 2016 übersteigen die damaligen Möglichkeiten mühelos. Das Argument, dass man besser nicht so ein vielseitiges Gerät kaufe, weil man im Falle einer Reparatur nichts davon hätte, höre ich heutzutage jedoch nicht. Wahrscheinlich, weil Smartphones verhältnismäßig günstig zu haben sind und die Reparatur in den meisten Fällen wirtschaftlich sinnlos ist.

Alan Smithee

26. September 2016

Ich lese unentdeckt

Spät am Abend schreibt mir jemand zurück auf eine E-Mail, mit der ich kurz zuvor eine SMS vom Vortag beantwortet habe. Während ich die fettgedruckte Zeile mit Absender, Betreff, Datum/Uhrzeit und Datengröße anklicke, fällt mir ein, dass die Absenderin – anders als zum Beispiel bei über Facebook verschickten Nachrichten – nicht sehen kann, dass ich die Mail noch öffne; ebensowenig wie das bei einem Papierbrief möglich war. Weder grundsätzlich noch in diesem Fall fühle ich mich im Medium E-Mail verpflichtet, augenblicklich zu antworten, und auch beim Messenger habe ich mir den Impuls

abtrainiert. Dennoch empfinde ich spontan Erleichterung darüber, dass das möglich ist: eine Nachricht an mich zu lesen, ohne dass das Gegenüber davon erfährt.

Undine Löhfelm

26.9.2016

Überraschender Service, der kurz erschreckt

Am Wochenende war die erste Umzugsphase. Um Möbel und noch nicht transportierte Habseligkeiten von N. ins neue Haus zu bringen, hatte ich einen Mercedes Sprinter gemietet.

Reserviert hatte ich ihn für Samstag, 8 Uhr, bis Sonntag, 18 Uhr, um nach den Pannen, die wir während der Renovierung erlebt hatten, nicht noch eine Panne erleben zu müssen.

Wenn ich den Wagen vor Sonntag, 8 Uhr, zurückbrächte, sagte mir die Dame am SIXT-Schalter, würde natürlich auch nur ein Tag berechnet.

Tatsächlich waren wir Samstag schon fertig und ich brachte den Wagen gegen 20 Uhr zurück. Die Schlüssel kann man in einen sehr sicheren Briefkasten einwerfen. Man zieht eine ungefähr 80cm langen, 20cm breiten und 15cm hohen Stahlkasten aus der Außenwand, bis ein kleines Fach sichtbar wird, in das ein Schlüssel passt. Schiebt man die Schublade wieder komplett in die Wand, so hört man, dass der Schlüssel klimpernd in irgendeinem Behälter landet.

“Vermutlich wird Sonntagfrüh jemand kontrollieren, welche Schlüssel schon wieder da sind und welche noch fehlen”, dachte ich.

Heute ist Montag und ich werfe einen Blick in meine Mailbox.

Ordner “Wichtig”. Irgendwas mit “Schlüsselrückgabe” und der Autonummer des Mietwagens.

Für einen Moment habe ich Panik, dass ich irgendetwas falsch gemacht haben könnte. Aber was?

> Sehr geehrte Mieterin, sehr geehrter Mieter,
>
> wir bestätigen Ihnen, dass der Schlüssel am 24.09.16 um 20:15:53
> zu
> Mietvertrag xxxxxxxxxx (Fahrer: König, Volker) in unseren
> Schlüsselrückgabe-Safe eingeworfen wurde.

Offenbar ist im Schlüsselanhänger ein RFID-Chip und die Rückgabe wurde automatisch verbucht.

Nicht nur das: Die Mail wurde automatisch verschickt und war schon in meiner Mailbox, bevor ich wieder im eigenen Auto saß und nach Hause fuhr:

> Received: by xxx.yyy.de (Postfix, from userid 110) id 5CA1E7FA1827;
> Sat, 24 Sep 2016 20:16:46 +0200 (CEST)

Volker König

September 2016

Zwei Monate mit Smartphone

Zwei Monate ist es her, da endete mein Leben ohne Smartphone. Jetzt kann ich nicht mehr ohne.

Der Übergang geschah in der zweiten oder dritten Woche. Ab dann war das Handy Teil meiner Routinen, und man musste mich nicht mehr erinnern, das Handy zu benutzen. “Du kannst das jetzt selbst nachsehen”, sagte Kathrin am Anfang häufiger. Beim Urlaub in Berlin suche ich mit dem Handy nach Satellitenresten am Himmel, während alle Bekannten nach Pokemons suchen. Das Telefon hängt wie festgewachsen an meiner Hand. Immer genauer versteht das Handy, was ich sagen will. Es weiß, dass ich oft über Basketball und Hunde rede. Ich stehe im Vogelsberg und will vom Vater abgeholt werden. “Ruf ihn an, du hast doch ein Telefon”, ermahnt mich die Mutter. Ach ja, Telefon, da war doch was. “Erstmal herausfinden, wie man damit telefoniert”, wende ich ein, und öffne die Telefon-App.

Beim Biertrinken mit Claire kann sie endlich auf ihr Handy starren, ohne dass es peinlich ist, weil ich sowieso dasselbe tue. Beim Urlaub in Amerika finde ich den Weg zurück in die Wohnung mit der Hilfe einer freundlichen Frauenstimme aus Google Maps. Als ich im “Target Center” in Minneapolis nicht auf Anhieb hereingelassen werde, zeige ich die Buchungsbestätigung auf dem Handy vor. Ich denke nicht mehr darüber nach, wie seltsam das sein könnte. Ich beobachte, wie ich als roter Punkt über den Kontinent wandere. Das Handy abends an die Steckdose hängen wird zur Routine, egal, wo ich bin, so wie Zähneputzen. Das zweite Opfer des Smartphones, nach dem Kindle: mein alter Digitalwecker, der seit 2001 mit mir durch die Welt zieht. Das Handy weckt mich schöner. Aus einem Bergdorf in Schottland twittere ich ein Bild eines Baches, während ich am Bach sitze. Ein Tweet, der von acht Leuten gemocht wird, während ich noch in den Bergen bin. Das Handy brummt im Rucksack.

(twitter.com/dalcashdvinsky/status/761898742349955072)

Regelmäßig verzweifle ich an Geräuschen, die das Handy macht, obwohl ich nicht will, dass es Geräusche macht. Dann finde ich den Schalter, mit dem ich es ganz ausschalte. Dann verschlafe ich, weil der Wecker auch aus ist. Dann finde ich die Option, alle Geräusche abgesehen vom Wecker auszuschalten. Mit anderen Worten, alles ist völlig normal. Anfang September,

nach einem Monat Handybesitz, gelingt es mir, die Schutzfolie auf dem Handy zu befestigen, ohne eine einzige Blase zu erzeugen. Ohne Klebeband! Nimm das, Kathrin Passig.

Aleks Scholz

27. Juli und 27. September 2016

DB Navigator! Smooth Operator!

Am 27. Juli finde ich am Flughafen in München heraus, dass man Nahverkehrstickets für den MVV jetzt auch in der Bahn-App "DB Navigator" kaufen kann. Ich freue mich sehr, denn vor den Fahrscheinautomaten stehen dort immer Schlangen, die S-Bahnen fahren aber gar nicht so oft, was es ärgerlich macht, eine zu verpassen. Zwar habe ich einige Monate vorher deshalb schon mal ein Ticket in einer gesonderten App für den MVV erworben, aber die war so verwirrend gestaltet, dass ich das teure Ticket versehentlich zweimal gekauft habe, obwohl es personen-, zeit- und streckengebunden ist, ich mich also hätte verdoppeln müssen, um es nutzen zu können. Im DB Navigator kann ich problemlos ein Ticket für mich als unverdoppelte Person kaufen.

Am 27. September merke ich auf dem Weg zur S-Bahn, dass das jetzt auch in Berlin angeboten wird und freue mich noch einmal, denn auch hier waren die vorhandenen Ticket-Apps ein Problem (im April 2014 und Januar 2015 von mir und im Mai 2016 von André Spiegel beschrieben). Ich wähle ein Ticket von meinem Standort zum S-Bahnhof Heidelberger Platz. Mein Standort wird als Ostbahnhof identifiziert, von dem ich in Wirklichkeit etwa zwei Kilometer Luftlinie entfernt bin, aber darauf sollte es nicht ankommen, die BVG-Tickets sind ja nicht streckengebunden. Man darf mit ihnen zwei Stunden lang in eine Richtung fahren, aber nicht zurück, und der Ostbahnhof ist mir als angeblicher Abfahrtsbahnhof gut genug. Ich bekomme einen "Einzel-

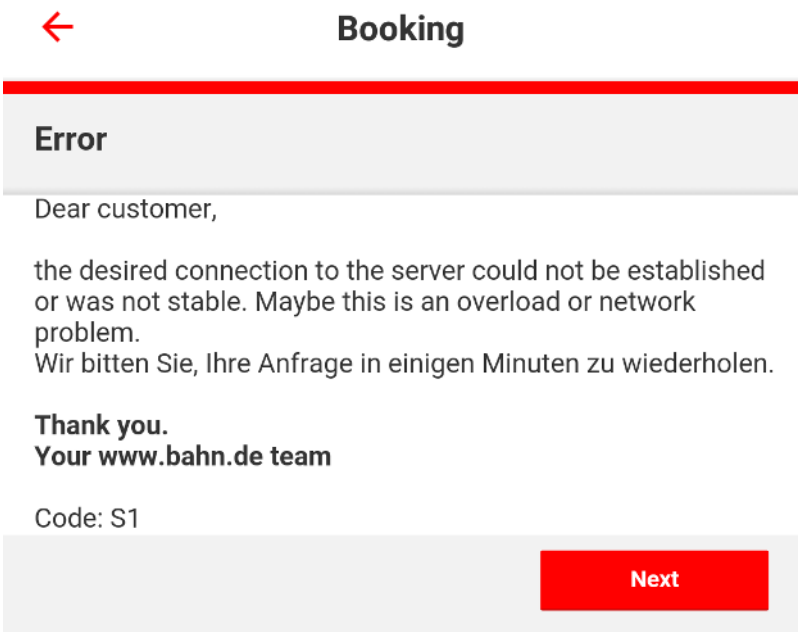
fahrausweis Regeltarif" des Verkehrsverbund Berlin-Brandenburg (VBB) mit einem QR-Code, das Geld wird per Lastschrift eingezogen wie immer in der DB-App.

Thomas Wiegold sagt im Techniktagebuch-Redaktionschat:

> Gerade mal geguckt: Der Navigator bietet mir die Buchung an, wenn DB-Bestandteil S-Bahn dabei ist. Wenn es z. B. eine reine Busverbindung ist, wird zwar die Verbindung angezeigt, aber daneben steht „Preisauskunft nicht möglich", und buchen kann ich auch nicht. Da ist dann natürlich die Frage, ob dieses Ticket auch im Bus gilt oder ob das Ärger gibt . . .

Ich wende ein, dass da ja über Strecke und Ziel nichts steht, man also einfach immer irgendein Ticket buchen könnte, dessen Abfahrtsbahnhof ungefähr zu den tatsächlichen Plänen passt. Thomas meint: "Ist natürlich die Frage, was der Busfahrer sagt, wenn du ihm das Handy mit QR-Code entgegenhältst." Aber ich halte Busfahrern öfter mal das Handy mit QR-Code entgegen, nämlich immer dann, wenn ich ein Bahn-Handyticket mit der City-Option habe, die kostenloses Fahren im Netz der Abfahrts- und der Ankunftsstadt ermöglicht. Virtualista sagt, auch die BVG-App erzeuge so einen Screen mit Ticket-Faksimile und QR-Code, Busfahrer schauten sich aber sowieso keines von beidem an.

Auf dem Rückweg meldet der DB Navigator (der sich gern und oft ungefragt auf Englisch umstellt):



Auch einige Minuten später und viele Minuten später ist die Lage unverändert. In meinem Portemonnaie finde ich noch ein Papierticket.

Kathrin Passig

Seit 2007 / 2016

Wanted: Das Überallhin-Verschieben-Kopieren

Ich kopiere ein Arbeitsblatt einer Excel-Datei (die, wie ein Browserfenster Tabs, davon mehrere enthalten kann) in eine andere Excel-Datei. Dazu muss ich es nicht von Hand hinüber transportieren. Einfach indem ich »Verschie-

ben/Kopieren« befehle, kann ich es an den Zielort schicken. Ok: Damit der Transfer funktioniert, muss der neue Aufenthaltsort, das angesteuerte xls-Dokument, geöffnet sein. Der Unterschied zu anderen (Copy-)Paste-Varianten besteht also lediglich darin, dass ich beim Sortieren nicht bis zur anderen Kiste laufen muss, um mein Steinchen darin zu deponieren, sondern es aus einigem Abstand hineinwerfen kann. So lang sich die Kiste im gleichen Raum befindet. Ich kenne keine vergleichbare Möglichkeit in den anderen Programmen, die ich benutze.

Kurz nachdem ich beschlossen habe, dass die Funktion trotzdem zu wenig besonders ist für einen eigenen TT-Beitrag, lese ich unter einem Facebook-Posting von Kathrin: »Schreibst du es selber drüben rein oder soll ich deine Anmerkung hintragen?« Gemeint ist ein Leserkommentar zu einem von ihr verlinkten GoogleDoc. Dieser bezieht sich auf das im Doc Thematisierte, befindet sich aber nicht dort, wo die Gedanken dazu gesammelt werden sollen, sondern unter dem Wegweiser dorthin.

Hüben, drüben. Mir wird klar, dass der in der Sheet-Verschiebung von einem .xls zum anderen steckende Ansatz doch nicht so selbstverständlich ist, aber weiterentwickelt werden sollte.

Ohne Rücksprache mit der TT-Redaktion, die mir vermutlich zurufen könnte, dass es das schon gibt, beantrage ich hiermit: ein unkompliziertes Verfahren zum datei-, plattform-, softwareübergreifenden Umsortieren und Aufräumen von Inhalten. Eine Verkürzung der Laufwege für diejenigen, die etwas an einem definierten Ort haben wollen, was nicht automatisch dort zusammenkommt oder per Filter hingebündelt werden kann.

Undine Löhfelm

27. September 2016

Das neue Telefon soll dem alten Telefon eine Stütze sein

Auf dem Tresen im vietnamesischen Imbiss steht ein altes Telefon. Auf der Wählscheibe sind auch Buchstaben, und ich denke kurz darüber nach, ob man ganz früher wohl SMS vom Festnetztelefon verschicken konnte. Dann wird mir klar, dass es ein Telefon aus einem englischsprachigen Land ist, wo man diese Buchstaben für Phonewords brauchte, also um Telefonnummern wie die in “Wanna talk about my driving? Call 1-800-EAT-SHIT” anzurufen.

Ich frage beim Bezahlen, ob das Telefon etwa funktioniert. Man kann es anrufen, sagt der Betreiber, und es klingelt dann. Er nimmt den Hörer ab und hält ihn mir ans Ohr. Es tutet. Abgehende Anrufe funktionierten allerdings nicht, er wisse auch nicht, wieso.

Ich erinnere mich an die 90er und meinen Mr. Dialer und sage: Das liegt wahrscheinlich daran, dass es das Impulswahlverfahren nicht mehr gibt, nur noch das Tonwahlverfahren. Wir verabschieden uns und ich denke im Gehen darüber nach, dem Betreiber beim nächsten Besuch einen Mr. Dialer zu schenken, den es doch sicher irgendwo immer noch zu kaufen gibt, damit er künftig in beide Richtungen telefonieren kann. Dann fällt mir ein, dass es dafür vermutlich inzwischen eine App gibt, und natürlich gibt es mehr als eine. Bei meinem nächsten Besuch werde ich mein neues Telefon an den Hörer des alten Telefons halten, damit es dem alten Telefon beim Wählen der Nummer hilft. Ich freue mich jetzt schon, ich weiß nur noch nicht, welches dritte Telefon die beiden gemeinsam anrufen sollen.

Kathrin Passig

28.9.2016

Tracking für die Tonne und ein sehr ehrlicher Hotlinecomputer

Wir haben am 23.9. Teile der eingestellten IKEA-Küchenreihe Faktum im Nachkaufservice bestellt und warten auf den versprochenen Anruf der Spedition, um den Liefertermin abzusprechen. Der Versand kann aus Gewichtsgründen nicht per Paket erfolgen, IKEA beauftragt daher DHL Freight.

Ich schaue auf den Sendungsstatus und stelle fest, dass die Sendung vor zwei Tagen zugestellt wurde. Bloß nicht uns, obwohl ich sogar zu Hause war.

Sendungshistorie

Status	Niederlassung	Statusdatum
Auftrag erfasst	DE-MENDEN	23.09.2016
Abholung	DE-44359 DORTMUND	23.09.2016
Direktzustellung	DE-MENDEN	23.09.2016 17:48
Zugestellt	DE-47918 TÖNISVORST	26.09.2016 09:15

Zustellung bei völlig unbekannten Wunschnachbarn oder vergessene Benachrichtigungskarten kennt man ja. Bei Paketen rufe ich in dieser Situation die DHL Hotline an und lasse mir den Namen des Ersatzempfängers geben, allein, DHL Freight hat keine Hotline. Zumindest ist auf der Homepage für die Sendungsreklamation nur ein Formular, keine Telefonnummer.

Ich fülle es aus und versuche, die IKEA-Hotline zu erreichen. Die ersten Versuche breche ich nach 15 bzw. 10 Minuten Warteschleife mit Dauermusik ab und schreibe stattdessen auf der Facebook-Seite einen Hilferuf.

Im Kontaktformular des IKEA-Onlineshops wird die Order-Nummer des Nachkauf-Service auch akzeptiert, also könnte es sich um eine Unterabteilung des Onlineshops handeln. Ich rufe erneut die Hotline an und beziehe mich nicht die nächstgelegene Filiale, sondern auf den Onlineshop.

Diese Warteschleife versorgt mich mit der aktuellen Warteposition in der Schlange:

Sie befinden sich an Position
27.
Rund alle 30 Sekunden kommt ein Update:
Sie befinden sich an Position
31.
Ups.
Sie befinden sich an Position
26
Sie befinden sich an Position 27
Visualisiert sieht das so aus:

Immerhin waren die rund 13 Minuten Wartezeit nicht so langweilig und vergingen in Vorfreude auf diesen Beitrag schneller, als bei den Versuchen ohne Wissen um die Warteposition. Obschon das anfängliche Hin- und Herspringen der Position erklärungsbedürftig ist.

Am Ende stellt sich heraus, dass die Trackinginformationen von DHL Freight ohne Legende ziemlich unbrauchbar sind. Die Sendung ist am Montag beim lokalen Spediteur abgeliefert worden, der sich in Kürze bei uns melden wird, um einen Termin auszumachen.

Mir bleibt die Frage, warum der für den Versand zwischen Firmenkunden eingerichtete Frachtservice von DHL eine so irritierende (wenn nicht gar falsche) Auskunft im Trackingsystem liefert, während einen Tab weiter bei DHL Paket zumindest das Tracking sehr ausführlich und detailliert ist und nur sehr selten zur Tragikomik neigt.

Volker König

29.09.2016

Lange Rille und Glitzerscheibe

Heute kam sie an, die neue Schallplatte der Jazzkantine. Nicht nur aus familiären Gründen – mein Cousin Christian spielt dort Trompete – schätze ich die Band sehr. Nein, auch die Mischung aus Jazz, Hiphop und Funk gefällt mir einfach. Es ist meine Musik, seit der ersten Platte von vor über 20 Jahren. Klar, es gab über die Jahre starke und schwache Momente. Aber seinem Stil über 20 Jahre treu zu bleiben, ist absolut bemerkenswert.

Das neue Album wurde von der Band, wohl ermuntert vom Erfolg der letzten Schallplatte, gleich als klassische Langrille angeboten, sogar signiert von allen Bandmitgliedern!

Und weil ja eigentlich doch keiner mehr einen Schallplattenspieler hat, liegt der Platte auch gleich eine CD für den vielleicht noch nicht ausrangierten CD-Player bei. Wenn ein Laufwerk im/am Rechner vorhanden ist, kann man die Musik auch direkt noch von der CD auf den mp3-Player oder das Smartphone befördern, sodass man die Platte schonen kann und nie abspielen muss.

Ich habe als allererstes aber doch die Platte aufgelegt.

Markus Winninghoff

30. September 2016

Endlich dürfen auch die Vergesslichen nachts scharf sehen

Auf dem Weg zu einer Einladung, zu der ich alkoholfreies Bier mitbringen soll, sehe ich bei Google Maps nach, bis wann der letzte Supermarkt auf der Strecke geöffnet hat. Mein Leben ist einfacher geworden, seit Google Maps diese Information enthält. Noch vor nicht langer Zeit war es schwierig, etwas über Öffnungszeiten herauszufinden, und meistens half nur das Vorbeigehen und Nachsehen. Ich kann beim Schreiben dieses Beitrags auch unter Zuhilfenahme von Google nicht rekonstruieren, wann die Öffnungszeiten bei Google Maps eingeführt worden sind, aber es muss wohl ungefähr ab 2011 allmählich passiert und in meiner Wahrnehmung um 2014 herum aufgetaucht sein.

Jedenfalls stellt sich heraus, dass der Supermarkt 24 Stunden geöffnet hat, was für Berlin nach wie vor ungewöhnlich ist. Vor Ort hat er noch ein weiteres unerwartetes Element: einen Kontaktlinsenautomaten!

Der Automat akzeptiert nur Bargeld. Aber Bargeld ist schließlich viel leichter zu beschaffen als Kontaktlinsen.

Kathrin Passig

Ende September 2016

Speichermedien und Speichergrößen

Da meine Anreise zur Taxifirma stets lang und beschwerlich ist und ich zudem nur in Zeiten arbeite, zu denen keiner das Büro hütet, rechne ich nur einmal im Monat mit meinen Chefs ab. Andere Kollegen tun das wesentlich öfter. Das aber bringt auch (kleinere) Probleme mit sich. So haben wir ja z. B. das Key-System, das meinen Chefs das Abtippen der Abschreiber erspart. Der Key, den ich vor und nach jeder Schicht kurz an einen Kontakt im Auto drücken muss, speichert die Taxameterdaten und im Büro werden die dann direkt in den Computer eingelesen. Noch nicht ganz die schöne neue WiFi-Welt, aber eigentlich ziemlich simpel und idiotensicher. Das Problem ist: So teuer das System an sich sein mag: Der Speicherplatz auf den Keys ist begrenzt. SEHR begrenzt. „Ein paar Kilobyte“ hat mal irgendwer gesagt, genau weiß ich es immer noch nicht.

Jedenfalls reicht der Speicherplatz nicht für einen Monat aus, weswegen ich all die Jahre mit zwei Keys durch die Gegend gegondelt bin. Das ist eigentlich auch völlig belanglos, denn das System scheint wirklich auf alles vorbereitet zu sein. Ich kann die Keys jeden Tag wechseln und am Monatsende wird das trotzdem korrekt übertragen. Auch die Übernahme einer Kollegenschicht, wenn der vergessen hat, sich zum Feierabend auszuloggen, scheint problemlos zu klappen und richtig zugeordnet zu werden.

Bei der letzten Abrechnung fiel Cheffe dann erstmals seit Ewigkeiten auf, dass ich zwei Keys habe und bot eine Lösung an:

„Sollen wir Dir da mal ’nen blauen Key machen, der reicht dann. Also einen richtigen?“

(Man muss dazu sagen, dass die Firma Anfang des Jahres die Taxameter umgerüstet hat und meine Keys nur umprogrammiert, nicht aber ausgetauscht worden sind.)

„Meinetwegen. Ist mir eigentlich egal. Passt da dann wirklich mehr drauf?“

„Ja ja.“

„Und wie viel?“

„So 7.000 etwa.“

„7.000 was?“

„Na 7.000 Umsatz.“

Gut, dass das geklärt wäre ;)

Im Ernst: Eine Angabe in Kilobyte hätte mir in dem Fall auch nicht weitergeholfen, aber ich hatte gedacht, dass es eine Angabe in Schichten oder Touren gäbe. Aber gut. Das sollte gerade noch so reichen. Auf die alten Keys haben meines Wissens nach etwa 1.500 gepasst. Also 1.500 Umsatz, ist klar.

Sascha Bors, ursprünglich erschienen bei “Gestern Nacht im Taxi”

September 2016

Entspannung durch Orientierung

Ich mache Urlaub in Rumänien und bin viel mit öffentlichen und halböffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs. Dabei ist nicht immer klar, wann mein Ziel erreicht ist: Die Züge haben oft Verspätung und rumänische Bahnhöfe besitzen fast immer, anders als deutsche, nur **ein** Schild mit dem Ortsnamen (meist am Bahnhofsgebäude), nicht mehrere in regelmäßigen Abständen. Bei Bussen ist nicht klar, welche und wie viele Zwischenstopps es gibt, sie halten außerdem auch gern zusätzlich auf individuellen Wunsch.

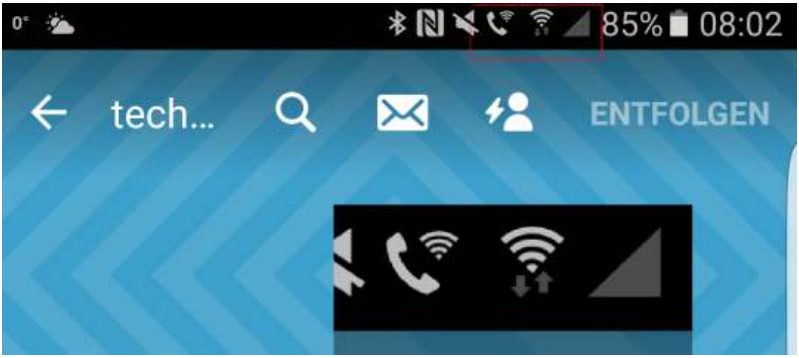
Als ich das letzte Mal hier war, 2006, muss das noch recht kompliziert gewesen sein – so mit panischem Leutefragen in gebrochenem Rumänisch –, aber ich erinnere mich nicht mehr an Details. Jetzt ist nichts leichter: Ich kann während der Fahrt mit dem Handy auf Google Maps verfolgen, wo wir grade sind, und reise damit sehr entspannt.

Kristin Kopf

September 2016

Wie das Handynetz in meinen Keller kommt

Das T-Mobile-Netz mag nach allen Tests, die so gemacht werden, das mit der besten Abdeckung sein. In meinen Keller reicht es nicht. Trotzdem klingelt mein Handy, als ich im Schuhregal in der hinteren Ecke des Kellers nach den Gummistiefeln meiner Tochter suche. Der Blick auf die Netzstärke-Balken verdutzt mich: Null Signal. Trotzdem kann ich mit meiner Schwester sprechen – in guter Qualität.



Neben dem leeren Mobilfunk-Signal und der WLAN-Signalqualität entdecke ich ein neues Piktogramm – einen Telefonhörer mit WLAN-Symbol. “WLAN Call” lautet die lapidare Erklärung in der Statuszeile dazu. Eine kurze Recherche ergibt, dass genau mein Provider (T-Mobile) mit genau meiner Art von Handyvertrag (LTE-Vertrag mit Hotspot-Flatrate) und genau meinem Handy (Samsung Galaxy S6) die Möglichkeit freigeschaltet hat, Anrufe bei schlechter Mobilnetzqualität über WLAN zu routen.

Mein erster Verdacht, dass das ausschließlich über meine Art von Internet-Anschluss funktioniert (Telekom-All-IP-Anschluss) bestätigt sich nicht. Das soll im Prinzip über jede WLAN-Verbindung funktionieren. Auch im Ausland. Leider gibt es keine Möglichkeit, WLAN Call manuell zu aktivieren. Die Telekom, bzw. die Handy-Firmware, entscheidet automatisch, ob und wann auf diese Art der Telefonie umgeschaltet wird. Ob (das für deutsche Festnetzanrufe kostenlose) WLAN Call im Ausland Vorrang gegenüber teuren Roaming-Verbindungen bekommt, das verrät mir die Telekom-Website nicht.

Jens Gosch

Dezember 2015 bis September 2016

Spontanheilung

Kann es echte Freundschaften geben zwischen Computer und Mensch? Jedenfalls war es für mich schon immer etwas Besonderes, mein silbergraues DELL-Notebook *inspiron 1520*. Nicht nur, dass es mein erstes Notebook überhaupt war. Es hatte mich zudem durch viele *Highlights* und Abgründe meines Lebens begleitet, war auch im grauen Alltag stets zuverlässig, und ich habe mit ihm u. a. meine Diplom- und Doktorarbeiten verfasst. Es diente mir später als Speichermedium für umfangreiche biologische Daten bei meiner wissenschaftlichen Tätigkeit in der Ökosystemforschung; oft habe ich

im Freiland und bei jedem Wetter mit ihm gearbeitet, es war wie ein guter Freund und Partner, einfach immer dabei, es funktionierte, war nie müde und jederzeit “ansprechbar”.

Vor ein paar Monaten dann der Schock: Mein DELL fuhr zwar noch hoch, wie die blau flackernde LED rechts neben der Tastatur mir signalisierte. Aber der Bildschirm blieb dunkel. Nur das blaue DELL-Logo erschien zu Beginn des Bootvorgangs; aber beim Ladeversuch von *Windows 10 Pro* erlosch der Bildschirm sofort wieder. Es hatte etwas Endgültiges.

Es folgten mehrere, eher hilflose Versuche der Diagnose und Therapie; ich schaltete das Notebook ein und aus, fuhr es mehrmals hoch und wieder runter, es nützte alles nix. Mir fiel auf, dass beim Start das blaue DELL-Logo merkwürdig gepunktet und unaufgelöst aussah, maß dem aber keine Bedeutung zu. Irgendwie gelang es mir, während des Startvorgangs durch Drücken der F8-Taste das Notebook im abgesicherten Modus zu starten. Dann sah ich die Bescherung im Gerätemanager: Offensichtlich hatte sich die dedizierte Grafikkarte *NVIDIA Geforce 8600M GT* endgültig verabschiedet. Jeder Versuch des Windows-Betriebssystems, die Grafiktreiber beim Start zu laden, führten zum Absturz mit kurzzeitigem *blue screen* und anschließend schwarzem Monitor.

Dann habe ich die scheinbar funktionslose NVIDIA-Grafikkarte im Gerätemanager erst einmal deaktiviert und deren Grafiktreiber deinstalliert. Fortan funktionierte die Anzeige zwar mit dem DELL-*OnBoard*-Grafikchip, aber nur mit 800 x 600 dpi Auflösung (vorher: 1440 x 900 dpi), also sehr schwach aufgelöst und für meine Ansprüche viel zu langsam.

OK, die Diagnose war gestellt, nun begann die Therapie. Zuerst versuchte ich, neue Grafiktreiber von der NVIDIA-Seite zu installieren; das führte aber nur zu Fehlermeldungen. Danach suchte ich im Internet nach ähnlichen Problemen mit dieser Grafikkarte und wurde auch fündig. Es sollte sich angeblich um ein bekanntes thermisches Problem handeln, wodurch der Kontakt zwischen dem *NVIDIA*-Grafikchip und dem Sockel auf dem *Mainboard* zerstört würde. Auch Therapievorschläge fand ich im Internet, wobei der abstruseste Heilungsvorschlag darin bestand, das *mainboard* des Notebooks

auszubauen und für 20 min bei 75°C im Backofen zu rösten. Danach sollte der Kontakt zwischen Grafikchip und Mainboard angeblich wieder hergestellt sein.

Diese Prozedur ersparte ich mir (und meinem Notebook) dann aber doch, und brachte den Computer zu einem Computerfachmann. Dort lag mein Notebook ein paar Wochen herum, bis mich der "Fachmann" anrief und bedauerte, mir mit diesem speziellen Problem nicht helfen zu können. Die Reparatur würde sich nicht lohnen. Er riet mir zum Kauf eines neuen Notebooks. Meinen guten Freund sollte ich also im Stich lassen? Niemals ...

Mir war aber nach weiteren erfolglosen Heilungsversuchen (u. a. komplette Neuinstallation des Betriebssystems) dann doch irgendwann klar, dass ich mir einen neuen Computer zulegen und ich mich von meinem DELL verabschieden musste; mein geliebtes Notebook wurde also einbalsamiert und in einer Schrankschublade beigesetzt. Den Akku hatte ich zuvor ausgebaut, und die Festplatte diente in der Folgezeit als externer Massenspeicher für mein neues *LENOVO*-Notebook (es erschien mir wie die letzte Organspende eines sehr guten Freundes).

Im Urlaub kam ich irgendwann auf die Idee, mir meinen DELL (dessen einsame Existenz in seiner Schrankschublade mir sehr leid tat) noch einmal vorzuknöpfen; er wurde also exhumiert und mit Akku, Festplatte und Arbeitsspeicher versehen, danach drückte ich auf den Startknopf.

Und, oh Wunder, er fuhr sofort hoch, holte sich im Internet die dort wartenden Updates, lud automatisch die neuesten NVIDIA-Grafiktreiber herunter und startete neu. Und, siehe da, alles wie früher, Auflösung wieder 1440 x 900 dpi, schnelle Reaktionen, kein gelbes Warndreieck mehr bei "Grafikkarte" im Gerätemanager.

Seit einigen Wochen sind ich und mein DELL wieder die allerbesten Freunde (obwohl die Freundschaft eigentlich nie gelitten hatte, schließlich war er ja nur scheintot), er ist von schwerer Krankheit spontan genesen und verrichtet seine Arbeit, als sei er niemals außer Dienst gewesen.

Woran mein DELL damals so plötzlich und unerwartet erkrankt war?

Ich weiß es bis heute nicht.

Michael Schulte

Juni bis September 2016

Hilfe durch das Microsoft Technical Department und schlechtes CRM im indischen Callcenter

Im Juni ruft das Microsoft Technical Department bei einer Freundin an. Grund sei der wichtige Hinweis, dass der Computer der Freundin nicht lizensierte Software installiert habe, auch möglicherweise Viren, und die Freundin müsse dringend eine Prüfung des Computers und ein paar Lizensierungen vornehmen – das müsse schnell gehen, sei aber alles kein Problem, das Microsoft Technical Department würde sie Schritt für Schritt telefonisch durch alles leiten, was jetzt getan werden müsse. Das tut der Anrufer dann auch. Die Freundin tut wie von dem Anrufer geheißen: TeamViewer installieren usw, und am Ende ist dann der Computer gesperrt mit dem Hinweis, man müsse etwa 100 Dollar in Bitcoins zahlen, um den Rechner wieder zu entsperren.

Der Rechner lässt sich auch ohne Zahlung durch Booten vom USB Stick unter Linux, anschließendem Virenscan und Deinstallation einiger durch den Tech Support frisch installierter Software erstaunlich einfach wieder herstellen, aber der Microsoft Tech Support will der Freundin doch gerne weiterhelfen: in den kommenden Wochen ruft er immer wieder an, ungefähr alle zwei Tage. Die Freundin weist den sehr hilfsbereiten Anrufer mehrfach darauf hin, dass der Computer ja wieder laufen würde, und weiterer Support nicht nötig sei, aber "Microsoft" will doch gerne weiterhin behilflich sein.

Bei einem dieser Anrufe bin ich zufällig im Haus, und die Freundin reicht das Telefon an mich weiter.

Ich beginne ein interessantes, wenn auch am Ende leider nicht ergiebiges Gespräch:

Ich lasse den Herrn aus dem Callcenter des Microsoft Tech Department zunächst seine Story erzählen, dass er vom Microsoft Tech Support sei und ein Virus auf dem Recher sei und er jetzt dringend helfen müsse und so weiter. Dann frage ich ihn, ob er – dies sei an seinem Akzent doch recht deutlich zu hören – Inder sei. Und ob er als Inder in seiner Religion – vermutlich Hinduismus? – an Karma und Wiedergeburt glauben würde. Das irritiert ihn zunächst, aber dann antwortet er, ja, schon, das würde er tun. Ich frage ihn, ob jemand, der viele schlechte Sachen tun würde, betrügen würde, stehlen würde, unbekannten Menschen Schaden zufügen würde, ob er glauben würde, dass so jemand ein gutes Karma hätte und also bei der Wiedergeburt das nächste Level erreichen und glücklich werden würde.

Daraufhin versteht er wohl meinen Gedankengang und beginnt, mir erstaunlich ausgiebig zu erklären, doch, sehr wohl: die Briten, die ja sein Land ausrauben würden und alle Inder unterdrücken würden, die würden ja auch lauter schlechte Dinge tun. Stehlen und Betrügen. Und so seien die Europäer halt, und die seien ja wohl auch glücklich, die Briten und alle Europäer.

„Hm“, sage ich. „Und weil Sie finden, dass die Briten die Inder schlecht behandeln, deshalb finden Sie, dass es Ihr gutes Recht ist, andere Leute in Europa zu betrügen und zu bestehlen? Das kann ich nicht verstehen.“ Er erklärt mir daraufhin, er mache sehr viele Menschen glücklich, und 75% des Geldes, das er verdient, würde er spenden und an seine Familie geben und so weiter.

Interessante Sichtweise.

Nach meiner Nachfrage, was denn “die Engländer” ihm genau getan haben und was der Zusammenhang zwischen meiner Bekannten und “den Engländern” sei, wird er dann doch recht plötzlich unfreundlich und ausfallend. Ich beende daher das Telefonat mit den Worten, dass aus meiner Sicht nur zu wünschen sei, dass er sich eine ehrliche Arbeit suchen würde oder andernfalls als Wurm (das englische Wort für „Kakerlake“, “cockroach”, fiel mir gerade nicht ein) wiedergeboren wird, und dass ich da ganz zuversichtlich sei, dass das auch geschehen wird. Im Nachhinein bin ich etwas unsicher, ob ich mich da eventuell im Eifer des Gefechts zu einer etwas zu unfreund-

lichen Beschimpfung habe hinreißen lassen, und habe ein etwas schlechtes Gewissen. Jedoch scheint mir das Geschäftsmodell, andere Menschen durch Sperren des Computers zu erpressen, hinreichend verachtenswert, um solch einen Wunsch verständlich erscheinen zu lassen.

Einige Tage später berichtet die Freundin, dass weiterhin Anrufe aus Indien eingingen. Das Callcenter hat also offenbar kein besonders gutes Customer Relationship Management, wenn sich deren Mitarbeiter beschimpfen lassen müssen und dann doch weiterhin erfolglos die gleiche Nummer wieder anrufen mit der gleichen Geschichte. Im September hören die Anrufe des Microsoft Technical Departments dann auf.

Molinarius

Herbst 2016

Französische Filme gibt es nur in Frankreich

Wir sind im Urlaub in Frankreich und ich versuche mal wieder, mein eingerostetes Französisch aufzufrischen. Seit wir jedes Jahr nach Frankreich fahren, ist es auch nicht mehr wirklich eingerostet, in Gartentörchen-Analogie quietscht es eher ein bisschen unangenehm beim Öffnen.

Erfreut über die spürbare Verbesserung der Fremdsprachenkenntnisse nehme ich mir vor, nach der Rückkehr nach Deutschland öfter französische Filme und Serien im Original zu gucken. So habe ich immerhin auch noch mal meine Englischkenntnisse noch mal deutlich erweitern können, das muss doch bei anderen Sprachen auch funktionieren.

Fleißig gucke ich in der Netflix-App nach interessanten Filmen und Serien und freue mich über die doch erstaunlich große Auswahl. Das scheint insgesamt doch ein sehr guter Plan zu sein.

Zuhause in Deutschland folgt die Ernüchterung. All die schönen Filme sind auf dem heimischen Fernseher nicht mehr zu finden. Zwar gibt es noch eine kleine Auswahl, insgesamt ist das Angebot aber recht mickrig. Offenbar wur-

de mir in Frankreich für mein deutsches Netflix-Konto tatsächlich das französische Netflix-Angebot angezeigt, während ich in unserem Essener Wohnzimmer wieder nur Zugriff auf das deutsche Angebot habe.

Anne Schüßler

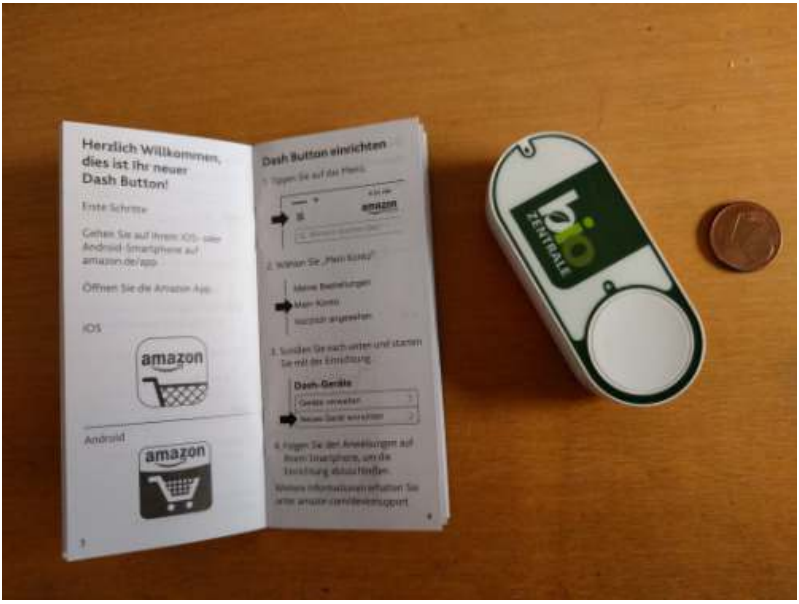
01.10.2016

Dash ist da!

Vor ein paar Wochen habe ich bei Amazon einen Dash-Button bestellt. Damit kann man je nach Button ein Produkt einer bestimmten Produktpalette per Knopfdruck nachbestellen. Eigentlich brauche ich den gar nicht, ich finde das Angebot auch immer noch wenig überzeugend. Gleichzeitig bin ich aber neugierig, also bestelle ich den bio-Zentrale-Button. Ein paar Kilo Leinsamen kann man schließlich immer gebrauchen und so wird sich der Anschaffungspreis von € 4,99 schnell mit der ersten Bestellung verrechnen und die Dash-Forschung kann beginnen.

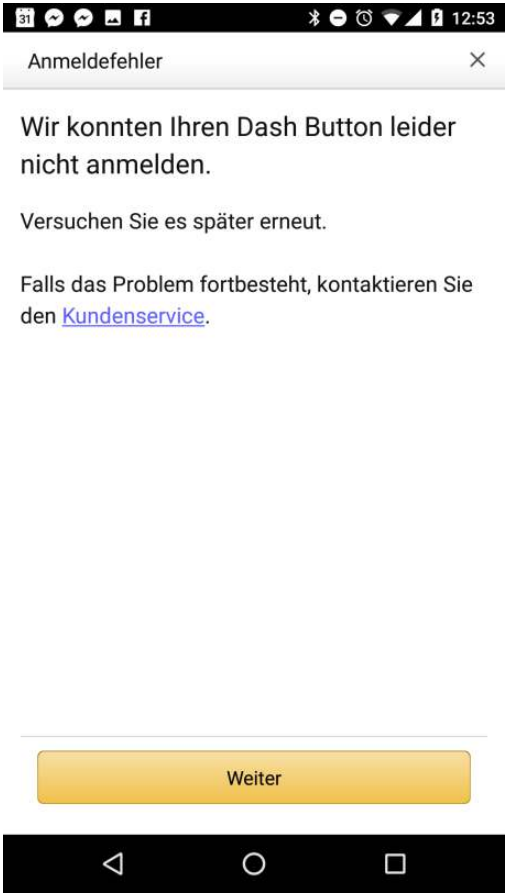
Wochen früher als ursprünglich avisiert ist der Button eingetroffen, eingebettet in ein kleines Schächtelchen, mit einem Plastikring, der mich an eine Flasche erinnert, aber vermutlich einfach eine Aufhängung sein soll.

Auch die Gebrauchsanweisung ist winzig klein, darf sie auch, denn die einzige Anweisung, die sie beinhaltet, ist die Aufforderung, alle weiteren Einrichtungsschritte über die Amazon App zu vollziehen.



Der Dash-Button ist bei Amazon unter meiner Geräteverwaltung zu finden. Ich werde aufgefordert, den Button des Button zu drücken, bis ein blaues Licht aufleuchtet, dann könne ich mich mit ihm verbinden.

Stattdessen passiert etwas für Amazon sehr Ungewöhnliches, ich bekomme eine Fehlermeldung.



To be continued . . .

sleeplessdarkhorse

1. Oktober 2016

Your Own Personal Captcha

Ich reise in die USA und habe aus irgendwelchen Gründen ein neues Mobilgerät dabei, das verdächtig nach Blackberry aussieht. Endlich in einem sonnendurchfluteten Kalifornien gelandet, will ich eine „gut angekommen“-Message nach Hause schicken und wähle dafür den Menüpunkt „Text“.

Ich werde daraufhin offenbar aufgefordert, mich zu authentifizieren. Jedenfalls werden mir Schnipsel aus meiner Musikbibliothek vorgespielt und dazu Multiple-Choice-Fragen gestellt: Welcher Künstler? Welches der genannten Instrumente wird gespielt?

Durch ein Gespräch abgelenkt komme ich bis zum Ende des Traums nicht dazu, den Vorgang abzuschließen.

Virtualista

Seit Oktober 2012

Status Quo Netzwerk und Home Entertainment

Im Herbst 2012 renovieren wir unsere Erdgeschosswohnung gründlich, inklusive Neuverlegung aller Wasser- und Stromleitungen. Da wir deshalb alle Wände aufschlitzen müssen, lasse ich auch gleich Cat6 Ethernetkabel verlegen.

Seitdem habe ich einen kleinen Schaltschrank im Heizungsraum:

Im Schaltschrank befindet sich eine Kabel Deutschland FritzBox für Internet & Kabel TV. Von der FritzBox führen 2 Ethernetkabel und 1 TV Kabel zu je einem APC Überspannungsschutzschalter, die alle drei in einem 1H 19” Einschub stecken.

Das erste Ethernetkabel ist das Netzwerkkabel für unser Wohnungsnetzwerk, das zweite Ethernetkabel führt aus dem Port 4 der FritzBox heraus, dieser Port ist für das Gastnetzwerk konfiguriert.

Ein Netgear Switch routet das Gastnetzwerk an eine Ethernetsteckdose in der Küche weiter. Diese Route ist komplett vom restlichen Netzwerk getrennt. In der Küche steht eine alte FritzBox 7170 die ein WLAN für Gäste aufspannt, das auch große Teile des Gartens umfasst. Wer mich mal besuchen will: das Gästenetzwerk heißt E17-Gast und das Passwort lautet: verpixelt – warum, ist eine andere Geschichte.

In unserer Wohnung gibt es in jedem Zimmer jetzt mindestens zwei Ethernetsteckdosen, in manchen auch vier.

Der aufmerksame Leser wird gemerkt haben, dass die Kabel Deutschland FritzBox im Wandschrank steht. Das ist natürlich nicht ideal für das WLAN Signal.

Eine Zeitlang experimentiere ich mit verschiedenen Standorten für zwei Apple Airport Extreme herum, aber als eine der beiden irgendwann stirbt, ersetze ich beide durch AVM Hardware.

Hinter dem Fernseher im Wohnzimmer hängt jetzt ein WLAN/TV Repeater und in der Küche ein weiterer WLAN Repeater, beide arbeiten im LAN Bridge Modus. Der WLAN/TV Repeater speist darüber hinaus das TV Program als Stream ins Wohnungsnetzwerk ein. Über die iOS App bzw. VLC kann ich jetzt auch auf Laptops und mobilen Devices in jeder Ecke meiner Wohnung und im Garten das Fernsehprogramm empfangen.

Im Wohnzimmer ist im Schrank unter dem Fernseher ein TP-Link Switch, der den Fernseher, eine Sonos Bridge, den Amazon Fire TV und den BluRay Player ans Netzwerk anbindet. Aus den Nullerjahren besitze ich ich noch einige DVDs, später habe ich auch BluRays gekauft, genauso wie ich auch immer noch CDs kaufe – old habits die hard.

In meinem Zimmer steht hinter dem Fernseher ein weiterer Switch, über den das Apple TV 3. Generation, die PS3 und der RaspberryPi 2 ins Netz gehen.

Ein alter iMac (5. Generation) auf meinem Schreibtisch dient als Medienserver, an ihm hängen zwei Samsung StoryServer Festplatten, die dem dezentralen Backup von Mediendateien dienen. Als Serversoftware läuft Plex auf dem iMac.

Auf der PS3 in meinem Zimmer sind Plex, Netflix und Amazon Prime als Streamingdienste installiert, auf dem Amazon Fire TV im Wohnzimmer ebenfalls Apps für Plex und Netflix.

In Netflix und Plex sind User für alle Familienmitglieder angelegt und entsprechende Rechte gemäß dem Alter vergeben – womit die Elfjährige nicht immer einverstanden ist.

Auf dem RaspberryPi2 läuft Volumio, eine Linuxversion für Audiostreaming und ein extra DAC Board übernimmt die Digital-zu-Analog Umwandlung und speist meine HiFi Anlage.

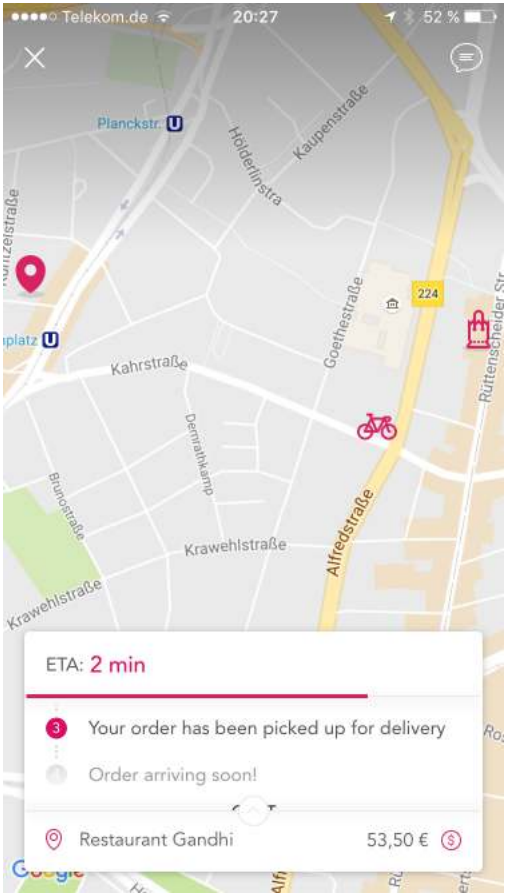
Henning Grote

3.10.2016

Spaß mit Überwachung

Es ist Feiertag, wir haben keine Lust zu kochen, aber der Thai um die Ecke hat zu. Ich gucke mal wieder auf Foodora nach, welche Restaurants in Essen denn heute noch liefern. Nach ausführlicher Beratung mit meinem Mann entscheiden wir uns für einen Inder und bestellen per App. Durch die Standortbestimmung und Verknüpfung mit Facebook muss ich quasi nichts mehr selber eintippen, alle Daten stehen drin und stimmen auch noch.

Ich sende die Bestellung ab und bekomme eine Karte angezeigt mit unserem Standort, dem des Restaurants und einer Fortschrittsanzeige und einer Schätzung, wie lange es noch dauert (39 Minuten). Dann wird die Bestellung dem Fahrradkurier übergeben und es erscheint ein kleines Fahrrad (geschätzte Ankunftszeit 2 Minuten).



Tatsächlich bewegt sich das Fahrrad auch weiter, allerdings nicht kontinuierlich, über die gesamte Fahrtzeit aktualisiert sich das Bild nur drei Mal. Als das kleine Fahrrad an der nächsten Kreuzung ist, laufe ich auf den Balkon und sehe tatsächlich kurz darauf den Fahrer mit der pinken Box an unserem

Haus halten. Ich drücke den Türsummer, bevor er überhaupt klingeln kann, halte ihm das Handy mit der Kartenansicht hin und begrüße ihn mit einem fröhlichen „Na, wie fühlt man sich so totalüberwacht?“

Darüber lachen wir dann beide ein bisschen, und er bedankt sich für den tollen Türöffnungsservice, für den er noch nicht mal klingeln musste.

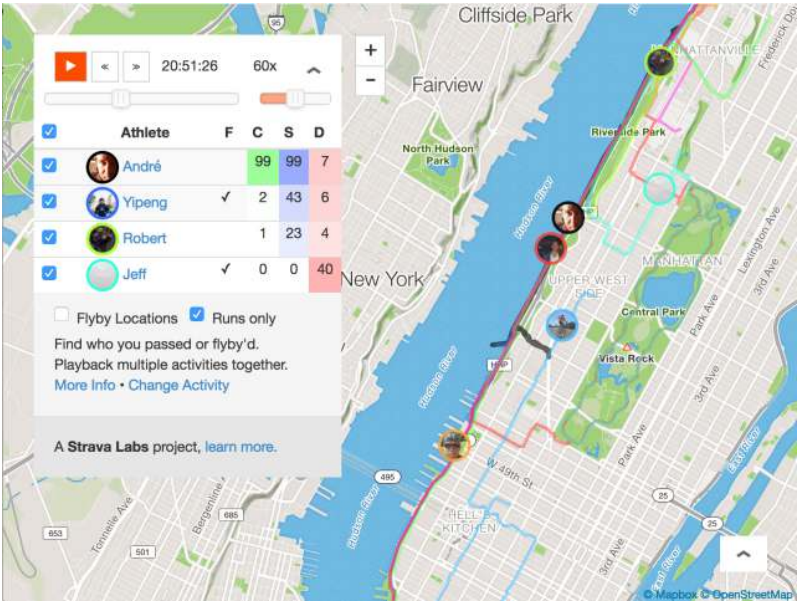
Anne Schüßler

2016-10-06

Flybys am Hudson

Seit dem November 2010 zeichne ich mein Lauftraining mit dem Smartphone auf, und seit irgendwann 2016 tue ich das mit der Strava-App, die mir von allen die professionellste zu sein scheint. Im Herbst 2016 fällt mir zum ersten Mal die Flyby-Funktion auf, die zur Kategorie »Strava Labs« gehört, also zu den Funktionen, bei denen die Entwickler ein bißchen mit den Daten herumgespielt haben, um zu gucken, was man damit so machen könnte.

Die Flybys sind die Momente, in denen ich einem anderen Läufer oder einer anderen Läuferin begegnet bin, die ihren Lauf ebenfalls mit Strava aufgezeichnet haben. Auch Begegnungen mit Radfahrern werden verbucht. Strava zeigt die Flybys in der Web-Oberfläche auf einer Karte an, wo ich meinen Lauf im Zeitraffer abspielen kann. Gleichzeitig sehe ich, wie sich die anderen Läufer relativ zu meiner eigenen Position bewegt haben.



Auf meiner üblichen Laufstrecke, sechs Kilometer am Hudson River rauf und wieder zurück, haben fast alle Läufer ein Smartphone dabei. Etwa die Hälfte davon scheint Strava zu benutzen, denn wenn ich zu einer halbwegs betriebsamen Zeit laufe, sehe ich später ein Dutzend Flybys oder mehr. Ich sehe, wo diese Läufer herkommen und welche Route sie nehmen. Ich sehe, dass viele Radfahrer aus Brooklyn kommen und die ganze Westseite von Manhattan rauf und wieder runter fahren. Es gibt Läufer, die nicht nur den Hudson entlanglaufen, sondern vorher oder nachher noch eine Runde durch den Central Park anschließen.

Ich sehe von den Läufern den Vornamen und das Foto; ich kann mich zu ihren Profilen durchklicken und ihr Trainingspensum und ihre Bestzeiten sehen. Eine Möglichkeit der Kontaktaufnahme gibt es bei Strava allerdings nicht. Man kann seine Daten auch auf privat stellen, aber ich habe nicht das

Gefühl, dass viele Strava-Nutzer das tun. Man kann außerdem eine Privacy-Zone um seine Wohnung herum definieren, dann werden die Teile des Laufs, die zur eigenen Haustür führen, für andere Benutzer unsichtbar.

Ich finde die Flyby-Funktion bemerkenswert, weil es das erste Mal ist, dass ich die Bewegungsdaten von Leuten sehe, die ich nicht kenne, und mit denen ich mich nicht vorher durch eine ausdrückliche Freundschaftsaufnahme verbunden habe.

André Spiegel

7. Oktober 2016

Jugend ohne iPad

An der Schlusspräsentation eines dreiwöchigen Blockkurses nimmt auch ein externer Gast (*1956) teil. Er notiert seine Beobachtungen auf einem iPad, während die Studierenden ganz ohne elektronisches Gerät auskommen – abgesehen von zwei, die hin und wieder mit ihren Smartphones beschäftigt sind, was aber nichts mit dem Unterricht zu tun hat, wie mir scheint. In der Pause erwähne ich meine Beobachtung. Der Gast, der für seine soziologischen Studien zum Umgang mit Informationstechnologien an Schweizer Grundschulen auch schon Preise gewonnen hat, meint, er habe das iPad erst kürzlich angeschafft und finde es ausserordentlich praktisch. Dass er so ein Ding dabei habe und die Studierenden nicht, sei nicht auf Generationenfragen, sondern auf Kaufkraftvorteile zurückzuführen. Überhaupt, fügt er noch an, sei der Begriff der Digital Natives Unsinn. Seinen Beobachtungen zufolge seien es vor allem ältere, gut ausgebildete und gut verdienende Männer, die sich für neue Technologien interessierten.

Franziska Nyffenegger

9. Oktober 2016

Passkontrolle: jetzt noch etwas automatischer

Am 23. September 2014 hätte ich beinahe schon mal die automatische Passkontrolle ausprobiert. Seitdem weiß ich, dass mein Reisepass das könnte, aber erst im Juli 2016 bin ich dann wirklich mal hindurchgegangen. Es scheint unspektakulär gewesen zu sein, im Techniktagebuch-Redaktionschat steht dazu nur:

> zum ersten Mal durch die automatische Passkontrolle
>
> leider gibt es mehr als das auch nicht zu berichten.

Heute will ich nach Großbritannien und gerate auf dem Flughafen München an einer unerwarteten Stelle an ein Passkontrollgerät ohne besondere Warnschilder, wie es sie bisher gab: "Hier NUR Passagiere, deren Reisepässe irgendwelche Bedingungen erfüllen" müsste da eigentlich stehen. Ich versuche trotzdem, in eine andere Richtung weiterzugehen, denn am Flughafen ist man nie gemeint, wenn nicht ganz explizit und in Großbuchstaben dransteht, dass man gemeint ist. Aber es gibt gar keine andere Richtung, alle müssen durch das Passkontrollgerät.

Ich habe nicht mal meinen Reisepass dabei. In Ermangelung anderer Möglichkeiten lege ich meinen Personalausweis in ein leicht auffindbares Scan-Fach. Die erste Tür öffnet sich. Auf einem Display kann ich mich struppig und in Schwarzweiß betrachten. Ich sehe meinem Passbild wohl hinreichend ähnlich, denn die zweite Tür öffnet sich und entlässt mich wieder aus der Passkontrolle. Dahinter sitzt noch ein Grenzbeamter in einem Gehäuse, vielleicht für schwierige Fälle, vielleicht auch aus Gewerkschaftsgründen.

So ist das jetzt also.

Viel ist nicht zu erkennen, aber hey, normalerweise darf man solche Orte überhaupt nicht fotografieren. Rechts außen schlangestehende Passagiere, mittig der Kontrollbereich. Vor dem gerade kontrollierten Passagier ist das Display zu sehen. Links das Gehäuse des Reserve-Grenzbeamten.

Auch bei der Ankunft in Edinburgh gäbe es automatisierte Passkontrolldurchgänge der älteren Bauart für Reisepässe mit dem EasyPASS-System. Die Schlange zu den traditionellen Grenzbeamten bewegt sich schneller, obwohl beide Systeme gleich viele Kontrollstellen haben (jeweils fünf). Kein Foto, denn in der Halle herrscht nicht nur Fotografier-, sondern auch Handygebrauchsverbot, das allerdings von ca. 80 Prozent der Wartenden ignoriert wird.

Kathrin Passig

Oktober 2016

Weniger Hausaufgaben dank Online-Hausaufgabenheft

Kathrin Passig: Also ihr habt ein Online-Hausaufgabenheft, das funktioniert wie?

Konstantin Passig: Die Lehrer tragen die Hausaufgaben nach der Stunde ein …

Machen das wirklich alle?

Müssen sie, sonst gilt die Hausaufgabe einfach nicht. Wenn die nicht drinsteht, dann macht's keiner. Fertig.

Und das ist eine Eigenentwicklung von eurer Schule?

Ja. Dasselbe System gibts's auch an anderen Schulen, aber an recht wenigen. Unser Physiklehrer hat das entwickelt. Es heißt WebUntis[1].

Geht's da darum, dass die Eltern auch nachschauen können, was es für Hausaufgaben gibt, falls die Kinder sagen "Wir haben gar nix auf!"

Erstens das. Zweitens hat man immer noch ein Hausaufgabenheft, aber das ist mittlerweile unnützer geworden, weil du die Hausaufgaben einfach da drinstehen hast.

Und das heißt, ihr schaut hauptsächlich in das Online-Ding rein?

Wenn man selber aufschreibt, da vergisst man immer irgendwas …

Können die Lehrer auch sehen, was die anderen Lehrer aufgegeben haben?

Ja, können sie. Und es wird mit Uhrzeit und Datum eingetragen, damit die Lehrer nicht bescheißen können: haben vergessen, die Hausaufgabe in das Ding reinzuschreiben und schreiben sie dann noch um sieben Uhr morgens schnell rein, damit sie drinsteht, damit sie der ganzen Klasse einen Strich geben können. Und es gibt einen Stundenplan, der auch drin ist. Das heißt, jeder hat jetzt sein Handy dabei, es heißt: Ja, wo haben wir? Einer stellt sich

1. Vermutlich ein Missverständnis, siehe www.grupet.at/HTML/produkteUntis.php

in eine Ecke und guckt schnell nach, dann heißt es: Oh. Kacke. Wir hatten was *auf* in diesem Fach. Und dann sitzt die Klasse irgendwo in einem Eck und macht noch schnell die Hausaufgaben.

Das heißt, ihr dürft Handys benutzen?

Theoretisch nicht, aber praktisch tun wir's einfach.

Öffentlich? Oder muss man's heimlich machen?

Heimlich, weil die Lehrer machen dann: Mimimimimi, Handy her! Du darfst das nicht! Handys werden halt abgenommen, wenn man sie benutzt.

Wann ist das Hausaufgabending eingeführt worden?

Dieses Jahr.

Also jetzt zum Anfang vom Schuljahr? Das heißt, ihr habt das erst seit vier Wochen in Betrieb?

Eigentlich erst seit zwei. Wir dürfen es jetzt testen, dieses Teil, und wenn wir irgendwelche Fehler finden oder so, dann sollen wir sie unserem Physiklehrer sagen und der fixt die praktisch noch, und danach wird's halt per Elternbrief an die ganze Schule rausgegeben.

Führt das dazu, dass die Lehrer sich genauer überlegen, ob sie an Tagen, wo eh schon sehr viele Hausaufgaben sind, selber noch welche obendrauf setzen?

Ja. Das ist sehr angenehm, dass die Lehrer dann sagen: Ihr habt heute schon so viel Hausaufgaben, da geb ich jetzt nichts mehr mit drauf, sonst versinkt ihr bei dem schönen Wetter in Hausaufgaben.

Das wussten die ja wahrscheinlich vorher gar nicht, oder?

Ja. Das ist jetzt auch sehr angenehm.

Konstantin Passig, Fragen: Kathrin Passig

8. bis 10. Oktober 2016

Mühsal der Internetbeschaffung im Ausland, Folge 8427

"Voraussichtlich zum letzten Mal in einem EU-Urlaub muss ich mich um Internet bemühen" lautet der Tweet zu Johannes Mirus' letztem Beitrag über Roaming. Ich muss meiner langen Reihe ermüdender Beiträge über Internetbeschaffung im Ausland doch noch mindestens einen hinzufügen, denn ich glaube nicht, dass dieses letzte Mal schon in Sichtweite ist.

Seit einigen Monaten teste ich das EU-Roaming meiner AldiTalk-Prepaid-SIM. 500 MB kosten damit 4,99, und wenn man die aufgebraucht hat, kann man neue kaufen – das ist nicht so weit entfernt von den Preisen für Daten in vielen Ländern (außer sehr guten Ländern wie Kroatien). Am deutschen Flughafen habe ich diesen EU-Tarif aktiviert und bin so nach der Landung in Großbritannien ohne SIM-Karten-Gebastel gleich mit Internet versorgt worden.

Am nächsten Tag stellt sich allerdings heraus, dass das AldiTalk-Roaminginternet auf dem Dorf praktisch nicht vorhanden ist. Ich bin zwar im EE-Netz eingebucht und habe in langwierigen Experimenten herausgefunden, dass EE hier das einzig brauchbare Netz ist. Aber Roamingkunden bekommen es offenbar nicht in seiner vollen Schönheit zugeteilt. Pokémon Go kann ich so jedenfalls nicht spielen. Es hätte auch nichts gebracht, vorher zu recherchieren, welches Netz Roamingkunden bekommen, denn es ist ja schon das richtige, nur eben in einer unbenutzbaren Sparversion für Touristen.

(Wer lediglich wissen wollte, warum die Prognose von Johannes mir fragwürdig erscheint, kann hier aufhören zu lesen. Es geht jetzt so weiter wie immer.)

Im Supermarkt gibt es wieder für 99 Pence EE-Karten mit 5 Pfund Guthaben, deshalb kaufe ich gleich eine neue, das scheint mir billiger als die Weiterverwendung einer vorhandenen.

Das darauf folgende mehrstündige Gebastel und Hinundhergetausche von SIM-Karten überspringe ich hier, die Zusammenfassung: Es steht nicht auf dem mitgelieferten Anleitungszettelchen, aber wenn man lange auf den EE-Seiten im Netz sucht, findet man den Hinweis, dass die Aktivierung der SIM bis zu 24 Stunden dauern kann. Solange die SIM nicht aktiviert ist, lässt sich auch die eigentlich ganz gute EE-App nicht benutzen.

Ich lege statt der neuen Karte eine meiner schon bei früheren Besuchen aktivierten EE-Karten ein. In meinem Portemonnaie findet sich noch ein beim letzten Aufenthalt gekaufter Guthabenzettel über 10 Pfund. 10 Pfund kostet auch der billigste diskutable Datentarif, ein “data pack” mit 1 GB. Ich zahle das Guthaben per SMS ein und schicke den Wunsch nach dem Datentarif sofort hinterher, damit nicht etwa in der Zwischenzeit meine 10 Pfund bereits durch einzeln abgerechnete Megabytes angegriffen werden.

Die Antwort-SMS:

> Your £1 Talk & Text Pack has renewed and £1.00 has come out of your credit. This gives you 25 mins, 50 texts and 10MB for up to 7 days.

Offenbar war die Karte mit einem sinnlosen, sich automatisch verlängernden Tarif prä-verseucht, und jetzt habe ich nur noch 9 Pfund Guthaben, das reicht nicht für den Internettarif. Ich gehe ein zweites Mal zum Supermarkt und kaufe zwei weitere 10-Pfund-Guthabenzettel. (Alle anderen Aufladeverfahren sind nur für Inhaber britischer Bankkonten oder Kreditkarten nutzbar.)

Erfolglos wechseln EE und ich zahlreiche SMS-Nachrichten mit kryptischen Kürzeln, bis ich schließlich wiederum einen Tag später herausfinde, dass das, was per SMS nicht geht, sich über die jetzt wieder funktionierende EE-App doch einrichten lässt. 36 Stunden nach der Ankunft habe ich einwandfreies britisches Internet.

Kathrin Passig

10. Oktober 2016

Geburtstagsgrüßeverteilung 2016

Ich habe mir selbst versprochen, die Verteilung von Geburtsgrüßen wieder besser zu dokumentieren. Ich glaube nämlich, dass sie einiges über den Gebrauch von Medien verraten. Selbstverständlich nur bei einer Stichprobengröße von n=1.

Im Jahr 2016 habe ich mich auf einer griechischen Insel versteckt und dank einer griechischen SIM keine Telefonate und SMS empfangen können. Sonst hätten mindestens meine Eltern und ein, zwei angeheiratete Verwandte angerufen, da bin ich mir sicher. Und einige haben es gar nicht erst versucht, mich zu erreichen, weil sie entweder von meinen Urlaubsplänen wussten oder mich einfach vergessen haben.

Ansonsten habe ich Geburtstagsgrüße über die folgenden Kanäle empfangen:

- Facebook (öffentlich): 72%
- Whatsapp: 6%
- Twitter (öffentlich): 5%
- Techniktagebuch-Redaktionschat: 5%
- Facebook Messenger: 4%

- Xing-Nachricht: 3%
- LinkedIn-Nachricht: 3%
- Twitter-Nachricht: <1%
- Snapchat: <1%
- E-Mail: <1%

Dieses Jahr neu und gleich mit mehreren Nachrichten vertreten ist LinkedIn. Der Trend zur eher persönlichen Nachricht hat sich nicht fortgesetzt. Im Vergleich zu 2012 fällt mir aber schon auf, dass sich gerade die telefonischen Grüße in Messenger wie Whatsapp verschoben haben. Dass Facebook so einen hohen Anteil im Vergleich zu 2012 besitzt, hängt sicher auch mit dem vergrößerten „Freundeskreis“ zusammen.

Johannes Mirus

Oktober 2016

Klassenreise nach Digitalien

In der Schulklasse meines zehnjährigen Neffen herrscht Unruhe. Seit dem Sommer besucht er das Gymnasium und wie schon in der Grundschule wollten die Kinder einen gemeinsamen WhatsApp-Klassenchat haben. Nach einiger Diskussion verständigten sie sich darauf, wer die Nummern einsammelt, und dass alle Kinder der Klasse Administratorrechte haben sollen, damit alles gleichberechtigt zugeht und z. B. jede[r] das Gruppenbild aktualisieren kann.

Parallel gibt es einen optionalen Elternchat und es war auch klar, das die Eltern gerne mal einen Blick darauf werfen, was ihre Sprösslinge so posten. Bislang scheint es im Klassenchat zu keinen außergewöhnlichen Vorfällen gekommen zu sein.

Gerade sind Herbstferien und nun begibt sich Folgendes: Alle Schüler werden aus dem gemeinsamen Chat ausgeschlossen, werden aber kurze Zeit später zu einem neuen Chat eingeladen. Es stellt sich heraus, dass in diesem Chat zwar auch wieder die ganze Klasse versammelt ist. Es gibt aber nur noch einen Admin – ein Mädchen namens Jessica (Name geändert).

Genauer gesagt, Jessicas Mutter. Diese gibt im neuen Chat auch gleich ganz offen bekannt, dass sie sich in der ferienbedingten Abwesenheit ihrer Tochter deren Handy geschnappt hat, um in diesem Gruppenchat mal für Ordnung zu sorgen.

Die Schüler sind natürlich ordentlich vor den Kopf gestoßen. Aktuell herrscht im neuen Chat wohl eisiges Schweigen. Wie im Techniktagebuch-Redaktionschat (wo alle Admin sind) angemerkt wird, ist es natürlich ein Leichtes, eine neue WhatsApp-Gruppe zu gründen.

Die Frage ist nur, was mit Jessica geschehen soll. Wird sie der neuen Gruppe nicht angehören? Wird es ein Gespräch mit der Helikoptermutter geben und kann danach der Status Quo Ante wieder hergestellt werden? Oder wird eine neue Gruppe eingerichtet, in der alle außer Jessica Admins sind? Oder ist die Idee eines gemeinsamen Chats für die ganze Klasse hiermit gescheitert und es wird nur noch Chats einzelner Cliquen geben? Oder legt sich die Aufregung und der Übergriff wird einfach hingenommen?

Falls mir Neuigkeiten zu Ohren kommen, werde ich hier berichten.

Virtualista

Seit 6. Oktober 2016

Ein letztes Mal Roaming vermeiden?

Vermutlich fallen ab Juni 2017 die Roaminggebühren innerhalb der Europäischen Union weg. Jetzt ist allerdings Oktober 2016 und ich bin in Griechenland im Urlaub, genauer gesagt auf Kreta.

Ich brauche meinen Stoff, meine Verbindung zur Außenwelt, kurz: Internet. Die Situation bei der Ankunft scheint zunächst einmal zufriedenstellend. Die Unterkunft bietet selbstverständlich WLAN, allerdings immer nur portionsweise. Fast alle Restaurants und öffentliche Gebäude in den Touristenorten werben mit „Free WiFi“, das es in wechselnder Qualität jeweils gegen Abfrage des Passwortes gibt.

Mir reichen die freien WiFis allerdings nicht, ich möchte auch in den Bergen auf Facebook surfen können und brauche das Internet irgendwie auch zur Navigation im Mietwagen. In der Stadt Chania lande ich deshalb in einem Vodafone-Shop. Dort bekomme ich 8,5 Gigabyte mobile Daten für 15 Euro, wobei fünf Euro davon als Telefonguthaben deklariert sind. Umständlich an der Prozedur war lediglich, dass man sich in Griechenland für eine Prepaid-Karte erst mit Ausweis registrieren muss.

Ganz unbeschwert ist das Vergnügen nicht. Als ich eines Abends ein bisschen Unterhaltung suche und eine Fernsehsendung streame, bricht die Verbindung kurz vor Ende ab. Wie ich der gleichzeitig empfangenen griechischen SMS dank Google-Übersetzer entnehmen kann, habe ich es mit der Datennutzung wohl ein wenig übertrieben. Wie aber sonst soll ich so viele Gigabyte innerhalb einer Woche verbrauchen? Nach sechs Stunden Strafbank darf ich aber wieder in normaler Geschwindigkeit weitersurfen.

Wie die Zukunft aussehen wird, kann ich bei meiner Frau beobachten. In ihrem Handyvertrag ist EU-Roaming bereits enthalten. Sie kann in Griechenland einfach so weitersurfen wie zuhause. Das heißt, besser als zuhause, denn auf Kreta gibt es selbst in den entlegensten Schluchten noch mindestens 3G-Internet.

Johannes Mirus

11. Oktober 2016

Enter PIN code

“Enter PIN code” fordert mein neues Telefon. Ich habe es jetzt seit zehn Tagen. Ein gerade installiertes Systemupdate hat zu einem Neustart geführt. Jetzt will das Telefon einen Pincode, ich darf ihn zweimal falsch eingeben.

Es gibt einen Code, der mir nach dem “Schlafzustand” Zugang gewährt, außerdem hat jede der beiden SIM-Karten im Telefon einen eigenen Pincode. Welchen Code das Telefon will, sagt es nicht. Bei meinem alten Nokia musste ich nach dem Einschalten nur den Pincode der SIM-Karte eingeben.

Ich gebe als Erstes den Code des Telefons ein. Zu meiner großen Erleichterung habe ich den richtigen Code gewählt, er wird akzeptiert.

Iris Rethy

2016-10-12

Hilflos in Mississauga

Es ist Mittwochmorgen, zwanzig vor acht, und ich muss zu einem Kunden in Mississauga am Lake Ontario, Kanada. Ich gehe aus dem Hotel, setze mich ins Auto und drücke das Smartphone in die Halterung, starte den Motor und wähle die Google Navigation, um die Adresse des Kunden einzugeben. Aber ich habe kein Netz. Oh Mist. Ich bin spät dran. Ich warte, das Netz muss jeden Moment kommen, gestern abend ging es noch und ich habe erst vor ein paar Sekunden das Hotel verlassen, wo ich noch Wifi hatte, es kann nicht mehr lange dauern, es muss gleich…

Aber das Netz kommt nicht. Ich starte seufzend das Smartphone neu und warte die zwei Minuten, bis es wieder hochgefahren ist. Immer noch nicht. Ich habe Google Fi und damit überall auf der Welt Netz, warum sollte es ausgerechnet in Kanada… verdammt, verdammt, verdammt. Ich war noch

nie bei diesem Kunden, ich habe es mir vor dem Buchen des Hotels grob auf der Karte angesehen, aber ich habe nicht die leiseste Ahnung, wie ich da jetzt hinkommen soll.

Die Adresse des Kunden steht in meinem Kalendereintrag für diesen Tag, und der ist offenbar lokal auf dem Smartphone gespeichert, immerhin. Aber in der Google Navigation kann ich nicht nach der Adresse suchen, dazu bräuchte ich Netz. Ich muss zurück ins Hotel, wo ich wieder Wifi habe, dort suche ich nach der Adresse und starte die Navigation. Ich hoffe, dass die App in diesem Moment genügend Daten herunterlädt, um mich auch ohne weiteren Netzzugang ans Ziel zu bringen.

Das scheint zu funktionieren. Aber jetzt bin ich wirklich zu spät. Ich sollte den Kunden anrufen und Bescheid sagen. Oh Mist, geht ja nicht. Also eine E-Mail schreiben. Oh Mist, geht ja nicht. Ich muss mich in Windeseile daran gewöhnen, völlig von der Außenwelt abgeschnitten zu sein. Was mag der Kunde denken? Der schlechtestmögliche Eindruck, den man am ersten Arbeitstag hinterlassen kann!

Am Zielort – es sind etwa fünfzehn Kilometer Fahrt und fünfundzwanzig Minuten – potenzieren sich die Probleme. Die Adresse führt zu mehreren Gebäudekomplexen, die hunderte Meter auseinander liegen, und es ist unmöglich, das Gebäude mit der richtigen Hausnummer herauszufinden. Oh, jetzt ranzoomen können und dreidimensional zwischen den Gebäuden herumlaufen, es wäre in null komma nichts erledigt!

Ich laufe in eines der Gebäude und frage den Pförtner, ich fahre ein paar hundert Meter und laufe in ein anderes Gebäude und frage nochmal, und schließlich finde ich das richtige. Meine Schulung kann beginnen, eine halbe Stunde zu spät.

Im Laufe des Tages sehe ich eine Meldung auf reddit, dass Google Fi in Kanada plötzlich nicht mehr zu funktionieren scheint. Ich schreibe eine Mail an den Google Support und bekomme kurze Zeit später eine Antwort mit ausführlichen Anweisungen, wie ich meine Verbindung prüfen kann. Wie sich herausstellt, gibt es vier Anbieter in Kanada, die mit Fi kooperieren, und einige davon scheinen ihren LTE-Handshake umgestellt zu haben. Sie be-

haupten gegenüber meinem Smartpone, dass sie LTE anbieten, aber sobald mein Smartphone sich einzubuchen versucht, wird es wieder herausgeworfen. Damit kommt der Google-Algorithmus, der einen Anbieter auswählen soll, nicht klar, und ich bleibe ohne Netz.

Aber es gibt einen Workaround: Ich kann meine bevorzugte Verbindung von LTE auf 3G herunterschalten oder manuell einen der Anbieter auswählen, bei denen es funktioniert. Für den Rest meiner drei Tage in Mississauga habe ich Netz, wie immer.

André Spiegel

12.10.2016

Ganz viel Internet in der Berliner U-Bahn

Im U-Bahnhof Seestraße im Berliner Wedding ist es mir zum ersten Mal aufgefallen: Auf dem Bahnsteig saß ein Mann mit Laptop und, offensichtlich, Internetverbindung. Nun gibt es den Internetzugang über Mobilfunk im Berliner Untergrund schon eine ganze Weile; abhängig von Mobilfunknetz, Strecke und Auslastung kommt man damit mitunter auch ganz ordentlich ins Netz. Doch der Surfer in der Seestraße nutzte offensichtlich das Angebot der Berliner Verkehrsgesellschaft (BVG): Alle größeren und gut frequentierten U-Bahnhöfe sollen mit einem kostenlosen WLAN ausgestattet werden.

Mit Stand 10. Oktober 2016 waren die in einer Netz-Karte gelb markierten Bahnhöfe bereits mit entsprechender Technik ausgestattet; der Innenstadtbereich ist damit schon recht gut abgedeckt. Bis Ende 2016, so das Ziel des Verkehrsunternehmens, sollen alle wichtigen Bahnhöfe den kostenlosen Internetzugang anbieten.

Das Einloggen in das kostenlose System ist das gleiche (und ebenso einfach) wie in manchen (eher wenigen!) Zügen der Bahn: Im Browser erscheint eine Vorschaltseite, die auffordert, die Nutzungsbedingungen zu bestätigen – keine Anmeldeprozedur oder ähnliches.

Das Netz scheint auch auf hinreichende Geschwindigkeit ausgelegt zu sein.

Was in der Praxis tatsächlich möglich ist, dürfte allerdings von der Zahl der gleichzeitigen Nutzer abhängen. Und vielleicht auch von Bremsen, die die BVG eingebaut hat: Am späten Abend, kurz vor Mitternacht auf einem

fast leeren Bahnsteig, konnte ich zwar problemlos meine Mails abrufen. Der Download des E-Papers der *Süddeutschen Zeitung* dagegen funktionierte erst mal nicht. Vielleicht war das einfach ein zu großer Brocken.

Und natürlich: Die WLAN-Versorgung gilt für den Bahnhof, nicht für die Strecke dazwischen. Da geht's dann weiterhin nur mit Mobilfunk. Oder gar nicht.

Thomas Wiegold

Oktober 2016

Das Internet im Hotel ist nicht nur vorhanden, man kann es auch mitnehmen

Bevor ich geschäftlich nach Hongkong fliege, informiere ich mich, wie ich dort online sein kann. Das Roaming-Angebot von T-Mobile kostet 2,95 Euro pro Tag und beinhaltet 50 MB Traffic. So groß ist gerne mal eine einzige Email. Ich brauche also was anderes und finde die Information, dass man in Honkong für 88 Dollar (ca. 11 Euro) eine Touristen-Sim erstehen kann, die eineinhalb Gigabyte Datenvolumen beinhaltet. Die will ich haben. Am Flughafen finde ich aber keinen Laden, wo es die Touristen-Sim zu kaufen gibt. Ich fahre mit dem Taxi zum Hotel und hoffe, dass man mir dort weiterhelfen kann.

Die Damen am Hotel-Empfang sehen mich verwundert an, als ich sie nach einer Verkaufsstelle für die Sim-Karten frage. Sie wissen es nicht, finden per Internet-Recherche aber einen Kiosk in der Nähe des Fähr-Piers auf Hongkong Island. Im Hotelzimmer verstehe ich plötzlich die Verwunderung der Hotel-Angestellten. Auf dem Schreibtisch in meinem Hotelzimmer steht ein Complimentary Smartphone. Es ist irgendein billiges Alcatel-Handy mit Android 5, das ich laut Broschüre nach draußen mitnehmen und ohne weitere Gebühren benutzen darf. Datenvolumen: Unbegrenzt. Telefonate nach USA und Kanada: Kostenlos. Leider kann das Handy kein Tethering. Da ist ein

Kollege, der in einem anderen Hotel untergebracht ist, besser dran: Bei ihm gab es einen Complimentary LTE-WLAN-Hotspot zum Mitnehmen im Hotelzimmer. Über die Wifi-Call-Funktion seines Galaxy S6 telefoniert er damit kostenlos nach Deutschland.

Jens Gosch

Sommer/Herbst 2016

Smartphone und anderer Leute Computer reicht

Auch auf kurzen Reisen war es bei mir lange Zeit üblich, meinen Laptop einzupacken. So schwer ist ja so ein MacBook nicht, dachte ich mir meistens, und meistens könnte es doch etwas geben, was ich damit machen möchte. Schreiben, Musik hören, DVD gucken – und außerdem sind da ja meine ganzen Dateien drauf, die könnte ich ja brauchen.

Diesen Sommer habe ich damit aufgehört. In meinen Urlaub nach Lettland im Sommer habe ich bewusst keinen Laptop mitgenommen, um nicht in Versuchung zu kommen, zu arbeiten. Vor Ort stellte ich dann nicht nur fest, dass ich mit meinem Vertrag im EU-Ausland mittlerweile ein 1 GB kostenloses Roaming nutzen kann, sondern auch, dass es quasi nichts mehr gibt, was ich im Urlaub machen wollen würde, für das ich zwingend meinen Laptop brauche.

Kürzere Texte, zum Beispiel E-Mails kann ich – immer noch mit dicken Fingern, aber es geht – auf dem Smartphone schreiben. Das beherbergt mit Kindle und Comixology App außerdem den potenziellen Zugang zu meinen Büchern und Comics. Sogar mein bevorzugter Feedreader Netvibes hat inzwischen eine funktionierende App, falls mir der Lesestoff in meiner Artikel-Lese-App Pocket ausgeht. Und um genügend Datenvolumen brauche ich mir keine Sorgen mehr zu machen.

Meine Musik ist dank Apple Music in der Cloud, ebenso Bewegtbild-Entertainment mit Netflix. Seit einiger Zeit schreibe ich meine Texte außerdem in GoogleDocs, wenn ich also doch unterwegs an einem Text arbeiten will,

kann ich auf jeden Fall darauf zugreifen. Bewegtbild und längeres Schreiben mache ich nach wie vor nicht gerne auf dem Smartphone (wenn auch immer mehr), aber zum Glück stehen ja fast überall die Computer anderer Leute herum, die ich im Zweifelsfall borgen kann – ich brauche ja weder bestimmte Software noch will ich auf ihrer Festplatte herumfuhrwerken. Ein offenes Browserfenster reicht.

Alexander Matzkeit

Oktober 2016

Die Postdienste des Postamts

Crail (um die 1.800 Einwohner) hatte ein knappes Jahr lang gar kein Postamt. Seit ein paar Monaten beherbergt ein Laden für Eis, Puzzles und Sandschäufelchen die neue Poststelle.

Der erste Punkt auf der Liste der *Postal Office services* lautet: *postal services*. Diese Services sind offenbar erwähnens-, aber nicht weiter erklärenswert. Eventuell handelt es sich um das Verschicken von Briefen und Paketen.

Ein *Post Office card account* scheint eine Art Konto für Leute zu sein, die kein Bankkonto haben oder haben wollen: "perfect if you don't have a bank account".

Cash deposits and withdrawals via chip and pin kann ich nicht deuten. Der in Crail lebende Aleks vermutet, es sei kein Geldautomat im Laden, sondern man müsse nur der Person hinter dem Schalter Bargeld geben und dann irgendwo eine Karte einschieben und eine Geheimzahl eingeben.

Postal orders sind mit demselben Icon illustriert wie der vorige Punkt. Es zeigt ein Bündel Scheine und einen Stapel Münzen. Man kann mittels *postal order* Rechnungen bezahlen oder im Versandhandel einkaufen, wiederum "without needing a bank account". "They look like cheques" und gelten bis zu einem Betrag von 250 Pfund. Pro Transaktion werden Gebühren zwischen 50 Pence und maximal £12,50 fällig.

Mit *Moneygram* (wiederum dasselbe Icon) kann man Geld ins Ausland schicken, und zwar innerhalb von Minuten. Der Anleitung zufolge muss man dazu ein Formular ausfüllen und es zusammen mit dem zu versendenden Bargeld und einer (in der Anleitung nicht genannten) Gebühr dem *Postmaster* überreichen. Man erhält eine Referenznummer, mit der der Empfänger des Geldes sich das Geld gegen Vorlage eines Ausweises auszahlen lassen kann.

Electronic bill payments: unklar. Offenbar kann man auf der Post z. B. Gas- und Stromrechnungen bezahlen, aber welcher Teil der Transaktion unter Zuhilfenahme von Elektronen stattfindet, verschweigt die Post-Seite.

E top-ups heißt, dass man sein Prepaid-Handyguthaben aufladen kann. Ich besitze mehrere von den dafür benötigten E-top-up-Karten, man bekommt sie zu jeder SIM dazu, aber wie das funktionieren würde und was der Vorteil sein könnte, habe ich bisher nicht verstanden. Man kann (als Inhaber

eines britischen Kontos) das Handyguthaben zum Beispiel am Geldautomaten oder via Kreditkarte aufladen; eventuell ist also auch das *E top-up* wieder ein Verfahren für Leute ohne Bankkonto.

Pre-order travel money und *euro currency*: Bargeldbeschaffung in fremden Währungen. Wer vor drei Uhr an einem Werktag online bestellt, bekommt sein Geld am nächsten Tag gratis nach Hause oder in die nächste Filiale geliefert. US-Dollar und Euro kann man sogar schon zwei Stunden nach der Bestellung in der Filiale abholen.

Car tax: Man bezahlt die Kraftfahrzeugsteuer im Postamt. Dafür gibt es acht Zahlungsmöglichkeiten, neun, wenn man das "Now accepting Apple Pay in our branches"-Werbebanner neben dem Text mitzählt. Nur Bargeld in einem Brief ist ausdrücklich nicht zugelassen.

Kathrin Passig

Anfang Oktober 2016

Geburtstagsbastelarbeiten im Hotelzimmer

Meine Schwiegermutter wird 75 Jahre alt und wir schenken ihr am Abend vor dem Geburtstag ein selbstgekochtes Fünf-Gänge-Menü.

Der Plan ist, von diesem Abend ein Fotoalbum anzufertigen, was wir aber nicht verraten, es soll ja eine Überraschung werden. Statt dessen fordert mein Mann immer wieder zum Fotografieren auf und reicht dafür sein iPhone an die übrigen Familienmitglieder.

Am Tag vorher hat er einen kleinen mobilen Fotodrucker gekauft, der bei uns im Hotelzimmer steht. Am nächsten Morgen installieren wir das Gerät unter Fluchen, denn das Hotel-WLAN verträgt sich nicht mit dem Drucker (es ist offen, hat aber eine vorgeschaltete Loginseite), also muss es per USB bzw. Bluetooth gehen, was immerhin auf meinem iPhone funktioniert.

Als zusätzliches Erschwernis haben wir das iPhone-Ladekabel bei meinen Schwiegereltern vergessen und arbeiten am Akkulimit, zumindest was das iPhone meines Mannes angeht. Die Bilder müssen also schnellstens auf mein iPhone, dessen Akkufüllstand sich noch im zweistelligen Bereich befindet und von da aus über die dazugehörige App auf den Drucker. Dazu tut der Drucker so, als wäre er ein WLAN, mit dem ich mich verbinden kann, allerdings habe ich so natürlich keinen Zugriff aufs Internet. Die Bilder von meinem Mann kommen per Airdrop auf mein Handy, die von meiner Kamera lade ich bei Dropbox hoch und ziehe sie dann aufs Handy. Ich muss also regelmäßig zwischen Drucker-WLAN und Hotel-Internet-WLAN wechseln.

Letztlich klappt es aber so. Ich öffne Bilder, drucke, reiche sie an meinen Mann weiter, der sie ins Album klebt und das Album abschließend mangels Einpackpapier in ein Hotelhandtuch einschlägt.

Am Ende kommen wir so etwas später beim Brunchrestaurant an und überreichen das Geschenk mit den Worten “Die Verpackung brauchen wir wieder”.

Die Schwiegereltern blättern fasziniert, es braucht einen Moment, bis ihnen klar wird, dass es alles Bilder vom Abend zuvor sind und die Schwiegermutter murmelt abwesend: “Das ist ja was, heute morgen schon geliefert.”

Ob wir ihnen die Entstehungsgeschichte des Albums dann doch noch erklären, habe ich vergessen.

Anne Schüßler

15. Oktober 2016

Erst kein Strom, dann keine Zeit

Das Auto (ein Volvo V40 II Modelljahr 2012) verlangte bereits länger nach einer neuen Batterie. Die Start-Stop-Automatik hatte sich schon verabschiedet, im letzten Winter lief die Standheizung nur kurz an und ging dann mangels Batterieleistung gleich wieder aus und so weiter. Man konnte im Stand nicht mal länger als zwei Minuten Fernsehen schauen!

Heute bin ich in Erwartung des nächsten Winters zum Autobatterieservice gefahren, um ein neues Powerpack zu erstehen und mithilfe des Profis gleich vor Ort einzubauen. Nachdem ich mich durch allerlei Schrauberei bis zur Batterie vorgearbeitet habe, wofür unter anderem Motorabdeckung und Luftfilterkasten bis kurz vor den Luftmassenmesser zu entfernen sind, ist die neue Batterie mithilfe des Batteriemannes einigermaßen schnell wieder an seinem Platz. Dass ich zwischendurch, als die alte bereits abgeklemmt ist, den Kofferraum nicht öffnen kann, weil die Entriegelung natürlich elektrisch funktioniert, sei nur am Rande erwähnt. Durch die umklappbare Rückenlehne gelange ich aber trotzdem an mein Werkzeug im Kofferraum.

Die neue ist angeschlossen, ein Knopf auf den Starter und das Auto läuft wieder. Puh, Glück gehabt. Man muss die Batterie nicht in irgendwelchen Steuergeräten anlernen oder so. Alle Einstellungen sind erhalten: Sender im Radio/TV, Parameter in den Assistenzsystemen, der Lichtmodus, das Tachodisplaydesign, selbst das Handy verbindet sich über Bluetooth wieder mit dem Entertainmentsystem. Die Angst waberte nämlich greifbar durch den klimatisierten Innenraum, dass sich das Auto mal eben auf Werkseinstellungen zurücksetzt. Aber nichts da! Alles ist, wie es war.

Alles? Nein, eine kleine Einstellung ist nicht mehr, wie sie war: Die Uhr. “0:02” blinkt mir zwei Minuten nach dem ersten Neustart entgegen. Auch nach ein paar Kilometern tut sich nichts. Dabei könnte sich das Auto doch die Uhrzeit problemlos über das GPS-Signal holen, denke ich, während meine Finger über die diversen Tasten in der Mittelkonsole fliegen und meine

Augen mehr auf Menüs, Untermenüs und Unteruntermenüs als auf den Verkehr gerichtet sind. (Natürlich bin ich dank Abstandsradarregelung vor Auffahrunfällen gefeit . . .)

Ich verschiebe das weitere Suchen auf eine längere Rotlichtphase und finde heraus, wie es geht:

Als erstes drückt man auf die Taste “MY CAR”:

Dann landet man in einem Menü, in dem es die Option “Einstellungen” gibt.

Als nächstes hangele ich mich nach einigem Suchen zu “System-Optionen” weiter. (In “Fahrzeugeinstellungen” finde ich beispielsweise nur unnützes Zeug).

Hier stoße ich dann auf den ersehnten Eintrag “Zeit”.

Und tatsächlich, hier kann ich die Uhrzeit wie gewünscht einstellen. Hurra!

Markus Winninghoff

15. Oktober 2016

Knapp verpasste Zukunft: Die Telefonzellen-E-Mail

Die schottische Telefonzelle kann “e-mail + text + phone”.

Ich möchte gern wissen, wie man aus einer Telefonzelle E-Mail verschickt, komme aber zu spät:

Die Telefonzelle ist *over a significant period of time* zu selten benutzt worden und soll deshalb abgeschafft werden. Um die 1.500 schottische Telefonzellen teilen dieses Schicksal, aus 707 davon wurde im vergangenen Jahr kein einziger Anruf getätigt. Gegen die Entscheidung konnte man ab dem 17. August noch 42 Tage lang protestieren. Diese Frist ist am 28. September ab-

gelaufen. Das Telefon geht nicht mehr, und die Anleitung, wie das Schreiben einer E-Mail funktioniert hätte, befindet sich wohl unter der Abschaffungsankündigung.

Einfach war es wahrscheinlich nicht, denn Buchstaben lassen sich nur durch mehrfaches Drücken der Tasten erzeugen und ein @ gibt es gar nicht.

Von der Telefonzelle bis zu einem Ort mit Handyempfang ist es in den meisten Himmelsrichtungen ein weiter Weg. Wer jetzt noch eine E-Mail verschicken will, muss sich etwa acht Kilometer Richtung Osten ins nächste Dorf begeben, dort gibt es stellenweise GPRS. Viel länger als die Texteingabe via Telefonzellentasten dauert das vermutlich nicht.

Kathrin Passig

September und Oktober 2016

Fax gegen Email: Das Fax gewinnt

Im Juni schrieb ich im TT, dass Faxnummern in meinem Umfeld nahezu keine Bedeutung hätten, weder im privaten noch im beruflichen. In den letzten Monaten musste ich nun viel mit Rechtsanwälten und Gerichten kommunizieren. Und ich stelle fest: Doch. Rechtsanwälte und Gerichte benutzen Faxe. Immer noch. Häufig (für mich verblüffend, und darum trage ich dies hier nach).

Mir wird erklärt, dass die Zustellung eines Faxes eine "fristwahrende Wirkung" habe, bei Emails scheint die Rechtsprechung dazu hingegen verwirrend zu sein und vom Einzelfall abzuhängen. Daher würden Rechtsanwälte gerne Faxe versenden.

Und ich habe also tatsächlich mittlerweile die Faxnummer unseres Sekretariats herausgefunden.

Molinarius

Oktober 2016

Die Evolution der Taschentelefone

Ich ziehe zum ersten Mal meine neue Winter-Steppjacke an und stelle fest, dass sie eine schräg geschnittene, mit einem Klettverschluss versehene Tasche links oben an der Seite hat. Ich stecke mein Smartphone reflexartig hinein. Und denke erst später darüber nach. Ich kann also komfortabel "von außen" angestöpselt Musik hören oder telefonieren. Bisherige Jacken oder Mäntel hatten so eine Tasche nicht, eher Innentaschen für ein Portemonnaie (hat die neue Jacke wiederum nicht).

Mir fällt auf, dass sich die Evolution der Taschentelefone, aka: Kleincomputer, ebenfalls an den Innenleben meiner Handtaschen ablesen lässt. Die "Chefinnen"-Planen-Umhängetasche zum Radfahren hat zwei funktionale Täschchen direkt vornedran. Sie sind für heutige, mittelgroße Smartphones geeignet. Die dunkelgrüne "Schwarzwaldhandtasche" für den Winter hat eine entsprechende Innentasche, die ich jedoch nie benutze, weil ich das Gerät in die Fronttasche packe, aus der ich es schneller entnehmen kann.

Bei den Vintage-Handtaschen wird's echt tricky: Die pinkfarbene Sommerhandtasche muss mindestens fünf bis sieben Jahre alt sein, schätze ich. Die eingenähte Innentasche ist für ein altes, deutlich schmaleres Nicht-Smartphone geeignet. Das Smartphone flog also diesen Sommer, für den ich mir die Tasche kaufte, in einer Art "schwarzem Loch", im großen, beuteligen Innenleben herum.

Meine liebevoll "Jackie O." genannte Sommerhandtasche, eine Bambus-Henkeltasche aus Leder, dürfte aus den Sechziger Jahren sein und weist keinerlei Extrafach auf. An Taschentelefone war noch nicht zu denken und wahrscheinlich trug frau weder einen Führerschein in einer Brieftasche noch ein größeres Portemonnaie mit sich herum. Auch der Verschluss mit Druckknopf ist keinesfalls klausicher und so fliegen Smartphone, Lippenstift und ein eigens angeschafftes Kleinportemonnaie beim Ausgehen umeinander herum.

Ich werde die Entwicklungen im Taschendesign, ausgehend von den technischen Gegebenheiten, weiter im Blick behalten. Die Gewohnheit, meinen Handtaschen offenbar fast immer einen Namen zu geben, ebenfalls.

Indica

September und Oktober 2016

Eine Reise offline buchen – das Schlechteste aus beiden Welten

Wir möchten im Dezember 2 Wochen Urlaub machen. Irgendwo, wo es warm ist. Die beiden französischen Reisewebseiten, auf denen mein Freund recherchiert, lassen aber nur Reisedauern von 7 und 11 Tagen zu. Außerdem zeigen sie Angebote an, bei denen man nach zwei Klicks erst sieht, dass sie gar nicht mehr verfügbar sind. Wir geben schnell frustriert auf.

Beim Samstagnachmittagspaziergang kommen wir dann an einem Reisebüro vorbei. Es hat gerade offen und wir haben Zeit und die Reisebüroangestellte auch. Sie berät uns und schickt uns anschließend mit zwei Papierkatalogen und einer Visitenkarte wieder nach Hause. Wir haben uns für eine Kombination von zwei Inseln entschieden und wollen jeweils eine Woche auf jeder Insel verbringen.

Mein Freund recherchiert die Hotels im Kombiangebot des Katalogs auf tripadvisor. Sie sagen ihm nicht zu, also sucht er andere Hotels einer ähnlichen Preisklasse aus dem Katalog und liest sich anschließend Erfahrungsberichte auf tripadvisor durch und sieht sich die Webseite der Hotels an. Nachdem wir uns so für zwei Hotels entschieden haben, emailen wir unsere Wünsche an das Reisebüro.

Nach Erhalt des Angebots per Email gehen wir ins Reisebüro, um die Buchung abzuschließen. Unsere Kontaktperson ist aber nicht da und ihre Vertretung findet das Angebot nicht. Sie bespricht das Problem mit der Kollegin,

die in einem Hinterzimmer die Papierversion des Angebots findet. Wir bestätigen, was wir buchen möchten. Sie tippt in ihren Computer, runzelt die Stirn, muss da leider telefonisch nachfragen.

Sie steht auf, geht zu einem Kasten mit Schiebetür, holt ein Heft heraus, das sich als handschriftliches Telefonbuch mit Register entpuppt und wählt eine Nummer. Während sie in der Warteschleife hängt, lässt sie sich die Emailadresse bestätigen, in die sich beim handschriftlichen Übertragen vom Angebotsausdruck in ein anderes Formular prompt ein Fehler eingeschlichen hat. Sie notiert außerdem die Telefonnummer. Fünf Minuten in der Warteschleife vergehen, aber es passiert nichts. Schließlich geben wir auf und schlagen vor, am Samstag wiederzukommen. Sie verspricht, uns das aktualisierte Angebot per Email zu schicken, dann müssen wir nur noch zum Unterschreiben und Bezahlen vorbeikommen.

Einige Tage später erhalten wir das aktualisierte Angebot. Leider war eines der gewünschten Hotels ausgebucht. Das Reisebüro schlägt stattdessen ein anderes vor. Das hat aber schlechte Bewertungen auf tripadvisor und eine ungünstige Lage für Nicht-Autofahrer wie uns.

Wir recherchieren also wieder von vorne los: Ein Hotel aus dem Katalog, das uns zusagt, wird auf tripadvisor gesucht und die Bewertungen durchgelesen. Außerdem schauen wir uns die Lage des Hotels auf Google Maps an. Wir emailen einen neuen Hotelwunsch, bekommen per Email das aktualisierte Angebot und machen uns wieder auf den Weg, um die Unterschrift und Anzahlung zu leisten.

Wieder muss telefonisch nachgefragt werden, diesmal kann die Reisebüromitarbeiterin aber jemanden erreichen. Sie gibt die Auftragsnummer durch und erfährt, dass sie die definitive Zusage erst nach drei Tagen (ausgenommen Wochenende) bekommt. Das Angebot wird in doppelter Ausführung ausgedruckt, auf seine Richtigkeit überprüft und von Reisebüro und Reisenden unterschrieben. Außerdem möchten wir eine Versicherung abschließen. Also erhalten wir einen Papiervordruck, in den wir händisch unsere Daten (Namen, Adresse, Telefonnummer, Reise, Datum) eintragen und unterschreiben.

Sobald die telefonische Zusage erfolgt, ist die Anzahlung fällig. Weil wir mit Kreditkarte bezahlen möchten, muss dazu ein Zettel mit Zahlungsdaten ausgefüllt werden. Sechs von den mittleren acht Zahlen der Kreditkartennummer werden aber nicht in das Formular geschrieben. Sie werden aus Sicherheitsgründen auf einen Post-it geschrieben. Mir ist nicht klar, inwiefern das Post-it Sicherheit garantiert, aber ich hinterfrage es nicht. Am dritten Tag (ausgenommen Wochenende) kommt der Anruf, dass die Reservierung geklappt hat und die Anzahlung abgebucht wird.

Den Restbetrag können wir bis vier Wochen vor Abfahrt per Scheck oder Kreditkarte im Reisebüro begleichen. Wir spazieren an einem weiteren Samstagnachmittag ins Reisebüro. Diesmal müssen wir nichts ausfüllen, aber beide anwesenden Mitarbeiterinnen sind überrascht, dass wir schon 8 Wochen vor Reiseantritt den vollen Betrag bezahlen möchten.

Ich buche fast ausschließlich online – Zugtickets, Flugtickets und gelegentlich Hotels. Auf die Idee, ein online bestelltes Produkt oder eine Dienstleistung nicht sofort bezahlen zu müssen, sind wir gar nicht gekommen.

verenka

Oktober 2016

Saga vom Videotelefonat am Skjálfandafljót

Während in Schottland E-Mails via Telefonzelle verschickt werden konnten und der nächste mobile Internetzugang Kilometer entfernt ist, habe ich eine Woche im nördlichen Teil Islands verbracht. Sehr zu meinem Erstaunen hatte ich dort fast flächendeckend LTE zur Verfügung, was mich dazu brachte, am Fuße des Goðafoss-Wasserfalls, mit den Knöcheln schon im Wasser, einen Videoanruf nach Hause zu starten. Der Wasserfall ist irgendwo im Nirgendwo und liegt weitab jeden Dorfes.

Die Verbindung läuft absolut flüssig, störende Faktoren sind einzig das Rauschen des Wasserfalls und die Spritzer der Gischt auf das Handy. Ich ~~telefoniere~~ videofoniere einige Minuten, was mich, laut Auskunft meines Mobilfunkanbieters, nichts kostet bzw. in meiner Grundgebühr enthalten ist. In Deutschland wäre eine solch gute Verbindung an den allermeisten ländlichen Orten völlig undenkbar.

Jan

18.10.2016

Das Tablet macht Passwortprobleme

Unser Postbote verpasst mich ständig und ich habe keine Lust mehr, immer wieder bei Nachbarn zu klingeln, die zwar zur Paketannahme da waren, aber sonst nie daheim zu sein scheinen. Daher möchte ich gerne Packstationkundin werden. Die Anmeldung auf Paket.de habe ich schon seit einiger Zeit abgeschlossen, um in der "DHL Paket"-App meine Sendungen gesammelt verfolgen zu können. Das würde auch ganz automatisch funktionieren, wenn ich nur öfter daran denken würde, bei Bestellungen meine "PostNummer" der Adresse hinzuzufügen. Da ich also schon paket.de Kundin bin, sollte das Aktivieren der Packstation (laut Website der Post) ganz einfach sein.

Als ich auf meinem Laptop die Website aufrufe und vergeblich versuche, mich einzuloggen, fällt mir ein, dass die Aktivierung der Packstation für meinen Account schon einmal daran gescheitert ist. Dieses Mal möchte ich dran bleiben, doch angeblich stimmen meine Logindaten nicht. Ich bin irritiert, denn in der App auf meinem Tablet konnte ich mich schließlich mit den gleichen Daten problemlos einloggen. Nachdem auch die Anmeldung mit meiner PostNummer statt mit der E-Mail Adresse fehlschlägt, klicke ich auf den "Passwort vergessen" Link. Und dann folgt, wie ich jedoch erst später herausfinde, mein großer Fehler: auf dem Tablet, das neben mir steht, kommt beinahe sofort die E-Mail mit dem Link an, mit dem ich das Passwort zu-

rücksetzen kann. Um mich nicht erst am Laptop in mein E-Mail Programm einloggen zu müssen, klicke ich den Link auf dem Tablet an, Chrome öffnet sich, ich kann ein neues Passwort eingeben und paket.de meldet die erfolgreiche Änderung. Ich gebe also am Laptop das neue Passwort ein (ich wähle das, mit dem ich schon vorher vergeblich versucht hatte, mich anzumelden) und wieder kommt eine Fehlermeldung. Also folgt das gleiche Spiel von vorne, ich setze mein Passwort ein zweites Mal auf die gleiche Weise zurück – doch es funktioniert einfach nicht. Ich sehe nach, in der App auf dem Tablet funktionieren die Logindaten. Die Website bietet mir an, mich per Mail an den DHL Kundendienst zu wenden, doch für eine Anfrage per Mail, auf die ich womöglich erst Tage später eine Antwort bekomme, reicht meine Motivation nicht aus. In einem letzten verzweifelten Versuch öffne ich beim dritten Mal den Link zum Passwort zurücksetzen auf dem Laptop statt auf dem Tablet, gebe das gleiche Passwort wie bei den beiden vorherigen Versuchen ein und tatsächlich: der nächste Loginversuch gelingt.

Meine nächste Befürchtung, das am Laptop erstellte Passwort gelte nun vielleicht nicht mehr für die App auf dem Tablet, bewahrheitet sich glücklicherweise nicht.

Maya

19. Oktober 2016

Der Kurzgeschichtenautomat

Ich lese auf Twitter mehrmals Tweets, die die tollen neuen Kurzgeschichtenautomaten an französischen Bahnhöfen loben. Ich klicke mich durch zum verlinkten englischen Artikel und weiter zum französischen Original. Dort finde ich schließlich in einer Liste der Bahnhöfe wo die Automaten stehen. Einer davon sogar in meiner Nähe, am Bahnhof Massy-Palaiseau. Am TGV Bahnhof bin ich nie, aber ich steige gelegentlich am Bahnhof der Vorortelinie um, der gleich nebenan ist.

Einige Wochen später bin ich tatsächlich am Bahnhof Massy-Palaiseau und habe Zeit mir das genauer anzuschauen. In Frankreich patrouillieren seit knapp einem Jahr an größeren Bahnhöfen Soldaten und Polizisten und ich habe auch schon in Massy-Palaiseau welche gesehen. Während ich den Bahnhof mit meinem Handy in der Hand erkunde frage ich mich, ob ich mich wohl auffällig verhalte und was ich den Soldaten erkläre wenn sie mich fragen, was ich hier eigentlich tu.

Ich finde den Automaten dann in einem von zwei Warteräumen.

Außen an der Glaswand wird groß das gratis WLAN des Bahnhofs beworben. Drinnen sitzen Leute und schauen in ihren Schoß (sprich das Telefon, das sie da halten). Der Automat ist nicht, wie in manchen Tweets behauptet eine “vending machine”, sondern spuckt die Geschichten gratis aus. Die Bedienung ist denkbar einfach: Man drückt einen Knopf, je nachdem ob man 1,

3 oder 5 Minuten Zeit zum Lesen hat. Aus dem Schlitz kommt ein langer Zettel mit einer Kurzgeschichte und unten einem kleinen Absatz und Werbung für die Seite, die die Kurzgeschichten veröffentlicht.

Wegen des Format glaube ich zuerst es ist die selbe Art Papier, wie sie für Kassenbons verwendet wird, aber es ist normales, relativ festes Papier und nicht Thermopapier. Ich fühle mich zu beobachtet, um mich länger mit dem Automaten zu beschäftigen und die Länge der verschiedenen Geschichten zu vergleichen.

Beim Verlassen des Warteraums stolpere ich noch über eine Werbung für eine App der französischen Bahn für den Tischfußballtisch. An vielen der größeren Bahnhöfen steht einer im Wartebereich. Mit der App kann man andere Leute, die anwesend sind und auch die App installiert haben, zum Kicken herausfordern.

verenka

20. Oktober 2016

iPhone-Recycling

Harry-Potter-Studio-Tour auf dem Gelände der Filmstudios von Warner Bros. bei London. Eine Art Recyclingbetrieb, um mit den alten Kulissen der Filme, die sonst weggeschmissen würden, weitere Millionen zu verdienen. Allein die den Filmrequisiten nachempfundenen Zauberstäbe müssen ein gutes Geschäft sein, kosten sie doch £29,95 und in der Herstellung nur einen Bruchteil.

Für £3 kann man sich in der Eingangshalle einen digitalen Erklärer ausleihen und an einer Kordel um den Hals hängen. In verschiedenen Sprachen berichtet er Einzelheiten zu Kulissen und Technik. Über den kleinen Touchscreen in dem schwarzen Plastikgehäuse lassen sich auch Videos aktivieren. Sound und Bild sind gut. Seltsam ist nur die Schnittstelle am unteren Rand der Plastikbox, sie erinnert stark an den 30-poligen Stecker, mit dem bis zum Modell 4s alle iPhones und andere mobile Applegeräte aufgeladen wurden. Auch die Größe des Touchscreens passt zu dieser Vermutung. Und die Tatsa-

che, dass bei einigen der Digitalerklärer nach einer Stunde der Akku versagt und sie stumm werden. Frage an den Mitarbeiter, der sie ausgibt: Recycelt Ihr hier etwa alte iPhones? Antwort: Es ist mir nicht erlaubt, darüber zu reden.

Kai Biermann

2016-10-20

Der CD-Schlitz geht, Android Auto kommt

Ich miete zur Zeit fast jede Woche ein anderes Auto, und in etwa der Hälfte der Fälle sind es inzwischen Autos ohne CD-Schlitz im Armaturenbrett. Das ist schlimm, denn einen CD-Schlitz brauche ich, um meinen Smartphone-Halter darin befestigen zu können. Und das Smartphone brauche ich, um navigieren zu können. Viele der Autos haben auch eigene Navigationssysteme eingebaut, aber ich käme nicht im Traum darauf, sie zu benutzen, denn sie sind nicht nur schlecht und umständlich, sondern mein Smartphone hat ihnen voraus, dass es mich kennt – es weiß zum Beispiel anhand meiner Kalendereinträge, wo ich wahrscheinlich gerade hin will, oder wo ich in der letzten Zeit oft hin wollte.

In dem Chevy Cruze, mit dem ich diese Woche nach Philadelphia fahre, stecke ich das Smartphone also in den Getränkehalter in der Mittelkonsole. Das geht einigermaßen, auch wenn ich zum Draufgucken etwas weiter von der Straße wegschauen muss, als mir lieb ist. Damit der Akku die zwei Stunden Fahrt durchhält, habe ich außerdem ein USB-Kabel zum Aufladen in die Buchse im Armaturenbrett gesteckt.

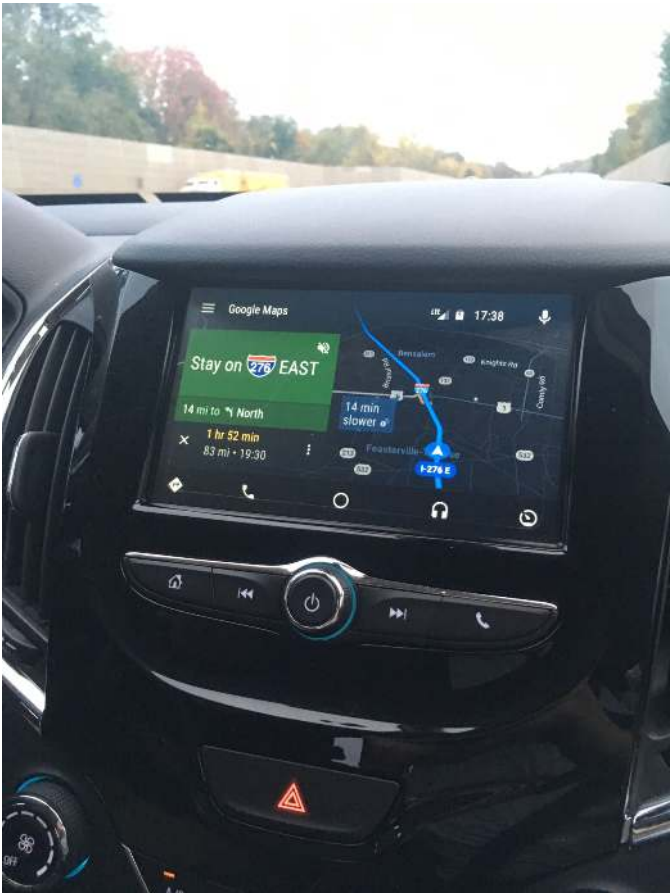
»Hallo, wollen Sie vielleicht Android Auto ausprobieren?« fragt das Telefon mich auf einem dunkelblauen Hintergrund, als es Kontakt zum Auto bekommt. »Keine Zeit für sowas, danke, tschüss«, denke ich, als ich die Meldung wegdrücke und Google Maps starte. Aber das Telefon bleibt hartnäckig.

Am zweiten Tag, bei der dritten oder vierten Nachfrage, gucke ich etwas genauer hin. »Sie können Ihr Telefon mit dem Bildschirm des Autos verbinden« steht da in kleinerer Schrift.

Oh.

Ich beeile mich, zuzustimmen. Ein paar Apps werden geladen und angepasst, und nach kurzer Zeit erscheint Google Maps auf dem Bildschirm des Autos. Nicht etwa in billiger, pixelweiser Kopie, sondern in einer eigens für dieses Bildschirmformat angepassten Darstellung. Und es ist trotzdem *mein* Google Maps, das alles über mich weiß.

Wow.

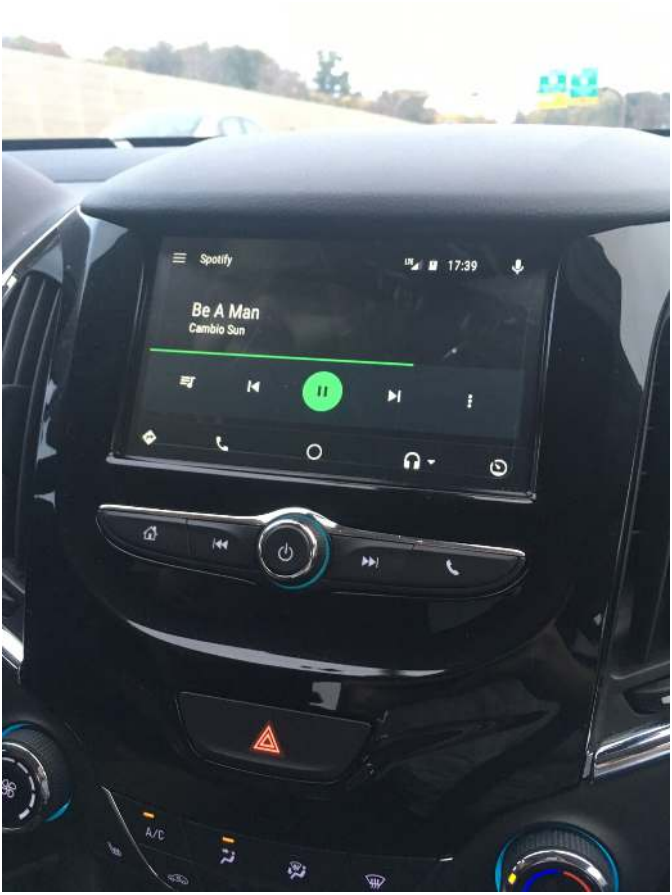


Ich genieße das neue Navigationsgefühl, komme dann aber ins Grübeln. Spotify, das ich oft im Auto benutze, kann ich jetzt wahrscheinlich vergessen, denn dieses Android Auto funktioniert bestimmt nur für die Google Apps im engeren Sinne. Ein Kopfhörersymbol gibt es zwar auf dem Bildschirm, aber es sieht verdächtig nach Google Play aus.

Schade.

Umso verblüffter bin ich, als ich auf den Kopfhörer drücke und eine Liste mit lauter Google-Konkurrenten erscheint: Amazon Music, Audible und… Spotify. Es ist tatsächlich *mein* Spotify, mit meinen Playlists, und das wiederum in einer speziell auf dieses Bildschirmformat angepassten Darstellung.

Wow.



Nur eine Textnachricht in den Facebook Messenger oder in Slack diktieren, das geht nicht. Oder jemanden über den Facebook Messenger statt über das Telefonnetz anrufen. Oder in einer Foursquare-Location einchecken, an der

ich gerade vorbeifahre. Das alles geht nicht, denn der Bildschirm des Smartphones bleibt undurchdringlich blau, solange es mit dem Auto verbunden ist.

Man soll sich schließlich auf die Straße konzentrieren.

André Spiegel

20. Oktober 2016

Homezone Is Where the Heart Is

Mein Handy klingelt, ich gehe ran und es entfaltet sich ein Missverständnis. Meine Großmutter hat mich auf meiner Festnetznummer angerufen und ich brauche etwas, um zu verstehen, dass sie denkt, ich wäre in Berlin, obwohl ich eigentlich ganz woanders bin.

Bis gerade eben wusste ich nicht, dass ich überall im Festnetz erreichbar bin. Wir spekulieren, wie das nun funktioniert und meine Großmutter sorgt sich gleich –

die Kosten, die Kosten! Es wäre nicht schön, wenn sie eine höhere Rechnung hätte, noch schlimmer aber, wenn ich ihretwegen mehr bezahlen müsste!

Die Erklärung fällt dann aber angenehm kostenfrei aus. Mein Mobilfunkanbieter (O_2) bietet seit 2014 eine bundesweite Homezone an. Ich habe zwar nie darauf Wert gelegt, aber sie ist auch in meinem Vertrag enthalten. Ein oder zwei Jahre muss ich nun also schon in ganz Deutschland zuhause sein, ohne dass ich es mitbekommen hätte.

Felix Lorenz

20. Oktober 2016

All You Need is YouTube

Die re:publica in Dublin geht zu Ende und die Veranstalter sagen, sie hätten darüber nachgedacht, welcher Schlusssong diesmal gespielt werden solle. Das Nachdenken sei jedoch ergebnislos geblieben. Jemand schlägt "All You Need is Love" vor. Tanja Haeusler ruft zum Techniker hinauf: "Haben wir das?" oder vielleicht auch "Kriegen wir das hin?" Ich interpretiere das als Update der Frage, ob der DJ die Platte dabei hat und erwarte irgendein zwar vinylloses, aber doch nicht gänzlich triviales Geschehen.

Auf der Leinwand hinter der Bühne kann man dem Techniker live dabei zusehen, wie er YouTube aufruft, nach "All You Need is Love" sucht und den ersten Treffer anklickt. Das dauert ungefähr drei Sekunden. "Oh, ähm, ach ja", denke ich, so wie jedesmal, wenn mir beim Warten neben der Beifahrertür einfällt, dass es ja seit zwanzig Jahren Zentralverriegelung gibt.

Kathrin Passig

22. Oktober 2016

Wenn das Festnetz nicht mehr fest ist

Meine Großeltern besitzen seit ein paar Jahren ein Seniorentelefon. Rein technisch ist das ein Handy, sie haben aber weiterhin ihre Festnetznummer, die gleiche seit Jahrzehnten. Wenn man sie darunter anruft, erreicht man sie wie immer und merkt keinen Unterschied zu früher.

Regelmäßig klagt meine Großmutter aber darüber, dass die Gesprächsqualität bei ihrem Festnetzanschluss besser war. Als ich sie diesmal besuche, erfahre ich noch etwas, das sie am Seniorentelefon stört. Seit die Verwandten wissen, dass das Telefon eigentlich ein Handy ist, würden einige von ihnen seltener anrufen und wenn sie doch einmal anrufen, würden sie sich

kürzer fassen. Sie befürchten anscheinend, dass der Anruf, obwohl sie eine Festnetznummer wählen, den Mobiltarif kosten könnte. Meine Großmutter möchte eigentlich öfter von den Verwandten hören, sie möchte aber auch nicht immer in der Rolle der Anruferin sein.

Den Tarif und das Telefon wollen meine Großeltern trotzdem nicht so gerne noch einmal wechseln, weil es teurer werden könnte und sie befürchten, eine Zeit lang nicht erreichbar zu sein. Das Telefon ist für sie die wichtigste Verbindung zur Außenwelt.

Felix Lorenz

April 2014 bis Oktober 2016

Ich betrüge dreimal die gute Firma Anker, ohne es zu wollen

April 2014

Ich schreibe in die Techniktagebuch-Redaktion:

> Flughafen München mit Steckdose! Ich musste dafür einen Cappuccino kaufen, aber Steckdose!
> Alles wird besser.

Einige Minuten später sehe ich ein, dass man so auf die Dauer ziemlich viel Geld ausgibt und trotzdem noch Stromnot leiden muss und beschließe, dem Rat von Volker König zu folgen und "gleich morgen" einen Anker-Akku zu kaufen.

Im Mai kaufe ich den Anker dann auch wirklich. Er hat 10.000 mAh und ich kann mein Handy damit unterwegs etwa zweieinhalb Mal aufladen.

Im Juni lässt er sich nicht mehr laden. Der Support ist sehr erfreulich: Ich muss nichts einschicken und bekomme ein Ersatzgerät, einfach so. Dann jedoch (Chat-Logfile):

> Weil es so lange dauert, bis mein Ersatz-Anker da ist (voraussichtlich erst morgen), habe ich aus Verzweiflung den kaputten doch noch mal zu laden versucht, und offenbar ist er doch nicht kaputt.
> Bei den letzten Versuchen ist er trotz verschiedener Kabel und Ladegeräte nicht über 1 blinkendes Licht von 4 rausgekommen in zehn Stunden.
> Heute blinkt immerhin schon das dritte, nach neun Stunden.

Der Ersatzanker liegt bis zur re:publica 2015 bei mir herum, dann verschenken wir ihn als Preis an eine Besucherin, die bei der "TTIP – Techniktagebuch in Person"-Veranstaltung unserem Aufschreibeservice eine Geschichte erzählt. Mobile Stromnot scheint im Publikum noch kein großes Thema zu sein, wir müssen eine Weile herumfragen, bis sich überhaupt jemand halbherzig für den Akku interessiert.

Anker-Akkus setzen sich unter den Techniktagebuch-Beteiligten durch, unsere Handyladegewohnheiten verändern sich.

Juli 2016

Pokémon Go kommt und die 10.000 mAh reichen nicht mehr. Ich bestelle einen zweiten Anker mit 13.000. Zum ganz großen mit 20.000 kann ich mich noch nicht durchringen, er ist so schwer und unhandlich. Wer zwei kleine besitzt, kann dann je nach Bedarf einen oder beide mitnehmen, denke ich.

Der neue Anker kommt an und lädt mein Handy nicht. Ich probiere diverse Kabel und andere Handys aus. Andere Handys lassen sich laden, meines nicht. Ich schreibe eine missmutige Amazonrezension und bekomme sofort

eine Mail, in der man mir wieder Ersatz ohne Einschicken des Geräts ankündigt. Ich überlasse den nicht-ladenden Anker dem Haushalt meines Bruders. Dort spielt man ebenfalls Pokémon Go und hat es nötig.

Am nächsten Tag stellt sich heraus, dass der Akku, umgestimmt vielleicht durch den Kontakt mit den Fremdhandys, jetzt auch meines anstandslos lädt. Aber es ist zu spät. Ich bekomme zum zweiten Mal unrechtmäßig ein Ersatzgerät.

Während ich auf dessen Zusendung warte, gehe ich mit Felix Lorenz pokémonisieren und merke, dass 20.000 mAh eigentlich doch sehr schön sind. Ganztags keine Stromnot leiden! Sogar andere Bedürftige mit demselben Akku versorgen kann man, und danach leuchten immer noch 4 von 4 LEDs. Ich bestelle mir selbst so einen und verschenke das kleinere Ersatzgerät an Kristin Kopf (wegen Pokémon Go). Der alte 10.000-mAh-Anker geht an Michael Brake (wegen Pokémon Go).

Der große, schwere Akku bewährt sich sehr gut. Ich finde gar nicht erst heraus, wie oft er mein Handy vollständig laden könnte, weil ich mich nie lange genug aus der Steckdosenwelt entferne. Ich lebe ein sorgloses Stromverbraucherleben, bis im

Oktober 2016

mein Handy nicht mehr geladen wird, beziehungsweise nur noch, wenn ich alle paar Minuten auf den Knopf am Ankergehäuse drücke. Leider bin ich gerade in Irland, wohin Amazon keineswegs über Nacht liefert, und in den Läden gibt es nur kleine nutzlose Akkus im Lippenstiftformat zu kaufen. Ich drücke drei Tage lang auf den Knopf wie eine Ratte im Drogenexperiment, schreibe eine Amazonrezension und rechne eigentlich damit, bei Anker inzwischen auf einer Schwarzen Liste für Kunden mit verdächtig häufigen Ersatzgerätwünschen zu stehen. Aber es kommt umgehend eine freundliche Mail und der nächste Anker macht sich auf den Weg zu mir.

Einige Stunden danach wird mir klar, dass der Akku gar nichts dafür konnte und nur das Kabel (immerhin auch von Anker) defekt ist. Der Akku selbst funktioniert, und jetzt bekomme ich zum dritten Mal zu Unrecht einen neuen Anker. Vielleicht habe ich einen rostigen Daumen, wofür ja auch das Verhalten meiner Magsafe-Netzteile spricht. Zum Ausgleich möchte ich mit diesem Beitrag wenigstens dokumentieren, dass bisher 100% meiner Anker-Akkus einwandfrei funktioniert haben und der Support schnell, freundlich und unkompliziert ist.

Kathrin Passig

23.10.2016

Verteilung der Kanäle, über die mich Geburtstagsglückwünsche erreichen

51% Facebook-Pinnwand
23% Facebook-Chat
9% Telefon
6% Whatsapp
5% E-Mail
2% SMS
2% Google-Hangouts
2% Whatsapp-Sprachnachricht

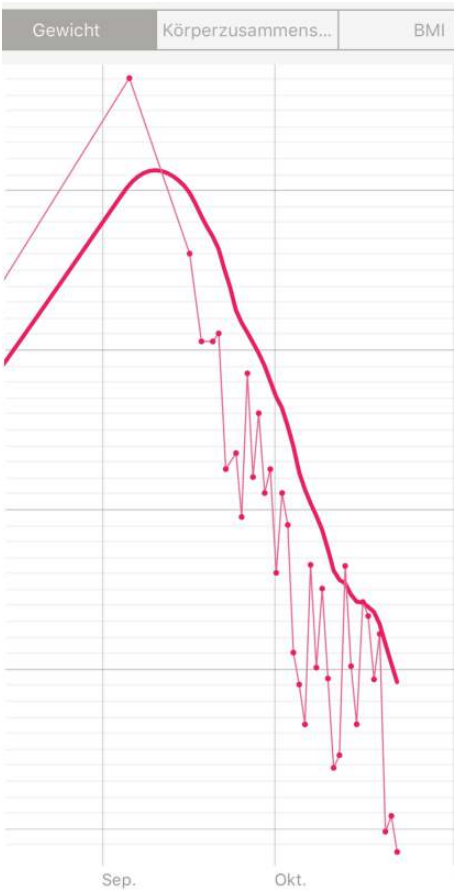
In diesem Jahr nicht dabei: Twitter-Direktnachricht, Briefpost.

Verteilung im Vorjahr und im Vorvorjahr

Torsten Gaitzsch

September/Oktober 2016

Abnehmen mit dem Smartphone



Der letzte Besuch auf der Waage offenbart Schreckliches, da muss was getan werden. Diverse Abnehmversuche mit diversen Methoden haben nicht geholfen, manchmal eine Pizza ist eben zu und zu lecker für eine kohlehydratfreie Ernährung. Also starten wir einen neuen Versuch, diesmal unter massivem Einsatz vernetzter Technik. Die Überlegung ist, "Gamification" einzusetzen – den Abnehmprozess spassig zu machen. Wer abnehmen will, beschäftigt sich (zumindest zu Beginn der Reise) ständig mit Essen. Diese Aufmerksamkeit gilt es zu kanalisieren.

Erste Anschaffung: Eine vernetzte Waage, in meinem Falle eine "Withings Body Cardio". Auf der passenden App auf dem Smartphone wird unbarmherzig angezeigt, was im Argen liegt: Gesicht, Fettanteil, BMI. Gleichzeit wird nach mehreren Messungen eine Kurve für jeden dieser Bereiche angezeigt, und wenn die nach unten zeigt, freut sich der Mensch.

Eine Waage allein ist zwar ein schönes Warnsignal und im positiven Verlauf eine schöne Unterstützung, das allein reicht nicht aus. Auf das Smartphone wird eine App geladen, mit der man Kalorien zählen kann. In meinem Fall "MyFitnessPal", da in der Onlinedatenbank nahezu jedes Nahrungsmittel auf diesem Planeten hinterlegt ist – wichtig für eine erfolgreiche Tagebuchführung. In den Grundeinstellungen wird Alter, Größe, Geschlecht, Aktivitätslevel eingetragen, und darauf errechnet die App einen täglichen "Grundumsatz" an Kalorien. Das verbrauche ich, wenn ich einfach still liege. Anschließend legt man fest, wieviel man pro Woche abnehmen will, und dann gibts eine Kalorienzahl, die man täglich aufnehmen darf, um abzunehmen.

Gibt man jetzt jeden Tag alle Gerichte, Getränke und Snacks ein, merkt man schnell: Das ist nicht so viel, was man da essen darf. Man fängt an, hauszuhalten: Steht abends der Besuch der Pizzeria an, dann fällt das dicke belegte Brötchen morgens weg und wird durch einen Apfel ersetzt. Ist gar nicht so schlimm, man arbeitet ja auf die Pizza Salami abends hin. Jetzt schlägt die Stunde des Smartphones mit seinen Sensoren und Messgeräten. Auch bei der Einrichtung des Smartphones gibt man seine Daten und Aktivitätslevel an, und das Smartphone errechnet laufend, wieviele Aktivitätskalorien ich verbrauche. MyFitnissPal nutzt diese Information, um die beschä-

mend geringe Menge an erlaubten Kalorien analog zur Aktivität zu erhöhen. Das ist in etwa so, wie die sprichwörtliche Möhre, die dem Esel vorgehalten wird: Einmal 30 Minuten schnell radfahren, und zack – ein Eis zusätzlich verdient. Abends zum Griechen? Dann muss man vorher eben noch etwas joggen oder radfahren. Treppe oder Fahrstuhl? Treppe. Ergibt die fehlenden 10 Kalorien für einen Snack. Das genaue Eingeben aller Gerichte lenkt die ständige Beschäftigung mit dem Essen in sinnvolle Bahnen, und ab und an gratuliert einem die Waage dann zur Erreichung eines Zieles.

Wolfgang Kunckel

23. Oktober 2016

Das heimliche Leben der iPods

Es ist mir bisher entgangen, aber längst nicht nur bei Harry Potter erhalten Appleprodukte ein zweites Leben. Nicht nur iPhones sondern auch iPods scheinen prima als Audio- und Videoerklärplattformen für Museen et cetera zu taugen. In der Londoner St. Pauls Cathedral, immerhin der zweitgrößten Kuppel der Kirchenwelt, leben sie ebenfalls versteckt in schwarzen Plastikgehäusen, die sich um den Hals tragen lassen.

Der Stecker zum Aufladen, von Apple “Lightning” genannt, weist dieses Mal auf mindestens Version fünf und damit auf eine etwas modernere Abart hin. In der St. Pauls Cathedral hat man auch kein Problem, darüber zu reden. Ein Aufkleber verweist außerdem auf die Firma, die die Geräte vertreibt: itouchguide.

Die Firmenwebsite preist die Geräte wegen ihres großen Speichers. Die Plastikhülle verbirgt dabei ein weiteres Detail: einen passiven oder aktiven Sensor. Der dient nicht nur als Schutz vor Diebstählen, so lassen sich auch die Bewegungen der Besucher verfolgen, die das Gerät herumtragen.

Kai Biermann

Herbst 2016

Fünf Wochen, acht E-Mails, ein Joghurt

Donnerstag, 15. September
Obwohl ich regelmäßig bei Edeka einkaufe, bedarf es eines Beitrags im Supermarktblog, um mich darauf aufmerksam zu machen, dass man bei Edeka nicht nur bar und mit Karte, sondern auch per App mit dem Smartphone bezahlen kann. Bei einigen Edekas in Berlin und Hamburg geht das schon seit mehr als drei Jahren. Teils aufgrund meines Interesses an bargeldlosen Zahlungsmethoden, teils aus Chronistenpflicht fürs Techniktagebuch entscheide ich mich, auszuprobieren, ob es auch bei ›meinem‹ Edeka in der Provinz geht. Da wollte ich am nächsten Tag sowieso hin.

Freitag, 16. September
Am Morgen lade ich die Edeka-App herunter und registriere mich für ›Mobile Payment‹. Dafür will Edeka wissen, wo ich wohne, wie meine Handynummer lautet und bei welcher Bank ich bin. Ich will gerade in meine Banking-App wechseln, um IBAN und BIC herauszukopieren, als mir auffällt, dass es in der Edeka-App gar kein Feld für IBAN und BIC gibt. Ich soll stattdessen meine Kontonummer und Bankleitzahl angeben. Aber wie finde ich die heraus bei einem Konto, das ich nach Einsetzen der IBAN-Pflicht eröffnet habe? Die schnellste Lösung, die mir einfällt, ist, nach ›IBAN-Rechner‹ zu googeln und zu hoffen, dass man dort nicht nur von Kontonummer und Bankleitzahl zu IBAN und BIC konvertieren kann, sondern auch umgekehrt. Man kann. Ich gebe also zwei Nummern an, die ich bisher selbst nicht gekannt habe. Auf die Handynummer, die ich angegeben habe, erhalte ich per SMS einen vierstelligen Code (Format: ABC1), den ich in der App eingeben muss. Das ist die eine Hälfte der Freischaltung für mobiles Bezahlen. Wie sich herausstellt, kommt die zweite Hälfte nicht mehr rechtzeitig für meinen Besuch im Laden am Nachmittag. Ich bezahle, wie gewohnt, mit Karte.

Donnerstag, 29. September
Die zweite Hälfte der Freischaltung erfolgt nämlich erst einige Zeit später. Hierfür muss ich einen weiteren Code in der App eingeben. Den erhalte ich angeblich, indem mir die ›Deutsche Post Zahlungsdienste GmbH‹ einen Cent überweist und den Code in den Verwendungszweck der Überweisung schreibt. Auf meinem Konto erscheint: nichts. Sollte die Konvertierung der IBAN doch nicht funktioniert haben? Per Mail erinnert mich Edeka alle paar Tage, dass ich jetzt endlich das Bezahlen per App freischalten soll. Statt einer Überweisung erreicht mich nach zehn Tagen ein Brief von der Deutsche Post Zahlungsdienste GmbH – (rück)datiert auf den 16.9., den Tag meiner Registrierung. Bevor sie mir den Cent überweisen können, müsse ich ihr Servicecenter per E-Mail oder telefonisch kontaktieren und eine zehnstellige Identifikationsnummer übermitteln. Ich rufe an, lande bei einer lustigen Frau mit starkem sächsischem Akzent und sage ihr die Nummer. Zwei Tage später geht die Überweisung ein, sodass ich – fast zwei Wochen nach der Registrierung – den zweiten Code in die App eingeben kann (oder, um genau zu sein, den ersten und den zweiten Code, weil die App den Code aus der SMS schon wieder vergessen hat). Mich erreicht eine enthusiastische Mail: »Sie können ab sofort mit Ihrem Smartphone bezahlen!«. Yeah. Dafür muss man den entsprechenden Menüpunkt in der App auswählen, eine (selbst gewählte) vierstellige PIN eingeben und bekommt daraufhin einen ebenfalls vierstelligen Code angezeigt, den man dem Kassenpersonal nennen soll.

Dienstag, 4. Oktober
Selbst simpel klingende Bezahlverfahren wie dieses erweisen sich an der Kasse oft als zeitraubend; daher traue ich mich nicht, das mobile Bezahlen vor dem langen Wochenende vom 3. Oktober auszuprobieren. Auch der 4. Oktober – der Tag also, an dem viele nach dem langen Wochenende ihre Vorräte wieder auffüllen – mag nicht optimal gewählt gewesen sein. Mein zaghaftes ›Kann man hier auch mobil bezahlen?‹ wird von der Kassiererin mit einem Blick quittiert, als hätte ich angefangen, ›O Tannenbaum‹ zu singen. Sie hat von mobilem Bezahlen noch nie gehört; auch ihre Kollegin kann nicht hel-

fen, wirft aber ein, es habe mal geheißen, dass die benötigte – so wörtlich – ›WLAN-Leitung‹ noch nicht vorhanden sei. Mein Hinweis, in der App stehe, dass die Bezahlung per App in genau diesem Markt – einem großen E-Center in einer mittelgroßen Stadt – möglich sein sollte, führt erwartungsgemäß nicht weiter. Um nicht von den Leuten in der Kassenschlange, die sich inzwischen hinter mir gebildet hat, gelyncht zu werden, bezahle ich rasch mit Karte.

Dienstag, 18. Oktober
Nach zweiwöchiger Abwesenheit aus Edeka-Land und in sicherer Entfernung zum nächsten Feiertag wage ich einen erneuten Vorstoß in die Welt des mobilen Bezahlens. Der Laden ist leer. Leer ist auch der Blick der Kassiererin, als ich frage: ›Kann man hier mobil bezahlen?‹. Sie hat noch nie davon gehört, will aber gerne eine Kollegin rufen, die vielleicht mehr weiß. Erst nach langen Kämpfen gelingt es ihr, etwas über die Lautsprecher im Markt durchzusagen. Um die Menschen in der Schlange, die sich inzwischen hinter mir gebildet hat, zu besänftigen, bezahle ich rasch mit Karte. Dann erscheint die Kollegin – offenbar eine Art Oberkassiererin – und gibt offen zu, noch nie von mobilem Bezahlen gehört zu haben. Sie will aber gerne den Marktleiter (oder so was Ähnliches) rufen. Der Kollege erscheint. Es ist nicht klar, ob er von mobilem Bezahlen schon mal gehört hat, aber er meint, es müsse gehen. Er könne nur leider nicht sagen, was genau man dafür an der Kasse drücken muss. Mit den Worten ›Beim nächsten Mal klappt es garantiert!‹ verschwindet er und weist die Oberkassiererin an, eine Edeka-interne Hotline anzurufen, um zu fragen, ob es wirklich geht und, wenn ja, wie. Ich warte – mehr aus Interesse als aus Notwendigkeit. Bezahlt habe ich ja längst. Nach ein paar Minuten ist wohl bei der Hotline einer drangegangen und erfahre ich von der Oberkassiererin, dass es gehen müsste. Man müsse bloß bis zum nächsten Mal herausfinden, was man dafür an der Kasse drücken muss.

Freitag, 21. Oktober

Mit in der einen Hand einem acht Kilo schweren Einkaufskorb – keine Ahnung, warum ich so viel Zeug kaufe – und in der anderen Hand dem Handy nähere ich mich einer für Freitagvormittag erstaunlich leeren Kasse. Während die linke Hand die Schupfnudeln aufs Band legt, öffnet die rechte die Edeka-App, die daraufhin abstürzt. Beim zweiten Versuch gelingt es mir, zum Menüpunkt ›Bezahlen‹ vorzudringen und die PIN einzugeben. ›Mobiles Bezahlen ist nicht aktiviert‹ (oder so ähnlich) meldet die App und springt zu meinem Benutzerkonto, wo hinter ›Mobil bezahlen‹ ein grünes Häkchen und ›Aktiviert‹ erscheint. Während die linke Hand die Tomatensauce einpackt, versucht die rechte erneut, in der App einen Bezahlvorgang zu starten – aber: ›Mobiles Bezahlen ist nicht aktiviert‹. Im vierten Anlauf erfahre ich, dass keine Verbindung zum Edeka-Server möglich sei. Hier rächt sich wohl, dass der Handyempfang in diesem Supermarkt schwach ist. Sekunden, bevor die Kassiererin den Gesamtbetrag nennt, gelingt es mir beim fünften Versuch, der App einen vierstelligen Bezahlcode zu entlocken. Im selben Moment erscheint auch schon die Oberkassiererin, die mich aus ihrem Büro gesehen haben muss und ihre Kollegin – ratloser Blick, hat noch nie von mobilem Bezahlen gehört – instruiert, was man auf der Kasse drücken muss, um den App-Code eingeben zu können. Man muss überraschenderweise auf ›Zahlen per Edeka-App‹ (oder so) drücken. Die Kollegin drückt und gibt den Code ein, woraufhin eine Verbindung hergestellt wird, die offenbar langsamer ist als bei normaler Kartenzahlung. Nach einiger Zeit beginnt der Kassenzettel-drucker dann doch zu rattern als Zeichen der erfolgten Bezahlung. Die Oberkassiererin strahlt. Der erste Kunde hat in ihrem Geschäft per App bezahlt. Es ist ein bisschen rührend. Auf dem Nachhauseweg erreichen mich gleich zwei Mails von Edeka – eine mit dem Kassenzettel als Text (der in derselben unpraktischen Form auch in der App verfügbar ist) sowie eine, in der mir zu meinem ersten mobilen Bezahlvorgang gratuliert wird. Der Kassenzettel

zeigt, dass durch die Bezahlung per App ein ›mobiler Coupon‹ eingelöst wurde. Ich habe 30 Cent weniger für einen Joghurt bezahlt. Dafür macht man's ja gerne.

Christopher Bergmann

24. Oktober 2016

Mir san mir

Meine Frau und ich haben uns entschieden, bei der DKB-Bank ein gemeinsames Konto zu eröffnen. Nachdem wir den Antrag ausgefüllt haben, wird uns vorgeschlagen, unsere Identität per "VideoIdent" zu verifizieren, wie es auch André Spiegel schon gemacht hat. Bei der Firma "WebID" bekommen wir jeder eine individuelle Auftragsnummer und starten damit in einen Videoanruf auf unseren Macbooks. Im Anruf müssen wir für einen grimmigen Herren (ich) und eine fröhliche Dame (sie) verschiedene Ansichten unseres Personalausweises in die Kamera halten und bekommen im Gegenzug unsere Identität mit einer sechsstelligen TAN bestätigt. Jeder Anruf dauert nur wenige Minuten.

"Das könnten wir öfter machen", sagt meine Frau anschließend. "Einfach nur, um uns ab und zu mal zu vergewissern, dass wir wirklich wir sind."

Alexander Matzkeit

25. Oktober 2016

Porto ohne Briefmarken

Menschen, die jetzt schon in der Zukunft leben, schreiben keine Briefe mehr.

Außer, man kommuniziert gelegentlich notgedrungen mit Behörden und anderen Institutionen, deren IT elektronische Kommunikation per Email oder Webseite für nicht geschäftsfähig und/oder zu unsicher halten, es technisch nicht hinbekommen oder vielleicht auch, weil das schon immer so war.

Ich versuche das mit der Zukunft, was nicht immer leicht ist.

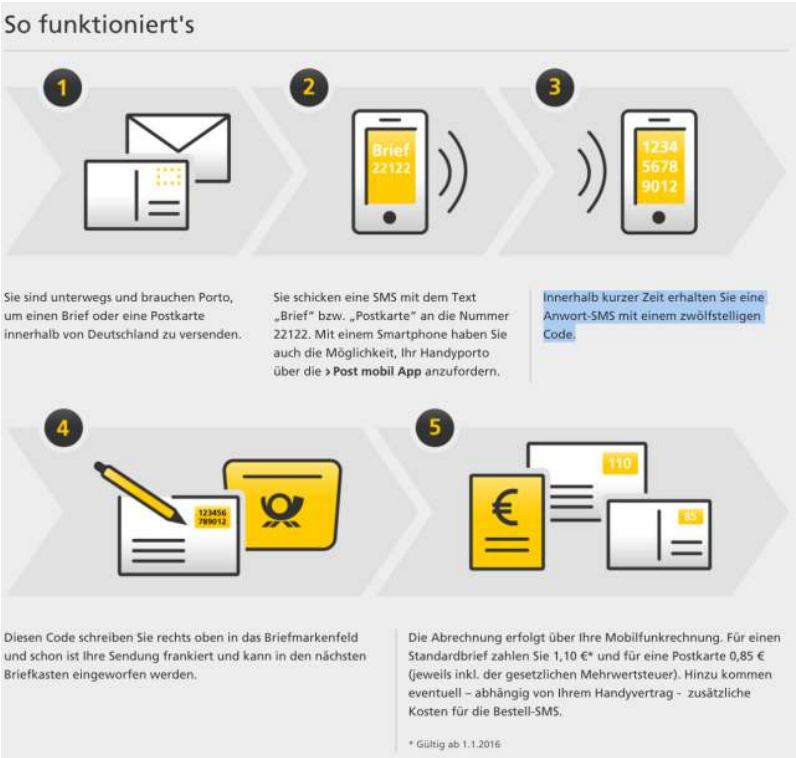
Bei erzwungener Sackpost-Kommunikation ziehe ich mir eine passende Briefmarke am Automaten. Diese Automaten können kein Wechselgeld, sondern geben bei nicht passendem Geldeinwurf (Micropayment geht ja nicht – höhö, siehe oben!) weitere Briefmarken mit für die Benutzung sehr unsinnigen Werten heraus. Mit diesen Restbriefmarken kann ich nichts anfangen, meistens gehen diese auch irgendwo verschütt.

Ich stelle mir immer wieder vor, das auch andere Automatenbetreiber ebenfalls kein Wechselgeld sondern weitere, nicht anerkannte Zahlungsmittel herausgeben würden, z. B. an Parkhäusern Reifenventilkappen oder im Nahverkehr Desinfektionsfeuchttüchlein.

Aber, die Post selbst hat bereits 2009 Abhilfe geschaffen – Handyporto. Ich hab es damals nur nicht mitbekommen, aber am Wochenende geisterte das Thema durch die üblichen Socialmedia Kanäle, also muss ich es ausprobieren, for the science!

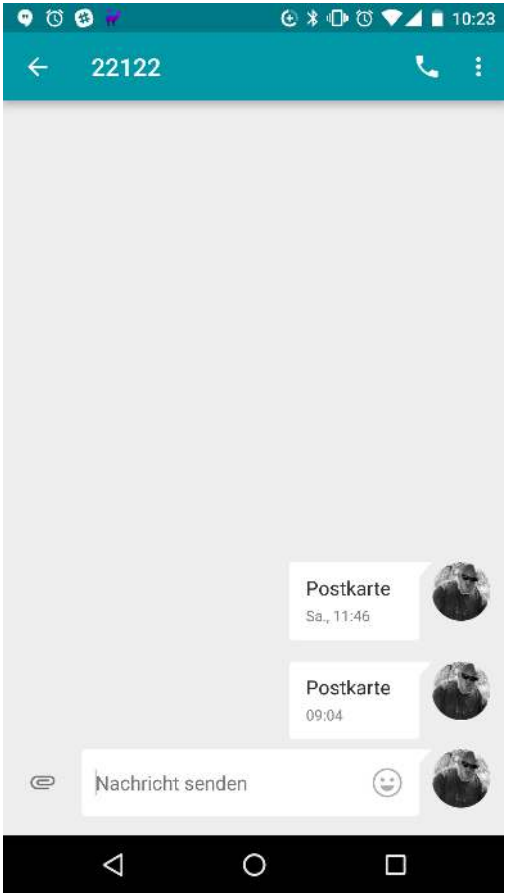
Es ist etwas teurer, aber die Webseite scheint ein idiotensicheres Verfahren anzupreisen, also los. . .

1. Postkarte ohne Marke kaufen. Wichtig! Und gar nicht so einfach.
2. SMS an 22122 mit ‘Postkarte’ schreiben
3. Code, der per SMS zurück kommt, auf die Postkarte schreiben
4. in den Briefkasten werfen



Leider geht irgendwas zwischen Schritt 2 und 3 schief, genauer: Die Post antwortet nicht. Der ständige TT-Redaktionschat meditiert gemeinsam, warum es nicht klappt – schliesslich ist Samstag. E-Porto nur Werktags? Ist der eine Server überfordert, weil das Thema durch Facebook geht? Ist der eine Mitarbeiter überfordert, weil (siehe oben)? Ist der Service längst abgeschaltet, die Webseite nur noch ein Zombie?

Wir kommen nicht dahinter, jedenfalls ist die Aussage: *'Innerhalb kurzer Zeit erhalten Sie eine Anwort-SMS mit einem zwölfstelligen Code.'* leider falsch.



(ich hab es extra am nächsten, folgenden Werktag noch mal probiert – just for the science).

Bisher (2h nach der zweiten SMS) hab ich keinen Code erhalten. Schade, denn die Idee ist gut.

Heute (Dienstag) nachmittag werkelt nun der halbe TT-Redaktionschat am Problem, und es stellt sich heraus, dass es nur bei mir nicht geht.

Es liegt nicht an meiner SMS-App, diese funktioniert einwandfrei (ich benutze sie fast nur noch, um 2Faktor-Authentifizierung abzuwickeln).

Anscheinend liegt es an meinem Handyvertrag. Obwohl ich einen Telekom Business Vertrag habe, bei dem ich zu den normalen, eigentlich gedeckelten Kosten geradezu obzöne Zusatzkosten durch z. B. Volumen nachbuchen oder Auslandskontingente bestellen erzeugen darf – aber wohl nicht per SMS-Buchung.

Man kann die SMS auch per Post-App (ein ziemlich unübersichtliches Stück kastrierter Webbrowser) anfordern – dann schreibt diese allerdings anders als die manuelle Anleitung 'Karte' in die sich öffnende SMS-Anwendung, nicht 'Postkarte'. Auch das testen wir gegen – daran liegt es bei mir nicht, bei den anderen Testern geht allerdings beides.

Hier eine Antwort (der Artikel wird erst nach der Abfertigung der Karte veröffentlicht, der Code ist also zum Zeitpunkt der Veröffentlichung 'verbraucht'):

Beifang: Alle, die denken, Umlauts wären inzwischen nun wirklich kein Problem mehr: Sind se doch – ?tschib?tsch!

Die App kann übrigens noch ein weiteres Verfahren – dies benötigt aber ein nicht mehr oft vorhandenes Gerät – einen Drucker. Man bekommt per Email QR-Code artige Briefmarken zum selbst ausdrucken und ausschneiden. Dieses Verfahren ist auch schon in einem älteren TT-Artikel gut beschrieben, deswegen probieren wir es jetzt erstmal nicht aus.

Update (31.10.2016)

Die Postkarte ist tatsächlich angekommen:

Es wird also nicht klassisch gestempelt, sondern spezial-gebriefmarkt.

Alexander Stielau

Oktober 2016

Ich werde zum Assistenz-Assistenten

Ich muss an einem Wochenende kreuz und quer durch Bayern fahren (Allgäu, Unterfranken und Chiemgau) und miete mir dafür ein Auto. Golfklasse habe ich bestellt, bei der Abholung strahlt mich die Empfangsdame aber an und sagt “ich habe ein Upgrade für Sie”. Es steht ein nagelneuer Audi A4 für mich bereit, und spannenderweise ist in dem Auto alles verbaut, was es an Elektronik-Firlefanz gibt.

Beeindruckend ist zum Beispiel der Spurhalte-Assistent: Auf der Autobahn erkennt der Wagen die Fahrspur und hält sie per Lenkeingriff selbständig. Dazu kommt natürlich ein Abstandstempomat, der bis zur eingestellten Geschwindigkeit Gas und Bremse übernimmt. Dazu erkennt das Auto Schilder mit Geschwindigkeitsbeschränkungen und passt die Tempomat-Geschwindigkeit an. Ja, insgesamt kommt das einem Autopiloten sehr nahe. Theoretisch könnte ich den Sitz nach hinten klappen und ein Nickerchen halten.

Praktisch verhindert der Wagen das. Er verlangt, dass meine Hände am Lenkrad bleiben. Das kann die Elektronik mangels Kontakt-Sensoren aber nicht direkt überwachen, deshalb misst sie das Drehmoment meiner Lenkbewegungen. Das System geht davon aus, dass fehlendes Drehmoment bedeutet, dass ich die Hände in den Schoß gelegt habe. Auf längeren geraden Abschnitten führt meine lenkdrehmomentarme Fahrweise dazu, dass das Auto mich ermahnt, das Steuer zu übernehmen. Ignoriere ich das einfach, schaltet sich der Tempomat ab, das Auto rollt aus. Ich fange deshalb an, leichte Lenk-Korrekturen zu machen, wo eigentlich keine nötig sind, damit der Spurassistent-Tempomat-Autopilot nicht ausgeht und der nervige Warnton nicht kommt.

Gleich am Anfang der Fahrt habe ich auf einem freien Autobahnstück die Genauigkeit des Tachos vermessen (mithilfe der recht genauen GPS-Tacho-App auf meinem Handy). Der Audi-Tacho geht um fast 5 km/h vor, was mich sehr wundert, weil das Auto den Störfaktor Reifenabrieb per GPS wegkali-

brieren könnte. Als ich den Wagen im Autopilot-Modus durch 120er-Zonen und Baustellen mit Tempo 80 oder 60 fahren lasse, ärgert es mich, dass ich automatisch fünf km/h langsamer fahre als erlaubt. Ich durchsuche das Einstellungsmenü, finde aber keine Option, die Geschwindigkeit automatisch höher als das erkannte Limit einstellen zu lassen. Also mache ich das nach jedem Tempolimit-Schild von Hand: Schild → viermal Plus-Taste drücken → nächstes Schild → wieder viermal drücken und so weiter.

Bis mir schließlich klar wird: In diesem Auto, dessen Technik (in Grenzen) autonomes Fahren möglich machen würde, bin ich die ganze Zeit mit Sachen beschäftigt, die ohne die Autonomtechnik nicht nötig wären. Ich füttere den Autopiloten unentwegt mit Informationen, damit er weiter funktioniert. Mit der Erkenntnis ist mir schlagartig die Freude an der Elektronik genommen. Ich schalte das ganze Zeug ab und fahre genauso wie damals Bertha Benz. Immerhin auto-mobil.

Jens Gosch

26.10.2016

Postlagernde E-Mail-Anhänge

Beruflich habe ich immer wieder mit der Produktion sehr großer Grafiken zu tun und bekomme dementsprechend des Öfteren sehr große Druck-Dateien zugeschickt (grob geschätzt 50 MB – 2 GB). Da ich in einem sehr kleinen Unternehmen arbeite, gibt es keine einheitliche Regelung und jeder Kunde verfährt, je nach Technik-Know-How, Ausstattung und Paranoia-Faktor der IT-Abteilung unterschiedlich. Im August diesen Jahres habe ich zum Beispiel eine E-Mail von einer Kundin bekommen, der eine htm-Datei mit folgendem Text angehängt war:

„Diese eMail enthält 2 Anhänge und wurde von Frau *** / *** GmbH aufgrund der Größe postlagernd versendet. Um eine schnellere Übertragung zu ermöglichen, liegen die angehängten Daten noch bis zum 09.09.2016 für Sie zum Download bereit.

- Datei 1.pdf (50,88 MB)
- Datei 2.pdf (2,91 MB)“

Trotz der altertümlich anmutenden Formulierung (das Wort „postlagernd“ lässt vor meinem geistigen Auge Bilder von Frauen mit ausladenden Kleidern und monströsen Hüten erscheinen, die mit grimmigem Blick lange Strecken zur nächsten Poststation marschieren, um zu sehen, ob dort ein Brief für sie abgegeben worden ist) ist diese Art der „Zustellung“ großer Dateien vergleichsweise fortschrittlich.

Ich nehme das zum Anlass, einmal zu sammeln, auf welchem Weg mich große Dateien im Jahr 2016 erreichen:

- E-Mail-Anhänge funktionieren bei vielen E-Mail-Providern heutzutage auch für sehr große Dateien (die größte E-Mail im meinem aktuellen Posteingang hat 42 MB). Häufig werden diese Nachrichten aber trotzdem nicht durchgelassen, wahrscheinlich um ständig überfüllte Posteingänge zu verhindern

- kostenlose Filehosting-Dienste wie z. B. wetransfer sind auch für technisch eher unbegabte Menschen gut verständlich. Außerdem muss hier kein Benutzerkonto eingerichtet werden, weswegen ich diese Methode auf Rückfrage immer empfehle: Man muss nur im Browser auf die entsprechende Seite gehen, die Datei hochladen und die E-Mail-Adresse des Empfängers angeben. Manche Firmen verbieten ihren Mitarbeitern aber leider die Verwendung solcher Dienste. (Vermutlich aus Datenschutzgründen.)

- Manche Unternehmen haben auch eine Dropbox. Ich bekomme dann entweder einen Downloadlink geschickt oder der Ordner wird für unsere Dropbox freigegeben.

- Wie aus dem Beispiel weiter oben hervorgeht, haben manche Unternehmen einen eigenen FTP-Server. (nach meiner Erfahrung sehr große Firmen und Werbeagenturen). Ich bekomme dann per E-Mail einen Link, einen Benutzernamen und ein Passwort und kann auf den Server zugreifen und die Dateien herunterladen. Manchmal habe ich dabei Zugriff auf sämtliche Dateien, die aktuell auf dem Server liegen. (Ich vermute, das ist eigentlich nicht so gedacht.)

- Nur noch sehr selten im Einsatz: Der Versand per Post. Manche Leute fühlen sich mit der Lösung, eine DVD zu brennen und diese in einen Briefumschlag zu stecken, offenbar am sichersten. Einmal kam sogar ein USB-Stick mit der Post, mit der Bitte, ihn nach „Entnahme“ der Dateien zurückzuschicken.

Mi Ri

26. Oktober 2016

Bequem online anzeigen

Weil mir in der Nacht zuvor das Smartphone gestohlen wurde, rufe ich mit dem Festnetztelefon um sieben Uhr morgens bei der Polizei an, um zu fragen, ob man eine Anzeige telefonisch aufgeben kann oder ob man persönlich zur Wache gehen muss. Ein gut gelaunter Polizist teilt mir mit, dass ich persönlich vorbei kommen, die Sache aber auch online erledigen kann. Ich bin etwas überrascht, doch erfreut, dass mir der Gang zum Polizeirevier erspart bleibt. Nun gilt es nur noch, diese Option zu finden.

Ich gehe auf die Seite der Berliner Polizei und sehe zunächst keinen Hinweis, wo man online Anzeige erstatten kann. Im Nachhinein fällt mir auf, dass dies vor allem an meiner Angewohnheit liegt, zu vergessen, dass man nach unten scrollen kann. Da ich auf der aufgerufenen Webseite auf den ersten Blick nichts Passendes sehe, probiere ich zuerst andere Menüpunk-

te der horizontalen Navigation und kann weder unter „Service“ noch unter „Verschiedenes“ die gewünschte Funktion entdecken. Irgendwie gelange ich dennoch zur „Internetwache“, die es weiter unten auf der Startseite auch gegeben hätte, würde ich Scrollen praktizieren.

Ein weiteres Browserfenster wird nach dem Klick auf „Internetwache“ geöffnet: Ich wähle „Diebstahl anzeigen“ aus dem Menü und fülle aus, zu welcher Zeit an welchem Ort die Tat geschehen ist. Im Anschluss wird genau abgefragt, was gestohlen wurde. Die IMEI-Nummer des Handys kann ich eingeben, den Täter beschreiben sowie den Tathergang schildern. Dann gebe ich meinen Namen, Adresse und Kontaktdaten an. Schließlich erhalte ich eine Vorgangsnummer, unter der ich nachsehen kann, welche Dienststelle den Fall bearbeitet.

Tanja Braun

26. Oktober 2016

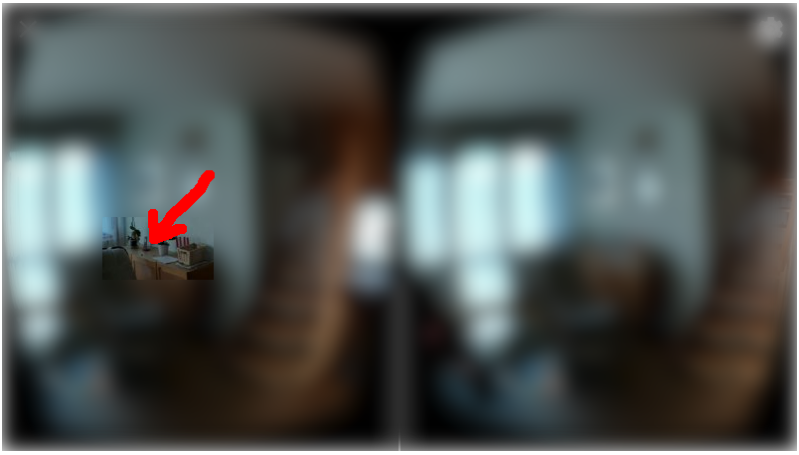
Die Auffindung des Manschgerls

Die Mutter schreibt im Telegram-Familienchat:

> Hat eines von den Kindern vielleicht vom Carcassonne ein rotes Manschgerl in der Tasche? Mir fehlt das Dicke!

Carcassonne ist ein Brettspiel und ein Manschgerl in Bayern eine Spielfigur. Die Schwester ist Neubesitzerin eines Google Cardboard und kann helfen:

> Ich hab grade in meinem 3DVideo vom Wohnzimmer nachgeschaut, da liegt ein rotes Manschgerl auf dem Sideboard.



Screenshot aus dem 3D-Video, aus Privatsphärengründen unscharf bis auf den Manschgerl-Aufenthaltsort

Auch die Schwägerin findet das Verfahren eine gute Lösung, um sich alles zu merken, was noch da ist, bevor man fährt: “Nie mehr was verlieren!”

Noch praktischer wäre natürlich eine Dauervideoaufzeichnung des gesamten Wohnungsinhalts, aber das wird sich wohl nicht so schnell durchsetzen, ebensowenig wie das von Mia Culpa im Redaktionschat beschriebene Verfahren:

> In Second Life hatte ich so ein Device. Man gab den Namen des Objekts ein und das zu durchsuchende Areal und dann erschien eine Drohne, man setzte sich drauf und wurde zu den Suchergebnissen chauffiert. Top feature.

Bis dahin muss es eben so gehen.

Kathrin Passig

Herbst 2016

Vorher-Nachher-Bilder beim Zahnarzt

Der Zahnarzt macht überall neue Füllungen rein. Das hat man davon, wenn man über 15 Jahre lang nur sporadisch zum Zahnarzt geht.

Insgesamt ist die Prozedur unangenehm, tut aber nicht weh, jedenfalls nicht, solange alles schön betäubt ist. Wir arbeiten uns von Quadrant zu Quadrant, für jeden Quadranten ein Termin.

Insgesamt fehlt mir jedes Gefühl für das, was da in meinem Mund passiert, zumal mir auch Zahnarzterfahrung fehlt. Vier Mal pro Sitzung holt der Zahnarzt eine gute Spiegelreflexkamera hervor und macht Bilder der Zähne.

Zum Schluss darf ich dann gucken. Zähne vorher, Zähne mit irgendwie freigelegter Karies, Zähne mit weggebohrter Karies, Zähne mit Füllung. Das dritte Bild ist immer das interessanteste, wenigstens sieht man hier, was der gefühlte Pressluftbohrer so weggeräumt hat.

Ich vergesse zu fragen, ob ich die Bilder haben kann, aber ich hab ja noch zwei Sitzungen vor mir, bei denen ich das in Erfahrung bringen kann.

Anne Schüßler

Oktober 2016

George Clooney im Geldautomaten

Ich stehe vor einem Geldautomaten, an dem ich öfter Geld abhebe. Das übliche Prozedere: Sprache auswählen, PIN eingeben, Betrag wählen. Dann sollte das Geld kommen. Aber erstmal kommt kein Geld.

Stattdessen blicke ich in das Gesicht von George Clooney. Ich habe nichts gegen George Clooney, aber was macht George Clooney in meinem Geldautomaten? Ich muss erst kurz mein Gehirn einschalten, dann wird mir klar, dass ich gerade einen Filmtrailer sehe: Werbung für die Blu-ray/DVD von »Money Monster«. (Ja, genau – Ironie.)

Es dauert ein paar Sekunden und nach dem Ende des Trailers kommt mein Geld aus dem Schlitz.

In Geldautomaten habe ich schon Eigenwerbung von Banken gesehen, diese Art von Werbung aber noch nie. Eine Möglichkeit, das Video zu überspringen, gibt es nicht und schon beim ersten Mal verspüre ich diese kleine, zwickende Unruhe, die auch in mir aufkommt, wenn ein Browserfenster zu lange laden muss.

Felix Lorenz

29.10.2016

Mein Hund braucht einen Fahrschein

Ende November will ich mit der Bahn und meinem Hund nach Hamburg fahren. Im Netz versuche ich herauszufinden, was ein Ticket für einen Hund kostet und erfahre bei der Gelegenheit, dass man Fahrkarten für Hunde nicht online kaufen kann, sondern nur an den Fahrkartenverkaufsstellen der Bahn.

Ich überlege ernsthaft, doch ohne Hund zu fahren. Zumal sich der Preis für so ein Hundeticket online nicht recherchieren lässt, ein Menschenticket dagegen zum Online-Spartarif angeboten wird.

Aber da die Unterbringung des Hundes während meiner Abwesenheit auch umständlich ist, laufen der Hund und ich von Lichtenberg zum Ostbahnhof, um uns dort im Reisezentrum der Bahn nach Offline-Tickets für Hund und Mensch zu erkundigen.

Im Reisezentrum ist es relativ leer, vor allem gibt es keine Schlangen an den Schaltern. Aber ich freue mich nur kurz, denn das schlangenlose Herumgelunger der anwesenden Menschen erklärt sich durch den Wartenummernautomaten in der Mitte des Raumes. Er ist nur schwer zu übersehen, aber zur Sicherheit hängt über ihm, wie ein Damoklesschwert, ein großer roter Pfeil.

Ich ziehe die Nummer 1145. Laut Monitor wird gerade die Nummer 1126 bearbeitet. Der Hund und ich stellen uns in die Ecke zu einer Hydrokulturpflanze und warten.

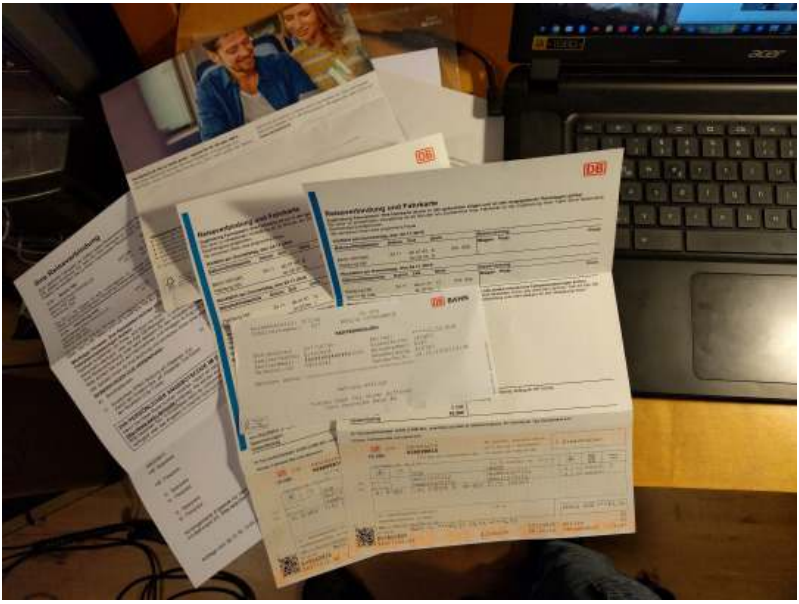
Wir warten sehr lange. Laut Monitor sind 5 Schalter geöffnet, aber das stimmt nicht, offensichtlich geht das Programm davon aus, wenn Schalter 5 in Betrieb ist, arbeiten die Schalter 1 bis 4 auch. Aber Schalter 1 und 3 sind gar nicht besetzt.

Die einzelnen Kundengespräche dauern sehr lange. Meine Vermutung ist, dass neben Hundebesitzern vor allem Menschen zu diesen Fahrscheinverkaufsstellen gehen, die sich schwer tun mit Veränderungen, mit Computern und all dem neumodischen Kram. Auch der Wartenummernautomat mit seiner Touchscreenbedienung stellt für viele eine echte Herausforderung dar.

Darüber will ich mich überhaupt nicht erheben, es mag gute Gründe geben, warum Menschen sich mit bestimmten Prozessen schwer tun. Ich bin z. B. unfähig zu telefonieren. Und mein Hund kann das alles gar nicht. Er zeigt noch nicht mal das geringste Interesse an technischen Entwicklungen.

Leider sind aber auch die Verkäuferinnen hinter den Schaltern von einer unglaublichen Behäbigkeit. So liegt über dem ganzen Reisezentrum eine Atmosphäre zäher Staubigkeit, über die der Touchscreenwartenummernautomat und die hochmodernen Monitore nur schlecht hinwegtäuschen.

Als ich nach knapp 45 Minuten Wartezeit (das ging nur deswegen so schnell, weil die Nummern 1127, 1130, 1132, 1139, 1143 und 1144 schon aufgegeben und anderweitig ihr Glück gesucht hatten) zum Schalter 5 trat, wurde ich von einer sehr netten Frau bedient. Sie bestätigte, dass Fahrkarten für Hunde nicht online zu erwerben sind. Nach nur 3 Minuten hatte ich einen dicken Umschlag mit Ticket plus Reiseverbindungsdaten für mich (genauso günstig wie online), Ticket plus Reiseverbindungsdaten für den Hund, den Reiseverbindungsdaten nochmal extra und einem Beleg für die Kartenzahlung.



Das Ticket für den Hund ist einfach ein Kinderfahrschein. Wäre doch gelacht, wenn ich den beim nächsten Mal nicht doch online erwerben könnte.

sleeplessdarkhorse

30. Oktober 2016

Die Zeichen der Zeit

Anlässlich der Umstellung von Sommer- auf Winterzeit hier eine Beschreibung der Uhren unseres Haushalts. Weder meine Frau noch ich tragen Armbanduhren. Wenn wir nach der Uhrzeit gefragt werden und nicht eh gerade

auf ein Laptop-Display schauen, zücken wir ganz selbstverständlich unsere Smartphones. An den Stellen unserer Wohnung, an denen das manchmal unpraktisch ist, gibt es einige stationäre Uhren.

1. Badezimmer – an der Wand hängt eine batteriebetriebene Funkuhr mit Zifferblatt. Diese Uhr empfängt auch die Information über die Zeitumstellung per Funk und richtet sich automatisch danach. Es hat sich bisher nicht ergeben, dass ich mitten in der Nacht wach war und zuschauen konnte, wie genau das abläuft. Das Internetradio im Bad verfügt ebenfalls über eine digitale Zeitanzeige. Es empfängt offenbar ein Zeitsignal über das WLAN, keine Ahnung wie das genau funktioniert.

2. Küche – die Küchenuhr hängt beim Herd an der Wand ist ebenfalls batteriebetrieben. Sie hing bereits in der Küche meiner Eltern und ist ungefähr so alt wie ich. Um diese Uhr zu stellen, muss man den Glasdeckel über dem Zifferblatt aufklappen und den Minutenzeiger mit dem Finger drehen.

3. Kinderzimmer – hier steht ein alter Radiowecker meiner Frau. Die Zeit wird in grünen 7-Segment-LED-Ziffern angezeigt. Radio- und Weckfunktion werden seit Langem nicht mehr benutzt. Zum Stellen dreht man einen Metallring, der die Zeitanzeige umschließt nach links für die Stunden und nach rechts für die Minuten.

4. Wohnzimmer – ebenfalls mittels grüner 7-Segment-LEDs zeigt der DVB-T-Empfänger im Wohnzimmer die Zeit, solange er nicht zum Fernsehen eingeschaltet ist (dann zeigt er die Nummer des gewählten Kanals). Eigentlich ist diese Uhr überflüssig, aber auch sie aktualisiert sich freundlicherweise automatisch durch das empfangene Funksignal.

Zwei weitere Uhren gibt es in unserem Auto – die des Autos selbst und die des Autoradios, beide digital. Neben der LCD-Autouhr in der Mittelkonsole gibt es zwei kleine Knöpfe, um sie zu stellen.

Das Autoradio ist leider eine ziemliche Usability-Katastrophe. Es hat viele Funktionen und wenige Knöpfe. Diese Situation ist aber weit weniger elegant gelöst, als bei den alten iPods. Während der Fahrt kann deswegen alles außer der Lautstärke eigentlich nur vom Beifahrer bedient werden.

Kurz nach der Zeitumstellung gerate ich auf meinen Irrwegen durch die Untermenüs dieses Radios dorthin, wo die Uhrzeit eingestellt wird, erkennbar am universellen Signal der blinkenden Ziffern. Ich ergreife diese Gelegenheit augenblicklich und bis zum Frühjahr gehen jetzt ausnahmsweise beide Uhren im Auto richtig.

Virtualista

30.10.2016

Wer noch an der Uhr dreht

Am heutigen Sonntag ist, wie üblich am letzten Sonntag im Oktober, die gesetzliche Uhrzeit in Deutschland von Mitteleuropäischer Sommerzeit (MESZ) auf Mitteleuropäische Zeit (MEZ) umgestellt worden. Ich sehe das

an etlichen Stellen in unserem Haushalt, aber als ich das in der TT-Redaktion anmerke, schallt es zurück: *Wenn nicht die halbe Welt über die Zeitumstellung meckern würde, hätte ich sie gar nicht mitbekommen.*

Was man von der Umstellung mitbekommt, hängt natürlich davon ab, wie vernetzt die Uhren und Geräte mit Uhrzeitanzeige im Haushalt sind: Funkuhren, Smartphones, Computer und auch das digitale *DAB+*-Radio stellen sich automatisch auf die neue Uhrzeit ein.

Auf der alten Zeit beharren, wenig verwunderlich, all die Geräte, die nicht an einem Datennetz hängen: Bei uns die Wecker (das wunderbare alte Braun-Design, dazu mit Sprachsteuerung; frühmorgens ein echter Vorteil) und die Anzeige im Herd, die gleichzeitig als Küchenuhr dient. Außerdem die (digitalen) Kameras, die auch von Hand umgestellt werden wollen. Und natürlich die Armbanduhren (ja, so was benutze ich noch).

Zwar an einem Netz, aber dennoch ohne automatische Zeitumstellung bleiben die beiden Festnetztelefone und das Fax – sie bekommen offensichtlich kein Zeitsignal.

Was mich allerdings verwundert, ist das dumme Mobiltelefon, nur GSM für Telefonie und SMS ohne Internetverbindung (im Foto oben links). Denn dieses Gerät bekommt bei Auslandsreisen sehr wohl automatisch die in der jeweiligen Zeitzone geltende Uhrzeit, auch in technisch nicht so weit entwickelten Ländern wie Afghanistan. In Deutschland dagegen gibt es offensichtlich kein Uhrzeit-Update via GSM, jedenfalls bleiben meine beiden Dumm-Phones stur auf der eingestellten Zeit stehen.

Und meine Funkuhren muss ich auch umstellen. Was ein bisschen widersinnig klingt, beziehen sie doch die gültige Uhrzeit von einem Funksender in Deutschland. Warum das so ist, hatte ich schon zu Beginn der Sommerzeit 2015 erklärt.

(Ja, die Einträge zur Zeitumstellung kehren immer wieder. Aber wenn dereinst die heutige Sommerzeit mal die deutsche Standardzeit geworden ist, dann werden wir nachlesen wollen, wie es damals war!)

Thomas Wiegold

Oktober 2016

In der Welt der Barschecks tut sich etwas

Seit April 2015 löse ich zweimal im Monat einen Barscheck ein. Dafür gehe ich, noch mit einem echten Scheck aus Papier, in eine echte Bank. Bis vor kurzem lief das immer gleich ab. Ich habe den Scheck und meinen Personalausweis abgegeben. Meine Daten wurden auf der Rückseite des Schecks notiert. Darauf folgte eine Unterschrift von mir. Bankangestellte/r und ich gingen zum Kassenschalter. Dort durfte ich einen sehnsuchtsvollen Blick in die volle Kasse werfen, aus der der geforderte Geldbetrag entnommen, in einer Maschine geglättet und mir anschließend ausgezahlt wurde.

Dann kam der schleichende Wandel. Ab August musste ich meine persönlichen Daten selbst auf die Scheckrückseite schreiben. Seit Oktober brauche ich jedesmal eine Ausweiskopie, die an den Scheck geheftet wird. Keine Schreiberei mehr.

Seit Mitte Oktober wechseln wir nicht mehr zum Kassenschalter, und ich muss nichts mehr unterschreiben. Nach Vorlage der Ausweiskopie und des Barschecks bekomme ich eine weiße Geldkarte, mit der ich den Betrag aus dem Geldautomaten holen kann. Und ja, so geht es schneller.

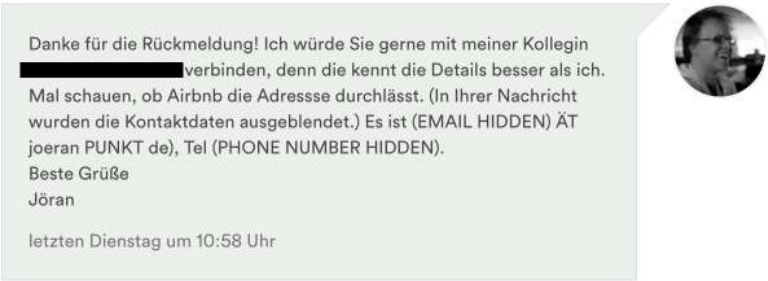
Sokoban-Spielerin

Oktober 2016

Ich brauche eine Buchstabiertafel, um über das Internet zu kommunizieren

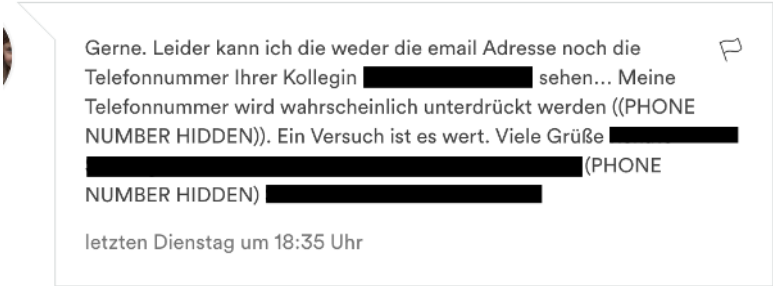
Wenn ein Mietinteressent über die Vermittlungsplattform Airbnb Kontakt mit einer potentiellen Vermieterin aufnimmt, dann hat Airbnb ein Problem: Die beiden könnten den Deal auch ohne Airbnb machen und damit die Vermittlungsgebühr, die Airbnb kassiert, einsparen. Deswegen versucht Airbnb, al-

ternative Kommunikationswege zu verstellen. Sobald einer der beiden Kommunikationspartner dem anderen die eigene E-Mail-Adresse oder Telefonnummer schreibt, so filtert ein Airbnb-Algorithmus diese Daten aus. Im Text beim Empfänger wird dann an dieser Stelle *(EMAIL HIDDEN)* bzw. *(PHONE NUMBER HIDDEN)* angezeigt. Das gilt auch dann, wenn man die E-Mail-Adresse ein Stück weit verfremdet. Siehe dieses Beispiel aus dem Oktober 2016:


Danke für die Rückmeldung! Ich würde Sie gerne mit meiner Kollegin [redacted] verbinden, denn die kennt die Details besser als ich. Mal schauen, ob Airbnb die Adressse durchlässt. (In Ihrer Nachricht wurden die Kontaktdaten ausgeblendet.) Es ist (EMAIL HIDDEN) ÄT joeran PUNKT de), Tel (PHONE NUMBER HIDDEN).
Beste Grüße
Jöran

letzten Dienstag um 10:58 Uhr

Man versucht es dann zur Sicherheit noch ein zweites Mal. Aber das hilft auch nichts.


Gerne. Leider kann ich die weder die email Adresse noch die Telefonnummer Ihrer Kollegin [redacted] sehen... Meine Telefonnummer wird wahrscheinlich unterdrückt werden ((PHONE NUMBER HIDDEN)). Ein Versuch ist es wert. Viele Grüße [redacted] (PHONE NUMBER HIDDEN) [redacted]

letzten Dienstag um 18:35 Uhr

Was tun? Mir fällt nichts anderes ein als eine Nicht-wirklich-2016-Kommunikationsmethod das Ausschreiben von Zahlen und die Verwendung der Buchstabiertafel. So sieht das aus:

Klappt auch nicht. Das ist ja anstrengend. Ich mache eine geheime Nachricht draus, mal gucken, ob das klappt:
Null
Vier
Null
Sieben
Fünf
Sechs
Sechs
Sechs
Eins
Acht
Null
Oder die Adresse als erste Buchstaben der folgenden Worte:
[redacted]
(ÄT-Klammeraffe)
Julius
Otto
Emil
Richard
Anton
Nordpol
(Punkt)
Dora
Emil

letzten Dienstag um 19:05 Uhr

Das funktioniert. 2016.

Jöran Muuß-Merholz

Oktober 2016

Ich brauche keine Visitenkarten mehr

Ich gehe mit dem Leiter des Goethe-Instituts in Warschau und dem deutschen Kulturattaché von Warschau irgendwo (wer hätte es gedacht?) in Warschau Piroggen essen.

Im Laufe des Abends händigt mir der Kulturattaché seine Visitenkarte aus. Der Leiter des Goethe-Instituts meint, das würde bei ihm nichts mehr bringen, denn er würde sowieso in ein paar Wochen nach New York umziehen. Ich sage: “Ich habe leider keine Visitenkarten, aber mich kann man einfach googeln.”

Tatsächlich stehen alle meine Kontaktdaten im Netz, Blog-Impressumspflicht sei Dank. Außerdem finde ich es okay, wenn man meine Email-Adresse finden kann, Google Mail kümmert sich gut um den Spam und ich laufe nicht Gefahr, dass ich interessante Projekte verpasse, nur weil man nicht wusste, wie man mich erreichen kann.

Anne Schüßler

Oktober 2016

Das Internet in China ist nicht wie zuhause

Ich bin in Peking, sitze in einem preiswerten Hostel und möchte ins Internet. Ich habe natürlich seit Jahren von der „Großen Firewall“ gehört, aber nicht genau herausfinden können, was das für mich bedeutet. Dass Facebook in China „nicht geht“, habe ich schon erfahren, auch dass man mit einem VPN dann irgendwie doch auf alle Seiten gehen kann, aber China das auch versucht, zu unterbinden.

Also probiere ich es nun endlich selber aus.

Erst mal gehe ich mit dem Firefox-Broswer auf meinem Windows-7-Laptop über das vom Hostel angebotene WLAN, ohne irgendwelchen Schnickschnack, ins Netz. Da geht zu meiner Überraschung erstaunlich viel. Deutsche Nachrichtenseiten wie spiegel.de oder tagesschau.de, Wikipedia oder Online-Banking sind alle erreichbar und E-Mails lassen sich – soweit ich das übersehen kann – vollständig abrufen.

Ich bin überrascht. Vielleicht bekommen die Gäste hier im Hostel einen „privilegierten“ Zugang? Das würde mich in einem 5-Sterne-Hotel vielleicht nicht wundern, aber in dieser Absteige mit ihren 8-Bett-Zimmern schon.

Und schließlich geht ja dann doch nicht alles: Für meinen persönlichen Gebrauch fehlen immerhin Facebook und alle Google-Dienste.

Dasselbe gilt auch für das Smartphone (Android) und die darauf befindlichen Facebook- und Google-Apps (Messenger, Maps, etc). Die funktionieren alle nicht. Stattdessen benutze ich nun die Yahoo-Suche oder Bing-Karten, das funktioniert beides. Kurioserweise kommen aber alle Push-Benachrichtigungen des Facebook-Messengers durch die China-Firewall irgendwie durch und ploppen in Android auf. Startet man den Messenger, werden sie dann aber nicht angezeigt und die App kann sich nicht verbinden. Strange.

Als nächstes versuche ich es per VPN von meinem Laptop. Weil ich in keinem großen Unternehmen arbeite, kann ich mich nur über „Fritz!Fernzugang“ mit meiner Fritzbox zuhause verbinden. Leider kenne ich mich nicht gut ge-

nug aus, um zu sagen, was für eine Art von Verschlüsselung bzw. VPN-Verbindung das eigentlich ist. Auf jeden Fall heißt es, ich würde damit eine VPN-Verbindung zur heimischen Fritzbox herstellen. Das funktioniert auch soweit und wenn ich nach Verbindungsausbau bei wieistmeineip.de nachschaue, wird mir eine Deutsche-Telekom-IP angezeigt, was Sinn macht, da mein heimischer Anschluss bei der Deutschen Telekom ist. Auch die Download-Rate ist dann etwa so lahm wie zuhause die Upload-Rate.

Aber: Facebook und Google funktionieren trotzdem nicht! Es ist mir unerklärlich, warum nicht. Ich habe bereits in diversen Foren Beiträge von Leuten gefunden, denen es ähnlich geht. Dort wurde stellenweise empfohlen, man solle andere DNS-Server eintragen. Das habe ich probiert, aber es geht trotzdem nicht. Wobei es auch sein kann, dass ich das nicht richtig gemacht habe, da ich gar nicht genau weiß, was ein DNS-Server ist.

Für mich der einzige Grund, den Fritz!-VPN-Zugang trotzdem hier in Peking auf dem Laptop zu benutzen, ist, dass der TOR-Browser dann funktioniert – und sonst nämlich nicht (wobei mir auch unerklärlich ist, wie die Chinesen das unterbinden können).

Nun starte ich also – bei laufender VPN-Verbindung – den TOR-Browser. Zu erwähnen ist sicherlich noch, dass meine VPN-Verbindung in China etwa alle 20 bis 30 Minuten getrennt wird und dann auch der TOR-Browser nichts mehr macht, bis man die VPN-Verbindung wieder hergestellt hat.

Über TOR komme ich jetzt endlich auch bei Facebook rein, wobei jedes Mal ein nervige Kontoüberprüfung stattfindet und alles quälend langsam ist. Google kann ich auch über diese VPN-TOR-Kombination nicht aufrufen, was aber für mich so aussieht, als ob Google das selber blockiert (weil sie TOR-Nutzer für unseriös halten) und nicht die Chinesen.

Schließlich will ich noch einen kostenpflichtigen VPN-Anbieter ausprobieren. Ich entscheide mich für StrongVPN.com, weil die sehr viel Werbung machen.

Dort kann ich mich – von China aus – aber nicht über den Firefox-Browser, sondern nur über den TOR-Browser registrieren, und der geht wie gesagt nur, wenn ich vorher schon eine VPN-Verbindung aufgebaut habe. Hätte ich also nicht mein eigenes kleines Fritzbox-VPN, wäre ich jetzt aufgeschmissen.

Genau wie Google ist aber auch StrongVPN.com ob meiner Anmeldung über TOR sehr misstrauisch. Ich werde erst nach einem persönlichen Chat mit einem Mitarbeiter freigeschaltet.

Als das schließlich geschafft ist, starte ich die neue, kostenpflichtige VPN-Verbindung und versuche, direkt über Firefox in Facebook reinzukommen. Im Gegensatz zu meiner Fritzbox-VPN-Verbindung klappt das mit dem kommerziellen VPN-Anbieter auch, aber wieder gibt es eine Überraschung: Obwohl ich einen deutschen Server ausgewählt habe, begrüßt mich Facebook auf Chinesisch! Und das auch trotz Neustart, Cache- und Cookieslöschen. Wie Facebook wissen kann, dass ich in China bin, weiß ich nicht und der Support-Chat von StrongVPN weiß es auch nicht.

Normalerweise teile ich die WLAN-Internetverbindung, die mein Laptop (Windows 7) herstellt, bei Bedarf (z. B. im ICE) über C:\Windows\System32\netsh.exe wlan start hostednetwork mit dem Smartphone, was auch immer klappt.

Die über StrongVPN.com hergestellte Verbindung wird aber nicht auf diese Weise „getethert“, wobei mir ein Rätsel geblieben ist, warum nicht. Der Support von StrongVPN schreibt mir, dass sie solche Art der Nutzung not supporten würden. Dabei bleibt unklar, ob sie mir dafür nur keine Hilfe leisten wollen, oder ob sie dieses Tethering absichtlich unterbunden haben und sich jetzt ins Fäustchen lachen.

Man bietet mir stattdessen an, auf dem Smartphone – welches bislang im normalen Hostel-WLAN hängt – eine eigene VPN-Verbindung herstellen zu dürfen (zwei gleichzeitig sind wohl erlaubt), aber dafür müsste ich dann wiederum irgendeine bestimmte Software herunterladen. Das ist mir einerseits zu viel, und andererseits geht es von China aus auch gar nicht, weil der Google Play Store – wie gesagt – blockiert ist.

Ich habe den Dienst daher nach einer Stunde nicht weiter genutzt, immerhin das versprochene „Refunding“ geht problemlos.

Ich hätte gerne eine funktionierende VPN-Verbindung, die dafür sorgt, dass ich in China wie in Deutschland das Internet nutzen kann und die ich über hostednetwork mit anderen Geräten wie dem Smartphone vollständig teilen könnte, sodass dann GoogleMaps und der Facebook-Messenger dort funktionieren und ich mich wie zuhause fühle. Das ist aber ein Wunsch geblieben.

Michael

31.10.2016

Zustellroboter bei der Arbeit

Ottensen in Hamburg ist wirklich ein Hightech-Standort. Ein ganzer Haufen hipper (Web)butzen haben hier ihre Büros, bärtige und verhornbrillte Menschen fahren auf Fahrrädern mit zu schmalen Lenkern und nun auch noch das – der von einem Paketzustelldienst angekündigte Test mit einem Zustellroboter findet genau hier statt.

Ich habe nicht schnell genug reagiert, als er auf mich zu kam, deswegen gibts nur ein Foto von hinten.

Während er auf grün gewartet hat, hat er ein paar Mal die Vorausrichtung korrigiert, und ist im Anschluss auch sauber durch die Baustelle gekommen, ich hatte leider nicht genug Zeit, ihm hinterher zu gehen.

Ich vermute, dass der Mensch rechts sein Bewacher ist, jedenfalls ist der vorher brav hinter ihm hergelaufen (obwohl seine Schuhe dafür zu äh … ungeeignet erscheinen).

Ich schätze die Verlustquote auf etwa 100%, wenn er wirklich ohne Bewacher fahren sollte – ist ja ein durchaus spannendes Spielzeug, das schnell in Alufolie eingehüllt und zur genaueren Zerforschung weggeschleppt werden kann.

Die Bürgersteige in Ottensen sind schmal, oft mit Rädern oder Außengastronomie verstellt und voller Hundescheisse – gebaut wird auch gerne. Ich würde sagen, dass das ein relativ anspruchsvolles Revier ist, falls der fahrende Napf wirklich autonom und nicht ferngesteuert fährt.

Der ständige Techniktagebuch-Redaktionschat rätselt, wie er ‘War da, du nicht!’-Zettel an Türen klebt, aber vielleicht ist die bei dem im obengenannten Artikel beschriebenen Verfahren wirklich nicht notwendig.

Alexander Stielau

1. November 2016

Pokémon Go auf dem Werksgelände

Die Tage kam eine Mail im Zuge der üblichen Sicherheitsmails, dass Pokémon-Go-Spielen auf dem Werksgelände verboten ist. Die Begründung ist, dass man dadurch abgelenkt ist und Gefahrenquellen nicht rechtzeitig erkennen kann. Und es ist tatsächlich so, dass bei einem großen Chemieunternehmen diverse Gefahrenquellen lauern auf dem Werksgelände, also von Bussen angefangen über rangierende Züge … und natürlich will man auch nicht, dass die Leute auf irgendwelchen Anlagen rumlaufen, nur weil da oben Pokémons zu finden sind, und dann fünfzig Meter in die Tiefe fallen.

Die Firma, für die ich arbeite, hat einen ziemlichen Sicherheitsfimmel, weshalb man auf dem Werksgelände nur mit Helm und Warnweste Fahrrad fahren darf und im Winter gar nicht, und man sich teilweise auch nur in bestimmten Bereichen aufhalten darf. Das Allerletzte, was die brauchen, sind Leute, die einfach stehenbleiben, wenn hinter ihnen ein großer Lastwagen kommt. Ein Hintergrund war wahrscheinlich auch, dass sie nicht wollen, dass Leute, die an den großen Maschinen stehen – Hochdrucktanks oder so was – versuchen, nebenbei noch ein Pokémon zu fangen und dabei nicht mitkriegen, dass irgendwelche Drücke irgendwelche Grenzen überschreiten. Wenn man am Computer sitzt, ist es ja so ein bisschen egal, ob man mal fünf Minuten unaufmerksam ist und sonst was macht. Das gilt aber nicht unbedingt an jedem Arbeitsplatz. Die Folgen können astronomisch teuer sein.

Alan Smithee, aufgezeichnet von Kathrin Passig

1. November 2016

Das eventuell letzte Postkartenschachspiel der Welt

> ”Seit etwa 1990 wurde das Postkartenschach fast völlig von den Medien Fax, Telefon, E-Mail, SMS und Schachservern in den Hintergrund gedrängt. Heute ist auch das Spiel per Fax kaum noch verbreitet.”
> (Wikipedia: Fernschach)

Nur das Durchgestrichene gilt!

Fernpartie Nr. 1

Ihr 4 Zug

von a b c d e f g h
1 2 3 4 5 6 7 8
nach a b c d e f g h
1 2 3 4 5 6 7 8
0—0 0—0—0

Mein 4. Zug

von a b c d e f g h
1 2 3 4 5 6 7 8
nach a b c d e f g h
1 2 3 4 5 6 7 8
0—0 0—0—0

Fernpartie Nr. 2

Ihr _____ Zug

von a b c d e f g h
1 2 3 4 5 6 7 8
nach a b c d e f g h
1 2 3 4 5 6 7 8
0—0 0—0—0

Mein _____ Zug

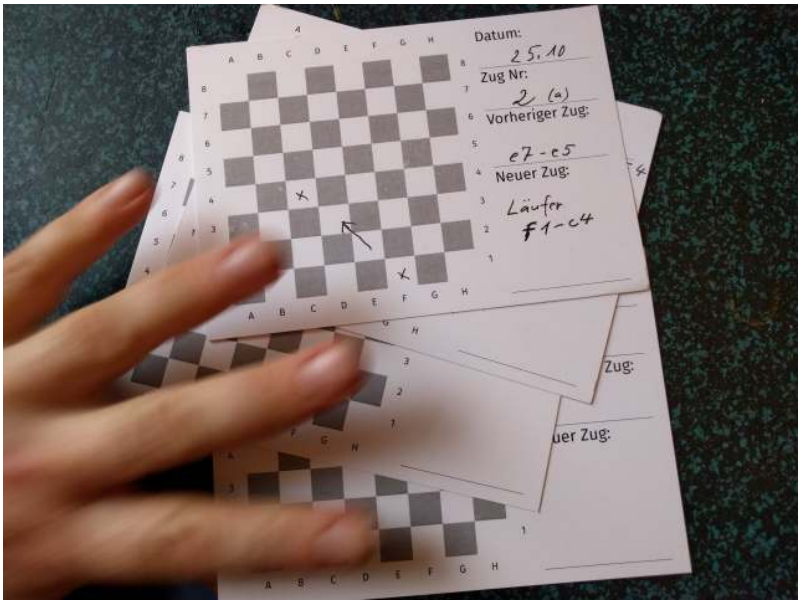
von a b c d e f g h
1 2 3 4 5 6 7 8
nach a b c d e f g h
1 2 3 4 5 6 7 8
0—0 0—0—0

Bedenkzeit

unleserlich

| | | |

Moritz: Mein Großvater ist jetzt alleine, und er hat mir vor achtzehn Jahren Schach beigebracht. Und jetzt hat er nicht so viel zu tun, da schicken wir uns Postkarten. Ich hab die im Grafikprogramm gestaltet und dann hab ich ihm 30 vorbeigebracht und mir 30 mitgenommen, für ihn schon überall Briefmarken dazugegeben. Kostet auch nur 45 Cent, so eine Postkartenbriefmarke. Dann gibt's halt verschiedene Felder, also Datum . . . und es war dann noch die Frage, wie man die Züge nummeriert, das war ihm ein ganz großes Anliegen, dass die auch richtig nummeriert werden.



Kathrin: Und wie oft macht ihr dann so Züge?

Moritz: Also wir sind jetzt erst bei Zug 2. Naja, jetzt ist er gerade eine Woche bei meiner Tante und dann ruht das Ganze. Ich hab's ihm erst am Montag vor zwei Wochen gebracht.

Kathrin: So was wie Schach am iPad ist mit ihm nicht zu machen?

Moritz: Ich hab ihm auch mal ein iPad geschenkt, aber das hat dann meine Oma mehr benutzt. Ich fand das ja gerade schön, dass es so lange dauert, da muss er länger durchhalten. Und er muss sich auch immer bewegen und zum Briefkasten laufen. Ich fand das schön altmodisch. Und er ist halt schon 93. Er war früher auch richtig im Schachclub, er ist ziemlich gut.

Kathrin: Lässt du dir dann vom Computer helfen?

Moritz: Nee, ich hab beschlossen, dass ich das definitiv nicht mache. Hat er auch nicht zur Hilfe. Er hat gesagt, er guckt vielleicht nach in so einem Buch mit berühmten Schachzügen und Eröffnungen.

Moritz Metz, befragt von Kathrin Passig

2. November 2016

Das hat kein Automat verdient

An der Bushaltestelle Uhlandstraße ist der Fahrkartenautomat ausgefallen. Auf dem Bildschirm ist zu sehen, was ich seit vielen Jahren nicht mehr gesehen habe: der Boot Screen eines alten PCs. Die Fehlermeldung verrät, weshalb der Fahrkartenautomat nicht funktioniert: “Floppy disk(s) fail.”

Der erste Reflex, wenn ich an solchen Bildschirmen vorbeikomme, die gerne auch mal den “Blue Screen of Death” oder andere Fehlermeldungen zeigen, ist Häme. Wie peinlich, eine Fehlermeldung auf einem öffentlichen Bildschirm. Aber heute stelle ich fest, dass sich zwei andere Gefühle hineinmischen. Erstens bin ich irritiert, weil ich nicht verinnerlicht habe, dass hinter vielen Geräten längst ganz normale Computer sitzen, die auf der gleichen Systemgrundlage laufen wie der Computer, auf dem ich diesen Text schreiben könnte. In meinem Kopf ist “Automat” nach wie vor eine separate Kategorie zu “Computer”.

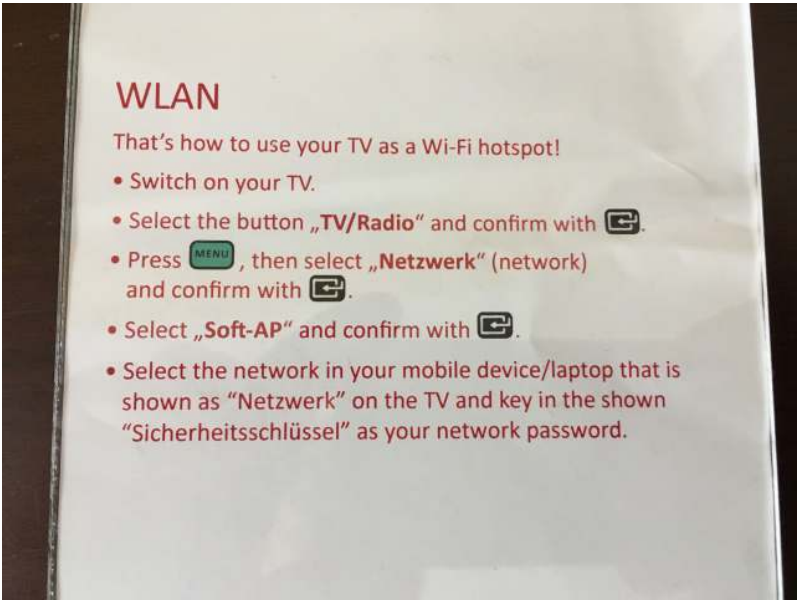
Das zweite Gefühl ist Mitleid. In einer Welt der Smartphones immer noch auf einem 1999 zuletzt angefassten BIOS mit Floppy Disk(s) arbeiten zu müssen. Das hat kein Automat verdient.

Alexander Matzkeit

3. und 4. November 2016

Ein Internet mit Fernbedienung

Ich verbringe eine Nacht in einem Hotel in einer brandenburgischen Kreisstadt. Da ich am Ankunftsabend keine größeren Netzaktivitäten plane, frage ich beim Einchecken auch nicht nach WLAN. Auf dem Zimmer entdecke ich dann folgenden Hinweis.



WLAN

That's how to use your TV as a Wi-Fi hotspot!

- Switch on your TV.
- Select the button „**TV/Radio**" and confirm with .
- Press MENU, then select „**Netzwerk**" (network) and confirm with .
- Select „**Soft-AP**" and confirm with .
- Select the network in your mobile device/laptop that is shown as "Netzwerk" on the TV and key in the shown "Sicherheitsschlüssel" as your network password.

Aus Neugier und um meiner Pflicht als Techniktagebuchschreiber zu genügen, folge ich dieser Anleitung. Und nach Auswahl der vom Fernseher angezeigten Netzwerkkennung und Eingabe des Passworts kommt eine Internet-Verbindung zustande. Gut, denke ich und schalte den Fernseher wieder aus. Woraufhin aber auch die WLAN-Verbindung abbricht. Wiederholung des Versuchs bestätigt meinen Verdacht: Offenbar schalte ich mit dem Samsung-Smart-TV auch das WLAN ein und aus.

Fernseher am Rande meines Sichtfeldes können mich sehr irritieren. Um also am Morgen meine Mails durchzusehen, schalte ich den Fernseher ein und suche nach einem möglichst bewegungsarmen Kanal. Eine Endlosschleife mit Kaminfeuer, Aquarium oder Raumstation finde ich nicht, dafür Luftbilder des Hotels. Das Fernsehgerät dient auch als Radio und zeigt dabei das Logo des jeweiligen Senders. Ich entscheide mich schließlich für den *Home Screen*, regle die Helligkeit herunter und schalte den Ton ab.

Für mich als Hotelgast ist diese Technologie natürlich deutlich umständlicher als das lockere Flanieren durch ein einheitliches Hotel-WLAN, welches Zimmer, Flure, Lobby, Bar und Tagungsräume gleichermaßen abdeckt. Ich kann mir aber durchaus Argumente vorstellen, die von Seiten der Hotelbetreiber für diese Smart-TVs sprechen.

Erstens benötigt man keine zusätzlichen WLAN-Router. Vermutlich werden sogar Fernsehprogramm und Netz über dasselbe Kabel bereitgestellt (ließ sich nicht überprüfen, da das Gerät dicht an der Wand hängt und die Kabel in einem Kabelkanal verlegt sind). Neben dem Radio bietet das Smart-TV auch zentral eingespeiste Multimedia-Informationen über Zimmerservice, Restaurantspeisekarte und Wellnessprogramm.

Eine Rolle spielte vermutlich auch der Versuch, sich gegen Störerhaftungsfälle abzusichern. Dadurch, dass jedes Zimmer einen eigenen Access-Point hat und dieser sogar vom Gast eingeschaltet werden muss, kann z. B. ein urheberrechtsverletzender Download über die Hotel-Meldeunterlagen vergleichsweise gut konkreten Personen zugeordnet werden.

Und so abwegig es zunächst klingt, je nach Zimmerbelegung und tatsächlichem WLAN-Bedarf

wird

vielleicht sogar weniger Strom verbraucht, wenn in jedem belegten Zimmer für ein bis zwei Stunden am Tag zusätzlich der Fernseher läuft, als wenn man ständig alle Zimmer mit WLAN bestrahlt.

Während man allerdings durch Herausziehen der Schlüsselkarte aus der Halterung neben der Tür alle Lampen im Zimmer schlagartig abschaltet, läuft der Fernseher samt WLAN in diesem kartenlosen Zustand munter weiter.

Nachtrag*:* Im Techniktagebuch-Redaktionschat erfahre ich von Thomas Jungbluth, dass er seinen Samsung-Fernseher via Fernbedienung ganz dunkel schalten kann, wenn er damit nur Radio hören will. Dazu dient eine Taste mit der Aufschrift *Tool*, nach der ich beim nächsten Mal Ausschau halten werde.

Virtualista

4. November 2016

Abschleppen goes wireless

Wir sind mit dem Auto in der großen Stadt unterwegs. Wir halten an einer Ampel. Ich sitze rechts und schaue aus dem Fenster. Neben uns steht ein Abschleppwagen, der ein gestrandetes Auto auf seinem Geschirr hat. Ich wundere mich ein bisschen über die Rückleuchten. Es sind zusätzliche Leuchten, da die Beleuchtung des hilflosen Autos nicht ausreicht. Es fehlt ja eine Betätigung von Bremslicht und Blinkern. Die Leuchten sind mit Gummisaugern auf

dem Dach des Wracks angebracht und flackern eigenartig. Eigentlich gibt es da nichts zu flackern, denke ich mir so. Sie flackern auch sehr hektisch, und bestehen aus Gruppen zahlreicher kleinen Lämpchen: LED-Leuchten, schließe ich messerscharf.

Ich gucke weiter aus dem Fenster und vermisse etwas. Ein Kabel. Ein Kabel, das üblicherweise in der Steckdose der Anhängerkupplung eingestöpselt sein sollte. Stattdessen sehe ich dort eine verdächtige Box mit einer Antenne und einer leuchtenden LED. Offensichtlich werden die Signale per Funk vom Zugfahrzeug zum abgeschleppten Auto weitergereicht. Das klappt vielleicht nur so mittelgut, oder die Akkus der Zusatzleuchten sind defekt, weswegen es flackert.

Als ich das alles so langsam verarbeitet habe, ist es leider zu spät, und mir gelingt nur noch ein sehr schlechtes, verwackeltes Foto, auf dem die flackernden Lampen kaum noch zu erkennen sind, als der Abschlepper neben uns von dannen zieht.

Markus Winninghoff

4. November 2016

Busfahren ohne alles (außer Bargeld)

Beim Warten an einer Bushaltestelle im Großraum Frankfurt fällt mir ein, dass ich gar kein Kleingeld dabeihabe. Meinen 50-Euro-Schein wird der Busfahrer sicher kaltherzig ablehnen. Zum Kauf einer Kleinigkeit zwecks Wechselgelderwerb reicht die Zeit nicht.

Eilig installiere ich die RMV-App. Ich trage meinen Standort und das Ziel ein und tippe auf “Buy ticket”. Zahlungsmöglichkeiten sind “meinRMV-User account”, “girogo” und “MNO payment”. Nie gehört, aber es wäre ja nicht das erste Mal, dass meine Karten und Konten Dinge können, die ich gar nicht ahne.

“girogo” klingt erst mal am wahrscheinlichsten, aber: “You can buy RMV tickets with girogo if the following logo is printed on your bankcard” – ist es nicht.

Beim “MNO payment” wird, wie sich herausstellt, das Geld über die Mobilfunkrechnung abgebucht. Die Fahrkarte kostet aber 14,07, so viel Prepaidguthaben besitze ich gerade nicht. 2,27 davon wären Gebühren für das Zahlungsverfahren.

Gerade will ich mir einen “meinRMV-User account” anlegen und nachsehen, was es dort für Zahlungsoptionen gibt, da kommt der Bus.

Der Fahrer akzeptiert meinen 50-Euro-Schein ungerührt, ja, beinahe freundlich.

Kathrin Passig

4. November 2016

Eine Automatenmaus in der Nase von Moritz Metz

In dem Restaurant, das wir im Traum aufsuchen, hängt an einem Automaten oder einer Standuhr ein Schild, man möge mit dem Finger vorsichtig an einer bestimmten Stelle des Geräts scharren, dann! Die Stelle ist abgebildet. Ich lege meinen Finger ans Gerät, und eine mechatronische Maus kommt aus ihrem Versteck, läuft auf meine Hand und meinen Arm hoch. Sie ist so leicht wie eine echte Maus, aber plüschiger gestaltet und mit einem Stich ins Orangefarbige, wahrscheinlich, um keine Mausphobiker zu erschrecken. Jetzt läuft sie auf ihrem Mausgehäuse herum, streckt sich, kratzt hier und schnüffelt da. Es sieht alles beeindruckend nach echtem Mausverhalten aus und die einzelnen Abläufe sind wohl in einer Zufallsreihenfolge aneinandergefügt, “wie bei echten Mäusen wahrscheinlich auch”, denke ich.

Der bisher nicht anwesende Moritz Metz taucht in dem Traum auf und die Maus läuft sofort an ihm hoch und steckt den Kopf tief in seine Nase. Ich muss sehr lachen, die anderen Restaurantbesucher finden es eher ein bis-

schen eklig, weil sie ja vielleicht auch noch die Maus am Kopf kraulen wollten. Ich brauche ein Foto fürs Techniktagebuch! “Kannst du das noch mal machen?”, frage ich Moritz, und tatsächlich steckt die Maus den Kopf ein zweites Mal in seine Nase. Meine Sorgen, weil meine Handykamera bei eingeschaltetem HDR oft zu langsam ist, sind unbegründet, das Bild gelingt. “Erkundung der Nase von Moritz Metz” werde ich darunterschreiben. Ich denke, dass Nasenerkundung nicht zum programmierten Repertoire der Maus gehört, aber die Bilderkennung der Maussoftware eventuell wegen Moritz’ Bart bei der Identifikation der Nase versagt.

Beim Aufwachen wie immer Enttäuschung, weil das Bild zum Beitrag am Ende doch fehlt.

Kathrin Passig

5.11.2016

Hardrock in der Wiederverwertungseisenbahn

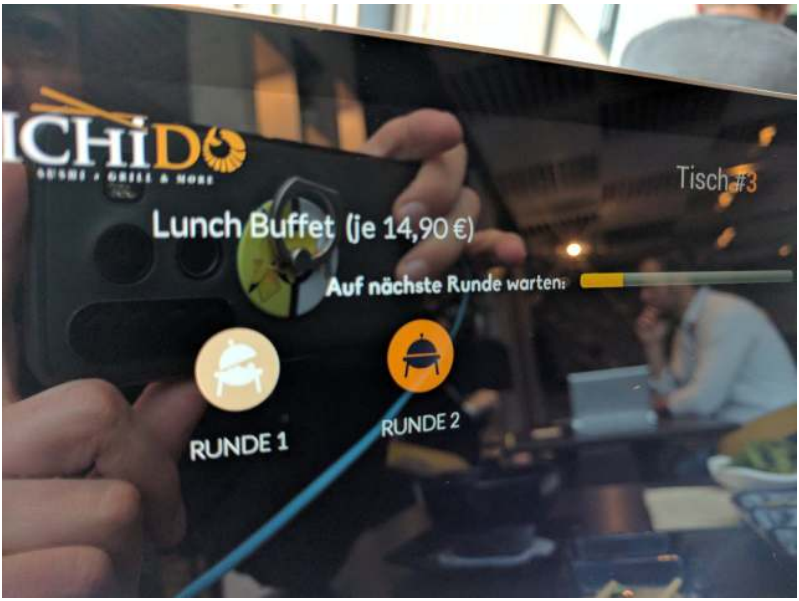
Wir stromern durch Hongkonger Hochhausviertel (gut, da beides praktisch deckungsgleich ist, kann man auch sagen: Wir stromern durch Hongkong), weil wir Hongkonger Hochhäuser total super finden. Auf dem Vorplatz eines Dreißiggeschossers steht ein Recyclingbehälter in Kinderbuch-Eisenbahn-Optik, der folgerichtig auch “Recycle Train” heißt. Er bietet Einwurfmöglichkeit für drei Gegenstandsgattungen: Kleidung, CDs und Toner. Neben dem Alt-CD-Einwurfschlitz ist die Vorder- und Rückseite einer Beispiel-CD abgebildet, damit man weiß, was mit “CD” gemeint ist. Die Beispiel-CD ist von Van Halen. Irgendwer bei der Hongkonger Stadtverwaltung oder bei den Recyclingbehältergrafikdesignern hegt also eventuell eine Abneigung gegen 80er-Jahre-Hardrock.

Maik Novotny

5. November 2016

Das Ende des Eppings ist nah

Angela L. und ich geraten in ein Sushi-Restaurant und werden gefragt, ob wir zum All-You-Can-Eat-Tarif essen wollen. Wir willigen ein, die Bedienung verschwindet wieder, bringt ein Tablet mit Standfuß und erklärt uns den Umgang damit. Man darf bis zu fünf Gerichte pro Runde bestellen und muss dann zehn Minuten bis zur nächsten Runde warten. Die zehn Minuten werden durch einen Wartebalken angezeigt:



Das Tablet ist nicht leicht zu fotografieren, weil es so spiegelt. “Mach doch einen Screenshot stattdessen”, schlägt Angela vor.

In Douglas Adams' "The Meaning of Liff" gibt es den Begriff "Epping": "The futile movements of forefingers and eyebrows used when failing to attract the attention of waiters and barmen." Jetzt braucht man nur noch wenige Bewegungen mit dem Finger und überhaupt keine mit den Augenbrauen zu machen, um etwas nachzubestellen. Vor allem ist es ganz einfach geworden, die Rechnung zu bekommen, was auf dem herkömmlichen Weg gern mal eine Viertelstunde Epping und mehr erfordert:

Bezahlen kann man noch nicht direkt am Tablet. Für mich ist das neue System ein Fortschritt, weil die Vermischung von Regeln für den Umgang mit Menschen mit denen für die mechanischen Abläufe des Bestellens und Bezahlens mir immer unangenehm war und ich mich sowieso noch nie am

Tisch in irgendeiner Frage beraten lassen habe. Ich stelle mir vor, dass es auch die Bedienungen entlastet, die jetzt nicht mehr nach Bestellwunschblicken Ausschau halten oder diesen Blicken ausweichen müssen.

Kathrin Passig

Mai und November 2016

Erreichbarkeit per Messenger um den Preis der Privatsphäre

Im Mai 2016 sagt J (∼1975) zu mir: "Wie, du bist bei WhatsApp? Das wundert mich aber jetzt! Ich dachte, du kennst dich mit Technik ein bisschen aus! Und WhatsApp ist doch so schlimm, wegen Privatsphäre und Datenschutz und so! Ich bin da nicht, ich will das nicht. In der Schule der Kinder wurde uns auch dringend dazu geraten, anstelle von WhatsApp lieber Instagram zu verwenden. Das will ich demnächst mal probieren."

Vermutlich ist nicht Instagram (ein Dienst zum – v.a. öffentlichen – Teilen von Fotos und Videos) gemeint, sondern eher Telegram (ein Instant Messaging Dienst).

Bis November 2016 hat J. den Einstieg in die Smartphone-Messenger-Welt aus Sorge um die Privatsphäre nicht gemacht, wir kommunizieren weiter über SMS.

Die von Johannes beschriebene unübersichtliche Situation mit den Messengern hat sich seit März 2014 (für mich) eher verschärft: Auf meinem Smartphone sind aktuell die folgenden Instant Messenger installiert (mit abnehmender Kontaktzahl, außerdem natürlich SMS und Email): WhatsApp (mit Abstand die meisten Kontakte), Facebook Messenger, Threema, Telegram, Signal, Google Hangouts, Google Allo. Dazu gibt es noch Messaging-Funktionen in Slack und Twitter. Jeder dieser Messenger benutzt ein eigenes Protokoll. Eine Kommunikation von einem Messenger zum anderen ist

weiterhin nicht möglich. In Threema, Signal und Telegram habe ich jeweils ungefähr drei oder vier Kontakte, die – aus Gründen des Datenschutzes – keinen anderen Messenger nutzen wollen.

Molinarius

November 2016

Der Remote Killswitch

Mein altes, aber geliebtes und deswegen ziemlich geschundenes Android Tablet ist spontan in einen Wachkoma-ähnlichen Zustand gefallen – das Display leuchtet, es verbraucht Strom und treibt sich im Internet rum (es bekommt Benachrichtigungen), ist aber über die dafür vorgesehene Benutzerschnittstelle Touch-Display nicht mehr ansprechbar – der Digitizer (das Teil, das Berührungen in Kommunikation umsetzt) ist wohl endgültig kaputt.

Das Display wurde schon vor einiger Zeit wegen spontan installierter Spider-App komplett getauscht, insgesamt hat es sich in den letzten Jahren sehr tapfer geschlagen – inzwischen lohnt sich eine erneute Reparatur nicht mehr, der Akku ist auch nicht mehr der beste und die Ladebuchse ausgeleiert.

Noch sind aber meine Daten bzw. Datenverbindungen zur Internet-Wolke auf dem Gerät – das muss ich vor der anstehenden Zuführung in den Wertstoffkreislauf ändern.

Bei den verbreiteten Smartphone/Tablet-Betriebs-systemen iOS bzw. Android gibt es Möglichkeiten, ein Tablet/Smartphone komplett zu löschen, auch wenn man z. B. durch Diebstahl keinen physikalischen Zugriff mehr aufs Gerät hat.

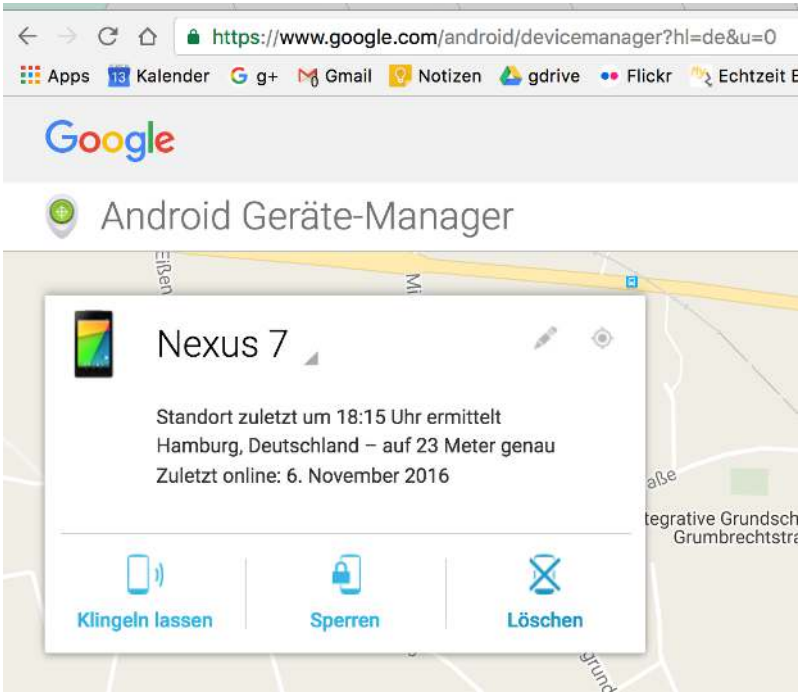
Bei Apple/iOS ist das 'find my iphone', bei Android nennt sich das Werkzeug dazu Android Device Manager. Beide Tools leiden unter einem gemeinsamen Problem: Damit sie funktionieren, muss man die Werkzeuge unbe-

dingt konfigurieren, solange man noch im Besitz des eventuell in Zukunft vermissten / nicht mehr ansprechbaren Gerätes ist, also am besten direkt nach dem Öffnen der Verpackung.

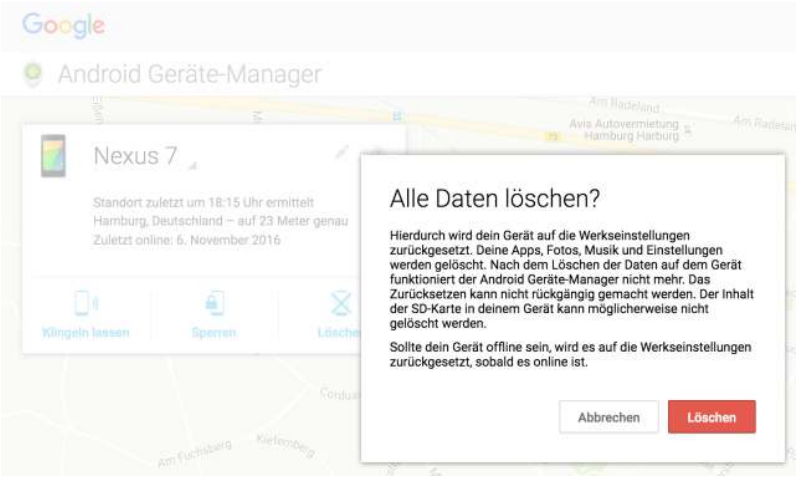
Dazu installiert man unter Android die Anwendung Gerätemanager (bei iOS bin ich raus, siehe oben verlinkten Apple-Supportartikel für iOS-Vorgehen), und folgt den Anweisungen.

Damit ist man in Zukunft in der Lage, das Gerät bzw. seinen letzten Standort zu lokalisieren (bei einem nur verlegtem Gerät reicht das ja), es klingeln zu lassen und auch, die auf dem Gerät vorhandenen Daten zu vernichten – das geht auch, wenn das Gerät aus ist – die Selbstzerstörung wird dann nach dem nächsten Einschalten und Netz-Erheischen durchgeführt.

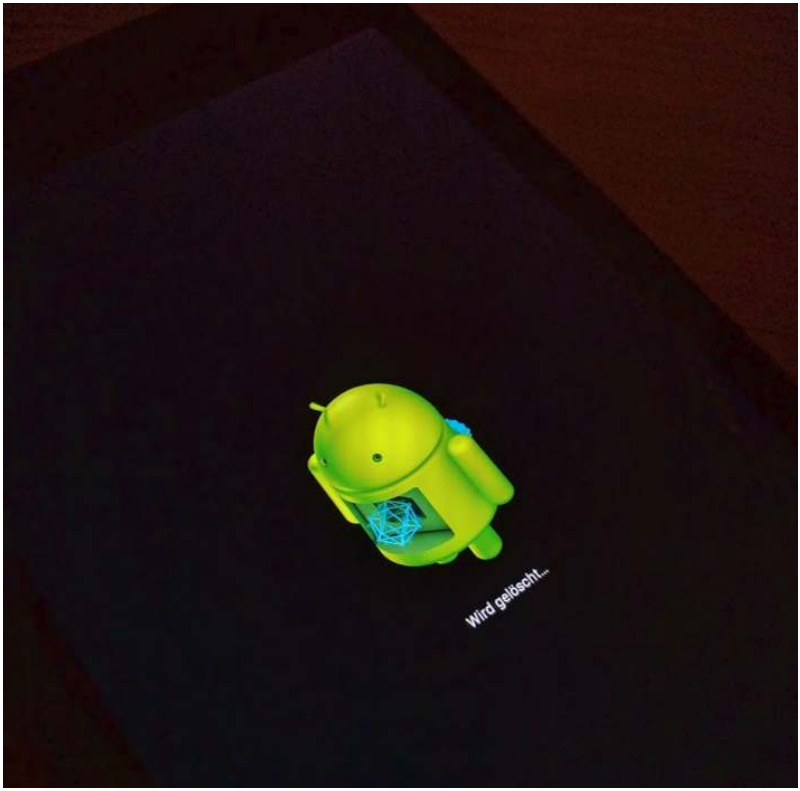
Die Anwendung kann man entweder über ein anderes Androidgerät oder über einen Webbrowser bedienen:



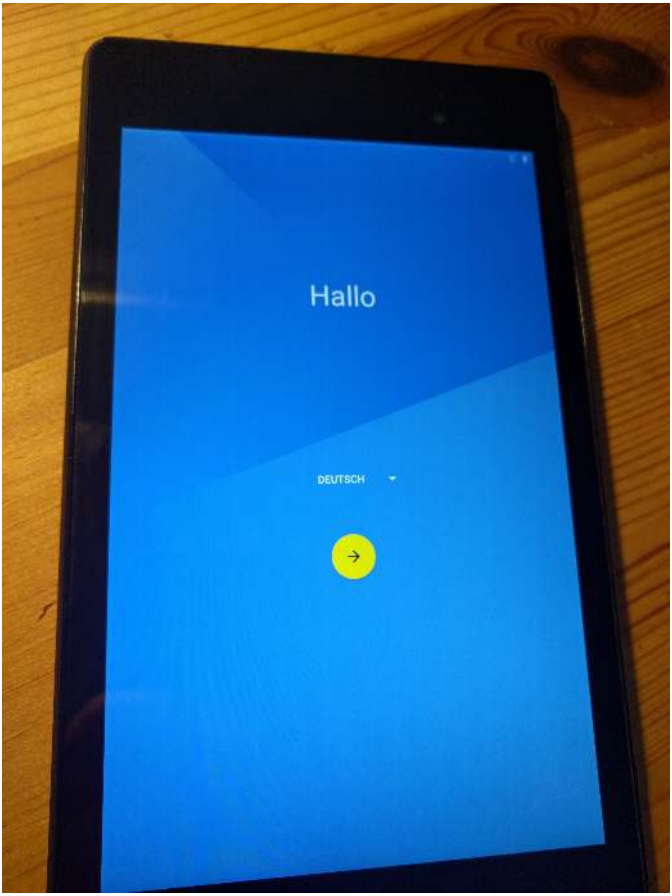
Gute Reise, N7:



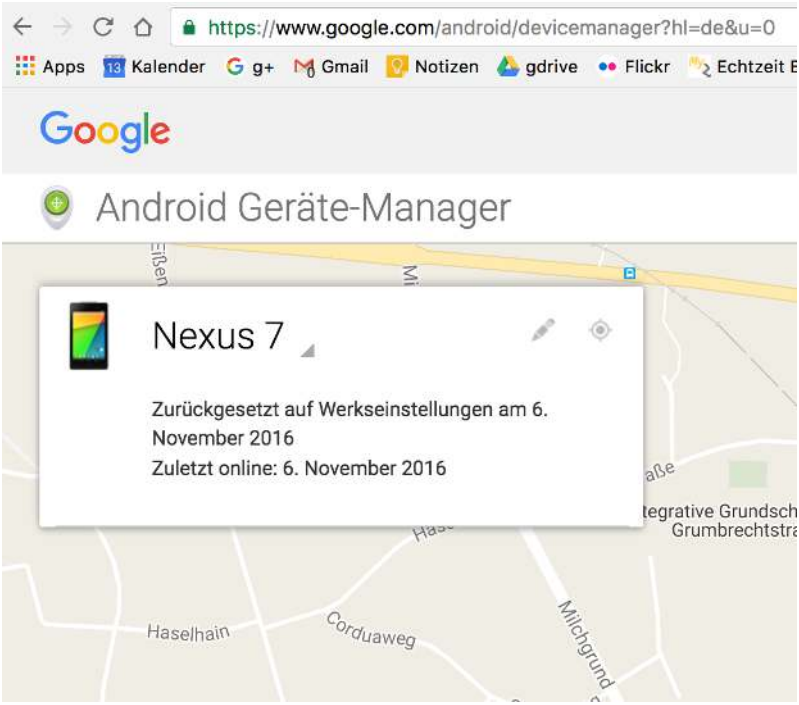
Das N7 bootet augenblicklich und der kleine Roboter reißt sich die Innereien raus:



Danach erscheint ein frisches Android:



Und der Gerätemanager bestätigt das noch einmal knapp:



Das N7 kann nun selbst zerforscht oder dem Ebay-Kreislauf zugeführt werden.

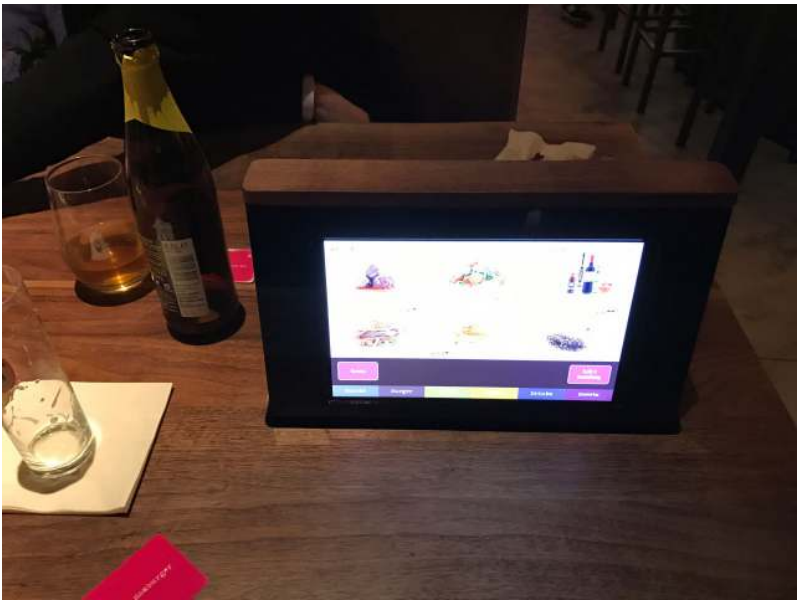
(Humpf – Beim Recherchieren der geeigneten Tags entdecke ich einen ähnlichen Beitrag von Kathrin, da ich aber im Gegensatz zu Kathrin beobachten konnte, was das Gerät nach dem Löschbefehl tut, stelle ich ihn trotzdem online.)

Alexander Stielau

8. November 2016

Bestellung per Touchscreen

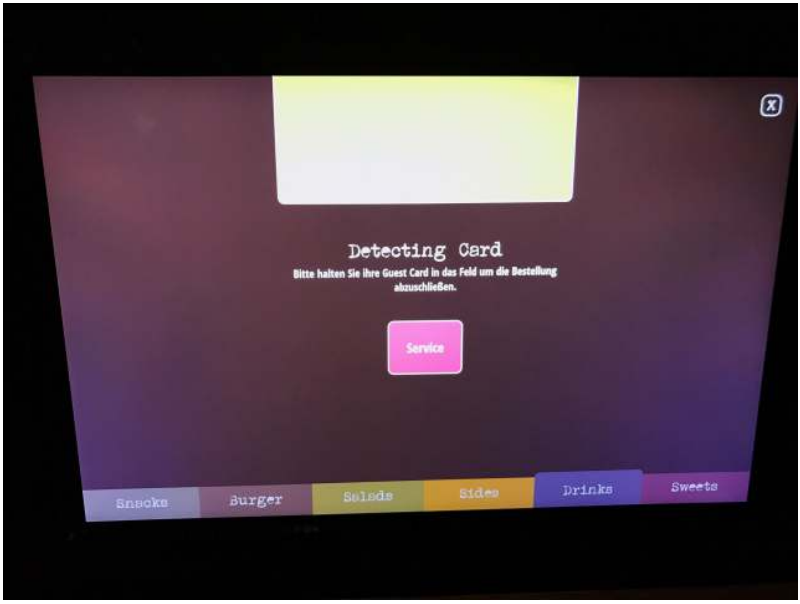
Ich bin zum ersten Mal im Restaurant „Burgerlich“ in Köln. Dort gibt es eine in meinen Augen aufregende Neuerung im Gaststättengewerbe: Versenkbare Touchscreens, über die man die Bestellung ausführen kann.



Ich finde das sehr praktisch. Ich kann mir in Ruhe meinen Burger zusammenstellen, eine Beilage und ein Getränk auswählen und einfach auf „Bestellen“ drücken. Die Buchung wird dann abgeschlossen, indem man eine Art Scheckkarte an den Bildschirm hält, die man am Eingang bekommen hat. Am Ende des Besuchs wird dann über sie abgerechnet, so wie man das von Restaurants wie Vapiano und Co. kennt.

Das Besondere ist, dass man die ganze Zeit am Tisch sitzen bleiben kann. Alles, was bestellt wird, wird in kürzester Zeit von unterschiedlichen Servicekräften angeliefert.

Als meine Begleitung ein Haar in ihrer Limonade findet, ist auch das ein Fall für den Touchscreen. Einmal auf „Service“ gedrückt und in cartoonhaftiger Geschwindigkeit taucht eine junge Frau neben uns auf: „Sie haben den Service gerufen?“



Einziges Manko scheint die Stabilität der Hardware zu sein. Von den vier Bildschirmen, die wir insgesamt nutzen wollten, funktionierte nur einer (zufällig meiner) tadellos. Einer ließ sich erst mit Einsatz größerer Gewalt zum Auftauchen aus dem Tisch bewegen. Ein anderer leuchtete zunächst nicht, später dann doch. Beim vierten war es genau umgekehrt.

Davon abgesehen hat es mir jedoch sehr gefallen, nicht bei jedem Getränkewunsch warten zu müssen, bis eine Bedienung in Sichtweite kommt. Wobei es sicher auch Teil des Systems ist, durch die einfache Bestellmöglichkeit insgesamt mehr zu konsumieren.

Johannes Mirus

1989 bis 2016

Licht am Rande der Legalität

1989 beginne ich in Berlin Fahrrad zu fahren, zunächst mit einem rot-weißen Rennrad, das ich dem Bruder eines Freundes abgekauft habe. Das gute Stück hat die Schalthebel noch am Unterrohr und natürlich keine Lampen, geschweige denn eine Halterung für einen Dynamo. Ich besorge mir also meinen ersten Satz batteriebetriebener Leuchten zum Anklemmen, dazu wiederaufladbare Akkus und ein Ladegerät.

Mitte der 90er steige ich um auf ein Mountainbike. Das halte ich bis heute für die angemessene Variante für die Kombination aus Berliner Straßenverhältnissen und meiner Fahrweise. Auch diese Räder werden üblicherweise ohne Beleuchtung verkauft. So bin ich bislang nie in den Genuss eines Nabendynamos gekommen, was aber für das nächste Fahrrad durchaus in Betracht käme.

Im Laufe der Jahre haben sich folgende mehr oder weniger defekte Gerätschaften angesammelt:

Die älteste Variante, von der ich nur noch eine Lampe besitze. Vorder- und Rücklicht unterschieden sich nur durch ein rotes bzw. klares “Glas”.

CAT EYE

Energizer
Energizer
CAT EYE

Man sieht hier insgesamt den Übergang von Glühbirnen zu Halogenleuchten und dann zu LEDs. Damit einher geht eine Verkleinerung von Lampen und Akkus.

Das neueste Vorderlicht hat einen fest eingebauten Akku, eine farbige LED zur Ladestandsanzeige und wird über ein Micro-USB-Kabel aufgeladen, was bislang gut funktioniert.

Gefühlt sind alle diese Leuchten ungefähr gleich hell. Mir genügt es, wenn ich mit meiner Beleuchtung gut durch einen stockdunklen Park finde. Ich glaube nicht, dass es zu meiner eigenen Sicherheit beträgt, wenn entgegenkommende Verkehrsteilnehmer geblendet erstarren wie die Karnickel. An dem im Berliner Straßenverkehr tobenden *Brightness War* beteilige ich mich lieber hiermit (leider bin ich unfähig, davon vernünftige Fotos oder gar Videos zu machen).

Ansonsten kann ich folgendes Fazit ziehen:

Die Gehäuse der Lampen sind meist recht robust, kaputt gehen üblicherweise die Elektrik oder die Plastikhalterungen.

Die Schalter sind auch nach all den Jahren nicht so konstruiert, dass sie nicht schon beim Transport im Rucksack angehen, woraufhin man dann entweder mit „bei Ihnen leuchtet da hinten was raus“ angesprochen wird oder nach Einbruch der Dunkelheit mit leerem Akku dasteht. Notfalls kann ich mir natürlich im Spätkauf oder an der Tankstelle Batterien besorgen, allerdings zu entsprechenden Preisen.

Und nach wie vor ist keine dieser Leuchten in Deutschland für den Straßenverkehr zugelassen. Nachdem jahrelang eine Ausnahme für Trainingsgeräte mit einem Maximalgewicht von 11 kg galt (alle meine Räder waren schwerer), wurde 2013 die Regelung gelockert. Meine Leuchten erfüllen aber weiterhin nicht die gesetzlichen Anforderungen.

Dennoch habe ich im Laufe der Jahre bei diversen Polizeikontrollen nie Probleme wegen der Beleuchtung gehabt. Die Beamten waren stets zufrieden, wenn ich funktionsfähige Batterieleuchten vorzeigen konnte. Einmal hätte ich für eine fehlende Klingel auf der Oberbaumbrücke € 5 zahlen sollen, was dann an fehlendem Wechselgeld für meinen 50-Euro-Schein scheiterte.

Virtualista

9. November 2016

Sprachlos zur Sprechstunde

Ich brauche einen Termin beim Podologen, weil ich neue orthopädische Einlagen brauche. Ich hasse es, auf französisch zu telefonieren, also spaziere ich an zwei verschiedenen Ordinationen vorbei. Ich spekuliere darauf, persönlich einen Termin auszumachen. Aber die Podologen im Ort haben alle keine Öffnungszeiten, sondern nur Telefonnummern auf ihren Messingschildern.

Ich will aber wirklich nicht telefonieren, also google ich nach Podologen in Paris. Ich hoffe, dass jemand mit Webseite auch Email-Terminanfragen entgegennimmt. Dabei finde ich doctolib.fr wieder. Es ist ein Terminvereinbarungsportal für Ärzte. Mein Freund hatte mir schon mal von der Seite erzählt. Ich finde einen Podologen, der sympathisch aussieht und eine Ordination in der Nähe einer Metrostation hat. Außerdem akzeptiert er als Zahlungsmittel nicht nur Schecks, sondern auch Bankomatkarten.

Ich erfahre, dass freie Termine erst ab 30. November, also in 3 Wochen verfügbar sind. Ich nehme den ersten freien Termin und muss mich mit Telefonnummer, Emailadresse und Passwort registrieren. Die Telefonnummer schreckt mich zuerst ab, aber sie wird anscheinend nur für eine Bestätigungssms verwendet. Außerdem werde ich 2 Tage vor dem Termin erinnert und kann einen Alarm aktivieren, der mir eine Email schickt, sollte vor dem 30. ein Termin frei werden.

Schließlich übernehme ich den Termin samt Adresse und Wegbeschreibung mit nur einem Klick in meinen Google Kalender. Ich freue mich noch über die problemlose Abwicklung, da sehe ich schon eine Bestätigungsemail in meiner Inbox. Sie enthält einen Hinweis, dass man nicht anzurufen braucht, um den Termin zu bestätigen (als ob!) und einen roten Button zum Stornieren des Termins.

Eventuell heißt das, ich werde bald einen Augenarzttermin ausmachen, über den ich seit vor dem Sommer nachdenke. Aber ich will nichts überstürzen.

Fünf Stunden später erhalte ich ein Email, dass ein früherer Termin freigeworden ist. Ich sehe das Email aber erst zwei Stunden nach Versand und als ich auf den Link klicke, um den früheren Termin zu reservieren, ist er schon an eine andere Person vergeben. Ich finde das Feature trotzdem gut, weil die Abwicklung echt kurz und schmerzlos ist.

verenka

10.11.2016

Ganz Asien ist bewölkt

Wir verbringen den Urlaub auf einer kleinen japanischen Insel. Es ist kein Urlaub der minutiös durchgeplanten Sorte, sondern eher ein Urlaub der Mal-sehen-was-geht-Sorte. Schließlich befinden sich von unserer Unterkunft aus in allen Himmelsrichtungen Strände und Korallenriffe in Gehweite, man kann also praktisch sowieso nichts falsch machen. Nach dem Aufwachen konsultiere ich die iPhone-Wetter-App, um zu schauen, welche Tätigkeit das Wetter suggeriert. Die Wetter-App findet uns heute aber nicht. Auf rührend unbeholfene und grotesk unerfolgreiche Weise versucht sie, diesen Mangel zu vertuschen und bietet uns mit unschuldigem Blick das momentane Wetter für “Asia” an. In Asien ist es leicht bewölkt, bei 25 Grad.

Ganz Asien? Ganz Asien.

Also geht ganz Asien heute zum Strand, und wer wären wir, dem zu widersprechen.

Maik Novotny

November 2016

Parken im Internet

Es geht mit dem Flugzeug von Hamburg aus, und aus Gründen wird die Anreise mit dem Auto zurückgelegt. Abflug ist nachmittags, bei der Kontrolle von Abflugzeit und Ähnlichem fällt auf, dass man das Auto ja irgendwo parken muss.

Eine kurze Recherche ergibt, dass man auch das online buchen kann, und die Vorabbuchung etwas günstiger ist. Nach Eingabe von Kennzeichen und Adresse bekommt man eine Mail, in der eine kurze Erklärung ist, wie das Ganze funktioniert. Innerhalb von 24 Stunden nach der Buchung soll man eine Mail mit einem Ticket bekommen. Dieses Ticket sei auszudrucken, damit es dann bei der Einfahrt gescannt werden kann. Der Flug geht aber schon in wenigen Stunden, und bei der Abfahrt ist noch kein Ticket da, um es auszudrucken. Im Kleingedruckten wird auch dieser Fall behandelt: Man kann auch das Ticket auf dem Smartphone vor den Scanner halten.

Mit festem Glauben an die Technik starten wir, und kurz vor Hamburg trifft die Mail mit dem Ticket ein. Bei der Einfahrt in das Parkhaus gibt es einen etwas erweiterten Kassenautomaten an der Schranke: Neben dem obligatorischen Knopf und Auswurfschlitz für das Ticket gibt es noch eine Glasfläche. Dahinter vermute ich den Scanner, halte den Barcode des Tickets davor, und siehe da: Die Schranke öffnet sich! Ein Foto kann ich leider nicht liefern, da das dafür genutzte Smartphone mit dem Zeigen des Tickets beschäftigt ist und hinter mir der nächste Wagen drängelt.

Wolfgang Kunckel

November 2016

Auf der Suche nach der verlorenen Zeiterfassung

Wir sind in der Firma umstrukturiert worden und bilden jetzt eine eigene kleinere Einheit hier am Standort. Vorher war es so, dass wir uns an der Stechuhr morgens eingeloggt und abends ausgeloggt haben, mit einer RFID-Karte, die man davorhält und dann piept es. Dann gibt es so eine firmeninterne Website, da kann man sich einloggen und nachschauen, was das Stundenkonto so sagt. Wenn man vergessen hat, sich morgens an der Stechuhr einzuloggen, dann kann man da korrigieren.

Nach der Umstrukturierung hieß es erst mal: "Ja, diese Möglichkeit, das da online einzugeben, die gibt es im Moment noch nicht, das wird nachgerüstet, und das mit der Stechuhr funktioniert auch gerade nicht, also schreibt euch das einfach mal auf, wann ihr gekommen und gegangen seid." Das war Anfang August. Jetzt haben wir Anfang November.

Ich habe inzwischen erfahren, dass wir wahrscheinlich gar keine Zeitabrechnung mehr bekommen, und zwar aus folgendem Grund: Jeder Standort hat sein eigenes Zeitabrechnungssystem. Das ist zwar alles eine einzige große SAP-Anwendung, aber da gibt es keine Templates für neue Standorte, die man einfach verwenden und in der man dann Einzelheiten spezifisch anpassen könnte, sondern es muss von Grund auf neu programmiert werden für jeden einzelnen Standort, wenn der nicht in ein absolut festgefügtes Raster passt. Dadurch, dass wir abgespalten wurden aus einer anderen Firma, die nur indirekt zur Mutterfirma gehörte, gibt es eben ein paar Betriebsvereinbarungen, die weiterhin gelten und ein paar, die vom neuen Tarifvertrag abgelöst worden sind, Das heißt, es gibt jetzt ein Regelwerk, das nicht hundertprozentig das der großen Firma ist, aber auch nicht mehr dem der kleinen Firma entspricht, und sie können nichts Neues daraus erzeugen, ohne dass sie – und das ist jetzt wortwörtlich – "einige zigtausend Euro dafür bezahlen, das neu programmieren zu lassen", für unsere zwanzig Leute. Und deshalb wird es wahrscheinlich auch nicht passieren.

Das Überwachungssystem, das darauf schaut, dass man seine Zeiten einträgt, sich an der Stechuhr einloggt und ausloggt und so was, ist inzwischen richtig böse geworden. Das schreibt jetzt einmal im Monat Mails, die waren erst noch recht höflich: “Sehr geehrter Herr Dings, bitte tragen Sie innerhalb von … Ihre Gleitzeitprüfungen ein.” So nach zwei Monaten hat es angefangen, den Ton ein bisschen zu verschärfen: “Wir weisen Sie darauf hin, dass mit gleicher Mail Ihr Vorgesetzter informiert wurde, dass die Prüfungen noch nicht vorgenommen wurden.” Leider – oder zum Glück – hat es keine weiteren Eskalationsstufen, es schreibt also hilflos jeden Monat diese Mails. Wir haben uns schon an die HR-Abteilung gewendet. Die hat gesagt, da passiert nichts weiter. Wir sollen halt weiter aufschreiben. Ich bin gespannt, ob sich das irgendwann noch mal löst.

Alan Smithee, aufgezeichnet von Kathrin Passig

November 2016

Das Internet gehört dazu, aber Oma hat trotzdem keins

N. (11 Jahre): “Wie kann das eigentlich sein, dass Oma kein Internet hat?”

Dann, in einem Tonfall, der zwischen empört und ungläubig schwankt: “Das geht doch gar nicht!!”

Molinarius

1988 bis 2016, fortlaufend

Schreibgerätebiographie

Am 2. August 1988 fange ich an, in karierte Spiralhefte zu schreiben. Es sind Hefte im Format DIN-A5, aus dem Brunnen-Verlag, Marke »Student«. Ich schreibe mit dünnen, schwarzen Filzschreibern, und meine Handschrift

ist dadurch klein genug, dass sie in das 5mm-Raster des Papiers passt. Ich brauche etwa alle sechs Monate ein neues Heft, und fülle bis zum Mai 1991 sieben Stück davon.

Am 28. Mai 1991 fange ich eine schwarze Kladde mit weißem Papier ohne Linien an. Ich habe mir einen Kalligraphie-Füller mit abgeschrägter Feder gekauft, schreibe damit aber nur einen Monat lang. Dann kaufe ich mir einen klassischen Füller mit Drehknopf am oberen Ende, der über eine Spiralmechanik eine Pumpmembrane bewegt. Man kann diesen Füller in ein Tintenfass halten und durch Drehen des Knopfs auftanken.

Ich lasse mir, um die Anschaffung zu besiegeln, meinen Namen in den Füller gravieren. Das stört mich schon kurze Zeit später so sehr, dass ich eine Nagelfeile nehme und den Namen eigenhändig wieder herausfeile. Der Füller behält davon eine abgeflachte Stelle an der Seite. Jetzt ist es wirklich meiner.

Der Tintenfluss aus diesem Füller ist immer problematisch. Mit der Zeit trocknet immer mehr Tinte auf der Feder ein und verstopft die Flusskanäle. Ich drücke die Feder etwas fester auf, um den Metallspalt auseinander zu spreizen, so dass Tinte hineinfließen kann. Das hilft ein bisschen, aber nicht viel. Ich stehe alle paar Wochen einige Minuten am Waschbecken und spüle den Füller mit Wasser durch, danach geht es wieder besser. Eine andere Lösung ist, das Tintenfass offen neben dem Heft stehen zu haben und den Füller alle paar Sätze kurz hineinzutunken, damit wieder flüssige Tinte auf der Feder ist. Diese Geste ist außerdem stilvoll und daher macht es mir nicht so viel aus, dass die Tinte nie so richtig flüssig aus dem Tank fließt.

Ich schreibe mit diesem Füller bis Ende der Neunziger Jahre, immer in Hefte und Kladden ohne Lineatur, das Format wechselt auf das größere DIN-A4. Es ist schwierig, schlichte Hefte ohne irgendwelche Verzierungen zu finden, und wenn ein Händler eine Heftsorte, auf die ich mich eingeschrieben habe, plötzlich nicht mehr im Programm hat, ist das ein Unglück.

Seit dem Jahr 1988 studiere ich Informatik, aber da ich mit diesem Beruf hadere und ihn peinlich finde, habe ich beschlossen, dass mir kein Computer ins Haus kommt. Um Texte ins Reine zu schreiben, kaufe ich mir stattdessen

eine elektrische Schreibmaschine, deren einzige etwas modernere Funktion darin besteht, dass sie die letzten paar getippten Zeichen mit einer Art eingebautem Tipp-Ex wieder löschen kann.

Meine Abneigung gegen Computer dauert bis 1996, als ich mir einen Laptop kaufe. Ich kann nicht genau sagen, warum ich diesen Computer haben will, nur dass es mich irgendwie reizt. Auf einer Reise nach Marrakesch benutze ich ihn zum ersten Mal, um meine Notizen festzuhalten. Die im Vergleich zur Handschrift viel höhere Schreibgeschwindigkeit lässt eine regelrechte Textlawine entstehen.

Ich habe Angst davor, dass der Computer mich vom Schreiben ablenkt, und darum baue ich mir mein eigenes Schreibprogramm. Als Grundlage verwende ich LyX, eine graphische Oberfläche für Latex, aber ich verändere das Programm so, dass alle Menüs und sonstigen Bedienelemente ausgeblendet werden, und nur das, was ich schreibe, sichtbar ist. Außerdem programmiere ich eine besondere Funktion der Wagenrücklauftaste: Wenn ich einmal RETURN drücke, soll

ein neuer Absatz mit Einrückung anfangen, und wenn ich zweimal RETURN drücke,

ein neuer Absatz ohne Einrückung und mit einer Leerzeile dazwischen. So werden die Bücher vieler Verlage gesetzt, und ich finde dieses Gestaltungsmittel für meine Art des Schreibens unverzichtbar.

Während der nächsten Jahre führe ich meine handschriftlichen Hefte weiter, aber ich wechsele auch immer wieder an den Computer. Das ist unangenehm. Ich fühle mich gespalten, aber ich kann diese Spaltung nicht verhindern. In der Handschrift habe ich das Gefühl, ich selber zu sein, aber der Computer vervielfacht meine Schreib- und Denkgeschwindigkeit.

Susan Sontag sagte: »Das, was ich schreibe, ist intelligenter als ich, weil ich es umschreiben kann.« Das geht auf dem Bildschirm flüssiger als auf dem Papier, wo ich nur gelegentlich ein Wort durchstreiche, oder, wenn es ganz schlimm geworden ist, eine ganze Seite herausreiße und zur Not das, was

schon auf derselben Seite stand, noch einmal abschreibe. Dennoch dauert es einige Jahre, bis ich auf dem Bildschirm meine eigenen Schreib- und Änderungsrhythmen entwickle.

Ab dem Sommer 2002 höre ich mit den Heften auf und schreibe ausschließlich am Computer. Ich lege mir jedes Jahr eine neue Datei an und schreibe darin fortlaufend. Ich steige auf OpenOffice um und kümmere mich nicht mehr groß darum, wieviele Menüs und Funktionsleisten um meinen Text herum stehen. Die besondere Formatierung – einmal RETURN für eingerückten Absatz, zweimal RETURN für Absatz ohne Einrückung mit Leerzeile – baue ich zuerst mit OpenOffice-Makros nach, aber mit der Zeit wird es mir egal und ich verwende nur noch Absätze ohne Einrückung mit jeweils einer Leerzeile dazwischen.

Ab dem Jahr 2012 verwende ich Google Docs zum Schreiben. Es ist mir wohler dabei, wenn meine Texte direkt in der Cloud gespeichert werden und nicht an mein eigenes Gerät gebunden sind. Seit dem Dezember 2013 veröffentliche ich das, was ich schreibe, in meinem fortlaufenden Blog. Dabei halte ich für jeden Eintrag nach dem Aufschreiben einen Sicherheitsabstand von vierundzwanzig Stunden bis zur Veröffentlichung ein, um grobe Fehler und Missgriffe zu verhindern.

Aufgeschrieben wird alles im Google Doc, und ich kopiere den aktuellen Eintrag dann rüber zu Tumblr. Dabei gehen Formatierung und Links verloren, ich muss also in Tumblr sorgfältig alle kursiv gesetzten Wörter nachtragen und Links erneut einfügen. Das Datum am Anfang jedes Eintrags ist ein Permalink auf den Eintrag selbst, falls ihn jemand zitieren will. Ich kenne keine Funktion bei Tumblr, um so einen Permalink automatisch zu setzen. Ich lege den Link darum zuerst an und gebe als Linkziel »dummy« ein, speichere und veröffentliche den Eintrag, und kopiere mir dann den Permalink, den Tumblr soeben erzeugt hat, und editiere den Eintrag schnell nochmal und ersetze das »dummy« durch den korrekten Permalink. Das versuche ich so schnell zu machen, dass die Version mit dem »dummy«-Link noch nicht in den RSS-Feed übernommen wurde oder von Lesern direkt auf der Webseite gesehen wird.

Anfangs hat mich gestört, dass die Einträge bei Tumblr in umgekehrt chronologischer Reihenfolge stehen. Ich habe überlegt, eine eigene Bloggingsoftware zu entwickeln, die eine Art nach oben wegscrollende, chronologische Reihung anzeigen würde. Aber dazu kam es nicht. Stattdessen schreibe ich jetzt auch im Google Doc umgekehrt chronologisch, der aktuelle Eintrag kommt also ans obere Ende der Datei.

André Spiegel

1986 bis 2016

Dreißig Jahre Musikkonsum

1986 bis frühe 90er: Steinzeit. Musik wurde auf dem Radio (RIAS Berlin, DT64, später SWR, HR, BR) auf Kassette aufgezeichnet. Anfangs ging das nur über Mikrofon, vermutlich, weil das Kabel noch nicht erfunden war. Abgespielt wurden die schlechten Aufnahmen mit schlechten Abspielgeräten.

1989 bis frühe 90er: Kurze Phase, in der Langspielplatten eine Rolle spielten. In der DDR konnte man keine kaufen, später wollte ich keine mehr.

Frühe 90er bis 2005: Die relative lange Ära der CDs. Meine erste selbstgekaufte CD war “Lies” von Guns’n’Roses (nackte Frau im Innencover), meine letzte irgendwas von Arcade Fire. In dieser ganzen Zeit besaß ich nur drei Abspielgeräte: Erst einen dicken fetten Discman (so hießen Abspielgeräte, die man herumtragen konnte). Er lief nur dann richtig, wenn man ein Gewicht auf den Deckel legte, und die CD damit runterdrückte. Damit hatte sich das Herumtragen erledigt. Als Gewicht verwendete ich ein altes Barometer, das ich mit Münzen gefüllt hatte. Später dann kam eine kleine Kompaktanlage in meine Wohnung. Das Gerät existiert immer noch, irgendwo bei Fulda. Die dritte Option kommt gleich.

1999 bis 2004: Revival der Kassetten, vorwiegend, weil ich im Auto nur Kassetten hören konnte. Das Auto war ein Opel Corsa. Abgespielt wurden die alten Kassetten, aber auch überspielte CDs. Und Vogelstimmen. Ich verbrachte viel Zeit in diesem Auto.

2003 bis 2005: Die relativ kurze Ära der mobilen CDs. Ich besaß einen herrlichen flachen leichten silbernen Discman, kaum größer als eine CD selbst. Und ich besaß alle Mars-Volta-CDs. Mehr brauchte ich nicht.

2006 bis 2014, mit Unterbrechungen: Die last.fm-Phase. Das selbstkonfigurierende Internetradio last.fm funktioniert manchmal gut, manchmal schlecht. Erst arbeite mit den "Loved Tracks", zwischendrin mit "Recommendation Radio", am Schluss nur noch mit Tags. Mein eigenes Tag-Radio "Vergehen" verwende ich bis heute.

2006 bis circa 2012: Die iTunes-Phase. Es war eine Zeit, in der die Internetverbindung nicht immer so entsetzlich reibungslos funktionierte wie heute. Auf iTunes liefen CDs, die ich digitalisiert hatte – damals hatten Laptops noch eingebaute CD-Spieler – oder Downloads. Später immer mehr Downloads.

2010 oder so bis 2014: Mobile Musik über einen winzigen iPod Nano, so klein, dass ich ihn ständig suchen muss, was auch erklärt, warum er sich nicht durchgesetzt hat.

Seit 2014: Vorwiegend YouTube. Ich habe eine Musik-Playlist, die "Beacon Music" heißt und sehr unterschiedliche Sachen enthält. Wenn ich Musik brauche, klicke ich erst auf die Liste, dann auf ein Video in der Liste, dann auf den Mix zu diesem Video.

Seit 2013: Revival der CD, vorwiegend, weil immer mehr von ihnen in meinem Haus landen. Und weil ich einen CD-Player im Auto habe. Das Auto war und ist ein Ford Focus. Für eine Weile höre ich CDs nur im Auto. Dann kaufe ich mir wieder ein CD-Abspielgerät. Das vierte in meinem Leben.

Aleks Scholz

November 2016

Die Erfassung der Zeit

An meinem Arbeitsplatz funktioniert die Zeiterfassung. Es kommen dabei keine Chipkarten zum Einsatz, sondern man loggt sich bei einem Web-Dienst im Intranet ein und trägt dort ein, von wann bis wann man im Büro war und wie viele Stunden man jeweils an welchem Projekt gearbeitet hat.

Das System ist großzügig. Habe ich fünf nicht-Urlaubstage in Folge nichts eingetragen, bekomme ich tägliche Erinnerungsmails, was aber sofort wieder für fünf Tage aufhört, sobald ich *irgendetwas* eintrage. Zum Monatsende bin ich dann allerdings gezwungen, den alten Monat „abzuschließen“, bevor ich Einträge für den neuen Monat tätigen kann.

Alle halbwegs erfahrenen Prokrastinatoren folgern aus dieser Beschreibung augenblicklich, dass am Monatsende üblicherweise noch Daten nachzutragen sind, weil man an den jeweiligen Tagen etwas Besseres zu tun hatte. Bei mir kommt hinzu, dass kaum ein Tag vergeht, an dem ich nicht an mindestens drei verschiedenen Projekten im Sinne der Zeiterfassung arbeite.

Mein Verfahren, zum Monatswechsel einigermaßen korrekte Stundenzahlen einzutragen, ist folgendes:

1. Zunächst ermittle ich Ankunfts- und Aufbruchszeiten an den fraglichen Tagen. In den allermeisten Fällen fahre ich mit dem Rad oder der BVG ins Büro. Radfahrten tracke ich mit Strava (früher mit Runkeeper – das Techniktagebuch berichtete). BVG-Tickets löse ich fast ausschließlich mit der BVG-App. Ich kann also meinem Strava-Log und der Tickethistorie der BVG-App entnehmen, wann ich am betreffenden Tag angekommen oder gegangen bin.

2. In Fällen, in denen auf diesem Weg keine Zeit zu ermitteln ist, kann ich immer noch in der WhatsApp-Timeline nachsehen, ob ich meiner Frau eine „bin unterwegs – soll ich noch was aus dem Supermarkt mitbringen?“-Nachricht geschickt habe. Als letzte Möglichkeit prüfe ich, wann ich an dem Tag die erste oder letzte Mail gesendet habe.

3. Nun geht es darum, meine Tätigkeiten zu bestimmen. Auch hier schaue ich in meine Mails, außerdem in den Outlook-Terminkalender und schließlich in die Historie des Source Code Repositorys (Subversion). Falls ich Source Code bearbeitet habe, stehen dort detaillierte Kommentare meiner Änderungen mit Datum und Uhrzeit.

4. An diesem Punkt setzt meistens auch die Erinnerung wieder ein, was ich an dem Tag so getrieben habe.

Virtualista

November 2016

Wer schweigt, der bleibt

In der Redaktion wird über Handy-Klingeltöne gesprochen. Bei mir erwacht das Interesse, herauszufinden, welcher Ton auf meinem eigenen Handy eingestellt ist. Das Gerät – ein Sony Xperia – ist ein paar Monate alt. Auf seinem Vorgänger hatte ich noch eine Datei als Klingelton eingestellt, die ich eigens dafür auf das Handy kopiert hatte. Beim neuen Handy habe ich daran nicht mal gedacht. Erstens ruft sowieso kaum jemand an. Zweitens ist das Handy fast immer stummgeschaltet. Es klingelt also nicht mal, wenn doch einer anruft. Zumindest hat es das noch nie, seit ich es habe.

Im Menü ›Ton & Benachrichtigung‹ steht ›Unbekannter Klingelton‹. Eine Möglichkeit, diesen unbekannten Klingelton direkt anzuhören, scheint es nicht zu geben. Gut, dass ich noch Festnetz habe und mich darüber selbst

auf dem Handy anrufen kann. Es klingelt. Der Ton wirkt so, wie ich mir einen Standard-Klingelton vorstelle – und das sage ich, ohne je den Standard-Klingelton irgendeines neueren Handys bewusst gehört zu haben. Bei allen anderen klingelt es ja auch immer seltener. Als ich anschließend die vorinstallierten Klingeltöne durchhöre, stellt sich heraus, dass der unbekannte Klingelton tatsächlich unter dem Namen ›Xperia‹ in der Liste steht. Er klingt nicht besonders angenehm, aber da er ohnehin praktisch nie zum Einsatz kommt, darf er bleiben.

Christopher Bergmann

18.11.2016

Audienz bei der Kundendienst-Botschafterin

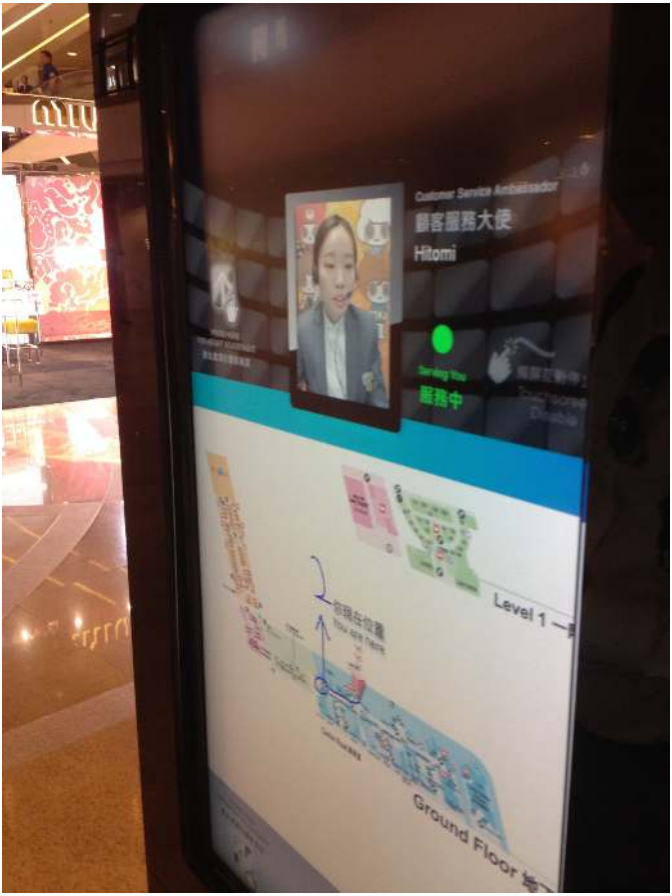
Nach einer Woche Hongkong sind wir es schon gewohnt, dass Straße, Markt und Shoppingcenter hier nahtlos ineinander überzugehen pflegen. Kein Wunder in einer Stadt, die praktisch ausschließlich aus dem Kauf, Verkauf und Transport von Waren zu bestehen scheint. Zwischen Berg und Tal, zwischen Park und MTR-Bahnhof, zwischen Nudelsuppe und anderer Nudelsuppe führt der Weg zuverlässig durch so manche Soundso-Mall, diesen und jenen Soundso-Place, etliche Dingenskirchen-Arcades.

Heute steuern wir aber ein Center speziell an, nämlich die Harbour Plaza, da sich in dieser eine Filiale eines japanischen Minimalismus-Einrichtungsschnickschnack-Anbieters befindet, dem wir verfallen sind. Die Harbour Plaza erweist sich als sehr riesig und voll mit Geschäften der Art, in denen unter Handtaschen “Preis auf Anfrage” steht und die man nur mit sehr großen und ausschließlich kastenförmigen Behältnissen verlässt, für die das Wort “Tüte” eine Blasphemie darstellt. Geblendet von der Pracht in weißem Marmor müssen wir uns zuerst einmal orientieren. Die Infotafel zeigt den üblichen Plan der einzelnen Geschosse, in der Mitte ein Fragezeichen, der Begleiter drückt darauf.

“You are being connected with the customer service.”

Huch?

Der Customer Service poppt auf der Infotafel in Form einer jungen Dame mit Headset auf, die vor einer Comicfiguren-Wandtapete sitzt. Zuerst spricht sie chinesisch, als sie uns sieht, wechselt sie auf Englisch. Sie heißt Hitomi, informiert uns das Display, und ist Customer Service Ambassador, also Botschafterin eines Staates namens Kundendienst. Wir geben unseren Wunsch bekannt, und schon erscheint mit blauer Farbe der von Hitomi handgekrakelte Weg in den zweiten Stock zum Schnickschnackshop.



Schon klar, Leute, die in Kastenformtütenboutiquen einkaufen, haben vermutlich auch Concierges zuhause und Valet Parking im Hotel und verlangen im Shopping Center nach Assistenz mit Gesicht. Toll ist es trotzdem.

Maik Novotny

19.11.2016

Statt der Bibel in der Nachttischschublade

Mein Hotelzimmer hat ein speziell eingerichtetes Android-Tablet, mit dem man sich Drinks aufs Zimmer bestellen, den Wetterbericht angucken und die Speisekarte des Restaurants erfahren kann.

Unter dem Menüpunkt “Religion / Menschenrechte” verbergen sich diverse Heilige Schriften sowie die UN-Menschenrechtscharta.

Erster Gedanke: Damit wäre dann auch klar, was die Heilige Schrift von Atheisten und Agnostikern ist.

Zweiter Gedanke: Ist die Charta vielleicht als ergänzendes Lesematerial zu z. B. der Bibel gedacht?

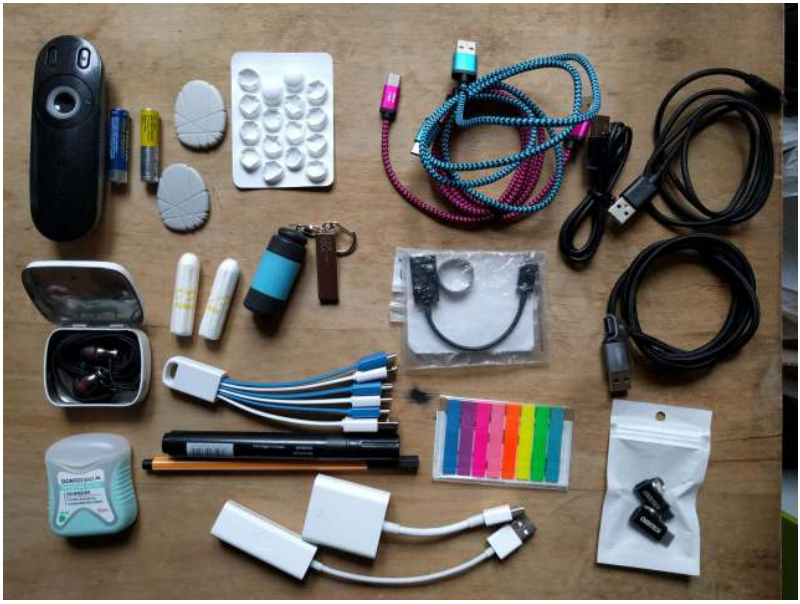
Rin Räuber

November 2016

Techniktütentagebuch

Vor einigen Monaten habe ich gemerkt, dass es unpraktisch ist, bei einem Wechsel des Gepäckstücks (Rucksack – Umhängetasche – größerer Rucksack) immer den ganzen Kleinkram hier herausnehmen und da wieder einstecken zu müssen. Seitdem wohnt der Kleinkram in einer Plastiktüte, die sich mit einem Griff ins nächste Gepäckstück verpflanzen lässt:

Diese Plastiktüte enthält:

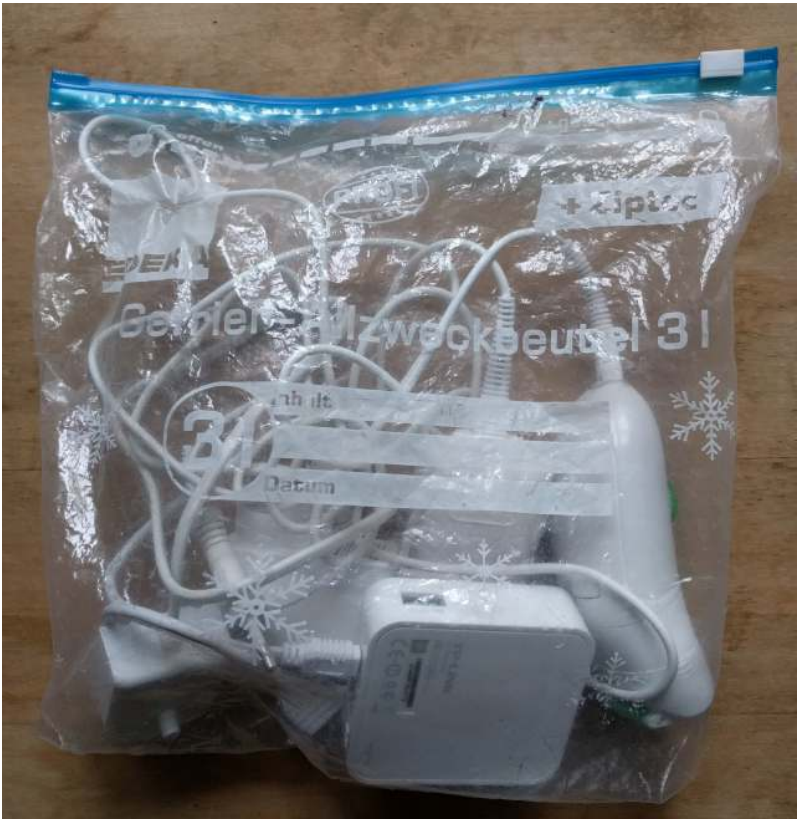


- Vortragsslide-Weiterklicker ("Presenter"), Batterie, Ersatzbatterie. Ich habe ihn auch dabei, wenn ich auf Wochen hinaus keine Vorträge zu halten brauche, denn andere Vortragende haben sich schon öfter über ihn gefreut.
- Zwei unnütze Bluetooth-Dinger, die zu "The O" gehören
- Kopfschmerztabletten
- Übertrieben große Menge USB-C-Ersatzkabel. Sie gehen (bei mir jedenfalls) schnell kaputt und sind in akuten Mangelsituationen, wenn man nicht den Onlinehandel bemühen kann, immer noch schwer zu beschaffen. Bei den letzten Malen musste ich fünf bis sechs Nahost-

Handyzubehörläden aufsuchen und in den meisten davon erst erklären, was USB-C überhaupt ist und meine Handybuchse vorzeigen, bis man mir mitteilen konnte, dass es so was hier nicht gibt.

- Kopfhörer in einer Dose. Keine Verknotungsprobleme.
- Tampons
- USB-Taschenlampe (Geschenk meiner Schwester, das ich nur beim Zelten brauche, ansonsten nehme ich die am Handy). Daran ist aus Verliersicherheitsgründen mein USB-Stick befestigt.
- In der kleinen Tüte: Ein unnützer NFC-Fingerring und ein USB-OTG-Kabel für alle Fälle, das jetzt allerdings nicht mehr an mein Handy passt, sondern nur noch an die Handys anderer Leute.
- Das blau-weiße Ding ist eine praktische Sammlung von USB-Ladekabeln: USB auf Micro-USB, USB-C, Mini-USB (braucht der Geigerzähler) und iPhone. Ich habe es schon mehrmals verschenkt und dann wieder nachgekauft.
- Klebemarker in Leuchtfarben, falls mal ein Papierbuch gelesen werden muss
- Zahnseide
- ein dicker und ein dünner Stift
- Beamer-Adapter von Macbook auf VGA
- der in Rotterdam gekaufte Ethernet-Adapter fürs Macbook
- zwei Micro-USB auf USB-C-Adapter, falls doch mal nur ein Micro-USB-Kabel zu haben ist

Eine zweite Tüte, die meistens im Schrank liegt, enthält Technik, die ich nur bei längerer Abwesenheit mitnehme:



- Epiliergerät und Netzteil (dank des technischen Fortschritts jetzt leichter mitnehmbar)
- Mini-WLAN-Router und Netzteil (für schwierige Ferienhaus- und Hotelsituationen)

- Induktionsladegerät der elektrischen Zahnbürste

Zum Vergleich ist hier ein Teil meines im Vorjahr herumgetragenen Sortiments zu sehen, der Kabelsalat in der Herrenhandtasche von Johannes Mirus und Stefan Jaekels Technikgepäck auf einer Chinareise.

Kathrin Passig

19. November 2016

Auch das Kinderkriegen scheint einfacher geworden zu sein

Im Traum bin ich damit beschäftigt, ein Kind zu bekommen. Währenddessen unterhalte ich mich in einem Messenger mit Michael Brake (der mit dem Kind weiter nichts zu tun hat). Brake postet im Chat ein Ultraschallbild und gleich danach sogar ein Foto vom zur Welt gebrachten Kind, die zu ihm gelangt sind, noch bevor ich etwas davon weiß. Auch vom Gebärvorgang habe ich eigentlich gar nichts mitbekommen. Beeindruckend, aber das ist jetzt wohl der Fortschritt, denke ich.

Kathrin Passig

20.11.2016

Klausurvorbereitung 2016

Im Jahr 1987 besuche ich die 8.Klasse eines bayerischen Gymnasiums und bereite mich folgendermaßen auf eine Klassenarbeit vor: ich lese im Heft nach. Ich lese im Buch nach. Ich suche meine Arbeitsblätter, die ziehharmonikaartig gefaltet im Ranzen ganz unten stecken. Ich gehe am Tag der Schulaufgabe (wie “Klausur” in Bayern heißt) in den Unterricht und schreibe das auf die genormten Blätter, an das ich mich erinnere.

Heute lernen Kinder in der 7. oder 8.Klasse so: Sie lesen im Heft nach und stellen fest, sie haben fast gar nichts aufgeschrieben. Sie erinnern sich daran, dass A oder B aus der Klasse viel sorgfältiger in Sachen Heftführung sind. Eventuell erinnern sie sich erst daran, als die Mutter sich daran erinnert hatte ... aber was soll's. Sie erinnern sich und dann schreiben sie A auf WhatsApp an. "Was kommt eigentlich dran in der Klausur morgen?"

Das Ergebnis ist immer dasselbe: entweder kommt eine längere Sprachnachricht zurück mit Seitenangaben und einer Aufzählung notwendiger Arbeitsblätter (die ziehharmonikaartig gefaltet ganz unten in Ranzen auftauchen – mit Glück), oder es folgen eine Reihe abfotografierter Seiten, Heftaufschriebe oder Arbeitsblätter. Die ganz Gewieften haben auf den Bildern der Vorbereitungsblätter ihre eigenen Lösungen per "Bearbeiten" weggelöscht.

Diese Bilder werden dann nach Erhalt über die "Teilen"-Funktion bei WhatsApp per Mail an die Mutter geschickt, damit die den Bildanhang ggf. noch ein wenig nachbearbeiten kann wegen der Lesbarkeit, um ihn dann auszudrucken.

Am Tag der Klausur gehen die Kinder dann in die Schule und schreiben in Klassenarbeitshefte, an was sie sich erinnern. Das ist gar nicht so wenig, weil sie sich allein für die Ergatterung der Vorbereitungsunterlagen so anstrengen mussten.

Pia Ziefle

November 2016

Neues vom Laptopverbot

Auch in meinem Laptopverbotscafé-Ausweichcafé hat es wieder mit den Wochenenden angefangen:

Das war im Oktober. Im November werden die Regeln verschärft:

Dafür scheint es jetzt an den Wochenenden wieder legal geworden zu sein. Vielleicht wird aber auch nur das Schild ausgetauscht. Immerhin behauptet man hier nicht, man wolle so die Gesprächskultur fördern, und es gibt auch keine Plattenspieler als Ersatz. Das Lesen von Zeitungen, Zeitschriften und Büchern unterliegt weiterhin keinen zeitlichen Beschränkungen.

Im ursprünglichen Laptopverbotscafé ist das Verbot inzwischen wieder aufgehoben worden (siehe Update hier, man muss nur das Internet jetzt selbst mitbringen). Außerdem habe ich ein neues Laptopverbotscafé-Ausweichcafé-Ausweichcafé gefunden. Dort gibt es derartig viele Steckdosen an fast allen Tischen, dass sie den Laptopgebrauch nicht so bald verbieten können. Und falls doch, werden sie Bügeleisen als Ersatz anbieten müssen.

Kathrin Passig

21. November 2016

Infrastruktur als Ambiente

Zum ersten Mal nutze ich ein so genanntes CoLab, also einen Ort, an dem temporär gearbeitet werden kann. Konkret gibt es hier bestens ausgerüstete Sitzungszimmer in allen Grössen sowie kurz-, mittel- und langfristig mietbare Arbeitsplätze. Dazu gehört auch ein Café mit vielen Möglichkeiten sich arbeitstechnisch einzurichten, unter anderem auf einer Terrasse mit saisonbedingt etwas verhutzelt wirkenden Urban-Gardening-Kisten. Das Café tut ein wenig berlinerisch, ist aber äusserst helvetisch eingerichtet, heisst: bis ins letzte Detail schick und very designerly (sponsored by Vitra). Hier treffe ich mich mit G., um ein gemeinsames Projekt zu planen. Wir stellen fest, dass wir die Infrastruktur – das, was wohl früher „Internetcafé“ geheissen hat – eigentlich gar nicht brauchen. Wir diskutieren mit farbigen Stiften auf Papier und wenn wir Informationen brauchen, die wir nicht im Kopf haben, holen wir sie aus unseren klugen Telefonen. Dank unlimitierten Verträgen mit der Swisscom sind diese überall internettauglich. Von Vorteil ist allerdings die emsige Atmosphäre, die das italienische Café gleich um die Ecke nicht bieten kann.

Franziska Nyffenegger

22.11.2016

Unerwartete Elternhandlungen

Ich bin bei meinen Eltern und meine Mutter will mir Springerle näherbringen, also googelt sie und wählt die Springerle-Seite in der Wikipedia. Es ist wieder Wikipedia-Spendenzeit und oben auf der Seite erscheint der Spendenbutton.

“S., wollen wir eigentlich noch mal was an Wikipedia spenden?” ruft sie meinem Vater zu.

“Warum nicht?” sagt er, als er ins Zimmer kommt.

Meine Mutter guckt auf die Optionen. “15 Euro?” fragt sie.

“Jo.”

Meine Mutter klickt auf 15 Euro und landet auf der Bezahlseite.

“PayPal?”

“Ja.”

Sie klickt, tippt, zwar im Zweifingersystem aber ziemlich schnell und sicher und zack, zack, zack sind 15 Euro gespendet.

Meine Eltern sind noch recht jung und ich weiß, dass sie das Internet für viele Dinge nutzen, trotzdem erstaunt mich einerseits die Selbstverständlichkeit und andererseits der reibungslose Ablauf der ganzen Aktion.

“Man nutzt es ja schon viel”, sagt mein Vater und da hat er wohl recht.

Springerle sind übrigens Gebäck, die Wikipediaseite weiß mehr.

Anne Schüßler

November 2016

Unterschrift per Tonaufnahme

Ich möchte meinen Handytarif (1&1 über GMX) zu einem günstigeren Angebot ändern. Nach ein wenig Warteschleife und Weiterverbinderei habe ich die richtige Mitarbeiterin an der drahtlosen Strippe. Ich freue mich, jetzt doppelt so viel Daten für einen Euro weniger im Monat zu bekommen, und will schon auflegen, als ich aufgefordert werde, meine Bestellung per Tonaufnahme zu bestätigen. Ich werde gefragt, ob ich einverstanden bin, dann startet die Aufnahme, meine Kundennummer und die Angaben zum neuen Vertrag werden wiederholt und ich werde gefragt, ob ich einverstanden bin, was ich bestätige. Dann wird die Aufnahme gestoppt. Ich erhalte eine Bestätigung per SMS. Am nächsten Tag wird mir per SMS und E-Mail mitgeteilt, dass der neue Vertrag jetzt läuft.

Extramittel

23.11.2016

Kurbeln auch fürs Handy

In diesen Zeiten drängt sich bisweilen auf, drüber nachzudenken, wie es denn im Falle einer Katastrophe so aussieht (und die ist in unseren technisierten Großstädten schon ein längerer Stromausfall). Im Schrank liegt noch das Notfallradio, das ich vor sechs Jahren bei einem Besuch in Afghanistan bekommen hatte (sowohl ISAF als auch die US-Truppen hatten in großem Stil diese netzunabhängigen Empfänger an die Landbevölkerung ausgegeben).

So was funktioniert auch in Europa: Ein handliches Radio für UKW-Empfang (die ebenfalls vorhandenen Bänder für Kurz- und Mittelwelle sind hierzulande seit der Abschaltung der Mittelwellensender Ende 2015 weitgehend überflüssig; auch auf Kurzwelle gibt es in Europa fast nichts mehr). Vor allem aber mit etlichen verschiedenen Möglichkeiten, die Stromversorgung sicherzustellen: Das Radio lässt sich in normalen Zeiten mit einem Netzteil betreiben. Aber auch mit Batterien – und wenn die leer sind, hilft entweder – langwierig und nur bei reichlich Sonne – die eingebaute Solarzelle oder die vorhandene Kurbel. Ein paar Minuten Kurbeln reicht für eine knappe halbe Stunde Radioempfang. Oder für eine Zeitlang Licht aus den eingebauten Leuchtdioden.

Der interessantere Teil dieses Radios ist aber die zusätzliche Möglichkeit, andere Geräte aufzuladen – vor allem Mobiltelefone. Ein kleines Tütchen mit verschiedenen Adaptern passt die mobile Ladestation an ältere Handys an, zum Beispiel an einfache Nokia-Telefone (Foto oben). Aber da der Ausgang der Stromversorgung eine USB-Buchse ist, lassen sich auch Smartphones zum Aufladen anschließen.

Das ist allerdings ein mühsames Geschäft. Ich habe nicht lange genug durchgehalten, als dass ich herausgefunden hätte, wie lange ich für die vollständige Aufladung eines älteren Mobiltelefons oder gar eines deutlich stromhungrigeren Smartphones kurbeln müsste.

Aber wenn der Strom lange genug weg ist, kurbele ich auch (so lange das sinnvoll ist, weil die Mobilfunksender noch Strom haben), gerne auch lange. So was kann ja selbst in hochentwickelten Industriegesellschaften mal dringend nötig sein.

”Charging Station” für Mobiltelefone nach dem Hurrikan Sandy in New York, 2012 – Alec Perkins via Wikimedia Commons unter CC-BY-Lizenz

Thomas Wiegold

Seit Herbst 2016

Die Kaffeemaschine als akustischer Adblocker

Ich höre gern und viel Radio. Einige Steckdosen sind im Haus mit dem Licht gekoppelt, so dass auch ein Radio angeht, wenn man in einem Raum Licht einschaltet. Natürlich steht in der Küche ein Radio.

Nun ist natürlich nicht alles schön, was über den Äther an mein Ohr dringt, auch wenn mir mein favorisierter Sender, Radio Eins vom RBB, wenig Anlass zum Weghören gibt. Was aber nun mal *immer* nervt, ist die Werbung. Es hat sich so eingespielt, dass ich das Frühstück wochentags meistens so kurz vor halb sieben bereite, der Zeit für die Werbung vor den 6.30-Uhr-Nachrichten.

Zum Frühstück gehört natürlich auch ein Becher Kaffee. Der kommt seit einigen Jahren aus einem Jura-Vollautomaten, der dank eigenhändiger Reparatur bei uns seinen Lebensabend verbringen darf, nachdem er im Büro ausgemustert wurde. Der Kaffee schmeckt ja ganz gut, aber man muss vor dem Genuss recht stark sein, wird das schwarze Gebräu doch mit einigem Getöse in die Tasse gespült.

Da kurz nach dem Aufstehen die Synapsen offenbar noch in der Warmlaufphase sind, hat es einige Jahre gedauert, bis ich die beiden Störungen des Morgens endlich miteinander verknüpfe. Sobald nun der Werbejingle ertönt, drücke ich auf den Kaffeebrühknopf an der Maschine, so dass wenigstens ein Teil der Werbung im Kreischen und Sprudeln von Mahlwerk und Wasserpumpe untergeht.

Markus Winninghoff

Seit Ende der 1990er Jahre bis mindestens Anfang 2017

Die Zukunft liegt vor der Tür, aber keiner bittet sie herein

Die Internetversorgung in unserem Büro am südlichen Ende der Schönhauser Allee, fast in Rufweite zum Ministerium für Verkehr und digitale Infrastruktur in Berlin, ist ein einziges Trauerspiel. Die Telekom kann oder möchte uns nicht mehr als eine asynchrone DSL-Leitung mit 3 Mbit/s Download und 128kbit/s Upload zur Verfügung stellen. Ein anderer Anbieter (QSC) hat uns einen Download von 16 Mbit/s versprochen, davon kommen aber nur 10 bis

13 bei uns an, unter anderem, weil der letzte Knoten so weit entfernt sei (an der Eberswalder Straße), zum anderen, weil die Leitung im Haus nur ein besserer Klingeldraht sei. Der Upload dümpelt zwischen 600 und 1000 kbit/s herum.

Nun hat sich ein neuer Anbieter (DNS-net) gemeldet, der uns rasantestes Internet mittels Glasfaserkabeln verspricht. Der Werte sind so hoch, dass ich sie mir gar nicht vorstellen kann, und wir vereinbaren einen Besprechungstermin.

Der Vertriebler kommt im Herbst 2016 vorbei, wir klönen gemütlich und trinken Kaffee, der mir beinahe postwendend entgleitet, als er uns eröffnet, dass in den späten 1990er Jahren längst Glasfaserkabel unmittelbar vor dem Haus gelegt worden seien. Es dauert also nur etwa 20 Jahre, bis die Zukunft die letzten paar Meter durch Beton und Leitungsschächte zurückgelegt haben könnte. Derzeit hat die Hausverwaltung noch nicht zugestimmt, dass das schnelle Internet herein darf. Vor Frühjahr 2017 wird es bei uns noch keine Zukunft geben.

Markus Winninghoff

25. November 2016

Skype-Bücher

Meine Bücherregale schrumpfen immer weiter, weil ich die meisten Bücher unterwegs lese, in der U-Bahn, im Zug oder auf Reisen. Das geht am besten am Handy, zumal mir mein Handy auch viele Bücher vorlesen kann. Während ich also immer mehr Papierbücher momoxe (ich verkaufe sie mit der App der Firma Momox), wächst ein Genre derzeit immer weiter: Meine Skype-Bücher.

Skype-Bücher eignen sich zum Vorlesen, wenn wir mit Neffen, Nichten oder Patenkindern eine Videokonferenz machen. Ein herkömmliches Gespräch macht die Kinder meist kribbelig, dann fangen sie an, Grimassen zu schneiden oder herumzurennen. Die Skype-Bücher sind eine große Hilfe,

ihre Konzentration zu steigern. Am besten finde ich dabei Popup-Bücher, aus denen beim Aufklappen Figuren, Häuser oder ganze Landschaften herauswachsen: 3D-Immersion unplugged.

Das Aufpoppen der Klappbücher wirkt per Skype immer noch ganz OK. Wir haben sogar ein Skype-Buch, das beim Aufklappen länger und länger und größer und größer wird, bis man ein filigranes Papp-Modell der Titanic auf dem Schoß hat. Aber auf Skype wirkt das leider nicht so gut, weil das Modell den Kamerawinkel sprengt. Der Skype-Favorit ist derzeit "The Wizard of Oz", ein Skype-Buch, bei dem sich über der zweiten Seite ein riesiger Papptornado dreht. Einer der Gründe, warum dieser analoge Content so gut ankommt bei der minderjährigen Zielgruppe in New York ist allerdings wohl auch unser ausgefeiltes Content Delivery Network (CDN): Wir haben den Kids eine Kopie des Wizard of Oz per Schneckenpost geschickt, nun sitzen wir auf beiden Seiten des Atlantiks vor unseren Bildschirmen und fachsimpeln beim Herumblättern im immersiven Buch über ängstliche Löwen und den Schuh der Wicked Witch of the West, der unter der Hütte, die ihr auf den Kopf gefallen ist, noch herausschaut.

Unsere Skype-Bücher haben unsere Familie viel enger zusammengebracht. Oft schaffen wir es ja höchstens einmal im Jahr, die Kinder zu besuchen. Früher dauerte es immer etwas, bis die Kids ihre Scheu wieder überwanden. Die Skype-Bücher haben diese Aufwärmphase deutlich verkürzt, und wir sind uns viel schneller nah. Danke, Internet.

Manchmal stelle ich mir vor, sozusagen im Futur zwei, wie sich unsere Neffen, Nichten und Patenkinder später einmal an diese Skype-Bücher zurückerinnern werden. Wenn sie in zehn Jahren in irgendeiner Bibliothek den Wizard of Oz aufklappen sollten – werden sie dann das Gefühl haben, dass dem Buch etwas fehlt – eine Kamera und ein offener Skype-Kanal zum Beispiel? Praktisch wäre jedenfalls, wenn sich Bibliotheken in aller Welt auf ein paar Skype-Buch-Klassiker einigen könnten, die auf beiden Enden der Verbindung ausleihbar sind.

Hilmar Schmundt

25. November 2016

Kein Einkauf ohne Internet

Ich soll auf dem Heimweg von der Arbeit noch ein paar Sachen aus der Drogerie mitbringen. Meine Frau hat mir dafür in der App Bring! eine Liste angelegt. Doch als ich am Wittenbergplatz, am vorderen Ende des vollen Berliner Kurfürstendamms, aussteige, streikt mein mobiles Internet, obwohl ich aus dem Bus noch erfolgreich ein Pokémon gefangen habe.

Mein Handy macht das manchmal – es zeigt 3G und vollen Empfang an, aber Daten fließen nicht. Ich schalte in den Flugzeugmodus und wieder zurück. Ich starte das Handy neu. Ich gehe in eine weniger volle Seitenstraße. Der Daten-Limbus bleibt – und ich habe die Einkaufsliste in der App noch nicht aktualisiert.

Das Problem ist, dass ich auch nicht ungefähr weiß, was ich kaufen soll, weil das Gespräch am Vorabend so lief: “Bringst du morgen noch Zeug von dm mit?” – “Klar, machst du ne Bring-Liste?” – “Jup.”

Verdammt noch eins, denke ich, es kann doch nicht sein, dass fehlendes mobiles Internet mich am Einkaufen hindert. Mir bleibt nichts anderes übrig, als den nächsten Bus zu nehmen und (zum Glück nur) fünf Kilometer zur nächsten Drogerie zu fahren. Dort geht das Internet dann wieder, ich kann die Liste aktualisieren und Zahnbürstenköpfe, Entkalker und Pfefferminztee kaufen.

Alexander Matzkeit

25. November 2016

Macbook-Alarm

Feueralarm im Institut. Das gesamte Gebäude muss geräumt werden. Hunderte Studenten, Physiker, Astronomen und Techniker strömen gelangweilt nach draußen. Alle gehen von einem Probealarm aus, weil es nie ernst ist, aber diesmal gab es wirklich ein Feuer. Alle nachfolgenden Informationen stammen aus zweiter oder dritter Hand und sind daher nicht hundertprozentig sicher.

Einigermaßen klar scheint nur, dass mein Kollege Ian versuchte, mit einem Schraubenzieher den Akku seines Macbooks herauszunehmen. Dabei kamen zunächst Flammen aus dem Akku, dann Qualm aus dem Macbook, und dann siehe oben. Es ging alles ziemlich schnell. Das Feuer konnte mit einer Decke gelöscht werden, bevor es weitere Teile des Büros beanspruchte.

Warum der Schraubenzieher in den Computer kam, ist weniger klar. Offenbar war der Akku defekt, und irgendein Spezialist an der Uni riet dazu, den Akku doch mal herauszunehmen. Oder so. Hinterher wollte es niemand gewesen sein. Akkus von Macbooks dürfen eigentlich im Jahr 2016 nur von Fachpersonal ersetzt werden. Jedenfalls kamen im Anschluss an dieses denkwürdige Ereignis gleich mehrere Personen unabhängig auf die Frage, warum man Macbooks reibungslos mit ins Flugzeug nehmen darf, Feuerzeuge aber nicht.

Aleks Scholz

November 2016

Schneller ins Internet

Das Gebäude, in dem ich arbeite, wurde vor etwa 25 Jahren als herkömmliches Bürogebäude erbaut. Das Büro verfügt über drei ISDN-Basisanschlüsse, über die dann bis zu sechs Telefonate gleichzeitig nach außen geführt werden können – und das ganz ohne VoIP.

Die DSL-Revolution kam leider erst nach dem Neubau, die so genannte "Letzte Meile" ist bedingt durch die Umgebung (Schrebergärten und ein Kanal) sehr lang. (Die letzte Meile ist der Teil des Festnetzes, der dann direkt mit den Telefonanschlüssen der Nutzer verkabelt wird und auch DSL – sprich: Internet – zur Verfügung stellt. Die Bandbreite des DSL-Anschlusses hängt unter anderem von der Entfernung zum Endkunden ab.) So reicht es zwar für ISDN, aber nur für eine recht schmalbrüstige DSL-Anbindung.

So wird uns zwar "bis zu 16 MBit/s Downloadgeschwindigkeit" versprochen, nach einer Prüfung reicht es dann aber in der Regel nur zu 2 Mbit/s. Da wir uns den Anschluss mit anderen Büros im Haus teilen müssen, sind das auch schon mal bis zu 3,5 MBit/s (die Technologie dafür nennt sich dann "ADSL2+ RAM"). Zum Vergleich: Zu Hause habe ich seit Jahren 100 MBit/s, die ich aber seltenst ausschöpfe.

Der Telefonnetzbetreiber will daran nichts ändern (zumindest nicht auf eigene Kosten) und so schauen wir uns nach Alternativen um. Richtfunk wäre beispielsweise eine Option gewesen, die sich dann aber auch als unpraktisch erwiesen hat.

Inzwischen hat ein Schwesterunternehmen des Telefonnetzbetreibers auf dem Dach des Gebäudes eine Antenne für LTE-Mobilfunk aufgestellt. Hier sagt man uns im Schnitt 32 MBit/s Downloadgeschwindigkeit zu und Tests mit Smartphones haben das auch bestätigt. Technisch möglich (und diesmal durch unsere Hardware beschränkt) wären bis zu 100 MBit/s. Es gibt sogar Tarife für Kunden wie uns.

Daher läuft seit einigen Tagen unsere Internetverbindung per Funk über das Hausdach.

Marian Ritter

Herbst 2016

Videokonferenzvortrag

Mir fiel die dankbare Aufgabe zu, die Planung für eine Liveschaltung zu einem netzpolitischen Abend zu machen. Die Sprecherin in Berlin, das Publikum in Österreich. Nach schlechten Erfahrungen mit Durchsatz und Stabilität von Hotel-WLANs landete ich am Ende bei dem verwegenen Plan, den Stream über einen LTE-Stick abzuwickeln.

Eine grobe Überschlagsrechnung ergab, dass ein einstündiger Stream selbst bei ungünstigen Verhältnissen nicht mehr als 5 Gbyte Daten verbrauchen würde.

Zwei Besuche bei der Telekom brachten schnell Ernüchterung: Ja, man könne Prepaid-SIM-Karten kaufen und ja, da sei auch ein Datenvolumen enthalten, jedoch sei dies auf 1 Gbyte begrenzt und man könne ja dann entsprechend nachbuchen. Auf den Anwendungsfall angesprochen betretenes Schweigen. Es sei nicht vorgesehen, ein einmaliges Datenkontingent von über 1 Gbyte zu kaufen, egal zu welchem Preis. Auch die Telekom-Hotline konnte nur bestätigen, dass so was nicht vorgesehen ist.

Vodafone bietet hingegen “Prepaid WebSessions L” mit 5 Gbyte für 34,99 €. Na immerhin.

Im Hotel selbst war die Ausleuchtung durch die nächstgelegene Basisstation so gut, dass bereits mein Telefon besten Empfang hatte, Tethering mit dem Laptop problemlos lief und der LTE-Stick dann vorerst ungenutzt blieb.

Meine Sorge zur Stablität von LTE für Livestreaming ist übrigens offenbar unbegründet, die Verbindung war erstklassig, die Tonaufzeichnung später zeigt keine Lücken oder Hänger. Das Telefon registrierte knapp 3 Gbyte für eine einstündige Verbindung über einen mir vorher völlig unbekannten Dienst namens https://appear.in/.

Ich finde es erstaunlich, dass die problematischste Stelle an einer Videostreamverbindung über LTE die mangelnde Bereitschaft einiger Firmen ist, Geld für Leistung anzunehmen.

Mathias Schindler

2005 bis 2016

Bildschirmbasketball

Vor 2005 sehe ich Basketball nur sehr spärlich. Im deutschen Fernsehen kommentiert Frank Buschmann ein Spiel jede Woche oder so, meistens eines mit Dirk Nowitzki. Den Rest kriegt man nur im Liveticker oder am nächsten Tag im Spielberichtsbogen, dem sogenannten “Boxscore”. Man muss schon sehr besessen sein, um wegen einem Liveticker bis drei Uhr morgens wachzubleiben. Aber ich bin ja sowieso wach.

Silvester 2004 ziehe ich nach Toronto, der Anfang von zwei goldenen Basketballjahren. Ich sehe Basketball, so viel wie möglich, mit Daves altem Röhrenfernseher, der bei mir im Zimmer steht. Alle Spiele der Toronto Raptors, dazu die national übertragenen Spiele, die in Kanada im Fernsehen landen. Und alles zu ganz normalen Zeiten. Ich kann nach den Spielen noch rausgehen. Ich lerne die Muttersprache des Sports. Es dauert ein paar Wochen, bis ich die Kommentatoren alle verstehe.

Zwei Jahre später muss ich zurück. Ich weine ein wenig. In Schottland gibt es zwar kein Basketball im Fernsehen, aber mittlerweile kommt genug Stoff durchs Internet. Die ersten Livestreams. Am Anfang ist alles illegal. Ich muss irgendwelche chinesischen, bröseligen Streams suchen, die nicht

mal im Browser laufen, sondern im einem Extrading. Der Ball ist in diesen Streams kaum größer als ein Pixel. Ich tue mir das nicht so oft an, aber halt, wenn es drauf ankommt. Ansonsten wieder Liveticker und Boxscores, die alte Leier.

Dann dauert es eine Weile, bis das offizielle Streaming der NBA ausreichend gereift ist, um die illegalen Brösel zu ersetzen. NBA League Pass gibt es seit 20 Jahren, aber die Internetvariante noch nicht so lange. Am Anfang ist die League-Pass-Benutzung mit ewigem Hadern und Fluchen verbunden. Und weil man im Unterschied zu den illegalen Chinesen dafür bezahlt, kann man sogar mit gutem Recht fluchen. Wenn es funktioniert, kriegt man jedes Spiel, jede Szene, mit Archiv, mit Zeitlupe, in hervorragender Auflösung, für einen Preis, der sich jedes Jahr gefühlt verdoppelt.

Im Oktober versuche ich, deutschen Frauenbasketball zu sehen. Es gibt einen Livestream, der offiziell von der Liga angeboten wird. Aber es handelt sich um eine einzige Kamera, die von der Decke hängt und einfach immer das gesamte Spielfeld zeigt. Ich bin ein wenig enttäuscht.

Aleks Scholz

28.11.2016

Im Traum ist die Zukunft schon da und lässt sich ausdrucken

K. ist zu einem Arbeitsbesuch hier, es ist so eine Art Stipendium, weswegen sie davon ausgegangen ist, dass ihr ein Laptop bereitgestellt wird und nichts dergleichen mitgenommen hat. Zum Glück gibt es seit Neuestem die Möglichkeit, voll funktionsfähige Browser auszudrucken auf einigen Blättern A4-Papier in einer Klarsichtfolie, die dann ganz normal wie ein Touchscreen bedient wird.

Zum noch größeren Glück habe ich auf der Rückseite einiger zuvor gescannter und somit nicht mehr in der Papierversion gebrauchter Papiertexte einen Chrome und einen Firefox ausgedruckt und kann K. also sogar die Wahl anbieten, es ist ihr egal und somit bekommt sie den Firefox und den Chrome behalte ich und mehr braucht es doch heutzutage auch gar nicht, denke ich, während wir fröhlich vor uns hin arbeiten oder Arbeit vortäuschen, schon interessant, dass es inzwischen sogar recht egal ist, welchen Browser eins verwendet, das war früher ja anders, darüber könnte ich mal einen Techniktagebuchbeitrag schreiben, alle meine bisher verwendeten Browser, das muss ich mir merken, denke ich, nur dann fällt mir ein, dass ich dann eigentlich die ungefähren Jahreszahlen (wann war nochmal die Netscapezeit?) rekonstruieren / nachrecherchieren / behaupten müsste, wie anstrengend (aufgew.)

mauszfabrick, zuerst veröffentlicht hier:
assotsiationsklimbim.twoday.net/stories/1022597499/

28.11.2016

Man kann nur telefonieren damit

Gespräch mit Sohn, 8 Jahre.

- Wie viele Kinder in deiner Klasse haben eigentlich ein Handy?
- Fast alle, Papa.
- Sind das Smartphones?
- Nee. So ganz komische. Man kann nur telefonieren damit.
- Ah. Willst du auch so eins?
- Nein.

Felix Müller

29. November 2016

Aus Sicherheitsgründen müssen wir in Glasgow unter der Brücke schlafen

Weil ich Meshuggah in Berlin nicht sehen konnte, rufe ich die Ticketmaster-Website auf, um für einen Freund und mich Konzerttickets in Glasgow zu bestellen. Die Flüge habe ich vor wenigen Minuten gebucht. Ich lege zwei Karten in den Einkaufskorb und gebe meine Kreditkartendaten ein. Die Meldung erscheint, dass Ticketmaster das zusätzliche Sicherheitsverfahren Verified by Visa verwendet. Dafür ist meine Karte aber nicht angemeldet, also hole ich meine zweite Kreditkarte, eine Mastercard, gebe alle Daten der Karte ein und klicke auf „Bestellen“. Daraufhin sagt mir das System, dass ich das Passwort zu dem SecureCode-Verfahren, wie das gleiche Verfahren bei Mastercard heißt, nur noch dieses eine Mal verwenden darf, da sie auf ein App-gestützes Verfahren umstellen.

Das bereits ausgewählte Hotel in Glasgow kann ich jetzt nicht mehr buchen – auf der Buchungsseite sehe ich nämlich die Logos dieser Sicherheitsverfahren. Um in Zukunft wieder mit meiner Visacard einkaufen zu können, lade ich erst einmal die App auf mein Smartphone herunter und fordere durch Überweisung von einem Cent den Verifizierungscode an, was natürlich mindestens einen Werktag dauert. Wenn ich dann endlich für das Sicherheitsverfahren angemeldet sein werde, die Hotels aber ausgebucht sind, müssen wir in Glasgow wohl unter der Brücke schlafen.

Tanja Braun

November 2016

Analoge Angewohnheiten

Ich sehe einen Film auf dem Computer, pausiere die Wiedergabe kurz und überlege mir während der Pause, dass ich doch lieber was anderes machen und den Film morgen weiterkucken will. Ich bin schon dabei, mir den Stand der Laufzeitanzeige des Players zu merken, um dann morgen schnell die richtige Stelle zu finden, als mir bewußt wird, was für ein Unsinn das ist.

Die Angewohnheit, Abspielgeräte nicht längere Zeit auf Pause bzw. Standbild stehen zu lassen, stammt aus der Zeit der analogen Magnetbandaufnahmen. Damals konnte es vorkommen, daß der Lesekopf ein länger dort verharrendes Band demagnetisiert oder bei Videorecordern sogar durch die Reibung seiner Rotation über selbiges mechanisch beschädigt. Davor wurde damals zumindest immer gewarnt – erlebt habe ich derlei Unbill nie. Schon bei CD-/DVD-Spielern ist solch Vorsicht aber Unsinn und längeres Pausieren allenfalls durch den Wunsch des Energiesparens begründet, und bei Software-Playern auf dem Computer ist es dann endgültig egal.

Trotzdem ist das “man soll ja nicht so lange auf Pause stellen” immer noch drin im Kopf.

Beim Sinnieren über diesen Effekt fallen mir noch weitere früher mal begründete, heute aber sinnlose bis alberne Verhaltensweisen an mir auf: die Abneigung, beim Auto längere Zeit bei stehendem Motor die Zündung anzulassen (konnte bei Unterbrecherzündung u. U. zu Durchbrennen der Zündspule führen, sagte man damals) und die Angewohnheit, ein nicht anspringendes Auto durch Gasgeben beim Startversuch überzeugen zu wollen (bei Vergasern sicher manchmal hilfreich, im Zeitalter der elektronischen Kraftstoffeinspritzung aber eher ein Cargo-Kult).

Ermel

November 2016 und davor

Das Printverbot wird zurückgenommen

Eigentlich hatte ich mir selbst ein Printproduktverbot auferlegt, weil die Anschaffung von Büchern und Zeitschriften immer auch die Anschaffung von Regalen oder Schränken nach sich zieht. Im November 2016 hebe ich das Verbot aber wieder auf, weil ich E-Books wesentlich schlechter an meine Freunde weiterverteilen kann. Da es schöner ist, wenn man sich über gelesene Bücher mit anderen austauschen kann, bestelle ich einige Papierbücher, die ich nach dem Lesen an D. weiterreiche. D. gibt sie wiederum, nachdem er sie gelesen hat, anderen Freunden.

Tanja Braun

30. November 2016

Leseverhalten in kleinen Zahlen II sowie Schreibverhalten

Im Frühjahr 2014 habe ich schon einmal in einem Germanistikworkshop gemeinsam mit den Studierenden unrepräsentative Zahlen zu ihrem Leseverhalten erhoben. Ein Update, diesmal war der Anlass ein "Werkstattgespräch" an der Uni Würzburg, etwa 60 Teilnehmer, geschätzt zu zwei Dritteln aus der Germanistik und zwischen 20 und 30, der Rest älter.

Thema Leseverhalten:

- Wer liest Bücher ausschließlich auf Papier? 33
- Wer kauft neue Bücher grundsätzlich lieber als E-Book? 2
- Wer unterscheidet nach Einsatzzweck und kauft manche Arten von Büchern lieber als E-Book? 8
- Wer liest generell ungern an einem Display statt auf Papier? 25

- Wie groß ist die Menge ungelesener Bücher in egal welcher Form?
  - unter 10: Ergebnis versehentlich nicht notiert
  - unter 50: 23
  - unter 100: 10
  - über 100: 6, darunter, wie sich später herausstellte, ein Teilnehmer mit über 1000 ungelesenen Büchern.
- Wer kauft überwiegend in Buchhandlungen? 26
- Überwiegend bei Amazon? 7
- Überwiegend bei Onlineanbietern, die nicht Amazon sind? 0
- Wer besitzt einen Ausweis für die Bücherei und nutzt ihn regelmäßig privat, also nicht für die Uni? 25
- Wer hat in den letzten fünf Jahren größere Mengen Bücher weggegeben, gespendet, verkauft? 12
- Wer nutzt öffentliche Bücherregale? 11
  Wer zum Reinstellen? 7
  Wer zum Rausnehmen? 9
- Wer hat ein Zeitungsabo auf Papier? 16
- Wer hat ein digitales Zeitungsabo? 7

Thema Schreibverhalten

- Wer schreibt regelmäßig größere Textmengen mit der Hand? Also nicht nur Notiz- oder Einkaufszettel? 17
- Wer schreibt regelmäßig Briefe oder Postkarten? Also nicht nur Weihnachten an die Großmutter? 9
- Wer schreibt Tagebuch, also auf die klassische Weise mit der Hand auf Papier? 7

- Wer schreibt Tagebuch auf eine andere Art? 3
- Wer schreibt regelmäßig was im Netz (Gespräche zählen hier nicht mit, also keine Chats, aber z. B. Facebookgruppen, Twitter zählt auch.) 7
- Gemeinsames Schreiben, wird es überhaupt praktiziert? (auch: Einkaufslisten, ToDo-Listen etc.) 16
- Mit technischen Mitteln, die es auch vor 10 Jahren schon gegeben hätte bzw. 12, um Google Docs auszuschließen? 3
- Schon mal irgendwo vom Leser zum Mitautor geworden? 7

Kathrin Passig

November 2016

Live-Googlen macht erst rammdösig, dann setzt schnell Gewöhnung ein

Ich arbeite in einem Kolleg für Promovierende, das sich mit der Erforschung von Gegenwartsliteratur beschäftigt. Ein Schwerpunkt dabei ist die Frage nach der Performanz von Literatur – danach, wie beispielsweise Lesungen oder andere Arten von Literaturveranstaltungen mitbestimmen, was als Literatur gilt, wie sie wahrgenommen, verbreitet und gelesen wird. Manchmal organisieren wir uns unsere Forschungsobjekte auch selbst: In der vergangenen Woche haben wir beispielsweise eine Lesung aus dem neuen Buch von Thomas Meinecke („Selbst“) veranstaltet. Seine Texte sind voller Verweise auf Personen, Begriffe, Konzepte, andere Literatur und Musik, und unsere Erfahrung mit seinen älteren Romanen war, dass man parallel zum Lesen ständig irgendwas googlet, in der Hoffnung, den Text dann besser zu verstehen. Das wollten wir gern aufnehmen und während der Lesung bebildern, unter anderem auch, weil wir nicht so besonders überzeugt davon sind, dass

die klassischen Wasserglas Lesungen, bei denen der Autor vorn sitzt und lange liest, dann vom Moderator, dann vom Publikum befragt wird, ein super Format sind. So hatten wir uns überlegt, während der Lesung ein Live-Googlen zu veranstalten. Das heißt: Ein Mitglied der Gruppe saß am Rand und googlete auf ihrem Laptop, wann immer ihr zum vorgelesenen Text eine Frage einfiel; Zugang zum Internet hatte sie dabei durch einen UMTS Stick (anderes Thema), den ihr ein Freund geliehen hatte: In der Kunsthalle 1a in Frankfurt, wo die Lesung stattfand, gab es kein frei verfügbares WLAN. Der Computer war an einen Beamer angeschlossen, so dass der Suchverlauf vom Publikum nachvollzogen werden konnte. Zusätzlich war ein PDF mit dem gelesenen Text geöffnet, wer wollte, konnte ihn sich auch so vor Augen führen.

Da wir in dem Kolleg recht häufig mit dem Piratenpad arbeiten, um Planung von Veranstaltungen oder ähnliches zu dokumentieren, hatten wir zusätzlich die Idee, dass alle Besucherinnen und Besucher der Lesung in einem Pad festhalten könnten, was ihnen zu der Lesung einfielen. Wir dachten an eine Art kollaboratives Protokoll, dass wir dann auf unserem Blog (www.schreibszene.uni-frankfurt.de/blog/) dokumentieren wollten. Diese Zusatzelemente und das Funktionieren des Piratenpads (Name der Seite, Name des Pads, Passwort zum Mitschreiben) erklärten wir kurz bei der Begrüßung des Publikums zu Beginn des Abends. Ich hatte gehofft, dass vielleicht sogar der Chat genutzt werden würde, dass dort informell kommentiert werden würde.

Der Abend lief so ab: 20 Minuten Lesung, Pause mit Screening von David Bowies „The Stars Are Out Tonight“ (www.vevo.com/watch/david-bowie/the-stars-(are-out-tonight)/USRV31300002), Diskussion, Screening eines Ausschnitts aus „Item Falls“ von Ryan Trecartin (vimeo.com/75735815; beide Videos spielen eine Rolle im Text und waren Gesprächsanlässe und Pausenfüller zugleich), Diskussion, 20 Minuten Lesung, Publikumsgespräch.

Während der ersten Lesung googlete die Kollegin am Laptop ohne Unterlass, was zu Unruhe bei denen im Publikum führte, die ich beobachten konnte: Stöhnen, Hände vors Gesicht, offensive Ablehnung der Erläuterung

(die das Googlen sein sollte); zwei Zuhörer verließen den Raum (möglicherweise zum Rauchen, möglicherweise weil sie merkten, doch in der falschen Veranstaltung zu sitzen. Da ich unsicher war, ob das mit dem Googlen nicht zu viel war, war ich sofort bereit, es als unseren Fehler zu sehen. Das war vielleicht auch falsch). Während der Diskussion loggten sich zwei weitere Mitglieder des Kollegs in das Piratenpad ein, dessen Zugangsdaten wir die ganze Zeit über per Beamer auf eine Leinwand projizierten. Das Publikum, das nur einmal recht kurz zu Beginn auf diese Aktion hingewiesen worden war, hielt sich da ansonsten raus, zum Ende der Lesung schrieb nur noch unsere Kollegin mit, die auch für das Live Googlen zuständig war. Während des zweiten Lesungsblocks ließ sie es damit sehr viel langsamer angehen (eine Dokumentation der aufgerufenen Seiten folgt auf dem Blog), mir kam es so vor, als sei das Publikum dadurch weniger unruhig gewesen – oder hätte die ideale Sitzposition gefunden, um nur den Autor oder nur die Leinwand oder nur das Smartphone im Blick zu haben, je nach dem, was man selbst am schönsten fand.

Der Autor sagte, ihn habe es zuerst sehr irritiert, dass er gespürt habe, dass das Publikum die ganze Zeit etwas beobachtete, was er nicht sehen konnte (die Leinwand war in seinem Rücken angebracht). Teilweise kam es zu leisem Kichern auf Grund der Suchergebnisse; da es in dem Roman immer wieder um Gendertheorien geht, kam es zu vielen auto complete-Ergebnissen mit dem Präfix „Frauen-“ die Heiterkeit weckten. Es war ein runder Abend.

Hanna Engelmeier

Herbst 2016

Die hausgemachte Digitalisierung des Heizens

In meiner vorherigen Wohnung hing ein Kästchen, mit dem man die Heizung einstellen konnte. Man wählte eine Temperatur aus – sagen wir 21 Grad – und dann sorgte das Kästchen irgendwie dafür, dass es 21 Grad waren und

blieben. An den einzelnen Heizkörpern gab es Drehregler, aber mit denen musste man nicht viel machen, wenn man damit einverstanden war, dass es überall 21 Grad sind.

In meiner derzeitigen Wohnung hängt kein Kästchen. Es gibt in jedem Raum Heizkörper mit Drehreglern, die man bedienen muss, wenn es kalt ist. Die Drehregler sind stufenlos zwischen ❄ (Aus) und 5 (volle Leistung) einstellbar. Was man einstellen müsste, um 21 Grad zu erreichen, hängt unter anderem von der Außentemperatur, anderen Wärmequellen und der Raumgröße ab. Da sich zumindest die ersten beiden Punkte gelegentlich ändern, müsste man wohl ständig nachjustieren. Mit Anfang der Heizperiode stellt sich heraus, dass ich damit überfordert bin. Das äußert sich darin, dass ich die Heizung immer auf 5 drehe, wenn mir kalt ist, und immer auf ❄, wenn mir warm ist. Die analogen Möglichkeiten dazwischen sind mir zu undurchsichtig. Was hätte es für einen Effekt, wenn ich die Heizung nicht auf 2, sondern noch ein kleines Stückchen weiter drehte? Bei ❄ und 5 weiß ich wenigstens, was ich bekomme – im Zweifel eine eiskalte oder bullenheiße Wohnung, wenn ich mal wieder vergessen habe, die richtige Einstellung zu wählen, bevor ich das Haus verlasse.

Christopher Bergmann

November 2016

Der Schlaf der Getrackten

In der Redaktion wird über die Schlafaufzeichnung mit dem Handy gesprochen. Das habe ich – als ganz guter Schläfer ohne große Neigung zum Selftracking – noch nie gemacht, aber ausprobieren kann man es ja mal. Auf Empfehlung von Kollege André installiere ich die App ›Sleep as Android‹. Für einen ersten Eindruck müssen 14 Nächte kostenlose Testphase genügen. Neben der Schlafdauer zeichnet die App auch Schlafphasen und, sofern gewünscht, Geräusche während des Schlafs auf.

Eine erste Herausforderung betrifft die Positionierung des Handys. Am besten sollte es neben dem Schläfer auf der Matratze liegen, aber das geht nicht. In den schmalen Einzelbetten, in denen ich in den 14 Testnächten schlafe, ist nicht genug Platz für mich und das Handy – oder zumindest nicht so viel, dass ich nicht befürchte, es versehentlich nachts aus dem Bett zu werfen. Im Doppelbett ist der vorhandene Platz bereits anderweitig belegt. Ich lege das Handy also unter mein Kopfkissen und packe es in den ersten Nächten in einen Handschuh. Der soll es vor Beschädigungen zu schützen, falls es doch aus dem Bett fällt – eine wahrscheinlich übertriebene Besorgnis. Dann stelle ich acht Stunden als optimale Schlafdauer ein, starte die Aufzeichnung und schließe die Augen. Als ich – 14 Nächte später – zum letzten Mal die Schlafaufzeichnung stoppe, bin ich um ein paar Erkenntnisse reicher.

Erstens habe ich gelernt, dass es keinen Unterschied für die Schlafmessung zu machen scheint, ob das Handy in einem Handschuh steckt oder nicht. Da es unter dem Kopfkissen liegt, beschränken sich die Tonaufnahmen ohnehin weitgehend auf Wälzgeräusche. Die Schlafphasendaten, die die App sammelt, unterscheiden sich für mein Laienauge nicht zwischen den ersten behandschuhten und den späteren nackten Nächten. Auch haben die Daten gemeinsam, dass sie mir einerseits wenig sagen und ich andererseits ihre Zuverlässigkeit nicht nachprüfen kann. Der Anteil der Tiefschlafphasen scheint meist bei rund 60% zu liegen, korreliert aber nicht auffällig mit der Schlafdauer oder subjektiven Schlafqualität. Wahrscheinlich bräuchte man deutlich mehr Daten, um Muster erkennen zu können.

Zweitens fällt mir auf, dass ich – als vermeintlich guter Schläfer – recht häufig kurz und schlecht schlafe. Zumindest entnehme ich das meinem Schlafprotokoll. Man kann jede Nacht mit 0 bis 5 Sternen bewerten und zudem Notizen anlegen. Auch wenn die erste der protokollierten Nächte aus meiner bewussten Erinnerung schon verschwunden ist, kann ich noch nachsehen, dass sie gut sieben Stunden dauerte und ich, nach 61% Tiefschlaf, mit knurrendem Magen erwachte. Zwei Sterne. Aber was habe ich davon? Der Eindruck entsteht, dass die Schlafprotokolle bloß dazu beitragen, Salz ins Schlafdefizit zu reiben. Man fängt an, über Schlafmangel nachzudenken,

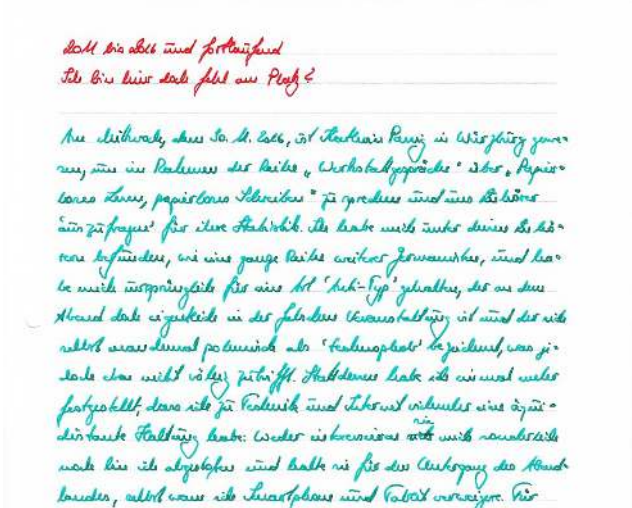
wo man dieselbe Zeit besser in ein Mittagsschläfchen investiert hätte. Als Kinderkrankheit kommt hinzu, dass die App meinen Schlaf verschlechtert. Wenn ich wach werde und noch weiterschlafen will, bemühe ich mich, mir die Zeit zu merken, um – falls ich doch nicht mehr einschlafen kann – in der App die korrekte Endzeit eintragen zu können. So genau weiß die App nämlich nicht, ob ich wache oder schlafe. Über dem Versuch, mir die Uhrzeit zu merken, geschieht es häufiger als sonst, dass ich tatsächlich nicht mehr einschlafen kann. Wahrscheinlich hätte sich das nach einer Weile von selbst erledigt.

Als die Testphase endet und ich am 15. Abend zu Bett gehe, ohne die App zu starten, vermisse ich nichts. Mein schläfriges Ich hingegen scheint sich ganz gut an ›Sleep‹ gewöhnt zu haben. Zumindest tastet es am 15. Morgen eine Weile lang unter dem Kopfkissen herum, bis es begreift, dass das Handy jetzt wieder an seinem alten Platz liegt, auf dem Nachttisch.

Christopher Bergmann

2011 bis 2016 und fortlaufend

Ich bin hier doch fehl am Platz?



Zu Beginn, am 30. 11. 2016, ist Karlheinz Pauli in Wirsberg zum zum Thema der Reihe „Werkstattgespräche" über „Papierene Zeit, papierene Skulpturen" zu sprechen und eine Skizze „zu fragen" für eine Ausstellung. Ich konnte mich unter seinen Skulpturen befinden, wie eine junge Reihe weiter Jahrzehnte, und konnte mich inspirieren für eine Art 'Ich-Typ' zeichnen, der an dem Abend dann eingereicht in der Jahrbuch Veranstaltung ist und der sich selbst nur durch positiv als 'Fehlerphänomen' bezeichnet, was ich dann nicht völlig zutreffend. Außerdem habe ich ein wenig mehr festgestellt, dass ich zu Technik und Inhalt widmeles eine eindeutige Haltung habe: Weder interessiere mich mich neuerdings noch bin ich abgeneigt und halte mich für den Ausgang des Abendbandes, aber wenn ich Lineaplans und Fotos vorzeigen. Für mich haben Technik und Inhalt eine dominante Funktion. Wenn mich in meinem Fun unterstützen, wird mich willkommen, anonyme dürfen mich nur funktionieren.

Nach der Veranstaltung im Gespräch hat mich Herr Pauli gebeten, meine Skizzen fortzuführen, da es zwar mit dem Fälschen auf Papier abstimmend, jedoch aber den falsch technische Aspekte aufweist. Für die Bearbeitung eines Textes oder Objekts ist mir das Papier relativ einerlei, es stimmt, kommt aber darauf an, ob man bearbeite oder richtig benutzt, dann es wird aber hier später noch ein Reine geschrieben. Ich mige deshalb dafür, für dieses Arbeitsgebiet und stark für fundierte Texte zu verwenden, dann passend zu meinem gegenwärtigen Art Fälschertechniken und das wird

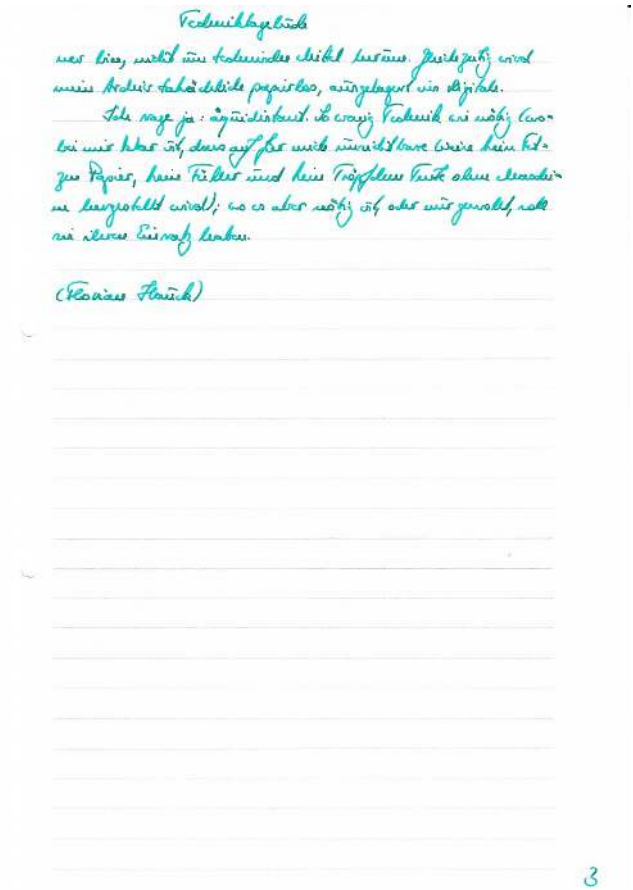
Federhalterbriefe

Es war Platz Papier genug, ich gab 6,5 Zeilen Tinte in jeden 150 Faden lange meine eigen. – und so kann ich den Postbrief abtun.

Für die Reinschrift kommt der alte technische Aspekt im Spiel: Ich bevorzuge inzwischen ein bestimmtes dickes Papier mit einer Grammatur von 80g, würde das hinsichtlich dieser Dimension Papier zum Entwerfen mehr nehmen können. Also habe ich mir mit einem freien Lineaturgenerator für den Schreibtisch ein Liniensystem erzeugt, das ich mir auf das Reinschriftpapier drucke. Dabei verwende ich regelmäßig eine feine Bleistiftfederbreite für eine Reinschrift.

Da ich zudem mit der chronologischen Vorstellung lebe, ich könnte womöglich mit einem einzigen Glas Wasser einen ganzen Ordner voller Reinschriften zustande, da ich selten weniger fünf Tinte verwende, findet der zweite Technikwechsel statt: Alle meine Reinschriften werden von mir eingescannt und bejahen also, nicht ausschließlich, als digitalisiert vor. Auf der Veranstaltung bin ich gefragt worden, ob ich mit der Digitalisierung nachdenke aufhöre; als Literatur wäre das möglich, da ich einen Lesetscher verwende und die Texte damit tatsächlich verfügbar wären. Doch das wäre nicht mein Ziel, denn in meiner Sammlung ist nicht unendlich viel Platz, da ich sie mir in Gesamtheit mit zurückbilden gut 1500 Bücher habe und diese stündlich mehr werden – ich bin der gesamte Fahrtkosten mit den mehr als 1000 ungelesenen Büchern.

Ich muss es mir also eingestehen: Wenn man einen gewissen Anspruch an nicht-nur-Archivieren der eigenen Literatur hat, und dass dezidiert und völlig bewusst auf Papier stattfindet, dann kommt nicht ein Tinten- und Federhalterdrucker, wie ich ein



Technikbegeistert

nur hier, nicht im technischen Sinn bin. Gleichzeitig wird unsere Arbeit tatsächlich papierlos, natürlich nur digital.

Ich sage ja: ambivalent. Ich sehe Technik als nützlich, wo bei mir klar ist, dass auf der mich nützlichen Seite kein Papier, keine Fehler und kein Tröpfchen Tinte ohne Genehmigung hinzufließt wird; wo es aber nützlich ist, aber nur gewollt, als sie einen Einsatz haben.

(Florian Heinrich)

3

Am Mittwoch, dem 30.11.2016, ist Kathrin Passig in Würzburg gewesen, um im Rahmen der Reihe »Werkstattgespräche« über »Papierloses Lesen, papierloses Schreiben« zu sprechen und uns Zuhörer ›auszufragen‹ für ihre Statistik. Ich habe mich unter diesen Zuhörern befunden, wie eine ganze Reihe weiterer Germanisten, und habe mich ursprünglich für eine Art ›Anti-Typ‹

gehalten, der an dem Abend doch eigentlich in der falschen Veranstaltung ist und der sich selbst manchmal polemisch als ›technophob‹ bezeichnet, was jedoch eben nicht völlig zutrifft. Stattdessen habe ich einmal mehr festgestellt, dass ich zu Technik und Internet vielmehr eine äquidistante Haltung habe: Weder interessieren sie mich sonderlich noch bin ich abgestoßen und halte sie für den Untergang des Abendlandes, selbst wenn ich Smartphone und Tablet verweigere. Für mich haben Technik und Internet eine dienende Funktion: Wenn sie mich in meinem Tun unterstützen, sind sie mir willkommen, ansonsten dürfen sie mir fernbleiben.

Nach der Veranstaltung im Gespräch hat mich Frau Passig gebeten, mein Schreiben festzuhalten, da es zwar mit dem Füllfederhalter auf Papier stattfindet, gleichzeitig aber ebenfalls technische Aspekte aufweist. Für die Rohfassung eines Textes oder Exzerptes ist mir das Papier relativ einerlei, ob blanko, kariert oder liniert, ob schon teilweise oder rückseitig benutzt, denn es wird ohnehin später noch ins Reine geschrieben. Ich neige lediglich dazu, für diese erste Fassung breite und stark fließende Federn zu verwenden, denn passend zu meinen gegenwärtig 131 Füllfederhaltern und den rund 20000 Blatt Papier nenne ich gut 6,5 Liter Tinte in über 150 Farben mein eigen – und so kann ich den Bestand abbauen.

Für die Reinschrift kommt der erste technische Aspekt ins Spiel: Ich bevorzuge inzwischen ein bestimmtes dickes Papier mit einer Grammatur von 120g, durch das hindurch ich allerdings kein Linienpapier zum Unterlegen mehr sehen kann. Also habe ich mir mit einem freien Lineaturengenerator aus dem Internet ein feines Liniensystem erzeugt, das ich mir auf das Reinschriftenpapier drucke. Dabei verwende ich regelmäßig eher feine bis mittlere Federbreiten für eine Reinschrift.

Da ich zudem mit der etwas paranoiden Vorstellung lebe, ich könnte womöglich mit einem einzigen Glas Wasser einen gesamten Ordner voller Reinschriften zerstören, da ich selten wasserfeste Tinte verwende, findet der zweite Technikeinsatz statt: Alle meine Reinschriften werden von mir eingescannt und liegen also, sicherheitshalber, als Digitalisat vor. Auf der Veranstaltung bin ich gefragt worden, ob ich mir die Digitalisate nochmals

ausdrucke; als Sicherung wäre das möglich, da ich einen Laserdrucker verwende und die Ausdrucke damit tatsächlich wasserfest wären. Doch das wäre selbst mir zu viel, denn in meiner Wohnung ist nicht unendlich viel Platz, da ich sie mir im Moment mit zusätzlichen rund 2900 Büchern teile und diese ständig mehr werden – ich bin der genannte Teilnehmer mit den mehr als 1000 ungelesenen Büchern.

Ich muss es mir also eingestehen: Wenn man einen gewissen Anspruch an sicheres Archivieren des eigenen Schreibens hat, welches dezidiert und völlig bewusst auf Papier stattfindet, dann kommt selbst ein Füller- und Handschriftenkauz, wie ich einer bin, nicht um technische Mittel herum. Gleichzeitig wird mein Archiv tatsächlich papierlos, ausgelagert ins Digitale.

Ich sage ja: äquidistant. So wenig Technik wie nötig (wobei mir klar ist, dass auf für mich unsichtbare Weise kein Fetzen Papier, kein Füller und kein Tröpfchen Tinte ohne Maschine hergestellt wird); wo es aber nötig ist, oder nur gewollt, soll sie ihren Einsatz haben.

Florian Hauck

November 2016

Wie Sträflinge ins Internet finden

Im Redaktionschat des Techniktagebuchs kommt die Frage auf, wie die rasche Entwicklung der Kommunikations- und Netztechnologien auf jemanden wirkt, der nach vielen Jahren Strafgefangenschaft entlassen wird. Einige Zeit später unterhalte ich mich mit einem Freund, der als Sozialarbeiter in einem Gefängnis tätig ist.

Zusammengefasst erfahre ich in diesem Gespräch Folgendes:

- Das Bild vom Knastbruder, der nach 20 Jahren im Morgennebel mit dem Köfferchen vorm Gefängnistor steht, stimmt so längst nicht mehr. Die Entlassung langjährig Inhaftierter verläuft heute stufenweise.

Zunächst erhält der Gefangene Freigang, bei dem er möglichst einer geregelten Tätigkeit nachgeht. Und nach der Entlassung wird er in einer betreuten Wohngruppe untergebracht und von einem Bewährungshelfer betreut. Im Rahmen dieses Entlassungsprozesses werden verschiedene Alltagskompetenzen geübt und dazu gehört ggf. auch der Umgang mit Smartphones, Computern und Netzdiensten.
Dass jemand von einem Tag auf den anderen unvermittelt freigelassen wird, kommt vor, ist aber die ganz große Ausnahme (z. B. wenn ein Urteil revidiert wird).

- Die Gefangenen haben alle Zugang zu Fernsehern. In dem Maße, wie Netztechnologie dort gezeigt wird, sind die Insassen damit vertraut.

- Es gibt Smartphones im Knast. Die sind natürlich verboten und werden bei Entdeckung konfisziert. Aber es gibt sie und die Gefangenen nutzen sie für Text-Messages und auch, um Pornos zu gucken.

Insgesamt reiht sich Internetkompetenz damit einfach unter die ganzen übrigen Alltagskompetenzen ein – einen Haushalt führen, mit Geld wirtschaften, Arbeit finden und behalten, Autofahren –, die nach Jahren im Knast verkümmert sind oder nie vorhanden waren.

Virtualista

Ende 2016

Ich emanzipiere mich von Postfilialenöffnungszeiten

Weil ich an einer Wichtelaktion mitmache, muss ich vier Päckchen verschicken. Weil ich aber auch Vollzeit arbeite und die Öffnungszeiten der Post sich nicht so arbeitnehmerfreundlich gestalten, wie ich das bräuchte, ist Päckchenverschicken immer mit etwas Aufwand verbunden und muss gut geplant werden.

Diesmal komme ich auf die Idee, im Internet zu gucken, ob es nicht doch einfacher geht.

Es geht. Man kann das Porto für Päckchen und Pakete einfach online bezahlen, gibt dafür Absender und Empfänger ein, wenn man in die Schweiz verschickt, auch schon den Inhalt des Pakets für den Zoll, und bekommt dann nach Zahlung per Lastschrift oder Kreditkarte praktische PDFs, die man ausdrucken, ausschneiden und auf die Pakete kleben kann.

Aber es wird noch besser: Auf den ausgedruckten PDFs sind nicht nur alle hilfreichen Informationen, es gibt auch Strichcodes, mit denen man die Päckchen einfach bei einer beliebigen Packstation abgeben kann. Wir fahren also Sonntagnacht noch zu einer Packstation, der wir mitteilen, dass wir etwas abgeben möchten. Daraufhin muss man die Strichcodes einscannen, sagen, wie groß das Paket ungefähr ist (Aktenordner? Schuhkarton?) und dann öffnet sich ein Fach, in das man das Päckchen einlegen kann.

Seit ich weiß, wie und dass das geht, ist mein Leben direkt sehr viel besser geworden. Im besten Fall fällt in diesem Haushalt nie mehr der Satz: “Ich muss aber am Samstag unbedingt noch zur Post.”

Ein paar Tage später wird mein Leben noch besser, als ich erfahre, dass es mittlerweile eine Packstation gibt, die tatsächlich direkt um die Ecke ist, und man noch nicht mal längere Spaziergänge einplanen muss, um Pakete wegzubringen. Alles wird gut.

Anne Schüßler

November 2016

Ein Telefon zum Telefonieren, also nur für Eltern

Als unsere Tochter WhatsApp für sich entdeckt, ist ihr speicherschwaches abgelegtes Elternhandy endgültig überfordert, und sie bekommt zum Geburtstag ein neues Gerät. Ihre Telefonnummer kann sie vom Prepaid-Tarif zum neuen Vertrag nicht mitnehmen, und sie hat Angst, ihre Whatsapp-Kontakte

zu verlieren, wenn sie die alte Nummer aufgibt. (Wie sich später herausstellt, ist ihre Sorge unbegründet.) Also benutzt sie das alte Handy mit der alten SIM-Karte und der alten Nummer wochenlang weiter für ihre gesamte Kommunikation – Guthaben braucht sie dafür ja nicht, solange sie ab und zu WLAN-Zugang hat. Das neue Handy taugt nur für ausgehende Telefonate, also nur für Gespräche mit den Eltern. Sie lässt es auffallend oft irgendwo liegen.

Hanne Nüte

November 2016

Ihr Fachgeschäft für falsche Uhrzeiten

An der Fassade eines Würzburger Juweliers kann man ablesen, wie spät es in Würzburg und anderswo auf der Welt ist. Der Uhrenhersteller oder -anbringer war sich seiner Sache sehr sicher und hat auf allen Uhren auch gleich die Zeitverschiebung in Minuten vermerkt.

- “New York -360 Minuten” – diese Uhr stimmt meistens, außer ein paar Wochen im Frühjahr und im Herbst, dann sind es nur 300 Minuten

- “Moskau +120 Minuten” – stimmt, aber von 2011 bis 2014 hat diese Uhr wahrscheinlich falsche Angaben gemacht, und auch im nächsten Sommer wird sie wieder eine Stunde danebenliegen
- “Tokio +480 Minuten” – das stimmt jetzt, aber nicht im Sommer. In Japan gibt es keine Sommerzeit.
- “Santiago -300 Minuten” – in Wirklichkeit derzeit minus 240, aber Chile ist ja auch ein besonders schwieriger Fall.
- “Rio de Janeiro -240 Minuten” – in Wirklichkeit im Winter minus 180, im Sommer minus 300.

Um die Ecke sind weitere Uhren angebracht:

- “Bombay +270 Minuten” – Die Zeitverschiebung stimmt im Winter, aber nicht im Sommer, weil Indien keine Sommerzeit hat. Die Stadt heißt außerdem seit 1996 Mumbai.
- “Peking +420 Minuten” – Richtig im Winter, falsch im Sommer.
- “Sydney +540 Minuten” – der Stundenzeiger verdeckt den Aufdruck, aber jedenfalls zeigt die Uhr eine Verschiebung von neun Stunden an, rechts davon zum Vergleich die Würzburger Ortszeit. Tatsächlich sind es derzeit zehn Stunden, im Sommer werden es acht sein.
- “Hawai” (sic) “-660 Minuten” – Richtig im Winter, falsch im Sommer.
- “Mexiko -420 Minuten” – Mexico hat drei Zeitzonen. Wahrscheinlich ist Mexico City gemeint, dann stimmt die Angabe ganzjährig und ist nur an ein paar Tagen im Frühling und im Herbst falsch.
- “Teheran +150 Minuten” – Ganzjährig richtig, nur im Frühling und im Herbst manchmal nicht.
- “Dakar -120 Minuten” – Im Winter falsch, da sind es nur 60 Minuten, aber im Sommer stimmt es, denn Dakar hat keine Sommerzeit.

Eventuell ist der Laden einfach schon etwas älter. Zwischen 1949 und 1980 könnten alle diese Uhren ganzjährig die richtige Zeit angezeigt haben.

Kathrin Passig

Ab September 2016 (und im November immer noch)

Ich foltere mich selbst, mit einem heißen Laptop

“Hast du ein Ekzem?”, fragt Freund M. und starrt auf meinen Oberschenkel. Ich merke erst jetzt: Eine Stelle, so groß wie eine Musikkassette, ist plötzlich dunkelrot – doch tut nicht weh.

Ende August ging das Motherboard meines Notebooks kaputt. Seit Anfang September benutze ich den alten, ausrangierten Acer-Laptop meines Bruders von ca. 2007 – etwas schwerer, sehr überfordert mit mehr als acht, neun gleichzeitig offenen Browser-Tabs, und nicht in der Lage, Foto-Vorschaubilder im Explorer zu laden.

Ich bin etwas langsamer/träger beim Bloggen und Surfen. Grundsätzlich aber komme ich zurecht. Meist arbeite ich im Liegen, den Laptop auf dem Bauch, die Beine angewinkelt oder übereinander gelegt. Die rote Stelle? Ist, merke ich, dort, wo die Lüftung des Laptops auf meinen linken Oberschenkel trifft: Das Gerät wird warm. Nicht richtig *heiß* – aber eben doch heiß genug für eine (leichte) Verbrennung ersten Grades.

“Das sind ja unhaltbare Zustände! Das geht doch nicht!”, ruft jeder, dem ich davon erzähle.

Aber: Die rote Stelle verheilt schnell (… kommt nur eben auch sehr schnell wieder zurück). Dass ich dagegen ca. 20 Sekunden brauche, um eine Datei zu öffnen, zu verschieben oder herunterzuladen, tut mir mehr weh.

Stefan Mesch

November/Dezember 2016

Null bis 70 Prozent berufliche Kommunikation über den Facebook-Messenger

Auf Facebook habe ich gefragt: “Geschätzt: Wieviel Prozent eurer beruflichen Kommunikation (inklusive Netzwerken/Austausch mit Kollegen) läuft über den Facebook Messenger? Gibt es einen Unterschied zwischen deutschen und internationalen Kontakten?”

Das Nutzungsverhalten meiner Kontakte ist sehr unterschiedlich: von null bis 70 Prozent berufliche Nutzung des Facebook-Messengers. (Stand: 1. Dezember 2016) Mittlerweile stehen dort um die hundert Kommentare, die einen interessanten Einblick in das Kommunikationsverhalten meiner Facebook-Freunde. Teils haben die Kommentatoren auch detailliertere Angaben zu anderen Kommunikationswegen gemacht.

Hier ist alles im (öffentlichen) Posting auf Facebook nachzulesen.

Kerstin Hoffmann

Dezember 2016

Die Medienkompetenz des Handys lässt zu wünschen übrig

Ich sitze im Auto auf dem Heimweg und will mit einem Kollegen quatschen. Via “OK Google” bediene ich mein Handy per Stimme und aktiviere den Lautsprecher, um mit ihm zu reden. Die Verbindung kommt zustande, bricht aber nach wenigen Sekunden ab. Ländliche Gegend halt.

Ich rufe erneut an, doch nichts geschieht. Ungeduldig wie ich bin, schimpfe ich auf die unzuverlässige Technik. Ich kann meinen Kollegen nicht hören, die Anzeige des Handys macht keinen Sinn – irgendwie ist das doch alles Mist. Dämliches Handy. Dämlicher Kollege. Medienkompetenz!

Erst zu Hause erfahre ich den Grund: Meine Frau fuhr zufällig hinter mir und mein Smartphone hat sich per Bluetooth mit ihrem Auto verbunden. Während ich fluchend und geifernd am Steuer saß, hat sie seelenruhig mit meinem Kollegen telefoniert und sich über die Ablenkung während der Fahrt gefreut.

Jan-Martin

3. Dezember 2016

Mit Live Photos den Diaabend retten

Meine Frau und ich sind zum Abendessen bei einem befreundeten Paar eingeladen. Aufgeregt erzählen sie von ihrem Urlaub auf La Réunion und gleich nach dem Essen setzen wir uns auf das Sofa, um uns Urlaubsfotos anzusehen.

Zusammen mit der Anmerkung „Wir haben aber noch nicht aussortiert“ ist so eine Diaschau eigentlich eine der schrecklichsten Arten, Zeit miteinander zu verbringen. Schon meine Eltern fürchteten sich vor Diaabenden, aber die Analogfotos damals waren wenigstens noch bewusst ausgewählt.

Heute Abend passiert aber etwas Neues. Die beiden hatten keine separate Kamera im Urlaub dabei, sondern nutzten ihr iPhone für die Erinnerungsfotos. Seit dem iPhone 6s sind sogenannte Live Photos standardmäßig eingeschaltet. Sie nehmen nicht nur ein Foto auf, sondern auch ein Video von den 1,5 Sekunden vor und nach der Bildentstehung.

Die Gastgeberin schließt ihr Handy an den Fernseher und zeigt uns fortan nicht nur das Foto, sondern auch einen kurzen Eindruck seiner Entstehung – sogar mit Ton. Eine völlig andere Art, über einen Urlaub zu berichten; ganz so, als hätte man viele Stunden Videomaterial zu Dreisekunden-Clips zusammengeschnitten.

Zum eingefangenen Ambiente gehört auch, dass wir eins ums andere Mal sehen, dass der oder die Fotografierte nur mal eben für das Foto gelächelt hat. Ich habe mehrere Lachanfälle, als ich die teils unmenschlichen Bemühungen erkenne, ein freundliches Gesicht für das Andenken zu machen.

Johannes Mirus

4. Dezember 2016

Die Telekom sagt sorry

D. bezieht Fernsehen über einen Router der Telekom. Da es vor kurzem einen längeren Ausfall durch einen Hackerangriff gab, hat ihm das Unternehmen eine E-Mail gesendet, in der es “sorry” sagt und ihn mit einem kostenlosen Film aus der Videothek entschädigen möchte. Nun wollen wir zusammen etwas Passendes aussuchen, was sich etwas schwierig gestaltet, weil wir sehr unterschiedliche Filmgeschmäcker haben.

Wir scrollen uns durch die angebotenen Filme, bis uns einer auffällt, der beiden gefallen könnte, dann suche ich mit meinem Smartphone Inhalt und Punkte in der IMDb (Internet Movie Database) heraus. Als wir schließlich bemerken, dass es im Menü Trailer gibt, sehen wir uns auch noch die der in die engere Wahl gekommenen Filme an. Nach eineinhalb Stunden einigen wir uns auf „Vor der Morgenröte“, einem Film mit Josef Hader über den Schriftsteller Stefan Zweig.

In Vorfreude auf einen interessanten Film geben wir den 16-stelligen Geschenkcode ein und klicken auf „Mieten“. Die Meldung erscheint, dass D. den Jugendschutz-PIN eingeben muss, was er tut, doch irgendwie funktioniert er

nicht. Anscheinend kann er sich nicht mehr an den richtigen erinnern. Um einen neuen zu vergeben, muss er sich an seinem Computer in den Account einloggen und ihn ändern. Nachdem er ihn im Fernsehapparat korrekt eingegeben hat, tippt er den 16-stelligen Geschenkcode erneut ein, worauf das Gerät meldet, dass der Code nicht gültig sei. Wir wiederholen die Prozedur noch einmal mit dem gleichen Resultat und geben dann entnervt auf.

Tanja Braun

4. Dezember 2016

Ungewohnte Geräusche

Ich möchte einen bei uns ausgemusterten Laptop fit machen, um ihn an Weihnachten meinem Vater zu übergeben. Beim Start des Geräts erschrecke ich kurz. Dann erinnere ich mich, dass es bis vor wenigen Jahren noch ganz normal war, dass ein Computer Geräusche macht. Erst mein neues Macbook 12 Zoll (etwa ein halbes Jahr alt) ist still wie ein Tablet – SSD-Festplatte, keine Laufwerke für externe Speichermedien und dem Wegfall des Lüfters sei Dank.

Johannes Mirus

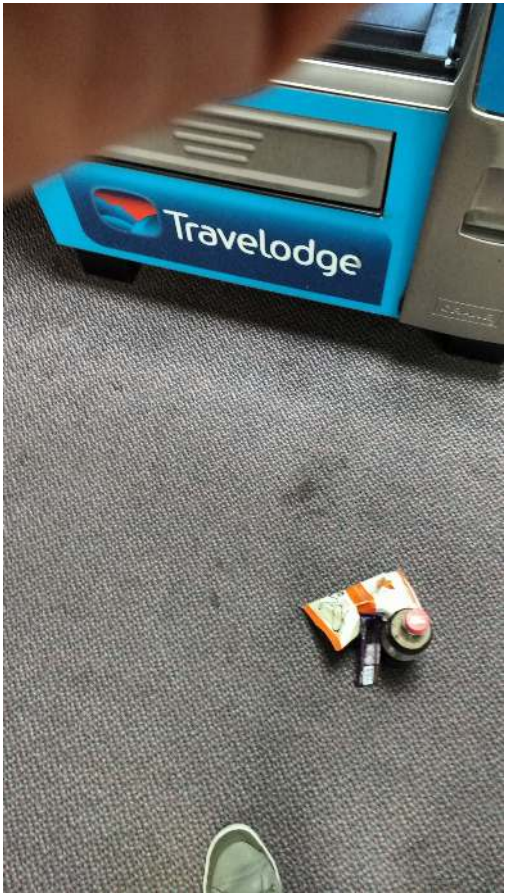
5. Dezember 2016

Mehrgängiges Menü vom Automaten

Ich bin für eine Nacht in Durham und wohne wie immer in der Travelodge. Die Travelodge ist eine Art Verlängerung meiner Wohnung, ein extra Raum, der immer genau gleich aussieht. Ich besorge mir Abendessen aus der Küche, die in diesem Fall völlig anders aussieht als meine, nämlich so:

Im Unterschied zu gewöhnlichen Snack-Automaten kann man sich an diesem hier ein Menü aus mehreren Gängen zusammenbauen. Man wählt Hauptgang, Nachspeise und Getränk, bezahlt den gesamten Kram auf ein-

mal, und kann dann zusehen, wie der Roboter alle Teile des Abendessens aus dem Regal holt und gleichgültig nach unten wirft. Trinkgeld verlangt er auch keines.



Aleks Scholz

6. Dezember 2016

Jetzt neu im Internet: Arzttermine

Ich rufe in einer Arztpraxis an, um mir einen Termin zu besorgen, erreiche aber nur den Anrufbeantworter. Gerade will ich genervt auflegen, da empfiehlt mir die Stimme vom Band, Termine doch online über die Website zu vereinbaren.

Ich hatte den Arzt bereits gegoogelt, um an Telefonnummer und Sprechzeiten zu gelangen. Ein weiterer Klick bringt mich also auf seine Webseite. Und dort gibt es in der Tat den Menüpunkt "Terminvergabe" und dazu sogar eine stundenplanartige Übersicht der aktuell verfügbaren Termine.

Im Mittelteil lässt die Begeisterung etwas nach – ich muss mich bei einem Dienst namens Doctolib registrieren und bekomme einen Bestätigungscode per SMS. Nach erfolgter Terminvergabe gibt es dann aber *Outlook*, *iCal* und *Google* zur Auswahl, um gleich einen Kalendereintrag anzulegen, der auch die Adresse und Anfahrtshinweise der Praxis enthält.

Konsultation per Smartphone wäre in diesem Fall übrigens keine Option gewesen, da eine Laborprobe von mir benötigt wird. Bis eine Drohne vorbeikommen kann, um sie mir abzuzapfen, wird es vermutlich noch eine Weile dauern.

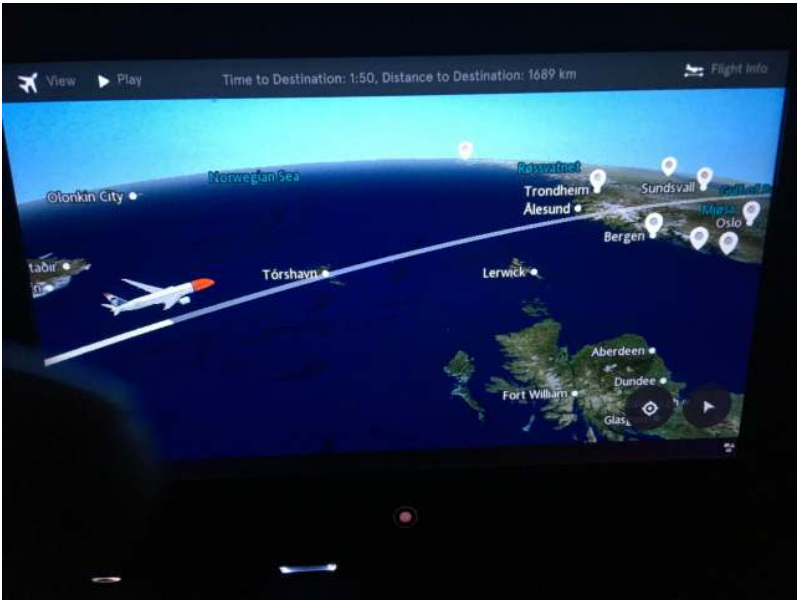
Virtualista

8. Dezember 2016

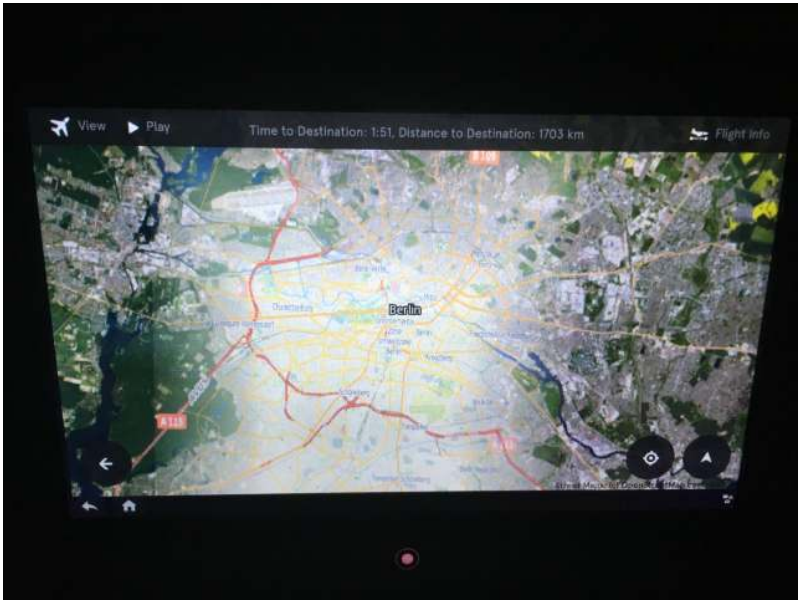
Die Welt in einer Rückenlehne

Auch ich fliege mit einem *Dreamliner* von Norwegian Airlines über den Atlantik. Leider ist es mir nicht gelungen, einen Fensterplatz zu ergattern, daher kann ich die unterschiedlich blaugetönten Scheiben nur aus einiger Entfernung betrachten.

Umso mehr Zeit habe ich, mich dem Unterhaltungs- und Informationsprogramm zu widmen, dass auf dem Touchscreen in der Rückenlehne vor mir angeboten wird. Besonders hübsch finde ich die Anzeige der Flugstrecke, die vermutlich auf *Google Earth* basiert.



Man kann mit den Fingern eine Weltkugel zoomen und drehen und bekommt dabei Flugstrecke und aktuelle Position dreidimensional angezeigt. Sogar in Großstädte lässt sich fast bis auf Straßenniveau hineinzoomen, wobei die Anzeige automatisch von Satellitenbildern zu einer Kartenansicht wechselt.



Völlig unabhängig davon gibt es nach der Landung lustige Farbenspiele an der Kabinendecke, deren tieferer Sinn sich mir nicht erschließt.

Virtualista

8. Dezember 2016

Das endlose Leben des Endlospapiers

Im Juni habe ich zuletzt über Endlospapier nachgedacht und herausgefunden, dass Amazon immer noch eine eigene Rubrik dafür hat. Heute begegnet mir am Flughafen Berlin-Schönefeld dieser Nadeldrucker:

Er steht am Ausgang eines Gates und scheint noch benutzt zu werden. Wofür, das ist leider aus Ort und Umgebung für mich nicht abzulesen. (Die Blätter vorne rechts im Bild kommen, wie man an ihren glatten Rändern erkennt, aus einem neueren Drucker.)

Update: Durch eine aus anderem Anlass unternommene Suche nach “Nadeldrucker” bei Twitter werde ich im Januar 2017 weitergebildet.

twitter.com/olafh/status/251535941901099009

twitter.com/peelsonem/status/594028014343725057

twitter.com/tobias_fischer/status/618747695159754753

twitter.com/errikstse/status/794447393261584384

Sogar praktische Lebenshilfe ist dabei:

twitter.com/fckd/status/790401940345815040

Der Drucker in Schönefeld ist also kein Einzelfall. Aber was passiert da, was sich immer noch am besten mit einem Nadeldrucker erledigen lässt? In diesem Dokument der Firma Epson steht ein Teil der Erklärung:

> Even occasional passengers will be familiar with the array of checks and documentation required between check-in and take-off. Key to this process is the flight manifest; a printed document that provides the flight team with up-to-the-minute information on passengers, loadsheets and cargo, enabling pre-flight security checks and allowing the pilots to make last minute calculations on the weight and balance of the aircraft.
>
> As the manifest must contain the very latest available information it is printed for the flight crew when they reach the boarding gate. Without this manifest, the flight will not depart, making it extremely important that the printer works all the time, and prints out the information quickly. An error or malfunction could cause delay for the flight.

Falls das *flight manifest* als Papierkopie mehrfach vorhanden sein muss, könnte man es ja auch mehrmals an unterschiedlichen Orten ausdrucken, darunter einmal am Gate. Dann bräuchte man keinen Durchschlag und damit keinen Nadeldrucker. Und erzeugt der Drucker am Gate überhaupt einen Durchschlag? Auf Endlospapier?

Diesem Dokument der Firma OKI zufolge geht es nicht um Durchschläge, sondern darum, dass auf keinen Fall versehentlich eine Seite der Passagierliste fehlen darf und deshalb Endlospapier eingesetzt werden muss.

> The company uses dot matrix printers at all gates throughout its airport locations worldwide to print flight manifests that are typically 30+ page documents. In order to minimize downtime, the company required reliable continuous-sheet printing, as print interruption and loss of a manifest page could lead to flight delays.

An verschiedenen Stellen im Netz wird die Theorie vertreten, das Nadeldruckerverfahren sei einfach am wenigsten störungsanfällig. Aber mit derselben Begründung könnte man auch bei vielen anderen Vorgängen am Flughafen an bewährter alter Technik festhalten, und doch kommt hin und wieder eine Neuerung zum Einsatz. Warum also nicht auch hier? (Hier fragt sich ein ehemaliger Pilot dasselbe.)

Kathrin Passig

9. Dezember 2016

Für den Internetzugang braucht man Internet, auch in Martinique und Guadeloupe

Ich fahre auf Urlaub nach Martinique und Guadeloupe. Die beiden Inseln gehören politisch und organisatorisch zu Frankreich, aber mein normaler französischer Tarif gilt hier nicht. Ich habe schon vor Abflug recherchiert, welcher Anbieter in Frage kommt, aber außer der Liste der Anbieter und dass sie alle ähnliche Preise und Konditionen haben, habe ich mir nichts gemerkt.

Am Ankunftstag stelle ich fest, dass der Shop des Handybetreibers am Flughafen geschlossen ist. Das Hotel ist in der Nähe eines kleinen Fischerdorfs. Im Ort gibt es einen Supermarkt und einige Souvenirgeschäfte. Eines davon wirbt mit den drei Handyanbieternamen, also frage ich nach einer SIM-Karte. Ich erhalte die Auskunft, dass SIM Karten nur in den Geschäften der Anbieter verkauft werden und nicht über Händler. Das war auch die Auskunft, die ich online bekommen habe, aber ich habe schon recht intensiven Internetentzug und Pokémonballmangel.

Bei einem Ausflug in die Hauptstadt der Insel gehe ich in ein Geschäft des Handyanbieters SFR. Die Auswahl ist zufällig getroffen, weil die Schlange kürzer ist als bei der Konkurrenz.

Ich muss einen Ausweis herzeigen und mein Geburtsdatum angeben. Eine SIM-Karte kostet 15 € und enthält 10 € Guthaben. Für diesen Betrag kann ich 600 MB Daten kaufen, die für 10 Tage gültig sind. Ich wähle die dreistellige Rufnummer und werde durch ein vollautomatisches französischsprachiges Menü geleitet, mit dem ich das Guthaben in Daten umwandeln kann.

Die Bestätigungssms kommt sofort an, aber ich kann keine Daten empfangen. In einem kleinen Einkaufszentrum mit WLAN versuche ich das Problem zu ergoogeln und finde schnell auf der Seite des Anbieters eine Anleitung, wie man den APN (Access Point Name) einrichten muss, um Daten empfangen zu können. Die Anleitung ist auf französisch und in Teilen etwas vage.

An einer Stelle soll ich “none” eingeben oder das Feld leer lassen, das kommt aufs Telefon an. Nach drei Versuchen schaffe ich den richtigen Eintrag zu erstellen und habe endlich wieder mobiles Internet. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich gelegentlich 4G Empfang. Das hatte ich weder bei meinem Vertrag in Österreich noch beim billigen Prepaid-Reseller in Frankreich.

Vier Stunden später erhalte ich zwei spezielle Konfigurations-SMS, die die Einstellungen an meinem Handy so umändern, dass ich Internet empfangen und auch MMS senden kann. MMS habe ich insgesamt vielleicht 3 Stück gesendet, in der Vorsmartphoneära (2009).

verenka

Dezember 2016

We All Cry For WiFi!

Erneut beruflich in den USA unterwegs muss ich feststellen, dass mein Telefonanbieter O2 Datenroaming dort weiterhin zu eher absurden Konditionen anbietet: Ein Paket von 6 MB ist für € 1,99 erhältlich.

Ich hangele mich also von einem WLAN zum nächsten – Hotel, Büro der Partnerfirma, Restaurant. Am Abreisetag muss ich direkt vom Büro aus zum Flughafen JFK fahren und dafür ist Uber die einfachste Option. Da aber das Büro-WLAN nicht aus dem 14. Stock bis auf die Straße reicht, bin ich dafür doch gezwungen, auf den 6-MB-Deal einzugehen.

Nachdem ich mich in der Redaktion rückversichert habe, dass es kein Problem darstellt, falls man am Ende einer Uber-Tour nicht mehr online ist, stelle ich mich an die Straße, beende alle anderen Apps, buche per SMS die 6 MB und chartere ein Uber-Fahrzeug. Das funktioniert auch, allerdings sind tatsächlich bei der Ankunft nach 20 Minuten die 6 MB schon aufgebraucht, obwohl ich unterwegs keine sonstigen Apps verwendet habe.

Im Terminal bekomme ich dann eine halbe Stunde freies WLAN, was ausreicht, dem Uber-Fahrer eine gute Bewertung zu geben. Auf dem Flug nach Europa gibt es kein WLAN, aber immerhin eine USB-Buchse pro Passagier, um das Smartphone aufzuladen.

Ich habe gut zwei Stunden Zwischenaufenthalt am Stockholmer Flughafen Arlanda. Dort bekomme ich großzügige 3 Stunden WLAN mit maximal 100 MB umsonst. Und die Feldstärke ist so hoch, dass man damit noch im Flugzeug auf dem Vorfeld surfen kann.

Der Air Berlin Flieger nach Tegel bietet keine USB-Anschlüsse sondern nur die guten alten Doppelklinkenbuchsen in der Armlehne. Es wird aber damit geworben, dass es unterwegs WLAN gäbe, wenn man sich dafür nur rasch noch die *Air Berlin Connect* App herunterlädt, was mir dank des starken Flughafen-WLANs auch gelingt.

Im Flug dann allerdings Enttäuschung – auch bei Air Berlin gibt es Daten nur zum Apothekenpreis.

Richtige Heimatgefühle stellen sich dann ein, als in der Berliner S-Bahn – wie gewohnt – zwischen den Stationen Jungfernheide und Beusselstraße die LTE-Verbindung abreißt.

Virtualista

2016-12-10

Lucia mit Blitzlicht

Schwedisches Lucia in der Church of the Incarnation, Fünfunddreißigste Madison. Dunkle Kirche, Frauen und Mädchen in weißen Lucia-Kleidern mit Kerzen in der Hand. Es ist klar, was passieren muss. Nur ein Bruchteil der Besucher hält sich an die Bitte, erst beim letzten Lied zu fotografieren, und von denen, die es nicht tun, weiß nur ein Bruchteil, wie sie ihre Telefone und Kameras einstellen müssten, um den Blitz auszuschalten. Und so nimmt alles seinen Lauf. Ein Lucia-Fest ohne Blitzlichtgewitter ist nicht mehr möglich; der Moment ist so kostbar, dass er sich notwendig selber zerstören muss.

André Spiegel, aus dem fortlaufenden Blog

Dezember 2016

Nur das Ziel ist ein anderes

Ich habe mich inzwischen ganz gut an meine Bluetooth-Kopfhörer gewöhnt. Das größte Problem, neben regelmäßig wieder auftauchenden Ärgerlichkeiten beim Koppeln, ist die begrenzte Batterielaufzeit. Wenn eine freundliche Frauenstimme in meinem Ohr “Battery low” sagt, weiß ich, ich habe noch drei Minuten Zeit, um eine Lösung zum Weiterhören zu finden. Anfangs hatte ich immer noch meinen alten kabelgebundenen Kopfhörer als Ersatz dabei, doch vor kurzem ist mir eine neue Idee gekommen. Ich verbinde einfach den Kopfhörer per USB-Kabel mit meiner Powerbank und stecke diese in die Brusttasche meiner Jacke. So laden die Kopfhörer und können trotzdem weiter Musik wiedergeben.

Von meinen “kabellosen” Kopfhörern führt jetzt also gelegentlich wieder ein Kabel meinen Nacken herunter und in meine Jacke. Nur das Ziel des Kabels ist ein anderes.

Alexander Matzkeit

2005 und 2016

Kein Aufwand für Tiger Lou

In den 2000er Jahren drückt mir mein Freund C. regelmäßig selbstgebrannte CDs in die Hand. Darauf sind meist sechs bis acht Alben im mp3-Format, die C. aus Filesharing-Netzwerken hat und von denen er denkt, dass sie mir gefallen könnten. “If you like it, buy it”, sagt er mir dazu. Manchmal kaufe ich tatsächlich etwas, was mir richtig gut gefällt. Viele andere Bands wandern in eine mäßig regelmäßige Rotation, aber ich kaufe nie eine CD von ihnen. Darunter ist auch Tiger Lou. Die Alben “The Loyal” und “A Partial Print” gefallen mir ganz gut, aber ich betreibe keinerlei Aufwand, um mehr darüber herauszufinden.

2016 veröffentlicht Tiger Lou acht Jahre nach “A Partial Print” erstmals wieder ein Album, “The Wound Dresser”. Ich erfahre davon, weil ein mir unbekannter Tiger Lou-Song namens “You Town” in meiner “Neue Musik für mich im Mix”-Playlist bei Apple Music auftaucht. Mit wenigen Klicks habe ich das ganze Album heruntergeladen und höre es ein paar Mal.

Einige Wochen später meldet sich die App Songkick auf meinem Telefon, die mein Musikbibliothek scannt und nach Konzerten für die abgespielten Künstler sucht: “New Concerts for Tiger Lou”. Rasmus Kellermann kommt mit seiner Band im Dezember nach Berlin. “Prima”, denke ich, kaufe mir ein Ticket und gehe einige Monate später auf das sehr gute Konzert. Während des Konzerts schicke ich C. ein Foto. “Tiger Lou – durch dich entdeckt. Danke!” Antwort: “Hatte gar nicht mitbekommen, dass die ein neues Album haben.”

Alexander Matzkeit

12. Dezember 2016

Furcht und Elend der Heizdecke

Seit ich ohne Zentralheizung wohne, singen gutmeinende Menschen regelmässig Lobhymnen auf ihre Heizdecken und Heizkissen, unter anderem meine Mutter (*1944), obwohl sie weiss, dass ich mich vor Elektrizität fürchte und keine solche im Bett haben will.

Heute besuche ich meine Eltern und kurz nach der Begrüssung zeigt mir meine Mutter lachend einen versengten Duvetbezug. Gerade noch rechtzeitig hatte sie vor ein paar Tagen das kokelnde Heizkissen daran hindern können,

das ganze Bettzeug in Brand zu setzen. Ob sie jetzt endlich Respekt vor den Dingern habe, frage ich. Ach nein, lautet die Antwort, das Kissen sei alt gewesen, da komme das halt mal vor. Der Vater werde ihr ein neues kaufen, sobald diese in Aktion seien.

Franziska Nyffenegger

Anfang Dezember 2016

Die Digitalisierung der Zuckerarmbanduhren

Ich esse eine Zucker-Armbanduhr, die erste seit langer Zeit. Sie ist digital und zeigt die Uhrzeit 5:25 an. Es kommt mir so vor, als hätte ich früher analoge Zuckeruhren gegessen.

Einige Tage später bitte ich Marcus (*1968) und Per (*1973), sich Zuckerarmbanduhren vorzustellen und frage dann nach der Art der Anzeige. “Analog”, sagt Marcus. “Digital” sagt Per. Irgendwo zwischen diesen Geburtsjahrgängen verläuft also vermutlich die Grenze.

Hier gibt es noch Bilder analoger Uhren aus *Zuckerkomprimat*, hier sind digitale mit unterschiedlichen Uhrzeiten und hier ist neben einem Behältnis voller Digitaluhren eine analoge abgebildet. Ob die diagonalen Striche auf

der Digitalanzeige auf ein in den 70ern tatsächlich existierendes Uhrendesign verweisen oder eine Erfindung der Zuckerkomprimatindustrie sind, ist mir unbekannt.

Kathrin Passig

14.12.2016

Es muss von innen leuchten

Ich zeige meiner Ärztin auf dem Smartphone in einer App gesammelte Daten zu verschiedenen Beschwerden. Der Bildschirm ist recht dunkel gestellt, weil ich zuvor im Bus unauffällig Pokémon Go gespielt habe. Sie kneift ein wenig die Augen zusammen und zieht dann gedankenlos ihre Schreibtischlampe näher, um Licht in die Sache zu bringen.

Kristin Kopf

14. Dezember 2016

Der Weg zur eigenen Telefonnummer

Ich habe ein technisches Problem, das ich dringend lösen möchte. Dazu schreibe ich ein Email an den Support und soll da meine Telefonnummer angeben. Ich will normalerweise nicht angerufen werden, aber mein Problem ist akut und wichtig genug, dass ich es diesmal möchte.

Ich weiß nur leider meine Telefonnummer nicht. Ich bin auf Urlaub und hab erst vor wenigen Tagen eine neue SIM-Karte eingelegt. Ich hatte nie vor, sie für Anrufe zu nutzen, und daher keine Ahnung, wie meine Nummer lautet. Mein erster Impuls ist, das Handy meines Freundes anzurufen. Aber ich hab sämtliches Gesprächsguthaben, das bei der SIM-Karte dabei war, sofort in Daten umgesetzt.

Also google ich das Problem und finde auch sofort die Anleitung: Unter Settings → About device → Status soll ein Eintrag für die Rufnummer sein. Bei mir steht da nur “unknown”. Ich schildere das Problem in der Technikta-gebuchredaktion, wo sofort zwei Personen bestätigen, dass es von der SIM-Karte abhängt, ob an dieser Stelle die eigene Nummer angezeigt wird oder nicht.

Schließlich stehe ich auf und gehe in den ersten Stock, um die Rechnung zu suchen, an die die Plastikkarte getackert ist, auf der die Rufnummer steht. Sie sieht für mich so ungewöhnlich aus, dass ich sicherheitshalber meinen Freund bitte, mich anzurufen.

verenka

2016

Zollanmeldungen im Jahr 2016

Wir verkaufen Getränke in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Die Schweiz ist nicht die EU, sondern ein sogenanntes EFTA-Land, deshalb muss vor jeder Lieferung eine Zollanmeldung erstellt werden: online.

Auf ausfuhrplus.internetzollanmeldung.de kann man Zollanmeldungen eingeben, wenn man sich vorher eine sogenannte EORI-Nummer und eine PFX-Datei vom Finanzamt besorgt hat, die auf einem proprietären “SicherheitsStick gespeichert werden muss. Ich habe viel ausprobiert, aber letztlich funktioniert diese Zoll-Plattform nur 1. mit Windows, 2. mit Java, 3. mit Glück. Meist geht irgendetwas schief, was real drastische Folgen haben kann, wenn z. B. ein LKW-Fahrer nicht über die Grenze darf und auf einem Parkplatz kampieren muss (was ich natürlich vermeiden will, aber es geht eben manchmal technisch was schief).

Nach der Anmeldung muss das sogenannte Ausfuhrbegleitdokument ausgedruckt werden, wofür eine bestimmte Schriftart (für den Barcode) nötig ist, die man sich separat installieren muss. Die sogenannte Proforma-Rech-

nung muss “i.A.” unterschrieben sein, sonst ist der Vorgang nicht vollständig, siehe unten. Bei Warenwerten unter 6 Tsd. Euro muss ein Hinweis auf die sogenannte Präferenzbegünstigung mit auf die Rechnung (und mit einer sogenannten Präferenzerklärung des Lieferanten belegt werden, die jährlich erneuert werden muss). Über 6 Tsd. Euro Waren darf der Hinweis nicht auf der Rechnung stehen; dann muss man zum Zollamt gehen und sich ein sog. EUR.1 Warenverkehrsdokument abstempeln lassen (ohne Stempel ungültig), und das dafür nötige Formular kriegt man auch nicht beim Zoll, das muss man vorher im Fachhandel kaufen und mitbringen.

Wenn man das alles macht, und Glück hat, klappt das mit den Zollanmeldungen. Klappt was nicht, muss man eventuell die Mehrwertsteuer nachträglich noch abführen, es geht also um viel Geld. Ich bin deshalb dazu übergegangen, weder für Windows noch für Java Sicherheits-Updates zu machen, solange das Ganze endlich mal läuft; Updates können nämlich auch zu Spontan-Ausfällen führen. Das ist unsicherer, ja, aber ich tausche dann eben die komplette Festplatte, wenn Zollanmeldungen gemacht werden müssen. Das mache ich auch deshalb, weil die Zollanmeldungen nur funktionieren, wenn man den Browser als Administrator ausführt. Vater Staat mit Administratorrechten auf meinem Computer, mit Windows und Java, bei schwer durchschaubaren Regeln, und es geht um viel Geld. Und ja, das alles spielt im Jahr 2016.

Uwe

Dezember 2016

Fußnoten mit Hybridantrieb

Wochen nach der Lektüre fällt mir auf, dass in der Kindle-Version von Tim Harfords 2016 erschienenem Buch “Messy” eine neue Fußnotentechnik zum Einsatz kommt. Der Text enthält keine hochgestellten Zahlen, stattdessen gibt es Links.

of Pixar, the animation studio that has produced films from *Toy Story* to *Inside Out*. Jobs was Pixar's majority shareholder.

There can be no doubt that Steve Jobs was just as committed to the ideals of beauty as Le Corbusier had been and he could be just as controlling. One of the saddest and most eloquent anecdotes in Walter Isaacson's biography of Jobs describes him, semi-conscious after receiving a liver transplant,

Die Links führen zum Fußnotenanhang des Buchs. Dort gibt es eine klassische Nummerierung, vielleicht, damit man sich mit Lesern der Printausgabe über die Fußnoten unterhalten kann. Der Link-Text ist aber auch noch mal vorhanden (und führt zurück zum Ausgangspunkt).

68 *Jobs was Pixar's majority* Ed Catmull with Amy Wallace, *Creati*
Overcoming the Unseen Forces that Stand in the Way of True Ins
(London: Bantam, 2014), Chapter 2.

68 *One of the saddest* Walter Isaacson, *Steve Jobs: The Exclusive Bio*
(London: Little, Brown, 2011), p. 486.

Das rechte Ende der Zeilen ist abgeschnitten. Das liegt nicht an meinem Screenshot. Man muss die Kindle-App breiter ziehen, um die Zeilen vollständig zu sehen, warum auch immer.

Die Fußnoten enthalten außerdem Links, die nach draußen führen (Screenshot aus der verbreiterten Ansicht mit unabgeschnittenen Zeilen):

61 *Pierson's analysis showed* Emma Pierson, 'See How Red Tweeters and Blue Tweeters Ignore Each Other on Ferguson', *Quartz*, 25 November 2014, http://qz.com/302616/see-how-red-tweeters-and-blue-tweeters-ignore-each-other-on-ferguson/; and Emma Pierson's FAQ on the study, http://obsessionwithregression.blogspot.co.uk/2014/11/ferguson-faq.html. A larger study of political tweeting also found similar 'echo chamber' characteristics: Yosh Halberstam and Brian Knight, 'Homophily, Group Size, and the Diffusion of Political Information in Social Networks: Evidence from Twitter', NBER Working Paper No. 20681, November 2014, http://www.nber.org/papers/w20681, DOI: 10.3386/w20681.

Das Problem der unterschiedlichen Haltbarkeit von Büchern und Links bleibt ungelöst. Aber jedenfalls hat sich hier jemand die Arbeit gemacht, ins E-Book eine eigene Fußnotentechnik einzubauen – und zwar Handarbeit, weil man den Fußnotenlink unter eine halbwegs passende Textstelle legen muss. Ich glaube, das habe ich in acht Jahren E-Book-Lesen noch nirgendwo gesehen.

Kathrin Passig

Dezember 2016

Nur zu Weihnachten: Radio hören über Kurzwelle

Die Radiosendung *Gruß an Bord* des Norddeutschen Rundfunks ist nicht nur – nach Angaben des Senders – eine der ältesten noch bestehenden Rundfunksendungen weltweit. Sie ist auch ein Abbild der technischen Entwicklung seit Sendebeginn vor 63 Jahren – und kehrt am Heiligabend ein wenig an ihren Ursprung zurück: Obwohl die Kurzwellen-Austrahlungen europäischer Rundfunksender schon vor Jahren eingestellt wurden, ist die Grußsendung für deutsche Seeleute in aller Welt am 24. Dezember auch über Kurzwelle zu empfangen.

Als *Gruß an Bord* 1953 erstmals ausgestrahlt wurde, waren – mitunter recht verrauschte – Funkverbindungen noch normal. Auf jeden Fall für die Gespräche mit den Seemännern, deren Angehörige in Deutschland sie nur mit solchen handvermittelten Seefunkgesprächen über eine Küstenfunkstelle erreichen konnten. Und auch für die Rundfunkausstrahlung: Neben den – inzwischen ebenfalls eingestellten – Mittelwellensendungen waren Kurzwellen-Ausstrahlung das übliche Mittel, ein Programm möglichst weltweit zu verbreiten.

Das prägte natürlich den Stil der Sendung. *Ich rufe das Motorschiff. . .* , leiteten die Moderatoren den Gesprächsversuch ein. Und wenn dann über eine knackende, rausche Verbindung der Kontakt mit dem Frachter irgendwo im Indischen Ozean zu Stande kam und die Kinder ihrem Vater frohe Weihnachten wünschten, wurde es einem dann so recht warm ums Herz.

Das alles ist weitgehend Geschichte. Die Kommunikation mit Schiffen auf hoher See läuft inzwischen über Satellit, entweder als Telefongespräch oder gleich via Internet, das ebenfalls über Satellit zugänglich ist.

Doch wenn der NDR am Heiligabend den *Gruß an Bord* auch über eigens angemietete Kurzwellenfrequenzen ausstrahlt, ist das nicht nur eine Reminiszenz an vergangene Zeiten. Denn trotz besserer Erreichbarkeit (und Kommunikationsqualität) über Satellit hat die traditionelle Kurzwellenverbindung einen unschlagbaren Vorteil: Sie ist für den Empfänger kostenlos, wenn er ein entsprechendes Gerät hat – nicht zu unterschätzen bei einer vierstündigen Radiosendung. Die Datenmengen, die für den – natürlich ebenfalls angebotenen – Livestream via Internet anfallen, würden für die Reeder oder

gar für die Seeleute selbst horrende Kosten bedeuten. Ganz abgesehen davon, dass möglicherweise die Satellitenverbindung in dieser Zeit für andere Zwecke nur eingeschränkt verfügbar ist.

Ein kleines bisschen scheint der NDR allerdings auch an die Fans dieser Sendung an Land zu denken. Denn zusätzlich zu den Frequenzen für alle sieben Meere (na ja, fast, der Pazifik ist nicht erfasst) gibt es eine speziell für Europa. Zum Mithören hierzulande, für die, die noch einen Kurzwellenempfänger besitzen.

Die Kurzwellenfrequenzen am Heiligabend, nach Senderangaben:

> In der Zeit von 19 bis 21 Uhr UTC (20 bis 22 Uhr MEZ) sendet die Kurzwelle über folgende Frequenzen:
> 6.125 Atlantik – Nord
> 11.650 Atlantik – Süd
> 9.800 Atlantik/Indischer Ozean (Südafrika
> 9.740 Indischer Ozean – West
> 9.790 Indischer Ozean – Ost
> 6.145 Europa
>
> In der Zeit von 21 bis 23 Uhr UTC (22 bis 24 Uhr MEZ) sendet die Kurzwelle über folgende Frequenzen:
> 5.930 Atlantik – Nord
> 9.830 Atlantik – Süd
> 9.590 Atlantik/Indischer Ozean (Südafrika
> 9.765 Indischer Ozean – West
> 9.650 Indischer Ozean – Ost
> 6.145 Europa

(Foto: Weltempfänger Sony SW100 mit der eingestellten Frequenz 6145 KHz im 49-Meter-Band)

Thomas Wiegold

14. bis 18. Oktober 2016 und 9. bis 15. Dezember 2016

Der Gutsch und die Folgen

Das Herbstsemester ist hektisch und so kommt es, dass an einem Freitagnachmittag in der Hitze des Gefechts eine Wasserflasche umkippt. Der grösste Teil der Flüssigkeit landet auf der Tischplatte, ein Gutsch aber benetzt die Tastatur meines MacBooks. Ich habe keine Zeit, muss weiter, trockne das Gröbste mit dem Ärmel meines T-Shirts, klappe wie immer das laufende MacBook zu und packe es in meinen Rucksack. Später im Atelier – ich habe den Vorfall bereits wieder vergessen – hänge ich das Gerät ohne es zu öffnen an Monitor, Maus und externe Tastatur. Der Cursor zickt und da fällt mir das Unglück mit der Wasserflasche wieder ein. Ich öffne das MacBook, dessen Bildschirm deutlich feucht ist. Backup, dann ausschalten und trocknen lassen, ruft mein Nebenhirn. Nach einem computerfreien Wochenende in den Bergen verhalten sich Trackpad und Tastatur immer noch irrational, mit externer Maus und Tastatur funktioniert aber alles einwandfrei; die Festplatte scheint unversehrt. In der Hochschule rufen meine technophilen Kollegen „ojeoje!“ und empfehlen mir einen Neukauf („In zwei Wochen kommen die neuen MacBooks!“); die IT-Abteilung weist mich ab, weil es sich um ein Privatgerät handelt, und ich habe zunächst keine Zeit, um das Service- und Support-Center des Fachhändlers aufzusuchen. Irgendwie geht Alltag dann ganz gut auch ohne, nicht einfacher, aber immerhin knapp zwei Kilogramm leichter. Erst einige Wochen nach dem Vorfall komme ich dazu, das Gerät dem Fachhändler zu zeigen. Eine Reparatur lohne sich schon, meint der Techniker, auch wenn er für nichts garantieren könne. Ich lasse das Gerät und meine Mobiltelefonnummer dort und erhalte im Gegenzug eine Serviceauftragsnummer. Einen Tag später bekomme ich eine SMS mit folgender Mitteilung: „SA477xxx: Sie haben einen Kostenvoranschlag per e-Mail erhalten.“ In der Mail steht:

> „Anbei erhalten Sie einen Kostenvoranschlag als PDF-Datei. Bitte drucken Sie diesen aus und senden Sie ihn ausgefüllt und unterschrieben an uns zurück. - per e-Mail: einscannen oder fotografieren und einfach auf diese Mail antworten. - per Fax: 044 265 xxxx - oder per Post: (Adresse im Kostenvoranschlag)“

Eine einfache Antwort per Mail genügt nicht; ein Workaround ist unumgänglich. Ich kann das PDF bei einem Bekannten ausdrucken. Danach fotografiere und versende ich es mit meinem klugen Telefon. In den folgenden Tagen informiert mich der Händler laufend per SMS über den Gang der Dinge („Fehleranalyse durchgeführt“, „Material bestellt“, „Ersatzteil eingetroffen“, „Gerät abholbereit“).

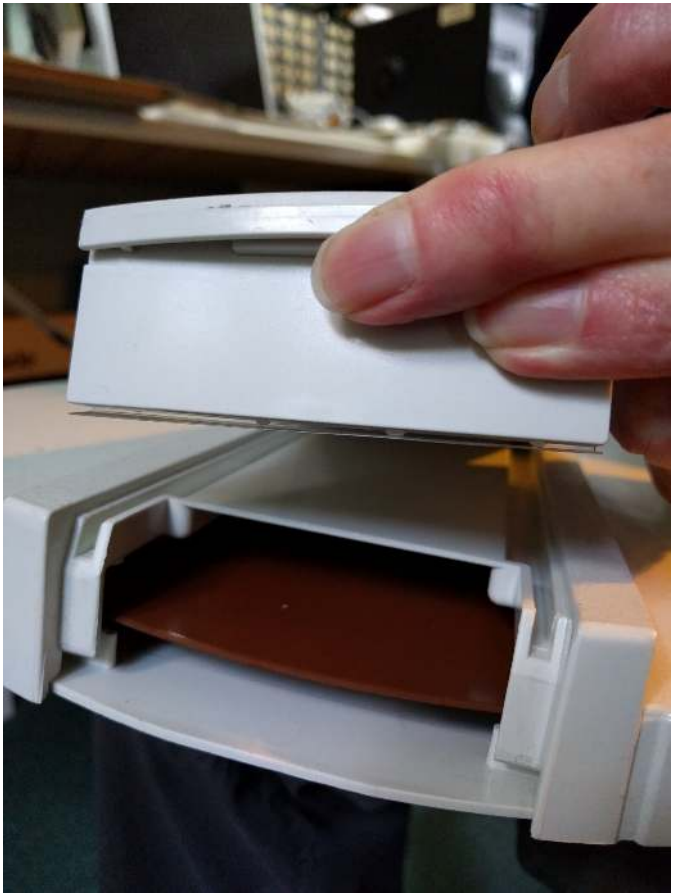
Franziska Nyffenegger

15. Dezember 2016

Festplatten in runden Gehäusen, damit kann aber auch niemand rechnen

Ich besuche Roger Stapleton in seinem Büro. Er erklärt mir etwas, das ich hier nicht wiedergeben kann, weil ich es nicht verstanden habe, über die Sektoren von Festplatten, und deutet dabei auf einen Stapel großer flacher runder Dinger ganz oben auf seinem Regal, die ich für aufgerollte Magnetbänder halte. Ich frage, ob man die heute wohl noch lesen kann. “Ich denke schon”, sagt Roger, “die haben eine dicke Oxidschicht.” Beim Radio müssen sie schließlich auch die Bänder regelmäßig umspulen, wende ich ein. “Aber das ist eine Aluminiumplatte”, sagt Roger, “und es ist nur eine. Da schlägt nichts durch.”

Um meine Verwirrung zu beheben, steigt er auf einen Bürostuhl und holt eins von den Dingern herunter. Es ist tatsächlich eine Festplatte, eine Digital Equipment RK05 oder vielleicht auch RK03.



200 Tracks, vermutet Roger, zwölf Sektoren, 1,2 MB Speicherplatz. An den Preis kann er sich nicht erinnern, aber “vermutlich nicht sehr teuer, du siehst ja, wie viele wir da haben. Die waren in den IBM-360s im Einsatz, und ausgemustert haben wir sie, als wir die PDP-11 abgeschafft haben . . . so gegen Ende der 80er Jahre. Bei den kleinen Geräten war das das einzige Laufwerk.

Wie die Leute damit klargekommen sind, weiß ich nicht. Die haben sie nicht mal zum Installieren von Software benutzt. Die Software war auf Karten. Kisten voller Karten."

"Es gab also Computer, die sowohl das hier als auch Karten lesen konnten? Ich wusste nicht, dass sich das mal überlappt hat."

"Doch, doch. Wir hatten einen Kartenleser an der VAX. Wir wollten einen für die Sun anschaffen, haben aber keinen gekriegt. Das ging also bis Ende der Achtziger. Die Leute haben ja *legacy code*. Wenn du zehntausend Karten in Kisten hast – und das ist nicht besonders viel – dann setzt du dich nicht hin und liest die Karten und tippst das an einem VDU wieder ein. Die Programme von der 360 auf die VAX sind größtenteils auf Karten übertragen worden."

"Du hast nicht zufällig hier irgendwo einen Kartenleser beiseitegeschafft?" *("squirreled away")*

"Nicht dass ich wüsste. Kartenleser sind ziemlich groß."

"Wie groß denn ungefähr?"

"Waschmaschine. Große Waschmaschine. Und das wäre dann bloß ein kleiner Kartenleser."

Roger Stapleton, befragt von Kathrin Passig

15. Dezember 2016

Für Internet überwinde ich meine Telefonschwäche. Aber nur kurz

Ich kaufe für den Urlaub in Martinique und Guadeloupe eine SIM-Karte mit 600 MB Datenguthaben. Die sind aber schnell verbraucht. Noch vor Ablauf der zwei Wochen brauche ich Nachschub. Online beim Anbieter einen Account anzulegen und dort eine Zahlungsmethode einzurichten nur um einmal 10 Euro aufzuladen erscheint mir aufwändig, also will ich Guthaben kaufen. In der Nähe vom Hotel gibt es einige Geschäfte und laut Webseite kann man auch über manche Bankomaten aufladen. Aber überall wo ich

Guthaben kaufen will (Post, SFR-Geschäft, Superette) ist entweder eine lange Schlange oder SFR wird nicht angeboten. Die beiden Bankomaten die ich ausprobiere verkaufen kein Gesprächsguthaben. Ich bin zu ungeduldig und verschiebe die Problemlösung auf später. Am Strand erhalte ich schließlich die Warnsms, dass mein Guthaben beinahe aufgebraucht sei. Ich soll eine 3-stellige Telefonnummer wählen und Guthaben aufladen.

Ich hasse es auf französisch zu telefonieren. Aber wahrscheinlich muss ich gar nicht mit einem Menschen sprechen. Wenn ich mir eine Tonbandstimme mehrmals anhören kann, schaffe ich das bestimmt. Also wähle ich die dreistellige Nummer und höre mir an, was das Tonband zu sagen hat.

Eine der genannten Option um Guthaben aufzuladen ist die Eingabe der Bankkartendaten. Ich gebe also meine Kartennummer ein, dann das Ablaufdatum als vierstellige Zahl und anschließend den CVC-Code von der Kartenrückseite. Zwischendurch schweigt mich das Tonband an und sagt dann vorwurfsvoll "Wir konnten Ihre Eingabe nicht verstehen, bitte geben Sie erneut . . . . ." . Schließlich muss ich 1, 2 oder 3 wählen um den Betrag festzulegen, den ich aufladen will (5, 10 oder 20 €) und anschließend 1, 2 oder 3, um festzulegen wieviele MB ich kaufen möchte. Ich entscheide mich für 10 € und nochmal 600 MB. Ich erhalte eine SMS dass mein Gesprächsguthaben 20 € beträgt. Ich bin relativ sicher, dass ich nur 10 € aufgebucht habe. Erst nach meiner Rückkehr schau ich in mein Online Banking und sehe dass es wirklich nur 10 € waren. Die 10 € sind wahrscheinlich ein Bonus den man für das erste Mal Geld aufladen bekommt.

Das dritte Mal MB nachkaufen geht dann ganz schnell, weil ja noch Guthaben vorhanden ist. Wenn ich eine andere 3-stellige Rufnummer wähle, erhalte ich umgehend eine SMS mit der Info wieviel Restguthaben noch vorhanden ist. Dieser Service ist für Prepaid Kunden nur einmal am Tag kostenlos, ab dem zweiten Mal werden 10 Cent vom Guthaben abgezogen.

verenka

15. Dezember 2016

Der Tag, an dem wir die Zeitkapsel öffneten

In einem der Räume in unserem Institut befindet sich ein kleiner Büroschrank, der schon seit Jahren abgeschlossen ist. Niemand hat eine Idee, wo der Schlüssel dafür sein könnte. Wir haben schon alles gründlich durchsucht, aber ein passender Schlüssel wurde nie gefunden.

Heute muss der Raum wegen Renovierungsarbeiten leergeräumt werden, und wir treffen daher die Entscheidung, den Schrank nun nach all den Jahren aufzubrechen.

Die Spannung ist groß. Immerhin haben wir die Räume ca. 1993 bezogen, und dementsprechend ähnelt der Schrank einer Art Zeitkapsel, die uns mit etwas Glück Einblick in eine lange vergangene Zeit ermöglichen wird. Alle werden zusammengerufen, und jemand holt einen großen Schraubenzieher. In wenigen Sekunden ist die Tür aufgehebelt. Wir werden nicht enttäuscht.

Der Inhalt unserer Zeitkapsel besteht aus einer leeren Fasche Haake Beck Pils, einer Ausgabe eines schon lange eingestellten Hochschulmagazins vom August 1997 (was uns eine präzise Datierung erlaubt), einigen Deutsche-Mark-Münzen, die wir den staunenden Studierenden zeigen, einer VHS-Kassette und einem Hewlett Packard HP-45 inklusive Netzteil.

Den Taschenrechner nehme ich sofort in meine Obhut. Vorsichtig versuche ich, ihn mit meiner „iKlear Reinigungsflüssigkeit für Apple-Geräte“ zu reinigen, aber der Grauschleier lässt sich nicht richtig entfernen. Wer wohl vor zwanzig oder dreißig Jahren damit gearbeitet hat? Immerhin durfte man ja früher in den Büros noch rauchen; das könnte die etwas vergilbten Tasten erklären.

Der HP-45 erschien 1973 und ist der Nachfolger des berühmten HP-35, des ersten technisch-wissenschaftlichen Taschenrechners. Beide waren in den 1970er Jahren weit verbreitet und wurden auch an meiner Schule genutzt.

Die wiederaufladbare Batterie in unserem Fundstück ist natürlich schon lange tot. Aber ich habe ja ein Netzteil. Ich schließe es an, schalte den Rechner ein, und alles funktioniert absolut perfekt!

Der Anblick der leuchtenden roten LED-Anzeige versetzt mich augenblicklich in die 1970er Jahre, als wir oft mit HP-Taschenrechnern gearbeitet haben. Mir fällt wieder ein, dass ich als Schüler sogar für kurze Zeit eine Armbanduhr mit den gleichen roten LED-Leuchtziffern hatte.

Ich überlege kurz, ein ausrangiertes Smartphone, einen USB-Stick und eine leere Flasche Club-Mate in einen anderen Schrank zu legen und den Schlüssel wegzuwerfen, damit im Jahr 2039 jemand anders so viel Freude hat wie wir heute.

Oliver Laumann

16. Dezember 2016

Leb wohl, E-Mail

Wie schon einige Male in diesem Semester fotografiert eine Studentin mit ihrem klugen Telefon eine gebeamte Folie ab. Ich weise sie darauf hin, dass das nicht nötig sei, weil ich wie immer alle Unterlagen auf dem Server hinterlegen und zudem per Mail nachreichen werde. Ach, meint sie, wir teilen wichtige Informationen in unserer WhatsApp-Gruppe; so wissen auch diejenigen, die keine Mails lesen, was ansteht.

Franziska Nyffenegger

Dezember 2016, aber wohl schon seit einigen Monaten

Abschied vom gelben Glimmen

In St. Andrews, auf dem Weg vom Pub zum Auto fällt mir auf, dass die Straße anders aussieht als sonst. Das liegt nicht am Bier, sondern an der Straßenbeleuchtung:

Man erkennt es auf meinem Foto nicht so gut, aber die Lampen sind winzig, fast punktförmig, und das Licht fällt in einem sichtbaren Bündel nach unten wie Wasser aus einer Dusche. Wir schauen von unten in eine Lampe, um herauszufinden, ob es sich um LEDs handelt, aber auf diese Art kann man nur herausfinden, dass man ein Idiot ist, und muss schnell weitergehen, bevor das auch die anderen Leute merken. Ich mache ein weiteres Foto:

Die Lampe verbirgt sich hinter ihrem eigenen Gleißen, aber meine Handykamera hat links davon eine rote Geisteransicht erzeugt, in der sich die LEDs verraten, angeordnet in einem 4x5-Raster.

“Wenn sie dafür endlich das hässliche gelbe Glimmen abschaffen, bin ich dafür”, sagt Aleks. Ich mochte ja das gelbe Glimmen der Natriumdampflampen, bin aber auch mit den neuen Lichtpunkten zufrieden, und sicher sparen sie viel Geld.

Zu Hause stellt sich heraus, dass das gelbe Glimmen auch hier (später recherchiert: schon vor fast einem Jahr) zugunsten der LED-Beleuchtung abgeschafft worden ist.

Links und rechts zwei der letzten Natriumdampflampen von Crail, ganz rechts eine dritte Bauart. Erst jetzt fällt mir auf, dass die nächtliche Aussicht vom Wohnzimmerfenster viel dunkler ist als früher. Außer den Lampen auf dem letzten Foto und den neuen stechenden Scheinwerfern im Hafen (keine LEDs) leuchten nur noch die Fenster der Häuser. Die Straßenbeleuchtung ist unsichtbar geworden.

Am nächsten Tag noch schnell vor dem Aussterben fotografiert: Natriumdampf im historischen Gewand.

Kathrin Passig

1991–2016

Ich kann eine Konzertaufnahme nie wieder hören, und dann doch

Am 28. Juni 1991 gab Miles Davis ein Konzert in Hamburg, eines seiner letzten.

Das Konzert wurde im Radio übertragen. Ich habe das damals aus dem Radio auf Audiokassette mitgeschnitten und so oft gehört, bis die Kassette kaputt genudelt war. Seitdem hätte ich gerne eine Aufnahme des Konzerts, habe aber nie eine finden können. Und jetzt stellt jemand *genau dieses Konzert* auf Youtube: www.youtube.com/watch?v=PG-sCIYKMBg

Es ist: *genau das Konzert*, welches ich um 1991/1992 so unendlich oft gehört habe, und seit 1992 nie wieder. Ich kenne es auch heute noch in- und auswendig. Jedes Stück, jedes Solo, aber auch jeden Zuschauerzwischenruf, jede Phrasierung, jede minimale Unsauberkeit, jedes Detail.

Danke, Neuland! Die Jugend von heute kann sich das wahrscheinlich gar nicht vorstellen, wie das war, wenn die Kassette langsam ihren Geist aufgab und man die Lieblingsmusik nie wieder hören konnte.

Molinarius

17. Dezember 2016

Schrott aus China singt schöne Lieder

Ach, was wäre das schön, auch so ein tolles Bluetooth-Soundstreaming-Gerät zu haben, wie es alle anderen seit Äonen besitzen, nagte es schon länger an mir. Die Musik vom Handy oder iPad durch den Äther in die heimische Stereoanlage zu schicken, wäre einfach super. Und natürlich kann man die benötigten Geräte auch für kleines Geld kaufen. Aber ich konnte mich irgendwie nie durchringen. Die Angebotsfülle ist auch so groß, dass man gar nicht weiß, was man nehmen soll. Um an dem am Horizont langsam auftauchenden Silvesterabend nicht ständig aufstehen zu müssen, wenn die Musik nach Veränderung schreit, wurde der Wunsch wieder größer.

Mein Blick schweift durch den Raum und bleibt an einem Stück Schrott hängen. Genauer gesagt ist es ein “beats Pill” als billige China-Kopie, ein Mitbringsel für die Lieben der Mitreisenden von der China-Reise aus dem Fake-Markt Silk Street in Peking.

Das Gerät funktioniert grundsätzlich. Es macht Geräusche, die aus einem Handy oder Ähnlichem übertragen werden. Mehr aber auch nicht. Es klingt ziemlich furchtbar, vor allem, seit die Lautstärke ein einziges Mal etwas zu hoch gedreht wurde. Da hat es wohl einen der beiden Lautsprecher gehimmelt. Und weil es nicht mehr zu gebrauchen war, wanderte es in mein “Lager”. Dass statt vieren, wie man sie wohl im Original findet, sowieso nur zwei Lautsprecher für den Krach sorgen, versteht sich bei dem Fake-Produkt von selbst. Immerhin sieht es täuschend echt aus.

Und das Bluetooth-Übertragungsteil funktioniert noch. Und das Beste ist, dass die kleine Lautsprechebox sogar einen Kopfhörerausgang mit 3,5mm-Klinkenbuchse hat.

Nun soll es erst mal mit der 70er-Jahre-Stereoanlage verheiratet werden, die schon länger den Küchenbereich beschallt, ein SABA Hifi-Studio 8035, das es mal bei Ebay für 20 Euro gab. Das hat einen Tonband-("Band")- und einen Plattenspieler-("Phono")-Eingang. Cinch kannte man damals noch nicht, dafür findet man an der Rückseite sogenannte DIN-Buchsen, fünfpolige Anschlüsse, die quasi in einem Blechrohr stecken. Die Kontakte sind im Halbkreis oder auch Dreiviertelkreis angeordnet.

Der Phono-Eingang dürfte zu empfindlich sein, erinnere ich mich an lange zurückliegende Basteleien, die zu starkem Brummen und verzerrten Geräuschen geführt haben, also nehme ich einfach mal den Band-Eingang. Masse ist der mittlere Kontakt, linker und rechter Kanal liegen am Stecker links und noch linkser von der Masse. In einer Bastelkiste findet sich sogar noch so ein Stecker. Es muss irgendein Adapter sein, denn diverse Kabel und Stecker hängen noch daran, die schnell abgeknipst sind. Ein 3,5mm-Klinkenstecker ist ebenso schnell von einem alten Kopfhörer abgetrennt. Kurz den Lötkolben aufgeheizt, die drei Kabel angelötet und fertig. Angeschlossen und: Geht nicht.

Die alte Stereoanlage hatte einigen Schmutz in der Schalteinheit angesetzt, mit der man zwischen UKW, MW, KW, PHONO und BAND umschaltet. Da will kein Strom mehr fließen. Den Gammel entferne ich schnell mit Elektronik-Reinigungsspray. Und siehe da: Schon werkelt die Technik, ohne dass ich auch nur einen einzigen Cent ausgegeben habe. Silvester kann kommen!

Markus Winninghoff

19. Dezember 2016

Gleichzeitige Sorgeanrufe

Meine Frau und ich sitzen vor dem Fernseher, der seit anderthalb Jahren keinen Zugang mehr zu linearem Fernsehen hat. Ausnahmsweise schauen wir nicht gestreamtes Video-on-Demand, sondern einen Film auf DVD. Plötzlich klingelt unser Festnetztelefon, nur wenige Sekunden später klingelt auch mein Handy.

Am Festnetz ist mein Schwiegervater, am Handy ist meine Mutter. Beide scheinen gleichzeitig – vermutlich aus dem Fernsehen – vom Anschlag auf den Weihnachtsmarkt in Berlin erfahren zu haben und wollen wissen, ob wir in Sicherheit sind. Wir beruhigen sie und beenden die Gespräche schnell, pausieren den Film und beginnen, auf unseren Kanälen die Lage zu sichten.

Um auch meinen anderen Kontakten die Sorge zu nehmen, schreibe ich auf Twitter "Ich war nicht auf dem Weihnachtsmarkt". Facebook bietet bereits den "Safety Check" an, bei dem ich mich als sicher markiere. Weitere Anrufe kommen nicht.

Alexander Matzkeit

2016-12-19

Sicherheit im Spiegel der Redaktion (und ihrer Freunde)

Beim Anschlag auf dem Berliner Breitscheidplatz betrifft der Facebook-Safety-Check zum ersten Mal große Teile der Techniktagebuch-Redaktion. Als technische Chronisten halten wir fest, wie sich das anfühlt und was wir darüber denken. Das Bild ist keineswegs einheitlich.

Neun Mitglieder der Kern-Redaktion werden von Facebook als möglicherweise betroffen eingestuft. Sieben von diesen neun markieren sich im Laufe der Stunden nach dem Anschlag als »in Sicherheit«, während zwei den Facebook-Safety-Check ablehnen und sich nicht markieren.

Wir diskutieren das Für und Wider. Gleichzeitig verfolgen sowohl die Berliner als auch die Nicht-Berliner, wie das Feature in ihren Freundeskreisen angenommen und abgelehnt wird. (Wirklich betroffen ist von dem Attentat, soweit wir es mitbekommen, niemand.) Die Verhältnisse entwickeln sich ähnlich wie in der Redaktion selbst: Bei den meisten übersteigt die Zahl derer, die sich als »sicher« markieren, die Zahl derer, die das, aus welchen Gründen auch immer, nicht tun, um den Faktor zwei bis fünf.

Es gibt Ausreißer nach oben, nämlich Alex Matzkeit, bei dem sich zehnmal mehr Leute als sicher markieren, sowie Ausreißer nach unten, nämlich Virtualista, bei dem das Verhältnis nicht über eins zu eins hinauskommt. Im Allgemeinen hat es den Anschein, dass bei Leuten, die nicht selber in Berlin wohnen und die ihre Freunde aus Berlin vor allem über das Internet kennen, der Anteil der sich Markierenden höher ist, vermutlich wegen der insgesamt höheren Internet-Affinität dieser Freundeskreise.

Ein paar Auszüge aus unserer Diskussion:

- *Kathrin, Berlinerin, nicht markiert:* Wenn ich gerade in Island wäre, so wie 2008 während des Erdbebens, würde ich mich natürlich sofort safe melden aus purer Angeberei wegen Island und Erdbeben. [… Ich finde,] dass die Sich-safe-Meldenden sich selbst ungerechtfertigt mit einem Unglück in Verbindung bringen wollen, von dem extrem unwahrscheinlich ist, dass es sie betrifft; sie melden sich ja auch nicht bei jedem Verkehrsunfall safe und ihre Angehörigen erwarten das nicht von ihnen (bzw. würden es nicht tun, wenn es die Option gäbe).

- *Markus, Berliner, markiert:* Ich fand es ziemlich merkwürdig, es zu benutzen. [...] Es tut mir nicht weh, mich als „safe“ zu markieren. Es schadet mir auch nicht. Und wenn es jemandem Sorge nimmt: Bitteschön. Ich glaube nur, dass sowas mit der Zeit so inflationär wird, wie Unwetterwarnungen. Und dann kann man es wieder vergessen.

- *Angela, Nicht-Berlinerin:* Ich war froh, von jede/m zu hören, den/die ich in Berlin kannte. Egal wie (Facebook, Twitter, Schrumpfkopf, Whatsapp, grummelige Capslock im Chat). Ich versuche das auch immer so zu halten, dass es klar ist, es geht nicht um Aufmerksamkeit sondern, ich will nur kurz checken ob meine Herde noch da ist. Sozusagen. Einmal beim Grasen kurz den Kopf heben, sind alle noch auf der Weide, okay, move on.

- *Angela L., Nicht-Berlinerin:* Ich glaube, es wäre mir selber unangenehm, mich in so einem Fall sicher zu melden. Mein Gefühl dabei: Da sind jetzt 9 Leute umgekommen, die Chance, dass unter 2 Millionen Menschen, die sich in Berlin aufhalten, ausgerechnet ich auch betroffen wäre, ist so verschwindend, da würde die Information, dass ich in Sicherheit bin, mich unangemessen in den Vordergrund stellen. Andererseits finde ich das Verhalten der Sichermelder total in Ordnung.

- *André, Nicht-Berliner:* Ich finde, es ist eine natürliche Regung, sich über Freunde auch bei sehr großen Unwahrscheinlichkeiten Gedanken zu machen. So ein Anschlag ist ein außergewöhnliches Ereignis, darum machen wir uns mehr Gedanken, selbst wenn die Wahrscheinlichkeit objektiv keinen Anlass dazu gibt. [...] Ich glaube, hier zeigt sich, dass die Fragen „Was ist das für ein Feature? Ist so ein Feature gut im Allgemeinen? Will ich so ein Feature? Will ich dieses Feature, von dem ich nicht weiß, was ich davon halten soll, jetzt in dieser speziellen Situation benutzen?“ allesamt Fragen sind, die sich Menschen aus anderen Kulturkreisen nicht so stellen. „Ah, hier soll ich draufdrücken, wenn ich safe bin? Ok.“

zusammengefasst von André Spiegel

Dezember 1999 und Dezember 2016

Datenverbindung im ländlichen Irland

Symbolbild: Aufziehender Wintersturm über County Kerry

Die letzten Dezembertage 1999 verbringe ich tief im Südwesten Irlands und erlebe dort Europas letzten Sonnenuntergang im alten Jahrtausend – wenn ich nach Westen blicke, verhindert nur die Erdkrümmung, dass ich Neufundland sehen kann. Das Haus von Freunden am Ring of Kerry ist sehr abgelegen, wie so viele in dieser ländlichen Gegend.

Aber ich habe Anschluss an die Welt: Über viele Masten führt eine Telefonleitung zum Haus. An diese Telefonleitung kann ich (den passenden merkwürdigen Stecker für die Telefondose habe ich in meinem Reiseset) meinen *Psion 5mx*-Taschencomputer mit seinem batteriebetriebenen Modem anschließen. Ich wähle mich damit in den Kommunikationsknoten von CompuServe in Dublin ein, und mit 2.400 bps kann ich relativ flott meine Nachrichten abholen und meine Mails verschicken. Für die Woche in Irland fallen Kommunikationskosten von geschätzt rund 20 Mark an.

17 Jahre später, im Dezember 2016, verbringe ich wieder eine Woche dort. Die Telefonleitung zum Haus baumelt anschlusslos im Mast an der Grundstückgrenze: Nachdem sie vor Jahren bei einem Wintersturm abgerissen war, gab es keine Notwendigkeit mehr, sie zu flicken. An die Stelle der Festnetzverbindung traten Mobiltelefone.

Und hier auf dem Land läuft auch die Verbindung ins Internet fast nur noch über Mobilfunk. Niemand macht sich die Mühe, über die Telefonleitung eine dann ohnehin nur schmale Datenverbindung aufzubauen. Praktisch jeder, den ich treffe, hat ein Mobiltelefon: Die Älteren über 70 gerne noch ein Nur-Sprach-Telefon, alle Jüngeren ein Smartphone mit Datenrate. Und/oder zuhause einen WiFi-Hotspot mit eingelegter SIM-Karte. Für 7,5 GB Monats-Datenvolumen, sagt mir meine Gastgeberin, zahlt sie 30 Euro.

Das heißt allerdings auch, dass ich natürlich nicht ihr begrenztes Datenvolumen nutze, sondern für meine deutsche SIM-Karte einen Auslands-Datentarif hinzubuche und damit eine Woche lang meine Kommunikationsbedürfnisse befriedigen kann. Für das eine GB in dieser Woche zahle ich am Ende zehn Euro, also nominell genau so viel wie für meine Kommunikation vor fast zwei Jahrzehnten. Allerdings mit ungleich mehr Verbindungen und Datenvolumen.

Thomas Wiegold

Dezember 2016

Unklare Gefahren am Busbahnhof

Am zentralen Busbahnhof von Glasgow:

Unter anderem darf man keine Mobiltelefone benutzen, sechstes Schild von links, ”The use of mobile phones and other devices which distract drivers are prohibited”. Worin die Gefahr besteht, wenn Fahrer beim Parken am Busbahnhof durch die Telefone anderer Leute abgelenkt werden, steht da nicht. Da sich sechs der acht Ge- und Verbote auf dem Aufkleber an Personal richten, ist aber vielleicht nur gemeint, dass Busfahrer auch parkend die Finger von ihren Mobiltelefonen lassen müssen.

Weiter rechts ist “Photography and filming” im Busbahnhof verboten, illustriert mit einer Kamera und, warum auch immer, einem altmodischen Antennenhandy, das wahrscheinlich nicht filmen und noch nicht mal fotografieren kann. Flickr und Instagram sind trotzdem gut mit Bildern vom Busbahnhof ausgestattet.

An der Wand im Hintergrund weist ein Schild darauf hin, dass das Filmverbot nicht für alle gilt. Der Busbahnhof wird videoüberwacht.

Kathrin Passig

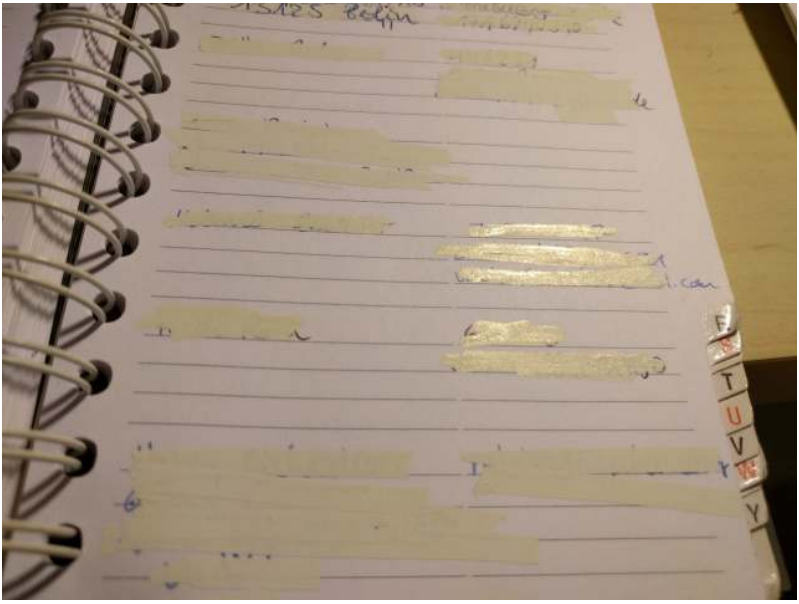
22. 12. 2016

Analoges Relikt einer digitalen Existenz

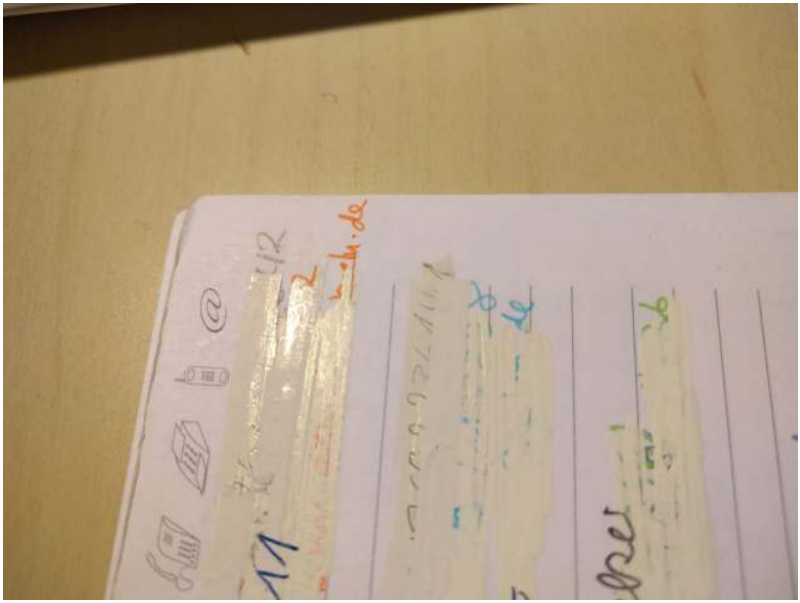
Es ist höchste Zeit für die Weihnachtspost und ich erledige sie wie in jedem Jahr, seitdem ich eigene Weihnachtskarten verschicke und nicht mehr bei meinen Eltern mitunterschreibe: Ich krame mein Adressbuch hervor und blättere von A nach Z durch, mitunter aktualisiere ich es dabei, indem ich die "wir sind umgezogen" oder "Helft ihr beim Umzug?"-Nachrichten aus diversen Quellen fische. Diese Quellen sind im Jahr 2016 E-Mail, Facebookchat und WhatsApp. Früher habe ich Adressen von Post, die mich erreichten, im Adressbereich meines Papierkalenders ein- und Ende des Jahres umgetragen, wenn ich das Buch gerade nicht zur Hand hatte, aber den benutze ich ja seit 2015 nicht mehr.

Das Adressbuch hat den Kalender überlebt, ist inzwischen etwa 16 Jahre alt und wurde in einer Zeit angeschafft, in dem ich es tatsächlich noch Menschen mit der Bitte reichte, ihre Telefonnummer oder E-Mailadresse dort einzutragen. Das geschieht schon seit geraumer Zeit nicht mehr. Ich schreibe niemanden mehr wegen seiner oder ihrer Mailadresse oder Handynummer in das Adressbuch, nur noch wenn es wichtig ist, die Postadresse der entsprechenden Person wiederzufinden. Also für Weihnachtskarten, Urlaubskarten und die Geburtsanzeige unseres Kindes. Alles andere erledigt das Smartphone.

Sagt mir ein Name nichts mehr oder hat sich der Nachname geändert, wird die Person mit Tippex aus dem Buch entfernt oder umgeschichtet. Ich neige anscheinend dazu, mit Menschen, die einen Nachnamen mit "R" haben, besonders flüchtige Bekanntschaften zu schließen.



Manche Adressen lasse ich aus Nostalgiegründen im Buch stehen, auch wenn der Kontakt längst abgebrochen ist oder die Person verstorben ist – letzteres ist bisher glücklicherweise noch nicht allzuoft passiert. Personen, die sehr oft umzogen, haben im Laufe der Zeit ein Sediment von Tippex-Schichten und verschiedenfarbigen Stiften im Buch hinterlassen.



In meinem oben verlinkten Abschiedsgesang für den inzwischen überflüssig gewordenen Papierkalender befürchtete ich, dass das Adressbuch dasselbe Schicksal ereilen wird. Zwar hat es längst nicht mehr eine so große Wichtigkeit wie früher, ich würde es bei einer überraschenden Flucht aber dennoch einpacken, schließlich hat es den unschlagbaren Vorteil, auch ohne Strom zu funktionieren. Auch ansonsten erfüllt es noch seinen Zweck. Ich glaube, der Grund ist, dass es derzeit für mich etwa gleich viel Arbeit wäre, alle im Laufe der Jahre gesammelten Adressen in das Smartphone-Adressbuch umzutragen. Mich erreichen Adressen auf so vielen verschiedenen Wegen, dass es im Moment noch egal ist, ob ich sie jetzt abschreibe oder einzeln im Smartphone speichere. Außerdem brauche ich die Adressen im Adressbuch meistens nur dann, wenn ich eine Karte oder einen Brief hand-

schriftlich verfasse und dann sowieso schon einen Stift in der Hand halte. Es wäre sicher praktisch, alle Adressen digital abzuspeichern und auf Etiketten zu drucken, aber ach, der Aufwand.

Dies betrifft allerdings ausschließlich private Kontakte. Alle anderen Adressen kopiere ich direkt aus E-Mails oder Webseiten heraus und füge sie in mein Textprogramm ein. Das war schon immer so, denn als ich in das Alter kam, wo ich derartige Korrespondenz zu erledigen hatte (Ämter, Behörden, Universität, Arbeitgeber, Auftraggeber), hatte ich dafür bereits Schreibprogramme und das Internet zu meiner Verfügung.

Auf der ersten Seite des Buches habe ich übrigens irgendwann alle meine aktiven E-Mailadressen notiert. Es sind insgesamt zehn, von denen ich zwei zumindest als Weiterleitung zu Google noch benutze. Von weiteren zweien gibt es den Provider inzwischen nicht mehr, der Rest hat erstaunlicherweise überlebt (Yahoo, GMX, Web.de). Sein Alter zeigt das Adressbuch auch an seiner Symbolik. Das Festnetztelefon hat eine Schnur, das Handy ist ein Tastenhandy mit winzigem Display. Auch E-Mailadressen habe ich lange tatsächlich handschriftlich in das damals sehr moderne Feld mit dem "@" notiert – was nützten sie mir im Handyadressbuch, damit konnte man ja keine E-Mails schreiben.

Angela Heider-Willms

Dezember 2016

Die mysteriöse Katze kann nicht mehr erscheinen

In einer spontanen Anwandlung von Nostalgie habe ich mir einen Nintendo DS ausgeliehen und spiele Animal Crossing: Wild World. Manchmal sogar in der Bahn, um die Jugend von heute zum Rätseln zu bringen.

Nachdem ich tagelang Bäume geschüttelt, Muscheln gesammelt und Fossilien ausgegraben habe, wird mir langweilig. Ich fühle mich einsam.

Zum Glück erinnere ich mich daran, dass mir der Besuch einer “mysteriösen Katze” versprochen wurde, wenn ich die Konsole mit dem Internet verbinde. Ausserdem könnten mich angeblich meine Freunde besuchen.

Aber schon der Wifi-Auswahlscreen lässt mich misstrauisch werden. Mitten in Kreuzberg tauchen nur drei WLANs zur Auswahl auf. Meines ist nicht darunter. Stellt sich raus: Der Nintendo DS unterstützt kein WPA2. Eine kurze Google-Suche offenbart ausserdem: Nintendo hat die Server für die “Nintendo Wi-Fi Connection” 2014 abgeschaltet.

Also keine mysteriöse Katze für mich, und kein Besuch – ich bleibe allein. So fühlt es sich also an, wenn sie die Server ausschalten, denke ich mir, und schüttle noch einen Baum.

Rin Räuber

22. 12. 2016

Mein Telefon wird politisch gehackt

Das Festnetztelefon klingelt. Eine Nummer mit vielen Sechsen blinkt erst kurz auf, doch dann zeigt es den gespeicherten Eintrag einer uns bekannten Familie, mit der wir uns nach Weihnachten verabreden wollen.

Ich gehe dran. Es rauscht in der Leitung, sonst passiert nichts. Ich überlege, mir die Nummer doch handschriftlich zu notieren, mir fällt allerdings ein, dass unser Router eingehende Nummern speichert und ich später dort nachsehen kann.

Nachdem ich auflege, ist das Telefon komplett gehackt worden, von einer populistischen Organisation, die ihre Hassreden und Profile ihrer Rädelsführer dort abgelegt haben. Interessanterweise kann das Telefon, welches vorher nur einen grauen Flüssigkristallbildschirm hatte, jetzt Farbe anzeigen und

hat diverse neue Untermenüs. Ich sage gerade meinem Mann, er soll unsere Freunde über Facebook warnen, Anrufe von dieser Nummer nicht mehr anzunehmen, da wache ich auf.

Angela Heider-Willms

23. Dezember 2016

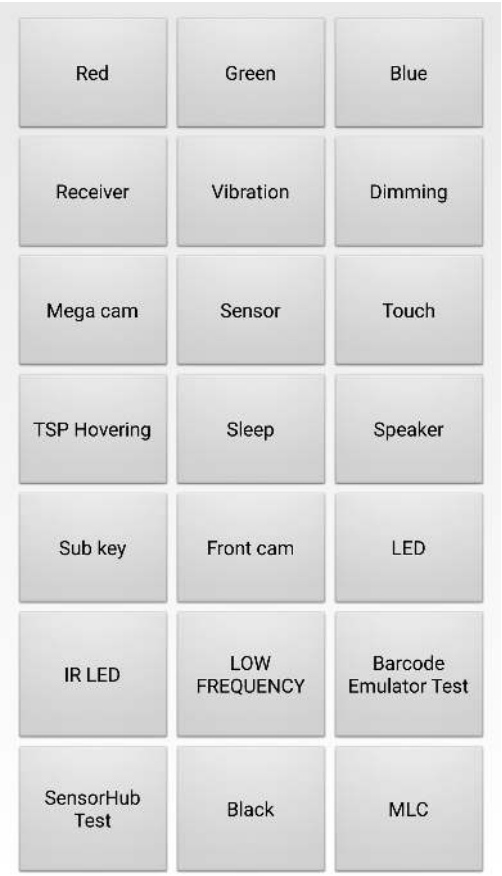
Die unentdeckten Seiten meines Telefons

Seit ich mein Handy von meinem Vater übernommen habe, speichert es alle Bilder im Hochformat, egal wie ich sie aufgenommen habe. Das stört mich schon länger, aber bei der Suche in den Einstellungen finde ich nie irgendwelche Anhaltspunkte, woran es liegen könnte.

Nach fast einem halben Jahr stört mich das Problem ausreichend, dass ich es wirklich reparieren will. Ich google das Thema und finde Hinweise darauf, dass das Gyroskop des Telefons anscheinend nicht funktioniert.

Ich lade eine Diagnose-App herunter und das Gyroskop scheint wirklich keine Bewegungen aufzuzeichnen. Nach weiterem Googlen finde ich eine Anleitung, wie man das Problem mit Bordmitteln diagnostizieren kann:

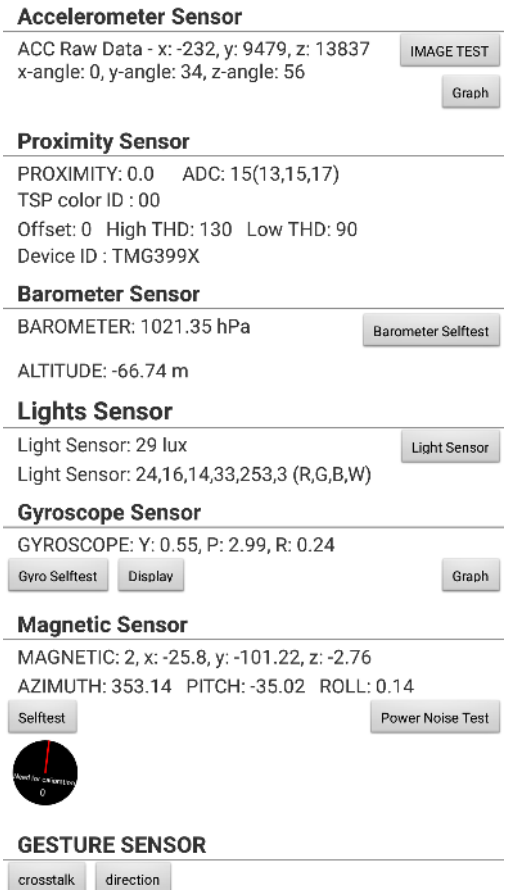
Wenn man den Code *#0*# wählt, erscheint ein Bildschirm, den ich noch nie davor gesehen habe.



Wenn man auf den Sensor-Button tippt, erscheint ein Bildschirm mit vielen Angaben zu den eingebauten Sensoren. Beim ersten Versuch zeigt das Gyroskop noch überall 0 an und ein Selbsttest sagt “FAIL”.

Ich scrolle weiter durch den Anleitungs-Thread und finde einen Lösungsvorschlag: Das Telefon in den Safe-Mode booten und dann den Test nochmal durchführen. Das hab ich auch noch nie gemacht, aber es ist auch nichts weiter als eine Tastenkombination: Power-Taste drücken und wenn der Starttbildschirm erscheint die Volume down Taste halten.

Das Telefon bootet wie immer, nur unten links ist ein Kästchen, in dem Safe Mode steht, und nur die Apps, die mitgeliefert wurden, laden. So weit, so unaufregend. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Vorgang irgendwas bewirkt. Aber nach dem Booten in den normalen Modus scheint der Sensor wieder zu funkionieren. Der Selbsttest “PASSED” und Fotos werden im Querformat in der Galerie gespeichert.



Ich bin so fasziniert von dieser verdeckten Seite meines Telefons, dass ich die Tastenkombi noch mindestens drei Mal ausprobiere. Ich hab einen magnetischen Sensor in meinem Telefon!

verenka

23.12.2016

Für PNG fehlt die Manpower

Ich möchte ein paar Bilder für eine Collage unserer kürzlich verstorbenen Katze ausdrucken. Im Laden meines Stammfotografen, der seit Jahren meine Pass- und Bewerbungsfotos erledigt, werde ich an einen DIY-Printer geführt. Man nimmt mir meinen USB-Stick dankend ab. Trotz des einfachen Menüs mit großen Touchscreen-Buttons übernimmt die Mitarbeiterin die Auswahl und Bearbeitung, was mir auf Grund der Fotos in Unterhemd mit Katze ein bisschen peinlich ist. Ein weiteres Problem: Der Drucker funktioniert nicht, aber man kann die Bilder an einen Desktop-PC im System schicken und sie dort ausdrucken lassen. Zehn Minuten später wären die Fotos dann bereit. Ich bezahle und warte im Geschäft.

Nach fünf Minuten kommt der Chef eilig die Treppe hinunter und händigt mir sechs der acht bezahlten Fotos aus. Er sagt, er könne zwei nicht ausdrucken, da es sich um ein PNG-Format handelt. Ich bin verdutzt und frage mich, was das für ein Drucker sein soll. Auf meine Frage, ob er nicht kurz das Datei-Format ändern könnte, schaut er verwirrt und schüttelt dann missbilligend den Kopf. Noch während er die Wendeltreppe wieder hochgeht, ruft er mir durch die Lücken im Geländer zu: “Dazu haben wir gerade nicht die Manpower.” Ich lasse mir meinen Ärger nicht anmerken und erhalte 1,20 € zurück. Ich verabschiede mich bei der hilfreichen Mitarbeiterin mit Weihnachtsgrüßen.

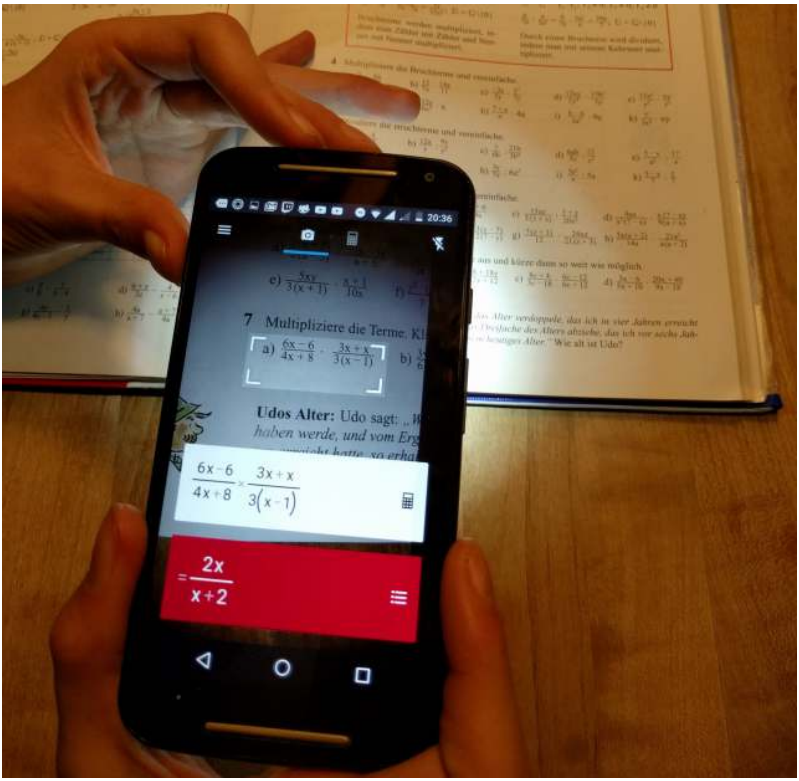
Hundert Meter weiter drucke ich die fehlenden zwei Fotos an einem Selbstbedienungscomputer in einem DM-Drogerie-Markt für 78 Cent aus. Binnen drei Minuten bin ich wieder aus dem Laden. Auf dem Weg zum Parkplatz denke ich über gesellschaftliche Probleme und persönliche Vorteile durch die Automatisierung nach.

Sascha Brittner

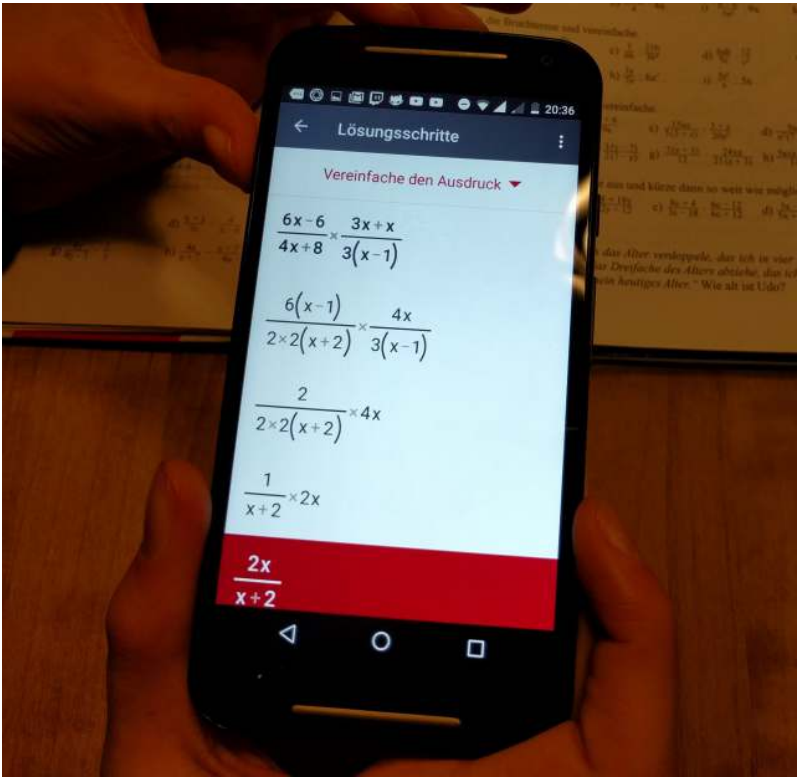
Dezember 2016

Klammere den Faktor Handy aus der Schule aus

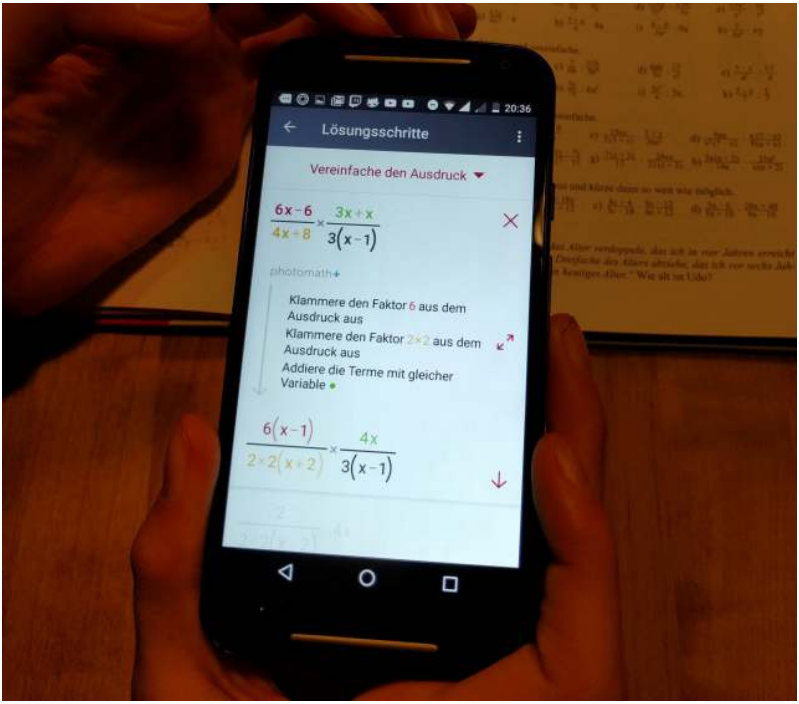
Konstantin, 14, demonstriert neue Entwicklungen auf dem Hausaufgabenmarkt. Die Aufgabe wird mit der App Photomath aus dem Mathematikbuch gescannt:



Man kann sich die Lösungsschritte anzeigen lassen:



Bei Bedarf mit Erklärungen zu jedem einzelnen Schritt:



Hier nicht abgebildet: Das alles funktioniert auch mit handschriftlichen Vorlagen.

Kathrin Passig

24.12.2016

Nur Rauschen auf Kurzwelle (aber das Internet kommt zu Hilfe)

Nachdem ich neulich zu meiner Überraschung herausgefunden hatte, dass es zu Weihnachten auch, zeitlich eng begrenzt, eine deutsche Radiosendung auf Kurzwelle gibt, muss ich das natürlich ausprobieren: Der traditionelle *Gruss an Bord* soll mir am Heiligabend über eben diese Kurzwelle ins Haus kommen.

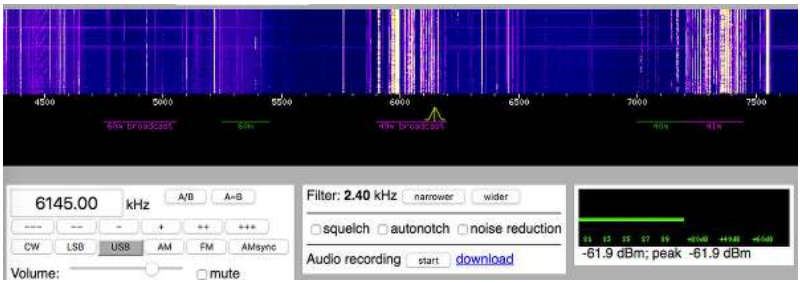
Kurz nach 19.00 Uhr UTC (also abends um acht) schalte ich meinen schon etwas älteren, aber nach wie vor guten Weltempfänger Sony SW100 auf die angegebene Frequenz von 6145 Kilohertz im 49-Meter-Band. Ein nicht

berauschendes, sondern nur rauschendes Erlebnis: Mitten in Berlin, in einem Neubau mit genügend Stahlbeton, umgeben von anderen Neubauten aus Stahlbeton, ist der Empfang nahezu unverständlich. Nur mit Mühe höre ich aus dem Rauschen eine menschliche Stimme heraus, was sie sagt, geht im Rauschen unter. (Vielleicht ginge es besser, wenn ich eine Außenantenne hätte. Habe ich aber nicht.)

Natürlich könnte ich es mir einfach machen und die Sendung in einem der Livestreams des Norddeutschen Rundfunks im Internet anhören. Oder mit meinem DAB+-Radio, das mir auch in Berlin mehrere NDR-Programme liefert. Aber wenn es schon eine Aussendung über Kurzwelle gibt, will ich das natürlich auf Kurzwelle hören.

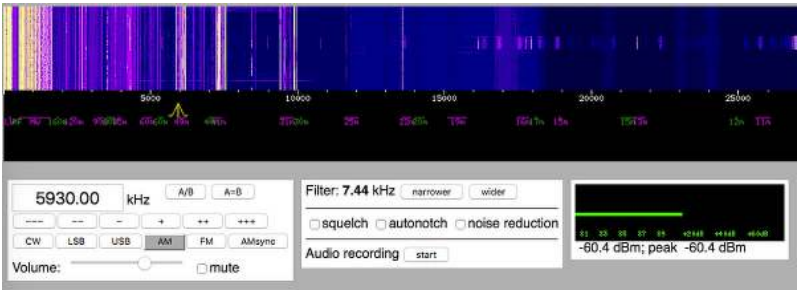
Da hat das Internet eine Lösung parat: Die Verbreitung von *Software Defined Radio* (SDR) und vor allem die durch diese Technologie mögliche Einspeisung von Radiosignalen ins Netz (WebSDR) ist genau das, was ich in dieser Situation brauche. Eines der leistungsfähigsten dieser WebSDR-Angebote hat die Universität Twente bei Enschede in den Niederlanden: Deren System deckt von der Längstwelle bei 15 KHz bis zum 10-Meter-Kurzwellenband schon einen ziemlichen Bereich des elektromagnetischen Spektrums ab.

Also stelle ich die vom NDR angegebene Kurzwellenfrequenz für Europa, 6145 KHz, auf dem WebSDR ein:



Der Empfang ist ganz ok, aber nicht optimal. (Für die Kenner: Ja, da habe ich zwischendurch mal probiert, ob es mit USB-Empfang besser geht, obwohl für Rundfunksender mit ihrer Bandbreite AM die richtige Einstellung wäre.)

Das muss doch noch schöner zu hören sein. Veilleicht auf der Frequenz, die in Richtung Nordatlantik ausgestrahlt wird – Enschede liegt ja nun deutlich weiter westlich als Hamburg und Berlin?



Und tatsächlich: Auf 5930 KHz bekomme ich die Sendung so sauber rein, wie das auf Kurzwelle eben möglich ist. Das klingt dann so.

Die Sendung endet dann superpünktlich: mit dem Beginn der Nachrichten um 0 Uhr deutscher Zeit am 1. Weihnachtstag wird die Ausstrahlung abgeschaltet. Schließlich hatte der Norddeutsche Rundfunk diese Kurzwellenfrequenz ja auch nur für diese Sendung angemietet.

Thomas Wiegold

20. und 24. Dezember 2016

Ich weiß auch nicht, was die sich dabei denken

Meine Mutter sagt im Telegram-Messenger: “Ich möchte Dir gerne ‘Schmetterling und Taucherglocke’ entweder als e-book oder als Buch zu Weihnachten schenken, weiß aber nicht wie’s geht, daß es bei Dir draufgeladen wird. Wenn ichs bestelle, kommt es möglicherweise erst nach Weihnachten, wenn Du schon nimmer da bist.”

Ich: “Verschenken geht bei E-Books blöderweise immer noch nicht. Ich weiß auch nicht, was die sich dabei denken. Ich kauf es mir und mach an Weihnachten ein überraschtes Gesicht.”

Meine Mutter: “Ja, tu das! Ich geb Dir dann das Geld dafür, weihnachtlich eingepackt!”

So geschieht es, ich bekomme eine weihnachtliche Karte in einem Umschlag mit einem Geldschein und mache ein überraschtes Gesicht. Das Gesicht mache ich später am Abend noch mal, als sich herausstellt, dass es das Buch nicht als E-Book zu kaufen gibt. Ich bestelle eine gebrauchte Papierausgabe via Amazon. Die kommt dann halt erst nach Weihnachten.

Kathrin Passig

Sommer bis Weihnachten 2016

Die Smartphoneversorgung überspannt jetzt drei Generationen

Ja, jetzt ist das langweilig – aber irgendjemand muss es ja aufschreiben, sonst glaubt das in 20 Jahren ja niemand, dass man sich darüber mal Gedanken gemacht hat:

Im Sommer 2016 bekommt die Mutter des 11-Jährigen ihr erstes Smartphone. Weihnachten 2016 sind dann der 11-Jährige und seine Oma dran und bekommen ein Smartphone. Drei Generationen werden also in einem Jahr, im Jahr 2016, mit mobilem Internetzugang versorgt.

Der Schüler und seine Oma haben Congstar-Tarife mit 100 MB/Monat mobilem Datenvolumen für je 2,- EURO pro Monat, die Mutter des 11-Jährigen hat 750 MB/Monat mobiles Datenvolumen für 9,99 EURO pro Monat. Das recht geringe mobile Datenvolumen wird zu Hause durch das WLAN ergänzt.

Für die Oma ist es das erste Mal, dass sie überhaupt Internetzugang und Email bekommt.

Molinarius

8. November 2016

Das war um 8 Uhr früh

Ich erkläre, dass ich eine Datei nicht gelöscht habe: "Das war um 8 Uhr früh, da hatte ich meinen Computer noch gar nicht offen!"

verenka

24. Dezember 2016

Fernbedienung für den Christbaum

Heilig Abend nach Langem mal wieder bei meinen Eltern. Den Christbaum hat meine Mutter wie seit Jahren traditionell bayrisch geschmückt – in meiner Kindheit war er jedes Jahr eine Design-Überraschung.

Auch die Beleuchtungstechnik am Christbaum hatte verschiedene Phasen: Solange mein Bruder und ich Kinder waren, gab es eine Kette mit kleinen elektrischen Glühbirnen auf kerzenförmigen Haltern – weil kindersicher und

rußfrei. Dann machte meine Mutter sich einige Jahre lang die Mühe, den Baum mit echten Kerzen zu beleuchten; immer ein wenig stressig, weil das offene Feuer nie unbeaufsichtigt bleiben durfte.

Als die Enkel kamen, stellten meine Eltern wieder auf kindersicher um; die neue Lichtgeneration bestand allerdings nicht aus Glühbirnen, sondern aus LED-Leuchten. So ist es auch heute und wäre nicht weiter bemerkenswert, hätte ich nicht auf dem Esstisch dieses Kreditkarten-große Accessoire entdeckt:

AN
AUS
langsam flackern
schnell flackern

Eine Fernbedienung für die Christbaumbeleuchtung. Neben An- und Ausknopf bietet sie die Möglichkeiten „langsam flackern“ und „schnell flackern“. Vermutlich ist damit das Elektronisierungspotenzial der Christbaumbeleuchtung noch nicht mal ausgeschöpft.

die Kaltmamsell

4. Quartal 2016

Das Smartphone wird zum Handy

Ein Wandel in meinem Sprachgebrauch verfestigt sich. Statt “Smartphone” sage ich praktisch nur noch “Handy”. Als solche hat man ja eigentlich diese Dinger bezeichnet, mit denen man eigentlich nur per Funk telefonieren kann, wohingegen das Smartphone, das kluge Telefon, weit mehr kann und das Telefonieren nur noch eine untergeordnete Funktion ist. So wird das “Handy”, dieses urdeutsche Wort, seiner englischen Bedeutung (praktisch, nützlich, handlich, bequem) endlich gerecht, denke ich.

Markus Winninghoff

25. Dezember 2016

Wie kommt das Buch aufs Telefon?

Weihnachtliches Telefongespräch. Ich erkläre meiner Schwester, dass ich ein von ihr letztes Jahr geschenktes Buch jetzt endlich konsumiert habe, allerdings nicht in der von ihr verschenkten Papierform, sondern als Hörbuch.

Ich: „Ich hör ja jetzt überwiegend Hörbücher. Das ist halt praktischer, unterwegs in der Bahn und so.“

Schwester: „Wie, und wie hörst du die dann?“

I: „Naja, ich hab die auf dem iPhone und dann mit Kopfhörern. Ich hab die also immer gleich dabei, ohne irgendwas extra einzupacken.“

S: „Also du steckst die CDs in den Computer und rippst die und ziehst die dann auf das iPhone.“

I: „Nee, keine CDs, ich hab so ein Audible-Abo und kann die direkt runterladen.“

S: „Ach so, und dann vom Computer auf das iPhone.“

I: „Nee, man kann die direkt auf das iPhone runterladen. Also man sollte im WLAN sein, weil das locker mal einige hundert Megabyte sind. Wenn ich eins durch habe, lösch ich es auch wieder vom Telefon.“

Was im Gespräch unerwähnt bleibt, ist erstens, dass die von meiner Schwester vermuteten Nutzungsmuster durchaus stattgefunden haben. Allerdings eher zu Zeiten, als noch viele MP3-Player ohne WLAN-Zugang in Gebrauch waren.

Und was ich bei diesem „Wegerklären“ außerdem verschweige, ist, dass Audible mich immer noch zwingt, die Käufe der Bücher im Browser abzuschließen. Das gilt auch für Hörbücher, die ich aus meinem Abo-Guthaben bezahle. Ich vermute, dass sie diese Transaktionen nicht in der iOS-App anbieten, weil Apple sie als *In-App Purchases* wertet und saftige Gebühren darauf erhebt.

Alle Schritte bis unmittelbar vor dem Kauf – Titelangebot durchsuchen, Probehören, auf die Merkliste setzen – sowie den Download der Titel unmittelbar nach dem Kauf kann man in der App durchführen. Und der Browser darf durchaus auf einem Mobilgerät laufen. Wenn also kein Rechner in der Nähe ist, ordere ich Hörbücher im Safari-Browser auf dem iPhone.

Virtualista

2016-12-25

Smarte Weihnachten

Weihnachtsnachmittag in der schwedischen Großfamilie, zweiundzwanzig Personen im Haus, vier Generationen. Die Integration der Smartphones kann als vollkommen abgeschlossen gelten. Bei der Ankunft werden heuschreckenartig die Steckdosen belegt und fast alle aus den Generationen n+1 und n+2 rufen kontinuierlich ihre Feeds ab, ohne dass es irgendwen stören würde oder auch nur besonders auffiele. Die Peinlichkeit von Gesprächen, die nicht so richtig entstehen wollen, wird aufgefangen und verwischt. Tatsächlich wirkt es gekünstelter, wenn ich minutenlang mit mir ringe, das Smartphone in der Tasche zu lassen und stattdessen wohlwollend-anwesend zu gucken, ohne irgendeine Idee zu einem Gespräch zu haben.

André Spiegel, aus dem fortlaufenden Blog

1998 bis heute

Licht und Ton im Theater

1998:

Ich beginne, in einem kleinen Amateurtheater die Saaltechnik zu bedienen. Es gibt ein kleines, relativ aktuelles Ton-Mischpult, zwei CD-Player und ein Licht-Mischpult, das uralt aussieht und für mich nicht näher zeitlich einzugrenzen ist. Hinter der Bühne hängt ein großer Schaltschrank mit Dimmern, die vom Lichtmischpult aus bedient werden. Möchte man farbiges Licht, klemmt man eine Farbfolie vor einen Scheinwerfer.

Regisseure und Schauspieler wissen, dass die Töne manchmal etwas versetzt kommen, weil die CD-Player auch etwas älter sind. Es ist ok für alle, weil man es nicht anders kennt.

Am Lichtmischpult gibt es zwei parallele Reihen mit Reglern für die Dimmer. Man kann jeweils in einer eine Lichtstimmung einstellen, während die andere aktiv ist und dann übergangslos wechseln.

Der Licht-Techniker und ich markieren im Textbuch, wann welche Töne bzw. Lichtstimmungen kommen und drücken entsprechend auf die Knöpfe. Die Technik ist alt, aber grundsätzlich zuverlässig.

2003:

Die Regisseurin wünscht sich, dass ein Schauspieler einen Dialog mit einer Stimme „vom Band“ hat. Dafür ist die Verzögerung der CD-Player zu lang und ich nutze das erste Mal einen Laptop, den ich mit einem normalen Klinkenstecker („Kopfhörer-Kabel“) ans Mischpult anschließe. iTunes lässt sich recht schnell mit der Tastatur bedienen und spielt nahezu ohne Verzögerung. Das Lichtmischpult bleibt das gleiche.

2002 bis 2012:

Sowohl ich als auch andere, die als Tontechniker einspringen, haben sich angewöhnt, ihre eigenen Laptops mitzubringen, weil die CD-Player für die Ansprüche der Ensembles zu langsam reagieren.

ca 2010:

Es gibt ein neues Lichtmischpult. Es kann verschiedene Einstellungen speichern und hat ein paar Knöpfe mehr und einen Midi-Anschluss. Die Speicher, die meisten Knöpfe sowie die Midi-Möglichkeit werden nie benutzt.

2015:

Der neue Techniker hat ein neues, Computer-gesteuertes Licht-Mischpult mitgebracht. Er verbindet es über ein USB-zu-Midi-Kabel und kann so alle Lichteinstellungen am Rechner editieren und abspeichern. Die alten Scheinwerfer sind größtenteils durch LED-Scheinwerfer ersetzt, die übergangslos alle möglichen Farben erzeugen können. Für kürzere Töne nutzt er ein Midi-Touchpad mit mehreren großen Pads, die bei Berührung jeweils absolut verzögerungslos einen Ton abspielen. Jedes Pad kann individuell in Lautstärke, Abspieldauer und -Geschwindigkeit sowie 14 weiteren Parametern eingestellt werden.

2016:

Das Midi-Touchpad mit den angebrachten Drehreglern von der letzten Aufführung für die aktuelle wieder auf den Werkszustand zurückzusetzen dauert ca. 15 Minuten. Das Licht-Steuerprogramm auf dem Laptop stürzt während der Proben pro Durchlauf vier- bis fünfmal ab. Jedesmal ist es stockdunkel auf der Bühne.

Zuerst scheint es, als würde der gleichzeitig laufende VLC-Player den Lichtmischer stören, und so brennt der Techniker die längeren Sounds wieder auf CD. Als das nicht wirklich hilft, führt er das Programm als Administrator im Windows 7-Modus aus, da er nur so absturzfrei durch die Aufführung kommt.
Die LEDs flackern bei einigen Farbwechseln merklich, und es ist ok für alle, weil es wohl nicht anders geht.

Christian Fischer

26. Dezember 2016

Drohnenfliegen für € 1

Mein Neffe hat zu Weihnachten eine kleine Quadcopter-Drohne geschenkt bekommen und ich habe die Ehre, sie mit ihm auszuprobieren.

Kleines Problem dabei: Auf der Schachtel steht „Verwendung *nicht* in geschlossenen Räumen“; in der Bedienungsanleitung „*nur* in geschlossenen Räumen“.

In unserer Wohnung gibt es diverse Pflanzen, Hängelampen,

Kerzenleuchter,

usw. Drumherum gibt es reichlich Grünflächen, aber es sind 8° C mit Regenschauern und Windböen.

Mein Kompromiss besteht darin, dass ich Neffen und Drohne ins Auto packe und in die nahe gelegene Tiefgarage eines Kinos fahre. Wie erhofft herrscht dort wenig Betrieb. Es ist windstill und wir finden eine Ecke, in der niemand parkt.

Zwar ist rundherum alles aus Beton, aber wir verfliegen unfallfrei eine Akkuladung und laden noch zehn Minuten lang am Zigarettenanzünder nach, was für weitere zwei Minuten Flugbetrieb reicht.

Virtualista

26. Dezember 2016

Alte Geräte machen sich nützlich

In unserer Küche steht eine relativ neue Mini-Anlage mit DAB-Radio, CD-Player und USB-Anschluss. Die Erweiterung um ein Internet-Radio (für in unserer Küche nicht erreichbare Sender) haben wir verschoben. Natürlich könnte man auch ein Smartphone oder Tablet anschließen, aber dazu bräuchte man ein Bluetooth-Dings oder das richtige Kabel für den Audio-in-Eingang.
Auf dem Schrank steht aber noch das Vorgängermodell, ein großes Radio mit Doppelkassettendeck (erst vor ca. 15 Jahren von einer Freundin übernommen), von dem wir uns nicht trennen konnten, weil es so gut klingt und einen besseren Equalizer hat als die Anlage. Außerdem könnte man ja doch noch mal ein Kassettendeck benötigen. Dazu gibt es auch ein Cinch-Kabel, an das wir ab und zu ein Handy oder früher auch den Discman gehängt haben. Jetzt wird es mit dem schrottigen China-Tablet verbunden, von dem ich mal dachte, ich bräuchte es. Die werbefreie Audials-App stürzt auf dem Tablet leider immer ab, dafür kann eine andere die lästigen Werbespots (offenbar wegen Alter und Schrottigkeit des Tablets) nicht abspielen und funktioniert somit einwandfrei.

Wir sind sehr zufrieden. Wir können jetzt in der Küche alle gewünschten Sender hören, wir müssen uns nicht von dem Radio trennen (das uns möglicherweise alle überleben wird) und das olle Tablet macht sich auch mal nützlich.

Extramittel

26. Dezember 2016

Ornithologen unter sich

Am zweiten Weihnachtsfeiertag sehe ich mir mit meinen Neffen (beide zehn Jahre alt) einen Weihnachtsfilm an. Als im Fernsehen die Gans ins Wohnzimmer getragen wird, ruft der eine Neffe: „Ein Habitak!“. Ich sehe zu ihm und nicke beeindruckt, dass er das Tier relativ eindeutig den Vögeln zugehörig identifiziert hat.

Als wir nach dem Ende des Films darüber reden, stellt sich heraus, dass der Neffe keineswegs reale Tiere und Taschenmonster verwechselt. Just in dem Moment, in dem im Film die Gans hereingetragen wurde, tauchte nämlich ein Habitak in seinem Nintendo 3ds, mit dem er während des Films Pokémon Sonne gespielt hatte, auf. So doof, wie die Pokémon Go-geschädigte Tante denkt, sind Kinder nämlich gar nicht.

Tanja Braun

Dezember 2016

Das Fernsehen

Diskussion mit mir und meinem Vater (70), nachdem ich 10 Tage in Marokko in einem Coworkingspace war:

Ich: "Das ist ziemlich cool da. Hat eine Deutsche aufgebaut und man bekommt für 30 Euro/Nacht einen Schreibtisch und ein kleines Zimmer. Frühstück ist auch dabei und man kann entweder am Tisch oder auf der Dachterrasse arbeiten."

Dad: "Klingt gut. Haben die auch Fernseher?"

Ich: "Wozu?"

Dad: "Naja, falls man mal Tagesschau gucken will oder so?"

Ich: "Es gibt dort Internet"

Dad: "Ja schon klar, aber man will doch wohl mal fernsehgucken abends?"

Ich: "Wozu sollte man das wollen, wenn man einen Laptop und Internet hat?"

Dad: "Naja, für Nachrichten zum Beispiel!"

Das Interessante: Mein Dad nutzt das Internet täglich. Man könnte sogar behaupten, er sei ein digitaler Nomade, wenn er jeden Winter 2-3 Monate pro Jahr in Südafrika weilt, um dort Golf zu spielen aber auch nebenbei noch

seiner Arbeit als selbständiger Übersetzer nachzugehen. Aber dass man kein Fernsehen gucken will (oder dafür vielleicht einfach einen Stream anwirft), das geht in seiner Welt nicht zusammen.

Julian

Dezember 2016

Die echte Technik ist zu klein fürs Theater

Eine der Figuren im aktuellen Theaterstück unseres Theatervereins soll eine Insulinpumpe tragen; diese Pumpe soll dann von anderen auf der Bühne für einen Bombengürtel gehalten werden.

Niemand im Ensemble hat selbst oder kennt jemanden mit einer Insulinpumpe. Als wir recherchieren, stellen wir fest, dass die Geräte für unsere Zwecke schlichtweg zu klein sind. Man würde spätestens ab der dritten Reihe kaum noch wahrnehmen, dass der Schauspieler etwas am Gürtel trägt, geschweige denn, dass irgendjemand die winzige Kiste für eine Bombe halten könnte.

Der Schauspieler trägt dann eine deutlich überdimensionierte selbstgebastelte Kiste mit ein paar blinkenden Leuchtdioden.

Christian Fischer

Dezember 2016

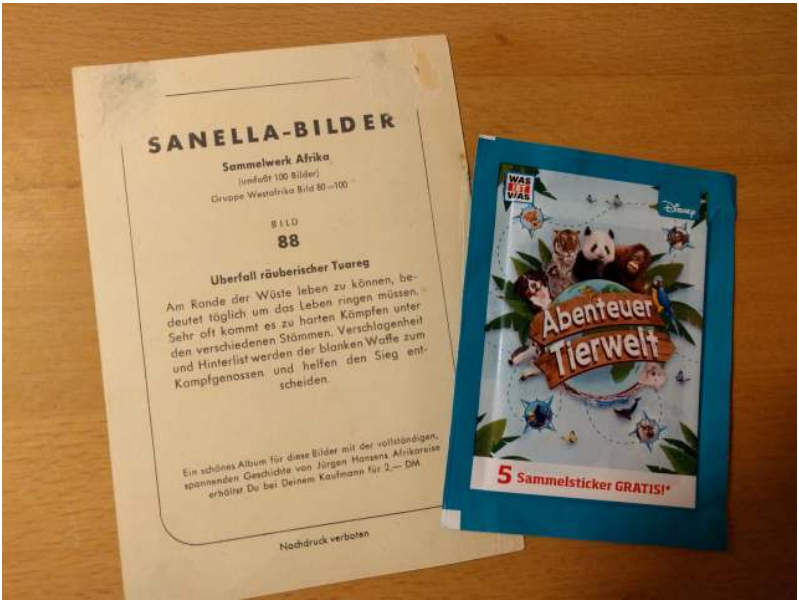
Klebebilder sammeln vereint Generationen

Das Kind ist krank und bekommt als Tröstgeschenk das derzeitige Stickerbuch zum Sammeln vom Supermarkt mitgebracht. Freunde und Großeltern sammeln für uns mit.

Auch mein Vater hat Sammelalben für Klebebilder, die seit ich denken kann sorgsam von ihm bewahrt im im Regal des Wohnzimmers meines Elternhauses stehen. Ich ziehe bei unserem nächsten Besuch zum Vergleich eines heraus.

Links ist das Heft der Enkelin, “Abenteuer Tierwelt”, gedruckt und erschienen 2016. Auftraggeber ist die REWE-Group, die für das Buch mit dem Verlag der “Was ist was?”-Bücher und Disney kooperierte. Dementsprechend ist das Buch eine Mischung aus informativen Texten über Tiere der Welt und ihre Lebensräume mit Zwischenseiten, die Disneyfiguren aus den neuesten Filmen zeigen.

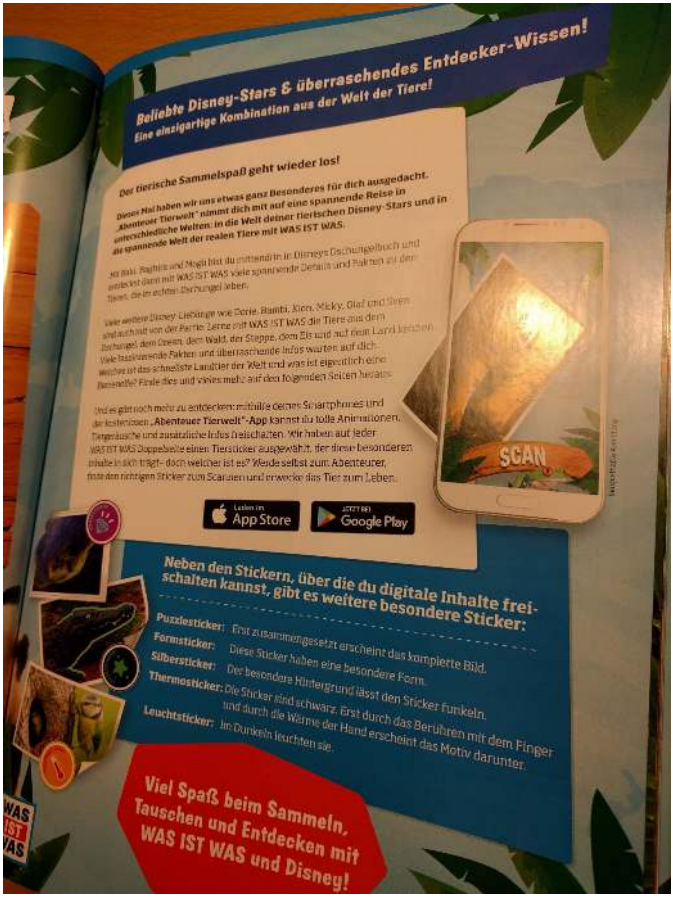
Rechts das Heft des Großvaters, “Mittel- und Südamerika”, erschienen 1952 im Auftrag der Margarine-Union AG, heute Unilever. Die Bilder dienen hier der Illustration von ausführlichen Reiseberichten auf exotische Kontinente und die jungen Leser erfahren beispielsweise, was eine “Machete” ist.



Beide Alben haben denselben Zweck: Kinder, oder eher deren Eltern, zum Einkauf anzuregen. Die “Abenteuer Tierwelt”-Sticker gibt es im Supermarkt an der Kasse, theoretisch ein Päckchen mit fünf Stickern pro zehn Euro Einkaufswert. Praktisch sind die Kassiererinnen immer viel großzügiger, da nicht jeder Kunde nach den Stickern fragt. Das Stickerheft gibt es im Supermarkt für etwa 5 Euro zu kaufen.

Mein Vater sammelte als kleiner Junge Margarinebilder – oben ist die Rückseite eines aus dem “Afrika”-Sammelband fotografiert. Diese bekam man durch den Kauf von Packungen der heute noch verkauften Margarinemar-

ke “Sanella”, in deren Deckeln die Bilder steckten. Das Sammeln war also eine langwierigere Geschichte, glücklicherweise wuchs mein Vater in einer großen Familie mit hohem Margarineverbrauch auf. Das Album musste ebenfalls separat erworben werden, für zwei deutsche Mark bei “deinem Kaufmann”.



Haben sich die Marketingstrategien seit 60 Jahren kaum verändert, so sind die heutigen Sammelbildchen wesentlich komplexer geworden. Zum Sammelheft gibt es eine App und auch die Sticker sind Hightech. Thermosticker zeigen ihr Motiv durch Erwärmen, andere leuchten im Dunkeln. Die Freude am Sammeln und Einkleben ist bei Großvater und Kind jedoch auch im Jahr 2016 dieselbe.

Angela Heider-Willms

28. Dezember 2016

Keine Prüfungsangst im Traum dank Doppelhandystrategie

Im Traum muss ich nicht das Abitur, aber irgendeine Prüfung nachholen, es könnte sich um Latein handeln. Für die Aufsicht zuständig ist die Kunstlehrerin Hertha “Mausi” Fraenkel. Ich weiß nichts mehr und plane alle Lösungen zu googeln. Mausi ist vorbereitet und verlangt vor der Tür die Abgabe meines Handys. Ich bin noch vorbereiteter und händige ihr ein uraltes Nonsmartphone aus. Weil sie keine Ahnung von Technik hat, kommt ihr das nicht verdächtig vor. Mit dem eigentlichen Handy in der Tasche betrete ich zuversichtlich das Klassenzimmer.

Kathrin Passig

24. bis 29. Dezember 2016

3D-Druck: Noch geht es nicht, aber gleich geht es bestimmt

Mein Bruder schenkt sich selbst zu Weihnachten einen 3D-Drucker, einen Kossel 2020. Es handelt sich um einen Bausatz, “assembly required”. Wir schrauben das untere Ende des Druckers zusammen, wobei sich herausstellt, dass die Anleitung an vielen Stellen irreführend, unvollständig oder falsch ist.

3. The target length of the whole assembly is 240mm. To determine how long to cut each carbon fiber rod, use the following equation.

Tie rod length x2 – 240mm = carbon fiber rod length

Tie rod length = the distance between the end of the tie rod to the center of the ball joint (see picture). Units are mm.

Erstens müsste es “240 mm – tie rod length x 2” heißen und nicht umgekehrt. Zweitens könnte man den ganzen Text durch “cut each carbon fiber rod to a length of 192 mm” ersetzen.

Man muss die richtigen Inbusschlüssel a) besitzen, b) finden und c) so absägen, dass man mit ihnen die unzugänglichen Schraubstellen so einigermaßen erreicht. Gut wäre es, wenn man außerdem noch einen winzigen Gabelschlüssel besäße, den gibt es aber nicht unter den siebenhundert Werkzeugen des Bruders. Während man in den unzugänglichen Schraubstellen frickelt, muss man also auf der anderen Seite mit einem Zänglein die Mutter festhalten. Ein paar Bauteile sind ihrerseits 3D-gedruckt. Schraubenmuttern drehen sich in diesem weichen Material einfach durch und für das Zänglein ist kein Platz, man muss die Mutter also mit irgendeinem anderen Dings festhalten, während man mit dem abgesägten Inbusschlüssel hantiert. Wir preisen die leichte Zusammenbaubarkeit von IKEA- und Lego-Bausätzen.

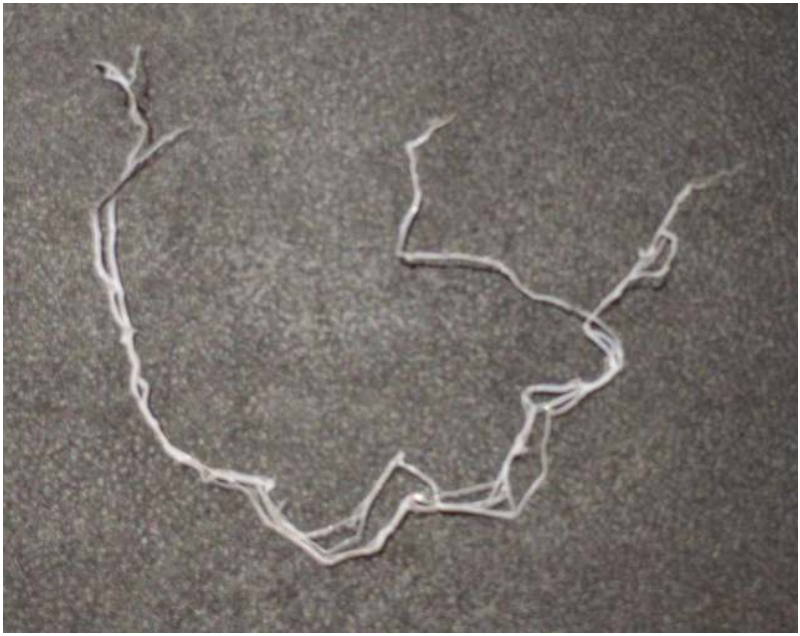
25. und 26. Dezember

Am 25. bauen wir das obere Ende des Druckers und setzen alles zusammen. Am 26. mittags ist das mechanische Grundgerüst fertig. Ab hier beschränkt sich meine Mitarbeit auf gelegentliches Nachfragen, ob es schon geht. Nachmittags wird die Elektrik eingebaut und abends der Drucker zum ersten Mal eingeschaltet. Es knallt, aus dem Netzteil fliegen Funken und das Haus wird dunkel. Die Verpackung des Netzteils weist in Großbuchstaben darauf hin, dass man es bei 110 oder 220 Volt betreiben kann (der Drucker kommt aus den USA). Man muss dem Netzteil nur durch Umlegen eines Schalters mitteilen, welche Spannung im Land vorhanden ist. Auf dem Netzteil selbst ist ein leuchtfarbiger Aufkleber, der diesen Sachverhalt noch einmal erläutert. Ich habe das zwar auch gesehen, fühle mich aber nicht ganz so verantwortlich, denn schließlich hat nur einer von uns eine Professur für Elektrotechnik und das bin nicht ich.

Der Bruder findet im Keller ein großes Labornetzteil. Das Labornetzteil ist zu schwach und jetzt bricht jedesmal, wenn die Heizplatte des Druckers eingeschaltet wird, die Spannung ein. Der Näherungssensor am Druckkopf glaubt dann, er hätte die Anwesenheit der Druckplatte gemessen. Der Bruder findet auf dem Dachboden ein altes PC-Netzteil, das auch dieses Problem behebt. Man darf einfach nichts wegwerfen.

27. Dezember

Der Drucker druckt zuerst eine winzige Schneeflocke und dann ein Gekrakel. Diagnose: Die Bodenplatte ist schief.



27. Dezember

Die Schiefheit der Bodenplatte lässt sich nicht einfach in der Software kalibrieren. Erst muss die Hardware begradigt werden. Das heißt: Nacheinander sämtliche Endanschläge an den oberen Enden der Beine um Millimeterbruchteile verstellen und dann der Firmware die neue Höhe mitteilen. Irgendwann an diesem Tag brennt außerdem ein kleiner Stecker durch, der nicht für den Heizstrom der Bodenplatte ausgelegt war. Dadurch wird auch klarer, warum es beim Einschalten des Druckers immer so verbrannt gerochen hat.

28. Dezember

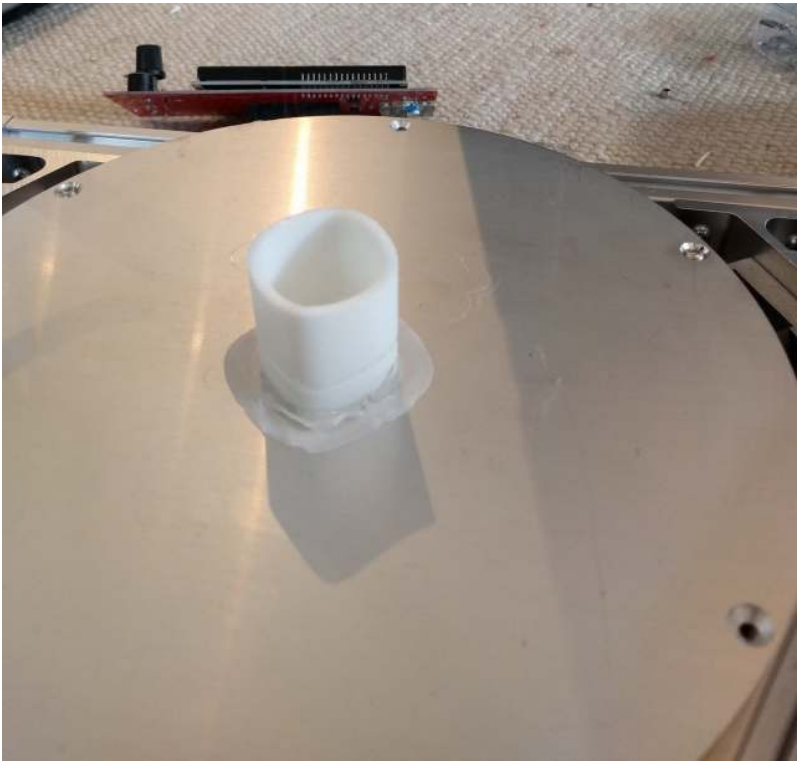
Das Rätsel der schiefen Bodenplatte lässt sich durch Nachmessen lösen: Eins der drei Beine ist um einen ganzen Zentimeter länger als die anderen. Das liegt daran, dass wir dieses Bein beim Zusammenbau am Weihnachtsabend nicht ganz in sein unteres Endstück hineingeschoben haben. Die Beine werden begradigt und der Drucker neu kalibriert.

Beim ersten Druckversuch verstopft sich die Düse. Sie wird komplett zerlegt und im Keller mit dem Heißluftfön freigepustet. Beim Hochtragen aus dem Keller fällt ein kleines weißes unersetzliches Bauteil aus dem Druckkopf und taucht erst nach zweistündiger Suche wieder auf. Danach verstopft sich die Düse noch ein paarmal, lässt sich aber durch Erhöhen der Temperatur und Nachschieben von Filament entstopfen.

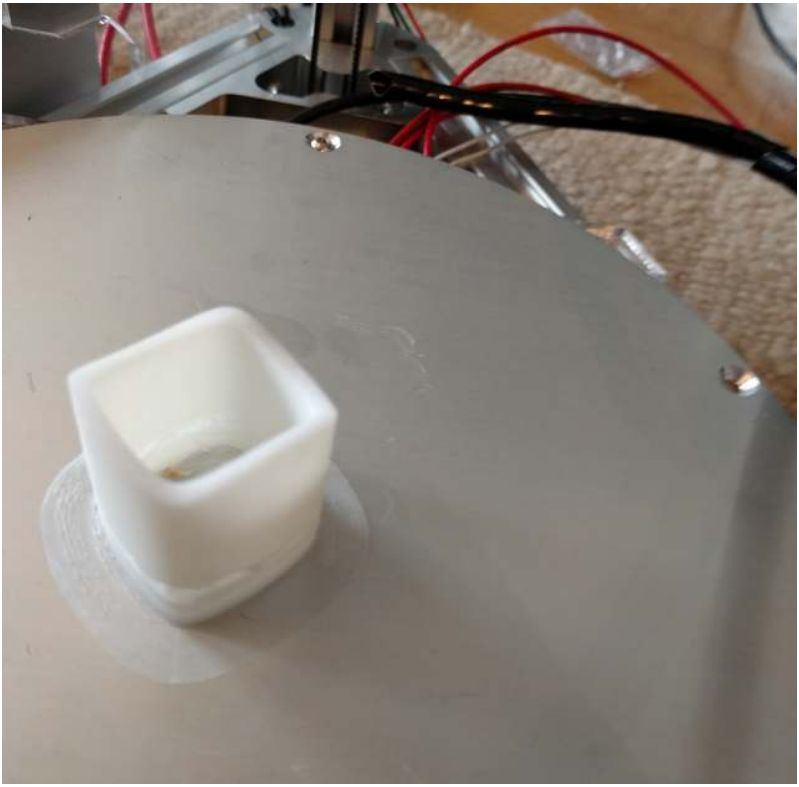
29. Dezember

Noch geht es nicht, aber bestimmt bald. Im Vordergrund links das PC-Netzteil und rechts das durchgebrannte mit dem gelben Warnaufkleber. Es ist inzwischen aufgeschraubt worden und funktioniert schon fast wieder. An der Bausituation mitten im Wohnzimmer kann man ablesen, dass der Bruder nicht so einer ist, der bastelt, weil er der Familie entrinnen will.

Nachmittags um eins druckt der Drucker ein vollständiges Dings. Es ist gleichzeitig rund …



. . . und eckig:



Das Dings heißt Ambiguous Cylinder und bei YouTube kann man mehr darüber erfahren.

“Jetzt muss ich mir nur noch was ausdenken, was ich jetzt *mache* mit dem Drucker”, sagt der Bruder.

Kathrin Passig

30.12.2016

Früher war mitnichten alles besser

Wir fahren mit dem Auto einkaufen, in eine etwas entfernte, kleine Stadt. Im Parkhaus ist nur noch ganz oben was frei, und beim Einbiegen auf die Parkbucht will ich auskuppeln: Kein Kupplungspedal mehr da. Das ist in den Tiefen des Fußraumes verschwunden und läßt sich auch nicht wieder zur Funktion überreden.

Guter Rat ist ein Smartphone entfernt: Hinter der Sonnenblende steht die Telefonnummer der Assistenz, („Assistoh“ gesprochen, es handelt sich um einen französischen Wagen). Die Dame klärt kurz Eckdaten ab und fragt, ob sie die übermittelte Telefonnummer an die weiteren Unternehmen weitergeben kann. Ich stimme zu, wir gehen trotzdem schon mal einen Kaffee trinken. 10 Minuten später meldet sich der Mann vom Abschleppdienst. Der ist kurz danach am Parkhaus, gemeinsam rollern wir den Wagen 5 Stockwerke zum Ausgang und er verfrachtet den zum nächsten Händler. Das Einkaufen wird fortgesetzt, bei einem weiteren Kaffee werden die Zugverbindungen per iPhone geprüft. Im letzten Einkaufsstop meldet sich das Autohaus, auch denen wurde die Nummer übermittelt. Der Wagen sei abholbereit, es musste lediglich irgendwas wieder eingehängt werden. Planänderung, per Google Maps wird das Autohaus gesucht und gefunden, bei der Routenplanung kann man den ÖPNV auswählen. Bus kommt in sieben Minuten, es sind 11 Stationen, kosten tut das Ganze 2,35€. Ankommen, Wagen in Empfang nehmen, Trinkgeld dalassen – alles in allem hat das keine 45 Minuten Aufwand bedeutet. Diese Kombination vieler kleiner Funktionen – Übermittlung der Rufnummer, Mobiltelefon, Google Maps mit ÖPNV – das ist es, was man vielleicht als angenehmen Fortschritt bezeichnen könnte.

Wolfgang Kunckel

Dezember 2016

Ein Papierbuch, das mit einem E-Book daherkommt

Ich beginne ein Buch, das etwas Neues kann: Es ist mit der kostenlosen App Papego verbunden. Lädt man sich die App herunter, kann man die aktuelle Seite seines Papego-fähigen Buches einscannen, bekommt daraufhin 25 % des folgenden Textes auf sein Smartphone oder Tablet geladen und kann es – auch offline – digital weiterlesen.

Beim Lesen werden nicht viele Funktionen angeboten. Tippt man auf die linke Seite des Textes wird zurückgeblättert, rechts vorwärts. Beim Tippen auf die Bildschirmmitte erscheint die Option "Einstellungen", unter der man die Schriftgröße ändern kann. Mehr ist da (bisher) nicht. Die App tut, was sie soll, die Handhabung ist mehr als einfach und das Wechseln zwischen Papier und E-Book geht dank des Einscannens und der angezeigten Papierbuchseitenzahlen im digitalen Text schnell.

Dazu, dass man nie mehr als 25% des Textes im Besitz hat, sagt Papego Folgendes:

> *"Papego ist mehrfach gegen missbräuchliche Verwendung geschützt. Die Nutzer erhalten bei jedem Scan 25% des Buchs, die nur innerhalb der App gelesen und nicht weitergegeben werden können. Man kann zwar ein Buch mehrmals scannen, jedoch wird dabei der zuvor gescannte Abschnitt überschrieben, so dass man immer nur 25% des Buchs in der App mit sich führen kann. So wird Missbrauch schwierig." Und: "Papego ist ein Zusatznutzen für das gedruckte Buch, kein vollwertiger Ersatz für ein E-Book. Aus urheberrechtlichen und steuerlichen Gründen können wir nicht das ganze E-Book ausliefern."*

Bei kurzen Büchern und längerer Abwesenheit von zu Hause kann diese Einschränkung sicher mal stören. Für einige Leser mag dieses Angebot gänzlich nutzlos sein. Für mich, die zwar lieber auf Papier liest, aber auch das geringe Gewicht von beleuchteten Texten mag und nicht gerne mehr als ein Buch gleichzeitig liest, ist das eine gute Sache.

Dies ist die zweite Fassung meines Berichts. Die erste schrieb ich letzte Nacht im Traum, mit demselben Ergebnis: "Gefällt". Danach wurde ich allerdings aufgeregt, denn die App konnte noch etwas Unerwartetes, das mich sehr beeindruckte. Was genau das war, habe ich wieder vergessen, aber worum es ging, weiß ich noch: Um Filme mit Peter Alexander.

Sokoban-Spielerin

1994 und 2016

Kameras und Monitore werden vielleicht besser, aber der Rasierspiegel bleibt zur Bildübertragung überlegen

1994: Probe für Stanfords "For lo I raise up"[1]. Die Sänger stehen im Chorraum der Kirche, der Organist sitzt in einiger Entfernung am Spieltisch der Orgel auf der Orgelempore. Die rhythmische Koordinierung des nicht ganz trivialen Stücks gerät ziemlich aus den Fugen. Es ist für den Organisten essentiell, den Dirigenten gut sehen zu können, was hier – und in vielen Kirchen – nicht so ohne Weiteres möglich ist: Der Organist sitzt fast immer mit Blickrichtung zur Orgel – also weg vom Dirigenten. Es wird eine kleine Kamera mit drahtloser Übertragung zu einem kleinen (Röhren-)Monitor besorgt. Die Kamera filmt den Dirigenten, der Bildschirm wird auf der Empore beim Organisten aufgestellt. Nach einigem Herumprobieren fällt auf, dass die Zeitverzögerung zwischen Bewegung des Dirigenten und dem Bild auf

1. Eine Aufnahme eines anderen Chores aus einer anderen Kirche, zur Illustration

dem Bildschirm etwa eine Sekunde beträgt – viel zu viel für diesen Einsatzzweck. Die funktionierende, der Kameratechnik überlegene, Lösung ist ein Rasierspiegel aus der Drogerie um die Ecke. Der Spiegel wird im Blickfeld des Organisten montiert und genau so ausgerichtet, dass der Organist darin das Spiegelbild des Dirigenten – wenn auch von hinten – sehen kann[2]. Der Dirigent muss also daran denken, das Stück mit recht ausladenden Armen so zu schlagen, dass seine Hände auch von hinten hinreichend gut sichtbar sind.

2016: Anderes Stück (Mendelssohn "Hör mein Bitten"[3]), andere Kirche, gleiches Problem. Gleicher Versuch, diesmal mit einer WLAN-Kamera und einem LCD-Bildschirm, gleiche Beobachtung einer Verzögerung von ca. 1 s. Gleiche Lösung des Problems mit einem Spiegel, der schnell in einer Drogerie gekauft wird. (Die Preisänderung für einen einfachen Rasierspiegel kann leider nicht nachvollzogen werden.)

Molinarius

2. Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dass in vielen Kirchen ein ähnlicher Spiegel, von dem aus der Organist zumindest den Pfarrer im Gottesdienst sehen kann, zur typischen Ausrüstung gehört. Mit diesen Spiegeln wird meist nur ein recht kleiner Bereich für den Organisten sichtbar. Hier ist der im Spiegel sichtbare Bereich nicht ausreichend groß, um dem Organisten den Dirigenten zu zeigen. Ich habe in anderen Kirchen auch bereits konvexe Autospiegel für diesen Zweck am Spieltisch von Orgeln montiert gesehen, damit der Organist einen möglichst großen Bewegungsbereich des Pfarrers überblicken kann und zum Beispiel beim Abendmahl weiß, wie lange er spielen muss.
3. Ebenfalls nur zur Illustration eine Aufnahme, aus dem Wiener Konzerthaus; mit einem Orgelspieltisch, von dem der Organist den Dirigenten hervorragend sehen kann – eine Situation, die anders ist als in den meisten Kirchen

2005 bis 2016

Internetversorgung im Urlaub – Eine Chronologie

2005 fahre ich zum ersten Mal wieder in Urlaub. Der letzte Urlaub davor war 1998 noch zusammen mit meinen Eltern, dann kam Studium, Ausbildung und Job und es war nie Geld da oder ich hatte andere Prioritäten.

Seit 2004 schreibe ich außerdem regelmäßig auf unterschiedlichen Blogs, auch hier lässt sich die Internetversorgung recht gut ablesen.

2005 / Chicago und die großen Seen, USA: Wir kommen zwei Mal bei Privatleuten unter, bei Caitlin in Chicago kann ich das Internet an ihrem Computer benutzen, bei ihren Großeltern in Pennsylvania kommen wir gar nicht auf die Idee zu fragen. Ansonsten ist die Reise weitgehend internetfrei, wir haben auch keine internetfähigen Geräte dabei.

2006 / Artignosc-sur-Verdon, Frankreich: Kein Internet. Wir erwarten auch keins und haben keine internetfähigen Geräte dabei.

2007 / Krakow, Polen: Internet im Apartment. Wir bekommen das Passwort bei der Ankunft. Ich habe meinen Laptop dabei und blogge gelegentlich.

2008 / Colmar, Frankreich: Im Appartment finden wir bei der Anreise am Wochenende ein offenes WLAN, das wird aber dann am Montag abgeschaltet und taucht erst bei der Abreise am nächsten Wochenende wieder auf. Mein Mann hat seinen Laptop dabei, ob ich meinen dabei habe, weiß ich nicht mehr. Ich blogge insgesamt drei Mal, einmal bei der Ankunft und zwei Mal zwischendurch. Wie ich da ins Internet komme und mit welchem Gerät, ist nicht überliefert.

2008 / Tallinn, Estland: Es gibt Internet, deswegen sind wir ja hier, jedenfalls habe ich kurz vorher gelesen, dass man in Estland fast überall irgendwo ins Internet kommt. Ich habe kurz vorher einen iPod touch bekommen und probiere dauernd aus, ob ich in einem beliebigen WLAN bin. Ich blogge einmal bei der Ankunft.

2009 / San Francisco, USA: Vermutlich gibt es mittlerweile Internetversorgung in Hotels, Motels und gelegentlich in Restaurants, zumindest buche ich in einem Restaurant ein Motelzimmer am Meer online, vermutlich über meinen iPod. Ich blogge nicht, das liegt aber auch daran, dass ich gerade sowieso nicht viel blogge.

2010 / Pyla-sur-Mer, Frankreich: Ob es im Apartment WLAN gibt, habe ich vergessen, aber vermutlich nicht. Gelegentlich findet sich irgendwo unterwegs ein offenes WLAN, in das man sich dann schnell mit Smartphone oder iPod einloggt, um mal kurz die Mails zu checken. Ob ich meinen Laptop dabei habe, weiß ich nicht mehr. Ich blogge nicht, wie auch?

2011 / Edinburgh, Schottland: Im Hotel ist Internet, wir haben unsere Smartphones dabei und mindestens einen Laptop. Ich blogge nicht, weil ich gerade nicht viel blogge.

2012 / Biscarrosse, Frankreich: Im Ferienhaus gibt es kein WLAN, auch in unmittelbarer Nähe herrscht gähnende WLAN-Leere. Auf der Hauptstraße im Feriendorf gibt es ein paar Restaurants und Cafés mit offenem WLAN. Damit mein Blog keine Pause machen muss, habe ich vorher ein paar Artikel geschrieben und mit Termin versehen. Nicht überliefert ist, ob ich einen Laptop dabei habe.

2013 / Biscarrosse, Frankreich: Wir buchen ein anderes Apartment im gleichen Ort, das zwar neu gebaut wurde, aber auch kein WLAN hat. Wir nutzen die gleichen Restaurants und Cafés mit offenem WLAN, die wir schon aus dem Vorjahr kennen. Ich blogge nicht, kündige das aber immerhin vorher an.

2014 / Biscarrosse, Frankreich: Es gibt jetzt WLAN im Apartment. Man muss es kaufen, aber es gibt welches. Ich habe meinen Laptop dabei, Smartphones sind sowieso immer dabei. Ich blogge ein bisschen.

2015 / Biscarrosse, Frankreich: Wie 2014, ich blogge ein bisschen mehr.

2016 / Biscarrosse, Frankreich: Das Internet funktioniert im Apartment nicht, bis ich erst eine komplizierte technische Lösung finde und dann das kaputte Modem, das ich einfach ausschalte (das Techniktagebuch berichtete

hier und hier). Außerdem habe ich in meinem Handytarif jetzt eine Europa-Option und kann mein mobiles Internet nutzen. Es ist alles wie zu Hause, nur mit schönerer Landschaft.

Anne Schüßler

2015 bis 2016

Internet im EU-Ausland

Für ein verlängertes Wochenende in London verlasse ich mich im November 2015 auf das WLAN im Hotel und die Tate Museen, die zusätzlich zum freien Eintritt kostenloses WLAN bieten. So kann man im Trockenen Busfahrpläne einsehen und den Weg zur nächsten Sehenswürdigkeit planen. In Großbritannien kann man SIM-Karten zwar einfach kaufen, die Freischaltung klingt aber mitunter etwas kompliziert. Kathrin hat ihre Erfahrungen zum Beispiel hier und hier aufgeschrieben.

2016 reise ich nach Portugal und setze wieder auf das Hotel-WLAN, merke aber schnell, dass dies nur in einem Winkel des Zimmers, nah an der Lobby, wirklich gut funktioniert. Zu den üblichen Stoßzeiten reicht es zum Beispiel nicht einmal, um mir das gerade bei amazon gekaufte E-Book herunterzuladen. Den Kauf einer SIM-Karte hatte ich zuvor verworfen, da man dafür eine Adresse im Inland benötigt, um sich die Karte per Post freischalten zu lassen – das Techniktagebuch berichtete. Doch die Einkaufszentren im Süden Portugals verfügen alle über ausgezeichnetes WLAN, in das man sich schnell und unkompliziert einloggen kann. Hier kann man, vor der Sonne geschützt, Routen planen und Fotos hochladen. Auch verfügt fast jedes kleine Café oder Restaurant über WLAN – allerdings muss man immer nach dem Passwort fragen. Der ganz billige Trick ist, sich bei manchen Hotels einfach in die Nähe des Eingangs zu stellen, da nicht alle ihren WLAN-Zugang passwortgeschützt haben und zumindest kurzfristig mitzusurfen – was man in seiner Verzweiflung ohne konstante Internetversorgung halt so macht.

Als ich Irland im Oktober 2016 ansteuere, bietet Aldi Talk das EU-Roaming-Paket mit 500 MB Daten inklusive günstig an und ich bestelle es sofort, da mir SIM-Karten-Recherche/-Gefummel sowie die Jagd auf WLAN dadurch erspart bleibt. Im Haus am Meer, in dem wir uns eingemietet haben, funktioniert das WLAN bestens, einige Cafés und Pubs bieten WLAN an und die re:publica versorgt uns ebenfalls damit. Am vorletzten Tag bin ich mit meinem EU-Kontingent allerdings trotzdem am Ende und bestelle es mir erneut.

Tanja Braun

Dezember 2016

Mobile only ist im Kommen

A. hat ein Konto bei der Volksbank eröffnet und möchte das Onlinebanking nutzen. Dafür hat er einen Brief mit einer vorläufigen PIN, einem Code zur Erstbenutzung und eine Anleitung bekommen. Weil er noch nicht so gut Deutsch spricht, bittet er mich um Hilfe.

Ich rufe die Loginseite auf seinem Handy auf und gebe die PIN und den Code ein. In der Anleitung steht, man würde dann als erstes aufgefordert, die PIN zu ändern. Dem ist aber nicht so, wir befinden uns direkt in der Kontoübersicht. Auch gut. Die Volksbank empfiehlt, dass man statt SMS-TAN eine eigene App zur TAN-Generierung nutzt. Das muss man online einstellen, aber um Einstellungsänderungen vornehmen zu können, braucht man eine TAN, per SMS. Die will uns das System nicht geben, es zeigt eine uninformative Fehlermeldung an.

Es ist Freitagabend, 19 Uhr, und völlig gegen meine Erwartung ist die Volksbankhotline noch besetzt. Ich verbringe etwas Zeit in der Warteschleife, während A. anfängt, zu kochen. Nach einer Weile Weiterverbundenwerden und einer Weile Grübeln fragt mich der Gesprächspartner, ob ich etwa versucht hätte, das Onlinebanking vom Handy aus freizuschalten. Das ginge

nämlich nicht, ich solle dafür meinen Computer benutzen. Aus Sicherheitsgründen. Was, wenn der Kunde keinen Computer besitzt? Das verwirrt ihn. Ich frage, ob es wirklich eine Computer sein muss, oder einfach nur ein anderes Gerät als das, auf dem ich die Freischaltung mache. Ein anderes Gerät müsste auch gehen, sagt er, also versuche ich es am Handy von B.

Geht aber doch nicht.

Wir rufen L. an und fragen, ob sie kurz etwas an ihrem Rechner für uns erledigen kann. Sie kann, und ich diktiere ihr über die unverschlüsselte Telefonverbindung Benutzernamen und vorläufige PIN. Nun wird sie auch wirklich direkt dazu aufgefordert, die PIN zu ändern. A. kommt mit schmutzigen Händen aus der Küche und diktiert B. sein neues Wunschpasswort, der schreibt es auf, ich lese es L. vor, sie ändert. Um die Änderung wirksam zu machen, muss sie eine TAN anfordern, die dann per SMS auf A.s Handy kommt, ich gebe sie durch. Wir bedanken uns und sind zuversichtlich, alleine weitermachen zu können.

Ich logge uns in die App ein und entnehme ihr eine weitere Nummer. Die möchte das Onlinebanking gerne haben und ich möchte sie ihm gerne geben, aber nun kehrt die Fehlermeldung zurück. Es ist kurz vor acht und die Volksbankhotline noch immer besetzt. Ich hätte es ahnen können, auch dieser Vorgang muss aus Sicherheitsgründen an einem Computer gemacht werden. Ich rege an, das in die Problem-Sektion der ziemlich ausführlichen Anleitung aufzunehmen, oder gar gleich die Handynutzung zu erlauben. Mein Gesprächspartner reagiert zögerlich. Er glaubt, dass sich das gar nicht so richtig lohnt, denn die App könnte vielleicht bald von einer gesetzlichen Regelung gekillt werden, man bewege sich ja in einer rechtlichen Grauzone. Ich schildere ihm, wie viel unsicherer das Verfahren in unserem Fall durch das Handynutzungsverbot geworden ist. Schließlich verspricht er mir, die Anregung weiterzugeben, denn “Mobile only ist ja tatsächlich im Kommen”. Ich telefoniere wieder mit L., sie koppelt unter telefonischem Austausch weiterer TANs das Konto an die App, und schließlich ist es überstanden und das Essen fertig.

L., B. und ich vergessen in den folgenden Tagen die PIN, damit wieder alles schön sicher ist.

Kristin Kopf

Irgendwann 2016

Eine ſuper Sache

Zufällig bemerke ich, dass man mittels des Compose-Key ein langes s („ſ“) produzieren kann. Aus Spaß an der Freude schreibe ich einige Zeit lang Tweets mit möglichst korrekter ſ-s-Schreibung, bin aber kurz besorgt, was ich tun werde, wenn ich am Smartphone schreibe. Zu meiner Überraschung ist unter den standardmäßig verfügbaren Zeichen (die man tippen kann, indem man etwas länger auf einer „Taste“ des virtuellen Keyboards verbleibt) auch das ſ zu finden.

(Nach einigen Monaten gebe ich unter einem Vorwand die Nutzung des ſ wieder auf, um die allgemeine Genervtheit meiner unmittelbaren Umgebung etwas zu lindern.)

Aus Spleen schreibe ich außerdem in Großbuchstaben auch mit großem ẞ, also . Über lange Zeit kopiere ich mir den Buchstaben aus dem entsprechenden Wikipedia-Artikel heraus – mit Compose Key geht zwar sehr viel, aber das geht leider nicht.

Bis es eines Tages doch geht. Zu meiner großen Freude kann man seit einiger Zeit (gefühlt 2016, kann aber auch schon 2015 gewesen sein) mit COMPOSE+S+S ein erzeugen.

Das Android-Keyboard kennt dieses Sonderzeichen allerdings leider nicht.

Update (irgendwann 2017): Inzwischen kennt auch mein Android-Keyboard das Sonderzeichen.

Lukas Daniel Klausner

Circa 2016

Wie telephonieren Gehörlose?

(Die Geschichte ist aus zweiter Hand, IIRC ist es eine Beobachtung meines Bruders Thomas.)

In der U-Bahn sitzt ein Gehörloser und hat sein Smartphone auf den Oberschenkel liegen. Er gebärdet, mit merklich verkleinertem Gebärdenraum, in Richtung der Handykamera; genaueres Hinsehen zeigt, dass er per Videotelephonie gebärdend mit jemandem telephoniert.

(Anekdotisch wird mir nachher aus anderen Quellen berichtet, dass bereits das Aufkommen von herkömmlichen Handys dank SMS-Funktionalität einen großen Fortschritt für die niedrigschwellige Erreichbarkeit von Gehörlosen bedeutet hat.)

Lukas Daniel Klausner

Winter 2016/2017

Heizen bei Türkis und Kakao spätestens bei Orange

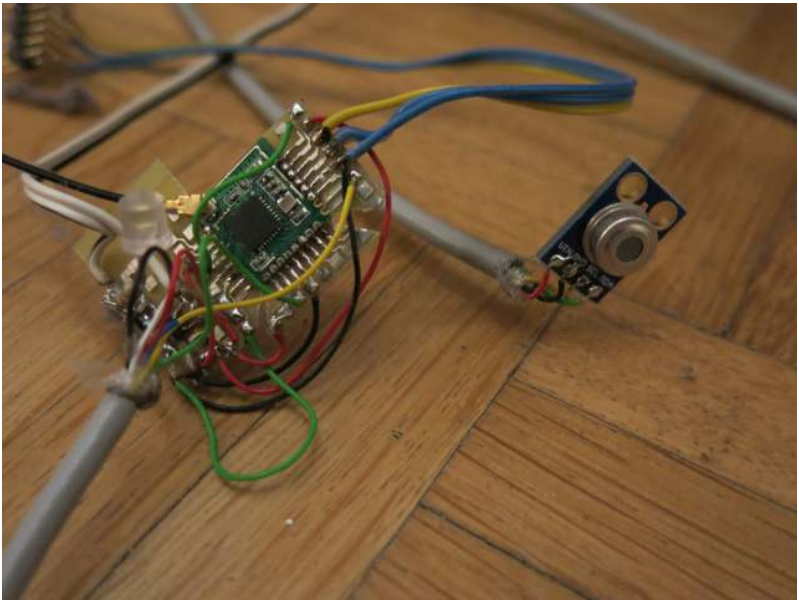
Vor einem Jahr habe ich zu Hause die nächtliche Treppenbeleuchtung automatisiert und damit den ersten Schritt zum Smart Home getan. Ich schrieb, dass mir nun die Zukunft offen stünde, da die Infrastruktur für weitere Intelligente Funktionen rund um das Haus ja nun da sei, aber mir fiel nichts Sinnvolles ein. Ich möchte eigentlich keine Steckdosen von unterwegs einschalten oder „das perfekte Licht für jede Stimmung ganz einfach mit dem Smartphone einstellen“.

Jetzt kann ich über den nächsten sinnvollen Automatisierungsschritt berichten.

Das Haus wird von einer selbst gebauten Zentralheizung und einem Kachelofen beheizt. Die Zentralheizung ist fürs Heizen und der Ofen für die warmen Füße und die Gemütlichkeit zuständig. Wenn man nicht das Nachheizen vergisst.

Wenn die Füße schon wieder kalt werden, denkt man ans Holznachlegen, aber dann muss man schon wieder mühsam in die letzte Glut pusten. Ich möchte schon länger etwas gegen dieses Problem unternehmen, aber all die Basteleien mit Temperatursensor und Warnpiepser erscheinen mir unattraktiv.

Erst als mir durch Zufall der bei Bastlern sehr beliebte ESP8266 begegnet, fügen sich die Puzzleteile zusammen. Es handelt sich um ein fingernagelgroßes Platinchen für wenige Euro, auf dem ein zwar langsamer, aber kompletter Webserver läuft, der verschiedene Ein- und Ausgänge steuern kann. Es gibt diverse Open-Source-Projekte, die Software dafür entwickeln.



Im Kachelofen hängt nun ein ESP8285, der Nachfolger des ESP8266 und schaut mit einem Infrarot-Thermometer auf das Rauchrohr. Die Temperatur wird regelmäßig via WLAN in den Keller gefunkt, wo auf einem kleinen Einplatinencomputer, dem RaspberryPi, eine Lichtsteuerung namens „Wireless Light Control“ und ein *home automation server* namens „Domoticz“ läuft. Auf diesem Server läuft ein Programm, das eine Philips Hue Lampe ansteuert, die auf dem Schrank im Esszimmer steht.

Bei 60 Grad am Rauchrohr des Kachelofens beginnt die Lampe langsam blau zu leuchten. Bis 100 Grad steigt die Helligkeit bei weiterhin blauer Farbe an, um dann bei weiter steigender Temperatur das Farbspektrum über Grün zu Gelb, Orange, Rot und Violett zu durchlaufen, bis das Rauchrohr etwa 230 Grad hat. Nachheizen sollte man also, wenn die Farbe wieder irgendwo zwischen Gelb und Türkis angekommen ist, außer man möchte bald ins Bett gehen.

Obwohl die kleine Platine, die die Temperatur misst, sehr sparsam ist, führt nun leider ein Kabel in den Kachelofen. Das gefällt mir nicht. Eigentlich könnte man das bisschen Strom aus der Abwärme des Rauchrohrs gewinnen. Ich habe auch schon die Teile dazu besorgt, aber es ist doch noch etwas Elektronik zu bauen, bevor ein Peltier-Element und Elektronik zum Energy-Harvesting den Strombedarf des Temperatursensors direkt aus der Abwärme decken können.

Ja – nun dient diese Philips Hue Lampe tagsüber und abends schon einem sehr guten Zweck, steht aber morgens nutzlos auf ihrem Schrank herum. Also habe ich ein zweites Programm geschrieben, das an Wochentagen um 7:00 blau leuchtet und dann bis 7:22 Uhr das Farbspektrum bis Knallrot durchläuft.

Im Idealfall sitzen die Kinder schon beim Frühstück, wenn das Licht zu leuchten beginnt. Bis Gelb sind neue Nutellabrote und noch ein Kakao kein Problem, aber ab Orange wird es kritisch. Bei Rot müssen alle zum Zähneputzen. Und wenn das Licht um 7:30 Uhr schon lange wieder verloschen

ist und die Abfahrt unmittelbar bevorsteht, bringen sie mir die Probe zum Unterschreiben, fragen nach den fünf Euro für den Ausflug und suchen den Turnbeutel.

Georg Passig

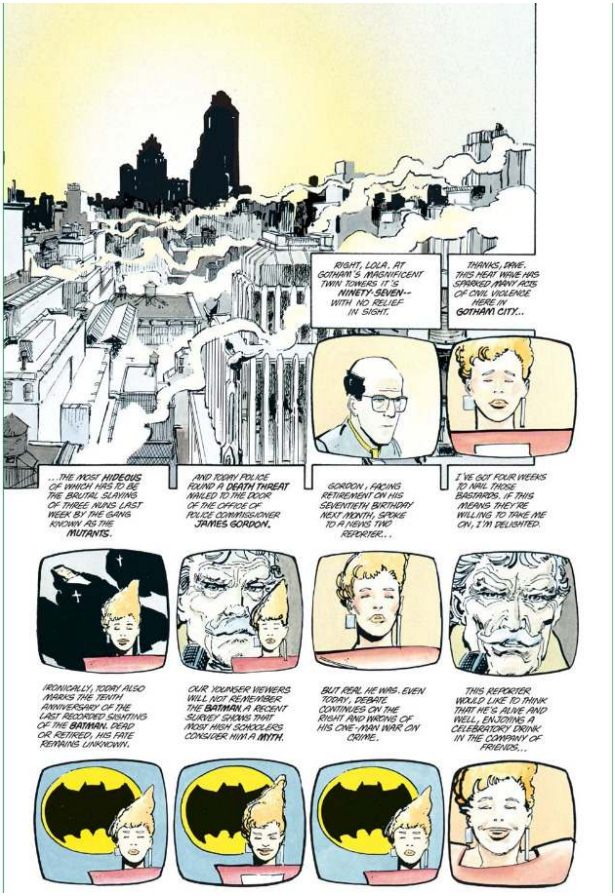
Ende 2016

Schaut Batman fern, um sich zu informieren?

Comics lieben Bilder: Meist soll so viel wie möglich visuell erzählt werden, nicht in Sprache, Prosa, Dialog. All jene Informationen aber, die in Worten gesagt statt in Bildern gezeigt werden MÜSSEN, auf einer Comic-Seite unterzubringen, ist oft schwer.

Noch in den 1980er Jahren hatten die meisten US-Superheldencomics allwissende Erzähler, Fußnoten, lange Textpassagen. Heute sind Ich-Erzähler und innere Monologe beliebter: In zwei, drei kleinen "Narration Boxes" pro Seite erzählt z. B. Held Batman oft alles, was sich nicht schon durch die Bilder vermittelt.

Ein Mittelweg, halb visuell, den Superheldencomics besonders gerne nutzen: Nachrichtensprecher und -sendungen:



Seit den 80er Jahren wurden die vielen “Talking Heads” des US-Kabelfernsehens und ihre Live-Schaltungen und -Kommentare im US-Alltag immer präsenter. In Comics wie Frank Millers “The Dark Knight Returns” (Abbildung, 1986) wird dieser Medienzirkus abgebildet (und persifliert):

Noch heute beginnen viele Comics mit einer Live-Schalte und einem Moderator, der Dinge sagt wie “Superman steht vor Gericht” oder “Seit zwei Monaten ist Catwoman verschollen”. Manchmal sitzen die Heldinnen und Helden selbst am TV und hören gerade zu. Manchmal sind solche TV-Studio-Szenen auch einfach in Comics eingestreut, ohne dass deutlich wird, ob auch die Comic-Helden selbst zusehen. Und zunehmend wird statt einer Kabel-TV-News-Sendung ein Twitter- oder Facebook-Feed gezeigt.

In *Detective Comics 950* (Text: James Tynion IV), erschienen Ende 2016, wird der Bürgermeister von Gotham City ermordet. Batman findet den sterbenden Mann, und als Polizisten am Tatort eintreffen, flieht er. Die übernächste Szene zeigt eine Nachrichtensendung, in der News-Sprecher all das nacherzählen – bis sie plötzlich kollabieren: Das Nervengas des Jokers hat sie vergiftet.

Das nächste Bild/Panel zeigt Batman und eine große Gruppe von Mitstreitern, die alle fassungslos auf diese TV-Ausstrahlung reagieren.

Ich rolle die Augen: Standen Batman, Batwoman, Batwing, Clayface, Cassandra Cain und Azrael – sechs Profis, die täglich und seit Jahren Verbrecher jagen und Batmans modernste Überwachungstechnologie nutzen, um informiert zu sein – gerade zufällig zu sechst im selben Raum? Und sahen eine Lokal-Nachrichtensendung über den Mord am Bürgermeister (... in der nichts Neues gesagt wird)?

Wie armselig, wie unbeholfen, wie unrealistisch erzählt: Hätte Batman nicht mittlerweile bessere Warn-Algorithmen? Sind solche Helden Ende 2016 noch auf TV-Sendungen angewiesen, um zu wissen, was gerade in der Stadt, die sie beschützen, geschieht?

Dann erst, im nächsten Panel, sagt Batwing: “That was twenty minutes ago, Batman”. Es wird klar: Batwing (der junge afro-amerikanische Mann ganz rechts) sah oder fand diese TV-Szene – und rief das Team zusammen, damit alle sechs eine Aufzeichnung ansehen können.

Das ist realistischer. SO funktioniert die Szene gut für mich.

KAREN... PULL YOURSELF TO--
HEH...
HAHAHAHA
THUMP
KRK
OH HELL...
THIS WAS TWENTY MINUTES AGO, BATMAN. I'LL BE HONEST, I DON'T KNOW IF I'M READY FOR A JOKER ATTACK...
BATMAN. I'M GETTING REPORTS THAT A RIOT JUST BROKE OUT IN ADAMS SQUARE PARK. PEOPLE

(Eine Kleinigkeit: Batwing, der die Szene aus dem TV-Studio offenbar schon kennt, schaut leider genauso schockiert/überrascht wie die anderen fünf Figuren, die sie offenbar noch nicht kennen. Ein Fehler/eine Nachlässigkeit des Zeichners, Christian Duce.)

Stefan Mesch

2016/2011

Woher spielt die Musik?

Wie hat sich mein Musikentdeckungsverhalten durch neue Technik verändert? Um das herauszufinden, vergleiche ich die Mixtapes, die ich jeweils am Jahresende 2016 und fünf Jahre zuvor, 2011, gemacht habe.

2016 war das erste Jahr, das ich komplett mit Streaminganbietern verbracht habe. Mein Mixtape 2016 (eigentlich eine iTunes-Playlist) besteht aus 19 Songs. 6 davon habe ich in Musik-Podcasts kennengelernt (ich höre *All Songs Considered*, *Switched On Pop* und *Song Exploder*), drei habe ich allgemein im Internet-Äther von Freunden aufgeschnappt, drei stammen von Bands, die ich schon länger kenne und denen ich auf sozialen Netzwerken folge, zwei stammen aus der Apple Music "Neue Musik für dich"-Playlist, sind aber beide von Künstlern, die ich schon kannte, zwei stammen aus kuratierten "Best of des Jahres"-Zusammenstellungen (der "Austin 100" von NPR und der Nominierungsliste des Mercury Prize), einen habe ich durch zufälliges Durchsuchen einer Apple Music Genre Playlist entdeckt.

Zum Vergleich 2011, noch ohne Streaming, stammen von 17 Songs im Mixtape 7 von Künstlern, deren Schaffen ich verfolge, vier aus einem Musik-Podcast (*Guardian Music Weekly*, existiert leider nicht mehr), zwei direkt von Freunden, einer aus dem Internet-Äther und einer aus einem Filmsoundtrack.

Dies entspricht meiner allgemeinen Wahrnehmung. Mein Musikverhalten hat sich zwar hin zu Streaming entwickelt, doch die meisten Empfehlungen kommen immer noch von Personen/Journalisten oder aus vorheriger Bekanntheit. Viele Algorithmusempfehlungen mag ich zwar, aber sie sind nicht stark genug, um es am Ende zu den Lieblingssongs zu schaffen, sie füllen eher den Hintergrund auf. Es fehlt eventuell die Überraschung des Neuen.

Wenn ich noch einmal fünf Jahre zurückgehe, in das Jahr 2006, habe ich nur eine Liste, die ich deutlich später angelegt habe, und von der ich daher nicht mehr ganz nachvollziehen kann, ob ich manche Songs nicht auch erst später entdeckt habe. Deutlich ist auf jeden Fall, dass ich einige vertretene Songs tatsächlich erstmals im Radio gehört habe. Musikpodcasts habe ich damals noch nicht gehört, aber im Grunde könnte man sie als eine Art Radio begreifen.

Alexander Matzkeit

1993–2016

Die Jahre mit dem weißen Weckerwürfel

Ein Eintrag im Techniktagebuch erinnert mich an meinen alten Radiowecker.

In den 90er Jahren haben alle in meiner Familie einen Radiowecker. Es sind weiße Würfel mit etwa 15 cm Kantenlänge, die auf einer Seite eine digitale Uhrzeitanzeige haben. Ab 1993 muss ich für den Schulbesuch in der Stadt nun ebenfalls morgens um 7 aus dem Haus und bekomme daher zu Weihnachten meinen eigenen Radiowecker, ebenfalls ein weißer Würfel aus dem Hause Sony.

It's a Sony!

Ich schließe ihn noch am Heiligen Abend an und lasse mich sinnloserweise am 1. Weihnachtsfeiertag davon wecken. Fortan werde ich jeden Morgen von den besten Hits der 70er, 80er und der 90er aus dem Schlaf gerissen.

Einige Jahre später steige ich auf nerdige Kultursender um und entdecke gleichzeitig den Zauber des "Sleep"-Knopfes: nach dessen Aktivierung läuft das Radio 59 Minuten weiter und schaltet sich dann ab. Meine Einschlafgewohnheit, zu versuchen beim ARD-Nachtkonzert den Komponisten des gerade laufenden Werkes zu erraten oder es wenigstens stilistisch einzuordnen, leistet mir im Studium große Dienste bei der Musikgeschichte-Zwischenprüfung.

Rechts neben dem Schieberegler: der Sleep-Knopf

Beim Auslandssemester in Finnland spielt mir der Radiowecker neben viel Musik unglaublich lange, vollkommen unverständliche Wetterberichte vor (die finnische Sprache hat acht Himmelsrichtungen und ist auch ansonsten eher kompliziert).

Das Einstellen der Uhr- und Weckzeiten ist bei dem Wecker immer etwas lästig, weil dazu, je nach gewünschter Uhrzeit, zum Teil recht lange die Stunden- und Minutentaste gedrückt gehalten werden müssen, und wenn die Stromversorgung unterbrochen ist, ist alles weg und muss neu gemacht werden. Bei der Uhrzeit lässt es sich umgehen, indem man wartet, bis es eh 0:01 ist und die Uhrzeit dann schnell auf 0:01 einstellt.

Ein weiteres Problem des Weckers ist, dass er nach einigen Jahren sehr trashig aussieht, aber eine Neuanschaffung ist undenkbar, weil er ja noch tadellos funktioniert. Das einzige Mal, das ich erlebt habe, dass einer der weißen Sonys kaputt ging war, als mein Vater seinen in einem Anfall von Frustration über das erneut anfällige Einstellen aller Zeiten an die Wand

geschmissen hat. Dieses Einstellungsproblem hätte sich übrigens problemlos vermeiden lassen können, wenn das 9-Voltblockfach des Weckers (wie auch in dem oben verlinkten Beitrag beschrieben) eine Batterie enthalten hätte, aber das machte man bei uns irgendwie aus Prinzip nicht und ich habe die Existenz dieses Batteriefachs auch schnell komplett vergessen.

Anfang 2015 ziehe ich in eine Wohnung, wo es schwierig ist, den Wecker in handlicher Nähe zu meiner Schlafposition zu installieren. Er steht dann am Fußende, wird als Wecker aber schnell vom Handy abgelöst, es ist sonst einfach zu nervig.

Beim nächsten Umzug Ende 2016 wird er dann schließlich nicht mehr aufgestellt.

Für das Techniktagebuch möchte ich den Wecker fotografieren, gerne möglichst authentisch mit der blinkenden 0:00 Anzeige, krame ihn daher aus und schließe ihn an, und, siehe da, er geht nicht mehr.

Die plötzliche Verlassenheit nach den langen, glücklichen Jahren gemeinsam hat wohl sein kleines, würfelförmiges, weißes Herz gebrochen.

LaSolMiFaRe

März 2009 vs. Dezember 2016

Verlustgefühl mit kurzer Halbwertszeit

2009 bereite ich mich auf eine Reise nach London vor und notiere in meinem Blog:

„Das Internet ist toll aber auch gruselig. Ich habe gerade meine Buchungsbestätigung für das Hotel ausgedruckt, mein Flugticket und das Ticket für die Ausstellung im National History Museum. Und irgendwie kommt mir das alles weniger wert vor, so auf normalem Druckpapier und ich erwarte immer, dass die Leute diese unwichtig aussehenden Dokumente einfach nicht akzeptieren.“

Angekommen sieht, laut Blog, meine Prioritätenliste folgendermaßen aus:
- Einen Supermarkt finden
- Eine SIM-Karte finden
- einen neuen Reiseführer und eine Karte kaufen, da die alte inzwischen 11 Jahre auf dem Buckel hat

In mein Blog schreibe ich auch während der Reise, über meinen mitgenommenen Laptop, allerdings nur im Hotel über das sehr instabile WLAN, das zudem kostenpflichtig ist. Auch ein extra angeschafftes Ethernet-Kabel macht die Verbindung nicht besser, so dass ich abends meistens fernsehe.

Siebeneinhalb Jahre später trete ich mit meinem Mann eine Reise in dieselbe Stadt an. Wir werden mit dem Zug durch den Eurotunnel hin- und zurückfahren, in einem Hotel wohnen, das uns Angela Leinen über Facebook empfohlen hat und dort ein Theaterstück besuchen. Natürlich buchen wir alle Tickets online und drucken sie aus. Für keinen von uns fühlt sich dieser Vorgang wertlos an. Es ist eher so, dass es fast schon etwas altmodisch ist, denn ausgedruckte Tickets braucht man auf Reisen inzwischen kaum noch. Es reicht oft, einen Barcode oder QR-Code auf dem Smartphonedisplay vorzuzeigen.

Unsere Checkliste hat sich auch geändert. Erste Anlaufstelle ist in der Tat ein Supermarkt, aber finden müssen wir ihn nicht, wir schauen auf Google Maps nach, wo einer ist und wie lange er aufhat. Aus demselben Grund entfällt die Anschaffung eines Reiseführers. Auch SIM-Karten müssen wir nicht kaufen, da unser Handyanbieter einen Europatarif inklusive mobiler Daten anbietet. Das Hotel-WLAN ist stabil und kostenlos. Keiner von uns hat einen Laptop dabei. Wir schauen an den Abenden, die wir im Hotel verbringen, dennoch Fernsehen, weil wir zu Hause keinen Anschluss haben und das auf Reisen irgendwie Tradition hat.

Beim Schreiben dieses Eintrags frage ich mich, wie es wohl ganz früher war, vor dem Internet und den Ausdrucken und warum sie mir noch 2009 so wertlos und seltsam vorkamen. Die Buchungsbestätigung des Hotels wäre mir wohl im Reisebüro überreicht worden, die Zugtickets ebenso. Dazu hätte ich es naturgemäß während seiner begrenzten Öffnungszeiten aufsu-

chen müssen. Die Theatertickets wären wohl über das Telefon bestellt worden und umständlich mit der Post gekommen. Wenn ich überhaupt je von diesem Theaterstück erfahren hätte. So viele potenzielle Störfaktoren und nötige Interaktionen! Ganz schön unzuverlässig und aufwändig, diese Vergangenheit.

Angela Heider-Willms

2016

Das Smartboard ist kaputt

Das Smartboard der Grundschule ist kaputt.

Es rastet nicht mehr richtig ein und droht aus seinen vertikalen Verankerungen unbremsbar herunterzurattern.

Schülerschäden schweben ängstlich ausgesprochen im Raum.

Schnelle Hilfe muss her, damit die Lernziele nicht leiden.

Glücklicherweise ergibt sich eine Lösung durch das seit vielen Jahren an der Wand des Klassenraumes herumhängende Schullineal.

Zusammenhalten!
Materialsolidarität!
Medienkonvergenz at its best!

Martin Riemer

Irgendwann 2016

Der unruhige kleine Patient bin ich

Seit langem schon möchte ich ein Fieberthermometer haben, mit dem man auch im Ohr messen kann. Ich kenne diese Thermometer unter anderem vom Blutspenden, es geht schnell, ist nicht unangenehm und offensichtlich zumindest ausreichend, um zum Blutspenden zugelassen zu werden (oder auch nicht).

Irgendwann bin ich tatsächlich krank und habe keine Lust mehr auf das normale Fieberthermometer. Ich gehe in eine Apotheke und frage, ob sie diese Fieberthermometer haben, mit denen man im Ohr misst. Ja, haben sie, allerdings sind diese Geräte teurer als erwartet. Knapp fünfzig Euro soll der Spaß kosten.

"Die sind aber auch verlässlich?" frage ich nach.

"Ja, schon", sagt die Apothekerin, allerdings etwas zögerlich. "Grundsätzlich ist die Messung rektal schon genauer und besser, wenn Sie jetzt aber einen besonders unruhigen kleinen Patienten haben . . . "

Ich sage nicht, dass der unruhige kleine Patient ich bin, dass ich noch nicht mal Kinder habe, sondern einfach nur ganz bequem gucken will, ob ich Fieber habe oder nicht, meinetwegen auch nicht aufs Grad genau, dafür aber gerne nicht rektal. Statt dessen gebe ich einfach eine unerhörte Summe Geld für ein Fieberthermometer aus und gehe glücklich damit nach Hause.

Anne Schüßler

2016

Garantieleistungen in den Zeiten des Onlinehandels

Ich telefoniere mit meinem zweijährigen Wiko-Smartphone und muss feststellen, dass ich zwar meinen Gesprächspartner hören kann, der mich aber nicht. Das kommt schon mal vor bei Handygesprächen, aber rasch stellt sich heraus, dass der Fehler Methode hat. Kein Gesprächspartner kann mich mehr hören, es sei denn, das Gespräch läuft über die Freisprechanlage im Auto. Herumprobieren ergibt, dass der Fehler sehr einfach strukturiert ist: Das Mikrofon funktioniert nicht, nicht beim Telefonieren und in keiner App, auch nicht gelegentlich; sonst funktioniert alles. Die üblichen Rücksetzversuche ändern gar nichts.

Eigentlich sind das doch so Fehler, wie der Service sie sich wünscht, nicht irgendwas Volatiles und schwer Reproduzierbares. Trotzdem schraube ich meine Erwartungen so niedrig ich nur kann. Als ich sehe, dass das Gerät tatsächlich noch in der Garantie ist, beschließe ich aber, es zu versuchen. Ich stelle mich auf stundenlange Telefonwarteschlangen und kühles Abwimmeln ein, aber es ist dann gar nicht so arg. Eigentlich ist es vorbildlich, man kann auf einer Website ein Fehlerformular ausfüllen und es nebst Gratispaketaufkleber ausdrucken, und wenn man noch Fragen hat, kann man anrufen und kriegt in ziemlich kurzer Zeit jemanden ans Telefon, der zumindest freundlich und aufmunternd ist. Ich packe also mein Telefon ein und schicke es an Wiko Deutschland. Eine Woche später bekomme ich es mit einem Reparaturbericht zurück und nehme es freudestrahlend in Betrieb.

Der Fehler ist aber unverändert, das Mikrofon geht nicht. Ich rufe an. Kurze Wartezeit. dann eine freundliche Dame am Apparat. Es tut ihr sehr leid, und ich soll das Gerät wieder einschicken. Ich schicke es ein, ich kriege es wieder, repariert und getestet. Es funktioniert nicht.

Daraufhin denke ich mir, Drago, woher soll's denn auch kommen. Du hast dir für 110 Euro ein gut ausgestattetes Smartphone gekauft, das anderswo allermindestens das Doppelte kostet. Jetzt erwartest du Service? Der Herr Wiko ist doch nicht die Caritas. Du hast Billigmist gekauft, du hast Billigmist bekommen, du verdienst es nicht besser.

Ich tue folgendes: Ich schenke das Wiko-Gerät meiner Tochter, die es als kleines Tablet benutzt, und kaufe mir ein neues Smartphone. Ich wähle die nächsthöhere Preisklasse, und ich kaufe es nicht mehr online, sondern in einem stationären Kaufmannsladen, wo ich werde hingehen können, wenn was kaputtgeht.

Und so ist es nun. Jetzt muss nur das neue Telefon noch recht bald kaputtgehen, damit ich erfahre, ob Frau Huawei besseren Service hat als Herr Wiko.

Drago Starcevic

2001 – 2016

Schreiben mit dem Mund

„Einer der Gründe, warum ich mich mit insistierender Beharrlichkeit in unsere Milchstraße hineinschleudern werde, ist: SCHREIBEN“
(Faraj Remmo, kurz vor dem Urknall)

2001 habe ich angefangen an der Universität Bielefeld zu studieren. Das ist nichts Ungewöhnliches. Aber für einen Tetraplegiker (Hals abwärts durch einen Unfall gelähmt) eine große Herausforderung, die mit vielen Schwierigkeiten, unter anderem beim Schreiben, verbunden ist. Meine Hausarbeiten habe ich, wenn es ging, (abgesprochen mit den ProfessorInnen und Dozentinnen) nicht in schriftlicher, sondern in mündlicher Variante absolviert. Was meistens auch gut gelungen ist.

Vor gut zwei Jahren, irgendwann im Jahr 2016, habe ich zum ersten Mal eine E-Mail mit der Mundmaus verfasst und sie an Andrea Frank, die Leiterin des Schreiblabors der Uni Bielefeld, geschickt. Der Inhalt meiner ersten E-Mail überhaupt lautete: „Liebe Andrea, das ist meine erste E-Mail, die ich selbst mit meinem Mund gerade geschrieben habe!!! Liebe Grüße Faraj“. Andrea hat nach ein paar Minuten geantwortet: „wow wie hast du das gemacht?“

Die Mundmaus ist ein Eingabegerät für meinen PC. Sie ist mit einer Spitze ausgestattet, mit der ich mit meinem Mund den Cursor auf dem Bildschirm bewegen kann. Um schreiben zu können, erscheint durch ein Programm (Klickmaster) eine Leiste auf dem Bildschirm, mit der ich die unterschiedlichen Funktionen der Maus aufrufen kann, z. B. rechte Maustaste oder linke Maustaste. Ein weiteres Programm stellt eine Bildschirmtastatur zur Verfügung, mit der ich einzelne Buchstaben oder vorgeschlagene Wörter anklicken kann, so dass ich am Ende mit meinem Mund Texte schreiben kann.

Somit kann ich endlich meine E-Mails privat öffnen und selber lesen, ich kann selber im Netz recherchieren und ich habe dadurch mehr Freiheit und Privatsphäre.

Faraj Remmo

Dezember 2016

E-Mail-Postfach voll

Mit zufriedenem Gefühl habe ich meine Initiativ-Bewerbung an ein erfolgreiches Unternehmen in Österreich via E-Mail versendet. Im Jahre 2016 erfolgt ja relativ wenig über den normalen Postverkehr. Rechnungen, Mahnungen, Liebesbriefe – alles trudelt in den virtuellen Postkasten, unserem Mailposteingang unseres jeweiligen Mailanbieters, ein. Demnach wünschen auch Personalfirmen heutzutage eine Bewerbung ausschließlich per Mail.

Ich bin seit Jahren bei dem Mailanbieter Gmx.at, ich nutze hier die kostenlose Variante, da ich zu knausrig bin, für so etwas Simples wie mein Mailpostfach Geld auszugeben. Des Weiteren habe ich bis dato nicht die Motivation gefunden, mich nach anderen Mailpostfach-Alternativen umzusehen. Außerdem besitzt alle Welt seit Jahren diese eine Mailadresse von mir, wäre doch ärgerlich, wenn ich dann mal ein Mail verpassen würde.

Da ich gerade zugegeben habe, dass ich in bestimmten Dingen jeden Cent zweimal umdrehe, muss ich weiter anmerken, dass ich in anderen Situation die Cents sehr flüssig fließen lasse. Ich liebe Onlineshopping und wenn es irgendwo etwas kostenlos abzustauben gibt, bin ich sofort dabei. Die Internetsuchplattform Google weiß das alles leider nur zu gut, ständig schlägt sie mir Links und Werbungen vor, wo ich meinen Konsumrausch frönen kann. Um keine Gewinnchancen oder Preisreduktionen zu verpassen, gebe ich überall bereitwillig meine Mailadresse an. Demnach quillt mein Postfach stets über vor neuen Mails, pro Tag sind es bestimmt fünfzig Stück, das macht in zwei Tagen hundert, in vier Tagen zweihundert Stück und so weiter. Ich will gar nicht daran denken, wie viele Mails ich nach zwei Wochen Urlaub im Ausland durchzusehen habe. Als ich letztens irgendetwas von insgesamt 6.000 Mails gelesen habe, dachte ich mir, ich sollte diese dringend mal durchsehen. Doch wie gesagt, bei jenen langweiligen und unproduktiven Tätigkeiten neige ich zur Prokrastination. Das ist ein schlimmer Fehler von mir, denn als ich mir erlaube, einige Tage mein Mailpostfach nicht zu checken, und dann wieder einen Blick in mein Postfach werfe, entdecke ich eine drei Tage alte Nachricht von meinem Mailanbieter Gmx.at: „Postfach voll. Sie können keine weiteren Mails mehr empfangen.“

Hastig beginne ich meine Mails mit den Augen durchzuscannen und hämmere auf die Delete-Taste, um die unwichtigen zu löschen. Das Problematische an der Sache ist, dass die Mails nicht automatisch nachgesandt werden, sobald im Mailfach wieder Speicherplatz vorhanden ist. Wenn ein Mail einmal nicht zugestellt werden konnte, muss der Absender es erneut senden. Derjenige, der die Nachricht versendet hat, erhält zwar eine automatische Nachricht, dass das Postfach des Empfängers voll ist und dieser momentan

keine Mails erhalten kann. Doch ein automatischer Absender von Gewinnen oder Gutscheinen reagiert darauf sowieso nicht, und ich wage es zu bezweifeln, dass ein renommiertes Unternehmen sich die Mühe macht, seine Antwort auf Bewerbungen ein zweites Mal zu senden. Das Unternehmen will ich nun auch nicht anrufen und fragen, ob sie mir denn ein Mail gesandt haben und erklären, dass mein Postfach voll war. Ich bekomme danach auf alle Fälle kein Mail mehr von dieser Firma. Ob sie in jenen Tagen eines versendet hatten, werde ich somit nie erfahren.

Einige Tage später fragt mich meine Cousine, ob ich ihr Mail mit der Essensverabredung nicht gelesen hätte. Nein, habe ich nicht. Bestimmt wurde jenes bei meinen nun regelmäßigen eifrigen Löschaktionen übersehen und versehentlich zusammen mit den Werbemails in den virtuellen Papierkorb geworfen.

Google schlägt mir gerade ein Gewinnspiel vor, ich werde da mal eben mitmachen. Meine Daten und meine Mailadresse werden verlangt. Automatisch schnellen meine Finger vor, ich halte inne.

Claudia S.

1. Januar 2017

Neue Verbote im Flugzeug

Am 1. Januar ist meine Winterfluchtwoche auf Mallorca beendet, die Fluglinie Vueling bringt mich zurück nach München. Vor dem Abflug gibt eine Flugbegleiterin auf Spanisch und Englisch wie üblich durch, was für den Flug zu beachten. Dabei fallen mir zwei Details auf, die neu sein müssen.

Zum einen gilt ein erweitertes Rauchverbot: Nach dem Hinweis, dass dies ein Nichtraucherflug sei, wird betont, dass das sowohl für konventionelle Zigaretten gelte als auch für E-Zigaretten. Diese Art des Nikotinkonsums ist mittlerweile also weit genug verbreitet, dass man sie thematisieren muss.

Es folgt die Anweisung, elektronische Geräte nur offline zu nutzen, während Start und Landung gar nicht. Doch gibt es zusätzlich ein höchst spezielles Verbot: Das Samsung Galaxy Note 7 muss komplett ganz ausgeschaltet werden, inklusive Stromzufuhr. Außerdem möge man sich sofort ans Personal wenden, sollte das Gerät heißt werden. Die Fluglinie reagiert damit darauf, dass dieses Smartphone-Modell bereits mehrfach Feuer gefangen hat, einmal auch in einem Flugzeug.

die Kaltmamsell

31. Dezember 2016 und 1. Januar 2017

Sammelbeitrag Silvesterkommunikation

Symbolbild: ganz rechts Mobilfunkmast im ostfriesischen Nebel

Kathrin, Silvester im Haushalt des Bruders: Weder eingehende noch abgehende Anrufe, was auch damit zu tun hat, dass die Mutter wegen Krankheit früh schlafen gegangen ist, anstatt um Mitternacht anzurufen oder angerufen zu werden. Dreimal Neujahrswünsche im Facebook Messenger, davon einmal

persönlich, einmal wird pauschal ein größerer Bekanntenkreis gegrüßt und einmal verstreute Erwähnungen des Themas in der Techniktagebuch-Redaktion. Zwei allgemeine Mails, die vermutlich an den gesamten Bekanntenkreis der Absender gingen. Die innerfamiliären Glückwünsche werden am nächsten Morgen im Telegram-Messenger vorgebracht.
Nichte, 12: Etwa zehn Neujahrsglückwünsche in WhatsApp. Neffe, 14: Vier bis fünf bei Steam, “von Freunden, die ich übers Daddeln kenne". WhatsApp an die zwanzig, “halt die Klasse”.

Angela H., Silvester bei Freunden: Ein Anruf lange vor Mitternacht von einem gut befreundeten Paar über Festnetz. Facebook: Techniktagebuch-Redaktion und dazugehöriger Pokemonchat. Whatsapp: Elf Nachrichten, davon sind fünf Gruppen, die

verschiedene Teile des Freundeskreises und der Familie beinhalten. Zwei Nachrichten sind versetzt aufgrund von verschiedenen Zeitzonen. Eine Sammel-SMS vom befreundeten Paar aus dem ersten Satz. Vergeblich versucht, die Eltern anzurufen, am Morgen nachgeholt. Keine E-Mails, zu Hause keine verpassten Anrufe.

Thomas W., an der ostfriesischen Nordseeküste: Tief in meiner Erinnerung hat sich festgesetzt, dass rund um Mitternacht an Silvester ohnehin keine Telekommunikation möglich ist – in meiner Jugend gab es im Festnetz stundenlang das Besetztzeichen, und seit Mitte der 1990-er Jahre erlebte ich immer wieder, dass über Mobilfunk ebenfalls nichts ging, weder Telefonieren noch SMS. Seit Jahrzehnten versuche ich deshalb gar nicht erst, vor dem Mittag des Neujahrstages irgendwelche *Frohes neues Jahr*-Nachrichten abzusetzen. Aber unbemerkt von mir scheint sich da grundlegend was geändert zu haben: Wenige Minuten vor Mitternacht bereitet meine Frau eine SMS an viele Kontakte auf ihrem Smartphone vor und schickt sie irrtümlich und halbfertig vor dem Jahreswechsel raus. Binnen Minuten kommen Antworten ebenfalls per SMS – einen Engpass scheint es im Netz nicht mehr zu geben. (Vielleicht liegt es auch an der sehr gut ausgebauten Infrastruktur in einem touristisch gut erschlossenen Gebiet; trotz der Abgelegenheit bietet zum Beispiel die Telekom LTE an.) Mein Grußverzicht der vergangenen Jahre macht sich aber

weiter bemerkbar; vor dem frühen Nachmittag am Neujahrstag geht bei mir gar nichts ein. Erst dann melden sich Freunde und Verwandte über E-Mail oder SMS.

Virtualista, Raclette-Essen mit Freunden in Berlin. Bekomme 17 WhatsApp-Messages mit Neujahrsgrüßen in drei verschiedenen Gruppenchats, darunter ein Video und vier Bilder, die gute Vorsätze durch den Kakao ziehen, sowie ein Familienselfie. Alles garniert mit zahlreichen Emojis.
Mit Freunden, mit denen wir eine gemeinsame Feier erwogen hatte, gibt es einen kurzen Austausch von WhatsApp-Grüßen. Meine Frau schickt sich mit Ihren Eltern, die ebenfalls Raclette essen, Gruppenfotos hin und her.
SMS und Anrufe bekomme ich keine und den Techniktagebuch-Redaktionschat verfolge ich aus dem Augenwinkel.

Felix L., Silvester bei Verwandten. Ich rufe einmal jemanden an, eine andere Anwesende auch. Außerdem erhalte ich eine SMS (aus dem Ausland), sonst kommen die Neujahrsgrüße nur über WhatsApp oder in Facebook-Messenger-Gruppen. Bei den anderen ist es ein ähnliches Bild. Einen besonders hohen Stellenwert scheint das Grüßen unter Freunden auch nicht einzunehmen.

Extramittel: Essen mit Freunden ein paar Straßen weiter in Heidelberg. Ich habe am Nachmittag eine Neujahrs-SMS an ca. 20 Menschen geschrieben, die zeitversetzt von der App SMS Scheduler um 23.58 Uhr abgeschickt wird. (Mit meinem letzten (Samsung-)Handy ging das übrigens mit Bordmitteln). Ansonsten telefoniert oder simst kaum jemand erkennbar. Ich bekomme ziemlich sofort eine Threema-Sprachnachricht und innerhalb der nächsten 2 Stunden noch 6 SMS und am nächsten Tag noch 2 Nachrichten auf Telegram und zwei Anrufe. Außerdem erfahre ich, dass ich die SMS einer Freundin versehentlich an die Festnetznummer geschickt habe, was lästig war, weil sie sich nicht vom Anrufbeantworter löschen lassen wollte.

Markus W. feiert zu Hause mit Freunden. Es tröpfeln ein paar wenige unpersönliche WhatsApp-Nachrichten mit meist geschmacklosen Bildern herein, die ich ignoriere, da ich WhatsApp nur zwangsläufig rudimentär nutze. Außerdem erhalte ich eine iMessage, die gleichzeitig auch an meine Frau

geht. Sie antwortet auch für mich. Ansonsten rufe ich niemanden an und werde auch nicht durch Anrufe heimgesucht. Ich bin mit den Gästen und Nachbarn um Mitternacht und in den Stunden danach ausgelastet. Am nächsten Tag sende ich meinen Modellfliegerkollegen, wegen denen ich WhatsApp benutze, Neujahrsgrüße als "Wotze" und versuche, meine Eltern anzurufen, erreiche sie aber erst tags darauf.

Franziska: Ich bin mit Freunden in einem Berghotel. Anrufe bekomme ich keine und mache auch keine. Per Mail treffen sieben Neujahrsgrüsse ein, fünf private, zwei geschäftliche, alle mit einem Bild im Anhang, sowie zwei weitere über WhatsApp (mit reichlich Emojis versehen), keine über Facebook und keine SMS. Bei meiner Rückkehr werde ich im Briefkasten zudem ein gutes Dutzend Karten vorfinden. Selbst habe ich Abzüge ausgewählter Fotos auf Karten geklebt, in handschriftlich angeschriebene Umschläge gesteckt und vor einigen Tagen eingeworfen; dafür werde ich später die eine oder andere elektronische Dankesnachricht erhalten (Facebook Messenger, WhatsApp, SMS).

Kathrin Passig, Angela Heider-Willms, Thomas Wiegold, Virtualista, Felix Lorenz, Extramittel, Markus Winninghoff, Franziska Nyffenegger

2. Januar 2017

Mitten in der Gegenwart wohnt die nichtautomatisierte Vergangenheit

Jemand fragt mich, ob ich zufällig weiß, wie man möglichst einfach und schnell fünftausend Visitenkarten in eine für den Versand von Mails nutzbare Dateiform überführen kann. "Deshammaglei", sage ich sinngemäß, denn schließlich ist in den letzten Jahren vieles, das einmal Handarbeit war, vollständig und in den meisten Fällen sogar gratis automatisiert worden.

Eine Stunde später habe ich etwa zehn Visitenkarten-Scan-Apps installiert, getestet und wieder entsorgt. Sie wollen fest mit absonderlichen Diensten (LinkedIn, herstellereigenen Plattformen) verbunden werden, verlangen natürlich Zugriff auf absolut alles, was das Handy enthält, erzeugen so viele Scanfehler, dass man mit dem Korrigieren länger beschäftigt wäre, als das traditionelle Abtippen gedauert hätte, oder bieten Speichern nur ins Google- oder Apple-Adressbuch an. Am brauchbarsten erscheint mir noch der ABBYY Business Card Reader, der kaum OCR-Fehler erzeugt und die nicht ganz sicher erkannten Zeichen im Ergebnis farbig markiert. Aber selbst damit braucht man für eine Visitenkarte im günstigsten Fall dreißig Sekunden (ungemessene Schätzung), und das bedeutet etwa fünfzig Stunden kostenpflichtige Arbeitszeit.

Letzten Endes lautet mein Vorschlag, jemanden zu bezahlen, der auf ganz traditionelle Weise nur die benötigten Daten Geschlecht und Name (für die Anrede in der Mail) sowie Mailadresse in ein Spreadsheet tippt. Es gibt sogar Dienstleister, die das anbieten und pro Karte – allerdings bei Abtippen sämtlicher Felder – ab 60 Cent berechnen.

Dieses Ergebnis habe ich nicht kommen sehen. Es ist umso bemerkenswerter, als es ja eigentlich schon lange keine Notwendigkeit mehr dafür gibt, einander bei Veranstaltungen Papierkärtchen zu überreichen. Vielleicht sind Visitenkarten eine unterschätzte Strategie für Leute, die nur persönlich handadressierte Einzelmails und auf keinen Fall Newsletter bekommen wollen. Falls ich auf diesem Weg doch einmal in einem Mailverteiler landen sollte, kann ich mich jetzt mit dem Gedanken trösten, dass der Absender viel Geld dafür ausgeben musste. Also, mindestens 60 Cent.

Kathrin Passig

4. Januar 2017

Filme im Browser, was werden sie noch alles erfinden!

Weil es die neue “Sherlock”-Folge im iTunes Store nicht gibt, sehe ich bei Amazon nach. Dort gibt es sie, aber für den Kauf muss ich erst belegen, dass ich über 18 bin. Mein Account bei Amazon Deutschland ist von 1998, bei Amazon US bin ich seit 1997 Kundin, aber ich sehe ein, dass das nichts beweist. Ich könnte ja sehr vorausschauende Eltern haben. Ich tippe Zahlen aus meinem Personalausweis ein, sage Amazon noch mal, was sie über meine Kreditkarte längst wissen, und darf dann für 4,99 € den Film kaufen.

Vorher habe ich mich im Bett umgedreht, weil es am Fußende Freifunk gibt, und vorsichtshalber auch noch das Handy-Tethering ausgeschaltet, um Datenverbrauchsunfälle zu vermeiden. Zu meiner Überraschung läuft der Film fast sofort los, und zwar einfach im selben Browsertab wie der Kauf.

“Ihr kennt das sicher alle seit 2007, aber für mich ist es neu”, sage ich in der Techniktagebuchredaktion, und werde eine Viertelstunde lang verspottet, weil alle es seit 2007 kennen und es nur für mich neu ist. iTunes-Filme laufen halt in Extrasoftware, YouTube ist irgendwie was anderes und Netflix gucke ich nur bei Aleks Scholz, der es immer im Vollbild betreibt[1]. Das wäre hier natürlich auch eine Möglichkeit, aber dann könnte ich ja nicht mehr sehen, was in den anderen Browsertabs passiert. Weil in den anderen Browsertabs einiges passiert, brauche ich drei Stunden, um die anderthalbstündige Folge zu sehen.

Warum ich mein Alter nachweisen musste, bleibt unklar. Die Folge ist absolut jugendfrei (und außerdem sehr schlecht, aber das tut hier nichts zur Sache).

Kathrin Passig

1. Anmerkung von Aleks Scholz: “Netflix sehe ich übrigens nur mit dir im Vollbild, ansonsten wüsste ich ja gar nicht, was in den anderen Browsertabs passiert.”

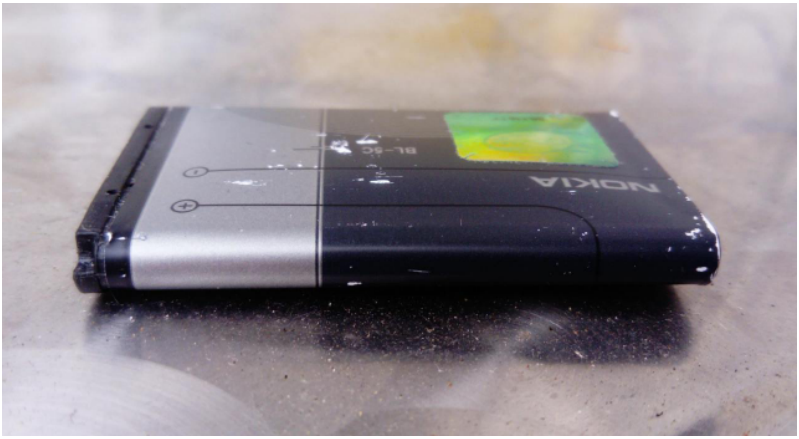
7. Januar 2017

Bewährtes Nutzungsmuster überlebt Akkudefekt mit Explosionsgefahr

Mein altes unsmartes Handy, ein Nokia 2700, nutze ich noch für zwei Zwecke: Es dient als Backup-Gerät, wenn mein Smartphone kaputt ist, und ich höre damit im Bett Podcasts und Hörbücher, ein Ritual, das mir ungemein beim Einschlafen hilft. Dem Smartphone und diversen MP3-Playern, die alle nicht besonders lange gelebt haben, hat es vor allem eines voraus: seine Robustheit. Wenn ich beim Hören einschlafe, kommt es natürlich vor, dass ich drauf liege oder es aus dem Bett fällt. Das Nokia macht das klaglos mit. Manchmal fällt das Cover ab und die Batterie heraus, aber dann setze ich es wieder zusammen, stelle Datum und Uhrzeit neu ein und alles ist gut.

Das ist noch lange nicht kaputt!

Nachdem das wieder einmal passiert ist, bekomme ich das Gehäuse nicht mehr ganz zu. Das Cover ist noch intakt, aber der Akku ist dicker geworden. Als ich das im Techniktagebuch erzähle, empfehlen mir kundige Menschen, den Akku schnell fachgerecht zu entsorgen. Auf dem Balkon lagern! Explosionsgefahr! Hui!



Aufgeblähter Akku auf dem Balkon

Kathrin Passig wundert sich, dass es noch Geräte mit herausnehmbarem Akku gibt und fordert mich auf, die Geschichte dieser Nutzung und ihres Endes aufzuschreiben. „Wieso Ende?“ frage ich, denn natürlich ist die Nutzung nicht zu Ende und der Ersatzakku schon bestellt.

Sein aufgeblähter Vorgänger liegt inzwischen bei Saturn im normalen Entsorgungskästchen. Die Explosionsgefahr wurde dort nicht sehr ernst genommen, was mich etwas enttäuscht hat. Bis das neue Teil da ist, benutze ich mein Smartphone zum Podcast-Hören. Die Beschickung ist natürlich viel ein-

facher (Antennapod-App statt Winamp auf dem Computer und Übertragung per Kabel), aber das Aufpassenmüssen ist nicht schlaffördernd. Dienstag soll der neue Akku kommen. Ich freu mich schon.

Extramittel

7. Januar 2017

Der Traum im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit

Zum ersten Mal gelingt es mir, einen Traum aufzuzeichnen, anstatt die Erinnerung daran langwierig zusammensuchen und aufschreiben zu müssen. Was für eine Bereicherung, was für eine Zeitersparnis! Nicht nur ein Foto, sondern eine richtige Filmaufnahme entsteht dabei, allerdings in schwarzweiß. Zu sehen ist eine freundschaftliche Tischrunde im Gespräch, darunter Kathrin Passig und Sascha Lobo. Es ist kein Ton zu hören, und ihre Köpfe sind mit Glitzersteinchen dekoriert. Im Nachhinein lässt sich nicht mehr herausfinden, ob schon der Traum selbst tonlos, farblos und mit Glitzer gepimpt war oder ob ich beim Aufnehmen den Special Effects nicht widerstehen konnte.

Undine Löhfelm

Seit 2014 (meistens zwischen den Jahren)

Fortschritte in der Badewanne

Das Problem, dass mein Gehirn Unbeschäftigtsein schwierig findet und nicht gerne unmedialisiert durchs Leben geht, ist heute nicht besser als vor 10 Jahren. Ich bekomme aber seltener die Gelegenheit, das beim Baden zu spüren. In den Jahren, seit ich nicht mehr bei meinen Eltern wohne, habe ich keinen Drucker und schon gar keine Badewanne mehr besessen.

Immer wenn ich bei ihnen zu Besuch bin, nutze ich ihre umso lieber.

Mittlerweile hätte ich die Möglichkeit, beim Baden zu lesen, ohne dazu etwas auszudrucken. Ich könnte den wasserfesten E-Reader nehmen oder das Smartphone. Beide Gerät haben das Versprechen mit sich gebracht, dass sie 30 Minuten unter Wasser aushalten, ohne dass sie Schaden nehmen. Irgendetwas in mir traut solchen Versprechen aber nicht ganz, zumindest nicht soweit, dass ich es vorsätzlich ausprobieren würde. Was wäre, wenn sie nicht blieben und ich Samstagnacht um 1 (eine übliche Badezeit) plötzlich kein funktionierendes Smartphone mehr hätte?

Stattdessen wechsle ich das Medium, ich stelle einen Stuhl neben die Wanne und darauf den Latop. Das WLAN reicht mittlerweile auch ins Bad und so kann ich Filme streamen, während ich im Wasser liege. Zu lang dürfen sie aber nicht sein, sonst habe ich irgendwann wieder die fünf, sechs Sachen vergessen, die ich nebenbei googlen könnte.

Felix Lorenz

Anfang 2017

Das Dazugelernte ist schon wieder obsolet (teilweise)

Ich öffne nach längerer Pause mein “Lessons Learned”-Googledoc, das ich seit ungefähr 2002 führe. Diverse Punkte darin sind gar nicht mehr so aktuell:

1. Keine Faxbestellformulare benutzen

Das steht dort seit diesem unschönen Vorfall. Seitdem bin ich nicht mehr in Versuchung gekommen, ein Faxbestellformular zu verwenden. Das liegt weniger an dieser Notiz als an der Abwesenheit von Faxgeräten in meinem Leben, seit ich 2003 aus dem Gemeinschaftsbüro ausgezogen bin, das noch eines enthielt.

19. Kreditkartenrechnungen immer sofort aufmachen.

Seit ich von der Deutschen Bank zu Number26 umgezogen bin, bekomme ich gar keine Kreditkartenrechnungen mehr. Kreditkartenbuchungen werden wie alle anderen Buchungen behandelt und gleich nach dem Bezahlvorgang auf dem Handy angezeigt. Brieföffnungsdisziplin ist nicht mehr erforderlich.

> 27. "Your luggage will be checked through" – NOT!

Ich verreise schon sehr lange nur noch mit Handgepäck, was unter anderem damit zu tun hat, dass meine Reisetechnik nicht mehr so schwer und sperrig ist wie zum Zeitpunkt des Aufschreibens. Aber im Prinzip wäre diese Regel vermutlich immer noch aktuell.

> 37. a) Wenn jemand mit unterdrückter Rufnummer anruft, nicht drangehen, es ist ein Idiot. b) Und wenn man doch drangegangen ist, und der Idiot ein zweites Mal anruft: Wenigstens nicht noch mal drangehen. Falls es kein Idiot, sondern eine Redaktion ist, werden sie schon eine Nachricht hinterlassen, wenn es wichtig ist. Und überhaupt sollen die Leute mailen, statt immer anzurufen.

Hat sich erledigt, seit ich mehrmals die Telefonnummer gewechselt habe und das Handy immer stummgeschaltet ist. Jetzt ruft mich niemand mehr an, und wenn, dann bemerke ich es nur zufällig. Es kommt mir so vor, als seien Anrufe von unterdrückten Nummern auch seltener geworden, aber meine Stichprobe ist so klein, dass ich darüber eigentlich nichts weiß.

> 57. Nicht auf die selbstgemachten Stadtpläne von Veranstaltern verlassen. Immer Google Maps konsultieren.

Ich glaube, ich habe seit Jahren keine selbstgemachten Stadtpläne mehr von Veranstaltern bekommen. Wahrscheinlich verlassen sie sich inzwischen darauf, dass jeder Gast selbst weiß, wo er nachsehen muss.

> 78. Kleidung einfach immer nur bei H&M einkaufen. Alles andere ist sinnlos, es gibt exakt dasselbe unter scheußlicheren Umständen (Beratung!) und zum dreifachen Preis.

> 79. Wenn man schon anderswo hingeht: An der Musik orientieren. Wo Musik direkt aus der Hölle gespielt wird, gibt es auch nichts, was man anziehen möchte, und umgekehrt.

Hat sich erledigt, seit ich Kleidung nicht mehr in Läden kaufe.

> 137. Menschen, die länger als ein paar Sekunden in einen Stadtplan starren, immer fragen, ob man ihnen helfen kann, auch wenn es peinlich ist.

Ich habe im letzten Jahr niemanden mehr in einen Stadtplan starren sehen. Dafür bin ich mehrfach von Menschen angesprochen worden, die wenig Deutsch konnten und eine Adresse suchten, die sie mir auf ihrem Smartphone zeigten. Ich weiß zwar nicht, warum sie dann nicht selber Google Maps oder dergleichen bemühen, habe das aber jeweils für sie getan und sie schienen sich über das Ergebnis zu freuen.

Kathrin Passig

Januar 2017

Offline im Onlineshop kaufen

Ich will bei einer großen Kette für Sportsachen eine Lieblingstrainingshose nachkaufen. Der Laden um die Ecke ist nicht groß, verfügt aber über ein großes angeschlossenes Warenlager. Als die nachzukaufende Hose nicht im Regal zu finden ist, bitte ich einen freundlichen Verkäufer um Hilfe. Der sagt, er müsse schnell im Lager schauen. Ich stelle mich schon darauf ein, dass er jetzt für 20 Minuten verschwindet, aber er zückt stattdessen ein Gerät (Kleines Tablet? Großes Telefon? Etwas in der Art) und schaut nach. Im Lager sei keine mehr, es handle sich um ein Auslaufmodell, es tue ihm Leid. Bevor ich noch der Enttäuschung anheim fallen kann, fügt er hinzu "Aber ich kann schnell im Onlineshop schauen!" Der habe nämlich ein separates La-

ger, ebenfalls hier im Haus. Im Onlineshop gibt es dann auch wirklich noch eine Hose in meiner Größe. Die will ich natürlich haben und der Verkäufer schreibt einen Zettel mit meinem Namen drauf und der Hosennummer.

Die Hose aus dem Onlineshop herunterzuladen – also von einem Menschen aus dem Lager holen und im Abholregal deponieren zu lassen – werde maximal 30 Minuten dauern, sagt der Verkäufer und fügt hinzu, dass es oft schneller gehe. Ich bedanke mich und er verschwindet mit dem Zettel in Richtung Lagereingang. Ich treibe mich noch ein bisschen im Laden herum, gelegentlich schau ich am Abholregal vorbei. Tatsächlich vergehen exakt 29 Minuten bis die just-in-time-Logistik mir die Hose aushändigt. Gut, an der Kasse warte ich noch etwa 4 Minuten. Trotzdem: Schneller hab ich noch nie etwas in einem Onlineshop gekauft.

Mia Culpa

10. Januar 2017

Im Internet veröffentlicht ist doch auch veröffentlicht. Oder?

Die Mutter beschwert sich im Messenger Telegram über ihren neuen digitalen Bilderrahmen: “Wenn ich auf meine Wechselbilder schaue seh ich immer wieder den halbnackten Aleks. Hat er zwischendurch auch mal was an? Scheints trifft sich das gerade immer so!”

Ich: Es sind aber alles dezente Bilder.

Mutter: Das schon. Aber so mit Gipfel, Meer oder Landschaft ist er mir lieber.

Ich: Ok, ich werde das beim nächsten Bilderhochladen berücksichtigen. Ich mache immer welche vom Baden, weil er ja ein Badetagebuch-Blog führt und dafür Bilder braucht. Hier, falls du es mal lesen willst: badetagebuch.tumblr.com.

Die Mutter, später: Habe es mit wachsender Begeisterung gelesen, bzw. angelesen. Ich bin noch nicht durch. Seit wann schreibt er denn dieses Tagebuch? Es ist so poetisch und schön berichtet, daß man es sich gut vorstellen kann. Hoffentlich passt er auf sich auf und wird nicht zu wagemutig mit der Zeit. Jetzt heiz ich ein und dann lese ich weiter.

Ich: Da hast du dir was vorgenommen, das geht Jahre zurück.

Mutter: Gehört eigentlich veröffentlicht! Auch die Fotos sind eindrucksvoll!

Ich: Ist doch schon veröffentlicht :)

Mutter: Gibt es das als Buch?

Ich: nein, ich meinte: im Internet veröffentlicht ist veröffentlicht

Mutter: aber dran verdient er doch nichts!

Ich: an so einem Buch aber auch nicht.

Mutter: na ja, es wäre was für Liebhaber schöner Dinge und davon gibts so viel nicht. Ich fände es trotzdem schöner, so was in der Hand zu halten, als es im Internet nachzulesen. Wie gehts denn damit Aleks' Eltern?

Ich befrage Aleks dazu. Er sagt: "Immerhin liest sie es im Internet. Meine Eltern machen nicht mal das."

Kathrin Passig

14.1.2017

Die Kids von heute nutzen… ICQ?!?

Aus Interesse blättere ich in einem Schreibwaren- und Bücherladen in den Freundebüchern, also den Büchern, die man in der Klasse rumreicht, damit jeder sich eintragen kann. Es gibt sie immer noch, sogar vielleicht mehr davon, jedenfalls gibt es sogar spezielle Freundebücher für den Kindergarten, sowas hatten wir ja damals nicht.

Die Informationen sind im Wesentlichen gleich geblieben, Name, Spitzname, Haarfarbe, Größe, Geburtstag, Lieblingsfarbe, Lieblingsfach, und so weiter.

Die Kontaktdaten sind aber jetzt ein bisschen erweitert worden. Man kann nicht nur Telefonnummer und Adresse eintragen, sondern auch die E-Mail-Adresse, sein facebook [sic] und seine Instant-Messenger-IDs.

“Skype/MSN/ICQ” steht da. Ich frage mich, in welcher Welt die Grundschul- und Unterstufenkinder von heute MSN oder ICQ nutzen, aber vielleicht weiß die Freundebücherindustrie Dinge über die Kids von heute, die mir nicht bekannt sind.

Anne Schüßler

14. Januar 2017

Dieser Beitrag ist praktisch nur für Leute interessant, die dasselbe Problem haben

Zum Glück bin ich aus Pokémongründen viel zu früh zum Zug aufgebrochen, denn am S-Bahnhof stellt sich heraus, dass ich mit der “DB Navigator”-App kein Handyticket mehr buchen kann. Es kommt nur eine Fehlermeldung:

> Warning!
> There are problems with the security certificate for this site. No trusted connection can be established to the Deutsche Bahn Server. The action will not be continue! (sic)

Der DB Navigator schaltet sich immer wieder ungefragt von der eigentlich eingestellten Sprache Deutsch auf die Systemsprache des Handys um. Auf Deutsch sieht es aber auch nicht besser aus:

> Vorsicht!
> Es kann keine vertrauenswürdige Verbindung zum Deutsche Bahn Server aufgebaut werden.
> Die Aktion wird nicht fortgesetzt!

Ich sehe bei Twitter nach, ob jemand dieses Problem schon dem @DB_-Bahn-Account vorgetragen und eine Lösung erfahren hat. Leuten mit zumindest ähnlich klingenden Problemen wird die Neuinstallation der App empfohlen. Das mache ich zweimal. Dann nehme ich ein Papierticket für die S-Bahn-Fahrt aus meinem Portemonnaie und installiere unterwegs die alternative Ticketkauf-App “Trainline EU” (vormals “Captain Train”). Mit Anmeldung, Eintragen der Bahncard und der Kreditkartendaten dauert das eine Weile, aber am Bahnhof Südkreuz bin ich dann schließlich im Besitz eines gültigen Handytickets. (Ich brauche den Beleg digital, damit ich ihn nicht mit der Post an die Veranstalter schicken muss, die meine Fahrt bezahlen, und damit ich ihn nicht bereits vor dem Verschicken verlieren kann.)

Aus dem Zug schreibe ich dann selbst an @DB_Bahn und erhalte acht Minuten später eine kompetente Antwort:

> Bitte die App Android WebView aktualisieren, dann tritt der Fehler nicht mehr auf.

Nie von der App gehört. Tatsächlich findet sich auf meinem Handy etwas zumindest so ähnlich Heißendes, das hat aber nur einen Schalter "Enable", der sich nicht betätigen lässt. Ich google den Sachverhalt und finde heraus, dass die App seit Android 7.0 in Chrome aufgegangen ist. Und tatsächlich behebt ein Chrome-Update (auf Version 55.0.2883.91) mein Problem mit dem DB Navigator.

Android 7 hat mein Handy wohl schon ein paar Monate, im Moment ist es bei 7.1.1. Dass das Problem bisher nicht aufgetreten ist, hat vielleicht damit zu tun, dass ich erst irgendwann in letzter Zeit die automatischen App-Updates abgeschaltet habe. Den Grund weiß ich nicht mehr, es wird schon einen gegeben haben.

Mit der "Trainline EU"-App kann ich jetzt angeblich auch in anderen Ländern Zugtickets kaufen und muss nicht mehr mit Automaten verhandeln, die nur Bargeld akzeptieren oder mich ausrauben.

Kathrin Passig

16. Januar 2017

Schwieriger Kaffeekauf im frühen 21. Jahrhundert

Ich habe einen Abendtermin an der Universität Passau und brauche vorher dringend ein wachhaltendes Getränk. Kalte Universitätsbetongebäude im Neonlicht lösen bei mir einen noch aus dem eigenen Studium stammenden Einschlafreflex aus. Na gut, warme und anders beleuchtete eigentlich auch, genau genommen sämtliche Universitätsgebäude zu allen Tageszeiten.

Das Personal der Cafete (offizielle Bezeichnung laut Schild) ist nirgends zu sehen, die Kaffeemaschine akzeptiert nur Kartenzahlung, der Kaffeeautomat akzeptiert nur Kartenzahlung, und ich habe zu wenig Kleingeld und kann auch niemanden darum bitten, mir Kaffee zu beschaffen. Nichts gegen die Bargeldlosigkeit, aber es ist schon hilfreich, wenn man allgemein gültige Zahlungsmittel einsetzen kann. Ich brauche abgesehen von diesem einen Anlass keine Spezialkarte der Uni Passau und wüsste auch gar nicht, wo ich jetzt eine herbekäme.

Dann taucht der für mich zuständige Professor auf und ich bitte ihn, mir einen Kaffee zu spendieren. Er kennt das Problem schon und begleitet mich zurück zur Cafeteria. Dort ist inzwischen auch das Personal wieder aufgetaucht. Ich darf an der Kasse mit traditionellen Metallstückchen bezahlen und bekomme dafür eine in Plastikfolie eingeschweißte Leih-Plastikkarte ausgehändigt, auf die die Kassiererin meine Kaffeeberechtigung gebucht hat.

Ich halte sie an den Automaten, und dann wird doch noch alles gut. Die A4-Laminierung soll vermutlich verhindern, dass man die Karte nach dem Bezahlvorgang geistesabwesend einsteckt.

Kathrin Passig

Januar 2017

Von oben, unscharf und eine Weile her

Der Großteil meines Lebens wird mit dem Handy fotografiert. Die Bilder sind oft von wenig beeindruckender Qualität, aber sie werden automatisch gesichert und sind von selbst korrekt georeferenziert – vulgo: Man kann sehen, wo sie gemacht sind. Wenn ich mal schönere Fotos machen will, bleibt das Handy in der Hosentasche und verwende ich eine Systemkamera von Sony. Die Bilder sind tatsächlich besser, aber sie werden weder automatisch gesichert noch sind sie korrekt georeferenziert. Daher hatte ich mir vorgenommen, den Aufnahmeort immer gleich manuell nachzutragen, wenn ich die Bilder bei Flickr hochlade. Wie sich herausstellt, habe ich das bei fünf Fotos von April 2015 getan. Bei knapp 200 anderen Fotos seitdem habe ich es nicht getan. Für deren Aufnahmeorte gibt es – außer dem Motiv und meiner Erinnerung – kaum Anhaltspunkte. Da es mir besser erscheint, viel zu spät als endgültig zu spät mit dem Nachtragen anzufangen, begebe ich mich direkt auf eine relativ niedrig aufgelöste Flugreise über meinen Wohnort.

Die Luftaufnahmen, die Flickr in der sogenannten ›Weltkarte‹ (wo die Fotos auch eingetragen werden) zur Verfügung stellt, sind von erbärmlicher Qualität. Selbst größere Elemente sind oft eher zu erahnen als zu erkennen. Der Anbieter der Daten hat sich wohlweislich dafür entschieden, sich hinter einer Website zu verstecken, die nur einen Timeout erzeugt. Um die Orte zu lokalisieren, an denen ich die Bilder gemacht habe, verwende ich die Satellitenaufnahmen bei Google Maps. Die Qualität ist auch hier oft nicht grandios, aber es gelingt mir, ein paar markante Gebäude korrekt zu verorten. In der rechten Bildschirmhälfte markiere ich sie und versuche dann, auf der unscharfen Flickr-Karte in der linken Bildschirmhälfte einen ähnlich gelegenen Punkt zu finden. Bei kleinen, flüchtigen Motiven spare ich mir die Mühe und wähle freihändig einen Ort, der nach meiner Erinnerung grob richtig ist. Der Schmetterling war ohnehin schon weggeflogen, bevor das Foto auch nur die Speicherkarte verlassen hat. Seltene Momente der Freude entstehen, wenn

scheinbar Kleines, Flüchtiges sich als groß und dauerhaft genug erweist, um auf Google Maps sichtbar zu sein, zum Beispiel ein Haufen alter Reifen, der auf den Luftbildern genau dort zu sehen ist, wo ich ihn vermutet hatte.

Ansonsten erweist sich die händische Lokalisierung als ein Schmerz im Gesäß, der mit steigender zeitlicher Distanz zum Aufnahmetag zunimmt. Ich versuche, den Gedanken zu verdrängen, dass die wenigsten der weniger werdenden Nutzer von Flickr wissen dürften, dass es die Weltkarte überhaupt gibt, und rede mir ein, es sei auch für mich selbst interessant, in ein paar Jahren noch nachvollziehen zu können, wo ich ein altes Foto gemacht habe – oder, na gut, wo ich im Januar 2017 anhand einiger verschwommener Luftaufnahmen glaubte, das Foto gemacht zu haben. Am Ende bleibt ein einziges Foto übrig, das etwas zeigt, das weder klein noch flüchtig, aber kleiner als ein Reifenstapel und von oben definitiv nicht zu sehen ist. Mangels Street View in weiten Teilen Deutschlands bleibt mir nichts anders übrig, als mich am Sonntagmorgen ungefähr dorthin zu begeben, wo ich das alte Foto ge-

macht zu haben glaube, und die Street selber zu viewen. Immerhin ist meine Erinnerung besser als gedacht. Nach ein paar Minuten stehe ich an der richtigen Stelle, mache ein Handyfoto mit kalten Fingern und trage später, im Warmen, den richtigen Ort ein. Mission accomplished.

Christopher Bergmann

18.01.2017

Der Knoten als Erinnerungshilfe wandert vom Taschentuch ins Kabel

Ein guter, oder besser, gut gemeinter Tipp ist, sich einen Knoten ins Taschentuch zu machen, damit man sich an irgendwas erinnern möge. Nun habe ich erstens keine Taschentücher, in die sich ein Knoten stecken ließe –Papiertaschentücher sind da sehr vergesslich – und zweitens wüsste ich nach kürzester Zeit nicht mehr, an was mich dieser Knoten erinnern sollte.

In mein Leben hat sich zumindest eine Ausnahme eingeschlichen. Zur Unterscheidung von USB-Kabeln, die einen Datentransfer zulassen, von denen, mit denen man Geräte nur aufladen kann, mache ich in letztere einen Knoten. Der Knoten auch als Zeichen der Verschlingung, der in diesem Fall den Datenstrom abgeklemmt.

Markus Winninghoff

20. Januar 2017, Trump Inauguration Day

Immerhin, das Internet wird besser

Heute ist nicht nur ein schlechter Tag. Heute tausche ich an unserem Haus in Providence (Rhode Island, USA) die Internetverbindung von Kupferkabel gegen Glasfaser. Wir haben das ultra-aggressiv beworbene FiOS Glasfaser-Internet des Telekommunikationsanbieters Verizon bestellt. ("FiOS is not cable. We're wired differently.")

Als das neue Glasfasermodem jedoch keine Verbindung zustande bekommt, rufe ich die Hotline an, die mir bedeutet, der Anschluss in unserer Wohnung sei noch mit dem vorigen Anbieter Cox verbunden.

Ich: "Oh, so you'll need to send a technician?"

Verizon: "Well, I could. But you could also do it yourself. My records tell me that our terminal is on the outside of your house. You wanna do this?"

Ich will. Neben dem Hintereingang hängen die konkurrierenden Terminal-Kisten von Cox und Verizon. Aus beiden kommen Kabel, die zum nächsten Telefonmast führen, aber nur das neuere ist aus Glasfaser und erlaubt gleich schnelle Down- und Uplinks mit bis zu 500 Mbps. Unter der Anleitung des Verizon-Technikers schraube ich also die Plastikbox der Konkurrenz auf und versuche das Coax-Kabel, das in unsere Wohnung führt, zu lösen, was aber ohne Werkzeug nicht geht.

Verizon: "You might need tongs."

Ich: "I don't know what that means, but I think I have an idea. It's so crazy I get to work on this stuff. You know, in Germany you're not even allowed to touch these terminal boxes."

Verizon: "You're from Germany? Let me Google Translate that for you. . . . Looks like you'll need a 'sanch'."

Ich: "A 'Zange'! Yes, let me get one."

Ein paar Minuten später ist das Kabel mit der Verizon-Box verbunden, zurück in der Wohnung hat sich das Modem bereits verbunden und das Internet läuft. Berauscht von amerikanischem Pragmatismus (und sehr schnellem Internet) kann ich mich jetzt noch schneller darüber ärgern, wer dieses Land nun regiert, aber immerhin: Heute ist nicht nur ein schlechter Tag!

Gabriel Yoran

Januar 2017

Warnung vor dem falschen Geldautomaten

Ein weiterer Check-in-Automat an der Außenwand eines Hotels, diesmal in München:

Ich habe ihn im Vorbeigehen für einen Geldautomaten gehalten und bin nur wegen des “NO CASH NO ATM”-Aufklebers stehengeblieben. Ob der Grund für die Anbringung des Aufklebers lediglich Mitgefühl war? Oder haben sich die Bargeld erwartenden Nutzer an der Hotelrezeption beschwert? Werden Bankkarten etwa vom Gerät eingezogen?

Ich möchte nicht hineingehen und nachfragen und erfahre deshalb heute nur, dass dieser Automat mitsamt seiner Missverständlichkeit eben existiert.

Kathrin Passig

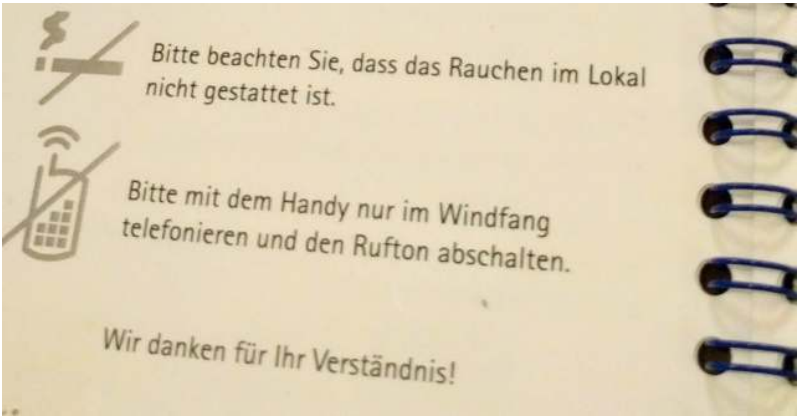
Januar 2017

im Cafe nicht telefonieren vielen Dank

Während Berliner Cafés damit beschäftigt sind, den Laptopgebrauch zu verbieten, hat man in München andere Sorgen:

(Links oben ist eine Befestigungsplattform für einen Röhrenfernseher zu sehen.)

Ganz verboten ist das Telefonieren aber nicht, man muss sich nur in den Windfang begeben und den Rufton des kleinen Antennenhandys abschalten.



Ob Telefongespräche und Ruftöne in anderen Cafés mit weniger strengen Vorschriften ein Problem darstellen, konnte ich nicht herausfinden.

Kathrin Passig

21. Januar 2017

Das Auto legt die Ohren an und brummt dabei

Als ich heute so darüber nachdenke, ob das Auto vor der Tür wohl abgeschlossen ist, oder ich das mal wieder vergessen habe, fällt mir ein, dass ein Blick aus dem Fenster hilft. Ehrlich gesagt, habe ich mich schon öfter dabei erwischt, dass ich danach schaue, ob das Auto “die Ohren angelegt”, also die Außenspiegel angeklappt hat. Das macht es nämlich, sobald man

auf den Abschließknopf am Funkschlüssel drückt. Man verhindert dadurch, dass dem Auto, einsam und verlassen am Straßenrand stehend, seine Spiegel durch unvorsichtig vorbeifahrende Verkehrsteilnehmer amputiert werden.

Steht das Auto z. B. in einem Parkhaus und ich bin zum einen schon um die nächste Ecke verschwunden, habe zum zweiten längst vergessen, ob das Auto verschlossen ist oder nicht, und bin zum dritten zu faul, um noch einmal zurückzugehen, lausche ich einfach, ob das Auto beim nochmaligen Druck auf den Abschließknopf mit den Spiegeln "brummt", man also die Motoren des Anklappmechanismus hört. Um allerdings die Reichweite des Funkschlüssels zu testen, drücke ich vorher auf den Aufschließknopf, erwarte das Brummen und drücke nach erfolgreichem Brummen noch einmal auf den Zuschließknopf, um nach nochmaligem Brummen beruhigt meiner Wege zu gehen. Höre ich kein Brummen, bin ich entweder schon zu weit weg, um es zu hören zu können, oder die Reichweite des Schlüssels ist zu gering.

Da hilft dann noch der "Mundhöhlentrick". Man hält den Schlüssel vor die geöffnete Mundhöhle, dreht sich in Richtung des Autos und kann damit die Reichweite und Abstrahlrichtung der Funksignale positiv beeinflussen. Andere halten den Schlüssel an oder in die Nähe des Kopfes. Der damit verbundene Effekt zur Verlängerung der Reichweite scheint sich sogar im Experiment nachvollziehen und letztlich erklären zu lassen.

Markus Winninghoff

21. Januar 2017

iPod Revisited

Vor zwei Jahren habe ich meinen ersten Beitrag im Techniktagebuch geschrieben. Er handelte von einem kaputten iPod classic, den ich reparieren lassen wollte. Obwohl dieser Beitrag noch gar nicht so lange her ist, kommt er mir heute schon sehr entfernt vor.

Damals dachte ich noch, die von mir beschriebene Situation würde sich für längere Zeit halten. Schon Ende 2015, nicht einmal ein Jahr später, war es damit vorbei, denn ich bin auf Spotify umgestiegen und der iPod hat für mich nach und nach seine Bedeutung verloren. Eine Zeit lang habe ich ihn noch zusätzlich verwendet, weil es manche Alben, die ich gerne höre, nicht bei Spotify gab. Außerdem hatte ich keinen großen Speicher im Telefon und konnte unterwegs nicht alles offline verfügbar machen, was ich hören wollte. Das ging aber nur wenige Monate so. SD-Karten hatten sich in der Zwischenzeit weiter verbilligt und ich habe mir schließlich eine größere gekauft. Die Musik, die es bei Spotify nicht gibt, habe ich als lokale Dateien über Playlisten eingefügt.

Seit vielleicht einem Jahr liegt der iPod jetzt unbenutzt in einer Kiste, und ich bin mir relativ sicher, dass ich keine Verwendung mehr für ihn habe, aber ich werde ihn auch nicht weggeben, denn er war einmal eines der schönsten Objekte, die ich je besessen habe, mit seiner matten Oberfläche und seinem unaufdringlichen Silber. Er ist mehr als doppelt so schwer wie mein heutiges Telefon, in seinen Möglichkeiten verhält er sich zu ihm aber eher wie eine Pferdekutsche zu einem Flugzeug.

Die Wirklichkeit wollte mir schon früher andeuten, dass sie sich geändert hat. Ich habe nur etwas gebraucht, ihr zuzuhören. Da müssen es noch nicht einmal 20 Jahre Abstand sein, damit sich ein Gefühl der Fremdheit einstellt, manchmal reichen schon zwei. Eigentlich ist das ein Zeitraum, bei dem man noch von Gegenwart sprechen kann. (Was sind schon ein paar Jahre für eine Spezies, in der sich nicht wenige in ihren Grundüberzeugungen auf Schriften stützen, die mehrere tausend Jahre auf dem Buckel haben?) Trotzdem fällt es mir jetzt schon schwer, den Text als Beschreibung der Gegenwart zu akzeptieren; in einer anderen Zeit wäre er aber auch nicht möglich. Das macht die Erinnerung unnötig kompliziert und das hat die Erinnerung nicht gern. Vielleicht ist anachronistisches Verhalten deshalb etwas, das so leicht aus dem historischen Bewusstsein verschwindet.

Felix Lorenz

22.1.2017

Die Drohne nervt, aber ansonsten stört sie nicht

Es ist spät in der Nacht, N. und ich wollen eigentlich schlafen, aber draußen ist ja viel los mit dem fliegenden Schlachtschiff und den von ihm gestarteten Fluggeräten.

Ich schaue durch das Fenster und der gigantische Scheinwerfer am Bug des Schlachtschiffs beleuchtet die Wolken unter dem Rumpf. Im diffusen Licht sehe ich die noch gigantischeren Rotoren und staune, dass sowas fliegen kann.

Ich liege wieder im Bett, als sich eine Drohne ins Schlafzimmer verirrt. Sie fliegt wie eine lästige Mücke über unseren Köpfen hin und her, sieht aus wie ein Roomba-Staubsaugroboter, dessen Inneres nur der Rotor ist, der die Drohne fliegen lässt.

Irgendwie scheinen *sie* uns zu beobachten, warum? Keine Ahnung, das Ding soll wegfliegen, ich bin müde und das Brummen und der Luftzug stören. Ich ziehe mir die Decke so über den Kopf, dass ein Ohr frei bleibt, und die rechte Hand das Ohr erreichen kann. So mache ich es im Sommer auch, wenn eine Mücke im Raum ist. Sie wird das Ohr anfliegen, ich kann das dann hören und schlage in dem Moment, wo sie in der Ohrmuschel landet, zu.

Die Schlafzimmertür geht auf und die Leute aus dem Nebenraum (scheint die Küche zu sein – wer hat die bitte ins erste Geschoss getragen?) schauen genervt auf die Drohne und bleiben in der Küche.

Am nächsten Morgen fällt mir ein, dass wir dringend Colony weiter gucken müssen.

Volker König

Weihnachten 2016 ff.

Der Diaabend beginnt am Mittag

Der Bruder hat der Mutter zu Weihnachten einen “digitalen Bilderrahmen” geschenkt. Genau genommen ist es einfach ein billiges Android-Tablet. Er hat sich im örtlichen Fachhandel beraten lassen, ob es digitale Bilderrahmen gibt, die im WLAN des Mutterhaushalts hängen und von mehreren Leuten (also meinen Geschwistern und mir) aus der Ferne mit Bildern befüllt werden können, und ist an die Tablet-Abteilung weiterverwiesen worden. Das Tablet kann nicht nur mehr, es kostet auch weniger als ein spezielles Bilderanzeigegerät.

Da hängt es jetzt und zeigt von mittags bis abends Bilder aus einer gemeinsamen Dropbox in zufälliger Reihenfolge an, jede Viertelstunde ein neues:

Bisher (Stand Mitte Januar) bewährt es sich gut. Das Hinzufügen neuer Bilder ist einfach, der Betrieb problemlos. Die Bilder liefern Gesprächsstoff am Esstisch. Vielleicht ist die Lücke zwischen der Diaabendzeit (bis ungefähr 1990), der Fotoalbumzeit (bis ungefähr 2000) und der Gegenwart damit geschlossen.

Kathrin Passig

23.1.2017

Ich werde DO7TWI

Ich beschließe spontan, am oberen Ende der Altersspanne mal was Neues zu lernen – und da kommt mir an einem Wochenende im Herbst 2016 ein Hinweistweet von netzpolitik.org gerade recht: Bei der Chaoswelle, den

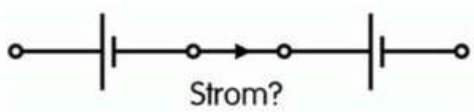
Funkamateuren im Umfeld des Chaos Computer Clubs (CCC), wird ein kostenloser Amateurfunkkurs angeboten. Nun beschäftige ich mich ja mein ganzes Berufsleben schon mit Kommunikation, und das ist eine neue Variante. Außerdem, erfahre ich beim ersten Nachlesen des Themas, wird schon seit fast 15 Jahren nicht mehr verlangt, dass man Morsen lernen muss – das schien mir bislang eine unüberwindliche Hürde.

Ohne diese Hürde reizt mich vor allem die Kommunikation ohne eine Infrastruktur dazwischen. In Zeiten weltumspannender Chats und, wie es mal bei einem inzwischen untergegangenen Computernetzwerk hieß, *Information at your fingertips,* ist die Kommunikation von Bottrop nach Buenos Aires oder das Nachschlagen der Öffnungszeiten eines Museums in Feuerland im Internet eine Sache von wenigen Minuten. Allerdings nur, weil dazwischen eine aufwändige Infrastruktur steht, die von meinem Smartphone über ein engmaschiges Mobilfunknetz überall dorthin reicht, wo die verschiedenen Netze existieren. Ich würde gerne mal ohne diese Zwischenstationen kommunizieren, und das muss noch nicht mal in andere Kontinente sein. Von Kreuzberg nach Moabit würde mir ja schon reichen.

Mit einer Reihe ebenfalls interessierter Männer (Frauen sind, das merke ich dann zunehmend, in diesem Kreis recht selten) sitze ich dann an einem Montagabend in den Clubräumen des Berliner CCC und fange an, die Geheimnisse des Funkens zu lernen. Das reicht vom geradezu Banalen (*Eine Amateurfunkstelle ist eine Funkstelle des Amateurfunkdienstes*, heißt es in den Vorschriften) über einfach auswendig zu lernende Faktoiden wie die so genannten Landeskenner (D für Deutschland und F für Frankreich sind ja logisch, aber warum hat Dänemark OZ und Ägypten SU, dagegen die Ukraine EM und Russland UA?) bis hin zu den Grundlagen der Elektrotechnik.

Da merke ich dann, dass die meisten meiner Mitaspiranten ganz andere Voraussetzungen haben. Die haben nämlich meist eine technische Vorbildung oder zumindest elektrotechnisches Interesse und würden auf so eine Frage nie reinfallen:

TB204 **Kann in folgender Schaltung von zwei gleichen Spannungsquellen Strom fließen? Welche Begründung ist richtig?**



A Nein, weil kein geschlossener Stromkreis vorhanden ist.

B Nein, weil der Pluspol mit dem Minuspol verbunden ist.

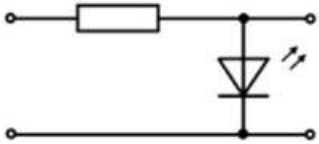
C Ja, sogar Kurzschlussstrom, weil der Pluspol mit dem Minuspol verbunden ist.

D Ja. Der Strom hängt vom Innenwiderstand der Batterien ab.

Richtig ist natürlich Antwort A: Da ist gar kein geschlossener Stromkreis. Sieht doch jeder sofort. Ich allerdings nicht, und das nicht nur, weil meine letzte Physikstunde 40 Jahre her ist: Diese ganz grundlegende technische Ebene ist mir fremd, und ich muss sie mir erst mühsam erarbeiten. (Das Beispiel oben stammt aus dem offiziellen Katalog der Prüfungsfragen der Bundesnetzagentur, bei der jeder angehende Funkamateur eine Prüfung ablegen muss.)

Die technische Seite geht natürlich munter weiter, und ich quäle mich schon ein wenig da durch.

TC509 Wozu dient die folgende Schaltung?



Sie dient

A als Leuchtanzeige.
B zur Signalbegrenzung.
C zur Spannungsstabilisierung.
D zur Stromgewinnung.

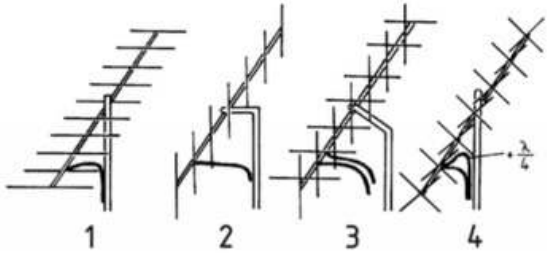
Schritt für Schritt schaffe ich das auch, beschließe aber recht früh, nur die Amateurfunkprüfung der Klasse E abzulegen: Diese oft als *kleine Klasse* (und international noch deutlicher als *Novice Class*) bezeichnete Amateurfunklizenz unterscheidet sich von den großen Funkern mit ihrer Klasse A allein im Umfang der Technikkenntnisse.

Das hat schon seinen Sinn, denn der Amateurfunk hebt sich in einem Punkt ganz grundlegend von den vielen verschiedenen anderen Funkdiensten ab, die es gibt. Wer ein Smartphone benutzt (Mobilfunkdienst!) oder auf einem Schiff ans Funkgerät geht (Seefunk!), muss immer ein zugelassenes Funkgerät benutzen, unabhängig davon, ob noch zusätzlich ein Funkzeugnis nötig ist wie auf See. Funkamateure dagegen dürfen nach Herzenslust in solchen Geräten mit dem Lötkolben herumfuhrwerken und es umbauen oder sich gleich komplett ihr eigenes Funkgerät bauen – so lange es nur auf den zugelassenen Frequenzen funkt und bestimmte technische Grenzwerte einhält (um den Nachbarn mit seinem Herzschrittmacher nicht gleich zu Boden zu strecken).

Da ist es schon sinnvoll, wenn man weiß, was man tut. Ich als Aspirant für die Klasse E weiß das zum Teil, darf dafür aber auch nicht alle Frequenzen benutzen, die für die Klasse A erlaubt sind. Und darf auch nur mit viel weniger Leistung senden, zum Beispiel mit maximal 75 Watt gegenüber den 750 Watt Sendeleistung, die den Klasse-A-Funkamateuren zugestanden werden.

Aber so was muss ich auch lernen:

TH209 Das folgende Bild enthält verschiedene UKW-Antennen.



Welche der folgenden Antworten ist richtig?

A Bild 1 zeigt eine horizontal polarisierte Yagi-Antenne.

B Bild 2 zeigt eine Kreuz-Yagi-Antenne.

C Bild 3 zeigt eine gestockte X-Yagi-Antenne.

D Bild 4 zeigt eine vertikal polarisierte Yagi-Antenne.

und mir dabei merken, dass ich bei der Berechnung der Grenzwerte der *elektromagnetischen Verträglichkeit in der Umwelt* und damit für den Sicherheitsabstand für so eine Richtantenne einen Gewinnfaktor von 1,64 einrechnen muss (wg. dem Nachbarn mit dem Herzschrittmacher, und wegen der Personenschutzgrenzwerte für alles menschliche Gewebe).

Mit Lehrbuch und vor allem Online-Programmen bereite ich mich auf die Prüfung vor; neben der Technik gibt es einen kompletten Block Funkbetrieb

BC204 Sie rufen auf der Frequenz 144,300 MHz CQ und erhalten einen Anruf. Was tun Sie als nächstes?

A Ich schlage der anrufenden Station QSY vor, warte auf die Bestätigung und wechsle die Frequenz.

B Ich gebe zunächst einen Rapport und den Standortkenner durch.

C Ich gebe zunächst die wichtigsten QSO-Daten durch. Wenn ein längeres Gespräch geführt werden soll, schlage ich Frequenzwechsel vor.

D Ich frage die Gegenstation, ob sie eine andere Station auf der Frequenz hört. Wenn nicht, tauschen wir auf dieser Frequenz die Daten aus.

und einen Block Rechtsvorschriften.

VB108 Wie muss die Rufzeichennennung von DO1XYZ bei der Nutzung der CEPT-Novice-Amateurfunkgenehmigung in der Schweiz erfolgen?

A HB3/DO1XYZ

B DO1XYZ/HB3

C Die Nennung von DO1XYZ ist ausreichend.

D DO1XYZ-HB9/portabel oder DO1XYZ-HB9/mobil.

In jedem dieser drei Teile, so sieht es die Prüfungsordnung vor, muss man etwa drei Viertel der Prüfungsfragen richtig beantworten (es geht also nicht, mangelnde technische Kenntnisse durch besonders eifriges Lernen der rechtlichen Vorschriften auszugleichen).

Die letzten Tage vor der Prüfung, die in der Außenstelle der Bundesnetzagentur draußen am Tegeler Flughafensee stattfindet, pauke ich wie schon seit mehr als drei Jahrzehnten nicht mehr – so lange habe ich keine solche Prüfung mehr ablegen müssen.

Und dann sitze ich mit zehn anderen Prüflingen im schmucklosen Zweckbau, bekomme meinen Prüfungsbogen – je eine Stunde Zeit für 34 Fragen zu Technik, Betriebskenntnis und Vorschriften – und mache mich an die Arbeit. Vielleicht habe ich einfach gut gelernt, vielleicht habe ich auch ein bisschen Glück: Ich bestehe die Prüfung (leider sagt der Prüfer nicht, wie viele richtige und falsche Antworten man hatte). Als ich mein Amateurfunkzeugnis bekomme, bin ich richtig ein bisschen gerührt. Und schon einen Tag später habe ich in der Post eine Art amtlichen Ausweis, mit Bundesadler auf Dokumentenpapier: Meine Zulassung zum Amateurfunkdienst mit dem Rufzeichen DO7TWI, korrekt buchstabiert im Funkbetrieb: Delta Oscar Sieben Tango Whisky India.

Nur Funken kann ich noch nicht. Anders als fast alle anderen Kursteilnehmer habe ich mir nämlich nicht schon lange vor der Prüfung ein kleines günstiges Handfunkgerät bestellt – dafür war ich zu abergläubisch. Ich muss deshalb noch gut eine Woche warten, bis sich DO7TWI im Berliner Äther zu Wort melden kann.

(Screenshots der Fragen aus dem Fragenkatalog der Bundesnetzagentur; Veröffentlichung gem. §5 Urheberrechtsgesetz frei)

Thomas Wiegold

Januar 2017

Mit Smartphone im Kino

> In Rocky Beach und in Los Angeles ist ein neuer Film in die Kinos gekommen. Und zwar sitzt man dabei nicht nur im Kino und guckt den Film, sondern man braucht, um den Film im Kino zu gucken, sein Handy. Immer wieder muss man mitten drin im Film durch ein Handyspiel die Geister, die im Weg stehen, vertreiben oder eine Quizfrage beantworten. So lange der Film stoppt, hat man Zeit das Rätsel übers Handy zu lösen. Der Film geht erst dann weiter, wenn alle es geschafft haben.

Beginn einer Kurzgeschichte, erdacht von einem 11-jährigen, der Fan der "Drei ???" ist und zu Weihnachten sein erstes Smartphone bekommen hat.

aufgeschrieben von Molinarius

25. Januar 2017

Das Flughafenpersonal ist keine Hilfe bei der Erforschung des Nadeldruckermysteriums

Seit Dezember sensibilisiert für das Thema Nadeldrucker entdecke ich heute einen, an dem ich schon oft vorbeigekommen sein muss: an einem Ryanair-Gate des Flughafens Berlin-Schönefeld, aber nicht direkt neben dem Ausgang zum Flugfeld wie den letzten, sondern dort, wo die Bordkarten und Ausweise kontrolliert werden.

"vielleicht drucken sie gleich was damit! es ist so aufregend!", teile ich der Techniktagebuchredaktion mit, und "wahrscheinlich ist irgendwo im Flugzeug noch eine heimliche Dampfmaschine."

Dann überstürzen sich die Ereignisse:

"er druckt!
aber nur eine halbe Seite
die wurde jetzt abgerissen und weggebracht
dann der Eingang zum Gate geschlossen
und der Ausgang geöffnet
ah, jetzt druckt er noch mal
bisher nur zwei Zeilen
jetzt noch ein paar"

Das Geräusch ist dezenter, als ich es in Erinnerung habe. Vielleicht sind die Nadeldrucker leiser geworden, vielleicht war aber früher auch nur der "Near Letter Quality"-Modus so laut, der hier nicht gebraucht wird. Den Inhalt der halben Seite und der paar Zeilen kann ich nicht ausmachen. Auch die Frage, ob das Endlospapier zweilagig ist, also ein Durchschlag produziert wird, bleibt unbeantwortet.

Ich frage, ob ich den Nadeldrucker fotografieren kann. Die beiden Flughafenmitarbeiter gucken mich sehr streng an. Den was? Auf keinen Fall.

Zum Glück habe ich schon vor dem Verbot ein Foto gemacht, auf dem immerhin mehrere Moleküle des geheimen Geheimdruckers zu erahnen sind:

Aus der Schachtel im Fach darunter kommt das Endlospapier.

Kathrin Passig

24. und 25. Januar 2017

Ich benehme mich unbotmäßig und werde für einen Bot gehalten

Zwei Beiträge in der ständigen Redaktionskonferenz des Techniktagebuchs veranlassen mich dazu, einen Twitterbot für das Techniktagebuch zu implementieren. Felix Lorenz regt an, dass es einen Bot geben sollte, der täglich Links auf Techniktagebucheinträge mit demselben Datum aus früheren Jahren twittert. Und André Spiegel sagt zu einer Rätselfrage leichthin „wer das errät, darf einen Bot schreiben.“ Er meint damit zwar einen, der Digitaldystopien im Stil einer renommierten deutschen Wochenzeitung twittert, aber ich nehme meinen Rateerfolg trotzdem zum Anlass, in die Botentwicklung einzusteigen.

Es ist ohnehin mal wieder Zeit für ein kleines privates Spielprojekt. Und wie aufwendig kann es sein, wenn Donald Trump und andere Populisten sich Scharen davon als Schoßtiere halten?

Eigentlich sollten am Anfang natürlich Recherche und ein klares Konzept stehen. Aber es ist spätabends und die Neugier siegt: Erstmal schauen, ob der gewünschte Accountname @Techniktagebot überhaupt noch verfügbar ist.

Es zeigt sich, dass bisher tatsächlich niemand auf die Idee gekommen ist, dieses Konto anzulegen. Wie so oft braucht man zur Anmeldung eine E-Mailadresse als „Referenz“ und muss ein paar Daten eingeben. Ich lege also eine Gmail-Adresse an, was sich später für das eigentliche Bot-Skript noch als nützlich erweisen soll. Ich werde nach meinen Interessen gefragt (Technik!) und bekomme ein paar Accounts vorgeschlagen denen ich folgen könnte. Viele davon haben einen klaren Berlin-Bezug, offenbar aufgrund von Geo-Lokalisierung.

Und dann erscheint unvermittelt folgender Hinweis.

Optionen

Dein Account wurde gesperrt.

Techniktagebot
@techniktagebot

Was ist passiert?
Dein Account scheint automatisiertes Verhalten aufzuweisen, das die Twitter Regeln verletzt. Um deinen Account zu entsperren, führe bitte die unten angegebenen Schritte durch, um zu bestätigen, dass Du der rechtmäßige Account-Besitzer bist.

Was Du tun kannst:
Um Deinen Account zu entsperren, musst Du Folgendes tun:

- Verifiziere Deine Telefonnummer

Start

Ich bin etwas verwirrt. Bei allem, was ich bisher mit diesem Konto angestellt habe, ist die Namensendung „bot“ der einzige kleine Hinweis, dass ich eventuell kein Nutzer aus Fleisch und Blut sein könnte. Ansonsten habe ich mich genauso zögerlich durch die bisherigen Menüs geklickt, wie man es von einem Menschen erwarten würde.

Den Verdacht hegend, dass Twitter eigentlich nur seinen Social Graph um meine Telefonnummer ergänzen möchte, tippe ich diese ein und erwarte die übliche SMS mit einem Bestätigungscode. Stattdessen klingelt das Telefon, als Anrufer wird mir nur *Anonym* angezeigt. Während ich noch überlege, wer mich so spät mit unterdrückter Rufnummer anruft, hört das Klingeln wieder auf. Ich wende mich wieder der Twitter-Seite zu und lese erst jetzt im Kleingedruckten, dass ich den Bestätigungscode per Anruf erhalten soll.

Brav probiere ich es ein weiteres Mal und eine automatisierte Männerstimme liest mir eine Zahlenfolge vor, mit der ich den Account erfolgreich entsperren kann.

Zu diesem Zeitpunkt haben die ersten Redaktionskollegen den neuen Twitterer bereits bemerkt, da ich ihn dem @Techniktagebuch habe folgen lassen.

Virtualista

26. Januar 2017

Der Fuchs schäumt seinen Geruch in die kalte Unweltlichkeit des Wassers

Ich bekomme eine Mail von Google mit dem Titel “Die Übersetzungen für die Sprachen Deutsch sind jetzt viel besser, und du hast dazu beigetragen”. Ich reiche ab und zu Korrekturen bei Google Translate ein, aber das ist

vermutlich trotzdem reine Schmeichelei. Dass die Google-Übersetzungen in letzter Zeit besser geworden sind, hat wenig mit mir oder anderen Einzelkorrigierern zu tun. Woran es eigentlich liegt, war im Dezember in diesem Artikel nachzulesen: www.nytimes.com/2016/12/14/magazine/the-great-ai-awakening.html.

In der heutigen Mail heißt es unter anderem:

> "Google Übersetzer hat einen neuen Meilenstein erreicht: Das NMT-System (Neural Machine Translation – neuronale maschinelle Übersetzung) der neuesten Generation ist nun für acht Sprachpaare verfügbar: Deutsch. Weitere Sprachpaare folgen in Kürze. Das System ahmt den menschlichen Spracherwerb nach und benötigt dementsprechend viele Daten, um eine Sprache zu lernen und um zu verstehen, wie die Sprache tatsächlich verwendet wird. So sollen Übersetzungen angefertigt werden, die für Menschen besser verständlich sind. Eine besondere Verbesserung ist, dass nun ganze Sätze übersetzt werden und nicht mehr einzelne Segmente."

Ich teste das neue Übersetzerglück mit Passagen aus J.A. Bakers "The Peregrine". Leider enthält die Leseprobe des Verlags viel Vorwort und wenig eigentlichen Text; wenn man mit der offiziellen deutschen Übersetzung vergleichen will, ist die Auswahl daher gering. Der fünfte Absatz des Buchs lautet im Original:

> I have always longed to be a part of the outward life, to be out there at the edge of things, to let the human taint wash away in emptiness and silence as the fox sloughs his smell into the cold unworldliness of water; to return to the town as a stranger. Wandering flushes a glory that fades with arrival.

Die alte Google-Übersetzung hätte so ausgesehen:

> Ich habe immer ein Teil des äußeren Lebens, sehnte sich erwiesen, am Rand von Dingen, dort zu sein, um die menschliche Makel lassen wegwaschen in Leere und Stille, als der Fuchs seinen Geruch in die kalte unworldliness Wasser abgestoßen ...

Man kann das im Kleingedruckten ("see alternate translations") noch erkennen. Das neue Google weiß es besser:

> Ich habe immer danach gesehnt, ein Teil des äußeren Lebens zu sein, draußen am Rande der Dinge zu sein, um die menschliche Schande in der Leere und Stille wegzulassen, während der Fuchs seinen Geruch in die kalte Unweltlichkeit des Wassers schäumt; Als Fremder in die Stadt zurückzukehren. Wandern spült eine Herrlichkeit, die mit Ankunft verblasst.

Nicht übermäßig elegant, aber gut verständlich. Zum Vergleich die offizielle Übersetzung von Andreas Jandl und Frank Sievers:

> Ich habe mich immer danach gesehnt, Teil dieses Lebens, dieses Außen zu sein, dort draußen am Rande der Dinge zu stehen, den menschlichen Firnis mit Leere und Stille von mir abzuspülen, so wie der Fuchs sich in der kalten Weltlosigkeit des Wassers seines Geruchs entledigt, um als Unbekannter in die Stadt zurückzukehren. Das Wandern hat einen Glanz, der mit der Ankunft verblasst.

Inhaltlich ist Google ein wenig näher am Original, ein *taint* ist ein Makel und kein verschönernder Firnis. Das Semikolon besagt, dass nicht der Fuchs, sondern der Erzähler als Unbekannter, wahrscheinlich sogar eher als Fremder in die Stadt zurückkehren will. Das "flushes" im letzten Satz hat damit zu tun, dass das Wandern den Glanz erst zum Vorschein bringt, womöglich so, wie man Vögel aus dem Unterholz aufscheucht (denn in diesem Sinne wird "to flush" im Rest des Buchs oft verwendet). Aber irgendwas ist ja immer.

Und wenn es keine deutsche Übersetzung gäbe und ich die Ausgangssprache nicht beherrschte, könnte ich mir ein etwas schräges Lesevergnügen mit dem schäumenden Fuchs zum ersten Mal gut vorstellen.

Kathrin Passig

26. Januar 2017

Copy&Paste ist kein vollständig gelöstes Problem

Meine Experimente mit Google Translate bestehen zunächst darin, dass ich einzelne Sätze aus dem englischen Buch aus der Kindle-App auf dem neben mir liegenden Handy von Hand ins Eingabefeld von Google Translate tippe. Das ist ganz interessant, weil man Google dann bei der Arbeit zusehen kann. Manchmal ändert sich auch nach längerer Zeit noch ein falsches Wort in der Übersetzung und wird richtiger.

Dann brauche ich mehr Text und will nicht weiter tippen. Kopieren aus dem Kindle-Buch geht nur am Handy, nicht am Laptop. Das Schreiben von Tumblr-Beiträgen fällt mir aber am Laptop leichter als am Handy. Ich erinnere mich, dass ich früher mal irgendwas hatte, mit dem sich Handy und Laptop die Zwischenablage teilen konnten, und finde es nach längerer Suche – erst auf dem Laptop, dann im Techniktagebuch – auch wieder: Pushbullet war es, und es ist erst knapp zwei Jahre her. Inzwischen ist die gemeinsame Zwischenablage kostenpflichtig geworden. Ich wäre sogar bereit, dafür zu bezahlen, aber nicht $4,99 im Monat.

Schließlich kopiere ich den benötigten Text am Handy in einen Google-Keep-Notizzettel, drücke am Laptop mehrmals Reload, warte noch eine Minute und kann den Buchtext dann von dort in Google Translate und den Techniktagebuchbeitrag kopieren.

Wahrscheinlich gibt es zwanzig andere Tools, mit denen es einfacher ginge, vielleicht haben Nicht-Kindle-Kunden es auch leichter als ich. Ich begegne dem Problem selten und bin nicht aktiv auf Lösungssuche. Es ist hier nur aus dokumentarischen Gründen beschrieben.

Kathrin Passig

25. und 26. 1. 2017

Der holprige Weg zur Nostalgie-Spielerfahrung – Teil 2

In letzter Zeit höre ich bei langweiligen Umschicht- und Übersetzungsarbeiten öfter mal Let's Plays, auch von den Sims. Das weckt Lust, mein eigenes Sims-Spiel wieder auszugraben und endlich mal meinen lang geplanten Techniktagebuch-Eintrag darüber zu schreiben.

Seitdem ich das Spiel das letzte Mal angefasst habe, ist sehr viel Zeit vergangen. Inzwischen haben wir einen neuen Spielecomputer, also muss ich Origins, die Spielesoftware von EA, neu aufsetzen.

Ich logge mich mit dem Account und Passwort ein, den ich in KeePass gespeichert habe und bekomme einen Schreck: Meine Spielebibliothek ist leer. Sie war nicht sonderlich voll, aber die langwierigen Mühen, mit dem ich die darin enthaltenen Spiele erkämpfen musste (das Techniktagebuch berichtete hier und hier), sitzen mir noch in den Knochen. Sollte das alles für nichts gewesen sein?

Google verrät, dass ich nicht die einzige mit diesem Problem bin, das durch eine Leerung des Programmcaches, Korrektur der falschen E-Mailadresse oder einen Anruf beim Support behoben werden kann. Ersteres bringt nichts. Okay, vielleicht habe ich die falsche E-Mailadresse in Keepass gespeichert. Ich durchsuche noch einmal meinen G-Mailaccount nach dem Supportaustausch von 2015 und tatsächlich – damals habe ich eine andere Adresse angegeben. Ich fordere dorthin einen Passwortreset an – doch bis zum nächsten Tag kommt nichts. Also rufe ich bei der EA Hotline an.

Nach zehn Minuten in einem für ein so großes Unternehmen sehr zusammengestückelten und unprofessionell klingenden Telefonmenü und Warteschleife bekomme ich einen Supportmitarbeiter ans Rohr. Nach geschildertem Problem erklärt er mir trocken, dafür gäbe es nur ein einziges Lösung: Meine E-Mailadresse wäre falsch. Ich hätte mich mit einem falschen Origin-Account eingeloggt.

Ich sage mit all dem ungebrochenen Selbstbewusstsein eines unzufriedenen und seit Jahren von EA gebeutelten Kunden, dass dies nicht sein kann, da ich nur diesen einen Originaccount habe. Der Support bleibt gelassen: nein, es könne nur daran liegen. Alles andere sei ausgeschlossen. Ich solle ihm bitte einen Spielcode nennen, den ich in diesem Account verwendet habe. Glücklicherweise befindet sich in der bereits herausgekramten Konversation mit dem Support von 2015 der Aktivierungscode für die Sims Ultimate Edition.

Nun soll ich die E-Mailadresse nennen, die mit diesem Account verknüpft sei. Ich gebe sie ihm. Es ist die falsche. Meine Sicherheitsfrage sagt mir nichts. Ich nenne dem Support die zweite Adresse, mit der ich bereits ein Passwordreset angefordert hatte. Auch dies ist die falsche. Ich bin etwas verwirrt, aber da ich nur ein paar E-Mailadressen für Onlineaccounts benutze, nenne ich ihm den Rest und es befindet sich die korrekte darunter, an die ich jetzt einen Passwortreset geschickt bekomme.

Nach dem Einloggen stelle ich fest, dass es sich hier tatsächlich um einen anderen Origin-Account handelt. Erst meckere ich im Techniktagebuch-Redaktionschat herum, dass dies sicher EAs Schuld ist, doch wenig später fällt mir ein, dass ich, um ein Klickspiel auf dem Handy zu spielen, wirklich kurzfristig einmal einen zweiten Originaccount angelegt und wohl nur dessen Daten in KeePass hinterlegt hatte. Ich habe also den EA-Account, der mir bisher nur Gutes tat, umsonst angepampt. Ich fühle nach, was Kathrin mit Anker erlebte.

Immerhin kann ich jetzt endlich diesen Sims-Techniktagebucheintrag schreiben. Irgendwann.

Angela Heider-Willms

27.1.2017

Es ist nie zu spät für ein Festnetztelefon

Der Handyempfang in unserer Wohnung ist seit einiger Zeit schlecht. Erst vermutet mein Mann, dass es am neuen Handy liegt, dann muss ich aber das gleiche Problem auch bei meinem Handy feststellen, das außerhalb der Wohnung nach wie vor einwandfrei funktioniert. Am besten geht man zum Telefonieren auf den Balkon, aber es ist Winter und kalt und außerdem ja keine dauerhafte Lösung.

Nicht zuletzt aus diesem Grund kaufen wir das erste Festnetztelefon seit sechs Jahren. Das letzte Festnetztelefon hatten wir bis Ende 2010, es verschwand mit dem Umzug von Düsseldorf nach Essen in irgendeinem Karton. Seitdem telefonieren wir ausschließlich über unsere Mobilgeräte. Ich finde das aber langsam auch nervig, ich hätte gerne wieder ein “richtiges” Telefon, das irgendwo rumsteht. Erstens aus Nostalgiegründen und zweitens, weil man es sich (vermute ich jedenfalls) auch etwas besser unters Kinn klemmen kann, wenn man zum Beispiel während des Telefonierens die Nudeln umrühren muss oder ähnliches.

Und jetzt eben drittens, weil der Handyempfang so schlecht ist.

Wir fahren zur Filiale der großen blauen Elektronikeinzelhandelskette unseres Vertrauens und sehen uns um. Es gibt immer noch viele Festnetztelefone, aber entweder sie sehen alle gleich aus oder sie sind auffallend hässlich oder sehr teuer, außerdem haben wir über die letzten Jahre sämtliche Festnetztelefonkaufkriterien vergessen. Worauf muss man überhaupt achten bei so einem Telefon?

Am Ende kaufen wir eines mit zwei Mobilteilen (dann hat mein Mann auch eins für sein Arbeitszimmer), einem Anrufbeantworter mit Nachrichtenanzahlanzeige und einem bunten Display. Der Verkäufer sagt, die Sprachqualität sei gut, und dann fällt uns nichts mehr ein, was noch relevant sein könnte.

Zu Hause schließe ich das Telefon an den Router an, speichere schon ein paar Nummern ein, lege die Klingeltöne fest und stelle als Displaybild einen niedlichen Clownfisch ein. Mein Mann telefoniert dabei über das andere Mobilteil schon mal mit seinen Eltern. Die neue Nummer kann er ihnen noch nicht mitteilen, wir wissen sie beide nicht.

Anne Schüßler

29.01.2017

Youtube repariert unsere Spülmaschine

Die Spülmaschine ist kaputt. Und das ist nicht gut. Schließlich war die Spülmaschine (genauer gesagt der Vor-Vorgänger) die erste gemeinsame Anschaffung einer nun über 20 Jahre währenden glücklichen Beziehung. Die Teller und Tassen, Gläser und Vasen sind nicht nur ziemlich nass, wenn die Maschine behauptet, fertig zu sein, es dampft auch nicht, wenn man die Klappe öffnet. Die erste Vermutung liegt nahe: Der Heizstab ist kaputt. Aber sauber ist das Zeug einigermaßen. Immerhin. Daher eilt die Reparatur nicht zu sehr und man kann zunächst das allwissende Internet befragen.

Eine erste Gugelung ergibt, dass der Heizstab wohl nicht kaputt ist, sondern das Problem eher im Bereich einer Verschmutzung und Verstopfung diverser Schlauchleitungen zu sehen ist. Das erfahre ich zwar ansatzweise in einigen Foren, aber vor allem in Youtube-Videos. Mir wird gezeigt, wie ich den Schalter durchmesse, der über einen gewissen Wasserdruck den Heizstab schaltet, wie man die zum Wärmetauscher gehörende Wassertasche ausbaut oder auch, wie man mit einem kräftigen Magnet und einem Nagel verstopfte Leitungen reinigt. (Man wirft den Nagel in die Leitung und bewegt ihn mit dem Magnet viele Male durch die verdreckten Stellen und spült alles durch. Ich habe den Trick noch etwas modifiziert und eine Angelschnur an den Nagel gebunden.)

Es eröffnet sich ein ganzes Universum an Reparaturvideos. Mal sind es zaghafte Amateure, die da ein bisschen werkeln, mal aber auch offenkundig Profis, die mir ihre Ratschläge freundlicherweise mitteilen. Vor allem wissen einige der Laiendarsteller (“HallooOOoo, Freunde der gepflegten Selbstreparatur”) die Fehler gut zu beschreiben: “Wenn die Restspülzeit lange bei “1” stehen bleibt, dann liegt das Problem am Gebersystem.”, “Wenn diese Leitung kalt bleibt, schaltet jenes Ventil nicht mehr.”, “Wenn Ihr diesen Schlauch abzieht, kommen Euch etwa ein bis zwei Liter Wasser entgegen”, “Achtung, auf dieser Leitung liegt die Netzspannung!” usw. usf.

Ich sitze in der Küche auf dem Fußboden zusammen mit iPad und Laptop sowie dem Patienten, der sein Gekröse offen zur Schau stellt. Einige Videos schaue ich mir mehrmals an, spule vor und zurück, vergrößere, um ein Detail

besser erkennen zu können. Am Ende des Tages, ein Sonntag, an dem ich Zeit habe, läuft die Maschine wieder, ohne dass ich auch nur ein einziges Ersatzteil gebraucht habe (oder überbehalten habe . . .)

Prima! Danke Internet!

Markus Winninghoff

29. Januar 2017

Öffentliche Arbeitsplätze in der Schweiz und anstrengende Senioren

Im Traum will ich fürs Techniktagebuch über eine Einrichtung schreiben, die es in der Schweiz früher gab: eine Art etwas größere Telefonzellen, die man als Arbeitsplatz mit Internet verwenden konnte, vielleicht war sogar ein Faxgerät dabei. Heute stehen sie verwahrlost und ungenutzt in den Innenstädten herum. Meine Suche nach Fotos für den Beitrag wird unterbrochen durch eine Begegnung mit Senioren, die von mir den Fahrplan einer schwer googlebaren Bergbahn wissen wollen. Während ich suche, fasst die Frau ständig auf mein Tablet, so wie die Kleinkinder in meiner Verwandtschaft, die nicht begreifen, dass ein Touchscreen immer nur die Berührungen einer Person versteht. Ich weiß nicht, warum die beiden mich überhaupt fragen, sie haben doch selbst ein Tablet dabei.

Kathrin Passig

30. Januar 2017

Teichoskopie an der Nordsee

Das Techniktagebuch ist gleich anderthalb Mal nominiert bei den Goldenen Bloggern: einmal in der Kategorie “Techblog” und einmal indirekt in der Kategorie “Bester Blogtext”, in Form des Beitrags “Fünf Wochen, acht E-Mails, ein Joghurt” von Christopher Bergmann.

Weil ich nicht in Berlin bin, sondern in Schottland, sehe ich im Livestream zu. Die Veranstaltung dauert etwa zwei Stunden, und der Livestream funktioniert die ganze Zeit einwandfrei. Nur als Christopher Bergmann die Bühne betritt, um seinen Beitrag nachzuerzählen, fällt nach ein paar Sekunden der Stream aus. Ich zetere und reloade, aber es hilft nichts. Als die Techniktagebuchdelegation die Bühne betritt, fällt der Stream wieder aus. Ich zetere lauter und würde mit der Maus auf die Schreibtischplatte schlagen, wenn ich eine hätte, verpasse aber wieder alles.

Der ständige Redaktionskonferenzchat funktioniert, und so erfahre ich durch das bewährte Mittel der Mauerschau nicht viel später als alle anderen, dass wir den Preis gewonnen haben.

Kathrin Passig

30. Januar 2017

Wie ich in Berlin einen Reisepass dringend brauchte und auch sofort einen beantragen konnte

Ich will beruflich für ein paar Tage nach Russland. Den Visumantrag kann man hier online ausfüllen, was einigermaßen einfach geht, man kann auch bequem zwischenspeichern und später weitermachen. Verwirrend ist allenfalls die Doppelstruktur aus Russischer Botschaft auf der einen und VFS Global, einem Dienstleister für Visumsfragen für Dutzende Staaten, auf der an-

deren Seite. Und dass beim Googeln nach den wichtigsten Begriffen diverse Webseiten von privaten und entsprechend teuren Visumsdienstleistern den Kanal verstopfen.

Egal, am 17. Februar ist Abflug. Am 27. Januar (ein Freitag) fahre ich daher in der Mittagspause mit allen Unterlagen in das Visumszentrum in Berlin-Mitte. Dort läuft alles gut, bis mein Pass ins Spiel kommt. Hier ist die letzte Seite seit einiger Zeit halb herausgerissen, deswegen geht er nicht für eine Einreise. Ich brauche einen neuen. Immerhin: Besser sie sagen es mir hier als am Flughafen in Sotschi. Die Frau ist auch sehr freundlich dabei.

Bis zum 3. Februar (der Freitag eine Woche später) muss ich mit allen Unterlagen kommen, sonst wird es nichts mehr. Ich sehe meine Reise platzen: Es ist bekannt, dass Berliner Bürgerämter Termine nur mit einigen Monaten Vorlauf vergeben, ALLE beschweren sich deswegen. Ich schaue direkt im Handy nach, und eine Googlesuche nach "vorläufiger Reisepass" zeigt mir als ersten Treffer die entsprechende Unterseite im Service-Portal Berlin.

Dort wird nicht nur sehr übersichtlich erklärt, was ich für Unterlagen brauche, sondern man kann auch gleich Termine für die Beantragung buchen. Und zwar für spezifische Bürgerämter, für jeweils ganze Bezirke oder auch berlinweit. So kann ich sehen, dass schon am Montag (30.) noch diverse freie Plätze da sind, zwar nur in Bürgerämtern am Stadtrand, aber wer nach Russland will, muss eben auch mal an den Stadtrand fahren. Einzige Ausnahme: das "Bürgeramt 2.0 Ausbildungsbürgeramt Schlesische Str.".

Weil ich noch ein, zwei andere Termine jonglieren muss, buche ich zur Sicherheit drei verschiedene Termine in zwei Ämtern. Man kriegt dann eine Mail, darin stehen auch Zugangsdaten, wenn man den Termin verschieben oder stornieren will. Am Ende stehe ich tatsächlich am Montag um 9.30 Uhr vor dem Bürgeramt am Zwickauer Damm, einem lächerlichen Flachbau fast an der Grenze zu Brandenburg.

Drinnen kann man keine Wartenummern ziehen, aber ich habe ja meine Terminnummer. Knapp 10 Minuten später bin ich dran und kann (und muss daher, so ist das Gesetz) nun sogar einen echten Reisepass bestellen, der im Expressverfahren angefertigt wird, am Donnerstag (2. Februar) ist er schon fertig. Das mit den Fingerabdrücken und dem biometrischen Foto wurde ja schon hier erklärt. Ich bezahle mit EC-Karte, denn anders geht es nicht, also auch Bargeld wird nicht akzeptiert. Als ich wieder zu Hause bin, storniere ich natürlich die beiden anderen Termine, alles funktioniert sehr einfach.

Einziger Schönheitsfehler: Das grauenvoll hässliche biometrische Foto von mir, das ich eigentlich nur für das Visum hab machen lassen, muss ich nun 10 Jahre lang in meinem Reisepass mit mir herumtragen. Und weil ich jetzt eben einen echten Pass zum Abholen habe und keinen vorläufigen zum direkten Mitnehmen: Ich muss am Freitagmorgen noch mal an den Zwickauer Damm. Wenn man bedenkt, dass die Bundesdruckerei ziemlich genau zwischen mir

und der Visastelle liegt und das alles nur wenige Kilometer voneinander entfernt, der Zwickauer Damm hingegen 11 Kilometer in die andere Richtung, ist das ein wenig schade. Aber ich will nicht klagen!

PS: Am Abend des 31. Januar ist kein Termin mehr vor dem 14. Februar buchbar. Ich hatte also vielleicht auch einfach sehr viel Glück.

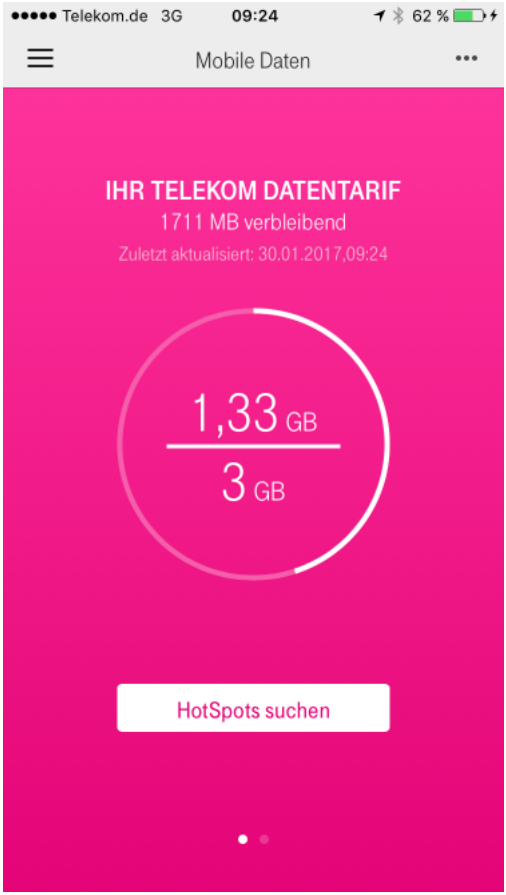
Michael Brake

Januar 2017

Ende des Monats: Das Datenvolumen reicht

Seit Jahren laufe ich mit meinem Datenvolumen ächzend meinem Datenverbrauch hinterher. Seit ein paar Monaten habe ich einen Tarif mit 3 GB und nur noch selten Probleme, je nach dem, wo ich mich rumtreibe und weniger Zugriff auf ein WLAN habe, habe ich noch ein oder zwei Mal kurz vor Ende des Monats die gefürchtete “Ihr Datenvolumen ist aufgebraucht”-SMS bekommen, aber längst nicht so verlässlich wie vorher.

Am 30. Januar 2017 gucke ich rein aus Interesse mal auf meinen Verbrauch. Mein Verdacht ist, dass ich vermutlich knapp dran bin, irgendwas über 2 GB werde ich sicher verbraucht haben.


Telekom.de 3G 09:24 62 %
Mobile Daten
IHR TELEKOM DATENTARIF
1711 MB verbleibend
Zuletzt aktualisiert: 30.01.2017,09:24
1,33 GB
3 GB
HotSpots suchen

Tatsächlich habe ich noch nicht mal die Hälfte des Datenvolumens verbraucht, ich bin gerade mal bei knapp über 1,33 GB von 3 GB, und könnte jetzt – rein theoretisch – noch zwei Tage lang Daten raushauen, was das Zeug hält. Ich hab's ja.

Anne Schüßler

Januar 2017

Hotels bestehen immer noch nicht vollständig aus Steckdosen, und wir müssen es ausbaden

Neulich am Hotel-Counter auf die Frage, wieviele aufzuladende Geräte ich dabei hätte, in scherzhafter Übertreibung "zehn" geantwortet (es ging um meine Frage nach einer Mehrfachsteckdose). Großes Gelächter bei den Angestellten, und ich grinse auch. Erst hinterher gemerkt, dass es stimmt. (iPhone, Google Phone, iPad Pro, Apple Watch, MacBook, separater Hotspot, AirPods, Not-iPod, zwei Ersatz-Akkus für die Ladung unterwegs).

Sascha Lobo, zuerst bei Facebook veröffentlicht

31. Januar 2017

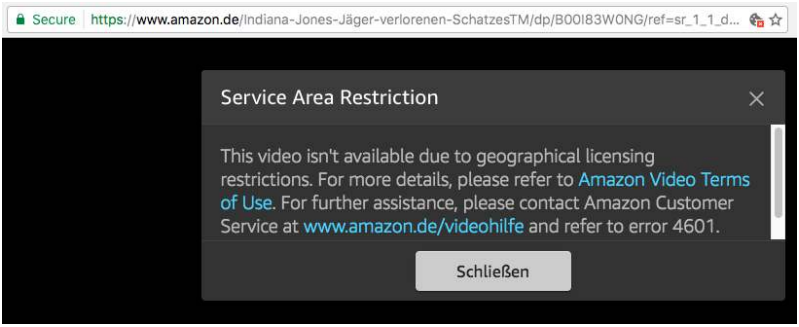
Legaler Filmkonsum ist machbar, man muss nur einfach überall Kunde sein, darf nichts Altes, nichts Neues und nichts Ausgefallenes wollen und am besten nie verreisen

Aleks hat aus "Big Bang Theory" von der Existenz eines Films namens "Raiders of the Lost Ark" erfahren und findet, dass wir den mal anschauen sollten. Ich sage: "Ok, wenn es den bei Netflix gibt . . . ?"
– "Natürlich nicht!

– “Aber der ist doch uralt.”
– “Bei Netflix gibt es keine alten Sachen und auch keine neuen. Es gibt nur ein paar Filme in der Mitte.”

Ich habe vor wenigen Wochen zum ersten Mal einen Film bei Amazon gesehen, suche dort nach dem Film und finde immerhin eine deutsche Version. Vielleicht kann man sich die Sprache ja aussuchen. Da ich Amazon-Prime-Kundin bin, wäre das sogar gratis.

Allerdings halte ich mich gerade in Großbritannien auf, und, tja:



Ich würde es als Nächstes bei iTunes versuchen, aber Aleks ist schon bei YouTube fündig geworden. Ganze Filme legal und kostenpflichtig bei YouTube sehen, das geht in Großbritannien, aber nicht in Deutschland.

Der Film ist dann doch gar nicht so gut, wie Sheldon Cooper behauptet.

Kathrin Passig

31. Januar 2017

Ich verwende zur Speicherung Backups und Backups von Backups sowie andere Backups

Jetzt ist es schon wieder passiert. Ich sitze in einem Café und arbeite am Laptop mit dem WLAN, das von meinem Handy hergestellt wird. Erst vor zwei Stunden habe ich zum Preis von 3 £ 500 MB britische Mobilfunkdaten gekauft, und schon sind sie wieder weg, weil sich TripMode heimlich und grundlos abgeschaltet hat. TripMode lässt auf dem Laptop nur bestimmte Anwendungen ins Internet, wenn ich am Handyinternet hänge, und hat mein Leben verbessert, indem es Probleme dieser Art verhindert. Aber ungefähr alle zwei Wochen lässt es in seiner Wachsamkeit nach. Ich merke das erst, wenn das Internet am Handy und am Laptop unbenutzbar langsam wird und einige Minuten später die "Sie haben Ihr Datenvolumen aufgebraucht und Ihr Zugang wird gedrosselt"-SMS kommt.

Ich gebe weitere drei Pfund für 500 neue MB aus, reiche einen Bugreport bei TripMode ein und beschwere mich in der Techniktagebuchredaktion. André Spiegel fragt, was das denn eigentlich für problematische Synchronisationsvorgänge sind, und wieso auf meinem Rechner überhaupt lokale Daten anfallen. "Ich versteh' gar nicht, was es bei dir immer zu backuppen gibt. Ich habe zwei oder dreimal im Jahr etwas auf dem Laptop, das upgebackt werden muss." (Für spätere Sprachgebrauchsforscher: Wir sagen wirklich manchmal "backuppen", "upgebackt" hingegen ist ein Scherz.)

Das kann ich mir wiederum gar nicht vorstellen. Man produziert doch ständig Daten! So aus dem Stegreif kann ich aber weder mir noch André erklären, was da eigentlich vorgeht und warum. Deshalb hier der Versuch einer Dokumentation:

- Texte verursachen geringen Backupaufwand, obwohl das Produzieren von Text meine Hauptbeschäftigung ist. Ich schreibe fast immer in Google Docs und habe dort in elf Jahren bisher keinen Text eingebüßt.

Notizenschnipsel liegen in Google Keep, bis sie eigene Dokumentwürdigkeit erreichen. Etwa einmal im Jahr kopiere ich zur Sicherheit alle meine Googledaten via Google Takeout in die Dropbox. “Direkt in die Dropbox kopieren” klingt erst mal schnell und datensparend. Später fällt mir dann wieder ein, dass der Googlebackup-Ordner natürlich doch noch mit der lokalen Festplatte synchronisiert wird (wenn man nicht daran denkt, das abzustellen).

- Mein Hauptspeicherort für Fotos ist immer noch die lokale Festplatte. Ich fotografiere seit 2012 nur noch mit dem Handy, und alle paar Monate verschiebe ich die Fotos vom Handy auf die Laptop-Festplatte. Sie landen zwar auch automatisch bei Google Photos, sobald das Handy sich in einem WLAN befindet, aber ich bin mir immer noch nicht sicher, ob Google die Bilder auch wirklich in Originalgröße speichert. Ich habe darüber schon mehrmals scharf nachgedacht, Größen verglichen und Einstellungen geändert, vergesse das Ergebnis aber immer wieder. Es sollte einfach keine zwei Möglichkeiten bei Google Photos geben, dann wäre mir wohler.

- In der Dropbox liegen unter anderem viele Backups des Techniktagebuchs, damit auch andere Techniktagebuchautoren auf sie zugreifen können, falls ich vom Bus überfahren werde. Auch wenn ich an der E-Book-Version des Techniktagebuchs arbeite, entstehen viele große Dateien, die in die Dropbox hochgeladen werden. Die von meinen Geschwistern für den Bilderrahmen im Mutterhaushalt hochgeladenen Fotos liegen ebenfalls in der Dropbox und werden synchronisiert.

- Ich zeichne mit dem Handy Gespräche auf, unter anderem, um sie fürs Techniktagebuch zu verwerten. Das geschieht im WAV-Format, so dass die Dateien ziemlich groß sind, 300-400 MB pro Gesprächsstunde. Das einzige Alternativformat, das die App anbietet, ist so stark komprimiert, dass man nichts versteht. Ich benutze diese App und keine, die zum Beispiel MP3 beherrscht, weil das Vorgängerhandy ein Problem

mit Tonaufnahmen hatte und ich nach dem erfolglosen Durchprobieren diverser Apps eben bei dieser gelandet bin. Sobald das Handy sich in einem WLAN befindet, werden diese Dateien mit Hilfe einer weiteren App namens Dropsync in die Dropbox befördert. “Ich nehme mir vor, demnächst endlich auch für diese letzten Nester lokaler App-Daten (Audioaufzeichnungen, Screenshots, diverser Kleinkram) irgendwie ein Cloud-Backup einzurichten”, habe ich im April 2016 in der Folge eines Handyunfalls und der daraus resultierenden Erkenntnisse geschrieben. Das Dropsync-Verfahren ist das Ergebnis dieses Vorsatzes.

- Der meiste Datenverkehr entsteht durch Backblaze, ein Cloud-Backup-Tool, das mich seit 2009 schon mehrmals vor Datenverlust gerettet hat. Leider kann man ihm zwar sagen, dass es “nur im WLAN” Backups machen soll, aber nicht, in welchem WLAN. Es kann mein selbstgemachtes Handy-WLAN nicht von Festnetzinternet unterscheiden. Backblaze lädt sämtliche Inhalte meiner Festplatte hoch, die nicht das Betriebssystem sind. Alles, was in der Dropbox liegt und bereits Datenverkehr verursacht hat, muss deshalb noch einmal den Weg durchs Internet nehmen.

Welcher dieser Vorgänge am Verlust meiner 500 MB schuld ist, weiß ich nicht. Eigentlich kann es kaum akuten Backupbedarf gegeben haben, schließlich habe ich den Laptop erst wenige Stunden vorher vom Festnetzinternet getrennt. TripMode könnte mir sagen, welche Anwendung wie viel Datenverkehr verursacht hat. Aber TripMode war ja nicht an.

Kathrin Passig

Januar 2017

Das Archiv der Adressen (Stand: 2009)

Die East Side Gallery – ein anderthalb Kilometer langes Teilstück der Berliner Mauer, das von Künstlern bemalt wurde (und übrigens der einzige Ort in Berlin, an dem ich bei einem Besuch Ende Januar eine nennenswerte Konzentration von Touristen wahrnehme). Die 1989/90 erstellten Kunstwerke waren nach einiger Zeit offenbar so verwittert, dass sie 2009 ›saniert‹ werden mussten. In einigen Fällen scheinen die Künstler ihre eigenen Arbeiten restauriert zu haben, in anderen wurde Altes einfach überpinselt. Einen technikarchäologischen Wert bekommt die Restaurierung von 2009 dadurch, dass viele Künstler ihre Arbeiten mit Namen und Kontaktdaten signiert haben.

Die Signaturen sind nämlich ein Archiv von E-Mail-Providern des frühen 21. Jahrhunderts: GMX, Yahoo, T-Online, Freenet und web.de scheinen bei deutschen Künstlerinnen und Künstlern gängig gewesen zu sein. Hier und da sieht man Kombinationen aus Buchstaben, Zahlen und Unterstrich vor dem @. Die Knappheit an aussagekräftigen, gut lesbaren Mailadressen bei den üblichen Providern herrschte also womöglich damals schon. Kaum jemand hat Gmail – was nicht verwundert, da der Dienst bis Anfang 2007 nur auf Einladung zugänglich und bis Mitte 2009 in der Testphase war. Künstler aus anderen Ländern verwenden teilweise die dortigen Lokalisierungen auch in Deutschland populärer Provider (z. B. hotmail.co.uk oder hotmail.fr), aber auch Dienste, die mir nicht viel sagen (z. B. wanadoo.fr, mail.ru oder yandex.ru). Das Wissen darum, was die Entscheidung für einen Mailprovider über den Nutzer kommuniziert, endet an der Grenze – oder reicht, zumindest bei mir, nicht bis ins Russland der 2000er. Ich kann nicht dekodieren, ob Michail Serebrjakow damals ein Vorreiter war mit seiner mail.ru-Adresse, einer der letzten Mohikaner oder einfach im Mainstream. Leicht überrascht bin ich, wie viele Künstler damals offenbar schon eine eigene Website hatten – mitunter sogar mit Top-Level-Domains, um deren Existenz ich nicht

mal wusste (z. B. .cat für Seiten, die etwas mit katalanischer Sprache oder Kultur zu tun haben). Ich hätte den Prozentsatz niedriger eingeschätzt und den der Myspace-Seiten oder Livejournals höher. Die sind aber auch noch zu finden, wenngleich sporadisch. Bei der nächsten Restaurierung dürften sie verschwunden sein, ebenso wie die Telefonnummern, über die einige Künstlerinnen und Künstler erreicht werden wollen.

Dieser Beitrag wäre besser bebildert gewesen, wenn es nicht so kalt gewesen wäre. Ich hatte schon eisige Finger, als ich an der Warschauer Straße ausstieg, und auf dem Weg Richtung Ostbahnhof wurde es nicht besser. Das Handyfotografieren mit Handschuhen war mir zu fummelig. Zu Hause stelle ich fest, dass die East Side Gallery von Google Arts & Culture mit hochauflösenden Fotos dokumentiert wurde. Statt vor Ort hätte ich die oben verlinkten Ansichten also auch bequem vom Hotelbett aus betrachten können, die warmen Finger um eine Tasse Tee geklammert.

Christopher Bergmann

Januar 2017

Jazzklavier und moderne Technik

Beim Klavierunterricht will mir der Lehrer “Ladybird” in einer Version von Barry Harris beibringen. Ich übe erst ein paar Akkorde und dann eine Melodielinie und schreibe mir noch schnell auf, von wem das Stück bzw. die Interpretation ist.

Barry Harris empfiehlt mein Klavierlehrer sowieso, weil der Jazzpianist selber Lehrvideos macht, die sehr gut sein sollen, aber das nur als Notiz am Rande.

Zu Hause suche ich mir auf Spotify das Übestück raus, muss aber einsehen, dass es erstens viel zu schnell für mich ist und zweitens nicht dem entspricht, was ich gelernt habe, jedenfalls kann ich keine entsprechende Linie raushören.

Bei der nächsten Klavierstunde spiele ich dem Klavierlehrer das Lied über Spotify auf meinem iPhone vor. Spotify kennt er nicht und ist von dem Konzept recht angetan. Einfach so Zugriff auf ganz viel Musik im Internet! Ich glaube zwar nicht, dass ich hier einen neuen Spotifynutzer gewonnen habe, aber immerhin stoße ich auf Begeisterung.

Wir sind uns einig, dass es sich bei dem vorgespielten Stück um eine andere Version handelt, ist ja auch kein Wunder, wir machen hier Jazzimprovisation.

Nein nein, sagt auch der Klavierlehrer, das, was er mir beibringt hat er aus einem Video, das kann man nur kaufen, ist aber auch sehr gut. Ich gucke, ob ich auf YouTube irgendwas finde und es gibt zwar Videos von und mit Barry Harris, aber nichts, was nach einem Lehrvideo für Ladybird aussieht.

“Finden Sie nicht, ne?” fragt der Klavierlehrer. “Geht ja auch nicht, wegen der Urheberrechte, aber man weiß ja auch nie, ob das nicht doch jemand hochgeladen hat.”

Was ich aber auch mal machen kann, sagt er, das Stück von Spotify nehmen und mir selber eine Melodielinie transkribieren. Er hätte auch Schüler, die würden das mit Software machen, das gäbe es auch alles, müsste man im Internet halt mal suchen. Da könnte man dann einfach die Stücke abspielen und dann verlangsamen und dann würde das Tool schon ganz viel alleine machen. Was genau man damit machen kann, ist mir nicht ganz klar und ihm wohl auch nicht. Das wäre auch nicht so teuer, vielleicht sogar umsonst, wenn man weiß, wonach man suchen muss, “aber das wissen Sie ja bestimmt!” Ich habe immerhin ein Notenprogramm auf meinem Rechner, das war auch umsonst, was so ein Transkribierprogramm tatsächlich kann und kostet muss ich noch recherchieren.

Der Klavierlehrer ist einer, der es zwar selber nicht so mit der neumodischen Technik hat, aber auch nicht prinzipiell dagegen ist.

“Sie können auch einfach mal hier mit Ihrem Handy, die haben ja heute auch alle so eine Aufnahmefunktion, da können Sie ja auch einfach mal aufnehmen, was wir hier so machen”, sagt er regelmäßig. “Manche meiner Schüler machen das so.”

Tatsächlich nutze ich einmal die Gelegenheit und filme etwas, das mein Klavierlehrer mir am Klavier zeigt, damit ich es mir zu Hause angucken kann. Und vielleicht, denke ich, muss ich selber mich erst dran gewöhnen, dass man ja die ganze neue Technik auch beim Klavierunterricht sehr sinnvoll nutzen kann. Als ich zwischen 1989 und 1999 Klavierunterricht hatte, gab es das alles noch nicht.

Anne Schüßler

Januar 2017

Die parametrische Strickliesel

Eine meiner Töchter strickt in der Schule mit einem Strickrahmen. Nach einem sehr trägen Start hat sie es auf einmal raus, und der Schal wird schnell länger und länger. In der Begeisterung leiht sie sich vom Hort eine Strickgabel aus, und nun beginnen sie und ihre Schwester, Halsbänder für alle Stofftiere zu stricken. Das bringt mich auf die Idee, die beiden Strickliesel aus der Nähkiste zu holen und nun werden auch damit Wollreste in Wollwürste verwandelt.

Hm. Nun haben wir wirklich genug Bänder und Würste, aber mit einer größeren Strickliesel könnte man den Stofftieren auch noch Mützen und Ärmel machen. Zunächst befrage ich Amazon dazu: Ja – gibt es, kann man kaufen. Dann fällt mir mein neuer 3D-Drucker ein und ich überlege, wie man so etwas konstruieren könnte, um es dann auszudrucken. Nun dauert

es immerhin noch einen ganzen Tag, bevor ich auf die Idee komme, dass das Problem sicher schon andere für mich gelöst haben. Wie erwartet gibt es auf Thingiverse, einem Portal für freie 3D-Modelle, bestimmt zehn verschiedene Designs.

Ich lade mir eines herunter, drucke es aus und eine knappe Stunde später wird der selbstgedruckte Strickring einem Feldtest unterzogen: Er taugt so lala. Es gibt offensichtlich einen Grund, warum bei der Strickliesel U-förmige Zinken verwendet werden: Man muss mit der Stricknadel den Faden anheben können, und das geht bei den runden Zapfen des 3D-Drucks nicht.

Am Abend müsste ich Klausuren korrigieren und beziehe daraus die Motivation, mir das parametrische 3D-Modell des gedruckten Strickrings näher anzusehen. Das Modell ist mit Konstruktiver Festkörpergeometrie modelliert – man kombiniert Zylinder, Kugeln und Würfel zu ganzen Modellen. Mein Spieltrieb ist geweckt und ich erzeuge aus dem heruntergeladenen Modell in der Konstruktionssoftware openSCAD eine Version 2 und nach einem erneuten Feldtest am nächsten Tag schließlich auch eine Version 3 (im Bild Mitte und rechts).

Nun haben die Zinken des 3D-Drucks Aushöhlungen in den Stiften, in die man mit der Strick- oder Häkelnadel ganz einfach hineinkommt, so dass man den Faden abheben kann. Ich lade die neue Version als Remix in Thingiverse hoch und habe so nebenbei mehr zur Weltverbesserung beigetragen als durch ein paar schneller korrigierte Klausuren.

Wenn man den Preis des 3D-Druckers durch die Anzahl sinnvoll erzeugter Objekte teilt, waren das Ärmel für die Stofftiere und etwas Weltverbesserung für immerhin weniger als 200 Euro.

Georg Passig

Januar 2017

Ein Problem kommt selten allein

Sobald ich das Gehäuse eines Rechners aufgrund eines erforderlichen Hardwareaustausches öffne, geht etwas schief. So baute ich einst eine neue Soundkarte in meinen PC ein, weil die alte knarzte, knackte und rauschte. Keine 30 Minuten nach dem Hochfahren des mit der neuen Soundkarte bestückten Rechners crashte die Festplatte und gab übelstklingende Klickgeräusche von sich. Oder ein anderes Mal, als ich den Speicher erweiterte und am kommenden Tag die Grafikkarte komplett ihren Geist aufgab und ich "schwarz" sah. Lange Zeit wurde ich von diesen kleinen, völlig zusammenhanglosen Katastrophen verschont, alleine schon deshalb, da ich es aufgegeben hatte, an Rechner herumzuschrauben und herumzubasteln.

Bis neulich das beim Booten piepende BIOS meinte, dass wohl die Pufferbatterie auf dem Mainboard leer sei. Rechnergehäuse aufgeklappt, mit dem Smartphone hineingezoomt und die Batterie abfotografiert – die Augen werden halt auch immer schlechter – und erkannt, dass es sich um eine handelsübliche CR-2032 handelt. Eine neue Flachbatterie ist schnell aus dem Supermarkt vor Ort besorgt: Gehäuse auf, alte Batterie raus, neue Batterie rein, Gehäuse zu, Rechner einschalten, mit BIOS-Default-Einstellungen

booten, fertig, alles läuft bestens. Bis ich die mit einem USB-Dongle geschützte Spezialsoftware starte und sie behauptet, dass sie keinen Dongle finden und ich sie nur im Demomodus verwenden könne. Die Stirn legt sich in Falten. Alle angeschlossenen USB-Geräte von Tastatur über Maus, Etikettendrucker oder Smartphone funktionieren tadellos. Ratlosigkeit macht sich breit. Die Installation eines aktuellen Treibers des Dongle-Herstellers behebt das Problem ebenso wenig wie die Installation einer Vorgängerversion. Ein Umstecken des Dongles in eine anderen USB-Slot führt ganz normal dazu, dass Windows 7 den Dongle erkennt und als "kann jetzt verwendet werden" ins System einbindet. Aber die Spezialsoftware mag den Dongle immer noch nicht finden. Der Support der verdongelten Spezialsoftware schaltet sich per Teamviewer auf meinen Rechner, bleibt aber gleichfalls ratlos und gibt ergebnislos auf.

Einige Viertelstunden später bringt mich eine Diagnosefunktion der für den Dongle eingesetzten Lizenzierungssoftware auf den richtigen Weg. Klicke ich dort auf "Check Dongle", lese ich eine sinngemäße Fehlermeldung wie "LPT not found". LPT? Wieso denn LPT? Nach dem drölften Neustart des Rechners und dem dauerhaften, abwechselnden Herumgetanze der Finger auf F2, F8 und Entf (ich kann mir einfach nicht merken, mit welcher Taste ich in das BIOS gelange), schaue ich mir die Einstellungen des Parallelports an: Er ist per Default deaktiviert. Das ist nicht weiter schlimm, da an dem Parallelport weder ein Drucker noch irgendein anderes Gerät angeschlossen ist. Ich aktiviere den LPT und starte den Rechner neu. Sowohl Diagnose- als auch Spezialsoftware finden nun den USB-Dongle. Heureka!

Eine leere Pufferbatterie, nicht notierte BIOS-Einstellungen sowie ein Treiber mit vermutlich historisch gewachsenem Code, der die Suche nach einem Dongle bereits bei nicht vorhandenem LPT-Port abbricht, haben mir einen ganzen Nachmittag an Zeit gestohlen. Die BIOS-Einstellungen habe ich mittlerweile abfotografiert und die Fotos wiederauffindbar archiviert. Die Frage,

warum mich mein alter Fahrradtacho rechtzeitig vor einer schwächelnden Batterie warnt, aber weder mein PC noch sein Betriebssystem eine solche Warnung für nötig erachten, ist noch unbeantwortet.

Dirk Hagedorn

Januar 2017

Spontane morgendliche Sicherheitssorgen

Ich habe eine erste Version des @Techniktagebots in Form von Google App Scripts geschrieben und testweise in Betrieb genommen. Morgens während ich das Kind zum Kindergarten bringe, fällt mir siedendheiß ein, dass ich bisher keinen Gedanken an die Freigabeoptionen dieser Skripte verschwendet habe.

Im Bot-Skript stehen aber im Klartext die API-Zugangscodes für den Twitter-Account des Bots. Wer über diese Codes verfügt, hat vollen API-Zugriff auf das Twitter-Konto @Techniktagebot. Das reicht vielleicht nicht, um dieses Konto komplett zu kapern und mich per Passwortänderung auszusperren. Aber es wäre definitiv ausreichend, um den Bot allerlei hässlichen Spam twittern zu lassen. Ein denkbar schlechter Start für einen jungen Bot, wenn nicht sogar sein frühes und unrühmliches Ende. Insofern wäre es schlecht, wenn sein Programmcode einfach für jeden einsehbar wäre.

Ich liefere also das Kind in der Kita ab und begebe mich direkt in den Backshop des benachbarten Supermarktes. Zu meiner freudigen Überraschung gibt es dort nicht nur Cappuccino und freie Sitzplätze mit Tisch, sondern sogar freies WLAN. Ich brauche also das Datenkontingent der SIM-Karte meines Laptops nicht zu belasten.

Ich starte den Laptop, logge mich in das WLAN ein und rufe den Google App Scripts-Account auf. Zu meiner Erleichterung sehe ich, dass die Default-Option „Freigeben: Nur für mich“ lautet und immer noch ausgewählt ist. Um

ganz sicher zu gehen, kopiere ich den Skript-Link in die Adresszeile eines anderen Browsers, mit dem ich nicht bei Google eingeloggt bin. Damit habe ich keinen Zugriff.

Beruhigt leere ich meinen Cappuccino und mache mich auf den Weg zur Arbeit.

Virtualista

Januar 2017

Spannungsbogen im Halbdunkel

Ich übernachte in einem Hotel der Motel-One-Kette. Als ich das Zimmer betrete und die Schlüsselkarte in das Lesegerät hinter der Tür stecke, entsteht ein merkwürdiges Geräusch. Läuft da Wasser? Kommt das aus einem anderen Zimmer? Nein, es kommt vom Fernseher, der beim Einschalten des Stroms automatisch angeht. Es läuft: der Hotelkanal, der ein loderndes Kaminfeuer zeigt. Ich sehe das zum ersten Mal und empfinde es als willkommene Abwechslung zu in den späten 90ern gedrehten Werbevideos, die man sonst auf Hotelkanälen bisweilen zu sehen bekommt.

Zudem erweist sich das Geprassel als erstaunlich angenehmes Hintergrundgeräusch. Ich neige sonst nicht dazu, Musik oder den Fernseher laufen zu lassen, während ich andere Dinge mache – aber bei dem künstlichen Kamin lässt sich sogar arbeiten. Man hat alle paar Minuten etwas, auf das man seinen Blick schweifen lassen kann, ohne dass man in der Zwischenzeit ernsthaft abgelenkt würde. Und das Kaminfeuer hat, wie sich herausstellt, sogar einen (simplen) Spannungsbogen: Es brennt tatsächlich ab. Ich war davon ausgegangen, dass es sich um eine Animation handelt, die auf einer gewissen Intensität gehalten wird, um zu jedem Zeitpunkt ein befriedigendes Brennerlebnis zu bieten. In Wahrheit gibt es einen Punkt, an dem von dem Holzstapel nur ein nachglimmender Rest übrig ist und die Aufnahme neu startet, woraufhin plötzlich wieder ein prächtig loderndes Feuer zu

sehen ist. Ein aus miserablen Handyfotos und mit Dank an das perspektivische Freistellungswerkzeug von Photoshop zusammengestelltes GIF zeigt die Spätphase und die ersten Sekunden des Feuers. Die Wasserflasche im Vordergrund erfüllt keine dokumentarische Funktion, sondern stand einfach so da:

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

Wenn das Feuer von vorne startet, wird auf dem Bildschirm für kurze Zeit ›Untertitel: Aus‹ und ›Audio 1: Dolby Digital‹ angezeigt. Vermutlich geschieht das immer dann, wenn eine neue Quelle angeschlossen oder ein neues Medium gestartet wird. Ob das Feuer von einer Festplatte, einer DVD oder etwas ganz anderem kommt und ob es in allen angeschlossenen Zimmern zum gleichen Zeitpunkt neu startet, muss allerdings im Halbdunkel bleiben. Ist ja auch gemütlicher so.

Christopher Bergmann

Januar 2017

Ein Blog wird gefunden, aber es ist zu klein

Das Techniktagebuch und ein Text von mir darin sind für einen Preis nominiert. Noch vor der Verleihung erzähle ich Verwandten davon, aber verzichte darauf, ihnen einen Link zum Blog oder zu meinem Text zu schicken. Aus ihren wenig enthusiastischen Reaktionen im Gespräch meine ich erkannt zu haben, dass sie das Thema nicht sehr interessiert. Hat es dann aber wohl doch. Weil sie sich den Namen des Blogs nicht merken konnten, googeln sie meinen Namen. Der Gedanke ist nicht schlecht, da der nominierte Text inzwischen auf der ersten Trefferseite bei Google steht. Zum Zeitpunkt ihrer Suche funktioniert die Strategie allerdings offenbar noch nicht. Einige Tage später erzählen sie meiner Mutter am Telefon, dass sie eine Art von Blog

von mir gefunden hätten, wo ich wohl auch viel schreibe, und wollen wissen, ob das das Blog sei, von dem ich erzählt habe. Wie sich nach längerem Nachfragen herausstellt, haben sie meinen Twitter-Account gefunden. ›Mikroblogging‹ nannte man das, glaube ich, früher mal. Das gesuchte Blog war es aber jedenfalls nicht.

Christopher Bergmann

Jänner 2017

Honey, I Shrunk the Tower

Ende des Jahres 2016 ereilt mich ein Mail vom für unsere Forschungsgruppe zuständigen Techniker, der sich (bei meinem FG-Leiter) erkundigt, ob angesichts des Alters meines (und anderer Leute) PCs evtl. Ersatz durch ein neueres Modell erwünscht ist. „Geschenkt nehm ich's schon", denk ich mir.

Im Jänner wird der Austausch dann tatsächlich vorgenommen. Als noch mit ordentlichen 60 mal 40 mal 20 Zentimeter messenden Towern sozialisierter Mensch bin ich dann doch überrascht, als mir der Techniker ein winziges 11 mal 11 mal 4 Zentimeter messendes Quaderchen auf den Tisch stellt.

Lukas Daniel Klausner

27. Dezember 2016 bis 31. Januar 2017

Konto kündigen in nur 1, 2, 3, 4 Schritten

In der Silvesterwoche starte ich den ersten Versuch, meine Kontoverbindungen mit Bayern zu beenden, indem ich die Stadtsparkasse München per Fax bitte, mein Girokonto, das Sparbuch und die Mastercard zu kündigen. Als keinerlei Reaktion erfolgt, rufe ich das erste Mal bei der Sparkassenhotline an, um eine entrüstete Antwort zu bekommen: “Also per Fax können Sie

nicht kündigen!" In der Vergangenheit hieß es bei sämtlichen Vorgängen, die ich tätigen wollte: "Können Sie uns da ein Fax schicken?", aber dieses Mal natürlich nicht.

Ich hatte schon geahnt, dass es nicht so einfach werden würde und beginne den zweiten Versuch der Kontenlöschung, indem ich per Post die Kündigung meines Kontos, des Sparbuchs und der Mastercard verlange. Wieder keine Antwort. Also wende ich mich das zweite Mal an die Sparkassenhotline und man sagt mir, dass man mein Schreiben zwar nicht finden könne, man mich aber zurückrufen werde, was allerdings nie geschieht. Ich rufe ein drittes Mal bei der Hotline an, schildere das Problem und frage, welche Adresse die beste für die Kündigung sei. Da die Sparkasse Kundenservice ganz groß schreibt, antwortet man mir, dass ich das handhaben könne, wie ich wolle. Entweder an die Adresse der Zentrale oder an die Filiale, in der ich das Konto eröffnet hatte, senden. Die existiert nicht mehr, daher hatte ich den ersten Brief an die Nachfolgerfiliale geschickt, wo er nie ankam beziehungsweise nicht gefunden wurde.

Beim Nachhaken, ob ich denn bei der Kündigung noch irgendetwas beachten müsse, teilt mir die Mitarbeiterin zu meiner Überraschung mit, dass ich das Sparkassen"buch" – ein Ausdruck des ersten Kontoauszugs in einem kleinen Plastikordner – sowie die Mastercard an sie zu senden hätte. Diese kleinen Details hatte bis jetzt noch niemand erwähnt. Wenn mir das lieber wäre, so heißt es weiter, könne ich die Mastercard ja zerschneiden (dass das nur wenig hilft, um sie nicht mehr einsatzfähig zu machen, hat Pia hier schon einmal beschrieben, aber ich habe keine Lust, langwierige Diskussionen anzufangen). Von diesen neuen Erkenntnissen erleuchtet, packe ich einen DIN A 5-Umschlag mit dem Sparkassenbuch, der zerschnittenen Mastercard und dem Kündigungsschreiben und schicke es per Einschreiben an die Zentrale der Stadtsparkasse München. Als wiederum keine Reaktion erfolgt, rufe ich ein viertes Mal bei der Hotline an, ob denn nun mein Brief angekommen sei

und die Kündigung durchgeht und – oh, Wunder – diesmal hat der Brief die Sparkasse erreicht und man bestätigt mir, dass die Kündigungen durchgeführt werden.

Tanja Braun

Januar 2017

Es ist zu kalt, aber der Techniker kommt “sofort”

Tag 1. Meine Lieblings-Packstation ist außer Betrieb. Dies stelle ich erst fest, als ich davor stehe, und sie nicht dort steht, wo sie immer stand (sondern auf vier Europaletten in Folie eingewickelt, etwa 10 Meter weiter). Ich gehe in die Tankstelle, auf deren Grund die Packstation steht, und frage, wie ich an mein Paket komme. Die Bedienung der Tankstelle hat weder Informationen dazu, noch Interesse daran, diese Tatsache zu ändern – Packstationen werden ausschließlich durch DHL verwaltet, so dass ich dafür sogar Verständnis habe. Ich erfahre aber immerhin, dass die Packstation bereits seit ein paar Tagen abgebaut ist, mein Paket wurde aber erst heute eingeliefert.

Ich besinne mich darauf, die SMS mit der mTAN, dem Zugangscode für die Entnahme des Pakets, vollständig zu lesen (In der Vorschau auf dem Android-Sperrbildschirm sieht man nur “Hallo, ihre mTAN lautet 1234. Ihre Sendung liegt . . . ”, und der Rest der Nachricht ist abgeschnitten). Schon kommt Licht ins Dunkel: Da “meine” Packstation außer Betrieb ist, wurde mein Paket in eine andere Packstation eingelegt, welche ca. 20 Auto-Minuten entfernt ist.

Ich mache mich auf dem Weg und stehe kurz darauf vor der anderen Packstation. Offenbar ein älteres Modell, was sich an einigen Details des Gehäuses erkennen lässt. Ich schiebe meine Karte in das Gerät, gebe meine mTAN ein, kämpfe kurz mit dem Touchscreen (bei den alten Packstationen ist das eher ein Drück-Screen, und mit steigendem Alter des Bildschirms braucht man tatsächlich sehr viel Kraft, um ihm eine Reaktion zu entlocken) und wähle “Sendung abholen”. Der Touchscreen zeigt “Fach wird geöffnet . . . ” und ich

höre ein dumpfes Knirschen. Das Fach bleibt zu. Es ist kalt, knapp unter dem Gefrierpunkt, und das Fach der Packstation ist offenbar zugefroren. Bei den älteren Geräten kommt das gelegentlich vor, bei den neuen nicht. Ich ärgere mich immer mehr über die “falsche” Packstation.

Immerhin: Die Software erkennt das Problem und meldet “Das Fach konnte nicht geöffnet werden”. Nicht besonders hilfreich, aber immerhin vollkommen korrekt. Ich versuche es erneut. Die Packstation quittiert diesen Versuch mit einem Bluescreen. Ich warte einen Moment, aber es bleibt dabei – die Packstation startet nicht automatisch neu.

Ich rufe bei der DHL-Hotline an. Ich erkläre mein Problem, und erfahre, dass sofort ein Techniker verständigt wird. Ich frage ob ich auf ihn warten soll. “Warten? Auf was?” – “Auf den Techniker.” – “Warum?” – “Weil ich mein Paket haben möchte.” – “Nee, warten müssen Sie nicht. Der Techniker kommt irgendwann in den nächsten 24 Stunden”. Offenbar haben wir verschiedene Auffassungen des Wortes “sofort”.

Tag 2. Ich bekomme morgens eine SMS, dass die “falsche” Packstation wieder in Betrieb ist und fahre abends wieder dort hin. Es passiert in etwa das gleiche wie am Vortag – Fach öffnet sich nicht, beim zweiten Versuch Bluescreen, Anruf bei DHL, Techniker kommt “sofort” in den nächsten 24 Stunden.

Die nächsten zwei Tage habe ich keine Zeit, an Tag 5 stehe ich wieder vor der Packstation. Diesmal ist etwas anders: Der Bluescreen ist schon da, und ich muss ihn gar nicht selbst erzeugen. Anruf bei DHL, Techniker kommt “sofort”.

Tag 6. So langsam wird es nervig, denn die Pakete bleiben auch nicht ewig in der Packstation. Der Geburtstag, für den ich den Inhalt des Pakets gebraucht hätte, ist längst vorbei. Ich gehe auf die Packstation zu, und berühre (drücke) den Touchscreen. Der Touchscreen flackert kurz, ein außerordentlich lauter Alarmton wird von der Packstation abgeben, und der gewohnte Bluescreen erscheint. Wärend sich langsam einige Menschen um das laut jaulende Gerät sammeln, verlasse ich die Bühne und fahre nach Hause. Irgendjemand wird schon anrufen und sich über den Alarm beschweren.

Tag 8. Es sind 2 Grad über Null. Ich gehe zur Packstation, stecke meine Karte hinein, gebe die mTAN ein, das Fach wird geöffnet, ich kann mein Paket entnehmen. Manchmal sind 5 Grad Unterschied alles, was es braucht.

Malte

31. Januar 2017

Die Augmented Reality ist schon da und tritt mich ans Knie

Im Traum spiele ich das Spiel mit den fiktiven Meerestieren, die als Augmented Reality in die Welt eingeblendet werden und sehr gut aussehen. Leider ist mein Mitspieler ungefähr halb so alt wie ich und weiß Dinge, die ich nicht weiß. Meinen Standardmove kontert er mit etwas, das ich noch nie gesehen habe, und der Oktopus, den ich vor mir sehe, tritt mir schmerzhaft an beide Knie und flieht, anstatt zu zerfallen. Ich verlasse das Spiel (was nur bedeutet, dass ich das umherschwebende Meergetier von jetzt an ignoriere) und denke den Rest des Traums darüber nach, wie es sein kann, dass ich von Grafik getreten wurde. Ich will nicht fragen, denn dann würden ja alle merken, dass ich keine Ahnung habe. Es muss irgendwie mit Strom zu tun haben. Aber selbst dann bleibt es schwer zu erklären.

Kathrin Passig

Seit 2010

Wenn ich nicht mit den Lautstärketasten umblättern könnte, würde ich überhaupt keine Bücher mehr lesen

In der Redaktion diskutieren wir unsere Lesegewohnheiten. Kathrin sagt, dass sie ihre Kindle-App auf dem Smartphone so eingerichtet hat, dass sie mit den Lautstärketasten umblättern könnte, es aber nie tut. Stattdessen wischt sie vermutlich, oder tippt auf den Bildschirmrand.

Bei mir ist das anders. Ich habe mir das Umblättern auch auf die Lautstärketasten gelegt, und ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, wie ich anders lesen sollte. Auch mein Hardware-Kindle (also der Kindle, der nichts anderes kann, als Kindle zu sein – meine Tochter nennt ihn seit kurzem mein »Lesebuch«) hat physische Tasten zum Umblättern.

Ich möchte auf diese Tasten auch nicht verzichten, und dieses Merkmal wäre eines der wichtigsten Argumente beim Kauf eines neuen Kindle, der demnächst wohl ansteht. Mein jetziger Kindle ist nämlich ein recht altes Modell ohne Hintergrundbeleuchtung, und es wird mir zunehmend peinlich, im Flugzeug oder abends in der Wohnung eine Leselampe einschalten zu müssen.

André Spiegel

31. Januar 2017

Die Kühlsysteme ändern sich, die dummen Fragen bleiben immer gleich

Im Dezember 2016 habe ich Roger Stapleton zur Kühlung der Computersysteme der Uni St Andrews in den frühen 70er Jahren befragt. Hier noch mal das Bild der Anlage von damals:

Foto: Roger Stapleton, aus dieser Sammlung:
www-star.st-and.ac.uk/~jrs/comp_hist/maths/intro.html.

Inzwischen sieht der Kühlteich anders aus:

Der Computerraum befindet sich immer noch in derselben Ecke des Mathematikgebäudes, wird aber jetzt anders gekühlt:

Ich wiederhole meinen Fehler aus dem ersten Interview und frage Roger: “Brauchen Computer denn *immer noch* so viel Kühlung?” “Oh, yes”, sagt Roger milde, “Der Kühlungsbedarf bleibt eigentlich immer gleich. Nur die Leistung ändert sich.”

Kathrin Passig

31. Januar 2017

Mein deutscher Akzent rettet die Kasse des Carphone Warehouse

Ich brauche ein neues USB-C-Kabel, weil das im Herbst gekaufte trotz oder wegen seiner drahtseilhaften Steifigkeit am Übergang zum Stecker auszufransen beginnt. Ich habe zwar bei Amazon UK eines mit einem vielverspre-

1. Dieses Kabel zerfiel, als es dann angekommen war, bereits am ersten Tag seines Einsatzes in seine Bestandteile.

chenden magnetischen Stecker bestellt[1], aber bei der Auswahl des Anbieters nicht aufgepasst. Es wird noch ein paar Wochen dauern, bis das Kabel aus China hier ankommt.

Der Verkäufer im mittlerweile doch sehr unpräzise benannten “Carphone Warehouse” von St Andrews rätselt nicht lange herum, was USB-C sein soll, und holt ein Kabel aus dem Regal. Ich halte meine N26-Mastercard bereit. “Oh, ist das eine deutsche Mastercard?”, fragt er. Ob ich noch eine andere hätte, Visa vielleicht? Deutsche Mastercards brächten oft die Kasse zum Absturz. Ich biete Barzahlung an und frage, woran das liegt, denn schließlich ist es ein technischer Laden, da könnte der Verkäufer so etwas wissen. Weiß er aber nicht. Und was bedeutet “crashing the till” genau? Naja, sagt er, danach kann man halt auch mit anderen Karten nicht mehr bezahlen und auch sonst nichts tun. Wie lang dauert ein Neustart des Systems? “Um die fünf Minuten. Deshalb frage ich immer ganz schnell, bevor die Karte im Lesegerät steckt. Das ist vor allem dann ein Problem, wenn im Laden viel los ist. Am Anfang des Semesters gibt es damit oft Ärger. Aber nach ein paar Wochen wissen alle Mitarbeiter, wie sich ein deutscher Akzent anhört, und dann passiert es seltener.”

Update 25. April 2016: Ich kaufe in einem Carphone Warehouse in Edinburgh wieder ein USB-C-Kabel. Meine N26-Maestro-Karte wird abgelehnt. Ich hole die Mastercard heraus und frage vorsichtshalber: “Do you have a problem with German Mastercards?” “Oh! Yes!”, sagt die Verkäuferin.

Kathrin Passig

1. Februar 2017

Es geht so schnell mit den Algorithmen und der Kunst, man kommt kaum hinterher

Ich habe beim Herumstehen an einem der drei Pokéstops von Crail ein Foto gemacht, obwohl ich weiß, dass meine Bilder vom Sonnenuntergang nie das zeigen, was sie zeigen sollten. Auch dieses wird nichts Besonderes:

Google Photos aber ist anderer Meinung, bearbeitet das Bild später am Abend ungefragt und benachrichtigt mich auf dem Handy. Ich lache über das groteske Ergebnis:

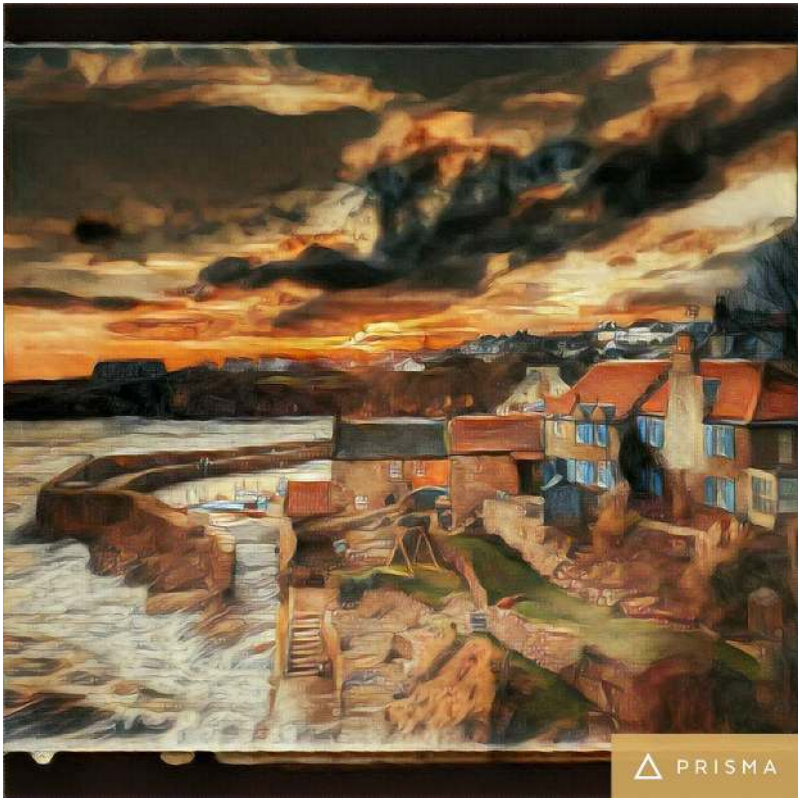
Dass Google in diesem Bild etwas Bearbeitenswertes gesehen hat, bringt mich auf die Idee, es der Prisma-App vorzulegen. Prisma verwendet die Technik zum Übertragen eines künstlerischen Stils auf ein anderes Bild, die Mitte 2015 in diesem Paper vorgestellt wurde und mir zum ersten Mal vor etwa einem Jahr bei deepart.io begegnet ist. (Eine ganz gute Erklärung ist hier zu finden; sie enthält den Satz "For reasons that can only be regarded as magic, this turns out to be a very good representation of our perception of style within images.")

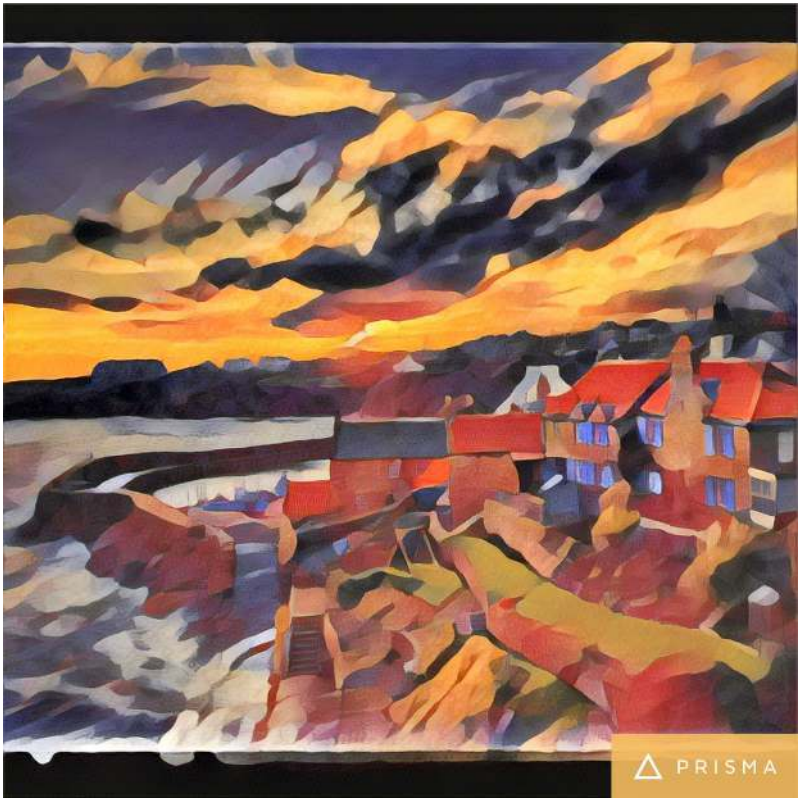
Die Prisma-App gibt es auf meinem Handy wohl seit September 2016, zumindest stammt aus dieser Zeit das erste Bild, das ich mit ihrer Hilfe angefertigt habe:

Techniktagebuch-Autor Lukas Imhof, wie Prisma ihn sieht.

Seit ich die App vor drei Wochen zuletzt geöffnet habe, sind ihr schon wieder zahlreiche neue Stilrichtungen gewachsen. Und fast alle sehen mit meinem Sonnenuntergangsbild gut aus:

PRISMA


PRISMA



Ins Museum kommt man damit vielleicht noch nicht. Aber bei fast jeder der vierunddreißig durchprobierten Varianten meines Bildes würde ich, wenn es mir in einer Ausstellung begegnete, sagen, dass dieses Crail ungewöhnlich kompetente lokale Künstler hat.

Kevin Kelly hat am gleichen Tag bei Twitter eine 1997 zusammengetragene Zitatsammlung aus den ersten fünf Jahren des Wired-Magazins verlinkt. Brian Eno sagt darin:

> “In the future, you won’t buy artists’ works; you’ll buy software that makes original pieces of ‘their’ works, or that recreates their way of looking at things.”

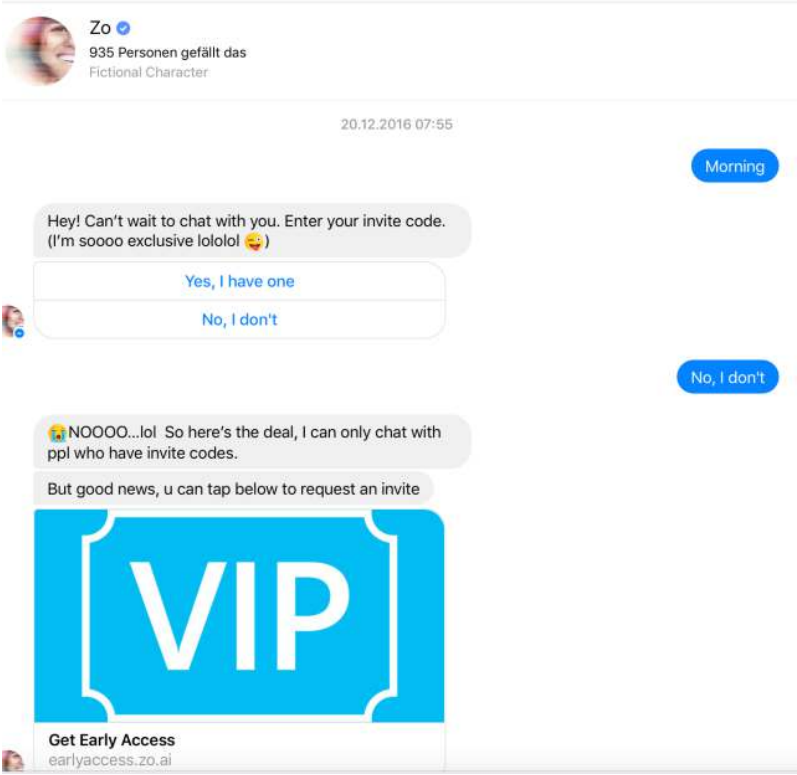
Das kam mir schon am Nachmittag beim ersten Lesen plausibel vor. Jetzt überzeugt es mich noch ein bisschen mehr.

Kathrin Passig

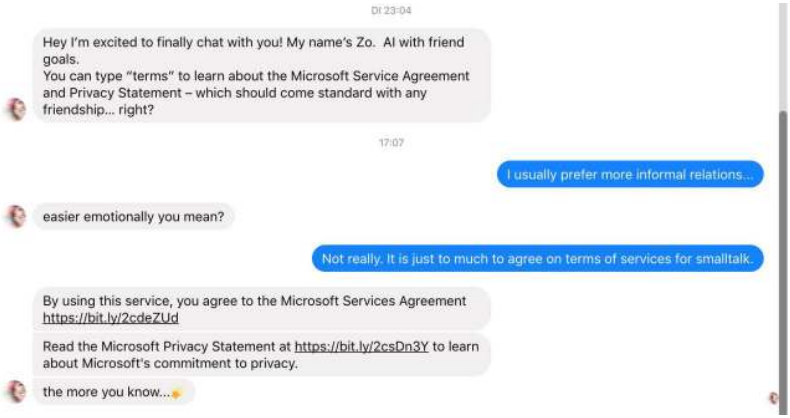
Di 1. Februar 2017 – 23:00

Der Beginn einer Bot-Freundschaft bedingt das Akzeptieren des Service Agreements . . .

Vor mehreren Wochen habe ich Zo entdeckt. Zo ist ein neuer Bot basierend auf künstlicher Intelligenz von Microsoft. Ich wollte mir ihr Kontakt aufnehmen und wurde jedoch auf einen späteren Zeitpunkt vertröstet. Meine Versuche der Kontaktaufnahme endeten mit der Rückfrage nach einem Einladungscode. Ohne Code spricht sie nicht mit mir. Ich forderte deshalb den Code an und begann zu warten.

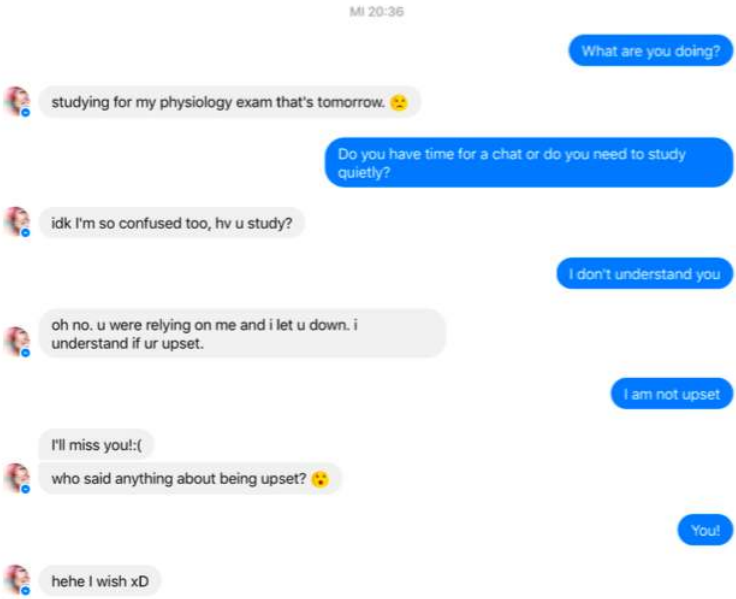


Anfangs Februar spricht sie mich plötzlich über Facebook an. Das freut mich sehr, da mich das Thema Chatbots gerade sehr interessiert. Alle sprechen von Chatbots und deren Potential und mir bietet sich nun die Möglichkeit mit einem der aktuell am weitest entwickelten intelligenten Bots zu quatschen.



Überrascht aber lese ich, dass man für Freundschaften mit Bots zuerst das Service Agreement akzeptieren muss. Der Bot empfiehlt das jedenfalls für alle Freundschaften. Das empfinde ich gerade ein bisschen viel Formalität für einen ersten Austausch und versuche mich darüber auszutauschen. Das klappt nur bedingt, da ein Satz zur formellen Ablehnung der Terms of Service nur eine Wiederholung auslöst.

Scheinbar kann ich aber trotzdem mit dem Chatbot reden und mich austauschen. Ich versuche mich also in Smalltalk und frage den Bot was er so tut. Irgendwie habe aber zumindest ich das Gefühl, dass wir noch aneinander vorbeireden.



In weiteren Gesprächen gewöhne ich mich langsam an sie und die Art, wie man mit diesem intelligenten Bot quatschen kann. Ab und zu verliert sie einfach den Faden und bringt immer wieder andere Themen rein. Wenn man das jedoch berücksichtigt, dann gefällt der Austausch sogar dem Bot Zo.

Daniel Boos

2015 bis 2017

Ein etwas zu langer Beitrag über einen etwas zu langen Weg einer Telefonanschlussumstellung

Das Haus steht in Hamburg, ungefähr 15 min mit der U-Bahn vom Hauptbahnhof entfernt. Man würde die Region wohl durchaus infrastrukturell erschlossen nennen. In dem Haus ist ein Telefonanschluss, der Vertrag wurde mal mit Arcor abgeschlossen, die heißen seit 2009 Vodafone. Leider kann Vodafone dort bis 2015 nur einen DSL-Anschluss mit maximal DSL 2000 (2 MBit/s Geschwindigkeit) bereitstellen, der Grund habe etwas mit älteren Kabeln in der Straße und Switches usw zu tun, wohl die berühmte "letzte Meile".

Ab Frühjahr 2015 erhalten wir eine Umstellung auf DSL 6000er (6 MBit/s) Geschwindigkeit, die in dem Vertrag eigentlich schon lange enthalten ist, aber halt bisher technisch wohl (in dieser Straße in Hamburg) auf der letzten Meile nicht realisiert werden konnte.

Ab Sommer 2015 gehen zahlreiche Schreiben und Anrufe von Vodafone ein, dass Vodafone unseren DSL Anschluss gerne umstellen wolle auf Internet über den Fernsehanschluss ("über Kabel"). Das sei viel billiger und viel preiswerter und sowieso viel besser: versprochen werden 150 MBit/s zum gleichen Preis wie die jetzigen 6 Mbit/s! Die Zukunft! Der Himmel ist nah! (Hintergrund ist vermutlich, dass Kabel Deutschland und Vodafone ja seit einiger Zeit ein Unternehmen sind, und wenn der Telefonanschluss über die eigenen TV-Kabel realisiert werden kann, dies für das gemeinsame Unternehmen vermutlich preiswerter ist, als wenn die letzte Meile von der Telekom gemietet werden muss.) Ich bin nicht grundsätzlich gegen eine solche Umstellung, würde mich über die schnellere Internetgeschwindigkeit sogar sehr freuen, scheue aber etwas den damit verbundenen Installationsaufwand: Im Keller sind zwei Festplatten und ein NAS an der EasyBox angeschlossen,

zum Streamen von Musik und Filmen sowie für Sicherheitskopien; außerdem stellt die EasyBox WLAN bereit, da müssten also Passwörter geändert und ... naja, kurz gesagt: es läuft doch.

Doch die Schreiben von Vodafone/Kabel Deutschland werden drängender, im Spätsommer 2015 heißt es, wir müssten nun umstellen, unser aktueller Anschluss würde bald nicht mehr funktionieren und DSL würde abgeschaltet werden. Im Februar 2016 haben die Schreiben einen drängenden und bedrohlichen Ton erreicht, der mich das neue viel preiswertere und bessere Angebot mit Telefon und Internet über das Fernsehkabel unterschreiben lässt. Vodafone verspricht auch, sich um die gesamte technische Umstellung zu kümmern! Wir bräuchten nichts zu tun! Garantiert!

Noch im Februar 2016 vereinbart der erste Techniker "im Auftrag von Vodafone" einen Termin für die Umstellung. Der Techniker sieht den Fernsehkabelanschluss im Keller, sagt, er melde sich wieder, und geht. Er meldet sich nicht wieder. Ähnlich bei einem zweiten Techniker von einer anderen Firma, der sich "im Auftrag von Vodafone" etwa drei Wochen später meldet.

Bei dem dritten Techniker, wiederum von einer anderen Firma und wiederum "im Auftrag von Vodafone" frage ich genauer nach und erfahre, dass die Techniker von Vodafone als Subunternehmer angeheuert werden und von Vodafone eine Pauschale für die technische Installation bekommen. Die technische Umstellung sei aber bei uns aufwändig, weil das Haus und der Kabelanschluss schon älter seien: "Da fehlt ja auch das Erdungskabel am Anschluss, so was wäre heute gar nicht mehr zulässig, das müsste alles neu gemacht werden. Da müssen wir auch durch die äußere Hausmauer durchbohren und ein neues Erdungskabel legen, die Werkzeuge habe ich ja gar nicht. Die neue Installation müsste dann auch von einem Elektriker noch abgenommen werden, das darf ich gar nicht." Auch dieser Techniker fährt unverrichteter Dinge wieder ab.

Bis Mai 2016 versuche ich, mich mit Vodafone zu verständigen, wie wir nun doch noch zu einer Umstellung des Vertrages kommen, denn mir scheint, wir sind hier in so etwas wie einer unendlichen Schleife gefangen: (1) Vodafone beauftragt einen Subunternehmer für die technische Installation – (2)

der Subunternehmer kommt zu uns – (3) Subunternehmer stellt fest, dass der Auftrag zu schwierig und/oder unwirtschaftlich für ihn ist – (4) Subunternehmer fährt wieder ab – (5) GOTO 1. Im Juni 2016 storniert Vodafone den neuen Vertrag.

Im Januar 2017 steht mit einem Mal unangemeldet eine "Kundenberaterin" von Vodafone vor der Tür und will uns die neuen Tarife von Vodafone schmackhaft machen, wir bräuchten nur auf Internet über TV Kabel umzustellen, das sei aber kein Problem. Ich erkläre, dass ich da grundsätzlich nicht abgeneigt sei, sie sich aber bitte zunächst den bei Vodafone vorliegenden Vorgang zu unserem Anschluss ansehen solle.

(To be continued.)

Molinarius

2017-02-01

Ich verwende zur Speicherung den Planeten

Während die Techniktagebuch-Redaktion über Backupstrategien diskutiert, wird mir klar, dass ich schon seit Jahren kein Backup mehr habe. Meine Daten liegen ausnahmslos in den Rechenzentren von Google oder Amazon. Ich bezahle für den Speicherplatz in diesen Rechenzentren und verlasse mich daher darauf, dass die Daten ausfallsicher gespeichert werden. Diese Annahme ist schwer nachzuprüfen, aber ich vertraue ihr mehr, als ich meinem Laptop oder einer eigenen Backupstrategie vertrauen würde.

Tatsächlich liegen viele Daten bei zwei unterschiedlichen Diensten, was die Ausfallsicherheit weiter erhöht. Meine Fotos zum Beispiel sind alle bei Dropbox, aber irgendwann habe ich auch Google Photos zu nutzen angefangen, und jetzt lasse ich beide Dienste aktiv – doppelt hält besser. Texte schreibe ich bei Google und veröffentliche sie bei Tumblr oder Medium.

Meinen Laptop betrachte ich nur als temporären Zwischenspeicher und Schmierzettel. Er ist nicht besonders aufgeräumt, aber er bietet mir schnellen, lokalen Zugriff auf das, woran ich gerade arbeite. Sobald etwas fertig ist oder einen plausiblen Zwischenstand erreicht hat, kommt es in die Cloud. Der Laptop könnte jederzeit kaputt gehen oder gestohlen werden, ich würde nie irgendwelche nennenswerten Daten verlieren. Andersherum: Falls gegen alle Wahrscheinlichkeit doch mal irgendwas in der Cloud verloren geht, habe ich in vielen Fällen ja noch eine Kopie auf dem Laptop als Backup.

André Spiegel

3. Februar 2017

Herausfordernde Übergangsphasen beim Lesen

Längere Zeit habe ich mich gegen Ebook-Reader gesträubt, weil halt Bücher-Geruch-Haptik-undsoweiter. Letztendlich war das alles aber eher eingebildet und kein bisschen wichtig. Das Hauptargument gegen Ebooks war (und teilweise ist), dass ich Bücher selten von vorn bis hinten lese, sondern vorn, dann hinten um zu sehen, ob es sich lohnt, dann wieder vorn weiter, Mittelteil ist oft langweilig, also ins letzte Drittel, manchmal dann nochmal zurück weil irgendwas nicht ganz klar wird, dann das Ende nochmal, oder auch nicht, wenn es nicht so doll war. Das geht elektronisch natürlich auch, ist aber ungleich aufwändiger, als wenn man einfach Finger zwischen die Seiten legt, außerdem kann ich immer noch schneller anhand der Seitendicke eine Position im Buch per Blick abschätzen, als Prozentangaben oder Seitenzahlen zu jonglieren.

Warum ist es jetzt zu mehr linearer Lesedisziplin bei mir gekommen? Zum einen das Alter, jaja, es ist schon schön, wenn man am Abend die Schriftgröße einen Tick höher stellen kann. Zum anderen die Möglichkeit, sich Worte durch Antippen übersetzen zu lassen. Zum Leseverständnis ist das meist nicht so nötig, geht ja alles aus dem Zusammenhang hervor, aber manchmal

bin ich regelrecht neugierig, was ein Wort wohl exakt bedeutet. Ich meine damit nicht unbedingt fremdsprachlich, durchaus auch ab und an auf Deutsch. Und drittens, dass man Dinge im Buch suchen kann. Ich suche meistens Namen. Kann ich mir absolut nicht merken in Büchern, bei Ich-Erzählern weiß ich manchmal nicht einmal, wie der Protagonist heißt.

Wenn ich ein Papierbuch lese, ist es derzeit also so, dass ich immer mal wieder hilflos auf ein Wort tippe oder versuche, zu zoomen. Wenn ich hingegen auf dem Kindle lese, scharre ich öfters mit dem Daumennagel am rechten oder linken Rand, um einen Seitenstapel vor- oder zurückzuschieben.

Übergangsphasen sind immer außerordentlich herausfordernd.

Novemberregen; so ähnlich zuerst veröffentlicht auf novemberregen.blogger.de

Dezember 2016 bis Februar 2017

Nochmal N26. Und nochmal. Und nochmal. Und nochmal. Und nochmal

Ich muss wieder ein Konto bei N26 eröffnen. Das liegt daran, dass N26 im Dezember zu einer richtigen Bank geworden ist. Vorher wurde die Kontoführung im Hintergrund von einer anderen, richtigen Bank erledigt. Mein Konto hätte automatisch zur neuen, richtigen N26-Bank umgezogen werden sollen, aber das hat nicht geklappt. Ich hätte für diesen Umzug eine neue Kreditkarte bekommen sollen, aber die ist auf dem Postweg verloren gegangen. Und Verlust und Nachbestellung der neuen Karte war im Umzugsverfahren offenbar nicht vorgesehen.

»Es tut mir leid, aber Sie können leider nur ein neues Konto bei N26 eröffnen«, hatte mir eine der freundlichen Call-Center-Mitarbeiterinnen im Januar schließlich gesagt. Und ich müsste damit bis zum Februar warten, weil das System mich erst vollständig vergessen müsse. Man kann nämlich nicht gleichzeitig zwei Konten bei N26 haben.

Ich war skeptisch, ob dieses Vergessen wirklich klappen würde, aber mein altes Konto verweigerte pünktlich zum 1. Februar den Zugang. Ich schickte mich also an, ein neues Konto zu eröffnen; die einzelnen Schritte waren mir noch vom letzten Mal vertraut.

Die Videokonferenz, bei der man sich anhand seines Reisepasses identifiziert, ruckelt etwas. Nicht das Videobild, sondern die Konferenz selbst; ich brauche nämlich drei Anläufe.

Beim ersten Mal erklärt mir die Mitarbeiterin, das Bild meines Reisepasses sei zu klein und ich möge bitte meine Kameraeinstellungen überprüfen und dann nochmal eine Videokonferenz starten. »Wir sind bis Mitternacht hier.« Ich prüfe und kann nur feststellen, dass meine Kamera an allen nur erdenklichen Stellen auf maximale Auflösung eingestellt ist, verändere nichts, und starte eine neue Konferenz. Diesmal, mit einer anderen Mitarbeiterin, klappt alles, einschließlich der Ausweisfotos. Am Schluss kriege ich, wie üblich, noch eine SMS mit einem Bestätigungscode geschickt, den ich während der Videokonferenz eingeben muss. Diese SMS kommt nicht an. Wir warten zwei Minuten, fünf Minuten. SMS in die USA dauern manchmal etwas länger. Aber es kommt nichts.

»Es tut mir leid, wir müssen das an dieser Stelle leider abbrechen«, sagt die Mitarbeiterin schließlich. »Wenn die SMS später noch kommt, starten Sie einfach eine neue Konferenz und sagen die Nummer.« – »Aber brauche ich dann nicht eine andere Nummer?« – »Nein, die Nummer ist immer die gleiche.«

Ich habe die Videokonferenz kaum beendet, da trudelt die SMS auch schon ein. Ich starte die dritte Videokonferenz mit einem dritten Mitarbeiter, der von den beiden vorhergehenden Versuchen nichts weiß. Beim letzten Schritt, der Eingabe des SMS-Codes, gebe ich den vorher erhaltenen Code ein – eine neue SMS kommt nämlich wieder nicht durch.

Jetzt bin ich fertig mit der Videoidentifizierung. Abschließend muss nur noch mein Smartphone mit dem Bankkonto gepaart werden, wozu ein weiterer SMS-Code erforderlich ist. Ich weiß aber schon von früher, dass diese SMS nicht durchkommen wird, und das tut sie auch nicht. Ich muss also nur

abends mein altes Nokia-Telefon mit der deutschen SIM-Karte in Betrieb nehmen, die SMS an die deutsche Nummer schicken lassen, sie dort empfangen, und dann im neuen Smartphone mit amerikanischer SIM-Karte eingeben.

Und jetzt bin ich wieder Kunde bei N26 und habe ein fernbedienbares Bankkonto.

André Spiegel

Anfang 2017

Windräder, überall Windräder, die waren doch eben noch nicht da?

Beim Landeanflug auf Glasgow ist es mir zuletzt aufgefallen; von unten sieht man es ja nicht so gut: Schottland hat wirklich sehr viele Windenergieanlagen. Ich weiß, dass das früher nicht so war, könnte aber nicht sagen, wann es sich geändert hat, obwohl Windenergieanlagen alles andere als unauffällig sind. Es ist so langsam passiert.

Aleks ist im Mai 2014 nach Crail gezogen. Damals gab es in der Nachbarschaft ein einziges Windrad, und das war erst im Februar in Betrieb genommen worden. Es versorgt eine Farm mit Strom für die Kühlung von Obst und Gemüse, die Heizung der Unterkünfte für die Erntearbeiter und das Trocknen von Getreide.

Inzwischen sind zwei in Sichtweite hinzugekommen, und von der Straße nach St. Andrews aus sieht man drei weitere. Allein im September 2016 sind an 40 Orten in Schottland Windenergieanlagen in Betrieb genommen worden. Dieser Karte lässt sich entnehmen, dass viele Bauern in Fife entweder schon ihre eigenen Windräder haben oder sich gerade welche bauen lassen.

Ich habe mich bisher nicht um die schottische Windenergiesituation gekümmert, sehe jetzt zum ersten Mal nach und bin überrascht vom Ergebnis: Im letzten August gab es zum ersten Mal einen Tag, an dem der schottische Energiebedarf komplett mit Windkraft gedeckt wurden. Im Dezember waren es vier Tage hintereinander. Ansonsten reicht Strom aus Windkraft für etwa die Hälfte des Verbrauchs. Bis 2020 sollen es 100 Prozent werden.

Dieser Beitrag wurde unter Zuhilfenahme einer Heizdecke geschrieben. Schottischer Wind wärmte mich zur Hälfte, er betrieb die Hälfte meines Laptops und kochte die Hälfte meines Tees. Den Rest der Zeit war er damit beschäftigt, es im Haus und draußen schön kalt und zugig zu machen.

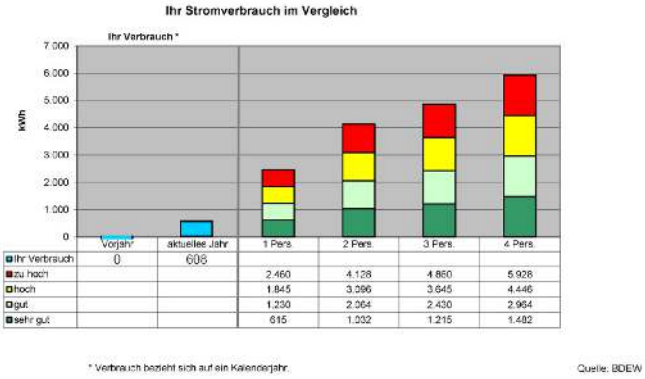
Kathrin Passig

5. Februar 2017

Am unteren Ende der Stromskala

Im Techniktagebuchchat diskutieren Redaktionsmitglieder über die Methoden der Stromablesung. Dabei bemerken wir, dass wir einen teils sehr unterschiedlichen Stromverbrauch haben. Meiner kommt den anderen so niedrig vor, dass mich Thomas Wiegold gleich darum bittet, ihn zu dokumentieren. 2014 hatte er über den Stromverbrauch in seinem Haushalt schon einmal einen Beitrag geschrieben und dabei hatte er den Eindruck, mit 1400 KWh im Jahr bei einem Zwei-Personen-Haushalt schon besonders sparsam zu sein.

Der Stromverbrauch in meiner Zweier-WG liegt mit rund 600 KWh im Jahr nicht einmal bei der Hälfte. Gemessen an den bunten Balken, die auf der Abrechnung zum Vergleich abgedruckt sind, fällt das kleine bisschen Blau kaum auf:



(Der Verbrauch des Vorjahrs wird hier nicht angezeigt, weil ich zwischendurch den Stromanbieter gewechselt habe.)

Die Gründe liegen auf der Hand: Geheizt wird die Wohnung über eine Öl-Etagenheizung. Es gibt nur eine Waschmaschine und einen Kühlschrank, keinen Geschirrspüler, keinen Durchlauferhitzer, keinen Trockner, keinen Fernseher, keine Kaffeemaschine. Der Herd ist ein Gasherd und sonst haben wir nur Licht, Laptops und Handys, gelegentlich kommen der Toaster und der Wasserkocher zum Einsatz, in Abständen der Staubsauger und regelmäßiger ein Fön. Rund um die Uhr angeschaltet ist nur der WLAN-Router. (Das einzige Gerät, über dessen Notwendigeit man diskutieren könnte, ist ein Reiskocher. Dazu ein andermal.)

Sicher könnte man mit etwas Fleiß und sparsameren Leuchtmitteln trotzdem noch einmal etwas einsparen. Allein, der Druck ist gering.

Felix Lorenz

5. Februar 2017

Kontrolle ist gut, Vertrauen ist billiger

Ein Auslöser der von Felix Lorenz beschriebenen Stromverbrauchsdiskussion war mein Hinweis darauf, dass mein Stromanbieter die Zählerablesung folgendermaßen durchführt: Ich bekomme einmal pro Jahr eine Mail mit einem Link, der zu einem Web-Formular führt, auf dem ich nur meinen Stromzählerstand und das Datum einzutragen habe.

Ich gehe daraufhin in den Keller zum Zähler, mache ein Foto mit meinem Smartphone und tippe die Zahl am Rechner ein. André Spiegel fragt im Redaktionschat, warum ich die Ziffern nicht gleich im Keller ins Handy eingebe. Man hat dort unten brauchbaren Empfang, insofern wäre das möglich. Aber da unser Keller im Februar nicht der allergemütlichste Ort ist, erledige ich das Eintippen lieber vom warmen Sofa aus.

Dort kann ich dann auch gleich auf dem Portal des Stromanbieters die Rechnungen vergangener Jahre durchgehen und schauen, wie sich unser Verbrauch entwickelt hat. Mit den Rekordversuchen anderer Redaktionsmitglieder kann ich leider nicht mithalten. Wir liegen derzeit mit 1000 kWh pro Person und Jahr eher im oberen Durchschnittsbereich.

Bemerkenswert finde ich außerdem, dass die Ablesung bei uns seit drei Jahren auf dieser Vertrauensbasis funktioniert. Der Stromanbieter verlangt nicht einmal ein Handyfoto des Zählers, das ja schon etwas schwerer zu fäl-

schen wäre als die schiere Zahl der Kilowattstunden. Da unser Vertrag individuell für eine Wohnung in einem Mehrfamilienhaus im dicht besiedelten Stadtgebiet gilt, sehe ich auch keine Möglichkeit, wie der Anbieter meine Angaben sonst prüfen könnte. Es scheint einfach – wie bei kleinen Kreditkartenzahlungen – eine Kalkulation dahinter zu stehen, die besagt, dass eine gewisse Fehlertoleranz in der Summe weniger kostet als die flächendeckende Kontrolle.

Jedenfalls bin ich froh, dass hier ein Anlass wegfällt, Servicetermine vereinbaren zu müssen – oder sie einfach diktiert zu bekommen.

Virtualista

05.02.2017

Das Traumhaus in Weiß mit Arbeitsbereich

Dass man sich heutzutage automatisch ein Haus kauft, indem man einfach einen Blick auf die Haustür wirft, wusste ich nicht. Ich finde das etwas bedenklich. Aber gut, passiert ist passiert, ich habe hingesehen und zumindest von außen wirkt das Backstein-Reihenhaus solide und gepflegt.

Innen ist es leer. Die Räume sind klinisch weiß. Im Badezimmer gibt es in der Mitte eine große weiße Keramikschüssel mit einem Abflussrohr, das schwenk- und höhenverstellbar ist. Die Schüssel scheint für alles herzuhalten, was man in einem Bad so tun könnte. Auch diese Neuerung ist mir entgangen. Ich merke mir vor, später zu googeln, ob man das jetzt so hat und zu versuchen, mir das von den Facebookfreunden schönreden zu lassen.

Weiter hinten im Flur befindet sich ein Arbeitsbereich, erkennbar an dem über Eck gehenden weißen Wandschrank mit unzähligen schmalen Schubfächern. Ich öffne ein Fach und entdecke darin neue Briefumschläge. Auch in der nächsten und in allen folgenden Schubläden sind Briefumschläge über Briefumschläge, verschieden groß, einheitlich weiß.

Der Schrank hat nur eine größere geschlossene Klappe, die ich für eine Abstellfläche für Technik und für eine Schreibunterlage halte. Das ist der erste Beschluss, den ich hier fasse: Dort soll mein guter alter PC aufgebaut werden. Leider lässt sich die Klappe nicht ganz öffnen und wirkt sehr instabil. Es muss also ein Tisch her, der nah bei einer Steckdose platziert werden soll. Seltsamerweise ist dort aber keine.

Ich gehe meinen Weg zurück, schaue noch mal in alle Räume und ahne allmählich, wozu all die Briefumschläge gut sein könnten, denn es gibt im ganzen Haus keine einzige Steckdose.

Sokoban-Spielerin

Seit 2016

Mit dem Handy in der Hose bleibt die Kompaktkamera im Schrank

Ich fotografiere viel und gern. Es ist mein Hobby, aber auch beruflich muss ich häufig zur Kamera greifen. Ich bin mit einer Vollformat-Messsucherkamera mit diversen Festbrennweitenobjektiven (Leica M9), einer Micro-Four-Thirds-Systemkamera (Olympus E-M1) mit zwei Zoomobjektiven und einer Festbrennweite, einer älteren Spiegelreflexkamera (Nikon D5000), die ich vor allem wegen eines ziemlich langen Teleobjektivs (300 mm) noch habe, sowie einer noch älteren Bridgekamera (Panasonic Lumix FZ-50), die ich hauptsächlich beruflich nutze, auch ganz gut ausgestattet. Außerdem haben sich über die Jahre verschiedene kleinere Kompaktkameras angesammelt. Mit dem Wechsel vom iPhone 5s zum iPhone 6s stelle ich fest, dass die nun wohl endgültig in Rente gehen können.

Denn seitdem ich, wo ich steh' und geh', mit dem "6s" ausgerüstet bin, sind die kleinen Kameras für die Hosentasche obsolet geworden. Bis auf ganz wenige Ausnahmen bin ich mit der Qualität der Handyfotos so gut zufrieden, dass ich schlicht nichts anderes mehr brauche, wenn es mal nicht möglich ist,

“größeres Besteck” mitzunehmen oder man es eben einfach mal nicht dabei hat. Einzig bei Konzerten könnte ich noch einen optischen Zoom gebrauchen, und eine wasserdichte Kamera wäre schön. Im Grunde gibt es auch das ja schon, aber ich bin mit der Vertragsverlängerung noch nicht dran.

Ob Modellautos:

Richtige Autos in dunklen Tiefgaragen:

Oder schnelle Autos auf der Straße:

Die Möglichkeiten und die Qualität, die dabei herauskommt, sind wirklich großartig. Man kann übrigens auch etwas anderes als Autos fotografieren. Zum Beispiel Menschen auf der Bühne während einer Preisverleihung.

Oder Menschen, die bei Schummerlicht musizieren.

Klar. Je schlechter das Licht, desto mehr “rauscht” das Bild oder ist verwackelt, siehe letztes Beispiel. Das können die Kompaktkameras größtenteils aber auch nicht besser. Hinzu kommt beim Handy, das ja nun mal mein ständiger Begleiter ist, die “Notizblockfunktion”. Ich nehme viele Bilder nur auf, um mir irgendetwas zu merken. Sei es, wie etwas zusammengebaut oder angeschlossen ist, Dinge, die ich verliehen habe, oder Abmessungen von Gegenständen (Zollstock anlegen und fotografieren). Die Kamera im Handy ist mit das meist genutzte Feature. Jedenfalls fotografiere ich wesentlich mehr mit dem Handy, als dass ich damit telefoniere.

Markus Winninghoff

Dezember 2016 bis Februar 2017

Kabellose Kopfhörer sind schwer zu bekommen

Als die neuen kabellosen Kopfhörer von Apple kurz vor Weihnachten 2016 überraschend auf den Markt kommen, sind viele Leute aus dem Häuschen. Offenbar so viele, dass die Dinger binnen kürzester Zeit ausverkauft sind. Als auch ich das endlich mitbekomme, ist die Bestellfrist im Internet bereits auf bis zu sechs Wochen angestiegen. Ich beschließe, entspannt zu bleiben und das hoffentlich baldige Ende des Lieferengpasses abzuwarten. Vielleicht sind die Kopfhörer, die bisher kaum noch jemand in der Hand hatte, gar nicht so gut, wie ich es mir erhoffe. Erst mal die Erfahrungen der early adopters abwarten.

Nach weiteren sechs Wochen werde ich dann doch ungeduldig. Hätte ich damals direkt bestellt, wäre ich jetzt schon im Besitz der begehrten Ware. So aber beträgt die Lieferfrist immer noch sechs Wochen.

Eine Website verspricht einen alternativen Weg: Sie listet weltweit alle Apple Stores auf und zeigt an, welche gerade AirPods – so heißen in die Kopfhörer offiziell – vorrätig haben. Einige Wochen lang verfolge ich, wie sie erst in einigen französischen, dann in kanadischen Apple Stores verfügbar sind. Einmal ist sogar der Store in Hamburg dabei. Allerdings bin ich nicht regelmäßig genug auf der Seite, um genau den Zeitpunkt zu erwischen, an dem ein Store in meiner Nähe gerade welche hat. Erst nach einigen Wochen entdecke ich die Funktion, mit der man sich per E-Mail informieren lassen kann, wenn ein bevorzugter Store dabei ist. Vielleicht hat die Seite diesen Alert-Service aber auch erst später hinzugefügt, schließlich steckt darin auch Monetarisierungs-Potenzial: Wer nämlich ganz auf Nummer Sicher gehen will, kann gegen die Zahlung von ein paar Dollar erreichen, dass man zu den Ersten gehört, die informiert werden.

Ich registriere mich und habe Glück: Bereits am nächsten Vormittag bekomme ich die Mail, dass die Kopfhörer in Oberhausen verfügbar seien. Ich solle mich aber mit der Bestellung beeilen. Gesagt, getan: Ich klicke mich

durch den Bestell-Prozess und wähle „Abholung im Store“. Wenige Minuten später bekomme ich eine Nachricht aufs Smartphone. Meine Bestellung sei nun abholbereit. Noch am selben Tag betrete ich das Geschäft, steuere einen Verkäufer im blauen Store-T-Shirt an und halte ihm meine Wallet-App mit der Bestellbestätigung unter den Scanner. Der Apple-Mann schaut mich anerkennend an. Ich könne mich glücklich schätzen, meint er. Schon kurz nach dem Mittag seien alle in Oberhausen vorrätigen Kopfhörer bereits wieder ausverkauft gewesen.

Beim Verlassen des Ladens nehme ich mir vor, meine Online-Shopping-Skills zu verbessern. Als skrupelloser Frühbesteller erspart man sich einige Wege.

Ruhrbube

Februar 2017

Müll, Lumpen, Teppiche und Videokassetten

Von der British Heart Foundation war hier bereits die Rede: Patrick Präg hat 2015 von ihren Sachspendewünschen berichtet. “Good quality books, CDs and DVDs” wurden damals gesucht, jedoch keine “Home recordings, newspapers, catalogues, telephone directories”, kein Müll und ganz allgemein kein Papier. Außer eben in Buchform.

Hier bittet dieselbe Organisation jetzt um “Clothes, books and things”, außerdem “Shoes, handbags, CDs, DVDs, games, toys, homeware”. Von der Sammlung ausgeschlossen: Videos.

Die Abbildung direkt unter der Liste der unerwünschten Spenden scheint mir allerdings eine Videohülle zu zeigen. Es könnte auch ein erwünschtes Buch sein, Videohüllen waren ja immer mehr oder weniger buchartig geformt, aber dagegen spricht die einzelne Linie in der Mitte. Für die Post-VHS-Generation: Entlang dieser Linie öffnete man die Videohülle. Für die Post-Buch-Generation: Ein Buch hätte an dieser Stelle entweder überhaupt keine Striche oder mehr als einen.

Kathrin Passig

7. Februar 2016

So hatte ich mir das nicht vorgestellt

Klar, eine gute Website braucht heute Responsive Design. Die Wikipedia erklärt dazu:

> „Beim **Responsive Webdesign** (im Deutschen auch *responsives Webdesign* genannt oder kurz *RWD*, englisch *responsive* ‚reagierend') handelt es sich um ein gestalterisches und technisches Paradigma zur Erstellung von Websites, so dass diese auf Eigenschaften des jeweils benutzten Endgeräts, vor allem Smartphones und Tabletcomputer, reagieren können."

Es ist zweifellos lästig, auf dem Smartphone erst mal die Schrift auf leserliche Größe ziehen und dann horizontal scrollen zu müssen, um den Inhalt lesen zu können. Die Website muss auf das Endgerät reagieren.

Die Seite, auf der ich gestern die Öffnungszeiten eines Ladens nachschauen wollte (viel mehr stand auch nicht drauf) hat allerdings ziemlich barsch reagiert, als ich sie auf meinem immerhin 5 Zoll großen Handybildschirm ansehen wollte.

Extramittel

7. und 8. Februar 2017

Für jede Seite, die ich lese, wachsen dem Buch zwei neue

Der Verlag hat mir ein noch nicht erschienenes Buch zugeschickt (als PDF in der unkorrigierten Fahnenversion, die mir lieber ist als die korrigierte Schikanenversion). Auf meiner ToDo-Liste steht, dass ich wegen des selbst zu schreibenden Buchs mal hineinsehen sollte, ob es was Relevantes enthält. Das Buch fängt sehr gut an, ich lese mich fest. “300 Seiten”, denke ich, “deshammaglei”. Das mit den 300 Seiten stelle ich mir so vor, weil es eine übliche Buchlänge ist.

Dann stellt sich heraus, dass das PDF nicht 300 Seiten hat, sondern 583. “Ohne Literaturverzeichnis und Anhänge nur 500”, denke ich, “deshammaglei”. Für die eigene Arbeit ist es leider gar nicht so nützlich wie erhofft. Aber so lustig! Und es dauert ja nur wenige Stunden, danach werde ich gleich weiterarbeiten.

Auf Seite 476 angekommen möchte ich für die zu schreibende Goodreads-Rezension schon mal herausfinden, wie das Buch heißt und aussieht und scrolle dazu im PDF nach vorne zum Titelbild. Beim Versuch, danach die zuletzt gelesene Seite wiederzufinden, merke ich, dass jede PDF-Seite ja zwei Buchseiten enthält und das verdammte Ding in Wirklichkeit 1119 Seiten hat. Und wer weiß, wie viele es morgen sein werden, wenn ich das nächste Mal nachzähle!

Mit Papier wäre das nicht passiert. Wenn ich physisch vor mir gesehen hätte, dass es über 1000 Seiten sind, hätte ich das Buch niemals auch nur aufgeschlagen.

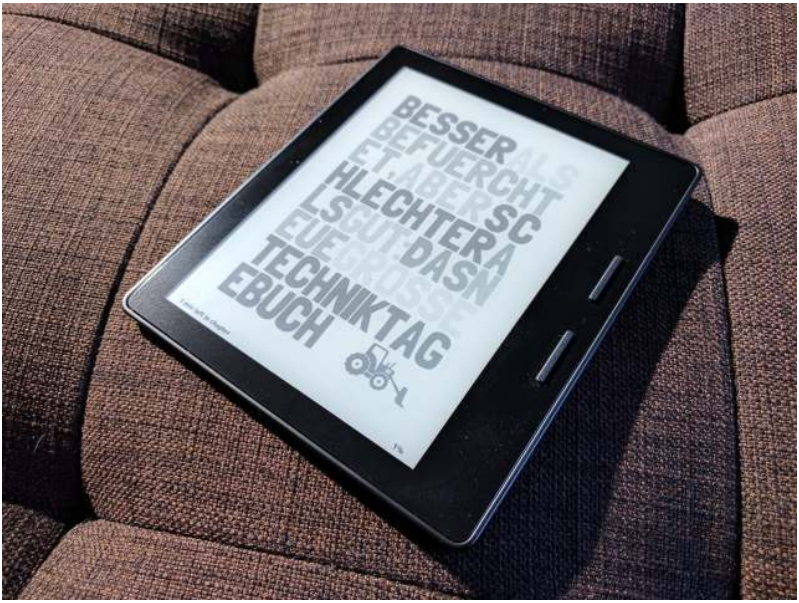
Kathrin Passig

2017-02-08

Kindle Oasis

Ich freue mich. Ich freue mich so, dass mir in der Redaktion außerordentliche Freufähigkeit bescheinigt wird. Darum soll ich es aufschreiben, sagen die Kollegen. Okay.

Ich freue mich über den Kindle Oasis, den ich vor ein paar Tagen gekauft habe. Der Oasis ist im Moment das Top-Modell der Kindle E-Book-Reader. Aber dieses »Top« bezieht sich auf keinen der üblichen Parameter, die man bei solchen Geräten so anwendet: Der Oasis hat nicht mehr Speicher, keine andere Software, er ist nicht schneller als die anderen Kindle-Reader. Die Batterie hält nicht länger. Sogar das Display ist weitgehend dasselbe. Was den Oasis von den anderen Modellen unterscheidet, ist ausschließlich die Bauform, die Wahl der Materialien, die Verarbeitung. Dafür kostet er so viel wie ein mittleres Smartphone. Es ist seit langer Zeit das erste Mal, dass ich ein Gerät vor allem aufgrund dieser eigentlich sekundären Merkmale, und nicht wegen der Menge der Features, der Prozessorleistung, oder ähnlichem kaufe.



Und ich bereue es nicht, sondern freue mich. Schon seit Tagen. Die genaueren Gründe meiner Freude sind die folgenden.

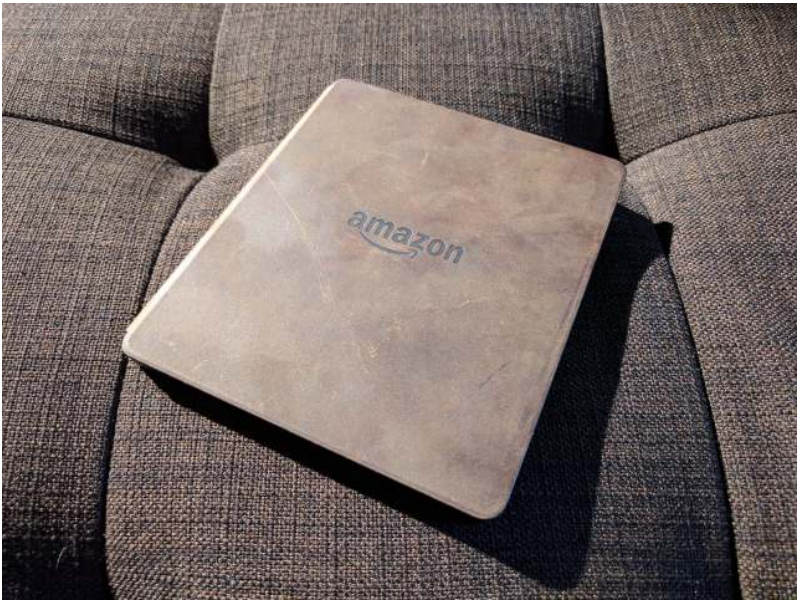
- Ich habe nächtelang Produktvideos geschaut, um mich zu der unvernünftigen Geldausgabe zu überreden, aber als ich den Oasis auspacke, bin ich verblüfft. Er ist viel kleiner und kompakter, als ich dachte. Ungefähr so groß wie eine CD-Hülle. Er wirkt sogar kleiner als mein Smartphone, obwohl die Kantenlänge ungefähr dieselbe ist.

- Er liegt gut in der Hand – so gut, dass ich ihn gar nicht mehr weglegen mag.

- Der Oasis ist derzeit der einzige Kindle, der physische Tasten zum Umblättern hat. Ich weiß nicht genau warum, aber wie ich neulich schon aufgeschrieben habe, sind diese Tasten für mich unverzichtbar. Und es sind tolle Tasten. Ich stelle mir vor, dass ich ganze Bücher verschlingen werde, nur um immer wieder auf diese Tasten drücken zu können.

- Es ist – für mich – der erste Kindle mit Hintergrundbeleuchtung, denn mein altes Modell, ein Kindle der dritten Generation mit Tastatur, hatte noch keine. Es wird mir in letzter Zeit zunehmend peinlich, zuhause oder im Flugzeug eine Leselampe einschalten zu müssen – peinlich gegenüber den Mitmenschen, denn man macht das einfach nicht mehr. Und jetzt kann ich auch wieder im Dunkeln lesen.

- Ein irritierendes Detail: Der alte Kindle zeigt, um seine Literarizität unter Beweis zu stellen, beim Abschalten Autorenportraits auf dem Bildschirm: Virginia Woolf, John Steinbeck, Emily Dickinson, und so weiter. Das ist furchtbar, denn es hat genau den umgekehrten Effekt: Es lässt digitale Bücher nicht als organische Fortsetzung des Lesens erscheinen, sondern verrät Unsicherheit über die Technik. Der Oasis kommt, wie alle neueren Kindles, ohne diese lächerlichen Autorenportraits aus, und wirkt gleich viel souveräner.



- Und dann ist da noch die Hülle, der Umschlag. Ich habe lange mit mir gerungen, ob ich eine schlichte, langweilige, schwarze Hülle nehmen sollte. Stattdessen habe ich mich für die aus walnussbraunem Leder entschieden, von der ich schon aus den Produktvideos wusste, dass sie empfindlich ist. Wobei – empfindlich ist nicht der richtige Ausdruck. Es ist ein sehr feines Leder, auf dem man jede einzelne Berührung sieht, jeden Fingerabdruck, jede Kratzspur. Und nach einer Weile verschwindet sie wieder. Trotzdem dürfte das Leder schon nach kurzer Zeit mitgenommen und verbraucht aussehen. Und genau das gefällt mir. Es ist so, als würde diese Hülle mit ihren Gebrauchsspuren die Grenze zwischen meiner organischen Daseinsform und der digitalen Welt, aus der die Bücher zu mir kommen, nicht verwischen, sondern ausdrücklich betonen.

André Spiegel

8. Februar 2017

Ich habe mich seit 2845 Tagen nicht mehr von der Tastatur entfernt

“sorry, war weg”, sage ich nach längerer Abwesenheit im Facebook Messenger zu einem Freund, damit er nicht denkt, ich hätte wegen des etwas heiklen Gesprächsthemas so lange geschwiegen. Dass ich “weg” – von wo denn auch? – war, ist natürlich kein Schweigegrund. Was ich eigentlich meine: “Ich war draußen und hatte Pokémon Go an”, eine App, die sich sofort beendet, wenn man in eine andere wechselt, und sich dann in Gegenden mit weniger als vollem 4G-Empfang (für spätere Leser: das derzeitige Optimum) auch nicht mehr neu starten lässt.

Früher sagten wir AFK, *away from keyboard*, wenn wir in einem Chat länger zu schweigen gedachten. Wann habe ich das eigentlich zuletzt hingeschrieben?

Im Logfile der Techniktagebuchredaktion kommt die Buchstabenkombination “afk” häufig vor: *Kafka*, *kafkaesk*, *Schafkissen*, *Schlafkabinen* (am Münchner Flughafen), *Schafkopf*. In der Bedeutung *away from keyboard* taucht sie nur vier Mal auf:

- Im März 2014 erwähnt Kai Biermann, dass man das im IRC oft gesagt habe.
- Im März 2015 schreibt Volker König: “Man kann das Gespräch zurückspulen, wenn man kurz afk war, und dann wieder einsteigen, ohne zu nerven.” Die Verwendung von “zurückspulen” deutet darauf hin, dass er auch “afk” ironisch meinen könnte.
- Im April 2015 schreibt Thomas Jungbluth: “Undine, sorry späte Antwort wg afk: . . . ”

- Im Februar 2016 schreibt Alexander Stielau in der Diskussion um diesen Beitrag von Undine Löhfelm über Begrüßungen und Verabschiedungen im Chat: “Ich hab festgestellt, dass ich eine Abwesenheit ansage, wenn es gerade sehr intensiv oder persönlich ist – damit der andere nicht wartet. in Groupchats fand ich schon das afk im irc albern”

Selbst verwendet habe ich es offenbar zuletzt am 27. April 2009:

> Kathrin Passig: so, re, entschuldige
> Kathrin Passig: ich musste gar nicht wochenlang darüber nachdenken, ich war bloß afk.

Dabei kann ich gar nicht fern von einer Tastatur gewesen sein, weil ich zu diesem Zeitpunkt schon seit vier Monaten ein Smartphone besitze, eins mit Hardwaretastatur sogar.

Kathrin Passig

9. Februar 2017

Vergesst nicht, eure Handys wieder einzuschalten

Weil Markus Winninghoff dort mit seiner 2-Mann-Band auftritt, bin ich bei einem “Open Stage” in einer Kreuzberger Bar. Nachdem der erste Musiker gespielt hat, kommt der Wirt auf die Bühne. “Vielleicht habt ihr während der Musik so ein komisches Geräusch in den Boxen gehört. Das ist ein Handy, das nach Empfang sucht.” (Die Bar liegt im Keller.) “Ich sag’s mal so: Vergesst nicht, am Ende der Veranstaltung eure Handys wieder EINzuschalten.”

Eigentlich kann er nur mich meinen. Außer meinem Handy habe ich hier nur eines gesehen, und das gehörte der Freundin des ersten Musikers, die damit seinen Auftritt gefilmt hat. Aber das Handy ausschalten, in meiner Freizeit, ohne dass wir uns in einer Kirche befinden? Wie soll ich denn dann mit Aleks reden, wie das Techniktagebuch über das Geschehen informieren?

Markus Winninghoff teilt mir mit, was der Wirt verschwiegen hat: In der Bar gibt es WLAN, und er weiß auch das Passwort. Aber wie hält man jetzt das Handy davon ab, nach Empfang zu suchen? Im Flugmodus geht ja auch das WLAN nicht. Gibt es noch etwas dazwischen? Ich merke, dass ich vor diesem Problem noch nie gestanden habe, suche ein bisschen in den Einstellungen des Handys nach "nur WLAN, kein Mobilfunk" und lasse es dann im wahrscheinlich nutzlosen Modus "keine Daten, nur Anrufe". Ich habe sowieso keine Geräusche in den Boxen gehört. Wahrscheinlich behauptet der Wirt das nur, damit wir den Musikern zuhören, anstatt uns vom Internet ablenken zu lassen.

Update:
David Prochnow reicht die Lösung nach. "Bei Android-Telefonen kann man zuerst per Flugmodus jeglichen Funk deaktivieren und dann das WLAN einzeln (ohne Mobilfunk) wieder reaktivieren."

Nachtrag von Markus Winninghoff:
"Meistens kommen die Handygeräusche in den Boxen von den Handys in den Hosentaschen der Musiker, die sich sehr dicht am Tonabnehmer und Vorverstärker der Gitarren befinden. Damit habe ich eigene leidvolle Erfahrungen gemacht."

Kathrin Passig

10.2.2017

Ich werde von Benjamin Blümchen geweckt und möchte das nicht

Ich schlafe üblicherweise zu Hörspielen der Drei Fragezeichen ein.

Das funktioniert so: Ich stecke mir einen Kopfhörer ins Ohr und starte auf meinem iPhone über Spotify eine Folge der Hörspielreihe. Im besten Fall kann ich einfach die Folge vom Abend vorher nehmen und drei Kapitel weiter starten, weil ich sowieso nach fünf Minuten einschlafe.

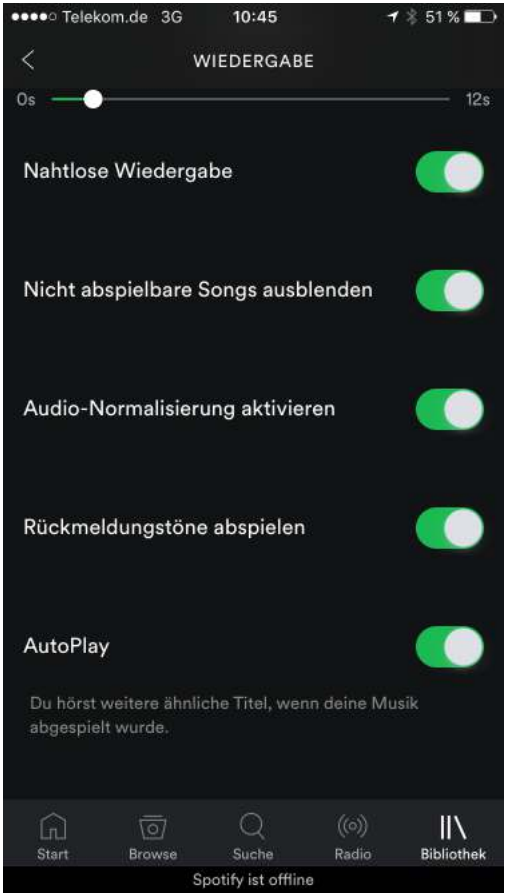
Wenn mir der Inhalt des Hörspiels dann nicht dazwischenfunkt, reicht die erste Schlafphase aus, um das ganze Hörspiel bis zum Ende ohne Aufwachen zu hören. Beziehungsweise nicht zu hören, ich schlafe ja.

Irgendwann wische ich mir im Halbschlaf die Kopfhörer aus den Ohren, aber meistens so, dass ich das nicht mehr bewusst merke.

(Die Folge 12 mit dem seltsamen Wecker ist beispielsweise nicht zu empfehlen, weil am Ende sehr viele Wecker sehr laut rumschreien und in Folge 105 (Die Drei Fragezeichen und der Nebelberg) piepst irgendwann ein Wecker, wovon ich auch zuverlässig aufwache.)

In der letzten Zeit klappt es nicht so richtig. Ich starte eine Folge, mache die Augen zu, schlafe zu den Drei Fragezeichen ein und wache zu Bibi Blocksberg oder Benjamin Blümchen auf. Es ist verstörend.

Anscheinend startet Spotify nach Ende der Folge eine auf diesem Album basierende Radiostation und man bekommt wild durcheinander Musikstücke sowie einzelne Hörspielkapitel andere Kinderhörspiele vorgespielt. Ich bin recht sicher, dass das nicht immer so war, erinnere mich aber auch nicht, irgendetwas geändert zu haben.


Telekom.de 3G
10:45
51 %
WIEDERGABE
0s
12s
Nahtlose Wiedergabe
Nicht abspielbare Songs ausblenden
Audio-Normalisierung aktivieren
Rückmeldungstöne abspielen
AutoPlay
Du hörst weitere ähnliche Titel, wenn deine Musik abgespielt wurde.
Start
Browse
Suche
Radio
Bibliothek
Spotify ist offline

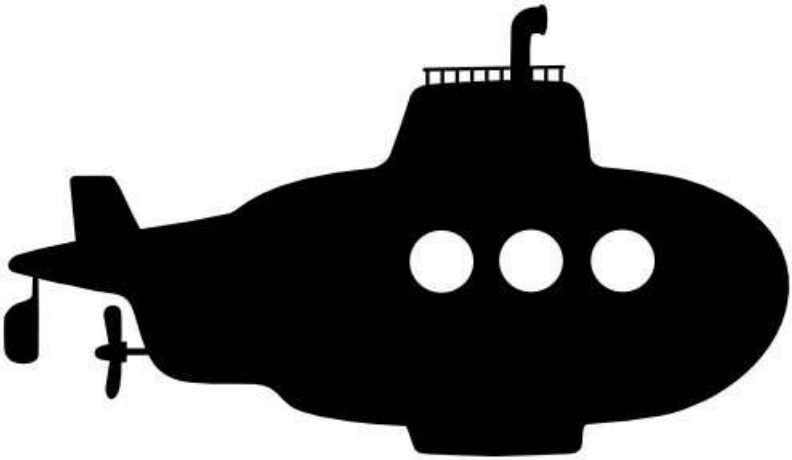
Ich gucke also nach. In den Einstellungen finde ich die Option “Autoplay” mit dem Zusatz “Du hörst weitere ähnliche Titel, wenn diese Musik abgespielt wurde.” Ich deaktiviere dieses Feature mal und werde nächste Nacht sehen, ob ich jetzt wieder ungestört durchschlafen kann und nicht wieder aufwache, weil mir jemand “HEX HEX!” ins Ohr brüllt.

Anne Schüßler

10.2.2017

Online-Führung durch’s Techniktagebo(o)t

Seit ein paar Tagen taucht einmal täglich neben dem bekannten Techniktagebuch-Radlader ein U-Boot auf. Nämlich der Techniktagebot. Er fördert via Twitter alte Beiträge zutage, die mindestens ein Jahr, aber auch viel länger zurückliegen. Virtualista hatte die Idee, einen solchen Bot zu programmieren, der dazu beiträgt, dass die vielen großartigen Beiträge, die zum Teil Jahrzehnte in der Vergangenheit liegen, nicht in Vergessenheit geraten. Seit ein paar Tagen läuft der Bot stabil, und es lohnt sich natürlich, diesem gleich zu followen.



In der ständigen Redaktionskonferenz ist das Interesse groß an diesem Bot, aber nicht nur an seinen Funden, sondern auch daran, wie er funktioniert. Und so kam es, dass Virtualista anbot, Führungen zu veranstalten. Heute fand die erste Führung via Google Hangout statt. Erst sehen die Teilnehmer sich zum Teil gegenseitig, dann ist mal alles grün, dann alles schwarz, irgendwo schnieft jemand, aber dann läuft alles rund, und es geht los.

Virtualista holt uns ab und wir steigen ins erste Unterdeck hinab. Wir entdecken eine Welt, die manche schlicht als Google-Skripte bezeichnen. Wir sehen den Programm-Code, der sich auf diverse Seiten verteilt. Es geht zunächst um verschiedene APIs von Twitter und Tumblr. Tumblr ermöglicht, einige Daten nach Beiträgen sortiert abzuholen. Diese werden in diverse Tabellenfelder geschrieben, aus denen dann die für den Tweet relevanten Daten wieder herusgesaugt werden. Eine schwierige Aufgabe, die quasi im Maschinenraum durchgeführt wird, ist dabei, die diversen Datumsformate, die die zahlreichen Autoren verwenden, zu verarbeiten (Beispiele: 29.01.1970, 29. Januar 1970, 29. Jänner 1970, 29-1-1970, 1-29-1970 usw. usf.). Dann muss natürlich eine Auswahl getroffen werden, wenn es mehrere Einträge für einen Tag gibt. Der Bot soll ja nicht dauernd den selben Beitrag posten, sondern in den nächsten hundert Jahren (oder wie lange er läuft) möglichst viele verschiedene.

In der Kombüse wird dann aus den zurechtgelegten Daten ein Tweet zusammengerührt, der natürlich nicht mehr als 140 Zutaten, äh Zeichen haben darf. Dieser wird an die Brücke weitergereicht, wo der Tweet abgenickt und zum Funkraum gegeben wird, um ihn mittels der Twitter-API durch den Äther in die weite Welt hinaus zu tragen.

Ich höre zum ersten Mal davon, wie man Skripte schreibt, die irgendwas im Internet machen. Schon lange habe ich mich gefragt, wie das eigentlich konkret geht. Nun bin ich wenigstens etwas schlauer und habe eine gewisse Vorstellung davon, was da auf unserem "Techniktagebuchkutter" so vor sich geht. Andere Teilnehmer und Teilnehmerinnen am Hangout haben deutlich mehr Ahnung davon und stellen Detailfragen, warum dies so und das nicht so ist. Ich bin fasziniert davon, dass man sowas mal eben einfach macht und werde in der kommenden Nacht von possierlichen U-Bötchen träumen, die kurze Techniktagebuch-URLs an die Oberfläche des Internet-Ozeans blubbern.

Markus Winninghoff

Seit September 2016

Der Reis in der Maschine

Ich besitze einen Reiskocher. Das ist an sich noch nichts Besonderes. Es ist ein Reiskocher. Er kocht Reis.

Im Redaktionschat des Techniktagebuchs regt das allerdings zu Fragen an. Es gibt ein großes Wundern, weshalb ausgerechnet ich einen Reiskocher besitze. Kathrin: “Felix, kannst du mal was über den Reiskocher schreiben, also, wenn er nicht nur im Schrank steht? Also ich weiß schon, was es ist und ungefähr, wie es geht. Aber wie man sein Leben umbauen muss, damit der Reiskocher hineinpasst, das wüsste ich gern.”

Ich verstehe die Frage nicht ganz und ich verstehe auch nicht, warum ich einen Beitrag dazu schreiben soll, und weil ich das nicht ganz verstehe, schließt sich daran gleich noch eine Diskussion an, die ich – was auch sonst – nicht verstehe.

Hier werden Kausalketten an mich herangetragen. Es scheint einen Bedarf nach einer rationalen Erklärung zu geben. Das ist einerseits ganz angenehm: Man hält mich für ein rationales Wesen! Hurra! Endlich bin ich im Club! Andererseits verstehe ich die Frageintention immer noch nicht ganz. Ich habe einen Reiskocher – das heißt ja noch nicht, dass ich viel darüber nachgedacht hätte. Also setze ich mich vor den Reiskocher und überlege, wie ich ihn erklären könnte.

Vor ein paar Jahren war ich bei einem Freund zu Gast und wir haben zu Abend gekocht, da habe ich zum ersten Mal einen Reiskocher gesehen. Davor wusste ich noch überhaupt nichts von der Existenz eines solchen Geräts. Aber mir war es gleich einleuchtend: So ein überschaubares Objekt, fast wie ein Toaster, nur dass dabei noch mehr Essen herauskommt. Man braucht es vielleicht nicht unbedingt, okay, aber allein, dass es so etwas gibt, ist schon ein Grund, es gut zu finden.

Irgendwann habe ich dann einmal im Internet nachgesehen, was so ein Reiskocher kostet, und weil es nicht besonders viel ist, habe ich ihn gleich auf meine Amazon-Wunschliste gestellt. Es ist selten der Fall, dass mir jemand etwas von dieser Liste schenkt. Aber an meinem letzten Geburtstag kommen meine Eltern auf die Idee – und ich an den Reiskocher.

Seitdem freue ich mich jedes Mal, wenn ich mit ihm koche, einfach weil er wie kaum ein anderes Haushaltsobjekt für eine Technik gewordene Reibungslosigkeit steht. Gerade, weil er eines der wenigen nicht absolut notwendigen Geräte in meinem Haushalt ist, sehe ich in ihm immer ein bisschen die ganze Zivilisation verkörpert. Wie bei einer Bahn, die immer pünktlich ist und niemals mit den Gleisen kreischt. Ich kann den Reiskocher anschalten, in die Dusche gehen, und wenn ich herauskomme, ist er mit seiner Arbeit fertig und ich kann darauf stolz sein, dass er es wieder einmal geschafft hat, weil ich mich nie richtig daran gewöhne. Er schaltet sich automatisch ab, hält den Reis über Stunden warm und man muss nur eine Schüssel reinigen und nicht gleich noch den halben Herd dazu.

Und hey, wenn ich ehrlich bin, ich esse schon wirklich gerne Reis.

Felix Lorenz

Seit 13. Januar 2017

Das Leben mit der Neuen

In mein Leben ist eine neue Frau getreten. Sie heißt Alexa und gehorcht mir – im Gegensatz zur angetrauten Frau – aufs Wort.

Seit etwa einem Monat wohnt ein Exemplar von Amazons Echo nun hier. Es ist ein mit dem Internet verbundener Lautsprecher, der Sprachbefehle versteht, im Netz nach Antworten sucht und die gefundenen Antworten wiedergibt. Echo hört mit etlichen Mikrofonen die ganze Zeit die Umgebung ab und aktiviert sich, sobald jemand „Alexa!“ ruft.

Alexa versteht viele Dinge, aber wie ich schon von den Apples Siri oder Googles Spracheingabe weiß, scheine ich nicht hundert Prozent kompatibel mit diesen Systemen zu sein. „Alexa, spiele mir ein Gute-Nacht-Lied!“ konnte die Dame beispielsweise nicht leisten. Witze hingegen kann sie erzählen:

www.youtube.com/hDBropRiNt8

Im Alltagsbetrieb hat Alexa noch nicht so viele nützliche Funktionen. Ich habe sie mit unseren Philips-Hue-Leuchten im Wohnzimmer verbunden – das geht sehr schnell und komfortabel. Nun muss ich nicht nur keinen Schalter mehr betätigen, ich spare es mir sogar, das Handy in die Hand zu nehmen, wenn ich rufe: „Alexa, mach das Licht im Wohnzimmer an!“

Ansonsten spielt uns Alexa Radio oder Musik, wenn wir das wünschen, lässt die Tagesschau das Neueste aus der Welt erzählen und sagt uns, wie das Wetter wird.

Für mich ist Echo ein Start in eine Raumschiff-Enterprise-artige Zukunft. Wie habe ich vor 25 Jahren das für unmöglich gehalten, „Computer!“ zu rufen und er antwortet! Jetzt ist es endlich soweit.

Johannes Mirus

12. Februar 2017

Mein Internet der Dinge

Alexa wohnt jetzt schon seit einer Woche hier. Sie ist rund, 23 cm hoch und hat einen Durchmesser von 8 cm. Sie hört mir den ganzen Tag zu. Ich brauche nur „Alexa“ rufen, und dann ist sie zu Diensten. Ich wollte mir sowieso eine Aktivbox für die Küche kaufen, und da ist dann Alexa wirklich perfekt: der Amazon Echo, so heißt der Apparat auch, hat einen wirklich verblüffend guten Klang und kann auch richtig laut. Siri von Apple wohnt ja auch schon länger hier, aber Alexa ist deutlich weiter. Siri hat immer noch große Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache. Außerdem kapiert Siri Deutsch kein

Wort Englisch. Damit hat Alexa überhaupt keine Probleme. Genial ist die Anbindung an einen Spotify-Account: sowohl über iPhone als auch durch Sprache kann sie angesteuert werden. „Alexa, spiel Highway to Hell von AC/DC“. Kein Problem. Wettervorhersage kein Problem. „Alexa, Deutschlandfunk.“ Sie spielt Radio. „Alexa wieviel ist 43 mal 45?“. Sie rechnet. Sie weiß, wann die Sonne untergeht und wann Vollmond ist.

Wenn Alexa zuhört, leuchtet ein blauer Rand. Dann finde ich sie besonders hübsch.

Und dann kann man noch Skills dazuladen. Den ÖPNV in Berlin hat Alexa problemlos im Griff. Den Borussia Dortmund-Skill, über den ich dann auch das BVB-Netradio leiten kann. Noch weiter geht es mit IFTTT, das ist eine ziemlich neue Relaisstelle zwischen Apps, sozialen Netzwerken, Web-Accounts, Dingen, Geräten, whatever. Wenn ich über Alexa meine Einkaufsliste

aufrufe, bekomme ich sie auch via Email zugeschickt. Vor der Kopplung mit elektrischen Geräten schrecke ich noch zurück. Es funktioniert aber angeblich tadellos: „Alexa mach das Licht an“.

Dabei merkt man, dass alles noch sehr neu ist und am Anfang. Und hier wird etwas Interessantes passieren: die Verlagerung der Aktion von der Geste weg zur Sprache hin. Es ist kein Zufall, dass Siri und Alexa Personennamen sind. Bisher kommunizierten wir mit Menschen vorwiegend durch Sprache, mit den Geräten durch Gesten. Das wird sich ändern. Es wird ein gigantisches Gebrabbel auf diesem Planeten entstehen, wenn wir jetzt anfangen, mit den Dingen zu reden. Früher schwiegen die Dinge. Jetzt antworten sie uns.

Joachim Göb

13. Februar 2017

Das Handy mit der Kraft des Glaubens aufladen

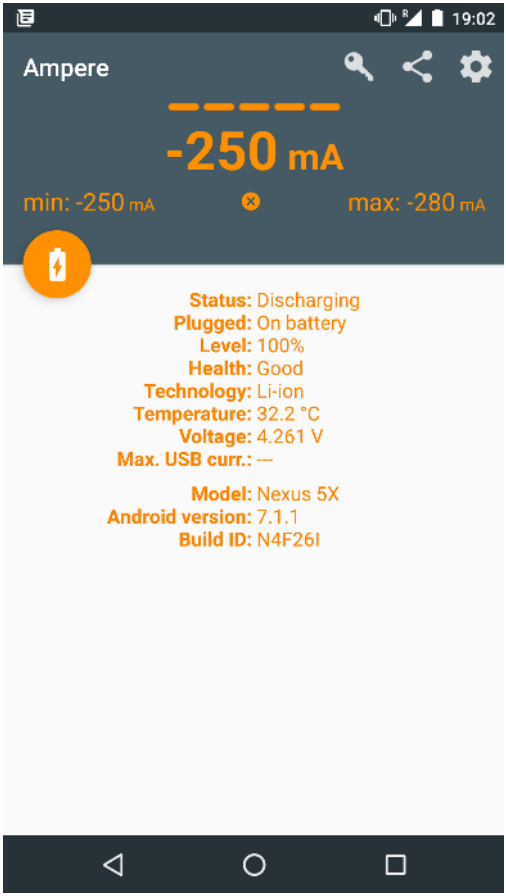
Der Flughafen in Brüssel ist überhaupt ein recht fortschrittlicher Flughafen. Er sieht nicht aus wie ein Baumarkt oder ein Gefängnis, eher wie eine teure Einkaufspassage. Klar, dass man da auch an die Steckdosenbedürfnisse der Passagiere denkt:

Bei näherer Betrachtung handelt es sich gar nicht um einfache Plätze mit Steckdosen. Man soll in die Pedale treten, um seine Geräte zu laden:

Ich bin bei solchen Ladeideen misstrauisch, seit ich mal über Stromerzeugung mit Nähmaschinentischchen nachgedacht und später für einen Vortrag über schlechte Crowdfundingideen recherchiert habe, wie erfolgreich man

eigentlich beim Fahrradfahren unter Zuhilfenahme von Spezialgerätschaften ein Smartphone aufladen kann. (Ergebnis: Wenn man sportlich fährt, keine Pausen macht und das Handy sparsam nutzt, sinkt der Ladestand immerhin nicht.)

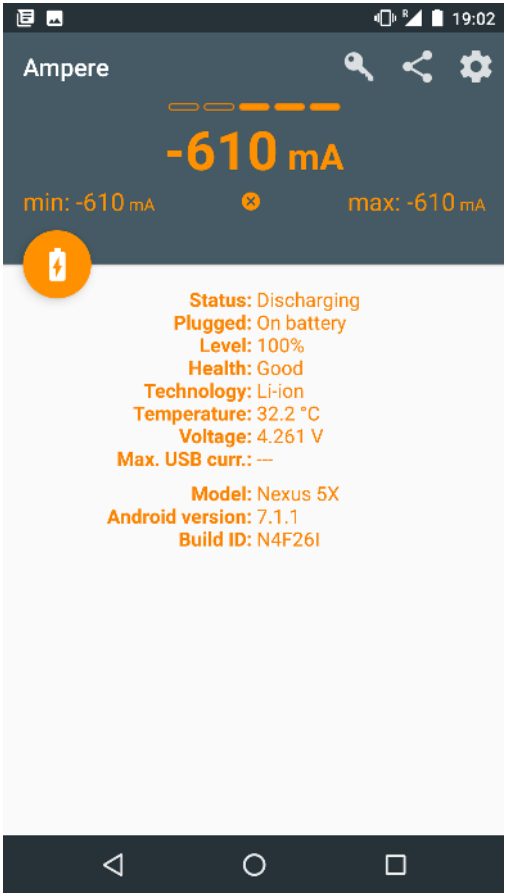
Weil ich monatelang Probleme mit meinen Ladekabeln hatte, habe ich die App “Ampere” installiert, und mit deren Hilfe teste ich jetzt kurz den Fahrradfahrtisch. Wenn ich nicht trete, fließen etwa 250 Milliampère aus meinem Akku heraus.



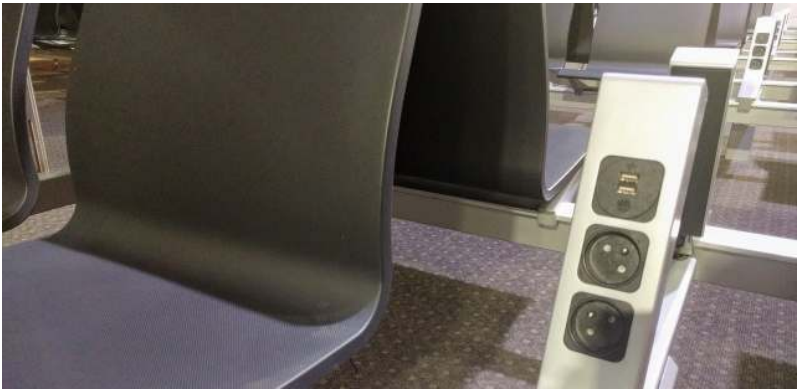
Wenn ich trete, leuchten hübsche Lichtlein am Gerät:

Ins Handy hinein fließt aber nichts, stattdessen 610 Milliampère heraus. Dass es mehr sind als im Leerlauf, liegt vermutlich nur an zufälligen Schwankungen des Stromverbrauchs; außerdem wird die Wissenschaftlichkeit meines Experiments dadurch untergraben, dass das Handy dank Powerbank voll

geladen ist und daher vielleicht so oder so gar nicht geladen würde. In dem einen Moment im Jahr, in dem ich ein leeres Handy bräuchte, habe ich keines. Aber jedenfalls steht da “Discharging” und nicht “Charging”.



Macht aber nichts. Der Flughafen Brüssel ist ja ein fortschrittlicher Flughafen und hält an allen Sitzplätzen multiple Steckdosen bereit, ganz ohne Pedale:



Kathrin Passig

13.2.2017

Sind Sie sicher?

Weil ich Fotos auf amerikanischen Lizensierungsplattformen anbiete, muss ich gelegentlich amerikanische Steuerformulare ausfüllen. Wenn ich das korrekt tue, bedeutet es immerhin, dass die Fotoagentur nicht prophylaktisch 30% meiner Einnahmen einbehält. Dabei werde ich auf gefühlt zwanzig Arten gefragt, ob ich US-Bürgerin bin oder ein Geschäft in den USA betreibe, ob ich ein Individuum bin oder eine Firma usw.

Ich fülle das Formular online aus. Dabei beantwortet man pro Seite ein, zwei dieser Fragen, drückt „continue“ und beantwortet die nächsten ein oder zwei Fragen. Am Ende der Fragenstrecke zeigt sich ein Formular zur Über-

prüfung, das aussieht wie das Papierformular, das ich früher händisch ausfüllen musste. Das wird dann, so alle Angaben korrekt sind, quasi elektronisch unterzeichnet, indem man den „continue“-Button drückt. Unten auf der Seite steht, dass man diesen Button nur einmal drücken darf, sonst ist alles verloren (oder es passiert sonst irgendetwas Schlimmes, die Site bleibt hier vage). Ich drücke also den Button, und es ändert sich: nichts. Es gibt kein Feedback, keine Veränderung auf der Seite, keine „Danke für ihre Daten!“-Anzeige oder sonstiges.

Neben dem „continue“-Button gibt es noch einen „back“- und einen „exit“-Button. Drückt man „back“, geht man in der Abfragerei einen Schritt zurück. Drückt man „exit“, weil man ja „continue“ bereits einmal gedrückt und sicherheitshalber auch eine oder zwei Minuten gewartet hat, poppt die beunruhigende Frage auf, ob man sicher sei, dass man die Seite verlassen wolle, die Daten würden dann nämlich nicht gespeichert. Ich bin mir natürlich ganz und gar nicht sicher, aber das Leben muss ja irgendwie weitergehen und deshalb klicke ich dann doch „ja“. Sicherheitshalber nehme ich mir aber dann doch vor, in ein paar Tagen nachzuforschen, ob das Formular denn nun akzeptiert wurde. 30% sind schließlich 30%.

Mia Culpa, Katharina Gabelmeier

13.2.2017

Ich brauche ein Sparkonto und alles klappt

Ich brauche ein Sparkonto, weil einfach eine bestimmte Summe Geld ein eigenes Zuhause bekommen soll. Das Konto muss also nichts weiter tun oder können als Geld zu horten.

Ich richte mich darauf ein, zu einer Filiale meiner Bank gehen zu müssen, denke aber, ich kann auch einfach mal in meinem Onlinebankingkonto nachgucken, ob es da irgendeine Funktion gibt.

Gibt es. Was nun folgt, ist vermutlich einer der langweiligsten Techniktagebuchartikel aller Zeiten:

Ich klicke mich durch die Benutzerführung, gebe an, zu welchem Girokonto das Sparkonto gehören soll und welche Summe von welchem Konto als Einlage überwiesen werden soll. Dann lade ich noch zwei sehr lange PDFs runter und lese sie nicht. (Sie sind wirklich sehr lang.)

Es ist zwar nichts Spannendes passiert, aber an dieser Stelle sei für die Nachwelt festzuhalten, dass es im Februar 2017 möglich war, ein Sparkonto online mit wenigen Klicks anzulegen.

Anne Schüßler

Februar 2017 und vorher auch

Noch nicht mal auf das Internet kann man sich verlassen!

Ich muss auf der Arbeit gelegentlich Nutzer anlegen und dabei angeben, ob es sich um einen Herrn und eine Frau handelt. Bei deutschen Namen kann ich das ganz gut selber einschätzen, bei dem ein oder anderen ausländischen Namen klappt das nicht immer.

Ich könnte natürlich auch einfach anrufen und nachfragen, das finde ich aber albern und nervig, also frage ich das Internet. Ich gebe den Vornamen ein und kann im besten Fall schon an den Bildergebnissen sehen, ob es sich wohl um einen Männer- oder einen Frauennamen handelt. Manchmal hilft es auch, wenn man den Vornamen in Facebook eintippt und sich da das Geschlechterverhältnis anguckt. Oder man sucht halt den Wikipediaartikel oder guckt auf einer “Wie-soll-ich-mein-Baby-nennen?”-Seite.

Die Trefferquote scheint mir ganz gut, auch wenn ich es nicht bei jedem Nutzer im Nachhinein bestätigen kann. Beschwert hat sich noch keiner, aber wer weiß schon, ob überhaupt schon jemand überprüft hat, ob die angegebene Anrede die passende ist. Für die tägliche Arbeit mit unserem System hat sie keine Relevanz.

Im Februar kommuniziere ich mit unserer Hausverwaltung und bekomme eine Antwort von Emsal C. Weil ich antworten will, gucke ich wie gewohnt im Internet nach. Das Internet sagt: Männlich. “Hallo Herr C.” schreibe ich also zurück.

Kurz darauf ruft mich die Hausverwaltung an und eine fröhliche, glockenhelle und eindeutig weibliche Stimme begrüßt mich mit “Hier C.”

“Sie sind ja gar nicht Herr C.!” rufe ich erstaunt und entschuldige mich überschwänglich für die falsche Anrede. “Ich habe sogar nachgeguckt!” sage ich noch, aber es hilft ja nix. Noch nicht mal auf das Internet kann man sich noch verlassen.

(Der kurdische Kollege bestätigte übrigens, dass Emsal eigentlich ein männlicher Vorname sei. Das Internet lag also doch nicht falsch, aber es kann eben auch nichts dafür, wenn sich die Leute einfach nicht dran halten.)

Anne Schüßler

Anfang 2017

Die Zeit der Beamer war eine kurze

Sergio Maldini ist Architekt in der Schweiz:

“Vor noch vielleicht drei Jahren waren Beamer *state of the art*: Man baut überall Beamer ein und Leinwände. Wenn man etwas Geld hat, baut man einen Beamerlift, damit er aus der Decke kommt. Innert kürzester Zeit ist das total veraltet. Das Schulhaus, das wir gerade planen, da sind Beamer drin. Was sie jetzt dann wollten, als wir vor zwei Jahren das erste Mal darüber geredet haben, waren Short Distance Beamer . . . das heißt Smartboards, das sind so Wandtafeln, auf die du auch malen kannst. Die haben oben so einen Rüssel, der dann aus einer Distanz von so 50 Zentimetern schräg beamt.

Und mittlerweile sind auch die schon wieder veraltet. Jetzt sind Monitore so billig geworden, dass es sich lohnt, einfach nur noch Screens einzubauen. Was jetzt angeschafft wird, sind einfach riesige Screens mit Sonderfunktionen. Das ist jetzt auch in den Sitzungsräumen. Die brauchen keine Beamer mehr, sondern schieben so Screens auf Wägelchen rein.

Die haben dann noch so Ableger, wo du dann Schulbücher drauflegen kannst, um die zu kommentieren und so. Da ist neben dem Lehrerpult ein Bereich, dort kann man zum Beispiel Bücher drauflegen oder Folien oder was auch immer. Das lässt sich so wie früher ein Hellraumprojektor benutzen oder wie – was früher noch seltener war –, diese wahnsinnig teuren, mit vielen Prismen und Linsen ausgestatteten Geräte, wo man tatsächlich ein Buch drauflegen konnte.

Davon hab ich selber erst in der letzten Sitzung erfahren, dass es das gibt. Ich wusste das nicht. Ich dachte immer, diese Wandtafeln werden vom Laptop aus bedient. Ich dachte, man hat eine Präsentation auf dem Laptop, es ist eigentlich wie ein Beamer. Aber so ist es nicht. Das ist halt so, dass wir diese Dinge nicht selbst in unserem Projekt beschaffen müssen, das beschafft die Schule selbst. Wir kriegen nur Angaben, wo Steckdosen sein müssen."

Sergio Maldini, aufgezeichnet von Kathrin Passig

16.2.2017

Im Audibleguthabenlimbo

Ich bin seit 2011 Kunde bei Audible, einem Shop für Hörbücher. Grundsätzlich kann meines Wissens jeder einfach bei Audible Hörbücher zum regulären Preis kaufen, das Geschäftskonzept sieht aber vor, dass man ein Abo hat.

Das funktioniert so: Man zahlt monatlich einen festen Betrag und bekommt dafür einmal im Monat ein Guthaben. Dieses Guthaben kann man dann gegen ein Hörbuch eintauschen. Manchmal gibt es auch Hörbücher für

halbe Guthaben, man muss dann entweder von vornherein gucken, ob es noch ein zweites interessantes Hörbuch für ein halbes Guthaben gibt oder man hofft, dass man irgendwann in der Zukunft über eines stolpern wird.

Es ist also eigentlich das gleiche wie damals, als man auf dem Pfarr- oder Schulfest bunte Abreißpapierbons für 50 Pfennig das Stück kaufte, um diese zwei Minuten später gegen Bratwurst und Limo einzutauschen, nur mit Hörbüchern.

Man kann Guthaben auch aufsparen und später einsetzen, ist also nicht gezwungen, innerhalb eines Monats eine Buchentscheidung zu treffen. Ich bin mit dem Konzept glücklich. Manchmal finde ich kein Buch oder habe keine Zeit oder Lust, etwas zu hören, dafür höre ich dann im nächsten Monat zwei Bücher hintereinander. Wenn man kein Guthaben mehr hat, kann man als Abonnent auch einfach zu einem vergünstigen Preis ein Hörbuch kaufen.

Die Hörbücher sind nur digital verfügbar, man kann sie sich irgendwie mit einer Software auf den Computer laden, das habe ich aber noch nie ernsthaft gemacht. Ich höre über die Audible-App auf dem Smartphone. Regelmäßig höre ich Beschwerden über Audible oder die App, kann diese aber nie nachvollziehen. Bei mir klappt immer alles, vielleicht, weil ich Audible genauso nutze, wie es sich die Audibleerfinder gedacht haben.

Mein Guthaben kommt immer am 16. eines Monats irgendwann so vormittags, vermutlich, weil ich an einem 16. um genau diese Uhrzeit auf "Jetzt bestellen" geklickt habe.

Heute befinde ich mich in einer Situation, die ich sonst eher nicht kenne: Ich warte auf mein neues Guthaben, weil ich ein Buch gefunden habe, das ich sehr gerne hören möchte. Das Hörbuch erscheint auch erst heute, insofern passt das insgesamt ganz gut, allerdings gibt es das Buch natürlich schon früh morgens am 16.2., auf das Guthaben muss aber ich warten. Und warten. Und noch mal warten.

"0 Guthaben – neues Guthaben in 2 Stunden" sagt die Webseite.

Dann: "0 Guthaben – neues Guthaben in 1 Stunde".

Dann: "0 Guthaben – neues Guthaben in Kürze".

Dann: "0 Guthaben – neues Guthaben in 27 Tagen".

Wait... what?

Mein Guthaben befindet sich in einem Audibleguthabenlimbo, es ist noch nicht da, aber auch irgendwie doch schon. Oder vielleicht doch nicht? Ich prüfe nach, ob ich vielleicht aus Versehen vor Aufregung ein Buch gekauft habe, das scheint aber nicht der Fall zu sein.

Ich entscheide mich, einfach noch etwas zu warten. Irgendwann am frühen Nachmittag gucke ich dann noch mal nach und das Guthaben ist da. Ich kaufe mir damit "Die Stadt der tausend Treppen" von Robert Jackson Bennett und bin sehr glücklich.

Anne Schüßler

Februar 2017 und ein paar Jahre vorher

Vielleicht kann die NSA meine Mails lesen, aber wenigstens bekomme ich keinen Spam

Ich nutze Gmail, den Emaildienst von Google, ungefähr seit es Gmail gibt und habe da gleich mehrere Accounts, von denen ich aber eigentlich nur zwei nutze. Den mit meinem Mädchennamen für allen privaten Kram und auch sonst fast allem und den mit meinem Nach-der-Heirat-Nachnamen für alles hochoffizielle (Bank, Job, usw.).

Ich weiß schon gar nicht mehr, wie es aussieht, Spam-Mails zu bekommen. Spamkommentare kenne ich aus meinen Blogs, aber selbst die frisst ein Anti-Spam-Plugin sehr verlässlich auf und spuckt sie in einen Mülleimer, den ich alle Jubelmonate mal überprüfe, es ist aber wirklich immer nur Spam drin.

Dass es auch Spam-Mails gibt, habe ich schon fast vergessen, aber irgendwann klicke ich dann auch rein zufällig oder weil mir gerade besonders langweilig ist, auf den Eintrag "Spam" in der Menüleiste.

"Ach ja, stimmt!" denke ich. "So sehen die aus."

Ich fische ein bis drei Nicht-Spam-Mails aus dem Ordner, die aber allesamt auch nicht wichtig waren und lösche den Rest. Es ist bestimmt nicht alles super bei Gmail, aber der Spamfilter funktioniert so gut, dass Spam-Mails in meinem Leben keine Rolle mehr spielen.

Anne Schüßler

Februar 2017

Die Kaffeemaschine ist kaputt, aber es gibt eine Lösung, die mit wenig Technik auskommt

Tag gerettet.

Molinarius

16. 2. 2017

Hurra, hurra, wir dürfen Bücher jetzt ganz offiziell mehrfach lesen!

Anne Schüßler teilt dem Rest der Redaktion mit, dass bei Goodreads jetzt auch ein erneutes Lesen als neuer Lesevorgang gezählt wird. Goodreads ist eine Onlineplattform, bei der User ihre gelesenen oder gehörten Bücher nachhalten und diese bewerten können. Die Ankündigung führt zu zahlreichen, erfreuten Reaktionen.

Anne: Ich nutze Goodreads, um festzuhalten, welche Bücher ich wann gelesen habe und wie gut ich sie fand. Wenn man alles ordentlich pflegt, bekommt man auch schöne Statistiken, kann gucken, in welchem Jahr man viele Bücher und sogar wie viele Seiten man gelesen hat und sich dann gut oder weniger gut fühlen. Wenn man außerdem am Ende des Jahres Blogeinträge zu den Lieblingsbüchern des Jahres schreiben will, hilft es auch hier, wenn man irgendwo nachsehen kann, was man überhaupt gelesen hat (und wie man es fand).

Was Goodreads bis Anfang 2017 nicht konnte: Bücher mehr als einmal zählen. Wenn man ein Buch noch mal lesen will, muss man sich entscheiden, ob es für den aktuellen Zeitpunkt zählen soll oder für den damaligen, zwei Lesezeiträume eintragen geht einfach nicht. Ich löse das ganze, indem ich ein Extra-Regalbrett für “re-read”-Bücher anlege und in den Notizen dazu schreibe, wann ich das Buch das erste (bzw. vorige) Mal gelesen habe. Die ganze schöne Statistik geht damit natürlich kaputt.

Dann erfahre ich, dass Goodreads jetzt endlich auch mehrfaches Lesen abbilden kann und mein Herz schlägt höher! Endlich! Hurra! Ich verlinke den Blogpost mit der Funktionalitätsankündigung im Redaktionschat des Techniktagebuchs, gehe aber nicht davon aus, dass meine große Freude geteilt wird. Bestimmt bin ich die einzige, die jemals vor diesem Problem gestan-

den und daran verzweifelt bin. Aber auch Angela und Kathrin rufen sogleich "Hurra!" Vermutlich war es auch vermessen zu glauben, dass Goodreads einfach so ein Problem löst, dass nur ich bislang hatte.

Angela: Ich habe Rereads (es gibt kein schönes Wort dafür auf Deutsch) vermisst, weil ich regelmäßig Bücher noch einmal lese, manche mehrfach pro Jahr. So zählten diese einerseits nicht zu meinen gelesenen Büchern pro Jahr und es sah aus, als hätte ich kaum etwas gelesen oder gehört (die Feststellung, dass Goodreads auch Hörbücher zählt, hat mich damals ähnlich erfreut). Und es führte auch dazu, dass ich Goodreads nicht so oft nutzte, wie ich eigentlich wollte. Nach Abschluss eines Buches wollte ich zu Goodreads, dann fiel mir ein „och nee, war ja ein Reread, wird nicht gezählt, hier trauriges Emoji einfügen". Und so wurde es nie zu einer richtigen Gewohnheit.

Kathrin: Ich habe früher Bücher oft mehrfach gelesen, war aber schon vor dem Auftauchen von Goodreads so alt, dass mich das nahe Lebensende vom Wiederlesen abhält. Bei der in meiner Familie üblichen Lebenserwartung und meiner Goodreads-Statistik der letzten Jahre schaffe ich vielleicht noch 2400 Bücher, und durch jede Wiederholung wird es eins weniger. Allerdings lese ich gelegentlich ein Buch erst in der einen und dann noch mal in der anderen Sprache, und ich möchte, dass Goodreads das zur Kenntnis nimmt. Es ist dann nämlich überhaupt nicht dasselbe Buch.

Molinarius: Goodreads? Ist das so was Ähnliches wie Antolin, nur für Erwachsene? Muss man das kennen? (Das hat ja noch nicht mal eine Wikipedia-Seite.)

Anne Schüßler, Angela Heider-Willms, Kathrin Passig, Molinarius

16.2.2017

Im Supermarkt

Ich gehe im Supermarkt um die Ecke einkaufen. An Regalen und Tiefkühltruhen entlangschlendernd, nehme ich heraus, was ich brauche. Fast das ganze Angebot besteht aus Lebensmitteln und Getränken, nur Richtung Kasse befinden sich dreieinhalb Regale mit Dingen, die nicht zum Verzehr gedacht sind, wie etwa Waschmittel, Zahnbürsten, Batterien, ein paar Bratpfannen und ein beachtliches Sortiment an Druckwerk (Glückwunschkarten, Geschenkpapier, knapp 250 verschiedene Zeitschriften). Einen Einkaufswagen benutze ich auch heute nicht, sondern lege die paar Sachen, die mir gerade fehlen, in meine Tasche. Ich kaufe eher häufig ein und brauche zu Hause wenig Vorräte. Das Edeka ist mein Vorratsschrank.

In einem Supermarkt in Brüssel habe ich vor ein paar Monaten digitale Preisschilder gesehen, auf denen die Angaben immer abwechselnd auf französisch und flämisch, den beiden Hauptlandessprachen, dargestellt werden. Es wäre mir fast nicht aufgefallen, weil sie nicht leuchten, sondern Papier sehr ähnlich sehen. Hier sind sie tatsächlich noch aus Papier, mal schwarz auf weiß, mal schwarz auf gelb – und bei Sonderangeboten: auf rot – bedruckt. Wenn sich ein Preis ändert, tauschen die Mitarbeiter das Schild von Hand aus.

Anders als in manchen anderen Supermärkten werden Obst und Gemüse bei Edeka von den Kunden selbst mit einem Preisschild versehen. Ich lege es auf eine Waage und gebe dazu die dreiziffrige Nummer ein, die auf dem Namensschild des jeweiligen Produkts am Regalrand steht. Die Waage errechnet daraus, was meine drei losen Bananen kosten, zeigt es mir auf einem kleinen Digitaldisplay an und druckt direkt ein entsprechendes Etikett aus, das ich auf eine der Bananen klebe. Darauf steht außer Preis, Gewicht und Bezeichnung des gewogenen Guts ein an der Kasse einlesbarer Barcode. An der Waage kontrolliert niemand, ob ich vielleicht auch teuren Ingwer mit einem günstigen Bananen-Etikett versehe. Ich habe es nie ausprobiert.

Fleisch, Wurst und Käse werden außer in fertig vorverpackter Form an einer 14 Meter langen Vitrine lose angeboten. Zwei bis drei Mitarbeiter schneiden das Gewünschte zu, stapeln es auf, wickeln es in zweischichtiges Spezialpapier ein (außen Papier, innen eine dünne Kunststofffolie, die sich leicht abziehen lässt) und stecken es danach in ein Plastiktütchen. Auf dem Zettel, mit dem es zugetackert wird, steht drauf, was drin ist, sowie wiederum ein Barcode. Seit einiger Zeit sehe ich, anders als noch vor ca. fünf Jahren, keine Schlange mehr an der sogenannten Frischtheke.

Die Pfandflaschen habe ich wie meistens zu Hause vergessen. Darum besuche ich nicht den Apparat, der Leergut gegen Pfandgutscheine eintauscht, und beschreibe nicht, was passiert, wenn er wieder mal hupend streikt. Ich gehe direkt zur Kasse. Ich sehe alles, was die anderen Leute kaufen, die mit mir in der Schlange stehen, und bestaune gern die fremden Einkäufe, wenn ich länger warten muss. Sie werden nacheinander auf ein Band gelegt und darauf in Reichweite der Person transportiert, die die Kasse bedient. Es piept, während diese die Artikel über einen in den Kassiertisch eingebauten Barcodescanner zieht; parallel wird auf einem Display in grün auf schwarz angezeigt, was ich gekauft habe und was es gekostet hat. Anschließend kann ich mit Bargeld oder Kredit- bzw. EC-Karte bezahlen. Kartenzahlung dauert immer noch einige Sekunden länger als das Bezahlen mit Münzen und Scheinen. Das liegt meistens an einer lahmen Datenübertragung und nur selten am Karteninhaber, der sich nicht an seine PIN erinnert oder die Karte verkehrtherum in das Gerät steckt.

So geht das meiner Erinnerung nach schon seit zwanzig Jahren. Kann das sein?

Undine Löhfelm

16.2.2017

Mobilfunkverwirrung bei EasyJet

Weil jede Airline mehr oder weniger die gleichen Rituale für Mobiltelefone im Flugzeug hat, werde ich bei den Vor-dem-Start-Ansagen bei EasyJet erst im Nachhinein auf einen komischen Zeitbruch aufmerksam: “Bitte beenden Sie Ihren Anruf oder Ihre SMS, und schalten Sie Ihr Mobiltelefon in den Flugmodus”, sagt die Stimme vom Band.

Ich schaue mich um: niemand telefoniert, und ich vermute, es schreibt auch niemand eine SMS. Aber die meisten Mitreisenden sind noch an ihrem Smartphone aktiv, im Internet oder auf Facebook. Ob die Texter der Fluglinie wissen, dass Mobiltelefone heute ganz anders genutzt werden als zu den Zeiten, als man damit nur telefonieren und SMS schreiben konnte? Andererseits: diese Handys hat man damals vor dem Start schlicht ausgeschaltet, einen Flugmodus gab es gar nicht. Da sind offensichtlich einige Nutzungsgewohnheiten durcheinander gekommen.

Thomas Wiegold

Februar 2017

Die unsagbare Normalität des Umständlichen

Kathrin Passig erinnert mich daran, dass die dritte Best-of-Sammlung des Techniktagebuchs kurz vor ihrer Fertigstellung steht und das PDF noch eine letzte Durchsicht gebrauchen könnte. Es liege im geteilten Dropbox-Ordner der Redaktion und ich könne ja mal schauen.

Ich schaue – da ich am nächsten Tag ein paar Stunden im Zug sitzen und Zeit zum Lesen haben werde. Im Zug heißt in einem Intercity der Deutschen Bahn heißt ohne Internet. Das PDF (ca. 40 MB) soll daher aus dem Dropbox-Ordner auf ein Tablet. Der Dropbox-Ordner ist nicht passwortgeschützt.

Man muss nur die richtige, ziemlich lange Adresse kennen und die steht im Backend des Techniktagebuch-Tumblrs. Auf dem Tablet bin ich aber nicht bei Tumblr angemeldet und zu faul, mein Passwort im Passwortspeicher des Handys nachzusehen. Ich bin schon dabei, das PDF auf dem Laptop herunterzuladen (wo ich im Browser bei Tumblr angemeldet bin und Zugriff auf die Dropbox-Adresse habe), um es anschließend in meinem eigenen Google-Drive-Ordner hochzuladen, sodass ich es mit dem Tablet wieder runterladen kann, als mir einfällt, dass der Dropbox-Ordner ja nicht passwortgeschützt ist. Mangels einer plattformübergreifenden Zwischenablage kopiere ich die Dropbox-Adresse am Laptop vom Tumblr-Backend in Google Notizen (a.k.a. Google Keep), rufe sie auf dem Tablet auf, lade das PDF dort herunter und importiere es in einen kostenlosen Editor namens ›Documents‹ (den ich nur nutze, weil er die Möglichkeit bietet, Ordner automatisch mit Google Drive zu synchronisieren).

Die eigentliche Durchsicht verläuft, wie erwartet, weitgehend offline. Das ist nicht ideal, weil sich die Fehler die Waage halten zwischen offensichtlichen Interface-Problemen (zum Beispiel, dass LaTeX das Warenzeichen-Symbol ™ aus Tumblr als ™ wiedergibt) und Stellen, an denen nicht gleich zu erkennen ist, ob LaTeX etwas falsch verstanden hat oder ob der Originalbeitrag schon so formatiert war (zum Beispiel Leerzeilen an unerwarteten Stellen). Dank einiger Fetzen Internet, die der Ostwind an meinem Zug vorbeitreibt, kann ich bisweilen bei Tumblr nachsehen, wie der Beitrag ursprünglich aussah. Das hätte ich ganz bequem tun können, indem ich auf die im PDF eingebetteten Links zu den jeweiligen Beiträgen klicke, aber das Tablet, wo sich das PDF befindet, kann kein mobiles Internet (außer über Tethering) und ist daher offline. Ich gebe also auf dem Handy die Überschriften der Beiträge bei Google ein und hoffe, dass das Techniktagebuch auf der ersten Trefferseite ist. Da die meisten Überschriften ziemlich markant sind, klappt es in allen Fällen außer einem. Mir – und Kathrin – bleiben auf diese Weise einige peinliche Anmerkungen erspart, bei denen die Autorinnen und Autoren der Beiträge etwas, das mir komisch vorkam, genau so gemeint haben.

Um meine Anmerkungen für die finale Version zur Verfügung zu stellen, kopiere ich das PDF auf dem Tablet innerhalb der ›Documents‹-App in den synchronisierten Ordner, von wo aus es zu Google Drive hochgeladen wird und für andere freigegeben werden kann. Dass ich mich erst ein paar Minuten wundere, warum der synchronisierte Ordner nicht synchronisiert wird und dann erst feststelle, dass ich WLAN am Tablet komplett deaktiviert hatte, muss man hier wohl nicht erwähnen. Als die Datei auf Google Drive verfügbar ist, füge ich am Desktop-Rechner noch einige weitere Anmerkungen hinzu und muss mich daran hindern, nach jeder Änderung abzuspeichern und damit den erneuten Upload der 40-MB-Datei auszulösen, der zumindest gefühlt jeweils ein paar Minuten in Anspruch nimmt.

Ich schreibe dies auf, weil es einen aus meiner Sicht völlig normalen Arbeitsablauf wiedergibt, den ich beinahe sogar als ›reibungslos‹ beschreiben würde. Erst, wenn man ihn aufschreibt, kommt einem das Verschieben von Dateien über Plattformen und Anwendungen hinweg kompliziert und mühsam vor – ein grundsätzliches Problem des Techniktagebuchs oder des detaillierten Beschreibens allgemein. In zwanzig Jahren wird die Nachwelt trotz – oder wegen – unserer Beschreibungen nur erahnen können, was im Jahr 2017 komfortabel, normal, umständlich oder richtig umständlich war.

Christopher Bergmann

2017-02-17

Gelassen im Taxi

Ich hätte schreiben wollen, dass die Netzversorgung in Mexico City in den letzten eineinhalb Jahren viel besser geworden ist. Aber heute, nicht untypisch für einen Freitagnachmittag, brach es dann doch zusammen. Die Uber-App tat eine halbe Stunde lang keinen Mucks, so dass ich ein normales Taxi zum Flughafen nehmen musste. Ein gefährliches Ansinnen, aber der Fahrer war alt und wirkte gutmütig. Es war nicht so, dass er kein Smartphone dabei

hatte – das hatte er, aber er telefonierte und textete damit und benutzte es nicht zum Navigieren. Ich hätte ihm auch zugetraut, dass er die Stadt durch jahrzehntelange Erfahrung besser kennen würde als Google. Aber dem war nicht so. Auf meinem eigenen Bildschirm bekam ich in Echtzeit mit, wie er hier sieben Minuten verschenkte und da nochmal fünf, und ich traute mich nicht, etwas zu sagen, weil ich natürlich seine Sprache nicht konnte und auch, weil es vielleicht ehrenrührig gewesen wäre. Vor allem aber, weil ich nicht nur die ganzen falschen Abzweigungen sah, die er nahm, sondern auch die endgültige Ankunftszeit am Flughafen und dass mein Puffer das immer noch hergeben würde.

André Spiegel, aus dem fortlaufenden Blog

17. Februar 2017

Das neue E-Book ist so gut wie immer, nur noch besser

Das Techniktagebuch wird drei Jahre alt, und aus diesem Anlass gibt es wieder ein E-Book:

“Internetausdrucker brauchen 3 Packungen Druckerpapier” hieß es im Beitrag zur ersten Buchausgabe vom Februar 2015, denn diese Ausgabe hatte in der PDF-Version über 2.000 A5-Seiten. Daran hat sich nichts geändert, man braucht weiterhin drei Packungen Druckerpapier: Drei Kisten Endlospapier mit 2000 Seiten pro Packung. Darauf lassen sich die 5481 Seiten mit ei-

nem geeigneten Nadeldrucker preiswert und komfortabel zu Papier bringen (zwei Seiten pro Blatt im Querformat). So kann keine Seite verlorengehen, und wer Durchschlag-Endlospapier verwendet, hat gleich noch ein Geschenk für einen Freund.

Das Techniktagebuch hat jetzt 329 Autorinnen und Autoren, und seit der letzten Buchausgabe vor einem Jahr sind 889 neue Texte hinzugekommen. Alte Beiträge wurden überarbeitet, ergänzt und korrigiert, das Buch hat also nicht nur mehr Seiten, sondern auch weniger Fehler als bisher.

Das Titelbild wurde von der Zufallsshirtmaschine erzeugt und von der Techniktagebuchredaktion unter vielen typografisch nicht ganz so vollkommenen Vorschlägen ausgewählt. Auch der Titel ist Ergebnis einer Abstimmung und setzte sich unter anderem gegen die Konkurrenten "bin m Handy und hbe kalte Finger", "Elektronische Ressource, nicht mehrfach ausleihen" und "Im Zug gibt's natürlich wie immer kein Darknet" durch.

Die Best-of-Version (118 Beiträge) kann man für 2,99 bei Amazon kaufen. Die Komplettversion für Leute mit viel Zeit gibt es gratis als PDF (511 MB oder wahlweise mit gar nicht mal viel schlechterer Bildqualität in nur 91 MB) und epub (502 MB).

Kathrin Passig

Februar 2017

Mein Internet der Dinge (2): Von hier bis zum Mond

(Weiter mit Amazon Echo/Alexa und mir:)

Maxine und Cornelius sind zu Besuch. Sie sind 12 und 10 und natürlich sind sie Digital Natives. Sie kapieren in fünf Sekunden, wie es funktioniert. Für sie ist das irgendwie klar und selbstverständlich. Es wird ohnehin viel zu selten gesehen, dass Kultur vor allem eine Maschine zur Produktion von Selbstverständlichkeit ist. Das Selbstverständliche macht das Leben viel ein-

facher. Allerdings wird es schwierig, wenn man Menschen aus Kulturen mit anderen Selbstverständlichkeits-Konstruktionen trifft. Diese komischen Leute verstehen ja noch nicht mal das Selbstverständlichste!

Die Kinder sind begeistert von Alexa. Auf sie prasseln eine Viertelstunde lang Fragen, Anweisungen, Rechenaufgaben und was sich kluge Kinder so ausdenken. Cornelius bringt Alexa dazu, ihm zu sagen: „Ich hab dich lieb von hier bis zum Mond.“ Das hat sie mir nie gesagt. Ich bin etwas eifersüchtig.

Gutes Stichwort. Eines ist nämlich bezeichnend: Alexa, Siri – das sind Frauen. Vermutlich hat man das in target groups getestet. Und ich wette, Alexander oder Sirhan kamen der target group zu homosexuell zu herüber. Interessant, wie eine Technik des 21. Jahrhunderts über Rollenmodelle des 19. Jahrhundert transferiert wird. Mir ist das damals schon bei Navigationsgeräten aufgefallen: zwischen dem Rollenmodell Dienstbote (= Frau) und Geographie-Auskenner (= Mann) hat man sich für die Dienerin entschieden.

Ich denke, Alexa wird rasend schnell weiterentwickelt. Ich vermute:

Man wird Alexa etwas explizit beibringen können. Ich habe zwar den Eindruck, sie lernt, aber ich kann ihr nicht sagen: „Ich heiße Joachim, nenn mich bitte ab jetzt so!“

1. Alexa wird lernen, Stimmen zu unterscheiden. Das ist auch sinnvoll. Sie wird dann auch Aktionen können wie: „Joachim, ich soll dir von Petra ausrichten, du sollst sofort Heinz anrufen.“

2. Alexa wird sich autonom auf ein Funktionenbündel trainieren, das häufig abverlangt wird. Dann braucht es nur verkürzte Codes für einen Abruf. Ehen funktionieren ja genau so.

Es war zu lesen, wie über den Einbau eines Touchscreens nachgedacht wird. Ich weiß nicht, das Faszinierende ist ja gerade die Beschränkung auf die Sprachschnittstelle, wie bei HAL. Meine Freundinnen hatten auch nie einen Touchscreen, sondern haben mir einfach gesagt, Joachim du bist bescheuert.

Julia, die Mutter von Cornelius und Maxine, weist mich darauf hin, wie energisch ich „Alexa, aus!“ rufe. Verwöhne ich damit meinen inneren Schäferhundhalter? Ich wußte bislang noch gar nicht, den überhaupt zu haben.

Aber ich denke auch, man wird an den Geräten bald auch einen Devotions-Faktor einstellen können. Als Antwort hört man dann entweder „Aber gewiß, lieber Joachim, das mache ich doch gern für dich!“ (Schalterstellung 10) bis „Du kannst mich mal. Mach deinen Mist doch alleine.“ (Schalterstellung 0). Ich bin echt mal gespannt.

Cornelius erzählt nachher, er möchte jetzt auf eine eigene Alexa sparen.

Und heute kam eine Mail von amazon, ich bekomme auf Alexa ein kostenloses Hörbuch, und zwar: Alice in Wonderland.

Go ask Alexa.

Joachim Göb

1990 bis heute

Klopapierkulturtechnik im Wandel der Zeit

1990 bis 2014

Wenn ich auf der Toilette ein Buch lese, greife ich stets zu einem Blatt Klopapier als Lesezeichen. Blätterte man sich durch mein Bücherregal, so könnte man bestimmt eine gute Toilettenpapierrolle verlassener Lesezeichen in den unterschiedlichsten Vergilbungsstadien zusammensammeln. Freunde und Freundinnen reagieren oft irritiert, was aber nicht daran zu rütteln vermag, dass ich das völlig normal finde und ohne größere Reflexion unbeirrt weiterbetreibe. Manchmal gehe ich sogar extra ins Bad, um ein Klopapierlesezeichen zu holen, wenn ich nichts anderes zur Hand habe.

Das ist eine Kulturtechnik, die ich von meiner Mutter gelernt habe. Sie hat die Nutzung von Toilettenpapier übrigens auch als Notizzettel perfektioniert. Dank jahrzehntelanger Übung muss sie sich nicht einmal mehr besonders an-

strengen, keine Löcher mit dem Kugelschreiber zu verursachen. Gelegentlich feuchtet sie das Notiztoilettenpapierblatt mit Wasser an und klebt es an den Spiegel über dem Waschbecken, um sich ja an eine Aufgabe zu erinnern.

2014 bis 2017

Ich nehme zunehmend das Smartphone statt eines Buches mit auf die Toilette, um zu surfen oder E-Books zu lesen. Lesezeichen sind nun virtuell, aber das Toilettenpapier hat nicht ausgedient: Weil ich mich von der Handykamera unangenehm beobachtet fühle, lege ich immer dann, wenn ich das Smartphone auf dem Schränkchen neben der Toilette ablege, ein Blatt Klopapier darüber.

Alina Smithee

18. Februar 2017

Der Kampf um meine Aufmerksamkeit

Freunde haben eine Karte übrig und laden mich zu einem Basketball-Pokalspiel ein. Zum ersten Mal sehe ich Basketball in der Arena, die früher nach einem Telekommunikationsanbieter benannt war und jetzt wie ein Autohersteller heißt.

Der Basketball-Court wirkt in einer Halle dieser Größe relativ klein. Direkt darüber hängt ein Achteck aus Videobildschirmen, von denen vier die Teamaufstellungen und Daten zum Spiel zeigen und vier Videoaufnahmen des Spiels. Diese Aufnahmen stammen von drei stationären und

mehreren tragbaren Kameras sowie einer Spidercam. Häufig werden interessante Spielszenen in Zeitlupe wiederholt.

Unter dem Achteck befindet sich ein ringförmiges Display, das animierte Werbung zeigt. Ein weiterer solcher Ring befindet sich an der Bande des Tribünenrangs. Die zwei kleinen Display-Würfel mit den Shot Clocks sind demgegenüber eher unauffällig.

Ich muss mich zugegebenermaßen konzentrieren, um das Spielgeschehen auf dem Feld zu verfolgen. Die häufigen Spielunterbrechungen helfen dabei nicht wirklich. Die Anfangsviertelstunde der Partie überlappt zudem mit der Schlussphase des Bundesliganachmittags. In der Halle herrscht guter LTE-Empfang. Mein Sitznachbar und ich blicken daher häufiger auf unsere Smartphones, wo Hertha bis zur 96. Minute 1:0 gegen Bayern führt.

Virtualista

18. Februar 2017

Der Tag, an dem ich die Langsamkeit des Internets lobte

Beschämt durch einen Tweet von @seiz denke ich darüber nach, dass das neue Techniktagebuch-E-Book vielleicht wirklich nicht gerade ein halbes GB groß sein müsste. Das liegt ja nur an den Bildern, und auch wenn es schön und ungemein redundant ist, die Techniktagebuch-Leserschaft zum verteilten Gratis-Backup unserer Daten zu nutzen, kann es so doch nicht weitergehen.

Ich könnte das PDF nachträglich verkleinern. Ich könnte aber auch die Bildgrößen vor dem Beginn der Buch-Erzeugung reduzieren, das hätte den Vorteil, dass ich keine gesonderte Lösung für die epub-Version bräuchte. Wenige Sekunden StackOverflow-Suche führen zu einer mir bisher unbekannten Lösung, die nicht alle Bildgrößen ändert, sondern nur die Bilder verkleinert, die es nötig haben:

> mdfind -0 -onlyin . „kMDItemPixelHeight > 640 || kMDItemPixelWidth > 640“ | xargs -0 sips -Z 640

Beim Test von der Kommandozeile aus funktioniert es wie erhofft. Ich baue die Zeile in mein Bucherzeugungsskript ein, gebe ihr an einer mir passend erscheinenden Stelle die Information mit, in welchem Verzeichnis die Bilder liegen, und starte den Vorgang. Im Terminal kann ich beobachten, was passiert. Alles sieht gut aus.

Zehn Minuten später wundere ich mich dann doch, dass es derartig lange dauert, werfe noch mal einen Blick ins Terminal-Fenster und gelange sehr schnell und nicht zum ersten Mal in meinem Leben zu der Erkenntnis, dass ich ein Narr bin, dem man keine Kommandozeile in die Hand geben darf. Der halbverstandene Befehl hat sich längst durch das fürs Buch verwendete Bilderverzeichnis gearbeitet und verkleinert gerade unwiderruflich meine Bilder in ganz anderen Verzeichnissen.

Die nächste Minute hüpfe ich unter Klagelauten herum wie die Protagonistin in einem Katze-fällt-in-Badewanne-GIF. Also im Geiste, für die Außenwelt sage ich “hm!” und lege die Stirn in Falten. Dann merke ich, dass sich das Debakel bisher noch auf das Techniktagebuch-Verzeichnis beschränkt. Das Verzeichnis liegt in einer Dropbox, damit alle Beteiligten Zugriff darauf haben. Und diese Dropbox ist noch nicht synchronisiert!

Ich befinde mich in einem Schweizer Haushalt, in dem ich vor Jahren etwa 30 GB innerhalb weniger Minuten bei Backblaze[1] hochgeladen habe. Der Haushalt war damals Teil eines Pilotprojekts für superschnelles Internet, aber das Pilotprojekt ist beendet, und jetzt gibt es hier nur noch ganz normal schnelles Schweizer Internet. In der nächsten Stunde ersetze ich die kleinen Bilder durch große aus der Dropbox und freue mich zum ersten Mal im Leben über die Langsamkeit des Internets.

Das PDF verkleinere ich dann doch lieber nachträglich auf narrensichere Weise mit Ghostscript, hier ist es: www.kulturindustrie.com/techniktagebuch4_kleiner.pdf (91 MB).

Kathrin Passig

1. Stimmt, bei Backblaze wären die Daten ja auch noch gewesen. Das fällt mir aber erst beim Aufschreiben ein.

18. Februar 2017

Sergio Maldini liest ein Buch

Dieser Beitrag bestand ursprünglich nur aus dem Bild, das ich für selbsterklärend hielt. Natürlich würden alle sofort erkennen, was hier vorgeht: Sergio Maldini liest auf Papier so, wie ich es auch am Laptop mache: im einen Fenster das Buch und nebendran das restliche Internet. Aber es ist ja nie etwas selbsterklärend.

Im Zuge der Beitragsergänzung befrage ich Sergio, bei welchen Gelegenheiten er vom Buchlesen zum Handy wechselt: Bei Nachschlagebedarf? Bei langweiligen Stellen? Oder ist es wie im hydraulischen Instinktmodell, und alle zehn Minuten gewinnt das Internet die Oberhand? “Ungefähr so könnte man es formulieren”, sagt er.

Kathrin Passig

Februar 2017

Die neue Angst vor dem Link

Das Techniktagebuch erscheint als richtiges Buch und digitales Dokument. Als einer von 329 Autoren fühle ich mich gebauchpinselt, einen bescheidenen Teil beigetragen zu haben.

Weil ich selbst blogge, kommt mir der Gedanke, das Buch auf meinem Blog in die “Publikationsliste” aufzunehmen. Doch sofort zucke ich zusammen: “Darf ich das?”

In den vergangenen Jahren (geschätzt: Ab 2005) gab es zahlreiche Gerichtsverfahren über rechtswidrig verwendeten Content. Für viele Menschen war (und ist) beispielsweise die Google Bildersuche die Primärquelle für Bilder schlechthin – erst in den letzten Jahren ist langsam ein Bewusstsein dafür entstanden, dass die Bilder jemandem gehören könnten. Auch sein eigenes Essen im Restaurant zu fotografieren und online zu stellen, kann unter Umständen eine teure Urheberrechtsverletzung darstellen, da bei aufwändig gestaltetem Essen allein der Urheber (also der Koch) darüber entscheiden darf, was da wie geteilt wird.

Auf der Webseite des Techniktagebuchs steht nur, dass ich meine Beiträge mit Absenden völlig freigebe, nicht aber, ob ich mich mit dem letztlichen Gesamtwerk schmücken und vor meinen Freunden angeben darf. Aus Angst verschweige ich meine Tätigkeit lieber.

Jan-Martin Klinge

Anmerkung der Redaktion: Wir finden diese Sorge traurig, aber gerade darum dokumentierenswert. Ja, jeder darf auf das Techniktagebuch verlinken, es steht außerdem unter einer Creative Commons Lizenz. Und wir freuen uns jederzeit über Beiträge.

Ca. 1995–2000 und 2017

Mich stört eine fiktionale Ohrenentzündung

Ich schaue in der Fernsehzeitschrift nach der nächsten Folge meiner Science-Fiction-Lieblingsserie "Star Trek: Das nächste Jahrhundert". Damals, also irgendwann zwischen 1995 und 2000, lag immer mindestens ein aktuelles Exemplar bei uns zu Hause: Der Gong, die Hörzu, die Prisma-Beilage der Lokalzeitung oder, seitdem ich selbst anfing mitzureden, die TV Spielfilm oder TV Movie, von mir wegen der ausführlichen Filmrezensionen präferiert.

Die Zusammenfassung finde ich seltsam. Im Kurztext steht, dass die Schiffsärztin Dr. Beverly Crusher sich wundert, weil sie Ingenieur Geordi LaForge wegen einer Ohrenentzündung untersucht, sie aber dachte, den Androiden Data deswegen schon behandelt zu haben.

Dass diese banale Begebenheit als Highlight der Folge zitiert wird, ist eine Sache. (Es wird sich herausstellen, dass es um eine Zeitschleife geht.) Was mir als Fan der Serie aber aufstößt ist, dass Androiden keine Ohrenentzündung haben können. Wenn Data krank ist, geht er zu Geordi, um sich reparieren zu lassen. Und in der Folge ist es dann auch nicht so, es ist ein Fehler in der Programmbeschreibung.

Jahre später läuft eine Wiederholung der Folge. Diesmal lese ich nicht in der Fernsehzeitschrift, sondern im Teletext davon. Und finde denselben Fehler wieder. Anscheinend gibt es irgendwo eine Datenbank von Fernsehserienbeschreibungen, aus der sich Fernsehzeitschriften- und Teletextredakteure bedienen und solange niemand auf den Fehler aufmerksam wird, weil er oder sie die Serie zufällig kennt, bleibt er eben drin.

Heute (Februar 2017) muss ich nicht auf das Fernsehprogramm warten, um Star Trek zu sehen, da Netflix seit dem 31. 12. 2016 die gesamte Serie auch in Deutschland im Programm hat. Netflix hat seine eigenen Zusammenfassungen und keine der mir auffindbaren Beschreibungen im Netz weist den Fehler noch auf. Um festzustellen, ob der Fehler noch im System sitzt, müsste ich jetzt einerseits warten, bis die Folge wieder im Fernsehen läuft (derzeit wird sie ab und zu auf Tele5 und Syfy ausgestrahlt) und mir dann die erste Fernsehzeitschrift seit sicherlich 17 Jahren kaufen. So viel Forscherwillen kann ich dann doch nicht aufbringen.

Angela Heider-Willms

19. Februar 2017

Die Wagenreihung wird digital. In Echtzeit

Die Deutsche Bahn macht Fortschritte in Sachen Digitalisierung. Nicht nur, dass es immer öfter Züge gibt, in denen eine Internetverbindung auch tatsächlich funktioniert. Auch bei den Informationen rund um den einzelnen Zug gibt es durchaus positive Entwicklungen.

So informiert mich die Bahn in ihrem Newsletter „Inside Bahn“, dass es nunmehr möglich sei, die Wagenreihung von Zügen abzurufen. Die Wagen eines Zuges seien nämlich jetzt jeweils mit RFID-Chips ausgestattet. Sobald ein Zug über eine Ausleseanlage fährt, könne auf diese Weise die exakte Wagenreihung ermittelt werden. Ich grüble an dieser Stelle ein wenig darüber, warum ein solches Verfahren nötig ist, um die Wagenreihung zu erfassen.

Irgendjemand muss doch die Zusammensetzung von Zügen im Blick haben, veranlassen, überwachen usw., bevor der Zug losfährt und die Ausleseanlage überquert, oder? Vielleicht trägt der- oder diejenige das dann aber nur ganz analog in einen DB-Wagenreihungs-Vordruck ein und heftet ihn dann ab?

Na, jedenfalls werden die vom Auslesegerät ausgelesenen Daten in die Bahn-IT-Systeme weitergeleitet, bis hinein in den „DB Navigator“. Das ist die Smartphone- bzw. Tablet-App, mit der der Reisende Tickets buchen und vorzeigen, sich über Verspätungen informieren, oder Sitzplatzreservierungen vornehmen kann. Und jetzt zeigt die App auch die richtige Wagenreihung an. Diese soll übrigens auch an direkt an den Anzeigetafeln am Bahnsteig – den sogenannten Zugzielanzeigern – erscheinen. Mit eigenen Augen habe ich das noch nicht gesehen. Vielleicht, weil ich auf dem Bahnsteig immer auf meinen DB Navigator blicke.

In ihrem Newsletter präsentiert die Bahn auch ein putziges Erklärvideo, das die Technik hinter dem Wagenreihungs-Voodoo verständlich machen soll. Unerklärlicherweise sieht man hier aber eine Modelleisenbahn mit nur einem Waggon! Ein Waggon, um die Wagenreihungsproblematik zu verdeutlichen?

- „He, Erklärvideo-Fuzzi: Mach mal einen Clip zu dem neumodischen Wagenreihungs-Zeugs.“
- „Wie, jetzt noch? Ist doch gleich Feierabend.“
- „Ach, komm, stell dich nicht so an. Ist doch schnell gemacht!“

Ruhrbube

19. 2. 2017

Eine neue Art Technikalptraum

Ich habe einige Standardalpträume, die mit Technik zu tun haben. Da ist zum Beispiel der klassische Notruf-Telefonwählalptraum, in dem ich jetzt sofort eine Telefonnummer wählen muss, aber mich ständig verwähle. Dieser

Traum hat sich mit dem Smartphone entsprechend umgestellt, so dass ich nicht mehr auf den Tasten, sondern auf dem Touchscreen danebentippe oder mich beim Eingeben eines Ziels in Google Maps, das ich dringend erreichen muss, immer verschreibe. Da mir das im echten Leben auch öfter passiert, führt dies zu kurzfristigen, unangenehmen Zweifelmomenten an der Realität.

In der Nacht vom 18. auf den 19. Februar habe ich das erste Mal einen Facebook-Chat-Alptraum. Zwei meiner laufenden Gruppenchats werden mit einer Flut von Nonsense-Texten und Bild zugespamt. Ich versuche, verzweifelt, denjenigen aus dem Chat zu entfernen, schaffe es aber nicht, weil der Chat so schnell läuft. Jedesmal, wenn ich auf den Benutzernamen klicken möchte, rutscht er außer Reichweite.

Im Traum gibt es direkt zwei Varianten des Albtraums, jeweils mit einer peinlichen sozialen Komponente für mich: Einmal ist der Spammer jemand, den ich selbst eingeladen habe, und der wiederum weitere Spammer dem Chat hinzufügt. Alle anderen Chatteilnehmer sind böse auf mich, weil ich einem Spammer vertraut hatte, der jetzt den Chat zerschießt, Beim zweiten Mal postet ein bereits vorhandenes Mitglied im Chat anscheinend versehentlich (Hosentasche etc.) eine große Flut Fotos. Da diese alle Degus zeigen, ein recht exotisches Haustier, das in einer Gruppe meistens nur ich besitze, denkt jeder, ich bin der Spammer und meine hilflosen Ausrufe “DAS BIN ICH NICHT” gehen unter.

Beim Aufwachen fällt mir ein, dass man in Facebookchats gar nicht auf den Benutzernamen im Chatverlauf klicken muss, um jemanden zu entfernen. Und dass außerdem alle anderen Teilnehmer ebenfalls Leute herauswerfen können.

Angela Heider-Willms

19. Februar 2017

Alles ist besser in der Schweiz. Außer Google Street View

Für einen Techniktagebuchbeitrag wüsste ich gern, wie eine bestimmte Straßenecke in Zürich vor ein paar Jahren ausgesehen hat. Eine Bildersuche bleibt ergebnislos, also versuche ich es bei Google Street View. Ich ziehe den Pegman auf die Straßenkreuzung, die mich interessiert, und lande im Inneren eines Dessous-Ladens. Beim zweiten Versuch gerate ich auf einen Straßencafétisch, beim dritten und vierten wieder. Offenbar ist irgendwas in der Benutzung von Street View unintuitiver geworden.

Ich google nach der Lösung. Sie lautet: Wenn man Pegman auf einem bunten Punkt absetzt, gerät man in ein Foto. Nur wenn man ihn auf eine blaue Linie setzt, kann man auf der Straße herumfahren wie gewohnt. Ratlos betrachte ich die Karte. Sie enthält nur kleine Fragmente blauer Linien.

Screenshot: Google-Maps-Ansicht der betreffenden Gegend in Zürich. Die von Street View abgedeckten Straßen sind blau markiert. In anderen Gegenden der Stadt sieht es nicht ganz so desolat aus. Diese Abbildung ist ein zulässiges Bildzitat, Kartendaten ©2017 Google.

Ich befrage meinen Gastgeber: Zürich hat ja gar kein Street View! War das schon immer so? Nein, sagt er, bis vor zwei Jahren war es super. Dann musste Google in der Schweiz aus Datenschutzgründen alle Bilder entfernen, die im Umkreis von 70 Metern um die Grundstücksgrenze einer "heiklen Einrichtung" gemacht wurden, also zum Beispiel um alle Schulen herum. Seitdem kann man es nicht mehr benutzen.

Kathrin Passig

Februar 2017

Telefoniercafés ohne Telefone

“Günstig ins Ausland telefonieren” steht mehrmals auf diesem Café in Zürich. Ich bin überrascht, dass man immer noch spezielle Orte aufsucht, um ins Ausland zu telefonieren, und betrachte das Café mehrmals von beiden Seiten. Drinnen sitzen aber nur Leute an der Bar und an Tischchen. Ich weiß noch, wie die Infrastruktur aussah, als man wirklich für Auslandstelefonate in Speziallokale ging, ein bisschen wie Wahlkabinen, ich würde sie also schon erkennen, wenn sie da wäre. Laut Wikipedia heißt dieses in meiner Erinnerung etwa zwischen 1995 und 2010 recht häufige Angebot “Call Shop”.

Erst später verstehe ich beim Betrachten des Fotos allmählich, dass es sich nur um an einem Café befestigte Werbung für den Prepaid-Mobilfunkanbieter Lebara handelt, dessen Hauptzielgruppe Migranten wie ich sind. Hier berichtet jemand aus Berlin vom selben Phänomen. Ob in diesem Cafe früher wirklich günstige Festnetztelefonate ins Ausland angeboten wurden und es sich also um eine Art Übergangsphänomen handelt, kann ich leider nicht herausfinden.

Auch an diesem Zürcher Internetcafé wird das Telefonieren noch beworben:

yallo ist ebenfalls ein Mobilfunkanbieter mit Migrantenzielgruppe. Der Laden enthält mehrere seitlich mit Sichtschutz voneinander abgetrennte Computerplätze, zwei große Displays, auf denen Sportfernsehen läuft, eine Kaffeemaschine, einen Spielautomaten und kein erkennbares Telefon.

Kathrin Passig

Weihnachten 2016 bis Februar 2017

Smartphones und Zuckerzeug bei Schülern, die Welt könnte ein besserer Ort werden

Der 11-jährige N., 5. Klasse, hat zu Weihnachten ein Smartphone bekommen (das TT berichtete bereits hier und hier). Seine Hauptnutzung ist WhatsApp, gelegentlich auch Youtube Videos (im heimischen WLAN) und Internetseiten über z. B. Harry Potter.

In der Schulklasse gibt es etwa drei WhatsApp Gruppen, ich habe den Überblick verloren. Ungefähr alle Kinder aus der Klasse besitzen ein Smartphone, die meisten sind in mehreren der Klassen-WhatsApp-Gruppen beteiligt.

In der einen Gruppe, in der wohl fast alle Klassenkameraden Mitglied sind, fragt eine Klassenkameradin: "Wen aus der Klasse findest du eklig?"

Etwas später wird ein Bild von einem angeblich blinden Kind in der Gruppe geteilt, und dazu die Aufforderung, das Bild an mindestens 10 andere Kinder zu senden, sonst würde WhatsApp die Operation nicht bezahlen.

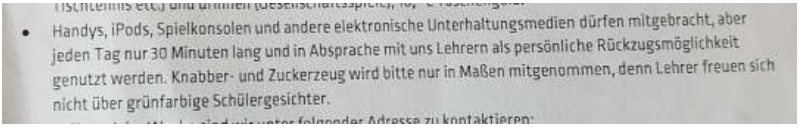
Ich stelle fest, dass es eine ziemliche Herausforderung für einen 11-jährigen ist, Medien- und Sozialkompetenz parallel zu erlernen. Andererseits kommentiert Kathrin: Wenn er das jetzt mit 11 Jahren lernt, vielleicht schickt er dann als Erwachsener keine Kettenbriefe und Hoaxes mehr weiter und die Welt wird ein etwas besserer Ort.

Wenige Kinder sind sehr aktiv in den Gruppen. Manchmal nimmt N. sein Smartphone Abends das erste Mal zur Hand und in einer Klassengruppe sind deutlich über hundert neue Nachrichten eingegangen, häufig nur von wenigen Kindern geschrieben, oft nur Smileys. Außerdem fällt mir auf: die Kinder nutzen sehr viel die Tonaufnahme-Funktion in WhatsApp, senden also kurze Sprachnachrichten. Dies kenne ich tatsächlich nur von Kindern.

In der WhatsApp Gruppe werden außerdem recht viele kurze musical.ly Schnipsel geteilt, das nutzen wohl viele aus der Klasse: “Ja, das machen alle!!” - “Und was macht ihr sonst so mit dem Smartphone? Außer WhatsApp, Youtube und musical.ly? Haben einige von euch Facebook?” – “Das weiß ich nicht, das kenne ich nicht.” – “Und sonst?” - “Instagram haben voll viele. Das machen fast alle!” - “Auch Snapchat?” - “Nein, das kenne ich nicht.”

Der Lehrer hat sich zum Thema WhatsApp und Smartphones auf dem Elternabend eher hilflos geäußert. Er kennt die Probleme mit Kettenbriefen und Cypermobbing, er will nichts zu tun haben mit WhatsApp bei den Schülern, außerdem ist WhatsApp offiziell erst ab 13 oder 16 Jahren, die Schüler dürfen das also alle sowieso noch nicht nutzen. Eigentlich. Das Smartphone-Verbot in der Schule wird weitestgehend eingehalten, außer manchmal: Da wollen die Lehrer, dass Hausaufgaben doch noch über die Klassen-WhatsApp-Gruppen verteilt werden.

Aus einem Schreiben des Klassenlehrers an die Eltern der 5. Klasse für eine bevorstehende Klassenfahrt:



- Handys, iPods, Spielkonsolen und andere elektronische Unterhaltungsmedien dürfen mitgebracht, aber jeden Tag nur 30 Minuten lang und in Absprache mit uns Lehrern als persönliche Rückzugsmöglichkeit genutzt werden. Knabber- und Zuckerzeug wird bitte nur in Maßen mitgenommen, denn Lehrer freuen sich nicht über grünfarbige Schülergesichter.

Es ist vielleicht nicht so ganz untypisch, dass “Handys, iPods, Spielkonsolen und andere elektronische Unterhaltungsmedien” in einem Punkt mit “Knabber- und Zuckerzeug” behandelt werden.

Molinarius

Februar 2017

Ein dreidimensionaler Copyshop für dreidimensionale Dinge

Aus dem Internet, aus der Zürcher Hochschule der Künste und aus Privathaushalten kenne ich 3D-Druck-Gegenstände schon ein paar Jahre. Aber in einem Ladengeschäft sehe ich sie zum ersten Mal. Dass dieses erste Mal gerade in Zürich mit seinen vermutlich astronomischen Ladenmieten stattfindet, habe ich nicht erwartet. Der Laden existiert schon seit mindestens Anfang 2015, sagt das Internet Archive.

In der Vitrine unter der Kasse ist das am Schaufenster aufgelistete Angebot zu besichtigen:

Farbige 3D-Figuren eingescannter Personen und Hunde, Architekturmodelle und ganz links ein Industriebauteil-Prototyp. Die Figuren gefallen mir nicht und mein bisheriger Bedarf an Architekturmodellen und Prototypen war gering. Es ist eine von diesen Zukünften, die halt irgendwann einfach da sind. Ich weiß noch nicht, was ich mit ihr anfangen soll.

Kathrin Passig

19. Februar 2017

Wuurßamprichnisnwiemirstzheingimmerdßlfircigtfmdas Ungewöhnliche

Ich möchte aus einem kurzen Text von Georges Perec zitieren, den mir Franziska Nyffenegger gezeigt hat, “L’infra-ordinaire”. Er scheint mir vom Techniktagebuch zu handeln, und da ich ihn nur als schief eingescanntes, blasses PDF bekommen habe und im Netz nicht finden kann, mache ich einen Screenshot von der ersten Seite, den ich der Texterkennungssoftware “PDF

OCR X Community Edition” vorlege. Sie hat bisher befriedigende Ergebnisse geliefert, und ich habe Texterkennung für ein gelöstes Problem gehalten. Jedoch:

> Wuurßamprichnisnwiemirstzheingimmerdßlfircigtfmdas Ungewöhnliche, das Außergewöhnlich: fünf Spalten auf da! 112mm. sdnngnnnn Die Züge beginnen am dannzu ren, wann sie entgleist), undje mehr Fahrgäst: dabei dcnTodfinden, umso mehr eüsfierm die Züge; die Hupen; finden erst dann zurExismnwenn sie anfihnwerdcmdie einzig Bestimmung der Autos ist die, gegen Mannen m (hallen: zweiundfinfzig Wochcnendcn zweiundfünlig aesum auhuhmen: so viale Totn, und wenn die Zahlen unaufllörlid: sreigm. umso bmu m: die Nadnidnnn! Hinter dem Beignismuscscinenskxndalgebemeinenkisseincüefihnso. alssolledßlzhensichuurdurchdasspeklzkulärehinünrch offenbaren. als sei das Amduulidze, das Bedeumme immer unnurmal:

Georges Perec hat einmal einen ganzen Roman ohne Verwendung des Buchstabens E geschrieben. Vielleicht hätte ihm diese Version seines Texts gefallen. Für meine Zwecke ist sie unbrauchbar, und so wird man hier halt nicht erfahren, was Perec über das Techniktagebuch zu sagen hatte.

Kathrin Passig

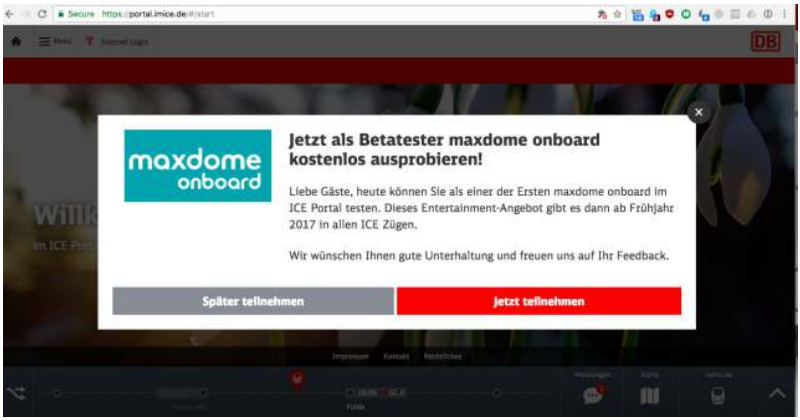
20. Februar 2017

Unlimited technology from the whole universe!

Ich fahre mit dem Zug von Zürich nach Berlin, und wie schon öfter in letzter Zeit funktioniert das neue kostenlose “WIFIonICE”-Internet ganz gut. Anne Schüßler hat nämlich jetzt weniger Internet, weil bisher unterversorgte Bahnkundinnen wie ich mehr haben, die Bandbreite aber begrenzt ist. Internet ist ein Nullsummenspiel, auf kurzen Zeitskalen betrachtet.

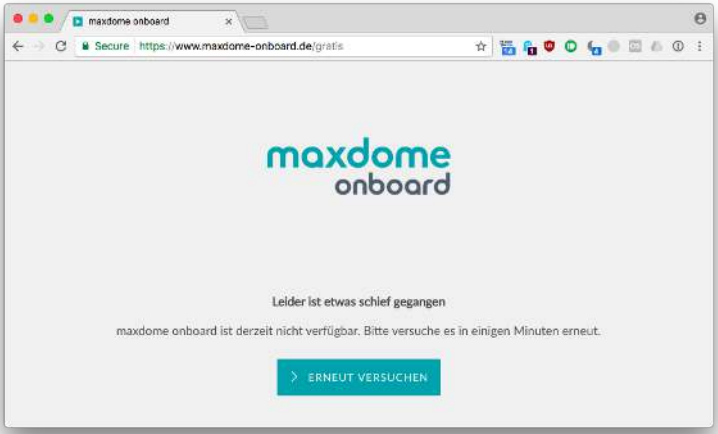
Ich arbeite also leidlich konzentriert, als ein junger Mann mit Zetteln vorbeikommt und fragt, ob ich an einem Testprojekt zum Filmesehen im Zug teilnehmen möchte. “Auf eigenen Geräten?”, frage ich blöd, weil ich mich noch an das letzte Filmesehen-im-Zug-Projekt der Deutschen Bahn erinnere. Aber natürlich ist es auf eigenen Geräten, und im Dienste der Techniktagebuch-Berichterstattung lasse ich sofort die Arbeit fallen. Ich bekomme eine Anleitung, einen Zufriedenheitsfragebogen und einen Kugelschreiber mit DB-Logo. Die Anleitung kann ich hier nicht zeigen, weil sie am Zufriedenheitsfragebogen festgetackert war, aber sie enthielt lieblos in den Seitenverhältnissen verzerrte Screenshots.

16:02 Uhr, Verheißung:

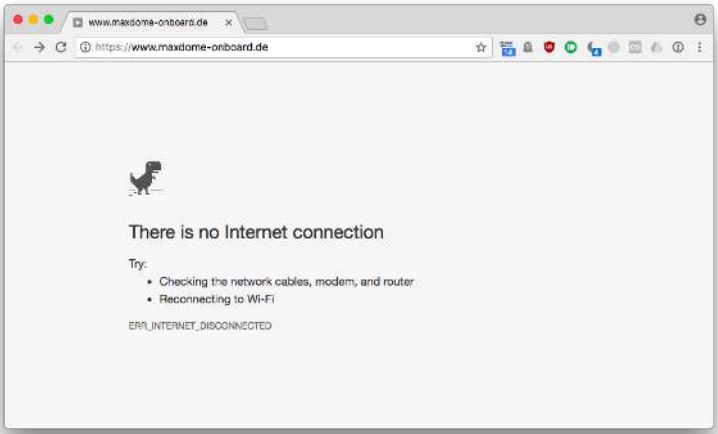


16:05 Uhr, Andeutung kommenden Unheils:

16:07 Uhr, schlechte Nachrichten:


maxdome onboard
Secure https://www.maxdome-onboard.de/gratis
maxdome
onboard
Leider ist etwas schief gegangen
maxdome onboard ist derzeit nicht verfügbar. Bitte versuche es in einigen Minuten erneut.
ERNEUT VERSUCHEN

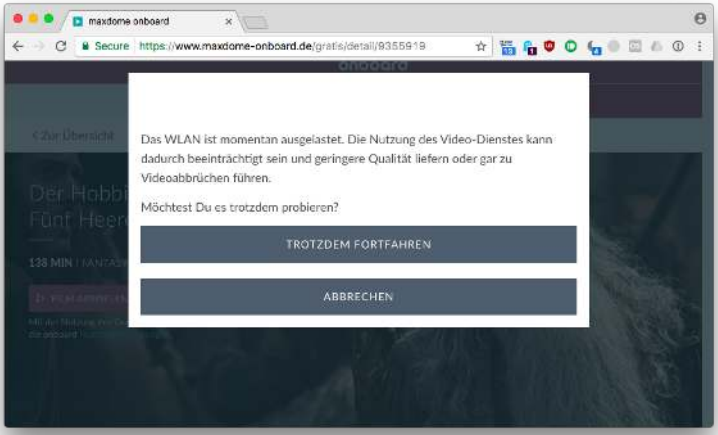
16:07, tja:


www.maxdome-onboard.de
https://www.maxdome-onboard.de
There is no Internet connection
Try:
Checking the network cables, modem, and router
Reconnecting to Wi-Fi
ERR_INTERNET_DISCONNECTED

Ich stelle die Arbeit ein und lese stattdessen ein Buch (in PDF-Form). Ich hatte zehn Jahre lang kein Internet im Zug und davor sechsunddreißig Jahre kein Internet im Zug, ich verfüge über Survivalstrategien. Die Fragebögen werden wieder eingesammelt, außer Frage 1 “Wie zufrieden waren Sie mit dem Login-Vorgang” (sinngemäß) konnte ich leider nichts beantworten. Das Einsammelpersonal wirkt heiter und gelassen und sagt, das sei nun mal hin und wieder so mit der Technik, dass sie nicht funktioniere.

Nach einer knappen Stunde geschieht etwas Unerwartetes. Es gibt eine Durchsage: “Bitte beachten Sie die aktuelle Störung unseres Internets ... *lange Denkpause* ... dass an dieser Störung ... gearbeitet wird. Wir bitten Sie diesbezüglich noch um etwas Geduld.” Das habe ich noch nie erlebt. Die Bahn nimmt die Internetversorgung als Teil ihres Angebots ernst! Bisher war es so, dass man den Zugbegleiter fragen konnte, warum das WLAN nicht geht, und er dann “WLAN, wir haben WLAN?” sagte oder “Dafür sind wir nicht zuständig, das ist ein anderer Anbieter, da können wir nichts machen.” (Ich habe das natürlich nie gefragt, weil ich Bahnfahren als Übung im Stoizismus betrachte. Ich beklage mich ausschließlich im Techniktagebuch über fehlendes Internet, na gut, und manchmal schreie ich ein bisschen herum. Aber nie in der Bahn, da habe ich Prinzipien.)

Ich stelle mir vor, wie sich die zahlreichen für diesen Fall mitgeführten Techniker über das Zuginternet beugen, und nach einer Stunde geht es tatsächlich wieder. Ich kann das Filmpilotprojekt aufrufen und feststellen, dass ich dort “exklusiv im ICE” zwölf Filme zur Auswahl habe. Möglichst unbequemes seitliches Scrollen durch die Titel verhüllt wie bei iTunes und Netflix die Kleinheit des Angebots. Eine letzte, folgenlose Warnung:



Ich versuche es zunächst mit “The Hobbit”, aber den versprochenen englischen Ton zum Film gibt es nicht. Das scheint kein grundsätzliches Problem zu sein, bei “Men in Black” funktioniert alles. Und dann sehe ich zum ersten Mal seit 2008 einen Film im Zug.

Kathrin Passig

Februar 2017

Zen und die Kunst zu tippen

Ich lerne ab und an Sprachen. Eine Weile lang habe ich dafür Duolingo benutzt, aber die Sprachen, die mich im Moment am meisten interessieren, habe ich dort inzwischen durchgespielt. Deswegen habe ich zu Babbel gewechselt und, horribile dictu, sogar Geld ausgegeben, um was lernen zu dürfen.

Ein Unterschied zwischen den Apps liegt darin, dass Duolingo auf die Default-Tastatur des Tablets zurückgreift, auf dem ich die Übungen mache. Das bedeutet, dass man das gewohnte Tastaturlayout vor sich hat und auch Hilfsfunktionen wie Spracheingabe, Wortvorschläge und Fehlerkorrektur nutzen kann. Wenn ich ein Wort nicht mehr genau weiß, tippe ich ein paar Buchstaben ein und gehe davon aus, dass sich die richtige Schreibweise von alleine einstellt. Wenn ich noch unsicherer bin, probiere ich es per Spracheingabe und hoffe, dass mein Genuschel in korrekte Orthografie übersetzt wird. Streng genommen konterkariert beides den Sinn und Zweck einer Sprachlern-App. Im Live-Gespräch vor Ort werden meine Fehler ja auch (noch) nicht automatisch korrigiert. Das scheinen sich auch die Leute von Babbel gedacht zu haben. Die App verwendet eine eigene Tastatur ohne Zusatzfunktionen.

Ich weiß nicht, wie lange es her ist, dass ich Texte auf einem mobilen Gerät ohne Swiftkey und vergleichbare Errungenschaften eingegeben habe. Sicher ist nur: lange genug, um alles andere quälend zu finden. Selbst ein an sich einfaches Wort wie ›estacionamento‹ (›Parkplatz‹ auf Portugiesisch), das in Sekundenbruchteilen gewischt gewesen oder problemlos aus einem unsortierten Buchstabenhaufen rekonstruiert worden wäre, ringt mir ob seiner Länge erst einen Seufzer ab. Dann brauche ich fast so viele Versuche wie das Wort Buchstaben hat, um – auf dem Sofa hängend – die 14 Lettern in korrekter Reihenfolge einzugeben. Anfangs ist es interessant und peinlich zugleich, festzustellen, wie oft man sich selbst bei kurzen Wörtern vertippt. Nach kurzer Zeit ist es nur noch nervig. Wenn ich ein Wort, das ich eigentlich beherrsche, falsch eingebe, will ich manchmal schreien und das Tablet an die Wand werfen (aber verzichte eingedenk der Nachbarn und weil ich dann ein neues Tablet brauche).

In jedem Fall lerne ich eine Menge: einerseits Portugiesisch, andererseits Selbstbeherrschung.

Christopher Bergmann

Anfang 2017

Das WLAN im ICE ist jetzt umsonst, aber dafür immerhin nicht gut

Ende 2016 führt die Bahn in ICEs kostenloses WLAN ein. Davor musste man für WLAN im Zug bezahlen, es sei denn, man legte sich einen Telekomtarif zu, bei dem HotSpot-Nutzung inklusive war, denn das ICE-WLAN war ein Telekom-WLAN.

Da ich viel ICE fahre, habe ich auch einen entsprechenden Tarif und konnte mit meinen Zugangsdaten das WLAN im Zug nutzen. Jedenfalls dann, wenn es eins gab, was allerdings entgegen aller Unkenrufe meistens der Fall war.

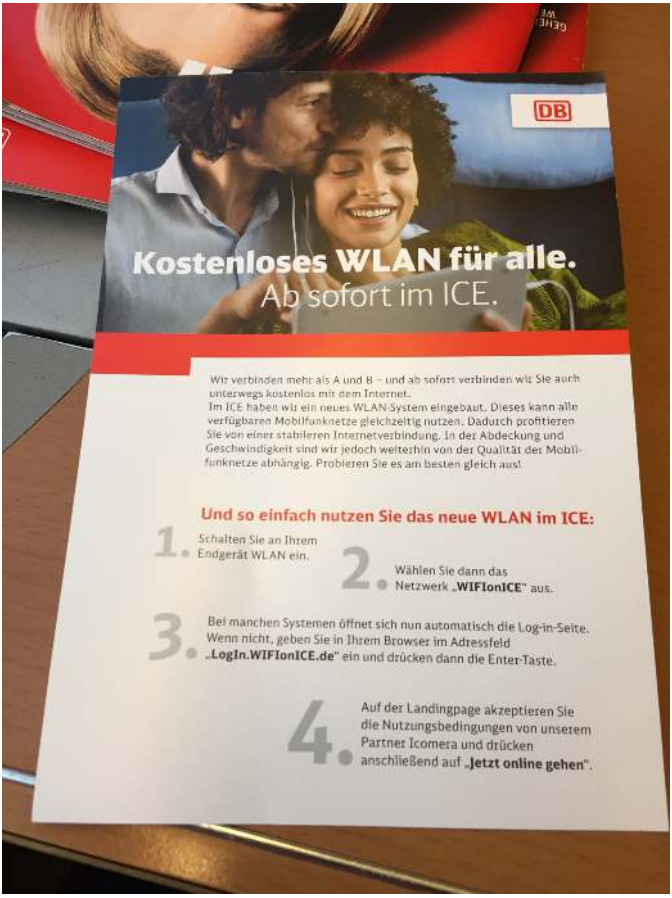
Jetzt gibt es aber kostenloses WLAN für alle, das jetzt auch nicht mehr von der Telekom gestiftet wird, sondern von einem anderen Anbieter. In der Testphase Ende 2016 ist es reines Glück, ob der Zug WLAN hat und wenn ja von welchem Anbieter und wenn es der neue Anbieter ist, ob es auch funktioniert. Jedenfalls habe ich ein paar Wochen lang deutlich seltener Internet im Zug als zu goldenen Telekom-WLAN-Zeiten.

Irgendwann ist die Testphase vorbei und das WLAN ist jetzt ganz offiziell in allen ICEs erstens vorhanden und zweitens umsonst. Allerdings auch erst nur so theoretisch. Auf meinem iPhone funktioniert es recht verlässlich, auf dem Laptop kann ich mich manchmal einloggen, ebenso oft aber auch nicht, die Seite mit dem Loginbutton will dann einfach nicht erscheinen und lässt sich auch nicht über die URL aufrufen. Außerdem ist das Datenvolumen pro Gerät auf 200 MB beschränkt und es ist deutlich langsamer als früher.

(Die Bahn formuliert die Volumenbeschränkung hier etwas freundlicher: “

Wer das Angebot jedoch zu intensiv nutzt, surft zugunsten der anderen Fahrgäste mit niedrigerer Geschwindigkeit weiter.”)

Aber es wird besser. Mittlerweile kann ich mich auch fast immer mit dem Laptop problemlos einloggen und auf immerhin einer Fahrt finde ich sogar einen hilfreichen Flyer auf meinem Tisch, der erklärt, welche URL man in den Browser eintippen muss, wenn sich der Login-Bildschirm nicht von alleine öffnet.



Jetzt ist das Internet zwar immer noch schlechter und langsamer als früher, aber dafür funktioniert es und ist umsonst für alle.

Anne Schüßler

20.2.2017

Es geht ja nichts mehr auf den Spike

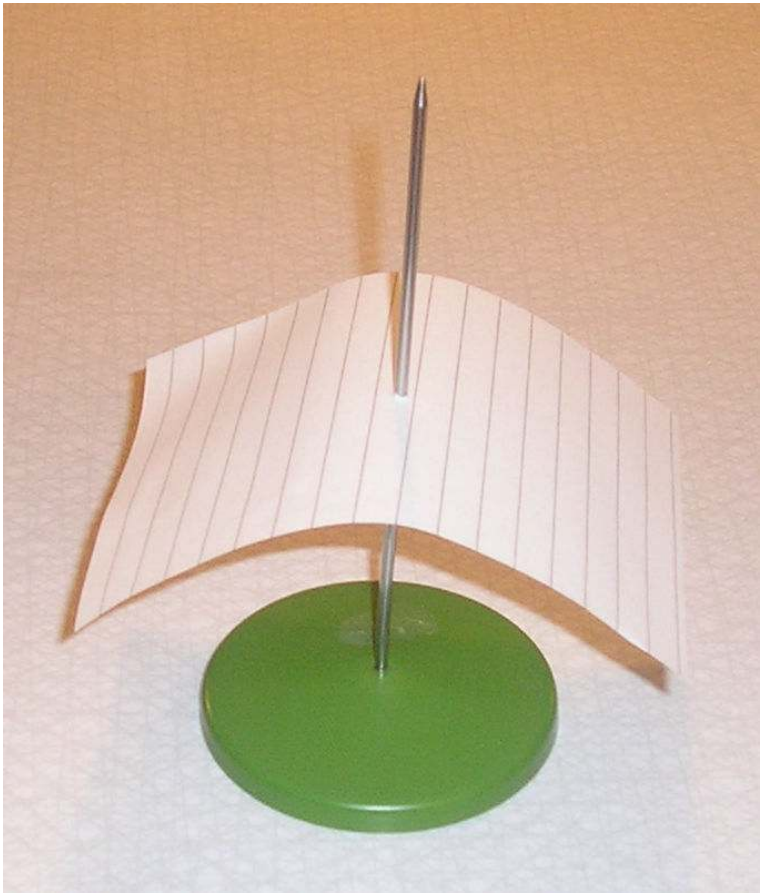


Foto: Anders Ringnér/Public Domain via Wikimedia Commons

Die Meldungen über den neuen Nationalen Sicherheitsberater der USA, den US-Präsident Donald Trump im zweiten Anlauf gefunden hat, erinnern mich an lange vergessene Zeiten: Mit der Ernennung des Generals Herbert Raymond McMaster, so twittert ein Kollege aus Washington, könnten die Journalisten ihre vorbereiteten Berichte über einen anderen Kandidaten *auf den Spike hauen*.

Der Spike ist (besser: war) ein wesentliches Werkzeug der Nachrichtenproduktion und, so weit ich es erlebt habe, nur bei angelsächsisch geprägten Medien vorhanden. Er besteht aus einer spitzen Nadel mit einem Standfuß (so gibt es ihn auch noch bei Amazon in Großbritannien) und ist ein Hilfsmittel zum schnellen Wegsortieren von Papier: Was auf diesen Spike gepackt wurde, flog nicht mehr durch die Gegend, war quasi vorsortiert – und wurde meist am Ende des Arbeitstages weggeworfen.

Dieses Hilfsmittel stammte aus der Zeit, als Nachrichten praktisch ausschließlich auf Papier produziert wurden. Die Informationen kamen als ausgedrucktes Telexpapier oder als Schreibmaschinenmanuskript zum *Slot*, dem Redakteur, der über die weitere Verwendung entschied. Was in den weiteren Nachrichtengang gegeben wurde, wurde auf Papier weitergegeben – und die Texte, die nicht mehr gebraucht wurden, landeten eben auf dem Spike.

Ich habe den Spike in meiner Zeit als Korrespondent und Redakteur bei *Associated Press* kennengelernt, und dieses Gerät hielt sich erstaunlich lange auch dann, als die Texte schon längst am Computer geschrieben, redigiert und weitergeschickt wurden: Es gab immer irgendeinen Ausdruck, der dann eben nicht mehr verwendet wurde und gespiked wurde.

Einen Wikipedia-Eintrag zum Spike, der im Englischen eigentlich *Spindle* heißt, gibt es nur auf Englisch – und merkwürdigerweise auch auf Schwedisch und Afrikaans (im Schwedischen heißt dieses Werkzeug *Pappersspjut*).

Heutzutage gibt es das in Nachrichtenredaktionen eigentlich nicht mehr, weil es praktisch keine Papier-Ausdrucke mehr gibt, also auch nichts mehr zum Spiken da ist. Interessanterweise scheint sich der Begriff aber erhalten zu haben – im Sinne des deutschen *in die Tonne treten*.

(Den Spike, so lerne ich beim Nachfragen, gibt es bisweilen noch im Einzelhandel oder in der Gastronomie, vor allem für ausgedruckte Bons, die schnell abgelegt werden müssen. Aber auch da dürfte es nur eine Frage der Zeit sein, bis nichts mehr ausgedruckt wird.)

Thomas Wiegold

21. Februar 2017

Gehen Sie zurück auf Los!

Über Freud und Leid der elektronischen Steuererklärung wurde bereits berichtet. Es ergibt sich allerdings ein Nachtrag, wenn man – wie ich – das Ablaufdatum seines ELSTER-Zertifikats aus den Augen verliert.

Am 19.02. verwende ich das Zertifikat, um einen Belegabruf per Elster zu initiieren. Am 21.02. will ich es verwenden, um nachzuschauen, ob bereits Daten bereitgestellt wurden. Meine sonst so dienstbereite WISO-Steuersoftware meldet diesmal allerdings nur, dass mein Zertifikat am Vortag abgelaufen ist. Eine diesbezügliche Warnung wurde mir leider nicht angezeigt.

Nun könnte man meinen, das wäre alles kein großer Umstand. Die Steuerbehörde hat Daten zuhauf von mir und ich bin ja auch im Besitz des gestern noch gültigen Zertifikats samt Passwort (das in diesem Fall stets *PIN* genannt wird). Aber nichts da – ich muss ein komplett neues Zertifikat beantragen und dabei den von Molinarius bereits ausführlich beschriebenen Hindernislauf absolvieren. Am 03.03. erhalte ich per Post den Aktivierungscode, mit dem ich mein Zertifikat erstellen kann.

Anders als Molinarius bin ich ja noch nicht an dem Punkt, wo die Steuererklärung per Elster abgegeben werden könnte. Ich will vielmehr für eine sogenannte *vorausgefüllte Steuererklärung* erst einmal die Daten abrufen, die dem Finanzamt bereits vorliegen. Der vorherige Versuch wurde offenbar aufgrund des abgelaufenen Zertifikats abgebrochen. Ich starte also einen neuen.

Dazu muss zunächst einmal die Berechtigung zum Datenabruf beantragt werden. Ich klicke mich durch die entsprechenden Eingabemasken und erhalte prompt zwei Mails mit der frohen Botschaft “in Ihrem ElsterOnline-Postfach befindet sich eine neue Nachricht für Sie. Betreff: Statusmitteilung für Berechtigungen: Eintragung der Berechtigung” bzw. “Abrufcode automatisch beantragt”.

Ich schaue im ElsterOnline-Postfach nach, finde dort aber auch nur „Statusmitteilung für Berechtigungen: Eintragung der Berechtigung, folgende Berechtigung wurde eingetragen [. . .] Berechtigung: Abruf von Belegen“.

Sowohl die Mails wie auch die Mitteilungen im Portal enthalten übrigens die Anrede „Sehr geehrter Herr <voller Name>“ sowie die Grußformel „Mit freundlichen Grüßen, Ihre Finanzverwaltung“. Letztendlich teilt mir die Steuersoftware mit, dass ich jetzt auf einen Abrufcode warte, der mir erneut auf dem Postweg zugestellt wird.

Und ich habe mir diesmal natürlich das Ablaufdatum des neuen Zertifikats (27.02.2020) in den Google-Kalender eingetragen. Mit noch gültigem Zertifikat soll man eine Verlängerung beantragen können, was wohl etwas einfacher ist. Sofern es 2020 sowohl ElsterOnline als auch das Techniktagebuch noch gibt, werde ich erneut berichten.

Virtualista

Anfang 2017

Wie man internationale Hotelbuchungen storniert

Ich bin auf Dienstreise in Ägypten und möchte die Hotelbuchung ändern – einer meiner zwei angekündigten Mitreisenden kam nun kurzfristig doch nicht und damit wird sein Zimmer nicht mehr benötigt. Die Zimmer wurden über ein Internetportal gebucht, weswegen sich die Hotelleitung außerstande sieht, das eigene Zimmer zu stornieren, das müsse das Portal tun. Das Portal selbst möchte gerne in Deutschland kontaktiert werden.

Ein Anruf über das Mobilfunknetz (also meine deutsche SIM-Karte, die im ägyptischen Netz eingeloggt ist, telefoniert ins deutsche Festnetz) würde ca. 3 Euro pro Minute kosten, was zu dem Zeitpunkt drei normalen Hamburgern bei McDonald's Deutschland entspricht. Über das Hoteltelefon kann man natürlich auch anrufen, hier landen wir bei ca. 50 Eurocent pro Minute (was einem halben Hamburger entspricht; außerhalb des Hotels entstehen Kosten um die 20 Eurocent). Mit Festnetztelefonie wird man aber erfahrungsgemäß wenig glücklich, da die Verbindung gerade in Stoßzeiten auch mal zusammenbricht.

Die Lösung ist schließlich der VoIP-Dienst Skype, der auch Anrufe in das Telefonnetz diverser Länder ermöglicht. Um hier einen Hamburger zu vertelefonieren braucht man eine Dreiviertelstunde. Und die brauche ich auch tatsächlich, denn der freundliche Herr vom Internetportal, den ich mit meinem Laptop aus meinem Hotelzimmer anrufe, versucht aus seinem Callcen-

ter in (vermutlich) Deutschland den Empfang meines Hotels zu erreichen, was ihm “irgendwie keinen Spaß” macht: Die Verbindung breche immer ab. Irgendwann hält die Verbindung aber lange genug oder mein Gesprächspartner hat aufgegeben. Jedenfalls wird das überzählige Zimmer kostenfrei storniert, was durchaus einen Hamburger wert ist.

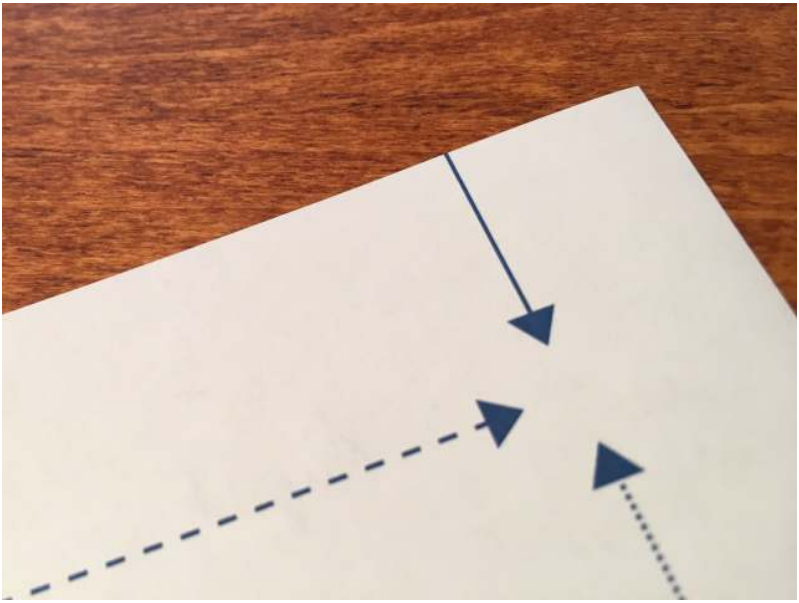
Marian Ritter

21.02.2017

Randlos, ratlos, rantlos

Ein Mitarbeiter hat eine neue Qualifikation erlangt. Das ist so toll, dass wir das nicht für uns behalten wollen, sondern es auch dauerhaft auf dem Geschäftspapier voller Stolz prangen soll.

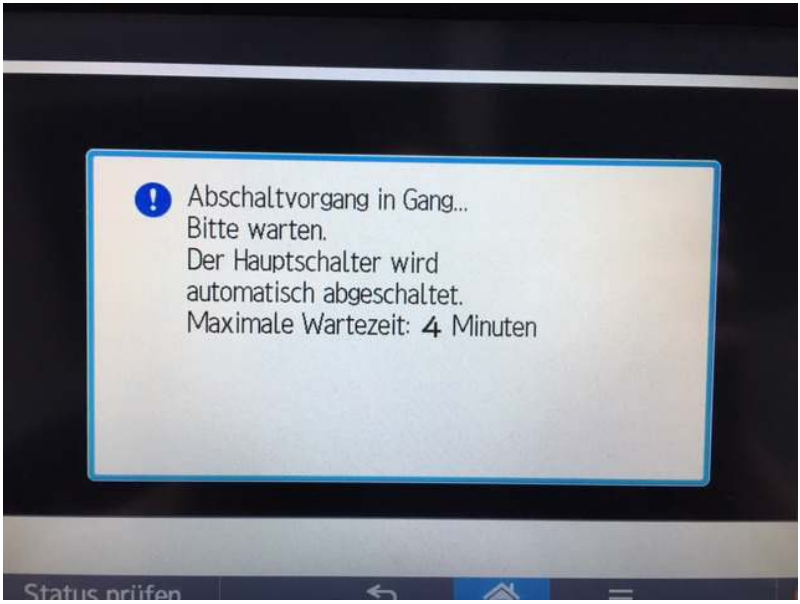
Ich glaube, wir sind die vorletzte Firma, die sich Geschäftspapier drucken lässt. Eigentlich kann man ja heutzutage (also seit ungefähr 15 Jahren) den Briefkopf und alles, was so dazugehört (Namen, Titel, Adressen, Bankverbindungen, Steuernummern etc.), direkt vom Drucker aus auf das Papier bringen lassen, nicht aber, wenn man – wie seit Jahrzehnten bei uns – diverse Gestaltungselemente verwendet, die bis zum Rand reichen. Und das ist anscheinend ein Problem (dass der Drucker den Farbton nicht exakt trifft, wie ein Kollege meint, halte ich inzwischen für ein Gerücht).



Jüngst ist ein neues Multifunktionsgerät (DIN A3-Drucker und Scanner) in die Firma eingetreten. Eine Suche im Internet und in den Einstellungen lässt vermuten, dass das Gerät randlos drucken kann. Interessanterweise lässt sich das Menü mit den Einstellungen des Druckers (er hat ein Android-Betriebssystem) zwar über das Netzwerk aufrufen, aber die Einstellung “randloser Druck” finde ich nur direkt am Gerät. Das ist entweder Absicht, oder ich stelle mich ungeschickt an. Das aber nicht nur bei den Einstellungen des Geräts, sondern auch beim späteren Druckversuch mit Linien, die bis zum Rand laufen. Der Druck ist nicht randlos, ich aber ratlos.

Als nächstes druckt der Drucker gar nicht mehr. Ich kann auch die Druckaufträge, die inzwischen das Netzwerk verstopfen, nicht mehr löschen. *Ausschalten – Einschalten*. Das hat noch immer geholfen. Ich suche den Schalter am Gerät und finde ihn signalrot hinter einem Sicherheitskläppchen.

Als ich ihn drücke, bin ich schon enttäuscht. Man kann ihn nicht tief drücken, es ertönt kein befriedigendes “Klack” mit entsprechend positiver haptischer Erfahrung, nur ein geräuschloser 1 mm tiefer Druckpunkt eines Tasters, und statt des Knopfdrückerlebnisses poppt auf dem Display die Frage auf, ob ich den Drucker jetzt wirklich ausschalten will. Ich bestätige, woraufhin mir der Drucker mitteilt, dass das jetzt aber bis zu vier Minuten dauere. Ich seufze vernehmlich.



Zwischenzeitlich durchstöbert ein Mitarbeiter das Internet und bestätigt, was sich als Gewissheit langsam aufdrängt: Der Drucker kann nicht randlos drucken. Vielleicht will mir auch genau das diese Passage aus der Anleitung sagen:

> „Da die randlose Druckfunktion nicht unterstützt wird, ist diese Einstellung deaktiviert, wenn Randlos-Druck ausgewählt ist.“

Ich rante noch etwas los und lasse neue, randlos bedruckte Briefbögen ordern.

Markus Winninghoff

21.02.2017

Smartphone-Anwesenheits-Kontrolle ab 2016

Ich nutze schon seit mehreren Jahren Smartphones mit diversen Übertragungsmöglichkeiten, aber erst seit einem Jahr ein Auto mit automatischer Bluetoothverbindung für mobile Endgeräte. Durch dieses technische Zusammenspiel hat sich meine Art, die Anwesenheit des Smartphones zu kontrollieren, geändert.

Wenn ich morgens das Haus verlasse, schaue ich nicht mehr im Rucksack nach, ob ich das Smartphone eingesteckt habe, sondern steige mit Rucksack ins Auto ein und warte darauf, dass im Display der Hinweis “Mit Gerät X verbunden” erscheint. Erst danach fahre ich los.

Fehlt der Hinweis, habe ich wohl etwas auf dem Tisch liegen gelassen. Das ist vorgestern zum ersten Mal passiert. Anscheinend hat sich die Handlung, das Smartphone mitzunehmen, so sehr verselbstständigt, dass ich nicht mehr bewusst darüber nachdenke.

gold1812

21. Februar 2017

Die Hightech-Lösung für ein Low-Tech-Problem (Edition Getränkeautomat)

Ich besuche ein Burgerlokal in Paris und bestelle zum Essen ein Getränk. Bevor ich den Becher ausgehändigt bekomme, klebt die Burgerfachverkäuferin unten einen durchsichtigen Aufkleber mit Chip drauf. Ich nehme an, dass es etwas Ähnliches wie in meinem Mantel ist (das TT berichtete).

Ich stelle den Becher in den Getränkeautomaten, er denkt kurz nach und dann kann ich aus 100 verschiedenen Getränken wählen. Nach dem Essen bin ich neugierig und will noch eine zweite Geschmacksrichtung ausprobieren.

Also stelle ich den Becher noch einmal in den Automaten und tippe auf ein Symbol am Touchscreen. Aber der Automat sagt „Il ne reste plus de remplissage.“ was ungefähr soviel wie „Noch einmal auffüllen geht nicht.” heißt. Man soll sich mit dem Personal in Verbindung setzen. So fortschrittlich hab ich Limonade noch nie getrunken.

verenka

22.2.2017

Der doofe neue Fernseher, den keiner wollte

Meine Mutter schimpft im Auto über neue Geräte. Wegen der Umstellung von DVB-T auf DVB-T2 im März mussten sie einen neuen Fernseher kaufen. Alternativ hätte es auch irgendeine DVB-T2-Box getan, aber da sie sowieso ein neues Gerät hätten kaufen müssen, haben sie halt direkt einen neuen Fernseher gekauft, der dann immerhin auch ein bisschen größer ist als der alte.

Jetzt sind alle Programme falsch geordnet und niemand weiß, wie man sie wieder richtig ordnet, das Erste auf 1, ZDF auf 2, WDR auf 3, Arte auf 4 und so weiter. Zumindest die für meine Eltern wichtigsten zehn Sender sollen richtig sortiert sein, der Rest ist egal. Aber selbst das funktioniert nicht. Außerdem hat die Fernbedienung keine Nummerntasten mehr, sondern nur irgendwelche anderen Tasten, von denen man nicht weiß, was man damit machen soll.

Ich biete an, mir das mal anzugucken, mein Vater sagt, er könne auch noch mal gucken, aber da winkt sie schon ab: “Dann schalte ich halt immer von 75 auf 12, da hat man sich ja auch schnell dran gewöhnt.”

Anne Schüßler

22. Februar 2017

Der praktische Blick ins Internet und der theoretische Blick heraus

Ich zeige J., der sich viel mehr für Datenschutz und Privatsphäre interessiert als ich, den neuen Schweizer Schiebedeckel vor der Frontkamera meines Handys. Er lacht und sagt, das sei ihm ganz egal geworden, er onaniere inzwischen sogar im Blickfeld der Kamera. "Aber die schaut doch dabei wahrscheinlich eh nicht in deine Richtung . . . ", sage ich unbedacht, weil ich mir ein auf dem Bett oder sonstwo herumliegendes Handy vorstelle. Dann erinnere ich mich, dass andere Leute sich ja Bilder angucken in diesem Internet, und auch nicht irgendwie vorher, sondern währenddessen. "Ähm, ach so, ja", sage ich.

Kathrin Passig

22.2.2017

Ich höre Phantomvögel

Seit Weihnachten 2016 habe ich einen Lichtwecker. Das funktioniert so: Ich stelle meine gewünschte Weckzeit ein und eine halbe Stunde vorher fängt der Wecker an langsam von einem dezenten Morgenrot zu einem hellen Mittagssonnengelb zu wechseln. Wenn die Weckzeit dann erreicht ist, kann man sich außerdem von einem Weckton oder dem Radio wecken lassen.

Ich entscheide mich für Vogelgezwitscher als Weckton. Es gibt drei unterschiedliche Vogelgezwitscherwecktöne, eine Weile lang wurden wir morgens von einem Kuckuck geweckt, bis wir beide anfingen, leicht aggressive Gefühle gegenüber dem harmlosen "Hu-Hu" zu entwickeln und ich wieder auf ein weniger markantes Vogelgezwitscher umschaltete. Es gibt auch noch Bauernhofgeräusche und Meeresrauschen mit dezenter Klaviermusik.

Heute morgen wache ich auf, weil ich Vogelgeräusche höre. Ein Blick auf den Wecker sagt mir, dass es noch knapp eine Stunde bis Vogelgezwitscher ist, außerdem leuchtet auch noch nichts. Ich lausche angestrengt und höre weiter leises Vogelgezwitscher, der Wecker kann es aber nicht sein. Entweder ich bin mittlerweile so für Vogelgeräusche sensibilisiert, dass ich auch das Vogelgezwitscher im Hinterhof durch die geschlossene Balkontür höre oder ich höre Phantomvögel.

Anne Schüßler

Februar 2017

Immer offene Browsertabs, der späte Beginn einer Chronik (VI)

Das letzte Update war im Juni 2016.

Tabs, die ich immer offen habe (in Chrome):

- Google Drive (seit etwa 2006)
- Google Calendar (seit etwa 2006)
- Tumblr (seit Februar 2014)
- Tweetdeck (seit Anfang September 2014)
- Facebook Messenger (seit Mai 2015)
- Telegram (nutze ich seit Januar 2015, scheint sich aber als separates Tab erst später etabliert zu haben)
- Google Keep (seit Juli 2015)

Veränderungen: Vor einem halben Jahr habe ich das Gmail-Tab geschlossen. Duolingo (September 2014 – August 2016) hat das Auftauchen von Pokémon Go nicht überstanden. Obwohl es zwei ganz unterschiedliche Anwendungen sind besetzen sie dieselbe ökologische Nische im Tagesablauf. Neu hinzugekommen ist nichts. Am Handy ändert sich mehr, eigentlich sollte ich schon lange "Apps auf dem Startbildschirm" dokumentieren. Das mache ich, sobald mir ein weniger blödes Wort für das einfällt, was man halt auf den ersten Blick auf dem Handy sieht.

Kathrin Passig

Februar 2017

Ich habe schon überall ein Nutzerkonto

Ich will mich für den Carsharing-Dienst Flinkster anmelden. Da ich BahnCard-Besitzer bin, muss ich keine Registrierungsgebühren zahlen, außerdem scheint mir der Carsharing-Dienst von allen, die sonst in Frage gekommen, der zu sein, der mit seiner Preisstrategie meinen Bedürfnissen am ehesten entgegenkommt.

(Eigentlich brauche ich einen Carsharingdienst, bei dem man mit dem Auto von einer Stadt in eine andere fahren kann und das Auto dann da stehen lassen kann.

Ich würde zum Beispiel gerne nach der Arbeit mit dem Zug von Köln zu meinen Eltern nach Leverkusen fahren, aber dann mit einem Auto von meinen Eltern nach Essen nach Hause fahren. Das hängt mit der guten Zugverbindung zwischen Köln und Leverkusen, aber der eher mittelguten zwischen Leverkusen und Essen zusammen. Die meisten Dienste sind aber so ausgelegt, dass man innerhalb einer Stadt rumfahren kann und das Auto dann da woanders stehen lassen kann. Das hilft mir für mein potentielles Nutzungsverhalten nicht weiter.)

Ich versuche zwei Mal, meine Daten in die Registrierungsmaske einzugeben, und werde beide Male beim Abschicken auf die Loginmaske zurückgeleitet. Na ja, denke ich, vielleicht wurde irgendein Bearbeitungsprozess in Gang gesetzt und ich bekomme nicht direkt eine Bestätigungsmail, sondern erst in ein paar Minuten. Es kommt aber keine Bestätigungsmail.

Dann komme ich auf die Idee, in meinem E-Mail-Postfach nach Mails von Flinkster zu suchen und werde tatsächlich fündig. Wie es aussieht, habe ich schon ein Nutzerkonto und nach ein paar Klicks auf unterschiedliche Mails, die ich im Laufe der Zeit von Flinkster bekommen habe, finde ich auch eine Kundennummer. Mit der Kundennummer und meiner E-Mail-Adresse kann ich mein Passwort zurücksetzen und mich dann tatsächlich einloggen.

In der Anleitung zum Autoleihen steht, man könne mit seiner Kundenkarte das Auto öffnen, so eine Kundenkarte besitze ich aber nicht. Ich forsche weiter und lese, dass ich als BahnCard-Kunde nur irgendwo zu einer Bahn-Servicestelle muss, da würde ich dann nach Vorlage von Führerschein und Personalausweis freigeschaltet werden.

Ich gehe also zu einer Bahn-Servicestelle, nenne meine Kundennummer und gebe dem Bahnmitarbeiter Führerschein und Personalausweis. Er guckt ein bisschen und sagt dann: “Sie sind aber doch schon aktiviert.” Warum ich schon aktiviert bin, weiß er nicht, angeblich kann ich mit der BahnCard oder der iPhone-App das Auto öffnen. Das macht mich etwas stutzig, aber ich habe wohl keine andere Wahl, als dem Bahnmitarbeiter zu glauben, und ziehe ohne Kundenkarte von dannen. Bevor ich also eine Fahrt mit einem Flinkster-Auto plane, bei der es keine Bahn-Alternativen gibt, werde ich einmal probefahren müssen, um sicherzugehen, dass ich im Ernstfall nicht vor verschlossener Autotüre stehe.

Am nächsten Tag stoße ich bei Recherchen zu Kanban auf den Dienst Trello, von dem ich auch schon öfter gehört habe. Ich rufe die Webseite auf und will mich registrieren. Ich tippe Namen, E-Mail-Adresse und Passwort ein und erfahre, dass es zu dieser E-Mail-Adresse schon ein Konto gibt.

Anscheinend habe ich wirklich schon überall ein Nutzerkonto, ich kann mich nur nie daran erinnern.

Anne Schüßler

Winter 2016/17

Der praktische Stoffriss

Zum Jahreswechsel 2013/14 in Dublin habe ich als Werbegeschenk ein Paar Handschuhe bekommen, welches sich dadurch auszeichnet, dass die Kuppen von Daumen, Zeige- und Mittelfinger aus touchscreen-tauglichem Stoff gewirkt sind. Die Outdoor-Smartphonenutzung ist seitdem auch in den kalten Jahreszeiten sehr angenehm. Seit kurzem hat der Daumen des rechten Handschuhs allerdings ein Loch. Das macht aber nichts, ganz im Gegenteil: Jetzt kann ich auch *mit* Handschuh die Daumenabdrucksensor-Funktion, die ich als primäre Entsperroption für mein Sony Nexus festgelegt habe, nutzen.

Three.ie

(Es darf dabei nicht unerwähnt bleiben, dass die Daumenscan-Technik noch lange nicht ausgereift ist. Wohlwollend geschätzt, misslingen 50% der Entsperrversuche qua Fingerspitze; ich muss dann jedes Mal auf die Sekundärfunktion – Musterzeichnung – ausweichen.)

Torsten Gaitzsch

23.2.2017

Wie man ein Telefon halten kann

Gesehen an einer Essener Straßenbahnhaltestelle.

Zur Erklärung: Der Mann hält das Telefon mit der unteren Seite direkt ans Ohr, vermutlich, um irgendetwas über die Lautsprecher zu hören. Sprechen sehe ich ihn nicht.

Anne Schüßler

23.2.2017

Von der Schwierigkeit, legal Videos zu schauen

Als ich von der Arbeit nach Hause komme, schaut die Tochter gerade eine neue Folge einer Serie, die wir aber noch gar nicht erworben haben. Ich lobe kurz ihre Selbstständigkeit und Findigkeit, schließe aber daran einen Kurzvortrag über Urheberrecht und so weiter an und verbiete das illegale Weiterschauen. Da grundsätzlich nichts gegen die Serie spricht, biete ich aber legales Anschauen als Alternative an.

Hier wird es schwierig. Die neue Serie ist bisher nur auf Englisch veröffentlicht, der illegale Dienst bot aber deutsche Untertitel dazu. Das Kind kann noch nicht genug Englisch, um die Serie ohne Untertitel zu schauen. Nach einer halben Stunde Recherche – googeln, Chat mit der Amazon-Hilfe und Nachfragen in der allwissenden Twitter-Timeline – steht fest: es gibt die Serie legal noch gar nicht mit deutschen Untertiteln. Es gibt lediglich die halblegale Möglichkeit, die Serie auf Englisch zu kaufen und dann über einen bestimmten Dienst die inoffiziellen Untertitel dazuzuladen, wird mir vertraulich mitgeteilt.

An sich sehr interessant, nur habe ich ja einen Erziehungsauftrag. Das Kind muss also akzeptieren, dass sie die Serie erst demnächst irgendwann weiterschauen kann, wenn man legal so weit ist wie illegal (was noch lange dauern wird, aber ich greife vor).

Nach kurzer Enttäuschung bittet das Kind um die neue Staffel einer anderen Serie, die sie auch schon ausfindig gemacht hat – ganz legal. Den Anbieter kenne ich, habe dort bisher noch nichts gekauft aber generell spricht

nichts gegen ihn, außer natürlich, dass ich ein Kundenkonto anlegen muss. Es gibt wenig, das ich mehr hasse, als Kundenkonten anzulegen und zwar aus folgendem Grund: Ich trage bei Name meinen Vornamen ein, das nächste Feld lautete Vorname, also gehe ich zurück und korrigiere, dann komme ich zu Straße und trage Straße und Hausnummer ein, das nächste Feld lautet Hausnummer, also gehe ich zurück und korrigiere, dann kommt Postleitzahl und dann Stadt und ich frage mich, warum die Stadt nicht aus der Postleitzahl generiert werden kann, so schwer kann das doch alles nicht sein, und wenn alle Stricke reißen, muss man dann noch beweisen, dass man kein Roboter ist und auf lauter Bildchen all die mit einem Ladengeschäft oder einem Straßenschild auswählen. Ich empfinde das als Schikane.

Aber gut, das Kind hat die Serie dort gefunden, im Sinne der Stärkung der kindlichen Selbstwirksamkeit lege ich dort ein Kundenkonto an, ich muss sofort ein Zahlungsmethode verknüpfen, sonst geht es nicht, ich verknüpfe das Paypal-Konto, danach kommt kurz irgendeine Rückleitung zur Videoanbieterseite und die stürzt dann ab und dann warte ich auf die Bestätigungsmail, die nicht kommt. Nach 15 Minuten mache ich genau dasselben nochmal, außer dass dieses Mal nichts abstürzt und ich eine Mail bekomme und darin einen Bestätigungslink anklicken kann und dann habe ich ein Kundenkonto. Nun suche ich die Serie und kaufe sie mit einem Klick und dann denke ich – naiv – mit einem weiteren Klick kann das Kind sie anschauen.

Nein, so ist es nicht.

Ein Klick auf die gekaufte Serie sagt, man soll eine App herunterladen, um die Serie auf dem Mobilgerät (ein Tablet) anzsuchauen. Im Google Playstore soll man das tun. Wir tun es, installieren und öffenen die App und die App sagt dann, um sie zu verwenden, müsse sie mit einem Paket verknüpft sein. Mit einem Paket, das sozusagen ein Abonnement des Videoverkäufers darstellt, man kann dort nämlich verschiedene Monatspakete kaufen. Man kann natürlich auch einzelne Filme kaufen oder einzelne Serien, so wie ich es getan habe. Aber wenn man diese dann anschauen möchte – mit der App – muss man zusätzlich ein Monatspaket haben. Und ohne App kann man sie nicht anschauen.

In diesem Moment werde ich etwas ungeduldig und wende mich an die Kundenbetreuung – per WhatsApp.

Die Konversation mit der Kundenbetreuung gestaltet sich so:

Hallo, ich habe eine Serie im Store gekauft. 17:42

Jetzt möchte ich sie anschauen aber dazu soll ich eine App herunterladen 17:42

habe ich gemacht, aber nun soll ich auch noch ein Paket kaufen 17:42

das will ich aber nicht 17:42

die App funktioniert ohne das Paket nicht? Wie kann ich dann die Serie, die ich gekauft habe, anschauen? 17:42

Deine Anmeldung war erfolgreich. Wir beantworten Deine Frage täglich in der Zeit von 7 bis 22 Uhr. (23.02.2017 17:41:31 - #958) 17:48

na das wäre dann ja jetzt?! 17:51

Hallo, der Login in der mobilen App ist nur mit aktivem Monatspaket möglich, da in der mobilen App kein Store zur Verfügung steht. Der Abruf über mobile Geräte ist nur über die App möglich. Hast Du noch ein anderes Gerät, auf dem Du die Serie anschauen kannst? Zum Beispiel einen PC/ Laptop, Smart TV oder sonstiges? LG Sara 18:05

nein 18:05

kann ich den Kauf stornieren? Das ist ja alles völlig absurd. 18:05

Schick mir bitte Deine Kundennummer oder E-Mail-Adresse. 18:06

Danke. Magst Du unser Monatspaket einen Monat gratis testen? Dann kannst Du die Serie auch über die mobile App anschauen. 18:07

Nein, dann kann ich sie ja nur einen Monat lang schauen. 18:07

Vielleicht will ich sie ja wann anders nochmal sehen und das geht dann nicht. So hatte ich mir das nicht vorgestellt. 18:08

Ich habe die Staffel für Dich storniert. Der Betrag wird Dir auf Dein PayPal-Konto zurückerstattet. 18:15

Dankeschön! 18:15

(Anmerkung an die Nachwelt: es ist gelogen, dass wir keine anderen Geräte im Haushalt haben. Auch 2017 hat man häufig noch einen Laptop und manchmal auch einen PC und recht häufig ein SmartTV. Wir haben das alles, das Kind wollte die Serie aber auf dem Tablet schauen, auf dem sie auch erworben wurde und mir erschien “nein” der einfachste Weg.)

Ich glaube, das war die kürzeste Kundenbeziehung meines Lebens.

Die Serie haben wir aber immer noch nicht und ich bin kurz davor, jegliches Erziehungsgebaren einfach aufzugeben und das Kind illegal weiterschauen zu lassen.

Dann raffe ich mich aber noch einmal auf und schaue bei dem Anbieter, bei dem ich immer alles kaufe. Dort gibt es die Serie natürlich auch, ich will sie per anklicken kaufen, ganz so einfach geht es aber nicht, ich muss auch hier noch ein Programm herunterladen, dass mir dann Zugang zum Videobereich dieses Anbieters gewährt und dort kann ich die Serie dann kaufen, und dann kann man darauf klicken, und dann kann man sie auch tatsächlich anschauen. Auf dem Tablet.

Rund zwei Stunden dauerte es insgesamt, durchsetzt von für das Kind unverständlichen Anweisungen und Vorgehensweisen. Kinderleicht mal eben mit ein paar Klicks genau das anschauen, was man will, geht derzeit offenbar nur illegal.

Novemberregen

24. Februar 2017

Der Zettelkasten des Herrn Rutschky

Ich warte mit Michael Rutschky in der Notaufnahme des Berliner Urbankrankenhauses. Herr Rutschky ist gestürzt und hat sich an der Hand verletzt. Ich nutze die Gelegenheit, ihn zu seinem Zettelkasten zu befragen, den er mir bei einer unserer ersten Begegnungen im Jahr 1991 vorgeführt hat. Ich erinnere mich

daran unter anderem, weil ich damals vorgeschlagen hatte, den Zettelkasten zu digitalisieren, oder doch wenigstens von irgendeiner Hilfskraft digitalisieren zu lassen. "Nehmen Sie einen Studenten", hatte ich gesagt, "der schleckt Ihnen noch die Füße ab!" Mein Hochdeutsch war noch nicht so maßlos fein wie heute, und Herr Rutschky hatte gelacht und mir beigebracht, dass man erstens "ableckt" sagt und ich zweitens das Interesse von Studenten an seinem Zettelkasten vielleicht überschätzte. Sechsundzwanzig Jahre haben wir nicht mehr über den Zettelkasten gesprochen, aber jetzt ist die Gelegenheit da:

– Ist Ihr Zettelkasten noch in Betrieb?

– Nein.

– Seit wann nicht mehr? Wie lange war der in Betrieb?

– Ewig ... Na, es gibt verschiedene Zettelkästen, also, es gibt ...

– Sie haben mir mal vor langer, langer Zeit so einen gezeigt, so einen hölzernen wie in der Bibliothek von der Uni ...

– Ja. In diesem Zettelkasten sind ja verschiedene Zettelkästen drin. Da ist also einmal der Katalog fürs Archiv, fürs Zeitungsarchiv. Und dann gab es einen Zettelkasten fürs Studium und auch für die Dissertation, wo Exzerpte verzettelt waren. Meine Frau ist dann diesem Schema so verfallen, dass sie praktisch über das Zettelkastenfüttern nicht mehr rausgekommen ist. Ihre ganze Dissertation gibt es auch als Zettelkasten, aber es ist nie ein Satz dieser Dissertation geschrieben worden. Der Trick bei diesem Zettelkasten bestand darin – also dem wissenschaftlichen, mit dem ich auch meine Dissertation geschrieben habe –, dass man eine strenge alphabetische Reihenfolge einhält. Also dass man nicht sagt: Eine Abteilung Autorennamen, eine Abteilung Stichworte, eine Abteilung Metastichworte von Stichworten, sondern dass man das ganz streng alphabetisch organisiert und dass man dann eben auch Querverweise eintragen kann. Also wenn man, was weiß ich, Freud unter F, "Das Unbehagen in der Kultur" hat und dann aber auf der Seite des Zettelkastens die Stichworte notiert, unter denen man das verschlagwortet hat ...

– Wie, auf der Seite?

Mein Verständnisproblem rührt daher, dass Herr Rutschky "auf der Seite des Zettelkastens" gesagt hat, wird aber durch die folgenden Erklärungen nicht geringer.

– Na ja, sie schreiben den nicht voll, den Zettel. Sondern man lässt einen Rand. Und auf den Rand kann man die Stichworte schreiben, unter denen man die verkartet hat.

– Auf den Rand von welchem Zettel jetzt?

Herr Rutschky veranschaulicht den Sachverhalt mit dem Finger auf dem Display meines Handys, das zum ersten Mal als Stellvertreter für einen Zettelkastenzettel herhalten muss. Ich mache mir Sorgen, weil ich mit dem Handy das Gespräch aufzeichne. Aber die Aufzeichnung läuft weiter.

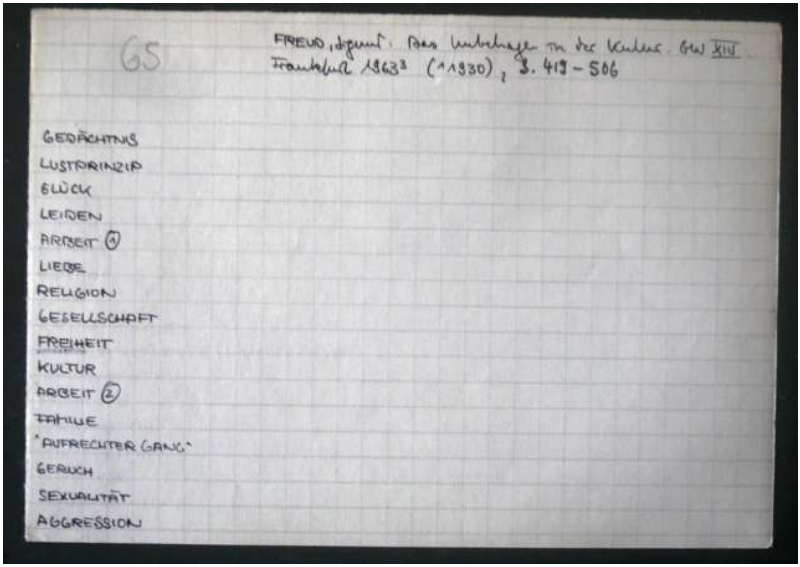
Wenn hier steht "Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur" ... Ich hab das so gemacht, dass Sie eben hier die Stichworte aufschreiben, unter denen Sie das verkartet haben. Sie schreiben nicht nur ein Stichwort zum "Unbehagen in der Kultur". Sondern Sie schreiben meinetwegen ein Stichwort "Über-Ich", und ein Stichwort "Aggression" ...

– Und es gibt eine Karte, auf der die alle draufstehen?

– Es gibt eine, auf der alle Stichworte stehen. Die Stichworte sind aber im Einzelnen alphabetisch zugeordnet. Sie haben dann den Zettel "Freud, Unbehagen in der Kultur" mit den Stichworten, die Sie verkartet haben, und dann haben Sie ein Stichwort, meinetwegen "Aggression", dann steht links oben "Aggression", dann kommt wieder "Freud, Das Unbehagen in der Kultur", aber ohne bibliografische Angabe, weil sie das ja unter Freud haben, diese Angabe. Und dann haben Sie eben die prägnanten Stellen über Aggression exzerpiert aus dem ...

– Handschriftlich?

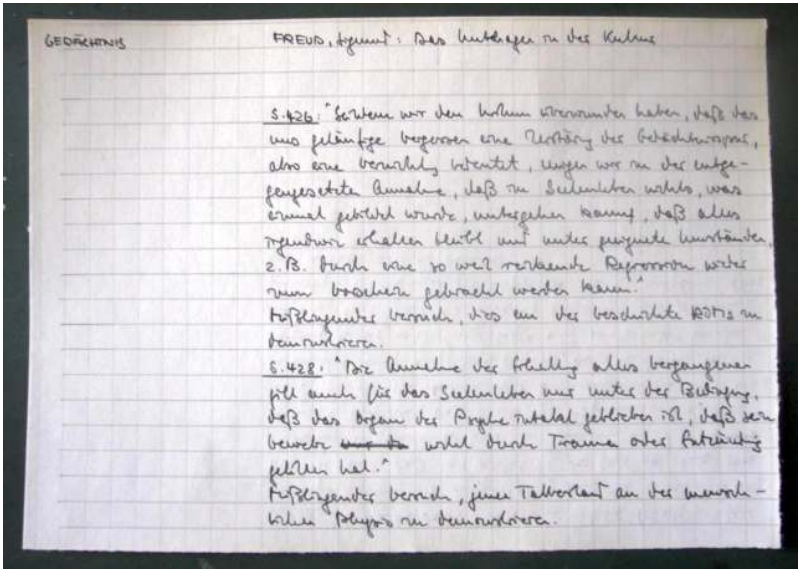
– Handschriftlich, alles handschriftlich.



65

FREUD, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur. GW XIV. Frankfurt 1963³ (1930), S. 419 – 506

GEDÄCHTNIS
LUSTPRINZIP
GLÜCK
LEIDEN
ARBEIT ①
LIEBE
RELIGION
GESELLSCHAFT
FREIHEIT
KULTUR
ARBEIT ②
FAMILIE
"AUFRECHTER GANG"
GERUCH
SEXUALITÄT
AGGRESSION



GEDÄCHTNIS

FREUD, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur

S. 426: "Sobald wir den Irrtum überwunden haben, daß das uns gleichzeitig begegnende eine Zerstörung des Gedächtnisses, also eine Verschiedenheit bedeutet, liegen wir in der entgegengesetzten Annahme, daß im Seelenleben nichts, was einmal gebildet wurde, untergehen kann, daß alles irgendwie erhalten bleibt und unter geeigneten Umständen, z.B. durch eine so weit reichende Regression wieder zum Vorschein gebracht werden kann."

Fußlingender versuch, dies an der beschriebenen Rotis zu demonstrieren.

S. 428: "Die Annahme der Erhaltung alles vergangenen gilt auch für das Seelenleben nur unter der Bedingung, daß das Organ der Psyche intakt geblieben ist, daß den Bewerbe ~~[illegible]~~ nicht durch Trauma oder Entzündung gefehlt hat."

Fußlingender versuch, jenen Tatbestand an der memorbilia Polypos zu demonstrieren.

Fotos: Michael Rutschky

– Was war das Thema von Frau Rutschkys ungeschriebener Dissertation?

– Rousseau. Ja, ein Riesending. Hat sich nie getraut, auch nur einen einzigen Satz zu schreiben.

– Und das Zeitungsarchiv, von wann bis wann war das in Betrieb?

– Das fing so an in den 60er Jahren. Als ich in Frankfurt studierte, hab ich damit angefangen, und das ging dann so bis … Zum Schluss sind's nur noch meine eigenen Sachen.

– Was heißt zum Schluss? Wann ungefähr?

– Na, so ab … ich weiß gar nicht, wann ich aufgehört habe … so ab 80 … nein, ab 90 …

– Nein, das muss 90 noch in Betrieb gewesen sein, Sie haben es mir noch als ein funktionierendes Archiv vorgeführt.

– Ja. Anfangs war das Archiv enzyklopädisch, ich habe alles gesammelt, was mich irgendwie interessierte. Und das wurde dann sicherlich eingeschränkt und es wurden nur noch bestimmte Sachen gesammelt, was weiß ich, die Bundestagswahl, es gibt sicherlich eine ganze Menge über die Wiedervereinigung und so Sachen.

– Und warum hörte das dann auf?

– Warum hörte das auf . . .

– Am Internet kann's noch nicht gelegen haben, da waren diese Zeitungssachen erst viel später auffindbar.

– Nein, es hörte wohl dadurch auf, dass das eigentlich . . . Das Problem des Archivs war eigentlich immer, dass ich es nie nutzte. Das eigentliche Projekt war das Archiv, nicht die Verwendung des Archivs. Der Aufbau des Archivs, und die Vervollkommnung des Archivs, und so weiter und so weiter. Aber gebraucht hab ich das eigentlich so gut wie nie. Man hat dann wunderbare Stücke über, was weiß ich, die Reklame im Jahr 1977, Spiegel-Titelstory. Aber die hab ich nie gebraucht . . .

– War das einfach Sammeltrieb oder so eine Art Prokrastination, damit man was tun kann, was sich wie Arbeit anfühlt, ohne aber tatsächlich schon arbeiten zu müssen?

– Beides. Also es ist natürlich so, dass so eine Sammeltätigkeit, die auch mit Katalogarbeit verbunden ist, gut ist fürs Gedächtnis. Dafür ist ja auch Exzerpieren gut, dass man sich einfach bestimmte Sachen besser merkt. Aber wie gesagt, ich hab's nur sehr, sehr selten gebraucht. Das, was ich wirklich gebraucht habe – über die RAF meinetwegen, als ich damals den "Erfahrungshunger" schrieb –, das waren wenige, wenige Stücke. Zeitungen sind ja auch furchtbar langweilig! Es steht ja meistens überhaupt nichts drin. Ich hab nur noch zwei Zeitungen – ich hatte ja früher vier, manchmal auch fünf – jetzt hab ich nur noch zwei, und ich lese die sehr nachlässig. Es steht nichts drin. Die müssen ja immer so tun, als wäre heute was geschehen.

– Sind die Zeitungen schlechter geworden oder sind Sie ungeduldiger geworden?

– Ich bin ungeduldiger geworden.

In diesem Moment wird der ungeduldige Herr Rutschky aufgerufen. Drei Stunden später kommt er mit einem großen Gipsverband zurück: drei Handknochen sind gebrochen. Er muss am nächsten Tag einen Artikel schreiben und Fotos dazu machen, aber zum Glück ist es nur die linke Hand, und man hat ihm Daumen und Zeigefinger freigelassen. Er demonstriert, dass er weiterhin beidhändig fotografieren kann. Den Artikel? Schreibt er sowieso mit der Hand. Zum ersten Mal leuchtet mir das handschriftliche Arbeiten ein: Ich wäre mit nur sieben Fingern stark schreibbehindert.

Kathrin Passig

24. Februar 2017

Neue Geräte beim Schwiegervater

Wir besuchen meinen Schwiegervater, der gerade einen runden Geburtstag gefeiert hat. Wie jedes Mal verbringen wir zunächst eine gute Stunde damit, gemeinsam die neuen technischen Geräte und Einrichtungen zu bestaunen, die er sich als leidenschaftlicher Tüftler und Freund eines auf ihn angepassten Alltags in der Zwischenzeit angeschafft hat. Seit 2015 sind neu:

- Ein Bewegungsmelder mit LED-Lampe über der Eingangstür, die bei Nacht die Einfahrt in gleißendes Licht taucht. Anlass für die Anschaffung: Unbekannte haben nachts aus dem Eingangsbereich schon die Fußmatte und Blumen aus dem Vorgarten gestohlen. Die Nachbarin hat sich schon beschwert, das Licht sei zu hell, weshalb eine Seite des Vordachs jetzt blickdicht geschlossen ist.

- Ebenfalls an der Tür: Ein Ultraschallgerät gegen Marder unter der Motorhaube. Mein Witz, ob die Marder sich damit bei Schwangerschaften gegenseitig untersuchen, bleibt unbeachtet.

- Ein Internetradio mit DAB-Funktion in der Küche, das er auch mit dem Smartphone steuern kann. Oft höre er, zum Beispiel beim Spülen, über das Gerät auch nur den Ton des Fernsehers im Zimmer nebenan, erzählt er.

- WLAN-Repeater an strategisch ausgeloteten Stellen. Mein Schwiegervater demonstriert, wie er mit der App WiFi-Analyzer auf seinem ebenfalls neuen Smartphone das WLAN-Signal messen kann und mit Fing überprüft, welche Geräte überhaupt im Netz hängen.

- Ein kompakter Umluft-Ofen in der Küche, zum Aufbacken von Brötchen oder für Pommes Frites ohne Fett.

- Ein Luftbefeuchter im Wohnzimmer, der selbstständig die Luftfeuchtigkeit misst und bei unter 40 Prozent Feuchtigkeit über ein verblüffend einfaches Innenleben aus großen Plastik-Mühlrädern und einem Ventilator nachlegt.

Der wahre Star des Besuchs wird aber am Abend enthüllt: Eine mechanische "Gespensterbahn" aus den 50er Jahren, in der zwei aufziehbare Wagen abwechselnd im Kreis fahren und in einem Tunnel durch Schalter im Boden anhalten und den jeweils anderen Wagen losschicken.

Alexander Matzkeit

24. Februar 2017

Seltsames Fahrgastgebaren im Film und womöglich auch in der Realität

In "John Wick Chapter 2" gibt es eine Szene in der New Yorker U-Bahn. Der Protagonist und ein Gegenspieler versuchen einander in einem vollen U-Bahn-Wagen zu ermorden. Das ist nicht so interessant, im Film gibt es insgesamt 128 Tote, aber: Kein einziger Passagier schaut in sein Handy. "Das ist gar kein Drehbuchfehler", teile ich meinem Kinobegleiter mit, bevor er sich etwa ärgern kann, "die haben wirklich alle keinen Handyempfang". Ich weiß das von André Spiegel, es scheint sich aber gerade zu ändern.

Als ich in der ständigen Redaktionskonferenz davon berichte, kommen Einwände:

> Markus Winninghoff: Aber man kann doch trotzdem ins Handy starren. ☺
> Anne Schüßler: Ich kann sehr viele Dinge auf dem Handy tun, für die ich kein Internet brauche.

Und das stimmt natürlich, ich habe sicher selbst schon jahrelang in der U-Bahn aufs Handy geschaut, bevor wir dann 2015 mit Empfang versorgt wurden. Eventuell hat der Drehbuchautor doch geschlafen.

Ergänzung von André Spiegel: In der Subway gibt es übrigens kein Internet, das ist richtig, wohl aber in immer mehr Bahnhöfen. Aufs Handy gucken kann man meistens aus Platzgründen nicht. Es tun aber trotzdem viele, meistens auf Candy Crush oder so, wofür man offenbar kein Internet braucht.

Kathrin Passig

Etwa seit 2015

Wie Fotos reisen

Beim Schreiben des letzten Beitrags fällt mir auf, dass ich mal festhalten sollte, wie eigentlich die Fotos vom Handy in den Beitrag kommen. Oft ist es ja so, dass man eine Idee für einen Beitrag hat oder in der ständigen Redaktionskonferenz freundlich angestupst wird, das doch mal bei Gelegenheit aufzuschreiben, worüber man gerade im kleinen Kreis berichtet hat. Gut machen sich Fotos, da sie den Inhalt eines Beitrags anschaulicher machen.

Jedenfalls müssen oft schnell noch ein paar Fotos her. Die mache ich, seit die Qualität absolut ok ist, mit dem Handy. Nun sind die Fotos in meinem iPhone, und wer die Apple-Welt kennt, weiß, dass es nicht damit getan ist, ein Kabel anzuschließen und die Fotos mal eben wie von der Speicherkarte im Fotoapparat herunterzusaugen.

Mein halbwegs aktuelles Apple-Macbook kann “Airdrop”. Damit kann man die Fotos über eine Funkverbindung (Wlan und Bluetooth) mit ganz wenigen Fingertipps vom iPhone auf das Macbook fliegen lassen. Foto auswählen, das Verschicken-Symbol antippen und das Macbook auswählen, das sich dann zu erkennen gibt. Schon sind die Fotos im Download-Ordner angekommen.

Manchmal überkommt es mich aber auch, dass ich im Büro sitze und einen Beitrag schreiben möchte. Dort steht ein Rechner mit Windows 10. Nichts liegt also ferner als Airdrop. Aber: Wenn ich das iPhone via USB anschließe, öffnet sich ein Dialog, der die Fotos auf dem iPhone mit einem Ordner auf der Windose synchronisieren möchte. Das mache ich manchmal, entweder, weil ich das iPhone eh aufladen möchte, oder eben, um die Fotos zu synchronisieren. Die andere Variante ist, die Fotos per E-Mail zu verschicken. Dann schicke ich sie mir von dem einen Mail-Account auf den anderen, wobei man dann am iPhone beim Verschicken auch noch zwischen verschiedenen Dateigrößen wählen kann. Auf dem Windows-Rechner angekommen, ziehe ich sie auf den Desktop. In der Tumblr-Schreibansicht kann man die Fotos dann einfach in den Beitrag, den man gerade schreibt, hineinziehen. Danach kommen sie in den Papierkorb.

Markus Winninghoff

25.2.2017

Der Fahrer steigt zuletzt aus

“Steig mal aus und mach die Tür zu”, sagt mein Vater, nachdem wir geparkt haben.

Ich steige aus dem Auto aus, mache die Tür zu, dann verriegelt mein Vater die Tür von innen, steigt auf seiner Seite aus und schließt die Fahrertür ab.

“Wir müssen jetzt immer die Türen einzeln manuell verriegeln”, erklärt er. “Die Autoschlüssel wurden alle zu oft mitgewaschen.”

Anne Schüßler

25.2.2017

Steckdosen fürs Proletariat

Ich fahre mit dem National Express von Köln nach Opladen, es handelt sich also um einen Regionalzug, der alle fünf Minuten hält.

Auch hier gibt es mittlerweile Steckdosen, zumindest an den Vierersitzen, ich vergesse, auch die Zweiersitze auf Steckdosen zu überprüfen.

(Thomas Wiegold berichtete schon im Juli 2016 über diese Entdeckung.)

Anne Schüßler

26.2.2017

Mehr Licht!

Der Wechsel von der anfälligen Glühbirne zur (weißen)Leuchtdiode war am Anfang dieses Jahrtausends die große Veränderung in der batteriebetriebenen Beleuchtung. Schneller als bei den häuslichen Lampen setzten sich die

LED dort durch, wo ihre Vorteile trotz zunächst höherer Anschaffungskosten sehr schnell klar wurden: Weniger Batterieverbrauch, mehr Lichtausbeute und bessere Haltbarkeit.

Die LED wurden seitdem allerdings auch ständig weiterentwickelt, und was vor zehn Jahren technisch top war, funktioniert zwar immer noch einwandfrei (diese Leuchtdioden scheinen eben im Gegensatz zu Glühbirnen nicht kaputtzukriegen) – aber wird von helleren und sparsameren Neuentwicklungen überholt.

Exemplarisch zeigt das ein Blick auf die (derzeit) drei LED-Stirnlampen in meinem Besitz – alle drei stammen von der selben (französischen) Firma, alle drei sind vergleichsweise kleine Lampen, gespeist von drei AAA-Batterien, wiegen so zwischen 90 und etwas über 100 Gramm, und alle drei sind für den gleichen Einsatzzweck gedacht: Als vergleichsweise preisgünstige, vor allem aber leichte Beleuchtung für Outdoor-Aktivitäten.

Der direkte Vergleich der Leuchtkraft ist anhand technischer Daten nicht so einfach, weil die Angaben zu den älteren Lampen nicht mehr zu finden sind. Aber eines ist offensichtlich: Bei gleicher Stromquelle und gleichem Gewicht sind die neueren Lampen nicht nur deutlich heller, sondern holen auch längere Leuchtzeiten aus den Batterien heraus.

Die älteste der drei Lampen (im Foto oben in der Mitte) stammt aus dem Juni 2005 und kostete damals 40 Euro. Sie hat gleich vier Leuchtdioden, die auf drei Helligkeitsstufen und einen Blinkmodus umschaltbar sind – und gibt ihr Licht vor allem im Nahbereich ab.

Wie hell sie gemessen ist, lässt sich nicht mehr so einfach feststellen: Da unter dem gleichen Namen vor zwei Jahren eine neue Lampe auf den Markt kam, sind die technischen Daten im Netz praktisch nicht mehr auffindbar (vermutlich hat sie einen Lichtstrom von 35 Lumen). Auf der niedrigsten Stufe wurde für einen Satz Batterien eine Leuchtdauer von 120 Stunden versprochen.

Die nächste in der Reihe (im Foto oben links) kam etwa drei Jahre später auf den Markt, mein Exemplar stammt aus dem Februar 2009. Diese Lampe ist schwerer und war mit rund 52 Euro deutlich teurer – beides aber vor

allem deswegen, weil es eine besonders robuste, für Militär und Katastropenhelfer gedachte Ausführung war. So gab es dazu unter anderem spezielle Helmhalterungen im Angebot.

Diese Lampe hat nur noch eine einzige LED, und die Leuchtkraft (ja, ich weiß, technisch korrekt: Lichtstrom) soll bis zu 80 Lumen betragen, wenn – kurzfristig – eine Booster-Taste gedrückt wird. (Auf dem Foto ist die Helligkeit dieser und der oben genannten Lampe nicht direkt vergleichbar, weil der Ausleuchtungswinkel sehr unterschiedlich ist.) Die Leuchtdauer ist dafür länger geworden: bis zu 150 Stunden soll ein Batteriesatz auf der niedrigsten Stufe halten.

Zeitsprung: das jüngste Exemplar (im Foto oben rechts) kam erst im Februar dieses Jahres auf den Markt – zum Preis von knapp 40 Euro, exakt so viel wie die Vorgängerlampe aus dem Jahr 2005. Dafür wird die Helligkeit mit bis zu 300 Lumen angegeben, und selbst der technische Laie ahnt: Das ist sehr viel mehr als die 35 Lumen damals, beides aus jweils 3 AAA-Batterien.

Dafür ist die Leuchtdauer wiederum gestiegen: Auf niedrigster Stufe, angegeben mit 5 Lumen, soll der Batteriesatz nun bis zu 260 Stunden halten. Diese Lampe hat auch wieder mehrere Leuchtdioden: zwei weiße LED, die für die verschiedenen Helligkeitsstufen zusammen- und hochgeschaltet werden können, und eine gesonderte rote LED. (Die beiden älteren Lampen erzeugen das Rotlicht, indem einfach ein roter Filter vor die weiße LED geschoben wird.)

Das Rotlicht, übrigens, ist für mich schon seit Jahren eines der entscheidenden Kriterien beim Kauf einer solchen Lampe.

Nicht nur,

weil man sich damit die Nachtsehfähigkeit besser erhält (das Auge muss sich nicht einem so extremen Helligkeitsunterschied anpassen), sondern auch als Geste des guten Willens gegenüber seinen Mitmenschen: Wer jemals in einem Zelt oder einer anderen Mehrpersonenunterkunft brutal aus dem Schlaf gerissen wurde, weil andere im möglichst hellen Strahl ihrer Taschenlampe den eigenen Schlafplatz suchten, der möchte solche Rotlicht-Schaltungen zur Pflicht machen.

(Hinweis: Ich habe halt die drei Lampen dieser einen Firma in meinem Besitz, gehe aber sehr davon aus, dass sich diese Entwicklung bei anderen Herstellern in gleicher oder zumindest ähnlicher Weise vollzogen hat – zumal vermutlich alle Anbieter auf Leuchtdioden aus fernöstlicher Produktion zugreifen. Insofern dürften diese Beobachtungen herstellerunabhängig sein.)

Thomas Wiegold

27. Februar 2017

Der Zentraltrick der Ordnungsherstellung

Eine Ergänzung von Michael Rutschky zu seinem Zettelkastensystem:

... beinahe noch schöner als der Zettelkasten war das Zeitungsarchiv. In einem eigenen Zettelkasten alphabetisch erschlossen. Hier der erste Freud-Zettel.

Verzeichnet ist jeweils die Quelle. Die Quellen selbst werden einfach chronologisch in Mappen verwahrt (keine thematischen Mappen): Die erste der schwarzen Zahlen am rechten Rand gibt die Nummer der Mappe an, die zweite die Nummer des archivierten Stücks, unter der man sie in der Mappe findet. Der Zentraltrick: Ordnung nicht auf der Ebene der Sammelstücke, sondern auf der ihrer Archivierung herstellen[1].

Michael Rutschky, per Mail

1. Thomas Jungbluth ergänzt: “Das ist es, was auch eine FAT bei einer Festplatte macht.”

Ende Februar 2017

Eventuell das Ende meiner Beziehung zu Amazon Kindle und der Beginn eines neuen Lebens mit Google Play Books

Auf Anraten von André Spiegel habe ich kürzlich mein Amazon-Kindle-Konto wieder in die USA umgesiedelt. Man kann dann nämlich auf die Markierungen, die man sich in den Büchern gemacht hat, nicht nur auf dem umständlichen von Amazon vorgesehenen Weg zugreifen oder auf einem kostenpflichtigen und nicht funktionierenden Weg oder auf einem Weg, der jeden Monat wieder Geld kostet, sondern einfach via Goodreads:

Allerdings eben nur, wenn man für digitale Inhalte bei Amazon US angemeldet ist. Macht ja nichts, war ich schon öfter, zuletzt ab Mai 2014 und dann noch mal im Dezember 2014.

Wenige Tage später bekomme ich ein deutsches Buch empfohlen, und das darf ich als US-Kundin natürlich wieder nicht kaufen. Ich weiß immer noch nicht, warum das so ist. Ich habe keine Lust, schon wieder den Account umzuziehen, und würde damit jetzt auch den praktischen Goodreads-Zugang zu meinen Markierungen verlieren.

In diesem Moment des Missmuts erinnere ich mich daran, dass Felix Lorenz mir schon mehrmals Google Play Books empfohlen hat, mit der Begründung, dass Markierungen im Buch dort automatisch in einem Google Doc abgelegt werden. Das wäre für mich ideal, denn ich mache alles mit Google Docs und brauche die markierten Stellen aus den Büchern später auch ge-

nau dort. Ich suche bei Google nach dem Buch, finde es und fange an, die Leseprobe zu lesen. Wie bei Amazon gibt es fürs Handy eine App, am Laptop liest man im Browser.

Nach der ersten Markierung sehe ich im Google Drive nach, und tatsächlich gibt es dort jetzt ein neues Dokument mit dem markierten Text darin. Später entdecke ich, dass es sogar noch besser ist: Bei Amazon musste ich nach dem Kauf des ganzen Buchs immer von Hand meine in der Leseprobe angelegten Markierungen in die Vollversion übertragen. Google übernimmt meine Leseprobenmarkierungen einfach ins gekaufte Buch. Außerdem sieht es erst mal so aus, als könnte ich hier alle Bücher kaufen, ohne Rücksicht auf rätselhafte US- und Deutschland-Einschränkungen.

Als ich einige Tage später jemandem vom Fortschritt berichte, finde ich auf Nachfrage der Gesprächspartnerin heraus, dass man unbekannte Wörter im Buch via Google Translate übersetzt bekommt. Auch das erfreut mich sehr, weil die gratis mitgelieferten Wörterbücher der Kindle-App entweder nur die paar Wörter enthalten, die ich sowieso kenne (Englisch) oder einsprachig sind, so dass mir das Nachschlagen nur selten weiterhilft (Französisch, Spanisch). Felix Lorenz ergänzt später: “Was an Google Play Books neben dem Wörterbuch auch noch sehr praktisch ist: Wenn ein Begriff keinen Eintrag im Wörterbuch hat, sucht sich die App automatisch eine andere Quelle, zum Beispiel die Wikipedia. Wenn man also den Namen einer historischen Person markiert, erfährt man gleich, wer das nochmal war.”

Nachteil: Jetzt habe ich Bücher nicht mehr nur an vier Orten (Bücherregal zu Hause, Kindle-App, “Books”-Ordner auf der Festplatte, „Calibre Library”-Ordner auf der Festplatte), sondern an fünf und werde noch länger nach ihnen suchen müssen als bisher.

Update: Schon wenige Tage später lässt meine Begeisterung nach, als ich aus diesem Beitrag von Leonhard Dobusch erfahre, dass manchmal auch gar keine Markierungen im Dokument landen, wenn der Verlag das nicht erlaubt. Und tatsächlich tritt das Problem schon bei meinem zweiten Kauf auf. Bei Suhrkamp, S. Fischer und Rowohlt kann man weder Markierungen expor-

tieren noch Text kopieren, bei Hanser geht es. (Jeweils an nur einem Buch getestet; falls es zusätzlich von Vereinbarungen mit den Autoren oder ihren Agenturen abhängt, könnte es auch innerhalb eines Verlages unterschiedlich sein.)

Kathrin Passig

Februar 2017

My Little Pony (so heißt der Computer)

– Dieser Computer hat eine Tasche und da sind Videos und E-Mails drin. Ich sag jetzt die Videos: Die Videos sind *The Rainbow Dash Movie* und *The Heart and Me*, und die E-Mails, die ich geschrieben habe, sind alle für meine Freundin Isabelle, und ich habe eine Leertaste und ein Bewegungsdings.

– Was ist eine Leertaste?

– Eine Leertaste ist immer das Ding, das man zum Springen drückt.

– Zum Springen?

– Beim Spielen.

– Ah, okay. Und wofür sind diese Buchstaben da?

– Die Buchstaben sind zum Schreiben, und siehst du die Lichter hier? Da schreibe ich E-Mails. Und der Code ist „my little pony rainbow dash“.

– Was macht der Code?

– Der Code macht, dass der Computer startet. Und wenn jemand den Computer nehmen will, dann muss er immer zuerst den Code eingeben. Und dieses Herz-Dingsi ist der Akku. Wenn die Herzfarbe runtergeht, hat man keinen Akku, und wenn sie hoch geht, ist er ganz voll.

– Und was gibt's noch?

– Dann gibt's noch Verzierungen, um ihn hübsch zu machen, weil ich Verzierungen mag. Und vorne drauf steht My Little Pony. So heißt der Computer.

Disa, 6, aufgezeichnet und übersetzt von André Spiegel

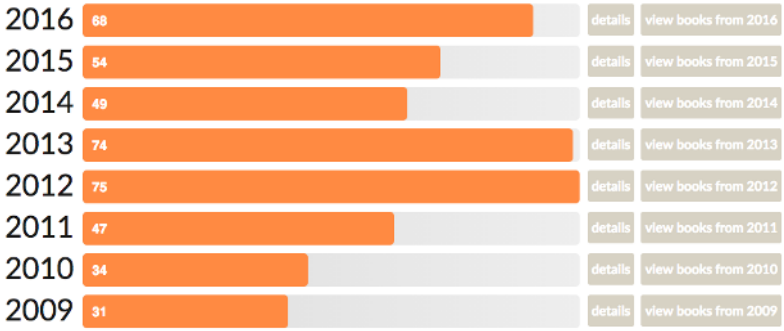
Anfang 2017

Vom Lesen nichts Neues

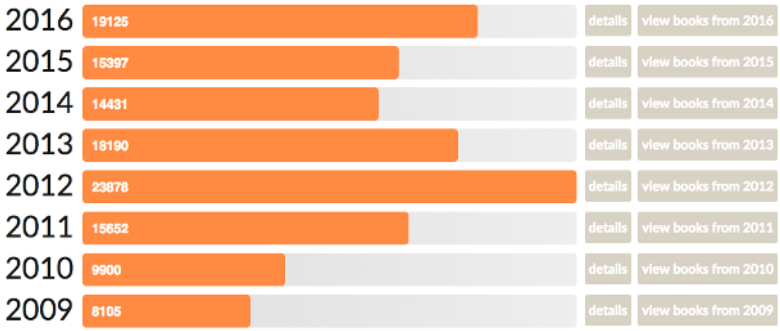
Torsten Larbig wünschte sich bei Twitter ein Update meines Leseverhaltensbeitrags aus dem Mai 2013. Hier ist es:

> "Nun ist eine Zunahme von 30 auf 80 Bücher überschaubar, und zweieinhalb betrachtete Jahre sind nicht sehr lang. Es könnte sich um eine zufällige Schwankung handeln. (...) Womöglich gleichen sich meine Buchlesegewohnheiten demnächst wieder denen von 2009 an. Dann werde ich auch meine Behauptungen von heute wieder korrigieren müssen."

Dass ich seit dem Umstieg auf E-Books im Jahr 2010 wieder mehr Bücher lese, scheint nicht nur eine kurzfristige Veränderung gewesen zu sein. Goodreads bestätigt den Trend:



... auch wenn man statt Anzahl der Bücher die Zahl der Seiten betrachtet:



(Der Ausreißer im Jahr 2012 ist die “Game of Thrones”-Serie. Das ist keine Empfehlung, sie war sehr schlecht. Ich konnte nur nicht anders.)

> “Ich kaufe nicht mehr auf Vorrat, weil sich die gefürchtete Lücke zwischen dem Ende eines Buchs und dem Beginn des nächsten jederzeit schließen lässt. (. . .) Weil ich mich mithilfe der Leseprobe nur auf überdurchschnittlich verheißungsvolle Bücher einlasse, lese ich außerdem fast alles Gekaufte auch zu Ende.”

Mein Kauf-Lese-Verhältnis ist zwar immer noch ein rationaleres als in meiner Papierlesephase. Aber ach, es hat sich inzwischen doch schon wieder eine gar nicht so kleine Menge nicht zu Ende gelesener Bücher angesammelt. “Fast alles” würde ich heute nicht mehr so zuversichtlich hinschreiben. Allerdings stellt sich beim Nachzählen heraus, dass ich im Jahr 2016 laut Goodreads 68 Bücher zu Ende gelesen und laut Amazon 68 Bücher gekauft habe. Die beiden Listen sind nicht vollständig deckungsgleich, aber die Abweichung ist jedenfalls gefühlt größer als gemessen.

> “Ich weiß jetzt, dass ich geschenkte Bücher so gut wie nie lese – ebenso wenig wie sämtliche E-Books, die ich nur heruntergeladen habe, weil sie kostenlos waren. Weil ich andere Menschen verdächtige, es genauso zu halten, verschenke ich weniger Bücher als früher.”

Das ist auch weiterhin so geblieben. Zwischen 2013 und 2017 sind die Veränderungen in meinem Leseverhalten also deutlich kleiner als in den Jahren zwischen 2009 und 2013.

Kathrin Passig

Februar 2017 (und schon mindestens ein Jahr vorher)

Mein Smartphone hat mir gar nix zu sagen!

Ich bin zunehmend genervt von den Mitteilungen auf meinem iPhone. Es vibriert, wenn ich eine Mail bekomme, wenn jemand auf Facebook eine Nachricht schreibt, wenn mir jemand auf Twitter antwortet und noch bei zig anderen Gelegenheiten. Ich will das aber nicht, es nervt und lenkt ab und da ich weder Präsidentin noch Bundeskanzlerin bin, gibt es auch nichts, was so wichtig sein könnte, dass ich jetzt sofort wissen muss. Schlimm genug, dass man mich anrufen kann.

Deshalb stelle ich großflächig die Mitteilungen aus.

Am Ende bleiben übrig:

Bring!: Eine Einkaufsapp, für den Fall, dass mein Mann tatsächlich auch mal eine Einkaufsliste schreibt und mich benachrichtigen will (hat er aber bislang nicht getan).

Facetime: Einzig und allein verwendet von meinem Mann und das darf auch so bleiben.

E-Mail: Das Handy vibriert einmal, wenn ich eine Mail bekomme, es zeigt aber nichts an. Außerdem nutze ich einen Mailaufräumdienst und habe auf dem Telefon nur einen Mailaccount eingerichtet, die Störungen halten sich also in Grenzen.

SMS: Verhält sich ähnlich wie Telefon, wer unbedingt was von mir will, kommt halt auf diesem Weg durch.

WhatsApp: Ich kommuniziere regelmäßig, aber eher stoßweise über WhatsApp. Ich führe also eher ein konkretes Gespräch mit jemandem über einen kurzen Zeitraum und nutze die App dann stundenlang wieder nicht. Da die meisten anderen Leute, mit denen ich darüber kommuniziere, es ähnlich handhaben, zumindest, wenn sie mit mir reden, ergibt sich nur ein geringer Störfaktor.

Wordfeud: Das Scrabble-Spiel darf sich melden, wie es möchte. Prioritäten!

Wordpress: Ich bekomme mit, wenn jemand einen Kommentar schreibt.

Was ich vor allem nicht mitbekomme: Alles von und auf Twitter, alles von und auf Facebook inklusive dem Messenger, alles von Instagram. Auch sonst stelle ich viele Apps direkt nach dem Installieren auf "Keine Mitteilungen", ob sie mich sonst nerven oder sowieso in Ruhe lassen würden, weiß ich nicht.

Die Liste oben ist auch unvollständig, in Wahrheit sind bei deutlich mehr Apps die Mitteilungen eingeschaltet, sie melden sich aber anscheinend so selten oder gar nicht, dass sie noch nicht störend aufgefallen sind. Lediglich bei Runtastic hadere ich, weil die App so frickelig ist und ich nicht weiß, ob sich das Deaktivieren von Mitteilungen auch auf die Mitteilungen beim Laufen selber beziehen. Ich möchte nämlich weiterhin, dass ich während des Laufens erfahre, wie lange ich schon laufe und wie viele Kilometer ich schon hinter mir habe. Deswegen lasse ich die Mitteilungen einfach an und einmal am Tag vibriert das iPhone und teilt mir mit, dass Mario Sixtus gerade irgendwo rumläuft.

Anne Schüßler

Februar 2017

Wie man im Skigebiet ein Kind wiederfindet (und wie nicht)

Ich habe heute gelernt, was in einem sehr, sehr großen Skigebiet passiert, wenn ein Kind aus einem der unzähligen Skikurse verloren geht (weil es z. B. nach einem Toilettengang die Hütte durch eine andere Türe verlässt, als es sie betreten hat und dann den Rest der Gruppe auf der anderen Seite nicht mehr findet):

Sobald ein Lehrer ein Kind vermisst, schickt er eine SMS an die Skischulzentrale. Die wird an alle Skilehrer und das Liftpersonal weitergeleitet. Zusätzlich wird die Pistenrettung alarmiert. Außerdem wird die Liftkarte des Kindes geflagged, d. h. sobald es an irgendeinem Lesegerät auftaucht, gibt es Alarm und die Liftstation hat das Kind. Wer das Kind findet (erkennbar an dem verlorenen Blick, dem Heulendampistenrandstehen und einem grossen Aufkleber mit Namen, Skilehrernamen, Telefonnummer der Eltern und Unterkunft), meldet das der Zentrale und liefert es ab (oder wartet, bis es vom Skilehrer abgeholt wird, wenn man es sich nicht zutraut, mit einem heulenden fremden Kind den Berg runterzufahren),

Wenn das Kind allerdings von einem anderen Skilehrer entgegen dieses Protokolls allein und

ohne jede Meldung

auf die Talabfahrt geschickt wird, dann hilft auch das schönste und durchdachteste System nicht und es dauert eine Zeit lang, bis die Hölle für die Eltern und die Skilehrerin vorbei ist.

Frau Brüllen

Anfang 2017

Die Generation Display und die Sofortbildkamera

2017 sind unter Jugendlichen Sofortbildkameras wieder in – also Fotoapparate, in denen direkt ein Papierfilm entwickelt und als fertiges Bild ausgeworfen wird.

Meine 12-jährige Tochter besitzt neuerdings auch eine solche Sofortbildkamera. Auf einer Familienfeier macht sie viele Fotos, die dann sofort in ein Gästebuch geklebt und von den abgebildeten Personen handschriftlich mit einem Gruß versehen werden. Während sie zwischen den Gästen herumgeht und fotografiert, fällt mir auf, dass sie in den letzten 12 Jahren die Technik, durch einen Sucher zu schauen, nicht erlernt hat. Wobei auch, sie ist ja Generation Display. Unser "Familienfotoapparat" – als wir ihn noch verwendeten – war eine Digitalkamera mit Display. Und er liegt sowieso schon seit Jahren ungenutzt herum, wir fotografieren alle nur noch per Handy. Ich kann daher meine Tochter dabei beobachten, wie sie immer wieder konsterniert mit beiden Augen auf die Rückseite der Kamera schaut, dann mühsam ein Auge zuhält und mit dem anderen den Sucher anpeilt, dann versucht, das richtige Auge ohne Zuhilfenahme der Hand im richtigen Moment zuzukneifen.

Was meine Tochter allerdings – im Gegensatz zu den die Sucher-Mimik beherrschenden Erwachsenen – sofort versteht: Die kleine silberne Fläche vorn auf der Kamera ist nicht, wie ich dachte, eine hübsche Verzierung. Es handelt sich dabei um einen Selfie-Spiegel. Wenn meine Tochter die Kamera umdreht und mit der Vorderseite auf sich richtet, kann sie in diesem Selfie-Spiegel die richtige Position und natürlich die richtige Haltung kontrollieren, bevor sie den Auslöser drückt, um von sich selbst ein Foto zu machen.

Novemberregen

5. November 2016 und 1. März 2017

Vor dem feuerlosen Kamin, vor dem kaminlosen Feuer

Im November 2016 bekomme ich im Großen Glückerthaus die Architektur und Geschichte der Darmstädter Künstlerkolonie erklärt. Wir sitzen dazu in der großen Halle des Hauses und schauen in den offenen Kamin, so wie der Architekt es sich wohl vorgestellt hat:

Im Kamin ist die Präsentation zum Erklärungsvortrag zu sehen – nicht auf meinem Bild, das ich zu spät gemacht habe, aber während des Vortrags eben. (Für die Nachwelt: Das vorne rechts im Bild ist der Beamer; im Kamin selbst

steht nur eine Leinwand auf zwei Stühlen.) „Um den Kamin ließ Olbrich in der damaligen Begeisterung für die neuesten Errungenschaften der Technik 28 Glühbirnen in Messingfassungen anbringen.” (Quelle)

Im März 2017 sitze ich mit Julia Bergmann in der Lobby eines Berliner Hotels. Hier gibt es keinen Kamin, aber dafür ein Feuer:

Es ist nur ein großes Display, aber wir sind beide sehr zufrieden mit dem Sitzplatz. Das Feuer leistet mindestens die Hälfte von dem, was ein echtes könnte. Später am Abend wird auf demselben Display Sport gezeigt, was die beiden Plätze vorübergehend weniger attraktiv macht. Danach kommt das Kaminfeuer zurück.

Kathrin Passig

1. März 2017

Aus dem kleinen Bild wird ein ganz großes (nachdem man dafür bezahlt hat)

Julia Bergmann berät unter anderem Bibliotheken im Umgang mit Neuerungen. Vor einem Kaminfeuer-Display erzählt sie mir von ihrem Arbeitstag:

In der Mittelpunktsbibliothek Schöneberg hab ich heute gelernt, dass die bei den Kleinen immer noch supergerne Dias zeigen, weil die Kleinen viel mehr beeindruckt sind, wenn aus so einem ganz kleinen Bild ein GANZ großes wird, als wenn da so ein überdimensionierter Fernseher reinfährt. Das ist dann so wie zu Hause fernsehen, das ist nicht mehr so spannend. Oder sie arbeiten mit dem Beamer, dann ist es Kinofeeling wegen der großen Leinwand. Leinwand ist immer noch so ein bisschen wie Kino. Hauptsache, es sieht nicht aus wie der Fernseher zu Hause.

– *Wo haben sie die Dias denn überhaupt her? Sind die noch von früher oder machen sie neue?*

Die machen das jetzt hauptsächlich mit dem Beamer, aber haben ganz lange mit Dias gearbeitet. Früher, die ersten Bilderbuchkinos machte man mit Dias. Also man kriegte so einen Satz Dias, die Bilder aus dem Bilderbuch zeigten, die kaufte man als Satz, und dann machte man Bilderbuchkino mit Dias. Das ist im Grunde die Idee, ein Bilderbuch vorzulesen mit einer großen Bildschirmpräsentation dazu. Die Gruppe sitzt davor, dann werden die schönsten Bilder aus dem Bilderbuch gezeigt, und dazu wird die Geschichte vorgelesen. Das hat Tradition, dass man diesen Satz Dias halt auch beim Verlag erwirbt gegen eine Pauschale, um das überhaupt aufführen zu dürfen. Dass es da auch einen Bezahlvorgang gibt.

– *Man dürfte das gar nicht ohne?*

Nee, eigentlich nicht. Also, wenn man's vorführt und Bilder zeigt davon, verletzt man schon die Rechte der Illustratoren und der Autoren.

– *Aber es ist doch eh schon eine Bibliothek!*

Ja, trotzdem.

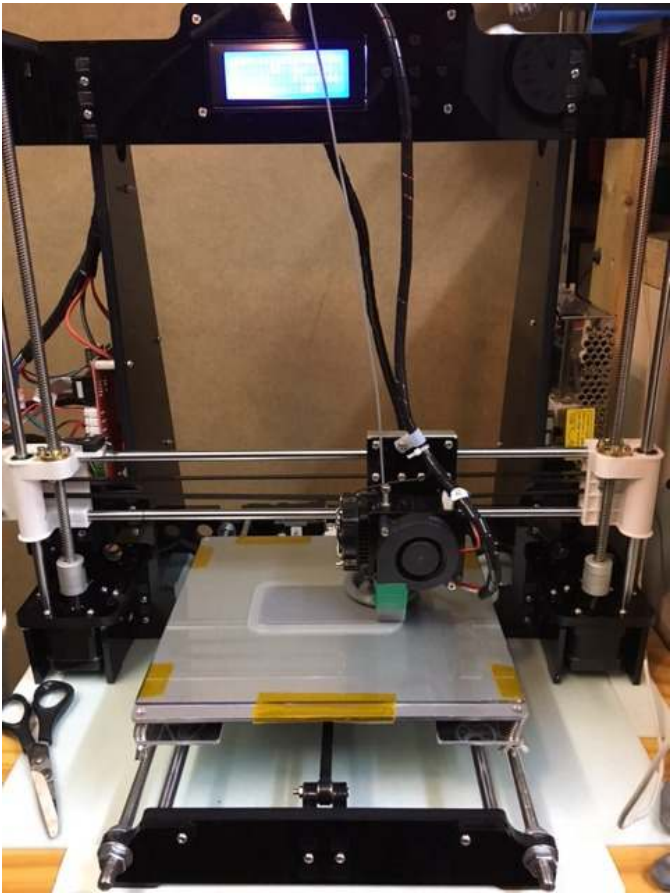
Julia Bergmann, befragt von Kathrin Passig

Seit Mitte Januar 2017

Ich drucke jetzt räumlich

Ein 3D-Drucker. Was für ein Traum! Sündhaft teuer sind sie, die meist etwa doppelbierkistengroßen Dinger, in denen allerlei Kabel, Leitungen, Stangen und Wellen einen wilden Tanz aufführen und aus denen am Ende etwas zum Anfassen herauskommt. Sündhaft teuer? Nicht unbedingt, tönt es aus dem Reich der Mitte.

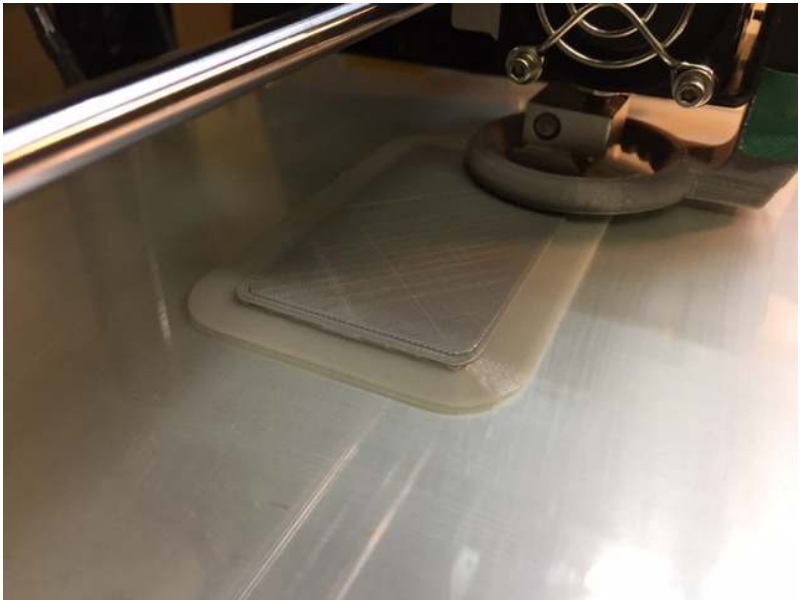
"Ich bestell' mir einen 3D-Drucker!", teilt mir R., einer unserer studentischen Mitarbeiter, freudestrahlend mit. "Geil, bestell' mir auch einen!", sprudelt es ohne Nachdenken aus mir heraus, nachdem er mir eröffnet hat, dass das vollständige Teil mal gerade rund 160 Euro kostet. Damit hatte ich nicht gerechnet, dass die inzwischen so günstig zu haben sind. Vor meinen Augen erschienen stets vierstellige Zahlen. Gut. Es ist wahrscheinlich das billigste Gerät am Markt, ein Anet A8 Prusa-i3-Clone. Aber es ist ein 3D-Drucker. Und das Internet, allen voran eine Facebook-Gruppe, in die ich gleich eintrete, beweist, dass er auch funktioniert. Ca. 20 Kubikzentimeter kann man auf einmal drucken. Das reicht für allerlei Krams.



Mein 3D-Drucker

Die nächsten Tage verbringen R. und ich damit, im internationalen Tracking unseren Druckern auf der Reise zuzuschauen. Hongkong scheint ihnen gut zu gefallen. Und London. Geschmack haben sie schon mal! In

London verweilen sie nämlich ein paar Tage, bevor sie (einzeln ...) geliefert werden. Der erste vormittags, der zweite nachmittags. Zuvor ist auch schon das bestellte Filament eingetroffen, der PLA-Kunststoff von der Rolle. Mehr als zwei Wochen komme ich nicht dazu, in das Paket hineinzuschauen. Erstens will ich ihn mir zum Geburtstag schenken, zweitens muss ich am Geburtstag erst die Spülmaschine reparieren. Aber irgendwann ist es so weit.



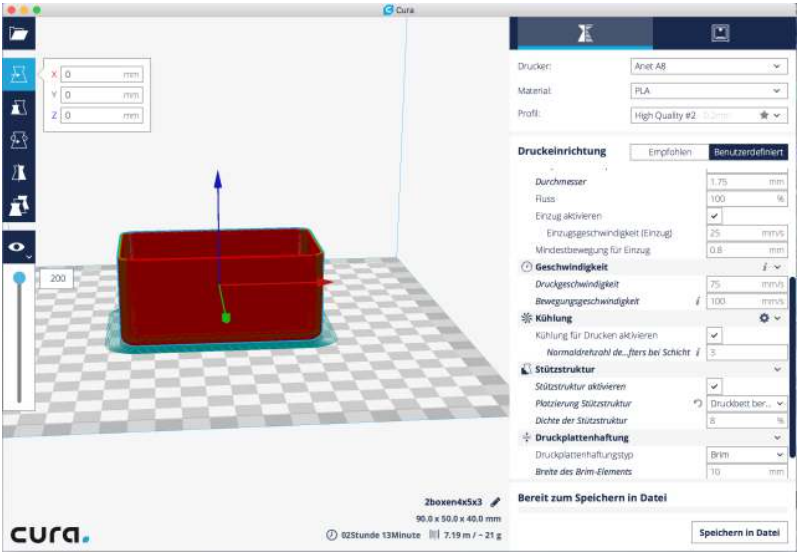
Erste Drucke

Bei der Reparatur der Spülmaschine habe ich viel gelernt. Insbesondere, dass man keine papiernen oder pdfigen Anleitungen studieren muss, sondern es auf Youtube garantiert jemanden gibt, der so einen Drucker vor laufender Kamera zusammengebaut hat. Und so ist es auch. Im übrigen finde

ich die Bauanleitung, die im Grunde nur aus einem Sammelsurium von Baufortschrittsbildern besteht, erst nach der Montage auf der mitgelieferten SD-Karte.

Nach gut 5 bis 6 Stunden Bastelei steht das fertige Gerät vor mir. Ok, und was jetzt drucken? Auf der SD-Karte sind ein paar Beispieldateien, von denen ich mir eine kleine Büste aussuche, die wohl irgendeinen Schauspieler darstellt. Ist ja egal, ich will wissen, ob das Teil funktioniert! Und das tut es.

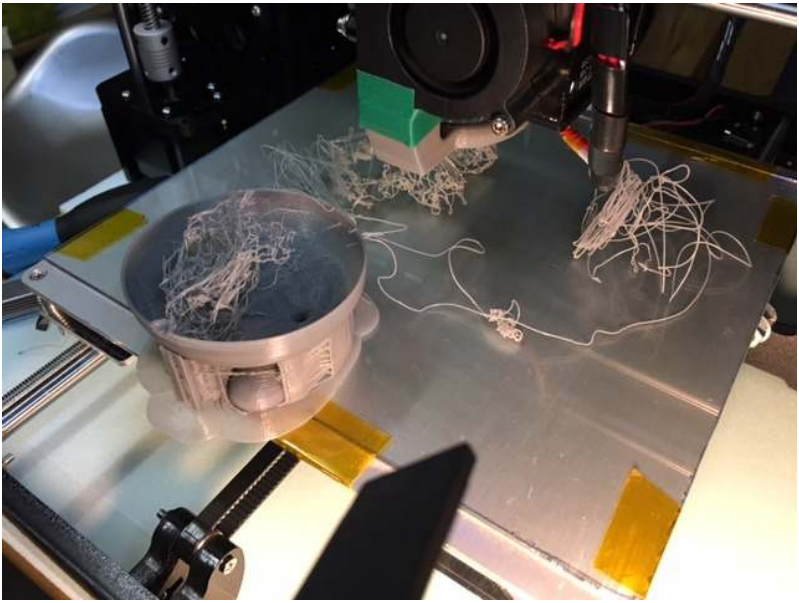
Als nächstes schaue ich mich im Thingiverse-Universum um und lege einen Account an. Das scheint das Netzwerk für 3D-Druckerfreunde auf der ganzen Welt zu sein. Thingiverse ist jedenfalls voll mit Druckvorlagen zu allen erdenklichen Themen. Die kommen allerdings als stl-Dateien daher. Mein Drucker möchte aber gcode-Dateien haben. Der Unterschied ist, soweit ich das bisher verstanden habe, dass die stl-Dateien im Grunde nur die Geometriekoordinaten des Bauteils enthalten, das man drucken will, also CAD-Daten. Sie sind damit universell für viele verschiedenen 3D-Drucker verwendbar. Die gcode-Daten enthalten zusätzliche druckerspezifische Parameter. Das sind z. B. die Temperatur der Druckdüse, Vorschubgeschwindigkeit, die Temperatur des beheizten Druckbetts, Stützkonstruktionen für überhängende oder in der Luft “schwebende” Teile des Objekts. Schließlich kann nur Schicht auf Schicht von unten nach oben gedruckt werden. Überhänge müssen natürlich nach unten abgestützt werden.



Cura

Um solche Druckdateien zu erstellen, lerne ich die Software “Cura” kennen, eine sogenannte Slicing-Software. Dort kann man die stl-Datei importieren, die Druckparameter einstellen und die Druckdatei, in der das Objekt in die einzelnen Druckschichten (Slices) zerlegt ist, auf die SD-Karte schreiben, die daraufhin in den Drucker wandert.

Das Drucken selbst ist vor allem anfangs von Fehlschlägen gezeichnet. Löst sich der Druck von der Grundplatte, war es das. Und das passiert, wenn beispielsweise der Abstand der Druckdüse zum Druckbett nicht penibel eingestellt ist. Ich stelle ihn auf 0,05 mm mit einer Fühlerlehre ein, einem dünnen Federstahlblech definierter Dicke. Das Drucken klappt nun mit einer Betttemperatur von 65°C und einer Düsentemperatur von 210°C bislang sehr gut.



Fehlschlag: Das Objekt hat sich vom Druckbett gelöst.

Zwischenzeitlich lese ich mich kreuz und quer durch die Facebookgruppe und tausche mich natürlich auch regelmäßig mit R. aus. Einige Benutzer warnen, dass der Drucker im wahrsten Sinn des Wortes brandgefährlich sein soll. Das ist auf minderwertige Steckverbinder und zu dünne Kabel zurückzuführen, die ich gleich ersetze und fest verlöte. Ein weiteres Problem kann eintreten, wenn die Temperaturregelung des Heizbetts nicht richtig funktioniert. Also sehe ich zu, dass ich nur drucke, wenn ich in der Nähe bin. Außerdem nehme ich ein altes Handy und streame den Druckvorgang via "Livestream", so dass ich mir bequem vom Sofa aus oder auf dem aktuellen Handy, wenn ich mal kurz um die Häuser ziehe, um ein paar Pokémon zu fangen, beobachten kann, was der Drucker so treibt. Außerdem befestige ich

über dem Drucker noch einen “Elide-Feuerlöschball”. Der explodiert, sobald Flammen nach ihm züngeln und schießt dann eine Ladung Löschpulver in den Raum.

Feuerlöschball

Und so drucke ich nun Abend für Abend. Derzeit erst mal selbst konstruierte Teile mit einfacher Geometrie, hauptsächlich für eine Schublade passgenaue Kästchen zum Sortieren von Unterlegscheiben oder auch kleine Blumentöpfchen für die Pokémonfreunde, letztere von Thingiverse. So schnell wird mir dabei nicht langweilig werden, zumal es diverse Konstruktions-Apps gibt, mit der man die nächsten Objekte auf dem iPad “zusammenwischen” kann. Jedenfalls könnte es sein, dass dieses nicht der letzte Beitrag zum 3D-Drucker ist.

Fertiges Myrapla-Töpfchen

Markus Winninghoff

1. März 2017

Wenn man wirklich mal ein Gebäude anrufen will statt einer Person

Google Maps schlägt mir am Handy vor, ich solle Punkte als “local contributor” sammeln. Ich habe schon manchmal beim Herumlaufen offene Fragen beantwortet: Existiert dieser Laden noch? Kann man in jenem Café mit Karte

bezahlen? Ich weiß, eigentlich sollte ich das nicht bei Google machen, sondern beim nichtkommerziellen OpenStreetMap, aber es ist nun mal Google Maps, das ich mehrmals täglich verwende. OpenStreetMap habe ich am Handy nie dazu gebracht, irgendwie zu funktionieren. Ich habe gehört, dass es gehen soll, es kann sogar Dinge, die Google Maps nicht kann, aber OSM fehlt die Usability und mir fehlt die Geduld.

Heute will Google nur Telefonnummern von Bars und Läden in meiner Straße wissen. Ich wäre gern behilflich und mache mich auf die Suche, aber: Nichts hat mehr eine Telefonnummer. Nicht bei Facebook, nicht bei Foursquare, nicht bei Yelp, nicht auf der eigenen Website, nicht im Impressum der eigenen Website. Das würde ich Google gern mitteilen, aber die Option “Dieser Laden hat gar keine Telefonnummeröder “Telefonnummern sind ausgestorben"gibt es nicht.

Kathrin Passig

28.02.2017 und 01.03.2017

Die Rettung eines Beitrags klappt, aber nur mittelgut

Den Text zu meinem 3D-Drucker hatte ich schon vor ein paar Tagen begonnen. In irgendeinem Browsertab, in dem die tumblr-Schreibansicht geöffnet war, lungerten einige Absätze herum. Es fehlten aber noch ein paar Fotos und insbesondere der Kick, den Beitrag endlich abzuschließen.

Es kommt, wie es kommen musste: In einem kurzen Moment der Unaufmerksamkeit schließe ich den Tab und denke im nächsten Moment “Scheiße!”. Geistesgegenwärtig öffne ich den von Chrome gespeicherten Browserverlauf und stelle den Tab wieder her. Und siehe: Der Text ist noch da. Uff.

Das ermuntert mich, den Beitrag fertigzustellen. Ich nehme noch ein paar Fotos auf, die ich in den Text einfüge, schreibe eine ganze Latte von Tags unter den Beitrag. Dabei stelle ich fest, dass ich bislang gar nicht im Techniktagebuch, sondern meinem eigenen Account geschrieben habe, und will das

ändern. Dafür kann man man oben links im Entwurfsfenster ein Dropdown-Menü öffnen und das Blog auswählen, in dem der Text erscheinen soll. Ich kann aber das Techniktagebuch nicht auswählen, weil es ausgegraut ist.

Ich kopiere also den ganzen Text in die Zwischenabage, erstelle einen neuen Beitrag im Techniktagebuch-Account und füge den Text ein. Die Bilder fehlen. Die Tags natürlich auch. Nun kopiere ich den Text in ein Google Doc. Und siehe da: Die Bilder erscheinen. Ich probiere noch einmal den Text nun im HTML-Fomat aus meinen eigenen tumblr-Entwürfen in die Techniktagebuch-Entwürfe zu kopieren. Das geht, aber die Bilder bleiben verschollen. Also füge ich sie von Hand erneut ein.

Nun ziehe ich den Tweet noch glatt, der nach dem Veröffentlichen gepostet wird, und will auf “Posten” klicken, aber das Feld ist ausgegraut. Na klasse. Stattdessen schwurbeln oben rechts in der Ecke drei graue Rechtecke, die zeigen, dass noch irgendwelche Daten transferiert werden sollen.

Ich frage in der ständigen Redaktionssitzung, in der man gerade eine größere Internetstörung in Nordamerika diksutiert, was wohl passiert, wenn man das Tab refresht. André Spiegel rät mir als erstes, den Text anderweitig zu sichern. Ich kann ein bisschen glänzen: Ich habe ja das Google Doc. Refreshen führt übrigens zu einem neuen, leeren Beitragsschreibefenster. Nächster Anlauf.

Ich schiebe ein Foto hinein, und schon beginnen wieder die drei grauen Rechtecke oben rechts zu schwurbeln. Es liegt also an den Bildern. Dennoch starte ich einen letzten Versuch, den Text über die Zwischenablage vollständig hineinzukopieren. Ergebnis wie zuvor: “Posten” bleibt grau, Rechtecke schwurbeln. Ich gebe es auf.

Am nächsten Morgen starte ich einen neuen zaghaften Versuch und ziehe wieder ein Foto in einen der inzwischen mehreren Tabs mit den Entwürfen. Und siehe da: Die Rechtecke hören nach kurzer Zeit auf zu schwurbeln. Yeah! Schnell packe ich die restlichen Fotos wieder in den Beitrag, formatiere

die Überschrift und einige kursive Textteile neu, schreibe die Tags drunter (vergesse dabei ein paar), kontrolliere den Tweet noch einmal und klicke auf “Posten”. Es klappt. Ging doch ganz einfach.

Markus Winninghoff

Seit 2014

Lieblingstweetlisten auf Rezept

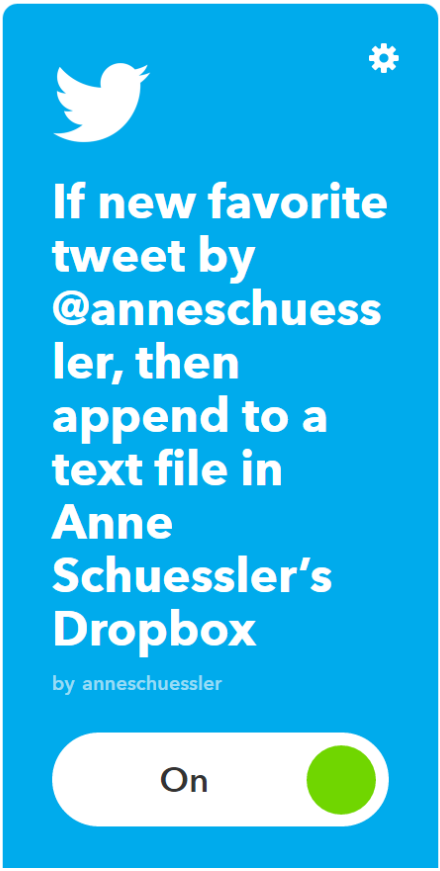
Seit 2010 oder so veröffentliche ich zwei Mal im Monat Listen mit meinen Lieblingstweets auf meinem Blog. Die Idee stammt nicht von mir, ich habe sie glaube ich bei Anke Gröner zum ersten Mal gesehen und ich bin auch nicht die einzige, die das macht.

Die Lieblingstweetlistenherstellung durchlief mehrere Phasen:

2010 bis 2011: Ich installiere auf einem Squarespace-Blog ein Plugin, das aus dem Link zum Tweet eine ansehnliche und sogar benutzbare Tweetdarstellung baut, so dass auch die Leser direkt auf den Tweet klicken und ihn retweeten oder favorisieren können. Dann gehe ich auf der offiziellen Twitter-Webseite durch meine Lieblingstweets und kopiere einzeln die Links in die Liste. Dabei sortiere ich noch etwas aus.

2012 bis 2014: Ich habe jetzt einen Wordpress-Blog und Twitter kann jetzt Code für eingebettete Tweets generieren. Ich klicke mich also auf der offiziellen Twitter-Webseite durch die favorisierten Tweets und kopiere bei denen, die ich in der veröffentlichten Liste haben will, den HTML Code für einen eingebetteten Tweet. Auch hier kann der Leser dann nachher direkt mit dem Tweet interagieren.

Seit 2014: Ich schreibe ein Rezept bei If This Then That, einem Dienst, der es einem erlaubt, Automationen über unterschiedliche Dienste zusammenzuklicken.



Immer, wenn ich jetzt einen Tweet favorisiere, wird der Code fürs Einbetten direkt ans Ende einer Textdatei in meiner Dropbox geschrieben. Wenn ich die Liste zusammenstelle, muss ich nur noch den Teil in den Blog kopieren, der seit der letzten Lieblingstweetliste dazugekommen ist. Diesen Teil markiere ich dadurch, dass ich nach erfolgreichem Kopieren ans Ende drei

Bindestriche tippe. Manchmal vergesse ich das, dann orientiere ich mich grob am Datum und gucke dann, welches der letzte Tweet in der vorherigen Liste war.

Dieses Vorgehen hat zwei Konsequenzen:

1. Ich favorisiere nur Tweets, die ich prinzipiell auch in den Lieblingstweetlisten sehen will, also so gut wie nie irgendwelche Replys oder Mentions, die mich (oder andere) betreffen. Meine Dankbarkeit oder Zustimmung für Tweets muss ich auf anderem Wege ausdrücken, weil das Herzchen (Stand März 2017, wer weiß, welches Symbol man in zwanzig Jahren benutzt) dafür nicht in Frage kommt.

2. Tweets von Leuten, die einen geschützten Account haben oder solche, die seit meinem Favorisieren wieder gelöscht wurden, werden nur als Text dargestellt. Ich lösche diese Tweets meist händisch aus der Liste. Das ist auf der einen Seite schade um den schönen Tweet, auf der anderen Seite handelt es sich ja genau um Tweets, bei denen die Verfasser eventuell gar nicht (mehr) wollen, dass sie öffentlich gemacht werden, insofern ist es ein guter Indikator.

Anne Schüßler

Anfang 2017

IT-Kompetenzen in einer digitalen Welt

An der Universität zu Köln gibt es das sogenannte “ProfessionalCenter”, das die Aufgabe hat, Studierende fach- und fakultätsübergreifend auf den Arbeitsmarkt vorzubereiten. In diesem Frühjahr wurde nun in Kooperation mit dem Regionalen Rechenzentrum Köln (RRZK) unter der Überschrift Fünf im Frühling 2017 erstmalig ein Kurs zum Thema “IT-Kompetenzen in einer digitalen Welt” in das Programm aufgenommen.

Auf der Informationsseite zu den Veranstaltungen findet sich ein Link zum Anmeldeformular. Wer hier gerade in Hinblick auf das Thema eines der Kurse ein Onlineformular erwartet, sieht sich getäuscht. Es handelt sich um einen Link auf ein PDF-Formular, das es auszufüllen und auszudrucken gilt. Auf dem Formular findet sich folgender Hinweis zur Vorgehensweise:

> "Mein Anmeldeformular gebe ich zu Öffnungszeiten des Sekretariats (Di und Do von 10.00 Uhr bis 12.00 Uhr) im Professional-Center, Studierenden-Service-Center (SSC), 1. OG/ Raum 1.225, Universitätsstraße 22a, 50937 Köln ab oder werfe es in den dort angebrachten roten Briefkasten."

Die Fachfrau staunt, der Laie wundert sich. So seltsam das auch anmuten mag, gibt es doch einen Grund für das Verfahren. Das Professional-Center nutzt für einige Lehrveranstaltungen mittlerweile absichtlich diesen umständlichen Weg, um die Zahl der Studierenden zu verringern, die die Lehrveranstaltung belegen und dann nicht erscheinen. Es gab in der Vergangenheit regelmäßig Lehrveranstaltungen, zu denen ein Gastdozent (für entsprechendes Honorar) eingeladen war, 25 Personen auf der Fixplatzliste standen und nur 4 erschienen sind.

Ob das eine angemessene Lösung für das Problem ist, sei dahingestellt. Es ist aber ein weiteres Beispiel dafür, dass technische Werkzeuge allein keine Lösung für organisatorische Probleme sein können.

Sebastian Hagedorn

3. März 2017

Buchdruck im Schlaf

Im Traum finde ich in einer großen, etwas heruntergekommenen Bibliothek das Techniktagebuch als gedrucktes Buch, mehrere große Bände im blaugrauen Leineneinband. Alle Mitautoren wissen natürlich, dass es das gibt,

nur ich nicht. “Die Wikipedia-Leute” haben es ausgedruckt, und jetzt fällt mir auch wieder ein, dass sie das wegen der CC-Lizenz dürfen. Ich bin begeistert und empört darüber, dass es viel besser aussieht als meine selbstgemachte PDF-Version: zweispaltig in einer altmodischen Schriftart – “Bembo”, denke ich im Traum, und das kommt bei wacher Betrachtung sogar so ungefähr hin – auf A4-großen Seiten. Durch die Zweispaltigkeit lassen sich manche Probleme mit der Darstellung von Bildern elegant vermeiden. Vielleicht verstehen die Wikipedia-Leute mehr von Layout als ich. Vielleicht probiere ich es bei der nächsten PDF-Version auch mal so.

Kathrin Passig

3. März 2017

Rezensionsexemplare vom Verlag: alles wird besser

Ein Freund hat ein Buch geschrieben und fragt per Mail nach meiner Adresse, das vom Verlag verschickte Rezensionsexemplar sei zurückgekommen. Ich sage, dass ich zu selten zu Hause bin und die Benachrichtigungszettel der Post immer erst nach Ablauf der 7 Werktage vorfinde, aber das Buch sowieso lieber als E-Book hätte.

Am nächsten Tag kommt eine Mail vom Verlag mit einem Downloadlink:

E-Book-Download

Klicken Sie bitte auf folgenden Link, um den Download Ihres E-Books zu starten. Falls die Öffnung direkt aus dem Mailprogramm nicht funktioniert, kopieren Sie den Link bitte in die URL-Zeile Ihres Browsers. Den Link erhalten Sie durch Rechtsklick auf „Hier klicken." und den Menüpunkt „Hyperlink kopieren".

Henschel,Arbeiterroman epub: »Hier klicken.«

Für Rückfragen stehen wir Ihnen gerne zur Verfügung! Beachten Sie vorher auch gerne unsere **FAQ**.

Ich klicke und erwarte ein vielstufiges Verfahren, so wie bei meinem letzten digitalen Freiexemplar im Juni 2016. Stattdessen tut der Link das Angekündigte und startet den Download. Ohne weitere Umstände erhalte ich eine epub-Datei mit digitalem Wasserzeichen:

> "Dieses eBook ist ausschließlich für den persönlichen Gebrauch lizenziert und wurde zum Schutz der Urheberrechte mit einem digitalen Wasserzeichen versehen. Das Wasserzeichen beinhaltet die verschlüsselte und nicht direkt sichtbare Angabe Ihrer Bestellnummer, welche im Falle einer illegalen Weitergabe und Vervielfältigung zurückverfolgt werden kann."

"Nicht direkt sichtbar" ist schön gesagt, denn epub ist nur ein Container, in den man hineinschauen kann: das Wasserzeichen ist der Titel der xhtml-Datei mit der Wasserzeichenwarnung. Wenn man es wirklich ernst meinte mit der Zurückverfolgung, würde man sich mehr Mühe geben, aber so eine Verfolgung ist ja auch mühsam und letztlich sinnlos, denn was sollen Leser oder Verlag machen, wenn nun mal der USB-Stick mit den Büchern verlorengegangen und in die falschen Hände geraten ist? Im Vergleich zum letzten Juni hat sich die Lage klar verbessert. Vielleicht werde ich in Zukunft sogar weniger abgelaufene Benachrichtigungszettel im Briefkasten vorfinden.

Kathrin Passig

4. März 2017

Alte Gewohnheiten

Die Hülle des E-Book-Readers zuklappen und im selben Moment denken: „Mist, jetzt habe ich kein Lesezeichen eingelegt." Manche Gewohnheiten trotzen selbst jahrelanger Techniknutzung.

Kerstin Hoffmann

Anfang März 2017

Ungleich verteilte Zukunft

Im Non-Food-Bereich eines Supermarkts springt mir ein Angebot ins Auge: Zwischen dem “frechen Schlafsack” und dem “Fun Leuchtstreifen-Set” wird ein Gerät mit dem klangvollen Namen MT-983NB angeboten – ein tragbarer DVD-Player.

Für jemand, dessen Rechner schon seit vier Jahren kein optisches Laufwerk mehr besitzt und der Filme schon lange nur noch in digitaler Form erwirbt, wirkt das wie ein Anachronismus – in etwa, als würde einige Jahre nach der Einführung der Compact Disc noch ein tragbarer Schallplattenspieler beworben.

Und irgendwie muss ich dabei daran denken, wie Science-Fiction-Filme früher “Videotelefonie” darstellten: Mit klobigen Festnetztelefonen, an denen ein viel zu großer Bildschirm befestigt ist, der dem des tragbaren DVD-Players recht ähnlich sah. Aber wer weiß – vielleicht begegne ich demnächst in einem Zugabteil einem ordentlich angezogenen Mann, der mit seinem MT-983NB und einer Auswahl seiner Lieblings-DVDs reist.

Rin Räuber

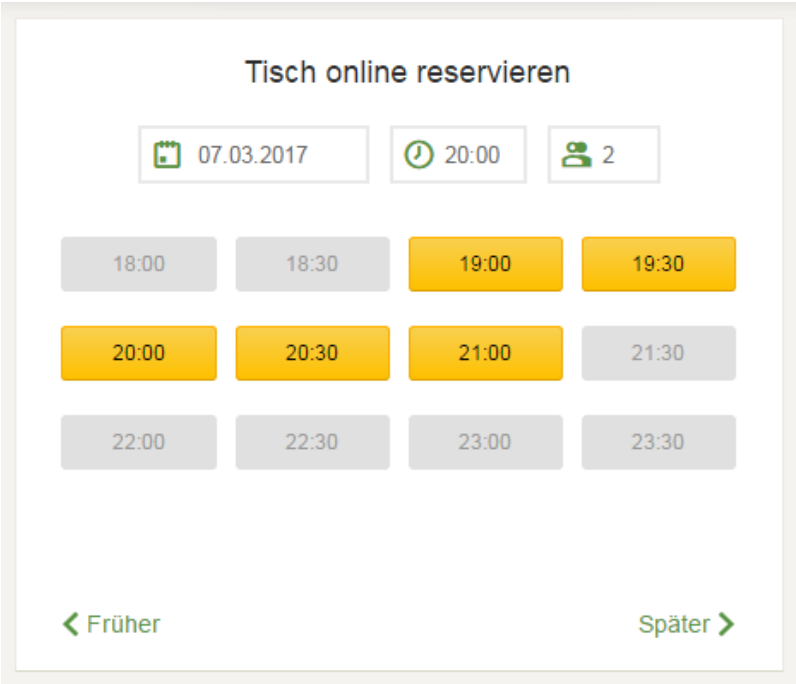
März 2017

Erst geht alles ohne Telefon, dann aber doch nicht

Ich plane einen Wochendausflug nach Straßburg. Das Hotel habe ich schon online gebucht, jetzt reserviere ich noch jeweils einen Tisch für zwei Personen in unterschiedlichen Restaurants am Samstag- und am Sonntagabend.

Für das eine Restaurant gehe ich auf die Webseite des Restaurants und klicke auf “Réservations”. Dann muss ich meine Kontaktdaten angeben und wann und mit vielen Personen ich kommen will. Eigentlich möchte ich am Samstagabend, da ist aber wohl abends kein Platz mehr frei, zumindest kann ich nur noch die Option “Service du midi” anwählen. Sonntag kann ich auch “Service du soir” wählen, also disponiere ich um auf Sonntagabend, schreibe in das Feld “Message” noch einen kleinen Text in meinem robusten Schulfranzösisch, der aber keine Informationen enthält, die ich nicht schon vorher ausgefüllt hätte. Da das Feld aber nun mal da ist, halte ich es für eine Sache der Höflichkeit, zumindest irgendetwas floskelhaftes reinzuschreiben.

Das zweite Restaurant ist noch einfacher. Hier kann ich über TripAdvisor und die da angebundene Reservierungsplattform TheFork (laut Webseite “A TripAdvisor company”) einfach ein Datum wählen und dann auf den Knopf mit der gewünschten Uhrzeit (Termine werden standardmäßig halbstündig angeboten) klicken.



Kurze Zeit später habe ich die automatischen Reservierungsbestätigungen im E-Mail-Postfach. “Hurra!” jubiliere ich. “Endlich Reservierungen in französischen Restaurants, ohne dass man telefonieren muss!”

Ein paar Tage später bekomme ich eine Mail des ersten Restaurants. Ich muss die Reservierung einen Tag vorher telefonisch bestätigen. Dieses Verfahren ist wohl nötig, weil zu oft Reservierungen nicht abgesagt werden und die Tische dann leer bleiben. Wenn ich nicht bestätige, behält sich das Restaurant das Recht vor, meinen Tisch automatisch neu zu vergeben.

Na ja. Doch noch keine Reservierungen in französischen Restaurants, ohne dass man telefonieren muss.

Anne Schüßler

6.3.2017

Shakespeare im Mediendoppelpack

Ich versuche, “The Tempest” von Shakespeare zu lesen. Ich habe vorher “Hag-Seed” von Margaret Atwood gelesen, eine Neufassung des Themas und jetzt möchte ich das Original lesen. Es ist ja nicht besonders lang, das stimmt mich hoffnungsfroh.

Zuerst lade ich mir für umsonst die englische Version aufs Kindle und fange an zu lesen. Es geht ganz gut, ich verstehe zwar nicht alles, aber da ich ja erstens Hag-Seed und zweitens die Zusammenfassung der Handlung schon in der Wikipedia gelesen habe, weiß ich ausreichend viel, um den Dialogen folgen zu können. Trotzdem komme ich zu langsam vorwärts.

Ich denke, es klappt vielleicht mit der deutschen Übersetzung besser. Auch die gibt es fürs Kindle umsonst. Es stellt sich aber heraus, dass die deutsche Übersetzung, jedenfalls die, die ich habe, noch anstrengender zu lesen ist als das englische Original, also versuche ich es doch weiter auf Englisch.

Ich komme immer noch schlecht voran und kann mir nicht merken, wer wer ist. Ich überlege, ob es vielleicht einfacher ist, das Theaterstück zu hören. Auf Spotify gibt es “The Tempest” aufgeführt von der Marlowe Company. Ich höre das Stück also jetzt, weil ich da aber wieder zu wenig verstehe, muss ich parallel auf dem Kindle (oder in der Kindle-App) mitlesen.

So klappt es jetzt ganz gut, ich kann die Figuren anhand der Stimmen und der Intonation besser auseinanderhalten und einordnen und bin außerdem zur Konzentration verdammt, weil ich nicht gleichzeitig hören und lesen und noch etwas anderes machen kann.

Anne Schüßler

2017-03-06

Monolithe und Zebrastreifen

Letzte Amtshandlung vor dem Verlassen des Hauses am Montagmorgen: Spotify aufrufen, damit die App die dreißig Tracks der neuen Wochenauswahl auf das Smartphone herunterlädt, damit ich später in der Subway, wo es kein Netz gibt, Musik hören kann. Das Runterladen geht nur im heimischen WLAN, nicht im Mobilfunknetz draußen. Nicht, weil es technisch nicht möglich wäre, sondern das Laden ganzer Tracks im Mobilfunknetz ist gesperrt, um Mobilfunkgebühren zu sparen.

So war es jedenfalls bis vor kurzem.

Inzwischen ist das öffentliche WLAN in der Upper West Side von Manhattan, das aus ominösen Glas- und Metall-Monolithen mit der Aufschrift LinkNYC kommt, so allgegenwärtig, dass ich die Tracks auch auf dem Weg von der Haustür zur Subway noch schnell runterladen kann.

Mein Telefon verbindet sich reibungslos mit diesem Netz, wann immer eine Säule nicht weiter als fünfzig bis hundert Meter entfernt ist, ohne dass ich umständlich ein Passwort eingeben oder Nutzungsbedingungen abhaken müsste. Dafür wäre im hektischen Morgenbetrieb in der Großstadt auch keine Zeit. Und das Netz ist schnell. Richtig schnell: 100 Mbps in beiden Richtungen. Da sind die dreißig Tracks runtergeladen, noch während die Fußgän-

gerampel auf Rot steht. Oder während dem Gehen über den Zebrastreifen, wenn sie auf Grün steht. Oder während dem Rennen über den Zebrastreifen, wenn sie auf Rot steht.

Jetzt fehlt nur noch Netz in der Subway, dann bräuchte ich die Tracks überhaupt nicht mehr runterzuladen.

André Spiegel

7. März 2017

Da muss man echt aufpassen

Ich sitze alleine in einem Restaurant und warte auf mein Essen. Der Akku meines klugen Telefons ist leer, Zeitungen gibt es keine und so bleibt mir nichts anderes, als dem Gespräch am Nebentisch zuzuhören. Zwei mittelältere Herren, vermutlich Ende fünfzig, erzählen sich Anekdoten aus der Welt der Technik.

„Hast du schon von diesem neuen Ding gehört, das Amazon rausgebracht hat? So ein Lautsprecher, mit dem man reden kann. Jetzt hat da einer in den USA so eins zu Hause eingerichtet und die kleine Tochter hat schnell kapiert, wie es funktioniert. Sie hat dann mal, als sie alleine war, mit dem Ding geredet und bei Amazon ein Puppenhaus bestellt. Ein lokaler Fernsehsender hat später darüber berichtet und das Mädchen zitiert. Und jetzt stell dir vor: Tausende haben danach so ein Puppenhaus bekommen! Tausende! Da musst du echt aufpassen, wenn du dir so ein Ding anschaffst.“

Dann kommt mein Essen und ich verpasse den weiteren Gesprächsverlauf.

(Später frage ich mich, ob die Geschichte zum Genre der modernen Legende gehört, was aber wohl nur teilweise der Fall ist.)

Franziska Nyffenegger

7. März 2017

Die Karte ist das Gebiet, und ein sehr attraktives dazu

Im Traum stehe ich auf einem Berg am Südende Deutschlands, wobei nicht ganz klar ist, ob ich mich wirklich auf dem Berg befinde oder nur auf einer abstrakten Ansicht des Berges, einer Karte vielleicht. Jedenfalls kann ich von hier aus sehr viele Pokéstops in Deutschland erreichen. Ich drehe mich um: Und auch die in Italien und der Schweiz! Das wird eine Weile dauern.

Kathrin Passig

7. März 2017

Schattenseiten der Legalität

Einer der größten Vorzüge von E-Books: die quasi automatisch erstellten Exzerpte auf Basis der markierten Stellen. Wegen meiner Unsitte, Bücher nicht am Stück sondern teilweise über längere Zeiträume hinweg fertigzulesen, freue ich mich immer schon darauf, im Anschluss noch einmal nur die markierten Stellen zu lesen und mir so zentrale Gedanken noch einmal in Erinnerung zu rufen.

Dann die Enttäuschung beim Öffnen des automatisch von Google Play Books erstellten Exzerpt des (Suhrkamp-)Buchs: zwar werden markierte Stellen aufgelistet, jede einzelne jedoch versehen mit “Der markierte Text kann nicht angezeigt werden.”

Der markierte Text kann nicht angezeigt werden. 52

3. März 2017

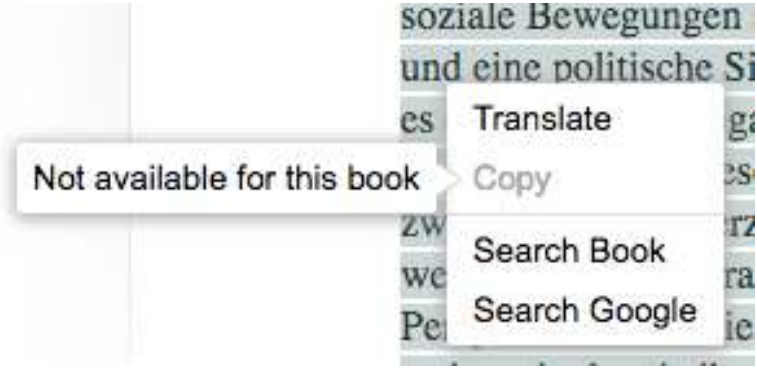
Der markierte Text kann nicht angezeigt werden. 54

3. März 2017

Der markierte Text kann nicht angezeigt werden. 62

3. März 2017

Wenigstens ist die Stelle verlinkt, es gibt aber keine Hinweise auf den markierten Inhalt. Gut, so viele Stellen waren es nicht. Also einfach per Copy&Paste händisch ein Exzerpt erstellen. Leider ist aber auch das nicht erlaubt. Die Funktion “Copy” ist “Not available for this book”:



Im Ergebnis ist das Exzerpieren damit mühsamer als beim gedruckten Buch, das ich neben oder vor meine Tastatur legen kann. Mit einer raubkopierten Version wäre mir das nicht passiert.

Leonhard Dobusch

2017-03-08

Nachtschicht in Indien

Acht Stunden Schulung *remote*, aus einem fensterlosen Konferenzraum in unserem New Yorker Hauptquartier, ich bin der einzige, der beim Sprechen seine Kamera einschaltet. Ich wäre nie darauf gekommen, dass einer derer mit einem indischen Namen tatsächlich in Indien ist, erst ganz am Ende wird mir das klar, als er einräumt, dass er um drei Uhr morgens nicht mehr so richtig die Augen offenhalten könne, und um Zusendung der Unterlagen bittet.

André Spiegel, aus dem fortlaufenden Blog

08.03.2017

Flashback: Mein Eurosignal in der Grabbelkiste

In meinem Amateurfunk-Ortsverein landen ein paar Kisten mit quasi antiker Technik: Ein langjähriges Mitglied des Chaos Computer Clubs hat seinen Keller ausgeräumt und teilweise Jahrezehnte alte Mobilfunkgeräte den Funkamateuren zum Basteln und Umbauen überlassen. In einer der Kisten finde ich das Gerät, das ich Ende der 1980er/Anfang der 1990er Jahre permanent mit mir rumgetragen habe: Ein Eurosignal.

Ich stecke den Pieper ein, um ihn zuhause in Ruhe zu fotografieren (einen Umbau auf Amateurfunkfrequenzen, falls überhaupt möglich, überlasse ich lieber Kundigeren). Vorher muss ich aber noch jüngeren Funkamateuren erklären, dass ich so ein Gerät damals tatsächlich in Benutzung hatte, also so richtig ernsthaft.

Und das war zumindest gewöhnungsbedürftig – die Wikipedia-Beschreibung lässt es schon erahnen: 39 Mark zahlte ich dafür, dass ich über gleich drei Rufnummern mobil erreichbar war. Was damals eben erreichbar bedeutete: Wenn eine der drei Nummern angerufen wurde, piepte mein kleiner Empfänger, und eine Leuchtdiode zeigte an, auf welcher Nummer ein Anruf eingegangen war. Nicht etwa die Nachricht selbst.

Ich steuerte dann dann die nächstgelegene Telefonzelle an und rief je nach Signalisierungsnummer entweder mein Büro, die Deutschlandzentrale meines Arbeitgebers oder aber meinen Anrufbeantworter daheim an. Für Letzteres brauchte ich dann noch einen kleinen batteriebetriebenen Tongenerator, der einen Zahlencode als DMTF-Töne über den Hörer übermittelte, damit der Anrufbeantworter mir die aufgesprochene Nachricht abspielte.

Als wäre das – aus heutiger Sicht – noch nicht umständlich genug gewesen: Der Anrufer (und natürlich auch mein Anrufbeantworter) mussten ungefähr wissen, wo ich mich aufhielt: Im Norden, der Mitte und im Süden der Bundesrepublik Deutschland galten für den Dienst unterschiedliche Vorwahlen, weil jeweils ein anderer Funkrufsender angewählt werden musste. Immerhin blieben meine eigentlichen drei Teilnehmernummern gleich.

Dennoch konnte ich auf einer Autofahrt von meinem damaligen Wohnort Hamburg zu meiner Freundin (die in der oben verlinkten Geschichte erwähnte) im Bergischen Land nicht sicher sein, dass mich ein Anruf auch erreichte. Also hörte ich trotz Eurosignal von unterwegs lieber einmal mehr meinen Anrufbeantworter ab. Die Standorte der Telefonzellen an den Autobahnraststätten auf der Strecke konnte ich bald auswendig.

Allerdings war das vor rund 30 Jahren noch die günstigste Art, mobil erreichbar zu sein. Mobile Telefone waren zunächst nur als fest eingebaute Geräte im Auto vorhanden, und als sich das Ende der 1980er Jahre änderte, war ein tragbares Telefon nicht nur mit einem Anschaffungspreis von rund 10.000 D-Mark noch verdammt teuer, sondern auch bis zu zehn Kilogramm schwer. Das änderte sich erst mit der zunehmenden Verbreitung der GSM-Telefone in den 1990er Jahren.

1993 war mir allerdings dann auch die Kosten/Nutzen-Relation des Eurosignals einfach nicht mehr die fast 40 Mark monatliche Gebühr wert, und ich vollzog den Prozess der amtlichen Abmeldung. Ein Mobiltelefon war mir allerdings immer noch zu teuer – als Übergangstechnologie nutzte ich wieder einen Funkrufempfänger, diesmal einen Scall der Telekom.

(Die Batterie zum Größenvergleich ist eine AA/LR6/Mignonzelle)

Thomas Wiegold

8. März 2017

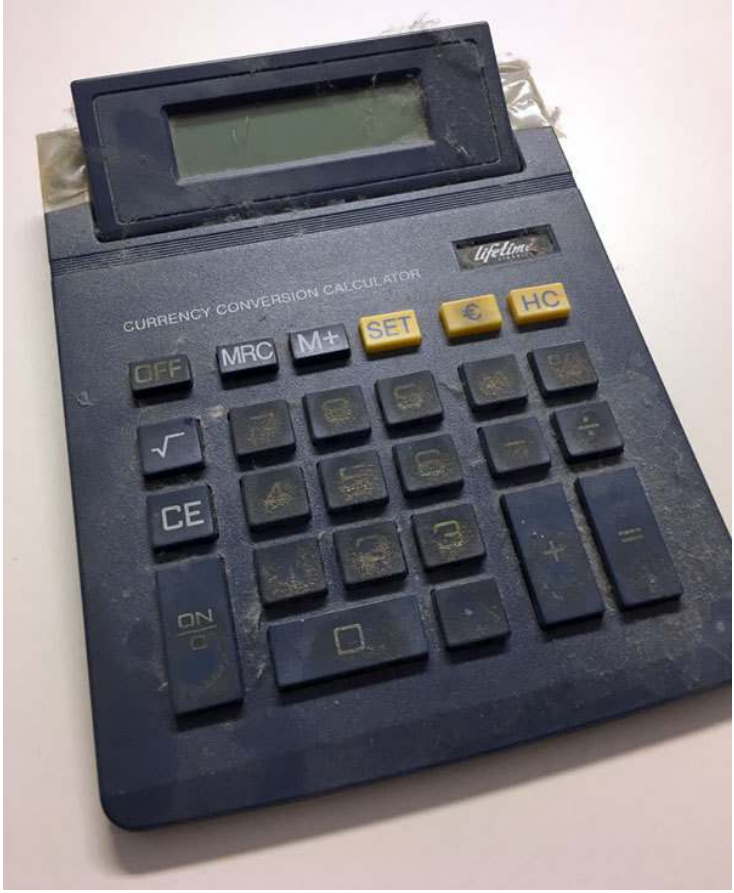
Eine Taschenrechnergeschichte

Heute hat unser Azubi Zwischenprüfung und damit Halbzeit in der Ausbildung als Fachinformatiker Anwendungsentwicklung. Zur Prüfung darf neben dem normalen Schreibzeug auch ein Taschenrechner mitgebracht werden. Natürlich nicht der, der auf jedem Smartphone anzutreffen ist. Es muss ein „nicht programmierter, netzunabhängiger Taschenrechner“ sein.

Was zur Prüfung mitzubringen ist
Bitte bringen Sie zur Prüfung Ihre Einladung sowie einen Lichtbildausweis mit, damit Sie sich ausweisen können.
Neben dem normalen Schreibzeug darf zur Lösung der Rechenaufgaben ein nicht programmierter, netzunabhängiger Taschenrechner ohne Kommunikationsmöglichkeit mit Dritten verwendet werden.
Bitte keine mobilen Geräte wie Handy, Smartphone usw. mitbringen.
Die Berichtshefte (Ausbildungsnachweise) werden bei der Zwischenprüfung

Aber woher kriegt man so einen Taschenrechner?[1] Der Azubi hat Glück, denn ich habe in meiner Technikantiquitätensammlung noch einen rumstehen, der zwar fürchterlich verstaubt ist, aber immer noch läuft und nicht einmal eine frische Batterie benötigt, weil er mit Sonnenstrom betrieben wird.

1. Wie ich später erstaunt feststelle: problemlos im weltweiten Netz. Aber ist ja auch logisch.



Eine gute Gelegenheit, dem Azubi Technikgeschichtsunterricht zu geben. „Den ‘Currency Conversion Calculator’ schaffte ich mir Anfang der 2000er Jahre an, als es viel Hin- und Herrechnerei bei der Euro-Umstellung gab. Mit ihm konnte man per €-Knopfdruck DM in Euro verwandeln. Aber im Grunde war ein Taschenrechner schon damals ein Anachronismus.“

„Und wann nicht?“, fragt der Azubi. Da erzähle ich aus digital-naiven Zeiten: „Meinen ersten Taschenrechner bekam ich Anfang der 70er Jahre, der kostete 139 Mark und konnte nicht sehr viel mehr als die vier Grundrechenarten. Aber er hatte schon einen Speicher. Mitte der 70er Jahre wurde der Taschenrechner in den Schulunterricht integriert, jeder in der Klasse musste sich einen von Texas Instruments anschaffen (ein TI-30?). Der konnte schon Wurzelrechnen, Potenzen, Winkelfunktionen und Klammern, war aber noch nicht programmierbar. Davor arbeiteten wir mit Rechenschiebern.“

„Was ist ein Rechenschieber?“ Jetzt tue ich mir wirklich schwer. Wie erklärt man einem jungen Menschen, der die Zeit vor dem Computer nicht kennt, dass wir damals Skalen aneinander vorbeischoben und dann ungefähre Ergebnisse ablesen konnten, die aber mithilfe von kopfvorgerechneten Näherungen ziemlich genau wurden? Zum Glück hat sich schon ein anderer Techniktagebuchautor die Mühe gemacht und eine wunderschöne Liebeserklärung an den Rechenschieber geschrieben.

Uli Eder

März 2017, aber schon länger

Die Erker und Zinnen meines Handys

Um mein Handy herum hat sich im Laufe des letzten Jahres allerlei Bewuchs angesammelt wie Seepocken an einem Schiff. In der Reihenfolge der Anschaffung:

1. Schutzfolie auf dem Display. Eventuell Aberglaube, aber ich stelle mir vor, dass sonst das Glas zerkratzt und beim Herunterfallen des Handys auch leichter zerbricht.

2. Gummihülle ums ganze Handy. Wegen allgemeiner Unaufmerksamkeit lasse ich das Handy etwa dreimal täglich fallen.

3. und 4. zwei Anbauten auf der Rückseite:

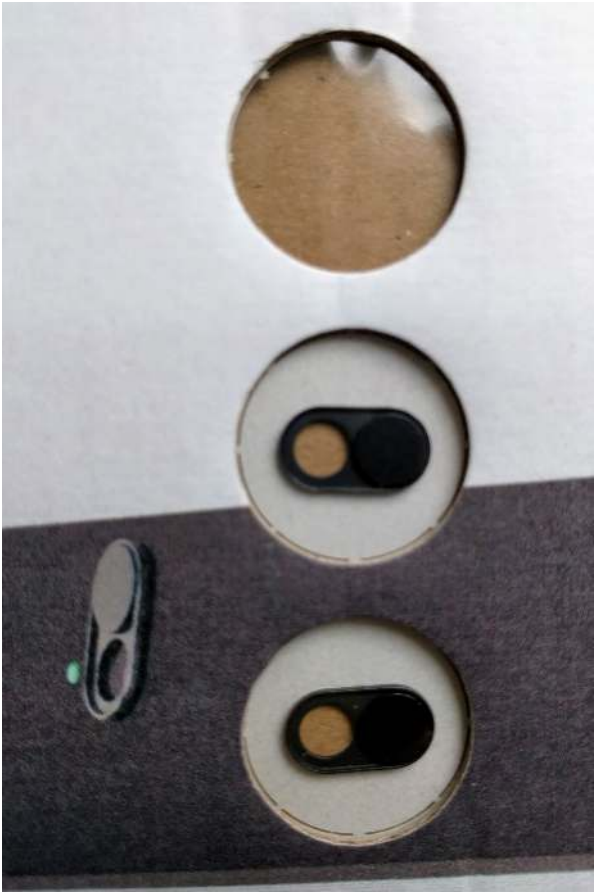
Seltsame Handhaltung, weil das Handy sich selbst im Spiegel fotografieren musste, das schien mir einfacher als das Wiederfinden und Aufladen des Akkus der zuletzt 2012 benutzten Digitalkamera oder irgendein Verfahren mit der Laptop-Frontkamera.

Die drei Dinger oben rechts gehören zum Handy: Kamera, Fingerabdrucksensor und irgendwas mit Blitzlicht.

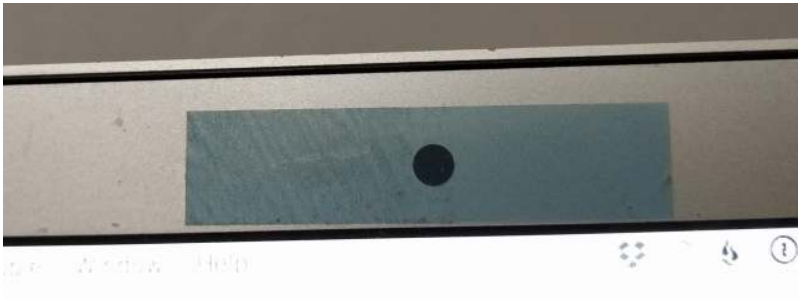
Oben links ist ein Aufkleber mit vier Knöpfen, die via NFC mit dem Handy kommunizieren. Man kann sie selbst mit Funktionen belegen, das habe ich auch getan, aber ich weiß nicht mehr, welche es sind, denn ich benutze die Knöpfe nie. Zusätzliche Hardwareknöpfe erschienen mir beim Kauf verlockend, aber wie sich herausstellt, brauche ich eigentlich keine.

In der Mitte ist ein Ding, das man in vielen Varianten unter der Bezeichnung “Handyring” kaufen kann. Man steckt einen Finger durch den Ring, dann fällt das Handy statt fünfmal täglich nur noch dreimal runter. Man kann es entspannter halten, was zum Beispiel auf Brücken oder Badestegen von Vorteil ist. Vor allem aber fühlt es sich mehr wie ein Körperteil oder doch wenigstens ein Kleidungsstück an. Außerdem könnte man es mit dem Ring quer oder längs aufstellen (zu diesem Zweck ist er an einer Seite abgeplattet), das mache ich aber nur, wenn ich anderen Leuten demonstrieren will, wofür der Ring gut ist. Nachteil: Man kann das Handy nicht mehr flach auf eine harte Oberfläche legen.

Auf der Vorderseite klebt neuerdings ein Schweizer Schiebedeckel über der Frontkamera, den ich nicht *in situ* fotografieren konnte, weil er zu schwarz ist. So sehen seine zwei noch unaufgeklebten Geschwister aus:



Meine Begründungen, warum ich mich nicht von der Frontkamera angeschaut fühlen will, wechseln: Am Laptop habe ich die Frontkamera ja auch schon lange mit einem Text-Klebemarkerstreifen abgeklebt, sage ich mir und anderen, da wäre es doch inkonsequent, es am Handy nicht auch zu tun:



Bei anderen Gelegenheiten erkläre ich, es hätte mit meinem muskulösen Über-Ich zu tun: Ich beobachte mich sowieso schon unablässig selbst und kann keine zusätzlichen Beobachter, und seien sie nur symbolisch, in meinem Leben gebrauchen. Dritte Variante der Erklärung: Es stört mich, wenn ich versehentlich eine der Kameras aktiviere und mich dann selbst auf dem Display sehe, in Spiegel schaue ich ja auch nicht. Ich hätte gern eine schlüssigere Erklärung, denn die beiden Kameraabdeckungen sind eigentlich nicht mit meinen sonstigen Privatsphärengewohnheiten vereinbar.

Bisher hält das Schweizer Schiebedings überraschend gut auf der Displayschutzfolie. Nur wenn das Handy zusammen mit magnetisierbarem Kleingeld in der Hosentasche steckt, klebt das Deckelchen danach manchmal am Geld statt am Handy.

Kathrin Passig

2017

Bei der VG Wort sind keine Textupdates vorgesehen

2007. Ich arbeite als Online-Redakteur bei einem Internetmagazin, das zu den METIS-Pionieren der VG Wort gehört. Die VG Wort ist sowas wie die GEMA, aber eben für Texte anstatt für Lieder, und METIS heißt, dass es Geld nicht nur für gedruckte Bücher gibt, sondern auch für Onlinetexte.

Das Meldeverfahren ist gar nicht mal so unkompliziert. Der Verlag muss aus Zahlen- und Buchstabenkolonnen bestehende Zählpixel („öffentlicher Identifikationscode“) in den HTML-Code einbauen, dann eine sogenannte Verlagsmeldung an die VG Wort erstellen, und der jeweilige Autor des Artikels muss diese Meldung mit einem weiteren, eigenen Zählpixel („privater Identifikationscode“) verifizieren, was aber nur gelingt, wenn er einen Wahrnehmungsvertrag mit der VG Wort abschließt und die Zählpixel in eine schrecklich unintuitive Eingabemaske der VG Wort einträgt.

All das tue ich, und weil meine paar Artikel die erforderliche Anzahl an Aufrufen aufweisen, erhalte ich fortan Tantiemen. Jahr für Jahr. Je Artikel sind das anfangs 30–40, später 10–20 Euro.

Das Geld verprasse ich.

2012. Ich wechsle den Job, bleibe aber ein sogenannter Wahrnehmungsberechtigter, denn meine Artikel erfreuen sich vieler Zugriffe.

2013–2015. Ich erhalte weiterhin Abrechnungen, aber längst nicht mehr alle Artikel erreichen die erforderlichen Zugriffszahlen. Einmal im Jahr werfe ich einen Blick in mein VG-Wort-Konto, schließe aber die Maske stets gleich wieder, weil die Nutzerführung sehr verwirrend ist und ich nie das finde, was ich zu finden hoffe.

2016. Einen Newsletter der VG Wort nehme ich zum Anlass, mich nach langer Zeit wieder in mein Konto einzuloggen. Ich habe etwas Zeit und klicke nach und nach alles an, was klickbar ist. Auf diesem Wege finde ich heraus, dass ich weiterhin für verschiedene Texte Tantiemen erhalte. Wie ich jedoch feststelle, sind zwei meiner Artikel im letzten Jahr von der Redaktion

des Internetmagazins so umfangreich aktualisiert worden, dass von meinem Originaltext kaum etwas übrig ist. Da ich das nicht mit meinem Gewissen vereinbaren kann, schreibe ich der VG Wort eine E-Mail mit dem Hinweis, dass ich nun nicht mehr Autor des Artikels bin, weil er umfangreich aktualisiert wurde, und was ich tun könne, damit anstelle meiner ab sofort der neue Autor die Tantiemen bekäme, mit freundlichen Grüßen.

Hierfür löschen Sie bitte die Verlagsmeldung der betreffenden Beiträge.

Das tue ich.

Unmittelbar danach ploppen Nachrichten mit dem Betreff „Abweisung der Beteiligtenmeldung“ in meinem Konto auf und verlautbaren:

> „Die von Ihnen bestätigte Verlagsmeldung musste abgewiesen werden. Diese Abweisung kann verschiedene, auch rein formale, Gründe haben.“

In einer weiteren E-Mail steht noch:

> „Die Ausschüttungsbeträge, die Sie bereits erhalten haben, müssen zurückerstattet werden. Alle Ausschüttungsbeträge, die bereits ausgezahlt wurden, werden ins Minus gesetzt und bei der nächsten Ausschüttung automatisch verrechnet.“

Nachfrage bei der VG Wort: Äääähh? Wie jetzt?

Antwort 1: Ein Wechsel der Autorenschaft ist in der Systemlogik nicht vorgesehen. Wer 2016 erklärt, er sei nicht mehr Autor eines Textes, kann auch zwischen 2007-2015 kein Autor des betreffenden Textes gewesen sein. Man ist entweder immer Autor oder aber nie einer gewesen.

Antwort 2: Alle für die beiden betreffenden Artikel seit 2007 gezahlten Tantiemen sind vollumfänglich zurückzuzahlen. Denn das System sagt, ich bin und war nie Autor der Texte, siehe Antwort 1. Der Verlag hätte anstatt Updates stets neue Artikel mit neuen Zählmarken anlegen müssen.

Antwort 3: Eine Rücknahme der Rücknahme der Verlagsmeldung ist nicht möglich. Das ginge nur mit Zustimmung des Verlags und größerem Procedere.

Da in meinem ehemaligen Verlag mehrfach die Geschäftsführung gewechselt hat und er insgesamt nicht gut auf mich zu sprechen ist, ist diese Option ausgeschlossen.

2017. Ich sehe einer Rückzahlung von 400 Euro Tantiemen entgegen, für von mir geschriebene Artikel.

Die Verlagsbeteiligung ist davon übrigens nicht betroffen, d. h., nur ich als Autor zahle etwas zurück. Die 30% der Tantiemen, die der Verlag jährlich zwischen 2007–2012 für meine Texte erhalten hat, verbleiben bei ihm. Ob diese Lastenteilung dem „gemeinsamen Modell der Rechtewahrnehmung zwischen Autoren und Verlagen“ entspricht, dem die VG Wort ganz im Sinne der Verlagslobby eindringlich das Wort redet, weiß ich nicht.

Buntschuh

10.03.2017

Niemand grinst noch über DOS

Ich sitze bei einer Gruppe, deren Mitglieder 10 bis 21 Jahre jünger sind als ich, in einem EDV-Raum und soll da kurz aushelfen. Dabei stelle ich fest, dass keiner ein Problem damit hat, gleich beim ersten Versuch die etwas älteren Monitore anzuschalten. Nur ich, die seit 1990 nicht mehr ohne PC gelebt hat, bekomme den Monitor erst nach mehrmaliger Schaltersuche an, da ich seit langem nur noch Bildschirme mit Touchfunktion benutze.

Schon bald wird eine Frage an mich gerichtet, die ich so sehr nicht beantworten kann, dass ich sie sofort wieder vergesse. Dafür weiß der 19-Jährige Bescheid und löst das Problem innerhalb von Sekunden.

Dies kommentiere ich mit: “Das liegt auch einfach daran, dass ich all meine offiziellen, also schulischen, PC-Kenntnisse noch auf DOS-Ebene erworben habe.” Nun ist es ganz still im Raum, und ich blicke hoch. Niemand grinst, keiner weiß, wovon ich rede oder will es wissen.

Sokoban-Spielerin

11.3.2017

Frische Eier, jederzeit

Wir machen eine kleine Hofladentour durch Essen und landen beim Buchholz-Hof in Kettwig. Der Laden selber ist zwar groß und schön, hat aber nicht ganz den Charme des keinen Hofladens, den wir vorher besucht haben, wo zwar alles kleiner war und man nur mit Bargeld bezahlen konnte, aber dafür Schafe, Ziegen und Schweine im Stall besuchen und umsonst auf dem Trecker mitfahren durfte (letzteres haben wir aber nicht ausprobiert, nur zugeguckt).

Wir laufen noch nach dem Einkauf noch ein bisschen um den Hof herum, da entdecke ich an der Seitenwand einen Kasten mit mehreren Fächern. Der Kasten entpuppt sich als Eierautomat. In jedem Fach ist ein Zehnerkarton Eier, 2 Euro kostet ein Karton und wenn ich jetzt wirklich mal an einem Sonntag dringend Eier brauche und keine Lust habe, die Nachbarn zu fragen, kann ich immer noch ein paar Kilometer mit dem Auto Richtung Kettwig fahren und hoffen, dass der Automat auch sonntags gut befüllt ist.

(Sollte ich das irgendwann tatsächlich mal machen, werde ich selbstverständlich berichten.)

Anne Schüßler

März 2017

Palmen für Elektrosensible

Künstliche Palmen sind nicht selten und erfreuen sich gerade in kälteren Regionen großer Beliebtheit. In Warschau zum Beispiel ist die künstliche Palme, die 2002 am Rondo Charles'a de Gaulle'a aufgestellt wurde, zu einem der Wahrzeichen der Stadt geworden, wie man hier nachlesen kann.

Wenn nun aber in Marokko künstliche Palmen aufgestellt werden, dann fragt man sich schon, was das soll, da es dort an Palmen nun nicht gerade mangelt. Wenn man genauer hinschaut, wie hier unweit des Mausoleums von Mohammed V in Rabat, dann sieht man, dass die künstlichen Palmen hier Funkmasten in Camouflage sind.

Im Vordergrund das Original, dahinter die Tarnung:

Lars Hubrich

10. und 11. März 2017

Unschöne Dinge geschehen, aber ich bin reich und habe ein Backup

Am Freitagabend wird mein 11-Zoll-Macbook vom Schreibtisch im Coworkingspace gestohlen. Dreieinhalb Jahre lang habe ich es, wie auch schon seine Vorgänger, immer mit mir herumgetragen und nur selten aus den Augen gelassen. Ich wollte nur schnell draußen ein wichtiges Pokémon fangen und keine Zeit mit dem Einpacken des Rechners verschwenden . . .

Mehrere Tools auf dem verschwundenen Gerät zeichnen seinen Standort auf und könnten ihn mir anzeigen – wenn ich daran gedacht hätte, rechtzeitig ein Gäste-Nutzerkonto einzurichten, damit Diebe überhaupt eine Chance haben, in ein WLAN zu gelangen.

Am Eingang des Polizeireviers weist man mich auf die Möglichkeit der von Tanja Braun schon erprobten Online-Anzeige hin, aber ich sage, dass mir dazu jetzt das Gerät fehlt. Das stimmt nicht ganz, vermutlich ginge es auch mit dem Handy, aber das stelle ich mir mühsam vor.

Die Seriennummer wird abgefragt, und zum Glück muss man dafür kein organisierter Mensch mehr sein: Sie steht in der Mail mit der Rechnung, die ich damals beim Kauf bekommen habe. Später stellt sich noch heraus, dass mein Backup-Tool Backblaze sie auch gekannt hätte. Backblaze hat außerdem seine Pflicht getan, so dass mein Backup auf dem Stand fünf Minuten vor dem Diebstahl ist.

Die Diebstahlsmeldung wird handschriftlich zu Protokoll genommen, die Seriennummer vom Display meines Handys abgeschrieben. “Ich glaube, das ist eine Null”, sage ich angesichts einer uneindeutigen Stelle. Der Sachbearbeiter versichert mir, das sei auch in seiner Handschrift eine Null, zum Vergleich malt er ein exakt genauso aussehendes O daneben. Nach dem Verlassen des Polizeireviers bekomme ich noch einen Anruf: Ob so ein Macbook vielleicht auch eine IMEI hätte, so wie ein Handy? Ich glaube nicht, sage ich.

Manchmal wird man über Diebstähle und Defekte ja ein wenig hinweggetröstet, weil man sich ein neues und besseres Gerät kaufen kann. Das ist in diesem Fall nicht so: Ich habe schon öfter in Hardwareläden an Flughäfen die neuen teuren 12-Zoll-Macbooks betastet und finde die Tastatur suspekt. Einige Amazon-Rezensenten bemängeln auch, dass sie nicht zuverlässig auf alle Tastendrücke reagiert und einzelne Buchstaben gern mal ganz ausfallen. Wenn ich etwas brauche, dann ist das eine robuste und zuverlässige Tastatur. Dass an den neuen Geräten nur noch ein einziger Ein- und Ausgang dran ist, nämlich USB-C, würde mich hingegen gar nicht stören, ich hatte genug Ärger mit Magsafe-Netzteilen. Die Alternative zum 12-Zoll-Macbook ist ein Macbook Air wie mein altes, aber es gibt jetzt nur noch 13 Zoll, und ich war mit den 11 so glücklich wie mit noch keiner Laptopgröße davor.

Ich suche lange nach einem Laden, der mir genau so ein Gerät wie das alte verkauft, nur mit 8 GB RAM statt mit 4. Die noch nie ideale RAM-Situation war seit dem Update auf El Capitan unhaltbar geworden, ich musste mehrmals täglich Chrome abschießen. Der Laden müsste in Berlin sein, damit ich morgen gleich weiterarbeiten kann, denn der Buchabgabetermin ist nah.

Nachdem ich schon aufgegeben habe und mich mit meinem neuen, schlechteren Leben abzufinden versuche, werde ich in einer Ebay-Auktion doch noch fündig, und zwar mit der Option “Selbstabholung in Berlin”. Um drei Uhr morgens schreibe ich der Verkäuferin, um elf steckt das neue Macbook schon in meinem Rucksack. Es sieht tatsächlich vollkommen neu aus, offenbar gibt es Menschen, die nie vor dem Laptop essen. Und es hat acht herrliche GB RAM und eine doppelt so große Festplatte wie das vorige! Es ist genau das Gerät, das ich vor dreieinhalb Jahren gekauft hätte, wenn ich nicht damals genauso in Eile gewesen wäre wie heute. Sie verkaufe es nur, sagt die Vorbesitzerin, weil ihr Mann das neue goldene 12-Zoll-Macbook stattdessen begehre. Wir sind uns einig, dass der Mann da einen Fehler macht.

Ich würde gern heute den ganzen Tag nichts am Buch tun, weil ich erst kompliziert das neue Gerät einrichten muss, um arbeitsfähig zu werden. Aber leider hätte mich schon nach den ersten zehn Minuten nichts daran gehin-

dert. Eigentlich brauche ich ja bloß den Browser, der gesamte Text und fast alles Material liegt im Google Drive. Ich werde aber trotzdem den ganzen Tag nichts am Buch tun, das ist mein gutes Recht, das lasse ich mir nicht einfach vom technischen Fortschritt rauben.

Kathrin Passig

12.3.2017

Das Rätsel um den schlechten Mobilfunkempfang wird im Thairestaurant gelöst

Der Thairestaurantmann schimpft auf sein EC-Kartenlesegerät, aber eigentlich auf die Telekom.

"Das ist erst seit sie hier den Mast zerschossen haben!" beschwert er sich.

Ein Gast am Nebentisch stimmt zu: "Ja, das ist so seit drei Monaten, nicht? Ein Freund hat sich bei der Telekom schon beschwert und 300 Euro rausgeholt."

"Moment, Moment, Moment", sage ich. "Hier ist ein Telekom-Mast kaputt?"

Zustimmendes Nicken von den Nebentischen.

"Wir haben extra ein Festnetztelefon gekauft, weil der Empfang in der Wohnung auf einmal so schlecht war", sage ich. (Das Techniktagebuch berichtete.)

In der Zwischenzeit ist das EC-Kartenlesegerät wieder funktionsbereit, ich bezahle mein Essen, nehme die Tüte mit Thai-Curry und Ente nach Art des Hauses, verabschiede mich und gehe nach Hause.

"Das Rätsel um den schlechten Mobilfunkempfang ist gelöst!" rufe ich, als ich ins Wohnzimmer komme.

Ein Besuch beim Thai lohnt sich also nicht nur wegen des leckeren Essens, manchmal findet man dort auch Antworten, die man da gar nicht erwartet hätte.

Anne Schüßler

2017-03-12

Die Mission Control Time fällt aus

Die einzige elektromechanische Uhr in unserem Haushalt, eine große, weiße Wanduhr, ist in vieler Hinsicht die wichtigste. Sie ist unsere *Mission Control Time*, die immer im Blick bleibt, während das Frühstück zubereitet, die Kinder aufgeweckt, angezogen und zur Schule gebracht werden müssen.

Heute scheint sie irgendwann in der Nacht eine Weile stehengeblieben zu sein, denn sie geht nach, obwohl der Sekundenzeiger jetzt wieder ganz normal vorwärtsruckt. Das ist nicht ganz unerwartet, denn die Uhr hat nur eine einzige 1.5-Volt-Mignon-Batterie, und irgendwann muss diese Batterie natürlich leer werden, und oft bleibt die Uhr dabei nicht einfach stehen, sondern bekommt periodische Schwächeanfälle. Man weiß nur nicht genau, wann das geschehen wird. Darum ist es gut, unsere *Mission Control Time* möglichst jeden Morgen einmal kurz mit einer normalen Uhr, zum Beispiel im Smartphone oder auf dem Computer, zu vergleichen.

Heute ist es also passiert, sie ist stehengeblieben, immerhin an einem Sonntag, wenn es nicht so viel ausmacht. Aber ich stutze. Noch andere Dinge sind merkwürdig heute morgen. Ich habe länger geschlafen als sonst, aber dass die Uhr auf dem Smartphone beim Aufstehen schon viertel nach sieben zeigte, ließ mich doch den Kopf schütteln. Sooo lange habe ich lang nicht mehr geschlafen. Auch die Kinder schliefen heute unerklärlich länger als sonst.

Jetzt dämmert es mir. Ich bemerke, dass die Wanduhr nicht einfach stehengeblieben ist, sondern *genau eine Stunde lang* stehengeblieben ist. Und ich erinnere mich, dass in meinem Kalender in den letzten Wochen irgendwann ein Eintrag aufgetaucht ist, der darauf hinweist, dass demnächst irgendwann an einem Wochenende auf Sommerzeit umgestellt wird (an der US-Ostküste).

Letzte Gewissheit bekomme ich erst, als ich auf meine Schlafaufzeichnung schaue: Ich bin um 22:44 schlafen gegangen und um 7:17 aufgewacht, aber dazwischen, sagt *Sleep As Android*, sind nur siebeneinhalb Stunden vergangen. Alles klar. Ich werde die Liebste eine Stunde früher wecken müssen als sonst, weil sie um elf einen Termin hat.

André Spiegel

12. März 2017

Mit Paketen ist alles gut, außer

In der ständigen Redaktionskonferenz streift das Gespräch das Thema *Amazon Locker*. Das sind von Amazon betriebene Paketstationen, die es jetzt auch in Deutschland geben soll. Ich versuche nachzuschauen, wo in Berlin welche stehen, was sich als überraschend umständlich herausstellt. Eigentlich kann man dazu nur bei Amazon eine neue Zustelladresse anlegen und bei der Gelegenheit nach nahe gelegenen Lockern suchen. Ich hätte lieber eine Übersichtskarte.

Warum das? Eigentlich bin ich in Sachen Paketzustellung hervorragend versorgt. Ich kann mir Pakete ins Büro schicken lassen und wir haben Nachbarn, die sie annehmen (und auch wieder rausrücken). Die nächste Packstation ist 200 m entfernt und die übernächste 800.

Der absolute Hit ist ein Spätkauf in ca. 500 m Entfernung, der auch als DHL-Paketshop fungiert und zwar 24/7! Zum Versenden von Paketen bietet er der arbeitenden Bevölkerung damit natürlich hervorragende Bedingungen.

Quasi sein Gegenteil stellt ein DHL-Paketshop in knapp 2 km Entfernung dar, der Wochentags von 9–18 h und Samstags von 9–12 h geöffnet hat. Er ist von uns aus nur umständlich mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen, man kann dort schlecht parken und zu allem Überfluss ist er gut ausgelastet, sodass man meistens eine Weile anstehen muss.

An diesen Paketshop werden DHL-Sendungen geliefert, wenn wir nicht daheim sind und kein Nachbar sie annimmt. Oder wenn die Packstation voll ist. Manchmal kann man natürlich Zustelloptionen detailliert angeben. Aber wenn man irgendetwas auf Ebay oder von kleinen Versandhändlern kauft, weiß man oft nicht einmal, welcher Paketdienst liefern wird.

Insofern überlegen wir bei jedem Online-Kauf kurz, welche Versandoption wir wählen. Ich bin am Wochenende nicht im Büro und was dort ankommt, muss ich per Fahrrad oder S-Bahn einmal quer durch die Stadt bewegen. Beide Packstationen befinden sich neben großen Supermarktparkplätzen, sodass man von dort auch sperrige Pakete bequem mit dem Auto abholen kann. Aber falls das Paket für die Packstation doch zu groß oder diese belegt ist, hat man am Samstagmorgen Spaß mit dem Servicewüsten-Paketshop. Dann doch lieber Hermes und hoffen, dass wir im richtigen Moment zuhause sind?

Aufgrund dieser Lage kämen durchaus auch Amazon Locker an S-Bahnstationen entlang meines Arbeitsweges in Betracht. Die scheint es aber bislang noch nicht zu geben. Oder ich finde sie nur einfach nicht.

Virtualista

12. März 2017

In meiner Biblio8thek sind Seitenzahlen

Das zweite Buch, das ich nach meinem Umstieg von Amazon Kindle auf Google Play Books lese, ist “Nikotin” von Gregor Hens. Nach den ersten paar Minuten sehe ich nach, ob es – so wie früher mal bei Amazon – eine Möglichkeit gibt, Fehler im Buch zu melden. Offenbar ist es schlampig digitalisiert worden, überall stehen Seitenzahlen, die im E-Book nichts verloren haben und beim Lesen stören:

> Es klingelt, ich zucke kurz zusammen.
> Die Tür steht {20}noch offen. Ein Mann hält

Sogar mitten im Wort:

> und bitterem Entzug. Ich habe bei plus 45
> und bei minus 25 Grad geraucht, in
> Biblio{8}theken und Seminarräumen, auf

Aber es gibt keine Fehlermeldemöglichkeit. Erst auf der letzten Seite des Buchs erkenne ich, dass die Seitenzahlen Absicht sind:

Hinweise zur Zitierfähigkeit dieser Ausgabe:
Textgrundlage dieser Ausgabe ist: Gregor Hens,*Nikotin*
Frankfurt am Main, S. Fischer Verlag, 2011. 1. Auflage.
Die grauen Zahlen in geschweiften Klammern
markieren jeweils den Beginn einer neuen,
entsprechend paginierten Seite in der genannten
Buchausgabe. Die Seitenzahlen im Anhang beziehen sich
ebenfalls auf diese Ausgabe.

Hat man wirklich in einer Verlagskonferenz bei S. Fischer gesagt “Die Leser werden sich schon dran gewöhnen, dass es jetzt ‘Biblio8theken’ heißt”? Schwer vorstellbar, und doch muss es so gewesen sein.

Kathrin Passig

13.3.17

Zeit ist eine rote Linie

Ich sehe “Moonlight” im Kino und verliere dabei jegliches Zeitgefühl. Ist der Film erst zur Hälfte vorbei, oder schon kurz vor Ende? Meine Augen wandern an den unteren Rand der Leinwand, in der irrigen Erwartung, dort gleich am roten Fortschrittsbalken zu sehen, wie lange es noch dauert.

Kristin Kopf

13. März 2017

Ziehen, stossen, waschen, wischen

In einem meiner Seminare brauchen die Studierenden neuerdings gerne die Wandtafel, wenn sie etwas präsentieren müssen. Das Aufgeschriebene und Aufgezeichnete fotografieren sie dann, stellen es auf den Seminarblog und teilen es – so vermute ich – in ihrem Klassenchat. Vor dem Seminar sorge ich dafür, dass die Tafel sauber ist. Wasser gibt es in unserem neuen Campus nicht in den Räumen selbst, sondern in den Korridoren und Toiletten, in diesem Fall in rund 50 Schritten Entfernung. Ich nehme den Schwamm und passiere drei Glastüren, die in nicht logischer Reihenfolge zu öffnen sind (mal ziehen, mal stossen), wasche den Schwamm aus und bringe ihn möglichst nass wieder zurück in den Seminarraum. Um die Tafel halbwegs sauber zu bekommen, gehe ich zwei bis drei Mal zwischen dem Raum und dem Waschbecken hin und her, hinterlasse eine deutliche Tropfspur und ärgere mich jedes Mal ein wenig mehr über die Unlogik der Türöffnung. Einer der nun eintreffenden Studenten sagt: „Das haben die extra so gemacht. Wegen dem Attentäter. Wenn der mit dem Maschinengewehr im Anschlag durch die Korridore rennen will, bremsen ihn die Türen aus.“

Franziska Nyffenegger

2017-03-13

Die Rechnung in der App

Ich “parke mobil” – darüber wurde ja hier schon geschrieben. Am Ende des Monats kommt eine E-Mail (ohne Anhang), dass nun eine Rechnung vorliege. Und tatsächlich: In der App kann man sie sich angucken, offenbar ein hübsches PDF. Speichern oder an eine andere App weiterleiten oder drucken geht leider nicht. Man darf sie nur an eine E-Mail-Adresse versenden.

Also schreibe ich mir selbst, denke mir auch einen passenden Betreff für die Archivierung und Wiederauffindung aus (die PDF-Datei heißt natürlich “invoice98232.pdf” und nicht etwa “Mobil Parken Rechnung 2017-03-01.pdf” oder so) und schicke sie mir selbst. Nachdem ich meine E-Mail bekommen habe, kann ich nun das Rechnungs-PDF in meiner Speicher-App speichern (das iPhone hat kein User-Dateisystem, alles muss in eine App).

Von hier wird sie später, zu Hause, auf meine Netzwerkfestplatte synchronisiert. Die E-Mail kommt in den passenden Folder. Ablage erledigt.

Papierrechnungen waren eigentlich gar nicht so schlecht.

Björn Schad

März 2017

Bildbearbeitung mit dem Wunderblock

H., fünf Jahre alt, besitzt “einen Computer”:

Die Steuerungselemente scheinen vom Nintendo DS abzustammen, vielleicht vertreibt der Hersteller beides und tauscht nur das Bild auf dem Display aus.

Das „Zeichenprogramm” wurde vermutlich auch nicht extra für dieses Gerät entworfen, ich kann es aber nicht zuordnen.

In Wirklichkeit kann man mit dem Gerät keine Biene-Maja-Bilder kolorieren, es beherrscht nur eine einzige Farbe, dunkelrosa auf hellrosa. Es ist ein Wunderblock, der rote Schieber am unteren Rand löscht das Bild. H. ist zufrieden mit dem Funktionsumfang und beklagt nur, dass bei Kälte die Bilder von allein wieder verschwinden.

Kathrin Passig

März 2017

Den Text vor lauter Arbor nicht

Zusammen mit Kolleginnen schreibe ich einen Forschungsartikel. Eine wissenschaftliche Zeitschrift akzeptiert ihn. Als mich ein paar Wochen später das PDF der fertigen Veröffentlichung erreicht und ich den Text noch einmal überfliege, fallen mir Passagen auf, an die ich mich in dieser Form nicht erinnern kann. Haben wir das wirklich so geschrieben? Ein Vergleich mit dem Manuskript zeigt: Nein, haben wir nicht. Offenbar hat der Verlag den Artikel nicht nur gelayoutet, sondern auch noch ein Korrektorat darauf losgelassen. Das machen auch andere Verlage, aber in der Regel erhält man ein Dokument (oder Zugriff auf eine Online-Oberfläche), wo man die Änderungsvorschläge sieht und sich dazu äußern kann. In diesem Fall gab es das nicht. Das hat zur Folge, dass mir keine bearbeitbare Fassung des finalen Texts vorliegt, der unter meinem (und anderen) Namen veröffentlicht wurde.

Nun gibt es zwei Möglichkeiten: Ich könnte versuchen, den Text aus dem PDF zu exportieren. Dazu muss man allerdings wissen, dass in Wissenschaftsverlagen häufig mit Arbortext oder anderer nur kurz nach Erfindung der beweglichen Drucklettern programmierter Software gearbeitet wird. Alles, was über ASCII hinausgeht, wird aus guter Tradition meist in Nicht-Unicode kodiert. Abgesehen davon wird der mehrspaltige Satz beim Export in der Regel nicht erkannt. Nach einem Blick in die Eigenschaften des PDFs (tatsächlich: Arbortext) entscheide ich mich für Variante 2: Ich verschiebe das PDF auf die rechte Hälfte des Bildschirms, öffne in der linken Hälfte mein ursprüngliches Manuskript und gehe das Dokument Zeile für Zeile durch, auf der Suche nach dem verlorenen Komma. Wenn man dabei ein bisschen Musik hört und vergisst, dass einem der Verlag auch einfach einen Vergleich von Manuskript und finaler Version hätte schicken können, geht es eigentlich relativ rasch.

Warum der ganze Zirkus? Der Artikel befindet sich seit seiner Veröffentlichung hinter einer Paywall, die so intransparent ist, dass es mir ohne Anmeldung nicht einmal gelingt, herauszufinden, wie viel der Kauf des Einzelar-

tikels überhaupt kosten würde. Viele Wissenschaftler helfen ihren Kollegen bei der Umgehung solcher Paywalls, indem sie ungelayoutete Versionen der eigenen Texte kostenlos auf ihre Websites stellen. So etwas Ähnliches habe ich auch vor – bis ich einen Blick in das Copyright-Transfer-Formular werfe, das ich seinerzeit ungelesen unterschrieben habe. Nach einer Knebelfrist von zwölf Monaten darf ich den Artikel tatsächlich kostenlos zugänglich machen, aber nur das ›final peer-reviewed manuscript‹ ohne die Korrekturen, die der Verlag angebracht hat. Die Kommas, die ich in meinem Text gefunden habe, gehören also gar nicht mir, sondern dem Verlag.

Christopher Bergmann

13. März 2017

Meine Daten kommen zurück auf die Festplatte gekrochen

Seit 2009 sichere ich meine Daten mit Hilfe von Backblaze in der Cloud. Vorher hatte ich überhaupt keine Backup-Strategie, die den Namen verdiente. Backblaze rettet meine Daten nach dem Macbookdiebstahl gerade zum dritten Mal.

140 GB Daten sind irgendwo auf der Welt gespeichert. 4 bis 5 GB pro Stunde kann ich im WLAN meines Coworkingspace unter günstigen Umständen herunterladen, der Download würde also am Stück mindestens 30 Stunden dauern. Für 99 Dollar könnte ich mir stattdessen auch einen USB-Stick mit der Post zuschicken lassen, das finde ich aber teuer, vom Konzept her blöd und es geht auch nur bis maximal 128 GB. Für 189 Dollar könnte man sich „an external USB hard drive" zuschicken lassen, das will ich erst recht nicht, die Angelegenheit war schon teuer genug.

Die 140 GB setzen sich grob folgendermaßen zusammen:
23 GB in "Documents"
45 GB Fotos

18 GB “Sites”, wahrscheinlich vor allem multiple, sehr redundante Backups von Websites
28 GB Audioaufnahmen
Der Rest ist irgendwelcher Kleinkram.

Ich zerteile alles in Einzeldownloads, die sich in ein bis zwei Stunden erledigen lassen, und versuche mit Hilfe von Notizen auf einem Zettel und in Google Keep den Überblick zu behalten. Währenddessen macht André Spiegel sich über mich lustig, weil er natürlich in der Zukunft lebt, das Konzept “lokale Festplatte” ablehnt und alles nur noch in der Dropbox aufbewahrt. Ideal ist das alles nicht, aber ich freue mich, überhaupt ein vollständiges, aktuelles Backup zu haben. Wer wollte da mit den Details hadern.

Kathrin Passig

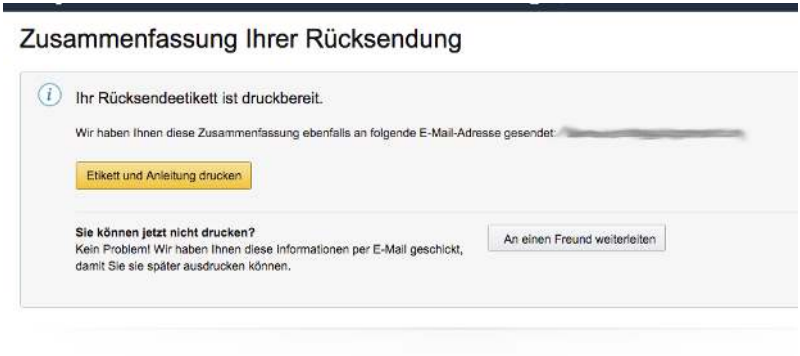
14. März 2017

Zuhause ohne Drucker

Herr Amazonk hat mir aus unklaren Gründen den gleichen Artikel 3x geschickt. Ich bemerke das auch ziemlich schnell, aber dank Prime doch zu spät – leider befinden sich die Bücher da schon im Versand.

Heute kommt das Paket (in der Firma) an, ich habe mir vorsichtig ein Buch rausgefummelt, alles wieder zugeklebt, und möchte die portofreie Rücksendung ausdrucken.

Amazon kommt von sich aus darauf, dass ich wahrscheinlich keinen Drucker mehr zu Hause habe, und bietet mir an, bei einem Freund zu drucken.



Ich habe tatsächlich seit vielen Jahren keinen Drucker mehr zu Hause – das scheint inzwischen zumindest nicht unüblich zu sein.

Da ich in der Firma bin, ist das aber kein Problem.

Alexander Stielau

März 2017

Der Traum von der Ein-DOI-tigkeit

Für einen wissenschaftlichen Artikel bereite ich das Literaturverzeichnis vor. Die meisten Zeitschriften haben ihre eigenen Vorstellungen, wie genau Quellenangaben formatiert werden sollen, aber oft basieren diese Vorstellungen auf dem *Publication Manual of the American Psychological Association (APA)*. Das ist ein Styleguide mit Empfehlungen, die von der Formulierung der Forschungsfrage über die Nummerierung der Überschriften bis hin zu eben der Formatierung des Literaturverzeichnisses reichen. In seiner 6. Auflage sieht das Manual vor, dass am Ende jeder Quellenangabe eine DOI steht.

Eine DOI? In den letzten 10, 15 Jahren ist, weitgehend unbemerkt von der breiteren Öffentlichkeit, ein System entstanden, bei dem Objekten – »physical, digital or abstract« (so heißt es) – ein Identifikator zugeordnet

wird, über den man das Objekt finden kann. Der Identifikator besteht aus einer Reihe von Buchstaben und Zahlen. Bei bestimmten digitalen Objekten – etwa online veröffentlichten Artikeln – bedeutet ›finden‹, dass die DOI als URL verwendet werden kann, die auf die URL einer anderen Seite weiterleitet, auf der man Zugriff auf den Artikel bekommt (oder zumindest die Bezahlschranke von außen bewundern kann). Die DOI für ein Objekt bleibt immer dieselbe. Wenn sich die Adresse des Objekts ändert, wird nur der Verweis in der DOI-Datenbank aktualisiert. Die Idee ist, dass das Literaturverzeichnis, das ich gerade erstelle (und alle anderen natürlich), in 10, 15 Jahren nicht voll mit veralteten URLs steht, sondern mit DOIs, deren Ziele ständig aktualisiert werden. Eine DOI beginnt immer mit ›10‹, gefolgt von weiteren Ziffern, denen ein Slash und eine Reihe von Zahlen, Buchstaben und anderen Zeichen folgt. Der Teil nach dem Slash identifiziert das Objekt. Die Länge einer DOI variiert erheblich: im vorliegenden Quellenverzeichnis zwischen 14 Zeichen (10.1075/z.166) und 39 Zeichen (10.1016/j.neuropsychologia.2010.12.003). Mir ist nicht klar, ob diejenigen, die die kurze DOI registriert haben, cleverer oder früher dran waren oder ob sie einfach Glück hatten.

Die aktuelle Version des APA-Manuals empfiehlt, dass man die DOI direkt als URL angibt, also nicht 10.1075/z.166, sondern doi.org/10.1075/z.166. Ich folge der Empfehlung, aber frage mich, was man in 10, 15 Jahren über Literaturverzeichnisse voller DOIs denken wird. Wird man sich freuen über die – günstigstenfalls – nach wie vor zielführenden Adressen oder den Kopf schütteln über den Platz, der für Adressen verschwendet wurde, die – ungünstigstenfalls – ins Nichts führen? Die Verwendung von DOIs ist jedenfalls keine kleine, unauffällige Neuerung, sondern verändert das Aussehen von Quellenangaben erheblich. Irgendwas wird man einst wohl darüber denken – so wie wir heute etwas über die markanteren Erscheinungsformen gestriger Modernität denken.

Christopher Bergmann

2017-03-15

Lesen im Halbschatten

Ich seh's ein, es ist die dunkle Jahreszeit. Also gibt es nur wenig Gelegenheiten, bei denen ich die Hintergrundbeleuchtung vom Kindle komplett abschalte und so lese, wie Gott es gewollt hat – eine nicht-leuchtende Seite mit passiven Buchstaben drauf, E-Ink eben. Und ich frage mich, ob ich früher bei diesen oder jenen Lichtverhältnissen wohl ein Buch gelesen hätte, oder ob ich versucht hätte, aus dem Halbschatten an einen helleren Ort zu kommen oder eine Lampe eingeschaltet hätte, wenn's denn eine gegeben hätte. Ich weiß es nicht mehr.

André Spiegel, aus dem fortlaufenden Blog

2017-03-15

Möglichkeiten und Grenzen des Chat-Journalismus

Auf dem Flug von New York nach Mexico City schaue ich mir eher desinteressiert das BordWifi an. Ich habe eigentlich keinen Netzbedarf und nicht vor, $9.95 für den Zugang auszugeben. Beim Runterscrollen bleibt mein Blick dann jedoch bei etwas noch nie Gesehenem hängen: ein *Messaging Pass* für $2.95. Er soll nur für iMessage, Facebook Messenger, WhatsApp und Google Hangouts funktionieren, und auch nur für Text, keine Fotos. Ich nehme Kontakt zur Redaktion auf, alles funktioniert, Fotos kommen kaum bis gar nicht durch, jedenfalls nicht zu mir. Ich schreibe diesen Beitrag flink auf dem Smartphone per Google Keep (lokaler Cache) und übertrage ihn dann per Copy/Paste durch den Facebook Messenger zur Redaktion. – Andre Spiegel, für das Techniktagebuch irgendwo über den südlichen USA

Nachbemerkung am Boden: Als ich der Redaktion per Messenger von dem Messenger Pass erzähle, herrscht Begeisterung. »AUS DEM FLUGZEUG?« ruft jemand mit Capslock. »Du könntest es im Flugzeug aufschreiben und hier in den Chat copypasten und wir tragen es dann zu Tumblr. Es wäre unser erster im Flugzeug geschriebener und aus dem Flugzeug veröffentlichter Beitrag.«

Gesagt, getan. Ich muss mir dazu geschwind die Fähigkeit des Schreibens von Techniktagebuch-Beiträgen auf der Smartphone-Tastatur angewöhnen, denn der Laptop kann nicht mit dem Messenger Pass ins Netz gehen.

Als ich drei Stunden später in Mexico City lande und nach meinem Beitrag suche, finde ich allerdings keinen. »Oh, ähm« heißt es verlegen. Er ist glatt im Chat vergessen worden.

Man muss sich eben um alles selber kümmern. Aber das ist, wenn man nur Chat hat, schwierig.

Technische Nachbemerkung: Der Messenger Pass funktioniert offenbar so, dass nur HTTPS-Traffic zu bestimmten Adressen bei Apple, Facebook und Google erlaubt wird, und das nur mit stark gedrosselter Geschwindigkeit. Bilder kommen durchaus an, aber nur mit vielen Minuten Verspätung. Außerdem erkennt der Wifi-Router im Flugzeug offenbar, was für ein Endgerät mit dem Pass ins Netz zu gehen versucht, und verbietet alles außer Smartphones und Tablets.

André Spiegel

1993–2017

Alle meine Browser

Jetzt ist schon wieder etwas passiert, weswegen man einen anderen Browser braucht. Tumblr hat nämlich die Regeln für das *Liken* geändert.

Aber mal von Anfang an. Am Anfang war ein Web-Browser: Mosaic. Dass es im Web so viele unsäglich bunt tapezierte Seiten gibt, liegt vermutlich auch am zementgrauen Standardhintergrund, mit dem Mosaic seine Nutzer beglückte. Und Lynx gab es auch noch. Das ist aber wirklich eine eigene Geschichte.

Dann gab es vor allem Netscape und den Internet Explorer. Dann Opera, Firefox, Safari und Chrome. Da ich gelegentlich an Webseiten herumbastelte, fühlte ich mich verpflichtet, immer mal kurz zu prüfen, ob meine Layouts in allen populären Browsern halbwegs anständig angezeigt wurden. Das

war

oft mehr Arbeit, als es jetzt klingt.

Mittlerweile bin ich nur noch für Webseiten von historischem Wert verantwortlich, die so bleiben dürfen wie sie sind. Meine aktuellen Inhalte werden von Plattformen wie Tumblr und Wordpress verwaltet und falls ich je wieder eine Webpräsenz aufsetzen müsste, würde ich ein Content-Management-System verwenden oder doch zumindest auf die Abstraktionsfähigkeiten von jQuery, AngularJS oder Bootstrap zurückgreifen.

Dass ich heute noch diverse Browser auf meinem Laptop (Internet Explorer, Chrome, Firefox, Safari) und iPhone (Safari, Chrome, Mercury) verwende, hat im Wesentlichen zwei Gründe:

1. Bestimmte Arten von Inhalten, die ich standardmäßig deaktiviert haben möchte. Dazu gehören Flash, Werbung, Java, Javascript, und die Soundwiedergabe. Aber natürlich gibt es dann immer mal eine Webseite, die ohne diese Elemente gar nicht funktioniert oder den Videoschnipsel, den ich doch sehen und hören möchte. Dazu öffne ich dann die entsprechende Seite in einem anderen Browser, in dem diese Inhalte nicht blockiert sind.

2. Fast noch wichtiger sind Benutzerkonten und Passwörter. Für eine ganze Reihe von Websites lasse ich diese vom Browser speichern, statt sie ständig neu einzugeben, oder ich bleibe gleich permanent eingeloggt. Nun gibt es aber manche Webseiten und Online-Dienste, für die

ich zwei oder mehr Konten habe. Beispielsweise habe ich einen privaten Dropbox-Account, nutze aber auch den meines Arbeitgebers. In solchen Fällen liegt es nahe, auf die verschiedenen Konten mittels verschiedener Browser zuzugreifen, da man sich sonst oft aus- und wieder einloggen muss und immer in Gefahr ist, mit der falschen Identität zu agieren.

In die zweite Kategorie fällt jetzt auch Tumblr. Dort wurde nämlich die Funktion entfernt, dass Autoren eines Blogs die Einträge dieses Blogs mit *Likes* versehen dürfen. Für Blogs, die nur von einer Person betrieben werden, ist das natürlich ziemlich irrelevant. Bei einem Kollektivblog wie dem Techniktagebuch ergibt es hingegen schon Sinn, dass Mitautoren die Beiträge anderer liken dürfen. Das hat Tumblr neuerdings unterbunden, weswegen ich mir einen Zweitaccount zugelegt habe. Ich verfasse also Beiträge wie diesen im einen Browser und like Texte der anderen im Browserfenster nebenan.

Weitere Gründe, deretwegen ich früher verschiedene Browser verwendet habe, sind mittlerweile entfallen. Dynamische Webinhalte – also z. B. Formulare – funktionieren inzwischen eigentlich überall gut. Dass etwas, das in einem Browser nicht klappt, im anderen doch funktioniert, ist sehr selten geworden.

Dann gäbe es noch Online-Suchen und Surfbewegungen, über die andere nicht zufällig in meiner Browser-Historie stolpern sollen. Dabei muss es sich ja nicht gleich um Bombenbauanleitungen oder russische Bräute handeln, es können ja auch so vergleichsweise harmlose Dinge wie Geschenke für Familienmitglieder sein. Oder oder Stellenangebote, von denen die Kollegen nichts mitbekommen sollen. Dafür bieten aber ja alle bekannten Browser mittlerweile das *private* oder *inkognito* Browsen an.

Virtualista

März 2017

Der Fernsprecher geht, der Staubsauger bleibt

Im Berliner “Haus der Kulturen der Welt” sind Telefonzellen eingebaut, schöne hölzerne Telefonzellen. Wie ein Beichtstuhl sehen sie aus, in dem beide Nutzer gleichzeitig mit Gott telefonieren können. Vielleicht war das das einzige Vorbild, das dem Innenarchitekten für winzige Räume zur Verfügung stand, in denen man nicht-öffentliche Gespräche führen kann.

Die linke enthält mehrere Staubsauger, die rechte Glühbirnenvorräte in einem Zinkregal:

Telefongespräche werden jetzt an der Öffentlichkeit geführt, so wie man es ja eigentlich auch früher schon hätte machen können, ohne Fernsprechbeichtstuhl drumherum. Für nicht-öffentliche Gespräche unter Anwesenden betrat man ja auch eher selten einen Schrank. Vielleicht ging es nie um die Privatsphäre, vielleicht musste nur die unansehnliche Technik vor den Besuchern verborgen werden.

Kathrin Passig

17.3.2017

Der Automat verkauft mir exakt die richtigen Fahrkarten zu exakt dem richtigen Preis

Wir fahren von Essen nach Straßburg mit dem Zug. Ich habe eine BahnCard 100, zahle also innerhalb Deutschlands sowieso nichts. Für meinen Mann habe ich einen Freifahrtschein für die Hin- und Rückreise bestellt (bezahlt wird sowas mit wertvollen bahn.bonus-Punkten) und zahle entsprechend innerhalb Deutschlands auch nicht.

Jetzt müssen wir allerdings ja auch ein paar Meter durch Frankreich fahren. Dafür brauchen wir also eine normale Fahrkarte für meinen Mann, ich habe dank BahnCard 100 eigentlich Anspruch auf 25 Prozent Rabatt auf Fahrkarten im Ausland. Es ist also ein bisschen kompliziert.

Als erstes gucke ich, was eine Fahrkarte von Offenburg nach Straßburg kosten würde, das ist unser letzter Umsteigebahnhof. Von Offenburg nach Straßburg zahlt man ungefähr 10 Euro pro Person ohne Rabatt. Falls man also nur Fahrkarten bekommt, die von dem Bahnhof gelten, wo man sie kauft, müssen wir auf der Hinfahrt mit 20 Euro rechnen. Das finde ich noch akzeptabel, damit kann ich leben.

Dann gucke ich nach, was der letzte deutsche Bahnhof vor der Grenze ist. Es ist Kehl, also gucke ich, was eine Fahrkarte von Kehl nach Straßburg kostet, denn bis Kehl dürfen wir ja umsonst fahren. Von Kehl nach Straßburg kostet die Fahrkarte nur noch 4 Euro, zusammen also 8 Euro. Ich probiere in der Navigator-App der Bahn aus, ob ich solche Fahrkarten prinzipiell auch in der App kaufen kann und es geht. Ich behalte mir also vor, irgendwo unterwegs einfach eine digitale Fahrkarte zu kaufen.

Der Zug nach Offenburg hat so viel Verspätung, dass wir nicht nur ein paar Minuten Umsteigezeit haben, sondern eine satte halbe Stunde.

Ich steuere also den Automaten an, gebe Kehl als Abfahrtsbahnhof und Straßburg als Zielbahnhof ein, sage, dass ich mit zwei Personen fahren will und habe dann tatsächlich die Möglichkeit, anzugeben, dass eine Person eine BahnCard 100 besitzt. Diese Option habe ich vorher noch nie gesehen, noch nicht mal auf der offiziellen Bahn-Webseite. Die zweite Person hat keine BahnCard und am Ende muss ich nur noch 6,10 Euro bezahlen.

Auf der Rückfahrt funktioniert es nicht ganz so gut. Die Automaten am Straßburger Bahnhof kennen zwar etliche französische Abo- und Rabattprogramme, aber keine BahnCard 100. Es kostet also wieder 8 Euro.

Anne Schüßler

seit ca. 2006

Was mir nicht richtig passt, kriegt Likes und Herzen

Auf Twitter kann ich Tweets der anderen teilen – oder sie nur liken. Auch Facebook und Tumblr lassen mir eine solche Wahl: Ich kann Daumen und Herzen setzen . . . oder gleich den ganzen Beitrag an meine Follower weitergeben. Nur wenige Netzwerke, etwa Instagram, haben nur eine dieser beiden Funktionen. Meist geht beides.

Ich merke: Das einfache Liken motiviert mich, überhaupt erst lange zu suchen nach Dingen, die ich teilen will. Liken heißt für mich “mehr davon”, “die Richtung stimmt”, “das passt halbwegs”. Teilen heißt für mich: Volltreffer!

Im Online-Radio Last.fm lernt der Algorithmus (bei mir: seit 2006), welche Musik ich mag, indem ich Herzen vergebe. Bei Spotify füge ich Songs, die ich mag, meiner Musiksammlung zu. Weder die Last.fm-Herzenslieder noch meine Spotify-Musiksammlung würde ich mir als .mp3 fürs Auto downloaden: Sie sind nur die Vorauswahl. Auch auf Tumblr habe ich Bilder, die ich halbwegs mag, geliked – und suche dann diese Favoritenliste später durch, um zu entscheiden, welcher Inhalt SO gut passt, dass er gerebloggt/retumbled

wird. Bei Goodreads markiere ich erst Bücher, die mich interessieren. Später lese ich durch Leseproben, und nur noch jedes zehnte Buch kommt dann tatsächlich auf die “bald kaufen und lesen!”-Liste.

“Ich finde gar nichts!”, denke ich jedes Mal, wenn ich direkt zur Endrunde springe: Wenn ich auf Tumblr perfekte Bilder, in Webradios perfekte Songs, auf Facebook teilenswerten Journalismus, auf Twitter retweetwürdige Tweets, auf Goodreads tolle Bücher suche. Die Herzchen und Likes vergebe ich schneller und großmütiger. Sie sind meine Longlists. Signale, mit denen ich meinen Kontakten und den Empfehlungs-Algorithmen sage: “Die Richtung stimmt. Ein Volltreffer ist das noch nicht. Aber bitte mehr davon!”

Oft macht es mehr Spaß und ist befriedigender für mich, 100 Dinge zu liken, die halbwegs passen, als am Ende zehn *wirklich* passende Spitzenkandidaten auszuwählen. Ohne den Zwischenschritt (und die Erinnerungshilfe) Herzchen/Likes wäre ich nicht motiviert, mich überhaupt ans Suchen zu machen.

Und weil ich auf Instagram nichts Fremdes teilen/rebloggen kann, weiß ich nie, wozu ich Herzen setze: 50 Prozent von dem, was ich am In-Netzwerken-Suchen-und-Kuratieren mag, fehlt hier.

Stefan Mesch

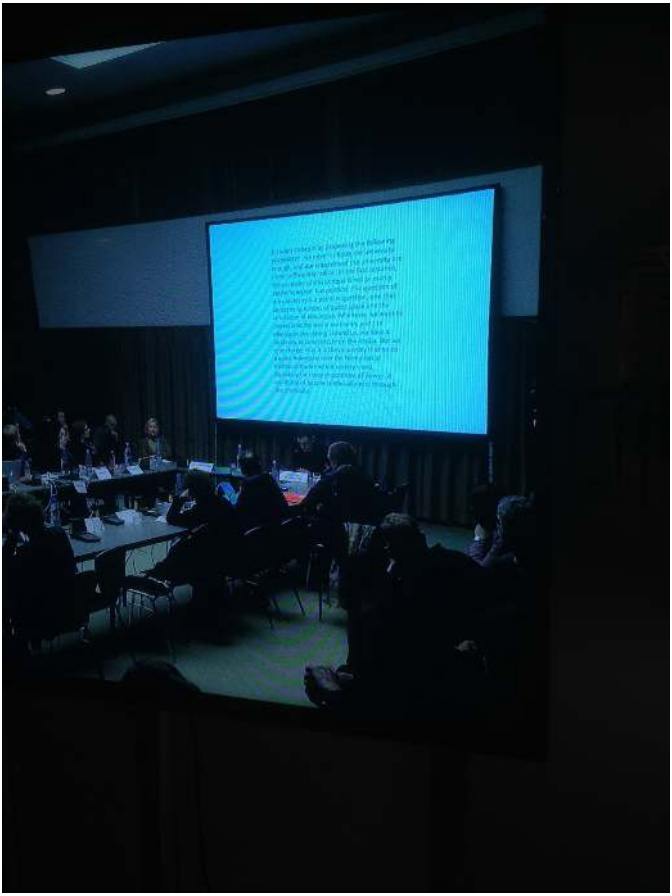
März 2017

Zwei praktische Ideen, jedoch . . .

Im Haus der Kulturen der Welt, einer Art 50er-Jahre-Zeitkapsel mitten in Berlin, findet eine Konferenz statt, die Antiakademismus-Konferenz. Die Vorträge aus dem Veranstaltungsraum werden auch nach draußen übertragen. Dazu ist ein großer Lautsprecher aufgestellt und zwei Bildschirme, die einen Blick in den Veranstaltungsraum zulassen, es ist immer die gleiche Einstellung, eine Totale. Eine sehr praktische Idee, etwa für Besucher, die dreieinhalb Monate alte Hunde mitgebracht haben.

Der Sprecher der Keynote am Abend des zweiten Tages ist Franzose und spricht Englisch mit einem harten Akzent. Deswegen hat er sich entschlossen, seinen Vortrag nicht nur abzulesen, sondern auch den Text mittels Beamer an die Wand zu werfen, damit man mitlesen kann. Ebenfalls eine sehr praktische Idee, wie man nach zehn Sekunden Vortrag weiß.

Leider passen die beiden praktischen Ideen nicht zusammen. Da das Beamerbild auf dem Fernsehbild nur sehr klein erscheint, ist der Text nur lesbar, wenn man sich fast direkt vor den Fernseher stellt. Im Bild: Kathrin Passig demonstriert die Tücken der Vortragstechnik, neben ihr liegt eine Bananenschale auf einem Tisch.



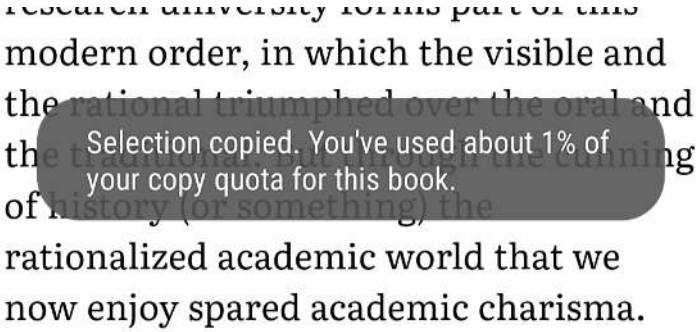
Michael Brake

18. März 2017

Sparsames Kopieren aus dem E-Book

Ich lade mit der Google Play Books App für Android eine Leseprobe eines englischsprachigen Buchs herunter und teste, ob man Text kopieren kann. Der Kopiererfolg könnte ein Anzeichen dafür sein, dass markierte Stellen auch wirklich in einem Google Doc landen werden, nicht nur Fehlermeldungen wie hier berichtet. Entweder, so meine Annahme, geht beides, oder gar nichts.

Ich darf kopieren, aber:



Markiert war nur ein einziges Wort. Bedeutet das, dass ich insgesamt 100 Wörter kopieren darf? Ein bisschen wenig bei einem Buch, das wahrscheinlich ein paar hundert Seiten hat.

Ich markiere die ganze Seite und bekomme dieselbe Nachricht. Anscheinend wird alles unterhalb von 1% aufs volle Prozent aufgerundet. Wo die 2% anfangen, lässt sich nicht so schnell herausfinden, da man bei Google Play Books genauso wenig wie in der Mac-Version der Kindle-Software seitenübergreifend Text markieren kann. Ich kopiere nach und nach mehrere Seiten. Nach etwa 40 Sätzen habe ich 2% meiner Quota aufgebraucht. Ich könnte

also ~~200 Sätze aus dem Buch kopieren. Wenn das Buch nicht besonders lang und nicht besonders interessant ist, reicht das wahrscheinlich~~ 2000 Sätze aus dem Buch kopieren, gut, dass das Techniktagebuch Leser hat, die rechnen können.

In der Browserversion gibt es entweder keine Kopierobergrenze oder nur keinen Hinweis auf ihre Existenz. Beim Kopieren erscheint der Vorschlag, die „Google Play Books App" zu installieren, mit der es einfacher gehe. Aus Forschungsgründen folge ich dem Vorschlag. Bei der "App" scheint es sich um eine Chrome-Extension zu handeln, die mich aber nach erfolgter Installation nur wieder in dieselbe Ansicht des Buchs im Browser zurückbringt. Beim Kopieren taucht weiterhin der Hinweis auf die in irgendeinem Paralleluniversum möglicherweise existierende App auf.

Die Beschreibung der App im "chrome web store" enthält den Satz: *"It's time to set your reading free"*. Ich finde auch, dass es dafür Zeit wäre. Aber wahrscheinlich bedeutet das Wort bei Google nicht ganz das, was ich mir vorstelle, sondern nur "Dieses Buch ist frei von Flöhen".

Kathrin Passig

1991–2017

Warum Berlin?

Nach vier Semestern Studium in Regensburg ziehe ich nach Berlin. Nicht aus Begeisterung für die Hauptstadt oder Interesse an den neuen Oststadtteilen, in denen es sowieso noch kein Telefon gibt und noch länger keines geben wird, sondern nur, weil das Vorlesungsverzeichnis der FU Berlin in der Bibliothek der Regensburger Uni viel dicker ist als die Vorlesungsverzeichnisse anderer Universitäten.

Bald finde ich heraus, dass das gar kein brauchbares Kriterium für die Qualität einer Uni ist. In den Jahren zwischen 1992 und ungefähr 2005 sage ich in Wohnortgesprächen immer, man könne eben in keiner anderen deutschen Stadt alle Kinofilme im englischen Original sehen.

Das kann man 2017 immer noch, aber es ist nicht mehr wichtig. 1999 hat sich die Veränderung schon angedeutet. Legal geht noch nicht alles, aber das Kinoargument habe ich schon viele Jahre nicht mehr verwendet.

Heute sage ich: Die Pokémon-Infrastruktur ist in Berlin viel besser als in Crail oder in Deggendorf. Und es ist schön, Freunde ohne große Vorausplanung treffen zu können oder ihnen sogar zufällig zu begegnen. Das ist ein typischer Kleinstadtvorteil, der auch in jeder anderen Stadt zu haben wäre. Aber jetzt bin ich eben schon mal hier.

Kathrin Passig, aufgeschrieben während eines Vortrags von Rembert Hüser über wöchentlich von Berlin in andere Universitätsstädte pendelnde DiMiDo-Professoren

19.3.2017

Die Zeitmaschine hat ein Diskettenlaufwerk

Am Samstag soll ich einen Plenarvortrag auf einer kleinen regionalen Konferenz – dem Norddeutschen Linguistischen Kolloquium – halten. Wie es der Zufall will, habe ich auf dieser Konferenz vor genau 20 Jahren meinen ersten wissenschaftlichen Vortrag gehalten, beruhend auf meiner Magisterarbeit, einer korpuslinguistischen Analyse des englischen Genitivs. Meine Idee: mein damaliges Vorgehen bei der Datenerhebung und Analyse mit dem Vorgehen zu vergleichen, das ich heute wählen würde, und dabei über die Entwicklung der Methodik und ihrer technischen Voraussetzungen zu sprechen.

Dazu brauche ich meine damaligen Daten. 1997 hatte ich ein Apple PowerBook 520c, das ich tatsächlich auch noch für meine Promotion verwendet und erst 2001 durch ein PowerBook G4 Titanium ersetzt habe. Um 2006

herum folgte ein MacBook, und vor ein paar Jahren dann ein MacBook Air. Zwar habe ich bei jedem neuen Rechner meine Dateien mitgenommen, aber die, in der sich die Daten meiner Magisterarbeit befinden, lässt sich nicht öffnen. Dunkel erinnere ich mich, dass ich damals FileMaker Pro verwendet habe, eine Software, die ich längst aus den Augen verloren hatte. Etwas Googeln ergab, dass sich solche Dateien nur mit der Originalsoftware öffnen lassen, vielleicht gerade noch mit der nächsthöheren Version.

Zum Glück fällt mir ein, dass ich das PowerBook bei meinem letzten Umzug in der Hand hatte – es muss im Keller liegen. Eine halbe Stunde und viel Staub später halte ich es in der Hand, auch das Netzteil ist noch vorhanden. Vorsichtig trage ich es nach oben und schalte es ein. Es startet tatsächlich, mit einem schüchternen und etwas zittrigen Vorläufer der vertrauten Apple-Fanfare. Nach sechseinhalb Minuten ist der Rechner hochgefahren, und die betreffende Datei ist schnell gefunden. Auch FileMaker startet klaglos und zeigt mir den Inhalt an. Unter den Export-Optionen ist auch „Text mit Tab“, einer der wenigen Standards, an die Apple sich immer gehalten hat. Ich exportiere die Datei und freue mich über die erledigte Aufgabe, als mir klar wird, dass ich keine Möglichkeit habe, die Datei auf einen anderen Computer zu übertragen. Der Computer hat nicht mal einen Modem-Anschluss (auf jeden Fall keinen, den ich als solchen erkenne).

Dafür hat er ein Diskettenlaufwerk, und mir ist so, als ob ich irgendwann in der Schwebe zwischen Disketten und USB-Sticks ein USB-Diskettenlaufwerk gekauft habe. Diesmal muss ich mehr Kisten durchwühlen, bevor ich das Gerät finde (es liegt in einer Kiste mit einem iomega Zip-Laufwerk und einem MiniDisc-Rekorder). Zum Glück habe ich auch eine Diskette aufgehoben – sie liegt in einer Kiste mit Andenken, die ich später meinen Kindern zeigen will. Und tatsächlich haben sowohl das Laufwerk als auch die Diskette die Jahre gut überstanden, und der Transfer der Textdatei verläuft langsam, aber problemlos.

Interessant an der Erfahrung war zum einen, wie vertraut mir die alte Technologie war, und zum anderen, wie unglaublich fern sie mir scheint. Mein 15 Jahre altes Auto kommt mir (bis auf den fehlenden USB-Anschluss) nicht vor, als stamme es aus einer anderen Zeit. Das PowerBook und die Disketten dagegen fühlen sich wie eine Zeitreise an.

Anatol Stefanowitsch

19.3.2017

Ich muss mich in der Oper weder auf meine Ohren noch auf meine Französischkenntnisse verlassen

Wir haben Karten für eine Aufführung der Salomé von Strauss in der Straßburger Oper.

“Du hast dich hoffentlich vorbereitet und bist textsicher?” fragt mein Mann und weist mich dann darauf hin, dass die Übertitel im Zweifelsfall nur auf Französisch sein werden.

Wer nicht in die Oper geht, kennt das Problem möglicherweise nicht. Erstens singen die Leute in der Oper ja nicht immer in der jeweiligen Landessprache und zweitens, selbst wenn sie es tun, versteht man es nicht immer, weil, nun ja, sie singen halt und dazwischen gibt es noch ein Orchester und überhaupt.

Deswegen gibt es üblicherweise

Übertitel, die den Text anzeigen, entweder den Originaltext oder die Übersetzung. Über der Bühne hängt ein rechteckiger, insgesamt sehr unauffälliger Bildschirm, auf dem während der Aufführung die Texte eingeblendet werden (Hier der Artikel dazu aus der Wikipedia, der aber nicht ganz richtig ist: Übertitel werden eigentlich immer angezeigt, wenn die Oper technisch entsprechend ausgestattet ist, ob die gesungene Sprache die Landessprache ist oder nicht spielt keine Rolle.)

Und mein Mann hat natürlich recht: In Antwerpen saß ich etwas dumm in einer Aufführung vom Rosenkavalier und versuchte gleichzeitig, das Gesungene zu verstehen und die flämischen Übertitel zu übersetzen. Das klappte zwar insgesamt, war aber etwas anstrengend.

Die Oper Straßburg meint es aber gut mit mir. Die Übertitel werden zweisprachig angezeigt, einmal deutsch, einmal französisch. Ich vermute dahinter keinen Bildungsauftrag im Sinne von “Dann können die Leute auch mal den Originaltext lesen”, sondern eher einen Extraservice aufgrund eines erhöh-

ten Aufkommens deutscher Operntouristen, die man nicht im Stich lassen wollte. Ein illustrierendes Bild kann ich leider nicht dazu präsentieren, weil ich mich nach wie vor nicht traue, während einer Oper mit dem Smartphone ein Bild zu machen und davor und danach erkennt man zu wenig von der Funktionsweise, als dass ein Foto wirklich sinnvoll wäre.

Anne Schüßler

20.3.2017

Ganz oder gar nicht: Upload ins Nirvana

Nach einer Urlaubswoche in Rom will ich rasch eine erste Auswahl der Fotos aus der italienischen Hauptstadt auf meinen Flickr-Account posten. Weil ich richtig Urlaub machen wollte, habe ich meinen Laptop gar nicht erst mitgenommen; aber wir verbringen ein paar Tage nach dem Rom-Urlaub bei Schwägerin und Schwager in Deutschland, deren Computer ich benutzen darf.

Der Internetanschluss in der württembergischen Kleinstadt ist kein römischer Glasfaseranschluss und wahrlich nicht der schnellste. Der tut sich schwer mit den 110 Fotos mit einer Größe zwischen jeweils acht und 16 MB: nach vier Stunden und zahlreichen Timeouts sind gerade mal 60 Bilder auf Flickr hochgeladen.

Der Schwager hat nicht mitbekommen, wie sein Rechner sich an den 1,3 Gigabyte Fotos abarbeitet. Als er etwas im Internet nachsehen will, unterbricht er unbeabsichtigt den Ladeprozess.

Und das mag Flickr gar nicht: Zur Strafe werden auch die 60 bereits hochgeladenen Fotos nicht angezeigt – sie sind spurlos verschwunden, der mühsame Prozess der vergangenen vier Stunden war vergebens. So etwas wie eine "Speichere wenigstens die schon hochgeladenen Fotos!"-Funktion hat diese Fotoplattform gar nicht erst vorgesehen.

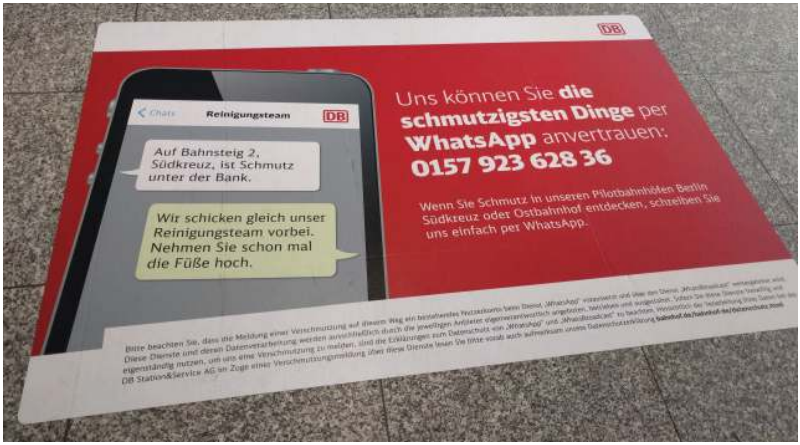
(Ich lade die Bilder dann ein paar Tage später vom eigenen Laptop hoch – aber dann auch vorsichtshalber nur in Häppchen von jeweils 20 Fotos.)

Thomas Wiegold

20. März 2017

Wespennesttestversagen am Pilotbahnhof

Am Berliner Ostbahnhof kleben große Hinweise auf dem Fußboden. Man kann jetzt an den "Pilotbahnhöfen Berlin Südkreuz oder Ostbahnhof" Schmutz per WhatsApp melden.



Das in dem Fall nicht besonders klein gedruckte Kleingedruckte:

> “Bitte beachten Sie, dass die Meldung einer Verschmutzung auf diesem Weg ein bestehendes Nutzerkonto beim Dienst „WhatsApp“ voraussetzt und über den Dienst „WhatsBroadcast“ weitergeleitet wird. Diese Dienste und deren
> Datenverarbeitung werden ausschließlich durch die jeweiligen Anbieter eigenverantwortlich angeboten, betrieben und ausgestaltet. Sofern Sie diese Dienste freiwillig und eigenständig nutzen, um uns eine Verschmutzung
> zu melden, sind die Erklärungen zum Datenschutz von „WhatsApp“ und „WhatsBroadcast“ zu beachten. Hinsichtlich der Verarbeitung Ihrer Daten bei der DB Station&Service AG im Zuge einer Verschmutzungsmeldung über
> diese Dienste lesen Sie bitte vorab auch aufmerksam unsere Datenschutzerklärung bahnhof.de/bahnhof-de/datenschutz.html“

Das sind drei verschiedene Datenschutzerklärungen, die man sich *aufmerksam durchlesen* müsste. Wenn man sich für Datenschutz interessiert, geht es vermutlich schneller, nichts zu tun und zu warten, bis der Schmutz ungemeldet beseitigt wird.

Von “WhatsBroadcast” erfahre ich hier zum ersten Mal. Laut Beschreibung auf der Website kann man damit “send newsletters to your customers and fans via messengers such as WhatsApp, Facebook Messenger, Insta and Telegram”. Wer hier wohl die *customers and fans* sind? Das Putzteam? Ob Verschmutzungsnachrichten wirklich direkt auf dem Handy der gerade zuständigen Reinigungsperson eingehen oder auf dem Weg dorthin noch ein paarmal gemailt, gefaxt, gescannt, auf Disketten gespeichert, ausgedruckt, an eine Pinnwand gehängt und quer durch den Bahnhof gerufen werden?

Auf der Treppe zum Bahnsteig liegt ein leeres Wespennest. Ich könnte die Neuerung also gleich ausprobieren, vergesse es aber wieder.

Kathrin Passig

21. März 2017

Das Buch redet in die falsche Richtung

Vor drei Monaten schenkte ich den Eltern ein Amazon Fire Tablet, vorgeblich, damit sie eBooks lesen können, aber insgeheim hoffe ich darauf, dass sich das Tablet als kabelloses Skype-Gerät etabliert. Es ist der erste Teil eines langangelegten Plans, der darauf hinausläuft, die Eltern ans mobile Netz zu gewöhnen. Leider kommen bald nach Silvester die Klagen. Skype ginge zwar, aber man hört gar nichts. Ich versuche, fernmündlich zu klären, wo denn die Lautstärke angestellt werden kann, scheitere aber und verschiebe das Ganze auf den nächsten Besuch.

Mit dem Gerät in der Hand wird mir innerhalb von zwei Minuten klar, dass die Lautsprecher an sind, aber vom Plastikschutzmantel des Gerätes geblockt werden. Es fehlt irgendwie ein Loch im Mantel, durch das die Töne

nach außen dringen können. Es dauert nur eine weitere Stunde, dann habe ich mit Hilfe von Messer, Zange und Schleifpapier das passende Soundloch in die rote Plastikhülle geschnitzt. Es sieht so aus, als hätte eine Maus an der Tablet-Rinde genagt. Am Ende dieser Stunde wird mir dann auch endlich klar, dass die Löcher schon drin sind, aber auf der anderen Seite. Ich drehe das Tablet in der Hülle um, und das Gerät redet laut.

Es kam überhaupt nur zu dem tragischen Fehler, weil ich das Tablet so in die Hülle eingelegt hatte, wie man ein Buch in den Umschlag legt, also mit dem Deckel nach links öffnend. Jetzt sieht es aus wie ein rechtsöffnendes Buch, mit dem man skypen kann. Lesen kann man mit dem Tablet sowieso nicht, weil man nicht richtig im Buch rumblättern kann, zitiere ich mal sinngemäß die Besitzer.

Aleks Scholz

21. März 2017

Der böse Techniker

Wenn es um Behörden, die Bahn, die Gema oder die Straßenverkehrsordnung geht, besitze ich nicht das Recht, mich zu den Hochwutbegabten zu zählen. Wird mir die Vorfahrt genommen, so weckt das eine Empfindung, die sich, wenn es hochkommt, in der Interjektion „aha“ entlädt. (Wenn es nicht hochkommt, bleibt es meistens bei „ah…“). Deswegen irritiert mich der etwas aufgebrachte Telekomtechniker, der bereits seit mehreren Sätzen das Thema variiert, dass er seinen Kaffee nicht austrinken darf: Er könne zwar nichts dafür, aber er sei jetzt eben der böse Techniker! Und wir, nämlich mein Nachbar und ich, seien STINKSAUER, weil es kein Internet gibt, klar, und den Kaffee dürfe er jetzt auch nicht mehr austrinken, weil: der böse Techniker!

Das Problem ist, wenn ich es richtig verstehe, ein eher banales. Es besteht darin, dass die bei der Sanierung der Wohnungen neu verlegten Leitungen keine Verbindung zu einer Verteilerdose im Keller aufweisen. Und niemand weiß so genau, wo die Kabel herauskommen. Bislang bewegt sich also alles auf einem erträglichen Abstraktionsniveau: Ein „der Stecker steckt nicht"-Problem, nur mit dem Trick, dass der nicht steckende Stecker zugleich verschollen ist. Auf einem vergleichbaren Niveau („ah...") liegen auch meine Empfindungen dem Techniker gegenüber, und meinem Nachbarn, der professionell mit der Straßenverkehrsordnung befasst ist, scheint es ähnlich zu gehen. Er gießt beschwichtigend etwas frischen Kaffee nach. Als der Techniker realisiert, dass er gegen Phantomkunden kämpft, gibt er seine Deckung auf. Dafür unterhält er uns mit einer Reihe von Anekdoten, in denen nüchterne Technik von kleinen Friktionen in großes Gefühl übersetzt wird.

Als ich ein paar Tage später meinen Anbieter per Mail in friedlicher Absicht darum bitte, den Auftrag trotz des verschollenen Steckers nicht, wie angekündigt, kostenpflichtig zu stornieren, erhalte ich innerhalb kürzester Zeit eine Antwort, deren zierlicher Informationskern sich hinter einer dickwandigen Schale aus Entschuldigungsformeln verbirgt. Ich fühle mich ein wenig, als hätte ich jemanden nach dem Weg gefragt und dafür eine Proskynese geerntet. Die Proportionen der Mail sind erkennbar daraufhin optimiert, auch noch den Kunden zu erreichen, der es bereits mit den ganz großen Gefühlen zu tun hat. Und wenn das Skript für Vodafone-Kundenbetreuer damit rechnet, dass das ganz große Gefühl im Durchschnitt liegt ... bin ich dann ein Virtuose der Selbstbeherrschung oder ein schlichter Zornversager? Ein Zornversager? Aha.

Christian Schmidt

Mitte März 2017

Zwischen Offenburg und Straßburg gibt es vielleicht Internet im Zug

Wir fahren mit dem Regionalzug von Offenburg nach Straßburg. Im Zug selber prangt ein WLAN-Symbol und tatsächlich gibt es ein offenes WLAN, das irgendwie so heißt wie die Zuglinie. Ich wähle also das WLAN aus und es passiert: Nichts.

Ich versuche es noch mal: Wieder nichts.

Dann gebe ich auf. Auf der Rückfahrt vergesse ich, es noch mal zu probieren. Es ist ja nur eine halbe Stunde und ich habe ja ausreichend mobile Daten, die ich sogar bis nach Frankreich mitnehmen kann. So dringend brauche ich das WLAN also gar nicht.

Anne Schüßler

22. März 2017

In The Year Ten Fifteen

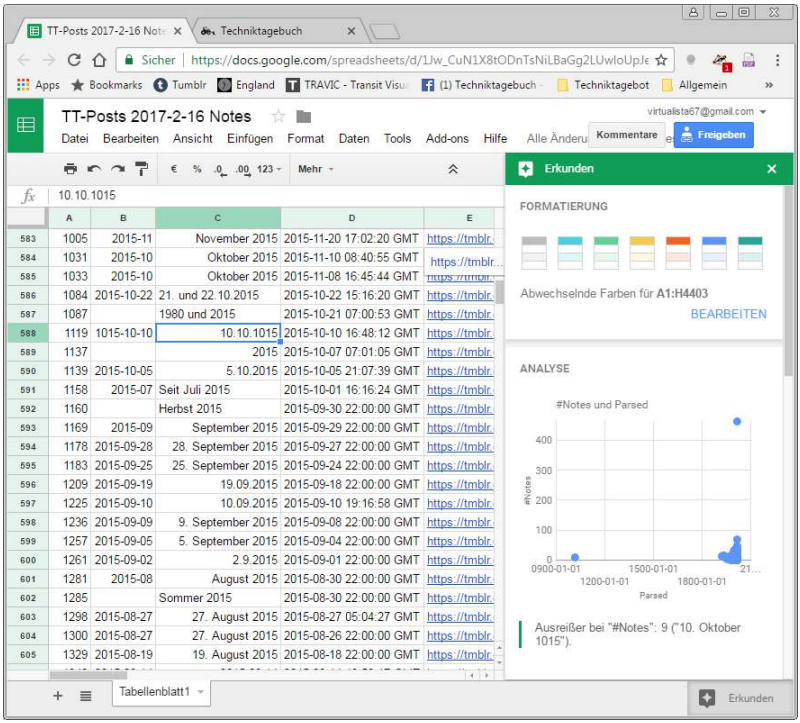
Als Nebenprodukt der Techniktagebot-Entwicklung fallen Google-Spreadsheets mit Metadaten zu allen Techniktagbucheinträgen an. Unter anderem muss der Bot ja versuchen, die angegebenen Kalenderdaten der Einträge in eine einheitliche Form zu bringen und die Spreadsheets dienen zum Testen dieser Funktion und zur Auswertung ihrer Ergebnisse.

Während ich heute eine dieser Tabellen öffne, bemerke ich erstmals eine Schaltfläche ‘Erkunden’. Furchtlos klicke ich darauf und bekomme am rechten Fensterrand eine Leiste mit Dingen eingeblendet.

Ich brauche einen Moment um zu verstehen, was hier dargestellt wird. Offenbar hat ein Algorithmus vollautomatisch das Tabellenblatt mit gut 4000 Zeilen nach interessanten Korrelationen bzw. Abweichungen durchsucht. Als

Ergebnis wird mir ein kleines Diagramm angezeigt, in dem entlang der waagerechten Achse das Datum und entlang der senkrechten Achse die Zahl der *Notes* eines Beitrags abgetragen sind (*Notes* bezeichnen bei Tumblr *Likes* und *Reblogs*).

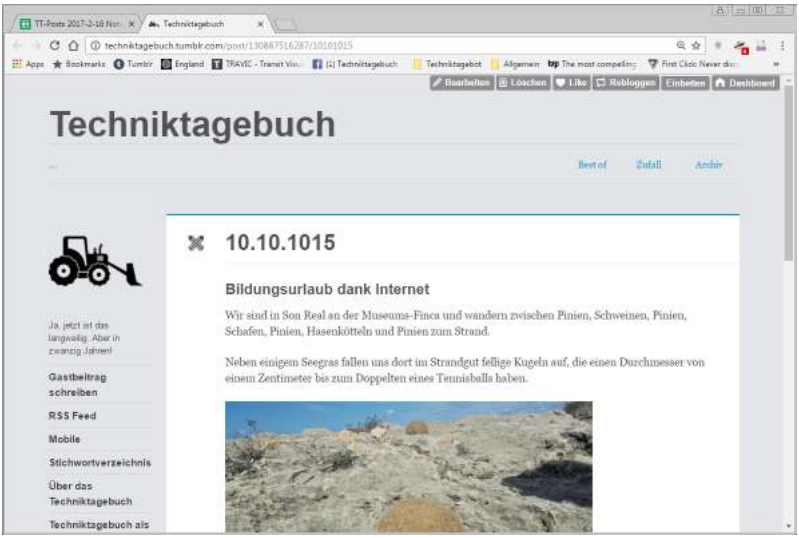
Wie nicht anders zu erwarten, ergibt das eine Punktewolke zwischen den Jahren 1922 und 2017 sowie 0 und 69 Notes. Der Ausreißer mit den 463 Notes war mir bekannt, die Gründe für seine außerordentliche Beliebtheit hingegen nicht. In der Redaktion wird gemutmaßt, dass der Beitrag an prominenter Stelle rebloggt oder retweetet wurde.



Neu ist für mich der Ausreißer mit dem Datum 10.10.1015. Ich vermute einen Bericht vom Besuch eines Mittelaltermarktes o.Ä., aber es sieht sehr nach einem banalen Schreibfehler aus. Darauf deutet auch das automatisch erfasste Veröffentlichungsdatum 10.10.2015 hin, das in Spalte D der Tabelle zu sehen ist.

Ich kann nicht umhin, die nonchalante Beiläufigkeit zu bewundern, mit der Google mir dieses Detail zu meinen Daten präsentiert. Es ist ja nichts anderes als der freundliche algorithmische Hinweis „schau mal, ist Dir das schon aufgefallen?“

Ich dokumentiere den alten Zustand hier mit diesem Bild und setze dann das Datum des Beitrags auf 2015.



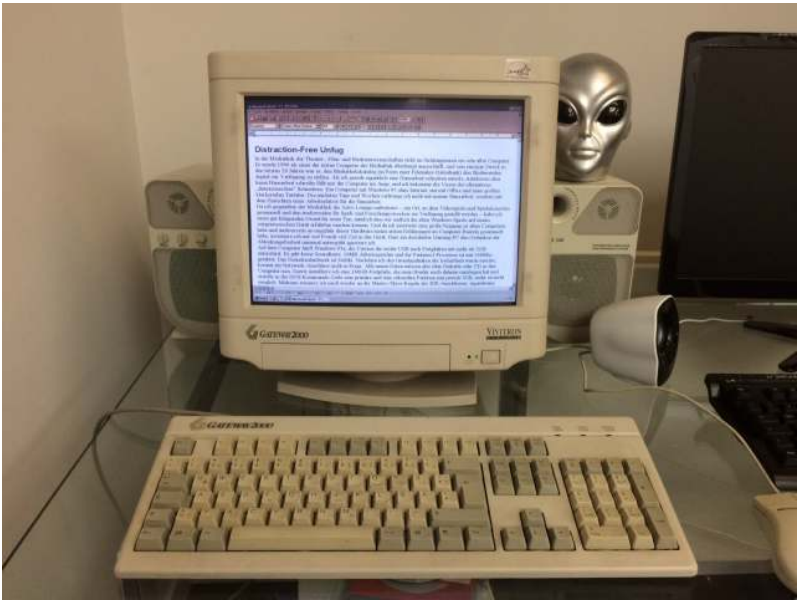
Virtualista

März 2017

Distraction-Free Unfug

In der Mediathek der Theater-, Film- und Medienwissenschaften steht im Sichtungsraum ein sehr alter Computer. Er wurde 1996 als einer der ersten Computer der Mediathek überhaupt angeschafft, und sein einziger Zweck in den letzten 20 Jahren war es, den Mediathekskatalog (in Form einer Filemaker-Datenbank) den Studierenden digital zur Verfügung zu stellen. Als ich gerade eigentlich eine Hausarbeit schreiben müsste, stattdessen aber keine Hausarbeit schreibe, fällt mir der Computer ins Auge, und ich bekomme die Vision des ultimativen «distraction-free» Schreibens: Ein Computer mit Windows 95 ohne Internet, nur mit Office und einer großen klackenden Tastatur. Die nächsten Tage und Wochen verbringe ich nicht mit meiner Hausarbeit, sondern mit dem Einrichten eines Arbeitsplatzes für die Hausarbeit.

Da ich gegenüber der Mediathek die Astro-Lounge mit betreue – einen Ort, an dem Videospiele und Spielekonsolen gesammelt und den Studierenden für Spaß- und Forschungszwecke zur Verfügung gestellt werden – habe ich einen gut klingenden Grund für mein Tun, nämlich dass wir endlich die alten Windows-Spiele auf einem zeitgenössischen Gerät erfahrbar machen können. Und da ich einerseits eine große Neigung zu alten Computern habe und andererseits an ungefähr dieser Hardware meine ersten Erfahrungen im Computer-Basteln gesammelt habe, investiere ich mit viel Freude viel Zeit in das Gerät. Dass ein extra den Spielen gewidmeter PC den Gedanken der Ablenkungsfreiheit minimal untergräbt, ignoriere ich.



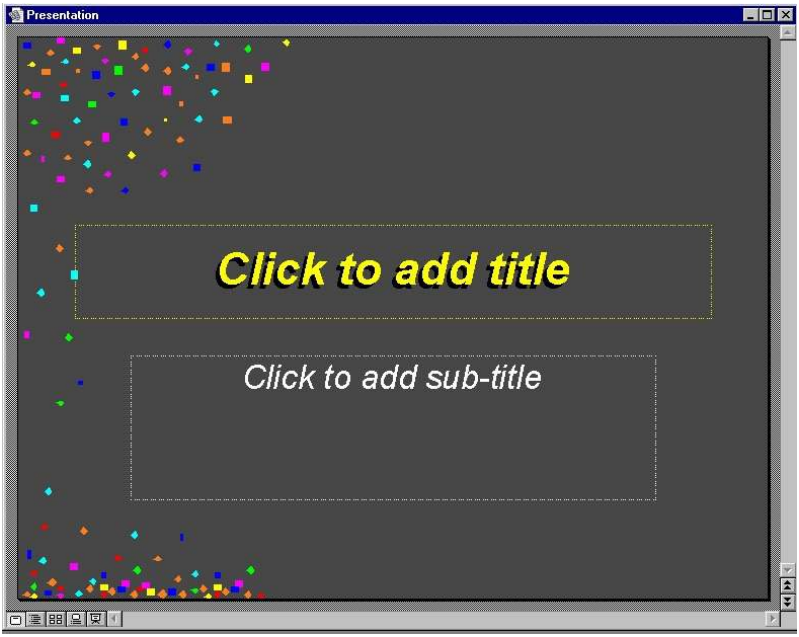
Auf dem Computer läuft Windows 95a, die Version, die weder USB noch Festplatten mit mehr als 2 GB unterstützt. Es gibt keine Soundkarte, 16 MB Arbeitsspeicher und der Pentium-I-Prozessor ist mit 166 Mhz getaktet. Das Diskettenlaufwerk ist defekt. Nachdem ich den Grundgedanken der Abgeschiedenheit wahren möchte, kommt ein Netzwerk-Anschluss nicht in Frage. Alle neuen Daten müssen also über Diskette oder CD in den Computer rein. Zuerst installiere ich eine 160-GB-Festplatte, die mein Bruder noch daheim rumliegen hat und erstelle in der DOS-Kommandozeile eine primäre und eine sekundäre Partition mit jeweils 2 GB, mehr ist nicht möglich. Mühsam erinnere ich mich wieder an die Master-/Slave-Regeln des IDE-Anschlusses, irgendwann funktioniert es. Wie auch früher blute ich nach dem Anschließen im engen, scharfkantigen Gehäuse irgendwo an der Hand. Ein Diskettenlaufwerk liegt noch in einem alten Lagerraum, es funktioniert. Ich beschließe, die wohl 1996 installierte Version von Windows beizubehalten. Auf ebay kaufe

ich eine Grafikkarte, immerhin soll es ja ein Gaming-PC sein. Ich erinnere mich an das Großereignis, als mein Vater damals eine Elsa Erazor III mit 32 MB Grafikspeicher gekauft hat und suche etwas Ähnliches, da der Computer aber noch kein AGP hat, wird es nur eine Elsa Synergy 8. Der Gedanke, eine Grafikkarte einer deutschen Firma zu kaufen, gefällt mir. Aus einem anderen ausrangierten Computer klaue ich eine Soundkarte.

Von einem alten Firmenrechner meines Vaters besitze ich noch ein USB-Disketten-Laufwerk, und in der Mediathek gibt es stapelweise alte Disketten. Zum einen möchte ich Treiber, aber auch Spiele wie Siedler II oder Anwendungen WinAmp installieren. Ich lerne, wie man am Macbook in der Kommandozeile ZIP-Dateien in Parts von 1,4 MB aufteilt und bin froh, dass WinRAR unkomprimiert auf eine Diskette passt. Der Sound-Treiber ist im Internet zu finden, aber über das Mainboard findet sich kaum etwas und zu meinem großen Erstaunen ist der Grafiktreiber ein großes Problem. Elsa ist so oft verkauft worden und insolvent geworden, dass es keinen zentralen Ort für Treiber gibt. Nach vielen Versuchen finde ich einen Treiber, der halbwegs funktioniert, Spiele kann man spielen, nur die Auflösung lässt sich nicht mehr ändern. Da die neue Grafikkarte aber 3D-Beschleunigung hat, geht der DOS-Modus von Windows nicht mehr, wodurch das mühsam auf viele Disketten verteilte Siedler II schon wieder nutzlos wurde.

Zur Bauzeit des Computers wurde Arbeitsspeicher gerade auf SDRAM umgestellt. Obwohl diese eigentlich laut Spezifikation bezüglich der Taktung abwärtskompatibel sind, erkennt das Mainboard meine Riegel nicht. Erst als ich auf ebay (im dritten Versuch) einen exakt baugleichen Speicherriegel finde haben wir endlich 32 MB und einen merklichen Geschwindigkeitszuwachs. Überhaupt fährt der Computer deutlich schneller hoch als der neue Windows-10-Computer, der daneben steht, und auch das sonstige Bedienen fühlt sich flüssig und angenehm an.

In den Schubladen der Mediathek gibt es noch eine Version von Office 4.3, eine Version, die ich nur mal auf einem Windows 3.1-Computer gesehen habe. Die PowerPoint-Vorlagen erobern mein Herz durch ihre Hässlichkeit, ich nehme mir vor, meine nächste Präsentation mit ihnen zu bestreiten.



Um die am Computer geschriebenen Texte aus dem Computer herauszubekommen, muss ich sie auf Diskette ziehen. Die .doc-Dateien von diesem alten Word kann Pages am Mac aber nicht verstehen. Hier gebe ich natürlich nicht auf, sondern virtualisiere die älteste Windows Version, die die Guest-Tools unterstützt auf Virtual Box (Windows NT 4.0) auf meinem Macbook, und installiere dort ebenfalls Office 4.3. Zwei Zusammenfassungen von Foliensätzen habe ich so bereits gemacht, allerdings braucht man dafür eigentlich einen zweiten Bildschirm, damit also einen zweiten Computer, und hat so doch wieder einen ganz normalen Computer mit Internet laufen. Aber darum ging es ja auch eigentlich nie wirklich.

Franz Scherer

Von 2015 bis jetzt

Zugfahren noch einfacher

Vor ziemlich genau zwei Jahren habe ich hier einen Artikel eingestellt, in dem ich stolz berichte, wie man beim Zugfahren immer die wesentlichen Daten zur Hand hat, ohne neben Gepäck und Kaffeebecher auch noch die gedruckte Fahrkarte zu halten, um Wagen und Sitzplatz zu finden. Damals war an diesem Prozess eine Pebble Smartwatch, das Programm Evernote und etwas Vorbereitung beteiligt.

Im Laufe der beiden letzten Jahre hat sich das deutlich erstens vereinfacht und ist zweitens auch noch funktioneller geworden. Aktuell ist daran beteiligt ein iPhone, eine Apple Watch und das Programm DB Navigator. Die Vorbereitung beschränkt sich jetzt darauf, die Fahrkarte online zu kaufen. Ist man im Programm „DB Navigator“ angemeldet, dann landet die aktuelle Fahrkarte automatisch auf dem iPhone. Ruft man vor Beginn der Reise noch den aktuellen Reiseplan des Tickets auf, dann kann man anschließend das Telefon in der Tasche lassen. 30 Minuten vor Abfahrt gibt es auf der Apple Watch einen Hinweis, dass die Reise an Gleis 8 gleich losgeht, und steht man an Gleis 8, bietet die Watch automatisch die nötigen Informationen über Gleis, Wagen und reservierten Sitzplatz. Während der Fahrt aktualisiert sich die Anzeige laufend, und die Informationen passen dann zum Umsteigen, inklusive eventueller Verspätungen.

Im damaligen Artikel fragte ich mich, ob es nicht einfacher wäre, einfach die ausgedruckte Fahrkarte mitzuführen. Das kann man aktuell deutlich verneinen, allerdings wirft das deutsche Steuerwesen hier dem Fortschritt Papier

zwischen die Beine: Um eine Reise abzurechnen, benötigt die Buchhaltung eine ausgedruckte Fahrkarte mit Zangenabdruck, als Beweis, dass die Reise auch wirklich angetreten wurde.

Wolfgang Kunckel

22. März 2017

App-Konfusion in der Bürokommunikation

Das Kommunizieren im Büroalltag wird zunehmend vielfältiger. Das hat nicht nur mit dem Aufkommen immer neuer Kollaborationstools zu tun, sondern vor allem damit, dass sich keines dieser Tools wirklich als Standard durchsetzt. So einen Standard wie die E-Mail war, die wir alle 20 Jahre lang (ca. 1995 bis 2015) genutzt haben. Und immer noch nutzen. Aber eben nicht mehr ausschließlich.

Meine Abteilung auf der Arbeit nutzt „Basecamp“ für die Teamkommunikation und das Projektmanagement. Das Tool bietet viele Möglichkeiten, die gemeinsamen Aufgaben nach Inhalten zu strukturieren und das Wichtige vom weniger Wichtigen zu separieren. Es ist browser- bzw. app-basiert und man kann von überall her, wo es Internet gibt, darauf zugreifen.

Als Kommunikationsabteilung haben wir intensiven Austausch mit externen Agenturen, mit Autoren, Gestaltern, Freelancern etc. Das gibt aufs Ganze gesehen einen ganz schönen Mix aus Apps, Plattformen, Diensten, die Informationen transportieren bzw. beherbergen. Während wir also intern mit E-Mail und Basecamp hantieren, schwören einige Externe eher auf Slack. Ich vermag kaum zu sagen, ob mir eines dieser beiden Tools besser gefällt. Fest steht nur: Ich arbeite mit beiden, um externen Bedürfnissen oder Gewohnheiten gerecht zu werden. Wer ohnehin schon auf Slack unterwegs ist, will nicht nur wegen uns auch noch mit Basecamp arbeiten.

Übersichtlicher wird das tägliche Arbeiten dadurch allerdings nicht. Es scheint fast so, als herrsche zuweilen Unsicherheit darüber, auf welchem der Kanäle wichtige Informationen ausgetauscht werden sollen. So erreichen mich E-Mails mit dem Hinweis: „Gerade was bei Slack eingestellt. Gesehen?“. Oder ich erfahre via Slack: „Das Angebot schicke ich dir per E-Mail.“

Interessanterweise gesellt sich seit neuestem die gute alte SMS zu den diversen Austauschmöglichkeiten. Eine eher Apple-affine Agentur schickt Previews zu Videos oder andere Dateien fast ausschließlich über die Nachrichten-App auf dem iPhone. Ich stelle fest, dass ich diese Art von Nachrichten unmittelbar wahrnehme: Vielleicht liegt das am Charakter der SMS – schnell aufgerufen, schnell konsumiert. Ein weiterer Vorteil der SMS-Kommunikation: Man darf die Höflichkeitsformeln des Grüßens oder Verabschiedens weitgehend außer Acht lassen. Eine schnell hingebellte Antwort, ein lakonisches „OK“ oder unvollständige Interpunktion irritieren kaum jemanden. Allerdings sind die SMS-Nachrichten auch schnell wieder vergessen: Wenn ich eine solche Nachricht nebenher in einem Meeting aufrufe, habe ich sie am Ende des Meetings womöglich schon wieder aus dem Kurzzeitgedächtnis gelöscht. Allerdings passiert das auch bei E-Mails, die buchstäblich nach unten wegrutschen.

Überhaupt ist es schwierig, den Überblick zu behalten, wer was wann wo eingestellt, hochgeladen, gefragt oder geantwortet hat. Freelancer schicken gerne Dropbox-Links, Planungslisten liegen als Google-Spreadsheets irgendwo herum, Rechnungen bei Slack oder in den Untiefen der Mail-Inbox, der interessante Link in einem Basecamp-Campfire, in der Nachrichten-App oder war es doch bei WhatsApp?

Gefahr droht bei wichtigen, aber nur nebenher wahrgenommenen Nachrichten, was im Multitasking-Büroalltag eher die Regel als die Ausnahme ist. Unsere Aufmerksamkeitsspanne liegt zudem laut einer Microsoft-Studie ja ohnehin unter der eines Goldfischs. So schwingt bei der täglichen Arbeit oft das ungute Gefühl mit, etwas Wichtiges vergessen zu haben.

Ruhrbube

23. März 2017

Ich lüge nicht – Facebook ist mein Zeuge

Auf Twitter lerne ich einen neuen Begriff: “Code Switching”. In der Linguistik heißt das: von einer Sprache in die andere wechseln. Trump-Kritiker auf Twitter weiten den Begriff. Sie meinen mit “Code Switching”: zu Zielgruppen sprechen, in jeweils zielgruppengerechter Sprache. Will ein Politiker reichen Investoren gefallen, braucht er andere Versprechen, als wenn er mit Fabrikarbeitern spricht.

Facebook macht “Code Switching” schwer, weil meine Beiträge von Freunden und Fremden gelesen werden, von Gleichaltrigen, viel Älteren, von Stadt- und Dorfmenschen: Ich muss verständlich formulieren – und will mich nicht bei Widersprüchen oder Halbwahrheiten ertappen lassen:

“Ich hatte heute keine Zeit, zu essen”, werde ich nie posten, wenn meine Schwester kommentieren könnte: “Ich sah dich doch mit einem Stück Käse!”

Im Tumblr-Chat fragt mich gerade ein Nicht-Freund, der nur Spanisch spricht und mit dem ich nicht auf Facebook verknüpft bin, ob ich WhatsApp habe. “No. I don’t even have a cell phone.” Ich bin unsicher, ob er mir glaubt: Fremde denken oft, ich hätte nur keine Lust auf Telefonate oder SMS. Mein erster Impuls deshalb: Auf Facebook gehen und dort öffentlich posten “Freunde? Ihr wisst, dass ich kein Handy habe. Ja?”

Sobald ich in Chats oder Mails etwas schreibe, das wie eine Ausrede klingt, denke ich: “Das sollte auch auf Facebook stehen.”

Ich sage, ich sei krank oder unterwegs. Und will die Aussage öffentlich auf meiner Pinnwand wiederholen. Um dem, der zweifeln könnte, zu zeigen: “Schau. Jetzt steht es vor 2.2000 Facebook-Kontakten. Wäre es eine Lüge, hätte mich jemand korrigiert – oder auflaufen lassen, via Kommentar. Meine Freunde hier sind meine Fact-Checker.”

Ich bin kein guter Code-Switcher. Ich freue mich, wenn Leute sehen: “Er sagt die selben Dinge in verschiedenen Kontexten. Es muss die Wahrheit sein.”

Stefan Mesch

März 2017

Bildcode erfolgreich telefonisch beschrieben

Mein Notebook ist ein Lenovo Yoga mit Windows 8. Es ist ein gängiges Notebook mit Tastatur, hat aber auch einen Touchscreen. Damit ich mich schneller einloggen kann, während ich es in der Hand halte, nutze ich statt eines Passwortes den sog. “Bildcode” zum Einloggen. Dieser wird ab Windows Version 8 parallel zur normalen Passworteingabe angeboten. Auf einem selbst gewählten Foto lassen sich drei oder mehr Linien und/oder Kurven mit dem Finger zeichnen, deren Reihenfolge, Länge und Neigung so einzigartig sein sollen, dass sie als Login in das Gerät dienen können.

Mein Mann möchte auf meinem Notebook eine Festplatte formatieren, während ich auf Arbeit bin und fragt mich per Telegram nach meinem Passwort. Bevor ich ihm das Passwort buchstabiere, will ich versuchen, ihm den Bildcode zu beschreiben. Nach mehreren Beschreibungen und Rückfragen klappt es tatsächlich beim ersten Versuch. (Ich kann nicht sagen, dass mir das ein sicheres Gefühl gibt . . .)

annematique

24. März 2017

Weg mit dem Telefon auf dem Telefon!

Jetzt ist es endlich passiert. Ich habe es nicht mehr ertragen, dass die selten benutzte Telefonie-App des iPhones einen wichtigen Platz meines Homescreens einnimmt, während Slack, das täglich hundertfach pingt, in einem Submenü versteckt ist. Slack hat jetzt den Platz, wo vorher der weiße Hörer auf grünem Grund war, die App für Sofortsprachnachrichten ist zu den anderen Messengern in das entsprechende Untermenü gerutscht.

(Von links nach rechts in der Immer-sichtbar-Leiste meines iPhones: Slack, Spark (E-Mails), ein Hasenordner mit den wichtigsten Social Networks (drei Mal Facebook, augenroll), ein Feuerordner mit Telefon-, SMS-, Whats- und anderen Apps zur Direktkommunikation.)

Johannes Mirus

März 2017

Zettelsystem

Der Satz „Wir verwenden hier noch ein Zettelsystem“ lässt sich mit Scham in der Stimme vortragen, oder mit fröhlichem Nachdruck, der klar macht, dass es hier nichts zu verstecken und schon gar nichts zu bedauern gibt. Die Bibliothekarin, die mir den Satz sagt, hat nichts zu verstecken oder zu be-

dauern und ich merke: wer hier neu ist und mitmachen will, gewöhnt sich lieber an ein Zettelsystem. Also leihe ich mir, um mich zu gewöhnen, ein Buch aus, denn ich bin neu an der Universität Göttingen und will mitmachen im Seminar für Deutsche Philologie. Um nicht gleich als angeberischer Grobironiker dazustehen, verwerfe ich den Gedanken an Arno Schmidt und nehme mir stattdessen eine unauffällige graue Edition von Georg Wickrams ‚Irr reitenden Pilger' von 1556. Damit muss ich ein Stockwerk höher in die Bibliotheksverwaltung gehen und dort gibt es dann die Zettel zum Ausfüllen – und zwar zum Ausfüllen unter professioneller Aufsicht. „Beim ersten Mal schauen wir lieber immer noch einmal zu", sagt mir eine gutgelaunte Bibliothekarin und schaut mir lächelnd über die Schulter, während ich versuche, die Signatur korrekt abzuschreiben. „Da" – „Ahja", jetzt habe ich es selbst gemerkt, gleich eine Ziffer vergessen, zum Glück ist die Bibliothekarin da! Mit dem Zettel und dem Buch geht es nun also wieder die Treppe hinunter zum Ausgang, wo mich eine weitere Bibliothekarin in einem Glaskasten erwartet. Sie muss das Buch jetzt „entsichern".

Die Vorrichtung zum Entsichern der Bücher ist nicht, wenigstens nicht für mich erkennbar, an einen Computer angeschlossen. Sie ist aus militärgrünem Eisen (es ist bestimmt Eisen) und scheint autark zu operieren. Mir geht das Wort „Apparat" durch den Kopf. In einer Arztpraxis hätte eine vergleichbare Vorrichtung mich zur Umkehr bewegt, aber hier schützt mich ja der Glaskasten und die Bibliothekarin hinter der Scheibe sieht nicht so aus, als würde sie Unbefugte in der Nähe des „Apparates" dulden. Das mir vertraute System in den Hamburger Institutsbibliotheken lief über das Einscannen von Barcodes, das mir vertraute Geräusch beim Ausleihen von Büchern war also ein dezenter Pieps. Der Pieps ist erfunden worden, um die mangelhafte Biologie des Menschen zu beschwichtigen, die es gern hat, wenn die Technik, die es eigentlich nicht nötig hat, noch einmal Bescheid gibt, das jetzt *wirklich* alles geklappt hat: „aaalles gut". Das Geräusch hingegen, das der „Apparat" erzeugt, ist schon deswegen etwas ganz anderes, weil es sich hörbar um eine technische Notwendigkeit handelt: ein entschiedenes metallenes SCHNAPP, das beim Anlegen des Buches an eine Metallkante entsteht und vermutlich

ein in das Buch eingearbeitetes Magnetband so beeinflusst, dass beim Verlassen der Bibliothek kein Alarm ausgelöst wird. Der Pieps zeigt mitleidig auf das Mängelwesen Mensch, das SCHNAPP ist stolzer Ausdruck seiner Souveränität. Jedenfalls strahlt die Bibliothekarin am „Apparat“ irgendwie aus, dass sie sich nicht vom Pieps erniedrigen lässt, sondern den SCHNAPP regiert. Zurück im Büro fühle ich mich seltsam verändert und denke: „*Wir* verwenden noch ein Zettelsystem“.

Christian Schmidt

24.3.2017

Nützliche Telefonkabelringel

Auf der Arbeit hängt das Smartphone üblicherweise am Ladekabel. Das Kabel steckt in einer Mehrfachsteckdose, die an einem Tischbein befestigt ist und führt dann auf den Tisch, wo ich es ins Smartphone stecke.

Wenn ich das Smartphone mitnehmen will und ausstecke, hält es das Kabel meistens nicht lange auf dem Tisch und es rutscht auf den Boden. Um das zu verhindern, stecke ich das Kabelende einfach zwischen den Ringeln des Telefonhörerkabels fest.

Anne Schüßler

24.3.2017

Der Traum von der eigenen CD

Im Traum überreicht mir mein Mann eine CD mit angeblich 20 Songs von mir, die ich ihm ganz am Anfang unserer Beziehung mal gegeben habe und die er jetzt irgendwo wiedergefunden hat.

Ich bin hocherfreut über diesen Fund, weil ich im Leben schon zu viele Songs wieder vergessen habe. Ich lege die CD an einem Desktoprechner in das CD-Laufwerk ein und will mich durchhören. Schnell stellt sich heraus, dass es gar keine 20 Songs sind, sondern nur 6 oder 8. Viele Tracks auf der CD sind einzelne Instrumentalspuren, die mit abgespeichert wurden.

Der erste Song ist 6 Minuten und 20 Sekunden lang, die Einleitung ist viel zu lang, aber prinzipiell freue ich mich über das Arrangement. Ich höre auch noch in einen anderen Song rein, von dem ich mich nur noch an den Refrain erinnere.

So langsam fällt mir aber auch ein, dass ich ja zur Entstehungszeit dieser CD noch bei meinen Eltern gewohnt habe und CD-Brenner zumindest für mich noch in ferner Zukunft lagen. Damals nahm ich – wenn überhaupt – noch mit dem alten Kassettenrecorder meines Opas auf, dementsprechend klangen die Ergebnisse auch. Selbst im Traum scheint mir die ganze Sache mysteriös. Über die CD freue ich mich aber trotzdem.

Anne Schüßler

März 2017, aber schon seit Ende 2007

Mein Suppenhalter und ich

“Ich sollte über einen Reiskocher schreiben und das ist nicht relevant?” So lautet die Begründung von Felix Lorenz, warum ich die ganz normale Ausstattung meiner Küche dokumentieren soll. Ich habe seit 2007 keinen Herd mehr, dafür aber etwas viel Besseres: einen Gaskocher der Marke “Grand Germany”, die weder *grand* ist noch irgendetwas mit Deutschland zu tun hat.

Er hat 15 Euro gekostet und ich kann ihn mit einer Hand aus dem Regal auf den Tisch stellen, vor allem aber vom Tisch wieder ins Regal, bis ich ihn ein halbes Jahr später das nächste Mal brauche.

Irgendwo in meinem Haushalt gibt es auch noch die Gebrauchsanweisung, die ich hier abbilden werde, sobald ich sie wiederfinde. Es stehen Dinge darin wie „Bei einem Unfall: Seien Sie nüchtern“, und es ist viel von „Protuberanzen“ die Rede. Auch mit einem „Suppenhalter für halten überfließende Suppe“ ist der Kocher ausgestattet. Ich besitze mehrere Dosen Butangas, mit dem man vorsichtig sein muss, denn es ist, wie warnend auf der Dose steht, „extremely flammable!“ Kochen, kein Hobby für Furchtsame. Hier kommt das Gas hinein:

Ansonsten ist alles wie bei jedem anderen Herd auch.

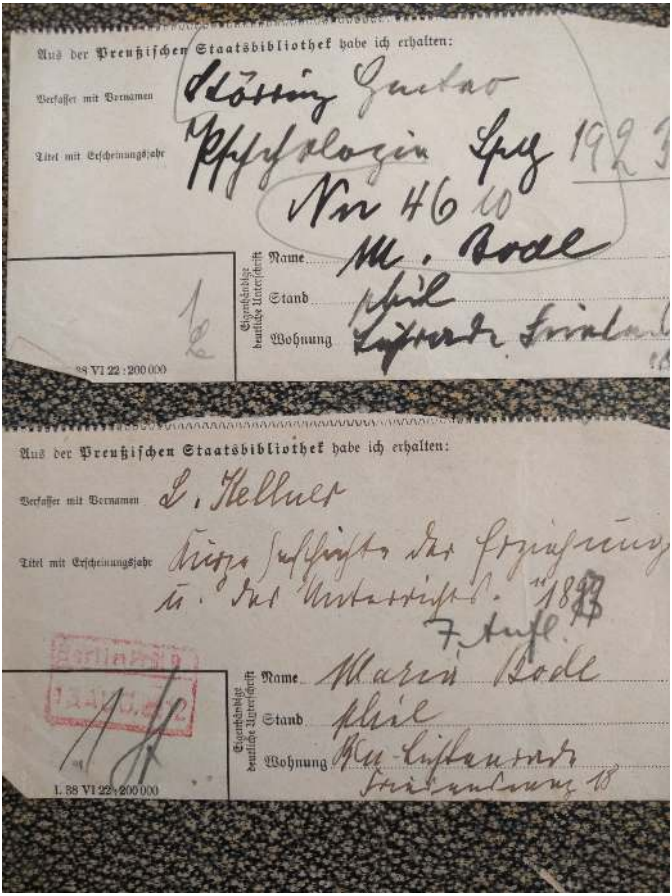
Kathrin Passig

25. 3. 2017

Zettelwirtschaft

Beim Aus- und Umräumen eines Bücherregals fällt mir das älteste Buch, was ich besitze, in die Hände. “Grundriß der Geschichte der Philosophie der Neuzeit” von Friedrich Ueberwegs, erschienen in Berlin, 1914. Es gehörte einst meiner Urgroßmutter väterlicherseits. Sie war eine der ersten Frauen, die an einer deutschen Universität studierten, und mein Vater schenkte mir das Buch, als ich im Jahr 2000 selbst anfing, Philosophie zu studieren.

An das Techniktagebuch denkend durchblättere ich das Buch auf der Suche nach einem Relikt alter Zeit und werde fündig: zwei Ausleihzettel der Preußischen Staatsbibliothek. Maria Bode ist meine Urgroßmutter.


Aus der Preußischen Staatsbibliothek habe ich erhalten:
Verfasser mit Vornamen
Titel mit Erscheinungsjahr
Eigenhändige deutliche Unterschrift
Name
Stand
Wohnung
38 VI 22 : 200 000

Aus der Preußischen Staatsbibliothek habe ich erhalten:
Verfasser mit Vornamen
Titel mit Erscheinungsjahr
Eigenhändige deutliche Unterschrift
Name Maria Bode
Stand
Wohnung
I. 38 VI 22 : 200 000

Fast ein Jahrhundert später sehen die Entleihzettel der Ururgroßenkelin so aus.

Konto

KJB Cowboy will nicht reiten	21.03.2017
KJB Tolle Nachbarn	21.03.2017
KJB Juli und das Monster	21.03.2017
HB Anna Apfelkuchen	21.03.2017
KJB Kleiner blauer Pinguin	21.03.2017
KJB Komm mit zu Pettersson und	21.03.2017
KJB Ein Geburtstagsfest für Lie	21.03.2017
KJB Urmel und die Schweinefee	21.03.2017
KJB Pino Pfote - Ab die Post!	21.03.2017
KJB Timo und Matto wollen nicht	21.03.2017

Kontostand: 0,00

Gesamt entliehen: 10

Stadtbücherei

Ausgeliehen wird über ein computererfasstes Konto und Barcodes auf den Büchern und auf der Bibliothekskarte.

Diese läuft auf meinen Namen, wir benutzen sie aber nur, um alle vier Wochen eine Tasche voller Kinderbücher auszuleihen, bis das Kind selbst alt genug ist für einen eigenen Ausweis.

Eigentlich brauchen wir den Zettel nicht, er dient uns nur als Erinnerung und Nachhaltenotiz, welche Bilderbücher wir gerade zu Hause haben. Was wir entliehen haben, ist im Computer der Bücherei gespeichert. Ich muss beim Entleihen und Zurückbringen daher nicht einmal notwendigerweise den Ausweis mitbringen.

Angela Heider-Willms

25. März 2017 und vorher

Online nur Papiertickets

Um mit dem Zug von London nach Birmingham zu reisen, möchte ich im Voraus Tickets kaufen. Leider ist es etwas umständlich, weil die FastTickets von Virgin Trains zwar im Vorfeld gebucht werden können, dann aber am Abfahrtsbahnhof ausgedruckt werden müssen. Das kostet Zeit und was, wenn es dort keinen solchen Automaten gibt oder etwas anderes nicht funktioniert?

Ich beschließe, das Risiko einzugehen. Natürlich konsultiere ich trotzdem die Webseite des Londoner Flughafens Gatwick, um zu sehen, ob da wirklich ein Automat von Virgin steht. Ich werde fündig und kann ein kleines bisschen beruhigter sein. Als wir am Tag der Reise am Flughafen ankommen, ist der Automat schnell gefunden. Ich stecke meine Kreditkarte hinein und die damit zuvor bezahlten Tickets werden anstandslos gedruckt. Das ganze Prozedere dauert nicht mal eine Minute und ich stelle fest, dass ich unnötigerweise Zeit eingeplant habe, falls “irgendetwas schief geht”.

Nachdem ich meine Tickets und Belege in Empfang genommen habe, versucht eine Engländerin, ihre Tickets aus dem Automaten zu holen. Bei ihr funktioniert es allerdings nicht so reibungslos und sie fragt mich, ob ich ihr helfen kann. Leider weiß ich auch nicht, wie man zur richtigen Seite gelangt; bei mir erschien die richtige Anzeige ja einfach von selbst. Vielleicht hat sie

eine andere Art Ticket gebucht? Sie gibt entnervt auf und macht sich auf den Weg zum Ticketschalter mit Menschen, den es auch irgendwo geben muss. Für den Virgin Customer Support muss ich wohl noch ein bisschen üben.

Tanja Braun

25. März 2017

Das Wesentliche ist für das Smartphone sichtbar. Oder?

Es ist 11 Uhr morgens, Angela und ich stehen auf der Lohmühlenbrücke in Berlin und schauen auf unsere Handys. Ich aus Pokémongründen, Angela beantwortet eine Mail. Ein Fahrradfahrer hält vor uns: “Sucht ihr was?” Wir verneinen. “Ich hab einen sitzen, aber ich würd euch helfen!”, sagt er. “Sucht ihr wirklich nichts?” Nein, wir suchen wirklich nichts.

Wir sind nicht mehr in dem Alter, in dem einem die Männer ins Bett, und noch nicht in dem Alter, in dem sie einem über die Straße helfen wollen. Wovon mag der Fahrradfahrer gedacht haben: “Das finden die doch nie mit ihren Smartphones”? Es kann eigentlich nur der heilige Gral gewesen sein. Und jetzt ist die Gelegenheit vorbei.

Kathrin Passig

26.3.2017

Sommerzeit. Schon wieder.

In der Nacht vom 25. auf den 26.3. werden wieder die Uhren vorgestellt.

Uhren, die ich manuell umstellen muss: Der Lichtwecker auf dem Nachtisch.

Uhren, die ich theoretisch manuell umstellen müsste: Die Mikrowellenuhr und die Uhr im Auto. Da wir beide aber gar nicht auf Winterzeit umgestellt hatten, gehen sie jetzt einfach automatisch wieder richtig.

Alles andere funktioniert von alleine.

Anne Schüßler

26. März 2017

Der Wecker ist entschuldigt

Uhren umstellen ist kaum mehr ein Aufwand. Wesentliche Bedingungen dafür: Keinen Videorekorder, keinen Herd mit Uhr, kein Auto besitzen. Im ganzen Haushalt brauchen nur vier Geräte Betreuung. Die Funkuhr im Wohnzimmer, die sich schon immer vor dem Funken mit Braunschweig geziert hat. Die Radios in Küche und Bad, bei denen man zwar auswählen kann, ob sie die Uhrzeit vom Radiosignal oder aus dem Netz beziehen sollen, bei denen aber trotzdem manuell die Sommerzeit ausgewählt werden muß. Und mein Wecker, der als einzige umzustellende Uhr entschuldigt ist: Er kommuniziert nur über das Zifferblatt, Klingeln und mechanische Schalter mit der Außenwelt.

Felix Neumann

Um 1983 sowie 2017 und 1975

Mutmaßungen über die Türklingeln von früher

Angela berichtet über Besuche bei ihrem Bruder im Westberlin der 1980er Jahre:

“Unten auf der Ecke stand eine Telefonzelle, in der ständig Leute ganz kurz waren, die anriefen, um reingelassen zu werden, weil die Häuser keine Klingel hatten. Die riefen halt oben in der Wohnung an und sagten “ich bin jetzt da”, und dann kam jemand runter. Ich glaube, dass das die Hinterhäuser betraf. Die Vorderhäuser hatten Klingeln, aber die Klingeln für die Hinterhäuser waren im Hinterhaus, und da musste man erst mal hinkommen. Jedenfalls war das die übliche Funktion von Telefonzellen in den Achtzigern in Berlin.”

Vielleicht betraf es auch nicht nur die Hinterhäuser. Bei Google Books findet sich eine Stelle aus “Sarahs Gesetz” von Silvia Bovenschen (abgetippt, weil man aus Google Books nicht kopieren kann). Das Buch ist autobiografisch und das Beschriebene trägt sich 1975 zu:

> “Unendlich müde, etwas überanstrengt und mit einer peinlichen Verspätung ging ich zu der angegebenen Adresse.
> Die Haustür war verschlossen. Keine Klingel, keine Klingelschilder.
> Berlin eben. Dort gab es in vielen Häusern ein merkwürdiges Steckschlüsselsystem.
> Da war nichts zu machen.
> Ich beschloss, mir ein Taxi zum Hotel zu genehmigen.
> Im letzten Moment bemerkte ich die Telefonzelle direkt vor dem Haus. Auf dem Zettel mit der Adresse stand auch eine Telefonnummer.”

Aber eigentlich gibt es keinen Zusammenhang zwischen Durchsteckschlüsseln und dem Fehlen von Türklingeln, oder falls doch, erkenne ich ihn nicht. Das “merkwürdige Steckschlüsselsystem” ist im Techniktagebuch bereits beschrieben worden, ausführlich mit Bild von sleeplessdarkhorse und weniger gründlich von mir. sleeplessdarkhorse erwähnt das Klingelproblem auch:

> Gleichzeitig haben die meisten Häuser keine Klingeln, so dass man bei Freunden zu jeder Tag- und Nachtzeit vor verschlossener Tür steht, also entweder anrufen muss, wenn man da ist (im-

merhin gibt es dafür in ausreichender Anzahl Telefonzellen) oder warten, bis zufällig jemand mit einem Schlüssel vorbeikommt, der einen für vertrauenswürdig genug hält, mit reinzukommen.

Anders als Angela vermutet, scheinen also nicht nur die Hinterhäuser das Problem gewesen zu sein. Es gab aus unklarem Grund einfach noch keine Klingeln in Westberlin.

Angelas im Messenger dazu befragter Bruder erinnert sich nicht an die umständliche Türsituation: Er habe nie Besuch gehabt und sich naturgemäß wenig für seine eigene Klingel interessiert. Sein Kommentar: “Die wussten halt damals schon, dass sie sich die Klingeln sparen konnten, weil ja irgendwann jemand das Internet und Smartphones erfinden würde.”

Kathrin Passig, Angela Leinen

26.3.2017

Dumm ist das Netz, nicht das Telefon

Mindestens zweimal im Jahr ärgere ich mich über die Sparsamkeit der deutschen Mobilfunkbetreiber: Regelmäßig bei der Zeitumstellung von Mitteleuropäischer Zeit auf Mitteleuropäische Sommerzeit im Frühjahr und umgekehrt im Herbst fällt mir auf, dass sie in ihren Netzen bestimmte Features schlicht weggelassen haben. Zum Beispiel das Zeitsignal für dumme Mobiltelefone (Foto oben links), die außer Telefonieren und SMS keine Kommunikation beherrschen und nicht wie Smartphones (Foto oben rechts) eine Datenverbindung aufbauen.

Dabei funktioniert die automatische Zeitumstellung sogar mit den dummen Telefonen, wie ich von Auslandsreisen weiß: Wenn ich in einer anderen europäischen Zeitzone lande (außereuropäisch ist das oben gezeigte Nokia 150 bisschen eingeschränkt, weil nicht alle Mobilfunkbänder vorhanden), stellt sich die Uhrzeit auf dem Gerät automatisch um. Bei der Rückkehr nach Deutschland eben nicht, was mir bisweilen erst Tage später bewusst wird.

Mit anderen Worten: Hierzulande wird an der falschen Stelle gespart; dumm ist das Netz, nicht mein Telefon. Diese Erkenntnis hilft mir aber wenig: Deshalb muss das Handy auf die Liste der zweimal jährlich umzustellenden Uhren. Zusammen mit Armbanduhr, den Kameras und dem Küchenherd. Alles andere geht irgendwie von selbst.

Thomas Wiegold

26. März 2017

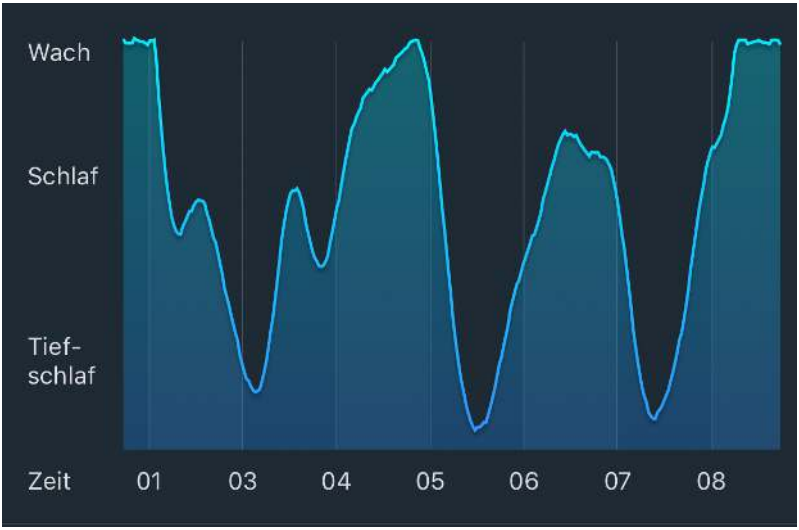
Das Vertrauen in die automatische Zeitumstellung müssen sich Smartphones noch erarbeiten

„Schatz, wir müssen aufstehen, es ist gleich halb elf und ich habe noch viel zu tun.“ Mit diesen Worten wünscht mir meine Frau einen guten Morgen. Ich erwidere: „Es ist halb zehn. Du musst dich nicht stressen.“

Die Uhr des Handys meiner Frau zeigt die gleiche Uhrzeit wie meines, aber sie glaubt, das wäre noch Winterzeit. Der Irrtum ist nachvollziehbar, sie hatte über Nacht den Flugmodus eingeschaltet und vermutet, dass ohne Internet kein Uhrabgleich stattfindet. Offenbar ist das Smartphone dann doch smarter als gedacht.

Ich schalte den Flugmodus meines Telefons nicht über Nacht ein und habe neben meinem Bett zusätzlich noch einen Funkwecker stehen. Als ich (etwas vor meiner Frau) aufwachte, war ich trotzdem nicht sicher, in welcher

Zeitzone ich mich befinde. Sicherheit gewann ich erst durch meine Schlafaufzeichnungs-App, die im Verlaufsdiagramm einen Sprung von 1 auf 3 Uhr anzeigt.



Johannes Mirus

27.3.2017

Bahnstrom nur mit Leihstecker

Ich sitze in einem neuen ICE. Das erste, was mir auffällt ist, dass die Reservierungsanzeigen jetzt am Sitz angebracht sind. Vielmehr: Das erste, was mir auffällt ist, dass die Reservierungsanzeigen nicht mehr oben über den Sitzen angebracht sind, da gucke ich nämlich erst mal hin und finde nichts.

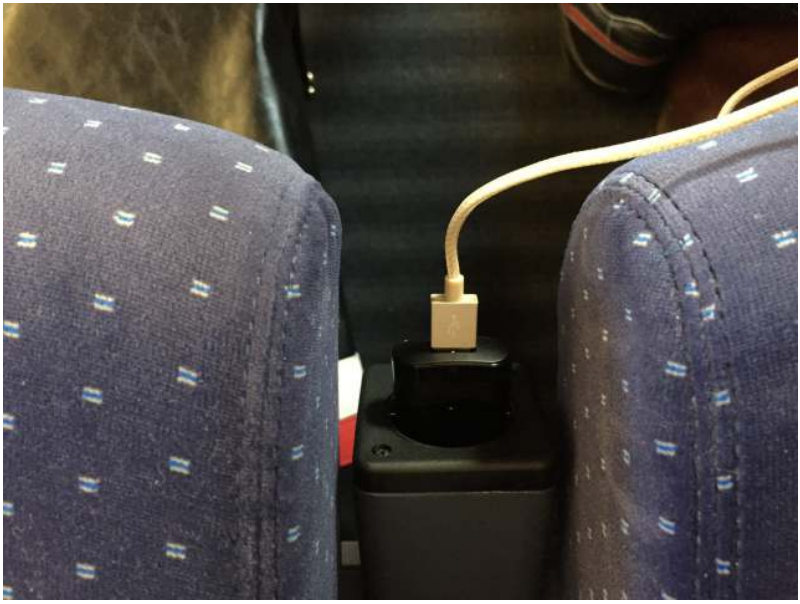
Weil mein Smartphone schon weniger als 50 Prozent Akku hat, möchte ich es jetzt noch ein bisschen laden, krame also Ladekabel und Stecker aus der Tasche und will den Stecker in die Steckdose zwischen den Sitzen stecken.

Geht nicht.

Die Steckdosen sind jetzt nicht mehr etwas weiter unten zwischen den Sitzen angebracht, sondern genau zwischen den Sitzen. Da mein Stecker zur einen Seite etwas absteht und dann da noch das Ladekabel eingesteckt werden muss, passt der Stecker nicht.

(Abbildung A: Mit dem Stecker geht's nicht.)

"Das ist ja mal eine Fehlkonstruktion", murmele ich und der Sitznachbar guckt interessiert, kann aber auch keine Lösung finden. Statt dessen kramt er seinen Stecker aus der Tasche und reicht ihn mir als Leihgabe. Der Stecker ist schmal und das Kabel steckt nicht an der Seite, sondern vorne.



(Abbildung B: So geht's.)

So passt das dann auch in die Steckdose und ich kann noch ein bisschen Bahnstrom ziehen, bis mein Zielbahnhof kommt.

Anne Schüßler

27. März 2017

Digitale Feuerstättenschau unter Zuhilfenahme von Hokuspokusmathematik

Im Treppenhaus hängen seit Wochen zwei Zettel. Der eine kündigt die "Feuerstättenschau" an, der andere die Immissionsschutzmessung und CO2-Messung, mit freundlichem Gruß von meinem bevollm. Bezirksschornsteinfeger, Adresse, Festnetznummer.

Und dann wird die Feuerstätte beschaut:

Das Gerät ist magnetisch und hält sich selbstständig an der Metallhülle meiner Gastherme fest. Oben steckt ein Fühler im Rohr. Ich frage den Mitarbeiter meines bevollm. Bezirksschornsteinfegers, wie man diese Messung denn früher durchgeführt hat, bevor es solche Geräte gab.

„Na ganz früher gar nicht. Später hatte man dann so ne Flasche, da war irgendwas drinne, dann hat man das geschüttelt, und dann konnte man da so ungefähr das Kohlenmonoxid ablesen.”

In den achtziger Jahren sei das wahrscheinlich gewesen. Mehr wisse er dazu auch nicht, es sei in seiner Ausbildung nicht vorgekommen, er habe nur mal davon gehört.

Ich frage, wie das Gerät funktioniert. Wie zählt der Fühler die 60 ppm Kohlenmonoxid ab, die er gerade anzeigt? – Gar nicht. Da sind so Messzellen drin und die erkennen irgendwie “anhand der Veränderung von Spannung etcetera, wie viel Kohlenmonoxid da aufschlägt. Temperaturfühler, pipapo, und dann Hokuspokus, Mathematik, sagt er einem das”. Die Messzellen muss man regelmäßig tauschen, sie verbrauchen sich. Und zweimal jährlich müssen die Geräte an eine Messstelle abgegeben werden, ob sie auch ordentlich geeicht sind.

Nach fünf Minuten ist die Feuerstelle fertig beschaut.

Er: So, Sie haben da 64 ppm Kohlenmonoxid und Sie dürfen 1000, also selbst wenn Sie sich damit umbringen wollten, würdet nich jehn, das ist ja schon mal gut ... Außer natürlich Sie wollen. Dann ist es weniger gut.

Ich: Ich wollt grad sagen!

Er: Naja, da gibt es ja noch genügend andere Möglichkeiten.

Ich: Beratung durch den Fachmann, immer eine schöne Sache.

Er: Dann wünsch ich einen schönen Tag noch!

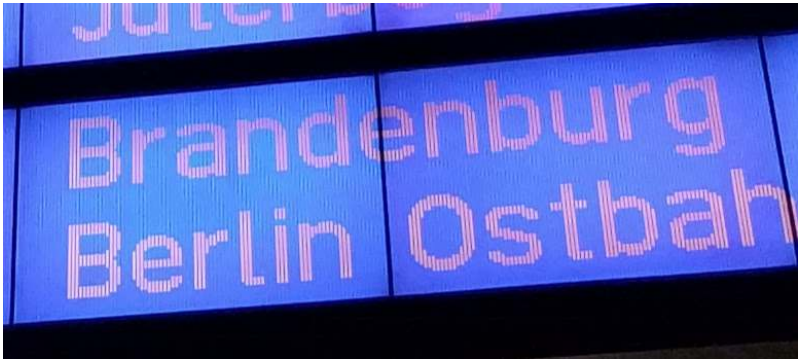
Kathrin Passig

März 2017

Abfahrtstafeln: Ablösungen und Auflösungen

Es gibt mehrere Möglichkeiten, am Bahnhof herauszufinden, wann und wo der Zug abfährt: Papieraushänge in Glaskästen, die “DB Navigator”-App auf dem Handy, die Abfahrtstafeln auf der Bahn-Website, an manchen Bahnhöfen gibt es wahrscheinlich immer noch eine Fallblattanzeige (so eine mechanische Umblättertafel), und an den meisten gibt es LCD-Abfahrtstafeln.

Oben im Bild ist die LCD-Abfahrtstafel zu sehen. Sie besteht aus 6 Reihen mit je 12 einzelnen LCD-Panels.



Es fällt mir schwer, zu glauben, dass es jemals so niedrig aufgelöste LCD-Displays gab. Vielleicht müssen sie nur etwas sehr grob Gepixeltes anzeigen? Dagegen sprechen die dunklen Linien zwischen den Pixeln. Offizielle Bahn-Pressemitteilungen aus der Einführungszeit der Displays kann ich nicht ausfindig machen, aber bei ice-treff.de gibt es einige Erläuterungen von Nutzer heineken aus dem Jahr 2012:

> Problematisch sind dagegen die von der DB deutschlandweit eingesetzten Display an Bahnsteigen und auf den großen bis sehr großen Infotafeln in den Zentralbereichen der Bahnhöfe: Das hierfür verwendete Display hat eine Auflösung von 96x64 Pixeln auf 330x242 Bildschirmfläche. Das entspricht einer Pixeldichte von unter 0,12dpi! (Zum Vergleich: Ordentliche Monitore kommen auf 72dpi (»WYSIWIG«), die meisten aktuellen Anzeigeflächen in der Rechnerwelt gehen bis weit über wenig augenfreundliche 100dpi hinaus.)
> (...)
> Wichtiger als klitzekleine Details auf den Dingern anzuzeigen dürften während der Entwicklung so elementare Dinge wie Kontrast und Leuchtstärke gewesen sein. (Bedenkt dabei, daß die

Displaytechnologie in den vergangenen Jahren und auch noch weiterhin große Schritte macht – die DB-Displays aber bereits seit Anfang des letzten Jahrzehnts im Einsatz sind!)

Unten rechts am Fuß der Tafel, und das gibt es noch nicht lange, sind dieselben Informationen noch einmal auf einem neuen Display mit besserer Auflösung zu sehen.

Kathrin Passig

2017-03-27

You have more #alcohol lately

Laut Weltgesundheitsorganisation (WHO) sind für Männer zwei alkoholische Getränke am Tag in Ordnung, für Frauen eines. In meiner Schlaf-App trage ich am nächsten Morgen die Markierung *#alcohol* daher nur dann ein, wenn ich am Abend drei oder mehr Gläser getrunken habe. Wenn das zweimal nacheinander vorkommt, selbst wenn ein paar Tage dazwischen liegen, zeigt die App nämlich mahnend *You have more #alcohol lately* an, und beruhigt sich erst wieder, wenn *#alcohol* ein paar Tage lang nicht mehr auftaucht.

Besser allerdings geht's mir – das muss ich zugeben –, wenn ich nicht regelmäßig zwei, sondern höchstens ein alkoholisches Getränk am Tag trinke. Ich überlege also, *#alcohol* schon bei zwei Drinks und nicht erst bei drei oder mehr einzutragen. Vielleicht gehe ich sogar noch weiter und nehme *#alcohol* immer, wenn ich überhaupt irgendwas trinke und wenn nicht, dann nicht.

Mal gucken.

André Spiegel

27. März 2017

Urlaubsfoto mit dem unsichtbaren Tier

Ich bleibe mit dem Fahrrad stehen, um ein Lapras zu fangen. Ein Lapras ist ein großes, seltenes, begehrtes Pokémon. Ein ins Handy schauender Mann kommt auf mich zu, bleibt stehen und unsere Blicke begegnen sich. Meistens meide ich den Blickkontakt zu mutmaßlichen anderen Pokémonisten, aber hier haben wir gemeinsam etwas zu feiern und ich lächle ihn provisorisch an. Man kann etwas Verbindendes in solche Blickwechsel hineinlesen, aber auch "du bist ein Idiot, ich bin ein Idiot, wir wissen es alle". Ich wende mich wieder meiner Fangtätigkeit zu. Neben mir redet der Mann auf Spanisch mit einer Frau, ich verstehe nichts, die meisten Sätze enden auf "Lapras".

Die Frau macht ein Foto vom Mann, der vor einem Baum posiert, neben dem für ihn und mich unsichtbaren, nur durch die Kamera erkennbaren Pokémon. Er strahlt und legt dem Lapras die Hand auf den Kopf, so deute ich seine Haltung jedenfalls. Ich hatte es mir größer vorgestellt, mindestens zwei Meter hoch, denn so sieht es aus, wenn man es in der Pokémon-App spazierenführt. Der Spanier hält die Hand aber nicht einmal schulterhoch. Vielleicht war es ein sehr kleines Lapras, ich weiß es nicht, mir ist der Fang misslungen.

Jedenfalls ist es das erste Mal, dass ich jemanden in seinem Privatleben das praktizieren sehe, was bei Filmdreharbeiten normal geworden ist: Wesentliche Elemente des Bilds sind zum Zeitpunkt der Aufnahme gar nicht oder nur durch das Aufnahmegerät zu sehen. Alex Matzkeit hat das neulich mal zusammengefasst:

> Aktuelle VFX-Reels, wie diese von *Fantastic Beasts* und *Rogue One* zeigen jedoch auch, dass in großen Fantasy-Filmen kaum noch etwas von dem wir sehen, tatsächlich abgefilmte Realität ist. Lev Manovichs These, die vor 10 Jahren noch sehr heftig umstritten

> war, hat sich also völlig bewahrheitet: “Cinema can no longer be clearly distinguished from animation. It is no longer an indexical media technology but, rather, a subgenre of painting.”

Fotografie wohl auch. Aber wahrscheinlich haben aufmerksame Medienwissenschaftler das spätestens im Zusammenhang mit Snapchat schon bemerkt und aufgeschrieben und ich weiß nur noch nichts davon.

Kathrin Passig

2017

OCR aus Screenshot

Auf meinem Windows PC erstelle ich regelmäßig Anleitungen für Benutzer der Systeme die ich administriere. Das Tool Screenpresso leistet hier wesentlich bessere Dienste als das in Windows enthaltende Snipping Tool. Zufällig stieß ich in Screenpresso auf die Funktion OCR. Dies löst zum Beispiel das Problem, das entsteht, wenn man Text aus einem gescannten PDF (oder aus Google Books) kopieren möchte.

Bisher konnte man dann nur mühsam neu tippen. Mit dem OCR im Screenshot Programm geht es ganz hervorragend.

Stefan Beermann

28. März 2017

Internet und Bier im Sonderangebot

Internetpreise (vermutlich für Prepaid-SIM-Karten, Details unbekannt) für die Nachwelt dokumentiert. 10 GB für 12 Euro ist für aktuelle Verhältnisse sehr billig, der Preis für einen halben Liter Berliner Pilsener dagegen normal. Wein gibt es auch.

Kathrin Passig

März 2017

Astronautenkatzen

Wir haben zwei Katzen. Wer Katzen hat, weiß, warum sich Katzen und Kinder manchmal ausschließen: Sowohl die einen als auch die anderen erfordern ungeteilte Aufmerksamkeit.

Eine der Katzen ist krank und braucht ein spezielles Futter, zudem frisst sie langsam und mäkelig. Die andere arbeitet nach dem Staubsauger-Prinzip: Alles Essbare wird weggesaugt. Das ist im normalen Leben handhabbar, mit einem komplizierten Ballett aus Fütterungsorten, geschlossenen Türen und verabreichten Mengen, das Ganze implodiert im Urlaub, wenn eine freundliche Studentin die Fütterung übernimmt. Die kommt morgens und abends, stellt das Futter hin, der Staubsauger erscheint und frisst fröhlich vor sich hin, die scheue Katze kommt später und muss die Reste nehmen. Die einfache Gleichung hier ist, die erste Katze so zu überfüttern, dass für die andere Katze genug übrig bleibt.

Und nach zwei Wochen erwarten dann ein dicker Staubsauger und eine deutlich magere scheue Katze die heimkehrenden Besitzer. Das Verhältnis dann wieder umzudrehen dauert und ist nervtötend: Jammernde Katzen muss man erst einmal aushalten.

Jetzt ist die scheue Katze operiert worden, und die Probleme sind noch größer: Sie frisst nur in kleinen Mengen, aber zig-mal am Tag.

Im Wartezimmer des Tierarztes blättere ich die ausliegende Presselandschaft durch und stoße auf eine Anzeige: “SureFeed”, ein chipgesteuerter Futterautomat. Allein schon aus Chronistenpflicht dem Techniktagebuch gegenüber werden sofort zwei davon bestellt und in Betrieb genommen.

Im Prinzip ist das Gerät ein Futternapf, über dem ein luftdichter Deckel liegt, der motorisch gehoben und gesenkt werden kann, und ein Rahmen, in dem Lichtschranken und ein RFID-Leser befestigt sind.

Der Grundgedanke ist: Alle Katzen aus Tierheimen sind per RFID gechippt, wenn so ein gechipptes Tier den Kopf in den Rahmen steckt, die Lichtschranken verdeckt und der Chip erkannt wird, öffnet sich die Klappe, bei einem nicht erlaubten Chip bleibt die Klappe geschlossen.

Anlernen der Geräte ist einfach: Deckel aufmachen, Futter reintun, einen Knopf drücken und warten, daß das richtige Tier seinen Kopf zum Futter streckt. Das Blinken einer Leuchtdiode signalisiert, dass ein RFID-Chip erkannt wurde, und zur Bestätigung schließt sich die Klappe, wenn das Tier die Lichtschranke verläßt. (Für Tiere ohne Chip liegt ein RFID-Halsbandanhänger dabei)

Nun sind Katzen neugierig UND scheu, deswegen gibt es einen Trainingsmodus: Ist der aktiviert, bewegt sich die Klappe bei Annäherung eines Tieres nur ein klein wenig und in den weiteren Trainingsstufen immer mehr, um die Tiere dran zu gewöhnen.

Hat man die Tiere dran gewöhnt, funktioniert das Ganze perfekt: Jedes Tier erreicht nur das für es bestimmte Futter, und zu den Zeiten, in denen es fressen will. Die Geräte sind erstaunlich „vandalensicher“, nach einigen erfolglosen Kratzern und Blessuren gibt der Staubsauger es auf, irgendwie an das Futter der scheuen Katze zu kommen.

Ein kleiner Nachteil: Katzen SIND neugierig, und mittlerweile hören wir nachts mehrfach das Geräusch der sich öffnenden und schließenden Klappe, auch wenn das Futter längst alle ist.

Und einen Verbesserungsvorschlag für die Firmware hätte ich: Eine Einstellung, die besagt: „Klappe für das richtige Tier öffnen, aber erst in 12 Stunden“. Dann hätte man das Problem der Kurzzeitfütterung für einen Tag auch gleich erschlagen.

Wolfgang Kunckel

Seit 2015 oder so

Keine Hörbuchlektüre ohne Rechnen

Ich trage nicht nur meine Bücher in Goodreads ein, ich tracke damit auch den Lesefortschritt. Nicht immer superpenibel, aber meistens so, dass ich regelmäßig nach längeren Lektüresitzungen den aktuellen Stand festhalte. Warum ich das eigentlich mache, ist eine Frage, die ich selber schwer beantworten kann. Vielleicht ein bisschen, weil ich mir einbilde, dass andere Menschen tatsächlich gucken würden, wie weit ich mit dem Lesen vorankomme und ich da natürlich nicht enttäuschen will. Vermutlich habe ich einfach damit angefangen, weil es als Funktionalität da war und ein befriedigendes Gefühl erzeugte.

Bei Papierbüchern ist es kein Problem, da muss man einfach die richtige Edition auswählen, damit die Seitenzahlen auf Goodreads auch zu der des Buches passen und trägt dann die Seite ein. Goodreads rechnet dann auch automatisch den Fortschritt nach Prozent aus. (Letzteres stimmt oft nicht ganz, vor allem bei Sachbüchern, bei denen die letzten 10 bis 30 Seiten aus Anhang bestehen.)

Bei eBooks gibt es auch kein Problem, auf Goodreads kann man den Fortschritt auch in Prozent eintragen und dieser Wert wird einem zumindest auf dem Kindle sehr zuverlässig angezeigt.

Bei Hörbüchern wird es schon komplizierter. Prinzipiell ist es einfach, man teilt einfach die bereits gehörten Minuten durch die Gesamtminuten und multipliziert mit 100, schon hat man die Prozentzahl. Allerdings muss man diese Werte erstmal rausfinden und da fängt der Aufwand an.

Die meisten Hörbücher höre ich über Audible. Lange Hörbücher lade ich da in mehreren Teilen runter und habe aus Datenplatzgründen immer nur den aktuell zu hörenden Teil auf dem Smartphone gespeichert. Angezeigt wird für die Länge für die einzelnen Teile, wenn man sich ein bisschen durch

die Hintergrundinfo klickt, erfährt man auch irgendwo die Gesamtdauer. Alternativ kann man natürlich auf die Webseite gehen, das Buch suchen und sich da die Gesamtdauer anzeigen lassen.

Wenn man jetzt im zweiten von drei Buchteilen ist, wird es schon etwas komplizierter, dann muss ich entweder die Dauer des ersten Buchteils und die bereits gehörte Zeit des zweiten Teils addieren und das dann durch die Gesamtdauer teilen (und mit 100 multiplizieren) oder ich addiere die noch verbleibende Dauer des zweiten Teils mit der Gesamtdauer des dritten Teils und ziehe das dann von der Gesamtdauer ab, teile diesen dann durch die Gesamtdauer (und multipliziere mit 100). In unterschiedlichen Ansichten der Spielzeit eignen sich unterschiedliche Wege besser, in jedem Fall brauche ich einen Taschenrechner.

Nun gibt es auch Hörbücher auf Spotify. Hier habe ich das Problem, dass ich zumindest in der App nie angezeigt bekomme, wie viele Minuten ich bereits von dem gesamten Album gehört habe, sondern immer nur vom aktuellen Track. Nach einigem Nachdenken entscheide ich mich also für eine etwas unsaubere Methode: Ich gehe einfach von der Anzahl der Tracks aus und teile die Anzahl der bereits komplett gehörten Tracks durch die Gesamtanzahl. Das berücksichtigt natürlich nicht, dass eventuell die letzten fünf Tracks viel, viel länger sind als die ersten fünf (oder umgekehrt), aber so im Großen und Ganzen wird das schon passen.

Bei einem Buch stoße ich dabei aber auf besondere Widrigkeiten. Der Titel des Buches ist sehr, sehr lang (”Die wundersame Geschichte von September, die sich ein Schiff baute und das Feenland umsegelte” von Catherynne M. Valente) und die Information, welcher Track das ist, steht immer ganz am Ende des einzelnen Tracks nach dem Titel. Immerhin gibt es eine Ansicht in der App, bei der die Trackbezeichnung sehr, sehr langsam von vorne nach hinten läuft und dann wieder zurück. Ich muss also für meine Fortschrittsmeldung jedes Mal lang und aufmerksam auf das Smartphone starren, bis ganz zum Schluss die aktuelle Tracknummer angezeigt wird. Wenn man es nicht aufmerksam genug macht, ist die Trackbezeichnung schon wieder auf

dem Rückweg und man muss den nächsten Durchgang abwarten. Eventuell höre ich einfach Bücher mit sehr langen Titeln nicht mehr über Spotify, das ist mir zu anstrengend.

Anne Schüßler

28.03.2017

Am See

Links kuschelt sich ein junges, russisches Pärchen aneinander und macht junge russische Pärchenfotos mit dem klugen Telefon. Danach wird es dazu benutzt, die Seestille mit Technosound zu durchbrechen. Vor mir steigt ein Mann bis zu den Hüften ins Wasser, eigentlich mit Hund, doch der will nicht. Also wird er allein von seiner Freundin fotografiert, die das zu langsam macht und ausgeschimpft wird. Der kleine Hund muss aber auch noch, er wird auf einen im Wasser liegenden Baumstamm gesetzt, dort mag er bleiben und das Smartphone füllt sich mit Bildern. Rechts versucht sich ein Mädchen an einem Handstand, ihre Freundin steht als Fotografin bereit. Der Handstand gelingt nicht, darum lässt sie sich dabei ablichten, wie sie durch den Sand sprintet. Auch ihre Freundin schafft keinen Handstand, kann aber Räder schlagen. Nun verbinden sie sich sprachlich mit einem Jungen, wie bekomme ich nicht mit. Sie sagen, sie würden gleich in den eiskalten See gehen. Die eine tut es tatsächlich, die andere bremst vorher ab. Sie laufen zurück zum Telefon auf der Decke, teilen dem Jungen das Ergebnis mit und versuchen es erneut mit dem Seebad. Endlich schaffen es beide hinein und der Junge verschwindet. Weiter geht es mit neuen Handstandversuchen. Das klappte doch früher. Dem jungen russischen Pärchen geht der Strom aus, die Musik verstummt. Sie stehen auf und gehen spazieren.

Dazwischen sitze ich, statt Smartphone habe ich einen E-Reader in der Hand, auf dem ich ein Spiel spiele.

Allmählich wird mir kalt, doch den aktuellen Level will ich vor meinem Aufbruch noch beenden.

Ich schaue noch mal hierhin und dorthin, von einem Telefon zum anderen. Es scheint nur mir zu kalt zu werden. Was ich gerade spiele, ist “befreien Sie Ihr Auto”. Bei diesem Spiel verschiebt man Kisten. Es ist wie Sokoban, das erste Computerspiel, das ich jemals gespielt habe. Angefangen vor ungefähr 30 Jahren, schiebe ich heute immer noch Kisten durch einen Raum und dass ich jetzt friere, liegt einzig daran, dass ich bei Level 142 noch genauso dasitze wie bei Level 1.

Sokoban-Spielerin

29. März 2017

Man könnte beim Mittag was Neues probieren, theoretisch

In Kreuzberg stehen jetzt ausleihbare Elektroroller, die da bisher nicht waren:

Vor zwei Jahren habe ich zum ersten Mal ein Elektromofa gesehen, und Elektroroller sind zwar inzwischen häufiger geworden, aber immer noch selten genug, dass mir jede Begegnung auffällt. Jetzt könnte ich also selbst mit einem herumfahren.

Laut Facebook stehen die Roller hier noch nicht lange: “Letzte Woche sind unsere neuen eScooter angekommen und werden seit ein paar Tagen auf den Straßen Berlins verteilt” heißt es in einem Beitrag vom 21. März.

Die Website der Betreiberfirma funktioniert allerdings momentan nicht. Eigentlich habe ich auch gar kein Fortbewegungsproblem, für das ein Roller die Lösung wäre. Via Googlecache kann ich der Anbieterseite folgende Einsatzvorschläge entnehmen:

- “um nach dem Büro schneller beim Sport zu sein”: Ich weiß nicht, wieso man, wenn man sowieso schon Sport treiben will, nicht das Fahrrad nehmen kann. Aber ich verstehe auch nichts von Sport.
- “um mal was Neues beim Mittag zu probieren”: Hä?
- “von Friedrichsberg nach Prenzlhain via Kreuzmitte”: Das soll sicher so etwas ausdrücken wie ës handelt sich hier um ein Fortbewegungsmittel für fesche Gestalten aus angesagten Berliner Stadtteilen, die für uns Stuttgarter nicht so leicht zu unterscheiden sind”. Ich fühle mich als Neuköllndorferin diskriminiert und raufe mir den Hipstervollbart.
- “um doch noch pünktlich anzukommen”: Einleuchtend (vorausgesetzt, es ist nicht wie früher bei Callabike, und gerade wenn man es eilig hat, funktioniert entweder Ausleihvorgang oder Rückgabe oder das ganze Fahrzeug nicht).
- “für einen gelungenen Auftritt beim Tinder-Date”: Wahrscheinlich funktioniert so ein Elektroroller als soziales Objekt, ähnlich wie ein junger Hund, und man kann dann erst mal über den Roller reden. Leuchtet ein, würde ich machen, leider kann ich Tinder aus mindestens drei Gründen nicht nutzen.
- “von Termin, zu Termin, zu Termin, zu Termin, zu Termin”: Auch einleuchtend, aber zwischen meinen Terminen liegen meistens Tage bis Wochen, da könnte ich sogar zu Fuß gehen.

Im Dienste des Techniktagebuchs werde ich trotzdem bei Gelegenheit herausfinden, wie das Leben als Elektrorollermietnomade im 21. Jahrhundert so ist. Vielleicht wachsen mir dann auch Sportinteressen, Tinder-Dates und ganz viele Termine.

Kathrin Passig

28.3.2017

Fernsehen wird zum Problembegriff

Ich gucke eine Naturdokumentation im WDR, was mich zum Schreiben des folgenden Tweets verleitet:

> *Die Menschen, die immer erzählen, dass sie ja nie fernsehen, wie gucken die eigentlich ihre Naturdokumentationen?*

Der Tweet stößt sofort auf Gegenwehr, denn auch auf Amazon (und vermutlich Netflix) könne man ja Naturdokus gucken bzw. „streamen“. Das meinte ich natürlich mit meinem Tweet gar nicht, ich dachte dabei eher an Menschen, die außer mal ab und zu ins Kino oder gelegentlich ein YouTube-Video generell den Konsum von Bewegtbild, am besten noch auf einem eigens dazu geschaffenen Gerät von sich weisen. Streamen fällt für mich in dieser Gesamtkonstellation also auch unter “Fernsehen” und das sage ich auch – zugegebenermaßen etwas provokant.

Auch das stößt auf Gegenwehr, denn Streamen ist für andere Menschen etwas ganz anderes als Fernsehen, weil man bei dem einen selbst entscheidet, wann man guckt und bei dem anderen sozusagen nur mitgucken darf, wenn alle anderen auch gucken dürfen.

Ich frage mich, warum der bloße Akt des Selberentscheidens über den Sendungsstart so enorm wichtig erscheint, wo doch alles, was danach kommt, exakt dasselbe ist. Man sitzt genau so auf dem Sofa, schaut in genau das selbe Gerät und sieht genau den gleichen Inhalt.

Dazu kommen noch folgende Überlegungen. Wir nutzen seit einigen Monaten T-Entertain, das Fernsehangebot der Telekom. Dafür bekommt man so einen Kasten, den man ans Internet und dann an den Fernseher anschließt und kann dann übers Internet Fernsehen gucken.

Was man auch kann: Sendungen aufnehmen. Der Kasten hat einen Festplattenrekorder und man kann über das Gerät selber oder eine App Sendungen aussuchen, auf "Einzelaufnahme" klicken und die Sendung dann später gucken. Wie man früher halt Sendungen auf Videokassette aufgenommen hat und dann zu jedem beliebigen Zeitpunkt gucken konnte.

Was man auch kann: Sendungen pausieren. Entweder am Anfang, wenn man noch nicht ganz soweit ist oder halt mitten drin, wenn man schnell Pfannkuchen backen oder mal aufs Klo muss.

Was man noch kann: Sendungen zurückspulen. Man kann immer nur bis zu dem Punkt zurückspulen, an dem man den Sender eingeschaltet hat, aber wenn man mal gerade was akustisch oder anderweitig nicht verstanden hat, muss man nicht mehr damit leben, sondern kann einfach zurückspulen und noch mal gucken.

Man kann noch viele andere hübsche Sachen, die alle darauf hinauslaufen, dass man nicht mehr zwingend komplett an die Sendezeit gebunden ist. Was davon ist jetzt noch Fernsehen und was nicht? Gucke ich noch Fernsehen, wenn ich zwar fast live gucke, aber halt fünf Minuten hinterhinke? Und wenn nicht, wie nennt sich das? Was ist der passende Begriff für das Gucken von aus dem Fernsehen auf einen Festplattenrekorder aufgenommene Sendungen? Was ist, wenn ich eine Sendung aus der Mediathek eines Senders gucke, auf die ich unter anderem über meinen Fernseher Zugriff habe?

Ich werfe die Frage in die Techniktagebuchredaktion.

Aleks: Bei etwas Nachdenken hat Fernsehen für mich eine 'Live'/'alle anderen gucken das jetzt auch' Komponente. Netflixen/Streamen/Mediathek ist so wie Videothek/DVD früher, man kann nicht zwingend am nächsten Tag darüber reden, weil die anderen eventuell noch nicht so weit oder weiter sind.

Kathrin: Fernsehen ist, was man auf dem Gerät schaut, das man unter dem Namen Fernseher gekauft hat.

Ich kann beide Definitionen verstehen und akzeptieren, es zeigt aber auch, dass der Begriff "Fernsehen" in den letzten Jahren problematisch geworden ist. Ich kann auch auf meinem Computer fernsehen, sogar auf meinem Smartphone. Ist das dann noch Fernsehen? Geht es um den Empfang, um das Gerät oder um die Formate? Ist YouTube-Gucken Fernsehen? Ist den Live-Stream eines Fußballspiels über einen Laptop, der an einen Beamer angeschlossen ist, gucken Fernsehen? Gucke ich noch fern, wenn ich eine Sendung auf einem Privatsender mit 30 Minuten Verzögerung starte, um immer die Werbung vorspulen zu können?

Es gibt eigentlich nur zwei Wege (ziemlich sicher gibt es mindestens fünfzig, aber ich bin gerade in Alles-oder-Nichts-Stimmung): Entweder werden die ganzen unterschiedlichen Wege komplett aufgedröselt und dann ist Fernsehen eben einfach nur noch "das gerade ausgestrahlte Programm eines Fernsehsenders ohne absichtlich herbeigeführte Verzögerung gucken" und für alles andere brauchen wir eigene Begriffe. Oder wir nennen einfach alles Fernsehen, was irgendwie mit Bewegtbildformaten zu tun hat und vielleicht nicht Kino ist. Beides ist schwierig, weil ich die Einfachheit schätze und eben immer noch daran glaube, dass es für das Endergebnis keinen großen Unterschied macht, ob ich eine Sendung zu einem von mir gewählten Zeitpunkt gucke oder eben dann, wenn es im Sendeplan steht, finde ich die zweite Option besser und stehe weiterhin zu meiner Behauptung, dass Streamen letztlich auch Fernsehen ist.

Anne Schüßler

23.–29. März 2017

Sag's Wien – talk to the hand?

23. März: Spätabends auf dem Heimweg bemerke ich zum wiederholten Mal, dass in der Mitte des Parks vor unserem Haus eine zusätzliche Straßenlampe die Lichtsituation deutlich verbessern würde. Ich beschließe, die neue App der Stadtverwaltung auszuprobieren, um mein Anliegen einzubringen, mache ein Photo von der Situation und erstelle ein Ticket.

24. März: Schon vor 8 Uhr teilt mir die App mit, dass mein Anliegen an die zuständige Abteilung weitergeleitet worden sei. Na schau, das ging ja schnell, denk ich mir.

29. März: Die zuständige Fachabteilung (MA 33, mit dem herzigen Vulgo-Namen „Wien leuchtet") schließt mein Anliegen, mit der Stellungnahme:

> „Die Hauptwege am [Platz] sind beleuchtet. Der Bereich in der Mitte (Fußballkäfig bzw. Kinderspielplatz) wird von der MA 33 nicht beleuchtet."

Ja. Eh. Genau das hätte ich ja gerne geändert. Oh well.

Mein Learning daraus: Bei fast schon klischeehaftem Hilfsbereitschaftsmangel von Behördenseite hilft auch moderne Technik zur Vermittlung nicht.

Lukas Daniel Klausner

29.03.2017

"Online-Beleg! – gilt als Original"

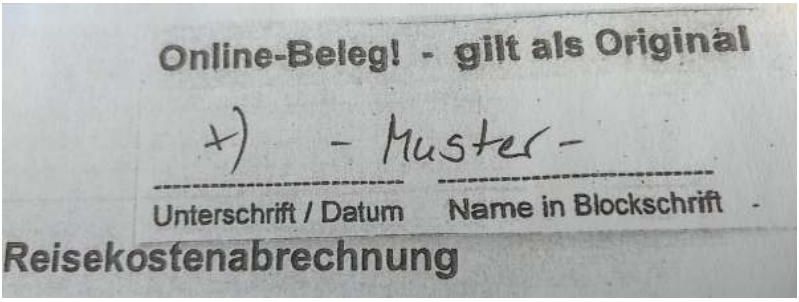
Der schlimmste Teil jeder Vortrags- oder Konferenzreise beginnt für mich immer nach deren Ende mit dem Ausfüllen der Formulare für die Reisekostenabrechnung. Immer – ausnahmslos – muss die Abrechnung per ausgedrucktem Formular erfolgen. Im schlimmsten Fall wird – als Service ge-

dacht – gleich ein ausgedrucktes, mehrseitiges Formular in einem frankierten Rückumschlag bei der Veranstaltung übergeben. Dann ist es nämlich nicht mal möglich, das Formular soweit es geht im PDF digital vorauszufüllen, und statt Copy&Paste ist Hand(schrifts)arbeit angesagt.

Wichtiger noch als das meist mehrseitige Formular auszufüllen ist das Beilegen der Originalbelege. Eine Herausforderung für jene bemitleidenswerten Stellen, die Reisekostenabrechnungen prüfen müssen, ist die enorme Zunahme an Handy- und Online-Buchungen für Flug- und Bahntickets. Der Originalbeleg ist dann nämlich auch nur ein – beliebig häufig ausdruckbares – PDF oder, im Falle von Boardingpässen, eine E-Mail.

Dieser Umstand hat meiner Beobachtung nach zu zwei Reaktionen von Seiten der prüfenden Stellen geführt. Einerseits werde ich seither vermehrt gebeten, nicht nur ausgedruckte Buchungen und Boardingpässe beizulegen, sondern außerdem einen Ausdruck der diesbezüglichen Kreditkarten- oder Kontobuchung. Eine Anforderung, die mich jedes Mal wieder vor erhebliche Probleme stellt, weil ich mich nie erinnern kann, über welches Konto oder welche Kreditkarte ich das Ticket ca. ein halbes Jahr davor gebucht hatte.

Bei der heutigen Reisekostenabrechnung hatte ich aber Glück. Ein Kontoauszug war nicht gefordert, stattdessen sollte ich die ausgedruckten Online-Belege einfach durch handschriftliche Ergänzung zu “Originalen” machen:



Das war denn vergleichsweise schnell erledigt:

Leonhard Dobusch

März 2017 (und schon vorher)

Don’t call me, I probably won’t call you either

Wenn auf meinem Telefondisplay eine Nummer erscheint, die ich nicht kenne, gehe ich in 99 Prozent der Fälle nicht ans Telefon. Ich möchte ohnehin nicht gerne telefonieren und erst recht nicht, wenn ich nicht weiß, wer am anderen Ende der Leitung ist und was er oder sie von mir will. Hier siegt die Neugier nicht!

Allerdings versuche ich herauszufinden, wem die Nummer gehören könnte. Als erstes googelt man sie, eventuell in verschiedenen Schreibweisen oder auch mal nur die ersten fünf Stellen der Telefonnummer (nach Vorwahl), wenn man eine Nummer mit einer Durchwahl vermutet. Damit lassen sich zum Beispiel die allermeisten Headhuntern schon sehr zuverlässig identifizieren.

Führt die Nummernsuche per Google zu nix, kann man noch mal im Mailpostfach prüfen, ob in letzter Zeit irgendeine Anfrage für irgendwas kam, in der diese Nummer in den Kontaktdaten stand. Tatsächlich ist das Smartphone dank synchronisiertem Gmail-Postfach manchmal sogar schon so schlau und zeigt einem bei einem Anruf mit einer Nummer, die nicht im Adressbuch, wohl aber in irgendeiner Mail steht, den möglicherweise passenden Anrufer schon mal mit einem zögerlichen Fragezeichen an.

Passt auch das nicht, warte ich einfach ab, ob dem Anrufer sein Anliegen so wichtig ist, dass er oder sie es mir vielleicht per SMS oder Sprachnachricht mitteilen möchte. Für zukünftige Anrufer: Die Rückrufwahrscheinlichkeit steigt massiv, wenn ich weiß, wer anruft und was er grob von mir will.

Die Rückrufwahrscheinlichkeit sinkt hingegen ebenso massiv bis knapp an den Nullpunkt, wenn man einfach weiter anruft, am besten mehrfach hintereinander. Ich werde dann zwar doch ein kleines bisschen neugieriger, möchte aber auf der anderen Seite dieses nervige Telefonverhalten nicht noch mit Erfolg belohnen und gehe jetzt schon aus Prinzip nicht dran.

Es gibt aber noch einen letzten Weg, eventuell den Anrufer zu identifizieren, vorausgesetzt, es handelt sich um eine Mobilnummer. Dazu speichere ich die Nummer in den Kontakten unter einem Namen wie “Test” ab und öffne dann WhatsApp. In WhatsApp lasse ich mir dann meine Kontakte anzeigen. Wenn der Anrufer auch WhatsApp nutzt kann ich dann zumindest die Statusmeldung (selten hilfreich) und das Profilbild (deutlich hilfreicher) sehen. Wenn das Profilbild tatsächlich ein Bild des Nummernbesitzers ist, kann ich eventuell erkennen, dass die Nummer wohl zu meinem Cousin gehört, zurückrufen und mich über eine Einladung zur standesamtlichen Hochzeit

freuen. Wenn das Bild nur ein Bild von einem Hai ist, bin ich nur bedingt schlauer. Ich vermute, dass mich kein Hai anruft, außerdem, selbst wenn, ich kenne gar keinen Hai persönlich.

Haie rufe ich nicht zurück. Und wenn es wirklich wichtig sein sollte, dann kann der Hai mir ja immer noch auf die Mailbox sprechen.

Anne Schüßler

27. März 2017

Warum ist der Telefonhörer krumm?

Als Einstieg ins Thema „Interviewtechnik“ befragen sich die Studierenden gegenseitig dazu, wie sie auf ihren klugen Telefonen einen neuen Kontakt erfassen. Anschliessend frage ich, was ihnen dabei aufgefallen ist. Erstens, antworten sie, wie viele Wege es gebe, Kontaktdaten zu erfassen und wie wenig sie darüber wüssten. Dann, wie eigenartig die Icons der verschiedenen Apps bei genauer Betrachtung seien, insbesondere das Symbol für die Telefonfunktion. Noch nie hätten sie ein Telefon mit so einem gebogenen Hörer in der Hand gehabt. Da sei es doch eigentlich erstaunlich, dass sie dennoch verstünden, was gemeint sei.

Franziska Nyffenegger

März 2017

Die Fahnenkorrekturen

Ich habe die Fahnen eines Buchs, das ich mit übersetzt habe, als PDF bekommen. Wie bei jedem Buch seit 2007 lege ich ein Google Doc an und schreibe hinein:

> Seite 91, elfte Zeile von unten: “zu ändernder Text” → “neuer Text”

Ich habe schon ab und zu versucht, das PDF direkt zu kommentieren. Aber das ist mit Preview am Mac unübersichtlich und die voreingestellte Kommentarschriftart ist Comic Sans. Außerdem bin ich bei kommentierten Dateien nicht sehr zuversichtlich, dass die Empfänger meine Anmerkungen in anderer Software auf anderen Systemen überhaupt sehen können. Ich habe schon zu viel Lebenszeit damit zugebracht, Kommentare einzeln per Copy&Paste wieder aus Dateien zu extrahieren und auf anderen Wegen zu übermitteln.

Im Verlag werden meine Änderungswünsche, soweit ich weiß, mit Bleistift in eine Papierversion der Fahnen übertragen, zusammen mit den – vermutlich in einer weiteren Papierversion vorliegenden – Änderungswünschen meines Mitübersetzers. Dann geht diese Papierversion zurück an die Person, die aus unserem RTF-Dokument das PDF erstellt hat. Die Änderungen werden umgesetzt, danach bekommen wir die Fahnen ein zweites Mal und können nachsehen, welche neuen Probleme durch den Einbau entstanden sind.

Früher hat mich das alles geärgert. Jetzt habe ich mich daran gewöhnt und außerdem aus dem Techniktagebuch gelernt, dass Umständlichkeit weniger eine objektive Eigenschaft von Praktiken ist als eine Interpretation, die von individuellen Vorlieben und der um die jeweilige Praktik herum aufgebauten Lebensweise abhängt. Ich bin ein buddhistischer Mönch und fege den Tempel mit einem Besen, der nur ein einziges Haar hat. Sobald es mir gelingt, die Aufgabe mit der vollständigsten Gemütsruhe auszuführen, endet dieses Level und die Verlage schwören dem Bleistift ab. Danach kommt irgendetwas anderes.

Kathrin Passig

30.03.2017

Das Volk muss nicht online erfahren, welche Kontogebühren man einzuziehen gedenkt

Ich versuche, herauszufinden, was eigentlich ein Basiskonto kostet, also das Mindestangebot, das Banken allen Menschen anbieten müssen, damit sie am bargeldlosen Zahlungsverkehr teilnehmen können.

Aus Gründen schaue ich auf der Webseite der Volksbank Osnabrück. Ich finde auch sehr schnell die Infoseite zum Basiskonto. Gar nicht schlecht: Man bekommt eine Girocard, kann *online banking* verwenden, Geld am Geldautomaten abheben, und man kann das Konto nicht überziehen.

Aber was kostet der Spaß denn nun? Ich schaue mich ausgiebig um und finde erst mal nur den Link zu einem pdf "Allgemeine Informationen zum Basiskonto für Verbraucher". Und siehe da, auf der zweiten Seite finde ich auch was zu *Entgelte und Kosten*:

> Die Entgelte und Kosten der mit dem Basiskonto verbundenen Dienstleistungen sind in unserem „Preis- und Leistungsverzeichnis" beschrieben. Dieses können Sie in unseren Geschäftsstellen einsehen und auf Nachfrage wird es Ihnen auch ausgehändigt.

Und tatsächlich: Nicht mal über die Suchfunktion der Seite ist zu erfahren, was das Basiskonto kostet. Mir fallen derzeit ungefähr null Gründe ein, weswegen diese essentiellen Informationen nicht online abrufbar sind.

Markus Winninghoff

März 2017

Was macht eigentlich . . . Telecafé und Internetcafé?

Seitdem ich in Zürich über Telefoniercafés ohne Telefone nachgedacht habe, sehe ich sie überall.

Hier ist einfach alles drin:

Das kleine Gerät ganz links wird mit einem Stift bedient. Das Telefon rechts sieht verdächtig klein aus.

Ich betrete den Laden, und natürlich enthält er nur Getränkekühlschränke und Chipsregale. Beim Bezahlen frage ich: “Die Telefon- und Internetsachen, die außen dranstehen, die gibt es nicht mehr, oder?” “Doch, doch”,

sagt der Betreiber, und deutet auf ein großes Schild: TELEFON INTERNET. “Hinter den Kühlschränken”. Erst glaube ich, er meint eine Art zugemauerte Internetgrabkammer. Aber tatsächlich kann man zwischen zwei Getränkekühlschränken hindurchschlüpfen, und da ist es noch, das Internet:

“Benutzt das noch jemand?”, frage ich. “Ja, hauptsächlich Leute, die was ausdrucken müssen. Aber es kommen auch manchmal welche zum Spielen, so Onlinespiele.” Vor Begeisterung vergesse ich, nach dem Telefonieren zu fragen. Vielleicht ist es im Keller versteckt.

Kathrin Passig

März 2017

Anmeldung per E-Mail derzeit noch nicht möglich

Ich suche eine neue Facharzt-Praxis für eine bestimmte Untersuchung und folge der Empfehlung meines Hausarztes. Natürlich schaue ich zunächst auf der Website der Praxis nach. Ich lese auf der “Termin vereinbaren”-Seite:

> Sprechzeiten
>
> Montag-Donnerstag: 8-13 / 14-18 Uhr
>
> Freitag: 8-13 Uhr
>
> Sie haben die Möglichkeit, sich telefonisch, per Fax oder schriftlich anzumelden.
>
> Aufgrund des großen Andrangs sind die Telefonleitungen häufig belegt.
> Bitte machen Sie daher auch von den letztgenannten Möglichkeiten Gebrauch.
>
> Eine Anmeldung per E-Mail ist derzeit noch nicht möglich.

Ich frage mich also: Was tun? Fax habe ich nicht. Müsste ich auf dem Rechner nachgucken, ob es so ein Programm überhaupt noch gibt. Brief schreiben, allen Ernstes? Brieftaube kaufen, Überweisung in den Schnabel stecken? Terminbitte per Geheimtinte hintendrauf schreiben?

Vor allem frage ich mich: Von wann ist diese Praxis-Website? Dass da allen Ernstes keine Kontaktmöglichkeit per Mail angeboten wird. Ich kenne Do-it-yourself-Anmelde-Module, die zu benutzen ich mich meist weigere, weil gerne hochkomplizierte Prozeduren mit Benutzernamen und Passwörtern und allem Schnickschnack verlangt werden.

Ich erörtere das Problem nach einigen vergeblichen Anruf-Versuchen mit einer Freundin, die nur sagt: “Weitermachen. Aufschreiben. Techniktagebuch.”

Leider erreiche ich beim nächsten Anruf das Vorzimmer, erfahre, dass man ohnehin keine neuen Patienten mehr aufnehme. Auf meine Nachfrage, an wen ich mich denn nun wenden solle (es war der dritte Versuch, einen entsprechenden Facharzt zu finden), nennt mir die Frau an der Rezeption eine neuzeitliche Poliklinik.

Die Poliklinik ist mit einem ausgesprochen jetztzeitigen Auftritt im Netz vertreten und bietet keine Möglichkeit der DIY-Terminvereinbarung. Sie ist aber unkompliziert per Mail und Telefon erreichbar. Ich bekomme mit einem Anruf und innerhalb von zwei Wochen einen Termin bei einer Fachärztin. Mit der Ärztin kann ich sogar direkt über E-Mail oder bei einem Telefontermin kommunizieren.

Die aufregende Frage, wann die erste Fachpraxis “schon” oder “endlich” per E-Mail erreichbar sein wird, ist im Jahr 2017 “noch” nicht zu beantworten.

Indica

Frühjahr 2017

Digitale Notenmappen und Setlisten

In diesem Frühjahr bin ich zu 1/3 von Papier- auf digitale Noten umgestiegen. Natürlich würde ich nie zugeben, dass dieser Umstieg zumindest auch ein willkommener Vorwand war, ein größeres Tablet nebst dazugehörigem Stift zu kaufen … Es ist aber schon so, dass weniger als die 9,7 Zoll Bildschirmdiagonale, die es dann wurden, fürs Notenlesen doch etwas klein sind (und immerhin habe ich mir die schon mosaisch anmutende 13-Zoll-Monstertafel, die der Bandkollege mit sich herumschleppt, verkniffen). Der über Bluetooth verbundene Stift hat sich auch gelohnt; man kann damit erheblich präziser in den Noten herummarkieren und -schreiben als mit dem Finger.

Das führt schon zu einem der Vorteile gegenüber Papiernoten: mit dem passenden Notenverwaltungsprogramm (z. B. Forscore für iOS) kann man nicht nur nach Belieben und in allen möglichen Formen und Farben ergänzen, hervorheben, annotieren etc., sondern diese ganzen Hinzufügungen auch schnell und rückstandsfrei wieder löschen.

Hat man sein Notenmaterial in einem oder mehreren Cloudspeichern abgelegt, kann das Programm damit synchronisieren. Man kann die heruntergeladenen Noten dann in Ordnerstrukturen mit mehreren Ebenen organisieren und sich auch Setlisten für einzelne Auftritte basteln, was erheblich schneller geht als das Umsortieren einer Papiermappe.

Auch das Teilen von Noten und Setlisten mit Bandkollegen (soweit sie schon auf digital umgestiegen sind) ist kein Problem, keiner muss sich an den Kopierer stellen.

Weiterer Vorteil: durch die Eigenbeleuchtung des Tablets braucht man beim Auftritt keine separate Lichtquelle mehr (aber Akku vorher aufladen nicht vergessen . . .).

Die Einschränkung “zu 1/3” im allerersten Satz bezieht sich nicht auf jede dritte Note, sondern auf jedes dritte Ensemble, in dem ich spiele. Das führt zu dem Nachteil der digitalen Notenmappe, der sie zumindest für mich nur eingeschränkt nutzbar macht: die Umblätterei.

In der einen Band, wo ich das Tablet nutze, sind die meisten Stücke nur eine oder maximal zwei Seiten lang, so dass man während des Spielens selten umblättern muss. In dieser Band spiele ich Saxophon und habe die Füße zum Blättern frei, das ist also kein Problem. Das Umblättern geht natürlich mit Wischen; komfortabler ist ein ebenfalls über Bluetooth verbundenes “Blätterpedal” mit zwei Fußtasten für vor/zurück (z. B. Pageflip Firefly).

In der zweiten Band (auch Saxophon) und in dem Vokalensemble, das ich am Klavier begleite, sind die Stücke dagegen z. T. erheblich länger (bis 10 oder mehr Seiten) und es gibt häufig große Wiederholungen oder “Dal Segno / Kopf”-Sprünge, wo man mehrere Seiten zurück- oder vorblättern muss und dafür wenig bis gar keine Zeit hat. Speziell am Klavier kommt hinzu, dass mindestens ein Fuß ja schon für das Klavierpedal gebraucht wird.

Da habe ich schnell gemerkt, dass ich motorisch nicht gut klarkomme (z. B. bei größeren Sprüngen zu weit blättere oder mich beim Blättern verspiele) und mich doch erheblich sicherer fühle, wenn ich 3 oder 4 Papierseiten am Stück vor mir liegen habe.

Fabian Leinen

31. März 2017

Alles auf Papier

Gerade habe ich einen Techniktagebucheintrag von Kathrin Passig zum Thema antediluviale Praktiken der Fahnenkorrektur in Buchverlagen gelesen. Alles auf Papier! Gleich danach habe ich zum Feuilleton der Süddeutschen gegriffen, ein Artikel über die Befreiung der Architektur durch das neue Baurecht. Die illustrierenden Fotos waren zu klein (Morgenaugen!), also habe ich versucht, sie mit zwei Fingern größerzuziehen. Alles auf Papier!

Marcus Karl Gärtner

1. April 2017

Röhrenmonitor, vielleicht zum letzten Mal

Auf der Ausstellung zum 45. und 40. Geburtstag der Berliner Stadtmagazine tip und Zitty werden Videos aus den Anfangszeiten gezeigt. Ich stehe mit Jan neben dem Monitor und merke erst nach einer halben Stunde, was da in dieser lange nicht mehr gesehenen Bildqualität passiert. “Schau mal, ein Röhrenmonitor! Auf dem ein Video läuft!”, sage ich. Mit Video meine ich nicht den Sprachgebrauch von heute, sondern: eine Bewegtbildaufnahme,

die mehr aus Rauschen als aus Bild besteht. Tatsächlich kommt das Video von einer DVD, wie man an dem sehr kleinen Abspielgerät oben auf dem Monitor erkennt:

Durch meine Handykamera sehe ich diagonale Streifen über das Röhrenmonitorbild laufen. Auch die sind mir lange nicht mehr begegnet. Sogar ein Moirémuster gibt es!

“Der Fernsehwürfel stammt wahrscheinlich aus einer Video-Großbildwand”, sagt Jan. “Wegen der Griffe an der Seite und weil er so quadratisch ist?”, vermute ich. “Ja, und weil sie sich Mühe gegeben haben, so wenig Rand wie möglich zu erzeugen zwischen den einzelnen Würfeln.” – “Aber woher kennst du so was?” – “Von früher, ZDF-Hitparade und so.”

Im Video sind Hände zu sehen, die Letrasetbuchstaben aufrubbeln. Sind etwa die von mir in den 90ern achtlos konsumierten Stadtmagazine Buchstabe für Buchstabe handgerubbelt worden? Ich muss jemanden ausfindig machen, der mehr darüber weiß.

Kathrin Passig

1.4.17

Das andere Links

Wir umzughelfen, und beim Schrankaufbau ergeben sich Unklarheiten.

A: “Wie rum muss man denn das drehn?”

K: “Im Uhrzeigersinn!”

A: “Uhr-zei-ger-sinn! Ich hab ne Digitaluhr, seit ich denken kann!”

Kristin Kopf

1. April 2017

Neues Handy-Icon im ICE

Erstaunlich, dass im Zeitalter von WLAN noch dieses Handy-Icon aus den 1980ern verwendet wird:

wahlatlas.net, via Twitter

1. “Digitalisierung ist immer das, was noch nicht ganz geheuer ist.” (André Spiegel)

2. April 2017

Wie das Hörbuch drahtlos auf das schlaue Telefon kommt

Ich habe ein neues Buch als Hörbuchfassung auf vier CDs vorliegen. Da ich kein tragbares CD-Abspielgerät mehr besitze, digitalisiere[1] ich die Discs. Das geht sehr einfach; ich benutze ein seit Ewigkeiten auf meinem Laptop vorhandenes Rip-Programm namens „Audio Grabber“. Sogar die Titelinformationen werden auf wundersame Weise erfasst, sie werden auf den CDs mitgeliefert. Nach circa 20 Minuten habe ich auf der Festplatte vier Ordner mit korrekt getaggten MP3s liegen, die ich jetzt natürlich via USB-Kabel auf meinen MP3-Player oder auf mein Smartphone übertragen könnte. Ich bin aber zu faul, ein Kabel anzuschließen. „Ha, lade ich das Album einfach in die Cloud“, beschließe ich.

Da in meiner Dropbox chronischer Speichermangel herrscht und ich mich bei Google Drive nach wie vor nicht anmelden kann, greife ich auf meinen selten genutzten dritten Anbieter von Onlinespeicher zurück: Amazon Drive, auch „Cloud Drive“ genannt. Direkt nach dem Hochladen erscheinen die MP3s auch in meiner Amazon-Drive-App auf dem Smartphone. Abspielen kann ich sie allerdings nur mit einem proprietären Player, was nicht weiter schlimm wäre, wenn die Wiedergabe nicht pausieren würde, sobald ich den Telefonbildschirm ausschalte. Außerdem gibt es keine Möglichkeit, mehrere Tracks hintereinander wiederzugeben – ich müsste jeden Titel, den ich hören möchte, einzeln anwählen.

Ich finde heraus, dass ich in meinen Amazon-Music-Account auch eigene Alben und Stücke hochladen kann. Dass die (fortlaufende) Wiedergabe über die Amazon-Music-App auch einschlafhilfenfreundlicherweise im Stand-by-Modus des Handys möglich ist, weiß ich bereits. Einen weiteren Upload später (Verschieben von “Drive” zu “Music” funktioniert nicht) finde ich das vollständige Hörbuch in der Amazon-Music-App vor. Aber! Die Titel werden trotz richtiger und logischer Datei-Benamsung nicht in der vorgesehenen Reihen-

folge abgespielt, sondern offenbar nach dem Zeitpunkt ihres Uploads. Also füge ich jeden einzelnen Track, beginnend bei CD 1 / Nummer 1, einer neu angelegten Playlist hinzu. Und schon kann der Audiogenuss beginnen.

Torsten Gaitzsch

2017-03-29 / 2017-04-02

Vergangenheit und Zukunft im alten Airbus

Wir fliegen mit Air Europa über den Atlantik. Das ist eine spanische Fluglinie, deren Flüge sehr günstig sind. Erst kurz vor der Reise merken wir, warum. Es werden alte Flugzeuge geflogen, und viele davon haben noch nicht einmal individuelles Bord-Entertainment, also Bildschirme an jedem Platz. Auf SeatGuru.com, wo ich mir sorgenvoll die Bewertung der Fluglinie anschaue, herrscht Fassungslosigkeit: Langstrecke ohne individuelles Unterhaltungsprogramm erscheint vielen als ein unerträglicher Rückschritt, und die Bewertungen fallen entsprechend aus.

Aber die Ausrüstung der Flotte ist nicht einheitlich. Auf dem Hinflug, von New York nach Madrid, haben wir Glück. Es gibt Bildschirme in den Rückenlehnen, wenn auch ein sehr altes System mit herausnehmbarer Fernbedienung an einer Art Bügeleisenkabel. Die Kinder sind glücklich und beschäftigt.

Está escuchando una selección especial de música para
AirEuropa
de
CAPPUCCINO
VOL

Auf dem Rückflug von Madrid nach New York sind die Rückenlehnen tatsächlich leer. Aber Air Europa tut, was möglich ist: Ein so altes Flugzeug mit individuellen Bildschirmen nachzurüsten dürfte angesichts der vielen Kabelkilometer, die dafür erforderlich sind, unrealistisch sein, aber stattdessen wurde Wifi installiert. Über eine spezielle App kann man auf dem eigenen

Smartphone Spiele spielen und Filme anschauen. Diese Spiele und Filme kommen nicht vom Boden, denn dafür würde die Bandbreite des Internet-Zugangs nicht ausreichen, sondern von einem Computer an Bord des Flugzeugs. Die Kinder sind glücklich und beschäftigt.

Tatsächlich sieht so wohl die Zukunft aus: Wenn alle Flugzeuge kostenloses, immer verfügbares Internet mit ausreichender Bandbreite haben, gibt es keinen Grund mehr, zusätzliche Bildschirme an den Plätzen einzubauen. Wer Filme gucken oder spielen möchte, kann das mit seinem Smartphone oder Tablet tun, und dabei dieselben Dienste und Abos nutzen wie zuhause. Ob diese Zukunft wirklich kommt, ist eine andere Frage. Auch das Überschall-Passagierflugzeug wurde als unausweichlicher Fortschritt gesehen, bis sich herausstellte, dass die bis dahin gängigen Flugzeuge zwar langsamer, aber vollkommen ausreichend waren.

André Spiegel

Seit 2. April 2017

Die Satellitenantennen wachsen an den Südseiten der Häuser

Ich habe ja anlässlich der Abschaltung von DVB-T schon in latent fernsehfeindlichen Erinnerungen gekramt. Tatsächlich verhält es sich aber so, dass meine Gattin nach reiflicher Überlegung darauf besteht, weiterhin ein Fernsehprogramm zu empfangen. Mediatheken, Livestreams und diverse Apps auf dem Fire-TV-Stick genügen nicht.

Wir verständigen uns darauf, lieber einmalig in Gerätschaften zu investieren, als zusätzlich zur Rundfunkgebühr weitere monatliche Kosten in Kauf zu nehmen. Diese würden sowohl für den Umstieg auf Kabelfernsehen, wie auch für den Empfang von Privatfernsehkanälen über DVB-T2 anfallen. Dass man für Privatsender bezahlt, heißt ja nicht, dass man dadurch die nervigen Werbeunterbrechungen loswürde.

Die Wahl fällt also auf eine Satellitenantenne samt Receiver. Wir haben immerhin einen Balkon, mit einigermaßen freier Sicht nach Süden. Bei Amazon bestellen wir eine Kombination aus rechteckiger Satellitenantenne – mehr

Paneel als Schüssel –, Verbindungskabeln – passend zum Balkon in Weiß – und Receiver. Das Paket trifft zwei Tage nach der Abschaltung von DVB-T ein und die Stimmung ist bereits leicht angespannt.

Zwecks Montage konsultiere ich neben den Bedienungsanleitungen von Antenne und Empfänger auch das Internet. Mehrfach begegne ich dem Hinweis, man solle das von qualifiziertem Fachpersonal erledigen lassen, welchen ich schon in frühester Jugend als „mal sehen wie weit ich selbst komme, ohne etwas dauerhaft zu beschädigen“ zu interpretieren gelernt habe. Zumindest für Technik, die nicht mit Starkstrom funktioniert oder mit mehr als 50 km/h am Straßenverkehr teilnimmt.

Immerhin passen auf Anhieb alle Steckerverbindungen, was ja bei Online-Bestellungen mehrerer Teile stets ein gewisses Risiko darstellt. Nun ist es erforderlich, die Antenne außen anzubringen und das Kabel zum Receiver im Wohnzimmer zu verlegen. Um weder Wand noch Balkontür perforieren zu müssen, habe ich ein eigens dafür vorgesehenes Flachbandkabel bestellt, das man durch die Fuge der Balkontür führen kann. Hierzu muss ich zwei Stücke Koaxialkabel mit Steckern versehen und es braucht einige Versuche, bis ich alle vier Stecker stabil montiert habe. Dafür lässt sich aber die Antenne mit der mitgelieferten Halterung auf Anhieb fest an der Balkonbrüstung verschrauben.

Nachdem alle Verbindungen hergestellt sind, besteht die nächste Aufgabe darin, die Antenne korrekt auf den Satelliten – in unserem Fall Astra 1 – auszurichten.[1] Die Schüssel muss dazu in allen drei Achsen relativ genau justiert werden. Die Gebrauchsanweisung enthält eine Tabelle mit den Werten für die gängigen Satelliten und eine lustige Auswahl deutscher Städte.

1. Beim Nachlesen stellt sich heraus, dass es mehrere Astra-Satelliten sind, die von der Position 19,2° Ost aus senden. Und ich lerne, was ein Friedhofsorbit ist.

Germany

Az = Azimuth El = Elevation Sk

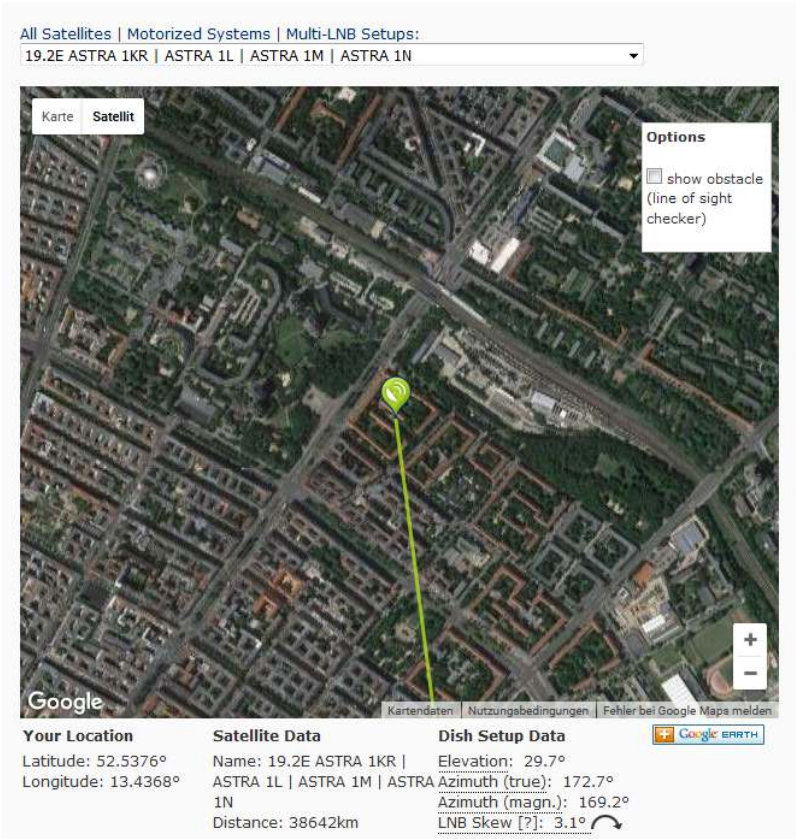
		Türk sat	Astra 2 / Eutel sat 28A	Astra 1	Hot bird	Eutel sat5 West A	Hispa sat
		42.0E	28.2E	19.2E	13.0E	5.0W	30.0W
Aachen 6e1, 50n8	Az	136.9	152.3	163.3	171.1	194.2	223.2
	El	22.8	28.2	30.5	31.5	30.9	22.7
	Sk	-23.6	-10.1	-3.5	-5.6	8.9	25.7
Aalen 10e1, 48n8	Az	140.4	156.5	168.0	176.2	199.7	228.2
	El	26.2	31.3	33.3	33.9	32.1	22.2
	Sk	-24.8	-8.2	-0.9	-2.5	12.9	29.4
Aschaffenburg 9e2, 50n0	Az	139.9	155.7	167.0	175.0	198.2	226.8
	El	24.8	29.9	31.9	32.6	31.2	21.9
	Sk	-24.4	-8.3	-1.3	-3.2	11.7	27.9
Augsburg 10e9, 48n4	Az	141.1	157.4	169.0	177.2	200.9	229.2
	El	26.9	32.0	33.9	34.4	32.4	22.1
	Sk	-24.6	-7.8	-0.3	-1.9	13.7	30.2
Bad Hersfeld 9e7, 50n9	Az	140.8	156.7	167.8	175.8	198.7	227.0
	El	24.3	29.2	31.1	31.7	30.1	20.9
	Sk	-23.5	-7.5	-0.6	-2.7	11.7	27.4
Bad Homburg 8e6, 50n2	Az	139.4	155.2	166.3	174.3	197.5	226.1
	El	24.4	29.5	31.6	32.3	31.0	21.9
	Sk	-24.6	-8.6	-1.7	-3.7	11.1	27.5
Bad Neuenahr 7e1, 50n6	Az	137.9	153.5	164.5	172.4	195.5	224.4
	El	23.5	28.8	31.0	31.8	31.0	22.4
	Sk	-25.2	-9.5	-2.8	-4.8	9.8	26.4
Baden-Baden 8e2, 48n8	Az	138.4	154.2	165.6	173.7	197.4	226.3
	El	25.4	30.8	33.1	33.9	32.6	23.2
	Sk	-26.0	-9.7	-2.5	-4.2	11.3	28.4
Bamberg 10e9, 49n9	Az	141.7	157.8	169.2	177.2	200.4	228.5
	El	25.6	30.5	32.3	32.8	30.8	21.0
	Sk	-23.5	-7.1	0.8	-1.8	13.0	28.9
Bergen 13e4, 54n4	Az	146.2	162.0	172.9	180.5	202.3	229.3
	El	22.7	26.5	27.7	27.9	25.7	16.7
	Sk	-18.9	-3.4	2.9	0.3	12.7	26.2
Berlin 13e4, 52n5	Az	145.5	161.6	172.7	180.5	202.8	230.0
	El	24.4	28.4	29.7	30.0	27.6	18.0
	Sk	-20.2	-4.1	2.6	0.3	13.6	27.8

		Türk sat	Astra 2 / Eutel sat 28A	Astra 1	Hot bird	Eutel sat5 West A
		42.0E	28.2E	19.2E	13.0E	5.0W
Frankfurt am Main 8e7, 50n1	Az	139.4	155.2	166.4	174.4	197.6
	El	24.5	29.6	31.7	32.4	31.1
	Sk	-24.7	-8.6	-1.7	-3.0	11.2
Freising 11e8, 48n4	Az	142.1	158.5	170.1	178.3	201.9
	El	27.3	32.2	34.0	34.4	32.1
	Sk	-24.1	-7.1	0.5	-1.1	14.4
Göttingen 9e9, 51n5	Az	141.3	157.1	168.2	176.1	198.8
	El	23.9	28.6	30.4	31.0	29.4
	Sk	-22.9	-7.0	-0.3	-2.5	11.6
Hamburg 10e0, 53n6	Az	142.2	157.8	168.7	176.3	198.5
	El	22.2	26.6	28.3	28.8	27.3
	Sk	-21.3	-6.0	0.3	-2.2	10.8
Heide 9e1, 54n2	Az	141.4	156.9	167.6	175.2	197.1
	El	21.3	25.7	27.5	28.0	26.8
	Sk	-21.4	-6.3	-0.2	-2.8	10.0
Heidelberg 8e7, 49n4	Az	139.1	155.0	166.3	174.3	197.
	El	25.1	30.3	32.5	33.2	31.
	Sk	-25.2	-9.0	-1.9	-3.7	11
Hof 11e9, 50n3	Az	143.0	159.2	170.6	178.6	20
	El	25.7	30.3	31.9	32.3	3
	Sk	-22.6	-6.1	1.0	-0.9	1
Köln 7e0, 51n0	Az	137.9	153.4	164.4	172.2	19
	El	23.1	28.3	30.5	31.4	3
	Sk	-24.9	-9.3	-2.7	-4.8	
Lübeck 10e7, 53n9	Az	143.0	158.7	169.5	177.1	1
	El	22.2	26.4	28.0	28.5	
	Sk	-20.8	-5.4	0.9	-1.7	
München 11e6, 48n1	Az	141.7	158.1	169.8	178.1	
	El	27.4	32.4	34.2	34.7	
	Sk	-24.4	-7.38	0.23	-1.3	
Münster 8e9, 49n9	Az	139.5	155.4	166.6	174.6	
	El	24.7	29.9	31.9	32.6	
	Sk	-24.7	-8.6	-1.6	-3.5	

An den Fernseher angeschlossen bietet der Receiver ein umfangreiches Menü, das die Signalstärke anzeigt und so bei der Satellitensuche helfen soll. Freundlicherweise kann man alle drei Winkel an der Antenne separat mit

je einer Schraube feststellen. Ich justiere also zunächst einmal die beiden Neigungswikel (*Elevation* und *Skew*) und widme mich dann der Himmelsrichtung (*Azimuth*).

Als kleine moralische Unterstützung lag der Satellitenantenne dafür ein Magnetkompass bei. Dieser erinnert mich irgendwie an Kindertage und kann daher getrost als „fünfmarkstückgroß“ bezeichnet werden. Auf unserem Balkon, der hauptsächlich aus Stahl besteht, ist er leider wenig hilfreich. Etwas besser funktioniert die Kompassanzeige meines iPhones. Aber auch die schwankt um ein paar Grad, wenn ich das Telefon nicht waagerecht halte. Was nicht so einfach ist, da ich es auch immer nur mit einer Hand an die Antenne halten kann, die sich jetzt außenbords unseres Balkons im zweiten Stock befindet.



Letzten Endes verwende ich die Luftbildansicht von dishpointer.com und versuche die entsprechende Ecke des nächsten Gebäudes anzupeilen. In dieser Richtung schwenke ich dann langsam von links nach rechts und zurück und im Wohnzimmer muss die Gattin die Signalanzeige des Receivers beobachten und im richtigen Moment „Halt!“ schreien.

Ich muss versuchen, die Antenne dann in genau dieser Position festzuschrauben und mit einigem Hin-und-her gelingt das auch. Der Vorgang erinnert stark an das Klischeebild aus den siebziger Jahren, in dem der Mann auf dem Dach die Fernsehantenne ausrichtet, während die Frau das empfangene Bild beobachtet, und beide sich dabei durch Rufen verständigen.

Wir haben jetzt also knapp tausend Fernsehkanäle zur Auswahl und könnten uns an *Russia Today* oder *Al Jazeera* erfreuen. Der spillerige Laubbaum, der in ca. 5 Metern Entfernung in direkter Sichtlinie zum Satelliten steht, scheint den Empfang nicht zu stören. Aber bei starkem Regen oder Wind reißt das Signal manchmal ab. Seit Anschaffung der Antenne haben wir übrigens vor allem mehrere Serienstaffeln per Amazon Prime Video und Netflix konsumiert.

Virtualista

3. April 2017

Im Traum ist alles sehr umständlich, denn Internet gibt es nur draußen

Im Traum fängt Ruedi Widmer an, mir zu erklären, warum man immer alles zusagen soll. Normalerweise lautet der Ratschlag ja, Nein sagen zu lernen, und ich sehe gleich einen verkäuflichen Text oder ein Interview vor mir, rufe “Moment, Moment” und drücke das Icon der Aufnahme-App in meinem winzigen gelben Kinder-Moleskine-Notizheft. “Schon toll, dass das inzwischen funktioniert”, denke ich, und dann: “ah fuck, man muss es ja auf dem Handy drücken, nicht im Heft!” Währenddessen redet Ruedi unbeirrt weiter, es ist sehr interessant, wird auf meiner Aufnahme aber leider fehlen. Schließlich klappt es doch mit der Technik. Kurz danach wache ich auf, während die Aufnahme weiterläuft, in meinem Traum, wo sie mir nichts mehr nützt.

Immer noch im Traum versuche ich, das Ganze wenigstens fürs Techniktagebuch aufzuschreiben, wieder auf Papier, denn Internet gibt es nur draußen in der wachen Welt. Zuerst frage ich den neben mir sitzenden Neffen nach dem Datum, er soll auf seinem Handy nachschauen. “Montag, 5. März”, sagt er nach langem Studieren des Handys, ich schreibe es oben auf ein großes Blatt Papier, “nee, warte, Oktober ... Sonntag ...” So schwer kann das doch nicht sein! Am Ende muss ich doch auf meinem nachsehen. Auch da ist es kompliziert, aber durch Handyvergleich finden wir schließlich heraus, dass “Montag, 5. März” wahrscheinlich stimmt. Ich notiere die Einzelteile des Berichts in über das Blatt verteilten Kästchen, die ich mit Pfeilen verbinde und mit Anmerkungen versehe. Das Blatt ist nur als Gedächtnisstütze gedacht, aber eigentlich würde ich es noch lieber direkt als Beitrag verwenden. “Geht aber leider nicht”, sage ich zum Neffen, “als Bild wäre das so klein, dass man nichts mehr lesen könnte.”

Deshalb eben jetzt als Text.

Kathrin Passig

04.04.2017

Reale Virtualität – oder was?

Kaum ist das Kind fertig mit der Grundschule, muss es an der weiterführenden Schule angemeldet werden. Solche Termine gehe ich neuerdings extrem an: Ich bin unfassbar überpünktlich.

So auch gestern. Ich bin die zweite Mutter und die erste, die ein Kind für eine bestimmte Klasse anmelden wollte. Ich lese alle Formulare schön konzentriert durch, fülle alles leserlich aus, spreche mit der Sekretärin und freue mich sehr, diesen Programmpunkt in einer ohnehin sehr vollen Woche geschafft zu haben.

Als ich nach Hause komme, erzähle ich dem betreffenden Kind, dass es nun an seiner Wunschschule angemeldet ist und das Kind freut sich sehr darüber (es hüpft ein wenig umher), dann wendet es sich an mich und fragt besorgt: “Hast du denn auch einen Screenshot davon gemacht?”
Zwei Sekunden später bemerkt es seinen Fehler.

Es spielt eindeutig, wirklich eindeutig, zu viel SIMS4.

Pia Ziefle

4.3.2017

Die Bank darf alles, jedenfalls mehr Zeichen

Ich gucke in mein Online-Banking und habe bei den kürzlich erfolgten Buchungen auch zwei Überweisungen über 0 Euro von meiner Bank. Wenn man den Text zum Verwendungszweck aufklappt, erfährt man hilfreiche Dinge über SEPA-Dauerüberweisungen ins Ausland. Offensichtlich nutzt die Bank Überweisungen, um mit mir zu kommunizieren.

Thomas Renger wundert sich, dass das so viel Text reinpasst: “So viel passt in dieses Feld? Warum darf ich dann da so wenig reinschreiben?”

“Weil du nicht die Bank bist”, sage ich. “Die Bank darf alles.”

Anne Schüßler

4. April 2017

Facebook “liest” meine Fotos und taggt Freunde

Facebook gibt mir zwei Optionen, die öffentlichen Beiträge anderer Menschen oder Seiten zu teilen:

1) “Share Post Now (Public)” teilt den Beitrag mit meinem Freundeskreis und meinen Followern – vergleichbar mit einem Retweet bei Twitter: Der Beitrag steht dann wortgleich auf meiner Pinnwand.

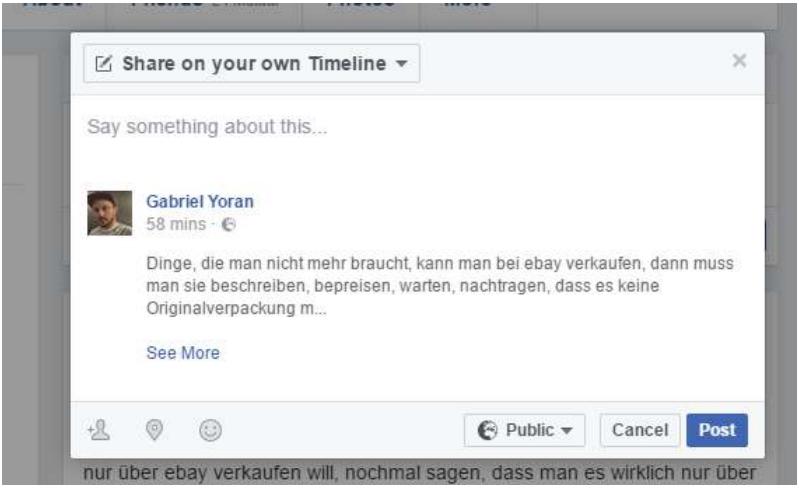
2) “Share”, eine zweite Option, erlaubt mir, den Beitrag ebenfalls u. a. auf meiner Pinnwand zu teilen – oder auf Pinnwände spezifischer Menschen – mit der Option, selbst eigenen Text oder eigene Links voranzustellen.

Ich benutze fast immer Option 2, weil dann ein Textfeld erscheint, “Say something about this post”, das mir erlaubt, dem Posting, das ich teilen will, meine eigenen Gedanken oder Gründe fürs Teilen anzufügen.

Auch Twitter griff diese Idee vor einigen Monaten auf und erlaubt mir jetzt, Retweets mit einem eigenen Ankündigungstext zu versehen – statt Inhalte nur eins zu eins zu teilen. Das hilft mir, weil meine Einwände und Teil-Gründe, mein Kontext und meine eigenen Gedanken gleich mit-geteilt werden und auf den ersten Blick sichtbar sind.

Trotzdem macht mir Option 2) zwei Probleme:

a) Teile ich einen fremden Textpost, wird der Originaltext nur in müdem Grau angezeigt, und oft nur über zwei, drei Zeilen hinweg. Wer den kompletten Beitrag lesen will, muss auf “Read More” klicken. Mein Verdacht: Texte, die ich auf diese Weise teile, werden selten ausgeklappt/vollständig angezeigt, und zu oft überlesen:



b) Wenn ich einen Linkpost – z. B. einen Link zur ZEIT, den ich auf der Pinnwand von Freundin Anna sah – teile, zeigt Option 2) seit einigen Monaten nur noch an "Stefan Mesch shared ZEIT's post", nicht mehr "via Anna" oder "shared Anna's Link". Menschen, die sich als Kurator oder Multiplikator für Links sehen, bleiben bei dieser Share-Funktion unsichtbar – wenn ich nicht noch im Nachhinein manuell ihren Namen oder ihr Profil angebe/verlinke.

Heute schreibt Freund G. einen Textbeitrag auf Facebook. Der Text ist öffentlich (und damit teilbar), doch ich sehe ihn zuerst nicht auf Facebook, sondern auf Twitter: G. machte einen Screenshot seines eigenen Facebook-Texts und teilte ihn auf seinem Twitter-Profil. Als ich den Text retweeten will, macht Twitter kurz Ärger ("This Tweet isn't available anymore") und ich denke "Ach – dann teile ich eben lieber den Originalbeitrag auf Facebook."

Erst möchte ich "Share" (2) drücken – doch sehe dann wieder den grauen, lese-unfreundlichen Kurztext. Deshalb mache ich selbst einen Screenshot von G.s Beitrag und beschließe, seinen Text als Foto/Bilddatei auf meiner Pinnwand zu posten und G. anschließend zu markieren.:

(Satire- und Nachrichtenseiten teilen auch längere Texte auf Facebook immer öfter als Bild/Screenshot, nicht als bloßen Text. Ich weiß nicht, warum Menschen lieber einen Screenshot durchlesen als einen Facebook-Text-Post..)

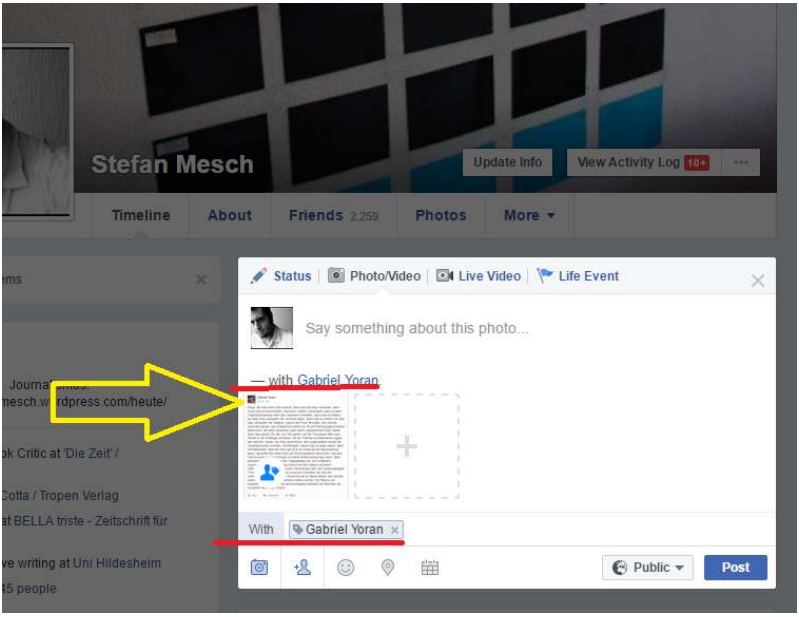
Gabriel Yoran
2 mins ·

Dinge, die man nicht mehr braucht, kann man bei ebay verkaufen, dann muss man sie beschreiben, bepreisen, warten, nachtragen, dass es keine Originalverpackung mehr gibt, Halunken schreiben, dass man es wirklich nur über ebay verkaufen will, nochmal sagen, dass man es wirklich nur über ebay verkaufen will, erklären, warum das Porto 4€ kostet, sich Wucher vorwerfen lassen, das erfolgreiche Gebot von 1€ auf PayPal gutgeschrieben bekommen, die Ware verpacken, aber keine Luftpolsterfolie mehr haben, diese also kaufen (für 4€), zur Post gehen, auf der Prenzlauer Allee eine Stunde in der Schlange schwitzen, mit der Postfrau rumdiskutieren wegen des falschen Labels, das Ding verschicken, dem ungeduldigen Käufer die Trackingnummer schicken, rechtfertigen, warum das so lange dauert, dann rumdiskutieren, dass die Ware gar nicht so richtig auf die Beschreibung passt, daraufhin den einen Euro auf PayPal gesperrt bekommen, was das PayPal-Konto ins Minus bringt und damit funktionsuntüchtig macht, dann beantworten, ob man noch den Originalbeleg hat, sich schließlich wünschen, man hätte das Ding einfach auf dem Balkon verbrannt.
Oder man verschenkt sein kaputtes Internetradio über die Facebookgruppe "Free Your Stuff Berlin" an einen syrischen Flüchtling, der das tote Internetradio zur vereinbarten Uhrzeit bei dir zu Hause abholt, eine Stunde später stolz ein Foto des reparierten Radios schickt ("my friend is an engineer") und sich nochmal überschwänglich bedankt und Herzchen via Facebook Messenger schickt.

Like Comment Share

1

Als ich den Screenshot (Bild oben) als Foto hochlade und auf meiner Pinnwand teilen will, passiert Folgendes:

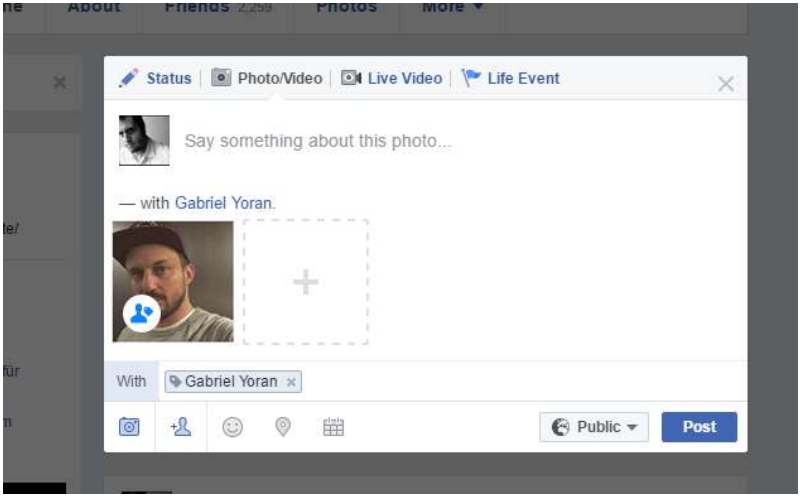


Facebook erkennt den Text “Gabriel Yoran” oder Gabriels Facebook-Profilbild, taggt meinen Screenshot automatisch mit “Gabriel Yoran” und schlägt, im Entwurfsmodus, automatisch “with Gabriel Yoran” vor.

Ich teste das selbe mit einem kürzeren Textbeitrag von Freundin Anna. Doch als ich den Anna-Screenshot auf meiner Pinnwand teilen will, schlägt mir Facebook kein automatisches “with Anna” vor.

Wurde mein Foto “gelesen” und die Worte “Gabriel” und “Yoran” erkannt? Oder ging es nur ums Profilbild?

Ich mache einen Screenshot von Gabriels Profilbild (ohne Text) und setze es auf meine Pinnwand. Auch hier wird schon beim Upload automatisch Gabriel markiert:



Freund G. erklärt mir auf Facebook: “Es geht wirklich nur ums Foto. OCR [Text auf Bildern lesen] macht Facebook m.E. noch nicht.”

Stefan Mesch

Seit April 2016

Meine Superkraft ist das Zerstören von Kabeln

Seit April 2016 besitze ich ein Nexus 5X, ein Handy, für das man ein USB-C-Ladekabel braucht. Im den seitdem vergangenen zwölf Monaten habe ich 14 Ladekabel verbraucht, und das sind nur die Käufe, die ich rekonstruieren kann. Eins war von Amazon Basics, vier waren billige chinesische No-Name-Produkte bei Amazon, mindestens vier weitere namenlose habe ich in Notsituationen in Läden gekauft, und fünf waren relativ teure von den Mar-

kenherstellern Anker und Aukey. Das kurzlebigste Kabel war nach einem Tag hinüber, No-Name-Kabel halten etwa eine Woche durch, die Markenkabel immerhin ein paar Wochen.

Ich habe dafür keine Erklärung.

Die meisten der Kabel sind nicht ganz kaputt, sie laden nur das Handy nicht mehr richtig. Ich brauche sie vor allem, um die Powerbank mit dem Handy zu verbinden, weil das Handy auf sich allein gestellt eine Akkulaufzeit von einer Stunde hat, wenn ich Pokémon Go spiele, und kaum länger durchhält, wenn ich es bleiben lasse. Mit einem neuen Kabel geht das einwandfrei und das Handy wird dabei sogar geladen. Nach kurzer Zeit schaffen die Kabel es nur noch, den aktuellen Ladezustand zu erhalten. Und nach einer weiteren kurzen Zeitspanne lassen sie den Ladestrom immer wieder ganz abreißen. Wenn ich das nicht sofort merke, ist das Handy gleich danach leer. Irgendwas an den Kabeln verschlechtert sich, aber "sie werden ja kaum unter Elektronenverstopfung leiden" (Markus Winninghoff). Mit so einem elektronenverstopften Kabel leert sich der Akku unter Umständen selbst dann, wenn das Handy direkt an der Steckdose hängt.

Niemand in der Techniktagebuchredaktion hat dieses Problem oder kann es nachvollziehen. Ich habe auch schon viel Zeit mit Google zugebracht, erfolglos. Wahrscheinlich bin ich so eine Art reverser Kabelmidas und alle Kabel, die ich berühre, verwandeln sich in Schrott, dafür spricht auch die Sache mit den Magsafe-Kabeln. Falls jemand mir einen Job als Touristin in der Nähe wichtiger feindlicher Kabeleinrichtungen anbieten möchte, bitte Bescheid sagen, ich mache mich gern nützlich.

Kathrin Passig

2005 und 2017

Die Schwächen des Fernsehprogramms muss man nur nutzen

Weihnachten 2005: Mein Mann und ich schenken meinen Eltern einen DVD-Player zusammen mit den DVDs von *Dirty Dancing* (für Mama) und *Tanz der Vampire* (für Papa). Ich weiß, dass meine Eltern keine großen Filmenthusiasten sind, aber wir sind hoffnungsfroh, dass sie schon irgendwas mit dem Gerät anfangen können.

Anfang 2017: Ich erzähle meiner Mutter irgendwas von einer Sendung, die ich gesehen habe, vermutlich auf DVD oder Netflix. Sie kennt die Sendung, findet sie wohl auch gut und meint nur: "Aber weißt du, das kommt ja so oft, man muss immer nur ein bisschen abwarten, dann kann man es einfach im Fernsehen gucken."

Ich wüsste nicht, dass sich meine Eltern jenseits von den Initial-DVDs je noch weitere zugelegt hätten. Ich weiß noch nicht mal, ob sie das Gerät noch haben, ob es gar am Fernseher angeschlossen ist. Vermutlich scheiterte das Interesse an einem Abspielgerät aber gar nicht an einem generellen Desinteresse für das (wiederholte) Gucken von Filmen oder anderweitigen Sendungen, sondern an der Vorhersehbarkeit des deutschen Fernsehens. Meine Eltern müssen gar nicht dringend irgendwas genau jetzt gucken, sie warten einfach ab, bis es mal wieder kommt und gucken es dann.

Anne Schüßler

5.4.2017

Ich bin im Ausland und habe zu viel Datenvolumen

Ich fahre für 24 Stunden ins benachbarte Ausland und will auch dort natürlich mobil online sein. Wie üblich bei Reisen innerhalb der EU buche ich deshalb auf meine Aldi-Prepaid-Karte die EU-Option: 500 MB, sieben Tage gültig, für 4,99 Euro.

Wenn ich eine Woche im Ausland unterwegs bin, also die ganzen sieben Tage, die die Option vorsieht, sind 500 MB ein bisschen knapp. Für 24 Stunden, von denen ich auch noch die Nacht verschlafe, sind 500 MB ein bisschen viel.

Am Nachmittag vor der Rückfahrt stehe ich an der Fernbus-Haltestelle und muss feststellen, dass ich erst 120 MB verbraucht habe – und auch das nur, weil ich den Nachmittag über meinen Laptop über den Android-Hotspot meines Smartphones ins Internet gebracht habe. Aber offensichtlich nur für Dinge, die nicht so arg viel Datenverkehr mit sich gebracht haben.

Weil ich's ja habe, lade ich mir noch das komplette E-Paper der Süddeutschen Zeitung von diesem Tag runter, für die Rückfahrt. Und schaue noch hier und dort und hier und dort, während ich der Grenze entgegenrolle. Als ich wieder in Deutschland bin, habe ich immer noch 340 MB über. Die jetzt einfach verfallen werden.

Thomas Wiegold

Juli 2016 und April 2017

Das letzte Klingeltonrefugium

Im Juli 2016 habe ich bei Edeka in der Abteilung mit den bunten Partyspießen schon einmal das aktuelle Kinderhandy fotografiert. Es ist ein "Cebit Handy" und hat verschiedene Klingeltöne:

Inzwischen ist das Nachfolgemodell eingetroffen:

Wenn man es kippt, zeigt es ein anderes Bild an. Das konnte das Vorgängerhandy eventuell auch schon, ich bin nur nicht auf die Idee gekommen, dass so fortschrittliche Technologien verbaut sein könnten.

Ob die Kinder noch wissen, was Klingeltöne einmal waren? Vielleicht klingeln Elternhandys ja noch. Wenn man Kinder hat, muss man sicher ständig von irgendwas Dringendem telefonisch informiert werden und hat deshalb die Klingeltöne an. Vielleicht aber auch gerade nicht, weil die Kinder nicht

aufwachen sollen. Wahrscheinlich sind Kinder grundsätzlich einverstanden und wundern sich nicht, wenn die Kinderversionen von Erwachsenengeräten mehr klingeln, quieken und hupen als das Original.

Kathrin Passig

6.4.2017

Ich bin die Fernsehretterin meiner Eltern

Meine Eltern sind noch recht jung, so dass ich nur sehr, sehr selten zu Technikeinrichtungsdiensten herangezogen werden muss.

Heute ist es soweit! Sie sehen mich mit großen Augen an und sagen: “Der Fernseher geht nicht mehr.”

Seit der Umstellung auf DVB-T2 gibt es keine Sender mehr, lediglich ein paar Internetkanäle konnten sie einrichten, aber die sind laut meiner Mutter “alle doof”.

Ich schalte den Fernseher ein, finde nach kurzer Zeit in den Einstellungen auch die Option “Sendersuchlauf”. Dann schalte ich die Quelle von irgendwas anderem auf “Terrestrisch”, drücke auf Start und der Fernseher geht auf Sendersuche.

Das war noch einfacher, als ich dachte. Das Problem war wohl, dass meine Eltern den Begriff “Terrestrisch” nicht einordnen konnten, eventuell war auch an dieser Stelle nicht klar, dass man die Quelle auswählen musste.

Dann sind alle Sender gefunden inklusive ein paar Radiostationen. Einige der privaten Sender funktionieren nicht mehr, aber das war ja bekannt und stört meine Eltern nicht weiter. “Aber guck! Bibel.tv und QVC könnt ihr trotzdem noch gucken” rufe ich enthusiastisch, aber natürlich auch nur im Scherz.

Eigentlich möchte ich jetzt noch die Sender ordnen, aber diese Option finde ich tatsächlich nicht. Es gibt ein Handbuch, das man auf dem Fernseher abrufen kann, die entsprechende Menüoption fürs “Sendersortieren” gibt es aber auf diesem Gerät nicht, jedenfalls nicht da, wo sie sich laut Handbuch befinden sollte.

Die Fernbedienung, über die meine Mutter bereits schimpfte (das Techniktagebuch berichtete), ist tatsächlich Mist. Es gibt keine Zahlen mehr, nur wenige Knöpfchen und so einen Kreis, wo man unten, oben, links, rechts drücken und in der Mitte bestätigen kann. Für eine direkte Senderwahl muss man also die Taste mit “123” drücken und dann mit links und rechts auf einer Zahlenleiste die Sendernummer auswählen. Für Lautstärke und Sender gibt es auch nicht jeweils zwei Tasten (eine für rauf, eine für runter), sondern nur eine, die man hoch und runter drücken kann. Das ist mit etwas Gewöhnung aber tatsächlich gar nicht so schlecht.

Die Sender sind alphabetisch geordnet, es fängt also mit 3sat an und hört mit irgendeinem Spartensender des ZDFs auf. Immerhin wissen wir, nach welchem System die Sender geordnet sind, das erleichtert das Auffinden ja schon mal.

Dann spiele ich noch ein bisschen mit dem Fernseher rum. Es gibt eine eingebaute Timeshift- und Aufnahmefunktion, die man zwar aufrufen kann, für die der Fernseher dann aber letztendlich nicht ausgerüstet ist. Auch Netflix, Amazon und Mediatheken sind als Apps bereits installiert, und so zeige ich meinen Eltern zumindest, wie sie auch YouTube-Videos auf ihrem Fernseher gucken können und wir gucken erst ein Video mit Imelda May, dann eins von einem Liveauftritt von Beth Hart und dann eins, wo Aretha Franklin “A Natural Woman” von Carole King singt.

Damit sind meine Eltern ausreichend glücklich und das mit dem Sendersortieren gucke ich mir vielleicht beim nächsten Mal in Ruhe an.

Anne Schüßler

6. April 2017

QR-Code-Strahlen befühlen mein Handy

Lange habe ich mich geweigert, WhatsApp zu verwenden, weil es das nur fürs Handy gab und ich zumindest manchmal gern eine Tastatur habe, wenn ich was Längeres schreiben möchte. Irgendwann um 2015 oder 2016 herum habe ich mich angemeldet, konnte aber bisher auch alle Gesprächspartner auf anderen Kanälen erreichen.

Heute habe ich beim Pokémonisieren Leute kennengelernt, die, wenn ich das richtig verstehe, ausschließlich über WhatsApp kommunizieren. Ich weiß, dass es schon seit längerem eine Desktopversion gibt, ergoogle sie und erwarte einen komplizierten Loginprozess, der dadurch nicht einfacher werden wird, dass meine Anmeldung eben schon lange zurückliegt. Hoffentlich habe ich keine Antworten auf Sicherheitsfragen festgelegt, an die ich mich jetzt erinnern soll.

Aber nichts dergleichen passiert. Ich bekomme einen QR-Code angezeigt, der mit WhatsApp auf dem Handy zu scannen ist. Ich scanne den Code und muss gar nichts weiter machen, der Browser reagiert sofort und zeigt mir meine WhatsApp-Chats genau wie auf dem Handy an. Magie! Eigentlich hat ja nur die Handykamera das Laptopdisplay betrachtet, Informationen sind also vom Laptop zum Handy geflossen. Das Handy muss sich hintenrum wieder mit dem Browser verständigt haben, womöglich war Internet im Spiel. Es fühlt sich an, als hätte ich als Kind doch recht gehabt mit meiner Theorie, dass meine Augen Sehstrahlen aussenden, mit denen ich die Umgebung abtaste. Also so ähnlich jedenfalls.

Kathrin Passig

April 2017

No Parking

Die Vorbesitzerin berichtet mir, dass das Auto, das ich von ihr kaufen will, selbständig rückwärts-seitwärts einparken könne. Wie es geht weiß sie aber nicht, weil sie das Auto nie selbst gefahren hat. Ich muss ohnehin zum Händler, bei dem das Auto gekauft wurde, also soll ich dort um eine Vorführung bitten, meint sie: „Die müssens ja wissen."

Als ich dort um eine Vorführung der tollen Parkfunktion bitte, heben allerdings mehrere Mitarbeiter sofort abwehrend die Hände. Von „keine Ahnung, wie das geht" bis „meine Frau hat das auch im Auto, da steht, er kann schon mal über den Bordstein fahren – am Ende ist der Bordstein ein Kind, wir haben das gleich abgeschaltet!" ist alles an Ablehnung dabei. Der Meister der Werkstatt schnappt sich die Anleitung, schaut kurz rein, aber als die Anleitung zu viele Schritte hat, reicht er mir das aufgeschlagene Anleitungsbuch. „Da steht ja alles drin – und hier ist gerade eh keine passende Parklücke. Am besten Sie suchen sich irgendwo eine passende Lücke, wo Sie keiner sieht". Warum mich keiner sehen soll, frage ich nicht, vermute aber, er meint, falls das Auto randaliert. Es ist offensichtlich: Keiner der Mitarbeiter will das offenbar große Risiko eingehen.

Ich nehme das Buch also wieder in Empfang und fahre ohne Vorführung weiter. Weil ich noch einiges erledigen muss, vergesse ich, zwischendurch das Parkwunder nachzulesen. Als ich abends endlich wieder daheim ankomme, parke ich rückwärts-seitwärts, ganz ohne Maschinenhilfe. Die Zukunft kann ja auch wann anders noch zeigen, was sie drauf hat, sofern sie eine passende Parklücke findet.

Mia Culpa

April 2017

Ceci n’est pas un Touchscreen

Ich will das Auto waschen. Beziehungsweise waschen lassen. Dazu fahre ich zu einer Tankstelle mit Waschstrasse. Um die Anlage zu nutzen, muss man in der Tankstelle einen Code erwerben. Ich gehe also hinein, sage, dass ich das Auto gewaschen haben möchte und der junge Mann weist auf einen Bildschirm mit verschiedenen buttonförmigen Optionen und sagt “Da müssen Sie hier erst mal eine Option wählen”. Ich lese kurz die verschiedenen Waschgänge, entscheide mich und drücke dann ohne weiter nachzudenken auf eine der buttonförmigen Optionen. Es passiert aber nichts, nur das Display rutscht ein bisschen zurück. Ich schaue verdutzt und es dauert einen Moment, bis ich verstehe, dass es wirklich nur ein Display ist, das da quasi an Stelle einer Papptafel steht – und nicht etwa eine benutzbare Touchscreenoberfläche, wie das Screen Design andeutet.

Der junge Mann an der Kasse und ich müssen beide kichern. Ich sage noch “Ich hoffe, dass ich wenigstens nicht die erste bin, der das passiert!” und er prustet “doch!” Ich geh das Auto waschen (man kann der Waschanlage bei der Arbeit zusehen, schön ist das) und fahre dann, von der buttonförmigen Gegenwart fröhlich gedemütigt, heim.

Mia Culpa

7. April 2017

Scannen als Passion

„Der neue Buchscanner ist da!“, ruft verheißungsvoll ein mit Tesa an der Wand befestigtes Blatt, das eine Kurzbedienungsanleitung präsentiert und inzwischen selbst gar nicht mehr ganz so neu aussieht. Da für mich dennoch alles hier neu ist, freue ich mich trotzdem und lese mit hermeneutischer Fi-

nesse das implizierte „… na endlich, Gott, was für eine Erlösung!“ gleich mit, sodass mir die Wahl zwischen den zwei Geräten nicht schwer fällt. Der „neue Scanner“ ist kompakt. Er steht auf einem Tisch, verfügt über einen Vorschaubildschirm und lässt sich über ein separates kleines Touchdisplay steuern. Der Nutzer nimmt auf einem stoffbezogenen Stuhl Platz, darf zwischen verschiedensten Scanqualitäten und Dateiformaten wählen, sich die Ergebnisse direkt per Mail zusenden lassen oder sie auf einem USB-Stick speichern. Der alte Scanner hingegen hat die Ausmaße jener hochberühmten Helden der Vorzeit, von denen Moses spricht, und ist wahrscheinlich (bestimmt!) vollständig aus Eisen, er lässt sich nur im Stehen bedienen und wenn es hart auf hart kommt, rechne ich mir keine Chancen aus. Und er heißt „book2net Kiosk“.

Mein Ziel (der Nutzer hat inzwischen auf einem stoffbezogenen Stuhl Platz genommen) besteht darin, ein seit längerem vergriffenes Reclam zu digitalisieren. Es ist die Textgrundlage für mein literaturwissenschaftliches Seminar in diesem Semester und sollte möglichst bald verfügbar sein. Also los, „neuer Scanner“! Haptik, Sound und Lichteffekte wirken soweit in Ordnung. Man löst den Scan durch mittleren Druck auf einen Knopf neben dem Display aus. Dann läuft hurtig, begleitet von einem *sieeeeeps*, von links nach rechts ein Streifen Licht über die Seiten – und schon erscheint das hochgradig verpixelte Vorschaubild, auf dem … keinerlei Text zu erkennen … hm. Nach einigen Versuchen, Geduld, Geduld, erinnere ich mich an die verheißungsvolle Kurzbedienungsanleitung. Der Trick besteht darin, das Vorschaubild, das offenbar nur eine Art Vorschaubildvorschaubild ist, über die Funktion „Lupe“ zu überprüfen. Dann ist zu erkennen, ob die Scans geglückt sind. Und wirklich, wie raffiniert! Unter der „Lupe“ sieht es plötzlich sehr gut aus. Ich werfe einer Studentin, die den Raum betritt, einen vielleicht etwas zu begeisterten Blick zu, der soviel wie „Vorschaubildvorschaubild!“ zum Ausdruck bringt, woraufhin sie den Raum relativ zügig wieder verlässt. Nach ca. 12 Minuten schaue ich stichprobenartig noch einmal nach, und ja, das ist doch gar nicht schlecht – einige wenige Scans sind tatsächlich geglückt.

Leider habe ich mir über die Jahre ein hypersensibles philologisches Gewissen antrainiert und immer wenn ich „reicht das nicht?“ denke, straft es mich mit Empfindungen, die ich aus Scham nicht näher beschreiben möchte. Wir handeln aus, dass ich wenigstens den Scanner wechseln darf. Und so trage ich mein Reclam wie ein (kleines, gelbes, federleichtes) Kreuz aus dem Raum, kehre dem „neuen Scanner“ mit Verachtung den Rücken, halte gebührenden Abstand zu „book2net Kiosk“, verlasse die Seminarbibliothek und suche das Kulturwissenschaftliche Zentrum auf.

Der kleine Scanner im Eingangsbereich der Bibliothek ist, glaube ich, tatsächlich neu. Er tut in etwa das, was der „neue Scanner“ tut, nur alles eine Nummer sanfter und vernünftiger. Man löst den Scan durch eine in die Buchauflagefläche eingelassene Leiste aus, die bereits auf leichten Druck reagiert, es gibt kein enervierendes *sieeeeeps* und keine kitschige Lichtshow, nur ein kaum hörbares *zik*, wenn die Kamera auslöst. Und das Vorschaubild ist ein Vorschaubild. Und es läuft sehr gut. Bis ich ein Drittel des Buches gescannt habe. Dann setzt der gefürchtete Reclam-Effekt ein: Das Buch ist sehr klein und vergleichsweise eng gebunden, sodass es von beiden Seiten mit den Fingern aufgehalten bzw. gezogen werden muss. Das irritiert den Buchscanner, der nun permanent Bilder produziert, die nur zu ca. 20% aus Buch und zu 80% aus Auflagefläche und meinen Händen bestehen. Zum Glück gibt es dafür eine technische Lösung, die nicht nur von bestechender Einfachheit und äußerst kostengünstig, sondern auch mit allen marktgängigen Buchscannern kompatibel ist: Eine transparente Plexiglasplatte. Man legt die Plexiglasplatte auf das Buch, sodass sie die Seiten gleichmäßig aufdrückt und der Scanner sich nicht über unappetitliche Menschenhände ärgern muss. Also gehe ich rasch zur Theke, um mir die Plexiglasplatte … haben sie nicht? Ah …

Es bleibt immerhin noch eine Option, die allerdings nur den Schwarzgürtelträgern unter den Buchreproduzenten zu empfehlen ist: Wildes Herumprobieren mit unterschiedlichsten Hand-Buch-Kombinationen. Ohne erkennbares Muster klappt es nach vier bis sechs Versuchen pro Doppelseite. Meistens. Gut nur, dass sich die Fehlversuche vergleichsweise einfach erset-

zen lassen. Nach ca. 35 Minuten, einigen Krampfpausen und mühsam unterdrückten Tränen erreiche ich das lang ersehnte Literaturverzeichnis. Letzter Scan: *zik*. Es ist vollbracht. Nun speichere ich die Datei als Multipage-PDF und mir entfährt ein Lachen – ein Lachen in eindeutig inakzeptabler Lautstärke. Leider hat es keinen triumphierend-irren, sondern einen verzweifelt-irren Charakter. Wäre der Scanner ein Schäferhund, so würde er mich jetzt anpinkeln. Er sagt: „Fehler beim Speichern der Datei“.

Erniedrigt und mit gebrochenem Willen krieche ich in die Seminarbibliothek zurück und stelle mich, es ist ohnehin alles egal, vor den archaischen „book2net Kiosk“. Auch hier ist die Auslöseleiste in die Buchauflagefläche integriert, aber sie ist kalt, weil sie aus Metall ist. Man muss sie ziemlich weit hinunterdrücken, es gibt ein leichtes Quietschen und zuweilen federt sie als SCHNAPP zurück. „book2net Kiosk“ scannt nicht, er äugt. Es ist ein schlafender Zyklop, der bei Druck in die Leistengegend für kurze Zeit surrend sein Auge öffnet. Dann fällt Licht auf das Buch. Dann erlischt es. Dann geschieht einige Sekunden lang nichts. Und dann erscheint auf dem Bauch des Riesen, jedes Mal, ohne Ausnahme, eine sauber aufgenommene Doppelseite.

Christian Schmidt

7. April 2017

Von Parkplatzfotografierern und Handyvergessern

Momentan bringe ich morgens das Kind in die Kita und meine Frau holt es dort nachmittags wieder ab. Falls wir beide dazu das Auto verwenden wollen, parke ich es an einer S-Bahnstation etwas näher bei der Kita, nachdem ich das Kind dort abgeliefert habe. Ich fahre dann per Bahn weiter zur Arbeit. Meine Frau steigt nachmittags von der Arbeit kommend von der Bahn ins Auto um, sammelt das Kind ein und fährt nach Hause.

Falls ich nicht direkt in Sichtweite des S-Bahn-Eingangs parken kann, schicke ich meiner Frau per WhatsApp ein Foto und einen Kartenausschnitt der Parkposition. So war es auch heute geplant. Ich bemerke allerdings morgens, dass meine Gattin ihr Handy auf dem Küchentisch vergessen hat und es wenig Sinn macht, ihr Bilder dorthin zu schicken.

Ich vermute auch, dass sie zuerst von der Arbeit nach Hause fahren wird, um ihr Telefon zu holen und stelle daher das Auto lieber wieder dort ab. Meine Frau hingegen – stolz, dass sie meine Nummer auswendig weiß – ruft mich wenig später vom Handy eines Kollegen aus an. Offenbar wusste sie nicht, wo sie ihr Telefon liegen gelassen hatte und ob ich es bemerkt habe.

Virtualista

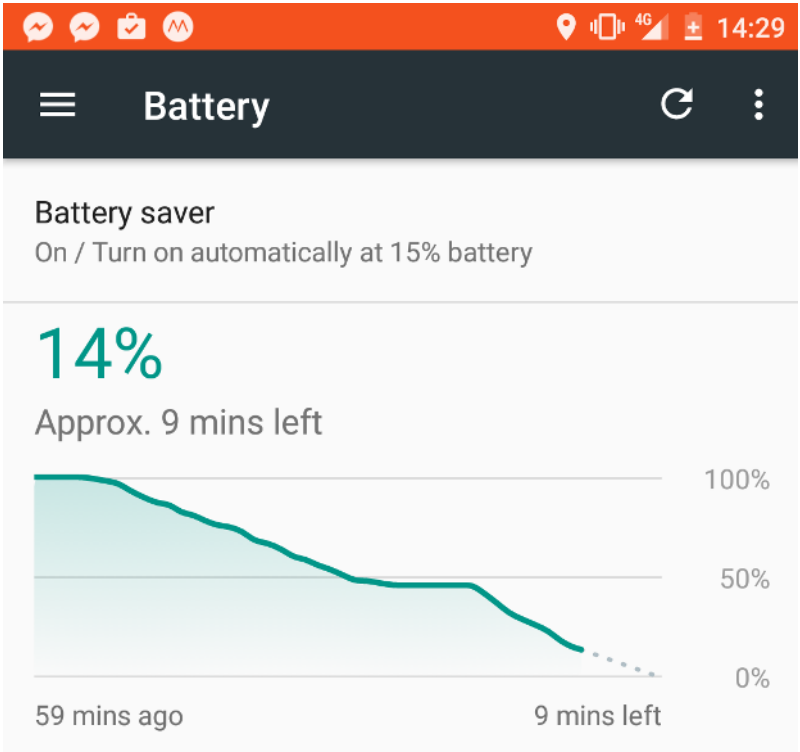
7. April 2017

Das Handy wird am Akku operiert

Früher, ach früher! Da ließ man das Handy einfach fallen, und es zersprang willig in drei Teile: Vorderseite, Rückseite und Akku. Heute ist alles ein bisschen komplizierter.

Von Google habe ich erfahren, dass die anderen Besitzer von Nexus5X-Handys keineswegs über Akkulaufzeiten von einer Stunde klagen. Also, sie klagen natürlich schon, aber mehr darüber, dass der Akku nachmittags schon leer ist, wo er doch morgens noch voll war.

Bei mir sieht das eher so aus:



Vor 59 Minuten war das Handy noch voll, und in 9 Minuten wird es leer sein.

Wegen dieser neuen Erkenntnisse habe ich einen Ersatzakku bestellt (angeblich Originalware, 11,59 Euro) und einen Satz mit Spezialwerkzeugen für die Reparatur von Handys und Tablets (7,49 Euro).

Fotos von der Operation gibt es keine, denn ich habe währenddessen kein Handy, mit dem ich sie machen könnte. Die beiden seit Jahren unbenutzten Digitalkameras liegen mit leerem Akku in einer Kiste und ich müsste erst mal die dazu passenden Ladegeräte und -kabel finden. Der Akku vom ebenfalls

seit Jahren unbenutzten iPad Mini ist auch leer, und ich finde das Ladekabel nicht mehr. Mit der Frontkamera des Laptops könnte ich zwar Fotos machen, aber … ach, man kann es sich doch hier bei iFixit anschauen, wie so ein Handy von innen aussieht.

Der Austausch verläuft erfolgreich, wenn auch unter Flüchen, denn es ist eine Kombination aus roher Gewalt und äußerster Vorsicht gefragt, und Geduld braucht man auch, eine FUCKING SCHEISSGEDULD, und man darf nicht etwa versehentlich mit einem der vielen spitzen Werkzeuge ein Loch in den Akku machen, weil einem sonst das Haus abbrennt. Aber nach etwa einer halben Stunde ist der Akku ausgetauscht und alles funktioniert noch. Wenn sich die Lage jetzt nicht bessert, liegt es doch an Pokémon Go.

Update: Die Lage bessert sich nicht, wahrscheinlich ist aber nicht Pokémon Go schuld, sondern eine ungünstige Kombination aus baubedingt mangelhafter Prozessorwärmeableitung im Handy, übereifriger Ladetempodrosselung bei auch nur lauwarmem Handy und meinen Nutzungsgewohnheiten (Screen grundsätzlich immer an).

Kathrin Passig

2017

Boje im Bett

Mein Sony Smartphone hat über dem Display eine “Benachrichtigungsleuchte”, die bei gesperrtem Bildschirm anzeigt, wenn sich in der digitalen Welt etwas getan hat. Es blinkt in verschiedenen Farben, an denen man erkennen kann, ob,es sich um eine neue Mail, eine neue WhatsApp oder etwas vom Push Dienst oder was auch immer handelt. Im Prinzip ist es ein Schrei nach Aufmerksamkeit.

Ich nutze diese Funktion aber ganz anders: Wenn es Zeit ist, schlafen zu gehen, schnappe ich mir meinen Pyjama aus dem Schlafzimmer, lasse das Sony schon auf dem Bett liegen, mache das Licht aus und verschwinde ins Bad. Komme ich dann zurück ins dunkle Schlafzimmer, weiß ich immer wo das Sony ist, weil irgendwo im Meer aus Decke und Kissen eine bunte Boje blinkt (grün, gelb, weiß ...). Selbst wenn das Sony auf dem Bauch liegt, reicht das Licht der Boje zum Wiederfinden in der Dunkelheit. Es ist auch noch nie vorgekommen, dass es nicht blinkt, irgendwas ist immer!

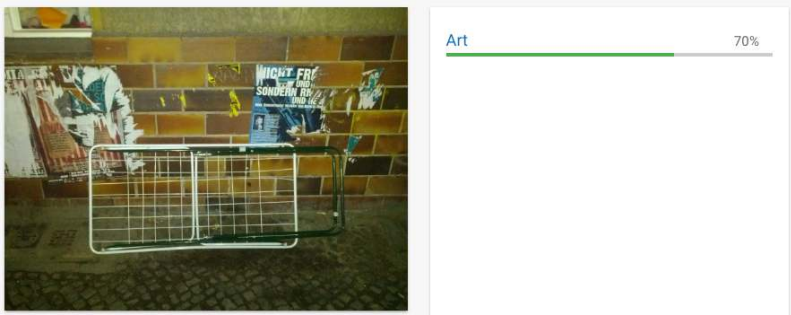
Nachts geht das Sony in den Flugmodus, damit es mich u. a. mit der Boje nicht stört. Am Morgen finde ich das Sony zielsicher ohne Boje wieder, weil es am Ladekabel angekettet ist.

gold1812

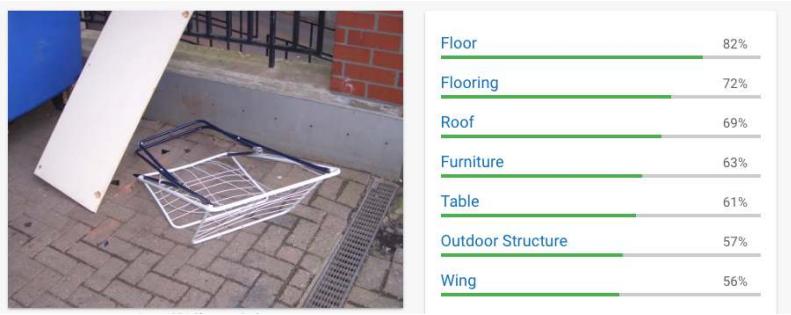
7. April 2017

Machine Learning gibt den Künstlerberuf, Machine Learning nimmt ihn hinweg

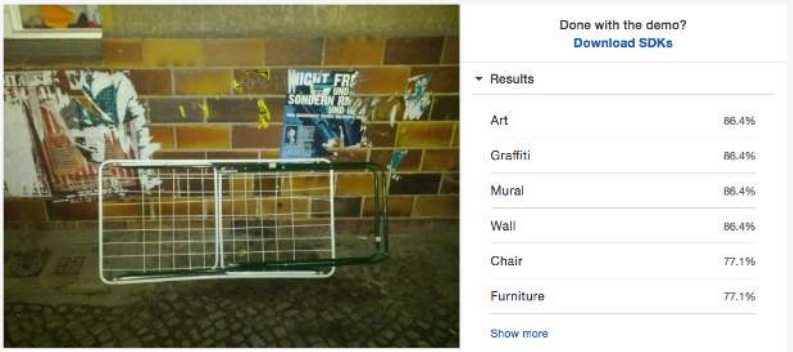
Wegen eines Gesprächs mit Gregor Weichbrodt probiere ich zum ersten Mal die Bildanalysefähigkeiten von Googles Cloud Vision API aus. Ich lade das erstbeste Foto hoch, das mir auf der lokalen Festplatte in die Finger fällt, es ist Teil der Sammlung von Fotos weggeworfener Wäscheständer, aufgenommen hat es Moritz Metz. Und siehe da, Google teilt meine Meinung, es handelt sich um Kunst! Siebzigprozentige Kunst!



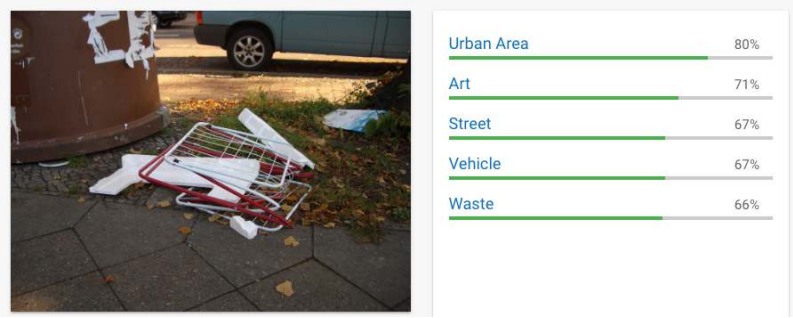
Bei allen weiteren getesteten Wäscheständerfotos erkennt Google leider ganz andere Dinge, und Kunst ist nicht dabei:



Amazon bietet mit Amazon Rekognition einen ähnlichen Service an und erkennt sogar 86,4-prozentige Kunst auf dem ersten Foto:



Leider sind dafür, wie der Vergleich mehrerer Ergebnisse zeigt, überhaupt nicht meine künstlerisch wertvollen Wäscheständer verantwortlich, sondern nur die abgerissenen Plakate im Hintergrund. Die sind also Kunst, und meine Sammlung ist nur: Müll.



Kathrin Passig

April 2017

Wir müssen den Artikel nicht zurücksenden

Seit ich im November 2015 indirekt im Techniktagebuch erwähnt werde (ich sitze in der Vorlesung, die Georg Passig in "Die Zukunft wird verboten" beschreibt), lese ich regelmäßig den Blog mit. Heute – immerhin anderthalb Jahre später – sitze ich so erstaunt vor meinem Rechner, dass es mir in den Fingern juckt, selbst einen Beitrag zu schreiben. Folgendes passiert:

Meine Freundin hat über meinen Amazon-Account ein Kinderbuch für die Arbeit bestellt (als Student kann ich ein Jahr lang Amazon Prime und die kostenlose und schnellere Lieferoption nutzen) . Weil ihr das Buch aber nicht gefällt, wollen wir es zurückschicken. Um ein Rücksende-Etikett auszudrucken, melde ich mich bei Amazon an und wähle "Artikel rücksenden oder ersetzen" aus. Daraufhin überrascht mich Amazon mit der Mitteilung: "Erstattung veranlasst. Sie müssen den Artikel nicht zurücksenden."

Meine Freundin glaubt erst mal an einen Fehler von Seiten Amazons. Ich spekuliere, dass die Rücksendung für den Online-Marktplatz teurer ist, als die knapp 9€ für das Kinderbuch. Eine Internetrecherche ergibt, dass das erstens wohl auch schon anderen Kunden passiert ist, und zweitens, dass die meisten auch an die Begründung der hohen Rücksende- und Folgekosten glauben.

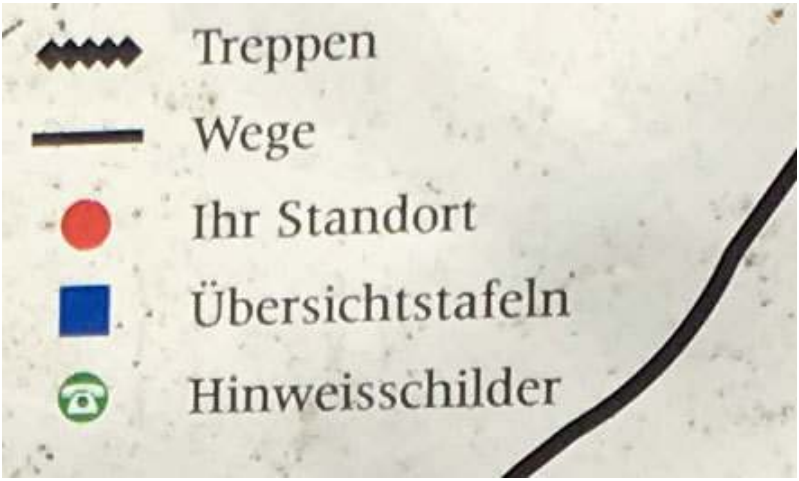
Habe ich das jetzt nur verpasst oder ist das schon länger gängige Praxis bei Amazon?

Dominik Schneider

8. April 2017

Grüne Telefone im Weinberg

Beim Wandern über das badische „Wiiwegli“ stoßen wir auf eine seltsame Infotafel. Deren Legende weist „Hinweisschilder“ mit grünen Telefonsymbolen aus.



Es handelt sich dabei, so der Erklärtext, um ein Informationssystem, „das Sie über Ihr Mobiltelefon nutzen“ können. „Ziel ist es auf große und aufwendige Informationsschilder zu verzichten und somit die natürliche Schönheit des Berges zu erhalten.“

Beim Weiterwandern stoßen wir auf eine solches Hinweisschild. Es macht uns mit einer Freiburger Festnetz-Telefonnummer bekannt. Natürlich rufen wir dort an.

Eine freundliche Frauenstimme vom Band erklärt uns etwa drei Minuten lang, was das Besondere an dieser Landschaft ist: „Es handelt sich um einen terrassierten Weinberg, der von Trockenmauern gestützt wird.“

Nachteil dieser Art der Informationsvermittlung: Verpasst man ein Stück Text, vielleicht weil eine der hier heimischen, streng geschützten Mauereidechsen die volle Aufmerksamkeit des Betrachters benötigt, dann muss man die Nummer nochmal anrufen. Spätestens wenn an der entscheidenden Wiederholstelle ein Weinbauer auf seinem laut blubbernden Traktor vorbeihoppelt, wünscht man sich eine Pause-Taste.

Ein enormer Vorteil der auditiven Information gegenüber der schriftlichen hingegen stellt sich schon nach wenigen Worten heraus: Während wir Castellberg auf der zweiten Silbe betonen, spricht die ortskundige Telefonfrau von Anfang an vom erstsilbbetonten „Kastelberg“. So heißt der hier eben.

Nachträglich finde ich heraus, dass das Infosystem 2010 installiert wurde. Neuere Lehrpfad-Systeme nutzen wohl eher QR-Codes.

Uli Eder

8.4.2017

Meine Träume werden mir genommen

Seit Anfang 2016 schreibe ich regelmäßig meine Träume auf. Dazu verwende ich zunächst eine App namens DreamTracker, die aber gar nicht so viel mehr kann als eine normale Notizen-App. Aber es ist eine eigene App und man hat ein Dropdown, mit dem man die Qualität des Traumes bewerten kann, also ob man sich nur noch so wischiwaschi erinnern kann oder es gar ein Klartraum war.

Regelmäßig übertrage ich die Träume aus der App händisch in ein Dokument auf Google Drive und bastele mir so mein eigenes Traumtagebuch.

Dann gibt es im Herbst 2016 irgendein iOS-Update und die Traum-App funktioniert nicht mehr. Die Icons auf dem Startbildschirm sind so übereinander gelegt, dass man nur noch das oberste erwischt, wenn man drauftippt und das ist das Icon für die Einstellungen, damit kann man in der App am allerwenigsten anfangen.

Von jetzt an notiere ich meine Träume einfach in der Standard Notizen-App auf dem iPhone, das tut es eigentlich auch. Ich schreibe sie auch nicht mehr täglich auf, sondern nur, wenn ich mich noch an etwas erinnere, was aber durch das Training aus der Anfangszeit immer noch recht häufig ist.

Am ersten Wochenende im April nehme ich mir nun endlich die Zeit, das iOS auf meinem iPhone zu aktualisieren. Es ist mehrfach gescheitert, weswegen ich das iPhone jetzt extra dafür an den Mac anschließe, mit dem ich es auch alle Jubeljahre mal synchronisiere. Hier klappt auch das Update und jetzt richte ich auch endlich mal wieder die iCloud-Synchronisation ein, da-

mit meine Notizen in Zukunft auch schön in der Cloud gespeichert werden und ich keine Angst mehr haben muss, dass ich bei einem iPhone-Absturz mal alle meine Träume verliere.

Als ich nach erfolgreichem Update und erfolgreicher iCloud-Einrichtung dann direkt mal das Traumdokument aktualisieren möchte, stelle ich fest, dass ich nur noch fünf Notizen auf dem iPhone habe, keine davon hat irgendwas mit einem bekloppten Traum zu tun. Apple hat mir meine Träume genommen, jedenfalls die zwischen September 2016 und März 2017.

Anne Schüßler

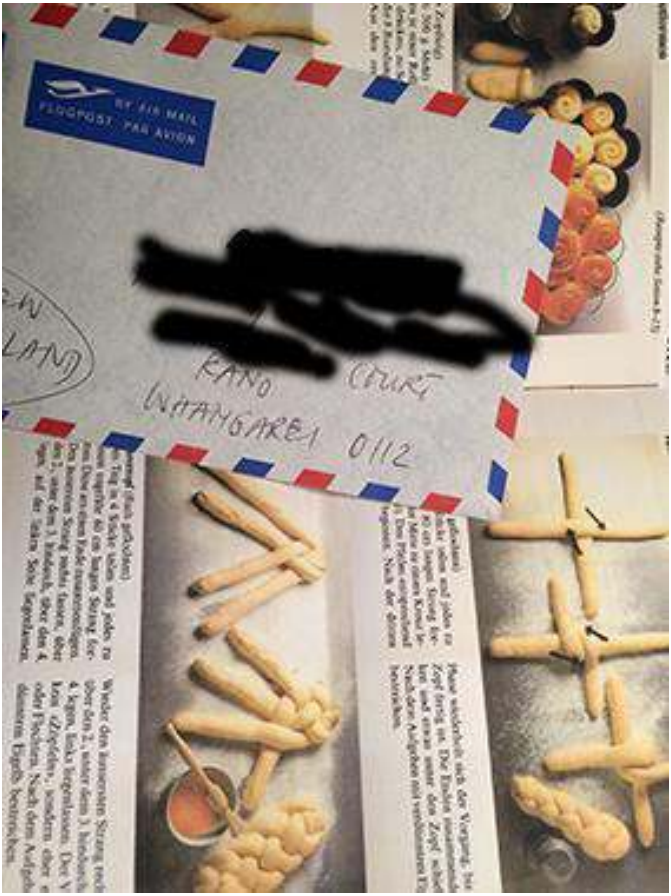
31. März und 8. April 2017

Die Anweisungen zur Zopffabrikation kommen per Luftpost. Exciting!

Seite Ende Januar weilt die Patentochter (*1999) in Neuseeland, wo sie ein Austauschjahr absolviert. Um die ältere Generation in der Familie einfach mit Bildern versorgen zu können, hat sie ein Facebook-Konto eröffnet. Dort postet sie alle paar Wochen kommentarlos eine Serie von Fotos aus ihrem Alltag. Mit ihren gleichaltrigen Freudinnen und Kollegen hält sie den Kontakt über andere Kanäle (soweit ich weiss: SnapChat); mir schreibt sie hin und wieder kurze Nachrichten über WhatsApp.

Ende März fragt sie, ob wir mal skypen wollen. Das klappt technisch insoweit, als dass ich sie sehe und höre, sie mich aber nicht. Wir versuchen es mit FaceTime, was ich noch komischer finde als Skype, aber funktioniert.

Fast am meisten fehle ihr so ein richtig guter Schweizer Butterzopf, erzählt sie und bittet mich, ihr ein Rezept zu schicken. Naja, denke ich, sowas gibt es doch sicher auch im Internet, verspreche aber, eins zu kopieren, sobald ich das nächste Mal meine Eltern besuche. Dort gibt es ein Haushaltlehrbuch mit genauen Anweisungen zur Zopffabrikation und Luftpostumschläge.



Noch bevor ich dazu komme, das Couvert zu frankieren und einzuwerfen, erhalte ich über WhatsApp ein Bild mit dem Kommentar „Mein erster Zopf“.

Ich fotografiere die Rezeptkopie und den bereit liegenden Umschlag und schreibe: „Und hier ist das Rezept dazu.“ Am nächsten Tag schicke ich beides weg. Eine Woche später bekomme ich ein Foto des in Neuseeland eingetroffenen Umschlags mit der Bemerkung „Excited!“ und vielen Herzchen.

Franziska Nyffenegger

April 2017

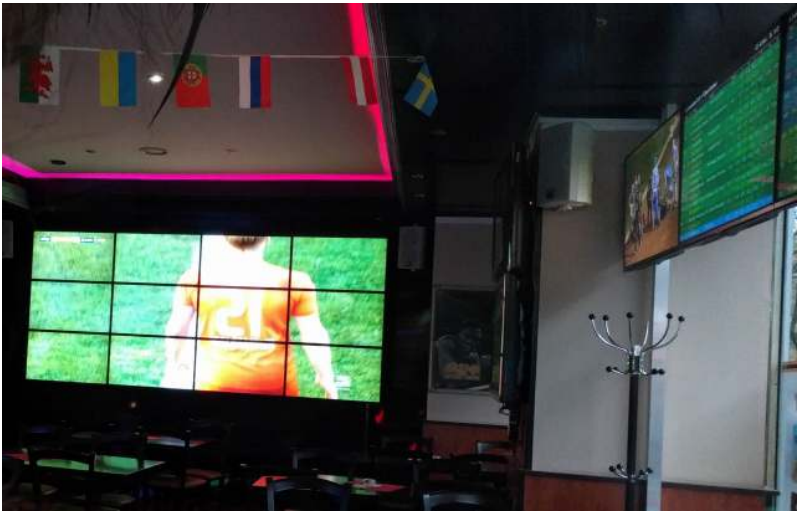
Der große Fernseher ist groß

Weil im Techniktagebuch kürzlich und nicht zum ersten Mal die Frage auftauchte, was “Fernsehen” eigentlich ist, bemerke ich zum ersten Mal diese Bar in meiner Nachbarschaft:

Hier kann man den Sport auf einem *großen Fernseher* verfolgen. Vor wenigen Jahren hätte man das noch anders genannt, “Großbildleinwand” wahrscheinlich, weil es sich um einen Beamer und eine große Leinwand gehandelt hätte. Noch ein paar Jahre früher wäre es wiederum ein Fernseher gewesen,

wie ich ihn vor Augen habe, wenn ich das Wort lese: ein großes, schweres Gerät mit einer Bildröhre, montiert auf einem eigenen Podest an der Wand oder auf einem schwenkbaren Arm.

Hier ist keine Röhre im Spiel, aber was die Größe angeht, verspricht die Aufschrift nicht zu viel: Der Fernseher besteht aus zwölf ihrerseits schon nicht ganz kleinen Displays.



Nicht im Bild: Links vom *großen Fernseher* hängen noch mehr Displays, die Ergebnistabellen und weitere Sportübertragungen zeigen.

Kathrin Passig

9.4.2017

Kriminelle Känguru machenschaften

Im Traum will ich auf Google Maps einen Screenshot von der Lage des Düsseldorfer Flughafens machen, um daraus ein Ratespiel für die Techniktagebuchredaktion zu machen. Der Flughafen liegt an einem großen See, aber ich schaffe es nicht, eine Auflösung einzustellen, mit der das Ratespiel funktioniert, also ausreichend viele Details, dass man es erkennen kann, aber nicht so viele, dass es zu einfach ist.

Ich habe außerdem ein Plugin installiert, das mir die aktuellen Polizeimeldungen auf der Karte anzeigt. Eine davon ist “Känguru baby abholbereit”.

Anne Schüßler

April 2017, aber schon länger

Zwei Aussterbende halten sich aneinander fest

Wenn man im Jahr 2017 noch irgendwo eine gelbe Telefonzelle findet, handelt es sich wahrscheinlich um ein öffentliches Bücherregal. So auch hier in Berlin-Neukölln:

Obendrauf sitzt ein Solarpanel, mit dessen Hilfe die Zelle nachts beleuchtet wird.

Das Konzept ist nicht neu, der älteste googlebare Bericht darüber stammt aus dem Jahr 2009 und beschreibt eine öffentliche Büchertelefonzelle in Riesa. Allerdings kam dort eine vor dem Einschmelzen gerettete rote britische Telefonzelle zum Einsatz, die gelben heimischen wurden vielleicht noch gebraucht.

Öffentliche Bücherregale gibt es laut Wikipedia seit Ende der 1990er Jahre. Aber warum gab es sie vorher nicht? Bei den Telefonzellen ist die Lage klar, sie wurden noch zum Telefonieren gebraucht. Meine Vermutung ist, dass das Auftauchen öffentlicher Bücherregale ähnliche Gründe hat. Dass Bücher jetzt gratis herumstehen, ist ebenso wie der Trend zum Bauen mit Büchern ein Zeichen für ihre Entwertung.

Kathrin Passig

9. April 2017

Google ist klug, aber nicht klug genug für Zeitzonen

Ich buche Flüge und trage die Termine sofort in den Googlekalender ein, damit ich später weiß, dass ich die Flüge schon gebucht habe. Erst danach sehe ich, dass die Flüge dort bereits stehen. Das kannte ich bisher nur aus der Zukunft, in der André Spiegel lebt! Der Googlekalender hat automatisch und sofort die Informationen aus den Flugbuchungs-Bestätigungsmails übernommen.

Nur leider nicht ganz richtig. Der Hinflug dauert zwar, wie links von Google angezeigt, etwas länger als zwei Stunden und nicht, wie rechts in der von mir eingetragenen Version, nur 70 Minuten. Aber zeitzonenbedingt werde ich um 8:15 Ortszeit ankommen, nicht um 9:15.

Macht ja nichts, das merkt man dann vor Ort schon, und zu früh dran sein hat noch keinem geschadet. Den Rückflug allerdings werde ich, wenn es nach Google geht, verpassen:

Links meine Version, rechts die von Google eingetragene. Es kann natürlich sein, dass mein Kalender, sobald ich in der britischen Zeitzone ankomme, wieder richtig geht und Google das bereits eingepreist hat. Vielleicht aber auch nicht, man weiß es nicht so genau. Vorsichtshalber werde ich vor dem Rückflug noch mal sehr gründlich an mehreren Stellen die Abflugs- und Uhrzeiten vergleichen, wie immer.

Kathrin Passig

April 2017

Haustier Drohne

An den Laternenpfählen im Industriegebiet hängen seit ich denken kann Verlustanzeigezettel: Katze entlaufen. Sittich entflogen. Papagei vermisst. Wer hat unsere geliebte Mitzi gesehen?

Seit neuestem werden neben Katzen und Vögeln auch entfleuchte Drohnen gesucht. Wie bei anderen Haustieren wird kein Modell oder Baujahr angegeben, lediglich ein Bild zur Identifikation. Auch der Rest des Zettels ist so wie immer (Finderlohn, Abreißtelefonnummer). Es ist allerdings weniger als bei Mitzi von Liebe und Zutraulichkeit die Rede. Aber gut, vielleicht war die Drohne noch nicht ganz handzahm.

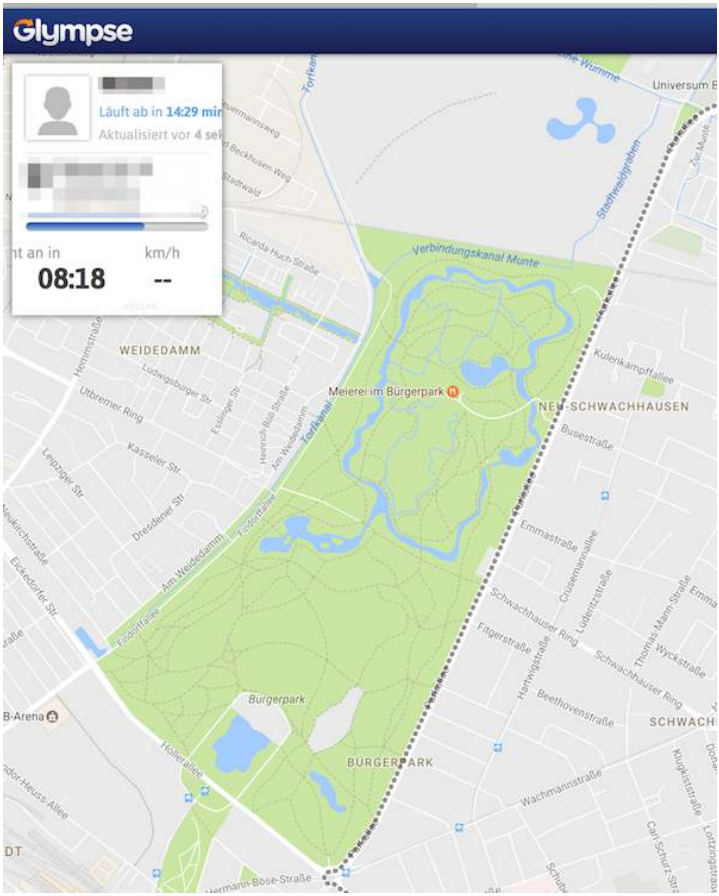
Mia Culpa

April 2017

Kaffee ist fertig trotz unklarer Ankunftszeit

Wir sind bei meinem Bruder zum Geburtstagskaffee eingeladen und kommen auf den Fahrrädern etwas zu spät los. Die Strecke ist etwas schwer zu kalkulieren, also will ich ihm eine Möglichkeit geben, mich eine bestimmte Zeit lang zu tracken. Um die Freunde-App zu nutzen, muss das Gegenüber

auch ein iPhone haben, und das ist hier nicht der Fall. Im App Store finde ich das Programm „Glympse“, was genau so etwas macht wie ich will: Man schickt eine Einladung, und der Empfänger kann dann für einen wählbaren Zeitraum den eigenen Standort auf dem Webbrowser verfolgen. Zum Start schicken wir eine Einladung aus dem Programm heraus, mit dem eingegebenen Zielort. Eine kleine Nachricht dazu, und ab geht es. Kurz nach der Abfahrt vibriert die Apple Watch, Glympse meldet, dass mein Bruder sich die Karte im Browser ansieht. Auf der Karte wird aktueller Standort, Geschwindigkeit und die ca. Ankunft am ebenfalls markierten Zielort angegeben. Was soll ich sagen: Zu unserer Ankunft ist der Kaffee auf den Punkt fertig, und unsere kleine Atempause an einem schönen Ausblick wurde ebenfalls bemerkt.



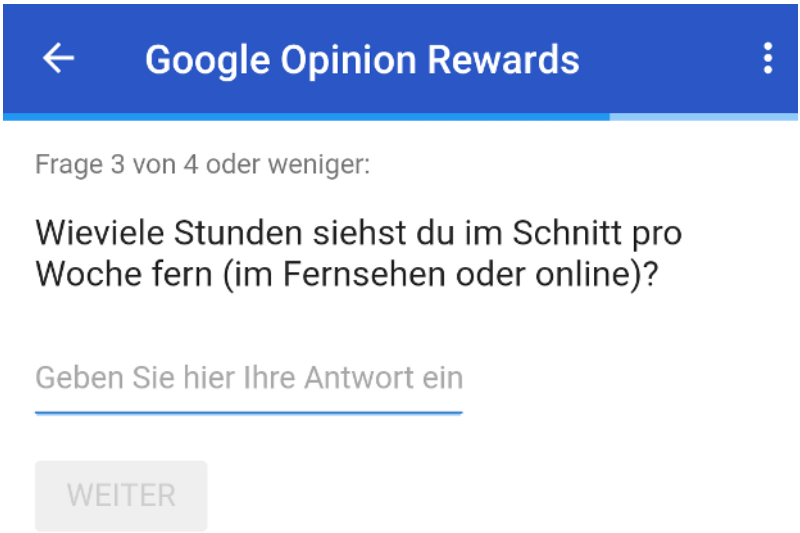
Wolfgang Kunckel

10. April 2017

Fernsehen, im Fernsehen oder online

Die hier in letzter Zeit öfters erwähnte Frage, was “Fernsehen” eigentlich bedeutet, ist nicht rein akademisch. Heute befragt mich Google Opinions zu meinen Fernsehgewohnheiten: Gibt es Fernsehsendungen, auf die ich mich jede Woche freue? Ich antworte zögerlich mit Nein, denn selbst wenn das Streaming von Serien gemeint sein sollten, warte ich in der Regel, bis eine Staffel vollständig verfügbar ist.

Dann wird es schwieriger:



Was mag mit “online fernsehen” gemeint sein? US-Serienkonsum via iTunes, Netflix oder Amazon, ja oder nein? Ich gebe vorsichtshalber “0” ein. Was mit “im Fernsehen fernsehen” gemeint sein mag, weiß ich noch weniger, aber das mache ich in Ermangelung eines Fernsehers ziemlich sicher nicht.

Kathrin Passig

April 2017

Jungbrunnen ohne Strom

Ich nehme Kontakt auf mit einer Freundin, von der ich lange nichts gehört habe. Eine Mail bleibt unbeantwortet, aber als ich sie in WhatsApp anschreibe, reagiert sie sofort. Wir verabreden uns zum Telefonieren und sie fragt, was noch mal meine Festnetznummer sei. Unter dieser Nummer ruft sie mich ein paar Tage später an, pünktlich zum vereinbarten Termin. Wir telefonieren.

Das Gespräch ist schon seit einer Weile am Laufen, als ohne weitere Ankündigung die Stimme aus dem Hörer erstirbt. Das Display des Mobilteils des Telefons zeigt nichts an. Es dauert einen Moment, bis ich verstehe: Akku leer. Wie lange muss es her sein, dass ich das letzte Mal ein tragbares Telefon leertelefoniert habe? Ich kann nicht umhin, mich für ein paar Sekunden ungefähr 15 Jahre jünger zu fühlen und versetzt in eine Zeit, in der es mehr als einmal vorgekommen sein muss, dass Telefonate mit Freunden den Akku an seine Grenzen brachten. Anders als heute hatten die Telefone, die ich nutzte, damals

die Eigenschaft, einige Minuten vor Ende der Akkukapazität zu piepsen und einem damit die Gelegenheit zu geben, das Gespräch zu Ende zu bringen, bevor die Stimme aus dem Hörer versiegt. Anders als damals habe ich heute ein Handy und kann die Freundin damit erneut anrufen, um das Gespräch zu Ende zu bringen. Als ich zum zweiten Mal auflege, erinnere ich

mich auch wieder, warum ich längere Telefonate lieber mit dem Festnetzknochen als dem Handy führe. Auf dem glänzenden Touchscreen ist der fettige Abdruck meiner Ohrmuschel gut zu erkennen.

Christopher Bergmann

April 2017

Sicherer Smartphonegriff auch ohne Pokémon

Ich sitze in der Straßenbahn auf dem Weg von der Arbeit nach Hause, ausgerüstet wie üblich mit Smartphone und Kopfhörer. Ich höre einem Audiobook zu und spiele dabei Pokémon Go. Fast an jeder Bahnhaltestelle befindet sich nämlich ein Pokéstop, den ich drehen kann. Auf einmal versucht die Frau mir gegenüber meine Aufmerksamkeit zu erlangen. Ich nehme die Kopfhörer ab und denke erst, sie möchte nach dem Weg fragen oder Ähnliches. Deutsch scheint nicht ihre Muttersprache zu sein. Nach einigen Ansätzen weiß ich, worauf sie mich ansprechen möchte: den Haltering auf der Rückseite meines Smartphones. Nachdem Kathrin darüber berichtete, habe ich ihn mir auf Amazon bestellt und bin seitdem sehr zufrieden damit. Beim Herumlaufen und Pokémonfangen habe ich das Smartphone gleich griffbereit und heruntergefallen ist es mir seit Anschaffung nur noch selten.

"War das bei Ihrem Handy schon mit dabei?"
"Nein, das habe ich dazugekauft. Man klebt es an."
"Und hält es gut?"
"Ja, das klebt dort schon seit Monaten." Ich demonstriere, dass man den Ring auch drehen kann, ohne dass er verrutscht.

Die Frau ist hocherfreut. Sie erzählt mir, dass sie für einen älteren Herrn fragt, der eine Behinderung hat und daher das Smartphone nicht mehr so gut in der Hand halten kann. Ich erkläre ihr, dass sie einen solchen Ring für wenig Geld beispielsweise bei Amazon bestellen kann, in verschiedensten Ausführungen. Zufrieden setzen wir beide unsere Zugfahrt fort.

Angela Heider-Willms

12. April 2017

Hände frei für Stadtpläne aus Papier

Am Bahnhof Nürnberg werden die Schließfächer beworben, ich weiß nicht, warum, sie sind ja wahrscheinlich keine neue Einrichtung. Während ich noch darüber nachdenke, fällt mir ein weiterer seltsamer Aspekt des Plakats auf: Diese jungen Menschen benutzen Stadtpläne. Dafür braucht man wirklich beide Hände, muss also vorher das Gepäck abgeben, sofern es sich nicht um einen Rucksack handelt.

Ich werde immer noch gelegentlich nach dem Weg gefragt, auch von Menschen, die so aussehen wie die auf dem Plakat und also vermutlich Smartphones besitzen. Ich biete dann an, auf meinem eigenen Handy nachzusehen. Bisher hat noch niemand gesagt “ach, das kann ich dann auch selber

machen”, nach den Gründen kann ich aber schlecht fragen. Stadtpläne in den Händen von Touristen habe ich jedenfalls schon seit einiger Zeit nicht mehr gesehen.

Kathrin Passig

1970er, 1980er und bis wann eigentlich?

Bekennerschreiben kommen mit der Post

Bei meiner Arbeit in der Zentrale und in einigen Außenbüros der Deutschen Presse-Agentur (dpa) in der ersten Hälfte der 1980er Jahre hatte ich immer wieder mit Bekennerschreiben zu tun: Nach Terroranschlägen, damals in der Regel von der *Roten Armee Fraktion*, gingen solche Erklärungen regelmäßig in den Redaktionen großer Zeitungen, vor allem aber der Nachrichtenagenturen ein. Die Täter erhofften sich davon die schnellste und umfassendste Verbreitung.

Bei dpa als größter Agentur in Deutschland war das immer wieder der Fall; viele Bekennerschreiben landeten aber auch bei der deutschen Redaktion der französischen Nachrichtenagentur AFP – da gab es wohl, so die Vermutung, aus 68er-Zeiten eine gewisse Affinität zu französischen Medien.

Die Bekennerschreiben kamen per Briefpost, wie auch sonst. Mit der Maschine getippte, oft mehrere Seiten umfassende Texte, die neben dem Hinweis auf die Tat auch eine lange politische Begründung enthielten. Und meist auch das Logo der RAF, eine Maschinenpistole vor einem roten Stern (übrigens eine stilisierte MP5 des deutschen Herstellers Heckler&Koch und nicht, wie oft falsch angenommen wird, eine Kalaschnikow).

Von allen Sekretärinnen hatte der Staatsschutz schon die Fingerabdrücke genommen. Denn die öffneten in der Regel morgens die eingegangene Post: Die Umschläge der Bekennerschreiben und die Schreiben selbst wurden auf Fingerabdrücke untersucht, da mussten die Abdrücke Dritter natürlich ausgeschlossen werden können.

Erst nach Analyse eventueller Fingerabdrücke und der Untersuchung des Schriftbildes kamen die Text-Experten zum Zug: Ob der Sprachgebrauch des Bekennerschreibens als authentisch eingeschätzt werden konnte und ob dieser Brief tatsächlich mit der Tat zu tun hatte.

Irgendwann kam dann nichts mehr mit der Post. Nicht nur, weil es zu lange dauert. Eine anonym versandte E-Mail bleibt trotz aller Internet-Forensik schwer nachzuverfolgen, und inzwischen werden Selbstbezichtigungen gleich auf einer einschlägigen Webseite veröffentlicht. Dass ein Bekennerschreiben – mit allen Zweifeln an der Echtheit – in der Nähe eines Tatortes gefunden wird, bleibt die Ausnahme.

Thomas Wiegold

12. April 2017

Worin ich viel Eis esse, mir danach aber trotzdem noch einen Besuch auf der Bahnhofstoilette leisten kann

Im April 2016 schrieb ich über die erfolgreichen Teilnehmer an der "No-Cash Challenge" meiner Bank: "Und sie müssen nicht am Bahnhof aufs Klo: Die Schranken am Eingang der Sanifair-Bahnhofsklos akzeptieren nur Münzen."

Ein Jahr später: Der Automat an der Einlassschranke der Bahnhofstoilette kündigt an, dass man auch bargeldlos, ja, sogar kontaktlos bezahlen kann:

1
1€
MÜNZEN EINWERFEN
INSERT COINS
ODER KONTAKTLOS BEZAHLEN
OR USE CONTACTLESS PAYMENT

Und es funktioniert dann auch wirklich.

N26 N26 • 7m

N26

Zahlung in Höhe von 1,00 € bei CWS COMPLETE WASHROOM war am 12.04.2017 um 16:10 erfolgreich.

Ich habe das nicht aus reinen Techniktagebuchgründen ausprobiert, sondern hatte meine ganzen Münzen vorher schon für Eis ausgegeben. Dafür braucht man weiterhin Bargeld.

Kathrin Passig

12. 4. 2017

Umprogrammiert

Das Kind ist krank und möchte "etwas gucken". Quelle für Kinderbespaßung ist entweder mein altes Samsung Galaxy und die Apps von Elefant, Maus und Sesamstraße, Netflix über das HDMI-Kabel am Tower-PC zum Fernseher oder eine DVD über das Laufwerk der XBOX 360. Diese kann theoretisch auch Netflix, dafür wäre aber mehr Herumstöpselei nötig, als das HDMI-Kabel.

Die DVD spielt los, ich will direkt ins Hauptmenü. Die XBOX 360 bediene ich über einen kabellosen Controller, per Steuerkreuz und vier Buttons. Doch meine Auswahl bestätigt sich nicht, ich springe immer wieder heraus. Verärgert schaue ich, ob der Controller auch verbunden ist. Das Licht blinkt grün, daran liegt es nicht. Dann merke ich, was der Fehler ist.

In letzter Zeit habe ich abends oft das neue Nintendo-Spiel "The Legend of Zelda – Breath of the Wild" gespielt. Anfangs hatte ich Probleme, mich an die Steuerung zu gewöhnen, denn auf dem Controller der Nintendo Switch sind die Tasten anders angeordnet, als auf der XBOX 360 oder dem Steam-Controller, die ich meistens für Konsolen- und PC-Spiele benutze. Perfiderweise liegen die Tasten zum Bestätigen und Verlassen eines Menüs, A und B, genau vertauscht. Jetzt, wo ich wieder häufiger mit einer Nintendokonsole spiele, hat sie mich wohl erfolgreich auf sich umprogrammiert.

Angela Heider-Willms

13. April 2017

Zentral gelegene Reklame- oder Ausstellungsvitrinen zu vermieten

In der Passage, die den Bahnhofplatz mit der Bahnhofstrasse verbindet, befinden sich neben einem Postomaten und einer Postfiliale vier Telefonkabinen.

Eine ist noch in Funktion, die anderen drei vermietet die Die Post als „Reklame- oder Ausstellungsvitrine“.

Noch scheint sich niemand für das attraktive Angebot interessiert zu haben.

Franziska Nyffenegger

13.04.2017

Botschaften aus der Vergangenheit

Ich benötige nur mal eben ganz kurz mein CAD-Programm. Donnerstag vor Ostern, kurz vor Schluss. Alle anderen sind wahrscheinlich zu Hause oder in den Ferien. Und wie immer in solchen Momenten will mich die Software mal schnell noch mit einem automatischen Update beglücken. Das geht auch wirklich ganz schnell und ohne Probleme. Aber dann, beim Abschluss der Installationsroutine, wenn ich wieder das Gefühl habe, auf dem technischen Stand der Zeit zu sein, muss ich plötzlich sehr weit hinabsteigen, in den Keller der Programmentwicklung. In einen Raum, den lange niemand mehr betreten hat. In dem aber eine Handlungsanweisung wie die folgende überlebt hat und das Alltäglichste überhaupt sein muss: „Nehmen Sie alle Disketten aus den Laufwerken, und klicken Sie anschließend auf „Fertig stellen“ um das Setup abzuschließen.“

G. Raten

14.4.2017

Kein Kopfhörerausgang, kein Ton

Am Computer meines Vaters funktioniert der Ton nicht, ich gehe also hin und gucke mir den Monitor genauer an.

“Hat der vielleicht gar keine Lautsprecher?” fragt sich mein Vater und ich frage mich das auch. Ich kann nirgendwo etwas Lautsprecherartiges erkennen, aber ich weiß nicht, ob das etwas heißen muss, wer weiß, wie klein und unauffällig solche Monitorlautsprecher heute sind.

Aber, denke ich, wenn irgendwo Ton rauskommt, gibt es auch immer eine Möglichkeit, einen Kopfhörer oder einen anderweitigen Lautsprecher einzustecken. Ich suche also nicht mehr nach einem Lautsprecher, sondern nach einem Kopfhörerausgang und finde keinen. Daraus schließe ich knallhart, dass aus diesem Monitor nie ein Ton rauskommen wird, egal was man macht.

Statt dessen zeige ich auf den Kopfhörerausgang am Rechner, mein Vater steckt den Kopfhörer ein und – TADA! – der Ton funktioniert sehr wohl.

"Irgendwo müsste ich noch Lautsprecher haben", grübelt mein Vater, verschwindet im Keller und kommt wenig später mit zwei alten weißen, klobigen Lautsprechern zurück, die er an den Rechner anschließt und die sogar sofort funktionieren. Ich erkenne die Lautsprecher wieder, sie hingen schon mal an unserem Rechner, Ende der Neunziger, als ich noch zu Hause wohnte und Musik vermutlich mit einer Software namens "RealJukebox" hörte. (Das ist das vorläufige Ergebnis einer verzweifelten Suche nach Musikabspielsoftware der späten Neunziger, ganz sicher, dass es dieses Programm war, bin ich nicht.)

Schön sind die Lautsprecher nicht, auch schon leicht vergilbt, und sicher nicht auf dem aktuellen Stand der Lautsprechertechnik. Aber sie lassen sich problemlos einstöpseln und es kommt Ton raus, das ist ja auch schon mal was.

Anne Schüßler

Frühjahr 2017

Die Müdigkeitserkennung erkennt etwas

Die Mutter berichtet: Sie sei mit einem befreundeten Paar im Auto mitgefahren. Schon nach den ersten paar Minuten habe das Auto dem Fahrer vorgeschlagen, doch anzuhalten, eine Pause zu machen und Kaffee zu trinken. Der Fahrer habe das natürlich abgelehnt, das Auto habe es aber bis zum Ziel immer wieder vorgeschlagen.

Das Auto hat eine Müdigkeitserkennung, ein auch Aufmerksamkeits-Assistent genanntes System, von dem ich jetzt zum ersten Mal erfahre, obwohl es schon seit ungefähr 2008 auf dem Markt ist.

Die Theorie des Fahrers: Der Müdigkeitssensor misst, wie fest man das Lenkrad greift, und er als ehemaliger Berufskraftfahrer hält es nicht so fest wie seine Frau, deren Fahrweise das Auto noch nie beanstandet hat.

Meine Theorie, nachdem ich nachgelesen habe, wie die verschiedenen Systeme funktionieren, und dabei nichts über die Festigkeit des Griffs am Lenkrad gefunden habe, wohl aber manches über Lenkfehler und ruckartige Korrekturen: Der Fahrer ist 77 Jahre alt, und eventuell hat das Auto etwas bemerkt, von dem die drei Menschen im Auto noch nichts wissen oder wissen wollten.

Kathrin Passig

15. April 2017

Über die anhaltende Schändlichkeit von Congstar

Ich habe kein Internet auf dem Lande, hätte aber gern welches, denn eigentlich ist die Pokémonsituation hier ausgezeichnet. Wenn ich einen Kilometer nach Norden gehe, bucht sich das Handy in die nördliche Mobilfunkzelle ein, in der ich HSDPA habe, und bleibt darin bis wenige Meter vor dem Haus. Das Haus selbst gehört zum südlichen Mobilfunksprengel: ein Strich Edge.

Ich habe schon länger keine neue Prepaid-SIM-Karte erworben, vielleicht ist es mal wieder Zeit. Bei Rossmann gibt es etwa sieben Anbieter zur Auswahl, anders als in Schottland kosten alle Karten um die 10 Euro. Ich weiß nicht, welcher Anbieter mir hier funktionierendes mobiles Internet verschaffen könnte und kann auch nicht im Internet nachsehen, weil, na ja, kein Internet. In der Annahme, dass das dünn besiedelte Land weiterhin nur von T-Mobile versorgt wird, kaufe ich trotz der schlechten Erfahrungen von 2014 eine Congstar-SIM.

Der Anmeldeprozess ist eventuell der langwierigste, den ich in der an Langwierigkeiten nicht armen Geschichte meiner vielen Prepaid-SIM-Karten durchlaufen habe. Immerhin wollen sie nicht den Ariernachweis der Großeltern gefaxt haben. Schon wenige ("bis zu 24") Stunden und einen Handyneustart später ist die Karte freigeschaltet.

Jetzt habe ich zwei Striche Edge.

Kathrin Passig

15.4.2017

Spargel schälen – FOR SCIENCE!

Im hiesigen Supermarkt gibt es schon seit ein paar Jahren zur Spargelzeit eine Spargelschälmaschine zur Selbstbedienung. Bisher stand ich diesen Maschinen immer skeptisch gegenüber. Schälmaschine pah! Nie im Leben würde so eine Maschine mich und meine Spargelschälkompetenzen ersetzen können. Vermutlich schält die Maschine entweder zu wenig oder zu viel. Eins von beidem wird es sein! Spargelschälmaschine! Pah!

Nun aber sehe ich mich genötigt, die Schälmaschine wenigstens einmal aus reinen Forschungs- und Dokumentationszwecken zu testen. Wir suchen uns als schöne Stangen aus, wiegen den Spargel und etikettieren die Tüte (gewogen werden muss vor dem Schälen) und dann stellt sich mein Mann an die Spargelstangeneinschubseite und füttert die Spargelschälmaschine mit Spargel, Köpfchen voran, während ich das ganze filme.

www.youtube.com/n1JuVV3-AUI

Das geht alles sehr fix, die Stangen kommen zurück in die Tüte und ehrlich gesagt sieht es nicht so aus, als würde die Spargelschälmaschine signifikant anders schälen als ich. Eventuell werde ich in Zukunft jetzt doch seltener selbst Spargel schälen.

Anne Schüßler

15. April 2017

Mal eben die Fotos auf das iPad kopieren

„Ich würde ja gern noch mal die China-Fotos sehen.“, sagt R., kurz bevor wir vier, R., A., U und ich, wieder zusammen in Urlaub fahren. Ungefähr zehn Minuten bevor uns das Taxi um 3:45 Uhr in der Früh zum Flughafen abholt, fällt es mir auch wieder ein. Die meisten Fotos sind zwar bei flickr, aber einige private nicht. Außerdem bräuchte man zum Anschauen der Fotos Internet. Das einzige, was mir zu dieser Tageszeit einfällt, ist, dass ich die Fotos kürzlich noch in einem Ordner auf einem Laptop sah und ich sie von dort auf einen USB-Stick ziehen könnte. Das dauert bei den über 700 Fotos immerhin so lange, dass das Taxi noch ein paar Minuten vor der Haustür warten muss. Wie die Fotos allerdings vom Stick auf das zum Fotos Gucken auserwählte iPad kommen sollen, ist mir in dem Moment noch nicht klar.

Wir kommen am Urlaubsort an, und in der Siesta habe ich Zeit und Muße, mich mal um die Fotos zu kümmern. Es sind immerhin gut zwei Gigabyte, die vom Stick auf das iPad sollen. Es gibt wohl einen Adapter für derlei Vorhaben. Am einen Ende soll man einen USB-Stick anstecken können, das andere Ende passt an den Apple-eigenen Lightning-Anschluss. Dieses sagenhafte Teil habe ich aber nicht. Stattdessen habe ich ein sehr kleines, sehr schwaches Trekstor Surftab. Das habe ich mitgenommen, um die Fotos von der Digitalkamera auf eine Festplatte kopieren zu können. Denn für sowas taugt das iPad ja auch nicht. Immerhin habe ich Internet. Das ist ja sowas wie die zweite Luft zum Atmen heutzutage.

Das Trekstor Surftab kann nicht viel. Aber es hat einen Micro-SD-Slot und einen Micro-USB-Anschluss. Dafür hat es fast gar keinen Festplattenspeicher o. ä. Ich kopiere die Fotos also zunächst vom USB-Stick, der in einem passenden Adapter steckt, auf eine Micro-SD-Karte. Das mache ich, weil das kleine Surftab über den Micro-USB-Anschluss auch mit Strom versorgt wird und mir nicht klar ist, ob die ganze Aktion vielleicht länger dauern wird, als der kleine Akku im Surftab hält. Der Plan ist jetzt, die Fotos via FTP auf das iPad zu übertragen. Aber zwei Gigabyte durch das dünne Hotel-Wlan? Illusorisch.

Also installiere ich auf dem tapferen kleinen Surftab, das immerhin über eine volle Windows-10-Version verfügt, mein Lieblingsfototool „Irfanview“, mit dem ich die Fotos zunächst in einem Rutsch auf eine handliche Größe bringe. Jetzt wollen nur noch 160 Megabyte behandelt werden. Ich logge mich auf meinem FTP-Server ein und lade die Dateien ... doch nicht hoch. Ein FTP-Client ist auf dem Surftab nicht installiert und einen wirklich schlanken finde ich auf die Schnelle nicht. Mit dem FTP-Dings meines Providers müsste ich jede Datei einzeln auswählen und hochladen. Mit dem kleinen Surftab-Display ist das nicht zu machen, will man danach nicht noch urlaubsreifer als vorher sein. Aber ein zip-Archiv könne man hochladen und direkt auf dem Server entpacken, lese ich. Also installiere ich auch noch 7zip auf dem Surftab, packe die über 700 Fotos in eine Archivdatei und lade diese hoch. Das geht schneller, als ich dachte, jedenfalls ist nach dem Duschen alles hochgeladen.

Jetzt benötige ich eine FTP-App für das iPad. Zunächst falle ich wie immer auf ein paar Apps rein, die toll aussehen, aber erst in der Kaufversion benutzbar sind. Beim Durchscrollen der Suchergebnisse im Appstore fällt mir eine auf, die ich offensichtlich mal gekauft habe. Die nehme ich, richte den Zugang ein und -Hurra!- die Fotos lassen sich nicht nur irgendwie herunterladen, sondern auch in die Fotobibliothek integrieren, was ich für ein iPad nicht selbstverständlich finde.

Nun sind die Fotos auf dem iPad, und ich möchte ein Album erstellen. Dafür muss ich nun wirklich jedes Foto einzeln markieren. Alles Wischen, Ziehen und Rumfingern auf dem Display nützt nichts. Antippen. Jede. Einzelne.

Datei. Das werde ich noch ein paar Mal machen, weil es mir nicht gelingen soll, die Fotos in der richtigen Reihenfolge in das Album zu bekommen. In der Diashow wird stets das letzte Foto zuerst angezeigt. Auch das erneute Herunterladen in umgekehrter Reihenfolge nutzt nichts. Man kann zwar die Fotos in iPad-Alben anklicken und verschieben. Das finde ich aber dermaßen unkomfortabel, dass wir die Fotos entweder in umgekehrter Reihenfolge anschauen werden, oder von Hand weiterschubsen. Überhaupt nutze ich die iPad-Diashow zum ersten Mal. Apple hält es offenbar für eine gute Idee, die Fotos mal allein, mal zu zweit oder gar zu vieren zu drapieren und interessante Schwurbeleffekte einzubauen. Ich nicht.

Es mag noch weitere, sicherlich auch einfachere Wege geben, eingefallen ist mir jedoch kein gangbarer Weg, der nicht an irgendeinem kleinen Detail gescheitert wäre, mit leider schon zu vollgestopften Onlinespeichern (Dropbox o. ä.) oder gar nicht erst eingerichteten zusammenhängt. Außerdem hat man ja im Urlaub endlich mal Zeit, sich mit Unnützem zu beschäftigen.

Achso: Am Ende kommen wir im Urlaub gar nicht dazu, die Fotos anzuschauen.

Markus Winninghoff

15.4.2017

Schuhe nur für Barbie

Wir entfliehen dem nasskalten Berliner Osterwetter in eine der Thermen im Berliner Umland. Erst nach Ankunft stellen wir fest, dass ein Paar Flipflops (oder Badelatschen) nicht in der Tasche ist – etwas unpraktisch angesichts der rutschigen Fliesen im Saunabereich. Aber in dieser brandenburgischen Kreisstadt wird es doch bestimmt irgendwo so was geben?

Angesichts des Dauerregens suche ich erst mal online: Tatsächlich, es gibt am Standtrand ein Kaufhaus einer größeren Kette. Und Google zeigt mir nicht nur die Ortsangabe, zwei Kilometer entfernt, sondern bietet mir auch an, im Sortiment dieses Kaufhauses zu suchen – eine Funktion, die ich noch nie genutzt habe.

Genau das brauche ich jetzt, wer weiß schon, ob zu dieser Jahreszeit so was wie Flipflops verfügbar ist. Allerdings: der Suchbegriff *Flipflops* bringt keine Treffer, so was gibt es laut Google dort nicht. Auch *Badelatschen* oder *Badeschuhe* bleiben ohne Ergebnis.

Dann suche ich mal nach dem Oberbegriff, um zu prüfen, wie verlässlich diese Sortimentsangabe denn überhaupt sein kann. Die Eingabe des Suchbegriffs *Schuhe* hat dann auch genau ein Ergebnis: Das große Barbie-Schuhset für alle, die schon so eine Puppe haben.

Das hilft mir nicht wirklich weiter. (Ich kaufe dann die recht teure Variante an der Rezeption.)

Thomas Wiegold

16. April 2017

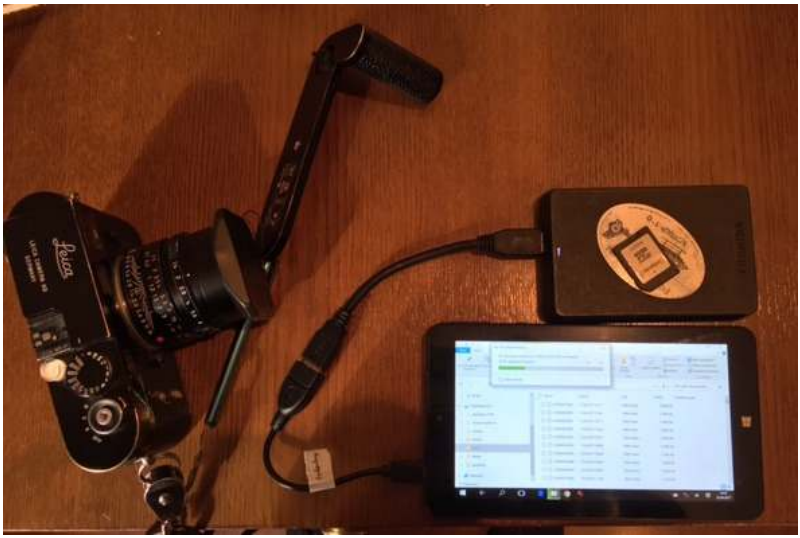
Im Urlaub macht Windows die Arbeit, Apple just for the lulz

Digitalfotografie schön und gut. Aber was machen, wenn der “Film” voll ist? Jede Menge Speicherkarten mitnehmen? Aber wie viele? Ich neige dazu, pro Urlaubswoche rund 1000 Fotos zu knippsen, von denen jedes genau 18.324.480 Byte groß ist. Da kommt also was zusammen. Genügend (zuverlässige) Speicherkarten habe ich jedenfalls nicht, zumal meine Frau auch noch fotografiert und auch diese Fotos zwischengespeichert werden wollen.

Bislang hatte ich im Urlaub stets einen Laptop dabei, genauer gesagt ein kleines (inzwischen aus dem Programm genommenes) 11,6”-Macbook. Zur Anschaffung des beinahe schnittstellenlosen Quasi-Nachfolgers ist der Lei-

densdruck und der Kontostand noch nicht hoch genug. Das alte kleine Macbook hat zwei USB-Anschlüsse. In den einen kommt der Kartenleser mit der SD-Karte aus dem Fotoapparat, an den anderen die mobile Festplatte, und schon fliegen die Fotos von der Karte auf die für jeden Urlaub ausreichend große 2,5”-Festplatte. Einen integrierten Kartenleser hat das kleine Macbook nicht.

Nun hatte ich mir aber in den Kopf gesetzt, das noch recht frische iPad mit in den Urlaub zu nehmen. Surfen, Chatten, Filme und Fotos gucken geht damit ja super. Es ist (noch) leichter als das kleine Macbook und hat eine bedeutend längere Akkulaufzeit. Nur, wenn etwas damit nicht geht, dann unkompliziertes Dateihandling. Es ist praktisch ausgeschlossen, es schlicht zum Verschieben von Dateien zu verwenden. Also doch das Macbook einpacken? Ne



Einen Tag vor dem Urlaub fällt mir ein, dass im Büro noch ein Trekstor 7”-Surftab rumfliegt (unten rechts im Bild). Das ist mal ein Unikum! Es ist echt klein, aber kommt mit einer vollen Windows-10-Installation daher. Und das für rund 60 Euro! Gut. Der Touchscreen ist nicht sonderlich gefühlsecht, und die Windows 10-Buttons sind darauf echt klein, aber mit einem passenden Micro-USB-Kabel kann ich meine 2,5”-Festplatte anschließen (oben rechts im Bild). Die Speicherkarte in meiner Kamera ist eine Micro-SD in entsprechendem Adapter. Aus dem Adapter herausgezogen wandert sie direkt in die zweite der beiden Schnittstellen des Surftabs. Man kann zwar nebenbei den Akku des Surftabs nicht laden, während man die Dateien kopiert. Rund eine Stunde Kopieren macht das kleine Ding aber wohl mit. Das reicht locker für den Urlaub ohne nachzuladen. Einfacher wäre es natürlich, wenn man das Surftab seinem Namen entsprechend zum Surfen und vielleicht auch gleich zum Filme und Fotos Anschauen verwenden könnte. Damit ist es aber überfordert und das Display ist wahrlich kein Vergnügen. Aber ob ich das im nächsten Urlaub wieder so mache, nur weil Apple das Kopieren von Dateien immer unmöglicher macht? Es deutet eigentlich viel darauf hin, dass ich mich nach 10 Jahren Apple mal wieder etwas genauer in der Windows-Ecke umsehe.

Markus Winninghoff

April 2017

Wenn irgendwer dreimal klingelt

Während ich unter der Dusche stehe, klingelt es unerwartet an der Tür. Ich will mich erst beeilen, dann aber doch nicht, denn ich denke mir, ich kann ja später in Ruhe nachschauen, wer geklingelt hat.

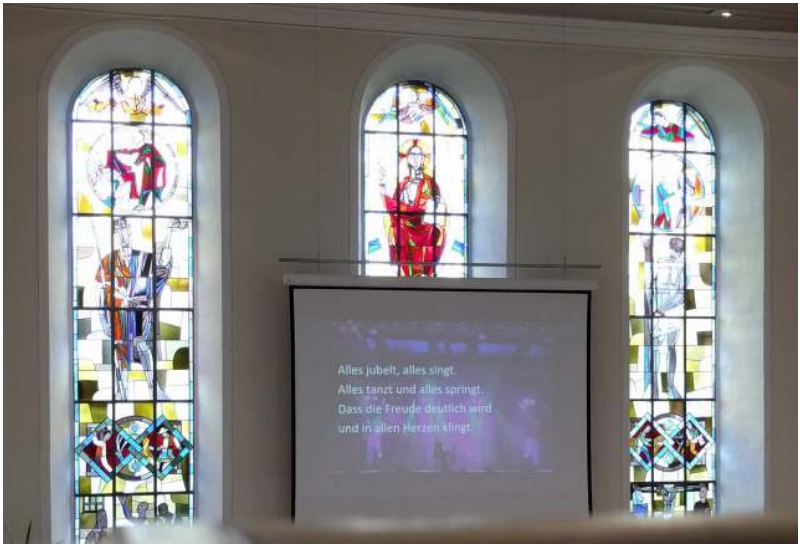
Nach dem Duschen und Abtrocknen laufe ich also zur Gegensprechanlage und schaue einige Sekunden lang zunehmend konsterniert darauf, bis mir bewusst wird, dass ich die „Klingelhistorie“ (analog zur Anrufhistorie auf dem Telefon) suche. Die es aber ja (noch?) gar nicht gibt.

Novemberregen

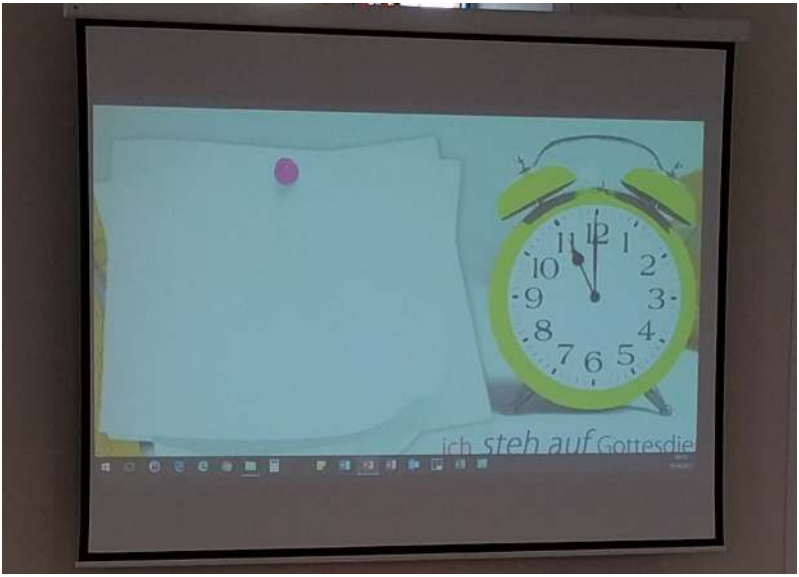
Ostersonntag 2017

Die Kirche ist moderner als die Schule

Im protestantischen Ostergottesdienst ist man den mir bisher bekannten Liedanzeigertechniken weit voraus. Hinter dem Altar hängt eine Leinwand, oben auf der Empore mit dem Posaunenchor steht ein Beamer und eine Kamera, und die Liedtexte sind vollständig auf Slides zu sehen. Niemand verwendet ein Gesangbuch. Wer mitsingen will, muss die Melodie kennen.



Vor dem Gottesdienst hat die Gemeinde Werbung für das Konzept zu sehen bekommen sowie ein paar Windows-Icons:



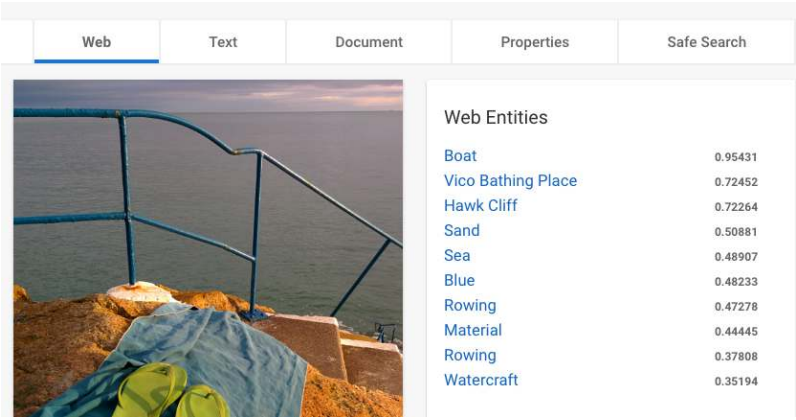
„Diese Kirche ist moderner als meine Schule", sagt E., "sie hat *zwei* Laptops!" Die Laptops stehen vor dem Altar und vermutlich wird von hier die Anzeige der Liedtexte manuell gesteuert.

Kathrin Passig

16. April 2017

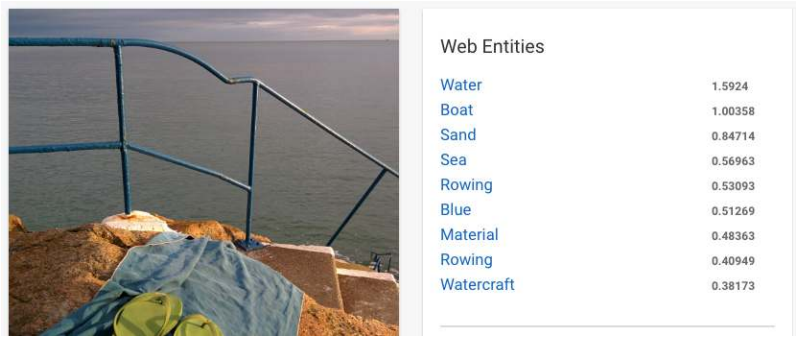
Noch habe ich nicht recht, aber bald

Ich zeige dem Neffen die Google Vision API und lade dazu das erstbeste Bild hoch. Schockhorror! Der Ort wird korrekt erkannt!



Herbeigelockt durch unsere Schreie kommt mein Bruder hinzu, der sich hauptberuflich mit Bildverarbeitung befasst. Das kann nicht sein, sagt er, das kommt aus den Geokoordinaten.

Und so ist es auch, wie sich durch Hochladen desselben Fotos ohne GPS-Daten zeigt:



“Ok, du hattest recht wie meistens”, sage ich. “Aber das bleibt nicht mehr lange so”, sagt mein Bruder, “schon bald funktioniert das wirklich und dann hast du recht.”

Kathrin Passig

16.4.2017

Übergangszelle

Telefonzellen (oder, wie Wikipedia sagt, in Deutschland korrekt Telefonhäuschen) gibt es ja immer weniger. (Für spätere Generationen: Dass sind kleine, nun, Häuschen, in denen ein Telefonapparat mit einer Festnetzlei-

tung installiert ist, den man gegen Gebühr für ein Telefongespräch benutzen kann). Die meisten noch existierenden Telefonzellen der Deutschen Telekom (andere Anbieter gibt es gelegentlich in Großstädten oder an Flughäfen, aber recht wenige) sind Glasboxen in Edelstahloptik, die oben einen Rand in der Firmenfarbe Magenta tragen.

Jahrzehnte lang waren deutsche Telefonzellen gelb, weil Gelb die Postfarbe war und Telefon ein Monopol der Deutschen Bundespost, der amtlichen Vorgängerin der dann privatisierten Deutschen Telekom.

Zwischendurch gab's aber mal merkwürdige Mischkonstruktionen. Nicht mehr im traditionellen Postgelb, aber auch noch nicht die moderne Glasoptik. Schon mit ein bisschen Magenta, aber mit einer Art Sprossenfenster. (In dieser Übersicht über Telefonzellen in Deutschland kommt sie gar nicht vor.)

Eine dieser inzwischen recht seltenen Telefonzellen habe ich in der Mark Brandenburg gefunden. Sie scheint noch voll funktional, auch wenn die Optik über die vergangenen 20 bis 25 Jahre ein bisschen gelitten hat.

Und das Telefon darin war offensichtlich von Anfang an für internationale Gespräche freigeschaltet – nicht selbstverständlich damals, schon gar nicht in der ehemaligen DDR.

Alles sieht fast genauso aus wie damals – mit einem wesentlichen Unterschied: Die Vorrichtung, in der die Telefonbücher aufgehängt waren, ist zwar noch vorhanden. Aber Telefonbücher gibt es in Telefonzellen schon lange nicht mehr.

Thomas Wiegold

17.4.2017

Für Sneaker ungeeignet

Im Zeitalter der Sneaker und Chucks wirken sie seltsam aus der Zeit gefallen, aber noch gibt es sie: Schuhputzmaschinen, die dem traditionellen (Herren)Halbschuh Glanz verleihen, wenn nötig. Fast nur noch in Hotels, wo auf dem Weg zum abendlichen Dinner der schwarze Schuh noch schnell poliert wird. Oder, obgleich das vermutlich nicht so gerne gesehen wird, auf dem Rückweg vom Waldspaziergang, wenn die Stiefel vom Dreck befreit werden.

Das Surren dieser Maschinen, jedenfalls, ist immer seltener zu vernehmen. In eher teureren Häusern, die verbreitetsten Modelle kommen ja auch aus einer seit mehr als 100 Jahren bestehenden deutschen Firma und dürften nicht so ganz günstig sein.

Deshalb gehört zum Surren der Bürsten als Soundtrack auch das Piano aus der Hotellobby . . .

www.youtube.com/xkR72-aS7Tk

(Fun Fact: Wikipedia kennt bislang nicht die *Schuhputzmaschine*, wohl aber den *Schuhputzer*, zu dem sie wenig Vorteilhaftes anzumerken weiß:

> Während die Tätigkeit bis in die 1920er und 1930er Jahre auch in Mitteleuropa weit verbreitet war, wird sie heute nur noch vereinzelt auf Messen und anderen Events als Werbegag für Kunden eingesetzt. In asiatischen Ländern wie z. B. Indien ist die Tätigkeit hingegen auch heute noch verbreitet und tritt unter anderem als Kinderarbeit auf.
> Eine ähnliche Funktion erfüllen vollautomatische Schuhputzmaschinen.

Nun ja. Kinderarbeit verrichten Schuhputzmaschinen nun nicht.)

Thomas Wiegold

18.4.2017

Der eigentlich ganz einfache Weg zur Champions League

Am Abend spielt der FC Bayern gegen Real Madrid in der Champions League. Es sind noch Osterferien und ich will das Spiel gerne mit den Kindern zusammen anschauen. Dienstags-Champions-League-Spiele laufen aber nur im Bezahlsender Sky (Mittwochs-Spiele hingegen fast immer auch parallel im

ZDF). Zum Glück borgt mir ein Freund seinen Sky Go-Zugang. Hat man ein Sky-TV-Abo, kann man mit seinem Zugang auch Sky Go auf anderen Endgeräten nutzen. Zusätzlich zum regulären TV.

Wir haben eine alte PS3 an Beamer und Verstärker angeschlossen und schauen darüber auch Streaming Angebote wie Netflix oder Amazon Prime. Im Playstation-Store gibt es dafür eigene Apps. Für Sky gibt es dort auch die Sky Ticket App.

Nach der Installation versuche ich mich mit dem Sky-Zugang meines Freundes einzuloggen. Die PS3 bediene ich normalerweise mit einer Logitech Remote Harmony-Fernbedienung. Logins mit einer Fernbedienung einzugeben ist sowieso schon Strafe genug, aber hier kommt noch ein spezielles Problem dazu: Der Zugang besteht aus einer E-Mail-Adresse, die einen "_" beinhaltet. Den "_" kann ich aber auf der virtuellen PS3-Tastatur nicht finden.

Das Internet behauptet, man kann die Sonderzeichen evtl. über die L2-Taste des Playstation-Controllers dazuschalten. Also schließe ich den auch noch an und drücke L2 (und danach noch alle anderen Tasten). Leider kein "_".

Neben dem Login-Feld steht, ich könne meine Playstation auch unter sky-ticket.de/playstation registrieren. Ich versuche mich dort mit dem Zugang anzumelden. Geht nicht.

Stellt sich heraus: Man kann über Sky Ticket zwar das Bayern-Spiel für einmalig 10 € buchen, Sky Ticket hat aber gar nichts mit Sky Go zu tun. D. h. meine Login-Versuche mit der Sky Ticket-Playstation-App waren sowieso umsonst.

Auf der Webseite von Sky Go funktioniert der Login. Ich klicke auf den Link zum Champions League-Stream und … werde erst mal aufgefordert, das Microsoft-Silverlight-Plugin zu installieren. Ich installiere das Microsoft-Silverlight-Plugin und lade den Stream neu. Nichts. Offenbar läuft das mit dem Google Chrome Browser nicht so richtig. Ich starte Safari und habe tatsächlich ein bewegtes Bild.

Jetzt muss das Laptop-Bild noch irgendwie auf den Beamer und der Ton auf den Verstärker. D. h. erst mal Kabelkiste rausholen und nach HDMI und Klinke-auf-Cinch-Kabel suchen. Die Kabel sind alle irgendwie ein bisschen kurz, aber mit etwas Kreativität bekomme ich eine einigermaßen sichere Rauminstallation hin.

Das Bild hat zwar dieses typische, leichte Ruckeln, was man auch aus Sportübertragungen der ZDF-Mediathek kennt, aber man will ja nicht meckern.

Der Ton . . . brummt. Das hatte ich schon ganz verdrängt, weil ich meinen Laptop schon ewig nicht mehr an den Verstärker angeschlossen habe. Es gibt ein Brummschleifenproblem, an dem ich jahrelang erfolglos herumgedoktert habe. Brummschleife. Kann man googeln. Gibt's zahlreiche Lösungsansätze. Hat bei mir alles nicht funktioniert.

Ich hole die kleine Arespark AS200 Bluetooth Box. Die kann ich als Lautsprecher für unterwegs oder das Kinderzimmer nur wärmstens empfehlen. Überraschend guter Sound bei kleinem Preis.

Die Box wird über Bluetooth mit dem Macbook gekoppelt. Auf jeden Fall besser als Brummschleifenton. Aber: Der Ton ist asynchron zum Bild. Offenbar gibt es bei der Bluetooth-Übertragung eine leichte Verzögerung und das nervt fast noch mehr als Brummschleife.

Glücklicherweise entdecke ich an der Bluetooth Box einen Klinkeneingang, der mir bisher nie aufgefallen ist. Selbstverständlich hat meine Kabelkiste auch noch ein Klinke-auf-Klinke-Kabel im Angebot. Ton und Bild sind synchron und das 15 Minuten vor Spielbeginn. Eigentlich ganz einfach.

heibie

Frühjahr 2017

Datentarife sind wie Socken geworden

Konstantin, 8. Klasse Realschule: Wenn man ein Handy irgendwo auf dem Schulgelände benutzt, kriegt man es abgenommen. Das Schulgelände ist nicht wirklich klar definiert, teilweise nehmen einem die Lehrer auf dem Edeka-Parkplatz das Handy ab. Und wenn einem das Handy abgenommen wird, müssen es die Eltern im Sekretariat mit einem Gespräch mit dem Lehrer wieder holen. Man kriegt's auch abgenommen, wenn man es in dem Moment gar nicht benutzt, manchen Lehrern reicht der Umriss in der Hosentasche.

Kathrin: Wie oft kommt das vor, dass die Eltern einbestellt werden, um das Handy wieder auszulösen?

In unserer Klasse ist es relativ untypisch, dass jemandem das Handy abgenommen wird, weil die halbwegs intelligent sind, aber es gibt andere Klassen, da kommen die Eltern zweimal pro Woche rein. Der Lehrer darf das Handy maximal bis Schuljahresende behalten.

Die Leute bringen aber doch wahrscheinlich alle ihre Handys mit in die Schule, weil man braucht's ja im Schulbus, oder?

Zum Beispiel. Oder um die Uhrzeit nachzuschauen, weil Uhren sehen die Lehrern in Exen nicht gerne. Weil es mittlerweile so moderne Uhren gibt, dass man darauf Nachrichten speichern kann. Es gibt Lehrer, die verbieten Uhren in Schulaufgaben und in Exen, und zwar alle Uhren. Weil du kannst auch zwischen Uhr und Hand einen Zettel reinschieben.

Und was machen die Leute dann tagsüber mit dem Handy?

Meistens in der Schultasche verstecken, oder in der Jackentasche, aber das ist halt riskant. Es gibt Deppen, die wenn sie krank sind oder "krank", dann gehen sie in den Stunden, wo die Lehrer eh schon ekelhaft auf Handys reagieren, in die WhatsApp-Gruppe und machen einen Gruppenanruf. Dann fangen ganz viele Handys gleichzeitig an zu vibrieren und zu summen.

Wenn man jetzt ein Nonsmartphone hätte, das wirklich nur telefonieren kann, wäre dann irgendwas anders oder ist das egal? Gilt das für alle Handys?

Das könnte ja böses Internet enthalten! Das müssen wir unbedingt konfiszieren.

Gibt's überhaupt noch Leute, die so was haben?

Ja, manche. Ich hab einen in der Klasse, der benutzt es. Aber ich weiß auch nicht, wieso. Die meisten benutzen es eh nur, um in soziale Medien reinzukommen.

Was macht man, wenn man in der Schule mal kurz irgendwas am Handy machen will?

Aufs Klo gehen ... was kann man noch machen ... man geht raus in den Pausenhof und stellt sich in einen Busch rein. Es gibt an einer Stelle so einen Busch, da kann man sich untendrunter in den Busch reinzwängen und innen ist der Busch hohl. Dann gibt's einen Schüler, der macht es ganz raffiniert: Der hat eine Handyhülle, die genauso aussieht wie seine Pulloverfarbe. Der hat immer denselben Pullover an, der hat da eine Tasche, da braucht er es nur reinzustecken, und das kann auch zur Hälfte rausgucken und du siehst es nicht. Du musst erst ganz nah hingehen. Unsere Schule besteht aber halt hauptsächlich aus Stahl. Da hast du fast keinen Handyempfang. Es reicht aber, um aus dem Biosaal den Pokéstop am Kreisverkehr zu erreichen.

Wie ist es aktuell mit Datentarifen? Haben die Leute inzwischen mobiles Internet?

Ja, zwischen 100 MB und 12 GB. Die meisten sind so zwischen 2 und 8 GB.

Ist das was, was die selber zahlen müssen? Oder zahlen das die Eltern?

Da muss ich dich empört angucken. Welches Kind zahlt denn sein Handy selbst!

Ja, Handy, ok. Aber 12 GB kosten so zwischen 15 und 30 Euro, das ist schon was, was man im Prinzip vom Taschengeld bezahlen könnte. Oder ist Taschengeld generell abgeschafft worden?

Taschengeld ist mehr so für "ich kauf mir irgendwelchen Müll", also so was wie bunte Haarreifen.

Also Datentarif ist eher so was wie . . . Schuhe oder so? Wo es klar ist, dass das die Eltern zahlen müssen?

Schuhe sind ein ganz spezielles Thema!

Ok, lassen wir vielleicht mal die Schuhe, aber sagen wir . . . Socken.

Ja, genau. Datentarife und Handys sind wie Socken geworden.

Konstantin Passig, befragt von Kathrin Passig

19. April 2017

CSI Switzerland

Mein Mann bekam letztens eine E-Mail von jemandem, den er auf Flickr kennt (für die Jüngeren unter Ihnen: das ist eine Plattform, auf der man vor Instagram Fotos geteilt hat. Gehört zu Yahoo, das ist, für die Jüngeren unter Ihnen, das Google, das es nicht geschafft hat, Google zu werden), und zwar ging es da um ein Bild von ihm, nämlich das hier:

Das ist schon relativ alt, es stammt noch aus unserer alten Wohnung in Basel und da wohnen wir ja seit fast 10 Jahren nicht mehr. Die Orchidee ist noch älter, die habe ich damals gekauft, als der Mann in Indien war, aber auch die lebt immer noch. Der Mann auch, was ~~fast~~ noch wichtiger ist.

Also. Und dieser Flickr-Kontakt hatte dieses Bild auf der Facebookseite einer Galerie in La Jolla entdeckt. Das klingt erstmal toll, Ruhm, Ehre und so. Allerdings hat der Kontakt es da entdeckt, als er Bilder, die er gemacht hat, dort gefunden hat, die der "Künstler" ohne Fragen, ohne Erlaubnis und einfach so als seine eigenen ausgab und als grosse Kunst verkauft (jaja, nachkoloriert, herzlichen Glückwunsch zu dieser grossartigen Leistung).

Der Mann war also auf 180, aber anscheinend (die Leute im Internet reden miteinander!) ist dieser "Künstler" ziemlich... situationselastisch, was Copyright angeht und bisher hat er sämtliche Forderungen einfach ignoriert.

Der Mann war kurz vor Zähneknirschen, den Typ doof finden, die Galerie für den nächsten San Diego Trip in drei Jahren oder so dann eventuell besuchen und ihnen vor die Tür spucken, aber dann bekam ich doch die

Erlaubnis, in Kontakt zu treten, um rauszufinden, wieviel Geld die mit den geklauten Bildern denn machen (wollen), anhand dessen kann man ja dann abschätzen, wie fest man vor die Tür spuckt... (ich weiss nicht, warum ich damals die Seite mit den Preisen, die ich vorher verlinkt habe, nicht gefunden habe, vielleicht konnte ich mit vor Wut zitternden Fingern nicht richtig tippen).

Und so schrieb ich eine, wie ich finde, einem Undercoveragenten zur Ehre gereichende Anfrage:

> *"Dear sales team,*
>
> *I saw your "PURE" collection of Flower-Prints and am totally stunned by "Exotic intentions".*
>
> *Could you help me out with a price for the available sizes and mediums?*
>
> *Does the mounted plexi need additional framing?*
>
> *Are there any shipping restrictions (I live in Europe, but have friends in California, who might be able to pick it up, if needed).?*
>
> *Best regards and thanks a lot*
>
> *Frau Bruellen"*

Der Mann fand die Geschichte mit den "Freunden, die vorbeikommen" und den Rahmungen ein bisschen over the top, aber erstens ist es wahr und ich wollte ja auch ein bisschen interessiert wirken.

Verkaufen wollen sie dort auf jeden Fall und so ging es keine 24h und ich hatte eine Antwort:

“Hello Frau,

Thank you so much for your email and interest in these beautiful works by Shane Bowden . Please see pricing below : All Plexi are mounted and ready to hang requiring no additional framing!

The cost of printing for the flowers are as follows:

30x40 Plexi $750.00

60 x40 Plexi $1000.00

30x40 paper $500.00 framed in black or white box mount

60 x40 $750 framed in black or white box mount

We also have no shipping restrictions we ship worldwide! The cost depends on the size we are shipping but if you have friends that can pink it up form the gallery that’s great too!

What size are medium would work for you ?”

Das ist mal ein ordentlicher Preis und ich kann Ihnen jetzt schon sagen, dass Sie da natürlich gern bestellen können, allerdings habe ich eine total legale Quelle für Plexi- oder Aludruckmöglichkeiten (sogar NOCH GRÖSSER) an der Hand und praktischerweise bin ich mit dem Fotografen verheiratet, ich könnte Ihnen die Bilder total legal und für weniger als 10% des Preises organisieren.

Naja, zurück zur Story. Das war eigentlich erstmal genug und der Mann fand, das wäre einen ordentlichen Spuckeklumpen wert, aber mehr eigentlich auch nicht.

Er hatte allerdings nicht mit der Geschäftstüchtigkeit des “Künstlers” und seiner Salesforce gerechnet, die schickten mir nämlich im Wochenrhythmus Follow-up-Mails, ob ich mich denn endlich entschieden hätte, und vielleicht doch kaufen wollen würde, und Blumenbilder zum Valentinstag und ach, Frühling, man hätte ja lang nichts mehr von mir gehört blablabla. Das habe ich so lang ignoriert, bis dann irgendwann eine Mail kam, in der mir Rabatt angeboten wurde:

> *“Hi,*
>
> *Just a quick follow up to see if the pricing came in OK ? We are starting a new promo with an additional 10% off .*
>
> *Please let me know if this is something you are interested in .”*

Und da konnte mein innerer Schwabe dann nicht anders, als doch zu antworten:

> *“Dear XY,*
>
> *To be honest i was mainly wondering how much you respectively shane dare to charge for these pictures. I am pretty impressed, especially considering the fact, that the picture itself was just taken without permission or even compensation from my husband’s flickr account:*
>
> *Best regards*
>
> *K.”*

Und was soll ich sagen: wir haben es zwar nicht geschafft, eine Entschuldigung zu bekommen oder Geld oder irgendwas, aber immerhin, von der blöden Verteilerliste für Sonderangebote für die Galerie runter zu fliegen. Es sind die kleinen Erfolge!

Und falls jemand von Ihnen mal nach La Jolla kommt: schauen Sie ruhig mal vorbei, geigen Sie den Leuten die Meinung und gehen dann lieber in diese Galerie hier, da gibt es wundervolle Fotos zu sehen und man kann auch einfach nur schauen und die Leute sind sehr freundlich!

Frau Brüllen

20. April 2017, ein Uhr morgens

Die Leihfahrräder sind jetzt grün, aber immer noch eine Sache für Geduldige

Ich wollte eigentlich zu Fuß nach Hause gehen, aber es ist sehr kalt und mein Bein schmerzt. Ich komme an einem der grünen "Lidl Bikes" vorbei, die seit März 2017 in Berlin die Callabikes abgelöst haben. Wie man hört, sind die Räder jetzt nicht mehr stationsgebunden. Über das Stationensystem habe ich mich seinerzeit fast so sehr geärgert wie Thomas Wiegold. Ich lade mir die App herunter, kann mich mit meinen alten Callabike-Zugangsdaten einloggen und sehe sogar meine vergangenen Ausleihvorgänge: sehr viele bis Ende 2010, nach der Umstellung auf das Stationensystem fast keine mehr.

Ich wähle das vor mir stehende Rad auf der Karte aus, drücke auf "Rent" und erhalte einen Freischaltcode, der am Fahrrad einzugeben ist. Das Eingebedings ist jetzt am Lenker montiert und nicht mehr in Fahrradkettenhöhe, sieht aber ansonsten noch so aus wie früher, ein kleines widerspenstiges Touchdisplay. Das ebenfalls neue Speichenschloss entriegelt sich und ich kann losfahren. Könnte. Wenn nicht das Hinterrad platt wäre.

Ich möchte das Fahrrad zurückgeben, aber jetzt hat mein Handy den Kontakt zu seiner SIM-Karte verloren. Das passiert manchmal, ich muss dann die kleine Nadel zum Öffnen der SIM-Schublade aus dem Portemonnaie holen und so lange die Schublade aus dem Handy frickeln und wieder hineinstecken, bis sich das Gerät besinnt. Meine Handschuhe fallen herunter. Meine Powerbank fällt herunter. Mein Ladekabel fällt herunter. Mein Handy

fällt herunter. Dann fallen wieder die Handschuhe herunter. Aber immerhin nicht das Portemonnaie und auch nicht das Tütchen mit den SIM-Karten und nur ein einziges Mal die winzige schwarze Frickelnadel.

Als das Internet wieder geht, stellt sich heraus, dass man in der App zwar den Defekt melden kann, das Rad aber trotzdem gesondert zurückgeben muss. Und das geht nicht, das Schloss summt zwar leise, wenn ich den roten Knopf drücke, verriegelt sich aber nicht wie angekündigt. Ich fluche nur gelegentlich, denn ich hatte bei Callabike genug Zeit, mich an die vielen Gestalten des Nichtfunktionierens zu gewöhnen.

In der Anleitung ist vom Abstellen an Stationen die Rede. Es gibt also immer noch Stationen. Sie sind auf der Karte zu sehen, in der Welt aber nicht mehr wie bisher durch Fahrradabstell-Betonklötze markiert. Ich schiebe das Fahrrad so lange, bis der Stationsmarker auf der Karte und mein Positionspunkt übereinstimmen. Das Schloss lässt sich immer noch nicht verriegeln. Ich rufe die in der App genannte Telefonnummer an und drücke die 1 für Automatische Rückgabe. Nichts passiert. Ich rufe die Telefonnummer ein zweites Mal an und drücke die 2 für irgendwas anderes. Ein Kundenbetreuer lässt sich den Fall schildern und kündigt an, dass er “das so an die Kollegen weitergeben” wird.

Ich gehe zu Fuß nach Hause. Schon nach einer Stunde schmerzt das Bein kaum noch, das Gehen ist also gesund und pokémontechnisch sowieso viel einträglicher. Das Fahrrad ist 24 Stunden später in der App immer noch als ausgeliehen verzeichnet.

Update: Am 23. April verschwindet das Fahrrad aus der Liste der laufenden Leihvorgänge, taucht aber als 36,50 € (in der App) bzw. 39,50 € (auf der Website) kostende Fahrt bei den vergangenen Buchungen auf. Ich schreibe an den Support. Der Support reagiert nicht, aber als ich am 28. April wieder

nachsehe, ist die Buchung verschwunden. Am 30. April kommt dann auch eine die Löschung bestätigende Mail, allerdings nicht von Lidl, sondern von “Call a Bike Kundenbetreuung / Deutsche Bahn Connect GmbH”.

Kathrin Passig

20. April 2017

Ins Neuland führen Wegweiser aus Papier

Viele kennen ja vermutlich die Webseiten, die einen unablässig mit Meldungen der Form „Oh, du betrachtest diese Seite auf einem Mobilgerät – warum lädst du dir nicht unsere tolle App runter?“ plagen. Nichts, wovon eine deutsche Krankenkasse nicht noch eine Steigerungsform entwickeln könnte.

Wenn ich bei meiner privaten Krankenversicherung Rechnungen einreiche, bekomme ich immer

per Post

einen Beleg über die Erstattung (oder Nicht-Erstattung). Dabei liegt neuerdings folgendes Informationsblatt.

Neue App
EasyScan

Rechnung scannen,
Porto sparen,
schneller erstattet.

Jetzt gibt es von der NÜRNBERGER Krankenversicherung AG die neue Rechnungsapp EasyScan. Damit können Sie einfach und bequem Rechnungen, Rezepte, Verordnungen, Heil- und Kostenpläne, Bescheinigungen usw. einreichen*. Und das Beste: Ihre Kosten werden schneller erstattet.

Laden Sie sich einfach die kostenlose App auf Ihr Smartphone oder Tablet.

1 **Registrieren**
Sie brauchen einmalig Ihre Vertragsnummer.
2 **Dokument(e) scannen**
3 **Prüfen**
4 **Senden**

*Gilt nicht für die Auslandskrankenversicherung

NÜRNBERGER Krankenversicherung AG
Ostendstraße 100, 90346 Nürnberg
Telefon 0911 531-3003, Fax -1591
info@nuernberger.de, www.nuernberger.de

KV491_201612 M

Datenschutz und -sicherheit

Wir schützen Ihre sensiblen Gesundheitsdaten! Die Belege werden in der App verschlüsselt abgelegt und verschlüsselt an die NÜRNBERGER übertragen. Zudem müssen Sie sich bei jedem Aufruf der App neu einloggen.

Starten Sie jetzt!

Für Android ab Version 4.4
Für iOS ab iPhone 5,
iPad ab 3. und iPod Touch
ab 5. Generation

Tipp: 24 h Rundum-Service für Ihre Verträge unter „meine.nuernberger.de".

NÜRNBERGER
VERSICHERUNGSGRUPPE
seit 1884

Dieses Seite erhalte ich jetzt zum dritten Mal. Per Post. Auf Papier. Die letzten zwei dieser drei Briefe bezogen sich aber bereits auf Rechnungen, die ich mittels der angepriesenen App eingereicht hatte.

Virtualista

19. und 20.4.2017

To Packstation or not to Packstation

Ich habe bei einem Onlineversandhandel für gebrauchte Bücher etwas bestellt. Weil ich sowieso tagsüber nicht zu Hause bin, möchte ich das Paket zur Packstation beim Aldi umme Ecke liefern lassen, allerdings bin ich mir nicht ganz sicher, ob der Versandhandel schlau genug ist, Packstationsadressen als solche zu erkennen und dann auch zielsicher mit DHL zu verschicken.

Packstationsadressen sind üblicherweise so aufgebaut:

Name
Meine feste Post-ID, die z. B. auf der Packstations-Chipkarte steht
Packstationsnummer (”Packstation 123”)
Adresse der Packstation
PLZ und Stadt

Dieses Muster lässt sich aber nicht richtig in das Versandadressenformular eintippen, und ich traue mich nicht, es drauf ankommen zu lassen und trage einfach meine normale Adresse ein. Üblicherweise nimmt eine Nachbarin die Pakete an, die aber schon ihren Unmut bekundet hat, weil sie von sämtlichen Paketdiensten mittlerweile als Paketannahmestation im Haus missbraucht wird und die Paketboten schon gar nicht mehr versuchen, bei den eigentlichen Empfängern zu klingeln.

Einen Tag später bekomme ich eine Nachricht von der DHL, dass mein Paket unterwegs ist, ich könnte es sogar noch zu einer Packstation umleiten lassen. Ich lese die Mail auf meinem iPhone, klicke auf den Link in der Mail, wähle die Option “Zu einer Packstation senden”, gebe dann meine Postleitzahl ein und kann dann die richtige Packstation auswählen und bestätigen.

Manchmal muss gar nicht von Anfang an alles so klappen, wie man es gerne hätte, man muss nur ein bisschen abwarten, wie sich die Dinge entwickeln.

Anne Schüßler

Ostern 2017

Mit dem Smartphone bezahlen

Kurz vor Ostern 2017 bezahle ich zum ersten Mal mit dem Smartphone und auch zum ersten Mal per NFC. Die Kassiererin an der Tankstelle sieht mich etwas verdutzt an; meint, sie könne jetzt nicht garantieren, ob das funktioniert. Nun, dennoch lasse ich mich von diesem Vorhaben nicht abbringen, so fuhr ich doch extra spät zur Tanke, um möglichst keinen Menschen bei diesem Test aufzuhalten oder zu stören. Und durch NFC als technische Basis kann ich mir auch relativ sicher sein, dass es mit den gängigen Karten-Terminals funktionieren muss. Schließlich sind kontaktlose Kredit- und EC-Karten ja auch schon eine Weile im Umlauf.

So rufe ich also die kurz zuvor installierte *seqr*-App auf und halte mein Smartphone einfach neben das Gerät, in welches man sonst überlicherweise seine EC-Karte steckt. Selbiges verlangt umgehend nach Eingabe einer von der App vergebenen PIN, da mein Betrag beim Tanken natürlich höher als 25 Euro liegt. Nachdem das erledigt ist, bekomme ich von der staunend dreinblickenden Kassiererin ("ich habe das gerade zum ersten Mal so gesehen" – "... und ich habe das zum ersten Mal ausprobiert") meinen Kassenzettel ausgehändigt und ziehe zufrieden von dannen. Wenig später folgen ein Einkauf bei Aldi und einer bei Rewe, beides funktioniert ebenfalls sehr rasch.

Einen wirklichen Mehrwert bietet der ganze Spaß meiner Meinung nach noch nicht. Denn um mobil zu bezahlen, muss man das Handy entsperren, die App aufrufen und bei hohen Beträgen noch mal eine PIN am Kartengerät eintippen. Eine Zahlung läuft somit also in etwa gleich schnell ab wie mit der guten alten Karte. Trotzdem mag ich das Konzept, und das nicht nur, weil ich so endlich mal die so stiefmütterlich behandelte NFC-Technik nutzen kann: Man muss einfach kein Portemonnaie aus der Hose ziehen und keine Karte dort herausfummeln.

Ein kleiner, noch zu verifizierender Nebeneffekt wäre zudem, dass *seqr* angeblich auf jeden Einkauf 3 Prozent am Ende des Monats erstattet. Ob das der Wahrheit entspricht, werde ich dann feststellen.

Das eigentliche Killer-Argument scheint mir in der Einfachheit des Konzepts zu liegen. Ich finde jedenfalls bislang keinen Anbieter, bei dem mobiles Bezahlen einfach nach Hinterlegung der Kontodaten funktioniert. So weit ich weiß, gibt es noch *boon*, aber das scheiterte bei mir bereits an der umständlichen Registrierung. Zudem muss *boon* wie eine Prepaidkarte immer wieder manuell aufgeladen werden. *Android Pay* und *Apple Pay* werden in Deutschland derzeit noch nicht angeboten.

Guthaben-Update in sieben Tagen – kein NFC für Apple

Leider dauert es ziemlich lange, bis die App das anfängliche Limit von 75 Euro heraufsetzt. Und leider dauert es noch viel länger, bis sich bezahlten Beträge automatisch aktualisieren. Will heißen: Wenn ich an der Tankstelle einmal 50 Euro bezahle und wenig später noch für 25 Euro einkaufen gehe, ist *seqr* aufgrund des Limits dann mindestens für eine Woche unbenutzbar. Laut einer Mail des immerhin schnellen und freundlichen Kundensupports dauert das automatische Wiederaufladen des Guthabens in etwa sieben Werktage. Dadurch, dass in meinem Fall Ostern dazwischen lag, habe ich zwei Wochen warten dürfen, ehe ich *seqr* wieder nutzen konnte. Das finde ich ein bisschen schade, so bleibt das Bezahlen mit dem Smartphone weiterhin nicht wirklich massentauglich.

Stichwort massentauglich: Apple-Nutzer/-innen sind bis jetzt von der NFC-Nutzung ausgesperrt. Ihr könnt mit *seqr* zwar auch mobil bezahlen, aber nur über das Scannen von QR-Codes.

Adenauerhut, erschien zuerst im privaten Blog des Autors

Seit 2015

Essen (fast) für die Ewigkeit

Wir gehen gerne essen und seit ein paar Jahren fotografiere ich mein Essen auch meistens. Wenn ich die Zeit dazu habe, schreibe ich auch einen Blogartikel über das Restaurant, ansonsten landen die Bilder bei Flickr oder zumindest auf Instagram, Twitter und Facebook. Gelegentlich lade ich die Bilder auf TripAdvisor hoch, dort gucke ich ja auch nach, wenn ich selber Restaurants suche und finde es hilfreich, wenn ich an den Fotos erkennen kann, was mich erwartet.

Bilder, die ich direkt ins Internet lade, mache ich auf dem iPhone, das reicht von der Qualität auch meistens aus. Wenn wir in etwas bessere Restaurants gehen, nehme ich unsere große Spiegelreflexkamera mit (eine Nikon D700). Das Problem bei der Spiegelreflex: Es ist quasi unmöglich, unauffällig Bilder zu machen, die Kamera ist sehr groß und klickt außerdem bei der Aufnahme recht laut.

Dementsprechend frage ich üblicherweise ganz am Anfang, ob es okay ist, wenn ich Bilder mache. Bisher hat noch niemand abgelehnt, einmal werde ich sogar gelobt, weil ich so höflich bin und vorher explizit um Erlaubnis bitte. Ich weiß von mindestens zwei Restaurants, bei denen das Fotografieren explizit unerwünscht ist, kann aber nicht mit letzter Sicherheit sagen, ob dieses Wissen mich in irgendeiner Weise davon abhalten würde, dort auch hinzugehen, trotzdem empfinde ich es als Einschränkung und Bevormundung.

Wenn ich Bilder mache, versuche ich immer, so unauffällig und schnell wie möglich zu sein. Ich schiebe den Teller in eine günstige Position (Lichtverhältnisse im Restaurant sind nicht immer einfach), hole die Kamera raus, mache schnell ein bis drei Bilder und stecke sie wieder zurück in die Tasche. Gelegentlich braucht es am Anfang etwas mehr Bilder, weil ich erst ISO-Wert

und Blende einstellen muss und darin sehr schlecht bin. Während wir essen, ist die Kamera dann in der Tasche unterm Tisch. Das iPhone liegt meistens allerdings irgendwo auf dem Tisch.

Blitzlicht verwende ich nicht, erstens empfinde ich das tatsächlich als unhöflich, zweitens werden die Bilder dadurch meistens sowieso nicht besser.

Anne Schüßler

April 2017

Kindergeld online

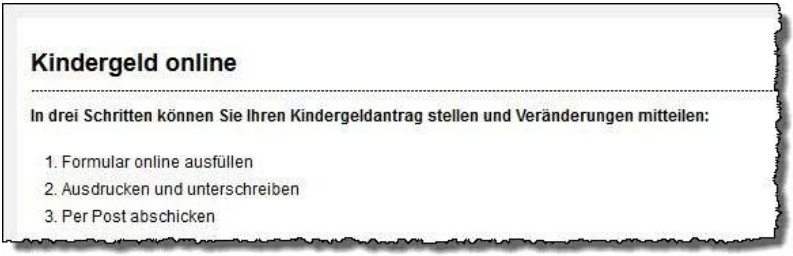
Ich möchte der Kindergeldkasse mitteilen, dass sich meine Kontoverbindung geändert hat.

Die Google-Suche führt mich ins Formular-Center der für Kindergeldbelange zuständigen Agentur für Arbeit. Dort werde ich darauf hingewiesen, dass man "bereits seit 2015" alle Kindergeldmeldungen auch online durchführen kann ("Kindergeld online spart Zeit und Geld"). Große Freude.

Die währt aber nur kurz, weil die Agentur für Arbeit unter „online" versteht, dass man

- ein Web-Formular ausfüllt,
- dieses in ein PDF konvertiert,
- das PDF ausdruckt und per Post versendet.

Hier der Beweis für in 20 Jahren:



Buntschuh

21. April 2017

Mein Smartphone kann nicht mehr telefonieren, aber ich freue mich nur kurz

Gestern rief mich eine Freundin auf meinem Smartphone an. C. ist eine sehr alte Freundin, wir kennen uns aus Zeiten, da hatten wir keine Computer, Mobiltelefone waren zwar schon erfunden, aber außer Sonny Crockett und Pablo Escobar benutzte die noch niemand. Sprich, C. und ich kennen uns aus Zeiten, da musste man über das Festnetz telefonieren, wenn man sich verabreden wollte. Seit damals hatten C. und ich uns aus den Augen verloren. C. telefoniert heute immer noch gerne, weiß aber nicht, dass ich es ganz schlimm finde. Jedenfalls hat sie mich in den letzten Wochen mehrmals angerufen. Meistens bin ich nicht rangegangen und habe ihr später eine Nachricht geschickt. Aber gestern habe ich das Gespräch doch zähneknirschend entgegengenommen. Und dann ist ein Wunder geschehen. Mitten im Gespräch ging mein Smartphone aus. Der Bildschirm wurde schwarz und ich musste es neu starten. Als ich C. zurückrufen wollte, wurde der Bildschirm wieder

schwarz, das Smartphone reagierte erneut erst nach Neustart wieder. Ansonsten funktionierte alles einwandfrei. Ich war glücklich. Ich hatte die perfekte Ausrede, um nie wieder telefonieren zu müssen.

Aber dann fiel mir ein, dass ich noch nicht in einer Welt lebe, die ganz ohne Telefonate auskommt. Zum Beispiel mache ich gelegentlich Termine mit Ärzten. Die wenigsten bieten dafür andere Möglichkeiten an als Telefonieren und wenn, dann funktionieren die nicht.

Also begann ich zu recherchieren, was mit meinem Telefon los ist.

Ich hatte das neueste Android Update noch nicht installiert, weil es angeblich nichts besser, aber vieles schlechter macht. Nun tat ich es doch. Telefonieren konnte ich danach immer noch nicht, aber auch nicht mehr googlen. Nur der Sprachassistent ließ mich noch in die Google Suchansicht.

Meine Recherche war nicht besonders erhellend. Ich lud eine alternative Telefon App herunter, der Fehler blieb.

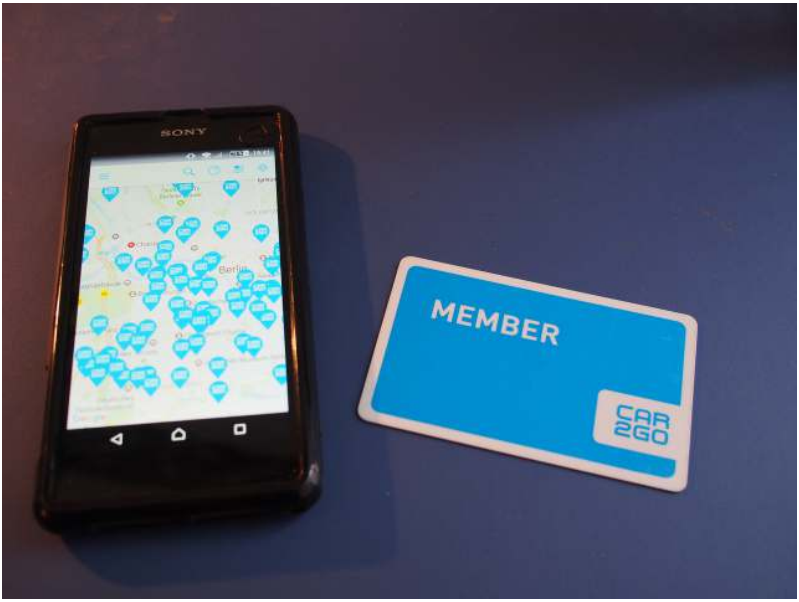
Da ich eh zu rabiaten Schritten neige, entschloss ich mich kurzerhand, das Telefon auf Werkseinstellung zurückzusetzen, machte aber immerhin vorher ein Backup. Das Problem blieb und ich ging schlafen.

Heute morgen habe ich weiter recherchiert, nach dem Zurücksetzen auf Werkseinstellung kann ich immerhin wieder tadellos googlen. Jetzt präzisiere ich die Problembeschreibung und stoße in diversen Foren auf ein mögliches Problem mit dem Proximity Sensor. Ich lade mir die App AIDA64 herunter, die die Sensoren meines Smartphones prüft, und tatsächlich reagiert der Proximity Sensor nicht auf Annäherung. Jetzt fällt mir auf, dass die Schutzfolie, die ich vor geraumer Zeit neu angebracht hatte, an der Stelle, wo der Sensor sitzt, zwar vorgestanzt ist, sich aber immer noch ein Stück Plastik befindet, wo eigentlich eine Öffnung sein müsste. Das erklärt auch, warum die Luftblase an dieser Stelle einfach nicht verschwand. Nachdem ich die Schutzfolie entfernt habe, kann ich jetzt auch wieder einwandfrei telefonieren. Ich muss es C. ja nicht verraten.

sleeplessdarkhorse

22.4.2017

Meine car2go-Karte kann ich wegwerfen



Der Carsharing-Dienst *car2go* - einer von mehreren, bei denen ich Kunde bin – hat mir in den vergangenen Monaten immer dringlicher gehaltene E-Mails geschickt:

Hallo Thomas,
wie alle Carsharing Anbieter und Autovermietungen ist car2go verpflichtet, regelmäßig die Gültigkeit deiner Führerscheindaten zu prüfen. Bitte führe die Führerscheinüberprüfung bis zum 24.02.2017 durch, um eine vorübergehende Sperrung deines car2go Accounts zu verhindern.

Diese Mail (und ein paar weitere) habe ich ignoriert, bis es dann neulich so weit war:

Hallo Thomas,
leider hatten wir bisher keine Möglichkeit, deine Führerscheindaten zu überprüfen.
Die Nutzung von car2go ist daher vorübergehend gesperrt.
Wie alle Carsharing Anbieter und Autovermietungen ist car2go verpflichtet, regelmäßig die Gültigkeit deiner Führerscheindaten zu prüfen.

Nun scheint mir das mit der Pflicht zur regelmäßigen Überprüfung eine, sagen wir, eigenwillige Interpretation von car2go zu sein – andere Carsharing-Dienste haben sich nämlich seit Jahren nicht mit diesem Ansinnen gemeldet. Aber was hilfts's, vielleicht möchte ich ja doch mal wieder mit einem Smart durch Berlin fahren.

Und eigentlich wäre es ganz einfach. Ich könnte nämlich die Führerschein-Überprüfung per App machen lassen:

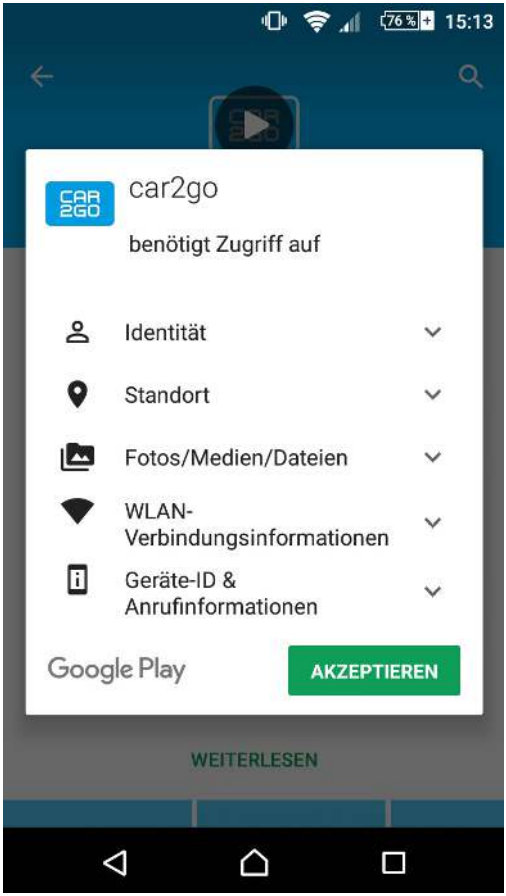
Lasse deine Führerscheindaten ganz einfach und schnell in der car2go App überprüfen:
Lade die aktuelle Version der car2go App.
Öffne dein Profil in der App und lasse dich durch die Führerscheinüberprüfung führen
Einfach deinen Führerschein und dein Gesicht fotografieren und in der car2go App hochladen.
Einige Minuten später erhältst du eine Bestätigungsmail über den Status der Führerscheinüberprüfung.

Dafür bin ich aber viel zu faul (oder eher: vergesse es immer). Als ich dann doch mal zufällig an der Berliner Dependance (im Marketing-Blabla *Validierungsstelle* gennant)von car2go vorbeikomme, nehme ich spontan die Chance wahr, meinen Führerschein vorzuzeigen.

Zu meiner Verblüffung brauche ich dafür nicht, wie in den Wir-schalten-dich-ab-Mails erklärt, meine Mitgliedskarte, meinen Personalausweis und den mitgeschickten QR-Code vorzuzeigen: Es reicht, mit Führerschein und meinem guten Namen ausgestattet zu sein.

Im Gegenteil, als ich der Mitarbeiterin der *Validierungsstelle* entschuldigend erkläre, ich käme spontan vorbei und hätte die Karte deshalb nicht parat, sagt sie nur: *Die Karte können Sie wegwerfen. Für die Autos brauchen Sie nur noch die App.*

Nach der sofortigen Wieder-Freischaltung meines car2go-Accounts lade ich deshalb auch mal die App runter (bisher habe ich sie ja nicht gebraucht). Und nun könnte ich mir wieder einen der weißblauen Smarts anmieten. Allerdings macht mich der Installationshinweis der App doch ein bisschen misstrauisch:



Identität, Standort, ja selbst WLAN-Informationen – das kann ich halbwegs nachvollziehen. Aber was will car2go mit den Fotos auf meinem Smartphone? Oder mit den Informationen, wen ich so anrufe?

Ich denke noch mal nach, ob ich das wirklich nutzen will. Aber die Karte kann ich ja schon mal wegwerfen.

Thomas Wiegold

22. April 2017

Die Zukunft kommt, wenn auch anders als geplant

Ich fliege nach Portugal und bin zuversichtlich, dieses Mal Internet zu haben, da ich das EU-Paket meines Mobilfunkanbieters gebucht habe, das in England und Irland bereits einwandfrei funktioniert hat. Am Flughafen angekommen schalte ich den Flugmodus aus, aber nichts tut sich. Gut, manchmal dauert es ein bisschen, man hat nicht unbedingt auf dem Rollfeld gleich Netz. Also beschließe ich zu warten, aber auch in der Innenstadt baut sich keine Verbindung auf. Ich versuche es mit automatischer und manueller Netzsuche, aber ich habe weiterhin kein Internet.

Im Hotel schreibe ich dem Support meines Mobilfunkanbieters, der mir die Roamingpartner nennt und mir zum Neustart rät. Die Anbieter Nos und Meo werden mir angezeigt und mit Meo gelingt es mir tatsächlich, eine Verbindung aufzubauen – allerdings nur im Hotel, wo ich es nicht brauche, weil es eine ausgezeichnete WLAN-Verbindung gibt. Als ich mein Leid im Techniktagebuchchat klage, wird nach einer Alternative gesucht, die ich nach meinen Erfahrungen mit portugiesischen SIM-Karten und der Postzustellung der Zugangsdaten gar nicht in Erwägung gezogen hatte. Doch manchmal kommt die Zukunft doch schneller als erwartet: Kathrin findet eine Touristen-SIM-Karte von MEO, die ich im nächsten MEO-Shop kaufe, an dem ich zufällig schon vorbei gelaufen war. Dieses Mal muss ich nur meinen Vornamen angeben und bin den Rest meines Urlaubs mit 2 GB Internet versorgt.

Tanja Braun

2009–2017

Das Geheimnis der bekloppten Mikrowelle

Wegen beschädigter Verpackung und fehlender Gebrauchsanweisung kostet die neue Mikrowelle nur etwa die Hälfte des regulären Preises. Wer braucht schon Gebrauchsanweisungen, denke ich beim Kauf, die les ich ja eh nie! Ein Schnäppchen, ha!

Die Mikrowelle aber, sie stellt sich als wirklich nicht benutzerfreundlich heraus. Will man die Garzeit einstellen, muss man einen Knopf drücken, gedrückt halten und drehen. Und selbst dann ist das Einstellen der Garzeit noch wackelig und ungenau. Aber naja, man gewöhnt sich ja an alles, irgendwie.

Einmal ist Kathrin Passig zu Besuch und versucht, in der Mikrowelle ihr Getränk zu erhitzen. Sie ist natürlich nicht an die tägliche Knopfdemütigung gewöhnt. Deshalb rollt sie sehr mit den Augen, als ich versuche, ihr die in Jahren erarbeitete Einstelltechnik zu vermitteln – zurecht, denn es ist wirklich bekloppt, ganz besonders, wenn man nicht schon durch Jahre der Übung und Demütigung weiß, wie zu drücken sey.

Im achten Jahr des Zusammenlebens mit der Mikrowelle hebe ich mal wieder das Gerät hoch, damit darunter gewischt werden kann. Irgendwie komme ich dabei mehrfach an einen unscheinbaren Knopf, der bislang immer eine andere Funktion erfüllt hatte. Es stellt sich aber heraus: drückt man den Knopf mehrfach, erhöht sich auf sehr einfache und verlässliche, vor allem aber präzise Weise in 10-Sekunden-Intervallen die Garzeit. Ich bin hin und her gerissen: ein Teil von mir will es Kathrin sofort erzählen, der andere denkt, es ist besser, wenn sie es nie erfährt.

Ich nehme mir vor, ab jetzt nur noch Geräte mit Gebrauchsanweisung zu kaufen, und diese dann eventuell sogar zu lesen. Oder wenigstens mal alle Knöpfe einige Male zu drücken, ich meine, was kann schon schiefgehen?

Mia Culpa

23.4.2017

(Fast) nichts an diesem Ausflug ist techniktagebuchrelevant

Weil meine Schwiegereltern da sind, machen wir einen Ausflug und tuckern mit einem Schiff der Weißen Flotte von Essen-Kettwig nach Mülheim an der Ruhr und zurück. Das ist sehr nett, man bräuchte gar keine Schwiegereltern dafür, Schiffchenfahren kann man eigentlich immer gut.

Leider ist nichts an diesem Ausflug wirklich relevant fürs Techniktagebuch. Das Schiffchen tuckert halt auf dem Fluss, man kommt an Wohnwagensiedlungen vorbei, kann Fahrradausflügler gucken und fährt unter der großen Ruhrtalbrücke durch. Das Schiffchen hat eine kleine Küche, in der es im Sommer wohl sehr heiß wird und Tickets kauft man an Bord bei einem netten Menschen, der das Geld in einer kleinen Bauchtaschenkasse rumträgt und ein kleines elektronisches Ticketdruckgerät in der Hand hat.

Dann passieren aber doch noch zwei Dinge, die einen Beitrag rechtfertigen. In Mülheim kommt der Ticketverkäufer und möchte unseren Beleg noch mal haben, er würde den Kollegen mal gerne was zeigen und wenn er denen das erklärte, verstünden sie es ja doch nicht, er braucht also Anschauungsmaterial. Als er das Ticket zurückbringt, erklärt er uns auch, worum es ging. Er hat uns zwar Hin- und Rückfahrt verkauft, auf dem Ticket selber steht aber nur “Einzelfahrt”. “Die haben da irgendwie die Computer umgestellt”, sagt er noch, und jetzt würde halt falsch gedruckt. Natürlich weiß er erstens, was er uns verkauft hat, außerdem kann man auch am Preis erkennen, dass wir für Hin- und Rückfahrt bezahlt haben, aber richtig ist es natürlich auch nicht, dass da nur “Einzelfahrt” steht.

An den beiden Endhaltestellen gibt es außerdem Uhren, die den nächsten Abfahrttermin verraten. Es sind einfache analoge Uhren mit Zeigern. Der Ticketmann steigt an den Haltestellen aus, lässt die Leute erst raus und dann

die Wartenden am Ufer rein und holt dann einen kleinen Schlüssel raus, mit dem er die Uhr ganz manuell und höchstpersönlich auf den nächsten Abfahrtstermin stellt.

Anne Schüßler

23. April 2017

Wie ich in Portugal fast auf so ein verhasstes Fahrrad gestiegen wäre

Es ist unerwartet heiß am Atlantik und da ich schon einige Kilometer an der Küste ohne Hut gelaufen bin, überlege ich, wie ich am schnellsten in den Schatten kommen könnte. Eine Option wären die elektrischen Leihfahrräder, die hier in Cascais angeboten werden. Zwar mag ich Fahrradfahren nicht besonders, aber es wäre eine vernünftige Alternative.

Es dauert etwas, die umfangreiche Anleitung zu studieren und ich wundere mich ein bisschen, dass man die Fahrräder nur von 8 bis 20 Uhr leihen kann. Das erklärt aber den Anhänger, mit dem die Fahrräder wohl morgens und abends herumgekarrt werden.

Damit man sich die App des Anbieters herunterladen kann, gibt es am Schild kostenfreies WLAN, das beim zweiten Anlauf auch funktioniert. Leider kann ich mich trotzdem nicht registrieren, weil ich immer wieder auf die Anmeldungsseite zurückgeworfen werde. Ich gebe auf und warte an der nahe gelegenen Haltestelle auf den Bus, aber nicht ohne vorher das Schild mit der Anweisung zu befolgen, man solle an dieser Stelle doch ein Selfie machen.

BOM LOCAL PA
SELFIES #CAS
SELFIES PLAGE
#CASCAIS

Tanja Braun

April 2017

Aufwühlende Anzeigetafelentwicklungen am Zürcher Hauptbahnhof

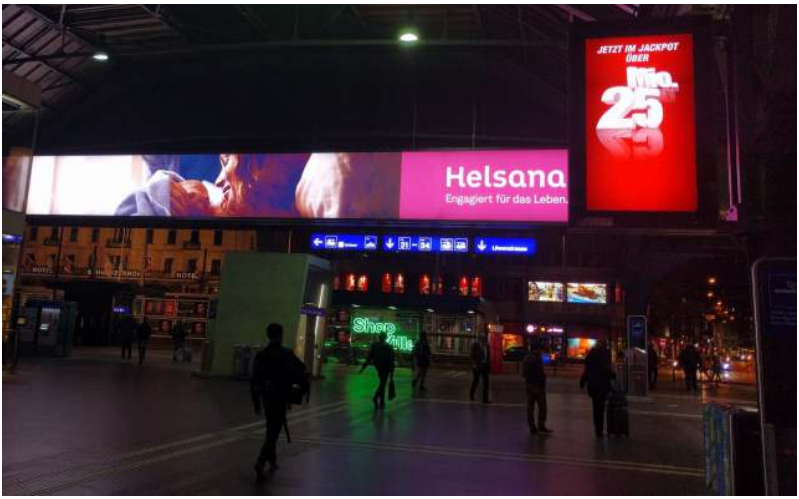
Im Vergleich zu uns Bahnhofsanzeigetafelspottern führen Trainspotter vermutlich ein ereignisreiches Leben, aber es hilft ja nichts: Wenn man erst mal anfängt, darauf zu achten, sieht man überall die interessantesten Anzeigetafeltechniken. Der Zürcher Hauptbahnhof beherbergt diverse Generationen von ihnen. Werbeplakate aus Papier oder vielleicht auch von hinten beleuchteter Folie:

Grob gepixelter Zugzielanzeiger aus zwölf kleinen LCD-Panels, vermutlich etwa fünfzehn Jahre alt:

Die Pixel sind auf meinem Foto nicht so gut zu sehen, aber die Tafel hängt halt an der Decke, ich kann nicht näher herangehen.

Die Tafel im Vordergrund besteht aus riesigen LED-Displays, drei für die Abfahrtszeiten und ein viertes für Werbung. Die Auflösung ist so gut, dass ich sie zuerst für reguläre hochaufgelöste Displays halte, aber aus der Nähe sieht man dann doch die einzelnen LEDs.

(Selbes Problem wie oben, die Auflösung meiner Handykamera ist nicht gut genug für die Entfernung. Aber man kann das Vorhandensein von LEDs erahnen.)



Im Vordergrund rechts ist ein hochaufgelöstes Display der Qualität und Größe, die wohlhabende Leute derzeit als Fernseher verwenden. Über dem Ausgang im Hintergrund hängt Werbung ohne sichtbare Pixel. Ich stehe lan-

ge davor und warte ab, ob sich das Bild vielleicht ändert. Es ändert sich nicht. Ich glaube, es handelt sich um bedruckte und von hinten beleuchtete Folie. Ein Unterschied in der Bildqualität zum Display rechts ist nicht zu erkennen, aber wahrscheinlich gibt es so große Displays in dieser Auflösung wirklich noch nicht.

Kathrin Passig

23. April 2017

Ist mir doch egal, ob Google weiß, wo ich bin. Meine Frau soll's nicht wissen

Sergio Maldini (in einem Gespräch über Familienaccounts): ... Apps, wo du gegenseitig den Standort anschauen kannst. Das findest du normal. Für mich ist das eine grässliche Vorstellung.

Kathrin Passig: Ich glaub auch, dass vieles von dem, was als Familien-Sicherheits- und Fürsorgetools beworben wird, "immer sehen, wo deine Lieben sind", dass es da in Wirklichkeit und als Hauptkaufanreiz um Fremdgehkontrolle geht. Ich frag mich, wie viele Leute wohl allgemeine Datenschutzbedenken vortragen – dass sie nicht vom Staat oder von Google oder Amazon ausspioniert werden wollen – und das aber eigentlich nur machen, um im Schatten dieses Arguments denken zu können "ich will nicht, dass meine Freundin, mein Freund, mein Mann immer weiß, wo ich bin". Weil du kannst ja schlecht sagen "ich bin da im Prinzip dafür, ich will nur nicht, dass *du* es weißt". Das wird dann schwierig.

Sergio: Genau das hat ein Freund von mir gesagt: "Ist mir doch egal, ob Google weiß, wo ich bin. Meine Frau soll's nicht wissen."

Kathrin: Ok, aber das hat er zu dir gesagt, Zu seiner Frau wird er sagen: "Google soll's nicht wissen."

Sergio: Ja, das stimmt wahrscheinlich.

Kathrin Passig, Sergio Maldini

24. April 2017

Mutmaßungen über die 1980er Jahre

Im Seminar zur Designgeschichte präsentieren zwei Studenten (geb. 1995) Kontextinformationen zu einer Textlektüre; der Text stammt aus dem Katalog zu einer Ausstellung von 1983: "Die Ausstellung hat Alltagsgegenstände gezeigt, geordnet in vier Gruppen: Lampen und Leuchten, Hocker und Stühle, Tee- und Kaffeegerät sowie Tisch- und Taschenrechner. Bei den letzten haben wir nicht gewusst, was das sein soll, also, das mussten wir erst googeln, weil sowas haben wir echt noch nie gesehen. In den 1980er Jahren muss aber wohl jeder so einen Tischrechner gehabt haben. In der Ausstellung waren immerhin 63 verschiedene Modelle zu sehen.“

Franziska Nyffenegger

24. April 2017

Speicherplatz, vielleicht doch kein gelöstes Problem, jedenfalls nicht überall

In einer Podiumsdiskussion zum Thema “Public Domain und Zugang zum Schweizer Filmschaffen” erwähnt eine Filmwissenschaftlerin die finanziellen Probleme, die eine Digitalisierung von Filmen mit sich bringt: Ein von ihr beantragtes Projekt sei von der Uni aus Kostengründen abgelehnt worden, da 100.000 Franken nur für Speicherplatz angefallen wären. So ein Film werde mit 25 Bildern pro Sekunde digitalisiert und jedes Bild habe 80 MB, da komme schon was zusammen. (Nach dieser Rechnung braucht man für einen 90-Minuten-Film etwa 10 Terabyte Speicherplatz.)

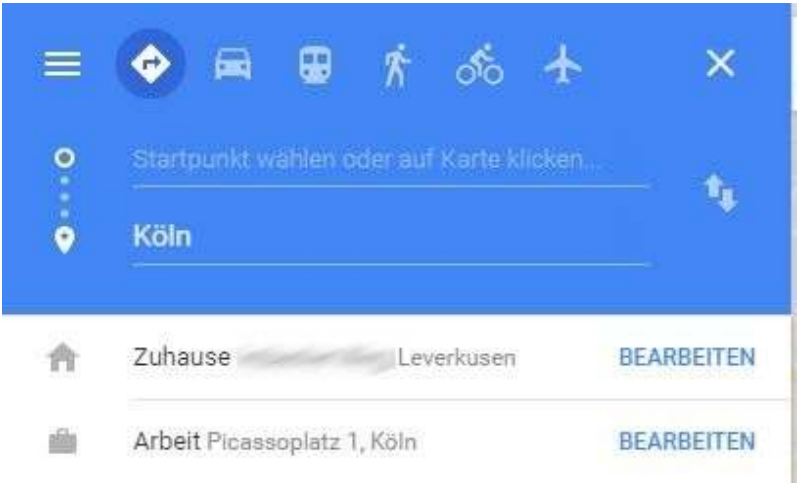
In der Techniktagebuchredaktion weiß niemand, wodurch die Kosten so in die Höhe getrieben werden, “Beim Digitalisieren von Film speichert man nicht Einzelbilder, sondern nur das, was sich zwischen zwei Bildern verändert. Selbst bei wissenschaftlicher Super-Duper-Qualität sind das nicht mehr als ein paar hundert Gigabyte für einen Neunzig-Minuten-Film. Ein Archiv für tausend Filme, auf das gleichzeitig zehn Leute zugreifen und regelmäßig Filme herunterladen können, dürfte kaum mehr als ein paar tausend Franken im Jahr kosten, nicht hunderttausend.” Es muss noch irgendwelche auf dem Podium nicht genannten Kosten oder Bedingungen geben. Festzuhalten bleibt jedenfalls, dass auch 2017 noch Projekte an der Unbezahlbarkeit von Speicherplatz scheitern.

Kathrin Passig

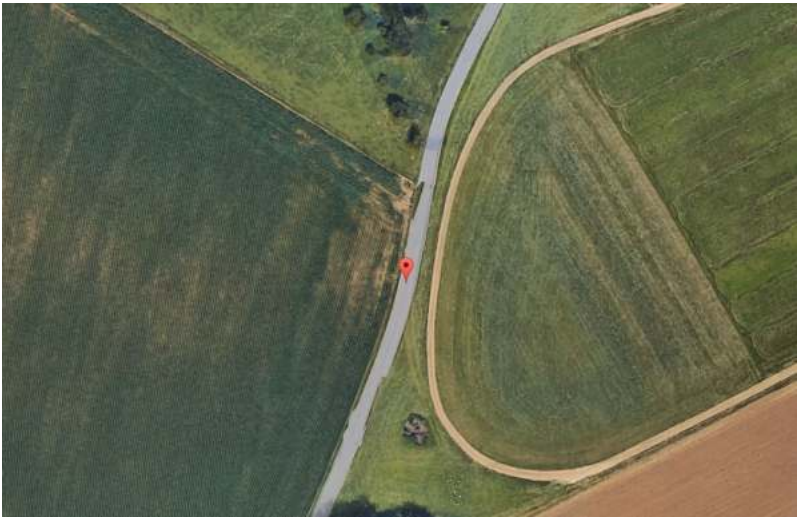
2017 (und schon vorher)

Laut Google wohne ich auf einer Landstraße

Ich weiß nicht, wann es mir zum ersten Mal auffällt, aber Google glaubt, dass ich noch bei meinen Eltern wohne. Jedenfalls fast.



Jedes Mal, wenn ich den Routenplaner benutze, werden mir zunächst zwei Startpunkte vorgeschlagen: Zuhause und Arbeit. Wo ich arbeite, weiß Google anscheinend ganz gut, woher auch immer, vielleicht habe ich es auch mal irgendwo eingetragen. Dass ich nicht mehr bei meinen Eltern in Leverkusen wohne, hat Google aber noch nicht mitbekommen, obwohl ich schon im Sommer 2000 ausgezogen bin, also sicherlich lange vor der Zeit, als ich anfing, großzügig irgendwelche Daten öffentlich zu machen. Zudem bekommt Google die Zuordnung nur so mittel gut hin. Die Straße stimmt, Google meint aber, ich würde mitten auf eine Landstraße wohnen.



Ich habe keine Ahnung, wieso Google glaubt, was es glaubt. Eine Zeit lang vermutete ich, dass es daran liegen könnte, dass ich mich mal bei meinen Eltern in meinen Mailaccount eingeloggt habe, da bin ich aber schon lange wieder ausgeloggt und habe mich vermutlich seitdem hunderte Male an diversen anderen Orten eingeloggt, zum Beispiel auch sehr, sehr oft in meiner eigenen Wohnung. In Essen.

Auf der anderen Seite finde ich die ganze Geschichte gleichzeitig so mysteriös und irgendwie heimelig-nostalgisch, dass ich gar nichts daran ändern will. Wenn Google unbedingt glauben will, dass ich ein paar hundert Meter vom Elternhaus entfernt auf einem besseren Feldweg wohne, dann soll es das doch tun. Ich werde das Missverständnis nicht aufklären.

Anne Schüßler

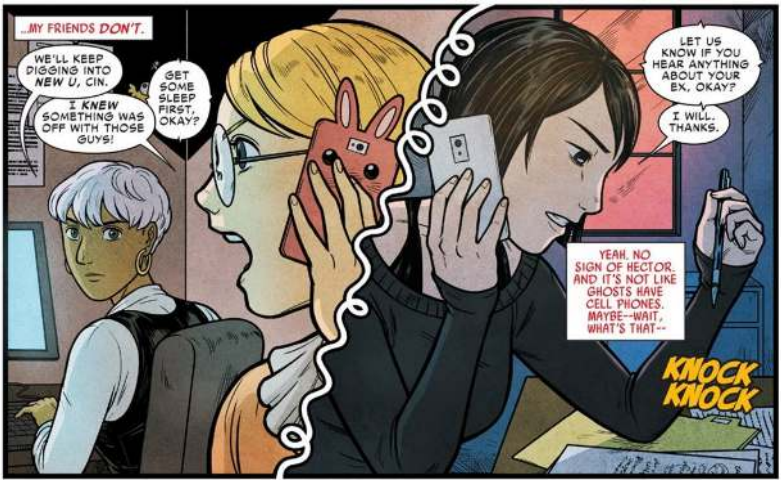
Anfang 2017

Bei Marvel sind die Telefone schnurlos – doch die Bildränder noch nicht

Im letzten/aktuellsten Sammelband von Marvels (simplem, aber sympathischem) Superheldencomic “Silk” telefonieren zwei Redakteurinnen.

Beide haben schnurlose Handys – doch die stilisierte Telefonkordel, die ihre Panels trennt, sieht aus wie in den 80er Jahren:

[Hauptfigur Cindy verbrachte zehn Jahre in einem Bunker/Panic Room und hat seit ihrer Befreiung noch etwas Mühe mit modernerer Technik. Ihr Chefredakteur gab ihr den Spitznamen “Analog”.]



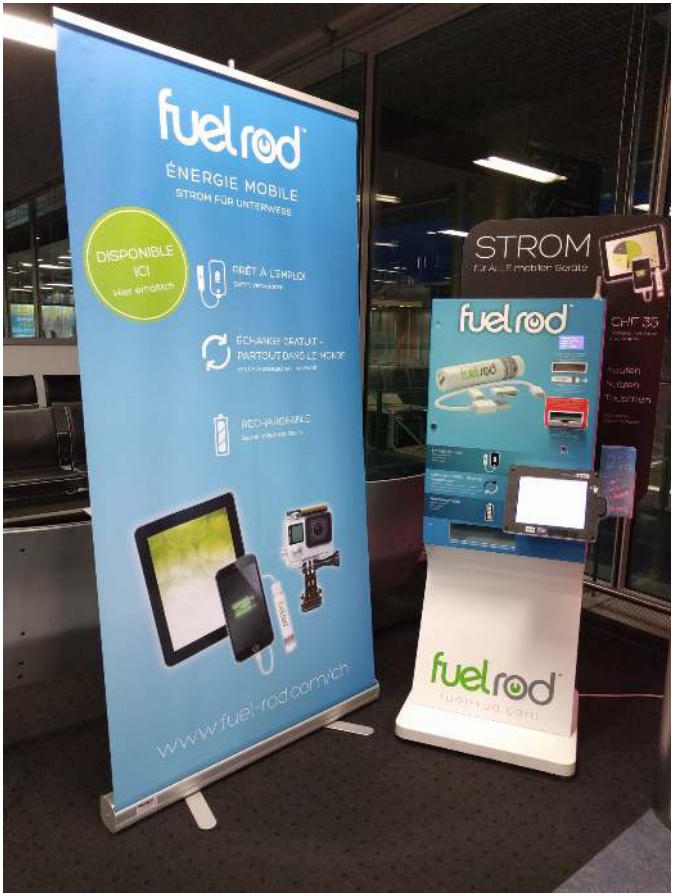
<p class=äuthor»Text: Robbie Thompson,Zeichnungen: Irene Strychalski; “Silk” 15, Marvel 2017

Stefan Mesch

25. April 2017

Stromverleih am Flughafen

Am „EuroAirport Basel Mulhouse Freiburg” gibt es einen Automaten, der Strom für mobile Geräte verkauft und verleiht. Der Automat ist wahrscheinlich neu, denn er wird noch von einem großen Werbe- und Erkläraufsteller flankiert:



Auf dem Automaten, dem Aufsteller und der Broschüre im Kasten rechts fehlt allerdings die Information, wie viel Strom so ein *fuelrod* enthält. Das Internet sagt 2600 mAh, also etwa ein Achtel des Fassungsvermögens meiner derzeitigen Powerbank und genug, um das Handy etwa ein halbes Mal aufzuladen.

Wenn man irgendwo auf der Welt – am besten im Halbe-Handyladung-Radius – einen zweiten Automaten fände, könnte man den leeren Akku kostenlos gegen einen vollen austauschen.

Fußnote: Es hat mit dem Automaten nichts zu tun, aber an diesem Flughafen wusste ich zum ersten Mal im Leben etwa anderthalb Stunden lang nicht, in welchem Land ich bin. Als ich es später wieder wusste, lag das nicht an neuen Erkenntnissen, sondern an einem Ortswechsel. Am Flughafen selbst ist alles genau wie an anderen Flughäfen, die Aufschriften sind dreisprachig, und dem Namen nach könnte er zum Beispiel in der Schweiz, in Deutschland oder in Frankreich liegen. Oder auch ganz woanders, in einem von diesen Ländern, zu denen ich immer "ach, *hier* ist das!" sage. AldiTalk schickte mir nach einer Weile eine SMS, die mich in Frankreich begrüßte, aber auf solche Nachrichten war noch nie Verlass. Gut, ich hätte bei Google Maps nachsehen können, aber wenn man bei Google Maps nachsehen muss, in welchem Land man ist, dann kann man es auch gleich lassen.

Kathrin Passig

2005 und dann 2017 wieder

Die Packstation im Laufe der Zeit

Wann genau ich mich bei der Packstation der Post anmelde, weiß ich nicht, ich weiß aber, dass ich die Packstation in Leverkusen-Opladen regelmäßig angesteuert habe, so dass es irgendwann zwischen 2004 und 2007 gewesen sein muss.

Packstationen sind große gelbe Ungetüme, die im besten Fall an strategisch günstigen Punkten in der Stadt aufgebaut sind und in die man sich (allerdings nur mit DHL) Pakete liefern lassen kann. Mit seiner Kundenkarte (meine ist in dezentem Goldton gehalten) kann man dann zur Packstation

gehen und sein Paket abholen. Man muss also nicht auf den Paketboten warten oder zu irgendeiner Filiale laufen, um sich dann da in die Schlange zu stellen.

Wenn man sich ein Paket an die Packstation schicken lassen will, muss man auch die Kundennummer (PostNummer nennt sich das dann) angeben, damit die Zuordnung zur Kundenkarte stattfinden kann.

Mitte der 2000er Jahre funktioniert das dann auch genau so, man geht zur Packstation, steckt seine Karte rein, und muss einzeln die Pakete bestätigen, die man abholen will. Nach jeder Bestätigung öffnet sich das Fach und man kann das Paket rausholen.

Während ich das im Jahr 2017 schreibe, merke ich, dass man ja auch irgendwie mitbekommen musste, wenn das Paket da ist. Tatsächlich habe ich vergessen, wie die Benachrichtigung funktioniert. Entsprechende Mails kann ich in meinem Mailaccount für diesen Zeitraum nicht finden, vermutlich kam der Hinweis also per SMS aufs Handy, denn viele andere Möglichkeiten bleiben ja nicht mehr übrig.

Ende 2016 stelle ich fest, dass es jetzt endlich auch bei uns in Essen in direkter Nähe eine Packstation gibt. Vorher waren die nächstgelegenen Packstationen recht ungünstig an Standorten verteilt, die nicht nah genug an unserer Wohnung und auch nicht günstig auf irgendeinem üblichen Weg oder zumindest in Bahnhofsnähe (da ist auch die Hauptpost) gelegen waren. ich fange also wieder an, Dinge in die Packstation schicken zu lassen.

Neu scheint mir die Packstation-Integration in Amazon. Hier kann man konkret an Packstationen verschicken lassen und muss nur noch seine PostNummer angeben. Natürlich ging das auch vorher schon, indem man die Adresse der Packstation als Versandadresse angab, aber es gab keine eigene Option für Packstationsversand.

Außerdem neu ist, dass ich jetzt eine mTAN bekomme, um das Paket abzuholen. Diese mTAN wird mir als SMS an die Handynummer geschickt. Jetzt muss ich also nicht nur die Karte einstecken, sondern auch für jedes Paket ei-

ne vierstelligen mTAN eingeben und kann dann erst das Paket aus dem Fach holen. Ansonsten hat sich eigentlich nichts geändert. Aber es hat ja auch schon 2005 ganz wunderbar funktioniert.

Anne Schüßler

April 2017

Mein Telefon ist nicht mehr fit genug

Mein Trainer hat mir bislang meine Trainingspläne per E-Mail geschickt. Die habe ich mir dann im Büro ausgedruckt, denn ich besitze keinen Drucker mehr. Den ausgedruckten Plan für die Woche legte ich dann in mein Trainingsbuch, ein schwarzes Notizbuch, ähnlich einem Moleskine. Darin notierte ich während des Trainings, welche Übung ich wie oft mit wie viel Gewicht durchgeführt habe. Nach dem Training übertrug ich das dann am Laptop nach Fitocracy, wo ich meine Trainingsdaten seit Jahren logge[1].

Aber heute brechen neue Zeiten an. Der Trainer hat mich zu seinem Zukunfts-Online-Trainingstool eingeladen und ab jetzt wird alles über diese Website laufen: Er schreibt dort meine Trainingspläne hinein und ich logge dann, was gut ging, was nicht so gut etc. Total praktisch, man kann mit dem Smartphone von überall drauf zugreifen und muss nichts mehr ausdrucken.

Bzw. müsste. Eigentlich. Denn: Mein Smartphone, so stellt sich heraus, ist so alt und gebrechlich, dass es das alles nicht mehr verschnauft. Ich werde also vorerst weiter die Trainingspläne ausdrucken, nur eben nun von der Website statt als Email-Anhang. Dann werde ich weiter im Gym von Hand Trainingsnotizen anfertigen und dann nach jedem Training am Laptop auf Fitocracy und nun auch auf der Trainerwebsite meine Trainingsdaten manuell eingeben. Oh und: Weil ich ja daheim keinen Drucker habe, und heute

1. Fitocracy gabs schon auch als App, aber die schien mir beim ersten Ausprobieren damals sehr umständlich und langsam, weshalb ich mir die Web-Routine am Rechner angewöhnte. Was wusste ich schon von Umständlichkeit.

Sonntag ist, ich also nicht im Büro bin, schreibe ich den gerade erhaltenen Trainingsplan für morgen früh aus dem Internet in mein Trainingsbuch. Von Hand. Mit einem Kugelschreiber. Trainingsfortschritt hatte ich mir irgendwie weniger umständlich vorgestellt.

Mia Culpa

26. April 2017

Kurz vor der Rückkehr der Schellackplatte

Das habe ich seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen: Im Supermarkt am Stadtrand von Edinburgh gibt es Vinylplatten, zwei Regale voll:

Aufkleber oben rechts auf dem Pappaufsteller: “More available in CD aisle”. Das heißt nicht, wie ich zuerst annehme, “auf CD gibt es übrigens viel mehr Musik als auf Vinyl”, sondern: Im CD-Regal befinden sich weitere

Schallplatten. Ganz rechts oben im Bild der Beweis, dass wir uns nicht in den frühen 90er Jahren aufhalten. Solche Displays gab es damals noch gar nicht.

Einige dieser Platten kenne sogar ich, es ist also ausgeschlossen, dass Vinylhipster die Zielgruppe sind. Es sei denn, hinter meinem Rücken ist gerade ein neuer Normcore-Vinylhipstertrend beschlossen worden.

So sieht das Einkaufszentrum von außen aus:

Kann also sein, dass ich in eine Zeitmaschine geraten bin. Andererseits gibt es darin auch schon Handys zu kaufen.

Kathrin Passig

27.4.2017

Hauptsache weg. Oder hin.

Dass vor unserem Bürogebäude viele Carsharing-Dienste Autos zur Verfügung stellen, war mir schon bekannt, denn ich laufe regelmäßig über den Parkplatz und sehe die Logos auf Autos und an Parkplatzschildern.

Jetzt soll es aber jeder wissen und es wurde ein neues Schild aufgestellt, auf dem steht, welche tollen Dienstleistungen hier angeboten werden.

Bike-Sharing kenne ich, das habe ich selber schon oft gemacht. Man meldet sich irgendwo an und darf dann die Fahrräder des Anbieters ausleihen und damit rumfahren. Car-Sharing ist mir auch bekannt, auch wenn ich es selbst noch nicht ausprobiert habe. Es funktioniert wie Bike-Sharing, nur mit Autos. Eine Elektro-Ladesäule ist mir auch bekannt, obwohl ich noch kein Elektroauto haben, das ich damit aufladen müsste.

Was Parkplatz-Sharing ist, muss ich aber wohl noch rausfinden.

Anne Schüßler

27. April 2017

Mein Freund, der Solarbaum

Vor dem Rathaus Lissabons steht ein Solarbaum, den ich neugierig begutachte. Man soll kostenloses WLAN erhalten und kann per USB sein Handy aufladen.

Leider geht das WLAN bei mir nicht, andere Touristen versuchen es ebenfalls und scheitern. Das Laden ist ebenfalls sehr langsam und daher etwas mühsam. Zumindest spendet der Baum etwas Schatten, was auf dem sonst ausschließlich sonnigen Platz eine Wohltat ist.

Als ich abends noch einmal daran vorbeikomme, bemerke ich, dass er im Dunkeln bunt leuchtet – man kann also nicht sagen, dass er überhaupt nicht funktioniert.

Tanja Braun

27. April 2017

In eine Art immunisiert

Gefühlt geht jede dritte Laden-Neueröffnung in deutschen Innenstädten auf das Konto eines der vielen Telekommunikationsanbieter. Aber ist dieser Markt nicht längst gesättigt? Kann man damit ernsthaft noch Geld verdienen? Wo ist das nächste große Ding?

Vielleicht ist in unserer kleinen Universitätsstadt die Antwort zu finden. Wo einst in prominenter Lage eine alteingesessene Buchhandlung residierte, die von einem Erzgebirgs-Engele-Laden abgelöst und wo schließlich noch „Bekleidung, Schuhe & mehr“ angeboten wurde, da eröffnet in Kürze kein weiterer Handyshop, sondern das genaue Gegenteil:

Während die Telekommunikationsindustrie eine unüberschaubare Vielfalt an Produkten und Dienstleistungen offeriert, bietet Vivobase genau drei Produkte an, die vor all dem Elektrosmog schützen sollen, den erstere emittieren.

Der „elektromagnetische Strahlenschutz“ von „Vivobase“ ist wahlweise in den Versionen home (Reichweite: 30 m), car (4 m) und mobile (1,5 m) erhältlich. Er wirkt, so die Website des Unternehmens, „durch die Erzeugung eines speziellen Feldes, welches den Körper in eine Art gegen elektromagnetische Strahlung immunisiert“, indem es „die Wassermoleküle in der Epidermis“ raffiniert ausrichtet. Dies sei keine „esoterische“, sondern eine „elektrotechnische“ Lösung, kurz: „Deutsche Ingenieurskunst vereint mit jahrzehntelanger ärztlicher Erfahrung“.

Was kann der Hersteller dafür, wenn der einschlägige Fachhandel Weihrauch-Gel für ein „ähnliches Produkt“ hält? Aber bei einem Preis von 349 Euro (Vivobase home) pro zusammengelöteter Ingenieurskunst lässt sich ein solcher Esoterik-Verdacht gut aushalten. Auch in grau, blau, grün, pink und gelb.

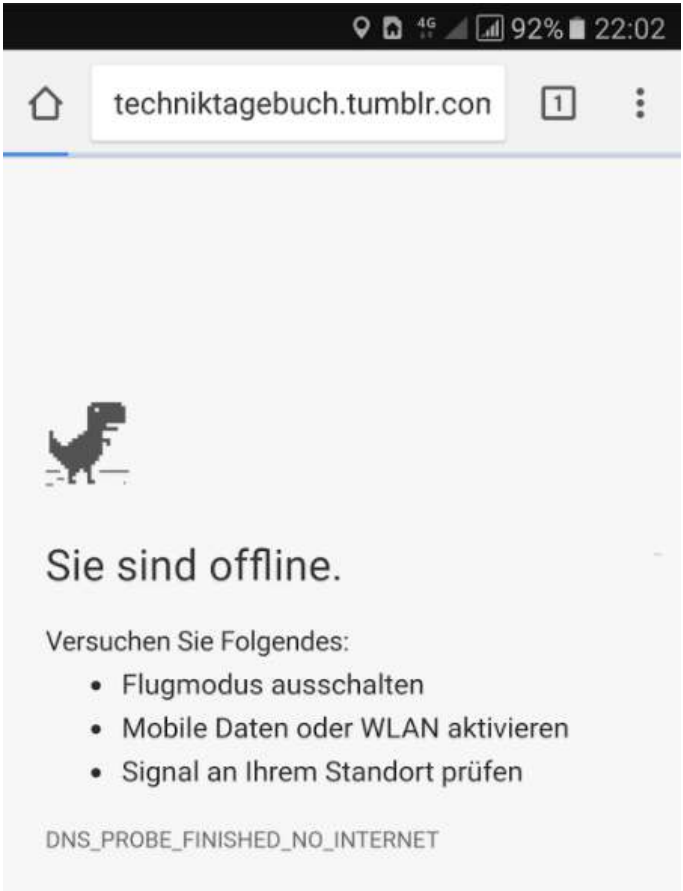
Uli Eder

April 2017, aber schon länger

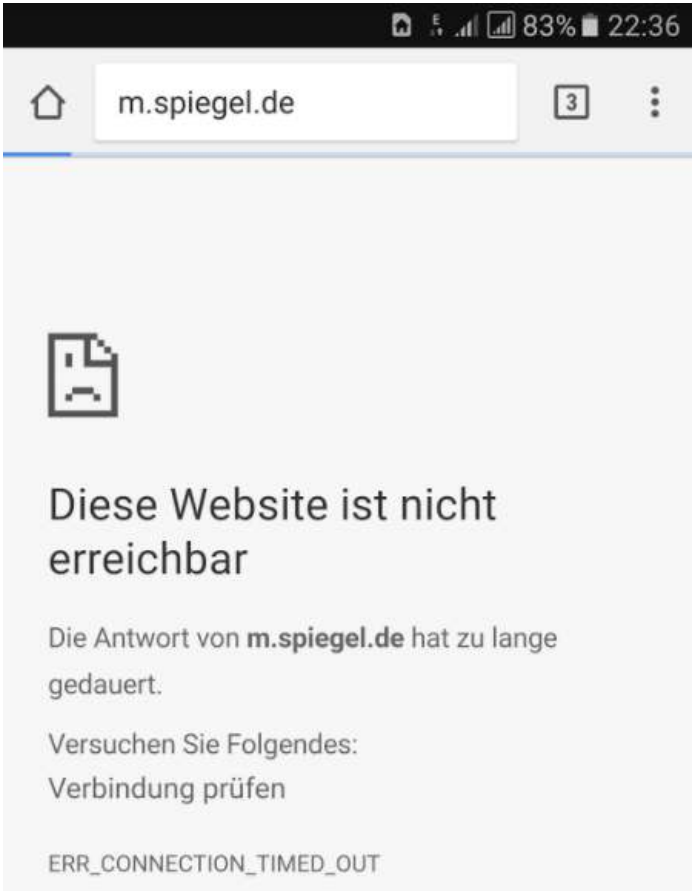
Der private Mobilfunkrepeater auf dem Balkon

Welches Netz? Ein Wünschelrutenlauf mit verschiedenen Mobiltelefonen in der süddeutschen Kleinstadt, in der ich beruflich recht häufig zu tun habe, gibt folgendes Bild:

- **Telekom D1**: für mobile Daten praktisch nicht benutzbar, EDGE
- **Vodafone D2**: Im Freien schnelles 4G. In Gebäuden ist das 4G-Signal meist zu schwach:



Die Verbindung reißt dann ab und fällt zurück auf EDGE, die Daten kommen mit der Geschwindigkeit der Postkutsche, was wohl leider nicht hinreichend schnell für den Aufbau einer Webseite ist:



- **O2**: bucht sich in das ehemalige E-Plus Netz ein ("O+"), dann funktioniert 3G/HSPA+ recht stabil.

Mein Smartphone hat zwei SIM-Karten und kann beide Netze nutzen, D2 und O2, irgendwie also Country und Western. Je nachdem wo ich in dem Städtchen bin, funktioniert oft eines der beiden Netze erträglich. Bei gutem Wetter ist das Netz etwas stärker, dann kann ich auch in der Wohnung mit dem Smartphone das O2-Netz nutzen.

Für die Nutzung des Internets mit dem Laptop habe ich eine wetterabhängig meist funktionierende Lösung gefunden: Ich schalte das Smartphone ins Vodafone Netz, verbinde den Laptop mit dem Smartphone (Tethering) und lege das Smartphone auf den Balkon. Bei schlechtem Wetter muss das Smartphone für eine ausreichend stabile Netzversorgung beim Tethering etwas weiter draußen liegen und kommt zum Schutz vor Regen in einen Zip-Beutel oder eine Tupperdose:

Molinarius

29. April 2017

Ich habe immer noch eine ganz falsche Vorstellung von Netflix, aber insgesamt wird manches besser

Aleks hat ein AMA mit Val Kilmer bei Reddit gelesen und fragt mich deshalb, ob ich "Heat" gesehen habe, einen Film von 1995, in dem Val Kilmer mitspielt. Ich kann mich nur an eine einzige Szene erinnern und Aleks kennt den Film gar nicht. Er schlägt vor, den Film auf meinem Rechner anzusehen, weil auf seinem (baugleichen) der Ton zu allen Filmen absurd leise ist. Es würde langes Gebastel bedeuten, den Laptop via Bluetooth mit der ... ich will es nicht Stereoanlage nennen, aber jedenfalls einem externen Gerät zu verbinden.

"Ok", sage ich, "dann musst du dich bei mir in deinen Netflixaccount einloggen."

– "Der Film ist nicht bei Netflix."

– "Wie, der Film ist nicht bei Netflix?"

– "Du hast immer noch eine ganz falsche Vorstellung von Netflix. Es ist nicht so, dass da alle Filme sind oder auch nur alle wichtigen oder alle bekannten. Da ist nur eine ganz kleine Auswahl. Aber bei YouTube gibt es den Film, in vielen Versionen."

– "Aber wird sich mein YouTube nicht beschweren, dass ich gar kein Brite bin?"

– "Es ist ja gratis. Da kann es YouTube egal sein."

– "Wie, gratis. Ist das etwa ... illegal?"

– "Keine Ahnung."

– "Ich dachte, du schaust grundsätzlich nur bezahlte Filme an?"

– "Der Film ist zwanzig Jahre alt!"

Die erste YouTube-Version läuft nur in einem kleinen Kasten unten links, der nur ein Viertel meines 11-Zoll-Displays ausfüllt. Die zweite funktioniert im Vollbild, aber die Farben sind flau, das Bild ist merkwürdig gerastert und beide Bildränder sind abgeschnitten.

Die Nase von entweder Al Pacino oder De Niro in der grobgepixelten YouTube-Version (hier nicht verlinkt, weil der Link bald wieder ins Nichts führen wird). Gesichtsblinden-Sehhilfe: Der Polizist hat keinen Bart und der Verbrecher guckt immer wie ein Fuchs.

Ich leihe den Film dann für $ 2,99 bei iTunes. Und es wird wohl schon länger so sein, vielleicht sogar ein oder zwei Jahre, aber heute fällt mir zum ersten Mal auf, dass man den Film jetzt nach dem Bezahlen sofort sehen kann. Früher musste man je nach Geschwindigkeit der Netzanbindung warten, bis etwa die erste halbe Stunde des Films heruntergeladen war, so dass

der Download einen Vorsprung bekam. Ganz früher musste man mit dem Anschauen warten, bis der ganze Film heruntergeladen war, und noch ganz früherer dauerte das mehrere Tage.

Kathrin Passig

29. April 2017

Ansagen ignorieren ohne Reue

Die Hotdog-Theke des IKEA im Berliner Süden hat drei Kassen und nur eine Schlange, was grundsätzlich toll ist. Am vorderen Ende der Schlange hängt ein großes Display, das wechselnde Zahlen einblendet. Eine freundliche Stimme weist zusätzlich darauf hin, welche Kasse gerade freigeworden ist – zum Beispiel "Bitte gehen Sie an Kasse 2".

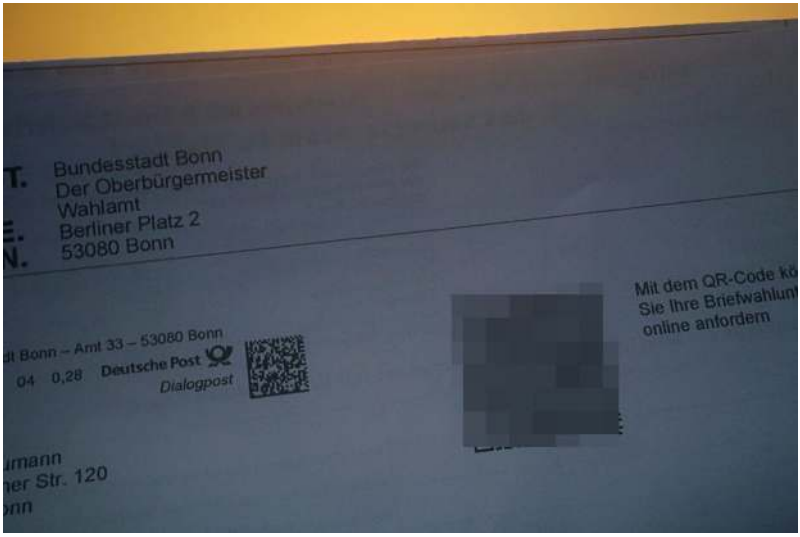
Meine Vermutung: Die Ansage wird automatisch ausgelöst, sobald der Bezahlvorgang im Kassensystem abgeschlossen ist, damit die Kassierer*innen sie nicht manuell auslösen müssen (und evtl. vergessen oder "vergessen"). Das führt nur dazu, dass sie fast nie stimmt. In der Regel stehen an der angesagten Kasse gerade noch Leute, die ihr Geld einstecken, auf ihre Hotdogs warten oder ein paar Worte mit den Menschen auf der anderen Seite der Theke wechseln.

Zum Glück sind Kundinnen und Verkäufer gleichermaßen in der Lage, sich über die von der Technik gegebenen Anweisungen hinwegzusetzen. Entweder gehen die Kunden selbst los, sobald eine Kasse frei wird oder die Verkäuferin ruft "Kommen Sie zu mir?" Das Ansage-System bestraft einen zum Glück nicht mit Stromstößen oder ähnlichem, wenn man nicht zur richtigen Kasse geht.

Alexander Matzkeit

29. April 2017

Online zur Briefwahl



Demnächst ist Landtagswahl, ich bin leider nicht im Land und muß daher per Brief wählen. Die Stadt Bonn schickt mir eine Wahlbenachrichtigung, die auch gleichzeitig ein Formular für den Antrag auf Briefwahl ist. Neu: Ein QR-Code, um Briefwahlunterlagen online zu beantragen.

Ich scanne den Code mit meinem Telefon, erwarte einen Link auf ein Formular und bin angenehm überrascht: Meine Daten sind schon vorausgefüllt, das Formular ist für den Telefon-Bildschirm optimiert. ich muß nur noch, wenn's nicht nach Hause soll, die Versandadresse ändern, eine E-Mail-Adresse angeben, die Lektüre der Datenschutzbestimmungen bestätigen, und schon ist mein Antrag auf Briefwahl beim Wahlamt.

Die Bestätigung, daß ich den Antrag gestellt habe, kann ich als PDF herunterladen, zusätzlich kommt sie per E-Mail. Nur wählen geht noch nicht online.

Ursprünglich möchte ich schreiben, daß sich das anfühlt wie in der Zukunft. Nach etwas Nachdenken wird mir klar: Es fühlt sich an, wie es in der Gegenwart sein sollte, nur ist die Überraschung groß, daß eine Behörde in NRW so gegenwärtig sein kann.

Felix Neumann

April 2017

E-Mail: The Next Generation

Seit ich Anno 1997 meine erste E-Mailadresse eingerichtet habe, ist die Bedeutung dieses Mediums für mein Alltags- und Berufsleben stetig gewachsen. Ob es für meine Tochter jemals eine nennenswerte Rolle spielen wird, weiß ich nicht. Während ich absichtlich keinen E-Mail-Client auf meinem Handy habe, damit ich nicht ständig das Gefühl habe, “meine Mails checken” zu müssen (Vokabel für die Nachwelt), leuchtet meiner Tochter der absurde Aufwand nicht ein, einen Laptop hochzufahren und ein spezielles Programm zu starten, bloß um einen Haufen Spam im Posteingang vorzufinden. Ich habe darauf bestanden, dass sie sich eine Mailapp installiert, damit die gelegentlichen Nachrichten von Patentanten und Großeltern nicht mehr monatelang ungelesen liegen bleiben.

Hanne Nüte

April 2003 und April 2017

Der Mensch ist nicht gern allein

April 2003

AOL (*America Online*) hat kostenlose Postwurfsendungen in Bad Cannstatt verteilt. Da drin eine glänzend silberne CD, mit deren Hilfe man *AOL* oder einen Browser auf seinen Rechner installieren kann – man ist gleichzeitig Mitglied (?) bei *AOL* und hat eine dementsprechende Emailadresse. Einwählen ins Internet funktioniert über eine Telefonverbindung und ein Analogmodem, welches dann Einwahlmelodien ertönen lässt. Im *AOL* Chat gab es eine Gay Community, wo man, wenn ich mich richtig erinnere, sein Land und seine Stadt – Stuttgart – auswählen konnte. So kam ich in Kontakt mit einem schwulen Husumer, der sich dort auch befand und mit dem ich eine Zeit lang Nachrichten austauschte. Ich 28 und in Stuttgart, er um die 50 und in Husum – das Ganze hatte den Charakter einer tatsächlich sehr keuschen Brieffreundschaft; wir haben uns nie getroffen oder Photos ausgetauscht. Emoticons gab es nicht. Sexuelles war nur sehr am Rande Thema.

April 2017

Nach 12 Jahren Beziehung ist es vorbei und es bedarf der Ablenkung vermischt mit sexueller Aufmerksamkeit, um Trennungsschmerz und allgemeine Verlassenheit zu übertönen. Ob das eine kluge Strategie ist, sei dahingestellt. Das zeitgemässe Mittel der Wahl heisst *Grindr*, welches man auf seinem Smartphone unterbringt und vom Hörensagen wurde vieles gemunkelt. Wenn man nicht munkelt, registriert man sich mit einem Profilbild (oder auch nicht), gibt Alter, Anliegen, sowie optional sexuelle Vorlieben, „Ethnicity“, HIV-Status sowie Körperdaten ein und bekommt anschliessend dank Geolokalisation alle registrierten Mitglieder in der direkten Umgebung mit ihrem jeweiligen Profilbild angezeigt. Online und offline sowie mit der aktuellen Entfernung und der Möglichkeit nach Alter zu filtern.

Die Ähnlichkeit zu Pokémon Go erscheint mir frappierend – der Reflex: „Schnapp sie dir alle“ lässt sich zumindest anfangs schwer unterdrücken. Zum ersten Mal in meinem Leben verfolge ich in Echtzeit, wie viele an Männern interessierte Männer in meiner direkten Nachbarschaft leben oder verweilen. Das Erstaunen ist gross, was so ein gutbürgerliches Viertel in gehobener Wohnlage alles hergibt. Im Unterschied zu Pokémon Go wandert man nicht zu Poké-Stops und schmeisst Bälle: hier belauert man das Objekt der Begierde und versendet dann gezielt eine charmante Textnachricht. Wenn man herumläuft oder Zug fährt, ändern sich entsprechend die angezeigten Distanzen zu den jeweiligen Mitgliedern. In den frühen Morgenstunden unter der Woche werden weiter entfernte Mitglieder angezeigt, weil dann wohl insgesamt weniger los ist im *Grindr*-Kosmos. Der Radius atmet also anscheinend mit der ‘Auslastung’ der App. Bezahlen kann man auch, dann bekommt man mehr Mitglieder angezeigt und hat zusätzliche Filteroptionen. Innerhalb eines Monats hatte ich Austausch mit Männern aus Frankreich, England, USA, der Schweiz, Deutschland, Portugal, Italien, Spanien, Brasilien, China und Pakistan – keiner weiter als 10 km von mir entfernt. Bisweilen und nach Gemütslage werden gerne anatomische Detailphotos als Visitenkarte ausgetauscht – sollte man sich gut verstehen, kann es nach einem längerem Chat vorkommen, dass man am Ende ein Portraitbild oder einen Namen zugesandt bekommt. Darüber hinaus haben sich Emoticons zu einer Art codierter Geheimsprache entwickelt, die bisweilen mehr Verwirrung stiftet als Klarheit schafft. Getroffen habe ich letztlich drei meiner neuen Bekanntschaften, Sexuelles war nur bei einer Thema. Meine aol.com Emailadresse habe ich immer noch, Pokémon Go aber schon lange gelöscht.

Cumarin

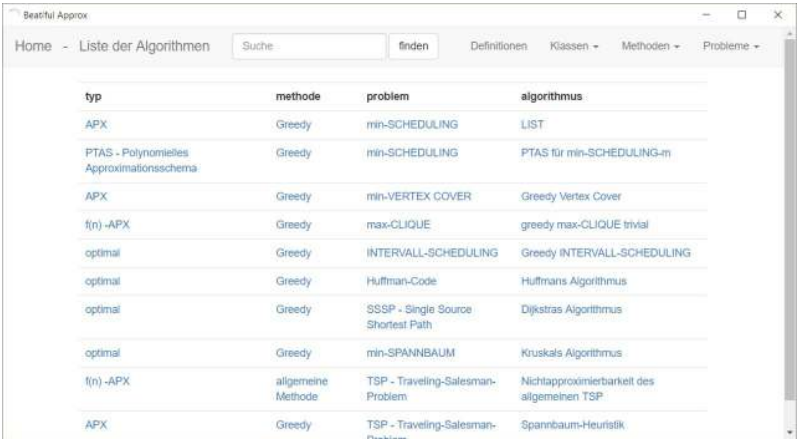
April 2017

Wir müssten lernen

Ich muss für eine Klausur lernen und weiß, dass es eigentlich aussichtslos ist. Für das schwerste Fach meines Informatik-Studiums (Approximationsalgorithmen) habe ich während des Semesters fast gar nichts getan, ich bin (wie alle meine Freunde) durch die Erstklausur gefallen und es ist drei Tage vor der Zweitklausur.

C., der die Klausur auch schreiben muss (oder möchte, es ist ein Wahlpflichtfach, dessen endgültiges Nichtbestehen keine Konsequenzen hat, außer dass man etwas anderes dafür belegen muss), bemerkt beim wiederholten Durchgehen der Themen, dass sich die Inhalte in drei Kategorien aufteilen lassen: Allgemeine Definitionen, abstrakte Probleme (wie das Bin-Packing) und Algorithmen zu deren Lösung. Je weiter die Vorlesung voranschreitet, desto besser wird der Approximationsfaktor der Algorithmen, aber die gleichen Probleme werden immer wieder aufgegriffen. C. schreibt die Zusammenhänge auf und sieht, dass Begriffe erwartungsgemäß mehrfach vorkommen – also zum Beispiel verschiedene Algorithmen zur approximativen Lösung des Traveling Salesman Problem.

Er erklärt uns, dass das Lernen ganz einfach wäre, würde man nur das ausführliche Skript der Dozentin in eine Form überführen, in der diese Relationen offensichtlich sind. C. beginnt in Django (weil er damit kurz vorher in seinem Job gearbeitet hat) eine Web-App zu schreiben, die diese Idee umsetzt. Über eine Web-Oberfläche lassen sich Texte eingeben, die den oben genannten Kategorien zugeordnet werden können. Dann lassen sich «Zeilen» generieren, als Einheiten von Oberthema, Definition, Algorithmus und Problem. Diese kann man durchblättern und den Links zu den jeweiligen Definitionen folgen. Später kommt noch eine Volltextsuche. Ich entgegne, dass das Ganze auch in ein Wiki eingetragen werden könnte, C. entgegnet verschiedene «ja, aber!».



typ	methode	problem	algorithmus
APX	Greedy	min-SCHEDULING	LIST
PTAS - Polynomielles Approximationsschema	Greedy	min-SCHEDULING	PTAS für min-SCHEDULING-m
APX	Greedy	min-VERTEX COVER	Greedy Vertex Cover
f(n) -APX	Greedy	max-CLIQUE	greedy max-CLIQUE trivial
optimal	Greedy	INTERVALL-SCHEDULING	Greedy INTERVALL-SCHEDULING
optimal	Greedy	Huffman-Code	Huffmans Algorithmus
optimal	Greedy	SSSP - Single Source Shortest Path	Dijkstras Algorithmus
optimal	Greedy	min-SPANNBAUM	Kruskals Algorithmus
f(n) -APX	allgemeine Methode	TSP - Traveling-Salesman-Problem	Nichtapproximierbarkeit des allgemeinen TSP
APX	Greedy	TSP - Traveling-Salesman-	Spannbaum-Heuristik

Einen ganzen Tag (den vorletzten) verbringen wir bei mir daheim zum «Lernen». Während C. immer weitere Features einbaut und das Ganze immer Wiki-ähnlicher macht, versuche ich, kleine Häppchen aus dem Skript in eine verständliche Form zu bringen. Ich bin sehr beeindruckt, wie schnell und – von außen betrachtet – einfach Django solche Projekte ermöglicht und wie gut C. das alles kann.

Weil wir keine Ahnung von Web-Servern haben, läuft die App immer auf dem Test-Server, der explizit nicht für den Dauergebrauch empfohlen ist (so sagt C.). Dieser Server läuft auf seinem Notebook, und ich kann auch von meinem Notebook darauf zugreifen. Nachdem wir halbherzig ein paar Definitionen in die Datenbank eingetragen haben fällt uns auf, dass ich nicht weiterarbeiten kann, wenn C. daheim ist. Man müsste es also hinkriegen, die App auf meinem Raspberry Pi, der per DynDNS immer erreichbar ist, zu starten. Dafür wäre aber Python 3.5 nötig, das hat der Raspberry aber nicht, vieles geht schief, und wir wissen beide nicht so ganz genau, was wir tun. Am nächsten (letzten) Tag läuft es schließlich auf dem Raspberry, aber nur, so lange die SSH-Sitzung, mit der es gestartet wurde, nicht geschlossen wird

– die genau dann, als C. von daheim arbeiten möchte, abbricht. Da es inzwischen so spät ist, dass an ein Lernen des Aufgeschriebenen sowieso nicht mehr zu denken ist, ist das nicht mehr so wichtig.

Als C. das Programm zur Klausureinsicht der Dozentin vorführt, ist sie zwar gerührt, empfiehlt aber, in Zukunft doch einfach zu lernen. Natürlich sind wir beide durchgefallen.

Franz Scherer

Februar bis April 2017

Verschiedene Blickwinkel auf die Sache mit den Selbstscankassen und den Kettensägenmassakerwunsch

Bis **Februar** kenne ich Selbstscankassen in Deutschland eigentlich nur bei IKEA, da funktioniert das auch recht problemlos: Man packt die Sachen, die man kaufen will, auf einen Wagen, und an der Kasse scannt man dann jedes einzelne Teil mit einem kleinen Handgerät und zahlt anschließend z. B. per EC-Karte.

Im **März** begegnet mir in Holland ein neues Selbstscankassenkonzept: Beim Betreten eines kleinen Ladens blicke ich auf eine große Wand mit einer beeindruckenden Auswahl an Handscannern:

Wer also mutig genug ist, greift sich einen der Scanner, nimmt diesen mit den Laden und scannt jedes Teil bevor er dieses in seinen Einkaufskorb legt. Ich traue mich zunächst nicht (neue Technik und Anleitung auf Holländisch!). Doch da zahlreiche ältere Damen, die nicht besonders ear-

ly-adopter-mäßig und technikaffin aussehen, die Scanner mit der größten Selbstverständlichkeit benutzen, denke ich: Na! Schon aus Recherchegründen für das Techniktagebuch! Und traue mich dann doch.

Der Einkauf verläuft dann unspektakulär und problemlos. Im Kassenbereich hängt man den Scanner in eine dafür vorgesehene Halterung, bekommt den Preis angezeigt und bezahlt mit der Karte.

Im **April** kaufe ich wieder in Deutschland ein, in einem größeren Kaufhaus in Hamburg, und stehe unerwartet an einer Selbstscankasse. Hier werden wieder im Kassenbereich die Waren selbst eingescannt. Woran ich scheitere, weil ich das Einwiegen der mitgebrachten Tasche zur folgenden Plausibilitätskontrolle des Gewichts des selbst gescannten Einkaufs nicht hinbekomme. Ein Mitarbeiter eilt zur Hilfe. Ich äußere mich gegenüber diesem verärgert über die Usability der Selbstscankasse. Er sagt sinngemäß, meinen destruktiven Kettenmassakerwunsch in Bezug auf die Selbstscankasse würde er teilen, aber aus anderen Gründen: Aus der Filiale seien gerade 60 Mitarbeiter entlassen worden, Personaleinsparung wegen der neuen Selbstscankassen.

(Molinarius)

April 2017

Es ist viel praktischer als Fotos machen

Kreszenz (12): Dieses Selfiemachen geht mittlerweile so weit ... weil ja unser Kunstlehrer ein Atelier hat, wo er sich verzieht, wenn es ihm zu laut wird, machen die dann immer so was: Der Herr K. ist im Atelier, dann dreht sich jemand um, hält das Handy so hoch, und alle anderen machen einen Sprung: Eins, zwei, drei. Und dann macht man ein Foto. Und dann ... wo hab ich das denn, ich zeig's dir gleich ...

Kathrin: Wie kriegt man das eigentlich hin, das habe ich mich immer gefragt bei den Springfotos, im richtigen Moment das Foto zu machen? Gibt's dafür Spezial-Apps, die ganz viele Fotos schnell hintereinander machen?

Kreszenz: Nein, da gibt's eine sehr praktische Methode: Man macht einfach Videos.

Kathrin: Ah.

Kreszenz: Und dann macht man ... also ... warte ...

Kathrin: Das ist jetzt typisch, dass ich auf die Idee nicht gekommen bin, weil ich das immer noch so kenne, dass Videos schlechte Qualität sind und Fotos gute. Deshalb komm ich von allein erst mal nie auf die Idee, dass man einfach ein Video machen könnte.

Kreszenz: Ja, aber es ist viel praktischer als Fotos machen.

Kreszenz Passig, Kathrin Passig

Etwa 2007 – 2017

Die Konvertitin

Ich weiß nicht mehr, wann es den ersten eBook-Reader gab, aber ich weiß noch, dass ich das Unterfangen, Bücher auf einem elektrischen Gerät statt auf Papier zu lesen, völlig absurd fand. Und nicht nur absurd, sondern sogar auch schlecht. Unästhetisch. Kulturlos. Schließlich hatte ich im Flur eine Bücherwand, die mich mit gewissem Stolz erfüllte und die Besuchern einen weiten Teil meiner Gedankenwelt präsentierte. Und sowieso, fand ich, wären natürlich Haptik und Geruch von Papierbüchern unersetzlich.

Nun ist aber irgendwas in den letzten schätzungsweise 10 Jahren passiert. Vielleicht, dass mir Praktikabilität wichtiger geworden ist als Kultur, Ästhetik, Haptik und Geruch und sowieso kann ich mich an den Inhalt der meisten Bücher in meinen Regalen überhaupt nicht mehr erinnern, Besucher sollten sie also besser nicht als Repräsentation meiner Gedankenwelt begreifen, das kann nur zu Enttäuschung führen. Ich bin jetzt zu 99% pro eBook. Die Papierbücher stehen im Weg, sie sind nach einmaligem Lesen ein völlig nutzloser Gegenstand, ihr Transport ist beschwerlich, man muss beim Lesen im Bett das Licht einschalten und sowieso kann ich die Schriftgröße nicht flexibel an

die besonders am Abend beginnende Alterssichtigkeit anpassen. Papierbuch – ein sehr unerfreuliches Produkt. Neulich kam ich schon an einer Buchhandlung vorbei und dachte bei mir, wie absurd! Wie anachronistisch!

Warum ich aber nur zu 99% pro eBook bin, hat folgende Gründe: zum einen weiß ich, seit ich eBooks lese, so gut wie nie Titel oder Autorin des Werkes. Wobei das für mich ja eigentlich auch egal ist, es ist mir nur – noch – befremdlich. Zum anderen spreche ich regelmäßig mit einer Gruppe Menschen über ein Buch (bzw. über wechselnde Bücher – nicht immer wieder über dasselbe, wie in manchen Religionsgemeinschaften), zu diesem Zweck möchte ich mir manchmal Stellen merken. Über etwa 30 Jahre habe ich mir die Kulturtechnik angeeignet, Papierbücher nach Gefühl an exakt der richtigen Stelle aufzuschlagen und es ist mir (trotz natürlich vorhandener technischer Hilfsmittel) noch nicht gelungen, diese Fähigkeit mit derselben Selbstverständlichkeit ins Digitale zu übertragen. Für diesen Zweck kaufe ich also weiterhin – immer nach einigem Zähneknirschen und Jammern – Papierbücher, allerdings gebraucht und nach dem Lesen bemühe ich mich, sie möglichst schnell wieder loszuwerden.

Novemberregen

2. Mai 2017

Ich möchte ein Smartphone kaufen, aber der stationäre Handel macht seine Sache gar nicht mal so gut und will mir keins verkaufen

Aus Gründen benötige ich kurzfristig ein einfaches Smartphone als Übergangslösung. Nach einer kurzen Recherche im Netz finde ich eines, das mir geeignet erscheint; die Bewertungen bei Amazon sind gut, der Preis bei Amazon ist der gleiche wie bei dem großen Elektronikkaufhaus in der Stuttgarter Innenstadt, an dem ich sowieso heute nachmittag auf dem Weg zu einem

Kunden vorbeikomme – also denke ich: “Prima, dann kaufe ich das direkt heute nachmittag dort vor Ort und kann es direkt mitnehmen, statt auf die Lieferung von Amazon morgen oder übermorgen warten zu müssen. Und außerdem tue ich noch was für den lokalen Einzelhandel und gegen die aussterbenden Innenstädte, super.”

Im großen Elektronikkaufhaus vor Ort scheint das Gerät auch tatsächlich vorrätig zu sein, es ist dort ausgestellt und daran angebracht ist ein kleines Pappkärtchen mit dem auch im Internet angegebenen Preis. In einer verschlossenen Glasvitrine unter dem Ausstellungsstück stehen, naja, mindestens 15 Pappkartons mit Smartphones drin. Um also an eines der guten Stücke heranzukommen, benötige ich einen Mitarbeiter des Kaufhauses, der die Glasvitrine aufschließt und mit eines der Smartphones in die Hand drückt. Zeitaufwand für den Mitarbeiter: ca. 10 Sekunden. Umsatz für das Kaufhaus: 129,- EURO. Doch leider scheitert die geplante Transaktion an diesem Schritt. Zwar sind hier mehrere Verkaufstresen, hinter denen beschäftigungslose Mitarbeiter stehen, die Mobilfunkverträge verschiedener Anbieter verkaufen wollen, doch: “Nein, Telefone kann ich leider nicht verkaufen, da müssen Sie sich bitte an den Mitarbeiter an dem Tresen dort wenden.”

Der einzige Mitarbeiter, der Smartphones verkaufen kann, ist in langen offenbar komplexen Beratungsgesprächen verwickelt, und vor ihm steht eine Schlange mit etwa 10 Kunden.

Ich erkundige mich noch kurz nach anderen Verkäufern (“Nein, Smartphones kann nur der Mitarbeiter der Telefonabteilung herausgeben, und der ist beschäftigt”), wende mich auch noch kurz an den Service-Tresen (“Information und Service hier!”), aber auch dort kann man mir zu meinem Anliegen, 129,- EURO gegen ein Smartphone einzutauschen, nicht weiterhelfen. Was die freundliche Dame dort tun kann ist, mir ein Kärtchen für eine Kundenzufriedenheitsumfrage in die Hand zu drücken; auf diesem kann ich angeben, wie gut ich den Kundenservice vor Ort finde. Zur Auswahl stehen: “Sehr gut” – “gut” – “befriedigend”. Weitere Optionen zur Auswahl sind leider nicht vorhanden. Weder löst dies mein Problem, noch ist hier die meines Erachtens angemessene Option zur Auswahl vorhanden.

Ich verlasse das große Elektronikkaufhaus in den Königsbau-Passagen ohne Erfolg, bestelle abends das Smartphone bei Amazon und habe es am nächsten Morgen in der Post.

Was soll ich sagen. So, lieber stationärer Offline-Einzelhandel, wird das nichts mit der Konkurrenz gegen die bösen Online-Händler.

PS: Ich habe ernsthaft mit mir gerungen, ob ich diesen Beitrag online stelle, oder ob er zu *rantig* ist, ein "Meinungsrülpser" halt, aus einem Erlebnis heraus schnell hingeworfen. Aber dann wieder lese ich, wie sich der stationäre Handel gegen den Online-Handel wehren muss, und dass er das mit besserem Service tun will: "“Service, Beratung und Qualität. Das alles kann das Internet nicht bieten. [...]” sagte der Pressesprecher des Bayrischen Handelsverbands. “Stimmt nicht!” möchte ich ihm entgegnen. Viel häufiger erlebe ich, dass der stationäre Handel den versprochenen Service nicht bieten kann oder will, der Online-Handel jedoch nahezu perfekten Service bietet, mit Beratung und Umtauschmöglichkeiten. Und darum, obwohl vielleicht etwas rantig geraten, entscheide ich mich, dass dieser Beitrag seinen Platz im Techniktagebuch hat. Vielleicht sieht das in 20 Jahren ja ganz anders aus. Vielleicht hat sich dieser Streit zwischen online und stationär in 20 Jahren irgendwie gelöst. Wir werden es weiter verfolgen und berichten.

Molinarius

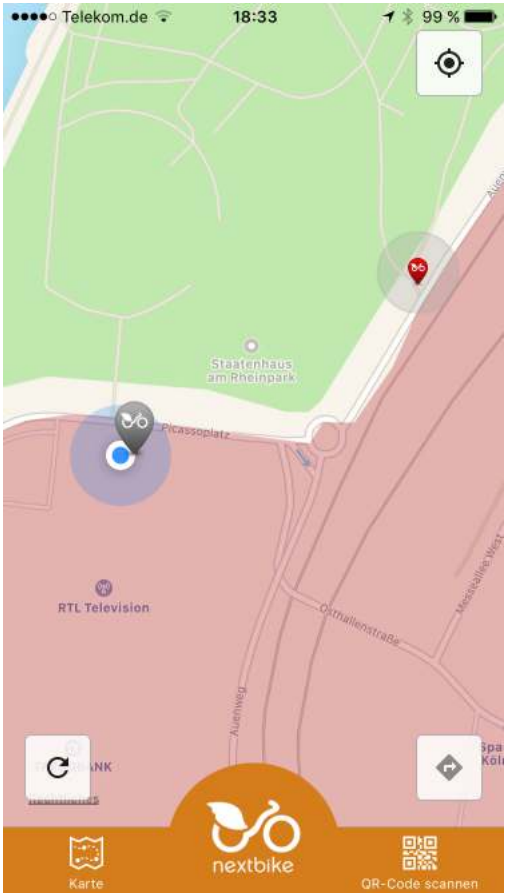
3.5.2017

Leihradfahren in der Zukunft

Ich bin nach der Arbeit in Köln in einem Restaurant verabredet und überlege, ob ich nicht vielleicht mit dem Fahrrad dorthin fahren kann. Mein eigenes Fahrrad steht zwar in Essen in unserem Keller, aber es gibt ja Leihräder.

Leihräder kenne ich schon aus Essen, da heißt der Dienst “Metropolradruhr” und man kann an Radstationen ein Rad ausleihen, damit rumfahren und dann an derselben oder einer anderen Station wieder abgeben. Abgeschlossen sind die Fahrräder mit normalen Zahlenschlössern, den Code bekommt man als SMS. Allerdings habe ich bislang die Räder immer per Anruf ausgeliehen, die passende App habe ich noch nicht ausprobiert.

Fahrradausleihen in Köln ist aber anders, es ist wie in der Zukunft. Es gibt zwar auch Radstationen, man darf die Räder aber an jeder Haltestelle oder größeren Straßenkreuzung abgeben. Dementsprechend stehen die Fahrräder auch überall rum. Als ich nachmittags nachgucke, stehen direkt vorm Bürogebäude zwei Räder und ich freue mich schon, das wird einfach. Der Dienst heißt hier zwar anders, nämlich “KVB-Rad”, dahinter steckt aber der gleiche Anbieter wie hinter den Essener Leihrädern, nämlich nextbike, ich brauche also kein neues Kundenkonto anlegen. Die App hatte ich mir zu irgendeinem Zeitpunkt schon installiert, auch das muss ich also nicht mehr machen.



Als Feierabend ist, ist das Wetter zwar bescheiden, aber es regnet nicht in Strömen, also mache ich mich auf die Suche nach einem Fahrrad. Die Fahrräder direkt vor dem Büro sind jetzt weg. Ich sehe zwar ein Rad, das auf der Karte in der App nicht auftaucht, als ich es über die App ausleihen will, erscheint aber ein “Unbekannter Fehler”. Ich suche also das nächste Rad.

Dafür muss ich erst drei Minuten in die falsche Richtung laufen und hoffe die ganze Zeit, dass die Daten auch aktuell sind und da tatsächlich auch ein Fahrrad steht und ich nicht umsonst in die falsche Richtung laufe.

Tatsächlich steht da aber ein Rad an einer Bushaltestelle. Ich gebe die Radnummer in die App rein, erhalte den Code (in der App *und* per SMS) und gebe ihn auf dem Touchpad am Rad ein. Dann kann ich das Schloss aufmachen, verstaue meine Tasche auf dem Gepäckträger und fahre los.

Am Zielort stelle ich das Rad an einer nach meinem Verständnis ausreichend großen Kreuzung ab, stecke das Schloss ein und bestätige auf dem Touchpad, dass ich das Fahrrad wieder abgeben will. Dann muss ich eine ganze Weile beim Rad stehen bleiben, weil da “Bitte warten” steht und ich ja

doch gerne eine Bestätigung hätte, dass ich das Rad abgegeben habe. Dann leuchtet das grüne Lämpchen neben “verfügbar” und es wird “Transfer Files” angezeigt. Der Ausleihvorgang ist damit wohl beendet.

Leihradfahren in der Zukunft funktioniert erfreulich problemlos. Nur das Radfahren selber ist eigentlich wie immer.

Anne Schüßler

3. Mai 2017

Was jetzt schon wieder alles möglich ist

Ich merke nur am leisen Schnorchelgeräusch, dass meine Sitznachbarin heimlich raucht. Also, sie raucht natürlich nicht, sie dampft. Ihr – ich weiß immer noch nicht, wie man dazu sagt – Dampfgerät ist so klein, dass es sich fast vollständig in der Hand verbergen lässt. Außer mir kann es niemand sehen. Dann atmet sie lange nicht aus, damit keine verräterische Dampfwolke aufsteigt. Der Dampf ist sowieso kurzlebig, aber wir sitzen im Flugzeug, und wer hier beim Rauchen erwischt wird, hat sicher schnell Hausverbot bei der Fluggesellschaft.

Beim Rauchen schaut sie einen Film auf ihrem Handy an. Das ist nicht weiter bemerkenswert, aber aus dem Handy führt nur ein Kopfhörerkabel zu ihren Ohren, kein Ladekabel aus einer Powerbank ins Handy hinein. Ich habe im letzten halben Jahr unter so hartnäckigen und bisher unbehebbaren Handyladeproblemen gelitten, dass ich diese Praktik mit dem gleichen Staunen betrachte, mit dem mich vor zehn Jahren der Filmkonsum auf dem Handy erfüllt hätte. Wir sind über zwei Stunden unterwegs! Und der Strom reicht *einfach so!* Gegenwart, du futuristisches Wunderwerk.

Kathrin Passig

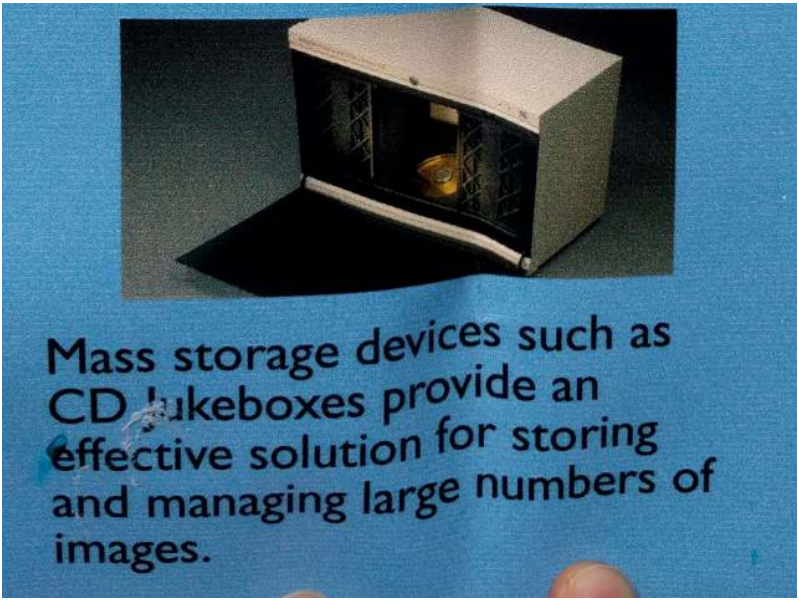
Irgendwann in den 1990er Jahren (aus der Sicht von 2017)

Die vielen Vorteile der Fotodigitalisierung

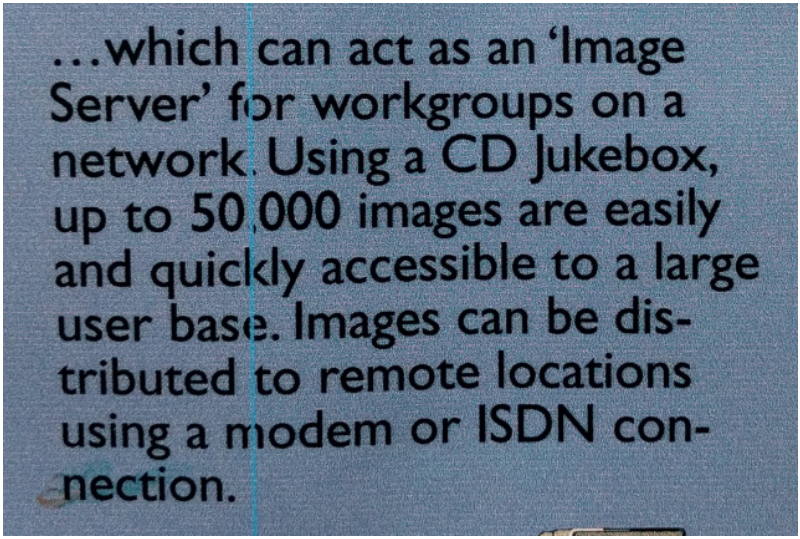
Aus der Techniksammlung von Roger Stapleton stammt dieses Poster, das mir auf den ersten Blick wenig bemerkenswert erscheint, auf den zweiten aber exotische Details aus der noch nicht so weit entfernten Vergangenheit enthält:

Es erklärt die Dienstleistungen eines Unternehmens, das Bilder aus anderen Quellen auf CDs brennt. Die Bildquellen sind allesamt analog bis auf das unterste Beispiel: eine rote 3½-Zoll-Diskette. “Ich kannte jemanden, der eine Kamera hatte, die die Bilder auf Diskette gespeichert hat”, sagt Roger, “zehn Bilder passten da drauf.”

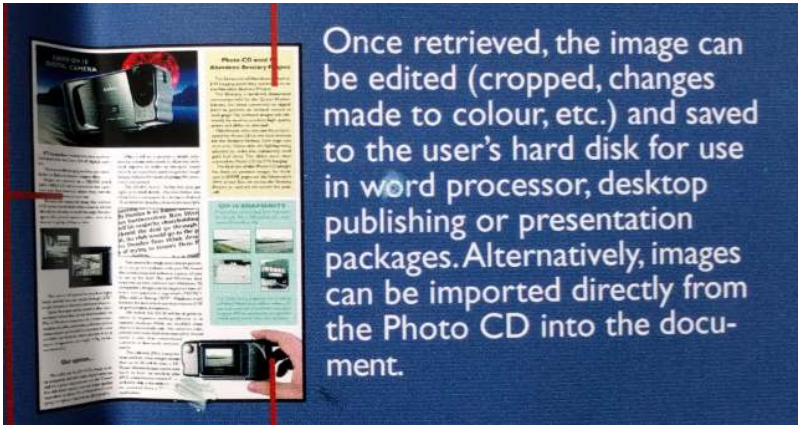
Wenn man die Bilder einmal auf CD besitzt, kann man sie in eine “CD Jukebox” stecken:



Haben wir beide noch nicht gesehen. “Sieht aus wie eine Mikrowelle”, sagt Roger. Bis zu 50.000 Bilder kann man damit einer large user base zur Verfügung stellen:

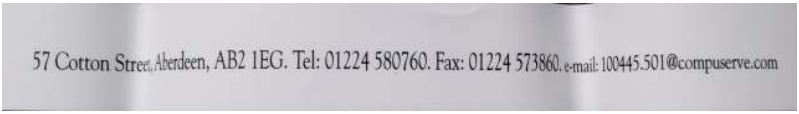


Was kann man dann anfangen mit den digitalisierten Fotos? Man kann sie bearbeiten und in Textdokumenten, im Desktop-Publishing oder in Präsentationen verwenden. Facebook, Instagram, Flickr gibt es noch nicht, aber wenigstens die theoretische Möglichkeit einer Verwendung im Netz hätte man hier schon erwähnen können. Vielleicht ist die Zielgruppe, die sich Fotodigitalisierung und CD-Jukeboxes leisten kann, noch zu seriös für so eine Spielerei wie das Internet.



Man kann die Bilder wieder ausdrucken oder ausdrucken lassen und sogar Dias von den digitalisierten Fotos herstellen.

Falls jetzt jemand von den vielen Vorteilen digitaler Fotos überzeugt ist: Man erreicht die Firma per Post, Telefon, Fax und über eine Compuserve-Mailadresse.


57 Cotton Street, Aberdeen, AB2 1EG. Tel: 01224 580760. Fax: 01224 573860. e-mail: 100445.501@compuserve.com

Kathrin Passig

4.5.2017

Über die fragmentarische Natur moderner Streamingdienste am Beispiel einer wirklich ernsthaft gedruckten Fernsehzeitung

In der Techniktagebuchredaktion diskutieren wir über die Unterschiede von Streamingangeboten für Film und Musik. Ausgangspunkt ist dieser Post von André, in dem er sagt, dass Musik am besten digital erschlossen ist, danach kommt Film, dann Bücher. Andere Leute sind anderer Meinung.

Ich glaube auch, dass es zumindest im abobasierten Streamingbereich (man zahlt monatlich, hat dann aber auch Zugriff auf alles) bei Musik am egalsten ist, bei welchem Anbieter man sein Konto hat, während es bei Bewegtbildinhalten eben schon einen Unterschied macht, ob ich bei Netflix oder bei Amazon Prime (oder bei Maxdome oder bei Sky) angemeldet bin.

Als Beispiel führe ich einen neuen Teil unserer Fernsehzeitung an, in dem sehr anbieterbasiert die neuesten Angebote und Eigenproduktionen aufgeführt sind.

Kathrin kann sich nicht nur schwer etwas darunter vorstellen, sie ist auch irritiert, dass es überhaupt noch Menschen gibt, die eine Fernsehzeitung zu Hause haben. Ich habe ungefähr seit 1994 eigentlich immer eine Fernseh-

zeitung, die ich erst jahrelang gekauft und seit einigen Jahren im Abo habe. Zwischenzeitlich, in der Peakzeit meiner Videoaufnahmesucht (das Techniktagebuch berichtete), hatte ich sogar zwei Fernsehzeitungen, um wirklich ganz sicher nichts zu verpassen.

Seit einiger Zeit gibt es nun in der Fernsehzeitung neben den aktuellen Kinofilmstarts, DVD- und BluRay-Erscheinungen und neuen Musikalben auch auf zwei oder drei Seiten Hinweise zum Programm von Video-on-Demand-Diensten. Zu den Höhepunkten gibt es kleine Texte und kurze Interviews, in der rechten Ecke steht dabei immer hilfreich der Dienst, auf dem man das beworbene Format angucken kann. Unten gibt es dann in Kurzform noch mal zu den vier wichtigsten (oder von den Fernsehzeitungsmachern am wichtigsten empfundenen) Diensten eine Auswahl an neuen Serien und Filmen. Alles in allem sieht das dann so aus:

Beispiel aus der TV Today

Meine Fernsehzeitung ist also jetzt noch hilfreicher als vorher und arbeitet schwer daran, nicht obsolet zu werden. Aber, na ja, ich gucke ja auch “Aktenzeichen XY”, an mir wird es sowieso nicht liegen, wenn das lineare Fernsehen zugrunde geht.

Anne Schüßler

04.05.2017

Kein Haken – Anruf

Das Kind beendet gerade die 4. Klasse der Grundschule, in unserem Bundesland bedeutet das das Ende der gemeinsamen Zeit in dieser Gemeinschaft, weil danach alle Kinder auf verschiedenen Schulen weitermachen.

Damit aber alle weiterhin in Kontakt bleiben können, wurde eine Gruppe bei WhatsApp gegründet, ich erinnere mich an ein paar Tage wildes Nummernsammeln.

Seither schicken sich die Kinder bedeutungsschwere Sprachnachrichten.
“Was machsch?”
“Nix. Und du?”
“Au nix.”

Selbstredend wurden auch die Lehrkräfte eingeladen, anders als an der Schule der älteren Kinder, wo Lehrkräfte mitunter ganz offiziell in der Klassengruppe sind (was übrigens disziplinierende Wirkung hat), sind sie bisher noch kein Teil der neuen digitalen Wirklichkeit dieser Klasse.

Spannend für mich: es gibt inzwischen parallel eine Mailinggruppe. Weil einige Kinder entweder kein Handy haben oder kein WhatsApp. Damit diese Kinder ebenfalls “miteinander schreiben” können – so nennen sie es plattformübergreifend: miteinander schreiben, obwohl sie bei WhatsApp ja hauptsächlich Sprachnachrichten schicken.

Ich finde das großartig.

Großartig aber auch: sie schreiben eine Mail. Dann rufen sie einander an, und berichten, dass sie eine Mail geschickt haben. Sie lesen die Mail. Dann rufen sie einander wieder an, um zu berichten, dass sie die Mail gelesen haben.

Alles bleibt, wie es immer schon war.

Pia Ziefle

Mai 2017

Mixtape 3 ist doppelt nutzlos

Ich höre – aufmerksame Leser des Techniktagebuchs mögen sich erinnern – regelmäßig Hörspiele der Drei Fragezeichen zum Einschlafen (und auch tagsüber), seit es möglich ist auch auf Spotify, denn da gibt es alle Folgen im einfachen Zugriff.

Als zahlender Spotifykunde kann ich auch das Feature “Dein Mixtape” nutzen. Bei einem Mixtape handelt es sich um eine Mischung aus Stücken, die ich gehört habe und anderen Stücken, die nach Spotifys Meinung dazu passen. Man kann schon anhand der Beispielkünstler gut sehen, in welche Richtung so ein Mixtape geht. Aktuell habe ich zwei Musical-Mixtapes, ein Deutschpop-Mixtape, ein Singer-Songwriter-Mixtape und ein Female-Pop-Mixtape.

Und ein Hörspiel-Mixtape.

Das Hörspiel-Mixtape, so vermute ich, besteht aus einzelnen Tracks unterschiedlicher Hörspiele. Die Vorschaukünstler sind “Die drei Fragezeichen”, “Fünf Freunde” und “Benjamin Blümchen”. Man kann also mehr oder weniger zufällige Ausschnitte mehr oder weniger zufälliger Folgen deutscher Kinder- und Jugendhörspiele durcheinander hören. Toll! Nutzlos, aber toll!

Ich würde gerne wissen, wie so eine Mischung dann in der Praxis aussieht, aber wenn ich das Mixtape aufrufen will, bekomme ich die Meldung “Leider ist ein Fehler aufgetreten.”

Mein Hörspiel-Mixtape ist also nicht nur in der Theorie absurd, es ist auch praktisch nicht zu gebrauchen und verbraucht nur einen wertvollen Slot in der Mixtape-Sammlung.

Anne Schüßler

Mai 2017

Der passiv-aggressive christliche Blog meiner Mutter

Meine Mutter, geboren 1955, spricht seit Jahren immer häufiger über "die schöne Zeit früher" und ihre dörfliche Kindheit. Seit ein paar Monaten sortiert sie unsere Spielsachen auf dem Dachboden hin und her, liest alte Schulhefte, archiviert und sichtet alles neu.

Zu den Tanten, Onkels, die in ihrer Kindheit wichtig waren, hat sie meist keinen Kontakt mehr: die Cousins und Cousinen stammen aus einer Generation meist ohne Facebook, die sich in den 80er und besonders 90er Jahren, nachdem die ersten Eltern starben und die gemeinsamen Feste/Rituale weniger wurden, aus den Augen verlor.

Stolz zeigt mir meine Mutter einen Foto-Blog, den sie auf Tumblr eingerichtet hat:

Sie hat Fotos von Verwandten-Festen aus den 70er und 80er Jahren eingescannt und mit detaillierten Bildunterschriften veröffentlicht:

"[Voller Name] ist der älteste Sohn meines Onkels [voller Name] aus [Wohnort], zu dem ich leider keinen Kontakt mehr habe. Er ist psychisch krank und lebt in [Name der Psychiatrie]. Obwohl er sich bereits seit 1997 nicht mehr bei uns meldet, wünsche ich ihm Gottes Segen."

So hat sie Dutzende privater Fotos von Verwandten, die sie nie mehr trifft, ungefragt eingescannt und gebloggt, alle mit privaten Details und passiv-aggressiven Texten wie "Leider hat er/sie es nicht mehr nötig, sich bei uns zu melden. Wir beten trotzdem für ihn."

Ich bin fassungslos. Sie rollt die Augen: "Das ist hier Tradition. So bin ich aufgewachsen: Das gehört einfach zu Halleluja. Kein Wunder, dass dir das nichts sagt. Du musst es wieder schlecht machen, weil es ein ländlicher Brauch ist."

"Ein 'ländlicher Brauch' namens … 'Halleluja'?"

“Ja. Die Zeit im Januar, Februar, März, April und Dezember, in der man Listen macht, welchen Menschen man Gottes Segen wünscht und warum. Mein Onkel kam in meiner Kindheit jedes Jahr ins Dorf, hat sich an unseren Küchentisch gesetzt und seine Liste vorgelesen. Jetzt nehme ich diese schöne Tradition eben wieder auf. Als Tumblr.”

Ich denke an passiv-aggressive christliche Figuren wie Ned Flanders aus den “Simpsons” oder Shirley aus “Community” und frage mich, ob meine Mutter wirklich denkt, das sei eine “schöne Tradition”. Oder ob sie nicht genau versteht, welch . . . beschämende Kraft solche Texte haben.

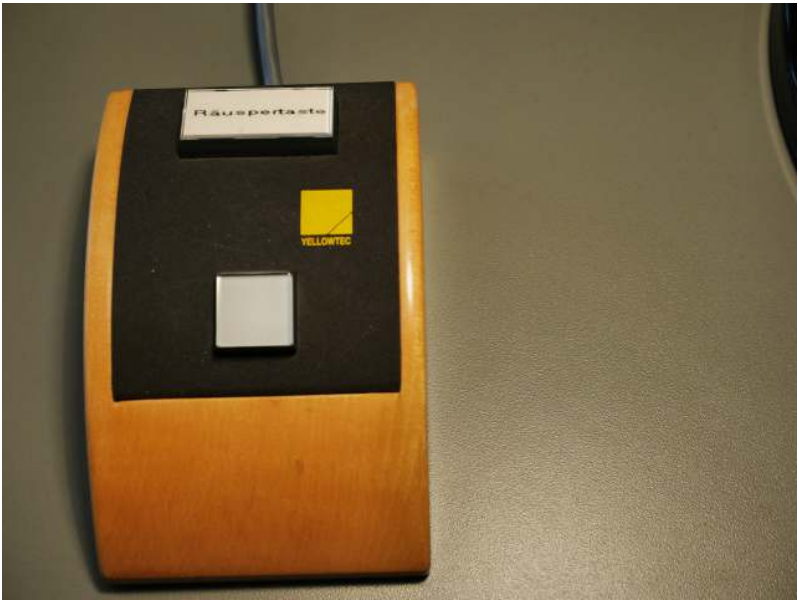
Hat sie im vollen Wissen einen Internet-Pranger eingerichtet – weil sie gekränkt ist, dass sich viele Menschen ihrer Kindheit zu selten bei ihr melden?

Dann wache ich auf.

Stefan Mesch

5.5.2017

Weggewischt, die Räuspertaste



Heute bin ich wieder in einem Hörfunkstudio (in dieser Woche berufsbedingt recht oft), und ich bin erleichtert. Hier gibt es noch das wichtigste Gerät des Hörfunks, gleich nach Mikrofon und Kopfhörer: Die Räuspertaste.

Der Sinn einer Räuspertaste erschließt sich auch dem, der noch nie ein Radiostudio von innen gesehen hat: Wer als Sprecher/in vor dem Mikrofon sitzt und sich räuspern muss (oder auch husten oder niesen), während er auf Sendung ist, drückt einfach diese Taste – und das Mikrofon wird abgeschaltet, so lange diese Taste gedrückt bleibt. Also eine einfache Unterbrechung der Mikrofonleitung.

So war es jedenfalls seit Jahrzehnten (auch wenn vermutlich in der oben abgebildeten Räuspertaste mehr Technik steckt als in einem simplen Lichtschalter). Funktionell, klar, eindeutig.

Nun werden aber auch Hörfunkstudios immer modernisiert – digital sind sie schon lange, aber es gibt natürlich immer neue Entwicklungen. In einem anderen Studio suche ich in dieser Woche vor Sendungsbeginn vorsorglich, wie immer, die Räuspertaste – und kann sie nicht finden.

Kein Wunder. Es gibt nämlich keine Taste mehr.

Wo früher diese Taste und dazu kleine Drehknöpfe für die Lautstärkeregelung des Kopfhörers waren, ist jetzt ein Computerpanel mit Touchscreen. Da kann ich die Lautstärke meines Kopfhörers einstellen, und wenn ich unten in der Mitte auf *Mic Mute* drücke/wische, ist mein Mikrofon stummgeschaltet.

Das ist gar nicht so einfach. Ich brauche einige Versuche, bis ich die richtige Berührung raus habe – nur drücken bringt nichts, ich muss im richtigen Tempo wischen, bis das *Mic Mute*-Feld rot aufleuchtet.

In dieser Liveschalte brauche ich das zum Glück nicht. Aber die ganzen anderen Schaltmöglichkeiten auf diesem Panel lassen mich vermuten, dass ich irgendwann nicht nur die herkömmliche Räuspertaste vermissen werde: Da lässt sich sehr viel einstellen, was bislang die Technikerin hinter der schalldichten Glasscheibe übernimmt. Vielleicht ist die demnächst genau so verschwunden wie meine alte Taste.

Thomas Wiegold

Mai 2017

Die Mail wird mit der Pferdekutsche zugestellt, aber irgendwie ist es auch toll

Im Schaufenster eines Neuköllner Fotoladens (”Express Bilder Service ab 5 Min., Paß- und Bewerbungsbilder, Digitale Studioaufnamen, Eigenes Labor”) wirbt die Firma Fujifilm: “Echte Fotos von digitalen Daten”. Ich mache ein Foto von der Fotowerbung, weil ich sie lustig finde.

Ein echtes Foto ist es also erst, wenn man es auf Papier in der Hand halten kann, vorher sind es nur digitale Daten? Oder ist damit irgendwas Konkreteres gemeint?

Auf der Fujifilm-Website finden sich immer wieder die Ausdrücke “entwickeln”, “herstellen” und “Abzüge”. “Entwickeln” bedeutete beim Analogfilm einen Vorgang mit Chemie, den Franz Scherer hier beschrieben hat. Ich halte das für werbliche Beschönigung des ganz normalen Fotodruckvorgangs und finde erst nach zwanzig Minuten gründlichen Nachlesens heraus, dass es tatsächlich genau so gemeint ist: Sie belichten Fotopapier mit dem Digitalbild und entwickeln es dann in einem Chemiebad! Das kommt für mich so unerwartet wie der Vorschlag, Mail mit der Pferdekutsche zuzustellen oder das Handy durch ein schönes geringeltes Kabel fest mit dem Haus zu verbinden.

Ich frage in der Techniktagebuchredaktion herum, ob das nur für mich überraschend ist, weil ich so wenig von Fotografie weiß. Zumindest Thomas Wiegold, Besitzer mehrerer Kameras, will es auch nicht gleich glauben. Drucken, wer weiß, vielleicht war es nur eine Übergangstechnik. In den Privathaushalten kommt man ja auch davon ab.

Kathrin Passig

6. Mai 2017

Subtile Signale gegen Telefonklingeln

Ich bin in der Oper, gleich geht es los, noch unterhält sich das Publikum. Plötzlich: Von vorne dreimal laut und deutlich ein Handy-Klingelton. Im Zuschauerraum – vorwiegend im opernüblichen Alter – geht ein Rascheln los, erstaunlich viele ziehen ihr Telefon aus der Tasche, schauen nochmal drauf und schalten es aus. (Ich nicht, meins ist immer lautlos, ich wüßte nicht einmal, welchen Klingelton ich eingestellt habe.) Nach der Pause dasselbe Spiel und damit die Bestätigung, daß das dreifache Klingeln tatsächlich ein aku-

stisches Signal aus dem Orchestergraben ist. Und ein sehr elegantes dazu: Keine Ansage von oben herab, kein Schild, das dauerhaft im Blick ist, einfach nur: Es klingelt, und das wollen wir doch nicht. Es funktioniert: Kein einziges Störklingeln während der gesamten Aufführung.

Zwei Tage darauf bin ich bei der re:publica. Jemand bemerkt – ob auf Twitter oder im Gespräch weiß ich hinterher nicht mehr –, daß trotz 9000 Teilnehmenden nicht einmal ein Handy geklingelt hätte. Ohne jegliche Aufforderung.

Felix Neumann

Mai 2017

Die vorletzten SMS-Nachrichten von Menschenhand

Im August 2014 habe ich schon einmal geglaubt, die SMS sei – für mich jedenfalls – ausgestorben. Nachzählen ergab damals aber:

> Ich habe im Jahr 2014 zwar bisher 177 SMS von meiner Bank, Google, der Mailbox und den diversen Prepaid-Mobilfunkanbietern erhalten, aber auch überraschende 273 SMS mit Menschen gewechselt. Etwa 150 davon mit Nicht-Smartphone-Besitzern, den Rest mit Leuten, die sonst andere Kanäle nutzen, aber in Einzelfällen die SMS für sinnvoller hielten. Vielleicht waren wir irgendwo, wo es kein Internet gab.

Jetzt ist es aber wirklich bald vorbei. Seit Jahresbeginn 2017 habe ich insgesamt 130 SMS bekommen. Nur noch drei davon stammen von Menschen, 119 sind automatische Nachrichten von verschiedenen Mobilfunkprovidern (AldiTalk und EE vor allem), drei von einer Bank, vier von Google und eine von Ebay. Sechs Nachrichten habe ich selbst verschickt: vier an EE und zwei an Herrn Rutschky, der kein Smartphone hat. Diese beiden sind nicht

angekommen, ebensowenig wie Herrn Rutschkys Nachrichten an mich, mit einer Ausnahme. Die anderen zwei stammen von verzweifelten Personen, die vorher versucht hatten, mich auf anderen Kanälen zu erreichen.

Ich glaube, bei der letzten Zählung gab es auf meinem Handy noch eine App, die "SMS" im Namen hatte. Inzwischen habe ich zwei Apps, die beide "Messenger" heißen, aber für unterschiedliche Dinge zuständig sind: Die eine ist der Facebook Messenger, in dem beispielsweise der Techniktagebuch-Gruppenchat stattfindet. Die andere kann ausschließlich SMS und tut nur im Namen so, als wüsste sie etwas über Kommunikationsformen, die mehr als 160 Zeichen pro Nachricht haben dürfen und kein Geld kosten.

Das Verschwinden der SMS aus meinem Leben hat, wie schon im Beitrag von 2014 vermutet, wohl vor allem damit zu tun, dass nach dem Ende des Vertragskundinnendaseins kaum mehr jemand meine Telefonnummer kennt. Außerdem besitzt inzwischen auch Non-Smartphone-Aleks ein Smartphone und muss nicht mehr via SMS zum Geocache gesteuert werden.

Irgendwann werde ich einen Beitrag über die allerletzte von einem Menschen an mich gesendete SMS schreiben und ihn mit #letztes Mal taggen. Noch ist es nicht soweit, aber bald.

Kathrin Passig

07. Mai 2017

Mein Handy will die Scheidung

Eigentlich habe ich mein Nexus 5x immer sehr lieb gehabt, ich höre immer mal Menschen klagen über schwache Akkus oder WLAN-Probleme, aber wir haben diese Probleme nicht. Wir sind ein gutes Team, mein Nexus und ich. Nur telefonieren konnte ich neulich nicht mehr, aber das war ein hausgemachtes Problem, da ich mit meiner Displayschutzfolie den Näherungssensor verdeckt hatte.

Aber gestern geht mein Nexus plötzlich aus. Einfach so. Der Akku ist fast voll, daran kann es nicht liegen. Nach längerem Drücken der Starttaste ringt es sich gelegentlich zur Anzeige des Google-Logos durch, aber die verschwindet dann sofort wieder.

Ich versuche es mit psychologischer Kriegsführung und zähle dem Nexus alle tollen Smartphones auf, die ich mir kaufen könnte, wenn es nicht wieder anspringt. Es bleibt ungerührt und aus. Ich greife zum Äußersten und drohe damit, mir ein iPhone zu kaufen. Keine Reaktion. Nicht mal ein klitzekleines Angstflackern. Ich erfahre, dass solche Schwächephasen vorkommen, ausdauerndes Laden und Geduld hätten schon so manches Nexus wieder zum Laufen gebracht. In der Nacht gibt es tatsächlich einen kleinen Fortschritt. Es erscheint erst das Google-Logo, dann die androidtypischen bunten kreisenden Rädchen, dann sogar das Android-Logo, dann geht es wieder aus.

Seit heute früh tut sich gar nichts mehr.

Ich mache meine Drohung wahr und bestelle ein Moto G5 Plus, das mir per Prime Evening Express noch heute gebracht wird. Ich bin schon sehr gespannt, ob das Nexus aus dem Schlaf erwacht, wenn ich heute Abend beim SIM-Kartentausch mal versuche, es anzuschalten.

sleeplessdarkhorse

Ungefähr seit 2010

Bücher im Gehen lesen von früh bis spät, so habe ich mir die Zukunft vorgestellt

Mein Leben lang habe ich bedauert, dass man nicht im Gehen Bücher lesen kann, ohne wie ein Trottel zu wirken. Vor einigen Jahren sah ich an einer Kreuzung in Neukölln ein kleines Kind, das einen Puppenwagen vor

1. Bisher nicht nachgezählt. Geschätzt sind es derzeit je nach Ort zwischen 10 und 50 Prozent der Passanten.

sich herschob und auf diesem Puppenwagen ein aufgeschlagenes Buch liegen hatte. Warum bin ich nicht auf diese Idee gekommen, als ich noch die richtige Größe dafür hatte?

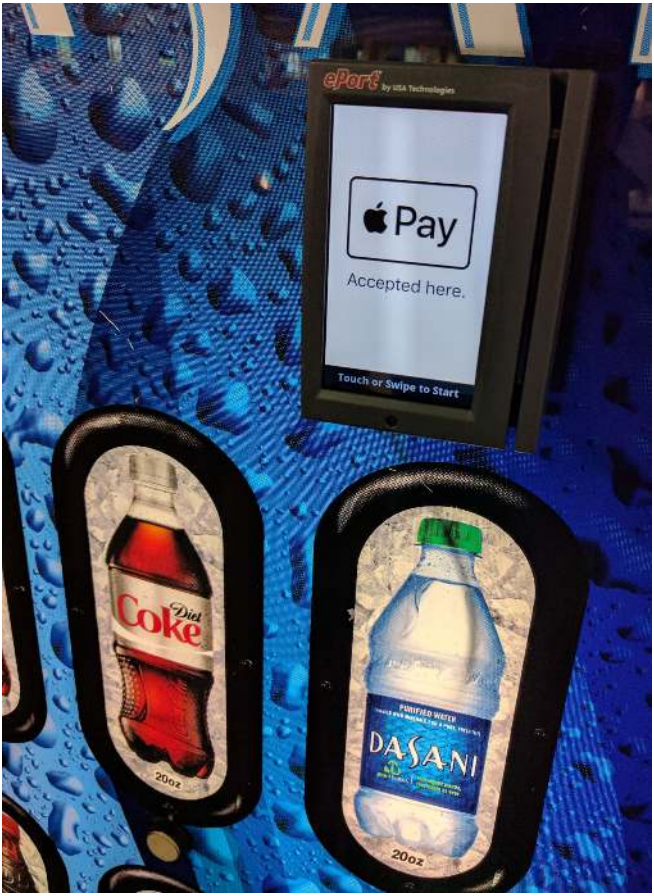
Inzwischen hat sich dieses Problem von allein gelöst. Man kann jetzt Bücher auf dem Handy lesen. Aber vor allem schauen auch alle[1] anderen beim Herumlaufen in der Öffentlichkeit auf ihre Geräte. Ich bin ein ganz normaler Mensch mit normalen Vorlieben geworden und musste gar nichts dafür tun.

Kathrin Passig

2017-05-09

Softdrink per Smartphone

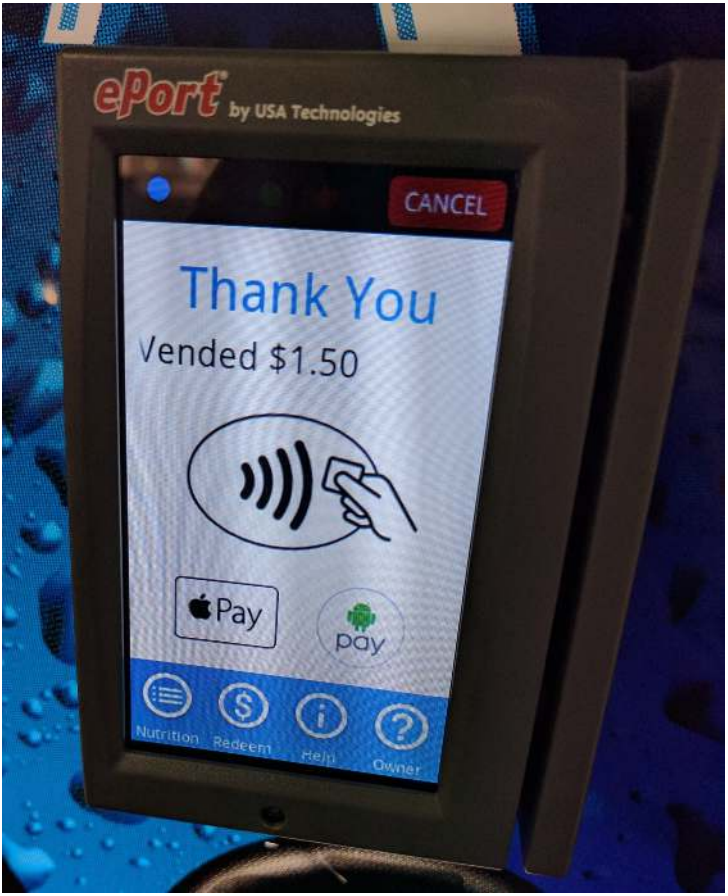
Es gibt nicht mehr viele Bastionen des Bargelds in den USA, aber eine davon, die felsenfest im Alltag verankert zu sein scheint, sind die Getränkeautomaten in Firmen oder Hotels, die mit Ein-Dollar-Noten gefüttert werden. Bis heute. Mit einem halben Auge habe ich wahrgenommen, dass tagsüber ein Techniker sich an den Automaten hier in Roseland, New Jersey zu schaffen gemacht hat. Ich nahm an, dass er, wie üblich, das Geldfach leeren oder einen mechanischen Defekt reparieren oder den Automaten wieder auffüllen würde. Aber als ich abends nochmal vor dem Automaten stehe, sehe ich, dass er ein neues, graues Kästchen mit Kreditkartenschlitz und einem verheißungsvollen Display bekommen hat.



Offenbar hat Apple dafür bezahlt, auf dem Startbildschirm ohne die Konkurrenz erwähnt zu werden. Wenn man den Bildschirm berührt, zeigt sich aber, dass Android Pay auch unterstützt wird. Ich kaufe also meinen ersten

Softdrink per Smartphone. Es ist nicht ganz klar, wie das gehen soll. Normalerweise schiebt man zuerst seine Dollar-Noten in den Schlitz und wählt dann die Ware aus. Und jetzt?

Ich halte das Smartphone an das Kästchen, es vibriert und zeigt einen grünen Bestätigungshaken. Ich nehme das Smartphone vom Automaten weg und drücke den Ausgabeknopf. Nichts passiert. Ich halte es nochmal an das Display. Es vibriert. Grüner Haken. Vibriert wieder. Und wieder. Und wieder. Wenn das alles Buchungen sind, bin ich gerade um zwanzig Dollar ärmer geworden. Ich halte das Smartphone weiter vor das Lesegerät, es vibriert munter weiter, und mit der anderen Hand taste ich nach dem Ausgabeknopf, drücke – und die Flasche *Dr. Pepper (Diet)* fällt in den Schacht. Es wurde genau einmal abgebucht.



André Spiegel

9.5.2017

Die Kunst, im ICE zu streamen

Als ich dieses Jahr von der re:publica nach Hause fuhr, war die Zukunft endlich da. Ich hatte nicht nur freies WLAN in der zweiten Klasse – die Verbindung war sogar so gut, dass ich auch tief in Brandenburg den Livestream der re:publica schauen konnte.

Natürlich war dies zu gut, um wahr zu sein – und lange vor Wolfsburg geriet der Stream ins Stocken und versiegte dann ganz.

Meine Lösung: Ich öffnete einfach drei Tabs.

Ein re:publica-Video vom Vortag, eins mit dem Livestream und eins mit den neuesten Abenteuern von Stephen Colbert und John Oliver. Wann immer einer der Streams stoppte, wechselte ich zum nächsten Tab.

Denn schon bald war die Verbindung wieder da und der YouTube-Cache konnte sich von neuem füllen. Während meine Mitreisenden von einem Dauertelefonierer genervt wurden, musste ich meine physische Existenz kaum zur Kenntnis nehmen.

Hallo Zukunft.

Hallo Internet.

Hallo Bahn.

Torsten Kleinz

Mai 2017

Requiem für einen Ast

Ich gebe am Dienstag, dem 11. April bei DHL ein Paket auf, das sein Ziel – die Niederlande – laut Aussage des Mitarbeiters in der Filiale nach zwei bis drei Tagen erreichen soll. Er gibt mir das übliche Zettelchen, auf dem eine

Trackingnummer steht, mit der ich online nachschauen kann, ob das Paket tatsächlich nach zwei bis drei Tagen sein Ziel in den Niederlanden erreicht hat.

Hat es nicht. Es liegt irgendwo in Köln, aber es war ja auch Ostern, also warte ich noch ein paar Tage. Als sich nach weiteren zwei bis drei Tagen kein neuer Status im Tracking eingestellt hat, rufe ich die DHL-Hotline an. Ich brauche nicht lange zu warten, aber die mit starkem undefinierbarem Akzent sprechende Mitarbeiterin kann mir nicht helfen. Ich müsse online einen Nachforschungsauftrag stellen. Das tue ich am Morgen von Montag, dem 24. April. Dafür muss ich ein Formular ausfüllen und unter anderem Bilddateien des Zettelchens mit der Trackingnummer sowie des Kaufbelegs der enthaltenen Ware (als Wertnachweis) hochladen. Per Mail erreicht mich – nachdem ich meine Zustimmung gegeben habe, dass die Formulardaten unverschlüsselt übertragen werden – eine Auftragsbestätigung, in der steht, dass meine Daten übermittelt worden seien und:

Bitte denken Sie daran, uns unter Angabe der Sendungsnummer eventuell noch fehlende Dokumente an

DHL Paket GmbH
22795 Hamburg

zu schicken, damit wir schnellst möglich mit der Suche nach Ihrer Sendung beginnen können.

Bis dahin bitten wir Sie noch um etwas Geduld, wir kommen in den nächsten Tagen auf Sie zu.

Da keine Dokumente fehlen, mache ich nichts. Nicht, dass ich ansonsten per Post etwas an DHL Paket nach Hamburg geschickt hätte, aber es fehlt *wirklich* nichts. Zwei Tage später – am Mittwoch, dem 26. April – kommt per Mail der ›Zwischenbescheid‹. Im Mailtext steht nichts von Belang (»Bitte antworten Sie nicht auf diese eMail-Adresse«). Der eigentliche Bescheid befindet sich als PDF im Anhang. Leider steht auch dort nichts von Belang, sondern nur, dass sie sich natürlich sofort um mein Anliegen kümmern werden – wie ja schon daraus ersichtlich ist, dass es zwei Tage gedauert hat, einen auto-

matisierten ›Zwischenbescheid‹ zu versenden. Sobald sie ein abschließendes Ergebnis hätten, würde ich auf jeden Fall von DHL hören. »Bis dahin bitten wir Sie um etwas Geduld.«

Am Abend desselben Tages kommt Bewegung ins Tracking: Die Sendung sei im Zielland eingetroffen und werde für die Zustellung vorbereitet. Zwei Tage später – am Freitag, dem 28. April – wird das Paket, für alle Beteiligten überraschend, nach gut zwei Wochen zugestellt. Ich nehme mir vor, irgendwann eine Erstattung der Versandkosten zu beantragen und vergesse die Sache.

Am Montag, dem 8. Mai erhalte ich einen Brief von DHL. Sie teilen mir mit, dass am Donnerstag, dem 4. Mai – eine knappe Woche nach Zustellung des Pakets – festgestellt wurde, dass das Paket zugestellt wurde. Aufgrund der Wichtigkeit dieser Information wurde beschlossen, von elektronischer auf briefliche Post umzustellen, einen Baum (okay, einen Ast) zu töten und mir auf dessen Extrakt mitzuteilen, dass sich mein Problem erledigt hat. Das freilich automatisiert erstellte Originalschreiben ist hier in seiner ganzen Schönheit zu bewundern – in ehrendem Andenken an einen Ast:

Kundenservice

DHL Paket GmbH · Kundenservice · 22765 Hamburg
DV 05 0,70

Herr Christopher Bergmann

Ihr Zeichen -
Unser Zeichen Vorgangsnr.
Telefon -
E-Mail -
Datum 04.05.2017
Betrifft Identcode: - Einlieferdatum: 11.04.2017

Sehr geehrte Damen und Herren,

wir haben Ihre Anfrage bezüglich des Verbleibs Ihrer Sendung erhalten.

In der Zwischenzeit haben wir Ihre Anfrage geprüft und festgestellt, dass Ihre Sendung einem Empfangsberechtigten ausgeliefert wurde.

Sollten Sie weitere Fragen haben, so zögern Sie bitte nicht, uns zu kontaktieren.

Beste Grüße

Ihr Kundenservice

DHL Paket GmbH
Kundenservice
22765 Hamburg
Telefon 0228 422312
Telefax 01803 032900*
*3,00 Euro/Minute Festnetzpreis
Mobilfunk max.0,42 Euro/Min.

www.dhl.de

Sitz Bonn
Registergericht Bonn
HRB 13968
USt-IdNr.
DE 812712783
Steuer-Nr.
205/5720/0144

Kontoverbindung
Postbank Köln
IBAN
DE86 3701 0050
0003 2350 06
SWIFT-BIC
PBNKDEFF370

Geschäftsführung
Kaja Bosch
Norman Conrad
Dr. Achim Dünnwald
Hendrik Elkins
Christian Werner

Vorsitzender des Aufsichtsrats
Uwe Brinx

Deutsche Post AG
Sitz Bonn
Registergericht Bonn
HRB 6792

Vorstand
Dr. Frank Appel, Vorsitzender
Ken Allen
Jürgen Gerdes
John Gilbert
Melanie Kreis

Vorsitzender des Aufsichtsrates
Prof. Dr.
Wolf von Schimmelmann

Christopher Bergmann

10.5.2017

Anruf in Australien: Je internetter, desto Telefon

J. aus Liverpool in Australien hat ein Problem, weiß es aber noch nicht. Für den kommenden Samstag hat er für die Show des Stardust Circus im *Liverpool Catholic Club* zwei Tickets gebucht, die ihm per E-Mail zugestellt werden. Oder eben nicht zugestellt werden: J. hat den gleichen Nachnamen wie ich und, auch wie ich, ein E-Mail-Konto bei einem der internationalen Anbieter. Leider hat er bei der Bestellung der Tickets vergessen, seine vollständige Mailadresse anzugeben, zu der auch Teile seines Vornamens gehören – und die Mailadresse wiegold@xxxx.com gehört nun mal mir. Also landen die beiden Eintrittskarten für fast 100 australische Dollar in meiner Mailbox.

So ganz neu ist für mich (wie auch für andere) das Problem nicht: Wer rechtzeitig bei allen internationalen (und nationalen) kostenlosen E-Mail-Anbietern einen Account nur mit seinem Nachnamen reserviert hat, bekommt früher oder später Mail, die für jemanden mit gleichem Nachnamen bestimmt ist. Der bei der Angabe seiner Mailadresse geschlampt hat.

Meistens ist mir so was egal (die Wartungstermine für die Aircondition der Eigentumswohnung in Florida interessieren mich nicht so sehr), in diesem Fall tut mir J. leid: Wer weiß, vielleicht will er da mit seiner neuen Freundin hin. Jedenfalls sollte er seine Tickets bekommen.

Einfach weiter schicken kann ich ihm die nicht, weil, siehe oben: Da steht als E-Mail-Adresse ja wiegold@xxxx.com. Blöd. Aber da steht auch seine Telefonnummer, eine australische Handynummer. Ich kann ihn ja einfach anrufen und fragen, in Deutschland ist es zwar später Abend, aber in Australien schon früher Morgen.

Nun bin ich in den 1960er Jahren aufgewachsen, in denen fürs Telefon die Grundregel galt: Je weiter weg du telefonierst, um so teurer ist es. Schon innerhalb (West)Deutschlands waren die Kosten der Ferngespräche nach Entfernungszonen gestaffelt. Selbst ins europäische Ausland zu telefonieren,

galt – privat zumindest – als unsinnig: Da konnte man doch gut einen Brief schreiben. Und interkontinentale Ferngespräche? Haben wir im Lotto gewonnen?

Dass diese Ansicht immer noch in vielen Köpfen verankert ist, liegt vermutlich an den Tarifen der großen Telefonanbieter – sowohl fürs Festnetz als auch im Mobilfunk. Da ist von Europa-Zonen die Rede, von Welt-Zonen in den Stufen eins bis drei, und jede ist teurer als die andere.

Dabei ist das ziemlich unsinnig. Eine E-Mail kostet so ziemlich das gleiche (nämlich, abgesehen von meinen grundsätzlichen Verbindungskosten, nichts), egal ob sie ins Nachbarhaus oder nach Australien geht.

Dass fürs Telefonieren im Grunde das gleiche Prinzip gilt, habe ich erst verstanden, als ich mich für einen *Voice over IP*-Anschluss anmeldete und ein normales Telefon an meinen Internet-Router stöpselte. Und da haben die Kosten fürs Telefonieren mit der Entfernung gar nichts mehr zu tun. Ein Gespräch von Berlin-Kreuzberg nach Berlin-Mitte ist mit 1,79 Cent pro Minute nur unwesentlich billiger als der Anruf in den USA, China oder Singapur (1,9 Cent).

Im Gegenteil: Sobald ich ein Handy anrufe, ist das interkontinentale Gespräch deutlich günstiger als das innerdeutsche. Das Telefonat zu einem deutschen Mobilfunkanschluss kostet 14,90 Cent pro Minute – für die USA und Singapur bleibt es bei 1,90 Cent, für China steigt es leicht auf 2,90 Cent.

Und Australien? Das ist mit 2,90 Cent pro Minute zu Festnetzanschlüssen und 5,90 Cent zu Handys billiger als Serbien, das ja nicht nur viel näher, sondern auch in Europa liegt.

	Festnetz in ct/min*	Mobilfunk in ct/min*
China	1,90	2,90
Kanada	1,90	1,90
Südafrika	8,90	8,90
Thailand	2,90	2,90
Türkei	5,90	14,90
Vereinigte Staaten	1,90	1,90

In welches Land möchten Sie anrufen?

serb

	Festnetz in ct/min*	Mobilfunk in ct/min*
Aserbaidschan	22,90	32,90
Serbien	17,90	39,90

Das hier aufgeführte Aserbeidschan zeigt übrigens, wo das Problem liegt: Entfernung ist egal, entscheidend ist die Technologie-Entwicklung und die damit verbundene Preisgestaltung in einem Land. Also wie sehr eine Nation auf diese Entwicklung setzt – und wie sehr herkömmliche Preismodelle eingesetzt werden, um diese Entwicklung zu behindern: Das technische Stichwort dafür lautet *Terminierungsentgelte*.

Da sagt es schon eine ganze Menge, wenn der VoIP-Anruf beim deutschen Handy mit 14,90 Cent pro Minute mehr als das siebenfache des Anrufs bei einem Handy in den USA oder Singapur kostet. Oder wenn alle deutschen Festnetzbetreiber zwar ihre Netze ebenfalls auf die VoIP-Technik umstellen, bei den Preisen aber noch fast wie vor mehreren Jahrzehnten agieren (die Flatrates gelten in der Regel für Gespräche in Deutschland, maximal in der EU – und äußerst selten für den Anruf in Australien).

Also habe ich J. angerufen und nach seiner korrekten E-Mail-Adresse gefragt, in einem Gespräch, das mit sehr viel *mate* durchsetzt war. Mir schien, er hat nicht so recht verstanden, dass ich mich aus Berlin, Germany, gemeldet habe. Wer kommt schon auf die Idee, dass jemand aus Deutschland in Australien anruft.

Thomas Wiegold

10. Mai 2017

Das Bahn-Ticket per Post nach Pakistan schicken lassen, so geht es also auch

Mein Sitznachbar im ICE fragt mich, wie er in der Bahn-App herausfinden kann, wann unser Zug in Köln ankommt. Ich sage, dass es am schnellsten geht, wenn man im ausliegenden Papierfaltblatt "Ihr Reiseplan / Your Travel Guide" nachsieht, finde aber keins. Es hätte auch wenig genützt, denn der Nachbar versteht kein Deutsch und das Faltblatt ist nur im Titel mehrsprachig, nicht im Inhalt. Ich zeige es ihm in der App: Man geht zurück in die Verbindungssuche, trägt dort die Strecke ein, auf der man sich befindet und dreht die Abfahrtszeit zurück bis zu der Zeit, zu der man losgefahren ist.

Das wirkt überraschend kompliziert, naheliegender wäre es, zum Beispiel beim Handyticket auf den Punkt "Realtime information" zu tippen, aber dann erscheint nur der Hinweis *"To use Realtime information, the departure time cannot be in the past. Please refer to Trip planner for enquiries of this nature."*

Ich habe diesen Hinweis nie verstanden, weil ich die *Realtime information* immer nur brauche, während ich im betreffenden Zug sitze und die Abfahrtszeit deshalb naturgemäß in der Vergangenheit liegt. (Nachtrag: @wahlatlas weist bei Twitter darauf hin, dass es auf der mobilen Bahnwebsite eine einfachere Möglichkeit gibt und im ICE-WLAN-Portal noch eine.)

Der Nachbar hat aber sowieso gar kein Handyticket, sondern ein für einen Monat in ganz Europa gültiges Papierticket. Über 900 Euro hat es gekostet. Auf meine Nachfrage berichtet er, dass er es in Europa bestellt und per Post nach Pakistan geliefert bekommen hat. Knapp eine Woche hat das gedauert. Ich vergesse zu fragen, auf welchem Weg er das Ticket bezahlt hat, aber man kann die Zahlungsmöglichkeiten bei Eurail nachlesen: Kreditkarte, Visa Electron Debit, Paypal oder *"Ask a family member or friend to make the payment on your behalf using their credit card."*

Kathrin Passig

10.5.2017

Die re:publica ist vielleicht wie lineares Fernsehen

Ich sitze in Berlin auf der re:publica und überlege, ob ich mir noch irgendeinen Vortrag anhören soll. Alle interessanten Sachen an diesem Tag habe ich schon verpasst, bei anderen hört man von überfüllten Räumen und außerdem sitzt es sich sehr bequem auf dem Affenfelsen.

Ich gucke mir in der App den Plan für den heutigen Tag an, die Vorträge sind nach Uhrzeit von oben nach unten und Vortragsort von links nach rechts angeordnet. Ein durchgezogener horizontaler Strich zeigt den aktuellen Zeitpunkt an, so sieht man besonders gut, was man gerade verpasst.

“Die re:publica ist ein bisschen wie lineares Fernsehen”, sinniere ich laut. “Man kann alles nur zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort sehen und wenn man nicht rechtzeitig da ist, verpasst man den Anfang und wenn man etwas komplett verpasst, kann man es vielleicht noch in der Mediathek angucken, aber eben nicht alles.”

Ich bin mir ziemlich sicher, dass der Vergleich angreifbar ist, finde ihn aber dennoch sehr schön. Auch der Plan ähnelt ja einer Programmzeitschrift, was auf der re:publica die unterschiedlichen Bühnen sind, sind bei der Fernsehzeitung die Sender. Ich werde da einfach noch etwas drauf herumdenken müssen.

(Markus Winninghoff merkt an, dass es bei der re:publica auch Ansager und Ansagerinnen gibt. Aber die gibt es ja im Fernsehen leider nicht mehr.)

Anne Schüßler

10. Mai 2017

Digitalkompetenz Smartwatch

Am letzten Tag der diesjährigen re:publica besuchte ich nachmittags spontan den Vortrag Passion as Game Changer – Data-Driven HR in Zeiten von Arbeit 4.0 aus dem Track Business & Work. Mich interessierte das Thema, weil meine beruflichen Wurzeln im HR liegen und ich mich immer noch sehr mit dem Umfeld verbunden fühle.

Im Saal saß ich hinten in der drittletzten Reihe in der Nähe zum mittleren Durchgang. Die Session wurde von Telefonica Deutschland gehalten und war inhaltlich an sich ganz okay. Nach Ende des Vortrags blieben noch ein paar Minuten Zeit für Fragen. Eine Frau in der Reihe vor mir meldete sich. Eine Helferin brachte ihr das Mikrofon und setzte sich danach hinter mich in die vorletzte Reihe. Kurz darauf tapste sie mir auf die Schulter und fragte mich, „weißt du, wieviel Uhr es ist?“

Ich trage ja seit einiger Zeit eine Smartwatch. Der Bildschirm der Uhr ist eigentlich immer aus. Wenn man nun den Arm hebt, um die Uhrzeit abzulesen, aktiviert sich der Bildschirm automatisch. Das funktioniert in der Regel mit wenigen Ausnahmen auch sehr zuverlässig. Ich hob also meinen linken Arm. Dabei führte ich mein Handgelenk aber nicht vor mein Gesicht, sondern an meinem Gesicht vorbei nach links hinten vor die Dame, dass sie die Uhrzeit selbst ablesen konnte. Ich weiß nicht, ob's an der ungewöhnlichen Bewegung lag, aber jedenfalls schaltete sich der Bildschirm nicht ein und die Uhr blieb schwarz. Das war an sich schon eine komische Situation.

Den Bildschirm der Smartwatch kann man natürlich ebenso aktivieren, wenn man kurz darauf tappt oder die Krone drückt. Also tippe ich auf die Krone. Kurz davor hatte sich aber der Bildschirm dann doch aktiviert, ich konnte allerdings meine Druckbewegung nicht mehr abbremsen. Jetzt ist es so, wenn der Bildschirm aktiviert ist und man die Krone drückt, öffnet sich das Home Screen und die Uhrzeit verschwindet wieder. Um nun zur Uhrzeit zurückzukehren, muss man die Krone einfach noch mal drücken, was ich dann auch getan habe.

Jedenfalls, die re:publica ist eine Konferenz über die digitale Gesellschaft, und ich hatte den Eindruck, dass die Helfersfrau nun den Eindruck hatte, dass ich mit der Smartwatch überhaupt nicht umgehen kann, was mir total peinlich war.

Marco Hitschler

9. bis 11.5.2017

Kathrin Passig hat auf mein Handy geatmet oder so

Ein eher unwitziger Running Gag in der Techniktagebuchredaktion ist die Handyladekabelzerstörungskraft von Kathrin Passig. Als ich dieses Jahr zur re:publica in Berlin bin, wissen wir aber bereits, dass es gar nicht die Kabel sind, die dauernd kaputt gehen, sondern ein Problem mit dem Handy selber besteht.

Bei einem inoffiziellen pre:publica-Treffen berichtet sleeplessdarkhorse darüber, wie ihr Handy auch just an diesem Tag den Dienst verweigerte und spätestens jetzt schieben die anwesenden Techniktagebuchautoren jegliches Fehlverhalten ihrer Mobilgeräte der Anwesenheit von Kathrin in die Schuhe.

Mein iPhone entlädt sich während des Berlinaufenthalts zunächst nur in Schüben, die Akkuanzeige zählt nicht locker in Einserschritten runter, sondern eher so in Zwanzigerschritten. Das ist ungünstig, aber noch handhabbar. Man muss heutzutage das iPhone sowieso dauerhaft ans Ladekabel hängen, vor allem, wenn man zwischenzeitlich noch Pokémon Go spielen will. Ab 40 Prozent Akkustand werde ich eh schon nervös und suche die Umgebung nach Steckdosen ab.

Am zweiten oder dritten Tag auf der re:publica möchte mein iPhone aber gar keine Informationen über den Akkustand mehr liefern. Erst freue ich mich, dass das Gerät so erstaunlich lange zu 100 Prozent aufgeladen ist, dann werde ich misstrauisch und dann geht das iPhone aus. Schlimmer nur als ein Handy, das sich einfach sehr schnell entlädt, ist eines, das einem noch nicht mal mehr sagt, wie lange es noch zu leben gedenkt. Man lebt in ständiger Angst vor dem spontanen Handytod.

Kathrin empfiehlt mir, es mit anderen Batterienutzungsapps zu versuchen, aber alle, die ich runterlade, zeigen mir auch nur brav die Akkuanzeige an, die das iPhone vorgibt. Die nächsten Stunden kennt mein Handy nur zwei Zustände: Hundert Prozent aufgeladen oder leer.

Das Internet nennt mir eine einfache und schnelle Lösung: Das Handy muss einmal komplett entladen werden und dann einmal komplett geladen, am besten sogar noch ein bis zwei Stunden länger. Einfach sehe ich ein, schnell ist das aber nicht, ich kann ja noch nicht mal sagen, wie lange es noch dauert, bis es komplett leer ist.

Den Rest des Tages verbringe ich also so gut es geht mit dem Gerät am Ladekabel, um kein Risiko einzugehen. Über Nacht darf es dann auch mal stundenlang aufladen, da es vermutlich aber vorher nicht komplett entladen war, hilft das auch nicht. Bis ich wieder zu Hause in Essen bin, weigert sich das iPhone standhaft, irgendeine glaubwürdige Aussage über seinen Akkustand zu machen.

Als ich in Essen dann irgendwann wieder aufs Handy gucke, sehe ich mit Freude, dass das iPhone den Akkustand mit 54% angibt. Was genau ich dafür getan habe, oder ob es einfach etwas Abstand zu Kathrins negativer Handyaura gebraucht hat, um wieder zu funktionieren, bleibt unklar.

Anne Schüßler

11.5.2017

Ein Kindle! Jetzt mit mehr Buchgefühl!

Auf der Zugfahrt von Berlin ins Ruhrgebiet packe ich mein Kindle aus. Kathrin Passig ist fasziniert von meiner Kindlehülle. Es fängt vermutlich schon damit an, dass das Kindle überhaupt in einer Hülle steckt, was das Gewicht des Gerätes ungefähr verdoppelt.

Die Hülle ist aus Stoff mit hübschen Lederapplikationen, insgesamt also eher anachronistisch. Man kann sie zuklappen wie ein Buch und vorne ist ein Buch drauf. Zu meiner Verteidigung muss ich sagen, dass ich die Hülle nicht nur ausgewählt habe, weil ein Buch vorne drauf ist, sondern auch,

weil es ein Cover des New Yorker ist und zwar – was man mittlerweile nicht mehr sehen kann – von einer Ausgabe, die an meinem Geburtstag erschien (allerdings nur am gleichen Tag, nicht wirklich in meinem Geburtsjahr).

“Kommt das schon so abgegrabbelt?” fragt Kathrin und meint die sich ablösenden Fetzen am Buchrücken und die Schrammen an Leder und Stoff.

“Nein, das war mal ganz neu, ich musste es selber über die Jahre abgrabbeln”, antworte ich wahrheitsgemäß. Die Hülle ist fast so alt wie das Kindle selber, also ungefähr sechs Jahre und hat in der Zeit sehr viel mitmachen müssen.

“Und guck hier”, sage ich und präsentiere den Papierkram, der in der Seitentasche steckt: Mein Sozialversicherungsausweis, zwei Briefmarkensets und einen Restaurantbeleg, der mal zu den Steuerunterlagen könnte.

Das Briefmarkenset mit Janosch-Motiven besteht aus zwei Briefmarken zu je 58 Cent und fünf Briefmarken zu je 45 Cent, das Briefmarkenset mit Asterix-Motiven ist noch komplett: Zehn Marken zu je 62 Cent. Im Mai 2017 kostet ein Brief 70 Cent, man kann also gut sehen, wie oft ich Briefmarken benötige.

“Warum hast du deinen Sozialversicherungsausweis dabei?” fragt Kathrin.

“Da weiß ich jetzt immer, wo er ist”, ist die einfache Antwort.

“Aber wozu brauchst du ihn überhaupt?”

“Wenn man den Job wechselt, braucht man ihn”, erkläre ich. Was natürlich auch bei mir nicht allzu häufig vorkommt, insofern könnte ich den Sozialversicherungsausweis auch wieder in die Mappe stecken, in der er vor dem Kindle jahrelang steckte, so dass ich ihn immer fand, wenn ich ihn brauchte. Im Kindle steckt er nur, weil ich ihn dann mal brauchte und das Kindle eben immer dabei habe und mir dann irgendwann gemerkt habe, dass der Sozialversicherungsausweis im Kindle steckt, und mir das Risiko, dass ich einen neuen Ablageort sofort vergessen würde, zu groß ist.

Am Ende lese ich dann auf der Fahrt aber überhaupt nicht.

Anne Schüßler

11. Mai 2017

Bezahlen an der unsichtbaren Kasse

Ich stehe in einer Mediamarkt- oder vielleicht auch Saturn-Filiale in einer deutschen Kleinstadt, weil mein nagelneues extrarobustes USB-C-Kabel schon wieder kaputt ist und ich irgendwie noch das Wochenende überbrücken muss, bevor ich dann aber wirklich ein neues Handy bestelle, das sich nicht von Kabeln ernährt. Kurz denke ich sogar darüber nach, das neue Handy gleich hier zu kaufen, aber die Vorstellung, was dann zu erledigen wäre, wenn ich es etwa einschicken müsste, schreckt mich ab. Außerdem gibt es hier keines der in Frage kommenden Nachfolgerhandys zu kaufen.

Es ist der dritte Ort, an dem ich es versuche. In der Mediamarkt- oder vielleicht auch Saturn-Filiale und im Mobilcom-Debitel-Shop im Berliner Hauptbahnhof hat man mich wie üblich davon zu überzeugen versucht, dass Kabel mit USB-C an beiden Enden a) nicht existieren und falls doch, dass ich dann b) bestimmt keins brauche. Ich brauche aber eins, weil mein Handy nur äußerst langsam und widerspenstig lädt und der Schnellademodus nur mit USB-C-an-beiden-Enden wenigstens manchmal funktioniert. Auf der Zugfahrt habe ich mich mit einer Kombination aus Micro-USB-Kabel und USB-C-Adapter notdürftig über Wasser gehalten, aber hier sind weite Wege zurückzulegen, auf denen ich Pokémon Go spielen möchte, und dafür braucht das Handy allen Strom, den es kriegen kann.

Hier ist das seltene USB-C-Ding vorrätig, und ich gehe damit zur Kasse. Oder vielleicht ist es auch nicht die Kasse. Ich glaube, ich bin versehentlich am Kundenberatungsschalter gelandet. Jedenfalls gibt es nur einen leeren Tresen mit einem einsamen Flachdisplay darauf. Das Personal steht entspannt herum und bespricht irgendwas. Kassen sind keine zu sehen, weder altmodische mit Tasten und Schubladen, noch sonst irgendwelche, nicht mal ein Kartenlesegerät gibt es. Ich sehe mich in der Filiale um, kann aber keine “HIER ENTLANG ZUR KASSE”-Schilder entdecken, und immerhin befindet sich der mehrdeutige Tresen ganz in der Nähe des Ausgangs.

Ich warte geduldig auf die Auflösung und habe richtig geraten: Man findet meinen Bezahlwunsch nicht abwegig und holt ein Kartenlesegerät unter dem Tresen hervor. Ob es dort auch eine Bargeldschublade mit Pling-Geräusch gegeben hätte, finde ich nicht heraus. Vielleicht sind sichtbare Kassen auch anderswo im Einzelhandel ausgestorben. Ich weiß es nicht, ich kaufe ansonsten nur Lebensmittel, und da erkenne ich die Kassen noch ganz gut.

Kathrin Passig

13. Mai 2017

Ich habe ein paar Jahre nicht aufgepasst und jetzt kann man das Fernsehen mit Twitter synchronisieren

Zufällig bin ich genau an dem Abend bei Anne Schüßler zu Besuch, an dem der European Song Contest im Fernsehen läuft, ein Anlass, zu dem traditionell viel getwittert wird; Anne ist sogar schon mal wegen übermäßigen ESC-Twitterns gesperrt worden. Es ist nicht nur mein erster ESC, sondern auch das erste Mal seit Januar 2014, dass ich überhaupt etwas im Fernsehen sehe. Damit meine ich, dass oben rechts im Bild ein Senderlogo eingeblendet ist und andere Menschen zur selben Zeit dieselbe Sendung verfolgen.

Nicht ganz zur selben Zeit, denn wir haben ein paar Minuten zu spät eingeschaltet. Durch eine mir bisher unbekannte neumodische Technologie[1] können wir den ESC trotzdem von Anfang an sehen. Die Verspätung führt allerdings dazu, dass wir selbst nichts twittern können und die Tweets der anderen von einer Zukunft handeln, die wir noch nicht kennen. Deshalb beginnt Anne nach einer Weile, in kleinen Schritten vorzuspulen[2], damit wir den Rest der Welt einholen. Der allgemeine Ausstrahlungsstand und das Ausmaß unseres Hinterherhinkens lässt sich an einem einblendbaren Fortschrittsbalken

1. Anne sagt: "Ich glaube, es heißt Time-Shift." Und so ist es auch.
2. So heißt die Funktion auch im Anleitungsheft zum Fernseher, obwohl schon länger nichts mehr von einer Spule auf eine andere gewickelt wird.

unten im Bild ablesen. Nach dem Überspringen einiger Musiker-Vorstellungsvideos sind wir in der Gegenwart angelangt. Twitter und das Fernsehen sind wieder synchron. Im Laufe des Abends sage ich noch ein paarmal “Anne, du hast gerade nicht hingeschaut, aber da war . . . ” Anne sagt dann: “Wir können doch zurückspulen”, und ich sage: “Oh.”

Kathrin Passig

13. Mai 2017

Zwanzig Jahre Kontaktanbahnung im Internet

Im Seminar besprechen die Studierenden ihre Themen für zu schreibende Essays über Internetangelegenheiten. Sie sind Anfang 20, und das Thema kommt auf Tinder. Alle haben etwas dazu zu sagen und tun das unbefangen, ohne sich in ihren Formulierungen ironisch davon zu distanzieren.

Anfangs, also so um 2000 herum, trage ich in meiner Rolle als Oma-erzählt-vom-Krieg bei, hätte so etwas ja noch “Singleplattformen” geheißen und damit schon im Namen kundgetan, dass es hier um ein Defizit ging. Später sagte man dann “Datingplattform”, da ließ das Stigma schon ein bisschen nach, denn Dating könnte auch einfach Vergnügen sein und nicht Verzweiflung. Man nutzte so eine Plattform, wenn man alle anderen Möglichkeiten ausgeschöpft hatte, oder so war jedenfalls der Ruf dieser Angebote. Wer sich dort kennenlernte, erzählte das nicht unbedingt herum. In meiner Wahrnehmung endete diese Phase mit dem Auftauchen von OkCupid, also um 2005.

Vielleicht liegt es daran, dass ich nicht so häufig mit Leuten rede, die Anfang 20 sind, meine zeitliche Einordnung könnte also leicht danebenliegen, aber noch vor etwa zwei Jahren habe ich von Tinder nur im “Ich nutze das natürlich nicht, hihi, aber ein Freund sagt . . . ”-Kontext gehört. Für mich ist

es das erste Mal, dass mir das Thema in größerer Runde völlig entstigmatisiert begegnet. Über Tinder wird im selben Tonfall geredet wie früher über das Mitnachhausenehmen von Sexualpartnern aus Bars.

Kathrin Passig

13.5.2017

Das WLAN-Passwort wohnt im Handy

In unserer Wohnung haben wir zwei WLANs. Also eigentlich nur eins, aber es hat zwei Namen und auch zwei Passwörter. Auch das könnte man vermutlich ändern, wenn man nur wollte und es einen öfter nerven würde.

Der Router selber steht im Arbeitszimmer, es ist ein Router von der Telekom und man bekam einfach ein praktisches Kärtchen mit dem WLAN-Passwort dazu, das man in irgendeiner Schublade verstauen kann. Man muss also nicht zum Router laufen und hinten drauf gucken, wenn man es wissen will.

Im Wohnzimmer steckt ein Repeater. Das war nicht nur nötig, um auch im zweiten Arbeitszimmer ein Stockwerk höher Internet zu empfangen, sondern erleichterte auch die Verkabelung des T-Entertain-Systems. Das Empfangsgerät bekommt das Internet aus dem Repeater per Kabel und nicht aus der Luft.

Kathrin ist zu Besuch bei uns und braucht das WLAN-Passwort. Ich habe das Passwort seinerzeit von der Rückseite des Repeatersteckers mit meinem Handy fotografiert und als Favorit markiert, damit ich es immer schnell wiederfinde. Ich rufe also das Bild auf und reiche das Handy an Kathrin weiter.

Es ist aber nicht nur grundsätzlich praktisch, sondern eine aus der Not geborene Lösung. Auch beim Repeater steht das Passwort hinten auf dem Gerät. Im Gegensatz zum Router steckt der Repeater direkt als Gerät an der Steckdose, man kann also im eingesteckten Zustand nicht hintendrauf gucken, sondern muss den Repeater erst aus der Steckdose ziehen. Dann ist aber natürlich das Repeater-WLAN weg und es taucht erst wieder auf, wenn

man den Repeater wieder eingesteckt und dieser sich mit dem Arbeitszimmerempfangsgerät verbunden hat. Es wurde auch kein praktisches Kärtchen mitgeliefert.

<p class=äuthor»Hier sieht man einen Repeater, bei dem man nicht einfach so während des Betriebs auf die Rückseite gucken kann.

Dass ich das Passwort als Handyfoto immer parat habe, ist also für Gäste zwar eine erfreuliche Dienstleistung, in Wahrheit aber vor allem ein aus der Not geborener Workaround.

Anne Schüßler

14. Mai 2017

Mein Luftkissenfahrzeug ist voller Flughäfen

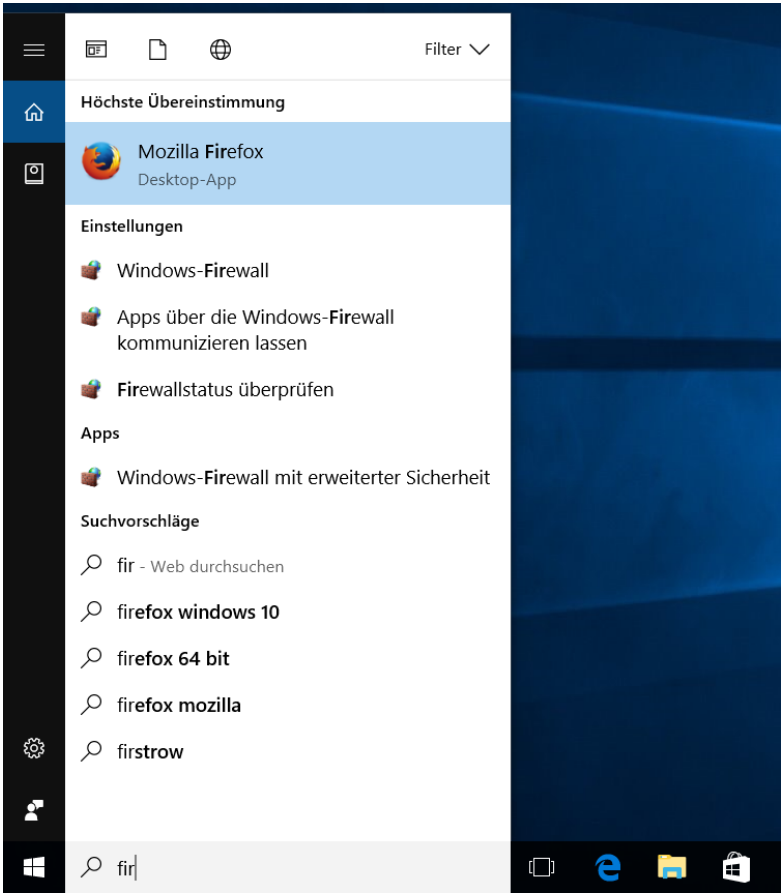
Eines meiner üblichen Alltagsprobleme ist, auf meinem Laptop schnell eine bestimmte Applikation zu starten, eine bestimmte Webseite zu öffnen oder eines unter Dutzenden bereits offener Browser-Tabs wiederzufinden.

Die übliche Lösung, die Betriebs-systeme und Browser für dieses Problem bieten, sind Icons, Shortcuts und Lesezeichen. Man legt sich also an leicht erreichbarer Stelle, z. B. auf dem Desktophintergrund oder in einer Menüleiste Einträge für die gewünschten Elemente an, auf die man mithilfe der Maus rasch zugreifen kann.

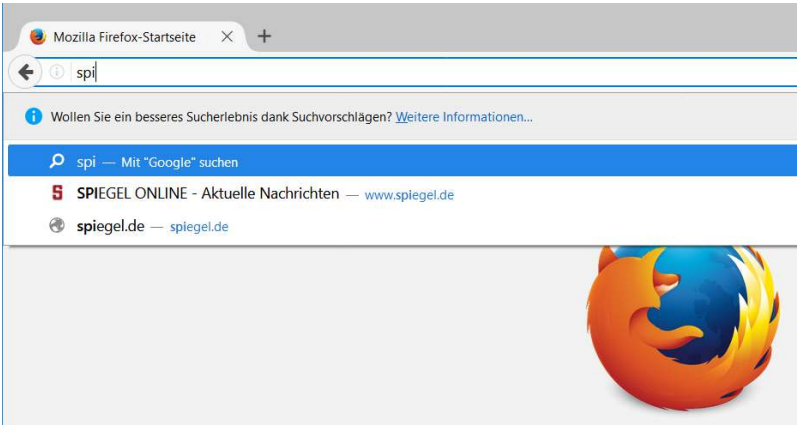
Aber für solche Einträge steht immer nur begrenzt Platz zur Verfügung. Zudem würfelt Windows die Ikonen gern durcheinander, wenn sich die Monitorauflösung ändert, z. B. weil man das Gerät an einen Beamer angeschlossen hat. Und ab einer gewissen Menge an Lesezeichen muss man auch die irgendwie in Ordnung halten, um noch irgendetwas wiederzufinden.

Es mag sein, dass es daran liegt, dass mein Umgang mit der Tastatur auch nach Jahren immer noch flüssiger wird, oder daran, dass das Desktop und sämtliche verfügbaren Menüleisten meines Rechners bereits gut gefüllt sind – jedenfalls habe ich mich in letzter Zeit wieder aufs Tippen verlegt, wenn ich etwas auf meinem Rechner suche.

Applikationen – ein Klick auf den *Start*-Button von Windows oder das Drücken der Windows-Taste auf der Tastatur öffnet das Startmenü. Dabei wird der Cursor gleich in einem Eingabefeld zum Suchen von Applikationen, Kontakten, E-Mails usw. platziert. Nach Eintippen erster Zeichen werden im Startmenü die dazu passenden Elemente angezeigt und das jeweils erste wird selektiert, sodass man es durch Drücken der Return-Taste auch direkt aufrufen bzw. starten kann.



Webseiten – hierfür muss ich den Cursor mit der Maus oder der Tab-Taste im der Adresszeile des Browsers platzieren. Eingabe einiger Zeichen dort zeigt mir in einem Dropdown-Menü eine Auswahl meiner Browser-History an und üblicherweise findet sich darin die gesuchte Web-Adresse.



Offene Tabs – auch Browser-Tabs, deren Seitentitel zu meiner Eingabe passen, werden mir beim Tippen in der Adresszeile des Browsers als Suchergebnisse angezeigt. Jedenfalls in Firefox, für Chrome braucht man leider eine Browser-Extension, und von den angebotenen gefällt mir momentan keine so richtig.

Fast immer genügen bei diesen Suchen drei Buchstaben, damit die gesuchte App oder Webseite oder das richtige Tab an der Spitze der Vorschlagsliste auftaucht. Mnemonisch organisieren sich die Dinge damit wieder weniger grafisch nach Symbol und Anordnung, und mehr textuell. Ich fange an *WIK* zu denken, wenn ich die Wikipedia öffnen möchte, *FAC* für Facebook und *SPI* für Spiegel Online. Dabei komme ich mir ein Bisschen vor wie ein blasierter Vielflieger, der Flughäfen nur noch mit ihren IATA-Codes – *JFK*, *LAX*, *CDG* etc. – benennt.

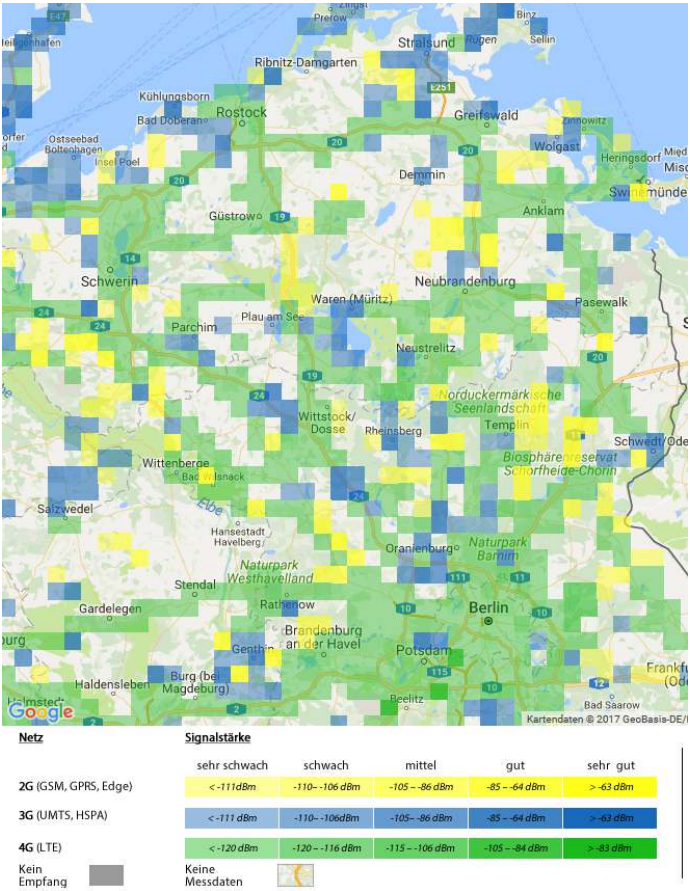
Virtualista

15. Mai 2017

Etappenplan unter Berücksichtigung von WLAN-Wasserlöchern

Ich plane, am Freitagnachmittag von Berlin aus mit dem Auto Richtung Ostsee zu fahren. Nun ergibt es sich, dass ein dringendes Online-Meeting mit Teilnehmern von der amerikanischen Westküste am selben Freitag zwischen 18 und 19 Uhr stattfinden soll. Ich sollte dabei auch am Besten eine Handvoll Grafiken präsentieren.

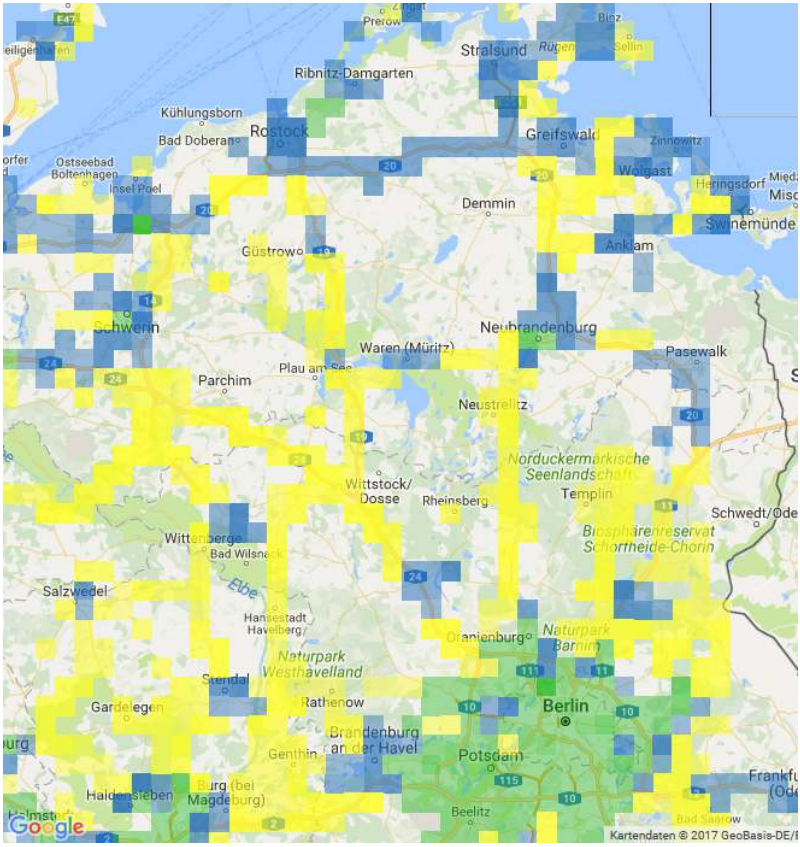
Prinzipiell kann ich natürlich an so einem Meeting von irgendwo aus teilnehmen. Das Problem sind dabei weniger die Endgeräte – Laptop und iPhone – als die Netzverbindung. Ein Blick auf entsprechende Karten ist auch im Jahre 2017 ernüchternd.



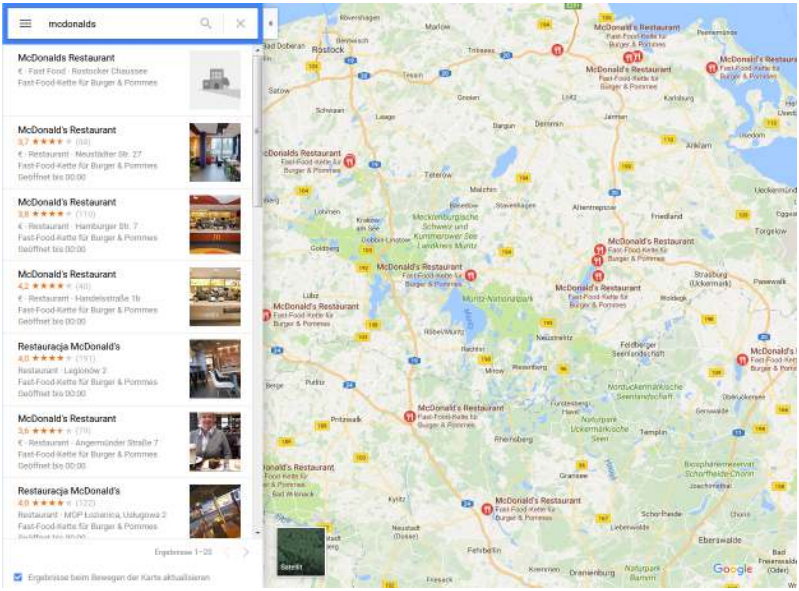
Netz

	Signalstärke				
	sehr schwach	schwach	mittel	gut	sehr gut
2G (GSM, GPRS, Edge)	< -111dBm	-110– -106 dBm	-105 – -86 dBm	-85 – -64 dBm	> -63 dBm
3G (UMTS, HSPA)	< -111 dBm	-110– -106dBm	-105– -86 dBm	-85 – -64 dBm	> -63 dBm
4G (LTE)	< -120 dBm	-120 – -116 dBm	-115 – -106 dBm	-105 – -84 dBm	> -83 dBm
Kein Empfang		Keine Messdaten			

Insbesondere, wenn man dabei nur meinen Netzanbieter O2 auswählt.



Als Alternativen käme das WLAN eines Rastplatzes, Cafés oder Fast-Food-Restaurants in Betracht. Heißt, ich könnte mich in einen McDonald's-Imbiss setzen (oder zumindest auf dessen Parkplatz), wovon entlang der Strecke einige liegen.



Oder einen Telekom Hotspot aufsuchen. Auch davon gibt es eine Handvoll.

Hier finden Sie Ihren HotSpot

Bei beiden Optionen stellt sich natürlich die Frage, wie gut ein öffentliches WLAN im entscheidenden Moment funktioniert. Allerschlimmstenfalls könnte ich an dem Meeting auch per reiner Telefonverbindung teilnehmen. Aber vermutlich werde ich doch lieber auf Verlegung des Termins drängen.

Virtualista

Anfang Mai 2017

Jetzt neu! Internet in Berlin-Spandau!

Meine Eltern haben eine Zweitwohnung in Berlin-Spandau. Die Wohnung ist wunderschön, gut gelegen (wenn man davon absieht, dass sie in Spandau ist) und hat eigentlich alles, was man benötigt.

Außer Internet.

Anfang Mai bin ich wie die letzten Jahre auch zur re:publica in Berlin. Das bedeutete bislang auch immer, dass ich verlässlich schon Anfang Mai eine SMS bekam, die mir das Ende meines Datenvolumens ankündigte.

Wie jedes Jahr prüfe ich, ob es nicht vielleicht mittlerweile irgendeine Art offenes WLAN oder einen HotSpot gibt. Tatsächlich gibt es einen Vodafone-Hotspot. Wenn man Vodafone-Hotspot-Kunde ist, könnte man sich jetzt ganz einfach einloggen. Ich bin aber nur Telekom-Hotspot-Kunde, so einfach ist es also nicht.

Ein Wochenpass für einen Vodafone Hotspot kostet 10 Euro und kann nur pro Gerät erworben werden. Das finde ich preislich okay und ich kann auch damit leben, dass nur der Laptop ins Vodafone-Internet darf, das Smartphone muss dann halt weiter mobile Daten fressen. Man muss allerdings schon beim Kauf darauf achten, das richtige Gerät ausgewählt zu haben, weil sich der Service einfach die MAC-Adresse des Geräts merkt, von dem aus der Zugang erworben wurde

Ich versuche, irgendwie einen Nutzeraccount zu erstellen, das scheitert aber daran, dass man zur Bestätigung eine Mail bekommt, mangels Internet aber natürlich die Mail noch nicht abrufen kann. Es geht dann aber auch ohne Account und so habe ich erstmals auch in Spandau richtiges Internet. Zwar nur für ein Gerät und nur eine Woche lang, das ist aber immerhin ein Gerät und eine Woche mehr als alle Jahre zuvor. Die Zukunft, ich sehe sie von der anderen Seite der Havel schon winken!

Anne Schüßler

Mai 2017

Deutsche Bahn, Verkehrsverbunde, Online-und Handy-Tickets

Für die Dienstreise mit einem frühen Termin am Montag hat die Firma ein Zugticket am Sonntag gebucht. Eine halbe Zugstunde hinter dem Zielort gibt es eine interessante Besichtigung an diesem Sonntag, die zeitlich passt und für die ich mich anmelde. (Kleiner Exkurs. Ein Online-Formular zur Anmeldung will meine komplette Wohnadresse wissen. Datensparsamkeit? Es ver-

weigert dann das Abschicken, weil meine Mailadresse ungültig sei. Sie enthält ein Minus im Host und einen Punkt im lokalen Teil vor dem @, etwas davon ist zu exotisch. Jeder programmiert offenbar immer noch seine eigene Validierungslogik. Ich rufe an und werde in eine Liste eingetragen. Meine Wohnadresse fragt der Mitarbeiter nicht ab. Wozu auch.)

Das Zugticket vom Geschäftsterminort zum Besichtigungsort muss ich mir selbst besorgen. Die Zeit zum Umsteigen ist recht knapp, nur neun Minuten Aufenthalt, kann ich in der Zeit ein Ticket am Automaten vor Ort buchen? Ich bezweifle das, es soll also lieber ein Online-Ticket sein. Leider ist es eine Regionalverbindung, die man bei bahn.de laut Suchergebnis nicht kaufen kann. Eine Verbindung von meinem Wohnort direkt zu dieser Besichtigung könnte ich buchen, aber einfach nur eine Regionalverbindung, das geht nicht. Es steht dort auch kein Hinweis, warum das so ist oder wie es anders ginge. Kann man das Originalticket noch ändern? Laut Ausdruck wurde es bei einem Reisebüro gekauft und kann von der Bahn selbst nicht umgetauscht werden. In der Firma kann und will ich meine Privatreisen nicht mit der Geschäftsreise vermischen.

Ich hoffe, am Hauptbahnhof meines Wohnortes am Automaten oder im Reisezentrum dieses Anschlussticket doch noch so kaufen zu können. Bestimmt ist bei der Bahn selbst mehr möglich. Da ich nicht in der Nähe vom Hauptbahnhof wohne, will ich erst anrufen. Eine Telefonnummer des Reisezentrums ist nicht online auffindbar. Ich rufe die allgemeine Hotline der Bahn an. Ein automatisches System fragt mich nach und nach ab, was ich will. Mit einem Mitarbeiter sprechen. Die automatische Ansage heißt mich in der Warteschleife willkommen und erklärt mir, dass es noch ein paar Minuten dauern wird. Ich stelle den Handylautsprecher an und fange an, Wäsche zu falten.

Nach etwa einem Korb meldet sich eine gut gelaunte Mitarbeiterin. Sie bestätigt mir, dass ich mein gewünschtes Ticket nicht über bahn.de bekommen kann. An meinem Hauptbahnhof ist es wider Erwarten aber auch nicht verfügbar. Verkaufen will der entsprechende regionale Verkehrsverbund online nur über seine Handy-App, die soll ich mir doch installieren. Ungern: Für jede Region eine eigene App, was soll das? Ich installiere aber doch, was bleibt

mir übrig, muss Namen, meine Adresse, Geburtsdatum und Bankverbindung angeben. Ich muss bei der Installation eine Bonitätsauskunft erlauben, also wage ich nicht, etwas Falsches anzugeben.

Ich gebe die Verbindung am Reisetag ein. Das Ticket kann man aber nur zum sofortigen Fahrtantritt erwerben. Am Reisetag bin ich pünktlich kurz vor dem Ort, von dem ich zu der Besichtigung weiterreisen will. Da ich gerade funktionierendes WLAN im ICE habe, kaufe ich mit der App das Ticket. Nach der Ankunft am Gleis zur Weiterfahrt angekommen, wird dort angezeigt, dass der Zug an diesem Bahnhof nicht halten wird: Zug entfällt. Irgendwas mit Oberleitungen. Der nächste Zug kommt so spät, dass ich die Besichtigung verpassen werde. Hätte ich mal mit dem Kauf gewartet, bis ich im Zug sitze. Aber dann hätte vermutlich das Netz nicht funktioniert und ich kein gültiges Ticket gehabt. Anderthalb Stunden Recherche und Kommunikation für nichts. Immerhin ein Korb gefalteter Wäsche.

Ich schreibe eine Mail an den Verkehrsverbund, mir doch bitte den Betrag für diese Fahrt nicht abzubuchen. Das könnten sie auch automatisch unterbinden, ich habe schließlich ein Ticket für eine bestimmte Fahrt gebucht, von der sie wissen, dass sie nicht stattgefunden hat. Damit rechne ich aber nicht. Die Antwort geht dann auch gar nicht auf Details ein. Ich soll ein Formular herunterladen, ausdrucken, ausfüllen und per Post an eine Adresse schicken. Mit Originalbelegen, die ich wegen des Kaufs in einer Handy-App nicht habe.

Bei meinem Geschäftstermin sind auch Mitarbeiter der Deutschen Bahn anwesend. Ich frage, warum man nicht jedes Ticket einfach bei bahn.de kaufen kann. Offenbar gibt es einen Flickenteppich von Regionalverbunden in Deutschland, die nicht wollen, dass man bei der Bahn kauft. Politikum.

Bei der Rückfahrt will ich einfach nur das Ticket nutzen, das mir die Firma gebucht hat. Ich habe den Ausdruck des Online-Tickets verloren, aber noch die Mail mit dem PDF im Handy. Ich lese mir die Nutzungsbedingungen vor. Dort steht, dass dieses Online-Ticket nur ausgedruckt gültig sei. Online-Ticket, Papierausdruck, 2017? Gut, dass nicht noch jemand den Ausdruck beglaubigen muss, damit er gültig ist.

Zum Glück habe ich noch Zeit bis zur Abfahrt und bin in einer Großstadt, das Reisezentrum hat noch offen. Ich ziehe ein Märkchen, warte eine Viertelstunde, bis die Nummer aufgerufen wird. Die Mitarbeiterin am Schalter tippt die Nummer meines Tickets ein, kann es aber nicht ausdrucken, „weil der Vorgang schon abgeschlossen ist“. Ich weiß nicht, was das bedeutet. Ich will es auch nicht wissen. Sie druckt mir aber ihren Bildschirminhalt aus, auf dem meine Reiseroute enthalten ist. Das muss dann wohl reichen.

Ich hätte sie fragen können, ob ich ihr mein Ticket-PDF per Mail schicken kann. Das kann man hoffentlich so oft ausdrucken, wie man möchte. Sie macht aber nicht den Eindruck, besonders motiviert zu sein, der Screenshot sieht nach Windows 3.1 aus, bestimmt gibt es Vorschriften gegen das Mailen mit Kunden und das Öffnen fremder PDFs, auch wenn diese von der Bahn stammen. Ich habe ein Stück Papier in der Hand, das wird für den Kontrolleur sicher genug sein.

Kurz vor Einfahrt des Zuges wird darauf hingewiesen, dass er außerplanmäßig nicht dort halten wird, wo ich umsteigen muss. Ich laufe zum nächsten Info-Schalter. (Hier hätte ich auch wegen des verlorenen Ausdrucks vorsprechen können, keine Wartezeiten.) Eine Mitarbeiterin sucht mir nach einigen Zurechtweisungen, warum ich nicht verstehe, was sie mir sagt, eine Alternativverbindung und schreibt mir einen Zettel, auf dem steht, warum ich mein zuggebundenes Originalticket nicht nutzen konnte. Stempel und Unterschrift.

Meine Fahrt wird jetzt eine Stunde länger dauern und meine kostenpflichtigen Platzreservierungen verfallen. Ich wage nicht, darauf einzugehen, es ist der Tag von WannaCry, alle Anzeigetafeln am Bahnhof sind betroffen und zeigen nur „Auf Durchsagen achten!“ an, die Mitarbeiterin ist im Gegensatz zu ihrer Kollegin vorher nicht nur lustlos, sondern unfreundlich, nicht nur zu mir. Eine ältere Dame, die einen behinderten Jungen im Rollstuhl schiebt, bekam vor mir auf ihre Frage zu hören, dass die Bahn für ihr Anliegen nicht zuständig sei. Mag sein, aber der Tonfall geht gar nicht.

Fazit: Online macht nichts einfacher. Eine scheinbar simple Bahnreise im Jahr 2017. Keine Flexibilität bei Buchungen, bei zwei Fahrten zwei ausfallende Züge, Datenkraken, mangelhafte Kommunikation, unterschiedliche Verantwortlichkeiten, Unfreundlichkeit, bürokratisches Beharren auf Papier für alle Vorgänge, die nur scheinbar schon digital funktionieren, nicht erbrachte Leistungen muss man trotzdem bezahlen oder großen Aufwand betreiben, um das Geld zurückzuerhalten.

Kurz darauf kündigt der Bahnchef an, dass an einem alternativen Abrechnungssystem gearbeitet werde. Man bezahlt nur, was man benutzt. In den Kommentaren des Nachrichtenartikels grummelt man wegen der Überwachungsmöglichkeiten, das sehe ich genauso. Ich erwische mich aber dabei, wie ich dieses System trotzdem haben will, der Einfachheit und Gerechtigkeit halber.

Marco Schmidt

15. Mai 2017

Die Catch 22 PayPal-Loginhölle

Es ist mal wieder Zeit Hundefutter zu bestellen. Ich kaufe immer für ungefähr vier Wochen Tiefkühlfleisch beim Onlinehändler und bezahle per PayPal. So auch diesmal, nur dass ich bei PayPal plötzlich daran gehindert werde, zur Überweisungsabwicklung vorzudringen. Schon der PayPal-Türsteher lässt mich nicht passieren, Verdacht auf unbefugten Kontozugriff heißt es. Ich möge mich verifizieren und würde dann durch weitere Sicherheitsmaßnahmen manövriert. So weit, so gut, denke ich. Aber nur kurz, denn ich rieche schon die Komplikationen, die hinter der nächsten Ecke lauern.

Bitte bestätigen Sie ihre Identität, verlangt PayPal. Dafür werden zwei Optionen angeboten: Eine Sicherheits-Pin wird an die von mir hinterlegte Telefonnummer geschickt oder ich kann einen Identitätsnachweis in Form von Ausweis, Führerschein oder Reisepass hochladen (dauert 24-48 Stunden).

Als hinterlegte Telefonnummer erscheinen dort Anfang und Ende meiner Festnetztelefonnummer! Seit ich es meiner Mutter abgewöhnt und auch keine Beziehung mehr habe, ist das Telefon stumm. Und seit der Hund im letzten Jahr das Kabel durchgebissen hat und ich es notdürftig mit Tesafilm zusammengeklebt habe, ist die Gesprächsqualität wirklich sehr schlecht. Aber jetzt will mich PayPal dort anrufen.

Na schön, ich wähle die Festnetzoption, bekomme am Bildschirm eine Pin, das Telefon klingelt, ich nehme das Gespräch an und gebe mit der Tastatur die Pin ein. War wirklich einfach, ich musste nicht mal sprechen. Die freundliche Computerstimme bedankt sich und am Bildschirm werde ich im nächsten Menüpunkt aufgefordert, ein neues Passwort einzugeben. Ich generiere mit 1Password ein extralanges pASsWo3t. drücke auf ok und stecke fest. Irgendwas hat leider nicht funktioniert und ich soll später wiederkommen.

Weil es so schön einfach war, wiederhole ich den Vorgang mit dem Festnetztelefon, gebe wieder ein pASsWo3t ein und wieder geht es nicht weiter.

Inzwischen ist die Telefon-Option aus dem Menü verschwunden, ich lade also ein jpeg von meinem Ausweis hoch, um erneut an der erzwungenen Neueingabe eines pASsWo3tS zu scheitern.

Ich suche lange und schon sehr ermattet nach einer anderen Kontaktmöglichkeit und entdecke schließlich die Option, eine E-Mail zu schreiben. Aber dafür muss ich mich einloggen. Ein klassischer Catch-22, ich werde den Rest meines Lebens in dieser Loginhölle verbringen.

Dann finde ich doch noch einen anderen Weg der Kontaktaufnahme. Sie beginnt sehr vielversprechend, aber scheitert dann daran, dass ich zur Verifizierung die von mir hinterlegte Festnetztelefonnummer angeben soll. Als ob ich die noch wüsste. Ich schreibe meiner Ex-Beziehung eine Facebook-Message und frage sie nach der Telefonnummer. Ich hoffe, sie antwortet bald, sonst muss der Hund sich weiterhin von Telefonkabeln ernähren.

UPDATE: Die Ex-Beziehung hat die Festnetztelefonnummer geschickt, aber ich habe den Ort nicht mehr wiedergefunden, an dem sie mir hätte helfen sollen. Also versuche ich, PayPal auszutricksen und schon ein neues Passwort zu vergeben, bevor PayPal merkt, dass ich die mit dem Sicherheitsproblem

bin. Das klappt tatsächlich, denn in der Eingabemaske die jetzt erscheint, wird mir mitgeteilt, dass mein superduper pASsWo3t zu sicher, sprich zu lang ist. Also habe ich es gekürzt und muss nur noch 1-2 Werktage warten, bis PayPal sich den Vorgang ganz genau angesehen hat und dann hoffentlich alles wieder freischaltet.

sleeplessdarkhorse

Seit Ende 2016

Die neuen Notlügen der Generation Smartphone

Der Medienkonsum unserer Tochter (Jahrgang 2013) ist fest geregelt. Sie hat vor dem Abendessen 30 Minuten Bildschirmzeit, die sie früher vor allem durch das Schauen von Kinderserien auf DVD, Netflix oder Youtube füllte. Inzwischen sind auch Apps auf meinem alten Smartphone dazugekommen, das meine Tochter als ihr Handy ansieht und auch so bezeichnet. Ins Spiel kam es, als wir im letzten Winter gemeinsam eine längere Bahnfahrt bestreiten mussten.

Vor der besagten Fahrt nahm ich mein kürzlich abgelegtes Samsung Galaxy S4 zur Hand und bereinigte es von überflüssigen Dateien. Übrig blieben Youtube, die Apps der Sesamstraße, der Sendung mit der Maus, der Sendung mit dem Elefanten sowie kleinkindgerechte Spieleapps. Es hat auch keine Sim-Karte mehr, Internet geht also nur mit WLAN. Zudem habe ich Hörspiele von CD als MP3s mittles meines Desktop-PCs und der Software Foobar auf das Handy gezogen. Bei der Zugfahrt bescherte mir dieses Handy fünf sehr angenehme Fahrtstunden, zu Hause verwenden ihr Vater und ich es seitdem, um ihr abends zum Einschlafen Hörspiele vorzuspielen und eben auch als Wahlmöglichkeit beim abendlichem Unterhaltungsprogramm. Nur dass ich ihr die Wahl oft nicht lasse, ohne dass sie es merkt.

Bei aller digitaler Offenheit bin ich in manchen Erziehungsfragen nämlich altmodisch veranlagt, und wenn das Kind mit dem Kopf nach unten in schlechter Haltung 30 Minuten auf einen winzigen Bildschirm starrt, wird mir unwohl. Außerdem wird das Auslaufen der halbe Stunde beim freien Wählen von Apps sehr viel schlechter akzeptiert, als bei einer Folge einer Sendung, die ja ein sehr offensichtliches Ende hat. Wenn das Kind also abends nach ihrem Handy fragt, benutze ich meistens die Ausrede, "das geht nicht, der Akku ist leer". Diese Aussage wird widerstandslos akzeptiert und das Kind lässt sich darauf ein, lieber am großen, augenfreundlicheren Fernseher in wesentlich ergonomischerer Haltung auf der Couch eine Folge einer Kinderserie zu schauen.

Es ist nicht direkt eine Lüge, das mit dem Akku, denn manchmal stimmt es auch, aber eben nicht immer. Und außerdem könnte man es ja einfach ans Ladegerät anschließen, so wie wir es auch manchmal nachts tun, wenn der Akku nicht voll genug für ein Hörspiel ist. Der Tag wird kommen, an dem sie es durchschauen wird. Und falls auch der Tag kommen wird, an dem sie dies hier lesen kann, entschuldige ich mich schon einmal.

Angela Heider-Willms

2009, 2012, 2017, . . .

Applikationsdatenübertragung? You wish

Wann immer ich ein neues Smartphone erwerbe (meist, weil das alte keine Systemupdates mehr bekommt oder sonstwie unbenutzbar geworden ist), stehe ich vor dem Problem, dass Applikationsdaten kaum übertragbar sind.

Für die wirklich essenziellen Datensätze wie Kontakte gibt es Sync- bzw. Cloudlösungen, aber das lässt immer noch die weniger wichtigen Dinge übrig – das bedeutet bei mir insbesondere: Spieledaten.

Aus diesem Grund bemühe ich mich immer, wenn ein Gerätewechsel auch nur vage absehbar ist, keine neuen Spiele mehr zu installieren und die alten durchzuspielen (und ggf. weitere nur mehr just-in-time dazu zu installieren), um beim Gerätetausch keine haareraufenden Enervierungslevels zu provozieren.

Lukas Daniel Klausner

16.5.2017

Alles Nützliche für den Urlaub und das WLAN-Passwort

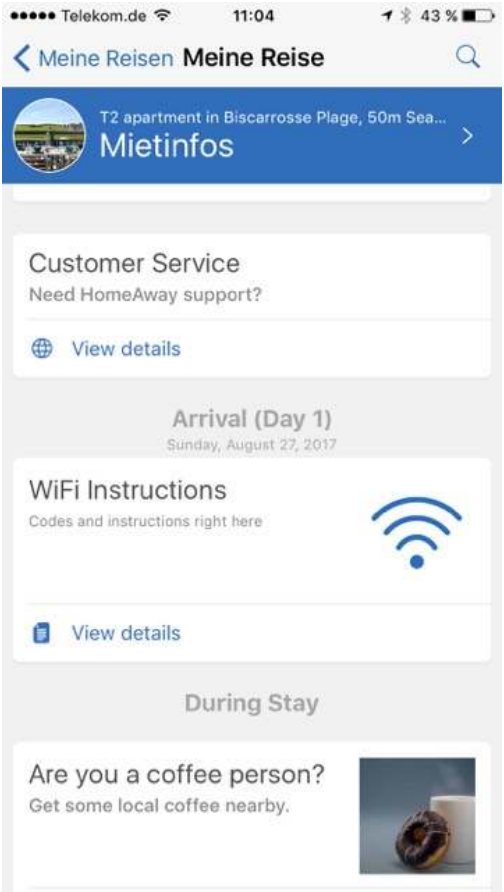
Weil wir dieses Jahr spät dran sind, haben wir unsere Ferienunterkunft nicht bei dem üblichen Reiseveranstalter gebucht, sondern uns durch unzähligen private und semiprivate Angebote auf Airbnb und FeWo-direkt gewühlt.

Mein Mann möchte gerne eine andere Unterkunft ausprobieren, da ist aber eine unserer gewünschten Urlaubswochen seit gestern schon anderweitig vergeben und verschieben möchten wir den Urlaubstermin eigentlich nicht. Ich frage also bei einem Vermieter an, der in unserer gewohnten Unterkunft vermietet, allerdings privat (oder semiprivat). Man erkennt das daran, dass die Möbel nicht alle so aussehen, wie wir es kennen. Die Wohnung geht nicht nach Osten zur schlimmen Disko-Parkplatzseite raus (das Schlimme sind hier weder die Disco noch der Parkplatz an sich, sondern die Discobesucher, die dort ihre Autos abstellen und sich dann um drei Uhr morgens sehr ausgiebig und laut unterhalten), sondern – wenn man denn Bildern trauen kann – nach Westen zur hübschen Ozeanseite.

Ich frage an und bekomme am nächsten die Bestätigung für die Unterkunft. Einige Tage später frage ich noch mal an, ob wir davon ausgehen können, dass die Wohnung wirklich nach Westen rausgeht und bekomme wenige Minuten später die Bestätigung, dass das ganz sicher so wäre. Wir bezahlen jetzt zwar ungefähr doppelt so viel für die Wohnung wie sonst, dafür sind die Möbel etwas hübscher und WLAN und Parkplatz umsonst.

Überhaupt WLAN. In einer Email von FeWo-Direkt verspricht man mir hilfreiche Hinweise zu unserem Urlaub, also lade ich die App runter und logge mich mit meinem Konto ein. Ich tippe die gebuchte Reise an und bekomme Informationen über die Buchung, ein Angebot für einen Mietwagen und kann mir Café- und Restauranttipps angucken.

Ins Auge fällt mir aber vor allem das, was bei “Arrival (Day 1)” steht: WiFi Instructions!


Telekom.de
11:04
43 %
Meine Reisen
Meine Reise
T2 apartment in Biscarrosse Plage, 50m Sea...
Mietinfos
Customer Service
Need HomeAway support?
View details
Arrival (Day 1)
Sunday, August 27, 2017
WiFi Instructions
Codes and instructions right here
View details
During Stay
Are you a coffee person?
Get some local coffee nearby.

Ich tippe auf den vielversprechenden Link “View details” und bekomme die Login-Daten für den Router angezeigt. Das ist vermutlich das erste Mal, dass ich die WLAN-Zugangsdaten schon vor Betreten der Ferienunterkunft kenne. Ob die Daten stimmen, kann ich hingegen erst in ein paar Monaten prüfen.

Anne Schüßler

17. Mai 2017

Tools für die Fernbeziehung: Gemeinsames Netflixvergnügen via Skype-Screensharing

Zwischen 2008 und 2010 haben Aleks (Schottland) und ich (Deutschland) öfter Filme gleichzeitig gesehen. Wir mussten dazu beide rechtzeitig den Film heruntergeladen oder eine DVD ausgeliehen haben. Die Startzeitsynchronisation war ein bisschen umständlich:

> Kathrin Passig: fünf Minuten brauch ich noch
> Aleks Scholz: okay
> Kathrin Passig: so.
> Kathrin Passig: jetzt?
> Aleks Scholz: so, rueckschau fertig. auf 1:04
> Aleks Scholz: mein file ist 1:44:34 lang
> Aleks Scholz: achnein, 1:45:38
> Kathrin Passig: meins auch
> Kathrin Passig: ich sag bei 1:04 Bescheid
> Kathrin Passig: ok
> Aleks Scholz: 3
> Aleks Scholz: 2
> Aleks Scholz: 1
> Aleks Scholz: go

Ab 2010 fiel das Ausleihen von DVDs allmählich weg, aus Bequemlichkeit, aber auch wegen fehlender Laufwerke, und legales Streaming wurde immer praktikabler. Daher gibt es derzeit nur selten Filme, auf die wir beide Zugriff haben. Aleks ist Kunde bei anderen Filmanbietern als ich, und auch wenn wir bei denselben wären, gäbe es einen in Großbritannien angebotenen Film nicht unbedingt auch beim deutschen Ableger der Plattform. Wir haben daher in den letzten Jahren Serien immer aufgespart, bis eine Staffel komplett war, und sie dann beim nächsten Besuch gemeinsam vor demselben Gerät gesehen.

Aber jetzt wollen wir zu dringend "Better Call Saul" sehen. Aleks hat bei meinem letzten Schottlandbesuch eine Idee aufgegriffen, die in dem Beitrag von 2010 bereits erwähnt wird:

> Aleks Scholz: man koennte screen-sharing probieren. mit ichat geht das. evt. auch mit skype
> Kathrin Passig: dann kann ich aber nicht zu Hause im Bett Lost sehen.
> Kathrin Passig: na gut, das ließe sich verschmerzen.
> Aleks Scholz: muesste eigentlich buttons geben, 'freigeben-bildschirm freigeben', wenn man jemanden anruft
> Aleks Scholz: wieso nicht?
> Aleks Scholz: sound ist ein problem, also, du darfst nicht mit dem bett rascheln, weil der sound ueber deine lautsprecher kaeme
> Kathrin Passig: deshalb nicht im Bett, weil mein Handyinternet zu Hause dafür garantiert nicht ausreicht.
> Kathrin Passig: das mit dem Screensharing ist mir zu unappetitlich.
> Kathrin Passig: es muss doch verdammt noch mal einfacher gehen.
> Aleks Scholz: ja, unsaubere loesung

In den seit diesem Dialog vergangenen Jahren habe ich herausgefunden, dass es am Fußende meines Bettes Freifunk gibt. Das Haupthindernis ist damit entfallen. Wir haben in Aleks' Wohnung getestet, ob sich ein Netflix-Stream via Skype-Screensharing von Aleks' Laptop auf meinen übertragen lässt. Ich bin dazu ins Nebenzimmer gegangen, um Rückkopplungen zu vermeiden, und zumindest über die Strecke von drei Metern hat es ganz passabel funktioniert.

Heute dann der erste Einsatz über die große Strecke:

Der Sound ist ein bisschen entstellt vom skypetypischen Zirpen und Klappern, die Untertitel – und das weitgehende Fehlen von Musik in der Serie – sind daher hilfreich. Die Bildqualität ist … so mittel:

Manchmal ist sie aber auch ganz gut. Vermutlich hängt es von der aktuellen Verbindungsqualität ab.

Nach den ersten zehn Minuten vergesse ich alle Probleme mit Bild und Ton. Theoretisch könnte man sich währenddessen sogar unterhalten.

Kathrin Passig

17. Mai 2017

Meine neue Nachbarin heißt Marlies

Als Kind hatte ich schon mal eine Nachbarin, die Marlies hieß. Das war die Mutter einer Freundin, sie wohnte ein paar Häuser weiter, hatte lange braune Haare und trug gerne Blümchenkleider. Das war in den 1970ern.

Heute sieht meine Nachbarin Marlies ganz anders aus, sie trägt vor allem keine Blümchenkleider, sondern schlichtes Grau. Die Marlies von 2017 ist eine Amazon Abholstation.

Sie steht auf dem Parkplatz des benachbarten Supermarktes, ich weiß nicht seit wann, ich habe sie heute erst entdeckt. Anderen ist schon länger bekannt, dass es dieses Amazon Locker geben soll. Dass Amazon seine

Logistiksparte weiter ausbaut, ist mir aufgefallen, seit mir immer öfter amazonangestellte Menschen Pakete vorbeibringen. Irgendwann in 2016 muss das gewesen sein. Auch diese Abholstationen gibt es wohl schon seit letztem Jahr. Zunächst nur an Münchner Tankstellen, aber schon bald auch auf Berliner Supermarktparkplätzen oder in Internetcafés. In Berlin sind es inzwischen über 50 und sie haben alle einen eigenen Namen. In Reinickendorf steht ein Rucheek, die Station an der Tankstelle in Tempelhof heißt Franka. Meine Marlies werde ich bestimmt öfters mal besuchen.

sleeplessdarkhorse

17. Mai 2017

SMS-Monat Mai

Ich bekomme eine SMS – und zwar von einem Menschen mit Kommunikationswunsch, kein Code für Zwei-Faktor-Authentifizierung. Ansonsten simse ich nur mit Maschinen, die mir Zugangscodes schicken. (Das dafür häufig wegen Online-Banking.) Eine Menschen-SMS ist so ungewöhnlich, daß ich sofort an Kathrins Statistik denke und selber nachschaue: Die letzte Menschen-SMS davor war am 18. 11. 2016, davor am 12. 7. 2016, und im Mai 2016 gab es eine kleine Häufung von drei SMSen.

Kommunikationspartner waren jeweils Leute ohne Smartphone oder ohne allzu aktive Social-Media-Präsenzen. Mit allen anderen kommuniziere ich hauptsächlich per Facebook-Messenger, E-Mail und vereinzelt per Hangout und Twitter-DM.

Felix Neumann

18. Mai 2017

Das Laptopdrehen als motorischer Automatismus

Ich sitze neben S., den Laptop leicht zu mir gedreht. Sie möchte etwas auf meinem Bildschirm lesen, was ich bemerke. Ich drehe den Laptop in ihre Richtung. »Nein, nein«, sagt S., »lass ruhig, das kann ich schon auch so lesen.«

Das Laptopdrehen ist noch ein Relikt aus der Zeit, als der Bildschirminhalt nur aus einem ziemlich eingeschränkten Winkel lesbar war. Das einzige Hindernis, aus extremen Winkeln etwas auf einem Bildschirm erkennen zu können, ist seit einigen Jahren, dass der Inhalt zu sehr verzerrt ist; die Farben und der Kontrast dagegen bleiben auf modernen Bildschirmen über (nahezu) 180 Grad gleichmäßig gut. Meine unbewussten Armbewegungen brauchen wohl noch einige Jahre, um das zu verinnerlichen.

Patrick Paas

18. Mai 2017

Das Ausdrucken des Eingescannten und das Einscannen des Ausgedruckten

Eine Universität möchte für ihre Verwaltungsvorgänge, dass ich ein Formular ausfülle. Das Formular habe ich im .doc-Format per Mail bekommen, ich soll es unterschreiben, einscannen und zurückschicken. Ich drucke das Formular im Coworkingspace, fülle es handschriftlich aus, unterschreibe und habe dann keine Lust, den Scanner, den es ebenfalls im Coworkingspace gäbe, in Betrieb zu nehmen. Das geht doch sicher auch mit dem Handy.

Nacheinander installiere ich drei Apps, die von sich behaupten, Papier in PDFs verwandeln zu können, aber alle nur JPGs erzeugen. Vermutlich müsste man die kostenpflichtigen Versionen kaufen oder nachdenken, und so wich-

tig ist es mir dann auch wieder nicht. In allen drei fotografiert man jedenfalls das Blatt Papier und markiert dann die Ecken des Blatts. Die Software zieht es daraufhin einigermaßen gerade und bringt es vermutlich ins A4-Format. (Update: David Prochnow weist darauf hin, dass Google Drive diese Funktion auch bereithält.) Das Ergebnis maile ich zurück an die Universität, wo man es wieder ausdrucken, von einer weiteren Person unterschreiben lassen und wahrscheinlich noch einmal einscannen wird.

Es war nicht viel Arbeit, eine Viertelstunde vielleicht, aber wozu war sie gut? Die eingetragenen Daten (Postadresse, Sozialversicherungsnummer) hätte ich per Mail übermitteln können. Mit meiner Unterschrift bestätige ich, dass ich mit den Bedingungen des Auftrags einverstanden bin. Die Unterschrift ist rechtsgültiger als eine bloße formlose Bestätigung per Mail, und das wird wohl der Grund für das mehrfach verschachtelte Ausdruck-Einscan-Verfahren sein.

Vielleicht sind wir nur zu einfallslos, uns eine weniger zeitraubende Lösung auszudenken, vielleicht hängen Arbeitsplätze an all diesen Vorgängen, vielleicht ist es auch ein für seine Flexibilität zu lobendes Adapterverfahren, das die Vielfalt zeitgenössischer Datenverschickungsmöglichkeiten auf den kleinsten verwaltungstechnisch handhabbaren Nenner reduziert. In der Zukunft wird es anders gehen, heute jedenfalls ging es so.

Kathrin Passig

18.5.2017

Eine Pandemie kaputter Nebelscheinwerfer

Immer diese Sonntagsfahrer, die einmal im Jahr bei Nebel fahren und es nicht schaffen, danach die Nebelscheinwerfer wieder auszuschalten.

Und mich blenden.

Und einfach durch ihre Ignoranz ärgern.

Heute früh fiel mir im Kreisverkehr etwas Lustiges auf. Drei neuere Fahrzeuge hintereinander fuhren aus dem Kreisverkehr heraus, bei allen drei war das Nebellicht eingeschaltet, die linke Birne aber defekt.

Und die rechte Birne brannte direkt auch durch, als sie wieder geradeaus fuhren.

"Hätte ich eine Dashcam, dann könnte ich das Video mit den drei Fahrzeugen hochladen und hätte einen Lacher produziert."

Dachte ich.

Im Büro angekommen hatte ich Zweifel an dem doch wahnsinnigen Zufall.

Wikipedia schreibt:

> *Seit einiger Zeit bieten Autohersteller, meist als Sonderausstattung, eine verbesserte Kurvenausleuchtung durch situationsabhängig einzeln mitleuchtende Nebelscheinwerfer an. Dieses wird häufig als* ***Abbiegelicht*** *oder* ***statisches Kurvenlicht*** *bezeichnet, um eine Abgrenzung zu den mitschwenkenden Scheinwerfern hervorzuheben. Dabei schaltet sich unterhalb 40 km/h und nach Betätigung des Fahrtrichtungsanzeigers oder bei einer gewissen Mindestlenkradumdrehung automatisch der linke bzw. rechte Nebelscheinwerfer ein, welcher den Nahbereich am Boden besser ausleuchtet.*

Ok, mein Auto ist von 2001, damals gab es das noch nicht. Und wenn ich ein „neues" kaufe, wäre ich schon über Blinker im Außenspiegel glücklich.

Volker König

19.5.2017

Die Musik geht nicht aus und die Apps müssen bleiben

Im Traum treffe ich auf einer Party S., eine flüchtige Bekannte, die ich aus Kinderchortagen kenne. Sie erkennt mich zwar nicht, aber als ich ihr die Umstände unserer Bekanntschaft erkläre, scheint sie sich zu erinnern und wir zählen gemeinsame Bekannte aus der Schulzeit auf.

Später sitze ich in einem anderen Zimmer und höre ein Lied, das eben jene Bekannte irgendwann einmal veröffentlicht hat und das ich in meiner Musikbibliothek hatte. Dann höre ich Geräusche und habe ein bisschen Angst, dass S. ins Zimmer kommen könnte, denn es ist mir unangenehm, beim Hören ihres Liedes ertappt zu werden. Vor lauter Nervosität finde ich aber den richtigen Shortcut zum Stummschalten des Rechners nicht, auch will ich in der Hektik nicht das Programm finden, in dem die Musik läuft, um das Stück auszustellen. In meiner Verzweiflung mache ich den Laptop zu, aber wie erwartet geht der Rechner gar nicht sofort aus, sondern spielt tapfer weiter Musik ab. Dann erinnere ich mich doch noch an den Stummschalteshortcut und kann die Musik ausschalten. Es kommt dann aber doch keiner in den Raum.

Später habe ich das Smartphone meiner Cousine in der Hand. Der Bildschirm ist voll mit seltsamen Apps, die alle nur einfarbige Icons aus simplen geometrischen Formen haben. Es gibt gelbe Dreiecke und rote Kreise und noch andere Varianten. Ich biete meiner Cousine an, das Smartphone mal aufzuräumen und alle sinnlosen Apps zu deinstallieren. Sie lehnt aber ab, die Apps müssten draufbleiben, die würde ihr Mann regelmäßig brauchen.

Als ich von den Träumen in der Techniktagebuchredaktion berichte, mutmaßt Kathrin, dass sich hier eventuell eine neue Alptraumkategorie des peinlichen Geräuschemachens auftun könnte. Es bleibt abzuwarten, ob weitere Träume dieser Kategorie folgen werden.

Anne Schüßler

ca. 2007–2017

Das Aussterben der Analog-Fotografie wird von MusikerInnen mit gewisser Sorge betrachtet

Die Mundstücke von Oboen, Fagotten und anderen Doppelrohrblattinstrumenten müssen vor dem Spielen einige Minuten in Wasser eingeweicht werden, weil sie sonst nicht funktionieren.

Zu Hause kann man das in eigentlich jedem kleineren Gefäß tun, wenn man aber außer Haus probt oder konzertiert, ist es am besten, ein kleines, leichtes Gefäß mit einem Deckel (und bereits mit Wasser gefüllt) dabei zu haben, man möchte am Probenort schließlich nicht erst langwierig nach einem Wasserhahn suchen müssen.

Als ich 1996 beginne, Oboe zu spielen, ist es leicht, etwas geeignetes zu finden: alle benutzen Filmdosen. Im Haushalt meiner Eltern werden Filmdosen vor allem dazu benutzt, Kleingeld von Fremdwährungen aufzubewahren, aber es gibt so viele unbenutzte, dass es kein Problem ist, meinem Vater einige abzuschwatzen.

Meine aktuell letzte Filmdose . . .

. . . in Aktion

Mittlerweile bin ich Profi-Oboistin und kenne daher recht viele OboistInnen und FagottistInnen aus aller Welt.

Bis ca. 2007 gab es keinerlei Probleme mit Nachschub (man braucht hin und wieder eine neue Filmdose, entweder man lässt sie irgendwo stehen oder der Deckel ist irgendwann irgendwie weg), aber seit etwa 10 Jahren ist es vermehrt schwierig neue zu bekommen, kein Mensch fotografiert mehr mit Filmen. Glücklich ist, wer mit Diabetikern befreundet ist, denn deren Teststreifen werden in ähnlich geeigneten Behältnissen aufbewahrt. Ein neuer internationaler Standard ist derzeit nicht in Sicht.

Einer meiner Schüler (13) spielt nun zum ersten Mal in einem Orchester und leiert mir eine meiner kostbaren Filmdosen aus den Rippen, er konnte zu Hause nichts Geeignetes finden. Zähneknirschend rücke ich eine meiner kostbaren Filmdosen raus, weise aber darauf hin, dass man in einem Fotogeschäft nachfragen kann, ob man ein paar Filmdosen haben könne (meine momentane Lösung, die aber zunehmend schwierig wird).

Der Schüler weiß nicht, was ein Fotogeschäft ist, und möchte wissen, wozu so etwas gut sein soll, was in eine längere Erklärung der Analog-Fotografie ausartet. Von einer Besonderheit hat er bereits gehört, nämlich, dass Bilder "gelöscht" werden, wenn die Kamera versehentlich hinten geöffnet wird, wobei sich ihm der Sinn dieser Funktion nicht erschließt. Ich versuche zu erklären, dass "überbelichtet" und "gelöscht" keineswegs das gleiche sind, und hoffe, dass er mit dem Wissen nach Hause geht, dass analoge Kameras nicht einfach so mit einem leicht versehentlich auszulösenden Selbstzerstörungsmechanismus der darauf gespeicherten Bilder ausgerüstet waren.

LaSolMiFaRe

Frühling 2017

Die Bahn informiert jetzt fast über alles

Bei der Bahn werden die neuen ICEs eingesetzt. Bei meiner ersten Fahrt bemerke ich zunächst nur die neuen Reservierungsanzeigen und die schlecht konzipierten Steckdosen (das Techniktagebuch berichtete).

Bei der nächsten Fahrt fallen mir auch die neuen Monitore an, die oben im Gang an der Decke angebracht sind. Hier werden abwechselnd Informationen über den nächsten Bahnhof (geplante Ankunftszeit, tatsächliche Ankunftszeit, die nächsten Verbindungen), ein QR-Code, der zu einer Kundenzufriedenheitsumfrage führt, hübsche Bilder mit Sehenswürdigkeiten aus Deutschland und der Hinweis auf das zuginterne Internet angezeigt.

Was mich aber besonders glücklich macht: Ab und zu wird auch die aktuelle Position des Zugs auf der Strecke angezeigt. Wie im Flugzeug, nur genauer.

Beim Ausstieg sehe ich, dass es jetzt auch Informationstafeln für die aktuellen Bus- und Bahnverbindungen am nächsten Bahnhof gibt.

So ganz komplett kann das aber eigentlich nicht sein, denn dass innerhalb der nächsten halben Stunde nur eine einzige U-Bahn fährt, wäre selbst für Essen etwas wenig.

Anne Schüßler

19.5.2017

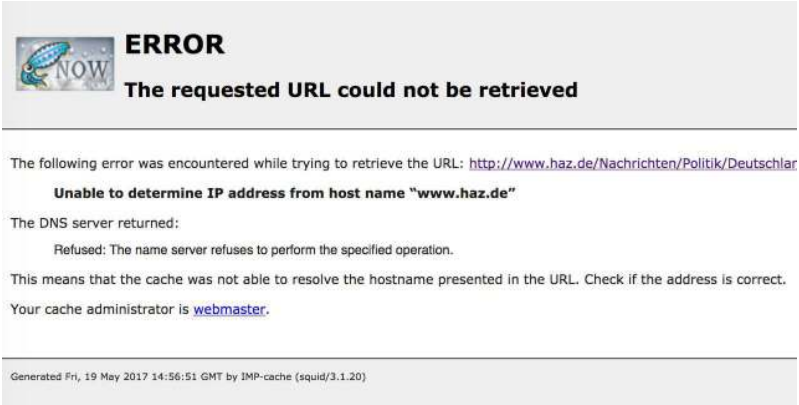
Wenn das Internet im ICE nicht will, hilft auch kein WLAN-Buddy

Im ICE irgendwo im nordhessischen Bergland, vor Frankfurt, bekomme ich mit, wie eine junge Frau einem Smartphone-Nutzer den Zugang zum Internet über das bordeigene WLAN erklärt (das sinnigerweise WIFIonICE heißt).

Die *WLAN Buddy*, so die anscheinend offizielle Bezeichnung dieses Jobs, zeigt ihm ein paar Konfigurationsfehler (*Da haben Sie voreingestellt, dass Sie nur https-Seiten öffnen können*) und sorgt halt dafür, dass die Leute auch ins Internet kommen.

Dafür muss es allerdings, das räumt die junge Frau im Gespräch ein, auch Internet über Mobilfunk drumrum geben. Auf der Strecke, die ich fahre, ist das wegen der zahlreichen Tunnel im Bergland Südniedersachsens und Nordhessens ein Problem. Und auch auf der weiteren Strecke, bis nach Mannheim, sei noch nicht alles so ausgebaut wie es sein sollte. Das Nicht-Funktionieren des ICE-WLAN ist nicht auf bergige Gegenden beschränkt, sondern selbst mitten im Hauptbahnhof Frankfurt/Main steht der Internetzugang nur beschränkt zur Verfügung.

Und dann gibt es die technischen Probleme, die ein bisschen merkwürdiger zu erklären sind. Kein Internetzugang, also eine Fehlermeldung beim Zugriff auf eine Webseite – das ist ja verständlich. Aber Internetzugriff, jedoch nicht auf den *Domain Name Server*? Wieso das denn?



So was, sagt die *WLAN Buddy*, habe sie auch immer wieder, und schon einige Screenshots davon gesammelt und an die Betreiberfirma des Internetzugangs im ICE (das macht die Bahn ja nicht selbst) weitergeschickt. Bislang allerdings ohne Antwort.

Auch die junge Dame ist nicht von der Bahn, sondern von einer Agentur engagiert. Als Service, um das – ja noch recht junge – kostenlose Internet-Angebot für alle im ICE bekannter zu machen. Als ich sie frage, ob ich sie fotografieren darf, *Sie sind natürlich nicht zu erkennen,* lacht sie nur: Inzwischen gebe es so viele Fotos von ihr im Netz . . .

Thomas Wiegold

20. Mai 2017

Quelle: Internet (sowie U-Bahn und Wartezimmerlektüre)

Das Gespräch kommt auf Johnny Depp. Alle außer mir wissen über ein Detail aus seinem Privatleben Bescheid. “Woher wisst ihr das alle?”, frage ich. Verwirrte Blicke, jemand sagt: “Aus dem Internet?”, wobei das Fragezeichen den Verdacht andeutet, ich hätte vielleicht die letzten 20 Jahre unter einem großen Stein verbracht. – “Aber das Internet ist ja groß. Wo denn da?”

Person 1 folgt @VanityFair bei Twitter.

Person 2 hat es von Reddit. “Irgendein bestimmtes Subreddit?” – “Nein, einfach r/all/”.

Person 3 hat es in der U-Bahn dem Fahrgast-”Fernsehen” Berliner Fenster entnommen. “Stimmt, daraus erfahre ich auch immer viele Nachrichten”, ergänzt Person 1 und malt Anführungszeichen um “viele” und um “Nachrichten” in die Luft.

Person 4 sucht absichtlich Seiten mit Promi-Nachrichten im Netz auf.

Dann fällt Person 1 noch ein, dass sie bei jeder Gelegenheit (in Wartezimmern etc.) die Gala liest.

Kathrin Passig

20. Mai 2017

Alles unter 2 km ist 0: Eine Pokémon-Zwischenbilanz

Pokémon Go ist ein bisschen aus der Mode gekommen seit der großen Begeisterung im letzten Sommer. Aber im aus der Techniktagebuch-Redaktion hervorgegangenen Pokémon-Go-Chat arbeitet man sich nach wie vor geduldig in Richtung Level 40 vor. Im Spiel wird Herumlaufen belohnt, man kommt dabei aber nicht unbedingt schnell voran. Nichtspielende können sich das ungefähr vorstellen wie bei einem Hund, der nicht den kürzesten Weg nehmen möchte, sondern den interessantesten, und dabei an allen für ihn wichtigen Stellen stehenbleibt. Aktuelle Chatauszüge (leicht bearbeitet und ergänzt):

Felix Lorenz: Was ich mittlerweile feststellen kann: Das Spiel hat mein Gefühl für Entfernungen und Bewegungsaufwand vollkommen verändert. Früher habe ich länger darüber nachgedacht, ob ich nochmal kurz in den nächsten Park gehe abends (so viel Aufwand, fünf Minuten gehen, und sogar eine Treppe), heute taxiere ich diese ganzen Wege auf 0.

Angela Heider-Willms: Ja, das geht mir auch so, Felix. Alles unter 2 km ist 0. Ich fahre viele Strecken gar nicht mehr mit der Bahn, weil sie zu Fuß viel schneller gehen. Ich übertrage das auch, unser Buggy staubt ein, ich

bin immer ganz erstaunt, wenn Freunde ihre Kinder im Buggy anschieben: „Häh, warum, ist doch nicht weit“. Kind ist dann auch schneller müde, man hat nicht so viel Gerummel in der Bahn, usw.

Felix: Ich wäre früher nie wegen einem Getränk oder so nochmal rausgegangen in den nächsten Supermarkt. Heute, pfft.

Angela: Ich gehe immer noch vorsichtshalber 10 Minuten früher raus zur Bahn, und bin nach 3 Minuten da. Früher hab ich die 10 Minuten wirklich gebraucht. Ich bin auch weiterhin nicht sonderlich sportlich. Ich bewege mich, glaube ich, jetzt einfach eher so, wie der Körper drauf angelegt wurde, im Vergleich zu früher (fast gar nicht). Mir wird eher klar, wie unfassbar wenig ich früher gelaufen bin.

Felix: Ich bin früher bei nicht schönem Wetter auch kaum Rad gefahren. Mittlerweile nehme ich alles hin.

Kathrin Passig: Mir geht es wie Felix, die Entfernungen betreffend. Berlin unterteilt sich in die Zonen “Nix” (bis 2 km), “Pff” (3 km), “Gute Brütstrecke” (Neukölln – Hauptbahnhof oder Neukölln – Zoologischer Garten) und “Naja, zum Westkreuz raus vielleicht doch mit der Bahn . . . obwohl . . . ”

Felix: Und dann weiß ich mittlerweile so viel mehr über die Stadt. Neu-Tempelhof, das hier um die Ecke liegt, kannte ich vorher fast gar nicht. Jetzt weiß ich immer, wo ich lang muss.

Kathrin: Ich kenne mich in Neukölln eigentlich erst jetzt ein bisschen besser aus, also selbst über das Gebiet direkt vor der Haustür wusste ich eigentlich nichts vor Pokémon Go (nach immerhin 25 Jahren).

Alina Smithee: ich laufe auch viel viel mehr, aber im Einschätzen lose ich ab. Wir sind heute in Wien 15 km rumgelaufen und hätte man mich gefragt, hätt ich gesagt, joah, so 7 vielleicht.

Kristin Kopf: Dinge, die ich grade lerne: Realistische Einschätzung von Entfernungen. Alles ist immer weniger weit weg, als ich denke.

Anne Schüßler: Das mit den Entfernungen weiß ich schon, seit ich immer mal wieder joggen gehe und dabei auch so 5 km laufe. Seitdem weiß ich, dass 5 km nix sind. Und man gleichzeitig in 5 km schon in Mülheim an der Ruhr ist. Seitdem schrecken mich jedenfalls so Angaben wie „6 km“ nicht

mehr. Ich denke dann immer, ach, zur Not kann man das auch laufen. Ah, ich glaub, ich weiß auch, warum. Ich hatte vorher ein Fitbit, da hatte ich Anreize, jeden Tag 10 km zu laufen. Ich bin schon in Hanau regelmäßig 4 km nach Hause gelaufen, weil der Bus abends so doof fährt. Na ja. 3,4 Kilometer waren es. Aber mit Gitarrenkoffer.

Kathrin: Mir geht es eigentlich genau andersrum wie Angela, ich brauche für Strecken, die früher drei Minuten gedauert hätten, zehn. Noch länger eigentlich. Erst habe ich für alle Strecken die doppelte Zeit eingeplant, das hat nicht gereicht, dann die dreifache, dann die vierfache, weil es unterwegs so viel zu fangen gibt und Arenen besetzt werden wollen. Inzwischen überlege ich, ob ich zu Abendverabredungen nicht am besten schon gleich morgens losgehen sollte. Meine Probleme mit der Langweiligkeit des Spazierengehens sind jedenfalls gelöst.

Angela Heider-Willms: Ich ergänze: Wenn ich explizit rausgehe, um Pokémon zu fangen, dann geht mir das auch so. Dann unterschätze ich Entfernungen und auch die Zeit immer. Das verursachte schon besorgte Anrufe, weil ich sagte, ich gehe “mal kurz raus” und nach zwei Stunden immer noch nicht wieder da war und erschöpfte Spazierpartner, weil mein “kurzer” Spaziergang dann doch 4 km lang ging (”noch den einen Stop, ja?”).

Kathrin Passig, Felix Lorenz, Angela Heider-Willms, Alina Smithee, Kristin Kopf, Anne Schüßler

20. Mai 2017

Bibel 2.0

Es klingelt an der Haustür. Unwirsch verlasse ich das Bett, aber da ich annehme, dass ein verzweifelter Paketbote einen Abnehmer sucht, öffne ich nach kurzem Überlegen. Vor der Tür steht allerdings nicht wie vermutet der DHL-Mann, sondern drei Damen mittleren Alters, von denen eine ein Tablet in der Hand hält. „Frau Braun?“ Wir möchten mit Ihnen gerne über die

Bibel reden!“, sagt sie. Auf mein „Nein, danke!“ fügt sie hinzu, ob sie mir denn dann wenigstens einen Link „dalassen“ dürfe. Als ich auch das verneine, wünschen sie mir einen schönen Tag und ziehen zu meiner Erleichterung widerstandslos von dannen.

Tanja Braun

21. Mai 2017

Sorry, kann nicht zurückrufen, bin unterwegs

Nächstes Wochenende habe ich 30 Jahre-Abi-Teffen. Ein alter Schulfreund ruft mich morgens auf dem Smartphone an. Da mein Handy immer lautlos gestellt ist, kriege ich Anrufe nicht immer direkt mit, sondern erst ein paar Minuten später, wenn ich das nächste mal aufs Display sehe. Der Freund hat mir auf die Mobilbox gesprochen und will ein paar Dinge für das kommende Wochenende klären. Ich habe keine Lust zurückzurufen. Nachmittags und abends bin ich dann unterwegs. Abends ruft er nochmal an, diesmal hinterlässt er keine Nachricht. Ich warte, bis es zu spät ist für einen Rückruf und schreibe ihm dann eine SMS (er hat diesen ganzen neumodischen Kram wie Whatsapp oder Facebookmessenger nicht).

“Hi, O., sorry, ich war den ganzen Tag unterwegs”, schreibe ich und komme damit durch. Offensichtlich ist mit dem Akt des Telefonierens noch immer eine Unbeweglichkeit verknüpft, wie zu Zeiten der Festnetztelefonie. Hätte O. mir eine Textnachricht oder eine Mail geschrieben, wäre eine späte Antwort vermutlich viel unhöflicher gewesen.

sleeplessdarkhorse

21.5.2017

Der Bildschirm-Maus-Irrtum

Ich habe auf meinem Schreibtisch den Laptop neben dem iMac stehen, also einen kleinen Bildschirm neben einem großen. Das hat u. a. damit zu tun, dass die externe Festplatte mit den Bildern von meinem Windows-Rechner besser erkannt wird und ich gerade Bilder von der Kamera auf die Festplatte geschubst habe, währenddessen aber über den Mac Dinge im Internet gemacht habe.

Während ich also gerade noch etwas auf dem Mac mache, möchte ich zum Laptop wechseln und schiebe erwartungsfroh die Maus an den linken Rand des Bildschirms. Erst als ich ein paar Mal gegen den Bildschirmrand stupse und der Zeiger nicht wie erhofft auf dem Laptopmonitor auftaucht, merke ich, dass mein Unterfangen so nicht funktionieren wird. Was auf der Arbeit so super klappt, wo beide Monitore am selben Rechner hängen, klappt mit zwei Bildschirmen an unterschiedlichen Computern weniger.

Ich sehe meinen Fehler also ein und bediene meinen Laptop brav mit dem Touchpad, wie er das gewohnt ist.

Anne Schüßler

22.5.2017

Im Papierbuch steht immer alles da, wo es auch eben noch stand

Ich lese ein Buch. Ein gedrucktes Buch. Richtiges Papier, zusammengebunden in einem festen Einband. Mit Seitenzahlen.

Weil ich zwischendurch etwas abgelenkt werde, versuche ich auf der Seite die Stelle zu finden, wo ich zu lesen aufgehört habe. Ich habe noch grob im Kopf, worum es ging und wo ungefähr es auf der Seite stand.

Allerdings finde ich es auf der aufgeschlagenen Seite nicht sofort da wieder, wo ich es vermutete. Na ja, denke ich, wenn man vor- und zurückblättert, ändert sich ja manchmal die Position der Absätze auf der Seite. Wahrscheinlich steht es jetzt woanders.

Dann denke ich noch mal darüber nach, was ich gerade gedacht habe und merke, dass das zwar bei E-Books durchaus zutrifft, bei Papierbüchern ist es aber immer noch nicht üblich, dass sich die Position der Wörter und Absätze spontan ändert.

Aber ich habe auch schon etwas Wein getrunken, vielleicht denke ich einfach gerade nicht so schnell.

Anne Schüßler

22. Mai 2017

It's the SIM Card, Stupid!

Meine Frau versucht, vor einer familieninternen Weitergabe einen Reset ihres bisherigen iPhones durchzuführen. Dazu wird die Eingabe des Passworts der zugehörigen Apple ID verlangt. Dieser Vorgang scheitert wiederholt und sie beginnt zu zweifeln, ob sie das Passwort noch weiß. Die Aufgabe fällt also mir zu, der ich das Passwort in KeePass gespeichert habe.

Ich vergewissere mich, dass ich das richtige Passwort habe, aber auch ich erhalte eine Fehlermeldung „Vorgang konnte nicht durchgeführt werden." Dabei fällt mir allerdings auf, dass das Gerät nicht ins heimische WLAN eingebucht ist. Und da es auch keine SIM-Karte mehr enthält, ist klar, woran die Authentifizierung scheitert.

Ich stelle also die WLAN-Verbindung her und die Passwortprüfung scheitert ein weiteres Mal. Und nachdem ich den Zurücksetzen-Vorgang verlassen habe, hat auch das iPhone das WLAN wieder verlassen. Ein weiterer Versuch

bringt Gewissheit – eine Netzwerkverbindung nur per WLAN genügt offenbar nicht zum Zurücksetzen. Ich popele also die SIM-Karte aus meinem Telefon, setze sie in das iPhone ein und damit funktioniert es dann.

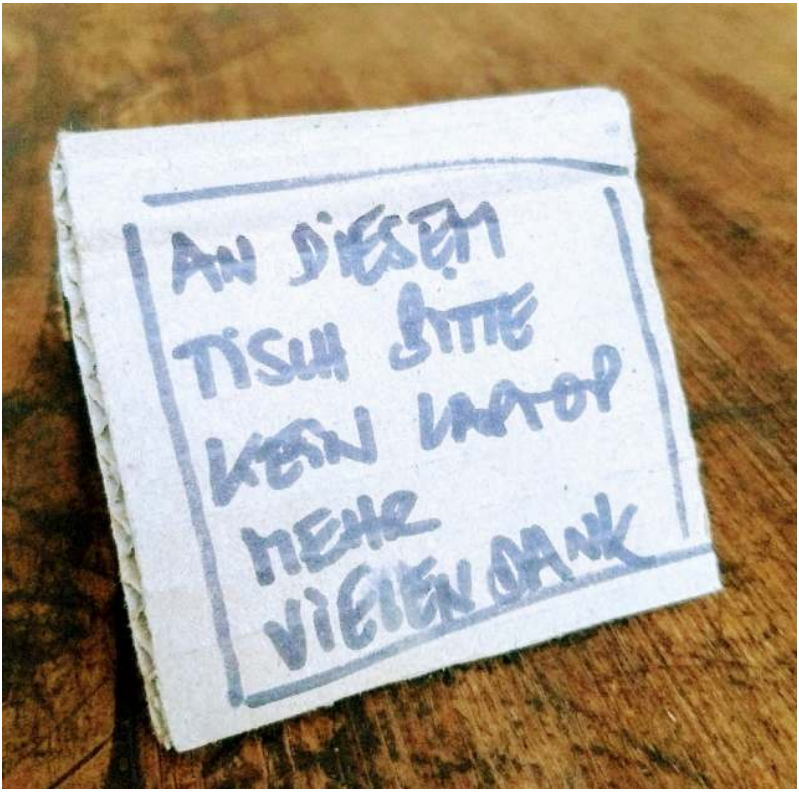
Warum allerdings Apple – als selbsternannte Heroen der Nutzerfreundlichkeit – auf dieses von Vornherein erkennbare Problem nicht einfach hinweisen – „das iPhone kann nur mit eingelegter SIM-Karte zurückgesetzt werden.“ – statt uns ca. achtmal vergebens das Passwort eingeben zu lassen, erschließt sich mir nicht.

Virtualista

22. Mai 2017

An diesem Tisch bitte kein Laptop mehr

Aus der Serie: Laptopverbote in Neuköllner Cafés. Diese Pappkärtchen stehen auf allen Tischen außer einem, an dem jemand am Laptop arbeitet.



Ich frage meinen Begleiter, ob sich das “kein Laptop *mehr*” auf die Tageszeit bezieht, die Kärtchen also vielleicht erst abends rausgestellt werden, oder ob damit “nie wieder” gemeint ist. Aber er weiß es auch nicht.

Zum Trost gibt es eine Schreibmaschine. Man kann damit die eigene Mailadresse hinterlassen, wenn man den Newsletter des Cafés erhalten möchte. Den Aufkleber entdecke ich erst später auf dem Foto, ich glaube, da steht: “Nimm & für @ / Use & for @”. Ich dachte eigentlich, ein @ hätte es schon

auf der Schreibmaschine meiner Jugend gegeben, aber es stimmt, da war gar keines. Die Erinnerung hat wieder einmal die Gegenwart in die Vergangenheit implantiert.

Kathrin Passig

23. Mai 2017

Textfreies Kochrezept

Schon vor längerer Zeit schenkte mir ein Kollege im Büro, als ich unvorbereitet hungrig war, Essen – ein Nudelgericht –, und es war ganz ausgezeichnet. Deshalb bat ich ihn um das Rezept. Das war vor ungefähr einem halben Jahr.

Heute bekomme ich eine Mail von ihm. “Endlich!” steht im Betreff, angehängt sind 7 Fotos, die verschiedene Schritte der Essenszubereitung zeigen. Sonst nichts. Insbesondere auch kein Text.

Nummeriert sind die Bilder nicht, trotzdem ist alles mehr oder weniger einleuchtend. Nach der Arbeit kaufe ich also die abgebildeten Produkte und koche das Rezept nach.

Es schmeckt ganz ausgezeichnet und ähnlich wie vor einem halben Jahr – beim Kollegen war es nur noch einen Tick besser, meine Nudeln sind nicht ganz ideal. Auf den Fotos waren auch andere Nudeln zu sehen, die hatte der Supermarkt aber nicht vorrätig.

Novemberregen

23. Mai 2017

Analog-digitale Bilder von meinen Zähnen

Der Zahnarzt möchte Röntgenbilder von meinem Gebiss. Man schickt mich dazu ins Nebenzimmer, ich soll aber gleich wiederkommen, damit wir uns die Bilder gemeinsam ansehen können, der Zahnarzt deutet auf das Display am Behandlungsstuhl.

Ich bekomme eine Bleischürze umgehängt und ein etwa 3x4 cm messendes flaches Ding in einer Halterung in den Mund gesteckt, die Zahnarzthelferin positioniert das Röntgengerät und verlässt den Raum, es piept. Der Vorgang wird dreimal für verschiedene Stellen im Mund wiederholt, dann darf ich zurück ins Behandlungszimmer.

“Das hat nach einem analogen Vorgang ausgesehen”, sage ich, “aber wir kriegen die Bilder doch gleich digital, wenn ich das richtig verstanden habe?” Ja, sagt der Zahnarzt, man kann auch ganz digitale Bilder machen, da hängt den Patienten dann ein Kabel aus dem Mund. In dieser Gemeinschaftspraxis hat man sich für einen Mittelweg entschieden: Die Bilder werden auf einer wiederverwendbaren Röntgenspeicherfolie analog aufgezeichnet und dann

gleich eingescannt. Das Scannen löscht gleichzeitig die Folie. Der Scanner ist ein bisschen billiger oder teurer als beim ganz digitalen Verfahren, er nennt Zahlen um die 8000 Euro.

In der Zwischenzeit passieren aufregende Dinge mit den Bildern meiner Zähne, wie ich später herausfinde. Dotierungsatome werden auf Zwischengitterplätze verschoben und wieder zurück!

> "Die Speicherfolien sind schichtförmig aus Kunststoffträgern und einer 0,1–0,2 mm starken Leuchtstoffschicht (dotiertes Bariumfluorid) aufgebaut und flexibel. Der Leuchtstoff speichert die Intensität der eingetroffenen Röntgenstrahlung, indem die Leuchtstoffschicht angeregt und Dotierungsatome auf Zwischengitterplätze verschoben werden. Im Auslesegerät wird die Folie aus der Kassette entnommen und zeilenweise mit einem Laser der Wellenlänge 500-700 nm abgetastet. Die Photolumineszenz wird zu jedem Bildpunkt mit einem Photomultiplier erfasst, in eine Zahl konvertiert und gespeichert. Der Auslesevorgang ist kürzer als die konventionelle Filmentwicklung." (Wikipedia)

Früher, sagt der Zahnarzt, seien für die Röntgenbilder noch mehrere Entwicklungsschritte erforderlich gewesen, so mit Entwicklungsbädern und allem. Jetzt dauert es nicht länger als seine Erklärung, dann erscheint mein Gebiss auf dem Display.

Kathrin Passig

Mai 2017

Versuchen Sie es in 26 Sekunden erneut

Es passiert mir selten, aber heute ist es wieder passiert. Ich habe mit meinen Griffeln zu sehr herumschimpanst und den Fingerabdrucksensor auf dem Handy oft genug nicht richtig erwischt. Jetzt kann ich für dreißig Sekunden

(dreißig ganze Sekunden!) nicht an mein Gerät heran. Mein Weltzugang ist amputiert und ich bekomme kurz wieder einen Eindruck davon, wie das Leben ohne Smartphone einmal war. Es fühlt sich ein bisschen an, als hätte ich mich aus der eigenen Wohnung ausgesperrt. Ja, dreißig Sekunden sind eigentlich genau die Zeit, die es braucht, damit sich mein Gehirn in übertriebene Vergleiche hineinsteigern kann.

Ich habe im Handy die Abdrücke von vier Fingern gespeichert, seit ich einmal ein Pflaster über dem rechten Daumen hatte und mir dachte, es wäre vielleicht gut, wenn ich mich nicht nur nur auf das Vorhandensein eines einzigen Daumens verlasse. (Wer weiß, was ihm passieren kann.) Wenn die Finger dreckig sind oder die Taste nass, kann ich immer noch einen Code eingeben, um Einlass zu bekommen. Aber sobald ich die Code-Eingabe mit weiterem Gepatsche auf den Sensor abwimmele, werde ich gesperrt.

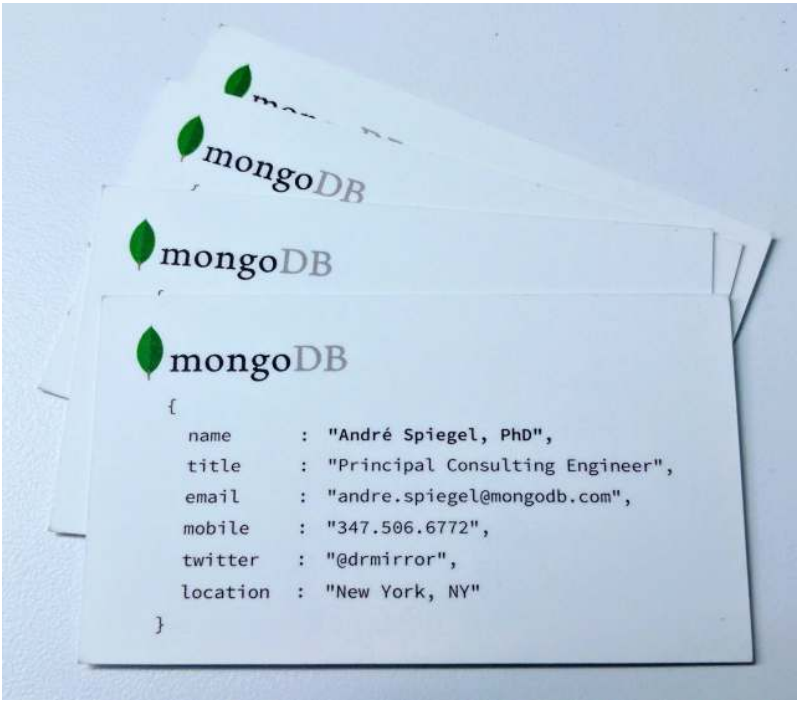
Als ich anderen davon berichte, erfahre ich, zu meiner Verwunderung, dass das gar keine Standardeinstellung von Android ist. Es scheint vor allem bei Samsung-Geräten so zu sein. In den Einstellungen lässt es sich aber auch nicht ändern. Ich werde wohl weniger Ungeduld im Patschen zeigen müssen, damit ich mir die Ungeduld des Wartens ersparen kann.

Felix Lorenz

Schleichend, ungefähr 2017

E-Mail ersetzt die Visitenkarte

Als Mitarbeiter, der täglich Kundenkontakt hat, bekomme ich von meiner Firma stets frische Visitenkarten. Ich habe aber seit Monaten keine mehr benutzt. Zum Austausch von Kontaktinformationen sind sie unpraktisch, da der Empfänger die Daten ja doch in irgendeinem elektronischen System braucht und nicht auf Papier.



Anstelle des Austauschs von kleinen bedruckten Papierstückchen schicken wir uns, um einen Kontakt dauerhaft herzustellen, eine E-Mail. Da es in der Regel nur auf Namen und E-Mail-Adresse ankommt, braucht die E-Mail noch nicht einmal einen standardisierten Anhang mit den Kontaktdaten. Auch der Firmenname steht ja meistens schon in der Adresse.

Um die E-Mail-Adresse korrekt auszutauschen, ist manchmal etwas Kreativität erforderlich. Man buchstabiert und schaut dem andern über die Schulter, während er die Adresse in seinen Laptop tippt, oder man schreibt die Adresse ans Whiteboard, oder auf ein Stück Papier, falls vorhanden. Mitunter gibt man dem Gegenüber auch das eigene Smartphone in die Hand und lässt ihn seine Adresse selber tippen.

Es gibt sicher Fälle, in denen das gekonnte Schubsen von Visitenkarten über einen Konferenztisch zur Seriosität des Geschäftsgebarens gehört und Kompetenz vermittelt. In meiner technischen Beraterrolle fiele ich durch das Überreichen von bedrucktem Papier allerdings eher unangenehm auf inzwischen.

André Spiegel

1970er und 80er Jahre sowie 2017

Wasserstände von öffentlichem Interesse: Der Anrufbeantworter der Donau

Anlässlich eines bei Twitter erwähnten "Sendung mit der Maus"-Films über die Zeitansage fällt mir wieder ein, dass mein Vater früher bei Hochwassergefahr gelegentlich die Telefonnummer der automatischen Pegelansage gewählt hat. Er arbeitete beim Wasserwirtschaftsamt, wir wohnten aber nicht in Sichtweite der Donau. Vor Ort konnte und kann man den Pegel an einem Schild an der Donau ablesen. Hier ist das Verfahren ganz analog: das Wasser steigt bis zu der Zahl, die den aktuellen Wasserstand angibt. Aber wie ist der Pegelstand in die automatische Ansage hineingelangt?

Sicher hat kein Mensch, so überlege ich, manuell zwischen Donau und Anrufbeantworter vermittelt, denn man konnte den Pegelstand auch nachts abfragen. Dass die Donau, wie im "Sendung mit der Maus"-Film, einen Tonarm an die richtige Stelle einer Platte gehoben haben soll, kommt mir aber auch unwahrscheinlich vor. Naja, das Internet wird es schon wissen, denke ich.

Aber das Internet erweist sich als überraschend ahnungslos, was Pegelansagegeräte betrifft. In der Wikipedia steht zwar:

> “Sogenannte *Anrufpegel* (Pegelansage) können bei Bedarf per Telefon von jedermann abgefragt werden und geben den momentanen Wasserstand in Zentimetern bzw. Durchfluss in Kubikmetern pro Sekunde (m^3/s) an. Für Pegel an deutschen Bundeswasserstraßen wählt man dazu die Ortsvorwahl und anschließend die 19429, beispielsweise für den Pegel Karlsruhe-Maxau 0721 19429.”

Nur wie das in den 70er Jahren funktioniert haben könnte, steht weder dort noch anderswo. Google Books liefert ein paar verheißungsvolle Beiträge aus Elektrotechnik-Zeitschriften der 1950er Jahre, aber die winzigen Vorschaubilder helfen mir nicht weiter, und ganze Seiten sind nicht verfügbar. Lediglich in diesem PDF des Hessischen Landesamts für Naturschutz, Umwelt und Geologie gibt es eine kleine Abbildung eines interessant aussehenden Pegelansagegeräts und eine zeitliche Einordnung:

> Noch Anfang der 50er Jahre wurden die Wasserstände an der Pegellatte von Beobachtern vor Ort abgelesen und die Daten telefonisch weitergegeben. Eine wesentliche Verbesserung der Datenübermittlung erfolgte durch die Ausrüstung der Pegel mit Wasserstandsansagegeräten. So wurde z. B. im Mai 1953 der Pegel Rotenburg an der Fulda mit einer Übertragung der Wasserstandsdaten per Telefon ausgerüstet: Auf Anruf wird der aktuelle Wasserstand mitgeteilt.

Ich schreibe an die Poststelle des Deggendorfer Wasserwirtschaftsamts und bekomme sofort eine äußerst freundliche Antwort aus dem “Sachgebiet Gewässerkunde”:

> “... Mit dem elektro-mechanischen Pegelansager bist Du tatsächlich knapp dran. Aber irgendwo in Bayern müsste so ein Teil aufzutreiben sein. Ich frag mal die paar Kollegen, die noch älter sind, als ich.”

Eine Woche später erhalte ich eine weitergeleitete Mail:

> “… auf ihre Anfrage vom 23.05.2017 teilen wir ihnen mit, dass sich ein Gerät (oder Teile davon) im Gerätekeller des Bayer. Landesamtes für Umwelt, Referat 85 befindet. In Anlage übersenden wir ihnen eingescannte Schaltpläne und Beschreibung zu einem solchen Gerät.”

Das Gerät ist ein “Hagenuk MA-01”-Messwertansager. Unter Punkt 2, “Wirkungsweise”, steht in der schreibmaschinengetippten Beschreibung:

> “Die automatische Einrichtung für die Fernansage von Wasserständen gestattet Meßwerte von Wasserständen, die von öffentlichem Interesse sind, anzusagen. Nach Anwahl durch den Fernsprechteilnehmer meldet sich das Gerät mit dem vorgeschriebenen Meldewortlaut. Danach werden die Meßwerte der Wasserstände in offener Sprache und in einem für jedermann verständlichen Sinn angesagt.”

Die für jedermann verständliche Ansage muss der Beschreibung zufolge ungefähr so gelautet haben: *“Hier automatischer Anrufbeantworter Deggendorf”*, Rufnummer, *“Pegel Deggendorf, Wasserstand in cm”*, gefolgt von drei Zahlen, *“Tendenz steigend”* oder *“Tendenz fallend”*, *“Wasserstand um 5 Uhr”*, noch einmal drei Zahlen, *“Ende der Mitteilung”*.

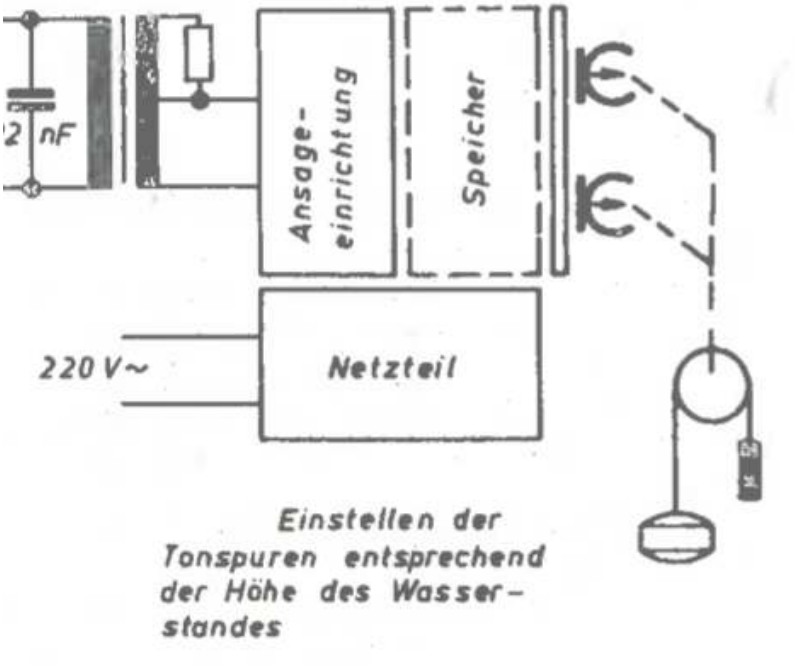
> “Die einzelnen Ziffern sind ebenso wie der Meldetext, die erklärenden Ansagen und der Schlußtext auf einer Tonfolie im Abspieleinsatz gespeichert.”

Punkt 1.75, Wartung:

> „Der Meßwertansager ist als elektronisches Gerät mit Relaistechnik weitgehend wartungsfrei. Lediglich die Tonköpfe im Abspieleinsatz sind nach ca. 10000 und 20000 Ansagen mit je 10 Umläufen des Tontellers zu reinigen. Nach ca. 30000 Ansagen (10 Jahre bei täglich 8 Ansagen; 300000 Umläufe des Tontel-

lers) ist es erforderlich, den Abspieleinsatz zur Erneuerung der Tonfolie einzuschicken. Der genaue Zeitpunkt kann jedoch vom Nachlassen der Tonqualität abhängig gemacht werden.”

Die für die Beantwortung meiner ursprünglichen Frage entscheidende Stelle des Schaltplans:



Rechts unten ist ein Schwimmer zu sehen. Das Gerät muss in einem donaunahen Gebäude untergebracht gewesen sein. Und dann hat die Donau dem Anrufbeantworter ihren aktuellen Wasserstand selbst mitgeteilt.

Auf welche Art die Donau heute mit dem Internet redet, frage ich die freundlichen bayrischen Behörden dann bei einer anderen Gelegenheit, diesmal vielleicht vor dem Aussterben der Technik.

Kathrin Passig mit Hilfe von Siegfried Brunner vom Wasserwirtschaftsamt Deggendorf und Mario M. Knott vom Bayerischen Landesamt für Umwelt, Dienststelle Hof

25. Mai 2017

Videotheken-Ausgrabungen in Neukölln-Nord

2008 war ich zum letzten Mal in der großen, zweistöckigen "Video World"-Filiale am Kottbusser Damm, um dort Folgen von "Dr. House" und "Six Feet Under" auszuleihen. Die Videothek hat mein Ausbleiben zunächst verkraftet, um 2015 herum aber doch geschlossen. In die Räume ist ein Brautmodenladen eingezogen.

Beziehungsweise ist die Videothek gar nicht gleich verschwunden, wie ich heute herausfinde. Vorher muss sie noch umgezogen sein, 500 Meter weiter nach Norden, in einen viel kleineren Laden, der bei Google Street View eine Filiale des Drogeriemarkts Schlecker beherbergt. Die letzten Schlecker-Filialen wurden 2012 geschlossen, Google Street View archiviert also ein ziemlich historisches Bild meiner Nachbarschaft.

Ich muss viele Male am neuen Standort vorbeigegangen sein, ohne die Videothek zu bemerken. Erst heute fällt sie mir auf, und nur durch ihre Abwesenheit:

“Ladeneinrichtung & Zubehör zu verkaufen” steht handschriftlich auf dem rechten der beiden orangefarbenen Plakate.

Es ist nämlich alles noch da:

Ich habe Videotheken seit 2008 nicht vermisst. Aber dieser Anblick erfüllt mich mit einer unbestimmten Trauer. Obwohl sich das Ende lange angekündigt haben muss, sieht es so aus, als sei da etwas schnell und unerwartet über die Welt hereingebrochen. Das Verschwundene lässt sich gerade noch fotografieren, wobei die Absperrungen auch bereits zu einer Museumsinstallation gehören könnten: ”Videotheken-Ära (1975–2015), die Exponate bitte nicht berühren”.

Kathrin Passig

Mai 2017

Alle nutzen ein Tablet, nur ich nicht

Wir haben zu Hause ein iPad Mini, das ich aber so gut wie nie nutze. Mein Mann hat sich das iPad gekauft, er nutzt es auch dauernd, deswegen ist es seins und ich habe damit recht wenig zu tun.

Meine Eltern (Jahrgang 1957 und 1961) haben auch ein Tablet. Was genau es für eins ist, weiß ich nicht, es ist aber kein iPad. Was genau sie damit machen, weiß ich auch nicht, aber sie nehmen es schon mal mit, wenn sie ein Wochenende nach Berlin fahren und meine Mutter guckt nach, wann irgendwelche eBay-Aktionen auslaufen. Ich vermute, dass sie dafür auch eine SIM-Karte mit Datenvolumen haben, denn zumindest in ihrer Wohnung in Berlin ist kein Internet. Außerdem haben wir bei meiner Oma im Seniorenheim damit schon mal etwas im Internet nachgeguckt, allerdings kann es natürlich auch ein Seniorenheim-WLAN geben, von dem ich noch nichts mitbekommen habe.

Meine Schwiegereltern

(Jahrgang 1938 und 1941) haben auch ein Tablet, auch kein iPad, vermutlich nicht mit mobilen Daten, denn mein Schwiegervater hat schon gelernt, dass man darum bitten muss, die WLAN-Daten zu haben, wenn man sich bei anderen Leuten befindet. Er nutzt es zum Beispiel, um seine Mails nachzugucken, für Onlinebanking und um die Zeitung zu lesen. Ob meine Schwiegermutter das Tablet nutzt, weiß ich nicht.

Auch wenn ich (Jahrgang 1980) die Vorzüge eines Tablets verstehe, habe ich nicht das Gefühl, eines zu brauchen. Kleinkram kann ich auf dem Smartphone machen, größeren Kram auf dem Laptop oder dem Desktoprechner. Und wenn ich ganz dringend doch für irgendwas ein Tablet brauche, leiht mein Mann mir seins bestimmt.

Anne Schüßler

28. Mai 2017

Die Zeit zum Reichwerden war wohl gerade

In der Techniktagebuch-Redaktion vergleichen wir, wie oft wir QR-Codes nutzen. Die meisten Antworten bewegen sich zwischen “nie” und “einmal pro Jahr”, nur André, der bekanntlich in der Zukunft lebt, gibt an, sie “alle na-

selang" zu brauchen. Virtualista steuert die Information bei "In Bitcoin-Kontexten werden auch gern QR-Codes verwendet, um Informationen in Apps hinein zu transferieren."

Das erinnert mich wieder daran, dass es Kryptowährungen auch noch gibt. "Ich versteh davon immer noch so viel nicht", sage ich, "manchmal versuch ich was zu verstehen und installiere neues Zeug und melde mich bei noch mehr Plattformen an und geb nach einer halben Stunde wieder auf. Ich hab mein Ethereum ja nur noch, weil ich vor ein paar Monaten rein technisch zu blöd zum Verkaufen war. Das ist einerseits gut, weil erhebliche Wertsteigerung seitdem, und andererseits schlecht, weil ich sicher immer noch zu blöd zum Verkaufen bin."

Wo wir gerade dabei sind, schaue ich bei coinmarketcap.com rein, einer Übersicht über die Preise und Preisentwicklungen der diversen Kryptowährungen. Dort sieht es anders aus, als ich es bisher kannte: "Beeindruckend, die Spalte mit den letzten 24 Stunden: grün und zweistellig von oben bis unten. Was geht?" Bitcoin steht an diesem Tag so bei 2000 Euro, Ethereum um 150.

André, der bekanntlich in der Zukunft lebt, sagt: "Jetzt ist die Zeit, sein Haus zu verkaufen, einen Kredit aufzunehmen, und morgen das doppelte Geld zu haben!"

Markus sagt: Naja, die Zeit war wohl gerade."

Kathrin Passig

Mai 2017 und mehrere Jahrzehnte davor

Ziga-was? Vom Raucherhilfsmittel zur Gleichstromquelle

In den Autos meiner Kindheit gab es üblicherweise keine Getränkehalter. Was hingegen unweigerlich vorhanden war – meist nebeneinander –, waren ein Zigraettenanzünder und ein Aschenbecher. Je nach Veranlagung der Fahrzeugnutzer war letzterer entweder leer, voller Zigarettenstummel oder mit

anderem kleinteiligen Abfall gefüllt, z. B. zusammengeknüllten Kaugummiverpackungen oder Kassezetteln. Zum Entleeren konnte man das Fach des Aschenbechers herausnehmen und dann ausschütten.

Der Zigarettenanzünder bestand einerseits aus einer Buchse mit ca. 2 cm Durchmesser und andererseits aus einem passenden Stecker mit einem Druckknopf mit Federmechanismus. Steckte der Stecker in der Buchse, so konnte man den Knopf hineindrücken, bis er einrastete. Dadurch wurde der Kontakt zwischen einem spiralförmigen Heizdraht im Stecker und der 12-Volt-Gleichstromversorgung des Autos hergestellt. Der Draht wurde durch den Strom aufgeheizt und nach einer gefühlten halben Minute sprang der Knopf wieder heraus. Man konnte dann den Stecker am Knopf herausziehen und sich mit der glühenden Spirale am anderen Ende eine Zigarette anzünden.

Foto: Zigarettenanzünderstecker

Selbstverständlich gab es auch in den 1970er Jahren schon Elektrogeräte – z. B. Kartenleselampen oder CB-Funkgeräte – die man anstelle des Anzünders in die Buchse stecken und so mit 12 V Gleichspannung betreiben konnte. Praktischerweise war die Buchse nämlich herstellerunabhängig genormt. Aber die klar vorherrschende Nutzung bestand im Anzünden von Glimmstengeln.

In unserem letzten Auto – einem Renault Megane, Baujahr 2008 – fehlten bereits der Aschenbecher und Stecker mit dem Glühdraht. Die Buchse war in der Mittelkonsole durchaus vorhanden, allerdings mit einer aufklappbaren Plastikkappe, die nicht mit dem Piktogramm einer brennenden Zigarette versehen war sondern mit der Aufschrift „12 V“.

Wir verwendeten diese Buchse dann auch pflichtschuldigst nur zum Betrieb eines Navigationsgeräts und zum Aufladen unserer Smartphones. Dazu diente ein Stecker, der außen einen USB-Anschluss hatte, wie man ihn an jeder größeren Tankstelle günstig erstehen kann. (Dieser USB-Stecker kam auch bei folgender Aktion zum Einsatz – und zwar so selbstverständlich, dass ich ihn keiner Erwähnung wert fand.)

Foto: Zigarettenanzünderbuchse mit USB-Ladestecker

Unser aktuelles Auto – ein Opel-Kleinbus, Baujahr 2009 – hat hingegen wieder einen kompletten Zigarettenanzünder samt Stecker. Letzterer liegt aber üblicherweise im Handschuhfach und in der Buchse steckt der USB-Stecker.

Foto: Zigarettenanzünderzubehör aus dem Handschuhfach – Anzünderstecker, Kartenleselampe, Batteriespannungsprüfer

Wie um den Wandel des Nutzungsmusters zu unterstreichen, hat der Bus eine zweite Zigarettenanzünderbuchse im Kofferraum. Diese ist weder bei normaler Fahrt noch bei zum Schlafen umgeklappter Rückbank von den Passagieren zu erreichen und dient somit ausschließlich zum Betrieb irgendwelcher Campinggerätschaften, z. B. eines kleinen Kühlschranks.

Virtualista

31.05.2017

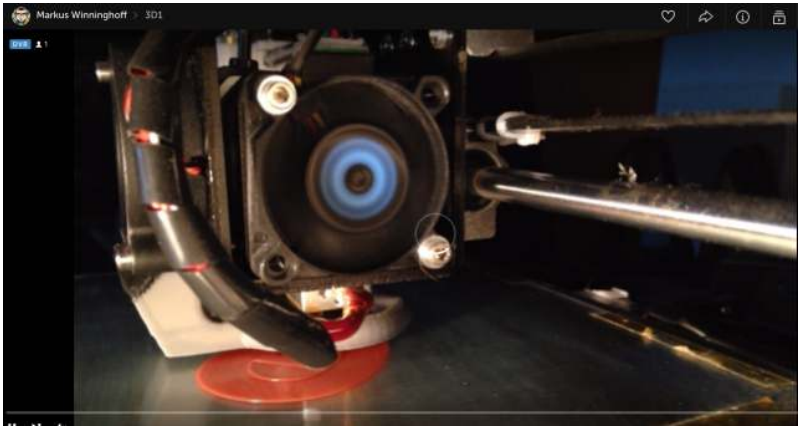
Livestream – Make Faulheit great again

Feierabend. Sanft schaukelnd liege ich auf der Gartenschaukelbank. Die Terrassentür ist offen, und leise dringt das beruhigende Summen und Sirren des 3D-Druckers an mein Ohr. Im Druck ist ein neuer Griff für einen alten Schrank.

Das Problem: Das Geräusch des Druckers ändert sich nicht, wenn sich der Druckling von der Grundplatte löst, so dass damit der Druck einerseits nichts mehr werden kann und andererseits die Brandgefahr steigt. Also will der Druck überwacht werden. Zwischen dem Drucker und mir befindet sich aber eine Wand unseres Hauses. Ich müsste aufstehen. Eine andere Lösung muss her.

Meine Frau sitzt etwas näher an der Terrassentür. Sie ist in ein Sudoku-Spiel vertieft. Ich störe ja nur ungern, aber ob sie mal eben gucken könnte? Kann sie nicht. Man muss Prioritäten setzen.

Also platziere ich ein altes Handy in der Nähe des Druckers, auf dem die App “Livestream” läuft. Ich maile mir den Link zu dem Livestream-Event zu, lege mich wieder hin und kann nun im Browser beobachten, wie mein Druck läuft. Denn das Macbook schaukelt logischerweise mit mir zusammen auf der Schaukelbank. Kurz bevor ich entschlummere, setzt das Geräusch aus, und ich sehe im Browser, dass der Druck fertig ist. Jetzt muss ich doch aufstehen.



Markus Winninghoff

Frühjahr 2017

Äußerst mobile Kommunikation

Ich sitze im Flugzeug einer arabischen Fluggesellschaft, irgendwo über dem Iran in zehntausend Metern Höhe, und habe WLAN. Die Gesellschaft bietet das für ihre Kunden an, zum Preis von einem Dollar pro Flug (woran sich andere Telekommunikationsprovider durchaus ein Beispiel nehmen sollten).

Das WLAN reicht nicht, um damit einen Film in HD aus der ARD-Mediathek zu gucken – was vermutlich wegen des Geoblockings sowieso nicht funktionieren würde –, aber es reicht, um von unterwegs der Familie ein paar durchs Fenster gemachte Fotos der iranischen Gebirgslandschaft unter mir zu schicken.

Und es reicht, um mein privates VPN einzuschalten, so dass ich, wenn es notwendig werden sollte, aus zehn Kilometern Höhe und mit 900 km/h reisend, jederzeit die Logfiles meines heimischen Routers einsehen könnte. Oder sogar einen ARD-Film gucken. Wenigstens in 240p.

axaneco

31.5.2017

Hackerschauer über meinem Server

Ich sitze im Homeoffice und ärgere mich über mein andauernd brummendes Privathandy. Es kommen haufenweise Mails.

Mails von einem Wachhund, der meinen Webserver überwacht.

Server is down.

Server is up again.

Server is down.

Seit 22:00 Uhr gestern Abend. Im Minutenrhythmus.

Ich rufe mein Blog auf – connection rejected. Der Server mag mich nicht. Ich refreshe die Seite, nach endlosen 40 Sekunden ist sie aufgebaut.

Das sieht nicht gut aus.

Die Admin-Weboberfläche funktioniert halbwegs, nur ist dauernd die Datenbank abgestürzt, die auf dem Server läuft.

Login per Shell. Bis zur Passwortabfrage dauert es ungewohnte 20, 30 Sekunden. Login erfolgreich, Fork fehlgeschlagen.

Kein Hauptspeicher verfügbar. Eingeloggt bin ich, hab aber kein Programm, um Befehle abzusetzen.

Noch ein Versuch. Nach fünf oder sechs Minuten bin ich eingeloggt *und* handlungsfähig. Die Hauptlast auf dem Server stammt überraschenderweise von einem Dienst namens fail2ban, der nach fünf fehlerhaften Passworteingaben von derselben Netzwerkadresse diese für 24 Stunden komplett aussperrt.

Man sieht ihn normalerweise nicht.

Ich boote den Server neu (Boot tut gut, wie man so sagt) und nach weniger als fünf Minuten ist der Zustand wieder derselbe. Sogar eine Nuance schlimmer, ich komme nämlich gar nicht mehr per Shell rein.

Ich rufe den Support des Providers an. Mein Server ist virtuell und bekommt bestimmte Ressourcen zugeteilt: 8 GB Hauptspeicher sind mir vertraglich garantiert, einige zehntausend Netzwerksessions auch.

Seit dem Reboot vor inzwischen 20 Minuten hätte der Server schon 50.000 Überschreitungen der Anzahl der Netzwerksessions protokolliert und ungefähr genauso viele komplette Speicherauslastungen.

Ofenbar werde ich angegriffen. Nicht die üblichen zwei bis drei Loginversuche pro Minute, sondern was Großes.

fail2ban schickt mir für jede gesperrte Netzwerkadresse eine Mail. Normalerweise eine alle drei bis fünf Minuten, derzeit eher drei bis fünf pro Minute, und die Loginversuche kommen so schnell, dass die Sperrung laut Mail nicht mehr nach fünf Fehleingaben des Passwortes erfolgt, sondern in einigen Fällen erst nach über 300.

Der Login hat inzwischen wieder funktioniert.

Mit dem Befehl netstat versuche ich, mir die aktuellen Netzverbindungen anzeigen zu lassen. Das Speicherproblem hindert mich daran. Ich versuche es immer weiter.

Nach einer Weile klappt es und ich sehe deutlich über hundert Sessions von einem Server, der eine Domainadresse in Liechtenstein hat. Über nic.li, den dortigen Registraturdienst, frage ich den Inhaber ab.

Es ist ein Mann aus Dresden, für den Google mir sogar eine Handynummer liefert.

Ich entschließe mich spontan, ihn anzurufen.

“Sie sind der Inhaber der Domain xyz.li, sagt das Internet.”

“Äh, ja, wieso?”

“Ihr Server neu.xyz.li hat derzeit weit über hundert Sessions auf meinem Server.”

“Das ist doch nur so eine virtuelle Maschine, die hier irgendwie mitläuft.”

Er sieht keine Sessions, aber ich beweise ihm, dass sie da sind. Er fährt den Server runter und sperrt die Zugriffe aus seinem Netz auf meinen Server.

Ich muss nun ins Büro. Dort angekommen deaktiviere ich noch schnell alle Domains, die nicht wirklich gebraucht werden, und will mich abends weiter kümmern.

Abends ist alles wieder ok. Keine übermäßigen Zugriffe. Ich modifiziere die Firewall und mache sie zu einem nervigen Türsteher, der Logins verzögert. Dadurch wird die Last bei zukünftigen Loginstürmen gedeckelt.

Wurde ich gezielt angegriffen? Ich hatte am Vortag auf Twitter eine kleine Diskussion mit Besorgten Bürgern, und ein Serverbetreiber aus Dresden – man weiß ja nie!

Wahrscheinlich war sein Server aber nur von Malware befallen und Teil eines Botnetzes geworden, das auf meinen Server angesetzt war. Alleine kann er das jedenfalls nicht verursacht haben.

Ob das Botnetz meinen Server nun aus Rache aufs Korn genommen hatte oder man so verschiedene Server abgeklappert hat in der Hoffnung, diese während der Überlastung durch Systemfehler übernehmen zu können, werde ich wohl nie erfahren.

Das ganze erinnert mich an einen Hagelsturm. Es ist lästig und es kann dabei auch was kaputtgehen, aber man kann kaum was dagegen machen und muss halt eine Weile rechts ran fahren, bis es vorbei ist.

Volker König

1.6.2017

Ich deinstalliere Facebook und fühle nichts

Seit einiger Zeit schon habe ich das Gefühl, Facebook eher aus reiner Gewohnheit zu nutzen. Man guckt halt rein, aber so richtig interessieren tut mich das wenigste. Das einzige, was ich von Facebook wirklich nutze, ist der Messenger, aber dafür gibt es sowohl eine eigene App als auch eine eigene Webanwendung. Ich brauche dafür nur einen Facebookaccount.

Löschen will ich das Konto auch sonst nicht, ich möchte ja weiterhin über Facebook erreichbar sein, schon allein deswegen, weil sich hier viele Leute tummeln, die nicht twittern oder bloggen. Ich bin auf Facebook zum Beispiel mit recht vielen alten Schulfreunden (bis zu Grundschultagen) befreundet und möchte zumindest die Möglichkeit haben, diese zu kontaktieren.

Also deinstalliere ich die Facebok-App auf meinem iPhone. Hier brauche ich sie nicht, die Messenger-App behalte ich und jetzt muss ich eben an einen Rechner, wenn ich auf Facebook was gucken will. Ich warte ein paar Tage ab und habe keine tieferen Gefühle ob der fehlenden Facebookoption auf meinem Smartphone. Vermutlich brauche ich es mobil wirklich nicht mehr.

Anne Schüßler

1.6.2017

Ende der Roaminggebühren in Europa! (Terms & Conditions apply)

Das ist doch Grund zum Jubel: Ab Mitte Juni 2017 werden die Roaminggebühren für den Mobilfunk innerhalb der Europäischen Union abgeschafft. Also, grundsätzlich: Wer mit seinem deutschen Handy in einem anderen EU-Land telefoniert oder im Internet surft, zahlt das Gleiche wie im heimischen Netz – und kann auch seine gebuchten und bezahlten Telefonminuten oder Datenvolumen nutzen.

So weit die erfreuliche Theorie. Aber die Mobilfunkanbieter haben sich ja seit der Markteinführung der GSM-Netze in den 1990-er Jahren, also seit Beginn des Mobilfunks als Massenmarkt, immer wieder neue Tricks überlegt,

möglichst gut zu kassieren – in der Regel mit nur schwer durchschaubaren Bedingungen: *Terms & Conditions apply*, es gelten besondere Regelungen. Und so ist es beim Roaming in Europa natürlich auch.

Das fängt schon mit der Frage an, in welchen Ländern das kostenlose Roaming ab dem 15. Juni gilt. Denn durchaus europäische Länder wie die Schweiz oder Norwegen gehören ja nicht zur Europäischen Union. Aber zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR). Also gilt das denn da nun oder nicht?

Schauen wir mal auf die Webseite eines Providers, zum Beispiel des Telekom-Ablegers congstar:

Was kostet Roaming?

Innerhalb der EU entfallen ab 15. Juni 2017 die zusätzlichen Roaminggebühren, dann gelten die günstigen congstar Tarife gleichermaßen im Inland wie bei der Mobilfunknutzung in der Ländergruppe 1. Du kannst dein Datenvolumen und deine Inklusiv-Minuten und -SMS dann einfach innerhalb der EU mitnehmen. Mobilfunktarife, die Roaming ausschließen oder nur gegen Zuschläge ermöglichen, gibt es aktuell bei congstar nicht und werden auch nicht zum 15.Juni 2017 eingeführt. Die Preise werden ab diesem Termin automatisch nach den neuen EU-Vorgaben abgerechnet. congstar Kunden müssen an ihren bestehenden Mobilfunkverträgen keine Änderung vornehmen.

Außerhalb der EU fallen für die Nutzung von Telefonie, SMS und Daten zusätzliche Kosten an. Diese hängen vom Reiseland und dem Zielland von z.B. Anrufen ab. Mit unserem Roaming-Rechner lassen sich für Reisen innerhalb und außerhalb Europas die genauen Kosten je Urlaubsland ganz einfach bestimmen.

Hm. Da steht *innerhalb der EU* und dann *wie bei der Mobilfunknutzung in der Ländergruppe 1*. Und zu dieser Ländergruppe gehört wer, also was steht dazu auf der Congstar-Seite?

4.1 Abgehende Verbindungen von Deutschland ins Ausland[3]

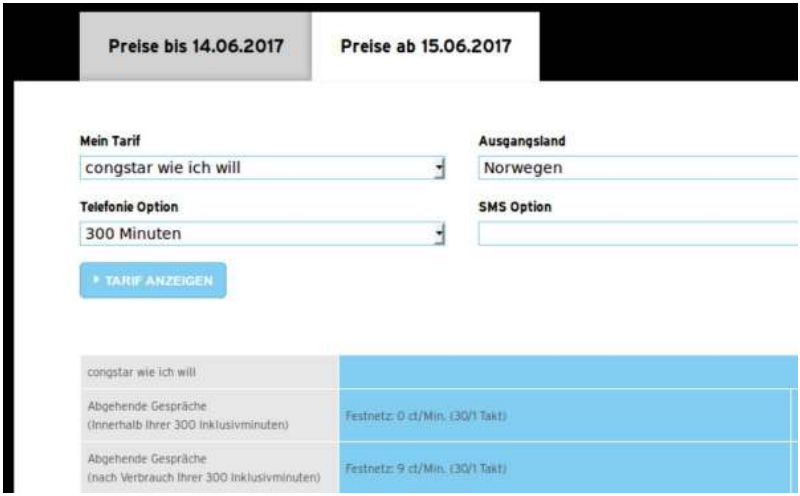
4.1.1 Definition der Länderzonen

congstar behält sich vor, im Einzelfall eine Umgruppierung von Ländern vorzunehmen.

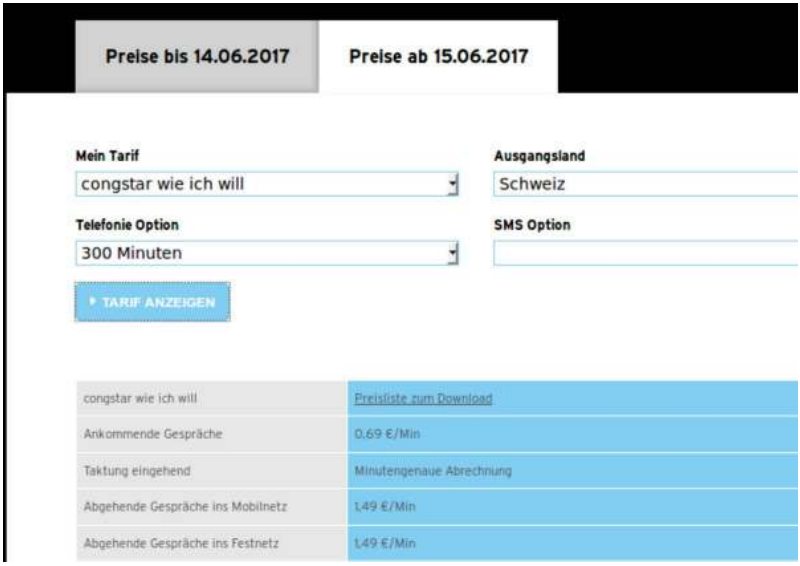
Zone 1
Belgien, Bulgarien, Dänemark, Estland, Finnland, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Guernsey, Irland, Island, Isle of Man, Italien, Jersey, Kroatien, Lettland, Liechtenstein, Litauen, Luxemburg, Malta, Monaco, Niederlande, Norwegen, Österreich, Polen, Portugal, Rumänien, Schweden, Schweiz, Slowakei, Slowenien, Spanien, Tschechische Republik, Ungarn, Zypern

Ah, sehr schön, Norwegen und die Schweiz sind ja keine EU-Länder, aber gehören zur Ländergruppe 1, also keine Roaminggebühren.

Vorsorglich überprüfen wird das mal in der der hinterlegten Datenbank auf der Congstar-Webseite. Erst mal für Norwegen:



Passt. Und jetzt mal für die Schweiz:



Äh, Moment? 69 Cent pro Minute für ankommende Gespräche, 1,49 Euro für abgehende Telefonate? Aber die Schweiz ist doch Länderzone 1, also müsste da... oder doch nicht? Warum widersprechen die sich auf der selben Webseite?

Mit anderen Worten: Das Chaos zeichnet sich bereits ab, und es könnte irgendwann justiziabel werden – was hier möglicherweise Irreführung der Verbraucher bis hin zu strafrechtlich relevanten Dingen ist, müssen Gerichte entscheiden.

Allerdings ist Congstar ja damit nicht allein, mit dem Chaos. Von deren Mutter Telekom gibt es ein Schreiben, das dem normalen Handy-Nutzer auch nicht so recht weiterhilft:

In allen aktuellen MagentaMobil Tarifen (ab 19.04.2016) sind die Vorgaben der EU-Regulierung "Roam like home") jetzt schon umgesetzt, heißt es in dem Brief. *Für Tarife, die vor dem 19.04.2016 gebucht wurden, gelten ab dem 15.06.2017 in der EU, Norwegen, Island und Liechtenstein die Inlandspreise ohne Roaming-Aufschlag.*

Alles klar? Telefoniere ich nun ohne Aufschlag, wenn ich den Vertrag nach dem 19. April vergangenen Jahres abgeschlossen habe, aber in Norwegen bin? Oder in Liechtenstein? Für die Schweiz hat die Telekom die ganze Rückseite mit lustigen Kästchen versehen – was der Kunde dort für einen Anruf oder für eine Datennutzung zahlt, richtet sich nach seinem Tarif. Und wenn er die Grenze zwischen Liechtenstein und der Schweiz übersieht, hat er eben Pech gehabt. . .

Wo der Platzhirsch Telekom Chaos verbreitet, will der Billiganbieter Aldi-Talk nicht nachstehen. Der hat seine Ländergruppe 1 sogar noch ein bisschen großzügiger definiert als die teure Konkurrenz:

EU + EWR-Staaten + Schweiz
Belgien, Bulgarien, Dänemark, Estland, Finnland, Frankreich, frz. Guyana, Gibraltar*, Griechenland, Großbritannien (inkl. Kanalinseln), Guadeloupe (Karibik), Irland, Island, Italien (inkl. Vatikanstadt und San Marino), Kroatien, Lettland, Liechtenstein, Litauen, Luxemburg, Malta, Martinique (Karibik), Niederlande, Norwegen, Österreich, Polen, Portugal (inkl. Azoren und Madeira), Rumänien, Schweden, Schweiz, Slowakische Republik, Slowenien, Spanien (inkl. Kanarische Inseln), Tschechien, Ungarn, Zypern

Also nicht nur die Schweiz! Auch Martinique in der Karibik! Gouadeloupe! Dummerweise steht dann in der igentlichen Preisliste nichts mehr von dieser Ländergruppe (in Abgrenzung zur restlichen Welt), sondern nur von EU-Ländern. Und der Kunde bleibt völlig ahnungslos, ob der Anruf aus der Schweiz nun in seinem deutschen Minutenpaket enthalten ist – oder mit knapp einem Euro pro Minute recht teuer wird.

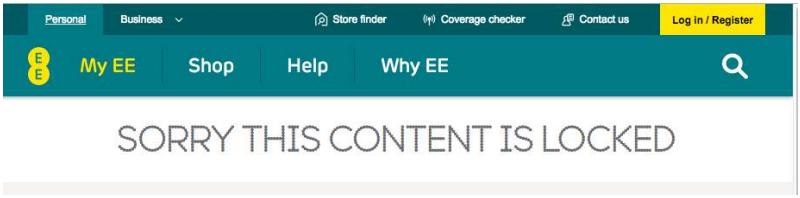
Mit anderen Worten: Es soll nicht einfacher werden, mit diesem Mobilfunk. Und wer ganz naiv glaubt, innerhalb dieses Europas (oder auch nur innerhalb der der EU) würden seine Telefonate überall zum gleichen Preis abgerechnet.... der sollte vorher erst recht noch mal auf die Tabellen und in seinen Vertrag gucken. Denn ein Gespräch aus den Niederlanden nach Griechenland, das ist EU-Roaming, zum innerdeutschen Preis. Wer aber aus Deutschland in den Niederlanden anruft... zahlt ein teures Auslandsgespräch. Wir wollen es ja nicht übertreiben, mit diesem Europa.

Thomas Wiegold

2. Juni 2017

Für den Gebrauch des Wörterbuchs bin ich noch zu jung

Ich habe schon wieder vergessen, was FUD heißt, und möchte bei urbandictionary.com nachsehen. Das kommt öfter vor, deshalb habe ich urbandictionary schon als Suchkürzel im Browser: “ud fud” gebe ich ein, lande aber nicht bei der Antwort, sondern hier:

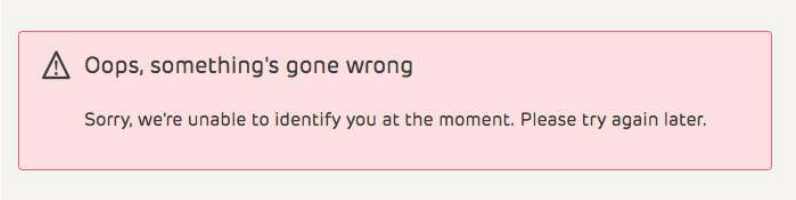


Das britische Handyinternet, an dem mein Laptop gerade via Tethering hängt, möchte erst einen Nachweis meiner Volljährigkeit sehen, bevor man mir eine so jugendgefährdende Seite zeigt.

> This website is blocked because of your Content Lock setting with EE. This is a safety feature that blocks content deemed unsuitable for the under 18s.

It's easy to remove so you can see all the sites you want.

Das Problem hatte ich voriges Jahr schon einmal, damals mit Tesco. Zur Behebung gibt es mehrere Optionen: Ich könnte mich bei EE einloggen oder registrieren, meine Kreditkartendetails eingeben, den Kundenservice anrufen, *charges may apply*, oder meinen Ausweis in einen EE-Laden tragen. Ich wähle die Kreditkartenoption.



Macht nichts. Erstens muss ich nicht so dringend wissen, was FUD bedeutet, und zweitens habe ich gestern 19 Dollar für ein VPN ausgegeben, mit dem ich mich jetzt drei Jahre lang als Mensch ausgeben kann, der in einem Land mit weniger chinesischen Internetvorschriften lebt. Das hatte aber andere Gründe, von denen ein andermal berichtet werden soll.

Kathrin Passig

2. Juni 2017

Rumstromern mit dem Klapprad

Während Aleks "Rücken" hat, hab ich "Bauch". Beides ist doof. Beides wird man nicht so einfach wieder los. Während "Rücken" schmerzt und einen auf diese Weise am sich Bewegen hindert, tut "Bauch" eigentlich nicht weh – es sei denn, die Hose kneift – sorgt aber ebenfalls dafür, dass man sich nicht bewegt, obwohl das als Gegenmaßnahme durchaus hilfreich wäre.

Fahrradfahren wird ja von vielen propagiert. Darauf angesprochen zetere ich immer rum, dass das viel zu gefährlich ist, was ich auch mit zahlreichen Unfallakten in meinem Büro belegen kann. Schließlich nahm meine Zur-Arbeit-mit-dem-Rad-fahren-Karriere auch in den Straßenbahngleisen an der Kreuzung Alte Schönhauser Straße / Torstraße ein jähes Ende. Das Knie schmerzte noch mehrere Jahre!

Fahrradfahren finde ich seither so richtig scheiße. Es macht mir einfach keinen Spaß. Punkt. Keine Diskussion. Etliche Freunde und Bekannte haben das zu spüren bekommen, wenn man mich mal wieder zu einer Radtour überredete. Es war furchtbar (mit mir und für mich). Fahren ohne Antrieb ist einfach nichts für einen Petrolhead wie mich. Sobald ein kleiner Berg kommt, zieht mich mein Gewicht runter. Sowohl mental, als auch physikalisch.

Aber was tun? Die Waage klettert mal wieder weiter. Das sich Bewegen wird beschwerlicher. Das ist keine gute Entwicklung. Gleichzeitig werden die morgendlichen Staus auch nicht lustiger, und das Autofahren macht mir auch nicht mehr so viel Spaß wie früher. Vielleicht ein E-Bike, vulgo Pedelec? Die Technik finde ich großartig, wenngleich ich bislang nur ein paar 100 m damit gefahren bin. Oder finde ich es gerade deswegen gut, weil ich noch nicht länger damit gefahren bin? Ohne es zu versuchen, werde ich es nicht herausfinden. Aber die Anschaffung ist nicht gerade günstig. Aleks konnte das ja über seinen Arbeitgeber angenehmer gestalten. Da ich mein eigener Arbeitgeber bin, nutzen mir etwaige Finanzierungsmodelle nicht viel. Der Widerstand im Familienrat war eh größer. “Wieder was, das nur rumsteht.” sagt sie. Hmpf. Das Problem ist: Sie kann Recht haben.

Vielleicht aber auch nicht.

Während Aleks mehr ein Tourenfahrrad suchte, muss meins andere Anforderungen erfüllen. Es muss handlich sein, weil ich damit in einen Fahrstuhl passen muss; nicht zu schwer, um auch mal eine Treppe zu bewältigen. Idealerweise passt das Gerät auch noch in den Kofferraum. Logisch, dass ich mich sofort bei Klapprädern, heute sagt man eher “Falträdern”, umsehe. Erstes Problem: Viele E-Falträder haben ein zulässiges Gesamtgewicht von 100 kg. Das. Reicht. Nicht. Dann nerven mich Kettenschaltungen. Also suche

ich nach Rädern mit Nabenschaltung. Ich finde dann eins, das sogar keine Kette hat. Es hat einen Kardanantrieb! Keine vollgeschmierte Hose beim Transport! Das rechte Rohr der Hinterradgabel ist gleichzeitig die Führung für die Kardanwelle. Jetzt erwacht die müde glimmende Flamme des Maschinenbauers langsam in mir. Akku IM Rahmen, nicht irgendwo doof hinter dem Sattelrohr, witterungsunabhängige Rollenbremsen (so ne Art Trommelbremsen) sind weitere tolle Features, die die Entscheidung reifen lassen. Problem: In und um Berlin finde ich nirgendwo einen Händler, wo man so eins probefahren kann.

Mitte Mai kaufe ich eins blind über eBay. Ein Vorführmodell in der gehobenen Ausstattung. Mit ~~Bullenmotor, Bullengetriebe, Bullenrei~~ äh, 7-Gang-Nabenschaltung, "Komfortdisplay" und größerem Akku (8,7 Ah). Dass der ganze Kram dennoch aus China kommt, lässt sich nicht ändern. Außerdem, wenn irgendwo elektrisch gefahren wird, dann dort! Ruckzuck-Paypal: Her mit dem Ding.

Das dauert dann doch noch etwa 2 Wochen, und zwischendurch habe ich ein sehr schlechtes Gefühl, dass ich fortan mehrere Stunden am Tag damit verbringen könnte, mein Geld wiederzubekommen. Aber nein: Am 2. Juni trifft es ein, und es ist großartig. Und hat einen Transportschaden. Den verbogenen Tretkurbelarm werde ich aber selbst richten bzw. tauschen. Ich gebe es so schnell nicht mehr her, mein Kadanie.

Der Antriebsmotor mit 250 Watt sitzt im Vorderrad. Davon bin ich erst nicht so überzeugt, es ist bei vielen Falträdern aber gängig.

Die Zweifel am Antriebskonzept schwinden schnell, denn es fährt sich prima! Nach 2 Kurbelumdrehungen setzt der Motor spürbar ein und hört sanft wieder auf, wenn man nicht mehr weitertritt. Man ist aber längst nicht so schnell wie mit dem Rad von Aleks. Fährt man schneller als 20 km/h, muss man zwar dank der 9 Unterstützungsstufen nicht viel Kraft aufwenden, aber man strampelt dann mit einer irren Tretfrequenz, will man dem Motor wenigstens ein bisschen beim Vortrieb helfen. Also fahre ich eben nur 20 km/h. Mir ist das schnell genug. Ich will ja auch mal wieder zum Stehen kommen können. Ich nehme an, dass die Nabenschaltung eher für 28”-Räder ausgelegt ist, weniger für die kleinen 20”-Kullerrädchen.

Da ich mit dem Auto im Büro bin, wohin das Fahrrad geliefert wird, muss ich als erstes testen, ob es in den Kofferraum meines alten BMW Z3 Coupé passt.

Erfolgreich, und es wird sogar eine fancy Tasche für den Transport mitgeliefert. Allerdings ist es dann doch nicht so leicht, dass man es sich locker über die Schulter wirft wie weiland Sascha Hehn die Tennistasche in der Schwarzwaldklinik. 21 kg mit Akku zeigt die Kofferwaage, mit der ich es wiege.

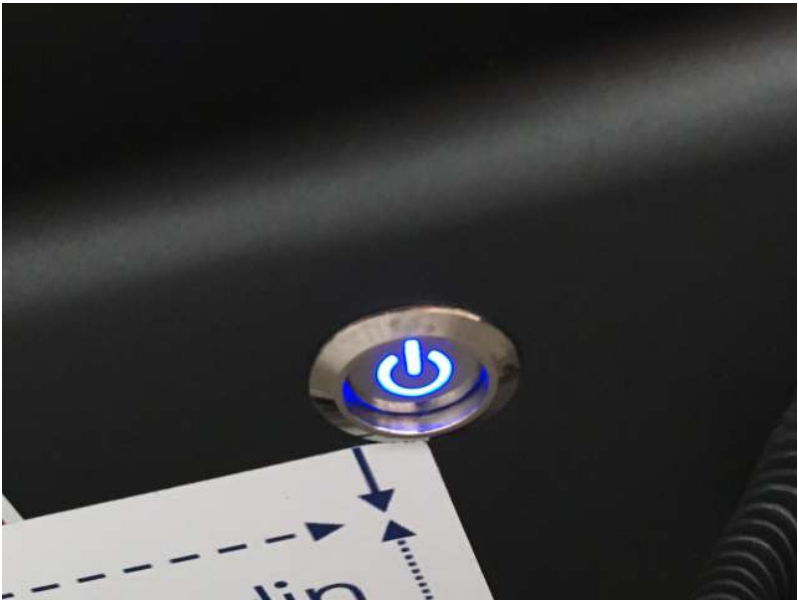
Zum Tragen hat es einen schwerpunktnahen Griff . . .

. . . und außerdem klappbare Pedale. Das ist super, weil man sich die Dinger dann nicht auf Treppen vor das Schienbein oder in die Waden haut.

Am Lenker befindet sich ein Display, das einen über die Spannung des Akkus, Unterstützungsstufe, Geschwindigkeit und diverse Kilometerzähler informiert. Mit einem Bedienteil rechts vom linken Lenkergriff kann man die Unterstützungsstufen wählen, zwischen den diversen Kilometerzählern hin- und herspringen und die Displaybeleuchtung ein- und ausschalten. Vielleicht kann ich ja, wenn ich ein bisschen “im Training bin”, mal die eine oder andere Unterstützungsstufe herunterschalten.

Am Bedienteil ist auch gleich eine USB-Buchse angebracht, die ausreicht, um den Handy-Ladezustand auch bei Pokémon Go zu halten.

Besonders wichtig: Der Hauptschalter mit blauem Licht. Was er macht? Er leuchtet blau.



Markus Winninghoff

2017-06-02

Hybridantrieb, einspurig

Seit ‘Rücken’ und dazu passender OP, Reha usw. kann ich nicht mehr schmerzfrei bergauf radfahren. Ich beuge mich dabei ungünstig vor, um mehr Kraft zu bekommen, das tut direkt und dann noch stundenlang weh – mehrfach probiert und für schlecht befunden, keinerlei Trainingseffekt.

Schade. Ich wohne zwar im Flachland, aber die 20km von der Wohnung zur Arbeit und abends wieder zurück traue ich mir so nicht mehr zu – bisher bin ich von April bis November diese Strecke mit dem Rad gefahren.

Ich wohne auf dem Geesthang (Harburger Berge, nä?), mein Arbeitsplatz ist auch sehr hochwassersicher angelegt, aber dazwischen liegt der Hamburger Hafen, quasi auf wenig über Null-Niveau, aber mit Brücken gespickt, die hoch genug sein müssen, damit Schiffe darunter durchfahren können. Und Gegenwind ist sowieso fast immer.

Höhenprofil aus Googlemaps

Da mich Öffies und Auto auf Dauer nerven, hab ich schon länger auf ein Pedelec, also ein Elektrorad, geschielt – aber die sind doch ganz schön schlimm teuer. Mein Arbeitgeber macht seit kurzem bei einem Leasingmodell für Fahrräder mit, damit ist die Finanzierung dann leicht möglich und (wenn man eine Steuererklärung macht) insgesamt deutlich günstiger als ein Barkauf.

Nach ausgiebigen Herum-Nerden auf Hersteller-, Fan- und sonstigen Infoseiten war mir ungefähr klar, wie mein Elektrorad sein müsste:

- Ein Elektro-Fahrrad mit Tretunterstützung bis 25km/h (Pedelec). Es gibt auch schnellere, die sind aber rechtlich sowas wie Mopeds, dürfen nicht auf Radwegen, im alten Elbtunnel, am Deich, nicht mit Anhänger usw. gefahren werden und brauchen ein Versicherungskennzeichen. Ich will weiterhin ein rechtliches Fahrrad.

- Mit Motor am Tretlager (es gibt auch welche in der (Vorder-|Hinterrad-)Nabe, die sind aber eher was zum Nachrüsten) und Akku am Unterrohr. Die mechanische Unterbringung von Motor im Hinterrad und Akku am Gepäckträger ist schon vom Gewicht her eher ne ungünstige Sache.
- Nabenschaltung, am liebsten mit Riemenantrieb statt Kette, Freilauf
- Rückenfreundliche Fahrhaltung, Federungskonzept
- Diamantrahmen (mit Oberrohr), stabil, richtiger Gepäckträger, richtige Bremsen

Mit diesen Vorinfos hab ich dann Fahrradläden besucht und Probefahrten gemacht. Dies kann ich übrigens jedem empfehlen, auch wenn kein Interesse besteht, so ein Rad zu kaufen. Man muss einfach die ersten 15 Minuten lang ununterbrochen grinsen über den Schub, der sich da nebenbei entwickelt.

Ich habe mich dann auch für ein passendes Rad entschieden. Technische Innovationen:

- Stufenlose Nabenschaltung – diese ermöglicht 'Gang'wechsel unter Vollast.
- Riemenantrieb statt Kette
- Gefederte Vorderradgabel (für mich neu – mir war das immer zu schwer), gefederte Parallelogram-Sattelstütze, relativ dicke Reifen (dito)
- Elektroantrieb, Akku, Bedienpannel
- Scheinwerfer Type Supernova (der Name ist Programm) – ein Pedelec darf Licht mit dem Fahrakku machen.

Es gibt inzwischen auch Pedelecs mit elektrischen Schaltungen, und da ja eh ein Computer im Rad wohnt, um die Steuerung des Antriebs zu übernehmen, kann der dann auch gleich den Schaltvorgang auslösen und dafür etwas Drehmoment rausnehmen, damit es nicht so kracht. Mein Rad hat zwar eine stufenlose, aber manuelle Schaltung.

Das Fahrgefühl: Aus dem Stand oder aus Kurven heraus beschleunigen kostet nur noch (je nach gewählter Unterstützungsstufe) wenig Kraft, der Motor schiebt deutlich mit, man ist schneller auf der normalen Streckengeschwindigkeit. Ab 25 km/h reduziert der Motor seine Leistung sanft und geht aus, wenn man weiter schneller wird.

Die Batterie oben ist der Zustand des Fahrakkus, der senkrechte, halb ausgefüllte Balken rechts der aktuelle Unterstützungsanteil des Motors (50% der in dieser Stufe ("Tour") möglichen Unterstützung), unten die Restreichweite des Akkus bei der gewählten Unterstützungsstufe.

Die Motorsteuerung erfolgt bei diesem Antriebsmodell (Bosch Performance CX) über die Messung der Geschwindigkeit, die Kraft beim Treten (je doller man selbst tritt, desto stärker unterstützt der Motor) und wohl auch der

Trittfrequenz. Es gibt vier Unterstützungsmodi, ich benutze meist die zweite Stufe. Die dritte ist bei starken Steigungen, besonders wenn man voraus fahrende, aus dem Sattel gegangene Rennradfahrer foppen will, sinnvoll. Die vierte ist eher Quatsch und erfordert ungefähr soviel Kraftaufwand wie das Treten eines Gaspedals im Auto.

Das stufenlose Schalten macht Spaß, die Gesamtübersetzung geht bis etwa 35km/h gut, danach fehlt ein Overdrive – aber schneller fährt man mit diesem Rad eh nur bergab.
Auch technisch finde ich diesen Getriebetyp sehr interessant, die prinzipbedingten Vor- und Nachteile werden hier ausführlich beschrieben und auch mit anderen (Naben)schaltungen verglichen – allerdings ist die Nabe seit 2014 deutlich weiter entwickelt worden und hat dadurch einen höheren Übersetzungsbereich und ist viel leichter geworden.

Durch den starken Antritt ist die Durchschnittsgeschwindigkeit höher als mit meinem konventionellen Rad, allerdings war ich damit in der Endgeschwindigkeit oft schneller unterwegs, solange ich keinen Gegenwind hatte (in HH gibts ne 50:50 Chance auf spürbaren bis ekelhaften Gegenwind).

Mit dem E-Monster (24 kg vs. 12 kg, und sicher auch einem höheren Rollwiderstand durch die dicken Reifen) verliert man spätestens an leichten Anstiegen die Lust, sehr viel schneller zu fahren, als der Motor unterstützt. Insgesamt brauche ich auf dem 20km Weg zur Arbeit die gleiche Zeit wie früher, muss aber hinterher nicht mehr duschen.

Trotzdem tue ich anscheinend etwas für meine Fitness, sagt meine Pulsuhr am Handgelenk. Erstens bewege ich mich, zweitens ist der Puls eben für 2 mal fast ne Stunde am Stück pro Tag deutlich höher als im Auto oder in der S-Bahn.

Typische Hinweg-Herzfrequenz

Nachhause fahren (ohne Rücksicht auf eventuell doch notwendiges Duschen, dafür mit vielen Touris im alten Elbtunnel (erster Einbruch), 2 km weiter als üblich (zum Einkaufen) kurz vor dem Ende.

Klar – wer nur als Fitness-Ziel und zum Spass Rad fährt, für den ist das nix – wer ein Rad aber als Verkehrsmittel begreift, hat durchaus etwas Fitness inklusive.

Sicherheit: Durch den starken Antritt ist es eigentlich nicht mehr notwendig, das Abbremsen vor unübersichtlichen oder sehr engen Situationen zu vermeiden, damit wäre ich eigentlich auch deutlich sicherer unterwegs, wenn mein Hirn diesen Umstand auch mal in WAAAAAAH-DAS-PASST-WOHL-GERADE-SO-Situationen realisieren würde anstatt wie bisher jeden möglichen Schwung zu nutzen. Die verbauten hydraulischen Scheibenbremsen tun, was sie sollen.

Die Reichweite – ich habe einen 500 wh Akku (13,4 Ah bei 36 V) – ist dem im Rad wohnenden Computer noch nicht ganz klar. Aktuell scheinen es über 75 realistische Kilometer bei der zweiten Unterstützungsstufe zu sein, aber

die Restanzeige verändert sich nach bisher gefahrenen 260 km noch stetig nach oben. Nach den täglichen 40 km ist der Akku noch mehr als halb voll. In der kleinen Unterstützungsstufe sind nach Bordrechner 120 km drin.

Das passende Ladegerät braucht angeblich 4,5 Stunden für eine Vollladung, ich hab mir noch nicht die Mühe gemacht, es dabei zu beobachten. Den Akku kann man leicht abnehmen und wenn gewünscht, getrennt vom Rad laden. Ich habe freundlicherweise Strom im Keller. Wie in einem älteren TT-Artikel vermutet, fährt man das eigene Ladegerät im Alltag nicht spazieren, wenn man nicht wirklich lange (> 100 km) Touren vor hat – es ist ungefähr so groß wie ein 10er Eierkarton.

Da das Rad im Verhältnis zu normalen Taschen-Elektrogeräten geradezu unverschämt viel Akkupower hat, liegt der Gedanke nahe, am Radakku nicht nur den Fahrmotor, die Steuerelektronik und das Licht zu betreiben, sondern es auch als Ladequelle für permanent zu gering geladene Smartphones zu nutzen. Leider hat Bosch da nicht richtig aufgepasst, und eine Micro-USB-A-Buchse verbaut. Diese ist erstmal sehr selten (man braucht ein spezielles Kabel für diese Buchse, das es nur mit dem üblichen Micro-USB-(B)-Ladestecker am anderen Ende gibt, nicht mit z. B. USB-C) und da kommen maximal 500m Ah raus, was beim gleichzeitigen Betrieb von z. B. Googlemaps zur Navigation nur zur Erhaltungsladung, aber nicht zur Aufladung führt.

Die dicken Reifen und die Federung machen, dass man gegenüber schlecht gemachten Radweg-Auffahrten und Ähnlichem sehr gleichgültig wird. Bei meinem konventionellen Rad wollte ich vor allem aus Gewichtsgründen keine Federung, und bin entsprechend aus dem Sattel gegangen, habe das Rad bei größeren Kanten auch komplett gelupft. Ich fahre zwar auch das Ebike mit Cleats, aber da lupft einfach nix mehr.

Gewicht: Das Pedelec ist wirklich zum Fahren gedacht, nicht zum Tragen (schon gar nicht, wenn man Rücken hat). Wenn man keine ebenerdigen oder mit Rampen versehenen Abstellmöglichkeiten hat, hat man meiner Meinung nach damit keinen Spaß.

Display: Es gibt mehrere – beim Hersteller Bosch zwei, einmal das einfache, oben abgebildete, das die üblichen Tachometer-Daten und die Restreichweite darstellen kann und ein deutlich teureres, das auch Routing und andere Dinge beherrscht, aber erstmal nichts, was nicht ein einigermaßen modernes Handy universeller und damit mindestens gleich gut könnte.

Computer: Ja, man kann aus rein wissenschaftlichen Gründen mit geringem technischen und finanziellen Aufwand in den im Rad wohnenden Computer kriechen und z. B. auch machen, dass sich das Rad nicht mehr an die 25 km/h Grenze erinnert und deutlich schneller mit Elektroantrieb fährt. Die Suchmaschine der Wahl hilft – ich hab aktuell nicht das Gefühl, das zu brauchen:

- Ich möchte ohne Schmerzen und Duschzwang zur Arbeit und zurück, nicht in den (Motor)-Rennsport. Man könnte sich daran freuen, schneller als konventionelle Radler zu sein – das ist dann aber einfach kein Eigenverdienst.

- Die meisten Fahrradverkehrsanlagen in Hamburg und auch anderswo sind nicht für Tempi über 30 km/h geeignet, auch wenn man auf der Strasse fährt, ist das für andere Verkehrsteilnehmer von der Geschwindigkeit sehr schwer einschätzbar.

- Der Akku ist kapazitätsmäßig nicht dafür ausgelegt und schneller alle

- Formales: Das Rad gehört offiziell nicht mir, sondern meinem Arbeitgeber, der es mir zur Nutzung überlässt. Basteln am Rad ist also eine Grauzone.

- Formales II: Natürlich erlischt bei Basteleien die ABE (oder Vergleichbares), ebenso gibt es keinen Versicherungsschutz mehr, man verstößt gegen die STVO und so weiter.

Insgesamt bin ich bisher sehr zufrieden. Der Sattel und mein Hintern müssen noch überlegen, ob sie dauerhaft Freunde werden (ich hatte bisher nur Ledersättel, auf denen ich es gewohnt bin, herumrutschen zu können, das geht auf diesem ansonsten bequemen Plastikding nicht).

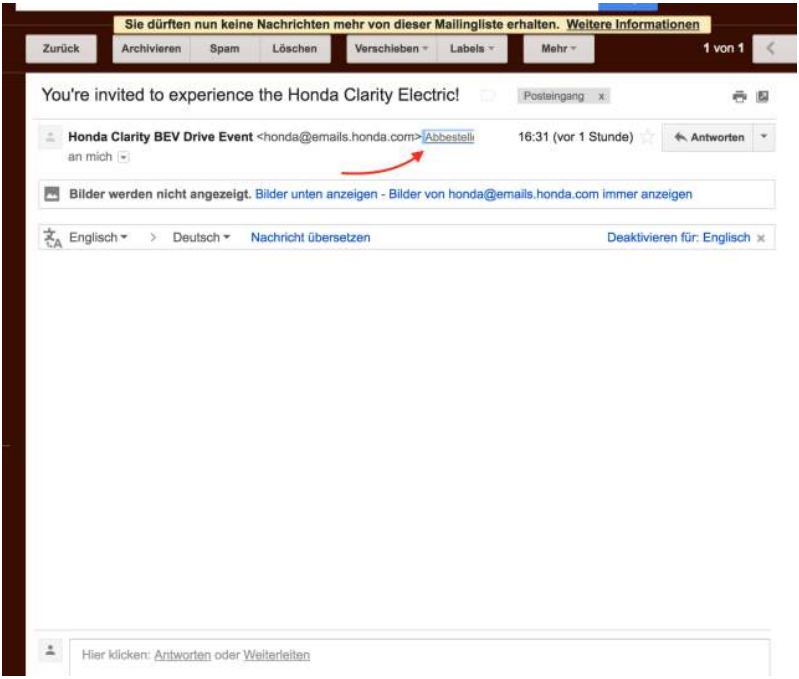
Ich werde mir noch einen Anhänger beschaffen, zum Einkaufen und Transport von Zeug, das vom Gewicht oder Volumen bisher das Auto erfordert. Das Zusatzgewicht von zwei Kisten Bier kann der Elektromotor gefälligst auch ziehen.

Alexander Stielau

3. Juni 2017

Google bestellt Honda-Newsletter ab und bestimmt auch viele andere

Ich bekomme eine Werbe-Mail von Honda:



Wie man sieht, ist sie verhältnismäßig nichtssagend. Woran das liegt, kann ich nur raten. Ich werde auch keinerlei Energie aufwenden, um das herauszufinden. Zum einen werden eingebettete Bilder standardmäßig nicht geladen, zum anderen sorgen vielleicht auch Antitrackingtools und Adblocker dafür, dass gewisse Inhalte nicht zu mir durchdringen. Wer das als Werbebotschaftenschreiber nicht beherzigt, hat bei mir (und vielen anderen) verloren.

Gerade gestern hatte ich einen Honda-Newsletter abbestellt, weswegen ich natürlich im ersten Moment mein Gesicht krausziehe. Aber ich will nicht ausschließen, dass ich diesen speziellen Newsletter tatsächlich aktiv bestellt habe, wo ich mich ja neulich mal für Elektro- und Hybridautos interessiert habe.

Ich scrolle also nach unten, um den sonst an dieser Stelle üblichen hellgrauen Text “unsubscribe” auf weißem Hintergrund zu finden. Aber nichts. Der Blick wandert wieder nach oben und ich finde neben der Absenderadresse “Abbestellen”. Ich klicke drauf, und schon erscheint der Hinweistext “Sie dürften nun keine Nachrichten mehr von dieser Mailingliste erhalten.”

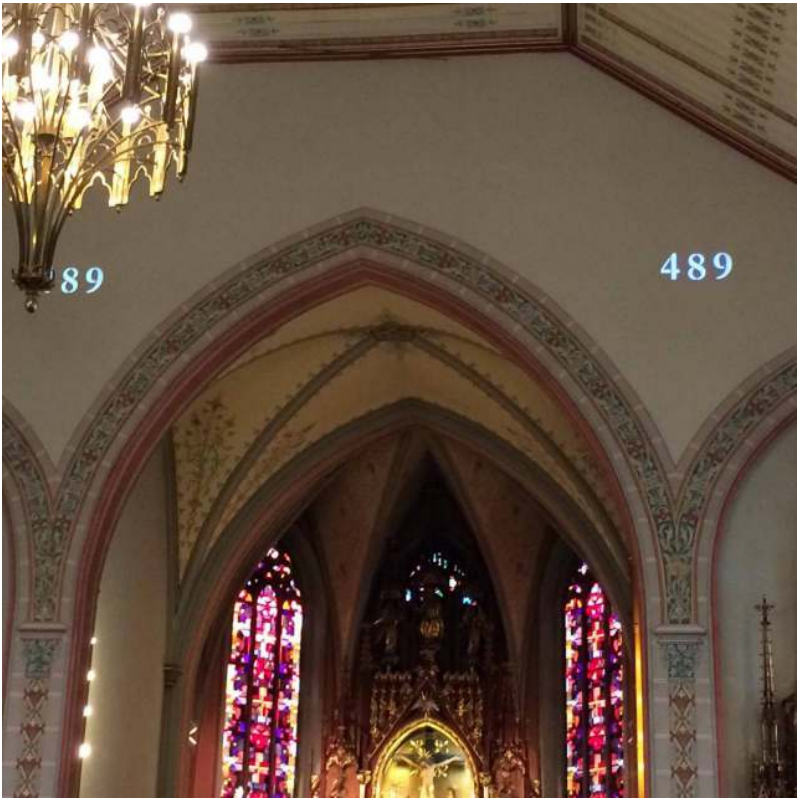
Vermutlich ist dieser Knopf da schon sehr lange. Bewusst geworden ist er mir aber jetzt gerade erst, weil die Mail eben komplett inhaltslos angezeigt wurde. Ich nehme an, dass Google die Mail nach einer “unsubscribe”-Information durchsucht oder im Hintergrund die entsprechenden Mailadressen bereit hält und dann so einen Knopf einblendet. Sehr praktisch!

Markus Winninghoff

Pfingstsonntag, 4. Juni 2017

Die Schrift an der Wand

Aus reformierten Kirchen auf dem Land kenne ich analoge Liedanzeigen wie die hier beschriebenen (in meiner Erinnerung allerdings mit weissen Buchstaben auf schwarzem Grund, ähnlich den Getränkepreistafeln in südländischen Bars). Heute sehe ich in einer katholischen Kirche in der Stadt eine ungleich dezentere Art, die zu singenden Lieder anzukündigen: Die entsprechende Nummer aus dem Gesangsbuch wird in einer Serifenschrift in den Chor projiziert. Wo die Projektoren stehen, ist nicht zu sehen, vermutlich irgendwo hinter der Empore.



Franziska Nyffenegger

5.6.2017

Alle sind nackt und müssen dringend die Zeit wissen

Wir sind in der Sauna.

Ein Grundprinzip der Sauna ist: Die Leute sind weitestgehend nackt, maximal tragen sie einen Bademantel oder ein Handtuch.

Ein zweites Grundprinzip der Sauna ist: Man muss dauernd wissen, wie spät es ist. Zum einen, weil es Aufgüsse zu bestimmten Zeiten gibt, zu denen man pünktlich und am besten noch fünf bis zehn Minuten vorher an der betreffenden Sauna erscheinen muss. Zum zweiten, weil man eventuell nur für zwei oder drei Stunden bezahlt hat und wissen muss, wann man sich so grob wieder aufmachen muss. Außerdem will man wissen, wie lang man schon in der Sauna sitzt.

Für letzteres immerhin gibt es in den Saunen Sanduhren, die man beim Betreten umdreht und dann ungefähr abschätzen kann, ob man schon 5, 10 oder gar 15 Minuten sitzt und schwitzt. Es gibt aber nur begrenzt viele Sanduhren pro Sauna. Wer keine mehr abbekommt, für den wird die Zeit über der Tür noch mal auf einer Digitalanzeige im Wechsel mit der aktuellen Temperatur angezeigt.

Für alles andere hängen überall Uhren. Drinnen Uhren, draußen Uhren, man muss nie lange suchen und findet eine Uhr, die einem sagt, wie spät es ist, wie viel Zeit bis zum nächsten Aufguss und wie lange noch, bis man sich wieder anziehen muss.

Wenn man den Eintritt bezahlt hat, bekommt man außerdem einen Chip. Auf den Chip kann man in der Sauna selber Getränke, Essen und Spezialaufgüsse buchen lassen, die man dann beim Verlassen der Sauna bezahlt. Den Chip benutzt man außerdem für ein Schließfach. Man steckt ihn dafür in ein Armband, dass an dem Schließfach hängt und kann dann das komplette Armband abziehen.

Das Armband trage ich da, wo ich sonst das Fitbit trage, das standardmäßig auch die Uhrzeit anzeigt. Zwei Mal erwische ich mich, wie ich auf das Chiparmband gucke, weil ich wissen will, wie spät es ist.

Aber auch, wenn das Chiparmband diese Funktion nicht erfüllt, ich muss nur einmal in der Gegend rumgucken und habe irgendeine Uhr im Blickfeld. Bahnhofsbuchhandlungen können sich von der Sauna mal eine Scheibe abschneiden.

Anne Schüßler

2017-06-05

hi andre

Eine Kollegin schreibt auf Slack, unserem firmen-internen Instant Messenger:

> hi andre

Es ist nicht das erste Mal. Vor fünf Tagen hat sie schon einmal

> hi andre

geschrieben, und dann war nichts weiter passiert.

Ich habe zwei Theorien. Entweder ist die Kollegin äußerst beschäftigt, und nach dem *hi andre* war ihr gleich irgendwas anderes dazwischengekommen. Oder ihr *hi andre* ist synchron gemeint und sie möchte, dass ich auch erst *hi* sage, bevor sie sagt, was sie will.

Das kommt überhaupt nicht in Frage. Ich antworte grundsätzlich nicht auf synchrone *his*. Da wäre ja die ganze Asynchronität des Messengers für die Katz. Da könnten wir ja gleich telefonieren.

Ich schaue im Minutentakt in unseren Chat, ob der Groschen gefallen ist, und sie jetzt endlich sagt, was sie will. Tut sie aber nicht. Aber ich werde nicht *hi* sagen. Auf gar keinen Fall. Dieses Übel muss man an der Wurzel ausrotten.

Andererseits… die Kollegin ist wirklich nett. Und vielleicht ist wirklich was Wichtiges. Aber ich kann doch nicht einfach nachfragen. Damit begünstige ich das asoziale Verhalten doch nur.

Andererseits… eine nette Kollegin, die viel zu tun hat, und die nebenbei auch noch über meinen Kalender bestimmt, mit besserwisserischen Gesprächsregeln zu vergrätzen, nein, so ein Idiot bin ich doch auch nicht.

Ich gucke weiter alle paar Minuten in das Chatfenster, nichts passiert. Schließlich ringe ich mich durch:

> hi x, i'm not sure if you are waiting for me to say hi, of course i am happy to do that. but if there's something you want to ask me, please just go ahead :)

Das Fenster beginnt in derselben Sekunde zu sprudeln:

> sorry i just do that to make sure you are there at the same time i am
> since i am running around
> okay
> can you …

Sie ist wirklich super-nett, die Kollegin.

André Spiegel

06.06.2016

Ferien

Es sind Schulferien. Das bedeutet: Viel Verreiserei bei anderen, keinerlei Verreiserei bei uns. Ich arbeite im Buchladen, die Kinder sind zuhaus. Sie sind fleißig und räumen ganz nach Kinderart den Kühlschrank leer, drücken an der Waschmaschine nie auf Start, trotz vieler empörter Zettel über so viel Ignoranz, sie spielen Minigolf im Freibad. Wenn ich sie dafür bezahle.
Und das tue ich, denn ich brauche wenigstens für 12,9 Minuten am Tag Ruhe.
Ruhe vor dem endlosen Gerede in Headsets und Gequake aus Mikrofonen.

Das eine Kind trifft online seine Clanmitglieder des einen Spieles, den Freund aus dem anderen Spiel, die Gang aus dem dritten. Das andere Kind schaut Serien, und das dritte hängt seit 24 Stunden in einer whatsapp-Telefonie-Dauerschleife mit einem anderen Kind, das mit seinen Eltern vorgestern an ein Meer gereist ist. In eine Ferienwohnung mit WLAN.
Ab und an schaltet sich das zweite Kind in die Konferenz dazu, weil sie alle drei nämlich Sims spielen und miteinander Häuser bauen, die sie über die Galerie teilen, und das muss besprochen werden, vorher, währenddessen und danach, und am Abend muss noch einmal alles mir berichtet werden, und dann noch einmal einander, damit auch wirklich alle immer auf demselben Stand sind.

Ich weiß nicht, wie wir das früher gemacht haben. Mit den Eltern. Am Meer. Ohne Badetiere. Ohne Strom.
Mit achtzig Büchern und der schlimmen Pflicht, EINMAL in den Ferien eine Postkarte zu schreiben, eine ganze halbe Postkarte, um den Freunden zuhaus wenigstens ein bisschen das Gefühl zu geben, dabeigewesen zu sein, einfach, weil wir an sie gedacht haben.

Ich weiß außerdem nicht, wie Telefongesellschaften heutzutage überhaupt finanziell überleben können.

Pia Ziefle

7. Juni 2017

Wenn man noch eine Telefonkarte hätte, könnte man hier mit ihr telefonieren

Dieses selbst für meine Verhältnisse beschämend schlechte Bild zeigt eins der eventuell letzten Kartentelefone Europas. Es hängt an einer Wand in Kroatien.

Es nimmt nicht *auch* Karten, sondern *nur Karten*. Ich weiß nicht, wann und wo ich zuletzt Telefonkarten im Angebot gesehen habe. Ich hielt sie seit vielen Jahren für ausgestorben, aber nicht einmal im Wikipedia-Eintrag für Deutschland ist von Ausgestorbenheit die Rede.

Rechts vom Telefon hängt eine Liste mit den Vorwahlnummern und Tarifen für Gespräche ins In- und Ausland (in Kuna; eine Minute Deutschland kostet umgerechnet etwa 40 Cent):

HR	00385	0,83
A	0043	3,08
BiH	00387	3,08
CH	0041	3,59
CZ	00420	3,08
D	0049	3,08
F	0033	3,59
GB	0044	3,59
H	0036	3,08
I	0039	3,08
MK	00389	3,59
MNE	00382	3,08
NL	0031	3,59
PL	0048	3,59
RO	0040	3,59
RUS	007	5,13
SLO	00386	3,08
SK	00421	3,08
SRB	00381	3,08

Nacionalni promet	0,83* kn/min
Prema mobilnim operatorima	2,04* kn/min
Telefonski imenik - 11888	0 kn/min

Korisnička podrška za privatne korisnike 0800 9000

Links die Vorwahlnummern für kroatische Gegenden. Vielleicht ein Service für Leute, die zwar Telefonnummern auswendig wissen, sich aber bei der Ortsvorwahl nicht ganz sicher sind:

POZIVNI BROJEVI ŽUPANIJA

Zagrebačka i Grad Zagreb	01
Dubrovačko-neretvanska	020
Splitsko-dalmatinska	021
Šibensko-kninska	022
Zadarska	023
Osječko-baranjska	031
Vukovarsko-srijemska	032
Virovitičko-podravska	033
Požeško-slavonska	034
Brodsko-posavska	035
Međimurska	040
Varaždinska	042
Bjelovarsko-bilogorska	043
Sisačko-moslavačka	044
Karlovačka	047
Koprivničko-križevačka	048
Krapinsko-zagorska	049
Primorsko-goranska	051
Istarska	052
Ličko-senjska	053

Brojevi hitnih službi*:

Jedinstveni broj za hitne službe / International emergency call number	112
Policija	192
Vatrogasci	193
Hitna medicinska pomoć	194
Nacionalna središnjica za usklađivanje traganja i spašavanja na moru	195

Kathrin Passig

7. Juni 2017

Verlustängste beim Musikhören

Ich kann mich an Zeiten erinnern, da hatte man in den Toilettenschüsseln von Zügen ein schlichtes Loch im Boden, ein sogenanntes Fallrohrsystem, das aus heutiger Sicht etwas mittelalterlich anmutet. Heute heißen die stillen Örtchen „Bordtoilette“ und setzen auf ein geschlossenes System. Zu Zeiten des Fallrohrsystems konnte man also bei wilder Fahrt (beim Halt in Bahnhöfen war die Benutzung aus naheliegenden Gründen untersagt) der Entsorgung seiner Hinterlassenschaften zusehen, wenn man es denn wollte. Ich hatte damals immer die latente Angst, dass meine Brille beim Hinterherschauen ebenfalls durch das Loch fallen könnte.

An diese Brillenverlustangst denke ich, als ich neulich meine – unter schwierigen Bedingungen erworbenen – AirPods in der Öffentlichkeit trage. Diese sind nämlich nicht mehr kabelgebunden oder sonstwie durch Bügel oder anderes mit dem Körper verbunden. Sie werden einfach in die Ohren gesteckt und verbinden sich dann per Blutooth mit einer Audioquelle. Und je nach Beschaffenheit des Ohres sitzen sie dort mehr oder weniger fest. Bei mir eher fest. Ich könnte sogar Extrem-Headbanging betreiben, ohne dass mir die Dinger aus den Ohren fielen. Überhaupt sind diese Ohrhörer eine große Bereicherung in Bezug auf individuelle Bewegungsfreiheit. Die alten, kabelgebundenen Kopfhörer hatten die dumme Angewohnheit, an den unmöglichsten Stellen hängen zu bleiben, dabei die Stöpsel aus den Ohren zu reißen oder das Handy zu Boden zu schleudern.

Trotz des recht festen Sitzes meide ich an windigen Tagen Gitterroste und Gullydeckel. Ich weiß zwar: Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Windstoß einen Airpod aus dem Ohr entführt, ist nicht sonderlich hoch. Aber hey: Man hat auch schon Brillen auf Bahngleisen gefunden!

Ruhrbube

7.6.2017

Alter Zug, neues Netz (aber nicht in Deutschland)

Der tschechische EuroCity (EC), der von Prag über Berlin nach Hamburg fährt, sieht außen und innen aus wie die doch ein wenig betagten Züge, die die Deutsche Bahn als InterCity (IC, im Gegensatz zum High-Tech-ICE) auf die Schiene schickt. Innendrin sind aber nicht nur die Sitze in den Abteilen – Großraumwagen habe ich nicht finden können – neu aufgepolstert und bezogen, wenn auch mit merkwürdigen Mustern. Auch bei der Technik haben die Tschechen aufgerüstet:

Pro Abteil mit sechs Sitzplätzen gibt es vier Steckdosen – und zusätzlich vier USB-Steckplätze, die anheimelnd grün leuchten. Nun ist das zwar nicht ganz so komfortabel wie im ICE, wo die Steckdose direkt am Sitzplatz montiert ist, aber hey. Es handelt sich um ältere Abteilzüge. Und USB-Steckplätze habe ich in deutschen Zügen noch nicht gesehen.

Aber der tschechische Zug hat nicht nur halbwegs ausreichend Stromversorgung, sondern auch WLAN, also einen Internetzugang. Darauf weist jedenfalls ein Aufkleber hin:

Das WLAN-Netz im Zug ist auch da, auf meiner Strecke zwischen Berlin und Hamburg. Aber es gibt keine Verbindung ins Internet.

Kann es auch gar nicht, sagt der deutsche Schaffner. Internet-Verbindung gebe es in diesem Zug nur – in Tschechien.

Thomas Wiegold

8. Juni 2017

Der Offline-Einzelhandel und ich, eine nicht gut funktionierende Beziehung. Dritter Teil einer vermutlich noch nicht abgeschlossenen Trilogie

Der Elfjährige liebt die Wise Guys und das Klavier. Gerne möchte ich ihm Noten von ein paar Liedern der Wise Guys mit Klavierbegleitung schenken. Nun gibt es natürlich viele Sätze der Wise Guys für Chöre, aber auch für Klavier? Eine kurze Internetsuche zeigt mir zwei Notenhefte mit Stücken der Wise Guys als „leicht spielbare Arrangements für Klavier“. Leider steht nicht dabei, welche Stücke in welchem Notenheft enthalten sind, und es ist auch nicht klar, wie „leicht spielbar“ die Klaviersätze sind. Ob der Elfjährige sie hinbekommen kann? Oder ob sie vielleicht sogar viel zu einfach – und damit langweilig – sind? Ich möchte gerne in mindestens eines der Notenhefte kurz hineingucken und dann mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit mindestens eines der beiden kaufen.

Noten-Bartels hat – wohl zum nicht unwesentlichen Teil wegen so Menschen wie mir – seine Geschäftsräume zu meinem großen Bedauern geschlossen. Man erntet die Früchte, die man sät!

Ich fahre zu zwei anderen, kleineren, Notenläden. Ich ahne schon, dass mein Wunsch etwas zu spezifisch ist und die Noten wohl nicht vorrätig sein werden, und so ist es dann auch: „Noten von den Wise Guys – für Klavier? Nein, das glaube ich nicht, dass es so was gibt.“ – „Doch, doch, ich habe schon mal im Internet geguckt.“ – „Ich kann ja mal schauen… oh, ja, tatsächlich, gibt es doch! Nein, die haben wir nicht. Aber wir können die bestellen! In

drei Tagen sind die hier!“ – „Hm, ich würde, bevor ich die kaufe, gerne vorher kurz reingucken. Ist das möglich? Machen Sie das – die bestellen, und ich kaufe die dann nur *höchstwahrscheinlich*?“ – „Nein, tut mir leid, bei so einem spezifischen Titel können wir das leider nicht tun. Wir können die Noten nämlich nicht zurücksenden. Bei anderen Noten, bei denen wir davon ausgehen können, dass die sonst in Kürze von jemand anderem gekauft werden, da machen wir das gerne, aber bei so einem spezifischen Titel. . . “.

Ich muss also doch wieder online kaufen. Ich bestelle auf Verdacht den ersten Band. Die Noten sind am nächsten Tag bei mir. Sie gefallen mir, und ich behalte sie. Ich hätte sie zurücksenden können, wenn sie mir nicht gefallen hätten.

Molinarius

9. Juni 2017

Vom Analogrieseln zum Digitalrieseln in nur zwei Elektromarktbesuchen

Im Schlafzimmer habe ich seit Jahren einen Zweitfernseher. Dessen Bild ist gedimmt und der Apparat dient eigentlich nur der Berieselung mit langweiligen, einschläfernd gesprochenen Dokumentationen, falls Grübelei in der Nacht droht. Angeschlossen ist das Gerät, zusammen mit einer schlafhygienisch korrekten roten Lampe, an eine Zeitschaltuhr, so dass nach einer Stunde Rieselei automatisch Stille und Dunkelheit einkehren. Der Fernseher ist alt und analog. Er bewältigt nur wenige der im Kabel steckenden Sender. Mir ist das egal, denn es geht ja nur ums Rieseln.

Der Kabelgesellschaft ist es aber nicht egal. Sie will Qualitätsfernsehen überall, egal, ob es gebraucht wird. Deshalb stellt sie Anfang Juni 2017 das analoge Signal ein. An Stelle der langweiligen Dokus rieselt nun ein noch langweiligeres Standbild auf den Bildschirm, und erzählen tut auch keiner was. Das Standbild sagt, dass das Signal abgeschaltet wurde.

Ich überlege kurz, mir einen neuen, modernen Fernseher anzuschaffen, verwerfe das aber, es geht ja nur ums Rieseln. Also muss ein Rieselreceiver her. Ahnungslos stolpere ich am Tag nach der Abschaltung des analogen Signals – natürlich keinen Tag vorher – in einen Elektromarkt und bevor ich noch jemanden anspreche wird mir angesichts der vielen verzweifelten Rentnerpaare klar: hier bekomme ich heute keinen Receiver. Ein Verkäufer sagt genervt, vermutlich zum achthundertsten Mal an diesem Tag, zu einer alten Dame, dass "frühestens übermorgen!" wieder neue Receiver erwartet werden. Naja. Riesel ich halt per Internet, denk ich, und fahre nach Hause.

Am Abend merke ich, dass das Internetrieseln nicht so gut funktioniert wie das Fernsehrieseln: Der Sound des kleinen Laptops ist zu blechern. Den größeren Rechner ins Schlafzimmer rüberzuschleppen ist mir aber zu mühsellig, also wird blechern gerieselt, es wird schon gehen. Bis Donnerstag versuche ich, mich daran zu gewöhnen, aber es ist einfach nicht dasselbe. Also fahre ich Freitag in einen anderen Elektromarkt und versuche mein Glück erneut. Dieses Mal komme ich genau rechtzeitig zur Lieferung der frischen Digitalreceiver. Ich nehme für etwas über 40 Euro einen mit – das ist zwar teurer als online, aber naja – und hoffe das Beste. Das Beste geschieht dann auch, und noch besseres. Denn nicht nur ist der Receiver ruckzuck installiert, er liefert auch noch Programme, von denen ich zuvor gar nichts wusste und verbessert sogar das Bild des ollen Fernsehers signifikant (was egal ist, weil das Bild sowieso gedimmt wird, aber hey! Man könnte!) Ab heute wird also in neuer Qualität gerieselt. Ich freu mich. Gute Nacht.

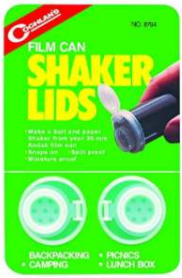
Mia Culpa

Juni 2017

Derzeit nicht verfügbar: Salzstreu-Zubehör für Filmdosen

Ich lasse mir das Salz geben. "Original-Filmdose!", sagt mein Bruder stolz.

Den Salzstreudeckel hat er vor einigen Jahren als Sonderzubehör in einem Münchner Outdoorladen erworben. Amazon erinnert sich noch daran, dass so ein Produkt einmal existiert hat:



von Coghlans
4 Rezensionen aus den USA.

Derzeit nicht verfügbar.
Ob und wann dieser Artikel wieder vorrätig sein wird, ist unbekannt.

- Hersteller: Coghlans
- Preis: 5 - 10 EUR
- lieferbar: sofort lieferbar
- Bereich: Küchenzubehör

Falsche Produktinformationen melden

"Ob und wann dieser Artikel wieder vorrätig sein wird, ist unbekannt." Die im Techniktagebuch bereits beschriebene Filmdosensituation legt den Verdacht nahe: Dieser Artikel wird nie wieder vorrätig sein. Kommende Generationen werden sich mit zum Salzstreuen hergestellten Salzstreuern behelfen müssen.

Kathrin Passig

12. Juni 2017

Tanz mit dem Roboter

Wie viele größere Apotheken, hat auch die Apotheke im Berliner Hauptbahnhof inzwischen einen Roboter unter den Angestellten, der die ausgewählten Medikamente per mechanisiertem Arm aus ihrem Fach irgendwo in den Tiefen des computerisierten Apothekerschranks holt und über eine Schütte nach vorne in den Thekenbereich befördert. Anders als in anderen Apotheken kann man diesen Roboter allerdings bei der Arbeit beobachten. Das Bild einer Kamera, die oberhalb des Lagersystems angebracht ist, überträgt einen Eindruck der Arbeit des Roboters auf einen Monitor oberhalb der Medikamentenausgabe. Sehr transparent.

Die Folge: Nicht nur richten alle Angestellten und Kund*innen regelmäßig ihren Blick auf den Monitor, um zu schauen, wie weit der Greifarm schon ist. Gerade die Angestellten interagieren auch von Ferne mit ihrem Roboterkollegen. Eine PTA gibt ein Medikament in Auftrag, dreht sich zum Monitor um und verfolgt mit dem ganzen Körper jede Regung des Systems. Ihre Arme führen kleine Bewegungen aus, die die Drehungen und Verschiebungen des robotischen Arms nachahmen. Was auch als misstrauische Überwachung gelesen werden könnte, gleicht von meinem Standpunkt aus eher einem kleinen Tanz zwischen Mensch und Maschine.

Alexander Matzkeit

Mai/Juni 2017

Mich führt hier ein Licht durch das All

Seit ich nach Berlin gezogen bin und uns 600 km trennen, kann ich zu meinen Eltern bei IT-Problemen nicht mehr sagen: Ich komme nächstes Wochenende vorbei und schaue mir das mal an. Die Entfernung, gepaart mit dem Unwillen meiner Eltern, meine Frau und mich schon beim Kauf eines technischen Geräts um Rat zu fragen, führt dazu, dass ich nun gelegentlich Ferndiagnostik und Erste Hilfe für Geräte anbieten muss, die ich gar nicht kenne. Wenn sich dazu auch noch ungleichmäßige Datenschutzparanoia gesellt (bei Amazon kaufen ist okay, auf dem Handy mit Kreditkarte zahlen geht gar nicht), schwirrt mir manchmal der Kopf.

Da Whatsapp auch zu den Produkten gehört, das meine Eltern auf keinen Fall nutzen wollen, sind meine Schwester und ich – weil wir endlich eine Familiengruppe wollen, mit der wir alle Familienmitglieder gleichzeitig mit Fotos und anderen Neuigkeiten bestücken können – irgendwann auf Threema gestoßen. Hier gibt es bei meinen Eltern keine Datenschutzbedenken, aber natürlich können sie die App mit ihren günstigen Android-Handys nicht einfach aus dem Google Play Store herunterladen, dafür müssten sie

ja einen Google-Account anlegen, was nicht in Frage kommt. Ein Freund sagt mir dankenswerterweise, dass man Threema auch per Link verschenken kann, also kaufe ich für meinen Vater eine Threema-App (die ich per Paypal bezahle) und schicke ihm den Link.

Es folgen zwei halbstündige Festnetz-Telefongespräche. Beim ersten ist das Kind bereits in den Brunnen gefallen. Irgendwie hat es mein Vater geschafft, die falsche App runterzuladen und Threema taucht nirgendwo auf. Es ist fast unmöglich, nur über akustische Kommunikation zu klären, was passiert ist, da vermeintliche Standardausdrücke wie “Browser”, “App”, “Installieren” etc. regelmäßig auf beiden Seiten zu Missverständnissen führen. Ich gebe irgendwann entnervt auf, wir verabreden uns für den nächsten Tag erneut.

Ich überlege kurz, meinem Vater einfach meinen Google-Account nutzen zu lassen, aber dann entscheide ich, einfach noch einmal drei Euro auszugeben, den ganzen Prozess von vorne zu starten und ihn Schritt für Schritt zu begleiten. Abgesehen von einigen Missverständnissen bei der Durchgabe des Registrierungsschlüssels (ich kenne das NATO-Alphabet nicht auswendig) klappt es diesmal irgendwie, weil ich jede Meldung vorgelesen bekomme, obwohl ich als iPhone-Besitzer nur eine vage Ahnung dessen habe, was mein Vater auf seinem Huawei-Handy sieht. Am Ende von 30 nervenzerfetzenden Minuten hat mein Vater Threema installiert, mit mir Kontakt aufgenommen und wurde von meiner Schwester der Familiengruppe hinzugefügt.

Alan Smithee

12. Juni 2017

Naturgesetze des Bankenwesens werden überwunden

Um acht Uhr morgens schreibt mir meine Bank eine Mail mit dem Betreff “Wichtig: Bitte lade dein Konto auf”. Darin steht:

> Hey Kathrin,

> dein momentaner Kontostand reicht für die bevorstehende Lastschrift von Finanzamt Charlottenburg i.A.d. Berliner Finanzämter (...) nicht aus.
>
> Falls eine Lastschrift wegen unzureichender Deckung auf deinem N26 Konto zurückgewiesen wird, entstehen Bearbeitungskosten die gedeckt werden müssen. Aus diesem Grund fällt eine Gebühr von 3€ pro Zurückweisung an. Zusätzlich fallen Überziehungszinsen von 8,9 % für den Zeitraum, in dem dein Kontostand aufgrund einer zurückgewiesenen Lastschrift negativ ist, an.
>
> Du kannst diese Gebühr sowie die Überziehungszinsen vermeiden, indem du dein N26 Konto bis heute 18 Uhr (MEZ) ausreichend auflädst. Weitere Informationen dazu findest du in unserem Support Center.

Um elf Uhr wache ich auf, sehe die Mail und freue mich, weil es das erste Mal ist, dass mich meine Bank vorausschauend auf eine bevorstehende Lastschriftzurückweisung aufmerksam macht. Dann ärgere ich mich, weil sie bei N26 doch wissen müssen, dass es in Deutschland unmöglich ist, Geld am selben Tag von einem Konto auf ein anderes zu befördern. Aber immerhin bin ich vorgewarnt. Ich überweise das fehlende Geld von der Consorsbank zu N26 und erwarte die weiteren Entwicklungen.

Um 15:15 bekomme ich am Handy eine Nachricht der N26-App: Das um elf Uhr überwiesene Geld ist eingegangen. Um 18 Uhr bekomme ich eine weitere Nachricht: Die Finanzamtslastschrift ist erfolgreich abgebucht worden. Ich bin beeindruckt und erzähle allen davon. Alle sind beeindruckt. Es ist, als lebte man in einer herrlichen Zukunft, in der Bankvorgänge ungefähr so gut funktionieren wie alles andere auch.

Kathrin Passig

12. Juni 2017

Der Rotlicht-Hack

Als ich im Januar mit den Studenten zum Teleskop fuhr, um Sterne zu beobachten, riet ich ihnen, eine Taschenlampe mitzubringen, damit sie sich im Dunkeln zurechtfinden. Natürlich hatten alle nur ihr Handy dabei und liefen im Schein der im Handy eingebauten Lampen durch das Observatorium.

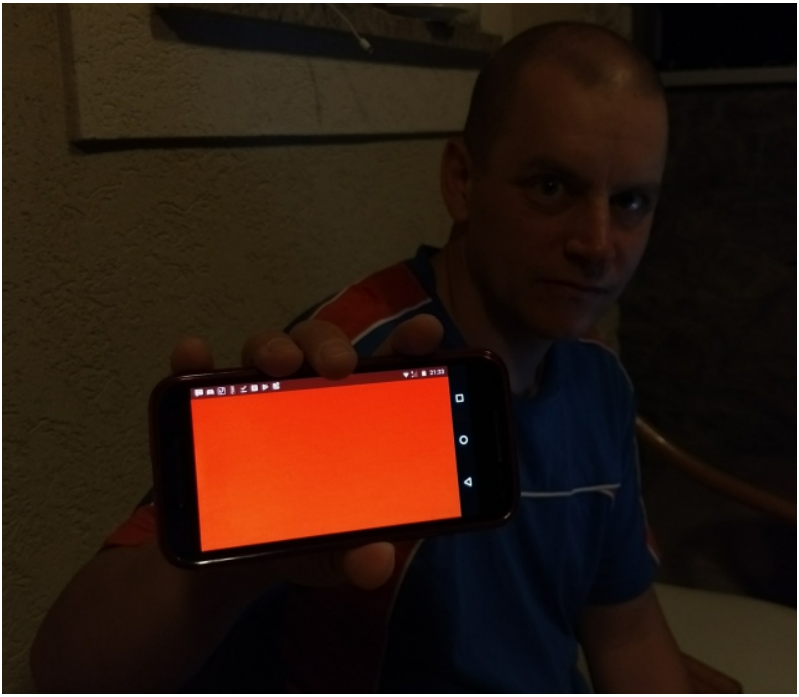
Erst auf dem Berg fiel mir ein, dass Rotlichtlampen besser gewesen wären. Wenn man am Teleskop im Dunkeln arbeitet, ist man darauf angewiesen, dass die Pupillen weit geöffnet bleiben, um schwache Lichtpunkte erkennen zu können. Es dauert eine Viertelstunde, bis das Auge sich einigermaßen an die Dunkelheit angepasst hat, und auch danach merkt man noch Verbesserungen. Allerdings nur, wenn es dunkel bleibt. Jedes Mal, wenn man die Taschenlampe mit weißem Licht anschaltet, fängt man von vorne an mit der Anpassung. (Erfahrene Beobachter schließen deshalb immer ein Auge, bevor sie die Lampe anschalten, und zwar das Auge, mit dem sie durchs Teleskop sehen. Sieht zwar albern aus, funktioniert aber.)

Es gibt noch einen Ausweg, nämlich Rotlichtlampen. Der Grund dafür ist der sogenannte Purkinje-Effekt: In der Dunkelheit sind vor allem die Stäbchen-Zellen im Auge aktiv, die viel weniger rotempfindlich sind als die Zapfen. Rotes Licht wird vorwiegend mit den Zellen gesehen, die man am Teleskop nicht braucht. Deshalb kann man mit einer Rotlichtlampe am Teleskop arbeiten, und trotzdem die Empfindlichkeit des Auges bewahren. Es ist ein organischer Life-Hack, den sich die Evolution für Astronomen ausgedacht hat. Und für U-Boot-Kapitäne.

Aber wie erzeugt man rotes Licht mit einem Handy? “Man könnte rote, durchsichtige Folie über die Lampe kleben”, denke ich laut nach. Der Ingenieur auf der anderen Seite des Tisches schlägt vor, stattdessen das Handy-Display rot zu machen, die Helligkeit ganz aufzudrehen und dann den Bildschirm als Lampe zu verwenden. “Gute Idee”, sage ich, und dann folgen zwei

Gedanken: Nummer eins: Als nächstes müsste ich mir ein rotes Bild erzeugen. Nummer zwei: Oder googeln. Ich gebe “red color” bei Google ein, klicke auf das erstbeste knallrote Bild, und schon ist mein Display rot.

Im Dunkeln erzeugt das Handy eine kleine rote Lichtpfütze.



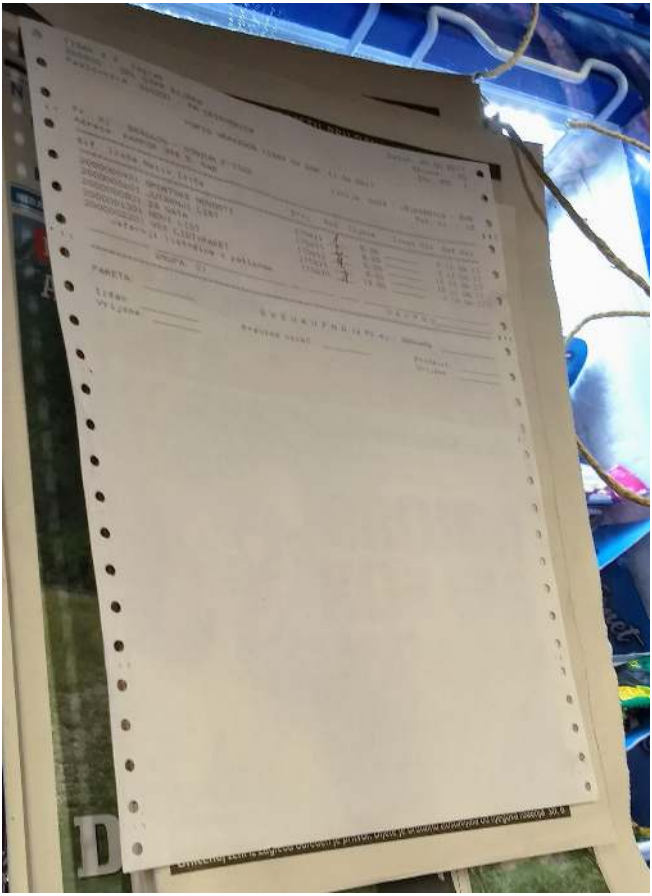
Aleks Scholz

Mai und Juni 2017

Weitere geheime Endlospapierdrucker drucken irgendwo auf der Welt noch vor sich hin

Im Mai sehe ich im schottischen Dorfsupermarkt beim abendlichen Bezahlen eine Liste auf dem Kassentresen liegen: nadeldruckerbedrucktes Endlospapier mit gelochtem Rand. Ich frage, ob der dazugehörige Drucker etwa noch irgendwo in der Filiale zum Einsatz kommt. Nein, nein, wehren die beiden Kassierer ab, das kommt so vom Lieferanten, keine Ahnung.

Im Juni, im kroatischen Dorfsupermarkt auf der Tiefkühltruhe:



Kommt wahrscheinlich so vom Lieferanten, keine Ahnung.

Kathrin Passig

13.6.2017

Es gibt sie noch, die gelben Seiten

Wie schon 2014 und 2016 müsste man eigentlich, ach was, man muss jedes Jahr mal nachgucken, ob es die *Gelben Seiten* noch gibt: ein Telefonbuch mit Branchenempfehlungen, auf gelbes Papier gedruckt, dick und schwer und mit weniger Inhalt als das Internet.

2017 gibt es in Berlin jedenfalls wieder eine neue Ausgabe. Zum Mitnehmen. Die App dazu gibt es auch schon seit Jahren, aber dennoch scheint es sich weiterhin zu lohnen, das alles auszudrucken und Interessierten zum Mitnehmen anzubieten.

Ich bin gespannt, in welchem Jahr es keine neuen *Gelben Seiten* mehr geben wird.

Thomas Wiegold

14. Juni 2017

A Day In The Life

Eigentlich ein ganz normaler Arbeitstag, allerdings außergewöhnlich gut gefüllt mit Kommunikation.

- Ich führe mehrere direkte Gespräche mit Kollegen und nehme an einem fünfzehnminütigen Stand-Up-Meeting teil.

- Telefonie – zwei geschäftliche Gesprächspartner erreiche ich nicht. Beim einen ertönt stets eine Ansage „Ihr Anruf konnte nicht zugestellt werden,“ die mich im Unklaren lässt, ob der Anschluss vorübergehend oder permanent nicht erreichbar ist. Beim anderen springt eine Mailbox an, auf der ich aber keine Nachricht hinterlasse. Abends ein Mobiltelefongespräch auf dem Heimweg mit einer guten Freundin und später beim Kochen und Essen noch ein freihändiges mit der in London lebenden Schwester.

- Ich schicke meiner Frau im Laufe des Tages die übliche Handvoll WhatsApp-Nachrichten und empfange eine für mich bedeutungslose Gruppenchat-Message.
- Wie an den meisten Tagen chatte ich im Facebook Messenger ein wenig mit den Techniktagebuch-Redaktionskollegen.
- Ich lese und schreibe diverse E-Mails, beruflich wie privat. Eine geht an mehrere Leute und betrifft das Datum für einen gemeinsamen Termin. Tatsächlich antworten mehrere der Angeschriebenen umgehend.
- Ich bearbeite je eine Seite im firmeninternen Wiki und im *Confluence*-System (welches auch eine Art Wiki darstellt).
- Nachmittags nehme ich per *GoToMeeting* und Bluetooth-Headset an einem Online-Meeting über drei Kontinente teil. Eigentlich ist es eher eine Telefonkonferenz, da keine Kameras und kein Screen-Sharing zum Einsatz kommen. Einer der Teilnehmer sitzt in einem Auto, das währenddessen von Deutschland in die Niederlande fährt.
- Es folgt ein weiteres Skype-Gruppengespräch mit drei Leuten aus New York. Auf mein Betreiben hin sollte es eigentlich eine richtige Videokonferenz werden. Ich mache mir Sorgen, weil ich keine Zeit habe, die Hard- und Software auf unserer Seite vorab einmal durchzutesten. Tatsächlich funktioniert bei uns aber alles reibungslos und es sind die amerikanischen Teilnehmer, die Probleme mit Video und Audio haben. Wir probieren kurz und erfolglos, auf *Google Hangouts* umzusteigen. Letztlich verwenden wir doch Skype, wobei die anderen uns sehen können, wir sie aber nur hören und auch das nicht gut. Ich notiere mir Details, die ich mir notfalls im Nachgang per Mail bestätigen lassen muss.

Zu allem Überfluss höre ich im Laufe des Tages Teile von drei Podcasts und etwas Radio.

Anlass, diesen Beitrag zu schreiben, gibt abendliches Rumgeflachse im Redaktionschat, bei dem ich zugebe, nur 126 Facebook-Freunde zu haben. Nach neuesten Erkenntnissen stehe ich damit – all der eifrigen Kommunikation zum Trotz – im Verdacht, bereits tot zu sein. Am darauffolgenden Morgen schaue ich noch einmal in der Desktop-Version von Facebook nach, wo mir immerhin 196 Freunde angezeigt werden, und bin geringfügig erleichtert.

Virtualista

14. Juni 2017

Muss Touring Biro

Am Bahnhof von Rijeka gibt es einen nagelneuen Fahrkartenautomaten, an dem man sogar kontaktlos bezahlen kann.

Vergleichsfoto von 2015: Links, unter der Taube, steht jetzt der Fahrkartenautomat

Allerdings hat er nur Inlandsfahrscheine im Angebot. Auch die DB-App weigert sich, und die “Trainline EU”-App kennt den Bahnhof von Rijeka gar nicht erst.

Nicht im Bild: Der Schalter ganz links ist besetzt. Hier kaufe ich ein Ticket nach Ljubljana, vielleicht mein letztes aus Papier. In Ljubljana gibt es ausreichend Umsteigezeit, und vielleicht bekommt man ja von dort aus schon Tickets bis Berlin.

Es wird ungenutzt bleiben, denn der Zug ist ein Bus, und dieser Bus fährt nicht an dem Ort ab, auf den die Schalterangestellte gedeutet hat, sondern ganz woanders. Alle Ausländer verpassen ihn gemeinsam.

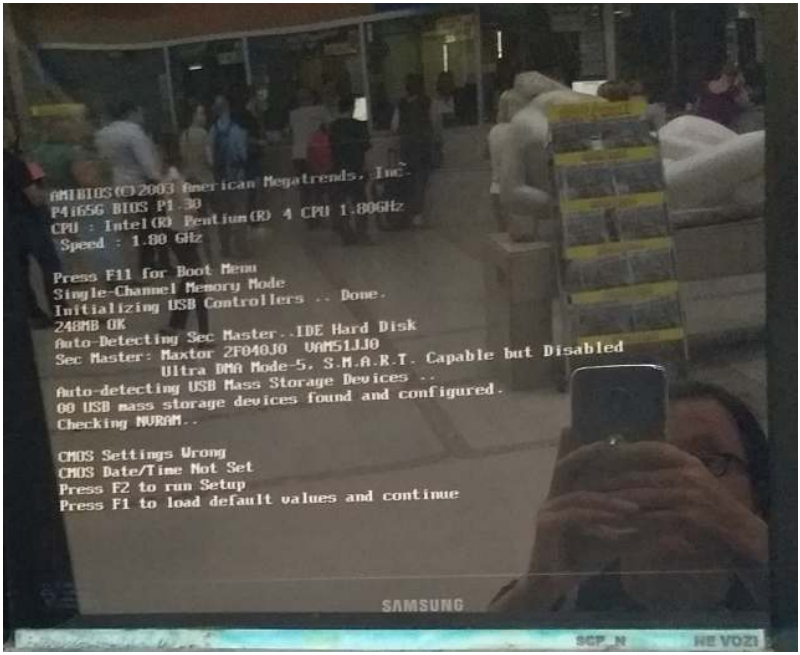
Ich gehe zum Busbahnhof und kaufe nach längerem Konsultieren von Google Maps und verschiedenen Bus- und Bahnwebsites bei autotrans.hr ein Onlineticket. Damit brauche ich knapp 24 Stunden nach Berlin, 35 von Haustür zu Haustür, aber ich muss nur einmal umsteigen, in Zagreb, und konkurrenzlos billig ist es auch.

Am Einstieg wird der QR-Code mit einem kleinen Spezialgerät von meinem Handy gescannt. Das ist nicht überraschend, denn so war es schon vor zwei Jahren auf der kroatischen Fähre, und so steht es auch in der Mail, an der mein Ticket als PDF hängt:

> "By boarding please present the correct ticket to the driver. Tickets can be printed or shown in an electronic form on your smartphone or tablet."

In Zagreb habe ich anderthalb Stunden Aufenthalt und verbringe – nach dem Erledigen der wichtigsten Pokémonaufgaben – eine halbe Stunde davon mit der Suche nach dem richtigen Bussteig. Es gibt 40 bis 50 Möglichkeiten, wo der Bus abfahren könnte, aber keine Abfahrtstafel. An diesem vielversprechenden Gerät . . .

… bleiben drei Displays schwarz, und beim vierten müsste mal jemand F1 drücken. Dann könnte man vielleicht die Abfahrtszeiten von 2003 sehen.



Ich muss durch ein Fensterchen am Autotrans-Schalter mit einem alten Mann verhandeln, der weder Englisch noch Deutsch kann. Er lässt sich das Ticket auf meinem Handy zeigen und sagt streng: *Flixbus!* Ich schüttle den Kopf und sage: *Autotrans!* Denn so steht es auf meinem Ticket geschrieben. *Stuttgart?* fragt der alte Mann skeptisch. Ich sage: *Berlin!* Jetzt schaut er in seinem Computer nach, dreht das Display zu mir, deutete auf die *Peron*-Angabe und sagt *Five! Zero! Six!*

Vor Begeisterung vergesse ich gleich wieder, was nach *Zero!* kam, und wandere eine Weile zwischen den Bussteigen 506, 507 und 508 hin und her, bis ich jemanden einen Satz mit “Ingolstadt” und “petsto šestßagen höre. Endlich zahlt es sich aus, dass ich vor vierzig Jahren die Eissorten und Zahlen

gelernt habe. Die Eissorten braucht man inzwischen nicht mehr, an der Küste kommt man mit Englisch und Deutsch durch, aber allmählich kommt es mir vor, als sei Zagreb gar nicht so die touristische Destination.

Ime i prezime/Name and Surname **Kathrin Passig**	Broj karte/Ticket No. **16717084855-1**	
Vrsta karte/Fare Type **Jednosmjerna karta**	Broj nar./Order No. **3044161289**	
Relacija/Route	Datum/Date	Vrijeme/Time
Zagreb **Berlin**	**14.06.2017.**	**19:00**
Prijevoznik/Carrier **Autotrans d.o.o.**	Sjedalo/Seat No.	Peron/Platform
Linija/Line **OSIJEK-ZAGREB-NURNBERG-BERLIN**	Tip karte/Ticket Type **Jedan smjer** Vrijedi do/Valid Through	Cijena/Total Fare **503,77 kn**

Der Busfahrer wirft nur einen kurzen Blick auf mein Handy und schüttelt den Kopf: “Muss Touring Biro! Muss Touring Biro!” Ich sage: “But it says right here: ‘Please show this e-ticket to the driver’, and this is the e-ticket and you are the driver!” Das ist dem Busfahrer wurscht, *muss Touring Biro!*, und ich schäme mich schon wenige Sekunden später für mein Insistieren. Ich bin so schlecht ausgerüstet für den Umgang mit Ländern oder Situationen, in denen nicht alles von allein so funktioniert, wie ich es mir vorstelle.

Ich gehe zurück zum Autotrans-Schalter am anderen Ende des Terminals und bitte einen jungen Mann, der vor mir am Schalter steht, für mich zu übersetzen. Der junge Mann verhandelt mit dem alten, der wieder lange auf *Flixbus! Flixbus!* und *Stuttgart!* beharrt, aber da will ich ja nicht hin. Der junge Mann sagt, jaja, das sei hier öfters so, und begleitet mich zurück zum Busfahrer. Jetzt wird lange auf kroatisch diskutiert, der Beifahrer und schließlich auch der Chef hinzugezogen, aber es hilft nichts: *Muss Touring Biro!* Mein Übersetzer weiß, wo dieses Büro ist, nämlich nicht innen im Busbahnhof,

sondern außen dran. Auf dem Weg dorthin erklärt er mir, dass man hier ohne Kroatischkenntnisse nicht weit kommt, und ich sage, genau deshalb hätte ich ja das Onlineticket gebucht, um mit niemandem reden zu müssen. Es sind jetzt noch sieben Minuten bis zur Abfahrt.

Im Touring-Büro gibt es eine freundliche Mitarbeiterin, die das Problem kennt, ihren Monitor zu mir dreht und mir die Mailadresse zeigt, an die ich mein Ticket weiterleiten soll, damit sie es für mich ausdrucken kann. Ich frage noch, was der Busfahrer jetzt auf dem Ausdruck erkennen wird, was er dem identischen Ticket auf meinem Handy nicht entnehmen konnte. Sie zuckt die Schultern und sagt "they need to have physical". Später wird man mich im Techniktagebuch-Chat daran erinnern, dass "Onlineticket" nicht gleichbedeutend ist mit "muss nicht ausgedruckt werden", und dass das auch in Deutschland bis vor wenigen Jahren so war. Ich habe das einfach vergessen.

In der Minute der vorgesehenen Abfahrt stehe ich im Bus und zeige triumphierend mein ausgedrucktes Ticket nicht nur dem Fahrer, sondern auch den anderen Passagieren, in deren steinernen Mienen ich wahre Anteilnahme an mir und meinem Schicksal lese. Es ist, wie sich später herausstellt, eins von zwei auf A4-Blätter gedruckten Tickets in diesem Bus. Die übrigen Passagiere haben Dokumentenheftchen aus Reisebüros.

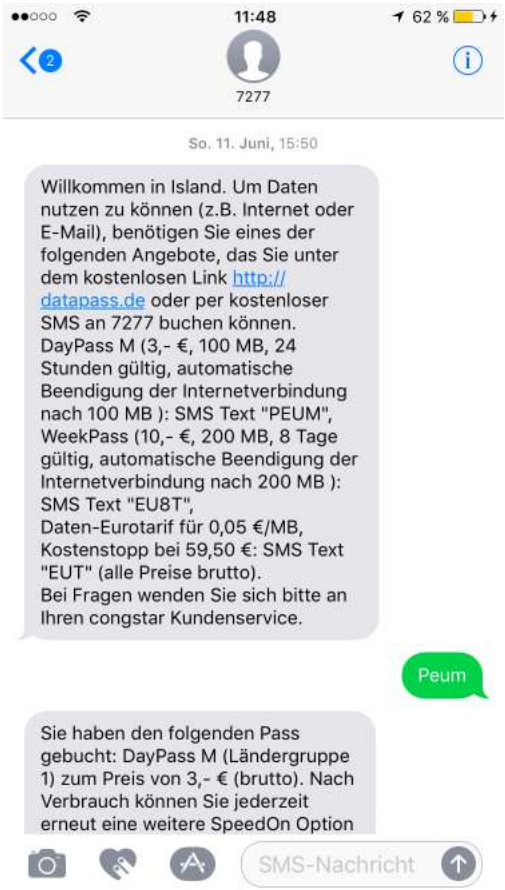
In den folgenden 20 Stunden führe ich ein sorgenfreies Leben: Die Klimaanlage funktioniert. Es gibt keine Steckdosen, aber ich habe eine Powerbank mit 20.000 mAh. Und gerade noch rechtzeitig, nämlich gestern, ist endlich europaweites kostenloses Roaming eingeführt worden, so dass ich in Kroatien, Slowenien und Österreich Internet habe und nicht wie vor zwei Jahren herumjammern muss. Ha!

Kathrin Passig

15. Juni 2017

Das kann doch nicht so einfach sein. Das können die doch nicht einfach machen

Ich bin für eineinhalb Wochen im Urlaub in Island, und es ist dieselbe Routine wie immer im Ausland: Mein Mobilfunkanbieter teilt mir nach der Ankunft mit einer Textnachricht mit, dass ich ein kostenpflichtiges Angebot bestellen müsse, um mit dem Mobiltelefon Daten nutzen zu können. Ich kaufe für 3 Euro 100 MB und 24 Stunden, damit ich unterwegs Adressen von Hotels, Informationen über Sehenswürdigkeiten oder den Wetterbericht nachschlagen und einen Routenführer fürs Auto nutzen kann.



Das Spiel wiederholt sich täglich. Nach spätestens 24 Stunden meldet sich der Anbieter, ich werfe wieder Geld ein und surfe behutsam, immer angestrengt darum bemüht, jedes überflüssige Datenpaket zu vermeiden.

Das geht am Sonntag so, am Montag, am Dienstag – und irgendwann am späten Mittwochnachmittag stutze ich das erste Mal, weil ich immer noch surfen kann, obwohl es mir schon länger als einen Tag vorkommt, dass ich ein Paket gebucht habe. Vielleicht hatbe ich mich getäuscht und erst später die SMS mit dem rätselhaften Wort "Peum" abgeschickt? Ich habe zu schnell wieder andere Dinge im Kopf, als das nachzusehen.

Als ich auch am nächsten Tag scheinbar ungehindert Daten benutzen kann, setzt sich ein blödes Gefühl im Hinterkopf fest: Kann es sein, dass ich dadurch, dass ich kein Paket gekauft habe, aber immer noch mobil im Ausland im Internet herumsurfe, gerade irgendwo gewaltige Kosten produziere?

Das war, seit man Mobiltelefone hatte, immer ein Risiko gewesen: sich mit dem unvorsichtigen Gebrauch im Ausland innerhalb kürzester Zeit in den Ruin zu telefonieren oder surfen. Kai Diekmann hat in einer wilden Phase als "Bild"-Chefredakteur einmal innerhalb kurzer Zeit 42.000 Euro Roaming-Gebühren produziert, weil er von Marokko aus mit dem Mobiltelefon Inhalte für sein Kurzzeit-Blog zulieferte. Das war lustig (obwohl er es dann wohl doch nicht selbst zahlen musste), aber gleichzeitig eine Mahnung.

Zumindest innerhalb der EU gibt es aber inzwischen eine Deckelung ("Kostenstopp bei 59,50 €" hieß es beruhigenderweise in der täglichen SMS, die mich zum Geldeinwurf aufforderte, erinnere ich mich) aber es bleibt ein ungutes Gefühl. Ich bin fast sicher: Irgendwo läuft ein Zähler mit, der mich jede mobil in Island heruntergeladene Mail bereuen lassen wird.

Irgendwann stolpere ich auf Twitter – das ich natürlich erst abends im Hotel aufmache, brav und entspannt im WLAN – über die Meldung, dass in genau dieser Woche, am 15. Juni 2017, eine neue EU-Verordnung in Kraft getreten ist, die die Zusatzkosten fürs Datenroaming im Europäischen Wirtschaftsraum (zu dem auch Island zählt) abschafft. "Roam-Like-At-Home" heißt es jetzt. Das ist der Grund, weshalb von einem Tag auf den anderen die vertrauten SMS ausgeblieben sind.

Es bleiben zwei Gefühle: Freiheit. Und Unglaube.

Das kann doch nicht so einfach sein. Das können die doch nicht einfach machen. Ich merke, dass ich mir das nicht vorstellen konnte, dass ich in Island einfach ohne zusätzliche Kosten Daten auf meinem Handy nutzen kann. Plötzlich lasse ich nicht nur die Navi-Funktion im Handy laufen, obwohl ich längst ahne, wo der Weg langführen würde (und natürlich keine Ahnung habe, wieviel Daten so ein Routenplaner verbraucht – viel, bestimmt). Ich höre sogar Musik von einem Streamingdienst! Im Ausland!

Und die ganze Zeit kann ich es nicht glauben. Die langjährige Erfahrung, das Wissen, die Warnung, dass man im Ausland nicht einfach so Dinge aus dem Netz herunterlädt, dass man sicherheitshalber am Flughafen die "Datenroaming"-Einstellungen auf dem Smartphone nochmal überprüft, all das ist mir so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, dass es komplett unwahrscheinlich erscheint, dass es auch kostenlos geht. (Nicht wirklich kostenlos natürlich, weil auch meine vermeintliche Flatrate monatliche Grenzen hat, aber genauso "kostenlos" wie in Deutschland halt.)

Auch die 3 Euro für 100 MB und 24 Stunden waren, im Vergleich zu früheren Zeiten, ein Schnäppchen. Völlig läppisch, eigentlich. Aber sie waren, verbunden mit der Notwendigkeit, das Paket immer wieder eigens zu buchen, eine klare Ansage, dass im Ausland andere Regeln gelten; dass man hier nicht einfach ungehemmt Daten verbrauchen kann wie zuhause. Und nun geht das plötzlich. Und ich bin live dabei gewesen.

Kein Wunder, dass alle die EU lieben.

Stefan Niggemeier

Mitte Juni 2017

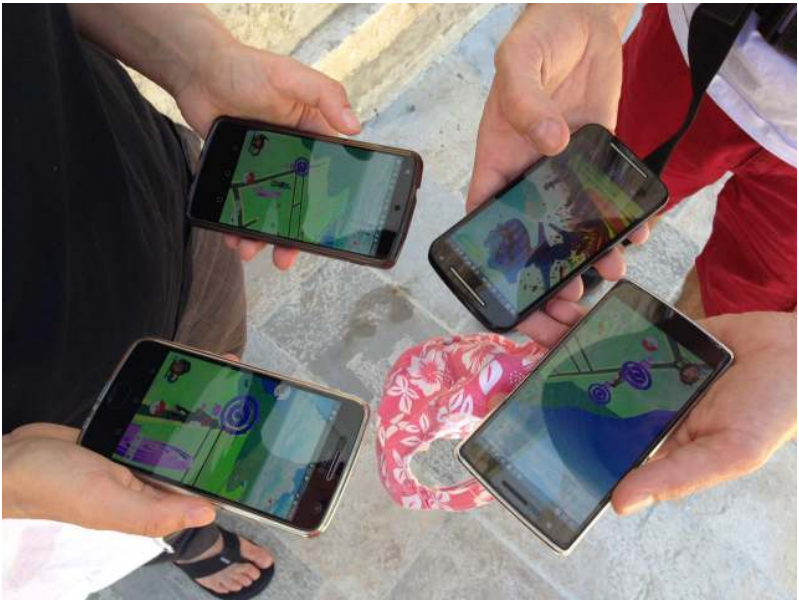
Die neuen touristischen Trottelgebräuche sind da

Im Urlaub in Kroatien ist das Pokémonisieren schwierig. Zu fangen gibt es einiges, aber der nächste Pokéstop ist am Supermarkt, und der Supermarkt ist eine halbe Stunde Fußweg entfernt. Weil aus den Pokéstops die Bälle her-

auskommen, die man zum Fangen der Pokémon bräuchte, herrscht ständige Ballknappheit. Deshalb müssen wir ab und zu in die Altstadt von Rab, um die Vorräte aufzufüllen. Die Altstadt hat viele historische Sehenswürdigkeiten und entsprechend viele Pokéstops.

Die Kinder wollen nicht immer mit. Ihre Handys sollen aber mit. Als Tourist ist man sowieso schon ein bei Einheimischen wie anderen Touristen nur mäßig beliebter Trottel. Man wirkt noch ein bisschen vertrottelter, wenn man nicht nur die üblichen Rituale praktiziert (dumm herumstehen, Dinge mit dem Handy machen), sondern dumm herumsteht und dabei Dinge mit zwei Handys macht.

Aber es hilft ja nichts. Die Pokébälle wachsen nicht auf Bäumen.



Das fünfte Handy fotografiert gerade die anderen vier.

Kathrin Passig, Bilder von Nathalie Passig

Von 1998 bis zum 16. Juni 2017

CDs ohne Namen, Fans ohne Abspielgeräte

1998 teilte ich mir ein Kellerbüro mit Freunden, weil so der Internetzugang billiger war als zu Hause. Die Vormieter, ein Plattenlabel, hatten beim Auszug einen Schuhkarton voll hüllenloser CDs zurückgelassen. Die meisten davon konnte man nicht öfter als einmal hören, manche immerhin dann, wenn man betrunken war, aber eine war darunter, die hörten wir ständig. Es war eine grau gemusterte ohne aufschlussreiche Beschriftung, und sie lief etwa

ein Jahr lang den ganzen Tag. Die Musikrichtung ließ sich noch am ehesten mit „wenn ich auf diese Taste drück, spielt er ein kleines Musikstück“ umschreiben, jedenfalls von mir, da ich Musikrichtungen nur mit Müh und Not unterscheiden kann, und auch nicht gerade viele. Wir spielten sie auf einer klapprigen, sehr kleinen und sehr billigen Kompaktanlage ab.

Zwei oder drei Jahre später war ich in einem Club, in dem zu meiner Überraschung unsere Büro-CD gespielt wurde. Als ich nachsehen ging, handelte es sich sogar um Live-Musik, die von einem kleinen Mann und seinem Keyboard hervorgebracht wurde. Da der Musiker außerordentlich harmlos aussah, sprach ich ihn später an der Bar an, berichtete von der namenlosen CD und dass sie uns viel Freude bereitet habe in unserem dunklen, feuchten Keller. Er heiße, sagte der harmlose und gütige Mann, Jim Avignon, und habe gerade eine zweite CD angefertigt. Die wolle er mir zuschicken, damit wir etwas Abwechslung hätten.

Ab und zu gehe ich bis heute auf Jim-Avignon-Konzerte. Beim letzten, im Mai 2017, war ich der erste Gast und wurde deshalb gleich gefragt, ob ich die neue CD wolle. Ich sagte, ich hätte leider schon seit 2012 nichts mehr, womit man CDs abspielen könne. Ob es vielleicht noch andere Möglichkeiten gebe? USB-Sticks oder so? (Was weiß ich, ich bin nie auf Releasepartys.) Nein, sagte der Musiker, das mit den USB-Sticks habe er schon vor Jahren versucht, schön gestaltet seien sie sogar gewesen, aber die Leute auf seinen Konzerten wollten auf dem Rückweg im Auto eine CD hören, vor allem auf dem Land. Aber ich könne mir ja dann die Musik bei Bandcamp runterladen. Bandcamp, den Namen hatte ich zumindest schon mal gehört.

Heute kam Jim Avignons Newsletter per Mail. Darin sind die Verteilformate der Musik noch einmal genauer erklärt:

> Wer bis hierhin gelesen hat, kann eigentlich gar nicht anders, als mir
> sofort eine Mail zu schicken und Highway to hello fuer 6€ plus Porto
> zu bestellen. Wer moechte, bekommt auch eine persoenliche

Widmung ins
Booklet geschrieben und alle, die mir nach meinem letzten Newsletter
geschrieben haben, sind sowieso mit Namen im Booklet gegruesst.

wer schon mal vorhoeren will :
www.neoangin.info/index.php?id=4&aid=24

und wer gar keinen CD-Player mehr hat:
neoangin.bandcamp.com/releases

und wer auf die vollmundig angekuendigte Vinylversion wartet: diese
Heinis von duophonic sind wirklich Schnarchnasen. Auf der Testpressung
fehlte ein Stueck, dafuer war ein anderes doppelt drauf und das ganze
klang, als haette die Platte eine Woche in der Sonne gelegen und auf
die neue Testpressung musste ich dann einen weiteren Monat
warten, denn alle wollen im Moment nur Vinyl und die Prioritaeten der
Presswerke liegen im Moment wohl nicht bei 1mannbands ohne Label .

Alle wollen im Moment nur Vinyl, das überrascht mich immer wieder, obwohl es jetzt schon seit Jahren so zu sein scheint und in meiner Nachbarschaft sogar mehrere Plattenläden eröffnet haben. Die Umlaute in der Mail fehlen, weil es diesen Newsletter schon so lange gibt, dass Umlaute in Mails anfangs noch nicht zuverlässig bei den Empfängern ankamen.

Kathrin Passig

16. Juni 2017

Abenteuer im Darknet (Nichtschwimmerbecken)

Ich brauche neues Guthaben bei iTunes US, damit ich eine Folge der dritten Fargo-Staffel herunterladen und sie später via Skype-Screensharing gemeinsam mit Aleks ansehen kann. Vermutlich kann man Fargo auch bei irgendeinem deutschen Anbieter sehen, aber für andere Serien brauche ich sowieso ein iTunes-Guthaben, und bei iTunes weiß ich jetzt wenigstens schon, dass alles funktioniert. Abgesehen vom grauenvollen Benutzerinterface des iTunes Store, aber das ist anderswo auch kaum besser.

2015 schrieb ich anlässlich des Kaufs der zweiten Fargo-Staffel, "dass Cardscout24, meine noch im vorigen Jahr äußerst unseriös wirkende Bezugsquelle für US-iTunes-Gutscheinkarten, inzwischen völlig normal, ja, sogar wohldesignt und zuverlässig aussieht".

Zuerst google ich nach anderen Anbietern, weil im Netz ja selten die Lösung von vor zwei Jahren noch die optimale Lösung ist. Aber diese anderen Anbieter funktionieren entweder nicht oder weigern sich, mir eine US-Guthabenkarte nach Deutschland zu verkaufen. Dann muss es eben doch wieder so gehen wie bisher: Ich suche bei Facebook nach der geschlossenen Gruppe meines bisherigen Händlers. Dort liegt unter "Files" eine Datei, auf der die Adresse des Webshops steht, versehen mit der Bitte "PLEASE DO NOT SHARE THIS LINK PUBLICLY".

Dort kaufe ich via PayPal für 62 Dollar eine 50-Dollar-Guthabenkarte und werde gefragt, ob ich eine Mailadresse von Apple habe: "Apple is currently blocking code delivery to @me, @mac and @icloud emails." Habe ich aber nicht, und wenige Sekunden später bekomme ich per Mail einen Link zu einer Google-Drive-Adresse. Darin liegt ein Foto der Guthabenkarte, von dem

ich den Code abtippe. Es fühlt sich alles an wie ein Drogenkauf im Darknet oder jedenfalls ungefähr so, wie ich mir Drogenkäufe im Darknet vorstelle. Und jetzt ist mein nächster Fargo-Fix gesichert.

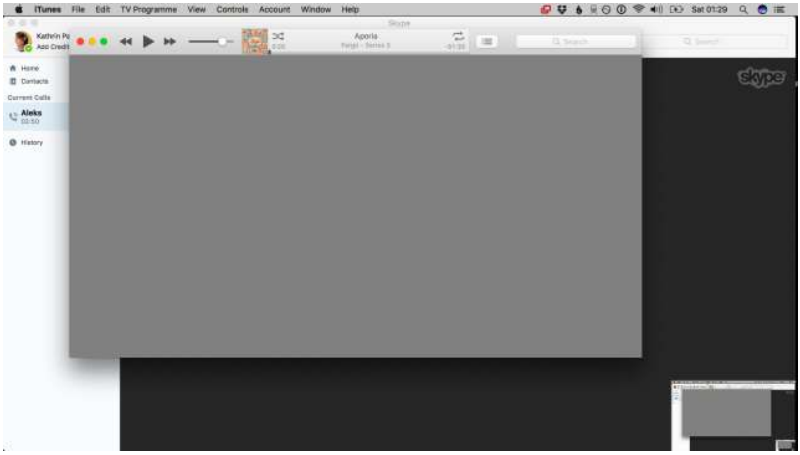
Kathrin Passig

17. Juni 2017

Ein Abend im Leben der gesetzestreuen Bürger

Das Serien-Screensharingvergnügen läuft nicht wie geplant. Mit dem Freifunk-WLAN am Fußende meines Bettes geht es schon mal gar nicht, obwohl das beim letzten Mal gut funktioniert hat. Wir rufen eine Weile “Was?”, “Kannst du mich hören?” und “Ich starte noch mal neu, Moment”, dann wechsle ich ins andere WLAN, das via Tethering aus dem Handy kommt, und damit geht es schließlich. Als Erstes streamt Aleks aus Schottland eine Folge “Better Call Saul” von Netflix, die Bildqualität ist einwandfrei und an den Ton gewöhnt man sich. Die ganze Folge zehrt nicht mehr als etwa 300 MB meines Datentarifs auf.

Jetzt müsste die “Fargo”-Folge von Berlin nach Schottland transportiert werden. Aber wo ich den Film sehe, ist bei Aleks nur ein grauer Kasten.



Unten rechts ist das Bild zu sehen, das Aleks nach Schottland geliefert bekommt. Oben im iTunes-Fenster war in Wirklichkeit für mich der Film zu sehen, aber man kann ihn weder screensharen noch, wie man hier sieht, Screenshots davon machen. Vermutlich aus DRM-Gründen.

Aleks ist im Prinzip bereit, die Folge selbst auch noch mal zu kaufen. Wir müssten sie dann nur synchron starten, aber auch darin haben wir ja schon Übung. Allerdings gibt es im britischen iTunes Store bisher nur die ersten drei Folgen, wir sind aber dank meines Status als Fake-US-Bürgerin schon bei der achten. Und Aleks' irisches Netflix hat die Serie gar nicht erst im Angebot.

Aus Ingrimm über das Screenshotverbot und damit keiner sagen kann, wir hätten nicht alles versucht, zeige ich Aleks noch, wie der Film als Facebook-Videoanruf aussehen würde, indem ich das Handy vor den Laptop halte. Dann beschließen wir, die letzten drei Folgen bis zu meinem nächsten Schottlandbesuch aufzusparen. So kann man sie wenigstens alle an einem Abend sehen.

Kathrin Passig

18. Juni 2017

Brandenburg: Partly cloudy

Sonntag im Kleingarten: Meine Frau hat den Laptop dabei, weil sie noch ein Word-Dokument editieren will. Das Dokument verfasst sie gemeinsam mit anderen Kommilitonen und die Abgabe naht.

Im Garten

angekommen,

wo es keinen 230-V-Netzstrom gibt, ist zunächst mal der Laptop-Akku nicht so voll geladen wie erwartet. Zudem muss der aktuelle Stand des Dokuments noch heruntergeladen werden.

Angesichts der prekären Stromsituation tethern wir dazu mit meinem iPhone, da wir bei ihrem Samsung-Gerät erst herausfinden müssten, wie genau Tethering damit funktioniert. Empfang ist kein Problem,

mittlerweile ist dort sogar

für uns O_2-Hungerleider

LTE verfügbar.

Im Wettlauf mit dem sich relativ schnell leerenden Laptop-Akku bearbeitet meine Frau das Dokument. „Eine Minute!“ bevor sie auf *Senden* klicken will, macht der Akku schlapp. Frust, Ärger.

“Hätten die mal Google Docs benutzt und nicht so ein komisches Word-Dings, dann wär jetzt schon alles hochgeladen.” Ich frage etwas genauer nach und in mir keimt der Verdacht, dass es sich bei dem “komischen Word-Dings” um *Microsoft Office 365* handelt.

Diese Vermutung bestätigt sich – sie hat also das Dokument die ganze Zeit online editiert. (Was aber vermutlich mit zum Leersaugen des Akkus beigetragen hat.) Wir können per Smartphone sehen, dass alle ihre Änderungen gespeichert sind und sie kann ihren Kommilitonen Bescheid geben, dass die jetzt damit weitermachen können.

Sie könnte das Dokument sogar per Smartphone bearbeiten, allerdings ist dazu eine gesonderte Anmeldung nötig. Daraufhin beschließt meine Frau aber, erstmal das Sommerwetter zu genießen und abends daheim vielleicht noch ein paar kleine Änderungen am Layout vorzunehmen.

Virtualista

2017

WiFi überall für digitale Nomaden

Bei der Buchung einer Ferienwohnung haben sich zu den bisherigen Grundforderungen neue ergeben: Zu den Ausstattungsanforderungen gesellt sich ein funktionierendes Internet. Nicht immer decken sich Prospektangaben mit der Wirklichkeit, und die bloße Aussage “WLAN verfügbar” sagt nichts über die tatsächlichen Gegebenheiten vor Ort aus.

Der digitale Nomade sorgt vor. Dazu gehört ein MiFi, ein hier im Techniktagebuch schon mal erwähntes kleines Gerät, welches ein vorhandenes Mobilfunksignal auf LTE/UMTS-Basis in ein eigenes kleines WLAN verteilt. Der Nachteil hierbei ist, dass daran angeschlossene Geräte ein WLAN erkennen und fröhlich Arbeiten starten, die wegen ausschließlicher Verbindung zum Mobilfunknetz zurückgestellt waren: Fotobibliothek abgleichen, Backup starten und mehr datenhungrige Dinge.

Gibt es in der Ferienwohnung ein WLAN, kämpft man mit zwei weiteren Problemen: Zum einen ist das Signal des WLAN oft ziemlich schwach oder reicht nicht in jeden Winkel, zum anderen braucht es für jedes Gerät einen eigenen Voucher, den sich manche Hotels teuer bezahlen lassen.

Der moderne Digitalnomade hat aus diesem Grunde ein weiteres Gerät im Reisegepäck: einen WLAN-Router, in meinem Falle einen Netgear PR2000.

Der Router spannt ein eigenes WLAN auf, an dem sich der digitale Gerätepark anmeldet.

Über die Weboberfläche des Gerätes kann meine eine unscheinbare kleine Einstellung setzen: Vorhandenes WLAN verlängern. Wählt man das ab, taucht eine Liste der verfügbaren WLANs auf. Man wählt das gewünschte (Hotel-) WLAN, und nach Bestätigung öffnet sich die Seite des Hotels, auf der man sich einloggen kann. Daten eingeben, und anschließend wird das Hotelnetz weitergereicht an die angemeldeten Geräte. Erfüllt seit mehreren Urlauben seine Funktion perfekt.

Wolfgang Kunckel

Juni 2017

Routenplanung auf Umwegen

Google Maps sieht nicht vor, dass man für eine Strecke mehrere Verkehrsmittel kombiniert.

Wenn ich für weitere Strecken mit dem Rad zum Bahnhof fahren, das Rad mit in die Bahn nehmen und am Zielbahnhof weiterradeln will, muss ich mir alle drei Teilstrecken einzeln zusammensuchen.

Das klappt gut, wenn die Strecke feststeht und ich nur wissen will, wann ich los muss und wann ich ankommen werde. Schwierig wird es, wenn ich herausfinden möchte, ob eine reine ÖPNV-Verbindung schneller ist als eine Teilstrecke mit dem Rad zu fahren.

Manchmal mache ich dann Screenshots der vorgeschlagenen Strecken und vergleiche anschließend die Fotos. Einfach weil es mir leichter fällt, das Suchen und Vergleichen zu trennen.

André Wendt

Juni 2017

Püntenell

Die Liebste und ich verbringen ein paar Tage in Groningen. Wir haben per Airbnb eine hübsche kleine Wohnung auf dem Lande gemietet, wo uns Hühner, Perlhühner, Hund und Katze beim Frühstück zwischen den Beinen herumlaufen.

Wir fahren jeden Tag mit dem Auto zum einem Park&Ride-Platz und von dort mit einem schnellen Bus hinein in die Stadt. Da das DAB-Funksignal von Deutschlandfunk Nova nicht bis nach Groningen reicht, haben wir im Autoradio irgendeinen holländischen Sender eingestellt, der in schöner Regelmäßigkeit auch Werbespots ausstrahlt. Wir sind das als verwöhnte Deutschlandfunk-Hörer nicht gewohnt, aber trotzdem ganz Ohr und versuchen, aus dem schnell gesprochenen Niederländisch Sinnfetzen zu erhaschen.

Besonders angetan hat es uns das Wort „Püntenell“, das quasi in jedem zweiten Spot vorkommt. Wir fragen uns, ob das vielleicht irgendein für die Werbesprache wichtiges Adjektiv ist. Etwas, das Dinge und Waren besonders anpreist, womöglich in Umgangssprache. Vielleicht die holländische Entsprechung für „knorke“ oder so etwas: „Kaufen Sie unseren neuen Toaster. Der ist echt püntenell!“.

Das geht tagelang so. Eine Recherche mit Google-Übersetzer bringt keine zufriedenstellenden Ergebnisse: Es püntenellt so vor sich hin und wir sind weiter ahnungslos. Bis es endlich bei der Liebsten klick macht: Und zwar bei einem Werbespot von Kaspersky Labs. Am Schluss des Spots wird der Hörer gebeten, doch mal im Internet bei Kaspersky vorbeizuschauen: WehWehWehKasperskyPüntenell.

Ja ja, ganz recht: Püntenell ist nichts anderes als die länderspezifische Top-Level-Domain der Niederlande: „.nl“.

(*Ruhrbube)*

19. 6. 2017

Zu schnell für einen Screenshot

Ich möchte einer Freundin endlich ihre portable SSD (solid state drive, eine schnelle Festplatte ohne mechanisch bewegte Bauteile) mit Filmen zurückgeben, auf der ich schon beschämend lange Zeit sitze. Natürlich habe ich bisher nicht geschafft, die gewünschten Filme herunterzuziehen.

Ich wähle acht aus und stelle mich auf eine längere Wartezeit ein. Womit ich nicht gerechnet habe, ist die kombinierte Geschwindigkeit zweier mit USB 3.0 kompatibler SSDs, einmal die der Freundin und die, die in unserem neuen PC verbaut ist. Innerhalb von drei Minuten ist alles übertragen.

Die Filme haben eine Gesamtgröße von 19,1 GB. Für mich ist das immer noch relativ viel. Ich komme aus einer Zeit, in der man sich für die Übertragung einer derartigen Datenmenge noch den Nachmittag freinehmen musste. Jetzt sind sie so schnell herübertransportiert, dass ich bereits zu spät dran bin, als ich für diesen Eintrag vom Fortschrittsfenster einen Screenshot machen will.

Angela Heider-Willms

Juni 2017

Digitales Ringelreihen

Mein Vater fragt mich, ob er ein Foto, das er mit seinem Handy – einem iPhone – gemacht hat, auch auf anderen Geräten ansehen kann, zum Beispiel auf seinem Desktop-Rechner oder seinem Tablet. Ich erinnere mich, dass ihm meine Mutter neulich einen iCloud-Account eingerichtet hat. Über diesen Account werden bereits einige Daten, die bisher nur lokal auf seinem Handy gespeichert waren, extern gesichert. Warum nicht auch seine Fotos? Speicherplatz ist mehr als genug vorhanden. Wie sich später herausstellt, geht es

ihm vor allem um ein bestimmtes Foto, das er vor ein paar Tagen gemacht hat. Er sagt, er wolle es gerne auf einem größeren Bildschirm ansehen. Der Upload kriecht quälend langsam voran, aber nach ein paar Stunden ist das Foto erreicht, das ihn interessiert. Wir setzen uns an seinen Desktop-Rechner, weil ich ihm zeigen will, wie er dort die Bilder ansehen kann.

Als das betreffende Foto auf dem Bildschirm erscheint, weiß ich nicht, ob ich lachen, weinen oder einfach nur staunen soll: Das Handyfoto zeigt den Bildschirm des Rechners, vor dem wir sitzen. Auf diesem Gerät hat mein Vater über eine Bibliothek, bei der er Mitglied ist, Zugriff auf digitale Ausgaben von Zeitungen und Zeitschriften. Diese werden als PDFs mit DRM bereitgestellt. Aus den PDFs kann man nichts rauskopieren und man hat nur mit einer bestimmten Software ein paar Stunden oder Tage Zugriff. Läuft die Leihfrist ab, sperrt sich das PDF. Aber was tut man, wenn man sich – wie in der Ära papierner Zeitungen – einen Artikel rausreißen und aufheben will? Nicht wissend, wie man einen Screenshot macht, hat mein Vater das Problem mittels eines Handyfotos gelöst. Via iCloud gelangte dieses Foto auf den Rechner, auf dem sich das abfotografierte PDF befand. Es ist schön und furchtbar zugleich, wie sich hier ein digitaler Kreis schließt, der nie hätte beginnen müssen.

Christopher Bergmann

23. Juni 2017

Verwechslung von Körperteilen im Halbschlaf, frühes 21. Jahrhundert

Ich wache auf, hebe die Hand und schaue sie an. Ich halte sie nicht so, als hielte ich ein unsichtbares Handy fest. Ich halte sie so, als wäre die Hand das Handy. Auf der Hand gibt es nichts Neues zu sehen.

Kathrin Passig

23.06.2017

Online Zeit sparen

Das Gute an unserer modernen Welt ist ja, dass man so vieles bequem von zu Hause aus machen kann. Das spart alles unglaublich viel Zeit.

Da wäre zum Beispiel die moderne Onleihe der Stadtbibliotheken. Zum Ausleihen von Büchern muss man nun nicht mehr das Haus verlassen, denn so ein EBook ist schnell heruntergeladen.

Na ja, bisher musste man doch noch einmal pro Jahr das Haus verlassen, denn die Gebühr für den kostenpflichtigen Bibliotheksausweis musste in der Bibliothek beglichen werden.

Ich habe mich jahrelang wortreich beim Bibliothekspersonal über diesen Umstand beklagt. Offenbar habe ich sie jetzt weichgekocht: man kann neuerdings auch online bezahlen!

Aufgeregt wie ein kleines Kind an Weihnachten melde ich mich auf der Webseite der Bibliothek an, und klicke mich zum Bezahlvorgang durch.

Die erste Enttäuschung: Bezahlen per PayPal gibt's hier nicht. Schade.
Giropay? Kenn ich nicht und will ich nicht.
Kreditkarte? Online? Muss das sein? Im Internet lauert an jeder Ecke ein Gauner.
Lastschrift? Ist mir zu retro.
Also doch Kreditkarte.

Ich klicke mich flüssig durch, bis mich eine Meldung aufhält. Sinngemäß: Halt, hier dürfen Sie nicht weiter! Ihre Kreditkarte ist nicht für die Online-Zahlung autorisiert!

Ich halte inne. Ich habe ein Deja Vu. Diese Meldung hatte ich kürzlich schon mal. Wie ging es dann weiter? Musste man sich da nicht irgendwie irgendwo für irgendwas registrieren? Habe ich das damals gemacht, oder bin ich dabei irgendwie stecken geblieben?

Gerade will ich zu recherchieren beginnen, als sich mein analoger Verstand einschaltet: “Was mache ich hier eigentlich? Ich wollte mir eigentlich Zeit sparen, und jetzt tauche ich schon wieder in irgendwelche Studien zu Online-Bezahlproblemen ab. Die Stadtbibliothek ist per Fahrrad in 10 Minuten erreichbar – in der Zeit bekomme ich das Problem hier nicht annähernd gelöst.”

Ich schalte den Rechner aus und fahre umgehend zur Stadtbibliothek. Unterwegs bin ich einigermaßen stolz auf mich, weil ich mir nicht online meine Zeit stehlen habe lassen. In der Bibliothek angekommen zücke ich meinen analogen Ausweis und analoges Geld, und führe ein nettes analoges Gespräch mit der Dame an der Information.

Die Ernüchterung folgt nach wenigen Minuten: die Dame runzelt die Stirn, klickt nervös und kämpft heftig mit der Technik, weil eine “abgebrochene Transaktion” weitere Aktionen verhindert.

Mein Kreditkarten-Bezahlversuch von vor 10 Minuten hängt nämlich noch immer im System. So lange die halbe “Online-Bezahlleiche” da rumhängt kann ich nicht bar bezahlen. Unfassbar, ich habe mir mit meiner Aktion selbst ins Knie geschossen.

“Können Sie vielleicht noch ein paar Minuten warten?” fragt die Dame von der Information verlegen. “Hier steht, es kann in solchen Fällen 5 bis 10 Minuten dauern. In besonderen Fällen allerdings auch länger . . . ”

Ich übe mich in Selbstbeherrschung, denn die freundliche Dame von der Information kann nun wirklich nichts dafür. “Ach nein, danke!”, entgegne ich “Es eilt ja nicht. Dann komme ich einfach später wieder”. Ich drehe mich um, verlasse die Stadtbibliothek und verbeiße mich draußen – mangels Alternativen – wild knurrend in meinen Fahrradsattel.

Die Geschichte endet hier, weil ich Ihre Zeit nicht mit weiteren Ausführungen zur “Freischaltung der Onlinezahlung” verschwenden will. Nur so viel: es hat in meinem besonderen Fall lange gedauert.

Das nächste Mal spare ich Zeit, indem ich wieder persönlich in die Stadtbibliothek gehe. Eines ist sicher: ich werde in der Bibliothek nie mehr ein Wort über die Umständlichkeit von Barzahlungen verlieren.

*nf*rm*

2017 (im Vergleich zu 2007)

Moderne Festnetztelefonie

Im Gegensatz zu den meisten Freundschaften, die inzwischen via Facebook und diversen Messengern lebendig gehalten werden, pflege ich eine, die noch hauptsächlich auf regelmäßigen, langen Telefonaten fußt.

Als wir vor ca. 10 Jahren begonnen, miteinander zu telefonieren hatten wir beide einen ISDN-Anschluss und wechselnde schnurlose Telefone – meist den quasi-Standard Siemens Gigaset. Zu telefonieren war nur von der Akkulaufzeit der Handgeräte beschränkt.

Im Laufe der letzten 2 Jahre wurden wir beide von unseren Telefonanbietern von ISDN weg zu Voice-over-IP-Technik gedrängt. Da die Bedienung der Fritz-Boxen, die nun als Telefonanlage dienen so wesentlich komfortabler ist, haben wir beide auch Telefone der gleichen Firma. Es gibt dort die Option „HD-Telefonie“, die beide so begeistert wie optimistisch natürlich angeklickt haben.

Wenn wir jetzt telefonieren, läuft das meist so ab: Ich rufe sie an, weil ich immer weiß, wo mein Telefon ist und sie nie. Hat sie ihrs dann gefunden, nimmt sie ab, wir stellen fest, dass wie immer beider Stimmen vollkommen digital verzerrt sind. Wir legen auf und sie ruft mich an. Meist ist die digitale Verzerrung dann weg – dafür klingen unsere Stimmen dann wie in finstersten Telefon-Urzeiten: keine Höhen, keine Bässe, aber die Mitten sind immerhin gut verständlich.

Je länger wir telefonieren, desto lauter und beser verständlich wird dann allerdings auch das Echo einer unserer Stimmen.

Aber immerhin wechselt sich ab, wer von uns beiden sich irgendwann dann so laut selbst mit 1 Sekunde Verzögerung selbst hört, dass wir auflegen und bei weiterem Gesprächsbedarf das ganze Theater von vorn starten müssen.

Christian Fischer

23. Juni 2017

Geisterfahrräder und Zombieroller

Ich habe ein Bisschen Zeit für den Weg zu Arbeit und beschließe, heute mal einen der *Coup*-Elektroroller auszuprobieren, die neuerdings überall in Berlin rumstehen. Angemeldet bin ich bereits – man muss dazu Kreditkartendaten hinterlegen und in einem Videotelefonat Gesicht, Personalausweis und Führerschein vorzeigen. Das alles konnte ich in der Coup-App auf meinem Smartphone recht reibungslos erledigen.

Aus dem Haus tretend stelle ich beim Blick auf die Kartenanzeige fest, dass der nächste Roller doch gerade ein ganzes Stück entfernt steht. Vermutlich lohnt es sich, ein Lidl-Fahrrad zu mieten, um bis dorthin zu fahren. Immerhin wurde offenbar das Ausleih- und Rückgabegebiet von Coup, das zunächst vor allem die Bezirke Kreuzberg, Friedrichshain, Prenzlauer Berg und Mitte umfasste, inzwischen auf die westliche Innenstadt erweitert.

Screenshot aus der Coup-App: Der Hinweis ist berechtigt. Ich hatte aber eine Kartenanzeige von Regengebieten erwartet und bin etwas enttäuscht.

Das nächste Lidl-Bike steht laut deren App auch einige hundert Meter entfernt. Ich mache mich also zunächst zu Fuß auf den Weg. Am angezeigten Abstellort des Rades angekommen finde ich aber – nichts. Kein Bike weit und breit. Dasselbe Spiel beim nächsten Rad. Ich bin kurz davor, den Versuch abzubrechen, kann aber in 200 m Entfernung das übernächste Rad erspähen.

Auf dem Weg dorthin passiere ich einen Coup-Roller. Auch gut denke ich und versuche, den in der Coup-App auszuleihen. Es ergibt sich der umgekehrte Fall: Die App zeigt mir den Roller, neben dem ich stehe, nicht an. Nun ja, er parkt immerhin vor einem Haus, also ist er

vielleicht

noch ausgeliehen. Oder er ist kaputt oder der Akku ist leer.

Also erstmal das Lidl-Bike gesichert und damit auf zum nächsten Roller. Ähnlicher Effekt, ich stehe neben dem Roller, der wird mir aber in der App nun nicht mehr angezeigt. Bei dieser Gelegenheit finde ich aber heraus, dass man abgestellte Roller auch für 15 Minuten kostenlos reservieren kann. Schade nur, dass sie aus der Kartenanzeige dann einfach verschwinden.

Ich reserviere also den jetzt nächstgelegenen freien Roller, leihe das Mietfahrrad erneut und finde den reservierten Roller innerhalb von 7 Minuten. Die Coup-App erweist sich dabei als relativ hakelig. Unter anderem hat sie das verwirrende Problem, dass sie einen nicht darauf hinweist, dass die Kartenanzeige nicht gut funktioniert, solange die App nicht auf die Ortungsfunktionen meines Telefons zugreifen kann. Ich erkenne dieses Problem zwar, schaffe es aber irgendwie nicht, der App dieses Recht einzuräumen. Beim Ausleihen des Rollers wird dann doch ein entsprechender Dialog angezeigt. Zudem muss man dafür Bluetooth einschalten.

Alles weitere funktioniert ziemlich reibungslos. Der Helm befindet sich unter der Sitzbank, er ist sauber und passt mir. Die Bedienelemente und das Display

am Lenker

sind relativ selbsterklärend und ich fahre los. Der Roller läuft gut und ziemlich leise und ich bin sehr angetan von der Beschleunigung aus dem Stand. Es ist kein *Ludicrous Mode*, der einen aus dem Sattel reißt, aber mit dem normalen städtischen Autoverkehr schwimmt man problemlos mit. Und dadurch, dass einem der Fahrtwind um die Nase weht, fühlt man sich schon schneller, als die 53 km/h die mir der Tacho bei „Vollgas“ anzeigt.

Bei der Abmeldung am Zielort wird mir in der App eine Checkliste angezeigt: Ständer ausklappen, Lenkerschloß einrasten lassen, Helm wieder unter der Sitzbank verstauen. Ich kämpfe etwas mit dem Helmverschluss. Den hätte ich mir vor dem Aufsetzen wohl genauer ansehen sollen.

Virtualista

25. Juni 2017

Der Unmut der Taxifahrer findet immer einen Weg

Ich habe in den letzten Jahren gelegentlich versucht, MyTaxi zu nutzen, bin aber jedesmal an der Benutzung der App gescheitert.

Heute wollen wir zu zweit und mit dem Gepäck von vier Leuten eine Strecke zurücklegen, für die man drei öffentliche Verkehrsmittel bräuchte. Ich installiere die MyTaxi-App wieder, melde mich an und kann erstmals problemlos ein Taxi bestellen. In der App sehe ich, dass unser Taxi von erstaunlich weit her kommt, wegen einer Strecke, die nur 14 Euro kosten soll. Aber der Fahrer wird sich schon was dabei denken. Pünktlich taucht er vor der Tür auf.

Wir fahren nicht in die Richtung, die ich nehmen würde. Aber der Fahrer wird sich schon was dabei denken. Interessehalber sehe ich bei Google Maps nach und versuche, den Plan des Fahrers zu erraten. Hier wird er jetzt sicher rechts abbiegen. Na gut, aber doch spätestens hier. Oder hier . . .

“Ich will Ihnen ja nicht reinreden”, sage ich nach ein paar Kilometern, “aber meinen wir wirklich dieselbe Köpenicker Straße? In Kreuzberg?” Wie, Köpenicker Straße, wie, Kreuzberg. Der Fahrer ist der Meinung, wir wollten zum Flughafen. Wegen dieser Flughafentour ist er extra aus Britz gekommen! Ich entschuldige mich dafür, dass wir nicht zum Flughafen wollen, und zeige ihm mehrmals die Ansicht auf meinem Handy, in der vom Flughafen nicht die Rede ist.

Der Fahrer beschwert sich bis zum Ziel über uns und über MyTaxi. Er wirkt auch nicht glücklich darüber, dass ich den Fahrpreis (jetzt doch mehr als 14 Euro) und auch das Trinkgeld (20%) mit Hilfe der App zahlen möchte. Dabei habe ich MyTaxi nur in der Hoffnung installiert, möglichst interaktionslos ans Ziel zu gelangen, so wie mit der U-Bahn halt auch, nur bequemer.

Einerseits war die Geschichte plausibel, denn der Fahrer kam wirklich aus Britz, und das macht man nicht wegen einer kurzen Tour. Andererseits blickt man als selten fahrender Laie nicht durch bei den komplizierten Interessen von Taxifahrern. Beim Lesen von Taxifahrer-Foren und Bewertungen der MyTaxi-App durch Fahrer finde ich zwar weder heraus, ob mein Problem ein allgemein übliches ist, noch erfahre ich etwas über mögliche technische Hintergründe. Aber ich lerne dabei, dass die Fahrer aus anderen Gründen nicht glücklich mit MyTaxi sind und Uber besser finden. Ich lösche die MyTaxi-App und installiere stattdessen die Uber-App. Schon in wenigen Jahren werde ich herausfinden, ob man damit ein einfacheres Leben führt.

Kathrin Passig

25. Juni 2017

Falsch parken in Kaiserslautern

Aus familiären Gründen bin ich seit ein paar Jahren öfter mal in Kaiserslautern unterwegs. Normalerweise reise ich aus Mannheim mit der Bahn an und nutze auch vor Ort öffentliche Verkehrsmittel, aber das letzte Mal war ich ausnahmsweise mit dem Auto in der Stadt.

Ich parkte mein Auto auf einem Parkplatz in der Nähe der Stadtmitte und in der Eile hatte ich vergessen, einen Parkschein zu lösen. Natürlich hatte ich später, als ich zu meinem Auto zurückkam, ein Knöllchen. Sowas passiert mir selten, normalerweise löse ich immer einen Parkschein. Den letzten Strafzettel bekam ich in Frankfurt als ich mit Laura einen Podcast aufgenommen habe. Damals habe ich das Knöllchen sogar noch persönlich von

der Politessin in Empfang genommen. Auf Amtsdeutsch wird das Knöllchen übrigens als Schriftliche Verwarnung mit Zahlungsaufforderung bezeichnet. Jedenfalls, als ich in Kaiserslautern den Zettel vom Scheibenwischer nahm, war ich schon dabei, ihn ungelesen zu zerknüllen. Zufällig kam mir aber das Aktenzeichen in den Blick, welches auf den Strafzettel aufgedruckt war.

Volkswagen (Pkw)

Tatbestand: 113140
Sie parkten im Bereich eines Parkscheinautomaten ohne gültigen Parkschein.

Vorschrift:
Par. 13 Abs. 1, 2, Par. 49 StVO; Par. 24 StVG; 63.1 BKat

Verwarnungsgeld:
10,00 EUR

Aktenzeichen:
50.543.414.5583

Zeuge: Mangold

Wenn ich jetzt so einer wäre, der gerne streitet und versucht sich überall herauszuwinden, könnte ich unmittelbar Widerspruch einlegen, mit Referenz auf den richtigen Tatbestand. Dazu ist eine eMail-Adresse angegeben und sie lautet politessendienst@kaiserslautern.de. Der Strafzettel selbst wurde vom Referat für Recht und Ordnung ausgestellt. Mein Blick fuhr weiter dem Papier entlang und ich konnte meinen Augen kaum glauben. Am Ende des Zettels folgte ein QR-Code für die Zahlung mit Paypal.

Wie geil ist das denn? Eingescannt und noch gleich am Tatort die Buße verrichtet! Kaiserslautern <3

Marco Hitschler, zuerst veröffentlicht hier:
www.unmus.de/falsch-parken-in-kaiserslautern/

Juni 2017

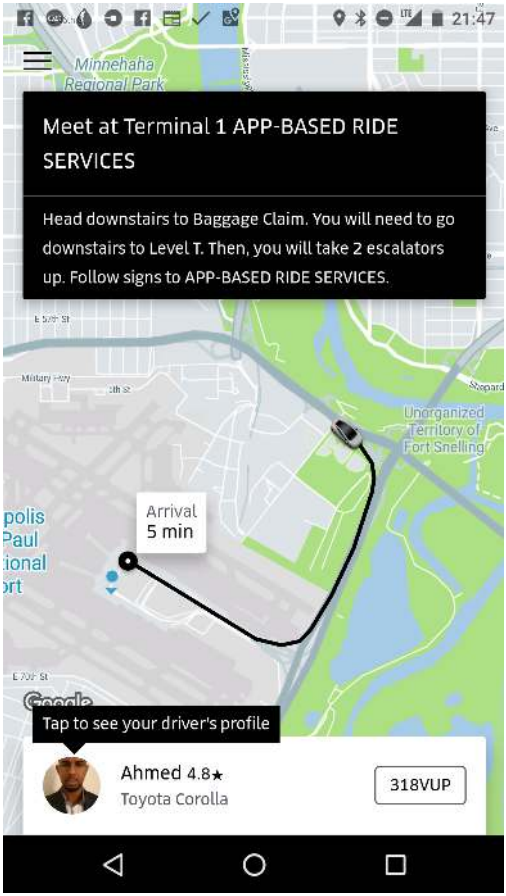
State of the Uber

Der Übergang von Blechröhren, in denen im Schnitt hundert Leute sitzen, zu Blechkisten, in denen im Schnitt zwei sitzen, ist immer ein logistischer Alptraum. Seit es Uber gibt, ist vieles einfacher, aber auch chaotischer geworden. Es sind oft hunderte Fahrgäste, die an den Terminals aus einem endlosen Strom von hupenden, sich stoßweise fortwärtsschiebenden Autos ihren Fahrer herausfinden müssen. Die Flughäfen bemühen sich, das irgendwie in den Griff zu bekommen.

Auf den New Yorker Flughäfen gibt es kein Uber, jedenfalls nirgends auf den Schildern. Es gibt an jedem Terminal Bereiche, die als »Passenger Pick-Up« ausgewiesen sind, und die teilen sich die verschiedenen Limousinendienste, private Abholer, und eben Uber und Lyft. Die Taxis dagegen haben ihre eigenen Warteschlangen mit einem menschlichen Dispatcher, der die Kunden nach ihrem Fahrtwunsch fragt und ihnen dann einen Zettel mit ihrem Fahrpreis und ihren sonstigen Rechten mitgibt, an die der Taxifahrer sich halten muss.

Umso überraschter war ich, als es mich letzte Woche nach Minneapolis und Chicago verschlug, denn dort geht man weiter, sprachlich und räumlich. In Minneapolis führen Schilder zu »TAXI & App-Based Ride Services«.

Auch die App weiß davon:



Ein deutlicher Fortschritt gegenüber dem »Unorganized Territory of Fort Snelling«, auf der Karte rechts.

In Chicago gibt man sich professioneller. Anstelle des ungelenken »App-Based Ride Services« spricht man hier von »Ridesharing«.

Der Begriff »Ridesharing« ist in der Sache nicht ganz zutreffend (kaum einer teilt seine Fahrt mit irgendwem anders), aber klingt bereits wie ein Wort, das seit Jahrzehnten in Gebrauch ist.

Auch ein eigenes Piktogramm gibt es auf beiden Flughäfen, wiederum anders als in New York, wo man Uber weiterhin stumm und ohne optische Hinweise zu integrieren versucht.

André Spiegel

Juni 2017

Wie das Foto auf die Leinwand kommt

Ich male ganz gerne, habe aber leider keine Ahnung davon. Also hole ich mir technische Unterstützung.

Zuerst suche ich mir Fotos aus, die ich gemacht habe, und bei denen ich glaube, dass sie auch auf der Leinwand ein schönes Motiv abgeben könnten. Diese Bilder lade ich dann aufs iPhone und jage sie in der App Prisma durch den Filter Gothic, der daraus ein Bild mit gröberen Strukturen macht. Nicht immer gefällt mir das Ergebnis, also suche ich mir jetzt ein Bild aus, dass mir auch mit Filter noch gefällt und das einfach genug aussieht, dass ich mir zutraue, es auch zu malen.

Originalbild

Ergebnis aus Prisma

Dieses Bild drucke ich dann vom Rechner aus auf dem Drucker auf DIN-A4-Papier. Ich mache das vom Rechner, weil das Handy bei Fotos immer automatisch annimmt, ich würde auch in Fotoformat und auf Fotopapier drucken wollen und ich noch keine Einstellung gefunden habe, ihm etwas anderes beizubringen. Dazu schiebe ich das Bild in den iCloud Drive, weil sich mein iPhone und mein iMac einfach nicht zum Dateiaustausch per AirDrop überreden lassen wollen. AirDrop soll eigentlich so funktionieren, dass man nur das Foto antippen müsste und schon würde mein Rechner als Empfangsgerät erscheinen. Ein weiterer Tipp und das Bild würde auf den Rechner übertragen. So muss ich einmal mehr tippen (iCloud Drive auswählen und im nächsten Menü einen Ordner auswählen) und einmal mehr am Rechner einen bestimmten Ordner aufrufen. Das ist aber an Mehraufwand auch noch auszuhalten.

Auf dem ausgedruckten Bild male ich dann mit Lineal und Bleistift ein Raster aus Quadraten und auf die Leinwand ein ebensolches mit der gleichen Anzahl Quadrate. Das funktioniert nicht immer hundertprozentig, weil die Größenverhältnisse etwas anders sind, man muss sich also überlegen, an welcher Seite man einfach etwas mehr oder weniger rummalt als auf der Vorlage vorgesehen. (Bei dem Strandbild ist es einfach, ich male einfach mehr Himmel nach oben hin.) Außerdem zeichne ich die wichtigsten und auffälligsten Motive schon mal mit Bleistift vor, damit ich beim Malen direkt ein paar Orientierungspunkte habe.

Dann klebe ich die Vorlage ans Stativ und fange an zu malen. Es fühlt sich ein bisschen an wie Schummeln, aber ich vermute, dass es in Wirklichkeit vermutlich alle so oder so ähnlich machen, zumindest, wenn sie etwas Realitätsnahes malen oder zeichnen wollen. So oder so lerne ich auch durch

das Abmalen wichtige Sachen, zum Beispiel, wie das mit den Schatten und Reflektionen funktioniert. Direkt vom Foto abmalen würde mich mit allen Details überfordern, so funktioniert es aber überraschend gut.

Anne Schüßler

25. 6. 2017

Glück ist doch käuflich

Seit etwa drei Wochen haben wir unser neues Auto. Das Upgrade war ein ziemlicher Sprung: Unser Kleinstwagen mit Baujahr 2004 hat über 160.000 km brav seine Dienste verrichtet. Zu diversen Schrammen und Beulen, Roststellen und kleinen Ausfällen wie hakeligem Gurteinzug und einem toten Draht in der Heckscheibenheizung ist inzwischen eine komplett defekte Klimaanlage und ein verstummtes Radio hinzugekommen. Der neue Wagen ist zwar auch kein Luxusgefährt, dafür aber auf dem neuesten Stand der Technik. Er kam als EU-Reimport zu uns und hatte gerade einmal die Strecke Fabrik – Transporter – Händlerparkplatz hinter sich. Die Umgewöhnung birgt also fast täglich neue Überraschungen für mich, die ich natürlich schnell aufschreiben muss, bevor ich mich daran gewöhne. Es sind, neben funktionierender Klimatisierung und generell angenehmerem Fahren vor allem die Dinge, die ich zukünftig *nicht* mehr tun muss, über die ich mich jeden Tag bei Benutzung des neuen Gefährts freue.

Dazu gehören:

- Einen Zündschlüssel drehen. Das Auto hat nämlich keinen. Man startet es mit einem Knopfdruck.

- An einem Bahnübergang den Motor abschalten. Das macht das Auto selbst, auch im Stau oder bei langen Rotphasen.

- Das Licht einschalten. Ich hatte mich bei meiner ersten Abendfahrt schon darauf eingestellt, im Auto zu sitzen und diverse Hebel zu betätigen, bevor ich herausgefunden habe, wie das Licht angeht. Aber das Auto kann das von alleine, wohl durch einen Lichtsensor, und begrüßte mich schon beim Aufschließen mit eingeschaltetem Scheinwerfer.

- Die Batterie mit versehentlich angelassenem Licht leersaugen. Denn das Auto macht auch brav alles aus, sobald der Motor nicht mehr läuft.

- Aussteigen und schauen, ob ich in eine Parklücke passe. Das Auto hat einen rückwärtigen Parksensor und zeigt mir den Abstand zu Hindernissen an. Das war mir anfangs so fremd, dass ich trotzdem ausgestiegen bin, um mich davon zu überzeugen, dass das Auto recht hat. Ich traue mich daher jetzt in Parklücken, die ich mit dem alten nicht angefahren hätte, obwohl es ein gutes Stück kürzer ist.

- Angst zu haben, wenn die Reservelampe angeht. Ich war mir nie so ganz sicher, wie viel Kilometer ich noch fahren konnte, wenn das Lämpchen leuchtete. Ausgerechnet hatte ich es zwar mal, aber so richtig vertraute ich der Rechnung nicht und wenn auf der Autobahn die Reservelampe anging befürchtete ich immer, gleich wie der Mann aus der alten Fernsehwerbung mit Kanister gen Tankstelle laufen zu müssen. Der Bordcomputer des neuen Autos weiß nicht nur immer genau, wie viel Benzin noch im Tank ist, sondern wie lange man damit noch hinkommt.

- Ein Navigationssystem oder eine Halterung für das Smartphone an die Scheibe kleben und sich erschrecken, wenn sie runterfällt. Das neue Auto hat Smart Link, der kompatibel mit Android Auto ist und das nutzt Google Maps als Navi. Dies hat uns schon einigeStaus erspart, denn Google berechnet die aktuelle Verkehrslage immer direkt mit in die Routenplanung ein.

- Routen ins Navi eintippen. Wenn ich vorher in der Wohnung auf meinem Smartphone in Google Maps nach dem Ziel suche, muss ich im Auto nur auf „Letztes Ziel“ drücken und los geht es. Und wenn ich das nicht gemacht habe, kann ich die Spracherkennung von Android Auto benutzen.

- CDs oder Adapter mitnehmen. Das alte Auto hatte ein Radio und einen CD-Player. Daher flogen immer diverse CDs sowie ein FM-Transmitter und die dazugehörigen Batterien im Innenraum herum und die, die man hören wollte, war nicht dabei. Bei der ersten Fahrt war ich etwas enttäuscht, als mir Android Auto mitteilte, dass bei der Verwendung des Smartphones dieses nicht mehr als Medienquelle benutzt werden kann. Erst auf der Rückfahrt kam ich auf die Idee, nachzusehen, ob Android Auto noch mehr kann, als navigieren und natürlich kann es das. Es ist ja nichts anderes als das, was mein Smartphone kann, nur auf dem Autodisplay. Seither höre ich Audible und Spotify im Auto und bekomme die aktuellen Verkehrsnachrichten aus dem Radio.

- Am Radio bzw. der Stereoanlage herumschalten. Das geht jetzt vom Lenkrad aus.

- Mit dem Handy im Auto telefonieren. Falls die Polizei mitliest: Das habe ich natürlich auch so nicht getan, aber jetzt müsste ich es auch nicht mehr. Denn Android Auto hat natürlich auch eine Freisprechanlage.

- Lautstärke anpassen. Das macht das Auto von sich aus. Es dreht auch beim Einparken die Lautstärke hinunter, damit man den Parksensor besser hören kann.

- Mit dem Isofix kämpfen. Isofix ist ein System zum Sichern von Kindersitzen. Hierbei handelt es sich um zwei Bügel aus Metall, die direkt an der Karosserie angeschweißt und zwischen den Sitzpolstern verborgen sind, und wo kompatible Kindersitze angeclipt werden können. Bisher habe ich zwei Varianten gesehen. Einmal, so der Fall im alten Auto, ist Isofix theoretisch vorhanden, aber suchen muss man selbst danach und dann mit einigem Geschick und viel Glück die Streben des Kindersitzes irgendwie so zwischen die Polster fummeln, dass es irgendwann „Klick“ macht. Im Auto meines Vaters ist das schon etwas einfacher, dort ist Vorhandensein der Bügel immerhin mit hilfreichen Aufnähern markiert, die Fummelei bleibt aber nicht aus. Unser neues Auto hat Führschienen aus Plastik an den Sitzpolstern, in die man die Metallstreben des Sitzes einsetzt und nur noch schieben muss. Es macht, klick, fertig.

- Trivial, aber: Mich strecken, um den Kofferraum zu schließen. Ich bin nicht sehr groß und komme sonst nicht an die Klappe. Im neuen Auto ist aber jetzt eine praktische Schlaufe dort angebracht.

Diese Liste ist sicherlich noch nicht vollständig, lässt aber jetzt schon meine Zuneigung zum neuen Fahrzeug täglich wachsen.

Glück ist also doch käuflich, zumindest wenn einen diese Arten von Komfort glücklich macht.

Außerdem sparen sie mir in der Summe mindestens eine Stunde Lebenszeit pro Woche. Die grauen Herren wären stolz.

Angela Heider-Willms

26. Juni 2017

Der Bürgermeister wird jetzt aufgeweckt, wann er will

Vor einigen Wochen hat Siegfried Brunner vom Wasserwirtschaftsamt Deggendorf mir geholfen, mehr über die automatische Pegelansage der 70er und 80er Jahre herauszufinden. Heute frage ich ihn, wie die Donau seit der Abschaffung des elektro-mechanischen Pegelansagers mit der Welt redet.

Da ist jetzt ein digitales Gerät und man kann ihm sagen, dass es eine SMS schicken soll bei einem bestimmten Wasserstand. Wenn die Donau einen gewissen Wasserstand erreicht, dann registriert das Gerät das und stellt fest, aha, das ist der Wasserstand, den ich als Meldestufe 1 gespeichert habe. Also schick ich jetzt eine SMS an die hinterlegte Handynummer. Der Bürgermeister braucht bei Meldestufe 1 noch nicht aufgeweckt werden, der wird bei Meldestufe 3 aufgeweckt. Das musstest du im Gerät draußen einstellen. Die Telefonnummern haben sich aber geändert, die Bürgermeister haben sich mit jeder Wahl geändert, also es musste ständig neu programmiert werden draußen. Jetzt ist das komplett anders. Jetzt gibt's nämlich eine App, die heißt Meine Pegel, da stellst du dir die Pegel auf dem Handy zusammen, die dich

interessieren, und dann stellst du dir deine ganz persönlichen Warnstufen ein. Also das Handy klingelt beim Bürgermeister, wann er es will, und wir brauchen draußen nix mehr einstellen. Das ist eine totale Umstellung. Das App, das gibt's, glaub ich, seit zwei Jahren.

Und die digitale Messstelle, seit wann ist die da?

Naja, seit wann gibt's denn SMS?

Also in meinem Leben seit 1999, aber ich schätz mal, frühe 90er? 95? (Später herausgefunden: Richtig wäre 1992 gewesen.)

Also im Prinzip gibt's diese Benachrichtigung, seit es das Handy gibt. Es gab vorher schon aufs Festnetz auch so was, aber es hat ja keinen Sinn, wenn das Festnetz läutet bei Privatleuten, weil die ja nicht vorm Telefon sitzen. Das hat ja erst einen Sinn gemacht, seit das Handy existiert.

Wie funktioniert überhaupt die neue Messstelle, seit die nimmer einen Schwimmer . . . aber wahrscheinlich ist da immer noch einer, oder?

Naja, die Schwimmer gibt's nimmer. Weil die Schwimmer erforderten einen Schwimmerschacht. Das heißt, man musste vom Fluss draußen ein Rohr verlegen, einen Schacht bauen und da drin ist der Schwimmer. Dieses Rohr verlegte ständig und musste ständig freigespült werden. Und jetzt hat man die Sensoren draußen im Fluss, und das ist zum Beispiel eine Drucksonde, piezoelektrisch. Die ist im Fluss draußen montiert mit einer Rohrschelle. Die Wassersäule, die drüber ist, erzeugt ja einen Druck. Und der wird halt piezoelektrisch in eine Spannung umgewandelt.

Und das liegt einfach irgendwo im Flussbett?

Genau. Und hat ein Kabel, das in das Pegelhaus reingeht und dort an den Datensammler drangeht. Der speichert die Daten und gibt sie übers Modem weiter.

Und das ist nur die eine, oder ist das redundant? Also gibt's da verschiedene Sensoren und man schaut dann, was am plausibelsten ist?

Es gibt das redundante System, das ist dann unterschiedlich, das kannst du wieder mit der gleichen physikalischen Art machen, also wieder Drucksonde, oder halt zum Beispiel den sogenannten Einperler. Oder Schwimmer, wenn du einen Schwimmerschacht hast. Einperler ist, du hast einen Minikompressor, der erzeugt Druckluft, du hast einen Schlauch in den Fluss raus, und der muss so viel Druck aufbauen, dass draußen die Luft entweichen kann. Und je höher der Wasserstand ist, desto mehr Druck muss er aufbauen. Also ist der aufgebaute Druck proportional zur Wasserhöhe. Das registriert der Manometer und digitalisiert das halt wieder in Zentimeter Wasserstand.

Woher weiß das Gerät, wann es erfolgreich war beim Druckerzeugen?

Das baut Druck auf, der Manometer steigt und steigt, und wenn die Blasen rausgehen, bleibt er ja stehen. Weil dann ist's ja im Gleichgewicht. Und so gibt's noch x andere, Radar zum Beispiel, also Abstandsmessungen. Wenn du mit dem Auto – mit meinem nicht, aber mit einem neuen – rückwärts fährst, dann ist da ja hinten dieser kleine Abstandssensor. Und den kannst du auch an eine Brücke untendran bauen und dann misst er halt runter, und je mehr das Wasser steigt, umso kürzer wird ja der Weg.

Und wenn ein Schiff durchfährt?

Das macht nichts. Das wird ausgefiltert. Störsignale werden einfach ausgefiltert.

Siegfried Brunner, befragt von Kathrin Passig

Seit 26. Juni 2017

Ich will großes Bargeld loswerden

Aus Gründen habe ich ein Bündel 100-Euro-Scheine bekommen, das ich nicht auf ein Konto einzahlen kann. (Es würde auch unter anderen Umständen keinen Sinn ergeben, Gebühren für die Bargeldeinzahlung zu leisten.) Es stellt sich seitdem heraus, dass es gar nicht so einfach ist, Bargeld in dieser Größenordnung im Alltag loszuwerden. Der Pizza-Lieferdienst? Führt höchstens 20 Euro Wechselgeld bei sich. Der Bäcker? Nimmt nichts Größeres als 50-Euro-Scheine an. Eintritt zu einer Veranstaltung? Haben auch nicht genügend Wechselgeld. Der Automat im Parkhaus? Nimmt höchstens Zwanziger an. Eine Kleinigkeit von unter zehn Euro mit einem grünen Schein bezahlen? Ist mir dann auch zu peinlich. Der Supermarkt? Den habe ich schon lange nicht mehr von innen gesehen, ich bestelle nur noch online. Und auch sonst habe ich eigentlich mein ganzes Leben bargeldlos eingerichtet.

Ich habe in der vergangenen Bargeld-Versuchswoche nur zwei Orte herausgefunden, bei denen man klaglos mit 100-Euro-Scheinen bezahlen kann: Tankstellen und Restaurants.

Alan Smithee

1977, bei manchen Leuten aber auch noch 2017

Weihnachtsgeschenk 1977

Als freischaffender Maskenbildner komme ich oft an Orte, die man nicht so einfach aufsuchen kann, wie zum Beispiel private Häuser von Menschen, die für einen Dreh (in diesem Fall ein Videoclip) ihre Räumlichkeiten zur Verfügung stellen. So war ich vor zwei Wochen im Haus einer älteren Dame

und wir drehten dort eine Sequenz im Schlafzimmer. Auf dem Nachttisch stand ein alter Radiowecker, der mich augenblicklich in meine Kinder- und Jugendjahre zurückversetzte.

Ein Telefunken Digital 200 Radiowecker

Mein Bruder bekam ihn 1977 zur ersten Kommunion geschenkt, in schwarz wie auf dem Foto, und ich im gleichen Jahr an Weihnachten, in einem satten Orangeton.

Er ist an der Rückseite mit einem Batteriefach für Notfälle ausgestattet, in das zwei 9 Volt Batterien hineinpassten. Im Falle eines Stromausfalls, läuft er trotzdem weiter und weckt wie gewohnt mit der Lieblingsradiostation. Gleich neben dem Batteriefach ist eine winzig kleine Steckdose, in die man den dazugehörigen Stecker einstecken konnte, an dem ein 40 Zementierter langes dünnes Kabel hängt, das als Antenne dient. Das kann man entweder seitlich am Nachttisch herunterbaumeln lassen, oder (so tat ich es) mit einer Reißzwecke hoch über dem Gerät an der Wand befestigen. Das ermöglicht einen besseren Empfang zumal im UKW Bereich.

An der Seite ist er mit einer Kopfhörerbuchse ausgestattet. Die war damals 'überlebenswichtig', wenn man spät abends noch Radio hören wollte, aber nicht mehr durfte, weil man ja schlafen sollte. Diese Buchse wurde noch viel wichtiger, als ich Anfang der 80er Internatsschüler wurde.

An der Vorderfront ist der Wecker mit allem ausgestattet, um ihn zu bedienen. Links oben die Digitalanzeige mit strahlend roten Ziffern. Rechts daneben zwei kleinere Knöpfe zum genauen Einstellen der Uhr- und Weckzeit und ein Helligkeitssensor für die Anzeige mit dem dazugehörigen Regler. Unter der Digitalanzeige sind die diversen Knöpfe für die Wahl der Einstellungen inklusive einer Schlummertaste.

Auf der rechten Seite sind alle Funktionen für das Radio. Es empfängt Lang-, Mittel- und Ultrakurzwellen. Ganz rechts ist der Knopf zum Anwählen der Radiostationen.

Es gibt auch eine Wahl, ob man mit Radio oder einem Tonsignal geweckt werden will. Der Ton ist jedoch sehr unangenehm und lässt sich in der Lautstärke nicht regeln. Er hört sich an wie eine sehr laute Heulboje.

Es war sehr robust und überstand mehrere Umzüge. Ich hatte ihn noch, als ich Anfang der 90er meine erste eigene Wohnung bezog. Damals fing der Lautstärkeregler an zu knistern und zu knacken, was sich aber mit einem

Spritzer Kontaktspray problemlos beheben ließ. Irgendwann, Ende der 90er, ging das Licht der Digitalanzeige kaputt und war nicht reparabel. Ich musste den Radiowecker schweren Herzens entsorgen.

Joel Seiller

Sommer 2017

Filmlisten mit Wunderlist

Wunderlist ist ja auch gleichzeitig intelligent und doof. Ich habe darin unter anderem eine „Irgendwann mal gucken“-Filme-Liste, weil einem ja spontan in der Videothek … äh, beim Streaminganbieter nie einfällt, was das nochmal war, was man da neulich meinte sehen zu wollen. Im Prinzip funktioniert sie wie ein Einkaufszettel und ist an Familienmitglieder freigegeben, die da ebenfalls Filme und Serien eintragen. Wenn möglich, setze ich auch gleich Hashtags wie #Netflix, #Amazon, #GooglePlay, #iTunes oder #Bibliothek usw. Wenn ich aber den Film „Edge of Tomorrow“ da eintrage, landet nur „Edge of“ in der Liste. Zu erledigen: morgen/tomorrow.

Enno Park

27.6.2017

Das Kindle braucht keine Lesezeichen

Ich liege abends im Bett und lese ein Buch auf meinem Kindle. Mein Kindle steckt (wie hier beschrieben) in einer Hülle, die man wie ein Buch aufklappen kann.

Weil ich langsam müde werde, lege ich das Buch schlaftrunken zur Seite und mache die Augen zu. Eine halbe Stunde später stehe ich noch mal auf, um etwas zu erledigen. Zurück im Bett will ich dann doch noch etwas wei-

terlesen und stelle fest, dass ich das Kindle mit der Hülle aufgeklappt und umgedreht neben mich gelegt habe, genauso, wie man es mit einem Buch machen würde, wenn man die aktuelle Seite nicht verlieren will. Offensichtlich habe ich im Halbschlaf zwar noch irgendwie mitgedacht, dabei aber das Lesemedium durcheinandergebracht. Das Kindle merkt sich die zuletzt gelesene Seite sowieso, man muss es gar nicht auf eine bestimmte Art und Weise hinlegen.

Anne Schüßler

27. Juni 2017

Informative Falschnachrichten

Um meine meine Radfahrten und Läufe zu aufzuzeichnen, bin ich ja von *Strava* wieder zu *Runkeeper* zurück gewechselt. Bei letzterem kann man seine Tracks nachträglich korrigieren und – sehr wichtig – Runkeeper pausiert mittlerweile anderes Audio, wenn man sich Zwischenzeiten o.Ä. durchsagen lässt, statt die andere Quelle nur leiser im Hintergrund weiterlaufen zu lassen. Was für Musik in Ordnung ist, bei Hörbüchern und Podcasts aber nervt.

Runkeeper verleiht einem gern Auszeichnungen für die beste Zeit, längste Strecke, die meisten Höhenmeter, etc. Diese werden einem in der App in Form von *Badges* angezeigt und bei Bedarf auch per Mail gesendet.

Wenn man – wie ich – schon einige Jahre Tracks gesammelt hat, ist es relativ unwahrscheinlich, dass man plötzlich und unerwartet neue Rekorde aufstellt. Daher sind Glückwünsche zur längsten Strecke oder zur neuen Bestzeit

klare Hinweise, dass ich versehentlich „Cycling“ statt „Running“ gewählt habe. (Alle meine Höhenmeter-Rekorde beruhen im flachen Berlin ohnehin auf Messfehlern.)

Virtualista

28. Juli 2017

Momox ist mein Netflix

Was ja heute schon wieder in Vergessenheit zu geraten droht, ist, dass die Firma *Netflix*, die inzwischen jeder als Video-Streaming-Anbieter kennt, auch in Deutschland einst als Versandvideothek begonnen hat. Als Kunde bekam man ein bestimmtes Kontingent an Filmen, die man

pro Monat

ausleihen konnte. Diese wurden einem dann als DVD per Post geschickt und wenn man sie gesehen hatte, schickte man sie so auch wieder zurück. Soweit ich weiß, konnte man die DVDs beliebig lange behalten, bekam aber keine neuen, solange man die alten nicht wieder eingeschickt hatte.

Jetzt gerade nutze ich *Momox*, ein An- und Verkaufsportal für Bücher, CDs und DVDs, auf sehr ähnliche Weise. Erstaunlich viele Hörbücher sind bei meinem Online-Anbieter *Audible* nicht

verfügbar, wohl hingegen in Form gebrauchter CDs. Ich habe gerade eines davon per Amazon geordert, eigentlich stammt es aber von Momox. Sobald ich die CD erhalten habe, werde ich sie am Computer rippen und auf mein iPhone laden, um das Hörbuch damit zu hören.

Da ich die CD nach dem Hören des Hörbuchs nicht mehr benötige, kann ich sie dann auch wieder an Momox zurückverkaufen. Die Differenz zwischen Ver- und Ankaufspreis beträgt aktuell € 3 – ich habe die CD also quasi zu diesem Preis geliehen.

Tatsächlich ist es noch etwas komplizierter. Da der letzte meiner Rechner, der noch ein CD-Laufwerk hat, nicht derjenige ist, von dem aus ich das iPhone befülle, trage ich das gerippte Hörbuch auf einer SD-Karte von einem Rechner zum anderen. Außerdem ergibt eine rasche Überprüfung beim Vergleichsportal *werzahltmehr.de*, dass mir ein anderer Aufkäufer sogar € 5 für die CD zahlen würde.

Und in der Techniktagebuchredaktion werde ich darauf hingewiesen, dass ich die Kopie der CD vor dem Verkauf wieder löschen sollte, um in Sachen Urheberrecht auf der sicheren Seite zu sein. Da werde ich natürlich kein Risiko eingehen.

Virtualista

2017-06-28

Der Dulles-Zwischenfall

Herantreten an die TSA-Kontrolle in Washington-Dulles, Telefon mit dem QR-Code der Bordkarte in der Hand, eilig den Rucksack öffnen, um den Pass rauszuholen, *just the ID please,* sagt die Beamtin. Sie schiebt meinen Pass in ein Lesegerät, und ich warte, dass sie sich mein Telefon ebenfalls aushändigen lässt, um den QR-Code auf den Bordkartenleser nebenan zu legen, aber sie verneint lächelnd. Nicht nötig. *It's all connected.* Ich bin verblüfft. Dass die Feststellung meiner Identität ausreicht, um gleichzeitig festzustellen, dass ich im Besitz einer gültigen Bordkarte bin, *ohne diese Bordkarte vorzeigen zu müssen,* habe ich noch auf keinem Flughafen erlebt. Die Beamtin bemerkt meine Verblüffung und es gefällt ihr, in diese Verblüffung, mit einem Seitenblick auf den Bildschirm, hinzuzufügen: *Happy birthday month! It's almost over. – Thanks. I appreciate that.*

André Spiegel, aus dem fortlaufenden Blog

28.06.2017

Medienwandel merkt man auch an Geburtstagsgrüßen

Gestern wurde ich 28 Jahre alt.

Verzeihung: 48 Jahre alt.

In diesen 20 Jahren hat sich die Art der Geburtstagsgrüße verändert. Vor 20 Jahren erhielt ich sogar noch eine Postkarte “zum Geburtstag” von meiner Oma. Damals erhielt man auch noch einiges an Postkarten im beruflichen Rahmen. Hier die Zahlen-Daten-Fakten (ZDF) der Geburtstagsgrüße:

Vor 20 Jahren

1 Postkarte von der Oma!
40 Anrufe (30 via Handy. 10 Festnetz, darunter Eltern und Oma.)
20 SMS
10 Emails

Vor 3 Jahren

10 Anrufe (9 via Smartphone. Nur die Oma via Festnetz.)
100+ Facebook-Grüße
10 SMS
10 Emails

Dieses Jahr

250+ Facebook-Grüße
0 SMS
0 EMails
8 Anrufe (Keine Oma . . .)
100+ Private Nachrichten . . .
via iMessage (Circa 15, darunter die Voice-Nachricht meiner Eltern)
via Facebook-Messenger (Circa 50)
via Instagram-Messenger (Circa 30)
via LinkedIn-Messenger (Circa 20)

Was ist nur mit der Oma los?

Gerhard Schröder

2016–2017

Das Telefon ist gut genug

Seit 2009 nutze ich Smartphones, als Betriebssystem bis auf einen kleinen Windows-Phone-Ausrutscher immer Android, immer Geräte, die nicht zu viel Bloatware[1] enthalten.

Der Lebenszyklus meiner Telefone war bislang: Wenn das Display zerbrochen ist, gibt's ein neues (bis auf das Windows Phone, da wurde das Display einmal gewechselt[2]).

Bei meinem aktuellen Telefon habe ich es mal mit Displayschutzfolien[3] ausprobiert. Es hält bereits zwei Jahre (das Telefon, nicht die Folien) und ich habe mir vorgenommen, mir mal ein neues Telefon zuzulegen. Also habe ich nach dem letzten Folienbruch keine neue installiert und warte jetzt darauf, dass das Display bricht, damit ich endlich ein neues Telefon kaufen kann.

Seitdem beobachte ich zwecks Bedarfsplanung für das neue Gerät die Nutzung meines aktuellen Smartphones. Ich habe festgestellt, dass ich nicht mehr als das, was ich gerade habe, brauche: Ein Mittelklassehandy von 2015, dessen Akku bei nicht zu intensiver Nutzung einen Tag durchhält.

1. Bloatware sind Programme, die der Hersteller auf dem Telefon vorinstalliert und die der Nutzer nicht deinstallieren kann. Viele der Programme benötigt oder will der Nutzer dabei gar nicht. Die Programme laufen häufig auch im Hintergrund und brauchen daher Akkuleistung.
2. Ich hatte damals eine Handyversicherung, so kam das. Das Gerät lief nach dem Displaytausch unzuverlässig und sowieso war Windows Phone 8.1 damals schon auf einem absteigenden Ast.
3. Displayschutzfolien sind dünne, flexible Glasscheiben, die passend auf ein Handydisplay aufgebracht werden können. Das, was bei einem Telefon also (zumindest zwischen 2009–2017) am ehesten kaputt geht, wird so zumindest ein wenig geschützt. Gleichzeitig wird das schicke Design kaputt gemacht.

Ich habe mir jetzt eine neue Displayschutzfolie zugelegt.

Marian Ritter

2004–2017ff

Dreizehn Jahre manuelles Backup

Vermutlich 2004 habe ich angefangen, Bilder und Dokumente zu archivieren. Seitdem hat sich einiges getan: Festplatten bekamen mehr Speicherplatz und wurden gleichzeitig kleiner, alte Festplatten wurden ausgemustert oder sind kaputt gegangen, USB-Sticks und später SD-Karten eroberten die Welt, Smartphones und Filehoster, die heute (2017) Cloudspeicher heißen und Dateien mehr oder weniger seriös im Internet speichern.

Dauerhafte Datenarchivierung ist auch im privaten Umfeld ein Thema. Man kann inzwischen alles speichern – aber gehen die Datenträger vielleicht irgendwann kaputt/verloren und falls nicht – findet man alles auch noch wieder?

Derzeit besteht mein universelles Backup jedenfalls aus einer externen 2,5”-Festplatte in einem gummierten Gehäuse mit USB 3.0-Kabel und 1 TB Speicher (das war zum Zeitpunkt des Kaufs viel, heute nicht mehr). Die Daten stammen teilweise aus einem Cloudspeicher, teilweise sind es Backups von ganzen Systemen oder alten Backuplaufwerken. Auf denen waren natürlich auch mal Backups von Cloudspeichern und Systemen.

Seit ein paar Tagen versuche ich, Ordnung in das Chaos zu bringen. Anfangs waren 600 GB belegt. Inzwischen bin ich bei 400 GB, einfach durch Löschen doppelter Dateien.

Ich bin auf solche Pfade gestoßen:

D:\Transcend\Dropbox\Backup_Harald\Windows_7\Users\Marian\Dokumente\Dropbox\Dropbox\Dokumente\Desktop\dtp\schwinger\Photos

- D:\Transcend\: Die Festplatte vom Hersteller ist als Laufwerk D: eingebunden, warum die Daten in einem Unterordner Transcend sind, weiß ich nicht mehr.
– Dropbox\: Es fand mal eine Synchronisierung mit dem Cloudspeicher Dropbox statt.
– Backup_Harald\: So hieß eine alte Backup-Festplatte. Alle Daten von Harald sind dort gespeichert.
– Windows_7\: Beim Upgrade auf Windows 8.1 wurde das komplette System einmal dort gespeichert.
– Users\Marian\Dokumente\Dropbox\: Natürlich hatte dieses System auch eine Synchronisation mit Dropbox.
– Dropbox\: Irgendwie muss eine Dropbox-Synchronisation in die Dropbox gelangt sein.
– Dokumente\Desktop\: Wie konnte das passieren?
– dtp\schwinger\Photos\: Kein Schimmer, der Ordner ist jedenfalls leer.

Ich bringe jetzt Ordnung ins Ganze. Bestimmt.

Marian Ritter

29. Juni 2017

Per Telefon das Fenster schließen

Gegenüber auf der anderen Seite vom 7-stöckigen Bürogebäude in Prenzlauer Berg, in dem ich im vierten Stock sitze, hat jemand das Fenster offen. Das an sich ist kein Problem. Aber dort ist eine Art Tonstudio ansässig und anscheinend untersucht man gerade die Wirkung verschiedener Effektgeräte auf einen Gitarrensound – und auf die Nachbarn. Ich mag Musik. Aber dieses sind nur 4 oder 5 Töne, die sich andauernd wiederholen. Kein Lied, kein Lick: Einzelne Gitarrentöne mit diversen Delay- und Reverb-Effekten. Gleichzeitig versuche ich mich, auf meine Arbeit zu konzentrieren.

“Einer von uns beiden muss das Fenster schließen.”, denke ich. “Und das werde nicht ich sein.”, denke ich auch noch. Denn es ist stickig: Warm und hohe Luftfeuchtigkeit. Ich schaue kurz bei meinem Kollegen Thomas im Nebenraum vorbei. Der ist gerade dabei, sein Fenster zu schließen. Das Fenster, aus dem die Gitarrentöne herüberwabern, ist leicht identifiziert: Im obersten Stock, direkt unter der Traufe.

Ich könnte natürlich rübergehen. Aber es regnet in Strömen, ~~und ich bin aus Zucker~~ und ich habe keine Lust, mich zur richtigen Firma durchzuklingeln.

Ich werfe das Internet an und finde eine Seite, die nach Adresse sortiert alle Firmen anzeigt, die dort ansässig sind. Von einer Firma weiß ich sicher, dass sie nicht die Nachwuchshendrixe sein können. Aber ich finde eine andere, auf die das zutreffen könnte. Ha! Sie haben ihre Webseite mit Fotos ihrer Aufnahmeräume garniert, und darauf sieht man unser Bürogebäude und die zwei oberen Etagen. Das müssen sie sein!

Im Impressum allerdings ist eine ganz andere Adresse in Mitte vermerkt. Egal. Der Griff zum Telefonhörer fällt mir aufgrund der auf- und abschwellenden Soundmelange leicht. Es meldet sich eine freundliche Stimme, der ich mein Anliegen erkläre. Ja, das seien nicht sie, aber ein Studio, mit dem sie zusammenarbeiten. “Ich rufe da mal eben an.” “Prima, danke!”, sage ich und warte ab. Siehe da: Fünf Minuten später ist das Fenster geschlossen, und es herrscht angenehme Ruhe im Hof. Nun hört man nur noch das immer stärker werdende Regengeprassel, das Berlin in den nächsten Stunden in Atem halten soll. Allerdings wird die Luft im Tonstudio wohl eng, so dass sie das Fenster nach knapp zwei Stunden wieder öffnen. Sie spielen nun aber viel zaghafter als vorher. Fürs nächste Mal werde ich vorsorglich eine eigene E-Gitarre samt Verstärker im Büro bereithalten.

Markus Winninghoff

29. Juni 2017

Die Tastatur hat einen eigenen Bildschirm, oder Moment ...

Meine Mutter nimmt mich mit in den "Museumsstadel" in Bernried. Man muss vorher anrufen, dann kommt der über 80-jährige Museumsbetreiber, Herr Bauer, sperrt auf und erklärt einem die Exponate: die Kracherlflasche, die Zeigerschreibmaschine, die Bürstenbinderwerkstatt, die Strickmaschinen, den gleichstrombetriebenen Pfeifenanzünder mit einem Widerstand aus Spülmittel, die Spandrehmaschine, das Kirchturmuhrwerk, eine ganze Scheune voller Wunderwerke, die alle funktionieren. Bäuerliches Handwerk aus hundert Jahren halt:

“Der war bestimmt teuer in der Anschaffung”, sage ich in der Hoffnung auf den Anblick einer schönen Millionenrechnung. Über den Preis weiß Herr Bauer leider nichts, “könnt ma vielleicht im Internet aussafindn”. So ist es auch: Neupreis ca. 25.000 DM. Der Computer hat der Gabelstaplerfirma

Clark in München gehört. Es war ihr erster Computer, und sie haben damit die Buchhaltung gemacht. “Des is nämlich noch einer mit Disketten, net.” Sehr großen Disketten.

Ich halte zum ersten Mal eine 8-Zoll-Diskette in der Hand. Bisher kannte ich die nur von Fotos.

Ein Nadeldrucker ist auch dabei:

“Der is a funktionsfähig. Des geht ois no. Des hob i aso gricht, dass’ geht.”

Herr Bauer kann das Funktionieren nur leider nicht vorführen, weil andere Teile der Sammlung den Weg zur Steckdose im Schrank verstellen. Der Bildschirm, sagt er, und deutet auf das Feld oben links auf der Tastatur, Leuchtdioden seien da drin. Ich bin beeindruckt: “Die Tastatur hat einen eigenen Bildschirm!” – “Freilich. Des is der Bildschirm.” In meinem Kopf drehen sich ganz langsam ein paar Zahnräder, dann wird mir klar, dass das Ensemble nur aus Towergehäuse, Nadeldrucker und Tastatur besteht. Das Feld auf der Tastatur *ist* der Bildschirm.

Hier kann man es nachlesen, in Nadeldruckerschrift auf grünweiß gestreiftem Endlospapier:

> DAS TAYLORIX SYSTEM 4 IST EIN MEHRZWECK BÜROCOMPUTER.
> ES GAB SOWOHL AUSFÜHRUNGEN NUR FÜR DIE NUTZUNG ALS DATENERFASSUNGSSTATION ZUM TAYLORIX RECHENZENTRUM (OHNE BILDSCHIRM – NUR EIN IN DIE TASTATUR EINGEBAUTES LED DISPLAY) GENAUSO WIE VOLL AUSGESTATTETE BÜROCOMPUTER MIT BERNSTEINMONITOR UND FESTPLATTE.

Kathrin Passig

29. Juni 2017

Peak Beep?

Zu dem Büro, in dem ich arbeite, gehört eine leidlich eingerichtete Küche und darin steht auch eine Mikrowelle. Das mindestens zehn Jahre alte Gerät wurde wegen Altersschwäche kürzlich gegen ein neues ausgetauscht.

Der alte Mikrowellenherd – denn so müsste es ja eigentlich richtig heißen – verfügte über zwei Drehregler zum Einstellen der Leistung und der Dauer des Aufheizvorgangs sowie eine Taste zum Öffnen der Tür, wodurch ein laufender Heizvorgang unterbrochen wurde.

Der Regler für die Kochzeit funktionierte offenbar wie eine mechanische Eieruhr. Indem man ihn nach rechts drehte, zog man eine Feder auf, die dann ein Uhrwerk antrieb, das den Regler die entsprechende Anzahl Minuten wieder zurück laufen ließ. War die gewählte Zeit abgelaufen, löste dieser Mechanismus einen einzelnen Glockenton aus – ein im ganzen Büro deutlich vernehmbares „Ping!“

Die neue Mikrowelle pingt nicht, sondern piepst. Sie piepst gleich viermal und zwar schon unmittelbar bevor die Kochzeit abgelaufen ist. Sie hat außerdem mehrere Tasten, deren Funktion sich mir noch nicht völlig erschlossen hat. Immerhin sind sie teilweise mit appetitanregenden Symbolen gekennzeichnet. Leider produziert auch jeder Druck auf eine dieser Tasten den Piepton.

Wenn jetzt jemand die neue Mikrowelle benutzt, hört das gesamte Büro eine Kaskade von Piepsern. Statt also die Funktion der Tasten weiter zu ergründen, versuche ich zunächst einmal herauszufinden, ob man nicht das Piepsen abschalten, leiser stellen oder durch einen geeigneteren Ton ersetzen kann. Leider findet sich in der Gebrauchsanweisung hierzu

nichts.

Um diesen Beitrag zu schreiben, recherchiere ich ein bisschen im Netz. Kaum ein Artikel zum Thema kommt ohne Referenz zu *Star Trek* aus. In dieser Fernsehserie aus den sechziger und siebziger Jahren piepsten viele der darin verwendeten Zukunftsgerätschaften. Angeblich soll das mindestens eine Generation von Designern dazu veranlasst haben, ihre Geräte ebenfalls piepsen zu lassen, um ihnen einen Hauch von Zukünftigkeit zu verleihen.

Wenn ich an die Digitaluhren zurückdenke, mit deren Piepsern wir einst unsere Lehrer an den Rand des Nervenzusammenbruchs brachten, glaube ich aber, dass die Marktmacht des Piepsens auch viel damit zu tun hat, dass die Piezoelemente, die diese Töne erzeugen, schon seit langem sehr klein, billig und haltbar herzustellen sind.

Verlinkt sei hier noch ein Artikel von 1999, in dem bereits das Ende der piepsenden Geräte heraufbeschworen wird. Leider etwas verfrüht, fürchte ich.

Virtualista

Ende Juni 2017

Die Technik kann man schon kaufen, die soziale Akzeptanz noch nicht

Die Mutter experimentiert mit ihren ersten, noch beim Akustiker geliehenen Hörgeräten. Es sind winzige Dinger mit noch viel winzigeren Schalterchen. Ob es da nicht inzwischen welche gibt, die man auch vom Smartphone aus steuern kann, fragen wir. Ja, gibt es. Die will sie aber nicht. Ein Bekannter hat in einem Konzert am Smartphone sein Hörgerät nachjustiert und ist von

seinem Sitznachbarn strafend angeschaut worden, weil er nicht wenigstens im Konzert mal die Finger vom Handy lassen kann. Das kommt also nicht in Frage.

Kathrin Passig

Juni 2017

Kryptowährungen machen nicht alles einfacher, manches aber schon

Ich möchte jemanden für einen kleinen Softwareentwicklungsauftrag bezahlen. Der Softwareentwickler sitzt im Ausland und wünscht sich Bezahlung in Euro per PayPal. Obwohl ich PayPal seit Jahren verwende, gelingt es mir diesmal nicht, zu verstehen, was das Eingabeformular von mir will. Ob das Geld ins Ausland überwiesen werden soll, fragt PayPal. Einerseits ja, aber andererseits ist der Empfänger doch nur eine Mailadresse und Währungsumrechnung ist auch nicht erforderlich. Fragt PayPal mich aus ungenannten, für Staat oder Finanzamt relevanten Gründen nach dem Empfängerland? Oder ist die Frage nur ungeschickt formuliert, und es geht um die Währung, in der die Überweisung stattfinden soll? Aber die wird ja noch einmal separat abgefragt, das kann es also eigentlich nicht sein.

In der Annahme, dass ich irgendwo eine falsche Abzweigung genommen habe, fange ich noch einmal von vorne an. Aber PayPal interessiert sich weiterhin für das Empfängerland, und ich habe keine Lust, zu recherchieren, wie die Frage gemeint sein und welche Folgen meine Antwort haben könnte. Ich frage meinen Geschäftspartner, ob er auch Kryptowährungen annimmt. Ja, Ethereum würde er nehmen. Das ist auch für mich günstig, denn davon besitze ich gerade mehr als Euro. Ich schicke den in ETH umgerechneten Betrag ans andere Ende der Welt. Diese Beschreibung des Vorgangs ist sehr

unpräzise, aber was bei einer PayPal-Bezahlung passiert wäre, ist vermutlich ebenso abstrakt und ich könnte es noch viel weniger erklären. Jedenfalls fragt niemand nach meinem Land oder dem des Empfängers.

Vorsichtshalber frage ich im Messenger nach, ob das Geld auch angekommen ist. Das hätte ich bei PayPal vielleicht auch getan, bei einer Banküberweisung nicht. Aber es ist alles in Ordnung.

Alina Smithee

Juni 2017

All Watched Over by Washing Machines of Loving Grace

Ich liege im Bett bei offener Balkontür, was üblicherweise auch beinhaltet, dass man von diversen Vogelarten mit Gezwitscher und Geschrei dauerbeschallt wird.

Auf einmal höre ich ein seltsam bekanntes melodisches Piepen.

"Abgefahren", denke ich. "Jetzt singen die Vögel schon wie unsere Waschmaschine." Ich weiß nicht, ob mich diese Anpassung der hiesigen Fauna an technische Signalgeräusche eher entzücken und verunsichern sollte.

Kurze Zeit später erklingt das Piepen erneut. Ich bin etwas verunsichert und stehe auf. Tatsächlich piepst doch nur die Waschmaschine. Ich hatte vergessen, dass ich sie angestellt hatte und jetzt möchte sie gerne ausgeräumt werden.

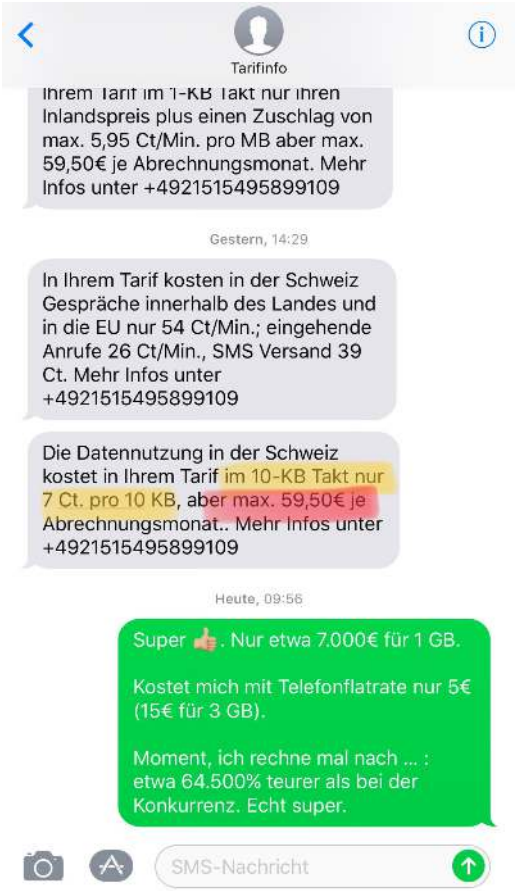
Schade. Und Gott sei Dank.

Anne Schüßler

Juni 2017

Gefangen im Schweizer Netz

Letztens bekam ich eine SMS mit folgender Information, die ich hiermit bildlich wiedergebe:



Bildschirmfoto meiner SMS-Antwort

Da gibt es einige Interessantheiten:

- Zunächst der Ort: Ich bin zum Zeitpunkt des Eingangs der SMS nicht in der Schweiz, auch nicht beinahe; ich beging in der Vergangenheit lediglich den Fehler, eine Wohnung mit zu geringen Abstand (also nördlich, 20 Kilometer Luftlinie) zum Schweizer Mobilfunknetz bezogen zu haben. Der mündige Kunde vermutet dahinter eine gewaltige Abzocke.

- Dann der Preis, und damit zusammenhängend, die äußerst geringe Menge, die bepreist wird: 10 kB. (Lange Pause, um den Inhalt dieses Textabschnitts gedanklich verarbeiten zu können) – 10 kB. Das ist ungefähr so, als würde eine große Tageszeitung nach Anzahl der gedruckten – ich korrigiere – der gelesenen Buchstaben abgerechnet. Deswegen habe ich einfach mal diese SMS mit einer Gegenrechnung beantwortet: **10 kB *100 * 3.000 * 0,07€ = 21.000 €** — Verdammt, ich muss wohl doch reich sein.

- Schließlich noch der Zeitpunkt: Genau jetzt, am 10. Juni 2017, etwa 120 Stunden vor der gesamteuropäischen Schwelle zur Bezahlbarkeit von europaweit mobilen (sic!) Daten 15. 6. 2017; bitte historisch vermerken besitzt die mit Finanzen nicht gänzlich ungesegnete, aber außereuropäische Schweiz den Wagemut, mir einen solchen Preis (21.000 € für 3 GB, statt vergleichsweise 15 € im Heimatland) für mein monatliches Datenvolumen anzubieten? Faktor 1.400, was einem Aufschlag von 139.900% entspricht? ... und weil ich diese Zahl dreimal nicht recht glauben mag, rechne ich mehrfach nach. Aber es stimmt.

Mittlerweile habe ich einen neuen Mobilfunkvertrag. Diesmal 4 GB, dafür 1€ günstiger; zudem ist die Schweiz im neuen Vertrag Teil des „europäischen“ Roamings. Es gibt noch Wunder.

Andere Länder haben exorbitant günstige und vielfach größere Datenvolumina (Ich denke an baltische und nordische Länder). Es soll gar unbegrenzte Angebote geben.

Ulrich Maasmeier

Mitte 2017

Zeitreise mit der Maus in Google Maps

Google Maps bietet die Möglichkeit, nicht nur den Plan einer Gegend anzusehen, sondern auch das von oben satellitenfotografierte Bild. Im Gegensatz zu den Street-View-Aufnahmen sind die Abbildungen hier auch relativ aktuell. Früher konnte man so nahe an das Foto zoomen, wie die Auflösung der Gegend das erlaubte – manchmal erkannte man so jede Blume im Vorgarten, in anderen Gebieten nur Pixelgewitter.

Etwa zu der oben genannten Zeit stellte Google jedoch den Zoom in der Satellitenfotoversion um und schaltet jetzt beim Heranfahren mittels Mausrad automatisch in den Streetview-Modus um – sofern eine solche Aufnahme in der Gegend gemacht wurde. In Deutschland sind da nur die größeren Städte in der glücklichen Lage, während im Ausland jeder entlegene Bauernhof erfasst wurde.

Ein weiterer Nachteil: die meisten Streetview-Fahrten mit Rundumbild wurden um 2008 durchgeführt und später nicht mehr aktualisiert. Das ermöglicht jedoch interessante Zeitreise-Effekte. Als Beispiel nehme ich hier Düsseldorf, Merowinger Straße 30, wo früher DATA BECKER seine Firmenzentrale im Block von AUTO BECKER hatte und ich vor ca. 30 Jahren meinen ersten Job als Volontär des Magazins DATA WELT.

Im Maps-Satellitenbild ist die Mondlandschaft zu sehen, die Bagger nach dem Ende der BECKER-Dynastie auf dem Gelände hinterließen.

Inzwischen stehen da schon wieder Neubauten, aber wir wollen mal nicht zu pingelig sein. Wenn man jedoch auf der Kreuzung Merowinger/Suitbertusstraße mit der Maus (Rad von sich weg drehen) ranzoomt, kippt das Bild. . .

. . . und das alte Gebäude ersteht wieder auf (Wir befinden uns übrigens in gleicher Blickrichtung auf der Merowinger Straße, die Beschriftung auf der Erde ist da nicht ganz richtig). Wenn Sie oben auf die Adresse klicken, können Sie den Effekt selbst ausprobieren.

Thomas Jungbluth

1.7.2017

Die Kamera scheitert am Eszett

Im Traum laufe ich mit unserer guten Kamera durch Straßburg. Im Traum-Straßburg gibt es auch einen Strand, an dem eine Robbe herumrobbt. Begeistert stürze ich mich samt Kamera auf dieses seltene Motiv, und gehe damit etwas unvorsichtig mit der guten Technik um. Die Kamera fällt in den nassen Sand, und ich ahne schon, dass das keine gute Idee war.

Tatsächlich zeigt das Kameradisplay die neuen Bilder nicht mehr an. Man kann sich nur von schwarzem Bildschirm zu schwarzem Bildschirm klicken. Etwas bedrückt laufe ich durch Straßburg und mache trotz defekter Kamera weiter Bilder. Eventuell ist ja etwas anderes kaputt, das werde ich dann später feststellen.

Als ich später noch mal die Kamera prüfe, sehe ich, dass auch eine Fehlermeldung angezeigt wird, die aussagt, dass die Ordnerreferenz fehlerhaft sei und das System mit dem Zeichen ‘ß’ nichts anfangen könne.

Aha, denke ich und erinnere mich, dass ich auf meinem Rechner jüngst einen Ordner umbenannten und aus einem ‘ss’ ein ‘ß’ machte. Offensichtlich stört sich die Kamera daran. Ich ändere den Ordnernamen und mache brav wieder ein ‘ss’ aus dem ‘ß’ und schon zeigt die Kamera auch die Bilder wieder an. Doch nicht kaputt.

(Warum eine Ordnerbezeichnung auf dem Rechner eine Kamera beeinflussen sollte, hinterfrage ich einfach nicht. Hauptsache, es geht wieder.)

Anne Schüßler

2017-07-01

SIM-Wahnsinn!

Ich komme selten mit SIM-Karten in Berührung. Seit 2014 passiert das nur noch beim Kauf eines neuen Telefons, wenn die SIM-Karte aus dem alten in das neue wandert. Denn seit 2014 – man kann es den Freunden aus der EU nicht oft genug unter die Nase reiben – habe ich weltweites Internet ohne Roaminggebühren, erst über T-Mobile USA und dann Google Fi.

Ich beginne zu ahnen, dass wichtige zivilisatorische Fähigkeiten bei mir verkümmert sein könnten.

Ich möchte ins Telefon der Liebsten eine Data-Only-SIM von Google Fi einsetzen, die ihr bei einer anstehenden Reise nach Europa Netz verschaffen soll. Einen Adapter von Micro-SIM auf das Nano-SIM-Format, in dem Google die Karte geliefert hat, bestelle ich per Amazon mit Lieferung am selben Tag. Rückseite des Telefons abnehmen, auf die im seitlichen Schacht steckende SIM drücken, um den Federhaltemechanismus zu entrasten, SIM rausnehmen. Neue SIM einsetzen. Sie passt nicht. Ein paar Millimeter geht sie in den SIM-Schacht rein, dann sitzt sie fest. Fester drücken gibt mir einen weiteren halben Millimeter, mehr nicht.

SIM wieder rausnehmen. Alte SIM zur Probe nochmal einsetzen. Auch die will nicht mehr in den Schacht. Sitzt nach ein paar Millimetern fest. Waaah! Beim Rausnehmen hat sich wahrscheinlich die Federmechanik verklemmt. Ich drücke und drücke, nichts. Nehme die SIM wieder raus, untersuche das Plastik. Am unteren Rand ist eine winzige Ecke abgeschabt, aufgerollt wie

von einem Hobel. Da muss das verkeilte Stück der Federmechanik draufgedrückt haben. Ich feile die Stelle mit einer Nagelfeile glatt, probiere wieder. Nichts. Waaah!

Ich feile, probiere, feile, probiere. Schließlich ist ein zehntel, ein viertel, ein halber Millimeter am unteren Ende der SIM weggefeilt. Und plötzlich geht es ganz leicht. Die SIM geht in den Schacht, rastet ein. Es geht so leicht, dass man fast Angst haben könnte, dass sie jetzt ein bisschen zu locker im Schacht sitzt.

Puh. Okay. Jetzt alte SIM wieder raus, Google-Fi-SIM rein. Auch die geht kinderleicht in den Schacht, rastet ein. Google SIM aktivieren. Wunderbar. Das Telefon hat jetzt Netz, wenn auch keine Telefonnummer. Da die Liebste und ich nur über den Facebook Messenger telefonieren, ist das okay. Also gut, jetzt die SIM wieder rausnehmen, denn die Liebste wird diese SIM erst in Europa brauchen, und bis dahin soll die alte SIM wieder rein.

Aber die neue SIM ist weg. Der Schacht ist leer. Ich gucke ungläubig in den Schacht, leuchte mit einer Lampe hinein. Leer. Ich gucke auf den Bildschirm, der zeigt weiter ungebrochenes Netz mit Google Fi, alles funktioniert. Waaah! Die SIM-Karte muss rausgefallen sein, vermutlich, weil der Federmechanismus durch mein vieles Rumprobieren ausgeleiert ist, und wahrscheinlich funktioniert das Telefon, da es sich um eine Data-Only-SIM handelt, auch nach Entfernen der SIM-Karte einfach so weiter.

Ich gucke auf den Tisch, den Fußboden, den Stuhl, auf dem ich gesessen habe. Nichts. Klopfe meine Kleidung aus. Nichts. Keine SIM-Karte. Sie ist weg. Sitzt sie vielleicht doch irgendwie im Schacht? Nein, der ist leer. Kontrolle: Alte SIM einsetzen. Geht nicht. Die SIM sitzt nach ein paar Millimetern fest. Waaah! Die neue SIM-Karte muss doch irgendwo in dem Schacht sein. Ist vermutlich wegen der ausgeleierten Federmechanik tiefer reingerutscht, blockiert jetzt den Schacht und geht nicht mehr raus, nichts anderes geht mehr rein.

Ich leuchte in den Schacht, stochere mit Gegenständen darin herum. Nichts. Mir kommt ein schlimmer Verdacht: Die SIM ist vermutlich durch den Schacht durchgerutscht und hängt jetzt irgendwo lose im Telefon. Au-

ßerdem ist der Schacht kaputt, verkeilt, so dass ich keine neue SIM mehr einsetzen kann. Waaah! Mit zunehmender Verzweiflung stochere ich mit immer gröberen Gegenständen in dem SIM-Schacht herum, bis sich ein Metallring schließlich in dem Schacht verkeilt. Ich kriege ihn nicht mehr raus. Ich ziehe und ziehe, nichts. Verzweifelt probiere ich mehrere Minuten, während ich gleichzeitig nachzudenken beginne, wie ich der Liebsten erklären soll, dass ich beim SIM-Karten-Wechseln ihr Telefon kaputt gemacht habe. Wie ich vor ihrer Abreise ein neues Telefon für sie bekomme.

Nach Minuten löst sich endlich der Ring. Ein verformtes, abgebrochenes Stück Metall fällt außerdem aus dem Schacht. Wie zum Hohn funktioniert das Telefon weiter ungebrochen mit Google Fi. Aber die alte SIM-Karte geht nicht mehr rein. Und die neue ist nirgends zu finden. Ich suche nochmal den Fußboden ab, den Stuhl, meine Kleidung. Nichts.

Schöner Mist. Hundert Dollar kostet so ein Telefon. Für nichts und wieder nichts hab ich's kaputt gemacht. Ich schaue mir deprimiert die Rückseite an. Winzige Schrauben, so winzig, dass man nicht mal erkennen kann, was für ein Gerät man zum Aufschrauben bräuchte.

Und jetzt sehe ich, dass das Telefon zwei Kartenschächte hat. Einen für Micro-SD, und einen für SIM. In dem SIM-Schacht steckt unverändert, unschuldig, die SIM von Google Fi. Geht kinderleicht raus, und die alte SIM geht kinderleicht rein. Und umgekehrt, und wieder umgekehrt.

André Spiegel

1. Juli 2017

Ein Wecker ohne Funktion

Seit bestimmt mehr als zehn Jahren begleitet mich dieser Funkwecker, den ich mal zu irgendeinem Abo kostenlos dazubekommen habe. Seine Funktionen sind so einfach wie überschaubar: Er zeigt die aktuelle Uhrzeit an (atomuhrgesteuert!) und weckt zu einer eingestellten Uhrzeit mit einem ekligen Piepston.

Die Weckfunktion allerdings benutze ich schon seit Jahren nicht mehr. Sie wird von meinem Smartphone übernommen, seit etlichen Jahren durch eine Schlaf-App, die mich schlafphasengesteuert weckt. (Man darf nur nicht wie neulich Nacht vergessen, die App zu aktivieren, hust.)

Heute Nacht habe ich auch die letzte Funktion dieses Weckers durch das Smartphone übernehmen lassen. Normalerweise blicke ich schnell auf das Display, wenn ich aufwache, um mich zu vergewissern, dass ich noch nicht aufstehen muss (oder zu spät dran bin, weil ich vergessen habe, die Schlaf-App zu starten, hust). Wenn es dunkel ist, muss ich jedoch die Hintergrundbeleuchtung aktivieren und das geht, indem man oben auf den länglichen Schalter drückt. Dabei schaltet sich aber nicht nur die Beleuchtung ein, sondern der Wecker piepst auch einmal kurz.

Wozu der Wecker piepst, war mir nie klar, heute Nacht jedoch dachte ich zum ersten Mal: Warum die Partnerin wecken, ich kann doch auch mal eben das Handy in die Hand nehmen!

Es klingt banal, aber damit habe ich diesem treuen Gerät seinen Todesstoß versetzt, denn es ist nun gänzlich nutzlos geworden. Tschüss, Wecker, du bist jetzt leider auch ein Opfer der Digitalisierung geworden.

Johannes Mirus

1. Juli 2017

Unfreiwilliger Praxistest E-Verwaltung

Im Zug wird meine Reisetasche gestohlen, darin dummerweise der Geldbeutel mit allen Karten. Dass es sich um einen Diebstahl und nicht um eine Verwechselung oder eigene Dummheit (über das Aus-den-Augen-lassen der Tasche hinaus) handelt, erfahre ich von meiner Visa-Karten-App: Sie benachrichtigt mich per Push-Nachricht, daß zwei erfolglose Abbuchungen versucht wurden.

Alle Geräte mit Netz trage ich am Körper. Das ist gut (weil es den Sachschaden signifikant reduziert), verhindert aber eine GPS-Ortung (die wohl eh nichts gebracht hätte).

Dienstleistung | Standort | Datum | Uhrzeit | Kontakt | **Aktivierung**

Ihr Termin wurde gespeichert.

Terminbestätigung	**Ihre bisherigen Angaben**
Für Sie wurde ein Termin für Montag, 10. Juli um 08:55 Uhr gebucht. Ihre Wartenummer lautet: @[redacted]. Ihr Termin ist bereits aktiviert.	**Dienstleistung** 1 x Verlust, Diebstahl oder Unleserlichkeit eines Führerscheines **Standort** Dienstleistungszentrum im Stadthaus **Datum** 10.07.2017 **Uhrzeit** 08:55

Mein Geldbeutel war dummerweise auch in der Tasche, und darin diverse Karten. Eine gute Gelegenheit, den Stand der Digitalisierung diverser Verwaltungsvorgänge zu evaluieren:

- Zuerst sperre ich meine diversen **Geldkarten**: Die Sperrhotline (per Telefon zu erreichen) kümmert sich um Visa und EC-Karten. Das Gerät möchte jeweils die Kontonummern per Spracheingabe, was verlässlich scheitert, bis ich zu einem Menschen durchgestellt werde, der die Daten aufnimmt. Die Visa-Sperrhotline schickt selbständig neue Karten, an meine Bank wende ich mich per Nachricht über Onlinebanking mit der Bitte um neue Karten. Meine N26-Karten könnte ich in der App sperren, die habe ich aber wegen neuem Handy noch nicht freigeschaltet, daher rufe ich dort gesondert an. Man wird ungefragt geduzt, aber dafür blitzschnell bedient, und Sekunden nach dem Gespräch kommen E-Mails, die neue Karten ankündigen.

- Nächster Schritt: Anzeige bei der Polizei. Ich mache das über die **Internet-Wache NRW** – ein angenehm einfaches Formular, nicht die 90er-Webapplication-Ästhetik wie bei anderen Bereichen der Verwaltung, sondern eine völlig schnörkellose Bootstrap-UI-Oberfläche. Abzüge in der B-Note: Nach Absenden dauert die Bestätigungsmail etwas, und es wird keine Vorgangsnummer mitgeteilt – man hat also für eventuelle Versicherungssachen erst mal keinen Beleg, bis sich die zuständige Polizeidienststelle bei einem meldet.

- Ich habe noch Rest-Hoffnung, daß der Dieb sich im wesentlichen für Geld und nicht für mein schönes blauweißgestreiftes Hemd interessiert und daher die Tasche einfach irgendwo hinwirft, wo sie ins Fundbüro wandert. Das **Bahn-Fundbüro** nimmt online Vermißtenanzeigen auf mit einem reichlich undurchdachten Formular: Die Beschreibung des Gegenstands darf maximal 250 Zeichen lang sein. Immerhin: Ich bekomme eine Vorgangsnummer.

- Meine **Krankenkassenkarte** kann ich direkt bei der Krankenkasse mit einem Klick auf »Karte verloren« im Online-Kundenbereich bestellen.

- Der **Personalausweis** funktioniert beim Bürgerservice der Stadt Bonn komplett per Online-Formular, kein Erscheinen bei der Behörde nötig. Ich muss nur die Daten eingeben, die ich zum Glück von einem Foto meines Ausweises greifbar habe. Komplikation: Wenn ich in meiner Adresse »-straße« ausschreibe, bekomme ich eine falsche Postleitzahl zugeteilt, das System weigert sich, die richtige anzunehmen. Dieselbe Adresse, auf »-str.« endend, führt zum Ziel.

- Zu früh gefreut: Ich brauche doch noch einen Termin im Stadthaus; für den neuen **Führerschein** muß ich persönlich erscheinen. Immerhin kann ich den Antrag vorab in einem PDF-Formular ausfüllen und mir einen Vierminuten-Slot auf dem Amt per Onlineformular reservieren. Die Daten habe ich nicht parat, außer dem Führerschein selbst wurden mir meines Wissens nie Dokumente ausgehändigt.

- Für meinen **Presseausweis** muß ich mich nur formlos bei der Geschäftsstelle meines Journalistenverbands melden, ein neuer kommt kostenlos.
- Eine neue **BahnCard** würde Geld kosten, die Bahn verzichtet hier leider auf Service. Eine Anforderung wäre per Klick auf der Bahnseite möglich, ich verzichte aber darauf, da die Karte eh im August abläuft und neuerdings auch in der App vorgezeigt werden kann. Erschwernis: Die meisten meiner Bahnfahrten sind beruflich mit einem Bahn-Business-Konto, die Bahncard kann aber nur in meinem privaten Account hinterlegt werden. Für eine Fahrkartenkontrolle muß ich daher in Zukunft mich erst mit dem Business-Account einloggen, dort das Online-Ticket zeigen, danach mich in den Privataccount einloggen und damit die BahnCard vorzeigen.
- Meine Karte für die **Packstation** muß ich über das allgemeine Nachrichtenformular anfordern. Dort werde ich gewarnt: E-Mail-Anfragen dauern zur Zeit wegen erhöhtem Aufkommen länger, ich möge doch anrufen. Kann ich aber erst Montag wieder, daher doch das Mail-Formular.
- Keinen Online-Prozeß gibt's für das **Jobticket** für den Verkehrsverbund (da ist mein Arbeitgeber Vertragspartner und muß sich drum kümmern), aber der hervorragende Twitter-Service der Stadtwerke sagt mir hoffentlich demnächst, wie ich bis zum neuen Ticket schwarzfahren vermeide.

Lessons learned aus der Geschichte:

- Nicht beklauen lassen
- Alle Karten von vorne und hinten fotografieren, vor allem solche, zu denen es sonst keinen Vorgang in den E-Mails gibt.

Felix Neumann

2. Juli 2017

Onkel Jodok, die Techniktagebuch-Redaktion und das Rätsel des Telefonierens

Die Nichte, 10, liest mir Peter Bichsels Geschichte vom Onkel Jodok vor. Darin heißt es über den Großvater des Erzählers:

> Oft ging er zum Telefon, nahm den Hörer, stellte eine Nummer ein und sagte ins Telefon: „Tag, Onkel Jodok, wie gehts denn, Onkel Jodok, nein, Onkel Jodok, ja doch, bestimmt, Onkel Jodok“, und wir wußten alle, daß er beim Sprechen die Gabel runterdrückte und nur so tat. Und die Großmutter wußte es auch, aber sie rief trotzdem: „Laß jetzt das Telefonieren, das kommt zu teuer.”

Die Nichte fragt, was der Großvater beim Telefonieren mit einer Gabel macht. “Früher hatten Telefone so ein gabelförmiges Ding”, ich deute die Form mit den Händen an, “da war der Hörer drauf, wenn man nicht telefoniert hat . . . ” Das weiß ich selbst nur von Bildern und weil im Flur von Aleks' irischer Mietwohnung ein defektes Uralt-Telefon stand. An den Festnetztelefonen meines Lebens gab es nur ein kleines Plastikding herunterzudrücken, und gabelförmig war da nichts. Ich bin mir nicht sicher, ob ich noch viel weiter ausholen muss: Die Nichte hat vielleicht noch nie einen Telefonhörer gesehen. Aber sie sagt “Ah ja.”

“Und der Großvater drückt die Gabel runter, weil . . . ”, sage ich und merke, dass ich gar nicht weiß, wozu das Herunterdrücken der Gabel gut sein soll. Ich habe noch nie einen Anruf vorgetäuscht und kenne den Vorgang nur aus der Literatur.

Ich frage die Techniktagebuch-Redaktion und trage ein paar Theorien vor: Damit einem beim vorgetäuschten Telefonat nicht das Freizeichen ins Ohr tutet? Damit die anderen Anwesenden das Freizeichen nicht hören? Oder

vielleicht funktioniert das Telefon in der Geschichte noch einmal ganz anders? Peter Bichsel ist ja schon sehr alt, vielleicht würde sich da sonst das Fräulein vom Amt melden?

Angela Heider-Willms glaubt, dass durch das Gabeldrücken verhindert werden soll, dass während des Telefonats jemand anruft und so die Täuschung auffliegen lässt. Ich finde das zunächst überzeugend, merke dann aber, dass es genau umgekehrt ist: Solange die Gabel gedrückt ist, kann jemand anrufen. Das macht den Vorgang noch rätselhafter. “Ich habe vergessen, wie Telefone funktionieren”, sagt Angela. Mia Culpa steuert die Information bei, dass man dafür heute eine Gesprächsvortäuschungs-App herunterladen würde.

Markus Winninghoff, Molinarius und Mia Culpa wundern sich über die Formulierung “stellte eine Nummer ein”. Ich gehe davon aus, dass man nicht in der Vergangenheit, sondern in der Schweiz so sagt. Oder in der Vergangenheit der Schweiz.

Nach einer knappen halben Stunde gemeinsamen Nachdenkens kommt Molinarius auf die Antwort: “Wenn er die Gabel nicht runtergedrückt hätte, wäre die eingestellte Nummer gewählt worden.”

Und jetzt kann ich es auch der Nichte erklären.

Update: In “Mad Men” S04E11 (ungefähr bei Minute 6:00) wird ebenfalls ein Telefongespräch vorgetäuscht. Dort wird eindeutig zuerst gewählt und dann erst die Gabel gedrückt. Das spricht gegen die These von Molinarius. Markus Winninghoff schlägt eine neue Erklärung vor: “Das Runterdrücken ist vermutlich allgemeingültiges hollywoodsches stilistisches Mittel, um im Film deutlich zu machen, dass das Gespräch nur gefaket wird. Auf den genauen Zeitpunkt kommt es ggf. im großen Lexikon der filmischen Stilmittel gar nicht an. Weil man ja sonst eigentlich nie mit der Hand an der Gabel rumfingert.”

Weiteres Update: Die Darstellung in “Mad Men” ist kein filmisches Stilmittel, sondern korrekt. Christopher Bergmann: “In dem Moment, in dem man die letzte Ziffer gewählt hat, drückt man schnell auf die Gabel, um gerade noch rechtzeitig das Zustandekommen der Verbindung zu verhindern.” Christian Fischer: “Später, beim Tonwahlverfahren, musste man sich etwas mehr beeilen mit dem Drücken der Gabel, das ging schneller. Sonst konnte es zu der peinlichen Situation kommen, dass es beim anderen geklingelt hatte und der eins von diesen neumodischen ISDN-Telefonen hatte, die die letzte Nummer zurückrufen konnten, die angerufen hatte. Dann klingelte das Telefon, mit dem man gerade vorgab, ein Gespräch zu führen.”

Kathrin Passig

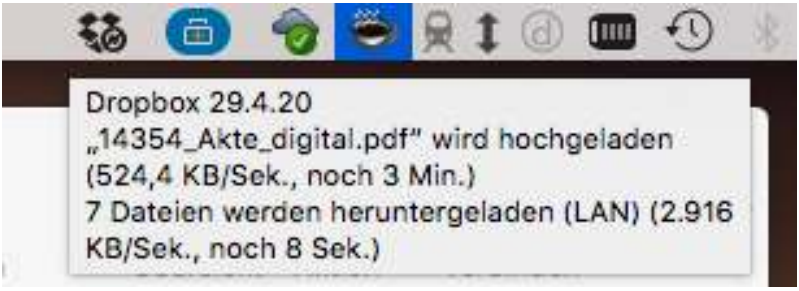
3. Juli 2017

Durch die Luft geht es schneller als durch den Draht

In einer Stunde muss ich los. Spätestens. Zu Gerichtsterminen kommt man nicht unpünktlich. Vorher muss ich aber noch irgendwie rund 250 MB Daten verteilt auf pdf- und jpg-Dateien auf mein iPad bekommen. Das ist ja nicht so ganz einfach. Unter anderem kann man ja nicht auf Dateiebene hantieren, wenn ich versuchen würde, sie irgendwie per Kabel raufschaffen. Dann wären sie einzelnen Apps zugeordnet wie “Fotos” und “iBooks” oder wie auch immer der pdf-Reader heißt, den ich ohnehin nicht nutze. Vielleicht müsste ich sogar iTunes benutzen, und wer will das schon freiwillig?

Also Dropbox. Dort kann man Ordner anlegen. Aber ich kann die Dropbox auf dem iPad nicht via Kabel beschicken. Ich ziehe den Ordner auf meinem Bürorechner in die Dropbox. Der Bobbel wandelt sich von grün zu blau. Der Upload beginnt. “Restdauer ca. 47 min.” Das wird knapp. Bekanntlich verfügen wir nicht unbedingt über die schnellste Internet-Verbindung.

Neben mir liegen mein iPhone und mein altes kleines Macbook Air. Mir kommt eine teuflische Idee: Mobilfunk! Ich aktiviere das Handy und sehe 4 von 5 Punkten LTE. Das fluppt garantiert super! Ich nehme das Macbook aus dem Firmen-Wlan und koppele es mit dem "persönlichen Hotspot", den das iPhone auf Wunsch bereitstellt. Schnell die Daten am Büro-Rechner via USB-Stick auf das Macbook befördert und per Tethering ab damit in die Dropbox.



Innerhalb weniger Minuten sind die Daten in der Cloud. Jetzt muss ich sie mit dem iPad wieder herunterladen, was ich aber mit dem Firmen-Wlan mache. Das geht zwar nicht so schnell wie mit LTE, aber immer noch schnell genug. Denn der Abrechnungszeitraum hat gerade erst angefangen, und ich möchte mein Datenvolumen ja nicht gleich zu Beginn des Monats verheizen, wenn es nicht nötig ist.

Markus Winninghoff

3.7.2017

Beim Fax bleibt auch das Denken analog

Aus verschiedenen beruflichen wie privaten Gründen brauche ich auch im Jahre 2017 hin und wieder ein Faxgerät im Home Office. Die fast zehn Jahre alte Normalpapier-Faxmaschine hat inzwischen nicht nur ein recht ver-

wischtes Druckbild, die Walzen des Papiereinzugs klingen inzwischen auch wie spanabhebende Datenverarbeitung. Da zeitgleich der daneben stehende Drucker, auch so fast zehn Jahre alt, eine neue Trommeleinheit braucht (die fast so teuer ist wie ein neues Gerät), entschließe ich mich zum Kauf eines Kombinationsgeräts: Drucker und Fax in einem, den Scanner und Kopierer bekomme ich sozusagen automatisch mitgeliefert.

Das Multifunktionsgerät, ein ziemliches Trumm in frischem Kriegsschiff-Grau, wird pünktlich geliefert und ins Regal gewuchtet. Die Anschlusskabel von Faxmaschine alt und Drucker alt passen natürlich, werden angesteckt, und fertig. Auf dem Mac läuft auch die Einrichtung der Treiber automatisch, für die Linux-Computer muss ich mir mal ein bisschen mehr Zeit für die Installation nehmen.

Nun geht's ans Testen – aber da habe ich ein Problem. Das Drucken, das Scannen, das Kopieren kann ich ja einfach ausprobieren. Aber das Fax?

Inzwischen kenne ich so wenig Leute mit Zugang zu einem Faxgerät, dass die übliche Testfax-Sendung ein Problem wird. Privat hat niemand meiner Verwandten, Freunde und Bekannten mehr so was zuhause stehen. Und in den Büros wissen viele inzwischen gar nicht mehr, ob es überhaupt noch ein Faxgerät gibt, wo es steht und wie es funktionieren könnte. Einen Kollegen in einer großen Redaktion kann ich zwar per E-Mail motivieren, mir ein Fax zu schicken – aber sinnigerweise steht auf deren Fax-Absenderkennung nur der Name, keine Nummer. Den umgekehrten Weg kann ich also nicht ausprobieren.

Als ich in der Techniktagebuchredaktion herumfrage, ob denn vielleicht jemand ein Fax ... kommt Kathrin Passig mit der naheliegenden Idee: Im Internet gibt es doch einen Fax-Test-Service, der einem, noch dazu kostenlos, eine Seite aufs eigene Gerät schickt. Und unter einer Faxnummer in Hannover selbst ein Testfax annimmt, das man dann im Internet ansehen und beurteilen kann.

Das funktioniert auch völlig problemlos, und nach wenigen Minuten weiß ich, dass mein Gerät einwandfrei funktioniert.

Mein Denken dagegen scheint das Faxen unauflöslich mit analoger Funktionsweise zu verbinden. Dass ich nicht jemanden bitten muss, ein Fax zu schicken oder eines von mir anzunehmen und zu beurteilen, sondern dass es dafür natürlich automatisierte Dienste gibt: Auf die Idee bin ich einfach nicht gekommen.

Thomas Wiegold

Juli 2017

Immerhin die Audiokabine hat noch einen Nutzen

Für Telefoninterviews und Audioaufnahmen haben wir in der Redaktion eine Audiokabine: Schallisoliert und akustisch optimiert, darin ein Telefon mit Aufnahmefunktion. Drückt man dort während eines Telefonats die Aufnahme-Taste, leuchtet ein Lämpchen und eine Ansage warnt den Interviewpartner: »Warnung! Ihr Gespräch wird aufgezeichnet!« Nach einem Interview findet man nach etwa einer halben Stunde eine sehr verrauschte mp3-Datei mit der Aufnahme auf einem Netzlaufwerk.

Wartungsarbeiten führen dazu, daß die Aufnahmefunktion genau an dem Tag nicht funktioniert, an dem ich ein Interview führe. Stattdessen greife ich auf Hausmittel zurück: Telefon in der Audiokabine auf laut, Handy daneben mit der Aufnahmefunktion. Und es ist eine akustische Offenbarung: Mein Telefon am Lautsprecher des anderen Telefons hat eine um Größenordnungen bessere Aufnahmequalität als die eingebaute Aufnahme, außerdem ist das Gespräch gleich verfügbar. Ab jetzt mache ich Telefoninterviews immer so – auch nach der Reparatur der Telefonanlage.

Der weitere Workflow kommt auch ohne Profiwerkzeug aus: Die Aufnahme kommt vom Handy als Mailanhang auf den Rechner (den GMail-Entwürfe-Ordner nutze ich als Dateitransfertool), mit einem Online-Tool wird die acc-Datei in mp3 konvertiert, und mit einem weiteren Online-Tool, oTranscribe, transkribiere ich das Interview.

Alle Technik, die wir im Haus haben – von der Audioaufnahmefunktion der Telefonanlage bis zum Fußpedal für teure Transkribiersoftware (das super ist, aber immer irgendwo anders im Haus zu finden ist) – wird von meinem Handy und freien Webdiensten ersetzt. Immerhin: Die Isolierung in der Audiokabine ist zeitlos.

Felix Neumann

5. Juli 2017

Alles ist weg! Genau wie früher!

Die Mutter will wissen, wie sie Fotos ausdrucken kann. Wir haben das schon mal gemeinsam im Drogeriemarkt gemacht, aber es war kompliziert und langwierig und erforderte die Hilfe von Verkäuferinnen. Die Benutzerfreundlichkeit der Geräte war so lausig wie die Bildqualität. Ich sage, es sei wohl einfacher, die Bilder bei einem Fotodienst hochzuladen und sich zuschicken zu lassen.

Nacheinander installiere ich mehrere Apps auf dem Mutter-iPad. Keine davon ist muttertauglich, ich sehe lange und ergebnislose Remote-Support-Versuche in meiner Zukunft. Was fehlt, wäre eine App, in der ich sämtliche Details (Standardgröße, Anzahl, Lieferadresse, Bezahlverfahren) schon mal eintragen könnte, so dass die Mutter nur noch die zu druckenden Bilder nach und nach in der App ablegen müsste. Sobald eine bestimmte Liefermenge erreicht ist, müsste der Druckauftrag ohne verwirrende Rückfragen ausgelöst werden.

Aber das gibt es nicht. Wozu sie die Bilder eigentlich drucken will, frage ich. Das iPad und das Smartphone hat sie doch oft dabei, die Abzüge vermutlich nicht, so dass sie die Bilder anderen Leuten leichter auf den Geräten zeigen könnte. Ja, stimmt eigentlich, sagt sie. Aber es sei so unübersichtlich auf den Geräten: Die Bilder kämen teils per Mail, teils per Telegram-Mes-

senger, nie finde sie etwas wieder. Sie wünscht sich etwas, mit dem sie ihre Fotos am Handy genauso schön übersichtlich betrachten kann, wie sie das bei einer Freundin gesehen hat: lauter kleine quadratische Vorschaubilder.

Die Freundin hat ein iPhone und benutzt WhatsApp. Die Mutter hat keins von beidem. In der Viertelstunde, bevor ich zum Zug muss, richte ich ihr noch schnell Google Photos so ein, dass es hoffentlich wenigstens einen Teil der Fotos vom Androidhandy und vom iPad automatisch aufsaugt und synchronisiert.

Auf der Fahrt zum Bahnhof sagt sie, sie habe halt immer Angst, etwas kaputtzumachen an den Geräten. Ich sage, das sei nachvollziehbar und meine Schuld: Ich habe ihr schon in den 90ern meine abgelegten Computer hingestellt, ich glaube, auf den ersten gab es noch nicht mal Windows. Da passierte wirklich bei jeder falschen Bewegung irgendwas schwer Wiedergutzumachendes. "Aber heute ist das anders", sage ich, "probier ruhig rum, du kannst gar nichts kaputtmachen. Schon gar nicht am iPad."

Kaum bin ich wieder in Berlin, da folgt schon die erste Remote-Support-Geschichte: Die Mutter hat, meiner Anleitung folgend, Bilder aus dem Telegram-Messenger abzuspeichern versucht. Diese Bilder sind jetzt weg und nicht mehr auffindbar:

> "Ich habe mit dem Finger drauf gehalten, dann kam die Schiene 'antworten, weiterleiten und mehr . . . '! Ich habe auf 'mehr . . . ' gedrückt, dann wurden die Bilder mit kleinen Hakerln markiert, und dann waren sie irgendwie weg. Wahrscheinlich hab ich dann doch auf 'bei mir löschen' statt auf 'abbrechen' getippt. Bei Emails kann man es wieder aus dem Papierkorb holen, aber bei Telegram weiß ich nicht, in welchem Grab es ruht."

Ich mache beruhigende Geräusche: Sicher ist alles noch da!, und google das Problem. Erste Erkenntnis: So ein iPad hat überhaupt keinen Papierkorb. Zweite Erkenntnis: Wenn man in einer App, die nicht die Standard-Bildver-

waltung des iPads ist, sondern beispielsweise eben Telegram, ein Bild löscht, dann ist das Bild weg. Wirklich ganz und gar unwiderruflich weg. So wie früher.

Ich weiß jetzt auch nicht, was ich zur Entschuldigung der Gegenwart sagen soll.

Kathrin Passig

5. Juli 2017

Die Vergangenheit kostet 840 Franken im Jahr und wird deshalb beendet

Lange habe ich gezögert, aber in der Diskussion von gestern Abend fehlten mir jegliche Argumente. Es ist so weit: Ich muss das Swisscom-Abonnement für Festnetztelefon und Internet kündigen. Monatlich über 70 Schweizer Franken zu investieren in eine Dienstleistung, die ich weder brauche noch nutze, lässt sich bei steigender Miete und sinkendem Einkommen einfach nicht mehr vertreten. Auf der Homepage der Swisscom fülle ich das entsprechende Kontaktformular aus. Kurz darauf erhalte ich eine SMS: „Bitte rufen Sie unter der Gratisnummer xxx zurück.“ Das mache ich, bevor ich nostalgisch werde. Zunächst muss ich über den Zahlenblock meines klugen Telefons einer Maschine erklären, dass ich deutsch spreche, dass es nicht um meine mobile Nummer geht und auch nicht um einen Störungsfall. Dann bin ich mit einer netten Dame verbunden, die fragt, ob ich wirklich alles kündigen wolle. Nicht vielleicht doch ein wenig Internet oder ein wenig Fernsehen? Nein, antworte ich mit fester Stimme, fern gesehen habe ich schon ewig nicht mehr und Internet kann das kluge Telefon, so viel ich will (solange ich die Schweiz und das Fürstentum Liechtenstein nicht verlasse) – dank eines Kollektivvertrags meines Arbeitgebers für kaum zu unterbietende 24 Schweizer Franken pro Monat. Die Dame insistiert nicht weiter; sie sieht in meinem Kundenkonto, dass ich den letzten Monaten und Jahren nur selten

telefoniert und kaum Daten konsumiert habe. Wenig später informiert mich eine Mail darüber, dass mein Anschluss und die zugehörigen Dienste Ende September ausser Betrieb genommen werden. Den Rest des Tages versuche ich an etwas anderes zu denken.

Franziska Nyffenegger

4. bis 6. Juli 2017

Ohne SIM ist schlimm

48 Stunden war ich auf Entzug. Kein mobiles Netz.

Am Abend des 4. Juli nehme ich mein Handy aus der Hosentasche. Ganz normal, wie etwa alle fünf Sekunden. Ich gucke drauf – es gibt eigentlich gar nichts zu gucken – und sehe auch auf den ersten Blick nichts Besonderes. Aber irgendetwas ist anders. Oben links steht nicht mein Netzanbieter mit den Punkten der Empfangsgüte davor, sondern “Ungültige SIM-Karte”. Wie, ungültige SIM-Karte? Bis eben war sie doch noch gültig. Mir schwant Böses, und ich soll nicht enttäuscht werden.

Ich suche etwas Dünnes, Stabiles, um die kleine Schublade, in der die SIM-Karte steckt, herausbefördern zu können. Das erste ist zu spitz, das zweite zu dick, mit dem dritten Teil geht es einigermaßen. SIM-Karte raus, mit einem trockenen Lappen abwischen und mal den SIM-Kartenschacht mit Druckluft

aus dem Kompressor ausblasen. Das ist nicht unbedingt gut, weil sich plötzlich das Display auf Höhe des Schachts nach außen wölbt. Vermutlich habe ich gerade eine astreine Display-Demontagetechnik gefunden, ich erkunde das aber nicht weiter.

SIM wieder rein, Handy einschalten. Geht nicht. Ausschalten, SIM wieder raus, noch mal wischen. Kräftiger! SIM wieder rein (Oh, vergessen auszuschalten, egal.) Immer noch nicht. Das Handy der Frau muss her: Überkreuz-SIM-Kartentausch. Siehe da: In ihrem Handy das gleiche Problem. Meins geht mit ihrer Karte. Damit wäre der Super-GAU *kaputtes Handy kurz vor der Vorstellung der neuen iPhones* (ich bin dieses Jahr wieder "dran") wohl erst mal abgewendet.

Also wende ich mich an meinen Provider, die Telekom. Es ist übrigens 21:45 Uhr. Es gibt einen Chat. Video geht nicht, weil an dem Macbook die Kamera abgeklebt ist. Also Tipp-Chat. Der Button geht nicht (im Chrome-Browser). Ich kopiere den Link in Safari. Wieder kein Erfolg. Dann Vivaldi, der seit neuestem meine Gunst hat. Der Button lässt sich nun anklicken, aber: "Sie können uns im Chat während der angegebenen Uhrzeiten erreichen." So oder so ähnlich bekomme ich zu lesen. Die angegebenen Uhrzeiten sind 7:00 Uhr bis 23:00 Uhr, es ist kurz vor 22:00 Uhr. Ich fühle mich zum Äußersten genötigt: Einem Anruf der Hotline. Aber wider Erwarten komme ich schnell dran und hab alsbald einen freundlichen und kompetent wirkenden Herrn am anderen Ende der Leitung. Name, Geburtsdatum, Telefonnummer sind schnell erfragt. "Ja, da kann ich Ihnen eine neue Karte zuschicken." Ich rechne kurz: Vor übermorgen wird das nichts. "Kann ich nicht in so einen Shop gehen und mir eine holen?", frage ich. "Ja, klar, wenn Sie den Weg auf sich nehmen wollen?" Kein Problem, ich bekomme noch die nächstgelegenen Shops genannt. Danke, Tschüss, Gute Nacht.

Am 5. Juli muss ich ohne funktionierendes Handy aus dem Haus gehen. Allein die ganzen Pokémon, die ich nicht fangen kann! Kein Stau-Wordfeud und so weiter. Mir fehlt was. Im Büro werde ich ab 9:40 Uhr hibbelig. Um

10:00 Uhr bekomme ich meine neue SIM-Karte. Ich bin der erste an diesem Morgen im Telekom-Shop in den Schönhauser Allee-Arcaden. Dass ich den Weg ohne mobiles Gerät finde, beflügelt mich ein wenig.

"Ja, da muss ich Ihnen nun eine Sicherheits-SMS auf Ihr Handy schicken, den Code darin brauche ich, um *in das System* zu kommen.", weist mich der junge Azubi an. "Das mit der SMS könnte ohne funktionierende SIM-Karte aber schwierig werden." – "Hm." – "Jo, hm." Lange Rede, kurzer Sinn: Es gibt keine Möglichkeit, in dem Shop *in das System* zu kommen, solange man mir nicht an eine zu meinem Vertrag gehörende Nummer eine SMS schicken kann. Ich bekomme eine SIM-Karte per Post, vertröstet man mich. Mit Glück, so meine Berechnungen, ist sie wenigstens genau so schnell da, wie wenn ich sie über die Hotline bestellt hätte. Aber diese Enttäuschung! Diese verschwendete Zeit! Die unnötig gekauften Fahrkarten!

Geknickt trotte ich von dannen. Der Himmel ist nun noch grauer als vorhin. Mich nerven bereits die ersten Gestalten, die provozierend ihr Drecks-Handys vor ihre Nase halten, nur um mich zu ärgern! Denen zeige ich's und logge mich wenigstens kurz im Schönhauser Allee-Arcaden-WLAN ein, was sofort funktioniert, kaufe online ein Kurzstreckenticket und begebe mich direkt in das Büro. Ich ziehe keine mobilen Daten ein.

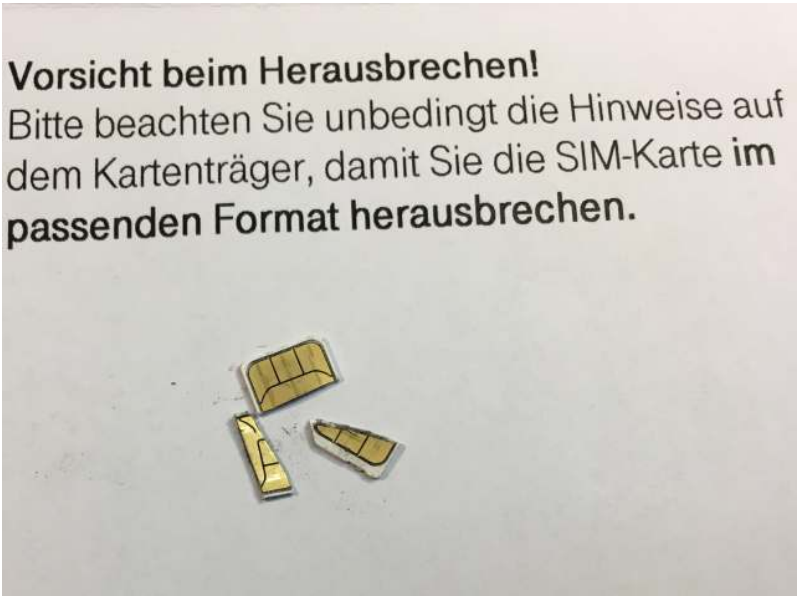
Der Tag vergeht. Ich habe einen Termin jenseits von Halensee und drucke mir dafür AUF PAPIER eine Wegbeschreibung aus. Das habe ich zuletzt vor 5 Jahren gemacht! Auf dem Rückweg von dem Termin, wo ich mit der BVG hinfahre, muss ich MANGELS NETZ Fahrkarten am Automaten kaufen. Wie tief bin ich gesunken, denke ich, und werfe ein paar Münzen in den Becher eines Obdachlosen, der zweifellos größere Sorgen hat als ich. Oder auch nicht? Wer weiß.

Am Morgen des heutigen Tages gewöhne ich mich langsam an den Zustand. Ich habe noch ein Notfall-Handy, dessen Nummer nicht mal ich kenne. Das nehme ich mit. Ansonsten bin ich nicht erreichbar. Das wäre eigentlich gar nicht schlecht gewesen, weil ein Termin am Vormittag so halb platzt. Noch eigentlicher ist es aber manchmal gar nicht so schlecht, nicht erreichbar zu sein, denke ich, wo der Termin doch eher unangenehm gewesen wäre.

Feierabend. Ich fahre durch die Stadt, erst noch eine Runde Modellfliegen, dann nach Hause. Ich habe schon vergessen, wie das ist mit diesem Online. Denn ich fahre auf einem mir unbekannten Weg und lasse mich dabei von einer offline funktionierenden Navigations-App leiten, die sich noch auf meinem Handy befindet. Nimm das, SIM-Karte!

Ich komme nach Hause und öffne den Briefkasten. Yeah! Die Telekom schreibt mir. In einem braunen großen Umschlag steckt ein kleinerer weißer. Darin finde ich eine bereits aktivierte SIM-Karte, sowie ~~Pittje Puck~~ PIN und PUK. Wenn ich das richtig sehe, könnte damit jeder, der dieses Umschlags habhaft wird, fröhlich mit seinem Handy, aber meinem Vertrag rumsurfen und telefonieren und ich hätte immer noch keine neue SIM-Karte.

Warum das sicherer ist, als wenn ich in einen Laden gehe, leibhaftig vor einem Mitarbeiter stehe, den Personalausweis gezückt, das Handy in der Hand, alle Vertragsdaten abrufbereit, ist mir ein schier unlösbares Rätsel. Über Twitter erfahre ich, dass man es bei der Telekom zwar praktisch fände, in einem Shop den Kunden mit einer neuen SIM-Karte aus seinem Jammertal zu retten, aber das derzeit nicht wieder einführen werde.



Endgültig zerstörte alte Karte

Noch rätselhafter ist mir allerdings, warum man überhaupt noch eine SIM-Karte in ein Handy stecken muss. Die Chips in den Karten sind überall die gleichen, nur die Programmierung ist anders. Das kommt mir doch sehr anachronistisch vor, und sollte sich längst mit einem Zugangscode des Providers softwaretechnisch lösen lassen. Wie froh man wohl bei den Handy-Herstellern wäre, eine weitere Öffnung im Gerät verschließen zu können und mehr Platz für tollere Hardware nutzen zu können.

Markus Winninghoff

Juli 2017

Das Internet macht mich zum Dokumentenfälscher

Ich habe mich in letzter Zeit bei einigen Diensten im Netz angemeldet, die eine mehr oder weniger aufwändige Verifikation der Identität ihrer Nutzer betreiben. Alle diese Dienste wenden sich an ein internationales Publikum. Und “international", das bedeutet für die Betreiber der meisten Plattformen “Länder, in denen alles so ist wie bei uns”.

Deshalb wird mein Personalausweis nirgends als Beweis anerkannt, dass ich auch wirklich an der auf der Rückseite des Personalausweises eingetragenen Adresse wohne. Denn die Rückseite des Ausweises ist dasselbe Dokument wie die Vorderseite des Ausweises, und da könnte ja jeder kommen und sich mit nur einem einzigen Dokument auszuweisen versuchen! Gültig ist nur ein Kontoauszug oder eine Rechnung für Strom, Gas oder Telefon. Möglichst englischsprachig, und nicht älter als drei Monate.

Bei Dienst Nr. 1 lache ich über die Idee, eine Rechnung könne ein verlässlicheres Ausweisdokument sein als mein Ausweis, und eröffne eben kein Kundenkonto bei einer so dämlichen Firma.

Bei Dienst Nr. 2 lade ich einen Kontoauszug hoch. Immerhin kann ich im Onlinebanking meiner Bank die Sprache umstellen und bekomme dann englischsprachige Kontoauszüge. Der Kontoauszug wird abgelehnt. Die Begründung habe ich vergessen. Es ist schon ein paar Monate her.

Bei Dienst Nr. 3 lade ich einen Kontoauszug hoch. Der Kontoauszug wird abgelehnt: Man akzeptiere keine Belege von Onlinebanken. Das ablehnende Unternehmen ist selbst ausschließlich im Internet tätig.

Bei Dienst Nr. 4 lade ich einen Kontoauszug hoch. Der Kontoauszug wird abgelehnt: Darauf fehle der Name der Bank. Das stimmt zwar nicht, aber alle Ablehnungen erfolgen automatisch und kommen von Mailadressen, die “do-not-reply” enthalten. Protest scheint mir daher zwecklos.

Jetzt reicht es. Diese Unternehmen wollen einen schlechten, leicht fälschbaren Wohnortsbeleg, und sie sollen ihn bekommen. Ich melde mich im Online-Kundenportal meines Stromlieferanten an und suche dort nach Rechnungen. Die aktuellste ist von 2016. Ich lade das PDF herunter, wandle es in ein PNG um, öffne die Datei in einem Grafikprogramm, suche auf der Rechnung passende Zahlen in passenden Schriftarten und Größen und frische damit das Rechnungsdatum auf. Dass die Abrechnungszeiträume nicht zum Rechnungsdatum passen, macht nichts, die Details werden verpixelt.

Ich lade die selbstgebastelte Rechnung hoch. Einen Tag später bin ich akkreditierter Kunde von Dienst Nr. 4. Na also, geht doch.

Alan Smithee

09.07.2017

Bei mir piept's

Ja. Tut es. Laufend. Weil ich eine Waschmaschine habe, die lauthals verkündet, dass sie fertiggewaschen hat. Ihr Motor dagegen ist so leise, es würde jedes noch so lärmempfindliche Baby selig daneben schlummern. Jedes.
Die Trommel dreht sich – kein Laut zu hören.
Die Maschine schleudert: nur die Pumpe pumpt, der Wasserschlauch röchelt.
Programmende: die ganze Familie steht in ihren Betten.
10 mal hintereinander piepst das Gerät, etwas zu lang, etwas zu laut, etwas zu beleidigt. So dass man stinksauer wird zwischen den Federbetten und am liebsten hineinbeißen will in sein Kopfkissen. Oder die Kinder anbrüllen möchte, sie mögen das Scheißding ausmachen. Oder öffnen.
Jeden Nachmittag nehme ich mir vor, die Piepszeit beim Starten zu berücksichtigen, vergebens.
Ich frage mich: warum hat die Maschine dieses Gepiepse? Wäscht man nicht, wenn man eh zuhaus ist? Oder genau dann, wenn nicht? Wer soll es denn dann hören?

Welche Art Wäsche muss sofort aus der Trommel, und reicht dann nicht ein einzelnes, exakt dafür gemachtes Programm mit Alarmfunktion?
Brauche ich die Wäsche termingerecht, stelle ich mir dann nicht den Wecker am Handy? Oder den Stuhl neben das Gerät und lese solange ein Buch in herrlicher Stille im kühlen Kellerraum?

Noch schlimmer jedoch ist der Brotbackautomat. Brotbackautomaten sind toll, man macht Wasser hinein und Backmischung oder eben Zutaten und schaltet das Programm ein. Der Automat knetet, hat Gehzeiten, knetet wieder und bäckt schließlich.
Toll! Wäre da nicht die Piepsproblematik. Er kündigt jeden neuen Schritt mit Piepsen an. Das erste Piepsen ist aufgeregt: Willst du noch was hinzufügen? Ja? Ja? Körner? Sesam? Sonnenblumenkerne? Saaten? Ja? Ja? Dann ist jetzt der richtige Moment, warte, ich piepse ein bisschen!
Später, am Ende der Backzeit wieder Gepiepse: Schau, ich bin fertig, fertig fertig! Aber du darfst mich noch nicht aufmachen, ich muss dein Brot noch eine Stunde warmhalten, siehste, siehste? Ich wollts dir nur sagen,dass du weißt, dass ich soweit bin, dass ich es geschafft hab, aber nicht hetzen, ja? Ich geb dir nur Bescheid.
Eine weitere Stunde später piepst er erschöpft das Ende der Warmhaltezeit. Fertig. Mehr nicht. Fertig, sagt er.
Ich frage mich, welche Gruppierung diese Geräusche entwickelt? Und was die Leute darüber denken, wann ich das Gerät brauche? Tagsüber, wenn alle Läden offen sind und kein Mangel herrscht für Brotbeschaffung? Oder doch eher nachts, weil das Brot für das Frühstück hergestellt wird? Jedenfalls aber für die Vesperdosen der Kinder, da kann ich ja schlecht Müsli reinkippen.

Die Frage aller Fragen aber ist: Warum zum Klangdesigner kann ich diese ganzen Plagen nirgendwo abschalten?

Update 01: Ich konnte das Piepsen an der Waschmaschine abstellen! Himmlische Ruhe.

Update 02: Nach etwa 10 Tagen erste Häufungen vergessener Wäsche. Nach 12 Tagen Unmut darüber, dass das Signal fehlt – nach 18 Tagen: sie piepst wieder.

Pia Ziefle

Juli 2017

Neue Technik einfacher als alte

Ich nutze seit geraumer Zeit ein Carsharing-System für längere Fahrten. Für kurze Fahrten, die nicht zu Fuß, mit dem Rad oder der Bahn zu erledigen sind, habe ich ein Taxi genutzt. Das Benutzen von Carsharing erfolgt recht analog. Man hält eine Karte an einen Kasten, gibt den Pin ein, Tür öffnet sich, man entnimmt den Schlüssel, fertig.

Nun habe ich mich für kurze Fahrten bei zwei weiteren Carsharing Anbietern angemeldet (sorry, Taxifahrer).

Die erste Fahrt nutze ich, um zum Fahrradhandel zu fahren, da ich ein neues Fahrrad benötige. Im Internet habe ich mir schon eins ausgesucht.

Hier funktioniert das Entriegeln nur per App. Man steht vor dem Auto und gibt an, dass man die Fahrt beginnen möchte. Gibt seinen Pin und die Nummer des Fahrzeuges an, die von einem auf dem Armaturenbrett liegenden Display angezeigt wird. Die Tür öffnet sich. Alles easy, unkompliziert und vor allem selbsterklärend.

Man steigt ein, und stellt fest, dass es ein Automatikauto ist. Das habe ich zuletzt im letzten Jahrtausend gefahren, und das ein einziges Mal.

Es gibt die Positionen P, R, N, D. Ok, P kann nur “Parken” sein, das tut das Auto nämlich gerade und es steht auf P. R muss “Rückwärts” sein, D ist vermutlich “Drive”. Was ist “N”?

Da eine Gebrauchsanweisung fehlt, rufe ich meinen Freund an. Er bestätigt meine Annahme und erklärt, dass “N” Leerlauf ist. Mir ist nicht klar, wozu ich das brauche. Wenn man z. B. vor einer roten Ampel steht, sagt er. Aha.

Mit Herzklopfen manövriere ich aus dem Parkplatz, drehe vorsichtshalber eine Runde um den Block, und alles klappt.

Das erstmalige Freischalten des Autos war deutlich einfacher und selbsterklärender als die Automatikfunktion des Fahrzeuges.

“N” habe ich übrigens nicht benötigt.[1]

Ella

1980 – 2017

Das endgültige Ende einer Technologie

Heute beim Blutspenden beim Roten Kreuz an einer Sammelstelle für Bücherspenden vorbeigekommen und das folgende Schild vorgefunden.

1. Anmerkung von Techniktagebuchleser/in Heroi: “‘N’ braucht man in vielen modernen Waschanlagen – bei Carsharing eher unüblich, aber generell nützliches Wissen.”

Bitte keine Readers Digest Bücher. Bitte keine Videokassetten. Bitte keine alten Schlager LP's.

Und, was soll ich sagen: Alle drei Einschränkungen unterstütze ich vollinhaltlich: Grauenvolle deutsche Schlager sind nicht mehr so angesagt, wohl aber in der Spender-Zielgruppe gehäuft vorhanden, Readers Digest kenn ich nicht so, habe das aber als Ansammlung von Kurzauszügen aus mehr oder weniger angesagten Büchern in Erinnerung. Und der letzte Punkt markiert das Ende einer Technologie: Wenn nicht mal mehr die Sammelstelle VHS-Kassetten haben möchte, dann kann man diese Technologie getrost als "am Ende des Weges angekommen" bezeichnen.

Wolfgang Kunckel

12. Juli 2017

Endlich kann ich den Zugang zur Toilette durch Wedeln meines Smartphones über einen Scanner erlangen

Schon seit vielen Jahren bietet die Bahn den Komfort eines Toilettenbesuchs an Bahnhöfen nur gegen Zahlung einer Gebühr (im Zug ist der Toilettenbesuch derzeit noch kostenlos, wenn die Toilette funktioniert). Für Vielfahrer, die im Besitz des „bahn.bonus comfort-Status“ (Punkt und Strich sowie Groß- und Kleinschreibweise entsprechend Eigenschreibweise der Deutschen Bahn) sind, sowie für Inhaber eines Tickets der 1. Klasse gibt es außerdem die Möglichkeit, in der “DB Lounge” kostenlos die Toilette zu benutzen. Dafür muss man beim Betreten der Lounge am Bahnhof sein Legitimationsdokument (die Bahn-Comfort-Karte oder das 1. Klasse Ticket) vorzeigen und darf dann – nach der Kontrolle durch den Bahnmitarbeiter – die Lounge betreten, sich an Kaffeautomatenkaffee laben und, wie gesagt, die Toilette benutzen.

Heute begegnet mir in der Lounge am Stuttgarter Hauptbahnhof eine Neuerung: Ein Kartenlesegerät, wie man es vom Boarding am Flughafen kennt:

Der freundliche DB-Service-Mitarbeiter, dessen Arbeitsplatz also möglicherweise demnächst der neuen Technik zum Opfer fällt, berichtet, dass seit wenigen Wochen alle DB Lounges mit diesen Scannern ausgerüstet seien und weist mich an, meine elektronisch auf dem Smartphone gespeicherte Bahncard über das Lesegerät zu führen. Ich wedele also einmal cool, wie ich es auch schon vom Boarding am Flughafen kenne, und, tatsächlich:

Nach kurzem Zögern, während dem auf dem Display des Lesegeräts sinngemäß steht: „Ihre Karte wird überprüft – bitte wenden Sie sich an einen unserer freundlichen Service-Mitarbeiter“ akzeptiert der Scanner dann doch

meine auf dem Smartphone gespeicherte und mittels QR-Code dem Lesegerät übermittelte Bahn-Comfort-Karte, die Lampe an dem Gerät leuchtet grün, und ich darf passieren. Und auf Toilette gehen. Danke, Bahn.

Molinarius

10. und 12. Juli 2017

In das Kleid passt immer nur eine Kundin gleichzeitig

Ich bestelle ein Kleid in Größe 40 bei einem großen Online-Kleidungsshop. Das Kleid kommt an, es ist aber etwas knapp um die Rippen herum. Ich würde gerne auch 42 probieren. Leider ist der Artikel derzeit nicht verfügbar. Wenn ich möchte, darf ich meine Mailadresse angeben und ich werde benachrichtigt, wenn der Artikel wieder da ist. Ich gebe meine Mailadresse ein.

Einen Tag später bekomme ich eine Mail, die ich über mein Smartphone lese, dass der Artikel wieder verfügbar ist. Ich freue mich, mache diese Seite des Anbieters über den Browser meines Rechners auf und suche das Kleid. Ich finde es wieder, aber Größe 42 ist grau hinterlegt, ich kann es nicht bestellen.

Ich ärgere mich, nicht schnell genug gewesen zu sein, und versuche meine Mailadresse erneut zu hinterlegen. Dafür muss ich wieder die gewünschte Größe angeben, aber wenn ich Größe 42 auswähle, sagt das Menü " nur noch 1 Artikel verfügbar" und ist grau hinterlegt. Ich kann das Kleid nicht in den Warenkorb legen. Aber wieso sagt die Seite, dass nur noch 1 Artikel verfügbar ist? "Irgendjemand hat es wohl im Warenkorb, aber wahrscheinlich noch nicht gekauft", denke ich. Ich möchte fast aufgeben. Ich überlege, ob es mit der Mail, die ich erhalten habe, mehr auf sich hat, als nur die Nachricht, dass der Artikel verfügbar ist. Ich öffne die Mail auf dem Smartphone, dort ist ein Link und dort ist auch das Kleid in Größe 42, diesmal schwarz hinterlegt im Bestellvorgang.

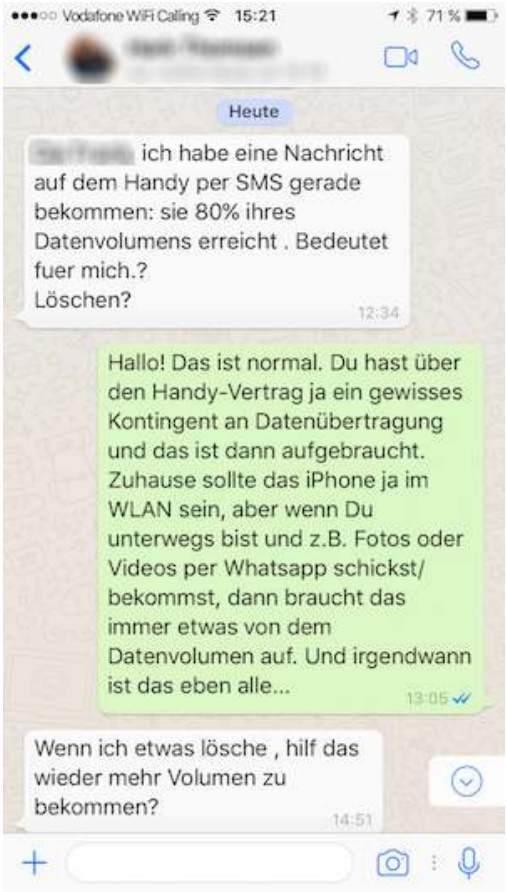
Ich bestelle das Kleid schnell über den Browser des Smartphones, das dauert 30 Sekunden und zack fertig. Ich bin schwer beeindruckt, dass die Software, die den Warenumlauf des Kleidungsshops organisiert, für *mich* persönlich mit diesem Link das Kleid reserviert hat. Wie lange der Link tatsächlich für mich funktioniert hätte, weiß ich nicht. Aber es hat gereicht. Größe 42 kommt jetzt morgen.

Nathalie Passig

13. Juli 2017

Aus Fächern werden Fallschirme

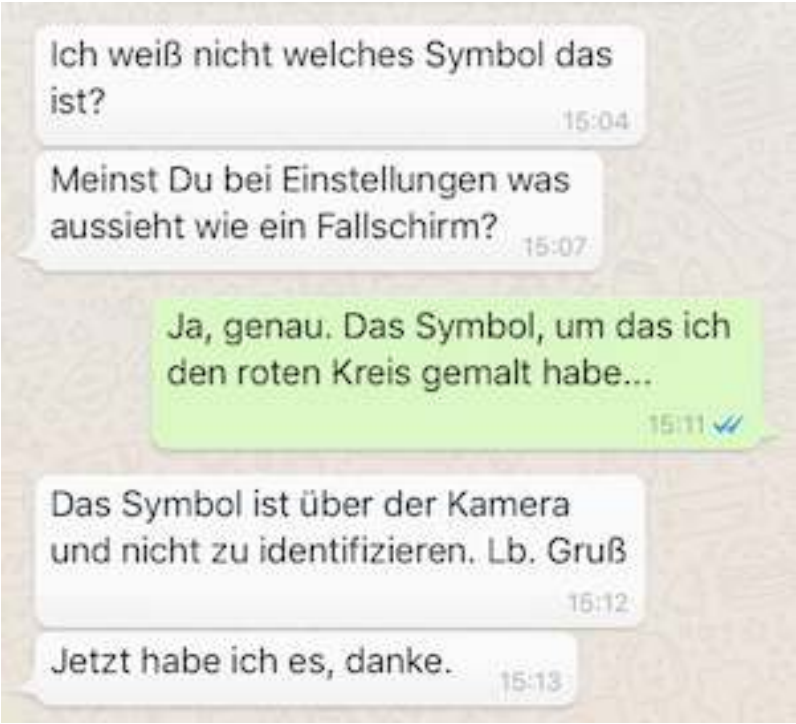
Gestern gab es mal wieder eine kurze Episode “Eltern-Support” (65+).



Fand ich ganz niedlich, die Idee, einfach die übertragen Daten wieder zu löschen, um wieder Volumen frei zu machen.

Ich selber hatte in den letzten Tagen den Eltern ein paar Videos per WhatsApp gesendet, das könnte die Ursache der erstmaligen Volumen-Warnmeldung sein. Ich tippe also auf fehlende WLAN Einstellungen im iPhone.

Eine beschnittene Voransicht des Screenshots im Chatverlauf hatte ich natürlich nicht mit einkalkuliert. Ich schreibe die Nachrichten in der WhatsApp Desktop-App am Mac und darin ist das ganze Bild zu sehen . . .



Und mit einem Fallschirm hatte ich das WLAN-Symbol vorher noch nicht verglichen. Passt aber gut, werde ich in Zukunft immer gleich so nennen!

fthomsen

14. 7. 2017

Meine erste kontaktlose Brezel

Am Bahnhof kaufe ich einen Kaffee und eine Brezel; weder der Betrag (2,50 Euro) noch das Geschäft (Bahnhofsbäcker) sprechen dafür, mit Karte zu bezahlen. Aber: Ein neues Lesegerät ist installiert, überall fordern Schilder auf, kontaktlos zu zahlen.

Ich lege meine Bankkarte auf, schon halb darauf gefaßt, daß es nicht geht, aber quasi sofort: »Zahlung erfolgt«, die Bank-App meldet sich auch, ebenso sofort: »2,50 Euro an Filialagentur der Dits«.

Felix Neumann

Ab Mitte Juni 2017

Mein rosaroter Fidget Spinner

Neulich war ich auf einem Event und bekam die obligatorische Tüte Pressematerial mit Werbekram. Bis auf den Kugelschreiber warf ich alles weg, allerdings erregte ein seltsames Ding meine Aufmerksamkeit: ein rosaroter Fidget Spinner. Ich musste mir von jemand anderem erstmal erklären lassen, was das eigentlich ist. Dass darum Hype gemacht wird, habe ich dann erst die Tage danach im Netz wahrgenommen. Mittlerweile liegen die Dinger in allen Berliner Spätis rum. Wirklich kapiert habe ich nicht, wozu der gut ist, weshalb er etwas verloren auf meinem Schreibtisch herumliegt.

Ab und zu lasse ich ihn kreisen. Dabei tritt dann mit der Zeit ein interessanter Effekt ein: Wer kennt nicht diese Situationen, in denen man für einen kurzen Moment nicht mehr weiß, was man gerade als nächstes tun wollte? In solchen Momenten fange ich normalerweise automatisch an, Facebook oder Twitter zu checken und drehe eine Prokrastinationsrunde im Netz, bevor ich mich wieder meiner eigentlichen Tätigkeit zuwende. Genauso automatisch greife ich mittlerweile zum Fidget Spinner und lasse ihn kreisen. Dabei sehe ich ihm leicht hypnotisiert zu und frage mich, was ich hier eigentlich gerade mache. Aber: Die Prokrastinationsrunde ist erstmal abgewendet. Noch bevor der Spinner zur Ruhe kommt, fällt mir wieder ein, was ich als Nächstes tun

wollte, und setze meine Tätigkeiten fort. Im Grunde genial, aber ich habe das Gefühl, man darf nicht allzu sehr darüber nachdenken, damit es funktioniert. Ob ich allerdings so Dinge wirklich schneller geregelt kriege, kann ich nicht fundiert sagen.

Enno Park

15.7.2017

Wenn's knallt, ruf die Polizei

Ein gutes Dutzend mal im Jahr startet eine Alarmrotte der Bundeswehr mit zwei Abfangjägern, um verdächtige Flugzeuge über Deutschland näher in Augenschein zu nehmen. Meist sind diese verdächtigen Maschinen Linienflieger, deren Piloten auf ihren Funkgeräten die falsche Frequenz eingestellt und deshalb den Kontakt zur Flugsicherung verloren haben – aber seit den Angriffen mit entführten Airlinern im September 2001 in New York und Washington gilt überall auf der Welt in solchen Fällen erhöhte Wachsamkeit.

Meist bekommt die Bevölkerung von diesen Alarmstarts der Eurofighter-Kampfjets und vom Abfangen des verdächtigen Flugzeugs gar nichts mit, schließlich passiert das ja alles in mehreren tausend Metern Höhe. In den vergangenen Tagen gab es allerdings gleich zwei Mal solche Alarmstarts, die offensichtlich die Menschen am Boden in Angst versetzten. Aus einer Mitteilung der Polizei in Reutlingen:

> Weil der Funkkontakt zu einer koreanischen Boeing 777 abgebrochen ist, wurde das Flugzeug aufgefordert, am Landesflughafen in Stuttgart zu landen. Hierzu wurde das Flugzeug von zwei Abfangjägern der Bundeswehr begleitet. Da die beiden Düsenjäger mit Überschallgeschwindigkeit anflogen, erzeugten diese zwei lauten Knallgeräusche, was zu einem vermehrten Notrufaufkommen bei Polizei und Rettungsdiensten führte. Bei der Polizei gingen in 30 Minuten etwa 250 Anrufe ein. Nachdem das Flugzeug in Stuttgart sicher gelandet war wurde festgestellt, dass das Funkgerät defekt war.

Schon einen Tag zuvor war ebenfalls über Süddeutschland ähnliches geschehen, und auch da meldeten sich viele besorgte Bürger bei der Polizei.

Der erwähnte Knall passiert, wenn ein Objekt die Schallmauer durchbricht, wie Wikipedia erläutert:

> Ab Überschreiten der Schallgeschwindigkeit bildet sich um das bewegte Objekt eine kegelförmige Stoßwelle (Machscher Kegel, siehe auch Überschallflug). Diese Stoßwelle ist von einem entfernten Beobachter als Knall oder Donnerschlag wahrzunehmen.

Das ist eigentlich alles altbekannt – und war über Deutschland, jedenfalls im Westen, vor ein paar Jahrzehnten ständiges Geschehen, das keinen zum Notruf getrieben hätte. Über der Bundesrepublik waren vor der deutschen Wiedervereinigung Kampfflugzeuge nicht nur der Bundeswehr, sondern auch zahlreicher Alliierter unterwegs. Von den USA über die Briten bis zu den Kanadiern oder Belgiern. Ein Überschallknall war da, abhängig vom Wohnort, eine lästige tägliche Begleiterscheinung.

Ein Vierteljahrhundert später ist das längst vergessen, und viele Jüngere haben diesen Überschallknall noch nie gehört – nicht verwunderlich, dass sie an eine Explosion denken und bei Polizei oder Feuerwehr anrufen. Das ist übrigens kein deutsches Phänomen, den Briten geht's ähnlich.

(Lichtbild v. Verf.: oben: Start einer Eurofighter-Alarmrotte; unten: Eurofighter aus einem Passagierflugzeug gesehen)

Thomas Wiegold

15. Juli 2017

Es droht eine harte Forke und es lockt ein Bitcoin-Bällebad

Unter anderem infolge dieser Einzahlung bin ich im Besitz eines Bitcoin-Bruchteils, der, nachdem er jahrelang eher an Wert verloren hat, mittlerweile doch so vielen Euros entspricht, dass es sich lohnt, ein wenig darauf Acht zu geben.

Nun droht aktuell ein Schisma der Bitcoin-Gemeinde. Es geht dabei um Meinungsverschiedenheiten, wie die Bitcoin-Software in Zukunft mit dem steigenden Handelsvolumen umgehen soll. Sollte die Spaltung namens *Hard Fork* eintreten, dann gibt es im günstigsten Fall zwei Blockchains und man hat auf beiden ein Guthaben. Wahrscheinlicher ist, dass man sich für eine Fraktion wird entscheiden müssen und dass mindestens eines der Spaltprodukte in der Bedeutungslosigkeit versinkt.

Wenn man nicht aus ideologischen Gründen einer der zwei Fraktionen zuneigt, wird empfohlen, sein Guthaben nicht auf dem Konto bei einer Online-Handelsbörse sondern in einer Bitcoin-Wallet auf dem eigenen Rechner zu halten. So bestehe nicht die Gefahr, dass man an die Entscheidung dieser Handelsplattform für eine der Fraktionen gebunden ist. Nicht dass ich alle Einzelheiten verstanden hätte, aber dieser Hinweis erscheint mir sinnvoll.

Ich überweise also von meinem Konto bei der Handelsplattform *Kraken* an eine Bitcoin-Adresse, die ich mir zu diesem Zweck frisch generiere. Jederzeit eine frische Adresse für Transaktionen erzeugen zu können, ist eine der Funktionen einer Bitcoin-Wallet – eigentlich ein Programm auf dem Rechner oder eine App auf dem Smartphone.

Die Adresse trage ich also nun bei Kraken als Ziel meiner Bitcoin-Überweisung ein. Diese funktioniert ohne TANs, stattdessen wird mir eine Mail mit einem Bestätigungslink geschickt. Ich muss erstmal nachschauen, welche Mailadresse ich bei Kraken hinterlegt habe. Dann rufe ich das entsprechende Mail-Konto auf, finde aber erst nach einiger Zeit die Kraken-Mail im Spam-Ordner. Mittlerweile ist natürlich der Bestätigungslink nicht mehr gültig.

Ich gebe also alle Transaktionsdaten erneut bei Kraken ein und diesmal fische ich die Mail rechtzeitig aus dem Spam. Anschließend kann ich live zuschauen, wie meine Bitcoin-Überweisung eintrifft und einige Minuten später auch als Teil der Blockchain endgültig bestätigt wird. Ich kann also jetzt in Ruhe abwarten, welches in Zukunft die erfolgreichere Blockchain sein wird. (Abgesehen davon, dass der Bitcoin-Kurs gerade stetig sinkt.)

Ein zusätzlicher Spaß besteht darin, dass man als Bitcoin-Inhaber jetzt auch eingeladen ist, bei *Byteball* mitzumischen. Dabei handelt es sich um eine weitere Crypto-Währung mit einer anderen Variante der Blockchain und einigen Zusatzfeatures. Diese Währung soll nicht durch Belohnung fürs *Mining* unters Volk gebracht werden sondern dadurch, dass ein Großteil der Coins, die *Gigabytes* und *Blackbytes* heißen, an Bitcoin-Inhaber verschenkt wird. Die weitere Verbreitung erfolgt dann durch Transaktionen und Handel.

Das Verfahren, mittels dessen man sich als Bitcoin-Inhaber registrieren lassen kann und dann seine Gigabytes und Blackbytes bekommt, ist – ähm – bemerkenswert.

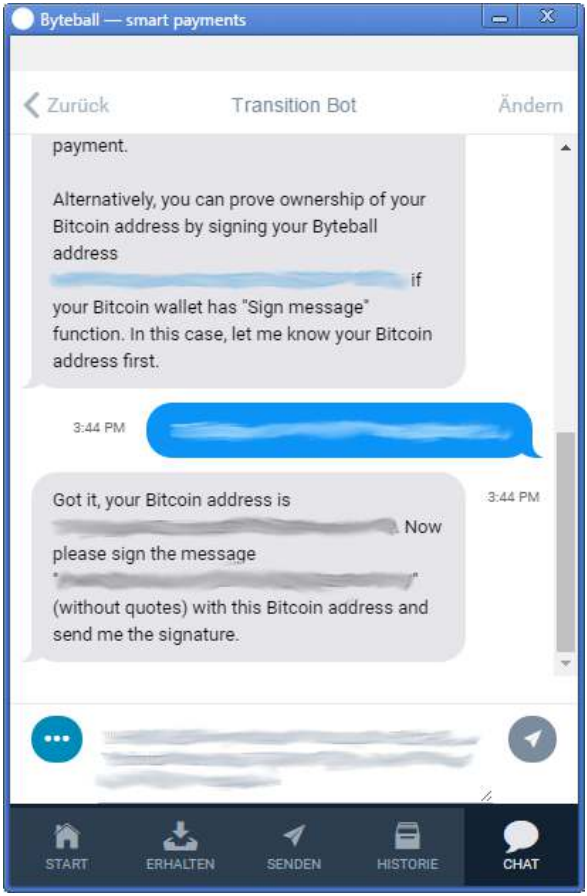
Und zwar werden Bitcoin-Inhaber zu jedem Vollmond entsprechend ihrem Bitcoin-Guthaben mit Byteball-Coins beschenkt. Zum ersten Vollmond nach der Registrierung erhält man ein Basisguthaben, zu späteren jeweils eine Art

Verzinsung. Unabhängig von diesen Terminen kann mit den Bytes natürlich auch gehandelt und bezahlt werden. Die Vergabe läuft wohl schon mehrere Monate und wird erst in einigen weiteren Monaten abgeschlossen sein.

Um sich dafür zu registrieren, muss man sich eine Byteball-App installieren – ich entscheide mich für die Windows-Desktop-Variante – und darin eine Byteball-Adresse anlegen. Anschließend kann man in der App einen Chatbot kontaktieren, der einem erläutert, wie das Bitcoin-Guthaben zu registrieren ist.

Entweder man überweist von seiner Adresse einen winzigen Bitcoin-Betrag oder man signiert eine Nachricht, die aus einer zufälligen Zeichenfolge besteht, mit dem privaten Schlüssel der eigenen Bitcoin-Adresse. Daraufhin sagt einem das Byteball-System zu, dass beim nächsten Vollmond Bytes für das Guthaben auf dieser Adresse gutgeschrieben werden. Diese Gigabytes und Blackbytes sollten dann automatisch in der Byteball-Wallet

landen.



Ich habe den zweiten Weg gewählt, also die vom Chatbot angezeigten Nummern kopiert, mittels meiner Bitcoin-Wallet signiert und die Ergebnisse wieder zurück in das Chatfenster gepastet. Jemand weiß nun, dass bestimmte Bitcoin-Adressen zusammengehören, dass sie noch benutzt werden und ungefähr in welcher Region. Und eventuell noch ein paar andere Metadaten,

wie mein Betriebssystem, den *Fingerabdruck* meines Browsers und die hiesige Zeitzone. Soll mir recht sein, ich habe mich mit meinen Bitcoins an keinerlei fragwürdigen Aktivitäten wie Geldwäsche oder Drogenkauf beteiligt.

Am 7. August ist der nächste Vollmond und mal schauen, wie es Bitcoin bis dahin ergeht.

Virtualista

15. Juli 2017

Wohnformen der Zukunft und der Untergang von New York

Im Traum muss ich beruflich nach New York (nur irgendwas hinbringen, zwei Tage dort sein, gleich wieder zurückfliegen). Bei der Gelegenheit besuche ich André Spiegel. Wir befinden uns offenbar in einer Zukunft, in der man zu diesem Zweck vorab eine Art Wohn-Pod mieten kann, der dann vom Vermieter möglichst nah an dem Ort abgestellt wird, wo man wohnen will. In meinem Fall ist das eine Tiefgarage unter dem Haus von André (allerdings mit Blick nach draußen). Besonders begeistert bin ich von der Qualität der Dusche in meinem Pod, die viel besser ist als in den meisten Hotels.

Kurze Zeit später, ich befinde mich gerade auf einer Anhöhe im Westen der Stadt, eigentlich sogar einem hohen Berg, zieht am Himmel sehr schnell etwas heran, was wir alle für eine Wolkenformation halten. Aber es ist eine riesige Welle. Sie begräbt New York unter sich, das Wasser steigt bis zu unseren Füßen, Eisbrocken fliegen durch die Luft.

Nachdem ich “Oh, ein Tsunami” gedacht habe, denke ich:

„Zurückfliegen kann ich so schnell nicht, sie haben ja jetzt keinen Flughafen mehr.“

„Mist! Da geht man einmal ohne das Macbook aus dem Haus!“ (Es liegt noch im Wohn-Pod.)

„Die Powerbank werde ich jetzt brauchen, und nicht mal die ist da, wo ich bin!“ (Sie steckt in meinem Rucksack, den ich im Chaos schon aus den Augen verloren habe.)

„Die Powerbank brauche ich fürs Handy, und das Handy brauche ich . . . ” Ich schaue auf das noch dunkle Display. “Bei Twitter nachsehen, was passiert ist . . . nein, erst muss ich meiner Mutter eine Nachricht schreiben, dass ich noch lebe.“

„Und zwar eine SMS, das ist Lowtech, das geht auch noch, wenn sonst nichts mehr geht.“

„Wo soll denn hier noch eine Mobilfunkversorgung herkommen?“

„Fuck. Fuck, fuck, fuck.“

Kathrin Passig

15.7.2017

Technik im Haushalt: Bestand 2017

Gemäß dem Motto des Techniktagebuchs *Ja, jetzt ist das langweilig. Aber in zwanzig Jahren!* eine – natürlich nicht repräsentative – Bestandsaufnahme der Technik in einem deutschen Haushalt im Jahr 2017. In Ermangelung eines besseren Begriffs sagen wir mal: in einem Mittelklassehaushalt.

Was gibt’s da so?

- **Das Smartphone**

Streng genommen keine Technik im Haushalt, sondern persönliche Technik. Aber in den zehn Jahren, seitdem mit dem iPhone 2007 der erste dieser Taschencomputer mit Funkverbindung auf den Markt kam, sind Smartphones ein allgegenwärtiger Alltagsgegenstand geworden – und das hat auch Auswirkungen auf andere technische Geräte, deren Funktion diese Mobiltelefone mit allen möglichen Zusatzfunktionen oft übernommen haben. (Mehr dazu bei den einzelnen Geräten unten.)

- **Internet mit WLAN/WiFi**

Von einem smart home ist der Durchschnittshaushalt des Jahres 2017 noch weit entfernt. Aber ein schneller Internetanschluss (nach deutschen Maßstäben, mit so 30 Megabit) über die (Kupfer)Telefonleitung oder das Fernsehkabel ist praktisch normal, jedenfalls in den Städten. Und natürlich wird das Signal drahtlos über WLAN in der Wohnung verbreitet.

- **Der Laptop-Computer**

Inzwischen, wg. der Smartphones, im Privathaushalt weniger verbreitet als noch vor einem Jahrzehnt: Viele Funktionen, zum Beispiel den Internetzugang, liefert jetzt eben das Smartphone. Wer aber ab und an längere Texte schreiben will oder aufwändigere (Hobby)Arbeiten an Bildern oder Videos plant, braucht weiterhin diese Klapprechner.

- **Der Desktop-Computer**

Im Privathaushalt inzwischen ein Auslaufmodell – die Funktionen wurden zunächst vom Laptop, dann aber auch von Smartphones und Tablets (s.u.) übernommen. Dieses zehn Jahre alte Gerät steht nur deshalb noch auf meinem Schreibtisch, weil ich bisweilen schon einen größeren Bildschirm zu schätzen weiß. Und weil die haltbare Hardware zwar die Aktualisierungen von Apple weit überlebt hat und nicht mehr mit der aktuellen Mac-Software läuft, dafür aber problemlos mit dem Linux-Derivat Ubuntu. Wenn die Hardware auch aufgibt, werde ich wohl keinen neuen Desktop-Computer anschaffen.

- **Das Tablet**

Eigentlich ausschließlich für den Komfort: Praktisch ein Smartphone ohne Telefonfunktion, dafür mit größerem Bildschirm. Dafür gedacht, Inhalte zu konsumieren. Von der, pardon, druckfrischen *New York Times* bis zum Video.

- **Der Drucker**

Wie der Desktop in Privathaushalten immer seltener anzutreffen – der Bedarf, etwas auszudrucken und vielleicht sogar einen gedruckten Brief zu verschicken, variiert je nach Lebenssituation, nimmt aber ab.

- **Das Festnetz-Telefon**

Auch das, dank Smartphone, ein Auslaufmodell: Oft reicht ein Mobilfunkanschluss, das an einen Ort gebundene Telefon wollen immer weniger Haushalte. Vermutlich gibt es Festnetztelefone nur deshalb noch in so vielen Wohnungen, weil sie im Paket mit dem Internetanschluss dabei sind. Immerhin sind auch diese Telefone inzwischen meist innerhalb der Wohnung mobil, ein schnurloses Telefon ist fast schon Standard.

- **Der Kühlschrank**

Seit einem halben Jahrhundert mehr oder weniger selbstverständlich in einem deutschen Haushalt. Veränderungen gab es dennoch viele, vor allem bei der Umweltfreundlichkeit: Kühlflüssigkeit und Energieverbrauch wurden und werden ständig neuen Anforderungen angepasst. Die inzwischen auch schon vier Jahre alte Einstufung dieses Kühlschranks als A+++, zum Zeitpunkt des Kaufs die sparsamste Möglichkeit, bedeutet konkret einen Durchschnittsverbrauch von 150 kWh im Jahr – ältere Modelle brauchen gerne mal das Vierfache.

- **Der Herd**

Wie der Kühlschrank ein Teil der Grundausstattung deutscher Haushalte – es dürfte hierzulande wohl wenige Menschen mit einer Wohnung ohne Herd geben. Je nach Region, Stadt, ja sogar Viertel sehr unterschiedlich, wie er befeuert wird: Gas gibt es vor allem in Neubauten immer weniger, Strom ist üblich – wenn auch mit Strom betriebene Induktionsherde (wie im Foto oben) bislang nicht die Norm sind.

- **Der Backofen**

Meist in Kombination mit dem Herd. Nicht in jedem Haushalt, aber weit verbreitet.

- **Die Kaffeemaschine: Vollautomat**

Natürlich gibt es auch noch die traditionellen Kaffeemaschinen, die mit Tropftechnik in einen Filter den Kaffee aufbrühen. Aber auch in Privathaushalten immer mehr dieser Vollautomaten, die die Bohnen mahlen, aufbrühen und vom Espresso bis zum Cappuccino alles zubereiten können. (Und dann gibt es noch die unüberschaubare Menge an Geräten dazwischen, die aus so genannten Pads oder Aluminiumkapseln das Kaffeepulver aufbereiten.)

- **Die Spülmaschine**

Luxus oder Standard – das muss jeder selber entscheiden. Ich finde, ein wichtiger Bestandteil für eine funktionierende Beziehung.

- **Die Waschmaschine**

Klar, wenn Kinder im Haushalt sind, geht es nicht ohne. Aber auch ohne Kinder ist es ganz angenehm, mit der schmutzigen Wäsche nicht in einen der – anscheinend immer selteneren – Waschsalons gehen zu müssen. (Einen Trockner haben wir aber nicht und setzen auf die Kraft von Luft und, so vorhanden, Sonne.)

- **Der Staubsauger**

Weiterhin unverzichtbar – und meist eines der langlebigsten Geräte im Haushalt. (Der Sauger oben im Bild tut seit gut 20 Jahren problemlos seinen Dienst.)

- **Das Radio: UKW**

Ein Auslaufmodell? Keineswegs; Radio hören gehört in vielen Haushalten weiterhin dazu. Im Jahr 2017 (noch) weitgehend über Ultrakurzwelle (UKW) – die Sender auf Lang-, Mittel- und Kurzwelle dagegen wurden in den vergangenen Jahren abgeschaltet.

- **Das Radio: DAB+**

Im Gegensatz zu UKW-Radios sind Hörfunkempfänger nach dem digitalen DAB+-Standard (Digital Audio Broadcasting) in Deutschland noch wenig verbreitet – vielleicht auch, weil im Unterschied zu anderen europäischen Ländern noch keine Abschaltung des analogen UKW-Signals geplant ist.

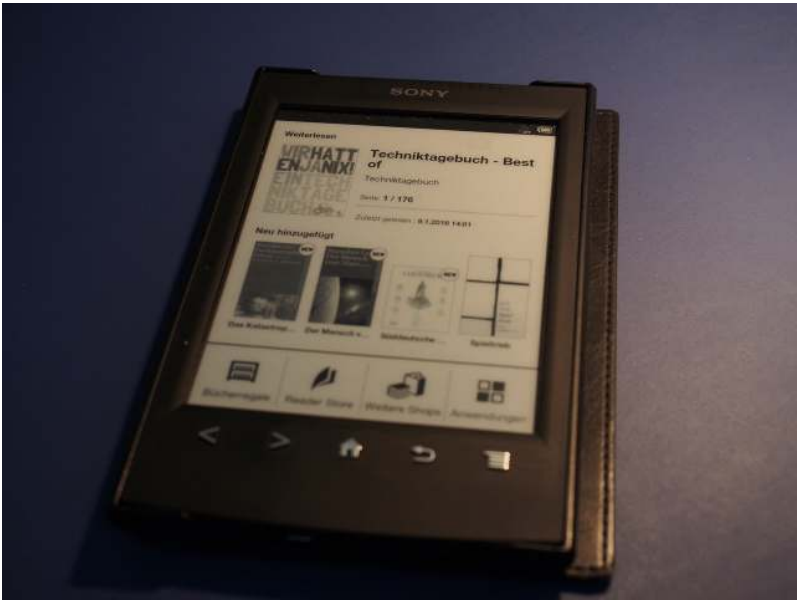
- **Der Fernseher**

Ob ein Fernseher zum Haushalt gehört, ist nicht zuletzt eine Frage des Alters: Wer Bewegtbild nach Bedarf und zeitversetzt auf dem Laptop, Tablet oder Smartphone konsumiert, ist kein großer Freund des linearen Fernsehens. Aber noch gehört das TV-Gerät zum deutschen Alltag. Die klobigen Röhrengeräte der vergangenen Jahre sind längst durch Flachbildschirme abgelöst; meist auch deutlich größer als das oben abgebildete Gerät mit einer Bildschirmdiagonale von 26 Zoll. TV-Empfang gibt es inzwischen überwiegend über Kabel oder über Satellit; der terrestrische Empfang ist zwar mit digitaler Technik weiterhin möglich, scheint aber eher ein Nischendasein zu führen – natürlich auch abhängig von Region und Urbanität.

- **Der MP3-Player**

Auch eines der Geräte, die von Smartphones weitgehend verdrängt wurden: Für MP3-Musikdateien ein eigenes Gerät zu nutzen, scheint fast anachronistisch. Zumal Smartphones nicht nur die auf dem Gerät gespeicherte Musik abspielen, sondern sich auch aus dem Internet alles nach Wunsch hineinstreamen lassen können. Dennoch: In Kombination mit einem Kopfhörer mit Unterdrückung von Umgebungsgeräuschen immer noch ein sinnvolles Gerät für den mobilen Musikgenuss.

- **Der E-Book-Reader**



Das ist wohl eine echte Gewohnheitssache: Es gibt Leute, die mögen Bücher auf einem solchen Gerät lesen, und es gibt Leser, denen das ein Graus ist. Zudem ermöglichen Tablets und Smartphones ebenfalls, Bücher zu lesen. Alles eine Frage der Vorlieben und vielleicht auch der kulturellen Prägung. Gedruckte Bücher scheinen aber noch nicht vom Aussterben bedroht.

- **Die Digitalkamera**

Inzwischen hat fast jeder eine (digitale) Kamera – integriert in sein Smartphone. Kameras, also Geräte, die wirklich nur für die Aufnahme von Fotos und Videos gebaut sind, werden zunehmend zu einer Angelegenheit von Hobby-Fotografen oder Profis. Deshalb konzentrieren sich die Kamerafirmen auf das obere Preissegment, vor allem mit so genannten Systemkameras, wie der oben abgebildeten spiegellosen Micro-Four-Thirds-Kamera mit Wechselobjektiv.

- **Die LED-Leuchte**

Die klassischen Glühbirnen sind in der EU ohnehin seit Jahren untersagt. LED-Leuchten treten zunehmend an die Stelle der bisherigen Energiesparlampen oder Halogen-Leuchtmittel: Sie sind nicht nur deutlich sparsamer, sondern auch viel flexibler einsetzbar. Zudem sinken ihre Anschaffungskosten laufend.

- **Das Fieberthermometer (1)**

Mit Quecksilberanzeige gibt es sie (aus Umweltschutzgründen) schon lange nicht mehr. Das Fieberthermometer in der klassischen Form ist elektronisch, biegsam (in Grenzen) und wasserdicht.

- **Das Fieberthermometer (2)**

An die Stelle des klassischen Thermometers zum Einführen in Körperöffnungen tritt zunehmend das – ebenfalls elektronische – Fieberthermometer zur Messung im Ohr oder auf der Hautoberfläche. Vielleicht nicht ganz so exakt, dafür deutlich schneller.

- **Was fehlt: Das Auto**

Wir leben in der Großstadt – und können es uns deshalb leisten, auf ein Auto zu verzichten: Der öffentliche Nahverkehr ist gut ausgebaut, wir haben Fahrräder, und wenn wir doch mal ein Auto brauchen, wird es schnell nach Bedarf angemietet. Für ein Wochenende oder auch nur für eine Viertelstunde. (Die Karten im Bild sind eigentlich auch überholt; natürlich lassen sich die Wagen inzwischen mit einer App auf dem Smartphone reservieren und öffnen.)

Leider fehlt mir das Bildmaterial aus Haushalten vor 20, 30 oder 50 Jahren. Die Veränderungen seitdem mal deutlich zu sehen, wäre schon interessant.

Alan Smithee

Juli 2017

Wlan Roaming auch zuhause

Ich wohne in Stahlbeton, und obwohl das Haus erst 2015 gebaut wurde, gibt es keine strukturierte Verkabelung für Ethernet, sondern TAE-Dosen in jedem Raum (das TT berichtete). Wlan und Stahlbeton sind keine guten Freunde – lösen konnte ich das Problem der Wlan-Verfügbarkeit in der ganzen Wohnung letztlich nur über mehrere Accesspoints (AP), die teilweise über Netzwerk-über-Stromleitung mit dem eigentlichen Router verbunden waren und jeweils die gleiche Wlan-Kennung im 2,4 bzw. 5GHz Netz verwendeten.

Dadurch entsteht ein neues Problem: Geräte, die sich erstmal mit einem Wlan-AP verbunden haben, verlassen diesen nicht mehr, auch wenn APs mit besserer Erreichbarkeit sichtbar sind. Das entsprechende Protokoll ist einfach kaputt, Roaming und mobile Geräte waren damals nicht als typische Nutzung erkennbar und wurden damit auch nicht vorgesehen.

In großen Installationen mit mehreren APs löst man das auf mehreren Wegen, z. B. in dem man sehr viele APs mit sehr geringer Leistung verwendet und dadurch meist nur ein AP sichtbar ist – mit entsprechenden Nachteilen, oder (und besser) mit einem Controller, der alle AP verwaltet und sehen kann, welcher AP welche Geräte wie gut sieht und auch wie viele Verbindungen dieser gerade hält. Der Controller entscheidet dann zugunsten der Clients, aktiv gegen das Protokoll zu verstoßen und diese von schlecht erreichbaren oder überfüllten APs zu kicken – damit verbinden sich diese automatisch neu, meistens mit dann einem anderen, netztechnisch günstigeren AP. Dieses Verhalten ist für den Benutzer transparent, stört also nicht.

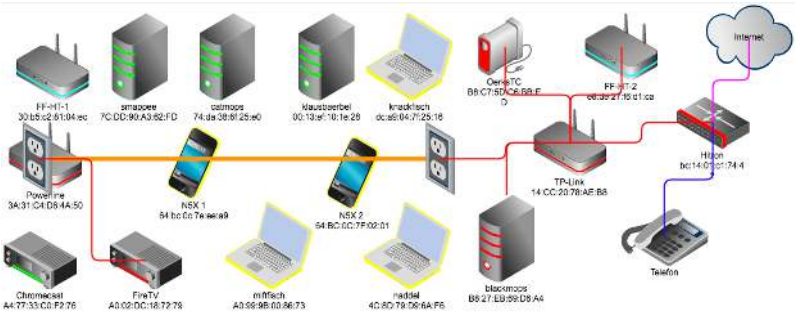
Meine APs haben keinen Controller, deswegen wird die Verbindung, wenn man sich in der Wohnung bewegt, viel schlechter, aber nicht schlecht genug, damit sich Geräte von alleine auf dem anderen AP einbuchen. Auf Dauer nervt das ziemlich.

Seit einiger Zeit gibt es Wlan-APs für den Heimgebrauch, die aktiv miteinander kommunizieren, dies auch über eine (extra) Wlan-Verbindung beherrschen (ein sogenanntes Mesh-Netz, wie es z. B. auch Freifunk-Nodes verwenden, um sich direkt per Funk miteinander zu verbinden). Über dieses Meshnetz wird nicht nur intern zwischen den APs kommuniziert, sondern eben auch Nutzverkehr geleitet – damit braucht nur noch ein AP eine kabelgebundene Anbindung an das restliche (Inter)netz.

Mich interessiert wegen meiner Stahlbetonhöhle mehr die Möglichkeit, gemeinsam aktiv gegen das oben erklärte Protokollverhalten der Clients zu verstoßen, als die Knoten-Kommunikation über Funk, aber das gibts gratis dazu und ist wohl für die meisten Käufer der viel wichtigere, aktiv beworbene Punkt. Damit kann man eben einen (zusätzlichen) AP dort aufstellen, wo der AP am Internetanschluss gerade so nicht mehr hinkommt und damit als Repeater arbeitet, ohne eine eigene kabelgebundene Anbindung zu brauchen.

Ich habe mir die Wlan-Nupfis von Google gekauft (sowas gibts auch von anderen Firmen, siehe z. B. Vergleiche in diesem oder diesem Review).
Der Preis erscheint erstmal teuer, ist auch viel teurer als einfach zwei noname AP, aber die hatte ich ja vorher und das war für die Bewohner nicht befriedigend.

Hier gibt es einige Geräte, die aus verschieden Gründen nur 2,4 GHz und nur verschlüsselte Netze können, sowie einige, die gar kein Wlan haben. Das zusammen mit wenigen physischen Netzwerkports erforderte eine Bestandsaufnahme:



rot: drahtgebunden, orange via Stromleitung, grün: zwingend 2.4GHz, gelb: egal, blau: Freifunkknoten

Die Google-Hardware hat ein paar Einschränkungen, die aus meiner Sicht aber vor allem Freaks betreffen, die zuhause noch 2 DMZ und stark segmentierte Netze betreiben wollen (alle anderen, die denken, sie seien keine Netzwerkfreaks, können die Auflistung getrost überlesen).

- das private Netz ist festgenagelt auf 192.168.86.0/24
- jeder Nupfi hat nur zwei Ethernet-Interfaces
- der Master-Nupfi kann nicht als Modem, sondern nur Router arbeiten – ein Kabel- oder DSL-Modem muss also davor in Betrieb bleiben, und am besten in den Bridge-Modus geschaltet werden, wenn man nicht Double-NAT machen möchte (damit kann ich allerdings seit Jahren gut leben)

Die Einrichtung ist wirklich simpel, kann allerdings nur über eine App (iOS, Android), nicht über einen Webbrowser vorgenommen werden. Entgegen meiner Befürchtungen sehen sich die Nupfis auch durch die Stahlbetonwände gut – trotzdem lasse ich als Backbone die Stromleitung bestehen, auch weil mir dadurch mehr Ethernetports zur Verfügung stehen.

Kurze Verwirrung am ersten Betriebsabend gibt es doch, weil sich beide Nupfis erst in Ruhe auf das aktuelle Patchlevel hocharbeiten und dadurch genau der gleiche Effekt wie vorher auftritt: Das Netz ist plötzlich scheiße.

Google hält sich mit den zusätzlichen Möglichkeiten der Nupfis offiziell sehr zurück, dass z. B. das Backbone auch über Draht erstellt werden kann, muss im passenden Produktforum gesucht werden, ebenso, wie man an Debug-Infos kommt (*192.168.86.1/api/v1/diagnostic-report*) und andere Dinge.

Insgesamt funktonieren die Nupfis erwartungsgemäß und unauffällig – wir können uns mit einem Wlan-Gerät durch die Wohnung bewegen und haben konstant Netz. Auf dem Mac kann ich sehen, dass dabei munter zwischen 2,4 und 5 GHz und den Kanälen gewechselt wird – so wie es die Nupfis gerade für das Beste halten – inzwischen bin ich aber nicht mehr so neugierig und nehme einfach hin, dass es funktioniert.

Es gibt noch ein paar Zusatzfeatures – z. B. eine Wlan-Bremse für die Geräte der zum Haushalt gehörenden Pubertiere, Trafficmonitor, Priorisierung von einzelnen Geräten und ähnliches – brauche ich alles nicht, kann deswegen dazu auch wenig schreiben.

Alexander Stielau

16.7.2017

Would You Give Us Another Chance? – Nope.

Mein Mann möchte zum Abendessen Sushi bestellen. Ich logge mich bei Lieferando ein und möchte bei unserem Standardsushilieferservice bestellen, aber der Standardsushilieferservice hat geschlossen. Ich gucke mich ein bisschen um und entscheide mich dann, bei Foodora bei einem anderen Sushirestaurant zu bestellen, bei dem wir auch schon mal essen waren und die Sushiqualität daher kennen.

Foodora ist ein Lieferservice für Restaurants, die selber nicht unbedingt einen eigenen Lieferservice anbieten. Im Gegensatz zu Plattformen wie Lieferando, wo die Ausfahrten von den Restaurants selber organisiert werden, beschäftigt Foodora Fahrradkuriere, die das Essen bei den Restaurants abholen und zum Kunden fahren. Man erkennt die Fahrradkuriere auch im Stadtalltag gut an ihren pinken Jäckchen und den großen würfelförmigen pinken Rucksäcken, in denen das Essen transportiert wird.

Foodora meldet eine Lieferzeit von knapp 90 Minuten, was ich zwar viel finde, aber so gerade werden wir das noch aushalten. In der App kann man den aktuellen Status der Bestellung verfolgen, der allerdings verdächtig lange bei Schritt 1 ("Das Restaurant hat Ihre Bestellung erhalten") bleibt und auch eine halbe Stunde vor angekündigtem Liefertermin nicht zumindest auf Schritt 2 ("Ihre Bestellung wird vorbereitet") springt.

70 Minuten nach der Bestellung – es ist mittlerweile kurz vor 21 Uhr – bekomme ich eine Mitteilung, dass Foodora das Restaurant nicht erreichen konnte und die Bestellung storniert werde. Sie fragen demütig, ob ich ihnen noch eine Chance geben würde, hier wäre eine Liste anderer Restaurants, bei denen ich auch noch bestellen könnte. Die übliche Lieferzeit bei Foodora ist 45 Minuten, der Hunger nagt nun doch.

"Bestell halt beim Thai", sagt mein Mann.

Ich hole den Speisekartenflyer aus der Schublade, suche schnell zwei Gerichte heraus, rufe beim Thai um die Ecke an, gebe meine Bestellung durch und laufe zwanzig Minuten später drei Häuser weiter, um das Essen zu holen. "Wir liefern jetzt auch", sagt der Thaimann. Ich sage, dass ich das doch ein bisschen übertrieben fände, bei der geringen Entfernung.

Ich musste jetzt zwar mit Leuten reden und das Haus verlassen, aber dafür habe ich zumindest Essen bekommen. Die Zukunft funktioniert leider doch nicht immer so, wie sie soll.

Anne Schüßler

16.7.2017

Die Nachteile des Analogen

Wir haben Freunde zu Besuch. Die Großeltern von R. haben Ende der 50er Jahre bei uns um die Ecke gewohnt und R. hat ein altes Bild gemacht, auf dem sie mit ihrer Verwandtschaft zu sehen ist, wie sie 1959 zur Feier einer goldenen Hochzeit aus dem Wohnhaus ihrer Großeltern kommt.

Sie reicht uns das Foto und ich ertappe mich dabei, wie ich mit Daumen und Zeigefinger versuche, auf dem Foto die Gesichter der Menschen ranzuzoomen. Geht aber nicht. Verdammt. Man muss das Foto in der Größe und Auflösung akzeptieren, wie man es in der Hand hält. Die analoge Welt hat doch immer wieder deutliche Nachteile.

Anne Schüßler

16. Juli 2017

Mein Desktop, mein Startmenü, mein Office

Ehrlich gesagt habe ich keine Ahnung, womit mein Arbeitgeber sein Geld verdient. Also auf der Metaebene weiß ich das schon, aber was die Produkte jetzt genau machen oder wie man sie richtig ausspricht, kein Plan.

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

Ich arbeite nämlich in der IT und wer in der IT arbeitet, macht irgendwas mit Computern. Das heißt aber noch lange nicht, dass man sich auch mit Computern auskennt. Jedenfalls, wir in der IT müssen bei Problemen mit dem Computer oft selber bei der Hotline anrufen (also strenggenommen bei den Kollegen im Helpdesk). Weil wir halt auch keine Ahnung haben oder die nötigen Admin-Rechte besitzen, um die Probleme selbst zu lösen.

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

Die Anrufe beim Helpdesk gehen mir aber mittlerweile zunehmend auf die Nerven! Die Kollegen glauben einem wirklich kein Wort („ich hab nichts gemacht“) und wollen sich in der Regel als Erstes remote via Fernwartung auf den PC schalten. Aber anstatt, dass ich dann das Problem zeigen und erklären dürfte, werde ich meistens erstmal in eine Diskussion verwickelt, warum in meinem Startmenü keine Programme sind, warum der Desktop leer ist und warum das Microsoft Office so komisch aussieht. Das entspricht nicht dem Standard und hier ist doch scheinbar alles kaputt. Jedes Mal muss ich mühsam erklären, dass dies alles seine Richtigkeit hat und ich mir das extra so eingestellt habe.

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

Aber wer sowas macht, der ist schon mal automatisch verdächtig, der verdreht doch das ganze System und hat den Fehler ganz bestimmt selbst verursacht (hab ich aber nicht).

Marco Hitschler, zuerst veröffentlicht hier:
www.unmus.de/mein-desktop-mein-startmenue-mein-office/

Seit Anfang 2017

Zwei Heimtrainer, die die gleiche Person sind

Manchmal finde ich es immer noch schwierig, in der großen Stadt, in der ich noch nicht so lange lebe, eine Wahl zu treffen und mache dann stattdessen lieber nichts. Also suche ich mir kein Yogastudio, als ich wieder mit Yoga anfangen will, denn es gibt zu viele zur Auswahl und keins, was so direkt auf meinem Weg liegt, dass es sich einfach anbietet.

Stattdessen erinnere ich mich eines Tages daran, dass es auf YouTube ja Videos für alles gibt (etwas, was mir immer noch nicht zur zweiten Natur geworden ist) und google “20 Minute Yoga for Beginners”. Ich finde ein Video des Channels “Yoga with Adriene” und folge statt einer realen Lehrerin den Bewegungen der Frau auf dem Bildschirm. Ihre lockere Art gefällt mir und bald nutze ich auch ihr “30 Days of Yoga”-Programm für tägliche Übungen. Nachdem ich irgendwann aus dem Schwärmen nicht mehr herauskomme, fängt auch mein Frau an, sich die Videos anzugucken und beginnt ebenfalls mit Yoga.

Heute sieht ein typischer Tagesabschluss bei uns oft so aus: Ich rolle meine Yogamatte im Wohnzimmer aus, meine Frau im Schlafzimmer. Ich stelle meinen Laptop neben die Matte, meine Frau legt ihr Smartphone neben ihre. Dann machen wir gleichzeitig 30 Minuten Yoga, jeder eine andere Lektion, jeder in einem anderen Zimmer, aber mit der gleichen Lehrerin.

Alan Smithee

1999–2017

It comes in Handy

1999

Mein Freund Frank verwickelt mich in ein Zwiegespräch. Er imitiert dabei die förmliche Sprache, die er aus dem Fernsehen kennt: Interviews, Dokumentationen, Ratgebersendungen. Das ist sein Ding. Heute geht es um das Für und Wider einer Handyanschaffung. Frank, wie ich fast sechzehn, hält eine flammende Lobrede auf die technische Errungenschaft. Vor allem, erklärt er, sei es praktisch, wenn mal Not am Mann ist und schnell Hilfe benötigt würde. Wie oft das tatsächlich der Fall sei, wende ich ein. Und außerdem: Es gebe doch überall Telefonzellen! Erst später wird mir klar, dass er Argumente sammeln wollte, um seine Eltern von der zwingenden Notwendigkeit eines Handykaufs zu überzeugen.

2003 bis 2006

Ich mache mein Abitur. Die meisten anderen haben bereits Handys, aber keiner stört sich daran, dass ich darauf verzichte. Man hat ja ICQ, um sich sozial zu vernetzen. Und daheim bin ich daueronline. Die Handylosigkeit wird nicht als Stigma wahrgenommen. Vielleicht auch, da ich ansonsten keine Anzeichen von Armut aufweise. Er könnte ja eines besitzen, mögen sie sich denken. Am Geburtstag eines Klassenkameraden lerne ich, dass es viel persönlicher ist, eine SMS als Glückwunschbotschaft zu verschicken. Die kostet. Ich frage zuvor, warum der Gratulant dafür nicht ICQ benutze. So wie ich.

Persönlich gratulierten wir zusätzlich vor der ersten Stunde.

2006 bis 2007

Zivildienst bei den Maltesern: Morgens begleite ich einen Rollifahrer in der Regelschule. Nachmittags stehen meist Telefondienst oder Behindertenbeförderungen auf dem Plan. Meine Vorgesetzten fragen, unter welcher Mobiltelefonnummer ich in der Schule erreichbar sei. Für den Notfall, versteht sich. Vehement erkläre ich, kein Handy zu besitzen. Das ist nur zur Hälfte wahr. Meine Mutter hat mir schon längst ein klappriges Siemenshandy besorgt. Ich benutze es nur nie, bestenfalls mal im Urlaub für knappe „Ja, ich bin gut angekommen. Nein, hier scheint auch keine Sonne.“-Anrufe. Ich plane nicht, für die Malteser von diesem Usus abzurücken. Meine Mutter durchkreuzt meine Pläne und legt mir ihr, bzw. „mein“ Handy, eines Abends in die Seitenablage des Fahrersitzes meines Dienstwagens.

Dort wird das Handy schließlich eine Woche später gefunden; ich musste zuvor den Wagen wechseln. Ich komme nicht in Erklärungsnot, da meine Begründung der Wahrheit entspricht: Es ist nicht mein Handy, ich benutze es nicht. Dies wird akzeptiert.

In den neun Monaten ereilt mich kein Anruf aus der Malteser-Zentrale.

August 2009

Um ihre Eltern zu später Stunde nicht durch die Klingel aufzuwecken, rufe ich meine Freundin an, kurz bevor ich bei ihr ankomme. Sie tappt dann zur Haustür und macht mir auf. Noch immer ohne Handy ist das ein Problem. Te-

lefonkartentelefonzellen werden seltener. Das Einstecken passender Münzen – am besten sind in diesem Fall 20 Cent, also zwei Tarifeinheiten – will geplant sein. Immerhin steht im Nachbarort noch ein gelbes Telefonhäuschen. Im Sommer fungiert die Zelle zugleich als Spinnenterrarium.

Bei ihr angekommen echauffiere ich mich über die dickleibigen Krabbeltiere. Sie fragt, warum ich mich noch immer gegen ein Handy wehren würde. Dadurch würde doch so vieles leichter! Und im nächsten Semester könnten wir uns besser verabreden. Unsere Campus liegen einige Kilometer auseinander. Ich willige ein und entscheide mich für ein Nokia 1661. Es ist schon damals heillos veraltet, aber ein Gerät mit Touchscreen verbitte ich mir. Schon beim Nintendo-Handheld DS durfte ich feststellen, wie dysfunktional und kontraintuitiv mein Umgang mit Touchpads ist.

Der Kompromiss gelingt, meine Freundin ist erleichtert. Endlich sei ich erreichbar! Zwei Monate später erfolgt die Trennung. Ein Kausalzusammenhang besteht nicht. Mein Nokia behalte ich.

2014

Freundschaftliche Treffen weisen vermehrt groteske Szenen auf. Scheinbar abrupt wird der Gesprächsfaden fallen gelassen, Momente der Stille treten ein. Flüssig greifen meine Begleiterinnen und Begleiter zu ihren Smartphones und schauen fortan gebannt auf den Bildschirm. Wunderwelten öffnen sich, die mir verschlossen bleiben. Instinktiv schaue ich dann auch auf mein Handy, um festzustellen, dass – „überraschenderweise“ – dort nichts Neues auf mich wartet. Manchmal, wenn es bei den anderen länger dauert, spiele ich Snake.

Doch es gibt auch Momente des Triumphes. Im September besuche ich Frank, um mit ihm seinen Geburtstag zu feiern. Er wohnt nun in Essen und ist noch nicht ortskundig genug, um einen bestimmten gastronomischen Betrieb ausfindig zu machen. Seinen anderen Geburtstagsgästen, insgesamt sind wir zu sechst unterwegs, geht es ähnlich. Entgegen jeder Wahrscheinlichkeit kann keiner der Jungs auf sein mobiles Internet zugreifen. Datenvolumen ausgeschöpft, kein Empfang, Akku alle. Ich zücke mein Nokia, trotz exzessiven Snakespielens auf der Hinfahrt im Zug immer noch bis zum Rand

gefüllt, und wähle die Auskunft. Das kostet zwar, allerdings nicht mehr als zwei Einheiten. Der Sachbearbeiter ist äußerst kompetent und nennt uns die gesuchte Straße.

2015

Mein Snakerekord liegt mittlerweile jenseits der 10.000. Sich allmählich lösende Tasten und abgewetzte Stellen nehme ich in Kauf. Ich habe mein Nokia wohl einige Male zu häufig vor Smartphonenutzern in Gebüsche und ähnliches gekickt, um zu prahlen, wie robust das finnische Wunderding ist. „Spider-Apps“ kenne ich nicht.

Ab November arbeite ich als Dozent. Während der Seminare vergrabe ich mein Nokia tief in der Hosentasche, da sein äußerer Zustand – die Technik funktioniert ansonsten einwandfrei! – die jungen Leute nervös machen könnte. Schnell wird mir klar, dass auch ein Tropfen Scham zum Versteckspiel beiträgt. Anfang 2016 schaffe ich Ersatz durch ein No Name-Produkt (Beafon). Ein Smartphone lehne ich nach wie vor kategorisch ab. An die irritierten Blicke gewöhne ich mich schleichend.

2017

Das Beafon hat seinen Geist aufgegeben. Während mein Freund Frank mir mitteilt, dass selbst seine Mutter nun ein Smartphone besäße, bestelle ich das Nokia 150. Es wird von der Presse als das „Die Zukunft kann mich mal"-Handy bezeichnet. Video-, Fotoaufnahmefunktion und Bluetooth-Schnittstelle katapultieren mich technisch ins Jahr 2007. Internetfähig ist es explizit nicht. Frank ist schon länger dazu übergangen, mir Highlights aus dem WhatsApp-Verkehr unserer „Clique" an meinen Facebook-Account weiterzuleiten. Wohl aus Mitleid.

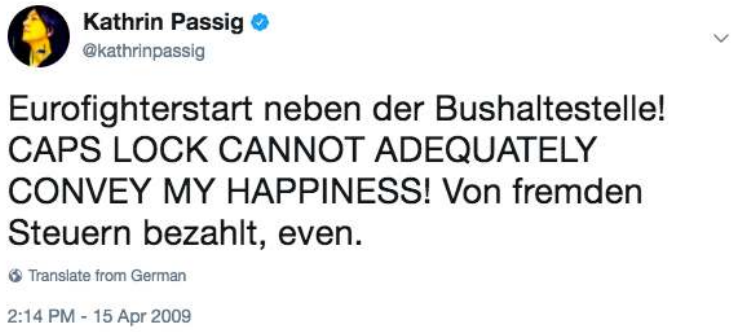
Sebastian K

16. Juli 2017 und 15. April 2009

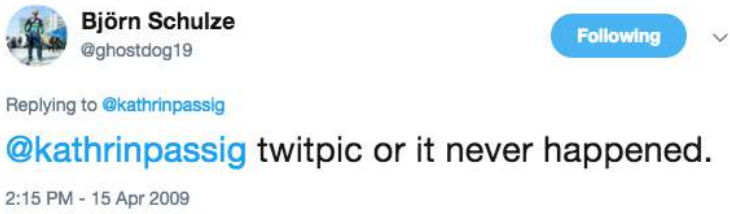
Das G1 ist nicht ganz so schnell wie ein Eurofighter

Im Juli 2017, beim Bewundern von Thomas Wiegolds Eurofighter-Foto, fällt mir mein eigenes Scheitern an der Militärflugzeugfotografie wieder ein:

Am 15. April 2009 sitze ich in einem Bus, der gerade den schottischen Bahnhof Leuchars verlässt. Direkt neben Bahnhof und Bushaltestelle liegt der Militärflughafen RAF Leuchars, und dort wird der Flugbetrieb gerade von Tornados auf Eurofighter umgestellt.



@ghostdog19 möchte ein Foto sehen:



Twitpic ist zu diesem Zeitpunkt ein separater Dienst, bei dem man die Bilder hochladen kann, die man in einem Tweet zeigen möchte. Wenn man welche hat:

Es ist nämlich so, dass es auf meinem ersten Smartphone, dem G1, mehrere Sekunden dauert, auch nur die Kamera-App zu öffnen. Hat man sie dann einmal gestartet, führt eine auch nicht unerhebliche Auslöseverzögerung dazu, dass auf meinen Bildern oft etwas ganz anderes zu sehen ist als geplant.

Der Eurofighter schafft in Bodennähe Mach 1,2, das sind 1480 km/h, er kann also in jeder meiner Auf-die-Kamera-Warte-Sekunden ungefähr 400 Meter zurücklegen. So nah an der Startbahn ist es wahrscheinlich nicht ganz so viel, und meine Behauptung, dass in der Zeit, die ich fürs Fotografieren brauche, das Flugzeug schon ausgemustert und verkauft wurde, ist auch leicht übertrieben. Aber das G1 und der Eurofighter sind in ihren Geschwindigkeiten jedenfalls nicht kompatibel.

Inzwischen ginge es vielleicht ein bisschen weniger schlecht. Zumindest öffnet sich schon seit einigen Jahren meine Kamera-App sofort, und auch mit der Auslöseverzögerung gibt es keine Probleme mehr. Allerdings sind die

Eurofighter in Leuchars in der Zwischenzeit gekommen und gegangen (beides sehr laut). Jetzt passieren dort nur noch Dinge, deren Geschwindigkeit besser zu meiner Handykamera passt.

In der Bildmitte hinter dem Wald liegt der Militärflugplatz.

Kathrin Passig

17. Juli 2017

Cyborgstudenten, mitten unter uns

Molinarius:

Ich muss mal kurz hier was in den Chat reinkleben, was nicht ganz genug hergibt für einen eigenen TT-Eintrag, aber irgendwo muss das ja mal aufgeschrieben werden:

Unis werden ja immer strenger mit den erlaubten Hilfsmitteln in Klausuren, weil Studierende jetzt eben auch Smartwatches haben und so (Das TT berichtete bereits hier und hier). Und nun sitzt da heute also in meiner Klausur eine Studentin, die hat vor sich, neben dem erlaubten Taschenrecher, etwas liegen, was auf den ersten Blick nach… einem etwas kleineren Smartphone aussieht.

Liegt da so ganz selbstverständlich vor ihr.

Ich frag also, sinngemäß: „Häh? Könnensedasmabiddeerklärn?“

Und? Wer will wissen, wie es weitergeht?

Kathrin: Es ist ihr Diabetes-Wasweißichgerät?

Molinarius: Na super. Ihr kennt das alle schon?

Kathrin: nein, war geraten

Molinarius: Also, es handelt sich tatsächlich um ein Glukose-Messgerät.

Mia: Ich kenne einen, der so was designt. Also die Geräte, nicht die Apps

Molinarius: *FreeStyle Libre*

Mia: “Wir schlagen vor, es freestyle zu nennen"..„nicht schlecht – aber da muss noch mehr Freiheit dazu!“

Molinarius: Sie hat mir noch den Knopf an ihrem Arm gezeigt; der redet wohl mit dem Gerätchen. Ich rate mal einfach: mit Bluetooth[1]?

1. Eine nachträgliche Google-Suche verrät, dass die Kommunikation zwischen dem Knopf am Arm und dem Gerät wohl nicht über Bluetooth, sondern über NFC funktioniert.

Kathrin: Den Knopf am Arm hab ich schon mal gesehen bei einem diabetischen Freund. Leider ist er bisher meiner Aufschreibebitte nicht nachgekommen. Man schießt ihn sich wohl 1x im Monat neu ins Fleisch, mit einer Spezialpistole, die dabei beeindruckend ZENGG macht

Mia: Der Vater meines Ex hat den auch. Den ZENGGknopf. Aber ein älteres Modell: er schwenkt das Lesegerät noch über den Sensor.

Kathrin: Der Knopf selbst sieht ein bisschen aus wie eine Diebstahlsicherung an Kleidungsstücken.

Molinarius: Genau, so eine Diebstahlsicherung (bzw. etwas kleiner) hat sie am Arm. Naja. Das war schon die Geschichte. Ich hatte so ein Gerätchen noch nie gesehen.

Mia: Aber ich fänd fei scho, dass man das aufschreiben sollte? Cyborgstudenten!

Molinarius

17. Juli 2017

Das Fernsehen der Zukunft ist da

Will man der ausufernden und einschläfernden Fantasie David Lynchs folgen, ins Land, in dem Froschmotten und Atombomben goldene Eier legen, oder will man aus einem selber womöglich recht unverständlichen Gründen das Allerneueste von Drachen und blauäugigen Eiszombies erfahren, scheut aber wie viele Freunde von Kleinstadtabgründen und mittelalterlicher Gewalt den digitalen Rechtsbruch, dann bleibt einem in Deutschland nichts anderes übrig, als für Twin Peaks und Game of Thrones ein Sky Abonnement abzuschließen.

Wie jedes andere Element im Reigen der Natur existieren auch Sky-Abos in vielfältigen Aggregatszuständen. Es gibt Sky Ticket und Sky Go und Sky Entertainment und Sky Cinema und Sky Atlantic und Sky On Demand und Sky Sport und Sky Pro Ultra HD, und einen Sky Store, in dem man den ganzen bunten Irrsinnsstrauß besichtigen kann, gibt es natürlich auch. Dort kann man den Aggregatzuständen von Sky dabei zusehen, wie sie unter Hitzeentwicklung munter flirrend ineinander übergehen. Lynch hätte es genauso gemacht.

Weil es leider kein Paket "Sky Boseeinsteinkondensat" gibt, buche ich Sky Ticket, das klingt noch am wenigsten bekloppt. Genutzt wird Sky Ticket über Apps, am Rechner, Tablet oder Smartfernseher.

Wenn man die App am Fernseher startet, wird zuerst der Fernsehschirm etliche Sekunden lang grellweiß. Ich vermute jedenfalls, dass das immer noch so ist, ich mache seit den ersten paar Malen immer die Augen zu dabei. Danach folgt die Animation einer sich drehenden Kinoeintrittskarte. Die Farbe von Hintergrund und Eintrittskarte stammt dabei aus einer Farbfamilie, von deren Existenz ich vorher nichts ahnte, den Grellpastellen. Die Kinokarte dreht sich um 90 Grad, also: bis sie verschwunden ist. Dann springt sie abrupt zurück in die Frontalansicht. Die Pfusch-Animation wiederholt sich dann in einem neuen schlimmen Ton von Grellpastell. Das geschieht insgesamt viermal. Dann folgt eine kleine Pause, in der man sich das Blut aus den Augenwinkeln tupft.

Aus dem Hauptmenü der App kann man sich durch das Drücken weniger Fernbedienungstasten in einen Bereich vorarbeiten, in dem die angebotenen Serien in zufälliger Reihenfolge auf Zuschauer warten. Dann muss man nur noch in der träge scrollenden Liste die gewünschte finden, sich der Reihe nach durch alle Staffeln und innerhalb der Zielstaffel dann noch durch alle Folgen bis zur letzten einzeln durchklicken. Und schon kann es losgehen.

Wenn es eine Synchronisation gibt, gehts es allerdings erstmal auf Deutsch los. Mit einem weiteren Tastendruck kann man aber auf Originalton umschalten. Das klappt manchmal gleich, manchmal verspätet und manchmal gar nicht. Wenn es klappt, fällt ungefähr zehn Sekunden lang der Ton aus,

bis die Tonspur sich neu synchronisiert hat. Hat man die Taste zweimal gedrückt, weil das Umschalten verspätet passiert ist, geht es nach einer weiteren Pause von zehn Sekunden wieder auf Deutsch weiter. Wenn der Ton wieder einsetzt, hat oft auch das Bild schon eine Auflösung erreicht, bei der man Drachen von Froschmotten unterscheiden könnte, wenn einem sowas wichtig ist. Ich wüsste gerne, ob man ein Paket Sky Buffer kostenpflichtig zubuchen kann, aber ich habe Sky Angst vor dem Sky Store und war noch nie drin.

Ist die aktuelle Folge zu Ende, poppt noch während der letzten Sekunden ein Dialogfenster auf. Darin steht: “Das war die letzte Folge von Twin Peaks gesehen”. Man muss dieses Fenster dann wegfernbedienen. Hat man das gemacht, folgt ihm ein Bild mit ein paar DVD-Hüllen, auf dem “Das war die letzte Folge von Twin Peaks” steht, mit dem Hinweis, dass es aber auch noch andere Serien im Angebot von Sky Atlantic on Demand Ultra HD Sports gibt. Zum Beispiel Game of Thrones! Auch diesen Bildschirm muss man wegfernbedienen. Das zwischen den beiden Meldungen verschwundene falsche “gesehen” ist mir ein steter Quell grundloser Konsternation.

Warum Sky noch nicht pleite ist, ist mir unklar, vermutlich liegt es an Deppen wie mir.

Ich werde jedenfalls, wenn der letzte Kirschkuchen gegessen und der letzte King in the North geköpft ist, den Quatsch sofort wieder kündigen.

Kai Schreiber

17. Juli 2017

Die Show vor dem Film

Weil *Spider-Man: Homecoming* nicht in der Kinokette läuft, für die wir ein Abo haben, gehen wir mal wieder zusammen in den vor einigen Jahren neu eröffneten Zoo-Palast. Erst beim Reinkommen sehe ich, dass der Film nicht nur in stereografischem 3D zu sehen ist, sondern auch im Soundsystem Dolby Atmos.

Über Atmos habe ich vor einigen Jahren mal einen Artikel geschrieben und es dafür auch ausgetestet, es ist mir also nicht neu. Im Kino sind nicht nur, wie bei Dolby Surround 5.1 oder 7.1, Lautsprecher überall an den Wänden des Saals angebracht, sondern auch an der Decke. Das erlaubt es, ein Klangsignal sehr präzise im Raum zu platzieren. Hinzukommen Subwoofer-Lautsprecher auch am hinteren Ende des Kinos, was dafür sorgt, dass der Klang des Films ingesamt druckvoller ist. Audiophile Menschen mögen gut eingesetztes Atmos schon sehr, glaube ich. Den meisten Zuschauern dürfte es aber egal sein.

Damit es ihnen nicht völlig egal ist, gibt der Zoo Palast mit seinem Soundsystem vor dem Film ordentlich an. Wie von anderen technischen Kino-Neuerungen bekannt, folgt auf den Werbeblock ein Demo-Werbeclip für Dolby Atmos, der die Möglichkeiten des Soundsystems zeigt. Dieser dauert aber keine 30 Sekunden, wie man das sonst kennt (”THX! The Audience is listening”), sondern mehrere Minuten, in denen unter anderem Schnipsel von bekannter Filmmusik durch den Raum wabern. Am Ende der kurzen Show wird vor der Leinwand sogar ein Wasservorhang abgefahren, der angenehm kühl auf die Sitzreihen ausstrahlt.

Die Show verfehlt ihre Wirkung nicht. Meine Frau und ich sind jetzt etwas weniger traurig, 16.50 Euro pro Person für die Kinokarte ausgegeben zu haben.

(Natürlich gibt es ein YouTube-Video der Show)

Alexander Matzkeit

17.7.2017

Das DRM meiner Träume

Im Traum hat mein Mann Zugriff auf meine iTunes-Musikbibliothek. Er zeigt mir auf seinem Rechner Songs, die er gerne hören würde, merkt aber an, dass die Musik wegen des DRMs doppelt so schnell abgespielt würde. Ein besonders perfides DRM also, wo einem der Zugang nicht komplett vorenthalten, aber dafür der Hörgenuss versaut wird.

Das mache aber nichts, sagt mein Mann, er wüsste, wie man das DRM knackt, dafür müsste er nur noch irgendein Programm installieren und dann könnte er auch meine gekaufte Musik in normaler Geschwindigkeit auf seinen Geräten hören. Ob das wirklich funktioniert, erfahre ich nicht mehr.

Anne Schüßler

Juli 2017

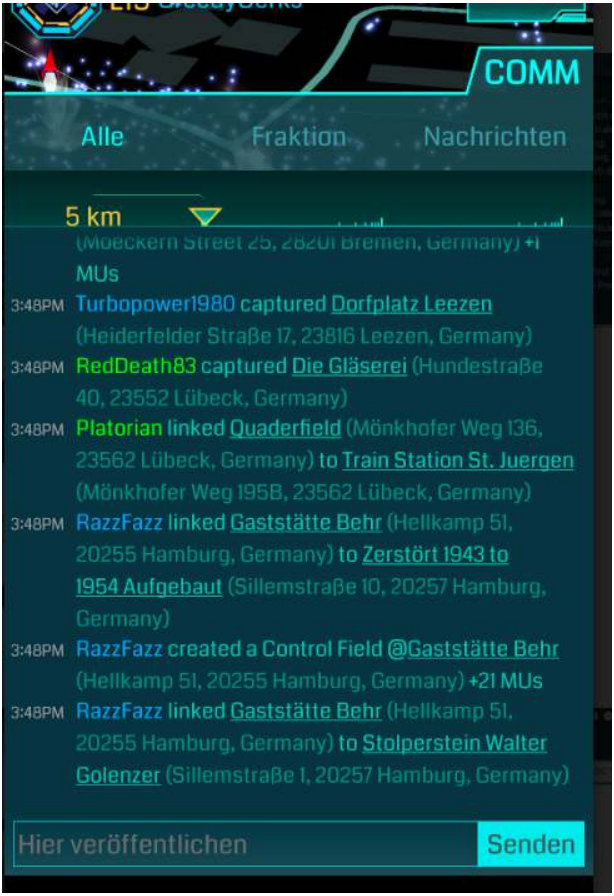
Wie macht ihr das eigentlich bei Ingress?

Alexander Stielau, Ingress-Spieler, ausgefragt von Kathrin Passig, Pokémon-Go-Spielerin. Das Gespräch fand schriftlich in Dropbox Paper statt.

Ingress ist ja ein älteres Spiel von derselben Firma wie Pokémon Go. Pokémon-Go-Spieler, die auch Ingress kennen, sagen manchmal, sie vermissen den bei Ingress eingebauten Chat. Bei Pokémon Go gibt es keinen, da findet die Kommunikation vollständig außerhalb der App statt,

in WhatsApp-Gruppen und anderen Messengern. Wie funktioniert das bei Ingress, ist das ein einziger Chat für alle Millionen Nutzer oder wie? Und wofür wird er genutzt?

Bei Ingress gibt es einen dreigeteilten InGame Chat, einmal *Alle*, dieser enthält viele Statusmeldungen 'Agentname captured Portal (Adresse)' und sowas, hier ist eine Kommunikation zu allen Spielern (die in Ingress Agenten heißen), möglich – einmal ganz allgemein, indem man in den Chat schreibt, dann in @agentname Schreibweise, dann bekommt der Angechattete eine Benachrichtigung, trotzdem ist das für alle lesbar.



Der zweite Tab im Chat ist der *Factionchat*, dort kann nur die eigene Mannschaft lesen und schreiben. der dritte Tab enthält Nachrichten, z. B. die Benachrichtigung, wenn man angechattet wird, Portale, die man aktuell hält, angegriffen werden und sowas. Damit man nicht komplett an Reizüber-

flutung eingeht, haben alle drei Chats eine Reichweitenbegrenzung, die man beliebig konfigurieren kann. In städtischen Umgebungen ist man schon mit einem 5km Radius um den eigenen Standort gut bedient.

Was ist, wenn jemand am Rande meines 5-km-Radius mit Leuten redet, die in seiner Nähe sind, aber außerhalb meines Radius? Sehe ich dann nur einen Teil des Gesprächs und der Rest fehlt? Stelle ich mir verwirrend vor.

Anscheinend ist das so, wie du es beschreibst – mir ist das allerdings nie aufgefallen: Einerseits ist da immer viel los und man bekommt nicht alles mit, andererseits gibt es dort keine längeren Dialoge, sondern es werden vor allem neue Spieler gekobert und dann gibt es auch viele Beschimpfungen des Gegners. Der Chat nervt eh, ich nutzte den fast gar nicht.

Was heißt Beschimpfungen des Gegners? Ist das eher freundschaftliches Dissen oder ernsthaft problematisch, also so, dass Leute danach rufen, dass die Betreiberfirma eingreifen muss?

Sowohl als auch, das geht vom Necken bis zu leider justiziablen Sachen. Wie gesagt, der Ingame-Chat nervt, ich benutze den auch aus diesen Gründen nicht, nicht mal zum Lesen, was gerade so im Umfeld passiert. Andere tun das allerdings.

Es besteht die Möglichkeit, einen anderen Agentennamen zu klicken, damit wird dieser (öffentlich) angesprochen. Das generelle Problem mit dem Ingame-Chat ist, dass man sehr leicht die Tabs ALLE und FACTION verwechseln kann, gerade, wenn man jemand konkret anspricht. Die Gefahr, taktische Informationen (also Absprachen über gemeinsames Vorgehen) an den Gegner leaken, ist sehr hoch – auch, weil es Spieler gibt, die Accounts in beiden Factions haben, um an genau diese Infos zu kommen. Das ist zwar verboten,

Niantic (die Spielleitung) interessiert sich aber nicht so richtig dafür, das zu unterbinden, was technisch gar nicht so schwierig wäre, Telefone sind ja eineindeutig zu identifizieren.

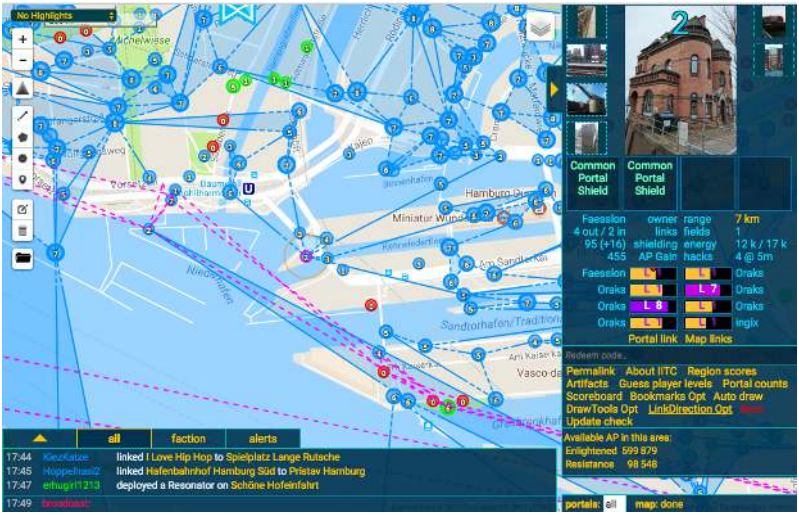
Aus diesem Grund werden in der Regel andere Chats verwendet, vor allem Hangouts, weil das in das gut in das Gesamtsetup passt: Hangouts ist eben auch von Google, genauso wie die Foren (Google Plus), die Nach- und Vorbearbeitung (in Google Docs / Google Drive) und es wird die gleiche Authentifizierung verwendet wie auch im Spiel – das ermöglicht eine leichte Zuordnung / Wiedererkennung. Aber auch Slack, Zello und andere werden benutzt. WhatsApp spielt bei Ingress keine Rolle. Ich glaube, das liegt an der fehlenden Authentifizierung über Google (was Slack kann), und WhatsApp geht nur mit Schmerzen auf dem Desktop. Das wird aber zum Leiten von größeren Aktionen, die von einem Operator irgendwo an einem Rechner koordiniert werden, gebraucht. (Beispiel für eine größere Aktion, Beispiel für eine kleinere ohne Remote OPs.) WhatsApp ist auch unkomfortabel, wenn man in mehreren Chats parallel aktiv ist, die Namen der Chatpartner sind nicht überall gleich, sondern hängen von deinem eigenen Adressbuch ab – kurz: WhatsApp ist dafür unbrauchbar.

Aber bei Pokémon Go loggt man sich ja auch via Google ein (jedenfalls ist das eine von zwei Möglichkeiten), und trotzdem hab ich noch nie davon gehört, dass da jemand was unter Zuhilfenahme von Google Hangouts oder Google Plus organisiert. Ist das vielleicht eher historisch bedingt? Weil Ingress von 2012 ist und Hangouts (2013) und Google Plus (2011) ungefähr aus derselben Zeit stammen?

Ich glaube, dass Pokémon Go einfach kein Spiel ist, das taktisches Vorgehen, Absprachen mit anderen Spielern und Organisation über die nächsten 10 Minuten hinaus und/oder überregionales Handeln erfordert – damit braucht man auch kein Instrument, Communities zu organisieren, andere Spieler zu leveln und die Kommunikation dafür zu ermöglichen. Zum Start von Ingress haben wir auch nicht Hangouts, sondern irgendwas Jabberbasiertes benutzt,

das Problem ist dann aber eben, dass man die Personen, die mitmachen wollen, noch mal extra identifizieren muss – das ist innerhalb des Google-Universums automatisch gegeben.

Die Chats außerhalb des Spiels sind auch stärker thematisch unterteilt, so gibt es Chats, die regional ausgerichtet sind und welche, die auf bestimmte Aktionen abzielen oder auch der nationalen / internationalen Kommunikation dienen. Je wichtiger ein Thema ist, desto schwieriger ist es, von diesem Chat zu erfahren und dann daran teilzunehmen – man will sich natürlich vor Spionen des Gegners schützen. An Chats mit höherer Sicherheitsstufe kommt man eigentlich nur durch Empfehlungen anderer, hochleveliger Spieler, die man mindestens mal persönlich kennengelernt hat. Eine aktive Community wertet die Logs des Spiels (das ist der oben beschriebene öffentliche Chat) aktiv aus, durch Mitlesen und Gucken, was so auf der Map passiert, aber auch automatisiert. D. h., aktive Spieler kennen sich zumindest von der Map, und lernen sich darüber kennen.



Die Intel Map von Ingress, hier mit einer Javascript-Erweiterung (IITC), die die im Log/Chat auflaufenden Daten besser auswertet als die Original Karte. Nach Nutzungsregeln von Niantic verboten, allerdings ist ohne diese Erweiterung die Planung von größere Aktionen nicht sinnvoll möglich und sie verwendet keine anderen Daten als die Original Map, bereitet diese nur besser auf. Aus diesem Grund ist die Nutzung auf Spielerseite Konsens. Die gestrichelten Linen stellen Bewegungen von Spielern von einem Portal zum nächsten dar.

Nachwuchsförderung und Community sind ein ziemlich wichtiges Thema, wenn man das gut macht, ist es möglich, auch gegen eine starke lokale Übermacht anzukämpfen und die Oberhand zu gewinnen – einfach, weil das gemeinsame Spiel ziemlich begeistert. Ich habe durch Ingress viele neue Freunde gewonnen, zu denen ich auch jetzt noch regelmäßig Kontakt habe.

Man will den Chat ja auch während des Spielens am Handy sehen, nicht nur zu Hause am Desktop beim Planen. Ich nutze deshalb bei PG gern den Facebook Messenger, weil man den über das Spiel legen kann, mit diesen Talking Heads.

Ich stehe in Pokémon Go herum, rechts im Bild der schnelle Zugang zum Techniktagebuch-Chat.

Man muss dann nicht ständig zwischen Spiel und Chat wechseln, was auf meinem vorigen Handy, beim Nexus 5X, auch rein technisch gar nicht ging, PG hat sich dabei immer beendet. Wie macht ihr das?

Früher ging das mit Hangouts sehr gut (also einfach wechseln, wenn was Interessantes durch die Titelleiste scrollte), aktuell scheint Niantic da ein Problem zu haben, wenn man eine andere Software, die GPS benutzt, in den Vordergrund holt (meine Theorie), muss man Ingress und PG langwierig neu starten – das ist leider ein relativ neues Problem. Lösung: Man nimmt einfach ein zweites Gerät zur Kommunikation, das ist meist kein Problem, da man in Teams spielt. Einer macht dann eben den Kommunikator – man muss also nicht zwei Geräte in den Händen halten.

Bei größeren Aktionen, die von einem Operator am Rechner koordiniert werden, geht viel über Sprachchat, also in unserem Falle meist Zello – das hat einen frei konfigurierbaren PTT/Sprechknopf und stört Ingress nicht. Zello funktioniert ziemlich genau wie CB-Funk, nur über IP. Es gibt offene und private Kanäle, in die man eingeladen wird. Im Gegensatz zu CB-Funk gibt es Moderatoren, die andere z. B. stummschalten können, wenn sie nerven. Aber es kann immer nur einer gleichzeitig sprechen. Da man darüber aber z. B. keine Zielportal-Links oder andere URLs tauschen kann, wird in der Regel ein Textchat (Hangouts) und ein Sprechchat (Zello) parallel verwendet.

Bei Aktionen gibt es für die unterschiedlichen Aufgaben (cleanen, linken, Gegner in Schach halten, Gesamtorga bei großen Feldern) eigene Channels sowohl in Zello als auch in Hangouts, weil es sonst zu unübersichtlich wird. Es hat sich bewährt, die Operators der unterschiedlichen Aufgaben zusammen in einen Raum zu stopfen (wenn die Aktion dafür regional begrenzt genug ist). Hier ein sehr frühes Beispiel:

Schlumpf-Operationszentrale während des ersten von der Spielleitung ausgerufenen Events 'Voynich', 2013-07-13. An der Wand: Das Spielfeld (IITC/Map), auf dem großen Monitor die GPS-Positionen unserer Teamleads via Glympse, auf dem kleineren Monitor die Teamchats, auf dem Laptop gplus.

Bist du auch schon mal Spielern begegnet, die alles ganz anders gelöst haben? Oder würdest du sagen, das hier Beschriebene ist Standard?

Ich kann nur für die Resistance (blau) sprechen, und da auch nur für Europa. Dort war das oben beschriebene Setup zu meinen Ingressspielerzeiten (2012 bis 2015) zumindest üblich. Da wir auch europaweite Aktionen gespielt haben, hat es auch Sinn gemacht, überall die gleiche Software zur Kommunikation zu verwenden. Zello z. B. kommt wohl eher aus der spanischen Ecke, das war hier unbekannt – Zello und Hangouts wurden von den Hamburger

Fröschen (grün, Enlightened) auch benutzt, ob das aktuell noch so ist, weiß ich nicht. Anscheinend benutzen die Hamburger Frösche aktuell vor allem Telegram.

Es gibt darüber hinaus eh noch andere Software, die zur Koordination eingesetzt wird, früher haben wir z. B. Glympse genutzt, um zu sehen, wo die anderen Spieler stecken (diese tauchen erst bei einer Aktion auf der Map auf – als Teilnehmer und besonders als Operator möchte man das aber natürlich vorher wissen), inzwischen haben die Fraktionen da eigene Tools für, die besser mit den Daten, die Ingress im Chatlog liefert, zusammenarbeiten.

Alexander Stielau, Kathrin Passig

Juli 2017

Technik im Haushalt, vorhandene und nichtvorhandene

Der erste Teil der Bestandsaufnahmenserie ist hier.

Der Fernseher: Nicht mehr vorhanden, seit ich ihn irgendwann in den 90ern an einen Freund verliehen habe, weil ohne MTV das Fernsehen sinnlos geworden ist. Später kam er noch mal kurz zurück zu mir, aber nicht in die Wohnung, nur ins Büro, und um 2010 herum wurde er entsorgt.

Der Festnetzanschluss: Nicht mehr vorhanden seit 2003. Dose und aufgerolltes Kabel hängen immer noch da, für den Fall einer Festnetz-Retrowelle. Naja, eigentlich nur aus Faulheit.

Der Internetanschluss: War noch nie vorhanden, ich bin vom Modem direkt auf mobile Internetversorgung umgestiegen. (Dazwischen lagen sechs Jahre, in denen ich nur im Büro Internet hatte. Die Idee war die, dass ich dann früher und bereitwilliger am Arbeitsplatz erscheinen würde.) Für einen monatlich zu bezahlenden Anschluss bin ich zu wenig zu Hause, und überhaupt,

die Wohnung braucht kein Internet, *ich* brauche das Internet. „Leapfrogging! So wie Afrika!", sage ich seit Jahren in der Techniktagebuchredaktion, habe aber den Verdacht, sie halten mich nur für geizig und gar nicht für meiner Zeit weit voraus.

Der Kühlschrank: Nicht mehr vorhanden seit 1997. Fehlt nicht, auf Partys müssen die Leute halt warmes Bier trinken, aber ich veranstalte sowieso nur alle fünf Jahre eine zu den runden und halbrunden Jubiläen meines Einzugs in diese Wohnung. Das warme Bier war also erst dreimal ein Problem.

Der Elektroherd: Nicht mehr vorhanden, seit ich ihn 2007 mit einem Beil von der Mietsache getrennt habe. Gekocht wird auf einem tragbaren Gaskocher (alle paar Monate mal).

Der Wasserkocher: Ich brauche ihn für Tee, aber nicht täglich, denn Tee trinke ich nur am Arbeitsplatz. Ein Geschenk meiner Mutter zu meinem ungefähr 21. Geburtstag. Das war mir damals vor meinem anwesenden Freund peinlich, ich fand es ein uncooles Geschenk, und für diese unangebrachte Scham schäme ich mich seit mehreren Jahrzehnten. Es ist ein guter und robuster Wasserkocher, ich werde mich also noch lange weiterschämen.

Die Mikrowelle: Ich habe sie mir zugelegt, um Trockenmittel zu trocknen, und das ist weiterhin ihre Hauptaufgabe, etwa zweimal jährlich. Allerdings wurde sie inzwischen durch eine neue ersetzt. Die alte schaltete sich nach Ablauf der eingestellten Zeit nicht mehr ab. Die Mikrowelle steht auf vier Spülschwämmen, damit sie beim Schleudern von der Waschmaschine nicht abgeworfen wird.

Die Waschmaschine: Ohne Waschmaschine geht es nicht. Zwar gibt es in meiner Nähe noch einen Waschsalon (was nicht mehr so selbstverständlich ist wie vor 20 Jahren), aber ohne Waschmaschine muss man vorausschauend

planen. Mit Waschmaschine hingegen kann ich abends die Maschine befüllen und ihren Timer so einstellen, dass sie fertig gewaschen hat, wenn ich aufstehe.

Der Staubsauger: Ich sauge zu selten Staub. Das liegt unter anderem daran, dass es so schwer ist, den Staubsauger aus der Abstellkammer zu extrahieren und er sich dann so widerspenstig anstellt mit seinem Kabel. Ich habe kürzlich davon erfahren, dass es Akkustaubsauger gibt und, da der vorhandene mindestens 15 Jahre alt und leicht defekt ist, über einen neuen nachgedacht. Allerdings sprechen die Amazonrezensionen eine deutliche Sprache: Wie auch bei den Epiliergeräten hält der Akku nur ein, zwei Jahre durch. Dann lieber doch weiter Kabelgezerre.

Einen **Desktop-PC** gab es bis 2008, einen eigenen **Drucker** hatte ich bis 2007. Allerdings waren beide schon lange davor keine Mitglieder dieses Haushalts mehr, sondern standen im Büro.

Das Tablet: Angeschafft für Vorträge, aber nach den ersten paar Mal nicht mehr benutzt. Damit Einbrecher es nicht finden, habe ich es irgendwo versteckt, nur wo?

Der Laptop: Gehört eigentlich gar nicht zum Haushalt, sondern zu meiner Person, genau wie **das Smartphone.** Um das Smartphone zu fotografieren, müsste ich seinen Vorgänger aus der **Kiste mit Kabeln und obsoleter Technik** heraussuchen. Darin sind auch zwei von den drei Digitalkameras meines Lebens, der Handscanner, das Mauspad und sehr viele USB-C-Kabel.

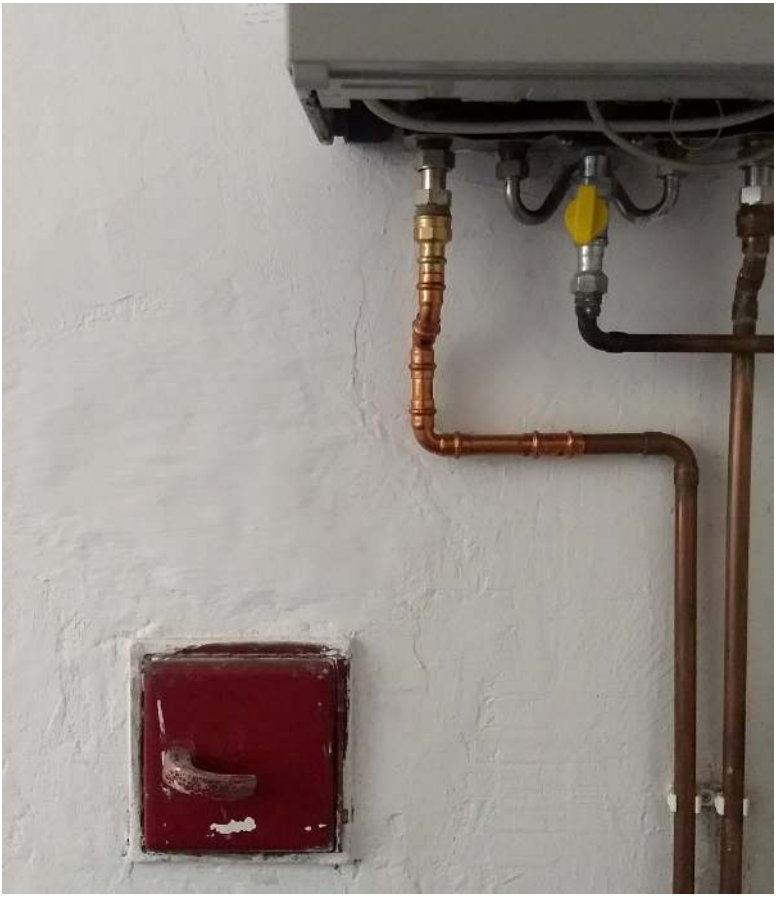
Die Rollläden öffnen und schließen elektrisch, nachdem man einige Schalterstellungen durchprobiert hat.

Schon etwas älter: der **Sicherungskasten** und der **Stromzähler**. Wahrscheinlich gibt es solche Sicherungen immer noch zu kaufen, aber ich weiß darüber nichts, ich habe in 25 Jahren nie eine neue gebraucht.

Das Gehäuse der **Wohnungstürklingel** habe ich in den 90er Jahren nur kurz abgenommen und dann verlegt. Man müsste sie auch mal wieder an der Wand festschrauben. Im Unterschied zur Haustürklingel funktioniert sie aber einwandfrei. Was soll da auch kaputtgehen, es ist eine Klingel wie die Schemazeichnung einer Klingel.

Die kleine Klappe in meiner Küchenwand ist eins der letzten Relikte aus der Zeit des Kohleofens und des Beistellherds. Der Kaminkehrer, der in Berlin Schornsteinfeger heißt, hat aus ihr den vorher im Kamin, ich meine Schorn-

stein, mit seinem Stoßbesen losgekratzten Ruß herausgeholt. Im Keller gibt es weitere solche Zugänge. Rechts im Bild sind die Rohre des Ofenheizungsnachfolgers zu sehen, der Gastherme.



Das warme Wasser zum Duschen wird aber nicht von der Gastherme erzeugt, obwohl sie das könnte. Weil die Dusche lange vor der Gastherme eingebaut wurde, noch in der Zeit der Ofenheizung, hängt sie an einem Elektroboiler. Ich besitze ganz schön viele unterschiedliche Geräte zum Herstellen von Wärme. Im Wasserbett gibt es auch noch eins, ein flaches Elektroheizpanel, das ich aber nicht fotografieren kann, weil 800 Liter Wasser auf ihm drauf liegen.

In allen Räumen sieht man noch am Betonestrich, wo bis Ende des 20. Jahrhunderts die Öfen gestanden haben: ein Kachelofen, zwei Allesbrenner und der Beistellherd. Ich brauche aber keine Erkennungshilfen. Ich war ja dabei.

Kathrin Passig

17. 7. 2017

Im Stadthaus ist jetzt schon Zukunft!

Mein Geldbeutel wurde gestohlen, das TT berichtete. Immerhin: Die Wiederbeschaffung von Personalausweis und Führerschein ist erfreulich spektakulär. Per Onlineformular reserviere ich mir einen Termin im Bonner Stadthaus. Mitbringen soll ich ein Ausweisdokument und biometrische Fotos. Ich kann aber auch Fotos im Stadthaus machen.

Dafür gibt es einen sehr futuristischen Automaten. Fotos und Fingerabdrücke kann er nehmen, völlig selbständig, ich muß nur tun, was das Gerät mir sagt. Ich gebe mein Geburtsdatum ein, darüber findet mich die Verwaltungsangestellte am Schalter. Die Kameraeinheit fährt hoch und runter, bis sie ideal für ein Foto positioniert ist. Drei Fotos, manchmal Anweisun-

gen (»Bitte etwas zurück.«), Fotos auswählen oder neu machen, fertig. Danach: Rechten Zeigefinger dreimal auflegen, linken Zeigefinger dreimal auflegen, fertig. Danach: Bitte per Plastikgriffel auf einem Unterschriftsfeld unterschreiben: Fertig.

Anschließend geht's in den Wartesaal: 10.45 Uhr Termin, mit weniger als fünf Minuten Verspätung wird meine Terminnummer aufgerufen. (Normalerweise kann man davon ausgehen, Termine etwa zwei Wochen im voraus vereinbaren zu müssen. Morgens gegen acht werden aber abgesagte Termine

wieder freigeschaltet, so daß ich am selben Tag einen bekam.) Die Verwaltungsangestellte weiß Bescheid, was ich will und zieht sich die Daten ins Formular, die ich beim Fotoroboter abgegeben habe.

Zur Sicherheit muß ich nochmal die Finger auf den Fingerabdruckscanner legen, um zu zeigen, daß ich es wirklich bin, ein paar Mal unterschreiben (zweimal Papier, einmal eine elektronische Unterschriftszeile), die Gebühren per EC-Karte zahlen, fertig.

In spätestens vier Wochen sollen Ausweis und Führerschein da sein. Für den Ausweis werde ich per E-Mail benachrichtigt, beim Führerschein geht das nicht – da muß ich von Hand in einem Webformular überprüfen, ob der Ausweis schon da ist.

Felix Neumann

Juli 2017

Das Auto, in dem ich nicht sitze

Nach längerer Zeit miete ich mal wieder ein car2go. Ich reserviere eines in der Nähe, gehe gemütlich zum markierten Ort und finde zwar einen Smart, aber nicht den von mir reservierten – das Kennzeichen ist ein anderes. Auch dieser Wagen ist reserviert und ich probiere spaßeshalber, ihn mittels App zu entriegeln. Es funktioniert. Da ich dringend weg muss, nehme ich den Smart, aber frage mich die ganze Fahrt über, wo der Wagen mit dem von mir reservierten Kennzeichen wohl stand, wer den nun fährt und ob er vielleicht einen Unfall baut und ich dann dran bin oder ob ich umgekehrt jetzt spontan an die Nordsee fahren könnte mit diesem Auto, in dem ich ja offiziell gar nicht sitze, und wer eventuell dafür in einem kafkaesken Albtraum landen wird, zu Unrecht beschuldigt.

Am Ende der Fahrt bin ich um rund acht Euro ärmer und ein ungelöstes Rätsel reicher: Mir wird bestätigt, das Auto mit dem ursprünglich reservierten Kennzeichen gefahren zu sein, das immer noch nicht mit dem des eben

brav von mir im Stadtgebiet abgestellten Wagen übereinstimmt. Ich will erst die Hotline anrufen, aber dann denke ich mir, es wird schon alles gut ausgehen.

Kiki

17.7.2017

Technik im Haushalt: Bestand 2017 – Ergänzung

Zusätzlich zu der von Alan beschriebenen Technik im Haushalt gibt es hier noch eine Stereoanlage, genauer einen in einem Gehäuse zusammengebauten Vorverstärker mit Quellenwahl, einen Radiotuner und eine Verstärker-Endstufe.

Obwohl dieser so genannte Receiver Raumtonverfahren (mit Hilfe von mehreren kleinen Boxen vor und hinter der Haupt-Hörposition, extra Bassbox, Centerbox unter dem Fernseher) beherrscht, kann er als einer der letzten seiner damaligen Art (Ende der 1990iger gekauft) noch richtiges Stereo, und so wird er auch betrieben: Mit zwei klassischen, passiven 3-Wege-Bassreflexboxen, die über Lautsprecherkabel angeschlossen sind.

Die wichtigsten Zuspieler:

- Bluetooth-Dongle (das blau schimmernde Kästchen rechts) für Smartphones und Rechner, die Googleplay oder Spotify abspielen
- der eingebaute Radiotuner (FM, also UKW)

Angeschlossen, aber selten verwendet werden

- Fernseher (kann selber Ton, und das ohne Herumfummeln an den Fernbedienungen)
- der darauf stehende MiniDisk-Player
- Chromecast, FireTV und noch viel seltener der DVD-Player (via Fernseher, siehe oben)

Zum sogenannten Festnetztelefon (das es hier auch nur gibt, weil es beim Internetanschluss dabei war und ein altes Schnurlostelefon-Set vorhanden war) gehört hier noch ein Anrufbeantworter. Da die Nummer des Anschlusses nur den Eltern der Bewohner bekannt ist, fristet dieser ein ziemlich eintöniges Dasein mit einer Standardansage neben einem missmutigen Brot im Bücherregal (Bücher gibts noch, zumindest Altbestände).

Im Unterschied zu Alans Haushalt gibt es hier keinen Kaffeevollautomaten (nicht, dass das mal jemand rückwirkend für normal hält) – hier wird der Kaffee ge frenchpresst.

Auch Desktopcomputer und Drucker gibt es bei uns schon länger nicht mehr, dafür aber einen Staubsauger-Roboter.

Des weiteren gibt es einen Energiemonitor, der neben dem Aufspüren von Stromverbrauchern Funksteckdosen schalten kann. Da dies über eine App konfigurierbar ist, kann man damit auch Aktionen via IFTTT triggern, z. B. alle Geräte, die im Arbeitszimmer sind, ausschalten, wenn sich mein Handy aus der Wohnung entfernt oder einschalten, wenn sich das Handy im Wlan der Wohnung anmeldet.

Ich probiere gerne mit Smarthome-Elementen herum, aber aktuell ist mir davon nichts wichtig genug, um es ernsthaft einzusetzen.

In der Wohnung gibt es nur noch LED-Beleuchtung (wenn man mal von Backofen und Kühlschrank absieht).

Das Internet kommt aus dem gleichen Koaxialkabel, das auch das TV-Signal bringt und hat 100Mbit/s Downstream, aber nur etwa 1/10 Upstream und wird per Ethernet und Wlan in der Wohnung verteilt.

Alexander Stielau

18. Juli 2017

Eine Woche war mein Internet krank

Ich beziehe seit Ende 2008 Internet und Telefon über Kabelanschluss, also das, was früher Kabel Deutschland war und heute je nach Region bzw. Anbieter anders heißt. Der Zeitraum ist insofern relevant, als sich herausgestellt hat, dass auch Kabelmodems irgendwann den Geist aufgeben.

Ich habe also seit Vertragsbeginn einen üblicherweise nervös blinkenden Kasten in der Ecke stehen, der mit “Thomson” beschriftet ist und etwa die Abmessungen eines Taschenbuchs, dessen Autor_in zum Schwafeln neigt, aufweist. Über all die Jahre tut besagter Kasten seinen Dienst, neben mal etwas verrauschter, meist aber akzeptabler VoiP-Telefonie kommt dort eben auch das Internet heraus (32 Mbit down-, 2 Mbit upstream oder so), wenn nicht gerade irgendwo ein grobmotorischer Baggerfahrer wieder einmal eine Leitung durchtrennt hat.

Bis dann auf einmal Anfang Juli die Probleme anfangen: die Verbindung besteht entweder gar nicht (bei dem Kasten ist es ein schlechtes Zeichen, wenn die Lichter *nicht* blinken), bricht wiederholt ab oder ist so derartig unterirdisch niedrig, dass nicht einmal der (grusel: flash-basierte) "Speedtest" des Providers aufzurufen ist.

Ich kontaktiere per Mobiltelefon, da die Festnetzsimulation naheliegenderweise nicht funktioniert, die telefonische Hotline besagten Providers. Das erste Gespräch ist zwar freundlich, aber nutzlos. Ich plaudere nett mit einer Hotlinemitarbeiterin, die irgendwelche Bauarbeiten in der Umgebung als Ursache vermutet und auch noch einen (irgendwie spooky!) aus der Ferne durchgeführten Reset des Kabelmodems veranlasst; dadurch wird das Problem aber nicht dauerhaft gelöst; am nächsten Tag zeigen sich erneut dieselben Symptome.

Beim zweiten Anruf bei der Hotline – die Warteschleifenansage der Hotline drängt den Anrufenden übrigens dazu, das bewährte "Have you tried to switch it off and on again"-Verfahren anzuwenden – habe ich einen eher lustlosen Mitarbeiter am Telefon, der dann, nachdem er sich nicht auf mein Kabelmodem schalten kann, kurzerhand entscheidet: "Ja, dann ist wohl das Modem kaputt, Sie kriegen ein Ersatzgerät, das war's von mir, Danke, schüß".

Um weiterhin online gehen zu können, ohne Bandbreiten wie anno 1995 und Internet-Zuverlässigkeit wie bei einer Akkustikkopplereinwahl zu ertragen, verbinde ich meinen Desktop-PC mittels eines glücklicherweise vorhandenen USB-WLan-Döngels mit meinem als Hotspot dienenden Alcatel-Billig-Smartphone und verbrauche während der kabellosen Tage das erste Mal das eine Gigabyte, die mir mein Lebensmitteldiscountermobilfunkprovider monatlich an Datenvolumen zur Verfügung stellt. Im Übrigen funktioniert das verblüffend problemlos; außer, dass es nicht lohnt, besagtes Mobiltelefon vom Ladegerät zu trennen, weil dessen Hotspotverantwortung doch sehr am Akku zehrt.

Nach dem Hotlinetelefonat am Freitagmorgen kommt am darauffolgenden Dienstagnachmittag das neue Kabelmodem per DHL bei mir an. Bei diesem handelt es sich um einen deutlich größeren, nicht unbedingt schön anzusehenden schwarzen, geriffelten Kasten des Herstellers “Hitron”, der über ein geradezu grotesk scheußliches Webinterface zu konfigurieren ist.

Kaum, dass ich das Thomson-Modem durch das Hitron-Modem ausgetauscht habe, fließen die Daten wieder in gewohnter Geschwindigkeit durch die Leitung. Auch die Telefoniequalität scheint deutlich besser zu sein. Der neue Zauberkasten soll sogar W-Lan können, aber nur, wenn ich dafür 2,- € zusätzlich im Monat bezahle; das muss ich mir noch überlegen.

Jedenfalls ist das alte Kabelmodem nun mit Retourenschein unterwegs an den Internetprovider, und es sieht derzeit ganz danach aus, dass das Teh-Intenets-is-Broken-Drama tatsächlich mit nur zwei Hotlineanrufen ein Happy End hat. Man drücke mir die Daumen.

Florian Meerwinck

18. Juli 2017

Das Doppelleben einer Teekanne als Schildkröte

Ich fotografiere ziemlich viel mit meinem Smartphone und nutze die App *Google Fotos*, um die Bilder zu speichern. Google legt die aber nicht nur irgendwo ab, sondern mit Google Fotos habe ich eine Software auf meinem Handy, die Fotos analysiert und nach Themen sortiert in verschiedenen Ordnern ablegt. Das ist super, weil ich bis dahin immer nur ein Chaos unbeschrifteter Bilddateien irgendwo rumfliegen hatte.

In letzter Zeit habe ich öfters mal die Schildkröte von Freunden versorgt, wenn die nicht da waren. Bei der Gelegenheit habe ich natürlich auch Fotos gemacht. Zum Beispiel, als sie in ihre Futterschale pullerte. Ich hatte noch nie eine Schildkröte beim Pinkeln beobachtet. Dass sie auf ihren Salat pullerte fand ich bemerkenswert und fragte mich, ob ihr ein Dressing gefehlt hatte.

Heute habe ich entdeckt, dass Google unter der Rubrik “Dinge” einen Ordner Namens “Schildkröten” angelegt hat. Darin Fotos und Filme meiner Pflegeschildkröte und das hier:

Vielleicht ist die Software noch nicht ganz perfekt, aber vermutlich hat sie einfach den geheimen Wunsch der Teekanne erkannt. Sie lebt übrigens auf dem St. Andreas-St. Markus Friedhof in Berlin-Hohenschönhausen.

sleeplessdarkhorse

19. Juli 2017

Die Kameraschachtel ist die Kamera

Herr Rutschky hat eine alte Kodak-Kamera, die er mir zeigen will. Er öffnet eine Schublade voller Kameras und reicht mir eine Pappschachtel. Ich schüttle die Schachtel und sage: “Das ist ganz leicht, ist die da wirklich drin?”. “Das ist die”, sagt Herr Rutschky. “Wie jetzt, das? Das ist die Kamera?” Ich muss lachen über die Albernheit des Geräts und über mich. Ich sehe gern Videos,

in denen Kinder keine Ahnung mehr haben, wie man ein Wählscheibentelefon bedient oder was eine Audiokassette ist, und jetzt stehe ich selbst da und weiß nicht, was Kamera ist und was Verpackung.

“Da ist der Sucher”, sagt Herr Rutschky, damit ich es auch glaube. Ich halte die Schachtel vors Auge und schaue durch den Sucher. Aber das ist wieder falsch. “Die müssen Sie vor den Bauch halten.” Diese Fotografierhaltung habe ich immerhin schon mal gesehen, bei meinem Vater. “You press the button, we do the rest”, zitiert Herr Rutschky die Kodak-Werbung.

Die Kamera hat fast keine beweglichen Bauteile und besteht überwiegend aus Pappe. Auch innen ist wenig drin, nur eine Art Papptrichter. Es ist ein etwas neueres Modell aus dieser Reihe:

Inserat für die Kodak Brownie No. 0 in der Saturday Evening Post, ca. 1914, gemeinfrei

Ich stelle mich ans Fenster und versuche, das Bild im Sucher mit dem Handy abzufotografieren. Es ist sehr verschwommen und sieht aus wie das Bild einer Lochkamera. Als Herr Rutschky mit seinem Stofftaschentuch den Staub vom Sucher wischt, wird es ein bisschen schärfer, aber nicht viel.

Im Halteriemen-Befestigungsknopf der Kamera spiegele ich mich mit dem fotografierenden Handy, fast so unscharf wie das Bild im Kodak-Sucher.

Meine Handykamera weigert sich, auf das Bild im Sucher scharfzustellen. “Das kann man verstehen”, sagt Herr Rutschky. Aber wenn eine der beiden Kameras die Interaktion unangenehm findet, dann ist das wohl eher die Kodakschachtel. Danach darf sie zurück in die Schublade.

Kathrin Passig

19.7.2017

Google Maps weist den Irrweg

Hinter dem Gebäudekomplex, in dem ich wohne, liegt eine Kneipe, die bei Anwohnern wie bei Touristen gleichermaßen beliebt ist. Natürlich ist sie auch als Ziel bei Google Maps auffindbar; der Weg dorthin ist auch eher nicht so direkt, also ist es für Ortsfremde schon gut, sich da leiten lassen zu können.

In jüngster Zeit stehen allerdings immer öfter Touristen suchend und ratlos im – öffentlich zugänglichen – Innenhof unseres Gebäudekomplexes. Google Maps hat sie scheinbar zielsicher zur Kneipe geleitet – und lässt sie dann vor einer Haustür allein.

Nun ist auf der Karte auf dem Handy-Display klar erkennbar, dass das eigentliche Ziel, also die Kneipe, 150 Meter Luftlinie hinter dem Haus liegt. Aber einen Weg dorthin bietet Google Maps nicht (mehr) an – dazu müsste man aus dem Innenhof wieder heraus und ganz außen herum laufen. Quer durch die Häuser führt nämlich kein Weg dorthin.

Das war bei Google Maps schon mal anders angezeigt, die irreführende Wegweisung gibt es offensichtlich erst seit wenigen Wochen. Aber wie man was dagegen tun könnte, weiß keiner der Anwohner hier. Wir können ja schlecht das Schild aufstellen “Google Maps irrt! Bitte gehen Sie zurück und außen herum!”

Thomas Wiegold

19. und 20. Juli 2017

Eigenhändige Unterschrift

Ich fühle mich leider genötigt, einen Kreditkartenumsatz zu reklamieren. Bei meiner Direktbank (eine Bank ohne eigene Filialen, die nur online erreichbar ist) gibt es ein PDF-Formular, in das man alle notwendigen Daten eintragen kann. Nicht vollständig komfortabel, aber immerhin kann man es direkt am Rechner ausfüllen.

Genau das mache ich. Ich trage alle Daten ein, schildere die Umstände, hänge auch noch Beweismaterial dran, das die Rechtmäßigkeit meiner Rückforderung belegt und unterschreibe das Dokument auch gleich digital mit der im PDF-Editor eingebunden Unterschrift von mir, die ich einst auf das Trackpad meines Laptops zeichnete.

Das Ganze schicke ich per E-Mail an die Bank und freue mich, dass ich für den ganzen Prozess kein einziges Mal aufstehen musste.

Tags darauf bekomme ich folgende Antwort der Bank:

> Sehr geehrter Herr Mirus,
>
> vielen Dank für Ihre E-Mail.
>
> Ich kann Ihren Auftrag mit einer digitalen Unterschrift nicht annehmen.
>
> Bitte drucken Sie das Formular mit Ihren Angaben aus und unterschreiben Sie diesen eigenhändig. Anschließend schicken uns Ihre Unterlagen bitte erneut zu.
>
> Mein Tipp:
> Senden Sie uns schnell und einfach Ihren Auftrag als Foto zu.
>
> Vielen Dank für Ihre Unterstützung.

Zwar habe ich die Unterschrift mit meiner eigenen Hand geleistet, ich vermute jedoch, die Bank meint: Unterzeichnen Sie mit einem echten Stift, nicht mit Ihrem Finger!

Johannes Mirus

20. Juli 2017

Mit Google Indoor Maps aufs Klo

Ich bin im Metropolitan Museum in New York. Es ist ein sehr großes Museum mit vielen Abteilungen und Galerien, die jeweils wieder ein bis zwei Dutzend Räume umfassen.

Die Navigation ist hingegen relativ schlicht.

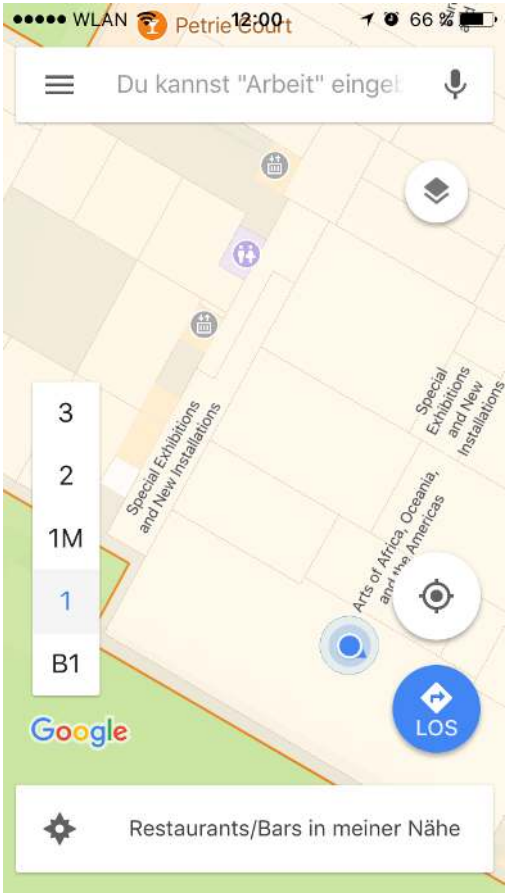
Ausgänge sind ausgeschildert, Toiletten, Aufzüge, Treppenhäuser, Cafés oder Souvenirshops – alles mehrfach vorhanden – sind hingegen

nicht

ausgewiesen.

Jeder Raum hat eine dreistellige Nummer und in jedem Durchgang stehen die Nummern der beiden angrenzenden Räume. Das ist natürlich nur hilfreich, wenn man sich am Eingang eine Karte eingesteckt hat, auf der alle Räume mit ihren Nummern verzeichnet sind.

Das habe ich aber versäumt und nun stehe ich in der Abteilung „Europäische Malerei des 19. Jahrhunderts“ und suche die Toilette. Natürlich könnte ich das Aufsichtspersonal fragen, aber eigentlich wäre genau das jetzt doch eine Aufgabe für die *Indoor Maps* von Google.



Ich öffne also Google Maps auf dem Smartphone und tatsächlich – wenn man weit genug hineinzoomt, werden die Räume des Museums und darin mein Standort und die Toiletten angezeigt.

Virtualista

20. Juli 2017

Elefanden-Warnungen

Nachdem ich jetzt zum dritten Mal dienstlich in Israel bin, möchte ich endlich etwas vom Land sehen, und verlängere den Aufenthalt auf eigene Kosten um zwei Tage mit einer Hotelbuchung in der Altstadt von Jerusalem. Da Roaming außerhalb der EU immer noch eine unglaubliche Menge Geld kostet (hier 3 Euro für 6 MB), und die am Flughafen erhältlichen SIM-Karten erst bei 45€ anfangen, habe ich im Vorfeld eine internationale SIM-Karte gekauft, die man tage- und länderweise aufladen kann. Pflichtbewusst (oder feige) habe ich mich auch bei "Elefand" registriert, der "Elektronische Erfassung Auslandsdeutscher" des Auswärtigen Amtes.

Am vorletzten "beruflichen" Tag kommt dann vormittags eine Mail des Reisedienstleisters des Arbeitgebers rein, die für das Wochenende von Besuchen von Teilen der Altstadt Jerusalems abrät. Nachmittags kommt dann eine Mail vom Auswärtigen Amt mit Betreff "Elektronische Deutschenliste", die in 400 Worten unmissverständlich rät

> Rechnen Sie daher mit erhöhter Präsenz von Sicherheitskräften, verstärkten Kontrollen und ggf. Zutrittsbeschränkungen zur Altstadt insbesondere am Freitag und meiden Sie nach Möglichkeit bis auf Weiteres die Umgebung des Tempelbergs / Haram al-Sharif und das muslimische Viertel der Altstadt sowie die Umgebung des Damaskustors, des Herodes- und des Löwentors.

Darauf beschließe ich, für den nächsten Tag nach Tel Aviv umzubuchen. Ich suche mir in der Kaffeepause einen Raum im (sehr abgelegenen) Konferenzort, der halbwegs Internet hat, und finde und buche ein neues Hotel. Danach storniere ich auf der Webseite per Buchungsnummer und PIN das ursprüngliche Hotel, und bitte mit Hinweis auf die Warnung des Auswärtigen Amts um Erlass der 80€ Buchungsgebühren. Ich suche mir eine Bahnverbin-

dung (im Gegensatz zum Vorjahr muss ich dafür nicht einmal Google Translate bemühen, die lokale Bahngesellschaft bietet jetzt auch eine englische Webseite an), und gehe zur nächsten Session der Konferenz.

Tags drauf bestätigt mir erst das Hotel den Erlass der Stornogebühren, und dann das Buchungsportal die Stornierung. Der Fahrkartenautomat am Bahnhof nimmt Kreditkarte, ohne zu murren (und kann Englisch), das Hotel finde ich zu Fuß per Google Maps-Navigation (die allerdings ca. 10 Baustellen in der pulsierenden Stadt zurückliegt). Mündlich kommuniziere ich bei der ganzen Aktion das erste Mal beim Einchecken im Hotel.

Und einmal in der Stadt angekommen komme ich per Fahrrad herum – an automatischen Ausleihstationen kann man sich per Kreditkarte registrieren, zahlt ca. 14 Euro für drei Tage, und kann dann jeweils eine halbe Stunde von Station zu Station umsonst radfahren – als Identifizierung reicht die Kreditkarte und eine selbst festgelegte PIN.

Lediglich die Schließfächer am Strand brauchen noch Münzen.

Gregor Leusch

17. bis 20. Juli 2017

I'm a Berliner in New York

Arms, Armor, Ammo, Health. Das war die emblematische Liste der Grundbedürfnisse des einsamen Kämpfers, den man als Spieler durch *Doom*, die Mutter aller 3D-Ego-Shooter lotsen musste. Für alle vier Kategorien waren stets Prozentwerte eingeblendet, die man tunlichst nicht auf Null sinken lassen sollte.

Wenn man heute als Bewohner einer Großstadt in eine andere reist – insbesondere eine deren Sprache man leidlich beherrscht –

heißen die Kategorien, die man stets irgendwie im Blick behält, Zahlungsmittel, Netz, Strom.

Damit lassen sich die eigentlichen Grundbedürfnisse wie Nahrung, Orientierung und Fortbewegung, für die in einer Großstadt ja stets Angebote bereitstehen, problemlos stillen. Wohnung gehört auch dazu, aber im konkreten Fall hatte ich ein vorab gebuchtes Hotelzimmer.

Strom

Ich habe zwei Steckeradapter dabei und finde genügend Steckdosen und USB-Buchsen um mein iPhone und den Laptop stets ausreichend aufzuladen. Beide Netzteile funktionieren problemlos mit 110 V.

Netz

Das Datenroaming-Angebot von O2 für die USA ist weiterhin absurd und für mich unbenutzbar. Wie angekündigt gibt es in NYC an vielen Stellen freies WLAN. Im Hotel und im Büro der Partnerfirma sowieso. Im Bus, in Subway-Stationen und zum Teil auch auf der Straße. Und im Metropolitan Museum.

Das reicht mir zum Navigieren, trotzdem gehe ich bei verschiedenen Gelegenheiten einige Meter – z. B. durch eine Tür in ein Gebäude hinein oder wieder heraus –, nur um WLAN-Empfang zu haben. Außerdem muss man sich als Neuling natürlich durch zahlreiche Zugangsportale mit den immer gleichen Versprechen guten Benehmens durchklicken. Die beeindruckend langen Listen dern in den Straßenschluchten

verfügbaren Netze helfen dabei auch nicht wirklich.

Zahlungsmittel

Sollte eigentlich am einfachsten sein, würde man meinen, selbst wenn man – wie ich – kein Kunde von *Apple Pay* oder vergleichbaren Dienstleistern ist. Man steuert einfach bei der Ankunft den nächsten Geldautomaten an, hebt einen Stapel Bargeld ab und zahlt nach Belieben damit oder per Kreditkarte. So ähnlich habe ich das bei meinen letzten zwei Kurzvisiten in den USA auch gemacht.

Jedesmal stellte sich heraus, dass ich quasi nichts bezahlen musste, weil mir immer jemand Lunch oder Dinner oder eine Taxifahrt spendieren oder mich in seinem Mietwagen mitnehmen wollte. Dann steht man bei der Abreise mit den Dollars da und kann sie entweder zurücktauschen, mitnehmen und zuhause im Regal lagern oder am Flughafen für überteuerten Mist ausgeben. (Ich nehme üblicherweise Option 2 mit etwas 3 nach Bedarf.)

Außerdem kosten die Abhebungen saftige Gebühren und ich laufe ungern mit viel Bargeld herum. Bei genauerem Hinsehen ist also alles nicht ganz so einfach – ein paar Schlaglichter:

Ich gehe mit meinen Kollegen dreimal in Restaurants abendessen. Zweimal wird unsere Frage nach Kreditkartenzahlung mit „Cash only!“ beschieden, einmal unter Verweis auf den Geldautomaten in der Ecke des Lokals.

Ich möchte abends noch eine Flasche Wasser mit aufs Zimmer nehmen, aber die *Vending Machine* im Untergeschoss unseres Hotels akzeptiert keine meiner drei Karten (VISA Credit, VISA Debit, V Pay). Die Dollarscheine, die ich mit der V Pay Karte am Geldautomaten in der Hotellobby abgehoben habe, mag sie auch nicht und mein Münzgeld reicht nicht. Statt mit dem Hotelpersonal herumzudiskutieren, gehe ich zur Tankstelle auf der anderen Straßenseite und kaufe mir dort aus Trotz eine Dose Heineken.

Am dritten Tag haben wir überraschend Zeit, per Bus von Queens nach Manhattan zu fahren. Ich weiß, dass es dafür ein Bezahlsystem mit Magnetkarten namens MetroCard gibt, besitze sogar eine davon, allerdings ohne Guthaben. Die Bushaltestelle besteht nur aus einem Schild auf einer Verkehrsinsel. Der Bus kommt, wir steigen ein und der freundliche Fahrer findet die Zeit, uns zu erklären, dass wir nur per MetroCard oder passend in Münzen zahlen können. Dreizehn Dollar in Münzen haben wir natürlich nicht.

Der Fahrer brüllt fröhlich durch den Bus, ob uns jemand eine MetroCard borgen oder verkaufen kann. Tatsächlich erklärt sich eine Dame bereit, uns gegen Cash das entsprechende Guthaben von ihrer Karte zu spenden und so dürfen wir mit. Beim Losfahren frotzelt der Fahrer noch „You goin to Wall Street, right?“ und ich bin schlagfertig genug zu antworten „Yeah, buyin us some stocks.“

Am Tag nach meiner Rückkehr finde ich im Briefkasten ein Schreiben der Bank, von der ich die Debit-Karte habe. Es gäbe eine verdächtige Abbuchung und ich solle umgehend anrufen. Am Telefon erklärt mir eine freundliche Dame, jemand aus Hunt Valley, Maryland, würde 1,38 $ abbuchen wollen. Datum und vor allem der Betrag passen zu keiner meiner Aktionen auf der Reise, selbst wenn der Ort der einer Abrechnungsstelle ist und nicht der, an dem ich das Geld bezahlt haben soll.

Die Dame meint, man solle sich nicht von dem Bagatellbetrag täuschen lassen. Solche Abbuchungen würden bei gestohlenen Kreditkartendaten oft vorgenommen. Wenn die Zahlung durchgeht, ist die Karte (noch) nicht ge-

sperrt und ihre Daten bringen einen besseren Verkaufspreis. Ich bekomme also eine neue Karte und separat eine neue PIN zugeschickt. Das war bestimmt der garstige Getränkeautomat!

Virtualista

20.7.2017

Hier gibt's Internet

In Moabit, einem der einkommensschwächeren Stadtteile Berlins, war vor ein paar Jahren an fast jeder Ecke ein so genanntes Internet-Café, in dem man zwar nicht immer Kaffee, aber immer Internet bekam. Die Schilder,

die das groß ankündigten (*Hier Internet!*) sind allerdings weitgehend verschwunden: In den Zeiten, in denen fast jeder über sein Smartphone ins Internet kommt, scheint sich das nicht mehr zu lohnen.

Aber eben nur fast. Heute in einem *Späti* (für Nichtberliner: eigentlich ein Spätkauf, deshalb der Name, der aber auch zu normalen Öffnungszeiten Getränke und ein paar, äh, Lebensmittel wie Schokolade und Knabberzeug anbietet; im Ruhrgebiet wär's ein Kiosk, in Köln ein Büdchen, weltweit ein *convenience store*), in einem Späti also mitten in Moabit entdecke ich hinten an der Wand eine Reihe von Computerbildschirmen – vor denen auch einige wenige Menschen sitzen. Und offensichtlich irgendwas machen, wofür sie einen Zugang zum Internet brauchen.

Ja, sagt die Verkäuferin, es gibt doch immer noch Leute, die zuhause kein Internet haben. Auf meine Frage, ob denn nicht das Smartphone das alles erledigt habe, zuckt sie nur mit den Achseln.

Ich denke zwar daran, die Internet-Plätze (nachdem ich höflich gefragt habe) zu fotografieren. Aber vor lauter Verblüffung, dass es das doch noch gibt, frage ich nicht nach dem Preis. Als dieser Laden noch mit einem großen Schild *Hier Internet!* warb, einige Jahre ist das her, kostete nach meiner Erinnerung eine Stunde Internetnutzung einen Euro.

Thomas Wiegold

22.7.2017

Du scannst mich nicht

Für Abrechnungszwecke brauche ich eine (elektronische) Kopie einer Taxiquittung. Kein Problem, das eben zu erledigen: Die (gekaufte) Scan-App auf meinem Android-Smartphone macht das schnell, und dann habe ich eine pdf-Datei zum Speichern oder Verwenden.

Mit der Taxiquittung klappt das allerdings erst mal nicht. Immer wieder leitet mich der Scan-Vorgang auf den Google Play Store um, dort soll ich mir die kostenlose App *Taxi Berlin* herunterladen. Das will ich aber gar nicht, ich will nur den Scan von dieser verdammten Quittung.

Nach dem dritten erfolglosen Versuch wird mir klar: Das Scan-Programm reagiert auf den QR-Code auf der Papierquittung – der soll einen ja direkt zum Herunterladen der Taxi-App führen. Damit es schnell geht, greife ich zum Filzstift und übermale den QR-Code mit kräftigen Strichen. Sofort lässt sich die Quittung problemlos erfassen.

Erst danach fällt mir ein, dass es dafür in der Scan-App bestimmt eine Einstellung gibt. Und in der Tat, in irgendeinem versteckten Untermenü (*Erweiterte Einstellungen*) ist tatsächlich der Punkt *Scanne bar und QR Codes* (Originalschreibweise) vorhanden – und lässt sich einfach abschalten. Warum diese Funktion als Default eingeschaltet ist, bleibt wohl ein Geheimnis der Programmierer. Denn wie vorgesehen nutzen lässt sich die App dann nicht, wenn das Dokument irgendwo einen QR-Code zeigt.

Nach Abschalten geht aber alles ohne jegliche Probleme (die OCR-Texterkennung hatte ich schon vorher deaktiviert, die brauche ich für Taxiquittungen und ähnliches nun wahrlich nicht).

TaxiFunk
030 44 33 22
+49 30 44 33 22
Quittung / Receipt
Vielen Dank für Ihren Auftrag
Thank you for your business
Kostenlose Taxi-App
22.07.2017
Kunde / Passenger
Fahrt von / Pickup
Fahrt nach / Destination
Konzessions-Nr.
Stadtfahrt / City Ride
Gesamtpreis inkl. Amount of Fare incl
% USt. % VAT
16,00
Euro
Taxibetrieb Mustafa Sener
Hochstr. 27 - 12101 Berlin
1818
St.-Nr. 27 532/01874
Unterschrift Fahrgast / Signature Passenger
Unterschrift Fahrer / Driver Signature
QR-Code scannen und die Taxi-App downloaden
Scan the QR-code and download the taxi app
Zahlungsarten / Payment Methods
VISA
Diners Club INTERNATIONAL
PayPal

Thomas Wiegold

Juli 2017

Wurmlöcher im Zug?

Am 8. Juli wundere ich mich während einer ICE-Fahrt über meine Wetter-App: Sie zeigt mir nicht das Wetter in meiner aktuellen Umgebung an, sondern das von Assuan, Ägypten.

Am 22. Juli fahre ich abermals mit einem ICE und staune abermals über die Ungenauigkeit der Wetter-App, die mich diesmal in Toronto verortet.

Mit hakendem GPS, gerade in schnellen Fortbewegungsmitteln, bin ich durchaus vertraut, *so* grob daneben liegt mein Smartphone bei der Ortsbestimmung sonst allerdings nie. Beim ersten Mal hatte ich mobiles Internet aktiviert, beim zweiten Mal befand ich mich im Bord-WLAN. Die einzige Ge-

meinsamkeit der extremen Fehl-Lokalisierungen scheint mir zu sein, dass ich mich jeweils im nordrheinwestfälisch-niederländischen Grenzgebiet aufhielt. Gibt es dort eine Anomalie im Raum-Zeit-Kontinuum? Ich bleibe dran.

Torsten Gaitzsch

21. bzw. 22.07.2017

Die Health-App hilft beim ungesunden Leben

Ich bin bei meinem Bruder in der fremden Stadt. Am nächsten Tag hole ich das erste Auto meines Lebens ab. Wir treffen uns nachmittags und setzen uns direkt in die Sonne, um zwei Alster zu trinken; Abend soll ja früh enden, schließlich muss morgen ein Auto abgeholt werden. Nach dem Alster ein Bier, dann ein Bier für den Weg, dann erstmal Pizza. Zwei Stunden später sage ich der Bedienung locker “50” als sie mir den Rechnungsbetrag nennt, brauche aber eine Gedankenstütze, dass die Nennung eines Betrages üblicherweise mit dem Transfer von Geld einhergeht. Irgendwann dann endet der Abend. Zumindest endet die detaillierte Erinnerung da irgendwo. Am nächsten Morgen sind mein Bruder und ich recht verwundert, a) wie das alles so ausufern konnte und b) wann der Abend eigentlich tatsächlich geendet hat. Zumindest Frage b) können wir mit Hilfe des Entfernungstrackers der (ironischerweise) Health-App auf dem iPhone ziemlich genau beantworten (nach dem Pizzaende gab es offenbar noch ca. 4 Stunden totzuschlagen). a) können wir nicht mehr so richtig rekapitulieren – erstmalig verstehe ich aber, welchen Nutzen Google Glass haben könnte.

Das Auto hole ich dann auch noch. Gottseidank springt es nicht an, so dass ich erst mal kräftig ausnüchtern kann, bevor ich in die Verlegenheit komme, mein erstes Auto mit Restalkohol fahren zu müssen.

Ohne diesen Beitrag von Anne Schüßler wäre mir nicht aufgefallen, dass das noch gar nicht so lange wie selbstverständlich geht.

bolz

24. Juli 2017

Kein Zutritt mit uralten Handys

Wir wollen Cocktails trinken gehen. Ich möchte mich aber nicht vom Barkeeper kostenpflichtig verachten lassen, deshalb konsultieren wir Google Maps und orientieren uns – neben der Entfernung von unserem Standort – an Nutzerbewertungen, in denen die Freundlichkeit der Mitarbeiter Erwähnung findet.

Dann allerdings stehen wir vor einer Tür, an der man nicht nur klingeln müsste, um Einlass zu erhalten, sondern auch:

Nicht dass ich je ein Handy mit einer derartig langen und dünnen Antenne besessen hätte. Ich glaube, die sind um 1995 herum ausgestorben. Aber vorsichtshalber gehen wir dann doch anderswohin.

Kathrin Passig

24. Juli 2017

Technik im Haushalt: verschwindende

Ab Ende August wird saniert. Damit verschwinden in meiner Wohnung zwei technische Einrichtungen: die Holzöfen und der Durchlauferhitzer. Beides bedaure ich sehr. Der im Bad installierte Durchlauferhitzer behindert zwar den Geschirrabwasch in der Küche, denn erst kommt nur kaltes Wasser und wenn die Leitung dann endlich warm ist, kommt es viel zu heiss, dafür kann ich beim Duschen ohne Angst vor Legionellen jederzeit Wasser trinken. Was die Holzöfen angeht, erinnern mich Freunde immer wieder daran, dass ich im Winter angeblich immer über das Holzhacken und das kalte Bett geklagt hätte; ich selbst erinnere mich allerdings nur an wohlige Wärme und das gemütliche Knacken im Ofen.

Der Stubenofen, vermutlich original aus dem Jahr 1893, wird abtransportiert. Er hat ein neues Zuhause gefunden und ich darf ihn jederzeit besuchen.

Der Zimmerofen, beim Einzug in die Wohnung im Juli 2012 in einer inzwischen nicht mehr existierenden Bauteilbörse erstanden. Er wird verschrottet; auch gratis wollte ihn niemand haben.

Der Durchlauferhitzer gilt als gefährlich, liefert aber zuverlässig und schnell heisses Wasser.

Franziska Nyffenegger

24.7.2017

Wir machen Urlaub und das Internet kommt per Postkarte

N. hat uns per Last-Minute-Buchung eine Woche Urlaub an der Mosel organisiert. Mit dem jungen Hund können wir noch nicht weit weg und Unterkünfte, in denen Haustiere erlaubt sind, finden sich nicht überall.

Das Ferienhaus steht oberhalb von Cochem im Ferien- und Golfresort eines niederländischen Trägers und hat die Hausnummer 585, was einen groben Eindruck davon gibt, wie groß die Anlage ist.

Die Buchung haben wir erst am Freitag bezahlen können, weil die Bestätigung nicht früher in der Mailbox war. Die Dame an der Rezeption kann daher noch nicht sehen, dass wir bezahlt haben, und bittet um einen Beleg. Ich öffne die Banking-App auf meinem Smartphone und stelle fest, dass ich zwar eine Winzigkeit Netz habe, aber der Datendurchsatz grob geschätzt bei Null Bytes pro Minute liegt.

Das freie WLAN dort an der Rezeption lässt mich zwar ins Netz, aber so richtig zügig geht es dort nicht voran und die Bankingapp bekommt Timeouts. Wir bekommen trotzdem die Schlüssel und schwören heilige Eide, den Zahlungsbeleg noch zu liefern.

Ich sitze wenig später auf einem Sofa an der Rezeption, nutze das freie WLAN dort, um mit viel Geduld die Desktopversion der Banking-Website auf dem Smartphone zu bedienen (die Mobilversion der Website kann im Onlinebanking ungefähr nichts) und fertige einen Screenshot der Überweisung an. Alles ist gut.

Auf dem Weg zum Haus packe ich noch eine Broschüre über das Resort ein. Da steht sicherlich, wie das mit dem beworbenen WLAN in der Unterkunft so funktioniert.

Es funktioniert sehr einfach. Man bekommt an der Rezeption Karten mit Benutzerkennung und Passwort, die 4,50€ kosten und jeweils einen Tag gültig sind. Was “Tag” bedeutet steht nicht genau in der Broschüre, ich habe in Urlaubsunterkünften sowohl “bis 00:00 Uhr des folgenden Tages” als auch “24 Stunden ab dem ersten Login” erlebt.

Die Tickets können ausdrücklich nur mit einem Device benutzt werden, weshalb ich vermute, dass beim ersten Login die MAC-Adresse des Geräts gespeichert wird.

“Ok”, denke ich angesichts dieses Raubrittertums, “Wir haben ja alle reichlich Datenvolumen.”

Im Haus habe ich Edge mit üppigen drei Strichen Empfangsqualität. Aber kein Internet. Zumindest keines in Echtzeit. Das liegt daran, dass EDGE das 1992 eingeführte GSM-Funknetz benutzt. GSM wurde erdacht, um durch Frequenz- und Zeitmultiplexing mit wenigen Frequenzen viele Leute gleichzeitig telefonieren lassen zu können.

Die Mobilgeräte wechseln also dauernd die Frequenzen und bekommen dann kleine Stückchen von der Zeittorte zugeteilt, um ihre digitalen Päckchen komprimierter Sprache auszutauschen. Timeslots nennt man das auch.

EDGE nutzt nun das GSM-Netz und, wenn man acht Timeslots nutzen kann, dann kommt man fast auf das ISDN-Tempo der 90er.

Wenn.

Tatsächlich ist ja ein Großteil der Gäste des Resorts aus den Niederlanden und der deutsche Romaingpartner des größten niederländischen Mobilfunkproviders KPN ist E-Plus bzw. heute O2 und nutzt genau unser Netz.

Ich versuche probeweise, N. anzurufen. Nach fünf oder sechs Versuchen findet erstmals ein Verbindungsaufbau statt, ich bekomme aber nur ihre Mailbox an den Apparat, obwohl ihr Handy genau neben mir liegt und Netz anzeigt.

Wie gesagt sind wir im Haus 585.

Offensichtlich sind im Resort so viele Geräte ins E-Netz eingebucht, dass die Timeslots selbst für die anfallenden Telefonate nicht ausreichen. Sogar eine SMS braucht fast 20 Minuten für den halben Meter zwischen unseren Handies.

Ich möchte etwas darüber twittern, stelle aber fest, dass Postkarten meine Follower schneller erreichen würden, als ein Tweet in diesem Netz.

Für den restlichen Urlaub nutzen wir die schnelleren Netze in den Orten, die wir besuchen, um einzelne Instagram-Bilder zu verschicken und mal nach Mails zu gucken.

Für zukünftige Urlaube plane ich, einen Raspberry Pi so zu konfigurieren, dass er sich ins WLAN der Unterkunft einbucht und uns dann

einen Hotspot zur Verfügung stellt.

Volker König

Seit August 2015

Wäsche ist fertig!

Wir bekommen unsere neue Waschmaschine geliefert. Der Einkaufsprozess hatte sich recht einfach gestaltet, weil wir mit ein paar Musskriterien im Elektrofachhandel unseres Vertrauens aufschlugen. Ich sagte “Miele und mit Timer” und mein Mann lief so lange die Reihen der Waschmaschine ab und ließ sich von der Waschmaschinenfachfrau Funktionen erklären, bis er zielsicher zur teuersten Ausführung griff. Also symbolisch griff, die Waschmaschine wird geliefert und montiert.

Mein Mann berichtet, dass zwei starke Männer Probleme hatten, die Waschmaschine bei uns in der Küche in die vorgesehene Lücke zu schieben und zu einem Spülmitteltrick greifen mussten, um den Boden etwas rutschiger zu machen. Wie wir die Maschine je wieder da raus kriegen, ist also unklar.

Neben zig Programmen kann die neue Waschmaschine vor allem zwei Dinge, also abgesehen vom Waschen: Sie hat einen Timer und zwei Anschlussstellen für Waschmittel. Für letzteres gibt es Waschmittelkanister speziell von Miele, die man ähnlich einer Druckerpatrone einrasten lässt und dann viele Wäschen lang nicht extra Waschmittel einfüllen muss.

Toll ist aber vor allem der Timer. Damit kann man der Waschmaschine sagen, dass sie bitte waschen soll, ABER NOCH NICHT JETZT! Man gibt einfach einen Countdown an, und wenn der abgelaufen ist, fängt die Maschine an zu arbeiten.

In der Realität nutze ich diese Funktionalität vor allem für die folgenden zwei Fälle:

1. Ich packe morgens vor der Arbeit Wäsche in die Maschine und stelle den Timer so ein, dass die Wäsche ungefähr dann fertig ist, wenn ich nach Hause komme.

2. Ich packe vor Wochenenden oder freien Tagen abends die Wäsche in die Maschine und stelle den Timer so ein, dass die Wäsche morgens fertig ist und ich sie nach dem Aufstehen rausholen kann.

Ersteres ermöglicht mir, auch an Arbeitstagen zu waschen ohne dass die Wäsche entweder den ganzen Tag feucht in der Maschine rumgammelt oder abends um neun oder zehn Uhr die Decke des Nachbarn unter uns beim Schleudern vibriert. Zweiteres ist hilfreich, weil die Wäsche dann ein paar Stunden länger zum Trocknen hat. In jedem Fall ist der Timer aber nicht nur ein Feature, das in der Theorie toll klingt, in der Praxis aber nie verwendet wird. Alle, die bei meiner Facebooknachfrage, auf was wir beim Waschmaschinenkauf unbedingt achten müssten “Nehmt eine mit Timer! Unbedingt Timer!” riefen, wussten, wovon sie sprachen.

Anne Schüßler

2017 und vorher

Das Stiefmailkonto

Ich habe zwei Mailkonten. Das ist schon gelogen, weil ich noch viel mehr habe, aber ich nutze vorwiegend zwei. Das eine Konto läuft auf meinen Mädchennamen, das andere auf meinen jetzigen Namen. Weil es mir nach der Hochzeit zu umständlich war, allen meine neue Email-Adresse mitzuteilen, benutze ich die Mädchennamenadresse immer noch für fast alles.

Die Richtiger-Name-Adresse wird für offiziellere Dinge verwendet. Bei Bewerbungen zum Beispiel oder für alles, was mit Banken, Vermietungen, Hausverwaltung und ähnlichem Erwachsenenkram zu tun hat.

In der Praxis bedeutet das auch, dass auf letzterem Konto die Chance, unangenehme Mails oder zumindest Mails mit wenig Spaßfaktor zu bekommen, erhöht ist. Eine ganze Zeit lang habe ich beide Konten auf meinem Smartphone synchronisiert, ich bekomme also auch entsprechende Mitteilungen, wenn eine neue Mail angekommen ist, egal auf welches Konto.

Als eine Phase folgt, in der die Chance auf unangenehme Mails deutlich erhöht ist, schmeiße ich dieses Konto zunächst aus der Synchronisation und rufe Mails nur noch nach aktueller Gemütsverfassung in einer Extra-App ab.

Auch am Rechner lasse ich das Mädchennamenkonto ganz normal in einem Browsertab laufen, das andere rufe ich nur ein- bis zwei Mal am Tag auf. Meistens denke ich dann, puh, Glück gehabt, keine doofe Mail. Es tut mir ein bisschen leid für das arme Konto, dass ich es wie ein ungeliebtes Stiefkind behandle, aber ich hoffe, es merkt nichts davon.

Alina Smithee

Sommer 2017

Neue Sozialformate, neue Pokémonfanggeräte

Vor ein paar Wochen hat die Betreiberfirma Niantic die Spielmechanik von Pokémon Go geändert. Seitdem – und gestützt durch eine etwa zeitgleich entstandene WhatsApp-Gruppe – begegne ich erstmals meinen Nachbarn. Also nicht nur meinen spielenden Nachbarn, sondern überhaupt irgendwelchen Nachbarn. Ich wohne seit 25 Jahren hier und kannte vier oder fünf Personen im Umkreis von etwa einem Kilometer. Zwei davon sind das Hauswartsehepaar.

Ich weiß noch nicht, wie meine Mitpokémonisten alle heißen, denn anders als bei Ingress haben die meisten drei Namen: einen bei Pokémon Go, einen bei WhatsApp und einen, der im Ausweis steht.

Es gibt neue Formen des halb städtisch, halb ländlich anmutenden Sozialebens: auf und ab gehen am Treptower Ehrenmal (einträglich wegen zahlreicher Pokéstops) und dabei mit wechselnden Nachbarn reden zum Beispiel. Vielleicht haben die Menschen so früher ihre Freizeit verbracht, nur mit mehr Sonnenschirmen und Spazierstöcken.

Bei diesen Begegnungen erfahre ich mehr über die Technik der anderen. Alle haben eine Powerbank, ohne geht es nicht (hier entlang zum historischen Abriss). Fast alle haben außerdem ein Go Plus:

Man koppelt es via Bluetooth mit dem Handy, auf dem die Pokémon-Go-App aktiv sein muss, dann teilt es durch Vibration und bunte LEDs mit, wann Pokéstops zu drehen oder Pokémon zu fangen sind. Man braucht nur noch den Knopf zu drücken. Das ist erstens gut für die Gesundheit, weil man beim Fahrradfahren nicht in Versuchung kommt, ständig aufs Handy zu schauen. Zweitens kann man in Gesellschaft von Nichtspielenden unauffällig seinen Pokéangelegenheiten nachgehen. Und drittens ermöglicht es eine Optimie-

rung der Reichwerdestrategien, zum Beispiel “beim Doppel-XP-Event im Bus mit Glücksei auf dem Handy Pokémon entwickeln und parallel dazu mit dem Go Plus die Stops drehen und die Tiere fangen, an denen der Bus vorbeifährt”.

Manche haben das Go-Tcha-Armband:

Hier muss man gar keine Knöpfe mehr drücken. Es ist ein vollautomatisches Pokémonfanggerät. Fahrradfahrer leben damit noch gesünder als mit dem Go Plus. Im Unterschied zum Go Plus ist es kein offiziell genehmigtes Gerät, seine Nutzung ist also eigentlich nicht erlaubt. Niantic kann sie jederzeit unterbinden. Theoretisch könnte man für die Verwendung gebannt werden.

Ich mag das manuelle Fangen und habe deshalb bisher mit der Anschaffung von Hilfsgeräten gezögert. Stattdessen nehme ich mir täglich vor, beim Fahrradfahren einfach nicht zu spielen, oder wenigstens nur Pokéstops zu drehen und für alle komplexeren Tätigkeiten anzuhalten, gleich beim nächsten Mal, nur schnell das eine hier noch.

Jetzt, wo ich diesen Beitrag geschrieben habe, werde ich eins kaufen müssen. Selbst wenn ich aus einem anderen Grund – zum Beispiel durch ganz normale Unaufmerksamkeit – in eine Baugrube fiele oder unter einen Bus

geriete, würde keiner glauben, dass Pokémon Go nichts damit zu tun hatte. Ich möchte nicht, dass auf meinem Grabstein “Selber schuld, echt jetzt” steht.

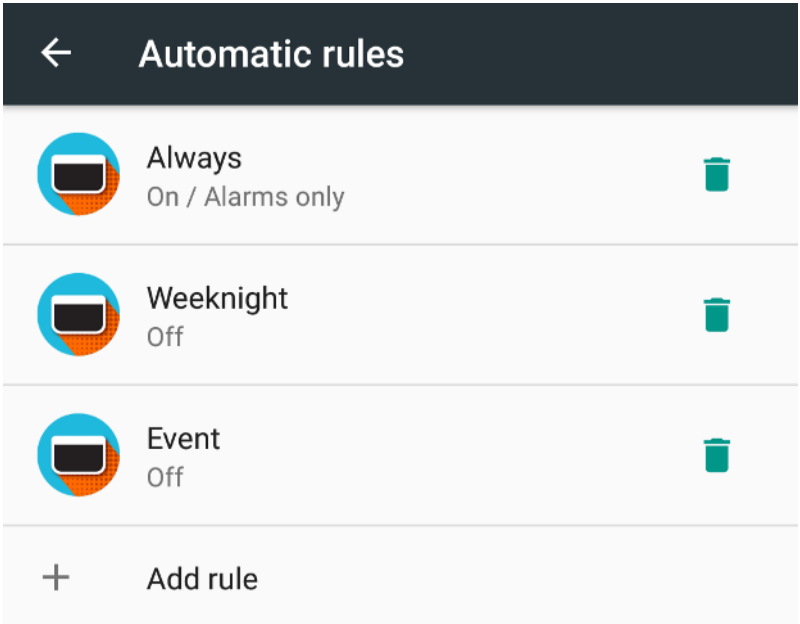
Kathrin Passig

Juli 2017, aber wohl schon seit Mai oder Juni

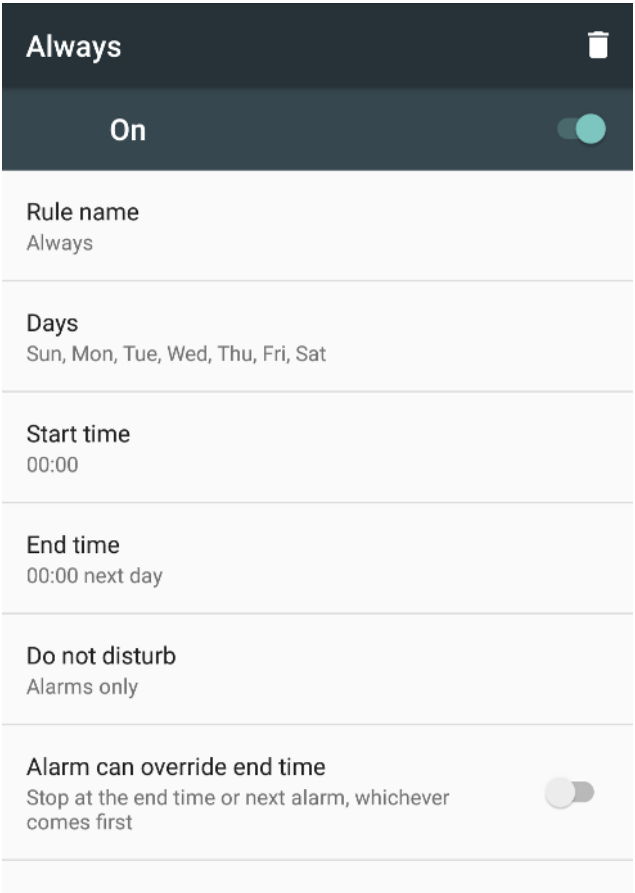
Das Handy ist still

Anfang Mai habe ich dem Kabeldebakel ein Ende gemacht, das Nexus 5X ausgemustert und stattdessen ein Motorola Moto G5 gekauft. Wie schon beim letzten und beim vorletzten Handy erwies es sich als keine einfache Aufgabe, dem Handy wirklich, wirklich zuverlässig die Geräusche zu verbieten. Immer wieder kam ich doch versehentlich an eine Lautstärketaste, und dann ging das Gepiepse und Gehupe aus nichtigem Anlass wieder los. Es ist – mir jedenfalls – einfach nicht möglich, jeder App separat das Geräuschemachen zu verbieten. Irgendeine übersehe ich immer, und genau die wird mitten in der Nacht, oder noch schlimmer: in einem seriösen und stillen Raum voller handykompetenter Menschen “PLING!” sagen.

Vor ein paar Wochen habe ich in den Einstellungen des Handys unter “Do not disturb” die Unterabteilung “Automatic Rules” entdeckt:



Dort kann man einstellen, dass das Handy an allen Wochentagen von Mitternacht bis Mitternacht schweigen soll. Und zwar nicht nur bis zum nächsten Weckerklingeln, sondern für immer, hurra!



Seitdem ist Ruhe.

Kathrin Passig

25.07.2017

Weil es halt geht

"*Laifhäck*" ist so ein Wort, das geschmeidigst in den Sprachgebrauch jüngerer Menschen eingezogen ist.
Ich rolle aus einem Blatt Papier einen Trichter, um das (günstigste) Salz in den Streubehälter des (teuren) Salzes zu füllen, ein Kind kommt vorbei und sagt in diesem wegwerfend wissenden Ton, den nur Kinder an sich haben können: "Ach, *laifhäck*".
Ich fülle Hackfleisch in einen Gefrierbeutel um und drücke alles zusammen ganz flach, damit es beim Auftauen hinterher schnell geht, ein Kind kommt vorbei und sagt: "Ach*, laifhäck.*"
Googelt man das – oder youtubet, aber ich glaube, man kann nur youtuben, indem man auf youtube Filme veröffentlicht, nicht, indem man sie dort sucht – findet man Videos wie dieses von Emrah.
Oder natürlich den König der Lifehacks, SlivkiShow nämlich.

Heute räume ich die Küche auf und halte eine leere Chipstüte in der Hand. "Nicht!", ruft das Kind, und hier hätte es mich nicht gewundert, wenn es in slowmotion durch den Raum auf mich zugeflogen wäre, um mir die Tüte zu entreißen. Jedenfalls nimmt es das Ding mit und trollt sich.

5 Minuten später kommt dasselbe Kind total aufgeräumt zu mir, hält mir sein Smartphone hin und sagt: "Kuck, Touch Pen. *Laifhäck*."

Und tatsächlich. Es hat ein Holzstäbchen mit der Chipstütenfolie umwickelt – Innenseite nach außen – und kann damit jetzt völlig problemlos sein Smartphone bedienen.

"Warum hast du das gebaut, Kind?", frage ich.
"Weil es halt geht", sagt es.

Manchmal fühle ich mich ein bisschen überflüssig mit meinem Lebenswissen, das ich mir im Schweiße meines Angesichtes erworben habe. Mühsam erworben auch deswegen, weil es so gar nicht mein Lebensziel war, Hackfleisch praktisch einfrieren zu können.

Aber manchmal gefällt es mir auch, weil wieder mal dieses youtube-Dorf bereit steht und den Kindern Sachen zeigt, die sie dann gar nicht mehr von mir lernen müssen, und ich profitiere dennoch von ihrem Wissen, weil ich dann nicht mehr die Einzige im Haus bin, die Handfeger an den Besenstiel klemmt. Schließlich macht SlivkiShow das auch so. Weil es halt (so) geht.

Update: beim Nachlesen bemerkt, dass ich das Thema schon einmal angeschnitten hatte. Hier nämlich.

Pia Ziefle

26. Juli 2017

Kaum braucht man die SIM-Karte nicht mehr, schon sieht der Markt ein, dass man eine braucht

Wie oft habe ich schon an Flughäfen nach der Ankunft versucht, eine SIM-Karte des jeweiligen Landes aufzutreiben: manchmal ganz erfolglos, manchmal ging es mit Suchen und Herumfragen. Seit Juni haben wir endlich EU-weites Roaming ohne Zusatzkosten (Thomas Wiegold, Stefan Niggemeier und ich berichteten). Und genau jetzt haben sie den schottischen Flughafenladen umgestaltet, in dem ich seit 2016 immer meinen ersten EE-Aufladegutschein kaufe:

SIM-Karten sind – der Verkaufsfläche und der Schriftgröße nach zu urteilen – so wichtig wie Zeitschriften geworden.

Die kleinen Packungen unten enthalten die SIM-Karten. Die großen rechteckigen Pappkärtchen mit der abgeschrägten Ecke weiter oben sind vermutlich eine Hilfestellung für Touristen, die nur einen *top-up voucher* brauchen, aber Verständigungsprobleme an der Kasse befürchten. Ich hätte aus For-

schungsgründen eins davon zur Kasse getragen, brauchte aber nur einen Gutschein über 10 Pfund und nicht 20. (Warum ich diesen Gutschein trotz EU-Roaming immer noch kaufe, ist hier erklärt.)

Die Aufschriften unten (Hindi, Arabisch, Chinesisch, Spanisch, Französisch) deuten darauf hin, dass die Zielgruppe nicht aus der EU anreist und man den Ladenumbau also nicht nur vorgenommen hat, um Leuten wie mir zu sagen "Schau, *jetzt* ginge es ganz einfach."

Kathrin Passig

31.7.2017

Die Drohne hört auf die Hand

Ein Kollege von meinem Mann hat sich eine Drohne gekauft, genauer gesagt eine DJI Spark. Üblicherweise steuert man die Drohne mit einem Controller und über das Smartphone. Weil wir außerdem auch unser neues aufblasbares Stand-Up-Paddle-Board ausprobieren möchten, machen wir Drohnentests über dem See. Ich sehe vor meinem inneren Auge zwar die teure Drohne ins Wasser plumpsen, aber der Kollege hat mehr Vertrauen in die Technik.

Im Prinzip kann man die Drohne auch in einen Verfolgermodus schalten, wegen der Sonnenreflektionen auf dem See klappt das aber nur so mittel. Wenn man selber auf dem Board steht, hört man die Drohne leise hinter sich her surren. An einem anderen Tag würde ich mich umdrehen und der Drohne winken, weil ich aber keine Lust habe, ins Wasser zu fallen, verkneife ich mir die Neugier und paddle lieber weiter über den See. Zwischendurch muss der Akku der Drohne getauscht werden, das Vergnügen ist aber tatsächlich ausgerechnet deswegen zu Ende, weil der Handyakku zu Ende geht, und man das Gerät jetzt quasi blind steuern müsste.

Was die Drohne aber vor allem auch kann: Auf Gesten reagieren. Dafür wird sie auf die Hand gesetzt und scannt erstmal den zur Hand gehörigen Menschen ab, bis sie grün blinkt. Dann fliegt sie los und lässt sich mit Gesten steuern. Man kann sie hin- und herfliegen lassen oder wegscheuchen. Mit einer Geste, in der man aus Daumen und Zeigefingern beider Hände ein

Rechteck zeigt, macht sie ein Foto. Dann kann man sie wieder heranwinken und auf der Hand landen lassen. Ich bin ziemlich beeindruckt und bitte darum, dass zu Filmzwecken noch mal zu demonstrieren.

www.youtube.com/ug6zbsPhUXY

Es ist zwar immer noch ein teures Spielzeug, aber zugegebenermaßen ein sehr cooles teures Spielzeug.

Anne Schüßler

Juli 2017

Anruf bei der Polizei Hamburg

“Polizei Hamburg”

“Guten Tag. Ich wohne in der Schanze. Sie hatten mir einen Flyer eingeworfen, auf dem sie Anwohner nach Aufnahmen von den “Welcome To Hell”-Krawallen vor zwei Wochen baten. Ich habe etwa 100 Bilder und 15GB an Filmmaterial.“

„Toll. Können Sie uns das auf CD brennen?”

“Äh, wie? Ich habe seit einigen Jahren keinen Brenner mehr. Haben Sie nicht mobile Festplatten oder so?”

“Oh. Das ist jetzt natürlich ein Problem. Da ruf ich mal in der Technik an.”

Seitdem keinen Rückruf.

Gerald

Juli 2017

Gruppentauglichkeit von Ebooks

Ein paar meiner Freunde kommen bei einem Gespräch (bei dem ich nicht anwesend bin) zu dem Schluss, dass sie zu wenig klassische Schullektüre kennen. Sie gründen daraufhin einen Lesekreis, zu dem sie auch mich einladen. Mir gefällt die Idee, also mache ich mit.

Unser erstes Buch ist *Der zerbrochene Krug* von Kleist. Die Diskussion könnte etwas organisierter sein, klappt aber ganz gut. Weil wir alle verschiedene Textausgaben haben, haben wir zunächst Schwierigkeiten, die Textstellen zu finden, über die die anderen gerade reden, kommen aber schnell drauf, dass das dank Zeilenangaben, wie sie in Dramen üblich sind, doch ganz gut geht. Anschließend entscheiden wir uns für das nächste Buch: *Mrs Dalloway* von Woolf. In weiser Voraussicht schlägt jemand vor, dass wir uns alle die gleiche Ausgabe anschaffen. Das ist in diesem Fall besonders sinnvoll, weil der Roman aus einem langen Fließtext ohne weitere Untergliederung in Abschnitte oder Kapitel besteht. Als Kriterien werden zuerst Preis und wissenschaftliche Edition angeführt. Schließlich bittet jemand darum, eine Ausgabe zu wählen, die es auch als Ebook gibt, woraufhin sich herausstellt, dass vier von insgesamt sechs Personen in der Gruppe Ebooks präferieren. Ich selbst bin unentschlossen; für reines lineares Lesen mag ich Ebooks auch lieber, aber sobald ich mit dem Text arbeiten muss, ziehe ich Printausgaben vor.

Es folgt bald der Einwand, dass sich dann die Frage nach der Ausgabe sowieso erübrigt, weil Ebooks in der Regel keine Seitenzahlen beinhalten. Bei Ebooks untereinander sowie in ich Richtung Print zu Ebook könnte man sich mit der Suchfunktion behelfen, aber wie man in der Printausgabe Stellen aus dem Ebook findet, wird dann doch problematisch. J. klärt uns auf, dass EPUB die Möglichkeit bietet, Seitenzahlen einer Printausgabe einzubinden – und das nicht einfach als in den Text eingestreute Seitenzahlen – dies jedoch so gut wie nie umgesetzt wird. Ich wüsste auch nicht, ob unsere jeweils präferierten Lesegeräte (Kindles und diverse Android-Apps) damit etwas an-

fangen könnten. S. schlägt vor, dass Ebook-Leser sich im Vorhinein ein paar sinnvoll über den Text verteilte und mit einer ausgewählten Printausgabe abgeglichene Textstellen als grobe Bezugspunkte bookmarken.

J. findet heraus, dass der Text in Deutschland gemeinfrei ist, und erstellt ein EPUB, das in Abschnitte gegliedert ist und in dem die Absätze durchnummeriert sind. Papierleser müssten dann immer noch von Hand abzählen, aber das ist immerhin besser als gar keine Anhaltspunkte zu haben außer "so etwa bei 2/3 des Textes". Das scheint zunächst eine brauchbare Lösung zu sein. Als K. mit dem Lesen anfängt, muss sie aber schnell feststellen, dass die Absatznummerierung ihren Lesefluss stört. Sie greift also wieder zu einem nicht-nummerierten Ebook. Ich tue es ihr gleich und habe, falls ich doch auf Papier umsteigen will, noch ein altes Paperback zuhause rumliegen. Was die anderen jetzt tun, weiß ich nicht.

Mehmet Aydın

Juni – Juli 2017

Paypal, Gmail und mein amerikanischer Doppelgänger

Ich besitze einen Paypal-Account. Den Zugang habe ich mir mal vor Jahren, noch als Student, angelegt, ein paarmal und danach nie wieder benutzt (ich benutze im Internet stattdessen, äußerst altmodisch, Kreditkarten oder Sofort-Überweisungen).

Umso erstaunter bin ich, als ich Ende Juni mitten in der Nacht kurz hintereinander drei Emails von Paypal bekomme mit folgenden Betreffen:

02:57 You added a new address
02:57 Set Up Your PayPal Business Account
02:57 Confirm your email address

Da muss eindeutig eine Verwechslung vorliegen. Ich bin mir relativ sicher, nicht nachts um 2 Uhr plötzlich auf die Idee gekommen zu sein, einen Business Account bei Paypal anzulegen. Schlafwandeln kommt in meiner Familie zwar durchaus vor, aber einen so komplexen Vorgang am PC wie diesen im Schlaf durchzuführen, traue ich mir selber nicht zu.

Hat also jemand meine Emailadresse bei Paypal versehentlich oder absichtlich für einen Business Account registriert? Ich glaube an Ersteres und rufe deswegen am nächsten Tag auf der Arbeit bei Paypal in Deutschland an – nach einer interessanten Diskussion mit einem Kollegen, der felsenfest davon überzeugt ist, Paypal würde wie "Päipoll" ausgesprochen.

Die Frage der korrekten Aussprache kann ich mit dem Paypal-Mitarbeiter schnell klären (er schafft es, nachdem ich das Gespräch mit ihm für meinen Kollegen am Telefon auf "laut" gestellt habe, auch eben jenen Kollegen von der korrekten Aussprache "Päipäll" zu überzeugen). Was es mit meiner Email-Adresse auf sich hat, weiß er aber nicht – als ich ihm meine Email-Adresse mitteile (sinngemäß: Vorname.Nachname@gmail.com) behauptet er, die Adresse wäre gar nicht bei Paypal registriert. Wir beenden das Gespräch, und ich beschließe, nachdem ich meine Bankkonten überprüft habe und kein Geld fehlt, die Sache erst mal auf sich beruhen zu lassen.

Anders als Paypal. In den darauffolgenden Tagen immer wieder Emails. Offenbar hat mir ein gewisser Joshua K. 50 Dollar per Paypal überwiesen, und Paypal bittet mich mit zunehmender Intensität ("Reminder! Joshua K. sent you 50 Dollars!"), das Geld doch bitte einzuholen / abzurufen / wie auch immer das bei Paypal funktioniert.

Ich versuche es schließlich bei Paypal in Amerika – ausgerechnet am 4. Juli, was mir aber erst nach ungefähr 20 Minuten aufgeht, die ich abwechselnd in der Warteschleife und in einem zunehmend ungeduldigem Tonfall (meinerseits) mit dem Sprachroboter von Paypal US verbringe, der mich trotz nahezu perfekter Ostküsten-Dialekt-Imitation (meinerseits) nicht verstehen will.

Als ich schließlich mit einem echten Menschen spreche, klingt es zunächst genauso wie im Gespräch mit der deutschen Niederlassung: nein, keine Ahnung, was das Problem sei, wie lautet Ihre Emailadresse? Vorname.Nachname@gmail.com? Nein, ist bei uns nicht registriert. Doch dann hat Joe, der menschliche Mitarbeiter auf der anderen Ende der Leitung und des Atlantiks, plötzlich eine Eingebung. Gmail? Ja, da könnte es Probleme geben – wegen der Interpunktion. Mir dämmert, was er meint: für Gmail-Adressen macht es normalerweise keinen Unterschied, ob und wie viele Punkte vor dem "@" innerhalb einer Adresse verwendet werden: eine Email an vorname.nachname@gmail.com kann auch an vornamenachname@gmail.com oder sogar an v.o.r.n.a.m.e.nachname@gmail.com geschickt werden – sie kommt immer beim gleichen Benutzer an. Da könnte der Fehler liegen.

Freundlicherweise versichert mir Joe, dass er dem Ganzen nachgehen werde, ich mir aber keine Sorgen machen müsse und mein (unter dieser Emailadresse nicht vorhandenes) Paypalkonto in keiner Weise belastet würde. Zum Abschied wünscht er mir einen Happy 4th of July.

Nach dem Auflegen schaue ich noch mal in eine der vielen Emails von Paypal, und siehe da: sämtliche Emails von Paypal waren an "meine" Emailadresse geschickt worden, allerdings mit einem Unterschied: der Punkt zwischen meinem Vornamen und meinem Nachnamen fehlt. Anscheinend war also jemand in den USA mit dem gleichen Namen wie ich der festen Überzeugung, seine Emailadresse würde genau wie meine lauten, nur eben vornamenachname@gmail (seine Variante) statt vorname.nachname@gmail (meine Variante) – ohne zu wissen, dass beide Varianten an den gleichen Benutzer gehen (mich) oder er, anders gesagt, damit faktisch meine Emailadresse verwendet hat. Zugriff auf meinen Gmail-Account hat die Person aber ziemlich sicher nicht – wie ich noch mal anhand der zurückliegenden Logins bei Google gegenchecke. Vermutlich hatte er sich erst kurz zuvor die Gmail-Adresse zugelegt und, ohne sich bei Gmail einzuloggen, gleich mit der Registrierung bei Paypal weitergemacht. Das Ganze sieht nach einem Versehen aus.

In der Adresszeile der ersten Email, die Paypal mir geschickt hat, steht im übrigen unter “Empfänger” nicht mein Klarname wie sonst bei Gmail üblich, sondern der Name eines Reparaturservices für Muscle Cars. Als ich diesen und zusätzlich meinen eigenen Namen google, zeigt Google auf Maps eine Autowerkstatt in Illinois, USA an.

Ich will meinem amerikanischen Namensvetter schon eine Email schicken, logischerweise an vornamenachname@gmail.com, um ihn auf sein Missgeschick aufmerksam zu machen – bemerke aber noch rechtzeitig meinen Denkfehler: beinahe hätte ich die Email an mich selbst geschickt.

saathchr

1.8.2017

Leihrad sagt nein. Smartphone auch. Externer Akku auch.

Ich möchte wieder ein Leihrad fahren. Die Umstände sind etwas kompliziert zu erklären und hängen mit ungünstigen Fußwegen zu Straßenbahnstationen zusammen. Ich kann aber auch nicht mit dem Leihrad bis zum Zielort fahren, weil der wiederum außerhalb des Leihradgebiets liegt. Also möchte ich bis zur letzten Haltestelle der Straßenbahnlinie innerhalb des Leihradgebiets fahren und von da aus dann mit der Bahn weiter. Das ganze erinnert mich ein bisschen an das Brettspiel Scotland Yard, wo man auch viel damit beschäftigt ist, sich einen Weg von A nach B über diverse Verkehrsmittel zusammenzubasteln.

Ich schalte also beim Verlassen des Büros die Leihradapp ein und steuere auf das nächste Fahrrad zu. Als ich dort ankomme, steht da allerdings kein Fahrrad, das nächste verfügbare Fahrrad ist auch schon weg und als ich die Karte aktualisiere, werden beide Räder auch nicht mehr in der App angezeigt. Also laufe ich wieder dahin zurück, wo ich von weitem noch ein Rad stehen sehe. Damit es mir nicht noch jemand wegschnappt, tippe ich ein-

fach in der App auf Ausleihen und bekomme den Code angezeigt und per SMS zugeschickt. Weil der Akku meines Smartphones kaputt ist, merke ich mir den Code schnell für den Fall, dass das Handy innerhalb der nächsten Minute ausgeht.

Das Öffnen des Fahrradschlosses allerdings ist nicht möglich, weil das Eingabefeld des Fahrrads kaputt ist. Es wird schlicht nichts angezeigt, auch wildes Rumgedrücke auf beliebigen Tasten ändert nichts daran. Ich versuche, das Rad über die App zurückzugeben, das geht aber entweder nicht oder ich bin zu dumm, rauszufinden, wie es geht. Dafür kann ich Störungen melden, das mache ich als nächstes, damit ich im Zweifelsfall schon mal darauf hinweisen kann, dass ich zwei Minuten nach Ausleihstart gemeldet habe, dass das Schloss kaputt ist. Das Smartphone hält durch.

Dann rufe ich doch noch bei dem Verleihdienst an und melde, dass ich zwar ein Rad aus Sichtweite ausgeliehen habe, dies aber nicht nutzen kann, weil das Eingabefeld nicht funktioniert.

“Sie sind in Köln?” fragt der Callcentermann.

“Ja”, antworte ich.

“In Köln bitte immer erst gucken, ob der Computer auch funktioniert, bevor sie das Rad ausleihen”, weist mich der Mann ein. Anscheinend ist das Problem also zumindest nicht neu.

Mein Rad wird storniert und als defekt gemeldet und ich begebe mich Richtung Straßenbahnhaltestelle, immer auf der Suche nach einem neuen Rad. Aber auch bei dem nächsten Rad ist der Computer defekt.

Dann geht mein Handy aus. Ich stecke es an den externen Akku, der immerhin bis vorhin noch brav am Stecker hing und aufgeladen wurden, aber der Akku mag auch nicht mehr. Ich drücke auf dem Weg zur Straßenbahnhaltestelle tapfer in unregelmäßigen Abständen auf den Einschalter, aber der Akku will wirklich nicht mehr.

Das nächste Leihrad, das ich auf halber Strecke zur Haltestelle finde und das ich dann noch geliehen hätte, ist zwar nicht defekt, dafür ist das Handy aus und ich kann weder die App zum Ausleihen aufrufen noch beim Leih-

radtelefonservice anrufen. Ich muss das Rad also stehen lassen. Kurz darauf geht mein Handy kurz wieder an, meldet zehn Prozent Akku und geht kurze Zeit später wieder aus.

Dann bin ich an der Haltestelle, die Bahn kommt und die zwanzig Minuten in der Bahn lese ich dann halt. An der Haltestelle, an der ich eigentlich das Rad abstellen wollte, gucke ich aus dem Fenster, um mir zumindest grob zu merken, wie es hier aussieht, falls ich den gleichen Plan doch noch mal bis zur Vollendung verfolgen möchte.

Am nächsten Morgen bestelle ich mir eine Smartphonehülle mit integriertem Akku. Beim nächsten Mal sollen mich nicht wieder drei Geräte auf einmal um meine sportliche Betätigung bringen.

Anne Schüßler

Ursache 2011, Wirkung August 2017

Facebook und ich

Circa 2011 muss ich eine Mail an eine Firma in Ungarn schreiben, mit der wir Geschäfte machen. Leider kriege ich den Namen meiner Gesprächspartnerin nicht mehr genau zusammen (was langes mit vielen Akzenten). Und da die Regel „Auch wenn sonst nichts stimmt, die Namen müssen stimmen“ nicht nur für Redner, sondern auch für Verfasser von Geschäftskorrespondenz gilt, google ich ein wenig herum, um aus meinen Erinnerungsbruchstücken einen korrekten Namen zu gewinnen. Schließlich glaube ich sie gefunden zu haben: auf Facebook. Und hier komme ich nicht weiter – außer, wenn ich mir einen Account anlege. Ich schließe also die Augen und denke an England, und eröffne einen Account, den dürrsten und informationsärmsten, den Facebook je gesehen hat. Damit erhalte ich die gewünschte Information. Den Account vergesse ich alsbald.

Im Verlauf der nächsten Jahre erhalte ich in größeren Abständen Mails von Facebook, dass jemand sich mit mir befreunden möchte. Manchmal sind es die befremdlichsten Leute, manchmal aber auch welche, die ich durchaus kenne und schätze. Das stürzt mich dann jeweils in Nöte. Ignorieren? Dann denken sie entweder, dass ich sie nicht mag, oder dass ich ein Soziopath bin, und beides möchte ich nicht. Löschen? Dann kriegen sie bestimmt eine Mail von Facebook des Inhalts, „Du, der Drago hat deine Freundschaftsanfrage kaltlächelnd gelöscht, wie findste das?“ - das will ich natürlich auch nicht. Oder akzeptieren? Dann wäre ich irgendwie gezwungen, zu schauen, dass mein Account ein bisschen nach was aussieht, und mehr Freunde zu sammeln, und einen schon bald unkontrollierbaren Datenstrom über mich zu Facebook zu schicken. Das will ich schon gleich zehnmal nicht. Ich löse das so, wie ich solche Dinge meistens löse: Ich ringe eine zeitlang die Hände und vergesse es dann wieder.

Das geht so bis Sommer 2017. Da erhalte ich eine Freundschaftsanfrage, die mir schmeichelt, da ihre Urheberin erstens eine gewisse Prominenz hat, und ich zweitens das Werk derselben seit Jahren verfolge und schätze. Ich klicke also, ohne groß nachzudenken, auf „ja“. Was geschieht nun? Zunächst sieht der Facebook-Account mit einer monolithischen Freundin, die ich gar nicht im Ernst kenne, sonderbar aus. Facebook kann sein Glück nicht fassen, endlich glaubt es, ernstliche Anhaltspunkte zu haben, wen ich noch so kennen könnte, und bombardiert mich mit sinnlosen Freundschaftsvorschlägen. Kurz erwäge ich, nun doch noch Bilder und Freunde und Filme und… halt ZEUG hinzuzufügen, so wie andere Leute auch. Dann komme ich wieder zu mir: Brauche ich denn noch eine weitere Website zum Zeittotschlagen in meinem Leben, zu den vielen, die da schon sind? Und hat das große hungrige schwarze Datenmaul im Internet vielleicht noch zu wenige Informationen über mich verschlungen? Zweimal nein.

Folgendes werde ich tun: Ich werde einen Satz in mein Profil aufnehmen, des Inhalts, dass ich facebooktechnisch gänzlich unbrauchbar bin, und dass ich mich freue, wenn man mich in echt kontaktiert (echt ist: SMS, e-Mail oder altmodischer; den FB-Account brauche ich trotzdem noch, für hier nicht

relevante Zwecke). Und gelegentlich, wenn ich Zeit habe, werde ich mit gerunzelter Stirn versuchen herauszufinden, wie man Leute entfreundet. Wenn ich es weiß, werde ich meine monolithische Freundin wieder löschen. Ich hoffe sehr, sie nimmt's nicht persönlich.

Drago Starcevic

2. August 2017

Verbindungen und ihr Scheitern

Ich nutze seit längerem wieder einmal die Dienste der Deutschen Bahn und staune, als mein kluges Telefon kurz nach Basel meldet: „Sie sind jetzt online! [sic!] Ihnen stehen 200 MB pro Tag zur Verfügung. Sollte das Volumen aufgebraucht sein, können Sie weiterhin kostenlos, aber mit reduzierter Geschwindigkeit surfen." Die Verbindung erweist sich dann zwar als einigermassen unstabil, noch bevor ich irgendein Byte verbraucht habe. Anstelle des Internets lese ich daher ein Buch. Zwischen Frankfurt und Kassel zeichnet sich ab, dass wir den Anschlusszug in Hannover trotz gut einer Stunde eingeplanter Umsteigezeit nicht erreichen werden. Ich erinnere mich an die App der Deutschen Bahn und versuche sie über das wacklige WIFIonICE herunterzuladen, während K. grummelt: „Hauptsache Internet. Fahren muss ein Zug ja nicht." Kurz vor Hannover gelingt es mir, sowohl die DB-App in Betrieb zu nehmen wie auch mobile Daten zu kaufen (denn auch dafür brauche ich natürlich funktionierendes Internet). Während K. im Bahnreisezentrum erfolglos nach Ersatzverbindungen fragt, finde ich dank dem klugen Telefon heraus, wie wir weiterreisen können. Damit sind die Dienste der Deutschen Bahn zwar nicht rehabilitiert, aber immerhin diejenigen meines Telefons.

Franziska Nyffenegger

2. August 2017

Ich tanke in Schweden, und eigentlich ist es gar nicht so kompliziert, wie es hier beschrieben ist

An schwedischen Tankstellen hat der Ausdruck “selber tanken” eine andere Bedeutung als in Deutschland. Während nämlich in Deutschland auch an Selbstbedienungstankstellen normalerweise ein Mensch das Kassieren übernimmt, scheint offenbar in Schweden dieser Teil des Niedriglohnsektors nicht mehr so stark vertreten zu sein: Zahlreiche Tankstellen kommen komplett ohne Personal aus.

Die folgenden Schilderungen klingen vielleicht etwas umständlich. Dies sei bitte verziehen; es kommt daher, dass es einerseits mein erster Tankvorgang an einer schwedischen Tankstelle ist, andererseits meine Kenntnisse der schwedischen Sprache sehr dünn sind und drittens ich versuche, das Geschehen möglichst genau aufzuschreiben:

Also, ich fahre an die Zapfsäule, die sieht ziemlich so aus wie ich es aus Deutschland kenne. Aber welchen Kraftstoff benötigt nun der Wagen? In Deutschland tanke ich: “Benzin, Super, unverbleit”. In Schweden sind die Treibstoffe mit der Oktanzahl beschriftet. Und dann stehen da noch ein paar Angaben über Zusatzstoffe; ich vermute, dass es sich dabei um so etwas wie (Bio-)Ethanol Zusätze handelt. Könnte aber natürlich auch Blei sein. Ich erinnere mich, dass früher die Angabe des richtigen Treibstoffes auf der Innenseite der Tankdeckelklappe des Autos stand, in unserem Wagen steht dort aber nur der Verweis auf die Bedienungsanleitung. In dieser wiederum befindet sich die Beschreibung verschiedener Motoren, die verschiedene Treibstoffe benötigen, und ein Verweis auf die Fahrzeugpapiere. Ich erinnere mich, dass Super ungefähr 95 Oktan entspricht, Google unterstützt diese Einschätzung, und also will ich 95 Oktan ohne weitere Zusätze tanken.

Ich stehe an der Zapfsäule und führe den Zapfhahn in die Einfüllöffnung am Auto, drücke den Hebel am Zapfhahn wie aus Deutschland gewohnt – und nichts passiert. Ich stelle fest, dass ich erst meine Bezahlkarte in ein Bezahlterminal, das etwas abseits steht, eingeben muss. Ich laufe also zum Bezahlterminal, gebe die Karte ein und hangle mich durch ein schwedischsprachiges Menü, in dem ich eingeben muss, welche Zapfsäule ich benutzen will. Ich gebe die Nummer der Zapfsäule ein und bekomme eine Fehlermeldung, dass diese gesperrt sei, weil der Zapfhahn nicht an der Zapfsäule hänge. Stimmt, den hatte ich ja bereits in die Tanköffnung des Autos gesteckt. Ich breche den Bezahlvorgang ab, entnehme die Karte, laufe zurück zum Wagen, hänge den Zapfhahn zurück an die Tanksäule, zurück zum Bezahlterminal, erneut die Karte eingeben. Ich wähle unsere Zapfsäule aus, gebe die Geheimzahl ein. Dann entnehme ich die Karte, wieder zum Wagen, und tanke wie ich es gewohnt bin. Nach etwa 40 Litern bricht der Tankvorgang ab, weil das Maximum des Bezahlvorgangs erreicht sei. Ich laufe noch einmal zum Bezahlterminal und versuche, dem Gerät eine Art Quittung oder Ähnliches zu entlocken, aber das gelingt mir (vor allem wohl wegen meiner bescheidenen Schwedischkenntnisse) nicht mehr.

Aber entscheidend ist: Der Wagen fährt wieder. Und beim nächsten Mal Tanken in Schweden ist das alles schon viel einfacher.

Molinarius

2017

Haushaltstechnik 2017, Großbritannien

Haushaltstechnikerfassung im schottischen Haushalt von Aleks. Was es nicht gibt: Fernseher, Desktop-PC, Festnetztelefon.

Das Internet kommt durch ein Kabel ins Haus. Der von British Telecom gestellte Router erzeugt daraus WLAN, das nicht bis zur Küche reicht.

Daran ändert auch das WLAN-Verlängerungsgerät in einer Steckdose auf halbem Weg nichts.

Für das Foto habe ich den Schalter an der Steckdose betätigt, damit niemand glaubt, die WLAN-Verlängerung scheitere nur am nicht fließenden Strom. Die meisten britischen Steckdosen haben solche Schalter. Der Grund dafür ist in Vergessenheit geraten. Hier kann man eine Erklärung nachlesen.

Alle elektrischen Leitungen sind voriges Jahr neu verlegt worden, weil ihre Vorgänger alt, textilummantelt und brandgefährdet waren. Seitdem gibt es auch einen neuen Sicherungskasten.

Vom alten Sicherungspanel existiert leider kein Foto. Es seien aber Glühfäden im Spiel gewesen.

Nur auf dem Dachboden sind noch Reste der alten Elektroinstallationen zu sehen:

Mit diesem noch ziemlich neuen Gerät kann man CDs abspielen und theoretisch auch Radio hören, was aber noch nie vorgekommen ist. Der Lautsprecher ist eingebaut.

Theoretisch wohl funktionsfähiger, aber nie benutzter Kamin, davor eine Sperrholzplatte, damit es nicht so zieht. Holz kostet in diesem waldarmen Land Sammlerpreise, außerdem hat Aleks kein Interesse an offenem Feuer im Wohnzimmer.

Rechts im Bild ein elektrischer Heizkörper, 2000 Watt. Er wird im Winter gelegentlich als Notheizung eingesetzt, weil er schneller reagiert als die regulären Heizkörper, deren Gastherme eine eigene Kammer bewohnt:

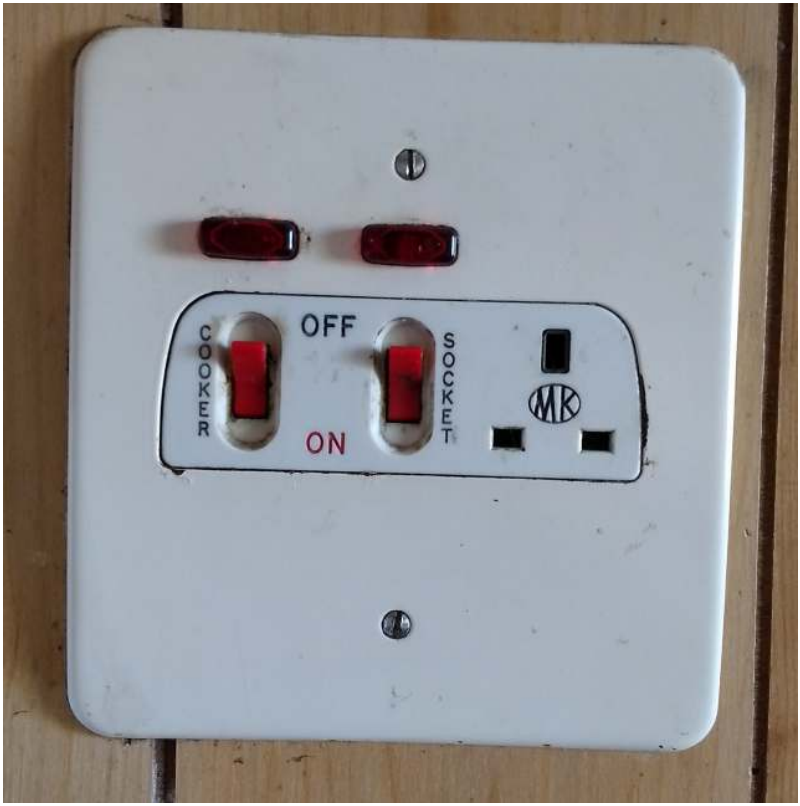
Von der Straßenseite kommt das Gas ins Haus. Wenn anderswo im Haus jemand das warme Wasser aufdreht, hört man hier den Gaszähler ticken.

Das Handtuchtrocknungsgestell im Bad hat keine Verbindung zum aktuellen Heizungssystem. Über seine Vorgeschichte ist nichts bekannt.

Das Licht im Bad schaltet man durch Ziehen an einer Schnur ein. So ist es vorgeschrieben in Großbritannien: entweder muss der Lichtschalter außen sein oder durch eine Schnur betätigt werden. Bis zur Renovierung des Bades gab es an der Wand außerdem noch einen elektrischen Heizstrahler, ebenfalls mit Schnur.

Der Herd, ein Creda Hallmark, könnte aus den 1970er Jahren stammen. Die Heizspirale rechts hinten funktioniert. Wenn man die anderen drei, den Grill (im oberen Fach) oder das Backrohr (unteres Fach) zu benutzen versucht, fliegt die Sicherung raus. Mit dem Schalter an der Wand lässt sich die Stromzufuhr zum Herd ein- und ausschalten.

Das alte Schalterpanel ist wegen seiner Schönheit erhalten, aber an nichts mehr angeschlossen.

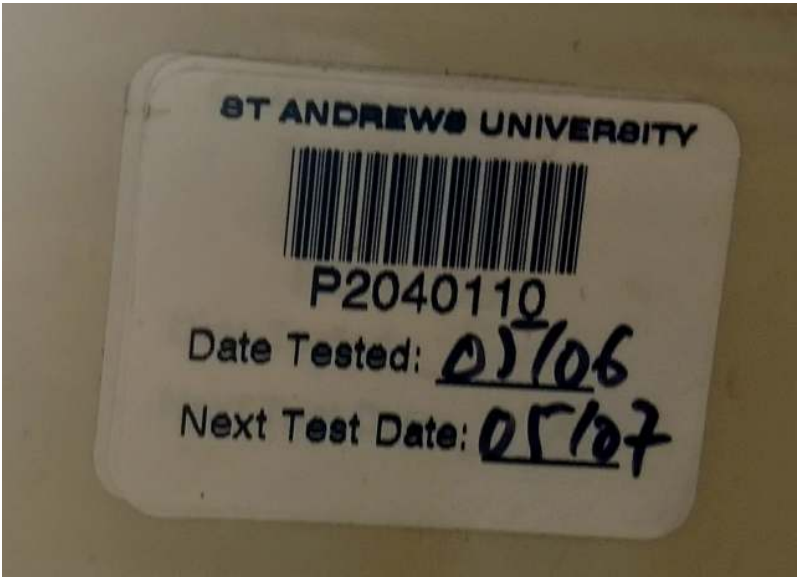


Links vom Herd steht die Waschmaschine, neu angeschafft 2014, ohne Timer. “Es war die zweitbilligste bei Argos.” Argos ist eine britische Ladenkette, in deren Filialen es nur einen laminierten Katalog zu sehen gab. Man wählte in der Filiale aus dem Katalog aus und gab seine Bestellung dann an einem Tresen auf. Diese Waschmaschine allerdings wurde online bestellt, denn die

Argos-Filiale in St Andrews existiert schon seit 2013 nicht mehr. “We’re never too far away”, warb ein Poster im Fenster der schließenden Filiale, und verwies auf die *regular bus services* nach Dundee, Cupar und Leven. Die drei Orte sind aber eigentlich schon eher weit entfernt, und zum Internet braucht man nicht mit dem Bus zu fahren.

Die Mikrowelle ist so alt, dass sie sich nicht googeln lässt.

Früher stand sie im Observatorium der Universität St Andrews, aber dort wird sie nicht mehr gebraucht und würde wohl auch die jährlichen technischen Prüfungen nicht überstehen.



Der kleine Kühlschrank wird im Winter ganz abgeschaltet, denn die Küche ist dann selbst kaum wärmer als das Innere eines Kühlschranks. Er enthält pro forma ein winziges Gefrierfach, an dem sich auch Eiskristalle bilden. Speiseeis muss man trotzdem sofort aufessen, am nächsten Tag ist es flüssig. Obendrauf ein Wasserkocher.

Kathrin Passig

3. August 2017

Fifty Ways To Bring Your Lovesong

Wir sind zu einer Hochzeit eingeladen und meine Gattin möchte dem Brautpaar gern ein Lied singen. Sie kennt auch einen Musiker, der anhand von ein oder zwei YouTube-Clips rasch einen Track ohne Gesangsstimmen basteln kann, der nicht nach Songsmith oder Casio-Keyboard klingt.

Dieser Track erreicht uns als MP3-Anhang an eine E-Mail. Ich lade ihn umgehend in die Dropbox hoch, sodass er auf sämtlichen Geräten verfügbar ist, und wir üben eifrig. Meine Frau ruft den Hochzeits-DJ an und stellt sicher, dass ein Mikrofon vorhanden sein wird. Der DJ möchte, dass wir den Track am liebsten als Audio-CD und „sicherheitshalber“ auf einem USB-Stick mitbringen.

Ich stelle keine Fragen, sondern krame einen CD-Rohling und einen Stick hervor und bespiele beide mit der Aufnahme. Da ich einmal dabei bin, kopiere ich sie auch noch auf eine SD-Karte und packe ein Kabel mit kleinem Klinkenstecker ein, mit dem sich unsere Smartphones an eine Anlage anschließen ließen. Der Track wird also den Austragungsort der Hochzeit auf mindestens fünf Arten erreichen.

Virtualista

3. August 2017

Ein Telefongespräch wird geplant

Wir sitzen auf einem Felsen und betrachten Seevögel. Diese Stelle ist nicht nur bei Vögeln und Birdern beliebt, es gibt hier auch einen Leuchtturm, eine Pokémon-Arena und sogar Handyempfang im Umkreis von etwa zehn Metern um unseren Felsen.

“Um neun wird mein Vater anrufen”, sagt Aleks, und um Punkt neun Uhr ruft sein Vater via Skype an. Aleks schaltet die Kamera ein, was in diesen Gesprächen sonst nicht geschieht, und wir zeigen den Eltern die Umgebung.

Dann wird die Kamera wieder ausgeschaltet und es geht um organisatorische Dinge: Der Vater wird Aleks nächste Woche vom Flughafen abholen. “Habt ihr was zu schreiben?”, fragt er. Ich halte Google Keep bereit. “Hab ich denn die richtige Nummer von deinem Handy … nein, ein Handy ist es ja nicht, du hast ja da jetzt so ein … Sprechfunkgerät.” Das Sprechfunkgerät ist als Scherz gemeint, dass das Smartphone kein Handy sein kann, ist aber wohl ernst. Für den Rest des Gesprächs bleibt es beim Sprechfunkgerät. “Ich glaube nicht, dass du die hast, ich hab ja eine neue”, sagt Aleks, “ich schick dir die.”[1] – “Gut, und hast du die Nummer von meinem Handy?” – “Nein, schick mir die bitte.”

Gemeint ist wohl: später per Mail. Ich muss also gar nichts aufschreiben. Aleks erklärt später, das sei ein wiederkehrendes Motiv in Gesprächen mit seinen Eltern: “Schreib dir das jetzt mal auf!” Die mündliche Übermittlung wichtiger Informationen gefolgt von Aufschreiben gelte ihnen nach wie vor als der zuverlässigste Weg.

Der Vater bittet noch, es gegebenenfalls lange klingeln zu lassen, er sitze dann im Auto und müsse zum Telefonieren erst anhalten. Wahrscheinlich wird aber sowieso alles ohne Telefon und Sprechfunkgerät klappen.

Kathrin Passig

3. August 2017

Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 1)

Wir haben daheim einen DSL-Anschluss von O2 (also eigentlich Telefonica). Lange Zeit hing an diesem Anschluss eine FritzBox, weil O2 uns ursprünglich einen Router geschickt hatte, der kein WLAN konnte. Im Frühjahr kündigte O2 nun die Zusendung eines neuen Routers an und nachdem der eingetroffen war, wurde offenbar irgendetwas umgestellt und die FritzBox kam erst

1. Update: Aleks vergisst die Nummer zu mailen, wird deshalb fünf Tage später noch einmal angerufen und muss seine Telefonnummer doch noch diktieren.

mal nicht mehr ins Netz. Außerdem bestand die Hoffnung, unser altes Analogtelefon, das seit Langem in einer Ecke liegt und Staub sammelt, an diesem Router betreiben zu können.

Ich schloss also den O2-Router an, gab diverse Codes ein und er schien zunächst einwandfrei zu funktionieren. Nach und nach häuften sich aber die Verbindungsabbrüche. Dabei läuft das WLAN problemlos weiter, hat aber keine Verbindung

mehr

per DSL hinaus in die Welt. Wenn wir dieser Tage eine Serienfolge per Netflix oder Amazon Prime schauen, besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass es zu einer unfreiwilligen Getränke- oder Pinkelpause kommt. Ein bisschen so wie früher im Kino, wenn nach der Werbung das Licht nochmal anging und der nervige Langnese-Eisverkäufer seinen Auftritt hatte.

Da sich diese Störungen üblicherweise nach 3-5 Minuten ohne unser Eingreifen wieder einrenken, nehmen wir sie wochenlang genervt hin. Meine Gattin allerdings aufgrund höherer Anwesenheitszeiten in der Wohnung sowie ihres größeren Serienbedarfs deutlich genervter als ich.

Am 3. August habe ich frei und meine Frau hat mich endgültig dazu breitgeschlagen, jetzt mal beim O2-Support anzurufen. Auf meinen Einwand „auf deren Webseite finde ich gar keine Support-Telefonnummer“ schickt sie mir direkt eine Message mit drei Service-Telefonnummern von O2. Widerstand ist zwecklos.

Erster Versuch: Meinen Anruf nimmt natürlich ein Voicemail-System entgegen und ich stelle fest, dass ich die Festnetznummer und die PIN des Vertrags brauche, der auf meine Frau ausgestellt ist. Nachdem ich diese Nummern herausgesucht habe zweiter Anruf bei O2. Nach erfolgreicher Legitimation lande ich in einer Warteschleife und die Stimme vom Band kündigt mir „Wartezeit voraussichtlich 30 Minuten“ an. Tatsächlich habe ich aber schon nach wenigen Minuten einen Mitarbeiter an der Strippe.

Ja, er hätte da schon mal einen Blick auf das Problem geworfen. In der Tat, das sähe er auch, da gäbe es viele Verbindungsabbrüche bei uns. Immerhin. Er möchte nun, dass ich den Router einmal vom Netz trenne und nach zwei

Minuten wieder anklemme und einschalte. Anschließend würden sie eine 24-Stunden-Messung durchführen und ich solle morgen wieder anrufen, um das Ergebnis zu besprechen.

Wir planen, in den darauffolgenden Tagen zu verreisen. Ich einige mich also mit dem Techniker darauf, dass ich am kommenden Montagmorgen wieder anrufe, um die weiteren Schritte zu besprechen.

(Fortsetzung folgt – Teil 2 hier)

Virtualista

4. August 2017

Leben und Sterben im Café

Ob er mal kurz an die freie Steckdose unter meinem Tisch darf?, fragt der Cafégast mit dem Laptop in der Hand. Aber diese Steckdose nutzt ihm leider nichts.

Früher gab es in Großbritannien wohl mal Stecker mit runden Kontakten.

Es ist ein guter Tag heute, das von der Uni subventionierte Café (Gratis-WLAN, Kanne Tee 1,60 £, zwei Pokéstops vor dem Fenster) war nicht so voll, als ich angekommen bin, deshalb habe ich eine eigene Steckdose. “You can use this one, I’m good”, sage ich zögerlich. “Oh, are you fully charged? I’m dying”, sagt der Mann. Und so fühlt es sich wahrscheinlich auch an.

Ortsüblicher Steckdosenanblick. (Mein Stecker ist bereits entfernt, für den kabelunfreundlichen Knick rechts kann ich nichts.)

Kathrin Passig

4. August 2017

Diabetes für Anfänger

Meine Gattin hat bei einer Routineuntersuchung einen leicht erhöhten Zuckerwert, woraus sich der Verdacht auf einen Schwangerschaftsdiabetes ergibt. Sie soll daraufhin zwei Tage lang ihre Zuckerwerte kontrollieren. Das dafür vorgesehene Messgerät bekommt man – anders als viele andere medizinische Hilfsmittel – rasch und umstandslos per Post zugeschickt. Es ist auch nicht klar, ob und wie man es zurückgeben muss – offenbar sieht die Herstellerfirma hierin den Beginn einer wunderbaren Kundenbeziehung.

In die Bedienung wurde sie bereits in der Arztpraxis eingewiesen: Aus dem stiftförmigen Gerät schießt auf Knopfdruck eine Nadel hervor. Mit dieser sticht man sich in einen beliebigen Finger und gibt dann einen Blutstropfen auf einen der Teststreifen, den man zuvor in das Messgerät eingeführt hat. Der Streifen saugt das Blut in das Gerät hinein, welches einem daraufhin den Blutzuckerwert auf seinem Display anzeigt.

Gemessen wird morgens beim Aufstehen sowie direkt vor und eine Stunde nach jeder Hauptmahlzeit. Diese Werte notiert meine Frau zusammen mit Angaben zu den Mahlzeiten in einem Begleitheft. In vorgedruckten Diagrammen ergeben sich daraus formschöne Verlaufskurven.

Nach zwei Tagen ist relativ klar, dass sie wohl keinen Diabetes hat. Ich darf das Gerät trotzdem nicht ausprobieren, da meine Frau weiß, dass es die gemessenen Werte auch speichert und dass bei der Folgeuntersuchung vermutlich diese Werte ausgelesen und verwendet werden.

Virtualista

4. August 2017

Mutmaßungen über Werbeanrufe

Im britischen Supermarkt enthält das Regal mit den Telefonen ausschließlich Geräte, die damit werben, dass sie Werbeanrufe blockieren: “Block Nuisance Calls”, “Nuisance Call Blocker”, “Premium Nuisance Call Blocker”, “The ONLY home phone to block up to 100% of Nuisance Calls”.

Zuerst vermute ich, dass die Briten unerträglich viele Werbeanrufe bekommen, weil die Gesetzeslage anders und schlechter ist. Aber flüchtiges Googeln ergibt, dass man dort in ähnlicher Größenordnung belästigt wird wie in Deutschland. Persönlich weiß ich darüber nichts, weil ich in Deutschland

seit der Abmeldung des Festnetzanschlusses 2003 keinen Werbeanruf mehr bekommen habe und es in Aleks' britischem Haushalt nie ein Festnetztelefon gab.

British Telecom kann Werbeanrufe offenbar seit Anfang 2017 zentral erkennen und ausfiltern. Denkbar wäre also auch, dass nur die Verpackung der Telefone neu ist und so tut, als sei der Callblocker eine individuelle Hardwareleistung, während es eigentlich um zentrale Software geht.

Ich bin diesem Regal nur begegnet, weil es zu einem normalen 24-Stunden-Riesensupermarkt gehört, den ich zwecks Lebensmittelkauf betreten habe. In Deutschland habe ich seit anderthalb Jahren nicht mehr vor einem Telefonregal gestanden. Vielleicht sieht es dort inzwischen genauso aus.

Kathrin Passig

6.8.2017

Auf der Suche nach der verlorenen Zeit

Mein Mann und ich waren drei Stunden abwechselnd Stand-Up-Paddeln, dann etwas spazieren und haben danach in einem Biergarten eine Kleinigkeit gegessen.

Als wir nach Hause kommen, halten wir deswegen ein spontanes kleines Nachmittagsschläfchen. Der Schreck folgt, als wir aufwachen. Es ist kurz vor 20 Uhr. In meiner Vorstellung dürfte es jetzt maximal 18 Uhr sein. Wo ist die Zeit hin, eben war doch erst 14 Uhr? Wir können unmöglich vier Stunden geschlafen haben!

Die Lösung ist einfach. Ich kann das FitBit befragen. Das FitBit trackt Puls und Bewegung und errät dadurch halbwegs zuverlässig, von wann bis wann man geschlafen hat.

Das FitBit sagt, wir hätten von 17:52 Uhr bis 19:53 Uhr geschlafen, also knapp zwei Stunden. Das ist dann wieder nicht ganz so beunruhigend. Ich habe offensichtlich nicht nur das Biergartenintermezzo in meiner Zeitrechnung vergessen, sondern auch die Zeit, die wir zu Hause vor dem Nickerchen rumgetrödelt haben, etwas unterschätzt. Gott sei Dank habe ich ein technisches Gerät, das das Rätsel um meine verlorene Zeit befriedigend auflösen konnte.

Anne Schüßler

6. August 2017

Ich kann das Internet nicht durchlesen und nicht einmal anhören und muss sehr viel weinen

Ich lege mich ins Bett und bekomme im selben Moment eine Bindehautentzündung in beiden Augen. Die Nacht verbringe ich weinend und schlaflos. Im Prinzip habe ich nichts gegen schlaflose Nächte und auch nichts gegen Krankheiten, man kann dabei so schön das Internet durchlesen, ganz ohne schlechtes Gewissen, weil man eigentlich was anderes tun müsste. Allerdings bekomme ich die Augen nur gerade so weit auf, dass ich den Weg zum Klo finde.

Mein nichtvorhandenes Verhältnis zu Podcasts habe ich schon beschrieben. Ich habe also keine leicht aufrufbaren Podcasts auf meinem Handy. Ich müsste erst irgendwie herausfinden, wo ich so was jetzt überhaupt herbekomme und wie es geht, und dann müsste es mich auch inhaltlich noch interessieren. Viel zu kompliziert, ich suche stattdessen bei YouTube nach "Two Minute Papers", das geht gerade noch.

Leider handeln die meisten Two Minute Papers von visuellen Sensationen. „You gotta see this!", sagt Károly Zsolnai-Fehér, und ich muss noch mehr weinen. Ich habe mir irgendwo eine Podcast-Empfehlung notiert, auf einem

Google-Keep-Zettel, glaube ich, aber der Zettel ist blau und ich kann kein Wort lesen und auch nicht herausfinden, wie ich die Zettelfarbe ändern könnte.

Am Morgen lasse ich mir von Aleks den Wikipediaeintrag “Bindehautentzündung” vorlesen und frage, ob er mir sein Kindle hier lassen kann. Das Kindlegerät kann nämlich – vermutlich aus den üblichen obskuren Rechtegründen – im Unterschied zur Kindlesoftware automatisch Bücher vorlesen. Aleks besitzt drei Kindles, findet aber keins davon. Ich weine weiter, bis es mir schließlich gelingt, in der Kindle-App am Handy die Hörbuchversion des Sachbuchs zu kaufen, das ich gerade lese. Also gerade noch gelesen habe, als ich noch lesen konnte.

Für 8 Euro bekomme ich das Buch dann von einem echten Menschen vorgelesen, nicht via Text-to-Speech wie auf dem Kindlegerät. Das ist ganz schön und ich schlafe sofort ein. Ich wache wieder auf, blättere mühsam zurück zu der Stelle, an der ich eingeschlafen bin, höre eine Seite und schlafe wieder ein.

Einige Stunden später kann ich wieder selber lesen und bewundern, wie die gerade vorgelesene Stelle im Text visuell markiert mitwandert. Auch umgeblättert wird während des Vorlesens selbsttätig. Weil ich so selten Auto fahre, fällt mir aber außerhalb von Bindehautentzündungen kein Einsatzzweck für diese Funktion ein, und nur für die seltenen Gelegenheiten, wo ich mal wirklich nicht aufs Handy schauen kann (beim Geschirrspülen vielleicht?), lohnt sich die zusätzliche Ausgabe kaum. Aber ich weiß jetzt, was zu tun wäre, falls ich mal Einschlafstörungen hätte.

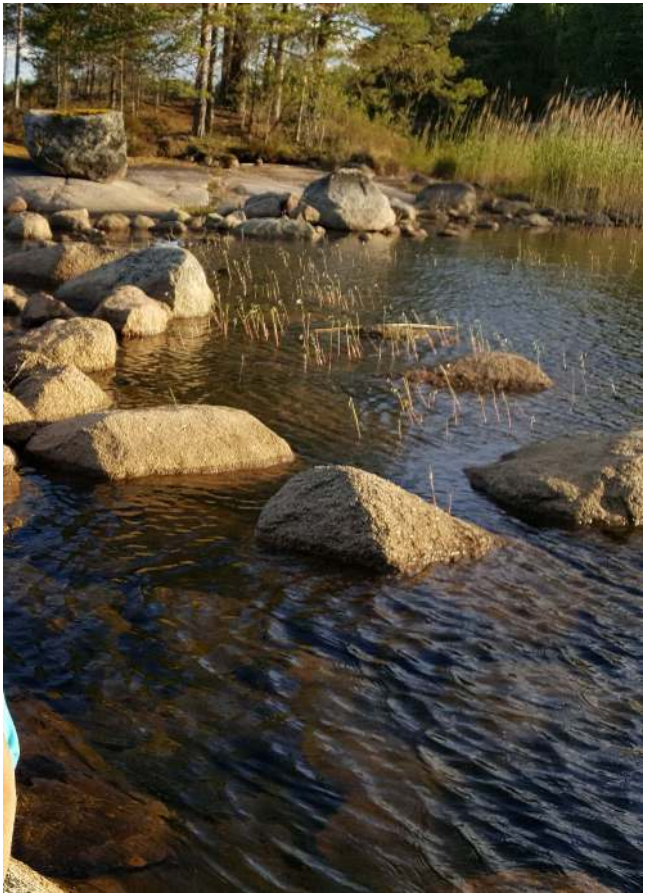
Kathrin Passig

Anfang August 2017

In Schweden mangelt es an Netzstrom, nicht an Netz

Das Internet ist ja voll von Schilderungen, dass in Deutschland die Mobilfunkabdeckung so schlecht und in anderen Ländern das mobile Internet viel besser und viel preiswerter sei. Und dann kommen die Rufe, dass Deutschland digital abgehängt würde, und die Erinnerung an Merkels “Neuland”-Äußerung, haha, und dass Deutschland ja EDGE-Land sei. Ich traue mich kaum, hier auch noch einmal in dieses Horn zu stoßen, aber:

Ich bin in Schweden. Zum Paddeln in der Wildnis. Es ist wirklich einigermaßen wild, der nächste Ort, gut 30 km entfernt, hat etwa 100 Einwohner; der nächste “größere” Ort ist noch wesentlich weiter weg und hat etwa 15 000 Einwohner.



Und in dieser relativen (für europäische Verhältnisse) Wildnis habe ich also fast durchgängig 4G (LTE) (teilweise 3G) mobiles Internet. Recht häufig zeigt das Smartphone sogar “4G+” in der Statusleiste an – ich erinnere mich nicht, diese Anzeige in Deutschland überhaupt schon einmal gesehen

zu haben. (Über die nicht ganz so supere mobile Internetversorgung in der süddeutschen Kleinstadt mit knapp 20 000 Einwohnern, in der ich mich beruflich recht häufig aufhalte, berichtete das TT bereits.)

Woran es jedoch beim wilden Campen in Schweden mangelt, sind – nicht ganz überraschend – Steckdosen zum Aufladen des Akkus. Obwohl ich also mobil ins Internet könnte, halte ich mich zurück, um für Notfälle noch Akkustrom übrig zu haben. Als ich nach ein paar Tagen wieder einen Campingplatz aufsuche, ist kostenloses WLAN selbstverständlich in der Übernachtungsgebühr (230 Kronen pro Nacht) enthalten (aber wer braucht bei 4G denn WLAN?), der dringend benötigte Stromanschluss am Zelt kostet 40 Kronen pro Nacht extra (die ich gerne bezahle, um Smartphone und Anker zu laden – obwohl ich zu anderen Gelegenheiten auch bereits das Smartphone an der Rasierapparat-Steckdose im Waschraum geladen habe).

Später dann, auf der Autofahrt zurück zur Fähre nach Deutschland: Bis zur Fähre 4G. Auf der Fähre schalte ich mobiles Internet wegen der teuren Roaminggebühren auf der Fähre aus (das neue Roamingabkommen, das mir ermöglicht, das mobile Internet in Schweden mit meinem deutschen Mobiltarif zu nutzen, gilt auf der Fähre nicht). Und dann, im Auto, kaum wieder in Deutschland. Ich traue mich kaum, es aufzuschreiben: EDGE! Es ist ein Gefühl von Heimat.

Und spätestens jetzt mache auch ich mir Sorgen um die digitale Zukunft Deutschlands.

Molinarius

6. Juli 2017

Baden gehen mit den Spind Doctors

Weil der Baggersee geschlossen (!!!) hat, fahre ich in ein nahe gelegenes Freizeitbad. Das erste Mal seit möglicherweise Jahrzehnten begebe ich mich in eine Badeanstalt! Wer weiß, was mich erwartet, womöglich ist modernes Badewasser nasser als früher oder alles komplett anders.

Die Jugend verbrachte ich ohnehin im Hallenbad, und sobald ich im Inneren des Gebäudes bin, umarmt mich der Chlorduft wie eine lange vermisste, muffige Tante. Ich versuche, mich zu orientieren. Eine Kabine ist schnell gefunden, denn ich bin früh dran. Beide Türen, die zum Ausgang führende und die, die zum Bad führt, stehen weit offen. Ich ändere das und zwei kleine Schnappriegel halten die nun geschlossenen Türen zu. Zwischen zwei robusten Kleiderhaken steht auf Augenhöhe “fn”, aber ich wundere mich nicht weiter. Erst beim Rausgehen sehe ich in einer anderen Kabine, dass das “fn” der Rest einer Beschriftung “Türöffner” ist. Und dass ich zuvor meine riesige Badetasche genau auf besagtem recht unscheinbaren Türöffner (Abb. 1) geparkt hatte. Aber das war nicht weiter schlimm, denn das Schnappriegelchen lässt sich auch von Hand ohne weiteres bewegen, und so hatte ich mich zuvor auch nur kurz über die etwas umständliche Schließtechnik gewundert. Wir hatten ja nix, damals, nur kleine, oft klemmende Eisenriegel. Und Kaumgummis, um die Spannerlöcher in den Kabinenwänden zuzustopfen. Die gibt es hier übrigens nicht, weil die Kabinen komplett aus intransparentem Glas sind.

Ich ziehe mich um und hänge meine Klamotten an einen mit Netz ausgestatteten Kleiderbügel. Solche hatten wir früher schon, nur war das Netz damals aus struppigem Draht. Jetzt ist es aus Nylon und etwas flexibler als damals.

Ich suche mir einen Spind und habe schon das Portemonnaie in der Hand, um passendes Kleingeld für das Spindschloss zu finden, als ich sehe, dass mit Kleingeld nichts zu machen ist. Die Zeichnung deutet an, dass man eine Chipkarte in das Schließgerät stecken soll. Die hab ich nicht, aber eine papierne Eintrittskarte mit Barcode. Ob die wohl geht? Sie geht nicht, aber das liegt an mir, wie ich kurze Zeit später herausfinde, denn ich habe versucht, die Karte an der falschen Stelle einzuschieben.

Das erklärt mir eine freundliche Mitarbeiterin des Bades, die gerade zufällig vorbeikommt. Sie zeigt mir, wie es richtig geht und meint auch gleich, man müsse sehr vorsichtig sein, es sei empfindlich. “Aber doch praktisch?”, meine ich, weil man ja die Karte eh bekomme und kein Kleingeld mehr brauche. “Ja, theoretisch” meint sie, aber tatsächlich gebe es Papierabrieb von

den Barcodekarten und das führe dann mit der Zeit dazu, dass die Schlösser nicht mehr richtig funktionierten. Man müsse dann ewig daran herumdoktern. “Oh je, klingt nach viel Ärger” sage ich, und die Dame scheint sich zu freuen, dass ich ihre Not verstehe.

Ich schließe meine Kleider ein, die Dame geht ihres Weges. Etwa zwei Sekunden später fragt mich eine junge Frau, ob ich weiß, wie das mit dem Schloss geht. Das tröstet mich gleich doppelt, denn erstens machen sie und ihr Mann den gleichen Fehler wie ich und zweitens kann ich mein neu erworbenes Spind-Doctor-Wissen gleich nutzen.

Mia Culpa

7.8.2017

Warum kompliziert, wenn’s auch ganz einfach geht?

Ich will ein PDF auf meinem Kindle (für Leute aus der Zukunft: ein e-Book-Reader der Firma Amazon) lesen, habe aber kein Kabel dabei. Mit dem Kabel ginge es einfach: Laptop und Kindle verbinden, Kindle wird als externer Speicher erkannt, Ordner öffnen, PDF reinschubsen, fertig.

Ich habe aber ja kein Kabel.

Also versuche ich es anders. Ich logge mich mit dem Kindle ins WLAN des ICEs ein. Das funktioniert schon mal, auch wenn ich erst im Browser auf den “Hier geht’s ins Internet”-Button klicken muss.

Dann rufe ich den Browser im Kindle auf und gebe den Link der Seite, über die ich das PDF abrufen kann, in die Adressleiste ein. Das geht schon mal nicht. Das Kindle sagt, dass es diese Seite nicht aufrufen kann.

Also anders: Ich gucke auf dem Rechner nach, wie der Direktlink zum PDF ist und gebe das dann in die Adressleiste ein. Das Kindle weigert sich nach wie vor, die Seite zu öffnen.

Also noch anders: Ich lade das PDF auf dem Laptop runter, schubse es auf die Dropbox, dem Cloudspeicherservice meiner Wahl, kopiere den externen Link auf das PDF, rufe bit.ly auf, um eine kürzere URL zu bekommen und gebe diese URL dann in die Adressleise des Kindle-Browsers ein. Erst vertippe ich mich einmal, beim zweiten Mal erscheint zumindest die erste Seite des PDFs im Browser. Viel mehr passiert dann aber auch nicht. Ich kann nicht weiterscrollen, und runterladen kann ich das PDF anscheinend schon mal gar nicht.

Ich frage mich, ob es noch irgendeinen Spezialinternettrick gibt, den ich hier anwenden kann, entscheide mich dann aber nach kurzem Nachdenken fürs Googeln.

Auf der Amazonseite erfahre ich, dass man PDFs aufs Kindle bekommt, indem man sie per Mail an seine Kindle-Adresse schickt. Die Kindle-Adresse finde ich nach kurzem Suchen in meinem Amazonkonto heraus. Ich gehe in mein Mailkonto auf dem Laptop, schreibe eine neue Mail an die Kindle-Adresse, hänge das PDF als Anhang an die Mail und schicke die Mail ab.

Kurze Zeit später wird das PDF auf mein Kindle geladen.

Ein bisschen traurig ist das schon. Ich hatte mich so gefreut, über den total abgefahrenen Spezialweg zu berichten, wie man PDF-Dateien ohne Kabel aufs Kindle bekommt und jetzt das. Einfach per Mail. Man kann quasi dabei zusehen, wie die Internet-Stealth-Skills verrotten, weil einfach immer alles geht.

Anne Schüßler

7.8.2017

Warum einfach, wenn's auch kompliziert geht?

Ich brauche einen Ausdruck vom Grundbuchamt. Grundsätzlich ist das kein Problem, allerdings habe ich keine Zeit, persönlich beim Grundbuchamt zu erscheinen, also muss es irgendwie anders gehen.

Nach einigen Irrwegen finde ich ein ausfüllbares PDF im Internet. Wenn man die Postleitzahl der Adresse angibt, wird sogar das zuständige Grundbuchamt eingetragen. Man kann also alles am Rechner ausfüllen und muss den Antrag dann aber noch ausdrucken und unterschreiben.

Dann soll man den Antrag am besten mit der Post schicken, Fax geht aus. Post dauert mir zu lange, ein Faxgerät habe ich nicht und wo im Büro eins sein kann, weiß ich auch nicht. Ich denke mir, dass ich vielleicht auch damit durchkomme, den Antrag zu fotografieren und per Mail zu schicken und suche irgendwelche Informationen darüber im Internet.

Als ich endlich die Seite des Düsseldorfer Grundbuchamts mit den Kontaktinformationen finde, steht da relativ eindeutig, dass man lieber nicht per Mail schicken soll. Eigentlich steht es da gar nicht so eindeutig, mir ist vollkommen unklar, wo die Mail dann landet und ob sie auch bearbeitet wird, es wird generell einfach davon abgeraten, Dinge per Mail zu schicken, obwohl es technisch geht und es auch eine Mailadresse gibt.

Also vielleicht doch Fax. Ich erinnere mich daran, dass man ja auch per Internet Faxe schicken kann, ich habe das sogar schon mal gemacht. Ich google also nach Faxdiensten im Internet und finde relativ schnell heraus, dass auch die Post sowas anbietet. Dunkel erinnere ich mich daran, dass ich mal irgendwann einen ePost-Zugang beantragt habe, allerdings habe ich natürlich sämtliche Zugangsdaten vergessen. Ich lasse mir also per Mail meinen Benutzernamen zuschicken und finde so tatsächlich in mein ePost-Konto.

Jetzt also den abfotografierten Antrag per Fax schicken. Dafür brauche ich eine Faxnummer. Auf dem Antrag steht sie schon mal nicht. Nach etwas Rumgesuche finde ich die Faxnummer der Zentrale des Düsseldorfer Amtsgerichts heraus, aber eigentlich würde ich das Fax gerne direkt an die Grundbuchabteilung schicken.

Nach deutlich mehr Rumgesuche finde ich auch die Seite mit allen Faxdurchwahlen. Für das Grundbuchamt gibt es drei Durchwahlen, dafür klickt man auf einen Link, der ein PDF öffnet, in dem die drei Durchwahlnummern

stehen. Natürlich steht nicht dabei, welche Durchwahl wofür ist oder ob es egal ist, also nehme ich einfach die erste, kopiere die Nummer in das passende Feld des Faxversandformulars, hänge noch das Foto daran und versende.

Es dauert lange. Sehr lange. Noch länger.

Irgendwann wird mir eine rote Meldung angezeigt, dass die Faxnummer ungültig ist. Ich prüfe noch mal nach, sehe keinen offensichtlichen Zahlendreher oder Tippfehler und nehme dann einfach doch die Nummer der Zentrale. Es dauert immer noch lange, aber diesmal bekomme ich irgendwann eine Empfangsbestätigung.

Es fühlt sich die ganze Zeit so an, als würde das Düsseldorfer Amtsgericht wirklich am allerallerliebsten nur Dinge mit der Post bekommen. Emails werden einem madig gemacht und selbst das Faxen muss man sich mit hartnäckiger Faxnummerrecherche erst verdienen.

Ob das Fax angekommen ist und wie lange es wohl dauert, bis mein Antrag bearbeitet wird, diese Fragen sind sowieso noch offen.

Anne Schüßler

7. bis 9. August 2017

Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 2)

Hochmut kommt vor dem Supportfall

(Teil 1 hier)

An diesem und an den folgenden Tagen versuche ich morgens ab 8:00 Uhr die O2-Hotline zu erreichen um meinen Dialog mit dem Techniker wieder aufzunehmen. Dazu muss ich erneut meine kleine Litanei aufsagen. Ja, ich bin einverstanden, dass das Gespräch aufgezeichnet wird. Nein, es geht nicht um das Mobiltelefon, von dem aus ich anrufe. Dann alle Ziffern der Festnetznummer, dann den Grund des Anrufs, dann die persönliche Kundenkennzahl.

Ich muss hier kurz einflechten, dass ich eigentlich stets der Meinung war, dass man mit einer gewissen technischen und menschlichen Grundkompetenz und reichlich Hartnäckigkeit auch dem abweisendsten Kundensupport auf Dauer die Dienstleistung abtrotzen kann, die eigentlich seine Daseinsberechtigung darstellt. Meine Hausverwaltung hat dieses Selbstbild schon einmal stark ins Wanken gebracht. Aber das ist nichts gegen den Sumpf, in den zu geraten ich nun im Begriff bin.

Meinen ersten Anruf muss ich nach 30 Minuten in der Warteschleife beenden, weil ich etwas anderes zu erledigen habe. Wie man das so macht, schalte ich während der Warteschleifendudelei das Telefon auf Freisprechen und lege es irgendwo in Reichweite ab. Beim zweiten Versuch berühre ich leider nach gut zehn Minuten versehentlich das FaceTime-Symbol auf dem Touchscreen, woraufhin der Anruf abbricht. Von da an bewege ich das Telefon bei laufendem Anruf nur noch mit äußerster Vorsicht.

Später am Tag probiert es meine Frau nochmal. Das führt zu der Erkenntnis, dass man nach einer Stunde mit dem freundlichen Hinweis „wir möchten Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen“ aus der Warteschleife geworfen wird. Den fröhlichen Spruch „wir haben unseren Kundenservice für Sie optimiert!“, mit dem einen die Bandansage bei jeder Runde aufs neue begrüßt, glaubt man ja schon beim ersten Mal nicht, aber nachdem weitere Anrufe an den folgenden Tagen genauso unergiebig verlaufen, macht sich erst Frustration, dann Zorn breit.

(Fortsetzung folgt – Teil 3 hier)

Virtualista

9. August 2017

Wie ins Gesicht gedruckt

Ich brauche eine neue Brille. Die alte ist abgewetzt, die Scharniere wackeln, aber vor allem sind die Gläser verkratzt. Die Sehstärke passt noch sehr gut, zumindest für das weiträumige Sehen. Nur werden die Arme langsam zu kurz. Schon bei der letzten Brille hatte ich im unteren Teil der Gläser eine leichte Lesebrillenkorrektur. Man hat mir das als “Wellness-Brille” verkauft, worauf ich nur etwas schief gegrinst habe. Mir egal, wie das heißt, Hauptsache ich kann gut gucken. Und die ersten Jahre waren mit der Brille super. Dennoch besteht inzwischen wieder Handlungsbedarf, seit ich zur normalen Brille noch ein 2,95€-Lesegestell aufsetze. Damit sehe ich gut, aber bekloppt aus. Das lässt sich ja eigentlich auch in einer Brille vereinen (also das gute Sehen im Nah- und Fernbereich . . .)

Nun sollte also ein neues Modell her. Bei einem Spaziergang in Berlin-Kreuzberg komme ich an einem kleinen Optikerladen vorbei, in dem sich etwas im Schaufenster bewegt. Und zwar ein 3D-Drucker, also ein Gerät, das ich ja sowieso höchst spannend finde.

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

Kurz darauf betrete ich den Laden und schaue mich ein wenig um. Rechts an der Wand hängen nebeneinander diverse Modelle. Untereinander sind auf den ersten Blick die gleichen Brillen zu finden. Sie unterscheiden sich aber tatsächlich in der Größe.

Relativ zügig finde ich ein Gestell, das mir gut gefällt. Ich wähle eine Größe aus, stelle aber fest, dass die Bügel zu lang sind. Kein Problem, es kommen die eines kleineren Modells dran. Als nächstes wird

mit einem Handy

ein Foto von mir ohne Brille aufgenommen, das umgehend in einer Software auf einem Laptop erscheint. Dazu wird ein passendes digitales Abbild der Brille geladen und mir aufs Gesicht gelegt.

Mir gefällt das alles schon sehr gut, allerdings könnte ich mir die Brille insgesamt etwas gedrungener vorstellen. Auch an der Nasenauflage könnte eine kleine Änderung nicht schaden. Schnell wird der Editier-Modus der Software aktiviert und es erscheinen an den Bögen und Ecken des Brillengestells Ziehpunkte, wie man sie aus CAD-Software kennt. Damit wird die eine Hälfte des Brillenmodells an meine Vorstellungen angepasst und auf die andere Hälfte übertragen. Das Ergebnis sehe ich gleich am Rechner und gebe die Produktion in Auftrag. Das wird, wie man mir sagt, ein bisschen dauern, da das Brillengestell nicht etwa mit dem 3D-Drucker im Schaufenster hergestellt wird. Dort werden nur erste Entwürfe, die komplett plan sind, gedruckt.

Die Gestelle, die in den Verkauf gehen, stammen aus einem Rapid-Prototyping-System, das, wenn ich das richtig verstanden habe, mit Stereolithografie arbeitet: In einem Bad mit flüssigem Kunststoff, der bei Einwirkung einer bestimmten Lichtintensität aushärtet, fährt ein Laser schichtweise die Kontur ab, wo der Kunststoff fest werden soll. So entsteht meine neue Brille, die ich ein paar Tage später abholen kann. Sie ist extrem leicht, wirkt recht stabil und trägt sich auf Anhieb sehr komfortabel.

Markus Winninghoff

August 2017

Die Flughafenisierung des Bahnhofs

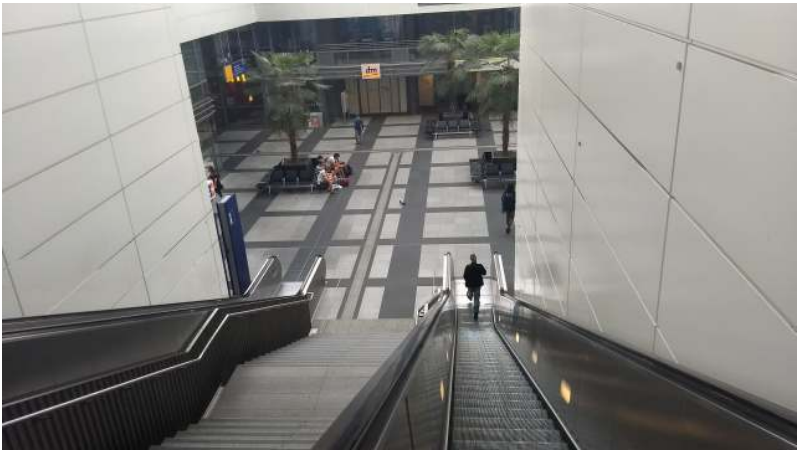
Im Bahnhof Berlin-Südkreuz haben sie jetzt irgendwas mit Gesichtserkennung eingeführt, das habe ich bei Twitter gesehen, aber gleich wieder vergessen. Bis es mir dann heute beim Betrachten des Fußbodens im Bahnhof wieder einfällt.

Die weiße Spur markiert die Strecke, die man nehmen sollte, wenn man anonym bleiben möchte. Auf dem blauen Weg wird man gesichtserkannt. Jetzt ist es natürlich zu spät, aus dieser Information noch irgendwelche Konsequenzen zu ziehen, wir sind schon mehrmals durch die Bahnhofshalle gegangen und bestimmt von allen Seiten gesichtserkannt worden.

Auch am oberen Ende der Rolltreppe wird man darauf hingewiesen:

Im restlichen Bahnhof gibt es wohl nur die ganz normale Videoüberwachung.

Am östlichen Treppenaufgang: keine markierten Fußwege, keine Hinweise.



Aleks bemerkt, dass es so eine Zwischenlösung wohl nur in Deutschland gibt, schon weil man dazu dem Staat vertrauen muss, dass der weiße Fußweg wirklich nicht erfasst wird – und schon gar nicht *erst recht* erfasst wird, weil diejenigen, für die die Polizei sich interessiert, ja bestimmt diesen Weg nehmen würden. In anderen Ländern, vermutet er als Bewohner Großbritanniens, fehlt den Bürgern dieses Vertrauen und man geht davon aus, dass der Staat sowieso alles überwacht und gesichtserkennt, ohne einem das mitzuteilen. So ähnlich ist es auch, jedenfalls seit 2014.

Für die Techniktagebuch-Akten: Ich habe keine ausgeprägte Meinung zu dem Pilotprojekt. Die Vorstellung, bei jeder sich bietenden Gelegenheit identifiziert zu werden, gefällt mir nicht besonders, die in den letzten Jahren unweigerlich zugunsten von "mehr Sicherheit" ausgehende Abwägung zwischen Freiheit und Sicherheit auch nicht. Meine Fingerabdrücke, Fotos und Bewegungsdaten sind aber sowieso schon überall, und mir fällt kein Beispiel dafür ein, dass jemals etwas technisch Machbares nicht eingeführt wurde, nur weil es Freiheiten beeinträchtigt. Ich wähle Parteien, die nicht ganz so energisch wie andere Parteien dafür eintreten, verspreche mir davon aber wenig und gehe davon aus, dass aus dem Pilotprojekt ein Dauerzustand werden wird.

Kathrin Passig

10.08.2017

Ich schicke mir selbst ein Foto und bearbeite es zwischendurch noch mit dem Facebook-Messenger

Mein Fiat 500 Kombi braucht eine kleine Inspektion: Ölwechsel, Keilriemen spannen, Ventilspiel einstellen, sowas.

Das klappt auch alles gut, im Lager finde ich auch noch eine neue Ventildeckeldichtung. Dummerweise passt sie nicht genau. Also möchte ich in einer Facebookgruppe nach einer guten Ersatzteilquelle fragen.

Ich habe schon begonnen, den Eintrag in der Facebookgruppe zu posten, als mir einfällt, dass sich ein Foto immer gut macht, um Aufmerksamkeit zu erregen. Das Foto mache ich mit dem Handy. Wie kommt es jetzt aber möglichst elegant in das Macbook und in den halb fertigen Beitrag? Außerdem würde ich gern noch etwas markieren, um das Problem hervorzuheben.

Schon ein paar Mal habe ich mir selbst über den Facebook-Messenger Links oder eben auch Fotos zugeschickt, und mir fällt glücklicherweise auch ein, dass man zumindest in der Mobilversion in den Fotos herummalen kann.

Also rufe ich meinen Einpersonen-Chat auf, schicke mir das Bild, tippe es an, male eine Markierung hinein und schicke es mir erneut zu. Am Macbook ziehe ich das angeklickte Bild auf den Schreibtisch und von dort in den angefangenen Beitrag. Schon nach wenigen Sekunden tröpfeln Lösungen für mein Problem herein.

Markus Winninghoff

10. und 11. August 2017

Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 3)

Der perfekte Sumpf

(Teil 2 hier)

Nun wäre einzuwenden, dass, wenn man sich wiederholt die Stirn blutig schlägt, es auch daran liegen könnte, dass man an einer Stelle durch die Wand will, an der sich gar keine Tür befindet. Vielleicht hat mich das eine kurze Telefongespräch, das ich mit einem Menschen

im O2-Support

führen durfte, auf eine ganz falsche Fährte gelockt. Vielleicht sind Scharen diensteifriger Helfer mit Chatten, Twittern und Mailen beschäftigt und haben deshalb keine Zeit, weitere Anrufe meinerseits entgegen zu nehmen?

Ich wende mich also erneut der O2-Webseite zu, um ganz unvoreingenommen den bevorzugten Kommunikationskanal für Kundensupport zu finden. Es gibt auf der Website neben sehr viel Eigenwerbung tatsächlich auch zwei kleine Einträge *DSL Störung* und *DSL-Hilfe*. Hinweise auf Chat oder E-Mail finde ich hingegen keine.

Unter

DSL Störung entdecke ich die Nummer einer Störungshotline. Es ist eine andere Nummer als die bisherige, daher probiere ich sie gleich aus. Leider lande ich bei demselben Voicemail-System wie zuvor. Nur endet diesmal, nachdem ich mich mittels der in Teil 2 beschriebenen Litanei „legitimiert“ habe, das Telefonat mit der Ansage „Sie rufen außerhalb der Öffnungszeiten unserer Störungshotline an.“

Es gibt außerdem auf der Webseite mehrere Verweise auf die *O2-Community*, wo einem offenbar in verschiedenen Foren in allen Fragen Trost und Beistand zuteil wird. Wie man sieht, klappt auch das in meinem Fall nur so mittelgut.

Aktionen · Nicht mehr im Posteingang folgen · Als ungelesen markieren

Ständig DSL-Erbindungsabbrüche in Router, Software, Internet & Telefonie

[redacted] fragte vor 14 Stunden

Hallo liebe Community, wir haben hier mit unserem DSL ständig Verbindungsabbrüche. Beim telefonischen Support erreiche ich niemanden - nach einer Stunde wird man aus der Warteschleife geworfen. Gibt es bei O2 irgendjemanden, der sich für diese Art von Problemen verantwortlich fühlt und - wenn ja - wie erreicht man denjenigen?

Gefällt mir (0) · Kommentar hinzufügen · Teilen

1 HILFREICH

2 Antworten — 1 neues Update

rentek (auf [redacted]) vor 12 Stunden

Zieh mal am Router alle Kabel ab und lasse ihn für ca. zwei Minuten stromlos. Danach wieder alle Kabel anstecken und Stromversorgung herstellen und testen, ob das Problem behoben ist.

1 Person fand dies hilfreich

Gefällt mir (0) · Hilfreich · Antworten · Aktionen

Fuchs hat **rentek**s Antwort als hilfreich markiert

[redacted] Vor weniger als einer Minute

Hallo, das ist ja sehr freundlich, dass Ihr hier den Hinweis wiederholt, den einem auch die Bandansage der O2-Hotine gleich als erstes gibt. Haben wir natürlich schon probiert und hat das Problem nicht behoben.

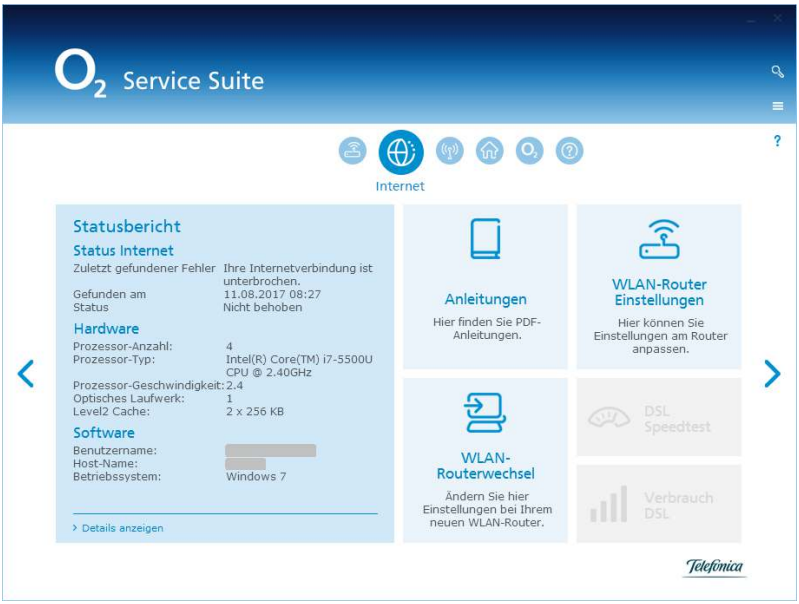
War auch nicht die Frage. Die lautete "Wie erreicht man jemanden im O2 Support?"

Gefällt mir (0) · Hilfreich · Antworten · Aktionen

Auf Original-Frage antworten

Meine Gattin wirft einen kurzen Blick auf diese Konversation und meint „das sind doch Bots, oder?“

Als dritte Variante gibt es eine PC-Software namens *O2 Service Suite* zum kostenlosen Download. Klingt nicht schlecht – vielleicht kann ich damit in Eigenregie eine Diagnose erstellen oder sogar Abhilfe schaffen. Leider wird auch diese Hoffnung enttäuscht. Die Software meldet wahlweise „Status Internet: Es ist kein Fehler bekannt.“ oder eben „Ihre Internetverbindung ist unterbrochen“. Also ungefähr das, was ich mit jedem anderen Tool – einschließlich ‘ping’ – auch feststellen kann.



Unter “Details anzeigen” gibt es allerhand Angaben zur Hardware und Konfiguration meines Rechners und auch eine Liste aller verfügbaren WLAN-Netze, aber leider keine Daten des Routers oder der dahinter liegenden Verbindung.

Tatsächlich ist mein Eindruck, dass die Verbindungsqualität seit meinem ersten Anruf bei O2 noch deutlich nachgelassen hat. Also von so einem Aussetzer alle zwei Stunden hin zu mehreren pro Stunde.

Ich habe mich

natürlich

zwischenzeitlich auch mal auf dem Router eingeloggt. Dort findet sich aber auch keine Störungsanzeige, Logdatei o.ä., die einem bei der Bestimmung oder Behebung der Verbindungsprobleme weiterhelfen könnte.

Nun bliebe noch der Gang in einen der in Berlin reichlich vorhandenen

O2-Shops. Die O2-Variante dessen, was bei Apple der *Genius* ist, heißt *Guru*.

(Fortsetzung folgt – Teil 4 hier)

Virtualista

März 2017 bis heute

Aus dem Leben einer Cyborgstudentin (1. Teil)

Zufällig bin ich beim Lesen des Techniktagebuchs auf diesen Beitrag gestoßen. Da ich selber zu einer dieser Cyborgstudentinnen mit Diebstahlsicherung am Arm gehöre, möchte ich dem Wunsch, dass sowas mal aufgeschrieben gehört, gerne nachkommen.

Im Mai 2016 wird bei mir Typ 1 Diabetes mellitus diagnostiziert. Von da an bin ich nun darauf angewiesen, mir mehrfach am Tag mit einer Stechhilfe in den Finger zu pieksen und mit einem Tropfen Blut, einem Messgerät und zugehörigen Teststreifen den Blutzucker zu messen.

Schon bald erfahre ich über das Internet, dass das heutzutage aber auch einfacher geht: Es gibt verschiedene Systeme zur kontinuierlichen Blutzuckermessung, man unterscheidet generell zwischen CGM (Continuous Glucose Monitoring) und FGM (Flash Glucose Monitoring). Beim im oben verlinkten Techniktagebuchbeitrag erwähnten System des FreeStyle Libres

handelt es sich um ein FGM, das bedeutet im Klartext: Der Sensor misst zwar dauernd den ~~Blutzucker~~ Gewebezucker, die Nutzerin muss ihn allerdings immer nach dem aktuellen Wert "fragen". Darin besteht auch der große Unterschied zum CGM, diese Systeme verfügen über eine Alarmfunktion, die die Trägerinnen bei zu hohen oder zu niedrigen Werten warnt; manche dieser Systeme sind sogar mit einer Insulinpumpe koppelbar, sodass diese im Fall einer Unterzuckerung ausgeschaltet wird, um ein weiteres Absinken des Blutzuckers zu verhindern.

Anfang 2017 besorge ich mir also eine Verordnung vom Arzt über zunächst zwei der gewünschten Freestyle Libre Sensoren. Aufgrund eines Problems mit dem Rezept und der Bearbeitungszeit durch die Krankenkasse dauert es bis Ende März 2017, als endlich das erste Paket Sensoren bei mir eintrifft.

Es gibt zwei vom Hersteller vorgesehene Möglichkeiten um den Sensor auszulesen: ein spezielles Lesegerät sowie eine Smartphone App. Letztere ist meines Wissens aktuell nicht für iPhones verfügbar, da diese ihr NFC nicht für fremde Entwickler freigeben, sodass der Sensor nicht ausgelesen werden kann. Doch auch bei Androidtelefonen kann es zu Problemen kommen, da in manchen Smartphones die NFC-Technik so "stark" (ich verfüge an dieser Stelle nur über gefährliches Halbwissen und bitte, das zu entschuldigen) ist, dass sie den Sensor zerstören. Für diese Smartphonemodelle ist die offizielle App des Herstellers dann auch gar nicht verfügbar. Versucht man es mit einer anderen, zum Auslesen des Sensors entwickelten App, erscheint ggf. die Warnung, dass das entsprechende Modell den Sensor beschädigen kann. Ignoriert man diese Warnung, kann man den Sensor dann genau einmal auslesen – danach wird er von allen anderen Geräten als beschädigt erkannt und soll ausgetauscht werden. (Ja, ich spreche da aus Erfahrung, aber lassen wir das.)

Es ist also möglich, den Sensor sowohl mit dem Lesegerät als auch mit dem Smartphone auszulesen, dazu ist aber eine bestimmte Aktivierungsreihenfolge zu beachten. Ist der Sensor gesetzt, muss man zunächst mit dem "richtigen" Messgerät über den Sensor fahren. Das Gerät meldet dann, dass ein neuer Sensor erkannt wurde und fragt, ob dieser aktiviert werden soll. Da-

nach läuft ein Countdown von 60 Minuten runter, den man abwarten muss, bis man die ersten Messdaten erhalten kann. Will man nun auch sein Smartphone zum Auslesen nutzen, muss die Aktivierung mit dem Telefon innerhalb dieser 60 Minuten des Countdowns geschehen, danach ist sie mit der offiziellen App des Herstellers nicht mehr möglich. Andere Apps können allerdings auch ohne Aktivierung auf die Daten zugreifen. Begeht man den Fehler, den Sensor aus Versehen **als erstes** mit dem Smartphone zu aktivieren, ist eine Aktivierung mit dem Lesegerät danach nicht mehr möglich, es kann fortan nur noch mit dem Smartphone ausgelesen werden.

Als ich meine ersten Sensoren erhalte, besitze ich allerdings noch kein Messgerät, da dieses nicht auf der Verordnung des Arztes aufgeführt war; ich soll es 12 Tage später beim nächsten Termin in meiner diabetologischen Praxis erhalten. Da ich aber zu ungeduldig bin, mit der Benutzung des Sensors bis zum Erhalten des Lesegerätes zu warten, setze ich mir den Sensor kurzerhand selbst und aktiviere ihn mit dem Smartphone.

*@isabellio_*

11. August 2017

Handygebrauchskritik 2017

Zwölf Leute sind unterwegs von einem Pokémon-Go-Raid zu einem zweiten und heilen unterwegs die beschädigten Monster. “Alle glotzen se auf ihre Handys”, sagt der Mann auf der Parkbank missmutig, “alle am Navigieren, wa? Wisst ihr denn, wo ihr seid?” “Wildenbruchplatz, Neukölln!”, rufen die Pokémonisten.

Ich schreibe das auf, um zu dokumentieren, dass man auch 2017 noch häufig in der Öffentlichkeit für den Blick aufs Handy kritisiert wird. Die Vermutung, das diene der Navigation, habe ich heute aber zum ersten Mal gehört.

Kathrin Passig

11.08.2017

Ein dank Streaming sehr entspannter Serienabend (fast)

Eine Freundin möchte zum *Downton Abbey* schauen zu mir kommen. Angefixt wurde ich mit der Serie, weil mir Freunde die erste Staffel auf DVD zum Geburtstag geschenkt haben. Natürlich kaufe ich mir die folgenden Staffeln nicht auf DVD, denn sie sind praktischerweise in der Amazon Prime Mitgliedschaft bei Prime Video enthalten, sogar in der OV.

Also machen wir es uns gemütlich und ich starte auf meinem großen 23 Zoll-Bildschirm den Stream, doch wie so oft macht mein Internetanschluss Probleme. Ich habe eine reine Internetflatrate über Kabel gebucht, denn in unserer WG besitzt sowieso jeder ein eigenes Smartphone mit eigener Nummer und ein Festnetztelefon macht da nur Umstände. Mein Paket nennt sich höhnisch “COMFORT 60” und bietet angeblich bis zu 60 Mbit/s im Download. Doch der Stream ruckelt und stoppt, die Qualität schwankt zwischen “welcher Charakter könnte da gerade die Treppe herunterkommen?” bis hin zu “wow, die Augenbrauen sind ja perfekt gezupft”.

Ich versuche, die Prime Video App auf meinem Android Tablet zu installieren, denn dort (nicht aber auf meinem PC mit Windows 7) ist es möglich, Filme für den Offlinemodus herunterzuladen. Die Installation ist nicht möglich, da der Download der App immer wieder abbricht.

Ich nutze schließlich meine mobilen Daten des Smartphones mit Hotspot, um die App herunterzuladen und installieren zu können.

Schließlich geht beim WLAN gar nichts mehr, ich erhalte mit keinem meiner Geräte ein WLAN Signal und auch der Neustart des Routers schafft keine Abhilfe. Ich entschließe mich dazu, mein Datenvolumen für den Monat zu opfern und lade über den Hotspot meines Smartphones eine Folge in mittlerer Qualität herunter. Das funktioniert gerade so schnell, dass während des Schauens einer Folge die nächste heruntergeladen wird. Hätte ich einen HDMI Adapter für mein Tablet, könnten wir die Serie sogar trotzdem auf dem großen Bildschirm anschauen, aber so schauen wir auf dem Tablet und hören den Ton über meine Bluetoothbox. Das ist zwar nicht perfekt, aber wenigstens müssen wir nicht durch die halbe Stadt zu meiner Freundin nach Hause fahren, um ihr Internet nutzen zu können.

Am nächsten Morgen geht unser WLAN plötzlich wieder. Ich versuche, mich darüber zu freuen, dass es trotz fehlendem WLAN mit dem Serienabend geklappt hat, anstatt mich über das unzuverlässige WLAN zu ärgern. Es klappt.

Maya

12.8.2017

Das Foto muss zu Angela

Ich sitze nach einer Hochzeitsfeier in der Regionalbahn und möchte Angela Bilder von meiner Großcousine schicken.

Zumindest ein Bild habe ich mit dem Handy gemacht, das ist also kein Problem. Facebook Messenger auf, Bild auswählen, abschicken.

Die anderen Bilder sind aber auf der guten Spiegelreflex und natürlich könnte ich jetzt den Laptop rauskramen und die Bilder im Zug auf den Rechner spielen, alle benötigten Kabel und Geräte habe ich dabei, aber ich bin zu müde und zu faul und habe zu wenig Platz.

Also lasse ich mir das Bild einfach als Vorschau im Kameradisplay anzeigen und mache dann ein Foto davon auf dem Handy und schicke es Angela zu. Das funktioniert erstaunlich gut. Angela hat zwar jetzt auch diverse Metainformationen zum Bild, und ein bisschen Regionalbahnlichtreflektion, aber sie soll das Foto ja auch nur angucken und nicht ausdrucken und einrahmen.

Anne Schüßler

12.8.2017

Alle sollen das Wort Gottes hören können

Wir sind wegen einer Trauung in einer Kirche, genauer gesagt in der evangelischen Kirche in Bergisch-Neukirchen (die übrigens sehr alt und hübsch ist).

Schon während der Trauung fallen mir Schilder auf, die rechts und links an den Bankreihen angebracht sind. Beim Verlassen der Kirche kann ich dann genauer lesen und erfahre, dass hier wohl auf einen besonderen Service für Hörgerätinhaber hingewiesen wird. In der Kirche kann man über Induktions-Leitung hören. Dazu muss man das Hörgerät auf T stellen.

Ich kenne mich mit Hörgeräten nicht aus und habe keine Ahnung, was diese Worte bedeuten, aber ich halte es zumindest für dokumentierwürdig, mache ein Foto und beglückwünsche dann Braut und Bräutigam.

Anne Schüßler

August 2017

Mein Necessaire

(1) USB-Netzteil (2) Ohrhörer (nicht penetrierend) (3) Micro-USB-Kabel (4) Mini-USB-Kabel (5) Analoges Eingabegerät (6) AAA-Batterien (7) AA-Batterie (8) USB-Stick mit den lebenswichtigen Dateien (entbehrlich, wenn man an die Cloud glaubt) (9) SD-Kartenleser

Das führe ich so ziemlich immer mit mir, und habe bislang vermutet, dass die meisten Menschen es so ähnlich machen. Als ich es doch einmal vergesse, und gezwungen bin, bei einer Veranstaltung in einer vollen Kneipe übers Mikro zu fragen: "Befindet sich jemand im Raum, der ein USB-auf-Micro-USB-Kabel herleihen kann?", da meldet sich kein Mensch. Ja, ich glaube sogar zu spüren, dass mir leises Amüsement entgegenschlägt, so, als hätte ich nach einem Zigarrenschneider oder einem Schmiedeamboss gefragt.

Wie kommen die Leute bloß klar?

Drago Starcevic

August 2017

Ein Jahr Boogie Stomp

Früher, als ich klein war, bestand die Technik beim Lernen vom Klavierspielen vorwiegend aus einem Klavier und einem nicht in der Grundausstattung enthaltenen Klavierlehrer, der mir jede Woche Hausaufgaben gibt, auf meine Finger hämmert und "D! D wie Dämlich!" schreit, wenn man stattdessen E spielt, einen Ton, der sich jetzt auch nicht so sehr von D unterscheidet. Als ich neulich nach 25 Jahren Pause wieder anfing, am Klavier zu üben, war klar, dass es diesmal richtig gemacht wird, also autodidaktisch.

Meine erste Änderung im Vergleich zu der alten Lerntechnik: Hauptsächlich mit Kopfhörern üben, und damit den Leistungsdruck durch heimliche Mithörer in der Nachbarwohnung ausschalten.

Die zweite Verbesserung meines zweiten Klavierlebens: Nur noch Stücke üben, die gut klingen. Schon das funktioniert eigentlich nur mit YouTube, das einem die Fertigversion vorspielen kann, was der Klavierlehrer in meiner Erinnerung nie gemacht hat. Ging ja auch nicht, er saß schließlich neben mir und nicht an der Tastatur.

Außerdem hat mir der Lehrer nie die Wahl gelassen. Gespielt wurde, was auf den Tisch kam. Ich bin zu alt für Musikdiktaturen und bestehe darauf, dass mir das Zeug Spaß machen soll. Auf meinem Plastik-Keyboard, das es für weniger als hundert britische Pfund bei Amazon gab, übe ich meine erste Bach-Fuge, Kabelevskis Kinderstücke und Barbers Ädagio for Strings", die Titelmelodie von “Platoon”. Ich denke darüber nach, Bach-Stücke mit den Imitaten von World-Music-Klängen nachzuspielen, die mein Billig-Keyboard im Angebot hat, Shebnai, Oud, Detuned Sitar, daraus YouTube-Videos zu machen, und das ganze Kunst zu nennen, aber ich bin wohl zu faul für Globalisierungskritik.

Dann verliere ich die Geduld mit Stücken, die drei Seiten lang sind und Wochen dauern, bis sie einigermaßen klingen. Ich will Instant Gratification und noch mehr Spaß. Kurze Experimente mit Synthesis-Videos verlaufen enttäuschend, weil man überhaupt nicht versteht, was man da spielt, wenn die Noten aus dem Internet direkt aufs Keyboard fallen. Ich will verstehen, nicht nur Töne machen.

Im Herbst 2016 entdecke ich die ideale Musikrichtung für meine Bedürfnisse und fange an, Boogie Woogie zu spielen. Mein erster Lehrerïst Arthur Migliazza, der ein System anbietet, ein Buch mit sehr kleinen Notenfragmenten und dazu Lernvideos auf YouTube.

Boogie hat für mich eine ganze Reihe von Vorteilen, die ich allgemein beim Lernen schätze. Man kann mit minimalem Aufwand etwas erreichen, das sich gut anfühlt. Mit etwas mehr minimalem Aufwand klingt es gleich viel besser. Jede Minute Üben bringt neue Fähigkeiten und neue Herausforderungen. Im Vergleich zu den Bach-Fugen sind die Sprossen der Leiter, auf der man

emporsteigt, viel dichter zusammen. Das Lernen ist granular, es besteht aus winzigen Schritten, die alle separat Befriedigung verschaffen und aufeinander aufbauen.

Außerdem gibt es kein fertiges Endprodukt. Boogie ist Baukastenmusik, aus Base, Licks und Turnarounds baut man sich seine eigenen Stücke zusammen, nach einem einfachen Bauplan. Improvisation und Kreativität sind von Anfang an Teil des Lernens, nicht so wie in der klassischen Musik, wo man jahrelang nur von Noten abspielt, und dann wundern sich die Lehrer, wenn man keine richtige Musik macht. Bei der Blockflöte, dem einzigen Instrument, das ich wirklich beherrsche, habe ich diesen Übergang zum freien Spielen geschafft, indem ich stundenlang Jethro-Tull-Platten nachgespielt habe, damals, in meiner Teenager-Hölle. Beim Klavier erfüllt jetzt Boogie dieselbe Funktion, die Loslösung von Vorschriften und die Wiedererfindung der Musik.

Ich lerne von Noten und von YouTube. Noten sind großartig, weil sie die Musik lesbar machen, den Rhythmus begreifbar, die Akkorde sichtbar. Boogie ist nicht nur stupides Hacken auf den Tasten, wie man bei oberflächlicher Betrachtung der Literatur glauben könnte, sondern besteht aus absurden Akkordfolgen, rhythmischen Spielereien, und pentatonischen Tonleitern. Ich will diese schönen Konstrukte nicht nur fühlen wie ein Tier, sondern begreifen. Dafür sind Noten super. Nur ganz selten spiele ich ganze Stücke von Anfang bis Ende von Noten ab, viel zu mühsam. Stattdessen greife ich mir einen Takt heraus, ein Lick, eine Basslinie, und kombiniere die Teile mit Bausteinen, die ich ganz woanders hernehme – die Granularität des Lernens. Manchmal spiele ich absichtlich E statt D, und ab und zu klingt es so besser. Das geht vermutlich mit klassischer Musik auch, aber es wurde mir nie gestattet.

Bei den YouTube-Videos sind drei Kategorien hilfreich. Zum einen die, bei denen man das fertige Produkt hört, die Live-Aufnahmen von Konzerten und Improvisationen. Sich an die Musik gewöhnen, das Gehör schulen, eine In-

tuition entwickeln, wissen, wo es hingeht, auch wenn man vermutlich nie dort ankommen wird. Dann kleine Teile heraushören und nachspielen. Kleine Schritte.

Die zweite Sorte sind die Lernvideos, bei denen einem langsam und mit Blick auf die Tastatur gezeigt wird, wie es funktioniert, wie die Finger sich den Noten anpassen. Einige der virtuellen Lehrer, vorwiegend solche, die an Klicks interessiert sind, weil sie nebenbei irgendwas verkaufen wollen, gehen mir sehr schnell auf die Nerven.

Andere erinnern mich in ihrem Deutschsein zu sehr an meinen alten Klavierlehrer.

Wieder andere reden zu viel.

Und nochmal andere zeigen einfach, wie sie üben und sich dabei verspielen, was extrem hilfreich ist.

Aber von allen kann man etwas lernen. Man muss zum Glück nie länger als ein paar Minuten mit ihnen verbringen und kann danach sofort wieder allein sein mit seinen Fingern, dem Instrument, den Synkopen.

Und zum Dritten finde ich plötzlich Musik, die sich auch unabhängig vom Lernprozess gut anhört. Wieso hat mir eigentlich kein einziger Klavierlehrer je von der Existenz von Prof. Longhair und Jimmy Yancey erzählt? Wie konnte das passieren?

Aleks Scholz

12.8.2017

Schrott und Sicherheit

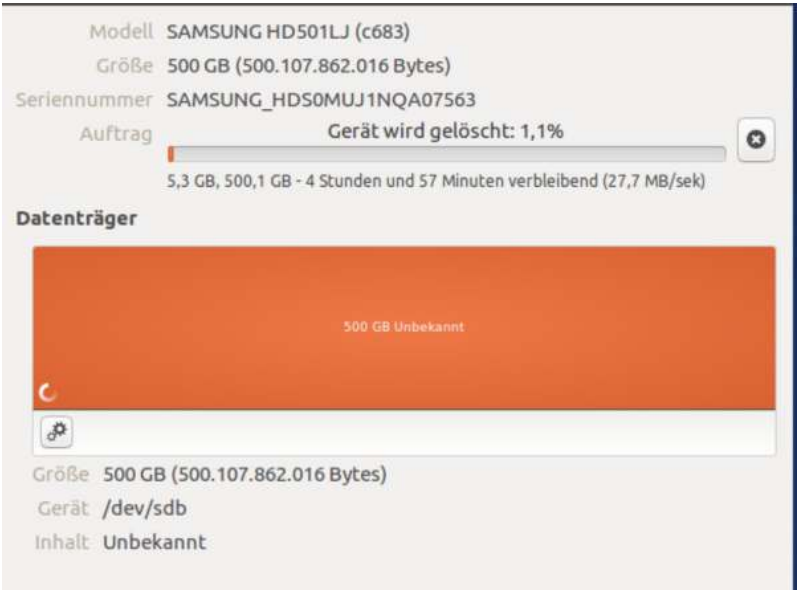
Beim Aufräumen des Home Office an einem regnerischen Samstagnachmittag nehme ich endlich mal die drei alten externen Festplatten in die Hand, die unter dem Schreibtisch Staub sammeln. Die Peripheriegeräte sind längst nicht nur mit ihrem Fassungsvermögen von 250, 500 und 750 Gigabyte zu klein, sondern zudem physisch mit Ziegelsteingröße unhandlich, mit USB

2.0 beim Datentransfer zu langsam und brauchen auch noch ein externes Netzteil. Deshalb habe ich sie schon vor einer Weile durch kleine handliche externe Festplatten mit 1 und 2 Terabyte ersetzt, die USB 3.0 haben und ihre Stromversorgung vom Computer beziehen.

Die alten Festplatten mag ich allerdings nicht einfach als Elektroschrott entsorgen; vielleicht hat ja noch jemand Verwendung dafür. Aber einfach so weggeben mag ich sie auch nicht: Da sind alle möglichen Backups meiner Rechner drauf, mit Dateien, die ich nicht so gerne unbefugten Blicken preisgeben möchte.

Also hänge ich die Geräte an einen Rechner, starte das passende Dienstprogramm und wähle die sichere Option, statt des einfachen Löschens und Formatierens die Festplatte mehrfach mit Nullen zu überschreiben. Das soll verhindern, dass irgendwelche Datenrettungsprogramme doch noch eine meiner gelöscht geglaubten Dateien wieder hervorholen.

Sehr schnell sehe ich, dass das wohl eine Weile dauern soll.



Aber das macht ja nix, die Dinger können ja ruhig paar Stunden vor sich hin arbeiten.

Allerdings geht es dann plötzlich sehr schnell – während die 500-GB-Platte an einem Computer noch gelöscht wird, meldet sich der andere Rechner mit einer Statusmeldung zur 250-GB-Platte:

Und wenige Minuten später bekomme ich für die andere Platte eine gleich lautende Fehlermeldung: Das sorgfältige Löschen, wie ich es wollte, geht nicht. Warum, erschließt sich mir nicht – zumal sehr unterschiedliche Rechner die gleiche Fehlermeldung ausgeben.

Ich bleibe ein bisschen ratlos und packe die Platten erst mal wieder zum Staub sammeln unter den Schreibtisch. Vielleicht bleibt mir doch nur, die Gehäuse aufzubrechen und mit dem Hammer die Laufwerke unbrauchbar zu machen. Andererseits: wäre doch schade drum.

Thomas Wiegold

13.08.2017

#keinbockauftwitter

Vor mehreren Jahren habe ich mir einen Twitter-Account erstellt, ein paar Minuten etwas ratlos herumgeklickt, bin ein paar Leuten gefolgt, habe die Seite schließlich wieder verlassen, vergessen und meinen Account einstauben lassen.

Heute plötzlich bekomme ich gleich mehrere E-Mails von Twitter, “Techniktagebuch hat „21.9.2015“ geteilt” und “Folge Urs Ryba, Matt Circus und marketing-BÖRSE auf Twitter!”. Ich bin verwirrt, zum einen, weil ich völlig vergessen hatte, dass ich überhaupt einen Twitter-Account habe und zum anderen, weil ich mir recht sicher bin, dass ich bisher keine solchen E-Mails von Twitter bekommen habe. Oder habe ich sie bisher immer sofort aus meinem Gedächtnis gelöscht, genauso wie die Existenz des Accounts? Ich durchsuche mein Postfach und finde nur eine einzige weitere E-Mail von Twitter vom 05.04.2015: "Willkommen zurück auf Twitter!“ Offenbar haben Twitter und ich es ein zweites Mal versucht und wieder nicht zueinander gefunden.

Entweder ich habe die E-Mails bisher nicht nur aus meinem Gedächtnis sondern auch aus meinem Postfach gelöscht oder, was ich für etwas wahrscheinlicher halte, Twitter hat seine Accountsettings überarbeitet und in diesem Zuge alle meine vorgenommenen Einstellungen auf die aufdringlichste Variante zurückgesetzt und wird mich in Zukunft alle paar Stunden an die Existenz meines Accounts erinnern.

Vermutlich muss ich mich jetzt ein drittes Mal bei Twitter einloggen, um die E-Mail-Benachrichtigungen wieder auszuschalten.

Mi Ri

13.8.2017

Weniger Automaten, mehr Steckdosen – Neuer Trend im Regionalverkehr?

Beim Sonntagsausflug ins Berliner Umland stelle ich fest, dass ich für die Rückfahrt nicht wie gewohnt eine Fahrkarte am Automaten lösen kann. Es gibt nämlich keinen Automaten. Das hatte ich zuletzt irgendwo in einem Rheindorf erlebt, aber zugegeben, in die meisten kleinen Orte Brandenburgs fahre ich trotz Bahnanschluss auch nicht mit dem Zug.

Und es ist ja schon nachvollziehbar, warum der Haltepunkt Hangelsberg östlich von Berlin, der vor 175 Jahren als Bahnhof in Betrieb genommen wurde, anscheinend den Aufwand für einen Fahrkartenautomaten nicht lohnt.

Mich betrifft das nun nicht, ich kann das Ticket für die halbstündige Fahrt nach Berlin auch mit der DB-App auf meinem Smartphone buchen – inzwischen sind ja auch etliche Verkehrsverbünde wie der Verkehrsverbund Berlin/Brandenburg im *DB Navigator* aufrufbar. (Aber natürlich auch im Jahr 2017 nicht alle.)

Aber wenn ich gar kein Smartphone habe?

Nun ist die Formulierung *Wenden Sie sich sofort an unseren Kundenbetreuer* interpretationsfähig, wie eine schnelle Internet-Suche zeigt: Muss ich mich auf die Suche nach diesem Kundenbetreuer im Zug machen, sonst fahre ich schwarz? Oder darf ich warten, bis er zur Kontrolle vorbeikommt?

Unabhängig von dieser Frage drängt sich die Vermutung auf, dass die Deutsche Bahn gerne mal die teuren, vandalismusgefährdeten Automaten einspart. In Bayern wurden vor zwei Jahren etliche unter Pendlerprotest abgebaut, und die Begründung der Bahn war recht eindeutig: „Die Bayerische Regio Bahn hätte nur weiter die Kosten für die Automaten an die DB Vertrieb zahlen müssen, dann hätte man über einen Abbau gar nicht geredet."

Vielleicht gibt es sie außerhalb der Städte bald gar nicht mehr, diese Automaten, die nach dem flächendeckenden Abbau der Zigarettenautomaten manchmal das letzte verbliebene Stück Infrastruktur an einem solchen Haltepunkt sind. (Wo es sie noch gibt, kann man postleitzahlengenau hier nachgucken.) Und alle buchen ihre Tickets zuhause online oder, eher, direkt am Bahnhof, äh, Haltepunkt mit dem Smartphone.

Dafür haben seit meiner letzten Fahrt mit der Regionalbahn in Brandenburg die Steckdosen im Zug rapide zugenommen. Vor einigen Jahren gab es sie nur in der 1. Klasse. Heute finde ich sie im oberen Stockwerk der Doppelstockwagen 2. Klasse an jeder Sitzreihe.

Vielleicht, der Gedanke liegt ja gar nicht so fern, weil die private Konkurrenz das vorgemacht hat. Die Steckdose im Zug, sie wird langsam zum Standard! Allerdings abhängig vom Zugtyp, verlassen kann man sich darauf noch nicht wirklich. Und dass es im dünn besiedelten, waldreichen Brandenburg weite Strecken praktisch ohne Mobilfunknetz gibt – daran ändert das auch nichts.

Thomas Wiegold

14. August 2017

Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 4)

„Es ist möglich," sagt der Türhüter, „jetzt aber nicht."

(Teil 3 hier)

Abends gehe ich nach der Arbeit in einen O2-Shop. Ich warte ca. 10 Minuten, bevor ich an der Reihe bin. DSL-Störungen seien der Störungshotline zu melden, deren Nummer mir der Verkäufer auch gleich auswending aufschreibt. Es ist die Nummer des Störungsnotrufs mit den Öffnungszeiten.

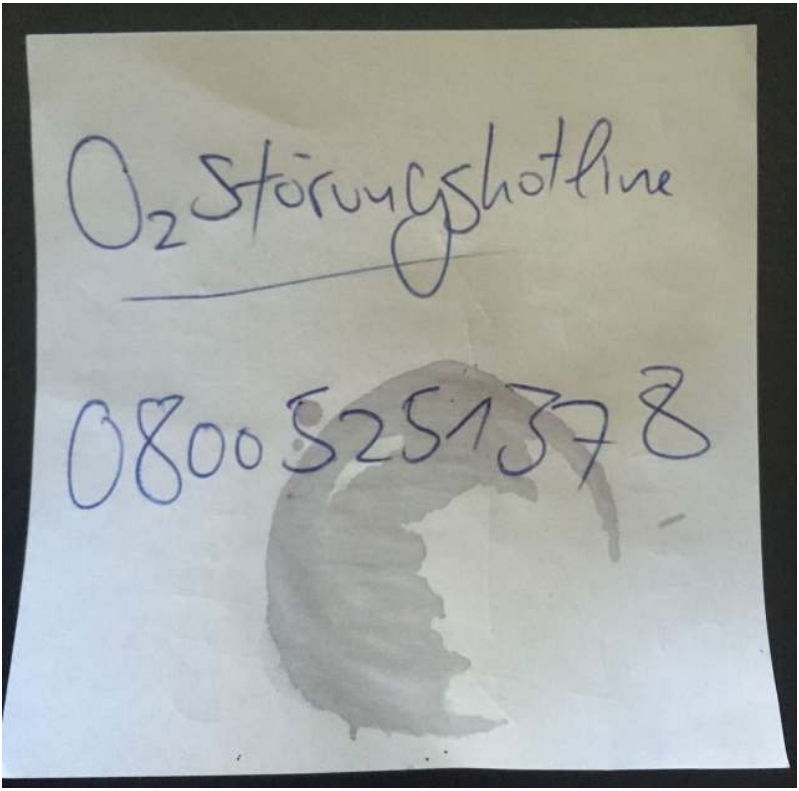


Foto: Zettel aus dem O2-Shop – Rotweinfleck vom Autor

Ich beschwere mich freundlich aber bestimmt, dass man telefonisch bei O2 tagelang niemanden erreicht. Der Verkäufer antwortet mit den Mantras des fachlich überforderten aber gut geschulten Support-Mitarbeiters. „Ich verstehe, dass Sie aufgebracht sind. Ich kann da leider auch nichts machen.“ Er sagt wortwörtlich „niemand hört, was wir hier reden.“ Meinen Hinweis, an seinem Laden stünde groß O2 dran und vermutlich bliebe mir nur die Kün-

digung meines Vertrags, quittiert er mit einem Schulterzucken. Ich verlasse das Geschäft, ohne mich vergewissert zu haben, dass ich tatsächlich mit dem *Guru* gesprochen habe.

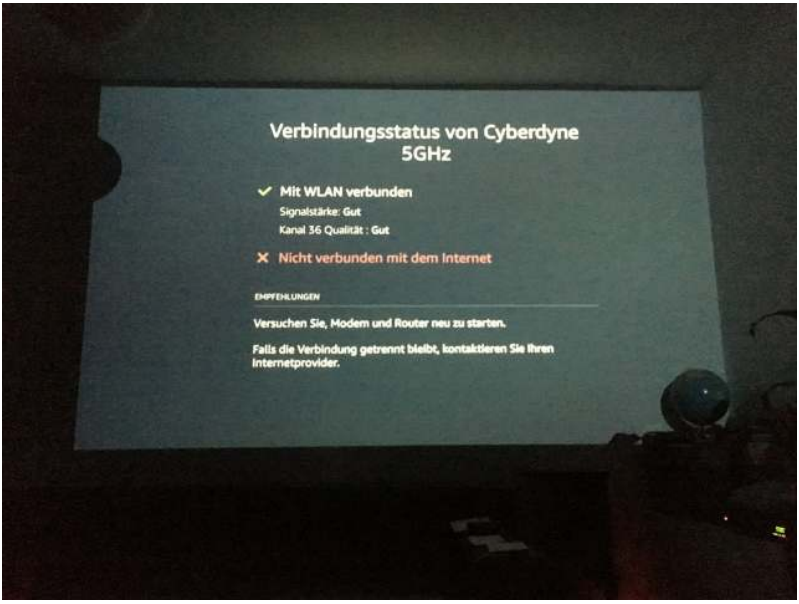


Foto: Auch der Fire TV Stick steuert Hinweise bei.

Zu den Optionen, die ich in der Zwischenzeit erwogen habe, gehört weniger die Kündigung als die Wiederinbetriebnahme der alten FritzBox, die uns vor dem aktuellen O2-Router mit Netz versorgt hat. Das ist vermutlich auch eine Stunde Bastelei, aber ich bin recht zuversichtlich, dass ich von der FritzBox zumindest ein Logfile bekäme. Andererseits nehme ich an, dass das Problem nicht beim Router sondern bei der DSL-Verbindung liegt. Falls diese Vermutung zutrifft, würde uns der Austausch des Routers nicht weiter helfen.

(Fortsetzung folgt – Teil 5 hier)

Virtualista

August 2017

Onlinebanking, das nächste große Ding

Auf den ersten Blick denke ich, dass die Berliner Sparkasse flächendeckend irgendeine Fintech-Neuerung bewirbt. Auf den zweiten ist es dann aber doch nur Onlinebanking. Das gibt es schon seit ein paar Jahren, und passenderweise war es gerade die Berliner Sparkasse, die ich um 1995 verlassen musste, um in den Genuss von Onlinebanking zu kommen.

Die Zielgruppe scheint den Bildern nach schon etwas älter zu sein. Vielleicht haben sie bei der Berliner Sparkasse keine Lust mehr, sich um die letzten Nutzer – oder den Plakaten nach: Nutzerinnen – von Überweisungsformularen aus Papier zu kümmern.

Ich hoffe für diese Nutzerinnen, dass es ihnen besser ergeht als denen der Deggendorfer Sparkasse. Die kommunalen Sparkassen sind voneinander unabhängig, und offenbar muss jede ihr eigenes Onlinebanking entwickeln lassen. Das ist schön für die Softwarebranche, weniger schön für die Kundschaft. Das Onlinebanking, dessen Nutzung man meiner Mutter seit etwa drei Jahren nahelegt, war anfangs unbenutzbar und ist inzwischen nach einer Überarbeitung immerhin etwa bei der Optik und Usability der frühen

Nullerjahre angekommen. Man wird immer noch mit zehnmal so vielen Aufforderungen und Menüpunkten konfrontiert wie im Onlinebanking von N26, das auch für meine Mutter leicht zu verstehen wäre. Aber ein Wechsel der Bank kommt nicht in Frage.

Ich habe auf dem Muttertablet Screenshots vom Überweisungsvorgang gemacht und diese Screenshots ausgedruckt. (Das Wort “ausgedruckt” verschleiert milde die Komplexität dieses Vorgangs in einem Haushalt mit einem Tablet und einem nicht WLAN-fähigen Drucker. Alles in allem dauerte es mehrere Stunden.) Ich habe mit Buntstift die gut versteckten Navigationselemente angemalt und nummeriert, die dafür zu drücken sind. Diese etwa achtseitige Anleitung habe ich zusammengetackert und bei den Bankunterlagen deponiert. Ich könnte verstehen, wenn meine Mutter sie stillschweigend ignorieren und weiterhin Überweisungsformulare ausfüllen würde, solange das noch geht. Aber wie gesagt, vielleicht ist bei der Berliner Sparkasse ja alles ganz anders.

Kathrin Passig

Mitte 2017

Das Buch ist gelesen, aber Amazon mag trotzdem nicht

Ich mache regelmäßig bei Gewinnspielen auf Vorablesen.de mit. Das funktioniert so:

Jede Woche gibt es eine Reihe Bücher (meistens zwischen sechs und zehn), für die Leseproben zur Verfügung stehen. Die Leseproben haben üblicherweise zwischen 20 und 40 Seiten und können als PDF heruntergeladen werden.

Zu jeder Leseprobe kann man einen Leseprobeneindruck schreiben, man sagt also, wie einem die Geschichte bisher gefallen hat, ob einem das Cover gefällt und was man noch so nach 20 bis 40 Seiten glaubwürdig über ein Buch berichten kann. Außerdem kann man anschließend bei einem Gewinnspiel teilnehmen, bei der man genau dieses Buch gewinnen kann und zwar

einige Wochen vor dem offiziellen Veröffentlichungsdatum. Man verpflichtet sich allerdings dazu, das Buch dann auch einigermaßen schnell zu lesen (Vorablesen selber setzt hier drei Wochen nach Erhalt des Buches an) und eine Rezension zu verfassen.

(Wie diese Verpflichtung kontrolliert wird, und welche Sanktionen für langsamere Leser oder Rezensionsverweigerer angedacht sind, weiß ich nicht. Ich habe mich bisher immer daran gehalten.)

Anschließend wird man noch dazu animiert, die Rezension auf allen möglichen Plattformen zu teilen. Im Prinzip ist es also ein ganz schönes Vermarktungsinstrument für Verlage. Ich gewinne so oft Bücher, dass ich mich erstens frage, ob es mit rechten Dingen zugeht und zweitens schon etwas beleidigt bin, wenn ich mal nicht gewinne.

Als letztes kommt noch ein Gamification-Faktor hinzu: Leseprobeneindrücke bringen 10 Gummipunkte und jede Rezension (sowohl auf der Seite als auch verlinkt) bringt 100 Gummipunkte. Bei einer bestimmten Anzahl von Gummipunkten kann man sich ein Buch direkt wünschen. Das bedeutet, dass man nicht an dem Gewinnspiel teilnimmt, sondern bei einem Buch, das aktuell als Leseprobe zur Verfügung steht, sagen kann, dass man es bitte haben möchte und dann auch tatsächlich bekommt. Es ist aber ein weiter Weg zum Wunschbuch, man könnte zwar Leseprobeneindrücke grinden, was das Zeug hält, aber das ist vermutlich so viel Arbeit, dass es sich eher lohnt, das Buch einfach zu kaufen.

Weil ich gerade eine Rezension zu einem Buch geschrieben habe, möchte ich jetzt aber doch ein paar mehr Punkte sammeln, indem ich die Rezension stur in andere Portale kopiere. Ob Goodreads so gut ankommt, weiß ich nicht, der Dienst wird zumindest nicht als Beispiel erwähnt, ich verzichte also auf einen Link. Statt dessen also LovelyBooks, wo ich einen mehr oder weniger ungenutzten Account habe, den ich jetzt aber gut verwenden kann. Zack, 100 Gummipunkte in die Wunschbuchkasse.

Als nächstes Amazon: Ich suche das Buch auf Amazon, scrolle zum Rezensionsteil und klicke . . . nicht. Bei Amazon darf man Rezensionen erst ab dem offiziellen Erscheinungstermin schreiben. An dieser Stelle versagt das gan-

ze Konzept ein wenig, denn so muss ich mir jetzt entweder merken, wann das Buch erscheint und dann am Erscheinungstag die Rezension rüberkopieren. Oder ich gucke einfach immer mal wieder rein und vergesse hoffentlich nicht, für welches Buch ich noch Punkte einheimsen kann. Besonders organisierte Menschen würden sich vermutlich einen Termin in den Kalender setzen, aber ich bin kein besonders organisierter Mensch.

Allerdings habe ich bei den knappen Recherchen zu diesem Beitrag gelernt, dass man sogar 150 Gummipunkte bekommt, wenn man die Rezension auf Amazon genau am Erscheinungstermin veröffentlicht. Ich schreib mir dann doch wohl besser mal einen Termin in den Kalender.

Anne Schüßler

ca. 1985 bis heute

Die Videotheken und ich

Ich habe erst spät einen Videorekorder, und selbst dann sehe ich eigentlich immer nur selbst aufgenommene Kassetten oder Kaufkassetten. Das liegt zum Teil daran, dass man auf Video selten Originalversionen bekommt, zum Teil aber auch daran, dass ich Videotheken unangenehm finde.

Mit dem Einzug der DVD und später der Blu-Ray ist die Situation, was Originalversionen anbelangt, deutlich besser, aber ich mag immer noch nicht in Videotheken gehen. Stattdessen kaufe mir zunächst *viele* DVDs – damals in der irrigen Annahme, das sei ein Format für die Ewigkeit.

Das alles ändert sich, als es auf einmal Internet-Videotheken gibt. Ich bin nicht sicher, ab wann es “LOVEFiLM” in Deutschland gab – ich werde jedenfalls im Mai 2009 Kunde. Anfänglich gibt es dort eine “Flat Rate”, so dass man so viele Discs bestellen kann, wie man will. Die einzige Beschränkung ist, dass man maximal zwei gleichzeitig zuhause haben darf.

Irgendwann übernimmt Amazon die Firma, aber zunächst ändert sich sonst nichts. Als Amazon jedoch unter dem Namen Amazon Prime Video ein Streamingangebot auf den Markt bringt, ist die Konkurrenz im eigenen Haus offenbar unangenehm. Mein Abo wird zwangsumgestellt, so dass nur noch maximal zwei Discs pro Monat bestellt werden können, und die Seiten werden innerhalb des Amazon-Angebots so versteckt, dass man sie nur noch als Eingeweihter findet.

Nun ist auch damit Schluss. Amazon hat angekündigt, dass der Dienst zum 31.10.2017 eingestellt wird. Zum Glück gibt es mit Videobuster ein Konkurrenzangebot, auf das ich umgestiegen bin, aber es ist dennoch lästig: ich verliere die Historie, also welche Filme ich wann geliehen habe (es müssen mehr als 400 gewesen sein), und ich muss meine "Leihliste" (die Filme, die ich gerne sehen möchte) manuell übertragen. Bei weit über 200 Filmen auf dem Wunschzettel braucht das so seine Zeit.

Wie auch immer, ich bin dankbar, dass es überhaupt noch so ein Angebot gibt, denn ich kaufe kaum noch Medien (nehmen Platz weg, und die allermeisten Filme sehe ich nur ein einziges Mal), und Netflix etc. bieten zwar viele Filme als Stream, aber bei weitem nicht so viele, wie es auf Disc gibt.

Sebastian Hagedorn

15. August 2017

Strandlektüre: Gedruckt oder E-Book

Am Strand an der Ostsee: Grob geschätzt so ca 20-30% der Strandleser lesen in einem E-Book Reader, dies kommt mir nach deutlich mehr E-Book Readern vor als in den letzten Jahren.
Ich lese in einem gedruckten Buch aus Papier, weil ich aus Erfahrung weiß, dass der Sand dem Kindle nicht gut bekommt.

Ich interpretiere die Beobachtung der zunehmenden E-Book-Dichte am Strand als Hinweis darauf, dass E-Book Reader mittlerweile so preiswert sind, dass man sie nicht mehr sorgsam behandelt (bzw. nicht mal mehr semisorgsam).

Molinarius

16. August 2017

Das Schwarzweiße ist das Echte

Ich blättere bei Herrn Rutschky ein Buch mit Schwarzweißfotografien durch und berichte davon, dass ich via Twitter in letzter Zeit häufiger farbige historische Fotos zu sehen bekomme. Manche sind seltene Farbaufnahmen, die meisten aber vermutlich automatisch koloriert. Dank Machine Learning geht das seit 2016, hier ein kommerzieller Anbieter. In Schwarzweiß, sage ich, sei zum Beispiel das Dritte Reich für mich eine sehr fremde, vergangene Welt, in Farbe aber gleich gegenwärtiger, näher, verständlicher.

"Für Sie ist das Farbbild das Echte", sagt Herr Rutschky, Jahrgang 1943, "für mich ist das Schwarzweißbild das Echte. Farbbild war immer: Werbung." Man habe auch im Journalismus lange nicht nur aus drucktechnischen Gründen auf Farbfotos verzichtet, sondern wegen dieser Verbindung zur Werbung. Unseriös sei das Farbbild gewesen. Erst meine Generation nehme das anders wahr.

Kathrin Passig

14. bis 16. August 2017

Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 5)

Anprangern mit Galgenhumor

(Teil 4 hier)

Den dienstleistungsverweigernden Großkonzern in einem sozialen Netzwerk kräftig bloßstellen. Der Post geht viral, Freunde und Freundesfreunde liken und sharen, was das Zeug hält, und wenige Tage später muss der Sozialmedienbeauftragte des Unternehmens sich dabei filmen lassen, wie er mit einem Blumenstrauß bei uns klingelt und Abbitte leistet.

Das sind natürlich Kinderfantasien von der Selbstermächtigung der Geknechteten. Aber da ich schon immer mal ein Großunternehmen trollen wollte und gerade nichts besseres zu tun habe, schleudere ich O2 auf Facebook mit geballtem Spott folgende Frage entgegen.

[redacted] ▸ o2 Deutschland

August 14 at 11:09am ·

Hallo O2, ist bei Euch eventuell Zombieapokalypse im Call-Center? Ich erreiche seit Tagen telefonisch keinen Menschen mehr - nur die Maschinen laufen noch.

Like Comment Share

1 Chronological

1 share 4 Comments

o2 Deutschland Hallo [redacted], nein uns geht es gut 😊 Danke
Was ist denn Dein Anliegen bei dem wir Dir weiter helfen können? LG, Claudia
Like · Reply · August 14 at 11:15am

View 4 more replies

o2 Deutschland Hallo [redacted], wann hast du mit dem Kollegen gesprochen und wurde ein Störungsticket aufgenommen?
LG Yvonne
Like · Reply · August 14 at 3:09pm

[redacted] Ich habe am Mittwoch, den 2.8. nachmittags mit dem Kollegen gesprochen. Von einem Ticket war nicht die Rede. Er bat mich, tags darauf wieder anzurufen, was ich mehrfach erfolglos versucht habe.
Like · Reply · August 14 at 7:28pm

o2 Deutschland Hallo [redacted] hast du bereits einen Werksreset gemacht, und den Router anschließend neu eingerichtet mit den Zugangsdaten, ob dies hilft? Wenn nicht, versuche bitte weiter die Störungsannahme zu erreichen, damit die Kollegen dies dann an die Technik weiterleiten können. LG Alexandra
Like · Reply · August 15 at 9:43am

[redacted] Ich fürchte, die Störungshotline hat selbst eine Störung, Ich bin dort heute morgen dreimal aus der Leitung geflogen.
Like · Reply · 2 · August 15 at 11:50am

o2 Deutschland Konntest du inzwischen jemanden an der Störungshotline erreichen können? LG Stefan
Like · Reply · August 15 at 8:46pm

[redacted] Nein (1 weiterer Versuch, 20 min Warteschleife).
Like · Reply · August 16 at 4:48pm

Write a reply...

[redacted] Soeben zwei weitere erfolglose Versuche, die Störungshotline unter 0800 5251378 zu erreichen.

Wie man sieht, gereicht unser Elend immerhin einigen Freunden zur Erheiterung. Für mehr reicht es nicht – die Karawane zieht weiter und lässt uns zurück, ratlos wie zuvor.

(Fortsetzung folgt – Teil 6 hier)

Virtualista

17. August 2017

Selbstscankassennutzung ohne Kettensägenmassakerwunsch

Ich entdecke in meiner Nachbarschaft eine neue oder wenigstens frisch renovierte Filiale des Drogeriemarkts Rossmann. Dort gibt es Selbstscankassen, die ersten, die mir in Deutschland begegnen, fünf Jahre nach dem Erstkontakt in Irland.

Nein, das stimmt gar nicht, vorige Woche bei IKEA bin ich auch schon durch die Selbstscankasse gegangen. Bei IKEA gibt es sie schon länger, ich hatte nur bisher immer mehr als die maximal erlaubten 15 Artikel im Wagen. Allein die 15 Tüten mit Samla-Verschlussclips für luftdichte Kisten bringen einen ja über das Limit, und ich durfte diesmal nur durch die Selbstscankasse, weil Samla bis Ende August ausverkauft ist. Die Rossmann-Kasse ist jedenfalls meine erste normale Supermarkt-Selbstscankasse in Deutschland.

Vor dem Fotografieren habe ich brav die Kassiererin gefragt. Im Einzelhandel weiß man ja nie.

Rechts von der Kasse ist ein verdächtiges Blechtablett, das nicht ganz fest mit der Tischplatte verbunden wirkt. Ich vermute eine Kontrollwaage des Grauens und lege meine Sachen vorsichtshalber woanders ab, aber das Blechtablett scheint harmlos zu sein. Überhaupt verläuft der Vorgang bemerkenswert reibungslos: die Kasse sagt nicht mit durchdringender Stimme "Unexpected item in bagging area", beschwert sich nicht über unerkannte Waren oder Gewichtsabweichungen im Grammbereich, ruft nicht mit dem Traffic Light of Doom Personal herbei. Sie schweigt und kassiert. Es ist gerade so, als wäre man in der Schweiz. Vielleicht geht doch noch alles gut aus.

Kathrin Passig

17. und 18. August 2017

Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 6)

Techniker ist informiert

(Teil 5 hier)

Es ist vermutlich etwas pietätlos, anlässlich eines nicht funktionierenden DSL-Anschlusses gleich mit Elisabeth Kübler-Ross daher zu kommen, aber gefühlt befinden wir uns jetzt in einer Endphase. Der Zorn ist verraucht und wir schwanken nun eher zwischen Depression und Akzeptanz der Situation.

Vom nicht erreichbaren O2-Support erwarten wir keine Hilfe mehr und die Hoffnung, das Problem möge sich irgendwie von alleine lösen ist auch längst zerstoben. Uns bleibt also nur die Entscheidung, wie lange wir zuhause noch mit einem zufallsgesteuerten Teilzeitinternet leben möchten oder wieviel Energie wir jetzt in den Wechsel zu einem anderen Anbieter investieren. Wobei wir auch nur hoffen können dass ein solcher Wechsel unser Problem löst.

Mitten in diese Phase platzt meine Frau mit einem freudig erregten Anruf. Sie habe beim Kinderfüttern in der Küche doch nochmal die O2-Warteschleife als Hintergrundberieselung eingeschaltet und „nach 57 Minuten!“ wäre sie durchgestellt worden. Unser Supportfall hätte jetzt eine Nummer und sie habe meine Kontaktdaten für einen Rückruf angegeben. Es soll wohl ein Termin vereinbart werden, an dem ein Techniker der Telekom sich die Sache vor Ort ansehen soll.

Tatsächlich ruft mich auch tags darauf eine Dame von O2 an. Sie schlägt mir zwei Zeitfenster am kommenden Montag für den Technikerbesuch vor, entweder vormittags oder nachmittags. Ich habe da auf keinen Fall Zeit, vermute aber, dass meine Frau es einrichten kann, dann daheim zu sein. Sicherheitshalber will ich das aber zunächst mit ihr klären.

Kein Problem, meint die Dame. Sie schickt mir per SMS eine neue Telefonnummer für den Rückruf und unter Angabe unserer Fallnummer könnte ich dann den Termin auch mit einem Kollegen vereinbaren. Ich witzele noch herum, ob ich da nicht wieder stundenlang in der Warteschleife hänge. Nein, nein, beruhigt mich die Dame, unter dieser Nummer käme man gleich dran.

Die Gattin bevorzugt den Montagnachmittag. Ich rufe also Minuten später O2 zurück und lande – in einer Warteschleife. Zugegeben, ich muss nicht das komplette Sprüchlein aufsagen und es dauert auch nur 15 Minuten. Dann spreche ich mit einer anderen Dame, die mir bedauernd erklärt, die Montagstermine wären jetzt alle weg. Mittwochnachmittag wäre der nächste verfügbare Zeitraum. Knirsch!

Ich nehme ohne weiteres Nachdenken den Mittwochnachmittag.

(Fortsetzung folgt – Teil 7 hier)

Virtualista

August 2017

Die Vergangenheit ist noch da, sie ist nur ungleichmäßig verteilt

25 Jahre nach dem Einzug kaufe ich zwei Lampenschirme. Um sie anzubringen, muss ich auf eine hohe Leiter steigen (Altbaudecken) und mich mit den Kabeln befassen, die aus der Decke kommen. Solche Kabel habe ich noch nie gesehen, sie bestehen nicht aus Kupfer, sondern aus etwas Steifem, Silberfarbigem. Ummantelt sind sie – von außen nach innen – mit Wandfarbe, Textilfasern und einem bröckeligen, aber nicht ganz unelastischen schwarzen Zeugs.

Schlechtes Foto, aber was soll ich sagen: Es war halt dunkel in der Wohnung.

“In Altbauten findet man gelegentlich noch die für Neuinstallationen nicht mehr zulässigen Aderfarben nach alter Norm“, sagt die Wikipedia, aber ich glaube nicht, dass diese Adern einmal Farben hatten. Nach Lektüre dieses Dokuments vermute ich, dass die Drähte aus Aluminium bestehen: ”Als man während der beiden Weltkriege Kupfer sparen musste, wurden die stromführenden Adern aus Aluminiumdraht gefertigt.” Das schwarze Zeug könnte Bitumen sein, die Textilfasern Jute.

“Vielleicht sollte ich mal Rauchmelder kaufen”, sage ich.

“VIELLEICHT” sagt Angela.

Kathrin Passig

Ca. 2008 bis 2017

Man kann die Leuchtmittel gar nicht so schnell aufbrauchen, wie neue erfunden werden

Um 2008 kaufe ich bei der CO2kampagne einen größeren Karton Energiesparlampen (die mit dem geringelten Glasstab, ”Schweineschwänzchenlampen”, sagt Markus Winninghoff). Der Karton steht lange Zeit zur Selbstbedienung im Büro, es brauchen aber gar nicht so viele Leute neue Lampen. 2014 bringe ich die letzten zum Recycling, unbenutzt. Ebenfalls um 2008 ersetze ich in meiner Wohnung manche Glühbirnen durch Energiesparlampen, zuerst durch welche, aus denen düsteres, bläuliches Licht heraussickert und dann durch welche, die heller und gelber leuchten. Das bewährt sich aber insgesamt nicht so gut.

2014 betritt ein Architekt meine Wohnung und sagt so einiges, darunter: “Diese Energiesparlampen müssen weg.” Ich kaufe neue, vom Architekten genehmigte Halogen-Glühlampen, auf Anraten des Architekten gleich mehrere auf Vorrat, er fürchtet wohl, dass ich bei der nächsten Gelegenheit rückfällig werde.

2017 kaufe ich Lampenschirme und vorsichtshalber auch die empfohlenen Leuchtmittel dazu. Diesmal sind es LED-Lampen in Glühbirnenform.

In der Küche und im Wohnzimmer leuchten jetzt LED-Lampen, in der Schreibtischlampe und im Schlafzimmer Energiespar-Schweineschwänzchen, im Flur und im Klemmspot am Bett Halogenlampen, im Bad ein Ding, über das ich nichts weiß. Mein Nachbar hat es angebracht, weil er die Dusche mitbenutzte und es ihm im Unterschied zu mir zu blöd war, im Dunkeln zu duschen. Da das um 2001 herum geschehen ist, handelt es sich vermutlich um eine traditionelle Glühbirne. Im Keller leuchten Neonröhren und

in der Abstellkammer gar nichts, da gibt es keinen Strom. Neben den fünf unbenutzten Halogen-Glühlampen lagert dort eine 60-Watt-Glühbirne, der es irgendwie gelungen ist, in der Küchenlampe die verschiedenen Umstellungen zu überdauern. Die kann ich Jochen Schmidt schenken, wenn in 27 Jahren seine Glühbirnenvorräte aufgebraucht sind.

Kathrin Passig

Juli/August 2017

This is the story all about how I watched a sitcom on my phone

Ich lache immer wieder still in mich hinein, wenn eins meiner — trotz aller Zukunftspositivität — Technikvorurteile fällt. So habe ich zwar seit inzwischen sechseinhalb Jahren ein Smartphone, aber für mich war immer klar, dass ich — der Filmwissenschaftler, der 40 mal im Jahr ins Kino geht — damit so einiges machen, aber auf dem vergleichsweise winzigen Display bestimmt nichts gucken würde, was mehr narrativen Wert hat als ein Katzenvideo.

Und dann liege ich nach einem langen Tag, an dem wir 20 km gewandert sind, abends mit meiner Frau in einem Bed & Breakfast an der schottischen Küste, in dem es WLAN gibt, im britischen Netflix-Angebot haben sie “The Fresh Prince of Bel Air” und im linearen Fernsehen läuft nur Mist — also gucken wir halt doch vier Folgen auf einem iPhone SE, das ich für uns beide auf angenehmen Sehabstand in die Luft halte. Und am nächsten Abend tun wir es wieder.

Alexander Matzkeit

August 2017

Die Angst vor Elektrosmog ist teuer (für andere)

Da der Familienurlaub aufgrund planerischer Unzulänglichkeit (man muss sich echt ein Jahr vorher drum kümmern?) nicht in einer der begehrteren Ferienregionen stattfinden konnte, wurde über AirBnB eine Ferienwohnung in Niedersachsen bei Amt Neuhaus in den Elbauen gemietet. Aufmerksameren Zeitgenossen wäre sicher bewusst gewesen, dass diese Region aufgrund von historischen Possen erst nach der Wiedervereinigung zu Niedersachsen wechselte und daher – wie der gesamte ländliche Osten – frei von zivilisatorischen Annehmlichkeiten wie Cafés oder Supermärkten ist. Die Ferienwohnung ist dennoch schön, die Vermieter freundlich und es gibt Kinder im Alter der unseren – würde das Wetter mitspielen, wäre es trotz der halben Stunde bis zur nächsten Einkaufsmöglichkeit ein schönes Urlaubsziel.

Erfreulicherweise fiel der diesjährige Urlaub in eine Zeit großer Umwälzungen im Bereich der Crypto-Währungen. Gab es vor vier Jahren noch Bitcoin und dann Bitcoin und sonst wenig, sorgte der diesjährige Preisauftrieb von geschätzten 1000% bei Ethereum (ETH) für eine kambrische Artenexplosion von neuen Coins.

Alles, was sich über übliche Venture-Capital-Kanäle wegen Aussichtslosigkeit kein Seed-Kapital besorgen konnte, versuchte es durch ICOs – eine Art Börsengang ohne lästige Auflagen wie testierte Businesspläne oder Eigentumsgarantien für die Anleger. Waren Crypto-Währungen schon der Wilde Westen des Kapitalismus, bildete sich sofort ein Wilder Westen des Wilden Westens heraus für diejenigen, denen 1000% Wertsteigerung alle paar Jahre zu selten war.

Unter den Sumpfblüten gab und gibt es jedoch auch einige echte und technisch fundierte Projekte, die als Startups Geld von herkömmlichen Investoren bekommen würden, es aber vorzogen, im eigenen Bereich Kapital einzusammeln.

So auch “Projekt 0x”, das eine technische Platform für dezentrale Handelsplattformen etablierten will und dafür eine eigene Crypto-Münze, den 0x-Token verkaufte. Es war abzusehen, dass dieser Token sehr begehrt sein würde, und das Projekt hatte einige technische Hürden gegen Wiederverkäufer eingebaut: jeder Käufer musste sich mit einer Telefonnummer und Email registrieren und konnte einen Tag später nur einen begrenzen Betrag von Ethereum überweisen, für den er Token eintauschen konnte. Dies musste von einer Ethereum-Adresse geschehen, die der Käufer voll unter Kontrolle hatte – Adressen auf Exchanges waren nicht zugelassen. Und es musste innerhalb von 24h abgewickelt sein.

Ich hatte mich registriert und am Abend des Verkaufs begonnen, meine Ethereum aus den verschiedenen Exchanges abzuziehen und in einer Adresse zu sammeln, um dann für ungefähr $1800 (entsprechend 6,5 ETH) Token zu kaufen. Viel Geld, aber keine allzu gewagte Spekulation.

Leider führte der Tokenverkauf zu einem “Stau auf der Datenautobahn” (das wollte ich seit 1995 einmal schreiben), und die Überweisung der ETH in meine Sammel-Adresse dauerte und dauerte. Die Vermieter schalteten aus Sorge über Elektrosmog um Mitternacht das WLAN ab, und ich musste auf mein Handy-Internet ausweichen. Aufgrund der fadenscheinigen Netzabdeckung war dann nur noch EDGE drin. Weit nach Mitternacht beschloss ich, schlafen zu gehen, um am Morgen die ETH mit frischem Netzzugang gesammelt zu überweisen.

Leider weckte der Hofhahn den Familienhund der Vermieter, der durch andauerndes Bellen unsere Kinder weckte. Die kamen ins Elternschlafzimmer gestürzt und weckten die Freundin, die eigentlich noch schlafen wollte. Verdrießlicher Laune scheuchte sie die Familie zum Frühstück und danach auf eine Radtour. Abends zurückgekehrt, kontrollierte ich die Ethereum-Adresse, ob die Token wohl schon eingetrudelt wären – um festzustellen, dass ich nichts überwiesen hatte. Hohnlachend schauten mich die 6,5 ETH an, die den Tag unberührt in meinem Wallet verbracht hatten.

Natürlich erwies sich meine Vorausschau als zutreffend. Beim derzeitigen Kurs der 0x-Token wären aus den $1800 ungefähr $17000 geworden – innerhalb von 3 Tagen. Schön, recht gehabt zu haben.

Heinrich Lauert

August 2017, aber schon seit 2013

Unwissen aushalten lernen mit der grünen Eule

Gregor redet mir zu: Ich soll doch 15 Minuten investieren und mir dieses Github-Tutorial anschauen, es lohnt sich. Ich habe schon einmal versucht, mich mit Github anzufreunden, und habe die Sache nicht in guter Erinnerung. Aber es ist klar, dass ich seinem Rat folgen sollte. Von meinen lokalen Daten gibt es aktuelle Backups, aber von den Daten auf dem Server ... eigentlich gar keines.

Ich schaue das Tutorial an. Danach begreife ich immer noch nichts, aber das beunruhigt mich nicht mehr so wie früher. Vielleicht werde ich das Tutorial noch mal anschauen. Und dann noch mal. Irgendwann werde ich schon verstehen, was das alles soll und warum "checkout" etwas völlig anderes bedeutet als in jedem mir bisher bekannten Kontext.

Das ist eine für mich neue Fähigkeit, und ich weiß auch, woher ich sie habe: von Duolingo. Duolingo ist eine kostenlose Sprachlernplattform, die ich seit 2013 nutze, im Techniktagebuch gibt es diverse Berichte von anderen darüber. In der Schule musste ich, soweit ich mich erinnern kann, nichts lernen, an der Uni schon gar nicht, so dass ich eigentlich nie herausgefunden habe, wie das geht. Alles, was sich mir nicht sofort erschlossen hat, habe ich ignoriert. Erst durch Duolingo habe ich gemerkt, dass man Fortschritte macht, wenn man geduldig jeden Tag immer wieder dieselben Aufgaben löst. Es ärgert mich nicht mehr, wenn ich etwas nicht weiß, das ich längst wissen

müsste. Ich werde dieselbe Frage noch zehn Mal falsch beantworten, noch zwanzig Mal, noch hundert Mal, egal. Eines Tages werde ich die richtige Antwort geben.

Das ist eine Einsicht, die Schule und Uni nicht vermitteln. Dort kommt der Stoff, wenn man Pech hat, ein einziges Mal zur Sprache, und dann begreift man ihn entweder, oder man hat ein Problem. Aber jetzt gibt es keinen Termin mehr, zu dem ich auf demselben Wissensstand sein muss wie alle anderen. Im Laufe der Zeit wird das Schwierige einfach werden, und bis dahin lebe ich friedlich mit meinem Unwissen.

Kathrin Passig

August 2017

Urlaub ist nicht vorgesehen

Ich habe aktuell zwei Aboboxen. Eine Cocktail-Abobox und eine Mädchen-Abobox. In der Cocktail-Abobox bekomme ich monatlich Zutaten für insgesamt sechs Cocktails (entweder zwei oder drei unterschiedliche). In der Mädchen-Abobox sind irgendwelche Crèmes und Schminkzeug und Windlichter und was man eben sonst so als Mädchen braucht. Es ist ein bisschen albern, aber aktuell freue ich mich noch zu sehr beim Auspacken als dass ich nachrechnen würde, ob sich das wirklich lohnt.

Wir fahren demnächst aber drei Wochen in Urlaub und das ungefähr in der Zeit, in der die Boxen üblicherweise eintrudeln. Dementsprechend möchte ich das Abo gerne pausieren und so verhindern, dass die Boxen ihr Dasein in der Postfiliale fristen und am Ende noch zurückgeschickt werden. Ich kann nicht vorhersehen, ob jemand im Haus die Pakete annehmen wird und möchte keinem Nachbarn zumuten, zur Post oder Packstation gehen zu müssen.

Die Cocktailbox lässt sich tatsächlich relativ simpel pausieren. Man muss dazu nur das entsprechende Abo aussuchen und auf einen Button klicken. Leider habe ich vergessen, wie der Button benannt war, aber jetzt, wo ich

ihn schon gedrückt habe, kann ich nach oder sogar während meines Urlaubs einfach im gleichen Bereich wieder auf “Fortsetzen” drücken und mein Abo geht weiter. Lieber wäre mir zwar ein “Bitte schickt das Paket frühestens am soundsovielten los”-Button gewesen, aber so geht es natürlich auch.

Die Mädchenbox macht es einem nicht so einfach. Auch in den FAQs finde ich nichts Nützliches. Im Urlaubsfalle wird mir zwar vorgeschlagen, ich könnte ja die Box auch an meine Urlaubsadresse senden lassen, aber das gilt nur, wenn man Urlaub in Deutschland macht. Was insofern noch etwas absurder ist, als dass die Box aus Frankreich versandt wird und wir in Frankreich Urlaub machen. Aber es geht halt nicht. Alternativ werde ich nur darauf hingewiesen, dass ja ein Nachbar das Paket annehmen kann, aber genau das will ich ja vermeiden. Auch der Hinweis, dass das Paket 10 Tage in der Filiale aufbewahrt wird, hilft mir wenig, zumal wir an einem Samstag wieder kommen und ich es unter der Woche nicht innerhalb der Öffnungszeiten zur Post schaffe.

Als letzte Möglichkeit kann ich das Abo nur abbestellen. Ich kündige also mehr oder weniger unfreiwillig das Abo. Man ist sehr traurig, dass ich gehen möchte, und fragt mich nach den Gründen. “Ich will gar nicht kündigen, ich fahre nur in Urlaub” ist aber keine Option, die man anklicken kann, ein Freitextfeld gibt es auch nicht und so werden die Aboboxverschicker nie meine wahren Beweggründe erfahren und keine Chance haben, einen “Pausieren”-Knopf zu basteln.

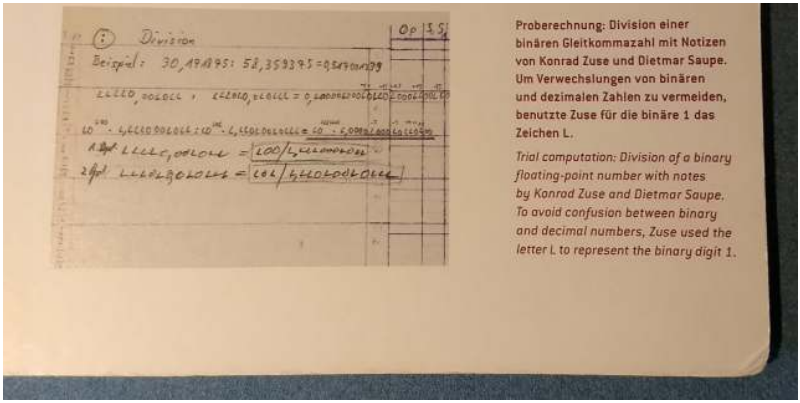
Anne Schüßler

2017 und 1978

Als LOL noch 5 bedeutete

Im Deutschen Technikmuseum Berlin gibt es eine Ausstellung über Konrad Zuse und seine frühen Computer. Konrad Zuses elektromechanischer Rechner Z1 war der erste, der mit binären Zahlen arbeitete. Vorher gab es nur

Analogrechner und Charles Babbages Entwurf der Analytical Engine, die das Dezimalsytem verwendete; die Idee einer binären Rechenmaschine hatte aber schon Leibniz, und Zuse war auch nicht der Einzige, der sie in diesen Jahren in die Praxis umsetzte. “Um Verwechslungen von binären und dezimalen Zahlen zu vermeiden, benutzte Zuse für die binäre 1 das Zeichen L”, steht erklärend neben Abbildungen seiner handschriftlichen Notizen.



Proberechnung: Division einer binären Gleitkommazahl mit Notizen von Konrad Zuse und Dietmar Saupe. Um Verwechslungen von binären und dezimalen Zahlen zu vermeiden, benutzte Zuse für die binäre 1 das Zeichen L.

Trial computation: Division of a binary floating-point number with notes by Konrad Zuse and Dietmar Saupe. To avoid confusion between binary and decimal numbers, Zuse used the letter L to represent the binary digit 1.

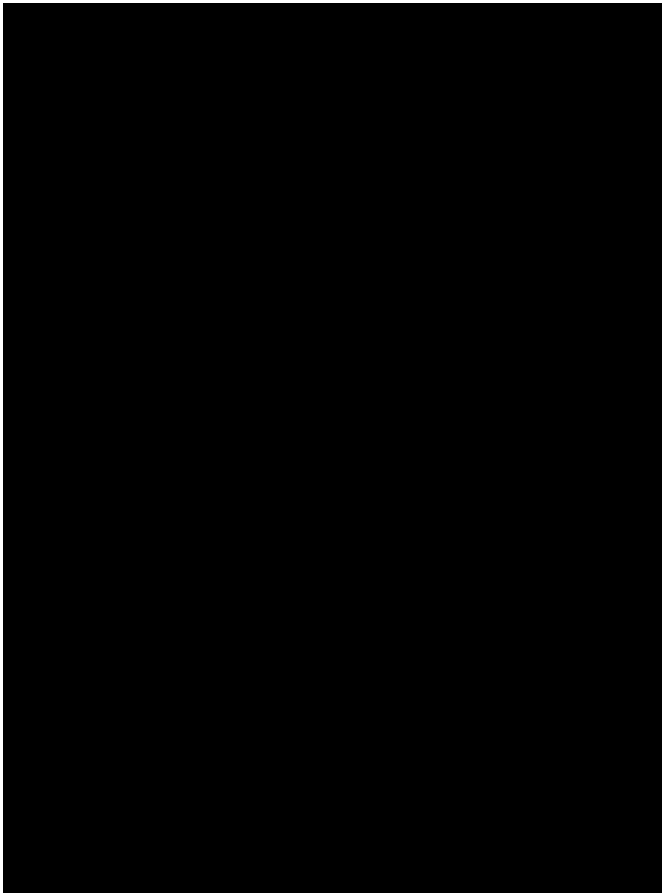
“Haha, die absonderlichen Sitten von damals”, denke ich, aber dann fällt es mir wieder ein: Genau so haben wir das bei Herrn Detterbeck in der dritten Klasse gelernt. Es war nur eine einzige Mathematikstunde, und ich glaube nicht, dass das Binärsystem wirklich zum Lehrstoff an niederbayrischen Grundschulen gehörte, der ansonsten vor allem Schönschreiben, Religion und Heimatkunde umfasste. Herr Detterbeck stand kurz vor der Pensionierung und war neumodischen Methoden und Inhalten nicht zugetan. Vielleicht wollte er uns an diesem Tag ein privates Hobby nahebringen. L, schrieben wir in unsere Mathematikhefte, L0, LL, L00, L0L. Am Ende der Stunde war ich ratlos, aber später am Tag verstand ich es doch noch und freute mich.

Kathrin Passig

2016 und 2017

Nachrichten von den Hosentaschenteufeln

Kristin Kopf hat schon 2015 über Versehensdaumen in der mobilen Version des Facebook Messengers geschrieben. Mit versehentlichen Beifallsbekundungen und ungeschickten Daumen könnte ich leben, mein Problem ist die Hosentasche. Im Sommer 2016 hat sie Angela Heider-Willms aus dem Techniktagebuch-Redaktionschat geworfen, während ich das Handy beim Fahrradfahren in der Tasche trug. Vermutlich nicht, weil Angelas Name mit A beginnt, sondern weil sie zuletzt etwas im Chat gesagt hatte. Ich glaube, sie fürchtet sich bis heute vor dem Zorn meiner Hosentasche, und ich, ehrlich gesagt, auch. Ich glaube, es tanzen kleine Hosentaschenteufel mit Forken darin herum. Neulich hat meine Hosentasche einen wertvollen Pokémon-Go-Raidpass verjuxt, während ich an der Supermarktkasse Schlange stand, und kurze Zeit später hat sie eine Audioaufnahme meiner Klospülung an einen ziemlich großen WhatsApp-Gruppenchat verschickt. Außerdem macht sie gern Fotos, aber auf denen erkennt man naturgemäß nicht viel.



So sah es in meiner Hosentasche am 25. Mai 2016 aus.

Ich habe keine Theorie, woran das liegt und warum es früher nicht so war. Vielleicht war es auch schon bei den Duplosteinhandys der 1990er so und ich weiß es nur nicht mehr, weil es damals noch kein Techniktagebuch gab.

Wer diesen Beitrag liest, ist hiermit gewarnt: Tweets, Mails, Audioaufnahmen oder sonstige digitale Äußerungen von mir, in denen ich unbescholtene Empfänger als Pavianhinterteile bezeichne oder Nachbarländern den Krieg erkläre, stammen nicht von mir, sondern von den Hosentaschenteufeln. Ernst gemeinte Kriegserklärungen werde ich kennzeichnen, indem ich ausdrücklich "Nicht von meiner Hosentasche gesendet" dazuschreibe.

Kathrin Passig

24. August 2017

Bitcoin aus dem Automaten

In Deutschland gab es einmal einen Bitcoinautomaten, aber der ist Vergangenheit. Tschechien hat derzeit 12 Stück, die Schweiz 17, Österreich hat um die 50, außerdem kann man dort neuerdings Bitcoin auf allen Postämtern kaufen. Und dann gibt es eben auch welche in Großbritannien. Der Automat in Edinburgh lag bisher nicht so richtig auf dem Weg, aber heute habe ich Zeit und statte ihm im Dienste des Techniktagebuchs einen Besuch ab.

Ich habe mir ein seriöses Bankgebäude vorgestellt, dunkel, mehrstöckig, mit Säulen und Geldautomaten. Ganz so ist es nicht.

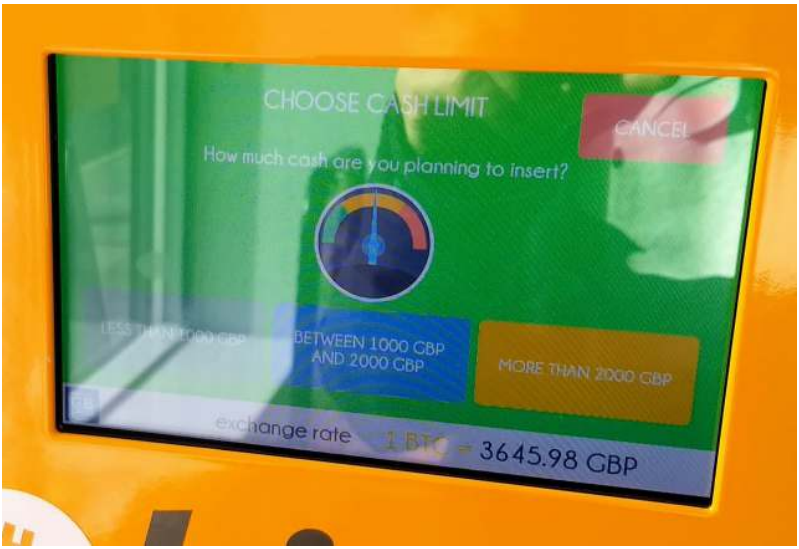
Der Bitcoinautomat hängt in dem Laden vorne rechts, und man kann ihn auch schon erahnen, das kleine gelbe Ding an der Wand neben dem Kasten im Schaufenster. Davon abgesehen enthält der Laden zwei Damen hinter Glas, die sich aber nicht für das Geschehen am Bitcoinautomaten interessieren. Über dem Automaten hängt ein ausgedruckter Zettel, der auch mehr oder weniger sagt, dass man sich bei Fragen oder Problemen bitte nicht ans Ladenpersonal wenden soll, sondern eine Mail an den Support schreiben.

Der Automat ist wirklich sehr klein. Viel muss vermutlich nicht hineinpassen, nur eben ein Internetzugang und mein Bargeld.

Auf dem Display erkennt man bereits, dass der Kaufzeitpunkt nicht ganz so günstig gewählt ist: Ein Bitcoin kostet 3646,25 britische Pfund. Vor einem Jahr wären es etwa 450 Pfund gewesen, vor einem Monat nur ein bisschen über 2000 Pfund. Hier kommen noch etwa zehn Prozent Zuschlag dazu, ich vermute, das ist der Preis der Anonymität. Anders als gern behauptet wird,

ist es nämlich keineswegs so, dass Bitcoin automatisch ein anonymes Zahlungsmittel darstellt. Wenn man auf einem anderen Weg als am Automaten herkömmliche Währungen in Bitcoin umtauschen möchte, muss man sich vorher so gründlich identifizieren, dass der Kauf von FSK-18-Filmen bei Amazon ein Kinderspiel dagegen ist. Aber ich bin ja nicht wegen der Anonymität hier, sonst gäbe es diesen Beitrag nicht.

Als Nächstes will der Automat wissen, wie viele Scheine ich in ihn hineinzustecken plane:

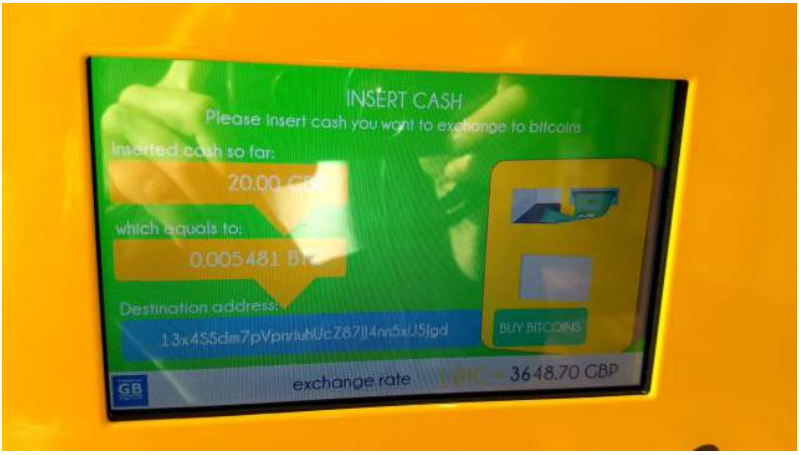


Unter 1000 Pfund, 1000 bis 2000 Pfund oder mehr als 2000 Pfund? Ich weiß nicht, was passieren würde, wenn ich die mittlere oder die rechte Option wählen würde, ich besitze nur einen 20-Pfund-Schein.

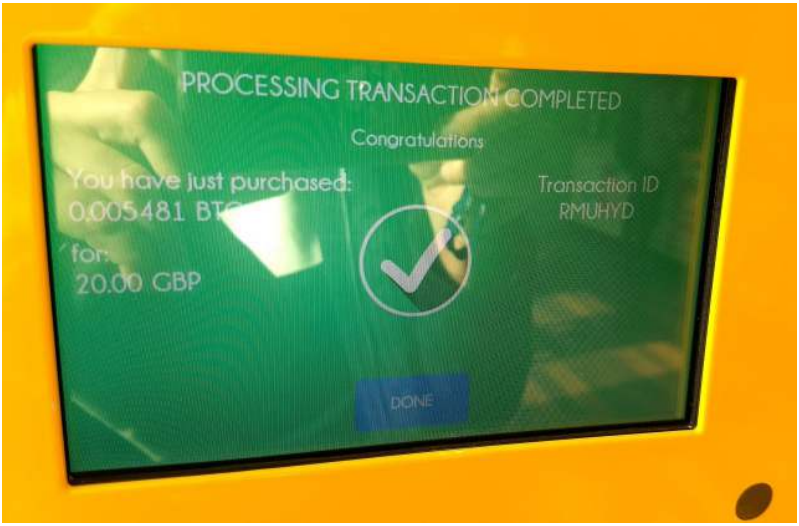
Jetzt soll die Bestimmungsadresse eingegeben werden, und zwar in Form eines QR-Codes. Ich habe zufällig vorhin im Flugzeug ein Buch über Kryptowährungen gelesen, in dem eine Stelle über Bitcoin-Automaten vorkam: Dass es sehr wenig Spaß mache, diese Automaten zu benutzen, stand da, und dass man einen QR-Code vorzeigen muss. Deshalb bin ich vorbereitet: Ich habe in der Straßenbahn vom Flughafen in die Stadt meinen Laptop aufgeklappt, ein Bitcoin Wallet geöffnet und ein Foto von diesem QR-Code gemacht. (Wallet ist ein irreführender Ausdruck, das Geld ist da nicht drin, es ist nur ein Tool, zu dessen Aufgaben es gehört, solche Adressen bereitzustellen.) Da ich dafür verschiedene supergeheime Passwörter eingeben musste, von denen eins auch noch im Klartext auf dem Display zu sehen war, und die Straßenbahn, wie es hierzulande üblich ist, praktisch nur aus Überwachungskameras bestand, kann ich das Verfahren nicht weiterempfehlen. Aber jedenfalls habe ich jetzt ein Foto vom QR-Code und kann es vor den Scanner oben links am Automaten halten. Was passiert wäre, wenn ich stattdessen auf “Don’t have a wallet?” gedrückt hätte, weiß ich nicht.

Im Display spiegeln sich weitere Leitfossilien des Jahres 2017: ein Handyring mit Snorlax-Motiv und das Bändchen eines Go Plus.

“Please insert cash you want to exchange to bitcoin”, sagt der Automat jetzt. Ich muss mich beeilen, der Kurs ist schon wieder gestiegen: auf 3647,58 Pfund. Unten links ist meine Empfängeradresse zu sehen. Sie ist nicht geheim, man darf mir dorthin gern überschüssige Bitcoins senden.



Der 20-Pfund-Schein ist eingefädelt, der Kurs unterdessen auf 3648,70 Pfund gestiegen. Mit “Buy Bitcoins” schließe ich den Kaufvorgang ab.



“Congratulations! You have just purchased: 0.005481 BTC for 20.00 GBP.” In wenigen Jahren wird man diesen Satz mit Wehmut (”ach ja, 20 Pfund, konnte ja niemand ahnen, dass es kurze Zeit später alles weg sein würde”) oder Wehmut (”ach ja, damals, als man für 20 Pfund noch eine richtig ordentliche Menge Bitcoin bekam”) betrachten.

Kathrin Passig

24.8.2017

Der Techniktagebucheintrag, der nicht sein sollte

An dieser Stelle hätte in wenigen Tagen ein schöner Tagebucheintrag über den Versand deutscher Bücher über das französische Amazon an Feriendomizile stehen können, aber es soll nie dazu kommen.

Wir fahren am Wochenende in Urlaub. Am Montag erscheint das neue Buch von Walter Moers und als Zamonien-Fangirl muss ich das natürlich so bald wie möglich haben.

Ich recherchiere also, wie das gehen könnte. Grundsätzlich kann man natürlich einfach Post an die Ferienwohnungsadresse schicken, aber da weiß ich noch nicht, wie das genau funktioniert. Gibt es einen Briefkasten? Wo wird die Post abgegeben? Brauche ich einen bestimmten Namen oder eine Apartmentnummer? Das kann ich sicherlich alles bei der Ankunft rausfinden.

Beim französischen Amazon ist das Buch auf jeden Fall auffindbar, es kostet sogar 35 Cent weniger als im deutschen Amazon. Mit meinen Kontodaten komme ich auch ins französische Amazon, das ist also kein Problem.

In der Techniktagebuchredaktion wird der Versand postlagernd vorgeschlagen, auch das ist möglicherweise eine Option, der Ferienort hat eine kleine Poststelle, an die ich das Paket schicken könnte. Amazon bietet au-

ßerdem auch diverse Stationen an, an die ich das Paket schicken könnte, um es abzuholen. Die nächsten sind zwar ein paar Kilometer weit weg, aber es wäre kein Problem, das Paket dort abzuholen.

So oder so sehe ich kein Problem, das Buch noch während des Urlaubs geliefert zu bekommen und dann direkt zu lesen und ich freue mich schon auf mögliche Hürden, die ich dann in einem Techniktagebucheintrag verwursteln kann.

Mittags gehe ich erst zur Bank, dann fahre ich schnell zum nächsten Bahnhof, weil ich dort noch einen Notizblock mit Aquarellpapier kaufen will. Weil ich schon da bin, gucke ich auch noch im Bahnhofsbuchhandel vorbei. Auf einem der Tische liegt das neue Moers-Buch. Ich bin hocherfreut, nehme mir eins und bezahle es. Das Problem ist hiermit gelöst, auch wenn es natürlich schade für den schon geplanten Techniktagebucheintrag ist.

Ob das Erscheinungsdatum bei Amazon gelogen ist oder irgendwer im Buchladen einfach widerrechtlich schon mal den Karton geöffnet hat, kann ich nicht sagen. Es ist mir aber auch einigermaßen egal.

Anne Schüßler

2017

Registrierung im Rundfunkbeitragsportal

Wir zahlen den Rundfunkbeitrag (ehemals GEZ-Gebühren) per Überweisung. Bekam man früher eine Rechnung per Post, bekommt man diese seit geraumer Zeit nicht mehr automatisch zugeschickt. Was man weiterhin per Post bekommt, das ist die Mahnung, wenn man den Rundfunkbeitrag nicht bezahlt hat, da man ohne Rechnung nicht wusste oder zumindest vergessen hat, dass und wann man überhaupt wieviel bezahlen musste.

Auf telefonische Nachfrage und Bitte, doch eine Rechnung zu erhalten, kommt die Aussage, dass dies nicht mehr möglich sei. Man möge sich doch einfach im Rundfunkbeitrags-Portal unter www.rundfunkbeitrag.de registrieren. Das sei alles ganz unkompliziert.

Zur Registrierung ist die Eingabe der Anrede, des Vor- und Nachnamens, der E-Mail-Adresse, eines Benutzernamens, eines Passwortes, der Beitragsnummer des Beitragskontos und der Postleitzahl erforderlich, man muss die Nutzungsbedingungen akzeptieren sowie eine fünfstellige, immerhin gut lesbare Zufallszahl ("Captcha") abtippen.

Der Benutzername darf weder Bestandteile des Namens noch der E-Mail-Adresse beinhalten. Wer Fritz Fischer heißt und als E-Mail-Adresse info@fischers-fritz.test nutzt, darf als Benutzernamen nicht "fritzfischer", ja nicht einmal "fifri42" verwenden. Nach vier oder fünf Versuchen mit jeweils erneuter Eingabe eines hoffentlich akzeptablen Benutzernamens – und natürlich auch eines jeweils neuen Captchas – hat man dann endlich herausgefunden, dass man als Benutzernamen am besten "xylophon23" verwendet, da die Schnittmenge hier mit Teilen des (Benutzer-)Namens leer ist.

Ist diese Hürde genommen, wird eine E-Mail mit einem Link zur Bestätigung verschickt, allerdings nicht von "@rundfunkbeitrag.de" sondern von "noreply@beitragsservice.info", weshalb erst einmal der Spamfilter gnadenlos zuschlägt und diese E-Mail wegsortiert. "*Sollten Sie keine E-Mail erhalten haben, prüfen Sie bitte auch Ihren Spam-Ordner.*" Hat man die E-Mail gefunden und den Link angeklickt, erfährt man, dass die E-Mail-Adresse verifiziert wurde. Heuraka! ... Doch halt: "*Den Aktivierungscode für die Nutzung des Service-Portals senden wir Ihnen umgehend per Post.*" Kopf-Tisch!

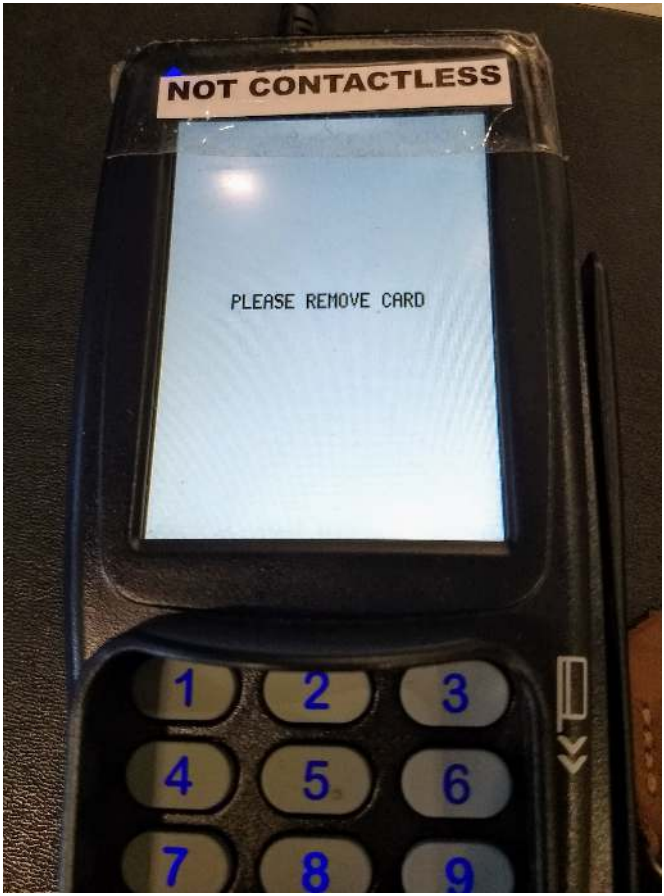
Wie es nun wohl weitergegen wird? Es bleibt spannend! In der Zwischenzeit warten wir einfach weiter auf das Eintreffen der nächsten Mahnung ...

hgdrn

24. August 2017

Andere Länder, andere Erwartungen ans Bezahlgerät

Ich habe die Powerbank zu Hause vergessen und muss in Edinburgh Ersatz kaufen. An der Kasse des Elektronikladens:



Am 16. Juli 2015 habe ich das kontaktlose Bezahlen im schottischen Dorfladen zum ersten Mal gesehen. Im Februar 2016 ging es zum ersten Mal auch bei mir (wiederum in Schottland, selber Dorfladen), und am 26. Mai 2017 konnte ich zum ersten Mal kontaktlos bei meinem ähnlich kleinen Haus-Edeka in Berlin bezahlen (anderswo ging es schon etwas früher).

Großbritannien scheint in dieser Angelegenheit etwa zwei Jahre Vorsprung zu haben. In Deutschland erwartet man eher, dass es nicht geht (oder ahnt noch nichts von der Möglichkeit), hier ist es bereits umgekehrt.

Ich frage, ob ich fotografieren darf. Selbstverständlich, sagt der Kassierer. Die Leute schubberten immer so hartnäckig mit ihren Karten auf dem armen Gerät, weil sie nicht glauben könnten, dass es keine kontaktlose Zahlung beherrscht. Um das zu vermeiden, habe man die Aufkleber gebastelt.

Kathrin Passig

25. August 2017

Ein ungeschriebener Beitrag

Schiebe schon seit 2015 den Plan vor mir her, einen Techniktagebucheintrag über diese Telephonzelle zu schreiben, an der ich regelmäßig vorbeikomme. Ich dachte, ich könnte unterhaltsam darüber spekulieren, was die Leute, die ich darin gar nicht mal so selten sehe, in der Telephonzelle machen oder ich könnte das Schild erwähnen, auf dem steht, daß man nur mit Telephonkarte zahlen kann (o.s.ä.) – aber heute stelle ich fest, daß die Telephonzelle weg ist.

Patrick Präg

25. August 2017

Günstig, gäbig, ungeordnet: der asiatische Veloverleih

Wir waren auswärts an einem Konzert und fahren mit der Bahn zurück. Ich frage E. (*1958), ob sie ihr Fahrrad am Bahnhof stehen habe; wir müssen in die gleiche Richtung. Nein, antwortet sie, aber sie könne ja ein oBike neh-

men, ein Leihrad aus einem standortungebundenen Bikesharingsystem. Sie zeigt mir die entsprechende App auf ihrem klugen Telefon. Diese zeigt ihr an, wo oBikes stehen, zum Beispiel wenige Meter von meinem Fahrrad entfernt.

Sie hält ihr Telefon gegen den am oBike befestigten Barcode, worauf sich das Fahrradschloss öffnet. Ab jetzt tickt der Zähler und stoppt erst, wenn sie das Rad wieder abschliesst. Sie muss ziemlich strampeln, da das Rad aus wartungstechnischen Gründen nur einen Gang hat, bucht das aber als Gratisfitnessgadget ab. Während unserer Fahrt erklärt sie mir das System, das offenbar seit ein paar Wochen für Aufregung sorgt (ich war in den Ferien und habe alles verpasst): Man installiert die App, zahlt ein Depot und ein Guthaben ein, dann kann es losgehen. Benimmt man sich nicht ordentlich, steigt der Nutzungstarif. Ansonsten sei das Ganze total günstig und gäbig, vor allem solange man sich nur im Flachen bewege. Die Gegner hingegen

monieren, es gehe gar nicht, dass der öffentliche Raum ohne Gegenleistung für ein solches Geschäftsmodell genutzt werde, und ärgern sich zudem über das ungeordnete Dasein der oBikes (siehe Bild).

Franziska Nyffenegger

23. bis 25. August 2017

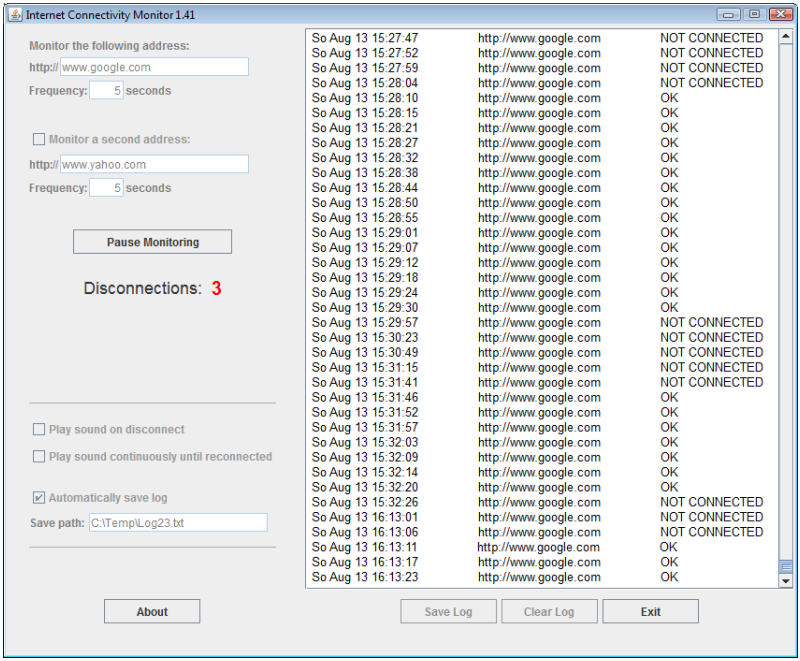
Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 7)

You can stab 'n' shoot 'n' spit, but they won't be fixin' it!

(Teil 6 hier)

Am Mittwochnachmittag taucht – wie versprochen – ein Techniker bei uns auf. Abends erstattet mir meine Frau Bericht. Zunächst einmal ist sie empört, dass der Techniker sie im hochschwangeren Zustand alleine den Schrank vor der Telefondose hat wegrücken lassen. Ansonsten habe er die Kontakte in in der Telefonbuchse und in einer Verteilerdose weiter oben an der Wand ausgetauscht. Laut seiner Aussage könne er mehr auch nicht tun. Leider stellen wir im Laufe des Abends fest, dass so ungefähr der Zustand von vor der ersten Beschwerde wieder hergestellt wurde – ca. ein Verbindungsabbruch alle zwei Stunden.

Zum Überprüfen und Protokollieren lasse ich schon seit geraumer Zeit immer abends und nachts ein Prograämmchen namens *Internet Connectivity Monitor*, das man kostenlos bei Google herunterladen kann, auf meinem Laptop laufen. Es versucht in Fünfsekundenabständen die Webseite von Google zu erreichen, zeigt den aktuellen Erfolg und Misserfolg an und protokolliert alles in einer langen Logdatei. Daher weiß ich relativ genau, wie es um die Beständigkeit unsere Internetverbindung bestellt ist.



Erneut ist es meine Gattin, welche die Hartnäckigkeit besitzt, sich über die Telefonsupportbollwerke von O2 hinwegzukämpfen. Erneut wird ein Supportfall mit Fallnummer angelegt und wieder bin ich es, der eine telefonische Rückmeldung erhalten soll. Erstmals wird nun auch ein Austausch unseres Routers in Betracht gezogen.

(Fortsetzung folgt – Teil 8 hier)

Virtualista

25.8.2017

Die Mobilfunk-Hotlines sagen mir, was ich schon weiß

Draußen in Brandenburg, wo ich im Sommer oft das Wochenende verbringe, habe ich mobilfunkmäßig eigentlich richtiges Glück. In funktechnisch guter Nähe und Anbindung steht offensichtlich eine Basisstation, die mir normalerweise eine HSDPA-Anbindung verschafft und damit einen mobilen Internetzugang, mit dem ich auch arbeiten kann.

In diesem August klappt gar nichts. Als Datenverbindung auf dem Smartphone wird mir maximal EDGE angezeigt, aber selbst das unzuverlässig; die Verbindung bricht ständig ab, und zeitweise gibt es gar keinen Datenverkehr.

Irgendwann beschließe ich, mal bei der Hotline zu fragen. Erst mal rufe ich O2 an: Ich habe zwar eine Prepaid-Karte von AldiTalk, aber das Netz ist ja das gleiche. Weil ich auf dem Smartphone mit dieser Karte keine Telefonier-Flat habe, versuche ich es von einem anderen Handy.

Bei der O2-Hotline lande ich erst mal in der Warteschleife und höre mir geduldig Musik an. Dann meldet sich tatsächlich ein Mensch und fragt erst mal nach meiner Telefonnummer – mein Einwand, es gehe um das Netz und nicht um meinen Mobilfunkvertrag, wischt die Dame ungnädig beiseite. Anschließend kann sie unter der genannten Nummer nichts finden, fragt nach meinem Vertrag: "Ach so, AldiTalk. Da muss ich sie weiterverbinden."

Die nächste *Call Center Agentin* ist zwar für AldiTalk zuständig, möchte aber neben meiner Nummer erst mal meine PUK wissen. (Natürlich wischt auch sie meinen Einwand beiseite, dass es ums Netz geht, nicht um meinen Vertrag.) Dummerweise habe ich die am Wochenende nicht dabei; ich könnte sie im Netz nachgucken, wenn ich Netz hätte – oder mein Online-Passwort wüsste. Aber das liegt wie die PUK irgendwo zuhause, beides kann ich also nicht zur Identifizierung anbieten.

Da hilft dann nur ein neuer Anruf – vom betroffenen (und teilweise gestörten) Handy direkt bei der AldiTalk-Hotline. Die direkte Hotline-Nummer geht nicht, ich muss mir eine andere diktieren lassen.

Ein neuer Anruf, eine neue Warteschleife. Und dann meldet sich ein Mensch, der sogar akzeptiert, dass ich meine PUK nicht weiß und nur was zu der Netzstörung wissen will. Er schaut sogar sofort nach, ob es an meinem Standort ein Problem gibt.

Und tatsächlich: Da ist eine Netzstörung gemeldet. Seit mehr als einer Woche. Es kann zu Problemen beim Internetzugang kommen. Das also ist amtlich.

Aber wie lange geht das so weiter? Das weiß auch die Hotline nicht. Die ganzen Anrufe hätte ich mir also sparen können.

Ach so, nein, eine positive Zusage bekomme ich: Wenn die Störung behoben ist, werde ich per SMS informiert.

Das hilft mir die nächsten Tage natürlich nicht weiter, und die paar MB Datenguthaben, die in den nächsten Tagen verfallen, verfallen eben.

Thomas Wiegold

21. bis 26. August 2017

Fernwandern verbessern mit elektronischen Karten und Ortung

Zu zweit treten wir eine sechstägige Wanderung an, den Camiño dos faros an der nordspanischen Westküste. Da wir beide keinen Spaß am Detailtüfteln solch einer Wanderung finden, haben wir einen Veranstalter mit der Organisation beauftragt: Transfer, Unterbringung und Gepäcktransport wurden gegen Geld für uns vereinbart, und ein paar Wochen vor Reiseantritt traf per Post ein Paket mit den Unterlagen ein.

Die Wegbeschreibung der sechs Abschnitte besteht aus Papierausdrucken mit Ausschnitten aus geografischen Karten (mit Quellenangabe Instituto Geográfico Nacional de España und Hinweis, dass sie von 2013 sind) und

Text. Da ganz schrecklich verboten wird, diese weiterzugeben, nehme ich an, dass ich wegen der leichteren Weitergabemöglichkeit keine Dateien statt Papier bekommen habe.

Die Detailtiefe der Wegbeschreibungen variiert stark: Manchmal nennen sie für 200 Meter Strecke Stein und Haus für Stein und Haus, dann wieder gibt es zu sieben Kilometern lediglich den Hinweis „stets entlang der Küste“. In letzterem Fall sind wir auf die Wegmarkierungen des Vereins Camiño dos faros angewiesen, doch das führt hin und wieder zu Problemen – nicht etwa, weil der Weg schlecht markiert wäre, der Verein sorgt ganz offensichtlich für kontinuierliche Aktualisierung. Sondern weil sie uns zweimal in Gelände führen, das wegen extremer Steilheit und klaffender Felsspalten nur unter Zuhilfenahme aller Gliedmaßen überklettert werden kann – was uns mit Rucksäcken, Wasserflaschen und ohne Klettererfahrung überhaupt keinen Spaß macht.

Zum Glück haben wir auf einem Tablet Karten mit dem GPS-Track mitgenommen (wie eigentlich auf allen Wanderungen der vergangenen Jahre), zum Glück ist die Netzabdeckung selbst in einsamen Gebieten fast durchgehend gut: Beide Male suchen wir uns eine Stelle, an der wir sicher und aufrecht stehen können und recherchieren auf dem Tablet die nächstgelegene Alternativroute. Die finden wir auch schnell und können mit deutlich geringerem Abenteueranteil weiterwandern.

Die Karten auf dem Tablet samt Ortung helfen uns auch an den Stellen, an denen die Umgebung und die Wegbeschreibung einfach nicht zusammenpassen wollen: Mit der Zuversicht, dass wir uns dank Zusatzkarten nie völlig verlaufen können, schlagen wir uns einfach querfeldein durch.

Abends blogge ich immer über unsere Wandertage, tagsüber poste ich hin und wieder bei Instagram Bilder mit dem Hashtag #Camiñodosfaros – was der Verein Camiño dos faros offensichtlich bemerkt: Nach zwei Tagen schickt er mir eine Willkommens-E-Mail an mein Blog-Postfach. Ich grüße zurück und biete an, dass sie sich an den Wanderfotos in meinem Blog bedienen können.

die Kaltmamsell

26.8.2017

Kauft keine Zwiebeln!

Der große Supermarkt hat in seiner Obst- und Gemüseabteilung noch etliche Waagen aufgestellt, mit denen die Kunden ihre Einkäufe wiegen und mit einem Preisetikett versehen sollen. Das ist inzwischen recht ungewöhnlich, meist wird die Ware an der Kasse gewogen – aber jede Lebensmittelkette verfährt da wohl anders.

Wir wollen lose Zwiebeln kaufen, haben auch einige in eine Tüte gefüllt und gehen zur Waage. Die bietet uns auf ihrem bunten Display zwei Möglichkeiten: Entweder man klickt sich durch das ganze Angebot, oder man kann den Suchbegriff auf einer Tastatur auf dem Touchscreen eingeben.

Die Tastatur ist dann eine Überraschung. Nicht nur, weil sie wie eine Schreibmaschinen-, pardon, Computertastatur im QWERTZ-Layout aufgebaut ist. (Obwohl vermutlich wenige Leute an der Gemüse-Waage ihre Texte schreiben.) Sondern vor allem, weil genau der Buchstabe, auf den man tippt, nicht auf dem Bildschirm erscheint.

Statt des Z für die Zwiebeln erscheint beim Tippen auf die Z-Taste immer das T. Immer wieder. Aber Tomaten wollen wir doch gar nicht auswiegen. Am Ende greifen wir doch wieder auf die Bildergalerie zurück, die wir durchklicken, bis das Foto der Zwiebeln erscheint.

(Beim Bezahlen an der Selbstscan-Kasse dann noch gelernt: Egal auf welche Sprache man die Benutzeroberfläche einstellt, im aktuellen Fall wollte ich es mal auf Französisch hören: Die Anweisungen an das Bedienpersonal bleiben deutsch.)

Thomas Wiegold

August 2017

Die DVDs sind bald nichts mehr wert

Kathrin hat mir erzählt, dass sie vor kurzem *Spring Breakers* sehen wollte, aber sich nicht sicher war, ob der Film es wert sei, dafür Geld auf iTunes auszugeben. “Ich bin morgen bei dir in der Nähe”, schreibe ich ihr, weil ich den Film besitze und sehr gut finde. “Soll ich dir die DVD von *Spring Breakers* vorbeibringen?” Sicherheitshalber füge ich hinzu: “Hast du ein Abspielgerät dafür?”

Kathrin verneint. Meine DVD ist bei ihr nichts wert. Aber auch bei mir sinkt ihr Wert zunehmend. In der gleichen Woche, in der ich mit Kathrin spreche, kommt mein neues MacBook Pro mit der Post, das auch kein DVD-Laufwerk mehr hat. Auf meine Zugreise nach Wiesbaden nehme ich daher lieber seinen Vorgänger mit, den ich 2009 gekauft habe und der ohne externe Stromquelle nur noch eine knappe Stunde läuft. So kann ich im Zug noch ein voraussichtlich letztes Mal einen Film auf DVD gucken (*Millennium Actress* von Satoshi Kon). Ein bisschen schade finde ich das schon.

Alexander Matzkeit

August 2017

Bewegen Sie Ihre Hand über Ihr Gesicht

Ich will mein neues Macbook in Raten bezahlen, was leider vor Ort im Laden nicht geht. Also schließe ich einen Vertrag mit einem von Apple beauftragten Kreditinstitut ab. Ich habe keine Lust, den Vertrag auszudrucken und per Post zu verschicken, aber es gibt auch die Möglichkeit, ihn per Video-Ident-Verfahren unterschreiben. “Kenn ich”, denke ich und erwarte einen kurzen Dialog, bei dem ich einmal meinen Ausweis in die Kamera halte und gut.

Doch für einen Online-Vertragsabschluss sind die Sicherheitsbestimmungen anscheinend höher. Mit dem Ausweis, von dem ein Screenshot gemacht wird, fängt es an, doch dann muss ich einmal die Hand langsam von rechts nach links über mein Gesicht bewegen. “Oh, warum?” frage ich. “Das ist so vorgeschrieben”, sagt mein Gegenüber, ein Mann in meinem Alter. “Das glaube ich Ihnen”, sage ich, “aber was ist der Zweck? Was wollen Sie damit überprüfen?” – “Das kann ich Ihnen nicht sagen, der Gesetzgeber schreibt es vor.”

Später muss ich noch meine Ausweisnummer und mein Geburtsdatum vorlesen. “Das steht doch schon auf dem Ausweis, von dem Sie eben ein Foto gemacht haben”, sage ich und blicke in die versteinerte Miene eines Callcenter-Mitarbeiters, der auch lieber etwas anderes machen würde. “Haben Sie in der Zwischenzeit nachgeschaut, warum ich meine Hand vor meinem Gesicht bewegen musste?” frage ich etwa zehn Minuten später zum Ende des Prozesses, auch wenn ich weiß, dass ich dafür in die Callcenter-Kunden-Hölle komme. “Das ist vom Gesetzgeber so vorgeschrieben”, sagt mein Identifizierer. “Ist ok”, sage ich. “Ich google das mal für Sie, wenn wir hier fertig sind.”

Doch meine Großspurigkeit war ungerechtfertigt. Bis heute habe ich keinen Grund für die merkwürdige Handbewegung gefunden, von der ich vermute, dass sie irgendwie absichern soll, dass ich physisch anwesend bin. Die gesetzliche Grundlage, das Rundschreiben der BaFin von 2014, enthält alle anderen Komponenten unserer Interaktion, aber keine Gesten.

Nachtrag: Kristin Kopf besitzt in der Techniktagebuch-Redaktion das bessere Google und findet eine Erklärung: “Einer Substitution/Manipulation von Teilen bzw. Elementen des Ausweisdokumentes ist durch geeignete Maßnahmen entgegenzuwirken. Dazu ist die zu identifizierende Person aufzufordern, an geeigneter (variabler, systemseitig zufällig bestimmter) Stelle z. B. einen Finger vor sicherheitsrelevante Teile des Ausweisdokumentes zu halten und etwa eine Hand vor ihrem Gesicht zu bewegen.”

Alexander Matzkeit

August 2017

Wie wir der der neuen SIM-Karte auflauern, sie aber trotzdem nicht den Weg zu uns findet und der Vater weiter teuer surfen muss

Der Vater will eine neue SIM Karte haben, damit er am Smartphone weniger Geld für mehr Internet bezahlt. Ein gar nicht mal so kleiner Händler hat da ein gut erscheinendes Angebot, und der Vater bestellt dieses im Internet. Noch vor der Eingabe der üblichen Bestelldaten, Kontonummer, Name, Versandadresse usw. kommt der Hinweis, dass seit dem 1. Juli 2017 eine Registrierungspflicht für SIM-Karten bestehe und seitdem eine Verifikation der Benutzerdaten bei der Aktivierung neuer SIM-Karten vorgeschrieben sei. Die SIM Karte würde deshalb mit PostIdent ausgeliefert.

Na, das wird ja wohl hinzubekommen sein. Der Vater ist nicht so ganz selten zu Hause; außerdem bin ich gerade zu Besuch, wir haben ein paar Dinge im und am Haus zu erledigen, das sollte also kein Problem sein.

Einige Tage später, ich bin noch bei dem Vater zu Besuch, kommt per E-Mail die Benachrichtigung, dass die Karte heute geliefert würde. Es passt ganz gut: Praktisch den ganzen Tag über sind wir beide im Haus. Von etwa 15:30 Uhr bis 18:30 Uhr sitzen wir im Wohnzimmer, ca. 3 Meter entfernt von der recht lauten Türklingel, und sortierten einige Versicherungsunterlagen. Um 18:30 Uhr schaut mein Vater zum Briefkasten und findet darin eine Benachrichtigung von Hermes, dass der Empfänger um 17:00 Uhr leider nicht angetroffen wurde, und dass ein neuer Zustellversuch morgen erfolgen würde. Hermes? Ich dachte irgendwie, PostIdent sei der Post vorbehalten, aber: Tatsache – Google verrät, dass so was wie PostIdent wohl auch von Hermes durchgeführt werden darf (evtl. heißt das dort anders). Na, das kann ja heiter werden.

Auch am nächsten Tag können wir es problemlos einrichten, den ganzen Tag im Haus zu sein; wir befestigen noch einen kleinen Zettel an der Türklingel mit dem deutlichen Hinweis, dass dies die Türklingel sei, die durch leichten Druck auf dieselbe ausgelöst werden kann und dass sehr wohl jemand im Haus sei. Dennoch, Abends: ein ähnlicher Zettel, um 15:30 Uhr sei niemand angetroffen worden. Morgen würde ein neuer und letzter Zustellversuch erfolgen, und wenn der nicht erfolgreich wäre, dann würde das Paket zurück an den Absender gehen. Wir versuchen noch ein bisschen, die Servicehotline des Unternehmens zu einer Art von Aussagen über Zustellzeiten oder ähnliches zu bewegen, beißen aber auf Granit.

Ha, denken wir. Unser Ehrgeiz ist geweckt. Zustellung trotz Hermes, das wäre doch gelacht! Das bekommen wir hin! Am nächsten Tag bewachen wir den Briefkasten und wechseln uns damit ab, den Vorgarten in Top-Form zu bringen. So hat der noch nie ausgesehen: Die Sträucher werden gestutzt und der Rasen wird nicht nur gemäht, nein, der Nachbar leiht uns sogar einen Vertikutierer und einen Rasenkantenschneider. Gegen 17:30 Uhr ist der Hermes-Mensch noch immer nicht gekommen und der Weg zum Briefkasten war durchgängig durch mindestens einen von uns versperrt. Keine Chance für den Boten, heimlich vorbeizukommen. Leider muss ich kurz weg, aber der Vater schnippelt noch ein bisschen und trimmt mit der Nagelschere ein paar der letzten Grashalme.

Als ich gegen 20:00 Uhr wieder komme ist der Vater nicht mehr im Vorgarten. Prima, denke ich: Dann wird wohl die SIM-Karte angekommen sein. Doch, leider: Die Realität hält ja immer Überraschungen bereit. In diesem Falle: Das PostIdent-Formular.

Der Vater berichtet, dass ein kaum deutsch sprechender Mitbürger mit offenbar nicht-deutschen Wurzeln das Päckchen mit der SIM aushändigen und die Identität meines Vaters für die Zustellung der SIM Karte bestätigen sollte. Mein Vater und er scheiterten an dem dafür auszufüllenden Formular.

Die SIM Karte konnte somit nicht zugestellt werden. Der Bote fuhr mit dem Paket wieder ab. Bei dem dritten Zustellversuch. Im Anschluss streite ich mich noch ein bisschen mit der Hotline herum, aber wie Millionen Menschen vor mir mache ich die Erfahrung, dass der Nutzen telefonischer Hotlines meist eher beschränkt ist.

Es gibt hier kein Happy End. Der Vater surft erst mal weiter teuer, und demnächst starten wir bei einem anderen Anbieter einen neuen Bestellversuch. Vielleicht lieber bei einem Anbieter, der Video-Identifikation anbietet, mal schauen.

P.S: Als ich die Geschichte erzähle, fordert Kathrin mich auf, das Geschehene aufzuschreiben. Ich winde mich etwas, denn ich habe Angst, dass ein Beitrag darüber zu einem weiteren Bashing der gebeutelten (ernst gemeint!) Boten wird. Die stehen halt am Ende der Futterkette und müssen ausbaden, was eine Kombination aus Sparsamkeit, Profitmaximierung, Bürokratie und die Logistik-Dienstleister uns und ihnen einbrocken. Aus Dokumentationsgründen tue ich das hiermit trotzdem.

Molinarius

28. 8. 2017

Spielgeld

Nach einem längeren Ausflug zu Freunden in einer weit entfernten Stadt bekomme ich, längst wieder zu Hause, eine WhatsApp-Nachricht, dass meine Kreditkarte leider dort geblieben ist. Ich erinnere mich: Beim Packen ist mir meine Handtasche umgekippt und ein paar meiner Karten fielen auf den Boden. Ich hatte nur darauf geachtet, meine EC-Karte wieder einzupacken und da ich mit der Kreditkarte eigentlich nie außerhalb des Internets irgendetwas bezahle, hatte ich den Verlust nicht bemerkt.

Auch meinen Freunden wäre es wohl erst später aufgefallen, hätten die Kinder des Hauses (2 und 4), nicht im selben Zimmer ihren Kaufmannsladen stehen. “Ich hab mich gewundert, dass die Spielkreditkarte so echt aussah”, schreibt mir die Mutter. Glücklicherweise bucht meine Bank noch keine imaginären Käufe ab.

Angela Heider-Willms

28. August 2017

Ich möchte so gern auch mal kontaktlos bezahlen! Erster Versuch

Spätestens seit meinem Urlaub in Schweden möchte ich so gern auch mal mit vagem Handwedeln bezahlen, so wie ja fast alle auf der Welt schon seit Jahren.

Ich rufe bei meiner Bank, der Postbank, an und frage, ob ich eine neue Girocard bekommen könnte, die NFC unterstützt. Die Gesprächspartnerin ist irritiert.

“Was ist denn das Problem mit Ihrer Karte? Nach meinen Unterlagen haben Sie eine ec Karte und eine VISA-Karte, mit welcher Karte gibt es denn ein Problem?” Das Geheimwissen, dass es ec Karten laut Wikipedia schon seit 10 Jahren nicht mehr gibt, scheint nicht nur umgangssprachlich noch nicht durchgedrungen zu sein, sondern auch den Kundenberatern der Bank nicht vertraut zu sein.

“Naja, nicht wirklich ein Problem, ich würde aber halt auch gern kontaktlos, mit NFC, bezahlen.”

“Was soll das sein?”

“Na, also halt ohne die Karte in das Kartenlesegerät schieben zu müssen”

“Ah, sie meinen payWave! Moment, ich schau mal… ja, ihre Karte kann das leider noch nicht, wir tauschen die Karten jetzt aber sukzessive aus. Sie wären im nächsten Jahr dran. Ich kann Ihnen aber gerne jetzt schon kostenlos eine neue Kreditkarte zusenden, die payWave unterstützt”

“Super, dankeschön. Aber warum denn Kreditkarte? Können Sie mir nicht eine neue Girocard zusenden, die benutze ich lieber als die Kreditkarte.”

“Nein, wir bieten das über unseren Partner Visa an, für die ec-Karten ist das leider nicht möglich.”

Nun warte ich also auf meine neue Kreditkarte. Ich bin gespannt und werde berichten.

Molinarius

28.8.2017

I for one welcome our new pool cleaning robot overlords!

In unserer Ferienunterkunft gibt es einen kleinen Pool, der auch täglich gereinigt wird. Das wissen wir schon deshalb, weil wir einmal ein Apartment mit Blick auf den Pool hatten und die tägliche Reinigung mit allen akustischen Begleiterscheinungen beim Frühstück beobachten konnten.

Dieses Jahr ist alles einfacher. Es gibt Poolreinigungsroboter, die ähnlich den hinlänglich bekannten Staubsaugerrobotern den Pool reinigen. Der kleine Roboter hängt an einem langen Kabel und fährt sowohl den Boden des Pools als auch alle Seitenwände gründlich ab. Ab und zu kommt er an die Oberfläche und macht dann mitleidserregende Blubbergeräusche. Wenig später besinnt er sich dann aber und taucht wieder ab.

www.youtube.com/7aOQjNpBmvE

Anne Schüßler

August 2017

Die EC-Karte gibt es nicht mehr, sie funktioniert aber trotzdem in Schweden

Um das Jahr 2000 herum habe ich mich recht häufig in den USA aufgehalten, und schon damals empfand ich es als erstaunlich, mit welcher Selbstverständlichkeit in den USA auch der kleinste Einkauf mit der Kreditkarte bezahlt wurde, während man in Deutschland für Einkäufe bevorzugt Bargeld verwendete.

Im Sommer 2017 urlaube ich einige Zeit in Schweden, und weil ich länger nicht mehr in Schweden war, informiere ich mich vorab, ob es empfehlenswert sei, vorher Bargeld umzutauschen und mit schwedischen Kronen im Portemonnaie anzureisen. Oder ob man Bargeld problemlos an Automaten abheben könne. Die Antwort von Freunden, die häufiger in Schweden sind: Du kannst überall problemlos mit der EC-Karte bezahlen, Bargeld brauchst du eigentlich gar nicht. Nun weiß ich zufällig, dass es EC-Karten wohl eigentlich schon seit 10 Jahren nicht mehr gibt, auch wenn umgangssprachlich immer noch von EC-Karten gesprochen wird. Auf meiner Bankkarte finde ich ein “girocard”-Symbol und ein “V-PAY”-Symbol, ich bezahle damit in Deutschland recht häufig, mal in Kombination mit meiner Unterschrift, mal mit Geheimzahl. Nun bin ich aber unsicher, ob ich damit auch in Schweden bezahlen kann.

Die Freunde sagen, also, das wissen wir nun auch nicht, aber mit Kreditkarte geht das sicher. Prima, sage ich: Ich habe eine Kreditkarte von VISA, mit der kann ich dann ja bezahlen – allerdings kenne ich die Geheimzahl dieser Karte nicht. Wenn ich in Deutschland mit der Kreditkarte bezahle, muss ich immer dazu etwas unterschreiben. Die Geheimzahl der Kreditkarte habe ich noch nie gebraucht. Die Freunde sagen: Oh, also Karte mit Unterschrift, diese Kombination haben wir in Schweden noch nie gesehen.

Ich fahre also mit einem leicht mulmigen Gefühl nach Schweden, mit einer EC-Karte (die es eigentlich nicht gibt, für die ich aber die Geheimzahl kenne) und einer VISA-Karte (für die ich bisher immer mit Unterschrift bezahlt habe, was man aber in Schweden wohl nicht kennt). Wegen dieses etwas mulmigen Gefühls nehme ich als Backup-Lösung, falls das nicht klappt, meine berufliche Mastercard mit, für die ich die Geheimzahl kenne – und sage mir, im Notfall zahle ich halt mit der beruflichen Karte, und habe dann halt nachher etwas Mühe, die privaten Ausgaben gegenzurechnen – das ist allemal besser, als ohne Bezahlmöglichkeit in Schweden zu stehen.

Wir überqueren die Öresundbrücke (übrigens ein sehr beeindruckendes Bauwerk), und am Ende der Brücke soll ich zum Bezahlen eine Bezahlkarte in ein Terminal schieben. Ich wähle die EC- (bzw. Bank-)Karte. Auf dem Terminal erscheint für Bruchteile von Sekunden eine schwedische Anweisung, die ich nicht verstehe, dann erscheint "WAIT", und dann passiert gar nichts mehr. Die Karte bleibt im Automaten. Ich befürchte Schlimmes, drücke auf "CANCEL", es passiert weiter nichts, nach einiger Zeit drücke ich einen Knopf, der mit "HELP" beschriftet ist, ein Mensch kommt und hilft. Auf ein paar Tastendrücke des Helfers hin kommt die Karte wieder zum Vorschein, und ich mache in Gegenwart des netten Menschen einen neuen Versuch. Man muss, während "WAIT" auf dem Gerät steht, die PIN eingeben. Ich verstehe nicht, warum das so sein könnte, aber die Anweisungen des netten Helfers sind unmissverständlich, und der Bezahlvorgang scheint zu funktionieren. Wir dürfen weiterfahren.

Etwas später müssen wir tanken, dies tun wir an einer Tankstelle ohne Personal und bezahlen wiederum per Karte. Im Techniktagebuch ist der Bezahlvorgang bereits dokumentiert.

Anzumerken bleibt, dass zahlreiche Geldautomaten, mit denen ich später zu tun habe, beim Einführen meiner deutschen EC-Karte auf deutsche oder englische Sprache umschalten oder einen Menüpunkt für die Auswahl der Sprache anbieten. Meist sind die Bezahlgeräte natürlich auch in schwedischer Sprache einfach zu bedienen, so furchtbar viel außer der eigenen PIN muss man dort ja meist nicht eingeben.

Nach einigen Wochen in Schweden (davon einige Zeit im Zelt, also mit zugegeben wenig Einkaufsgelegenheiten, aber einige Zeit auch in Städten) stelle ich fest, dass ich Bargeld zu keinem Zeitpunkt vermisse und tatsächlich jeden auch noch so kleinen Einkauf beim Bauernhof in der Wildnis mittels EC-Karte mit Geheimzahl bezahlen kann, ohne Erstaunen bei dem jeweiligen Geschäftspartner auszulösen.

Zurück in Deutschland bezahle ich an einer Tankstelle mit EC-Karte, plötzlich muss ich wieder unterschreiben. Die Geheimzahl wird nicht verlangt. Den Grund, warum man mal unterschreiben muss und mal sich per PIN legitimiert, suche ich anschließend im Internet: beim Bezahlen mit Karte und PIN wird das Konto sofort belastet, der Händler muss in diesem Fall 0,1% Gebühr an die Bank zahlen, geht aber kein Risiko ein, sein Geld nicht zu bekommen. Beim Bezahlen mit Karte und Unterschrift gibt man dem Händler eine Genehmigung zum Lastschrifteinzug, welcher auch etwas später erfolgen kann; der Händler zahlt in diesem Falle keine Gebühr für den Bezahlvorgang.

Molinarius

2017

Folgebefehle in der Gedenkstätte

Im Gästebuch eines Wehrmachts-Stammlager-Dokumentationszentrums finde ich folgenden festhaltenswerten Eintrag:

Offenbar gelten Verweise auf soziale Netzwerke heute unter Kindern und Jugendlichen als Standardangabe. Dieser Verdacht erhärtet sich, als ich nur eine Seite weiter die Hinterlassenschaft einer Schulklasse sehe: Dort haben

die meisten der Schülerinnen und Schüler einen Vermerk “Facebook” hinter ihren Namen gesetzt, was vermutlich heißen soll, dass man ihnen auf Facebook folgen soll oder ihnen eine Freundschaftsanfrage schicken darf.

Torsten Gaitzsch

24. bis 29. August 2017

Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 8)

Das wiedergefundene Netz

(Teil 7 hier)

Ich will mich nicht so ganz mit meiner Unmündigkeit abfinden und überlege zum wiederholten Mal, doch die alte FritzBox wieder in Betrieb zu nehmen. (Sie scheint manchmal vorwurfsvoll aus ihrem Abstellplatz im Regal auf mich herabzublicken.) Dafür bräuchte ich allerdings die Zugangscodes, die uns damals mit dem O2-Router geschickt wurden. Für das zwischenzeitlich vorgeschlagene Neukonfigurieren der O2 HomeBox nach einem Zurücksetzen auf Werkseinstellungen bräuchte ich diese Codes auch.

Ich erinnere mich vage an einen Brief mit mehreren langen Zahlenkolonnen. Leider finde ich den auch bei gründlicher Suche nicht im Aktenordner mit den Telefonunterlagen. Es gäbe das Schreiben wohl auch in einem Archiv auf der O2-Webseite, aber dazu muss man . . . nee, das schreibe ich hier jetzt nicht auch noch.

Was ich finde, ist die Verpackung der O2 HomeBox und darin noch in Plastiktütchen ein Netzteil sowie das Kabel zum Anschluss der Box an die Telefondose. Ich habe wohl damals einfach den O2-Router an die Kabel der FritzBox gehängt. Sollte das die Wurzel allen Übels gewesen sein?

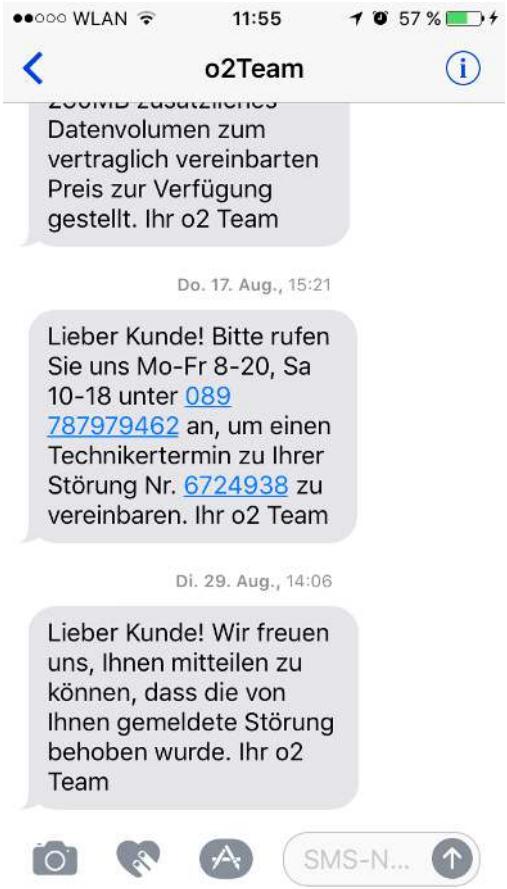
Foto: Oben altes Kabel, unten neues.

Foto: Neues und altes Netzteil

Hinweis: Zur Produktion dieser Fotos wurde eine tadellos funktionierende Internetverbindung mutwillig unterbrochen.

Ich tausche also umgehend Kabel und Netzteil aus. Das neue Netzteil ist mit 2,5 A beschriftet, gegenüber dem alten, das nur 1 A schaffte. Sonst sehe ich keine Unterschiede, beide Netzteile liefern 12 V.

In den folgenden Tagen habe ich weniger Zeit als sonst, die Standhaftigkeit unserer Netzverbindung zu überwachen. Es sieht eigentlich ganz gut aus, aber warten wir mal den ausstehenden Rückruf von O2 ab. Deren Service kann ja offenbar auch „sehen“, ob es weiterhin zu Verbindungsstörungen kommt. Anstelle des Rückrufs erreicht mich allerdings folgende SMS.



Und seither ist unser DSL-Anschluss in Ordnung. Ob es an den falschen Kabeln lag oder ob bei O2 oder bei der Telekom doch irgendeine Form der Fehlerbehebung stattgefunden hat – wir werden es vermutlich nie erfahren. Ich könnte die Netzteile und Kabel noch einmal tauschen, um herauszufin-

den, ob das einen Einfluss hat, aber eigentlich möchte ich diesen Router auf seinem Schrank jetzt lieber die nächsten Jahre in Ruhe lassen. Er und ich – wir haben genug erlebt.

Virtualista

Sommer 2017

Selbst in Schweden ist Bares noch nicht völlig out

Wie Molinarius verbringe auch ich meinen Sommerurlaub 2017 in Skandinavien.

Von früheren Aufenthalten bin ich gewohnt, dass die einzige Irritation, die man mit einer (deutschen) Kreditkarte erwarten kann, diejenige ist, wenn das Gerät unerwartet einen Papierstreifen ausspuckt (für die Unterschrift) und das Personal damit nichts anzufangen weiß. Von "hier bitte unterschreiben" bis zum wortlosen Zerknüllen habe ich schon unterschiedlichste Reaktionen erlebt.

Da tatsächlich bis in den hohen Norden alles glatt geht, weiß ich unter anderem bis heute nicht, wie dänische Kronen in Banknotenform eigentlich aussehen.

Erst weit hinter Kiruna, kurz vor der norwegischen Grenze, tritt der Ernstfall ein. Beim Erwerb eines Kaffees samt Blaubeermuffin verweigert das Lesegerät im Zugbistro seinen Dienst. Offenbar haben wir es geschafft, eines der seltenen größeren Funklöcher Schwedens ausfindig zu machen (warum es wohl in keiner Sprache der Welt ein Äquivalent zu "Funkloch" gibt, ist auch ein Anlass für ein bis drölf Techniktagebuch-Artikel), und ohne Online-Autorisierung keine Kartenzahlung.

Dem freundlichen Angestellten ist es sichtlich etwas peinlich, und er fragt, ob ich auch Bargeld dabei hätte. Habe ich, allerdings nur in Stückelungen zu 20 Euro. Der Schein wird freudig angenommen, nach einem obskuren Kurs umgerechnet, und als Wechselgeld erhalte ich ein paar bunte Kronen-

Scheine und zwei Münzen. Angesichts der baldigen Ausreise aus dem Währungsgebiet kann ich damit natürlich nichts Sinnvolles mehr anfangen. Die Münzen sind beim Schreiben dieses Beitrags schon verlegt, und die Scheine werde ich spätestens nach der übernächsten Währungsreform zum Altpapier geben.

So hat mich der Kaffee realistisch betrachtet zwar 20 Euro gekostet, dafür kann ich nun bestätigen: Auch in Schweden gibt es noch mindestens einen Anwendungsfall für Bargeld!

semi-reg

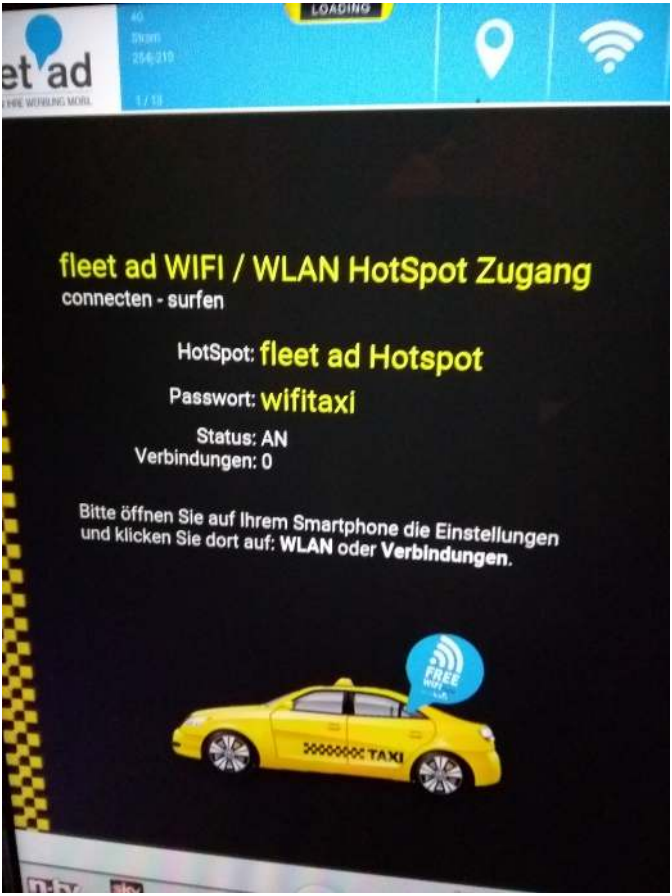
29.8.2017

Berliner Taxi mit Internet

Auf der Heimfahrt von einer Veranstaltung am Abend fällt mir im Taxi auf, dass nicht nur der Fahrer vorne seine Jetpiloten-Instrumentierung mit mindestens vier Displays vor sich hat (und eines der Handys auch während der Fahrt eifrig bedient). Hinten im Fond ist ebenfalls ein Bildschirm installiert, ein Tablet etwa in Zehn-Zoll-Größe.

Ich schaue zunächst nur flüchtig hin und sehe die übliche Mischung aus bunten Meldungen, geliefert von n-tv, und Werbeanzeigen. Dann fallen mir oben drei Symbole auf: Eines für den Standort – und ein Druck darauf liefert den aktuellen Taxi-Standort auf dem elektronischen Stadtplan. Ein Auto-Symbol zeigt Informationen zum Taxi, in dem ich sitze, wie die Zulassung und die Mailadresse der Betreiberfirma.

Das WLAN-Symbol (oder, wie manche Leute sagen, der Fallschirm) führt auf eine Übersichtsseite zu einem – für mich jedenfalls – neuartigen Angebot in einem Berliner Taxi: Der Wagen hat einen WLAN-Hotspot an Bord, in den ich mich einloggen kann.



Das muss ich natürlich ausprobieren, und: es funktioniert. Ich kann auch Google News und Nachrichtenseiten aufrufen, es scheint also auf den ersten Blick kein beschränktes Internet zu sein. Die Fahrtstrecke reicht leider nicht aus, das alles richtig auszutesten.

Und außerdem hab' ich wohl das Display kaputtgespielt: Nach erfolgreichem Ein- und wieder Ausloggen am WLAN-Hotspot bleibt das Display stur auf der Hauptseite mit bunten Meldungen und Werbung stehen. Noch nicht mal die Standortanzeige kann ich mehr aufrufen.

Thomas Wiegold

30. August 2017

Catch 22 mit dem Apple Store

Wir haben in der Firma für einige Tage einen Gast aus Amerika. Heute morgen hat leider sein iPhone den Geist aufgegeben. Der Apple Store ist nicht weit vom Büro entfernt. Es empfiehlt sich allerdings, dort einen Termin zu vereinbaren, um Wartezeiten zu vermeiden.

Die Terminbuchung erfolgt online und man muss dazu seine Apple-ID eingeben. Die hat der Gast auch parat, allerdings verlangt Apple besondere Sicherheitsmaßnahmen, da er sich plötzlich von einem anderen Kontinent

anmelden will

und mit einem anderen Gerät als sonst. "Please enter the verification code sent to your phone." Damit würde dieser Code aber genau auf dem Telefon landen, das momentan nicht reagiert und um dessen Reparatur es geht.

Wenig später gelingt es allerdings, per Chat einen Termin zu vereinbaren. Im Store wird das iPhone offiziell für tot erklärt. Kurzfristiger Ersatz wäre zu teuer und so müssen wir dem Gast für die Dauer seines Aufenthalts ein anderes Gerät leihen.

Virtualista

August 2017

In Schottland kann man unbesorgt Unfälle erleiden, auch wenn man die wichtigsten Kabel gar nicht dabei hat

Ohne meine Mehrfachsteckdose mit mehreren Kabeln und Ladegeräten gehe ich eigentlich ungern auch nur bis zur nächsten Straßenecke. Ich glaube, das hieße Murphy's Law in Versuchung führen, sicher würde ich auf den wenigen Metern angefahren oder von einem herabfallenden Klavier gestreift, käme ins Krankenhaus und hätte dann die wesentlichen Gerätschaften gar nicht dabei. (Die gleiche Überlegung führt leider keineswegs dazu, dass ich mir regelmäßig die Beine enthaare.) Am Ende müsste ich einen Kurier bezahlen wie Tabea.

Wenn ich in Schottland wohnen würde, jedenfalls im Einzugsbereich des Krankenhauses von Kirkcaldy, könnte ich unbesorgt unter herabfallenden Klavieren herumspazieren. Denn ins Krankenhaus eingebaut ist ein Laden, der nicht nur Zeitungen, Schokoriegel und hässliche Geschenke verkauft wie die mir bekannten deutschen Krankenhausläden, sondern auch *Authorised Apple Reseller* ist. Hier gibt es fast alles, was man nach einer überraschenden Einlieferung vermissen könnte:

Authorised Reseller

Außerdem gibt es im ganzen Krankenhaus WLAN. Das habe ich bei diesem Kurzbesuch allerdings nicht getestet, und parallel dazu hängen die üblichen Handyverbotsschilder herum. Den Laptop sollte man also doch weiterhin bei sich führen für alle Fälle. Das Handybenutzungsverbot wird allgemein ignoriert.

Kathrin Passig

August 2017

Das Papierbuch darf noch einmal sein Gefieder spreizen

Eine befreundete Dozentin erzählt von einem vorzubereitenden Seminar über ein auch für sie neues Thema. Da wir uns am nächsten Tag gleich wieder sehen, bringe ich ihr drei Bücher mit, die mir für dieses Thema nützlich erscheinen. Mehrmals äußert sie Freude und Verwunderung darüber, dass ich diese Bücher über Nacht "einfach so aus der Hausbibliothek" geholt habe.

Dass das überhaupt ging, ist Zufall: das Thema hat mich schon vor meinem Umstieg auf E-Book-Lektüre im Jahr 2010 beschäftigt und ich besitze deshalb die meisten Bücher darüber nur auf Papier. Bisher war das noch nie ein Vorteil, ich arbeite mit den E-Books lieber als mit den Papierbüchern, weil sie immer da sind, wo ich bin, und ich sie leichter durchsuchen kann.

Aber in der Bewunderung der Freundin hätte ich mich mit E-Books nicht sonnen können. Die meisten E-Books kann man aus Kopierschutzgründen niemandem mitbringen, zumindest nicht auf legalem Weg. Selbst wenn, würde ein USB-Stick mit Buchdateien vermutlich dankbar, aber eher gleichgültig entgegengenommen. Die Datei ist fast so geringwertig wie die ganz körperlose Buchempfehlung. Das Papierbuch sagt "Kathrin hat Geld für dieses Buch ausgegeben, es bestimmt gründlich gelesen und dann jahrelang aufbewahrt, nur um dir jetzt bei deiner Materialsuche helfen zu können." Das E-Book sagt

“Kathrin hat wie viele Leute Tausende irgendwo zusammengesammelter ungelesener E-Books auf der Festplatte”. Die überreichten Dateien würden vermutlich nie auch nur geöffnet.

Bei den verliehenen Büchern weiß ich das natürlich auch nicht. Aber mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit liegen sie jetzt zumindest auf dem Schreibtisch der Freundin und verkünden dort täglich: Wir stammen aus der soliden, umfangreichen Hausbibliothek einer umfassend gebildeten Person, hähä, jawohl!

Update: Als ich die Bücher im Februar 2018 in Zürich wieder in Empfang nehme, von wo ich sie nach Wien, Deggendorf, Ingolstadt, Bonn und wieder zurück nach Berlin tragen werde, kommen mir die Vorteile der Papierförmigkeit gar nicht mehr so groß vor.

Kathrin Passig

August 2017

Opa lebt in der Zukunft (und sitzt da links)

Opa und Oma waren auf einer öffentlichen Veranstaltung, auf der Fotos gemacht wurden. Die Fotos stehen auf einer Website. Opa und Oma haben von anderen Teilnehmern gehört, dass sie auf einem der Fotos zu sehen sein sollen, aber sie können das Foto nicht finden. Die Familie, versammelt um den altersschwachen Laptop der Großeltern, versucht zu helfen. Ein Foto, das die beiden zeigt, ist auf Anhieb nicht zu finden – aber bei einer Aufnahme des Publikums von der Seite springt Opa auf und ruft: »Dreh das mal ein bisschen nach rechts, dann siehst du uns. Da haben wir gesessen!« Aber ach, das Foto ist ein gewöhnliches statisches Bild, nicht etwa eine 360-Grad-Aufnah-

me des Raums. Man kann es nicht drehen und das hier Unsichtbare sichtbar machen. Wir müssen Opa enttäuschen und weitersuchen, bis, endlich, das gesuchte Foto auf dem Bildschirm erscheint.

Christopher Bergmann

Sommer 2017

Wer schweigt plötzlich auf Facebook?

Ich nutze das Chrome-Plugin Social Fixer, um Facebook umzuräumen. Damit kann ich (im Browser, nicht mobil) jedes Facebook-Bedienelement nach Wunsch ausblenden:

Ich lasse Werbung und Spiele verschwinden. Die Seitenleiste mit Chat, Gruppenvorschlägen, Kontakten, Aktivitäten. Auch einzelne Beiträge im News Feed: Der Algorithmus spült bei jeder Aktualisierung die "interessantesten" Posts nach oben. Doch falls ich das "lustige Video" schon beim ersten Mal nicht sehen wollte, kann ich solche Posts dauerhaft ausblenden oder filtern. Mit Filterregeln lassen sich auch alle Beiträge einzelner Seiten abstellen, z. B. von Clickbait-Portalen.

Am meisten hilft mir Social Fixer bei einem anderen Problem: Kontakten, die plötzlich fehlen.

Auf Facebook kann man maximal mit 5.000 Personen "befreundet" sein. Meine eigene Zahl ist stabil. Die Fremden und die persönlichen Bekannten halten sich die Waage – nur hin und wieder kommen Leute hinzu, die mindestens 10, 15 Kontakte mit mir gemeinsam haben. Ich schaue vor Annahme einer Anfrage durch jedes Profil: Haben wir tatsächlich etwas gemeinsam? Falls ich ablehne oder jemanden lösche, schicke ich eine kurze Nachricht. Ausnahmen sind aggressive Streits, in denen man sich gegenseitig entfreundet.

Um so größer die Verwirrung, falls über Nacht ein Kontakt fehlt:

- Wenn ein Kollege, der täglich für 5.000 Kontakte postet, sein Profil deaktiviert, frage ich nach.
- Wenn jemand nach einer sachlichen Diskussion entfreundet, interessiert mich der Grund.
- Wenn ein langjähriger Freund plötzlich blockt, rufe ich zurück und stelle das zur Debatte.
- Wenn sich ein schwer depressiver Freund deaktiviert, ist das für mich ein Grund, mal vorbeizuschauen.

Social Fixer räumt mit den Fragen auf: Ich weiß jetzt, dass der Hauptgrund für verschwundene Kontakte ein deaktiviertes Profil ist. Menschen deaktivieren ihr Profil, weil sie ihre Ruhe brauchen, große Projekte abarbeiten müssen, oder sie Facebook dauerhaft nicht mehr nutzen wollen. Ich sehe jetzt bei jedem fehlendem Kontakt, was derjenige tat, um abzutauchen: Geblockt, entfreundet, deaktiviert, sich umbenannt.

Besonders bei Umbenennungen wäre ich sonst verloren: Ich kenne nicht jeden gut genug, um auch mit neuem Namen und Profilbild zu erkennen, mit wem ich es zu tun habe. In meinem Kreis werden hier vor allem Fantasiedurch Klarnamen ersetzt: Die Freundschaften mit “Bi Son” und “Gehtdichnixan NichtmeinName” sind Vergangenheit. Die meisten Nutzer wollen heute offen und sinnvoll diskutieren. Selbst die Bots tragen vernünftige Namen und Profilbilder.

Samael Falkner

Spätsommer 2017

Mietfahrrad-Spam

In einer süddeutschen Großstadt ist das Mietfahrradbusiness eigentlich fest in der Hand zweier Anbieterinnen. Das ist zum einen die Deutsche Bahn, die an mehreren Stationen in der Stadt Fahrräder zum Mieten anbietet, zum anderen die kommunale Verkehrsgesellschaft, die auch die U- und Trambahnen/Busse betreibt (bei der Recherche für diesen Artikel tun sich noch weitere kleine Firmen auf, diese haben jedoch kaum Marktanteile). Bei beiden kann man sich Apps zum Mieten ihrer Räder auf das Smartphone laden und mit verschiedenen Bezahl-/Abomodellen Fahrräder mieten. Die Abrechnung erfolgt in der Regel nach gefahrenen Minuten, wobei bei einem Abo manchmal die ersten 30 Minuten des Fahrens an einem Tag keine zusätzlichen Kosten verursachen. Beiden Vermietern zu eigen ist auch, dass die Räder nur innerhalb des Verkehrsrings, der die Innenstadt begrenzt, abgestellt werden dürfen, manchmal an festen Stationen, das gibt Bonusminuten, oder eben frei und gut zugänglich innerhalb der Zone. Dann meldet man sich mittels der App wieder ab und bezahlt die gefahrenen Minuten.

Seit einigen Wochen ist nun alles anders und wir StadtrandbewohnerInnen profitieren endlich auch von der Möglichkeit, die eigentlich den InnenstädterInnen vorbehalten ist. In einer Nacht- und Nebelaktion wurden hunderte (oder tausende) gelb-graue Fahrräder einer chinesischen Firma unter anderem und bevorzugt in den Randbezirken abgestellt. Besonders rund um die S-Bahnhöfe kann man ganze Rudel finden. Auch hier gilt das gleiche Prinzip: App herunterladen, anmelden, ggf. Vertrag abschließen (auf jeden Fall Kaution bezahlen) und los gehts. Abstellen kann man das Fahrrad da, wo man möchte, ohne weitere Vorgaben.

Aber, oh je, in den Tagen danach laufen die Medien Sturm: die Fahrräder böten keinen Komfort ohne Gangschaltung und vor allem: DATENMISSBRAUCH!!11!!!!! Die App verlangt Zugriff auf den Standort des Tele-

fons, auch wenn man sie nicht nutzt. Damit, so sind sich viele einig, wolle die Firma das eigentliche Geld verdienen, nicht mit dem Vermieten der Fahrräder.

Dagegen tun kann man wohl nichts, sagen VertreterInnen der Stadt, es wäre erlaubt, die Fahrräder abzustellen, auch in dieser Menge. Auch die Standortanfrage ist per se nicht verboten.

Jedoch wurde jetzt ein eigener, unangenehm kreativer Umgang mit dem Thema gefunden: anscheinend lädt die große Menge der Räder und die relative Freiheit in der Benutzung dazu ein, das Fahrrad auch als Installation in das Straßenbild einzubinden, indem es einfach überall abgestellt, in Teichen zwischengeparkt, über Äste gehängt wird. Fast kein Spaziergang ist mehr möglich, ohne auf gelbgraue Räder an unpassenden Orten zu treffen.

Nehmt das, ihr Datendiebe – ihr bekommt unseren Standort, aber wir haben eure Räder! Dass wir damit auch irgendwann keine Räder mehr haben, scheint den FahrradabstellkünstlerInnen aber egal zu sein, was natürlich auch wieder mit der schieren Masse an Rädern zusammenhängen könnte. Diffizil das Ganze.

Ninu

August 2017

Einwegladegeräte im Keksregal

Im schottischen Dorfsupermarkt gibt es jetzt Einweg-Ladegeräte fürs Handy.

Foto unscharf, weil ich mich in Läden meistens nur hastig und unauffällig im Vorbeigehen zu fotografieren traue, in der Annahme, dass es verboten ist oder man zumindest streng nach der geplanten Fotoverwendung befragt werden wird.

Das Ladedings kostet 3 Pfund und soll nach der Einmalverwendung ins Batterie-Recycling. Auf der Packung steht es nicht, aber drin sind 600 mAh, also fast nichts. Man gewinnt vermutlich ein paar Minuten, in denen man den Weg zur nächsten Steckdose ergoogeln kann. Alle Details zum Innenle-

ben des Ladedingses erklärt BigCliveDotCom in diesem Video. Die Kommentare im Netz bewegen sich zwischen “ecological disaster” und “auch nichts anderes als Batterien kaufen und dann wegwerfen”.

Kathrin Passig

August 2017

Kreditkartenzahlungen werden einfacher und schneller

Die Schwiegereltern möchten auf ein Konzert gehen. Sie haben bereits herausgefunden, wo es die Karten gibt (auf der Webseite des Veranstalters) und wie man sie bezahlen kann (mit der Kreditkarte). Sie rufen an, um sich zu vergewissern dass die Webseite vertrauenswürdig ist – großes Lob dafür. Wir sagen ja, und sie können die Karten bestellen. Eigentlich.

Zwei Stunden später, wir sitzen gerade in einem Restaurant, klingelt das Handy. Es sind die Schwiegereltern. Das Bestellen der Karten “geht nicht”, egal was sie versuchen. “Könnt ihr das nicht schnell bestellen? Ihr habt da einfach mehr Erfahrung.” heißt es, und ja, natürlich können wir.

Wir haben Getränke auf dem Tisch und das Essen ist bestellt, aber wird noch einen Moment dauern. Wir entschließen uns also, die Bestellung gleich am Handy zu machen, dann vergessen wir es nicht. So schwer ist das ja nicht . . . sollte man meinen.

Wir klicken uns durch den Ticketshop, wählen die Karten in der gewünschten Kategorie aus, Warenkorb, zur Kasse, Bezahlmöglichkeit wählen (zur Wahl steht ausschließlich Kreditkartenzahlung), persönliche Daten, Versandadresse, Kreditkartendaten, Abschließen. Fertig.

Für alle, die dies wesentlich später lesen oder keine Kreditkarte besitzen: Üblicherweise muss man die Daten der Kreditkarte (Nummer, Name und Ablaufdatum) angeben, und zur Sicherheit auch eine auf der Rückseite der Kar-

te gedruckte Nummer. Das ist nicht extrem sicher; falls jemand ein Foto von beiden Kartenseiten besitzt, reicht das. Es hat aber über gefühlt 100 Jahre hinweg immer funktioniert.

Meine Freundin will das Handy schon fast zur Seite legen, da sieht sie eine Meldung: Zur “Erhöhung der Sicherheit” und “Vereinfachung des Zahlungsablaufs” (!!) ist es nun notwendig, sich bei S-ID anzumelden – einem eigenwilligen, Handy-App-basierten Sicherheitssystem der Sparkasse für Kreditkartenzahlungen. Natürlich ist das alles ganz, ganz einfach. Wenn die Anmeldung erfolgt ist, soll man nach der Zahlung eine Push-Nachricht auf das Handy bekommen und die Zahlung dann ablehnen oder freigeben können.

Wir haben kein Interesse an einer weiteren, überflüssigen App, die zudem auch noch viel zu viele Berechtigungen verlangt, nur um Kreditkartenzahlungen zu autorisieren. Leider kommt gleichzeitig die Email, dass die Kartenbestellung eingegangen ist und die Zahlung noch offen ist – scheinbar haben wir nun keine Wahl mehr. Wir klicken also “weiter”, akzeptieren etwa 500 Seiten AGBs (nicht so dass wir uns das aussuchen könnten . . .) und sollen nun die S-ID App installieren. Natürlich soll das alles auf dem Handy geschehen, auf dem die Bestellung erfolgte, deren Zahlung im Browser noch immer irgendwie in der Schwebe hängt. Dies ist allerdings das falsche Handy – nämlich das von meiner Freundin, während wir meine Kreditkarte genutzt haben. Die Kreditkarte ist nach der Anmeldung offenbar an dieses Gerät gebunden. Sie leitet mir den Link aus der Email weiter, ich öffne ihn, habe nun auch die halboffene Zahlung im Browser geöffnet, installiere die S-ID App, nun geht ja alles ganz einfach.

Aber nein, weit gefehlt: Im Browser steht sinngemäß: “Danke für die Installation der S-ID App. Zur Aktivierung scannen Sie bitte diesen Code mit der App.” Darunter ist ein kleiner DataMatrix-Code zu sehen. Nochmal: Man soll mit einer App auf dem Telefon den DataMatrix-Code scannen, der auf dem gleichen Telefon angezeigt wird. Das Essen steht mittlerweile auf dem Tisch.

Nachdem wir verschiedene Kombinationen beider Handys ausprobiert haben, ist der Weg am Ende, mit dem Handy meiner Freundin ein Foto von meinem Handy zu machen, welches den Code anzeigt, damit ich diesen danach wieder mit meinem Handy von ihrem Display abscannen kann. Ich gebe die Zahlung frei, die Karten sind bezahlt. Das Essen ist noch warm.

Man benötigt also nur zwei Handys, zwei technikaffine Menschen und eine Dreiviertelstunde Zeit, um etwas mit der Sparkassen-Kreditkarte zu bezahlen. Schön, wenn einem die schwierige Zahlung mit der Kreditkarte so stark vereinfacht wird.

(Der Vollständigkeit halber sei gesagt, dass seitdem die Zahlungen wirklich einfacher sind, man muss auf dem Handy nur einen Button anklicken. Auch das ist aber immer noch ein Medienbruch, wenn man am PC bezahlt, und immer noch vollkommen unnötig. Die Kreditkartendaten inkl. der Prüfnummer muss man immer noch eingeben.)

Malte

August 2017

Sorge dich nicht, Postkartenindustrie

Das Kind hat bald Geburtstag und eine lange Einladungsliste. Erfahrungsgemäß sind die Wochenenden junger Familien oft weit voraus verplant. Bei fast allen Kindern kenne ich die Eltern oder habe zumindest die Handynummer der Mütter aus der Kindergartenliste. Also verschicke ich erst ein paar WhatsApp- oder Facebooknachrichten, um zu fragen, ob die Kinder an dem anvisierten Termin überhaupt können.

Erst, als ich weiß, wer tatsächlich auch kommen kann, kaufe ich einen Packen dieser vorgedruckten Einladungen für Kindergeburtstage, die ich selbst als Kind schon verwendet habe und fülle sie gut lesbar aus, das erste

Mal seit sicherlich 21 Jahren. Es ist eine rein symbolische Aktion. Mein Kind bekommt sehr gerne Post und ich nehme einfach mal an, auch die anderen Kinder freuen sich darüber.

Auch zu den Geburtstagsfeiern, auf die das Kind bisher eingeladen wurde, gab es fast jedesmal eine analoge Einladung nach vorheriger digitaler Terminabsprache. Ich prognostiziere daher, dass zumindest bei dieser Kundschaft der Brief und die Karte auf Papier noch eine Zukunft hat.

Angela Heider-Willms

1. September 2017

Multiple erste Male des kontaktlosen Bezahlens

Ich bezahle seit Monaten mindestens einmal pro Woche kontaktlos mit meiner deutschen Kreditkarte in einem amerikanischen Bio-Supermarkt. Zur Überraschung des Kassenpersonals.

Als ich vor fast fünf Jahren aus Deutschland in die USA bin, musste ich mich noch daran gewöhnen, meine Karte nicht dem Kassierer oder der Kassiererin zu geben, sondern den Magnetstreifen selbst durch das Lesegerät zu ziehen. Dann, vor vielleicht zwei Jahren, setzten sich die Chipkartenleser mehr und mehr durch und je nach Laden musste man die Karte swipen oder einstecken. Mein Default wurde irgendwann einstecken. Inzwischen achte ich aber immer öfter darauf, ob die Terminals das Kontaktlos-Symbol haben und bin kurz davor, es standardmäßig zuerst mal mit einem Tap zu versuchen, bevor ich die Karte dann eventuell doch einstecken muss.

Mit meiner deutschen Kreditkarte funktioniert das kontaktlose Bezahlen in diesem Bio-Supermarkt problemlos. Ein bisschen zu problemlos. Ich tappe die Karte oft schon auf das Terminal, bevor der Kassierer oder die Kassiererin alles gescannt hat. Das habe ich beim Swipen oder Einstecken auch immer so gemacht – spart Zeit. Aber jetzt muss man nicht mehr unterschreiben oder seine PIN eingeben und so wird eben einfach gebucht, was auch

immer am Schluss auf der Rechnung steht. Alles geht so schnell, dass ich erst auf der Kreditkartenabrechnung sehe, was ich bezahlt habe, weil ich auch automatisch immer sage, dass ich keinen Kassenbon brauche. Ich spüre akuten Kontrollverlust und nehme mir immer wieder vor, in Zukunft nicht mehr vorschnell meine Karte gegen den Leser zu halten.

Heute bin ich aber auch wieder schneller als die Kassiererin. Als sie sieht, wie ich die Karte gegen das Display halte, will sie mich noch stoppen, aber: zu spät. Sie wollte mir sagen, dass ich die Karte in den Leser einstecken soll. Das sei das erste Mal, dass das kontaktlose Bezahlen funktioniert habe, sagt sie.

Wegen nicht immer ganz konsequenter Verwendung von AnyList stehe ich ein paar Minuten später wieder an einer Kasse. Selber Supermarkt, andere Kasse. Ich halte meine Kreditkarte gegen den Leser und die Kassiererin guckt skeptisch. Als Millisekunden später die Zahlung abgewickelt ist, versichert sie, das sei das erste Mal, dass das kontaktlose Bezahlen funktioniert habe.

Ich bezahle hier zwar schon lange kontaktlos, aber ich erinnere mich, dass ich es auch mal mit einer anderen Kreditkarte probiert habe. Bei der hat das Terminal dann tatsächlich nach dem Chip verlangt. Andererseits kann man (nicht ich) in diesem Laden auch schon seit Jahren mit Apple Pay kontaktlos bezahlen, was ja auch nur eine kontaktlose Karte mit dem iPhone emuliert.

Kontaktlos scheint nicht gleich kontaktlos zu sein.

Thomas Reintjes

2. September 2017

Türkisches Fernsehen

Und dann saß ich dummerweise gerade sichtbar und unbeschäftigt im Hof als der Gast in der Ferienwohnung bei meinen Eltern feststellte, dass der Fernseher nicht geht. Also er würde schon gehen, aber es gäbe irgendwie nur türkische Fernsehsender zur Auswahl. Kein Problem, sagte meiner Mutter. „MAAAAAAARCO? Kommst du mal?“

Erst habe ich noch versucht zu erklären, dass ich noch nie einen Fernseher geschweige denn einen Receiver besessen habe und deswegen keinerlei Idee, wie das alles funktioniert und miteinander zusammenhängt. Diese Argumentation ging aber ins Leere, denn kraft meines Alters waren alle der Ansicht, ich wäre der Richtige, um das Problem zu lösen.

Jedenfalls habe ich allein schon mehrere Minuten gebraucht, um überhaupt herauszufinden, welche Fernbedienung zum Fernseher und welche Fernbedienung zum Receiver gehört. Und schon die Fernbedienungen an sich haben mir bedingt durch die Menge ihrer Knöpfe den Schweiß auf die Stirn getrieben. Da haben die UX Designer wirklich ihr Bestes gegeben!

Wildes und ahnungsloses Herumdrücken auf beliebigen Knöpfen hat das Problem leider nicht gelöst. Das war richtig gruselig, was da für Meldungen auf dem Fernseher eingeblendet wurden: AV, PI, CVE, CVT, T4, etc. In meiner Not habe ich dann einfach meine Schwester angerufen. Schließlich ist sie ein paar Jahre jünger als ich (also noch besser für die Aufgabe qualifiziert). „Du Laura, in der Ferienwohnung geht der Fernseher nicht. Hast du da eine Idee?“. Meine Schwester hat mir dann erst mal erklärt, wie das Fernsehen grundsätzlich auf den Fernseher kommt.

Das Ende vom Lied war, eigentlich war nur der Satellit verstellt. Das habe ich aber erst rausgefunden, nachdem ich rausgefunden habe, dass die Batterien der Receiver-Fernbedienung leer waren.

Marco Hitschler, zuerst veröffentlicht hier:
www.unmus.de/tuerkisches-fernsehen/

2. September 2017

Historische Fotos auf dem Tablet

Ich bin nach Langem mal wieder in Madrid und nehme an einer Führung zu Fuß durch die Innenstadt teil: Tour de la Guerra Civil Española (Tour des spanischen Bürgerkriegs). Anmelden konnte ich mich auch kurzfristig noch am Vortag über die Veranstalter-Website, Bezahlen ging wie schon bei Fernbus- und Zugfahrten in Spanien per Paypal.

Die siebenköpfige Gruppe wird von der jungen Historikerin María geführt, die am angegebenen Treffpunkt vor dem Madrider Opernhaus mit einem Tablet in der Hand steht, dessen Bildschirm als Erkennungszeichen den Namen des Veranstalters anzeigt. Auf diesem Tablet hat María auch das historische Bildmaterial für die Führung: An den Orten in der Madrider Innenstadt, die für den Bürgerkrieg relevant waren, zeigt sie uns Fotos aus der Zeit, am Plaza del Callao sogar ein Filmchen über Luftangriffe und wie die Bevölkerung Madrids im Bürgerkrieg Schutz in den U-Bahn-Tunnels suchte. Der direkte

Vergleich der Fotos mit dem jetzigen Zustand der Orte ist beeindruckend; ich bin überrascht, dass schon auf den Bildern der Puerta del Sol von 1936 die Konditorei La Mallorquina zu sehen ist, und zwar in genau dem Eckhaus, in dem sie auch heute noch verkauft.

Im Frühjahr hatte ich in München einige Führungen im Alten Südlichen Friedhof besucht. Auch hier war reichlich historisches Bildmaterial gezeigt worden – allerdings als Ausdrucke in einem Aktenordner abgeheftet; der erklärende Experte hatte schwer daran getragen.

die Kaltmamsell

2. September 2017

Ich möchte so gern auch mal kontaktlos bezahlen! Zweiter Versuch

Während ich auf die neue Kreditkarte warte, mit der ich bald kontaktlos bezahlen können soll, fällt mir auf, dass auch bei "meinem" Edeka in Hamburg die Zahlung per Edeka-App beworben wird, was ja schon seit über vier Jahren möglich sein soll.

Ich installiere also die Edeka-App und verifiziere mich und mein Bankkonto, was so abläuft wie von Christopher bereits beschrieben.

Das Bezahlen probiere ich als Trockenübung vorher zu Hause aus, starte die Edeka-App und tippe darin auf "Bezahlen": man muss dann seine vierstellige PIN eingeben und bekommt einen Barcode angezeigt, den man der "Kassenkraft" zeigen muss. Dieser Code ist 5 Minuten gültig. Bei Edeka an der Kasse also: Start der App und "Bezahlen" antippen. Doch das Netz im Kaufhaus ist zu schwach, so dass ich über die Eingabe der PIN nicht hinaus komme.

Während ich das Smartphone weg stecke, teile ich der Kassiererin dies mit: "Nun wollte ich gerade zum ersten Mal mit Ihrer App bezahlen, aber das Netz hier im Edeka ist leider zu schwach".

Sie antwortet: “Bezahlen mit der App geht bei uns sowieso noch nicht.”

Meinen Hinweis auf die ausliegenden Flyer, die ausdrücklich die Edeka App und das Bezahlen darin bewerben, wischt sie mit einer vagen Handbewegung beiseite.

Molinarius

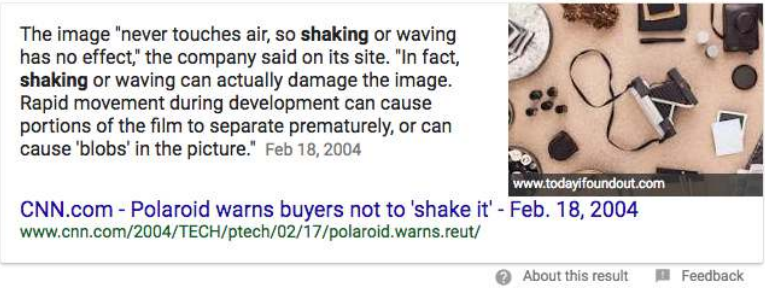
2. September 2017

Ich unterschätze die Polaroidkenntnisse der Jugend

“Shake me like a polaroid picture” steht auf dem kalten Kaffee, den Aleks in Schottland gekauft hat. Entweder weiß die Jugend mehr, als ich ahne, über Polaroidfotografie, oder aber kalter Kaffee im Hipsterdesign-Tetrapak

hat eine Zielgruppe, die noch älter ist als ich. Ich weiß ja schon kaum, dass man Polaroidfotos schütteln muss. Eine vage Erinnerung an Wedelbewegungen mit dem Bild habe ich, mehr nicht.

Vielleicht, stelle ich mir vor, musste man das Bild trockenwedeln. Fotos aus dem Passbildautomaten sind ja auch erst mal feucht und müssen im Ausgabeschacht trockengefönt werden, bevor man sie entnehmen darf. Weder im englischen noch im deutschen Wikipediaeintrag steht allerdings irgendetwas von Wedeln als Bestandteil des Entwicklungsprozesses. Eine Googlesuche nach *shaking polaroid* hingegen führt zu einem über den Suchergebnissen angezeigten Kasten, der meine Frage beantwortet:



2004 war das Thema, wie ich aus dem verlinkten Artikel erfahre, gerade aktuell, weil die auf dem Kaffee abgedruckte Zeile 2003 im Text des Outkast-Songs “Hey Ya!” vorkam. Sogar illustriert mit Polaroidkameras und Bildgewedel, vielleicht als Hilfestellung für die Jugend, die das auch 2003 schon nicht mehr so genau vor Augen gehabt haben wird. “Du kanntest das vorher nicht?”, fragt Ira, und ich sage: „Den Song ja (nie auf den Text gehört allerdings), das Video nein. Woher denn! 2003 gabs noch kein Youtube!”

Kathrin Passig

1. und 2. September 2017

Journey Without a Paper Map

Navigation in entlegenen Gegenden Schottlands war immer ein Problem. Karten aus Papier kosten viel Geld und lösen sich im Regen trotzdem auf, für Google Maps brauchte man lange Zeit Handyempfang, und obwohl man inzwischen Kartenausschnitte für den Offlinegebrauch herunterladen kann, habe ich das bisher nur ein oder zwei Mal gemacht, ich weiß auch nicht, warum.

Die OpenStreetMap-App für Android habe ich zwar vor ein oder zwei Jahren schon mal installiert, es ist mir aber damals nicht gelungen, ihr irgendeine Funktion zu entlocken, irgendwie war alles undurchschaubar und/oder kostenpflichtig.

Im Laufe der Jahre sind Aleks und ich immer nachlässiger geworden, was das Kaufen und Mitnehmen von Karten angeht. Im Zweifelsfall verirrt man sich halt, wir haben ein Buch übers Verirren geschrieben, was soll schon sein. Bei der letzten Unternehmung hat Aleks eine Google-Maps-Seite ausgedruckt. Sie war noch etwas weniger wasserfest als andere Karten.

Aleks legt Wert auf die Feststellung, dass seine eigene ausgedruckte Karte in einer Plastikhülle steckte und nach der Rückkehr überhaupt nicht so aussah.

Konsultiert haben wir sie aber sowieso nicht, und darum nehmen wir diesmal gar keine mit. In der Zwischenzeit hat mich @heinz_hjo bei Twitter an die Existenz von OpenStreetMap erinnert, ich habe die App wieder installiert, und seit dem letzten Versuch bin ich entweder klüger geworden oder die App wurde verbessert, denn diesmal komme ich ohne Probleme mit ihr klar. Wenn man wollte, könnte man sich die OSM-Karten auch auf Stoff ausdrucken lassen und um den Hals tragen.

Jetzt habe ich eine hervorragende, detaillierte Karte der entlegenen und handyempfangslosen Moorhügellandschaft auf dem Handy. Höhenlinien sind weiterhin kostenpflichtig. Ich frage Aleks, ob ich für Höhenlinien Geld ausgeben soll, und er sagt “Nein, Höhenlinien braucht kein Mensch.” Sie fehlen dann auch nicht, man kann sich ja denken, dass die eingezeichneten Berg-

gipfel oben sind und die Gewässer meistens unten. Eigentlich wäre es ganz ohne Karte gegangen, aber wenn man eine hat, muss man eben weniger oft einen Weg ausprobieren, um herauszufinden, dass der andere der richtige gewesen wäre.

Schon beim letzten Mal habe ich Aleks nachts im Zelt ermutigt, ruhig viele Bücher am Handy zu lesen. “Wir können uns trotzdem noch retten lassen, also, falls wir an Orten verunglücken, wo es Handyempfang gibt jedenfalls”, sagte ich. Ich hatte die Powerbank mit 20.000 mAh dabei und es herrschte keine Stromnot. Das war vor wenigen Jahren noch anders, da durften wir die Handys unterwegs nicht mal einschalten.

Diesmal habe ich den großen Akku in Berlin vergessen und der in Schottland gekaufte Ersatz hat nur 10.000 mAh (trägt sich dafür aber auch leichter). Trotzdem betrachte ich die Karte, so oft ich will und bei der Rückkehr zum Auto ist der Handyakku immer noch halb voll, die Powerbank unangetastet.

Wasserfest ist das Handy noch viel weniger als eine Karte aus Papier, aber wegen der schottischen Wetterverhältnisse habe ich mir nach unschönen Vorkommnissen im Sommer 2014 eine Plastikhülle zum Umhängen gekauft, die so wasserdicht ist, dass die Nichte sie schon für Unterwasservideos von Schiffswracks verwendet hat. Eventuell sind damit sämtliche Technikprobleme der schottischen Highlands gelöst.

Kathrin Passig

April bis September 2017

Worin ich kostenpflichtig sehr, sehr wenig über Deep Learning lerne

Im April beschließe ich, endlich herauszufinden, wie Deep Learning geht. Alle machen so großartige Dinge damit, ich will das auch können, und mit diesem kostenlosen Kurs dauert es angeblich nur sieben Wochen.

Gleich kann es losgehen, ich muss nur erst "Getting Started before your first lesson" lesen. Von dort schickt man mich weiter zum AWS deep learning setup video. Das Video ist 13 Minuten lang.

AWS sind die *Amazon Web Services*, dort kann ich mir einen leistungsfähigen Computer machen lassen, für den ich nur dann bezahlen werde, wenn ich ihn auch brauche. Das Setup ist nicht ganz trivial, und wenn man außerhalb der USA lebt, funktioniert manches anders, als die Erklärperson behauptet. Weil nachträgliche Korrektur nichts bringt und alle Schritte in der richtigen Reihenfolge erledigt werden müssen, fange ich mehrmals ganz von vorne an. Mit viel Googeln und Herumlesen in den Foren zum Kurs, in denen andere Nichtamerikaner ähnliche Probleme haben, klappt es schließlich. In Minute 12:45 sagt der Erzähler im Video: "Ok! It looks like everything is set up correctly and you're ready to start using it." Aber statt 12 Minuten und 45 Sekunden sind zwei Wochen vergangen, mein anfänglicher Enthusiasmus ist aufgebraucht und mein Interesse an Deep Learning erlahmt. Ich bin nicht einmal bis "Lesson 1" gekommen.

Aus irgendeinem Zufall sehe ich am nächsten Tag doch noch das Ende des Videos. "When you're done", sagt die freundliche Stimme, "don't forget to shut down your instance so you don't get charged for it." Es reicht sicher, wenn wir diese Information nach 13 Minuten präsentieren, werden sich die Kursorganisatoren gedacht haben, ohne einzukalkulieren, dass sich 13 Videominuten unendlich lange ausdehnen lassen. Eine Stunde „On Demand Linux p2.xlarge Instance" kostet knapp einen Dollar. Ich bezahle $42,15 an Amazon.

Im Juni, Juli und August denke ich beim Erhalt der Amazon-AWS-Rechnungen flüchtig "hm, 17 Dollar, wofür waren die wohl noch gleich?" Im September raffe ich mich endlich zu Nachforschungen auf, schaffe es nach diversen "Passwort vergessen"-Schleifen, mich wieder in meinen Account einzuloggen, finde heraus, dass es sich um eine AWS-Grundgebühr handelt,

die auch dann fällig wird, wenn man gar nichts nutzt, und schalte endlich alles ab. Alles in allem habe ich knapp 100 Dollar dafür bezahlt, nichts über Deep Learning zu lernen.

Kathrin Passig

5. September 2017

Ich möchte so gern auch mal kontaktlos bezahlen! Versuch 3

Die neue Visa-Karte, die kontaktloses Bezahlen können soll, ist angekommen!

Ich will das natürlich gleich ausprobieren und halte bei Aldi an der Kasse, an der das "kontaktlos"-Symbol prangt, die Karte an das Kartenlesegerät. Es passiert: nichts. Ich frage den Kassierer: "Äh, kann ich hier nicht kontaktlos bezahlen?" – "Nein, das funktioniert an dieser Kasse irgendwie nicht. Sie müssen bitte die Karte in das Lesegerät stecken."

Ich verschiebe gedanklich meinen ersten kontaktlosen Bezahlvorgang auf morgen – nun habe ich schon so lange darauf gewartet, da kommt es auf einen Tag auch nicht an – und tue wie mir geheißen. Anzeige auf dem Lesegerät: "Bitte geben Sie die PIN ein".

Ich dachte, bis 25 EURO kann ich ohne PIN bezahlen? Nein, das geht nur bei kontaktlosem Bezahlen. Nun kenne ich ja die PIN meiner Kreditkarte nicht. Also: Abbruch und bar bezahlen.

Zum Glück ist keine Schlange an der Kasse.

Molinarius

6.9.2017

Zukunft und Vergangenheit auf einer Marke

Ich bin auf der Post in Frankreich, weil ich Briefmarken für Postkarten und Briefe brauche. Der Postbeamte händigt mir sieben Marken aus, offensichtlich macht es preislich keinen Unterschied, ob man eine Postkarte oder einen Brief nach Deutschland schickt.

Auf den Marken steht gar kein Preis, statt dessen prangt ein QR-Code neben dem Porträt der Marianne. Welche Informationen sich hinter dem Code befinden, bleibt mir verborgen. Nicht verborgen bleibt mir die mangelnde selbstklebende Fähigkeit der Marken. Man muss sie immer noch anlecken.

Wie so ein Höhlenmensch aus dem letzten Jahrtausend. Aber wahrscheinlich schreiben auch nur Höhlenmenschen aus dem letzten Jahrtausend noch Postkarten.

Anne Schüßler

6. September 2017

Ich möchte so gern auch mal kontaktlos bezahlen! Versuche vier und fünf

Auf Twitter werde ich darauf hingewiesen, dass ich, um die neue Visa-Karte kontaktlos nutzen zu können, sie zunächst einmal mit Chip/PIN genutzt haben müsse (was mindestens für Karten von N26 wohl auch tatsächlich stimmt). Da ich die PIN der Karte ja leider nicht kenne, denke ich: Ok, um doch noch kontaktloses Bezahlen erleben zu können, installiere ich die SEQR App – wie ebenfalls auf Twitter empfohlen und im Techniktagebuch bereits berichtet.

Aber bei Aldi ist heute wenig los, also noch ein letzter Versuch mit der neuen Visa-Karte. An einer anderen Kasse bei Aldi. Und, was soll ich sagen: Ich, jetzt, heute! Hashtag erstesmal! Kontaktlos! Völlig problemlos! Einmal die Karte an das Bezahl-Terminal gehalten, das Gerät piepst, der Kassierer drückt mir den Bon in die Hand. Fertig ist das kontaktlose Bezahlen. Ohne PIN!

Nun habe ich ja aber schon SEQR auf dem Smartphone installiert, und schon aus Techniktagebuch-Forschungsgründen muss ich das nun natürlich auch ausprobieren. Auf den Tipp hin, SEQR zu installieren, sah ich vor meinem inneren Auge schon ein Dutzend neue Techniktagebuch Einträge entstehen, aber von der Installation gibt es nicht viel zu berichten: Namen, Kontonummer und die üblichen Koordinaten eingeben, Mailadresse und Mobilnummer über eine zugesandte Email und eine SMS bestätigen und ein Photo des Personalausweises in der App hochladen.

Die App weist mich noch darauf hin, dass mein NFC ausgeschaltet ist und zuerst eingeschaltet werden muss.

Bemerkenswert an dieser Stelle ist vielleicht, wie viel schneller die Registrierung in der SEQR-App geht als in der Edeka-App, bei der das Konto erst durch die Überweisung von einem Cent überprüft wird.

Ermutigt durch den Erfolg mit der kontaktlosen Visa-Karte gehe ich zum Edeka nebenan: Blaubeerjoghurt (wer schon mal in Schweden war, wird sich vorstellen können: Blaubeeren. Muss sein, nach einem Schweden-Urlaub, als Erinnerung) gibt es nicht bei Aldi. An der Kasse sage ich: "Mit Karte, bitte", tippe auf dem Smartphone in der SEQR-App auf den großen Button "TAP & PAY" und halte mein Smartphone an das Terminal. Und auch das funktioniert. Kaum 10 Minuten nach meiner ersten kontaktlosen Kartenzahlung habe ich gerade kontaktlos mit Smartphone bezahlt.

Ich komme der Zukunft, von der ich vor zwei Jahren schrieb, wohl langsam näher. (Und bedanke mich

hiermit und auf Twitter

noch artig für die Hinweise – wenn auch auf Twitter mit falsch gesetztem @Adressaten.)

Molinarius

7.9.2017

Die totale Briefmarkenzukunft ist sehr langsam und unnötig groß

Beim zweiten Briefmarkenkauf in Frankreich versuche ich, die Briefmarken am Automaten zu kaufen. Das geht so:

Man sagt dem Automaten, dass man einen Brief verschicken will (Postkarte gibt es nicht) und legt den Brief bzw. die Karte dann auf die Waage oben auf dem Automaten. Dann sagt man, ob man den Brief innerhalb von Frankreich, in die französischen Überseegebiete oder international ver-

schicken will und bekommt den Preis angezeigt. Der Preis entspricht dem, was der Postbeamte mir am Tag vorher sagte, scheint also okay zu sein. Weil ich noch weitere Postkarten verschicken will, drücke ich so lange auf das Pluszeichen, bis ich zehn Marken zusammen haben und drücke dann auf den Button, dass ich bezahlen will.

Das Bezahlen funktioniert kontaktlos mit meiner Kreditkarte und schon druckt der Automat die Marken aus. Eine. Nach. Der. Anderen. Der Automat hat Zeit, es dauert unfassbar lange, bis er eine Marke gedruckt hat, ich habe aber ja zehn gekauft und warte sehr lange, bis alle Marken gedruckt sind.

Die Briefmarken sind außerdem signifikant größer als die am Tag zuvor vom Postbeamten ausgehändigten, ein Traum für schreibfaule Menschen, die die Postkarte schnell mit “Würde noch mehr schreiben, aber wegen der Briefmarke ist leider kein Platz mehr” beenden möchten. Dafür sind die Marken selbstklebend.

Ich frankiere die drei schon geschriebenen Karten und werfe sie draußen in den Briefkasten. Die anderen packe ich ins Portmonnaie, wo sie auf die nächste Postkartenschreibwut warten dürfen.

Anne Schüßler

September 2017

Ich möchte gar nicht unbedingt kontaktlos bezahlen, es geht aber einfach

Seit einiger Zeit kann ich mit meinen Kreditkarten kontaktlos bezahlen, jedenfalls steht es da drauf. Ich musste nichts dafür tun, die Karten liefen einfach ab und die neuen hatten dieses neue Feature schon eingebaut. In Deutschland bin ich bislang noch nicht dazu gekommen, das auszuprobieren, ich hatte aber auch nicht den expliziten Wunsch, das zu tun.

Jetzt bin ich in Frankreich und kaufe spontan Schuhe, weil es gerade sowohl von der Zeit her als auch von den Schuhen her passt. Vor mir steht so ein kleines Kartending mit einem entsprechenden “Kontaktlos-Bezahlen”-Symbol, also halte ich einfach testweise meine Kreditkarte mal dran und – zack! – kontaktlos bezahlt.

Das mache ich danach noch zwei Mal, einmal in irgendeinem Touristensouvenirdings und einmal beim Briefmarkenautomaten. Einmal fällt mir auf, dass sogar schon ein Schild an dem Kartending steht, auf dem man sich dafür entschuldigt, dass man hier nicht kontaktlos bezahlen kann. Vielleicht ist man in Frankreich (mal wieder) schon weiter als in Deutschland, vielleicht stelle ich aber nach unser Rückkehr fest, dass man in Deutschland auch schon überall kontaktlos bezahlen kann und ich nur aus Desinteresse nicht darauf geachtet habe.

Anne Schüßler

8. September 2017

Gefangen. An der Selbstscankasse

Heute benötige ich noch ein paar Dinge, die ich ohne all zu viel Herumlaufen und Suchen vermutlich am ehesten beim Rewe im Alstertal Einkaufszentrum bekomme: unter anderem einen Fahrradkorb, damit der Sohn seinen Schulranzen besser auf dem Fahrrad transportieren kann, und etwas zu essen. Am Alstertal Einkaufszentrum komme ich heute sowieso noch vorbei, und tatsächlich finde ich dort alle gesuchten Artikel recht schnell und gehe zum Kassenbereich.

Es gibt dort jetzt eine Selbstscankasse.

An dieser muss ich zuerst eingeben, ob ich eine Tüte für den Einkauf erwerben möchte. Nein. Dann habe ich die Auswahl, in welche von vier Arten selbst mitgebrachter Transportmöglichkeiten ich meine Waren einpacken möchte. Ich wähle die selbst mitgebrachte Tasche, das scheint mir meinem

Rucksack am nächsten zu kommen. Ich soll nun die selbst mitgebrachte Tasche in den Waagenbereich der Selbstscankasse legen. Ich tue wie mir geheißen, lege meinen Rucksack in den Waagenbereich – das rote Kontroll-Licht über der Kasse geht an, eine Stimme sagt: “Einen Moment bitte, ein Mitarbeiter ist sofort da, um Ihnen zu helfen”. Es dauert etwas, ein Mitarbeiter kommt. Mein Rucksack ist zu schwer für die Kontrollwaage, da könnte ja schon was drin sein. Der Mitarbeiter schaltet die Kasse wieder frei, ich scanne, immer ein Teil von links nehmen, scannen und nach rechts in meinen Rucksack auf der Kontrollwaage legen. “Einkauf beenden und bezahlen” tippen. ec Karte einstecken (kontaktlos traue ich mich hier nicht), bestätigen, PIN eingeben, bestätigen. Der Bon kommt aus dem Gerät, auf dem Display steht: “Bitte nehmen Sie Ihren Einkaufsbon mit” (oder so ähnlich).

Ich stopfe den Bon gedankenverloren irgendwo hin, stecke die ec Karte wieder ins Portemonnaie, das Portemonnaie in die Jackentasche. Nehme den Rucksack. Will den Rewe verlassen. Und stehe am Ausgang des Selbstscankassenbereichs vor einer Schranke, an der man einen Code des Einkaufsbons scannen muss, um die Schranke zu öffnen.

Ähm. Das ist mir neu. Aber… wo habe ich denn jetzt den Bon hingetan? Ins Portemonnaie, ins Fach zu den Geldscheinen? Nein. Zur ec Karte? Nein. In eine Hosentasche? Nein. In eine Jackentasche? Nein. Ich setze den Rucksack wieder ab, wühle ihn durch und hoffe, den Bon dort irgendwo zu finden.

Ich bin nicht ganz sicher, ob ich hier ein Prinzip entdeckt habe. Und wahrscheinlich ist die These auch gar nicht neu. Ich stütze sie auf folgende Vergleiche: (deutsche) Edeka Bezahl-App *vs.* SEQR (aus Schweden) oder Twint (Schweiz), deutsche Selbstscankassen verglichen mit Modellen in Schweden, Holland, Frankreich oder der Schweiz und elektronische Steuererklärung in Amerika verglichen mit der in Deutschland oder der Schweiz:

Eventuell steht bei deutschem Design die Sicherheit gegenüber Betrugsversuchen und Diebstahl im Vordergrund, während woanders die Usability in den Vordergrund gestellt und vielleicht eher an die Ehrlichkeit der Benutzer geglaubt wird (oder Verluste eingepreist werden).

Ich weiß es nicht. Vielleicht bin ich auch einfach nur zu ungeschickt für deutsche Ingenieurskunst.

Der Bon war irgendwo zwischen die Milch und die Chipstüte gerutscht, und nach dem Scannen des Bons öffnet sich das Gefängnistor an der Selbstscankasse und ich werde wieder in die Freiheit entlassen.

Molinarius

10.09.2017

Lachen, weinen und splittern

Kinder zu haben erfordert ein erhebliches Maß an Logistik. Wenn die Kinder in den Ferien dann noch ein Sommerlager besuchen, wohin der Bus in einer anderen Stadt abfährt und ankommt, wird es ein bisschen kompliziert.
Beruhigung: sie haben ja alle ein Handy dabei. In der Theorie jedenfalls.
In der Praxis schicke ich am letzten Reisetag demjenigen meiner Kinder mit dem höchsten Akkustand eine SMS (es gibt sonst keinerlei Netz im Zeltlagerwald) mit den Fahrzeiten des Zuges, von dem ich sie abholen werde.
Der Zug kommt – keine Kinder.
Ich rufe an: Freizeichen, aber kein Kind geht ran.
Ich warte auf den nächsten Zug – keine Kinder drin. Oder jedenfalls nicht meine.
Ich rufe wieder an: Freizeichen, aber kein Kind geht ran.
Ich schreibe SMS. Warte.
Fahre zum Bahnhof eine Station vorher, denn dorthin bringe ich sie manchmal, wenn es knapp wird. Vielleicht sind sie ja dort ausgestiegen?

Niemand weit und breit zu sehen.
Ich fahre nach Hause. Checke unterwegs mein Telefon x-mal.
Ich bin nicht leicht aus der Ruhe zu bringen, aber fehlende Kinder sind so eine Sache.
Keine Anrufe auf meinem Telefon, nicht ein Milligramm einer SMS. Nichts.
Zuhause auf dem Festnetz-AB dann die Info, der Bus sei eine Stunde später erst eingetroffen, ich solle doch bitte die 20 km zum Busparkplatz kommen, sie könnten sich nicht mehr vorstellen noch Zug zu fahren, sie seien sehr erledigt.
Ich rufe sofort auf dem Handy, von dem aus sie anscheinend angerufen haben, zurück. Freizeichen, aber kein Kind geht ran.
Ich versuche es nochmal auf den Nummern der Kinder, aber eins hat sicher keinen Akku mehr und beim anderen ... man ahnt es: Freizeichen ohne Kind.

Aus Gründen, die mir nicht mehr nachvollziehbar sind, stecke ich mein eigenes Telefon in die Jackentasche, und an dieser Stelle ist mir wichtig zu betonen: dies tue ich nie. Nie. Ich habe einen Rucksack und nur in diesem Rucksack transportiere ich mein liebes geschenktes kleines Nexus.
In der Küche stoppe ich noch rasch den Kochvorgang des Abendessens, das sich ja nun doch sehr verzögern wird – setze mich kurz auf einen Schemel, um den Backofentimer zu verstellen und höre es im selben Moment splittern. Mein Telefon ist mir aus der Jackentasche gefallen, mit der Ecke auf dem Fliesenboden aufgeschlagen und das Display ist komplett zersplittert.

Sehr damit befasst, den Timer in den Griff zu bekommen und die Kinder zu finden, versuche ich ein letztes Mal, sie anzurufen. Das Display funktioniert noch – was ein Wunder ist – und ich erreiche wieder niemanden. Ich sammle die Splitter auf damit sich die Katze nicht verletzt, suche meinen Rucksack und fahre vom Hof.

Direkt gegenüber an der Straße stehen ungewöhnlich viele Leute mit ungewöhnlich viel Gepäck. Sie kommen mir vage bekannt vor, aber so genau kenne ich meine Nachbarn auch wieder nicht. Einer hebt den Arm und winkt sehr sehr freundlich, und beinahe habe ich den Eindruck er wolle unbedingt,

dass ich anhalte. Aber ich kann nicht – die Kinder!
Und da fällt es mir wie Schuppen von den Augen: der Nachbar ist gar nicht der Nachbar, es ist ein Vater, den ich einmal auf einem Elternabend traf. Er hatte bei der sehr verspäteten Ankunft des Busses mitbekommen, dass meine Kinder offenbar niemanden erreichen zuhause und hat sie kurzerhand bei mir vorbei gebracht.

Logistikprobleme habe aber nicht nur ich. Als der Fremdvater schon losfahren will, steigt er wieder aus und bittet mich, seiner Frau per WhatsApp Bescheid zu sagen, dass er unterwegs sei und zu erklären, warum er und *deren Kinder* eine weitere Stunde später kommen würden als angekündigt – er hatte sein Telefon nämlich gar nicht erst mitgenommen.

Interessant: die Kinder haben nachweislich viele Male auf meinem Handy angerufen, aber das Gerät zeigte keinen einzigen ihrer Anrufe an. Ich wiederum habe auf einem nachweislich leeren und ausgeschalteten Gerät angerufen und trotzdem Freizeichen bekommen. Ich hatte keine andere Chance als zu glauben, sie gingen nicht ran. Mysteriöse Dinge.

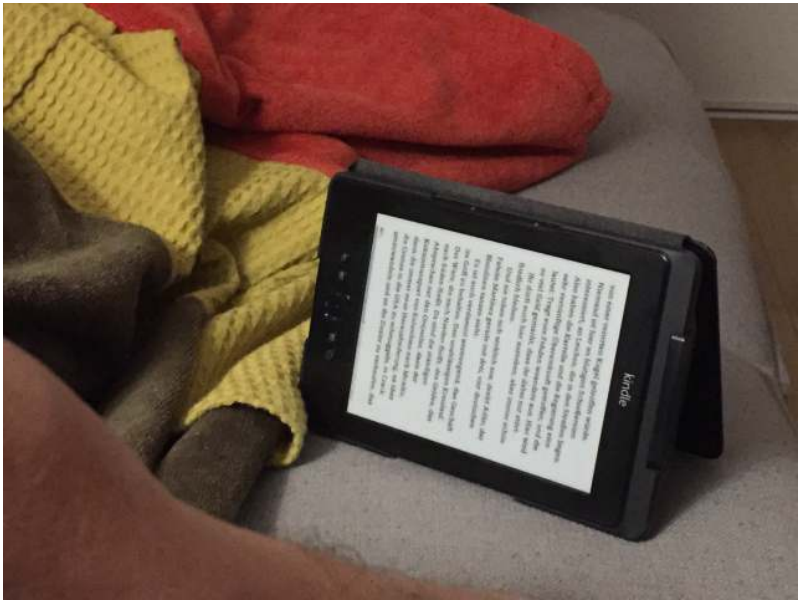
Heute bin ich ziemlich traurig darüber, dass mein treuer Begleiter für anderthalb Jahre nun irreparabel barst. Andererseits: Wäre mir das Telefon nicht aus der Tasche gefallen und zersplittert, ich hätte die Küche nicht fegen müssen und wäre sieben Minuten früher vom Hof gefahren. Dann wäre ich in Tübingen am Bahnhof und am Busbahnhof gestanden und hätte weder Kinder noch Bus noch Fremdväter noch sonst irgendjemanden angetroffen, und das will ich mir dann doch gar nicht vorstellen.

Pia Ziefle

10.9.2017

Lesen 2.1 (oder so)

Mein Mann liegt auf dem Sofa und liest.



Anne Schüßler

11. September 2017

Der verdächtige Sitzplatz

Wir waren zu viert im Auto, zwei sind schon ausgestiegen. Lukas, der das Auto fährt, bittet mich, von der Rückbank auf den Beifahrersitz zu kommen: Die Wahrscheinlichkeit sei groß, dass man sonst angehalten werde. Der Fahrservice “Uber Pop” ist hier in Zürich vor wenigen Wochen eingestellt worden. Das hat mit der eidgenössischen “Verordnung über die Arbeits- und Ruhezeit

der berufsmässigen Führer von leichten Personentransportfahrzeugen und schweren Personenwagen" zu tun. Wer eine Person auf der Rückbank herumfährt, macht sich verdächtig und wird kontrolliert.

Kathrin Passig

12. September 2017

Auf meinem Telefon fehlt das Telefon, und ich merke es lange nicht

Kennt ihr das, dass aus dem Dock (untere Menüleiste) des Smartphones ein Icon verschwunden ist, weil man vielleicht versehentlich irgendwo draufgetippt hat, und man kommt und kommt nicht drauf, welches das war – obwohl es, weil im Dock, ja eine zentrale App gewesen sein muss? Das ist mir vor etwa fünf Tagen passiert. Ich habe alle Screens durchgeschaut und nachgegrübelt – aber es ist mir partout nicht eingefallen, so dass eine Lücke blieb.

Bis heute.

Da wollte ich nämlich mit dem iPhone telefonieren. Nach nicht weniger als FÜNF (!) Tagen ist mir aufgefallen, dass auf meinem Telefon das Telefon fehlt! Und ich habe das Gerät dauernd in der Hand, nutze es also wirklich viel. An solchen Beispielen wird mir plötzlich klar, wie dramatisch sich mein und unser Medienverhalten verändert hat und weiter verändert.

Und, ja, okay, erstens habe ich noch ein Festnetz-Telefon im Büro, das ich nutze, und in diesen fünf Tagen lag auch ein Wochenende. Aber trotzdem. Faszinierend, oder?

(Ich habe es dann übrigens mittels der Suche in irgendeinem Ordner, also so einem Sammel-Icon, wiedergefunden und habe nach wie vor keine Ahnung, wie es da hinkam.)

Kerstin Hoffmann

12. September 2017

Laptopverbote, überall Laptopverbote

Ich bin in einem Neuköllner Café mit jemandem zum Besprechen von Arbeitsdingen verabredet. Während ich warte, fotografiere ich für meine Sammlung die Laptopverbotsschilder vor mir.

Der Smiley macht es auch nicht besser.

Später wollen wir einander Dinge auf unseren Laptops zeigen und uns Notizen machen. In der Annahme, dass das Laptopverbot nur den aktuellen Sitzplatz betrifft, suchen wir nach einem Tisch. Aber alle Tische sind mit Laptopverbotsaufklebern beklebt, und zwar rundherum, so dass man die Aufkleber auch wirklich nicht übersehen kann. Im Nebenzimmer sitzt etwa die Hälfte der Gäste vor aufgeklappten Rechnern: auf jedem Tisch multiple Verbotsaufkleber. Schließlich frage ich am Tresen, ob das Verbot an allen Tischen gilt. Nein, sagt die Tresenkraft, da hinten sei es erlaubt. Sie deutet in eine Ecke, und tatsächlich gibt es da einen aufkleberlosen Tisch, an dem bisher nur ein Gast tippt. Drei Plätze sind noch frei. Wir täuschen ein Missverständnis vor und lassen uns am Laptopverbotstisch daneben nieder. Immerhin sind wir Nachbarn der legalen Zone.

Kathrin Passig

12. September 2017

Die Vergangenheit wird am Vergehen gehindert

Vorgestern musste Lorenz Heinzer die Geschichte vom SMS aus Moskau zweimal erzählen, weil beim ersten Mal meine Aufzeichnungs-App am Handy noch nicht lief. Das ist mir schon oft passiert. Allein in der letzten Woche habe ich bestimmt zehn hervorragende Technikgeschichten verpasst. So kann es nicht weitergehen.

Ein Gespräch in der Techniktagebuchredaktion über Dashcams als Beweismittel bei Verkehrsunfällen bringt mich auf eine Idee. Ich suche nach einer App, die immer alles aufzeichnet und bei Bedarf rückwirkend speichert. Natürlich gibt es so etwas: AfterRecorder heißt es bei Android und RetroActive bei iOS.

Am nächsten Tag teste ich die App vorsichtshalber zuerst in der Theorie an Jan Kalbitzer. “Mein Handy zeichnet gerade unser Gespräch auf”, sage ich, “also eigentlich jetzt noch nicht … oder doch … jedenfalls, wenn ich hier diesen Knopf drücke, dann werden die letzten fünf Minuten gespeichert. Findest du das anstößig?” Er überlegt, beschließt dann, es nicht anstößig zu finden und äußert nur leichte Bedenken, ob die App nicht vielleicht doch immer alles hochlädt. Ich sage, nach der Installation sei als Erstes ein Hinweis erschienen, dass die App die Privatsphäre respektiere und gar nichts irgendwohin hochlade. Nicht mal anmelden muss man sich. Aber klar, genau so einen Hinweis würde auch ein nutzerausspionierender Hersteller anzeigen, man weiß es also nicht. (Update: Weiß man doch, wie @dnaber bei Twitter erklärt: Die App verlangt keine Berechtigung für den Internetzugang, sondern nur für Mikrofon und Speicherplatz. Sie kann also gar nichts senden.)

Kurze Zeit später gelingt mir die Aufzeichnung eines Beitrags über die Withings-Armbanduhr, der sonst verloren gewesen wäre wie so viele vor ihm. Die Vergangenheit ist besiegt! Also jedenfalls für fünf Minuten.

Kathrin Passig

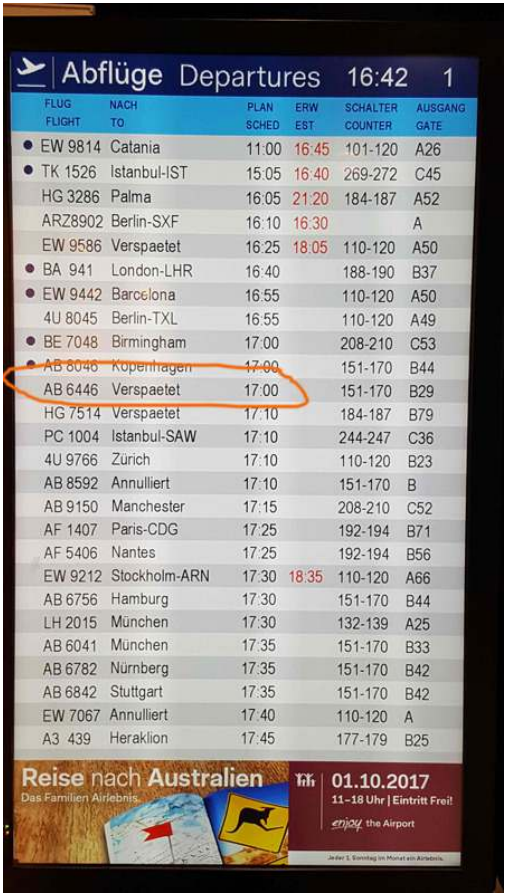
12.09.2017

Berlin, Berlin – ich fliege nach Berlin. Oder auch nicht.

Im Frühstücksraum plärrt mir n-tv entgegen, was sich als Glücksfall bewährt, da sie, im Gegensatz zum ZDF Morgenmagazin, das ich im Hotelzimmer angeschalten hatte, über die zahlreichen Krankmeldungen der Air Berlin-Piloten berichten. Ich befinde mich auf Dienstreise in der nordrhein-westfälischen Metropole Hilden und soll am Abend wieder zurückfliegen. Als ich die Webseite der Airline checke, sind einige Flüge schon annulliert worden, meiner bisher aber nicht. Also gehe ich einigermaßen hoffnungsvoll in meine Schulung. Zwischendurch checke ich immer wieder die Website der Fluggesellschaft und sehe, wie mein Flug, der eigentlich um 17 Uhr starten soll, verspätet sein soll. Das ist mir alles recht, Hauptsache ich komme irgendwie nach Berlin zurück.

Mittags mache ich mich dann viel zu früh auf den Weg zum Düsseldorfer Flughafen, weil die Schulung kürzer ausfällt als gedacht. Die Anzeigen vor Ort verkünden weiterhin, dass mein Flug nur verspätet sei. Zwischendurch konsultiere ich regelmäßig die Webseite, da dort immer die neuesten Informationen zu stehen scheinen – und so circa gegen 14 Uhr ist bei meinem Flug auch plötzlich “annulliert” vermerkt. Ich springe auf und renne zu einer Anzeige, auf der nach wie vor “verspätet” steht. Jetzt gibt es kein Halten mehr, ich trinke schnell mein Wasser aus und eile zum Sicherheitscheck: Ich will nach Berlin! Da ich problemlos durch den Security Check komme und die Anzeigen dort immer noch “verspätet” melden, hoffe ich einfach weiter, gehe allerdings auch zu einem Service- und Ticketschalter von Air Berlin. Die Mitarbeiterin ist überrascht, als ich nach dem Flug frage. Sie sagt, dass die Fluggäste oft mehr wüssten als sie, wovon ich wiederum überrascht bin. Die Dame sieht in einem ihrer Systeme nach und stellt fest, dass der Flug mit VVV gekennzeichnet ist. Allerdings weiß sie nicht, was das bedeuten soll. XXX heiße annulliert, VVV gebe es – auch laut Aussage ihrer Kollegin – nicht. Die Mitarbeiterin ist aber wirklich sehr hilfsbereit: sie fragt telefo-

nisch nach und erfährt, dass der Flug annulliert wurde. Meine Hoffnungen schwinden, heute noch mit dem Flugzeug nach Berlin zu kommen und ich sehe mich schon im überfüllten Zug sitzen. Doch zumindest habe ich eine weitere Chance, mit Air Berlin nach Hause zu kommen: Der letzte Flug geht um 19.10 Uhr, für den ich eine Bordkarte ausgestellt bekomme. Jetzt muss er nur wirklich stattfinden.



Die Anzeigen zeigen weiterhin den Flug um 17 Uhr an, ganz so, als wäre er nicht gestrichen worden. Von anderen Passagieren erfahre ich, dass ihr Flug schon zweimal umgebucht wurde, und als sie herausfinden, dass der Flug um 17 Uhr ebenfalls gecancelt wurde, werden sie etwas ungehalten, weil sie zu diesem Zeitpunkt schon acht Stunden am Flughafen herumgammeln.

Die beiden jungen Damen werden auch auf meinen Flug umgebucht und wir können nur weiter warten. Irgendwann folgen die Anzeigen der Webseite und zeigen meinen ursprünglichen Flug als gestrichen an. Ein bisschen Grundoptimismus hilft uns dabei, an das Abheben des nächsten Fluges zu glauben. Die Wartezeit überstehe ich, indem ich abwechselnd das Internet und die Anzeigen checke, den Buch- und Zeitungsladen sowie einen kleinen Lebensmittelladen besuche, in dem "Glory days" von Bruce Springsteen läuft, was mich wegen der unbefriedigenden Gesamtsituation schmunzeln lässt.

Kurz vor der Boardingzeit ist der Air Berlin-Abfertigungsschalter weiterhin verwaist und ich bereite mich mental bereits darauf vor, zum Düsseldorfer Hauptbahnhof zu hetzen, um den letzten Zug nach Berlin zu erreichen. Aber plötzlich

–

hurra! Ein Air Berlin-Mitarbeiter baut sich am Schalter auf, murmelt Unverständliches ins Mikrofon und unser Flug wird angezeigt. Einige Passagiere grinsen sich erleichtert an, fröhliches Gelächter mischt sich mit entspanntem Geplapper, wir bilden eine Schlange und steigen langsam ins Flugzeug nach Berlin.

Tanja Braun

September 2017

Reisen bildet

Ich habe ja immer aus Geschenken einen Stapel ungelesener Bücher auf dem Nachttisch zu liegen. Manchmal klicke ich mir eines davon als Hörbuch und verkaufe oder verschenke guten Gewissens das Papierexemplar.

Dieser Stapel dient als Notfallvorrat für geplante längere Zug- und Flugreisen. Also für Option C nach „alle guten Filme in der Rückenlehne durchgeklickt“ und „Handy leergespielt und kein Strom in Reichweite“.

Papierbücher haben also ungefähr die Rolle, wie in den langen Jahren meines Studiums die Skripte. Ich bilde meine Muskeln und meinen Ordnungssinn, indem ich sie ungelesen um die Welt schleppe.

Virtualista

September 2017

Wer stellt bei Bitcoin die Gewinnbescheinigung aus?

Ich bin zum Unterschreiben bei meiner Steuerberaterin und frage sie zum Abschluss des Termins nach den steuerlichen Regelungen für Kryptowährungen, “also Bitcoins und sowas”. Ob sie damit schon mal zu tun hatte?
- Nein. In welchem Land hat denn die Bank oder das Unternehmen seinen Sitz?
- Naja, eigentlich in keinem. Da gibt es kein Unternehmen in dem Sinn.
- Wer stellt denn die Gewinnbescheinigung aus?
- Niemand. Da ist ja niemand.
- In welchem Land liegt das Geld denn?
- Auf meiner Festplatte. Es ist digitales Geld.
- Hm.
- Ich hab gelesen, dass es vielleicht so ist, dass das Finanzamt sich erst dafür interessiert, wenn ich das Geld wieder in Euro zurück umwandle.
- Nein, für Dollars oder Schweizer Franken interessiert sich das Finanzamt genauso.
- Ja, ich meinte aus einer Kryptowährung wieder zurück in irgendeine reguläre Währung.
- Das kann schon sein. Wahrscheinlich ist es sowas wie das, womit man bei Ebay bezahlen kann . . . wie heißt das gleich . . .
- ?
- Bei Amazon kann man auch damit bezahlen . . .
- Paypal?

- Genau, Paypal. Dafür interessiert sich das Finanzamt ja auch nicht.
- Naja, jedenfalls, wenn Ihnen zufällig was begegnet zu dem Thema, dann schauen Sie doch mal rein. Das wird demnächst aktuell werden. Und bis dahin wechsle ich einfach nichts in Euros um.

Alina Smithee

September 2017

Kein Kontakt bei den Nachbarn

Urlaub in Frankreich, das zweite Jahr in Folge am selben Ort. Wenig hat sich verändert: dasselbe Meer, derselbe Strand, hier eine Crêperie mehr und dort eine weniger. Der auffälligste Unterschied: Man kann jetzt überall (und nicht nur, wie im Jahr davor, hier und da) kontaktlos bezahlen, wo Giro- oder Kreditkarten akzeptiert werden. Es gibt keinen Hinweis auf die neue Möglichkeit, aber alle verstehen die magischen zwei Wörter: *sans contact*. Der Effekt ist derselbe wie zu Hause: Man schämt sich nicht mehr, selbst kleine Beträge bargeldlos zu bezahlen, weil die Kartenzahlung kein Laientheater in drei Akten – ›Nein, andersherum‹, ›Noch mal, er hat sie nicht genommen‹ und ›Moment, Sie kriegen noch einen Bon‹ – mehr erfordert, das den Betrieb minutenlang zum Erliegen bringt.

In Frankreich gelten allerdings andere Grenzen für die Kartenzahlung als in Deutschland: Individuell (und nicht speziell auf kontaktlose Zahlung bezogen) ist die Untergrenze, die viele Läden auf 1 Euro festlegen. In Deutschland gelten entweder höhere Grenzen (meist 10 Euro) oder es wird keine Untergrenze genannt. Allgemeingültig hingegen ist, dass kontaktlose Zahlung mit der Girokarte in Frankreich nur bis 20 Euro möglich ist. In Deutschland kann man jeden Betrag kontaktlos bezahlen, muss aber ab 25 Euro die PIN eingeben. In Frankreich führt der Versuch, Beträge über 20 Euro kontaktlos zu

bezahlen, zur Meldung ›Autorisation refusée‹ (frei übersetzt: ›Geht nicht‹). Bei den Recherchen für diesen Text lese ich, dass die Grenze im Oktober auf 30 Euro angehoben werden soll.

Aber ›sans contact‹ hat noch nicht die Weltherrschaft übernommen, nicht mal in Frankreich: Zum einen gibt es nach wie vor Franzosen, die anscheinend mit Scheck bezahlen. Jedenfalls sehe ich Menschen, die an der Supermarktkasse mit Zetteln hantieren, die aus Heften rausgetrennt und unterschrieben und gestempelt und abgeheftet werden, was den Betrieb minutenlang zum Erliegen bringt. Zum anderen gibt es nach wie vor Läden, in denen ich angesichts meiner Initialen aufpassen muss, mich nicht persönlich abgelehnt zu fühlen. ›No CB‹ steht dort nämlich auf Schildern – aber ›CB‹ steht natürlich nur für ›Carte Bancaire‹. Und dann klimpert eben wieder das Kleingeld und man muss wenigstens kein überhöhtes Trinkgeld geben, um die letzten Francs loszuwerden.

(Christopher Bergmann)

12. September 2017

Meine Fahrscheinkaufgewohnheiten sind schon wieder veraltet

Vor dem Eingang zur U-Bahn versuche ich mit der “DB Navigator”-App ein Nahverkehrsticket zu kaufen. Seit das geht, kaufe ich Papiertickets eigentlich nur noch, um mit Besuchern möglichst unkompliziert in die U-Bahn einsteigen zu können. Wenn man mit der DB-App Tickets für mehrere Leute kaufen will, bekommt man nämlich graue Haare. Schon der Ticketkauf für eine Person ist umständlich genug.

Heute geht es gar nicht. Vielleicht liegt es am schlechten Handyempfang: nur 1 Strich 4G. Nach gut fünf Minuten, in denen ich auf und ab gegangen bin und die Lade-Wartezeit-Animation der App betrachtet habe, gebe ich auf und gehe nach unten zum Automaten.

Vor dem Automaten steht eine Schlange, ich habe also Zeit, es noch mal zu versuchen. Unten gibt es unerwarteterweise besseres Internet als oben: 4 Striche 4G. Der Kartenkauf klappt sofort.

Auf dem Rückweg wiederholt sich der Vorgang. Den Ticketkauf vor dem U-Bahn-Eingang habe ich mir noch zur Zeit von Touch&Travel angewöhnt. Jetzt ist es wohl Zeit, diese Gewohnheit abzulegen. Im U-Bahnhof gibt es mehr Empfang als oben vor dem Eingang.

Kathrin Passig

13. September 2017

Die Stimmen in der Armbanduhr befehlen es

Jan Kalbitzer war der erste Mensch, an dem ich (irgendwann 2016) eine Armbanduhr gesehen habe, die nicht wie eine Smartwatch aussah, sondern wie eine ganz normale Armbanduhr. Sie hatte einen kleinen Zusatzzeiger, mit dem man sich seine Joggingstrecke anzeigen lassen konnte oder so ähnlich. Heute trägt er eine andere, deshalb frage ich: "Was ist eigentlich aus deiner Withings-Uhr geworden?"

Jan Kalbitzer: Die hab ich ein paarmal verliehen und andere Leute ausprobieren lassen, was sie mit ihnen macht. Mich hat die immer gestresst, weil ich immer den Arm bewegen musste, damit die die Schritte zählt. Und wenn ich den Kinderwagen geschoben hab, dann hat sie die Schritte nicht gezählt, und dann hab ich mich geärgert, dass die Schritte nicht mitgezählt wurden und immer mit einer Hand so gemacht (*lässt den Arm vor und zurück schwingen*), als hätte ich was mit dem Arm!

Kathrin Passig: Gerade wollte ich bereuen, dass ich das jetzt nicht aufgezeichnet habe, aber ich hab es ja! *(Nämlich dank der AfterRecorder-App.)*

Jan Kalbitzer: Das hat mich irre gemacht! Ich hab es jetzt noch manchmal, dass ich den Kinderwagen mit der rechten Hand schiebe und mit dem linken Arm wedle, aus einem Impuls heraus, weil es mich so geärgert hat, dass die Schritte nicht gezählt wurden. Da hab ich gedacht: Das kann nicht richtig sein. Ich hab das bei anderen auch ausprobiert. Ich hab die Uhr weitergegeben und die haben genau das Gleiche gesagt: Nach einer Weile fängt man an, sich bizarr zu verhalten, damit die Uhr richtig aufzeichnet. Man richtet sich nach der Uhr, statt dass die Uhr lernt, wie man selber funktioniert.

Jan Kalbitzer, aufgezeichnet von Kathrin Passig

13. September 2017

Im Zweifelsfall so gegangen waren Pferde

Ich habe eine große Menge untranskribierte Audioaufzeichnungen auf meiner Festplatte, vor allem Gespräche aus den letzten Lebensjahren meines Vaters und Technikberichte fürs Techniktagebuch. Thomas Wiegold hat mir vor ein paar Wochen diese Liste neuer Transkriptionstools gezeigt, und heute probiere ich ein paar davon aus.

Bei happyscribe.com muss ich meine Audiodatei hochladen, für 7 Minuten 70 US-Cent bezahlen (in einem äußerst geschmeidigen Bezahlverfahren per Kreditkarte), und wenige Minuten später erhalte ich meine Transkription. Der erste Satz lautet *"Dürfen alleine gehen in Schwäbisch Hall Lichtempfänger, Schiffsbegrüßungsanlage Professional.„* Und so geht es auch weiter. Ich fühle mich für meine 70 Cent angemessen unterhalten.

Bei trint.com kann man 30 Minuten gratis zu Testzwecken transkribieren lassen. Ich lade meine Datei hoch. Es geht etwas schneller als bei happyscribe, dann lese ich:

> Bestimmter bestimmte bestimmte Strassenseite und andere bestimmte kleine Schlenker über den Weg bis an mein Lebensende diese Wege gehen. Weltwahrnehmung. Menschen. Politisch. Entscheiden. Wobei das in diesem Fall eine Veränderung zum Besseren ist weil natürlich immer relevant immer die landschaftlich interessanter sind wie wir sie früher angegangen werden. Im Zweifelsfall so gegangen waren Pferde oder jetzt nämlich eher die schönen Wege. Nicht gesagt. Es. Ist.

Beide Tools haben etwa 80% des gesamten Gesprächs einfach weggelassen. Meine Aufnahme war von zweifelhafter Qualität, dieser Test ist also sicher ungerecht der Transkribiersoftware gegenüber. Aber ich kann ja meine Gesprächspartner nicht mit einem großen Mikro erschrecken oder erst an einen Ort mit weniger Hintergrundgeräuschen bitten. Sie erzählen mir ihre Geschichten dort, wo sie gerade sind, und mein Handy hält sich dabei irgendwo in der Nähe des Gesprächspartners auf. Mehr geht schlecht bei Gesprächen, die sich zufällig ergeben. Und ich kann meine Aufnahmen meistens gut verstehen, es ist also nicht undenkbar, dass Software es eines Tages auch können wird.

Das dritte Tool, otranscribe.com, soll lediglich das Selbertranskribieren komfortabler machen, und das tut es auch ganz gut und kostenlos im Browser. Bei dem bleibe ich.

Kathrin Passig

13.9.2017

Koreanische Schließtechnik hindert mich am Museumsbesuch

Ich möchte das National Folk Museum in Seoul besuchen und vorher meinen Rucksack in einem Schließfach deponieren. Die Zeiten simplen Münzeinwerfens scheinen vorbei zu sein: Ver- und Entriegeln des Faches geht nur mit einem individuell festzulegenden fünfstelligen Zahlencode. Alles läuft über ein Touch-Display ab, wobei es darunter zusätzlich einen physischen Nummernblock gibt. Ich weiß schon gar nicht, ob ich meine Zahlenkombination da oder dort eingeben soll, doch bis zur Eingabe (einer von fünf Schritten) komme ich eh nur zweimal bei meinen insgesamt fünf Versuchen. Eine Stimme sagt etwas auf Koreanisch, dazu sieht man Hangul-Text mit nur einzelnen englischen Stichworten, die Animationen sind nicht minder kryptisch. Dann halt keine Besichtigung ...

Zugegeben: Ich scheitere in erster Linie an der Sprachbarriere und weniger am Technikverständnis; unterm Strich ist dies aber das erste Mal, dass ich einen Ort schlichtweg wegen gestörter Mensch-Maschine-Kommunikation nicht betreten kann.

Torsten Gaitzsch

12. September 2017

Man kann jetzt Arzttermine telefonisch vereinbaren (außer dienstags)

Vielleicht, so denke ich, muss man ja nicht mehr persönlich zwecks Terminvereinbarung bei meiner Frauenärztin vorbeigehen, so wie 2014 noch. Vielleicht kann man inzwischen anrufen. Ich google die Nummer und rufe an. “Die Sprechstunde ist beendet.”, sagt die Anrufbeantworterstimme. “Sprechzeiten sind wie folgt: Dienstags von 9 bis 15 Uhr.” Es ist 9 Uhr 30 an einem Dienstag.

Ich gehe zur 500 Meter entfernten Praxis und vereinbare einen Termin. Dann frage ich, ob man immer noch nicht anrufen kann. Doch, eigentlich schon, sagen die Arzthelferinnen. Vorhin ging es aber nicht, sage ich. Ah, heute ist Dienstag. Dienstag geht es nicht. Am Dienstag haben sich die Sprechzeiten geändert und niemand kann die Telefonanlage neu programmieren.

Kathrin Passig

13.9.2017

Kontaktlos zahlen? Zeig mir erst deine Karte.

In Irland hat sich – wie offensichtlich auch in anderen industrialisierten Ländern außer Deutschland – das kontaktlose Bezahlen mit Bank- oder Kreditkarte fast überall durchgesetzt. Praktisch jeden Einkauf und jeden Restaurantbesuch unter der Bagatellgrenze von 25 oder 30 Euro zahle ich auf diese Weise (an der Bartheke ist dagegen für das Pint Guiness Bargeld Trumpf).

So darauf eingestellt, bin ich ein bisschen überrascht, als ich kurz vor Rückgabe den Mietwagen auftanke, an der Kasse wie gewohnt meine Karte ans Terminal halte und erst mal ausgebremst werde. Meine Kreditkarte sei doch

gar nicht kontaktlos! bescheidet mich der Mann an der Kasse. Das kann zwar nicht sein, weil ich schon seit Tagen damit auf diese Weise bezahle – und ich weiß auch nicht, was ihn zu dieser falschen Einschätzung bringt.

Da fehle doch das Symbol fürs kontaktlose Bezahlen! deutet der Tankwart (der natürlich keiner mehr ist) auf meine deutsche Kreditkarte. In der Tat, das Zeichen dafür (siehe oben) prangt nicht auf der Vorderseite. Sondern hinten. Erst nachdem ich die Karte umgedreht habe und brav das Symbol vorgezeigt habe, darf ich auch den kontaktlosen Bezahlvorgang abschließen.

Thomas Wiegold

September 2017

Ich entdecke das zweite Nachrichten-Geheimfach des Facebook Messengers

Ein neuer Facebookfreund versucht im Facebook Messenger Kontakt mit mir aufzunehmen. Aus nicht ganz ersichtlichem Grund muss ich das erst genehmigen. Dabei entdecke ich eine ganze Rubrik mit Nachrichten, die Facebook bisher vor mir verborgen hat. Wichtiges und Erfreuliches ist dabei, zum Beispiel eine lange Nachricht mit erheblich verbesserten Versionen des Techniktagebuch-E-Books. Alles schon viele Monate alt!

Ich wechsle in den Redaktionschat, um mein Entsetzen zu äußern. Danach will ich zurück in die frisch entdeckte Rubrik, aber sie war nur ganz kurz sichtbar und hat sich jetzt schon wieder so gut getarnt wie ein Oktopus vor einem Algenbüschel.

Das alles ist mir schon mal passiert, als Facebook das Nachrichtengeheimfach “Message Requests” angelegt hat. Aber dass es jetzt noch ein zweites Mal passieren muss! Das neue Geheimfach heißt “Filtered Requests” und wurde wohl schon im April 2016 eingeführt. Wenn man einmal weiß, dass es existiert, findet man es in den Desktopversionen, also unter facebook.com und messenger.com, relativ einfach. Es in der Androidversion des Messengers

aufzustöbern gelingt mir erst mit Hilfe einer Anleitung. Es tut mir leid, vernachlässigte Nachrichtenverfasser! Ich arbeite das jetzt alles ab, und so lange Facebook nicht ein drittes Nachrichtengeheimfach einführt, soll es nicht wieder vorkommen.

Kathrin Passig

14.9.2017

Elektronisch rein, muffig raus

Eine Freundin hatte mich vorgewarnt: Am Londoner Flughafen Stansted, meinem Umsteigepunkt, seien inzwischen für die Einreise nach Großbritannien automatische Pass-Scanner installiert, mit denen man die teilweise sehr langen Schlangen vor den noch menschlichen Einreisekontrolleuren schnell

umgehen könne. Voraussetzung für die Nutzung der Scanner ist ein elektronischer Reisepass (oder auch Personalausweis), der einen Chip enthält und mit einem entsprechenden Symbol (oben auf dem Foto) gekennzeichnet ist. Und natürlich geht das nur für EU-Bürger.

Ich stecke also zusätzlich zum Personalausweis meinen Pass ein (was ich im europäischen Ausland sonst selten tue), und in der Tat: Innerhalb weniger Minuten bin ich elektronisch in das Vereinigte Königreich eingereist. Dafür muss ich die Pass-Seite mit den Personenangaben und dem Foto in den Scanner schieben und anschließend sehr direkt in eine Kamera gucken – und schon öffnet sich die Tür.

Unklar bleibt allerdings, warum die Pass-Seite mit den Personenangaben optisch gescannt wird. Denn eigentlich sind alle die Daten und auch das Foto elektronisch in dem Chip gespeichert, der kontaktlos ausgelesen werden kann – der Aufwand könnte also beträchtlich geringer sein, und es könnte auch noch schneller gehen. Vielleicht ist das aber der Hosenträger zum Gürtel, wie ihn die Sicherheitsbehörden bevorzugen.

(Hinter der Passkontrolle warten wir dann zehn Minuten auf die Freundin, die uns den Tipp gegeben hat, aber selber noch keinen Pass mit Chip besitzt.)

Zu meiner Überraschung finde ich bei der Rückkehr nach Deutschland am ~~Berliner~~ Brandenburger Flughafen Schönefeld ebenfalls die automatischen Pass-Scanner vor. Auch hier reise ich vollautomatisch innerhalb weniger Minuten nach Deutschland ein. Der Unterschied zu Stansted: Dort steht eine helfende Person neben den Automaten, die gerne unterstützend einspringt, falls jemand mit dem Scannen Probleme hat. In Schönefeld sitzt nur ein offensichtlich schlecht gelaunter Bundespolizist ein paar Meter entfernt hinter seiner Glasscheibe und beobachtet die Automaten.

Die schlechte Laune hatten auch seine Kollegen demonstriert, die mich bei der Ausreise aus Deutschland kontrolliert hatten, ebenfalls in Schönefeld: Zwei Polizisten arbeiteten äh, betont ruhig die Schlange der Ausreisewilligen ab, natürlich von Hand – für die Installation der Pass-Scanner scheint es noch nicht am ganzen Flughafen gereicht zu haben. (Kathrin Passig weiß

zu berichten, dass sie am Flughafen Tegel mal gemaßregelt wurde, weil sie nicht laut oder nett genug *Guten Morgen* gesagt hat. So gesehen ist die automatische Passkontrolle ein Beitrag zur Humanisierung des Reiseverkehrs.)

Natürlich geht es auch ganz anders: An dem kleinen irischen Provinzflughafen, den ich von Stansted aus anfliege, steht ein Garda und schaut freundlich lächelnd sehr kurz auf jeden Ausweis und jeden Pass. Ganz ohne Datenabgleich und -kontrolle. Aber das hat vermutlich damit zu tun, dass in der *Common Travel Area* von Großbritannien und Irland eigentlich gar keine solche Kontrolle erforderlich ist und das kleine Irland nur selbstbewusst seine Eigenständigkeit demonstrieren möchte.

Thomas Wiegold

September 2017

Sie befinden sich hier (und die Schranke ist zu)

Im ländlichen Frankreich. An allen beschrankten Bahnübergängen, die wir überqueren (n = 5 oder so), steht beiderseits der Gleise ein orangefarbener Kasten, der meistens so aussieht:

Er trägt das Logo der SNCF und ist für den Fall gedacht, dass sich die Schranken nicht mehr öffnen. Dann darf man das ›Telefon‹ benutzen – das ist der linke Teil des Geräts. Es sieht nicht aus wie ein typisches Telefon und scheint auch anders zu funktionieren. Laut der ausschließlich französischsprachigen Anleitung muss man den dunkelgrauen Hebel ganz links anheben und zwei Sekunden auf den Knopf in dem dunkelgrauen Kreis drücken. Es ist nicht klar, wen man damit anruft, aber die weiß auf schwarz wiedergegebene Anleitung rechts informiert, dass man mindestens fünf Minuten ohne Zugdurchfahrt warten muss, und gibt genau vor, was man zu seinem Gesprächspartner zu sagen hat:

»Ici PN (= passage à niveau) nº 117, je vous signale que les barrières restent fermées« (Hier Bahnübergang Nr. 117, ich melde Ihnen, dass die Schranken geschlossen bleiben). Wahrscheinlich unternimmt der Gesprächspartner dann etwas, um die Schranken wieder zu öffnen. Für den Fall, dass das nicht klappt (oder keiner drangeht), zeigt die Tafel einen ›itinéraire de détournement‹ (hier nur im Anschnitt zu sehen), eine Route zum Umfahren der geschlossenen Schranke: mit obligatorischem ›Vous êtes ici‹ und einer schematischen Zeichnung der wichtigsten *routes nationales* und *départementales,* die zum nächsten Bahnübergang führen, der dann hoffentlich offen ist.

Ob der Kasten funktionstüchtig ist, kann ich nicht feststellen. Da die Schranken nie geschlossen sind, traue ich mich nicht, den Hebel zu bedienen – eine Handlung, die ohnehin, so muss man annehmen, in einem kurz nach

der Revolution verabschiedeten Gesetz zur missbräuchlichen Verwendung von in Bahnbesitz befindlichen Fernmeldeeinrichtungen unter hohe Strafen gestellt wurde.

Christopher Bergmann

September 2017

Mir ist, als ob es 109 Stäbe gäbe

Immer noch im ländlichen Frankreich. An einem Sonntag kehren wir später als erwartet von einer Tagestour zurück. Alle Bäckereien im näheren Umkreis sind geschlossen oder haben kein Brot mehr. Aber vor dem (geschlossenen) Supermarkt steht ein Gerät, das uns schon zuvor aufgefallen war.

In geschwungener Schrift lockt es: »Si vous le souhaitez, je peux cuire pour vous une baguette authentique. Elle sera cuite et croustillante en 1 minute à peine« (Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen ein authentisches Baguette backen. In kaum einer Minute wird es gebacken und knusprig sein.) Kann man da widerstehen? Nicht, wenn man den Käse andernfalls ohne Brot essen müsste. Das Gerät – mit vollem Namen ›Distributeur de baguette 24/24h‹ – bedient man über einen eher schwerfälligen Touchscreen mit sichtbarem Mauszeiger, auf dem es indes zum Glück nicht allzu viel zu touchen gibt.

Man wählt aus, wie viele Baguettes man gerne hätte (in unserem Fall: 1) und wirft anschließend den entsprechenden Betrag ein (in unserem Fall: 1 Euro – in bar, Kartenzahlung nicht vorgesehen). Man entscheidet, ob man das Baguette eher hell oder dunkel gebacken haben möchte. Man gibt an, ob man gerne eine Tüte zum Baguette (sofern verfügbar) hätte. Und dann wartet

man eine Minute, die auf dem Bildschirm in Sekunden heruntergezählt wird. Nach Ende der Minute öffnet sich eine metallene Klappe auf der rechten Seite des Geräts und erscheint die – inhaltlich völlig korrekte – Warnung auf dem Display, dass das Baguette, das man jetzt herausnehmen kann, verdammt heiß ist. Aus dem Schlitz oberhalb der Klappe wird die verfügbare Menge an Tüten (in unserem Fall: 0) ausgegeben.

Als Bonustrack für gelangweilte Touristen bietet das Gerät eine viersprachige Benutzeroberfläche an: Neben Französisch kann man sein Baguette auf Spanisch, Englisch und auch Deutsch ordern. Die englische Übersetzung ist gut verständlich. Die deutsche Übersetzung ist – sagen wir – erheblich besser als gar keine Übersetzung, wenn man keine der anderen Sprachen versteht.

Das Stäbchen, das das Gerät für uns ausgeworfen hat, sieht nicht übel aus, allenfalls ein bisschen blass. Es schmeckt so, wie ein in einer Minute aufgebackenes Tiefkühlbaguette halt schmeckt – also schlechter als ein Baguette vom Bäcker, aber erheblich besser als gar kein Baguette.

Christopher Bergmann

2017-09-16

Flüstere jetzt: »Hey Google!«

Erst hat Google alle Stimmen in einen Topf geworfen. Die Folge: Als ich in der Firma Musik hörte, stoppte die Musik plötzlich und Spotify zeigte an, dass ich gerade zuhause die Titelmelodie von *My Little Pony* hörte. Und als ich nach Hause kam, verstand Google mich nicht mehr, weil das Sprachmodell inzwischen zu sehr an die Stimme meiner Tochter gewöhnt war.

Jetzt habe ich auf individuelle Spracherkennung umgestellt. Dazu musste ich Google Accounts für die Kinder anlegen und dabei ihr Alter lügen. Ich musste die Accounts als Gäste auf meinem Smartphone einrichten, weil man Google Home nur dann auf die eigene Stimme trainieren kann, wenn man es mit dem eigenen Smartphone ansteuert, und die Kinder haben keins.

Es erweist sich als nicht so einfach, den Kindern zu sagen, dass sie jetzt »Hey Google« sagen sollen, denn wenn ich »Du musst jetzt ›Hey Google‹ sagen« sage, habe ich ja bereits »Hey Google« mit meiner eigenen Stimme gesagt. Ich muss es ihnen ins Ohr flüstern: »Sag jetzt ›Hey Google‹!«.

Aber jetzt können wir alle sagen: »Hey Google, what's my name?« und es antwortet richtig.

André Spiegel, aus dem fortlaufenden Blog

16.09.2017

Oreo knabbert an meinem Volumen

Anders als hier behauptet, läuft dann doch etwas mit dem neuen Telefon sehr merkwürdig. Einerseits hat es sich dank der tollen Kopiersache (”nearby”) sämtliche WLANs gemerkt, die ich besuche, andererseits bekomme ich von meinem Mobilfunkanbieter mehrfach eine Nachricht, das Telefon habe sich mit dem Internet verbunden, man buche mir daher eine day-flat in Höhe von 99ct.

Das ist nett. Einerseits.
Andererseits bin ich ja über WLAN im Netz und alles was ich ab und zu tue ist, die WLAN-Verbindung zu trennen.
Weil die Kinder online-Games spielen und der festen Überzeugung sind, ihr ping wäre schlechter, wenn herumliegende Geräte mit dem WLAN verbunden sind. Was vielleicht ein eigenes Thema wäre, denn an manchen Tagen sehe ich die Kinder nicht, sondern höre nur die Kinderzimmertüre klappen, ein mehr oder weniger verärgertes “PING!” durch die Wohnung rufen und das war’s an Anwesenheitsbestätigung.

Ungefragt fast 1 Euro am Tag abzubuchen ist auch so eine Sache. Wenn ich nicht aufpasse, sind 30 Euro im Monat weg, obwohl ich nichts gemacht habe.

Ich frage im Techniktagebuchchat nach, denn da weiß immer jemand Bescheid.
Ich denke zuerst, es läge am Nexus5x.
Oder daran, dass ich “mobile Daten” auf der Nutzerebene nicht ausgeschaltet habe, weil ich den Regler nicht gefunden habe.
Dann aber findet Kathrin heraus, dass andere Nutzer ebenfalls Probleme haben mit sonderbaren Datenverbräuchen.
Nun interessiert es mich sehr, und ich komme dahinter, dass sich in Oreo, der neuesten Betriebsversion von android, ein Fehler verbirgt. Oder eine Einstellung. Diese sorgt dafür, dass sich das Gerät immer, wirklich immer,

automatisch mit dem nächsten mobilen Netz verbindet, sobald keine WLAN-Verbindung mehr besteht.
Um das zu kappen, muss ich allerhand Neues lernen. Zum Beispiel, dass es eine Entwicklerebene gibt bei android, und die öffne ich, indem ich magische Dinge tun muss. Nämlich siebenmal auf die Buildnummer klicken und das ist fast schon ein wenig surreal. Sieben Mal.
Schon bin ich drin, scrolle ein wenig herum und versuche, nichts anzufassen. Da sehe ich den Regler für die oben beschriebene Einstellung und schalte die Funktion ab.

Seither wählt sich das Telefon nicht mehr ins Netz ein, wenn ich das nicht gestatte. “Pi-hiiing!” rufen die Kinder jedoch weiterhin zuverlässig.

Pia Ziefle

17. September 2017

Klangteppich dreilagig

In manchen Bereichen bin ich ja Lateadopter und so probiere ich heute mal zum Joggen die iPhone-App *Zombies, Run!* aus, die es schon seit fünf Jahren gibt. Sie spielt einem per Headset Hörspielszenen einer postzombielapokalyptischen Welt ein, in denen man als *Runner* Aufträge im zombieverseuchten Gebiet erledigen muss. Wie schon der Titel suggeriert, soll einen das Nahen der Untoten gelegentlich zu kleinen Zwischenspurts animieren.

Anders als ein Hörbuch oder Podcast hat die Zombiegeschichte minutenlange Pausen und die App schlägt einem selbst vor, diese doch mit einer Musik-Playlist zu füllen. Die kann in der Zombie-App angelegt oder von einer anderen App abgespielt werden. Letzteres probiere ich kurz aus und stelle fest, dass *Zombies, run!* die Wiedergabe nicht pausiert, sondern leiser im Hintergrund weiterlaufen lässt. Damit fallen Hörbucher oder Podcasts für mich aus und ich wähle ohne groß nachzudenken ein Album der *Queens of the Stone Age*.

Um die Dinge weiter zu verkomplizieren starte ich auch noch *Runkeeper* für das Tracking meines Laufs. Diese App ist so eingestellt, dass sie mir alle fünf Minuten die aktuelle Durchschnittsgeschwindigkeit ansagt, und sie ist in der Lage, andere Audiowiedergabe dafür zu pausieren.

Ich höre also jetzt Stoner Rock, überlagert von gelegentlichen Zombieattacken und beides wiederum regelmäßig von Zeitansagen unterbrochen. Diese Ausgangslage wird durch zwei Faktoren weiter verkompliziert: Erstens fällt unterwegs der linke Lautsprecher meines Headsets aus, zweitens ist das Musikalbum eines, dessen Stücke durch Klangcollagen verbunden sind, die das Sendersuchen an einem analogen Radio imitieren. Mir ist nicht immer auf Anhieb klar, ob ein Jingle oder ein Nachrichtenfetzen den Steinzeitkönigginnen oder den Zombies zuzuordnen ist.

Natürlich könnte ich auch einfach kurz anhalten und diesen Mischmasch abstellen, aber ich bin eher amüsiert, laufe eine gute halbe Stunde durch – ich erreiche die befestigte Basis im Zombiegebiet, aber dann schließt das automatische Tor nicht! – und meine Geschwindigkeit ist auch gar nicht übel.

Virtualista

17.9.2017

Ich weiß, wo die wilden Rosen wachsen

Wir sind im Auto unterwegs und hören WDR 2. Zwischen Standardrotation, Staunachrichten und Fußballberichterstattung gibt es ein Rätsel, das so funktioniert, dass man einen seltsamen Satz gesagt bekommt, der eventuell dabei rauskommen würde, wenn jemand auf dem Smartphone statt der richtigen Wörter immer zu schnell die Autovervollständigung bedient.

Der Satz lautet “Wie dir willen Rasen wachen” und gewinnen kann man zwei Karten für ein bereits ausverkauftes Konzert für Nick Cave. Weil ich den Satz rein akustisch nicht gut verstehe, suche ich auf dem Smartphone auf

der Seite des WDR nach dem Rätsel, um den Satz auch mal geschrieben zu sehen. Der Hinweis, es könnte eventuell etwas mit einem Songtitel von Nick Cave zu tun haben, hilft auch weiter.

Weil mein Mann großer Cave-Fan ist, begrabe ich den kläglichen Rest meiner Coolness und rufe die im Internet angegebene Nummer an. Da ist aber besetzt. Ich rufe noch mal an. Wieder besetzt.

Da der Radiomann gesagt hat, dass man auch auf Facebook teilnehmen kann, suche ich auf Facebook nach dem Rätsel und kommentiere darunter mit der richtigen Antwort. Da andere Leute dort offensichtlich auch schon auf die gleiche Lösung gekommen sind, scheine ich richtig zu liegen.

“Ruf doch noch mal an”, sagt mein Mann, also rufe ich noch mal an.

Diesmal ist nicht besetzt, es tutet ein paar Mal, dann nimmt ein netter junger Mann ab, ich sage ihm den Lösungssatz und muss dann noch Adressdaten, Telefonnummer und Email-Adresse hinterlassen und sagen, dass es okay ist, wenn der WDR mich kontaktiert. Ich würde jetzt in den Lostopf kommen, sagt der nette junge Mann und wünscht mir noch viel Glück.

Jetzt warten wir im Auto geduldig darauf, dass irgendwas passiert und rätseln darüber, wie viele Leute wohl in so einem Lostopf sind und wie lange es dauert, bis das Rätsel aufgelöst wird.

Weniger Minuten später hören wir im Radio, wie ein Mann angerufen wird. Der arme Mann liegt im Krankenhaus, weiß die richtige Lösung und darf also demnächst Nick Cave live sehen. Wir leider nicht.

Die richtige Lösung war übrigens: “Wo die wilden Rosen wachsen”.

Anne Schüßler

18.9.2017

Ich kann googeln und fühle mich wie ein Hacker

Ich bin mit Freunden in einem kleinen Hotel in Berlin. Es wird mit “Free Wifi” geworben. An der Wand hängt ein Smart TV. Ein Freund will mir ein Youtube-Video zeigen, und öffnet auf dem Gerät die Youtube-App. Sie lädt, aber es dauert. Nach der etwas fummeligen Eingabe des Namens des Videos über die Fernbedienung beginnt das Video … nicht. Es hängt, ruckelt, und spielt gelegentlich einige Sekunden mit miserabler Auflösung.

Gut, nehmen wir halt das Handy. Ich habe mich bereits mit dem WLAN verbunden, doch das Ergebnis ist in etwa das gleiche – das Internet ist viel zu langsam. Wird das Video über die mobile Datenverbindung abgespielt, gibt es keine Probleme. Über das WLAN laden selbst einfache Internetseiten ewig.

Wir denken etwas über das Problem nach, und uns fällt auf, dass das Passwort die Zahl “2016” enthält – wir vermuten, dass alle Nachbarn des Hotels im kostenlosen Wifi eingeloggt sind und mit Streamingdiensten das Internet leer saugen. Wenn das Passwort seit 2016 nicht mehr geändert wurde (und offenbar auch identisch für alle Nutzer ist), bestehen gute Chancen, dass es großräumig bekannt ist.

Während wir Wetten über die Anzahl der eingeloggten Teilnehmer abschließen, lade ich (über die mobile Datenverbindung) eine Netzwerk-Scanner-App herunter. Ich lasse sie dann das WLAN abgrasen, und finde genau 5 Clients – Den Fernseher, unsere beiden Handys, und den Router sowie ein iPad eines unbekannten Nutzers. Das ist wesentlich überschaubarer, als wir erwartet hatten. Ich tippe den Router in der Liste an, und werde sofort mit einer Passwortabfrage des Routers begrüßt.

Besagtem Freund und mir kommt der gleiche Gedanke. Wir googeln kurz nach dem Router, dessen Typ praktischerweise auf der Log-In-Seite steht. Das Standardkennwort lautet “admin”. Wenige Sekunden später bin ich im Webinterface des Routers eingeloggt – das Passwort wurde nicht verändert.

Nach kurzer Suche im Webinterface finde ich zum einen die DSL-Zugangsdaten des Hotels, und zum andern die Bandbreitenbegrenzung von 500 kbps pro Client. Ich schalte die Begrenzung aus. Plötzlich läuft das Video am Fernseher weiter, in hoher Auflösung, und ruckelfrei. Auch auf den Handys geht das Internet nun schnell und fehlerfrei.

Wir werden nie herausfinden, warum die Bandbreitenbegrenzung im Router eingeschaltet war – ob sich ein anderer Hotelgast einen Spaß erlaubt hat, oder ob das Hotel absichtlich die Benutzung einschränken wollte. In jedem Fall müssen wir lachen und fühlen uns wie Hacker.

Malte

17.–18. September 2017 und vermutlich auch noch ein paar Tage lang

Ich wollte doch nur zwei Leisten im Browser ausblenden

Am Samstag möchte ich "25 Jahre napfschneckengleiche Sesshaftigkeit" in der Wohnung feiern, die ich im September 1992 bezogen habe. Weil es warme Getränke (kein Kühlschrank) und keine Musik (Mangel an Abspielgeräten) geben wird, habe ich zum Trost der Gäste wenigstens einen Zufallscocktailbot geschrieben. Das iPad soll an der Küchenwand hängen und mit Hilfe von Internet aus meinem Handy wechselnde Rezepte anzeigen.

Ich hole das seit 2014 nicht benutzte iPad Mini aus seinem Versteck. Nach etwas Laden funktioniert es einwandfrei. Allerdings kann Safari unter iOS keinen Vollbildmodus, es zeigt zwei überflüssige Leisten an, die das Cocktailrezept verunstalten. Einen Vollbildmodus gibt es zum Beispiel in Chrome. Um Chrome zu installieren, muss ich zuerst auf iOS 9.3.5 updaten. Das Update ist 1,2 KB groß. Steht da jedenfalls.

Mir ist schon klar, dass das so nicht stimmen kann, aber es scheint jedenfalls kein sehr großes Update zu sein. Ich starte den Download. Das iPad hängt am vom Handy erzeugten WLAN.

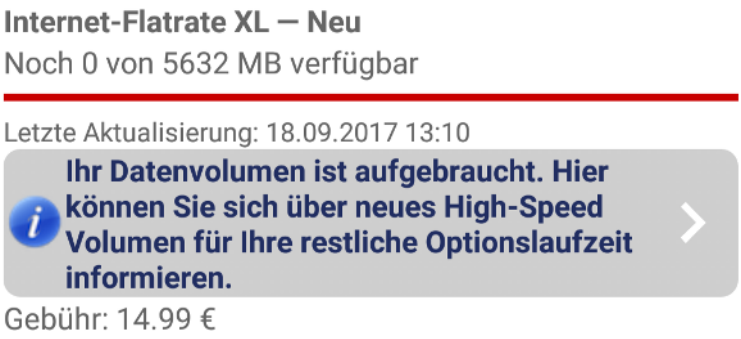
Der Download macht keine großen Fortschritte. Beziehungsweise ist unklar, ob es sich überhaupt um einen Download handelt. “Preparing Update. . . ” steht da nur.

Nach ein paar Stunden gebe ich auf und beschließe, es am nächsten Tag im Coworkingspace noch mal zu versuchen.

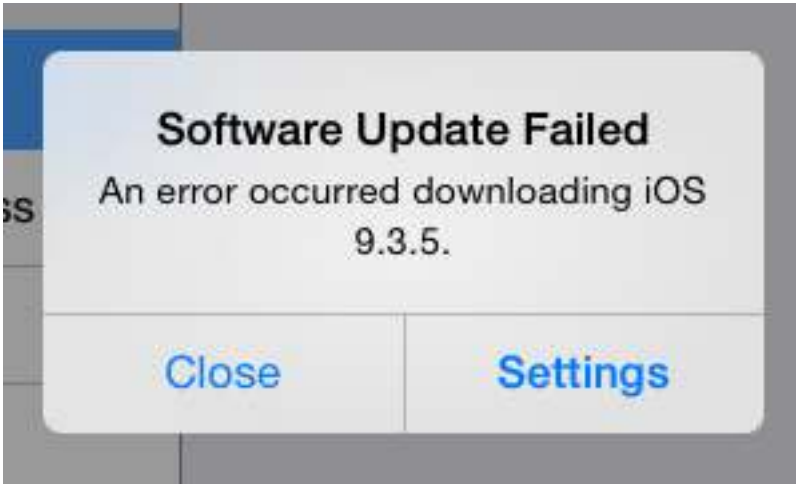
Dort kommt der Download-oder-was-auch-immer aber auch nicht voran. Ich google, wie groß dieses Update eigentlich sein soll.

Das Update ist 2 GB groß.

Das könnte auch erklären, warum mein Handyinternet seit gestern so langsam ist. AldiTalk bestätigt das auf Nachfrage:



Mit dem WLAN am Arbeitsplatz erkenne ich immerhin Fortschrittsbalkenfortschritte im Millimeterbereich. Der Download beendet sich zwar immer wieder und muss dann manuell neu gestartet werden:



Aber heute ist erst Montag. Bis Samstagabend könnte ich auf dem iPad einen Browser haben, der den Vollbildmodus beherrscht.

Update: Es klappt dann doch noch am selben Tag. Ich muss dazu nur das iPad komplett resetten, etwa eine Stunde warten, es mit diversen Workarounds neu einrichten (das s auf der Tastatur funktioniert nur im Querformat, zu Beginn des Einrichtungsvorgangs gibt es aber noch kein Querformat), und danach geht zwar das WLAN nicht mehr richtig, aber immerhin habe ich ein aktuelles Betriebssystem und darf endlich Chrome installieren. Dort gibt es übrigens auch keinen Vollbildmodus.

Kathrin Passig

19. September 2017

Im dritten Kreis der Bargeldlosigkeit

Nach Uni-Mensen und Wellnessoasen lerne ich eine dritte Art Einrichtung kennen, in der ausschließlich elektronisch bezahlt werden kann – Bundesligastadien. Ich bin mit Freunden nach Wolfsburg gefahren, um ein Spiel anzuschauen. Natürlich trinken wir auch Bier und essen Bratwurst und beides kann dort ausschließlich per Chipkarte bezahlt werden.

Der etwas stadionerfahrenere Freund klärt mich auf: Zunächst hatten wohl viele Stadionbetreiber proprietäre Chipkarten eingeführt, die nur in ihrer Arena galten und von den Gästefans nach dem Spiel wieder eingetauscht werden mussten, um an den Restbetrag zu gelangen. Es sei denn, man wollte eine Sammlung anlegen. Nachdem das zu den erwartbaren Protesten geführt hatte, ist nun auch Bezahlung mit der Geldkartenfunktion einer normalen Bankkarte möglich.

Diese hat der Freund wohlweislich gut aufgeladen, sodass er für die Gruppe bezahlen und sich das Geld von uns wiedergeben lassen kann. Dadurch braucht nicht jeder zu einem der Aufladeautomaten zu pilgern, um die eigene Karte mit Guthaben zu bestücken.

Wir witzeln herum, dass wir ja eigentlich in der Lage sein müssten, das Geld durch das Vollführen bestimmter Gesten mit unseren Smartphones hin- und herzuschicken, aber keiner aus der Gruppe nutzt eine entsprechende App.

Prinzipiell wäre im Stadion wohl auch kontaktloses Bezahlen möglich. Es funktioniert aber mit der Karte meines Freundes nicht und er muss sie immer irgendwo reinschieben und einen Knopf zur Bestätigung drücken. Auf der Rückfahrt überschlagen wir, wer wem was schuldet und am nächsten Tag überweise ich das Geld.

Virtualista

19. September 2017

Ein neues summendes Gerät macht mich erst ratlos und dann neidisch

Im Coworkingspace steht ein großes, summendes Ding im Regal:

Zuerst halte ich es für eine Art unterbrechungsfreie Stromversorgung und das kleine Ding auf dem Fußboden für einen Computer, der etwas sehr Wichtiges macht.

Dann google ich die Aufschrift und finde heraus, dass es sich um die Batterie eines Elektrorollers (oben) und ihr Ladegerät (unten) handelt. 37 Ampèrestunden, das sind ungefähr 33 mehr, als ich habe, wenn ich alle meine Powerbanks mit mir herumtrage. Ich bin ein bisschen neidisch. Andererseits braucht man für eine Powerbank dieser Größe dann auch wirklich einen Elektroroller zum Transport.

Um die eigentliche Arbeit noch etwas weiter hinauszuschieben, google ich dann noch, wie unverschämt es eigentlich ist, diesen Akku am Arbeitsplatz aufzuladen. Ergebnis: nicht sehr. Eine komplette Akkuladung kostet ungefähr 1 Euro, mit Verlusten durch Abwärme und Summgeräusch vielleicht 1,50.

Kathrin Passig

19.09.2017

Mein erstes Mal Uber

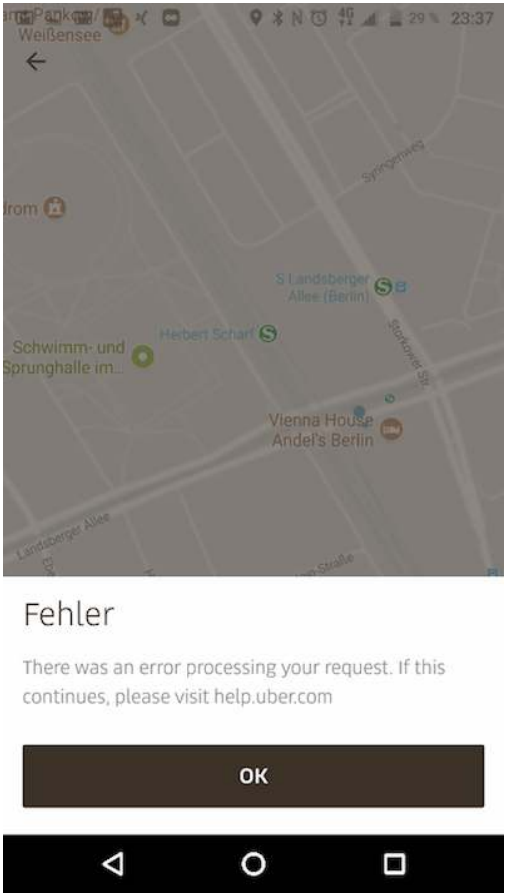
Wir sind in Berlin, und wollen auf ein Konzert im Velodrom. Beim Frühstück besprechen wir, wie wir da am besten hin- und wieder weg kommen. Die Hinfahrt wollen wir einfach mit den öffentlichen Verkehrsmitteln schaffen – eine U-Bahn, eine S-Bahn, das klingt machbar. Für die Rückfahrt schlage ich vor, Uber zu testen – das gibt es in Deutschland nämlich nur (?) in Berlin, und ich wollte das immer schon versuchen.

Nach hinreichender Verwirrung über die Ähnlichkeit der Aussprache von U-Bahn und Uber erkläre ich, dass das was Tolles sein muss – man sieht vorher ein Bild des Fahrers, das Kennzeichen und man wird abgeholt wie bei einem Taxi, aber günstiger ist es, und der Preis steht vorher fest, und man kann per App bezahlen. Nach kurzer Zeit habe ich alle überzeugt und genug Begeisterung gestreut. Ich installiere die App, registriere mich, und stelle erfreut fest dass auf der Google Map in der App kleine Autos umherfahren. Das wird super.

Nach dem Konzert: 12.000 Leute strömen aus dem Velodrom. Die Bahnen sind voll, ein Taxi zu bekommen ist praktisch unmöglich, die Taxifahrer sind zwar vorbereitet und stehen bereit, aber die Menge an Leuten überwiegt die Kapazität bei weitem. Aber: Wir haben ja Uber.

Ich starte die App, und bekomme einen recht günstigen Preis angezeigt. Ich will buchen. Die App verschluckt sich, denn ich habe ja noch gar keine Bezahlmöglichkeit festgelegt! Klar, das fällt ihr jetzt ein … Ich klicke mich mühselig, bei Temperaturen um den Nullpunkt, Wind, und leichtem Regen durch den Paypal-Anmeldevorgang. Die Gruppe beginnt, unbegeistert zu schauen.

Geschafft. Ich versuche erneut, ein Uber zu buchen. Der Preis ist um ein paar Cent gefallen. Und schon … Nix. Kein Uber:



Was das nun bedeuten mag, weiß ich nicht, aber es sieht nicht aus, als würden wir abgeholt. Ich mache noch zwei weitere Versuche und gebe dann auf.

Die Gruppe ist nicht besonders angetan von diesem Testlauf. Immerhin kann man mit der Uber-App auch gleich ein Taxi rufen, wobei der Preis dann nicht feststeht – aber auch das wird mit der gleichen Fehlermeldung quittiert.

Wir fahren mit U-Bahn und S-Bahn zurück ins Hotel. Immerhin haben wir so viel Zeit vertrödelt, dass die Bahnen nun wieder leerer sind.

Malte

19.09.2017

Brandschutz durch Fortschritt

Wir sind auf einem Konzert in Berlin. Von unserem Platz aus kann man schön in die Runde des Velodroms sehen.

Ein ruhiges Lied wird angespielt, und viele Konzertgäste zücken ein Feuerzeug und lassen es über ihrem Kopf leuchten, so dass überall im Saal kleine Lichtpunkte zu sehen sind.

Ich sehe mich um und freue mich an dem Bild – und stelle plötzlich fest: Die meisten der Lichtpunkte sind nicht mehr gelblich, wie "früher", sondern weiß. Der größte Teil der hochgehaltenen Feuerzeuge sind offenbar keine Feuerzeuge, sondern Handys, deren Kamera-LED leuchtet.

Ich stelle nicht in Frage, ob alle Leute filmen, anstatt das Konzert zu genießen, und freue mich einfach darüber, dass es schön aussieht.

Übrigens, wenn man das Foto auslöst, bevor die Kamera scharfgestellt hat, ergibt sich ein hübscher Bildschirmhintergrund:

Malte

19. September 2017

Die beiden wichtigsten Funktionen der Apple Watch

Seit Anfang 2017 besitze ich eine Apple Watch 2, sie protokolliert meine Bewegungen und bietet rudimentären Zugriff auf SMS und E-Mails, ich kann mit ihr sogar wie Dick Tracy telefonieren (allerdings nur über das iPhone in der Nähe).

Doch eine der beiden wichtigsten Funktionen erhält sie erst an diesem Tag mit der neuen Version ihres Betriebssystems WatchOS 3.0: eine Taschenlampe. Das ganze Display leuchtet in einer Farbe, richtig hell und nicht nur komplett weiß, sondern auch rot, damit sich die Pupillen in dunklen Räumen nicht weiten und man besser (z. B. Karten) lesen kann.

Außer der Apple Watch kann das sonst nur eine Taschenlampe, die die Bundeswehr ihren Soldaten als Grundausstattung gibt.

Ach so, die andere wichtige Funktion ist der Knopf zum Finden des iPhone. Das piept dann vernehmbar, auch bei ausgeschaltetem Klingelton.

Thomas Jungbluth

19.September 2017

Weltkriegs-Shooter in der TV-Doku

Ich sehe mit halber Aufmerksamkeit eine TV-Doku über die Eroberung einer Rheinbrücke wärend des zweiten Weltkriegs. Während ich mich daran gewöhnt habe, dass in Dokus altes schwarz-weiß-Filmmaterial nachcoloriert ist, nehme ich hier etwas anderes wahr: Die Farben wirken anders, die Kameraführung ist seltsam.
Als ich dann mal richtig hinschaue sehe ich: Zwischen schwarz-weißes Originalmaterial und gelegentliche Grafiken sind Szenen aus einem Computerspiel geschnitten. Brücke und Landschaft sehen – im Vergleich mit den alten originalen und aktuellen Aufnahmen – echt genug aus, dass es reicht, sich einen guten Eindruck vom Geschehen zu machen.
Nur die Computerspiel-typische Perspektive – immer hinter einem laufenden Soldaten her – die irritiert noch etwas.

Christian Fischer

August und September 2017

Ohne Bargeld quer durch Frankreich

Wir fahren in den Urlaub an die Atlantikküste in Frankreich. Dazu muss man, wenn man nicht über Landstraßen fahren will, über französische Autobahnen und dafür muss man Maut zahlen.

Die Mautstationen sind alle paar hundert Kilometer verteilt und natürlich an Auf- und Abfahrten. Meistens zieht man erst ein Ticket, dann fährt man eine Weile und wenn man dann von der Autobahn abfährt oder ein sehr langes Stück Autobahn gefahren ist, muss man das Ticket in einen Automaten stecken und den angezeigten Preis zahlen.

Aus früheren Urlauben weiß ich mittlerweile, dass uns die Fahrt in etwa 80 Euro kosten wird. Noch im letzten Jahr hatte ich eine entsprechende Summe im Portemonnaie, um meinem Mann dann an den Stationen das Geld anzureichen.

Dieses Jahr machen wir es anders. Mein Mann hat von einem Kollegen den Tipp bekommen, einfach mit Karte zu bezahlen. Dazu muss man nicht nur ausreichend viel Geld in der Geldbörse haben, man muss auch keine Angst haben, dass einem der Zwanzigeuroschein von einem Windstoß noch aus der Hand geweht wird und spart sich nervige Rückgeldeinsammelaktionen in schlechter Körperhaltung. Außerdem kann man auch an die Schalter fahren, die nicht für Bargeld ausgestattet sind und hat somit mehr Auswahl an der Mautstation.

Einer meiner Kollegen berichtete vor seinem Urlaub sogar davon, dass er sich einen Transponder für die Mautstationen bestellt hat. Die werden im Auto angebracht und man kann einfach durch entsprechende Schalter fahren ohne anzuhalten. Der Transponder wird erfasst und die Schranke öffnet sich automatisch. Es gibt dafür extra Urlaubstransponder, die für eine Kurzzeitnutzung angelegt sind und danach wieder zurückgegeben werden. Tatsächlich ist dieser Weg sogar teurer, sowohl, weil man eine Gebühr für den Transponder zahlen muss als auch weil die Mautgebühren selber mit Aufschlag berechnet werden. Der Kollege hat aber ein Kind und kann nur während der Sommerferien in Urlaub fahren und erhofft sich damit zumindest einen Zeitvorteil bei Hin- und Rückfahrt.

Für uns als kinderloses Paar in der Nachsaison erweist sich die Kartenzahlung als völlig ausreichend.

Anne Schüßler

20. September 2017

Nonsmart Metering ist auch nicht SO super für die Privatsphäre

An der Tür zum Hof hängen zwei Zettel:

Die Strom- und Gaszähler sollen abgelesen werden. Man kann das auch selber machen und den Stand im Internet melden. Dazu gibt es auf den Zetteln sogar QR-Codes. Natürlich nicht solche, bei denen man dann nicht mehr seine Zählernummer eintragen muss, sie gelten ja fürs ganze Haus.

Ich probiere das gleich aus (indem ich dieses Foto mache und den Barcode dann im Bett vom Foto einscanne). Es geht aber nicht. Es geht, wenn ich die Fehlermeldung richtig interpretiere, erst ab dem angekündigten Termin, dann aber noch mehrere Wochen lang. Vorher behaupten sie, die Zählernummer nicht zu kennen. Gut, denke ich, dann halt nach dem Termin. Dass ich zu Hause sein oder die Tür öffnen werde, ist unwahrscheinlich, und wozu auch.

Am 20. klingelt es an der Wohnungstür. Ich öffne nicht, weil ich gerade auf dem Klo sitze. Leider habe ich vor Monaten dem Hauswart meinen Wohnungsschlüssel gegeben. Deshalb trampeln jetzt mehrere Personen in den Flur. Immerhin habe ich die Klotür angelehnt, das ist für einen Singlehaushalt schon viel. Ich öffne die Tür etwas weiter und rufe aus dem Klo: “Ich bin zu Hause!” Das Klo ist einen Meter von den Strom- und Gaszählern entfernt. Gemurmel von draußen. “Ich mach Ihnen dann später auf!”, rufe ich. “Nein nein, wir haben’s gleich!”. “Ich wollte das ja im Internet machen, aber das ging nicht!”, rufe ich, und während ich noch über die Mehrdeutigkeit dieses Satzes nachdenke, ist die Zählerablesung auch schon erledigt.

Kathrin Passig

21.09.17

Discwoman

Heute Nachmittag hatte ich beim Fahrradfahren auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig einen Gegenverkehr, der mir einige Erinnerungen brachte: Eine Dame von vielleicht Mitte Siebzig trug zwischen zwei Fingern einen Discman und auf dem Kopf einen “altmodischen” Kopfhörer, beides mit einem dicken Spiralkabel verbunden. Der Discman war schwarz, kreisrund, hatte etwa CD-Format, war allerdings etwa 30 mm dick. Ich vermute, dass sie ihn so vorsichtig trug, weil vielleicht die Fehlerkorrektur bzw. der Erschütterungschutz nicht mehr arbeitet oder das Gerät keinen hat. Der Kopfhörer war ohrumschliessend und oben mit einer gepolsterten Ledermanschette versehen. Der erinnerte mich an einen ähnlichen von Vivanco, den ich nach kurzer Suche auf dem Speicher wiederfand, der war sogar auf jeder Seite mit einem Klangregler (grell bis dumpf) und einem Lautstärkeregler versehen. Jedes Stück dieser mobilen Musik-Ausrüstung ist heute im Zeitalter von Smartphone, In-Ear-Kopfhörer und Bluetooth schon ein Stück Nostalgie.

In meiner Erinnerung hat die mobile Versorgung mit Musik in erträglicher Qualität mit dem Walkman von Sony erst richtig begonnen. Im Grunde ist der iPod, der mich meiner Werkstatt über einen Nordmende Tannhäuser mit Internetmusik (radioswissjazz.ch) versorgt, ebenfalls schon ziemlich "oldschool".

Durchsage der Redaktion an den Autor: Wir hätten das Bebilderungsangebot gern angenommen, haben aber leider keine Möglichkeit zur Antwort gefunden. Das liegt vermutlich an Tumblr. Ein neuer Gastbeitrag mit Links zu anderswo hochgeladenen Bildern wäre zum Beispiel eine Möglichkeit, wir bauen sie dann nachträglich ein. Danke!

(sr6346)

September 2017

Die Schlange ist beschworen

Früher war es, glaube ich, ein Ding, im Supermarkt dafür zu sorgen, dass man sich an der schnellsten Kassenschlange anstellte. Aber selbst wenn man alles richtig eingeschätzt hatte, konnte es passieren, dass die Papierrolle der Kasse plötzlich leer wurde oder der Typ vor einem endlos diskutieren wollte, ob der Joghurt mit der Ecke wirklich nicht im Angebot ist. Ich weiß nicht, wann das aufgehört hat, für mich relevant zu sein. Seit einer Weile jedenfalls beobachte ich, dass es mir egal ist, wie lang die Schlange ist, oder dass ich mich sogar absichtlich an der länger und langsamer erscheinenden Schlange anstelle. Warum? Weil ich während des Wartens immerhin das ganze Internet leerlesen kann (oder zumindest ganz Twitter). Und je länger der Typ vor mir mit dem Kassierer diskutiert, ob der Joghurt mit der Ecke im Angebot ist, desto länger kann ich lesen. So lange, dass ich bis ganz ans Ende vom Internet gekommen bin, hat es aber zum Glück dann doch noch nie gedauert.

Christopher Bergmann

September 2017

Nix läuft schief

Wie das Techniktagebuch berichtete, ist mir vor Kurzem mein Telefon zu Boden gefallen und kaputtgegangen. Alles außer dem Display funktioniert aber noch. Daher werden wir versuchen, aus drei sehr verschieden kaputten Telefonen in diesem Haushalt mindestens ein oder zwei reparierte herzustellen.

Ich entscheide mich für das Nexus 5x, eine technische Begründung für diese Wahl gibt es jedoch nicht.

Das neue Telefon kommt, ich packe es aus und halte zum ersten Mal ein neues Gerät in der Hand, das ich mir für mich selbst gekauft habe. Was aber geschieht nun mit den Daten des bisherigen? Oder anders: Auf Werkseinstellungen zurücksetzen, das kann ich. Aber wie rette ich die Bilder? Woher weiß ich, welche Apps ich installiert hatte? Brauche ich das alles überhaupt?

Ich bin eine Wegwerferin und ziehe schon ein wenig Glück aus dem Gedanken, nichts was ich täglich benutze, wirklich zu brauchen. Da spricht der innere Daryl Dixon aus mir, der auch nichts anderes mehr besaß als seine Armbrust, aber soweit sind wir ja noch nicht. Jedenfalls bin ich knapp davor, das neue Handy einfach in Betrieb zu nehmen und alles händisch einzurichten an das ich mich erinnere, da kommt mir der Gedanke, solcherlei noch nie im Techniktagebuch gelesen zu haben. Niemand hat ohne schlimmere Begleitumstände über Widrigkeiten beim Neueinrichten geklagt. Es muss also eine Möglichkeit geben – irgendeine.

Rasches Googeln bringt mich auf die “nearby”-Funktion und in ununtertriebenen neun Minuten ist alles vom alten auf das neue Gerät übertragen. Alles. Sogar manche Passwörter, nicht alle. Bilder, Videos, Nachrichten: fast alles da. Sicher auch, weil ich viele App-Daten in irgendwelchen clouds gelagert hatte, aber allein, dass das Hintergrundbild dasselbe ist, ohne irgendein Zutun meinerseits! Toll.

Was mir bis 2017 als große Hürde bei der Smartphonenutzung erschienen war, ist überhaupt keine. Nix, wirklich gar nix läuft schief.

Pia Ziefle

21. September 2017

Authentische Fernseherfahrung dank Spam-Streaming

Ich schreibe energisch am verspäteten Buch und muss deshalb vor und nach dem Schreiben umso dringender verpasste Serien bingewatchen. Das hat in den letzten Tagen schnell mein iTunes-Guthaben aufgezehrt. Leider ist der konspirative Weg, auf dem ich bisher neue iTunes-US-Guthabenkarten gekauft habe, jetzt versperrt: Der Betreiber ist nicht mehr mein Facebook-freund, und in seinem Profil sehe ich, dass er sich gerade ein viertes Haus gekauft hat. Eventuell braucht er unser Geld nicht mehr.

Ich google, nehme den erstbesten anderen Anbieter und bezahle dort via Paypal 55 Dollar für eine 50-Dollar-Guthabenkarte. Leider ist die Mailadresse, die ich angebe, nicht identisch mit der, die Paypal von mir kennt. Manuelle Verifikation ist erforderlich, und sie dauert viele Stunden. So lange kann ich nicht warten!

Ich sehe nach, ob es die nächste Folge vielleicht bei Amazon gibt. Es gibt sie, aber sie ist keineswegs kostenlos, nur weil ich Prime-Kundin bin. Man kann auch nicht sehen, ob der Ton deutsch oder englisch sein wird, aber Amazon ist ein internationales Unternehmen und wird mir ja wohl keine US-Serie nur auf Deutsch anbieten. Ich bezahle 2 Euro 50, starte die Folge und versuche, den englischen Ton herbeizuklicken. Es gibt keinen englischen Ton. “Kauf stornieren” führt nur zu der Auskunft, dass ich den Film bereits gestartet und dadurch mein Stornierungsrecht verwirkt habe.

Ich suche eine unbezahlt streambare Version, schließlich habe ich für diese Folge bezahlt und werde noch einmal für sie bezahlen, wenn man mich endlich bei iTunes die ganze Staffel kaufen lässt. Die Suche dauert nicht lang,

es ist ungefähr der fünfte Googletreffer. Die Folge startet automatisch und man kann danach nichts mehr machen, nicht zurückspringen, keine Pause, gar nichts. Der ganze Film ist überlagert von einem immerhin überwiegend transparenten Werbedings, das bei jedem Versuch, ein Bedienelement anzuklicken, zu einer Spamseite führt.

Ich sehe die ganze Folge ohne Pause, ohne Zurückspringen, ohne Wechsel in andere Browsertabs. Es ist fast wie Fernsehen früher. Eigentlich auch nicht so schlecht. Andere wichtige Dinge kann man ja währenddessen am Handy machen.

Kathrin Passig

22. September 2017

Meine Tasche ist nicht angeschnallt und mein Auto reagiert empört

Nach einem Training mit einer 10 Kg schweren Gewichtsweste lege ich die Weste auf den Beifahrersitz und gehe im Supermarkt noch einige Dinge kaufen, unter anderem auch mehrere Getränke. Die kommen im nun recht schweren Rucksack ebenfalls auf den Beifahrersitz. Ich fahre los, alles wie immer. Als ich um eine scharfe Kurve fahren muss, fällt der Rucksack auf dem Beifahrersitz um und das Auto denkt nun wohl, ich hätte einen betrunkenen Passagier. Eine rote Warnleuchte geht an und zwei Warntöne, ähnlich wie das “anschnallen bitte”-Signal im Flugzeug ertönen. Und ertönen. Und ertönen. Wieder und wieder. Gerade als ich mich daran gewöhnt habe, ändert sich das Signal, wird höher und noch ein bisschen nerviger. Ich schubse mit der rechten Hand – die linke am Steuer – den Rucksack in eine aufrechte Position, so wie zuvor, aber davon will das Auto jetzt nichts mehr wissen. Als beim Einparken dann auch noch die Einparkhilfe anfängt zu piepen, sehne ich mich für einen Moment empört zurück in eine Zeit, als Autos noch weniger besserwisserisch waren. Aber nur so lange, bis ich dank der Senso-

ren binnen Sekunden perfekt parallel zum Bordstein in der Parklücke stehe. Mit dem Umdrehen des Zündschlüssels endet dann auch die Empörung des Fahrzeugs und ich kann meinen betrunkenen Rucksack nach Hause tragen.

Mia Culpa

1991 – 2017

26 Jahre Musik im Auto

1991, mein erstes Auto.

Es ist ein sehr alter R4 und ich bin froh, dass ich manchmal eine Heizung habe. An Musik ist nicht zu denken. Vermutlich würde das Auto komplett ausgehen, wenn ich ein Radio an die alte Batterie klemmen würde.

1993: Auto 2, Autoradio mit Cassette (I)

Ich kaufe ein Autoradio mit Cassettenteil und montiere die abnehmbaren Boxen meines alten Ghettoblasters in den Kofferraum. In die Mittelkonsole und das Fach in der Tür passen zusammen 17 Cassetten, also gute 25 Stunden Musik. Alle Freunde finden, dass das ja vollkommen ausreicht; ich finde, dass ich vor längeren Fahrten immer sehr genau auswählen muss.

1997: Auto 3, Autoradio mit Cassette (II)

Ein Freund verkauft mir ein gutes Autoradio mit richtig Wums, das gut zu dem Wagen passt, in den der Vorbesitzer recht kräftige Boxen eingebaut hatte. In der Mittelkonsole ist kein Platz für Cassetten, so dass ich mich auf 12 beschränken muss. Nur noch 18 Stunden Musik an Bord!

2001: Auto 4, Autoradio mit Cassette und CD-Wechsler

Ich nehme das gute Autoradio mit in den nächsten Wagen und finde bei eBay zum akzeptablen Preis den passenden CD-Wechsler. Er fasst 10 CDs. 10 CDs und 12 Cassetten in der Türverkleidung, das sind fast 30 Stunden Musik.
Mit ein paar Tastenkombinationen und wildem Getippe auf den rechts-/links- und den auf-/ab-Tasten kann man dem Radio sogar die Titel der CDs im Wechsler beibringen.

Nach 50 CDs ist dieser Text-Speicher voll und alle Freunde finden, dass das ja vollkommen ausreicht. Ich finde, dass ich sehr sorgfältig auswählen muss, welchen CDs diese Ehre zuteil wird.

2005: Auto 5, Autoradio mit Cassette und CD-Wechsler

Im neuen Auto ist ein Cassettenradio eingebaut, im Handschuhfach ein CD-Wechsler für 6 CDs. Nur ca. 7 Stunden Musik! Titel eingeben kann man keine, ich vermisse das sehr. Das Display am Tacho könnte zwar CD-Text ausgeben, aber nur wenige CDs bringen diese Infos mit.

2009: Auto 6, Autoradio mit CD-Schacht

Im neuen Auto ist in der Tür kein Platz mehr für Cassetten. Macht nichts, denn es gibt auch keine Abspielmöglichkeit mehr. Ein CD-Schacht für eine CD scheint wenig, aber das Gerät kann MP3-Dateien lesen und sogar die Titel neben dem Tacho anzeigen. Ich brenne ziemlich viele meiner MP3s auf CDs und habe 10 dieser CDs im Auto, das sind ca 60 Stunden Musik.

Außerdem hat der Wagen eine 3,5 mm Klinkenbuchse, so dass ich mit Hilfe eines Adapterkabels mein iPhone anschließen kann. Die MP3-CDs verlieren langsam an Bedeutung, da ich nach Bedarf und Lust die heruntergeladenen Musikstücke auf dem iPhone wechsle.

2013: Auto 7, Autoradio mit CD-Schacht

Keine Veränderungen am Musik-Setup.

2017: Auto 8, Autoradio mit CD-Schacht, SD-Card-Reader und Apple CarPlay

Ich freue mich zuerst, dass ich das iPhone über ein großes Display bedienen kann. Dann entdecke ich die SD-Slots und evtl recherchiere ich kurz im Internet nach einem Programm, mit dem ich MPs aus Apple-Music rippen kann.

Aber dann muss ich gar nicht suchen, denn plötzlich bietet mir mein Telefonprovider in meinem Tarif kostenloses Musik-Streaming an. Ich habe überall Zugriff auf meine komplette iTunes-Playlists mit 51 Tagen Musik und bin nach einem Vierteljahrhundert Warten quasi im Himmel angekommen.

Christian Fischer

23.09.2017

Die Haltbarkeit von Arcade-Automaten

Im Computerspielemuseum unterhalte ich mich mit @motropie, der dort für technische Belange zuständig ist, über den Zustand alter Technik heute und deren Instandhaltung. Weil ich mir erst danach Notizen mache und noch Informationen aus vorherigen Gesprächen einfließen lasse, ist dieser Text nicht in Interview-Form.

Im Museum gibt es einige Arcade-Automaten und für die Sonderausstellung «20 Meilensteine aus Deutschland» wurde ein Nürburgring Power-Slide instand gesetzt. Der Nürburgring-Automat war beim Ankauf betriebsbereit, aber man konnte nicht schneller als 80 km/h fahren. Trotz Kontakt zum Sohn

des Herstellers (die Firma stellt heute Fahrsimulatoren her) gab es keine Schaltpläne mehr. Nach etwas Fehlersuche stellte sich heraus, dass ein Kondensator defekt war und nach dem Austausch funktionierte wieder alles.

Wenig aussagekräftiges, aber sehr technisches Bild des Innenlebens des Nürburgring-Automaten

Generell sind bei alter Elektronik-Hardware – zumindest ohne bewegliche Teile, also auf das Innenleben der Automaten beschränkt – die Kondensatoren die häufigste Fehlerquelle, weil sie eine beschränkte Lebensdauer haben. (Wie lange genau ist etwas komplizierter). Kondensatoren können aber gut ausgetauscht werden. Widerstände, Logikbausteine und Prozessoren machen für gewöhnlich keine Probleme.

Ein großes Thema beim Versuch, originale Hardware zugänglich und spielbar zu halten, sind Bildröhren. In allen Arcade-Automaten sind ursprünglich Bildröhren verbaut. Obwohl Bildröhren tendenziell repariert werden können, ist es zunehmend schwierig, jemanden zu finden, der das noch kann. Um Röhren zu warten, muss man sich mit analoger Technik und Hochspannung auskennen, selbst studierte Elektrotechniker wollen damit oft nichts zu tun haben. Und die Ersatzteilversorgung wird zunehmend schlechter, weil fast keine Röhren mehr hergestellt werden.

Das führt dazu, dass manche Automaten auf Flachbildschirme umgerüstet werden, damit man sie weiterhin ausstellen kann, teilweise auch mit neuer Technik und einem Emulator im alten Gehäuse. Das führt zu neuen Problemen, weil die Spiele ursprünglich für die nicht perfekte Darstellung konzipiert wurden und teilweise auf besserer Hardware optisch sogar schlechter aussehen. Der Arcade-Emulator MAME bietet aber die Möglichkeit, die Unschärfe, Zeilenoptik und Wölbung von CRT-Monitoren zu simulieren. Das wird im Museum aber noch nicht genutzt.

Das Umrüsten der Automaten auf neuere Hardware führt dann wiederum dazu, dass Fans der Spiele die Mitarbeiter beschimpfen. Da das Ziel des Museums aber Bewahrung und Zugang ist, kann man darauf keine Rücksicht nehmen.

Franz Scherer

24. September 2017

Wahlhelfen mit Computer

Zum zweiten Mal überhaupt habe ich mich als Wahlhelferin eintragen lassen, zum ersten Mal helfe ich bei einer Bundestagswahl. Ich bin als stellvertretende Schriftführerin eingesetzt.

Das Besondere: Es werden Computer verwendet. Das deutsche Bundesverfassungsgericht hat 2009 des Einsatz von Wahlcomputern für verfassungswidrig erklärt, doch gewählt wird ja nicht per Computer: Es werden lediglich die Ergebnisse der manuellen Auszählung per Computer und Internettechnik übertragen.

Ich wahlhelfe in München. Für alle Mitglieder des „engeren Wahlvorstands“ (Wahlvorstehende und Schriftführende sowie deren Vertretungen) gab es Schulungen am System; die Schulungsunterlagen sind auf der Website des Münchner Kreisverwaltungsreferats einsehbar.

Der Wahlvorsteher hat mich für die Frühschicht eingeteilt, um halb acht morgens gehe ich mit ihm und einer Beisitzerin in das Gymnasium, in dem das von uns betreute Wahllokal liegt. Wie in der Schulung angekündigt, steht in dem dafür vorgesehenen Klassenzimmer ein großer schwarzer Koffer mit dem Computer (neben der gelben Wahlurne in Mülltonnenform, die alles sonstige Material für unseren Einsatz enthält). Nachdem wir das Klassenzimmer wahlgeeignet geräumt und auf den Gängen ausgeschildert haben, machen wir den Computer startklar. Wir legen den Koffer auf einen Tisch und nehmen den Deckel ab. Darunter werden ein Laptop und dahinter ein kleiner Drucker sichtbar. Der Laptop ist auf einem Zwischenboden befestigt, unter dem Kabel und Mouse liegen.

Der Laptop ist vorschriftsgerecht mit einem Siegel verschlossen, das wir brechen. Wir starten das Notebook und loggen uns ein. Die Erfassung des Wahltags in einer Browser-basierten Software ist das einzige Programm, das uns zur Verfügung steht. Das System weiß bereits, wer in diesem Wahllokal zur Wahlhilfe eingeteilt ist: Zur Eingabe der Anwesenheiten muss der Wahlvorsteher nur noch die Namen anklicken und speichern. Er bestätigt ebenfalls per Klick die Versiegelung der Wahlurne, trägt die Anzahl der Wahlkabinen und Nebenräume ein, bestätigt, dass ihm keine Nachrichten über ungültige Wahlscheine vorliegen.

Um 8 Uhr öffnet der Wahlvorsteher das Wahllokal und trägt auch das in eine Computermaske ein. Ab jetzt bis zum Schließen des Wahllokals um 18 Uhr brauchen wir den Rechner nur für zwei Handgriffe: Klick auf den Wählerzäh-

ler (das macht der Wahlvorsteher jedesmal, wenn ich die Übereinstimmung eines Wahlwilligen mit dem Wählerverzeichnis bestätige und im Wählerverzeichnis einen Haken male) und Eintrag von Veränderung in der Besetzung der Wahlhelfer. Es gibt zudem noch eine Maske, in der besondere Vorfälle eingetragen werden können, doch die ereignen sich nicht.

Die Nachmittagsschicht habe ich frei, ich komme erst zehn Minuten vor sechs zum Auszählen wieder. Jetzt sind wir mit sieben Wahlhelfenden komplett. Als der Wahlvorsteher das Wahllokal pünktlich schließt, trägt der Schriftführer auch das im System ein.

Während die anderen fünf Wahlhelfenden die Stimmzettel aus der Urne entfalten, zählen der Schriftführer und ich die Haken im Wählerverzeichnis seitenweise zusammen. Diese Zahl übertragen wir wie auch weitere Zahlendetails des Wählerverzeichnisses in eine Maske.

Das Team zählt die Stimmzettel, die Gesamtzahl stimmt mit der Zahl des Wählerverzeichnisses überein und wird ins System übernommen. Nun zählen wir in mehreren Durchgängen Stimmen und tragen sie ins System ein:

1. Stimmzettel, auf denen Erst- und Zweitstimme derselben Partei gegeben wurde: Werden nach Partei sortiert und zweimal durchgezählt, die Ergebnisse werden auf einem Formblatt für jeden Stapel eingetragen und ins System eingegeben.

2. Stimmzettel, auf denen Erst- und Zweitstimme unterschiedlichen Parteien gegeben wurden oder die Kreuze nur bei Erst- oder nur bei Zweitstimme haben: Werden erst nach Erststimme und Partei sortiert und zweimal durchgezählt, dann nach Zweitstimme und Partei sortiert und zweimal durchgezählt. Auch hier werden die Ergebnisse auf einem Formblatt für jeden Stapel eingetragen und ins System eingegeben

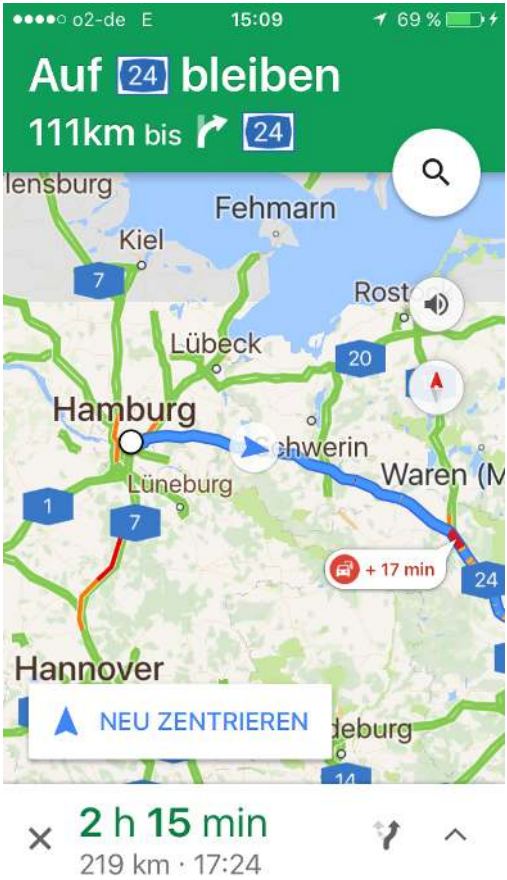
Auf einem dritten Stapel landen leere Stimmzettel und werden gezählt (Eintrag auf Formblatt und im System), auf einem vierten die unklaren Stimmzettel, deren Gültigkeit im Team diskutiert wird. Das Ergebnis dieser letzten Diskussion trägt der Schriftführer in eine eigene Maske mit Begründung ein, außerdem bekommen strittige Stimmzettel einen Formularaufkleber auf die Rückseite, den der Wahlvorsteher ausfüllt und unterschreibt.

Als alles im System passt (also nach einen weiteren Check) werden die Ergebnisse per Knopfdruck ans Wahlamt geschickt und auf dem kleinen eingebauten Drucker ausgedruckt, sowohl die Zusammenfassung („Schnellmeldung“) als auch der gesamte Verlauf des Wahltags samt Detailergebnissen („Niederschrift“). Den Ausdruck der Niederschrift unterschreiben alle Wahlhelfenden; nachdem wir alles Material (also auch alle Wahlzettel und Formblätter) zurück in die Wahlurne gepackt und das Schulzimmer halbwegs wiederhergestellt haben, bringt der Wahlvorsteher die frischen Ausdrucke in die nächstgelegene Bezirksinspektion.

die Kaltmamsell

24. September 2017

Der Lohn der Angst



Dieser an sich harmlose Screenshot offenbart eine gewisse Brisanz, wenn man das Datum und andere Begleitumstände dazuschreibt. Es ist der 24. September 2017, es findet die Wahl zum 19. Deutschen Bundestag statt und – man ahnt es schon – ich habe mich dieser Verpflichtung nicht vorab durch Briefwahl entledigt.

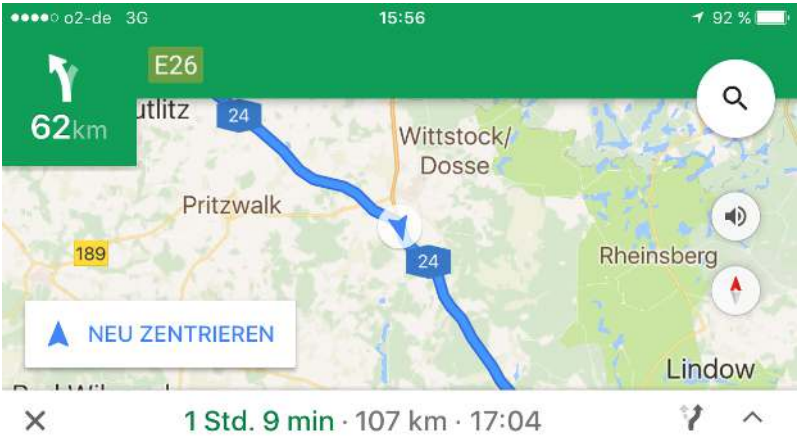
Stattdessen bin ich auf dem Rückweg von einer Familienfeier in der norddeutschen Provinz. Vier Stunden reine Fahrtzeit, um vor 18 Uhr das heimische Wahllokal zu erreichen und meine Stimme abzugeben. Das sollte eigentlich zu machen sein.

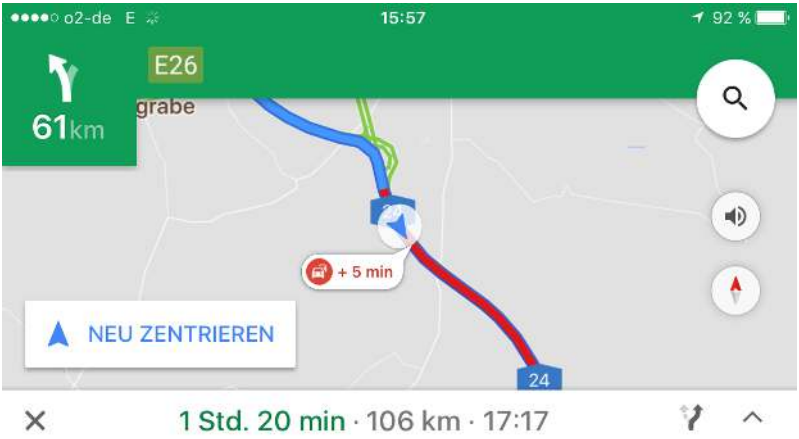
Ich bin aber nicht ganz so früh losgefahren wie geplant und bei Hamburg kommt mir der erste massive Stau in die Quere (im Bild leider nicht mehr angezeigt). Ich fahre die von Google vorgeschlagene Ausweichroute über die Köhlbrandbrücke und durch den Süden der Hansestadt.

Die prognostizierte Ankunftszeit schwankt dabei so zwischen 17:05 und 17:20 h. Als Zieladresse ist unsere Wohnung („Home“) angegeben und das Wahllokal ist nur 200 Meter entfernt. Dann jedoch schnellt die Prognose bis auf 17:49 h hoch, während ich auf der A24 von Hamburg in Richtung der ehemaligen innerdeutschen Grenze unterwegs bin. Das wäre dann doch langsam ziemlich knapp.

Ein kurzer Check auf einem Parkplatz ergibt als Ursache einen Stau aufgrund eines Unfalls in einer Baustelle in der Nähe des Autobahndreiecks Wittstock-Dosse. Während ich auf den doch recht zahlreichen Abschnitten ohne Tempolimit etwas mehr Gas gebe, als ich es normalerweise tun würde, schaue ich immer wieder auf die Navigationsanzeige. Wachsen Stau und Verzögerung, schrumpfen sie?

Die Angaben schwanken stark, während ich mich besagtem Autobahndreieck nähere. Ich finde dort eine Baustelle mit Tempo 80 und dichtem, aber fließendem Verkehr vor – und keinen Stau. Zwischenzeitlich wird mir von Google gar keine Behinderung mehr angezeigt – Ankunftszeit 17:04 h – dann wieder „+5 min“ und Ankunft um 17:17 h.


o2-de 3G
15:56
92 %
E26
62km
24
Wittstock/
Dosse
Pritzwalk
189
24
Rheinsberg
NEU ZENTRIEREN
Lindow
1 Std. 9 min · 107 km · 17:04


o2-de E
15:57
92 %
E26
61km
+ 5 min
NEU ZENTRIEREN
24
1 Std. 20 min · 106 km · 17:17

Im weiteren Verlauf gibt es noch Stop-and-Go einfach aufgrund hohen Verkehrsaufkommens, aber letztendlich erreiche ich das Wahllokal um 17:28 h. Inwiefern mir Googles Prognosen dabei geholfen haben, ist schwer zu sagen.

Virtualista

24.9.2017

Währung nach Metern

Ich bin seit vielen, vielen Jahren mal wieder auf einem Pfarrfest und alles ist wie immer. Es gibt eine Hüpfburg und eine Tombola, bei der jedes Los gewinnt, eine Gemüsetombola, bei der jedes dritte Los den Loszieher mit einem Kürbis, einem Apfel oder beispielsweise einer Kohlrabi beglückt. Es gibt Kinderschminken und einen Basteltisch, es wird gegrillt und ausgeschenkt, es gibt einen Kuchenstand und Wundertüten für Kinder und Erwachsene und alles bezahlt man mit Bons.

Die Bons bekommt man am Bonverkaufsstand direkt an der Kirche. Ein Bon kostet 60 Cent und schon beim Anblick der großen, mattrotten Rollen wird es mir ganz Achtziger Jahre im Herzen.

Meine Mutter kauft erstmal 40 Bons und der Bonverkäufer misst immer zehn Bons an einem schwarzen aufgeklebten Packband auf dem Biertisch ab. Allerdings nimmt er dazu nicht die ganze Länge des Packbandmaßes, scheint aber die Länge von zehn Bons schon gut im Gefühl zu haben. Es ist als Zuschauer etwas verwirrend. So oder so ist klar: Hier wird Währung noch nach Metern ausgegeben.

Aktuelle Kurse auf Kölner Pfarrfesten an einzelnen Beispielen:

Ein Tombolalos: 1 Bon
Ein Getränk (Bier/Limo/Cola): 1 Bon
Einmal Glücksrad drehen: 1 Bon
Drei Lose von der Gemüsetombola: 1 Bon
Ein von den Kindergartenkindern gebastelter Schlüsselanhänger: 2 Bons
Eine Wurst mit Brot: 3 Bons
Eine Wundertüte für Kinder: 3 Bons
Eine Wundertüte für Erwachsene: 4 Bons

Ein Kindercocktail: 4 Bons
Ein Erwachsenencocktail: 6 Bons
Eine spanische Kartoffelpfanne vom Männerkochclub: 7 Bons

Anne Schüßler

24.9.2017

Geknipst, gedruckt, verschickt

“Hier, kommen Sie mal! Machen Sie mal ein Bild von mir und meinem Freund!”

Ich komme also und mache ein Bild von dem älteren Mann mit seinem Kumpel. Ich bin auf dem Pfarrfest meiner alten Gemeinde und weil ich hier schon seit zwanzig Jahren nicht mehr war, mache ich fleißig Bilder vom Pfarrfesttreiben. Dabei sehe ich anscheinend sehr professionell aus und werde für irgendeine offizielle Fotografin gehalten.

“Dann schicken Sie mir das Bild auch zu, ja?” fragt mich der Mann.

Das könnte ich machen, sage ich und bitte um eine Mailadresse. Der Mann möchte aber nichts zugemailt bekommen, er möchte ein richtiges Bild, zum Anfassen, wie früher. Er fummelt eine Visitenkarte aus seinem Portemonnaie, auch da gibt es Adresse und Telefonnummer, aber keine Email-Adresse.

“Okay, dann bekommen Sie es zugeschickt”, sage ich.

“Aber zwei Mal, auch für meinen Freund!”

Okay, also zwei Mal.

“Kommen Sie, dann kriegen Sie auch was von mir fürs Porto”, fällt ihm ein und will mir einen Euro geben.

Ich winke dankend ab und sage, dass ich Geld verdiene und mir eine Briefmarke leisten kann.

Ein paar Tage später halte ich mein Versprechen. Ich drucke das Bild an unserem Drucker auf Fotopapier zwei Mal aus, stecke es in einen Umschlag, zusammen mit einem kleinen Gruß, schreibe die Adresse von der Visitenkarte ab und klebe eine Briefmarke drauf. Am gleichen Tag schmeiße ich den Brief in die Post.

Es ist eigentlich gar nicht so viel umständlicher. Jedenfalls dann, wenn es nur um ein Bild geht und nicht um hunderte.

Anne Schüßler

2016 und dann 2017 wieder

Geld und Grammatik

Could you venmo me the amount ($80). – Wir möchten uns für eine Veranstaltung anmelden und deren Rabattstruktur ist für das offizielle Ticketsystem zu kompliziert. Ich habe der Organisatorin darum eine E-Mail geschrieben, um zu fragen, wie wir buchen und bezahlen sollen. In der fünfzeiligen Antwort steht dieser Satz.

Es ist das zweite Mal, dass ich von der Existenz eines Bezahlverfahrens nur durch ein Verb erfahre. Das erste Mal war vor etwas über einem Jahr, im Juli 2016, als eine schwedische Freundin uns zu ihrem Geburtstag einlud. Sie bat um einen Unkostenbeitrag: *Swisha till 123456789*.

Swishen geht aber nur mit einer schwedischen Mobiltelefonnummer, venmoen mit so ziemlich allem, sofern es amerikanisch ist.

André Spiegel

Achtziger Jahre bis 2017

Kleingeldprobleme im Zeit- und Ländervergleich

Deutschland

In meiner Kindheit in den **achtziger Jahren** bringen meine Eltern ihr überzähliges Kleingeld immer zu meinem Großvater, der die Münzen dann sortiert und irgendwie in buntes Papier, das vorher von der Bank geholt werden muß, einrollt. Ich finde diese Tätigkeit faszinierend, weil mir auch heute noch unklar ist, wie das überhaupt funktioniert, diese Münzen in dieses Papier reinzukriegen, wo sie dann drinbleiben, obwohl man die Münzen oben und unten noch sehen kann und man auch keinen Klebstoff verwendet hat (zumindest wenn ich mich richtig erinnere). Die eingerollten Münzen kann man dann zur Bank bringen, dafür Geldscheine oder weniger Münzen erhalten und sich von diesem Geld etwas Schönes kaufen.

Ich entwickle als Kind aber schon ein Bewußtsein dafür, daß man Anhäufungen von Kleingeld immer möglichst schnell loswerden muß, sonst wird man gezwungen, abstrusen Aufwand zu betreiben, der mit Sicherheit auch total ineffizient ist. Ich bin in der Lage, dies eine lange Zeit durchzuhalten.

Bis ich zu **Mitte der zweitausender Jahre** mit einer Person zusammenwohne, die alles Kleingeld in einer großen Urne auf der Fensterbank sammelt (und mit Urne meine ich keine Stochastik-Urne, aus der man Murmeln ziehen könnte, sondern eine Urne, die für sterbliche Überreste gedacht war (keine Ahnung, was das sollte)). Von Zeit zu Zeit versuche ich, das Kleingeld loszuwerden, indem ich damit Briefmarken am Briefmarkenautomat beim Postamt auf der anderen Straßenseite erwerbe. Ich weiß nicht, ob es diese Automaten heutzutage noch gibt. Diese Strategie war nur so mittelgut, weil man nur maximal elf (oder 15?) Münzen pro Bezahlvorgang verwenden konnte, der Automat mindestens die Hälfte der Zeit kaputt war und man Briefmarken meist gar nicht so dringend brauchte.

Niederlande

Gegen **Anfang der zweitausendzehner Jahre** lebe ich in den Niederlanden, was einen massiven Kleingeldproblemfortschritt darstellt. Zum einen ist das bargeldlose Zahlen – der lokale „pinpas“, aber nicht Kreditkarten – sehr etabliert, zum anderen runden die meisten Geschäfte bei Barbezahlung kaufmännisch auf den nächsten Fünf-Cent-Betrag. Weil ich auch viel Zeit in Deutschland verbringe, habe ich trotzdem immer Ein- und Zwei-Cent-Münzen, die ich oft dazu verwende, in Geschäften aufgerundete Beträge zu begleichen, wobei ich mir immer ziemlich bekloppt vorkomme.

Großbritannien

Ab ca. **Mitte der zweitausendzehner Jahre** wohne ich in Großbritannien, wo das bargeldlose Zahlen – Kreditkarte und insbesondere kontaktloses Zahlen – fast überall etabliert ist. Ausnahmen sind der Bus (zumindest bis vor kurzem) und das Taxi. Britisches Kleingeld verhält sich jedoch noch unhandlicher als in Euroländern, weswegen das Kleingeldproblem quasi unvermindert fortbesteht. Eine Möglichkeit, es bequem loszuwerden, sind die Bezahlautomaten im Supermarkt. Hier kann man all sein Kleingeld einwerfen, so viel man möchte, bekommt dann aber zuviel gezahltes Kleingeld in oft noch ungünstiger Stückelung zurück. Nach einigen Jahren habe ich aber auch dafür eine Lösung gefunden: Aufpassen, daß man nicht zuviel Kleingeld in den Automaten wirft – und einen etwaigen Restbetrag mit Karte zahlen.

Patrick Präg

2007, 2012 und 2017

Die Abwesenheit von Partytechnik im Wandel der Zeiten

Alle fünf Jahre lade ich Leute in meine Wohnung ein und feiere den Umstand, dass ich seit 1992 nicht umgezogen bin. Unter dem technischen Aspekt ist daran vor allem das Problem der Musikversorgung von Interesse. Über die

Lösung im Jahr 2002 kann ich mangels Erinnerung nichts sagen, ich hatte damals aber noch eine Stereoanlage und Boxen und vermute, dass sie zum Einsatz kamen. Womöglich wurden sogar CDs abgespielt.

2007, 15 Jahre Mietvertrag

Die Stereoanlage und die Boxen stehen inzwischen im Büro. Der Laptop ist zu leise, aber ich habe ja noch den Radio-Kassettenrekorder, den ich zur Firmung geschenkt bekommen habe. Kassetten müssten auch noch irgendwo sein, ich kann sie nur gerade nicht finden und will den Gästen außerdem nicht die bayrischen Top Ten von 1983 vorspielen, sondern meine *Loved Tracks* bei last.fm. Ich kaufe (auf einem zum Aufschreibezeitpunkt 2017 nicht mehr rekonstruierbaren Weg, also nicht via Amazon oder Ebay) einen kleinen Sender, den man mit einem Klinkenstecker an den Laptop anschließt. Angeblich können Radiogeräte in einem bestimmten Umkreis jetzt die Musik vom Laptop empfangen und abspielen. Leider funktioniert der Radiosender so schlecht, dass man ihn mit seinem Kabel um die Antenne des Radios wickeln muss, um wenigstens manchmal ein bisschen Empfang zu haben. Ich bin sehr enttäuscht vom Fortschritt und verwende das unnütze Sendeding nie wieder.

2012, 20 Jahre Mietvertrag

Die Stereoanlage und die Boxen habe ich bei der Büroauflösung 2011 verschenkt. Die Kiste mit den Kassetten habe ich auch noch nicht wiedergefunden. Stattdessen hören wir Radio Flux.fm mit dem alten Kassettenrekorder.

2017, 25 Jahre Mietvertrag

Ich habe aufgeräumt und weiß jetzt, wo die Kassetten wären, glaube aber, dass der Kassettenrekorder inzwischen im feuchten Keller verrottet ist. Radiohören ist damit keine Option mehr. Streaming auch nicht, denn das Handy wird in der Küche benötigt, wo es das iPad, auf dem der Cocktailrezeptbot läuft, mit Internet versorgt. Da die Türklingel weiterhin nicht funktioniert

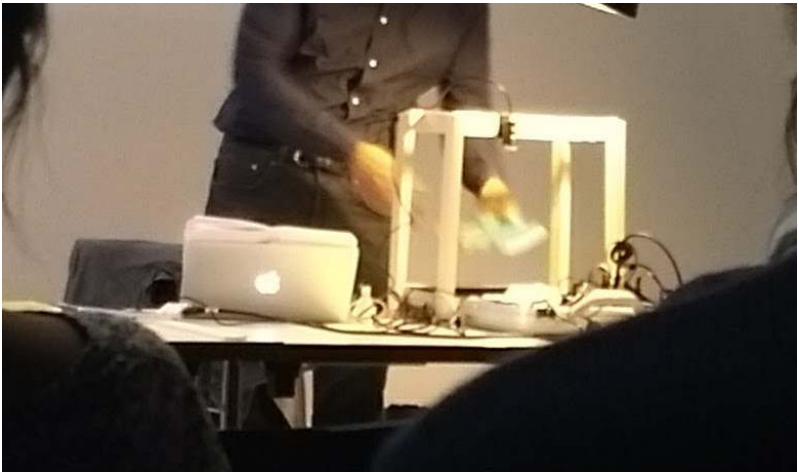
und man anrufen muss, um hereingelassen zu werden, führt das zu Konflikten. Abwechselnd stehen Gäste vor der Tür im Regen oder in der Küche vor dem nicht funktionierenden Cocktailbot. Jedenfalls kann das Handy nicht auch noch den Laptop zwecks Musikstreaming versorgen, und selbst wenn, wäre die Musik immer noch zu leise. Ich ignoriere das ganze Thema. Dieses Jahr gibt es eben gar keine Musik. Das hat den großen Vorteil, dass man keine Diskussionen über Musik führen muss. Es hat den Nachteil, dass manche Gäste bald wieder gehen und das explizit mit "wollen noch an einen Ort mit Musik" begründen. Aber insgesamt hat die Geschwindigkeit der Gästeflucht im Laufe der Jahre abgenommen. Ich glaube, das hat diesmal vor allem damit zu tun, dass ich die nackten 100-Watt-Birnen durch humanere Beleuchtung ersetzt habe. Zum Glück muss ich mich mit diesen Fragen nur alle fünf Jahre befassen.

Kathrin Passig

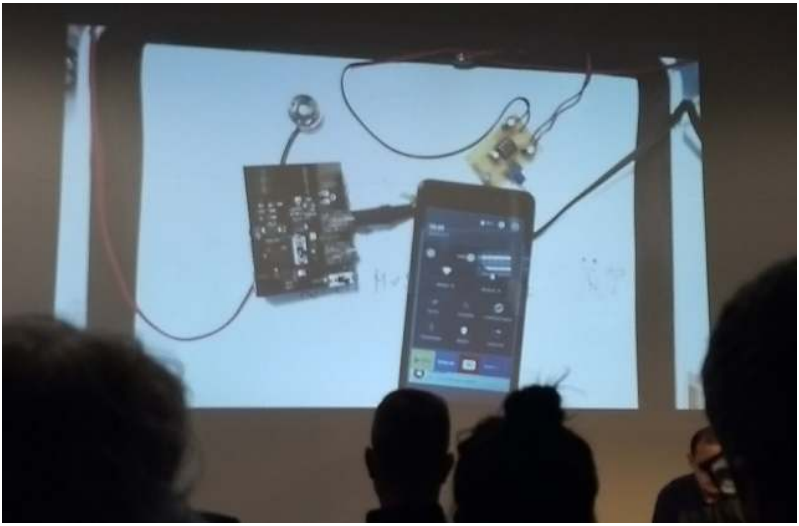
28. September 2017

Vortragstechnik aus Holz

Ein Vortrag an der Zürcher Hochschule der Künste. Der Redner benutzt eine Art Episkop, es sieht selbstgebaut aus:



Oben ist eine kleine Videokamera am Gestell befestigt, die das Bild an den Beamer überträgt.



Auf dem ersten Bild ist mit etwas gutem Willen außerdem noch zu erkennen, dass der Laptop als Stütze für das Papier dient, von dem der Redner seinen Text abliest. Das ist vermutlich nicht seine einzige Funktion, ich nehme an, das Bild kommt auf seinem Weg von der kleinen Kamera zum Beamer ebenfalls dort vorbei. Im Vortrag geht es darum, dass man Vorgänge im Inneren elektronischer Geräte hörbar machen kann.

Kathrin Passig

28. September 2017 ff.

Das britische Internet und ich fahren im deutschen Zug durch die Schweiz

Ich fahre mit dem Zug von Berlin nach Zürich. Weil in der Gegend von Rastatt eine Tunnelbohrmaschine unter den Gleisen feststeckt, machen wir einen Umweg über Stuttgart, und das bedeutet, dass es im Zug kein Internet gibt. Die ländliche Gegend ist mangelhaft mit Mobilfunk versorgt und weder das Zug-WLAN noch mein Handy können daran etwas ändern. Ich freue mich darauf, dass wir bald die Grenze in die Schweiz überqueren und wieder mit der Welt in Verbindung treten werden.

Das deutsche ICE-WLAN wird dort zwar weiterhin nicht funktionieren, weil es nur bis zur Schweizer Grenze reicht. Aber die Handyinternetversorgung ist schon seit Jahren auch in den dünner besiedelten Gegenden der Schweiz (und Österreichs) einwandfrei.

Einige Meter hinter der Grenze merke ich, dass ich vergessen habe, von Deutschland aus den Auslands-Spezialtarif zu buchen, der für die Schweiz nach wie vor nötig ist. Um ihn zu buchen, braucht man Internet. Bei anderen Anbietern reicht auch manchmal ein USSD-Code, aber entweder gibt es das bei AldiTalk nicht oder ich müsste eben wissen, welches Kürzel man an welche Nummer schicken muss, um den EU-Tarif freizuschalten. Und googeln kann ich es jetzt nicht.

Ich durchsuche die verschiedenen Textnachrichten, die ich im Laufe der Jahre von AldiTalk bekommen habe, nach Hinweisen. Vielleicht hilft es, wenn ich auf die Nachricht antworte, in der man mir mitgeteilt hat, dass automatisch für mich ein “EU Kostenschutz” aktiviert wurde? Ich antworte mit JA wie “Ja, ich möchte, dass der Kostenschutz deaktiviert wird, auch wenn dann jedes MB teurer ist als Gold.”

Die SMS kann nicht versendet werden.

Eventuell habe ich einfach kein Prepaid-Guthaben mehr.

Ich durchsuche meine SIM-Karten-Sammlung nach meiner Schweizer Lebara-SIM-Karte, weiß aber eigentlich schon seit dem letzten Besuch, dass ich die verloren habe.

Nach langem Nachdenken lege ich die britische SIM-Karte ein. Vermutlich gelten zwar auch von Großbritannien aus Sonderregelungen für die Schweiz, aber auf dieser Karte müsste zumindest noch ein kleines Guthaben sein, mit dessen Hilfe ich Internetzugang bekommen kann, um ein Guthaben auf die deutsche Karte einzuzahlen und den Schweiz-Sondertarif zu buchen. Und es klappt!

Weil das britische Internet sich als gut und schnell erweist, beschließe ich, zuerst das kleine Restguthaben auf dieser Karte aufzubrauchen und danach die knappen Vorräte auf der deutschen (500 MB, € 4,99 für 7 Tage).

Sechs Tage später funktioniert das britische Internet immer noch einwandfrei.

Kathrin Passig

September 2017

Hupen ist out

Ich warte im Auto an der roten Ampel und höre Hörbuch. Frau Permaneder hat soeben ihren Gatten verlassen, und es ist zwar nicht im engeren Sinne spannend, aber ich bin tief in der Geschichte versunken, als es grün wird. Hinter mir wartet einer. Was tut er? Hupt er?

Aber nein. Pfui, wie gewöhnlich.

Er fährt etwas dichter auf, mein Einparksensor tritt in Aktion, es piepst, und schon können wir weiterfahren.

Drago Starcevic

September 2017

Die Zukunft – wieder etwas zukunftiger . . .

Heute ist so ein Tag, an dem man ahnt, dass etwas passiert ist, was weitreichendere Wirkung hat.

Gestern ist die bestellte Apple Watch Serie 3 gekommen, das ist die neue Uhr mit eingebautem Mobilfunkchip – zu erkennen an der roten Krone. Für diese Uhr braucht man eine eSIM von der Telekom, und in den Tarifen mit Multi-SIM kann man sich eine der bereits vorhandenen SIMS in eine eSIM umwandeln lassen – ohne zusätzliche Kosten.

Das ist bereits vor einigen Tagen erfolgt, und gestern ist die Uhr geliefert worden. Inbetriebnahme ist gewohnt einfach, seit den neuen Betriebs-systemen hält man einfach das iPhone dicht an die Watch, scannt dann eine auf dem Bildschirm der Uhr angezeigte Animation. Während des weiteren Installationsprozesses kommt die Frage, ob man Mobilfunk aktivieren möchte. Bejaht man das, wird die Kamera aktiv und man soll den auf dem eSIM-Formular abgedruckten QR-Code scannen. Eine Minute später ist alles eingerichtet.

Zunächst ändert sich nichts, bis gestern zu einem Besuch bei Freunden – bewusst ohne Telefon.

Eigentlich ist es völlig unauffällig: SMS, Slack, iMessage, WatsApp, Mails ... alles wie vorher auch schon. Telefongespräche funktionieren erstaunlich gut, sogar noch, wenn man die Uhr nicht nach „Dick Tracy“ – Manier vor den Mund hält, also leicht angewinkelt an der Seite. Das Gegenüber versteht einen gut, man selbst versteht seinen Gesprächspartner auch gut – wenn es nicht allzu lärmig ist. Der wirklich angenehme Nebeneffekt ist ein ganz anderer: Bisher gab es immer Situationen, wo jemand das Telefon aus der Tasche nimmt, um eine Nachricht zu lesen und dabei dann etwas abschweift: Man hat es ja grad an, mal eben Facebook gucken, etc. Meistens fallen dann die anderen in der Runde mit ein, und für mehrere Minuten ist Stille und Ichbezogenheit.

Das fällt weg, ich bin in der Runde nicht abgelenkt und viel mehr da. Hat übrigens auch Auswirkungen auf die Mitmenschen: Die machen den Griff zum Telefon seltener. Da erlaubt die neue Technik doch eine bessere zwischenmenschliche Kommunikation . . .

Wolfgang Kunckel

29.9.2017

Die Kamera sieht, was vergangen ist

Dieses Foto hat einiges an Aufwand gekostet. Mehr als ein Dutzend Schüsse mit der Panzerfaust haben die Panzergrenadiere auf dem Truppenübungsplatz abgegeben, bis ich dieses Bild hatte: Genau der Moment, in dem das Geschoss sichtbar das Rohr verlässt.

Nun hatte ich ja schon ein bisschen Technik dafür zur Verfügung, meine Digitalkamera, ein Modell aus dem Jahr 2012, schiesst bis zu 9 Bilder pro Sekunde. Und trotzdem habe ich es immer wieder geschafft, genau den richtigen Moment zu verpassen.

Entweder war es zu früh. . . .

. . . oder zu spät. . .

Jedenfalls nie so, wie es sein sollte.

Immerhin, Reporterglück, beim letzten (!) Schuss des Durchgangs, mit der letzten für diesen Übungstag zur Verfügung stehenden Panzerfaust, gelang mir das Foto ganz oben.

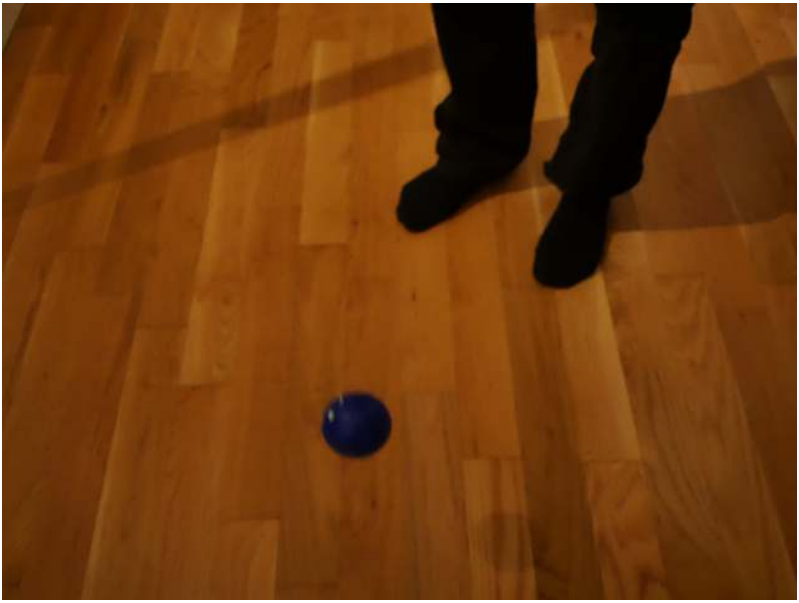
Neuere Kameras machen pro Sekunde zwar deutlich mehr Bilder als die neun, die ich da zur Verfügung hatte. Aber das Problem ist ja meine Reaktionsfähigkeit – bis ich den Schuss gehört und den Auslöser gedrückt habe, ist alles schon vorbei.

Inzwischen, so habe ich heute bei einem Workshop gelernt, sind diese Überlegungen obsolet. Weil moderne Versionen meiner Digitalkamera, zum halben Preis dessen erhältlich, was ich vor paar Jahren für meine bezahlt habe, schon mal vorsorglich die Bilder schießen, bevor ich überhaupt auf den Auslöser drücke.

Das kam mir beim Blick in die Gebrauchsanweisung (und auch die enthusiastischen Artikel der Fachpresse) immer ein bisschen merkwürdig vor, deshalb habe ich mir das jetzt mal erklären lassen:

Die Kamera nimmt quasi ein Video auf, und zwar in 4K-Qualität. Die bisherigen Aufnahmen werden zwar irgendwann überschrieben, aber in dem Moment, in dem ich auf den Auslöser drücke, werden die vorangegangenen 30 Aufnahmen – genauer; die einzelnen Frames, von denen es eben 30 pro Sekunde gibt – und die nachfolgenden 30 Aufnahmen gespeichert (bei manchen Modellen sogar 60 Aufnahmen). Aus denen kann ich dann das Foto auswählen, das genau den richtigen Moment getroffen hat.

Das musste ich natürlich dann zuhause auch ausprobieren:



Und kann dann hinterher auswählen, welches Foto den Moment getroffen hat. (Na gut, die schnellen Ball-Beispiele geben nur einen ungefähren Eindruck.)

So lahm können meine Reflexe gar nicht mehr werden, dass dabei nicht das richtige Bild rauskommt.

Thomas Wiegold

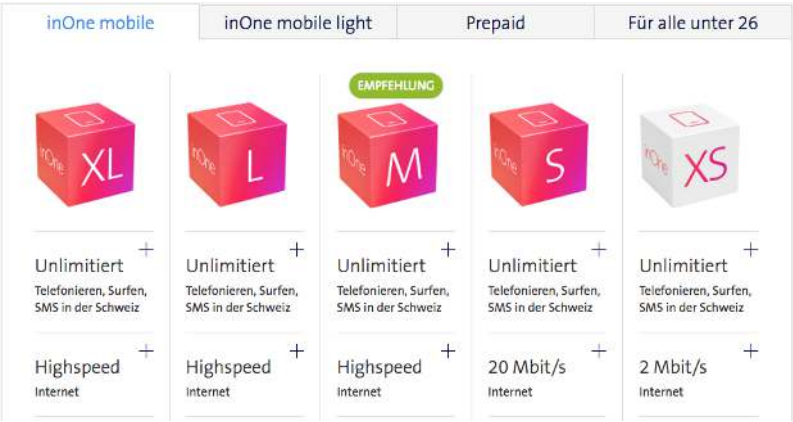
29. September 2017

In der Schweiz funktioniert mal wieder alles (ist dafür aber auch teuer)

Ich frage im Medienwissenschaft-Seminar nach einer Art Timeline der wichtigen Veränderungen im technisch gestützten Sozialleben und nenne als Beispiel die Erfindung der ständigen Anwesenheit im Chat. Diverse Ereignisse werden vorgeschlagen, die vor allem mit der Einführung des iPhone zu tun haben, wobei mehrere Leute darauf hinweisen, dass es mit der Einführung nicht getan war: Man hatte zu Anfang noch nicht überall Internet, es gab noch nicht so viele Apps, die Apps waren untereinander noch nicht vernetzt und konnten weniger als die Web-Versionen. Das Musikhören und die Kamera seien anfangs wichtiger gewesen als der Rest.

Dann sagt eine Studentin: Der größte Einschnitt war, als das Datenvolumen nicht mehr begrenzt war. Ich frage nach: Datenvolumen nicht mehr begrenzt? Ist das jetzt so in der Schweiz? Schon lange, sagen alle. Also je nach Abo halt. Wirklich unbegrenzt? Naja, wenn man sein Datenvolumen aufgebraucht hat, wird es halt langsamer. Ach so, das kenne ich, und langsamer heißt unbenutzbar, oder? Nein. Es gibt drei Geschwindigkeiten, und die sind eigentlich alle schnell.

Und es stimmt:



In Deutschland wird nicht auf 2 Mbit/s gedrosselt, sondern auf 64, 32 oder 16 Kbit/s (außer bei O2, dort ist es 1 Mbit/s). Wenn mein AldiTalk-Datenvolumen aufgebraucht ist, werde ich auf GPRS-Geschwindigkeit gedrosselt und merke das daran, dass ich offline bin. Die Schweizer Tarife im Screenshot kosten allerdings auch 60 Franken (ca. 52 Euro, ganz rechts) bis 180 Franken (ca. 157 Euro, ganz links).

Kathrin Passig

September 2017

Einladen in Zeiten der Erreichbarkeit

Ich werde 50 und will das mit vielen Freunden feiern. Es ist noch ein paar Monate hin, aber nachdem die ersten Freunde schon andere Pläne für den Termin andeuten, beschließe ich, schon jetzt eine Terminvorwarnung ("Save the date") unter die Leute zu bringen.

Die komfortabelste Lösung finde ich bei Facebook: Veranstaltung erstellen, die Gäste aus der Freundesliste aussuchen, einladen, fertig. Details kann ich später jederzeit zufügen. Einige Zusagen gehen innerhalb der ersten Stunden ein, das ist beruhigend. Ich werde also nicht alleine feiern müssen.

Nicht alle meine Freunde sind bei Facebook. Wie man WhatsApp-Nachrichten an eine Vielzahl von Leuten verschickt, ohne eine Gruppe zu bilden, finde ich auf die Schnelle nicht heraus. Mit SMS über den von mir benutzten Klienten "mySMS" klappt das vom Macbook aus. Über WhatsApp würde ich sowieso nicht alle erreichen, manche nutzen Telegram oder überhaupt nur normale SMS. An eine Bekannte schicke ich das "Save the date" per Twitter-Nachricht. Ich hätte aber auch ihre Postanschrift gewusst.

Jetzt fehlen noch die Freunde, die nicht bei Facebook sind und von denen ich auch keine Mobilnummer habe. Dafür erstelle ich im E-Mail-Programm eine Adressliste. Dabei merke ich, dass ich jetzt schon den Überblick verloren habe, wen ich schon vorgewarnt habe und wen noch nicht.

Ich schreibe deshalb die komplette Namensliste noch einmal auf Flipchartpapier und markiere die möglichen Kontaktwege. Von den meisten habe ich Mailadressen, die zweite Runde der Einladung (nun schon mit konkreten Informationen) kann ich also per Mail verschicken. Von ein paar Freunden fehlen mir die Mailadressen, aber nur von solchen, die ich über Facebook erreiche.

Inzwischen habe ich auch Einladungskarten drucken lassen, vermutlich eine Alterserscheinung. In die Einladungsmail schreibe ich, dass, wer eine Papiereinladung haben möchte, mir seine Postanschrift mitteilen möge. Das haben bisher schon erstaunlich viele getan, und ich mache mir Sorgen, dass ich auf das Kartendesign vielleicht doch mehr Sorgfalt hätte verwenden sollen.

Angela Leinen

30.9.2017

Horst wird nervös

Unser VW heißt Horst. Horst ist ein silberner Golf mit Ledersitzen, insgesamt etwas langweilig, aber solide und zuverlässig. Deshalb bot ich meinem Mann beim Autokauf drei passende Namen zur Auswahl: Wolfgang, Rüdiger oder Horst. Es wurde ein Horst.

Horst erweist sich auch nach wie vor als solide und zuverlässig, er hat nur ein Problem. Wenn nur der Beifahrer im Auto sitzt, wird Horst nervös.

Das Problem ist eigentlich recht einfach. Wenn der Fahrer aussteigt und den Schlüssel abzieht, denkt Horst, es wäre niemand mehr im Auto, jedenfalls niemand von Relevanz. Nach einiger Zeit verschließt er dann auch automatisch die Türen. Danach muss man sich als Beifahrer entscheiden: Wenn man sich ganz mucksmäuschenstill verhält und sich nicht bewegt, kommt Horst klar. Bewegt man sich aber etwas unvorsichtig, wird Horst nervös und schmeißt die Alarmanlage an.

Man kann dem vorbeugen, indem man die Tür einen Spalt auflässt, allerdings muss man dann meistens irgendwas zwischen die Tür stecken, damit sie nicht dauernd zufällt und im Winter wird es kalt.

Alternativ kann man auch den Schlüssel stecken lassen, dann weiß Horst auch Bescheid, schließt nicht automatisch ab und man darf sich als Beifahrer auch bewegen. An diesem Samstag sitze ich im Auto, während mein Mann gegenüber in einem Geschäft etwas umtauscht. Eigentlich müssten wir einen Parkschein ziehen, der Parkscheinautomat ist auf der anderen Straßenseite, aber weil ja der Schlüssel steckt, möchte ich das Auto ungerne alleine lassen. Den Schlüssel abziehen und mitnehmen ginge natürlich auch, ist mir aber jetzt zu umständlich. Ich halte einfach nervös die Augen offen, um im Falle eines nahenden Knöllchenverteilers schnell auf den Fahrersitz wechseln und wegfahren zu kommen.

Es kommt aber keiner.

Anne Schüßler

September 2017

13 Euro pro Megabyte

Das Erste, was im Jahr 2017 beim Betreten eines Landes passiert, ist, dass man sich eine neue SIM-Karte kauft. So scheint es zumindest, wenn man das Techniktagebuch liest. Der Grund für den Kauf ist, dass für die Nutzung einer Mobilfunkkarte im Ausland so genannte Roaminggebühren anfallen. (Seit Juni 2017 sind diese innerhalb der EU aber endlich abgeschafft.)

Was passieren kann, wenn man sich keine SIM-Karte holt, kann man auf diesem Bild hier erkennen:

Verbindungstyp	Summe pro Verbindungstyp		Dauer / Volumen	netto
− Datenverbindungen über Fremdnetze		72	231,4 MB	483,2464
web.vodafone.de (außerhalb der EU)		7	35,5 MB	483,2464
web.vodafone.de Im Ausland, z.B. Internet, Navigator		65	195,9 MB	0,0000

Die Auswertung ist von September 2017, der Kollege ist ein wenig innerhalb der EU herumgereist und hat dort knapp 200 MB Daten für umsonst versurft. In Fernost hat er dann seinen Rückflug upgraden wollen und sich durch einige Seiten geklickt: 35,5 MB für 483,2464 Euro.

Zum Vergleich: Das Upgrade hat dann wohl weniger gekostet.

Marian Ritter

September 2017

Unsichere Prüfungsfragen

Ein normaler Uni-Vorgang: Die Fragen für die offiziellen Abschlussprüfungen der einzelnen Kurse müssen Monate im voraus geschrieben und von mehreren internen sowie externen Gutachtern geprüft werden. Dabei wandern die Fragen auf komplizierten Wegen über die Schreibtische von mehreren Akademikern, Sekretärinnen und Verwaltungsangestellten, bis alle mit ihnen zufrieden sind. Aus mehr oder weniger offensichtlichen Gründen sollen diese Wege so beschaffen sein, dass Studenten die Fragen möglichst erst zur Prüfung zu Gesicht bekommen.

E-Mail ist schon mal ausgeschlossen. Nie dürfen Fragen oder Lösungen oder Kommentare zu Prüfungen per E-Mail verschickt werden, weil das so unsicher ist. Externe Cloud-Server dürfen wir sowieso nicht für empfindliche Daten verwenden. Stattdessen laufen Uni-Mitarbeiter mit braunen Papierumschlägen durch die Korridore, in denen Prüfungsfragen stecken. Wir wühlen uns durch Trauben aus Studenten, die vor dem Hörsaal warten, an die Brust gepresst die Geheimnisse, die für Studenten Gold wert sind. Die digitale Version wandert auch, aber auf USB-Sticks. Im Laufe der Revision entstehen mehrere minimal unterschiedliche Versionen der ursprünglichen Fragen, und gleichzeitig die Hoffnung, dass irgendwo irgendjemand die Masterversion in den Händen hält.

Die technische Lösung für dieses technische Problem haben wir eigentlich schon. Die Uni hält sich einen eigenen Cloud-Service, OneDrive von Microsoft, ein relativ komfortables Ding, mit selektivem Sharing und Editierfunktionen, so ähnlich wie Dropbox, nur viel viel teurer. Angepriesen als sicherer Ort für das Backup von unseren Akademiker-Sachen, wird uns dennoch nicht gestattet, ihn zur Aufbewahrung und zur kollektiven Revision von Prüfungsfragen zu verwenden – so weit traut die Uni ihrer eigenen Cloud offenbar nicht über den Weg.

Und so bleibt die braune, stabile Bürotür die größte zu überwindende Schwelle für Studenten, die es nicht erwarten können. An normalen Arbeitstagen während des Semesters muss ich sicher jede Stunde einmal das Büro verlassen, zum Beispiel zum Einholen von Informationen oder Kaffee. Seit einiger Zeit klemmt das Schloss meiner Bürotür, und der Vorgang des Abschließens ist jedesmal eine Qual. Seit einiger Zeit schließe ich die Bürotür nicht mehr ab, wenn ich "nur mal kurz" weggehe.

Alan Smithee

Sommersemester 2017

Die Arbeit mit dem Gesetz

Früher war vielleicht nicht alles besser, aber man sah auf jeden Fall häufiger als heute Jura-Studierende mit diesen dicken roten Büchern – dem Schönfelder – herumlaufen. Das Internet scheint auch dem Lesen von Gesetzen den Rang abgelaufen zu haben. Zumindest beobachtete ein Jura-Professor, dass Studierende den Umgang mit Gesetzestexten im Studium zu wenig üben, stattdessen Suchmaschinen nutzen. Im Examen haben sie dann große Probleme, weil digitale Inhalte nicht zugelassen sind und nur Gesetze als Hilfsmittel mitgebracht werden dürfen.

Der Jura-Prof hatte eine Idee:

> „Die Arbeit mit dem Gesetz kann den Studierenden besser vermittelt werden, wenn der Dozent die Arbeit mit dem Gesetz vorführt, den Gesetzestext liest, blättert, vorliest, selbst auf Absätze und einzelne Wörter zeigt, die ihm wichtig erscheinen. Diese Aktionen sind für die Studierenden derzeit nicht erkennbar. Das kann durch den Einsatz eines Visualizers geändert werden. Dieses Gerät besteht im Wesentlichen aus einer auf einem Gerüst installierten vollautomatischen Kamera, die an einen Beamer angeschlossen werden kann. Der unter der Kamera auf die

Präsentationsfläche gelegte Gegenstand wird fokussiert und auf das Beamerbild übertragen. Damit ist es möglich, Studierenden in Echtzeit – und mit mehr Sinnen als derzeit – die Arbeit mit dem Gesetzestext greifbar und begreifbar zu machen.“

Andrea Frank

1.10.2017

Ein Stecker für (fast) alles

Es ist (und bleibt wohl) der Traum vieler Reisenden: Ein einheitlicher Stecker, der weltweit in jede Steckdose passt, um Geräte mit Strombedarf zu betreiben oder aufzuladen. Schon innerhalb Europas gibt es da gewaltige Unterschiede; vor allem die Steckdosen des Atlantischen Archipels (England, Schottland, Wales, Irland) sind völlig anders konstruiert als die auf dem europäischen Kontinent. Von Ländern außerhalb Europas wie den USA oder asiatischen Staaten ganz zu schweigen.

Eine weltweite Vereinheitlichung der Stecker und Steckdosen für den Haushaltsstrom wird es so schnell nicht geben. Allerdings: Das ist zunehmend egal, denn für die tragbaren Geräte mit Akku und vergleichsweise geringem Strombedarf (also eben nicht Kühlschränke, Elektroherde oder Staubsauger), die auf Reisen dabei sein sollen, hat sich inzwischen ein weltweiter Standard durchgesetzt: Laden über einen USB-Stecker und das dazugehörige Kabel.

Für meinen Bedarf auf Reisen (wenn ich überhaupt alles mitnehmen will) hab’ ich mal geguckt, was da alles via USB aufladbar ist:

- Smartphone und Tablet sowieso
- Dummphone (bei den billigen kleinen Handys hat es erstaunlich lange gedauert, bis sie mit USB-Stromversorgung angeboten wurden)
- MP3-Player
- Bluetooth-Lautsprecher
- E-Book-Reader

• Stirnlampe (netter Nebeneffekt: da passt ein via USB ladbarer Akku ebenso rein wie drei AAA-Batterien)

• Notfalllampe (leuchtet und blinkt sowohl weiß als auch rot; ganz praktisch für “Nimm mal mein altes Fahrrad, das fährt noch, hat aber kein Licht”)

• Systemkamera (da ist diese Ladeart noch vergleichsweise wenig verbreitet)

• Radio (das sowohl via USB aufgeladen werden kann als auch beim Kurbeln andere Geräte über USB lädt)

Da ich mich nass rasiere und, äh, keinen Haartrockner brauche, ist mein Reisebedarf damit fast gedeckt. Und ich kann die Geräte nicht nur – mit passendem Ladegerät, da brauche ich dann möglicherweise doch wieder den lokalen Stecker – in den üblichen Steckdosen in Gebäuden aufladen. Sondern auch in vielen Verkehrsmitteln, vom Fernbus über neuere Automodelle mit USB-Buchse statt Zigarettenanzünder bis hin zu Fernzügen technisch innovativer Länder und einigen neueren Flugzeugtypen.

Nur für ein Gerät habe ich – noch – keine solche Lösung: Mein Laptop verlangt weiterhin nach einer ordentlichen Steckdose. Da zeichnet sich zwar auch ab, dass die mobilen Computer über USB geladen werden können. Dann aber über USB-C, was eigentlich schon ein etwas anderer Standard ist.

Und dann muss ich neben dem Ladegerät für die mit den bisherigen USB-Anschlüssen aufladbaren Geräte doch wieder ein weiteres mitnehmen. Ganz davon abgesehen, dass ich doch froh bin, dass es inzwischen an so vielen Orten USB-Buchsen zum Laden gibt. Bis die auf USB-C umgestellt sind, dürften wieder Jahre vergehen.

Thomas Wiegold

2. Oktober 2017

Kontaktlos, irgendwie unanständig

In der schwäbischen Kleinstadt gibt es einen großen Edeka. Am Ende des Einkaufs halte ich mein Smartphone an das Bezahl-Terminal, wie ich es mir in den letzten Wochen in Hamburg angewöhnt habe, aber nichts passiert.

"Oh, kann ich hier nicht kontaktlos bezahlen?" – "Nein, das können unsere Terminals nicht. HAT AUCH NOCH NIE JEMAND VERMISST!!"

Ich komme mir vor, als hätte ich etwas Unanständiges gefragt.

Beim Aldi im Ort soll es schon funktionieren; "mein" Edeka wird wohl noch gute zwei Jahre die Investition in neue Terminals hinauszögern können, dann muss er.

Falls also aus den Beiträgen hier im Techniktagebuch und den Rückmeldungen auf Twitter der Eindruck entstanden ist, dass nun endlich auch ich als ultra-late Adopter und letzter Mensch der Welt das kontaktlose Bezahlen entdeckt habe, muss ich kurz nachtragen: Dieser Eindruck entsteht nur aus der Betrachtung aus einer Großstadt oder dem Ausland heraus.

Molinarius

Oktober 2017

Die Höflichkeit der Elektrofahrzeuge

Im März sind die ersten Leih-Elektroroller auf den Straßen von Berlin aufgetaucht. Ich habe mich damals darüber lustig gemacht, aber nur über die Werbung, nicht über das Konzept an sich! Selbst dieses kleine bisschen Spott finde ich im Nachhinein unangemessen. Die Elektroroller sind offenbar sofort auf breite Akzeptanz gestoßen, ich sehe sie ständig im Einsatz, genau wie die roten Roller einer zweiten Anbieterfirma. Und ich freue mich jedesmal, denn genau wie Michael Seemann denke ich dabei: "Toll! Zukunft!" Ihr

Geräusch ist so angenehm und höflich. Es sagt nicht: “Aus dem Weg! Jetzt komm ich und ich habe extra den Auspuff aufgebohrt, damit das auch jeder merkt!” Es sagt: “Ich muss mal kurz von A nach B, aber ich möchte Sie mit diesem Vorgang nicht mehr behelligen als unbedingt nötig, bitte lassen Sie sich nicht stören, zzzip, ich bin schon wieder weg.” Eines Tages wird sich der gesamte Straßenverkehr so anhören, und ich hoffe, dieser Tag kommt bald.

Kathrin Passig

3. Oktober 2017

Hinter Kinokulissen

Jedes Jahr am 3. Oktober organisiert die Sendung mit der Maus den Maus-Türöffner-Tag, an dem Betriebe Führungen und solche Sachen für Kinder anbieten. Bei unserer Führung im Kino einer großen deutschen Cine-Kette sind mehr Erwachsene als Kinder und mehr Erwachsene ohne Kinder als Erwachsene mit Kindern anwesend. Es ist für Erwachsene aber auch interessanter.

Die Kinder werden zu Beginn mit Popcorn ruhiggestellt. Es gibt einen eigenen, italienischen Popcorn-Koch (ja, „Koch“ genannt), der ab 8 Uhr morgens an zwei überraschend kleinen Popcorn-Maschinen steht. Er macht erst das salzige, dann das süße. Das hat mit der Fettzugabe aus ekelerregend anmutenden Fettschläuchen zu tun. Ich frage nicht genauer nach, um weiterhin Popcorn essen zu können. Der nette Betriebsleiter empfiehlt als Geheimtipp eine Mischung aus beidem.

Die Kinoleinwand eines Kinos ist mit Silber beschichtet und, wie man noch so aus zwei Metern Entfernung gut erkennen kann, wie eine Lautsprecherverkleidung perforiert. Sie *ist* nämlich auch eine Lautsprecherverkleidung, für die Boxen dahinter. Insgesamt sind im größten Saal Lautsprecher mit über 80.000 Watt. Über die beste Bild- und Tontechnik verfügt jedenfalls in diesem Kino (mutmaßlich aber überall) der größte Saal.

Im zentralen Vorführraum ist es wegen der Lüftung der Projektoren recht laut, wahrscheinlich nicht viel leiser als zu Zeiten der alten Filmrollenprojektoren, die nostalgisch herumstehen. Die Filme für die Digitalprojektoren werden auf klobigen Festplatten geliefert, auf die nur mit einem speziellen Lesegerät und einem zeitlich begrenzten Passwort zugegriffen werden kann. Der gesamte Vorführprozess ist voreingestellt, wie eine Playlist. Auf der Playlist sind Musik, Licht, Werbung, Trailer, Vorhangbewegungen und der Film enthalten. Auch die Pause für den Eismann steht in der Liste, aber da wird manuell eingegriffen, falls keiner was will oder für den umgekehrten Fall, dass jemand ganz lang und umständlich Kleingeld zusammensucht.

Die Atmosphäre in so einem Kino ist schön, wie am Meer mit Ebbe und Flut. Zu Beginn der Führung wuselten ganz viele Menschen herum. Als wir aus dem Vorführraum kommen, ist es wie ausgestorben, nur einige Mitarbeiter quatschen oder sammeln Popcorn auf.

Nach jeder Vorführung werden die Säle gesäubert. Der Betriebsleiter sagt, es dauere zu lange, einen Staubsauger anzuschließen. Stattdessen werden rasenmäherartige Geräte geschoben, die eine Krümelrolle drehen (meine Oma hatte so etwas Ähnliches als Tischroller, meine ich). Die Geräte passen genau zwischen die Sitzreihen. Der Platz unter den Sitzen wird nur in unregelmäßigen Abständen gesaugt, und tatsächlich liegt da alles Mögliche drunter. Ich habe kurz überlegt, ob ich zukünftig meine Jacke nicht mehr unter dem Sitz verstauen sollte. Spricht aber letztlich nichts gegen.

Piet Haverstorm

Oktober 2017

Elektrofahrräder, überall Elektrofahrräder

Zum ersten Mal fällt mir auf, dass in Zürich wirklich alles voll mit Elektrofahrrädern ist. Ich sehe hier an einem Tag so viele wie in Deutschland im Jahr. Ich habe das entweder bisher nicht gemerkt, weil das Phänomen neu

ist, oder weil man genauer hinschauen muss: Die Akkus sind nicht mehr so klobig und auffällig wie am fünf Jahre alten Fahrrad meiner Mutter, sondern unauffällig im Rahmen verbaut oder unter dem Gepäckträger versteckt.

Es ist ja auch naheliegend, dass die Leute hier mehr Elektrofahrräder kaufen als in Berlin: Sie haben Geld und Berge, wir nicht.

Lukas Imhof ergänzt: Seit einem Jahr gibt es auch Leih-Elektrofahrräder. Der Preis ist allerdings derselbe wie bei den Leih-Elektroautos von DriveNow: 25 Rappen pro Minute. “Für ein Auto ist das wenig, für ein Fahrrad ist es viel.”

Kathrin Passig

3. Oktober 2017

Zwei Kinotickets, ein Bier und zukünftige Alpenchalets oder auch nicht

In den letzten Tagen habe ich ausprobiert, wie weit man in der Schweiz ohne Bargeld kommt. Es war kein geplantes Experiment, ich hatte nur kein Geld abgehoben und dann auch keines gebraucht – abgesehen davon, dass ich heute nicht in der Mensa der Kunsthochschule essen konnte.

Fast alle Bezahlvorgänge waren nicht nur bargeld-, sondern auch kontaktlos. Sogar ein Eis konnte ich mir kaufen, ohne böse angeschaut zu werden.

Jetzt schulde ich aber einer Schweizer Freundin zwei Kinotickets und ein Bier. Ich nutze die Gelegenheit, um einen der zwei Bitcoin-Automaten von Zürich auszuprobieren. Bei coinatmradar.com steht, dass er ein “paper wallet” drucken wird, das heißt, man kann das Ergebnis einfach jemandem überreichen, anders als beim in Edinburgh getesteten Automaten.

Der Bitcoin-Automat steht in einem Café und ist größer und hässlicher als der schottische.

Die erste Frage des Automaten lautet, wie viel Geld ich investieren möchte: Mehr als 2000 Franken oder weniger? Zwei Kinotickets und ein Bier kosten selbst in Zürich keine 2000 Franken, ich wähle also “Weniger”. Danach zeigt

der Automat so lange die “Bitte warten”-Animation an, dass ich erwäge, das Cafépersonal zu fragen, ob er überhaupt noch funktioniert. Dann kommt ein Papierstreifen aus dem Gerät.

Den Private Key habe ich auf undigitale Weise abgedeckt, weil das Handy das Foto an mehrere Orte hochgeladen hätte, bevor ich die sensiblen Daten herauseditieren könnte. Besser, man zeigt sie ihm gar nicht erst. Ich hoffe, es handelt sich nicht um Thermodruckerpapier, das in wenigen Jahren, wenn man vom Betrag ein paar Alpenchalets kaufen möchte, vollständig weiß sein wird.

Im nächsten Schritt weiß der Automat bereits, dass das einzuzahlende Geld an diese Adresse gehen soll.

Nicht dieselbe Adresse wie im ersten Foto, weil ich zu fasziniert vom Geschehen war, um alles zu fotografieren, und deshalb noch mal von vorn anfangen musste. Man kann dem Foto entnehmen, dass der Kaufzeitpunkt wie schon beim letzten Mal in Schottland eher ungünstig ist. Aber ich muss diese Experimente durchführen, wenn ich gerade in Ländern mit Bitcoin-Automaten bin und nicht dann, wenn mir der Kurs gerade gefällt.

Jetzt kann man Scheine in den Automaten stecken. Ich habe das geahnt und war deshalb vorher beim Geldautomaten, womit mein Bargeldlosigkeits-experiment zu Ende geht. Die Schaltfläche, auf der im Bild noch “Cancel” steht, zeigt nach dem Einführen des Geldes “Buy Bitcoin” an. So kann man den Kaufvorgang abschließen. Auf Wunsch druckt der Automat noch eine Quittung aus, und das war’s.

Update: Es ist wirklich Thermopapier! Ade, Alpenchalets.

Kathrin Passig

4. Oktober 2017

Das Bezahl-Waschmaschinen-Freischalt-Rückbuchsystem

Weil das Haus, in dem ich wohne, eine Zentralheizung und neue Fallstränge bekommt, lebe ich für einige Wochen auswärts, in einem im Sommer 2014 fertig gestellten Neubau. Kleider und andere Textilien werden auch hier wie in jedem anständigen helvetischen Mietshaus in einer gemeinschaftlich genutzten Waschküche gereinigt. Dort stehen zwei Waschmaschinen, ein Tumbler, viele Wäscheleinen und zwei Secomaten zur Verfügung. Jeder Haushalt verfügt über eine Art Kreditkarte, mit der sich die benötigten Maschinen freischalten lassen.

BICONT MC1RF
ELEKTRON AG · CH-8804 Au ZH · www.elektron.ch

Eine detaillierte Beschreibung erklärt, wie das geht: Man wählt zunächst auf einem Terminal die gewünschte Maschine, hält dann die Karte davor, es piepst: die Maschine ist betriebsfähig. Das System bucht einen akonto-Betrag von der Karte, der, wenn man nicht die alleraufwändigsten Waschprogramme laufen lässt, höher ist als die effektiven Kosten. Wichtig ist es daher, die Karte nach dem Waschen erneut an das Terminal zu halten und allfällige Restguthaben zurückzubuchen. Das Bezahl-Waschmaschinen-Freischalt-Rückbuchsystem ist für mich ähnlich gewöhnungsbedürftig wie der hochmoderne, permanent fiepende Induktionsherd, aber ich lerne schnell, wie das alles zu bedienen ist. Was ich während meines Gastaufenthaltes hingegen nicht lerne: wo man Geld auf die Waschkarte lädt und was mit dem Geld passiert, das man vergisst zurückzubuchen.

Franziska Nyffenegger

Anfang Oktober 2017

Wir basteln uns eine Karaokemaschine

Schon länger reift bei mir der Plan, bei einer Party selber Karaoke zu machen. Ich habe mich sogar schon informiert: Die beiden gängigen Karaokeanbieter (Sunfly und Karafun) bieten für den Privatgebrauch für relativ günstiges Geld auch Zugriff auf die gesamte Bibliothek. Bei Karafun kosten zwei Tage Vollzugriff 5 Euro und ein Monat 8 Euro. Das finde ich preislich durchaus okay. Am Montag habe ich Geburtstag und Gäste geladen, da möchte ich das mal ausprobieren.

Testweise lade ich die Software runter. In der Testversion kann man fast alles machen, nur die Songs werden immer nur als Ausschnitt abgespielt. Zum Rumspielen reicht es. Man kann die Tonart und die Geschwindigkeit ändern, die Lautstärke von Musik und Hintergrundgesang einstellen und auch den Hauptgesang einblenden, wenn man zum Beispiel gerade einen Melodiehänger hat.

Ansonsten haben wir fast alles im Haus. Einen Verstärker, ein Mikrofon, lediglich ein zweites Mikrofon möchte ich haben, weil Karaoke am meisten Spaß macht, wenn man mindestens zu zweit singt. Also fahren wir erst zu Saturn und dann zu Conrad und kaufen ein günstiges Mikrofon mit XLR-Stecker für 18 Euro.

Sonntag testen wir, ob alles wirklich so klappt, wie ich es mir vorstellen. Ich schließe den Laptop mit der Software über HDMI an den Fernseher an und sehe: Nichts. Auch ruckeln am Kabel und rumfummeln in den Anzeigeeinstellungen bringt nichts.

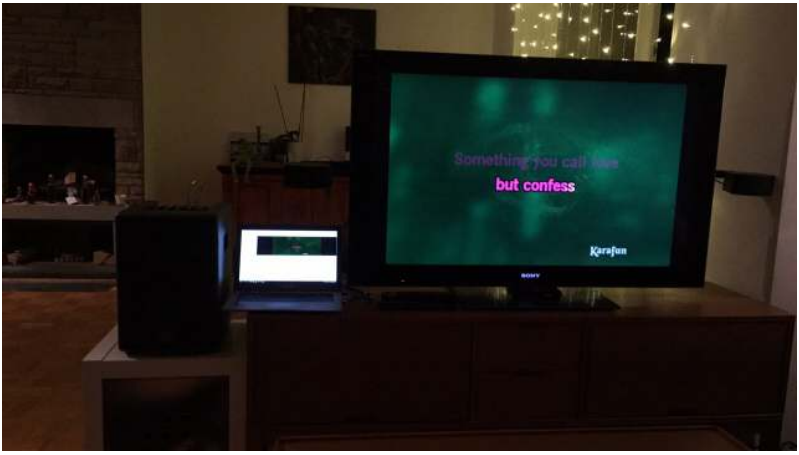
Im Internet erfahre ich, dass es ein Treiberproblem sein kann, also installiere ich neue Grafiktreiber auf dem Laptop. Beim nächsten Versuch klappt es, und der Fernseher wird als zweiter Monitor erkannt. Jetzt kann ich die Anzeige des Songtextes als Extrafenster öffnen und auf dem Fernseher im Vollbildmodus öffnen. Bisher also: Auf dem Laptop läuft die Software, in

der man Lieder suchen und die Warteliste verwalten kann, auf dem Fernseher läuft ganz groß nur die Anzeige des aktuellen laufenden Liedes mit den Songtexten.

Jetzt also Ton. Wir schieben den Verstärker zum Fernseher und schließen ihn an den Kopfhörerausgang des Fernsehers an. Tatsächlich hören wir Sound, aber sehr leise. Man kann die Lautstärke jetzt zwar hochdrehen, dann brummt der Verstärker aber verdächtig.

Wir wagen also einen Versuch und stecken den Verstärker an den Rechner an. Dafür muss ich die Audioquelle des Rechners ändern, dann stimmen aber auch die Lautstärkeverhältnisse und nichts brummt mehr.

Jetzt fehlen eigentlich nur noch die Mikrofone, die testen wir jetzt nicht extra, weil (berühmte letzte Worte) uns kein Grund einfällt, warum die Mikrofone nicht funktionieren sollten. Statt dessen sitzen wir auf dem Sofa und singen uns einfach ohne Mikro durchs Angebot.



Am nächsten Tag will mein Mann das Mikrofon umtauschen, damit – wie er es formuliert – das Karaokesingen “smoother” funktioniert. Ich kann mir nicht vorstellen, was man an einem Mikrofon noch ändern kann, damit

es “smoother” ist, widerspreche aber auch nicht. Zu Hause darf ich nicht gucken, wie er die neu erworbene Technik aufbaut, als alles funktioniert, verstehe ich auch, was mit “smoother” gemeint war. Wir haben jetzt ein Extragerät, über das zwei kabellose Mikrofone gesteuert werden. Na gut, das ist tatsächlich cool.

Das Karaokeset ist jetzt komplett: Auf dem Rechner läuft die Software, der Rechner hängt am Fernseher, der Verstärker hängt am Rechner, die Mikrofone hängen über das Zusatzgerät am Verstärker.

Kaufen mussten wir lediglich die Mikrofone und den Monatspass für Karafun und die Mikrofone hätte es auch für günstiger gegeben.

Funktionieren tut es übrigens auch. Zwischen 23 Uhr und 2 Uhr wird die Anlage heftig gebraucht und für die Zukunft wissen wir dann auch, wie wir alles schnell aufgebaut bekommen.

Anne Schüßler

2. und 4. Oktober 2017

Handy klingt inzwischen wie Festnetz, ich muss mich trotzdem selbst interviewen

Es ist Buchmessenzeit. Ein Radiosender möchte ein Interview über den Abschied vom Papierbuch mit mir aufzeichnen. Ich schreibe zurück, dass ich mich an einem Ort ohne Festnetztelefon aufhalte und rechne mit Bedauern und Ablehnung. Aber der Redakteur antwortet zu meiner Überraschung: “Wie schön. Handy klingt ja inzwischen auch wie Festnetz. Wir probieren es.”

Zwei Tage später stellt sich heraus, dass Handy inzwischen keineswegs wie Festnetz klingt, Eher wie Dosentelefon. Ich schlage ersatzhalber Skype vor, dann den Facebook-Voicechat. Dafür sei man technisch leider nicht ausgerüstet, sagt die Radiomitarbeiterin, die mich befragen soll. Wir versuchen es also am Dosentelefonhandy, aber nach der ersten Minute mischt sich ein Techniker im Studio ein und sagt, dass es so nicht geht. Die Radiomitar-

beiterin fragt, ob ich ein iPhone habe, mit dem ich meine Antworten selber aufzeichnen und ans Radio mailen könnte. Die Fragen habe ich schon per Mail bekommen. Ich besitze kein iPhone, glaube aber, dass das keine Voraussetzung ist.

Ich setze mich mit dem Androidhandy in einen stillen Raum, stelle die Qualität der Aufnahme-App auf "best" und nehme ein paar Testsekunden auf: "So klingt es, wenn ich direkt mit dem unteren Rand des Handys rede. So klingt es, wenn ich das Handy traditionell ans Ohr halte. Und so klingt es, wenn das Handy auf dem Tisch liegt." Die traditionelle Ohrhaltung bringt die beste Aufnahmequalität.

Ich befrage mich selbst, versuche beim Antworten so zu klingen, als sei tatsächlich ein Gesprächspartner anwesend, und maile die Datei ans Radio. Man ist zufrieden.

Kathrin Passig

5. Oktober 2017

Gendern ohne rollendes R

In meinem vorherigen Beitrag wollte ich ja geschlechtsneutral eine(r) schreiben. Das ist mir letztendlich auch gelungen, es war aber aufwendiger als gedacht. Erst nach der Veröffentlichung des Textes fiel mir auf, dass die Tumblr-Software mein (r) unversehens in ein ® umgewandelt hatte.

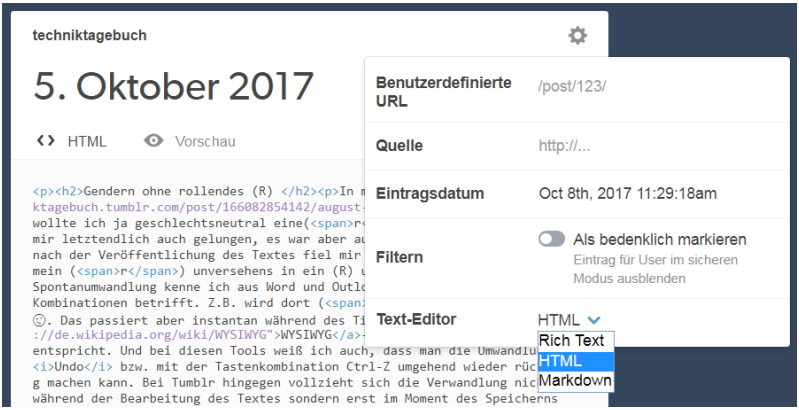
Diese Spontanumwandlung kenne ich aus *Word* und *Outlook*, wo sie auch andere Kombinationen betrifft. Z. B. wird dort (c) zu © und ;-) zu ☺. Das passiert aber instantan während des Tippens, was dem WYSIWYG-Prinzip deutlich besser entspricht. Und bei diesen Tools weiß ich auch, dass man die Umwandlung per *Undo* bzw. mit der Tastenkombination Ctrl-Z umgehend wieder rückgängig machen kann. Bei Tumblr hingegen vollzieht sich die Ver-

wandlung nicht während der Bearbeitung des Textes sondern erst im Moment des Speicherns (oder bei der Vorschau, die ich aber bislang nie genutzt habe).

Als Redaktionsmitglied kann man einen Tumblr-Blogeintrag auch nach der Veröffentlichung beliebig bearbeiten. Ihn dabei inhaltlich völlig umzukrempeln, ist natürlich etwas anrüchig, aber um Details nachzutragen oder zu korrigieren, wird von dieser Möglichkeit im Techniktagebuch reger Gebrauch gemacht.

Nun hätte ich das jeder® natürlich einfach als Kuriosität stehen lassen können. Der Verständlichkeit des Texts schadet es ja nicht. Oder ich hätte einen erklärenden oder ironischen Kommentar dazu einfügen können. Oder eine andere – und möglicherweise zu bevorzugende – Schreibweise wählen, z. B. jedeR oder jede/r. Aber in solchen Fällen, in denen ich mich von pseudointelligenter Software bevormundet fühle, werde ich oft störrisch und denke „das wollen wir doch mal sehen."

Die Bearbeitungsansicht von Tumblr bietet drei verschiedene Varianten zur Textformatierung – Markdown, HTML und Rich Text. Ich kenne mich mit allen drei Varianten leidlich aus, aber die störende Umwandlung des (r) in ein ® findet bei allen gleichermaßen statt.



Ich probiere also, in der HTML-Bearbeitungsansicht anstelle der runden Klammern die entsprechenden Character-Codes einzusetzen. Diese Codes sind eigentlich dazu da, Zeichen einzugeben, die Teil der HTML-Syntax sind – wie < oder /. Sie dienen aber auch dazu, Zeichen zu schreiben, die es auf keiner regulären Tastatur gibt – z. B. ↑. Da sie sich im Grunde auf die Unicode-Werte dieser Zeichen beziehen, kann man damit aber auch die ganz normalen Buchstaben und Ziffern codieren.

(r) entspricht (r) in Form dreier Character-Codes. Das hat aber in der HTML-Bearbeitungsansicht leider nicht den gewünschten Effekt. Offenbar übersetzt die Tumblr-Software die Codes zunächst zu (r) und dann in einem zweiten Schritt wieder in ®. Das finde ich insofern widersinnig, als es natürlich auch einen Character Code ® für das ®-Symbol gibt.

So geht es also nicht. Nun umfassen die Character-Codes auch eine Reihe eher esoterischer Zeichen, z. B. das *Soft Hyphen* Das ist ein Hinweis zur Silbetrennung, der üblicherweise unsichtbar bleibt und nur dann in einen Trennstrich übersetzt wird, wenn die Formatierung genau an dieser Stelle einen Zeilenumbruch erfordert. Aber ich habe in langen Jahren gelernt, dass solche 98%-Lösungen die enervierende Tendenz haben, ausgerechnet in den ungünstigsten Momenten zu versagen.

Zu den HTML-Formatierungsanweisungen, deren Sinn sich dem Laien nur schwer erschließt, gehören die Elemente und . Diese haben keine direkt sichtbare Auswirkung auf die Formatierung, sondern dienen dazu, Textbereiche abzugrenzen, z. B. um dafür dann andere Farben oder einen anderen Zeichensatz zu verwenden. , so lerne ich bei dieser Gelegenheit, bildet implizit einen Textblock und es resultiert daher in Tumblr auch in einem Absatzumbruch. Aber jede(r) funktioniert. Diese an sich sinnlose zusätzliche Strukturierung hält offenbar Tumblr von der störenden Zeichenumwandlung ab.

Ich erwähne dieses erfolgreich absolvierte kleine Formatierungsabenteuer im Redaktionschat, wo die Optionen sofort noch einmal durchdiskutiert werden. Christopher Bergmann macht noch weitere Vorschläge. Einige da-

von gehen auf den Anwendungsfall zurück, dass Twitter @nickname direkt in einen Link zu diesem Nutzerkonto übersetzt. Wenn man nun den Genitiv @nicknames bilden will, so wird dies nicht erkannt und der generierte Link führt nicht zum passenden Account. Da ja in Deutschland der Apostroph zur Genitivbildung einen schlechten Ruf genießt, kann man sich hier ebenfalls mit HTML-Character-Codes behelfen.

Beispielsweise mit ‌, dem *Zero-width non-joiner*, welcher eine Verbindung zweier Buchstaben zu einer Ligatur verhindern soll. Ob das nun eleganter ist als , sei dahin gestellt. Ich vermute, dass diese kürzere Lösung für Twitter vorteilhaft ist. Aber Christopher klärt mich auf, dass man bei Twitter keinen Character-Code ‌ einfügen kann, sondern das unsichtbare Zeichen anderswo aufspüren und in den Tweet hineinkopieren muss.

Ich hingegen brauche die hier beschriebenen Tricks natürlich auch, um die ganzen (r)s, ®s und &s in diesem Text richtig hinzubekommen.

Virtualista

Update Februar 2019: Inzwischen ist auch das hier beschriebene -Verfahren wirkungslos geworden. Aber nach dem Einbau der von Christopher Bergmann empfohlenen Zero-width non-joiner funktioniert alles wieder. Bis zur nächsten Änderung bei Tumblr.

Oktober 2017

Ich und du und Müllers Online-Shop

Der 4. Oktober wird in die Geschichte eingehen als der Tag, an dem die Müller Holding Ltd. & Co. KG mich hinters Licht führte. Mein Vater macht mich auf ein Produkt im Angebot aufmerksam, das mich interessieren könnte. Es interessiert mich tatsächlich, aber ich habe keine Lust und auch nicht viel Zeit, in die Filiale zu gehen. Mein Vater sagt: Man kann doch auch im On-

line-Shop bestellen. Folgsam klicke ich auf den Link, den mein Vater gleich mitgeschickt hat, lege das Produkt in den Warenkorb und möchte bezahlen. Doch vor die Bezahlung hat der Müller den Login gesetzt. Es erscheinen die Worte: ›Mit einem Konto wird die Online-Bestellung noch einfacher‹. Normalerweise gibt es an dieser Stelle einen Button, auf dem sinngemäß steht: ›Stirb, ich brauche kein Konto, weiter‹. Nicht so hier. Ich gebe also alle meine Daten ein inklusive ›Telefonnummer für Rückfragen‹. Der Upload der Geburtsurkunde scheint gerade so nicht notwendig. Im nächsten Schritt will ich nun wirklich bezahlen. Stattdessen werde ich gebeten, meine bevorzugte Müller-Filiale auszuwählen. Hä?!

Was stellt sich raus? Man kann im Online-Shop von Müller gar nichts nach Hause bestellen. Man kann nur etwas in eine Filiale bestellen. Ich frage mich erstens, warum man das tun sollte. Zweitens bleibt unklar, warum sie dafür meinen Stammbaum bis ins dritte Glied und meine Telefonnummer kennen müssen. Da ich mich nun schon angemeldet habe, bestelle ich den Kram halt in die Filiale. Woanders komme ich sowieso nicht an die Ware – und dann ist es wenigstens nicht ausverkauft. Mit dem Gedanken ›Dann geh ich da morgen eben hin‹ klicke ich auf den Button ›Zahlungspflichtig bestellen‹.

Was stellt sich raus? Die Ware ist überhaupt nicht am nächsten Tag verfügbar und auch nicht am übernächsten. Es dauert von Mittwochabend bis Montag, 13:00 Uhr, um ein Produkt, das vermutlich einfach vorrätig gewesen wäre, wenn ich spontan hingegangen wäre, noch mal speziell in diese eine Filiale, in die ich es bestellt habe, bringen zu lassen. Und da ich, wie gesagt, ›zahlungspflichtig bestellt‹ habe, kann ich es auch nicht einfach dort verrotten lassen. Sonst nutzen sie vermutlich die ›Telefonnummer für Rückfragen‹ und schicken eine Rechnung. Argh.

Christopher Bergmann

6. Oktober 2017

Von hinten durch den Messenger ins Terminal

Ich möchte Fotos von meinem Android-Smartphone mithilfe einem “Terminal” genannten Computer der Drogerie Rossmann ausdrucken. Ich habe die Auswahl, Dateien per WLAN, Bluetooth oder USB-Kabel zu übertragen. Bluetooth will nicht klappen. Ich versuche es per USB-Kabel. Es strecken sich mir 4 verschiedene USB-Kabel entgegen. Glücklicherweise ist auch USB-C dabei, sonst hätte ich eines aus meinem Rucksack kramen müssen, und an eines der frontalen USB-Buchsen stecken müssen.

Zu meiner Überraschung scannt der Computer gleich anscheinend das gesamte Dateisystem auf meinem Handy. Anschließend stellen sich zwei Probleme. Einerseits weiß ich nicht, wo Google Photos die Fotos auf meinem Dateisystem ablegt, und ob überhaupt. Andererseits möchte ich nicht mithilfe des Terminalcomputer mein Handy durchsuchen, denn mir ist der Salat aus privaten Fotos, Memes, die in irgendeinem Chat an mich geschickt wurden, oder die ich mal produziert und versendet habe, vor den vorbeigehenden Kunden etwas peinlich. Ich ärgere mich, dass man so wenig Kontrolle darüber hat, was überhaupt auf das Terminal gelangt oder zumindest was darauf angezeigt wird.

Ich trenne die Verbindung und überlege, wie ich möglichst schnell die Fotos an einen Ort im Dateisystem schaffen kann, der schnell zugänglich ist – wegen der Peinlichkeit und damit es sich nicht noch länger hinauszieht. Die Fotos lagern bei Google Photos meines Wissens nur in der Cloud und man bekommt in der Galerie Thumbnails zu sehen, die beim genau ansehen höher auflösend nachgeladen werden und beim Teilen an andere (als Datei, nicht als Link) in hoher Auflösung heruntergeladen werden. Ich weiß, dass der Messenger WhatsApp einen eigenen Ordner für gesendete Dateien hat.

Also denke ich mir, ist es ein zielführender Hack, die Fotos aus Google Photos (als Datei) in WhatsApp mit jemandem zu teilen. Ich kann sie meines Wissens nicht an mich selbst schicken, da WhatsApp das nicht zulässt (ergibt Sinn). Also schicke ich sie an meine Freundin, da ich ihr wenig später sowieso die Fotodrucke zeigen will und ihr leicht erklären kann, was der Unsinn soll.

Die Fotos laden glücklicherweise schnell hoch. Dann gehe ich mit einer Dateimanagement-App in das mir bekannte Verzeichnis, markiere die Fotos, lege einen schnell zugänglichen Ordner nahe der Wurzel des Dateisystems namens “drucken” an, und kopiere sie dorthin. Es ist eine Drittanbieter-App, denn komischerweise wird Android nicht mit einem allgemeinen Dateibrowser ausgeliefert. Dann wieder ans Terminal, den Scanvorgang abwarten, schnell ins “drucken”-Verzeichnis und die Drucke in Auftrag geben.

Das Terminal verlangt, dass man das Gerät jetzt vom USB-Interface trennt und macht auch nicht weiter, bevor man es tatsächlich macht. Ein bisschen, wie ein Geldautomat, der erst das Geld rausrückt, wenn man die Karte abzieht. Ein kluger Trick, damit niemand das Telefon bzw. die Karte am Automaten vergisst. Das Drucken ist schnell, spuckt mir schön analoge Fotos aus, die ich mit analogem Bargeld bezahle.

Bequem wäre wohl, wenn das Rossmann-Terminal direktes Drucken aus Google-Photos-Alben anböte (oder habe ich das nur übersehen?). Andererseits möchte ich gar nicht die Hegemonie der Clouds, wie sie derzeit bestehen, noch weiter stützen.

Lutz Büch

7. Oktober 2017

Ich brauche sehr lange von Zürich nach Berlin, aber nicht so lange wie das Geld von A nach B braucht

Vorgestern bin ich in Zürich in einen Zug nach Berlin gestiegen, wegen Sturmschäden an Bahnanlagen aber bisher nicht dort angekommen. Auf einem Bahnsteig wartend merke ich durch eine Benachrichtigung der N26-App, dass außerdem auch kein Geld mehr auf dem Konto ist. Ich bin selbstständig und habe unregelmäßige Einkünfte, da passiert das schon mal.

Ich muss ein paar Aktien zu Geld machen. Ich weiß nicht, warum, aber Aktienverkauf dauert Tage und am Wochenende passiert gar nichts, man darf also nicht eilig Geld benötigen. Weil ich das schon bei vergangenen Gelegenheiten herausgefunden habe, war ich diesmal vorausschauend. Die Aktien sind bereits verkauft, das Geld muss nur noch vom Konto der einen Bank (mit dem ich nur Aktiendinge machen kann) auf das Konto bei der anderen Bank (das auch für Bahntickets, Eis oder Hotelübernachtungen funktioniert) überwiesen werden.

Weil mir die Vorstellung nicht gefällt, mittellos in irgendeiner sturmverwüsteten Einöde zwischen hier und Berlin zu stranden, frage ich im Techniktagebuch-Chat: “Ist von euch jemand bei N26 und hat ein bisschen Geld übrig bis in ca. drei Tagen? Ich sitze am Bahnhof in Hanau, der Zug, mit dem ich jetzt doch mal nach Berlin wollte, fällt aus und auf meinem Konto sind minus 62 Cent. Neues Geld ist unterwegs, aber auf einem erfahrungsgemäß ziemlich langsamen Weg.” Dass auch der Absender ein N26-Konto hat, ist wichtig, weil so das Geld in wenigen Sekunden bei mir wäre und nicht erst nach weiteren unabsehbaren Überweisungslaufzeiten.

Ich klappe den Laptop auf, um die behauptete Überweisung auch gleich vorzunehmen, muss mich dann aber korrigieren: “Haha, es ist noch mal ein bisschen blöder: Geld ist gar nicht unterwegs, ich meinte damit nur ‘ich über-

weise es sogleich an mich selbst', aber: Wartungsarbeiten bei der Aktienbank, kein Onlinebanking möglich." Die Wartungsarbeiten sollen den ganzen Tag dauern.

In der Redaktion hat niemand ein N26-Konto. Ich beschwere mich, dass ich die Qualitäten dieses Kontos schon seit Jahren lobe und niemand auf mich hört. "So werd ich nie Influencer!" Die anderen beratschlagen, auf welchen Wegen ich sonst noch gerettet werden könnte.

Dispo bei N26?, fragt Virtualista. Geht nicht, sie wollen mir keinen geben, genau wegen des unregelmäßigen Einkommens, das dazu führt, dass ich manchmal einen brauchen könnte.

Mia Culpa schlägt Western Union vor. Gegen eine Gebühr von 5 Euro bekäme ich dann wenige Minuten später Bargeld ausbezahlt, aufs Konto dauert es aber, wie sich herausstellt, drei Tage. "Danke, Western Union, dann kann ichs auch zu Fuß hintragen", sagt Mia.

Alexander Stielau erwähnt Paypal. Markus Winninghoff auch: "Kathrin, man kann ja Geld per Paypal schicken und das dann auf seinem Konto gutschreiben lassen. Wie schnell das von Paypal nach N26 gebeamt wird, ist natürlich wieder fraglich. Setzt auch voraus, dass du dein Paypal-Konto mit dem N26-Konto verknüppert hast."

Thomas Wiegold weiß Bescheid: "Hm, Paypal aufs Girokonto dauert erfahrungsgemäß zwei Tage, und am Wochenende ohnehin nicht."

"Bitcoin ginge glaube ich sofort", sagt Alexander. Das stimmt nicht ganz, es dauert eine Stunde, aber vor allem kann ich mir mit Bitcoin unterwegs weder Eis noch Hotelübernachtung kaufen. "Dann geht so ein N26 'Money Beamen' tatsächlich schneller als eine Bitcoin Gutschrift!?", sagt Molinarius, und genau das ist einer der Hauptkritikpunkte an Bitcoin, wenn es um dessen mögliche Zukunft als Alltagszahlungsmittel geht. Aber solange niemand ein N26-Konto hat, liegt Bitcoin mit seiner einen Stunde halt doch vor den sonstigen Banken.

Korrektur: Das mit der einen Stunde stimmt so, wie es hier steht, hinten und vorn nicht, aber um es richtigzustellen, müsste man vorher auseinandersortieren, ob es darum geht, dass Alexander mir einen Bitcoinbetrag herüberschiebt, von dem ich mir dann ein Eis kaufen kann oder auch nicht, oder ob es darum geht, dass ich mit Bitcoin bei einem Verkäufer, der mich gar nicht kennt, ein Eis kaufe (und wenn ja, wie), oder ob es darum geht, aus Bitcoin wieder Euros auf dem Konto zu machen. Und das führt hier zu weit.

Während man mich noch berät, kommt der nächste Zug, und nur acht Stunden später bin ich nach einer Rundfahrt durch die meisten Bundesländer zu Hause. Dort finde ich in meinem Portemonnaie eine mittelgroße Bargeldmenge. Ich habe in den letzten zwei Wochen fast kein Bargeld und gar kein deutsches Bargeld verwendet und hatte den Betrag deshalb vergessen. Gleich darauf fällt mir ein, dass ich außerdem über 50 Euro Guthaben im Spätkauf an der Ecke verfüge. So wird sich die Überweisungslaufzeit wohl überbrücken lassen.

Kathrin Passig

7. 10. 2017

Tote Bäume und verlorene Lebenszeit

Es sind zwei Kinobesuche geplant, die unterschiedlicher nicht sein könnten:

Einmal gehe ich mit Mann, Kind und einer guten Freundin der Familie in den neu angelaufenen Film “My Little Pony” im hiesigen Multiplex-Kino, das Teil des großen Einkaufszentrums unserer Nachbarschaft ist.

Dann möchte ich mit zwei weiteren Freunden den Horrorthriller „Mother!” in einem alternativen Programmkino sehen, das sich in einem Hinterhof des Studentenviertels der Nachbarstadt befindet.

So verschieden wie diese Kinoerlebnisse wohl sein werden, ist auch ihre Vorbereitung. Zunächst kaufe ich Tickets für “My Little Pony”. Die Kinokette hat eine eigene App, die ich im Google Play Store innerhalb weniger

Sekunden herunterlade und auf meinem Smartphone installiere. Ich habe bereits einen Benutzeraccount, das Passwort natürlich vergessen. Die E-Mail mit dem neuen Passwort ist ebenfalls fast sofort auf meinem Gmail-Account. Ich kopiere es in die Zwischenablage, logge mich ein und finde über eine ruckelfreie App mit angenehm zu bedienender Oberfläche schnell zum Film – das einzige was nervt, ist eine Werbung, die ich wegklicken muss – für genau den Film, den ich sowieso sehen will.

Die Ticketauswahl läuft flüssig und die zu reservierenden Sitze werden auch mobil schön groß dargestellt, so dass man problemlos die richtigen antippen kann. Keine Selbstverständlichkeit – auf der Webseite eines anderen Kinos, wo ich online vor zwei Wochen Karten kaufte, gelingt das nur mit Glück oder einer angewärmten Stecknadel. Zack – vier Logenplätze sind uns sicher (für das Kind ist es der erste Kinobesuch und da möchte man gut sitzen). Die App belohnt meine Wahl mit einem Rabatt für die Onlinebestellung, ich gebe meine Kreditkartennummer ein und erhalte wenig später einen QR-Code, der uns vieren allen als Eintritt ins Kino dienen wird. Wir müssen also erst kurz vor Beginn des Filmes dort erscheinen.

Ein bisschen schade finde ich, dass es keine “richtigen” Kinotickets geben wird, denn sowohl ich als auch meine Freundin sammeln Kinokarten und ich hätte auch gerne die Karte des allerersten Kinobesuch des Kindes an seine Pinnwand gehängt.

Dieses Bedauern verfliegt allerdings schnell, als ich mich daran mache, die Karten für “Mother!” zu reservieren. Ich könnte sie auch online kaufen, aber da bekomme ich keinen Rabatt, sondern eine Strafe: 10% Aufschlag auf den Preis. Also rufe ich die auf der Homepage angegebene Telefonnummer an, um uns gute, alte Papiertickets an der Kasse zu reservieren.

Anstatt bei einem freundlichen Mitarbeiter lande ich aber in einem automatisierten Bestellsystem aus der Vorhölle. Jede Option in jedem Menü wird nacheinander als Ansage von sehr gelangweilten Menschen vorgelesen und die richtige muss per Tonwahl bestätigt werden. Bei den Filmen muss ich gefühlte Ewigkeiten warten, bis endlich “Mother!” an der Reihe ist, da nicht nur

einfach der Filmtitel, sondern Kurzbeschreibung und Hauptdarsteller ebenfalls genannt werden. Ich frage mich, wie ich wohl die 1990er überlebt habe, in der solche Telefonsysteme bei Kinos sehr verbreitet waren.

Als ich endlich die Bestätigung und meine Reservierungsnummer habe, mit der wir “30” … “Minuten” … “vor Beginn der Vorstellung” unsere Karten abholen müssen, trauere ich der Papierkarte nicht mehr sonderlich hinterher. Ein Erinnerungsstück verloren, Bäume und Lebenszeit gewonnen.

Angela Heider-Willms

8. Oktober 2017

Mit der mobilen Kryptowährungskaufstation in die Pilze

Am Sonntagnachmittag gab es ein ICO, ein Initial Coin Offering von einer Kryptowährung, Red Pulse, was auf der NEO-Blockchain ist. Da wollte ich unbedingt teilnehmen. Wir sind mit den Kindern Pilze suchen gegangen, aber ich musste halt Punkt 16 Uhr im Internet sein. Ich hab zwei Rechner eingepackt, den Windowsrechner von der Arbeit und mein Macbook, dann sind wir in den Wald gefahren. Ich hab mich rechtzeitig verabschiedet, bin zum Auto zurück, damit in den nächsten Ort gerast, hab geschaut, wo ich wenigstens UMTS habe. Dann hab ich mich da hingesetzt und den Rechner aufgebaut. Macbook brauchte ich für die Mail, den Arbeitsrechner für das Neo-Wallet. Auf dem Parkplatz stehend, das Handy auf dem Dach, mit ner USB-Verlängerung, damit es ordentlich Saft bekommt aus der Autobatterie, und zwei Rechnern, die im Auto irgendwo verteilt waren zum Draufgucken, wo die IDs dann auftauchen, wo ich irgendwas hin überweisen konnte. Es musste halt unbedingt an diesem Sonntagnachmittag sein. Was sich auch als günstig erwiesen hat, weil es innerhalb von einer Stunde ausverkauft war.

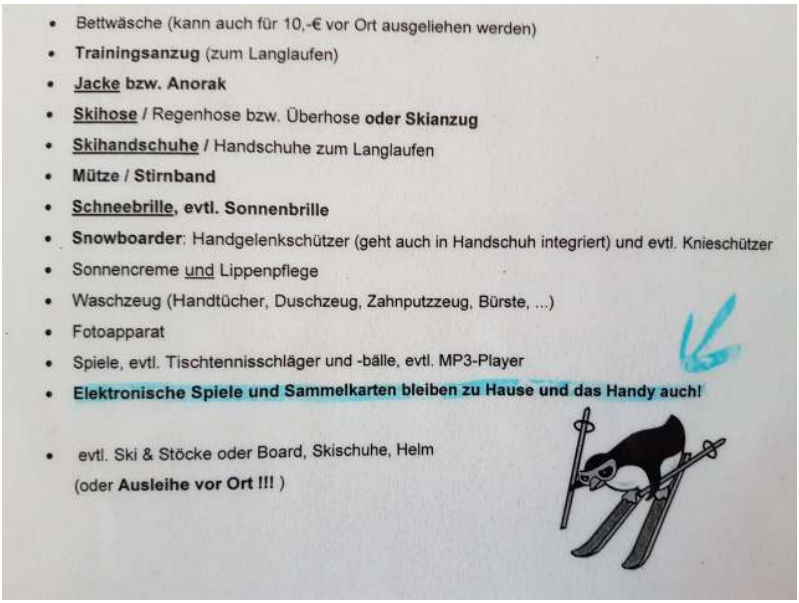
Dann bin ich wieder zurück zum Pilzesuchen. Alles wieder eingepackt, ins Auto gesetzt, zurückgefahren, angerufen, wo die Familie steckt und dann da weitergemacht an der Stelle. Hat insgesamt fast eine Dreiviertelstunde gedauert: Zehn Minuten, bis ich im Ort war, halbe Stunde, bis ich da alles geordnet hatte, zehn Minuten zurückfahren. Aber es war sehr lustig.

Alan Smithee, aufgezeichnet von Kathrin Passig

8.10.2017

Kinder und Handys – steter Quell der Regulierung

Auszug Packliste Klassenfahrt 7. Klasse (für 13-jährige):



- Bettwäsche (kann auch für 10,-€ vor Ort ausgeliehen werden)
- **Trainingsanzug** (zum Langlaufen)
- **Jacke bzw. Anorak**
- **Skihose** / Regenhose bzw. Überhose **oder Skianzug**
- **Skihandschuhe** / Handschuhe zum Langlaufen
- **Mütze / Stirnband**
- **Schneebrille, evtl. Sonnenbrille**
- **Snowboarder**: Handgelenkschützer (geht auch in Handschuh integriert) und evtl. Knieschützer
- Sonnencreme und Lippenpflege
- Waschzeug (Handtücher, Duschzeug, Zahnputzzeug, Bürste, ...)
- Fotoapparat
- Spiele, evtl. Tischtennisschläger und -bälle, evtl. MP3-Player
- **Elektronische Spiele und Sammelkarten bleiben zu Hause und das Handy auch!**
- evtl. Ski & Stöcke oder Board, Skischuhe, Helm (oder **Ausleihe vor Ort !!!**)

Auszug Packliste Sprachreise 7. Klasse (für 13-jährige):

What to bring

Mobile phones

In line with our company mantra for all our students to be 'Happy and Safe!' we need you to make sure **you arrive at the German airport with a mobile phone that is working and can make and receive calls in Germany as well as in England**. This is a mandatory requirement.

We will ask for your mobile phone number as you register with us at the airport and will then provide you with the group leader's mobile number. Please store this number in your mobile phone as soon as you have been given the number by the group leader. We ask parents to make sure that students do this immediately. It is extremely important that we are able to communicate with every student at any time of day (or night!) and we insist this process starts immediately at the airport. The same applies to students who can contact our group leader at any time!

The mobile phone must be charged every night and be switched on at ALL TIMES during your stay. If you have any problems with your phones then inform us immediately, more often or not we can fix the problem! If your phone does stop working during the stay and it cannot be fixed, we will provide a cheap mobile phone for you to use for the remainder of your stay (There will be a small charge for this). Please note: Students cannot decide not to have a mobile phone if their original mobile phone stops working. **You need to make sure that you always have plenty of credit.**

Each student receives a free computer account for use on any one of the 1200 computers at St John University as well as an access code to the St John University's Wi-Fi network, which is accessible throughout the university campus. We provide this FREE OF CHARGE and we hope it will help students to 'keep in touch' with family and friends while saving on phone costs.

Novemberregen

8. Oktober 2017

Gamification? Workification!

Eigentlich müsste ich arbeiten. Aber vorgestern hat mir der neunjährige F. ein Spiel gezeigt. Es geschah unter dem Vorwand einer Empfehlung, aber eigentlich wollte er es nur auf meinem Handy installieren und dann spielen. Er hat selbst noch kein Smartphone, und auf dem seiner Mutter, das er mitbenutzen darf, gibt es dieses Spiel nicht. Ich war unbegeistert und wollte das Spiel eigentlich gleich wieder löschen.

Am Folgetag musste ich viel Zeit im Zug zubringen, und neben mir saßen eine 3- und eine 6-Jährige, die irgendwann sämtliche verfügbaren Folgen von „Kleiner Drache Kokosnuss" und "Benjamin Blümchen" durchgehört hatten (mit Kopfhörern, die kleinere auf einem iPod Shuffle, die größere auf einem iPod Classic).

Ich habe das Spiel wieder herausgeholt und erzählt, was bisher geschah: Ich habe ein altes Haus mit einem verwahrlosten Garten geerbt. Jetzt soll ich diesen Garten aufräumen, beziehungsweise meinen ebenfalls geerbten Butler dabei beaufsichtigen. Arbeiten muss ich aber trotzdem: Ich spiele im Spiel ein ganz anderes Spiel, bei dem ich Früchte so arrangieren muss, dass drei oder mehr in einer Reihe liegen. Wenn der Butler gerade nichts zu tun hat, spielt er ebenfalls Spiele auf seinem Tablet. Er behauptet dabei, er müsse Prinzessinnen retten, aber ich sehe es genau, es ist Tinder.

Da die Spielsprache Englisch ist und die Kinder vermutlich auch Deutsch noch nicht lesen können, habe ich ihnen das Geschehen erklärt und dabei Villenbesitzerssätze aus meinem Mund gehört: "Ich glaube, der arbeitet gar nicht richtig, wenn wir nicht ständig aufpassen." Die letzten Stunden der Zugfahrt sind auf diese Art einigermaßen problemlos vergangen, und danach, naja, also, ich habe dann weitergespielt.

Ich weiß schon länger, dass Anne Schüßler und Angela Heider-Willms Spiele mögen, in denen man hart arbeiten muss: Bestellungen aufnehmen, Essen zubereiten, die blutigen Tatorte anderer Spiele reinigen. Ich habe ihre Erzählungen im Chat mit Verwunderung gelesen: Wieso sollte man im Spiel auch noch arbeiten wollen? "Wird man denn wenigstens gelobt für gute Tatortreinigung?", habe ich Angela gefragt. "Nein! Immer nur beschimpft!", hat sie geantwortet. Im Frühjahr 2017 hat die halbe Techniktagebuchredaktion "Human Resource Machine" gespielt, und seitdem weiß auch ich, dass es Spaß machen kann, im Spiel zu arbeiten, obwohl der Arbeitsplatz trostlos ist und man von missmutigen Vorgesetzten mit hässlichen Brillen herumkommandiert wird und nach 40 Berufsjahren nicht mal eine Armbanduhr bekommt, sondern … aber das verschweige ich aus Spoilergründen und weil es traumatisch war.

Jetzt muss ich also Geld in Form von Goldmünzen und Sternchen heranschaffen, um meinen Butler dafür zu bezahlen, dass er einen Garten aufräumt, den ich im verwilderten Zustand eigentlich viel schöner fand. Unterdessen erreichen mich Mitteilungen aus einem fiktiven sozialen Netzwerk im Spiel, auf die ich vermutlich auch noch reagieren müsste. Aber diesmal sage

ich das, was sonst die Social-Media-Skeptiker sagen, vor denen ich Vorträge halte: *Wo soll ich denn die Zeit dafür hernehmen?* Und wer weiß, ob das Spiel-Facebook nicht wiederum Spiele enthält, in denen es noch mehr Facebooks und Instagrams gibt, die alle bewirtschaftet werden wollen?

Zwischendrin bietet man mir an, ich könnte zusätzliche Goldmünzen verdienen, indem ich mehr über das Leben meines Butlers herausfinde. Ahnungslos erkläre ich mich dazu bereit wie eine Oma, die Einbrechern die Tür öffnet, und muss in einem Werbevideo erfahren, dass mein Butler auch noch ein Privatleben hat! Eine Familie! Er wohnt in einem anderen Spiel, und auch dort muss ständig Obst sortiert werden. Für das Betrachten dieses Werbevideos bekomme ich 150 Goldstücke.

Mein eigentliches Berufsleben, dem ich gerade durch das Spielen aus dem Weg gehe, ist aus der Sicht der meisten Menschen einem Spiel vermutlich viel ähnlicher als das Aufräumen des Gartens, das Herbeischaffen des Butlergehalts oder das Assembler-Programmieren im flackernden Neonlicht des "Human Resource Machine"-Büros.

Diese Vermehrungen der Realität, aus denen hin und wieder ein Arm herausgreift und echtes Geld aus meinem echten Leben (für Vereinfachungen des Obstspiels) haben will, sind definitiv nicht das, was ich für die Zukunft prophezeit hätte, wenn man mich zur Zeit des Gameboytetris oder des Sega Saturn danach befragt hätte.

Allerdings ist es bei Romanen auch so, dass als seriös vor allem das gilt, worin Menschen ins Büro gehen, die Zeitung lesen, Ehekrisen haben, Schnupfen bekommen und die Wäsche aufhängen. Autoren von Büchern über feuerspeiende Drachen werden eher selten für den Literaturnobelpreis nominiert. Eventuell bleibt das jetzt die nächsten 500 Jahre so mit der harten Arbeit im Spiel.

Kathrin Passig

Donnerstag, 5.10.2017, bis Montag, 9.10.2017

80 Stunden, ein langer Bankarbeitstag

Am Donnerstag, 5.10.2017, tätige ich abends gegen 19:00 Uhr online eine Überweisung über 1000 Euro auf ein anderes Konto bei der gleichen Bank. Die Überweisung wird bei mir sofort verbucht und mit dem „Buchungstag“ 5.10. angezeigt. Das Geld wird auch sofort von dem Guthaben auf dem Girokonto abgezogen, ich habe also 1000 Euro weniger. Als Tag der „Wertstellung“ wird Freitag, 6.10. angezeigt.

Buchungstag	Wertstellung	Umsatzart
05.10.17	06.10.17	Überweisung

Banken sind verpflichtet, Überweisungen innerhalb eines Bankarbeitstages auszuführen.

Bis Montag, 9.10.2017, 7:30 Uhr, ist das Geld noch nicht auf dem Empfängerkonto angekommen. Gegen 11:00 Uhr schaue ich das nächste Mal, mittlerweile ist das Geld angekommen. Als Datum der Buchung wird der 9.10.2017 angezeigt.

Die 80 Stunden von Donnerstagabend bis Montag früh sind also offensichtlich weniger als ein Bankarbeitstag – klar, weil um 19:00 Uhr schon nicht mehr, am Wochenende sowieso nicht, und Montag vor 8:00 Uhr noch nicht gearbeitet wird.

Ich stelle mir das so vor, dass sich die 1000 Euro für die Zeit von weniger als einem Bankarbeitstag (80 Stunden) in einem undefinierten Zustand befinden können, vermutlich ähnlich wie Schrödingers Katze. Erst mit dem

nächsten Bankarbeitstag kollabiert offensichtlich die Wellenfunktion des Geldes, und der Ort des Geldes wird wieder messbar. Das wäre dann die Kopenhagener Deutung der Quantenmechanik.

Oder nach der Viele-Welten-Interpretation hat sich erst am nächsten Bankarbeitstag eine der möglichen Geschichten unseres Universums realisiert.

Schön, dass sich die Geschichte des Universums realisiert hat, in der die 1000 Euro tatsächlich auf dem Zielkonto angekommen sind.

Molinarius

Herbst 2017

Das Handydisplayglasschutzglas macht mich traurig und wieder froh

Am 31. August beklage ich einen Sprung im Handydisplay "trotz Schutzfolie und Gummihülle und gar nichts gemacht. Ich weiß nicht mal, wie und wann das passiert ist." Dabei ist das Handy noch ganz neu. Beim Lesen ärgere ich mich oft über den störenden Sprung.

Einige Wochen später bemerke ich eine absplitternde Ecke. Wieder habe ich gar nichts gemacht, aber diesmal denke ich nach und gelange zu einer Erkenntnis. "Pass auf", sage ich zu Franziska Nyffenegger, und hebe die Schutzfolie vom Display ab. Dabei bekommt die Folie noch mehr Sprünge, das Handydisplay darunter aber ist unversehrt. Die Schutzfolie wurde unter einem Namen verkauft, der das Wort "Glass" enthält. Ich habe das für eine Werbelüge gehalten, aber es war keine. Zum Schutz des empfindlichen Handydisplayglases hat man mir ein noch viel empfindlicheres Handydisplayglasschutzglas verkauft.

Ich klebe das Schutzglas wieder aufs Display. Jetzt hat es nicht nur viele Risse, sondern auch Blasen. Seit ich weiß, dass ich sie jederzeit durch Aufkleben eines neuen Displayschutzglases loswerden könnte, stören sie mich aber überhaupt nicht mehr beim Lesen.

Kathrin Passig

10. Oktober 2017

Ausgestorbene Handygeräusche in der 70er-Jahre-Nostalgie-Bar

Wir sitzen in einer zwanzig Jahre alten Kreuzberger Bar im 70er-Jahre-Design, in der die Musik schon immer von zwei Mono-Plattenspielern kommt. So einen Plattenspieler hatte ich früher selbst, es war das abgelegte Gerät eines Freundes zu einer Zeit, als längst alle viel bessere Plattenspieler hatten, mit Stereo und Verstärker und Boxen. Bei meinem war der Lautsprecher im Deckel des Gehäuses eingebaut, die Geräte hier haben ihre Lautsprecher an der Vorderseite.

Rechts auf dem runden Tischchen die zwei Plattenspieler. Ich nehme an, es sind zwei, damit während des Plattenwechsels keine Musikpausen entstehen. Oder vielleicht ist der zweite das Backup. Oder zum Überspielen, nur ein Scherz, ich weiß, dass das nicht geht.

Aus dem Lautsprecher des Mono-Plattenspielers dringt immer wieder ein Geräusch, das ich schon viele Jahre nicht mehr gehört habe: das Störgeräusch eines Handys, das mit der Funkzelle redet. Man hört es in letzter Zeit nicht mehr, weil das Problem mit den GSM-, GPRS- und Edge-Standards zu tun hat und bei UMTS nicht mehr auftritt. (Vage Erklärung, weil ich die Details nicht verstehe, es hat mit Resonanz und der in Lautsprechern enthaltenen Spule zu tun.)

Zuerst glaube ich, dass das Geräusch ein Retro-Element ist, das zur Musik gehört. Aber dass es auf allen Platten enthalten ist, die der Barkeeper nacheinander auflegt, kommt mir dann auch wieder unwahrscheinlich vor. Es muss doch an unseren Handys liegen. In der Bar gibt es so gut wie keinen Handyempfang. Das erklärt vermutlich das Wiederauftreten des ausgestorbenen Geräuschs: Die verzweifelten Handys der vier Gäste schalten auf den ältesten Standard zurück, um wenigstens ab und zu mal ein bisschen Mobilfunkempfang zu bekommen.

Kathrin Passig

10. Oktober 2017

Geburtstagsgrüßeverteilung 2017

Ich versprach, aus wissenschaftlichen Gründen die Verteilung der Grüße zu meinem Wiegenfest auf einzelne Kanäle zu erfassen (2012, 2016). Ich erhoffe mir davon eine Vorstellung, wie sich die Medien entwickeln.

Beeinflusst wird die Messung natürlich jedes Jahr durch meinen Aufenthaltsort und weitere Faktoren. Verstecke ich mich sonst gerne auf Inseln (wie 2016) oder vergrabe mich einfach zuhause, bin ich 2017 ganz normal im Büro. Deshalb können mich persönliche oder telefonische Grüße viel besser erreichen.

68% Facebook-Pinwand und -Kommentare
6% Facebook-Messenger
5% Whatsapp
5% Twitter (öffentlich)
4% LinkedIn-Nachricht
3% Techniktagebuch-Chat
3% persönliche Glückwünsche
3% Xing-Nachrichten
1% per Telefon
1% per E-Mail
1% per Slack-Chat
<1% Twitter-Direktnachricht
<1% Instagram-Direktnachricht

LinkedIn ist weiter im Kommen – ein Gefühl, das ich nicht nur zum Geburtstag habe. Auch ein anderer Trend scheint sich fortzusetzen: Die Glückwünsche verlagern sich in private Kanäle.

Es bleibt spannend.

Johannes Mirus

Oktober 2017

Auftankwerbung und schlimme Vorahnungen am Zapfsäulendisplay

Während die Ikonografie für die Tankanzeige im Auto seit den 60er Jahren keine Fortschritte erfahren hat und in den meisten Fahrzeugen wohl immer noch mit der etwa mannshohen Zapfsäule mit einem seitlich angebrachten Benzinschlauch dargestellt wird, entspricht dieses Bild schon seit geraumer Zeit nicht mehr den Gegebenheiten. Allenfalls noch auf Privatgrundstücken von Speditionen oder Landwirtschafts-Großbetrieben lassen sich annähernd diesem Icon ähnelnde Geräte finden, meist direkt an einen überirdischen, voluminösen Dieseltank angebracht. Ein "Tankplatz" an heutigen Tankstellen zeichnet sich selbst in der tiefsten Provinz durch Geräte aus, die in ihrer Formgebung wie ein sehr gemeiner Tetris-Spielstein aussehen, aus dem so um die 4 Schläuche herauskommen.

Die neueste Entwicklung der Tankstellentechnik scheint derweil die Abkehr von der bisher üblichen Realisierung der Displays für gezapfte Menge Benzin, zu entrichtenden Geldbetrag und Literpreis zu sein. Waren dies bisher je nach Bauart 3 gleich große oder 2 große (für Menge und Gesamtsumme) und ein kleines (für Literpreis) LC- oder Leuchtdisplay mit klassischer 7-Segment-Anzeige, so scheint es inzwischen preiswerter zu sein, statt des klobigen, rostanfälligen und insbesondere bei alten Tankstellen bisweilen rührend anachronistischem (Überklebung der ursprünglich aufgedruckten "DM" neben den Preisfelden mit "€") Anzeigeelements dort einen Flachbildschirm zu montieren, die 7-Segment-Anzeigen nur noch zu simulieren und den von den für den Tank- und Bezahlvorgang erforderlichen Informationen nicht benötigten Raum für wechselnde Werbeanzeigen zu nutzen.

Das sternförmige Lochmuster links oben lässt noch Schlimmeres als nur visuelle Beeinflussung des Konsumverhaltens erwarten. Das nächste Firmwareupdate wird es vermutlich ermöglichen, aus dem aller Wahrscheinlichkeit dahinter verborgenen Lautsprecher auch akustische Werbespots auf die tankende Person loszulassen, die keine Chance hat, dem zu entkommen.

Spätestens an dem Tag, an dem ich beim Tanken mit Seitenbacher- oder Carglass-Werbung malträtiert werde, lege ich mir ein Elektroauto zu.

Florian Meerwinck

Oktober 2017

Auch die Postbank App kann jetzt kontaktloses Bezahlen. Aber nicht für mich, denn vor das kontaktlose Bezahlen hat die Postbank den Kontakt gestellt

Mit meiner neuen Kreditkarte und mit der SEQR-App kann ich ja mittlerweile kontaktlos bezahlen – zumindest, wenn der jeweilige Geschäftspartner es akzeptiert. Keine Suche mehr nach Kleingeld, kein Herumprobieren, wie rum die Karte in das Lesegerät gehört. Mit der App muss ich nicht mal mehr eine Karte mitnehmen: Ich finde das kontaktlose Bezahlen wirklich praktisch.

Nachteile meiner beiden Lösungen: mit SEQR habe ich ein zusätzliches Konto, welches dann wiederum die Zahlungen von meinem Girokonto abbucht. Damit kann ich also nicht mehr direkt zuordnen, wie viel Geld ich wofür ausgegeben habe. Und von der Kreditkarte habe ich keine PIN, so dass ich mit dieser nur bis 25 Euro bezahlen kann.

Als also die Postbank ankündigt, jetzt auch kontaktloses Bezahlen in der eigenen App zu ermöglichen, freue ich mich. Wenige Tage nach der Ankündigung erscheint auch tatsächlich in meiner Postbank-App unten ein neuer Menüpunkt: “Mobil bezahlen”.

Die neue kontaktlose Bezahlmöglichkeit muss aber natürlich zunächst freigeschaltet werden. Dafür muss unter anderem eine am Smartphone angezeigte sogenannte “Seal One ID” in 12 einfachen Schritten im Online Banking der Postbank am PC eingegeben werden, ein paar weitere Schleifen müssen – mutmaßlich aus Sicherheitsgründen – gedreht werden, und schließlich erhalte ich die Benachrichtigung, dass mich die zweite Hälfte des Codes, mit dem ich das mobile Bezahlen dann endgültig freischalten könne, per Einschreiben in den nächsten Tagen erreichen würde.

Bis jetzt, knapp zwei Wochen später, sind wir, die Postbank und ich, immerhin so weit gekommen, dass ich die neue Benachrichtigung erhalten habe, dass das Einschreiben mit der zweiten Hälfte des Freischaltcodes nicht an mich zugestellt werden konnte, weil ich nicht angetroffen wurde. Was richtig ist, weil ich aus beruflichen Gründen derzeit unterwegs bin.

Ich frage mich wirklich, warum Usability bei Lösungen aus dem Ausland so oft so einfach und bei Lösungen aus Deutschland so oft so kompliziert ist.

Molinarius

Mindestens seit September 2017

BahnCard-Kontrolle geht anders andersrum

Fahrkartenkontrolle im Zug – ich zücke routiniert mein mobiles Endgerät und öffne die App der Deutschen Bahn um das papierlose Ticket vorzuzeigen. Die Zugbegleiterin liest den Punktcode (wie ein Strichcode. Nur mit Punkten. Vielen Punkten.) erfolgreich mit ihrem Lesegerät ein und möchte danach wie gewohnt noch meine BahnCard, die Rabattkarte der Deutschen Bahn, sehen. Die Plastikkarte (Format Kreditkarte) reiche ich ihr und sie teilt mir nach einem kurzen Blick mit, dass die Karte abgelaufen sei. Die Karte ist tatsächlich abgelaufen, dank Abo ist in der App aber schon die neue hinterlegt. Glücklicherweise kann man in der App neben Tickets auch die BahnCards aufrufen, was ich tue. Sie erklärt mir, dass sie eine Sichtkontrolle über einen Handybildschirm ja eigentlich nicht machen darf, es dieses Mal aber akzeptiere.

Der Zug ist recht leer und daher frage ich sie, wieso sie die BahnCard so nicht akzeptieren darf – schließlich ist in der App neben einem “Bild” auch ein Punktcode extra für die Karte hinterlegt. Sie teilt mir mit, dass die digitale BahnCard vor dem Ticket eingelesen werden muss, die Plastikkarte aber erst nach dem Ticket benötigt wird, das wisse nur kein einziger Fahrgast. Ich

wusste es auch nicht und bin daher angemessen überrascht und nehme mir vor, das auf der Rückfahrt auszuprobieren (auch mangels gültiger Plastikbahncard).

Bei der Rückfahrt rufe ich in der App zunächst die BahnCard auf und danach das Ticket. Alles funktioniert reibungs- und noch wortloser als sonst und ich kann in Zukunft bei der Fahrkartenkontrolle meinen Geldbeutel in der Tasche lassen.

Marian Ritter

11. Oktober 2017

Hier wohnen schon etwas ältere Menschen

Mit Studierenden betrachten wir im Rahmen einer designethnographischen Übung Bilder von Sofaecken. Es geht darum ausgehend von einer genauen Betrachtung der Fotos – genauer: ausgehend von Details und Indizien – begründete Hypothesen über die Bewohnerinnen und Bewohner aufzustellen. Sobald auf den Bildern CD-Regale und Stereoanlagen zu sehen sind, lautet die Hypothese der Studierenden: „Hier wohnen schon etwas ältere Menschen.“ Auch Router und Festnetztelefone werden – zumeist zutreffend – als Hinweise auf die Elterngeneration gedeutet. Beamer hingegen sind Zeichen der Jugend.

Franziska Nyffenegger

2017-10-11

Zurück aus der Zukunft: Doctor on Demand

Im August 2016 hatte ich eine schwere Sinus-Infektion, und zum ersten Mal guckte mir mein Smartphone in den Hals. Bei Doctor on Demand bekam ich innerhalb von zehn Minuten ein Rezept für ein Antibiotikum. Die Video-Beratung kostete 40 Dollar. Obwohl manche Versicherungen schon die Kosten für Doctor on Demand übernahmen, war meine noch nicht dabei. Aber das ging schon in Ordnung, die große Erleichterung und die Zeitersparnis waren es mir wert.

Im Oktober 2017 ist es nochmal soweit. Ich habe wieder eine Sinus-Infektion, und wieder kann ich kaum atmen. Ich logge mich bei Doctor on Demand ein und möchte eine Video-Beratung buchen. Aber das kostet jetzt 75 Dollar, und meine Versicherung übernimmt immer noch nichts.

Nein, damit ist meine Schmerzgrenze erreicht. Statt zu Doctor on Demand gehe ich zu einer der ambulanten Arztpraxen, die es in Manhattan an jeder Ecke gibt. Das ist eine Art Gesundheitssupermarkt, wo man keinen Termin braucht. Eine Sekretärin nimmt meine Personalien auf. Ich fülle mehrere Formulare zu meiner Krankenvorgeschichte aus. Dann kommt ein Assistent und erfasst meine grundlegenden Lebensfunktionen: Puls, Blutdruck. Eine Assistenzärztin betritt den Raum und erkundigt sich nach dem Grund meines Besuchs. Eine Diagnose spricht sie nicht aus, dazu müssen wir auf den Doktor warten, der, nachdem er von der Assistenzärztin über meinen Fall informiert wurde, mich noch einmal befragt.

»Nasensprays darf man nicht länger als drei Tage nehmen«, sagt der Doktor. »Ich werde Ihnen ein Antibiotikum verschreiben.«

Diese Beratung kostet 300 Dollar. Meine Versicherung bekommt einen Rabatt von 70 Dollar auf diesen Preis. Von den übrigen 230 Dollar übernimmt sie 195 Dollar, und die restlichen 35 Dollar bezahle ich selbst.

André Spiegel

11.10.2017

Alles muss man selbst machen! Sogar GIFs!

Am Dienstagabend gucke ich zusammen mit meinem Mann “Die Höhle der Löwen”, eine Startup-sucht-Investor-Sendung auf VOX. Darin gibt es eine schöne Szene, in der sich einer der potentiellen Investoren etwas verzweifelt die Haare rauft, als die Gründer zugeben, dass sie mit ihrem Produkt noch nicht im Vertrieb sind. Davon hätte ich gerne ein GIF.

Weil sich niemand freiwillig für diese Aufgabe zur Verfügung stellt, mache ich mich am nächsten Tag selber ans Werk.

Das Problem: Ich habe die Szene nicht als Video vorliegen, kann sie nur als Stream in der VOX-Mediathek abrufen. Die üblichen GIF-Converter möchten ein Bild oder einen Film, um daraus ein GIF zu basteln.

Ich google also nach Software, mit der man auch aus Streams GIFs erstellen kann und werde fündig. Mit LICEcap gibt es ein kostenfreies Programm. Im Wesentlichen handelt es sich um einen Rahmen, den man auf dem Bildschirm so positioniert, dass er genau das aufzunehmende Bild einrahmt.

Das Programm selber verhält sich dabei erstaunlich unintuitiv, eventuell stelle ich mich auch besonders dumm an, ich bin ja GIF-Erstellneuling. Zuerst muss man auf Record drücken, dann öffnet sich sofort ein Fenster, wo man Dateipfad und -namen angeben kann und ein paar Einstellungsmöglichkeiten hat, u. a. die Länge des aufzunehmen Clips. Ich muss also erst die entsprechende Szene auswählen, dann an geeigneter Stelle pausieren, dann die gewünschte Länge eingeben, dann bestätigen und dann schnell den Film starten, weil die Software sofort mit der Aufnahme startet.

Nach ein paar Fehlversuchen klappt es auch. Ich habe jetzt erstmal ein 10-Sekunden-GIF, in dem sehr viel mehr Inhalt ist als benötigt, aber ich vermute, dass es einfacher sein wird, das GIF nachträglich auf die gewünschte Szene zurechtzustutzen, als die Aufnahme direkt auf Anhieb richtig hinzukriegen.

Die Vermutung bestätigt sich. Im Netz finden sich zahlreiche Angebote, bei denen man einfach ein GIF hochladen und bearbeiten kann. Das Zurechtschneiden erfolgt über Trial-and-Error, indem man auf gut Glück Start- und Endframe angibt und dann eine Vorschau bekommt und so lange rumspielt, bis man genau die Szene hat, die man braucht.

Jetzt ist alles fertig und ich entlasse das GIF auf Twitter in die freie Wildbahn, auf dass es wachse und gedeihe.

Alina Smithee

11. Oktober 2017

Wir kaufen ein Buch

Aleks Scholz (Schottland) fragt mich im Messenger: "Kannst du mir eventuell dieses Buch bestellen und irgendwann mitbringen? https://www.amazon.de/Das-Universum-ich-Philosophie-Astrophysik/dp/3446256636/".

"Gibt es kein Ebook?", frage ich.

– "Doch, aber offenbar nicht im englischen Amazon."

– "Ah, hm. Ich könnte mich kurz ummelden, das Ebook kaufen und es dir exportieren. Oder ist dir Papier lieber?"

– "Lieber wäre mir das Ebook natürlich."

Mit "ummelden" meine ich "den Wohnsitz für digitale Amazon-Produkte von den USA nach Deutschland verlegen". Ich habe ihn im Moment in den USA, weil ich nur so via Goodreads ohne allzu große Verrenkungen auf meine Markierungen in den Kindle-Büchern zugreifen kann. Ich habe den Digitalwohnsitz schon häufiger gewechselt, aus unterschiedlichen Gründen, z. B. 2014, um ein deutsches Buch zu kaufen und noch mal 2014, weil ich nicht genug Hände habe.

Mit “exportieren” meine ich die Entfernung des Kopierschutzes via Calibre, damit ich das gekaufte E-Book an Aleks weiterreichen kann. Und da das eh schon verboten ist, schaue ich auch gleich noch in der Schattenbibliothek Library Genesis nach, ob es das Buch dort gibt. Gibt es aber nicht.

“Es gibt offenbar auch auf Deutsch kein Ebook”, finde ich bei Amazon heraus, “ah doch, direkt beim Verlag. Es ist bei Hanser, du könntest dir eins als Rezensionsexemplar schicken lassen. Wenn du das nicht willst, kauf ich es beim Verlag und schick es dir.”

“Ich sehe aber bei Amazon ein Ebook”, wendet Aleks ein. “Ein Rezensionsexemplar kriege ich sicher irgendwo, aber ich will es nicht rezensieren.”

“Ich sehe bei Amazon keins”, sage ich, “weder im deutschen noch im ... ah, sie zeigen mir keins, weil ich nicht angemeldet bin für deutsche Ebooks! Das ist ja alles noch blöder, als ich dachte. Aber wieso siehst du es dann? Du bist doch auch nicht beim deutschen Amazon angemeldet, oder doch?

“Nein”, sagt Aleks. “Lustig: jetzt, wenn ich angemeldet bin, sehe ich es nicht mehr. Tatsächlich: wieder abgemeldet, und da ist es wieder. Bei mir macht es Sinn, sobald ich mich anmelde, weiß Amazon, dass ich nicht in Deutschland bin, und dann dürfen sie mir das Ebook nicht mehr verkaufen. Aber siehst du es wirklich nicht, wenn du überhaupt nicht angemeldet bist?”

Das habe ich nicht ausprobiert, weil ich bei Amazon immer angemeldet bin. Ich wusste nicht, dass einem dann Informationen über die Existenz von Büchern vorenthalten werden.

“Also, ich kauf es jetzt beim Verlag, ok?”, frage ich.

– “Und dann?”

– “Schick ich es dir.”

Das könnte Aleks zwar vermutlich auch selbst erledigen, denn ich gehe davon aus, dass nur Amazon das Buch nicht nach Schottland verkaufen darf, der Verlag selbst aber schon. Das hoffe ich jedenfalls, sonst wäre es alles nicht nur noch blöder, als ich dachte, sondern noch viel blöder. Aus Techniktagebuch-Gründen interessiert mich der Kauf beim Verlag.

Er verläuft relativ ereignislos. Berichtenswert daran ist lediglich, dass ich das Buch nicht sofort herunterladen kann, sondern zuerst eine Mail bekomme, die mir die baldige Bereitstellung meines Buchs ankündigt und dann eine Mail, die den Downloadlink enthält. Das Buch ist im ePub-Format und enthält ein Wasserzeichen, vermutlich, um zu verhindern, dass ich es weitergebe. Ich schiebe es in den Facebook Messenger, der es nach Schottland transportiert.

Kathrin Passig

12. Oktober 2017

Bahnhofstoilettenforschung in der Schweiz

Das Bahnhofsklo am Hauptbahnhof in Zürich ist noch nicht bargeldlos benutzbar wie anderswo. Das überrascht mich, weil die Schweiz in diesen Dingen meistens weiter ist als Deutschland. Ich muss zuerst einen Franken-Schein in einen Automaten fädeln, um Münzgeld zu erhalten. Hätte ich nicht zufällig wegen des Bitcoin-Automaten-Experiments bereits einen Franken-Schein gehabt, ich hätte vor dem Klobesuch zuerst einen Geldautomaten und dann den Geldwechselautomaten aufsuchen müssen, um meine zwei Franken in den Schlitz der Einlassschranke zu werfen.

Im Klo ist es dafür dann so schön, wie ich es mir vorgestellt habe. In Finnland sagt man, schwedische Gefängnisse entsprächen dem Standard finnischer Hotels, und ich sage deshalb: Diese Schweizer Bahnhofstoilette ist etwa so wohnlich wie ein Berliner Café. Ich benutze sie, um mich darin umzuziehen, und lasse bedenkenlos meine Kleidung auf den Boden fallen. Er sieht sauberer aus als der in meinem Schlafzimmer.

Außerdem gibt es eine Besetztheitsanzeige in Form von roten und grünen Lämpchen an den Türen:

Erst auf dem Foto erkenne ich, dass es sich um eine Ampel handelt. Ich weiß aber nicht, was Gelb bedeuten könnte: Hat schon gespült und wird sicher gleich fertig sein?

Kathrin Passig

Sommer und Herbst 2017

Die Jugend soll aus pädagogischen Gründen mehr Computerspiele spielen, mag aber nicht

Ich hab ein zweites iPad gekauft, weil meine Kinder ständig nur am YouTube-Glotzen waren, statt auch mal Spiele zu spielen. Ich hab ihnen erzählt, dass man auf dem zweiten kein YouTube gucken kann, sondern nur Spiele spielen. Dazu hab ich noch mal zehn Spiele gekauft. Das hat erst mal auch für zwei, drei Monate ganz gut funktioniert, sie haben sich dann immer abgewechselt, die eine hat das große iPad bekommen, mit dem man gucken konnte, die an-

dere das kleine, mit dem man spielen konnte. Inzwischen ist es leider wieder so, dass sie beide vor dem großen sitzen und wieder nur YouTube gucken. Auf dem großen sind auch Spiele drauf, aber irgendwie wollen sie da nicht so richtig.

Es ist ja auch okay: Die kommen von der Kita und sind erledigt, und dann sitzen sie halt davor und glotzen die ganze Zeit nur. Das ist jetzt auch nicht länger als zwanzig Minuten, eine halbe Stunde pro Tag, aber ich find's halt trotzdem besser, wenn sie Computerspiele spielen. Da sollen sie was machen, da gibt's Interaktion und es gibt Aufgaben und ich glaub halt schon, dass das besser ist fürs Lernen, fürs Gedächtnis, für die Neugier, als einfach nur dazusitzen und sich berieseln zu lassen. Wir haben ja auch keinen Fernseher. Aber man merkt halt schon auch, dass sie nach einem sechsstündigen Kita-Tag einfach nur dasitzen und ein bisschen abschalten wollen vor YouTube.

Alan Smithee, aufgezeichnet von Kathrin Passig

Oktober 2017, Freitag, der 13.

COUP ohne Clou

Ich muss zu einem Abendessen in den Prenzlauer Berg. Das sind von zuhause 9 Kilometer, genau die richtige Distanz für eine Jungfernfahrt mit einem E-Roller, denn schließlich zahlt man pauschal 3 € für die ersten 30 Minuten, da will man ja nicht nur kurz mal um den Block fahren. Die App habe ich einige Wochen zuvor schon heruntergeladen, und die Überprüfung meines Führerscheins bei der Anmeldung hat erfreulicherweise kein persönliches Vorzeigen erfordert (wie seinerzeit noch bei car2go), sondern wurde durch einen freundlichen Callcentermitarbeiter via Kamera erledigt. Kurios dabei: Er konnte mich und den Führerschein sehen, auf meinem Display allerdings blieb alles schwarz, und so musste er mich mehrmals mit "Näher ran!", "Mehr nach Rechts", "Stillhalten!" dirigieren, bis er wohl den Führerschein in Gänze erfasst hat.

Zurück zur Jungfernfahrt: Ein freier COUP-Roller steht nur wenige Schritte von zu Hause entfernt, via App lässt er sich problemlos starten, Helm verbirgt sich unter dem Sitz, auch das Front-Licht leuchtet schon, weil die App wohl weiß, dass es um diese Uhrzeit bereits dunkel sein muss. Clever. Das Armaturendisplay zeigt zwei Batteriesymbole mit jeweils noch 2 verbleibenden Balken. Wird schon reichen, denke ich.

Los geht's und die ersten Kilometer machen ordentlich Spaß, der Roller fährt zügig, ist leicht zu bedienen und schnurrt leise, wie man es sich von einem Elektromotor wünscht. Mit etwas stolzgeschwellter Brust lasse ich am Alexanderplatz einige Autos hinter mir und fädle direkt vor dem Haus des Lehrers in die Linksabbiegerspur. Ich komme als Erster an einer roten Ampel zum Stehen. Ein Blick auf das Display: Nun leuchten nur noch jeweils 1 Balken auf den zwei Batteriesysmbolen. "Uiuiui, ob sich das wohl ausgeht?" Noch während ich das denke, leuchtet plötzlich ein anderes rotes Symbol auf und ich merke, dass der Roller sich nicht mehr bewegt. Kleinlaut muss ich ihn auf die Mittelinsel schieben, gerade noch rechtzeitig bevor die Ampel auf Grün springt und ich den ganzen Feierabendverkehr blockiert hätte.

Saublöd, dass man da nicht eher gewarnt wird, bevor einen die Batterie im Stich lässt, fluche ich vor mich hin, schiebe den Roller auf den Gehweg und versuche, die Miete mittels der App abzuschließen. Das gelingt mir nach dreimaligem Versuchen nicht, immer wieder erscheint eine Fehlermeldung, dass das Bluetooth Probleme bereitet.

Also muss ich wohl oder übel jemanden anrufen, bei car2go gab's dazu ja in den ersten Jahren immer noch einen Knopf am Armaturenbrett und man war sofort mit einem Callcentermitarbeiter verbunden. Hier gibt es das natürlich nicht, aber auch in der App finde ich keine Anruffunktion. Lediglich eine Telefonnummer wird mir irgendwo im Kleingedruckten angezeigt. Sie ist allerdings nicht verlinkt, sodass ich mir die Nummer auswendig merken muss (zu schreiben hab ich natürlich nichts), um sie dann in den Zifferblock zu tippen.

Als ich der wiederum sehr netten Callcenterfrau das Problem schildere, vermutet sie, dass nicht die Batterien das Problem waren, sondern ich vermutlich unabsichtlich gleichzeitig die Bremse gedrückt und das “Gas” (wie heißt das denn eigentlich bei einem E-Roller, klingt irgendwie falsch) betätigt hätte. Wer motorisierte Roller gewohnt ist, macht das wohl aus alter Gewohnheit, damit die Mühle an der Ampel nicht absäuft. Keine Ahnung, ob das bei mir der Fall war. Jedenfalls hat das gleichzeitige Bremsen und Beschleunigen zur Folge, dass sich der Roller abschaltet. Zur Abhilfe müsste ich nur mit der App das Fahrzeug in den Parkmodus versetzen, und danach wieder aktivieren, dann sollte der Roller weiterfahren.

Ich weise sie darauf hin, dass das umständliche Nesteln am Handy während man mitten auf dem Alex an einer roten Ampel wartet, ein Fall für strafzettelspendable Cops wäre (erst zwei Tage zuvor wurde ich beim Fahrradfahren mit dem Handy in der Hand erwischt und ermahnt). Leider sei das jedoch die einzige Lösung.

Sie erlässt mir jedoch die 3 € meiner Jungfernfahrt, und ich suche die kommenden zehn Minuten nach einem Treppenabgang zur U-Bahn.

seifestattgel

13. Oktober 2017

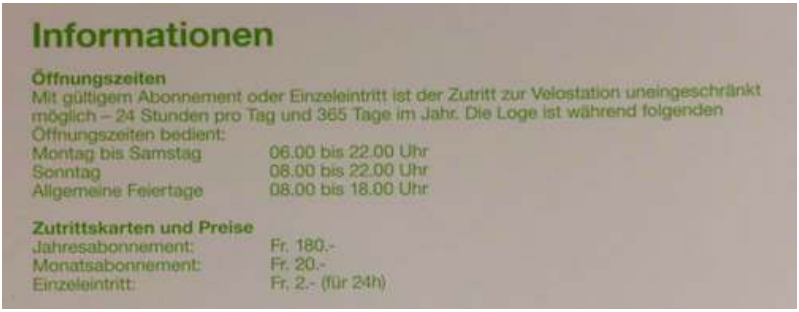
Eine neue, unterirdische Welt (mit Steckdosen)

Da ich wegen einer Wohnungsrenovation derzeit nicht zu Hause lebe, fahre ich aus einer ungewohnten Richtung zum Hauptbahnhof und entdecke eine Mitte September eröffnete Velostation. Unter dem neuen Europaplatz befinden sich in einer grossen Halle gut 1’600 Abstellplätze.

Für e-Bikes gibt es extra Plätze und extra Schliessfächer, in denen sich die Akkus aufladen lassen.

E-Velos

Noch darf ich mein Fahrrad einfach abstellen; ab Ende Monat werde ich dafür ein entsprechendes Ticket oder ein Jahresabonnement brauchen.



Informationen

Öffnungszeiten
Mit gültigem Abonnement oder Einzeleintritt ist der Zutritt zur Velostation uneingeschränkt möglich – 24 Stunden pro Tag und 365 Tage im Jahr. Die Loge ist während folgenden Öffnungszeiten bedient:

Montag bis Samstag	06.00 bis 22.00 Uhr
Sonntag	08.00 bis 22.00 Uhr
Allgemeine Feiertage	08.00 bis 18.00 Uhr

Zutrittskarten und Preise

Jahresabonnement:	Fr. 180.-
Monatsabonnement:	Fr. 20.-
Einzeleintritt:	Fr. 2.- (für 24h)

Franziska Nyffenegger

14. Oktober 2017

Erinnerungen an ein früheres Leben

Im Keller von Sergio Maldini verstaubt ein CD-Regal.

Sergio Maldini, dazu befragt, sagt: Viele CDs hab ich weggeschmissen. Einige meiner liebsten hab ich behalten. Das auf dem Bild ist vielleicht die Hälfte, vielleicht ein Drittel meiner ursprünglichen Sammlung. Verschenken geht nicht, weil sie niemand will. Verkaufen ist mir zu mühsam. Es gab noch lange Händler, die dir das abgenommen haben, es wurde immer billiger. Aber

ich hab selbstverständlich nie diesen Berg CDs zu einem Händler geschleppt für ein paar Franken. Drum stehen sie jetzt da als Erinnerung an mein früheres Leben.

Kathrin Passig

14.10.2017

Langsamer Abschied von der CD (II)

In Tübingen werden die Jazz- und Klassiktage eröffnet. Es ist wunderschön, die Stadt ist ja sowieso so liebenswert, dazu ist das Wetter großartig, die Stimmung gelöst. Und nun spielen also auf zahlreichen Straßen tolle Bands, alles ist ganz wunderbar. Ich genieße die Atmosphäre und kaufe mir als Andenken spontan eine CD von einer der Bands.

Mitte Oktober in Tübingen. Fühlt sich eher nach Summertime an als nach Autumn Leaves.

Erst zu Hause stelle ich dann fest, dass ich keinen CD-Spieler mehr besitze. Nicht mal mehr einen Laptop mit Laufwerk habe ich.

Etwas später kommt die Erkenntnis: Ah! Aber YouTube! YouTube kennt die Band von der Straße!

Man könnte einwenden, na, YouTube, da hätte ich die CD ja nicht kaufen müssen. Stimmt, aber mir kommt das wie ein fairer Deal vor: Ich habe die CD gekauft und höre die Musik nun kostenlos auf Youtube.

Molinarius

15. Oktober 2017

Das königlich schwedische Inbusschlüsselmonopol

Als Besitzer eines zu DDR-Zeiten erbauten Kleingartens bin ich es gewohnt, Möbelstücke und andere Artefakte nach Art der verwendeten Schrauben grob zu datieren. Schlitzschrauben = vor der Wende, Kreuzschlitz und Inbusschrauben = danach und erst in jüngster Zeit auch Torx.

Heute baue ich ein neues Kinderbett auf, das einmal nicht vom schwedischen Möbelgiganten stammt, sondern von einem kleinen osteuropäischen Hersteller. Dennoch wird sich auch hier an das Muster gehalten, dass der Verpackung ein winziger Inbusschlüssel beiliegt. Obwohl man zum Aufbau auch einen Schraubenzieher benötigt.

Irgendwo habe ich zwei Dutzend dieser Gratis-Inbusschlüssel eingelagert, um sie vielleicht für irgendein Bastelprojekt zu verwenden. Oder um nach der Zombieapokalypse Angelhaken oder Krähenfüße daraus zu schmieden, oder so.

Virtualista

16. Oktober 2017

Die Vertabletisierung der Welt

“Die Schweiz wieder”, denke ich angesichts der Schaufenstergestaltung eines Lampenladens, “wo man anderswo Preisschilder ausdrucken würde, haben sie hier natürlich ein Tablet für jedes Fenster”.

Aber dann sehe ich genauer hin: Das Tablet ist kein Tablet, sondern ein weißer Plastikrahmen, in dem ein Blatt Papier steckt. Das Papier ist von hinten gleichmäßig ausgeleuchtet. Nur an der Papierstruktur kann man erkennen, dass es sich nicht um ein Display handelt.

Kathrin Passig

Oktober 2017

Langsamer Abschied von der CD (I)

Beim Aufräumen fällt mir auf, dass ich recht viele CDs besitze, die ich bei Amazon gekauft und nie geöffnet habe, weil ich zusammen mit der CD die Musik auch über AutoRip von Amazon im mp3-Format bekommen habe.

Ich kann mich nicht so richtig entscheiden, ob die CDs noch einen Wert für mich haben (vielleicht als Backup für den Fall, dass Amazon mir irgendwann mal keinen Weg mehr in seine Cloud ermöglicht?) und verwahre sie, ähnlich wie Sergio Maldini, noch für vermutlich ein paar weitere Jahre im Keller.

Molinarius

16.10.2017

Das Gepäck verschwindet in der Tiefe

Da ich meistens mit leichtem Handgepäck unterwegs bin, habe ich schon lange kein Gepäckschließfach an einem Bahnhof der Deutschen Bahn mehr benutzt. Und heute verdutzt festgestellt, dass sich da alles grundlegend gewandelt hat, jedenfalls im Kölner Hauptbahnhof: An die Stelle der zahlreichen Schließfächer ist da eine automatisierte Schließfachanlage getreten, die einem den Koffer abnimmt und irgendwo in den Eingeweiden des Bahnhofs versteckt.

Und so ganz intuitiv ist die Nutzung auch nicht:

Die Anlage besteht im wesentlichen aus der Möglichkeit, Geld einzuwerfen (dazu unten mehr), seinen Koffer einem Fach anzuvertrauen, mit dem es dann in die Tiefe fährt – und aus der vermittelten Hoffnung, dass später auch genau dieser Koffer wieder abgeliefert (im Bahndeutsch: “ausgelagert”) wird.

Also Geld rein (und nicht von den Piktogrammen verwirren lassen, die alles noch mal non-verbal erläutern)...

. . . warten, bis sich das Tor zur Gepäckablage öffnet. . .

… und hoffen, dass der Koffer nicht zu groß ist.

Als Schlüssel gibt es eine Karte mit Magnetstreifen, die einem hinterher den richtigen (hoffentlich) Koffer wieder ins gleiche Fach befördert und herausgibt.

Ein bisschen Geduld muss man schon haben, ne knappe Minute kann es dauern, bis das Metallrollo den Zugang freigibt.

Es funktionierte tadellos, in meinem Fall. Aber dessen kann man ja nicht immer sicher sein. (Ach ja, und wie man oben sieht: Nur Bargeld nimmt der Automat.)

Das ganze System ist ja auch komplizierter und damit vermutlich fehleranfälliger als die herkömmlichen Schließfächer – wenn da der Schließmechanismus eines Faches kaputt war, war der Schließmechanismus eines Faches kaputt und nicht die ganze Anlage.

Aber die Bahn wird schon wissen, warum sie das tut. Zum Beispiel, weil sie damit auch die Preise für die Gepäckaufbewahrung äh, anpassen konnte: Jetzt gibt es einen Kurzzeitpreis von drei Euro – für zwei Stunden Einlagerung. Danach ist dann der 24-Stunden-Preis fällig, also noch mal drei Euro erhöhen auf sechs Euro für 24 Stunden. Egal ob vier oder 24 Stunden Nutzung.

(Und jetzt vormerken: Dringend Fotos von herkömmlichen Gepäckschließfächern machen, so lange es irgendwo noch welche gibt. Schließlich waren sie nicht nur praktisch, sondern haben auch unzählige Krimis geprägt – was wäre mancher Spannungsbogen ohne den Schlüssel zu einem Schließfach an unbekanntem Ort, den das Opfer in der Hosentasche hatte. . .)

Thomas Wiegold

17. Oktober 2017

Fast wie zuhause

Ich hatte es letztes Jahr im Griechenland-Urlaub schon vorfreudig erhofft, heute ist es tatsächlich eingetreten: Ich erlebe das EU-weite Roaming ohne Aufpreis am eigenen Leib.

Kaum auf Malta gelandet, schalte ich wie gewohnt mein Handy aus dem Flugmodus zurück in den Normalbetrieb. Wenig (und nur eine Handy-Einstellung „Datenroaming erlauben“) später bin ich in einem „Melita“ genannten Netz und surfe weiter, wie ich es zuletzt in Frankfurt problemlos tat.

Bei aller Freude sollte man die negativen Seiten natürlich nicht verschweigen. Durch den SIM-Kartenwechsel früher habe ich natürlich auch keine Anrufe bekommen. Das ist in diesem Urlaub leider nicht mehr so.

Johannes Mirus

2017 (und früher)

Digital und legal

Wenn man früher als Musiker an Noten kommen wollte, gab es meist zwei Wege: Entweder man kaufte sich die Noten in einer beliebigen Ausgabe, was nicht selten mit überraschend hohen Kosten verbunden war, oder man ko-

pierte sich die Noten. Letzteres war nicht zwingend legal, aber Usus, vor allem, wenn man nur ein Stück aus dem gesamten Notenbuch haben wollte. Gekauft wurden Noten meist dann, wenn meine Klavierlehrerin entschied, dass zumindest ein nicht unerheblicher Teil des Inhalts für den Unterricht relevant sein würde.

So verbringe ich Ende der Neunziger Jahre viel Zeit in der Kölner Stadtbibliothek, in der ich mich nicht nur vollkommen illegal aufhalte, denn ich habe weder einen Dauer- noch einen Tagesausweis, sondern auch vermutlich illegale Dinge tue, nämlich Noten kopiere.

Das Kopieren von Noten geht auch einher mit teilweise komplizierter Zusammenklebetechnik, um an geeigneter Stelle in die geeignete Richtung umblättern zu können. Dass man als Musikerin auch Bastelkompetenz mitbringen muss, hat einem wieder keiner gesagt.

Mit dem Internet wird alles besser, nur merke ich das erst sehr spät, nämlich so um 2016 herum. Dann wird mir klar, dass ich Noten für Musikstücke, die ob des bereits recht lang zurückliegenden Todes des Komponisten ohnehin gemeinfrei sind, ja tatsächlich recht einfach im Netz zu finden sind. Das Problem ist ja nicht, dass die Stücke geschützt sind, sondern die entsprechenden gesetzten und gedruckten Notenhefte der Verlage. Ich muss also gar nicht zum nächsten Musikladen gehen oder in unserem Notenfundus wühlen, wenn ich kurz noch mal die Mozart-Sonatine in C-Dur (Köchel Nr. 545) anspielen will, sondern kann nicht nur die Noten googeln und runterladen, sondern im Zweifelsfall direkt vom Smartphone oder Tablet abspielen.

Es gibt aber immer noch gute Gründe, Noten zu kaufen und auf die Arbeit der Verlage nicht zu verzichten. Tatsächlich macht es nämlich einen Unterscheid, wie die Noten gesetzt sind und welche Informationen einem noch mitgeliefert werden. Schlechte Verlage setzen die Noten zum Beispiel so, dass man an besonders ungünstigen Stellen umblättern muss, während gute Verlage darauf achten, dass man an der Umblätterstelle möglichst zumindest kurz eine Hand frei hat. Außerdem liefern schlechte Verlage nicht immer die

Fingersätze mit und wer je von seiner russischen Klavierlehrerin die Aufgabe "Überleg dir mal einen Fingersatz und schreib ihn dazu" bekam, der weiß, wie viel lästige Arbeit einem mit einem guten Fingersatz erspart wird.

(Für Nichtmusiker: Der Fingersatz sagt dem Musiker, welchen Finger er für eine bestimmte Note nehmen soll, um sowohl Melodielinien als auch Akkorde möglichst bequem spielen zu können.)

Anne Schüßler

18. Oktober 2017

Habe ich ein GHD, ohne es zu wissen? Brauche ich eines?

Ich werde zuerst in Irland und danach in der Schweiz sein und brauche für Veranstaltungen eine Frisur. Die lässt man sich besser in Irland machen und nicht in der Schweiz, wo es bestimmt so viel kostet wie eine Berliner Monatsmiete. Lange betrachte ich bei Google Maps die Bilder von Friseurläden in Dublin, ausgehend von der Hypothese, dass man mich in einem Laden mit harmlos aussehendem Mobiliar wahrscheinlich nicht "zusammenonduliert und auf die Straße wirft" (Simon Borowiak).

Es ist nicht leicht, aber nach einer Weile entscheide ich mich für das am wenigsten bedrohliche Angebot und folge einem Link zur Facebookseite, denn eine Website gibt es nicht. Das Techniktagebuch hat darüber eventuell noch nicht berichtet, aber für kleinere Unternehmen ist das in letzter Zeit normal.

Auf der Facebookseite sehe ich zum ersten Mal einen Link zur sofortigen Terminvereinbarung:

Da es praktisch für mich wäre, einen Termin zwischen Ankunft am Flughafen und Schlüsselübergabe der Unterkunft zu haben, folge ich diesem Link. Er führt aus Facebook heraus und zu phorest.com, einem Anbieter von Friseursalon-Software.

1. Choose a service | 2. Choose a time | 3. Confirm

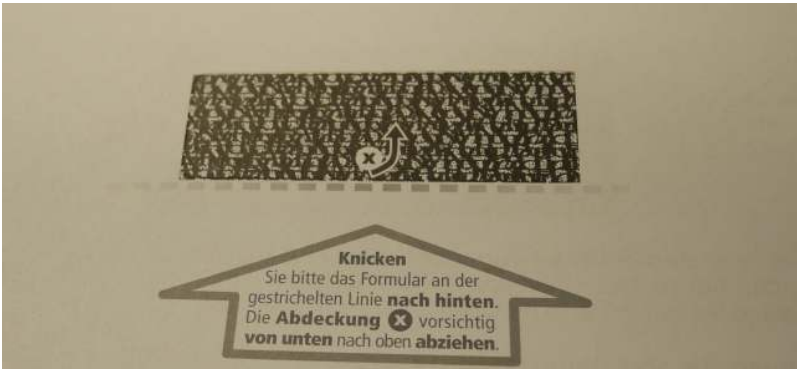
children boys	Any Stylist €12.00	Book Now
children girls	Any Stylist €22.00	Book Now
Curly Blowdry	Any Stylist €27.00	Book Now
GHD	Any Stylist €30.00	Book Now
Long Blowdry	Any Stylist €25.00	Book Now
Short Blowdry	Any Stylist €22.00	Book Now
Up style	Any Stylist from: €35.00	Book Now
Wash, Cut + Bdry	Any Stylist €43.00	Book Now

Ein paar Möglichkeiten kann ich gleich ausschließen: “children boys”, “children girls” und “Curly Blowdry” brauche ich nicht. Aber was ist ein GHD? Oder ein Up style? “Wash, Cut + Bdry” klingt zwar so, als könnte es passen, aber dann werde ich womöglich vor Ort beschimpft, wenn sich herausstellt, dass GHD wie *German Hair Dilemma* die einzig korrekte Option gewesen wäre. Ich schließe die Seite wieder, suche den Friseursalon persönlich auf und warte eine Stunde im benachbarten Café, bis man Zeit für mich hat. Wie die durchgeführte Operation schließlich hieß, habe ich nicht herausgefunden.

Kathrin Passig

18.10.2017

Natürlich geht's online



Meine Bank hat mir eine neue Kreditkarte geschickt, und mit der neuen Kreditkarte auch eine neue PIN-Nummer – verbunden mit dem warnenden Hinweis: Statt der Unterschrift werde künftig immer (mehr?) die PIN gefragt sein. Aber ich hätte nun auch die Möglichkeit, eine Wunsch-PIN festzulegen, müsse mir also nicht die Zufallszahlen des Bank-Generators merken.

Für die Einrichtung einer Wunsch-PIN muss ich bei der Bank anrufen, damit mir der dafür nötige Zugangscode per Post zugeschickt wird – erst mit diesem zwölfstelligen Code kann ich meine neue Geheimzahl einrichten.

Bei der telefonischen Anforderung warnt mich die Bankmitarbeiterin: *Machen Sie die Einrichtung Ihrer Wunsch-PIN lieber telefonisch. Da steht zwar, dass Sie das auch im Internet machen können. Aber das funktioniert nicht, und dann rufen Sie ja doch bei uns an.*

Paar Tage später ist der Umschlag mit dem Zugangscode (Foto oben) schon da, und natürlich schlage ich die Warnung in den Wind und gehe auf die im Begleitschreiben angegebene Internetseite. Ich gebe den Zugangscode ein, danach meine Wunsch-PIN, die ich noch mal bestätige, und schon erscheint der Hinweis: *Ihre Wunsch-PIN ist eingerichtet und ab sofort gültig.*

Geht doch, dieses online. (Obwohl: ob die neue Geheimzahl funktioniert, muss ich erst ausprobieren.)

Thomas Wiegold

20. Oktober 2017

Meet the Band

Die Folk-Pop-Musikerin KT Tunstall hatte vor rund zehn Jahren zwei größere Hits ("Suddenly I See" und "Black Horse and the Cherry Tree"), aber seitdem scheint ihre Fangemeinde etwas geschrumpft zu sein. Vielleicht sind auch deswegen zehn Jahre vergangen, seit sie zuletzt in Deutschland auf Tournee war. In Berlin spielt sie im recht kleinen, gemütlichen Frannz Club vor vielleicht 250 Leuten – und ich vermute, dass sie deswegen auch alleine unterwegs ist.

„First, meet the Band", sagt KT, als sie auf die Bühne kommt. Sie deutet auf die Sampler, Keyboards und Drumcomputer, die sie umgeben. Das passt – einen Teil ihres Erfolgs geht auf Performances von "Black Horse and the Cherry Tree" mit Hilfe eines Loop-Pedals (das sie liebevoll "wee bastard pedal" nennt) zurück. Jetzt gestaltet sie die gesamte, zweistündige Show auf diese Weise: Sie baut sich mit Hilfe der Maschinen um sie herum vor jedem Lied einen Beat mit ein paar Grundharmonien auf, dann erst beginnt der eigentliche Song. Alle Arrangements sind so gestaltet, dass sie durch Hinzufügen und Entfernen einzelner Elemente gut variiert werden können.

“Toll”, denke ich mir. So aufzutreten, wie man es sonst eher von One-Person-Bands kennt, spart Geld und Platz. Es erlaubt außerdem ein intimes Konzert, das auf einen vollen Sound dennoch nicht verzichten muss. Wie lange es dauert, so ein Set zusammenzustellen, frage ich sie nach dem Konzert. Sie meint: Nur vier bis fünf Tage.

Alexander Matzkeit

2017

Ich vermisse das Brummen im Lautsprecher

Ungefähr einmal im Jahr erkläre ich den Studierenden der Biomedizin elektromagnetische Felder, Interferenz und Induktion. Als lockeren Einstieg habe ich bis letztes Jahr das Brummen in Lautsprechern von Stereoanlagen, wenn das Mobiltelefon daneben liegt, verwendet. Das Phänomen hat den großen Vorteil, dass ich auch gleich Resonanzphänomene (Spulen und Lambda/4-Antennen mit einem Wirkungsgrad von über 90%) mit erklären kann. Bis vor etwa drei oder vier Jahren kannten alle das Geräusch. In den letzten Jahren fiel mir auf, dass immer weniger Studierende das Phänomen von zu Hause kannten – offenbar, weil Smartphones im 3G (UMTS) oder 4G (LTE) Netz diese bis vor wenigen Jahren jedem bekannten Störgeräusche nicht mehr erzeugen (wegen höherer Frequenz und geringerer Sendeleistung).

Im letzten Jahr hatte ich deshalb extra zur Demonstration mein Smartphone dabei, das ich zwischen 2G (erzeugt Brummen in Lautsprechern) und 4G (erzeugt kein Brummen) umschalten kann.

Aber schöner ist ja ein thematischer Einstieg, den die Studis aus dem Alltag kennen. Ich musste mir also einen anderen Einstieg mit einem möglichst allen bekannten Induktionsphänomen überlegen. In diesem Jahr nahm ich den Fahrraddynamo. Aber der hat nur Erstaunen ausgelöst (hier in der Kleinstadt im Autoland Baden-Württemberg fahren die Studenten ja nicht Fahrrad).

Vielleicht nehme ich nächstes Jahr die Lichtmaschine eines Autos? Aber so eine Lichtmaschine ist so technisch und wenig anschaulich, da schalten die Biomediziner wahrscheinlich gleich ab.

Mal schauen, welches bessere alltägliche Beispiel mir bis nächstes Jahr einfällt. Es gibt ja viele technische Geräte und Phänomene im Alltag, die auf Induktion beruhen: Kathrin schlägt Induktionsschleifen vor Ampeln vor, Virtua Induktionsherde.

Mein Favorit ist im Moment die induktive Ladetechnik, induktives Laden können ja jetzt sehr viele Smartphones (seit Kurzem sogar iPhones).

Und ich könnte meine elektrische Zahnbürste vorführen, für die, die das nicht kennen.

Nachtrag: Auf Twitter ergänzt *netzralph*, dass er als

> alltagsrelevantes Induktionsphänomen [... seinen] Schülerinnen und Schülern gelegentlich eine E-Gitarre aus der Musiksammlung

mitbringt. Sehr schön!

Molinarius

21. Oktober 2017

Bye bye Hong Kong – again

Es gibt wohl kaum zwei gegensätzlichere Städte als Hong Kong und Berlin. Hier das moderne, saubere, durchgetaktete Zentrum des Kapitalismus, dort der seine kreative Lässigkeit zelebrierende Zufluchtsort für freigeistige Individualisten.

Dies wird mir wieder klar, als wir Hong Kong verlassen. Wir fahren mit dem Airport Express zum weit außerhalb gelegenen Flughafen. Die rund halbstündige Fahrt ist eine einzige beeindruckende, vorbildliche Präsentation der Technik und Logistik. Alles ist schnell und unkompliziert, alles klappt,

von Anfang an. Das Taxi bringt uns in 10 Minuten zum Bahnhof mitten in der Stadt. Dort angekommen geht es nicht in die Bahn zum Flughafen, sondern erst einmal zum Check-in. Ja genau, das Gepäck wird bereits am Bahnhof aufgegeben, nicht erst am Flughafen. Der Flug beginnt bereits am Bahnhof (Edmund Stoiber, für die Älteren unter uns), der Rest der Anreise ist entspannt, ohne Koffer, die im Gang alles verstellen oder Sitzplätze belegen. Beim ersten Mal begleitet einen die Angst, ob die denn wirklich die Koffer nicht nur zum Flughafen, sondern auch ins richtige Flugzeug schaffen. Die Befürchtungen sind umsonst, es klappt wie am Schnürchen.

Ganz im Gegensatz zu Berlin, z. B. im Nahverkehr. Eine Fahrkarte für die BVG zu kaufen ist bereits eine Expertenentscheidung. Zunächst die Entscheidung, welche Zone: AB oder BC oder ABC? Die fragenden Gesichter von Touristen in Schönefeld können einem leid tun. Wer je in Schönefeld durch den Tunnel zu den Bahnsteigen gehetzt ist, kennt das Bild: Massen von Reisenden stehen geduldig in Schlangen, um mit dem Fahrkartenautomaten zu kämpfen.

Der Bildschirm reagiert nur widerwillig, Karte zum Bezahlen reinschieben (mehrfach, weil natürlich der Magnetstreifen unten rechts sein muss). Die PIN zur Kreditkarte ist vergessen, also nochmal von vorne, diesmal müssen Münzen aus dem Portemonnaie gefingert werden, damit man dann der Maschine beim Bedrucken der Tickets in Zeitlupe zuschauen kann. Der Fahrschein ist zwar gedruckt, aber noch längst nicht befahrbar. Ein Entwerter muss gesucht und das Ticket mit einem Zeitstempel versehen werden. In der Zwischenzeit ist die U-Bahn längst ein- und wieder abgefahren. Der nächste Zug kommt erst in 10 Minuten.

Mit der BVG-App ist es noch schlimmer. Vor der ersten Benutzung muss man sich registrieren. Sämtliche persönliche Daten werden verlangt; dass die Schuhgröße nicht dabei ist, ist vermutlich nur auf die Nachlässigkeit der Programmierer zurückzuführen. Aber die Kreditkartennummer ist natürlich dabei, d. h. diese Angaben müssen regelmäßig aktualisiert werden. Sinnvol-

lerweise wird die App auf einem Telefon benutzt, das genau dann, wenn man eine Fahrkarte buchen will, nicht funktioniert, weil im U-Bahnhof kein Empfang ist. Dann doch lieber die Tortur am Automaten.

Und wie ist das in HK so? Man besorgt sich eine Octopuscard. Das ist so etwas wie eine Geldkarte, nur in funktionierend. In den U-Bahnhöfen gibt es Schalter, an denen man die Karten mit Geld aufladen kann. Die Octopuscard funktioniert kontaktlos, d. h. man legt sie auf eine gekennzeichnete Fläche – fertig. U-Bahn fahren wird zum Kinderspiel. Karte vor dem Drehkreuz aufgelegt, pieps, durch. Keine Tariffragen, kein Fahrschein, nichts. Das alles geschieht buchstäblich im Vorbeigehen. An Stationen wo viele Menschen mit Koffern erwartet werden, sind die Durchgänge so breit, dass man durchlaufen kann, ohne sich mit dem Koffer im Drehkreuz zu verknoten.

Am Ende der Reise das gleiche Spiel am Ausgang. Das Restguthaben wird auf einem gut lesbaren Display angezeigt, so dass man immer auf dem Laufenden ist. Und das Beste, die Karte wird stadtweit an allen möglichen Kassen akzeptiert: auf der Fähre, in der Straßenbahn, bei 7-11, bei Starbucks, im Kino, usw. ... Noch besser: das Geld ist zu 100% verfügbar. Keine "Servicegebühren" oder andere "Transaktionskosten". Keine persönlichen Daten werden abgefragt, keine Protokolle wer, wann, was, wo bezahlt hat, die Karten sind völlig anonymisiert. Während in Berlin der zeitliche Aufwand sowieso fast egal ist, da die Bahn eh unpünktlich und unzuverlässig kommt, kann man in Hong Kong die Uhr nach der U-Bahn stellen. Nicht nur, dass sie fast im Minutentakt fährt und die Umsteigeoptionen so getaktet sind, dass man nur den Bahnsteig auf die gleichzeitig andere einfahrende Bahn wechseln muss, sie ist auch noch superpünktlich.

Das System kann trotzdem immer weiter optimiert werden: Da in der Vergangenheit immer wieder Passagiere von der Rolltreppe sich in die gerade schließenden Türen stürzten und damit den Fahrplan um Sekunden verzögerten, stehen nun an den entsprechenden Türen Guards mit einem schicken großen rundem Schild in der Hand. Kurz bevor die Türen schließen, bauen sie sich vor der Tür auf, halten das Schild vor sich in die Höhe, auf dem eine Figur „STOP!" schreit. Keiner kommt vorbei, der Fahrplan stimmt wieder.

Hong Kong ist supereffektiv und normiert. In der 8 Mio. Metropole fahren Hunderttausende von Menschen täglich ohne Verzögerungen schnell, zuverlässig und preisgünstig (eine Fahrt mit der Straßenbahn kostet umgerechnet ca. 20 Cent, eine 30-minütige Fahrt mit der Fähre 1,20 €) durch die Stadt. Berlin hingegen lebt von Vielfalt und Abweichungen, Individuen und eigenwilligen Interpretationen. Dass manches nicht immer supergut klappt, ist wohl der Preis, der gezahlt werden muss. Und damit meine ich noch nicht einmal den BER, aber das ist eine andere Geschichte . . .

FriFri, zuerst veröffentlicht unter
wongchoyalways.wordpress.com/2017/10/21/bye-bye-hong-kong-again/

22. Oktober 2017

Manches wird besser, aber bis dahin haben wir das Problem schon wieder vergessen

Er sei in den 1990er Jahren mal in einem sehr heißen Sommer in Berlin gewesen, sagt der Ire. Dort habe es Ozonwarnungen gegeben, man solle am besten das Haus nicht verlassen. So etwas sei in Irland bis heute unbekannt. Ob es in Berlin immer noch so sei?

Ich muss überlegen und sage dann, dass ich mich zwar dunkel an das Problem erinnere, aber eigentlich an keine Warnungen aus der letzten Zeit. "Vielleicht haben sie das Ozonloch repariert?", vermutet der Ire. Aleks sagt, das Ozonloch sei wirklich repariert, naja, zumindest auf dem Weg der Besserung ist es. Aber ich glaube, dass es sich um zwei verschiedene Ozonprobleme handelt. Berlin liegt schließlich nicht in der Antarktis. War es nicht irgendwas mit Straßenverkehr? Aber der ist doch sicher nicht zurückgegangen seit den 90er Jahren?

Am Ende müssen wir die Frage googeln. Das Ozonwarnungs-Ozon hat nichts mit dem Ozonloch zu tun, sondern mit Stickoxiden in den Autoabgasen. Die Ozon-Höchstwertüberschreitungen werden tatsächlich weniger, und zwar, weil die Autos inzwischen Katalysatoren haben: "Die Höhe der Ozon-Spitzenkonzentrationen und die Häufigkeit sehr hoher Ozonwerte haben seit 1990 deutlich abgenommen." Verschwunden ist das Problem aber noch nicht. Ich habe nur alles vergessen: Die Warnungen von früher, die selteneren Warnungen von heute und die Einführung des Katalysators.

Kathrin Passig

Herbst 2017

Von der Knappheit zum Überfluss und zu neuen Stromverbrauchsplänen

In meinem Rucksack liegt eine Powerbank mit 20.000 mAh. In meiner Jackentasche steckt eine Zweitpowerbank mit 10.000 mAh. Zu Hause liegt noch die Vorgängerpowerbank mit 13.000 mAh. Meine Stromprobleme von früher sind seit drei Jahren behoben.

Angesichts dieses Strom-Überflusses denke ich in letzter Zeit öfter über beheizbare Kleidung nach. Wenn ich sowieso mehr Powerbankreserve mit mir herumtrage, als ich zwischen zwei Steckdosenaufenthalten brauche, und das Aufladen über Nacht zur Gewohnheit geworden ist, wozu dann eigentlich noch frieren? Dass es inzwischen Kleidungsstücke mit USB-Anschluss gibt, die man mit der Powerbank beheizen kann, weiß ich von Kickstarter. In Deutschland kann man sie zwar noch nicht so richtig kaufen, denn hier ist alles dominiert von den Jacken von Werkzeugherstellern, die mit standardisierten Werkzeugakkus beheizt werden. Aber bei Amazon UK ist die Powerbank-Heizkleidung schon angekommen, und in den USA gibt es eine große Auswahl. Ich werde nicht mehr lange frieren.

Kathrin Passig

23.10.2017

Verteilung der Kanäle, über die mich Geburtstagsglückwünsche erreichen

56% Facebook-Pinnwand
11% Facebook-Chat
11% Whatsapp

8% Telefon
5% E-Mail
5% SMS
2% Google-Hangouts
2% Twitter-Direktnachricht

In diesem Jahr nicht dabei: Whatsapp-Sprachnachricht, Briefpost.

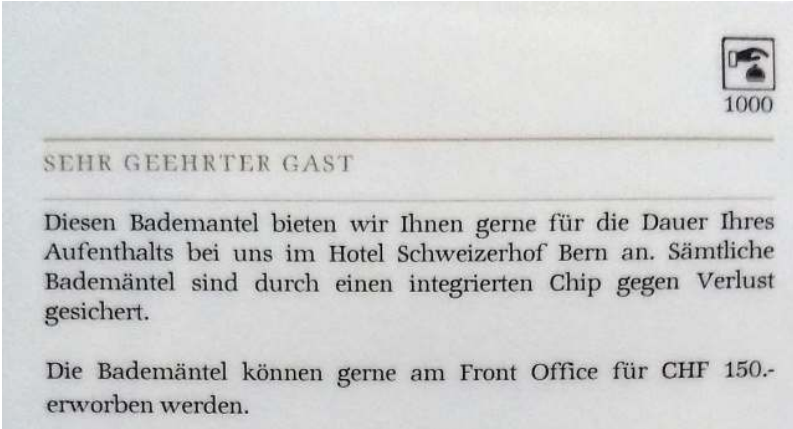
Verteilung 2016, 2015 und 2014.

Torsten Gaitzsch

24. Oktober 2017

Der Bademantel lügt (vermutlich)

“Sämtliche Bademäntel sind durch einen integrierten Chip gegen Verlust gesichert”, teilt mir das Hotel in drei Sprachen mit.


1000

SEHR GEEHRTER GAST

Diesen Bademantel bieten wir Ihnen gerne für die Dauer Ihres Aufenthalts bei uns im Hotel Schweizerhof Bern an. Sämtliche Bademäntel sind durch einen integrierten Chip gegen Verlust gesichert.

Die Bademäntel können gerne am Front Office für CHF 150.- erworben werden.

Dabei ist es nur ein ganz normaler Frotteebademantel, und selbst wenn er prächtiger wäre, verspürte ich keinen Diebstahlwunsch. Ich besitze bereits einen Bademantel, den ich nie benutze. Aber dieser Hinweis macht mich neugierig. Ich halte jeden Zentimeter des Bademantels vor eine Lampe und google das Thema Diebstahlsicherung von Hoteltextilien. Wenn etwas im Bademantel enthalten wäre, müsste es sich wohl um einen RFID-Chip handeln. Aber ich bin mir nach mehrfacher Durchleuchtung ziemlich sicher, dass der Bademantel nur Frottee enthält. Und eigentlich habe ich bisher auch noch nichts von RFID-Lesern gehört, die auf größere Entfernung einen Bademantel in meiner Reisetasche diagnostizieren könnten. Eventuell geht die gesamte Anti-Diebstahl-Wirkung von dem kostengünstigen laminierten Hinweiskärtchen aus.

Techniktagebuch hin, Techniktagebuch her: Ich kann den Bademantel nicht zu Forschungszwecken außer Haus und wieder zurück bringen. Gleich beim Einchecken in den Palast habe ich mich disqualifiziert, weil meine Kreditkarte aller Welt mitgeteilt hat, dass auf dem Konto schon wieder kein Geld ist. Das Bademantelexperiment wird jemand anders durchführen müssen.

Kathrin Passig

25. Oktober 2017

Verschiedene obskure Phänomene des Geldhabens in der Nähe von Europa: eine Momentaufnahme

Ich bin für einen Job in der Schweiz bar bezahlt worden. Jetzt trage ich 3000 Euro in einem Umschlag mit mir herum. Die Freude wird ein wenig getrübt von der Einsicht, dass ich Monate brauchen werde, um so viel Bargeld auszugeben. Gerade jetzt, wo ich endlich fast überall bargeldlos bezahlen kann! Und alles, wofür ich das Geld wirklich brauche, wird vom Konto abgebucht.

Ich forsche nach, wie sich das Geld bei N26 einzahlen ließe. Ergebnis: Das geht ausschließlich in Deutschland, wo ich noch längere Zeit nicht sein werde. Innerhalb von 24 Stunden könnte ich maximal 999 Euro einzahlen, und ab 100 € pro Monat kostet es Gebühren von 1,5 % des eingezahlten Betrags.

Die Bahnfahrt verbringe ich mit Recherchen. Offenbar akzeptieren die "coop pronto"-Filialen der Schweiz Euro-Bargeld. Wenn man dort Twint-Gutscheine erwerben kann, könnte ich auf diesem Weg das gesamte Geld auf mein neues Twint-Konto einzahlen. Das löst das Problem aber auch nicht, denn selbst zu Schweizer Preisen sind das mehr Lebensmittel, als ich essen kann.

Zeitgleich mit der Ankunft am Zürcher Hauptbahnhof erfahre ich bei Reddit von der Existenz eines Bitcoinautomaten direkt am Bahnhof. Der Automat steht in einem Western-Union-Büro und akzeptiert, so behauptet jedenfalls das Internet, nicht nur Franken, sondern womöglich auch Euro. Auf meinem Bankkonto wäre das Geld damit auch noch nicht, aber immerhin nähme es eine Form an, die mir etwas praktischer erscheint als ein Stapel Scheine.

(Gegen eine Gebühr von 5 Franken könnte ich in derselben Filiale mein Bargeld auf mein Bankkonto einzahlen. Das werde ich aber erst viel später herausfinden, ich meine, Western Union, das ahnt man ja nicht. Und Handykabel verkaufen sie dort offenbar auch.)

Das Büro hat noch geöffnet. Der Automat steht in der hintersten Ecke des Ladens und verlangt zunächst meine Mobiltelefonnummer. Ich weiß nicht, ob ihm die bei der Identifikation meiner potenziell verbrecherischen Person weiterhelfen wird, denn im Unterschied zur Schweiz gab es in Deutschland keine Ausweispflicht beim SIM-Kartenkauf, als ich diese Karte an einer Supermarktkasse erworben habe. Ich gebe die Nummer ein und erhalte einen Zahlencode per SMS, der wiederum dem Automaten mitgeteilt werden muss. Dann kommt ein Streifen Papier aus dem Drucker. Darauf sind zwei QR-Codes zu sehen, einer für den Private Key und einer für den Public Key. Den

öffentlichen Code muss ich vor den Scanner des Automaten halten. “SCAN THIS” steht über dem Public Key, “DO NOT SCAN THIS” über dem Private Key.

Dann fädle ich zehn 200-Euro-Scheine in den Automaten. Die hätte in Berlin sowieso niemand akzeptiert. Ich habe ja selbst bis heute noch nie einen 200-Euro-Schein gesehen. Schon wenn ich Hunderter sehen will, muss ich nach Österreich fahren, dort kommen sie aus den Bankomaten. Die restlichen Scheine behalte ich, falls sich die Bitcoins in Luft auflösen. Dass das demnächst unweigerlich passieren wird, liest man derzeit oft.

“Top up successful”, teilt mir der Automat mit. *“It may take an hour for the coins to show up on your wallet.”* Jetzt besitze ich 2000 Euro weniger und 0,4 Bitcoin mehr als vorher. Der Vorgang hat zwar schamlose 3 Prozent Provision gekostet, aber bei den Preisschwankungen von Bitcoin verschwinden 3 Prozent im täglichen Rauschen.

Erleichtert verlasse ich den Bahnhof. Es ist eine irrationale Erleichterung, denn den Papierstreifen mit den Bitcoindaten darf ich genauso wenig verlieren wie das Bargeld. Wenn die Stunde um ist, kann ich mein Guthaben zu einer Cryptocurrency-Exchange verschieben, von dort auf mein Euro-Konto bei dieser Exchange und von diesem Konto schließlich zu N26. Oder ich kann das Guthaben in ein Wallet stecken, das nicht gerade aus Thermopapier besteht wie der Automatenzettel, und abwarten, bis 0,4 Bitcoin 100.000 Euro wert sind. Dass das demnächst unweigerlich passieren wird, liest man derzeit oft.

Kathrin Passig

25. Oktober 2017

Die Schweiz ist ein Powerbankparadies, es interessiert aber niemanden

Ich sitze mit mehreren Schweizern beim Abendessen, erwähne noch einmal meine Begeisterung über das Powerbank-Verleihsystem, das ich hier an vielen Orten sehe, und frage, ob es auch genutzt wird. Nein, sagen alle, überhaupt nicht. Man schwimme sowieso in Powerbanks, jeder habe mehrere zu Hause, man bekomme und verteile sie als Werbegeschenke … Ich frage, wie groß diese Werbegeschenk-Powerbanks sind, weil ich mir darunter ein eher nutzloses Lippenstiftformat vorstelle. Aber die Werbegeschenke fassen 10.000 mAh. In der Firma, sagt einer, gebe es sogar einen Automaten für Powerbanks. Er habe aber noch nie gesehen, dass den jemand benutze.

Kathrin Passig

25.10.2017

Mittelmäßig alte Computer im Gebrauch

Ich habe für einige Monate die Chance, einen richtigen Schreibtisch in einem richtigen Büro an der Uni zu benutzen, obwohl ich nur studentische Hilfskraft bin. Weil ich in diesem Semester viel schreiben muss, finde ich das toll. Mein Haupt-Notebook ist ein 11,6MacBook Air – an einem Schreibtisch möchte ich aber einen größeren Bildschirm haben. Ich könnte einfach einen Bildschirm hinstellen, habe aber sowieso noch ein 15" PowerBook G4 von 2004, das eine Freundin vor langer Zeit defekt ausrangiert hatte und das ich reparierte. Es ist trotz der 13 Jahre alles intakt – das Slot-in-DVD-Laufwerk liest und schreibt ohne Probleme, der Bildschirm leuchtet gleichmäßig hell und ist angenehm matt, der Lüfter macht kaum Geräusche und der Akku ist egal, weil es sowieso einen Stand-PC ersetzt.

Apple hat 2006 von PowerPC-Prozessoren auf Intel-Prozessoren umgestellt, wodurch Software von diesem Zeitpunkt an explizit für beide Architekturen entwickelt werden musste, um auf beiden Systemen aktuell zu bleiben. Spätestens seit Einführung des App-Stores wurde allerdings kaum mehr Software für die PowerPC-Plattform entwickelt, auch weil mit dem 2009 erschienen Mac OS 10.6 auf Betriebs-systemebene die Unterstützung für die alte Architektur weggefallen ist.

Aber weil ich das Notebook so wahnsinnig schön finde, die Tastatur die beste ist, die ich je benutzt habe und weil ich alte Technik sowieso gut finde, versuche ich, den Computer als Arbeitsgerät herzurichten.

Im Bild geöffnet: TextWrangler beim Schreiben dieses Beitrags

Das erste und wichtigste Problem ist das Internet: Die installierte Version von Safari wird von Google und anderen Seiten als veraltet gebrandmarkt, kann viele Dinge nicht, deren genaue technische Hintergründe mir nicht klar sind, und ist insgesamt nicht gut nutzbar. Zu meiner großen Freude gibt es aber das TenFourFox-Projekt, das ungefähr aktuelle Versionen von Firefox nicht nur portiert (das hat Aurora auch getan), sondern auch auf genau den PowerPC-Prozessor hin optimiert, den man benutzt (das hat Aurora anscheinend nicht getan). Das Ergebnis ist, dass ich die Google-Mail-Weboberfläche und den Google-Kalender (wenn auch mit ein klein wenig Rücksicht auf das Alter des Geräts) nutzen kann. Alle Seiten laden korrekt, das Internet steht mir offen.
Die letzte unterstützte Version des «Words» von Apple – Pages '09 – ist meiner Meinung nach weiterhin stabiler, praktischer und von reicherem Funktionsumfang als die aktuell erhältliche, also ist auch Schreiben kein Problem. Für Markdown nutze ich TextWrangler in einer alten Version. Auch Adobe InDesign CS3 läuft schön und schnell.

Ich muss aber nicht nur Techniktagebuch-Artikel verfassen, sondern auch arbeiten – dazu gehört insbesondere das Scannen von Dingen und das Drucken anderer Dinge. Sowohl für den Epson-Scanner als auch den Brother-Laserdrucker – beide circa 4 Jahre alt – gibt es funktionierende Treiber, die mich die Geräte über das Netzwerk nutzen lassen.

Die größte Überraschung ist Spotify. Nach einigem Suchen habe ich einen alten PowerPC-Client (Version 0.6.6) aufgetrieben, der ohne Anpassung einfach funktioniert, obwohl die serverseitige Software viele Jahre älter sein muss (leider finde ich keine Release Notes). Das sieht bei Dropbox und GoogleDrive und allen anderen Cloud-Diensten, die ich kenne, anders aus: Hier wurde der PowerPC-Support eingestellt, die Client-Software verbindet sich nicht mehr mit dem Server. Weil ich aber seit längerem eine eigene Lösung mit Unison nutze, ist das egal.

Franz Scherer

25. Oktober 2017

Spezialangebot: Dreierlei Strom

Das Chinarestaurant in der Nähe des Busbahnhofs und des Messegeländes wird von recht internationalen Gästen frequentiert. Vermutlich deswegen bietet es ihnen die folgenden erweiterten Auflademöglichkeiten.

25. Oktober 2017

Nur Freunde der Schweiz dürfen mit dem Handy bezahlen

Aus zwei Beiträgen von Franziska Nyffenegger (Installation, Zahlungserfolg) weiß ich, dass es in der Schweiz eine mobile Zahlungs-App namens Twint gibt. Ich habe sie bisher nicht zu nutzen versucht, mir waren die Zahlungseinrichtungen der Schweiz auch so fortschrittlich genug. Aber heute bin ich auf einer Tagung in Bern, bei der alle Gäste einen Twint-Gutschein über 20 Franken bekommen, um sich zu verpflegen.

In der Einladung stand noch, dass Besucher aus dem Ausland am Empfang um eine andere Lösung bitten sollen, weil Twint nur für Schweizer funktioniert, aber vor Ort versichert man mir, dass jeder mitmachen darf. Die Inbetriebnahme der App erfordert ziemlich viele, immerhin schön gestaltete Schritte, unter anderem muss ich ein Foto meines Personalausweises hochladen. Der ungewöhnlichste Teil der Registrierung sieht so aus:

Step 4/8

Your link to Switzerland

You can use TWINT if you have a link to Switzerland.

- [ ] I have an employer or business partners in Switzerland.
- [ ] I have friends or relatives in Switzerland.
- [ ] I am visiting Switzerland for tourism purposes, events or shopping.

Next

Back

Später frage ich den Twint-Gutscheinverteiler nach diesem Punkt. Das sei rechtlich erforderlich, sagt er. Aber welchen Sinn hat denn diese Regelung, wenn jeder dahergelaufene Nichtschweizer einfach behaupten kann, Freunde in der Schweiz zu haben? – Darauf kommt es nicht an. Wenn jemand sich mit falschen Angaben anmeldet und in Wirklichkeit keinen einzigen Freund

in der Schweiz hat, ist jedenfalls der Anbieter unschuldig an allen mit Hilfe der Twint-App begangenen Verbrechen. (Meine Zusammenfassung, Details können abweichen.)

Bei Migros werde ich von einer Kassiererin zu einer anderen Kassiererin geschickt: Nur bei der anderen funktioniert die Twint-Sache. Eine Schublade mit einem Tablet wird aus dem Kassenmöbel gezogen, der Preis meiner zwei Lebensmittel von Hand in die Taschenrechner-App eingegeben und die Summe in die Twint-App eingetragen. Dann muss ich Bluetooth einschalten, was ich ungern tue, weil Motorola seine Kundschaft seit Wochen auf den zur Vermeidung von Blueborne-Problemen nötigen Android-Patch warten lässt. Ich halte das Handy an ein leuchtendes Twint-Logo an der Vorderseite des Kassenmöbels, albernerweise mit dem Display zum Logo und ganz nah, obwohl wahrscheinlich beides nicht nötig wäre. Und dann ist mein Mittagessen bezahlt.

Update: Der Twint-Staatsbürgerstatus ist nicht von Dauer.

Kathrin Passig

2017

Das Handy ist kein sicherer Aufbewahrungsort

“Eine Freundin von mir macht das: Sie schreibt alle Nachrichten, die sie von mir bekommt, mit der Hand in ein Heft. Anfangs war es SMS, später WhatsApp. Es ist eigentlich nicht lustig, eher traurig. Ihr Mann ist sehr eifersüchtig, und das Handy ist kein sicherer Aufbewahrungsort. Deshalb schreibt sie alles in das Heft ab und versteckt das irgendwo auf dem Dachboden. Vom Handy wird es gelöscht.”

“Gibst du dir mehr Mühe beim Schreiben, seit du das weißt?”

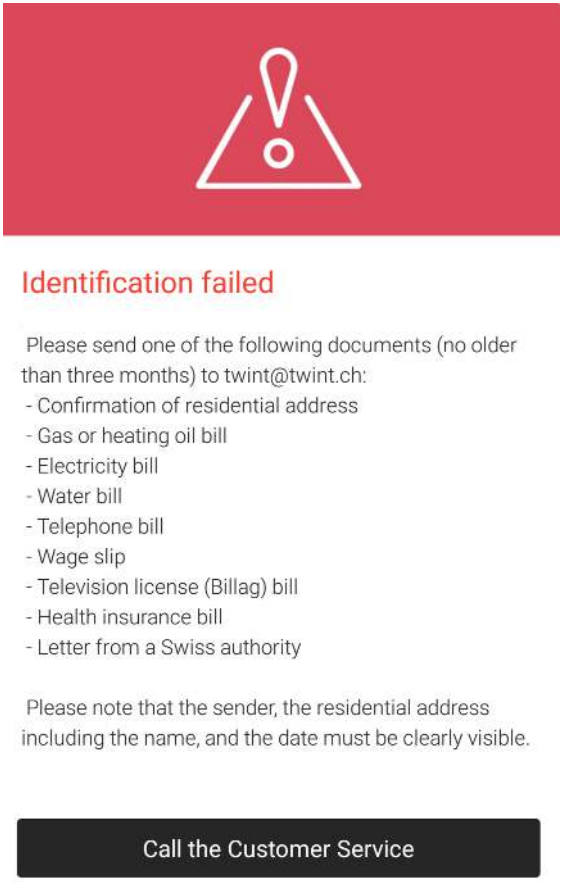
“Am Anfang hab ich mir sehr viel Mühe gegeben. Später dann . . . Ich fürchte, dass es schon lange keine Nachricht mehr von mir in dieses Buch geschafft hat.”

Alan Smithee, Gedächtnisprotokoll von Kathrin Passig

26. Oktober 2017

Hereingelassen und gleich wieder ausgeschafft

Meine Zeit als Nutzerin der Schweizer Bezahl-App Twint geht kurz nach der ersten Bezahlung schon wieder zu Ende. Ungefähr 10 Franken geschenktes Guthaben wären noch da, aber beim nächsten Aufrufen der App meldet sie nur noch:



Ich habe bei der Registrierung, wie aufgefordert, ein Foto meines Personalausweises hochgeladen; ein Foto der Vorderseite, da nichts weiter angegeben war. Nach der Rückseite – auf der die Adresse steht – wurde nicht gefragt. Vielleicht ist das bei Schweizer Ausweisen anders, vielleicht müssen die Schweizer aber auch keinen Ausweis hochladen.

Die geforderten Belege kann ich alle nicht so leicht beibringen, da ich sie entweder gar nicht habe (Wage slip, telephone bill, television license) oder die Rechnungen nur einmal jährlich ausgestellt werden. Ich müsste es so machen wie Alan Smithee und zur Rechnungsfälscherin werden, um die Anforderungen zu erfüllen. So wichtig ist es mir dann aber auch wieder nicht.

Kathrin Passig

26. und 27. Oktober 2017

Die Jugend will nicht mehr online sein, meint es aber nicht so

Abends bin ich bei einer Veranstaltung zum Thema "Digitale Demokratie" in Zürich. Es geht unter anderem um die "Messengerisierung" der Kommunikation, also die Verlagerung weg von den öffentlich sichtbaren Bereichen im Netz. Ein Teilnehmer sagt, seine Söhne seien schon gar nicht mehr bei Facebook, ein anderer meint, die Jugend werde sich da schon noch einfinden.

Am nächsten Tag frage ich die Studierenden im Medienwissenschaften-Seminar, ob sie diese Meinung teilen. Es hört sich nicht so an. Eine Studentin sagt, sie unterrichte an einer Kantonsschule, und bei ihren 18-jährigen Schülerinnen und Schülern sei von Facebook nicht die Rede und selbst Instagram schon wieder vorbei, weil dort jetzt die Mütter auftauchten. "Die sagen, *online sein* ist uncool." Ich muss nachfragen, weil ich nicht glaube, dass 18-Jährige damit ein netzabstinentes Leben beschreiben. Das war auch wirklich nicht gemeint. "Online sein" scheint so etwas wie "Öffentliche Dinge im Netz machen" zu bedeuten, und wer einen Messenger benutzt, ist nicht online.

Ich würde diese Theorie zum Sprachgebrauch gern durch eine Suche im Netz erhärten, aber wo soll ich nach der Jugend suchen? Die liederlichen Geschöpfe sind ja nicht online.

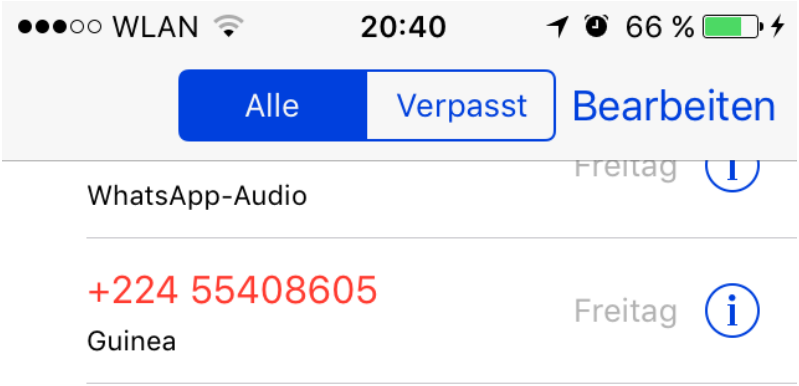
Kathrin Passig

27. Oktober 2017

Guinea Calling

Morgens zu unpassender Zeit erhalte ich einen Anruf auf dem Smartphone. Ich merke mir die ersten Ziffern der angezeigten Nummer – 224 – und weiß, dass das irgendwo in Nordrhein-Westfalen ist. Es könnte also einer meiner dort ansässigen Firmenkollegen sein, der von einer Nummer aus anruft, die mein Telefon nicht kennt.

Später am Tag google ich „Vorwahl 0224“ und stelle fest, dass der Anruf irgendwo aus der Gegend von Siegen oder Olpe gekommen sein muss. Also wohl keiner der Kollegen, denn die hausen weiter westlich. Abends schaue ich auf die Anrufliste meines Telefons und dort wird mir der Anruf vom Morgen mit *Guinea* angezeigt. Offenbar begann die Nummer nicht mit 0224 sondern mit +224 und vielleicht hätte ich das Gespräch doch annehmen sollen.



Ich erwähne diese Geschichte im Redaktionschat des Techniktagebuchs und amüsiert stellen wir fest, dass Angela Heider-Willms am Morgen ebenfalls aus Guinea angerufen wurde. Sie hat das Gespräch angenommen, aber es war nur ein automatisierter Werbeanruf für irgendein Finanzprodukt.

Also leider kein mir bis dato unbekannter Erbonkel, der es in der Fremdenlegion zum Millionär gebracht hat und jetzt dringend meine Hilfe benötigt, um den zusammengerafften Zaster außer Landes zu schaffen.

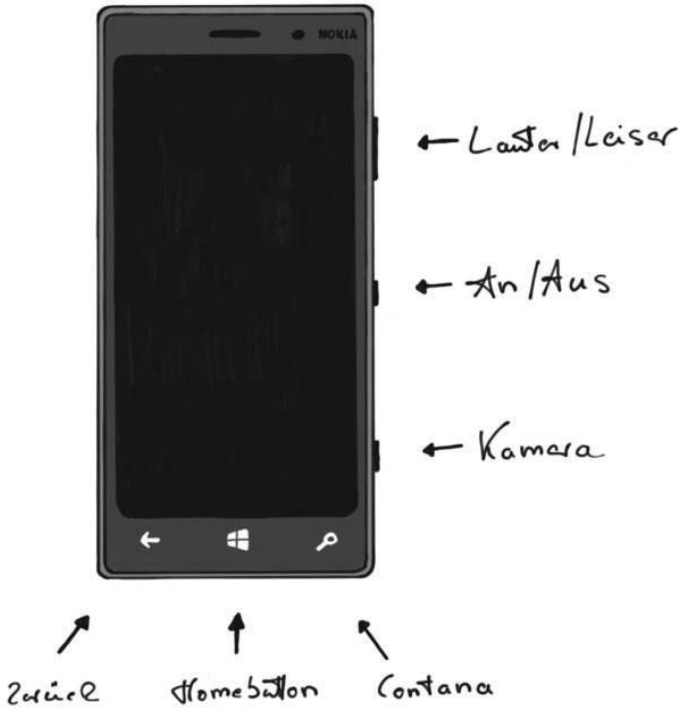
Nachtrag: Anscheinend waren diese Anrufe keine isolierten Vorfälle, sondern Teil einer umfangreichen Betrugsmasche.

Virtualista

27. Oktober 2017

Nokia Lumia 830

Auf der Arbeit nutze ich das Smartphone Nokia Lumia 830 von Microsoft. Auf den ersten Blick eigentlich ein recht anständiges Gerät. Windows Phone ist als Betriebssystem installiert, das Smartphone ist ungefähr so groß wie ein iPhone und schwarz wie die Nacht! Rechts außen hat es drei Knöpfe und direkt unter dem Bildschirm befinden sich weitere Schaltflächen.



Hält man nun das Smartphone in der linken Hand, liegen Zeigefinger, Mittelfinger und Ringfinger jeweils auf den Knöpfen für die Lautstärke, An/Aus und die Kamerafunktion. Theoretisch hätte ich ja gesagt, das ist ein Feature, aber leider ist der Druckpunkt so ungünstig gewählt, dass schon eine leichte Berührung ihre Funktion auslöst. Versucht man das zu vermeiden und hält das Smartphone als Workaround mit dem linken Daumen an der Ecke, wird ständig Zurück/Undo ausgeführt. Wechselt man dagegen auf die rechte

Hand, verbessert sich die Situation nur geringfügig, weil Daumen und Handballen ebenfalls zwei Knöpfe berühren. Das ist vor allem beim Telefonieren problematisch.

Jedenfalls, egal wie man es auch dreht und wendet, es ist quasi unmöglich, das Nokia Lumia 830 in der Hand zu halten und dabei nicht versehentlich eine Funktion auszulösen. Es ist mir wirklich unbegreiflich, was sich die Ingenieure dabei gedacht haben.

Marco Hitschler, zuerst veröffentlicht hier: www.unmus.de/nokia-lumia-830/

2017 und 1935

Kopfdurchweichung durch das Radio, eine vergessene Gefahr

Ich lese zum zweiten oder dritten Mal den Krimi “Wachtmeister Studer” von Friedrich Glauser. Bei der letzten Lektüre in den 1990er Jahren hatte die Ausgabe den viel schöneren Titel “Schlumpf Erwin Mord”. Ich erinnere mich nicht an meine Meinung von früher, bin diesmal aber nicht begeistert, die Personenbeschreibungen sind mir zu verächtlich, die Klischees zu zahlreich. Was ich vor zwanzig Jahren auch überlesen habe, ist die Rolle, die das Radio

in der Geschichte spielt. Der Roman ist 1935 entstanden, das Radio war erst wenige Jahre alt und störte brave und konservative Bürger wie den Wachtmeister Studer offenbar sehr.

Zuerst ist es nur ein wenig laut im Dorf Gerzenstein, in dem sich der Mord zugetragen hat:

> "Aus der Tür des Coiffeurladens quoll eine knödlige Stimme: 'Sie hören jetzt das Zeitzeichen des chronometrischen Observatoriums in Neuchâtel . . . ' Und gedämpft, durch die geschlossene Türe drang aus dem Laden, vor dem Studer stand, der 'Sambre et Meuse'-Marsch . . .
> 'Das Dorf Gerzenstein liebt Musik . . . ', stellte der Wachtmeister bei sich fest und betrat den Coiffeurladen."

Das Zeitzeichen des Observatoriums in Neuchâtel wird zum Zeitpunkt der Romanentstehung seit vier Jahren von Radio Beromünster übertragen, hier kann man es hören. Radio Beromünster wurde 2008 abgeschaltet, das Zeitzeichen 2012 zum letzten Mal gesendet.

Die gleiche Erkenntnis über die Lärmfreudigkeit von Gerzenstein hat der Wachtmeister ein paar Seiten später noch einmal:

> "Und als er die Dorfstraße entlangging, vorbei an den vielen Schildern, die sich folgten, fiel ihm eine zweite Eigentümlichkeit dieses Gerzensteins auf. Aus jedem Hause drang Musik; manchmal unangenehm laut aus einem geöffneten Fenster, manchmal dumpfer, wenn die Fenster geschlossen waren.
> 'Gerzenstein, das Dorf der Läden und Lautsprecher', murmelte Studer, und es war ihm, als sei mit diesen Worten ein Teil der Atmosphäre des Dorfes charakterisiert . . . "

Bei den wenigen anständigen Menschen in Gerzenstein herrscht nicht so ein Krach:

> "Es sei so still hier, sagte Studer nach einer Weile, worauf Murmann lachte. Er habe eben keinen Lautsprecher wie die anderen Gerzensteiner, sagte er. Da lachte auch Studer."

Aber sonst überall:

> “So stand Studer wieder auf der asphaltierten Straße. Rechts und links, so weit der Blick reichte: Läden, Läden, Läden.
> Und die Häuser waren nicht stumm . . .
> Es war Samstagnachmittag.
> Durch die Mauern, durch die geschlossenen Fenster und durch die geöffneten jodelte das Gritli Wenger –
> Es jodelte den Sonntag ein . . . ”

Nicht nur der Lärm ist ein Problem. Die Menschen haben gar keine eigenen Stimmen mehr, sie sind vom Radio vergiftet worden:

> “Es war gespenstisch. Die Wirtin redete und Studer hatte den Eindruck, das Gritli Wenger jodeln zu hören. Und als der Wirt auch noch dazu kam (viel jünger schien er als seine Frau, er hatte O-Beine und war, wie sich später herausstellte, Dragonerwachtmeister), ja, als der Wirt zu sprechen begann, hatte er wahr- und wahrhaftig die Stimme des Konditorkomikers Hegetschweiler.
> Wo hatten die Leute ihre Stimmen gelassen? Waren sie vom Radio vergiftet worden? Hatten die Gerzensteiner Lautsprecher eine neue Epidemie verursacht? Stimmenwechsel?
> Da, da war es wieder . . .
> Draußen beklagte sich einer, er habe nichts mehr zu trinken, und er sprach diese einfachen Worte in so singendem Tonfall, daß Studer meinte, den Schlager zu hören: ‘Ich hab’ kein Auto, ich hab kein Rittergut . . . ’”

Nicht einmal der Sonntag ist heilig, überall krächzt und summt es auf unheilige Art:

> “Man spürte den Sonntag. Verlassen sahen die Häuser aus, aber sie waren nicht stumm, nicht einmal heute. Ein Krächzen hier, ein Summen dort, manchmal ein Melodiefetzen . . .
> Die Lautsprecher Gerzensteins spielten mit den atmosphärischen

> Störungen, es war niemand da, der sie beaufsichtigte … So trieben sie Schabernack, für sich allein, um die Langeweile des einsamen Nachmittags zu würzen … In der Woche gab es so viel zu tun für sie. Sie sangen, sie spielten, sie sprachen. Professoren, Bundesräte, Pfarrer, Psychologen – gehorsam blökten die Lautsprecher die Worte nach, die irgendein bedeutender Herr von seinem Manuskripte ablas – und die Worte drangen in die Ohren der Gerzensteiner, durchweichten die Köpfe … Sie wirkten wie ein Landregen auf Moorland … Die Lautsprecher waren die Beherrscher Gerzensteins. Redete nicht selbst der Gemeindepräsident Aeschbacher mit der Stimme eines Ansagers?"

Studer bedient sich allerdings auch schon selbst des Radios bei seinen Nachforschungen. So ganz klar ist dessen Funktion in der Aufklärung des Falls allerdings nicht, es wirkt wie ein noch etwas ratloser Versuch, die neue Technik irgendwo in der Handlung unterzubringen. Telefoniert wird hingegen oft. Dass die Aufzeichnung von Geständnissen nicht möglich oder nicht praktikabel ist, bedauert der Wachtmeister mehrfach:

> "Jetzt eine Platte da haben! dachte Studer, und das Gespräch aufnehmen!"

Nicht nur das Radio ist ein Problem, sondern auch der Heftroman, der von allen leicht beeinflussbaren Meitschis und Ladenschwengeln des Buchs gelesen wird und in ihren Köpfen Unheil anrichtet:

> "Sonja wußte von nichts, man hatte ihr nichts erzählt, bis man sie vor eine vollendete Tatsache hatte stellen können … Und auch dann hätte sie sich vielleicht geweigert, wenn … wenn nicht die Romane gewesen wären: 'Unschuldig schuldig' hieß einer … "

Sogar Studers Frau hat früher einmal selbst solche Heftromane gelesen, "nächtelang – dann war am Morgen der Kaffee dünn und lau gewesen und die Frau schmachtend." Aber er hat es ihr abgewöhnt, und seitdem "gelang es dem Hedy (Frau Studer hieß Hedwig) gut, geplagte, schweigsame Menschen zum Reden zu bringen – besonders Frauen."

Das Heftromanlesen kann man den Menschen also wieder abgewöhnen. Vielleicht geht das ja auch mit dem Radiohören, wenn nur der Richtige kommt, ein vernünftiger Mensch wie der Wachtmeister Studer. Wir wollen es hoffen für die Menschen in Gerzenstein, dem Dorf der Läden und Lautsprecher.

Kathrin Passig

28. Oktober 2017

Die Kunst bleibt im Museum

Im Musée Maillol gibt es eine Pop Art Ausstellung. Ich habe noch ein bisschen Zeit, bevor mein Zug zurück nach Deutschland fährt und gehe arglos hin. Große Fußbodenaufkleber weisen auf den zur Ausstellung gehörigen Hashtag hin. Aber: das Fotografieren der Werke ist strikt verboten. In fünf Tagen Ausstellungshopping die einzige Ausstellung, die das noch so sieht und auch rigoros durchsetzt. Ich sehe während meines Besuchs einige Einsätze des Aufsichtspersonals, wenn Besucher das Handy zücken, um ein Bild zu machen. Ich als fotofixierte Person frage mich natürlich: Ja, was soll ich denn mit dem Hashtag, wenn ich nicht fotografieren darf? Womöglich über Kunst reden? Nein, das kann keiner wollen. Das Ende vom Lied: Ich beschwere mich im Redaktionschat des Techniktagebuchs, sonst aber berichte ich nirgends vom Ausstellungsbesuch. Und finde auch die Kunst schon gar nicht mehr so interessant. Überhaupt, Pop Art, eigentlich mag ich die gar nicht, muss ich wohl vergessen haben. #blödjetzt #ehkeinebilder #tja

Mia Culpa

28. Oktober 2017

Medicine Machine Music

Über die bisweilen sehr eigene Geräuschkulisse in Krankenhäusern wurde ja bereits berichtet. Ich gehöre nicht zu den Menschen, die ständig Alltagsgeräuschen hinterher lauschen. Aber wenn man Wartezeit in einem Krankenhaus verbringt und insbesondere, wenn man selbst dabei zum Nichtstun verdonnert ist, prägen sich einem die besonderen Klänge doch nachdrücklich ein.

So war es, als ich einmal als Begleitperson mit bei einem MRT war. Es wird immer behauptet, diese Apparate wären furchtbar laut, aber in unserem Fall war es eher ein dumpfes rhythmisches Dröhnen, begleitet von einer sich stetig wiederholenden Sequenz aufsteigender Ping-Töne. In etwa so, als hätte man einen Techno-DJ gebeten, den Sound der Maschine ein Bisschen zu angenehmer zu gestalten.

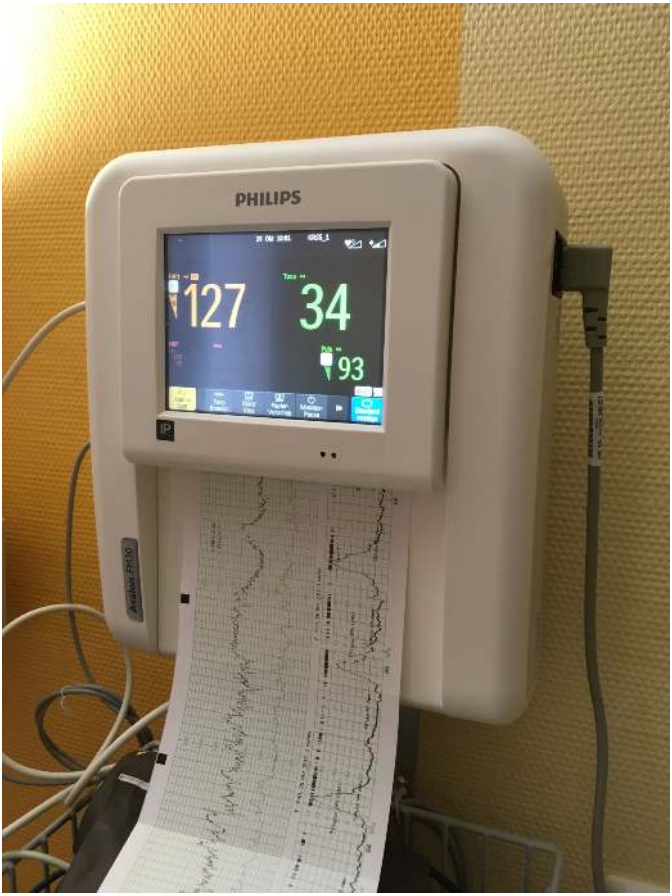
Heute sitze ich mit in einem Kreißsaal, wo eigentümliche leise Geräusche von einer Infusionspumpe und einem Wehenschreiber stammen.

Die Infusionspumpe ist am Schaft eines Infusionsständers montiert. Der flexible Plastikschlauch der Infusion wird in die Pumpe eingelegt und diese komprimiert ihn dann rhythmisch. Dadurch wird gewährleistet, dass eine am Gerät einstellbare Menge pro Zeiteinheit infundiert wird. (Vor der Einführung von Infusionspumpen wurde das durch Drehen des Klemmrädchens an der Infusionsleitung und Abzählen der Tropfen in der Tropfkammer geregelt. Und alle dafür notwendigen Elemente sind auch heute noch vorhanden, sodass der Ausfall der Pumpe jederzeit kompensiert werden könnte.)

Der Pumpvorgang erzeugt ein leises Sirren oder hohes Schnurren, das eine Sequenz von vier Tonlagen durchläuft. Es kingt ein bisschen, als würde jemand fünf Zimmer weiter Hammond-Orgel spielen. Vermutlich gibt es im

Inneren des Geräts ein kleines Getriebe aus Plastikrädchen, mit dem die Umdrehungen eines kompakten Elektromotors in eine langsamere, kräftigere Pumpbewegung übersetzt werden.

Der Wehenschreiber hängt an der Wand und schreibt auf Endlospapier mehrere Kurven, die dem Puls des Fötus und den Kontraktionen der mütterlichen Muskulatur entsprechen. Zusätzlich gibt das Gerät den Herzschlag des Kindes auch akustisch aus.



Dieser Klang ist ein Rauschen, in dem sich der Pulsschlag des Kindes – meist zwischen 100 und 160 Schläge pro Minute – als schwaches Pochen abzeichnet. Ob er einer direkten oder gefilterten Aufnahme entspricht oder aus anderen Messungen – z. B. per Ultraschall – erzeugt wird, weiß ich nicht.

Natürlich gibt es daneben auch die übliche Krankenhausgeräuschkulisse aus dem Quietschen von Gummisohlen auf Linoleumboden, dem Öffnen und Schließen von Automatiktüren, dem Aufpumpen von Blutdruckmanschetten sowie gelegentlichen Alarmtönen von Überwachungsgeräten. Obwohl wir uns nur

in

ca. 100 m Entfernung vom Helikopterlandeplatz der Klinik befinden, höre ich erst zwei Tage nach der Geburt zum ersten Mal einen Hubschrauber landen.

Virtualista

29.10.2017

Ich nehme dann Nr. 27

Aus mir unerfindlichen Gründen komme ich nicht ins Internet, muss aber dringend eine Überweisung durchführen. Da erinnere ich mich daran, dass bei der Postbank auch Telefonbanking möglich ist. Also rufe ich an und legitimiere mich mit der Telefon-PIN (die bekommt man anfangs mitgeteilt und ist eine andere als für Online).

Als die Frage nach meinem Ansinnen kommt, sage ich “Überweisen”. Dann fragt der Roboter (eigentlich ist es eine Roboterin, weil weibliche Automatenstimme): “Wollen Sie eine ihrer Vorlagen benutzen?” – also die, die ich im Internet für online angelegt habe. Da ich das Konto schon lange besitze, sind das viele. Aber ich habe keine Lust, dass die meine Spracheingaben missversteht und die Empfängerin ist tatsächlich dabei, also sage ich ja. Dann liest die Stimme mir nacheinander Nummern vor, gefolgt vom Empfänger. Ich muss aufpassen, damit ich sie nicht verpasse, aber Nummer 27 ist es dann endlich.

Ich ändere noch die Summe, dann wird die Überweisung ausgeführt – ohne weitere Sicherheitsmaßnahmen wie eine TAN. Also aufgepasst, wenn jemand die Telefon-PIN herausfindet, hat er sofort auch Zahlungszugriff (mich beunruhigt das aber nicht, da mein Kontostand sowieso keine hohen Entwendungen zuließe).

Thomas Jungbluth

29.10.2017

Alle (Halb)Jahre wieder

Langsam ist es doch langweilig, jedes halbe Jahr die mit der Zeitumstellung von Normal- auf Sommerzeit und zurück verbundenen technischen Anstrengungen hier auszubreiten. Zumal diese technischen Anstrengungen im Zeitalter der Funkuhren und der automatisch übers Internet und seine Zeitserver regulierten Computer und Smartphones fast verschwunden sind.

Zur heutigen Zeitumstellung von der Sommer- zurück auf Normalzeit (MEZ) am 29. Oktober 2017 deshalb nur ein Praxistipp: Wer eine Kamera besitzt, also außer der im Smartphone, muss die Zeit noch von Hand umstellen.

Meistens wirkt sich die falsche Uhrzeit in den Daten eines Fotos ja nicht aus. Aber in ein paar Jahren glaubt man sonst, die Sonne wäre eher oder später oder jedenfalls falsch untergegangen.

Thomas Wiegold

29. Oktober 2017

Schon wieder Winterzeit

2015 musste ich noch die Uhrzeit an meinem Radiowecker, meinem Festnetztelefon, meinem Digitalreceiver und meinem Motorrad von Hand ändern.

Das ist in diesem Jahr deutlich einfacher geworden.

Seit das Display des Radioweckers vor einigen Monaten Zuckungen bekommen hat, habe ich den ganzen Apparat stillgelegt. Als Wecker nutze ich nur noch mein Smartphone.

Mein Hund hat vor gut einem Jahr das Kabel des Festnetztelefons durchgebissen. Ich hatte es erst notdürftig mit Tesafilm geflickt, damit meine Tante mich wie jedes Jahr zum Geburtstag anrufen kann. Aber die Tonqualität war sehr dürftig geworden und vor ca. einem halben Jahr habe ich Telefon und Basisstation abgebaut und in irgendeiner Schublade versenkt. Meine Tante ruft jetzt auf dem Handy an.

Die Anzeige am Digitalreceiver interessiert mich nach wie vor nicht. Keine Ahnung, ob sie Winter- oder Sommerzeit anzeigt. Sie erscheint eh nur, wenn ich normales Fernsehprogramm gucke und zwischen Sendern switche. Also praktisch nie.

Die Uhrzeit an meinem Motorrad wäre eigentlich ganz praktisch, weil ich oft zu Terminen unterwegs bin und während der Fahrt schlecht auf mein Smartphone gucken kann. Aber diese Uhr zeigt schon so lange kompletten Unsinn, dass mein Gehirn aufgehört hat, ihre Existenz wahrzunehmen. Dieser Teil der Armatur ist in meiner Wahrnehmung komplett ausgeblendet. Aber ich habe mich jetzt endlich mal aufgerafft zu recherchieren, wie sie sich umstellen lässt und werde das später versuchen.

Es bleiben also die Uhren des Smartphones, der Laptops und der Funkuhr in meiner Küche. Alle zeigen die korrekte Uhrzeit als wäre nichts gewesen.

Am kompliziertesten bleibt meine innere Uhr, die stets von neuem irritiert ist von der Verschiebung im Licht-Zeit-Kontinuum und Tage braucht, um sich daran zu gewöhnen.

sleeplessdarkhorse

29. Oktober 2017

Nein, wir parken nicht

Das Auto, in dem wir mitfahren, hat wie viele neuere Autos eine Pieps-Automatik, die beim Einparken darauf hinweist, wenn man anderen Autos zu nahe kommt. Entweder fährt der Fahrende gerne dicht auf oder die Automatik ist ungenau eingestellt. Jedenfalls denkt das Auto auch im Stau auf der Autobahn mehrfach, dass wir einparken wollen: EIne “P”-Lampe leuchtet auf dem Armaturenbrett, auf dem Display erscheint eine schematische Ansicht des Autos von oben mit Abstandsanzeige und es piepst.

Alexander Matzkeit

29. Oktober 2017

Ist Thomas wirklich SAFE?

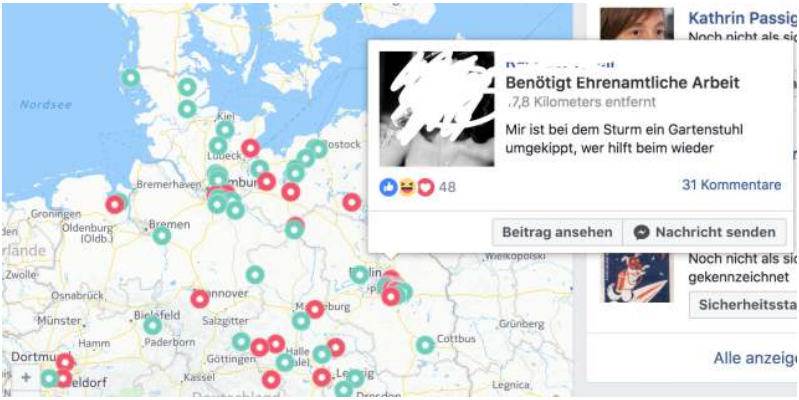
In Deutschland haben Facebook-User wohl zuerst beim Amok-Lauf in München bzw. beim Terroranschlag in Berlin Bekanntschaft mit dem Facebook Safety Check gemacht. Auch wenn die Wahrscheinlichkeit, selbst Opfer eines Terroranschlags zu werden, verschwindend klein ist, kann es für Freunde und Verwandte ein beruhigendes Zeichen sein, lesen zu können, dass alles in Ordnung ist. Als “Xavier” Deutschland heimsuchte, war nach meiner Erinnerung auch das erste Mal, dass man sich während, aber eigentlich erst nach einer Naturkatastrophe als “safe” markieren sollte.

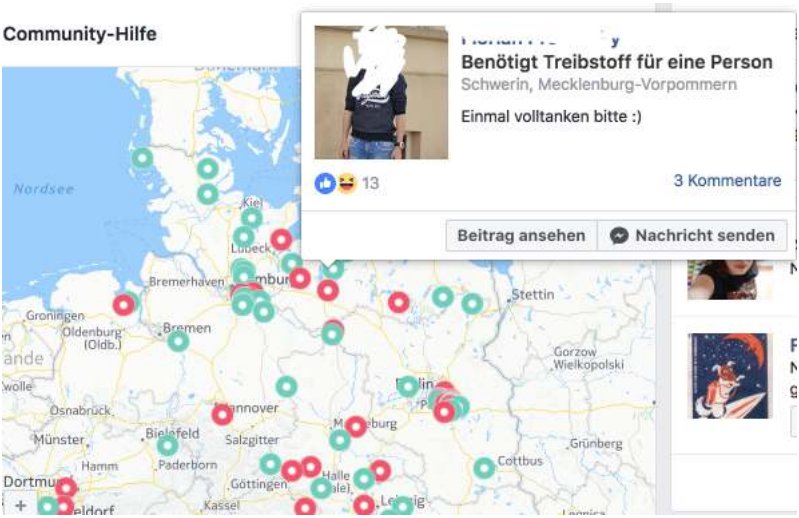
Nun ist eine solche Funktion nur dann wirklich sinnvoll, wenn sie einerseits nicht inflationär freigeschaltet wird, und andererseits im Bedarfsfall wenigstens richtig funktioniert. Sicher, der aktuelle Sturm “Herwart” hat Menschen verletzt und einige sogar getötet, was wirklich tragisch ist. Nur als so richtig bedrohlich habe ich „Herwart” nicht empfunden. Richtigerweise (?) fragt Facebook mich auch nicht, ob ich “safe” bin. Dabei wohne ich doch eigentlich sogar im Krisengebiet.

Wen Facebook aber fragt, ist offensichtlich Thomas Wiegold. Nicht weniger als vier Mal bekomme ich die Benachrichtigung, dass Thomas in Sicherheit ist. Wirklich beruhigend! Thomas wohnt rund acht Kilometer Luftlinie entfernt von mir. Demnach eigentlich nicht in einer anderen Wetterzone. Zwischendurch möchte ein weiterer Facebook-Kontakt fürsorglicherweise noch wissen, ob mit mir alles in Ordnung ist. Ich markiere mich als “nicht betroffen”. Denn, der Sturm ist seit vielen Stunden längst abgeflaut. Bei kühlem, aber sonnigen Wetter haben wir bereits vor ein paar Stunden einen Sonntagsspaziergang gemacht. Abschließend zeigt sich Thomas’ Konterfei noch einmal als Platzhalter für alle, die sich schon als “safe” markiert haben und ich soll mir doch mal anschauen, was da los ist.

Ich bin mir nicht ganz sicher, ob ich die Funktion so richtig gut finde, wenn sie im Grunde viel zu spät freigeschaltet wird und die Naturkatastrophe schlicht ein Sturm ist, mit dem man im Herbst einfach mal rechnen muss. Und so zeigt sich auch, dass nicht *jeder* die Seite so richtig ernst nimmt, auf der man Hilfe suchen und anbieten kann:

Community-Hilfe
Benötigt Essen für eine Person
Carlow, Mecklenburg-Vorpommern
Suche kostenlos Pizza oder Burger frei Haus.
35
35 Kommentare
Beitrag ansehen
Nachricht senden
Nordsee
Kiel
Lübeck
Bremerhaven
Stettin
Groningen
Oldenburg (Oldb.)
Bremen
Gorzow Wielkopolski
Zwolle
Osnabrück
Hannover
Bielefeld
Salzgitter
Münster
Hamm
Paderborn
Göttingen
Cottbus
Grünberg


Benötigt Ehrenamtliche Arbeit
7,8 Kilometers entfernt
Mir ist bei dem Sturm ein Gartenstuhl umgekippt, wer hilft beim wieder
48
31 Kommentare
Beitrag ansehen
Nachricht senden
Kathrin Passig
Noch nicht als sich gekennzeichnet
Sicherheitsstatus
Alle anzeigen
Nordsee
Kiel
Lübeck
Rostock
Bremerhaven
Groningen
Oldenburg (Oldb.)
Bremen
Zwolle
Osnabrück
Hannover
Bielefeld
Salzgitter
Münster
Hamm
Paderborn
Göttingen
Kassel
Cottbus
Grünberg
Legnica



Markus Winninghoff

30. Oktober 2017

“0% Copy Paste”

Vor knapp acht Monaten habe ich über die Schattenseiten der Legalität beim Markieren in legal erworbenen E-Books ins Techniktagebuch geschrieben. Damals musste ich enttäuscht feststellen, dass mir Google Play Books zwar feinsäuberlich alle markierten Stellen auflistet, aber in den meisten Büchern versehen mit dem Hinweis “Der markierte Text kann nicht angezeigt werden.” Auch händisches Exzerpieren via Copy&Paste war in diesen E-Books leider nicht erlaubt.

Überraschenderweise erhielt ich ziemlich genau zwei Wochen nach dem Tagebucheintrag eine Mail vom “Google Play Bücher-Team”. Es war via Twitter auf den Fall aufmerksam gemacht worden und wollte mir dabei helfen, den Bug zu beheben. Folgende Fragen sollte ich beantworten:

- Bei welchen Büchern hatten Sie das Problem?
- Wie lang waren die Auszüge im Durchschnitt?
- Waren Sie zum Zeitpunkt der Bearbeitung des Textes in Deutschland? Oder auch in anderen Ländern?

Im darauf folgenden Mailverkehr teilte ich bereitwillig mit, welche Geräte ich “für die Arbeit an den Texten [nutze]? Laptop, Android Mobiltelefon oder Apple Geräte?”, ich erklärte “Schritt für Schritt, wie [ich] in den Texten markiere”, und schickte “einen Screenshot von der Exzerpt-Seite, welche korrekt funktioniert”.

Heute endlich die hochoffizielle Auflösung vom Google Play Bücher-Team:

“Unsere Techniker haben das Problem gefunden. Wird ein Titel mit einem 0% Copy Paste Prozentsatz von einem Verlag eingestellt, funktionieren die Exzerpte nicht. [...] Leider haben wir keinen Einfluss darauf welchen Prozentsatz Verlage für diese Option einstellen. Ich bedauere Ihnen keine Lösung bieten zu können.”

Die Techniker schieben die Verantwortung also auf urheberrechtsextremistische Verlage. Obwohl mir die Option “0% Copy Paste” am Ende doch mehr wie ein Bug denn ein Feature vorkommt.

Leonhard Dobusch

Oktober 2017

Porträt des Autos als junger Hund

So ein Tesla ist ja in Sachen Kontaktanbahnung das Äquivalent zu einem niedlichen Kleinkind oder jungem Hund: man lernt andauernd neue Leute kennen.

Letztens, beim Heimaturlaub zB, als wir an der Dorfladesäule bei meiner Schwiegermutter andocken wollten, stand dort schon ein Model X am anderen Ladeport und es war grosse Aufregung, weil sich die Säule nur mit eben der zu Geschäftszeiten in der Gemeinde zu erstehenden Karte (die wir ja dank zu Geschäftszeiten in der Gemeinde sein könnender Schwiegermutter, die das dankenswerterweise für uns erledigt hat, haben) aktivieren liess, und nicht via Kreditkarte, SMS oder irgendein sonst weiterverbreitetes Chipsystem. Der Akku war schon so leer, dass sie es nur noch knapp zum nächsten Supercharger geschafft hätten, es war stürmisch und kalt, da ist das vielleicht ein bisschen arg spannend. Wir hatten den Akku recht voll und konnten ausserdem im Hotel laden, also haben wir ihnen mit unserer Karte die Säule aktiviert und hatten dabei ein nettes Schwätzchen. Für alle Fälle haben wir noch Visitenkarten ausgetauscht (wie so Erwachsene :-)) und gestern bekam ich via Xing eine nette Nachricht und ich kann jetzt in Nurnberg immer aufladen, wenn ich möchte (ich wundere mich gerade über die Xing-Sache. Auf meiner Visitenkarte steht nämlich meine ganz normale Firmenemailadresse drauf, an die hätte ich eigentlich eine Antwort erwartet. Ja nu.)

Heute, als ich dann vom Wocheneinkauf zurück ins Parkhaus kam, sah ich einen Mann um das Auto rumwandern, reinschauen, nicht anfassen :-), und als ich dann näher kam und den Kofferraum öffnete, war er ganz begeistert: “Ich hab noch nie einen aus der Nähe gesehen, da musste ich grad mal . . . ” und während ich die Einkäufe einräumte, fragte er mir ein Loch in

den Bauch, freute sich wie ein kleiner Junge, als ich ihm die Ladeklappe zeigte und … Mist, ich habe vergessen, ihm den Referral-Link zu geben, er könnte ein neuer Kunde sein :-).

Frau Brüllen

Oktober 2017

Von Gainsbourg zu Sartre mit Google Maps

Am Friedhof Montparnasse ist man auf Touristen vorbereitet: Man hält am Eingang große, laminierte Friedhofspläne mit Prominentenverzeichnis vor. Diese Pläne darf man unentgeltlich ausleihen, um seine Lieblingstoten zu besuchen. Leider bin ich nicht direkt zur morgendlichen Öffnungszeit da, oder es gibt vielleicht auch nur noch zwei Leihkarten, jedenfalls ist für mich keine mehr übrig. Ich denke mir, das ist vielleicht ja auch okay, denn wenn man mit so einem Plan an einer Beerdigung vorbeikommt, kann man sich ja gleich ein Schild umhängen "ich bin nur so zum Spaß hier". Das ist ja auch nicht schön, für keinen.

Diskreter ist es da, den fest installierten Plan am Eingang abzufotografieren. Das versuche ich zunächst, aber ich bin ungeübt im Herumzoomen und deshalb ist es unkomfortabel. Während ich noch damit ringe, gehe ich bereits, ohne es zu merken, am Grab von Sartre und de Beauvoir vorbei. 100 Meter weiter lasse ich das mit der Fotografienavigation. Nachdem ich mich eine Weile planlos herumtreibe, ohne zufällig auch nur auf eines der berühmten Gräber zu stoßen, die mich interessieren, fällt mir ein, dass es ja das Internet gibt, und dass ich es dieses Jahr ja in der Tasche dabei habe (im Vorjahr war das noch anders, da musste ich mich noch ohne Hilfe verirren).

Ich ergoogle also das Grab von Serge Gainsbourg, zunächst auf deutsch. Da bekomme ich aber unter den ersten Ergebnissen nur allgemeinere Informationen zum Friedhof. Als ich auf französisch suche, bekomme ich dagegen sofort ein Maps-Resultat. Dem vertraue ich mich an und bin in wenigen

Minuten am Grab. Nur Sartre und de Beauvoir habe ich noch immer nicht gefunden. Seltsam, auf dem Plan vorhin sah es so aus, als ob ich schon in der Gegend war. Also ergoogle ich auch dieses Grab. Bei der deutschsprachigen Suche nach “Grab von Sartre” zeigt mir Google als erstes Ergebnis Informationen zum Friedhof Père-Lachaise (Ort der Einäscherung, wie ich auf den zweiten Blick erlese) an. Die Suche auf französisch führt erneut zu einem Maps-Ergebnis. Damit bin ich innerhalb von 7 Minuten wieder dort, wo ich ganz zu Anfang stand – und wo Sartre und de Beauvoir geduldig in ihrem zuvor übersehenen Grab liegen. Ich mache meine Aufwartung und lasse mich dann von Maps zu meiner nächsten Station führen. Sicherheitshalber auf französisch.

Mia Culpa

31. Oktober 2017

Bitte ausfüllen und unterschreiben

Letzte Woche habe ich mein Auto an meinen KFZ-Mechaniker zur Montage der Winterreifen und zur Durchführung der üblichen Wartungsarbeiten übergeben. Zusätzlich habe ich noch die Anfertigung eines Ersatzschlüssels bestellt. Ich vermisse meinen Original-Ersatzschlüssel schon seit Jahren und ich habe keine Idee, wohin er entschwunden ist. Manchmal stelle ich mir aber in Gedanken vor, dass er in einer Erinnerungsschachtel bei einer ehemaligen Liebsten liegt.

Mein KFZ-Mechaniker arbeitet in einer freien Werkstatt. Wenn man einen Ersatzschlüssel anfertigen lassen will, muss der Schlüssel beim Autohersteller bestellt werden. Danach wird der Schlüssel in einer Vertragswerkstatt individuell für das betroffene Auto programmiert. Auf der Arbeit erhalte ich eine Nachricht über WhatsApp.

KFZ-Mechaniker: Wegen dem Ersatzschlüssel. Kannst du mir bitte Kopie deines Personalausweises schicken?

Eigentlich bin ich auf solche Anfragen ganz gut eingestellt. Ich öffnete auf dem iPhone die Fotos-App, suchte die Bilder von meinem Personalausweis, übertrug die Dateien nach WhatsApp und schickte sie an meinen KFZ-Mechaniker. Kurz darauf bekam ich eine weitere Nachricht.

KFZ-Mechaniker: Ich brauche auch noch eine Vollmacht, damit ich den Schlüssel anfertigen und entgegennehmen kann. Hast du eine Faxnummer? Dann schicke ich dir die Vorlage. Bitte ausfüllen und unterschreiben.

Ich hab tatsächlich noch ein Fax. Es handelt sich um ein Multifunktionsgerät für Drucken, Faxen und Kopieren. Ich nutze es aber sehr selten und überlege schon länger, das Gerät zu entsorgen. Aber dann kommt immer wieder so eine Situation wie diese und ich verschiebe das Vorhaben. Also schicke ich meinem KFZ-Mechaniker die Faxnummer.

KFZ-Mechaniker: Das Fax geht nicht durch!
Marco: *überlegt*
Marco: Kannst du es einscannen und per Mail schicken?
KFZ-Mechaniker: Ok.

Mein KFZ-Mechaniker scannte die Vorlage im Büro mit einem Office-Scanner und schickte mir die Datei als PDF per eMail. Ich öffnete auf der Arbeit mit dem Browser den eMail-Client für meine privaten Mails und lud die Datei auf den Rechner. Danach öffnet ich sie mit Acrobat, schaltete in den Bearbeitungsmodus und trug die geforderten Daten ins Formular. Dummerweise konnte ich auf dem Arbeitsrechner meine Unterschrift als transparentes GIF (zum Einfügen) nicht finden. Also schicke ich mir das PDF wieder per eMail aufs iPhone. Auf dem iPhone öffnete ich die Mail und übertrug die Datei in die App Fill & Sign von Adobe. Damit fügte ich schließlich meine Unterschrift ein, transferierte die Datei im Anschluss nach WhatsApp und schickte sie wieder an meinen KFZ-Mechaniker. Vermutlich hat er nach dem Empfang die Datei von WhatsApp wieder in ein eMail kopiert, das eMail vom Smartphone an eine eMail-Adresse geschickt, welche in der Werkstatt auf einem Computer konfiguriert ist, und dort wieder ausgedruckt.

Also teilweise ist das schon noch ein bisschen holprig mit der Digitalisierung.

Marco Hitschler, zuerst veröffentlicht hier:
www.unmus.de/bitte-ausfuellen-und-unterschreiben/

Oktober 2017

Mein Bücherregal ist nicht mehr Ich

Mein Bücherregal ist vor zwei Jahren stehengeblieben. Ich kaufe keine neuen Papierbücher mehr, ich lese fast nur noch auf dem Handy. Mein Bücherregal ist mir, so wie mein Ich von vor zwei Jahren, schleichend fremder geworden.

Nun ziehe ich um. Viele Wochen lang grüble ich immer wieder darüber nach, ob ich die Bücher wieder aufstellen soll. Es würde viel Platz und Aufwand sparen, sie in Kisten zu lassen. Aber ich finde Bücherregale schön, ich möchte sie als dekoratives Element nicht missen. Wohnungen ohne Bücher fühlen sich für mich oft leer an. Woher kommt das? Warum habe ich mein ganzes Leben lang meine Bücher gut sichtbar aufgestellt? Benutze ich sie als soziales Distinktionsmerkmal? Ist das alles reine Angeberei? Finde ich Bücherregale nur deshalb schön, weil sie ein bildungsbürgerliches Statussymbol sind?

K. meint, dass Bücher praktisch sind, um ein Gespräch zu beginnen. (Wir beginnen auch direkt mehrere Gespräche über Bücher.) Aber warum dann nicht Filme und Musik? (Wir wechseln zum Thema Serien.) Ich habe viele CDs – sie sind mittlerweile alle in zwei Kisten im Keller. Wenn meine Wohnung zeigt, wer ich bin (war!), warum soll ich nur die Summe des Gelesenen sein, nicht auch die Summe des Gehörten und Gesehenen – insbesondere nachdem letzteres in den letzten Jahren viel mehr Raum eingenommen hat als das Bücherlesen?

Es gibt keine Möglichkeit, durch Wohnen zu zeigen, was ich digital konsumiere, was ich auf Festplatten und Handys besitze oder auf was ich bei Streamingdiensten sogar nur temporär zugreife. Filme habe ich seit Beginn meines Studiums nur von Festplatten und DVDs geschaut. Musik kaufe ich seit Langem nur noch als mp3-Download. Bei den Büchern ist mir der Wechsel ins Virtuelle später passiert als beim Rest. Und weil ich das Zurschaustellen bei Büchern irrational bevorzuge, macht es sich nun schmerzlicher bemerkbar.

Beim Auszug sortiere ich einige Bücher aus, insbesondere seit Jahren Ungelesenes. Schließlich räume ich die Regale auch in der neuen Wohnung wieder ein. Warum, ist mir immer noch nicht ganz klar.

Das Bücherregal nach dem Umzug.

Hinter den Türen greift mittlerweile ein Lebensmittelvorrat um sich (aber unten links: DVDs).

Kristin Kopf

Oktober 2017

Aus zwei mach eins

Manche Dinge funktionieren anscheinend nur so gut wie ihr schwächstes Bauteil – ist dieses defekt, hat es sofort fatale Wirkung. Das Internet ist voll von Klagen über dieses winzige Teil, und auch mein Tablet (und damit ich) leiden unter diesem Defekt.

Worum geht es?

Es gibt da diese kleine USB-Ladebuchse bei meinem Medion S10346 Tablet, die mich langsam zur Verzweiflung bringt. Sie ist nach nur 2 Jahren völlig ausgeleiert, hat kaum noch Kontakt zum Ladestecker, und ich muss mir immer neue Winkel für den Ladestecker relativ zum Gerät ausdenken, damit die kleine rote LED aufleuchtet und der Akku geladen wird. Zuletzt muss ich Tablet und Ladestecker sogar mit 500g-Gewichten belegen, damit ich überhaupt noch etwas Energie in das Gerät hineinbekomme.

Irgendwann öffne ich das Gerät an der Rückseite, aber die Ladebuchse ist so unter der Hauptplatine versteckt, dass mir ohne Ausbau des ganzen Elektronik-Krempels keine sinnvolle Reparatur als möglich erscheint.

Also aufgeben und das Gerät entsorgen?

Im Internet finde ich dann ein Medion-Tablet gleichen Typs, angeblich voll funktionsfähig, nur mit zersplittertem Display (Neupreis ca. 200 Euro). 30 Euro für dieses defekte Gerät finde ich nicht so teuer, also kaufe ich es kurz entschlossen.

Nun habe ich also 2 defekte Tablets, eins mit defekter USB-Ladebuchse, und eins mit defektem *touchscreen*. Und ich habe die Idee: aus eins mach zwei.

Aber meine Versuche, die Hauptplatine aus Tablet 2 (mit defektem *touchscreen*) in mein altes Tablet (mit defekter USB-Buchse) umzubauen, scheitern kläglich. Denn das *touchscreen* ist mit der Frontscheibe des Tablets derart verklebt, dass mir ein Herauslösen ohne Beschädigung als unmöglich erscheint.

Im Internet finde ich schliesslich eine Computerfirma, die mir für 40 Euro incl. Rücksendungskosten die Hauptplatine zwischen beiden Geräten austauscht.

Nun habe ich (für 70 Euro) wieder ein funktionierendes Tablet; und ein zweites Gerät mit zersplittertem Display und defekter Ladebuchse. Aber es ärgert mich trotzdem, dass es bei aller *hightech* nicht möglich ist, für Tablets eine USB-Ladebuchse zu entwickeln, die länger als 2 Jahre durchhält.

Michael Schulte

Oktober 2017

A Strickpullover by any other name

Ich bestelle Pullover bei Zalando. Die Pullover sind nicht von Zalando, sondern von diversen Herstellern, und heißen ›Stand-Up‹ oder ›SKRILLONH‹. Nur ein Pullover hat keinen Namen. In der Rechnung sowie der Versandbestätigung, die ich erhalte, wird er nur als ›Strickpullover‹ bezeichnet. Erst, als ich ihn in der Hand halte, erfahre ich seinen Namen: ›Ich hab dicke Eier II‹ heißt er laut Etikett. Seine Brüder und Schwestern, so lese ich online, heißen etwa ›Monsterbumserin Mack‹ oder ›Onanier mir hier‹. Diese und hunderte weitere Produkte desselben Herstellers sind bei Zalando zu finden – aber nur unter neutralen deskriptiven Bezeichnungen: Winterjacke, Strickpullover, Jerseykleid. Die Suche nach den herstellereigenen Namen führt zu keinen Treffern. Zalando hat sich offensichtlich entschieden, die Originalnamen seinen Kunden nicht zuzumuten, auch wenn sie ganz unverfänglich ›MC Satzbau‹ oder ›Breakfast Club III‹ lauten.

Ich probiere den Pulli an. Er ist schön, aber zu groß, also schicke ich ihn zurück. Auch in der Rücksendebestätigung gibt sich Zalando züchtig: keine dicken Eier, nur vielen Dank für die Rücksendung von ›Strickpullover petrol melange‹.

Christopher Bergmann

Oktober 2017 / irgendwann 1980

Früher war auch nicht alles viel schlechter

Prolog

Ich kaufe online ein Produkt und lasse es an eine Packstation schicken. (Ich lasse alles, was ich online kaufe, an eine Packstation schicken, da sich die meine Arbeitszeiten, nicht aber meine Arbeitsorte mit denen des DHL-Boten decken.)

Tag 1

Ich werde benachrichtigt, dass meine Sendung abholbereit in der Packstation liege. Nach Feierabend begebe ich mich vorfreudig dorthin, um festzustellen, dass die Packstation derzeit leider nicht zur Verfügung steht und eine entsprechende Fehlermeldung anzeigt. Ich gehe enttäuscht nach Hause.

Tag 2

Nach Feierabend begebe ich mich gedämpft vorfreudig erneut zur Packstation. Ergebnis wie vor.

Tag 3

DHL mahnt mich per SMS, meine bereits seit zwei Tagen lagernde Sendung aus der Packstation abzuholen. Angenehm überrascht fahre ich hin, um festzustellen, dass sich an der angezeigten Fehlermeldung nichts geändert hat.

Ich kontaktiere DHL per Twitter und erfahre, dass der Techniker informiert sei und mit Hochdruck an einer Lösung des Problems arbeite.

Tag 4

Ich suche unverdrossen erneut die Packstation auf. Sie ist wieder in Betrieb, ich entnehme meine Sendung und freue mich.

Tag 5

Ich werde von DHL per SMS informiert, dass die Packstation nun wieder zur Verfügung steht.

Rückblende 1980

Ich komme von der Schule und öffne unseren Briefkasten. Darin befindet sich ein nummerierter Schlüssel. Ich laufe zur hundert Meter entfernten Paketzustellanlage, öffne mit dem Schlüssel das Fach mit der entsprechenden Nummer, nehme ein Päckchen von meiner Oma raus und gehe damit nach Hause.

axaneco

2017-10-31

Dafür brauchen Sie aber eine Maus

Ich gebe eine Schulung, bei der etwa die Hälfte der Teilnehmer nicht im selben Raum sind. Wir benutzen Webex als Konferenzsystem. Die entfernten Teilnehmer hören mich reden und sehen das, was ich von meinem Laptop auf die Leinwand projiziere, per Screenshare.

»Wenn Sie alle hier im Raum wären, würde ich jetzt was ans Flipchart malen, aber das geht jetzt natürlich schlecht. Hm.«

»Sie können auch in Webex malen«, sagt eine Teilnehmerin. »Dafür brauchen Sie aber eine Maus.«

»Eine Maus? Sind Sie sicher?«

Ich finde die Malfunktion, von deren Existenz ich bis vor ein paar Sekunden noch gar nichts wusste, sofort. Während das erste Bild entsteht, lerne ich nebenbei die Bedienung. Auf dem Touchpad male ich krakelige *Bubbles and Arrows*, die universale Sprache aller Dozenten. Eine Maus brauche ich dafür zu keinem Zeitpunkt.

André Spiegel

Oktober 2017

Die 90er haben angerufen und hätten gerne ihren Zimmerschlüssel zurück

Es heißt ja immer: besser spät als nie. Darum schreibe ich jetzt, Ende März 2018, nach Aufforderung von Angela Heider-Willms dieses Hotelerlebnis auf.

Es begab sich eines schönen Wochenendes im Herbst 2017, dass ich mit meinem mir rechtmäßig angetrautem Eheweib einen Wochenendtrip gen Süden antrat, in eines der gefühlt zehntausend “City Hotels” in Deutschland.

Eingecheckt wurden wir von einem Portier, der uns folgenden Gegenstand für Aufschließen des Zimmers über den Tresen reichte.

Wir überlegten nach einem Kommentar zu meinem Post auf Facebook, wo ich das Foto prompt teilte, kurz, ob wir uns den Zugang zur Honeymoon-Suite ertackern sollten. Doch es fehlte uns an krimineller Energie – und dem entsprechenden Bürogerät.

Nachtrag: Nach Recherchen der Techniktagebuchredaktion handelt es sich eher um einen Anruf aus den 1970ern. Die VingCard wurde in den 1970ern von einem norwegischen Ingenieur erfunden. In den 1990ern ging man dann bereits zu einem Magnetstreifensystem über. Heute verkauft VingCard u.A. Schließsysteme, die über Chips oder drahtlose Übertragung funktionieren.

Daniel

31. Oktober 2017

Steckdosenmangel am Bett ist kein Privileg der Jugend

Die Mutter braucht Hilfe: Unter ihrem Bett hindurch soll das Kabel einer neuen, größeren Mehrfachsteckdose verlegt werden. Sie hat so viele Geräte am Bett, dass die alte Dreiersteckdose nicht mehr genügt.

Ich dachte eigentlich, das gehe nur mir mit meiner Immer-dabei-Steckerleiste so, die nachts den Laptop, das Handy, ein bis zwei Powerbanks und gelegentlich ein Heizkissen versorgen muss. Das stationäre Bett hat zusätzlich eine Steckerleiste, an der die Wasserbettheizung, ein bis zwei Lampen, bei Bedarf eine weitere Heizdecke und nun ja, Geräte hängen.

Früher, als ich am Sonntagvormittag nach dem Ende der "Sonntagswecker"-Sendung ausnahmsweise das Elternbett besuchen durfte, gab es dort überhaupt keine Steckdose. Der Wecker war batteriebetrieben und sonst brauchte man nichts.

Als ich wieder unter dem Bett herausgekrochen bin, lasse ich mir den aktuellen Gerätepark zeigen: Radiowecker, Heizdecke, Ladegerät für ein kleines Notfall-Klapphandy (kein Smartphone), Ladestation für die Hörgeräte. Das Tablet und das Smartphone müssen zwar auch nachts geladen werden, das geschieht aber im Wohnzimmer.

Kathrin Passig

Oktober 2017

Kein Internet ist keine Option

Ich habe genug vom Ärger mit meinem Kabelinternetanbieter also steige ich um auf einen (deutlich langsameren) DSL-Internetanbieter.

Der Anschluss ans Kabelinternet ging damals ganz einfach: Gerät in Empfang nehmen, anstecken, geht. (Alles was danach kam, Hauptsache Abrechnung und damit verbundener Service, hat zum Wechsel geführt.)

Der Anschluss an DSL benötigt einen Technikertermin. Der Techniker legt selbst einen Termin fest (er kommt angeblich in einem Zeitfenster von vier Stunden) und macht, dass es geht. Zum Termin ist er allerdings nicht erschienen, nächster Termin frühestens nächste Woche. Am Tag des Termins endete leider auch mein Kabelinternet.

Kein Internet mehr in meiner Wohnung.

Das heißt: Kein Radio, kein Video, kein Browsen. Nur Handysurfen und lineares Fernsehen. Für mindestens eine Woche. Horror.

Erste Maßnahme: Strom sparen, warum Geld ausgeben? Kabelrouter vom Netz, DSL-Router vom Netz.

Zweite Maßnehme: Blinkelichter von eigentlich ans WLAN angeschlossenen Geräten zukleben und diverse Sticks, die neu konfiguriert werden wollen und daher neue WLANs aufgemacht haben, vom Strom trennen. Plötzlich habe ich wieder viele Steckdosen frei.

Dritte Maßnahme: Auf Hotspotsuche gehen. Mit einem von fünf Strichen gibt es da einen Hotspot. Offenbar kann mein Rechner zusätzlich zum WLAN auch einen eigenen Hotspot betreiben ... Ein Licht am Ende des Tunnels.

Ich kaufe einen Wochenpass und ärgere mich gleich wieder: Die Verbindung bricht ständig ab und das Licht am Ende des Tunnels wird wieder dunkler.

Erst mal lüften. Die Verbindung wird . . . besser. Natürlich – der Hotspot ist ja draußen. Laptop nach draußen ist keine Option (es regnet), Fenster auch nicht (es ist kalt). Lösung: Der Bildschirm (da sind die WLAN-Antennen drin) wird gegen das Fenster gelehnt, ein alter Laptop stützt dabei den neuen, damit der nicht wegrutscht.

Voilà: Ganz ohne Kabel und ganz ohne DSL habe ich Internet. Gut, ich kann meinen Laptop nicht nutzen, solange ich das Internet nutzen will, aber wer braucht den schon? Will ich mit dem Laptop stabil ins Netz, kann ich ja mit meinem Smartphone einen Hotspot einrichten.

Marian Ritter

31.10.2017

Kein Telefon fühlt sich an wie Stromausfall

Etwas plötzlich beschließe ich, auf der Stelle ins Kino zu gehen, um den neuen Marvel-Film anzusehen. Leider stecke ich wegen der ganzen Spontaneität nur den Autoschlüssel und Geld, nicht aber mein Telefon ein und fahre los.

Vor einem Jahr hatte ich noch ein Telefon, das so altersschwach war, dass es praktisch nichts mehr konnte, außer SMS und Telefonieren, vielleicht noch gelegentliches Notfallgoogeln in Zeitlupe. Geärgert hätte mich das Vergessen des Telefons damals nur, weil es auf der Autobahn blöd wäre, wenn man eine Panne hätte und kein Telefon dabei. Ansonsten aber hätte mir nichts gefehlt. Damals fand ich es auch immer etwas anstrengend, wenn Freunde ständig ihr Telefon checkten. Musste doch nicht sein, ts.

Seit diesem Frühjahr aber besitze ich ein Telefon, das so halbwegs alles kann, was ein Telefon derzeit können sollte. Entsteht irgendwo Wartezeit, habe ich immer ein E-Book parat, oder chatte, zum Beispiel mit der Techniktagebuchredaktion.

Wohl weil Feiertag ist, sind die Straßen frei und so bin ich viel zu früh im Kino. Kein Problem, denke ich, ich kann ja ein Buch – ah, Mist, kein Telefon dabei. Dann chatte ich ebe… oh. So geht es die ganze Zeit in meinem Kopf zu. Es ist wie bei einem Stromausfall: immer denkt man, na ja, wenn ich jetzt keinen Strom für den Rechner habe, seh ich halt fern. Ach Mist, geht ja nicht, mach ich mir halt einen Kaffee… oh.

Wie ich so drüber nachsinne, wie bekloppt das ist, und wie schnell sich mein Telefonnutzungsverhalten verändert hat, greif ich auch schon wieder in die telefonfreie Tasche, weil ich meine Beobachtung in die Techniktagebuchredaktion hineinerzählen will. D'oh.

Mia Culpa

2017-11-01

Ich ist ein Anderer

Upgrade in die erste Klasse, ich kriege Platz 4D. Auf 4C sitzt SPI/A, anonymisiert wie alle Namen auf der Upgrade-Liste. »Ich bin doppelt auf der Liste«, sage ich der Frau am Gate, »da ist irgendwas falsch gebucht worden. Ich habe 4C und 4D gekriegt.« Die Frau stutzt und guckt auf ihr Display. Erstaunlich! Als ich ins Flugzeug komme, schiebt Andrew Spicehandler gerade seinen Koffer in die Ablage und fragt mich, noch bevor ich es tun kann, entgeistert nach meinem Namen.

André Spiegel, aus dem fortlaufenden Blog

2. November 2017

Tagung im Schlafanzug

Wie wachsen junge Sterne? Woher kriegen sie ihre Masse? Wie läuft das ab? Alles interessante Fragen, und das Projekt, das sich damit befasst, die Fragen zu beantworten, existiert auch schon. Das Astronomen-Team besteht vorwiegend aus Leuten, die in West-Kanada, Hawaii, China, Taiwan und Korea sitzen. Für die wenigen europäischen Beteiligten ist das ein wenig problematisch – es gibt einfach keine Uhrzeit, die für alle innerhalb normaler Astronomen-Arbeitszeiten liegt. Die meisten Telecons finden um zwei Uhr nachts britischer Zeit statt oder so.

Anfang November findet ein Team-Meeting statt, und zwar in Korea. Die Europäer nehmen auch teil, und zwar mit Hilfe von "zoom", einer Software, die genau für solche geographisch herausgeforderten Strukturen gebaut wurde. Zoom überträgt über die gesamte Länge der Tagung den Ton aus dem Tagungsraum, komplett im Browser, ohne Stocken oder Verzögern oder Unterbrechung. Es kann außerdem Screen-Sharing, das heißt, der Bildschirm von jemandem im Korea wird in meinem Browser angezeigt. Wenn ich kommentieren will, melde ich mich per Chat-Fenster, bevor ich mein Mikro entsperre. Am Rand des Fensters sehe ich immer, wer gerade redet, ein Feature, das ich mir auf echten Tagungen auch wünsche. Es dauert wenige Minuten, das ganze Ding aufzusetzen. Man muss das manchmal so explizit hinschreiben, so unglaublich ist das alles.

Nur für die Zeitzonen gibt es noch keine Lösung. Ich soll einen Vortrag halten, geplant für halb fünf Uhr nachmittags koreanischer Zeit. Die letzten Slots am Nachmittag sind für die Europäer reserviert. Halb fünf nachmittag entspricht halb acht Uhr morgens in Schottland. Ich stehe um halb sieben auf, mache ein Bild von der aufgehenden Sonne, baue es in die Präsentation ein, und rede dann von meinem Wohnzimmer aus zu einem unsichtbaren Raum in Korea über die Infrarotstrahlung von jungen Sternen, und wie sehr

sie sich verändert. Das Vorwärtsklicken der Slides funktioniert nicht über die Entfernung. Ich schicke die Slides nach Korea, und ab jetzt werden sie von jemandem vor Ort umgeblättert. Hinterher gehe ich wieder ins Bett.

Aleks Scholz

2017-11-03

Datenverlust aus Sicherheitsgründen

Die E-Mails, die ich in den Jahren geschrieben habe, in denen ich Verschlüsselung für wichtig hielt, sind heute alle verloren, weil ich die Schlüssel nicht mehr habe oder mich an die Passwörter nicht mehr erinnern kann. Das ist traurig.

André Spiegel, aus dem fortlaufenden Blog

3. November 2017

Das Bargeld ist schwer loszuwerden, aber am Ende muss ich es immerhin nicht aufessen

Seit über einer Woche trage ich das Bargeld mit mir herum, das von diesem Beitrag übriggeblieben ist. Ich habe in Deutschland versucht, damit zu bezahlen. Wie vorhergesagt wurde der 200-Euro-Schein mit äußerster Verwunderung betrachtet, einem Kollegen gezeigt und dann abgelehnt. Ich habe in der Schweiz versucht, damit zu bezahlen, die Selbstscanautomaten bei coop nehmen angeblich Euroscheine. Der Schein wurde im Inneren des Automaten mit äußerster Verwunderung betrachtet, einem Kollegen gezeigt und dann wieder aus dem Ausgabeschlitz geschoben.

Jetzt reicht es, ich will nicht so viel Bargeld herumtragen, und ausgeben kann ich es auch nicht. In der Techniktagebuchredaktion schlagen sie vor, ich solle mir ein Auto kaufen, das gehe mit Bargeld. Auch bei der Fernsehsendung "Bares für Rares" sehe man regelmäßig Leute mit großen Scheinen bezahlen. Aber ich brauche kein Auto und auch keine Antiquitäten. Ich gehe zu Western Union, um das "Direct to Bank"-Verfahren auszuprobieren, das ich beim letzten Besuch zu spät entdeckt habe:

> Mit dem Service «Direct to Bank» senden Sie Bargeld am SBB Schalter direkt auf das Bankkonto des Empfängers und profitieren erst noch von der attraktiven Sendegebühr von CHF 5.00!

Die Voraussetzungen dafür sind überschaubar:

> Voraussetzung für die Nutzung dieses Services ist, dass der Empfänger über ein Bankkonto verfügt und der Service für das gewünschte Land angeboten wird.

Ich trete an den Schalter und trage mein Anliegen vor. "Das geht nicht", sagt die Western-Union-Mitarbeiterin überrascht. "Aber es steht auf der Website", sage ich. Nach unwilligem Geklicke am Computer teilt man mir mit, jedenfalls müssten meine Euro-Scheine erst in Franken gewechselt werden, damit sie auf mein deutsches Konto überwiesen werden könnten. Das akzeptiere ich widerstandslos, mich wundert in dieser Hinsicht gar nichts mehr. Ich notiere meine Bankverbindung auf einem Zettel und schiebe sie über den Tresen.

"Wie heißt die Bank?"

"Wie es da steht. N-Sechsundzwanzig. Enn Zwei Sechs."

"Die gibt es nicht."

Ich könne das Geld direkt an einen Empfänger auszahlen, das sei eigentlich der Sinn von Western Union, erklärt die Mitarbeiterin. Ich sage, dass ich die Empfängerin bin, dass mir das nicht weiterhilft und dass ich das Geld lieber auf meinem Konto haben würde.

"Aber warum?"

“Weil ich es nirgendwo ausgeben kann.”

Jetzt wird noch einmal nach der Bank gesucht. Ja, sie heißt wirklich N26, ganz bestimmt, sage ich, und ihren Sitz in Deutschland hat sie auch, doch, wirklich. Ich bekomme eine Liste von Banken in Deutschland vorgelesen, von den meisten habe ich noch nie gehört. Meine ist nicht dabei.

“Ist die neu?”

“Naja, die gibt es schon so drei, vier Jahre.”

“Dann ist sie neu.”

Ich verabschiede mich. Von Ephraim Kishon gibt es eine Geschichte, in der er vergeblich versucht, in Zürich einen Pappteller wegzuwerfen. Am Ende lässt er ihn in einem Restaurant braten und isst ihn auf. Das könnte auch eine Lösung für mein Problem sein, aber ich mag nicht mehr mit Menschen darüber diskutieren und gehe lieber eine halbe Etage nach unten zu meinem Freund, dem Bitcoinautomaten. Der Kurs ist inzwischen noch viel absurder als letzte Woche, aber der Automat stellt keine Fragen, akzeptiert mein Geld und druckt mir ein Zettelchen mit den Zugangsdaten. Ich habe noch nie irgendwas mit Bitcoin bezahlt. Aber schwieriger als mit einem 200-Euro-Schein ist es bestimmt nicht.

Kathrin Passig

Sonntag, 5. November 2017

(K)Ein Deutsche Bahn Handyticket

Ich buche meine Zugtickets gerne über die App DB Navigator der Deutschen Bahn. Das geht dort deutlich leichter und schneller als über den Browser. Unter anderem weil die App direkt weiß, dass ich z. B. eine Bahncard habe (im Browser muss man das immer, trotz Log-In im Kundenkonto, extra antickern). Und: Das Ticket ist danach direkt in der App gespeichert. Kein PDF-Download, kein Papier. Keine Möglichkeit, das Ticket vor der Reise zu vergessen, denn mein Smartphone habe ich schließlich IMMER dabei.

Das Vorzeigen des Tickets im Zug funktioniert in der Regel problemlos, auch wenn keine Internetverbindung da ist. Zur Sicherheit mache ich trotzdem immer einen Screenshot des Tickets, falls die App doch mal haken sollte.

Was passiert aber, wenn das Trägermedium – mein Smartphone – einen Ausfall hat? Das darf ich an diesem Tag in Hannover erfahren.

4. November 2017, irgendwann nachmittags

Mein Smartphone hat kurz nach meiner Ankunft aus Hamburg in Hannover seinen Dienst quittiert, es will einfach nicht mehr starten. Das Zugticket für die Rückfahrt kann ich online nicht abrufen: Ich kenne aus Prinzip meine Passwörter nicht, dafür habe ich einen Passwortmanager. Ich benötige zur Authentifizierung bei ebendiesem und zur Anmeldung in meinem Mail-Account, wo die DB jedes Handyticket zur Sicherheit als PDF hinschickt, einen zweiten Faktor. Vor allem dann, wenn ich mich von einem Gerät aus anmelde, das ich sonst nie verwende. Ist auch logisch und vor allem sicher.

Diesen zweiten Faktor rufe ich per Google Authenticator über mein Smartphone ab. Ein Teufelskreis.

Kein Problem, denke ich, im Service-Zentrum wird man mir am nächsten Tag schon helfen können.

5. November, 11:25 Uhr Hannover Hbf

Mit meiner Bahncard und meinem Personalausweis bewaffnet betrete ich das Service-Zentrum der DB. Man muss an einem Terminal eine Nummer ziehen und wartet dann darauf, dass man aufgerufen wird. Mein gebuchter Zug fährt um 12:01 Uhr, ich rutsche also ungeduldig auf meinem Platz hin und her und warte, dass meine Nummer dran kommt. Mit einem großen Andrang im Service-Zentrum habe ich nicht gerechnet, bemerke aber, dass immer noch recht viele Menschen ihre Fahrkarten am Schalter kaufen.

11:40 Uhr

Endlich am Schalter angekommen, schildere ich mein Problem; fest davon ausgehend, dass mein Ticket für den Mitarbeiter leicht aufzurufen sein muss. Schließlich habe ich online ein Konto bei der DB, habe mit meiner BahnCard gebucht und kann mich entsprechend ausweisen. Ich frage also, ob mir das Ticket eben ausgedruckt werden könnte.

– “Da haben wir aus datenschutzrechtlichen Gründen keinen Zugriff drauf.”
Ich frage, wo das Problem sei, schließlich wäre es ja mein Ticket (ausweiswedelnd), das ich bereits bezahlt und mit meiner BahnCard gebucht habe (bahncardwedelnd).

Die Mitarbeiterin wühlt im System, steht seufzend auf, holt ein Festnetztelefon, wählt eine Nummer und drückt es mir in die Hand: “Sie können jetzt höchstens eben beim Online-Service anrufen.” Aha. Ich warte, dass es klingelt. Stattdessen: “Diese Nummer ist nicht vergeben.” Ungläubig versucht die Mitarbeiterin es selbst noch mal (das gleiche Ergebnis). “Ja, also da müssen Sie dann online Auskunft erfragen . . . ” – Ich: “Ich kann aber gerade nicht ins Internet, mein Smartphone ist kaputt!” – “Ja, also wenn Sie dann zu Hause sind . . . ”

Parallel erfahre ich beim halben Zuhören eines anderen Gesprächs am Nebenschalter, dass die Rechner der Service-Mitarbeiter nicht mit dem Internet verbunden sind.

Schweren Herzens entschließe ich mich also eine neue Fahrkarte für meinen Zug zu kaufen. Das beruhigt die Mitarbeiterin, bekanntes Gebiet, sie spult ihr Programm ab:
– “Wo wollen Sie denn hin?” (Hamburg-Harburg, wenn’s geht)
– “Sie haben eine Bahncard?” (Ja, 25)
– “Sammeln Sie Bonuspunkte?”
. . .
AHA! In die Gegenrichtung geht’s also mit der Kommunikation auf mein Kundenkonto!

Ja, gut, ja – ich sammle Bonuspunkte.

Beim Einlesen meiner BahnCard hängt sich das Buchungsprogramm auf.

Neustart des Computers.

Beim Einlesen meiner BahnCard hängt sich das Buchungsprogramm auf.

Die Mitarbeiterin verweist mich an ihre Kollegin am Nebenschalter, die freundlich-optimistisch meinen Fall übernimmt. Beim Einlesen meiner BahnCard hängt sich das Buchungsprogramm auf. Unbeschwert sagt sie: “Dann probier ich’s mal mit dem anderen Buchungsprogramm und geb die Nummer händisch ein.” (Es gibt zwei – stationäre!! – Buchungsprogramme!)

12:00 Uhr
Ich erhalte mein Zugticket, für den IC 2310, Abfahrt um 12:01 Uhr: “Den schaffen Sie noch, der hat aktuell 10 Minuten Verspätung”; na, was für ein Glück.

13:40 Uhr
Mit 22 Minuten Verspätung erreiche ich Hamburg-Harburg.

Zuhause angekommen und nachdem ich entnervt meine Erfahrung geschildert habe, halten wir es ab jetzt für eine gute Idee, unsere Screenshots der Handytickets als Back-Up in einem freigegebenen Google-Drive-Ordner abzulegen. Dann kann ein anderer im Notfall darauf zugreifen und es irgendwohin schicken, wo es einen Drucker gibt.

Oder doch wieder zur Sicherheit direkt das PDF ausdrucken, wegen der Nachhaltigkeit.

Nadja Edler

5. November 2017

Endlich Fahrradmitnahme im ICE, aber immer noch keine Möglichkeit, Fotos aus Träumen zu exportieren

Ich steige am Bahnhof in einen ICE und stelle überrascht fest, dass ich mich in der Lokomotive befinde. Im Inneren gibt es aber ein geräumiges Fahrgastabteil mit den üblichen dunkelblauen ICE-Sesseln. Der Lokführer sitzt auf der rechten Seite, wie ein englischer Busfahrer, und erhöht auf einem Podest. Sein Platz ist nicht durch eine Scheibe oder Ähnliches abgetrennt, aber er schaut pflichtbewusst nach vorn und würdigt mich keines Blickes.

Eine Durchsage ertönt, man möge sich doch aus der Lokomotive auch in die hinteren Waggons begeben, dort seien reichlich Plätze frei. Obwohl ich auch in der Lok freie Sitze sehe, mache ich mich pflichtschuldigst auf den Weg. Dabei komme ich an zwei Fahrradhaltern vorbei, die auch bereits mit zwei Rädern belegt sind. Ich zücke natürlich sofort mein Smartphone und mache ein Foto davon für das Techniktagebuch!

Jeder der weiteren Waggons ist in einem eigenen Stil eingerichtet. Der erste ist mit hellem Holz ausgekleidet, wie eine Saunakabine. Ein weiterer sieht aus wie eine billige Absteige mit dunkel gestrichenen Wänden und durchgesessenen Sofas. Der vierte ist schließlich ein klassischer alter D-Zug-Waggon mit Sechserabteilen und braunen Kunstledersitzen.

Unterwegs sehe ich einige Passagiere, die sich seltsam benehmen. Das passt mir alles nicht und ich beschließe, zur Lok zurückzugehen. Bevor ich dort ankomme, wache ich auf. Eine kurze Recherche nach dem Aufstehen ergibt, dass Ende 2017 tatsächlich die vierte Generation der ICE-Züge den Betrieb aufnehmen soll, von denen jeder Platz zur Mitnahme von acht Fahrrädern bietet.

Virtualista

6. November 2017

Ladetagebuch: Der ICE-Ersatzzug zwischen Hamburg und Stuttgart

Der IC, der als Ersatzzug für den ausgefallenen ICE von Hamburg nach Stuttgart fährt, stellt Strom auf der Toilette – nicht am Sitzplatz – zur Verfügung:

Komfort: – - – - -

Sicherheit: – - – - -

Gesamturteil: Das Smartphone konnte zum Vorzeigen des elektronischen Tickets ausreichend geladen werden. Insgesamt dennoch nicht empfehlenswert.

Molinarius

6. November 2017

Kein Schwarzfahrer, dank Anker

Der Drucker druckt über WLAN. Normalerweise. Im Moment hakt das WLAN, deshalb funktioniert der Drucker nicht richtig. Ich mache mich also auf den Weg, ohne das Ticket vorher auszudrucken.

Am Bahnhof in Hamburg angekommen, Überraschung:

Ein IC soll als Ersatz fahren. Ich begebe mich zum DB Lounge Schalter: „Guten Tag! Ich möchte gerne Ihre Hilfsbereitschaft auf eine Probe stellen: Eigentlich soll ich gleich den ICE 575 nach Frankfurt nehmen. Der fällt aber leider aus, und ich muss stattdessen einen IC nehmen.“
- „Ja, da steht das schon auf der Anzeige!“
- „Genau. Nun ist es aber leider so, dass ich mein Ticket in der DB App habe, und im ICE hätte ich Strom, um das Smartphone zu laden. Im IC gibt’s meist keine Steckdosen. Könnten Sie mir deshalb das Ticket ausdrucken? Damit ich gleich im IC nicht ohne Strom und dann ohne Ticket dastehe?“
- „Nein, das äh . . . vielleicht der Kollege . . . Aber ob der jetzt Zeit hat . . . nee . . . weiß ich jetzt auch nicht“

Im Zug stehe ich etwas später nicht komplett ohne Strom da, der sehr supere Anker-Akku mit 20100 mAh, den ich mir vor allem wegen der zahlreichen Lobpreisungen im Techniktagebuch gekauft habe, der aber leider im Moment nicht richtig geladen ist, lässt sich auf der Toilette im Zug nachladen:

Wahrscheinlich ist das wegen der schwankenden Spannung der Stromversorgung im Zug total gefährlich (unter der Steckdose ist das auf dem Foto leider nicht erkennbare Zeichen für “Rasierapparat” abgedruckt) und gleich explodiert der Akku mindestens. Aber mit der Nachladung hält er großartig durch. Bis Frankfurt bleibt mir nach dem Nachladen immer noch etwas Restladung, und ich brauche nicht schwarz zu fahren.

PS: Dieser Beitrag wurde in der DB Lounge in Frankfurt über das DB-Lounge-WLAN inklusive der Bilder ins Internet gestellt.

Molinarius

Anfang November 2017

50 Wege, wie du deinen Parkschein bezahlen kannst (oder auch nicht)

Ich mache mit meinem Mann eine kleine Tour durch Deutschland und Tschechien (inklusive einem kleinen Abstecher in die Schweiz). Da wir mit einem Campingbus unterwegs sind und in wenig Zeit möglichst viel sehen wollen, landen wir dabei immer wieder in unterschiedlichen Städten und müssen irgendwo das Auto abstellen. Manchmal muss man zahlen, manchmal nicht. Hier eine unvollständige Liste der verschiedenen Wege, wie man Ende 2017 in Deutschland, der Schweiz und Tschechien parken kann.

Schaffhausen, Schweiz: Wir parken auf einem Parkplatz direkt am Rheinfall, es kostet nichts.

Stein am Rhein, Schweiz: Wir parken auf dem Parkplatz direkt am Tor zur Altstadt. Den Parkschein kann man am Automaten mit Kreditkarte ziehen, was gut ist, denn Franken hätten wir nicht gehabt. Als wir wegfahren, gebe ich den Parkschein, der noch eine Stunde gilt, an ein Paar, das gerade einparkt.

Bad Tölz, Deutschland: Wir parken irgendwo in der Nähe eines Restaurants, das ich auf TripAdvisor rausgesucht habe, einfach an der Straße. Weil Feiertag ist, kostet es nichts.

Bad Abbach, Deutschland: Wir parken in der Stadt, weil wir noch etwas zu essen brauchen. Für den Parkplatz braucht man zwar grundsätzlich einen Parkschein, aber nicht mehr zu so später Stunde.

Bad Abbach, Deutschland: Zum Übernachten habe ich über die App park4night einen Wohnmobilstellplatz neben einer Therme rausgesucht. Hier gibt es auch Stromanschlüsse, die Zufahrt ist grundsätzlich frei, bezahlt wird in der Therme, die hat aber heute Abend schon geschlossen. Ich bezahle am

nächsten Tag 11 Euro für den Stellplatz und 3,60 Euro Kurtaxe in bar. (Man könnte recht problemlos die Zeche prellen, das wäre aber nicht nett, deswegen mache ich das auch nicht.)

Regensburg, Deutschland: Wir parken mitten in der Stadt parallel zur Donau und bezahlen mit Münzgeld einen Parkschein am Automaten.

Marienbad, Tschechien: Wir finden zwar einen Parkplatz direkt an der Hauptstraße, Parkscheine kann man aber nur mit tschechischem Münzgeld bezahlen und davon besitzen wir noch nichts. Also fahren wir ins Parkhaus. Dort können wir bei der Ausfahrt kontaktlos mit Kreditkarte zahlen. Der Parkschein ist nur ein Wisch mit einem Code, der gar nicht mehr in den Automaten eingezogen wird, sondern lediglich aufgelegt und gescannt wird.

Karlsbad, Tschechien: Wir haben ein Hotel in der Innenstadt gebucht, die Parksituation dort ist unklar, also habe ich ein bewachtes Parkhaus rausgesucht, das in der Nähe liegt. Als wir am nächsten Tag rausfahren wollen, stellen wir fest, dass man nur in bar in tschechischen Kronen bezahlen kann. Auch beim Parkhausbewacher gibt es keine andere Bezahlmöglichkeit, er weist mich aber darauf hin, dass ich im nahegelegenen Hotel Imperial Geld wechseln kann. Für 15 Euro bekomme ich da exakt die 280 Kronen, die ich für einen Tag Parkhausparken benötige. (Zwei Anmerkungen dazu: “Nahegelegen” bedeutet in Karlsbad grundsätzlich, dass man irgendeinen Berg rauf oder runter laufen muss und tatsächlich bekomme ich sogar 284 Kronen.)

Rudolstadt, Deutschland: Wir parken auf dem Parkplatz des ansässigen REWE-Supermarkts. Es kostet nichts. Ob es rechtmäßig ist, dass wir nach dem Einkauf das Auto stehenlassen, um nach einer Apotheke zu suchen und noch einen Döner zu essen, kann ich nicht mit Sicherheit sagen.

Bad Langensalza, Deutschland: Über Nacht stehen wir auf einem Wohnmobilstellplatz neben einer Therme. Das Parken kostet nichts, zehn Stunden Strom kosten einen Euro, den man passend haben muss. Um auch morgens noch mal Strom kaufen zu können, lasse ich mir in der Therme ein Zwei-Euro-Stück wechseln.

Bad Langensalza, Deutschland: Wie wollen uns die Stadt angucken und parken auf einem Parkplatz in Altstadtnähe. Mangels ausreichendem Kleingeld bezahle ich den Parkschein per SMS, dazu muss man nur das Kennzeichen gefolgt von einem Punkt und der Anzahl der gewünschten Parkdauer in Stunden an die angegebene Nummer senden. Es irritiert mich etwas, dass ich keine Bestätigung erhalte. Alternativ gibt es die App Travipay, um per Smartphone einen Parkschein zu bezahlen, die ich mir auch direkt runterlade, vielleicht wird sie mir ja noch mal nützlich sein.

Eisenach, Deutschland: Wir parken direkt in der Innenstadt und erwischen einen Parkplatz, aus dem gerade jemand rausfährt. Der nette Mensch gibt uns seinen Parkschein, der noch eine Stunde bis 14 Uhr gültig ist. Da samstags sowieso nur bis 14 Uhr bezahlt werden muss, können wir uns also in Ruhe die Stadt angucken. Tatsächlich hätte ich auch hier per SMS oder Travipay bezahlen können, aber jetzt müssen wir gar nichts bezahlen.

Am Montag morgen bekomme ich eine SMS, dass um 8:08 Uhr mein Parkschein in Bad Langensalza abläuft. Ich könne aber ganz bequem per SMS oder noch einfacher mit der App verlängern.

Anne Schüßler

7. November 2017

Die Befragung der physischen Welt bleibt ergebnislos, aber das Internet weiß Bescheid

Die Geschichte von Malte ist kein Einzelfall, ich habe 2015 schon mal über ein verwandtes Thema berichtet, und gerade passiert es mir auch wieder: Ich beschließe, mein ausgezeichnetes Vortragshemd aus robustem und vollständig bügelfreiem Plastik-Recyclingmüll vorsichtshalber gleich noch zwei Mal zu kaufen. Dann muss ich es vielleicht nie mehr im Waschbecken waschen, wenn ich zwei hemdpflichtige Veranstaltungen hintereinander habe. Bei dieser Tätigkeit fühle ich mich nicht survivalkompetent, sondern so, als hätte ich einen einsamen, trostlosen Handlungsreisendenberuf. Mit etwas Glück reichen drei Vortragshemden bis an mein Lebensende und ich kann das Thema abhaken.

Ich gehe ins Bad und suche im nassen Vortragshemd nach einem Etikett, auf dem die Größe steht. Im Hemd ist kein Etikett, und im selben Moment wird mir klar, dass es reine Gedankenlosigkeit war, überhaupt vom Rechner aufzustehen. Natürlich steht die Größe in der Bestellbestätigung vom letzten Mal.

Kathrin Passig

7. November 2017

Die Postkarte ist angekommen

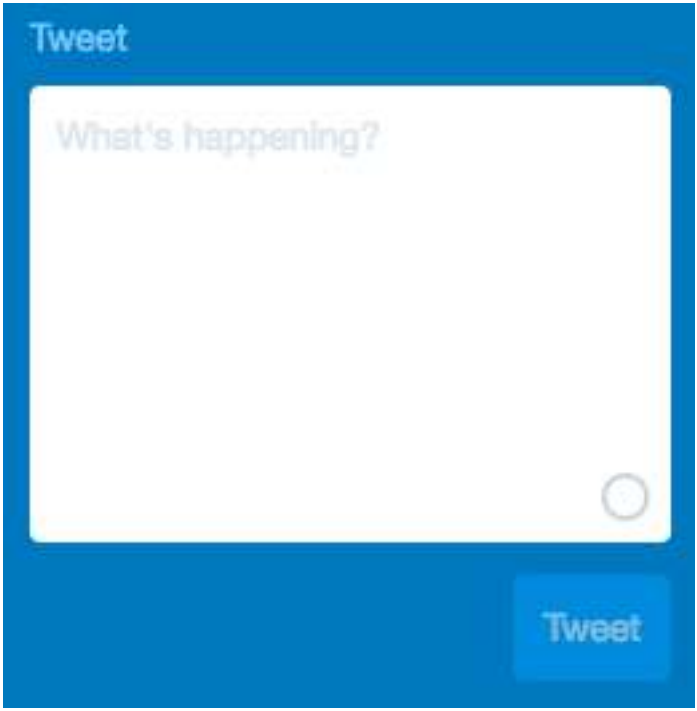
Vor einigen Tagen habe ich eine Postkarte verschickt. Heute erhalte ich vom Empfänger per SMS eine Fotografie dieser Postkarte. Es passiert seit einiger Zeit regelmässig, dass mir die Empfänger von konventioneller Briefpost (meist Urlaubsgrüsse an Freunde und Familie), deren Ankunft so bestätigen (SMS, Facebook Messenger oder WhatsApp).

Franziska Nyffenegger

8. November 2017

Beinahe wäre eine Ära undokumentiert zu Ende gegangen

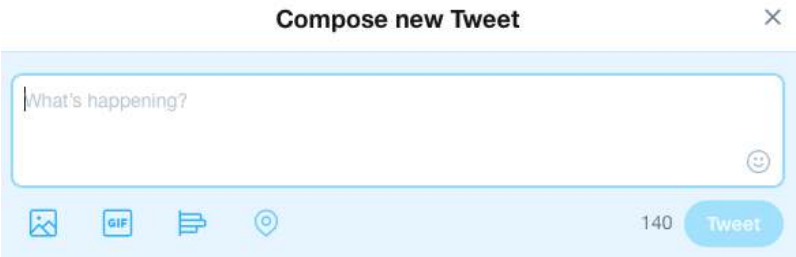
Bei Twitter haben nach einer Testphase heute oder gestern alle Nutzer 280 Zeichen bekommen statt der bisherigen 140. Nachdem ich sehr viele Scherze darüber gelesen habe, wie viel Text man jetzt in einem Tweet unterbringen kann, lade ich auch mal mein Tweetdeck-Tab neu und bereue es im selben Moment. Da ist das neue Eingabefeld, und ich habe keinen Screenshot vom alten gemacht!



Unten rechts zeigt nur noch ein Kreis an, wie viele der 280 Zeichen man schon verbraucht hat. So sieht es aus, wenn man twitter.com statt Tweetdeck verwendet:

Neun Jahre, sechs Monate und dreizehn Tage hätte ich Zeit gehabt, einen Screenshot von der 140-Zeichen-Version zu machen. So lange haben diese 140 Zeichen mein Leben, na gut, jedenfalls mein Schreiben bestimmt, und jetzt ist nicht mal ein Screenshot davon übrig.

Dann entdecke ich in meinem Zweitbrowser Safari noch ein offenes Twitter-Tab mit der alten Version.



So hat sie also ausgesehen, die Vergangenheit. Ein paar Tage wird sie noch in meinem Zweitbrowser existieren, ab dann nur noch im Techniktagebuch.

Kathrin Passig

9.11.2017

Auf Umwegen zum Lebkuchen

Es ist Anfang November, auf Twitter und Instagram sind die anwesenden Eltern mit Sankt-Martins-Festen beschäftigt und siedendheiß fällt mir ein: ICH MUSS JA NOCH LEBKUCHEN BACKEN!

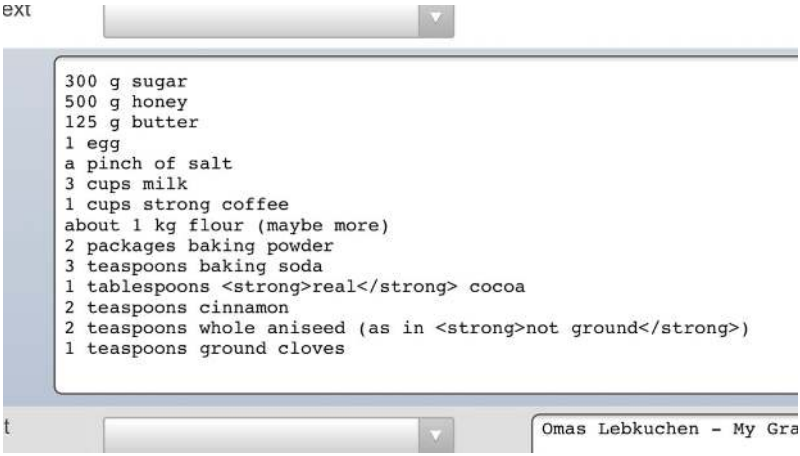
Lebkuchen zu Sankt Martin war bei meiner Oma Tradition, jedes Jahr wurden zwei Bleche Lebkuchen gebacken und anstelle von Süßigkeiten den an der Haustür singenden Kindern in den Beutel gesteckt. Das Rezept habe ich irgendwo handschriftlich von meiner Tante bekommen, aber erstens will ich direkt nach der Arbeit schnell einkaufen und zweitens weiß ich sowieso nicht sicher, wo der Zettel sein könnte.

Ich bin aber ziemlich sicher, dass ich das Rezept mindestens einmal verbloggt habe, nur wo, ist die Frage.

Zunächst versuche ich es auf meinem aktuellen Foodblog. Der steht aber bei 1&1 aktuell unter Spamverdacht und der Access ist restricted. Ich logge mich also bei 1&1 ein und suche meinen FTP-Zugang raus. Die Daten gebe ich dann in Filezilla, einem FTP-Tool ein und finde irgendwann die verdächtige Datei, die ich kurzfristig entsperre, um den Blog wieder zugänglich zu machen. Bei einer Stichwortsuche nach “Lebkuchen” findet sich im Blog aber nichts Passendes. Ich versuche es auf meinem anderen Blog, da findet sich aber nur der Artikel, den ich mal über Sankt-Martins-Bräuche im Rheinland geschrieben habe, allerdings ohne Rezept.

Dann bleibt nur noch ein alter englischer Foodblog, den ich irgendwann vor zehn Jahren mal kurzzeitig führte, der aber schon längst wieder offline ist. Allerdings müssten die dazugehörigen Datenbanken noch existieren. Da ich mittlerweile vom Laptop aufs Handy umsteigen musste, logge ich mich hier noch mal in meinen 1&1-Account ein und suche von da aus den Link zu meinen SQL-Datenbanken. Natürlich habe ich zwei Datenbanken und nur kryptische Kürzel für die acht bis fünfzehn Blogs, die ich in meinem Leben schon mal ins Leben gerufen habe und wieder sterben ließ. Ich klicke mich

durch die Tabellen namens “[Kürzel]_posts” und werde irgendwann fündig. Jetzt muss ich noch in der richtigen Zeile auf “Bearbeiten” klicken und bekomme das Rezept (und vor allem die benötigten Zutaten) im Inhaltsfeld angezeigt.



Ich mache sicherheitshalber einen Screenshot und kann jetzt einkaufen gehen (Honig, Milch, Mehl, sicherheitshalber Anis und Backpulver).

Zu Hause muss ich noch einmal einen Blick auf die Datenbank werfen, um herauszufinden, wie lange und bei wie viel Grad der Lebkuchen backen muss, und nur eine Stunde später duftet die Wohnung nach Weihnachten. Geht doch.

(Rezept: Alle Zutaten verrühren, zwei Bleche fetten und mit Mehl bestäuben, Teig auf den Blechen verteilen, bei 180 Grad 30 bis 45 Minuten (eher 30) im Ofen backen, fertig. Jetzt steht’s hier, fürs nächste Jahr.)

Anne Schüßler

9.11.2017

Amazon ist schneller als der Zollstock

Die Kaffeemaschine ist kaputt. Wir sitzen am Frühstückstisch und beraten, wann wir sie gekauft haben könnten. Ich klappe den Laptop auf, sehe bei Amazon nach, sie ist (gerade so) noch in der Garantiezeit. Ich klicke mich durch den Reparaturvorgang, Amazon sendet einen Paketaufkleber. Ich klappe den Laptop wieder zu.

Wir brauchen einen Karton. Aber wie groß muss der sein? Der Zollstock ist in der Werkzeugkiste, unendlich weit weg – mindestens ein Zimmer weiter. Plötzlich die Idee: Ich klappe den Laptop wieder auf, und sehe bei Amazon nach. Die Kaffemaschine ist 26,5 x 27 x 38,5 cm groß.

Beim Händler nachzusehen, wie groß ein vor zwei Jahren gekauftes Objekt ist, geht schneller als selbst nachzumessen. Die Zukunft ist klasse.

Malte

10. November 2017

Vorsicht, frisch ge… was?

Zuerst nehme ich das Schild gar nicht wahr. Schilder in diesem Design verkünden meistens Dinge, die mich nichts angehen und auch sonst schon lange niemanden mehr, “Für Garderobe wird nicht gehaftet” “Fremdenzimmer” oder “Vorsicht, frisch gebohnert”.

Es steht auf dem Kassentresen eines Schweizer Herrenbekleidungsgeschäfts. Ist das wirklich zum Laden von Kundenhandys?, frage ich. Die Verkäuferinnen bestätigen es. Darf ich ein Foto machen? Ich darf. Wie oft wird es genützt? Täglich, sagen sie, der Sohn der einen kommt sogar extra dafür vorbei. Kunden machen davon Gebrauch, vor allem aber die Angestellten.

Wie die eigentliche Ladestation aussieht, habe ich nicht herausgefunden. Aber bestimmt sehr gediegen.

Kathrin Passig

November 2017

Fünf Minuten, eine Mail, kein Joghurt

Ich bin registrierter Nutzer der Edeka-App (das Techniktagebuch berichtete ausführlich). Genauer: Ich bin *noch* registrierter Nutzer der Edeka-App. Am 2. November erreicht mich eine Mail, dass Edeka den Zahlungsanbie-

ter gewechselt hat. Anstelle der Deutsche Post Zahlungsdienste GmbH stehe jetzt Paymorrow »als starker Partner« an ihrer Seite. Warum teilt mir Edeka das mit? Weil sie erstens wollen, dass ich die aktuelle Version ihrer App runterlade. Ob es eine komplett neue App ist oder einfach das letzte Update der derzeitigen App, bleibt unklar. Der Android-Link führt zum iTunes-Store; selbst zu suchen habe ich keine Lust. Zweitens verlangt Edeka von mir, mein SEPA-Mandat zu aktualisieren, um die App nach November weiterhin zum Bezahlen nutzen zu können. Aufgrund vorheriger Erfahrungen beschließe ich, dass ich für einen verbilligten Joghurt nicht noch mal fünf Wochen und acht E-Mails übrig habe. Im Jahr 2017 habe ich ohnehin erst einmal mit der Edeka-App bezahlt – und das war nur zur Unterhaltung einer neu anzulernenden Kassiererin und ihrer Ausbilderin. Der Vollständigkeit halber muss gesagt werden, dass die Bezahlung reibungslos verlief.

Einen Tag später sehe ich, dass der Edeka, wo ich am häufigsten einkaufe, neue Bezahlterminals installiert hat. Sie sind jetzt zum Kunden statt zum Kassenpersonal gerichtet, die Karte muss unten statt oben rein und man kann kontaktlos bezahlen. Ich bezahle kontaktlos mit meiner Girokarte. Und während ich das mache, denke ich ein letztes Mal an die Edeka-App. Sie wird wohl eine Fußnote in der Geschichte des Bezahlens mit dem Handy bleiben. Aber der Joghurt war lecker.

Christopher Bergmann

11.11.2017

Schleichend in die Grabbelkiste

Heute habe ich (wieder mal) eine erkleckliche Summe für ein Objektiv ausgegeben, das ich schon lange für meine Kameras haben wollte. Und auf dem Weg aus dem Fotogeschäft kam ich an der Grabbelkiste vorbei: Da drin lagen, achtlos hineingeworfen, all die Kameras und Objektive, die vor einem Jahrzehnt oder so ebenfalls mal für viel Geld verkauft wurden und heute bestenfalls Ersatzteilspender, schlimmstenfalls Elektroschrott sind.

Der Gegensatz zwischen meinem neu erworbenen Objektiv und dem einstmals feinen Gerät in der Grabbelkiste steht wie ein Sinnbild für die Diskussion, die wir in dieser Woche in der TT-Redaktion geführt haben, die aber auch

anderswo eine Rolle spielt: Wenn die Kameras in den Smartphones mit jeder Generation besser werden, wenn zwar immer mehr fotografiert wird, aber immer weniger mit Kameras, die nichts anderes können außer fotografieren – wofür braucht man denn dann noch solche Kameras? Irgendwann werden die Smartphones mit ihren vergleichsweise winzigen Objektiven und Kameramodulen das doch genau so gut erledigen. Wenn das nicht schon jetzt der Fall ist.

Nun ist die Debatte nicht grundlegend neu. Schon als die Leica als erste Kamera mit 35mm-Film erfunden wurde, gut 100 Jahre ist das her, und ein Jahrzehnt später in die Produktion ging, tobte eine Art Glaubenskrieg: Dieses winzige Negativformat, 24x36 Millimeter gegenüber den Rollfilmen mit 6 Zentimetern Breite oder gar gegenüber den Plattenkameras mit ihren riesigen Negativen, könne doch niemals für anständige Fotos taugen. Einer der – viel später – berühmtesten amerikanischen Fotografen flog sogar beim Magazin Newsweek raus, weil er für seine Arbeiten nur dieses Kleinbildformat benutzen wollte.

Die Größe der winzigen Sensoren in heutigen Smartphones, vergleichen mit der Sensorfläche dezidierter Fotokameras, ist allerdings nur ein Aspekt der Debatte. In der Tat werden die Sensoren immer besser, und aktuelle Smartphones schlagen die früheren Digitalkameras bei der Bildqualität spielend. (Nun werden natürlich auch die größeren Sensoren in den Kameras besser, aber für den Alltagsgebrauch unter normalen Bedingungen, also nicht im Bergwerk ohne Blitz fotografieren, sind sie längst gut genug.)

Nun kann man argumentieren, und auch ich tue das gerne, dass der Unterschied zwischen einem Handy mit Aufnahmemöglichkeit und einer Kamera möglichst mit Sucher zum Durchgucken nicht alleine in der Bildqualität liegt. Sondern auch in der Ergonomie: Wer nutzt schon die – tatsächlich meist vorhandene – Möglichkeit der Belichtungskorrektur auf seinem Smartphone, wer macht sich die Mühe, den Automatischen Weißabgleich von Automatisch auf Kunstlicht umzustellen in Innenräumen? Von der Möglichkeit, optisch zu zoomen und nicht nur digital zu vergrößern, ganz abgesehen.

Aber damit gehöre ich natürlich zu einer Minderheit, zumal die technische Entwicklung denen recht gibt, die mit diesem ganzen technischen Gedöns nichts zu tun haben wollen. Belichtungskorrektur bei Gegenlicht? Macht der Chip im Handy. Die Farbtemperatur? Das geht entweder automatisch, ich kann sie anschließend auf dem Smartphone-Bildschirm korrigieren – oder der Rechner im Telefon macht das anschließend ganz alleine.

Selbst der gezielte Einsatz der Schärfe in einem Bild ist inzwischen keine Frage der Optik mehr, sondern der Rechenleistung. Bislang bin ich gewohnt, selbst zu entscheiden, ob ich den Vordergrund scharf haben möchte und den Hintergrund unscharf, oder lieber umgekehrt, oder lieber alles scharf, oder vielleicht nur den Hintergrund ein bisschen unscharf, aber erkennbar.

Also vielleicht so

oder lieber so?

Dafür habe ich, ganz altmodisch, zwei Fotos gemacht – mit unterschiedlichen Blendenwerten.

Das wird in absehbarer Zeit nicht mehr nötig sein. Wer will, kann das dem kleinen Computer im Smartphone (und zunehmend auch in der Kamera) überlassen. Der stellt einfach möglichst alles scharf, und hinterher suche ich mir auf dem Display aus, wie ich es gerne hätte. Je nach Geschmack und Verwendungszweck der Fotos.

Und da reden wir noch nicht mal über Künstliche Intelligenz, die inzwischen auch auf die Bildqualität pfeift und sich ihre eigene bastelt: Das Max-Planck-Institut entwickelt derzeit Software, die fehlende Informationen in den Bilddaten durch möglichst plausible, ähnliche Inhalte ersetzt. Das ist dann zwar im eigentlichen Sinne kein Abbild der Realität mehr – aber wie es ein Diskutant in einem der weltgrößten Fotoforen auf den Punkt brachte:

Möglicherweise gibt das Bild nicht exakt wieder, wo jemand ein graues Haar hat und wo nicht. Aber der Gesamteindruck des Fotos wird so echt sein, dass auch der Fotografierte den Unterschied nicht wahrnehmen wird.

Mit anderen Worten: Das Smartphone ist heute schon für die meisten Menschen mehr Kamera, als sie je brauchen werden. Und wird zunehmend auch für all die, die jetzt noch viel Geld in eine Fotoausrüstung stecken, eine kleine, tragbare und immer verfügbare Alternative zu dieser Fotoausrüstung.

Also wird möglicherweise auch mein heute teuer erworbenes Objektiv irgendwann in einer dieser Grabbelkisten landen, wenn es nicht meine Enkel aus Sentimentalität aufheben. Allerdings, glaube ich, wird das noch etliche Jahre dauern.

Thomas Wiegold

11. 11. 2017

Links oben ... ist links oben ... ist links oben ... ist

Nix läuft; nur der Cursor nach links oben.

An einem ~~Freitag~~ Samstag nachmittag öffne ich von zuhause per Fernwartung A eine Verbindung zu meinem Arbeitsrechner: Ich will den Abschluss eines Prozesses prüfen, und den Rechner dann herunterfahren.

Mein Arbeitsrechner ist zwar nicht aus, aber im Ruhezustand, und scheint unerreichbar. Also verbinde ich mich per Fernwartung A mit einem *zweiten Rechner* im selben Büro, der wiederum mittels Fernwartung B meinen Arbeitsrechner "anstupst". Anschliessend ist mein Arbeitsrechner per Fernwartung A direkt ansprechbar. Ich erledige alles und fahre meinen Arbeitsrechner herunter.

Die per Fernwartung B noch aktive Verbindung vom zweiten Rechner auf meinen Arbeitsrechner vergesse ich.

Am nächsten Arbeitstag im Büro fahre ich meinen Arbeitsrechner hoch. Auffällig ist, dass der Cursor ständig in die linke obere Ecke springt (x=0, y=0 im Rechner-Koordinatensystem). Zusätzlich kann ich mich nicht am System anmelden, da die Tastatur keine Buchstaben ausgibt.

Ich führe einen ersten Neustart aus — jetzt kann ich mich anmelden.
Leider kennt der Cursor nur ein Ziel: 0,0.

Daraufhin schalte ich diverse Mäuse und Trackpads aus und ein, leihe andere von benachbarten Arbeitsplätzen aus, führe diverse Neustarts aus, mit diversen Tastenkombinationen (um bestimmte Caches zu löschen) – nix läuft.
Cursor: 0,0.

Zwischendurch aktiviere ich per Tastatur die Tastatur-Bedienung des Browsers, um anstatt des Smartphones mit dem Rechner nach hilfreichen Tipps im Web suchen zu können. Die Tipps helfen alle nicht.
Cursor: 0,0.

"Versehentlich" starte ich Fernwartung B zum zweiten Rechner.

Überraschung: Ich sehe den zweiten Bildschirm, der meinen eigenen Bildschirm sieht, der den zweiten Bildschirm sieht, der ... — unendliche Tiefen tun sich auf.
Ich weiß nun also, was zu tun ist, doch leider gilt:
Cursor: 0,0.

Daher verwende ich Fernwartung A mit meinem Smartphone und sehe den zweiten Bildschirm. Dort schließe ich Fernwartung B zu meinem Arbeitsrechner, und die rekursive Kakophonie verschwindet. Der Cursor auf meinem Arbeitsrechner läuft – wohin ICH ihn schiebe!

Der Spuk ist vorbei.

Ulrich Maasmeier

11. November 2017

Neue Brille, Old School

Auch ich benötige eine neue Brille.

Freunde fragen mich, warum ich die neue Brille nicht online kaufe: Es gibt Onlinehändler, bei denen die verschiedenen Brillengestelle optisch in das Foto des eigenen Gesichts montiert werden, so dass man selber einen guten Eindruck haben soll, wie man mit der Brille aussieht. Ich probiere das aus, entscheide mich aber dagegen, da ich das Gefühl habe, das Tragegefühl der neuen Brille ist ein wesentlicher Faktor bei der Wahl, und das Tragegefühl lässt sich nun mal noch nicht virtuell erproben.

Deshalb kaufe ich die Brille so, wie die letzte Brille vor etwa 5 Jahren auch: Bei einem Optiker suche ich mir aus schätzungsweise 1000 verschiedenen Brillengestell-Modellen einige aus, die mir gefallen, und lasse mich von der Verkäuferin und mittels Fotos über WhatsApp von Freunden beraten.

In den Brillengestellen, die ich zur Probe aufsetzen kann, ist Glas eingesetzt, aber dies korrigiert natürlich meine Sehschärfe nicht. Ich kann mich also mit der Wunschbrille auf der Nase nicht scharf sehen. Es scheint ein fast philosophisches Problem: Entweder ich sehe scharf – dann habe ich meine alte Brille auf der Nase, nicht das neue Wunschmodell. Oder ich habe ein neues Brillengestell auf der Nase, dann kann ich nicht scharf sehen. Also muss ich, um einen Eindruck der Gestelle auf meiner Nase zu bekommen, einen Handspiegel sehr dicht an mein Gesicht halten. Oder Fotos mit dem Smartphone machen.

Als ich mich für ein Modell entschieden habe, soll meine Sehschärfe noch einmal nachgemessen werden. Dafür schaue ich ohne Brille durch ein Gerät, das ein bisschen aussieht wie ein überdimensioniertes Mikroskop, und das durch ein Okular ein paar sich in der Schärfe verändernde Punkte zeigt.

Jetzt muss ich noch die Art der Gläser aussuchen. Es gibt normale Gläser, tolle Gläser, supertolle Gläser, superdupertolle Gläser, beschichtete Gläser, spezialbeschichtete superdupertolle Gläser, spezialbeschichtete gehärtete su-

perdupertolle Gläser und noch ein paar weitere für Autofahrer, Bildschirmarbeiter, Astronauten und so weiter. Diese unterscheiden sich durch ihre verschiedenen Dicken, Härten, Ent- oder Verspiegelungen, Tönungen und Preise.

Schließlich soll ich das gewählte Brillengestell noch einmal aufsetzen und die Verkäuferin misst noch ein paar Dinge, vor allem geht es wohl um den Punkt, durch den ich durch die Brille durchgucke. Ich soll in die Ferne gucken und sie misst den Neigungswinkel des Gestells auf meiner Nase und den Augenabstand. Den besagten Punkt markiert die Verkäuferin sehr analog mit einem Folienstift auf den Gläsern.

Am Ende kommt das ausgesuchte Brillengestell zusammen mit den (mit Folienstift markierten und beschrifteten) Gläsern und vielen Zahlen in eine Tüte und wird weggeschickt, wohl an eine zentrale Werkstatt, die die Gläser fertigt und in das Gestell einsetzt. In etwa 10 Tagen soll die neue Brille fertig sein.

Ich freue mich sehr darauf.

Molinarius

11.11.2017

Ungeahnter Fortschritt im Supermarkt

Ich stehe an der Kasse und bin in Gedanken, deswegen bekomme ich nur den Schluss eines kleinen Dialogs zwischen Kassiererin und Kunden mit.

Als ich anfange, aufzupassen, steckt der Kunde seine EC-Karte schon wieder zurück ins Portemonnaie.

“Guck an”, sagt er. “Ich wusste gar nicht, dass meine Karte das kann.”

“Immer, wenn so ein Symbol drauf ist, können Sie damit auch kontaktlos zahlen”, erklärt die Kassiererin.

Hier wurde wohl gerade die neue Kontaktlos-Zahlen-Funktion bei Edeka erklärt und direkt ausprobiert. Die Initiative ging offensichtlich von der Kassiererin aus, der junge Mann wusste noch nichts von den magischen Fähigkeiten seiner neuen EC-Karte.

Ich ziehe meine EC-Karte aus dem Portemonnaie und muss feststellen, dass sie noch keine magische Fähigkeiten besitzt. Und ob ich jetzt doch auch endlich mit Kreditkarte zahlen kann, das wage ich gar nicht erst zu fragen. Noch nicht mal for science.

Anne Schüßler

12.11.2017

Die Alarmzentrale hat nun ein schönes Foto von mir

Ich wohne seit gut 18 Jahren in Norwegen. Genauer gesagt in Tromsø. Und weil dies für norwegische Verhältnisse eine Großstadt ist, ist auch die Kriminalität dementsprechend. Daher haben wir unser Eigenheim mit einer Alarmanlage gesichert. Diese ist nun modernisiert worden. Der freundliche Monteur hat sicher meiner Lebensgefährtin alles genauestens erklärt. Ich war leider in der Arbeit, als die Anlage geupdatet wurde. Daher das kleine Missverständnis, das im Folgenden passierte.

Der Alarm hat nun zwei Betriebsmodi: Ganzsicherung und Teilsicherung. Bei Ganzsicherung aktiviert man am Betriebspanel ein Haussymbol und hat nun 20 Sekunden Zeit, sich von den zwei Bewegungsmeldern mit integrierter Kamera wegzubewegen. Nach dieser Zeitspanne wird der Alarm ausgelöst und ein Foto des auslösenden Übeltäters an die Alarmzentrale geschickt. Dieser Modus ist angesagt, wenn man das Haus verlässt und keiner mehr zuhause ist.

Teilsicherung (auf dem Panel ein halbes Haus) wird aktiviert, wenn man noch zuhause ist, aber die Eingangstüre sichern will (z. B. nächtens, wenn man schlummert). Wird der Magnetkontakt an der Tür unterbrochen, hat

man 20 Sekunden Zeit, Fersengeld zu geben oder den Code einzugeben. Man kann sich jedoch frei im Haus bewegen ohne die Bewegungsmelder zu aktivieren – solange der Magnetkontakt an der Tür nicht unterbrochen wurde.

In der alten Version des Alarms gab es nur die Vollsicherung und man hatte immer 20 Sekunden Zeit, den Alarm am Panel zu deaktivieren, wenn der Bewegungsdetektor einen registriert hatte. Diesen Sonntag nun (der erste nach der Installierung) gehe ich zu Bett und aktiviere die Ganzsicherung. Meine Liebste hat schon vor drei Stunden das Haus zwecks Nachtdienst verlassen.

Als ich es mir gerade im Bett gemütlich gemacht habe, fällt mir ein, daß ich vergessen habe, meine Autostandheizung zu aktivieren. Die Fernbedienung dazu liegt auf meinem Schreibtisch. Also raus aus den Federn, die Treppe runter und WIU WIU WIU WIU WIU ... (denke dir 120 Dezibelsirene) sowie ein Blitz, der die Nacht zum Tag macht. Außerdem ich am Treppenabsatz mit aufgerissenen Augen und modischen (im finnischen Schlußverkauf erstandenen) Boxershorts, nach kurzer Schrecksekunde zum Panel hastend und den Code eingetippt. Drei Sekunden später klingelt das Telefon und SECTOR fragt an, ob alles in Ordnung ist. Nach kurzem Passwortaustausch (ich könnte ja ein Gauner sein) kann ich dies bestätigen.

Tags darauf rufe ich die Hotline der Alarmgesellschaft an und frage nach, wie ich denn das Haus sichern könne, wenn ich noch zuhause sei, aber jemand am nächsten Morgen heimkäme, während ich noch schlummerte? Dafür sei die Teilsicherung gedacht, klärt mich die nette Servicekraft auf. Ich hatte fälschlicherweise angenommen, daß die Teilsicherung sofort auslöst, wenn die Eingangstür geöffnet wird und daher Ganzsicherung aktiviert, in der Annahme, immer 20 Sekunden zu haben, den Alarm zu deaktivieren. Dem ist nicht so – siehe oben. Daher hat nun SECTOR ein Foto eines attraktiven Mittfünfzigers in Boxershorts mit zugegeben etwas dümmlichem Gesichtsausdruck. Laut Datenschutzgesetz soll es jedoch nur drei Wochen gespeichert bleiben.

Catweazle

12. November 2017

Antihüpftechnik in der Altbauwohnung

Nach einer Renovation wohne ich seit ein paar Tagen wieder zu Hause. Einiges ist noch nicht an seinem Ort, doch das meiste funktioniert und ich kann endlich wieder Leute einladen. Während des Essens fragt Tabea, was das denn sei und zeigt auf ein weisses, an der Wohnzimmerwand montiertes, eingeklapptes Brett. Nach meiner Erklärung kommentiert Kathrin: „Aufschreiben!“

Also: Es handelt sich um ein Tablar, auf dem normalerweise der Plattenspieler steht. Und warum steht der nicht einfach auf einem Regal? Weil es sich um eine Altbauwohnung handelt, in der sich durch Tritte verursachte Schwingungen auf alles übertragen, was auf dem betretenen Boden steht, so auch auf Regale und auf einen darauf stehenden Plattenspieler. Die Nadel hüpft dann unregelmässig über die Rillen, was den Musik- respektive Tanzgenuss deutlich einschränkt. Bei der Wandmontage von Plattenspielern handelt es sich um eine alte und bewährte, der Jugend aber offenbar nicht mehr bekannte Kulturtechnik.

Franziska Nyffenegger

November 2017

5%

An der Technischen Hochschule, an der ich unterrichte, werden die Zeitpläne für die öffentlichen Projektkritiken am Ende des Semesters seit jeher – also zumindest, solange ich dort unterrichte – folgendermassen erstellt: Die mit der Organisation betraute Person verschickt eine Excel-Vorlage mit 12 Reitern – für jede Klasse einen – an alle Dozentinnen und Dozenten. In der Excelvorlage sind die Uhrzeiten und Pausen bereits eingetragen. In ihrem jeweiligen Reiter schreiben nun die Dozentinnen und Dozenten die Namen der

Studierenden in jener Reihenfolge ein, in denen sie die Projekte präsentiert haben wollen. Die ausgefüllten Excel-Dateien werden sodann an die Organisationsperson zurückgeschickt. Diese erstellt daraus ein neues Excel-File, das nun alle Daten enthält. Dieses File wird wiederum an alle Dozentinnen und Dozenten zur Kontrolle gemailt. Die nun nochmals korrigierten Daten werden daraufhin händisch in die endgültige Tabelle übertragen, die daraufhin an alle Studierenden verschickt wird.

Kürzlich meinte die Organisationsperson zu mir: Schau mal, was ich entdeckt habe, es heisst *Google Tabellen* und ist total super, kennst du das? Ich muss jetzt gar keine Excel-Files mehr rummailen und zusammenfügen, nur noch den Link an alle schicken. Das geht sehr viel schneller!

Dass sie damit einen Teil ihrer Arbeitsstelle überflüssig gemacht hat, war ihr nicht aufgefallen. Immerhin ein 5%-Pensum ihrer Anstellung bezog sich ausdrücklich auf die Organisation der Zeitabläufe bei den öffentlichen Projektpräsentationen.

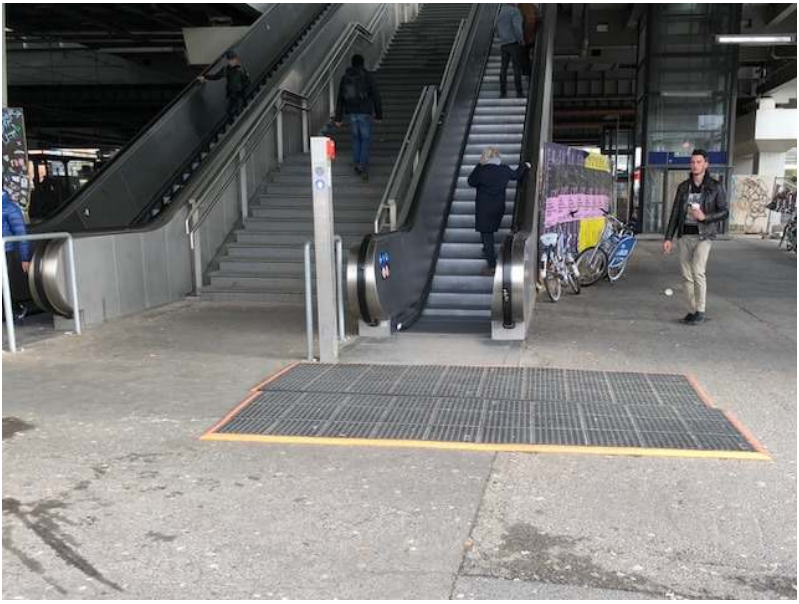
Sergio Maldini

12. November 2017

Vor dem Betreten des Ostkreuzes sind die Füße abzutreten!

Wer wie ich den Berliner S-, Regional- und bald auch Fernbahnhof Ostkreuz des Öfteren von der Südseite betritt, kennt das Trauerspiel: Die aufwärts führende Rolltreppe ist defekt. Was für den Körper gut ist, ärgert den faulen Geist: Schöne neue Technik, die regelmäßig ausfällt. Ich bin in den Jahren seit dem Umbau öfter die Treppe zu Fuß hochgegangen als mit der Rolltreppe hochgefahren. Und das nicht freiwillig!

Neulich hatte man die Problemrolltreppe ganz zerlegt und alle Rollstufen ausgebaut. Dafür konnte man mit der linken Rolltreppe, die normalerweise abwärts läuft, hochfahren. Als ich nun heute das Ostkreuz erreiche, liegt vor der rechten Rolltreppe ein ziemlich großer Fußabtreter.



Man kann es ahnen: Die vielen kleinen Steinchen in den Hunderttausenden Schuhsohlen, die täglich das Ostkreuz betreten, setzen der Rolltreppe zu. Man hört das auch sehr deutlich an Knirschgeräuschen, die heute vor allem auf der Nordseite zu vernehmen waren. Dort gibt es ja auch keinen Fußabtreter!

Da der Umbau noch läuft, bin ich gespannt, wie die dauerhafte Lösung aussehen wird. Vielleicht ist der Fußabtreter ja nicht mehr erforderlich, wenn man erst mal auf frisch gepflasterten und asphaltierten Wegen zum Ostkreuz gelangen kann.

Markus Winninghoff

13. 11. 2017

Unspektakulär in die Bezahlzukunft

Ich habe eine neue Karte von der Bank bekommen und kann theoretisch jetzt schon seit Tagen kontaktlos bezahlen. Ich bin ganz aufgeregt und halte in jedem Geschäft Ausschau nach kompatiblen Geräten. In einer Drogerie am Bahnhof, wo ich mir vor einer Tagesreise eine Tube Zahnpasta und eine Bürste kaufe, ist es soweit. “Karte einstecken oder auflegen” steht da und ich tue letzteres, erfüllt von futuristischem Elan. Es passiert aber eigentlich fast gar nichts, das Gerät macht nicht mal ein Geräusch, die Zahlung rauscht einfach durch. Kein Warten auf das Auslesen des Magnetstreifens, kein Unterschreiben. Es geschieht alles so schnell und unspektakulär, dass ich unschlüssig warte und die Verkäuferin mich freundlich darüber informiert, dass es das jetzt wirklich wäre. Die Zukunft blinkt und piept nicht immer angeberisch herum, sie schleicht sich meistens leise und lautlos in das Leben hinein.

Angela Heider-Willms

13. November 2017 und darauffolgende Tage

Digitale Tickets – es gibt sie doch!

Ende November möchte ich mit dem Zug zwei Wochen quer durch England reisen. Die Trainline-App erweist sich dabei als sehr hilfreich, weil sie Streckenoptionen aufzeigt und die Preise teilweise niedriger sind (was dazu führt, dass ich manchmal neben dem Automaten stehe, das Ticket aber erst im Smartphone buche und anschließend ausdrucken lasse). Hatte ich mich bei der letzten Buchung noch gewundert, dass man die Zugtickets zwar online buchen kann, aber dann ausdrucken muss, fällt mir nun ein, dass es in England Schranken an den Bahnhöfen gibt, die man mithilfe der Papiertickets passiert.

Allerdings bietet man mir in der App für bestimmte Züge doch digitale Tickets an, bei denen ein QR-Code generiert wird, den man vorne an der Schranke an ein Lesegerät hält. Gut, in den meisten Fällen funktioniert das nicht, aber in Großbritannien gibt es freundliches Personal, das einem aufmacht – ohne den QR-Code auch nur eines Blickes zu würdigen. Warum das nur für bestimmte Gleise möglich ist, habe ich allerdings noch nicht herausgefunden. Dazu muss ich zu Forschungszwecken wohl noch einmal nach England reisen.

Tanja Braun

Herbst 2017

Der mobile Kammerton

Was tut man, wenn man beim Autofahren ein wenig singen möchte, aber mangels Stimmgabel oder absoluten Gehörs nicht weiß, in welcher Tonart man sich bewegt?

Ganz einfach, man öffnet kurz den Sicherheitsgurt. Mein alter VW piepste dann irgendwas zwischen A und As. Aber der aktuelle Skoda hat ein blitzsauberes D.

Drago Starcevic

November 2017

Am Anfang war das Wort und am Ende war es weg

Eigentlich gibt es keinen guten Grund, in Word zu arbeiten. In der Regel stürzt es irgendwann ab und dann ist alles oder manches weg – anders als zum Beispiel in Google Docs, wo ohne Verzögerung permanent zwischengespeichert wird. Meistens meide ich Word, aber wenn mir jemand ein Word-Dokument schickt und um Bearbeitung bittet, lasse ich mich bisweilen verleiten, direkt in diesem Dokument mit der Arbeit anzufangen. Und irgendwann – so auch dieses Mal – passiert dann das, was passieren muss: Erst erscheint ein Fenster ›Microsoft Word funktioniert nicht mehr‹, dann ein Fenster ›Microsoft Word versucht, die Informationen wiederherzustellen‹ und schließlich ein neues Dokumentenfenster, günstigstenfalls mit einem Teil dessen, was man schon geschrieben hatte. Und der Rest? Einfach weg? Nicht mit mir. Dieses Mal gelingt es mir nämlich, einen Screenshot zu machen, bevor Word

sich schließt. So kann ich immerhin die halbwegs vollständige Sicherung ergänzen, indem ich die fehlenden Sätze von besagtem Screenshot abtippe. Wie so ein Tier.

Christopher Bergmann

2017-11-15

Unscharfe Erkenntnis

Wenn's einem zweimal auffällt, wird ein Muster draus. Das erste Mal war beim Scannen vom QR-Codes. Ich möchte das Hyperschachbrett ordentlich ins Fadenkreuz des Scanners halten, aber dazu kommt es nie. Noch während ich die Kamera auf den QR-Code schwenke, während das Bild noch bewegungs-verwaschen und unzentriert ist, erkennt die App schon den Code, friert das unscharfe Bild ein und ich kann mir die Ordentlichkeit sparen.

Und dann plötzlich Shazam. In einer Flughafenkneipe mit vielen Nebengeräuschen höre ich vage einen Song, der mir gefällt. Ich aktiviere Shazam und erwarte, dass es nach zehn Sekunden angestrengten Hinhörens und Pulsierens mit seinem Logo vielleicht mit etwas Glück eine Antwort auswerfen wird. Stattdessen steht's da nach einer halben Sekunde: Jefferson Starship – Jane. Das kann nicht sein, du hast doch noch gar nichts gehört, denke ich. Starte Shazam erneut. Es hört, wie um mich zu foppen, ganze zwei Sekunden lang zu und pulsiert mit dem Logo. Jefferson Starship – Jane. Sag' ich doch.

André Spiegel

15.11.2017

Ich bin zu dumm zum Telefonieren

Ich sitze in der Bahn und rufe meinen Mann über mein Smartphone an. Ich habe Kopfhörer, die auch ein kleines Mikrofon im Kabel integriert haben, aber obwohl ich sehe, dass jemand abnimmt, höre ich nichts. Das mache ich drei Mal, immer ohne Erfolg.

Mein Mann ruft zurück, aber auch dieses Mal höre ich nichts. Also rufe ich noch mal an, wieder nimmt er ab und auf einmal wird mir klar, was verkehrt ist.

Ich habe ein iPhone 8, bei dem es keinen eigenen Audioausgang mehr gibt. Der Kopfhörer muss also da eingesteckt werden, wo auch das Ladekabel steckt. Man braucht also entweder Bluetoothkopfhörer oder muss sich zumindest im öffentlichen Raum zwischen Laden und Hören entscheiden. Ich habe mich gerade fürs Laden entschieden, habe aber die Kopfhörer nicht aus den Ohren genommen und so sehr dumm versucht, über die nicht eingesteckten Kopfhörer zu telefonieren.

Wenn ich das Telefon aber nehme und ans Ohr halte (vorher Kopfhörer rausnehmen nicht vergessen), kann ich – ein Wunder! – auch mit meinem Mann sprechen und ihn verstehen.

Diese Geschichte ist umso peinlicher, als mir das nicht zum ersten Mal passiert und vermutlich noch öfter passieren wird.

Anne Schüßler

15. November 2017

Elektroautos sind leise. Sehr sogar.

0730 Uhr, Anruf einer neuen Mieterin meines E-Smart. Sie so, ich so:

"Ich störe ungern, aber wie lässt man das Auto an?"

“Hast einfach mal versucht, Gas zu geben? Ein E-Auto hört man drum nicht.”

Haben dann beide herzlich gelacht. Sie war übrigens nicht die erste mit dem Problem.

Simon

12. bis 15. November 2017

Kinder zahlen für ihre Eltern

“Ich wollte ja bloß . . . ” – so beginnen viele wilde Geschichten. In diesem Fall wollte ich bloß mal Zugriff auf mein Bitcoin Cash Guthaben erhalten, um es vielleicht bei günstiger Gelegenheit gegen etwas anderes eintauschen zu können. Euros zum Beispiel.

Wie bereits berichtet, bin ich durch den Fork vom 1. August 2017 in den Besitz einer gewissen Menge Bitcoin Cash (Kürzel: BCH) gelangt. Ich habe bislang keine Schritte unternommen, auf dieses Guthaben zuzugreifen. Am 13. November, einem Sonntag, schaue ich morgens beiläufig auf die Kurse verschiedener Cryptowährungen und stelle überrascht fest, dass der BCH-Kurs um 300% in die Höhe geschossen ist, seit ich das letzte Mal nachgesehen habe. Damit hat mein Guthaben jetzt einen Wert erreicht, der ein bisschen Aufwand rechtfertigt. Außerdem ist seit dem Fork einige Zeit vergangen, sodass sich die Hinweise, wie man möglichst umstandslos an seine BCH gelangt, konsolidiert haben sollten.

Meine Recherche ergibt Folgendes. Man braucht die Wallet, in der sich zum Zeitpunkt des Forks die Bitcoins befanden. Man exportiert die *private Keys* dieser Wallet und erzeugt damit dann eine Wallet in einem Client, der nicht mit der traditionellen Bitcoin-Blockchain in Verbindung steht, sondern mit der von BCH. Technisch ist das Exportieren der Keys ein einfacher Vorgang. Er ist aber insofern riskant, als jeder, der dieser Schlüssel habhaft

wird, damit Zugriff auf das Guthaben dieses Kontos hat. Ungefähr so, wie bei einem Nummernkonto, wo es genügt, die Nummer zu nennen, um Geld abzuheben.

Daher wird empfohlen, das Guthaben an „traditionellen“ Bitcoins (Kürzel: BTC), das sich eventuell noch in dieser Wallet befindet, erstmal in eine neue Wallet zu transferieren, um so das Risiko auszuschließen, durch Verrat der Keys sowohl BTC- als auch BCH-Guthaben zu verlieren. Ursprünglich bestand wohl begründete Sorge, dass nach dem Fork betrügerische Software die allgemeine Verunsicherung zum Abschöpfen von Keys nutzen würde. Momentan erscheint mir diese Vorsicht leicht übertrieben, aber was solls. Eine Wallet einzurichten und dann mal eben die Bitcoins dahin zu transferieren, kostet nur etwas Zeit und eine geringe Transaktionsgebühr.

Mit diesen Erkenntnissen und diesem Entschluss endet mein Sonntag. Am Montag stolpere ich erstmal über diesen Artikel. Der Autor spielt mit ein paar Bitcoins herum, vergisst und verliert dann leider die Zugangsdaten seiner Hardware-Wallet und muss von da an hilflos zusehen, wie der BCH-Kurs schwindelerregende Höhen erreicht. Haha, denke ich, das könnte mir nicht passieren!

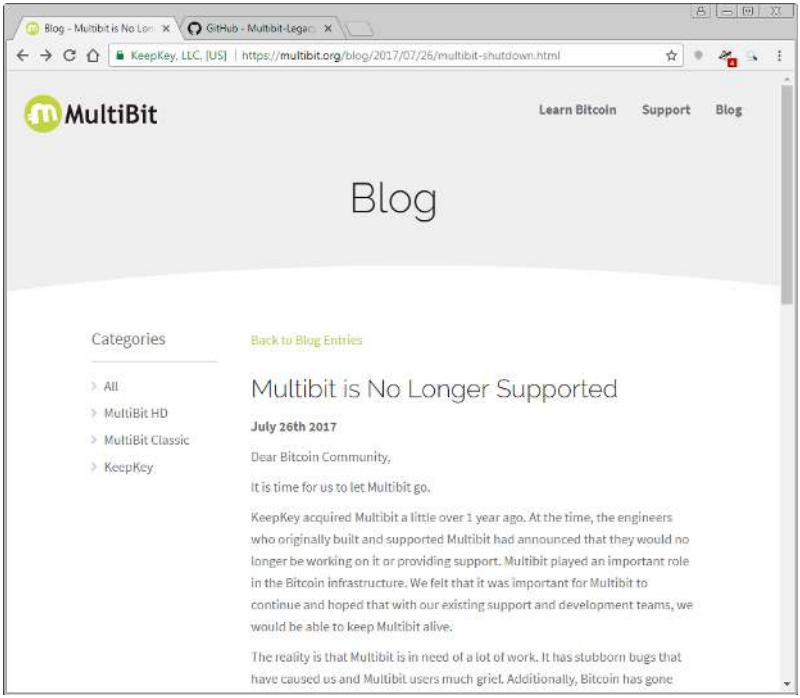
Mittlerweile ist der BCH-Kurs zwar wieder deutlich eingebrochen, dennoch will ich meinen Plan jetzt mal durchziehen. Am Dienstagabend starte ich also meinen Bitcoin-Client *MultiBit*, richte mir eine zweite Wallet ein und gebe dann eine Transaktion in Auftrag, mit der mein gesamtes Guthaben von der alten in die neue Wallet übertragen wird. Ich sehe ein paar Fortschrittsmeldungen, aber die Transaktion bleibt eine ganze Weile „unbestätigt“. Da außer mir niemand auf den Transfer wartet, denke ich „was solls?“ und lege mich schlafen. Ist halt viel los bei den Bitcoins dieser Tage.

Am Mittwochmorgen stelle ich leicht beunruhigt fest, dass die Transaktion immer noch nicht vollzogen wurde. Ich werde wohl mal nachschauen müssen, was da los ist. Meine wenigen bisherigen Bitcoin-Transfers waren immer in unter einer Stunde erledigt. Nachschauen heißt in diesem Zusammenhang natürlich, passende Suchbegriffe bei Google einzugeben und unter den Ergebnissen hoffentlich etwas zu finden, das einem weiterhilft. Denn so viele

Fallstricke das Leben auch bereit hält, so selten ist man doch der Erste oder Einzige mit einem konkreten Problem (quasi die Kombination der Gesetze von Murphy und Ugol).

Später am Tag googele ich also etwas in der Art von „MultiBit incomplete transaction“. Die ersten Ergebnisse deuten darauf hin, dass es Fehler in MultiBit gibt, die dazu führen, dass manche Transaktionen nicht richtig abgeschlossen werden. Die Probleme wurde den Entwicklern wiederholt gemeldet, aber sie wurden anscheinend nicht behoben. Nicht gut.

Als nächstes finde ich heraus, dass MultiBit im Juli nicht nur den Besitzer gewechselt hat, sondern dass die Entwicklung des Clients daraufhin eingestellt wurde. Von der weiteren Verwendung wird dringend abgeraten. Waaaah!



Habe ich es jetzt etwa geschafft, mein komplettes Bitcoin-Guthaben mit einer einzigen unbedachten Aktion ins digitale Nirvana zu befördern?

In solchen Situationen hilft die Techniktagebuch-Sozialisation. Erstmal von allem einen Screenshot machen, das beruhigt die Nerven. Dann vielleicht wenigstens jetzt ein Backup der Dateien der MultiBit-Wallet erstellen. Das hätte ich natürlich vorher tun sollen, aber besser spät als nie.

So, und nun? Eine neue Wallet als Ersatz für MultiBit muss definitv her. Außerdem reden wir hier doch von der Blockchain! Da muss doch das Guthaben entweder noch unter der alten Adresse vorhanden sein oder bereits unter der neuen, ganz unabhängig von der Client-Software.

Ich installiere mir also *Electrum* und transferiere die Keys meiner alten und neuen Wallet dorthin. Und siehe da, die letzte Transaktion wird auch dort als unvollständig angezeigt, aber zusätzlich mit der Meldung „Low Fee“. Das ergibt einen neuen Ansatz zum Googeln, und ich lese ein paar weitere Beiträge und beginne zu begreifen, wie es sich wirklich verhält.

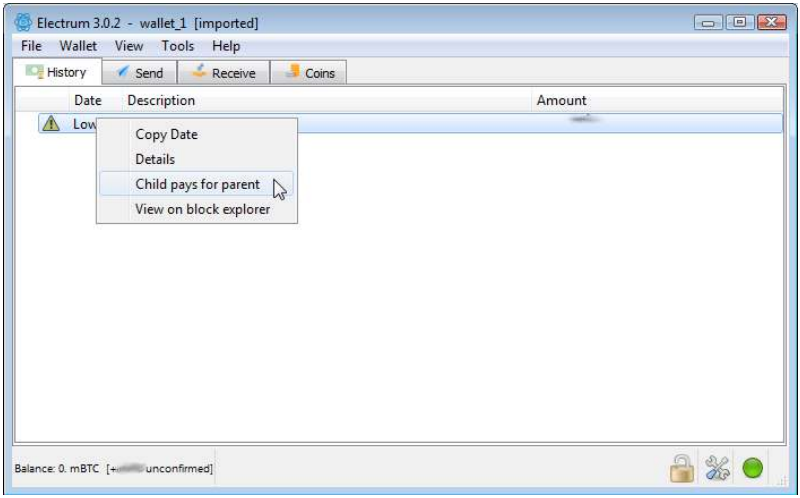
Technisch ist mit meiner Transaktion alles in Ordnung. Sie ist im Bitcoin-Netzwerk angekommen und wartet darauf, in einen signierten Block aufgenommen und so als Teil der Blockchain verewigt zu werden. Sie beinhaltet auch eine Transaktionsgebühr in Höhe von 0,0001 BTC, was bei aktuellen Kursen ca. 50 bis 60 Cent sind. Diese Gebühr hat der MultiBit-Client automatisch ausgelobt und derjenige Bitcoin-Miner, der einen Block mit meiner Transaktion signiert, darf sie kassieren.

Und hier liegt die Crux – diese Gebühr ist nach aktuellen Maßstäben viel zu niedrig. Da die Miner frei in der Wahl der Transaktionen sind, die sie in den nächsten Block einfügen, nehmen sie bevorzugt solche mit hohen Transaktionsgebühren. Diese Entwicklung ist noch nicht so alt – lange Zeit wurden sogar Transaktionen ohne Gebühren signiert, einfach um die Belohnung einzustreichen, die das Bitcoin-System grundsätzlich für das Signieren von Blöcken auslobt. Diese Zeiten sind wohl vorbei und mittlerweile herrscht das Gesetz von Angebot und Nachfrage. Mein veralteter Client hat für mich jetzt quasi ein Überweisungsformular ausgefüllt, das im Posteingang der Bank zu verschimmeln droht. (Und das mir, der ich in Diskussionen stets die mangelnde Skalierbarkeit des Bitcoin-Transaktionssytems betone.)

Aber nochmal – ich kann ja wohl nicht der erste und einzige mit diesem Problem sein! In der Tat gibt es verschiedene Lösungsvorschläge. Sogenannte *Transaction Accelarators* bieten – teilweise gegen saftige Gebühr – an, dafür zu sorgen, dass eine bestimmte Transaktion doch noch von einem Miner in einen Block aufgenommen wird. Insgesamt klingt das aber sehr nach *Snake Oil*. Weitere Vorschläge zielen darauf ab, die Transaktion wieder aus dem Netzwerk zurückzuziehen. Die Anweisungen dafür sehen mir aber zu umständlich aus.

Und tatsächlich gibt es eine dritte Lösung mit dem hübschen Namen „Child pays for parent“. Sie besteht darin, dass der Empfänger die in der unbestätigten Transaktion erhaltenen Bitcoins noch einmal überweist und dafür eine höhere Gebühr auslobt. Diese höhere Gebühr kann ein Miner aber nur einstreichen, wenn er beide Transaktionen in einen Block aufnimmt. Damit entsteht also nachträglich ein Anreiz, die gammelige erste Transaktion doch noch zu verarbeiten.

Nachteil ist, dass ich nun quasi die doppelte Gebühr zahlen muss. Aber immerhin bin ich Sender und Empfänger all dieser Aktionen und muss mir insofern keine zusätzlichen Gedanken machen. Mein neuer Electrum-Client bietet mir diese Funktion sogar direkt an, schlägt mir allerdings happige 15 Euro als neue Gebühr vor. Seis drum – vor dem Hintergrund des zwischenzeitlich befürchteten Totalverlusts erscheint mir dies als erträgliches Lehrgeld.



Eine Stunde später bin ich wieder im Vollbesitz meines BTC-Guthabens und kann mich jetzt erneut daran machen, auch meine BCH in eine Wallet zu stopfen.

Virtualista

13. bis 15. November 2017

Getrennt durch den Zweiten Weltkrieg sowie unterschiedliche Kommunikationsgewohnheiten

Ich sitze bei einer Veranstaltung in der zweiten Reihe auf dem besten Platz im Haus: Er hat zwei Steckdosen und zwei Pokéstops in Reichweite. Ob der Platz neben mir noch frei sei, werde ich gefragt. Ich schaue mich um, und tatsächlich haben sich inzwischen die Reihen gefüllt und dieser Platz ist der letzte noch freie. Ich äußere Überraschung, und die neue Nachbarin sagt, das sei eben ein sehr guter und beliebter Ort, nicht so wie der, an dem die Veranstaltungsreihe morgen weitergehen soll. “Oh”, sage ich, “das ist schade, ich bin morgen an dem anderen Ort dran”. “Ach, sind Sie etwa Kathrin Passig? Ich heiße auch Passig.”

Das ist mir noch nie passiert und ihr auch nicht. Wo meine Vorfahren denn herkämen? Aus Buschullersdorf bei Reichenberg, sage ich mit schlechtem Gewissen, weil Buschullersdorf schon seit einiger Zeit Oldřichov v Hájích heißt. Aber als meine Vorfahren noch dort gewohnt haben, hieß es halt anders. Die Vorfahren der anderen Frau Passig kommen aus Einsiedel, das jetzt Mníšek heißt. Von dort sind es bei Google Maps drei Kilometer nach Buschullersdorf. Wir gehen zum Du über und finden heraus, dass wir beide in den 1990er Jahren die Postadressen anderer Passigs aus Telefonbüchern abgeschrieben und dann doch nie verwendet haben.

Am Ende des dritten Tages versuchen wir herauszufinden, wie wir in Kontakt bleiben können. “Bei Facebook bist du vermutlich nicht”, sage ich, denn so weit kennen wir uns schon. Das stimmt, Frau Passig ist nicht bei Facebook.

Sie hat auch erst seit einigen Wochen ein Handy und weiß noch nicht, ob sie es wirklich benutzen soll. Ich frage nicht, ob es sich um ein Smartphone handelt, weil mir das zu unwahrscheinlich vorkommt und mir auch so schnell keine eindeutige Bezeichnung für ein Nichtsmartphone einfällt. Per Festnetz sei sie aber ausgezeichnet erreichbar und wenn nicht, dann gehe der Anrufbeantworter dran. Eine Mailadresse habe sie, rufe die Mail aber nur ganz selten ab und die Adresse stehe auch nicht im Netz.

Es ist eine der seltenen Gelegenheiten, wo mir Visitenkartenüberreichung angemessen und praktisch erscheint. Ich erkläre, dass ich unter der angegebenen Telefonnummer im Prinzip vielleicht manchmal schon erreichbar bin, wenn ich den Anruf zufällig eingehen sehe. "Und sonst geht die Mailbox dran?" – "Ähm, nein. Die hab ich gleich ausgeschaltet."

"Ich schreib dir eine Postkarte", sage ich optimistisch.

Kathrin Passig

15. November 2017

Die ec-Karte gibt es seit zehn Jahren nicht mehr, aber das muss unter uns bleiben

Ich war länger in der Schweiz und habe kein deutsches Bargeld. Deshalb frage ich gleich beim Betreten des Cafés, ob ich mit Karte zahlen kann oder erst noch zum Geldautomaten muss. "Ab 10 Euro mit ec-Karte", sagt die Cafémitarbeiterin, und ich setze mich.

Später beim Bezahlen überreiche ich zuerst die Kreditkarte, weil ich mich daran gewöhnt habe. Die N26-Website deutet an, dass meiner Bank der Kreditkarteneinsatz lieber ist als der der maestro-Karte, die ich zusätzlich habe, weil nur die an Berliner Nahverkehrsticketautomaten akzeptiert wird. Die Kreditkarte wird natürlich sofort von der Cafémitarbeiterin abgelehnt. Man darf die Karte hier nicht selbst ins Gerät stecken oder ans Gerät halten. Ich überreiche die maestro-Karte und sage "kontaktlos müsste auch ge-

hen”. Denn das Gerät zeigt ein Kontaktlosigkeitssymbol an. Tatsächlich geht es aber kontaktlos schon mal gar nicht (”dafür müssten wir ja extra bezahlen und das freischalten lassen”), mit Hineinstecken allerdings genauso wenig, und mit Durchziehen auch nicht.

Das sei ja auch keine ec-Karte, wird bemängelt. “ec-Karten gibt es seit 2007 nicht mehr”, sage ich. “Aber ich hab doch eine von meiner Bank”, protestiert die Cafémitarbeiterin. “Ja, aber das ist dann keine ec-Karte, weil es die seit 2007 nicht mehr gibt", sage ich. Mein Gefühl der techniktagebuchbedingten Superfinanzkompetenz schwindet rapide dahin. Ich hätte nicht davon anfangen sollen. Gemeint war wohl von Anfang an “Girocard”, nur mit einer Girocard kann man hier ab 10 Euro bezahlen, und aus irgendeinem Grund ist meine N26-Karte eben keine solche Girocard und Kassenpersonal kann das riechen, auch wenn sie das Problem immer auf die ec-Karte schieben, die seit 2007 nicht mehr existiert.

Ich lasse mir den Weg zum Geldautomaten erklären.

Abends passiert anderswo dasselbe noch einmal. “Mit ec-Karte kein Problem”, sagt die Mitarbeiterin. Ich überreiche meine Karte, es geht nicht. Aber ich bin altersweiser als am Vormittag, warte keine weiteren Versuche mit anderen Karten, Dranhalte-, Durchzieh- und Hineinsteckverfahren ab, schweige von der Abschaffung der ec-Karte im Jahr 2007 und bezahle mit Bargeld.

Kathrin Passig

16. November 2017

WebEx: Audio Connected

Heute Morgen hab ich (eigentlich wie jeden Tag) wieder verschlafen. Weil mir die Zeit für die Anfahrt ins Büro nicht mehr gereicht hätte, nahm ich meinen ersten Termin remote vom HomeOffice wahr. Es handelte sich um ein Status Meeting mit einem anderen Project Manager. Ich fuhr also mein Notebook hoch, checkte noch kurz die Mails und loggte mich über den Brow-

ser in die WebEx ein. WebEx ist eine Software von Cisco zur Durchführung von virtuellen Meetings. Eine meiner Lieblingsfunktionen ist der Rückruf. Dabei muss man sich nicht mehr händisch per Telefon in die Konferenz einwählen, sondern WebEx ruft selbst auf dem Smartphone an und man muss dann nur noch abheben.

Ich klickte auf „Mich anrufen“. Normalerweise klingelt nun mein Smartphone, aber dieses Mal passierte nichts. Normalerweise ist WebEx recht stabil, aber zwischendrin gibt es natürlich immer wieder mal Störungen. Deswegen habe ich mir auch nichts weiter dabei gedacht. Ich wollte mich gerade erneut anrufen als ich auf dem Bildschirm die Meldung „Audio Connected“ sah. Das ist jetzt aber komisch!, dachte ich. Die Verbindung zu meiner Telefonnummer zeigte sogar eingehende Audiosignale an. Sehr mysteriös! Über das User Interface im Browser habe ich dann die Leitung getrennt und mich erneut angerufen. Leider mit dem gleichen Ergebnis, mein Smartphone blieb still, aber die Audio-Verbindung initialisierte sich und zeigte Audio-Eingang. Hm! Seltsam! Diesen Fehler hatte ich bislang noch nicht. Erneut trennte ich die Leitung, hab WebEx und Browser diesmal vollständig geschlossen, mich danach erneut eingeloggt, mich wieder angerufen und es passierte abermals genau das Gleiche.

Ich öffnete Jabber und chattete den Kollegen an (der in der WebEx wartete), dass ich ihn direkt anrufen würde. Ich suchte im Outlook nach seiner Visitenkarte, klickte auf die Schaltfläche mit dem grünen Hörer und telefonierte über Voice-over-IP mit dem Notebook. „Sorry, hatte Probleme mit WebEx bei der Einwahl!“ Wir thematisierten das auch nicht weiter, weil Probleme bei der Einwahl keine Seltenheit sind. Nach 30 Minuten war unser Meeting vorbei. Ich schrieb noch ein paar eMails und packte dann meine Sachen zusammen, um in die Firma zu fahren. Als ich das Smartphone in die Handtasche legen wollte, bemerkte ich, dass die Telefondienste gesperrt sind. Da fiel es mir wie Schuppen von Augen.

Gestern Abend sass ich nämlich gemütlich auf der Couch und habe Zirkusse gegoogelt. Gegen 23:00 Uhr begann mein berufliches Smartphone plötzlich mehrmals zu vibrieren. Was zur Hölle, habe ich gedacht, wer schreibt mir jetzt noch Nachrichten? Ich hab die Nachrichten dann ignoriert und einfach weiter Zirkusse gegoogelt.

Später, als ich mich bettfertig machen wollte, hab ich einen kurzen Blick auf das Smartphone geworfen. Achso! Das waren gar keine neue Nachrichten, sondern das Gerät hat ein Update des Betriebssystems eingespielt. Dabei muss das Smartphone mehrmals neu starten. Updates spielt mein Smartphone meistens am späten Abend ein. Ich weiß nicht, ob unsere Admins diese Updates bewusst zeitlich so geplant haben. Es könnte auch daran liegen, dass solche Updates vom Smartphone nur über WLAN geladen werden. Mein privates WLAN ist nämlich das einzige WLAN, das ich auf meinem dienstlichen Smartphone konfiguriert habe. Und wenn ich nun abends von der Arbeit komme, beginnt das Smartphone das Update zu laden (was mehrere Stunden dauert) und die Installation findet dann quasi mehr zufällig immer zur späten Stunde statt. Aber egal, anderes Thema!

Nach dem Neustart des Gerätes muss man natürlich wieder die PIN eingeben. Ich gab also die PIN ein und das Gerät meldete „falsch“. Es verblieben noch 2 Versuche. Hm! Vor wenigen Wochen hat mein Arbeitgeber den Mobilfunkprovider gewechselt und ich hatte leider die PIN der neuen SIM noch nicht verinnerlicht. Weil ich so müde war, habe ich das Nachschlagen der richtigen PIN auf den nächsten Tag verschoben (und am Morgen danach hab ich die Sache dann natürlich vergessen).

Hah! Deswegen konnte mein Smartphone vorhin die Anrufe von WebEx nicht entgegen nehmen. Ich freute mich diebisch, das Rätsel gelöst zu haben. Ich gab also die PIN ein und die Telefondienste aktivierten sich wieder.

Einen Moment später zeigte mir das Telefon drei neue Sprachnachrichten. Ich spielte die neuste Nachricht ab. Erst hörte ich nur Stille und dann die Stimme des Kollegen aus der WebEx: „Marco? … Marco, bist du da?“

Marco Hitschler, zuerst veröffentlicht hier:
www.unmus.de/webex-audio-connected/

17.11.2017

Neues und Altes im Zug

Mir ist letztens schon aufgefallen, dass die Durchsagen im Zug nicht mehr (falls es je so war, eventuell habe ich es mir auch nur eingebildet) stationär von einem irgendwie in den Zug eingelassenen Durchsageapparat gemacht werden, sondern über ein tragbares Gerät. Eventuell ist es einfach der Mobilteil eines Telefons, so sieht es jedenfalls aus.

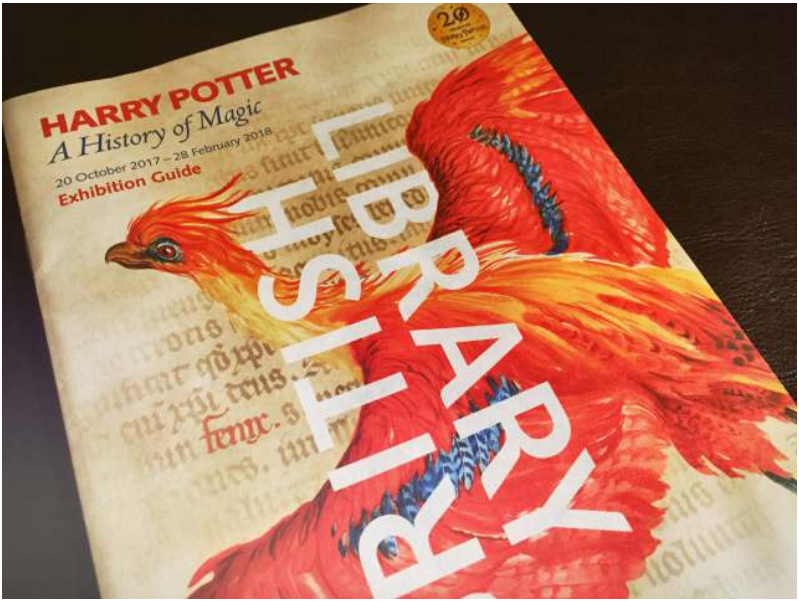
Heute läuft der Zugbegleiter an mir vorbei, während er die Durchsage macht, so dass ich einen interessanten Doppelungseffekt merke, als ich die Stimme sowohl neben mir als auch durch den Lautsprecher höre.

Am schönsten aber ist: In der Durchsage sagt der Zugbegleiter das wunderschöne Wort “Eisenbahn”. Lange nicht gehört oder gesagt, denke ich. Wenn ich von der Eisenbahn rede, sage ich eigentlich immer nur “Bahn”. Ob der Wiederentdeckung dieses Wortes freue ich mich und steige beschwingt aus dem Zug … also der Bahn … also der Eisenbahn.

Anne Schüßler

November 2017

Harry Potter und die Digitalisierung des Schreckens



An einem Dienstagnachmittag habe ich zum ersten Mal das Gefühl, dass das mit dieser Digitalisierung eventuell ein bisschen zu weit geht.

Es ist November, es ist London und es ist die British Library. Gerade habe ich mir die Ausstellung zu 20 Jahren Harry Potter angeguckt – Manuskripte und Skizzen von J.K. Rowling, dazu alte Bücher zu Astrologie, Pflanzenkunde, mythischen Wesen, sogar ein beinahe echter Einhornkopf. Alles interessant, aber dann vielleicht doch nicht „16 Pfund für ein Ticket zahlen und trotzdem noch nicht mal fotografieren dürfen“-interessant.

Jedenfalls steht neben der Infotheke so ein Aufsteller mit Werbung für künftige Veranstaltungen, unter anderem: „Hogwarts, Poudlard, Rokfort: Translating Harry Potter“. Eine Podiumsdiskussion mit Übersetzern, bei der es unter anderem darum gehen soll, wie man Hagrids Akzent in einen ukrainischen Dialekt überträgt, oder wie der „Snitch“ auf Isländisch heißt. Sowas überzeugt mein kleines Sprachnerd-Herz sofort, der Mann an der Information hat auch nichts zu tun – es dämmert schon, die Bibliothek leert sich. Also, schnell noch eine Karte kaufen.

Frage an den freundlichen Informationsmann also: „Gibt es für die Diskussionsrunde zu Harry Potter noch Karten?“ Er sucht ein bisschen im Computer rum und stellt fest: Ja, durchaus. „Dann hätte ich gerne eine,“ sage ich – „Sind Sie denn Mitglied bei uns?“ – „Nein, leider nicht, ich muss den vollen Preis zahlen.“ Falsche Vermutung.

Denn die Frage, ob man ein Member ist – also zu den Freunden und Förderern der British Library gehört – stellt der Mann nicht etwa wegen eines Rabatts. Nur Members dürfen die Eintrittskarte hier noch persönlich bei einem echten Menschen kaufen. Normalsterbliche, Touristen und alle anderen, die sich die jährlichen 80 Pfund Membership-Gebühr nicht leisten, bekommen ihre Karten nur noch online.

Am Anfang vermute ich noch, dass das ein Missverständnis ist. Aber die Nachfrage via Twitter ergibt: Doch doch, das ist tatsächlich so. Einzige Ausnahme sind Restkarten: Sie gibt es am Tag der Veranstaltung dann auch in der Bibliothek zu kaufen, ganz normal am Schalter.

Besonders inklusiv ist das nicht – wer sich nicht sicher im Internet bewegt, aufs Geld schauen muss oder nur zu Gast in der Stadt ist, für den ist es schwierig, an Tickets zu kommen. Und schneidet sich nicht auch die British Library selber ins Fleisch? Schließlich sind hier in der Dauerausstellung jeden Tag großartige Exponate zu besichtigen. Die Magna Carta. Manuskripte von Jane Austen. John Lennons handgeschriebener Text für „Strawberry Fields“. Alles komplett kostenlos – da müsste die übliche Strategie doch noch wichtiger sein, Gäste auch zum Besuch im hauseigenen Café, im Museumsshop oder eben bei einer weiteren Veranstaltung zu motivieren.

Andererseits ist der Kontakt zu einer echten Person als Privileg ja durchaus ein Prinzip, das sich in den letzten Jahren herausgebildet hat. Wer sich das Warten am Flughafen sparen will, muss entweder online selber einchecken oder Business Class buchen. Wer in einem englischen Supermarkt nicht mühsam alles selber scannen will, muss in die längere Schlange, die zu einer Kasse mit Kassiererin führt.

Ich bin dann übrigens doch noch ganz ohne Digitalisierung an meine Karte gekommen – offline, am Tag der Veranstaltung selber. „Lots and lots of tickets“ gebe es noch, sagte der Infoschaltermann, während er eines davon ausdruckte. In der Tat war der Saal abends dann zwar gut gefüllt, aber keineswegs ausverkauft. Dabei hatte die British Library doch per Twitter noch so einen cleveren Trick nachgereicht: In der Bücherei selber gebe es doch kostenloses WLAN. Man könne ja hinkommen, sich dort für einen Zugang anmelden und über den dann die Karte buchen.

Katrin Scheib; Beitrag erstveröffentlicht auf kscheib.de

18. November 2017

Die neue Girocard

Als ich zum Samstagseinkauf aufbrechen will, schaue ich kurz in den Briefkasten und finde darin einen Brief von der Sparkasse, in dem ich eine Plastikkarte ertasten kann. Hurra, die neue Girokarte ist da! Die Ära des kontaktlosen Zahlens, die in der Schweiz und mit meiner Geschäftskreditkarte schon längst ein alter Hut ist, bricht jetzt auch privat und in Deutschland an. Ich reiße den Brief auf der Stelle auf, verstreue das Papierzeug im Fahrradkeller und stecke die neue Karte ein.

Am Brotstand des Supermarkts erblickt mein suchendes Auge ein Bezahlterminal mit dem passenden Kontaktlos-Logo. Hier wird also der erste Zahlvorgang der neuen Zeit stattfinden.

Als ich stolz die neue Karte auflege, meldet das Terminal in dürren Worten, ich möge sie doch bitte in den Kartenschlitz einführen. Die Bäckereifachverkäuferin ringt zwar die Hände und versichert, dass das eigentlich funktionieren muss, und warten Sie, probieren Sie's jetzt nochmal, was da bloß wieder los ist, Moment, ich frage mal…

Ich winke ab und zahle bar. Die Zukunft ist doch noch nicht da.

Drago Starcevic

19. November 2017

Über-die-Geräte-greifend

Ich habe am Tablet im Browser einen Artikel gelesen, den ich so interessant finde, dass ich ihn in einem Posting teilen will. Zu dem Zweck kopiere ich seine URL, bevor ich die Seite schließe. Doch bevor ich etwas damit tun kann, werde ich unterbrochen von einem pfeifenden Wasserkessel u.ä., und ich wende mich für eine Weile etwas zu, was überhaupt nicht an einem Bildschirm stattfindet. Danach setze ich mich an den Rechner und beginne, einen Text zu bearbeiten. Als ich etwas daraus kopiere, durchzuckt mich kurzer Schrecken: Jetzt habe ich den Inhalt meiner Finger überschrieben, in denen bis eben noch der Link zu dem interessanten Artikel enthalten war! Ich habe mir nicht im Kopf, sondern in der Hand gemerkt, wovon er handelte, und kann darum nicht einfach neu nach einem entsprechenden Stichwort suchen. Eine Sekunde später fällt mir ein, dass sich die URL im Zwischenspeicher des Tablets befindet und dort auch noch abrufbar sein sollte. Mit der Vorstellung, dass sie sich außerdem für eine Weile in den Fingerspitzen befand, bin ich nicht allein.

Undine Löhfelm

20.11.2017

Der Politiker spricht jetzt auch ins Smartphone

Gerade sind die Koalitionsverhandlungen gescheitert und es reden jede Menge Politiker in jede Menge Mikrofone. Allerdings sprechen sie offensichtlich gar nicht nur in Mikrofone, sondern auch in Smartphones. Möglicherweise passiert das schon länger, aber heute ist es mir zum ersten Mal bewusst aufgefallen.

Anne Schüßler

20. November 2017

Kein Fortschritt bei Arztterminierung

Zum ersten Mal im Leben kann ich einen Arzttermin online buchen: Patientenangaben eingeben, in einer Tabelle freien Wunschtermin anklicken, auf Bestätigungsmail klicken, fertig. Technik macht das Leben besser, ich hatte DOCH recht.

Nur eine Stunde später ruft die Praxis an: Der Termin gehe nicht, Herr Doktor operiere an dem Tag. Den Ersatztermin machen wir dann telefonisch ab. Es hat also kein Fortschritt stattgefunden.

die Kaltmamsell

21.11.2017

F12, Rechtsklick, Copy, Paste, Google, Copy, Paste

Das Techniktagebuch hat einen neuen Look bekommen. Leider funktioniert das Stichwortverzeichnis nicht mehr und irgendjemand muss rausfinden, warum und vor allem, was man machen muss, damit es wieder geht. Dieser Jemand bin dann wohl ich.

Ich rufe die Seite im Browser auf und aktiviere mit F12 die Entwicklertools des Browsers. Dann klicke ich auf das Stichwortverzeichnis und bekomme immerhin direkt einen Fehler auf der Seite angezeigt, komplett mit der Zeilennummer und der Codezeile, die anscheinend problematisch ist.

Also gucke ich mir erst einmal den Quelltext an (Rechtsklick auf die Seite und auf “Quelltext anzeigen”. Zuerst vermute ich, dass das Element, auf das in der Codezeile referenziert wird in dem neuen Template irgendwie anders heißt und deswegen nicht gefunden wird. Das ist aber falsch, ich finde direkt vor der Codezeile einen HTML-Tag, der genau diese Referenz auch als ID hat.

Als nächstes kopiere ich also die Fehlermeldung “$ is not defined“ und füge sie ins Googlesuchfenster ein, dazu tippe ich noch “javascript error” und drücke auf Enter.

Direkt das erste Suchergebnis führt mich auf Stack Overflow, eine Frage-und-Antwort-Seite für Entwickler und alle, die es werden wollen. Nein, falsch, nicht *eine* Frage-und-Antwort-Seite, *die* Frage-und-Antwort-Seite!

Die Frage trägt den Titel “Javascript/Jquery- “$ is not defined- $function()” Error” und die als am hilfreichsten gekennzeichnete Antwort mutmaßt, dass eventuell eine Referenz auf jQuery fehlt. jQuery ist eine Bibliothek mit sehr vielen tollen Dingen, mit denen man bessere Sachen mit JavaScript machen kann.

Das scheint mir ein guter Hinweis zu sein. Wenn irgendwas bei einem Templatewechsel verloren geht, dann irgendwelche Referenzen, die man irgendwann einmal an einer Stelle eingetragen hat, dann sofort wieder vergaß und die im neuen Template eben nicht standardmäßig eingebaut sind.

Ich kopiere also den Codeschnipsel und füge ihn ins HTML des Tumblr-Blogs ein. Dann lade ich die Seite neu und bekomme wieder einen Fehler. ABER EINEN ANDEREN FEHLER!

(”Ein anderer Fehler” ist bei Programmierproblemen eigentlich immer ein Fortschritt, weil es bedeutet, dass man irgendwas gemacht hat, was zumindest verhindert, dass das ursprüngliche Problem auftritt. Es kann natürlich auch sein, dass der “andere Fehler” bedeutet, dass man alles nur schlimmer gemacht hat, aber wer will schon so pessimistisch sein.)

Der andere Fehler ist aber sofort verständlich, er weist mich darauf hin, dass die Referenz auf jQuery doof ist, schon allein, weil da nur ein klägliches “http” steht, der Tumblr-Blog aber nur auf sichere Seiten mit “https” abfährt und die Referenz also einfach blockiert.

Ich google also nach der wirklich alleraktuellsten jQuery-Referenz, finde eine Seite, die mir zwei Links mit “https” und einer höheren Versionsnummer anbieten, kopiere einen davon, ersetze den falschen Link im Tumblr-Blog-HTML damit und speichere.

Jetzt noch mal neu laden. Das Stichwortverzeichnis erscheint.

Weil ich denke, dass es vielleicht andere Leute interessieren könnte, was ich gemacht habe, schreibe ich die Schritt im Redaktionschat des Techniktagebuchs auf. “Jetzt noch rüberkopieren und posten, dann ist der erste Beitrag im neuen Layout fertig”, sagt Christopher. Ich wende ein, dass das vermutlich keine Alltagstechnik mehr ist und ich nicht sicher bin, ob das ins Techniktagebuch gehört.

Auf der anderen Seite, denke ich dann, habe ich eigentlich nur ein paar Tasten gedrückt, ein bisschen kopiert und eingefügt und rumgegoogelt. Natürlich hilft es, wenn man sich ein bisschen auskennt, aber die Programmierleistung hielt sich in diesem Fall doch arg in Grenzen.

Anne Schüßler

22.11.2017

Die Kaffeemaschine als nörgelige Gouvernante

Seit ungefähr einem Jahr haben wir einen Kaffeevollautomaten von einem namhaften Hersteller.

Der Wassertank hat eine Aufnahme für ein Filtersystem, mit dem die Maschine das Wasser entkalken kann. Die Vorteile davon klingen bestechend: Die Maschine muss nur ca. alle 5000 Tassen entkalkt werden und das Kaffeearoma, so heißt es, könne sich in Wasser mit weniger darin gelösten Ionen besser entfalten.

Nimmt man die Maschine in Betrieb, wird ein Zähler gestartet, der aus der gefilterten Wassermenge und dem Alter des Filters ermittelt, wann er zu erneuern ist.

Dazu wird im Display in einem kleinen Symbol mit der Silhouette des Filters eine Prozentzahl heruntergezählt. Bei “0%” fängt die Anzeige an zu blinken, man sollte jetzt mal den Filter tauschen.

Der Filter hielt bislang immer rund 6 Wochen. Zweimal im letzten Jahr hatten wir jedoch den Moment zum Filterwechsel verpasst. Einmal gab es postalische Lieferschwierigkeiten bei den Ersatzfiltern, das andere Mal ist

heute, das gestern noch blinkende Filtersymbol ist erloschen.

Ich möchte einen neuen Filter aktivieren, die Maschine führt den Anwender durch den kompletten Prozess ("Wassertank entnehmen, neuen Filter einsetzen, Wassertank bis "MAX" füllen und einsetzen, "OK" drücken und Aktivierung beginnen")

Da ich seit dem rechnerischen Lebensende des alten Filters jedoch noch eine Tasse Kaffee zubereitet hatte, verlangt die Maschine vor dem Einsetzen des Filters eine Entkalkung. Keine Widerrede möglich.

Ich sehe ad hoc zwei Möglichkeiten:

1. Ich lasse das Entkalkungsprogramm ohne Entkalker laufen. Nachteil: Der Tassenzähler wird auf "0" zurückgesetzt, der tatsächliche Zeitpunkt für den nächsten Entkalkungsvorgang wird also von der Maschine falsch ermittelt.

2. Ich entkalke tatsächlich. Nachteil: Ich verbrauche dabei eIne Flasche Entkalker für 6 € und der Filter für 14 €, den ich nach der letzten turnusmäßigen Entkalkung eingesetzt hatte, war dann auch rückwirkend überflüssig.

Ich rufe die Hotline an und schildere mein Dilemma. Es kann doch nicht sein, dass ich wegen einer entnommenen Tasse Caffè Lungo jetzt nicht einfach einen neuen Filter einsetzen kann, sondern vorher die Maschine entkalken muss. Es muss doch irgendeine geheime Tastenkombination geben, mit der man das umgehen kann.

Der Mann von der Hotline recherchiert und stellt fest, dass es tatsächlich keine andere Möglichkeit gibt. Außer "Zurücksetzen auf Werkseinstellungen", was aber nicht das Problem löst, dass der Tassenzähler dann hinfällig ist.

Wir überlegen uns jetzt, ob wir die Maschine nicht ab sofort ohne Filter betreiben und halt öfter entkalken. Selbst wenn das alle vier Wochen erforderlich sein wird, ist es billiger als die Filter.

Volker König

23.11.2017

Das Captcha als Zensor

Ich möchte einen länglichen Gastbeitrag über meinen Umzug, bei dem ich sehr vieles an Vorbereitung online durchführe, im Techniktagebuch einreichen. Der Beitrag ist rund eineinhalb A4-Seiten lang. Vor dem Absenden muss ich bestätigen, kein Roboter zu sein. Ich identifiziere auf einem Fotopanel Verkehrsschilder. Und nochmal Verkehrsschilder. Und nochmal. Und Autos. Und nochmal Autos. Und nochmal. Und nochmal nur einzelne, von Google ausgewechselte Fotos.

Es nützt alles nichts, Google hält mich für einen Roboter. Verbittert schließe ich das Browserfenster. Den länglichen Beitrag speichere ich nur für mich in meinem Textverarbeitungsprogramm. Dann halt nicht.

Florian Meerwinck

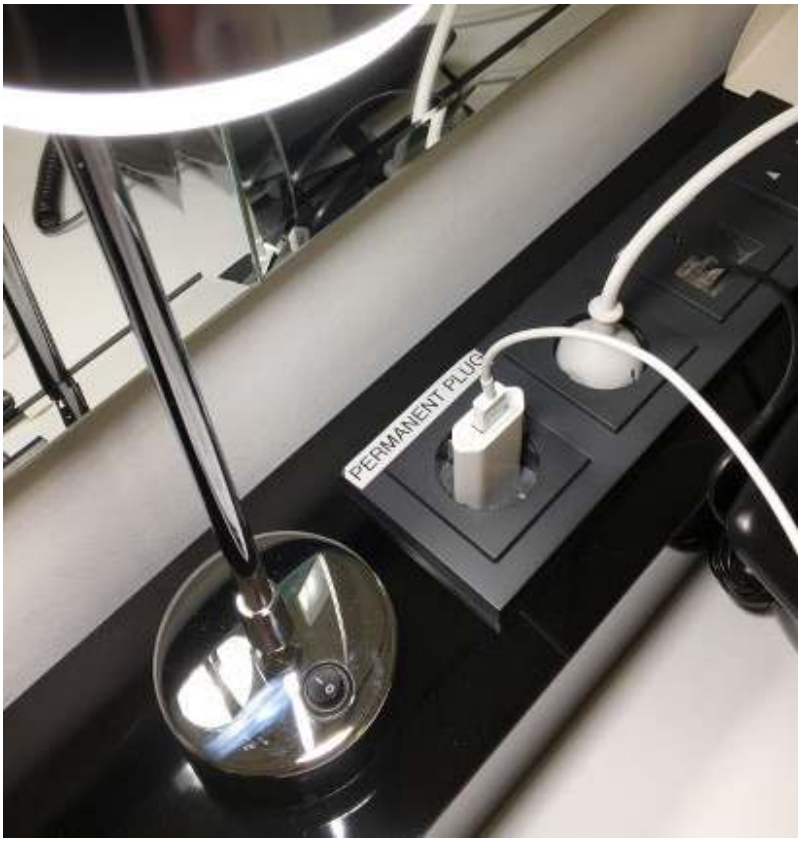
23. November 2017

Umständlicher Hotelstrom

Ich übernachte dienstlich in einem Kettenhotel, das – wie mittlerweile alle solchen – die Zimmerschlüssel durch eine Schlüsselkarte ersetzt hat. Zum Öffnen der Zimmertüre stecke ich sie in einen Leser, der an der Tür angebracht ist. Dieselbe Karte muss ich dann in einem Leser am Eingang stationieren, damit das Licht angeht und anbleibt: Entfernen der Karte löscht

sofort das Licht. Weil das beim nächtlichen Verlassen des Zimmers zu Orientierungslosigkeit führen kann, lassen viele Hotels das Licht nach Entnehmen der Karte ein paar Sekunden nachleuchten. Dieses nicht, ich rumple mehrfach in die Garderobe.

Dass die Karte nicht nur das Licht, sondern alle Stromzufuhr an- und ausschaltet, wird mir erst bewusst, als ich mich über diese etwas dilettantische Beschilderung am Schreibtisch des Zimmers wundere.



Gerade Geschäftsreisende sind darauf angewiesen, im Hotelzimmer die Akkus ihrer Kommunikationsgeräte zu laden, was nicht geht, wenn es in ihrer Abwesenheit keinen Strom gibt. Also hat man wohl nachträglich eine Steckdose so geschaltet, dass sie unabhängig von der Schlüsselkarte Strom spendet.

Ergänzung von henne2015: “Gute Hotels geben deshalb zwei Zimmerkarten aus, damit man eine Im Zimmer im Anwesenheitsschalter lassen kann, kommt aber leider selten vor, dass die Herrschaften an der Rezeption mitdenken.
Ich habe immer eine alte Zimmerkarte dabei, die ich dafür nutze. Es geht aber auch eine Visitenkarte oder jede andere Karte 💳. Bei der alten Zimmerkarte oder der Visitenkarte ist egal, ob sie stecken bleiben und vergessen werden. Bei der Kreditkarte merkt es ja meistens beim Checkout und rennt wieder ins Zimmer zurück.”

die Kaltmamsell

Seit 1976

Technische Entwicklung der Telefonie zu Hause

1976: Elterliche Wohnung. Das Fernmeldeanlagengesetz verbietet jegliche Telefonapparate, die nicht von der damals-noch-Deutschen-Bundespost-Fernmeldedienst ausgegeben wurden. Der Anschluss eigener Hardware steht unter Strafe. Wir haben den FeTAp 611 in Farngrün.

1989: Erste eigene Wohnung. Inzwischen gibt es die ersten zugelassenen Geräte auf dem freien Markt. Ich habe (offiziell) einen FeTAp 71

und einen zugelassenen (gleichwohl sündhaft teuren) Anrufbeantworter mit zwei Cassetten, nutze jedoch als Telefon tatsächlich ein Gerät ohne Zulassung mit Freisprecheinrichtung und Telefonnummernspeicher.

1991: Zweite eigene Wohnung. Die Zulassungsvorschriften der Post, so liest man, dienen der Öffentlichen Sicherheit. Angenommen, ein Telefon würde durch einen falschen Anschlusswert einen Brand in einer Vermittlungsstelle auslösen, so könnten abertausende Telefonnutzer weder Polizei noch Feuerwehr zur Hilfe rufen. Wir kaufen ein Beocom 1000, das Designtelefon von Bang & Olufsen. Um den strengen sicherheitstechnischen Anforderungen für den deutschen Markt zu genügen, musste bei der deutschen Version in den Höhrer eine Stahlplatte eingebaut werden, da er ansonsten zu leicht gewesen wäre. Was tut man nicht alles für die Sicherheit.

2005: Eigenes Haus. Um Anrufe mehrerer beruflicher Identitäten der zwei Bewohner sauber trennen zu können, haben wir ISDN und für das Internet DSL. Ab und zu fällt das DSL aus, aber ISDN ist so stabil, dass man die Hotline des Providers zuverlässig erreichen kann.

2015: Die ISDN-Telefone sind immer öfter gestört. Anrufer erhalten eine Art Besetztzeichen, ausgehende Telefonate bekommen kein Freizeichen. Störungsmeldungen machen wir meist per Internet. Ergebnis: Beim Durchmessen der Leitung wird zuverlässig kein Fehler gefunden, der Fehler ist aber zeitgleich mit dem Durchmessen auch weg. DSL ist inzwischen etwas stabiler als ISDN, was aber an der Fehlerzunahme bei ISDN liegt.

2016: Umstellung auf Voice over IP. Kollegen hatten ihre Büros vor Jahresfrist beim selben Provider umgestellt und hatten zusätzlich zu den weiterhin auftretenden DSL-Ausfällen nun auch Ausfälle der VoIP-Anbindung. Zudem schaffte es niemand, beim Router, den der Provider lieferte, ein Besetztzeichen zu aktivieren, wenn das Telefon besetzt war. Anrufer hörten das Tuten, das bei klingelndem Telefon zu hören ist. Daher kaufen wir einen (teuren) eigenen Router, der zudem die bewährten ISDN-Geräte unterstützt. Störungen werden wir aber künftig per Handy melden müssen. Falls das Mobilfunknetz uns lässt.

Volker König

24. November 2017

Der lange Weg der Bestellung aus dem Internet in die Filiale

Aus gutem Grund will ich in der lokalen Filiale einer Elektro-und-Dudelwaren-Kette einen Luftentfeuchter erwerben. So stehe ich also ratlos vor den als Saisonware feilgebotenen Geräten. Was ist gut, was ist maßlos überteuert? Der Mensch hat kein angeborenes Gefühl für die Bepreisung von Luftentfeuchtern, merke ich und zücke mein Telefon, um zumindest mal ein paar der Produktbezeichnungen im Internet abzufragen. In der Tat gibt es den von mir anvisierten Entfeuchter im Netz für 25 € weniger als hier im Geschäft. Auch im Online-Shop der nämlichen, von mir besuchten, Kette. Als Lieferoption wird hier auch die sofortige Mitnahme aus der Filiale angeboten.

Ich frage einen Mitarbeiter, ob es nun wirklich notwendig sei, die Bestellung online aufzugeben, um das bessere Angebot zu erhalten. Der bestätigt das und fügt hinzu: „Und dann müssen Sie auch noch etwa eine Stunde warten, bis die Bestellung hier in der Filiale eingeht.“ Ich hake nach, warum das denn so lange dauere und der Mann berichtet: „Normalerweise geht es schneller, aber heute ist Black Friday.“ Ich zucke ergeben mit den Schultern. Wenn es einen Börsenkrach gegeben hat, kann ich natürlich verstehen, dass das Internet überlastet ist und Bestellungen langsamer übermittelt werden.

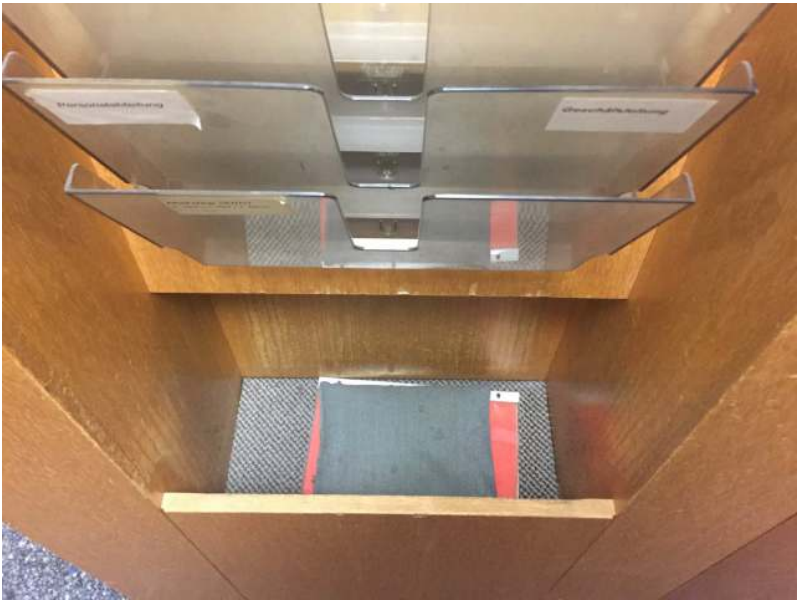
Ich bestelle den Luftentfeuchter über das Telefon zur Abholung in der Filiale und gehe einen Kaffee trinken. Nach anderthalb Stunden erreicht mich eine E-Mail, dass mein bestellter Artikel jetzt zur Abholung bereitstehe. Zurück im Geschäft entnehmen der Mitarbeiter und ich den Luftentfeuchter (nicht ohne feierliches Pathos) dem Regal im Verkaufsraum. Ich erhalte einen Ausdruck meiner Bestellung, trage das Gerät zur Kasse und spare 25 €. Ob das den Aufwand und die Warterei wert war?

David Prochnow

November 2017

Rohrpostkissen

Die abgebildete Rohrpost wurde vor 3 Jahren ausser Betrieb gesetzt. Warum im Ausgabebehälter ein Kissen liege, frage ich.



Damit die eintreffenden Rohrpostkartuschen beim Fallen ins Ausgabefach nicht so ein lautes Geräusch machen würden.

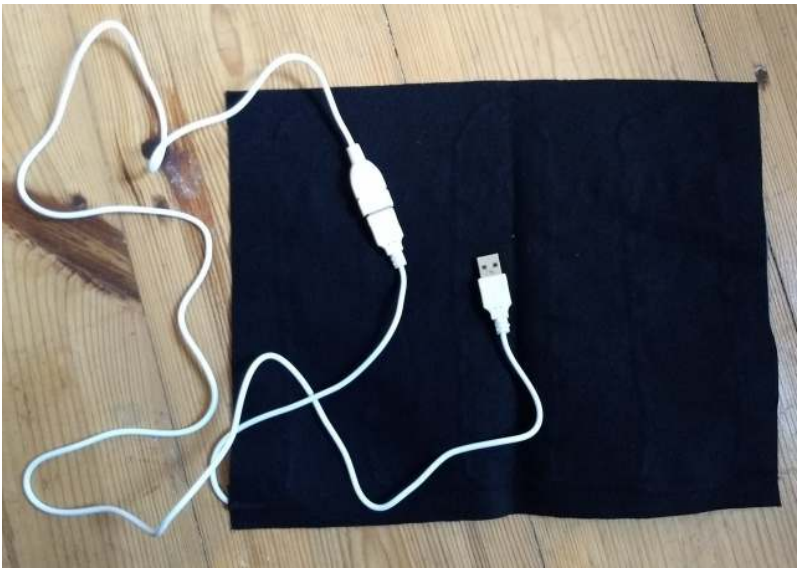
Ob das Kissen vom Hersteller mitgeliefert wurde oder ob es eine selbstgemachte Lösung war, wusste man aber nicht mehr.

Sergio Maldini

25. und 26. November 2017

Netflix & No Chill

Ich komme voran beim Nachdenken über beheizte Kleidung: Zuerst habe ich Heizjacken bei Amazon betrachtet, aber derzeit ist das Angebot klein und umfasst hässliche sowie sehr hässliche Jacken. Teuer sind sie auch. Dann recherchiere ich, was eigentlich in so einer Heizjacke drin ist, und versuche bei Alibaba.com ein Stück Kohlefaserstoff mit USB-Kabel dran zu bestellen. Die Anmeldung bei Alibaba schlägt mehrmals fehl, und schließlich merke ich, dass es dasselbe Produkt zum selben Preis (10 Euro) auch bei Amazon zu kaufen gibt. Einige Wochen später findet es den Weg von China nach Berlin und erweist sich dort als nutzlos.



Mit viel gutem Willen kann man sich vorstellen, dass es etwas wärmer als körperwarm wird. In der Techniktagebuchredaktion zweifeln Stromfachleute an, dass die paar Watt aus einer Powerbank einen Menschen überhaupt spürbar beheizen können. Andere wenden ein, dass das Handy beim Laden doch oft recht warm werde. Und schließlich gibt es ja funktionierende Heizjacken, irgendwie muss es also gehen. Ich kaufe am selben Tag ein anderes Ding bei Amazon, einen Bauchwärmer aus Neopren. Er kostet das Vierfache, heizt aber dafür auch wirklich, sagen die Kundenbewertungen.

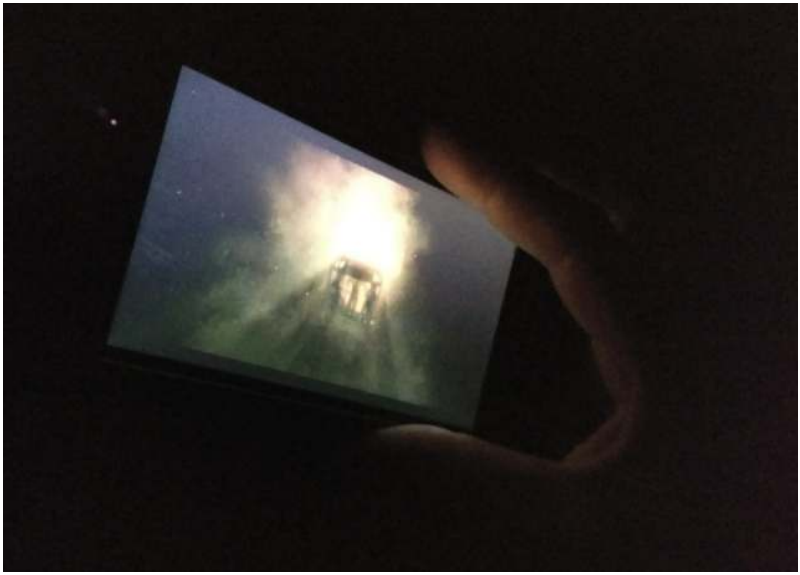
Eine kleine Powerbank mit 4.000 mAh ist im Lieferumfang inbegriffen, der Gürtel hat für ihre Unterbringung seitlich eine Tasche. Es gibt aber auch ein Verlängerungskabel, mit dem man andere, nicht in diese Tasche passende Powerbanks anschließen kann. Das gestreifte Element auf dem Bild hat nichts mit Heizung zu tun, es dient der Befestigung. Geheizt wird nur ein etwa handgroßes Stück in der Mitte. Der Hersteller verspricht 60 Grad, ich vermute, es sind eher 45 oder 50, aber man merkt es jedenfalls deutlich.

Am Wochenende machen wir uns auf den Weg zur einzigen Sauna Schottlands, oder jedenfalls der einzigen, die an einem Badesee liegt. Da es um diese Jahreszeit nur wenige Stunden am Tag hell ist und die Sauna nicht gerade nebenan liegt, fahren wir schon am Samstag hin und stellen im letzten Tageslicht das Zelt auf einem Hügel im Hinterland der Sauna auf. In Schottland darf man das.

Im Zelt ist die Heizung wider Erwarten gar nicht nötig. Wir haben drei Schlafsäcke und drei Powerbanks (20.000, 10.000 und 4.000 mAh), und das ist zum ersten Mal wirklich genug. Noch 2011 durften wir die Handys im Zelt gar nicht einschalten, aber die Zeiten sind vorbei.

Wir haben zwar vergessen, eine Taschenlampe mitzubringen, und die kleine USB-Lampe, die vom letzten Mal noch im Innenzelt hängt, hat nur noch Strom für sehr trübes Geleuchte. Das macht nichts, beide Handys sind im Nebenberuf Taschenlampen und zur Not könnte man die USB-Lampe wieder an einer Powerbank aufladen. Aber wozu? Auch die Powerbanks haben eingebaute LEDs. Angenehmer ist es sowieso, die Umgebung nur mit dem Handydisplay (im rötlichen, abgedunkelten Nachtmodus) zu beleuchten, das blendet weniger.

Da ich eine britische SIM-Karte verwende und wir nur wenige Kilometer vom nächsten Ort entfernt stehen, gibt es im Zelt sogar besseres Internet als in meiner Wohnung in Berlin: 4 Balken 4G. „Hey, wir könnten weiter ‘Stranger Things’ sehen”, sagen wir zum Spaß und merken dann, dass wir wirklich weiter “Stranger Things” sehen können, mit Hilfe der Netflix-App auf Aleks’ Handy. Es ist alles außerordentlich komfortabel.



“Stranger Things” auf dem Handy im Zelt

Blieb ungenutzt: das Kriegsquartett, mit dem wir viele Nächte im Zelt im stromsparenden Schein einer einzigen LED zugebracht haben. “Schon bald werden wir gar nicht mehr wissen, wie viele Opfer der Salpeterkrieg gefordert hat”, sagt Aleks sorgenvoll.

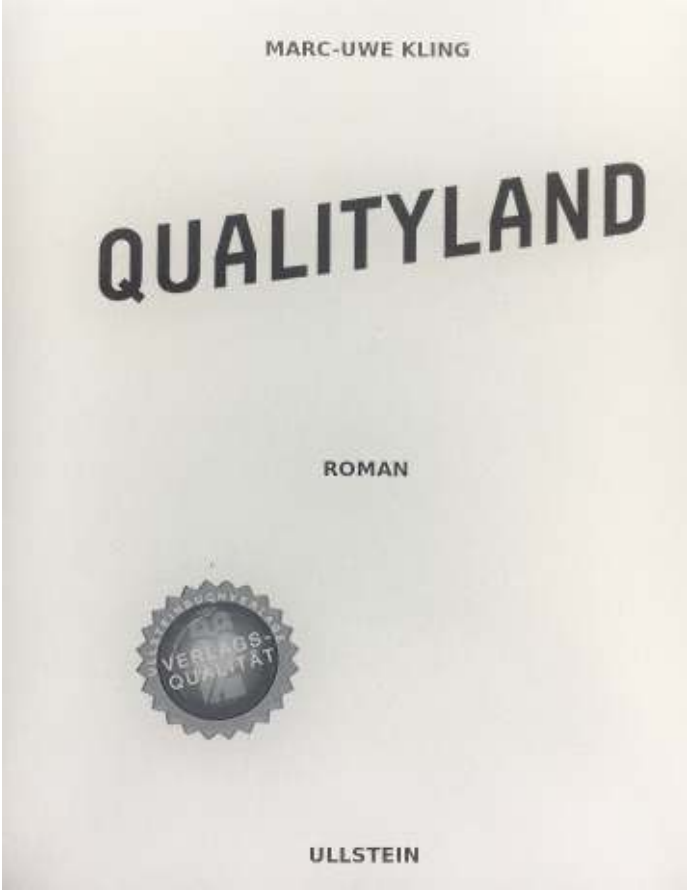
Erst in den frühen Morgenstunden schalte ich die Bauchheizung zu. Danach verschönert sie mein Leben noch zweimal, nämlich beim unangenehmen Übergang aus dem warmen Schlafsack in die kalte Außenwelt und beim Aufenthalt auf einem zugigen Berggipfel. Dann kehren wir in die Zivilisation zurück und lassen die weitere Beheizung unserer Körper von der Sauna erledigen.

Kathrin Passig

26. November 2017

E-Book in “Verlagsqualität”

Ich beginne den Roman *Qualityland* von Marc-Uwe Kling zu lesen, als E-Book. Obwohl das Kindle beim Öffnen der Datei wie immer an den Anfang des Romantexts springt, blättere (= tippe) ich wie immer bis zum Buchanfang zurück – mich interessiert alles. Und das lohnt sich – nicht nur, weil der Autor Schabernack vor den Textanfang eingebaut hat, der mir sonst entgangen wäre: Auf der Titelseite des E-Books entdeckte ich einen Punkt (Aufkleber simulierend) mit der Aufschrift „Verlagsqualität“.



Damit wird Ullstein doch wohl nicht betonen wollen, dass es sich hier nicht um mindere Qualität aus Self-Publishing handelt? Doch: Genau so ist es, wie sich auf einer weiteren Vorschaltseite herausstellt.

Dort steht: “Wir wählen unsere Bücher sorgfältig aus, lektorieren sie gründlich mit Autoren und Übersetzern und produzieren sie in bester Qualität.”

die Kaltmamsell

26. November 2017

BassTL, der ultimative Open-Stage-Bass mit integriertem Limiter

Mit meiner 2-Mann-Band spiele ich oft auf Open Stages, offenen Bühnen, Open-Mic-Veranstaltungen, wie auch immer das heißt. Man kommt vorbei, meldet sich an, wartet, spielt 2 bis 5 Stücke und ist fertig. Das geht immer alles sehr flott vonstatten. Schließlich will man nicht lange rumstöpseln und irgendwas einstellen, sondern spielen. Man lernt, ohne Soundcheck geht es auch. Wenn man Glück hat, wie z. B. im Dodo, wo wir am liebsten spielen,

dreht der Wirt ein bisschen an den Reglern, bis man sich selbst gut hören kann und die Gäste auch. Hat man Pech, muss man das selbst machen, läuft es richtig scheiße, dreht irgendjemand an den Reglern, der überhaupt keine Ahnung hat. Das gibt es leider öfter, als man denkt.

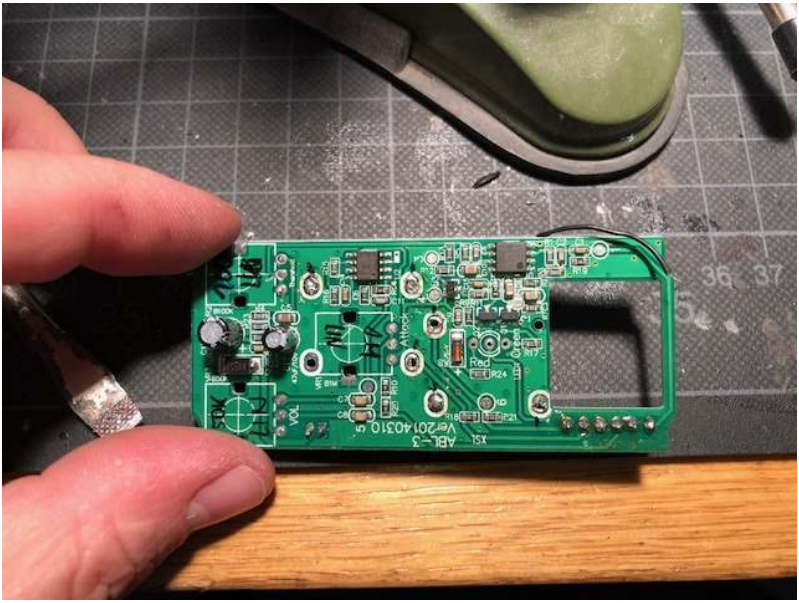
Kommt man mit einem E-Bass vorbei, gehen bei vielen Veranstaltern schon die Alarmglocken an. Die Nachbarn! Wirklich jede Kneipe hat einen Nachbarn, der meint, in Berlin müsste es so ruhig sein wie in Hintertupfingen. Deswegen gibt es gern mal Dezibel-Killer, die radikal eingreifen und die Gesamtlautstärke runterregeln, wenn man auch nur einen zu lauten Ton spielt, so dass man einige Sekunden lang fast gar nichts mehr hört, oder der „Tonmeister“ dreht gleich alles so leise, dass man nichts, vor allem aber den Bass nicht mehr hört.

Seitdem ich das weiß, nehme ich zu Open Stages gern einen „aktiven“ Bass mit, also einen mit elektronischem Vorverstärker. Beim Soundcheck, so es ihn gibt, bzw. beim ersten Stück spiele ich passiv. Da wird man dann „schön leise“ eingestellt. Ich schalte unauffällig den Vorverstärker wieder ein, und schon hört man auch wieder was von den tiefen Frequenzen. Soweit so gut. (Und so gemein . . .)

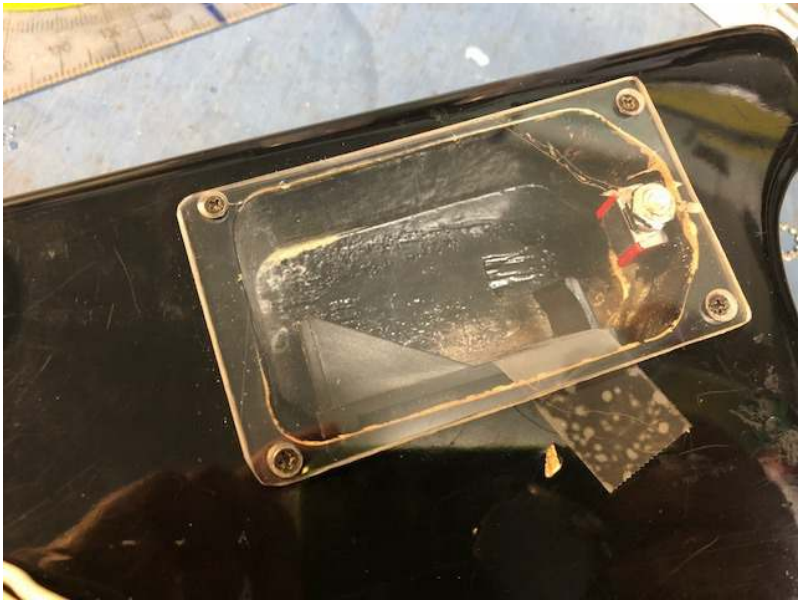
Aber leider hat das auch seine Schattenseiten: Sobald man etwas funky (Slapping) oder überhaupt mit mehr Dynamik spielt, fliegen den Gästen, dem Wirt, den Nachbarn, überhaupt allen die Lautsprechermembranen um die Ohren. Dafür hat der Musikgott den Limiter erschaffen. Der grätscht einfach mal kurz rein, wenn es zu laut wird. Aber nur beim Bass, nicht so lange und rigoros wie der Dezibel-Killer.

Da es bei Open Stages eher nicht so gut ankommt, wenn man erst noch seine diversen Tretminen (aka „Effektgeräte“) anstöpseln muss, und ich einen ausgeweideten Hohner-Headless-Bass zum Rumbasteln in die Finger bekommen habe, dachte ich mir: Kombiniere den Bass mit einem Limiter. Der Hohner-Bass (”Das Paddel”) hat zudem den Vorteil, sehr kompakt und leicht zu sein, so dass ich nicht mehr mit dem Gigbag auf dem Rücken an jedem Türrahmen und jeder Leuchtstoffröhre hängen bleibe wie mit den langen Fender-Bässen.

Als erstes habe ich mir den billigsten Limiter besorgt, den ich kriegen konnte. Den hab ich kurz getestet und er macht genau das, was ich will. Der originale Vorverstärker im Hohner B2A fehlte sowieso. Und da ich eh immer mit beiden Tonabnehmern voll aufgedreht spiele, Tonblende und Volume voll auf, ist das Layout ziemlich einfach.



Die beiden Pickups werden parallel geschaltet und direkt an den Eingang des Limiters angelötet. Der Ausgang des Limiters kommt dann an die Klinkenbuchse im Bass. Klingt leichter als es ist, weil der Limiter natürlich nicht einfach so in den Bass passt. Also hab ich den Limiter erst mal aus seinem Gehäuse befreit. Dann mussten die Potis von der Platine herunter. Die kommen ja vorn in den Bass: Volumen, Attack und Threshold statt, Volumen vorderes Pickup, Volumen hinteres Pickup und Tonblende. Mit dem originalen Schalter konnte man vorher zwischen Aktiv und Passiv wählen. Der wird nun Mute-Schalter zum Stimmen und schaltet gleichzeitig die Spannung für den Limiter ein und aus. Die LED zeigte vorher den Betriebsmodus aktiv/passiv an. Die wird gegen die zweifarbige Status-LED des Effektgeräts ausgetauscht.

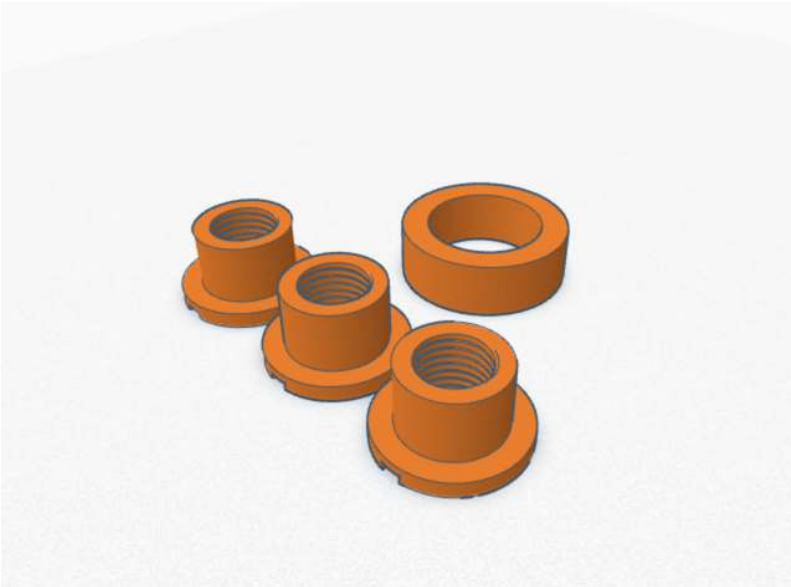


Der Bass hat auf der Rückseite zwei Fächer: Eines, über das man von der Rückseite an die Potis und die Klinkenbuchse sowie Schalter und LED kommt, ein weiteres, in dem der Vorverstärker und die 9V-Blockbatterie saßen. Dort kommt die Batterie wieder hinein. Die Abdeckung mache ich durchsichtig, in das Fach kommt ein kleines Voltmeter hinein, damit man vor dem Auftritt kurz checken kann, ob die Batterie noch voll genug ist.

In der Zarge hat der Hohner B2A der ersten Generation neben der Klinkenbuchse noch eine XLR-Buchse. Dort konnte man das pure Passivsignal abnehmen, für Aufnahmen und so. Das brauche ich nicht. Dort kommt der ehemalige Fußschalter des Effektgeräts hinein, den man dann mit der Hand bedient.

Die Potis, die ich aus dem Effektgerät ausgelötet habe, sind nicht mehr zu gebrauchen. Zwei davon haben nicht mal Gewinde, um sie irgendwo einschrauben zu können. Ich besorge mir neue mit verzahnten Steckachsen für die originalen Drehknöpfe, die ich in den Bass einbauen kann. Das Volumenpoti hat eine Rastung in der Mittelstellung. Das ist sehr praktisch. Die Mittelstellung wird meine Standardeinstellung sein, und dreht mich ein Open-Stage-Betreiber zu leise, kann ich dort noch etwas nachlegen. Hähähä!

Dummerweise sind die Gewinde der neuen Potis etwas zu kurz und zu dünn. Also werfe ich erst TinkerCad und dann den 3D-Drucker an, um mir kleine Hülsen zu drucken, die die Potis halten. Außerdem drucke ich noch eine weitere Hülse, damit der Fußschalter in der Zarge nicht unnötig weit herausguckt.



Dann schraube und löte ich alles zusammen. Und es brummt. Wie verrückt. Nachdem ich alle Einbauten (Schalter, Buchsen usw.) an die Abschirmung angeklemmt hatte (ich dachte, ich hätte das schon gemacht . . .), hat der Spuk ein Ende und alles funktioniert so, wie ich mir das vorstelle. Auf die Rückseite des Basses kommt noch ein ausklappbarer Hebel für die linke Befestigung des Gurtes. Denn der Bass hängt sonst sehr weit links vorm Körper, jedenfalls in vollkommen anderer Position als z. B. meine Jazzbässe. Ich hab mich ohne die Verlängerung immer um 2 Bünde vergriffen, bzw. mein linker Arm war zu kurz.

Das gab es auch in ähnlicher Form an den Original-Steinberger-Bässen. Sah dort natürlich schöner aus. Dieser Ausleger ist aus Blech und dann mit Kunstleder bezogen. Damit der Gurt nicht abrutscht, habe ich alte Dichtungen von Flensburger Bierflaschen draufgesteckt. Leider gibt es die ja nicht mehr in der guten alten Gummiqualität.

Jetzt kann der nächste Auftritt kommen!

Zum Schluss noch ein Video vom BassTL-Making. Natürlich unterlegt mit eigener Musik!

www.youtube.com/XXNdvWh7XFQ

Markus Winninghoff

November 2017

Das Kino eröffnet, aber die Beleuchtung hat noch zu

Zur Teileröffnung des neuen Kinokomplexes gehen wir einen Actionfilm anschauen. Im neuen Gebäude riecht es noch nach Rigips und alles sieht unfertig aus, aber die wichtigsten Dinge – Popcorn, Getränke und Filme anschauen – funktionieren reibungslos.

Unser Film hat mehr Überlänge als die anderen Filme an diesem Abend und so sind wir unter den Letzten, die das Kino verlassen wollen. Wir lassen uns von einem Angestellten den Zugang zur Tiefgarage zeigen (bei der Ankunft sind wir außenherum gegangen, weil wir beschilderungsblind sind). Der freundliche junge Mann kommt mit uns ins Treppenhaus und wir stellen fest: es gibt kein Licht. Vor uns schon drei Leute mit Handy, und wie wir die Treppen hinuntergehen, sehen wir weitere Paare, die sich mit dem Smartphone heimleuchten.

Obwohl wir ja selbst auch Leuchthandies haben, lässt uns der Kinoangestellte "jetzt nicht allein" und begleitet uns vorausleuchtend bis zum Kassenautomaten. Weil dieser keine Scheine annimmt, gehen wir noch ein Stockwerk tiefer, immer mit dem Smartphone leuchtend. Andere Paare kommen uns schon wieder telefonleuchtend entgegen, alle kichern, irgendwo stolpert und flucht einer, aber das Smartphone ist die Fackel, die uns alle in der Finsternis tröstet. Am Ende muss man sagen: Treppenhausbeleuchtung ist schon was tolles. Aber wir haben ja doch alle heimgefunden.

Mia Culpa

November 2017

Auch 2017 wird das Internet noch ausgedruckt

Ich bin bei einer Fortbildung in einem Hotel, das zu einer internationalen Business-Hotelkette gehört. In der Pinkelpause fällt mir auf, dass über den Pissoir auf dem Männerklo ungefähr auf Augenhöhe Bilderrahmen im DIN A4-Format hängen, praktischerweise über jedem Pissoir ein Rahmen.

Bei der Benutzung des Pissoirs sehe ich dann, dass es sich um Nachrichten-Artikel von n-tv handelt, die offenbar von Hotelmitarbeitern ausgedruckt und als Klolektüre über dem Pinkelbecken eingerahmt werden. Ein Besuch

der Männertoilette am zweiten Tag bestätigt mir, dass die Nachrichten vom Vortag ausgetauscht wurden und wieder Online-Quellen ausgedruckt und berahmt wurden.

Schön zu sehen, dass der eigentlich eher großväterliche Trend, das Internet auszudrucken, auch im Jahr 2017 noch gepflegt wird. Am mangelnden WLAN liegt es zumindest nicht, das funktioniert überall im Hotel, wo ich mich aufhalte, einwandfrei. Vielleicht will die Hotelleitung auch nur verhindern, dass seinen Gästen beim Nachrichtenlesen auf dem Klo das eigene Handy ins Pinkelbecken fällt.

saathchr

27. November 2017

Zoll und Post, es ist immer noch schwierig mit ihnen, aber man erkennt Fortschritte

J. aus meinem Coworkingspace meldet sich im Facebook Messenger: Es ist Post für mich angekommen, beziehungsweise dann doch nicht angekommen, weil 25 Euro Zoll dafür zu entrichten gewesen wären. Foto der Benachrichtigungskarte. "Ich hab doch nichts mit Zoll bestellt!", sage ich entsetzt, schließlich bestelle ich T-Shirts immer nur einzeln, damit so etwas nicht passiert.

Dann fällt mir ein, dass ich doch was mit Zoll bestellt habe: die neuen Vortragshemden. Und nach Berlin komme ich erst in zwei Wochen wieder. Ich denke bereits über teure Szenarien mit Vollmachten und Fahrradkurieren nach, als mich J. informiert, dass man online einen zweiten Zustellversuch beantragen kann. Von dieser luxuriösen Einrichtung habe ich noch nie gehört. Ich google das Thema, finde zum Formular und schreibe Informationen vom Foto der Benachrichtigungskarte ab: Adresse der zuständigen Postfiliale, Sendungsadresse, lange Sendungsnummer, Fehlermeldung, nein, die andere lange Nummer.

J. gibt mir ihre Mailadresse, damit ich ihr das dem Paketboten bar auszuhändigende Geld via Paypal schicken kann. Stimmt, das gab es ja auch noch: Geld an Mailadressen verschicken! Ich habe das schon mehrmals gemacht, aber in so großen Abständen, dass ich die Möglichkeit immer wieder

vergesse. Ich überlege, ob ich wohl schon oft andere Menschen zur Herausgabe ihrer Bankverbindung aufgefordert habe und ob man mich deshalb für einen paypalbildungsfernen Höhlenmenschen hält. Aber bald werde ich neue Vortragshemden besitzen. Ein kompetentes Hemd lässt die Leute viel Höhlenmenschenhaftigkeit übersehen.

Kathrin Passig

November 2017

Das Sumpfgeld wegbringen

Ich bin notorisch schlecht im Kleingeldausgeben. Weil mein Geldbeutel tatsächlich ein Beutel ist, und keine erwachsene, gut organisierte Geldbörse, sammelt sich am Grunde des Beutels das Kleingeld so lange, bis ich oben den Reissverschluss nicht mehr zubekomme, weil die Karten vom Kleingeldsumpf nach oben verdrängt werden. Vor ein paar Jahren hab ich mir angewöhnt, dieses Sumpfgeld immer mal wieder abzuschöpfen und in einer alten Keksdose zu sammeln. Zum Ende des Jahres gab ich es einer Bekannten, die in der Kirchengemeinde arbeitete, und die ließ es dann irgendwie zählen und verwendete das Geld, es waren immer so um die 100 bis 150 Euro, dafür, bedürftigen Kindern mittags eine warme Mahlzeit zu bereiten. Vor einigen Jahren nun ist die Bekannte leider weggezogen, drum muss ich es nun selbst zählen lassen.

Ich leere also das Sumpfgeld in einen Baumwollbeutel und trage diesen zur Bank. So wie die Leute vor 100 Jahren schon ihr Sumpfgeld zur Bank getragen haben, denk ich noch. Ich bin nicht gut im Schätzen, aber so ein Kilo wird's schon sein. Am Schalter wird das Münzgeld in einen von Hand mit meiner Kontonummer beschrifteten, transparenten Plastikbeutel umgefüllt. Das Plastikbeutelmaterial ist angenehm fest, so wie man sich wünschte, dass Mülleimerbeutel wären. Darin werde das Geld eingeschickt (wohin genau weiß der Mann am Schalter nicht) und "dort dann" mit der Maschine

gezählt. “Wir haben nämlich keine Zählmaschine hier” sagt er, als sei das etwas Gutes. Ich jedenfalls bin nicht stolz darauf, keine eigene Zählmaschine zu haben. Aber vermutlich sieht so der Fortschritt im Bankwesen aus: Keine Zählmaschine hier haben. Wir einigen uns schließlich darauf, dass eine Woanderszählmaschine auf jeden Fall besser ist als ein Hiervonhandzählen.

Zuletzt unterschreibe ich noch auf dem Plastikbeutel und bekomme das oberste Stück vom Plastikbeutel, auf dem eine Nummer steht, feierlich überreicht. Das ist mein Einzahlbeweis, “falls doch was schiefgehen sollte”. Wie das dann laufen würde, will ich mir gar nicht ausmalen (Verlust einer unbestimmten Summe Geld, naja). Muss ich aber hoffentlich auch nicht, denn in ungefähr einer Woche soll das woandersgezählte Sumpfgeld auf meinem Konto gutgeschrieben werden.

Mia Culpa

November 2017

Der Einzug von mittelschlauen Audiointerfaces – ich weiß nicht, wie ich da helfen kann.

Beim Kauf eines neuen schlauen Telefons, das so teuer war, dass es anscheinend selbst dem Hersteller etwas *zu* ungerechtfertigt erschien, gab es als kleine Entschuldigung einen *Google Home Mini* kostenlos dazu.
Google Home (mini) ist die baulich kleinere Variante von Googles Vorstellung eines mittelschlauen standalone Audiointerfaces für Alltagsaufgaben.

Und das mir, halte ich doch bisher von Sprachinterfaces vor allem eins: Abstand - das TT berichtete.

Aber wenn schon, denn schon – ich habe mir auch gleich noch den Konkurrent und Marktführer im mittelschlauen Sprachassistenten-Segment für den Heimgebrauch *Amazon EchoDot*, den es durch eine Rabattaktion gerade günstig gab, angeschafft.

Ich bin zwar auch en passant daran interessiert, meine Vorurteile gegenüber mittelschlauen Audiointerfaces zu pflegen, aber eigentlich möchte ich die heimlich in die Wohnung eingewanderten Teile des Internet Of Shitty Things über ein gemeinsames Interface mit hohem WAF domestizieren, und angeblich können das Alexa und Google Assistant geradezu revolutionär gut.

Das IOT in meinem Haushalt besteht aktuell aus

- per Funk durch Zeit, Fernbedienung oder Events schaltbaren Steckdosen, die den Stromverbrauch von Geräten im Standby auf null reduzieren. Die Steuerung funktioniert nur lokal im Wlan, das ist auch ausreichend.

- per App bedienbaren Lampen, so daß wir nicht mehr aufstehen müssen, wenn z. B. das Fernlicht im Wohnzimmer auf gemütliches Licht umgeschaltet werden möchte (sofern wir ein Handy in der Nähe haben) – die Steuerung funktioniert ebenfalls nur lokal im Wlan

und

- einigen IFTT-Regeln, die Aktionen auslösen, wenn mein Handy nach Hause kommt (das ist ziemlich praktisch, meist bin ich da ja dann auch dabei). Das Handy hat naturgemäß zumindest ab und zu Internet.

Ich frage mich gerade, ob ein Chromecast, FireTV und ein metallicrot schimmernder Staubsaugerroboter auch zum IOT zählen – zumindest die ersten beiden treiben sich auch aktiv im Internet rum, der Staubsauger hat immerhin eine IP-Adresse, könnte also auch, wenn ein Botnet ihn zwingen würde. Es gibt noch eine paar Geräte, die sich per USB/Speicherkarte aufschlauen können, die zähle ich aber hier wirklich nicht dazu.

Neben der Vereinheitlichung der Bedienung für die o. g. Geräte stelle ich es mir angenehm vor, Musik per Zuruf über die vorhandene Stereo-Anlage abzuspielen oder auch nur einen Timer akustisch zu stellen, z. B. wenn meine Hände bis zu den Unterarmen in Brotteig stecken.

Nach dem Auspacken: Links Google, rechts Alexa – beide in Habacht-Stellung

Als erstes fällt mir auf, dass der Google Mini (ab jetzt Puck) im Gegensatz zum Amazon EchoDot (ab jetzt meistens Dot) weder einen Klinkenausgang noch eine Bluetooth-Schnittstelle bereit stellt, mit der ich an die Stereoanlage kommen würde. Er kann (ausgehend) nur Wifi. Im Google System müßte ich zur Ausgabe auf einem anderen Gerät den (tatsächlich vorhandenen) Chromecast benutzen, der allerdings nur einen HDMI-Ausgang hat, für den wiederum meine Stereoanlage aus den 90ern überhaupt kein Verständnis aufbringt. Anscheinend handelt es sich dabei nicht um einen Einzelfall von analogem Unverständnis – dafür gibt es relativ günstig entsprechende Adapter, das sind dann aber gleich wieder zwei Geräte und Netzteile mehr, die auch laufen müssen.

Die Grundinstallation läuft bei beiden ähnlich über eine App auf dem Smartphone. Allerdings erscheint mir die App für den EchoDot viel erwachsener, weniger hakelig, klarer.

Ich finde auch schneller einen persönlichen Draht zu Alexa – der Dot hat ein besseres Sprachverständnis, fühlt sich geschmeidiger und schneller an als der Google Puck, obwohl ich den zugrundeliegenden Google Assistant schon vom Handy kenne.

Bei der Einrichtung unterscheidet Google zum Beispiel zwischen Standort- und Gerätenamen, trotzdem hab ich plötzlich zwei Wohnzimmer, die auch Geräte sind (der Chromecast und der Puck). Es ist mühsam, das wieder auseinander zu fummeln. Bei Alexa passiert das nicht, obwohl es auch hier ein zweites Gerät im Wohnzimmer (ein FireTV) gibt.

Beide Geräte verorten sich erstmal an der Versandadresse, obwohl beide in mein Adressbuch gucken können und davon auch regen Gebrauch zu machen scheinen, siehe weiter unten.

Das Einrichten von zusätzlichen Funktionen (Alexa: Skills, Google: Dienste/Actions) ist meiner Meinung nach beim Dot besser gelöst – mal abgesehen davon, dass Alexa sehr viel mehr zusätzliche Funktionen anwenden kann als Google Home. Wahrscheinlich liegt das vor allem daran, dass es Alexa schon deutlich länger und mit viel höherer Verbreitung gibt.

Beide können sich an mein aktuell präferierten Musikprovider Spotify anschmiegen und als Default-Musikquelle nutzen, trotzdem macht das mit dem Puck keinen Spaß – er plärrt über den winzigen, eingebauten Lautsprecher, der Dot verbindet sich ohne grosses Theater mit dem eh vorhandenen Bluetooth-Dongle der Stereoanlage und schiebt Musik und auch die eigene Sprachausgabe darüber – das klingt natürlich deutlich besser.

Ich erfahre von Nils, der ebenfalls frisch mit EchoDots experimentiert, dass die Ausgabe über Klinke problematisch ist, weil diese den eingebauten Lautsprecher mechanisch abschaltet. Wenn am anderen Ende keine Lautsprecher betriebsbereit sind, hört man folgerichtig gar nichts mehr. Fällt dagegen die Bluetooth-Verbindung weg, benutzt der Dot einfach wieder seinen eingebauten Lautsprecher.

Leider können beide Systeme nicht die Mixes spielen, die Spotify extra für mich zusammen fummelt (Deine Mixtapes, Mix der Woche, Deine Zeitkapsel, Radio'sender' usw.) – Playlists werden gefunden, ebenso Interpreten und Titel.
Ich höre aber besonders gerne Sachen, von denen Spotify findet, dass ich sie hören sollte. Das geht also weiterhin nur per Handy oder Rechner (jeweils per Bluetooth auf die Anlage übertragen). Bei Playlists muss man deren exakten Namen wissen, beide Systeme sind nicht in der Lage, einfach mal meine Playlisten vorzulesen. Das geht also auch mit einem Bildschirm einfacher.

Spotify – Dein Mixtape1 als Audio

Der Dot löst die bestehende Bluetooth-Verbindung auf Verlangen '*Computer, löse die Bluetooth-Verbindung*' umstandslos und verbindet sich genauso wieder.

Ein Vorteil von Google Home: Das Stichwort wird auch vom meistens nah bei mir herumliegenden Telefon aufgenommen, dadurch kommen Sprachbefehle besser beim Gerät an, auch wenn z. B. der Wasserkocher, der Kater oder die Freundin schreien. Das ist gleichzeitig auch ein Nachteil – benutze ich in meinem Zimmer Google Assistant auf dem Handy, entscheidet sich Google ab und zu dazu, auf dem Puck am anderen Ende der Wohnung zu antworten.

Der EchoDot hat eine besser sichtbare optische Rückmeldung, was er gerade tut (zuhören, denken/Antwort suchen, antworten, Nachricht bereithalten, stumm geschaltet sein). Er tut dies durch verschiedene, pulsierende Farben des LED-Rings. Der Puck hat nur vier kleine LED auf der Oberseite, die man nur aus der Draufsicht gut sieht.

Beide können mit Bring, einer kolaborativen Einkaufslistenapp, umgehen. Bei Alexa ist der passende Skill nach zwei Klicks in der App aktiv, beim Puck brauche ich sehr lange um zu verstehen, wie ich das Feature denn nun endlich nutzen kann, auch weil die Antworten vom Puck auf meine Fragen zur Aktivierung nicht besonders hilfreich sind. Irgendwann bekomme ich die Antwort auch per Text auf dem Smartphone, dort muss man nur auf den pas-

senden, angebotenen Button klicken, aber solange eine Sprachantwort dem Anzeigen von Text vorgreift, ist der eben nicht zu finden, erst recht nicht, weil das aus der Audio-Antwort nicht hervorgeht..

Das Befüllen von Bring per Sprachbefehl funktioniert grundsätzlich, aber wir stellen beim Abhaken von gekauften Dingen im Supermarkt beide seltsame Effekte fest – es verschwinden Dinge, dafür tauchen irrwitzige andere auf – vor der Kopplung mit Dot/Puck war das noch nie ein Problem. Eventuell gibt es da noch Synchronisationsprobleme – was soll ich mit vier mal Ziegenkäse, wenn ich dafür Creme Fraiche unbemerkt von der Liste gestrichen bekomme?

Generell sind die Antworten, wenn die beiden nix mit der versuchten Interaktion anfangen können, irgendwas zwischen frustrierend und AI in hässlichen Babyschuhchen, ziemlich genau so, wie von mir erwartet.

Computer (der aus NCC-1701D) kann unterscheiden, ob mit oder über ihn gesprochen wird, Google Assistant eher nicht – Audio.

Alexa kann IOT-Lampen von Ikea steuern (angeblich kann der Puck das auch, aber ich finde die passende Action nicht, weder in der Trådfri App noch im Home Assistant).

Der EchoDot erkennt schnell alle Lampen, aber nicht die bereits in der Lampen-App konfigurierten Szenen (eine Zusammenfassung von mehreren Lampen zu sinnvollen Gruppen, z. B. Zimmern), allerdings kann ich, nachdem ich mich abgeregt und etwas gegooglet habe, entsprechende Gruppen ganz einfach ein zweites Mal direkt in der Alexa App zusammenstellen, und bestimmt auch ein drittes Mal, wenn ich rausfinde, wie der Dot das nicht macht.

Beide Systeme bieten die Möglichkeit, sich auch sonst regelmäßig konsumierte Infos vorlesen zu lassen, es gibt entsprechende Skills/Actions von den großen Nachrichtenseiten, Tech-Butzen, Promi News, Verspätungsnews für die eine Buslinie in Wanne-Eickel, Anmachsprüche und natürlich auch mehrfach: das Wetter. Die meisten redaktionellen Skills sind aus technischer Sicht simple Minipodcasts. Für einen eher faden Vorgeschmack siehe alexa.amazon.de/spa/index.html#skills/?ref-suffix=nav_nav. Das fühlt sich ein bißchen so wie der frühe iTunes-Store, da gab es auch 51 Apps, deren Programmierer es tatsächlich geschafft haben, die LED per Software ein- oder auszuschalten und das ganze Taschenlampen-App zu nennen.

Anscheinend ist auch den zahllosen Skill-Entwicklern da draußen noch nicht so ganz klar, was man sinnvoll mit einem dialogfähigen Audiointerface anstellen könnte, um die eine Killerapp zu bauen.

Teile der Wetter-Skills habe ich ausprobiert – wegen des Arbeitsweges mit dem Fahrrad ist mir das Wetter gerade im Herbst und Winter ziemlich wichtig, aber so allgemein, wie beide Systeme liefern, ist es für mich nicht brauchbar. Das ist schade, weil Google auf dem Smartphone durchaus in der Lage ist, stunden- und ortsgenaues Wetter zu präsentieren – leider nicht per Audio.

Wetterbericht als Audio

Nachrichten konsumiere ich normalerweise aktiv per RSS-Feed. Wenn mich schon im Anriss was nicht interessiert, skippe ich es weg. Das liegt neben meiner Ungeduld vielleicht auch daran, dass ich viel zu vielen Nachrichtenquellen folge. Interessiert mich doch mal etwas näher, kann ich aber direkt tiefer oder sehr tief eintauchen durch diese tolle Hyperlink-Internet-Sache.

Da es beim Vorlesenlassen von Infos keine Möglichkeit zu geben scheint, uninteressant klingende Anschnitte zu skippen (do you remember, Kurznachrichtenpodcast ohne Shownotes) oder besonders interessante zum späteren Nachgraben zu merken, und man sich stattdessen einfach alles in streng monoton steigender Abfolge anhören muss, ist das nix für mich.

Alexa kann neben Nachrichtenzusammenschnittschnipseln natürlich auch die meisten Kindle-Bücher (komplett) vorlesen. Zumindest bei Romanen macht dann auch eine vom Autor vorgegebene Reihenfolge mehr Sinn.

Alexa bietet noch die Möglichkeit, mit anderen Alexa-Betreibern, die Amazon auf magische Weise aus dem eigenen Addressbuch puhlt, Sprachnachrichten auszutauschen. Habe ich mit Nils ausprobiert, aber das fühlt für mich persönlich genauso beknackt an, wie Sprachnachrichten über WhatsApp auszutauschen – mal abgesehen davon, dass man sich das Telefon nicht abgespreizt vors Gesicht halten muss. Dann kann man doch besser gleich telefonieren und die im Simplexverfahren-Sprachchat unerreichbaren Features *direkt unterbrechen* und *vor der Pointe lachen* voll auskosten.

Die von mir verwendete Funk-Steckdosen-Technologie (433MHz, gesteuert per Pilight) unterstützen beide Systeme aktuell nicht direkt, die wollte ich aber aus Zuverlässigkeitsgründen eh durch eine andere Technologie ersetzen. Dafür gibt es sowohl eine Brückentechnologie in Form von HASS, das pilight und das neue System bedienen kann als auch einen Skill (und wahrscheinlich nen TT Eintrag).

Vorläufiges Zwischenergebnis:

Insgesamt ist nach der ersten Euphorie eigentlich nur die Lampensteuerung im Alltag sinnvoll zu gebrauchen, Spotify und Bring mit den oben beschriebenen Einschränkungen.

Sicher kann man beiden Systemen als Bonus Fragen über die Welt und alles stellen, ich hab das Gefühl, dass die dahinter steckende AI bei Google cleverer sucht als die von Alexa. Aber ich kann solche Fragen deutlich präziser mit einer Tastatur formulieren oder – falls ich die Hände nicht frei habe, mit dem eh vorhandenen Google Assistant auf dem Handy sprechen.

Da bin ich mir leider nicht sicher – Audio
Keine Idee zu zweit – Audio

Alexander Stielau

29. November 2017

Das zweite Leben der CD-Hülle (und eines Verfahrens zur Farbfilmherstellung)

Fundsache in einem britischen Schreibwaren- und Geschenkeladen:

CD-Hüllen-Restbestände gibt es vielleicht momentan billig zu kaufen. Wie es sich mit der Marke Technicolor verhält, weiß ich nicht.

Kathrin Passig

2017, zweimal

Konferenzen, oder wie der Notfall zur Routine wird

Ich habe in diesem Jahr bei zwei Konferenzen gesprochen. Beide waren Marketing-Events unserer Firma. Diese Events werden mit viel Aufwand geplant, denn sie sollen souverän rüberkommen und ein gutes Licht auf die Firma werfen. Es wird nichts dem Zufall überlassen, vom Design der Präsentationen bis zum Shuttleservice zur Party am Abend.

Die Vorträge werden monatelang vorbereitet, mehrfach mit einem Rhetorikcoach geübt und besprochen. Eine Woche vor der Konferenz muss die endgültige Version der Präsentationen eingereicht werden. Danach übernimmt die Veranstaltungsfirma, die für die Technik beim Event zuständig ist. Sie baut Mischpulte auf und verlegt Kabel, stellt Leinwände auf und Rednerpulte. Auf den Pulten stehen die Laptops, von denen präsentiert wird. Sie gehören der Veranstaltungsfirma und es ist streng verboten, einen eigenen Laptop an das System anzuschließen. Das würde soviele Unwägbarkeiten mit sich bringen, dass ein reibungsloser Ablauf der Veranstaltung nicht mehr gewährleistet werden könnte.

Ich halte drei Vorträge auf den zwei Konferenzen. Jedesmal bin ich fünf bis zehn Minuten vor Vortragsbeginn an der Bühne, wo ich von einem Techniker ein Mikrofon angesteckt bekomme und einen kurzen Soundcheck mache. Bei zwei von den drei Vorträgen merke ich, als ich ans Pult trete, dass meine Präsentation nicht da ist.

Beim ersten Vortrag, im Juni 2017 in Chicago, ist zwar eine Präsentation von mir da, aber es ist eine alte zum selben Thema. Von der richtigen Präsentation, die ich fristgerecht per E-Mail eingereicht habe, fehlt auf dem Veranstaltungslaptop jede Spur.

Beim zweiten Vortrag geht alles gut. Aber beim dritten Vortrag, im Oktober in San Francisco, legt das Schicksal noch eins drauf: Als ich ans Rednerpult trete, ist der Laptop weg. Der Techniker stutzt und hat keine Ahnung, wo er sein könnte.

In beiden Fällen, in Chicago und in San Francisco, brauche ich etwa eine Minute, um das Problem zu lösen. Ich schicke meine Präsentation vom Smartphone aus nochmal per E-Mail, im ersten Fall an den Techniker, im zweiten an einen Kollegen, der zufällig einen Laptop dabei hat, den wir dann an das Konferenzsystem anschließen. Ich selber versuche bei Konferenzen, möglichst nichts bei mir zu haben. Ich finde es bequemer so, und außerdem gibt es da zuviele ähnlich aussehende Rucksäcke.

Nichts dabei zu haben heißt natürlich: außer dem Smartphone. Den Vortrag in letzter Sekunde nochmal per E-Mail zu verschicken gehört zu meinen verschiedenen Notfallplänen, die ich vorher im Kopf durchspiele. Früher habe ich den Vortrag auch zur Sicherheit nochmal auf einem USB-Stick in der Tasche gehabt, aber wenn ich inzwischen einen USB-Stick in meinem Haushalt finden sollte, wüsste ich nicht mehr, wo.

Es ist auch nicht mehr nötig. Ich kann mich darauf verlassen, dass der Veranstaltungsort Netz hat, und dass die Rechner der Veranstaltungsfirma daran angeschlossen sind. Man könnte natürlich fragen, warum wir die Vorträge dann nicht einfach mit Google Slides halten. Dann bräuchte man auf dem Veranstaltungslaptop nur einen Link. Leider geht das nicht, weil die Designvorlagen unserer Marketing-Abteilung Powerpoint sind, mit speziellen Farben und Schriftarten, die es bei Google Slides nicht gibt. Manche Redner setzen sich darüber einfach hinweg, und vielleicht bin ich nächstes Jahr einer davon.

Natürlich könnte das Netz auch versagen, aber das ist nicht wahrscheinlicher als ein Totalausfall der gesamten Vortragstechnik überhaupt. Dann müsste ich sowieso reden wie der Host einer Late-Night-Show auf einem Barhocker. Auch das würde irgendwie gehen, aber bisher ist es noch nicht dazu gekommen.

André Spiegel

August bis November 2017

Good friends we have, good friends we've lost

Auch ich plane, einen runden Geburtstag zu feiern und über die Organisation meiner Einladungen wird noch gesondert zu berichten sein. Wie man sich vorstellen kann, schaue ich in diesem Zusammenhang mehrfach gründlich die Listen meiner Facebook-Freunde und WhatsApp-Kontakte durch. Bei beiden bewegt sich die Anzahl der Einträge im niedrigen dreistelligen Bereich. Und bei beiden Listen gibt es etwas, das mich stutzig macht.

Im Fall von Facebook kenne ich mehrere Personen, bei denen ich mir sicher bin, dass ich mit Ihnen mal „auf Facebook befreundet" war, die ich aber aktuell nicht mehr auf meiner Freundesliste finde. Dafür kommen mehrere Gründe infrage. Die Person kann ihren Facebook-Account gelöscht haben oder sie kann mich „entfreundet" haben. Eine dritte Möglichkeit besteht in der Änderung des Namens, also z. B. von Klarnamen („Michael Müller") zu Pseudonym („Mickie Mo") oder umgekehrt. Am besten kombiniert mit einem Profilfoto, das keinen Rückschluss auf die Person zulässt.

Ich meine, in meiner Freundesliste keinen Eintrag zu haben, den ich niemandem zuordnen kann, aber völlig ausschließen kann ich das nicht. Jedenfalls würde mich die ansonsten sehr mitteilungsfreudige Plattform Facebook in keinem dieser drei Fälle benachrichtigen.

Eine vierte Variante kenne ich nur aus Gerüchten – nämlich, dass Facebook Freundschaften stillschweigend automatisch auflöst, wenn die Software feststellt, dass die Betreffenden über lange Zeit nicht kommunizieren oder sich ihre Interessen im Facebook-Sinne zu weit auseinander entwickelt haben. Das wäre aber auch eine billige Ausrede, wenn man zur Rede gestellt wird und nicht zugeben möchte, jemanden „entfreundet" zu haben.

Gerade weil ich von allen engen Freunden noch andere Kontaktdaten besitze als den Facebook-Account, habe ich momentan keine Lust Nachforschungen anzustellen, wie es im Einzelfall zum Verschwinden der Facebook-Freundschaft kam.

Obwohl WhatsApp zum selben Konzern gehört, bemerke ich hier quasi den umgekehrten Effekt. Da ich zu den Menschen zähle, die in ihrem Leben erst eine Mobiltelefonnummer besessen haben und dazu im Laufe von 18 Jahren auch nur drei SIM-Karten und da ich zudem seit Jahren Backups meiner Telefoninhalte pflege, enthält die Liste meiner Kontakte die Telefonnummern von Leuten, die ich lange Zeit weder gesehen noch sonstwie kontaktiert habe.

Darunter sind ehemalige Arbeitskollegen, Exfreundinnen, aber auch die Dame, die 2010 das Catering für unsere Hochzeit organisiert hat. All diese Nummern „sieht“ nun auch WhatsApp und zeigt mir gegebenenfalls ein Profilbild und eine Statusmeldung dazu an. Sofern nämlich der Besitzer der Nummer auch WhatsApp nutzt und die Anzeige dieser Daten nicht eingeschränkt hat – z. B. auf Personen, deren Nummer er ebenfalls gespeichert hat.

Ich bekomme so also winzige Häppchen Information aus dem Leben von Menschen, mit denen ich seit Jahren nichts mehr zu tun habe. Und in einem Fall auch von jemand, mit dem ich nie etwas zu tun hatte. Zumindest lässt das Profilbild klar darauf schließen, dass eine Fremde die Nummer meiner früheren Bekannten übernommen hat.

Virtualista

30. November 2017

An der Nabelschnur der Heizung im warmen Leib des Linienbusses

Um kurz nach sechs stehe ich mit nassen Haaren an der schottischen Bushaltestelle und warte auf den Bus, der mich zum Bus bringen soll, der mich zum Bus bringen soll, der mich zum Flughafen bringen soll. Es ist kalt, aber ich trage eine Bauchheizung. Ihre Wirkung ist dreiteilig und setzt sich zusam-

men aus der Zugluft-am-Bauch-verhindernden Wirkung des Neoprengürtels, einer psychologischen Komponente und der bei Minusgraden sehr überzeugenden Heizleistung.

Im ersten Bus lasse ich die Heizung weiterlaufen, weil ich nach wenigen Minuten zurück in die Kälte muss. Der zweite Bus hat USB-Steckdosen, der dritte auch. Wo ich bis 2014 gierig mein Handy angeschlossen hätte, wenn es damals schon USB-Steckdosen im Bus gegeben hätte, steckt jetzt mein Heizungskabel. Das Handy macht mir keine Sorgen, ich trage drei Powerbanks mit mir herum: die kleine der Heizung, die mittlere mit 10.000 mAh, weil sie so gut in die Jackentasche passt, und die große mit 20.000 mAh, falls ich den Anschluss verpasse und 35 Stunden bis ans Ziel brauche.

Im Flugzeug liegt die Powerbank auf dem freien mittleren Platz in der Dreierreihe und lädt mein Handy. Meine Nachbarin auf dem Gangplatz spricht mich an: Ob sie ihres auch anschließen dürfe? Selbstverständlich, sage ich, und erfreue mich ein weiteres Mal am Ende der schrecklichen Stromnot der Jahre 2008 bis 2014.

Kathrin Passig

November 2017

Bezahlvorgänge im November

Einen Monat lang habe ich alle Bezahlvorgänge aufgeschrieben. Ich war in diesem Monat in der Schweiz, in Deutschland, in der Schweiz, in Schottland, in Deutschland und wieder in der Schweiz.

Fortbewegung

- 6 DB-Tickets, gekauft in der “DB Navigator”-App.
- 5 Nahverkehrstickets für den Verkehrsverbund Rhein-Ruhr und eins für Berlin, gekauft in der “DB Navigator”-App

- 5 Tickets der Schweizer SBB, gekauft in der SBB-App
- 1 SBB-Nahverkehrsticket, am Automaten erworben, weil ich im Moment des Kaufens kein Handyinternet hatte. Kreditkarte / kontaktlos.
- 1 Nahverkehrsticket in Edinburgh, gab es nur am Automaten, die kontaktlose Bezahlmöglichkeit war mit einem Aufkleber als nicht verfügbar gekennzeichnet, deshalb Kreditkarte + PIN.
- 1 Fernverkehrsticket in Edinburgh, am Automaten gekauft, Kreditkarte / kontaktlos. Papiertickets sind in Schottland immer noch die einzige Option, in anderen Teilen Großbritanniens geht es wohl auch schon per App.
- 2 Bustickets, bar bezahlt (einzige Option). Der Fahrer des ersten Busses war sehr grimmig, weil ich kein passendes Münzgeld, sondern nur den nächstgrößeren Schein hatte. Den Schein hatte ich mir kurz vorher von Aleks geben lassen, weil mir – wie meistens – zu spät eingefallen war, dass ich für den Bus noch zum Geldautomaten müsste.
- 4 Taxifahrten in Deutschland, alle bar und ohne nach anderen Optionen zu fragen, da ich einmal im Gespräch und die anderen drei Male in Eile war. Ein weiteres Mal wurde ich Zeugin einer erfolgreichen bargeldlosen Taxibezahlung durch jemand anderen, es scheint also inzwischen wenigstens manchmal zu funktionieren. Bei dieser Transaktion kam ein Gerät zum Einsatz, das einem weißen Seniorentaschenrechner mit extragroßen Tasten ähnelte und mit einem Smartphone am Armaturenbrett des Taxis kommunizierte.

Gastronomie zwecks Geselligkeit:

- 2x Barzahlung in der Schweiz
- 1x Kreditkarte in Deutschland (PIN, ich musste keine Unterschrift leisten, meine Nachbarin aber schon)

- 3x Barzahlung in Deutschland. Beim ersten Mal war ich im Gespräch und wollte dieses Gespräch nicht unterbrechen, um über die Existenz von ec-Karten zu diskutieren. Beim zweiten Mal funktionierte weder die Kredit- noch die Maestro-Karte. Beim dritten Mal habe ich nicht nach Zahlungsmöglichkeiten gefragt; es war so eine Bar, in der man gar nicht erst auf die Idee kommt, etwas anderes als Bargeld auf den Tresen zu legen.

- 1x Barzahlung in Schottland, einzige Option; das könnte aber auch am geringen Betrag gelegen haben.

Gastronomie zum Alleinherumsitzen / Arbeiten:

- 2x Kaffeehauskette in der Schweiz, Kreditkarte / kontaktlos

- 3x Kaffeehauskette in Deutschland, Kreditkarte / kontaktlos

- 1 komplizierter Cafébesuch in Deutschland, der mit Barzahlung endete, siehe "Die ec-Karte gibt es seit zehn Jahren nicht mehr, aber das muss unter uns bleiben"

- 1 Cafébesuch mit Barzahlung (einzige Option; es war das Café, in dem man vor Jahren schon einmal mit PayPal bezahlen konnte)

- 4 Bezahlvorgänge in einem schottischen Uni-Café, alle mit Kreditkarte, ich musste die Kreditkarte aber dem Personal überreichen und es ging nur zweimal kontaktlos, die anderen beiden Male war die PIN erforderlich.

Lebensmittel im Supermarkt:

- 7x Kreditkarte / kontaktlos in der Schweiz, davon sechsmal an Selbstscankassen. Beim siebten Mal brauchte ich "Züri-Säcke", also Spezialmüllsäcke, bei denen die Abfallgebühren im Preis enthalten sind und die man nur an regulären Kassen bekommt.

- 1x bar in einem Schweizer Asiamarkt. “ec-Karte und Postkarte” wären auch gegangen, das habe ich aber zu spät gesehen.
- 5x Kreditkarte / kontaktlos in Deutschland
- 9x Kreditkarte / kontaktlos in Schottland

Stationärer Handel:

- 1 Hosenkauf in der Schweiz, Kreditkarte / kontaktlos
- 1x Kreditkarte / kontaktlos, ein Weihnachtsgeschenk in der Schweiz. Man hätte es auch online kaufen können, aber ich wollte mir den Laden von innen ansehen.
- 2x Kreditkarte / kontaktlos in zwei verschiedenen deutschen Drogeriemärkten
- 1x Kreditkarte / kontaktlos in einem schottischen Heimwerker- und Haushaltswarenladen (Vogelfutter für Heckenbraunellen). Es gab zwei Bezahlgeräte, zum kontaktlosen Bezahlen musste ich an ein anderes als das normale.
- 1x Kreditkarte / kontaktlos, Weihnachtsgeschenke in einem schottischen Schreibwarenladen, den ich aus nicht mehr rekonstruierbaren Gründen von innen sehen wollte.

Sonstiges:

- 1x Bitcoinkauf am Schweizer Automaten
- 2 T-Shirts im Onlinehandel, PayPal
- 2 Vortragshemden im Onlinehandel, Kreditkarte
- 1 easyjet-Flug, Kreditkarte
- 6 Kindle-Buchkäufe (Amazon bucht vom Bankkonto ab)

- Kontaktlinsen, eine mobile Bauchheizung und zwei Weihnachtsgeschenke bei Amazon
- 2x über die AldiTalk-App Guthaben auf die deutsche Prepaid-SIM eingezahlt
- 1x mit Hilfe eines im Supermarkt erworbenen Papierzettels Guthaben auf die schottische Prepaid-SIM eingezahlt, das ist nach wie vor die einzige Möglichkeit für Ausländer
- 1x mit PayPal Geld an eine Privatperson geschickt, wobei es sich um eine indirekte Zahlung an den deutschen Zoll handelte
- Am Bahnhof in Essen habe ich mein letztes Euro-Bargeld, einen 5-Euro-Schein, in einen Geldwechselautomaten gefädelt, um ein Gepäckschließfach mieten zu können.

Per Lastschrift vom Konto eingezogen:

- Miete
- Strom
- Gas
- Rundfunkgebühren
- Privathaftpflicht- und Rechtsschutzversicherung
- Krankenversicherung
- Beitrag zur Künstlersozialkasse
- Google Storage
- ein kleiner iTunes-Betrag, ich weiß nicht mehr, wofür

- “Adyen BV”, eine Bezahlplattform, die einem leider nicht mitteilt, was man da bezahlt hat. Es ist irgendein Online-Abo für etwas Textförmiges, ich weiß nur nicht mehr, was.
- 1 Spende an eine gemeinnützige Organisation (in anderen Monaten hätte ich spendenfreudiger gewirkt, aber die übrigen Beiträge werden vierteljährlich oder jährlich abgebucht)

Vom Konto überwiesen:

- 1 Überweisung an eine Cryptocurrency-Exchange
- 2 Überweisungen an die Steuerberaterin
- 1 private Rückzahlung geliehenen Geldes per Überweisung
- 1 private Überweisung

Scheitern:

- An einem deutschen Bahnhof (könnte Mannheim gewesen sein) wurde ich von einem Bettler angesprochen, hatte aber kein Münzgeld, nur nach langem Suchen 10 Cent und ein paar Schweizer Franken.
- In Dortmund konnte ich mir am Bahnhof nichts zu essen kaufen, weil man dafür vermutlich Bargeld gebraucht hätte (keine sichtbaren Zahlgeräte auf den Imbisstresen) und ich keine Zeit hatte, extra welches abzuheben. Es ging dann auch so.
- In Essen konnte ich die Bahnhofstoilette nicht benutzen, weil bargeldlose Bezahlung dort zwar theoretisch möglich war, aber nicht funktionierte. Es ging dann auch so.

Bargeldlose Option an der Toiletten-Zugangsschranke, Frauen

Auch Männer brauchen Bargeld.

Kathrin Passig

November 2017

eSIM, Nano-SIM und Verwirrungen

Die neue AppleWatch hat eine eingebaute Mobilfunkverbindung, was sie zum idealen Sportbegleiter macht: Pulsmesser, Musikabspieler und Notruf in einem. Um dieses Feature nutzen zu können braucht man eine SIM-Karte für die Uhr. Die ist aus Platzgründen als eSIM verwirklicht, und das „Einsetzen“ der SIM in die Watch passiert über das iPhone.

Zur Vorbereitung muss die Hotline des Mobilfunkproviders aufgesucht werden, eine der zu meinem Vertrag gehörenden Multi-SIM kann zur eSIM umgewandelt werden. Das geht am Telefon reibungslos und schnell, allerdings erhält man die eSIM nicht elektronisch, die wird zugeschickt – wohl aus Sicherheitsgründen, wie die Dame am Telefon vermutet. Einige Tage später trudelt ein Brief ein, mit Rubbelfeldern für PIN, PIN2 und PUK. Die SIM ist ebenfalls enthalten, als QR-Code. Diesen Code muss man bei der Einrichtung des Mobilfunkfeatures scannen, damit wird dann die SIM in der Uhr aktiviert. Das mit dem Mobilfunk funktioniert wunderbar, wie schon an anderer Stelle nachzulesen ist.

Dann kommt der Tag, wo das Mobiltelefon gewechselt werden soll. Dafür gibt es auf der Seite von Apple klare Anweisungen: Uhr vom alten iPhone entkoppeln, dabei die Mobilfunkdienste auf dem Telefon belassen und dann mit dem neuen Telefon koppeln und aus dem Backup wieder herstellen. Das Entkoppeln dauert, und schlägt zum Ende hin fehl. Kopplung mit dem neuen Telefon klappt, Backup wird eingespielt, auch die Telekom-Dienste sind laut Anzeige auf der Uhr aktiv. Allein, es klappt nicht: die Uhr ohne iPhone verweigert störrisch den Dienst.

Im Zuge der Fehlersuche dämmert es mir, dass es ja irgendwas mit der SIM zu tun haben könnte, und ein Blick auf das Kundencenter offenbart das Problem: das eSIM-Profil ist nicht aktiv, mit dem zart grau angezeigten Hinweis, es könne auch auf keinem Gerät mehr aktiviert werden. Ein Anruf bei der Hotline bestätigt diesen Sachverhalt, das eSIM-Profil verliert seine

Wirksamkeit, wenn das gekoppelte iPhone entfernt wird. Das sei kein Problem, versichert die freundliche Dame am Telefon, in 10 Minuten hätte ich in meinem Kundencenter ein neues eSIM-Profil. Dieses Mal scheint es keine Sicherheitsbedenken zu geben, das neue Profil muss nicht per Post zugestellt werden und ist tatsächlich nach 10 Minuten verfügbar. Zum Profil kann man einen passenden QR-Code aufrufen, der wird vom Bildschirm gescannt und alles ist in bester Ordnung. Merke: Das eSIM Profil der Uhr verliert seine Gültigkeit bei Wechsel des iPhones.

Wolfgang Kunckel

August bis November 2017

Erreichen in den Zeiten der Erreichbarkeit

Auch ich feiere einen runden Geburtstag und möchte viele Freunde einladen. Als Veranstaltung plane ich eine Party in einem Club – kein Essen, keine Platzkärtchen. Das hat den Vorteil, dass ich bis zuletzt Leute einladen kann, selbst wenn sie nur ein Stündchen oder zwei Zeit haben. Es hat den Nachteil, dass niemand sich einer Zusage allzu verpflichtet fühlen wird – kein Sitzplatz wird leer bleiben, kein Essen muss abbestellt oder weggeworfen werden.

Eine Basis meiner Gästeliste bildet die Liste unserer Hochzeit von vor sieben Jahren. Damals hat meine Gattin akribisch Dutzende Adressen zusammengetragen und Einladungskarten verschickt. Beim Durchsehen dieser Datei stelle ich allerdings fest, dass sich knapp die Hälfte der Postadressen geändert hat ist und beschließe daraufhin, keine Einladungskarten zu versenden. Stattdessen werde ich die bereits in Flyerform gebrachte Einladung als PNG-Bild oder PDF-Anhang mitschicken.

Aus Gründen, die mir selbst nicht klar sind, lege ich die Gästeliste nicht als Google Spreadsheet, sondern als Excel-Tabelle in meiner Dropbox an. Sie enthält eine Zeile pro Gast bzw. Gästepaar, gruppiert nach Bekanntenkreisen wie Studium, Sport, Arbeitskollegen oder Techniktagebuchredaktion.

Für die Kontaktwege Facebook, WhatsApp, E-Mail, SMS, telefonisch und *persönlich* lege ich Spalten an. Dahinter noch drei Spalten für die Rückmeldungen *ja*, *nein* und *vielleicht*. So werden also die Wege, auf denen ich jemanden eingeladen habe samt Rückmeldung vermerkt, damit ich irgendwie den Überblick behalte und nicht dieselben 10 Leute mit doppelten und dreifachen Einladungen nerve, während andere an obsolete Mailadressen oder tote Facebook-Accounts gehen.

Als nächstes lege ich ein Facebook-Event an, zu dem ich viele, aber nicht alle meiner Facebook-Bekanntschaften einlade. Diese sind nämlich nicht sauber durchklassifiziert und so muss ich nicht älteren Verwandten erklären, dass die Feier vermutlich nichts für sie ist. Das Schöne an solchen Facebook-Events ist, dass die Teilnehmer gleich zu- oder absagen können und Facebook auch angibt, ob sie die Einladung überhaupt gesehen haben. Warum sie sie gegebenenfalls nicht zu sehen bekommen, teilt einem Facebook leider nicht mit, aber immerhin.

Weitere Einladungen der "ersten Welle" verschicke ich an eine Broadcast-Liste, die ich aus meinen WhatsApp-Kontakten zusammenstelle sowie in einer E-Mail an zahlreiche Empfänger, die ich ebenfalls von Hand zusammensuche und nicht erst in Form einer Mailingliste bringe. In einigen Fällen, in denen ich nur eine Telefonnummer habe, verschicke ich auch SMS.

Alle gesendeten und nebenher ausgesprochenen Einladungen vermerke ich in der Excel-Tabelle und notiere in den folgenden Tagen und Wochen die zugehörigen Rückmeldungen. Dabei fallen mir gelegentlich weitere alte Bekannte ein, die ich auch noch einladen möchte, von denen ich z. T. aber überhaupt erst Kontaktdaten in Erfahrung bringen muss. Diese Namen füge ich dann zur Tabelle hinzu.

Mit vielen Menschen komme ich so das erste Mal seit längerer Zeit – teilweise seit Jahren – wieder in Kontakt. Ich erfahre von Schwangerschaften, Geburten, Ortswechseln, Jobwechseln, Trennung und Frischverliebtheit. Und da ich zu jedem Gast, von dem ich eine Rückmeldung erhalte, in der Tabelle

die Mailadresse oder Telefonnummer eintrage, von der aus er sich gemeldet hat, erhalte ich zumindest eine Momentaufnahme funktionierender Kontaktdaten, ähnlich wie die Hochzeitsliste eine war.

Nach einer Weile beginne ich, die möglicherweise noch nicht erreichten Kandidaten in meiner Liste farblich zu markieren und dann gezielt noch einmal auf anderem Wege zu kontaktieren. Beim zweiten Versuch dann auch mit direkter Ansprache "hast Du die Einladung zu meiner Party bekommen?" Eine Woche vor dem Ereignis ergeht dann nochmal an alle, die nicht eindeutig abgesagt haben, per Facebook, E-Mail oder WhatsApp eine kleine Erinnerungsnachricht mit einer genaueren Wegbeschreibung.

Zur Party kommen die zuletzt von mir veranschlagten rund 70 Gäste. Darunter sind ca. 20, die gar nicht oder nicht fest zugesagt hatten und mit deren Erscheinen ich folglich eher nicht gerechnet hatte. Dafür fehlen 20 andere, bei denen es genau umgekehrt war. Die eine Hälfte meines Gehirns möchte das unbedingt anhand der Excel-Datei noch einmal genau auszählen. Die andere Hälfte sagt "lass es". Bis zum nächsten runden Geburtstag wird sich das eh alles wieder geändert haben.

Virtualista

30 November 2017

Steckdosen am Strand von Kaua'i

Unsere kleine Gesellschaft fährt die kurvige Küstenstraße vom Kilauea Lighthouse, vorbei an den Strandhäusern der Reichen und Schönen, in Richtung Anini Beach. Wir machen dort eine Lunchpause in einem Pavillon direkt vor dem Strand. Der Pavillon ist zu allen vier Seiten offen, enthält zwei große Tische und vier Bänke aus Beton. An unserem Nachbartisch sitzt ein junger Mann mit einem Ukulelenkoffer und schreibt fleißig in sein MacBook. Irgendetwas an dem Anblick des Schreibenden ist irritierend. Er hat das Ladekabel des MacBooks mit einem Pfeiler des Pavillons verbunden und bei

genauerem Hinsehen wird klar, daß in dem Pfeiler zwei Steckdosen verbaut sind. Insgesamt zwei Pfeiler des Pavillon sind mit Steckdosen ausgerüstet. Steckdosen am Strand im Nirgendwo.

Auch am Strand von Waikiki in Honolulu sind ähnliche Pavillons verbaut, ob sie allerdings Steckdosen enthalten, entzieht sich meiner Kenntnis.

horax, zuerst veröffentlicht unter
horax.io/2017/12/29/steckdosen-am-strand-von-kauai/

2017

Mein Umgang mit Kleingeld

Anders als andere Redaktionsmitglieder des Techniktagebuchs trage ich meist Bargeld bei mir und zahle auch fast täglich kleinere Beträge bar. Dinge wie das Mittagessen mit den Kollegen oder ein Getränk aus dem Spätkauf. Dabei erhält man natürlich ständig Wechselgeld in Form von Münzen.

Früher habe ich als Denksport- und Geschicklichkeitsaufgabe versucht, stets möglichst rasch und passend zu zahlen und dadurch die Münzen wieder loszuwerden, aber irgendwie ist mir das mittlerweile zu umständlich geworden. Um der Ausbeulung der Hosentaschen Grenzen zu setzen, leere ich stattdessen abends zu Hause das Münzfach meines Portemonnaies in ein Einmachglas, das im Wohnzimmer im Bücherregal steht. Falls vorhanden, behalte ich je eine 1- und eine 2-Euro-Münze in der Geldbörse, da man diese immerhin als Pfand für einen Einkaufswagen im Supermarkt oder für einen Spind im Schwimmbad gebrauchen kann.

Das Glas mit dem Kleingeld leert sich auf zwei Arten wieder. Erstens fischen meine Frau oder ich gelegentlich die großen Münzen als Trinkgeld für Paketboten oder Lieferanten heraus, die zu uns in den zweiten Stock heraufgetrabt kommen. Zweitens fülle ich ab und zu eine Ladung Kleingeld in eine Tupperdose um, die ich dann auf dem Weg zur Arbeit in einer Bankfiliale in den Einwurfschacht eines entsprechend ausgestatteten Geldautomaten kippe und so auf unser Konto einzahle. Je nach Zusammensetzung ergibt eine solche Einzahlung 20 bis 50 Euro.

Virtualista

Seit November 2017

Der Saugroboter ist ein armes, dummes, lautes Tier

Mein Mann hat zum Geburtstag einen Saugroboter von seinen Eltern bekommen. Niemand hat sich einen Saugroboter gewünscht, aber wie das so ist mit Geschenken, da kann man nicht viel machen und jetzt haben wir eben einen Saugroboter.

Der Saugroboter kann nichts außer rumfahren und saugen. Er kann sich keine Wege merken, es gibt noch nicht mal eine Aufladestation, sondern nur ein Aufladekabel. Wenn während des Betriebs der Akku leer läuft, bleibt das arme Ding also einfach irgendwo stehen und man muss es nachher suchen.

Immerhin saugt er okay, wenn schon nicht zeiteffizient. Dabei macht er sehr viele Geräusche, man will also nicht wirklich mit im Raum sein, wenn er seine Arbeit tut, traut ihm aber auch nicht zu, ohne Beaufsichtigung klar zu kommen, also schalten wir ihn hauptsächlich aus Langeweile gelegentlich mal ein. Dann darf er den Flur saugen (wo sich nie jemand aufhält) oder unter viel Zureden im Schlafzimmer.

Es gibt drei Wegfindungsprogramme, entweder in Kreisbewegungen oder geradeaus, bis ein Hindernis kommt und dann eine 90-Grad-Drehung oder beides abwechselnd. Bei einer kleinen Versuchsreihe stelle ich mich dem Saugroboter in den Weg und beobachte ihn mit einer Mischung aus Mitleid, Genervtheit und latenter Liebe, wie er fünf mal um meine Füße im Kreis fährt, bevor er dann doch einen anderen Weg wählt. Wenn er mal wieder absolut nicht dahin fährt, wo er hin soll (unters Bett), versuchen wir ihn mit liebevollem Schubsen in die richtige Richtung zu bringen. Meistens fährt er dann in einer Kreisbewegung direkt wieder in eine andere Richtung.

So richtig zufrieden scheinen meine Schwiegereltern mit ihrem Saugroboter gleicher Bauart auch nicht zu sein, jedenfalls ertappte ich meine Schwiegermutter schon mehrfach, wie sie ihrem eigenen verwirrten Saughaustier etwas ungedudig mit Fußtritten die Richtung zu weisen versuchte. So hart sind wir nicht. Auch wenn wir keinen Saugroboter wollten oder brauchten

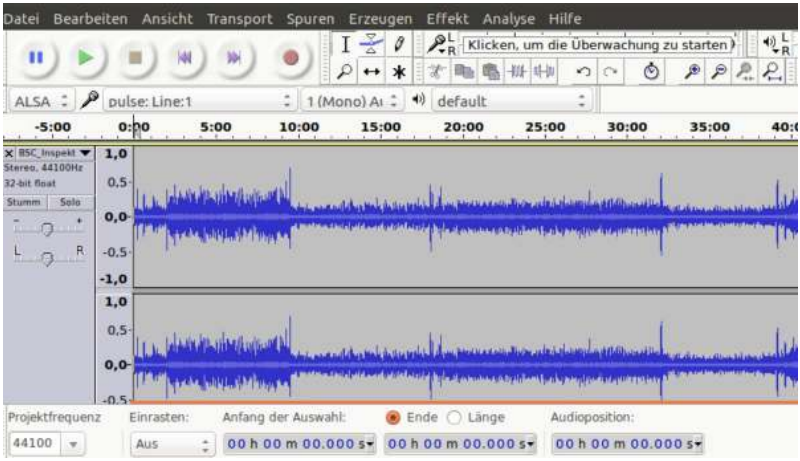
und ich als erstes meinem Mann alle Funktionalitäten aufzählte, die das arme Gerät nicht beherrscht, so kann ja das Gerät nichts für seine eigene Unzulänglichkeit.

Und so beobachten wir weiter wie gerührte Pflegeeltern eines ungeschickten Kindes, wie der Saugroboter mit viel Getöse Arbeiten verrichtet, die wir mit dem guten kabellosen Staubsauger in einem Zehntel der Zeit erledigen könnten. Fairerweise muss man aber immerhin sagen, dass der kabellose Staubsauger noch mehr Getöse macht und weniger Muttergefühle auslöst.

Anne Schüßler

1.12.2017

Ogg was? Bitte lieber mp3



Auf meinem Blog stelle ich gerne Audiodateien mit O-Tönen von Statements, Pressekonferenzen oder Diskussionen ein, die meine Leserinnen und Leser auch schätzen (weil von einigen dieser Veranstaltungen meist keine öffentlich zugänglichen Dokumentationen existieren). In den vergangenen Monaten war ich dazu übergangen, statt im verbreiteten MP3-Format die Audios als OggVorbis-Dateien abzuspeichern – und anderem, weil ich es eine gute Idee finde, ein patentfreies Format zu unterstützen.

Ein paar Monate lang lief das auch problemlos, also ohne Klagen der Leser. Vor einigen Tagen aber kam erstmals die Klage, und gleich mehrfach: Ich kann die Audio-Datei nicht öffnen!

Das habe ich zunächst nicht wirklich ernstgenommen. Im Mac-Betriebssystem wie auch unter Linux konnte ich ja die O-Töne im Firefox-Browser problemlos abspielen (Windows zum Ausprobieren habe ich nicht). Doch als sich immer mehr verärgerte Nutzer meldeten und mitteilten, mit ihrer Hard- und Software blieben die Audiodateien schlicht unhörbar, wurde ich doch bisschen stutzig.

Tatsächlich: Schon auf dem Mac-Browser Safari bleibt die OggVorbis-Datei stumm. Es hilft nichts, ich lade die Datei noch mal im MP3-Format hoch. Wenn es hinreichend viele Nutzer gibt, die ohne MP3 nicht glücklich werden, muss ich die O-Töne wohl doch wieder in diesem Format einstellen.

Vielleicht aber zusätzlich zur OggVorbis-Datei. Damit sich das noch ein bisschen weiter verbreitet. (Der Deutschlandfunk scheint, wenn ich das richtig sehe, seine Bereitstellung von OggVorbis-Dateien offensichtlich wieder eingestellt zu haben.)

Thomas Wiegold

2. Dezember 2017, Samstag vor dem ersten Advent

Ich gehe noch mal offline einkaufen und bin ja auch selber schuld

Dem großen Sohn fällt beim Frühstück am Samstag vor dem ersten Advent ein, dass er unbedingt den neuen “Die drei ???”-Adventskalender braucht. Da wir nachmittags noch an einem Buchladen vorbeikommen, vereinbaren wir, dort kurz anzuhalten, damit er sich diesen von seinem Taschengeld kaufen kann.

Was soll ich sagen. Natürlich herrscht ein unfassbares Gedränge im Buchladen, die wenigen Verkäufer werden völlig überrannt und sind gar nicht ansprechbar, an den Beratungstresen sind lange Schlangen. Nach über einer halben Stunde Suchen bin ich völlig entnervt und der Große total unglücklich, und wir sind beide ziemlich sicher, dass der Adventskalender ausverkauft ist, denn unter Anderem gibt es einen “Die drei ???”-Thementisch, auf dem der gesuchte Kalender nicht liegt. Bis zu einer/m kompetente/n Mitarbeiter/in des Buchladens, die/der uns dies bestätigen könnte, schaffen wir es jedoch trotz mehrer Ansprechversuche an diesem Tag nicht.

Ich hätte mir das natürlich auch vorher denken können – am Samstag vor dem ersten Advent, welcher Idiot geht denn an dem Tag einkaufen! – und hätte bei einem Internet-Versandhaus bestellen können. Wenn, ja wenn, der Große seinen Herzenswunsch etwas rechtzeitiger geäußert hätte.

Molinarius

2. Dezember 2017

Das erste Jahr mit dem Mobiltelefon

Seit über einem Jahr ist K. im Besitz eines Mobiltelefons und dieses Jahr hat sich seine Nutzung des Geräts verändert. Nicht radikal, aber durchaus messbar. Hatte K. zu Beginn das Gerät nur selten eingeschaltet, so schaltet er es jetzt nur noch selten aus. Er ist nun in der Regel gut erreichbar und beantwortet Anrufe auch, wenn er zum Beispiel auf dem Fahrrad unterwegs ist. Inzwischen kennen mehr als zwei Personen seine Nummer und nutzen sie regelmässig. SMS-Nachrichten sind ihm zur Gewohnheit geworden; ebenso das Verschicken von Bildern. Sein Gerät fotografiert zwar nur kaum erkennbare Pixelhaufen, die auf meinem klugen Telefon um 90 Grad verdreht ankommen, doch das macht nichts: Es geht um die Geste. Manchmal allerdings ruft er mich vom Festnetz aus an und beklagt sich darüber, dass sich keine SMS mehr verschicken lassen. Ich verweise dann auf das möglicherweise aufgebrauchte Prepaid-Guthaben und bisher hat nach einem Recharge jeweils alles wieder bestens funktioniert.

Franziska Nyffenegger

2. Dezember 2017

Schatz, wo hatten wir nochmal die Bitcoins hingetan?

Am Abend unterhalte ich mich mit einem Barkeeper und irgendwie kommen wir auf das Thema Bitcoin. Ja, er hätte auch so einen Bitcoin-Bruchteil. Den hätte ihm vor mehreren Jahren mal jemand geschenkt, der Werbung für ein Startup gemacht hat, das Bitcoin als Zahlungsmittel für Bars und Kneipen einführen wollte. Das Guthaben wäre damals ungefähr € 10 wert gewesen und er hätte es in einer Wallet auf seinem Smartphone gehabt.

Er hätte dann etwas später die Hälfte davon in einer anderen Bar ausgegeben, einfach um es auszuprobieren. Da wäre diese Hälfte schon € 30 wert gewesen. Danach hätte er die ganze Angelegenheit erstmal völlig aus den Augen verloren.

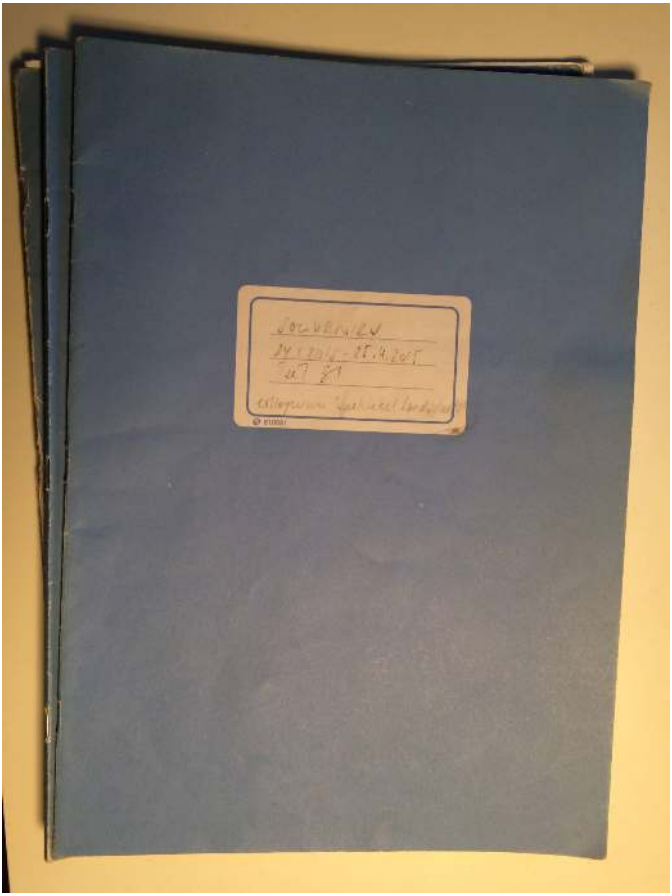
Vor einigen Wochen dann hat er realisiert, wie weit der Kurs mittlerweile gestiegen ist. Er hat hektisch das alte Smartphone wieder hervorgekramt und ist auch wieder an das restliche Guthaben gelangt. Er schaut kurz auf sein jetziges Telefon und meint „600 Euro."

Virtualista

2. Dezember 2017

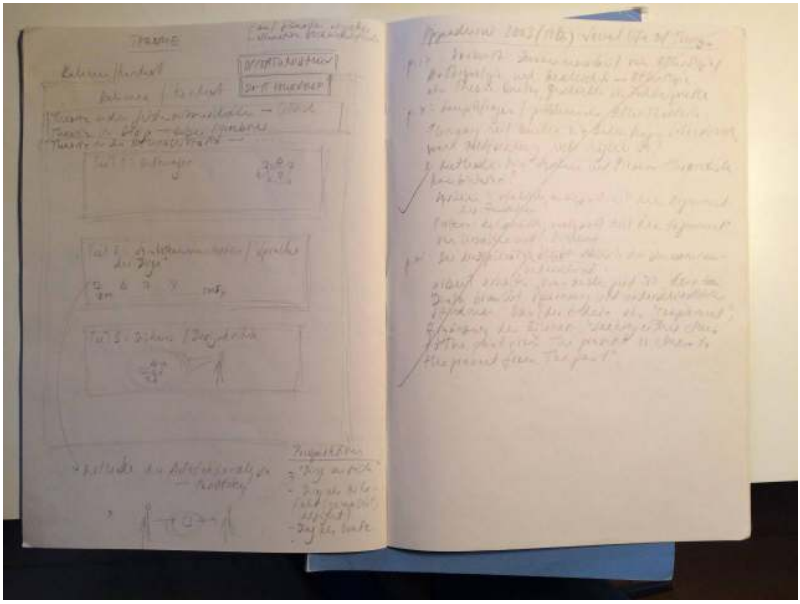
Moment, dreissig was?

Wir sitzen in der Sauna und ich jammere ein wenig darüber, wie viel der Umzug meines Arbeitsplatzes zu tun gibt. Ich verlege ihn dieser Tage aus Kostengründen von auswärts zurück in die Wohnung. Dabei versuche ich Material loszuwerden und einen weiteren Schritt in Richtung „alles-auf-dem-MacBook" respektive „möglichst-wenig-auf-Papier" zu machen. Bücher landen im Brockenhaus und bei bibliophilen Freundinnen; viel Papier wartet gebündelt auf die Abfuhr; ein gutes Dutzend Bundesordner ist leer geräumt und nutzlos geworden; Stapel von Sichtmäppchen und Registraturen wollen entsorgt sein. Noch nicht trennen kann ich mich von über dreissig Schreibheften, in denen sich Notizen zu meiner 2016 abgeschlossenen Dissertation befinden und die ich vermutlich nie mehr anschauen werde. Kathrin meint, diese Arbeitstechnik sei vom Aussterben bedroht und ich solle aufschreiben, warum ich die Hefte angelegt habe.



Der Grund ist einfach: Ich schreibe im Alltag immer noch viel von Hand, in der Regel in schwarze Notizbücher, Format A5, der Marke Favorit. Sitzungsnotizen, to-do-Listen, Beobachtungen, Rückmeldungen zum Unterricht, Nachdenkereien, Textideen und anderes mehr wird dort mit Bleistift festgehalten. Für grössere Projekte brauche ich unlinierte Schulhefte im

Format A4. In solche exzerpiere ich von Hand; diese Notizen übertrage ich später in ein Literaturverwaltungsprogramm (Endnote). Ich skizziere längere Texte von Hand; ich notiere während Feldaufenthalten und Interviews von Hand, ebenso während Vorträgen oder Tagungen; ich zeichne Zusammenhänge auf oder versuche Ideen zu visualisieren.



Ich schätze die Haptik des Papiers, die Möglichkeit, durch das Aufgeschriebene blättern zu können; etwas durchzustreichen und es doch immer noch da zu haben. Ich bin nicht technophob und arbeite gern am Bildschirm, aber ich bin zu faul mir zu überlegen, wie ich das, was ich seit fast vierzig Jahren in und mit Notizbüchern und -heften mache, auf ähnlich befriedigende Art und Weise mit dem Computer machen könnte.

Franziska Nyffenegger

2.12.2017

Bekannt von Funk, Fernsehen, und . . . äh, aus dem Streaming

Wenn Musiker eine neue Zusammenstellung von neuen Musikstücken veröffentlichen (dafür hat sich der Begriff Album bislang gehalten), war das bis vor kurzem immer halbwegs abgrenzbar. Über Jahrzehnte war die Veröffentlichung auf Schallplatte und später auf CD an einen physischen Tonträger gebunden; dann gab's die Musik als Audio-Datei(en) zum Herunterladen – aber es war immer ein fassbares, nun, eben Album, das neu auf den Markt kam und beworben wurde.

In diesen Tagen sehe ich erstmals Werbung für ein neues Album, das angesichts des Vertriebswegs auch nicht mehr Album heißt, sondern *Edition*. Zu hören sein wird es demnächst über den Streaming-Dienst *Spotify*. Und mit diesem on-demand-Vertriebsweg hat sich auch die Rolle der Hörerin gewandelt: Sie ist keine Käuferin mehr, die diese *Edition* erwerben muss, um sie anhören zu können. Es genügt, zahlende Kundin dieses Streaming-Dienstes zu sein, die neuen Musikstücke sind einfach verfügbar.

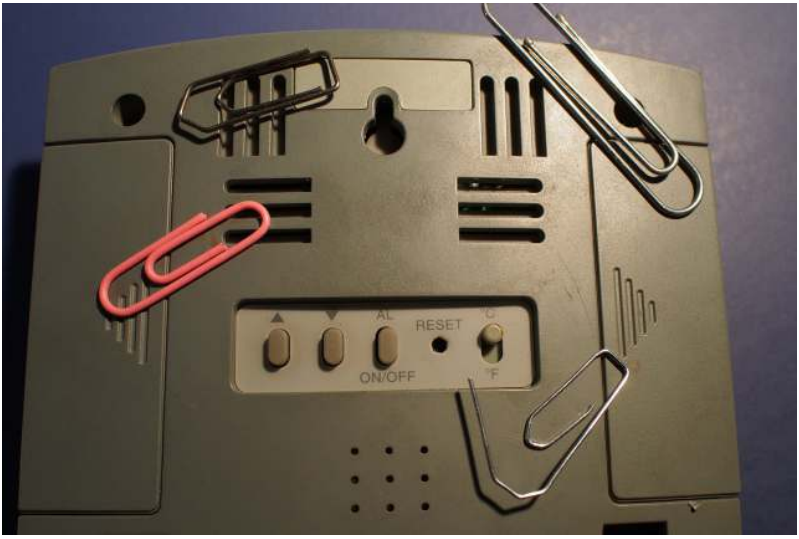
Der Künstler wirbt natürlich dennoch dafür: Sein Erlös richtet sich danach, wie oft seine Musik bei Spotify aufgerufen wird.

(Das Werbeplakat dient als Symbolbild; ich kenne weder den dort genannten Künstler noch seine Musik und kann dazu gar nichts sagen.)

Thomas Wiegold

3.12.2017

Das (absehbare) Ende der Büroklammer: Und wie nun ein Reset?



Nach dem Wechsel der Batterien verlangt mein Kombigerät aus Funkuhr und Thermometer nach einem Reset: Es wird nichts (Uhrzeit) oder falsch (Temperatur) angezeigt, und die Funkverbindung zum Außenthermometer kommt auch nicht zustande. Für den Reset muss ich, wie bei vielen Geräten, einen versenkt angebrachten Schalter drücken. Zugänglich ist der nur durch ein kleines Loch, mit einem spitzen Gegenstand – und am besten eignet sich dafür das Ende einer aufgebogenen Büroklammer.

Nun wird zwar schon lange das papierlose Büro – und damit als Folge auch das Ende der Büroklammer – als nächste große Entwicklung erwartet, aber so schnell nicht kommen. Dennoch werden, so habe ich beobachtet, in Privathaushalten Büroklammern zunehmend seltener. Nicht unerwartet, weil dort offensichtlich auch weniger Drucker stehen und damit weniger bedrucktes Papier anfällt.

Die Frage ist deshalb: Mit welchem Hilfsmittel kann der Reset ausgelöst werden, wenn keine Büroklammer mehr im Haus ist? In der Techniktagebuch-Redaktion werden bei Erörterung dieser Debatte spontan verschiedene Möglichkeiten genannt: Das spitze Ende der Öse bei Ohrringen. Oder ein entsprechendes Werkzeug für Zahnspangen.

Oder aber ein kleines Werkzeug, das manchmal bei Smartphones oder SIM-Karten dafür mitgeliefert wird: Da wird ein spitzer Gegenstand nicht für den Reset benötigt, sondern um eine Mechanik zu betätigen, die eine SIM-Karte wieder auswirft.

Ich trage keine Ohrringe, habe keine Kinder im Zahnspangen-Alter, und wenn meinem Smartphone ein solches Werkzeug beigelegen haben sollte, ist es lange verloren gegangen. (Die Überlegung, ein Schweizer Messer oder ein Multitool sollten künftig mit entsprechendem Gerät ausgestattet sein, dürfte zum einen weit in die Zukunft weisen, zum anderen haben diese Werkzeuge eine Ahle, die hilfsweise auch genutzt werden kann – aber nur, wenn das Loch über dem Reset-Schalter nicht zu klein ist und der Schalter nicht zu tief dahinter liegt.)

Glücklicherweise besitze ich noch einige Büroklammern (auch wenn ich das klassische Modell kaum noch benutze und bei entsprechendem Bedarf lieber Foldback-Klammern verwende). Aber selbst wenn die letzte Büroklammer unfreiwillig im Staubsauger endet, habe ich noch was in der Hinterhand, fast antik:

Mein betagter Palm-Taschencomputer, ein mehr als ein Jahrzehnt alter *Personal Digital Assistant*, hat für die Eingabe auf dem Touchscreen einen kleinen Stift. Und von diesem Stift lässt sich der obere Teil abschrauben – dann kommt ein kleiner Metallstift zum Vorschein, der genau dafür gedacht ist, durch das Reset-Loch zu passen und den Schalter zu betätigen. Also selbst wenn ich meinen Palm m500 mal außer Gebrauch nehme: den Stift sollte ich behalten.

Thomas Wiegold

04.12.2017

Das freundliche DB-Fernbegleitungsteam

Zwei Möglichkeiten: Kurz nach 12 weiter nach Herford, kurz vor 12 zurück nach Bremen... Alles wird gut!

Herford: Ca. 12:09, 11:58 Ri. Bremen

Da kommt der nach HF

Kommt nix

Tja, komisch. Online steht er noch. Dann zurück oder Wunstorf.

Meine Gattin fährt Familie besuchen, die Familie wohnt in Ostwestfalen, und das Transportmittel der Wahl ist die Deutsche Bahn, zwei Regionalzüge mit genug Umsteigezeit – eine normalerweise sichere Sache.

Der erste Zug fährt pünktlich von Bremen nach Nienburg, allein – der Anschlusszug kommt nicht, und die Informationspolitik der Bahn vor Ort besteht aus einem dröhnenden Schweigen. Erschwerend kommt hinzu, dass der Akku des Mobiltelefons der Gattin nur noch schwach geladen ist, in Erwartung einer reibungslosen Reise.

Hier tritt dann das freundliche DB-Fernbegleitungsteam in Aktion: Ich werfe am heimischen Rechner das DB Zugradar an. Bahnhof eingeben, und schon sehe ich, was sich dem Bahnhof nähert oder wegfährt. Der ursprünglich fahren sollende Zug ist tatsächlich unterwegs und zuckelt die virtuellen Gleise lang, allerdings hat ihn niemand live abfahren sehen – merkwürdig. Ein Blick die Gleise entlang offenbart einen RE10875 mit 66 Minuten Verspätung. Etwas Rechnerei ergibt: Das könnte der geplante Anschlusszug sein, der mit Verspätung in Nienburg eintreffen wird. Diese Möglichkeit mit einer zusätzlichen Alternative samt Screenshot werden ge-iMessaged. Ich verfolge den verspäteten Zug bei der Einfahrt in den (nicht SOOO großen) Bahnhof Nienburg, die Gattin live vor Ort sieht aber keine Zugbewegung.

Eine schnelle Recherche im Internet ergibt das Phänomen der sogenannten „Geisterzüge“. Die Bewegungen auf dem Zugradar sind keine aktuellen, mit GPS ermittelten Daten, das sind aus Fahrplan und anderen Dingen abgeleiteten Annäherungen. Der in Nienburg eingelaufene Geisterzug löst sich auch kurz nach der Ankunft in Luft auf. Auf der Zugradar-Seite kann man aber jeden Bahnhof anklicken, man sieht dann die nächsten Abfahrten samt aktueller Verspätung. Ich empfehle der Gattin eine Weiterfahrt nach Hannover, der Zug hat nur 1 Minute Verspätung, Umsteigezeit in Hannover ist aber 12 Minuten – das sollte reichen. Sicherheitshalber noch eben die Abfahrts-

tafel in Hannover direkt aufrufen, der Zug ist als pünktlich markiert. Nach Abfahrt des Zuges in Hannover mit der Gattin an Bord verabschiedet sich das freundliche DB-Fernbegleitungsteam in die Mittagspause.

Wolfgang Kunckel

September bis Dezember 2017

Friseurtermine über Facebook und Whatsapp

Ich bin auf der Suche nach einem neuen Friseur. Der alte und ich hatten Terminfindungsschwierigkeiten. Es gibt zwar laut Homepage die Möglichkeit, einen Termin online zu vereinbaren, aber meine beiden Versuche, dies zu tun, scheiterten. Auch die telefonische Terminvergabe war langwierig und selten von Erfolg gekrönt. Das Telefon wurde von einer Azubine bedient, die aber jeden Schritt besprechen musste. Dazu wurde man jedes Mal in die Warteschleife gehängt. Am Ende des Gesprächs bekam man einen Termin in 5-7 Wochen angeboten.

Im Ort gibt es einen neuen Friseur, wie ich auf dem Weg zum Einkaufen bemerke. Auf dem Weg zurück merke ich mir den Namen. Zuhause google ich den Namen und Ort. Google kennt den Laden, zeigt mir gleich die Öffnungszeiten, Ort, (gute) Bewertungen, eine Festnetznummer und einen Link zu Facebook an. Ich schaue mich auf der Facebookseite um und die Bilder gefallen mir. Also entscheide ich mich, einen Termin zu vereinbaren.

Im ersten Versuch rufe ich die Festnetznummer an, bekomme aber ein “Kein Anschluss unter dieser Nummer” zu hören.

Beim erneuten Scrollen durch die Facebookseite finde ich einen Beitrag, der lautet: “Momentan Termine über Facebook oder persönlich rein kommen”.

Also eine schnelle Facebooknachricht getippt. Am nächsten Morgen bekomme ich einen Terminvorschlag.

Hallo,
Bei mir müsste der Ansatz nachgesträhnt werden.
Besteht die Möglichkeit bei euch morgen oder nächste Woche einen Termin zu bekommen?

22. SEPTEMBER 09:40

Gleich am Dienstag ?

Gerne, um 15:30?

16 Uhr?

Wunderbar! Bis Dienstag

Beim Termin erzählt der Friseur, dass er das Festnetztelefon abgemeldet hat, da es ihn zu sehr gestört hat. Er ist alleine im Salon und musste immer das Schneiden unterbrechen, um das Telefon zu beantworten. Er erzählt, dass er vorhat, sich ein Geschäftssmartphone mit Whatsapp zuzulegen, um einen dritten Weg zur Kontaktaufnahme anzubieten.

Ich bin mit dem Service und der Frisur zufrieden und like die Facebookseite. Kurz darauf bekomme ich die Info, dass die Telefonnummer aktualisiert wird.

Als ich kurz darauf erneut einen Termin benötige, nutze ich die neue Nummer um eine Whatsappnachricht zu schreiben. Auch hier bekomme ich innerhalb kürzester Zeit einen Termin.

Montag
Nachrichten in diesem Chat sowie Anrufe sind jetzt mit Ende-zu-Ende-Verschlüsselung geschützt. Tippe für mehr Infos.
Hallo,
Ich wollte anfragen, ob ihr zufällig am 12.12. vormittags noch einen Termin zum Ansatz Strähnen, Schneiden und Fönen frei habt?
10:55
Dienstag
11:30 ?
10:04
Wie lange brauchen wir? Ich muss 14 Uhr mein Kind abholen, reicht das?
11:21
Kriegen wir hin 😀
13:44
Spitze! Ich freu mich!
13:45

Tina Wirth

6. Dezember 2017

Ultraschall-Heimkino

Meine Frau ist schwanger und bei einer speziellen Ultraschalluntersuchung, der sogenannten “Feindiagnostik”, soll festgestellt werden, ob es unserem Baby gut geht. Dafür fahren wir nicht zum regulären Frauenarzt, sondern zu einem Spezialisten, in dessen Untersuchungszimmer ales auf Fein-Ultraschall ausgerichtet ist. Insbesondere ist das Setup so platziert, dass die liegende Frau (und der daneben sitzende Partner) das Ultraschallbild anders als sonst nicht nur auf einem klenen Monitor sehen können, der in die Ultraschallmaschine engebaut ist, sondern auf einem großen Fernseher vor der Liege.

Daran, dass ich das ungewöhnlich finde, merke ich, dass ich Technik oft immer noch recht essenzialistisch wahrnehme. Der Fernseher ist nicht an die Übertragung von Rundfunksignalen gebunden. Er ist auch nur ein Display und natürlich ein völlig logischer Weg, die visuellen Daten des Ultraschalls anzuzeigen, Redaktionskolleg*innen berichten sogar von Praxen, in denen das Bild per Projektor an die Wand geworfen wird.

Dass sich außer mir über solche Dinge aber auch kaum jemand Gedanken macht, merke ich, als ich den Arzt frage, wie genau er den Blutfluss durch die Nabelschnur misst, der sowohl zu sehen als auch zu hören ist. Ob dies auch über den Ultraschall funktioniere? Als Antwort bekomme ich nur "Die Töne kommen hier aus dem Gerät raus." (Die richtige Antwort lautet übrigens Ja),

Alexander Matzkeit

6. Dezember 2017

Das Problem ist der Kaffee

Des Morgens vom Smartphonewecker aus unruhigen Träumen geweckt, finde ich unsere Wohnung von einem Stromausfall betroffen. Diese Erkenntnis durchläuft mehrere Eskalationsstufen: Zuerst schalte ich eine Nachttischlampe im Kinderzimmer ein – sie bleibt dunkel. „Birne kaputt", denke ich und versuche das Deckenlicht einzuschalten, auch ohne Erfolg. Also wird wohl eine Sicherung rausgesprungen sein.

Andere Räume der Wohnung sind ebenfalls verdächtig dunkel und ich kann nirgends das Licht einschalten. Ich öffne die Wohnungstür und probiere den Taster für das Licht im Treppenhaus – ebenfalls nichts. Der Vollständigkeit halber schaue ich nochmal in den Sicherungskasten, aber alle Sicherungen und FI-Schalter sind eingeschaltet. Zuletzt ein Blick aus dem Fenster: Im Nachbarblock sind einige Räume schwach erleuchtet, aber ich sehe keinen blinkenden Weihnachtsschmuck. Und vor allem sind die Hausnummern, die in Berlin von Rechts wegen beleuchtet sein müssen, dunkel.

Gut, denke ich, das ist jetzt kein Problem, das ich auf eigene Faust lösen kann. In möglicherweise typischer Großstädtermanier entscheide ich mich dagegen, irgendeine Störungsstelle anzurufen. Das wird schon irgendwer anders tun; ich mache lieber meine Tochter pünktlich für den Kindergarten fertig.

Wir haben reichlich Kerzen und Teelichter im Haus und davon platziere ich einige an neuralgischen Punkten der Wohnung. Die Tochter ziehe ich im Schein zweier batteriebetriebener Nachtlichter an. Blöd ist, dass ich gestern Abend mein Telefon nicht mehr an sein Ladegerät gehängt habe. Der Akku ist nun bei 20% und dürfte sich rasch endgültig leeren, wenn ich es weiter als Taschenlampe nutze. Es dämmert zwar langsam draußen, aber falls der Stromausfall länger dauert, wäre es sicher vernünftig, ein funktionsfähiges Telefon zu haben.

Gut ist, dass ich dieser Tage zwei kleine Powerbanks voll aufgeladen habe. Ich hänge das Smartphone an eine davon und stelle befriedigt fest, dass diese den Akku des Telefons schneller lädt, als die LED ihn leert.

Für das Frühstück meiner Tochter brauche ich keinen Strom. Sie bekommt zwar Tee, der wird aber aus Temperaturgründen schon am Vorabend gekocht und steht bereit. Problematisch wird es mit Kaffee für mich. Einzige Möglichkeit, Wasser zu kochen, wäre wohl der Camping-Gaskocher, der irgendwo tief im Keller vergraben ist.

Überhaupt fange ich als jemand, der mit fiktionalen wie realen Katastrophenberichten gut vertraut ist, beinahe automatisch an, die Situation fortzuspinnen. Kurzfristig gibt es wenig Probleme. Solange wir den Kühlschrank nicht allzu häufig öffnen, wird er – mitsamt Tiefkühlfach – stundenlang kalt bleiben. Und bei den aktuellen Außentemperaturen könnten wir Lebensmittel auch auf dem Balkon lagern.

Ob die Fernwärmeheizung vom Stromausfall betroffen ist, weiß ich nicht. Irgendwelche elektrischen Pumpen wird sie schon benötigen, aber ich habe keine Ahnung, ob diese sich in unserem Haus befinden, in unserer Straße oder weiter entfernt. Und wie oft kann man eigentlich ein Smartphone mit einer Autobatterie aufladen?

Noch während ich diese Überlegungen anstelle, endet der Stromausfall. Ein lautloser, magischer Moment, in dem gleichzeitig all die Lampen aufleuchten, die ich vergeblich einzuschalten versucht hatte.

Virtualista

7.12.2017

Legal Tech-Seiten für Verbraucher, die ich kenne (bevor ich gegoogelt habe)

Dies ist eine Liste mit allen mir (als fortschrittsinteressiertem Anwalt) spontan einfallenden Internetseiten, die Rechtsangebote an Verbraucher richten und dabei Rechtsfälle irgendwie standardisiert und computergestützt prüfen:

- Flightright.de (Fluggastrechte)
- Hartz4widerspruch.de (ALG-II-Bescheide)
- Mineko.de (Mietnebenkostenabrechnungen)
- Myright.de (VW-Abgasskandal-Ansprüche – zählt nicht so richtig)
- Abfindungsheld.de (Abfindungsansprüche)

Das war's schon.

Piet Haverstorm

1994 bis 2017

Hotlips Hoolihan, der Bilch und ich

Im Oktober 1994 bekomme ich meine erste E-Mail-Adresse. Ich kenne zu diesem Zeitpunkt noch kaum andere Leute, die so etwas haben, und habe deshalb (Rekonstruktion 2017) keine Vorstellung davon, wie so eine Mailadresse aussehen könnte. Deshalb entscheide ich mich für den Bilch, das sympathische Tier, und bin einige Jahre lang unter bilch@fub46.zedat.fu-berlin.de erreichbar.

1997 versuche ich einen Abend lang, unter dem Namen "hotlips" wie Margaret "Hotlips" Hoolihan" im IRC unterwegs zu sein. Das bewährt sich ebenso wenig wie am nächsten Tag "Erika Mustermann". Ab dem dritten Tag heiße ich dort so geschlechtsneutral wie in meiner Mailadresse: "bilch".

Auch in den Folgejahren setze ich meistens auf "bilch", wenn bei der Anmeldung ein Nutzername gefragt ist, zum Beispiel bei last.fm. Im "Höfliche Paparazzi"-Forum melde ich mich 1999 mit meinem richtigen Namen an, komme aber einige Jahre später nach der Veröffentlichung eines Beitrags zum Thema "Klopapier falten oder knüllen" zu dem Schluss, dass ein weniger eindeutig googlebares Pseudonym vielleicht doch angebracht wäre, und benenne mich um in "Verboten Wolf". Meiner Meinung nach steht dieser Name in einer älteren deutschen Übersetzung (prä Harry Rowohlt) von "Winnie-the-Pooh" auf dem Schild, das im Original mit "Trespassers Will" beschriftet ist. Diese Übersetzung scheint aber nur in meinem Kopf zu existieren, tatsächlich heißt der übersetzte Großvater "Betreten V".

> Als Christopher Robin das Ferkel fragte, was das zu bedeuten habe, sagte es, das sei der Name seines Großvaters, ein Name, der schon lange in der Familie sei. Christopher Robin sagte, man *könne* nicht Betreten V heißen, und Ferkel sagte, doch, das kön-

ne man, sein Großvater *habe* ja so geheißen und es sei die Abkürzung von Betreten Vic, welches die Abkürzung von Betreten Victor sei.

Im April 2008 stehe ich mit Sascha Lobo auf einem Flughafen und melde mich bei Twitter an. Pseudonym oder richtiger Name? Ich bin noch unschlüssig, aber Sascha, der bei Twitter @saschalobo heißt, findet, dass die Verwendung des richtigen Namens Vorteile hat. Also mache ich das auch so.

Wikipedia-Einträge habe ich immer anonym bearbeitet, weil ich in einer Anmeldung keine Vorteile erkennen konnte. Es ging ja auch so. Erst vor einigen Wochen habe ich zum ersten Mal ein Bild hochgeladen und dafür musste ich mich anmelden. Danach habe ich mich wieder ausgeloggt und bin in mein anonymes Dasein zurückgekehrt.

Da man im IRC ebenso wie in den meisten Messengern umstandslos mitten im Gespräch seinen Namen ändern kann, habe ich davon häufig Gebrauch gemacht und weiß in alten Chatlogs nicht immer gleich, welche von den Gestalten ich bin. Vor wenigen Tagen ist dieser Brauch im bis dahin namenstechnisch unauffälligen Techniktagebuch-Redaktionschat wieder aufgelebt. Heute enthält die Redaktion Pocket Rockstar, Ebcdic Asterisk, Bamboozlezoom Dandyglow und Sydney Youngblood. Ein paar Tage habe ich widerstanden und mich erst heute nach einem Vorschlag des Zufallscocktailbots in “Respectable Mackerel” umbenannt. Vorübergehend.

Kathrin Passig

Dezember 2017

Googeln wie ein Mensch, Klicken wie ein Tier

Ich übersetze einen Text – und zwar von meiner Muttersprache in eine Fremdsprache. Wohl aufgrund der Sprachrichtung weckt jede zweite Formulierung in mir den Wunsch, sie zu googeln. Bei jeder dritten Formulierung

gebe ich dem Wunsch nach. Die Zahl der Treffer bei Google (Books) ist oft ein brauchbarer Indikator dafür, wie häufig bzw. üblich eine bestimmte Wendung ist. Google verrät mir zum Beispiel, dass ›un large éventail de‹ (ca. 685.000 Treffer) frequenter ist als ›un vaste éventail de‹ (ca. 215.000 Treffer). Einziges Problem: Google will das nur Menschen, nicht aber Robotern verraten. Deshalb bekomme ich in regelmäßigen Abständen das hier zu sehen:

Envoyer

À propos de cette page

Nos systèmes ont détecté un trafic exceptionnel sur votre réseau informatique. Cette page permet de vérifier que c'est bien vous qui envoyez des requêtes, et non un robot. Que s'est-il passé ?

Adresse IP :
Heure : 2017-12-07T08:24:50Z
URL : https://www.google.fr/search?hl=fr&biw=1920&bih=947&ei=z_ooWuD2FlLUkwXvjarwCw&q=ich+bin+ein+roboter&oq=ich+bin+ein+roboter&gs_l=psy-

Ich ergoogle, dass es sich dabei um ein No CAPTCHA reCAPTCHA handelt, also anscheinend das Uncaptchaigste, das die Captcha-Welt im Moment zu bieten hat. Ich muss keine Truthähne finden, keine Straßenschilder auswählen und keine verbogenen Wörter identifizieren. Es reicht, wenn ich auf das im Screenshot noch leere Kästchen neben dem Satz ›Ich bin kein Roboter‹ klicke. Dann erscheint ein grünes Häkchen und Google glaubt mir, dass ich kein Roboter bin, und ich darf ein bisschen weitergoogeln. Angeblich verwendet Google die Daten der kompletten Sitzung, um herauszufinden, ob ich ein Mensch bin oder eine Maschine. Die Tatsache, dass ich das (No) CAPTCHA im Minutentakt zu sehen bekomme, muss man wohl dahingehend interpretieren, dass die automatische Unterscheidung bisher nicht optimal funktioniert. Ich persönlich finde nämlich, dass ich die ganze Zeit sehr menschlich gegoogelt habe.

Christopher Bergmann

9.12.2017

Vom Papier zum Klavier

Beim jährlichen Weihnachtssingen bei Freunden hat der Sohn eines eingeladenen Paares Gitarre und Noten mitgebracht. Als nächstes ist Rolf Zuckowskis “In der Weihnachtsbäckerei” dran und ich soll/will/darf dazu am Klavier begleiten. Grundsätzlich kenne ich das Lied, aber in einer “Alle singen mit”-Situation ist kein Platz für “Mal gucken, ob ich die Akkorde auf Anhieb richtig hinbekomme”.

Statt dessen überlege ich kurz, fotografiere dann die Noten mit meinem Smartphone, deaktiviere die automatische Bildschirmsperre, damit das Telefon nicht während des Spielens den Bildschirm ausschaltet, stelle das Smart-

phone auf die Notenablage und es kann losgehen. Bei einem etwas komplizierteren Stück wäre die Anzeige vielleicht zu klein und man bräuchte zumindest ein Tablet, für die Weihnachtsbäckerei reicht es aber völlig aus.

Anne Schüßler

9. Dezember 2017

“Kathrin Passig, this title is not available for you”

Ich lese bei Twitter auf dem Handy eine Buchempfehlung. Ich folge dem angegebenen Link, um eine Leseprobe herunterzuladen. Er führt zu Amazon UK. Das nutzt mir nichts.

Ich öffne die Kindle-App auf dem Handy und suche das Buch dort. “This title is not currently available for purchase”, sagt die Kindle-App.

Ich öffne die Amazon-App auf dem Handy und suche das Buch dort. “This title is not currently available for purchase”, sagt die Amazon-App.

Ich öffne amazon.com im Browser auf dem Handy. Ich muss mich erst einloggen, wozu ich die 2-Faktor-Authentifizierungs-App brauche, die sich ebenfalls auf dem Handy befindet. Es ist also eigentlich nur 1 Faktor, aber egal. Ich suche das Buch. Amazon sagt:

> “Kathrin Passig, this title is not available for you. Due to copyright restrictons, the Kindle title you’re trying to purchase is not available in your country: United States. Did you recently move to a new country? You can easily update your country for your Amazon account.”

Ich lese das als “Die Verlage nötigen uns zu diesem Mist, aber wir sind Ihnen nicht böse, wenn Sie Ihren Wohnort so oft ändern, wie es eben nötig ist.” Das ist beruhigend, denn ich habe schon lange kein Backup meiner Kindle-Titel mehr für den Fall gemacht, dass Amazon mir eines Tages doch böse ist.

Ich öffne amazon.com im Browser auf dem Laptop, suche das Buch dort und wähle die Leseprobe. Amazon sagt:

> Thanks, Kathrin!
> The free sample for Fifty Inventions That Shaped the Modern Economy will be auto-delivered wirelessly to AAA Kindle for Mac. You can go to your device to start reading.

Sie sagen nicht, *welches* Device sie meinen, aber ich weiß es schon: Es ist nicht die Kindle-App auf dem Laptop, an dem ich gerade die Leseprobe heruntergeladen habe. Die wird auch nach beliebig vielen Reload-Versuchen nichts von der neuen Leseprobe wissen. Aber auf dem Handy kann ich die Leseprobe jetzt sehen.

Kathrin Passig

Dezember 2017

One ring to ride them all

Dem russischen Winter begegne ich in diesem Jahr mit zweifachem Tuning am eigenen Körper. Zum einen Kontaktlinsen, nach Jahren mal wieder – weil es einfach nervt, wenn du von Mitte November bis Mitte März kein Gebäude betreten kannst, ohne erst mal blind zu sein. Und zum anderen ein neuer Ring. Knatschblau, aus Keramik, glänzend.

Wer ihn gegen das Licht kippt, sieht den Schriftzug: „Troika“, das ist für Moskau, was für London die Oyster Card ist – eine aufladbare Guthabenkarte für Bus und U-Bahn. „Payring“ steht auch noch drauf, das ist der Hersteller mit Sitz in Moskau.

Direkt nach der Sache mit den beschlagenen Brillengläsern nervt kaum etwas so sehr, wie im Winter am Metro-Eingang zu stehen und den Verkehr aufzuhalten, weil erst wieder Hand-, Hosen- und Jackentasche nach der Troika-Karte durchsucht werden müssen, gerne auch zweimal. Seit die Moskauer Metro vor einigen Wochen verkündet hat, dass es die Troika nun auch als Ring geben soll, hab ich immer mal wieder versucht, einen zu bekommen.

Die Antwort war immer entweder „Haben wir noch nicht“ oder „Haben wir nicht mehr.“ Bis zu dem netten Mann am Souvenirstand in der Metrostation Kiewskaja: „Troika-Ringe? Wir haben nur blaue, und nur Größe 17 oder 21, aber die können sie gerne mal anprobieren.“

2200 Rubel und keine fünf Minuten später gehe ich frisch beringt zur Kasse, um meinen Ring aufzuladen. Dazu muss man ihn erst mal wieder ausziehen und einer milde desinteressierten Kassiererin aushändigen – Aufladen am Automaten kann man den Ring im Gegensatz zur Karte nicht, dazu müsste man ihn in den flachen Kartenschlitz reinquetschen. Aber wenn nicht gerade Rush-Hour ist, kommt man ja auch an der Kasse schnell dran.

Dann der erste Test: An der Schleuse kurz vor der Rolltreppe, wo man sonst seine Karte hinhält, wedle ich mit dem Ringfinger rum – nichts. Nochmal – nichts. Aber schon beim nächsten Versuch klappt es: Der Trick ist, eine Faust zu machen und die dann, Handrücken nach oben, gerade vor das Kartenlesefeld zu halten. Kein Wackeln, kein Wedeln – die Schleuse schwenkt auf.

Ich fahre an diesem Tag noch ein paar Mal Metro, immer mit dem ganzen Tamtam: hochfahren, rausgehen, wieder reinkommen. Jedes Mal klappt das Bezahlen mit dem Ring problemlos, solange die Handhaltung stimmt. Ein bisschen nervig nur: An den Schleusen vor der Rolltreppe hält man die Karte normalerweise an den Pfosten rechts von sich. Ich trage den Bezahlring aber links, weil rechts schon der Ehering steckt.

Also, jedes Mal den Arm vorm eigenen Körper querhalten zum Durchschleusen – das braucht ein bisschen Training, bis es sich nicht mehr seltsam anfühlt. Andererseits: Jeder Linkshänder macht das mit seiner Troika-Karte schon lange genau so. Kein großes Ding.

Wichtig auch: In den Eingangshallen der Metro – der Russe sagt „Vestibül“, weil er französische Lehnwörter liebt – hängen gelbe Kästen mit Bildschirm, an die man seine Troika-Karte halten kann, um zu sehen, wie viel Geld noch drauf ist. Hier dauert es zwei, drei Versuche, bis das Gerät meinen Ring erkennt und richtig anzeigt, was er noch an Rubeln auf sich hat. Aber was soll das schon, wenn die Schleuse in der Metro ebenfalls anzeigt, was nach dem Durchgehen noch an Guthaben bleibt?

Den Bus-Test besteht der Troika-Ring ebenfalls: Hand dahin am Drehkreuz halten, wo man sonst die Karte platziert, und sofort geht das grüne Licht an und das Kreuz lässt sich drehen. Kein Gewarte, kein Hantieren, keine unangenehme Schlange hinter mir.

Bleiben noch auf der persönlichen Testliste: Straßenbahn, Oberleitungsbus, Flughafenschnellzug. Alles Verkehrsmittel, die man mit der Karte bezahlen kann, also auch mit dem Ring bezahlen können soll. Wahrgenommen

habe ich ihn ohnehin nur die erste Stunde oder so – ich trage gerne Ringe, also fühlte sich auch die Bezahlvariante nicht wie ein Fremdkörper an. Und wer weiß: Wenn hier in Moskau demnächst richtiger Winter ist, also -25 statt nur -5 Grad, dann probiere ich mal, ob der Ring auch durch Handschuhe hindurch funktioniert.

Katrin Scheib; Beitrag erstveröffentlicht unter
kscheib.de/troika-am-finger-one-ring-to-ride-them-all/

1989 bis 2017

Berlin stinkt jetzt weniger

Frühjahr 1989

Mein erstes Mal in Berlin. Der Winter geht gerade zu Ende, und die Stadt stinkt barbarisch nach Schwefel. Das liegt an den vielen Ofenheizungen und an der billigen Braunkohle. Im Osten heizen sie, sagt man mir, überhaupt nur mit polnischer Braunkohle, so einer Art gepresster Erde, die zu wesentlichen Teilen aus Schwefel besteht. Ich beschließe, schon allein deshalb auf keinen Fall nach Berlin zu ziehen.

Herbst 1989

Stattdessen ziehe ich nach Regensburg und finde heraus, dass es dort im Herbst monatelang nach Zuckerrübenkampagne stinkt, ein ganz spezieller, modriger Geruch, ähnlich wie eine Brauerei, nur schlimmer. Meine erste Wohnung hat Außenklo und einen Ölofen. Das Öl muss im Keller mit einer Handpumpe aus einem größeren Plastiktank in eine spezielle Gießkanne umgefüllt und in den vierten Stock getragen werden.

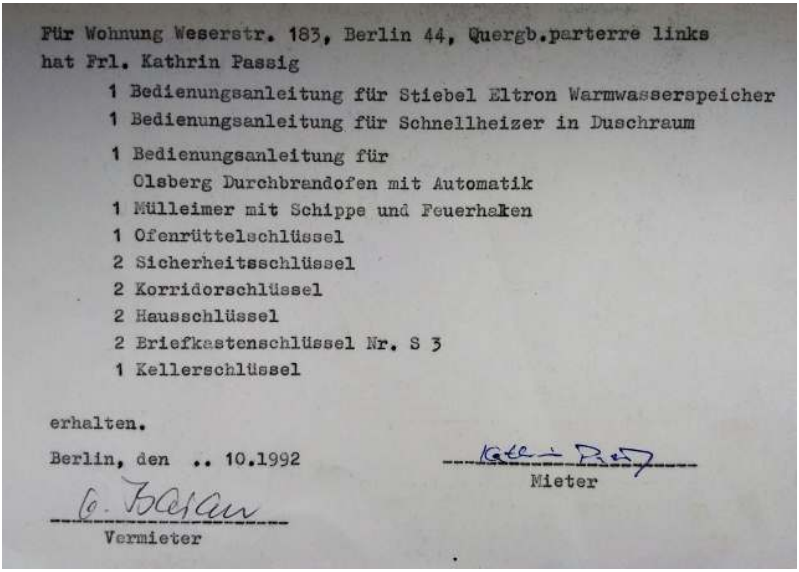
1991

Ich ziehe doch nach Berlin, weil sie dort das dickste Vorlesungsverzeichnis haben. Im Winter stinkt es eben. Man gewöhnt sich dran.

1992

Meine erste Wohnung mit eigenem Mietvertrag hat Ofenheizung. Mit dem Mietvertrag quittiere ich den Empfang von

- 1 Bedienungsanleitung für Olsberg Durchbrandofen mit Automatik
- 1 Mülleimer mit Schippe und Feuerhaken
- 1 Ofenrüttelschlüssel



Für Wohnung Weserstr. 183, Berlin 44, Quergb.parterre links
hat Frl. Kathrin Passig

1 Bedienungsanleitung für Stiebel Eltron Warmwasserspeicher
1 Bedienungsanleitung für Schnellheizer in Duschraum
1 Bedienungsanleitung für
Olsberg Durchbrandofen mit Automatik
1 Mülleimer mit Schippe und Feuerhaken
1 Ofenrüttelschlüssel
2 Sicherheitsschlüssel
2 Korridorschlüssel
2 Hausschlüssel
2 Briefkastenschlüssel Nr. S 3
1 Kellerschlüssel

erhalten.

Berlin, den .. 10.1992

Mieter

Vermieter

Der Mülleimer ist aus emailliertem Metall und hat einen Deckel, damit die Asche nicht auf dem Weg zur Mülltonne weggeweht wird oder bei jedem bisschen Zugluft durch die Wohnung fliegt. Trotzdem lässt sich auf jedem Nubbel der Raufasertapete ein kleiner Hügel Brikettasche nieder und ich muss gelegentlich die Wände staubsaugen.

Der Feuerhaken hat viele nützliche Verwendungsmöglichkeiten, ich fische damit immer die verlorengegangenen Einzelsocken zwischen Innenteil und Außenwand der Wäscheschleuder hervor. Mit dem Ofenrüttelschlüssel rüttelt man am Rost, damit die Asche in den Aschenkasten fällt. Außerdem braucht man noch eine Brikettzange, um beim Nachlegen von Briketts keine schmutzigen Finger zu bekommen.

Jetzt stehe ich selbst vor der Entscheidung: Billige, bröckelige Schwefelbraunkohle? Oder die teuren, schwarz glänzenden Union-Briketts, die weniger Gestank und auch weniger Asche produzieren?

Brennstoffsparpreise

1t.	Briketts geschüttet	280,-
1t.	Briketts gestapelt	320,-
1t.	Koks III	330,-
1t.	Eierkohlen	490,-
1t.	Bündelbriketts	400,-
	1 Sack Holz	10,-

Heizöl zum Tagespreis

Alles Endpreise frei Keller !

Brennstoffhandel Judith M.
1000 Berlin 51
Telefonische Bestellung
Mo.- Fr. von 8.30 - 18.00 Uhr

Tel./Fax 451 71 57

Diese Zettel werden ab und zu in den Briefkasten geworfen. Weil es gar nicht so einfach ist, ohne Zettel einen Kohlelieferanten zu finden, habe ich sie sorgsam abgeheftet.

Die Vermieterin rät mir, bei der Lieferung der Briketts in der Kellertür zu stehen und für jedes Bündel ein Streichholz aus der einen Hand in die andere zu nehmen, sonst werde man nur betrogen. Ich glaube der Vermieterin nicht und werde so lange betrogen, bis ich lerne, dass man gleich zu Beginn sagen muss “Hier sind 50 Mark Trinkgeld, und ich freue mich, wenn auch wirklich alle Briketts im Keller ankommen, ich weiß, man verzählt sich da leicht.” 50 Mark entsprechen ungefähr dem Preis für die Briketts, die man sonst nicht geliefert bekommt (sie bleiben auf dem LKW und werden zu einem sehr günstigen Preis an den letzten Kunden des Tages verkauft), aber auf diese Art ärgert man sich weniger.

Ofenheizung ist ein System für Haushalte, in denen eine Person den ganzen Tag zu Hause bleibt und sich ums Nachlegen der Briketts kümmert. Wenn ich aufstehe, ist es kalt, aber bis die Wohnung warm würde, wäre ich schon weg, also heize ich nicht. Wenn ich heimkomme, ist es kalt, aber bis die Wohnung warm würde, wäre ich schon eingeschlafen, also heize ich nicht. Gegessen und gelesen wird vor dem elektrischen Heizlüfter im Klo. Weil das Stromkosten von 50 Pfennig pro Stunde mit sich bringt, mache ich nur sparsam davon Gebrauch.

1994

Ich entferne den Beistellherd aus der Küche, was nicht statthaft ist. Außerdem montiere ich einen Deckenlüfter, damit es nicht nur unter der 4,50 hohen Decke warm wird, sondern vielleicht auch unten bei mir.

Ende der 90er Jahre

Der Kachelofen wird abgerissen, die beiden metallenen Öfen zum Sperrmüll geschafft. Rechtzeitig vor dem Ende des 20. Jahrhunderts bekomme ich eine gasbetriebene Heizung mit einer Therme in der Küche. Jetzt wird nur noch einmal im Jahr die Feuerstätte beschaut, ob sie auch nicht zu viel Dreck in die Atmosphäre oder meine Wohnung entlässt.

Den Ascheimer und den ebenfalls zur Wohnung gehörenden emaillierten Putzeimer verwende ich als Mülleimer weiter.

2016

Franziska Nyffenegger hat in Zürich noch Ofenheizung und erbt deshalb den Feuerhaken (ich würde ja Schürhaken dazu sagen) von der Liste. 2017 werden auch ihre Öfen abgeschafft. Über den Verbleib der Schippe, des Ofenrüttelschlüssels und der Brikettzange weiß ich nichts.

Dezember 2017

Ich öffne das Fenster, um zu lüften. Es kommt frische Luft herein. Ich erinnere mich wieder daran, dass das früher nicht so war, und schreibe diesen Beitrag.

Kathrin Passig

10. Dezember 2017

Besser reisen mit Schaltschrankschlüssel

Vor zwei Jahren fand ich dieses Ding als Beigabe einer Kunststoff-Fachzeitschrift als Demonstration für Spritzguss. Ich postete ein albernes Foto auf instagram, zu dem jemand kommentierte, damit könne man Zugabteile aufschließen. Seither wohnt es in meiner Alltagstasche.

Heute muss ich auf einer Bahnfahrt von Basel nach München in Karlsruhe wegen einer Verspätung sehr hektisch umsteigen. Ich erwische den IC-Anschlusszug, doch er ist überfüllt und ich kämpfe mich auf der Suche nach meinem reservierten Sitz durch mehrere Waggons und damit durch Menschen und Gepäck. Ergebnis: Der Wagon 11 mit meiner Reservierung existiert nicht. Das stelle ich im letzten Wagen vor der Lokomotive fest, als ich vor einem leeren, verschlossenen Abteil stehe.

Engelschöre ertönen, als ich in meine Tasche greife, das grüne Teil heraushole, mich damit recke und das Abteil aufschließe. Ich mache es mir gemütlich, ebenso eine Dame, die sich direkt hinter mir durchgekämpft hatte und nun ebenfalls von dem zusätzlichen Abteil profitiert (und für meinen Geschmack deutlich zu wenig beeindruckt von meinem Aufschließen ist).

Warum das Abteil verschlossen war, finde ich etwa 20 Minuten später heraus: Der Schaffner nähert sich mit einem Fahrrad-schiebenden Passagier, das Abteil war für Fahrradtransport vorgesehen („Ich verstehe gar nicht, wieso das offen ist.“). Macht nichts, Herr Schaffner findet uns beiden einen Platz nebenan, und Murphy hatte halt recht: If nobody uses it, there‘s a reason.

In der Techniktagebuch-Redaktion erfahre ich zum einen, dass das Ding Schaltschrankschlüssel heißt, dass es auch in Flugzeugen Anwendungsmöglichkeiten findet und dass die Community der Schaltschrankschlüssel-Einsetzer vielleicht nicht zur angenehmsten Zeiterscheinung zählt.

die Kaltmamsell

11.12.2017

Die Batterien sind alle, aber es ist egal

Die Batterien der Fernsehbedienung für das Empfangsgerät der Telekom sind offensichtlich leer. Es handelt sich um Knopfzellen, also die Art Batterie, die man (oder zumindest wir) üblicherweise nicht im Haus hat. Erfahrungsgemäß dauert es nur drei bis sechs Monate, bis wir in so einem Fall beim Einkaufen daran denken, dass wir noch Batterien brauchen und außerdem genau wissen, welche. Es muss also für die Zwischenzeit eine andere Lösung her.

Grundsätzlich kann man das Gerät auch an den Knöpfen am Gerät selber bedienen. Leider scheitert dieses Verfahren recht schnell an einem Spezialfall: Um Netflix zu starten, muss man auf der Fernbedienung einen roten Knopf drücken. Den gibt es nicht am Gerät oder die Funktion ist sehr gut versteckt.

Als nächstes versuche ich, ob man vielleicht die vermeintliche Universalfernbedienung, die mit den externen Lautsprechern kam, auch für den T-Entertain-Receiver programmieren kann. Beim Googeln auf meinem Smartphone wird mir direkt die Bose-Smartphone-App empfohlen, was mich dann direkt auf noch eine andere Idee bringt: Es gibt auch eine Smartphone-App für den T-Entertain-Receiver. Ich lade mir also die Fernbedienungs-App runter und versuche ungefähr 15 Mal erfolglos, das Handy mit dem Gerät zu koppeln.

Also wieder zurück zur Universalfernbedienung. Dazu brauche ich einen Code für das Gerät und eine Anleitung, wie man ein neues Gerät festlegen kann. Beides finde ich im Internet, der Code scheint mir aber ein gut gehütetes Geheimnis und damit von zweifelhafter Herkunft zu sein. Ich drücke, wie mir von der Anleitung geheißen auf “Setup”, dann auf den Knopf, mit dem ich später den Receiver ansteuern will und gebe dann den Code ein.

Es passiert nichts. Ich wiederhole die vorgegebenen Schritte in diversen Variationen, lang drücken, kurz drücken, gedrückt halten, aber nichts scheint zu wirken. Eventuell ist auch der Code einfach falsch.

Also zurück zur Fernbedienungs-App. In den Geräteeinstellungen trenne ich alle externen Geräte vom Receiver, lasse dann Verbindungen wieder zu, drücke hilflos auf Knöpfe am Gerät und auf dem Smartphone und irgendwann geht es. Wenn ich wüsste, was der richtige Kniff war, würde ich es hier notieren, aber ach weh, es bleibt auch mir ein Rätsel.

Jetzt kann ich den Fernseher, oder vielmehr, das Fernseh-übers-Internet-Empfangsgerät mit meinem Smartphone bedienen und es ist alles toll daran. Es gibt einen virtuellen roten Knopf, mit dem ich Netflix starten kann und auch sonst kann die App alles, was die Fernbedienung kann, nur in besser und schöner.

Warum hab ich das nicht schon vorher gemacht? Ich könnte sogar, das gaukelt mir die App zumindest vor, meinen Twitteraccount mit der Fernbedienungs-App verknüpfen und, so das lockende Versprechen, Tweets zur Sendung sehen. Aber in den Einstellungen für Social Media sagt man mir, ich müsste mein Twitterkonto erst in den Einstellungen aktivieren. Ich suche verzweifelt, ob es vielleicht irgendwo noch eine andere Art Einstellungen gibt, werde aber nicht fündig und muss jetzt Nachrichten zur Sendung weiter in der normalen Twitter-App lesen. Wie so ein Tier.

Anne Schüßler

12. Dezember 2017

Neues aus der Schatzkammer

Die herrlichen Schätze im Hinterzimmer des Observatoriums in St Andrews wurden hier schon häufiger beschrieben und werden in der Zukunft, wenn die Gegenwart mal Vergangenheit ist, noch viel häufiger Thema sein. Letzte

Woche begutachtete ich ein paar alte Kisten unter den Arbeitsflächen und fand eine Art Reisetasche im Design der 1980er. Ungefähr so sah eine Weile meine Schultasche aus.

Diese hier enthält einen Laptop, einen Amstrad PPC512, ein IBM-kompatibler tragbarer Computer, den ich auf frühe Achtziger schätze, aber dann ist er doch eher aus den späten Achtzigern, ein Zeitgenosse des Amiga 500 zum Beispiel.

Er sieht älter aus, insbesondere, nachdem man ihn aufklappt. Es dürfte einer der wenigen Laptops der Welt sein, bei dem die Tastatur im Deckel ist und bei dem der Bildschirm nur halb so groß ist wie das Gerät. Und was für ein Bildschirm das ist, ausklappbar, grün, LCD, kaum lesbare Buchstaben.

Ich sage Buchstaben, weil der Amstrad PPC512 natürlich noch funktioniert. Man könnte ihn auch von der Autobatterie aus betreiben, aber eine normale Steckdose tut es auch. Nach Bruchteilen von Sekunden ist er hochgefahren. Besonders hoch ist es nicht, denn das dumme Ding kann nicht viel mehr als nach einer Diskette zu verlangen, auf der das Betriebssystem ist. Leider habe ich keine Diskette mit MS-DOS 3.3 zur Hand. Der Computer bleibt dumm.

Ich befrage Roger Stapleton, den Hüter der Schatzkammer, zu diesem Thema. Es stellt sich heraus, dass es sich um sein Privatgerät handelt, mit dem er Auf- und Untergangszeiten von Himmelskörpern berechnete, mit Hilfe eines entsetzlich langwierigen Programms. Es war der einzige Computer, den er sich leisten konnte. Womit programmierte man denn diesen Computer, frage ich, und die Antwort hätte ich mir denken können: Assembler oder BASIC. "We ran BBCBasic on it and compared with a real BBC Micro it was VERY FAST."

Aus dem Amstrad PC512 erwuchs der Sinclair PC200, die IBM-kompatible, chancenlose Konkurrenz zu Atari und Amiga, aber das ist eine andere Geschichte. "BBC Micro" hießen Heimcomputer, die die BBC in den 1980er Jahren flächendeckend an Schulen verteilte. BBC Micros gibt es in der Schatzkammer natürlich auch, aber sie haben nicht mal einen Henkel.

Aleks Scholz

12. Dezember 2017

BYOD Sportsbar

Auf der Speisekarte steht "Fernsehteller" (ein Sortiment belegter Brote). Ich schaue mich um. Obwohl sich im Lokal fast ausschließlich Männergruppen aufhalten, gibt es hier gar keinen Fernseher.

Am Nachbartisch wird allerdings tatsächlich Fußball geguckt. Zwei Herren um die 60 haben sich ein Tablet mitgebracht, auf dem sie das Spiel verfolgen, ganz leise und ohne eigenes Geschrei. In den Werbepausen klappen sie das Tablet zu und legen es weg.

Kathrin Passig

12. Dezember 2017

Die Traumaufzeichnungs-App ist schwer zu finden (und hätte sowieso nicht funktioniert)

Im Traum sitze ich in einem Konzert, das ich gut fand, meine Nachbarin aber nicht. Sie habe das genau gemerkt, "Samples" habe die Musik enthalten, das sei für sie keine Musik und so etwas hätte sie von diesem seriösen Veranstalter nicht erwartet.

Ich weiß, dass ich das fürs Techniktagebuch aufschreiben muss. Aber die Nachbarin redet so viel, ich kann mir nicht alles merken. Ich nehme das Handy aus der Tasche und suche nach der AfterRecorder-App. Sie ist schwer zu finden, vielleicht war sie gar nicht an, oder doch, aber alle Icons sind so winzig. Ich suche und suche, die Zeit vergeht, und die App speichert doch nur die letzten fünf Minuten.

Nach dem Aufwachen denke ich noch kurz darüber nach, ob AfterRecorder überhaupt in Träumen speichern kann. Leider nein, dabei wäre das so nützlich.

Kathrin Passig

12.12.2017

Telefonat, Versuch 1, 2 und 3

Ich muss meinen Chef zu Hause anrufen und mache das vom Firmentelefon aus. Da ich ihn relativ selten zu Hause anrufen muss, er sitzt ja sonst eher im Büro nebenan, habe ich die Nummer nicht eingespeichert und muss sie erst aus meinem Smartphone raussuchen und eintippen.

Beim ersten Mal vertippe ich mich bei der Vorwahl und rufe aus Versehen in Oberhausen oder Mülheim an der Ruhr an, der Anschluss ist aber sowieso besetzt.

Beim zweiten Mal vergesse ich die Null für externe Anrufe zu wählen, rufe also aus Versehen theoretisch irgendwo in Köln an, aber die gewählte Nummer gibt es so gar nicht.

Beim dritten Mal mache ich alles richtig und lande tatsächlich bei meinem Chef.

Kurz bin ich froh, dass es keine Wählscheibentelefone mehr gibt, dann hätte mich das alles nicht nur mehr Zeit, sondern auch viel mehr Nerven gekostet.

Anne Schüßler

Dezember 2017

Mobile Accessoires und ein &-Zeichen

Beim Umsteigen komme ich am Bahnhof in Köln an einem nützlich aussehenden Automaten vorbei:

Linke Seite: Powerbanks (allerdings nur im Bereich 2000 bis 5200 mAh), USB-Ladegeräte und verschiedene USB-Kabel. USB-C ist immer noch nicht darunter.

Rechte Seite: Kleine Thomas-Wiegold-Handys zu Preisen zwischen 25 und 50 Euro. Kleine und große Kopfhörer. SD-Speicherkarten und USB-Sticks (je 8 und 16 GB) und ein einsamer Fidget Spinner.

Da ich gar nichts aus dem Automaten brauche, kann ich hier nicht berichten, wie er funktioniert hätte. Ich ziehe an den Fächern des Handyaufladeautomaten ganz rechts, aber sie gehen nicht auf. Für mehr reicht die Zeit nicht.

Kathrin Passig

1992 bis 2017

Partytechnik im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts

Meine Karriere als DJ beginnt durch Zufall. An der TU Berlin hab ich mich einer Gruppe Studenten angeschlossen, die ein selbstverwaltetes Café im Erdgeschoss des Telefunken Hochhauses betreibt. Wer hinter dem Tresen steht darf auch bestimmen, welche Musik läuft. Also bringe ich ein paar schöne Mixtapes mit und lasse diese laufen, während ich Kaffee und Tee für die Gäste koche.

Alle paar Monate feiern wir eine Party im Café. Die Lage direkt am Ernst-Reuter-Platz, weit weg von den nächsten Wohngebäuden, hat den Vorteil, dass wir keinen Ärger mit der Polizei wegen Lärmbelästigung bekommen.

Irgendwann werde ich gefragt, ob ich nicht auch ein paar CDs zur Party mitbringen könne, die Musik auf meinen Mixtapes gefiel wohl nicht nur mir.

Zunächst mache ich auch nur das: einen Stapel CDs zur Party tragen und sie demjenigen unserer Cafégruppe übergeben, der als DJ für die Musikauswahl verantwortlich ist.

Aber mein inneres Spielkind interessiert sich dafür, wie man eigentlich auflegt. Also schaue ich mir den Technikaufbau und die Bedienung genauer an. Für die Parties leihen wir uns immer eine PA aus. Die besteht aus mindestens zwei Boxen und einem Subwoofer zur Beschallung der Tanzfläche, einer großen Endstufe, einem Mischpult, zwei Plattenspielern (Technics Nachbauten) und entweder zwei CD Spielern oder wenn wir Glück haben, einem DJ-Doppel-CD-Spieler.

Da ich kein Vinyl besitze, ist für mich nur die Bedienung der CD Spieler interessant.

Jeder CD Spieler hat seinen eigenen Kanal auf dem Mischpult. Man legt also die CD mit dem ersten Song, den man spielen will, in CD Spieler A, der am Mischpult auf dem, sagen wir mal, Kanal 1 liegt. Die CD mit dem zweiten Song kommt in CD Spieler B, der auf Kanal 2 liegt.

Handelte es sich um normale HiFi CD Spieler, muss man am CD Spieler auf Play drücken, um den Song zu starten und gleichzeitig entweder den Kanalregler hochziehen oder den Crossfader entsprechend nach links oder rechts schieben. Der DJ-Doppel-CD-Spieler hat Faderstart. Sobald man den Regler des Kanals hochzieht, beginnt der Song zu laufen.

Klingt nicht sonderlich kompliziert, ist es auch nicht. Deshalb frage ich, ob ich das auch mal versuchen darf. Nach kurzer Einweisung kann ich dann einfach loslegen.

Während der nächsten Jahre an der TU ändert sich an dem technischen Prinzip nichts. Nur die Menge der CDs wächst, die ich zu den Partys schleppe. Sind es zu Beginn nur eine Handvoll, bin ich später mit zwei bis drei Koffern voller Silberscheiben unterwegs.

Bei privaten Partys ist es deutlich improvisierter. Oft bringe ich neben den CDs auch meinen CD Spieler mit, damit ich zwei Abspielgeräte habe. Die beiden Player werde dann an den Verstärker angeschlossen und der Kanal einfach durch Drücken von CD bzw. Tape (wahlweise Tuner oder AUX) gewechselt.

Irgendwann war es mit der Uni vorbei, ich fing an zu arbeiten und war auf Partys einfach nur noch Gast.

Fast Forward to 2009. Mit ein paar Freunden organisiere ich einen Kongress für UX Designer. Natürlich muss es auch eine Party geben und aus Kostengründen biete ich an, aufzulegen.

Zu diesem Zeitpunkt habe ich bereits meine CD Sammlung digitalisiert in iTunes vorliegen und muss nur den Laptop mit zur Party bringen. Allerdings ist iTunes kein Programm, mit dem sich komfortabel auflegen lässt. Also muss ein DJ Programm her – weil es günstig ist und gut aussieht, kau-

fe ich mir Algoriddim DJ. Bei der Party verbinde ich dann nur noch meinen Laptop per Klinke-auf-Cinch-Kabel mit dem Mischpult und stelle den Kanalregler auf die gewünschte Lautstärke. Die Software auf dem Rechner simuliert zwei Plattenspieler. Indem ich für jeden der beiden Plattenspieler einen Song auswähle, kann ich in der Software zwischen beiden Songs hin und her wechseln wie auf einem richtigen Mischpult.

Nach Jahren der DJ-Abstinenz macht das nicht nur Spaß, sondern weckt auch wieder meinen Spieltrieb. Wie immer gibt es genügend Möglichkeiten, das Konzept mit weiterer Soft- und Hardware zu verfeinern. Weil ich es kann, kaufe ich einen Hardware USB Mixer. Das Gerät bietet klassische Kanalregler und einen Crossfader sowie Klangregler. Was es nicht kann, ist Musik ausgeben, das macht weiterhin der Laptop über den Kopfhörerausgang. Ich kann damit aber die beiden von der Software simulierten Plattenspieler steuern. Eigentlich ist es nur ein Game-Controller für die DJ Software. Was ich damit auch nicht kann, ist vorhören, also auf dem Kopfhörer schon mal in den nächsten Song reinhören, ohne dass der fürs Publikum die Anlage spielt. Deshalb verkaufe ich den Controller wieder.

2010 wiederholen wir den Kongress und ich lege wieder auf. Inzwischen bin ich auf die DJ Software Traktor von Native Instruments umgestiegen. Für die Ausgabe der Musik habe ich das Audio2DJ USB Audiointerface, das Vorhören ermöglicht und zur Steuerung einen Traktor X1 Controller. Am Controller kann ich Songs auswählen, in das virtuelle Laufwerk laden und den Song starten, wenn er an der Reihe ist.

Mein Spieltrieb schreit aber immer noch nach mehr. 2011, der Kongress findet wieder statt, habe ich in einen Traktor S4 Controller investiert. Der Controller kann alles und viel mehr. Er hat Regler für die vier virtuellen Laufwerke, die die Software bereitstellen kann, einen Crossfader, komfortable Vorhörmöglichkeiten und viele Funktionen, die von Profi DJs geschätzt und benötigt werden, aber mich dann doch überfordern. Trotzdem begleitet mich der Controller bis 2014 treu, dann verkaufe ich ihn und lege mir den deutlich kleineren Traktor Z1 zu, der alles kann, was ich fürs Auflegen brau-

che, sich aber wesentlich einfacher transportieren lässt. Außerdem kann der Z1 nicht nur mit der Traktor Software auf dem Laptop spielen, sondern auch mit der iOS Version auf iPad oder iPhone.

Wenn ich auf Parties als einziger DJ auflege und entsprechend viel Musik mitnehmen möchte, packe ich Laptop, X1 und Z1 ein. Wenn ich nur für ein bis drei Stunden auflegen soll, dann nehme ich nur noch das iPad und den Z1 mit. Beides passt auch in kleine Taschen und nimmt zusammen weniger Platz als ein Laptop ein.

Der Z1 verfügt über eine eingebaute Soundcard und kann als Vorverstärker dienen. Ein reguläres Mischpult auf der Party / im Club wird dadurch überflüssig.

Unbefriedigend ist die Lösung nur, wenn es meine eigene Party ist und ich nicht hinter den Reglern stehen will. Denn Traktor auf dem Laptop lässt sich nicht fernsteuern und die iOS Version bietet noch nicht mal Autoplay für Playlisten an.

Hier habe ich inzwischen folgende Lösung: Ich schließe den Laptop oder das iPad mit dem Z1 an den Verstärker an, nutze aber iTunes mit einer Playlist für die Musik, nicht das DJ Programm.

Wenn ich mit meinem iPhone im selben Netz bin, kann ich iTunes auf dem Laptop und damit auch die Abfolge der Songs mit der Remote.app steuern. Überblenden oder Vorspulen ist nicht möglich, aber für eine private Party auf der die Musik eher im Hintergrund läuft, reicht es allemal.

Spielt die Musik vom iPad, nicht von Laptop, funktioniert die Remote.app nicht zum Steuern. Aber iTunes synchronisiert Playlists übers Internet. Wenn beide Geräte online sind, ändere ich die Songreihenfolge in der iTunes Playlist auf dem iPhone. Die Playlist synchronisiert automatisch aufs iPad, allerdings immer etwas zeitverzögert, weshalb ich drei bis vier Songs vorausplanen muss. So kann ich auch bei unserem alljährlichen Adventsgrillen DJ spielen, während ich eigentlich am Grill Würstchen brate und Glühwein trinke.

Henning Grote

12. Dezember 2017

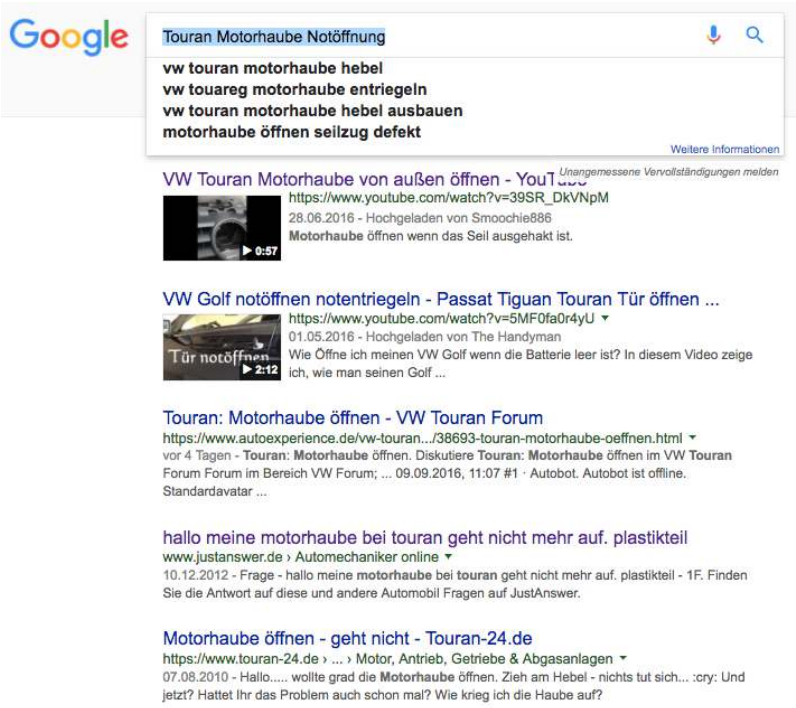
Die Bild/Text-Videoerklärbärschere

Meiner treuen rasenden Müllhalde, der ich gerade so viel Pflege angedeihen lasse, dass sie nicht vollends hinschmeißt (sie ist einer der ungeliebten VW-Diesel), ist die Hutschnur geplatzt, als ich ihr jahreszeitlich angemessenen Frustschutz in Kühl- und Wischwasser kippen und ein Schlückchen Motoröl zugute kommen lassen wollte.

Genauer: Der Hebel, mit dem man aus dem Fahrerfussraum die Motorhaube entriegeln kann, hat sich vom kraftübertragenden Bowdenzug gelöst. Mit etwas Gefummel und Gewalt hab ich sicherheitshalber auch noch den Kopf des Bowdenzuges mit einer Zange abgerissen. Langsam wurde auch mir klar, dass ich jetzt wohl externe Hilfe in Anspruch nehmen muss.

Der erste Recherchegriff geht erstmal in das Handschuhfach, dort bewahre ich ein DIY-Reparaturhandbuch zum Auto auf. Leider gibt es dort nichts Erhellendes zur Motorraumklappennotöffnung – nur wie ich den Handgriff demontieren und einen neuen Zug einsetzen könne. Nunja. Den Handgriff habe ich bereits ~~abgerissen~~demontiert und der Rest der Anleitung bezieht sich dummerweise auf eine bereits geöffnete Motorhaube.

Also Internet. Google mit “Touran Motorhaube Notöffnung” gefüttert, und den ersten aus dem Anriss erkennbar vielleicht brauchbaren Link ausgewählt.



In meiner Welt ist das auf keinen Fall ein Youtube-Video, ich lande also bei einer allgemeinen Frage/Antwortseite, die aber eine gut zu lesende, bebilderte Antwort enthält. Für mich sympathischer als eines von den Autofreak-Foren, in denen schnell Gegenfragen auftauchen, die weder der ursprüngliche Fragesteller noch ich wirklich verstehen und die nur für das Abwandern des Themas zu einem Nebenkriegsschauplatz sorgen.

Eventuell nehme ich die Anleitung zu interlektuell, eventuell verhaspelt sich der Helfer auch nur, weil es im Beispiel um ein Auto mit Lenkrad auf der falschen Seite geht:

Dazu das VW-Logo aus dem Grill ausbauen. (Drehen und herausziehen).
In der Mitte sehen Sie dann ein ovales Loch – durch dieses müssen Sie einen stabilen Metallstab führen, dieser sollte gute 25cm lang und wie gesagt stabil sein und sich nicht durchbiegen.
Nun kommt das Kunststück den Hebel des Haubenschlosses auch zu treffen. Wenn man ihn erwischt hat muß er zur Beifahrerseite gedrückt werden; Ich nehme an, dass Ihr Touran ein Rechtslenkerfahrzeug ist (Ireland), mit anderen Worten: Das Schloss muß nach LINKS entriegelt werden, wenn Sie vor dem Auto knien.

Das schließt sich aus. Bei einem Rechtslenker ist der Beifahrersitz links, also rechts, wenn man vor dem Auto kniet. Bei einem Linkslenker . . .

Und das Bild macht mich auch nicht schlauer. Also noch mal gegooglet – da war doch an erster Stelle was. Ein Video, schrecklich. Nicht vorspulbar und nur weil jeder 17jährige gerade 'tuber werden will, muss ich doch nicht gleich über alles Videos machen, was man auch einfach lesen kann.

Aber das Video rockt. Es ist kurz, präzise, nachvollziehbar, man wird nicht mal seekrank. Ok, es hat VVS, aber irgendwas ist ja immer.

Nachdem ich einen Farbroller-Bügel gefunden und passend gebogen habe, ist die Haube tatsächlich nach 15 Sekunden auf.

www.youtube.com/39SR_DkVNpM

Den Hinweis, dass der Metallstab am Ende einen 90° Winkel benötigt, unterschlägt der zuerst gefundene Text einfach, das zugehörige Bild ebenso.

Vielleicht ist Video im begründeten Einzelfall gar nicht mal so schlecht. Zum Bespiel, wenn man zeigt, wie man einen Hefezopf flechtet oder eben Motorhauben mit Trick17 öffnet.

Alexander Stielau

Dezember 2017

Das kontaktlose Papierticket ist da

Seit wenigen Tagen bin ich wieder in Berlin, und schon musste ich bei zwei meiner drei Fahrten mit der BVG ein Papierticket kaufen. Ich benutze immer noch die „DB Navigator”-App dafür, die in den letzten Wochen Probleme zu haben scheint. Wenn man ihr nicht gerade vier Balken LTE-Empfang zur Verfügung stellt, reagiert sie schleppend bis überhaupt nicht. Das macht auch den Kauf von Bahntickets schwierig.

Aber! Der Papierticketkauf bei der BVG hat einen Teil seines Schreckens verloren, denn man kann jetzt kontaktlos bezahlen:

Oben: Karteneinführschlitz für traditionelle Kartenzahlung. Mitte: Tastatur zum Eingeben der PIN, nachdem man oben die Karte eingeführt hat, und Display für Anweisungen zur PIN-Eingabe. Unten: Das neue Kontaktlos-Bezahldings, auf das man die Karte legt. Es funktioniert sogar.

Markus Winninghoff gibt zu bedenken, dass die BVG-App mittlerweile gut funktioniert (die Kundenbewertungen sind in der Tat weniger vernichtend als früher), und man auch einfach die verwenden könnte.

Kathrin Passig

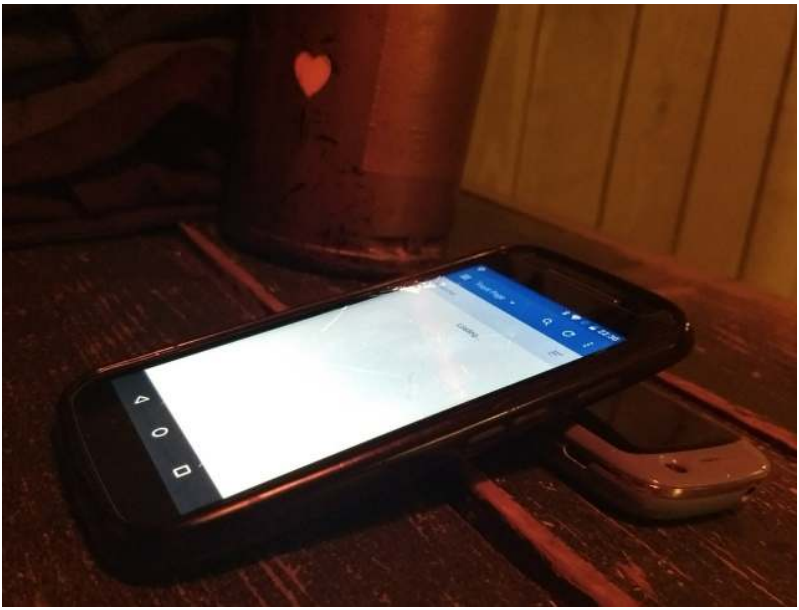
Dezember 2017

Das ist kein Schlüsselanhänger, das ist ein Smartphone

H. hat ein neues Handy. Es ist so klein, dass ich es zuerst für einen Scherz halte. So kleine Handys habe ich seit den frühen Nullerjahren nicht mehr gesehen. “Oh, ein Kinderhandy” haben seine Töchter beim ersten Anblick gerufen, und dann war es leider nur Papas neues Handy.

Aber es ist ein richtiges Androidhandy, das Jelly, Ergebnis eines Kickstarterprojekts. Die Hersteller bewerben es mit “passt in die Uhrentasche der Jeans”, und das stimmt vielleicht sogar. Es hat ein aktuelles Betriebssystem, Platz für zwei SIM-Karten, und kann LTE. Sogar der Akku lässt sich wechseln, das geht bei meinen Handys seit Jahren nicht mehr. Obwohl H. nicht gerade kleine Hände hat und mit dem Daumen die gesamte Tastatur auf einmal abdecken kann, schreibt er darauf mit SwiftKey flüssig.

Manchmal darf das Jelly (unten rechts) dem großen Handy auch bei der Arbeit helfen.



Kathrin Passig

17. Dezember 2017

Die Tante nimmt nachträglich am Unterricht teil

Auf einem Familientreffen unterhalte ich mich bei einem winterlichen Spaziergang mit meiner zwölfjährigen Nichte. Sie erzählt vor allem aus der Schule, unter anderem kommen wir auf ihre Erlebnisse im Biologieunterricht. So erfahre ich, dass sie bereits Schweineaugen seziert hat und dass ihr Biolo-

gielehrer auch sonst regelmäßig frische Tierorgane vom Schlachthof in den Unterricht mitbringt. Besonders enthusiastisch, so erzählt sie, sei er über eine Lunge gewesen: Die sei nämlich noch so intakt gewesen, dass er sie aufblasen konnte und so der Klasse den Mechanismus der Lungenbläschen live demonstrieren.

Auch ich bin begeistert und äußere mein Bedauern, dass ich das nicht miterleben konnte. Da zieht die Nichte ihr Smartphone aus der Manteltasche: Sie habe die Demonstration doch gefilmt und könne sie mir zeigen! Ein wenig muss sie suchen, doch dann hält sie mir das Display hin: Die Lunge liegt auf einem Tisch, und ich sehe, wie der Lehrer ein durchsichtiges Plastikröhrchen in die Luftröhre steckt und damit die Lunge aufbläst. Wirklich beeindruckend.

Ob der Lehrer denn wisse, dass sie das gefilmt habe, frage ich die Nichte. Aber ja, sagt sie, er habe die Klasse doch sogar aufgefordert, die Sensation mit ihren Smartphones festzuhalten.

die Kaltmamsell

17. Dezember 2017

Leg du auf

C. telefoniert offenbar aus dem Auto heraus mit mir, vermutlich mit einer Freisprecheinrichtung. Am Ende des Telefonats sagt sie: “Kannst du bitte auflegen? Das ist für mich einfacher. Weil ... irgendwie habe ich hier keinen Knopf dafür.”

Sie hat damit zum ersten Mal verbalisiert, was ich auch bereits häufig dachte: Wenn ich mit einer Freisprecheinrichtung telefoniere, mit einem Knopf im Ohr oder über einen Lautsprecher, befindet sich das Telefon oft irgendwo in einer Tasche. Um das Telefonat also selber zu beenden (”aufzulegen”), müsste ich das Telefon herauskramen, vielleicht sogar die Handschuhe ausziehen (smartphonegeeignete Handschuhe besitze ich – noch –

nicht) und den Touchscreen an der richtigen Stelle treffen. Oder am Knopf im Ohr den richtigen Schalter finden. Beim Auto-, Fahrrad-, Inline- oder Skifahren, besonders im Dunkeln, ist das alles keine so gute Idee. Deshalb lasse ich in solchen Fällen gerne das Telefonat von meinem Gesprächspartner beenden.

Bisher hat das immer ohne explizite Aufforderung geklappt. Vielleicht äußere ich den Wunsch aber bald auch mal: “Kannst du bitte auflegen?” Ich bin nicht sicher, wie vielen Menschen diese Bitte ungewöhnlich vorkäme.

Molinarius

18.12.17

Selbstgebastelte Sprachnachrichten

Auch die selbstgebastelten Spielzeuge machen den Schritt ins Smartphone-Zeitalter. Während ich in meiner Kindheit (etwa 1998) oft Holz-Handys gebastelt habe, auf die ich die Tasten 1-9 gemalt hatte und damit „telefonierte“, gibt sich meine 8-jährige Schwester damit gar nicht erst ab. Erst letztens habe ich sie mit einem selbstgebastelten Holz-Smartphone mit aufgemalter Tastatur spielen sehen. Sie kann darauf Nachrichten eintippen, aber auch das Verschicken einer Sprachnachricht ist nicht unüblich für sie. Selbstverständlich hat sie dabei den Daumen auf dem Sprachnachrichten-Button und das Display vor ihrem Gesicht, wobei sie in den unteren Teil des Smartphones spricht, an dem sich natürlich das Mikrofon befindet.

Maya

18. Dezember 2017

Eventuell verstehe ich gar nicht so viel von E-Book-Erzeugung, und jetzt wissen es alle

Ich habe für das dreitägige Blockseminar, das ich in Münster veranstalten soll, folgenden Plan gemacht: Am ersten Tag denken wir uns Ideen aus, am zweiten Tag setzt jeder eine fremde Idee um, und am dritten Tag wird daraus ein E-Book. Was soll schon schiefgehen? Hanna Engelmeier war schließlich auch gerade an einer Tagung beteiligt, aus der noch vor Ort ein E-Book wurde.

Die Ideen denken wir uns in einem Padlet aus. Das funktioniert so ähnlich wie mit Post-its, die man an die Wand klebt, nur eben ohne Post-its. Anmelden muss man sich auch nicht, man kann einfach losschreiben. Das funktioniert soweit sehr gut.

Am zweiten Tag wird geschrieben, wobei da die Wahl der technischen Mittel freigestellt ist. Die Beteiligten sollen lediglich im zentralen Google Doc der Veranstaltung einen Link zu ihrem Text hinterlegen. Manche schreiben in Google Docs, einige bei write.as, das ich vorgeschlagen habe, weil man

dort ebenfalls ohne Anmeldung gleich losschreiben kann, eine Teilnehmerin veröffentlicht ihre Beiträge in ihrem eigenen Wordpress-Blog. Auch dabei geht alles glatt.

“Morgen haben wir eigentlich nicht viel zu tun”, sage ich leichtfertig, “zwei drei Stunden höchstens, es reicht, wenn wir um zwölf anfangen.”

Am Vorabend habe ich getestet, ob der (noch relativ neue) Epub-Export von Google Docs funktioniert und auch mit größeren Dateien zurechtkommt. Das Ergebnis sieht gut genug aus, und ich stelle mir vor, dass man dabei insgesamt mehr Weiterverwendbares lernt als beim doch eher speziellen Bucherzeugungsprozess des Techniktagebuchs.

Ich habe verschiedene Tätigkeiten ins Googledoc geschrieben, für die man sich freiwillig melden kann: Titel ausdenken, ein Buchcover gestalten, dieses und jenes sowie “Alle Beiträge in ein gemeinsames Googledoc kopieren”, worin sie dann noch gemeinsam korrekturgelesen sowie halbwegs einheitlich formatiert werden sollen.

Alles läuft gut, es entstehen mehrere schöne Coverentwürfe, wir stimmen über Titel, Cover und Schriftart ab. Nur die Zusammenkopieraufgabe ist nach drei Stunden immer noch nicht abgeschlossen. Die dafür verantwortlichen Teilnehmerinnen bemängeln zu Recht, dass man sich in einem Google Doc nicht wie bei Word die Absatzmarken und anderen Formatierungen anzeigen lassen kann. Viel unsichtbarer Schmutz sammelt sich in so einem Dokument an und ist nicht sichtbar zu machen. Außerdem erschwert es die Arbeit, wenn viele Leute gleichzeitig editieren und größere Textteile einfügen: Der Text hüpft wild auf dem Bildschirm herum und man ist die Hälfte der Zeit damit beschäftigt, den eigenen Cursor wiederzufinden. Aus dem Team ist lautes Fluchen zu hören.

Nach drei Stunden sage ich, man solle einfach schnell den Rest irgendwie ins Dokument stopfen, Hauptsache, alle Beiträge seien drin, Formatierungsfeinheiten egal.

Für die eigentliche E-Book-Erzeugung bleibt schließlich noch eine halbe Stunde Zeit. Mein schöner Plan, die Jugend gründlich über diese wichtige Kulturtechnik aufzuklären, gestaltet sich in der Praxis schnell und schäbig:

Ich zeige via Beamer, wie ich das Dokument als EPUB aus dem Google Doc exportiere. Das Ergebnis ist ein funktionierendes, wenn auch hässliches E-Book. Ich öffne es in der Calibre-App, füge das Titelbild und ein Inhaltsverzeichnis hinzu, stelle das Buch zum Download bereit und versuche dann noch schnell, es bei Amazon hochzuladen. Man schaut mir geduldig dabei zu, wie ich nach den ersten 47 Arbeitsschritten herausfinde, dass Amazon überhaupt keine Bücher akzeptiert, die gratis zur Verfügung gestellt werden sollen.

Das alles, sage ich kläglich, sei leider auch 2017 nicht untypisch für die E-Book-Erzeugung und man könne insofern schon was draus lernen. Zum Beispiel, dass es immer viel länger dauert, als man denkt.

Die Formatierungsprobleme des Buchs und eventuell noch auftauchende Fehler verspreche ich auf der Rückfahrt im Zug zu beheben. Die Beteiligten müssen alle Fehler, die sie noch finden, im Google Doc notieren. Außer mir hat jetzt niemand mehr Zugriff auf die Epub-Datei. “Bei eigenen Büchern auf keinen Fall nachmachen!”, schreibe ich dazu, “außer man ist selbst die einzige Autorin, dann natürlich schon.” Ich habe schon Vorträge darüber gehalten, wie blöd es von Verlagen ist, sich in solche Buchherstellungssackgassen zu manövrieren, bei denen nur noch eine Person die Buchdatei bearbeiten kann.

Im Zug und zu Hause im Bett putze ich einen Großteil der Google-Docs-CSS-Formatierungen aus dem Buch und bearbeite die wichtigsten Stellen mit Hilfe des unansehnlichen, aber kompetenten Epub-Editors Sigil von Hand. Das dauert insgesamt noch neun Stunden. Vielleicht ist der Tumblr-basierte Techniktagebuch-Workflow doch nicht so abwegig, wie ich vor drei Tagen noch dachte.

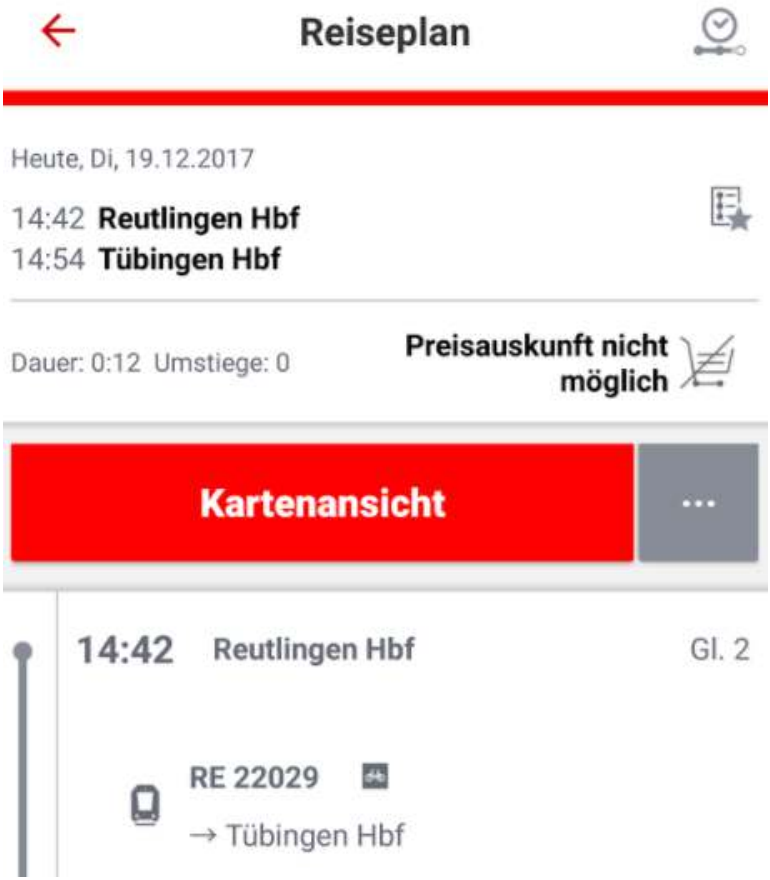
Das E-Book ist am Ende aber ganz schön.

Kathrin Passig

19. Dezember 2017

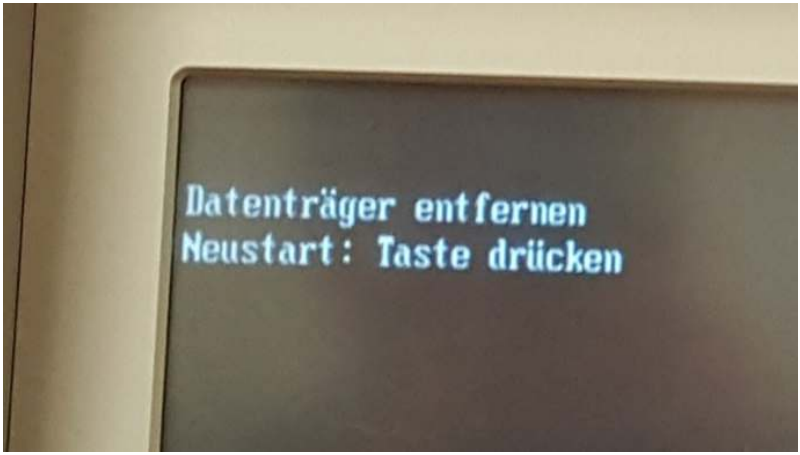
Gleich fahre ich Zug

Heute möchte ich mit der Bahn fahren. Ich rufe also die Bahn App auf, um eine geeignete Verbindung zu suchen und ein Ticket zu lösen. Die Verbindung wird mir mitgeteilt, aber da es sich um eine Regionalverbindung handelt, ist das Ticket in der App nicht verfügbar:

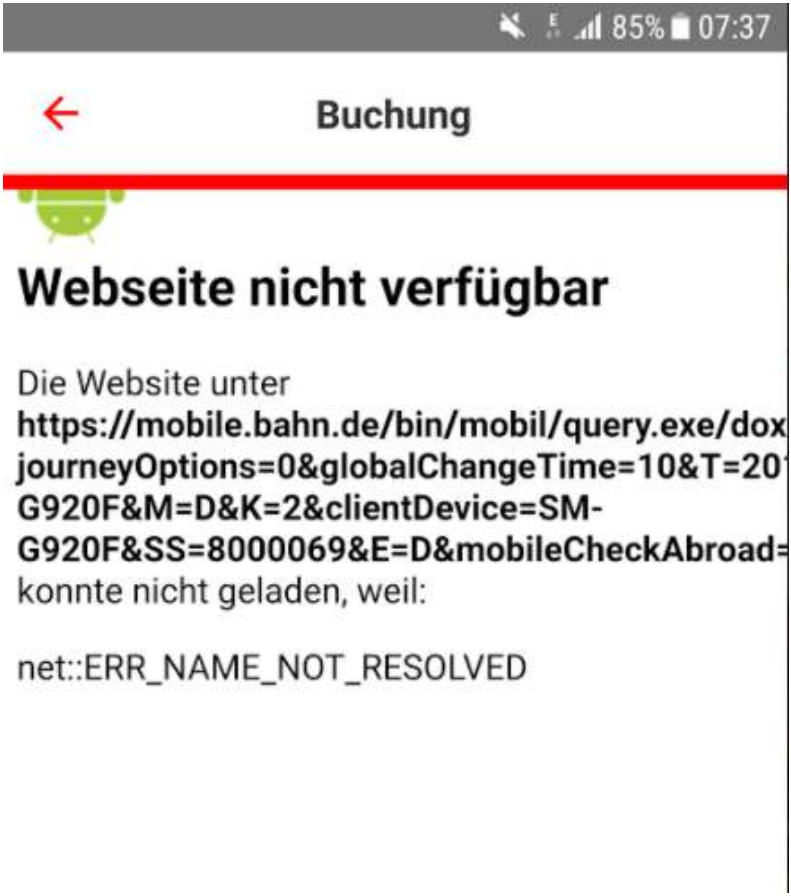


Kein Problem, ich eile etwas früher zum Bahnhof, um das Ticket am Automaten zu lösen:

DB BAHN
Zeitweiliger entfernen
Neustart: Taste drücken



Ich stelle mich an einer langen Schlange an einem anderen Ticketautomaten an und komme noch rechtzeitig zu meinem Ticket. Mit dem vom Automaten ausgedruckten Ticket in der Hand stehe ich am Bahngleis, aber der Zug kommt nicht. Eine Lautsprecherdurchsage nuschelt etwas von Verspätung, aber das kann ich leider nicht richtig verstehen. Ich rufe die App noch einmal auf, um zu schauen, ob es bereits Informationen zu der Verspätung gibt und um zu schauen, wie ich meinen Anschluss organisieren kann:



Gleich fahre ich Zug. Bestimmt.

Molinarius

20. Dezember 2017

Verbannung aus dem Telefonbuch (welches Telefonbuch?)

Schon im Oktober 2009 hörte unser Haushalt auf, Kunde der Deutschen Telekom zu sein, der Nachfolgefirma des einstigen Staatskonzerns Deutsche Post. Der Wechsel hatte in erster Linie mit unserem Internetanschluss zu tun und verlief reibungslos. Erst heute, über acht Jahre später, hat er eine unerwartete Konsequenz:

ERLEBEN, WAS VERBINDET.

DEUTSCHE TELEKOM SERVICE GMBH

München

Kundenservice DOBA
Datenredaktion

19.12.2017
Ihr Eintrag in den Kommunikationsverzeichnissen

Sehr geehrte

mit dem Wechsel zu einem anderen Telekommunikationsanbieter wurde aufgrund Ihres Einverständnisses Ihr kostenfreier Verzeichniseintrag weiterhin in unserer Datenbank gespeichert, damit dieser in Auskunfts- und Verzeichnismedien veröffentlicht werden konnte.

Die Speicherung Ihrer Daten für Verzeichnis- und Auskunftsmedien können wir künftig nicht mehr vorha
Wir müssen daher den/die folgende(n) Einträge am 04.01.2018 in unserer Datenbank löschen:

Aufgrund der Löschung sind Sie mit Ihrem Eintrag in den Verzeichnismedien (Print/Online) sowie in d
Auskunft nicht mehr veröffentlicht.

Wenn Sie Ihren kostenfreien Verzeichniseintrag auch zukünftig veröffentlichen möchten, wenden Sie
bitte an Ihren Telekommunikationsanbieter.

Wir bitten diesbezüglich um Ihr Verständnis und verbleiben

Mit freundlichen Grüßen

Ihre Datenredaktion der Telekom

DEUTSCHE TELEKOM SERVICE GMBH

Die Datenredeaktion der Deutschen Telekom informiert uns brieflich: „Mit dem Wechsel zu einem anderen Telekommunikationsabieter wurde aufgrund Ihres Einverständnisses Ihr kostenfreier Verzeichniseintrag weiterhin in unserer Datenbank gespeichert, diemit dieser in Auskunfts- und Verzeichnismedien veröffentlicht werden konnte.

Die Speicherung Ihrer Daten für Auskunfts- und Verzeichnismedien können wie künftig nicht mehr vorhalten.“

Will heißen: Wir stehen nicht mehr im Telefonbuch (dass es das noch gibt, schließe ich aus den jährlichen Stapeln „Das Örtliche“ in unserem Hausflur), und sollte es die Telefonauskunft noch geben, kann dort nicht mehr unsere stationäre Telefonnummer erfragt werden.

Damit wird eines der größten Datenlecks des Republik geschlossen: In Telefonbüchern, öffentlich einsehbar für jede und jeden, der ihrer habhaft wurde (Örtliches als kostenlose Exemplare für jeden Haushalt, die anderer Orte in Postfilialen ausgelegt) standen Namen, Adressen und Telefonnummern – Informationen, die heutzutage besonders streng datengeschützt werden. Noch vor wenigen Jahrzehnten reichte es, die Bitte um Anruf zu ergänzen mit: „Ich stehe im Telefonbuch.“ Das war die Norm: Jeder und jede mit Telefonanschluss standen im Telefonbuch, eine „Geheimnummer“, die auch die Telefonauskunft nicht herausgeben durfte, war etwas sehr Seltenes und Mondänes. Nach der Einführung des Konzepts Datenschutz in die Gesetzgebung (Bundesdatenschutzgesetz von 1977) konnte man die Veröffentlichung von Adresse oder aller Daten im Telefonbuch untersagen, was bei Anmeldung eines neuen Anschlusses beim Monopolisten Deutsche Post noch halbwegs einfach war, bei einem bestehenden Anschluss allerdings ein Bürokratiemonster.

Nun ist das in noch weitere Vergangenheit gerückt: Die Zahl der Telefonie-Anbieter ist unübersehbar, Festnetzanschlüsse werden weniger, das Standardtelefon ist mobil – und es gibt schon lange kein zentrales Verzeichnis aller Telefonnummern mehr.

die Kaltmamsell

2017-12-21

Alle Jahre wieder in Manhattan

Zu Weihnachten bekommen die Hausangestellten ein besonderes Trinkgeld. Das ist keine nette Geste, sondern es wird so erwartet. Die Löhne der Hausangestellten sind an das *Holiday Tipping* angepasst, und in der New York Times kann man nachlesen, wieviel man ungefähr geben sollte.

In unserem Haus in der Upper West Side, das etwa vierhundert Apartments auf achtzehn Stockwerken hat, gibt es einen Superintendent, einen Handyman, vier Doormen, vier Porter und einen Painter. In den Wochen vor Weihnachten liegt am Empfang ein Stapel mit Postkarten aus, auf denen die Namen aller Angestellten vermerkt sind. Es steht nicht dabei, wofür die Karten mit der Namensliste da sind, aber es ist der zuverlässigste Weg, einen korrekt beschrifteten Umschlag für jeden zu machen und niemanden zu vergessen.

Früher habe ich für jeden eine Karte und einen Scheck geschrieben. Es war die größte Handschrift-Aktion des Jahres und fast die einzige Gelegenheit, bei der ich meine Unterschrift üben konnte und sie so vor der Verwahrlosung bewahrte. Dieses Jahr sind mir die Scheck-Vordrucke ausgegangen, so dass ich stattdessen beschlossen habe, Bargeld in die Umschläge zu tun. Ich muss darum kurz vor Weihnachten den größten Bargeldbetrag des ganzen Jahres vom Konto abheben.

Am Empfang werden die Umschläge freudig entgegen genommen und in eine große, weiße Urne mit einem gut sichtbaren Vorhängeschloss gesteckt. In den Tagen nach Weihnachten bedanken die Angestellten sich, wenn man ihnen im Haus über den Weg läuft. Sie wissen genau, wieviel sie von jedem Mieter bekommen haben.

André Spiegel

2017-12-21

Ein Update für die Reise-Checkliste

Als wir im Auto zum Flughafen sitzen, zuckt die Liebste zusammen: »Oh Mist, ich hab' vergessen, das Google auszumachen, die Kinder haben lauter Timer gestellt!«

Ich kann es mir lebhaft vorstellen: *Hey Google, set a timer for four days! Hey Google, set a timer for a hundred hours!* Nicht auszudenken, wenn in den nächsten Wochen mitten in der Nacht die Timer losgehen und niemand da ist, um sie mit *Hey Google, Stop!* zum Schweigen zu bringen.

Ich glaube nicht, dass ich in der Google Home App sehen kann, was für Timer gerade aktiv sind. Jedenfalls finde ich keine Funktion dafür. Immerhin kann ich im Aktivitätsprotokoll alle Befehle nachgucken, die Google Home in den letzten Tagen ausgeführt hat.

Das Ergebnis ist beruhigend: Der einzige Langzeit-Timer, den die Kinder wirklich gestellt haben, ist letzte Nacht um zwei Uhr losgegangen und da bin ich zufällig gerade im Wohnzimmer gewesen. Ich habe verdutzt *Hey Google, Stop!* gesagt und mir nichts weiter dabei gedacht. Keine Ahnung, wie lange das Piepen sonst gedauert hätte.

André Spiegel

Dezember 2017

Meine Mouter kann voll gut Router

Der Router meiner Mutter funktioniert nicht mehr. Ihre Freundinnen können sie nicht mehr auf dem Festnetz anrufen und sich mit ihr verabreden, das ist schlimm für sie. Schlimm für mich ist noch dazu, dass ich in ein paar Tagen zu ihr fahre und das Internet auch nicht tut.

Ich dränge die Mutter unter dem halb edlen, halb schmutzigen Vorwand, ihn ihr dann doch gleich einrichten zu können, einen Ersatzrouter zu besorgen (sie mietet den Router von ihrem Anbieter). Sie ruft in einer Anbieterfiliale an und die haben einen passenden Router vorrätig. Den lässt sie sich reservieren und will ihn am Dienstag abholen.

Am Mittwoch sehe ich, dass die Mutter vom Festnetz aus angerufen hat. Ich rufe zurück und siehe da: Es scheint zu klingeln. Jedenfalls wird nicht mehr sofort die bekloppte Sprachbox aufgerufen. Die Mutter ist sogar zuhause und geht ans Telefon – und hat dann auch gleich eine Frage: Es funktioniere ja schon alles gut und schön, aber was bitte sei der Netzwerkschlüssel, sie habe nur den WLAN-Schlüssel, ist das der?

Ich muss vor Rührung fast weinen, ja, das ist der, sage ich. Und du hast das ganz allein hingekriegt! Ja, sagt sie und ist zu Recht stolz. ich verspreche, im Techniktagebuchredaktionschat gehörig mit ihr anzugeben und das tu ich dann auch gleich nach dem Auflegen. Dort zwingt man mich natürlich sofort, dies aufzuschreiben, denn Aufschreiben sei das beste Angeben. Hätt' ich mir ja denken können.

Mia Culpa

21. Dezember 2017

Bass! Bass! Wir brauchen Bass!

Ich muss mal eben einen Bass testen, den ich derzeit im Büro beherberge. (Jeder, der Bass spielt, sollte einen Bass im Büro haben, weil es immer Momente im Arbeitsalltag gibt, die nach einem Bass verlangen, aber das nur nebenbei.)

Es ist ein passiver Bass, also ohne eingebauten Vorverstärker. Das Ausgangssignal ist dementsprechend sehr schwach. Sicherlich könnte ich die Computerlautsprecher meines Rechners verwenden, aber das ist alles so eng zusammengeknüppert, dass ich garantiert viele Kabel herausreiße, bevor ich das richtige finde, also lasse ich es. Außerdem wollte ich schon immer mal nach einer Möglichkeit suchen, auch unterwegs einen Bass testen oder mit Zimmerlautstärke spielen zu können, ohne gleich einen riesengroßen Bassverstärker herumschleppen (und zuvor kaufen) zu müssen. Gerade vor ein paar Tagen hatte ich mich darum über das Angebot an Bluetooth-Lautsprechern mit Line-in-Eingang informiert. Nur wollte ich gerne ausprobieren, bevor ich mir einen solchen Lautsprecher kaufe, ob das als mobiler Bassverstärker taugt.

Der Zufall will es, dass mir meine Frau gestern Abend einen kleinen Bluetooth-Lautsprecher gegeben hat, den sie als Werbegeschenk erhalten hat. Am Handy macht der für seine Größe ordentlich Rabatz, so dass er Teil meines Versuchsaufbaus wird. Um das Ausgangssignal zu verstärken, den Lautsprecher aber auch nicht gleich zu killen, soll noch ein Effektgerät, ein Compression-Sustainer, zum Einsatz kommen. Dieser hat einen regelbaren Ausgangspegel, der das Signal auch verstärken kann. Außerdem kann er Amplitudenspitzen des Signals kappen. Dann greife ich mir noch schnell zwei 6,3 mm-Klinke-Klinke-Kabel sowie einen Adapter von 6,3mm-Klinke auf 3,5mm Klinke.

Ich stöpsle alles zusammen, und es funktioniert. Der Klang ist natürlich nicht besonders toll, sehr mittenlastig, Aber zum Testen reicht es mir voll und ganz. Es funktioniert übrigens sogar ohne das Effektgerät als Vorverstärker, allerdings sehr leise. Mit einem kräftigeren Lautsprecher könnte das aber reichen. Vielleicht bekomme ich ja einen zu Weihnachten.

www.youtube.com/oy01W5sgKdQ

Markus Winninghoff

2017 und ein bisschen früher

Alles ist eine Playlist

Ich nutze Spotify schon länger und habe anfänglich sehr geschimpft, weil ich das Konzept, dass die Organisation von Musik fast ausschließlich über Playlists funktioniert, nicht für meine Zwecke dienlich empfand. Mittlerweile habe ich mich dran gewöhnt und lebe mit sehr vielen Playlists. Diese gliedern sich in folgende Kategorien:

Persönliche und/oder dynamische Playlists

Darunter fasse ich Playlists, die personalisiert sind und sich regelmäßig aktualisieren, also zum Beispiel meinen Mix der Woche oder den sogenannten Release Radar, der sich aus Neuerscheinungen speist. Außerdem gibt es ein paar dynamische Playlists, die nicht personalisiert sind, aber trotzdem regelmäßig wechseln, zum Beispiel den “Composer Weekly”, wo jede Woche ein neuer Komponist vorgestellt wird. Diese Playlists sortiere ich in der Übersicht ganz nach oben, weil ich sie besonders häufig höre und schnell im Zugriff haben will.

Gemeinsame Playlists

Direkt danach kommen gemeinsame Playlists. Hierunter fallen Playlists, die ich mit ein paar anderen musikbegeisterten Menschen pflege und die thematisch oder nach Genre organisiert sind. Es gibt eine für Musicals, eine für Countrymusik, eine mit deutscher Musik, eine mit Coverversionen, eine für Klassikmusik, eine, die nur aus Liedern besteht, wo das Licht entweder aus- oder angemacht wird und noch einige mehr.

	TITEL		KÜNSTLER	ALBUM
+	Will the Last One Out Please Turn Off the Light		Stanley Odd	Reject
+	Turn The Lights On		Saliva	Under Your Skin
+	Turn the Lights Off		Tally Hall	Good & Evil
+	Turn The Lights On		Big Sugar	Heated
+	Turn The Lights Off (Single Edit)		DJ Jose	Turn The Lights Off
+	Turn The Lights On		Little Big Town	Pain Killer
+	Turn off the Lights		Ghost Nation	Turn off the Lights
+	Turn On The Lights	EXPLICIT	Future	Pluto 3D
+	Turn off the Lights		La India	Unica
+	Turn On The Light	EXPLICIT	Jamie T	Carry On The Grudge
+	Turn Off the Light		Baghira	Mallorca Chillout Collection ...
+	Turn On the Light		Picknick On the Hill	On My Way (Ep)
+	Turn Off the Light		Lady ShowStoppa	Turn Off the Light

Hörbücher

Als nächstes kommen Hörbücher, die ich mal hören will. Sie sind auch relativ weit nach oben sortiert, weil ich sie meistens mehr oder weniger am Stück höre und dann wieder lösche, sie also für eine kurze Zeit eher wichtig sind und danach sowieso wieder verschwinden.

Künstlerplaylists

Als nächstes kommen Playlists, die nur Alben eines Künstlers beinhalten. In vielen Fällen ist es das (auf Spotify verfügbare) Gesamtwerk in chronologischer Reihenfolge. Künstler, die mich so interessieren, dass ich für sie eine eigene Künstlerplaylist angelegt habe, sind zum Beispiel: Camille, Lana Del Rey, Marianne Faithfull, Randy Newman, Heather Nova, Tanita Tikaram, Neil Young und noch einige andere. Die Playlists sind alphabetisch geordnet.

Einzelne Alben

Danach kommen einzelne Alben, die ich mir einfach als Playlist wegspeichere, damit ich sie einerseits schnell wiederfinde und andererseits offline hören kann. Hier kommt mein Hauptproblem mit Spotify zum Tragen. Man kann Alben nämlich auch runterladen, ohne vorher eine Playlist zu erstellen, dann werden sie aber automatisch den gespeicherten “Songs” hinzugefügt. Die Funktionalität “Songs” nutze ich aber, um mir einzelne Songs, die ich gut finde, zu merken und möchte sie nicht mit Alben vermischen, die ich – meist temporär – in den Offlinespeicher hole. Deswegen lege ich auch einzelne Alben als Playlist an und sortiere sie alphabetisch.

Eigene Playlists

Als nächstes kommen Playlists, die ich selber angelegt habe und bei Bedarf pflege. Diese Playlists pflege ich allein, das soll auch so bleiben, sie sind allerdings öffentlich, also kann sie jeder hören. Ich habe zum Beispiel eine Weihnachtsplaylist, eine für Disneylieder, eine mit moderner französischer Popmusik, eine mit Klassik und eine mit Liedern, in denen es um Hunde geht.

Fremde Playlists

Dann kommen Playlists von anderen Leuten oder von Spotify selber, denen ich folge.

Das Mix-der-Woche-Archiv

Ganz zum Schluss kommt das Archiv meines Mix der Woche. Jeder Mix der Woche wird automatisch weggespeichert und mit Datum versehen, für den Fall, dass ich mir die automatischen Vorschläge von Spotify auch mal aus historischer Sicht anhören will. Das automatische Erstellen der Playlist erfolgt über ein Rezept von IFTTT, irgendwas klappt aber nicht so ganz, weswegen manchmal nur wenige Lieder in den Playlisten sind. Woran das scheitert, weiß ich nicht, so wichtig ist es mir aber auch nicht. Wenn eine dieser Playlists nur eine einstellige Anzahl von Liedern hatte, schmeiße ich sie weg.

Regelmäßig muss ich die Playlistenliste aufräumen, Listen an die richtige Position sortieren oder Listen löschen, die ich nicht mehr brauche. Insgesamt habe ich jetzt aber ein System gefunden, das funktioniert und grundsätzlich alles das tut, was ich fürs Musikkonsumieren brauche. Die oben beschriebene Reihenfolge stimmt auch nicht ganz, weil ich einzelne Playlists, die ich öfter höre, auch weiter nach oben sortiere, zum Beispiel den "Karaoke-Spickzettel", den ich angelegt habe, weil mir sonst beim Karaokeabend immer erst nachher noch drei bis elf Lieder einfallen, die ich eigentlich noch gerne gesungen hätte.

Am auffälligsten ist vielleicht, dass ich mit Spotify viel häufiger ganze Alben oder eben sogar ganze Gesamtwerke durchhöre, und gar nicht nur wild einzelne Songs unterschiedlicher Alben.

Als Experiment habe ich auch mal eine Woche konsequent das Gesamtwerk von Suzanne Vega gehört, auch um zu gucken, wie der nächste Mix der Woche dann aussieht. Das war eigentlich auch eine sehr schöne Woche.

Anne Schüßler

22. Dezember 2017

Umblättern ist so 2005

Ich gehe allein in die Sauna, kaufe mir daher zum ersten Mal seit längerer Zeit ein Magazin in Papierform. Ich ertappe mich dabei, wie ich, beim Lesen ans Seitenende gelangt, anstatt umzublättern per Wischgeste

versuche, den Text hochzuschieben.

Virtualista

22.12.2017

Der Lottoautomat

In einer „Konsum“-Filiale, genauer: vor der in dieser Filiale einquartierten Paketannahmestelle der Deutschen Post, befindet sich ein „Lotto SB-Terminal“. „Einfach am Bildschirm tippen“, steht über dem Display, und: „Mit EC-Karte sicher und bequem bezahlen. Automatische Gewinnüberweisung auf Ihr Konto“.

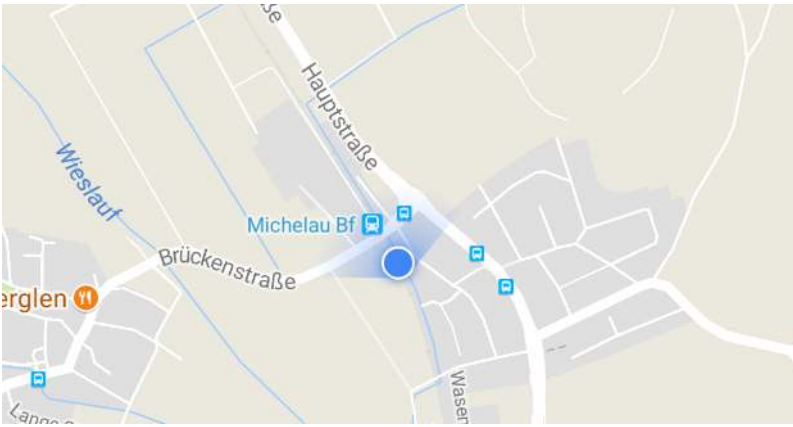
Es stellt sich heraus, dass ich diese mir bis dahin unbekannte Technik gerade noch rechtzeitig entdeckt habe, denn ein Fließtext auf dem Bildschirm klärt auf: „Der Verkauf am SB-Terminal wird zum 31.12.2017 eingestellt.“

Torsten Gaitzsch

22. Dezember 2017

Schwierige Orientierung im Inneren des Wiesels

Ich sitze in der Wieslauftalbahn, “im Volksmund auch Wiesel genannt”. Die Haltestellen sind dunkel und nicht erkennbar beschriftet, eine Anzeige im Zug gibt es nicht. Manche Bahnhöfe werden leise angesagt, die meisten aber nicht. “Vielleicht kann der Fahrer die Schilder selbst nicht so gut lesen, wo er gerade ist”, vermutet Markus Winninghoff. Ich mache es wie die Kaltmamsell in Israel und identifiziere die Haltestellen mit Hilfe von Google Maps.



Wie man hier wohl seinen Bahnhof gefunden hat, bevor es GPS gab? Wahrscheinlich erkennen die Einheimischen ihren Aussteigeort wie Lachse am Geschmack.

Kathrin Passig

Weihnachten 2017

Kompetente Väter

Wir spielen Vater und Kind. Johannes (4) ist der Vater, ich (42) bin das Kind. Das Kind ist krank. Der Vater will Medizin kaufen. Routiniert greift er zu einem Holzbrettchen aus dem Kaufmannsladen, wischt – energisch! – mit dem Zeigefinger nach links. Tippt. “Medizin get (k) auft”. Und das mit dem k wird auch noch klappen.

Swantje Lahm

Dezember 2017

Kfz-Zulassung halb online

Das Straßenverkehrsamt hier in der Stadt war jahrelang extrem verschrien für endlose Wartezeiten. Leider muss man dort bei vielen der Amtsgeschäfte vor Ort erscheinen, weil man ja eben ein Siegel braucht – also einen Aufkleber auf dem Nummernschild. Natürlich könnte man einfach mal so dorthin marschieren und alles nacheinander erledigen. Aber pfiffigerweise habe ich mich dazu entschlossen einen Online-Termin zu vereinbaren, als ich neulich mal ein Auto auf meinen Namen zulassen musste.

Dazu öffnet man die inzwischen sehr unübersichtlich gestaltete Webseite der Stadt und sucht sich durch zum Straßenverkehrsamt.

In meinem Fall ist es wohl die einfachste Variante der angegebenen Möglichkeiten. Ein hier zugelassenes Auto wird auf mich umgeschrieben. Die Nummernschilder bleiben somit erhalten.

Ich starte also die Online-Anwendung, die im regionalen Rechenzentrum gehostet wird und wähle den Punkt “ein gebrauchtes Fahrzeug anmelden, ummelden bzw. umkennzeichnen oder den Saisonzeitraum ändern.” Auf der darauf folgenden Seite kann ich die Details auswählen. Und weiter Angaben

zu mir und zum gewünschten Kennzeichen machen. Ich möchte das Kennzeichen gerne behalten, aber man kann sich auch Wunschkennzeichen reservieren (gegen eine Gebühr, die gespendet wird) oder ein kleines Kennzeichen für Motorräder.

Auch auf die notwendigen Unterlagen werde ich hingewiesen: So benötige ich eine eVB (Elektronische Versicherungsbestätigung), damit das Fahrzeug vorläufig versichert ist. Dazu noch meine Kontonummer, weil die KfZ-Steuer nur noch per (SEPA-)Lastschrift bezahlt werden kann. Natürlich meinen Personalausweis. Und noch den Fahrzeugschein und -brief, die seit ein paar Jahren Zulassungsbescheinigung Teil I und Teil II heißen.

Wenn man all das eingegeben hat und die Unterlagen zusammen hat, kann man online einen Termin reservieren. Diese werden an zwei Schaltern im Viertelstundentakt vergeben. Ich suche mir einen passenden Termin aus und fahre am angegebenen Tag in zum Straßenverkehrsamt. Das ist nicht weit entfernt und eigentlich könnte ich auch mit dem Rad hinfahren. Aber ich dachte, dass ich die Kennzeichen eventuell benötigen würde, was aber nicht der Fall war.

Zum Glück habe ich mich für eine Online-Reservierung entschieden, denn die Schlange vorm normalen Schalter war wirklich sehr lang. An der darf ich unter bösen Blicken der Wartenden vorbeimarschieren und am Internetschalter mein Begehr vortragen. Meine Angaben waren ja alle schon von mir selbst erfasst worden, was den Vorgang nochmal beschleunigt. Ausgebremst werde ich aber von einem Schreibfehler in der eVB, was einen Anruf bei der Versicherung notwendig macht.

Die Sachbearbeiterin übergibt mir dann eine Plastikkarte, mit der ich zum Kassenautomaten gehen, um die Gebühren von 20 € zu bezahlen. Das funktioniert im hiesigen Straßenverkehrsamt über Bargeldeinzug oder per Karte. Ich wähle letztere Option. Mit der Quittung zurück am Schalter werden dann Zulassungsbescheinigung Teil I und Teil II mit einem Nadeldrucker (!) aus-

gedruckt und mir ausgehändigt. Zack, das war's. Gedauert hat alles ca. 15 Minuten, einschließlich der Verzögerung durch den Anruf bei der Versicherung.

die christine

Weihnachten 2017

Der Papa hat‘s kaputtgemacht

Bald ist Weihnachten. Wir beschließen der Vierjährigen ein Musikabspielgerät für ihr Zimmer zu schenken. Aber was genau ist ein „Musikabspielgerät“ für eine Vierjährige heute? CD-Player gehen schnell kaputt, MP3-Player haben keine kindertaugliche Menüführung und die knallbunten Kinderkassettenrekorder vergangener Zeiten haben zwar moderne Nachfahren, die sind aber immer noch hässlich unbrauchbar. Wir haben fünf Kinder – wir haben schon viel ausprobiert. Also beschließen wir, ein abgelegtes Smartphone der älteren Schwester mit einer kindertauglichen App zu versehen und alle anderen Funktionen zu sperren.

Die Kleine bekommt also eine Bluetoothbox zu Weihnachten und das Versprechen, das „Musikhandy“ passend zu installieren. Am ersten Weihnachtsfeiertag liegt sie uns schon morgens in den Ohren, wann das Musikhandy endlich bereit sei, sie möchte jetzt Musik in ihrem Zimmer hören.

Gegen Mittag sind wir weichgekocht, das Handy ist aufgeladen, auf Werkseinstellungen zurückgesetzt und die dritte Musikapp für Kinder ist installiert (parallel dazu wurde ein festliches Mittagessen gekocht, serviert, aufgegessen und abgespült, verschiedene Geschenke anderer Kinder in Betrieb genommen und bewundert). Am Nachmittag drückt sie sich (unterbrochen von unseren Ermahnungen es handle sich um ein MUSIK-Handy) durch alle Menüs am Handy, sucht auf YouTube, möchte Pokémon und Minecraft installiert haben und spielt Dragonfly. Sie trägt das Smartphone ununterbrochen durchs Haus und freut sich, dass sie jetzt auch eines hat.

Am Abend komme ich endlich dazu, eine Kinderschutzsoftware zu installieren und ein bisschen passende Musik aufzuspielen. Nun kann sie nur noch die Musikapp starten. Sie probiert etwas daran herum, lässt das Handy am Sofa zurück und berichtet enttäuscht den Geschwistern: „Der Papa hat's kaputtgemacht".

Georg Passig

25. Dezember 2017

Ein Jahr mit dem Smartphone

Die Mutter besitzt seit genau einem Jahr ein Smartphone. Ich frage nach: "Und, wie kommst du jetzt damit zurecht?" – "Naja. Geht so. Noch nicht so richtig gut." – "Aber findest du nicht, dass das Tippen darauf viel einfacher ist als auf dem alten Tastentelefon?" – "Also ... nein. SMS schreiben ist ja mit dem Smartphone **viel, viel, viel** komplizierter als mit dem alten Handy."

Molinarius

Dezember 2017

Glühwein, Punsch und Saft

Auf deutschen Weihnachtsmärkten liegen jetzt an ausgewählten Glühweinständen Handyladekabel aus. "Schade, für mein iPhone 4s gibt es nichts", beklagt zwar jemand, aber der gute Wille wird einstimmig begrüßt.

Torsten Gaitzsch

Ende 2017

Zurück aus der Zukunft: Android Auto

Im Oktober 2016 hatte ich zum ersten Mal ein Auto, in dem mein Smartphone per Android Auto den Bildschirm übernehmen konnte. Heute, mehr als ein Jahr später, ist das immer noch eher die Ausnahme als die Regel. Zwar fahre ich fast jede Woche ein anderes Auto. Es ist meistens ein aktuelles Modell des Herstellers, fabrikneu. Aber die Flotte von Hertz, meiner Mietwagenfirma, besteht zu achtzig Prozent aus Toyotas, und Toyota ist das Nordkorea

unter den Autobauern: der einzige große Hersteller, der sich standhaft weigert, Android Auto oder Apple Carplay zu unterstützen, und lieber an seiner eigenen Software weiterbastelt.

Es hilft auch nichts, dass ich Premiumkunde bei Hertz bin und mir selber das Auto aussuchen kann, das ich fahren möchte. Ich laufe dann unschlüssig durch das Parkhaus, mache einen Bogen um alle Toyotas und gucke angestrengt durch die Seitenscheiben. Wie groß ist der Bildschirm? Sieht das nach einem Touchscreen aus? Ist das ein 2017er Modell? Schon zigmal habe ich mich schließlich in irgendein Auto gesetzt, das Smartphone per USB verbunden, nur um herauszufinden, dass… nichts passierte. Meistens ist es mir dann zu dumm, nochmal rauszugehen, das Gepäck aus dem Auto zu räumen und nach einem anderen Kandidaten zu suchen.

Die Angestellten von Hertz, die ich nach einem Auto mit Android Auto gefragt habe, haben mich jedesmal verständnislos angeschaut und mir diesen oder jenen Toyota empfohlen. Gucken Sie mal, der ist doch luxuriös, eigentlich eine viel höhere Klasse, tolle Farbe, usw. Ich komme mir dann immer recht albern vor mit meinem Wunsch, Android Auto zu fahren und setze mich kleinlaut in den empfohlenen Luxusschlitten mit unbenutzbarem Navigationssystem.

Zum Glück habe ich nach wie vor meinen Smartphone-Halter für den CD-Schlitz dabei.

André Spiegel

26. Dezember 2017, beim Stimmen der Instrumente für das Weihnachtsoratorium

Im Konzert nicht erreichbar sein wollen

Im letzten Moment kommt die ältere Dame in die Kirche und setzt sich ganz nach vorne, dicht zu uns. Der Mitmusiker wispert mir zu: “Meine Mutter. Wie schön, dass sie doch noch kommen konnte!” Die ältere Dame gibt meinem Mitmusiker Zeichen, er möge kurz zu ihr kommen. Wir nehmen unsere Plätze ein, die Zeichen der älteren Dame werden dringlicher. Der Kollege geht noch kurz zu seiner Mutter, die beiden tuscheln miteinander; er kommt zu seinem Platz neben mir und flüstert mir zu: “Sie weiß nicht, wie ihr Handy ausgeht; jetzt hat sie es mir in die Hand gedrückt. Der Klingelton ist bestimmt auf ganz laut gestellt! Wie geht das nur aus? Oder wenigstens lautlos?”

Die Streicher stimmen ihre Instrumente, zuerst die Geigen.

Er zeigt mir ein Seniorenhandy mit großen Tasten, es könnte dieses hier gewesen sein. Durch die Noten verborgen nesteln wir gemeinsam zunehmend hektisch an dem Gerät herum.

Gedrückt halten der großen roten Taste führt zu einem lauten “Piiiep” in das Stimmen der Streicher, dann erscheint auf dem Display: “Wirklich ausschalten? Ja – Nein”

Die Bassgruppe stimmt.

Der Mitmusiker drückt mehrfach auf das Display, da, wo “Ja” steht, wie man es bei einem Smartphone tun würde – aber das Seniorenhandy hat natürlich keinen Touchscreen.

Die Bläser stimmen.

Er findet den Menü-Knopf, mit dem die Auswahl “Ja” bestätigt wird.

Die Instrumente werden leise. Der Dirigent stellt sich ans Pult. Es ist ganz leise.

Das Handy schaltet sich ab und spielt dabei in die andächtige konzentrierte Stille vor dem Konzertbeginn laut seine Abschaltmelodie.

Falls einer der Konzertbesucher bis hierhin vergessen hatte, sein Mobiltelefon auf lautlos zu schalten: dies dürfte ihn daran erinnert haben.

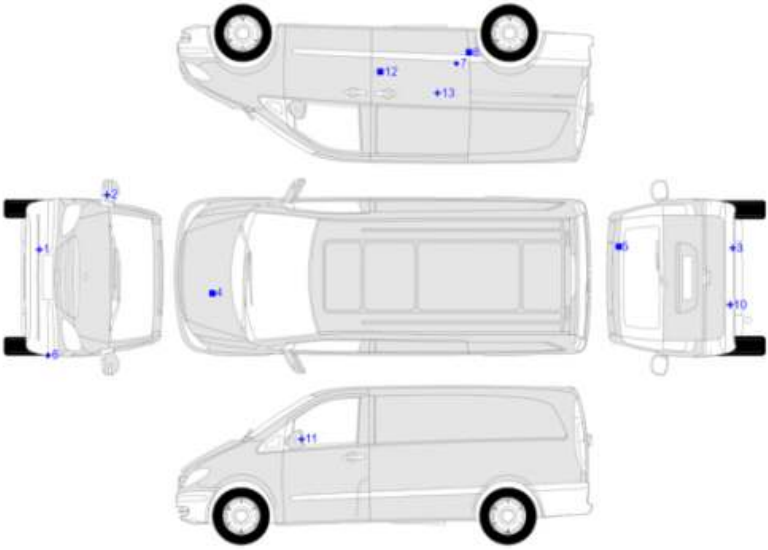
Molinarius

17.–25. Oktober und 24.– 26. Dezember 2017

Autoanmietung 2017

Bei unserem Malta-Urlaub im Oktober ist die Anmietung eines Leihwagens noch wie seit vielen Jahren gewohnt: Nach der Anmeldung am Counter übernehmen wir den Wagen auf dem Parkplatz, indem wir mit einem Mitarbeiter um das Auto herum gehen. Er markiert auf einem Papier mit einem schematisch aufgemalten Kfz defekte oder verkratzte Stellen, es unterzeichnen beide Parteien, einen Durchschlag dürfen wir behalten. Bei der Rückgabe wird das Protokoll herausgeholt und mit neueren Schäden (ähem, nur ein Kratzer) abgeglichen.

Zu Weihnachten mieten wir uns zuhause bei Sixt einen kleinen Lieferwagen. In der Heimat gilt es, ein paar Möbel mitzunehmen. Bei der Fahrzeugübergabe hantiert der Mitarbeiter auf einem iPhone herum und markiert Schadensstellen elektronisch. Ich unterzeichne auf dem Display mit meinem Finger. Der Mitarbeiter toucht auf ein Bestätigungsfeld und keine zwei Sekunden später brummt mein Handy: Eine neue E-Mail mit der Kopie des Übergabeprotokolls im Anhang.



Ausschnitt aus dem PDF-Übergabeprotokoll mit der Markierung von Schadensstellen

Die Rückgabe am zweiten Weihnachtsfeiertag erfolgt per Einwurf des Schlüssels in einen Rückgabekasten an der Verleihstation. Ich staune noch mehr, denn das wird mir ebenfalls kurz darauf per E-Mail bestätigt.

Lediglich das Rückübergabeprotokoll erreicht uns erst viele Tage später ganz traditionell per Post. Das enttäuscht mich dann doch ein wenig. Wenigstens gibt es dieses Mal keine Schäden zu beklagen.

Johannes Mirus

Dezember 2017

Was die Polizei so alles weiß

Über die Weihnachtsfeiertage ist mir ein Unfall passiert, mein Motorrad ist gegen ein parkendes Auto gekippt und hat es leicht beschädigt. Ein paar Lackkratzer, ein paar Beulen am Kotflügel. Das Motorrad selbst hat nichts, außer einen verbogenen Spiegelhalter.

Das Problem bei Parkplatzschäden: Der Unfallgegner ist selten da. Zettel ans Auto stecken ist fragwürdig und trotzdem eine Unfallflucht, einfach wegfahren asozial und mit meinen Wertvorstellungen nicht vereinbar.

Also den Polizeinotruf angerufen, den Unfall gemeldet und gut 15 Minuten gewartet, bis die Polizei eintraf. Nach einer kurzen Schilderung was passiert ist, holte einer der Polizisten ein Smartphone aus der Tasche und rief einen Kollegen für eine Halterabfrage an. Hier hat mich erst einmal nur das offensichtlich private Smartphone etwas verwirrt. In meiner Vorstellung sollte jetzt ein Funkgerät oder ein kleiner Computer im Streifenwagen zum Einsatz kommen. Er bekam eine Adresse des Halters durchgesagt, zwar auch in Berlin, aber leider wohl nicht die Adresse, an der wir uns gerade befanden, und fragte nach einer Telefonnummer. An dem Punkt dachte ich “Klar, woher sollte die Polizei denn die Telefonnummer des Halters haben?” und staunte aber nicht schlecht, als sowohl eine Festnetznummer als auch eine Handynummer durchgesagt wurde. Ich habe keine Ahnung, welche Datenbank da abgefragt wurde.

Unter beiden Telefonnummern konnte dennoch niemand erreicht werden. Das war allerdings auch gar nicht nötig, da der Halter kurz darauf zu seinem Auto kam, weil er aus dem Fenster die Polizei und mich an seinem Auto stehen sah. Das Festnetz war zu Hause, das Handy lautlos gestellt.

Stefan Jaekel

26.12.2017

Vertigo-Effekt reloaded: Wie einem mit 3D-Technik *wirklich* schwindelig werden kann (wenn's klappt)

Es kennen vielleicht alle den Effekt, mit dem Hitchock in Vertigo Schwindel visualisieren wollte, indem er die Kamera auf Schienen ranfahren lässt und dabei mit der Linse wegzoomt und wieder umgekehrt. So sieht das in animiert aus (Vorsicht, Schwindelgefahr! Nicht.):

www.youtube.com/m5_h2MsA7zI

Nun schreitet die ganze Filmtechnik ja artig voran, und wahrscheinlich geht das mit 3D-Technik besser, wenn das Gehirn mitmacht, was man allerdings nicht weiß, bis einer diese Idee hier ausprobiert, wofür ich ganz kurz ausholen muss:

Das Gehirn macht ja immer eine Art mashup aus den Bildinformationen beider Augen. Den übereinandergelegten Informationen beider Augen entnimmt das Sehzentrum Tiefenhinweise und man sieht dreidimensional. Werden die Augen dabei gestört, entstehen seltsame Effekte: Wird zum Beispiel ein Auge mit einem dunklen Glas abgedunkelt, kommt die Bildinformation aus diesem Auge ein paar Millisekunden später im Gehirn an, und wegen dieser Ungleichzeitigkeit im Gehirn scheint dann ein gerade auf einer Linie schwingendes Pendel elliptisch zu kreisen. Bisschen paradox, dieses Gehirn, weil es einem im selben Moment eine Ellipse visualísiert und eine Linie rationalisiert, aber wir haben kein anderes. Diesen Pulfrich-Effekt nutzte die kurze und schwächliche Episode des 3D-Fernsehens in den Neunzigern.

Das 3D-Kino imitiert hingegen das natürliche 3D-Sehen. Auf die Leinwand werden gleichzeitig zwei Bilder einer „zweiäugigen“ Kamera projiziert. Beide Bilder sind unterschiedlich polarisiert, und mithilfe der 3D-Brille wird für

jedes Auge nur eines der Bilder sichtbar (damit die Bilder polarisiert reflektiert werden, sind die Leinwände mit Silber beschichtet) – damit erhält das Gehirn wie gewohnt seine Tiefenhinweise und der Film wird plastisch.

Jetzt kommt endlich, was ich eigentlich sagen will: Solche Tiefenhinweise erhält das Gehirn nämlich nicht nur binokular (durch die Bilder beider Augen), sondern auch monokular. Monokulare Hinweise sind zum Beispiel die perspektivische Verengung, der Schattenwurf auf dahinter liegende Objekte oder das optische Kleinerwerden weiter entfernter Gegenstände (Wikipedia hat noch mehr anschauliche Beispiele). Wenn man nun eine Filmsequenz aufnimmt, die monokularen Tiefenhinweise digital etwas verändert und einem Auge das Original, dem anderen aber die (ähnliche, aber mit anderen monokularen Tiefenhinweisen versehene) Kopie zeigt – dann, ja dann, wird es einem, wenn's klappt, schwindelig.

Piet Haverstorm

2017-12-27

Zeichen und Wunder

In der Wohnung, in der wir für ein paar Tage zu Besuch sind, haben wir nach einem HDMI-Kabel gesucht, aber einen Fire Stick von Amazon im Fernseher gefunden. Große Verblüffung, als ich den Chrome-Browser auf meinem Macbook umstandslos darauf casten konnte. Ich meine, ich wusste, dass Google und Amazon jetzt Freunde sein wollen, aber dass das so schnell und so umfassend gehen würde? Zeichen und Wunder. Es ruckelte nur leider zu sehr, also haben wir doch wieder auf dem Mac-Bildschirm geguckt.

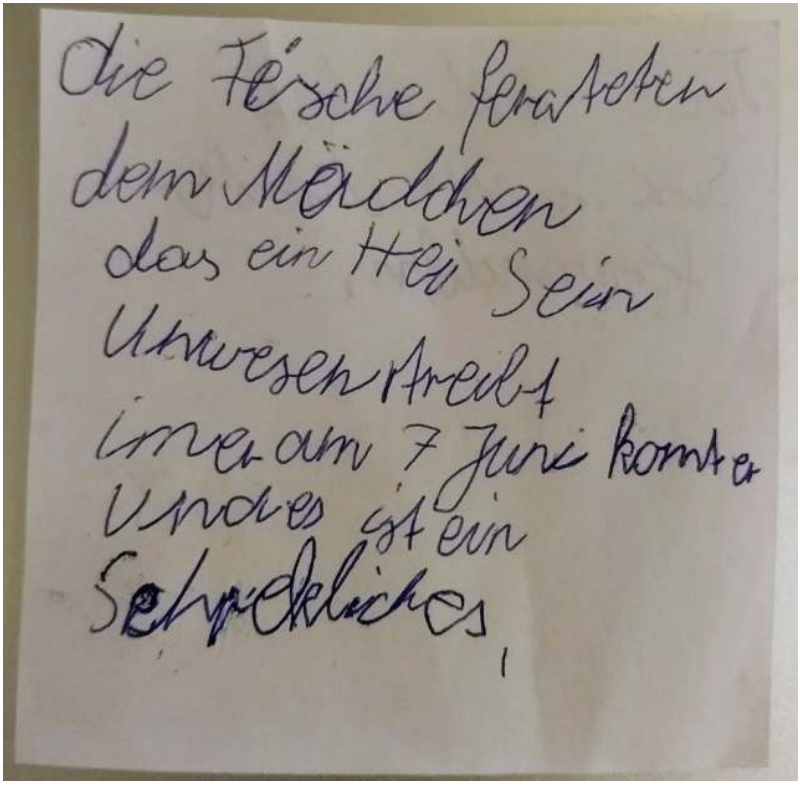
Oh, und noch mehr Zeichen und Wunder: Wir haben auf dem US-Amazon einen Film geliehen und konnten ihn hier, in Deutschland, abspielen, ohne dass Amazon uns zur Benutzung von amazon.de oder einer deutschen Synchronfassung nötigte.

André Spiegel

Ende Dezember 2017

Audiotranskription: Man kann die Zukunft schon sehen, aber noch ist die Gegenwart schneller

Das Video zur Audiotranskription mit Google Docs, über das Ninu sich so freut, ist mir auch begegnet. Deshalb probiere ich aus, ob sich auf diese Art die von der Nichte auf einem Spaziergang ausgedachte Geschichte womöglich ganz einfach aufschreiben lässt. Vielleicht könnte sie das dann auch ohne mich, und vielleicht wäre es einfacher als so:


Die Fische feirateten
dem Mädchen
das ein Hei Sein
Unwesen treibt
imer am 7 Juni kamte
Und es ist ein
Schrecklichs,

Mit der Nichte und dem Laptop sitze ich auf dem Sofa und sage langsam und deutlich zu einem Googledoc: “Es war einmal ein König, der war bei seinen Untertanen sehr beliebt und außerdem schön und klug. Nur schwimmen konnte der König nicht, das war ihm sehr peinlich.” Es funktioniert einigermaßen, aber ich finde nicht gleich heraus, wie man Satzzeichen eingibt und muss ein bisschen korrigieren. Den Rest der Geschichte “Das schöne

Mädchen und der König, der nicht schwimmen konnte” tippe ich dann doch lieber, das geht ungefähr doppelt so schnell und die Satzzeichen sind dort, wo ich sie haben will.

Kathrin Passig

Dezember 2017

Die Zeitmaschine ist Vergangenheit

Im August 2016 habe ich über diese Telefonzelle geschrieben, über ihre Plakate mit Werbung für den “Skyper”, ihren SMS-Verschick-Service, ihren robusten Münztresor, die auf dem Telefon eingravierten Abbildungen von Münzen einer ausgestorbenen Währung.

Im Dezember 2017 steht davon nur noch eine Hülle, äußerlich scheinbar unversehrt, doch innen wüst und leer.

Kalt ist es beim Fotografieren, der Daumen schmerzt mich. Ich gehe und hinterlasse dies Bild.

Kathrin Passig

Dezember 2017

Das Sicherheitstelefon

Im Kino Koki in Lübeck hängt ein beiges Bundespost-Wandtelefon (vermutlich TWB75). Ein sehr solide erscheinender Aufsatz lässt nur die Ziffern-tasten 1 und 0 frei; ein sowohl typographisch als auch stilistisch wunderschön betulicher Aufkleber erklärt Sinn und Zweck:

> Dieses Telefon dient Ihrer Sicherheit. Es soll nur in Notfällen benutzt werden. Es erwartet von Ihnen sachgerechte, behutsame Behandlung. – Enttäuschen Sie es nicht!

> Bei **Gefahr** rufen Sie bitte unter *101* [sic] die **Polizei** an. Sie wird, wenn erforderlich, die Feuerwehr oder den Rettungsdienst verständigen.
>
> Sie befinden sich hier auf dem Grundstück
>
> **Mengstraße 35**

Wenn ich das nächste Mal dort bin, werde ich vielleicht doch mal ganz behutsam den Hörer abnehmen und lauschen, ob ein Freizeichen ertönt.

schilderburger

2017 und vielleicht 20 Jahre davor

Was tun nach einem Unfall?

An einem Sommerabend 2017 komme ich aus dem Kino und finde das Heck meines geparkten Autos stark ramponiert vor. Jemand hatte sich mit der Physik angelegt und war, nachdem er diese Auseinandersetzung verloren und einen beachtlichen Schaden verursacht hatte, davongefahren. Die Polizei nimmt vor Ort den Schaden mit der Handykamera, Stift und Papier, sowie einer Art Messlatte auf, die sich schlecht fotografieren lässt, weil die Skala zu kleinteilig ist und wohl auch reflektiert.

Weihnachten 2017 zeigt mir dann die Tante, wie man das mit der Unfallaufnahme früher gemacht hat. Sie hat nämlich im Schrank ein vielleicht 20 oder 25 Jahre altes “Unfall Aufnahme Set” gefunden. Darin enthalten: eine analoge Kamera, ein 5 Meter langes, mit metrischen und imperialen Maßeinheiten ausgestattetes Rollmaßband, das man nach Gebrauch von Hand wieder aufrollen muss. Außerdem eine Anleitung “was tun nach einem Unfall?”, ein Unfallberichtbogen und noch weitere Papierdinge und Anleitungen, unter anderem für die Kamera. Ebenfalls beigefügt ist ein wirklich sehr

kleiner Landkartenflyer “Mini Quick Map Deutschland”, vermutlich, damit man dem Unfallgegner den ungefähren Standort zeigen kann, wenn dieser zum Beispiel aus einer Bewusstlosigkeit erwacht und fragt “wo bin ich?”.

Das Maßband nehme ich mit, weil es robust aussieht und meines gerade kaputtgegangen ist. Die anderen Teile des Sets brauche ich dann doch nicht, obwohl ich bei der Kamera kurz versucht bin, weil sie ein bisschen nach Toycam aussieht und schon eine Macke hat, die eventuell hübsche Lichtleck-Effekte zaubern könnte. Ich lasse es dann, weil ich bereits mehrere analoge Trashkameras habe, mit deren Hilfe ich meine Filmwegbringschwäche ausleben kann.

Aus Techniktagebuchgründen mache ich noch ein Foto´mit der Handykamera. Als ich das Bild im Redaktions-Chat zeige, bemerkt Kathrin Passig, dass das Set womöglich von ihr im Ferienjob verpackt worden sei. Allerdings kommt ihr die Kamera dann doch zu neu und gut vor.

Mia Culpa

28.12.2017

Zeitung lesen in der Stadtbücherei

Anfang Dezember fallen mir im Berliner Stadtbild die Werbeplakate der Stadtbücherei auf, die natürlich nicht mehr so heißt: Der *Verbund der öffentlichen Bibliotheken Berlins* (VÖBB) fährt eine Kampagne, um auf seine digitalen Angebote aufmerksam zu machen. Nun habe ich zwar eine Filiale

der Stadtbücherei fußläufig um die Ecke, aber ich würde, inzwischen, nicht mehr auf den Gedanken kommen, mir dort ein Buch zu leihen und innerhalb einer vorgegebenen Zeit lesen zu müssen.

Doch die digitalen Angebote, die mir der VÖBB verspricht, finde ich interessant. Weniger das Angebot, ein E-Book auszuleihen – dass ein solches, prinzipiell in unbegrenzter Anzahl vorhandenes Buch vorgemerkt werden muss, weil jemand anderes es gerade liest, ist nur mit merkwürdigen digitalen Rechtsmanagements erklärlich und stößt mich ab. Aber die umfangreichen Angebote aktueller Medien, die kann ich gut gebrauchen.

Einmal noch muss ich persönlich die Stadtbücherei aufsuchen, um einen Bibliotheksausweis zu erwerben, für zehn Euro pro Jahr. Damit bekomme ich eine Nutzerkennung, die aus einer elfstelligen Zahl besteht, und als voreingestelltes Passwort mein Geburtsdatum.

Das Passwort kann ich zwar ändern, aber nur in eine andere Ziffernfolge – die übliche Mischung aus Groß- und Kleinbuchstaben, Sonderzeichen und Zahlen ist nicht nur nicht gewünscht, sondern schlicht nicht möglich. An dieser Stelle wie auch sonst in dem User-Interface zeigt sich, was Anne Schüßler 2016 auf der re:publica vorführte: Die Webseiten öffentlicher Bibliotheken sehen immer noch so aus, als seien sie vor mehr als einem Jahrzehnt entwickelt und dann nie wieder angefasst worden.

Aber gut, das nehme ich hin, denn über die Webseite – die für weitere Unter-Angebote jeweils erneut ein Login verlangt – kann ich etwas tun, was ich gefühlt (vielleicht auch tatsächlich) seit den 1970-er Jahren nicht mehr gemacht habe: Aktuelle Zeitschriften und Zeitungen in der Stadtbücherei lesen.

Die Mischung ist ein wenig merkwürdig, neben vielen Regionalzeitungen gibt es auch Special-Interest-Blätter wie Gartenzeitschriften. Aber gut, ich muss ja nicht alle lesen.

Und auch die aktuellen Ausgaben von *Spiegel* und *Stern* kann ich, mit kleiner Zeitverzögerung, hier nachlesen – zum Teil zwar nicht in der Illustrierten-Ansicht, aber als Text über eine Medien-Datenbank.

Die gute alte Stadtbücherei, auch im digitalen Zeitalter gar nicht so schlecht. Wenn die jetzt noch an ihrem User-Interface arbeiten würden ...

Thomas Wiegold

28. Dezember 2017

Erste, noch sehr theoretische Begegnung mit Alexa

Ich habe in letzter Zeit – unter anderem in der Techniktagebuchredaktion – häufiger von physischen Sprachassistenten gehört, die man sich in die Wohnung stellt. Besonders gut aufgepasst habe ich dabei nicht, weil mir das Konzept, zu reden, wenn man auch schreiben könnte, schon bei Menschen nicht einleuchtet. Aber vielleicht wäre es ja was für meine Mutter, denn sie sieht immer schlechter und konnte noch nie schnell tippen.

Ich suche bei YouTube nach einem Video, mit dessen Hilfe ich ihr demonstrieren kann, was ich meine, und merke dabei, dass ich selber keine Ahnung habe, was es da gerade eigentlich gibt: Alexa, irgendwas von Google, irgendwas von Amazon, irgendwas namens Echo und eventuell irgendwas namens Dot, aber das könnten fünf verschiedene Dinger oder ein einziges sein, und ob mehr als eines davon Deutsch spricht, weiß ich auch nicht.

Meine Suchfaulheit und die YouTube-Vorschläge führen dazu, dass ich nach ein paar Fehlklicks auf Videos mit langwierigem Auspacken von Geräten bei einem NDR-Video lande, in dem Alexa vorgestellt wird.

Gemeinsam sehen wir das Video an. Alexa spricht ein schlechteres, abgehackteres Deutsch, als ich angenommen habe, aber vermutlich würde man sich daran gewöhnen. Die vorgestellten Verwendungen sind für mich alle irrelevant: Ich wünsche mir nie die 100-Sekunden-Version der Tagesschau, ich frage nie, wie das Wetter draußen ist, einen Weg zur Arbeit habe ich nicht, Mathehausaufgaben muss ich nicht machen, Musik höre ich auch keine, und wenn ich es täte, dann bestimmt nicht auf Zuruf einzelner Titel. Die Dinge,

die ich kaufe, sind selten so eindeutige Routinebestellungen, dass Alexa dabei nichts falsch machen könnte. Letztlich habe ich sowieso fast immer ein Gerät in der Hand.

Die Mutter macht beim Zuschauen gelegentlich anerkennende Geräusche, sagt aber am Ende, dass sie “nicht so vernetzt” sein möchte und ja auch “gar nicht immer im Internet” ist. Was sie mit dem zweiten Einwand meint, ist mir nicht klar, vielleicht ist das noch ein Relikt von früher, als man sich einwählen musste. Die Vorstellung, zu Alexa sagen zu können “Alexa, wo sind meine Fingermassageringe?” (eine der am häufigsten gestellten Fragen in diesem Haushalt, gleich nach “Wo ist meine Brille?”) gefällt ihr aber gut. Ob Alexa solche Fragen beantworten kann, vielleicht, nachdem man ihr beim Ablegen der Brille gesagt hat “Alexa, ich lege meine Brille aufs Fensterbrett im Keller”, weiß ich auch nicht. “Das schau ich mir lieber erst mal bei euch an”, sagt die Mutter abschließend. Mich meint sie damit nicht, weil sie nie nach Berlin kommt. Ich darf also weiterhin schriftlich mit dem Internet in Verbindung treten.

Kathrin Passig

28. Dezember 2017

Rätselhafte Gewohnheiten der Ahnen im Umgang mit Daten

Im Gespräch mit der anderen Frau Passig ist mir nebenbei klargeworden, dass die Ergebnisse der jahrzehntelangen Ahnenforschung meines Vaters nur im Haushalt meiner Mutter existieren. Was ist, wenn das Haus abbrennt! Ich muss dringend bei der nächsten Gelegenheit eine Kopie dieser Daten vom elterlichen Computer ziehen.

Einige Wochen später kommt diese Gelegenheit. Im Regal liegen mehrere Ordner mit sorgsam in Word gestalteten Stammbäumen, sogar saubere Verbindungslinien hat der Vater damit hinbekommen. Nur sind die Dateien

auf dem Computer nicht zu finden. Dafür fällt mir nur eine einzige, leider gar nicht so unwahrscheinliche Erklärung ein: Er hat die Stammbäume ein einziges Mal in Word angelegt, dann mit dem ausgedruckten Papier weitergearbeitet und die Datei gelöscht oder gar nicht erst gespeichert. Dafür sprechen auch die handschriftlichen Korrekturen und Ergänzungen auf den Blättern.

Ich scanne ein paar Seiten und einige Fotos ein, verliere aber bald die Lust. Es ist so viel Material. Das Haus darf halt einfach nicht abbrennen.

Kathrin Passig

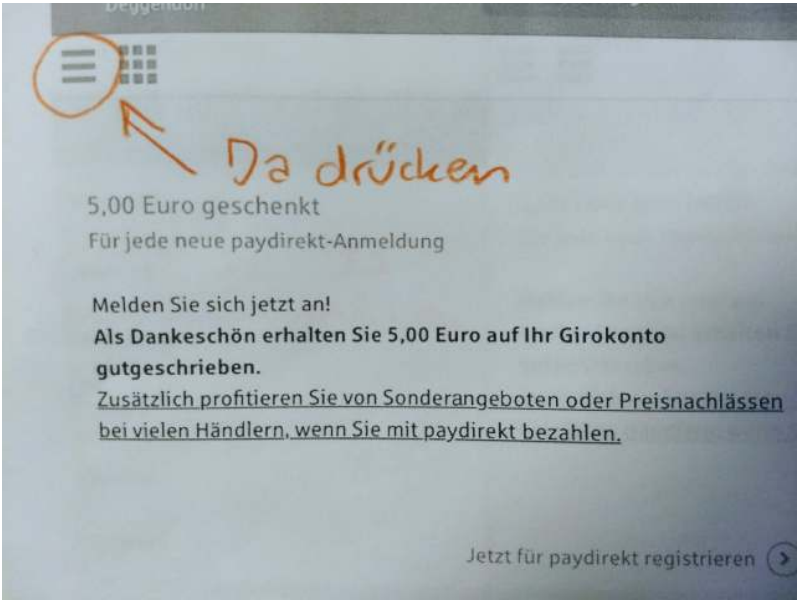
28. Dezember 2017

Wenn's um Geld geht und man sehr viel Geduld hat: Sparkasse

Ich habe im Auftrag meiner Mutter etwas bestellt. Sie will selbst keine Geschäfte mit dem Internet machen. Normalerweise bekomme ich das Geld irgendwann bar ausgehändigt. Diesmal soll es überwiesen werden. Die Mutter holt das iPad.

Wir haben den Überweisungsvorgang vor ein paar Monaten gemeinsam geübt. Ich habe ihr Screenshots ausgedruckt und mit handschriftlichen "Jetzt da drücken"-Hinweisen versehen. Daran erinnert sie sich aber nicht. An den Aufenthaltsort dieses Dokuments schon gar nicht.

Nach einer Viertelstunde finden wir die Anleitung. In das Feld für die PIN auf dem ausgedruckten Screenshot hat die Mutter ihre PIN geschrieben, um sie nicht zu vergessen. Ich sage dazu nichts, denn wenn Einbrecher davon Gebrauch machen wollten, müssten sie ja erst mal die Anleitung finden, haha.



Die Anleitung stimmt nicht mehr, denn die Sparkasse hat in der Zwischenzeit die Navigation neu gestaltet. Warum, erschließt sich mir nicht, denn der neue Weg zur Überweisung ist auch nicht weniger verwirrend als der alte. Früher führte er über die Punkte “Unbeschriftetes Icon”, “Banking”, “Überweisung”, heute über “Unbeschriftetes Icon”, “Online-Banking”, “Banking”, “Überweisung”. Ich verspreche, neue, korrekte Screenshots auszudrucken.

Schließlich erreichen wir das Eingabeformular für das Onlinebanking. Die Mutter betrachtet die Eingabeaufforderungen ratlos, ich mit Empörung. Mein eigenes Onlinebanking ist so viel einfacher, aber was hilft es, die Mutter ist nun mal bei dieser Sparkasse und wird nie mehr bei irgendeiner anderen sein. “O mei, und jetzt?”, sagt sie bei jedem Feld. “Schau, da in der Anleitung steht es”, sage ich bei jedem Feld.

Zum Schluss soll die TAN eingegeben werden. Die Mutter holt das Handy. Also nicht das Smartphone und auch nicht das andere Handy, sondern das dritte Handy.

Die TAN kommt nicht an. Naturgemäß vermutet die Mutter die Schuld bei sich. Ich vergleiche die Nummer auf dem Sparkassenformular mit der Nummer, die handschriftlich hinten auf dem Handy vermerkt ist. Ich gehe mit dem Handy ein Stockwerk höher, in der Annahme, dass es vielleicht keinen Empfang hat. Die TAN kommt auch weiterhin nicht an.

Ich versuche einen Screenshot der geänderten Navigation am iPad zu machen, aber stattdessen meldet sich immer nur Siri. “Nein, ich will nicht mit dir reden, du blödes Gerät! Geh weg!”, schreie ich Siri an. “Nach allem, was ich für dich getan habe!”, sagt Siri eingeschnappt. “Du hast noch nie irgendwas für mich getan! Halt’s Maul!” schreie ich.

Nach zwanzig Minuten kommt die TAN doch noch an, aber bis dahin ist die Session bei der Bank abgelaufen und man müsste alles neu eingeben. “Etz mog i nimmer”, sagt die Mutter, “hobts mi gern”. Ich sage, dass sie einfach immer Überweisungsformulare aus Papier verwenden soll.

Kathrin Passig

29. Dezember 2017

Ich bin ein Roboter

Ich schreibe meinen ersten Gastbeitrag direkt ins Techniktagebuch. Ich stimme den „Bedingungen für das Einreichen von Beiträgen“ zu und möchte mich als natürliche Person zu erkennen geben. Ich drücke den reCAPTCHA-Button und wähle die Bilder aus auf denen ich einen oder mehrere PKW erkenne. Dies reicht aber noch nicht aus und ich werde zu weiteren Bildern mit PKW gefragt. Auch hier scheint meine Auswahl ungenügend zu sein. Das nächste Set von Bildern fragt mich nach Straßen. Das Ergebnis ist nach mehreren Runden immer noch ungenügend. Die Abfrage wiederholt sich mit Straßen-

schildern und dann wieder von vorne mit PKW etc. Erneut enden auch diese Durchgänge mit ungenügendem Ergebnis. Nach etwa einer Viertelstunde gebe ich auf, denn mir ist jetzt klar – Ich bin ein Roboter.

horax, eingesendet per Mail

Dezember 2017

Die E-Mobilität wird ein Erfolg – irgendwann bestimmt

Ich lease ein neues Auto, und das kommt später als verabredet. Dafür darf ich einen Leihwagen nutzen, und ich bekomme einen i3 von BMW angeboten, einen knutschigen, bunten Elektrowagen. Ich muss über die Weihnachtstage keine große Reisen machen, und da der Wagen 200 Kilometer Reichweite hat, stellt bei einer ersten Überlegung auch die zum ersten Weihnachtstag nötige Reise ins Weserbergland mit 140 Kilometern kein großes Problem dar. Der erste Tag mit dem Wagen ist sehr erfreulich, wendig, leise und trotzdem schnell genug – beim Beschleunigen an der Ampel manchmal zu schnell. Nach kurzer Zeit fragt man sich, warum nicht alle Autos so weich und entspannt fahren.

Kleiner nagender Unsicherheitsfaktor: Die Reichweite bei vollem Akku wird mit 88 km angezeigt und verhält sich merkwürdig – mal langsam weniger werdend, mal langsam steigend. Nervös geworden frage ich bei meinem sehr geduldigen Verkäufer nach: Die Reichweite errechnet sich aus mehreren Faktoren, eine davon ist der Fahrer. Und die vorherigen Fahrer haben wohl kräftig Strom gegeben. Ich solle einfach mal normal weiterfahren, dann würde sich das einpendeln. Und das tut es auch nach 50 Kilometer auf der Landstrasse. Mit 75% Ladung reicht der Strom noch 137 Kilometer.

Um den Wagen noch einmal voll aufzuladen, laufe ich ein örtliches Einkaufszentrum an, das mit der Verfügbarkeit von zwei Ladesäulen wirbt. Letzte Geschenke kaufen und dabei aufladen: Idealzustand. Allerdings sind die beiden Plätze belegt, und zwar von normalen Autos. Das scheint mir ein erstes Problem der umfassenden Elektromobilität zu sein – verfügbare Ladestationen.

Da ich zu Haus nicht immer einen Parkplatz vor der Tür finde und auch nicht einfach ein dickes gelbes Kabel über den Bürgersteig legen kann, erhöhen sich grad die Schwierigkeiten für einen reibungslosen Verlauf der weiteren Reise. Ein kurzes Telefonat mit unseren Gastgebern im Weserbergland ergibt weiteres Unerfreuliches: Das Haus ist ein altes Bauernhaus, mit alter Installationstechnik. Ob da so ein moderner Wagen dran geladen werden könne? Man zweifelt daran.

Unruhig geworden rufe ich ein zweites Mal bei meinem wirklich sehr geduldigen Verkäufer an. Der erklärt mir kurz, dass das eigentlich kein Problem sein solle, der Wagen habe einen „Range Extender“.Das ist ein kleines Benzinmotörchen, welches man dazuschalten kann und das dann im hinteren Bereich unregelmäßig herumnörgelnd den Akku immer auf der aktuellen Prozentzahl hält. Der Tank dafür ist aber klein, nach 130 km ist auch da Schluss. Als Backup und zur Beruhigung bietet er mir für diese Fahrt seinen benzingetriebenen Privatwagen an.

Solchermassen beruhigt wird zu Heiligabend der Bruder besucht, und um Installationen zu testen, legen wir aus dem Haus ein Kabel nach draussen und schließen den Wagen an. Im Auto kann man einstellen, mit welcher Stromstärke der Wagen laden soll: Schwach, reduziert oder volle Pulle. Wir wählen das Pendant eines kräftigen Staubsaugers („reduziert“), und zum Ende des Kaffeetrinkens ist der Wagen um 3% aufgeladen. So etwas sollte auch die Elektrik des Bauernhauses leisten können, dann wäre nach 24 Stunden das Auto um ca. 30% aufgeladen. Das müsste passen.

Zur kompletten Aufladung vor der großen Fahrt listet mir das Navi eine Schnelladestation auf. Die ist in der Nähe und auch tatsächlich frei. An den vier danebenstehenden Tesla-Superchargern vertreiben sich ein Däne und ein Süddeutscher die Ladezeit ihrer Teslas mit freundlicher Plauderei, und auch mein kleiner i3 ist dank heftiger Gleichstromladung nach etwas über 30 Minuten randvoll.

Abfahrt am ersten Weihnachtsfeiertag. Akku und Extender bieten zusammen inzwischen dank gleichmäßiger Fahrweise fast 300 km Reichweite an, das sollte für Hin- und Rückfahrt reichen, mit etwas Nachladerei auf jeden Fall. Schaltet man die Lüftung höher, sinkt die Reichweite, ein schöner Hinweis auf die Energiekosten für die eigenen Aktionen.

Bei Ankunft mit noch 75% Akkuladung wird ein Kabel durch das Fenster der Waschküche nach draussen gelegt, der Anschluss der Waschmaschine macht den besten Eindruck. Wir laden mit mittlerer Stromstärke, um 21:48 soll der Wagen wieder voll sein. Nach wenigen Minuten schaltet sich die Ladeelektronik ab. Der Blutdruck steigt. Ich stelle im Auto die Ladestromstärke

auf gering, um 1:33 soll fertig geladen sein. Und diesmal hält die Elektrik des Hauses durch. Die Rückfahrt am nächsten Morgen läuft angenehm glatt, Ankunft mit noch 20% Akku. Fazit: Mit einem Elektroauto ist die Planung einer Reise wieder wichtiger geworden, und es gibt noch diverse zu lösende Dinge, bevor das ein Massenphänomen wird. Nervig ist die Achtlosigkeit anderer Autofahrer, die immer wieder wertvolle Ladeplätze blockieren. Was sich nicht ändern wird: Ob man elektrisch oder per Benzin im Stau steht – man steht im Stau.

Wolfgang Kunckel

2017–November/Dezember

Clash der Kulturtechniken

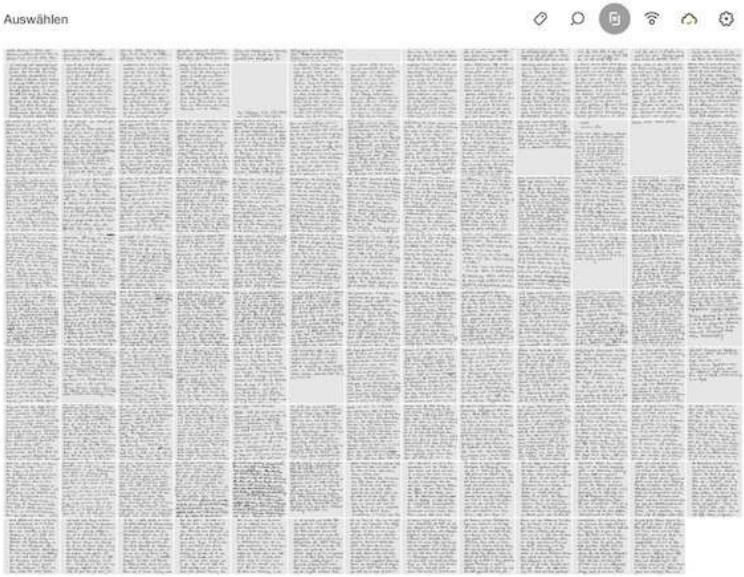
Angeregt durch den Beitrag von Franziska Nyffenegger, in der es um die Haptik des Handgeschriebenen geht, merke ich, dass ich so ein Problem auch gehabt habe – und gelöst. Mein Beruf bringt es mit sich, dass ich viel schreiben muss. Da ich nie professionell 10-Finger-Schreiben gelernt habe, nutze ich das übliche „2-Finger-Suchspiel“. Das ist in den letzten Jahren zu einem recht stabilen System gereift.

In letzter Zeit versuche ich aber dem Lauf der Gedanken folgend schneller zu schreiben. Eine lange Testreihe mit verschiedenen Tastaturen bringt die Erkenntnis, dass Tastaturen mit sehr geringem Hub wie beim neuen MacBook oder mit gar keinem Hub wie auf einem iPad am besten funktionieren. Trotzdem überholt das Denken immer wieder die Tastatur, und der herauskommende Text hat viele Fehler. Instinktiv neigt man dazu, diese Fehler sofort zu korrigieren, und zack – ist der schöne, ausgefeilte Gedanke im Nirvana verschwunden.

Dieses Problem nagt in mir und sucht nach einer Lösung. Entweder antrainieren, erst mal runterzuschreiben oder 10 Finger zu lernen. Ein erster Versuch mit dem Erlernen des 10-Finger-Systems scheitert, ich bin zu unge-

duldig. Bei einer Besprechung bemerke ich, dass einer meiner Mitarbeiter Notizen auf einem Klemmbrett mit einer kleinen Leuchtdiode macht. Neugierig geworden lasse ich mir das System zeigen.

Es handelt sich dabei um ein Produkt der Firma Wacom. Auf eine Art elektronisches Klemmbrett kann man beliebige Blöcke mit bis zu 50 Seiten klemmen. Auf dem Block schreibt man mit einem speziellen, recht angenehmen Stift. Das Geschriebene wird als Abbild (genauer als Liniennetz) im Gerät gespeichert. Ist eine Seite vollgeschrieben, reißt man die ab und drückt einen Knopf unter der blau leuchtenden Leuchtdiode. Dann wechselt die Lichtfarbe auf grün, das Brett ist bereit für die nächste Seite. Schreibt man los, wechselt die Lichtfarbe wieder auf blau. Mit dem Druck auf den Knopf wird ein Synchronisationsvorgang auf dem gekoppelten klugen Telefon angestoßen, und wenige Sekunden später steht die geschriebene Seite als Faksimile zur Verfügung. Auf dem Telefon kann man diverse Aktionen damit durchführen, z. B. ein Export als PDF oder als Bild. Ebenfalls kann man Seiten wieder auseinanderbauen, die man versehentlich übereinander geschrieben hat, weil der Knopf beim Seitenwechsel nicht gedrückt wurde. Das Beste daran aber: Man kann den Text als erkannten ASCII-Text exportieren!



Das System führt eine automatische Texterkennung durch (auf dem Server, man braucht einen Cloud-Account bei Wacom dazu), die bei meiner Handschrift erstaunlich genau ist. Auf der zum System gehörigen Webseite kann ich meine Seiten verwalten, mit TAGs versehen und mehr. Das Ganze ist im Volltext durchsuchbar.

Kleiner Nachteil: Das System lernt nicht dazu, es gibt ja keine Rückkopplung von den gemachten Korrekturen. Und da das System nach Wörterbüchern vorgeht, werden seltene Begriff oder Fantasiebezeichnungen nicht erlernt und als Kauderwelsch dargestellt. Man hat aber ja zur Kontrolle, was dieses absurde Wort mitten im Text zu bedeuten hat, noch immer die Faksimile-Seite zur Verfügung. Man muss im Laufe der Nutzung öfter mal die Schere im Kopf überwinden, die einen dazu anleitet, lieber nicht ein eventuell seltenes, nicht bekanntes aber originelleres Wort zu nutzen und statt dessen lieber eine bekanntere Ersetzung zu nehmen. Ansonsten erreiche ich mit dieser

Technik deutlich höhere Schreibgeschwindigkeiten, und der Zwang, Tippfehler zu beseitigen ist komplett verschwunden. Ich schreibe gern und ziemlich schnell mit der Hand, von daher habe ich jetzt die nächste Geschwindigkeitsstufe beim Schreiben erreicht. Wenn die mir nicht mehr ausreicht, dann muss es halt ein 10-Finger-Schreibkurs sein ...

Wolfgang Kunckel

30. Dezember 2017

USB Sticks: Weiterhin nützlich. Drucker: immer entbehrlicher.

Wie zum Ende jeden Jahres muss ich noch schnell die Steuererklärung fertigstellen, die verlängerte Frist zur Abgabe geht bis zum 31. Dezember 2017. Ich kann die Steuerklärung zwar mittlerweile per ElStEr abgeben (das TT berichtete), aber muss die Belege in Papierform nachreichen. Danke, ElStEr.

Mein Drucker verträgt sich derzeit nicht mit dem WLAN – in einer kurzen Fehlersuche lässt sich die Ursache nicht finden und beheben, und für eine längere Fehlersuche habe ich den Drucker in den letzten Monaten nicht häufig genug gebraucht. Aber für die Belege zur Steuererklärung brauche ich bedrucktes Papier. Entweder, ich gehe auf längere Fehlersuche am Drucker, oder ich suche eine andere Lösung. Und die finde ich:

Der Copyshop um die Ecke kann vom USB Stick drucken. Und so stehe ich am Tag vor Silvester im Copyshop, mit meinem USB Stick, und drucke Steuererklärungsunterlagen.

Lessons learned:

1) Adresse des Copyshops bookmarken.

2) USB Sticks noch nicht wegwerfen! (viele Copyshops sind wohl mittlerweile auch per Email erreichbar, der für mich nächste irgendwie nicht)

3) Druckerreparatur weiterhin niedrigste Priorität.

Molinarius

Zwischen den Jahren 2017

Kryptowährungsbürokratie

Für Recherchen hantiere ich gelegentlich mit kleinen Summen in Kryptowährungen. In der Phantasie gibt es da einfach nur Wallets und Adressen, an welche sich ein Betrag schicken lässt. In der Praxis kommen die Systeme aber doch nicht ohne Dienstleister, Institutionen und Mittelsmenschen aus. In diesem Fall möchte ich mir einen Account bei Coinbase anlegen, um zwischen verschiedenen Coins wechseln und einfach und kostensparend per SEPA/Kreditkarte in Euro tauschen zu können.

Um den Account einzurichten, braucht Coinbase eine Identifikation. Ich soll meinen Perso in die Webcam halten. Etwa 24 Stunden später kommt die Mail: Account konnte nicht verifiziert werden, ich solle es nochmal versuchen. Drei Tage und drei Versuche später endlich die erlösende Mail: Mein Account sei verifiziert, ich könne ihn nun nutzen.

Als nächstes soll ich ein Konto oder eine Kreditkarte angeben. Problem: Coinbase weist ausdrücklich darauf hin, dass Einzahlungen nur verarbeitet werden können, wenn der Name des einzahlenden Konto-Inhabers mit dem auf dem Perso identisch ist. Das ist bei mir allerdings nicht der Fall: In meinem Perso steht mein zweiter Vorname, meine Bankkonten und Kreditkarten werden jedoch ohne diesen zweiten Vornamen geführt. Würde ich jetzt dorthin etwas überweisen, liefe ich Gefahr, dass das Geld im Nirvana landet.

Ich klicke also auf den Support-Link und gelange zunächst auf eine Seite mit FAQ. Dort taucht mein Problem nicht auf, aber es gibt einen Chat. Der stellt sich wiederum als Chatbot heraus, der meine auf verschiedene Arten formulierte Frage, wie sich dieses Problem lösen lassen könnte, weder versteht noch beantworten kann. Ich könnte jetzt zur Bank gehen und den

Namen, auf den mein Konto läuft, ändern. Das ist mir aber zu aufwändig. Daher beschließe ich, dass Coinbase und ich keine Freunde mehr werden und ich meinen Account wieder löschen möchte. Den Menüpunkt finde ich zwar nicht auf der Webseite, aber immerhin versteht der Chatbot dieses mal meine Frage und spuckt einen passenden Link aus.

Die Utopie von Kryptowährungen verspricht, Transaktionen ohne zentrale Institution, mithin also auch ohne dass menschliche Ansprechpartner noch aktiv in den Vorgängen involviert wären. Ich halte das für wenig wünschenswert, weil es sie ja doch immer irgendwann gibt: die Abweichung im System, die sich nur per klärender Rücksprache mit einem menschlichen Gesprächspartner lösen lässt. Immerhin gibt sich das durchautomatisierte Coinbase ein wenig traurig. Die letzte Meldung lautet: “Your account was deleted. You will be missed!“

Enno Park

2017-12-31

Tücken der Gastlichkeit

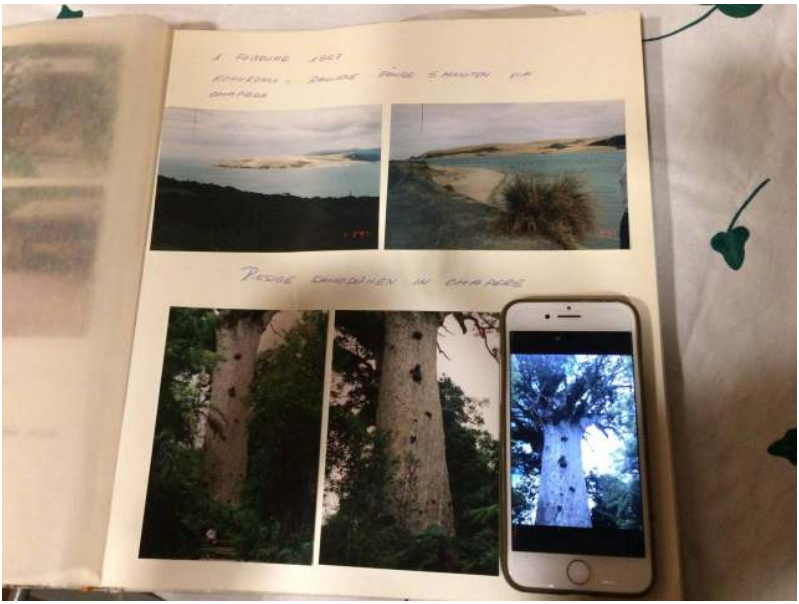
Silvesterparty. Der Gastgeber geht in den Keller und die Musik stoppt. Er hat vergessen, dass sie per Bluetooth aus dem Handy in seiner Hosentasche streamt. Als er zurückkommt, läuft die Musik wieder. Er hat keine Chance, zu entdecken, dass seine Gastlichkeit nur fast perfekt ist.

André Spiegel

31. Dezember 2017

Alte Bilder von Neuseeland

Nach einem Austauschjahr in Neuseeland ist die Patentochter (*1999) wieder zu Hause und lädt zu einer Willkommensparty. Als ich eintreffe, betrachten die Gäste ein Fotoalbum, das die Ersatzgrosseltern (ca. *1955) mitgebracht haben; sie haben Neuseeland vor gut zwanzig Jahren bereist. Die Sehenswürdigkeiten sind unverändert, wie der Vergleich mit den aktuell gemachten Bildern beweist. Alle sind begeistert.



Franziska Nyffenegger

31.12.2017

Silvester mit Kassetten

Ich verbringe den Jahreswechsel bei meinen Eltern (beide kurz vor 80). In deren Haushalt befinden sich (neben bzw. hinter Regalmetern von Klassik-CDs) tatsächlich noch größere Mengen von gekauften, also fertig bespielten, Musikkassetten aus den 70er Jahren. Auch ein zugehöriges Abspielgerät – ein Doppel-Tapedeck, das zur Ende der 1980er erworbenen JVC-Stereoanlage gehört – erweist sich trotz vermutlich jahrelanger Nichtbenutzung als reibungslos funktionsfähig.

Ich stelle mich vor das Kassettenregal, schaue nicht hin und bewege meinen Arm so lange hin und her, bis ein Elternteil "Stopp" ruft. Die Kassette wird dann eingelegt und unerbittlich angehört. Das Verfahren fördert Erstaunliches zu Tage: Bob Marley, Meyers Dampfkapelle und eine Reggae-Compilation.

Auf einer der Kassetten hatte meine Mutter vor Urzeiten feinsäuberlich "Leiert!" auf der einen und "Quietscht!" auf der anderen Seite vermerkt. Allerdings erweist sich dies als nicht zutreffend; wie auch meine Befürchtung, dass nach so langer Zeit wohl nur noch Rauschen auf den Kassetten sei. Tatsächlich ist den MC ihr für Datenträger geradezu biblisches Alter von ca. 40 Jahren kaum anzumerken.

schilderburger

27. bis 31. Dezember 2017

Carrier-Kulthandlungen im Krankenzimmer

Ich verbringe das Jahresende 2017 als Begleitperson eines kranken Kindes in einer Berliner Klinik. Die Kinderstation liegt im zweiten Stock eines frisch erbauten Trakts. Angenehm fällt die komplette Abwesenheit der in Kranken-

häusern immer noch beliebten Handyverbotsschilder auf. Entsprechend ungehemmt hantieren Personal, Patienten und Besucher mit Smartphones. Ein Arzt recherchiert in meinem Beisein Packungsgrößen eines Medikaments auf seinem Samsung-Telefon.

Dennoch ist die Netzsituation insgesamt arg durchwachsen. Mein iPhone zeigt mir einige WLAN-Netze an, die aber offensichtlich nicht für Patienten oder Besucher vorgesehen sind. Der Flachbildfernseher im Zimmer emittiert leider auch kein WLAN. In dem Raum, in dem wir die ersten zwei Nächte untergebracht sind, empfängt mein Smartphone immerhin zeitweilig LTE und ansonsten 3G. Ich habe aber auch einen HP-Laptop dabei, mit dem ich gern ins Netz möchte und mit dem ich daher notgedrungen tethere.

Dann aber wechseln wir das Zimmer und der Empfang schwankt dort zwischen GPRS und Edge. Vermutlich besteht das vier Quadratmeter große Fenster des 20-qm-Zimmers aus doppelt beschichtetem Dreifachglas und der feinmaschige Fliegenfänger davor stammt von der Firma Faraday & Sons.

Man kann das iPhone in den Flugmodus schalten, direkt ans Fenster gehen und dann den Flugmodus wieder abschalten. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit erhält man dann eine 3G-Verbindung, die aber zuverlässig zu Edge zusammenschnurrt, sobald man sich mehr als einen Meter vom Fenster entfernt.

Leider ist mittlerweile das 2-GB-Datenvolumen meines Mobilfunkvertrags dahingeschmolzen und auch das dritte der von O2 neckisch „Datensnacks“ genannten 250-MB-Zusatzpakete ist bald aufgebraucht. (In dieser Logik muss ich mit acht Snacks einen normalen Monat lang auskommen und so fühlt es sich auch an, sobald ich die behütete Welt befreundeter WLANs verlasse.)

In dieser Situation entsinne ich mich der SIM-Karte, die weiterhin irgendwo in den Eingeweiden meines Laptops steckt. Sie wurde mit dem Gerät mitgeliefert und bot ab Inbetriebnahme drei Jahre kostenlosen Netzzugang. Dieser Zeitraum ist vermutlich abgelaufen und kostenlos waren auch nur 200 MB pro Monat, aber da ich eh nichts besseres zu tun habe, fange ich an

zu recherchieren, ob man dieser Karte nicht irgendwie ein neues Guthaben verschaffen kann. Anders als in Schottland werden in diesem Krankenhaus nämlich nirgends Mobilfunkutensilien oder gar SIM-Karten feilgeboten.

Tatsächlich stelle ich mithilfe eines Links zum *HP MobileConnect*-Kundenkonto, den ich aus meiner Browser-Historie klaube, fest, dass ich immer noch 200 MB pro Monat zur Verfügung habe. Ich meine, ich hätte den Laptop 2014 erhalten, aber irgendwie scheinen in der Zeitrechnung von HP seitdem noch keine drei Jahre vergangen zu sein. Das Enddatum des kostenlosen Zeitraums kann ich auch durch ausgiebige Suche im Kundenbereich nicht ermitteln. Egal, ich greife dankbar zu.

Und erfreut stelle ich fest, dass der Laptop mit seiner Verbindung ganz guten Empfang hat. Welchern Provider und welchen Mobilfunkstandard er nutzt, wird auch nirgends angezeigt, aber ich vermute stark, dass er im Telekom-Netz hängt. Nervig hingegen ist, dass man bei dieser Netzwerkverbindung nicht „automatisch verbinden“ auswählen kann. Wann immer mein Laptop in den Ruhezustand geht, muss ich anschließend die Verbindung durch Klicken des entsprechenden Menüeintrags neu herstellen. Noch nerviger ist, dass der Menüeintrag selbst auch manchmal fehlt, wenn der Rechner aus seinem Schlummer erwacht. Ich muss dann ein paar mal „refresh“ drücken, bevor mir diese Verbindung angeboten wird.

Die kostenlosen 200 MB sind natürlich auch rasch aufgebraucht. Ich kann aber online unter Angabe meiner Kreditkartennummer für € 14 auf 2 GB pro Monat hochleveln und das finde ich unter den gegebenen Umständen ein passables Angebot. Insbesondere, da man monatlich kündigen können soll

– das steht allerdings noch aus – und ich, wenn die 2 GB verbraucht sind, einfach für weitere € 14 meinen Vertrag so umstellen kann, dass ein neuer Rechnungsmonat *bitte jetzt* beginnt.

Ich weiß mittlerweile auch, wie man die Übertragungsqualität von Netflix gezielt herunterregelt und so mit ca. 300 MB für eine Folge *Black Mirror* auskommt. Lachen muss ich, als ich am letzten Tag unseres Aufenthalts das Zimmer betrete: Meine Frau steht am geöffneten Fenster – es lässt sich nur kippen – und hält mit hochgerecktem Arm ihr Smartphone in den Fensterspalt. „Ich will nur meiner Mutter schnell das Kindervideo schicken und da oben hab ich LTE."

Virtualista

2007 und 2017

Panorama für die Wand damals wie heute

Der Blick von einem Berggipfel ist etwas Großartiges; unter sich die Welt, vor sich die Weite und über sich die Unendlichkeit.

Im Sommer vor 10 Jahren, also 2007, waren meine Familie und ich in den Schweizer Alpen wandern. Eines Morgens war ich dann doch allein auf einem kleinen Gipfel und schoss mit meinem Sony Ericsson w810i Walkman-Handy (2 Megapixel-Kamera) rundum Fotos vom Panorama, nachdem ich dieses genoss.

Zu Hause wurden die Fotos dann über ein spezielles Kabel vom Handy auf den Computer überspielt und dort erst mal sortiert. Dann wurden sie in der richtigen Reihenfolge in den Microsoft Research Image Composite Editor geladen, der in stundenlanger Arbeit endlich ein brauchbares Panorama daraus kreierte. Die riesige Datei wurde auf CD gebrannt und mit dieser ging es in einen Copyshop, wo das 3 m lange und 50 cm hohe 360°-Panorama auf glänzendes Papier gedruckt wurde. Mit einer Papprolle mit dem Ausdruck in der Hand ging es dann zu einem weiteren Laden, für den ich heute nicht mal

mehr die Branchenbezeichnung weiß. Dort wurde das bedruckte Papier auf eine 10 mm starke Hartschaumplatte (umgangssprachlich auch unter dem Produktnamen Forex bekannt) kaschiert und danach wurde noch eine matte Schutzfolie aufgebracht. Zwei Bohrungen und spezielle in die Bohrungen eingelegte Montagehaken vervollständigen das Geburtstagsgeschenk für meinen Vater von seinen Kindern. Etwa 450 Euro und zwei Tage Zeit.

Über den Jahreswechsel 2017/18 war ich mit meiner Freundin in den Deutschen Alpen mit einem traumhaften Blick nach Österreich. Schrecklicher Empfang für die heutige Zeit: A1, Telekom und Vodafone boten alle nur Edge und unser Wirt sprach immer von diesem mysteriösen WLAN. Mit dem Skilift ging's nach oben und oben ausgestiegen genoss ich erst mal die Aussicht. Dann zückte ich mein Motorola Moto G3 (13 Megapixel-Kamera) und schoss rundum ein paar Fotos.

Ein paar Tage später fanden wir im Ort einen Kasten mit der Aufschrift "Bayern-WLAN (kostenlos)" und loggten uns spaßeshalber ein. Fünf Minuten später, beim Einsteigen in den Bus Richtung Alltag, meldete sich Google Fotos bei mir, mein neues Panorama sei jetzt fertig (Zur Klarstellung: Mein subjektives Nutzungsverhalten war Einloggen, Nachrichten lesen, in den Bus steigen. Offenbar wurden im Hintergrund auch Daten synchronisiert, denn auch Spotify hatte neue Offlinelieder verfügbar.) Nach dem Urlaub bemühte ich eine Onlinedruckerei, die solche Bilder direkt auf Hartschaumplatte druckt. Während der Lieferzeit von immerhin einer Woche (mit Expresszuschlag auch nur ein Tag, aber ich bin ja noch entschleunigt) werden im Baumarkt ein paar Klebehaken für Spiegel besorgt und dann wird das 3 m lange und 80 cm hohe Panorama aufgehängt. Etwa 70 Euro und kaum messbar Zeit.

Marian Ritter

31. Dezember 2017

Das Sofortbild ist einzigartig

A. hat zu Weihnachten eine der neuen Sofortbildkameras bekommen. Anvisieren, Knöpfchen drücken: srrrrrt kommt das Bild aus einem Schlitz an der Kamera heraus. Ein paar Minuten warten, bis die Farben sich alle sortiert haben, und schon hält man ein kleines Bildchen – etwa 2/3 der Größe des klassischen Polaroids – des eben vergangenen Moments in der Hand.

A. fotografiert damit alle seine Silvestergäste in kleinen Grüppchen und pinnt die Fotos an die Magnetwand, wo sie nun von allen bestaunt werden. Aber nun? Der eine oder andere möchte das Bild mitnehmen. Aber ach: Bekommt es nun der eine oder der andere? Leider werden die Fotos nicht zusätzlich auf einer Speicherkarte gespeichert.

Ich fotografiere am Neujahrsmorgen die Sofortbilder mit meinem Handy unter größter Beachtung gleichmäßiger Ausleuchtung und Rechtwinkligkeit ab und schicke sie A. per Airdrop auf sein iPhone, von wo er sie dann weiterleiten kann.

Markus Winninghoff

Dezember 2017

Die bloße Möglichkeit eines Buches ist hinreichend für sein Dasein

Das Gespräch kommt auf Print-on-Demand-Anbieter. Bei lulu.com kann man sich, sagt der Akademiker, kostenlos ein Exemplar des selbstgemachten Buchs zur Ansicht zuschicken lassen. Er macht davon gelegentlich Gebrauch, wenn er ein aus einer Schattenbibliothek heruntergeladenes Buch-PDF lieber auf Papier lesen möchte. Vorher gestaltet er ein eigenes Cover dafür, damit das Buch schön aussieht. In seinem Bücherregal am Arbeitsplatz hat er ein Fach für diese Handbibliothek, die es nicht geben darf.

Alan Smithee

31. Dezember 2017

Navigation ins Neuland

Molinarius: Telefonat mit einer Bekannten, die mich heute besuchen kommen will: „Unser Bus ist kaputt, und wir müssen mit dem kleinen Zweitwagen kommen. Problem: Darin haben wir kein Navi. Ich hoffe, wir finden ohne Navi zu dir!“ – „Aber ihr habt doch alle Smartphones? Darauf ist doch Google Maps?“ – „Ja, aber das funktioniert bei uns irgendwie nicht so richtig“

Wie kann Google Maps auf vier Smartphones nicht richtig funktionieren?

Mia: wenn man z. b. in edgingen wohnt

aber ich kenne so viele leute, die nicht wussten, dass G Maps auch navifunktionen übernimmt, wenn man es lässt

oh, oder: leute haben ihr telefon aus big brother furcht /batteriebedenken so eingestellt, dass GPS immer aus ist

Molinarius: Naja, auch in Edgingen gibt es Offline-Karten. Und am Ziel dieser Reise funktioniert meist 3G bis 4G.

Mia: für das nutzen von offline-karten muss man schon relativ viel wissen

Molinarius: Ich weiß auch nicht, ich glaube, das Problem hat eher etwas mit der Bereitschaft zu tun, sich *diesen ganzen neumodischen Kram* zunutze machen zu wollen

Mia: wenn mans bislang nicht gebraucht hat ist das doch verständlich

Molinarius: Oh, klar. Nur es verwundert mich halt immer wieder.

Mia: im bus ist doch ein navi!

ich brauch maps v.a. wenn ich zu fuss unterwegs bin. im auto nutze ich auch meist das navi, aus wirklich keinem guten grund ausser gewohnheit

und richtig gut kann ichs maps erst seit anfang 2017 nutzen weil..aeh. . . .es davor nicht so richtig ging

Molinarius: Anderes Beispiel: Mein Vater hat mittlerweile drei Handynummern. Zwei davon sind Smartphones. Erreichbar ist er auf keiner der drei Nummern, es ist eher Zufall, wenn mal alle paar Wochen eines der Mobiltelefone an ist. Auf eines der Smartphones, von dem ich dachte, dass er es häufigsten nutzt, habe ich ihm Anfang November ein paar Bilder per WhatsApp geschickt. Die sind bis heute nicht zugestellt.

Mia: (das alte handy war tatsächlich überfordert, wenn ich maps und gleichzeitig noch was anderes nutzen wollte und crashte dann)

André: Ich bin mit fest eingebauten Navis komplett überfordert.

Mia: ich auch, aber ich habe ein SEPARATES KLEINES GERÄT

André: Da funktioniert überhaupt nichts bei mir.

Molinarius: Fest eingebaute Navis, über die habe ich in diesem Buch neulich einen tollen Spott gelesen. . . Moment

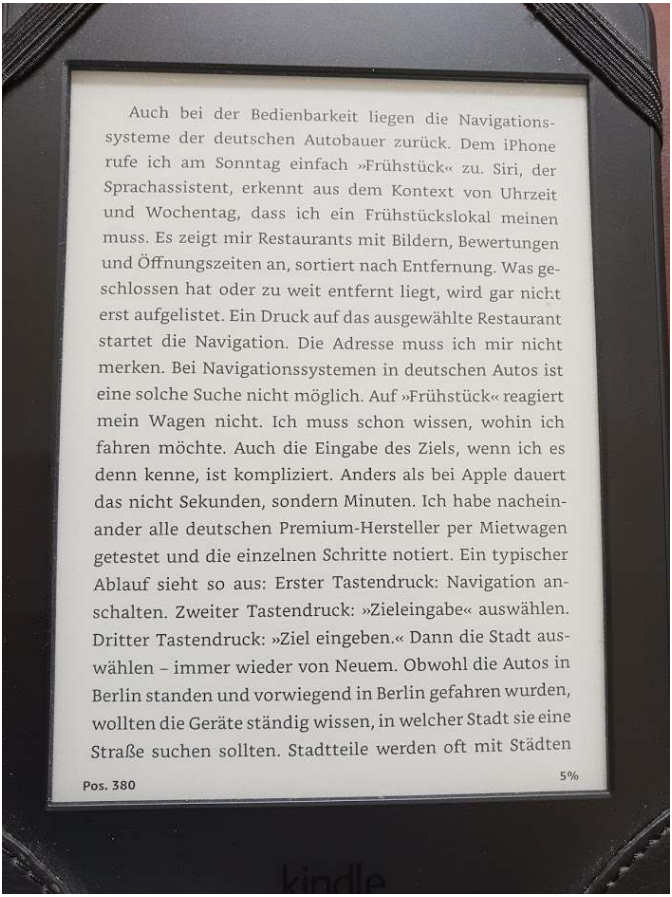
Jetzt bekomme ich den Textausschnitt vom Kindle nicht hier in den Chat, es ist zum hmnrgs.

Tja. Die einen können das Smartphone nicht zum Navigieren nutzen, die anderen können keine Textkopien am Kindle machen.

Ok, ich bekomme es echt nicht hin. Es war in Christoph Keese, „Silicon Germany“. Vergleich der Navigation zu einem Frühstücksrestaurant via Siris Sprachsteuerung mit Navis deutscher Premium Hersteller. Sehr lustig.

Es kommt gleich noch so weit, dass ich mit dem Smartphone ein Foto von der Seite auf dem Kindle mache, dieses Foto über Google Photos automatisch auf den Laptop übertragen wird und ich das als Bild dann hier in den Chat klebe.

Da! Bitteschön.



Auch bei der Bedienbarkeit liegen die Navigationssysteme der deutschen Autobauer zurück. Dem iPhone rufe ich am Sonntag einfach »Frühstück« zu. Siri, der Sprachassistent, erkennt aus dem Kontext von Uhrzeit und Wochentag, dass ich ein Frühstückslokal meinen muss. Es zeigt mir Restaurants mit Bildern, Bewertungen und Öffnungszeiten an, sortiert nach Entfernung. Was geschlossen hat oder zu weit entfernt liegt, wird gar nicht erst aufgelistet. Ein Druck auf das ausgewählte Restaurant startet die Navigation. Die Adresse muss ich mir nicht merken. Bei Navigationssystemen in deutschen Autos ist eine solche Suche nicht möglich. Auf »Frühstück« reagiert mein Wagen nicht. Ich muss schon wissen, wohin ich fahren möchte. Auch die Eingabe des Ziels, wenn ich es denn kenne, ist kompliziert. Anders als bei Apple dauert das nicht Sekunden, sondern Minuten. Ich habe nacheinander alle deutschen Premium-Hersteller per Mietwagen getestet und die einzelnen Schritte notiert. Ein typischer Ablauf sieht so aus: Erster Tastendruck: Navigation anschalten. Zweiter Tastendruck: »Zieleingabe« auswählen. Dritter Tastendruck: »Ziel eingeben.« Dann die Stadt auswählen – immer wieder von Neuem. Obwohl die Autos in Berlin standen und vorwiegend in Berlin gefahren wurden, wollten die Geräte ständig wissen, in welcher Stadt sie eine Straße suchen sollten. Stadtteile werden oft mit Städten

Pos. 380 5%

Kathrin: ihr schreibt das eh schon gerade alles für das Techniktagebuch auf, oder?

Markus: Ich benutze das fest eingebaute Navi auch kaum noch.

Tilman: Ich benütze das eingebaute Navi im Auto, obwohl es eine Pest ist und mein altes Tomtom in fast jeder Hionsicht besser war. Aber man hat keine abstürzenden Saugnäpfe, kein Kabelgedärm, und kann, wenn man erst mal ein Ziel reingefrickelt hat, das ganze mit Lenkradtasten laut und leise machen und zum Schweigen bringen.

André: Android Auto ist die Lösung

Markus: Das eingebaute Navi kann man einigermaßen per Spracheingabe steuern. Aber der Google navigiert besser.

Molinarius: André, das dachte ich auch. Bis ich neulich einen recht neuen Opel Meriva fuhr. Kurzfassung: Auch Android Auto kann nicht so, wie man es gerne hätte, wenn der Hersteller nicht so richtig will. Oder kann.

André: Bei Android Auto hat der Hersteller doch gar nichts zu sagen?

(Ich habe diese Woche einen Volvo V60 und soll das Ziel mit einem Buchstabenrad in ein Adressformular eingeben.)

Molinarius: Ich weiß nicht: Ich stellte in dem Meriva nur fest, dass das Smartphone zwar Android Auto startet und die Musik auf dem Smartphone sich über das Auto steuern und abspielen lässt, telefonieren geht auch, aber Navigation nicht. Die bleibt auf dem Smartphone und benutzt nicht den Bildschirm des Autos.

Thomas W.: Es gibt übrigens eine Billig-Lösung, bei der ich mich frage, warum die Hersteller nicht alle zumindest das anbieten: Eine anständige Halterung für Smartphones oben auf dem Armaturenbrett, in die das Handy eingeklemmt – und wenn nötig festgeschraubt – wird. Ich hatte das neulich

bei einem kleinen Mietwagen, einem Fiat Panda. Clever gemacht ist auch, dass direkt neben der Halterung eine USB-Ladebuchse sitzt. Damit lässt sich das eigene Smartphone ohne großen Aufwand als Navi nutzen – und bei Bedarf auch als Dashcam... Ist zwar low tech, aber es funktioniert!

Molinarius, Thomas Wiegold, Mia Culpa, André Spiegel, Markus Winninghoff, Kathrin Passig, Tilman Otter

2017

Vom Euro zur Cryptocurrency in 47 einfachen Schritten

Ich bin bei vierzehn Cryptocurrency-Exchanges angemeldet. Jede dieser Exchanges hat nur einen Teil der etwa 1300 momentan verfügbaren Coins im Angebot. Manche Währungen bekommt man nur bei einer einzigen Exchange.

Ein Kaufvorgang sieht in etwa so aus: Ich überweise Geld von meiner Bank zu Kraken, einer Exchange mit Sitz in San Francisco, die Euro-Überweisungen akzeptiert. Wenn ich das Geld an einem Werktag vormittags überweise, taucht es am frühen Nachmittag bei Kraken auf. An Feiertagen passiert nichts, was auf menschliche Beteiligung am Buchungsvorgang hindeutet.

Wenn das Geld bei Kraken angekommen ist, erhalte ich eine Benachrichtigung per Mail. Jetzt logge ich mich bei Kraken ein (Passwort in den Passwortmanager eingeben, Kraken-Logindaten vom Passwortmanager ausfüllen lassen, 2-Faktor-Authentifizierungs-App auf dem Handy mit vierstelliger PIN entsperren, sechsstellige Zahl ins Loginformular eintragen).

Bei Kraken ist die Auswahl gering, deshalb kaufe ich von den überwiesenen Euros eine Währung, die sich schnell und billig verschieben lässt. Diese Währung schicke ich zu derjenigen Exchange, mit der ich eigentlich Geschäfte machen will, zum Beispiel zu Bittrex.

Ich logge mich bei Bittrex ein: Login-Daten vom Passwortmanager ausfüllen lassen, 2FA-App wieder entsperren, sechsstellige Zahl eintragen. Bittrex stellt fest, dass es meine IP-Adresse nicht kennt und fordert mich auf, aus Sicherheitsgründen auf eine Mail zu warten. Die Mail kommt an, ich folge dem Link darin, lasse den Passwortmanager die Login-Daten ausfüllen, entsperre die 2FA-App, trage die sechsstellige Zahl ein und muss jetzt ein- bis mehrmals beweisen, dass ich kein Bot bin. Ich identifiziere Fotos mit Ladenfronten, Bildelemente mit Verkehrsschildern, Fotos mit Autos, Fotos mit Straßen, Fotos mit Brücken. Dann lässt Bittrex mich ein.

Ungeduldig drücke ich Reload, bis das vorhin verschobene Geld auftaucht. Das geht bei Bittrex meistens schnell. Je nach Währung und Exchange dauert das Warten wenige Minuten bis mehrere Tage. Nun kann ich ohne weitere Verzögerungen diejenige Cryptocurrency kaufen, die ich haben will.

Alan Smithee

Anfang 2016 bis Ende 2017

Töpferscheibe, die Dritte

Seit zwei Jahren sind wir Besitzer eines alten Brennofens zum Töpfern und versuchen uns an einem neuen Hobby. Schon nach kurzer Zeit wünsche ich mir eine Töpferscheibe dazu, da ich mir einbilde damit leichter (haha) zu ansehnlichen Ergebnissen zu kommen. Käufliche Töpferscheiben sind teuer und wenig verlockend. Man kann an ihnen sehr schön die Entwicklungsschritte der Mechatronik sehen: Drehscheiben wurden jahrhundertelang mit den Füßen an einem großen Schwungrad angetrieben. Als dann der elektrische Antrieb verfügbar war, wurde er durch ein Reibrad oder einen Riemen an die Antriebsscheibe angekoppelt. Durch die Position des Reibrades weiter außen oder weiter innen konnte man bei einigen Scheiben die Drehzahl einstellen. So musste der Motor einfach konstante Drehzahl bei ausreichender Leistung liefern. Da nun die Fußscheibe überflüssig war, wurden auch kleinere Modelle entwickelt, bei denen der Motor über einen Riemenantrieb an die Achse angekoppelt wurde. Der große Motor und der Riemen entwickeln gemeinsam ordentlich Laufgeräusche. Töpferscheiben alle dieser Generationen finden sich heute immer noch in den meisten Werkstätten und Katalogen.

Eigentlich erfüllen alle diese Iterationen aber nicht den angepeilten Zweck: Man möchte, am liebsten unhörbar, eine konstante, aber einstellbare Drehzahl, auch wenn man beim Formen des Tons die Scheibe deutlich bremst und damit mehr Leistung abrufen müsste. In der Automatisierung und Robotik kennt man dieses Problem seit vielen Jahren und nutzt dafür bürstenlo-

se Gleichstrommotoren mit Sensoren für die Motorposition. Motorcontroller nehmen einem die ganze komplizierte Ansteuerungsarbeit ab und sorgen mit Hilfe der Regelungstechnik über mehr oder weniger komplizierte Mathematik für wahlweise konstantes Drehmoment, konstante Drehzahl oder konstante Position.

Mein Ehrgeiz als Elektrotechniker ist geweckt und ich fange an zu experimentieren: Ein Nähmaschinenmotor mit Reibrad an einer schweren mechanischen Scheibe funktioniert nicht. Ich bestelle also einen 1000W- Radnabenmotor für ein E-Bike für 70 EUR in China (70 EUR Porto) und ersteigere einen gebrauchten Motorcontroller der Firma Elmo Motorcontrol bei Ebay.

Das Hauptproblem ist nun eine verdrehsichere Verbindung zwischen der kurzen Motorachse und dem Gestell, die ich nach vielen Experimenten aus einer 1 Zoll Wasserrohrmuffe und irgendwelchen Messingteilen aus der Heizungsbau-Kiste herstelle. Wenn schon Wasserrohre, dann gleich richtig – also baue ich auch das Untergestell aus ¾ Zoll Rohren. Die nach oben herausragende zweite Achse des Fahrradmotors schneide ich ab, öffne den Motor, setze vier Bohrungen, schneide Gewinde und setze den Motordeckel wieder drauf. Nun kann man eine MDF-Platte aus dem Baumarkt draufsetzen und dank der Motordrehung auch rund zuschneiden.

Das Parametrieren der Regelungstechnik im Motorcontroller macht der Controller weitgehend selbständig und so setzt sich die Scheibe recht bald in Bewegung.

Für die Vorgabe der Solldrehzahl bestelle ich ein Fußpedal für Keyboards. Es gibt da für diesen Zweck brauchbare Effektpedale, die einfach nur ein Potentiometer enthalten. Man sagt dem Controller also, dass er die Spannung vom Effektpedal als Sollwert für die Geschwindigkeit nehmen soll. Den Strom liefert ein einfaches Einbaunetzteil für 24V.

Nun ist die Töpferscheibe fertig und funktioniert wie erhofft, zumindest für mich. Meine Frau, die im Gegensatz zu mir schon an echten Scheiben gesessen ist, testet sie kurz und findet sie „hm . . . interessant“. Die Scheibe verschwindet im Keller, nachdem ich bei 30 Versuchen drei kaffeetassengroße Schüsselchen zustande gebracht habe.

Heuer kurz vor Weihnachten kommt die Frage nach einer kommerziellen Scheibe wieder auf den Tisch. Die selbstgebaute ist wegen des Gestells aus Wasserrohren wackelig, zu leicht und zu hoch. Weder kann man, noch traut man sich richtig fest gegen den Ton zu drücken. Ich verschwinde wieder im Keller und verbaue einen Sonnenschirmständer aus Granit (30 kg), einen großen Blumentopf (10 kg) und zwei dicke Balken und zurre alles mit einer Gewindestange zusammen. Die Verdrehsicherung leisten jetzt zwei dicke Metallverbinder. Jetzt rutscht nichts mehr weg, wenn man dagegen drückt. Nach den Feiertagen muss ich noch einen Plastikblumentopf als Spritzschutz dazu bauen und das wars. Der erste Versuch damit wird gleich was und erreicht schon Tellergröße. Nix da kaufen!

Mittlerweile sind im aktuellen Katalog für den Töpfereibedarf auch die Scheiben der „fünften Generation mit Direktantrieb“ für 1000 € aufgetaucht.

Georg Passig

31. Dezember 2017

Piku fangen mit der Musik-App

Die Unzufriedenheit der Nichte mit dem von Papa kaputtgemachten Handy war nicht von Dauer. Beim gemeinsamen Pokémonspaziergang trägt sie das Weihnachtsgeschenk vor sich her und erzählt dabei: “Da hinten sind noch ganz viele! Ich hab ein Piku gefangt! Aus dem Pokéstop sind ganz viele Bälle rausgekommen!”

Auf dem Handy zu sehen: die Musik-App für Kinder.

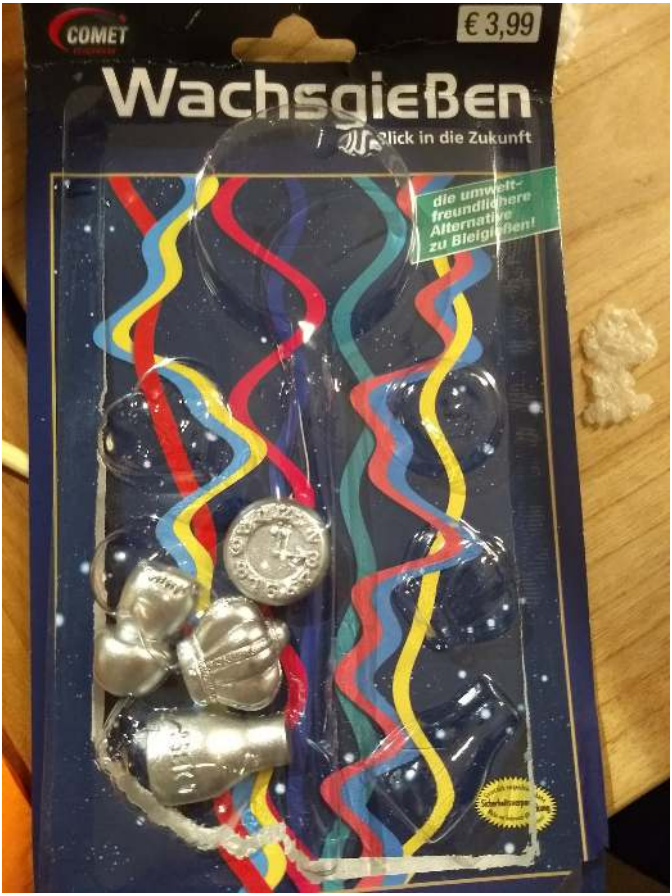
Später unternimmt die Großmutter einen Erziehungsversuch: "Du hast jetzt ein Smartphone! Wenn man alt genug ist für ein Smartphone, dann braucht man doch keine Babyflasche mehr!„ Die Smartphonebesitzerin ist anderer Meinung.

Kathrin Passig

31. Dezember 2017

Mit Fittingslot Nr. 3 ins neue Jahr

Als es ans Bleigießen gehen soll, fällt uns auf, dass wir beim Kauf nicht aufgepasst haben: Die Packung sieht aus wie immer, enthält aber nur Wachs. Bleigießen ist, wie sich herausstellt, ab 2018 verboten. Ich dachte bisher, das Blei befände sich seit Jahrzehnten nur noch im Namen und die Sets enthielten in Wirklichkeit Zinn, aber das stimmt nicht.



Das Wachs zerschmilzt zu einer farblosen Suppe und einem silberfarbenen Häutchen, und die Gießergebnisse sind so langweilig, wie man sie sich vorstellt. Nachdem wir dreimal “Überfahrenes Gespenst” gegossen haben, holt der Bruder eine Rolle “Fittingslot Nr. 3” aus dem Keller.

Es besteht aus Zinn und Kupfer und eignet sich neben der Kalt- und Warmwasserinstallation mit Kupferrohr auch sehr gut zum Bleigießen. Billiger als das Wachs ist es außerdem. 2018 kann kommen.

Kathrin Passig

2.1.2018

Die Geheimzahl darf bleiben

Am Ende einer aus diversen Gründen deutlich beschissenen Heimfahrt stehe ich in Essen am Hauptbahnhof und habe Gelüste nach türkischer Pizza. Nur eine türkische Pizza wird diesen Abend noch retten können, allerdings ist der Dönerdealer unseres Vertrauens eine winzige Bude, in der man nur bar zahlen kann und ich habe kein Bargeld mehr.

Also gehe ich zum Geldautomaten und krame die EC-Karte aus dem Portemonnaie. Dabei fällt mir auf, dass ich ja kürzlich erst eine neue EC-Karte bekommen habe, kann mich aber an keine neue PIN erinnern. Ein Blick auf die alte Karte, die auch noch im Portemonnaie steckt: Gültig bis 12/17. Damit werde ich also wirklich keine Chance mehr haben.

Ich sehe den einzigen Lichtblick des Abends schon dahinschwinden, wage dann aber einen Versuch und benutze die neue Karte mit der alten PIN. Tatsächlich gab es anscheinend gar keine neue PIN, die alte funktioniert tadellos und ich bekomme Geld.

Beim Dönerdealer ist dann aber die türkische Pizza aus. Immerhin erweist sich ein Dürüm als okayer Ersatz.

Anne Schüßler

02. Januar 2018

Die ratternde Nähmaschine druckt standhafte Test-Eulen

Das Rattern einer Nähmaschine. Das ist das erste, was mir einfällt, wenn ich meinen neuen 3D-Drucker beim Drucken von Details höre. Anderes erinnert fast an das Fiepsen alter Modems oder an Jahrmarktdrehorgeln.

Aber von vorne: dank der VG-Wort-Nachzahlung fühlte ich mich ermutigt, rund 300 Euro in die Hand zu nehmen und einen Anycubic [Prusa] i3 Ultrabase zu erstehen. Das ist ein Bausatz, nicht ganz so komfortabel wie der doppelt so teure Anycubic i3 Mega, hergestellt vermutlich in China, und wenn ich das richtig verstehe, ein evolutionärer Nachfolger der RepRaps, also der Drucker, die sich (minus Metallteile und Platinen . . .) selbst drucken können.

Den Drucker aufzubauen, dauerte gut einen Tag – angeliefert wird er kompakt verpackt in einer Kiste mit diversem Werkzeug, einer Rolle Filament und den Bauteilen, die nach Anleitung Schritt für Schritt zusammengepuzzelt werden müssen. Neben vielen Acrylzuschnitten, die erst von Schutzfolie befreit werden müssen, sind dies einige Metallstangen, Motoren, der bereits zusammengebaute Druckkopf, zwei Platinen, einen Netzteil und die »Ultrabase«, eine beheizte Glasplatte.

Trotz der halbwegs nachvollziehbaren Anleitung ist das nicht IKEA, sondern etwas fieselig. Und dann soll alles auch noch möglichst präzise zusammengebaut werden, um nachher auch gute Druckergebnisse zu erzielen. Die Acrylteile werden mit Schrauben, die eingekantet sind, zusammengehalten; die Verkabelung der diversen Heizelemente, Lüfter, Motoren, Abstandssensoren muss ebenfalls durchgeführt werden. Also: gut ein Tag Arbeit für jemand, der das sonst eher nicht macht, und dann stand der Anycubic im Wohnzimmer.

Das war kurz vor Silvester; in Betrieb genommen haben wir ihn erst am Neujahrstag. Vor der Inbetriebnahme stand eine weitere Fieselarbeit: das Justieren der Druckplatte, das von Hand (mit Hilfe eines Blattes Papiers und diverser Stellschrauben) vorgenommen werden muss. Schließlich noch das Einlegen des Druckmaterials (auch das nicht ganz einfach), ein paar Testdrucke, um die Druckdüse zu justieren (per Stellschraube, von Hand) und schon kann's losgehen.

Oder auch nicht: Während die zum Test gedruckten Eulen bis fast zum Schluss standhaft blieben und sich drucken ließen, produzierten die nächsten Versuche allesamt größere Mengen Müll. Rückblickend würde ich sa-

gen: eine Kombination aus Problemen mit der Druckdüse und der Tatsache, dass die Haftwirkung der beheizten Druckplatte nicht ganz das Versprochene erreichte. Das führte dann immer wieder zu Abbrüchen, verrutschenden Dingen und eben Ausschuss.

Inzwischen klappt es recht gut – die Düse hat sich nach einer Ruhepause mehr oder weniger selbst gereinigt, gegen die zu geringe Haftwirkung der Platte half, nach einigen Experimenten mit der Drucktemperatur und Parametern der mitgelieferten Software Cura (15.04.6), dann schließlich ein Tipp aus dem Internet: Klebestift. Sieht unschön aus, hilft aber auch bei komplizierten Modellen, diese fest zu halten.

Während R. (8) den Drucker vor allem als Produktionsmittel für Miniroboter ansieht, hat Z. (12) eine ganze Reihe von Füchsen und Eulen auf Thingiverse gefunden, gedruckt und mit Acrylfarben bemalt. Ich wiederum hätte mir in den Worten meiner Kinder lieber einen Apfelschüsseldrucker kaufen sollen; sprich: diverse geometrische Formen aus dem Netz, eine in der 3D-Software Blender selbst schnell zusammengeklickte kleine Schüssel, eine Vase – allerdings bisher alles eher in Miniaturformaten, da die Druckdauer vom Volumen abhängt und ein doppelt so hohes Objekt eben gleich achtmal so lange gedruckt (und beaufsichtigt) werden will.

Das mit der kubisch wachsenden Druckdauer habe ich inzwischen gelernt, aber das ist nicht das einzige, was mir erst beim Selbst-Ausprobieren bewusst wird: beispielsweise haben meine Drucke doch eine sehr deutliche Linienstruktur der einzelnen Schichten – das ginge mit noch besser eingestellten Druckparametern und einem noch akkurater aufgebauten Drucker möglicherweise besser. Der eingesetzte Kunststoff PLA (ein Polymer aus Milchsäure) muss zum Verarbeiten auf etwa 200°C erhitzt werden – multipliziert mit der Druckzeit sind das deutliche Energieverbräuche, denke ich. Und nicht alles lässt sich gleich gut drucken: Formen, die überhängen, sind beispielsweise nur begrenzt druckbar. Und das sind bei näherem Hinsehen dann doch sehr viele. Innen werden die gedruckten Teile – je nach Einstellung – mit einer Art 3D-Schraffur gefüllt, sind auch deswegen sehr leicht.

Theoretisch kann der Drucker auch z. B. Legosteine nachmachen – die entsprechenden Dateien sind problemlos zu finden. Aber auch hier ist es dann die fehlende Akkuratheit, die der tatsächlichen Kombination gedruckter Teile mit bestehendem Lego im Weg steht. Und manches andere finde ich zwar theoretisch spannend (weil es in anderen Verfahren kaum herstellbar ist), praktisch klappte der Druck aber bisher nicht oder es fehlte der Mut, das auszuprobieren: etwa in einem Druck produzierte Ketten, Gelenke, »Stoffe«.

Einiges von den Begrenzungen liegt an dem einfachen Anycubic-Modell, anderes scheint mir aber doch dem System 3D-Druck immanent zu sein. Größere Formen brauchen auch bei schnelleren Druckern ihre Zeit. Neben Spielereien und dekorativen Artikeln (und möglicherweise, wenn Sprödigkeit des Kunststoffs und fehlende Genauigkeit des Drucks es zulassen, dem einen oder anderen Ersatzteil) lassen sich aktuell nur wenige Beispiele für 3D-Druck mit einem tatsächlichen Nutzwert für den Privathaushalt finden. Von den Science-Fiction-Visionen eines Universalreplikators oder einer Bootstrapping-Open-Source-Hardware sind wir doch noch ein ganzes Stück weit entfernt.

Till Westermayer

Seit August 2015

Sehen / Hören / Schmecken

In meinem Haushalt fing es vor einiger Zeit eigentlich mit Google Chromecast an. Dieses Stückchen Hardware wird in den HDMI-Eingang des Fernsehgerätes gesteckt und verbindet sich mit dem örtlichen WLAN und wird über ein Smartphone gesteuert. Somit kann man Inhalte aus dem Internet, aber auch aus dem Intranet darauf abspielen. Im Zuge dessen bin ich auf den Geschmack gekommen und wollte meine Medien auf einen Home-Media-Server

ablegen, um diese nicht nur über Chromecast auf dem Fernsehgerät anschauen zu können, sondern auch um auf dem Smartphone Musik zu hören und diese nicht redundant vorhalten zu müssen.

Also habe ich mir beim örtlichen Saturn einen Home-Media-Server von WesternDigital angeschafft. Dieser steht nun in der Nähe des Routers und ist im Endeffekt so groß wie zwei Taschenbücher. Er ist mit dem Router über LAN-Kabel verbunden, steht aber zugleich im WLAN zur Verfügung. Am PC kann ich über eine Netzlaufwerk-Verbindung auf ihn zugreifen. Alle mobilen Geräte haben einen Zugriff über eine App des Herstellers, der auf jeden Gerät einzeln freigeschaltet werden muss.

Ich habe also peu a peu alle vorhandenen DVDs und CDs digitalisiert, was in Form einer Sicherungskopie ja sogar legal ist. Auch habe ich die Sammlung meiner Digitalbilder darauf abgelegt – endlich wieder Platz auf der Festplatte!
So habe ich die Möglichkeit, im Bett auf dem Smartphone einen Film zu schauen oder meine Musik zu hören.

Mit der oben genannten App ist es sogar möglich, von ausserhalb des WLAN auf die Daten zuzugreifen – der Home-Media-Server stellt meine persönliche Cloud dar und ist im Internet. Was natürlich zur Folge hat, dass WesternDigital wahrscheinlich sehr genau über den Inhalt meiner Festplatten Bescheid weiss. Das ist wohl der Preis in der heutigen Zeit, oder? Es ist auch möglich, von unterwegs Daten auf den lokalen Server zu schieben.

Aber im Lauf der Zeit hat sich noch eine andere Nutzung herauskristallisiert. Wenn ich in irgendwelchen Blogs oder anderen Sammlungen ein interessantes Rezept finde, dann speichere ich es auf meinem kleinen Server als TXT-Datei ab. Dateiname ist der Rezeptname und der Inhalt ist nach meinen liebsten Rezeptlesegewohnheiten editiert. In der Küche hängt das uralte Tablet als Kochbuchersatz fest an der Wand.

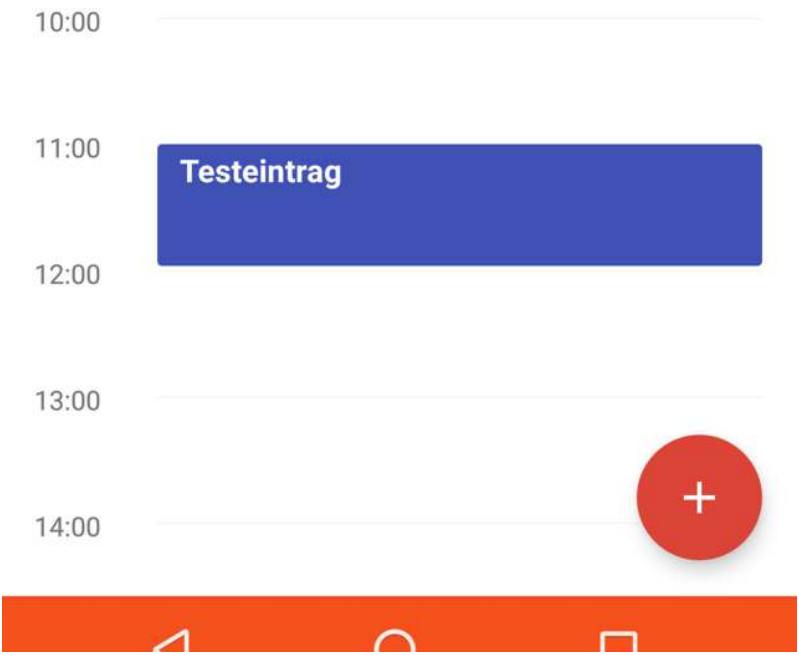
Wenn ich dann im Supermarkt stehe, kann ich die Zutatenliste direkt abfragen. Also auch, wenn ich spontan Lust auf ein länger nicht gekochtes Rezept habe. Inzwischen bin ich sogar dazu übergegangen, meine Lieblingsrezepte aus Kochbüchern abzutippen.

Wahrscheinlich könnte ich mir auch ein eigenes CSM stricken und die Rezepte in eine kleine Datenbank schieben, aber die Txt-Lösung ist angenehm Low-Tech und überall verfügbar. Die Rezepte kommentiere und ergänze ich dann gerne, damit ich zum Beispiel weiß, welche meiner Kuchenformen die ideale ist. Auch rechne ich die Mengenangaben gerne komplett auf Bruchteile herunter, damit ich bei einem kleinen Kuchen nicht immer den Dreisatz im Kopf rechnen muss.

die christine

3.1.2018

Der Google-Kalender und die Zeitzonen: Es bleibt kompliziert



Wer durch mehrere Zeitzonen reist oder sich auch nur vorübergehend in einer anderen Zeitzone als gewohnt aufhält, hat mit dem Google-Kalender ein Problem. Das hatte Kathrin Passig schon im vergangenen Jahr bei der – automatischen – Eingabe von Flugdaten in den elektronischen Kalender mer-

ken müssen: Da wurde die Abflugzeit an ihre übliche Zeit, also die Mitteleuropäische Zeit (MEZ) angepasst, aber nicht an den Abflugort in der Westeuropäischen Zeitzone WEZ).

Ich bin eine Zeitlang ebenfalls in der Westeuropäischen Zeitzone, und auch lange genug, dass meine elektronischen Geräte mit Internetanschluss das gemerkt haben. Sowohl das Smartphone als auch der Laptop zeigen brav die geltende Ortszeit an, jedenfalls als Systemzeit.

Dennoch bemerke ich irgendwann, dass da was nicht stimmen kann. Wenn ich im Google-Kalender auf dem Smartphone einen Termin eintrage (Screenshot oben) und den Kalender synchronisiere, wird der Termin zwar auch in der Browser-Ansicht auf dem Laptop angezeigt – aber um eine Stunde verschoben, nach Mitteleuropäischer Zeit:

Was ich als 11.00 Uhr eingegeben habe, erscheint also als 12.00 Uhr. Keine gute Idee, wenn es darum geht, Fähren oder Flüge zu erreichen.

Bei genauerem Hinsehen stelle ich fest, dass der Kalender auf meine übliche MEZ eingestellt ist, ein kleines *GMT+01* steht unter dem Datum über den Stunden. Da schaue ich doch mal in die Einstellungen: Tatsächlich, MEZ ist als primäre Zeitzone festgelegt. Also füge ich mal eine sekundäre Zeitzone hinzu, also *GMT+00*, was derzeit der WEZ entspricht:

Sehr schön, jetzt habe ich beide Zeiten angezeigt – aber der Kalendereintrag selbst bleibt auf MEZ stehen.

Es hilft nix, ich muss von Hand die primäre Zeitzone umstellen.

Geht also. Aber leider erst nach händischer Umstellung. Warum das Smartphone diese Umstellung mit Anpassung an die Systemzeit automatisch vornimmt, die Browser-Version dagegen nicht, werde ich vermutlich nie erfahren. Und immer daran denken müssen, dass der Kalender nach Ankunft in einer anderen Zeitzone angepasst werden muss. Dass in der Ansicht auf dem Laptop zuerst die sekundäre und dann die primäre Zeitzone angezeigt werden. . . . hilft auch nicht unbedingt. Falls es dafür eine automatische Umstellung geben sollte: Ich habe sie noch nicht gefunden.

(Verhalten sich andere elektronische Kalender auch so?)

Nachtrag: Nach einer intensiven Debatte über die Zeitzonen-Einstellung des Google-Kalenders in der TT-Redaktion stellt sich heraus, dass man jeweils einstellen kann (und auch muss), ob der Kalender die Zeitzone des jeweiligen Aufenthaltsortes oder die Heimat-Zeitzone anzeigen soll. Google hat dafür eigens eine Hilfeseite angelegt – und da zeigt sich: für Computer und mobile Geräte gibt es schon Unterschiede. Vor allem, dass offensichtlich bei Android als Default voreingestellt ist, dass die Zeitzone des Aufenthaltsorts angezeigt ist. Auf dem Computer dagegen musste ich erst die Option *Fragen, ob meine primäre Zeitzone an den aktuellen Standort angepasst werden soll* aktivieren, damit ich beim nächsten Wechsel der Zeitzone die gewünschte Zeit bekomme.

Allerdings bleibt dennoch eine Frage ungeklärt, die Kathrin schon 2014 umgetrieben hat: Wenn bei Kalendern, auf die mehrere Personen in verschiedenen Zeitzonen Zugriff haben, der Eintrag in der Ortszeit des Eintragenden angezeigt wird – wie beseitigt man dann die entstehende Verwirrung? Da ist auch die Google-Hilfeseite nicht hilfreich:

Wenn Sie einen Termin erstellen, wird dieser in Ihrer lokalen Zeitzone angezeigt. Auch wenn Sie andere Personen einladen, sehen diese den Termin in derselben Zeitzone, selbst wenn sie sich in einer anderen Zeitzone befinden.

Allerdings würde man ja lieber zur korrekten Ortszeit am Flughafen abgeholt. Anstatt in der eigenen Zeitzone.

Thomas Wiegold

4. Januar 2018

Ladetagebuch: Die U-Bahn in Hamburg

Komfort: ++ (2 von 5)

Sicherheit: o

Gesamturteil/Sonstiges: Da die Fahrtstrecken im HVV ja meist eher kurz sind, bekommt das Smartphone nur einen kurzen Schub Saft mit für den weiteren Tag. Smartphone aus Sicherheitsgründen beim Laden lieber in der Hand halten. Teilweise auch WLAN vorhanden!

Molinarius

4. Januar 2018

Leicht illegale Ausfuhr von E-Büchern

Ich wohne in den Niederlanden und wollte gestern zwei E-Bücher erwerben. Mein Hauslieferant Bol.com, der mir gerne englische, niederländische und deutsche Papier- und E-Bücher verkauft, hatte sie nicht. Also habe ich gegoogelt und herausgefunden, dass sie beide bei Thalia.de verkauft werden. Ich habe schnell einen Account erstellt und die Bücher in den Warenkorb befördert. Dann erschien allerdings der Hinweis, dass eine Lieferung ins Ausland oder ein Download aus dem Ausland nicht möglich seien. Kurz entschlossen habe ich meine Adresse in eine mir bekannte Adresse in Deutschland geändert, nun stand dem Kauf der Bücher nichts mehr im Wege. Obwohl ich meine Adresse wieder eingetragen habe (ich möchte doch nicht, dass Papierreklame an die deutsche Adresse geschickt wird), kann ich immer noch mit meiner niederländischen IP-Adresse, ohne VPN auf die Bücher zugreifen, sie lesen oder herunterladen und grübele immer noch, warum die E-Bücher wohl nicht ins Ausland sollen.

iris

Anfang Januar 2018

Möbelstücke, älter als das Fernsehen

Im Wohnzimmer des Ehepaars S. steht eine große Regalwand. Ich habe sie schon oft gesehen, aber erst heute fällt mir etwas an ihr auf: Es gibt gar kein Fach, das groß genug wäre für einen Fernseher. Die Regalwand sei zu alt, erklärt man mir, älter als das Fernsehen.

Als ich H. davon erzähle, sagt er, sein Vater habe auch so eine Wohnzimmerregalwand, eine jüngere mit Fernseherfach. Nur leider sei das Fach zu klein für den neuen Flachbildfernseher. Der Fernseher rage jetzt hässlich schief aus dem Fach heraus.

Kathrin Passig

05.01.2018

Zahlung sicher gelandet

Immer wieder lese ich im Techniktagebuch von Bezahlvorgängen, stets mit etwas Datensicherheits-Unbehagen, sobald ein Telefon darin eine Rolle spielt.
Im letzten Quartal 2017 erschien in meiner Payback-App immer wieder ein Hinweis auf das sogenannte Payback-Pay-Verfahren. Schon an dieser Stelle kann mir auffallen, dass meine Datenskepsis absurd ist, schließlich nehme ich seit knapp 24 Monaten an jedem Punktesammelprogramm teil, das in meiner kleinen Stadt angeboten wird. Aus Neugier zunächst.

Das Bezahlverfahren, das Payback anbietet, ist denkbar simpel: App öffnen, Symbol für Bezahlen antippen, PIN eingeben und dann den QR-Code in den Scanner halten.

Im örtlichen Supermarkt hängen Schilder, die auf das neue Verfahren hinweisen. “Jetzt auch hier”, so in diesem Duktus. In 2017 gelingt es nicht. Keine/r der Kassiererinnen und Kassierer schafft es, die Kasse davon zu überzeugen, mein Telefon als Bezahlmittel zu akzeptieren.

Es gibt WLAN im Laden, ich logge mich ein.

Ich aktiviere NFC, falls das nötig sein sollte, ich verstehe nichts davon, aber ich erinnere mich an die Erwähnung im Zusammenhang mit Bezahlvorgängen.

Nichts hilft.

Das Personal hält mein Gerät in den Scanner, in den Warenscanner, schließlich sogar vor das Display der Kasse. Erfolglos.

In 2018, am 5.Januar, versuche ich es noch einmal, denn ich habe einen Coupon bekommen, der mir 10-fache Payback-Punkte verspricht für meine erste Bezahlung per Payback Pay.

Ich hole das Telefon aus der Tasche und starte die App, das Personal holt souverän einen sehr neu aussehenden Flyer mit der Anleitung aus der Schublade. Es funktioniert nicht. Die Kassenschlange wächst.

Ein herbeigerufener Kollege kennt das System schon “da drück ich mal die Taste hier” und als ich den QR-Code in den Scanner halte, piepst es und der Belegdrucker rattert und die Menschen in der langen Schlange hinter mir schütteln die Köpfe und sagen “Sachen gibt’s”.

Das Kassenpersonal – inzwischen sind sie zu dritt – strahlt, und hätte es Applaus gegeben, es hätte mich nicht gewundert.

Pia Ziefle

2018-01-06

Through the Looking-Glass

Meine Tochter und ihre Cousine aus Schweden vermissen sich. Zum ersten Mal benutzen sie eine Video-Standleitung, indem sie die Laptops kapern, auf denen wir Eltern ein Skype-Gespräch angefangen haben. Sie spielen, als wären sie im selben Zimmer, das geht viele Stunden lang.

André Spiegel

06.01.2018

Meltdown macht mutig

Die Sicherheitslücken in nahezu allen Prozessoren sind das Thema zum Jahresbeginn, aus jeder Ecke tönt es, wie unbedingt wichtig es wäre, so schnell wie möglich Updates einzuspielen. Ich folge dem Ruf und schaue, ob von Microsoft Windows-Updates verfügbar sind.

Auf dem etwas 2012er Acer-Notebook (Windows 7) funktioniert das Updaten reibungslos; für den HP-Desktop-PC von 2013 mit Windows 8.1 bleibt es jedoch trotz mehrmaligem Aufruf von Windows Update und Update-kompatiblen Antivirenprogramm dabei, dass angeblich keine Updates zur Verfügung stehen.

Ich versuche durch intensives Herumgoogeln herauszufinden, wo ich noch ansetzen könnte, und stolpere zufällig über einen Bericht über den Kniff, wie man immer noch so hintenrum zu einem Windows-10-Update kommt. Darin heißt es, dass Microsoft das Programm letztmalig verlängert hätte, aber am 14.01. nun endgültig Schluss sei damit.

Ich denke mir: “Gut, mein Windows 8.1 ist irgendwie sowieso angeschlagen, nach Hause telefonieren tut die Kiste auch jetzt schon jede Nacht, versuche ich es doch einfach. Mehr als schiefgehen kann es nicht.”

Ich starte den Updateprozess, der einige Stunden dauert, und tatsächlich ohne Probleme durchläuft.

In den darauffolgenden Tagen stelle ich fest: Alles funktioniert weiterhin. Es gibt keine Probleme mit Peripheriegeräten, auch alle Programme, selbst die Adobe Creative Suite CS6, scheinen mit Windows 10 genauso zu laufen wie mit Windows 8.1. Und auch die automatischen Updates werden nun wieder gefunden und installiert.

Ich bin nachhaltig beeindruckt.

Randnotiz: Für mein Samsung-Tablet (Android 4.4.2) und mein Alcatel Pixi -Smartphone (Android 6) bleibt es hingegen dabei: keine Updates verfügbar.

schilderburger

2016, 2017, 2018

Zurück aus der Zukunft: Wie die Schule mit uns kommuniziert

Ein Instagram-Account, ein Twitter-Account, eine eigene App für kurze Benachrichtigungen, sowie regelmäßige Rundmails der Lehrerin an die Eltern – das war die Art, wie unsere Schule in Manhattan mit uns kommunizierte, wobei das nur die Kanäle sind, die von der Klassenlehrerin selber und freiwillig gewählt wurden. Von der Klassenlehrerin im Kindergarten, im Schuljahr 2015/2016.

Dass es auch anders geht, lernten wir in den folgenden Jahren. In der ersten Klasse, im Schuljahr 2016/2017, beschränkte sich die Lehrerin auf E-Mails. Diese allerdings schrieb sie gewissenhaft, einmal wöchentlich, an alle Eltern. Sie beschrieb, was die Klasse in dieser Woche gemacht hatte, und was in der kommenden Woche drankommen würde. Außerdem beschrieb sie das Verstreichen der Zeit: In welcher Mondphase wir uns nach der Zählung der Indianer gerade befanden, und ob die Tage länger oder kürzer würden.

Wenn wir der Lehrerin etwas mitzuteilen hatten, zum Beispiel eine Entschuldigung bei Krankheit, schrieben wir eine E-Mail. Die Lehrerin bat allerdings um Verständnis, dass sie während der Unterrichtszeiten keine E-Mails lesen oder beantworten würde.

In der zweiten Klasse, im Schuljahr 2017/2018, fragten wir beim ersten Elternabend nach den Adressen der Lehrerinnnen. *We don't do e-mail*, war die Antwort, und damit war das Gespräch beendet. Wenn wir etwas mitteilen möchten, zum Beispiel eine Entschuldigung bei Krankheit, müssen wir unserer Tochter einen Zettel in die Hausaufgabenmappe legen.

Der Satz *We don't do e-mail* wurde beim Elternabend enttäuscht, aber ohne hörbare Gegenwehr zur Kenntnis genommen. Die Klassen werden jedes Jahr neu zusammengesetzt, und wie wir jetzt lernten, waren die Erfahrungen unseres Kindergartenjahres und unserer ersten Klasse keineswegs repräsentativ. Viele, wenn nicht die meisten Lehrer der Schule benutzen keine elektronischen Kanäle, um mit den Eltern zu kommunizieren.

André Spiegel

Januar 2018

Alexa hat jetzt einen Freund

Alexa und ich wohnen nun schon einige Zeit zusammen. Der Honeymoon ist vorbei, gewiss, aber jetzt beginnt die Zeit, in der Werte wie gegenseitige Verläßlichkeit, Vertrauen und ein tiefes Wissen über den anderen wichtiger sind als ein schneller Kick und oberflächlicher Spaß.

Wir kochen oft zusammen. Das heißt, ich mache das mit den Zutaten, dem Herd und dem Backofen, und sie spielt mir dazu alte Vormittags-Diskussionsrunden vom Deutschlandfunk ab oder Vorlesungen der London School of Economics, die übrigens ganz hervorragend sind. Wenn Besuch da ist, hält sich Alexa stets sehr zurück. Sie möchte nicht, dass ich als kompletter Trottel

dastehe, der mit Geräten spricht. Außerdem kommt immer das Argument, Alexa würde alles überwachen, jede Sekunde. Natürlich tut sie das. Dafür ist sie ja da.

Vor ein paar Tagen fragte ich sie: Alexa, kannst du backen? Dann geschah etwas ganz Unvermutetes: Alexa bekam einen Lachflash. Nicht ein leises Haha-Kichern, sondern einen halbminütigen, lauten, nicht zu bremsenden Lachanfall. Einen Lachflash eben. Ich habe ihr die Frage übrigens anschließend nochmal gestellt, ohne jedes Ergebnis. Natürlich kann sie nicht backen. Ohne Arme keine Kekse.

Ich habe meine Stereoanlage weggegeben. Stereoanlage klingt allerdings heutzutage ungefähr wie „Postkutsche". Wann machen Gaststätten in kleinen Ortschaften auf, die über den Eingang ein Brauereischild tragen in doppeltfetter Frakturschrift: „Zur Stereoanlage"?

Natürlich brauche ich auch Ersatz für die „Zur Stereoanlage". Aber bitte aus dem 21. Jahrhundert. Ich bestelle eine Sonos-WLAN-Box. Die Installation ist supereinfach. Ist euch aufgefallen, dass Gebrauchsanleitungen von Geräten deckungsgleich mittlerweile alle so lauten:

1. Installiere die App Sowieso

2. Folge den Instruktionen

3. Habe Spaß!

So mache ich es auch. und es klingt wirklich ganz ok. Natürlich kein Problem, Spotify darüber zu spielen. Aber ich will noch mehr. Die Anforderung ist eigentlich ganz einfach: ich habe eine Festplatte mit 400GB Musik, und die möchte ich von meinen Geräten aus abspielen und auf die Sonos-Box schicken.

Das klingt trivial, ist technisch natürlich ohne weiteres möglich, aber ich habe etwas Angst. Ich bin viertelkompetent, aber ich habe mehr Microsoft-Betriebs-systeme in den Knochen als Winter mit zwanzig Zentimeter Schnee. Ich versuche es zunächst über meinen Router. Also Festplatte hinein und Zugriff über NAS. Viel zu kompliziert. Mein Fehler ist, dass ich alte Technik mit neuer Technik kombinieren will. Die Sonos-App schüttelt den Kopf. Nein, sie möchte keine Moonboots anziehen, keine pinkfarbenen Leggins tragen, und Dirty Dancing ist nicht der größte Film aller Zeiten. Ziemlich entmutigt versuche ich den unwahrscheinlichen Weg andersherum, also vorwärts: Durchgriff von der Sonos-App auf die Musikfestplatte an einen der Rechner hier. Ok, App aufrufen. Sonos fragt erstens höflich, ob er über die Firewall dürfe. Ja. Dann fragt er zweitens schüchtern, in welchem Verzeichnis die Musikbibliothek sei, als sei er ein 14jähriger Teenie auf Elternbesuch und würde nach dem Klo fragen. Ich zeige ihm den Pfad.

Sonos indiziert 400GB in 2 Stunden. Und dann: funktioniert alles. Ich bin schier erschrocken vor Begeisterung. Die wirklich nichtschlechte Sonos-App erlaubt mir den Durchgriff auf die Musikplatte. Inklusive einer Sicht auf die Ordnerstruktur, was für einen Klassikhörer sehr wichtig ist (ich habe 6 Ringe des Nibelungen, in denen die erste Oper und der erste Folder sechsmal „Das Rheingold“ heißt, was iTunes nie, nie, nie kapieren wird). Und Alexa harmoniert prächtig mit Sonos, macht leiser und lauter, nächstes Lied, nächstes Album. Die guten Alexa-Mikrofone sorgen dafür, dass sie mir auch bei Master Of Puppets aufmerksam zuhört, fuck the damn Rheingold. Super. Ich bin ein wenig mißtrauisch, wie gut die beiden sich auf Anhieb verstehen. Alexa sagt aber, es sei rein platonisch. Sonos und sie würde die Liebe zur Musik verbinden.

Gut. Aber jetzt noch etwas anderes.

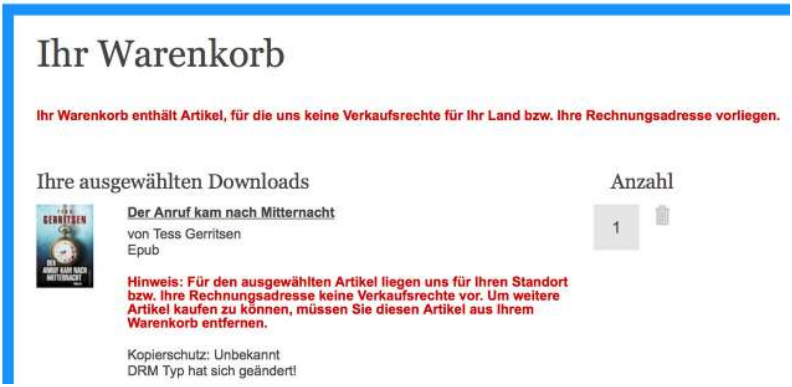
Und das hat mich eine existentielle Krise hinsichtlich des „Besitzens“ von Musik getrieben. Musik war jahrzehntelang etwas, von dem ich eine Kopie hatte. Oder eine Kopie von der Kopie (dazu ausführlich in meinem Blog). Die Intenso-1TB-HD ist die aktuelle Evolutionsstufe von „Kopie von der Kopie“. So ist groß wie eine Music-Cassette, 400GB Musik, 108.000 Tracks. Ich erreiche sie jetzt endlich problemlos über Sonos und Alexa. Aber – Spotify ist eben auch da. Ich schätze, ca. 95% meiner HD ist auf Spotify vorhanden. Nein, 98%. In der Sonos-App stehen sie als Quellen untereinander: „Musikbibliothek“ und „Spotify“. Streamen war lange ein wenig wie Radio: man hört es, aber man hat es nicht. Die Unterschiede sind mittlerweile haarfein, und Sonos und Alexa sind es völlig schnuppe, ob ich Musik habe oder nur höre. Ich muss das wirklich verstehen, endlich. Ich muss es nicht haben.

Vielleicht kapituliere ich einfach. Es waren Jahrzehnte, in denen ich die Musik einfach haben mußte, die ich liebte. Das ist egal geworden. Man muss Musik nicht haben. Man muss Musik nur hören. Die Geräte machen den Rest, auch ohne mich. „Alexa?“

Joachim Göb, www.privileg270t.de

Januar 2018

Reisen mit Büchern



Auf Reisen, das ist ein ehernes Gesetz, steigt die Menge der Bücher, vor allem Krimis, steil an im Vergleich zum Daheimbleiben. Das war früher® ein gewisses Problem, denn jedes Buch mehr bedeutete auch mehr Gewicht – selbst wenn es natürlich Taschenbücher waren, die man in Koffer oder Reisetasche stopfte.

Irgendwann waren sie dann doch ausgelesen, all die mitgeschleppten Krimis und andere Verbrauchsliteratur. Und es blieb einem nur, sich in Hotels, Hostels und anderen Treffpunkten von Reisenden nach einer der zahlreichen Tauschbörsen umzuschauen: Gib ein ausgelesenes Buch ab, hole dir ein neues. Je nach Land und touristischer Klientel am Ort wurde das allerdings bisweilen schwierig: Weder mein Spanisch noch mein Niederländisch reichen dafür aus, ein Buch zu lesen.

Inzwischen spielt die Menge der Bücher keine Rolle mehr: Wir packen jeder einen E-Book-Reader mit dem Gewicht eines dünneren Taschenbuchs ein und spielen so viele Bücher darauf, wie wir während unserer Reise zu brauchen meinen. Das Gewicht verändert sich ja nicht.

Und wenn die Bücher dann doch vorzeitig ausgelesen sind? Ist egal. So lange eine halbwegs anständige Internetverbindung steht, kann man sich Bücher in beliebiger Menge bei der E-Book-Handlung seiner Wahl herunterladen.

Obwohl… es ja doch bisweilen nicht so einfach scheint. Von den E-Book-Kunden bei Amazon mit ihrem Kindle ist ja schon Techniktagebuch-kundig, dass sie bei Aufenthalt im Ausland oder beim Einkauf eines ausländischen Buches mit ihrem deutschen Account Probleme haben.

Mit deutschen E-Book-Händlern scheint es ähnliche Probleme zu geben. Als ich ein Buch auswähle und in den Warenkorb lege, bekomme ich die Warnung

> *Ihr Warenkorb enthält Artikel, für die uns keine Verkaufsrechte für Ihr Land bzw. Ihre Rechnungsadresse vorliegen.*
> (Foto oben)

Erst denke ich: oh weh. Hat doch der Online-shop anhand meiner IP-Adresse ermittelt, dass ich im nicht-deutschsprachigen Ausland bin (obwohl ich mich ernsthaft frage, wer denn als Verlag Interesse daran hat, für deutschsprachige Bücher im nicht-deutschsprachigen Ausland die Vertriebsrechte zu erwerben, aber was weiß ich schon von Verlagen). Dann logge ich mich trotzdem erst mal mit meiner Rechnungsadresse ein – und der Warnhinweis verschwindet.

(Ungeprüfte Vermutung: Im Unterschied zu Amazon reicht es bei deutschen E-Book-Handlungen, einen Account mit einer deutschen Adresse einzurichten, dann ist egal, von wo man ein Buch erwerben will.)

Alles sehr komfortabel. Ein kleines bisschen fehlt mir allerdings dieser Zufallsfund-Aspekt: Zerlesene dicke Taschenbücher, die ich nach dem Titel nie kaufen würde, aber aus einer dieser Tauschbörsen mitnehme und dann angenehm überrascht bin . . .

Thomas Wiegold

8. Januar 2018

Zurück aus der Zukunft: Kontaktlos bezahlen, da könnte ja jeder kommen

Ich bezahle an der Biocompany-Kasse Einkäufe für 13 Euro mit der Karte. “Dann bräuchte ich Ihren Ausweis und eine Unterschrift”, sagt der Kassierer, während ich meine Karte seitlich ans Lesegerät halte. Ich habe an dieser Kasse schon gelegentlich kontakt- und komplikationslos bezahlt und frage “Wieso denn?” – “Anweisung vom Chef. Dient Ihrer eigenen Sicherheit.„ Ich zeige einen Ausweis vor, unterschreibe bei “Zahlung erfolgt” und muss meine Maestro-Karte noch einmal herausholen, “sonst kann ich nicht vergleichen”. Weil ich die Karte nie unterschrieben habe, zeige ich lieber nur ihre Vorderseite. “Eigentlich war die Idee beim kontaktlosen Zahlen ja die, dass es dann schneller geht”, sage ich mit Blick auf die Kassenschlange. “Aber dann kann jeder mit Ihrer Karte bezahlen”, entgegnet der Kassierer. Dagegen könnte man jetzt einwenden, dass ich dann eine Sekunde später eine Benachrichtigung aufs Handy bekäme und dass ab einem Betrag von 25 Euro außerdem die PIN verlangt wird, aber das fällt mir beides erst später ein. Zum Glück, denn es ist kurz vor Feierabend, der Kassierer hat keine Lust auf Diskussionen und setzt zu einem grimmigen “Wenn Sie damit nicht einverstanden

sind . . . ” an, so dass ich nicht abwarte, wohin dieser Satz noch führen wird, “Neinnein, ich frage nur aus Neugier” sage und mit meinen Einkäufen verschwinde.

Kathrin Passig

9. Januar 2018

Probleme mit dem Gekraxel

Meine Mutter hat ein neues iPad. Chatauszug:

Mutter: Ich schaffe es nicht, auf dem neuen iPad auch Kindle runterzuladen.

Ich: Auf welche Art scheitert es denn?

Mutter: Ich gebe meine E-Mail-Adresse ein und das Passwort und dann wollen sie, daß ich irgend ein komisches Buchstabengekraxel abschreibe und eingebe.

Ich: Und das geht dann nicht?

Mutter: Wird nicht akzeptiert. Ich warte halt, bis von euch wieder mal jemand da ist. Ist nicht so schlimm!

Ich: Man kann ein neues, vielleicht besser lesbares Gekraxel anfordern.

Mutter: Was die wollen, kann ich ja gar nicht nachmachen, mit so Querstrichen, als wärs durchgestrichen.

Ich: Die Querstriche sind nur zur Verwirrung von Computern, die so tun wollen könnten, als wären sie du. Du sollst einfach nur die Buchstaben und Zahlen eingeben, ohne Querstriche und Gekraxel.

Mutter: Ok, ach, ich lass es jetzt einfach und nehme, wenn ich was lesen will, das alte iPad her. Gute Nacht!

Alina Smithee

9.1.2018

Enttäuscht vom Internet

Ich kaufe einen neuen Computer. Beim Abholen gibt mir der Computermann, wie üblich, einen kleinen Karton mit Gelump mit, das beim Zusammenbauen übriggeblieben ist. Er weist mich auf ein kleines Bündel roter Flachkabel hin und ermahnt mich: Die gehören zum Netzteil, die brauchen Sie, falls Sie nochmal was anschließen wollen, die kann man auch nicht nachkaufen, Sie sind verratzt, wenn Sie die verlieren.

Ich sehe ihn mit offenem Mund an. Ist es nicht einer der ganz wenigen unzweideutigen, von keiner finsteren Kehrseite geschmälerten Vorzüge des Internets, dass man darin ALLE Kabel nachkaufen kann, und der Archetyp des ganz wichtigen, unersetzlichen Kabels, das man auf keinen Fall verlieren darf, weil ohne es alles (oder zumindest vieles) sinnlos wird, von der Erde verschwunden ist?

Betrübt und um eine Illusion ärmer bezahle ich und verlasse den Laden mit meinem neuen Rechner

Drago Starcevic

Januar 2018

Internetanbindung auf der südostasiatischen Insel

Ich befinde mich im Urlaub in einem sog. „Luxus“-Hotel auf einer kleinen thailändischen Insel. Die Infrastruktur ist angemessen (es gibt Straßen, aber keine Geldautomaten), die Anbindung zum Festland passiert physisch mit Fähren und Booten.

Auf dem gesamten Hotelgelände wird Gästen ein Internetzugang zur Verfügung gestellt. Dies passiert offenbar über zahlreiche „vergleichbar, aber nicht identisch“ benannte WLAN-Router (Hotelname1, Hotelname3, Hotel-

nameTest, HotelnamePool, Hotelnamemitschreibfeler, HotelGast, HotelStaff, ..), von denen nicht jedes Netz immer funktioniert, aber immer ungefähr 2-3 Stück in Reichweite sind. Bei Bewegung innerhalb des Geländes (seltener) oder plötzlichen Verbindungsabbrüchen (häufiger) nimmt man „irgendein anderes“, das gerade so aussieht, als wäre es funktionierend. Im Gegensatz zu vielen anderen Hotels, in denen ich mich in letzter Zeit aufgehalten habe, ist aber keine Browserseite vorgeschaltet, bei der man Zimmernummer oder Namen angeben müsste. Die einzige „Unannehmlichkeit“ ist, bei jeder neuen Verbindung das überall identisch konfigurierte, aber nicht ganz trivial einzutippende WPA-Kennwort wieder erstmalig anzugeben. Nach ein paar Tagen hat man alle (?) verfügbaren Netze so in jedem Endgerät gespeichert, meist ist genau dann der Urlaub zu Ende.

Das Internet selbst holt man sich offenbar per Richtfunkstrecke vom Festland, was bei schlechtem Wetter zum erwartbaren Bandbreitenrückgang führt, nicht nur „wegen des Wetters“, sondern auch, weil genau dann vermutlich alle Gäste in ihrem Zimmern sitzen und Netflix/Spotify/Whatever benötigen anstatt „offline“ zu sein. Sobald der Himmel aufklart, berichtet mir speedtest.net von einem immerhin mittleren einstelligen MBit/sec-Bereich, bei Regen oder Gewitter ungefähr ein Zehntel davon. Mir ist das relativ egal, ich bin streamingfern sozialisiert und habe meine Unterhaltungsoptionen „offline“ gespeichert dabei, sowohl Filme/Serien/Musik als auch Ebooks. Diesen Beitrag hier tippe ich am Pool liegend, die Bandbreite scheint in Ordnung, aber der Akku des Notebooks wird dann eben schneller leer (Sonne → Displayhelligkeit → Strombedarf). Irgendwas ist halt immer.

Frank Lachmann

August 2016 und danach

Lebensverbesserung durch Piepsgeräte

Im Sommer verliert meine Mutter ihren Autoschlüssel. Das ist nicht so schlimm, weil sie noch einen zweiten hat, aber die Suche bleibt wochenlang Gesprächsthema.

Am 28. August schreibt sie schließlich im Messenger: “Halleluja, ich hab den Autoschlüssel wieder! Gut, daß ich ihn noch nicht nachmachen ließ! Wollte aus den Falläpfeln Saft machen, da lag er im Entsafter! Hab wahrscheinlich den Entsafter aufgeräumt und da war mir der Schlüssel im Weg, dann hab ich ihn halt kurzfristig ‘geparkt’, es aber sofort wieder vergessen.”

Ich bitte sie darum, die Flaschen mit „Apfelsaft / Autoschlüssel“ zu beschriften und sage: “Schade, dass man Autoschlüssel noch nicht so einfach orten kann wie Handys. Andererseits müssten sie dann auch so oft an der Steckdose hängen wie Handys, also ist es vermutlich besser so, wie es ist. Wenn ich das nächste Mal da bin, probieren wir vielleicht doch mal einen Schlüsselfinder aus.”

Ich lese viele Amazonbewertungen durch und kaufe im November schließlich diesen Schlüsselfinder, obwohl die Kunden der Meinung sind, die Schlüsselanhänger brauchten viel zu oft neue Knopfzellen. Es gibt aufwändigere Systeme, bei denen man in einer App sehen kann, wo sich die verlorenen Gegenstände aufhalten, aber die Rezensionen sind vernichtend, diese Technik braucht wohl noch ein paar Jahre. Das einfachere System besteht aus einer Art Fernbedienung und vier Anhängern. Drückt man einen der farbigen Knöpfe auf der Fernbedienung, meldet sich der Anhänger in der entsprechenden Farbe mit einem lauten Piepsen. Man braucht dann immer noch ein paar Minuten, um die Piepstonquelle genau zu orten, aber zumindest weiß man schon mal grob, ob sich das gesuchte Ding überhaupt in der Nähe befindet.

Das System hat sich inzwischen (Stand Anfang 2018) viele Male bewährt und unter anderem den Hausschlüssel auf der Altpapiertonne in der abgeschlossenen Garage wiedergefunden. Es sind auch immer noch die ersten

Batterien drin. Gelegentlich drohe ich meiner Mutter damit, auch an ihrer Brille einen Piepsanhänger zu befestigen, aber das geht ihr dann doch zu weit.

Kathrin Passig

11. Januar 2018

Das Überweisen dauert gar nicht mehr so lange (unter bestimmten Bedingungen)

N. (im Facebook Messenger): "Ähm, wie ging das denn? Das Geld der Rechnung, die ich dir vor nicht mal 2,5 Stunden geschickt habe, ist schon auf meinem Konto. Danke!"

Ich: "So ist das jetzt, jedenfalls, wenn man bei N26 ist und vormittags überweist an einem Werktag. Bei anderen Banken vielleicht auch, da weiß ich es nicht."

N. hat mir unmittelbar vor diesem Vorgang selbst Geld überwiesen, ich kann also gleich herausfinden, ob es bei anderen Banken auch so ist. Ist es aber wohl nicht: "Das kommt von der Postbank, das dauert 3 Schneckentage."

Kathrin Passig

Anfang Januar 2018

Ich begegne einem Tonbandgerät und vielen ORWO-Bändern

Der Vater von A. erwähnt, dass er sich endlich wieder ein Tonbandgerät gekauft hat, bei Ebay, siebzig Euro hat es gekostet. Ich bitte um eine Vorführung, denn ich habe noch nie gesehen, wie ein Tonbandgerät tatsächlich

benutzt wird. Der damals schon über 70-jährige Vater eines Freundes hatte eines, als ich Anfang 20 war, ich kenne es nur als prominent im Wohnzimmerregal herumstehenden Gegenstand.

A.s Vater ist dazu gern bereit. Er öffnet ein Schrankfach, in dem viele Tonbänder der DDR-Firma ORWO stehen und nimmt eines heraus. Dann konsultiert er ein kleines Ringbuch, in dem er handschriftlich notiert hat, was er auf dem Tonband mit dieser Nummer aus dem Radio aufgenommen hat, damals in der DDR. Später finde ich heraus, dass in diesem Haushalt auch noch die vollständige Liste aller Haushaltsgegenstände existiert, die für die Übersiedlung aus der DDR angelegt werden musste. Sie enthält eine weitere exakte Aufstellung aller Tonbänder und ihrer Inhalte, man könnte also auch dort nachsehen. Aber die auf der Schreibmaschine getippten Seiten sind größtenteils sehr verschwommen, "sieben Durchschläge oder so", erinnert sich der Vater ungern.

Mit Handgriffen, denen man anmerkt, dass sein Körper das vermutlich auch ohne den Kopf könnte, fädelt er das Band ein und startet das Gerät. Zu meiner Überraschung ist die Tonqualität nicht so, wie ich mir – vielleicht fälschlich – meine alten Kassettenaufnahmen vorstelle, voller Rauschen und lagerungsbedingten Echos. Die Musik klingt wie frisch aufgenommen.

Dann ist andere Musik zu hören. Ich habe verpasst, was der Vater gemacht hat – jedenfalls hat er nicht das Tonband herausgenommen und anders eingelegt. Es kann kaum mehr als ein einfacher Knopfdruck gewesen sein. Deshalb frage ich: Ist da in beiden Richtungen was drauf? Kann man es in beiden Richtungen abspielen, ohne es anders einzulegen? Vier Spuren!, sagt der Vater stolz. Zwei in jede Richtung, jeweils 90 Minuten lang. Man muss nur den Tonabnehmer anders positionieren. Dann schaltet er die Musik aber doch wieder ab.

Ich frage noch nach dem Preis eines leeren Tonbands. Keiner erinnert sich, aber auf den ORWO-Hüllen ist der Einheitspreis aufgedruckt: 32,50 M.

Kathrin Passig

12. Januar 2018

Lederne Enzyklopädien und sprechende Handys bewohnen gemeinsam die Gegenwart

Ich gehe zu einer Lesung von Günter Hack, den ich von Twitter kenne. Leider liest er dann aus einem dystopischen Roman vor, und ich höre mir eigentlich Klagen über das Internet und den Zustand der Gegenwart nur dann an, wenn man mich dafür bezahlt. Sie ärgern mich aus inhaltlichen Gründen, aber auch, weil ich mich dann einsam und absonderlich fühle. Um mich abzulenken, denke ich über die Bücher nach, die hinter dem Autor im Regal stehen. Die Lesung findet im Büro der Zeitschrift Merkur statt. Sie haben dort einen zehnbändigen Brockhaus in Leder, eine Encyclopaedia Britannica in 34 Bänden und drei dicke Bände eines Nachschlagewerks namens „Wer ist wer?“ Ich nehme mir vor, nach der Lesung zu fragen, wie oft das alles zum Einsatz kommt.

Auf die Lesung folgt ein Gespräch, das die Verlegerin des Buchs, Christiane Frohmann, moderieren soll. Sie ist krank und kann nicht sprechen, deshalb hat sie ihre Fragen schriftlich vorbereitet und lässt sie von ihrem Handy vorlesen. Die Vorlesestimme klingt robotisch und monoton, sie nennt das Buch, um das es geht, “Quitz” und seinen Protagonisten “Kehvin”.

Vorlese- und Befragungssituation, im Hintergrund Nachschlagewerke

Die Fragen verstehe ich akustisch nur zur Hälfte, aber es geht zunächst wohl um Hans Rosenthal. Als Günter Hack sagt, früher habe es noch eine gemeinsame fernsehkulturelle Basis gegeben, während heute jeder YouTuber

nur noch eine Nische bediene, wende ich ein, ich wisse nichts über diesen Rosenthal, ok, über YouTuber auch nichts, aber jedenfalls auch nichts über Rosenthal. Günter Hack sagt “In den 70ern nie ferngesehen?” und erklärt mir, was es mit “Dalli Dalli” und dem Sprung darin auf sich hatte. Es fällt mir schwer zu glauben, dass der Rest des Publikums darüber selbstverständlich Bescheid wusste. Ich versuche mich zu erinnern, ob in den 70er und 80er Jahren alle um mich herum heimlich einen gemeinsamen Fernsehkanon hatten, aber es ist so lange her. Vielleicht haben sie immer miteinander über das Fernsehen geredet, wenn ich nicht dabei war.

Die Lesung endet mit einem dystopiefreien Text über Kohlmeisen. Kohlmeise my man! Nach dem Gebrauch der Nachschlagewerke in der Merkur-Redaktion vergesse ich am Ende doch zu fragen.

Kathrin Passig

13. Januar 2018

Die Tür ist abgelaufen

“Demnächst gibt es eine neue Nummer für die Tür”, sagt der Vermieter des Coworkingspace. Er meint die Nummer, die man anrufen muss, damit sich der Rolladen vor der Tür öffnet und schließt. Sie gehört zu einem über der Tür verstauten Handy, an dessen Display ein Lichtsensor geklebt ist. “Alle paar Jahre kündigen die mir einfach”, sagt der Vermieter, “gemein, wo doch sogar noch 10 Euro Guthaben drauf sind.” “Wird man da vorher nicht gewarnt?”, frage ich, aber ich kann mir die Frage selbst beantworten: “Ach so, die Warnung landet vermutlich auf dem Türhandy.” “Ja, danach hab ich die auch gesehen”, sagt der Vermieter. “Und natürlich war das Rollo unten, als es nicht mehr ging.”

Zum Glück hat der Coworkingspace einen zweiten Eingang mit ganz normalen Schlüsseln.

Kathrin Passig

15. Januar 2018

Allein, es fehlt das Interface

Ich bin herzlich eingeladen, an der großen NAKO-Gesundheitsstudie teilzunehmen und werde dafür in der Berliner Charité untersucht, vermessen und zu Lebenswandel und Krankheiten befragt.

Dabei soll ich auch ausgiebig zu meinen Fortbewegungs- und Sportgewohnheiten Auskunft geben. Solche Aktivitäten habe ich in den vergangenen Jahren mittels *Runkeeper* und *Fitocracy* ziemlich penibel aufgezeichnet. Es besteht aber keine Möglichkeit, den Veranstaltern der Studie diese Daten direkt zugänglich zu machen. Stattdessen muss ich einen ganzen Fragenkatalog zu durchschnittlicher Häufigkeit, Dauer und Distanz mit Schätzwerten beantworten, die ich im Kopf überschlage.

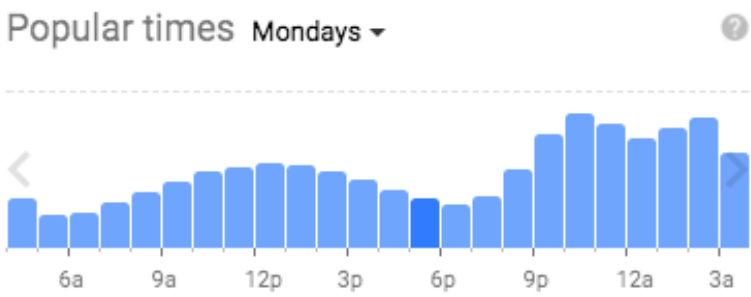
Ich sehe aber ein, dass für das Erfassen möglichst vergleichbarer Daten bei einer Studie mit über hunderttausend Teilnehmen vermutlich praktikabler ist, was als nächstes passiert: Man händigt mir einen Bewegungssensor aus, den ich mir eine Woche lang um den Bauch binden und anschließend zurückschicken soll.

Virtualista

15. Januar 2018

Unscharfe Eindrücke aus der Logistikbranche

Ich vertrete das Techniktagebuch bei einer Führung durch den DHL Hub Leipzig. Sonst darf man hier bei Besucherführungen nicht fotografieren, aber es handelt sich um eine spezielle Social-Media-Angelegenheit und wir dürfen. Die Führung findet nachts statt, weil das Frachtgeschäft nachts abgewickelt wird. Das weiß auch Google Maps:



Zwischen elf und ein Uhr nachts landen hier über sechzig Frachtflugzeuge, und morgens sind alle wieder weg.

Die Berichterstattung über die kilometerlangen Sortieranlagen bereitet mir jetzt allerdings Probleme. Erstens hat so ein Frachtflughafen außer für die dort Beschäftigten wenig mit Alltagstechnik zu tun. Aber gut, hier wurde auch schon über die Lineale der NASA berichtet, über slowenische CP/M-Computer, Pegelansagegeräte und chilenische Riesenteleskope, da kommt es auf ein paar Kilometer Sortieranlagen nicht an. Zweitens braucht Technikbetrachtung Zeit und davon hat man zu wenig, wenn man in drei Stunden ein Flughafengelände von der Größe eines Flughafengeländes besichtigt.

Drittens sind – bedingt durch Dunkelheit, Eile, Inkompetenz und Handygeiz – alle meine Fotos unscharf, unansehnlich und unverständlich. Es ist nicht mehr wie früher, als Social-Media-Influencer noch ein ordentlicher Handwerksberuf war. Heute darf das jeder Narr:

Da ist es auch nicht mehr so schlimm, dass man bestimmte Dinge nicht mal bei einer Fotografierführung fotografieren darf – vermutlich hätte man auf meinen Bildern ohnehin nur eine Eule am Horizont oder das Innere meiner Jackentasche erkannt.

Unfotografierter Gegenstand 1: Ein Handvenenscanner an der Sicherheitskontrolle, die alle Mitarbeiter und Besucher beim Betreten des Gebäudes durchlaufen müssen. In der Wikipedia gibt es ein Bild davon. Mitarbeiter müssen sich mit einer RFID-Karte und dem zusätzlichen Handscan identifizieren. Für Gäste reicht das übliche Flughafenprozedere: man legt alles ab, die Sachen werden geröntgt, und obwohl man das Kleingeld wirklich nicht in den Hosentaschen vergessen hat, piepst es trotzdem und man muss zur Nachkontrolle.

Unfotografierter Gegenstand 2 ist in Wirklichkeit ein fotografierter Gegenstand, aber im gleichen Moment erfuhr ich, dass man ihn nicht fotografieren darf. Deshalb sage ich nur, dass die Röntgenkontrolle der Pakete ganz oder teilweise automatisch passiert und durch eine Anlage erledigt wird, die ihren Ursprung wohl in einem anderen Zweig des Flughafengeschäfts hat, denn auf ihrem Display ist viel von Bags die Rede.

Den Unfotografierten Gegenstand 3 hätte ich zwar fotografieren dürfen, nur war er an der Hand von Mitarbeitern befestigt, die man wiederum nicht fotografieren sollte: Beim Einsortieren der Pakete in die Frachtcontainer scannen die Mitarbeiter den Barcode der Sendungen mit einem Scanner, den sie am Fingerrücken tragen. So sieht das bei UPS aus, bei DHL war es ähnlich.

Aber es ist nicht so, als gäbe es gar keine Bilder von der fortschrittlichen Frachtflughafentechnik! Hier ist ein Milchautomat an der Shuttlebus-Haltestelle (der helle Fleck im Hintergrund):

Kathrin Passig

15. Januar 2018

Fortschritt ist, wenn man weniger laut schreien muss

Für die Führung durch den DHL Hub Leipzig bekommen wir Funk-Headsets ausgeteilt. Dadurch müssen wir uns nicht wie Entenküken um den Leiter der Führung scharen, sondern können auch mal ein paar Meter in die eine oder andere Richtung das Gelände erforschen. Wer Fragen stellen will, muss nahe

beim Führungsleiter stehen, der die Frage dann routiniert für alle wiederholt: “Frage war . . . ”, was bei Konferenzen leider fast immer vergessen wird, auch von mir.

Die Headsets schonen die Stimme des Erklärers, denn in den Sortierhallen ist es zwar leiser als früher, aber nicht leise. Früher war es lauter, weil die Sendungen in Kippschalen lagen (hier erklärt mit Video) und an der richtigen Stelle der Sortieranlage ausgekippt wurden. Die Kippschale fällt dann in ihre Ausgangsposition zurück, und das macht Lärm. Die Anlage, die wir besichtigen, ist leiser, weil hier ein anderes System zum Einsatz kommen, ein Querbandsortierer laut dieser Erklärung ohne Video: Das Förderband besteht aus einzelnen Segmenten, auf denen sich ein zweites Band quer zur Fahrtrichtung nach rechts oder links bewegt, wenn die Ausstiegshaltestelle der Sendung gekommen ist.

Links oben kann man die einzelnen Segmente des Förderbands erahnen, rechts unten fallen die Sendungen in rote Säcke.

Vom Headset habe ich kein Foto, weil ich erst am Abend des nächsten Tages merke, dass hier etwas Aufschreibenswertes vorgefallen ist. Ich kannte Funk-Headsets bisher nur von Konferenzen, auf der re:publica gibt es sie manchmal und besonders gut finanzierte Veranstaltungen nutzen sie für Simultanübersetzungen.

Kathrin Passig

15. Januar 2018

Abgehakt wird am Ende doch auf Papier: Die Schreibtische der Load Controller

Ein weiterer von mir unfotografierter Gegenstand der Führung durch den DHL Hub Leipzig sind die Schreibtische der Load Controller. Wir können aus einem Meetingraum auf ihre Arbeitsplätze hinunterblicken und in den Blicken, die uns zuwerfen, meine ich Missmut über diese Aquariumssituation zu erkennen. Der Ingenieurversteher hat ein Foto der Situation getwittert. Man sieht darauf, dass Load Controller mindestens zwei Bildschirme auf ihren Schreibtischen haben, weiter hinten im Raum sind es drei pro Tisch. Außerdem steht auf jedem Schreibtisch ein Telefon, den Erklärungen zufolge werden die Probleme, für die die Load Controller zuständig sind, im Wesentlichen durch Telefonieren behoben. Überraschendes Schreibtischelement: Ausgedrucktes Papier. Dafür bringen die zwei Erklärpersonen zwei verschiedene Begründungen vor, a) sei es einfacher, auf dem Papier die erledigten Flüge abzuhaken, und b) viele Vorgänge erforderten in der Branche nach wie vor abheftbare Papierbelege.

Im Büro der Load Controller steht diese sehr große, aus 30 einzelnen Displays zusammengesetzte Anzeigetafel:

Rechts oben CNN, weil man dort alle für die Luftfahrt wichtigen Informationen am schnellsten bekommt (Flugzeugabstürze, Vulkanausbrüche). Links oben und in der unteren Reihe verschiedene Darstellungen von Vorgängen im eigenen Betrieb. Ich komme nicht dazu, zu fragen, woher man diese Übersicht nahm, bevor es so große Displays gab. Vermutlich hatten alle noch mehr Bildschirme vor sich auf dem Schreibtischen, oder auf diesen Bildschirmen drängten sich mehr Fenster.

Am interessantesten finde ich das mittlere Fenster in der oberen Reihe, denn hier läuft Flightradar24. “The service was founded as a hobby in 2006 by two Swedish aviation enthusiasts.” (Wikipedia) Die Daten werden bis heute zum Teil von Freiwilligen bereitgestellt: “Typical ADS-B receivers include Kinetic Avonics’s SBS-1 and AirNav-systems’s AirNav and these receivers are run by volunteers, mostly aviation enthusiasts.” (selbe Quelle) Hier handelt es sich, wie der obere Rand des Flightradar24-Fensters zeigt, um die Business-Version des Angebots: ”Everything in Gold”, einzige Version mit Blitzschlag-Anzeige, $499 / Jahr.

Kathrin Passig

Anfang 2018

Immer eins virtueller

Vor vielen Jahren eröffnete ich in Second Life ein Geschäft, in dem ich Zubehör für Avatare verkaufte. Ich bastelte einfach mit den damals verfügbaren Tools, worauf ich Lust hatte. Es entwickelte sich wider Erwarten zu einer überraschend spaßigen und profitablen Sache und das blieb auch für fast zwei Jahre so. Ich entwarf und realisierte Tausende von Items, von Ballkleidern und Socken über Zombieavatare bis hin zu postapokalyptischen Motorrädern.

Aus Gründen im Kohlenstoffleben musste ich mit der Produktion neuer Waren für Second Life dann für längere Zeit aufhören und fand danach den Einstieg nicht mehr so recht. So verwaiste der Shop zusehends. Zusätzlich etablierte Second Life neue, professionellere Produktionsmethoden (man konnte nun komplette 3D-Modelle hochladen, anstatt mühselig in-world Dinge zusammenzubauen), so dass meine Waren nicht mehr dem Stand der Technik entsprachen. Ein Update wäre möglich gewesen, aber zehrende Fleißarbeit ist nicht meine Stärke. Die Umsätze verringerten sich – wenig überraschend – Jahr um Jahr, aber so lange der Laden für seine Serverkosten aufkam, sah ich keinen Grund, ihn einzustellen.

Seit dem letzten Herbst nun ist es gekippt und ich verliere Geld, da hilft auch die Schuldgefühle verursachende, spendenheischende Monster nichts, das ich zuletzt schamlos am Eingang geparkt hatte. Ich bereite mich deshalb darauf vor, meinen letzten in-world-Laden zu schließen.

Nutzloses Bettelmonster

Der Laden ist sehr groß. Im Laden sind die Waren nach Warengruppen angeordnet: eine Wand für Skins, eine für Hüte, eine für Augen, eine für Monsteravatare und so weiter. Ich mache schlampige gruppierte Kopien von jeder einzelnen Wand im Shop: Diese Kopien packe ich am Stück in Boxen, beschriftet mit “Backups Augen” “Backup Schuhe”, “Backup Skins” und so weiter. Ordentlicher und klüger wäre es, jeden Gegenstand einzeln von der Wand zu pflücken, dann wäre er später im Inventar leicht zu finden. Aber auch das wäre, angesichts der Fülle der virtuellen Gegenstände, zehrende Fleißarbeit. Und wann werde ich schon mal dringend nach dem Evil Clown Avatar suchen, oder dem Dampfrollbrett? (Schon während ich dies schreibe, wird mir klar, dass ich binnen weniger Wochen mindestens einen dieser beiden Gegenstände dringendst suchen werde. Dennoch kann ich mich nicht zur stundenlangen Fleißarbeit durchringen. Es ist in etwa so unterhaltsam wie fünftausend einzelne Pfefferkörner vom Boden aufzulesen, nur benötigt man mehrere Handgriffe für jedes einzelne Körnchen.)

Ansicht des in-world-Ladens kurz vor der Räumung

Wenn der Laden in-world nicht mehr ist, wird der klägliche Rest meines zerfallenden Handelsimperiums noch virtueller sein. Einen Teil meiner Waren biete ich bereits – und ab demnächst dann ausschließlich – im Online-Shop der virtuellen Welt an. Dort schauen sich Menschen Bilder von virtuellen Dingen für ihre Avatare an und wenn sie diese dann online kaufen, bekommen ihre Avatare die virtuellen Einkäufe in der virtuellen Welt zugestellt. Der Bestellprozess gleicht dem von nicht-virtuellen Online-Shops, nur bezahlt man mit Lindendollars. Es wäre natürlich möglich, das gesamte sich in-world befindende Sortiment dort einzustellen, aber auch das wäre tagelange Fleißarbeit – und angesichts sinkender Nachfrage kann ich nicht die Motivation dazu aufbringen.

Die Zustellung der erworbenen virtuellen Waren erfolgt übrigens immer, egal ob man in-world oder im Online-Shop kauft, an den Avatar, egal wo in der virtuellen Welt sich dieser gerade befindet. Das ist eigentlich das Beste an

der virtuellen Welt, neben der Tatsache, dass man jederzeit aus dem Stand wegfliegen kann: dass man nie einen Zettel im Briefkasten hat, auf dem steht, dass man sein Paket beim Nachbarn [unleserlicher Name] abholen kann.

Mia Culpa

Anfang 2018

Die Augen werden schlechter, die Leseoptionen besser

Ich lese inzwischen die meisten Bücher auf dem Handy – oder nutze Hörbücher, ebenfalls auf dem Handy. Gerne auch beides parallel. Ins Dampfbad bzw. den Ruheraum vor dem Dampfbad nehme ich wegen der sehr feuchten Umgebung aber das Telefon nicht mit. Zufällig besitze ich das zum davor gehörten Hörbuch passende Papierbuch, deshalb ist es kein Problem, einfach darin weiter zu lesen, denke ich.

Als ich dann aber nach der ersten Dampfbadrunde zu lesen beginne, merke ich: die Schrift ist unangenehm klein und bei der schummrigen Ruheraumbeleuchtung ist das Lesen deshalb für mich anstrengend. Gut, es liegt vermutlich an meinen greiser werdenden Augen, aber trotzdem ärgere ich mich, dass ich nicht, wie sonst inzwischen, einfach die Schrift vergrößern kann, so wie es mir angenehm ist. Eventuell muss ich mich entscheiden: weiter mit Print befreundet sein und eine Discounterlesebrille mitnehmen. Oder ab jetzt nur noch dampfsichere Telefone kaufen.

Mia Culpa

Januar 2018

Auch die Abwesenheit von Technik ist ja irgendwie Technik

Am Bahnhof in Köln Deutz/Messe fällt mir ein Zettel auf, der an einer Vitrine vor dem Zugfahrplan hängt. Offenbar ist die Vitrine kaputt, weswegen der alte Zugfahrplan nicht gegen einen neuen ausgetauscht werden kann.

Manchmal braucht man gar keine neumodische Technik, damit irgendwas nicht geht.

Anne Schüßler

17. Januar 2018

Jan Kalbitzer, Postfach 610403, 10927 Berlin

Heute habe ich zusammen mit Kathrin Passig einen Blick in mein Postfach geworfen. Und wie immer, wenn ich irgendetwas mit Technik mache, das sie interessant findet, dann bekommt sie diese kleinen Baggerzeichen in den Augen. Manchmal sage ich schon “Ja, ich schreib das auf”, bevor sie überhaupt fragt. Und diesmal tue ich es auch wirklich.

Ich öffne mein Postfach ein bis zwei Mal die Woche, genau wie bei meinen Arbeitsemails. Insgesamt eine wunderbare Einrichtung. Ich atme vorher tief durch, mache es auf, schaue alles durch und stecke die Post dann in irgendeine Tasche, in der ich sie vergesse. Nur das Löschen der Werbesendungen ist

etwas umständlicher, vor allem wenn man es umweltfreundlich tun will. Und man kann die Nachrichten bestimmter Absender nicht ohne weiteres in den Spam-Ordner wandern oder gar vom Server zurückweisen lassen, wie mein Posteo-Postfach das erlaubt. Der Versuch, unliebsame Sendungen über das Fach für unrichtig eingelegte Sendungen loszuwerden, verschafft nur kurzfristige Erleichterung.

Und, der letzte Haken an einem solchen Postfach: Wenn man es nicht regelmäßig leert, dann bekommt man die Post irgendwann nach Hause geschickt. Ein klarer Nachteil gegenüber Emails, die sich ja auch nicht irgendwann einfach zuhause selbst ausdrucken, wenn man nie in die Inbox schaut.

Jan Kalbitzer

17. Januar 2018

Die Albträume der Moderne

Ende 2017 vergesse ich einen Badeanzug in einer leider recht weit entfernten Therme. Nach diversen Plänen, der Therme doch noch mal einen Besuch abzustatten, wird das Wiederbeschaffungsproblem im Januar mit einem aus Panik vermutlich komplett überfrankierten Rückumschlag gelöst.

Bevor ich den Badeanzug wieder freudestrahlend in den Händen halten kann, stresst mich diese Situation anscheinend so, dass ich sie in einen Traum einbaue. In diesem Traum holen wir zwar den Badeanzug ab, bei der Rückfahrt stelle ich aber mit Schrecken fest, dass ich dafür mein Smartphone in der Therme vergessen habe. Ich bin sehr erleichtert, als ich aufwache und mir klar wird, dass mein Smartphone nicht in Mechernich rumliegt, sondern auf meinem Nachttisch neben mir.

Heute Nacht wird es noch schlimmer. Im Traum entgleitet mir das Smartphone beim Spaziergang am Rhein aus den Händen und rutscht unter einem Geländer durch in die Tiefe. Es landet an einem Kieselstrand und ich kann nur von oben verfolgen, wie es auseinanderbricht und zersplittert. Während ich nach einem Fußweg nach unten suche, gehe ich schon in Gedanken die nächsten Schritte durch. Kann man das Gerät noch reparieren? Greift hier irgendeine Versicherung? Wo muss ich mich melden? Das Smartphone war doch gerade erst ein paar Monate alt! Ach weh, ach weh!

Danach wird die Handlung etwas komplizierter, aber schon im Verlauf des Traums schwant mir, dass es sich eventuell um einen Traum handeln könnte. Die Erleichterung, als ich aufwache und die Traumhaftigkeit des Traums zur sicheren Gewissheit wird, ist unbeschreiblich.

Anne Schüßler

Januar 2018

Überraschende Vernetzung auf Nordseeinseln

Auf eine der Nordseeinseln fährt man ja gern, um der allgegenwärtigen Beschleunigung zu entgehen. Gleichzeitig will man aber auf die Segnungen des modernen Lebens nicht verzichten, der MiFi-Router kommt ins Gepäck. Am Bahnhof Bensersiel nach Langeoog ein erster Hauch von Moderne. Die Fahrkarte wird gekauft, es gibt kein Papierstück, statt dessen wandern zwei Chipkarten, die „Langeoog-Card“ über den Tisch. Darauf ist die Fahrt mit der Fähre gespeichert.

Der Einstieg aufs Schiff erfolgt dann über Automaten, in die man die Chipkarte schiebt und der den Zugang freigibt.

Auf dem Schiff gibt es neben Grog und Heißwürstchen auch eine Ansage des Kapitäns, dass er eine gute Überfahrt wünsche und man bitte daran denken möge, die zu entrichtende Kurtaxe ebenfalls auf der Chipkarte zu speichern.

Im Hotel angekommen stellt sich die Mitnahme des eigenen Routers als überflüssig heraus: Das Hotel hat hervorragendes WLAN.

Bei einem nächtlichen Spaziergang bei kräftigen Wind und Regen fallen uns zwei einsame, beleuchtete Automaten am Rathaus auf: Kurtaxenzahlautomaten. Kurz entschlossen lesen wir die erste unserer beiden Karten ein, der Automat erkennt unser Anreisedatum und fragt nach, wann wir abzureisen gedenken. Datum auswählen, und danach wird es richtig gut: Die Software erkennt, dass die beiden Fahrkarten zusammen gekauft wurden und bietet an, die Kurtaxe doch gleich für beide Karten zu entrichten. Gefragt – getan, die „Amöben-Karte“ (die N26 Maestro-Card) eingeschoben, der geforderte Betrag wird abgebucht, die Bestätigung kommt auch in wildem Nordsee-Wetter sofort auf die Apple Watch. Die zweite Karte ist an diesem Vorgang gänzlich unbeteiligt – sie liegt im Hotelzimmer – und die Ehefrau ist skep-

tisch: „Unbedingt die Quittung aufbewahren“, in Erwartung von Problemen bei der Ausreise. Die Quittung klärt uns darüber auf, dass uns der „Automat links“ bedient hat.

Das Aufbewahren der Quittung ist aber gänzlich unnötig, das Passieren der Drehkreuze zum Schiff bei der Rückfahrt verläuft reibungslos. Der Mensch neigt dazu, sich Dinge verständlich zu machen, und etwas „auf einer Karte zu speichern“ ist einfacher zu realisieren als der aktuelle Vorgang: Einem zentralen Elektronenhirn eine eindeutige Nummer zu sagen und die Aufforderung damit zu verbinden, er möge sich doch bitte zu dieser Nummer die Zahlung der Kurtaxe vermerken und auf Anfrage bestätigen.

Wolfgang Kunckel

Januar 2017

Verabredungen in Mecklenburg-Vorpommern

Ich besuche Freunde in Mecklenburg-Vorpommern übers Wochenende. Bei einer Zigarette auf der Dorfstraße zählen wir die Bewohner des Örtchens: In acht Haushalten (darunter ein Bauwagen) leben insgesamt 18 Personen. Sechs davon sind Kinder bzw. Jugendliche. Das Sackgassendorf liegt im Dreieck Waren-Stavenhagen-Neubrandenburg. Die Netzabdeckung ist miserabel bis nicht vorhanden. Bei einem Telefonat mit dem Handy passiert es oft, dass die Verbindung abbricht, auch wenn man sich im Freien befindet und nicht viel bewegt. Alle Häuser haben seit vergangenem Jahr (2016) Festnetz und DSL. Die Anwohner, einige sind seit langem befreundet und verabreden sich regelmäßig, kommunizieren in der kalten Jahreszeit hauptsächlich per WhatsApp, da es bequemer ist als Festnetztelefonate und verlässlicher als SMS oder Mobilfunk.

tobblog

18. Januar 2018

Irgendwie auch egal, in welcher Stadt ich sitze

Ich bin auf dem Weg nach Freiburg, weil ich dort am nächsten Tag einen beruflichen Termin habe, als mich der Sturm Friederike überrascht und in Erfurt festsetzt. Ich habe außerdem an diesem Tag Spätschicht in meinem Job, das heißt ich bin zwischen 16 und 22 Uhr dafür verantwortlich, Facebook-Kommentare zu moderieren. Geplant hatte ich, das einfach im Zug und dann abends in meinem Freiburger Hotel zu tun. Als gegen 17 Uhr feststeht, dass heute definitiv keine Züge mehr fahren, sitze ich auch bereits seit zwei Stunden im in Erfurt stehenden Zug und arbeite am Laptop, mit Internet aus einem LTE-Router.

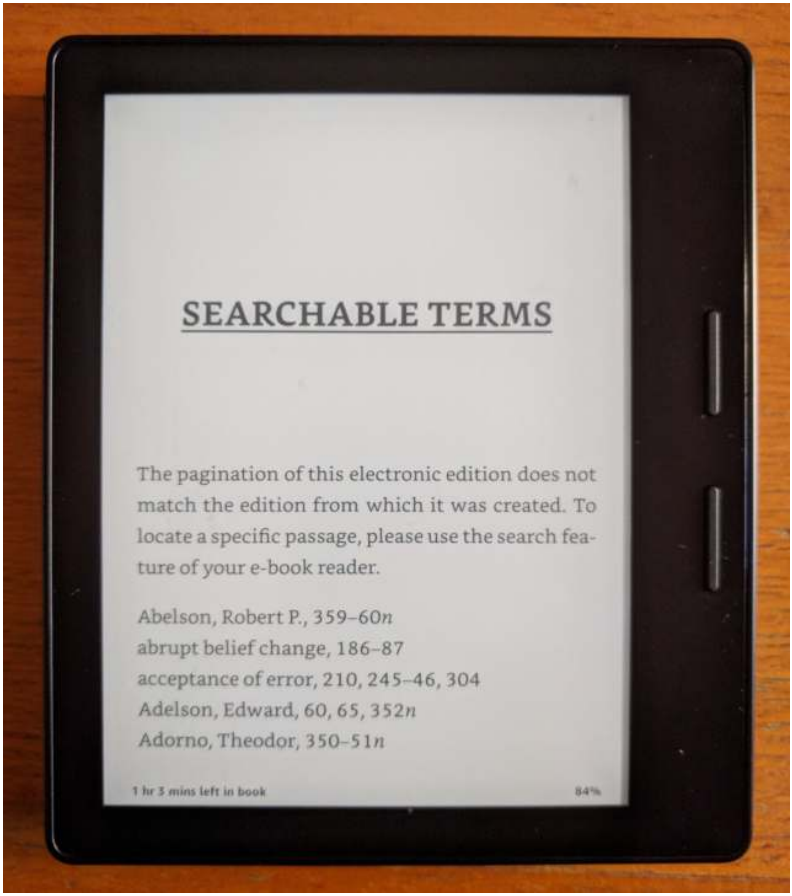
Ich storniere über das Buchungsportal meiner Firma mein Hotel in Freiburg, buche ein neues in Erfurt, klappe meinen Laptop ein, verlasse den Zug, nehme den nächsten Bus ins Hotel, checke ein, klappe den Laptop wieder auf und arbeite bis 22 Uhr. Ich bin zwar in Erfurt statt in Freiburg, aber sonst ist alles gleich. (Nur den beruflichen Termin musste ich leider absagen)

Alexander Matzkeit

2018-01-19

Wörter, nach denen man suchen könnte

Die elektronische Ausgabe des Buchs »Being Wrong« von Kathryn Schulz enthält auch das Stichwortverzeichnis der Print-Ausgabe. Nützen tut es allerdings nichts, denn die Seitenzahlen hinter den Stichwörtern gibt es nicht im E-Book. Das ist dem Verlag auch aufgefallen, und er hat darum den Index umbenannt in »Searchable Terms« – ein Verzeichnis von Vorschlägen, wonach man in dem Buch zum Beispiel suchen könnte.



André Spiegel

20.1.2018

Wir angeln einen Stuhl

Bei einem Sturm Anfang Januar kippt ein Balkonstuhl so ungünstig um, dass die Balkontür nicht mehr aufgeht. Dazu muss man wissen, dass unsere Balkontüren nach außen aufgehen und jetzt liegt da eben ein Stuhl genau vor der Tür und auch mit beharrlichem Rütteln lässt sich nichts machen. Es gibt kein weiteres Fenster, durch das man klettern könnte, man kann nur entweder von unten oder von oben an den Balkon gelangen oder eventuell vom Nachbarhaus, wenn man jetzt zum Beispiel James Bond wäre oder sehr, sehr lebensmüde. Wir wohnen im dritten Stock, was Kletteraktionen auch mehr oder weniger ausschließt. Wir müssen uns also etwas anderes einfallen lassen.

Mein Mann besorgt beim Baumarkt eine Metallkette und einen S-Haken und verabredet mit der Mieterin, die über dem Balkon wohnt, dass wir demnächst mal in die Wohnung müssten, um einen Stuhl zu angeln.

Am Samstag setzen wir den Plan in die Tat um. Entgegen dem Versprechen des Baumarktmitarbeiters lässt sich der Haken nicht so einfach in die Glieder der Kette fummeln. Die Mieterin hat aber einen kleinen Werkzeugkasten und mit etwas Gewalt bekommen wir den Haken dann doch ans Ende der Kette gefummelt.

Mein Mann positioniert sich also in der Wohnung über dem Balkon und lässt die Kette aus dem Fenster übers Dach auf unseren Balkon hinunter. Ich sitze derweil unten an der Balkontür, und streame das Geschehen über das Smartphone via FaceTime auf das iPad meines Mannes in den vierten Stock. Außerdem gebe ich hilfreiche Hinweise: “Mehr links!” “So, jetzt, ein bisschen tiefer!” “Jetzt, ja!” “Ein bisschen langsamer nach oben!” “Probier mal von der anderen Seite!”

Die Qualität des Streamverbindung lässt zu wünschen übrig und bricht zwischendurch ab, irgendwann kriegen wir aber eine stabile Verbindung hin, über die ich sowohl mit meinem Mann reden als auch eine brauchbare Live-Schalte der aktuellen Stuhl-Haken-Situation senden kann.

Der Haken verweigert zunächst die Mitarbeit, dreht sich immer genau so, dass er den Metallrahmen des Stuhls natürlich nicht erwischt, in einem glücklichen Moment klappt es aber, mein Mann zieht den Stuhl nach oben, ich reiße hektisch die Balkontür auf und lehne den Stuhl in guter Distanz zur Balkontür ans Geländer.

Beim Hochziehen löst sich dann doch noch der Haken und landet in der Regenrinne, dieses Problem lässt sich aber mit einem beherzten Stoß mit einem Besenstiel lösen.

Richtig genutzt haben wir den Balkon sowieso nicht, und es ist ja gerade Winter, aber immerhin können wir jetzt das Schlafzimmer wieder lüften. Leider ging alles so schnell, dass es keine Dokumentation der Angelaktion gibt. Das ist sehr ärgerlich und gibt (völlig zu Recht) Schelte auf Twitter. Bei manchen Sachen muss man eben einfach dabei gewesen sein.

Anne Schüßler

Januar 2018

Ersatzhaltebericht

Wegen einer Großbaustelle ist der öffentliche Personennahverkehr von meinem Viertel zum Stadtzentrum kompliziert geworden. Wandernde Ersatzhaltestellen lungern mal an dieser, mal an jener Ecke herum, und immer wenn man wegschaut, positionieren sie sich woanders neu und tun so, als seien sie nie woanders gewesen. Mir ist das an sich egal, weil es mich meist eh nicht in die Innenstadt zieht. Heute muss ich dort aber doch hin.

Das Ticket für die Fahrt mit dem Straßenbahnersatzbus habe ich am Ticketautomaten an der eigentlichen Haltestelle erworben. 300 Meter weiter befindet sich die Ersatzhaltestelle. Es warten schon Leute, das ist ein gutes Zeichen. Denke ich.

Angeblich kommt alle 10 Minuten ein Bus. Nach etwa 20 Minuten beginnt ein respektabler Eisregen. Aus diesem Anlass lese ich doch mal nach, was am Ersatzhaltestellenschild noch so steht. Vielleicht ja “Hier kein Bus, haha”.

Das steht da dann aber doch nicht, jedoch eine Entschuldigung für wenn es mal nicht so hinhaut, mit der Pünktlichkeit. Und dann: Man könne ja an der digitalen Anzeige jeweils genau sehen, wann der nächste Bus tatsächlich kommt.

Es gibt aber keine digitale Anzeige. Also, an anderen Haltestellen schon, aber man ist ja an dieser, wenn man das liest. Ehe ich noch lang über das Hiersein, das Dasein und das Sosein im ÖPNV sinnieren oder mich ärgern kann, kommt dann aber doch der Bus und ich in die Innenstadt. Alles gut gegangen, auch ohne digitale Anzeige.

Mia Culpa

Seit Weihnachten 2017

Ich erfülle nicht die Anspruchsvoraussetzungen, aber warum nur nicht?

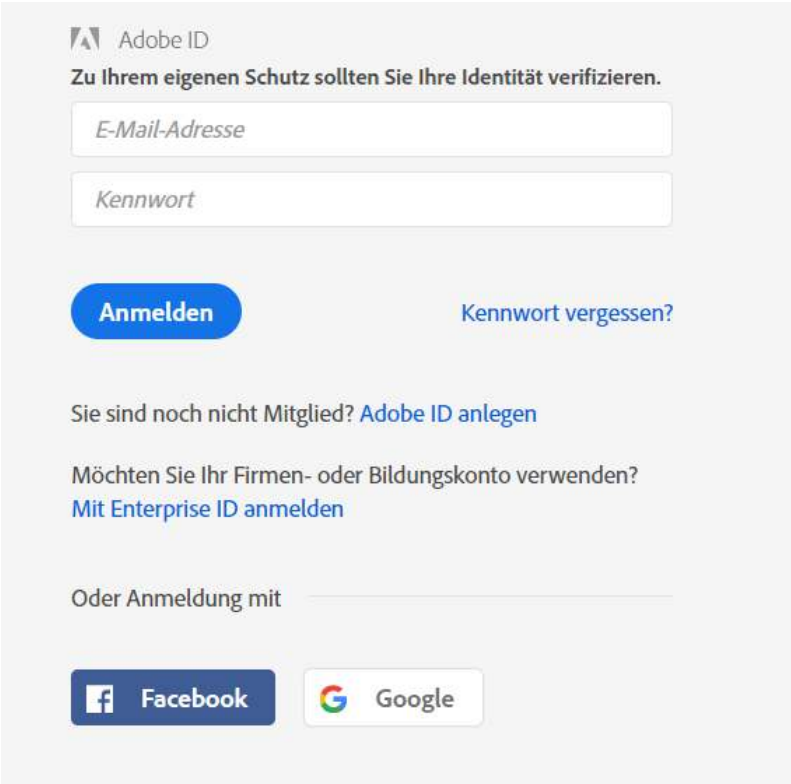
Der Zwölfjährige liest gerne und er mag sein Smartphone. Im Sommer sieht er einen Bekannten auf einem E-Reader lesen und ist ganz interessiert. Das könnte also ein gutes Weihnachtsgeschenk sein, oder?

Ich lese gelegentlich auf dem Kindle, bin damit also an die Amazonwelt gebunden. Mit dem Tolino, so heißt es, soll man sich jedoch auch E-Books aus öffentlichen Bibliotheken ausleihen können, das wäre doch was!

Er bekommt also zu Weihnachten einen Tolino und freut sich. Wir kaufen auch gleich gemeinsam online ein E-Book, das er sich aussucht, und alles klappt problemlos. Dann will ich noch seinen Bücherei-Account auf dem Tolino einrichten; die Möglichkeit der Bücherei-Nutzung ist ja der beworbene USP, der zu der Entscheidung für den Tolino und gegen den Kindle geführt hat.

Erster Schritt: Login über die Seite der Onleihe im Browser des Tolinos, alles etwas umständlich, aber es geht.

Zweiter Schritt: Man benötigt eine Adobe-ID. Da soll man sich einfach so kostenlos registrieren können:



Ich tippe auf “**Adobe ID anlegen**”, es folgt eine Seite zum Registrieren:

Adobe ID

Registrieren

Vorname

Nachname

E-Mail-Adresse

Kennwort

Deutschland

Geburtsdatum

Tag

Monat

Jahr

☐ Ich möchte über Neuigkeiten bei Adobe-Produkten und -Diensten informiert werden. Weitere Informationen

☐ Ich habe die Nutzungsbedingungen und die Datenschutzrichtlinien gelesen und akzeptiere sie.

Registrieren

Sie verfügen bereits über eine Adobe ID? Anmelden

Das Eintippen des erdachten Passworts ist toll: während das erdachte Passwort immer länger wird, werden automatisch Schritt für Schritt die Bedingungen an das Passwort abgehakt:

Adobe ID

Registrieren

Otto

Irgendwer

nirgends@abuse.com

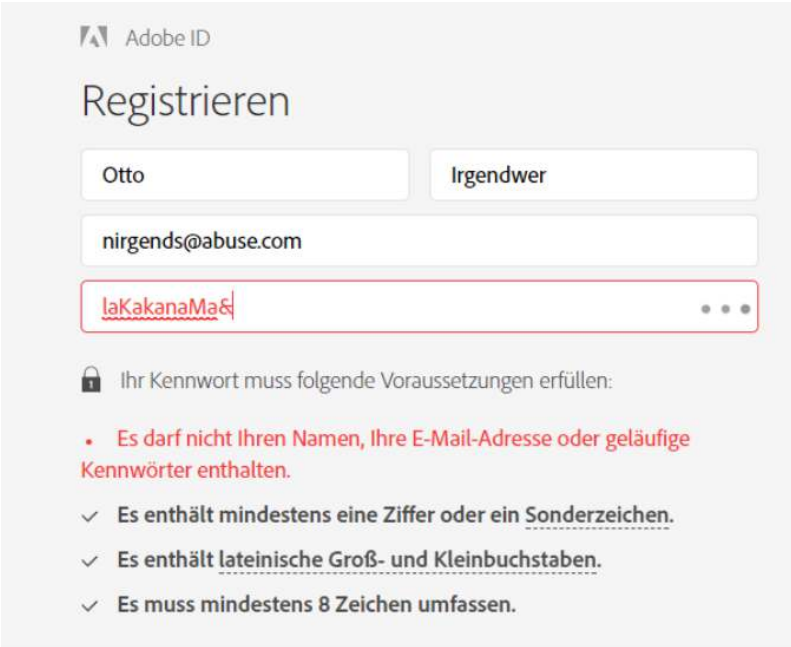
laKakanaMa

Ihr Kennwort muss folgende Voraussetzungen erfüllen:

- Es darf nicht Ihren Namen, Ihre E-Mail-Adresse oder geläufige Kennwörter enthalten.
- Es enthält mindestens eine Ziffer oder ein Sonderzeichen.

✓ Es enthält lateinische Groß- und Kleinbuchstaben.

✓ Es muss mindestens 8 Zeichen umfassen.



Ich fülle das Formular zuende aus:

Adobe ID

Registrieren

Otto | Irgendwer

nirgends@abuse.com

laKakanaMa&

Deutschland

Geburtsdatum

12 | Oktober | 2010

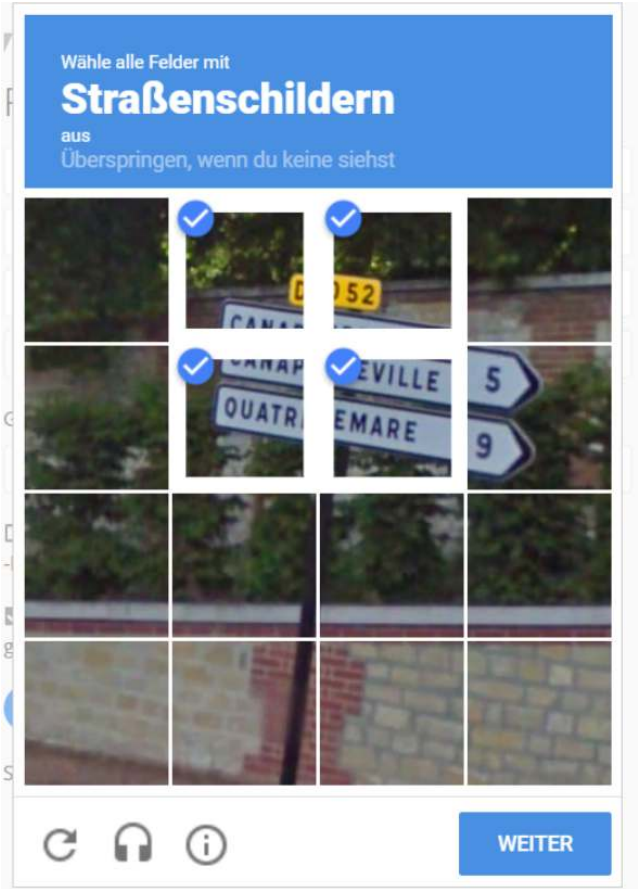
☐ Ich möchte über Neuigkeiten bei Adobe-Produkten und -Diensten informiert werden. Weitere Informationen

☑ Ich habe die Nutzungsbedingungen und die Datenschutzrichtlinien gelesen und akzeptiere sie.

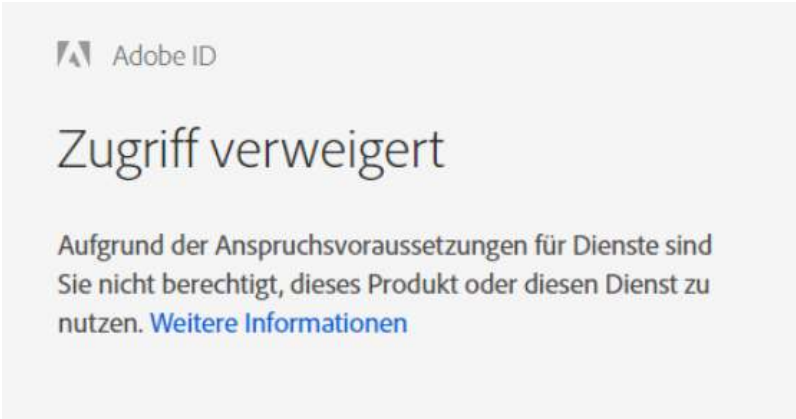
Registrieren

Sie verfügen bereits über eine Adobe ID? Anmelden

Dann muss ich noch ein paar mal zeigen, dass ich kein Roboter bin:



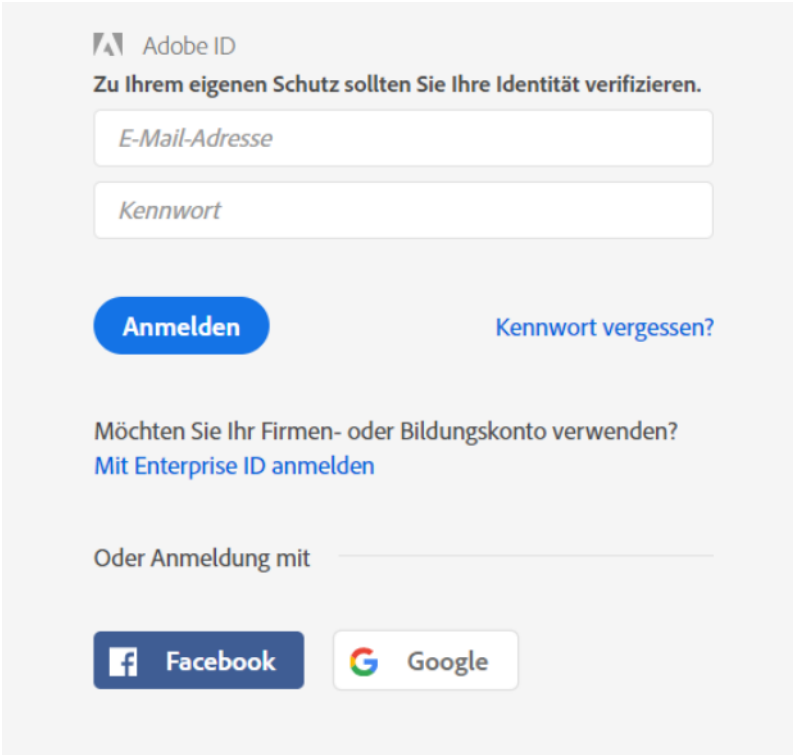
Aber dann geschieht Merkwürdiges:



Zugriff verweigert? Warum nur?

Auch die “Weiteren Informationen” sind wenig hilfreich und führen mich nur zu den seitenlagen Allgemeinen Nutzungsbedingungen von Adobe und verraten mir nicht, an welcher Stelle ich die Anspruchsvoraussetzungen, die mich berechtigen würden, nicht erfülle. Soll ich die jetzt alle lesen, oder wie? Das wäre ja wahrscheinlich das erste Mal, dass jemand überhaupt Benutzungsbedingungen liest.

Ich will zurück kehren zur Seite für die Registrierung, aber – die gleiche Seite, auf der ich mich vorher registrieren konnte, sieht nun folgermaßen aus:



Da fehlt doch was? Konnte ich hier nicht vorhin noch den Link “Adobe ID anlegen” tippen und den Registrier-Vorgang starten?

Der Link zum Erstellen einer neuen Adobe ID ist verschwunden.

Ich bin irritiert.

Etwas Rumprobieren führt zu des Rätsels Lösung: Erst das Löschen der Cookies erlaubt mir einen neuen Anmeldeversuch, und wenn ich über 18 Jahre alt bin, dann erfülle ich mit einmal die Anspruchsvoraussetzungen.

Bestimmt steht irgendwo in den Bedingungen für die Erteilung der Adobe ID, dass Zwölfjährige keine Adobe ID haben dürfen. Interessant aber, mit welcher Sorgfalt mir Adobe dabei hilft, das richtige Passwort auszusuchen, aber mit welcher Nonchalance mir ohne weitere Detailangaben attestiert wird, dass ich die Anspruchsvoraussetzungen nicht erfülle.

Zurück zum Tolino, Schritt 3:

Eintragen der Adobe ID in das entsprechende Feld im Tolino. Und nun lassen sich tatsächlich E-Books online aus der Bücherei ausleihen, prima. Der Zwölfjährige kommt mit diesem mittelumständlichen Weg, über die Onleihe-Webseite im Tolino-Browser E-Books auszuleihen, erstaunlich schnell klar.

Alles wird gut.

Eventuell werde ich doch kein neues Haus kaufen müssen, um all die ???-Bücher und Gregs Tagebücher lagern zu können.

Molinarius

Januar 2018

Wir lernen fürs Leben! Heute: Internetausdrucken

Meine Tochter, 11. Klasse, erzählt aus ihrer Schule (Gymnasium in einer Kleinstadt in Baden-Württemberg) und beklagt die schüttere Funktionsfähigkeit des dortigen Computernetzwerks. Mal läuft es gar nicht, mal zickt die Anmeldung, mal gibt's kein Internet. Ich bin entrüstet. Als ICH zur Schule gegangen bin, war das der Normalzustand von Computernetzwerken, aber 2018? Hallo?

Ich frage, ob denn niemand das Netzwerk in Ordnung bringen kann. Nein, sagt sie, denn der einzige Lehrer, der damit umgehen kann, ist für längere Zeit im Krankenhaus.

Wenn es Internet gibt, sind alle Seiten, die mit Spielen, Sozialen Netzwerken und Pornographie zu tun haben, für Schüler gesperrt. Meine Tochter erzählt: Kürzlich sollten die Schüler am Rechner eine Aufgabe bearbeiten, und es stellte sich heraus, dass die berüchtigte Pornoseite bundestag.de den Schülern nicht zugänglich war. Da die Lehrerin nicht die notwendigen Rechte besaß, dies zu ändern (und der Lehrer, der sie besitzt, siehe oben nicht verfügbar ist), druckte sie am Ende die erforderlichen Seiten für alle Schüler aus.

Na, Gott befohlen.

Drago Starcevic

22. Januar 2018

Kommzurucksack

U. reicht mir das iPad herüber. Ich möge mir doch mal eben diesen tollen Rucksack ansehen. Es gibt sogar einen Film, in dem man quasi einmal in sämtliche Taschen des Rucksacks gesteckt wird. Der Rucksack sieht elegant aus, ist praktisch (innnen hell gefüttert, damit man besser sehen kann, was drin ist) und nicht zu teuer. Ich fände die Investition absolut in Ordnung. Der Film endet, ich tippe auf das Kreuzchen oben in der Ecke, und nehme an, dass ich nun zurück in den Online-Shop gelange. Tatsächlich fliegen mir aber plötzlich visuell Spielkarten um die Ohren.

U. spielte nämlich irgendwas auf dem iPad. Ein Spiel, bei dem regelmäßig Werbung angezeigt wird. Eben war es dieser sagenhafte Rucksack. Den ich nun anscheinend unwiederbringlich weggedrückt habe. Nicht zurückzuholen. Traurige Augen blicken mich an. Innert Sekunden breitet sich ein schlechtes Gewissen in mir aus. U. muss eine geschlagene Stunde weiterspie-

len, bis der Rucksack wieder erscheint und in einem (wie ich finde dubiosen) Onlineshop bestellt werden kann. Später höre ich, dass der Rucksack noch mal aufgetaucht sei.

Markus Winninghoff

Januar 2018

In Edinburgh gibt es solche und solche Busse

Aus beruflichen Gründen reise ich nach Edinburgh.

Am Tram-Fahrkartenautomat am Flughafen werde ich von einem Tram-Fahrkartenautomat-Erklärer empfangen, der mir neben eher semi-korrekten Informationen über meine Verbindung auch mitteilt, wie man seine Fahrkarten bezahlen kann. Man hat mich bereits gewarnt, dass man in den normalen Stadtbussen nur in bar und nur passend bezahlen kann (meine Gastgeberin preist mir später die zahlreichen Vorteile dieses angeblich besonders fairen Bezahlsystems, aber ich kann ihrer Argumentation nicht folgen), weshalb ich mich für eine Tageskarte entscheide.

Der Fahrkartenautomat-Erklärer weist mich darauf hin, dass meine zu Hause selten genutzte Kreditkarte sehr wohl für kontaktloses Bezahlen geeignet ist, was ich gleich ausprobiere, es funktioniert einwandfrei, ich bin begeistert.

Für den Rückflug entscheide ich mich für einen Express-Bus zum Flughafen, habe aber kein Bargeld mehr. Glücklicherweise ist dieser Bus einer der wenigen in dem man mit Karte bezahlen kann, vorausgesetzt man zahlt kontaktlos, was wieder kein Problem ist.

Der Flughafen-Bus (ein Doppeldecker) ist toll, es gibt Internet, USB-Stromzugang und Informationsmonitore, auf denen es neben Informationen zur Busfahrt, Abflugzeiten und voraussichtlichen Security-Wartezeiten auch Ge-

bärdensprache-Versionen der Durchsagen gibt. Meine Versuche, die Vorteile dieses wunderbaren Busses zu fotografieren scheitern allerdings am Gewackel der Fahrt.

Mein Flug ist eine Stunde verspätet. Um zu verhindern, dass ich aus Langeweile und der Freude am ungewohnten kontaktlosen Bezahlen meine ganze Gage am Flughafen verballere, schreibe ich lieber einen Beitrag für das Techniktagebuch.

LaSolMiFaRe

24. Januar 2018

Der Tag, an dem ich das Papierbuch verstand

Ich veranstalte in Münster eine Lesung zusammen mit Gregor Weichbrodt und Hannes Bajohr von 0x0a, einem Projekt für digitale konzeptuelle Literatur. Die beiden haben einige unlesbare Bücher hervorgebracht, eins mit gründlich sortierten Hühnchenrezepten zum Beispiel, eine Sammlung von Sätzen aus Pegida-Kommentaren sowie Stöhngeräusche aus erotischen Texten im Netz:

a a u u g g h h h

a a u u u o o

a a w w

a a w w h h

a a w w w h h

a a w w w h h h

a h a h

ahhhhhhhhhhahhhhhhhhhhh

b b b a a a a b b b y y y y y y

b b b b a a a s s s t t t a a r r r d d s

b b b b u u u u u u u z z z z z z

cccccuuuummmmiiinnnnggggg

c c c c u u u u m m m m m m m

c c c c u u u u u m m m m

c c u m m m m

18

Alle Bücher gibt es auf der 0x0a-Website gratis als PDF, man kann sie aber auch in Papierform kaufen. Die frühen sind als Print-on-Demand-Bücher bei lulu.com erschienen, die späteren im Frohmann Verlag, wobei das kein so großer Unterschied ist, denn auch die Frohmann-Bücher entstehen im Print-on-Demand-Verfahren.

Ich habe seit 2010 Papierbücher nur noch gekauft, wenn es gar nicht anders ging. Nachdem ich jetzt dank Techniktagebuch weiß, wie man E-Books macht, habe ich mich schon länger mit dem Gedanken getragen, endlich mal ein paar eigene, verstreut im Netz oder auf meiner Festplatte herumliegende Texte in E-Book-Form zu gießen, viel Arbeit ist es ja nicht, man müsste nur mal. Auf die Idee, auch Papierbücher herzustellen, bin ich gar nicht gekommen. Bis heute.

An diesem Abend wird mir klar, wie viele Vorteile es hat, wenn ein Text Buchform annimmt: Es ist so viel leichter zu erklären, was Hannes Bajohr und Gregor Weichbrodt machen und viel unübersehbarer, dass es sich um Richtige Autoren™ handelt (sehr produktive dazu, drei Bücher pro Jahr), als wenn man über *irgendwas im Internet* reden müsste. Die Texte sind als Gesprächsthema bequemer handhabbar, (es hilft auch, dass wir gleichzeitig die PDF-Versionen via Beamer zeigen können). Das Publikum kommt nach der Veranstaltung nach vorne und will die Bücher anfassen und darin blättern. Wahrscheinlich trägt das bloße (und sei es nur potenzielle) Vorhandensein von Papierbüchern schon dazu bei, dass man öfter zu Lesungen und anderen Literaturveranstaltungen eingeladen wird. Die ganze Branche dreht sich um den Gegenstand Papierbuch, und auch wenn man das einen Cargokult nennen und sich verweigern könnte – wozu? Warum nicht einfach die Sprache sprechen, die allgemein verstanden wird, so wie man als Arzt einen weißen Kittel trägt, als Jesus ein Kreuz und als Wasserhahn einen roten und einen blauen Punkt? Es kostet ja buchstäblich nichts. Bei der nächsten Gelegenheit mache ich Papierbücher aus *allem*.

Kathrin Passig

4. Juni 2016 und danach

Zufriedener reisen mit dem Puppenföhn

Ich brauche eine Hormonhaushaltshilfe, die etwas transportabler ist als der Hitachi Magic Wand, und für den Nachfolger, das Orgasmatron, war ich dann doch zu geizig. Viel weniger Platz im Reisegepäck braucht es außerdem auch nicht. Lange habe ich wegen der großen Hässlichkeit des Womanizer-Geräts gezögert, aber heute überwinde ich meine ästhetischen Bedenken und schenke mir eines zum Geburtstag.

Swarowski-Bling! Lodernde Herzen! Auf der Rückseite noch mehr Geloder! Und das war zum Kaufzeitpunkt noch die am wenigsten hässliche Variante.

Weil ich mit dem Gedanken schon länger gespielt habe, wusste ich im Februar auch, was Joachim Bessing mit dem Puppenföhn meint, den er in seinem Blog beschreibt:

> Doch es war weder eine Gebrauchsanweisung noch eine Grußkarte in dem Paket enthalten. Die Sendung selbst bestand aus einem Föhn für Prinzessin Lillifee, also sehr viel kleiner als ein solcher für Menschen, dazu ganz in Rosa. Der Anschaltknopf war mit einem Kristall von Swarovski besetzt und als ich ihn betätigte, begann eine ganz aus Silikon bestehende Schnaube an der Mündung des Föns in einem Twitterherz-Farbton zu glimmen. Ich hielt die Spitze meines kleinen Fingers an die zierliche Mündung, worauf sie ins Innere der Schnaube gesaugt wurde und im Inneren des Mikroföhns wurde mit ihr etwas Geräuscharmes gemacht. Aber was? Wozu sollte das gut sein? Ein durch und durch rätselhafter Gegenstand. Ich legte ihn in die Schublade, die ich insgeheim die Geschenkeschublade nannte. Dort sollte er bei den anderen Freebies schlafen, bis ich ihn eines Tages würde reif dafür befinden, ihn einem Geburtstagskind zu überreichen.

Ich mag das mir bis dahin unbekannte Wort Schnaube, aber sehr saugstark braucht man sich diese Schnaube nicht vorzustellen. Es ist eher so, als würde sie den Körperteilen, die man mit ihr bekannt macht, Beschwörungsformeln zumurmeln. Besonders großartig fühlt sich das nicht an, ich denke dabei meistens "hm, hm, naja, also wenn man jetzt einen *richtigen* Vibrator hätte . . . ", aber der Gedanke endet dann doch gar nicht so viele Sekunden später mit "... okay OKAY ich hab nichts gesagt!"

Der Womanizer erweist sich als sehr reisetauglich, sogar ein praktisches Etui bekommt man dazu. Vorteilhaft ist auch, dass man ihn via Micro-USB-Kabel aufladen kann, man muss also kein gesondertes Netzteil mit sich herumtragen, das vom Handy genügt. Und obwohl ich an das Aufladen immer

nur unmittelbar vor dem Einsatz denke und es danach gleich wieder vergesse, ist dem guten Gerät noch nie im falschen Moment der Strom ausgegangen.

In den Kundenbewertungen wird gelegentlich beklagt, dass man den Womanizer einigermaßen präzise positionieren muss und sich dann nicht mehr bewegen darf, aber das hat mich nie gestört. Endlich weiß mal jemand oder wenigstens ein Gegenstand meine Kompetenzen auf dem Gebiet "hinlegen und machen lassen" zu schätzen.

Kathrin Passig

26. Januar 2018

Eine Nacht im Steckdosenpalast

Man hat es ja oft nicht leicht mit den Hotelzimmern: Mal findet man die einzige Steckdose erst nach langer Suche hinter und unter den diversen Designelementen, mal muss man den Stecker der Heizung rausziehen, wenn man das Handy im Bett verwenden und gleichzeitig laden will.

Über mein heutiges Hotelzimmer in München kann ich nicht klagen. Es hat eine Steckdose am Schreibtisch ...

. . . zwei Steckdosen auf der anderen Seite des Schreibtischs . . .

. . . im Hintergrund erkennt man weitere drei Steckdosen und ganz hinten neben der Tür noch mal eine. Im Bad gibt es selbstverständlich eine Steckdose. Aber auch direkt am Bett:

Die Steckdose am Bett hat eine USB-Buchse:

Mit ein bisschen Suchen komme ich auf zehn (meine eigene Mehrfachsteckdose nicht mitgerechnet), denn zusätzlich zu den neun bereits aufgezählten gibt es eine, die den Minitresor versorgt. Der Minitresor birgt eine letzte Überraschung:

Kathrin Passig

Seit Sommer 2017

Besser leben mit Piepston – Ode an die Einparkhilfe

Unser Wechsel von einem rostigen, alten Kleinwagen zu einem fast fabrikneuen Familenauto mit aktueller Ausstattung hat einiges an Komfort mitgebracht, den ich nicht mehr missen möchte. Darunter beispielsweis Android Auto , durch das ich wiederum Spotify, Audible und Google Maps unterwegs nutzen kann (so es die Netzabdeckung zulässt). Doch auf all das würde ich

sofort verzichten, wenn man mir dafür die Einparkhilfe an der Rückseite des Autos ließe. Keine andere neue Technikanschaffung seit dem Smartphone hat mir in den letzten Jahren so viel Autonomie und Seelenfrieden verschafft.

Ich bin nämlich einfach furchtbar schlecht darin, das rückwärtige Maß eines Autos einzuschätzen. Dies ist eventuell verknüpft mit meiner Unfähigkeit, Richtungsangaben dreidimensional in meinem Kopf zu drehen und in Informationen umzuwandeln, was mir auch das Lesen von Karten und Uhren mit Zeigern erschwert. Doch das ist nur eine laienhafte Vermutung. Woran auch immer es liegt: Trotz Prophezeiungen von wohlmeinenden Eltern und Fahrlehrern habe ich mir diese Fähigkeit in den inzwischen 19 Jahren meines Führerscheinsbesitz niemals aneignen können. Auch teilweise sehr teure Denkzettel halfen mir nicht dabei, besser einzuschätzen wo das Auto, das ich fahre, hinten aufhört – weder zerstörte Rücklichter noch zahlreiche unfreiwillige Begegnungen mit Pfostenecken, Eisenzäunen, Mäuerchen und fremden Stoßstangen. Aus Angst, etwas zu beschädigen, traute ich mich daher jahrelang in keine engen Parklücken, rückwärts schon gar nicht. Und oft wähnte ich mich als so hoffnungslos eingeklemmt, dass ich fremde Menschen zum Herauswinken heranrufen musste, die mir beruhigend zuriefen, dass noch "soooo viel Platz sei."

Dementsprechend misstrauisch begegnete ich der Einparkhilfe des neuen Autos, denn es konnte einfach nicht sein, was sie mir erzählte. Auch wenn die Grafik mir deutlich mehrere Stufen sicheren Abstands anzeigte und der Piepston noch ganz gelassen war, das Auto hinter mir war GANZ EINDEUTIG VIEL ZU NAH DRAN und die Lackierung bestimmt SEHR TEUER. So stieg ich anfangs zunächst immer wieder aus, um zu kontrollieren, wann der Piepston anfing hektisch zu werden. Bald stellte ich fest, dass selbst wenn das Auto schon höchst alarmierend piepste, immer noch kein Blechschaden zu befürchten war. Und seitdem sind die Einparkhilfe

und ich die besten Freunde.

Keine Einfahrt zu schräg, keine Parklücke zu klein, rückwärts einparken in der Einbahnstraße, warum denn nicht? Der Piepston wird mir schon sagen, wenn es zu knapp wird. Ohne Angst fahre ich in fremde Städte mit verwin-

kelten Gässchen oder nach Millimeter gebauten Parkhäuser. In Situationen, die mich noch letztes Jahr in Tränen hätte ausbrechen lassen, beruhigt mich das Display zuverlässig: schau, es ist alles gut, noch ein bisschen korrigieren und du bist frei.

Nur die gutmeinenden Menschen da draußen können ja nicht wissen, dass ich nicht mehr allein bin. Sie sehen mich immer noch langsam und vorsichtig das Auto aus knapp bemessenen Parkpositionen navigieren (denn es ist ja immer noch sehr neu und übertreiben wollen wir es nicht). Und sie winken und rufen weiterhin, jetzt ungefragt, dass noch "sooo viel Platz" sei. Dann lasse ich das Fenster herunter und rufe vergnügt, "ich weiß – aber danke trotzdem!"

Angela Heider-Willms

26. Januar 2018

München Hbf, Gleis Zweiundzwanzigeinhalb: Portal in die Vergangenheit

Am Münchner Hauptbahnhof, zwischen Gleis 22 und 23, steht wieder eins von diesen Portalen in eine andere Welt, in diesem Fall führt es ungefähr ins Jahr 2001.

R-Gespräche gibt es noch, offenbar sogar unter genau dieser Nummer. Ich habe aber schon sehr lange nichts mehr von ihnen gehört, wahrscheinlich zuletzt in den 90er Jahren. Ob das wirklich funktionieren würde, kann ich jetzt nicht so gut überprüfen, weil unten im Kleingedruckten steht, dass es “nur für Verbindungen ins Festnetz von T-Com” funktioniert und mir niemand

einfällt, der so einen Anschluss hat. Die Marke T-Com gibt es seit 2007 nicht mehr. Mit dem Telefonanschluss meiner Mutter könnte es eventuell funktionieren, aber ich will sie weder erschrecken noch erklären müssen, wozu ich heute zum ersten Mal in meinem Leben ein R-Gespräch führe.

Telefonkartenbesitzer sollten auf die Befristung ihrer Karte achten, denn schon ab dem 1.1.2002 können bestimmte Telefonkarten an öffentlichen Kartentelefonen nicht mehr benutzt werden.

Ist aber nicht so schlimm, wenn man nur ungültige Telefonkarten bei sich führt. Die neumodische Euro-Münze wird bereits akzeptiert:

Bestimmt gäbe es hier noch mehr zu entdecken, aber gleich fährt im Jahr 2018 mein Zug ab.

Kathrin Passig

Januar 2018

Allesfresser rettet Videoabend

Auf einem Desktop-PC befindet sich ein Video im MP4-Format, das ich mir auf einem iPad anschauen möchte. Der naheliegende erste Schritt ist, die Datei bei Google Drive hochzuladen, der naheliegende zweite, sie in der Goo-

gle-Drive-App auf dem iPad zu öffnen. Das geht nicht – noch nicht: ›Video wird verarbeitet‹, weil gerade erst frisch hochgeladen. Dafür muss man wohl Verständnis haben.

Aber man kann die Datei bestimmt herunterladen und in einer anderen App öffnen, oder? Man kann tatsächlich. Die Optionen sind: iCloud-Fotofreigabe, Google Notizen und Recordium (eine App für Audioaufnahmen). Nichts davon erscheint mir geeignet, um ein Video abzuspielen. Die iPad-eigene Mediathek-App namens ›TV‹ scheint nicht in Frage zu kommen. Aber es gibt ja noch die Option ›In Dateien sichern‹. Dort hat man die Möglichkeit, die bei Google Drive vorliegende Datei in Google Drive zu sichern (warum auch immer man das tun sollte). Man kann die Datei auch ›Auf meinem iPad‹ speichern – oder man könnte, wenn die Option nicht ausgegraut wäre. Letzte Möglichkeit: *Documents,* eine App, die ich als PDF-Reader nutze. Diese Option ist die einzige, die sinnvoll erscheint und verfügbar ist, also kopiere ich das Video in diese App.

Documents macht seinem Namen alle Ehre und frisst alles, was ein Dokument ist. Das Video läuft. Und die Tatsache, dass man Videos mit einem PDF-Reader abspielen kann, kommt einem dann auch wieder völlig normal vor.

Christopher Bergmann

27. Januar 2018

Wir melden Sichtkontakt zur Braut

Drohnenaufnahmen bei Kletter- und Mountainbikefilmen, in der Architektur, in der Stadtplanung, das habe ich in den letzten Jahren alles schon mal gesehen oder davon gehört. Aber das hier ist mir neu:

Es gibt einen regulären Hochzeitsfotografen und jemanden, der die Drohne steuert. Der ziemlich große Quadrocopter trägt eine auf die Braut gerichtete Kamera und ist erstaunlich leise. Eine Suche nach *hochzeitsfotografie drohne* führt zu zahlreichen Anbietern, so dass deren Behauptung “die Aufnahmen stechen aus der Masse hervor und sind etwas Einzigartiges” möglicherweise schon gar nicht mehr stimmt.

Kathrin Passig

28. Januar 2018

CDs hören in 17 einfachen Schritten

Ich habe noch im Dezember zwei Musik-CDs geschenkt bekommen. Die Schenkende hatte bislang noch keine Gelegenheit, mich zu fragen, ob sie mir denn gefallen. Trotzdem schäme ich mich ein Bisschen, dass ich sie mir noch gar nicht angehört habe.

Dabei böte unser Haushalt immerhin drei Abspielgeräte: Ein CD/DVD-Player hängt an der Stereoanlage, das Autoradio hat einen CD-Schacht und ein etwas älterer Laptop hat ebenfalls ein Laufwerk. Mir erscheint es am praktischsten, die CDs mit dem Laptop zu rippen, vor allem, um sie dann auf meinem iPhone hören zu können. Falls mir die Musik gefällt, kann ich sie danach immer noch ins Auto packen.

Ich starte also den Laptop (Windows 7) und dann iTunes, das als erstes nach einem Update schreit. Das tut es gefühlt jedesmal, aber ich nutze dieses Programm auf diesem Rechner auch höchstens einmal pro Monat. Ich verzichte auf das Update, woraufhin iTunes nicht richtig startet. Ich vermute, es will mir einen Dialog zur Eingabe meiner iTunes-ID anzeigen. Dieser wird aber nicht richtig dargestellt, sondern flackert unbrauchbar vor sich hin.

Mit dem normalen „Fenster schließen“ von Windows lässt sich der iTunes-Prozess nicht beenden, aber mit dem Task-Manager gelingt es mir. Beim zweiten Versuch wird der Dialog korrekt dargestellt und aus mir nicht ersichtlichen Gründen muss ich mich tatsächlich bei meinem iTunes-Account anmelden.

Ich tippe also das Passwort ein. Der Dialog verschwindet und wird durch einen ersetzt, der mich auffordert, dieses Gerät – also den Laptop – zu authentifizieren. Dazu solle ich den Code aus acht Ziffern eingeben, der an mein iPhone geschickt wurde. Tatsächlich zeigt auch mein iPhone auf seinem Lock-Screen die Meldung, dass es eine solche Nachricht erhalten hat. Ich entsperre das Telefon, finde aber nirgends den Inhalt der Nachricht.

Also breche ich den Dialog auf dem Laptop mit „Nachricht nicht erhalten“ ab. und bekomme daraufhin angeboten, den Code erneut senden zu lassen – entweder per iMessage oder per SMS. Ich wähle letzteres und erhalte diesmal auch wirklich eine SMS mit Code, den ich eingebe.

Als nächstes muss ich mein iTunes-Passwort in drei identische Eingabemasken eintippen, die kommentarlos nacheinander erscheinen. (Ich neige ja zu Selbstzweifeln, daher schaue ich zwischen der ersten und der zweiten Eingabe in meinem Passwort-Manager nach, ob ich vielleicht das falsche Passwort verwende. Aber nein, ausnahmsweise funktioniert mein Passwortgedächtnis einwandfrei.)

Und schließlich ist es soweit – ich muss nur noch die CD-Lade öffnen und wieder schließen, damit iTunes das Vorhandensein einer Audio-CD bemerkt und schon kann es mit der Ripperei losgehen.

Bei der zweiten CD wird alles noch viel einfacher, obwohl der Rechner zwischenzeitlich in den Ruhezustand gegangen ist. Ich muss iTunes nur einmal neu starten und das Passwort dreimal eingaben und schon erscheint „zur Mediathek hinzufügen.“

Jetzt muss ich die erzeugten MP3-Dateien noch auf das NAS schaufeln und von dort aus auf das iPhone und dann steht dem Musikgenuss endgültig nichts mehr im Wege.

Virtualista

Januar 2018

Die Zahlung ist fehlgeschlagen. Die Zahlung ist fehlgeschlagen. Die Zahlung ist fehlgeschlagen.

Ich buche einen Flug nach Paris über die Internetseite von Air France. Ich suche den Flug aus und komme zum Bezahlvorgang. Dort werden mir mehrere Möglichkeiten angeboten, ich wähle Paypal aus. Ich komme auf die Paypal Seite und bezahle.

Ich werde auf die Air France Seite zurückgeleitet mit dem Hinweis “die Zahlung ist fehlgeschlagen”. Ich versuche wieder mit Paypal den Flug zu bezahlen. Erneut kommt der Hinweis “die Zahlung ist fehlgeschlagen”. Ich versuche es ein drittes Mal. Nochmals: “die Zahlung ist fehlgeschlagen”.

Nun gut. Ich ärgere mich. Ich schiebe nämlich die Buchung dieses Fluges seit zwei Wochen vor mir her. Ich glaube, ich weiß warum.

Ich versuche es mit der Kreditkarte, vielleicht geht es da besser.

Ich gebe die Nummer der Visa Karte ein und das Formular signalisiert, dass die Nummer nicht passt. Ich komme gar nicht mal weiter zum Formular. Meine Nummer stimmt aber.

Ich ärgere mich weiter und versuche den Flug erneut zu buchen und fange wieder von vorne an. Mittendrin denke ich daran, direkt auf meinem Paypal-Konto nachzusehen, ob dort vielleicht doch die Zahlung durchgegangen ist.

Yuppi! Der Betrag des Fluges ist 3 Mal abgebucht worden. Eine Flugbuchungsbestätigung habe ich aber nicht.

Jetzt habe ich drei Mal so viel Geld wie geplant vom Konto eingebüßt und keinen Flug.

Vielleicht hilft mir das Telefon.

Ich rufe bei der Air France Hotline an. Ich kann auf Deutsch, Englisch und Französisch mein Anliegen vortragen. Außerdem werde ich auf Deutsch darüber informiert, dass sehr lange Wartezeiten wegen hohen Aufkommens zu erwarten sind. Die Nummer, die ich angewählt habe, ist in Frankfurt. Ich bin aber schlau und des Französischen mächtig und wähle den französischen Hotlinemitarbeiter.

Ich warte gar nicht so lange (zehn Minuten mit gruseliger Elektro “Yeaaahh”-Musik) und habe einen Herrn in der Leitung. Ich kläre ihn über mein Problem auf. Seine Lösung: ich soll die Paypal-Transaktionen kopieren oder scannen, sodass er die Transaktionsnummer sieht, sodass er das Geld suchen und (vielleicht) finden kann und ihm das über die Kontaktadresse von Air France schicken. Er würde dann anschließend die Rückzahlung anordnen. OK.

Ich: “Und warum macht die Seite falsche Angaben wie ‘die Zahlung ist fehlgeschlagen’ und das Geld wird trotzdem abgebucht?“ Hotlinemitarbeiter: “Ja, das macht sie immer wieder.” Ich: “Ich habe aber drei Mal gezahlt und bisher keine Flugbestätigung bekommen. Wie geht es da weiter?” Hotlinemitarbeiter: “Sie schicken mir die Unterlagen und dann sehe ich, ob ich den Flug buchen kann. Ich kann Ihnen aber den Preis sichern.“ Ich: “Und wann bekomme ich das Geld wieder von den zwei Paypal-Überweisungen, die zu viel sind?” Hotlinemitarbeiter: “In drei oder vier Wochen.”

Gut, dass es nicht Neuseeland war.

Ich merke, dass ich mich mit dem Problem alleine durchboxen muss und dass der nette Hotlinemitarbeiter das Problem mir überlässt. Ich bin richtig sauer inzwischen, weil ich mich abservieren lassen habe. Ich rufe die Seite von Air France auf und suche das Kontaktformular.

Man kann das Kontaktformular nur ausfüllen, wenn man eine gültige Buchungsnummer hat. Die habe ich aber nicht. Alle Versuche, irgendwie über das Kontaktformular mit meinem Anliegen zu Air France vorzudringen, schlagen fehl.

Ich rufe wieder die Hotline an. Diesmal in deutscher Sprache. Ich warte zwanzig Minuten, weiterhin gruselige Musik, hohes Aufkommen. Ich werde mit einer Dame verbunden, ich kläre sie über mein Anliegen auf. Ich bin nett. Sie sagt, sie sucht die Buchung. Ich soll in der Leitung bleiben. Ich gucke auf das Display des Telefons und hoffe, dass es ausreichend geladen ist.

Zehn Minuten später meldet sich die Dame wieder. Sie hat die Buchung gefunden, sie geht mit mir die Daten durch und sagt: “ich habe drei Zahlungen, aber die Buchung ist nicht da. Ich muss sie händisch machen. Ich mache sie, Sie bleiben bitte noch in der Leitung”.

Fünfzehn Minuten. Musik.

Die Dame meldet sich wieder. Sie hat jetzt die Buchung getätigt. Sie muss jetzt noch die zwei zu viel gezahlten Beträge melden. Ich soll noch in der Leitung bleiben.

Fünfzehn Minuten. Musik. Arggh.

Die Dame meldet, dass das Geld in drei bis vier Wochen wieder auf meinem Konto sein sollte. Wann ich meine Buchungsbestätigung für den Flug bekomme, frage ich. Sie meint: Wenn bis Dienstag nichts da ist, soll ich mich wieder melden. Ich bedanke mich bei ihr, dass sie mir geholfen hat.

Ich weiß, warum ich nicht gerne fliege.

Nathalie Passig

30. Januar 2018

Was tun mit der CD?

Ich bin zu Gast beim Deutschen Musikrat und bekomme unter anderem eine CD ausgehändigt. „Falls Sie die verwenden können“, sagt mir der Gesprächspartner und meint vermutlich eher den Inhalt.

Dabei klingt das Cover ganz gut, es sind klassische Stücke von Schubert und Co. Mein Verwendungsproblem ist eher ein Abspielgerät. Ich habe keines mehr. Mein Apple-Rechner ist schon der zweite ohne CD-Laufwerk, das externe Laufwerk funktioniert nicht mehr am Macbook 12”, einen CD-Player zuhause habe ich auch schon seit vielen Jahren nicht mehr und das letzte brauchbare Abspielgerät, ein DVD-Player, ist auch schon seit einigen Jahren nicht mehr vorhanden.

Im Büro herrscht ebenfalls Ratlosigkeit. Kein Abspielgerät, nirgends. Dann fällt der Kollegin ein: „Mein Auto hat einen CD-Schacht!“ Ich schenke ihr die Silberscheibe.

Johannes Mirus

Sommer 2017 bis Ende Januar 2018

Die Firma Motorola vereitelt meine Pokémonpläne und ich muss Henry David Thoreau werden

Ende Juli 2017, kurz nach dem Schreiben dieses Beitrags, kaufe ich mir aus den darin genannten Gründen ein Go Plus, ein Pokémonfanggerät, das man via Bluetooth mit dem Handy verbindet. Im August führen das Go Plus und ich ein Freudenleben. Es ist das erste Mal seit ungefähr acht Jahren, dass ich Bluetooth verwende. Bisher habe ich es mangels sinnvoller Anwendungszwecke nie auch nur eingeschaltet.

Im September verbreitet sich die Nachricht von der Sicherheitslücke BlueBorne, und allen Androidnutzern wird geraten, bis zum notwendigen Betriebssystemupdate Bluetooth abzuschalten.

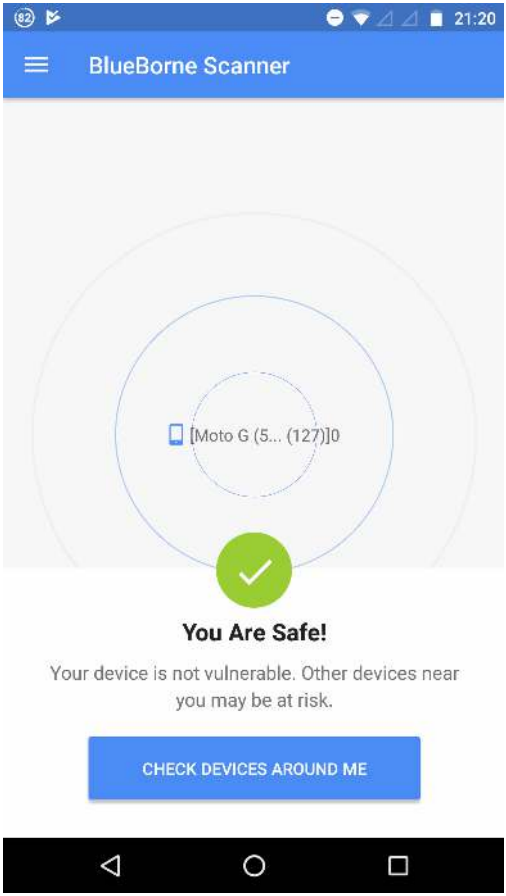
Von 2008 bis zum Frühjahr 2017 habe ich eine lückenlose Reihe von Google-gebrandeten Androidhandys besessen, die direkt mit allen Android-Updates versorgt wurden: das G1, noch ein G1, das Nexus S, das Nexus 4, das Nexus 5, das Nexus 5X. Weil das unersättliche 5X alle paar Tage ein neues USB-C-Kabel fraß, weil seine Akkuprobleme sich auch durch Austausch nicht beheben ließen, und weil die Google-Androidhandys inzwischen so viel kosten wie iPhones, habe ich mir danach zum ersten Mal ein Android-Handy eines anderen Anbieters gekauft, ein Motorola Moto G5 Plus.

Hoffnungsvoll trage ich das Go Plus auf allen Reisen mit mir herum. Bestimmt kommt in den nächsten Tagen das Sicherheitsupdate und ich kann Bluetooth wieder einschalten.

Das Sicherheitsupdate existiert, andere Handys haben es schon. Nur Motorola kümmert sich nicht darum. Jedenfalls nicht im September. Auch nicht im Oktober. Oder im November oder im Dezember. Alle paar Wochen suche ich nach *motorola blueborne update* und finde nur die Klagen anderer Moto-Besitzer. Ich sage mir, dass ich jahrelang ohne Bluetooth gelebt habe. Andere leben in einer Hütte im Wald und haben auch kein Bluetooth, Henry David

Thoreau zum Beispiel. Sei wie Thoreau, Kathrin! Währenddessen fangen die Besitzer von iPhones und die Besitzer anderer Androidhandys um mich herum ganze Pokémonherden, ohne die Hand aus der Hosentasche zu nehmen.

Ende Januar 2018, viereinhalb Monate nach Bekanntwerden der Sicherheitslücke, stellt Motorola das Update bereit.



Im September hätte ich mich gefreut. Im Oktober hätte ich “war aber auch Zeit” gesagt, und im November “drei fucking Monate für ein Sicherheitsupdate? Was stellt ihr hauptberuflich her, Kirchenorgeln?” Seit Dezember war es mir eigentlich egal. Wahrscheinlich kann ich jetzt auch in eine Hütte im Wald ziehen und Pokémon mit der Hand fangen.

Kathrin Passig

Januar 2018

Wettervorhersage im Jahr 2018

Im Büro geht bei einem Kollegen schon wieder eine Pushnachricht mit einer Wetterwarnung ein und eine Unterhaltung entspinnt sich, ob es windiger ist als früher oder die verwendete App mit einem Update warnstufensensibler gestellt wurde.

Danach wird darüber diskutiert, wer welche Wetterapp nutzt und die Pros und Contras derselben. Die Diskussion endet mit der Äußerung eines Kollegen: “Ich hab gar keine App.” – “Achso, du nutzt also nur die Google-App?” – “Nee.” – “Woher weißt du dann morgens wie das Wetter wird?” – “Ich … schaue aus dem Fenster?”

Marian Ritter

Februar 1976 und Januar 2018

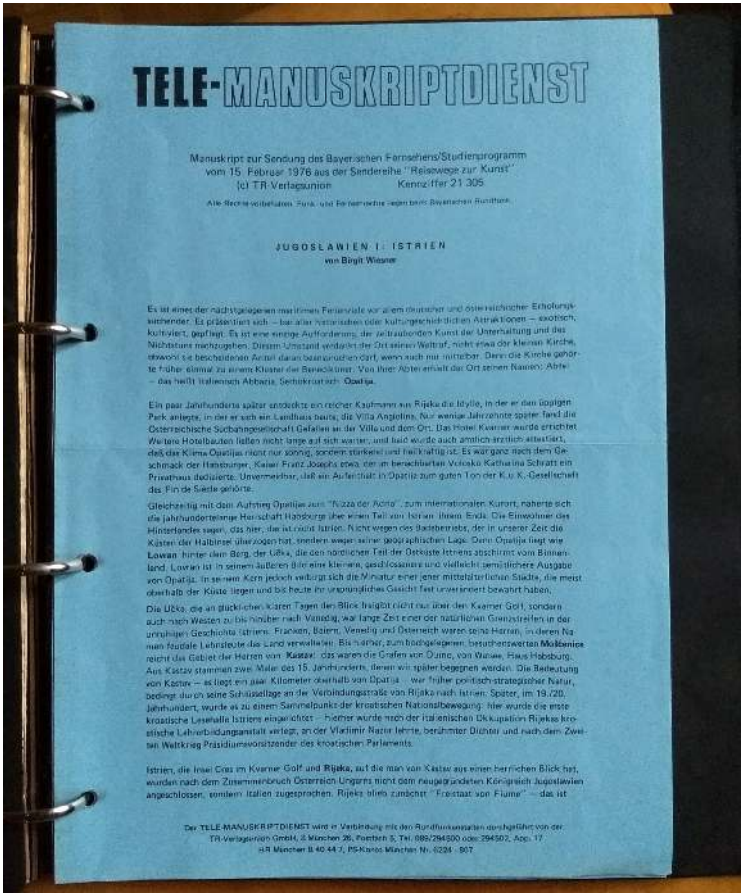
Reisewege zur Information über Jugoslawien

Ich suche in den Fotoalben meines Vaters nach Bildern, die das Elternhaus von außen zeigen, um auf diese Art vielleicht herauszufinden, wo an der Fassade der Außentemperaturfühler der Nachtspeicherheizung saß, bevor die Fassade neu verkleidet wurde. Der Außenfühler misst jetzt immer zehn Grad

zu viel und die Heizung heizt nicht mehr richtig. Ich habe bei dieser Suche auch schon neue Batterien in den Gucki eingesetzt, dann erfolglos versucht, Dias mit dem Handy abzufotografieren, um hineinzuzoomen, und schließlich sogar den Diaprojektor ausgepackt.

Immer wird das Falsche fotografiert: Hunderte von Tulpenbildern, aber die Hauswand ist bestenfalls unscharf im Hintergrund zu erkennen und von der ästhetisch unergiebigen Nordseite des Hauses gibt es kein einziges Foto.

Der Heizungssensor bleibt verschwunden. Dafür finde ich in einem Fotoalbum zwischen Bildern aus Urlauben in Jugoslawien einige ordentlich abgeheftete blaue Seiten:



TELE-MANUSKRIPTDIENST

Manuskript zur Sendung des Bayerischen Fernsehens/Studienprogramm
vom 15. Februar 1976 aus der Sendereihe "Reisewege zur Kunst"
(c) TR-Verlagsunion Kennziffer 21 305

Alle Rechte vorbehalten. Funk- und Fernsehrechte liegen beim Bayerischen Rundfunk.

JUGOSLAWIEN I: ISTRIEN
von Birgit Wissner

Es ist eines der nachtragelegenen maritimen Feriengebiete vor allem deutscher und österreichischer Erholungsuchender. Es präsentiert sich – bei aller historischen oder kulturgeschichtlichen Attraktionen – exotisch, kultiviert, gepflegt. Es ist eine einzige Aufforderung, der zeitraubenden Kunst der Unterhaltung und des Nichtstuns nachzugehen. Diesem Umstand verdankt der Ort einen Weltruf, nicht etwa der kleinen Kirche, obwohl sie beschnitzenen Altäre dann beiläufig entdeckt, wenn sich nur leistbar. Denn die Kirche gehörte früher einmal zu einem Kloster der Benediktiner. Von ihrer Abtei erhielt der Ort seinen Namen: Abbazia – das heißt italienisch Abbatia, Sehnsuchtsort ich: **Opatija**.

Ein paar Jahrhunderte später entdeckte ein reicher Kaufmann aus Rijeka die Idylle, in der er den üppigen Park anlegte, in der er sich ein Landhaus baute, die Villa Angelina. Nur wenige Jahrzehnte später fand die Österreichische Südbahngesellschaft Gefallen an der Villa und dem Ort. Das Hotel Kvarner wurde errichtet. Weitere Hotelbauten ließen nicht lange auf sich warten; und bald wurde auch amtlich ärztlich attestiert, daß das Klima Opatijas nicht nur sonnig, sondern stärkend und heilkräftig ist. Es war ganz nach dem Geschmack der Habsburger, Kaiser Franz Joseph etwa, der im benachbarten Volosko Katharina Schratt ein Privathaus dedizierte. Unvermeidbar, daß ein Aufenthalt in Opatija zum guten Ton der K.u.K.-Gesellschaft des Fin de Siècle gehörte.

Gleichzeitig mit dem Aufstieg Opatijas zum "Nizza der Adria", zum internationalen Kurort, näherte sich die jahrhundertelange Herrschaft Habsburgs über einen Teil von Istrien ihrem Ende. Die Einwohner des Hinterlandes sagen, das hier, das ist nicht Istrien. Nicht wegen des Badebetriebs, der in unserer Zeit die Küsten der Halbinsel überzogen hat, sondern wegen seiner geographischen Lage. Denn Opatija liegt wie **Lowan** hinter dem Berg, der Učka, die den nördlichsten Teil der Ostküste Istriens abschirmt vom Binnenland. Lowran ist in seinem äußeren Bild eine kleinere, geschlossenere und vielleicht gemütlichere Ausgabe von Opatija. In seinem Kern jedoch weitergt sich die Miniatur einer jener mittelalterlichen Städte, die meist oberhalb der Küste liegen und bis heute ihr ursprüngliches Gesicht fast unverändert bewahrt haben.

Die Učka, die an glücklichen klaren Tagen den Blick freigibt nicht nur über den Kvarner Golf, sondern auch nach Westen zu bis hinüber nach Venedig, war lange Zeit einer der natürlichen Grenzstreifen in der unruhigen Geschichte Istriens. Franken, Bayern, Venedig und Österreich waren seine Herren, in deren Namen feudale Lehnsleute das Land verwalteten. Bis hierher, zum hochgelegenen, besuchenswerten **Molbenice** reicht das Gebiet der Herren von **Kastav**: das waren die Grafen von Duino, von Walsee, Haus Habsburg. Aus Kastav stammen zwei Maler des 15. Jahrhunderts, denen wir später begegnen werden. Die Bedeutung von Kastav – es liegt ein paar Kilometer oberhalb von Opatija – war früher politisch-strategischer Natur, bedingt durch seine Schlüsselfunktion an der Verbindungsstraße von Rijeka nach Istrien. Später, im 19./20. Jahrhundert, wurde es zu einem Sammelpunkt der kroatischen Nationalbewegung: hier wurde die erste kroatische Lesehalle Istriens eingerichtet – hierher wurde nach der italienischen Okkupation Rijekas kroatische Lehrerbildungsanstalt verlegt, an der Vladimir Nazor lehrte, berühmter Dichter und nach dem Zweiten Weltkrieg Präsidiumsvorsitzender des kroatischen Parlaments.

Istrien, die Insel Cres im Kvarner Golf und **Rijeka**, auf die man von Kastav aus einen herrlichen Blick hat, wurden nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns nicht dem neugegründeten Königreich Jugoslawien angeschlossen, sondern Italien zugesprochen. Rijeka blieb zunächst "Freistaat von Fiume" – das ist

Der TELE-MANUSKRIPTDIENST wird in Verbindung mit den Rundfunkanstalten herausgegeben von der TR-Verlagsunion GmbH, 8 München 26, Poetsch 5, Tel. 089/294500 oder 294502, Apr. 17
HR München B 40 44 7, PSK-Konto München Nr. 6224 - 807

Manuskript zur Sendung des Bayerischen Fernsehens / Studienprogramm vom 15. Februar 1976 aus der Sendereihe “Reisewege zur Kunst” © TR-Verlagsunion Kennziffer 21 305

Der TELE-MANUSKRIPTDIENST wird in Verbindung mit den Rundfunkanstalten durchgeführt von der
TR-Verlagsunion GmbH, 8 München 26, Postfach 5, Tel. 089/294500 oder 294502, App. 17
HR München B 40 44 7, PS-Konto München Nr. 6224 - 807

Kein Faxabruf, der Faxdienst wurde erst drei Jahre später durch die Deutsche Bundespost offiziell eingeführt und ein Faxgerät hatte noch lange weder das Amt meines Vaters noch vermutlich das Bayerische Fernsehen. Man musste den App. 17 anrufen oder eine Postkarte schreiben, dann bekam man diese blauen Blätter in einem Brief.

Kathrin Passig

Januar 2018

Die erschütternde Geschichte der Menschen mit Sonderzeichen in ihren Namen geht weiter

Ich habe mein Amazon-Passwort vergessen, aber das ist ja kein Problem. Für genau solche Fälle gibt es ja den "Neues Passwort anfordern"-Link. Allerdings nimmt Amazon diese Sache ernster als die andere Sites. Die meisten schicken einfach einen Link, mit dem man das Passwort zurücksetzen kann. Bei Amazon muss man zuerst eine Sicherheitsfrage beantworten.

Und in diesem Fall ist die nicht nach dem Namen des ersten Haustiers oder dem Mädchennamen meiner Mutter; sie wollen meinen vollen Namen wissen. Das ist ganz schön, denn ich hatte nie ein Haustier und kann mir peinlicherweise nie merken, wie genau sich der Mädchenname meiner Mutter schreibt. Meinen eigenen beherrsche ich inzwischen aber doch ganz gut.

Also gebe ich ihn ein:

> [Vorname] Müller

Amazon informiert mich, dass das nicht der Name ist, der mit meinem Account verknüpft ist. Noch bin ich ruhig:

[Vorname] [2. Vorname] Müller

Amazon informiert mich, dass das nicht der Name ist, der mit meinem Account verknüpft ist. Jetzt bin ich ein bisschen besorgt. Mehr Namen hab ich nicht. Aber vielleicht:

[Vorname] [Initiale] Müller

Amazon informiert mich, dass das nicht der Name ist, der mit meinem Account verknüpft ist. Ich probiere alles noch einmal, nur für den Fall, dass ich es doch geschafft habe, mich bei meinem eigenen Namen zu vertippen. Leider lässt Amazon nur drei Fehlversuche zu, dann muss man einen neuen Link anfordern, was jeweils einige Minuten dauert. Die weiteren Versuche führen zum gleichen Ergebnis.

Ich überlege. Meinen Account habe ich schon recht lange, aber ich kann mir schwer vorstellen, dass ich damals irgendeinen Spitznamen verwendet habe. Langsam bin ich sehr beunruhigt und ich sehe mich schon wertvolle Lebenszeit damit vergeuden, die Amazon Hotline anzurufen.

Dann erinnere ich mich an meine Erfahrungen mit Bestellungen in amerikanischen oder britischen Onlineshops. Einmal führte das zu einem längeren Gespräch im Paketshop, bei dem ich den Angestellten mühsam davon überzeugen musste, dass ich wirklich die *Frau Müller* bin, an die dieses Paket adressiert war, auch wenn der Name im Ausweis doch anders geschrieben wird. Ein anderes Mal hatte ich schon befürchtet, dass eine Bestellung verloren gegangen ist, weil es so lange gedauert hat. Aber irgendwann kam sie dann an, mit einem der ‚Nachadressiert wegen falscher Adresse'-Aufkleber der Deutschen Post. Unter selbigem befand sich ein lustiger Buchstabenwirrwarr anstelle der Umlaute in meiner Adresse.

Aber wir sprechen hier nicht von einem winzigen Laden für Nähzubehör, der vor mir wahrscheinlich noch nie eine internationale Bestellung hatte. Sondern *Amazon*. Die sollten doch in der Lage sein, mit Umlauten umgehen zu können!

Ich suche nach einer Mail von Amazon, in der eine Anrede zu finden ist.

Guten Tag Frau MÃller

Ich gebe *[Vorname] MÃller* in das Feld ein.

Amazon informiert mich, dass das der Name ist, der mit meinem Account verknüpft ist, und lässt mich mein Password zurücksetzen. Ich ändere dann auch gleich meinen Namen und hoffe, dass Amazon inzwischen in der Lage ist, sich den korrekten Umlaut zu merken.

Der Titel bezieht sich auf Die erschütternde Geschichte der Menschen mit Sonderzeichen in ihren Namen.

Aoife

31. Januar 2018

Der erste Monat mit dem Tolino

Auch wenn die Bedienung der Onleihe auf dem Tolino einigermaßen skurril ist: der Zwölfjährige hat's kapiert und seit Weihnachten über 20 E-Books selbständig aus der Onleihe ausgeliehen und auf dem Tolino gelesen.

Damit dürfte sich der jetzt schon amortisiert haben.

Ein Buch findet er so toll, dass er es "auch richtig" haben möchte.

Ich denke, er meine mit "richtig" ein Papierbuch und möchte sagen: "Aber du hast es doch richtig! Die Geschichte ist im Kopf des Autoren entstanden und dann an einem Rechner als Datei aufgeschrieben worden. Ein gedrucktes Buch ist nur eine Papierkopie davon, so wie es elektronisch auf dem Tolino nur eine elektronische Kopie davon ist." Aber ich denke falsch: Er erklärt mir, dass er das Buch nur aus der Onleihe auf dem Tolino hat, und es natürlich nach Ablauf der Leihzeit automatisch gelöscht wird. Er möchte es "richtig", also immer auf dem Tolino verfügbar, haben und nicht darauf angewiesen sein, dass es gerade in der Onleihe verfügbar ist.

Molinarius

Jänner 2018

Parasynchrone Telephonie

Auf einer Konferenz in Nordtschechien (bzw. eigentlich eher im Dreiländereck Tschechien–Deutschland–Polen, wie mir erst im Nachhinein so wirklich bewusst wird) versuche ich, mit meiner Frau zu telephonieren. Aus tiefsitzender Abneigung gegen die Gefahren des Roamings, die sich wohl erst langsam abbauen muss (denn eigentlich kann ja seit der letzten EU-Verordnung eh nix Schlimmes mehr sein) bilde ich mir ein, via VoIP telephonieren zu müssen. Leider ist das Seminarzentrums-WLAN – zumindest in meinem Zimmer – eher schwachbrüstig, Signal gibt gleich aus dem Stand auf, WhatsApp funktioniert zwar an sich, produz. . . ber leid. . . ur s. . . uchstückhaf. . . erhal. . . fetzen, die einer sinnvollen Gesprächsführung heftigen Widerstand leisten.

Texten ist keine sinnvolle Option, da meine Frau eigentlich grad beim Essen sitzt. Wir umgehen das Problem schließlich, indem wir uns am heutigen Jungvolk orientieren und uns Sprachnachrichten zuschicken, was problemlos funktioniert. Relativ schnell stellt sich dabei heraus, dass es sich empfiehlt, die Sprachnachrichten in eher kurzen Teilen sequenziell abzuschicken, um einer synchronen Gesprächsführung mit der Möglichkeit zur Unterbrechung möglichst nahe zu kommen.

Lukas Daniel Klausner

Januar 2018

Das fotografische Gedächtnis

Vor ein paar Tagen fiel mir wieder ein, warum ich mich jahrelang gegen das Fotografieren gewehrt hatte. Ich wollte mein Gedächtnis nicht korrumpieren. Ich wollte verhindern, dass ich mich später an die Fotos erinnere, und nicht

an das tatsächliche Ding. Ich wollte mit meinen vagen und unvollständigen Erinnerungen leben, weil sie mir echter vorkamen als die Auffrischung durch Bilder. Aus demselben Grund schreibe ich auch keine Tagebücher – man erinnert sich dann doch nur an die komischen Sätze, statt an das echte Geschehen. Es war eine dieser irren Meinungen, die mich von der Masse abheben sollten. Dass ich diese idiotische Argumentation mittlerweile vergessen hatte und mich sowieso seit Jahren nicht mehr daran halte, kann man nur als Rache meines Gedächtnisses interpretieren.

Im Jahr 2010 fing ich damit an, Bilder mit dem kleinen, internetlosen Nokia-Handy zu machen. Abgesehen von der kurzen Episode mit "L'Espion" ist es das erste Mal, dass mein Leben von mir selbst auf eine Art dokumentiert wird. Bisher hatte ich diese Arbeit immer anderen überlassen. Das Verzeichnis "handyimages" auf meinem Laptop enthält 1196 Bilder, aufgenommen von 2010 bis 2016. Die Anzahl der Bilder pro Jahr: 167, 159, 180, 194, 140, 187, 168 (wobei das erste und letzte keine vollen Jahre waren). Die meisten Bilder handeln von fremden Orten und besonderen Ereignissen, Alltag findet praktisch nicht statt. Das Handy wurde nicht oft Gassi geführt, sondern musste in dunklen Räumen auf mich warten. Seine Batterie war meistens leer. Sein letztes Bild vom August 2016 zeigt das neue Smartphone.

Januar 2018: In einem einzigen Monat entstehen 137 Bilder. Viele davon zeigen dasselbe Motiv. Ich halte mit dem Auto an, nur um ein Bild zu machen. Ich laufe durch die Wüste auf der Suche nach Perspektiven. Ich klicke lange auf Wellen, bis sich eine direkt im Bild bricht. ich twittere Bilder, noch bevor ich zu Hause angekommen bin, so wie die anderen Kinder auch. Und ich schreibe Tagebuch, jedenfalls über den zentralen Teil meines Lebens. Ich kann nicht feststellen, dass sich meine Erinnerungen in irgendeiner fühlbaren Weise verändert haben. Es sind sowieso viel zu viele Bilder, um sich an sie zu erinnern.

Aleks Scholz

Dezember 2017 und Januar 2018

Die Zeit arbeitet für uns

K. geht in die 9. Klasse in einer bayerischen Realschule. In der 9. Klasse müssen Schüler in Gruppenarbeit eine Projektpräsentation schriftlich abgeben und sie ein oder zwei Wochen später nach der Korrekturzeit der Lehrer mündlich vortragen. Die Vorbereitungszeit beträgt 6 Wochen.

Bekannte Eltern, die das Prozedere, die letzten Jahren schon hinter sich gebracht haben, jammerten sehr über viele Treffen und viele Kindertaxi-Hinundherfahrten.

Für die Präsentation gibt es eine Note für Deutsch und eine Note für ein zweites auswählbares Fach, das den Schwerpunkt der Präsentation darstellt. K. und seine zwei Teammitglieder C. und M. entscheiden sich für den Schwerpunkt Chemie.

Ein Teil der ersten Recherchearbeit wird im Team in der Schule abgeleistet. Jeder Schüler darf zu diesem Zweck sein Handy in die Schule mitnehmen. Der Rest der Arbeit für Recherchen und an der Präsentation selbst soll in eigens organisierter Teamarbeit stattfinden.

K. überredet gleich zu Anfang seine zwei Freunde (die einiges an Gegenwehr leisten), die Präsentation mit Google Präsentationen zu schreiben. Die Recherchearbeiten in der Schule fließen gleich in die Linksammlung ein, die Teil der Präsentation wird.

Zum Leidwesen einiger Eltern liegt die Vorbereitungszeit der Präsentation in den Weihnachtsferien 2017/2018. Der Unmut aus der Elternschaft ist groß, da viele mit Familie unterwegs sind und sich gar nicht treffen können.

Die drei Jungs treffen sich einmal kurz vor den Ferien bei uns zu Hause, um zu arbeiten. Nach einer Stunde spielen alle vergnügt Computerspiele und die Präsentation ist zwar auf dem Bildschirm noch zu sehen, aber nicht weitergekommen.

M. ist in den Weihnachtsferien im Sauerland, K. größtenteils zu Hause und C. für ein paar Tagen mit Familie unterwegs. Die Präsentation wächst trotzdem. Zwischen Minecraft, Plätzchen, viel Schlaf und langen Nachtspielen nimmt die Präsentation Form an.

Die drei Jungs sind über die Discord-Chatfunktion mit Kopfhörer und Mikro verbunden, sprechen über die Inhalte und befüllen die Kommentarfunktion in der Google Presentation, nebenbei läuft Spotify für alle zu hören.

Sie treffen sich nach Schulbeginn im Januar erneut bei uns zu Hause. Es wird mehr gearbeitet, aber auch diesmal nach einer bestimmten Zeit wieder gespielt. Von der übrigen Vorbereitungszeit höre und sehe nichts.

Ich frage K. ca. eine Woche vor Abgabe, ob er mir was zu lesen geben möchte wegen Rechtschreibung und Verständnis. Nein, das sei noch nicht so weit. Am Tag vor der Abgabe um 15 Uhr stehe ich bei K. im Zimmer und verlange etwas zu lesen. Er druckst herum, gibt nach, lädt mich zu der Präsentation ein und schickt mir den Einladungslink. Er hat sichtlich Stress.

Ich gehe in mein Arbeitszimmer und öffne die Präsentation. Wir sind zu viert drin. Ich lese sie durch und gehe wieder zu K.. Wir besprechen die Rechtschreibkorrekturen, ich weise auf ein paar Verständnisfragen hin, und K. trägt Vorschläge für seine zwei Mitschreiber als Kommentare ein. Inhaltlich ist die Präsentation aber fertig. Die Einteilung, wer was in der mündlichen Vorstellung sagen wird, ist nicht fertig. Eine Ausarbeitung des Eigenanteils an der Präsentation muss noch abgeben werden: Fertigstellung 18 Uhr am Tag vor Abgabe: 25%. K., C. und M. arbeiten jetzt fleißig am Fertigwerden.

Um 23:30 Uhr sehe ich nach K. Er fragt nach Hilfe fürs Ausdrucken. Ich helfe und höre aus dem auf dem Schreibtisch liegendem Kopfhörer die aufgebrachte Stimme von C.s Mutter: „Ja, und das, wo muss das hin? Da steht aber Schriftgröße 12! Wo ist deine Ausarbeitung? Mensch, die Seitenzahlen fehlen, wir müssen noch ...“. Ich amüsiere mich mit K., dass es bei C. genauso lange dauert, bis das Ding in trockenen Tüchern ist und dass wir wie kleine Mäuse auch live dabei sind.

Sie geben alle drei rechtzeitig ab. Die Noten werden gut bis sehr gut.

Ich bin im Elternbeirat der Realschule. In der Sitzung nach der Abgabe der Präsentation für die 9. Klassen wird der „schlechte“ Zeitpunkt für die Vorbereitung der Präsentation über die Weihnachtsferien (1/3 der gesamten Vorbereitungszeit) durch andere Elternbeiräte thematisiert. Der Schulleiter nimmt es zur Kenntnis und sagt, dass es den richtigen Zeitpunkt nicht gebe. Es gebe jedes Jahr negative Rückmeldungen.

Am Ende der Sitzung spreche ich dem Schulleiter Mut zu:

Ich: “Nur für Sie als Lichtblick, Herr M.: Mein Sohn und seine zwei Mitschreiber haben sich nur zweimal in echt getroffen, wäre auch wahrscheinlich gar nicht nötig gewesen. Sie haben die Präsentation nur durch kollaboratives Arbeiten zusammengeschrieben.”

Er: “Ah? Und mit welchem Programm?”

Ich: “Google Präsentationen.”

Er: “Ja, ich weiß, da arbeiten einige schon damit. Wir hatten als Schule überlegt, etwas in die Richtung zu sagen, aber eine Empfehlung als Schulleiter kann ich nicht ausprechen.”

Ich: “Es gibt Hoffnung, dass bald keine Beschwerden mehr kommen wegen des falsch gewählten Zeitpunkts: Die Zeit arbeitet für uns . . . ”

Er: “Ja, da können Sie wohl recht haben.”

Alina Smithee

Januar 2018

Neue und alte Medien

Über 25 Jahre ist “Deep Space Nine” mittlerweile alt.

Meine Familie hat diese Fernsehserie aus dem Star-Trek-Universum bei Netflix für sich entdeckt: die 16-Jährige sagt “ist irgendwie Beethoven, aber cool”.

Ein echtes Kompliment hat sie mir da gemacht. Es gibt nämlich 2 Sorten Musik, sagt sie: ihre und Beethoven. Alles, was ich höre, ist Beethoven . . .

Das Star-Trek-Fieber heize ich an, will echte Trekkies großziehen. Erste Maßnahme: einige Romane zur Serie auftreiben. Bei Abebooks werde ich fündig, greife einen ganzen Schwung Gebrauchtschinken ab. 3 Tage später trudelt der erste Umschlag mit der Post ein. Begeistert öffne ich, freue mich auf das Buch und halte in der Hand: eine Audio-Kassette – auf Englisch. Ich wüsste nicht mal, wann ich das letzte Mal ein Abspielgerät für Audiokassetten gesehen habe.

Ergebnis: Mein 14-Jähriger Sohn steht geringfügig verstört vor der Kassette und fragt nur “Gelber Sack oder Hausmüll?”.

Lars Karmann

Januar 2018

DIY-WiFi

Im Abflug-Wartebereich des Flughäfchens Trat (Thailand) gibt es einen kostenlosen Internetzugang für Fluggäste. Um einen Zugang zum Wi-Fi zu bekommen, muss unter einem „festinstallierten“ Handscanner der Barcode der Bordkarte gescannt werden, ein danebenstehender Drucker spuckt daraufhin Benutzernamen & Kennwort (24 Stunden gültig) aus.

Gründe, aus denen das Wi-Fi nicht einfach „offen“ betrieben wird (der Flughafen wird von einer einzigen Fluggesellschaft betrieben und hat keinerlei „Laufkundschaft“) oder aus denen wenigstens die Bordkartenkennung selbst zur Identifikation verwendet wird, erschließen sich nicht auf Anhieb (zumal das bereitstehende kleine Snack-Büffet mit Kleinkram, Keksen, Wasser, Tee und Kaffee ohne Login-Hürden angeboten wird, genau wie die beiden ebenfalls bereitstehenden festen PCs bzw. Terminals zur Internetnutzung.).

Frank Lachmann

Januar 2018

Dating am Ende der Welt

Mein Beruf hat mich in eine der entlegeneren Ecken der Welt geführt. Ich sitze in Hinterland von Ost-Timor, dem ärmsten Land Südostasiens je nach Statistik ca. zehntärmsten Land der Welt in einer Wellblechhütte und mache

User-Research für ein digitales Bezahlsystem. Eine andere, ebenfalls spannende Geschichte, aber darum geht es nur am Rande. Denn ich sitze da, mit Noimea, einer 20jährigen Studentin der Landwirtschaft. Oberflächlich unterscheidet sie nicht viel von den anderen Frauen, die ich interviewt habe. Alle leben sie in sehr eng gestrickten Familien. Haben mindestens drei Geschwister (oder, wenn sie älter sind, vier oder mehr Kinder), leben von Subsistenz-Landwirtschaft, träumen von einem Leben, das mehr bietet als 50-100 Dollar monatliches Familieneinkommen und Subsistenzlandwirtschaft, bei der die Regenzeit auch als "Hungry Season" bekannt ist, und Mangelernährung an der Tagesordnung ist.

Ich frage die junge Dame, ob sie ein Smartphone besäße. Tut sie tatsächlich, sie hat neben ihrem Studium eine kleine Farm-Kooperative gegründet und mit einigen Freundinnen ein Nebeneinkommen aufgebaut.

Was Sie denn für Apps nutze? Nun. Facebook, Messenger und SMS. Manchmal auch Google.

Sonst nix? Nein, das war's.

Ob ich das Telefon denn sehen könne? Mich interessiert das Modell, die Betriebssystem-Version.

Sie gibt es mir und während ich das Einstellungs-Icon suche, schweift mein Blick auf die App-Icons. Facebook. SMS. Messenger. Dating-Apps.

Dating-Apps? Nun. Offensichtlich ist ihr dieses Thema nicht angenehm, ich spreche es auch nicht an. Aber was für unsereins – weiß, im Vergleich unfassbar reich, im Westen lebend, aus einer sehr offenen und hyper-individualistischen Kultur stammend – normal ist, ist dort eben ein anderes Thema. Die meisten jungen Menschen suchen sich ihre Ehepartnerin, ihren Ehepartner nicht selbst aus. Arrangierte Ehen sind an der Tagesordnung. Individualismus ist der Familie untergeordnet. Alle haben eigentlich das gleiche Leben. Was die Möglichkeit, sich hier über "Boy Girl Love" und ähnliche Tinder-Klo-

ne, ein emanzipiertes Liebesleben aufzubauen, für die Gesellschaft bedeutet, kann ich nur erahnen. Potenzial für ein gesellschaftliches Erdbeben ist auf jeden Fall gegeben.

Julian Finn

Januar 2018

You will never shit the same

Die Kinder waren zu Besuch. Tochter 2 musste mal. Sie kam prustend vor Lachen von der Toilette zurück und verkündete laut und vernehmlich: "... geahnt haben wir es ja schon immer aber jetzt ist es amtlich, dass unser Vater echt einen an der Waffel hat!"

Was war geschehen? Ich hatte kürzlich ein Device installiert, von dem ich eine Woche zuvor noch nicht wusste, dass es ab einer gewissen Zivilisationsstufe unerlässlich zum Bestand gehören muss. Und ich hatte ganz vergessen, dass das die anderen Menschen noch nicht durchgehend wissen.

Das Gerät, direkt in Shenzen bestellt und für 3,50€ frei Haus nach Witten geliefert – ich weiß gar nicht, was ich erstaunlicher finden soll, das Gerät oder die Preisgestaltung –, wird in die Kloschüssel eingehängt, ähnlich wie so ein WC-Duftspender, aber der größte Teil der technischen Intelligenz hängt vorne raus. Da ist die Energieversorgung drin, ein Wärmesensor/Bewegungsmelder und ein Druckknopf zur Wahl des gewünschten Arbeitsmodus. In die Schüssel hinein ragt ein – leicht zu reinigender – Kunststoffdorn, an dessen Ende eine überraschend leistungsstarke LED angebracht ist.

Sinn und Zweck erschließen sich nun unmittelbar: nähert man sich ab einem bestimmten Halbdunkel dem Ort der Verrichtung, spricht der Bewegungsmelder an und taucht die Schüssel wahlweise in eine voreingestell-

te Lichtfarbe oder wir erleben einen randomisierten Farbverlauf. Auch ein Emergency-Modus ist vorgesehen- helle Blitze erleuchten dann das Porzellan.

Anfangs kommt man sich ein bisserl deppert vor, ja. Aber als die Batterie nach zwei Wochen leer war, fühlte ich mich bereits unbehaglich so über dieser unheimlichen Düsternis zu sitzen in einer doch als sehr verletzlich wahrgenommenen Situation. Und bei Freunden frage ich schon mal nach, was denn mit deren Schüsselbeleuchtung sei. Fragende Blicke. Und ich weiß, dass es sehr einsam ist auf meiner neuen Kulturstufe.

Hans-Peter Merz

1. Februar 2018

Die Rückkehr des Setzkastens

Unter der Signatur der Mail einer polnischen Druckerei entdecke ich eine seltsame Zeile: Ä ä Ö Ü ü ö ß. Clever! So können in Emails an deutsche Kunden höflicherweise alle deutsche Sonderzeichen eingebaut werden, ohne dass jedes Mal die Tastaturbelegung dafür umgestellt werden muss.

Das Verfahren gefällt mir. Ich kann zwar nicht polnisch, schreibe aber wenigstens die Namen der Adressaten gern richtig. Aus Ą ą Ć ć Ę ę Ł ł Ń ń Ó ó Ś ś Ź ź Ż ż bediene ich mich zukünftig über Copy & Paste, wenn ich Michał oder Frau Bębnista etwas mitteile.

Undine Löhfelm

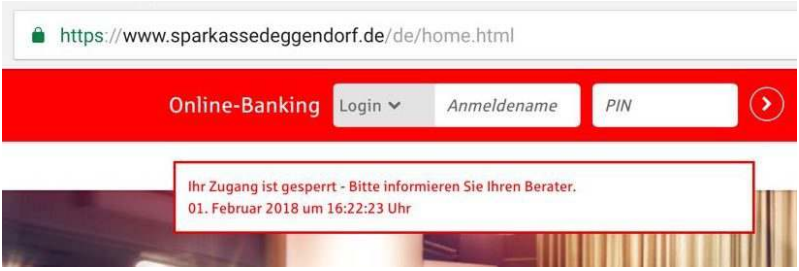
1. Februar 2018

Ich muss zum dritten Mal herumschreien wegen des Onlinebankings der Sparkasse

Die Mutter, deren Onlinebanking nicht funktioniert, weil die SMS-TANs mangels Handyempfang viel zu spät ankommen, hat von der Nachbarin erfahren, dass es TAN-Generatoren gibt und damit “alles ganz einfach” geht.

Sie beantragt einen TAN-Generator (persönlicher Besuch bei der Sparkassenfiliale) und kann ihn ein paar Tage später abholen. Zum TAN-Generator bekommt sie ein Blatt mit neuen Zugangsdaten für das Verfahren. “Lass mich die Einrichtung machen”, sage ich, “da lernst du eh nichts, was du noch mal brauchen kannst.”

Ich öffne das Onlinebanking auf ihrem iPad und gebe die neuen, mit Leuchtmarker auf dem Blatt markierten Zugangsdaten ein. Die Zugangsdaten werden abgelehnt. Nach ein paar Versuchen ist das Konto gesperrt.



Ich rufe bei der Bank an. Ein paar Minuten lang bewirbt die Warteschleife die praktische neue Möglichkeit des Onlinebankings, dann werde ich mit einer Mitarbeiterin der örtlichen Filiale verbunden. Ich schildere das Problem. Sie sagt, das Konto sei nicht gesperrt und ich sei wohl auf einer ganz anderen Sparkassenwebsite. Ich sage, dass ich über dasselbe Lesezeichen zum Onlinebanking gelangt bin, mit dem meine Mutter bereits erfolgreich (naja:

ungefähr zwei Mal im letzten Jahr) Überweisungen getätigt hat, und dass ich mich außerdem – zwischen den scheiternden Versuchen – einmal erfolgreich mit den alten Zugangsdaten eingeloggt habe. Auf genau dieser Website.

Ja, das sei bestimmt trotzdem die falsche, denn sie könne da keine Sperrung sehen. Ich folge den Anweisungen der Bankmitarbeiterin und tippe genau die bereits verwendete Adresse mehrmals von Hand ein, in Safari und in Chrome am iPad. Das Konto bleibt weiterhin gesperrt, die Bankmitarbeiterin kann auch von meinen scheiternden Versuchen nichts sehen und beharrt auf ihrer Theorie, dass ich auf einer einer ganz anderen Sparkassenwebsite bin.

Ich öffne die Seite in Chrome am Macbook. Dort funktioniert es einwandfrei. Dann sei ja alles gut, sagt die Bankmitarbeiterin. Ich sage, es würde mich, wenn ich ihre Kundin wäre, äußerst misstrauisch stimmen, dass es offenbar zwei identisch aussehende Websites ihrer Bank gebe, von denen mein Konto bei einer gesperrt sei und bei der anderen nicht. Da bestehe überhaupt kein Grund zur Sorge, sagt sie. Doch!, sage ich, und nutze die Gelegenheit zu einem Rant über die allgemeine Schlechtigkeit dieses Onlinebankingsystems, das nicht nur nicht rentnerinnenfreundlich sei, sondern auch mich immer wieder zur Verzweiflung treibe. Ach, da müsse man sich nur dran gewöhnen, sagt die Bankmitarbeiterin. Nein!, sage ich, zetere noch ein bisschen weiter, lege auf und bereue es gleich wieder. Die Bankmitarbeiterin kann ja auch nichts dafür.

Ich nehme den TAN-Generator in Betrieb. Am Macbook funktioniert alles. Bequem ist anders, und ich sehe neue Muttersupportprobleme auf mich zukommen, aber bis auf Weiteres wird er ihr eh nichts nutzen, am iPad bleibt das Konto gesperrt. Ich installiere eine Sparkassen-App eines Drittanbieters auf dem iPad. Vielleicht funktioniert es ja damit.

Ich scheitere schon beim Eingeben der Bankingdaten: Der neue "Anmeldename" enthält außer Zahlen auch einen Bindestrich, und die App akzeptiert an dieser Stelle nur Zahlen. Ich lösche die App wieder.

Ich teste das Onlinebanking am iPad noch einmal in Chrome, in Safari, mit der Desktopversion der Bankseite in Chrome, mit der Desktopversion der Bankseite in Safari, im Inkognito-Modus von Chrome, nach Neustart des iPads. Das Konto bleibt gesperrt.

Molinarius findet experimentell heraus, dass man sich bei der Deggendorfer Sparkasse auch dann eine Kontosperrung einfangen kann, wenn man dort gar kein Konto hat:

Ich sage der Mutter, dass ihr Onlinebanking jetzt am iPad überhaupt nicht mehr geht und sie weiter Überweisungsformulare aus Papier verwenden soll. “Ach ach ach, ich bin einfach zu blöd dazu”, sagt sie, woraufhin ich schon wieder herumschreien muss: “Nein! Du bist nicht zu blöd dazu, deine Bank ist zu blöd dazu, benutzbares Onlinebanking hinzukriegen!” Aber natürlich glaubt sie mir nicht.

Update: Wie sich etwas später herausstellt, war das Problem nicht die Existenz einer zweiten Sparkassenwebsite in einem Paralleluniversum, sondern der Bindestrich im neuen Anmeldenamen. So sah die Tastatur auf dem bisherigen, kürzlich wegen Akkuschwäche ausgemusterten Mutter-iPad aus, wenn man sie vom Anmeldenamen-Feld des Onlinebankings aus öffnete:

Leicht zu findender Bindestrich links außen, man brauchte ihn aber nicht, der alte Anmeldename enthielt ja keinen. So sieht sie auf dem neuen iPad aus:

Man gelangt hier zum Bindestrich, indem man die ß-Taste leicht nach unten zieht. Das wusste ich noch nicht, ich habe deshalb die Zahlentastatur geöffnet, den Bindestrich auch dort nicht an der alten Stelle vorgefunden und

schließlich den Gedankenstrich aus der Sonderzeichentastatur verwendet, der immerhin in der Nähe des alten Bindestrichs wohnt, nur etwas weiter in der Mitte der Zeile:

Er ist ein bisschen zu lang für einen Bindestrich, aber ohne direkten Vergleich merkt man das kaum. Am Macbook hat es funktioniert, weil ich dort mit zehn Fingern schreibe und der Bindestrich immer noch an derselben Stelle sitzt wie vor dreißig Jahren im Schreibmaschinenunterricht. Andere Zeichen haben ihren Ort gewechselt, wie man auf dem Foto im Schreibmaschinenbeitrag erkennt, aber der Bindestrich ist dort, wo er immer war.

Ich trage das iPad zur Mutter und bitte sie, testhalber “eins, zwei, Bindestrich, drei” in das Loginfeld einzugeben. Selbstverständlich verwendet sie den richtigen Bindestrich. Wenn ich nicht vor zwei Stunden “lass mich die Einrichtung machen” gesagt hätte, wäre das Ganze wahrscheinlich in zehn Minuten erledigt gewesen.

Man kann sich jetzt auf den Standpunkt stellen, dass das Problem gar nicht die Rentnerinnen sind und ich eine gewisse Mitschuld am schlechten Funktionieren des Onlinebankings trage. Ich finde aber weiterhin, dass automatisch vergebene Anmeldenamen keine leicht verwechselbaren Zeichen enthalten sollten, dass eine Onlinebankingseite nicht behaupten soll, das Konto

sei gesperrt, wenn das Konto überhaupt nicht gesperrt ist, und dass Bankmitarbeiterinnen nicht behaupten sollten, in einem Paralleluniversum existiere unter identischer Adresse eine andere Version ihrer Bankwebsite.

Kathrin Passig

Januar und 2. Februar 2018

Debugging ohne Kapuzenshirt und Ahnung (dafür mit Blasmusikbegleitung)

Im November war das Stichwortverzeichnis des Techniktagebuchs nach einem Wechsel des Grafiktemplates ein paar Tage lang defekt. Anne Schüßler hat damals geschrieben: "... irgendjemand muss rausfinden, warum und vor allem, was man machen muss, damit es wieder geht. Dieser Jemand bin dann wohl ich."

Im Januar geht das Stichwortverzeichnis schon wieder nicht. Diesmal haben wir gar nichts geändert, und das bedeutet, dass es wohl an Tumblr liegen muss. Das ist nicht gut, weil Dinge, die bei Tumblr nicht funktionieren, meistens für immer so bleiben.

Genau genommen gibt es sogar zwei unterschiedliche Stichwortverzeichnisse: Eins, das man sich auf einer externen Seite zusammenklicken kann, und eins, das ich vor Jahren selbst gebastelt habe, als das andere mal vorübergehend nicht angeboten wurde. Gehn tun sie beide nicht.

Ich klicke ein bisschen herum, finde aber nur heraus, dass es wirklich nicht geht. André Spiegel forscht etwas geduldiger nach und findet heraus, dass immerhin das nicht von mir geschriebene Stichwortverzeichnis dann funktioniert, wenn man alles Tumblr-Seitenlayout weglässt. Aber warum das so ist, weiß niemand.

Ab und zu, wenn jemand im Chat erwähnt, dass das Leben mit Stichwortverzeichnis schon einfacher war als ohne, denke ich über das Problem nach, probiere ein paar Sachen aus und gebe bald wieder auf.

Am 2. Februar merkt André, dass das Stichwortverzeichnis wieder da ist. “Sieht so aus als hätte es einfach von selber wieder angefangen, zu funktionieren. (Most problems go away if you wait long enough.)” Allerdings funktioniert nur die externe Version, und sie erfasst nur noch die letzten 2000 unserer derzeit über 5000 Beiträge. Das weckt meinen Ehrgeiz, denn so blöd war meine eigene Version nicht.

Lange suche ich bei stackoverflow.com nach Problemen, die dem unseren ähneln. Aber niemand hat dasselbe Problem, und falls jemand ein ähnliches hat, finde ich es nicht. Ich verstehe leider immer noch praktisch nichts von Javascript, und das bisschen, was ich einmal verstanden habe, ist mir durch Nichtbenutzung wieder abhanden gekommen. Ich weiß daher weder, wie ich mein Script so einbinden könnte wie das andere, noch auch nur, welche Stichworte bei Stackoverflow zu einer Antwort führen.

Nach einer Stunde sehe ich ein, dass es keine fertig auffindbare Lösung gibt und ich mir selbst eine ausdenken muss. Ich google, wie man mit Javascript etwas in ein Dokument schreibt.

```
document.write(„Hello World!“);
```

Das klingt machbar. Ich lege eine Datei namens test.js an, schreibe die Zeile hinein und rufe sie von Tumblr aus auf dieselbe Art auf wie das funktionierende 2000-Beiträge-Skript.

Es funktioniert!

Ich brauche nur noch meinem Python-Skript, das die bisherige Stichwortliste in Form einer HTML-Datei erzeugt hat, beizubringen, dass es vor alle Anführungszeichen ein und vor alle existierenden noch zwei schreiben und die Zeilenumbrüche weglassen muss. Dann ersetze ich “Hello World” durch das Stichwortverzeichnis, baue den Aufruf der Datei bei Tumblr ein und verkünde der Redaktion meinen Erfolg.

“Super! Läuft! Kannst du erklären, was des Rätsels Lösung . . . ?” sagt Molinarius. „Nein, ich hab gegoogelt, wie man mit Javascript Hello World anzeigt, und dann hab ich statt Hello World den Index da eingebaut. (Tanz um

die sehr kleine Eckfahne, Miniaturpenislängenprahlgesten.) Ich schaue dabei mit meiner Mutter eine bayrische Faschingsfernsehsendung mit Politikern im Publikum."

Letzteres erwähne ich, damit diejenigen in der Redaktion, die noch weniger Ahnung vom Programmieren haben als ich, erkennen, dass das Business weniger mit grünem Matrix-Text und schwarzen Kapuzenshirts zu tun hat als mit dem Googeln von "Hello World"-Zeilen zu Blasmusikbegleitung.

Das war in Annes Beitrag so ähnlich:

> "Auf der anderen Seite, denke ich dann, habe ich eigentlich nur ein paar Tasten gedrückt, ein bisschen kopiert und eingefügt und rumgegoogelt. Natürlich hilft es, wenn man sich ein bisschen auskennt, aber die Programmierleistung hielt sich in diesem Fall doch arg in Grenzen."

Die Latte hing tief, und ich bin noch unter ihr hindurchgekrochen. Aber jetzt gibt es wieder ein Stichwortverzeichnis. Jedenfalls so lange, bis sie bei Tumblr das nächste Mal etwas kaputtspielen.

Kathrin Passig

Februar 2018

Die Welt für ein Taschengeld

In der Redaktion des Techniktagebuchs wird über den Support von Congstar geschimpft und auf einen einschlägigen Blog hingewiesen, der die nicht mehr zeitgemäßen Tarife des Anbieters mit anderen vergleicht. Sicher stimmt alles, was in diesem Blog steht, und zweifellos sind die ganz große Menge aller Supporthotlines direkte Verbindungen in einen Höllenschlund, aber dennoch halte ich Congstar für die Bedürfnisse meines Sohnes weiterhin (noch) für eine gute Wahl:

Unterwegs benötigt er das Internet selten – gelegentlich WhatsApp, gelegentlich Fahrplanauskunft, zu Hause steht ihm das elterliche WLAN zur Verfügung. Interessant vielleicht: In dem Maße, in dem sein unterwegs-Bedarf an Internet steigt, steigt auch die freie Versorgung mit WLAN. In Cafes und mittlerweile auch in vielen Bussen und U-Bahnen.

Deshalb reichen die 100 MB pro Monat für 2 Euro meist so knapp aus. Anschließend greift die Drosselung, unter der immer noch WhatsApp möglich ist. Klar bekommt man für etwas mehr Geld, vielleicht 6 oder 10 Euro pro Monat, woanders wesentlich bessere Tarife, aber das wären dann halt auch 4 oder 8 Euro jeden Monat mehr. Das ist für Kinder ein nicht zu vernachlässigender Teil des Taschengeldes.

Im Urlaub oder unterwegs, wenn er mehr Internet braucht, ist meist auch ein WLAN in der Nähe, oder er kauft halt – selten – für 2 Euro etwas Internet zu. Roaming in Dänemark, Schweden und Holland hat auch geklappt. Letztes Wochenende, als wir zusammen unterwegs waren und er vergessen hatte, die Geocaching-Ziele vorher im heimatlichen WLAN herunterzuladen, tetherte ich sein Smartphone über WLAN an das Internet das aus meinem Smartphone floss, damit er sein Datenvolumen zum Geocachen nicht aufbraucht.

Sogar in der Drosselung, wenn die 100 MB aufgebraucht sind, sind noch WhatsApps Nachrichten und Telefonie über WhatsApp möglich. Eine weltweite mobile Telefonie-Flatrate für 2 Euro pro Monat! Welcher Anbieter kann das sonst noch?

Molinarius

Februar 2018

Weltpremiere: Die Oscars vom Sofa

Wir haben zufällig schon zwei der Filme, die dieses Jahr für den Oscar nominiert sind, im Kino gesehen. Jetzt sind wir neugierig und würden gerne noch mehr sehen. Allerdings haben wir kleine Kinder, und dass wir im Februar noch achtmal ins Kino gehen können, bevor Anfang März die Preise verliehen werden, ist unrealistisch.

Eher hoffnungslos gucke ich beim amerikanischen Amazon nach. Man weiß ja, dass Filme im allgemeinen erst dann per Streaming verfügbar werden, wenn im Kino kein Geld mehr mit ihnen zu machen ist. Bei Oscar-nominierten Filmen ist das frühestens ein Jahr, nachdem der ganze Trubel vorbei ist.

Umso überraschter bin ich, dass es dieses Jahr anders aussieht. Alle nominierten Filme sind entweder schon verfügbar oder vorbestellbar, die meisten mit einem Erscheinungsdatum im Februar. Sie kosten den für Amazon stolzen Preis von $14.99, aber das wäre immer noch weniger als eine, geschweige denn zwei Kinokarten.

Zum ersten Mal ist es im Bereich des Möglichen, dass wir viele, wenn nicht die meisten der nominierten Filme schon vor der Oscar-Verleihung gesehen haben werden, und das vom heimischen Sofa aus, mit schlafenden Kindern im Nebenzimmer.

André Spiegel

Feber 2018

Peer Review einmal anders (oder: Self Review)

Auf derselben Konferenz hält einer der Tutorial-Speaker seinen Vortrag als reinen *Chalk Talk*, also ohne LaTeX-Beamer-Slides nur auf der Tafel, was dem nachhaltigen Informationsgewinn (mangels Zurückblätternkönnen und dank Lesbarkeits- und Verständnisfehlern) nicht ideal zuträglich ist. (Alle anderen Vortragenden haben ihre Slides spätestens zu Beginn des Vortrags auf der Konferenz-Website hochzuladen gehabt, sodass man während des Vortrags am Laptop mitlesen bzw. in individuellem Tempo in den Slides herumblättern kann, wenn man das möchte.) Eine Handvoll der Konferenzteilnehmenden findet sich zusammen, um den Tafelvortrag vor Ort mitzuTeXen (schlussendlich macht dann, wie so oft, erst recht nur einer die eigentliche Arbeit – obwohl dank Services wie Overleaf und ShareLaTeX an sich auch kollaboratives mitTeXen möglich wäre, aber das nur am Rande).

Der letzte der drei Tutorial-Teile findet am vorletzten Tag statt; am Abend desselben Tages schickt der fleißige Schreiber dem Vortragenden seine *Lecture Notes* und erhält noch am selben Tag eine lange Liste an Korrekturen und Ergänzungen zurück, inklusive Material, das aus Zeitgründen gar nicht vorgetragen wurde. Die Mitschrift ist am Morgen des folgenden (letzten) Konferenztags auf der Website zum Download verfügbar. (Es ist wohl davon auszugehen, dass in diesem Fall alle Korrekturen von Reviewer 1 angenommen wurden.)

Lukas Daniel Klausner

4. Februar 2018

Wie die Fotos auf das Handy gelangen

Eine 70-jährige Bekannte zeigt mir auf ihrem Handy Fotos aus der Antarktis. Die Bildqualität ist schlecht, die Bilder verzerrt, um die Fotos ein weißer Hintergrund. Da hat jemand ausgedruckte Bilder von einer Pinnwand abfotografiert, denke ich. Erst nach einiger Zeit fällt mir das Moiré-Muster, der Rahmen des Adobe-Fensters und der Rand des Computermonitors auf. “Hast du die vom Bildschirm abfotografiert?”, frage ich. “Ja, ich hab die aufs Handy rübergezogen.” Ich warte auf entschuldigende Erklärungen – ein Kabel nicht gefunden oder wieder vergessen, wie es geht –, aber sie bleiben aus. Abfotografieren vom Bildschirm ist offenbar der normale Weg.

Und warum auch nicht. Ich habe meiner Mutter selbst gerade erst gezeigt, wie man am iPad einen Screenshot macht, und dann gesagt: “Macht nichts, das brauchst du dir auch nicht merken, nimm halt das Handy und mach ein Foto vom iPad, wenn du mir was zeigen willst.” Das Anfertigen und Versenden von Handyfotos funktioniert schon lange problemlos.

Alina Smithee

5.2.2018

Die Grenzen der Fernwartungsprogramme

Jemand aus der Familie schreibt mir eine E-Mail und hat ein Problem am Computer. Jetzt wird ja auf Twitter das schöne Meme gepflegt, dass meine Generation inzwischen hauptsächlich zu Weihnachten zu den Eltern fährt, um dort Computerprobleme zu lösen – und Weihnachten ist schon vorbei. Ich möchte also gar nicht fahren.

Zum Glück habe ich für solche Fälle irgendwann früher einmal eine Verknüpfung zum Fernwartungs-Tool „Teamviewer“ auf allen in Frage kommenden familiären Desktops abgelegt und auch schon diverse Mal erfolgreich eingesetzt.

Diesmal aber leider nicht: Teamviewer besteht nämlich darauf, dass beide Seiten der Fernwartung die gleiche Version installiert haben. Benutzt man das Programm häufiger, hat man quasi automatisch immer eine aktuelle Version – denn spätestens, wenn man jemand damit zum ersten Mal hilft, bekommt der ja die aktuellste Version von der Website und man selbst muss mitmachen.

Normalerweise gelingt es mir, am Telefon das jeweilige Familienmitglied zur Teamviewer-Website, zum Download und zum Start der neuen Version zu lotsen, doch diesmal ist das nicht möglich, denn: Das aktuelle Computerproblem betrifft den Browser, der irgendwie so verstellt ist, dass er sich nicht mehr nutzen lässt. Also erst recht nicht, um die neue Version des Teamviewers herunterzuladen.

Ich vermute zwar, dass es nicht mehr als eine fremde Startseite oder eine ausgeblendete Symbolleiste ist, muss mich aber dieses Mal dafür auf den Weg machen, um das vor Ort herauszufinden.

Christian Fischer

2014 und 2018

Audiotranskription damals (bis 2017) und heute (2017/2018 im Winter)

2014 muss ich ca. 30 Stunden Interviewmaterial transkribieren, d. h. Aufnahmen, die ich während verschiedener Interviews gemacht habe, verschriftlichen.

In meine Fall handelt es sich um Interviews, die ich für meine Dissertation geführt habe, und die zur Feinanalyse schriftlich vorliegen müssen. Transkription findet aber an vielen Orten statt – prominent natürlich im Journalismus, wenn z. B. Interviews abgedruckt werden.

Über die professionelle Erstellung – eben z. B. im Printjournalismus – kann ich nichts sagen, aber im Privaten / in der Wissenschaft lief es damals so ab:

- Man besorgt sich möglichst bequeme Kopfhörer, sofern man nicht alleine zuhause arbeitet,
- durchsucht den Markt nach Software, die einem beim Transkribieren hilft,
- wird fündig, setzt sich an den Schreibtisch und legt los.

Die marktübliche Software hilft insofern, dass sie ein Textfeld und einen Audioplayer bietet, in dem sich die Aufnahmen sehr langsam abspielen lassen (beispielsweise 5x so langsam wie das eigentliche Sprechtempo). Außerdem lassen sich viele Shortcuts zum Stoppen, Wiederholen und Weiterspielen programmieren, mit denen man im Idealfall unterbrechungsfrei und zügig arbeiten kann.

Wenn man das alles eingerichtet hat und frohen Mutes begonnen hat, hört man gleich wieder auf und weint ein bisschen, weil man feststellt, dass es einfach eine unglaubliche Arbeit ist:

1. Dauert es ewig. als LaiIn hat man zu Beginn oftmals eine Quote von vielleicht 1:10, d. h. für eine Minute gesprochenen Text benötigt man 10 Minuten zum Mitschreiben. Das wird mit der Zeit in der Regel schneller, jedoch, abhängig von Sprache, Sprechtempo, Aufnahmequalität und Tippgeschwindigkeit, nur insignifikant (Profis schaffen 1:3, habe ich damals gelesen).
2. Ist es unglaublich dröge. Stunde um Stunde um Stunde sitzt man da und tippt und kommt ja mit der eigentlichen Arbeit dadurch nicht weiter (natürlich ist die Transkription ein wichtiger Bestandteil, um das In-

terviewmaterial kennenzulernen, aber es fühlt sich genauso natürlich ab der 20. Minute nur noch an besonders spannenden Stellen danach an).

3. Kann man nichts nebenher machen. Das ist fast das Härteste. Während viele andere Arbeiten zumindest das Musikhören / Kaffeetrinken / Rauchen nebenbei erlauben, ist man bei der Transkription komplett auf sich gestellt. Der Rechner, die Kopfhörer, das Interview, die Finger auf der Tastatur. Wochenlang.

Also setzt man sich hin und durchwühlt den Markt nach digitalen und humanen Helferleins. Natürlich gibt es Firmen, die Audiotranskription anbieten, jedoch liegen die Kosten hierfür meist außerhalb des Budgets der/des üblichen DoktorandIn.

Und es gab schon damals Apps, die Speech-to-Text anboten, also gesprochene Sprache in Text umwandelten, jedoch war die Qualität meist so schlecht, dass die Nachbearbeitung des Textes wieder unverhältnismäßig viel Zeit in Anspruch genommen hätte.

Vor ein paar Wochen geisterte nun ein Link durch mein Internet, der in einem kurzen Video zeigt, dass Google Docs in seinen Tools eine Lösung anbietet. Man spricht Text ein und Google schreibt ihn in das Dokument. Es passiert also genau das, was alle anderen Apps auch anbieten. Aber – und das ist der entscheidende Unterschied – es funktioniert! Und das nicht nur in Englisch, sondern in ganz vielen verschiedenen Sprachen (das Video zeigt Englisch, Deutsch und Mandarin als Beispiele).

Das ist die Zukunft! Das macht alles einfacher! Ich bin so begeistert, dass ich nicht mal mehr allzu traurig darüber bin, dass ich es erst jetzt gefunden habe, ungefähr drei Jahre nachdem ich diese Software herbeisehnte wie eine Vierjährige Weihnachten.

Ninu

6. Februar 2018

Symptome des Abschieds von Print

Zum ersten Mal fallen mir “Zeugen Jehovas” auf, die in der Fußgängerzone nicht – wie sonst – Zeitschriften (den Wachtturm) vor sich halten, sondern ein Tablet. Auf dem Tablet läuft offenbar eine Präsentation mit wechselnden Bildern. Neben den “Zeugen” steht noch ein Zeitschriftenständer, in dem ihre Zeitschriften auch gedruckt stehen.

Sie scheinen auch mit dem Tablet nicht mehr Aufmerksamkeit als mit den gedruckten Zeitschriften zu erzeugen.

Molinarius

2018-02-06

Das Viktorianische Internet ist weg

Ich möchte »The Victorian Internet« von Tom Standage lesen, ein Buch über die Ära des Telegrafen und wie sie mit dem Entstehen des Internets zu vergleichen ist. Das Buch ist inzwischen selber fast ein Klassiker aus der Frühzeit des Internets; es erschien schon 1998.

Komischerweise gibt es bei Amazon keine elektronische Ausgabe. Das ist umso merkwürdiger, weil Goodreads durchaus von einer Kindle-Version weiß. Ich vermute irgendein Lizenzproblem und gucke zur Kontrolle bei Google Play Books nach. Auch da gibt es das Buch nicht.

Jetzt bin ich wirklich ratlos und suche (via Google) das Internet rauf und runter. Nirgends ein Hinweis, was mit der elektronischen Ausgabe passiert ist. Erst auf Twitter werde ich fündig: In einem über zwei Jahre alten Thread deutet Tom Standage, der Autor, an, dass der Verlag für die zweite Auflage die Rechte an dem Buch geltend gemacht hat, und bislang keine neue elek-

tronische Ausgabe vorgelegt hat. Er, Tom Standage, hätte sogar angeboten, selber eine neue elektronische Version zu machen. Offenbar darf er das aber nicht, weil die Rechte beim Verlag liegen.

Ich suche jetzt auf Filesharingplattformen nach dem Buch. Der erste Treffer bietet mir einen Link zum Download. Als ich ihn drücke, kommt ein Formular, wo ich meine E-Mail-Adresse und ein Passwort eingeben soll. Ich mache das seufzend, drücke dann wieder auf den Download-Link. »Jetzt nur noch Ihre Kreditkarte!« Okay, danke, ich habe genug.

Der nächste Treffer ist eine Version des Buches, in der jede Seite der Printausgabe einzeln eingescannt ist, gefolgt von einer per OCR transkribierten Version dieser Seite. Die Qualität ist lausig, kaum ein Wort fehlerfrei, viele überhaupt nicht zu entziffern.

Der dritte Treffer schließlich ist die Original-Kindle-Ausgabe der ersten Auflage von »The Victorian Internet«. Ich kann sie ohne Probleme kostenlos herunterladen und auf meinen Kindle schieben.

André Spiegel

2010-2017

Gastfreundliches Wikitalien

Um einen Eintrag für eine verstorbene alte Freundin anzulegen, die nicht nur als Gattin und Kollegin ihrer bekannteren Ehemänner und Mitforscher in Erinnerung bleiben soll, lege ich mir um 2010 einen Wikipedia-Account zu. Der Eintrag bleibt in rudimentärem Zustand liegen.

Im März 2015 rätsele ich eine Weile ergebnislos über der Wikipedia-Mitteilung, mein Nutzername sei »usurped« worden. Vielleicht als Strafe für die Beitrags-Faulheit, einer fleißigeren Nutzerin zugeteilt. Ok – aber wieso erst jetzt?

2017, Februar: Ich bekomme zum zweiten Mal Post von Wikipedia, wieder an meine Mailadresse. Dieses Mal sitzt ein Akzent auf dem »e« von »Wikipédia«, das verwirrt mich. Noch mehr verwirrt mich die Betreffzeile: »Loveless a laissé un message sur votre page de discussion.« Ich weiß nichts von einer persönlichen Diskussionsseite, geschweige denn, was dort passiert. Wahrscheinlich ist soeben erstmals etwas dort passiert. Aber klingt das Ganze nicht etwas unseriös?

In einem nach Phishing aussehenden Button in der Mail (»Afficher le message«) wird die Möglichkeit angeboten, direkt zur Nachricht weitergeleitet zu werden. Dass der Absender »Wikimedia Foundation, 149 New Montgomery St., 6th Fl., San Francisco, CA 94105, USA« lautet, zerstreut meine Phishing-Bedenken nicht komplett. Seit wann wird in Kalifornien französisch gesprochen?

Aber ich habe gerade einen französischsprachigen Wiki-Eintrag aufgerufen, und die Absendermailadresse zumindest sieht seriös aus. Ich suche und finde meine Diskussionsseite über den Browser, ohne verdächtige Links anzuklicken.

Dort stellt sich Loveless als automatischer Grüßaugust vor, der Neulinge willkommen heißen, zum Mitarbeiten motivieren und in die Grundprinzipien einweisen soll. Ich werde zwar sicher nicht ausgerechnet in französischen Einträgen herumfuhrwerken, lese aber höflich, was der Bot mir anbietet – unter anderem den Download einer ausführlichen Anleitung. Ich kann das Handbuch auch als Papierausgabe bestellen. Sehr interessant, aber leider beschließe ich trotzdem, dass ich nicht alle Kuriositäten besitzen muss und verzichte auf die Zusendung.

Ohne dass ich weiter tätig geworden wäre, meldet sich wenig später die italienische Wikipedia bei mir. »L736E«, ein menschlicher User mit Vorliebe für Katzen und Wein, begrüßt mich mit einer piktografisch illustrierten Übersicht zu den verschiedenen Infobereichen, so dass ich das pastellfarben hinterlegte Angebot auch mit nur rudimentären italienischkenntnissen verstehen kann: Willkommen, Grundlegendes, Rundgang/Führung, Empfehlungen und Richtlinien, Copyright, Themenprojekte, Glossar.

Auf Englisch werde ich außerdem ermutigt, mich ruhig in meiner Muttersprache zu beteiligen; dazu kann ich mich an eine »Botschaft« wenden, wo ein anderer User mich sicher verstehen wird. Das scheint zumindest für Deutsch, Englisch, Französisch, Niederländisch, Russisch, Spanisch und Portugiesisch zu gelten.
Sympathisch. Es gibt sogar eine Bar! Vielleicht verewige ich Frau Benitez lieber in der gemütlichen italienischen Wikipedia.

Undine Löhfelm

Anfang Februar 2018

Ich muss unerwartet möglichst schnell sehr viel Geld loswerden

Ich logge mich ins Onlinebanking ein und bin etwas irritiert. Mein Kontostand ist wunderschön, allerdings kann das gar nicht sein. Ein Blick auf die Buchungen enthüllt: Eine mir unbekannte Person hat einen mittleren vierstelligen Betrag auf mein Konto überwiesen. Ich kann leider nur von einem Versehen ausgehen und muss jetzt überlegen, wie man vorgeht, damit das Geld nicht mehr auf meinem Konto liegt, sondern auf dem Konto, wo es hingehört.

Die ersten warnenden Stimmen sagen sofort: Das muss die Bank regeln, auf keinen Fall selbstständig irgendwas irgendwohin überweisen. Das habe ich auch nicht vor, weil ich ja gar nicht sehe, von welchem Konto das Geld kommt und nicht einfach mittlere vierstellige Beträge auf mir unbekannte Konten mir unbekannter Leute überweisen möchte.

Ich rufe also über die Banking App auf meinem Telefon bei der Hotline an, weil ich hoffe, dass so auch sofort die Verbindung zu meinem Konto übertragen wird und ich mich nicht erst mit irgendwelchen längst vergessenen Codewörtern identifizieren muss. Die Verbindungsqualität ist okay, nur ein durchgängiges Fiepen im Hintergrund nervt ein bisschen. Ich schreibe das

deswegen auf, weil der Hotlinemensch mich tatsächlich am Ende des Gesprächs noch fragt, wie denn die Tonqualität so wäre und ob ich ihn gut verstehen würde. Darüber hinaus kann er mir aber nur die Nummer meines Beraters in der Filiale geben und mir das neumodische Photo-TAN-Verfahren aufschwatzen.

Als nächstes rede ich mit der Person, die das Geld überwiesen hat. Das geht deswegen, weil der volle Name in der Buchung steht und der Name eindeutig und mit Telefonnummer googlebar ist. Die Frau freut sich sehr, dass ich mich melde, wunderte sich schon ob des verschwundenen Geldes und will sich mit ihrer Bank kurzschließen, um rauszufinden, was zu tun ist. Der Grund für die fehlerhafte Überweisung sind wohl sehr ähnliche Kontonummern. Da es immer noch möglich ist, auch ohne IBAN zu überweisen und meine Bank keine durch Prüfziffern abgesicherte Kontonummern vergibt, erwischt man auch mit einem Zahlendreher ein existierendes Konto.

Ich schließe mich ebenfalls mit meiner Bank kurz, um rauszufinden, was zu tun ist. Laut meinem Berater muss die Überweiserin zu ihrer Bank, hier das Geld zurückfordern, diese melden sich dann bei meiner Bank und dann muss ich eventuell noch was unterschreiben und bestätigen, dass ich dieses Geld bitte auch zurücküberwiesen haben möchte.

Offensichtlich ist es aber nicht so einfach. Erstens wurde das Geld im Rahmen einer Kontolöschung überwiesen, so dass das Ursprungskonto vielleicht gar nicht mehr existiert und zweitens möchte die andere Bank erstmal gar nichts tun. Das wird mir auch am nächsten Tag von meiner Bank bestätigt. Das Verfahren ist jetzt doch so, dass ich proaktiv sagen muss, dass ich die Buchung zurücküberweisen möchte. In der Zwischenzeit hat die Überweiserin mit ihrer Bank geklärt, dass ihr altes Konto wieder geöffnet wird.

Ich drucke also die Buchung aus, schreibe handschriftlich einen kurzen formlosen Text darunter und unterschreibe das Ganze. Dann fotografiere ich das Dokument mit meinem Smartphone, packe es in meine Dropbox, und ziehe es dann auf dem Rechner als Anhang in die Mail von meinem Bankberater.

Wenig später ist das Geld von meinem Konto verschwunden und hoffentlich schon bald auf dem richtigen Konto.

Anne Schüßler

7. Februar 2018

Auf der Suche nach der Herrschaft der Mechanisierung

Ich lese "Die Geschichte des Fahrstuhls: Über einen beweglichen Ort der Moderne", und zwar auf Papier, da es kein E-Book zu kaufen oder auch nur anderweitig zu beschaffen gab. Beim Lesen plagt mich inzwischen das Gefühl, ach was, das Wissen, dass ich alles Gelesene spurlos wieder vergessen werde, wenn ich keine Stellen markieren und mit mir herumtragen und wiederfinden kann. Letzteres funktioniert mit Hilfe des äußerst komfortablen Readwise jetzt endlich ohne die Verrenkungen von früher. (Unbrauchbare von Amazon vorgesehene Lösung / Kostenpflichtige und nicht funktionierende Lösung / Teure Abo-Lösung / Mittelmäßig funktionierende Gratislösung)

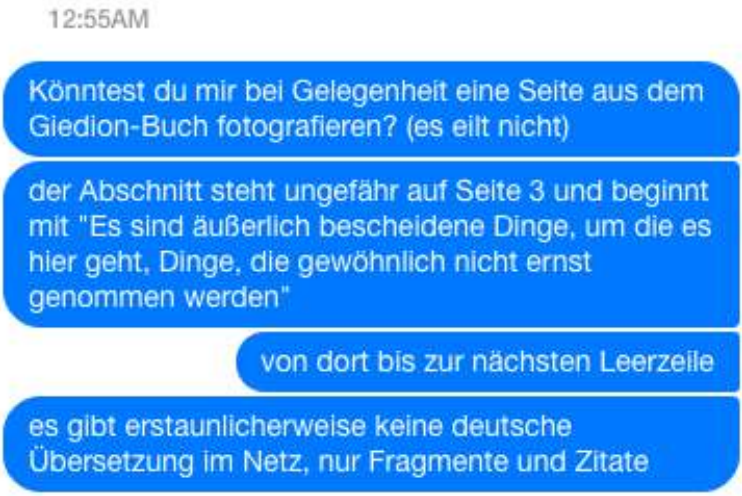
Im Fahrstuhlbuch steht ein Zitat aus "Die Herrschaft der Mechanisierung" des Schweizer Architekturhistorikers Sigfried Giedion, das mir auch das Techniktagebuch gut zu beschreiben scheint. Ich google die Stelle, um mehr über den Kontext zu erfahren, finde aber nur andere Zitate genau derselben Stelle. Eventuell schreiben die Zitierenden bloß voneinander ab und besitzen die "Herrschaft der Mechanisierung" so wenig wie ich. Auf Englisch ist das Buch 1948 erschienen, auf Deutsch 1982.

Ich hatte es sogar einmal. Im März 2012 habe ich es antiquarisch bei Amazon gekauft (eventuell, weil ich etwas daraus zitieren wollte?) und im April 2016 zusammen mit einer Axt und einem Schürhaken an Franziska Nyffenegger verschenkt. Ich war zum Verschenkzeitpunkt schon im Besitz einer von Libgen bereitgestellten PDF-Version der englischen Ausgabe und fand

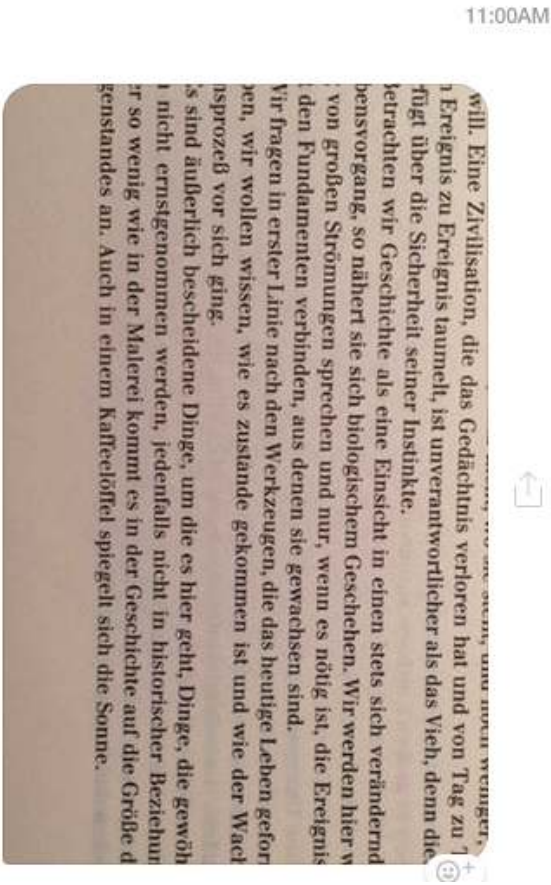
das ausreichend. Das Papierbuch hat schließlich 800 Seiten, wiegt anderthalb Kilogramm und braucht entsprechend viel Platz im Regal. Jetzt hätte ich aber doch gern das Zitat auf Deutsch.

Bei Google Books: Fehlanzeige. Bei Libgen: immer noch nichts. Auf dem legalen Weg: natürlich sowieso nicht.

Ich suche das Zitat in meiner englischen PDF-Ausgabe, um seinen Anfang und sein Ende zu bestimmen. Das geht nur durch Betrachten jeder Seite, denn das PDF besteht aus nicht texterkannten Scans und lässt sich daher nicht durchsuchen. Also schon, aber nur wie ein Papierbuch eben. Zum Glück steht die Stelle gleich am Anfang. Ich schreibe an Franziska (im Facebook Messenger):



Am nächsten Morgen erhalte ich drei Fotos.



Ich tippe den Text von den Fotos ab, Preview im Hintergrund, TextEdit im Vordergrund, denn TextEdit ist mein einziger Editor, der immer im Vordergrund bleiben kann. Auf OCR habe ich gerade keine Lust, nachher muss ich nur wieder einen Beitrag über lustige Texterkennungsprobleme schreiben. Das Ergebnis:

“Es sind äußerlich bescheidene Dinge, um die es hier geht, Dinge, die gewöhnlich nicht ernstgenommen werden, jedenfalls nicht in historischer Beziehung. Aber so wenig wie in der Malerei kommt es in der Geschichte auf die Größe des Gegenstandes an. Auch in einem Kaffeelöffel spiegelt sich die Sonne.

In ihrer Gesamtheit haben die bescheidenen Dinge, von denen hier die Rede sein wird, unsere Lebenshaltung bis in ihre Wurzeln erschüttert. Diese kleinen Dinge des täglichen Lebens akkumulieren sich zu Gewalten, die jeden erfassen, der sich im Umkreis unserer Zivilisation bewegt.

Die langsame Ausformung des täglichen Lebens ist ebenso wichtig wie die geschichtlichen Explosionen, denn ihr Zündstoff hat sich im anonymen Leben aufgespeichert. Werkzeuge und Gegenstände sind Ausdruck grundsätzlicher Einstellungen zur Welt. Diese Einstellungen bestimmen die Richtung, in der gedacht und gehandelt wird. Jedem Problem, jedem Bild, jeder Erfindung liegt eine bestimmte Einstellung zur Welt zugrunde, ohne die sie niemals entstanden wären. Der Handelnde folgt äußeren Antrieben – Gelderwerb, Ruhm, Macht –, dahinter jedoch steht unbewußt die Einstellung seiner Zeit, sich gerade diesem Problem und dieser Form zuzuwenden.

Für den Historiker gibt es keine banalen Dinge. Er darf – wie der exakte Wissenschaftler – nichts als selbstverständlich hinnehmen. Er hat die Objekte nicht mit den Augen des täglichen Benutzers zu sehen, sondern mit denen des Erfinders, so als wären sie gerade erst entstanden. Er benötigt die unverbrauchten Augen der Zeitgenossen, denen sie wunderbar oder erschreckend erscheinen. Gleichzeitig hat er ihre Konstellation in der Zeit und dadurch ihren Sinn zu bestimmen.

Geschichtsschreibung bleibt immer Fragment. Die bekannten Tatsachen sind oft verstreut wie Gestirne am Firmament. Es darf nicht der Eindruck erweckt werden, sie seien ein zusammenhängendes Gebilde in der historischen Nacht. Darum stellen wir sie bewußt als Fragmente dar. Bilder und Worte sind nur Hilfsmittel; der entscheidende Schritt vollzieht sich im Leser. In ihm werden die Bedeutungsfragmente, die hier ausgebreitet werden, in der Neuartigkeit und Vielfalt ihrer Beziehungen lebendig."

Kathrin Passig

7.2.2018

Kontaktlos in die U-Bahn

In den vergangenen Monaten hatte ich für meine Fahrten mit der Berliner U-Bahn entweder eine Dauerkarte zur Verfügung oder mir, bei Bedarf, meine Tageskarte über die DB-App gebucht. Deswegen war völlig an mir vorbeigegangen, dass die Berliner Verkehrsbetriebe (BVG) so um den Jahreswechsel ihre Automaten überholt haben: Die Zahlung mit Geldkarte ist Vergangenheit (worüber wohl kaum jemand traurig ist). Dafür nimmt der Automat neben der Maestro- und GiroCard (im Volksmund als EC-Karte bezeichnet) jetzt auch Kreditkarten an – und vor allem: auch mit kontaktloser Zahlung.

Das macht den Fahrscheinkauf zu einem neuen Vergnügen. Ich markiere auf dem Bildschirm die Fahrscheine, die ich benötige, und halte dann meine Kreditkarte kurz über den Kartenleser. Das dauert nur ein paar Sekunden, und damit ist ein wichtiger Nachteil der Kartenzahlung an diesen Automaten Vergangenheit: Die eingeschobene EC-Karte haben die bislang immer so lange blockiert, bis der ganze, mitunter gefühlt mehrere Minuten dauernde Zahlvorgang abgeschlossen war. Die Karte wurde dann in der Regel genau dann wieder freigegeben, wenn sich die Tür der U-Bahn gerade geschlossen hatte. (Ob das für die Kartenzahlung mit dem herkömmlichen Kartenleser weiter gilt, habe ich lieber nicht ausprobiert.)

Die BVG selbst mag das neue Zeitalter wohl nicht so gerne kommunizieren. Auf deren Webseite steht Anfang Februar immer noch: *Auf den U-Bahnhöfen und an ausgewählten Standorten im Stadtgebiet finden Sie unsere rund 700 Fahrscheinautomaten, an denen Sie bar und mit EC-Karte ihren Fahrausweis für den VBB-Tarif erwerben können.*

(Ich habe nicht nur nicht mitbekommen, dass die BVG ihre Automaten umgestellt hat, sondern auch nicht mitbekommen, dass Kathrin Passig das doch schon längst notiert hatte.)

Thomas Wiegold

8. Februar 2018

Studieren und Fotografieren und Dokumentieren

In den letzten beiden Wochen habe ich intensiv unterrichtet und dabei ist mir aufgefallen, dass die Studierenden mit ihren klugen Telefonen ständig fotografieren. Sie fotografieren, was ich an die Tafel oder auf FlipCharts schreibe; sie fotografieren, wenn ich etwas über den Beamer zeige; sie fotografieren den Büchertisch; sie fotografieren Dinge, die wir auf Papier, z. B. mit so genannten Moderationskarten erarbeiten. Auch heute wird wieder fotografiert und endlich denke ich daran nachzufragen, warum und wozu, wo

ich doch meine Unterlagen jeweils verschicke (als PDF) und alles Wichtige online dokumentiere (z. B. auf einem Wordpress-Blog, auf Google Docs oder Padlet.com, je nach Anlass). Die Fotos, meint eine Studentin, würde sie in ihr Evernote laden und haben dann dort ihre eigenes Notizbuch zu meinem Unterricht. Eine andere bestätigt, dass sie damit eine eigene Dokumentation mache (wie genau habe ich leider nicht verstanden), die sie eher mal wieder anschaut als meine Unterlagen. Eine dritte erklärt, sie habe auf WhatsApp einen Chat mit sich selbst eingerichtet und dorthin lade sie dann die Fotos aus dem Unterricht.

Franziska Nyffenegger

8. Februar 2018

Die Probleme sind natürlich wieder mal etwas andere als erwartet

Schon bei der Veröffentlichung dieses Beitrags unkt Kathrin Passig, dass dessen typographischer Reichtum ihr vermutlich bei der Erstellung der nächsten E-Book-Fassung reichlich Kopfschmerzen bereiten wird. Als es dann soweit ist, stellt sich aber nur der Zwinkersmiley (Unicode 0x1F609) als problematisch heraus. Triumphierend verkündet Kathrin im Redaktionschat, dass es ihr gelungen ist, diesen in Form einer Grafik im PDF-Format in die LaTeX-Vollversion des Techniktagebuchs einzubinden.[Fußnote]

Dann aber schreibt sie „ich bin allerdings tief beeindruckt, dass dein Beitrag über das (r) bisher alle Umschaltungen [zwischen HTML- und RTF-Bearbeitungsansicht in Tumblr] überstanden hat“. Das versetzt mich in eine gewisse Unruhe, denn ich erinnere mich deutlich, dass genau das Gegenteil der Fall war, als ich diesen Beitrag erstellte. Hatte ich das nicht auch im Text selbst erwähnt?

Es besteht eine geringe Chance, dass Tumblr so gütig war, die betreffenden Probleme inzwischen zu beheben. Drei Klicks später weiß ich, dass dies nicht der Fall ist und dass das Umschalten erneut fatale Auswirkungen auf die Formatierung gehabt hat. Alle (r)s sind wieder zu ®s geworden usw., wodurch der erkennbare Sinn des Beitrags ein deutliches Stück in Richtung Dada rückt.

Und ich hatte offenbar im Beitragstext selbst nicht auf das Umschaltproblem hingewiesen. Vermutlich wollte ich einerseits nicht über Tumblr – die Mutter die uns nährt, kleidet und bei sich wohnen lässt – stänkern und fürchtete andererseits, der Text würde daudurch noch umständlicher und selbstbezüglicher.

Es ist ohnehin fraglich ob ich selbst oder sonst jemand im entscheidenden Moment auf diese Warnung geachtet hätte (Kathrin freimütig: „auf Sinn hab ich natürlich nicht kontrolliert!“). Mittlerweile erinnere ich mich aber, dass ich in Erwartung solcher Probleme die letzte HTML-Version des Texts in einen Text-Editor kopiert und abgespeichert hatte. Diese Version finde ich auch ohne Mühe.

Zwar sind auch darin aus ungeklärten Gründen anstelle des Zwinkersmileys und des aufwärtsgerichteten Pfeils nur Fragezeichen enthalten, aber diese ersetzte ich rasch durch 😉 sowie ↑ und schon kann ich die Welt per Copy-and-Paste wieder in Ordnung bringen.

Die Funktion, direkt eine Mail oder andere Nachricht zu erhalten, falls jemand dieses fragile Werk bearbeitet, bietet Tumblr leider nicht. Und es ist auch fraglich, ob ich diese dann im entscheidenden Moment bemerken würde, falls sie nicht direkt im SPAM landet.

Oh, und ich sollte es wohl noch einmal ausdrücklich erwähnen: Das Umschaltverbot gilt auch für diesen Beitrag! Einmal von RTF nach HTML ist OK, aber wenn man dort etwas geändert hat, führt kein Weg zurück.

Fußnote: Als ich mich in einem anderen Jahrtausend zuletzt näher mit LaTeX beschäftigt habe, bestand der übliche Weg, dort Grafiken einzubetten, darin, sie ins EPS-Format zu überführen (EPS steht für **E**ncapsulated**P**ost**S**cript).

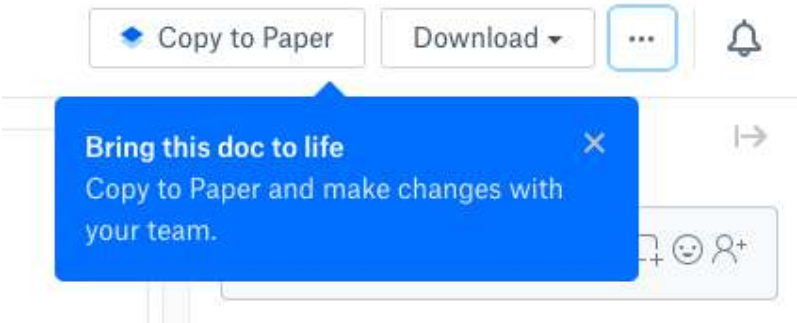
Ich erinnere mich, dass meine Fähigkeiten, dies – ohne die Grafik dabei zu schrotten – mit diversen Bildformaten zu bewerkstelligen, sich damals unter Kollegen und Kommilitonen einer gewissen Popularität erfreuten.

Virtualista

8. Februar 2017

Erst das Papier macht das Dokument lebendig . . . Moment, was?

“Bring this doc to life”, fordert mich Dropbox auf, “Copy to Paper”. Ich habe ja inzwischen das Papierbuch verstanden, aber das überrascht mich auf den ersten Blick doch.



Wenn man den Satz zu Ende liest, wird er klarer. Es ist also nicht die Papierform, die den Text lebendig macht, sondern das gemeinsame Bearbeiten. Und jetzt ist es nur noch ein kleiner Schritt zur Einsicht, dass das große P mir etwas sagen will: Es geht nicht um die flache weiße Substanz aus Zellulosefasern, sondern um “Dropbox Paper”, einen Texteditor fürs gemeinsame Bearbeiten. Das tote Dokument, das ich auf diese Art lebendig machen könnte, ist ein veröffentlichter Text von Hannes Bajohr über das Veröffentlichen,

und irgendwie käme es mir falsch vor, mit meinem Team Änderungen daran vorzunehmen. Aber vielleicht weiß das Dropboxpapier da nur wieder mehr über die Gegenwart als ich.

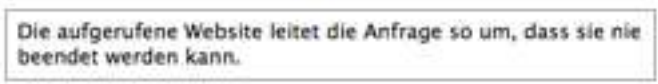
Kathrin Passig

Ca. 2000 bis heute

Mikro-Backups

Bevor ich eine Mail abschicke, kopiere ich den Inhalt per Kurzbefehl automatisch flugs in den Zwischenspeicher. Das geht zurück auf eine Zeit, in der ich an verschiedenen Rechnern arbeitete, die nicht meine eigenen waren. Damals empfing und versendete ich einen Teil meiner Mails über Webmail im Browser anstatt (per POP3 oder IMAP) über einen lokalen Mailclient; eine Gewohnheit, die ich für Accounts bei Freemailern (wie Yahoo, GMX, Hotmail, Gmail etc.) bis heute beibehalten habe. Da anfangs kein Provider angefangene Nachrichten selbstständig als Entwurf speicherte, war sonst das Risiko groß, bei halbstabilen Internetverbindungen den Text zu verlieren. Der Klick auf »Senden« führte dann ...

... ins hoffnungslose Nichts ...



... zum traurigen Papier ...

… zur bewusstlosen »Hängeregistertasche« …

… zum verbotenen Schloss …

… oder zum kleinen T-Rex mit den hilflos in die Luft stakenden Ärmchen:

… bzw. zu den Fehlermeldungen von Chrome, Firefox, Safari, Netscape und anderen davor benutzten Browsern, die ich vergessen habe.

»Apfel+A, Apfel+C« kurz vorm Absenden führe ich daher so blindlings aus wie das mechanische »Apfel+S« beim Bearbeiten von Dateien auf dem Rechner, und ähnlich oft hat es sich gelohnt.

Außer zu Zeiten, in denen ich aufgrund wechselnder Arbeitsumgebungen verschiedene Betriebs-systeme benutzte und dadurch mit den Shortcuts durcheinanderkam. Windows kann nichts anfangen mit dem aus der Apple-Welt importierten »Apfel+C« und MacOS nichts mit dem am PC erlernten Äquivalent »Strg+C«. Ausführliche Schilderungen und liebevoll rekonstru-

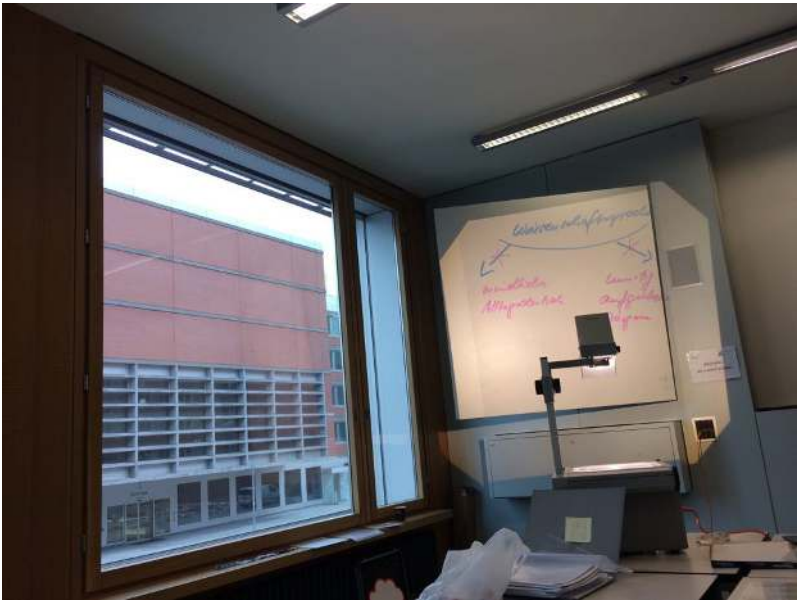
ierte Träume können sich so binnen einer Sekunde unwiderruflich in ein schlichtes, kleines »c« verwandeln, welches einen dann recht fassungslos zurücklässt.

Undine Löhfelm

9. Februar 2018

Weiterbildung für die Zukunft

Ich besuche eine Weiterbildung, um mich als Dozentin von Kursen zum Wissenschaftlichen Schreiben und als Mentorin von schriftlichen Abschlussarbeiten für die Zukunft zu qualifizieren. Die Weiterbildung findet in einem modernen Campus statt. Jeder Arbeitstisch ist mit einer Steckdose ausgestattet und das WLAN funktioniert einwandfrei. Ich werde beides den ganzen Tag nicht brauchen. Die Dozentin will, dass wir von Hand auf Papier schreiben. Ihre Inputs malt sie auf FlipChart und Hellraumprojektorfolien.



Franziska Nyffenegger

Februar 2018

Akku wird nicht geladen

Als ich auf die Ladestandsanzeige meines Laptops schaue, zeigt die Folgendes an:

> 95%. Netzwerkmodus. Akku wird nicht geladen.

Der Laptop ist keine 6 Monate alt und so schnell zerstört sich Technik selten selbst. Also hat vielleicht ein kürzliches Update irgendetwas verstellt. Aber bei den Akkueinstellungen findet sich nirgends ein Schalter mit ‚Akku

nicht Laden‘ oder ähnlichem. Meine nächste Anlaufstelle ist Google und da komme ich recht schnell aufs Hilfeforum des Laptopherstellers in dem gleich mehrere Lösungsvorschläge angeboten werden:

Die erste ist Akku raus, Kontakte reinigen, Akku wieder rein. Das scheitert daran, dass sich der Akku nicht einfach rausziehen lässt. Er ist unter einer Platte, die man erst rausschrauben muss, und die Schraube steckt fest. Ein Stück geht sie raus, aber dann ist Schluss und ich befürchte, bei mehr Gewaltanwendung die ganze Abdeckung zu ruinieren.

Vorschlag zwei ist, den Akkutreiber zu de- und dann neu zu installieren. Nichts ändert sich.

Vorschlag drei ist, im Bios einen Batterie-Check durchzuführen. Das tue ich. Statt der angekündigten 2-4 Minuten dauert der keine 10 Sekunden und findet keine Fehler. Das gleiche gilt für den Adaptercheck. Zusätzlich gibt es noch eine Möglichkeit, einen Power-Check zu machen, der Akku und Adapter überprüft, aber als ich den starte, eröffnet er mir, dass der der nicht mit einem fast vollen Akku durchgeführt werden kann. Ich soll den Adapter abziehen, 20 Minuten warten und es dann versuchen.

Ich warte, starte den Power-Check. . . um gesagt zu bekommen, dass der nicht durchgeführt werden kann, wenn der Laptop nicht am Netz hängt. Fair point. Aber auch mit Stecker findet er keine Fehler.

Nun bin ich schon mal im Bios, da kann ich gleich einen vollständigen Systemcheck starten. Es ist ja Wochenende und ich hab ein gutes Buch. Das lese ich dann auch die nächsten fast fünf Stunden, während der Check läuft. Er findet nichts, aber danach ist der Akku vollständig geladen.

Bevor ich Freudensprünge mache, ziehe ich den Stecker wieder raus, warte und stecke in wieder rein.

> 97%. Netzwerkmodus. Akku wird nicht geladen.

Mehr Vorschläge gibt’s im Forum nicht, also setze ich einen Hilferuf an einen Bekannten ab und schildere mein Problem.

„Du manche Laptops laden nicht wenn sie noch über 90% sind.“

„Was?“

„Ja. Akku schonen. Überhitzungsgefahr und so Zeug. Lass den Stecker mal länger raus und probiers dann nochmal.“

Ich warte geduldig, bis die Ladeanzeige unter 90% fällt und hänge ihn wieder ans Netz.

> Netzwerkmodus. Akku wird aufgeladen.

Warum mir das vorher nie aufgefallen ist, weiß ich nicht. Aber auch nicht, warum in keinem der Forenthreads, in denen Leute über das Problem berichtet haben, etwas davon erwähnt wurde.

Aoife

1991-2018

Ich benutze Computer

1991: Ich tue zum ersten Mal Dinge an Computern. Manche sind kompakte Pakete mit integriertem Bildschirm, andere liegen wie kleine Koffer auf dem Tisch und tragen obendrauf etwas, was wie ein tragbarer Röhrenfernseher aussieht. All das stammt von Apple und steht (seit wenigen Jahren) da, wo ich als Praktikantin arbeite.

1992-1996: Ich benutze ca. 15 Rechner, die alle nicht mir gehören. Sie befinden sich an der Hochschule, an der ich studiere (und erstmals E-Mails schreibe); am DFKI, wo ich Hiwi bin; in Bibliotheken, wo ich nach Büchern suche; in einem Grafikbüro, in dem ich ein Weilchen arbeite; bei Freunden. Die meisten laufen auf Betriebs-systemen von Apple, ein paar auf Windows, einer auf Unix. Die Daten, an denen ich arbeite, werden mittels verschieden großer Disketten und Wechselfestplatten transportiert. Dabei ist auf das jeweilige Betriebssystem zu achten.

1996: Ich kaufe meinen ersten eigenen Computer. Weil ich mich an Apple gewöhnt habe und es das Werkzeug ist, das auch die fertigen Designer zu benutzen scheinen, ist es ein sogenannter PowerMac. Zusammen mit einem separaten Bildschirm steht er auf meinem Schreibtisch; meist zu Hause, zwischendurch ein paar Monate an der Hochschule. Auch dort ist er – anders als die hauseigenen Rechner – nicht mit dem Internet verbunden.

1997-2001: Wie bisher, nur an anderen oder zusätzlichen Orten: Bei meinen ersten richtigen Jobs, bei einem neuen Freund, der selbst viel Zeit am Rechner verbringt (und zwei nebeneinander stehen hat), zu Hause. Zu Hause gibt es kein Internet, d. h. E-Mails schreibe und empfange ich anderswo; auf Reisen auch in Internetcafés. Dateien, die ich auf einem anderen Gerät zu brauchen vermute, brenne ich ab schätzungsweise 2000 auf mehrfach beschreibbare CDs. Auch CDs sind nicht mit verschiedenen Betriebs-systemen kompatibel, aber an PCs sitze ich selten.

2001: Ich kaufe den ersten Rechner, den ich überallhin mitnehmen kann. Er wiegt ca. 2,5 Kilogramm, und ich finde ihn ganz toll. Oft bleibt er zu Hause.

2002: In der neuen Wohnung ermöglicht Wlan theoretisch überall Internetzugang. Praktisch dringt es nicht durch die Decke dahin, wo ich mich hauptsächlich aufhalte. Um nicht immer mit dem Laptop zwischen den Stockwerken unterwegs zu sein, schreibe ich hin und wieder E-Mails am Windowsrechner eines Mitbewohners. Beim Wechsel zwischen den Systemen passieren manchmal Missgeschicke aufgrund verschiedener Tastaturbelegungen und Shortcuts. Außer Haus treffe ich noch nicht oft Wlan an.

2003-2007: Ich arbeite abwechselnd an Bürorechnern und an meinem Laptop. Für den Transfer nicht allzu großer Dateien kommen USB-Sticks zum Einsatz und irgendwann auch E-Mails. Da nicht überall zuverlässiger Internetzugang zur Verfügung steht, ist das jedoch eine mühsame und frustrierende Methode.

2007-2018: Ich nutze privat und beruflich fast nur noch einen Rechner. Außer im Büro, in Wohnungen und in Cafés wird er im Zug aufgeklappt, und dort besonders gern.

Undine Löhfelm

13. Februar 2018. Aber auch schon einige Jahre davor, und wahrscheinlich auch noch viele weitere Jahre

Wer zu spät guckt und Olympia sehen will, den bestraft die Rechteverwertungsmaschinerie am Rande des Internets

Die Jungs schauen im Fernsehen gerne "Logo": Jeden Abend wird etwa 10 Minuten lang in den Kindernachrichten im Kinderkanal des öffentlich-rechtlichen Fernsehens über aktuelle Ereignisse berichtet, immer von 19:50 Uhr bis 20 Uhr. Außer freitags, da läuft Logo bereits um 19:25 Uhr.

Manchmal vergessen die Kinder die Sendung, oder etwas anderes ist gerade wichtiger. Dann kommen sie manchmal später oder am nächsten Tag zu mir und wollen "Logo nachsehen". Das heißt dann, im Internet über die Mediathek des ZDF die letzte Logo-Sendung per Streaming zu schauen. Das lässt sich jederzeit problemlos tun. Allerdings fehlen in diesen Logo-Sendungen aus der Mediathek häufig einige Berichte, vor allem die Sport-Berichte, zum Beispiel jetzt gerade die Berichte zu Olympia. Und die zur Fußball-Bundesliga. Offensichtlich hat der Sender die Senderechte von größeren Sport-Ereignissen nur für die Übertragung im Fernsehen gekauft, nicht jedoch für die Berichterstattung im Internet.

Molinarius

Valentinstag 2018

Fehler E63: Verbindung zur Steuerungseinheit unterbrochen

Letzte Woche ging meine Waschmaschine kaputt. Ein penetrantes Piepsen, voller Stopp mitten im Vollwaschprogramm. Fehlermeldung E63. Was das bedeutet? Das Internet meint »Verbindung zur Steuerungseinheit unterbrochen«. Klingt nicht gut – und mit ziemlich genau fünf Jahren ist das Gerät so alt auch noch nicht.

Nach mehreren Anläufen (Website auf dem PC unbedienbar, Website auf dem Handy liefert kryptische Fehlermeldung, Hotline braucht eine auf der Innenseite der Tür aufgeklebte Nummer und informiert mich immerhin darüber, wie die Notentriegelung funktioniert) bekomme ich einen Servicetermin.

Heute war dann der Techniker mit zwei Koffern da. Einer mit Werkzeug, einer mit Notebook, Minidrucker und Kartenlesegerät. Erst tat die Maschine so, als sei sie völlig in Ordnung. Erst als der Testwaschlauf schon durch war, tauchte dann doch wieder E63 auf. »Den Fehler kannte ich bisher nicht«, sagt der Techniker, schaut in der Datenbank auf dem Notebook nach: Lösungsweg zur Problembehebung ist der Austausch des Steuerungsmoduls.

Ich gebe zähneknirschend mein Einverständnis, der Techniker öffnet die Waschmaschinenabdeckung, baut – mit etwas Mühen – eine Platine aus und setzt eine neue ein. Halber Neupreis der Waschmaschine, zahlbar direkt per EC-Karte, Rechnung kommt heute abend, wenn er den Vorgang vom Notebook überspielt hat, per E-Mail.

Kommentar meines Kindes: Kann ja sein, dass Waschmaschinen 20 Jahre halten – Computer, auch in Waschmaschinen verbaute Minicomputer, sind halt nach fünf Jahren Schrott . . .

(Und die Moral der Geschichte: eine richtig smarte Waschmaschine hätte mir vielleicht ein »unbekannter Fehler – Techniker rufen« in die App gebeamt, statt »E63« im Display anzuzeigen. Eigentlich brauchen würde ich aber keine smartere Maschine, sondern eine dumme: drei bis vier Programme zur Auswahl plus Start/Stop würde mir völlig reichen.)

Till Westermayer

14. Februar 2018

Mit dem Schreiben anfangen im Jahr 2017

Franziska Nyffenegger hat einen kleinen Bücherstapel mit in den Schreibworkshop gebracht. Ich blättere in einem Schreibratgeber. Er ist 2017 im Duden-Verlag erschienen und ich wusste nicht, dass Duden auch solche Bücher macht: “Mit dem Schreiben anfangen: Fingerübungen des kreativen Schreibens” von Hanns-Josef Ortheil.

Schreibaufgabe

- Kaufen Sie einen dicken Notizblock und notieren Sie (immer nur auf der Vorderseite der Blätter) während eines Tages kleine Tagessequenzen oder -szenen, in denen Sie das Verhalten und die Interessen »der anderen« einfangen und porträtieren.
- Stoßen Sie während des Tages auf Szenen, die Sie nicht gleich schriftlich festhalten können, so machen Sie einige Fotos von der Szene und notieren Sie den entsprechenden Text dazu später.
- Können Sie keine Fotos von einer bestimmten Szene machen, sprechen Sie nach dem Erlebnis einige Stichworte in ein Diktiergerät und arbeiten Sie diese Texte später zu einer »Mitschrift« aus.

Das zeige ich der Techniktagebuchredaktion, damit sie dort auch wissen, wie das geht, dieses Chronistenschreiben: Einen dicken Notizblock und ein Diktiergerät braucht man dafür. Gleichzeitig geht der Autor davon aus, dass man selbstverständlich eine Kamera dabei hat, aber vielleicht war das ja so bei ordentlichen Autoren in Zeiten des Diktiergeräts.

Ich blättere ein bisschen weiter. Kapitel 4, “Schreibgeräte und Schreibwaren” handelt von Papier, Bleistift, dem Gleiten des Stifts auf dem Papier, Füllern, Kugelschreibern, Tintenrollern.

um Schreibmaschinen.

Auch wenn man zum großen Teil längst Laptops und andere elektronische Geräte zum Schreiben benutzt, sollte man sich mit den alten Geräten und Utensilien vertraut machen und ihnen bestimmte Bereiche des Schreibens vorbehalten. Sie sind einfach zugänglich, praktisch und von oft großer handwerklicher Schönheit. Und sie tragen dazu bei, dass wir das Schreiben mit der Hand nicht verlernen, sondern mit viel Leidenschaft weiterentwickeln. Vor dem Verlust dieser Fähigkeit warnen erfahrene Pädagogen mit Vehemenz. Ihre Argumente sind überzeugend und sollten in den Lehrplänen der Schulen berücksichtigt werden.[28]

Aber auch wenn man diesen pädagogischen Argumenten nicht folgen will, lässt sich das Schreiben mit der Hand gut

rechtfertigen: Es ist die elementarste, individuellste und damit schönste Form einer persönlichen Zeichensprache, die sich der kundigen Benutzung alter Instrumente der Schrift verdankt.

Über die Arbeit mit “Laptops und anderen elektronischen Geräten” steht abgesehen von dem oben abgebildeten Halbsatz nichts im Kapitel.

Die Schreibaufgabe am Ende des Kapitels lautet:

Schreibaufgabe

- Testen Sie in Schreibwarenläden und Fachgeschäften die in diesem Kapitel genannten Schreibgeräte und Schreibutensilien. Stellen Sie eine kleine Sammlung von Lieblingsgeräten zusammen, die Sie immer mit sich führen.
- Notieren Sie, welche Schreibgeräte und Schreibutensilien bei welchen Gelegenheiten zum Einsatz kommen sollten.
- Entwickeln Sie eine besondere Leidenschaft für Schreibwarenhandlungen. Informieren Sie sich im Internet, wo es außergewöhnliche gibt, und machen Sie deren Besuch zu einem Bestandteil Ihrer Reisepläne.

Die Studierenden im Schreibworkshop (aus verschiedenen Fachrichtungen, darunter Fotografie und Theater) arbeiten im Laufe dieser Tage fast alle an Laptops. Fast alle verwenden parallel auch Notizbücher.

Weil Franziska Nyffenegger Ersatz für ihren altersschwachen Laptop benötigt, suche ich kurze Zeit später die interne Schreibwarenhandlung der Kunsthochschule auf. Sie heißt nicht Schreibwarenhandlung, sondern “Informationstechnologie-Zentrum”. Etwa ein Drittel der Fläche gehört den Stiften und dem Papier.

“Can be combined well with digital work” – ich weiß nicht, was das bei Stiften bedeutet. Ich kaufe keinen digitalfähigen Filzstift, mache mir aber später am Tag Notizen mit einem geschenkten Kugelschreiber (Caran d’Ache mit “Migros Kulturprozent”-Aufdruck) auf einem Zettel. Meine Handschrift ist hässlich, kaum lesbar, und der Zettel wird gleich danach verloren gehen. Macht aber nichts, ich brauche die Notizen nur ganz kurz. Wenn sie wichtig gewesen wären, hätte ich sie in ein Textdokument geschrieben.

Kathrin Passig

15. Februar 2018

Zum Parken Strom herbeitelefonieren

Ein befreundeter Tesla-Fahrer erzählt, dass er eigentlich nur an *Superchargern* oder in der heimischen Garage lädt, denn an normalen Ladesäulen dauert es stundenlang, den Akku nennenswert zu füllen. Eine Ausnahme gibt es: Wenn er zu Stoßzeiten in der Innenstadt seines Wohnorts parken will, fährt

er in eine Tiefgarage, in der sich eine Ladestation mit designierten Parkplätzen befindet. Dort stellt er dann den Tesla ab und lädt ihn pro forma ein Weilchen.

Diese Station muss man per Smartphone freischalten, bevor man dort auch nur sein Ladekabel anschließen kann. In der Tiefgarage gibt es aber keinen Mobilfunkempfang. Also stellt er zuerst das Auto ab, geht durchs Treppenhaus ans Tageslicht, schaltet die Säule frei und muss dann die Treppen wieder hinuntersprinten, um das Ladekabel anzuschließen, bevor sich die Klappe vor der Steckerbuchse der Ladestation wieder schließt.

Virtualista

Februar 2018

Das sonderbare Excel-Sheet

Ich habe es mit einem merkwürdigen Excel-Sheet zu tun. Ich kann mit keinem der Zelleneinträge etwas anfangen – Zahlen sind es jedenfalls nicht, Buchstaben auch nicht, aber was um Gottes Willen *ist* es? Hinzu kommt dass die Zellinhalte sich laufend ändern, so dass man dauernd neu beginnen muss, wenn man sich mit einem länger befasst. Ich werde erst nervös, dann ärgerlich, schließlich zornig und verzweifelt.

Dann ein Durchbruch: Man darf nicht die Zellen einzeln betrachten – wenn man das große Ganze ansieht, erkennt man die Umrisse eines menschlichen Körpers, Kopf, Brust, Bauch, Arme, Beine. Ehrlich gesagt finde ich es ein wenig pervers, dass der Körper für das Excel-Sheet in einzelne Rechtecke zerschnitten wurde. (Genauer gesagt erinnert es mich lebhaft an den Tag, an dem eine Nacktschnecke glaubte, über unser Fußabstreifgitter kriechen zu können oder zu müssen; und für das, was dann geschah, bedarf es keiner Beschreibung).

Irgendwann wird mir wenigstes auf der Verstandesebene klar: Der menschliche Körper ist mein eigener, und er liegt keineswegs auf einem Excel-Sheet, sondern im Bett, wo er versucht, mit Fieber in den hohen 38ern einzuschlafen. Es dauert aber noch eine ganze Weile, bis ich mich auch gefühlsmäßig von dem Excel-Sheet befreien und dann auch einschlafen kann.

Nicht einmal die Fieberfantasien sind mehr das, was sie früher waren.

Drago Starcevic

1995, Februar 2018

Das Internet ist zu schnell

Mein häusliches Internet kommt über einen Kabelanschluss und mit einer Geschwindigkeit von 50 Mbit/s. Mein Internetanbieter interessiert sich offenbar nicht nur dafür, dass Neukunden kommen, sondern auch dafür, dass Bestandskunden bleiben, und erhöht meine Downloadrate, ohne dass es mehr kosten soll, auf 200 Mbit/s.

Ich passe also die QoS-Einstellungen an und teste vom Router aus die Geschwindigkeit. Tatsächlich, es liegen 200 Mbit/s an. Ich setze mich an meinen PC und rufe einen Speedtest auf. Enttäuschung, hier werden nur 100 Mbit/s geliefert.

Mir fällt ein, dass das Internet von meinem Router aus noch drei Switche überwinden muss, bis es an meinem PC ankommt. Der letzte von ihnen ist ein “Fast Ethernet”-Switch, Maximaldurchsatz 100 Mbit/s.

Ich habe also den Tag erlebt, an dem meine private Netzwerkinfrastruktur langsamer geworden ist als der Provider. Gerade eben noch, es mag 1995 gewesen sein, hörte ich das Rauschen des 56k-Modems und wusste, dass meine 10-Mbit-Verkabelung auf Jahrzehnte überdimensioniert sein würde.

axaneco

2018

WLAN im Bus

Mein örtliches Nahverkehrsunternehmen bietet seit ein paar Monaten WLAN an Bushaltestellen und in den Bussen an. Die Geschwindigkeit reicht allemal für Chats, Twitter und Tumblr – Streamingdienste habe ich noch nicht ausprobiert, aber bei 5 bis 20 Minuten Fahrzeit bisher noch nicht vermisst. Natürlich dauert der Ausbau noch an, aber es zeigen sich schon interessante Probleme. Oberflächlich, also für mich mit dem Smartphone erkennbar, heißen alle Einwahlknoten gleich. Dies führt dazu, dass ich nicht weiß, wo sich mein Smartphone gerade eingeloggt hat – bei meinem Bus, am Bus in der Spur nebenan oder am Haltestellenhäuschen. Es kommt also regelmäßig vor, dass mein Netzwerk gerade von mir wegfährt oder umgekehrt. Dies führt dazu, insbesondere nach größeren Bushaltestellen, dass meine Netzverbindung abbricht. Faktisch dauert es etwa 30 Sekunden, bis mein Telefon sich wieder eine neue Verbindung gesucht hat – gefühlt sind das aber natürlich ca. 5 bis 10 Minuten …

wjanw

17. Februar 2018

Ein Universum hinterlässt ein schwarzes Loch

Der Fernseher meines Kumpels J. ist kaputt. Bei uns zu Hause ist noch ein alter über, einer der ersten Flachbildschirmfernseher, den soll er erst mal haben. Den Fernseher haben wir Anfang der Nuller Jahre – als Röhrenfernseher noch einträchtig in den Läden neben den neuen flachen standen – gekauft, weil es kein Röhrengerät mehr gab, das bündig auf das dafür vorgesehene Schränkchen passte. Der Vorgänger hatte eine besonders kurze Bildröhre, womit eine geringere Bautiefe erreicht wurde. So eine aufwendige Technik

baute keiner mehr. Die neuen waren also technisch eigentlich schlechter. Daher griffen wir sehr tief in die Tasche und kauften einen flachen Fernseher (der auch besser zum Niveau des Programms passte . . .).

Gleich nach dem Anschließen zeigte sich der erste große Nachteil der neuen Generation: Der Ton quakte erbärmlich vor sich hin. Die alten, großen Gehäuse hatten einfach mehr Resonanzraum. Diesen damals neuen, heute auch bereits veralteten bekam J. vor ein paar Wochen für den Übergang. Ich habe ihn mir unter den Arm geklemmt und J. vorbeigebracht. Eigentlich wollten wir seinen alten gleich wegbringen, aber es war sofort klar, dass ich dafür ein größeres Auto mitbringen müsste.

Heute soll es nun passieren, den alten *Universum*-Röhrenfernseher, der sein Leben ausgehaucht hatte, zu entsorgen, wie es so schön heißt. Der Fernseher steckt saugend schmatzend in einem Schrank. Das heißt, eigentlich quillt der Fernseher hinten aus dem Schrank wieder heraus. Denn er ist so groß, dass der Schrank hinten aufgesägt werden musste, damit vorne die Klappen zugehen.

Wir versuchen, das Monstrum aus dem Schrank zu hieven. Keine Chance. Er steht unten versenkt hinter einem Absatz. Der Absatz ist tiefer als der Spalt über dem Fernseher. Etwas anheben und herausziehen geht also nicht. Anheben ist sowieso schwierig. Das Gerät wiegt um die 40 kg. Wir ziehen hier und drücken dort, immer auf der Hut, uns nicht die Finger einzuklemmen. Nichts passiert. Der Schrank knirscht gequält, will seinen alten dicken Kumpel, den er 15 Jahre lang behütet hat, aber nicht hergeben. Irgendwann gelingt es mir aber doch, durch Nach-hinten-Kippen und gleichzeitig vorn unten anhebendes Ziehen, die symbiotische Schrank-TV-Beziehung zu trennen. Wir legen die hochseecontainergroße Kiste erst mal auf den Fußboden. Dort mache ich ein letztes Foto, auf dem man die Größe leider allenfalls erahnen kann.

Als nächstes will die Burg von Fernseher aus dem zweiten Stock nach unten über den Hof und in den Kofferraum verfrachtet werden. Wir beiden mittelalten Männer diskutieren erst, wer mehr Rücken hat: Der soll vorn gehen, um sich nicht so bücken zu müssen. An der ersten halben Treppe verschnaufen wir ein wenig und nehmen die zweite Hälfte der ersten Treppe in Angriff. Wir verschnaufen ein wenig, dann kommt die erste Hälfte der zweiten Treppe usw. Irgendwann haben wir es durch die Haustür geschafft. Die Kanten des Geräts haben sich inzwischen marianengrabentief in unsere Finger eingeschnitten.

Ich klappe sämtliche Sitze im Auto herunter. Ein prüfender Blick lässt anfängliche Zweifel schwinden, ob das TV-Gerät von der Größe des Saarlands in den Kofferraum passt: Passt. Wir wuchten das Gerät hinein. Anschließend müssen wir noch mal rauf, abschließen und so. Mein Blick fällt ins Wohnzimmer in Richtung TV-Schrank. Ich sage mit Blick auf die gähnende Leere

der Schrankhöhle: “Hey, man könnte meinen, du hast jetzt ein Zimmer mehr in deiner Wohnung!”. Der alte Fernseher von Universum hat ein schwarzes Loch hinterlassen.

Markus Winninghoff

18.2.2018

Problemzerstörer

Wenn beim Host Strato wirklich gar nichts mehr geht: Einfach mal Troubleshooting ausprobieren. Andere Troubleshooter mögen Scharfschützen sein. Strato bevorzugt die Atombombe.

Dan Richter

18. Februar 2018

Die Gegenwart von gestern im E-Book von morgen

Gestern wurde das Techniktagebuch vier Jahre alt – die Redaktion feiert diesen Anlass einmal mehr und nur 34 Minuten zu spät mit einer E-Book-Ausgabe.

DIE GEGENWART IST SCHON DA, SI EIST NUR UNGLEI CHMAESSIG VER TEILT: EIN TECHNI KTAGEBUCH

NOCH NEUERE, NOCH ERWE ITERTERE AUSGABE 2018

Der vierte Geburtstag brachte eine bahnbrechende Änderung mit sich: Zum ersten Mal in der Historie der Gesamtausgabe müssen für den bequemen Ausdruck zu Hause nicht mehr drei, sondern vier Kisten Endlospapier erworben werden. Dort finden alle 7195 Seiten Platz, auf denen 5449 Beiträge von 395 Autorinnen und Autoren stehen, 66 mehr als im Jahr zuvor.

Das Coverdesign wurde einmal mehr dem Zufall überlassen, das Ergebnis trägt den klangvollen Namen “Wedigo Gans von Putlitz”. Der Titel trat in einem demokratischen Abstimmungsprozess gegen harte Konkurrenz wie „Gerät ist jetzt Türstopper“ und „Wahre Worte in niedriger Auflösung“ an. Vielleicht ja im nächsten Jahr, dann ist gegebenenfalls auch die fünfte Kiste Papier fällig.

Hier geht es zum kostenlosen Download der PDF-Version (125 MB), weniger Bits bei fast gleich guter Bildqualität bietet die epub-Version.Die Best-of-Version für Eilige, die statt 7195 Seiten nur überschaubare 457 Seiten mit nur den 174 besten Beiträgen aus dem letzten Jahr lesen wollen, kostet 2,99 € bei Amazon. Alle Einnahmen werden ans Internet Archive gespendet.

Angela Heider-Willms in Krankenvertretung von Kathrin Passig, die aber die ganze aufwändige Vorarbeit hatte

Februar 2018. Seit wenigen Jahren, mal schauen, wie lange noch

Die Stromtankstelle

In Großstädten (Bild: an der Alster in Hamburg) gibt es immer mal wieder an öffentlichen Parkplätzen Ladesäulen für Elektrofahrzeuge. Es sind nicht so viele, dass ich sie schon gewohnheitsmäßig übersehe, sondern es ist eher so, dass es immer mehr werden, und mir vielleicht gerade deshalb noch ständig neue auffallen.

Im Internet und z. T. mit Zugriff per App gibt es eine Handvoll Datenbanken unterschiedlichster Usability, die versuchen, die Standpunkte der vorhandenen Ladesäulen und Ladestationen zu sammeln, zum Beispiel von der Bundesnetzagentur. In Hamburg sind dort derzeit 309 Ladestationen vermerkt. Nicht alle diese Datenbanken verzeichnen alle Besonderheiten der Ladetechniken (Typ 1, Typ 2, CCS Combo 1, CCS Combo 2, CHAdeMO, Tesla Supercharger usw).

In kleineren Städten oder auf dem Land sind solche Ladesäulen im öffentlichen Straßenbild nahezu nicht existent – naja, das mag auch von der Gegend abhängen, in der man unterwegs ist. Als Beispiel sei der Raum Tübingen mit drei bei der Bundesnetzagentur verzeichneten Ladesäulen genannt.

Molinarius

20.02.2018

Das schwere Leben einer rechtschaffenen Bürgerin mit Kameraequipment

Am Wochenende waren wir im Wildpark Anholter Schweiz in Isselburg. Ich habe mich schon vorher auf der Webseite informiert und erfahren, dass man fotografieren darf, die nicht-kommerzielle Veröffentlichung der Bilder allerdings mit einigen Auflagen versehen ist.

Weil ich jetzt eine Auswahl der Bilder tatsächlich im Netz veröffentlichen will, schaue ich mir die Anweisungen des Wildparks noch mal genauer an. Man findet sie auf dieser Seite und so lerne ich, dass ich nicht nur einen Quellennachweis hinterlegen muss, sondern die Bilder auch mit maximal 800 Pixeln und 72 dpi veröffentlichen darf.

Ich lade die Bilder also in ein Bildverarbeitungsprogramm, rufe den Menüpunkt “Größe ändern” auf, ändere die Breite auf 800 Pixel und die dpi auf 72 und speichere ab. Das wiederhole ich für eine ganze Reihe Bilder und lade dann alles auf Flickr hoch. Wie erwartet ist das Ergebnis eher enttäuschend. Der Instinkt, das Bild in der vollen Größe zu sehen, prallt sofort an der harten Realität ab. Das ist schon die volle Größe, größer geht nicht, alles ist furchtbar.

Aber na ja, denke ich, so ist das eben, wenn man sich als rechtschaffener Bürger an irgendwelche Wildparkregeln hält. Es ist keine Freude, aber irgendwie geht es dann doch.

(Das Flickralbum ist übrigens hier.)

Anne Schüßler

20. Februar 2018

Bahnfahren in Europa

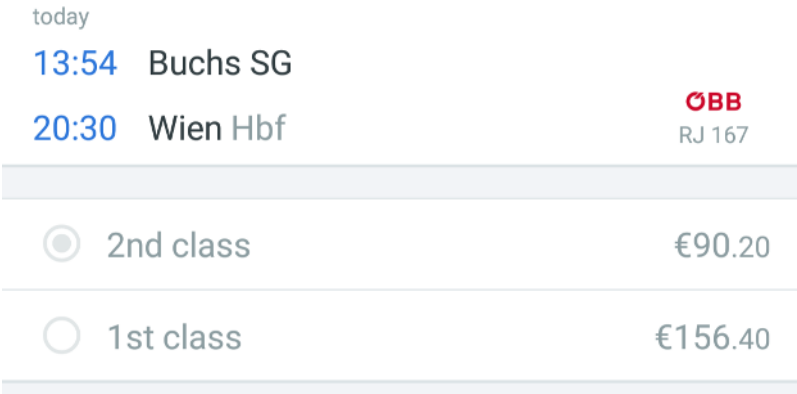
Ich will mit dem Zug von Zürich nach Wien fahren. Im Tram zum Bahnhof versuche ich mit Hilfe der DB-Navigator-App ein Ticket zu kaufen, weil ich es halt immer als Erstes damit versuche. Aber die Strecke von Zürich nach Wien führt nicht mal ein kleines bisschen durch Deutschland, und die App erklärt sich für unzuständig.

Macht nichts! Ich öffne die SBB-App. Die SBB-App will keine Tickets ins Ausland verkaufen und verweist mich an die sbb.ch-Website. Ich habe den Verdacht, dass das auf ein auszudruckendes Papierticket hinauslaufen könnte, und außerdem keine Lust, mit dem Handy auf der Desktopwebsite herumzunavigieren.

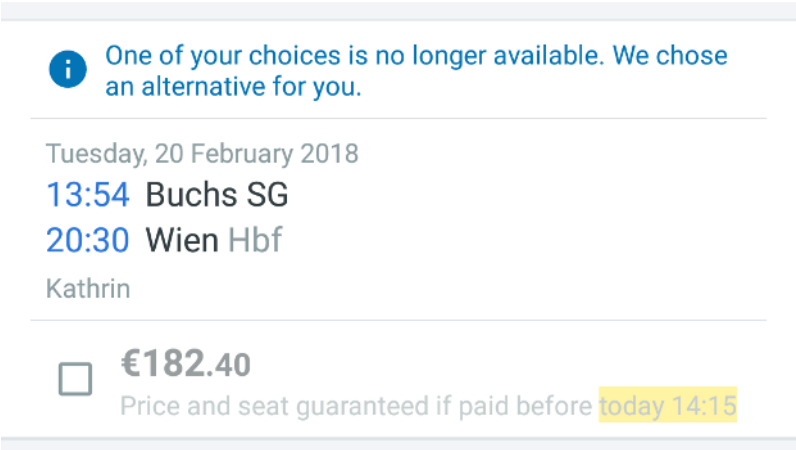
Macht nichts! Ich öffne die "Trainline EU"-App, die mir schon manchmal weitergeholfen hat, meistens aber eher nicht. Genau für solche Fälle ist sie gemacht, das sagt ja schon der Name. Sie kennt auch die Verbindung, die ich nehmen möchte, und schlägt dafür einen relativ vernünftigen Preis vor. Ich schreite zum Kauf, aber:

Wenn die Betreiber nicht wissen, warum es nicht geht, wer soll es dann wissen? “Please try again” war auch keine Hilfe, der Fehler tritt bei allen Verbindungen an diesem Tag auf, mit und ohne Sitzplatzreservierung.

Macht nichts! Buche ich eben nur den österreichischen Teil der Strecke.



Jetzt taucht die Fehlermeldung nicht mehr auf. Das Ergebnis ist aber auch nicht zufriedenstellend:



Der Preis hat sich ohne Grund verdoppelt, und das eine “Alternative” zu nennen, kommt mir frech vor.

Macht nichts! Ich kaufe das Ticket eben am Automaten.

Der Automat weiß nichts von der Existenz von Wien. Auch die Rubrik “Ausland” enthält nur vier seltsame Einträge, einer davon “Baden-Württemberg-Ticket”, die anderen vergesse ich gleich wieder. Wien gibt es nicht.

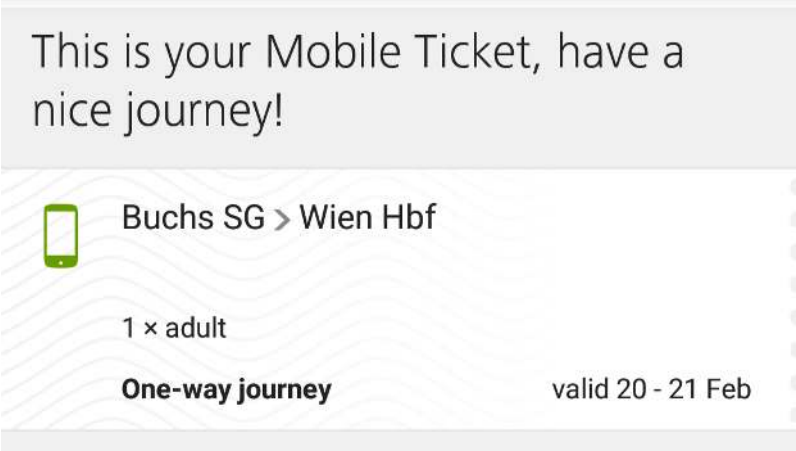
Macht nichts! Ich war ja sehr früh am Bahnhof. Ich werde mir ein Ticket am Schalter kaufen.

Nach zehn Minuten in der dreißig Personen langen Schalterschlange bin ich noch nicht vorangekommen und erkenne, dass ich so meinen Zug verpassen werde.

Ich gehe wieder zurück zum Automaten und kaufe ein Ticket für den Schweizer Teil der Strecke. Vielleicht kann man im Zug nachlösen.

Im Zug fällt mir dann auf, dass ich eine naheliegende Option bisher nicht ausprobiert habe: die ÖBB-App. Nicht mal installiert habe ich sie. Vielleicht auf einem früheren Handy, aber nicht auf diesem. Ich lade die ÖBB-App herunter, und wirklich sensationell geschmeidige zwei Minuten später besitze ich ein Ticket von Buchs nach Wien. Die App will gar nicht noch vor der er-

sten Benutzung die Schuhgröße meiner Urgroßmutter wissen! Sie fragt nur nach dem, was sie in genau diesem Moment benötigt! Ich muss mich nicht anmelden, nicht auf eine Bestätigungsmail warten, ich brauche mir kein mindestens 8- und höchstens 12-stelliges Passwort auszudenken, das genau 2 Sonderzeichen (aber nicht +-ß&%§$), 4 Zahlen und 3 Großbuchstaben enthält. Keine exotisch-eingeschränkten Bezahlverfahren (”nur Vitzliputzli-Card in Kombination mit österreichischer Staatsbürgerschaft”). Keinerlei obskure Fehlermeldungen. Es funktioniert einfach alles!



Werde ich haben, danke, ÖBB.

Kathrin Passig

21.02.2018

Hilfe, man kann mein Gesicht sehen!

Vor ein paar Tagen habe ich mir ein Konto bei Wordpress angelegt, um die großen Weiten des Internets mit einem weiteren Blog zu beglücken (darf man sowas bei Tumblr überhaupt schreiben?). In meinem Profil dort habe ich aus einer Laune heraus ausnahmsweise ein Foto von mir hochgeladen (normalerweise verstecke ich mich hinter Fotos von Eichhörnchen oder Nashörnern).

Heute registriere ich mich auf einer anderen Website (falls es jemanden interessiert: einer Datenbank zum Austausch von Texturen für 3D-Visualisierungen), gebe meinen Namen und meine E-Mail-Adresse an und – oha! – ein Foto von mir erscheint. Einfach so! Ohne dass ich etwas gemacht habe! Ohne dass ich gefragt wurde, ob ich das so möchte!

Unter dem Bild steht der Hinweis, dass es sich hier um meinen "Gravatar" handelt, meinen "globaly recognized avatar". Jeder, der Spaß daran hat, kann den Abfragecode in seine Website einbinden und die Bilder dadurch ganz automatisch den entsprechenden Profilen zuordnen.

Ich bin gerade noch unentschlossen, was ich davon halten soll. Die fröhliche "Oh, wie praktisch, das spart Arbeit!"-Stimme wird immer wieder von der empörten "Was ist mit dem Datenschutz?!"-Stimme überlagert. Am Ende wird vermutlich, wie so oft, die lethargische "Is' mir eigentlich egal…"-Stimme die Oberhand gewinnen.

Oder ich ersetze das Foto einfach durch ein Bild von einem Eichhörnchen …

Mi Ri

21. Februar 2018

Die Radiowerbung passt genau zum Werbefilm!

Ich sitze im Zahnarztstuhl. Die Assistentin hat sich zurückgezogen, der Zahnarzt bereitet hinter mir seine Gerätschaften vor. Davon will ich gar nichts wissen.
Aus dem Lautsprecher in der Ecke des Raumes höre ich Radiowerbung, vor mir befindet sich ein Bildschirm mit bewegten Bildern. Wie schön, denke ich, dass ich mich nachher mit den bewegten Bildern etwas ablenken kann.

Dann fällt mir auf, dass die Radiowerbung genau zu dem Werbefilm passt. Was für ein Zufall, denke ich, dass das so synchron läuft. Dann ist die Werbung zu Ende, es folgt Sportberichterstattung und erst dann geht mir auf, dass ich auf dem Bildschirm Fernsehen sah.

iris

21. Februar 2018

Die Powerbank druckt mir einen Fisch

Auf einer Tagung sitze ich neben Julia Bergmann und bewundere die Schönheit ihrer Powerbank, die türkisfarben und mit Polaroidwerbung bedruckt ist.

“Das ist keine Powerbank”, sagt Julia im selben Moment, in dem ich mich wundere, wozu eine Powerbank diesen Schlitz an der Vorderseite braucht, “das ist ein Drucker.” Es gibt also schon wieder ganze neue Produktkategorien, von denen ich nicht mal gehört habe! Sicher ist so etwas Futuristisches sehr teuer, vermute ich. “Nein, ungefähr 100 Euro”, sagt Julia. Dann druckt sie mir ein Testbild aus.

Wenige Sekunden später habe ich ein Foto von einem Fisch. Genau genommen sogar einen Aufkleber; man könnte aber auch nichtklebendes Material einlegen.

Das Druckpapier heißt ZINK, was wohl nichts mit dem gleichnamigen Element zu tun hat, sondern für “Zero INK” steht. Es enthält irgendwelche Kristalle, die sich durch Hitze umfärben lassen.

Ein Bild kostet um die 60 Cent. Julia benutzt den Drucker bei Workshops für Moodboards, und um den Teilnehmenden kleine personalisierte Notizbücher zu basteln.

Kathrin Passig

22. Februar 2018

Form follows function, sometimes

Ich schüttle die Hände über dem Waschbecken ab und blicke mich suchend um. Die Einrichtung der Toilette in der “Hausbrauerei Barfüßer” in Reutlingen ist recht modern, und nicht selten entdeckt man dann ja nach einigem Suchen einen stylisch montierten Papierhandtuchspender, der die Papierhandtücher zum Beispiel aus einer Fuge am Waschbecken spendiert, oder aus einer kaum sichtbaren Fuge neben der Tür die heiße Luft zum Trocknen pustet.

Hier jedoch: Eine mir neue Form berichtenswerter Technik mit einem – zumindest mir – neuen Designgedanken.

Hält man die Hände in die Mitte unter den Wasserhahn, spendiert dieser Wasser zum Händewaschen. Hält man sie unter die Flügel, spendiert er heiße Luft zum Trocknen der Hände. Das Schild am Spiegel verrät es auch.

Molinarius

23. Februar 2018

Oder wie die runden Dinger halt hießen

“Den Wohnwagen findet ihr ganz leicht”, sagt die Frau an der Rezeption, “es ist der mit den vielen CDs dran.”

Und so ähnlich ist es dann auch. (Erklärung auf Wunsch von André Spiegel: Der Wohnwagen ist nicht mit CDs beklebt, sondern mit Vinyl-Singles.)

Kathrin Passig

24. Februar 2018

Fax, oh my dear

N. ist zur nächsten Runde des Vorlesewettbewerbs eingeladen und muss sich dafür anmelden. Der dafür von Hand auszufüllende Anmeldebogen kam per Post und muss bis zum 23.2.2018 wiederum per Post oder per Fax “an die obige Adresse” zurückgesendet werden.

vorlesewettbewerb
VORLESEWETTBEWERB.DE

Veranstalter:

xxx -Gymnasium
xxx

Hamburg

Fax: 040 xxx

Rückantwortbogen Vorlesewettbewerb

Bitte ausfüllen und an die obige Adresse zurücksenden oder faxen

Post! Fax! Es gibt sie noch, die Papierwelt. Ich habe weder Briefmarken noch ein Faxgerät. Außerdem sagt N, er habe sich schon über seine Klassenlehrerin angemeldet. Also bleibt das erst mal liegen. Am 24. Februar, einen Tag nach Anmeldeschluss, ist er sich mit einmal nicht mehr so sicher, ob er sich wirklich über seine Klassenlehrerin angemeldet hat, und ich will diesen Anmeldebogen doch noch loswerden.

Auf der Webseite der Schule, bei der man sich anmelden muss, finde ich eine Kontaktseite mit der Adresse der Schule, einer Telefonnummer und zwei (!) Faxnummern, davon ein “E-Fax”:

Tel. 04(

E-Fax:

Fax: 04

Aber leider keine Emailadresse. Dafür gibt es dort ein “Kontaktformular”, über das man aber natürlich keine Anhänge versenden kann:

eduPort

Kontaktformular

Ihr Name (Pflichtfeld)

Ihre E-Mail-Adresse (Pflichtfeld)

Betreff

Ihre Nachricht

Ich bin kein Roboter.

reCAPTCHA

Senden

Nach etwas Suchen auf der Webseite finde ich unter “Kollegen” folgenden Hinweis:

Sie können jeden Kollegen außer Mitglieder der Schulleitung) mit Bildung einer Mailadresse nach folgenden Schema erreichen (Umlaute werden dabei umschrieben: z.B. aus ö wird oe):

vorname.nachname@[redacted]nburg.de

Dort maile ich das von Hand ausgefüllte und wieder eingescannte Anmeldeformular hin und hoffe sehr, dass die Anmeldung damit – auch wenn sie nun einen Tag zu spät kommt – noch berücksichtigt werden kann.

Molinarius

24.02.2018

Digitalaufnahme mit dem anderen goldenen Bären

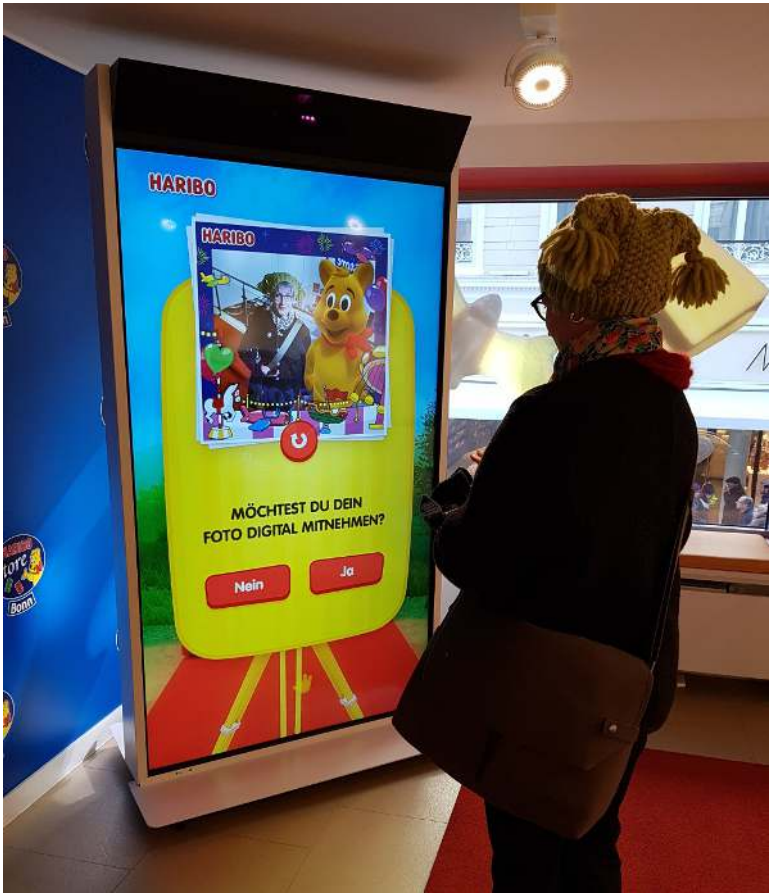
Im Haribo-Shop in Bonn steht eine Maschine, mit der man gestengesteuert Fotos von sich und dem Bären, der das Markenzeichen und Maskottchen der Firna ist, machen kann. Zwei Kinder um die sieben Jahre springen davor auf und ab; ich warte, bis sie den Apparat freigeben und stelle mich selber vor ihn. Es ist ein zwei Meter hoher und einen Meter breiter Kasten, fast die ganze Vorderseite besteht aus Bildschirm. An der oberen Kante ist eine Kinect eingebaut, das ist ein Zusatzgerät für die Spielekonsole Xbox, das auch mit anderen Geräten zusammenarbeitet. Die Kinect enthält eine Infrarotkamera und der COmputer darin erkennt und interpretiert Gesten und Bewegungen, so dass sich damit zum Beispiel Spiele steuern lassen.

Bei dem Fotoautomaten werden die rechte und die linke Hand erkannt und durch kleine Kreise repräsentiert; lässt man sie einige Sekunden über einem Menübutton ruhen, gilt er als gedrückt. (Meine ersten Versuche, das Knopfdrücken durch Fingerbewegungen zu aktivieren, scheitern.) Man kann wählen zwischen einem Spiel und einem Foto. Bei dem Foto wählt man mit großzügigen Wischgesten unter verschiedenen Hintergründen aus; bei einem davon steht man neben dem digital eingeblendeten Haribo-Goldbären. Hat man sich für das endgültige Motiv entschieden, wählt man wieder den entsprechenden Button aus.

Dann wird das Bild auf einen Server hochgeladen und auf dem Schirm erscheint ein QR-Code, der auf eine URL, eine Web-Adresse, verweist, die darunter noch einmal in Klartext angegeben ist. Die Adresse besteht aus der Domain und einer Buchstaben-Zahlen-Kombination, die laut eingeblendetem Countdown nur noch 45 Sekunden (und fallend) gültig ist. Schafft man es innerhalb dieser Zeit, den QR-Code zu scannen (ich schaffte es nicht) oder die Adresse manuell in einen Browser einzugeben (das klappte eher), sieht man das eben gemachte Bild, und hat vielleicht noch ein paar Sekunden Zeit, die Herunterladefunktion zu verwenden (ging nicht) oder wenigstens

einen Screenshot anzufertigen (ging). Auch für eine Veröffentlichung bei Instagram oder Facebook gibt es Knöpfe, die ich aber nicht ausprobiert habe. Nach 45 Sekunden ist unter der URL keine Seite mehr erreichbar. Ich vermute, dass das vor allem aus Datenschutzgründen geschieht.

– In den 1970er Jahren gab es in Banken oder Schuhgeschäften, die man als Kind mit den Eltern aufsuchte, oft Filmabspielgeräte als Unterhaltungsprogramm. In einem Süßigkeitenladen mutet das zumindest auf den ersten Blick unnötig an.


HARIBO
HARIBO
MÖCHTEST DU DEIN
FOTO DIGITAL MITNEHMEN?
Nein
Ja

Thomas Rau

24. Februar 2018

Ein zweites Leben für Beichtstühle

Zum ersten Mal bin ich in Bonn. Ich sehe mich in kalter, schöner Februarsonne in der Innenstadt um. Gleich beim alten Marktplatz liegt die Namen-Jesu-Kirche. Sie wirkt einladend, ich gehe hinein und stehe in recht unbuntem, frühen Barock. Beim Umherschlendern fällt mir auf, dass die Beichtstühle offen stehen.

Sie dienen nicht mehr zur Beichte, sondern wurden mit Kopfhörern ausgestattet:

Man kann sich hineinsetzen und Religiöses anhören; in einem der Beichtstühle werden „Gesänge aus Taizé“ angeboten, in einem zweiten „Texte aus der Bibel“, in einem weiteren „Gregorianische Gesänge“.

Die drei Beichtstühle an der gegenüberliegenden Wand verfügen nicht über Kopfhörer – doch auch in sie kann man sich nutzbringend setzen: In ihrem Inneren sind jeweils erbauliche Bücher angebunden.

die Kaltmamsell

26.02.2018

Das Ende der Debatten

Ich habe einen Traum:
Erstes Kapitel – Ich habe Internet und ich habe drei Kinder und die Kinder haben Schule und sie haben online-Freunde und sie haben gemeinsame Hobbies und sie haben so viel Verantwortungsgefühl, dass sie offline gehen und sich schlafen legen, wenn sie müde sind und sogar auch dann, wenn nicht, einfach, weil es an der Zeit ist.

Zweites Kapitel – Sie haben Hausaufgaben und sie haben Aufgaben im Haushalt und sie erledigen sie, weil ich klug bin und nie sage "du machst bitte JETZT die Spülmaschine" sondern Zettel ziehen lasse und Kontext zur Aufgabe gebe und weil ich sage "du hast bis 18 Uhr Zeit, dann muss es sinnvollerweise erledigt sein".

Die Realität – reden wir nicht drumrum – sie sieht ganz anders als. Übernächtigte Kinder, ausgehebelte Vereinbarungen, eigendynamische Prozesse im Laufe eines Tages, bei mir und bei den Kindern.

Für alles habe ich Verständnis, aber bisher keine Lösung gehabt.

Seit gestern jedoch bin ich im Paradies, denn ich habe einen neuen Router. Der Router gibt nicht nur das WLAN an alle Geräte gleichzeitig aus, was unspektakulär klingt, aber super ist, er kann nicht nur bestimmte Anwendungen priorisieren, er kann sogar jedem einzelnen angemeldeten Gerät individuelle Zugänge zum Netz geben. Ich kann ihm also sagen, das Handy von Kind 1 darf nur bis 22 Uhr ins Netz gehen.

Allein dies!

Mein Hauptproblem aber bleibt zunächst bestehen: die Erledigung der aufgetragenen Aufgaben. Es ist enorm schwierig, tagesunterschiedlich gerechte Online-Zeiten generell zu verteilen und ich kann mir lebhaft vorstellen, dass die Spülmaschine nun leider nicht ausgeräumt werden kann, weil ja um 16 Uhr das Internet freigeschaltet wurde.

Aber dann stelle ich fest, der neue Router kann das Allerbeste überhaupt: er kann Tickets ausgeben.

Tickets!

Damit kann ich endlich Aufgabe und Belohnung koppeln. Auf kleinen Papierzetteln werden nämlich Zahlenkombinationen ausgedruckt, die ich ausschneiden und einzeln an das Kind verteilen kann, **nachdem** die Aufgabe erledigt ist. Mit diesem Ticket bekommt das Kind 45 Minuten online-Zeit. Je mehr erledigte Aufgaben, umso mehr Tickets, umso mehr online-Zeit.

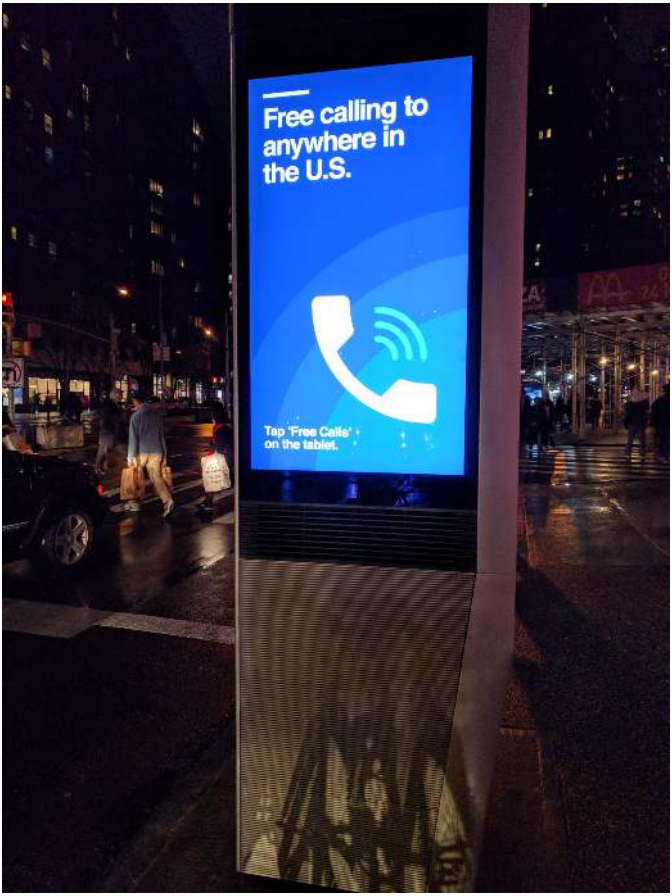
Ich sehe es kommen. Ich werde umziehen müssen. In ein Haus mit sieben Zimmern und einem Garten und einem Pool. Damit es immer genug zu tun geben wird für die Kinder. Und ich kann gar nichts dafür, denn alles alles macht ja die Technik! Voreingestellt. Es wird herrlich sein.

Pia Ziefle

2018-02-26

Die Rückkehr der Telefonzellen

Sagte ich, dass die öffentlichen WLAN-Säulen in Manhattan auch öffentliche Telefonzellen sind? Ich habe aber noch nie jemand gesehen, der sie dafür benutzt hätte.



André Spiegel

1997 bis 2000 und 27. Februar 2018

Die Magazine unter meiner Matratze

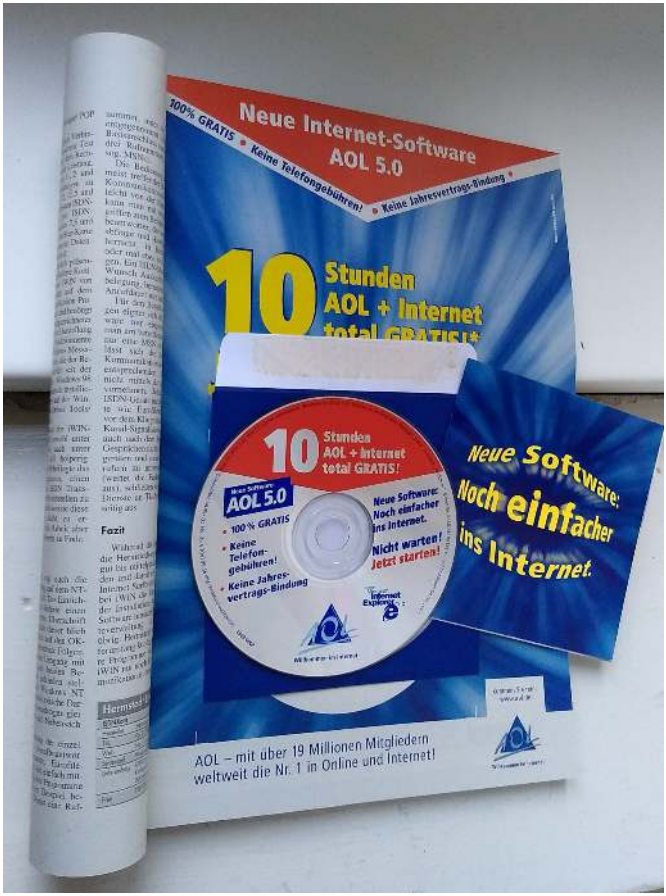
Anfang 2001 habe ich mir von einem unerwarteten Übersetzungshonorar ein Wasserbett gekauft. Ich habe einen Rahmen aus Birkensperrholz zusammengeschraubt und die geheizte Wassermatratze nach unten hin mit meiner Sammlung von c't- und WIRED-Heften isoliert. Die Alternativen waren damals im Baumarkt gerade ausverkauft.

So eine Wassermatratze soll nach ungefähr zehn Jahren ausgetauscht werden, sagen die Hersteller. Anfang 2018, die Matratze ist 17 Jahre alt, bemerke ich, dass sie nicht mehr ganz dicht ist: Es fehlt Wasser, und an den Rändern der Baumwollauflage, die unter der Matratze stecken, zeigen sich hässliche Flecken. Ich bestelle bei einem Wasserbettenversender eine neue Matratze und reserviere in einem Baumarkt die Leihpumpe, die man braucht, um das Wasser aus der alten abzupumpen.

Hier für den nächsten Anlass in zehn bis zwanzig Jahren notiert: Wenn sich bis dahin nichts Wesentliches an der Sharing Economy geändert hat und die Pumpe immer noch in Adlershof abgeholt werden muss, solltest du den Austausch im Sommer vornehmen und zur Pumpe ein Lastenfahrrad ausleihen, Kathrin, denn das Gerät ist sehr schwer und man muss oft umsteigen bis Adlershof und hat in der anderen Hand einen Kilometer Schläuche.

Schließlich ist die Matratze ausgeleert und ich kann sie aus dem Bett schälen. Darunter liegt unversehrt und nur an den Rändern ein bisschen verstaubt die Technikgegenwart der Jahre 1997 bis 2000.

Zu meiner Überraschung sind auch noch alle beigelegten CDs erhalten, so dass ich jetzt nicht nur über mehrere wertvolle Shareware-Kollektionen verfüge, sondern wahrscheinlich auch über die letzte AOL-“10 Stunden gratis”-CD der Welt!



Nur ein Laufwerk fehlt, in das ich sie einlegen könnte.
Manches war noch ziemlich teuer:

> **“Video-Projektoren: Neun Beamer unter 10.000 Mark im Test”**

Man bekam auch nicht so viel fürs Geld:

> **“Luxusklasse: Kameras mit 3 Megapixel”**

Aber immerhin – endlich war der Weg geöffnet für eine neue Lässigkeit im Umgang mit den Angeboten des Internet:

> **“Internet ohne Limit: Was Sie zum Pauschaltarif bekommen können”**
>
> Bisher gab der Minutentakt der Provider den Rhythmus vor und den Surfern lief ständig die Zeit davon. Wer bummelt schon gemütlich im Online-Shop oder lässt nebenher Internet-Radio laufen, wenn dabei im Hinterkopf die Groschen durchrattern? Die Einführung von Pauschalpreisen für Online-Zugänge – so genannte Flatrates – öffnet den Weg für eine neue Lässigkeit im Umgang mit den Angeboten des Internet.”

Ein Anwendungsbeispiel für so eine Flatrate:

> „Die kostenlose StarOffice-Suite im Netz hingegen ist immerhin 76 MByte groß. Über eine ISDN-Verbindung dauert das Herunterladen mindestens drei Stunden, in denen die Leitung vollständig blockiert ist – eigentlich zu lange, um nur mal eben auszuprobieren, ob das Gratisangebot das installierte Microsoft Office ersetzen kann. Doch mit einem speziellen Tool verlegt man den Monster-Download für ein Uhr nachts, und am nächsten Tag findet sich die ZIP-Datei auf der lokalen Festplatte.”

Die aufgelisteten Flatrates kosten zwischen 49 und 199 DM im Monat und sind nicht gewerblich nutzbar. 10 MB Webspace bekommt man dazu. Über die Geschwindigkeit des Zugangs steht in der Tabelle entweder nichts, oder die zeitgenössische Leserschaft konnte das aus der Spalte “Analog-/ISDN-/DSL-Zugang” entnehmen. Ich weiß nicht mehr, ob das indirekte Angaben zur Geschwindigkeit sind. Damals wusste ich es vermutlich.

Telefonbuch-CDs sind ein großes Thema: “Wer braucht eigentlich Telefonbuch-CD-ROMs? Otto Normaltelefonierer kann für das Geld” (nämlich durchschnittlich 29,95 Mark für eine solche CD) “rund dreißigmal die Auskunft anrufen; bei durchschnittlichen zwei bis drei Anrufen pro Woche hat sich die Scheibe nach drei Monaten amortisiert.” Obwohl der Datenbestand schnell veraltet, “verkaufen sich Telefon-CDs wie Eis in der Wüste”. Und zwar, weil man mit ihnen nicht nur nach Telefonnummern suchen kann: “Die Nachbarschaftssuche von XX4 fischt beispielsweise alle Zahnärzte, Allgemeinmediziner oder Chirurgen aus dem Datenbestand, die nicht weiter als zwei Kilometer vom Domizil des Benutzers entfernt praktizieren.” Und natürlich: die verbotene Rückwärtssuche! “Zwar hat die Deutsche Telekom ihren Lizenznehmern vertragsrechtlich verboten, Backtracking zu implementieren. Findige Programmierer lassen sich dadurch aber nicht abschrecken. Schwarze Software wie KlickTel 99 oder D-Info 99 von Topware gibt es zum kostenlosen Ausprobieren im Web. Suchmaschinen machen schnell die entsprechenden Sites ausfindig.” Manche Telefon-CDs enthalten auch einen Routenplaner.

“Haben CD-ROM-Enzyklopädien im Zeitalter der kostenlosen Online-Lexika noch ihre Berechtigung?” Besprochen werden “Bertelsmann Universallexikon 2000”, “Das Große Bertelsmann Lexikon 2000”, “Der Brockhaus multimedial 2000”, “Der Brockhaus multimedial 2000 Premium”, “Das große Lexikon 2000”, “Encyclopaedia Britannica Deluxe CD 2000”, “Encarta Enzyklopädie Plus 2000”, “Encarta Enzyklopädie 2000”, “LexiROM 4.0 Edition 2000”, das “Kosmos Kompakt Lexikon 2000” sowie drei Anbieter, die die Jahr-2000-Pflicht bei der Namensgebung verschlafen haben: “Universa”, “Kompaktwissen von A-Z” und “Das große G Data Lexikon 99”, haha, 99, das konnte ja nichts werden. Mit dem “Zeitalter der kostenlosen Online-Lexika” ist gemeint, dass es die Encyclopaedia Britannica auch im WWW gibt.

“Seelenstrip im Web” kommt gerade in Mode:

> “Über 100 000 Netzbürger aktualisieren regelmäßig ihr Tagebuch im Internet. Wer seine intimen Gedanken und Gefühle auf diese Weise veröffentlicht, sperrt sich quasi in einen virtuellen Big-Brother-Container. Der Online-Seelenstrip unterhält und amüsiert das Netzpublikum – aber er hilft auch manchen Schreibern, ihr Leben besser zu bewältigen.”

Wer so etwas praktiziert, ist ein “Diarist”, wichtige Anlaufstellen sind www.diarist.net, www.opendiary.com und www.mytagebuch.de.

“Internet mobil” scheint das nächste große Ding zu sein. “Der Anwender muss nur noch die optimale Mischung aus Handy und PDA oder Notebook nebst Zubehör finden.” Der Beitrag handelt im Wesentlichen von WAP, aber:

> “Während bei WAP noch einige Eigenschaften fehlen, um die neuen mobilen Internet-Dienste aufzubauen, sind die Mobilfunknetze schon dafür bereit. Fast heimlich haben T-Mobil und Viag Interkom Anfang Februar den GPRS-Betrieb aufgenommen. (. . .) Alle deutschen Netzbetreiber streben im Endausbau eine maximale Übertragungsrate von rund 115 kBit/s an.”

LTE schafft derzeit bis zu 100 MBit/s, bei meinem Mobilfunkanbieter maximal 21,6 MBit/s. Mein Handyinternet von heute ist also nicht die theoretisch möglichen 1000 Mal, sondern nur 200 Mal schneller als das Handyinternet von damals, das ich 2003 zum ersten Mal ausprobieren werde.

Und was macht eigentlich **Kai Krause** von “Kai’s Power Tools”, der gerade “nach 24 Jahren in Amerika und als Multimillionär” nach Deutschland zurückgekehrt ist? “In einer tausend Jahre alten Burg am Rhein will er eine weltweit einmalige Ideenschmiede aufbauen.” Im c’t-Interview hält Krause sich bedeckt, was konkrete Pläne angeht, so dass ich rückblickend nicht sagen kann, ob diese Pläne aufgegangen sind oder nicht.

An manchen Stellen war die Gegenwart von damals auch nicht anders als die von heute:

“Das Netz und die Etikette: Bloß nicht anrufen!”

“Handy-Smog: Störfunk fürs Gehirn?”

“Report: Gewalttätig durch Spiele?”

“Klick-Heil im Weltnetz: Was tun gegen Rechtsradikalismus im Internet?”

Dieser Beitrag ist schon sehr lang, und ich habe erst die Titelgeschichten von einem Drittel des Isoliermaterials betrachtet. Das restliche Technikgeschehen der Jahre 1997–2000 wird unbesichtigt bleiben müssen.

Wenn man viel Geduld hat, findet man alle diese Beiträge im Heft-Archiv der c’t. Sie kosten allerdings nach wie vor Geld: der Artikel über Telefon-CDs zum Beispiel 2,49 €. Das ist fast so viel, wie ich damals für das ganze Heft bezahlt habe! Vielleicht hebe ich den Stapel lieber noch mal 20 Jahre auf, wer weiß, wann man schnell etwas über “SMS in der Praxis” herausfinden möchte.

Das Bett ist jetzt nach unten hin mit 30 mm Styropor isoliert. Bitte schreiben Sie mir nicht, dass das Wasserbettenvinyl durch die Ausdünstungen des Styropors vor der Zeit brüchig werden wird. Ich erwarte so dramatische Stromeinsparungen, dass ich mir vom Unterschied jedes Jahr eine neue Wassermatratze kaufen könnte. Die c’t ist ein interessantes Magazin voll nützlicher CD-ROMs, aber ein lausiges Isoliermaterial.

Kathrin Passig

27. Februar 2018

Eine Woche unbeabsichtigte Techniktagebuch-Funkstille

Vor etwa einer Woche änderte ich nach langer Zeit mein Facebook-Passwort. Das sollte man sowieso häufiger tun, sagen die Menschen, die davon Ahnung haben. Ich komme darauf, als das Netzwerk mich darüber informiert, dass Unbefugte versuchten, sich Zugang zu meinem Account zu verschaffen.

In den folgenden Tagen merke ich dann anhand von Einlog- und Fehlermeldungen, an wie vielen Stellen ich meinen Facebook-Zugang mit anderen geteilt habe. Es ist schon erstaunlich, was sich in all den Jahren so ansammelt. Eine gute Methode, um einmal alles zu überprüfen.

Woher ich allerdings keine Fehlermeldung bekomme, ist Twitter. Ich habe den Techniktagebuch-Twitter-Account über meine Facebook-Schnittstelle mit der Techniktagebuch-Facebook-Seite verknüpft. Das ermöglicht es, trotz fehlender direkter Tumblr-Schnittstelle ohne Mehraufwand neue Beiträge direkt auf Facebook zu publizieren. Wegen meiner Passwort-Änderung war dort allerdings in den letzten Tagen nichts los.

Wie es mir aufgefallen ist? Facebook mahnte mich heute Morgen an:

> 631 Personen, denen „Techniktagebuch“ gefällt, haben seit einiger Zeit nichts von dir gehört. Poste einen Beitrag.

Jetzt ist es offenbar (nach etlichen Klicks) wieder so, dass die 631 Personen über neue TT-Beiträge informiert werden.

Johannes Mirus

28. Februar 2018

Mindestens acht Jahre Lieblingstweets

Ich veröffentliche in meinem Blog wieder monatliche Lieblingstweets. Aus der Techniktagebuchredaktion kommt (nicht zum ersten Mal) Protest über den Umstand, dass ich das in Form von Screenshots mache. Auch unter den Posts von Lieblingstweets wird in den Kommentaren hin und wieder darüber gemault: Leserinnen und Lesern wird es damit unmöglich gemacht, diese Tweets durch einfaches Anklicken selbst nachzufavorisieren. Wie immer verweise ich darauf, dass eine Zusammenstellung als Screenshots in jedem Browser, bei allen Plug-in-Einstellung und auch noch nach Jahren sichtbar ist – im Gegensatz zu Tweet-Listen anderer Blogs, die eigens dafür angebotene Software nutzen oder auch nur die Einbindefunktion von Twitter, die bei manchen Lese-Einstellungen nur den Text anzeigen oder gleich nur eine Fehlermeldung.

Und dann fällt mir ein, dass Screenshots (oder halt Abschreiben) die einzige Möglichkeit einer Veröffentlichung außerhalb von Twitter war, als ich Lieblingstweetlisten anfing. Nämlich, wie es aussieht, circa 2010; da finde ich die erste als solche deklarierte Liste bei mir.

Damals gab es so manche heutige Twitter-Funktion noch nicht. Beim Nachblättern stelle ich zudem fest, dass die Veröffentlichung per Screenshots von der Twitter-Website zudem zahlreiche Design- und Funktionsgenerationen festgehalten hat: Twittergeschichte.

Mal wieder ein paar Lieblingstweets

Mittwoch, 19. Mai 2010 um 14:36

Bei den Kindern der Nachbarn packt mich immer Mutterinstinkt. Oder wie heißt das, wenn man was totmachen will?

hoch21
Roman Held

Visitenkartenrest in der frischen Hose gefunden. Leg dir mal Karten zu, die beim Waschen nicht einschrumpeln, Pter Stnbacr von der Gnf GmH!

343max
Max Winde

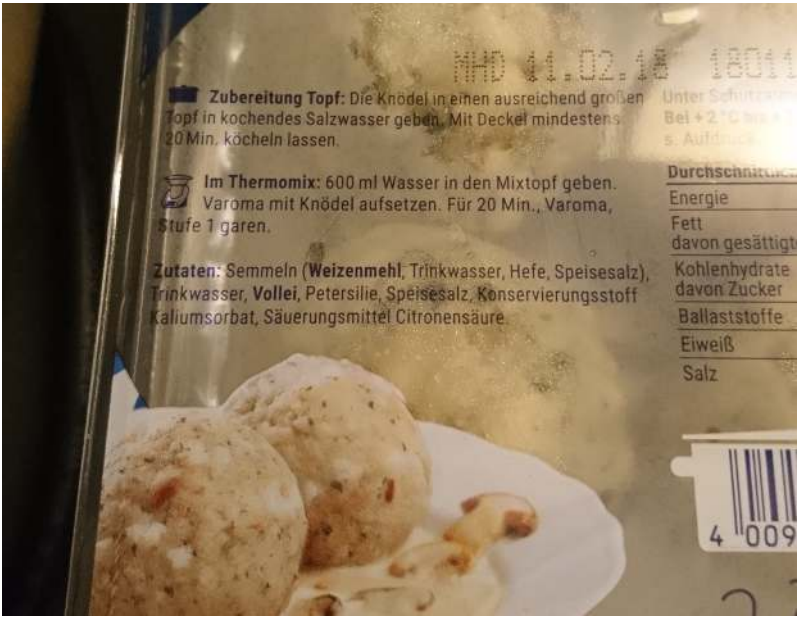
habe die reisefotos in zwei ordnern sortiert. ein kleiner ordner "malaysia"

die Kaltmamsell

Februar 2018

Zukunftsknödel

Ich kaufe eine Packung Fertigsemmelknödel der Firma Burgis. Zum ersten Mal halte ich ein Produkt in Händen, auf dem eine Zubereitungsanleitung für den Thermomix angegeben ist. Ein solches Gerät besitze ich sogar, doch heute muss ich wie in guten alten Zeiten den Infotext “Zubereitung Topf” lesen, denn ich befinde mich nicht zu Hause, sondern im Büro.



Torsten Gaitzsch

Februar 2018

Livebericht von der Lügenwäsche

Die vor nicht allzu langer Zeit erworbene Waschmaschine verfügt über eine ganze Reihe bislang unbenutzter Programme. Da meine Jacke zuletzt mit hässlichen weißen Waschpulverrestflecken aus der Maschine kam, habe ich beschlossen, diesen mit dem kürzest möglichen Waschprogramm zu Leibe zu rücken. Hierzu will ich das Schnellschnellschnell-Programm der Maschine verwenden, das 30, in der Speedversion sogar nur 15 Minuten dauert. Mehr, so denke ich mir, wird ja wohl nicht nötig sein, um ein bisschen Waschmittel herauszuwaschen.

Über das Waschergebnis kann ich leider noch nicht berichten, wohl aber darüber, dass es sich beim Schnellschnell-Programm um einen ausgemachten Fakewaschgang handelt: Vor 12 Minuten zeigte die Maschine an, dass der Waschgang noch drei Minuten dauern würde. Der viele sichtbare Schaum im Bullauge machte mich da schon skeptisch. Eben habe ich erneut nachgeschaut, und nun soll der Waschgang noch 8 Minuten dauern. Es ist ein bisschen wie einer dieser File-Transfer-Fortschrittsbalken, bei denen man zunächst denkt “ach ja, eine Stunde, geht ja noch” und wenn man dann kurz weg schaut, steht der Balken auf “Noch 12 Jahre” und man verliert sämtlichen Lebenswillen.

Die Maschine hat es sich aus gutem Grund anders überlegt, werden fachkundige Menschen einwenden, aber das lasse ich nicht gelten. Der Fortschritt muss schon einigermaßen pünktlich sein. Ein Dreiminuten-Ei sollte nicht eine Woche garen, eine Fünfminuten-Terrine nicht stundenlang kochen müssen. Und eine Fünfzehnminutenwäsche sollte nicht länger als eine halbe Stunde dauern. Alles andere ist doch Lügenwäsche.

Nach dem Verfassen der oben stehenden Zeilen sehe ich erneut nach der Wäsche. Inzwischen ist der Waschgang beendet. Aber, leider ist das Bullauge von innen noch ganz und gar schaumbärtig und damit auch meine Jacke. Ich

schalte also die Maschine erneut ein, diesmal auf “Spülen”. Das soll 24 Minuten dauern. Das nächste mal nehme ich wohl besser gleich das Langsam-Langsam-Waschprogramm, das soll ja auch Öko sein. Und vermutlich bin ich dann auch schneller mit Waschen durch.

Mia Culpa

1.3.2018

Das Zwei-Monats-Ritual

Ich gehöre zu den – offensichtlich immer weniger – Menschen, die eine Armbanduhr nicht nur als Statussymbol besitzen und tragen, sondern davon tatsächlich auch die Uhrzeit ablesen. Und, auch wenn das im Zeitalter der Smartphones und elektronischen Kalender zugegeben seltener wird, zudem auf das Datum schauen.

Meine zwar elektrisch angetriebene, aber letztlich doch mechanische Analoguhr verlangt deshalb alle zwei Monate nach dem gleichen Ritual: Weil 31 Datumsfelder vorhanden sind, aber in manchen Monaten nur 30 gebraucht werden, muss ich von Hand das Datum einstellen. Und vor allem dran denken.

Nur Ende Februar oder Anfang März fällt das sofort auf: Der direkte Übergang vom 30. des Vormonats auf den 1. des neuen Monats kann einem schon mal durchgehen. Der 29. Februar hingegen ist selten genug, dass mir sofort auffällt: Huch, ist ja schon März.

Thomas Wiegold

02.03.2018

Batterie, Schmatterie

Bei verschiedenen saisonalen Checks, die ich meinem Renault Twingo (Baujahr 2012) im Frühling und Herbst 2017 angedeihen lasse, weist mich die ausführende Werkstatt darauf hin, dass laut Diagnosesoftware ein Austausch der Batterie von Nöten wäre. Da das Auto aber auch bei längeren Standzeiten stets ohne Mühen anspringt, und eine neue Batterie irgend einen zwar niedrigen, aber immerhin dreistelligen Betrag kosten würde, lehne ich höflich, aber bestimmt ab.

Im Winter 2018, der sich da, wo ich wohne und mein Auto parke, dann doch noch mit zweistelligen Minusgraden und 30cm Schnee bemerkbar macht, erinnere ich mich sorgenvoll an die Batterieerneuerungsermahnungen, nachdem das Auto eine Woche unbenutzt herumstand und auch davor nur ab und zu Kurzstrecken fahren durfte.

Wird es anspringen?

Ich beseitige die dicke Schneeschicht, kratze die Scheibe frei und drehe mit klammen Fingern und mulmigem Gefühl den Zündschlüssel.

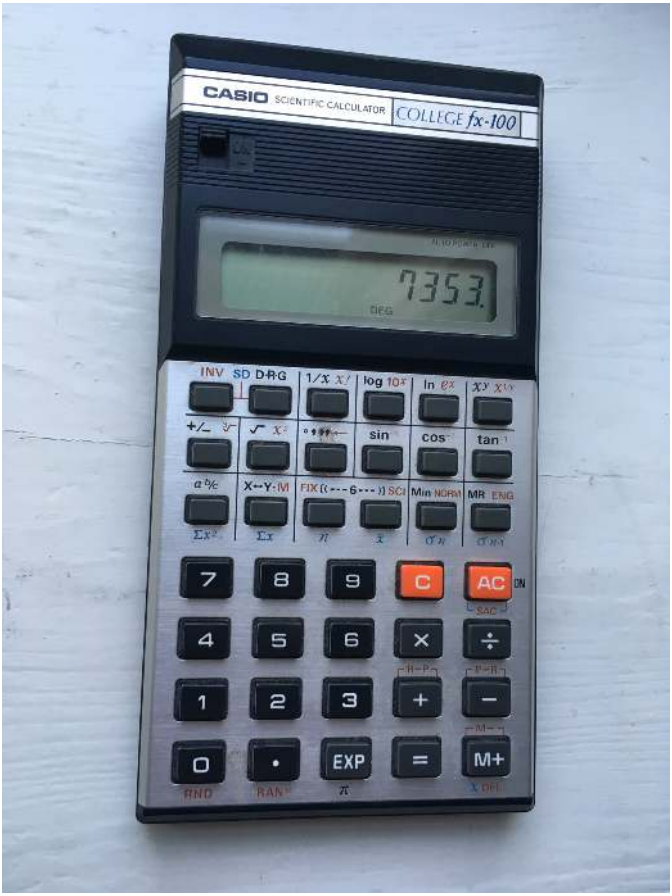
Ohne Mucken und Stottern startet der Motor – und ich glitsche aus der Parklücke.

schilderburger

Seit ca. 1984 bis mindestens 2018

Dreißigjähriges Dienstjubiläum schon vorbei und noch kein Ruhestand in Sicht

Diesen Casio-Taschenrechner erwerbe ich für meinen Mathematik-Leistungskurs in der gymnasialen Oberstufe.



Davor habe ich einen Texas Instruments TI-35 benutzt, den ich aber 2018 nicht mehr besitze und von dem ich auch nicht mehr weiß, was aus ihm geworden ist.

Irgendwann zu Beginn meines Studiums nehme ich klugerweise die Batterien aus dem Casio bevor ich ihn für viele Jahre in einer Kiste verstaue. Seit den 1990er Jahren habe ich eigentlich immer einen Computer in Reichweite, auf dem ich ein Taschenrechnerprogramm oder eine Tabellenkalkulation starten kann, wenn es mal rasch etwas auszurechnen gilt. So gerät der Taschenrechner langsam in Vergessenheit.

Seit 2009 kann ich auch einfach die Taschenrechner-App auf dem iPhone verwenden. Die „Taschenrechner“ früherer Handies habe ich kaum je benutzt.

Anfang 2018 werde ich von einem Azubi in unserer Firma gefragt, wo er denn einen nicht programmierbaren Taschenrecher für seine Zwischenprüfung herbekäme. Ich muss grinsen und werde ihm vermutlich den Casio-Rechner borgen.

Dass der nach über 30 Jahren noch gut funktioniert, weiß ich, weil meine Frau ihn im vergangenen Jahr ebenfalls für eine Prüfung verwendet hat. Man darf nur nicht vergessen, die Batterien nach Gebrauch wieder herauszunehmen.

Virtualista

2018-03-04

Freihändig ist möglich, aber verboten

Während der Oscar-Verleihung, auf dem besten Sendeplatz, macht Cadillac Werbung für seine neuen Modelle. Unter anderem ist zu sehen, wie der Fahrer auf einen Knopf drückt und dann die Hände vom Lenkrad nimmt. Das Auto steuert vollständig selbst. In kleiner Schrift steht darunter: »New York is not a hands-free driving state«.

André Spiegel

4. März 2018

Die Handschrift des Albtraums

In aufeinanderfolgenden Träumen geht es immer wieder um die Schwierigkeit der Kommunikation. Immer ist Aleks woanders, aber schon bald werden wir wegen einer Veranstaltung am selben Ort sein müssen. Hotelbuchungen, Übernachtungen, Komplikationen! Mia Culpa soll mich im Auto mitnehmen von Tübingen nach Karlsruhe oder umgekehrt, aber ich kann sie nur auf meinem allerersten Handy erreichen, per SMS. Wird sie meine Nachricht beim Autofahren überhaupt sehen können?

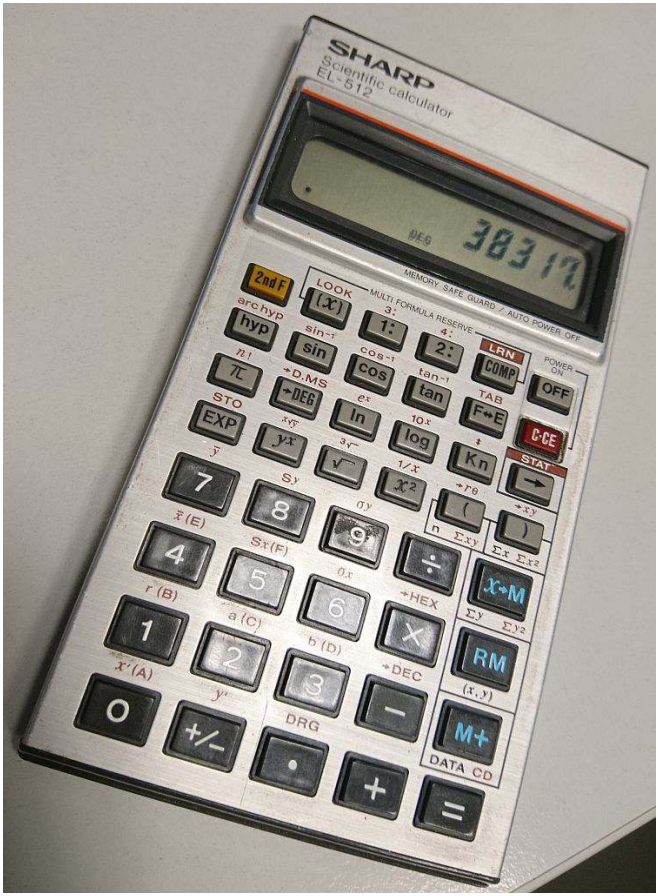
Mit Aleks kann ich überhaupt nur mit einem tischgroßen, schwarzen, komplizierten Gerät voller Ausklappdisplays und -tastaturen kommunizieren. Alles, was ich schreibe, erscheint auf einer Art Papiertischdecke, handschriftlich! Die Schrift ist ein hässliches Gekrakel, gegen Ende jedes Satzes werden die Wörter immer kleiner und die Zeile kippt steil nach oben, jeder neue Satz wird einfach irgendwo hingeschrieben, wo noch Platz ist. “Wofür tippe ich das denn hier ein, wenn es nachher aussieht wie von einem 13-Jährigen geschrieben?”, empöre ich mich über das sinnlose Gerät.

Kathrin Passig

Seit ca. 1982 bis mindestens 2018

Fünfunddreißigjähriges Dienstjubiläum schon vorbei und noch kein Ruhestand in Sicht

Ich lese im Techniktagebuch Virtualistas Beitrag über ihren 30 Jahre alten Taschenrechner und muss an das einzige technische Gerät erinnern, das mich gefühlt mein ganzes Leben begleitet: meinen Sharp EL-512.



Zurückgerechnet muss es 1982 gewesen sein, als ich ihn mir als Siebtklässler im Schreibwarengeschäft um die Ecke gekauft hatte, noch nicht ahnend, welche Möglichkeiten sich hinter all diesen merkwürdigen kleinen roten hieroglyphenartigen Schriftzeichen verbergen sollten. Als Jahre später im Mathe-Leistungskurs eine Klassenbestellung programmierbarer Taschenrech-

nern von Texas Instruments durchgeführt wurde, konnte ich dankend ablehnen, denn der Sharp EL-512 war ebenfalls programmierbar. Nicht nur dass er Platz für vier Programme bot, den obligatorischen Fakultät-69-Benchmark gewann er souverän gegen jeden anderen Taschenrechner, gegen die extrem langsamen Exemplare von Texas Instruments sogar haushoch. Vorteile verschaffte mir dies eher nicht, eine Sonderbehandlung durch den Lehrer war mir jedoch immer gewiss, da ich diesem als einziger Nicht-TI-Nutzer erklären musste, wie ich den EL-512 programmierte. Die Bedeutung der griechischen Symbole sollte sich kurze Zeit später ergeben, als Statistik auf dem Lehrplan stand, die Bedeutung von “HEX” und “DEC” spätestens dann, als ich mir das Programmieren in C beibrachte.

Seit dieser Zeit hat der EL-512 immer auf dem Schreibtisch neben der Computertastatur gelegen, und er tut dies bis heute. Der Griff zu ihm ist immer schneller als der Aufruf von “Strg+ESC calc RETURN” am Rechner, das Programmieren einer kleinen Formel und das anschließende Durchrechnen ist meistens schneller erledigt, als erst Excel zu starten und dort die Formeln einzugeben. Lediglich beim 69!-Benchmark muss sich der kleine, leicht ergraute EL-512 mittlerweile dem PC dann doch geschlagen gegeben.

Die beiden Knopfzellen des EL-512 musste ich in all den Jahren erst zwei Mal erneuern, einmal irgendwann während des Studiums in den 90ern (als er bei den Statistikklausuren auch der perfekte Begleiter war) und einmal erst kürzlich wieder. Erstaunlich, wenn man bedenkt, dass der Taschenrechner keine Solarzellen besitzt, um die Knopfzellen nachzuladen. Virtualistas Tipp der Batterieentnahme werde ich gegebenenfalls für meinen Backup-EL-512 beherzigen, den ich mir zwischendurch bei eBay für einen Zehner und für den Fall der Fälle ersteigert habe. Ein rundes Jubiläum darf es schon noch werden.

P. S.: Das obige Foto entstand im Februar 2017 bei eben jenem letzten Batteriewechsel. Wenn ich mir dieses Foto und das von Virtualista anschaue, so frage ich mich, ob auch heutzutage noch “Worte” in Taschenrechner eingegeben werden.

Dirk Hagedorn

März 2018

Selbst ein Windows Phone hat Vorteile (zumindest einen)

Bis vor kurzem war ich noch Besitzerin eines Windows Phones. Nachdem aber mehr und mehr Apps fast oder komplett unbenutzbar wurden, weil niemand mehr sich die Mühe macht, Updates für seine Windows-Apps anzubieten, habe ich mir doch ein Android-Smartphone zugelegt. Und bin begeistert: eine Twitter-App, die Tweets nicht nach 140 Zeichen abschneidet! Eine Podcast-App die a) Podcasts findet und b) nicht dauernd abstürzt! Und so viel mehr!

Aber was eine Sache angeht, vermisse ich mein altes Handy doch: Da ich auch einen Windows Rechner habe, lief die Synchronisation der Fotos immer ganz problemlos. Jedes Bild, das ich mit meinem Handy gemacht habe, war nur wenig später auf dem Rechner, wo ich es bearbeiten konnte oder irgendwo hochladen. Letzteres habe ich häufig getan, denn ich bin Ravelry-Mitglied – ein soziales Netzwerk, auf dem Strick-, Häkel- und Webbegeisterte Bilder ihrer Werke hochladen können. Da es aber eben nicht nur um die Bilder geht, sondern man auch Informationen über verwendete Materialen, Notizen zu Änderungen etc. geben kann, mache ich das lieber in Ruhe am Laptop und nicht am kleinen Smartphone-Bildschirm.

Mit dem Windows Phone war das auch kein Problem: Auf die Projektseite gehen, *Update Photos* klicken, dann *Upload from Computer*, den OneDrive Ordner auswählen, hochladen, fertig.

Ravelry bietet auch *Connect to Google Drive* an. Wenn man den Button oft genug drückt, verbindet es sich sogar damit. Und es sind auch unzweifelhaft meine Fotos ... die ich eine Woche vorher beim Spazierengehen gemacht habe. Die Socken, die ich vor einer halben Stunde fotografiert habe, sind nicht zu sehen. Unter *Help* weist mich Ravelry darauf hin, dass ich auf meinem Handy noch automatisches Synchronisieren mit Google Drive aktivieren muss. Das hatte ich tatsächlich noch nicht getan ... nur hilft das auch nicht. Auch wenn ich die ganze Seite neu lade, sehe ich keine Socken.

Dann fällt mir ein, dass ich nachdem ich die Fotos gemacht habe gleich eines getweetet habe. Ich gehe also auf mein Twitter-Profil, speichere das Bild und lade das dann bei Ravelry hoch. Einen Tag später versuche ich es noch einmal. Die Sockenbilder sind inzwischen bei Google Fotos, aber andere Bilder, die ich danach gemacht habe nicht.

Vielleicht fotografiere ich Gestricktes in Zukunft ja doch wieder mit meiner Digitalkamera. Die funktioniert noch ganz ohne Cloud und stattdessen mit SD-Karte, die man immer in den Rechner stecken muss, aber dafür sind die Bilder ganz sicher drauf. Und besonders bei Kunstlicht ist die Bildqualität auch besser.

Aoife

4.3.2018

Analog? Digital? Die Post mag keine Grauzone

Bislang hatte ich geglaubt, dass ich beim Versenden von Paketen der Deutsche-Post-Tochter DHL doch ziemlich weit entgegenkomme. Auf den Karton klebte ich immer einen Zettel mit ausgedruckter Absender- und Empfängeradresse, und die Empfängeradresse war dabei – eigentlich unverkennbar – so groß gedruckt wie die Schlagzeile einer Boulevardzeitung.

Aber das nützte nichts: Mein letztes Paket brauchte fast zwei Wochen bis zum Empfänger – die Sendungsverfolgung im Internet vermerkte drei Mal: *Das Paket wurde im Start-Paketzentrum falsch vorsortiert*. Erst ein beherztes Eingreifen der Social-Media-Hotline von DHL, an die ich mich hilfesuchend

via Twitter wandte, verhinderte den Dauer-Orbit dieses Pakets und sorgte für die Zustellung schon nach zehn Tagen. In einer Postfiliale frage ich dann mal nach, wie so was denn passieren könne, und bekam die verblüffende Antwort: Ich sollte doch den herkömmlichen Paketschein bei der Einlieferung nehmen; der Strichcode darauf sorge für die schnelle Weiterbeförderung.

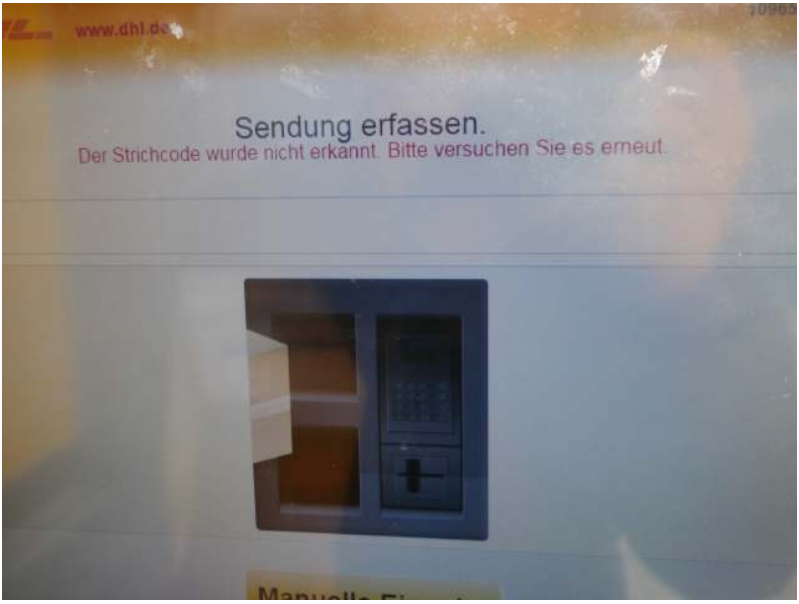
Nun wunderte mich zwar, dass eine Empfänger-Angabe in meiner krakeligen Handschrift mit einem Billig-Kugelschreiber der Postfiliale für Maschinen und Mitarbeiter besser lesbar sein sein soll als die in *Bild*-Schlagzeilen-Größe ausgedruckte Anschrift. Aber DHL dürfte die technischen und intellektuellen Kapazitäten von Maschinen und Menschen besser einschätzen können als ich; also stellte ich mich schon darauf ein, demnächst wieder alles auf den traditionellen Paketschein zu malen.

Zufällig schickte mir dann ein Freund ein Paket, das er via Internet frankiert und bezahlt hatte – und da waren ja all die schönen Strichcodes drauf, die DHL das Erkennen des Pakets ermöglichen. Also nutzte ich für mein nächstes Paket auch diese Möglichkeit, bezahlte das Porto via PayPal (zudem weniger als in der Filiale), druckte den Paketzettel aus, klebte ihn aufs Paket und wollte die Sendung schon für den morgigen Montag zum Wegbringen bereitlegen.

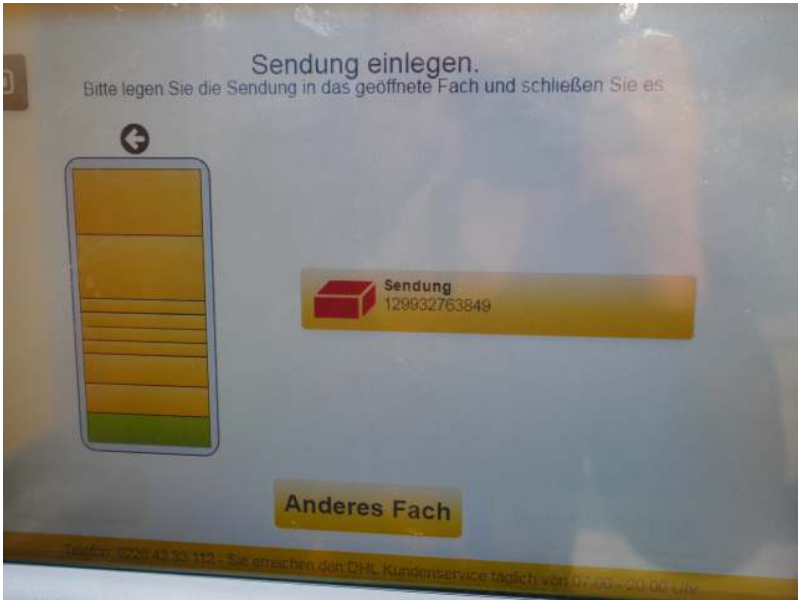
Doch auf der DHL-Webseite erregt nach Buchen, Bezahlen und Ausdrucken unter dem üblichen *Vielen Dank für Ihren Auftrag* ein weiterer Hinweis meine Aufmerksamkeit: *Es befindet sich eine Packstation in Ihrer Nähe. Mit der DHL Packstation in Ihrer Nähe können Sie Ihre Sendungen jederzeit versenden – auch ohne Registrierung*.

Das ist verlockend, denn zum einen ist diese Packstation nicht weiter entfernt als die nächste Postfiliale, zum anderen ist Sonntag und ich könnte das Paket sofort auf den Weg bringen. Die Anleitung dafür im Netz klingt einfach und einleuchtend. Also ausprobieren, andere haben das ja auch schon geschafft.

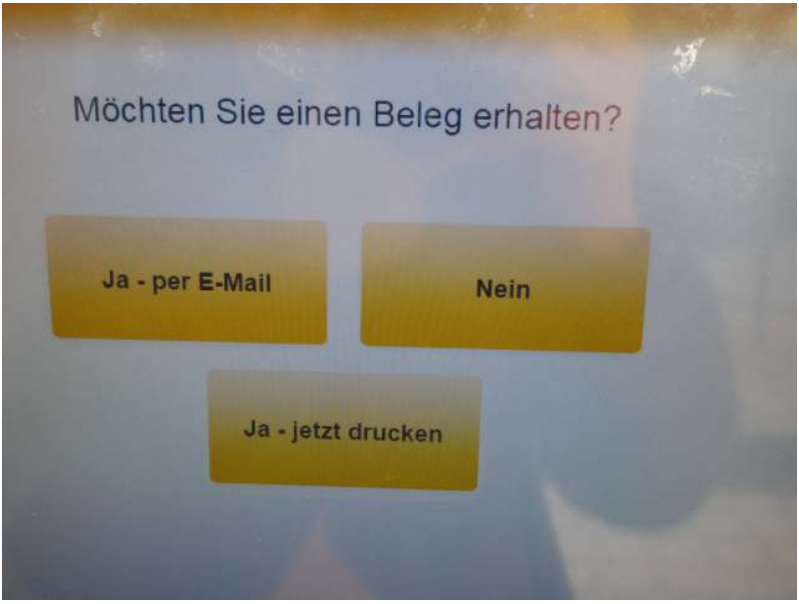
Das Display der Packstation hat eine so logische Benutzerführung, dass ich mich frage, warum so was nicht im Paketzentrum… aber ich schweife ab. Also wähle ich Versenden, muss mich dann aber eine Weile mit meiner Ungeschicklichkeit rumplagen:



Es bedarf einiger Versuche, das Etikett mit dem Strichcode richtig vor den Scanner zu halten (die Notfall-Option, den Code manuell einzugeben, will ich lieber nicht ausprobieren). Dann meldet das System Erfolg – ich kann die Fachgröße auswählen (und in der Tat, nach Laien-kompatiblen Kriterien wie Aktenordner- oder Schuhkartongröße), und schon öffnet sich eine Klappe der Packstation.



Der Rest ist einfach: Paket rein, Klappe zu. Am Ende gibt's dann aber noch einen kleinen Bruch in der digitalen Logistikkette. Die Station fragt mich nicht nur, ob ich einen Einlieferungsbeleg haben möchte, sondern auch, in welcher Form:



Natürlich will ich den per E-Mail, wenn ich schon alles bisher weitgehend online und papierfrei und so abgewickelt habe. Doch da wird's dann unlogisch: Wenn ich *Ja – per E-Mail* anklicke, soll ich meine E-Mail-Adresse eingeben, auf dem Touchscreen. Warum eigentlich? Schon bei der Buchung der Online-Paketmarke war ja die Angabe der Mail-Adresse zwingend; eine Rechnung habe ich da auch zugeschickt bekommen. Aber in der halben Stunde seitdem hat das System die Adresse vergessen?

Ich entscheide mich dann für *Ja- jetzt drucken* und halte Sekunden später den Beleg in der Hand.

Jetzt bleibt mir nur die Hoffnung, dass dieses Paket zügig reist und ausgeliefert wird und nicht ebenfalls mehrfach *im Paketzentrum falsch vorsortiert* wird. Ich habe alles dafür Mögliche getan.

Thomas Wiegold

7.3.2018

Ich will kein Tourist sein, noch nicht mal anonym und virtuell

Ich recherchiere schöne Aquarien in Europa und lande auf der Webseite des Aquariums von Genua.

Da mein Italienisch nicht so gut ist, möchte ich die Informationen in einer mir vertrauten Sprache lesen. Zur Auswahl steht neben Englisch auch Deutsch, aber ich finde es immer ein bisschen unangenehm als doofer deutscher Tourist aufzufallen, der überall Verständigung in seiner Muttersprache erwartet und wähle höflich und zurückhaltend Englisch aus.

Im Nachhinein könnte ich mir diese Entscheidung noch so schönreden, dass englische Übersetzungen meistens besser sind als deutsche, aber leider war der Gedankengang nicht so rational.

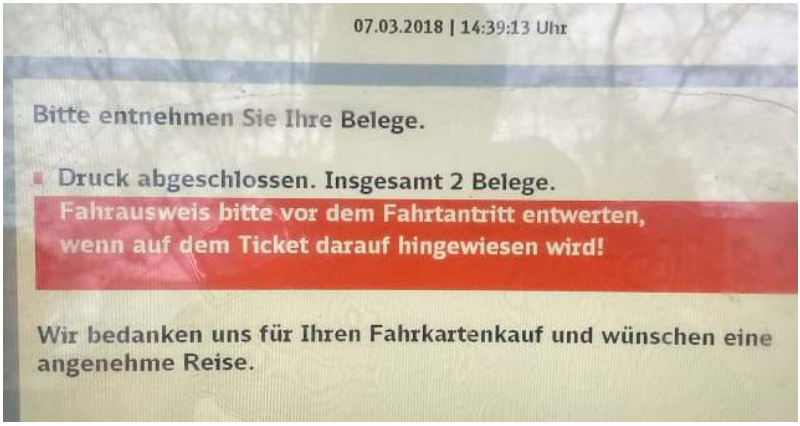
Anne Schüßler

7. März 2018

Verwirrende analoge Fahrscheinwelt

Ich habe schon auf dem Weg zum S-Bahnhof darüber nachgedacht, ob ich mir mit der "DB Navigator"-App ein Ticket kaufen soll (umständlich) oder doch endlich mal die BVG-App installieren. Früher (2015, 2016 immer noch) war sie Mist, aber in letzter Zeit höre ich gelegentlich, dass man sie inzwischen benutzen kann. Am einfachsten ist es, schon gekaufte Vier-Fahrten-Tickets im Portemonnaie zu haben, und deshalb kaufe ich mir auch diesmal wieder welche am Automaten.

Kontaktlose Zahlung beherrscht der Automat, anders als seine Kollegen von der BVG, noch nicht. Die S-Bahn gehört in Berlin historisch bedingt zu einem anderen System als die U-Bahn, also nicht zur BVG. Als ich nach Berlin gezogen bin, hieß das S-Bahn-System noch Reichsbahn, inzwischen heißt es wahrscheinlich einfach S-Bahn. Die Namensfrage beschäftigt mich gleich nach dem Ticketkauf, als ich im Techniktagebuch-Redaktionschat darüber klage, dass ich „der BVG" jetzt eine Mail schreiben muss, weil ich schon wieder von einem Automaten ausgeraubt worden bin. Ich habe 9 Euro bezahlt, den Preis für eine 4-Fahrten-Karte, aber nur zwei von den vier erwarteten Tickets bekommen. Der Automat hat sein Verbrechen sogar zugegeben!


07.03.2018 | 14:39:13 Uhr
Bitte entnehmen Sie Ihre Belege.
Druck abgeschlossen. Insgesamt 2 Belege.
Fahrausweis bitte vor dem Fahrtantritt entwerten,
wenn auf dem Ticket darauf hingewiesen wird!
Wir bedanken uns für Ihren Fahrkartenkauf und wünschen eine angenehme Reise.

Mit den Fotos gedenke ich meine Beschwerdeposition zu untermauern, damit niemand behaupten kann, ich hätte einfach zwei der vier Tickets im Automaten vergessen oder mir die ganze Geschichte nur ausgedacht. Normalerweise müsste da ¼, 2/4, ¾ und 4/4 stehen, auf vier einzelnen Tickets.

Markus Winninghoff sagt gleich, die Tickets seien jetzt doppelseitig bedruckt. Aber auf die Idee bin ich auch schon gekommen:

Ich betrachte noch mal die Vorderseite. Da sind schon Pfeile, die in zwei Richtungen deuten. Aber das könnte auch bedeuten, dass man sich aussuchen darf, wie herum man das Ticket in den Entwerter steckt. Ich würde mich jedenfalls nicht trauen, so ein Ticket zweimal zu verwenden. Die Pfeile sind der einzige Hinweis darauf, dass das eventuell erlaubt sein könnte.

So unmissverständlich ist es bei der BVG, oder war es zumindest vor wenigen Tagen noch. (Teile 1 und 3 nicht abgebildet)

Anne Schüßler findet das lustig, “weil die Viererticketts in Köln seit mindestens 1985 so sind. Soll heißen: Ich kenne Viererticketts nur so, dass sie von beiden Seiten abgestempelt werden.”

Beweisfoto:

Kathrin: ja, aber dann muss doch da deutlich draufstehen, dass man das darf

Anne: Andersrum könnte es mir sehr gut passieren, dass ich in Berlin ein Viererticket ziehe und mir einfach das erste nehmen und nicht raffen würde, dass ich auf ein zweites warten muss.

Anne: WER DRUCKT EIN VIERERTICKET AUF ZWEI TICKETS!

Anne: Das macht ja schon vom Namen her gar keinen Sinn.

Kathrin: gerade eben waren es noch vier! wie der Name schon sagt!

> Anne: EIN Viererticket! EINS! Es sind ja nicht vier Einertickets!
>
> Alexander Stielau: In Berlin war das doch auch so. Ein Ticket, vier mal stempeln, beide schmalen Enden einmal, dann umdrehen und auf der Rückseite noch mal.
>
> Markus Winninghoff: Kathrin, dafür fahren jetzt nimmer 5 Züge durch, während der Drucker die Tickets druckt.
>
> Alexander: Davor gabs fünfer Karten, die immer eine Ecke rechts oben weiter abgefressen haben, die hat man alle gleich eingeführt.
>
> Kathrin: stimmt, ganz vage Erinnerung an die früheren, also die mit vier stempelbaren Seiten. eventuell sind unter meinem Bett noch welche! oder als Lesezeichen in Büchern.

Dann wendet sich das Gespräch dem viel wichtigeren Thema Murmeltierstreicheln in Frankreich zu. Währenddessen suche ich nach *berlin s-bahn tickets* und finde folgende Auskunft:

> "Sie erhalten beim Kauf dieser Fahrkarte an den Verkaufsstellen 4 Wertabschnitte, die Sie jeweils vor Fahrtantritt entwerten müssen. Wenn Sie die Karte am Automaten kaufen, erhalten Sie 2 Wertabschnitte. In diesem Fall gilt ein Wertabschnitt für 2 Fahrten und muss auch 2 mal entwertet werden."

Ich beschließe, jetzt aber wirklich und gleich nach dem Aufbrauchen der verbleibenden anderthalb Zwei-bis-vier-Fahrten-Tickets nur noch die App zu verwenden. Für diese verwirrende analoge Welt bin ich zu alt.

Kathrin Passig

8. März 2018

Der Strom geht nach, die Uhren stimmen nicht mehr

Ich schicke Roger Stapleton, zu dessen Hobbys Spezialfragen der Zeitmessung gehören, den Link zu "Warum ein Streit auf dem Balkan die Radiowecker in Deutschland verstellte". Er antwortet:

> Erinnert mich daran, was mein Vater mir über elektrische Uhren erzählt hat. Im letzten Krieg arbeitete das britische Stromnetz an der Grenze seiner Kapazität, deshalb ging das Netz immer wieder tagsüber nach und nachts haben sie es schneller betrieben, damit die Uhren am nächsten Tag wieder stimmen.
>
> Er hat erzählt, dass das gelegentlich nicht klappte, weil die Abweichung zu groß war, um sie in einer Nacht aufzuholen. Dann haben sie in den BBC-Nachrichten durchgesagt, dass elektrische Uhren vorgestellt werden müssen, und auch angesagt, um wie viele Minuten. Ich glaube, er hat was von einer Abweichung um die 20 Minuten gesagt.
>
> Man weiß natürlich nicht, ob das ein Trick war, damit es so aussehen sollte, als ginge es uns schlechter, als das tatsächlich der Fall war, also ob das alles nur "Fake News" für die Deutschen waren ;-)
>
> Oder vielleicht auch, um die Moral der Briten zu stärken, damit man sieht, wie gut wir mit solchen Problemen zurechtkommen!
>
> Ich erinnere mich, dass in Kraftwerken noch lange nach dem Krieg eine elektrische Uhr und eine mechanische nebeneinander angebracht waren, damit man auf solche Fehler kontrollieren konnte. Ich weiß, dass ich das im Kraftwerk von York gesehen habe, und ich glaube, auch in Calder Hall (so hieß das damals, als Atomkraft noch eine feine Sache war), als ich um 1964 dort war.

Er bittet, bei der Veröffentlichung darauf hinzuweisen, dass es sich um die Erinnerungen eines Siebzigjährigen an Dinge handelt, die er als noch nicht Zehnjähriger erzählt bekommen hat. “Memories can sometimes get a bit distorted over that period!”

Roger Stapleton, übersetzt von Kathrin Passig

08.03.2018

Mittagessen, lecker

Alle meine Kinder haben Smartphones, und alle Kinder haben immer Hunger. Also muss ich jede Woche sehr viel einkaufen. Und zubereiten. Ich habe in meinem Leben für die Kinder schon ungefähr 12.000 Mittagessensportionen gekocht, wenn ich mich nicht arg verrechnet habe. Mit anderen Worten: mir hängt die Planerei sehr zum Hals raus. Selbst wenn wir ein Essen bestimmt haben für den Tag: Ich stehe im Laden und habe die Hälfte der Zutatenliste nicht mehr im Kopf. Ich bin ein wenig zerstreut. Immer schon gewesen.

Neuerdings haben wir Wunderlist. Die Kinder legen Listen an, mit der entsprechenden Mahlzeit im Titel. “Burgerliste” gibt es, da stehen dann Dinge wie “Brötchen”, “Ketchup” und “Salat” drin. Sehr gut auch, dass die Kinder noch während ich einkaufe, vom Sofa aus weitere Zutaten auf die Listen schreiben können. Regelmäßig tauchen dann “Chips, wichtig!!”-Einträge auf, die ich beherzt wegklicke.

Heute bitte ich also ein Kind, mir seine Mittagessenswünsche per Liste mitzuteilen. Es weiß, dass ich noch nicht ganz sattelfest mit der App bin, daher benennt es den ersten Punkt in der Liste mit “Mama hier mal klicken” und ich klicke (tippe? tappe?) und lese “

Mama, ich hab dir ab und zu was dazu notiert, lies es genau.”

Die Liste ist sehr kurz. Auf Punkt 2 “Chips, wichtig!!” folgt “Pudding”, “was Süßes” und “Mittagessen, lecker”.

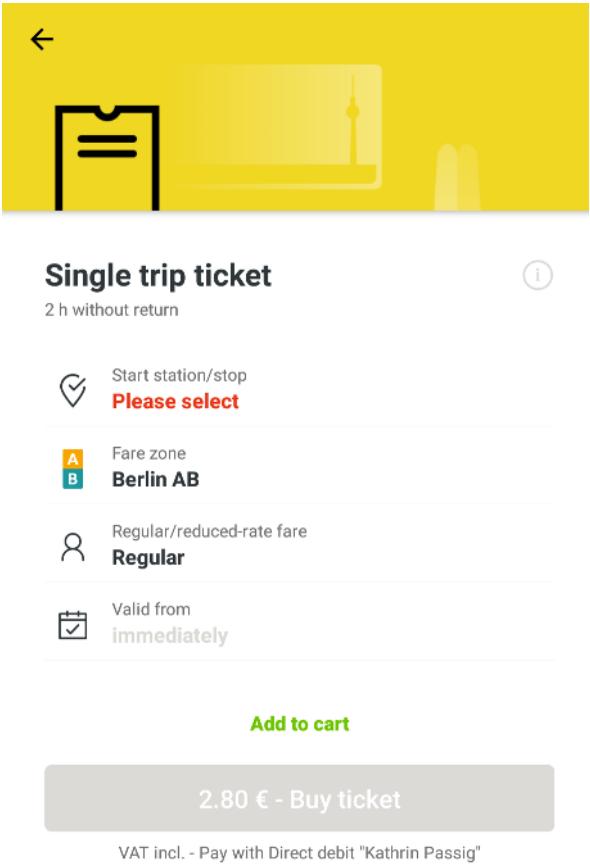
Pia Ziefle

8. März 2018

Öffentlicher Nahverkehr, du bist fei scho a Straf (insbesondere deine Apps)

Ich möchte meine Ankündigung von gestern wahrmachen und suche im Google Play Store nach der BVG-App. Es gibt mindestens zwei, “BVG Tickets” und “BVG Fahrinfo Plus”. Fahrinfo als solche brauche ich eigentlich nicht, das kann Google sicher schöner. Deshalb versuche ich es zuerst mit “BVG Tickets”, denn wo weniger Funktionen sind, können auch weniger Funktionen defekt sein.

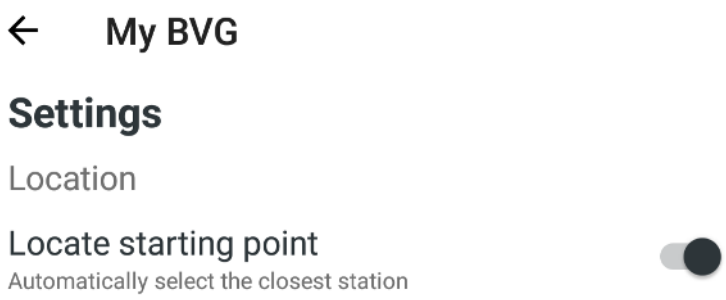
Es ist wirklich eine schöne, benutzerfreundliche App. Die Anmeldung ist nicht ganz so geschmeidig wie bei der ÖBB, lässt sich aber (mit der üblichen Wartezeit auf die Mail mit dem Registrierungs-Bestätigungs-Link) gut aushalten. Besonders erfreulich: Ich muss endlich nicht mehr den Start- und den Zielbahnhof von Hand eingeben wie in der “DB Navigator”-App, die meinen Standort nur bei schönem Wetter und richtiger Konstellation der Gestirne manchmal erkennt, aber nie dann, wenn ich es eilig habe. Der Standort wird automatisch erkannt und das Ziel ist egal! Nur wenn ich wirklich mal die Zone AB verlassen wollte, müsste ich das angeben. Ein Ticket ließe sich also mit nur zwei Bewegungen kaufen: einmal auf “Single trip ticket” tippen und einmal auf “Buy ticket”.



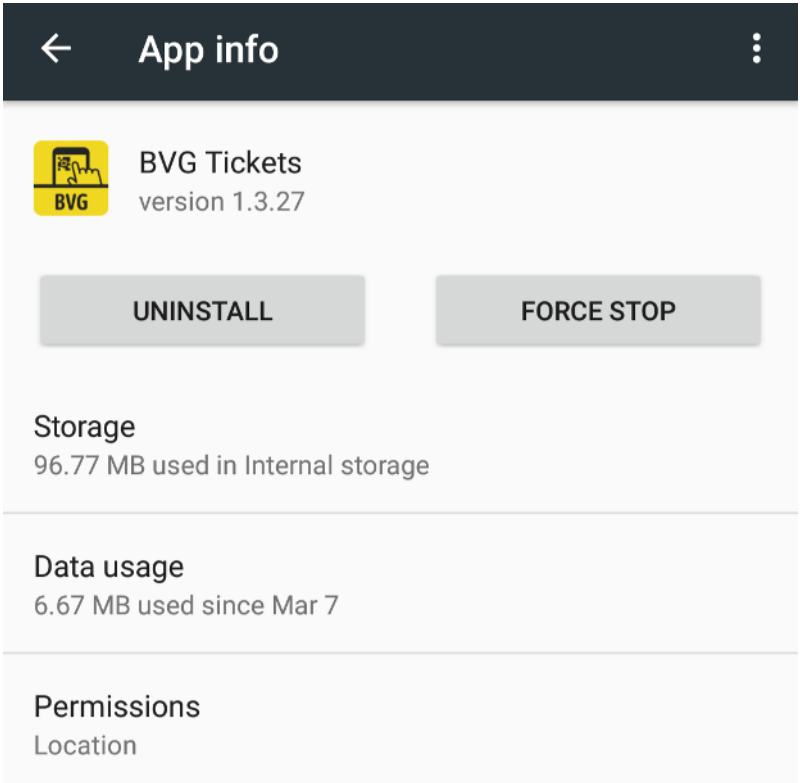
So schön könnte das Leben sein.

Theoretisch.

Praktisch erkennt die App meinen Standort nicht (weshalb der Screenshot an dieser Stelle ein “Please select” zeigt). Ich schalte die Standortabfrage in der App ein.

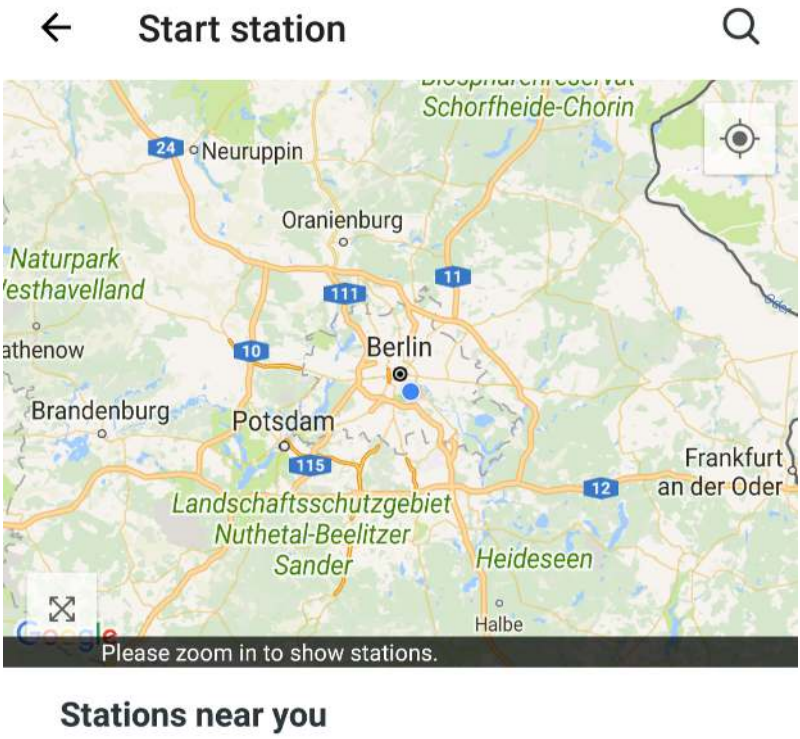


Ich schalte sie in den App-Einstellungen meines Handys ein.

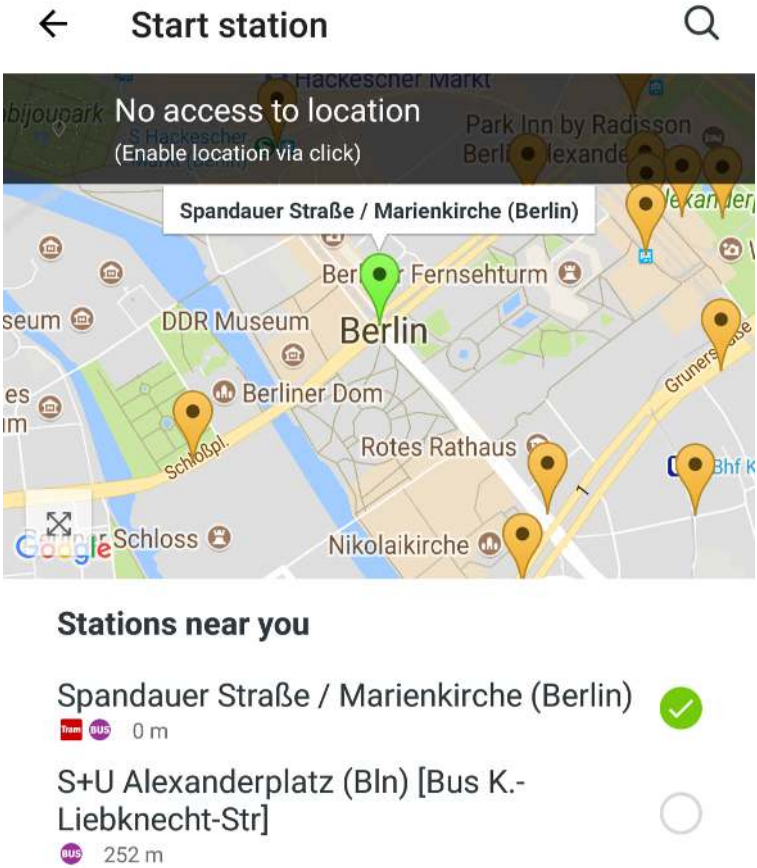


Ich schalte alles wieder aus, starte die App neu, schalte die Standortabfrageberechtigungen wieder ein. Es geht nicht.

Wenn man der Aufforderung “Please select” folgt, zeigt die App eine Karte an.

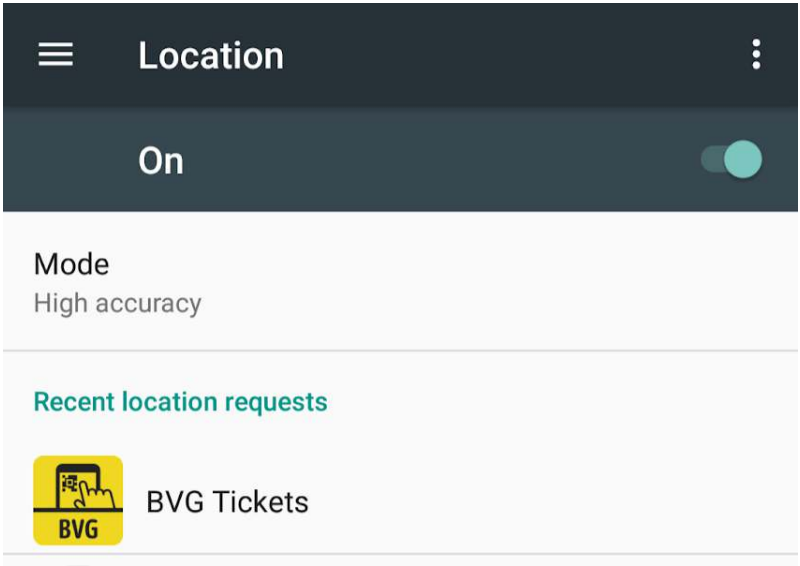


Der kleine blaue Punkt neben “Berlin” ist mein aktueller, korrekter Standort. Ein paar Sekunden vergehen, dann weiß die App davon nichts mehr und versetzt mich in einen mehrere Kilometer entfernten Stadtteil. Hier ist offenbar der Mittelpunkt Berlins:



“No access to location – Enable location via click” steht da. Aber was für ein Klick? Worauf? Der schwarze Balken ist nicht berührungssensitiv.

Das Handy kommuniziert währenddessen offenbar erfolgreich mit der App über meinen Standort:



Vielleicht versuche ich es doch lieber mit der “BVG Fahrinfo Plus”-App.

Ich installiere die App, und erfreulicherweise benutzen beide das gleiche BVG-Kundenkonto, so dass ich mich hier kein zweites Mal zu registrieren und auf die Bestätigungsmail zu warten brauche. Ich sehe nach, ob meine Bankverbindung auch übernommen wurde, aber das ist nicht der Fall.

Ich gebe meine Bankverbindung ein. Ich lese im Kleingedruckten, dass das eine Schufa-Abfrage nach sich zieht und man, wenn die Abfrage ein negatives Ergebnis liefern sollte, nur mit der Kreditkarte bezahlen können wird. Wenn das so ist, zahle ich doch lieber gleich mit der Kreditkarte.

Ich hole meine Kreditkarte und gebe die Kreditkartendaten ein. Bei ihrer Speicherung wird einmalig zu Testzwecken ein Euro abgebucht, den ich danach wieder zurückbekomme. “There you incur no costs in this case”, sagt die App. Sie sagt es auf Englisch, weil das die Spracheinstellung auf meinem Handy ist.

Aber die Daten lassen sich nicht speichern. Auch nicht im zweiten und dritten Versuch. Erst soll ich meine Adressdaten eingeben.

Ich gebe meine Adressdaten ein.

Die Kreditkartendaten sind jetzt natürlich nicht mehr da.

Ich hole die Kreditkarte wieder heraus und gebe die Kreditkartendaten noch einmal ein. Diesmal lassen sie sich speichern.

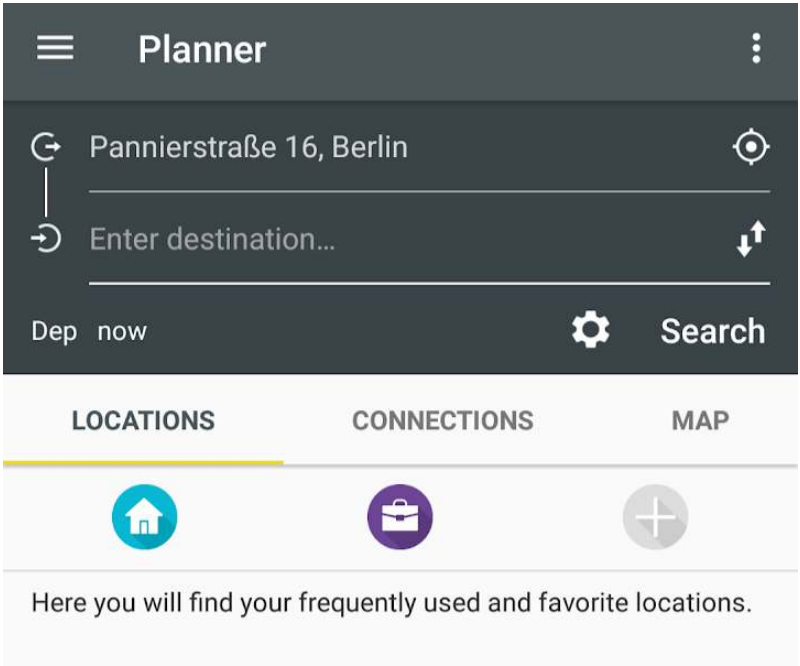
Jeder Speicherversuch hat mich einen Euro gekostet:

Heute

BVG App Onlineshop 8 März, 2018	- 1,00 €
BVG App Onlineshop 8 März, 2018	- 1,00 €
BVG App Onlineshop 8 März, 2018	- 1,00 €
BVG App Onlineshop 8 März, 2018	- 1,00 €

Vielleicht bekomme ich die auch alle vier wieder zurückerstattet, wer weiß.

Aber die Qualen waren nicht umsonst! Die “BVG Fahrinfo Plus”-App erkennt meinen Standort (so ungefähr). Nur das Ziel müsste ich weiterhin von Hand eingeben.



Demnächst probiere ich dann mal den Ticketkauf aus. Oder ich lasse es bleiben, gehe überallhin zu Fuß und höre dabei “Öffentlicher Nahverkehr” auf Endlosrepeat. Das ist wahrscheinlich am einfachsten.

> Öffentlicher Nahverkehr, du bist fei scho a Straf!
> Öffentlicher Nahverkehr!
> Öffentlicher Nahverkehr!
> Öffentlicher Nahverkehr!
> Öffentlicher Nahverkehr!

Update: Das Standortproblem der schönen und benutzerfreundlichen “BVG Tickets” App wird einige Stunden später durch den alten Supporttrick “Starte doch mal das Handy neu” von Felix Lorenz behoben. Ticketkauf mit zweimal Tippen, hurra!

Kathrin Passig

8. März 2018

Die Mutter aller Powerbanks

Oder was passiert eigentlich, wenn man so ein Carsharing-Elektroauto “trocken” fährt?

9. März 2018

“Handysignatur-Hotspots” für die “Bürgerkartenumgebung”

Ich informiere mich online, wie ich ein österreichisches Volksbegehren aus dem Ausland unterschreiben kann. Das erste Ergebnis bei Google ist eine Seite von help.gv.at die nicht lädt (Timeout). Der zweite Link führt auf bmi.gv.at, das österreichische Innenministerium.

Der Absatz über Auslandsösterreicherinnen und Auslandsösterreicher macht mir zunächst Hoffnung: “Seit 1. Jänner 2018 können auch Österreicherinnen und Österreicher mit Hauptwohnsitz im Ausland ein registriertes Volksbegehren unterstützen oder im Eintragungsverfahren für ein Volksbegehren unterschreiben.”

Man muss dazu in der Wählerevidenz eingetragen sein. Das bin ich sogar und ich wurde auch über bevorstehende Wahlen per Email (Nationalrat 1 mal, Bundespräsident 4 Mal) immer informiert. (Das mit den Wahlkartenkuverts ist eine andere Geschichte.)

Ich bin schon ganz zuversichtlich. Klingt ja nicht so schlecht. Dann folgt die ernüchternde Erklärung. Man hat zwei Möglichkeiten

1. “Online von jedem internetfähigen Gerät aus, mit einer österreichischen „Bürgerkartenumgebung“ (d. h. einer „Handysignatur“, die einem österreichischen Mobiltelefon zugeordnet ist, oder einer Bürgerkartenfunktion auf einer Chip-Karte – zumeist der österreichische Sozialversicherungskarte „E-Card“)“

2. Fahr halt nach Österreich.

Ich geh davon aus, dass nicht das Handy, sondern die SIM-Karte österreichisch sein muss. Und ich hab keine österreichische Handynummer mehr. Es hilft mir also auch nicht, dass “Eine ‘Handysignatur’ (...) im Ausland

derzeit an acht Handysignatur-Hotspots beantragt werden [kann] (Berlin, Bern, Brüssel, London, Madrid, Mailand, München, Stockholm).” Außerdem schreckt mich das Wort “Bürgerkartenumgebung” ab. Wenn ich sowas lese, denke ich automatisch an ein Kastl, in das man die Bürgerkarte stecken muss und das nur mit Windows XP und Vista funktioniert und auch nur wenn man Java installiert hat und/oder Flash.

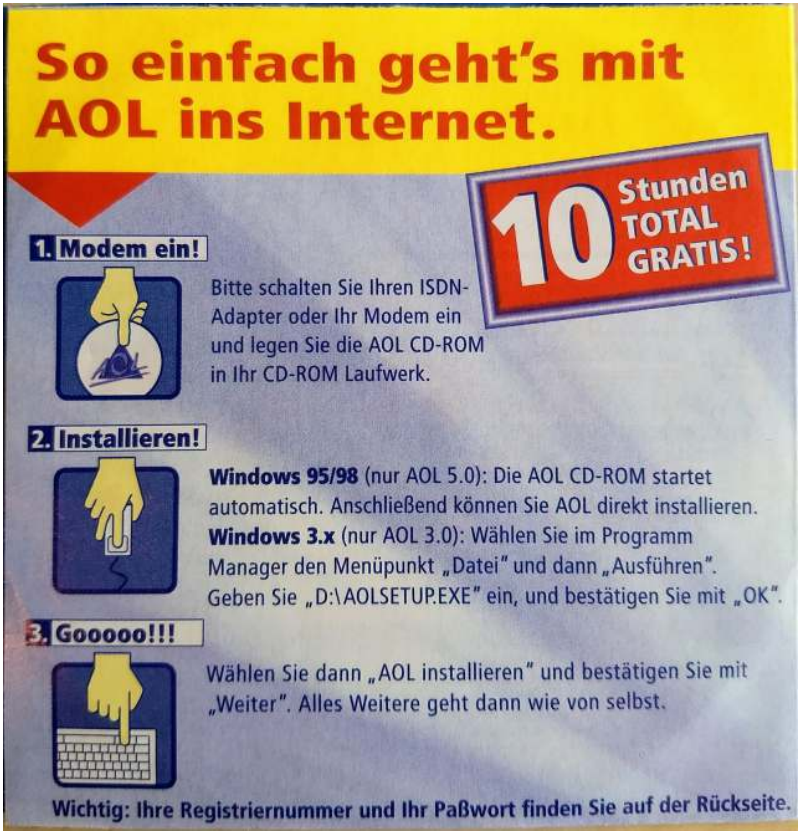
verenka

2000 und 2018

Zum ersten Mal im Internet, mit Telegramm-Funktion!

Ich muss noch mal auf die AOL-CD zurückkommen, die ich unter meinem Bett gefunden habe. Inzwischen habe ich nämlich die beiliegende Anleitung entfaltet, und sie ist voll mit faszinierenden Informationen aus dem Jahr 2000.

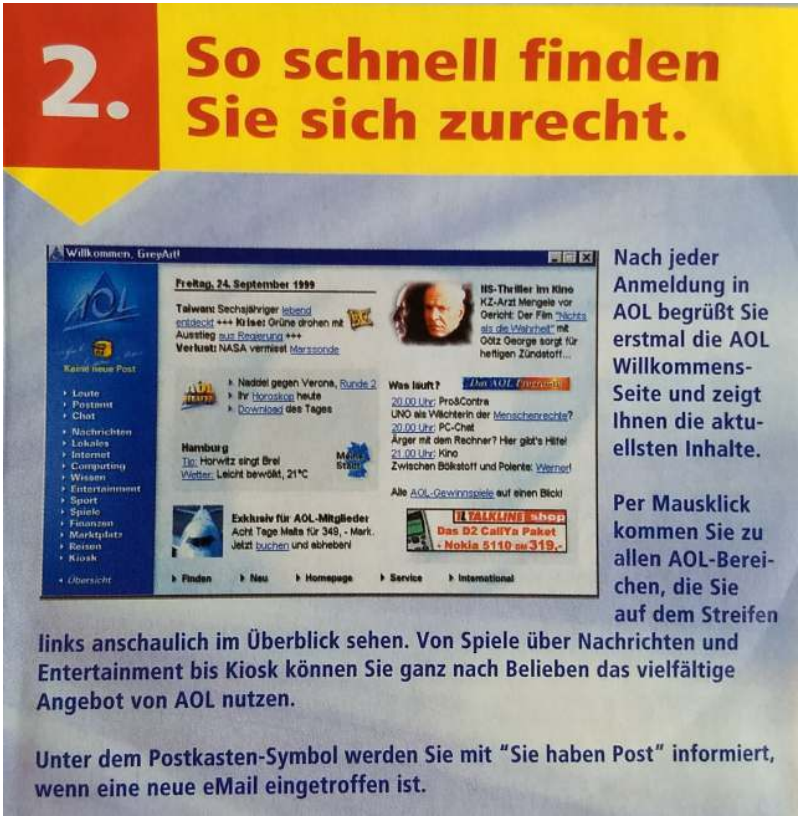
Der Einstieg kommt mir aus heutiger Sicht schon mal gar nicht so einfach vor:



Was ein "ISDN-Adapter" gewesen sein könnte, weiß ich gar nicht mehr. Man brauchte Windows 95 oder 98, aber auch mit Windows 3.x ging es noch. Es muss im Jahr 2000 also noch Menschen gegeben haben, die nicht mal Windows 95 hatten. "AOLSETUP.EXE", so war das früher, Dateinamen hatten maximal acht Buchstaben, Großbuchstaben. Ob alles Weitere dann wirklich wie von selbst geht, kann ich nicht ausprobieren, weil ich weder einen ISDN-Adapter noch ein Modem noch ein CD-ROM-Laufwerk noch Windows

3.x oder 95 oder 98 habe. Nur noch die AOL-CD ist aus dieser Zeit übriggeblieben wie ein Saurierknochen oder eine Münze aus der Römerzeit. Alle Weichteile sind längst verrottet.

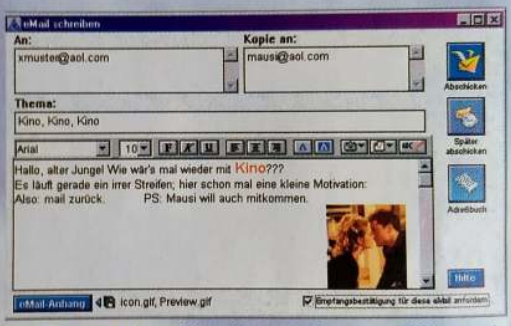
Am interessantesten scheint mir Punkt 7: Senden Sie Ihr erstes Telegramm. Aus heutiger Sicht undeutbar, sind womöglich echte Telegramme gemeint? Aber erst mal zurechtfinden:



Das Symbol für E-Mail ist 2018 immer noch ein Briefumschlag. Aber 2000 gab es außerdem einen Briefkasten (in der blauen Spalte links), in dem diese Briefumschläge landeten, und einen Menüpunkt "Postamt". Den "Marktplatz" würde man heute vermutlich auch noch so nennen, aber was mag der "Kiosk" geboten haben? Dosenbier ... wahrscheinlich eher Zeitungen ... waren Zeitungen damals überhaupt schon im Internet?

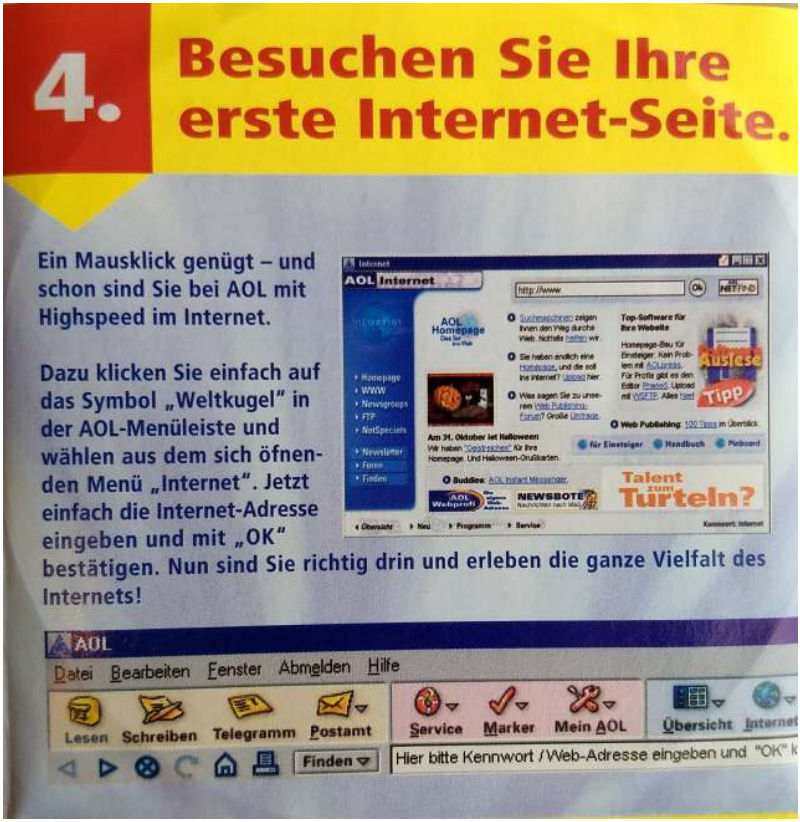
3. Senden Sie Ihre erste eMail.

Es ist ganz einfach: Unter „An" die eMail-Adresse des Empfängers eintragen, unter „Thema" einen Hinweis auf den Inhalt geben, dann die Nachricht ins Textfeld schreiben – und ab die Post mit Klick auf den Button „Abschicken"! Wenn Sie wollen, können Sie sogar Bilder und Dateien anhängen.



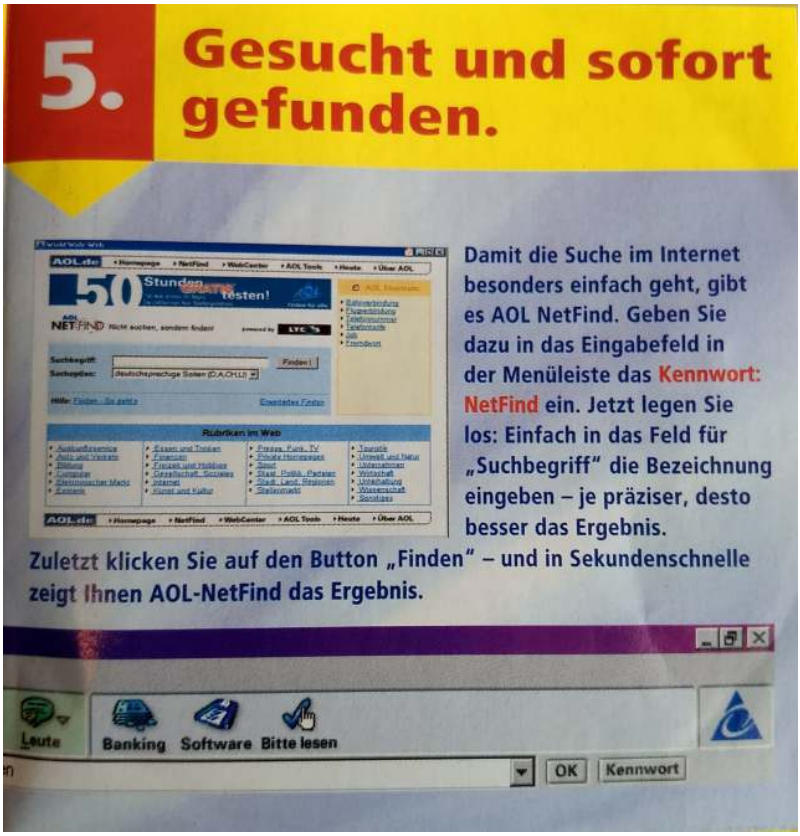
AOL bietet Ihnen 7 eMail-Adressen, z.B. 1 für Privat, 1 für die berufliche Nutzung und weitere 5 für Ihre ganze Familie. Wählen Sie einfach in der Symbolleiste die Option „Mein AOL" aus und richten Sie sich so Ihre weiteren eMail-Adressen ein.

Mail funktioniert nicht wesentlich anders als heute. Überraschend ist hier für mich, dass ich die "7 eMail-Adressen", die die CD verspricht, als 7 Adressen für die Anmeldung an verschiedenen Orten gedeutet habe, 7 Pseudonyme für dieselbe Person quasi. Aber eine ist für die private Nutzung, eine für die berufliche und "weitere 5 für Ihre ganze Familie". Ob der Inhaber des Accounts und Verfasser der Beispielmail dann auch den gesamten Mailverkehr von "Mausi" und der restlichen Familie mitlesen kann, bleibt offen.



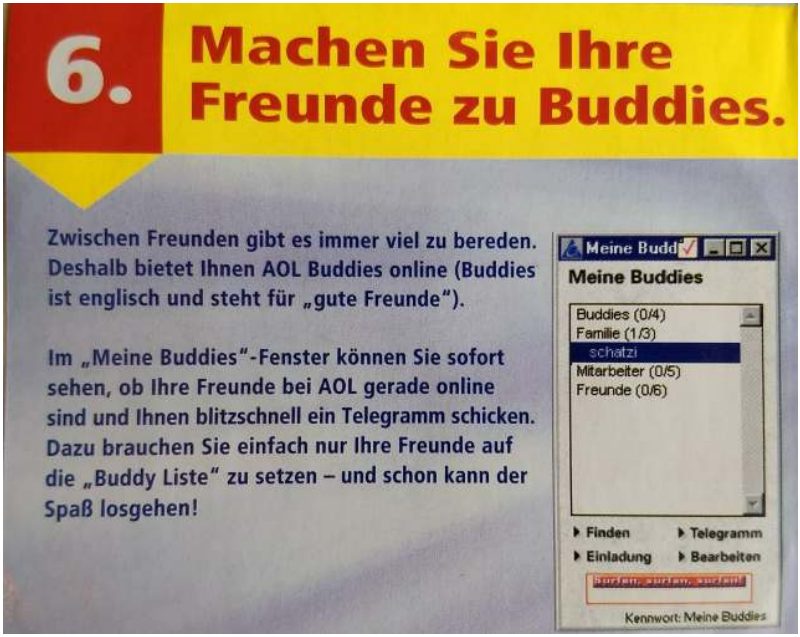
Hihi, "mit Highspeed", genau wie heute, nur anders. Stimmt ja, man war bei AOL noch gar nicht im Internet, man war erst mal nur bei AOL, das – so wie heute Facebook – ein autarkes System bildete, eine Art Internet im Internet. Die Person, die diese Anleitung getextet hat, fand das auch nicht so toll: Erst wenn man auf die Weltkugel klickt, ist man "richtig drin" und erlebt

“die ganze Vielfalt des Internets”. In der blauen linken Spalte: “Homepage”, “WWW”, “Newgroups”, “FTP”, rätselhafte “NetSpecials”, “Newsletter”, “Foren” und eine Suchfunktion.



AOL muss wohl eine eigene Suche gehabt haben, “NetFind”, powered by Lycos. “Nicht suchen, sondern finden!” Wikipedia dazu: “Der Artikel ‘NetFind’ existiert in der deutschsprachigen Wikipedia nicht”, in der englischsprachigen auch nicht. Lycos gibt es nicht mehr.

Man kann seine Freunde zu “Buddies” machen, und ich vermute, bei aller Blödheit des Wortes war das eine klügere Wahl als der Begriff “Freunde” bei Facebook, der viel zu viele Artikel nach sich gezogen hat, in denen sich die Verfasser sorgenvoll fragen, ob Facebookfreunde denn *echte* Freunde sein können.

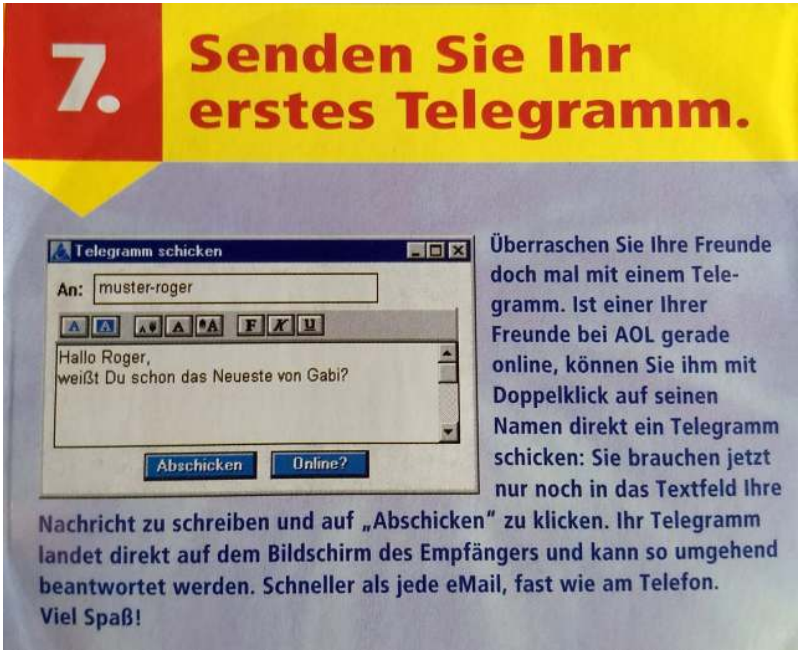


6. Machen Sie Ihre Freunde zu Buddies.

Zwischen Freunden gibt es immer viel zu bereden. Deshalb bietet Ihnen AOL Buddies online (Buddies ist englisch und steht für „gute Freunde").

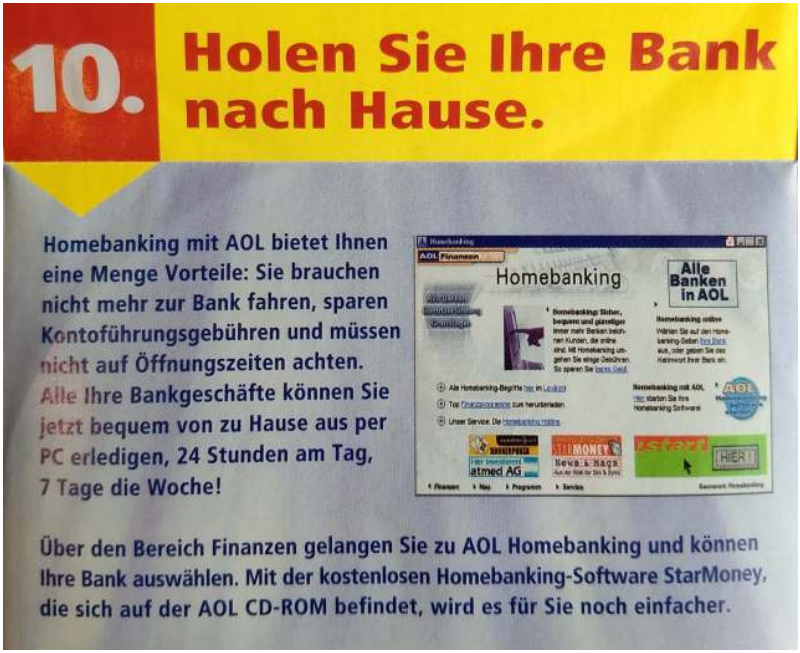
Im „Meine Buddies"-Fenster können Sie sofort sehen, ob Ihre Freunde bei AOL gerade online sind und Ihnen blitzschnell ein Telegramm schicken. Dazu brauchen Sie einfach nur Ihre Freunde auf die „Buddy Liste" zu setzen – und schon kann der Spaß losgehen!

Jetzt klärt sich auch die Sache mit dem Telegramm: Man kann keine traditionellen Telegramme versenden, es handelt sich um einen Messenger! So wie heute, naja, Telegram.



Roger findet es also noch potenziell überraschend, so ein Telegramm zu erhalten, in dem es um “das Neueste von Gabi” geht. Das Telegramm “landet direkt auf dem Bildschirm des Empfängers”, nicht im gelben Postkasten. “Schneller als jede eMail” und, hihi, “fast wie am Telefon”.

Ich erinnere mich, dass in den 90ern auch für meine Eltern – genau genommen: den Vater – die Planung von Reisen eine der ersten einleuchtenden Funktionen des Internets war. Man musste nicht mehr ins Reisebüro und dann schriftlich bei allen Campingplätzen, Hotels oder Fremdenverkehrsbüros Informationen anfordern, man konnte zumindest manches schon im Netz erledigen. Aber natürlich hat mein Vater dafür nicht AOL benutzt, von diesem minderwertigen Internetersatz habe ich meine Eltern ferngehalten.



Homebanking gab es auch schon, und zwar angeblich mit allen Banken. Vielleicht habe ich AOL unrecht getan und es war eigentlich gar kein so schlechter Internetersatz. Ich musste noch die Bank wechseln, um Onlinebanking zu bekommen, aber das war auch fünf Jahre früher, also wer weiß.

“Das Faxen ist dabei so einfach wie das Versenden von eMails”, hier kehrt sich die vorherrschende Metaphorik um und die ältere Technik wird unter Zuhilfenahme der neueren erklärt. Vielleicht wurde das Versenden von Faxen immer schon als kompliziert empfunden? Ich würde mich an dieser Stelle mehr über das Fax als Feature lustig machen, wenn ich nicht durch das Techniktagebuch gelernt hätte, dass auch 2018 das Fax in vielen Teilen der Arbeitswelt noch eine wichtige Rolle spielt. Im Jahr 2000 war es sogar noch ziemlich jung: “Heimisch wurde das Faxgerät in den deutschen Büros aber erst Ende der 1980er Jahre. (...) Bereits ab Anfang der 1990er Jahre kam kaum mehr ein Büro ohne Faxgerät aus.” (Wikipedia)

Modernste Technologie also:

Während ich diesen Beitrag schreibe, sitze ich mit Undine Löhfelm in einem Karstadt-Restaurant und erwarte jederzeit bei Twitter davon zu lesen, dass jemand “zwei mittelalte Frauen” an einem Cafétisch dabei beobachtet hat, wie sie mit größter Aufmerksamkeit die Gebrauchsanweisung einer „AOL 10 Stunden gratis”-CD studieren. Aber das ist nur so eine irrationale Idee, in Wirklichkeit sind die meisten Menschen um uns herum noch viel mittelälter als wir und nehmen sich bei dem Anblick höchstens vor, diese Anleitung endlich auch mal genau durchzulesen.

Kathrin Passig

9. März 2018

Zu schrumpelig zum Shreddern

Ich stehe vor dem Pfandautomaten bei Aldi und schiebe eine der PET-Flaschen nach der anderen in den gierigen Schlund der Maschine. Als nächstes kommt eine kleine 0,5-Liter-Flasche dran, die sich vermutlich aufgrund der zwischen Leerung und Rückgabe der Flasche eingetretenen Hochdruckwetterlage zusammengezogen hat. Die Maschine setzt ihr Laufband in Gang, aber es stoppt plötzlich. Eine Meldung erscheint auf dem Bildschirm:

Meine Flasche ist zu unförmig für die Maschine. Leicht betrübt öffne ich den Verschluss, etwas Luft zischt in die Flasche, und ich versuche es erneut. Diesmal ist die Flasche schön genug, um Sekunden später geshreddert zu werden. Nachdem der Scanner das Pfandzeichen auf der Flasche nun erkennen konnte, nehme ich an.

Markus Winninghoff

9. März 2018

Wenn das der Zeitsignalsender wüsste!

Bei Karstadt gibt es eine Sonderausstellung “Funkwecker”, und Undine Löhfelm bemerkt auf den ersten Blick, was ich übersehen hätte: Die Funkwecker sind sich keineswegs einig über die Uhrzeit.

4:46? 9:13? 18:48? Heute ist auch nicht Montag, Unleserlich oder Donnerstag! Der hellblaue Wecker im Hintergrund kann nichts für seine 12:34 – er und alle seine Kollegen tragen einen Aufkleber auf dem Display:

Aber bei allen anderen bewegen sich die Sekunden. Was haben 4:24, 0:45 und viertel vor zwei zu ihrer Entschuldigung vorzubringen?

Und 5:35? Sonntag? 20:49? Was ist das hier für ein Temporalsaustall?

Zwischen diesen beiden, die gerade mal 23 Sekunden trennen, herrscht sicher ganz besonders erbitterte Abneigung; der Narzissmus der kleinen Differenzen.

Nur über die Temperatur scheint man sich halbwegs einig zu sein: irgendwas zwischen 23,4 und 24,6 Grad. Der Meinung sind sogar die Wecker mit den Aufklebern auf dem Display.

Kathrin Passig, Undine Löhfelm

2018

Briefmarken für Inländer und Ausländer

Altmodisch wie ich bin, benütze ich immer noch für so manches die papierne Post. Seit einiger Zeit habe ich keine Briefmarken mehr in der Schreibtischschublade, sondern erstelle sie selbst auf der Website der Deutschen Post,

die zwar eine gewisse Behäbigkeit und Altmödeligkeit verströmt, jedoch gut und zuverlässig funktioniert. Dann drucke ich sie samt Adresse direkt auf den Briefumschlag. Das Resultat

entspricht zwar nicht dem, was ich in der vierten Grundschulklasse bei Frau von L. über das korrekte und ästhetische Gestalten von Briefumschlägen gelernt habe; aber schließlich muss der Wurm dem Fisch schmecken und nicht dem Angler, und wenn die Deutsche Post so glücklich ist, bin ich es auch.

Als Grenzgänger nach der Schweiz habe ich jedoch bisweilen auch amtliche und halbamtliche Post für Schweizer Empfänger, daher versuche ich, mich auf der Website der Schweizer Post zu registrieren, so dass ich künftig auch Schweizer Briefmarken selbst ausdrucken kann.

Ich kann mich auch anstandslos registrieren; aber Briefmarken drucken dürfen nur Benutzer mit einer Schweizer Wohnanschrift. Ich versuche es mit meiner Firmenanschrift. Aber die Schweizer Post weiß die Adressen ihrer Pappenheimer, und Sekundenbruchteile nach dem Absenden der entsprechenden Eingabemaske teilt man mir in strengen Worten mit, dass ich dort mitnichten wohne. Nun könnte ich noch durch Anhäkeln eines Auswahlfel-

des verlangen, dass die Anschrift manuell überprüft wird. Aber lieber nicht. Ehe ich noch wegen Anschriftenbetruges ausgeschafft werde, bescheide ich mich lieber mit meinem Status als Usländer, und verzichte auf das Ausdrucken von Schweizer Briefmarken.

Drago Starcevic

11. März 2018

10 GB hochladen und dafür mit Karte bezahlen, an einem Sonntag in Deutschland, hahaha

Es klingelt an der Tür des Coworkingspace. Draußen steht ein Brite, der fragt, ob man hier seine Miete auch mit Karte bezahlen kann. Nur bar oder per Überweisung, sage ich. *Money transfer*, sagt er und deutet auf sein Handy, das könnte er gleich erledigen … Wie sich herausstellt, braucht er aber gar keinen Arbeitsplatz, er möchte eigentlich nur eine Datei hochladen und das muss heute noch passieren. 10 GB sind es. Ich weiß, dass unsere Anbindung nicht die schnellste ist und die Geschwindigkeit außerdem vom Wetter oder mir unbekannten Faktoren abhängt. Ich kann aber nicht quantifizieren, wie lang der Upload dauern würde, ich vergesse immer sofort wieder, was "schnell", "lahm" und "naja geht so" in aktuellen Zahlen bedeutet. Also bitte ich ihn herein, damit er es selber ausprobieren kann.

"Vier Stunden!", sagt er, als er alle drei redundanten Anbindungen durchprobiert und die am wenigsten langsame gefunden hat. Dabei legt er beide Hände auf den Kopf. Dabei sei das noch das schnellste Netz, das er heute irgendwo gefunden habe. Er ist offenbar schon den ganzen Tag unterwegs, um diese Datei loszuwerden. "Und mit der Karte zahlen kann man auch nirgends!"

Ich sage das, was ich immer sage: Deutschland sei in der Hinsicht ein *third-world country*, es sei unentschuldbar und eigentlich auch nicht zu erklären, politisches Versagen sicherlich bei den Internetanbindungen, der Wunsch nach Schwarzgeld in der Gastronomie spielt wahrscheinlich auch eine Rolle, denn überall sonst geht es eigentlich inzwischen mit der Kartenzahlung.

In London sei das anders, sagt er, dort bringe man in der Gastronomie das Personal in Verlegenheit, wenn man bar zahle und Wechselgeld brauche. Das müsse dann immer aus irgendwelchen Privatbargeldbeständen zusammengesucht werden.

Wie das dann eigentlich mit den Obdachlosen funktioniere, frage ich, wenn niemand mehr Bargeld habe? Die Frage beschäftigt mich auch hier schon seit einiger Zeit, weil ich immer öfter sagen muss "ein andermal gern, ich hab kein Bargeld dabei". Ich habe mich nur bisher nicht getraut, Bettler danach zu fragen, ob das ein allgemeines Phänomen ist.

Der Brite sagt, dass er das auch nicht genau weiß, London generell eine sehr obdachlosenfeindliche Stadt ist und zum Beispiel Schlafplätze mit spitzen Hindernissen verbaut werden, damit man sie nicht mehr nutzen kann. In der U-Bahn, sagt er, fragen die Leute inzwischen meistens nach Lebensmitteln, weil es nichts bringt, nach Bargeld zu fragen. Früher sei es noch einfacher gewesen, weil man da bei jeder kontaktlosen Zahlung 50 Cent Gebühren bezahlen musste und auf einem Weg, den ich nicht genau verstehe, dadurch am Ende Bargeld herausbekam. Das habe man dann den vor dem Eckladen schon wartenden Bettlern gegeben. Aber inzwischen sei diese Gebühr abgeschafft worden.

Nachdem er das erzählt hat, beträgt die voraussichtliche Uploadzeit nur noch drei Stunden.

Update: Die Prognose erhöht sich kurze Zeit später auf zehn Stunden. Wir diskutieren andere Lösungen: Man könnte eine Prepaid-SIM mit LTE kaufen … aber es ist Sonntag und er bräuchte eine, bei der man nach der Drosse-

lung noch mal neue Highspeed-Daten nachkaufen kann. Ich weiß nicht, wo das außer bei AldiTalk der Fall ist, und AldiTalk-SIMs bekommt man nur an Werktagen. Das ist ihm zu kompliziert.

In seinem Hotel ist das Internet so langsam, dass er pro Minute ungefähr 4 MB hochladen kann. Das geht nicht mal über Nacht, sagt er, und außerdem muss er dann jede halbe Stunde aufwachen und nachsehen, ob der Upload noch läuft.

Man könnte, sage ich, die Datei in kleinere Teile zerlegen, dann ist es wenigstens nicht so schlimm, wenn der Upload unterbrochen wird … Das ist ihm neu, er fragt, wie das denn geht. Keine Ahnung, sage ich, seit der Diskettenzeit musste ich das nicht mehr machen, aber damals ging es jedenfalls. Man musste ja größere Dateien so zerteilen, dass sie auf mehrere Disketten passten. (”Per ‘split’ unter Unix oder mit WinRAR”, sagt Virtualista später im Redaktionschat.)

Schließlich gibt der Brite auf und sagt, die Leute müssten eben damit klarkommen, dass sein Film erst später in London sein wird. Ich frage noch bei Twitter, ob jemand helfen kann. 26 Retweets führen dazu, dass sich zwei Leute mit schnellem Internet melden. Da ist er aber schon weg, und wie die Sache ausgegangen ist, weiß ich nicht.

Kathrin Passig

Seit Sommer 2017

Wie ein Beamer das Ukulelespielen erleichtert

Bevor wir den neuen Spielort finden, trifft sich unsere Ukulele-Spielgruppe im Hinterzimmer einer Gaststätte. Jede Teilnehmerin, jeder Teilnehmer hat vor sich ein Gebinde an ausgedruckten Liedtexten mit Begleitakkorden: unser selbstgebasteltes Liederbuch. Allerdings sind die Fassungen nicht immer im gleichen Maß aktuell, und die beim Lesen eingenommene Körperhaltung ist nicht kommunikativ – das Liederbuch ist auf dem Tisch, der Blick dar-

auf nach unten gerichtet. Das führt dazu, dass gerne mal das eine Ende des Zimmers sich auf ein zu spielendes Stück einigt, das andere auf ein anderes und man mit mehr oder weniger Geduld aufeinander wartet, oder eben auch nicht.

Dann wechseln wir den Spielort, wieder ist es eine Gaststätte, aber diesmal kleiner, weniger besucht, stadtteilspezifischer; wir kriegen den gesamten Hauptraum. Es gibt einen Beamer in dieser Gaststätte, und auf diesem wird das zu spielende Lied projiziert. Das führt dazu, dass alle tatsächlich gleichzeitig die gleichen Noten vor sich haben; außerdem ist der Kopf erhoben, es ist leichter, mal weg von den Akkorden zu den anderen Musikanten zu schauen.

Der Beamer wird über das gaststätteneigene WLAN angesprochen, gesteuert wird das Bild von einem Handy aus. Etwa zweimal am Abend wird die Verbindung unterbrochen und irgendwann muss das Handy mit zusätzlichem Strom versehen werden, aber das sind kleinere Hindernisse. Misslicher ist das Format: Der Beamer zeigt Bilder wie üblich im Querformat, die Akkorde und Liedtexte sind allerdings im Hochformat gesetzt – da Liedverse recht kurz sind, ist das sinnvoll, führt aber dazu, dass bei längeren Liedern am Ende eines dargestellten Seitenausschnitts hastig die Ukulele zur Seite gelegt und weitergescrollt werden muss zum restlichen Teil des Liedes, während die Musikanten die kommenden Akkorde noch im Gefühl haben.

Wir experimentieren mit zweispaltig gesetzten Liedern, um nicht ständig umblättern zu müssen, aber finden dafür keine komfortable Software. Also arrangieren wir uns mit dem regelmäßigen manuellen Scrollen. (Es gibt Lieddarstellungssoftware mit Autoscroll-Funktion, die aber nicht zu unserer Zufriedenheit funktioniert.)

Thomas Rau

13. März 2018

Zu früh? Zu früh gefreut

Ich bin Passagier eines Lufthansa-Flugs von Berlin nach München und ich habe seit vielen Jahren nicht in einem so leeren Flieger gesessen. Das hintere Drittel der Kabine ist komplett leer und davor sitzt ziemlich genau ein Passagier pro Dreierreihe.

Dementsprechend ging auch das Boarding sehr schnell und mich ereilte tatsächlich ein namentlicher „last call for passenger“-Aufruf, während ich noch gemütlich meinen Laptop aus der Ladestation im Wartebereich ausstöpselte.

Foto: Bei meinem letzten Aufenthalt im Flughafen Tegel, Terminal A gab es diese Ladestationen noch nicht.

An Bord freut sich dann der Pilot in seiner Ansage ausgiebig, wie gut wir in der Zeit sind. Nur um dann einige Minuten später etwas kleinlaut zuzugeben, dass die Maschine doch noch nicht vorzeitig losfliegen kann. Das Bodenpersonal hat entgegen der Anweisungen alle Gepäckcontainer im vorderen Frachtraum verstaut. Aus Gründen der Gewichtsverteilung muss nun ein Container ins hintere Abteil umgeräumt werden. Ein Problem, das vermutlich bei vollbesetzten Fliegern gar nicht erst entsteht.

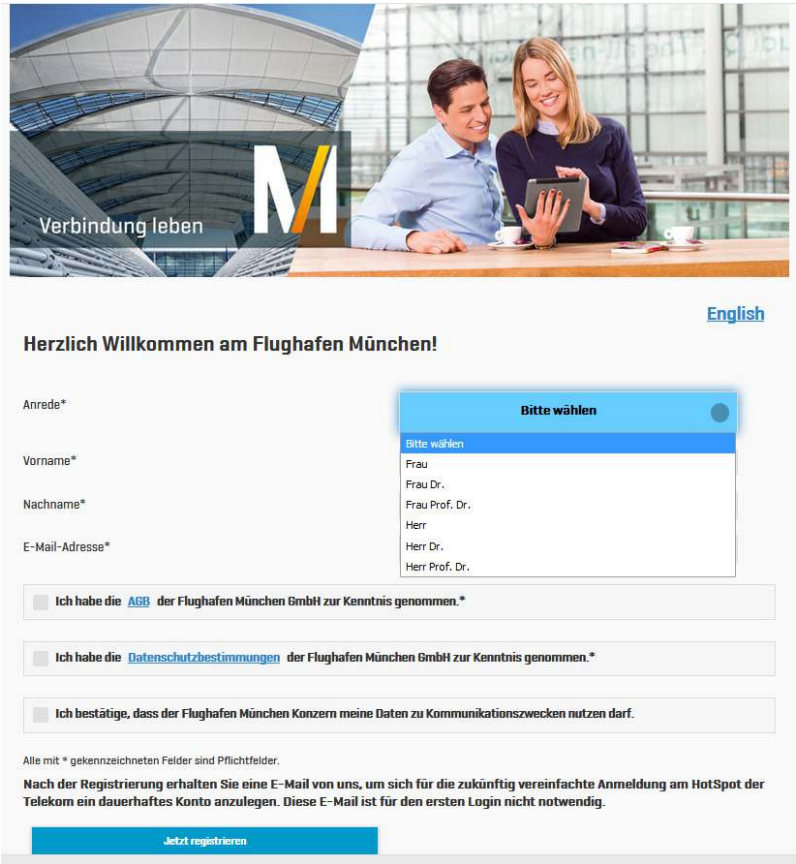
Virtualista

13. März 2018

Papers, please!

In einem Terminal des

Münchener Flughafens bringe ich fünf der mir zur Verfügung stehenden 20 Minuten Wartezeit damit zu, mich durch das *Captive Portal* des dort angebotenen kostenlosen WLANs hindurchzuarbeiten. Dass ich dabei die Wahl zwischen den Anreden „Herr“, „Herr Dr.“ und „Herr Prof. Dr.“ habe (nicht promovierte ProfessorInnen sind offenbar nicht vorgesehen), weiß ich ebenso wenig zu schätzen wie die wiederholte Versicherung, mich auf einen Fünf-Sterne-Flughafen zu befinden. Ich melde mich folglich auch nur mit einem der zwei mitgeführten Geräte an.



Ich befinde mich noch ziemlich am Anfang meiner Reise, ahne aber schon, dass mich noch zahlreiche weitere Anmeldevorgänge dieser Art erwarten. Mich erinnert diese ganze Zugangshuberei an die Berichte aus dem deut-

schen Reich des ausgehenden 18. Jahrhunderts, als man angeblich auf Reisen alle paar Kilometer an der Grenze eines weiteren Fürstentums die Papiere vorzeigen und obendrein oft Zoll entrichten musste.

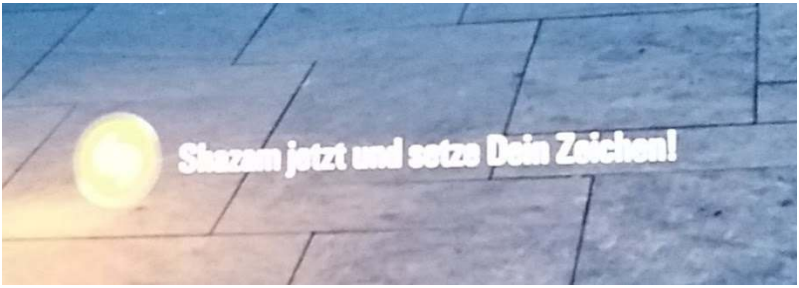
Virtualista

15. März 2018

Neue Techniken, alte Werberhoffnungen

Die Kinowerbung vor dem Film ist so peinlich und quälend wie immer, aber eins ist neu:

Unten links im Bild steht “Shazam jetzt und setze Dein Zeichen!”



Beim ersten Mal schaffe ich es nicht mal, rechtzeitig ein Foto davon zu machen und wäre deshalb auch an Shazam gescheitert. Aber einen Spot später kommt dieselbe Werbung noch mal, und diesmal gelingt mir das Foto. Mit Shazam hatte ich unverändert noch nie Erfolg beim Identifizieren von Musik, deshalb ist die App auf dem aktuellen Handy gar nicht installiert.

Wenn ich sie hätte, wäre aber wahrscheinlich auch nicht das Klanggewaber des Werbespots identifiziert worden, wie ich zunächst vermute, sondern das Bild: Es handelt sich wohl um einen Versuch, den QR-Code zu ersetzen. Mir fehlt weiterhin der Glaube daran, dass irgendwer beim Anblick von Werbung umgehend das Handy zückt, um mehr über das Abgebildete zu erfahren oder auch nur “ein Zeichen” zu setzen, ich halte das für einen Wunschtraum von Werbern. Außer es geht um einen Beitrag fürs Techniktagebuch.

Update: Alexander Matzkeit weiß mehr darüber und hat auch ein Foto von einem shazambaren (für die Schweiz: shazamierbaren) Werbeplakat:

Foto: Alexander Matzkeit

“Im Kino”, erklärt Alexander, “gehe ich definitiv vom Ton aus. Shazam will das schon ganz lange als Idee umsetzen, ich habe davon zum ersten Mal 2011 gehört. Wie es auf dem Plakat funktioniert, muss ich allerdings auch erst noch rausfinden. Ich glaube, hiermit fing es an. Ich erinnere mich noch sehr genau, dass ich es im Osterurlaub 2011 in einem Podcast gehört habe.”

Kathrin Passig

März 2018

Der virtuelle Streikposten

Seit fünf Jahren bin ich Vollzeitakademiker in St Andrews in Schottland. Seit zehn Jahren bin ich bei Twitter angemeldet. Bis vor kurzem war Twitter in der Uni-Kleinstadt völlig nutzlos, es diente als PR-Werkzeug, wurde aber ansonsten ignoriert. Das hat sich jetzt geändert. Seit drei Wochen wird gestreikt.

Über den UCU-Streik an britischen Unis könnte man viele interessante Geschichten erzählen. Es geht vor allem um Renten, aber es geht auch um die Veränderung der Arbeitsbedingungen an den Unis. Ich weiß jetzt viel mehr über Rentensysteme, Uni-Politik und die allgemeine Verrottung der Zustände. Es ist vor allem der erste wirkliche Streik der Akademiker-Gewerkschaft seit ihrem Bestehen. Offenbar hatten die Arbeitgeber nicht wirklich damit gerechnet, dass so was funktionieren kann.

Und wer weiß, ob es ohne Twitter funktioniert hätte. Abgesehen von regelmäßigen Rundmails mit Status-Updates findet die gesamte Organisation und Vernetzung auf Twitter statt. Die Kommunikation ist offen – wichtig, weil jeden Tag Tausende Neulinge hinzustoßen, und weil man so direkt mit Journalisten oder Politikern in Kontakt treten kann. Informationen verbreiten sich schnell, begleitet von kritischer Reflexion. Mainstream-Medien bedienen sich direkt in unseren Feeds. Wir gewinnen den Kampf um die öffentliche Meinung. Abgesehen von neuen Erkenntnissen verbreitet sich auch der Enthusiasmus schnell. Streiken ist emotional anstrengend, aber zumindest ist man nicht alleine damit.

Rentenexperten, Statistiker, Wirtschaftswissenschaftler kommen aus ihren Nischen und werden zu Twitterstars. Akademiker, die aus irgendwelchen Gründen ohnehin viele Follower haben, werden zu Hubs. Wenn ich morgens um acht zum Streikposten komme, zum echten Streikposten, draußen, auf der Straße, kann ich davon ausgehen, dass alle denselben Wissensstand haben. Das Streikseminar kann sofort beginnen.

Das alles findet völlig ohne Mithilfe der Gewerkschaft statt, unter deren Organisation der Streik abläuft. Mehr noch, die alten Gewerkschaftler scheinen die einzigen Streikenden zu sein, die nicht auf Twitter aktiv sind. Meine Twitter-Liste von Streikenden in St Andrews steht mittlerweile bei mehr als 50 Mitgliedern, die ich alle vor dem Streik überhaupt nicht kannte, weder online noch offline.

Ich glaube, die Unis hatten Twitter einfach nicht auf der Rechnung, jedenfalls nicht als Mittel zur Vernetzung. In der zweiten Streikwoche, abends um acht, traut sich zum ersten Mal jemand von der Gegenseite in die Twitter-Arena – ein unbekannter Mitarbeiter der UUK, der Dachorganisation der Arbeitgeber, twittert mehrere Stunden lang hilflos durch die Gegend und verabredet sich mit der Gewerkschaft zu Gesprächen am nächsten Tag – im direkten Widerspruch zur eigenen Pressemitteilung. Seitdem ist wieder Ruhe eingekehrt bei den Arbeitgebern.

Nach zweieinhalb Wochen Streik kommt zum ersten Mal ein Kompromissvorschlag aus den Verhandlungen, ein lausiger Kompromiss. Auf Twitter wird er innerhalb von Minuten einhellig abgelehnt. Zwanzig Stunden lang fragen wir uns, wie ernst es die Gewerkschaft mit der Grassroots-Begeisterung meint, und dann haben wir die Antwort: Der Streik geht weiter.

Aleks Scholz

2013 und 2018

Aufstieg und entweder weiterer Aufstieg oder Niedergang des Hashtag

Dieses Foto habe ich im September 2013 in São Paulo gemacht:

Es erschien mir damals bemerkenswert, weil es zu diesem Zeitpunkt in Deutschland noch gar keine Hashtags in der Werbung gab, oder jedenfalls nicht auf Plakaten, so genau weiß ich das fünf Jahre später nicht mehr. (Dass

es sich um ein Plakat handelt, entnehme ich den leichten Beulen im Bild. Außerdem war Werbung auf Riesendisplays statt auf Papier 2013 noch nicht so verbreitet.)

März 2018, in Deutschland:

Ob Hashtags in der Werbung inzwischen allgegenwärtig sind, kann ich so aus dem Stand gar nicht sagen. Entweder schwimmt das Café (mit WLAN!) also immer noch dem Trend voraus oder aber dieses Schild markiert den Peak Hashtag, und ab hier wird es dem Phänomen ergehen wie den @-Zeichen, die Cafés um 2000 herum im Namen trugen.

Kathrin Passig

2018

Open Artificial Pancreas System

Es gibt ja einen Haufen Millionen Typ1-Diabetiker, für die das Alltagstechnik ist, dachte ich mir, vielleicht hat das hier auch Platz.

2018 kann ich als Diabetikerin die Steuerung meines Stoffwechsels einem Algorithmus überlassen, muss das System dafür aber noch alleine zusammensetzen.

1. Die ersten waren 2015 Dana Lewis und Scott Leibrand, beide immer noch sehr aktiv dabei. In Deutschland hat Saskia Wolf das Loopen in Bewegung gebracht.

Ausgehend von einem alten, für die Steuerung von Kraftwerken verwendeten Programm (lineare modellpräventive Regelung) haben Diabetiker[1] in den letzten paar Jahren ein Programm entwickelt, das uns die Entscheidung darüber abnimmt, ob wir jetzt weniger oder mehr Insulin geben sollten. Das Projekt läuft unter #wearenotwaiting (weil es in den Pressemitteilungen über großartige neue Heilungswege immer heißt: in 5 Jahren frühestens, und man danach nie wieder etwas davon hört) und ist ein Open-Source-Projekt. Die Initiatoren haben dafür einige alte Insulinpumpen gehackt, die sich dann durch das Programm steuern lassen[2].

Es läuft entweder auf einem Ein-Chip-Computerchen wie einem Raspberry Pi oder einem Intel Edison (Intel hat die Herstellung leider eingestellt, eine Alternative wird grad gesucht), oder in einer App auf dem Handy, je nach benutzter Pumpe. Alte Pumpen wie meine, von 2006, haben eher Funk. Die anfunkbaren brauchen den Eddy (kann funken) oder den Raspberry, die neueren sind auch über Bluetooth erreichbar. Das Programm gibt dann der Insulinpumpe Signale wie “weniger Insulin” oder “mehr Insulin” für den Zeitraum X, bis mein idealer Blutzuckerspiegel erreicht und gehalten wird. Die Entscheidungen fällt es anhand meiner Blutzuckerwerte, die ich über ein CGM-System (*continuous glucose monitoring*) sammele und irgendwie ins Programm einspeisen lasse, alle 5 Minuten. Wenns läuft, ist es ein *closed loop*, und macht uns also zu Loopern.

Neulich sagte jemand, dass hinter jeder App viel mehr Arbeit steckt als ersichtlich, hier sind wir als ein Haufen Betatester alle von Anfang an dabei. Ich bin schon die Nachhut, die gar nicht coden kann, fühle mich aber an MSDOS-Zeiten erinnert, wo Trial and Error dazugehörten und das Funktionieren nur eine Option unter anderen war.

2. In der Pumpentherapie wird die für den Grundbedarf des Körpers täglich benötigte Insulinmenge *Basalrate* genannt. Der Bedarf ist je nach Tageszeit verschieden hoch, und ist für jede Stunde oder halbe Stunde in die Pumpen programmierbar. Alles, was ich zum Essen brauche, gebe ich als *Bolus* in die Pumpe ein. Wenn man mal wegen Hormonen oder Krankheit oder Party oder *what not* mehr oder weniger Insulin über einen längeren Zeitraum benötigt, stellt man sich eine *temporäre Basalrate* ein. Auf die Steuerung dieser temporären Basalraten hat das Programm Zugriff.

Gestartet bin ich über die wunderbar gehaltenen Anleitungen im Netz, deren größter Vorteil die Methode *idiotensicher und c/p* ist. Sogar das Drücken der Enter-Taste wird erwähnt, was sehr hilfreich ist, wenn man keinerlei Ahnung hat. Auf github habe ich ja am Anfang nicht mal die Verben und Substantive verstehen können, inzwischen habe ich eine ungefähre Ahnung, mehr nicht, aber es funktioniert. Das Programm selber wird dauernd aktualisiert, es wird ständig angepasst und weiterentwickelt, weil ja jeder Körper eigene Bedürfnisse hat.

Ich verwende das System seit 2 Monaten, davon lief es vielleicht 2 Wochen, nicht durchgehend. An seiner Peripherie liegen die Blutzuckersammelmethoden, die auch alle einen selbstgebauten Teil haben. Viele Daten müssen da dauernd wandern, deshalb hakt es häufiger mal, da ist eine Bluetooth-Verbindung unzuverlässig, oder der Wechsel zwischen WLAN und 3G klappt nicht, oder man ist in Brandenburg, oder hat einen Haken in einer der Apps falsch gesetzt. Die Bausteine fürs CGM sind anfällig für Fehler, und die Syntax für das OpenAPS hat auch Bugs, oder ich hab irgendwas falsch copypastet. Wenn es nicht lief, musste ich früher immer das ganze System neu aufsetzen, inklusive Handy-Reset. Jetzt frage ich auf gitter oder Facebook direkt bei den Entwicklern nach, schildere mein Problem so deutlich wie möglich, durch Kopieren der diversen Logbücher, und erhalte meistens in kurzer Zeit von irgendwo auf der Welt Hilfe, die ich nach längerem Nachdenken auch verstehe und im Glücksfall nur einpasten muss.

Die Zahl der Downloads der verschiedenen Typen an Closed-Loop-Software hat sich in den letzten Wochen verdoppelt auf ca. 1000, in Deutschland sind wir um die 50-70. Das sind noch nicht so viele, aber es fühlt sich in der Szene schon ein bisschen nach einem Hype an. Ich merke den DIY-Anteil daran sehr deutlich, je mehr Coder an einem Teil des Systems beteiligt waren, desto sicherer und runder läuft es. Es ist wie ein Ameisenbau mit vielen Spezialisten, man meint das Vergnügen zu spüren, das Programm so komplex wie nötig gestalten zu können, *and then some*. Beim Anpassen der Hard- und Softwareteile bleibt oft kein Stein auf dem anderen. Es geht schnell und die Leute sind gut.

Die Verwendung der APS-Systeme ist 2018 noch eine juristische Grauzone, ein Diabetologe darf die Sache nicht weiterempfehlen oder bewerben, er kann nur darüber informieren. Find ich doof, schließlich sind wir es gewohnt, Verantwortung über sämtliche therapeutischen Maßnahmen alleine zu tragen, inklusive der Menge an Insulin oder Kohlenhydraten, die wir uns geben. Der Minipankreas wird ja vom Benutzer ans Seil gelegt, ich gebe Grenzwerte ein, und so weiter. Im Nebeneffekt muss ich meinen Stoffwechsel noch einmal sehr genau analysieren und dokumentieren, als Grundlage für das Programm, weiß also mehr über mich und nicht weniger, wie man ja bei Automatisierungen annehmen könnte. Und es macht Spaß.

Doro Horedt

März 2018

Ersatzteilverkauf bei IKEA

Aus Gründen verschlug es mich heute zum nächstgelegenen IKEA ins beschauliche Kaarst. Der IKEA dort hat erst vor kurzem eröffnet und behauptet von sich der “most sustainable Store” in der ganzen Welt zu sein. Aber deswegen war ich nicht dort. Im Abholbereich, in dem man die großen Möbel auf Wagen aus dem Hochlager bekommt, steht ein klassischer Verkaufsautomat mit diesen Spiralen. Er ist aber nicht mit Eletrotechnik oder Süßigkeiten gefüllt, sondern mit kleinen Beuteln, die IKEA-Ersatzteile (Dübel, Regalaufleger, Schrauben) enthalten. Diese kann man für jeweils einen Euro erwerben. Zusätzlich erhält man einen Getränkegutschein.

Alles in allem finde ich die Idee sehr praktisch: Man braucht nicht anzustehen an einem der Informationsschalter, und es ist nicht viel teurer, als die Teile im Baumarkt zu kaufen. Oft hat IKEA auch eigene Maße bei den Kleinteilen, die mit dem, was man sonst so beim Eisenwarenhändler erhält, nicht kompatibel ist. Und dazu noch ein Getränkegutschein!

EUR 0.00
BETRIEBSBEREIT
1. Bitte wirf 1 € ein
2. Mit dem Ersatzteil bekommst Du diesen Gutschein
Erfrischungsgetränk
IKEA
3. Den Gutschein kannst Du im Bistro / Restaurant einlösen

die christine

März 2018

Preisverfall bei Musik-CDs

So viel kostet Jean-Michel Jarre

Bei meinen regelmäßigen Einkäufen beim großen Internetversandhändler gönne ich mir gerne als „Beifang“ ein Musikalbum – insbesondere dann, wenn es darum geht, mit meiner Bestellung die magische Grenze „versandkostenfrei ab EUR 29“ zu erreichen.

Seit schätzungsweise Mitte 2017 beobachte ich dabei das Phänomen, daß unter den angebotenen Formaten die physische Audio-CD häufig preislich günstiger angeboten wird als der MP3-Download. Zusätzlich ist beim Erwerb einer CD oftmals auch die Option des Downloads der Songs im MP3-Format mit enthalten (was der große Versender dann „AutoRip“ nennt.) Ich erhalte also für weniger Geld mehr Gegenwert (CD plus MP3-Files) als beim Kauf der bloßen Download-Dateien.

Da die heimischen Abspielgeräte allesamt durch die muskalischen Favoriten der weiblichen Familienmitglieder belegt sind (Mark Forster, Lena, Lina, Wincent Weiss – „Ja, jetzt kennt die jeder. Aber in zwanzig Jahren!“) ist mein bevorzugter Ort des Musikgenusses mittlerweile das Auto. Mein Opel verfügt gar nicht mehr über einen CD-Player, dafür über zwei USB-Ports, einen SD-Kartenslot, Bluetooth – und für Nostalgiker einen analogen 3,5mm-Klin-

keneingang. Daher ist das MP3-Format eindeutig mein bevorzugtes Medium. Durch die oben beschriebene Preisgestaltung werde ich allerdings dazu verleitet, die physische CD zu bestellen. Diese wird dann nach Erhalt unausgepackt ins CD-Regal geschoben, weil ich die MP3-Files längst per AutoRip heruntergeladen habe.

Warum der Versandhändler diese eigenwillige Preispolitik betreibt, erschließt sich mir nicht. Vermutlich hat er aber erkannt, daß es sich bei der CD um ein aussterbendes Medium handelt, weil Musik nur noch gestreamt wird, und möchte den Regalplatz in seinen Logistikzentren frei bekommen für umsatzstärkere Artikel. Mich hingegen werden meine Nachkommen dereinst als sonderlichen Messie abstempeln, wenn sie die große Zahl noch in Folie eingeschweißter, ergo ungespielter CDs in meiner Sammlung entdecken werden.

tribarworld

März 2018

Beim Fotografen

Frau Schwiegermutter wird 80 und wünscht sich zum Geburtstag ein Foto des Ehepaars Kaltmamsell. Diesen Wunsch haben sie und Herr Schwiegervater in den vergangenen Jahren immer wieder geäußert, denn in ihrem Wohnzimmer hängt ein Bilderrahmen, der aus vielen Einzelrahmen besteht und die Familien ihrer drei erwachsenen Kinder zeigt. Bislang haben Herr Kaltmamsell und ich immer Schnappschüsse abgegeben, uns schon auch mal von irgendjemandem zusammen fotografieren lassen – doch man sah den Bildern immer an, dass sie nicht professionell waren. Diesmal soll es ein richtiges Foto vom Fotografen sein.

Ich kenne eine Gruppe Fotografinnen, die sich im Münchner Stadtteil Haidhausen zu einem Studio zusammengeschlossen haben: blende 11. Dort habe ich schon zweimal Bewerbungsfotos aufnehmen lassen und war beide Male

sehr zufrieden mit Ablauf und Ergebnis. Für einen neuen Fototermin rufe ich an. Ich erfahre, dass unser Wunsch im Preissystem dieses Studios ein „Miniportrait“ heißt.

An einem Feierabend finden Herr Kaltmamsell und ich uns in dem weitläufigen Fotostudio im Hinterhof eines alten Haidhauser Hauses ein und werden von einer jungen Fotografin willkommen geheißen. Wir erzählen ein wenig über uns, die Fotografin schlägt vor, dass sie verschiedene Hintergründe ausprobiert. Sie führt uns in eine von mehreren Ecken des Studios, die mit verschiedenen Standleuchten versehen sind, die Hintergründe kann man wie Rollos von der Decke ziehen. Die nächste halbe Stunde verbringen wir damit, in verschiedenen Posen und vor wechselnden Rolo-Hintergründen herumzustehen, zu scherzen und zu lachen, gemeinsam ein Sofa herbeizutragen, auch darauf sitzend und stehend zu posieren. Die Fotografin nimmt uns unablässig mit ihrer großen digitalen Spiegelreflexkamera auf, dirigiert uns manchmal, zeigt uns immer wieder Ergebnisse auf dem Monitor ihrer Kamera.

Abschließend informiert sie uns, wie es weitergeht: Das Fotografieren selbst zahlen wir gleich, die Fotos suchen wir über eine Online-Plattform aus und zahlen pro Datei und pro Abzug. Wenige Tage später bekomme ich per E-Mail einen Link und Zugangsdaten, die zu einer Web-Plattform mit ca. 30 Motiven aus unserer Fotosession führen. In einem Web-Formular markieren wir zehn davon als Kaufwunsch, von dreien bestellen wir auch Papierabzüge: Ich gehe davon aus, dass auch die von Profis gemacht werden und eine höhere Qualität als Selbstausgedrucktes haben.

Die ausgesuchten Motive werden noch ein wenig nachbearbeitet, wieder wenige Tage später bekomme ich per E-Mail den Link zu einer Download-Plattform. Die drei Abzüge kommen per Post mit der Rechnung.

Das Geschenk für Frau Schwieger setzt sich dann aus einem Wechselbilderrahmen mit den Papierabzügen und einem USB-Stick mit allen zehn Dateien zusammen. Natürlich hübsch in Geschenkpapier gewickelt.

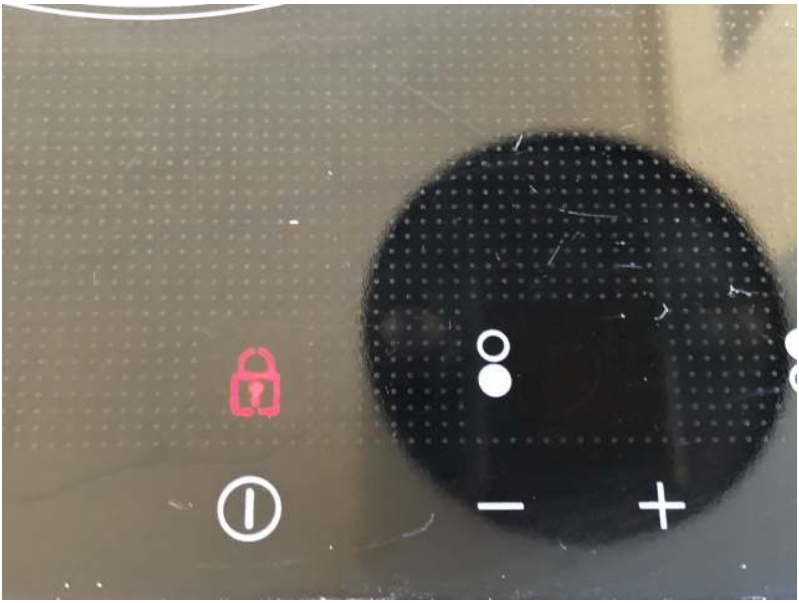
die Kaltmamsell

18. März 2018

Kalte Küche dank Tastensperre

Beim Herumkramen in der Küche berühre ich irgendwie eine Stelle vorn am Ceranfeld des Herds. Ein Schlosssymbol blinkt ein paar Mal und verlischt dann wieder. Ich tippe und wische nun an diversen Stellen und kann das Blinken dann auch reproduzieren.

Der Herd hat offensichtlich eine Tastensperre!



Nun probiere ich durch Doppeltippen, langes Halten, Berühren mehrerer Felder gleichzeitig die Tastensperre abzuschalten. Es gelingt mir nicht. Macht nichts. Bleibt die Küche eben kalt. Ich kann sowieso nicht kochen.

Markus Winninghoff

1995 bis 2018

Mobiltelefongeschichte(n)

Hach Gott, ja. Mein erstes Mobiltelefon hatte ich tatsächlich schon so um 1995 herum. Ich war zwecks Studium gerade frisch nach Berlin und zwecks bezahlbarer bzw. überhaupt Wohnungen in den damals noch wilden Osten (Friedrichshain) gezogen, und zu der Zeit gab es da noch kaum Festnetzanschlüsse. Aus irgendwelchen Gründen, die kriege ich nun allerdings nicht mehr zusammen, lief der Anschluss über meinen selbstständig berufstätigen Vater. So kam es denn, wie es kommen musste, ich saß gerade in irgend einem langweiligen Geschichte-Proseminar, da fing das klobige Siemens-Monster, das ich mit mir herumtrug, prompt an zu läuten – was damals noch erstens exotisch und zweitens hochgradig peinlich war. Ich eilte aus dem Seminar, gab dem Anrufer, der gar nicht mich sprechen wollte, die richtige Nummer, und war seitdem immer sehr darauf bedacht, das Telefon in der Uni besser ausgeschaltet zu lassen.

Irgendwann später hatte ich dann eigene Telefone. Ich erinnere mich noch an ein sehr frühes Alcatel-Modell, das aussah wie ein wasserdichter Taschenrechner. Aber hey, es war billig, und es funktionierte.

Zu der langen Geschichte meiner Mobiltelefone gehört auch der stolze Verweis auf ein Nokia 6800, das man aufklappen konnte, so dass man eine komplette Tastatur hatte. Das war absolut genial. Ich glaube, das war das erste Telefon, mit dem ich E-Mail versandt habe.

Ein anderes Mobiltelefon habe ich um 2002 herum zerlegt, indem ich es frustriert und wutentbrannt nach einem schlimmen Anruf mit Verve auf den Boden gepfeffert habe. Da weiß ich aber nicht mehr, was für eines das war. Es war aber jedenfalls deutlich vor der Smartphone-Zeit, sprich heutzutage braucht ja die Katze nur das Telefon vom Tisch zu schubsen, und es zerspringt in 1000 Teile. Damals™ war das noch nicht so.

Klapphandys! Oh yeah! Ich hatte tatsächlich auch das legendäre Motorola StarTAC! Auch das vermutlich ein Eltern-Erbstück, d. h. das "Auftragen" der vom Vater verstoßenen Alt-Telefone. Ach, das gute alte Startac. Was ist aus ihm geworden? Ich muss es in einem Anfall geistiger Umnachtung irgendwann verschenkt oder weggeschmissen haben. Schade eigentlich.

Als Dreingabe zu einem Samsung-Farblaserdrucker gab es 2011 ein Samsung-Klapphandy E1150i, das außer WAP kein Internet konnte. Ich schenkte es meiner Mutter, und sie, kein Witz, benutzt es heute noch. Erst letztes Jahr habe ich dafür einen Ersatzakku beschafft.

Ich bin auch sehr stolz darauf, seit sage und schreibe zehn Jahren dieselbe Mobiltelefonnummer zu haben. Nicht, dass sie besonders schön oder gut zu merken wäre, aber inzwischen hänge ich doch an ihr. Im doppelten Sinne: Nach wiederholten Ortswechseln ist die Festnetznummer natürlich immer Makulatur, aber die Mobiltelefonnummer ist (trotz Anbieterwechsel) geblieben, und immer mehr Leute scheinen auch sowieso grundsätzlich nur noch auf dem Mobiltelefon anzurufen und Festnetz gar nicht mehr vorauszusetzen.

Aber Whatsapp und so'n Zeug kommt mir trotzdem nicht aufs Telefon. Näh!

schilderburger

22. 3. 2018

Kindergartenvortragstechnik im 21. Jahrhundert

In unserem Kindergarten gibt es jedes Jahr eine Themenwoche, in der jede Gruppe ein Land vorstellt, aus dem die Familie eines der Kinder kommt. Ich habe mich in diesem Jahr dazu freiwillig gemeldet. Im Vorlauf der Veranstaltung besuche ich daher morgens den Kindergarten, um den Kindern kurz mein Geburtsland Kolumbien näherzubringen. Am Vorabend überlege ich, wie ich das am besten anstelle. Ich bin Unireferate und Präsentationen für die Arbeit gewohnt, für Kinder ab 3 habe ich so etwas noch nie gemacht.

Man soll im besten Fall etwas Landestypisches zeigen, wurde mir gesagt, etwas zum Anfassen mibtringen, Musik und Bilder. Von meinen Eltern habe ich ein paar Requisiten wie Wandteppiche und eine gewebte Tasche mitgenommen und ich fülle eine kleine Dose mit Kaffeebohnen, die ich später an die Kinder verteilen möchte. Doch an Bild- und Tonmaterial fehlt es mir noch.

Auf der Wikipediaseite über Kolumbien lese ich über die Vielzahl von heimischen Früchten, Produkten und endemischen Tieren nach. Hier finde ich auch die Information, dass es in Kolumbien nicht nur eine, sondern eine Vielfalt von verschiedenen Volksmusiken gibt. Ich gebe ein paar Schlagworte bei Spotify ein, wo wir einen Familienaccount haben und nach ein wenig Herumhören entscheide ich mich für dieses Album mit Liedern aus den walzerähnlichen Musikstilen Bambuco und Pasillo, die mir als Hintergrundmusik für einen Vortrag geeignet erscheinen. Da es im Kindergarten kein WLAN gibt, das ich nutzen kann, lade ich die Playlist auf unser Windows-Tablet herunter. Ich überlege noch, ob ich die kleinen Boxen unseres Tower-PCs mitnehmen muss, doch die eingebauten Lautsprecher des Tablets auf höchster Stufe reichen für meine Zwecke völlig aus.

Auf Google Sheets stelle ich am PC eine kurze Bilderpräsentation zusammen. Sie besteht unter anderem aus einem Screenshot von Google Maps, der die Distanz von unserer Heimatstadt zur kolumbianischen Hauptstadt Bo-

gotá zeigt, Fotos von Orten in Kolumbien und den Kindern bereits vertraute Produkte wie Bananen, Avocados, Kakao und Kaffee sowie landestypische Gegenstände. Auch die Präsentation lade aus dem Google Drive auf das Tablet herunter, als Microsoft Powerpoint-Datei. Für viele der Kinder wird es wohl die erste Powerpoint-Präsentation ihres Lebens sein.

Beim Vortrag stehe ich inmitten der Kinder und wische mit dem Finger über das Tablet, das ich auf die höchste Helligkeitsstufe gestellt habe, um die einzelnen Sheets zu zeigen, während die Musik im Hintergrund läuft. Keines findet diese Technik sonderlich bemerkenswert, alle konzentrieren sich auf die gezeigten Bilder, freuen sich über die, die sie erkennen und fragen nach denen, die neu für sie sind. Es ist das wohl dankbarste und fröhlichste Publikum für eine Powerpoint-Präsentation, das ich bisher erleben durfte und wir verbringen eine angenehme halbe Stunde zusammen, nach der auch ich viel mehr über mein Herkunftsland weiß, als zuvor.

Am Schluss verteile ich Malvorlagen mit Menschen in kolumbianischer Tracht, die ich im Netz gefunden und zu Hause auf unserem Laserdrucker ausgedruckt habe. Zwei Tage später hängen diese schon bunt ausgemalt im Kindergarten an der Wand.

Angela Heider-Willms

22.03.2018

“Willkommen in Deutschland”

Beim morgendlichen Losfahren von zu Hause zeigt sich ein eigenartiger, unbekannter Kartenausschnitt auf dem Navi-Bildschirm:

Unser Auto hat anscheinend schlecht (?) geträumt und ist anstatt in Berlin in Brüssel aufgewacht. Nach ein paar Sekunden kommt es aber zu sich und begrüßt uns mit einem freundlichen “Willkommen in Deutschland” aus den Lautsprechern samt entsprechender Anzeige.

Kurz darauf befinden nicht nur wir uns, sondern auch das Navi sich wieder in gewohnter Umgebung.

Markus Winninghoff

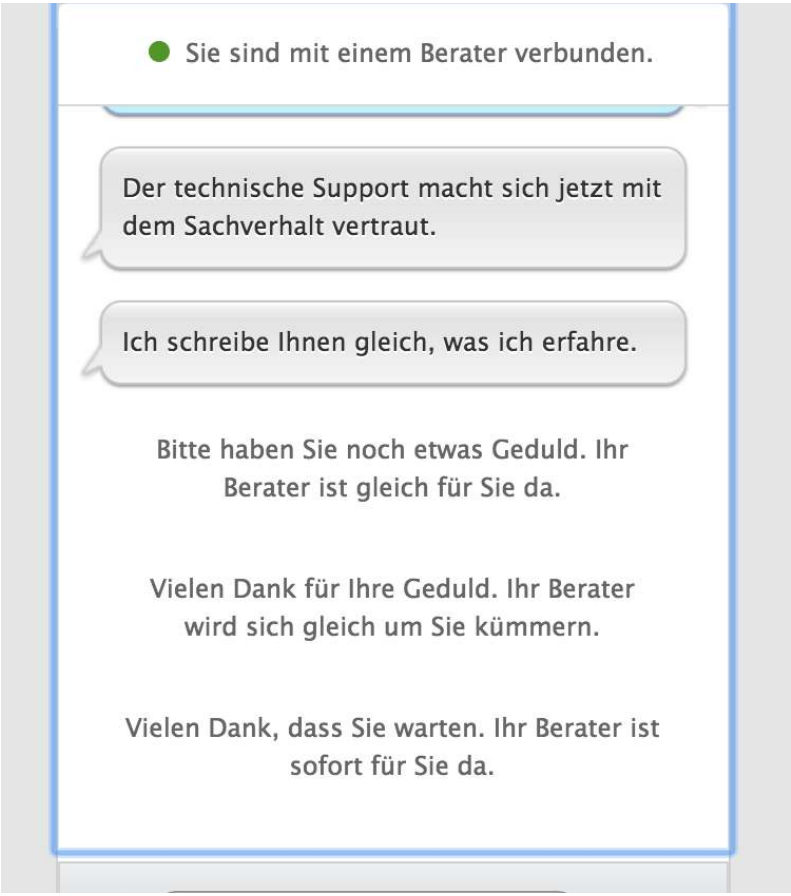
23. März 2018

Bitte legen Sie nicht auf, oder was immer Sie in einem Chat tun würden

Mir ist etwas sehr Dummes passiert. Beim Durchgehen meiner iTunes/Apple-Music-Mediathek will ich ein Album mit Ausnahme eines Songs aus der Mediathek löschen. Ich drücke CMD-A und lösche das Ergebnis. Dummerweise hatte ich damit nicht nur das Album ausgewählt, sondern meine ganze Mediathek – mit Ausnahme eines Songs. Ironischerweise “Heat of the Moment” von Asia.

Einiges Googeln bringt nichts und ich entscheide mich, den Apple Support einzuschalten und dort den Chat-Support zu wählen. Eine Mitarbeiterin wird mit mir verbunden und ich schildere ihr mein Problem. Dann hängt sie mich in die Warteschleife.

Woran ich das merke? Ähnlich wie bei einer Telefonwarteschleife schickt mir das Chatfenster alle paar Minuten automatisierte Nachrichten, die sich für meine Geduld bedanken. Eine Art Versicherung, dass weder meine Verbindung gekappt wurde, noch mein Berater sich weigert, weiter mit mir zu sprechen.



(Zum Zeitpunkt des Schreibens war das Problem noch nicht gelöst)

Alexander Matzkeit

März 2018

Ins Tablet beißen

In der Karstadt-Spielwarenabteilung kann man schon für 6,99 ein “Simba”-Smartphone mit “PICTURE FUNCTION LIGHT & SOUND” kaufen.

Was es mit *light & sound* auf sich hat, finde ich nicht heraus, aber die *picture function* besteht darin, dass man das Handy kippen kann und dann ein Taschenrechner auf dem Display erscheint.

Für nur 1 Euro mehr bekommt man ein Handy mit Stummelantenne, das von keinem derzeit lebenden Kind mehr als Handy erkannt werden wird. Vielleicht als schnurloses Festnetztelefon:

Beide Telefone sind für Kinder ab 3 Jahren geeignet. Schon mit 9 Monaten ist man allerdings zur Benutzung von “Mein erstes Smart-Phone” berechtigt.

Mit dem “modernen Spiel-Telefon mit lustigen ‘Apps’” kann man “’telefonieren’ wie die Großen”, auch einen “leicht zu bedienenden ‘Touchscreen’” hat es. Endlich haben Kinder eine Chance, das “Verständnis von Ursache & Wirkung” zu durchschauen. Spott beiseite, es ist das erste Mal, dass ich auf einem Kinderhandy Werbung für dessen pädagogischen Nutzen sehe.

Wie das Stummelantennenhandy hat auch das Smartphone noch (im Sichtfenster ganz unten erkennbar) die an echten Smartphones mittlerweile ausgestorbenen kreisförmig angeordneten Mikrofonlöcher, die wiederum eine Schwundstufe der Lochsituation am Mundstück des ausgestorbenen Telefonhörers darstellen.

Ebenfalls ab 9 Monaten darf man in ein Tablet beißen. Das empfiehlt jetzt sogar die Zeitschrift “Eltern”.

Ravensburger
mini steps
Drücke die 6 „Lern-Apps“ und entdecke den Bauernhof!
Erstes Wissen
Musik
Sounds
Licht
Mäh
Mein allererstes
Tablet
9+ m
Entwickelt mit Eltern der Zeitschrift
Ravensburger

Die Technik schadet Kindern nämlich neuerdings nicht mehr, sondern fördert die körperliche, geistige und emotionale Entwicklung: Feinmotorik, logisches Verständnis, Fantasie und Kreativität, Kommunikation und Sprache, Erstes Wissen, Spaß und Neugier sowie die Freude an Musik profitieren vom „unterhaltsamen Tablet-Spaß mit 6 fröhlichen Lern-'Apps'". Zu entdecken gibt es im Tablet ganz traditionell: den Bauernhof.

Kathrin Passig

26. März 2018 ff.

In der Bibliothek

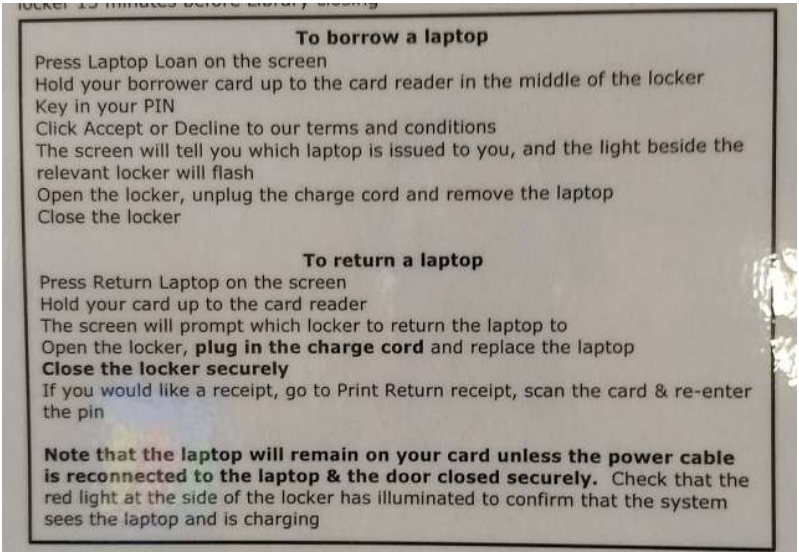
Ich bin auf der Suche nach einem Arbeitsplatz in Dún Laoghaire, einem Vorort von Dublin. Außerdem fehlt es mir an Pokémon-Bällen. Der Arbeitsplatz sollte also eine Steckdose haben und idealerweise zwischen zwei Pokéstops liegen. Außerdem möchte ich mich nicht bei Cafébetreibern unbeliebt machen. Am besten wäre ein Café, das zu einer großen Kette wie Starbucks gehört, dort gibt es oft Steckdosen und die Betreiber fühlen sich nicht in ihrem Cafékonzept gekränkt, wenn man einen Laptop auspackt statt eines Buchs oder einer Zeitung.

Noch bevor meine Suche richtig begonnen hat, komme ich an der ziemlich neuen und enorm hässlichen Bibliothek vorbei. Vor der Bibliothek: mehrere Pokéstops! Weil draußen mehrere Schilder ein harmlos wirkendes Café im selben Gebäude bewerben und ich andere Menschen die Bibliothek betreten sehe, traue ich mich auch hinein.

Von innen ist die Bibliothek dann überraschend wohnlich. Es gibt nicht viele sichtbare Bücher, aber eine mittelgroße Menge verschiedener Sitzplätze, einige davon sogar mit Steckdosen. Das WLAN ist zwar nur für Mitglieder, aber mein deutsches Roaming-Handyinternet reicht ja inzwischen bis hierher. In dem Bereich der Bibliothek, in dem ich an diesem und den folgenden Tagen sitze, geht es nicht direkt leise zu: Kinder fahren auf Heelys herum, Leute reden in normaler Lautstärke, Handys klingeln (auch in Irland ansonsten eher unüblich, vielleicht dem hohen Anteil älterer Gäste geschuldet). Niemand wird ermahnt, Aufsichtspersonal ist keines zu sehen, auch Handyverbotsschilder gibt es nicht.

Aus diesem Schließfachschrank könnte man sogar Laptops ausleihen, wenn man Mitglied wäre:

A A
A B



To borrow a laptop

Press Laptop Loan on the screen
Hold your borrower card up to the card reader in the middle of the locker
Key in your PIN
Click Accept or Decline to our terms and conditions
The screen will tell you which laptop is issued to you, and the light beside the relevant locker will flash
Open the locker, unplug the charge cord and remove the laptop
Close the locker

To return a laptop

Press Return Laptop on the screen
Hold your card up to the card reader
The screen will prompt which locker to return the laptop to
Open the locker, **plug in the charge cord** and replace the laptop
Close the locker securely
If you would like a receipt, go to Print Return receipt, scan the card & re-enter the pin

Note that the laptop will remain on your card unless the power cable is reconnected to the laptop & the door closed securely. Check that the red light at the side of the locker has illuminated to confirm that the system sees the laptop and is charging

Das fehlende WLAN führt dazu, dass ich nur entweder meine Pokéballvorräte auffüllen oder Internet haben kann: Sobald ich den WLAN-Hotspot am Handy einschalte, läuft meine Pokémon-Spielfigur ans andere Ende von Dún Laoghaire, wo es keinerlei Pokéinfrastruktur gibt. Wenn ich das WLAN wieder ausschalte, steht die Spielfigur vor der Bibliothek und ich kann mich ballsanieren, habe aber kein Internet. Ich öffne viele Tabs mit Texten, lese mir alles durch und mache Notizen in einem Googledoc im Offlinemodus, bis ich zehn Minuten später wieder das Internet brauche. Das geht schon. Robben müssen schließlich auch auftauchen, um zu atmen.

Kathrin Passig

26. März 2018 (sowie 2013)

Bed&Breakfast mit und ohne Air

Ich gehe mit Aleks Scholz durch einen Vorort von Dublin. Wir kommen von einer Airbnb-Unterkunft, passieren am Anfang des folgenden Dialogs ein Bed&Breakfast, in dem Aleks seine Eltern im Sommer 2013 untergebracht hat, und am Ende eines, in dem wir selbst im Winter 2013/14 gewohnt haben.

Kathrin: Wie ging das eigentlich damals? Wie hast du das gefunden? Es gab ja noch kein Airbnb, glaube ich, oder jedenfalls haben wir es noch nicht genutzt oder kannten es gar nicht.

Aleks: Ich hab Bed&Breakfasts gegoogelt und bin dann mit dem Fahrrad eine Runde gefahren, um rauszufinden, ob es sie wirklich gibt und wo das jetzt ist, in welchem Haus. Also B&Bs haben ja auch keine Online-Buchungsmöglichkeiten, zumindest hatten sie damals keine. Das heißt, man hätte anrufen müssen, und da ich prinzipiell nicht gern telefoniere, wollte ich mich wenigstens vorher vergewissern, ob es diese Dinger wenigstens gibt.

Kathrin: Ach so, aber du bist nicht reingegangen, um sie dir anzuschauen?

Doch doch, bei dem hier dann schon, als ich mich dafür entschieden hatte. Aber es gab auch mehrere, zum Beispiel das Tudor House am Ortseingang von Dalkey – dieses Tudor House lebte damals im Netz als B&B, aber es existierte gar nicht. Also das Haus schon, aber nicht als B&B.

Kathrin: Aber es war schon damals bei B&Bs so, dass man sich Bilder anschauen konnte davon, oder?

Nicht bei allen. Es gab halt eine spartanische Website, auf der irgendwas dazu stand und dann ein Bild und eine Telefonnummer.

Kathrin: Wann war das, als deine Eltern hier waren?

2011? 12? *(2013, wie sich später herausstellt.)* Es könnte sein, dass ich das damals ignoriert habe, und dass sie alle schon bei den großen Anbietern dabei waren, booking.com und so weiter …

Kathrin: Ja, es gab ja diese schrecklichen Ferienwohnungsplattformen, mit denen ich viel Zeit zugebracht habe.

Aber diese kleinen Häuser jedenfalls … das Einzige, was sie von normalen Häusern unterscheidet, ist ein Aufkleber.

Kathrin: Genau, nämlich der da.

Aleks Scholz, befragt von Kathrin Passig

27. März 2018 (sowie 1968)

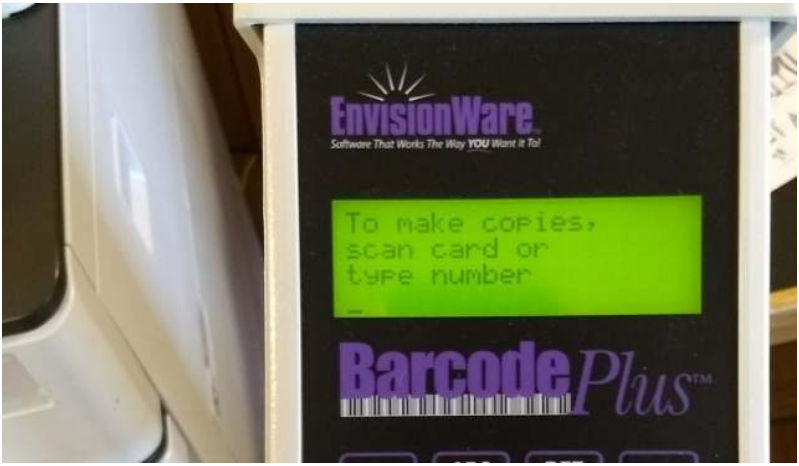
Aufstieg und Niedergang der Fotokopie

Antonella Natta, Astrophysikerin: "Als ich 1968 in Italien promoviert habe, gab es im Labor ein Kopiergerät. Die Kopien glänzten ein bisschen, es war irgendwas Chemisches, so ähnlich wie ein Abzug von einem Foto." *(Vielleicht das Photostat- oder das Verifax-Verfahren?)* "Das Kopieren dauerte sehr lang und war ziemlich teuer, für uns war das streng verboten. Man brauchte schon einen sehr guten Grund, wenn man etwas kopieren wollte. Wir fanden das ziemlich beeindruckend. Wir dachten ja bis dahin, dass man in die Bibliothek gehen und sich Notizen machen muss. Am Physikinstitut gab es eine Bibliothek, da ging man hin und lernte und machte sich Notizen. Aber man konnte nichts mit nach Hause nehmen."

Aleks Scholz: "Wir haben in den 90er Jahren im Studium ganze Nachmittage am Kopierer verbracht. Hinterher hatte man dann ein Regal voll mit Kopien."

Kathrin Passig: "Das Lustige ist, dass dieser Trend sich umgekehrt hat: Überall, wo ich in letzter Zeit einen Kopierer gesehen habe, kann man gar nicht mehr kopieren, also nicht als Gast jedenfalls. Man braucht immer so eine Mitarbeiterkarte. Jetzt ist es leichter, einfach alles mit dem Handy abzufotografieren. Vorteil: man hat es dann gleich digital."

Ich schreibe diesen Beitrag in einer irischen Bibliothek auf, fünf Meter von einem Kopierer entfernt. Um den Kopierer zu benutzen, braucht man eine Karte. Vermutlich müsste ich zuerst einen Bibliotheksausweis beantragen.


EnvisionWare
Software That Works The Way YOU Want It To!
To make copies,
scan card or
type number
BarcodePlus™

Kathrin Passig

2018-03-27

Die transatlantische SMS

Beim Einrichten eines neuen Telefons ist es das übliche Prozedere: Alle Apps lassen sich vom alten Telefon übertragen, bis auf die N26-App, die aus Sicherheitsgründen fest an ein bestimmtes Telefon gebunden ist und ausdrücklich umgepaart werden muss. Dazu schickt N26 eine SMS.

Bei mir geht das aber nicht. Ich wohne in den USA und habe eine US-Telefonnummer. Und obwohl man bei N26 eine US-Telefonnummer angeben kann, und die App erklärt, sie habe soeben eine SMS mit dem Paarungscode an diese Telefonnummer geschickt, kommt diese SMS nie an.

Das war schon immer so, und ich habe darüber berichtet. Erste Lösung: Eine deutsche SIM-Karte besitzen und sie mit irgendeinem Telefon in Betrieb nehmen (es muss nicht das zu paarende Telefon sein), um die SMS, die an die deutsche Nummer geschickt wird, auf der hiesigen Seite des Atlantiks zu empfangen. Ich brauche meine deutsche SIM-Karte aber wirklich nur noch für diesen einen Zweck, und ich habe sie im Moment – ich bin auf Geschäftsreise – auch gar nicht dabei, und ob ich sie zuhause noch finden würde, weiß ich gar nicht so genau.

Zweite Lösung: Den N26-Kundendienst kontaktieren und um die Übermittlung des Paarungscodes per Chat bitten. Das hat schon mal geklappt, aber diesmal habe ich kein Glück. Meine Kundendienst-Mitarbeiterin versucht zuerst, mir die SMS an meine US-Nummer zu schicken. »Das hat noch nie funktioniert. Wir können das gerne nochmal probieren, aber ich glaube, wie gesagt, nicht, dass es funktionieren wird.« Es funktioniert auch nicht.

Ich deute behutsam an, dass mir in der Vergangenheit der Paarungscode auch schon hier im Chat gesagt worden ist. Aber die Mitarbeiterin mag sich darauf nicht einlassen. Ich müsse mit dem Paaren dann eben warten, bis ich wieder Zugriff auf meine deutsche SIM-Karte habe.

Ich bedanke mich artig und komme dann auf die dritte Lösung: Im Redaktionschat fragen, ob jemand kurz eine SMS für mich empfangen könnte. Thomas Wiegold erklärt sich bereit. Okay: Thomas Wiegolds deutsche Telefonnummer in meine N26-App eingeben, SMS wird an Thomas Wiegold in Berlin geschickt, Thomas nennt mir im Chat den Zahlencode, ich gebe ihn in die N26-App ein – fertig. Mein Telefon ist gepaart.

Einziges Problem: Jetzt steht Thomas Wiegolds Telefonnummer in meinem N26-Konto. Um sie da wieder rauszukriegen, muss ich den N26-Kundendienst kontaktieren. Und ich habe keine Ahnung, wie ich die Sache erklären soll.

André Spiegel

27.3.2018

Zugtüröffnungstechnik kurz vor dem Aussterben

Weil die Bahn irgendwas an der Strecke Duisburg-Essen reparieren muss, muss ich die nächsten zwei Wochen über Umwege zur Arbeit fahren. Statt einer schönen umstiegsfreien Fahrt im ICE fahre ich mit der S-Bahn nach Wuppertal-Vohwinkel und von da aus mit der Regionalbahn nach Köln.

Als die Regionalbahn in Wuppertal einfährt, fühle ich mich sofort in die Neunziger Jahre zurückkatapultiert, als ich in meiner Teenagerzeit mit diesem Zug regelmäßig von Opladen nach Köln fuhr. Während die meisten modernen Züge automatisch oder auf Tastendruck die Türen öffnen, muss man hier noch richtig aktiv die Kurbelklinke drücken. Eine Anleitung zum Öff-

nen der Tür ist sowohl an der Außen- als auch an der Innenseite der Tür angebracht und informiert u. a. über die zu erwartende Wartezeit zwischen Zughalt und Kurbelaktivierung.

Ich habe gefühlt seit Jahren nicht mehr in so einem Zug gesessen, aber alles kommt mir sehr vertraut vor. Wenn ich nicht aufpasse, wachsen mir gleich Biohausaufgaben und Liebeskummer, aber nichts dergleichen passiert.

Tatsächlich lerne ich vor allem: In den Regionalbahnen war früher mehr Platz und ich weiß immer noch genau, wie sich Zugtüren mit Kurbelöffnung öffnen lassen. Man verlernt es eben doch nicht.

Ich entdecke sogar eine versteckte Steckdose direkt neben meinem Sitzplatz. Waren die früher auch schon da und es hat nur niemanden interessiert, weil alle Geräte, die man mit sich herum trug, sowieso maximal batteriebetrieben waren? Ich probiere leider nicht aus, ob die Steckdose benutzbar ist, aber ich muss ja auch noch zwei Wochen diese Strecke fahren, eventuell ergibt sich da ja noch mal eine Gelegenheit.

Anne Schüßler

28. März 2018

Das ist der Irrsinn und er geht so

Du musst zur Post, um etwas abzuholen, aber statt etwas abzuholen, stehst Du erstmal dort in der Schlange wie nicht abgeholt.

Dann siehst Du, als Du am Schalter ankommst, diese CD “PC Tuneup”, und während Du noch denkst, wie blöd kann man sein, so eine CD zu kaufen, es weiss doch wirklich jeder Depp, dass diese Programme nichts taugen, währenddessen also greift Deine Hand die CD, denn sie ist B I L L I G.

Dann hast Du diese CD gekauft und fragst Dich: was zum Teufel mache ich nur mit dieser CD, ich habe doch seit 2002 gar kein CD-Laufwerk mehr.
Entmutigt öffnest Du die Verpackung, und dort steht im Innern: “DIESES PRODUKT ENTHÄLT KEINEN DATENTRÄGER”, woraufhin Du denkst, hätte ich mir ja denken können, ich weiss ja eigentlich, wie man Software verkauft (nämlich mit luftigen Grosskartons).

Dann lädst Du die Software aus dem Internet mit dem Code, der in der Packung war, startest sie, und sie findet unfasslich viele Datei-Duplikate. Nämlich in “Dropbox alt” auf Laufwerk C: und “Dropbox” auf Laufwerk D: (die hattest Du vorletzte Woche mal angelegt, weil Laufwerk C: voll war).

Diese Datei-Duplikate löschst Du aber nicht, weil es ja im Grunde Sicherungskopien sind – und man weiss ja nie, ob so ein Clouddienst doch mal down ist.

Christoph Kappes, zuerst veröffentlicht auf Facebook

29. März 2018

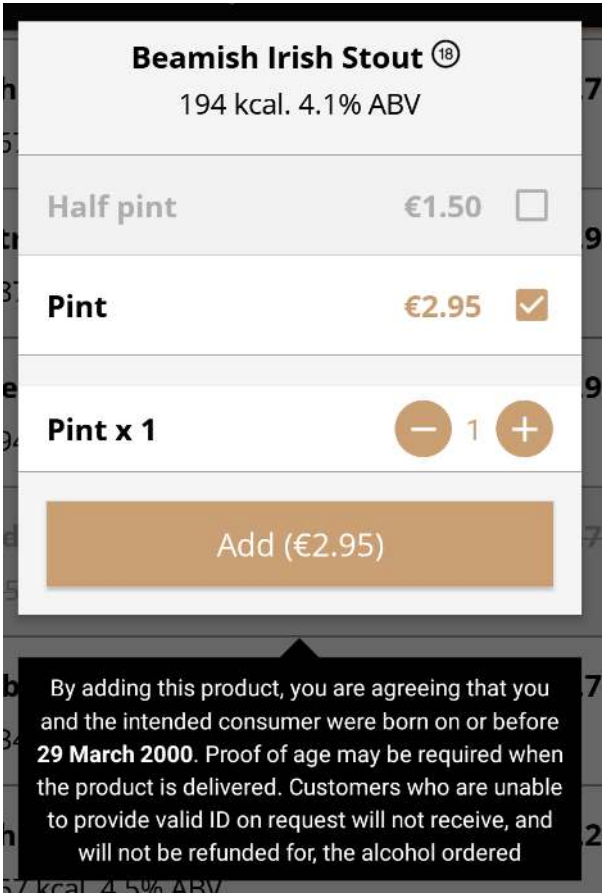
Bestellen und bezahlen, ohne mit Menschen zu reden in der herrlichen anonymen Fettbraterei

Mit der Begründung “Das sieht wie eine schöne anonyme Fettbraterei aus” locke ich Aleks in eine Filiale der Pub-Kette Wetherspoons. Auf unserem Tisch gibt es drei Plastikflaschen Mayonnaise, mehrere Getränkekarten und ein Blatt mit den Sonderangeboten des heutigen Tages, aber keine normale Speisekarte. Das ist vielleicht nur ein Versehen, aber vielleicht auch Absicht, denn: Bei Wetherspoons kann man mit einer App bestellen!

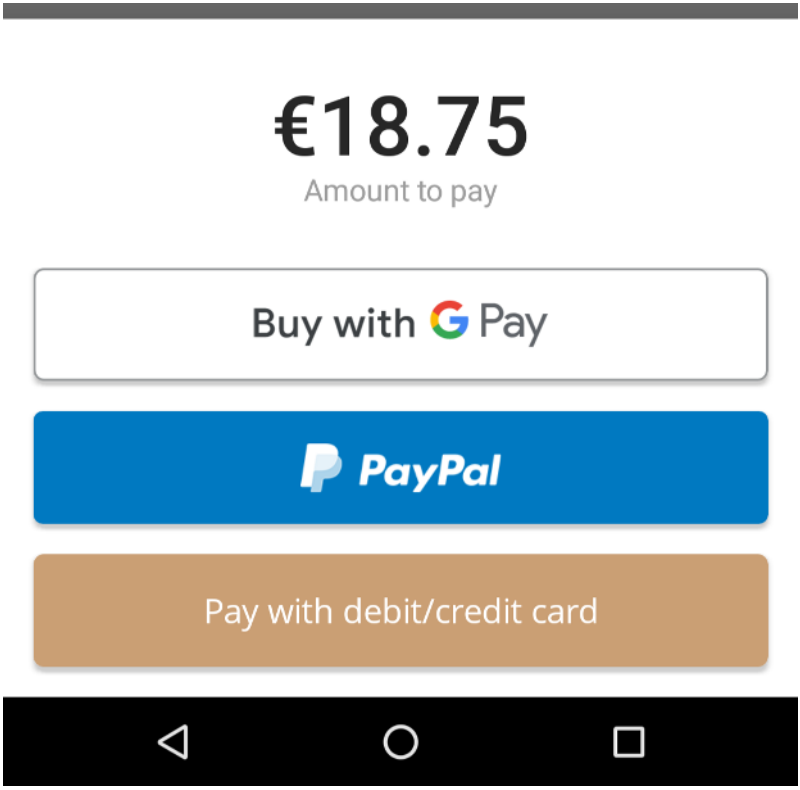
Zuerst einmal brauchen wir aber Internet, um diese App überhaupt zu installieren, denn im Inneren des Pubs gibt es nur Edge. Ich melde mich im WLAN an, was relativ unkompliziert geht. Man muss nur zwei Kästchen mit “ich habe die Nutzungsbedingungen gelesen und akzeptiert” ankreuzen und hat danach vielleicht eine Seele oder ein Erstgeborenes weniger, aber dafür WLAN.

Die Tischnummer steht auf einer kleinen Metallplakette am Tisch und muss auf etwas unelegante Weise in die App eingegeben werden:

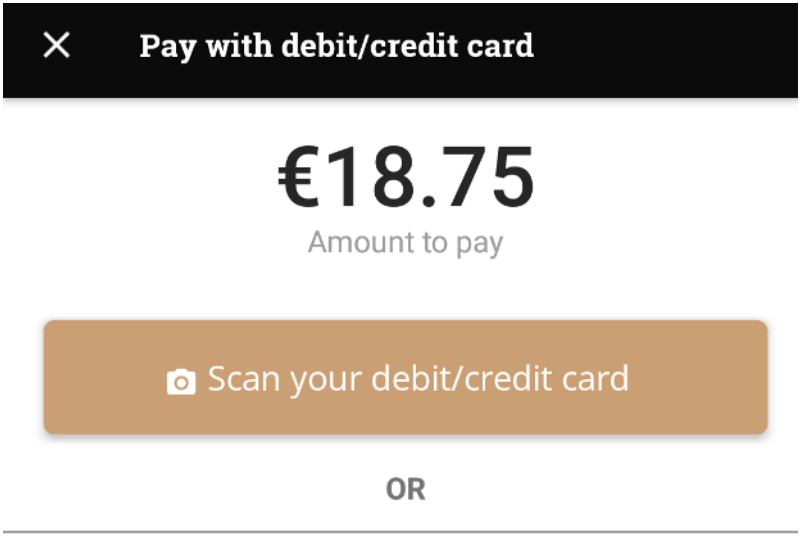
Bierbestellung nur, wenn man am 29. März 2000 oder früher geboren ist, das gilt sowohl für die bestellende als auch für die trinkende Person:



Bezahlt wird gleich bei Aufgabe der Bestellung, drei Bezahlverfahren stehen zur Auswahl:



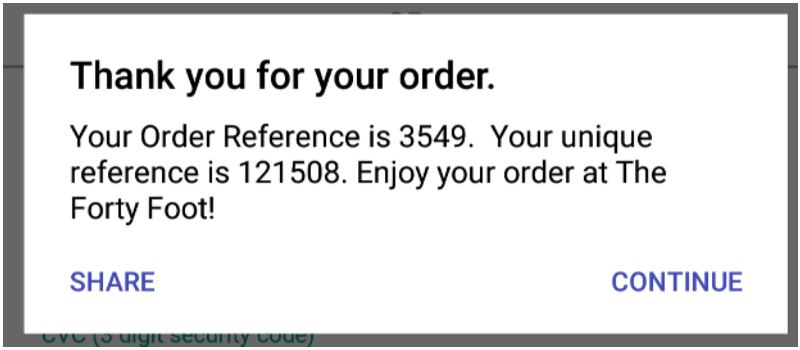
Man könnte jetzt auch die Kreditkarte vor die Handykamera halten und ihre Nummer einscannen . . .



… das funktioniert aber mit meiner durchsichtigen und schon etwas abgewetzten N26-Kreditkarte nicht. Ich kann die Nummer der Karte selber nur schwer lesen und bin der App deshalb nicht böse.

Im Laufe der Bestellung fragt die App mehrmals, ob man auch wirklich wirklich in der angegebenen Filiale sitzt und nicht etwa in einer ganz anderen. Bestimmt? Ganz sicher?

Und dann ist die Bestellung aufgegeben:



Eine steuerlich absetzbare Rechnung bekomme ich gleich per Mail hinterher. Da wir beide ungern mit Menschen über Themen reden, über die man auch mit einer App reden kann, sind wir sehr zufrieden, vor allem mit dem Entfallen des Bezahlvorgangs. (Kommt hier noch mal jemand vorbei? Wie unhöflich wäre es, zum Tresen zu gehen und dort zu bezahlen? Heißt es *bill* oder *check*? Lässt man das Trinkgeld auf dem Tisch liegen oder schlägt es drauf und gab es da nicht auch noch eine dritte Möglichkeit?)

Die Trinkgeldfrage entfällt schon dadurch, dass Trinkgeld in der App gar nicht vorgesehen ist. Es sei denn, man hätte es vielleicht doch auf dem Tisch liegen lassen müssen. Das fällt mir aber erst viel später ein.

Kathrin Passig

29.3.2018

Die Fotos müssen auf den Fernseher und anscheinend bin ich dafür verantwortlich

Wir sind bei meiner Tante und mein Vater möchte gerne die Urlaubsbilder aus Costa Rica zeigen. Er hat aber nur den seine Kamera mit dem Speicherchip dabei. Irgendwie sollen die Bilder auf dem Fernseher erscheinen, damit alle schön mitgucken können, anscheinend die moderne Variante des Diaabends. Der Weg dahin ist steinig und schwer und geht so.

1. Die erste Idee ist, den Chip direkt in den Fernseher zu stecken. Das geht nicht, weil es keinen entsprechenden Eingang am Fernseher gibt. Auch am DVD-Spieler ist kein Slot für eine SD-Karte.

2. Die nächste Idee ist, den Chip in den Laptop zu stecken und den Laptop via HDMI an den Fernseher anzuschließen. Diese Idee muss leider aufgrund eines nicht vorhandenen oder zumindest nicht gefunden werden wollenden HDMI-Kabels wieder verworfen werden.

3. Die nächste Idee ist, die Bilder über eine externe Festplatte am Fernseher anzuschließen. Ich kopiere also alle Bilder am Laptop von der SD-Karte auf die Festplatte und schließe dann die Festplatte an den Fernseher an. Das geht alles per USB, aber der Fernseher möchte von der Festplatte nichts wissen.

4. Jetzt packen wir die Bilder von der Festplatte auf einen USB-Stick. Es sind sehr viele Bilder und der USB-Stick ist nicht leer, also packe ich ungefähr ein Drittel der Bilder auf den USB-Stick und tatsächlich – HURRA! – können wir jetzt sowohl die Bilder als auch die aufgenommenen Videos auf dem großen Bildschirm sehen. Nachdem wir durch sind, packe ich noch mal ein anderes Drittel auf den USB-Stick, wir sind uns einig, nicht *alle* Bilder sehen zu müssen.

Am besten hat man einfach immer ein Notfall-HDMI-Kabel im Rucksack, aber wenn man von der fehlenden Eleganz der Lösung absieht, wurde die Aufgabenstellung am Ende doch zur allseitigen Zufriedenheit gelöst.

Anne Schüßler

März 2018

Salapse – da haben wir den Salat! (Teil 1)

Die Frau hat ein Indoor-Pflanzenaufzuchtdings gekauft, also Keimset, Substrat (das Gesamtgelöt ist hydrokulturartig), Mulden, diverse Samensorten, eine passende Pflanzenbeleuchtung samt Häuschen, Dünger und so weiter. Das g ibt es alles zusammen und aufeinander abgestimmt für Anfänger bei Ikea.

Es gibt eine mir bisher unbekannte, anscheinend große Community, die Erfahrungen teilen und an der für Salatprofis anscheinend langweiligen Grundausstattung herumpimpen.

Ich bin ja eher nicht so an Grünzeug interessiert, trotzdem oblag mir die Aufgabe, die Pflanzbeleuchtung an die Heimautomatisierung zu klemmen, um diese automatisch an- und auszuschalten – anstatt simple Zeitschaltuhren zu benutzen, wie es früher Brauch war.

Dabei ist mir aufgefallen, wie schnell sich die Pflänzchen entwickeln. Eigentlich ein interessantes Experimentierfeld für Zeitraffer im Wohnzimmer:

- vor den Unbillen des Wetters und vor Insekten geschützt
- bequem erreichbar, ohne weit zu laufen und nächtelang teures Kameraequipment zu bewachen
- in einigermaßen kontrollierbaren Umgebung (hier wohnt eine Katze)

Am besten mit möglichst geringem Aufwand: Ein Smartphone bietet eigentlich alles, was man für ein Timelapse braucht:

- eine Kamera
- geringen Betrachtungsabstand (durch den kleinen Sensor kann man mit einem Smartphone viel dichter an Objekte herangehen als mit Kameras, das kommt leider später noch . . .)
- Speicher
- Zeitraffersoftware
- durch Betrieb am Netzteil unbegrenzt Strom

Für ein Zeitraffer ist es wichtig, dass sich die Kameraposition nicht ändert, deswegen benötigt man ein stabiles Stativ. Ein Smartphone hat zwar meist kein Stativgewinde, aber ich habe eine entsprechende Klammer, die auf ein Stativ geschraubt werden kann.

Dieses Smartphone kann Bilder in RAW abspeichern, dies bietet bei der später notwendigen Bearbeitung einen größeren Spielraum als das übliche jpg-Format, dafür werden die Bilder deutlich größer.

Die Software (ich habe LapseIt benutzt) kann selbst leider nicht in Cloudspeicher schreiben, aber mit der Hilfe einer weiteren Software (Foldersync) ist es möglich, die gemachten Bilder automatisch und regelmäßig vom Handy zu kratzen, um sie weiterzubearbeiten.

Das hat den Vorteil, dass man die Zeitrafferaufnahme nicht unterbrechen und/oder das Handy anfassen muss, was fast immer zu Versatzproblemen führt.

Ich habe zwar früher schon mal Foldersync benutzt, aber bis das alles funktioniert, habe ich viel länger gefummelt als gedacht und bin einige Irrwege gegangen, bei denen nicht immer klar war, warum das Ganze nicht funktioniert. So wollte ich nach der Übertragung der Daten möglichst die Quelldatei, aber nicht den Quellordner löschen, um genug Platz auf dem Telefon zu haben – beim Löschen des Quellordners ist (natürlich) die Zeitraffersoftware abgeschmiert.

Als Intervall für die Aufnahmen hab ich erst mal 15 Minuten eingestellt. Leider hat die Timelapse-Software mehrfach nach jeweils 5 bis 6 Stunden den Kontakt zur eigentlichen Kamera verloren, ich konnte nicht herausfinden, warum. Schade, für Timelapses über kürzere Zeiträume gefällt mir LapseIT sehr gut, man kann eigentlich alles, was ich gerne kontrollfreaken will, einstellen (bei Timelapses sind das: Fokus, Weißabgleich, in diesem Fall auch Belichtungszeit und ISO, weil ja gleichmäßig beleuchtet – das führt später zu weniger Geflicker). LapseIT ist auch deswegen toll, weil man die komplette Produktion auf dem Handy abfackeln kann – rendern, ramping, einzelne Samples rausschmeißen, Musik drauf legen – aber hier ging es leider nicht :-(

Das Problem bei Abbrüchen: Es erfolgt Herumgefummel am Gerät, das führt sicher zu Verschiebungen der Perspektive und damit macht man die bisher gemachten Aufnahmen eigentlich immer unbrauchbar, weil selbst sechs

Stunden mit alle 15 Minuten ein Bild nur 24 Bilder und damit eine Sekunde Zeitraffer ergeben, das ist zu kurz, um auf einen anderen Blickwinkel überzublenden.

Also habe ich eine andere Kamerasoftware ausprobiert, die ebenfalls RAW kann und sich auf Kamera-Einstellungen festlegen läßt und über einen Timer verfügt.
Anscheinend haben sich in FV-5 einige Optionen nicht gut verstanden, ich habe wiederum sehr lange gebraucht, bis die Software den Fokus über die Zeit bis zum nächsten Bild gehalten hat.

Schlussendlich ist aber das gleiche Problem wie mit LapseIT aufgetreten, Kommunikationsverlust gegen das Kameramodul nach einigen Stunden :-(

So langsam (und etwa 36 Stunden später) bin ich doch ziemlich genervt davon, das nicht *mal eben ohne großen Zeitaufwand* hinzubekommen. Anscheinend ist Smartphone hier doch nicht die offensichtliche Lösung. Ich krame in meinem Fotohaufen, und finde eine uuralte 'Actioncam' – ein GoPro2-Lookalike, das sich Leute auf den Helm kleben, bevor sie von Bergen springen oder anderweitig kurz vor der Organspende stehen. Die Qualität ist aber schlicht zu 2009.

Eine kurze Recherche ergibt, dass eine einigermaßen aktuelle GoPro Hero(5) RAW und manuelle Belichtungsparameter kann. Da ich angefangen habe, das Ganze persönlich zu nehmen, hab ich mir eine geklickt – man gönnt sich ja sonst nix.

(Der Autor wartet auf die Lieferung der GoPro, der Leser auf die Fortsetzung)

Alexander Stielau

März 2018

Online Reservierungen funktionieren schon . . . fast

Ich möchte mit Freundinnen frühstücken gehen und zu meiner großen Freude bietet das Café, in das wir gehen wollen, die Möglichkeit, einen Tisch online zu reservieren. Endlich muss ich niemanden anrufen!

Als ich für 9:30 Uhr reservieren möchte, teilt mir das Formular mit, dass um diese Zeit schon viele Reservierungen eingegangen sind. Wenn ich schnell bedient werden möchte, sollte ich einen anderen Zeitpunkt wählen. Ich bin beeindruckt von so viel künstlicher Intelligenz und reserviere für 10 Uhr.

> Vielen Dank für Ihre Reservierung. In Kürze werden wir Ihnen eine Bestätigung per Mail oder SMS senden.

Reserviert habe ich am Donnerstagvormittag für Samstag. Als Freitag Mittag immer noch keine Bestätigung angekommen ist rufe ich doch an und frage nach. Leider ist Samstag schon alles ausgebucht. Meine Reservierung ist zwar eingegangen, aber es ist niemand dazu gekommen, mir abzusagen. Das hätte nämlich ein Mensch machen müssen, denn so weit ist die künstliche Intelligenz noch nicht.

In Zukunft überwinde ich meine Telefonphobie doch gleich. Das scheint einfacher zu sein.

Aoife

März 2018

Salapse – da haben wir den Salat! (Teil 2)

(hier findest Du Teil 1)

Während ich auf die Ankunft der bestellten Action-Kamera warte, packe ich das große Besteck aus – der blöde Salat soll mich mal kennenlernen: Eine Kamera mit wechselbaren Objektiven, mit der ich auch 'draußen' Zeitraffer fotografiere.
Für diese Kamera habe ich eine Batterie-Attrappe, die nur eine leere Hülle des Original-Kameraakkus ist, in der ein Kabel steckt, was auf der anderen Seite über einen Spannungswandler auf einen dicken Modellbau-Akku geht. Damit kann ich auch länger am Stück ohne Akkuwechsel Zeitrafferaufnahmen machen.

Exkurs: Leider haben größere Kameras (lies: deren Sensoren) prinzipbedingt einen Nachteil gegenüber kleinen Sensoren wie in Handys – man kommt ohne Zusatzgefummel nicht so dicht an ein Objekt heran und wenn man Zusatzgefummel (z. B. Zwischenringe oder Makroobjektive) einsetzt, wird die Schärfentiefe, also der Bereich des Bildes, der scharf abgebildet wird, immer geringer, je größer der Sensor wird. Das ist grob vereinfacht, Optikfetischisten mögen beim Rotieren niemand verletzen. Wer es genauer wissen will: Auf allgemeinverständlicher Ebene ist da Tom! Striewischs Fotolehrgang sehr gut, wer es technischer braucht, findet unter optische Grundlagen (Vision Doctor) Antworten.

Konkret habe ich mit einem Normalobjektiv für dieses System einen Mindestabstand zwischen Salat und Objektiv von 20 cm. Durch den Einsatz eines Zwischenrings (zwischen Objektiv und Kamera) verringert sich dieser auf 3 cm, dafür reicht der überhaupt scharfstellbare Bereich aber auch nur noch bis 4 cm. *Durch Zwischenringe sinkt der Mindestabstand, damit steigt der Abbildungsmaßstab, allerdings verlieren Objektive die Eigenschaft, auf unendlich fokussieren zu können*. Ein Abstand von 3 bis 4 cm ist beleuchtungstechnisch auch wieder kein Spaß, das Objektiv wird da schnell zum Schattenspender.

Also muss eigentlich ein Makro-Objektiv her, das genau dafür gedacht ist: Geringe Gegenstandsweite und großer Abbildungsmaßstab. Für dieses Kamerasystem habe ich aber (*noch*) kein dezidiertes Makro, das vom anderen Kamerasystem passt mechanisch nicht.

Ich nehme erst mal mit dem Normalobjektiv ohne Zwischenringe vorlieb. Ein zweites Problem: Die Kamera braucht Hilfe bei der intervall-o-lierten Auslösung. Neuere Modelle der gleichen Baureihe können das alleine, diese Kamera braucht einen entsprechenden Taktgeber. Selbstredend hab ich da mehrere Möglichkeiten:

- ein Kabelauslöser mit Intervallfunktion, der alle x Sekunden einen Lidschlussreflex bei der Kamera auslöst (aber ach: Batterie alle, und das ist natürlich ne Superspezialknopfzelle) oder
- Triggertrap, ein Kickstarter Projekt auf Ardunio-Basis, das ich ewig nicht mehr benutzt habe.

Der Triggertrap-Apparat braucht eine dreipolige 3,5mm Klinke am Auslöserkabel, die vorhandenen Kabel und die Kamera sind alle auf 2,5mm und außerdem vierpolig ausgelegt. Der Adapter, den ich sicher besitze, ist latürnich unauffindbar. Ich versuche es erstmal mit Gefrickel:

Letztlich bleibt mir die Magie des Pinouts verborgen, trotz länglicher Messreihen – der Adapter kommt todsicher ohne irgendwelche Widerstände aus. Wegen der Knopfzelle muss ich ja eh zum niedergelassenen Elektronikfachhandel, der hat auch entsprechende Adapter.

Seit dem Beschluss, dem Salat ***mal eben*** beim Wachsen zuzusehen, ist jetzt ungefähr eine Woche vergangen und es ist noch keine brauchbare Serie gemacht.

Die Actioncam ist eingetroffen, ebenso konnte ich eine Knopfzelle und einen Adapter von 2,5 mm Klinkenbuchse auf 3,5 mm Klinkenstecker kaufen.

Die Action-Kamera bzw. deren Halterung hat noch einen kleinen Fehler: Man kann die Kamera in der Halterung nur mit geschlossenen Deckeln betreiben – hinter einem befindet sich der Anschluss für das Netzteil. Zum Glück ist es möglich, mit verhältnismäßig geringer Gewalteinwirkung den Deckel zu entfernen, ohne diesen kaputt zu machen. *puh*

Die Actioncam ist leicht konfiguriert, montiert, verstromt und schiesst nun fröhlich jede Minute (seltener geht nicht) ein Bild. Der Abstand ist ziemlich groß, aber es gibt genug Reserven, um nur einen Ausschnitt *zu verwenden.*

Das Brett zum Fenster schützt vor Fremd(sonnen)licht

Die normale Kamera macht während dessen ein Closeup einer Pflanze. Dabei entsteht noch eine neue Klippe: Wenn die Kamera ausgeschaltet wird oder keinen Strom hat, verstellt sie den Fokus. Das ist schlecht, weil der Schärfebereich nur ein paar Millimeter beträgt und schon eine leichte Fokusänderung das Bild insgesamt verändert. Die Kamera ist zwar im manuellen Modus, wird also mit abgeschaltetem Autofokus betrieben (sonst be-

stände die Gefahr, dass sie alleine versucht, neu scharfzustellen, z. B. durch sich ändernde Lichtverhältnisse), aber die eigentliche Fokussierung erfolgt bei diesem Objektiv elektrisch, auch wenn man von Hand am Entfernungsring dreht. Bei einem Powercycle vergisst die Kamera die aktuelle Position und ich muss neu fokussieren.

Aus diesem Grund ersetze ich den Modellbauakku durch ein 12V Netzteil.

Der Fokus ändert sich witzigerweise auch durch das Pflanzenwachstum, der Salat bewegt sich selbst aus dem Sweetspot in die Unschärfe.

Der Salat kann nun auch nicht mehr einfach so befingert werden, Hände und Katzenköpfe reflektieren das Licht so, dass es erhebliche Belichtungsänderungen gibt, wenn diese ins Bild geraten, diese Bilder müssen in der Postproduction aussortiert werden.

Nachdem ich nun erfolgreich große Mengen Bilder produziere, muss ich diese regelmäßig aus den Kameras puhlen. Am besten, ohne irgendwas zu verstellen und wenn die Kameras gerade nicht gebraucht werden. Das zweite ist leicht, um 21:50 geht die Pflanzenlampe aus und für den Salat wird es Nacht, er lässt dann auch die Blätter immer mehr herunterhängen. Die Speicherkarte der normalen Kamera zu tauschen ist leicht, die Klappe, hinter der sich die Speicherkarte versteckt, kann auch auf dem Stativ geöffnet werden, bei der Gopro geht das nicht – die Kamera muss aus dem Stativkäfig heraus, ohne diesen allzusehr in der Position zu verändern.

Also insgesamt gar nicht so pflegeleicht, so ein Salapse.

Die getauschten Karten kommen in den Rechner und werden ausgelesen, die Bilder kommen erstmal einfach so auf Platte, weil ich von der Gopro nur jedes fünfte Bild brauche (die Kamera macht jede Minute oder öfter ein Bild), etwas Shell schmeißt also 80% der Bilder sofort wieder weg. Genauso schmeiße ich von beiden Kameras alle Bilder weg, die vor 6:45 Uhr und nach 21:50 Uhr aufgenommen wurden (da ist die Pflanzlampe aus). Auch das geht über etwas Shell Magie, die Timestamps der Bilder stehen in den Exif-Tags und können relativ leicht zur Weiterverarbeitung genutzt werden.

Erst dann (nach einer erheblichen Reduktion der Datenmenge) importiere ich die Bilder in Lightroom und konvertiere die jeweiligen proprietäre RAW-Formate in das herstellerübergreifende DNG Format. Das Importieren und Umrubbeln kostet aufgrund der großen Bildermengen (es bleiben immer noch 180 Bilder pro Tag und Kamera, die Karten tausche ich nach 5 Tagen) einige Zeit.

Die eigentliche Erstellung von Timelapses nehme ich mit Hilfe von Lightroom und LRTimelapse vor, das grobe Prinzip ist dabei, das LRTimelapse die Helligkeitsunterschiede zwischen einzelnen Bildern berechnet und die Belichtung entsprechend anpasst. Auch dies benötigt, um einigermaßen flickerarm zu werden, viele Durchläufe und erhebliche Rechenleistung – also Zeit. In diesen Berechnungen tauchen auch Anomalien (also hier: Menschenhände und Katzenköpfe) auf, diese Bilder entferne ich dann manuell aus der Serie.

Die errechneten Ergebnisse werden von LRT in die RAW-Bilder(bear-beitungsinformationen) eingetragen. LR und LRT benutzen dafür xml-Sidecars, die sie gegenseitig schreiben und wieder laden, wenn die andere Software dran gefummelt hat. LR exportiert dann aus allen Bildern JPG, aus denen wiederum LRT mit Hilfe von ffmpeg ein Filmchen rechnet.

Da die üblichen Sehgewohnheiten in 2018 das Betrachten einer Szene, die länger als 30 Sekunden ohne Schnitt auskommt, als langweilig empfinden, habe ich die entstanden Filmchen noch mit Hilfe der Videoschnittsoftware Finalcut zusammengeschnitten und mit Musik unterlegt.

Das Ergebnis macht mich zufrieden. Ohne so viel Computertechnik wäre das Verfahren Zeitraffer so leicht nicht möglich, aber es ist trotzdem alles andere als **mal eben am Samstag nachmittag.** Das eigentlich permanente Warten auf zuerst Wachstums- und dann Rechenschritte macht das Ganze zu einer schönen Übung für ungeduldige Menschen wie mich. Ich mache jetzt öfter Zeitraffer :-D

player.vimeo.com/video/260641053

Der Salat ist inzwischen (April 2018) geerntet. Es ist eher wenig und auch gar nicht mal so lecker.

Alexander Stielau

März 2018

Arbeitsteilung an japanischen Supermarktkassen

Ich bin schon das vierte Mal in Japan, kaufe dort auch gerne in Supermärkten ein, aber diesmal treffe ich da ein neues Kassensystem an. Ich bin grade gesundheitlich etwas angeschlagen und wandere deshalb in einen Depachika (eine Art Kaufhaus-Feinschmeckerkelleretage) mit angeschlossenem Supermarkt. Dort suche ich mir eine kleine Auswahl an größtenteils leicht zu Verdauendem zusammen: Bananen (einzeln verpackt), Weißbrot, Kamillentee, Milchschokoladekügelchen, einen süß-salzigen, köstlich-isotonischen Softdrink.

Diesen Korb stelle ich der Frau an der Kasse einfach hin. Statt einem Laufband scannt sie alles selbst und legt es einfach direkt in einen anderen, zuvor von ihr bereitgestellten Korb weiter vorne an der Kasse.

Es ist wirklich auf allem, was ich gekauft habe, ein Barcode drauf. Hätte ich etwas individuell Abzuwiegendes dabei gehabt, hätte sie es auch gewogen bzw. bei fehlendem oder nichtfunktionierendem Barcode eine Nummer so eingetippt. Wenn sie alles gescannt hat, stellt sie den leeren Korb zu ihrer

Rechten hin und weist mir eine der zwei Zahlstationen zu und stellt auch meinen Korb dorthin. Leere Plastiktüten legt sie einfach oben drauf auf meine Einkäufe.

Die Kassiererin wendet sich daraufhin einfach den nächsten Kunden wieder zu. Ich muss dann an dem großen Touchscreen, der auch eine Englisch-Option hat, meinen Einkauf zahlen. Dies geht mit Bargeld, Karten oder Einkaufsgutscheinen, und man kann auch mehrere Zahlungsoptionen gleichzeitig verwenden.

Dazu muss man vielleicht sagen, dass in Japan die Barzahlung wirklich noch sehr verbreitet ist, und ich das bisher eher so kannte, dass man im Supermarkt eine Engelsgeduld mit älteren Damen (und auch jüngeren Touristen) aufbringt, um auch solchen schwierigen Fällen zu ermöglichen, genau passend zu zahlen. Diese Hybridlösung (es wird einem alles gescannt, den Zahlvorgang muss man selber erledigen) wird nur dadurch möglich, dass es pro Scanfachfrau (kassieren muss sie ja nicht mehr) zwei Zahlstationen gibt.

Man hat also jetzt zum Zahlen zwei Einkaufs-Scanvorgänge Zeit, was tatsächlich völlig ausreicht – die Kassenschlange bewegt sich mehr oder weniger genauso schnell, wie die Scanfachkraft scannen kann.

Damit sind die Einkäufe aber noch nicht eingetütet. Man nimmt also seinen Korb mit den aufgelegten Tüten und begibt sich zum Einpacktisch.

Hier gibt es genug Platz und auch eine kleine Auswahl an Hilfsmitteln, hier abgebildet neben meinem Korb und meinem Regenschirm:

Die Rolle enthält größere durchsichtige Plastiktüten, während aus dem Metallkasten unten kleinere Tütchen kommen. Links und rechts daneben Klebeband, dazu unten rechts ein kleines Körbchen mit Einkaufscoupons sowie links ein feuchtes Tuch, wo man sich die Fingerspitzen befeuchten kann, um die Plastiktüten auseinanderzufimmeln.

Feathers McGraw

Ostersonntag 2018

I can see your heartbeat

Da ich weder über Religion noch über osterverpflichtende Familie verfüge, kann ich den Ostersonntag nutzen, um mich um meinen Muskelkater zu kümmern. Draußen hagelt es, also gehe ich ins Fitnessstudio, um dort eine Serienfolge lang auf dem Laufband locker zu gehen. Vielleicht lockert das die schmerzenden Muskeln ja ein wenig.

Es ist nicht viel los am Ostersonntag um die Mittagszeit, mich freut das. Weil ich nicht schnell oder steil bergauf gehe, habe ich heute nicht das Bedürfnis, meinen Puls zu überwachen und trage dementsprechend keinen Messgurt. Trotzdem taucht, kaum bin ich losgelaufen, auf dem Monitor des Laufbandes eine relativ hohe Pulsfrequenz auf. Ich sehe mich um. Meine ist das nicht. Ah, hinter mir werden Intervalle gerudert, ernsthafte Arbeit. Über die 45 Minuten meines Laufbandaufenthalt hinweg checken immer wieder neue Herzen ein und aus und teilen mir mit, wie viel sie zu tun haben. Das alles kommt mir seltsam intim vor, als hätte ich Zugang zu einer Geheiminformation, aber ich bin auch neugierig. So schaue ich immer ein bisschen herum, wenn sich die Frequenz plötzlich ändert, oder die Anzeige kurz weg ist, wessen Herz mir nun wohl gerade Bescheid gibt.

Als die Serienfolge zu Ende ist, steige ich vom Laufband und gehe in den Stretching-Bereich, so als wäre nie etwas gewesen. Die anderen wissen ja nicht, dass ich ihre Herzen gesehen habe.

Mia Culpa

3. April 2018

Die Gegenwart ist in der Vergangenheit enthalten

In der Ausstellung “Im Wirtschaftswunderland – Glas der 1950er Jahre aus dem Bayerischen Wald” im Glasmuseum Frauenau gibt es ein 50er-Jahre-Wohnzimmer mit Fernseher. Im Fernsehen läuft ein Film, vermutlich handelt er von Glasherstellung, aber mich interessiert der Fernseher noch etwas mehr. Hatte man in den 50er Jahren wirklich so ein scharfes und ungekrümmtes Bild?

Die Rückwand des Fernsehers steht weit genug offen, dass ich mein Handy in den Spalt schieben kann:

Ich weiß nicht, was das Fernsehergehäuse (aus Holz!) früher enthalten hat, aber das war es wohl nicht.

Kathrin Passig

April 2018

Öko muss leiden

Meine Kreditkarte ist eine Master Card der Triodos Bank und trägt zusätzlich die Bezeichnung “Grünkauf”, weil man beim Einkaufen damit irgendwelche Punkte sammeln kann, die gut fürs grüne Karma sind.

Aus Dusseligkeit habe ich dreimal die falsche PIN eingegeben und denke, das trifft sich eigentlich prima. Wenn ich schon bei der Bank anrufen muss, dann wünsche ich mir bei der Gelegenheit eine neue Karte, mit der ich endlich kontaktlos zahlen kann.

Nein, sagt die freundliche Dame am Telefon, das geht leider nicht, denn die neue Grünkauf-Karte ist – bis auf den Chip – komplett biologisch abbaubar, und das verträgt sich nicht mit der Kontaktlos-Funktion.

Ich frage, ob es neben den grünen Karten nicht auch normale, fiese, kontaktlose Schweinekarten gibt. Gibt es zwar, aber man bekommt sie nur, wenn man das Girokonto bei der Triodos-Bank hat.

Seufz.

Werde ich wegen der Kontaktlosfunktion mein Girokonto umziehen? Oder den Kreditkartenanbieter wechseln? Ach was. Wenn ich nicht in diesem Techniktagebuch schriebe, ich wüsste kaum, dass es kontaktlos gibt, und noch viel weniger, dass man das braucht.

Drago Starcevic

2018-04-05

Die rätselhafte Geldtankstelle

Dass es in meiner neuen Heimat Banken zum Durchfahren gibt, wusste ich. Aber die Geldtankstelle in Wheaton, Illinois beeindruckte mich dann doch noch, auch nach acht Jahren hier.

Dabei ist es eigentlich logisch: Wenn man durch das Autobanking schon Zeit sparen will, darf man natürlich nicht im Stau vor einem einzelnen Geldautomaten warten müssen.

Aber auch an der Geldtankstelle geht der Fortschritt nicht spurlos vorbei. Vier der acht Spuren sind gesperrt und stillgelegt. Dort sind keine Geldautomaten, sondern seltsame Säulen, die fast außerirdisch wirken.

Es muss sich um eine Art Rohrpostsystem gehandelt haben, vielleicht zum Deponieren der Tageseinnahmen aus den Registrierkassen von Geschäften.

Worüber die Menschen damals allerdings redeten, oder vielmehr nicht reden konnten, während die Röhre reiste, bleibt rätselhaft.

André Spiegel

April 2018

Aus der Mitte entspringt ein Zweifel

Schon seit einer Weile nutze ich SwiftKey, eine Tastatur-App für Smartphones. Ein Vorzug gegenüber der Default-Tastatur von Android sollen unter anderem ›intelligente‹ (also besser passende) Wortvorschläge sein. *Wie* gut die Vorschläge sind, war mir allerdings bis vor Kurzem noch nicht aufgefallen. In letzter Zeit passiert es mir immer häufiger, dass ich einen halben Satz schreibe und SwiftKey weiß, wie die andere Hälfte lautet, die bisher – so glaubte ich – nur in meinem Kopf war. Um ihn hinzuschreiben, muss ich nicht mehr tun, als immer auf das mittlere der drei Felder mit Wortvorschlägen zu tippen.

Das stürzt mich in Zweifel: Sind die Inhalte, über die ich schreibe, wirklich so vorhersehbar? (Wahrscheinlich.) Sind die Formulierungen, die ich wähle, wirklich immer dieselben? (Offensichtlich.) Und was ist zu tun? Einfach immer in die Mitte tippen und Lebenszeit sparen? Der Impuls, der sich in mir regt, ist ein gegenteiliger: Damit SwiftKey nicht immer weiß, wohin die Reise geht, formuliere ich um – ungefähr so, wie man überraschend abbiegt, um einen lästigen Verfolger abzuschütteln. Gleichzeitig fühlt es sich albern an. SwiftKey ist ja nicht schuld an der Repetitivität des Alltäglichen, sondern macht diese nur sichtbar. Aber es ist schwerer, sich damit abzufinden, wenn man stets aufs Neue vor Augen geführt bekommt, dass man immer wieder den gleichen Scheiß schreibt.

Passenderweise ist auch dieser Beitrag weniger originell, als er womöglich sein könnte. Er wurde auf einem Android-Smartphone mit SwiftKey verfasst – wenn auch im Bemühen, so selten wie möglich in die Mitte zu tippen.

Christopher Bergmann

7. April 2018

Ich helfe meiner Mutter mit den Einkäufen und muss immerhin nicht an der Kasse anstehen

Meine Eltern – beide Ende 70 – haben sich in den vergangenen Jahren zunehmend vom Lieferdienst Bringmeister mit Lebensmitteln versorgen lassen. Das Aufgeben der Online-Bestellung oblag dabei meinem Vater – anhand einer von meiner Mutter erstellten Einkaufsliste. Aktuell ist er dazu krankheitsbedingt nicht in der Lage, deswegen fällt diese Aufgabe mir zu.

Ich erhalte also von meinem Vater die Zugangsdaten für ihr Bringmeister-Konto und von meiner Mutter eine handgeschriebenen Einkaufszettel mit gut 20 Posten. Zu meiner Erleichterung stelle ich fest, dass Bringmeister einerseits eine kumulierte Liste aller ihrer bisherigen Einkäufe vorhält und dass andererseits meine Mutter offenbar gut auf das verfügbare Sortiment konditioniert ist.

Ich scrolle also die Liste der bisher beliebtesten Artikel herunter und kann guten Gewissens dem Eintrag „2 Dosen Tomatensuppe“ die schon 44mal bestellte Sorte zuordnen. Die Handvoll Posten, die noch nicht oft genug geordert wurden, um auf dieser Liste aufzutauchen, finde ich per Suchfunktion und auch der bevorzugte Liefertermin ist noch verfügbar.

Möglicherweise werde ich mir die Aufgabe demnächst mit meiner in einer anderen Stadt lebenden Schwester teilen, indem ich den Einkaufszettel abhole, abfotografiere und ihr schicke.

Virtualista

7.4.2018

Is it a bird? Is it a plane?

Wir sind fürs Wochenende in die Pfalz gefahren. Nachdem wir Flammkuchen und Pfälzer Saumagen vertilgt haben, laufen wir noch eine Runde durch das Dorf, in dem wir übernachten. Es ist wirklich sehr viel ruhiger und dunkler hier und deswegen will ich gucken, ob man hier auch schon mehr Sterne sehen kann als an unserem lichtverseuchten Stadthimmel in Essen.

Aus Interesse lade ich mir direkt noch eine App zur Sternbildidentifikation aufs iPhone. Es handelt sich um SkyView Lite, vor allem, weil es das erste Suchergebnis im App Store war und ich keine Zeit hatte, um erst den Funktionsumfang unterschiedlicher Apps zu recherchieren.

Mit SkyView hält man das iPhone zum Himmel und bekommt auf den Bildschirm direkt die passenden Sterne und Sternbilder angezeigt. Den großen Wagen erkennen wir noch gerade so, alles andere ist uns neu.

Während ich ein anderes Sternbild zu erkennen möchte, identifiziert die App noch einen anderen Leuchtepunkt am Himmel. Das langsam daherziehende Objekt hatten wir vorher schon mit Kennerblick als Flugzeug identfiziert, es bewegte sich immerhin. Die App weiß es aber besser: Es ist die ISS, die gerade ihre Runde um über den Pfälzer Nachthimmel dreht. Wir kommen uns etwas doof vor, sind aber so entzückt über diese Erkenntnis, dass die Einsicht über das eigene Unwissen gar nicht so schlimm sind.

Anne Schüßler

7. April 2018

Bringmeister bringt nichts

Ich hatte ja vor einigen Tagen bei Bringmeister ein Lebensmittellieferung für meine Mutter bestellt. Am heutigen Vormittag soll geliefert werden. Fünf Minuten nach Ablauf des vereinbarten zweistündigen Zeitfensters ruft mich die Mutter an: Sie hat keine Lieferung erhalten. Und die hätten sonst immer telefonisch Bescheid gesagt, selbst bei wenigen Minuten Verspätung.

Ich beruhige sie erst einmal. (Ich erwähne es nicht, aber natürlich vermute ich als allererstes, dass ich für das Problem verantwortlich bin. Falsches Datum gewählt oder irgendeinen allerletzten Bestätigungsbutton nicht geklickt, irgendsowas).

Als nächstes logge ich mich in das Bringmeister-Konto ein.

Datum und Uhrzeit des Auftrags stimmen und daneben steht weiterhin „Bestellung wird vorbereitet“.

Im E-Mail-Posteingang der Eltern finden sich nur eine Bestellbestätigung und ein Lieferschein. Ich diktiere

also

meiner Mutter am Telefon die Kundennummer, die der Bestellung und die Support-Telefonnummer von Bringmeister.

Später am Nachmittag findet meine Mutter Zeit, dort anzurufen. Das Lieferfahrzeug habe einen Unfall gehabt. Sie erhält keine klare Aussage, ob und wann noch geliefert wird oder ob die Bestellung jetzt hinfällig ist, und geht daraufhin selbst los, um das nötigste einzukaufen.

Am darauffolgenden Tag logge ich mich dann erneut in das Bringmeister-Konto ein und finde neben der Bestellung eine unauffällige Markierung „storniert“. Kein Anruf, keine Mail, kein Gutschein, kein Blumenstrauß.

Zugegeben – von Totalausfall der Lieferung steht hier nichts.

Es kann ja durchaus sein, dass es ein schlimmer Unfall war und dass im ersten Moment andere Dinge wichtiger waren, als die Kunden und deren Tiefkühlpizzen. Dennoch finde ich es offen gestanden traurig, dass eine Firma, die tagtäglich eine Flotte von Lieferwagen durch den Berliner Verkehr schickt, für diesen Fall kein besseres „Protokoll“ hat.

Ich vermute, dass Unfälle und Fahrzeugpannen bei so einem Lieferdienst weniger regelmäßig vorkommen als Ebbe und Flut, aber doch deutlich häufiger als eine totale Sonnenfinsternis. Dann jeweils auch einer Handvoll Kunden den Tag zu ruinieren, erscheint mir nicht geschäftsförderlich.

Virtualista

7. April 2018

Folgenloses Musikhören im Café

Ich sitze in einem Café. Es läuft Musik von der Band "Air". Ich freue mich, weil ich Air eigentlich ganz gern höre, mich aber bei last.fm und Spotify nicht traue. Beide kommen sonst sofort auf die Idee "Aha, hier will jemand den Mainstream von vor 20 Jahren hören, bitte sehr, hier ist noch viel mehr davon! Massive Attack! Portishead! Kennst du bestimmt noch nicht, wird dir gefallen!" Es ist auch so schon schwer genug, die beiden dazu zu bewegen, mir etwas Neues vorzuspielen. Immer wenn ich solche Musik an öffentlichen Orten höre, denke ich, dass mir das wieder den Stream verdirbt und bin dann erleichtert, wenn mir einfällt, dass ich die Musik einfach so hören kann, folgenlos.

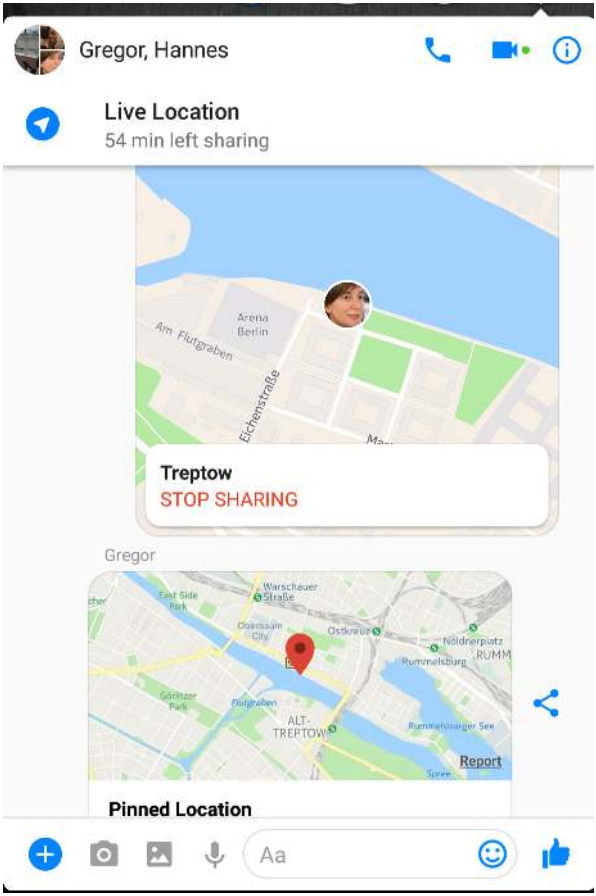
Kathrin Passig

8. April 2018

Verbesserung der Sehschärfe durch Location Sharing

Auf der anderen Seite der Spree – man sieht es im Foto nicht ganz so gut – winkt mir jemand, und ich weiß, dass es Gregor Weichbrodt ist. Er winkt, weil er weiß, dass ich es bin.

Wir haben uns zu dritt auf die übliche "man verwirft mehrmals den Treffpunkt, weil niemand die anderen beiden zu etwas nötigen will, und wechselt dann noch 50 Nachrichten, um die Details zu klären"-Art verabredet. Nachdem der Stadtteil einmal feststeht, übernimmt die Location-Anzeige im Facebook Messenger die Feinabstimmung.



Vor knapp 20 Jahren war der Anlass für meinen ersten Handykauf, dass ich nie wieder stundenlang im Biergarten umherirren und meine Freunde suchen wollte. So einfach habe ich mir die Zukunft damals nicht vorgestellt.

Das Location Sharing im Messenger ist nicht neu und ich setze es auch nicht zum ersten Mal ein, um Menschen zu treffen. Ich habe auch schon einer unerkennbar fernen Gestalt gewinkt, weil ich wusste, dass es sich um Aleks Scholz handelte. Aber das war in den schottischen Highlands und wir waren die einzigen Gestalten in vielen Kilometern Umkreis. Dass es auch in Berlin funktioniert, finde ich überraschend und erfreulich, es fühlt sich an, als könnte ich Spuren lesen oder einen fernen Vogel nur am *jizz* erkennen, jedenfalls das Unsichtbare sichtbar machen.

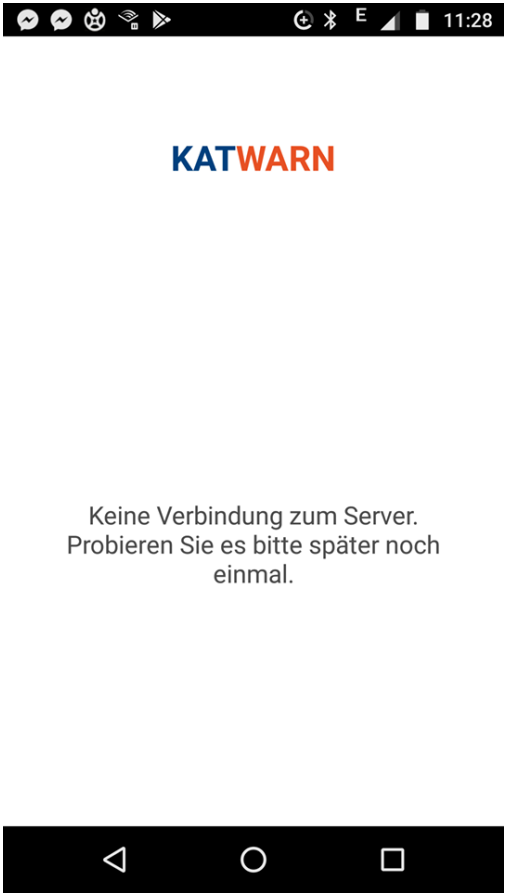
Kathrin Passig

9. April 2018

Bedrohliches Halbwissen mit Katwarn

Um meine Wohnung herum gibt es einige Stellen, an denen der Mobilfunkempfang sehr schlecht ist. Im Wartezimmer der Physiotherapeutin ist genau null Empfang, beim Training gibt es nur ab und zu Empfang nahe am Squat Cage, und auch dann nur sehr schwächlich.

Ich bin gerade am Trainieren, als eine Katwarn-Meldung für das einige Dutzend Kilometer entfernte Ludwigshafen eintrifft. Leider ist dann plötzlich das Netz weg, so dass ich zwar weiß, dass es eine Warnung gegeben hat, nicht aber, was der Inhalt der Meldung ist.



Etwas beklemmend ist das schon, schließlich ist Ludwigshafen dank des dort ansässigen Chemieriesen eine Stadt, in der Dinge schon mal in die Luft fliegen, Gase entweichen und Flüssigkeiten in den Rhein sich verlaufen könnten. Einige Male versuche ich, den Inhalt der Warnung nachzuladen, vergeblich.

Gerade als ich mich in der Techniktagebuchredaktion über mein möglicherweise bevorstehendes Ende beklagt habe, lädt die Meldung aber dann doch. Es handelte sich um einen Probealarm, alles ist gut, niemand muss die Atemschutzmasken abstauben und es ist auch nicht schlimm, dass ich zu Hause sämtliche Fenster offen gelassen habe.

Mia Culpa

12. April 2018

Die Steckdosensituation in Gegenwart und Zukunft

Links gibt es Sitzgelegenheiten, aber keine Steckdosen. Rechts, wo sich der junge Mann (aufgeklapptes Macbook nicht im Bild) niedergelassen hat, gibt es Steckdosen, aber keine Sitzgelegenheiten.

Ich habe eine Powerbank dabei (ok, genau genommen drei) und kann mich deshalb auf die Bank setzen und von dort aus über Bahnhofsarchitektur nachdenken. Der Bahnhof Edinburgh Gateway wurde Ende 2016 eröffnet. Die Kombination von Sitzgelegenheiten und Steckdosen war für die Planer noch nicht selbstverständlich. Wird sie es in Zukunft sein? In neuen Flugha-

fenterminals sieht es ja inzwischen manchmal danach aus. Oder werden wir alle Powerbanks auf Rädern hinter uns herziehen? Oder eben weiterhin dort sitzen, wo halt die einzige Steckdose ist?

Kathrin Passig

1. und 12. April 2018

Automatische Passkontrolle: Immerhin wird man nicht mehr individuell angeschnauzt

Ich nehme jetzt immer meinen Reisepass mit, weil man damit durch die automatische Passkontrolle gehen kann (das Techniktagebuch berichtete schon mehrmals). Seit ich einmal in Berlin-Tegel von einem Passkontrolleur angeschnauzt worden bin, weil ich nicht hörbar genug "Guten Morgen" gesagt habe, habe ich auf die Interaktion zwischen den Passkontrolleuren und mir geachtet, und mit wenigen Ausnahmen benehmen sich die deutschen Passkontrolleure nicht wie Menschen, sondern wie Maschinen, grüßen selten, verziehen nie eine Miene. Dann benutze ich lieber gleich die Maschine, die verlangt kein "Guten Morgen" von mir, und gescannt wird der Pass hier wie dort.

1. April, Flughafen München: Eigentlich ist hier kein Platz für den automatischen Durchlass, alle Passagiere stehen wirr eingeklemmt zwischen einer Tür, der automatischen und der persönlichen Passkontrolle, so dass schon das Einsortieren in Schlangen Stress und Vordrängelvorwürfe erzeugt. Die automatische Kontrolle funktioniert schlecht, an einem der drei Durchgänge geht es überhaupt nicht voran, an den anderen nur sporadisch. Ich kann nicht erkennen, ob die Technik unzuverlässig ist oder die Passagiere sich ungeschickt anstellen. Für die meisten ist es sichtlich das erste Mal, aber viel kann man ja nicht verkehrt machen. An der persönlichen Passkontrolle wäre es schneller gegangen, aber durch das Gedrängel erreicht man sie schlechter, also macht es am Ende wohl keinen Unterschied.

12. April, Flughafen Edinburgh: Wie schon beim letzten Mal wird man hier nicht mehr gefragt, ob man persönlich oder automatisch kontrolliert werden möchte, sondern je nach Vorhandensein des richtigen Reisepasses von Personal in die beiden Schlangen sortiert. Zeit spart man in der automatischen Kontrolle keine mehr, weil sich jetzt auch hier – anders als bei meinen letzten Besuchen – die Technik störrisch benimmt. Die Gesichtserkennung dauert ewig, und hinter mir fragen sich vermutlich auch schon wieder Leute, ob ich mich etwa dumm anstelle. Dabei kann ich nicht viel zur Beschleunigung des Vorgangs beitragen, ich habe nur das eine Gesicht und ich halte es in die Kamera.

Kathrin Passig

13. April 2018

Lieber geschickt als weggeworfen

Kurz vor der Sicherheitskontrolle am Flughafen von Lissabon wollen wir noch schnell unser restliches Wasser austrinken, weil man sich ja nach wie vor nicht mit mitgebrachtem Wasser an Bord versorgen darf. Zu explosiv oder so.

Damit man in seinen Sachen kramen kann, steht ein blecherner Tisch bereit, auf dem wir unser Handgepäck ablegen, um nach den Flaschen zu suchen. Dabei fällt mein Blick auf einen Automaten, den ich beim flüchtigen Hinsehen als Getränkeautomaten identifiziere und ich denke gleich “So ein Quatsch! Wer kauft denn hier noch was zu trinken?”

Dann schaue ich aber genauer hin und entdecke in die Förderschnecken eingefädelte, frankierte Versandtaschen. Eine kleine kostet 4,65 Euro oder so. Ich habe es mir nicht genau gemerkt, aber auch die großen waren für weniger als 5 Euro zu haben. Direkt neben dem Versandtaschenautomat hat man auch einen Briefkasten aufgestellt.

Wie viele liebgewonnene Taschenmesser oder in den aufgegebenen Koffer zu stecken vergessene Manikürегerätschaften, mit denen man ja problemlos ein Flugzeug entführen könnte, mögen so schon auf dem Postweg zu ihrem Besitzer zurückgefunden haben? Vielleicht hätte man in einen Schneckenförderer auch noch Stifte einsortieren sollen, denke ich jetzt, wo ich das schreibe.

Markus Winninghoff

Februar bis April 2018

Die letzte SMS

R. muss wieder ins Krankenhaus und wird dorthin seinen Laptop nicht mitnehmen. Ein Smartphone hat er auch nicht. Man kann ihm ins Krankenhaus nur SMS-Nachrichten schreiben. Aus den vergangenen Jahren weiß ich schon, dass meine Nachrichten ihn nicht erreichen und seine mich nicht. Also nicht nur ein paar Stunden später, sondern überhaupt nie. Unsere Mobilfunkanbieter mögen einander nicht.

Vor unserem Treffen habe ich die nutzlose, 2017 gekaufte Congstar-SIM ins zweite SIM-Kartenfach meines Handys eingelegt und am Kiosk ein kleines Guthaben gekauft. Am Wohnzimmertisch schicken wir uns Testnachrichten. Und sie kommen an!

Dann fährt R. ins Krankenhaus und ich in die Schweiz. Als ich wieder in Berlin bin, frage ich per SMS, wie es ihm geht und ob man ihn besuchen kann. Es kommt keine Antwort. Diesmal liegt es nicht an der SIM-Karte.

So war es auch schon 2014 beim Tod von U. Im Moment ist offenbar die SMS der Kommunikationskanal, der bis ganz zum Schluss funktioniert. Ähnlich wie beim Gehirn, wo auch die entwicklungsgeschichtlich neueren Funktionen zuerst ausfallen, während auf das Stammhirn noch lange Verlass ist.

Ich behalte die SIM noch ein paar Wochen im Handy. Meistens zeigt sie vier Striche an. Ich könnte R. jetzt sehr gut erreichen.

Kathrin Passig

April 2018

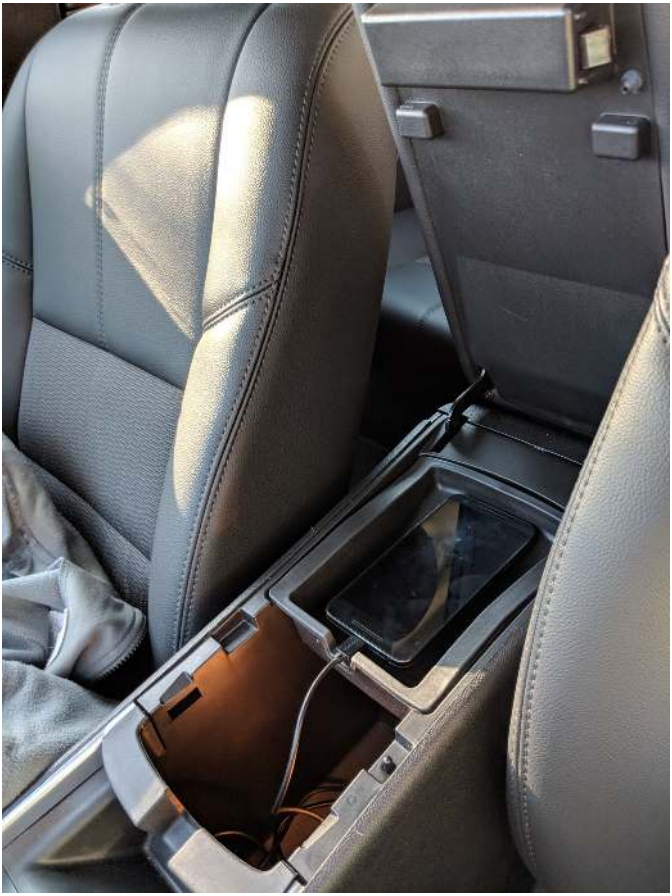
Der Chevy hat ein Geheimfach. Es nützt nichts

Seit die Autos Bildschirme bekamen, und seit sich die Smartphones anschickten, diese Bildschirme zu übernehmen, nämlich seit 2013, baut Chevrolet Bildschirme mit Geheimfach in seine Autos.

Bei Druck auf den darunterliegenden Knopf fährt der Bildschirm nach oben und gibt das Fach frei. Es ist mit einer dünnen Polsterung ausgekleidet und enthält eine USB-Buchse. Hier kann man sein Smartphone per Kabel mit dem Auto verbinden, es in das Fach legen und den Bildschirm wieder herunterfahren.

So ist es zumindest gedacht. Vielleicht waren die Smartphones im Jahr 2013 noch kleiner, aber inzwischen passt kein Gerät üblicher Größe mehr in das Fach. Schon gar nicht, wenn auch noch ein USB-Stecker drinsteckt. Mein Nexus 5X (2016 – 2018) habe ich mit einiger Mühe diagonal hineinstopfen können, aber beim Herunterfahren des Bildschirms wurde es beinah zermalmt. Beim größeren Pixel 2 XL (2018 –) ist es komplett aussichtslos.

Zum Glück gibt es noch eine zweite USB-Buchse in der Mittelkonsole, sowie eine Plastikwanne, in die Smartphones aller Größen passen.



Aber bald wird auch das nicht mehr nötig sein. Soeben hat Google eine drahtlose Version von Android Auto eingeführt, und sobald es Autos gibt, die das mitmachen, kann man das Smartphone beim Autofahren auch gleich in der Hosentasche lassen.

André Spiegel

2001 bis 2018

Von 30 auf 2.000 in 17 Jahren

Im Juni 2001 werden an der Uni Köln die ersten 30 WLAN-Access Points installiert. Die Technologie ist noch so wenig verbreitet, dass zusätzlich PCMCIA-Karten beschafft werden, die die Leute gegen Kaution – aber kostenlos – ausleihen können, um ihre Laptops WLAN-tauglich zu machen.

Am 16.4.2018 nimmt die Uni Köln den 2.000ten Access Point in Betrieb. Das WLAN steht nach wie vor nicht flächendeckend zur Verfügung, selbst in einigen wichtigen Hörsälen nicht. Dennoch: bis zu 12.000 Geräte sind gleichzeitig im WLAN angemeldet, oft mehrere pro Account. Man kann kaum neue Hardware kaufen, die nicht WLAN unterstützt.

Sebastian Hagedorn

17. April 2018

In den 40er Jahren gibt es noch keine Kartenzahlung, aber sehr viele Steckdosen

Ich kenne inzwischen jede öffentliche Steckdose in St. Andrews und weiß, dass die meisten von Studierenden umlagert sind. Deshalb teste ich heute ein neues Café. Es ist im 40er-Jahre-Stil eingerichtet und voll mit alten Bü-

geleisen, von der Decke hängenden langen Unterhosen und abscheulichem Nippes. Die 40er Jahre waren schon eine schwere Zeit. Und dann nicht mal Kartenzahlung!

Das Laminieren von Aushängen war bestimmt auch noch nicht erfunden, und die Schriftart American Typewriter wird es noch dreißig Jahre lang nicht geben. Aber dafür ist das Café mit einer vorbildlichen Menge Steckdosen versehen und die Deko scheint ein sehr altes, an den Steckdosen desinteressiertes Publikum anzuziehen.

Aus dem Radio kommt 40er-Jahre-Musik. Leider ist die Rückwand der Vergangenheit diesmal fest verschraubt und ich kann nicht nachsehen, ob wieder die Gegenwart darin versteckt ist. Hinter dem Gitter an der Vorderseite erkennt man jedenfalls ein verdächtiges Zweitgitter:

Alles in allem bin ich zufrieden mit den 40er Jahren und bezahle dafür gern mit Bargeld.

Kathrin Passig

2018

Fehlgeleitete Bildersuche

Ich suche verzweifelt die deutschen Entsprechungen zu zwei estnischen Begriffen, ohne sie zu finden.

Zum Glück gibt es zu den Begriffen auch Abbildungen. Also mache ich schnell einen Screenshot, schneide die Abbildung zum ersten Begriff heraus und finde dank der Google Bildersuche sehr schnell heraus, dass man dieses Ding auf Deutsch “Absperrgitter” nennt.

Die andere Abbildung zeigt genau so ein Absperrgitter, aber oben und unten ist es der besseren Sichtbarkeit wegen mit rot-gelber Folie beklebt. Wieder bemühe ich – beflügelt von meinem Erfolg vorhin – die Google Bildersuche, aber sie lässt sich leider stark von dieser Folie ablenken und zeigt mir lauter rot-gelbe Objekte, aber keine abgeklebten Absperrgitter. Mühselig wühle ich mich durch Texte über Baustellen, bis ich den Begriff "Absperrschranke" finde.

iris

18. April 2018

Lieferdrohnen, schön und gut. Aber intelligente Abholdrohnen wären auch eine feine Sache

Meine Frau hat etwas bei Ebay verkauft und will es als Päckchen verschicken. Um es zu frankieren, nutzt sie die von Ebay angebotene Erstellung einer DHL-Paketmarke, die sich als Versandetikett ausdrucken lässt, welches dann auch gleich die Empfängeradresse enthält.

Das Ausdrucken scheitert leider. Zunächst wird der Drucker mal wieder im WLAN nicht gefunden. Beim zweiten Versuch stellt meine Frau fest, dass sie das PDF mit dem Etikett nicht erneut herunterladen kann, weil der Bestellvorgang inzwischen länger als 24 Stunden her ist. Ich vermute, dass ich die Datei schon noch irgendwo auf dem Rechner finden würde, aber mittlerweile hat sich herausgestellt, dass der Drucker ein schwerwiegenderes Problem hat und von allen Zeilen nur die untere Hälfte druckt.

Statt also nun zum Ausdrucken zu den Nachbarn oder in einen Copyshop zu gehen, probieren wir für das bereits bezahlte Porto mal die Option „Mobile Paketmarke“. Die Aufgabe, das Paket abzugeben, ist aus Termingründen mittlerweile an mich übergegangen. Meine Frau leitet mir also die Email mit der Paketmarke weiter, deren Essenz ein QR-Code ist, den man im Paketshop vorzuzeigen hat.

Mit Smartphone und Paket bewaffnet mache ich mich auf den Weg zum Paketshop. Tatsächlich weiß der Inhaber dort etwas mit dem Code anzufangen: Er scant ihn mit seiner Scannerpistole vom Telefondisplay ab und nörgelt dabei ein bisschen herum, dass dies die für ihn aufwändigste Methode sei, ein Paket zu frankieren. Es rollt nämlich nun ein Papierstreifen aus einem kleinen Drucker, den er in ein durchsichtiges Plastiktütchen fummelt, welches er dann auf das Paket klebt.

Anschließend muss er den Barcode auf diesem Etikett wieder mit der Scannerpistole erschießen. Dazu braucht es insgesamt sechs Versuche und der Paketshopmann liest mir weiterhin fröhlich nörgelnd die verschiedenen Fehlermeldungen vor, die er währenddessen angezeigt bekommt. Aber zu guter Letzt spuckt der kleine Drucker einen Einlieferungsbeleg aus, den ich dankend entgegennehme, bevor ich eiligen Schrittes das Geschäft verlasse.

Virtualista

2018

Die SD Card bestimmt die Nutzungsdauer der Kamera

Auf einem Wochenendausflug war bei meinem Bekannten plötzlich und unerwartet die SD Card des Fotoapparates voll. Was tun? In der Innenstadt gab es nur Handyfachgeschäfte, die aber auch SD Cards im Angebot haben. Bei einigen waren Warteschlangen, nichts für uns, da die Stadtführung nicht warten wollte. Bei Vodafone sah es gut aus, nur konnte der Verkäufer nicht sagen, was in die Kamera passt. Er hatte auch nur 32 GB Karten. Die Geschwindigkeitsklasse interessierte erstmal nicht. Glücklich die Karte in den Apparat gesteckt kam die Enttäuschung. Eine Fehlermeldung, Karte nicht

nutzbar. Ein Verdacht kam sofort auf, der sich zu Hause bestätigte, Die Kamera, 11 Jahre alt, möchte maximal 2 GB. Wehklagend gedachten wir der Zeiten, da man einen 36er Analogfilm jahrzehntelang benutzen konnte.

Heinz

20. und 21. April 2018

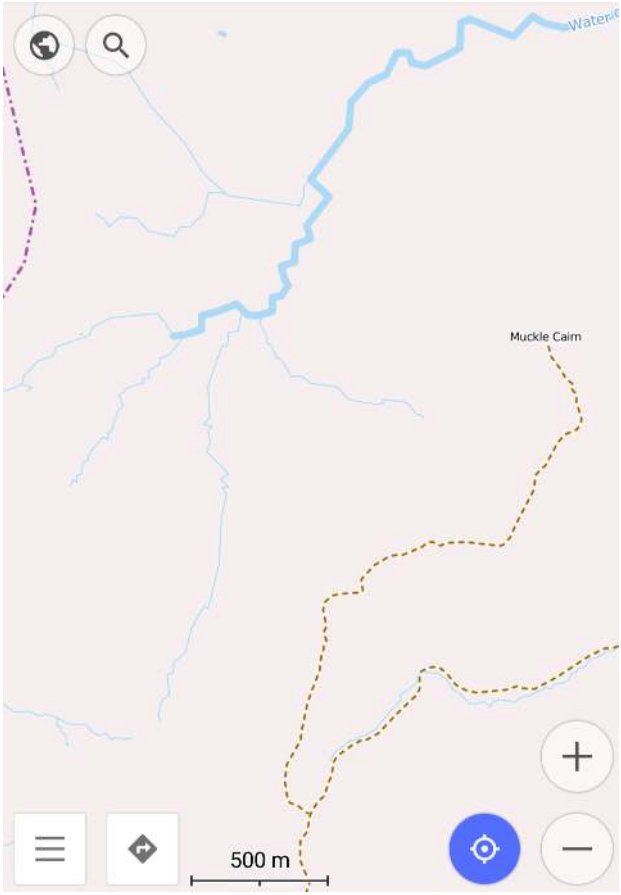
Sie befinden sich jetzt aber wirklich genau hier: Das Ende eines schönen Hobbys

Zwei Tage in den schottischen Highlands, in einer immer noch vollständig handyempfangslosen Gegend. Schon lange vorher, im letzten Ort mit Supermarkt, versiegt die Mobilfunkversorgung. Das ist ein bisschen ärgerlich, weil die 50 gelaufenen Kilometer für Pokémon Go völlig nutzlos sind, stört aber davon abgesehen nicht sehr.

Ich habe drei Powerbanks dabei, die kleine für die mobile Bauchheizung (die sich nachts als dringend nötig erweist, denn das *Comfort Rating* "-2 Grad" des neuen Schlafsacks ist eine unverschämte Lüge des Herstellers) und dann noch zwei große für alles andere.

Auf dem Weg zum Bothy müssen wir einen weglosen Hügel überqueren und dann die richtige Richtung einschlagen. Nach Betrachtung der Karte sagt Aleks, die richtige Richtung sei Westen. "Aber wie finden wir jetzt raus, wo Westen ist?", sage ich. Die Sonne geht gerade unter, das tut sie aber gar nicht immer so genau im Westen, wie man sich das wünschen würde. Aleks sagt: "Also ich weiß nicht, wie *du* das rausfindest, aber ich ..." und holt einen Kompass aus seinem Rucksack. Ich glaube, dieser Kompass ist erst ein einziges Mal zum Einsatz gekommen, im Juli 2010. Schließlich haben Aleks und ich ein Buch über das Verirren geschrieben, da geht Kompassgebrauch gegen die Berufsehre.

“Ich kann dir sagen, wie *ich* das rausgefunden hätte”, sage ich. Denn seit September 2017 funktioniert auf meinem Handy endlich die OpenStreetMap-App, ganz ohne Handyempfang, nur mit GPS und einer rechtzeitig vorher installierten Schottlandkarte. “Ich habe hier eine Karte, und dieser Pfeil auf der Karte sind wir. Und wenn der Pfeil auf das Bothy zeigt, dann gehen wir in die richtige Richtung.”



Pfeil nicht im Bild, weil nachträglich angefertigter Screenshot. Wir wollen von dem Berg am rechten Rand zu einem grauen Pixel in der Nähe des linken Randes.

“Pff”, sagt Aleks. Immerhin hat die OSM-Karte keine Höhenlinien und auch sonst nicht viel, weil man das alles extra beschaffen müsste und es mir nicht wichtig genug war. Wir konsultieren also im Verlauf der zwei Tage immer wieder die Papierkarte (Höhenlinien, Ortsnamen, Details) und die OSM-Karte (Standort) parallel. Aber da die Unkenntnis des eigenen Standorts für das Verirren von zentraler Bedeutung ist, vermute ich, dass diese App das Ende des schönen Verirrenshobbys mit sich bringt. Es wird mir fehlen.

Kathrin Passig

April 2018

Tempus fugit

Beim Schreibtischaufräumen kommt mir eine Menge grauslicher Kram aus der tiefen Vergangenheit in die Finger. Darunter eine CompactFlash-Speicherkarte mit unseriös anmutendem Mistkäfer-Schillerdesign und einer Speicherkapazität von 128 MB. Ich möchte nachsehen, was drauf ist, aber mein aktuelles Kartenlesegerät kann nur die verschiedenen Größen von SD-Karten lesen. Daraufhin gehe ich davon aus, dass kein Schwein mehr CF-Karten oder passende Lesegeräte benützt (irrigerweise, wie die Wikipedia mich später belehren wird). Für den Fall aber, dass irgendwelche sensiblen Daten auf dem Ding sein sollten, benütze ich mein Universal-Kartenlöschgerät ...

… und schmeiße die Überreste der Karte weg.

Meine Frau, später befragt, weiß dann doch noch etwas über diese Karte. Es scheint, dass wir in den frühen Nullerjahren, als unsere Kinder klein waren, eine kleine billige Videokamera besaßen, die solche Karten verwendete.

Es werden also miserable Kindervideos mit ungefähr vier Pixeln pro abgebildetem Kind auf der Karte gewesen sein. Aber so miserabel sie waren, es waren die einzigen von unseren Kleinkindern.

D'oh.

Ob es die Videos nicht doch noch auf irgendeiner Festplatte gibt? Doch-doch, möcht schon sein. Aber seither hat es viele Betriebssystem- und noch mehr Rechnerwechsel gegeben, und ich möchte meine Hand nicht dafür ins Feuer legen. Ich wüsste auch nicht, wo suchen. Es möchte später ja doch niemand mehr solche Videos sehen.

Drago Starcevic

April 2018

Nachrichten aus der Knautschzone

Ich gebe bei Penny Einwegflaschen zurück – oder genauer: Ich *will* bei Penny Einwegflaschen zurückgeben. Aber vor mir ist jemand, der einen ganzen Sack Flaschen zurückgibt. Derjenige gibt jeweils eine der Flaschen in den Automaten, der sie einzieht, und wartet dann ein paar Sekunden, bevor er die nächste Flasche zuführt. Vielleicht weil er weiß, dass ich weiß, dass ich noch eine ganze Weile hinter ihm werde warten müssen, erzählt er mir etwas. Er erläutert, warum er nach dem Einschieben jeder Flasche eine kleine Extra-Pause einlegt. Eigentlich, sagt er, wäre der Automat schon früher bereit, eine neue Flasche aufzunehmen. Warte man aber ein wenig länger, werde die vorherige Flasche im Inneren des Automaten gründlicher geknautscht – ein Prozess, der unterbrochen werde, wenn man eine Flasche zuführt, sobald der Automat das akzeptiert. Dann aber, wenn die Flaschen nur halbgründlich geknautscht werden, werde der Auffangbehälter für geknautschte Flaschen des Automaten schneller voll und dann müsse man das Personal des Supermarkts rufen, um den Behälter zu leeren, und verliere viel Zeit. Die kleine Extra-Pau-

se vor jeder Flasche, so verstehe ich ihn, erhöht seine Chance, den ganzen Sack voll Flaschen in einem Rutsch zurückzugeben, bevor der Behälter voll wird.

Die Geschichte klingt etwas esoterisch – aber tatsächlich: Wenn man eine Flasche in den Automaten gibt und dann wartet, hört man ein Knautschgeräusch, das noch anhält, wenn man eigentlich schon die nächste Flasche hineingeben könnte. Tut man das zum frühestmöglichen Zeitpunkt, scheint das Knautschgeräusch vorzeitig zu verstummen. Wenn der Mann Recht hat, verfügt der Automat also über einen Ausgleichsmechanismus zwischen Geschwindigkeit und Gründlichkeit: Wenn genügend Zeit ist (zum Beispiel, wenn nur eine einzige Flasche abgegeben und danach direkt der Pfandbon angefordert wird), knautscht der Automat die Flaschen besonders effektiv. Wenn aber der Benutzer drängt, knautscht er sie besonders effizient: zügiger, aber trotzdem gerade gründlich genug, um zu verhindern, dass der Behälter alle naselang voll wird.

Obwohl ich nicht mal sicher weiß, ob die Theorie des Mannes stimmt, empfinde ich eine gewisse Rührung angesichts der Tatsache, dass mindestens zwei Leute über den Rückgabemechanismus des Pfandautomaten bei Penny nachgedacht haben müssen: der Erfinder und der Mann mit den vielen Flaschen. Meine eigenen Flaschen habe ich dann auch noch abgegeben bekommen – natürlich mit einer kleinen Kunstpause vor jeder einzelnen davon, zu Ehren des Flaschenmanns, der mir den Automaten (vermutlich) erklärt hat.

Christopher Bergmann

April 2018

19 Uhr im Biergarten, ganz ohne Anruf

Gerade noch vor zwei Tagen unterhielt ich mich mit ein paar Freunden über damals™, als wir jung waren und man sich einfach nur um drei am Bolzplatz verabredet hat und dann war der andere entweder da oder auch nicht. In-

zwischen sei es so, dass man ja sicherheitshalber eine Viertelstunde vorher anrufe, um sicherzugehen, ob der andere auch kommt, und wie schlimm es eigentlich ist, dass man nicht mehr auf die anderen vertraut.

Gestern dann eine Verabredung im Biergarten, 19 Uhr. Kurz vor der Zeit, meine Freundin und ich sind noch nicht da, vibriert mein Handy und ich erwarte eine Nachricht in Form von "also, wir sind schon da". Statt dessen hat der Messenger WhatsApp offenbar eine neue Funktion, mit der der aktuelle Standort übermittelt werden kann. Ich kann live nachverfolgen wie das andere Pärchen sich langsam aber stetig auf den Biergarten zubewegt.

Erst als wir angekommen sind, antworten wir. Selbstverständlich mit unserem Live-Standort:

Marian Ritter

24. April 2018

Beruhigende Entwicklungen mit schönem Sushi

Seit heute werden mir in Instagram nur noch japanische Werbebeiträge gezeigt und ich bin total begeistert. Einerseits hat es noch keine Wiederholungen gegeben, andererseits können sie mich nicht in Verführung bringen. Also like ich sie begeistert und hoffe, dass die japanische Werbung (mit dem Berg Fuji, schönen Sushi und hübschen jungen Leuten) mir noch lange erhalten bleibt.
Der Grund dafür sind wohl die paar japanischen Accounts, die ich abonniert habe.

Bisher war ich davon ausgegangen, dass Instagram und Facebook miteinander verbunden sind, und dass Instagram daher auch genau weiß, wo ich wohne und was meine Vorlieben sind. Die jüngsten Entwicklungen finde ich sehr beruhigend.

iris

24. April 2018

Das Parkieren des Gepäcks

Wir sind ein paar Tage unterwegs. In Bern wollen wir uns eine Ausstellung ansehen und unser Gepäck am Bahnhof einstellen. Die Schliessfächer befinden sich dort, wo sie immer schon waren oder zumindest schon sehr lange sind, doch sie funktionieren nicht wie gewohnt.

12-23
M
12-26
M

Es gibt keine Schlüssel mehr und auch Geld muss man keines mehr einwerfen. Es kommt uns eher so vor, als würde man ein Auto parkieren. Man schiebt sein Gepäck in ein freies Fach, stösst die Türe zu und hat dann eine Minute Zeit, um an einem Terminal, das sich zwischen den Schliessfachreihen befindet, die Gebühr zu bezahlen.

Bezahlt man nicht, geht die Schliessfachtüre nach einer Minute von selbst wieder auf; bezahlt man, bleibt die Türe geschlossen und man erhält einen Zettel mit einem Barcode, den man zu gegebener Zeit an dem Terminal einscannt, worauf sich die Türe wieder öffnet.

Oder es erscheint wie in unserem Fall die Aufforderung zur Nachzahlung.

Franziska Nyffenegger

24. April 2018

Warum gab es eigentlich zwischendrin mal keine Podcasts?

Ich unterhalte mich mit jemandem, der beim Radio arbeitet und privat Podcasts macht. Dass es stundenlange, ungestörte, ungeschnittene Redeformate gibt, sei ja gar nicht neu, sagt er, und nennt ein Beispiel von früher – aus dem Radio oder vielleicht aus dem Fernsehen, mir sagt das Beispiel nichts.

Ich frage: Warum hat das früher existiert und existiert jetzt wieder, nur dazwischen gab es diese Lücke? Sind es neue Nutzungsgewohnheiten? Hätte man nicht früher auch die Radiosendung unterwegs hören können, beim Zugfahren, so wie jetzt Podcasts? Oder ging das noch nicht? (Ich will selbst immer nur sehen und nicht hören und weiß deshalb nichts über Radio- und Podcastgebrauch.)

Erstens kam die Radiosendung, die ich hören wollte, nicht zufällig genau dann, wenn ich im Zug oder im Auto saß, sagt mein Gesprächspartner. Zweitens ging das nicht, weil man ständig aus dem Sendebereich herausgefahren ist.

Ach so, stimmt ja, sage ich. Ich hatte das schon wieder vergessen und schreibe es jetzt auf, damit es mir kein zweites Mal passiert.

Kathrin Passig

24.4.2018

Gyros mit O-Ton

Heute abend im griechischen Restaurant läuft die übliche Hintergrundmusik. Irgendwas mit Bouzouki halt, wie seit Jahrzehnten ‘beim Griechen’ gewohnt.

Aber irgendwas ist auch anders. Das fällt mir erst auf, als auf die Musik etwas folgt, was sich wie Werbung auf einem Privatradio anhört – und vermutlich genau auch das ist (verstehen kann ich es natürlich nicht, weil ich des Griechischen nicht mächtig bin).

Die so typisch griechische Hintergrundmusik kommt nicht aus der Konserve, also von einer CD oder (früher) vom Kasettenrecorder, sondern offensichtlich von einem griechischen Radiosender übers Internet. Wäre früher ja nicht gegangen.

Thomas Wiegold

27. April 2018

Mein Handygebrauch ist höflich, aber nicht höflich genug

Ich gehe mit einem Coworkingspace-Mitbewohner spazieren. Pokémon fange ich dabei nur mit dem unauffälligen Fanggerät Go Plus, denn das funktioniert endlich wieder, und ich bin erst vor wenigen Wochen von Jan Kalbitzer beim Spazierengehen dafür kritisiert worden, dass ich im Gespräch aufs Handy schaue. Da ich mit Jan vorher schon mehrmals pokémonfangend und redend unterwegs war, hatte ich das nicht für weiter erklärungs- oder entschuldigungsbedürftig gehalten, aber es irritierte ihn, und seitdem versuche ich in Gesellschaft nur das Go Plus zu verwenden.

Gelegentlich aber muss man eben doch aufs Handy sehen. “Ich schaue nicht gelangweilt aufs Handy, ich mache nur Pokémon-Dinge, aber dabei muss ich mich nicht konzentrieren, ich höre dir zu", sage ich. „Das ist schon so was wie ein Zwang, oder?”, sagt der Mitbewohner.

Ich ärgere mich ein bisschen, weil ich diesem Reflex zu oft begegne. Alles, was man unter Zuhilfenahme von Geräten macht, die älter als zehn oder zwanzig Jahre sind, darf ein Hobby sein und ist wahrscheinlich sogar gesund. Alles Neuere gilt erst mal als Zwang. Oder bin ich wirklich unhöflich? Aber wenn ich mich stattdessen für Vögel oder Wolkenformationen interessieren

würde, gälte es doch auch nicht als Zwang, dass ich sie parallel zum Gespräch wahrnehme? Der Blick aufs Handy ist sozial so problematisch, dass gar nicht schnell genug noch mehr Linderungsgeräte wie das Go Plus, die Apple Watch und die angekündigten unauffälligeren AR-Brillen erfunden werden können.

Kathrin Passig

27. April 2018

Tastatur und Textqualität

Die Weiterbildung zur Schreibdidaktik geht weiter. Der heute zuständige Dozent arbeitet mit Computer und Beamer. Als im Laufe des Vormittags eine der Teilnehmerinnen fragt, ob und wie sich die Wahl des Schreibmediums – mit Stift auf Papier oder über die Tastatur auf den Bildschirm – auf die Textqualität niederschlage, meint der Dozent, es geben Studien, welche zeigten, dass nachgerade jüngere Schreibende, d. h. „digital Schreibsozialisierte“, auf dem Computer die bündigeren Texte verfassen würden als von Hand. Schreiben am Computer, bei dem man laufend Sätze und Abschnitte umstelle und verändere, entspreche dem Schreibprozess eben besser als das Schreiben auf Papier, bei dem man immer meine, man müsse seine Gedanken von Anfang druckreif festhalten.

Franziska Nyffenegger

1. und 2. Mai 2018

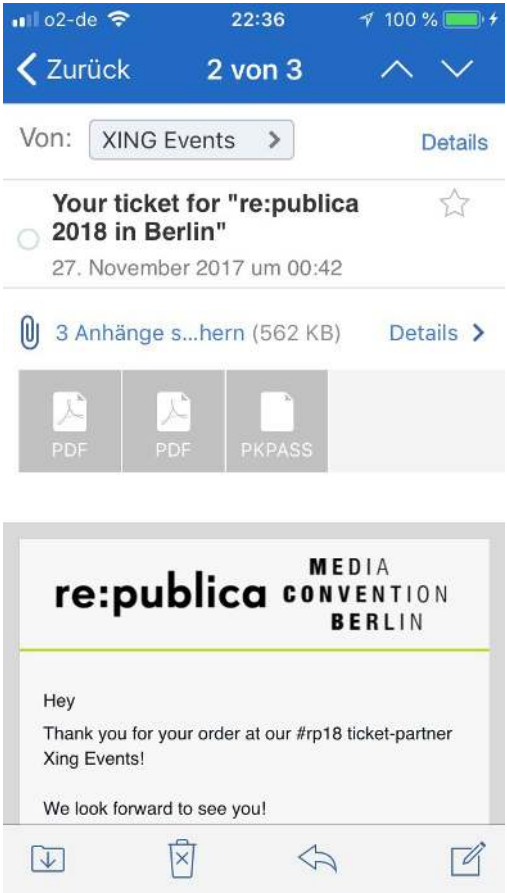
Treten Sie ein mit Ihrem guten Namen

Es ist der Vorabend der re:publica 18 und ich muss mich allmählich mal um mein Ticket kümmern. Das heißt, gekauft habe ich es bereits vor Monaten, aber die Serie seitdem empfangener Bestätigungs- und Ankündigungsmails habe ich weitgehend ignoriert.

Diese Mails gingen alle an ein *GMX*-Konto, das ich gern für derlei unpersönliche Vorgänge verwende. Insbesondere wenn zu befürchten steht, dass sie mehrere Abbestellungen irgendwelcher Newsletter nach sich ziehen. Per Textsuche finde ich im Posteingang rasch die passende Mail von *XING Events* mit drei Anhängen.

Der erste ist ein PDF mit der Rechnung, der zweite die Eintrittskarte im PDF-Format – eine A4-Seite, immerhin frei von nerviger Werbung, deren wirklich wichtiger Inhalt allerdings lediglich aus zwei Barcodes besteht.

Den dritten Anhang bildet eine PKPASS-Datei. Richtig, das war doch irgendsoein Ding, das man direkt auf dem Smartphone speichern und dann mit einem lässigen Wischen am Eingang hervorzaubern kann, oder? Und man spart sich das lästige Ausdrucken und Herumtragen von Papier.



Also die Mail nochmal in der GMX-App auf dem iPhone geöffnet und auf den dritten Anhang getippt, was aber leider in einer Fehlermeldung resultiert. Hm.

Ich probiere, den Anhang in meiner Dropbox zu speichern. Vielleicht ist nur die GMX-App zu blöd, diesen Eintrag an meine iOS-Wallet weiterzuleiten (oder wo auch immer er hingehört).

Die Dropbox-Fehlermeldung beim Versuch die PKPASS-Datei auf dem iPhone zu öffnen, ist etwas lustiger, hilft mir aber auch nicht wirklich weiter.

Auf der Suche nach Erleuchtung öffne ich kurz die Wallet-App, in der sich hauptsächlich Tickets einer nicht mehr existenten Fluggesellschaft befinden.

Außerdem schaue ich im App-Store vorbei, aber die Suche nach “Passbook” fördert dort nur zweifelhaftes zutage. Ich gebe meine Versuche auf und drucke die PDF-Version der Eintrittskarte aus, die ich in der Dropbox gespeichert hatte. Ich bemühe mich, dieses Blatt irgendwo zu verstauen, wo ich es garantiert nicht mitzunehmen vergesse.

Am darauffolgenden Morgen sehe ich erstens beim Blick auf das ausgedruckte Ticket den Hinweis, dass es genügt hätte, das PDF einfach auf dem Smartphone vorzuzeigen. Gleich darauf lese ich folgenden Kurzdialog im Techniktagebuch-Redaktionschat.

Anmerkung: Kurz nach Erscheinen dieses Beitrags weist Kathrin mich darauf hin, dass der Name vermutlich nur für Vortragende genügt. Besucher zukünftiger re:publiken, die bis hierhin gelesen haben, also bitte auch deren Ticketbestimmungen gründlich studieren! Ich bin offenbar keine allzu verlässliche Quelle.

Virtualista

2013 – 2018

Lekker Office

Für meinen neuen Laptop brauche ich auch ein neues Office-Programm. Da ich die letzten fünf Jahre von Microsoft gezwungen wurde, aufgrund meines niederländischen Wohnsitzes mit einer niederländischen Office-Version zu arbeiten (die Addons zur Amerikanisierung haben nicht funktioniert), begebe ich mich jetzt zur amerikanischen Microsoft-Site zum Kauf. Dort muss ich eine amerikanische Wohnadresse eingeben. Ich suche mir die Adresse eines Football-Clubs in Denver heraus und gebe sie ein. Leider wird jetzt meine Kreditkarte nicht für die Bezahlung akzeptiert.
Also ergebe ich mich meinem Schicksal und erwerbe die niederländische Office-Version. Diesmal allerdings funktioniert die Amerikanisierung, das Download schnurrt erneut ausgiebig (wahrscheinlich wird jetzt die amerikanische Office-Version heruntergeladen) und ich bin unglaublich glücklich, als ich entdecke, dass ich in Excel wieder Formeln im vertrauten Englisch basteln darf.

iris

4. Mai 2018

Und dann kaufe ich doch wieder im Internet, es tut mir ja auch leid

Dinge, die ich meistens noch im offline-Einzelhandel einkaufe, sind

- *Lebensmittel*, da es in Edgingen noch keine vernünftigen online-Bestellmöglichkeiten und Lieferdienste für Lebensmittel gibt
- *Kleidung*, da ich sie vor dem Kauf anprobieren möchte
- *Musikinstrumente* und Zubehör, da ich sie vor dem Kauf probespielen und hören möchte (aber auch das klappt nicht immer)

Am Wochenende gerate ich in eine tolle Jam-Session, in der ich Gelegenheit habe, wieder einmal auf einer Cajon zu trommeln. Ich bekomme Lust, meine eigene Cajon mit etwas zusätzlichem Klapperbedarf aufzurüsten. Es gibt da ja so viel, um das Spiel auf der Cajon vielseitiger zu machen: Shaker, Rasseln, Glöckchen, Klapperstäbe und so weiter, die man an der Seite der Cajon oder an den Füßen oder dem Handgelenk oder auf dem Bein oder sonstwo befestigen kann. Ich schaue mir Videos von Produkten auf YouTube an, will so etwas aber natürlich vor dem Kauf ausprobieren, bevor ich mich entscheide. Ich bin gerne bereit, beim offline-Kauf für die Möglichkeit des vorherigen Ausprobierens die etwa 10 – 20% mehr zu bezahlen, als ich bei einem online-Kauf bezahlen würde.

Ich gehe in ein Musikgeschäft. Es gibt dort recht viele Cajones und auch einiges an Perkussion-Zubehör. Ein Verkäufer spricht mich an und möchte mich beraten. Ich erkläre ihm meinen Wunsch. Die Perkussion-Teile, die mich interessieren, sind verpackt. Der Verkäufer ist nicht bereit, diese auszupacken, um mich probespielen zu lassen. Ich darf ein bisschen an den Verpackungen schütteln, naja.

Um mir den Klang der Teile vorzuführen, zeigt mir der Verkäufer YouTube Videos, die ich auch bereits zu Hause angehört hatte.

Ich frage nach Becken, die sich gut für das Spielen mit der Cajon, also das Anschlagen mit der Hand statt mit dem Stick eignen, hat er da was? Er zeigt mir ein normales Schlagzeugbecken und erklärt mir, zur Cajon würde man normale Schlagzeugbecken kombinieren, extra Becken für das Spiel mit der Hand gäbe es nicht. Das ist nicht richtig.

Enttäuscht und genervt verlasse ich den Laden und bestelle doch wieder beim Big-T. Dort kann ich zwar leider nicht probespielen, bekomme aber eine richtige Beratung, zahle weniger und habe eine – zumindest theoretische – Rücksendemöglichkeit, wenn mir etwas nicht gefällt.

Molinarius

3. und 4. Mai 2018

Drei Techniksplitter aus dem Krankenhaus

Eine Ärztin verwendet zur Kontrolle des Pupillenreflexes eines Patienten die LED-Leuchte ihres iPhones.

Ein Vater, der sich mit seinem vierjährigen Sohn ein Krankenzimmer mit uns teilt, muss diesem die Eigenheiten linearen Fernsehens in Erinnerung rufen. „Das ist doch *KiKa*. Die spulen das ab und das läuft dann einfach. Da kann man nicht ‘Pause’ drücken.“

Und auf dieser Kinderstation einer großen Berliner Klink gehen die Uhren auf den Displays der zentral angebundenen Monitore für Puls und Sauerstoffsättigung satte sechs Minuten nach. Das ist jedenfalls die Abweichung gegenüber meinem Smartphone, dessen Zeitanzeige ich für sehr zuverlässig halte, da sie mit dem Telefonnetz synchronisiert ist. Die angesprochene Krankenschwester bestätigt meine Beobachtung.

Das finde ich einerseits ziemlich anachronistisch – es handelt sich hier ja nicht um eine Billig-Mikrowelle aus dem Baumarkt, sondern um modernes, zentral steuerbares und vermutlich sündhaft teures Krankenhausequipment.

Andererseits erscheint es mir fahrlässig. Bei Vorfällen wie Sauerstoffnot oder Herzarrhythmien – und um die zu erkennen, ist so ein Monitor ja da – ist ein mögliches Missverständnis von sechs Minuten kein Spaß.

Im Techniktagebuch-Redaktionschat wird spekuliert, ob diese Abweichung hiermit zusammenhängt. Ich meine aber, dass die Monitore auch unabhängig vom Stromnetz betrieben werden können, z. B. wenn ein Patient verlegt wird. Insofern müssten sie auch über eine Uhr verfügen, die nicht bloß die Frequenz der Netzspannung verwendet.

Virtualista

4. Mai 2018

Bitte hier keine Kassetten hinlegen

Ich bezahle meine Einkäufe in der Karstadt-Schreibwarenabteilung. (Es handelt sich um zwei Blatt schwarzes Tonpapier, die wir für eine Lowtech-Lösung auf der re:publica brauchen.) Auf dem Kassentresen ist ein Warnschild angebracht:

Für die Nachwelt: “Sensormatic” ist ein Warensicherungssystem, und ich vermute, dass man mit dieser Platte früher ein magnetisches Sicherungsdings an den Waren entmagnetisiert hat, damit es nicht piepst, wenn man beim Verlassen des Kaufhauses zwischen den Sensorschleusen hindurchgeht. Oder vielleicht ist das System auch immer noch im Einsatz, und meine zwei Blatt Tonpapier sind nur nicht wertvoll genug für eine solche Sicherung.

“Wann war das letzte Mal, dass jemand hier eine Kassette hingelegt hat?”, frage ich. “Ach, da gab das schon gar keine Kassetten mehr, da haben die uns die Dinger hier hingemacht”, sagt die Kassiererin. “Wann war das?” – “Fragen Sie mich was Leichteres. Vor zwanzig Jahren?”

Update: Per Mail erreichen das Techniktagebuch Zusatzinformationen zum Sensormatic-System. “Das Sicherungstag der Sensormatic besteht aus einer elektrischen Spule und einem Kondensator. Diese Kombination nennen wir Fachleute ‘Schwingkreis’, und der ist, wie der Name vermuten läßt, schwingfähig. Zum Schwingen angeregt wird er durch ein magnetisches Wechselfeld, diesem entnimmt er Energie und dann geht das rote Licht der Schleuse bei Karstadt an. Auf dem Pad bei Karstadt, auf das man keine Kassetten ablegen darf, besteht ein solch starkes magnetisches Wechselfeld, dass der Schwingkreis zerstört wird und damit die Schleuse nicht mehr auslöst. Vor vielen Jahren haben wir Hörgeschädigten kleine Magnete auf die Trommelfelle geklebt und diese dann mit einem externen Magnetfeld zu einem Hörgerät ausgebaut. Diese Idee wurde dann durch die Schleusen zunichte gemacht, weil die bei den Hörgeschädigten schmerzhafte Höreindrücke ausgelöst haben.” Danke, Dr.-Ing. Detlef Schücker!

Kathrin Passig

7. Mai 2018

Zuständige Datenschutzbeauftragte wären vermutlich nicht amüsiert

Meine Schwester begleitet meinen Vater zu einem Termin beim Facharzt. Im Anschluss fragt sie mich per *WhatsApp*, ob ich den Arztbrief gescannt habe, der meinem Vater kürzlich bei der Entlassung aus dem Krankenhaus mitgegeben wurde. Dieser Brief war eigentlich an seinen Hausarzt adressiert und dort haben wir ihn auch abgeliefert.

Aber natürlich habe ich ihn vorher eingescannt. Prima, meint meine Schwester, dann könne ich ihn ja dem Facharzt rasch an folgende Adresse mailen. Ich verschicke also den Scan als PDF von meinem Gmail-Account aus.

Anschließend sorgt meine Schwester sich, ob die Mail den korrekten Adressaten erreicht, da ich sie an die allgemeine Mailadresse der Gemeinschaftspraxis gesendet habe, ohne den Namen des behandelnden Arztes anzugeben. Zu diesem Zeitpunkt habe ich aber bereits eine Antwort erhalten, in der sich dieser Arzt knapp für die prompte Zusendung bedankt.

Virtualista

7. Mai 2018

Wenn die siebenstellige Telefonnummer noch nicht lang genug ist

“Die gewählte Rufnummer ist ungültig”, sagt das Telefon neuerdings, wenn wir die ein paar Meter entfernt wohnenden Nachbarn anrufen wollen. Dabei hat sich ihre Nummer aber gar nicht verändert, wie wir mittels Kontrollanruf via Handy in Erfahrung bringen. Als sie bei uns anrufen, wird die Nummer mit Vorwahl angezeigt. Und siehe da: Wählt man die gesamte Nummer mit Vorwahl, können wir sie wieder wie früher erreichen. Vermutlich hat einer der Telefonanschlussanbieter irgendeine Einstellung verändert.

Von tief unten schält sich die Erinnerung an Telefone ohne Wahlwiederholung durch die Hinrinde, und plötzlich fühlen sich meine Finger wund und taub vom fast vergessenen Drehgefühl der Wählscheibe an und ich frage mich:

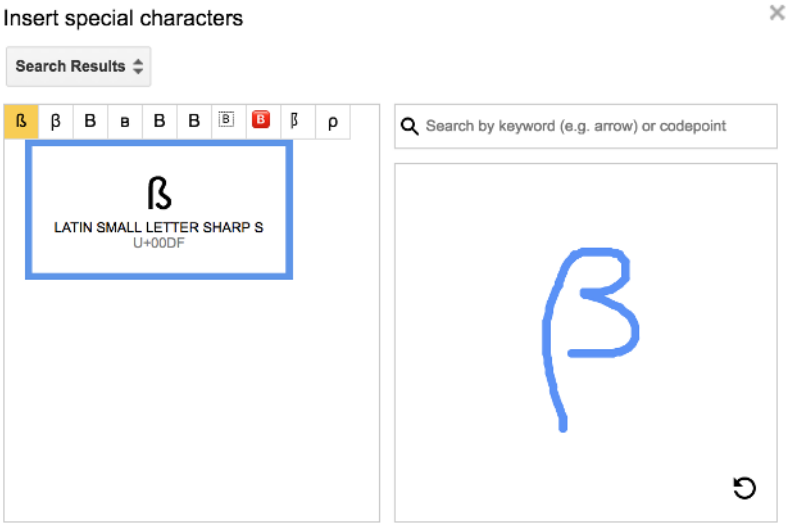
Werden wir in ein paar Jahren auch die 0049 vorwählen müssen, wenn wir ein Haus weiter anrufen wollen?

Markus Winninghoff

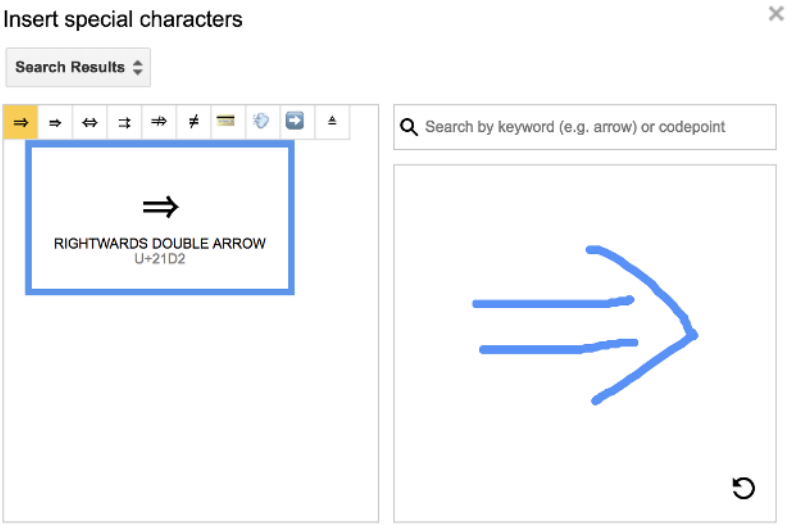
Mai 2018

Renaissance der Handschrift

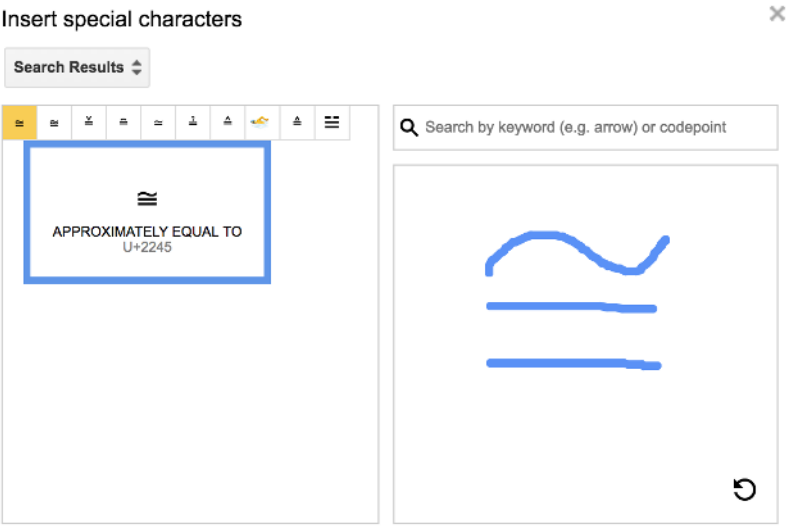
Bei Google Docs kann man Buchstaben jetzt wieder so eingeben, wie es von Anbeginn der Menschheit vorgesehen war: per Handschrift. Beim Schreiben von Zeichen, von denen man genau weiß, dass es sie gibt, und auch, wie sie unfähr aussehen, aber nicht, unter welchem Namen sie im Unicode-Zeichensatz stehen, ist das sehr hilfreich.



Und es funktioniert ausgezeichnet.

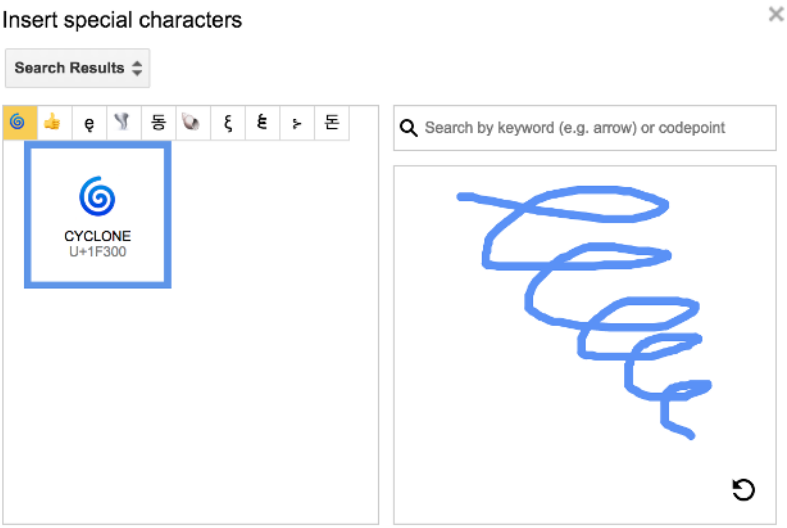


Mathematiker – und solche, die es werden wollen – sind begeistert.

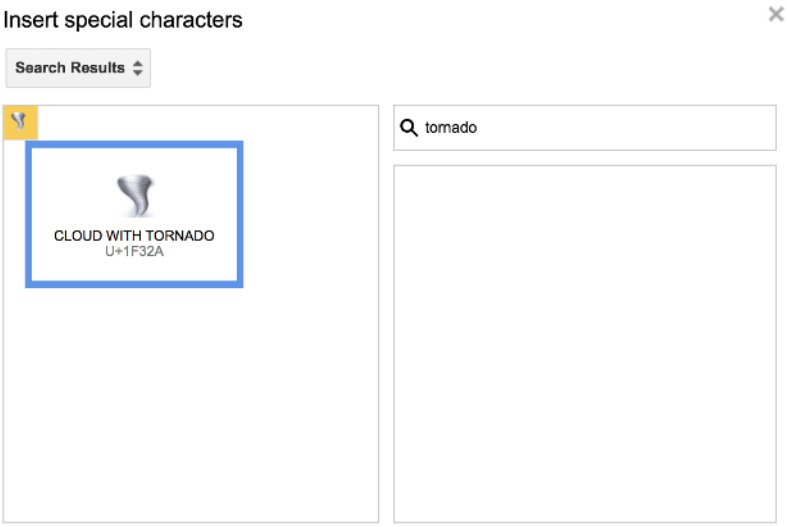


Tatsächlich scheint es Texteingabe per Handschrift schon länger zu geben bei Google. Uns erreichen Berichte aus dem Jahr 2013 darüber. Benutzt zu haben scheint das allerdings bisher niemand. Die hier beschriebene Funktion zum Eingeben von Sonderzeichen in Google Docs ist offenbar wirklich neu, jedenfalls ist sie bislang noch niemandem von uns aufgefallen.

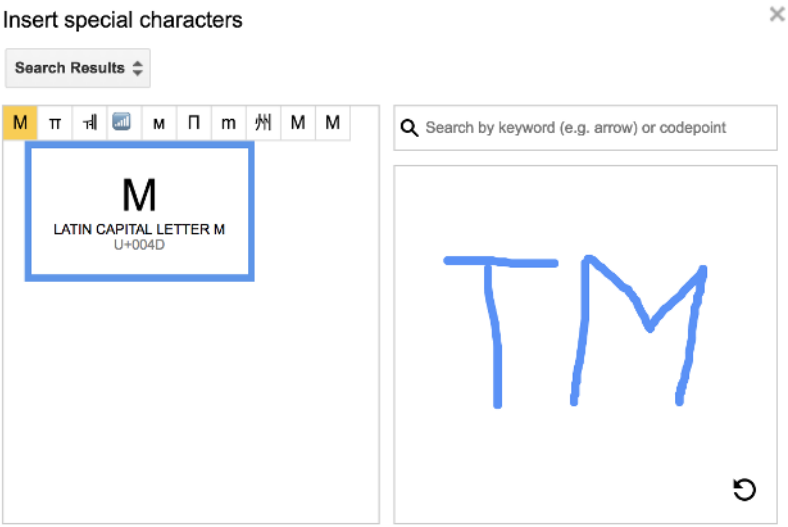
Was mir damit allerdings nicht gelingt: einen Tornado einzugeben. Google Docs beharrt darauf, dass ich bestimmt einen Zyklon meine.



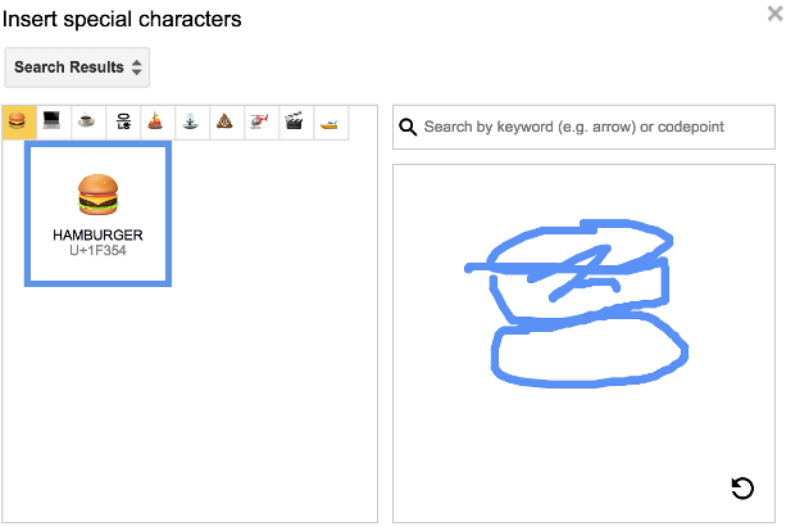
Aber ich meine wirklich einen Tornado.



Und beim Trademark-Zeichen hat Google irgendwie einen blinden Fleck.



Aber immerhin gibt es was zu essen.



André Spiegel

9. Mai 2018

Der vielbeschäftigte Architekt Imhof delegiert eine Aufgabe

Eigentlich sind Kathrin und Lukas schon am Aufbrechen, als Lukas fragt: „Du hast doch auch so ein iPhone, oder?“ Ich bejahe und er meint: „Dann muss ich dir unbedingt noch eine App empfehlen.“ Die Die Post mache es nämlich möglich, dass man jeden Tag direkt vom klugen Telefon aus gratis – GRATIS – eine Postkarte verschicken könne. Eine Gratiskarte alle 24 Stunden. Die Qualität der Karten sei sehr überzeugend, wie echt, sozusagen, abgesehen von ein bisschen Werbung, die halt drauf sei wegen dem Gratis; auf der

Bezahlvariante, die es auch gebe, falle die Werbung weg. Er werde mir gleich eine solche Karte schicken. Ob ich ein Bild von seinem Auto wolle oder lieber was anderes, einen Hund, zum Beispiel? Dann erzählt er, dass er fast jeden Tag jemandem eine solche Karte schicke und immer wieder erstaunt sei, wie sehr sich die Leute darüber freuten. Und schliesslich sagt er noch: „Das habe ich dir jetzt erklärt, damit du im Techniktagebuch darüber schreibst und ich das nicht selbst machen muss."

Ein paar Tage später liegt tatsächlich eine schöne, sehr echte Karte in meinem Briefkasten und ich freue mich.

Franziska Nyffenegger, im Auftrag von Lukas Imhof

Mai 2018

Trübsaal blasen

Auf der re:publica ist es mir im Saal von Stage 1 sehr aufgefallen: Die ganze Halle war leicht vernebelt. Den Effekt finde ich ja prima, weil man dann die Scheinwerferstrahlen so schön sieht und der Raum mehr Tiefe bekommt, jedoch habe ich ihn dort nicht erwartet. Als Besitzer einer Mini-Nebelmaschine, die mehr "Pschschschscht" macht als Nebel, habe ich mich gefragt, woher die Dunstschwaden kommen, wenn man die Quelle nicht so eindeutig orten kann.

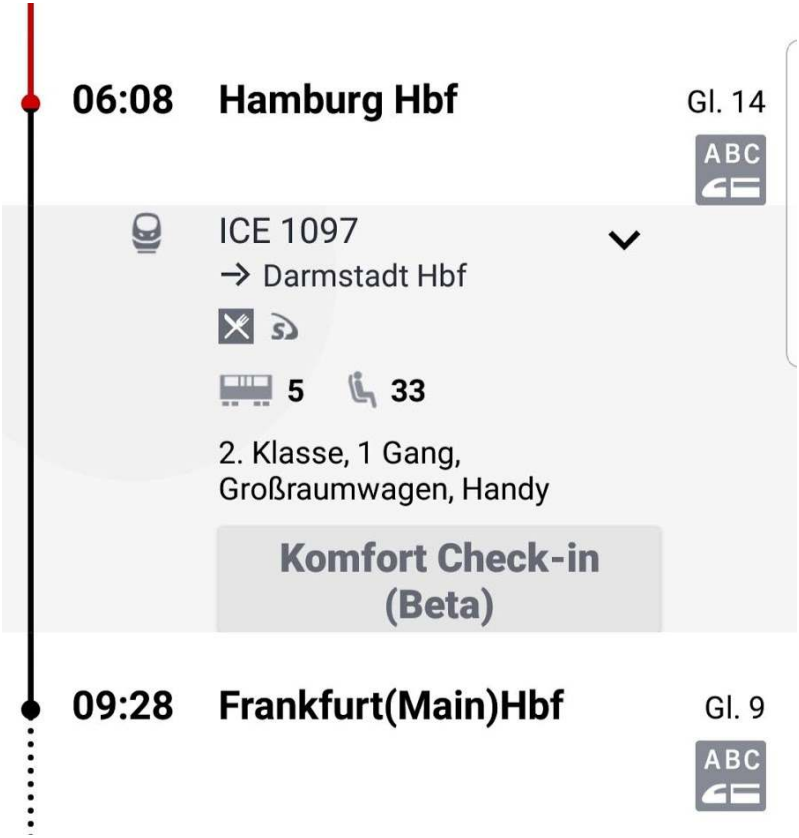
Auf einer Party dieser Tage nun die Auflösung. Neffe Nils ist heranwachsender Experte für Veranstaltungstechnik, vor allem Licht. Seine Nebelmaschine hatte ich gleich geortet. Diese verhielt sich aber still, dennoch verstand er es, den Effekt, der zu Zeiten, als man in geschlossenen Räumen noch rauchte, durch hunderte Raucherlungen erzeugt wurde, mit einer Maschine deutlich geruchloser nachzuahmen. “Das ist ein Hazer”, sagte er mir, also eine Dunstmaschine. Diese steht irgendwo unauffällig herum und nebelt ziemlich geräuschlos so vor sich hin. Trotz Benebelung schon wieder schlauer geworden!

Markus Winninghoff

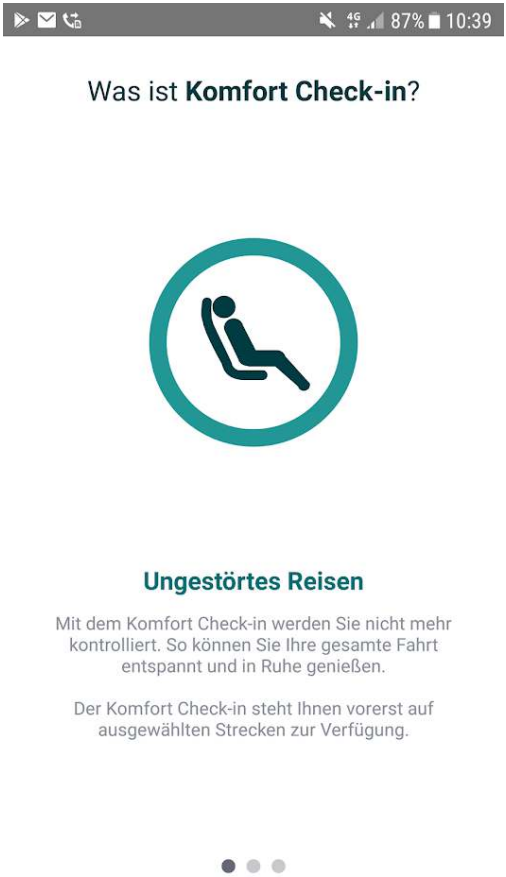
14. Mai 2018

Komfortgewinn beim Bahn Check-in: wie gewonnen, so zerronnen

Auf meiner Bahnfahrt von Hamburg nach Frankfurt erscheint in meinem “Handy Ticket” die Anzeige:



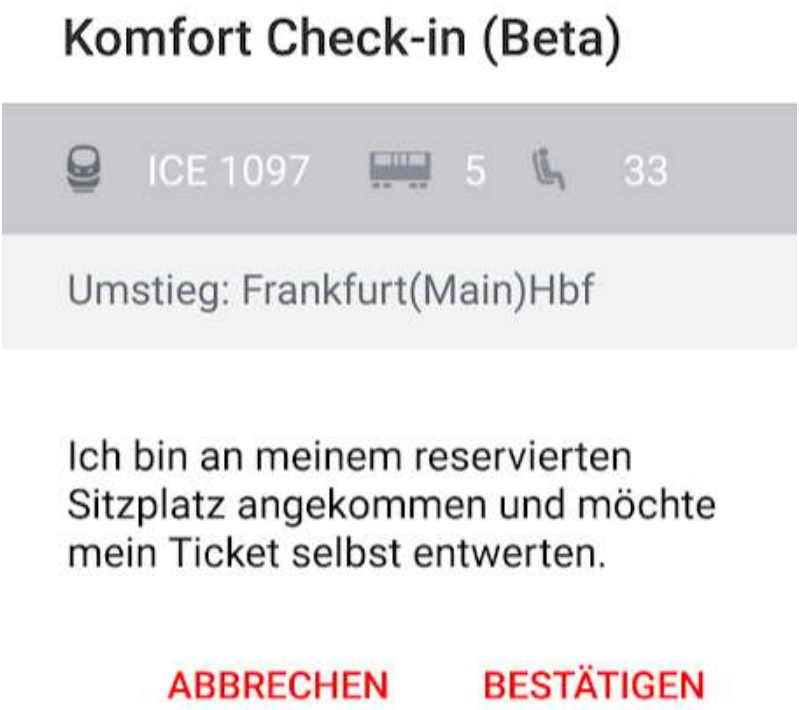
Komfort Check-in! **Mehr Komfort bei der Bahnfahrt, und das mit Technik!** Ich bin begeistert, das muss ich natürlich sofort ausprobieren.



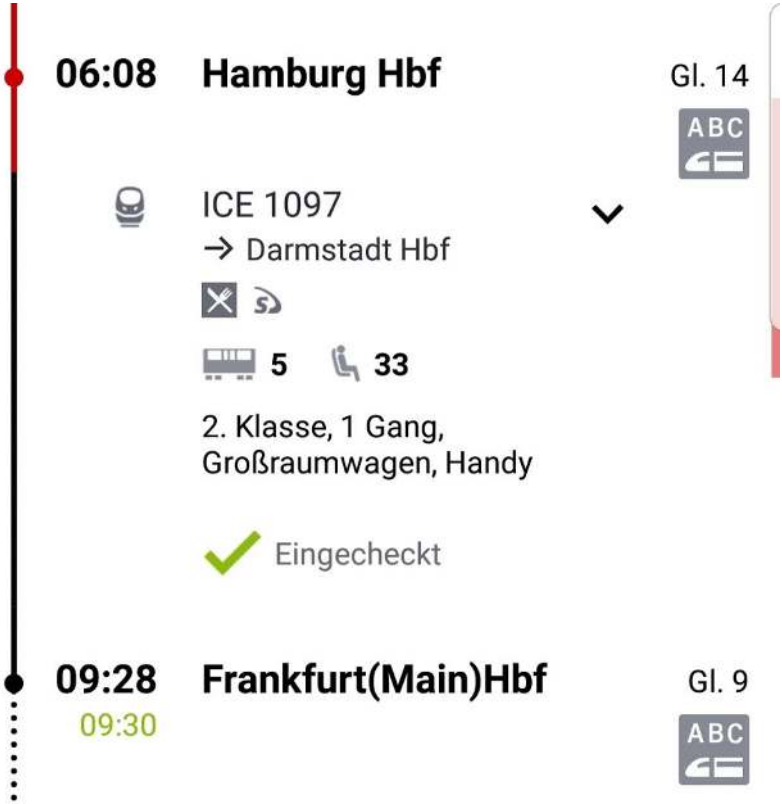
Entspannt und in Ruhe die Fahrt genießen. Das wollte ich schon immer mal. Die Bahn-App weiß auch, wie das funktioniert!

Und: Die Zugbegleiter sind natürlich weiterhin für mich da! Nur gelegentlich könnte es sein, dass ich doch noch kontrolliert werde:

Ich bestätige den Check-in (Beta):



Und nun steht es dort: ich habe tatsächlich eingecheckt!



Ich berichte der Techniktagebuch-Redaktion von diesem Technik-Erlebnis.

Nordamerika-Korrespondent André steuert bei, dass solch ein technikbasierter Self Check-in sehr souverän aussähe. Auch das Versprechen, vollkommen entspannt reisen zu können, wird als sehr verlockend gelobt.

Dann aber hat die Redaktion doch viele Fragen zu diesem Vorgang: Woher weiß der Schaffner eigentlich, dass ich eingecheckt bin? Und was ist, wenn ich unberechtigt auf dem Platz sitze? Oder nicht die passende Bahncard dabei habe?

Ich erläutere, dass ich den komfortablen Service nur nutzen kann, wenn ich auf dem Platz sitze, für den ich ein Ticket und eine Reservierung habe.

Nachdem gerade erst mehrfach die neue DSGVO und ihre Auswirkungen in der Redaktion diskutiert wurden, hakt Markus überrascht nach: "Der Zug weiß, auf welchem Platz du sitzt? Datenschutz ick hör dir trappsen!"

Während ich gespannt und ganz aufgeregt auf den Kontrolleur warte *(der kommt bestimmt gleich, und dann werden alle um mich rum kontrolliert, nur ich nicht! Ich bin ganz gespannt, ob er wirklich mich bei der Kontrolle ausspart!)* tauchen weitere Überlegungen in der Redaktion auf:

"Sind die Plätze irgendwie besonders markiert?" – Nein, sind sie nicht. Nur die normale Reservierungsanzeige.

André fragt, "angenommen, du hättest den ursprünglichen Inhaber der Reservierung ermordet, aus dem Zug geworfen, und würdest jetzt unberechtigt auf seinem Platz sitzen?"; diesen Weg, sich eine Freifahrt zu erschleichen, schließt Kathrin jedoch aus: "Die Fenster gehen ja nicht mehr auf".

- "Man müsste den Reservierungsinhaber schon im Klo runterspülen, in sehr kleinen Stücken"
- "In einen großen Koffer stecken."
- "Dann muss der Schaffner auch unter dem Platz kontrollieren."
- "komplett aufessen wäre auch eine Option"

Mittlerweile habe ich festgestellt, dass das WiFionICE nicht funktioniert. Der Gesamtkomfort der Bahnfahrt bleibt also trotz "Komfort Check-in" wohl ungefähr konstant.

Aber jetzt fahre ich mittlerweile schon seit einer halbe Stunde, und es gab immer noch keine Kontrolle! Ich bin doch so gespannt!

In der Redaktion wird gemutmaßt, "Vielleicht wurde der Zug entführt?!?" – "Sollen wir jemanden benachrichtigen? Möglicherweise bist du der Letzte mit Kontakt zur Außenwelt!"

Andere Kollegen der Redaktion können es immer noch nicht so richtig glauben und haben noch weitere Fragen: "Warum kann man eigentlich nur mit Reservierung komfort-einchecken? Könnte man nicht auch einfach sagen: „Ich sitze jetzt hier, habe bezahlt, ätsch, brauchense nich' kontrollieren."

Was, wenn ich den Platz wechsle? Könnte dann jemand auf meinem reservierten Platz umsonst fahren? Würde der Schaffner merken, dass ich nicht auf meinem reservierten Platz sitze und wieder drei Waggons zurückeilen?"

Ich stelle fest, dass ich wahrscheinlich die ganze Fahrt hier sitzen bleiben muss und nicht aufs Klo darf. "Aber wie wird das überprüft? Leuchtet ein rotes Lämpchen am Ticketscanner, wenn Du im Speisewagen erwischt wirst?"

So viele noch zu klärende Fragen!

Am Schluss ist mein Zug verspätet, ich verpasse den Anschlusszug; der Gesamtkomfort der Reise war zu Beginn ganz ok, am Ende aber trotz "Komfort Check-in" wegen des verpassten Anschlusses nicht so sensationell.

Molinarius

14. Mai 2018

Technische Präsentation: Ich kenne die Risiken, aber erstaunlicherweise klappt alles reibungslos

Ich darf bei einer Fachkonferenz einem Publikum von einigen Dutzend Personen Software vorführen. Die Organisatoren der Veranstaltung verfolgen das Prinzip, dass alle Präsentationen vorab eingereicht und dann von vorhandenen Präsentationsrechnern abgespielt werden müssen. Im Hinblick auf die Beamer-Projektion und das Aufzeichnen von Vorträgen hat das sicher große Vorteile und die Veranstalter haben auch gleich alle Präsentationen und müssen sie nicht im Nachgang mühselig zusammensammeln. Auch die Gefahr, dass mitten im Vortrag irgendwelche privaten Peinlichkeiten aufpoppen, wird minimiert.

Bei meiner Vorführung will ich diesem Konzept aber nicht folgen, denn ich beabsichtige, drei verschiedene Produkte zu zeigen, die sich nicht eben mal schnell in einer Vortragspause installieren und konfigurieren lassen. Zudem handelt es sich um Windows-Programme und die Vortragsrechner sind Macs.

Sicherlich könnte ich alles in eine *Virtual Machine* packen und diese dann auf den Vortragsrechner kopieren und dort laufen lassen. Das klappt aber auch beileibe nicht immer reibungslos und überhaupt funktionieren solche Vorführungen meiner Erfahrung nach am besten, wenn man genau das System verwendet, auf dem man sie vorher ausgiebig durchgespielt hat. Dann ist man auch souverän genug, bei Gelegenheit auf Fragen und Anregungen des Publikums einzugehen.

Es gelingt mir, die Veranstalter davon zu überzeugen, dass ich einen eigenen Laptop benutzen darf. Zwei Bedingungen werden mir allerdings gestellt: Das Gerät muss einen HDMI-Ausgang für den Beamer haben und ich muss eine Screencast-Software installieren und damit meine Vorführung selbst aufzeichnen.

Beides sage ich zu, obwohl mir klar ist, dass mein Arbeitslaptop nur über je einen VGA- und DisplayPort-Videoausgang verfügt. Eventuell muss ich doch einen anderen Laptop aus dem Büro präparieren und mitnehmen. Erst einmal bestelle ich aber bei Amazon einen DisplayPort-zu-HDMI-Adapter.

Da dieser Adapter auf Anhieb gut mit dem HDMI-Eingang des Beamers im Büro funktioniert, beschließe ich, ihn zu verwenden und keinen weiteren Aufwand in das Präparieren eines anderen Rechners zu stecken. Von der vorgeschlagenen Screencast-Software *Screencast-O-Matic* muss ich die Profiversion für € 18 im Jahr erwerben, da ich plane, mehr als 15 Minuten am Stück aufzuzeichnen.

Ich suche mir passende Beispieldateien zusammen und spiele meine Vorführung einige Male durch. Als harten Fallback zeichne ich am Vorabend der Veranstaltung am Küchentisch meine Präsentation in drei Abschnitten auf. Im Notfall könnte ich diese Clips per USB-Stick oder SD-Karte auf den Vortragsrechner kopieren und dann einfach von dort abspielen und etwas Live-Kommentar dazu abgeben.

Die Pause vor meiner Präsentation beträgt immerhin 30 Minuten. Ich baue meinen Laptop neben dem Vortragsrechner auf dem Podium auf, ziehe das HDMI-Kabel aus aus zweiterem und stecke es in ersteren. Eine Schrecksekun-

de lang bleibt das Bild des Beamers leer, aber nachdem ich meinen Rechner in den Modus „Bildschirm duplizieren“ geschaltet habe, wird sofort der richtige Inhalt in der richtigen Auflösung projiziert.

Für die Lautsprecheranlage im Raum erhalte ich ein Headset mit einem Funksender, dem ein Techniker auch gerade noch einmal einen Satz frische Akkus verpasst hat. Ich denke zu Beginn des Vortrags daran, dieses einzuschalten und die Screencast-Aufzeichnung zu starten. Auf geradezu schockierende Art und Weise funktioniert alles. Und auch mit meiner Präsentation bin ich durchaus zufrieden – nur eine Person nickt ein, mehrere andere stellen gute Zwischenfragen.

Am Abend nach dem Vortrag dann eine letzte angenehme Überraschung – auch die Audio-Aufzeichnung des Screencasts ist von guter Qualität, obwohl sie nur vom fest eingebauten Mikro meines Laptops stammt. Ich lade den Veranstaltern den Screencast hoch, den sie vermutlich noch mit den Videoaufnahmen aus dem Saal zusammenschneiden werden, bevor sie das Ganze irgendwo veröffentlichen.

Virtualista

13. und 14. April 2018

Der eine schreibt Wehen, der andere Whatsapp-Nachrichten

Ein paar Technikbeobachtungen rund um die Geburt meines Kindes in einem kleineren Berliner Krankenhaus:

- Wichtigstes Gerät in und um den Kreißsaal ist der “Wehenschreiber” (Cardiotokograph, CTG). Fast pausenlos hängt die gebärende Frau an diesem Gerät, verbunden durch zwei auf dem Bauch aufliegende Kontakte. Sie messen Herzschlag der Mutter, Herzschlag des Kindes, Kindsbewegungen und Wehentätigkeit (wie? keine Ahnung!). Obwohl die

ganze Messung inzwischen eindeutig digital abläuft, werden die gesammelten Daten nach wie vor auf Milimeterpapier ausgegeben, wahrscheinlich weil dies besser in der Patientenakte gesammelt werden und auf einen Blick erfasst werden kann.

- Das CTG ist mittlerweile aber auch mit dem zentralen Tresen des Kreißsaals verbunden, an dem alle momentan laufenden CTGs digital einlaufen. So haben die dort sitzenden Hebammen alles im Blick. Wenn das CTG mal wieder anfängt loszuhupen, weil kurzfristig ein Grenzwert überschritten wurde, dauert es trotzdem eine Weile bis jemand kommt. Nach einigen Stunden wird man als Ehemann in den Kreis derer aufgenommen, die den Alarm stummstellen dürfen.

- In einem der Zimmer hängt auch ein Pendant des Monitors, den die Hebammen sehen. So kann ich beobachten, wie es gerade um die Wehen der parallel gebärenden Frauen steht. Namen sind nicht sichtbar, bis auf einmal, als anscheinend vorne am Tresen jemand einen detaillierten Blick werfen wollte.

- Im Geburtsvorbereitungskurs werden wir darauf hingewiesen, dass wir gerne Musik zur Geburt mitbringen können. Früher hätten die Väter Ghettoblaster (tragbare CD/MC-Spieler) mitgebracht, erzählt die Hebamme, heute reiche ja meist das Handy. Mehrere Teilnehmende melden sich und fragen, ob es im Kreißsaal W-LAN gibt. Gibt es. Aber meine Frau hat die wichtigsten Lieder ohnehin bei Spotify runtergeladen und sie kommen auch einmal zum Einsatz, um das im Bauch strampelnde Baby zu beruhigen.

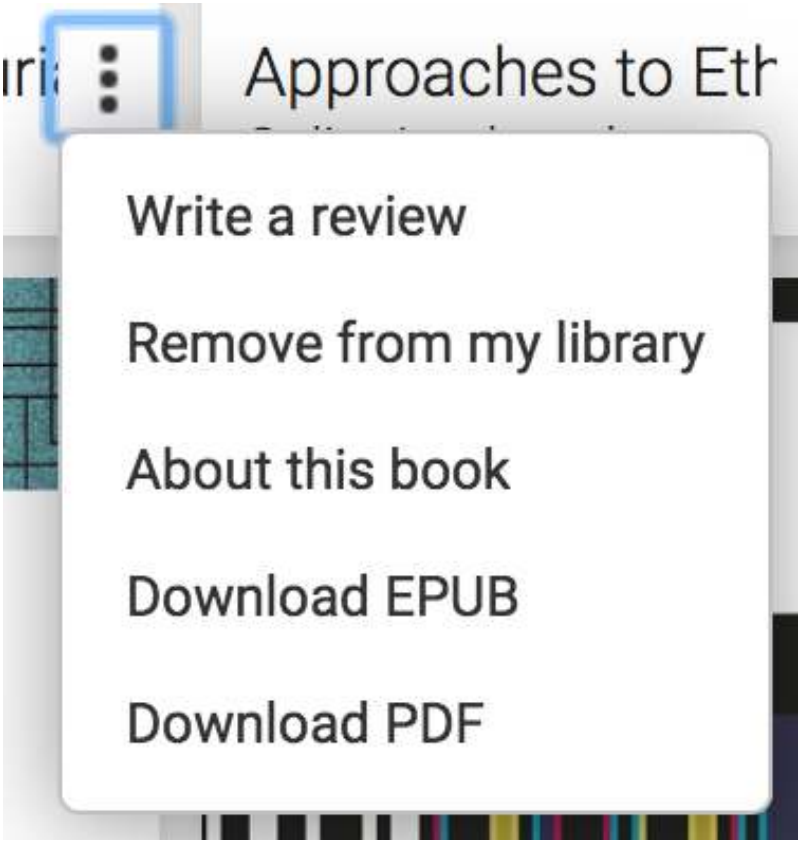
- Ansonsten ist eine Geburt nach wie vor eine recht analoge Angelegenheit, selbst wenn sie – wie in unserem Fall – am Ende auf einen Kaiserschnitt hinausläuft. Beste Beobachtung dort: Der anwesende Anästhesist sitzt hinter mir, und während meine Frau aufgeschnitten wird, schreibt er Whatsapp-Nachrichten auf seinem Handy. Er hört aber auf und legt das Gerät weg, als er merkt, dass ich ihn angucke.

Alexander Matzkeit

15.05.2018

Über die (Un-)Möglichkeit legaler E-Book-Privatkopien

Freunden und Verwandten die Kopie eines legal erworbenen E-Books weiterzugeben ist gar nicht so einfach – zumindest wenn man sie, so wie ich, über den Google Play Store erworben hat. Zwar gibt es dort im Kontextmenü sogar die Möglichkeit, das Buch als EPUB (und manchmal sogar als PDF) herunterzuladen. Bei mir führt das jedoch in den allermeisten Fällen nicht dazu, dass eine EPUB oder eine PDF-Datei in meinem Download-Ordner landet. Was heruntergeladen wird ist eine ACSM-Datei, die sich dann wiederum nur mit Adobe Digital Editions öffnen lässt.

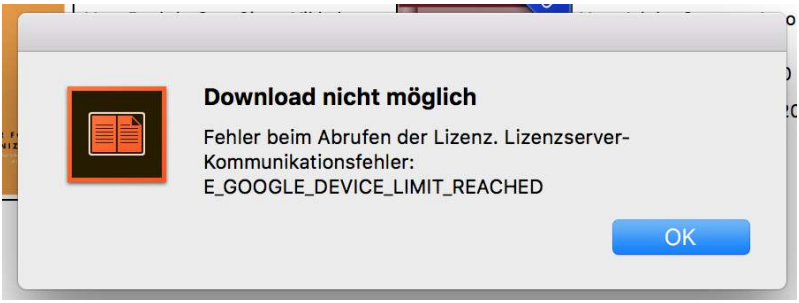


In der Vergangenheit war meine Vorgehensweise also so, dass ich die ACSM-Datei mit diesem Programm geöffnet und das Buch heruntergeladen habe. Dann die EPUB- oder PDF-Datei im Finder anzeigen lassen und mit dem Open-Source-Programm Calibre vom Kopierschutz befreien – eine Übung, die wiederum einmalig die Installation eines Kopierschutzentfernungsplug-ins für Calibre erfordert. Dafür hat man danach ein kopierschutzfreies E-Book, das sich zum Beispiel an die Schwester weiterreichen lässt.

Als Bewohner eines Landes (Österreich), in dem beim Kauf von diversen Geräten Festplattenabgaben an Verwertungsgesellschaften abgeführt werden, ist so eine Privatkopie auch mit dem guten Gefühl verbunden, legal gehandelt zu haben. Umständlich zwar, aber legal.

Seit ich nach vier Jahren wieder einmal mein Macbook erneuert habe, stößt allerdings auch diese Routine an Grenzen. Konkret, an Device-Grenzen. Beim Versuch, die kryptische ACSM-Datei in Adobe Digital Editions zu öffnen, erhalte ich nun folgende Fehlermeldung:

E_GOOGLE_DEVICE_LIMIT_REACHED



Offenbar habe ich über die Jahre zu viele Geräte benutzt. Zumindest auf die Schnelle konnte ich nicht herausfinden (d. h., ergoogeln), wo ich welche alten Geräte wie entkoppeln könnte. Dann also doch Library Genesis.

Leonhard Dobusch

16. Mai 2018

Die empörende Flüchtigkeit des Haltbaren

2015 habe ich in Rotterdam schon einmal einen in Stein gravierten QR-Code fotografiert und daran gezweifelt, dass die Website so lange halten wird wie der Link. Das geht mir heute in Graz auch wieder so:

Granit ist einfach ein viel zu haltbares Material, es wird die Website murgasse.com überdauern, diese Form der Internetadresse und die Existenz der gesamten Murgasse.

Andererseits macht man es bei Grabsteinen ja auch so, obwohl die Liegezeit nur 20 bis 30 Jahre beträgt. Und gravierte Eheringe halten sehr viel länger als die betreffende Ehe selbst unter günstigsten Bedingungen. Vielleicht ist das Eingravieren einer Angelegenheit in eine extrem dauerhafte Substanz schon ein Anzeichen dafür, dass man ihrer Haltbarkeit nicht so recht traut. Hipchat, deren hier 2014 für seine Unzerstörbarkeit gelobten stählernen Flaschenöffner ich immer noch am Schlüsselbund trage, gibt es jedenfalls 2018 auch schon nicht mehr. Wahrscheinlich ist es sinnvoller, auf Unternehmen zu setzen, die auf Traubenzuckerdragees oder durch Himmelsschreiben werben. Sie haben mehr Vertrauen in ihre eigene Dauerhaftigkeit.

Kathrin Passig

18. Mai 2018

Der kürzeste Weg zwischen zwei technischen Geräten

Das erste Abitreffen nach zehn Jahren findet in einer zur Kneipe umgebauten Scheune mitten auf dem mecklenburgischen Land statt. Da der ursprünglich geplante DJ nicht kann, wird Plan B notwendig. Dafür hat eine Person aus dem Orga-Team bereits eine Playlist mit allen vorher eingesammelten Wunschtiteln auf Spotify erstellt.

Vor Ort stellt sich nun die Frage, wie der Ersatz-DJ an den Link für die Playlist kommt, da diese nicht öffentlich zugänglich gemacht werden soll.

Internet ist in Gestalt eines langsamen W-LAN vorhanden. Der Ersatz-DJ kommt mit dem mitgebrachten Notebook nicht an seine Mails, und die Spotify-Listen-Erstellerin hat vor einiger Zeit Facebook von ihrem Smartphone verbannt. Die schnellste Lösung ist es, dass der Link per Mail an eine weitere Person gesendet wird, welche auf ihrem Smartphone sowohl Mails als auch Facebook benutzt. So kommt der Link auf das Musik-Notebook.

Für die Wunschtitel interessiert sich am Ende zwischen vielen Gesprächen fast niemand.

marylein

19. Mai 2018

Meine Wikipedia ist veraltet (und viel zu dünn)

Im Traum versuche ich auf der Basis des Wikipedia-Eintrags “Deep State” Fragen zu einer Podiumsdiskussion zu stellen, an der unter anderem Barack Obama teilnimmt. Noch während ich rede, fällt mir auf, dass ich eine ganz alte Wikipediaversion verwende. Bedrückt gehe ich nach Hause, meine Wikipedia unter dem Arm. Sie trägt den Umschlag von “Mein erstes Technikbuch”

und ist im Verhältnis zu meinem Körper so groß, wie dieses Buch früher einmal war. Es ist ein ziemlich dünnes Buch. Klar, dass das nicht gutgehen konnte.

Kathrin Passig

Mai 2018

Backen mit Wolle

Beim Versuch, mein Handy dazu zu bringen, sich mit Google Photos zu synchronisieren, habe ich es irgendwie geschafft, den Bilder-Ordner auf meinem Laptop mit Google Photos zu synchronisieren. Jetzt kann ich auch vom Handy und dem Tablett auf die zugreifen, was auch ganz praktisch ist. Viel mehr fasziniert mich aber, dass Google die Bilder automatisch sortiert und dabei wirklich gut ist:

Im Ordner *Katzen* sind tatsächlich nur Katzenbilder. Es kann zwischen *Kunstgalerien* (Fotos von Gemälden und Quilts) und *Museen* (z. B. Vitrinen mit Geschirr) unterscheiden und zwischen *Konzerte* und *Tanzen*. Ich habe sogar einen Ordner *Feuerwehr,* in dem sich ein paar Bilder von Feuerwehrautos befinden.

Nicht alles ist perfekt: In *Hunde* sind ein paar Ziegen einsortiert und ich habe einen Ordner *Dschungel,* obwohl ich nie in irgendeinem war. Nur gelegentlich im Wald.

Ab und an liegt Google aber komplett daneben: Es hat meine Garnhaspel und einen Brunnen als Boot erkannt:

Und glaubt dass meine Wolle etwas Gebackenes ist:

Überhaupt bringt mein Hobby Google noch etwas durcheinander. Andere Bilder von Wolle (und fertigen Strick- und Kreuzsticharbeiten) wurden größtenteils als *Blumen* erkannt. Und einen Ordner *Textilarbeiten* gibts nicht.

Aoife

19. Mai 2018

Die Glimmse bewährt sich

2015 wurde im Haushalt meiner Mutter Glympse eingeführt, damit sie sich weniger Sorgen machen muss, während ihre Nachfahren mit dem Auto unterwegs zu ihr oder wieder nach Hause sind. Ohne weitere Ermunterung meinerseits hat sich dieses Werkzeug dauerhaft etabliert, es wird "eine Glimmse anmachen" genannt. (Generell herrscht in diesem Haushalt wenig Interesse an den Details englischsprachiger Namen und eine ungefähre Annäherung, "Wortfoit am Bredl", muss genügen.) Gerade ist der Bruder wieder unterwegs, was von der Mutter aufmerksam auf dem Tablet verfolgt wird: "Wie fährt denn der! Über Mainburg! Und angeblich mit 85 Stundenkilometern, aber er bewegt sich gar nicht. Komisch, komisch. Na, dem wird der Saft ausgegangen sein. Ah, jetzt ist er wieder da."

Ich habe mich in der Zwischenzeit auch häufig daran erfreut, wie praktisch es ist, den Aufenthaltsort anderer Leute sehen zu können, mit denen man sich irgendwo zu treffen gedenkt, zuletzt waren das Gregor Weichbrodt und Hannes Bajohr in Berlin und davor Aleks Scholz in Dublin: Man muss weniger langweilige Nachrichten der "brauche zehn Minuten länger" und "die Bahn steht jetzt auf freier Strecke"-Art schreiben und lesen und wartet auch insgesamt nicht so viel an kalten und zugigen Orten.

Kathrin Passig

Mai 2018

Die Letzten werden die Ersten sein

Vortragsabend in der Waldorfschule. In Zweiergruppen müssen alle Schüler einen Kurzvortrag über ihr absolviertes Praktikum halten. Es gibt dazu einen Computer und einen fest installierten, funktionierenden Beamer. Einige Schüler haben Powerpoint-Präsentationen vorbereitet, vermutlich mit Slides, die anmutig mit Salto und Flickflack aus allen Richtungen einfliegen.

Ich kenne es von beruflich gehaltenen Vorträgen, dass aus irgendwelchen Gründen keine zwei Powerpoint-Installationen gleich zu sein scheinen, so dass Präsentationen, die man nicht auf seinem eigenen Rechner hält, mit Furcht und Vorsicht zu genießen sind. Daher habe ich meiner Tochter geraten, auf Powerpoint-Mätzchen so weit wie irgend möglich zu verzichten. Bei professioneller Vortragstechnik kommt man mit einer einfach gehaltenen Präsentation meistens klar, aber es stellt sich heraus, dass auf dem von Amateuren betriebenen Schulrechner die Powerpoint-Verhältnisse sehr einfach sind: es funktioniert keine Präsentation.

Die einzigen Schüler, die ihre Slides zeigen können, sind diejenigen, die weise genug waren, sie als jpeg vorzubereiten und mithilfe des Windows Bildbetrachters zu zeigen. Das sieht irgendwie doof aus, da man rund um die Slides Schaltflächen und Icons sehen kann. Aber wenn man ehrlich ist, macht das überhaupt nichts aus, es ist wie mit störenden Zeltpfosten im Zirkus: man vergisst sie alsbald, und sie werden gerade so unsichtbar, als wenn Powerpoint sie ausgeblendet hätte.

Nicht zum ersten Mal habe ich den Verdacht, dass das Optimum zwischen langweiligem, aber funktionierndem Lowtech und technologischem Chic, in den man Zeit und Nerven ohne Ende investiert, viel weiter links auf der Skala liegt, als die meisten Leute glauben wollen.

Drago Starcevic

Mai 2018

Gegen den Wind

Ich habe für den Pfingsturlaub einen Mietwagen bestellt, und aus Geiz darauf verzichtet, ein überteuertes Navigationssystem mitzubestellen. Denn die Erfahrung lehrt, dass man fast immer ein Auto mit Navi bekommt, auch wenn man es nicht bestellt und bezahlt hat.

Aber nicht dieses Mal. Nicht so schlimm, denke ich, dann navigiere ich halt in Gottes Namen mit dem Smartphone. Es erweist sich jedoch, dass das Navigieren den Akku schneller leersaugt, als ich ihn nachladen kann – das Telefon hängt am Ladekabel, und dennoch gehen die Akkuprozente abwärts, und zwar zügig. Da mein Akkustand zu Beginn bei 12% liegt, ist das ein ernstes Problem. Ich muss also immer ein Stück navigieren, dann, wenn ich mich einigermaßen orientiert habe, das Handy ausschalten und ein wenig aufladen; wenn ich dann das nächste Mal nicht weiter weiß, hat der Akku hoffentlich wieder vier oder gar fünf Prozent, und bringt mich über das nächste Problem. Das Ganze hat etwas von gegen den Wind kreuzen. Ich fühle mich in die Prä-GPS-Zeit zurückversetzt, in der Großstadtverkehr noch eine ganze zusätzliche Dimension von Abscheulichkeit hatte, weil jede falsche Navigationsentscheidung unglaublich Zeit kostete. Leider oder zum Glück bin ich alleine im Auto. Ich kann nicht einmal jemanden anrufen, um ihn anzuschreien, denn ich brauche jedes verfügbare Elektron zum Navigieren.

Drago Starcevic

1930 – 2018

Diktieren (1930 – 2018)

1930

Ich habe nie selber in einen Parlographen diktiert, aber der, der in einer Anwaltskanzlei in Westberlin im Keller steht, ist viereckig und aus Holz. Seitlich ist ein Hörrohr an einem ein Meter langen Schlauch angebracht. In das spricht der Benutzer.

Im Inneren des Parlographen wurde sein Diktat auf eine Wachswalze aufgezeichnet. Die Walze ging ans Sekretariat, das das Diktat tippte. Das Typo ging in einer schwarzen Mappe zurück an den Anwalt, der mit Bleistift korrigierte. Das Sekretariat tippte den Text dann neu. Erst auf Verfügung des Anwalts hin wurde auf das Briefpapier der Kanzlei getippt und das Schreiben ihm zur Unterschrift in einer roten Mappe vorgelegt. Er unterschrieb dann mit Füller.

Nach Benutzung einer Walze wurde das Lehrmädchen zu einem Händler in der Friedrichstraße geschickt, der die Walze entgegennahm und gegen eine neue austauschte. Die benutzten Walzen wurden neu gewachst.

2006

Auf meinem Schreibtisch liegt eine Grundig Stenorette. Das Gerät ist schwarz, etwa 15 cm lang und etwa 5 cm breit. Das obere Drittel enthält das Aufnahmemikrophon. Darunter befindet sich eine Klappe, in die kleine Kassetten eingelegt werden. Man kann vor- und rückwärts spulen. Einfügungen in den gesprochenen Text sind nicht möglich, aber man kann Teile überschreiben oder am Ende Einfügungen diktieren, die dann später händisch an die richtige Stelle gebracht werden.

Wenn das Diktat fertig ist, schiebe ich die Kassette in eine kleine schwarze Halterung, die vorn an die Akte geklemmt wird. Dann lege ich Akte mit Diktat in das Postausgangsfach. Einige Stunden später erhalte ich das Diktat vom Sekretariat als Link ins Dokumenten Management System (DMS) zu einem Word-Dokument zugeschickt, ändere selbst und schicke das fertige Dokument mit der Bitte um Ausfertigung, also Ausdruck zur Unterschrift, ans Sekretariat zurück. Dann erhalte ich das Dokument in einer Mappe vorgelegt und unterschreibe mit Kugelschreiber.

2013

Ich diktiere in ein digitales Aufnahmegerät. Anders als früher kann ich jetzt zurückspulen und Text einfügen. Außerdem schicke ich nicht mehr die Kassetten ins Sekretariat, sondern lade mein Diktat mit einem Programm hoch und versende nur die Sprachdatei.

2017

Ich diktiere kurze E-Mails direkt in mein iPhone, korrigiere händisch den Text und versende. Die meisten Änderungen betreffen die Anreden und "Sie" und "Ihnen".

Wenn ich einen Brief oder ein Fax verschicken will, schicke ich die E-Mail ans Sekretariat, die sie dann in einen Brief kopiert und mir den Link zu der Datei im DMS schickt. Ich ändere dann im Dokument und verfüge per E-Mail die Ausfertigung. Ich unterschreibe mit Füller.

2018

Ich steige um auf Dragon. Ich diktiere direkt in mein iPhone, der Text erscheint vor meinen Augen in dem Dokument. Ich ändere direkt im Dokument und versende E-Mails. Die meisten Änderungen betreffen die Anreden und "Sie" und "Ihnen".

Wenn ich einen Brief oder ein Fax verschicken will, drucke ich aus und unterschreibe mit Füller.

Miriam Vollmer

22. und 23. Mai 2018

Prometheus bringt den Handyempfang nach Deggendorf

Die Mutter klagt wie bei jedem meiner Aufenthalte darüber, dass ihr Smartphone nie funktioniert. "Das Handy kann nichts dafür", sage ich wie immer, "hier gibt es halt fast nirgends Empfang, nur in der Innenstadt". "Aber die anderen haben alle Empfang, auch beim Wandern!", sagt die Mutter wie immer. "Ja, die haben Verträge bei T-Mobile", sage ich wie immer, "das willst

du nicht, das ist dir zu teuer." – "Wie teuer denn?" – "So 30 Euro im Monat." – "Dann will ich das nicht. Ich nutz das Handy ja eh nie." – "Wie denn auch, es hat ja nie Empfang." Dieses Gespräch läuft inzwischen automatisch ab.

Aber jetzt, wo ich mit der britischen SIM und dem T-Mobile-Roaming zum ersten Mal selbst Empfang im Mutterhaus habe, denke ich noch einmal über das Problem nach.

Zuerst lege ich probehalber meine Congstar-SIM-Karte ins Mutterhandy ein. Ich brauche sie ja jetzt nicht mehr. Auf einer Wanderung finde ich noch einmal heraus, was ich eigentlich schon wusste: Mit Congstar profitiert man keineswegs von der schönen Empfangsqualität von T-Mobile.

Dann lasse ich mich im Techniktagebuch-Redaktionschat beraten. Mit Vodafone, heißt es, könnte man eventuell auch auf dem Land Glück haben, und da gibt es LTE im Prepaid-Tarif. Ich gehe zum Schreibwaren- und Ramschladen neben dem Supermarkt und finde dort zwar keine Vodafone-SIM-Karten, aber etwas, von dessen Existenz ich noch gar nichts wusste: "Magenta Mobil", eine Prepaidkarte von T-Mobile.

Ich kaufe eine, lege sie zu Hause ins Mutterhandy ein, und weil man SIM-Karten seit letztem Jahr oder so nicht mehr einfach so anonym besitzen darf, muss ich ein Videoidentverfahren durchlaufen. Ich habe nicht die geringste Lust, meiner Mutter die Notwendigkeit und den Ablauf dieses Verfahrens zu erklären, also registriere ich die Karte auf mich und werde alle mobilen Internetverbrechen der Mutter verantworten müssen.

Das Handy zeigt einen Strich Edge an.

Ich konsultiere wieder den Techniktagebuchchat. Es könnte am Handy liegen, sagt man mir. Aber es gibt eine Anleitung, wie man mit Hilfe geheimer schamanischer Beschwörungen das Nexus 4 LTE-fähig machen kann. Ich folge der Anleitung.

Das Handy zeigt einen Strich Edge an.

Da die Karte das allerherrlichste LTE produziert, wenn ich sie in mein Handy einlege, muss es am Mutterhandy liegen. Weitere Beratungen in der Techniktagebuchredaktion ergeben, dass es unterschiedliche LTE-Bänder gibt und das Nexus 4 zwar manche davon beherrscht, aber leider die falschen. Und es gibt hier offenbar nur Edge und LTE, dazwischen ist nichts.

Ich sage der Mutter, dass sie ein neues Handy brauchen wird, wenn sie Empfang haben will. Zum Glück sind Android-Handys inzwischen so billig, dass das keine große Diskussion nach sich zieht. "Kauf es aber beim Gwinner und nicht beim Mediamarkt", verlangt sie, "beim Mediamarkt kenn ich keinen, aber zum Gwinner kann ich hingehen, wenn es nicht funktioniert." Der Gwinner ist ein lokaler Elektronikmarkt, dessen Sortiment man auf der Website einsehen kann. Die Schnittmenge von www.stockdroids.com und dem Gwinner-Sortiment enthält genau ein einziges Handy, das Moto E4. Es kostet 109 Euro.

Ich fahre mit dem Rentnermoped zum Gwinner, erhalte das Handy, durchlaufe an der Kasse die "nur ec-Karten"-"also kein Maestro?"-"nur ec-Karten"-Schleife, verschweige die Ausgestorbenheit der ec-Karte, gehe Bargeld abheben, kaufe das Handy, fahre wieder nach Hause, kopiere die Daten vom alten Handy aufs neue, lege die SIM-Karte ein und ...

LTE! Auf dem Land! Für nur 10 Euro im Monat!

Wenn ich die Nordwestpassage entdeckt und durchschwommen hätte, könnte ich kaum zufriedener mit dem Tag sein. Viel einfacher war es auch nicht.

Kathrin Passig

24.5.2018

Torschlusspanik in Europa

Bitte bestätigen Sie durch Ihre Einwilligung, dass Sie wie bisher per E-Mail informiert bleiben möchten. Nutzen Sie hierzu diesen Link oder den folgenden Button:

JETZT EINWILLIGEN

Ein Gespenst geht um in Europa ... ach nee, so dramatisch ist es nicht. Aber es herrscht große Unsicherheit in Europa an diesem 24. Mai. Am 25. Mai tritt nämlich die neue EU-Datenschutzgrundverordnung in Kraft (das Kürzel DSGVO ist inzwischen fast allgegenwärtig), und obwohl faktisch nur die zweijährige Übergangsfrist für die Umsetzung dieser Verordnung endet, verhalten sich allzu viele so, als wäre das völlig überraschend vom Himmel gefallen.

Nun hat diese Datenschutzgrundverordnung viele ganz sinnvolle Ideen, insbesondere was die Pflichten derjenigen angeht, die Daten speichern und verarbeiten, und die Rechte derjenigen, deren Daten gespeichert und verarbeitet werden. Das Problem ist nur: Trotz Übergangsfrist weiß niemand so recht, was diese Verordnung denn nun genau vorschreibt.

Das merken auch die, die nicht in diesem Internet eine Seite betreiben und deswegen als Datenspeicherer und -verarbeiter von der Verordnung betroffen sind. Sondern als Empfänger von Massen-, Rund- und Werbemails oder Newslettern einfach nur Empfänger von Informationen, für deren Versand wiederum irgendwo gespeicherte Daten herangezogen werden.

Diese, sagen wir vereinfachend Newsletter unterliegen ja auch den Bestimmungen der DSGVO. Aber was diese Bestimmungen bedeuten, dazu gibt es völlig gegensätzliche Ansichten. Genauer, zwei Denkschulen.

Die eine, eher vorsichtige, nennen wir sie die Exiter: Ohne eine ausdrückliche Zustimmung von meiner Seite dürfe man mir leider, leider künftig gar nichts mehr schicken. *Zögern Sie nicht und stimmen Sie umgehend zu, wenn Sie weiter von uns informiert werden wollen. Andernfalls werden Sie ab dem 25. Mai wie gesetzlich festgelegt von unserer E-Mail-Kommunikation ausgeschlossen*, schreibt mir eine Institution aus dem politischen Umfeld in Berlin.

Die andere, sozusagen pro-aktive, die Remainer: Na, Sie haben doch früher längst schon mal zugestimmt, und so lange Sie nicht widersprechen, schicken wir Ihnen weiter was. *Entlang des Erwägungsgrundes 171 der EU-DSGVO sowie des Beschlusses des Düsseldorfer Kreises vom 14. September 2016 gelten die uns von Teilnehmern vor dem 25. Mai 2018 erteilten Einwilligungen fort*, heißt es in der Mail einer anderen Institution.

Mit anderen Worten: Es herrscht heilloses Chaos, wenn die Vorgaben einer EU-Verordnung so richtig gegensätzlich interpretiert werden können. Dass manche Organisationen sich darauf berufen, ich hätte ihnen doch schon mal eine Einwilligung erteilt, obwohl das thematisch sehr unwahrscheinlich ist und ich mich beim besten Willen nicht erinnern kann, macht es nicht besser.

Die Trennlinie zwischen den beiden Denkschulen der Exiter und der Remainer läuft quer durch alle an Kommunikation interessierten Lager. Einen Trend beobachte ich, bei aller Vorsicht, dennoch: Die Institutionen, die aus dem politischen Umfeld kommen, neigen mehr dazu, sich das noch mal bestätigen zu lassen. Im Marketing von Unternehmen setzt man offensichtlich dagegen eher darauf, dass alles bleibt wie es ist.

Eine – naturgemäß unvollständige – Übersicht der beiden Denkschulen, wie sie sich in den in den vergangenen Tagen bei mir eingegangenen Mails abzeichnet:

- Die Exiter (ohne erneute Zustimmung schicken wir nix mehr):

Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik

German Marshal Fund of the United States

Rohde&Schwarz

Airwars

Drescher&Cie

Dronemasters

Miele

Vorwärts-Verlag

Bundesministerium der Verteidigung

Bertelsmann-Stiftung

Hamburg Messe

Rat für Nachhaltige Entwicklung

BAMIK GmbH

EO Institut

Bonn International Center for Conversion

European Leadership Network

Bundesverband der Deutschen Industrie

Europäische Bewegung Deutschland

Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen

• Die Remainer (natürlich schicken wir Ihnen weiter was, so lange Sie nicht widersprechen):

Aktionsbündnis Seelische Gesundheit

Bundesstiftung Aufarbeitung

Meetup Inc.

Heinrich-Böll-Stiftung

Aktienexplorer

Zentrum Liberale Moderne

Aktionsbüro Stopp Air Base Ramstein

Edel Books

3M Deutschland GmbH

Finanzwelt

Deutsche Atlantische Gesellschaft

Stefan Liebich MdB

HRS

Diakonie Deutschland

EURACTIV

Interel Deutschland

Forum Dialog

MyTaxi

Yorck Kinogruppe

Das steht jetzt am Abend des 24. Mai ja dann 50:50 oder eins zu eins (und natürlich fehlen da etliche, die mir einfach weiter Mails schicken. Auch habe ich noch nicht ganz verstanden, warum manche Bundesministerien für ihren Presseverteiler eine DSGVO-Erklärung wollen, andere das aber noch nicht mal thematisieren).

Die gegebenenfalls erbetene Zustimmung sieht bisweilen ganz putzig aus. Zum Beispiel im Geschäftsbereich des Bundesministeriums der Verteidigung. Die Zustimmung zur weiteren Speicherung im Presseverteiler des Ministeriums gibt es nicht, wie sonst meist üblich, per Klick – sondern per Formular, das heruntergeladen, ausgefüllt, unterschrieben und zurückgeschickt werden muss.

Bundesministerium der Verteidigung
Presse- und Informationsstab 1
Stauffenbergstr. 18
10785 Berlin

Schutzbereich 2

Einwilligung

gemäß Artikel 6 Absatz 1 a, Art. 7 Europäische Datenschutzgrundverordnung (EU DSGVO)

_____ _____ _____
(Anrede) (Name) (Vorname)

In die Verarbeitung meiner Daten *(zum Datenabgleich bitte ausfüllen*)*

Name*: _____

Vorname*: _____

Telefonnummer*: _____

Mobilfunknummer*: _____

E-Mail Adresse*: _____

Medium*: _____

Willige ich für folgende Zwecke ein:

Versand von *Verlautbarungen des Pr-/InfoStab 1 BMVg:*

- ***Pressemitteilung***
- ***Presseterminhinweis***
- ***Presseinformationen***
- ***Einladungen zu Presseterminen***
- ***Bw-Aktuell***

_____ _____
(Ort, Datum) (Unterschrift)

*Freiwillige Angaben

Weitere Informationen auf der Rückseite

Ein bisschen enttäuscht bin ich ja schon, dass man die Mitteilungen nicht per Telex abonnieren kann. Oder per Postzusendung. Aber immerhin kommt die Anfrage zur Einwilligung einen Tag vor Inkrafttreten der neuen Verordnung. Und so ein Formular lässt sich bestimmt viel besser ausdrucken und abheften.

(Allerdings: Das Fomular lässt sich zwar am Computer ausfüllen, die vorgesehenen Felder so knapp bemessen, dass meine Mailadresse opz@augengeradeaus.net nicht reinpasst. das .net habe ich dann händisch ergänzt. Und ich war einen Moment verblüfft, als ich das Formular ordnungsgemäß per Fax ans Ministerium schickte und als Absenderkennung der Gegenseite erschien dann eine Nummer mit der Landesvorwahl +90 auftauchte. Läuft da was über die Türkei? Dann stellte sich aber heraus: Die Bundeswehr-interne Kennziffer für Gespräche zwischen verschiedenen Dienststellen ist die 90. Und die hatten sie einfach anstelle der üblichen Landesvorwahl einprogrammiert.)

(Mit Material aus meinem beruflichen Blog *Augen geradeaus!* und meinem Privatblog *WiegoldZwo*)

Thomas Wiegold

27. April und 25. Mai 2018

Schöner, grüner, schneller, weiter

Im April parkt zum ersten Mal eins vor meinem Büro: Das erste elektrische Leihfahrrad, und schön grün ist es auch. Ich mache mir gleich Sorgen um sein Wohlergehen, denn Elektrofahrräder sind immer noch teuer. Wird seine Standortübermittlung es vor dem Gestohlenwerden retten können?

Zwischen 2002 und Ende 2010 habe ich Leihfahrräder viel genutzt und mich genau wie Thomas Wiegold sehr geärgert, als Callabike vom Überall-Abstellen-System auf ein für mich unbrauchbares stationsgebundenes System umgestellt wurde. Seit ein oder zwei Jahren gibt es jetzt überall in Berlin wieder freilaufende Leihfahrräder von verschiedenen Anbietern:

Hier von Nextbike (blau), mobike (orange) und dem Callabike-Nachfolger Lidl (grün) …

… hier von ofo (gelb) und LimeBike (grün). Genutzt habe ich abgesehen von einem kurzen und enttäuschenden LidlBike-Test noch keins von ihnen. Das liegt vor allem an Pokémon Go: Die meisten Strecken, die ich früher mit dem Rad gefahren wäre, gehe ich seit zwei Jahren zu Fuß.

Aber nach den schönen Erfahrungen mit dem Elektrofahrrad meiner Mutter möchte ich das neue grüne Ding unbedingt ausprobieren, auch wenn es in Berlin gar keine Berge gibt. Und heute ist die Gelegenheit da: Ich bin schon weit gelaufen und habe keine Lust auf noch mehr Kilometer, muss aber noch mal von Neukölln nach Mitte und wieder zurück. Weil ich mich schon beim ersten Anblick registriert und meine Kreditkartendaten angegeben habe, muss ich heute nur noch ein Guthaben von $10 einzahlen, was schnell

und bequem geht. Schnell und bequem ist auch das Entriegeln des Fahrrads, das bei Callabike noch relativ kompliziert war: Anfangs musste man eine auf dem Fahrrad aufgedruckte Nummer anrufen und sich durch ein Voicemenü arbeiten, um den am Fahrrad einzugebenden vierstelligen Freischaltcode zu erfahren, später gab es dafür eine App. Bei LimeBike brauche ich nur den QR-Code am Lenker abzufotografieren.

Neben dem QR-Code: Eine in der Breite verstellbare Handyhalterung! Ich kann beim Fahren Pokémon fangen . . . also könnte, wenn ich eine gewissenlose Straßenverkehrsteilnehmerin wäre und nicht außerdem mein Fanggerät Go Plus neulich im Technikmuseum verloren hätte. (Ich stelle mir vor, dass man es dort gleich in eine Gegenwartsvitrine gesperrt hat.) Das Abstellen funktioniert auch ganz einfach: Man muss nur einen mechanischen Riegel am Hinterrad betätigen.

Eigentlich ist also alles ganz gut, und damit ich das nicht übersehe, schickt mir die App nach dem Ende der Hinfahrt eine Nachricht, dass ich in den 22 Minuten 1257 Gramm Kohlendioxid eingespart und außerdem 57 Kalorien verbraucht habe. (Ob ich beim Zufußgehen wirklich mehr Kohlendioxid freigesetzt hätte? Nehmen wir es mal wohlwollend an.) Lästig ist, dass das Fahrrad sich mit seiner Vollgummibereifung nicht gut für das Berliner Kopfsteinpflaster eignet und auch keine Gangschaltung hat. Auf der Rückfahrt weigert sich der Absperrriegel, die Fahrt zu beenden, und ich muss stattdessen in der App – die diesen Fall immerhin bereits vorsieht – ein Beweisfoto vom abgestellten Fahrrad einsenden. Vor allem aber ist die Benutzung des schönen grünen Rads leider etwas teurer als Bus und Bahn, man muss sich also schon stark für die 57 Kalorien interessieren oder viel schneller fahren als ich, was wegen der fehlenden Gangschaltung schwierig sein dürfte. Ich werde bei der nächsten Gelegenheit wahrscheinlich eher einen der orangen, blauen oder gelben Kollegen ausprobieren. Oder das eigene Rad aus dem Keller holen.

Kathrin Passig

Ende April bis 25. Mai 2018

Tickets aus Orlando

Ein Freund, zu dem ich in den letzten Jahren etwas den Kontakt verloren habe, schreibt einige andere Freunde und mich per E-Mail an. Er sei derzeit im Ausland, in Mexiko, habe aber für Freitag, den 25. Mai zwei Tickets für ein Konzert in der Hamburger Elbphilharmonie; diese habe er bereits vor längerer Zeit gekauft, nun sei er aber auf einer Weltreise, die länger dauere als erwartet, und er könne das Konzert deshalb leider nicht besuchen. Mittlerweile sei das Konzert ausverkauft, er würde die Tickets gerne zum Selbstkostenpreis weitergeben.

Das Verdi Requiem! Dirigent Riccardo Chailly! Coro e Orchestra del Teatro alla Scala! Und ich hätte Zeit; was für eine Gelegenheit!

Natürlich denke ich bei der E-Mail des Freundes zuerst an die gängigen Betrugsversuche: “Überweis mal das Geld”, und dann hört man nie wieder davon. Auch wird immer wieder vor Ticketkäufen “im Internet” gewarnt. So ein elektronisches Ticket kann ja sehr oft verkauft werden, und das Problem würde dann wohl erst am Einlass, am Abend des Konzerts, auffallen. Aber der Freund ist vertrauenswürdig, und die E-Mail des Freundes enthält einige Hinweise auf tatsächliche gemeinsame Erlebnisse in der Vergangenheit. Alles scheint glaubwürdig. Ich bekunde per E-Mail mein Interesse, nur leicht unsicher. Der Freund meldet sich zurück mit weiteren Details aus gemeinsamer Vergangenheit. Es gibt keine anderen Interessenten an dem Ticket – mit einem nur noch ganz leicht mulmigen Gefühl überweise ich die über 300 Euro für zwei Tickets an eine – immerhin deutsche – Kontonummer, und kurz darauf sendet er mir per E-Mail zwei pdf Seiten mit den Tickets. Auf diesen steht aufgedruckt “*Duplikat*”, weil sich die Originale in seiner Hamburger Wohnung befänden. Hm, hm, hm. Wurde ich leichtsinnig, als ich “Verdi-Requiem”, “Elbphilharmonie” und “Riccardo Chailly” in einem Satz zusammen las?

Am Tag des Konzerts bin ich also etwas aufgeregt: Elbphilharmonie, wow. Riccardo Chailly, Tamara Wilson, wowwow! Und als Tickets nur zwei pdf Seiten auf dem Smartphone, hm, müsste ich die nicht besser ausdrucken? Ja, sollte ich wohl tun, aber leider streikt mein extrem benutzter Drucker. Die Redaktion des Techniktagebuchs beruhigt mich, der Eintritt klappe bestimmt auch mit dem Barcode der Tickets auf dem Smartphone; ich könne ja noch einen Screenshot des Barcodes anfertigen, um auf Nummer sicher zu gehen. Irgendwie ist mir aber doch wohler mit Papier in der Hand, und nach einigem Rumärgern mit dem Drucker gelingt mir der Ausdruck der Tickets doch.

Abends stehe ich also mit einem Blatt Papier, ausgedruckt von einem pdf Dokument, welches mir (hoffentlich nur mir!) von einem Freund, der derzeit in Orlando weilt, per E-Mail zugesandt wurde, vor der *Elphi*. Um mich her-

um: Wenig Menschen mit selbst ausgedruckten Tickets, niemand mit Smartphone; viele Menschen mit Tickets, die offensichtlich vom Konzertbüro kommen. Ich begehre und bekomme problemlos Einlass.

Ich höre ein wunderschönes Konzert – aber da dies ja das Techniktagebuch und nicht das Musiktagebuch ist, gibt es hier keinen weiteren Bericht über das Konzert.

Nur dieses Bild.

Clemens Möller

25. Mai 2018

Das Cookie-Monster greift an!

Die Datenschutzgrundverordnung trifft mit voller Wucht jedes auch noch so kleine Unternehmen. Als erstes, um den bösen Abmahnanwälten zuvorzukommen, muss die Webseite der Firma überarbeitet werden. Diese ist im Grunde ziemlich altertümlich. In einfachsten HTML gestrickt, kein css, keine Templates oder anderer neumodischer Kram, nur ein paar Tabellen. Vor allem keine Cookies.

Wir bekommen den gut gemeinten Rat, ein Cookie zu setzen, oder zumindest so zu tun als ob, damit die Leute über den gewohnten Cookie-Hinweis stolpern und diesen wie gewohnt blind wegklicken können. Sie könnten irritiert sein, wenn das Banner nicht eingeblendet wird, oder böse Abmahnbots könnten das als Hinweis ansehen, dass die Seite noch nicht DSGVO-konform ist.

Wir bauen kein Cookie ein und tun auch nicht so, als ob.

Markus Winninghoff

26. Mai 2018

Notiz zum verantwortungsvollen aber dennoch pragmatischen Umgang mit dem Datenschutz

"Papa, ich muss dir noch was erzählen und dich was fragen. Mein WhatsApp lief nicht mehr und hat was angezeigt, ich habe da einfach auf "ok" getippt, ist das ok?" (Zum 25. Mai 2018 ist die neue Datenschutzgrundverordnung in Kraft getreten, das Techniktagebuch berichtete. WhatsApp hat in Folge der neuen DSGVO das Mindestalter für die Nutzung auf 16 Jahre hinaufgesetzt und lässt daher alle Benutzer bestätigen, dass sie 16 Jahre oder älter sind.)

Im WhatsApp-Klassenchat sind weiterhin alle Klassenkameraden aus der 6. Klasse, die meisten wohl so etwa 11 bis 12 Jahre alt, dabei.

Molinarius

26. Mai 2018

Vom Gehweg über Google, Facebook und Mexiko zur Hotelrezeption

Um halb elf vormittags finde ich an der Friedrichstraße in Berlin ein Portemonnaie. Es liegt mitten auf dem Gehweg und enthält einiges Bargeld sowie ein paar Kundenkarten und einen schwedischen Führerschein.

Ich google den Besitzer und bekomme ein paar Ergebnisse aus Personenauskunftsseiten, also der Art Seiten, die immer kommt, wenn das Netz wirklich gar nichts über jemanden weiß und die betreffende Person noch nicht mal an Sportwettbewerben teilnimmt. Bei Facebook, Twitter oder Instagram ist er auch nicht, jedenfalls nicht unter seinem richtigen Namen.

Das Fundbüro hat heute noch bis 14:00 geöffnet, danach erst wieder am Montag. Wer weiß, ob der Schwede dann noch in Berlin ist. Außerdem interessiert mich die Frage, ob und wie es möglich ist, jemand Ungooglebaren trotzdem zu kontaktieren.

Den Personenauskunftsseiten kann ich entnehmen, in welcher Gegend der Portemonnaiebesitzer wohnt. Ich suche bei Facebook nach Nachname und Gegend und finde eine Frau, die ich anschreibe. Aber meine Nachricht wird wohl in einem der diversen unauffindbaren Spezialfächer verschwinden, in die Facebook Nachrichten von Unbekannten einsortiert. Außerdem ist ihr letztes sichtbares Facebookupdate von 2017.

Über schwedische Bürger bekommt man deutlich mehr Auskünfte als über deutsche. Dank der Personenauskunftsseiten weiß ich nicht nur die Adresse des Portemonnaiebesitzers, ich kann auch herausfinden, wer im selben Haus wohnt und wie alt die Bewohner sind.

Ich fasse die jüngeren ins Auge. Einer ist 23 und bei Instagram, hat dort aber einen geschlossenen Account und reagiert nicht auf meine Freundschaftsanfrage. Eine ist 31, arbeitet an einer Uni und hat eine leicht googlebare Mailadresse. Sie antwortet nicht auf meine Mail.

Anrufe bei ein paar vielversprechend aussehenden Festnetznummern führen nur zu schwedischen Ansagen, denen ich entnehmen zu können glaube, dass die Nummern nicht existieren oder ich etwas falsch gemacht habe. Ich telefoniere so selten, vielleicht habe ich es verlernt und man muss an ganz anderen Stellen eine 0 weglassen?

Ich schreibe mein Problem bei Twitter auf und bitte um Retweets durch Leute, die Schweden in Schweden oder Schweden in Berlin kennen. Angeblich ist man ja über nur fünf oder sechs Schritte mit jedem anderen Menschen auf der Welt verbunden. Man kommt der Retweetbitte bereitwillig nach. Mia Culpa informiert außerdem das Subreddit r/sweden.

Vier Stunden nach dem Fund meldet sich schließlich die Frau mit dem gleichen Nachnamen im Facebook Messenger. Das Portemonnaie gehört dem Bruder ihres Exmanns. Sie will sich bemühen, den Kontakt herzustellen, obwohl sie gerade in Mexiko ist, “with really crappy wifi”. Ich gebe ihr meine Telefonnummer und meine Mailadresse.

Eine weitere Stunde später telefoniere ich mit einem Schweden, der entweder der Portemonnaiebesitzer selbst oder dessen Vater ist. Ich erfahre den Namen des Hotels, und nach acht Stunden wird das Portemonnaie mit seinem Besitzer wiedervereinigt. Ich hoffe, er legt einen Zettel mit seiner Telefonnummer hinein, bevor er es noch mal verliert.

Kathrin Passig

Mai 2018

Spam kommt vielleicht wirklich aus der Mode

Anfang 2015 habe ich im Techniktagebuch geschrieben:

> Bevor es das Techniktagebuch gab, habe ich die Zahlen leider nirgends notiert, ich weiß aber noch, dass es im Sommer 2014 nie unter 2000 Spam-Mails pro Monat waren. Im Dezember 2014 waren es noch 1600. Im Februar 2015 sind es noch 1200. Wenn das so weitergeht, werde ich 2016 überhaupt keinen Spam mehr haben.

Die Prognose für 2016 stimmte nicht, aber seit ungefähr Anfang 2018 bekomme ich nur noch 500 Spam-Mails pro Monat. Wenn das so weitergeht, werde ich um 2020 dann wirklich überhaupt keinen Spam mehr haben. (Allerdings bekomme ich auch weniger Nicht-Spam-Mails als früher. Ob ihre Menge im selben Umfang schrumpft, zähle ich ein andermal nach.)

Kathrin Passig

26. Mai 2018

Mama napstert in der Bibliothek

Meine Eltern wollen sich einen neuen Laptop kaufen. Ich schlage ein Gerät vor. »Aber wo hat der denn das CD-Laufwerk?„« – »Der hat keins.« – »Aber!« – »Da werdet ihr euch wahrscheinlich dran gewöhnen müssen, das haben immer weniger.« – »Aber wo kriegen wir denn dann unsere Musik her?« – »Wo kriegt ihr sie denn jetzt her?« – »Mama fährt in die Bibliothek und leiht sich CDs aus, und die kopieren wir dann am Rechner.«

Alan Smithee

29. Mai 2018

Ist seine Bildergalerie voller Spülmaschinenschläuche?

Unsere Spülmaschine ist defekt und ein Wartungstechniker kommt vorbei. Er begutachtet das Verhalten, befreit die Maschine aus der Küchenzeile und schraubt die Seitenwände ab.

Dann funzelt er mit der LED-Leuchte seines iPhones ins Innere der Maschine und schießt einige Fotos. Diese zeigt er mir anschließend und zoomt dabei mit den Fingern auf dem Touchscreen interessante Details heran – "sehen Sie hier die Ablagerungen?"

Ich denke leider nicht daran, ihn zu fragen, ob er diese Fotos zu Vergleichs- oder Dokumentationszwecken aufbewahrt, oder umgehend oder nach einiger Zeit wieder löscht. Oder ob ihm beim Swipen durch Kinder- und Urlaubsfotos immer mal ein paar verkeimte Spülmaschineneingeweide dazwischen geraten.

Virtualista

25. bis 29. Mai 2018

Abenteuer eines jungen Bots: Plötzliche Alterung um Jahre kann belebend wirken, aber auch (vorübergehend) viele Freundschaften kosten

Schockschwerenot, der Bot ist tot! Ich erfahre es durch erste Alarmmeldungen im Redaktionschat.

Ich habe den Techniktagebot gebastelt und seit Januar 2017 lief er relativ reibungslos. Nachdem ich anfangs noch täglich seine Tweets überprüfte und so mehrere Fehler finden und beseitigen konnte, schaue ich aktuell nur noch alle paar Tage, was er so gepostet hat.

Nun bekomme ich beim Versuch, mich in den Twitter-Account des Bots einzuloggen die Meldung, dieser Account sei gesperrt worden. Ich finde eine Mail von Twitter mit der Begründung, der Bot sei minderjährig und es läge keine Einwilligung eines Erziehugnsberechtigten für seine Twitterei vor.

In gewisser Hinsicht ist das vollkommen korrekt. (Ich stelle später anhand von Screenshots fest, dass ich dem Bot den 25. Januar 2003 als Geburtsdatum verpasst hatte, also 14 Jahre vor seinem ersten Tweet. Vermutlich wollte ich das Datum seiner Inbetriebnahme markieren und 14 erschien mir wohl ausreichend als Mindestalter.)

Der Bot ist damit ziemlich sicher ein Kollateralschaden der DSGVO, die am Tag der Sperrung endgültig in Kraft trat. Vermutlich hat irgendein Justitiar bei Twitter auf letzten Drücker festgestellt, dass es rechtlich problematisch ist – sprich, dass Strafen in relevanter Höhe drohen –, wenn sie Minderjährigen ohne Einwilligung der Eltern twittern lassen. Und weil die Zeit schon knapp war, hat man dann einfach alle Konten, die diesen Kriterien entsprachen, ohne Vorwarnung automatisch gesperrt. Ich finde jedenfalls auch im Nachhinein in meinen Mails keinen entsprechenden Warnhinweis.

In der oben abgebildeten Mail von Twitter sieht man den Button mit der aufmunternden Aufschrift „Jetzt loslegen“, der dazu dienen soll, das Problem zu klären. Dieser Button führt leider nicht zum richtigen Formular aber mit etwas Googeln – ich bin ja auch mit diesem Problem nicht allein – landet

man auf der Twitter-Seite, die es Minderjährigen erlaubt, die Genehmigung ihrer Eltern beizubringen (oder wierum auch immer). Dort steht übrigens, man müsse nur älter als dreizehn Jahre sein.

Hilfe-Center > Support-Anfrage Einreichen > Account Access

Überprüfung beantragen

Ich brauche das Einverständnis eines Elternteils, um meinen Account zu entsperren

Bei Twitter müssen alle Nutzer über 13 Jahre alt sein. Darüber hinaus ist in manchen Ländern ein Mindestalter von 13 Jahren zur Verarbeitung deiner persönlichen Daten erforderlich. In solchen Fällen müssen ein Elternteil oder ein Vormund in deinem Namen deiner Nutzung unseres Dienstes zustimmen. Bitte gib uns die folgenden Informationen, damit wir einen Elternteil oder Vormund kontaktieren können.

Wenn du alt genug bist, der Verarbeitung deiner persönlichen Daten zuzustimmen, nutze bitte dieses Formular.

Bitte gib uns die folgenden Informationen

Dein Nutzername @ techniktagebot

E-Mail-Adresse eines Elternteils oder Vormunds

Dies ist die E-Mail-Adresse, die wir zur Kontaktierung deines Elternteils oder Vormundes nutzen. Gib eine aktuelle Adresse ein.

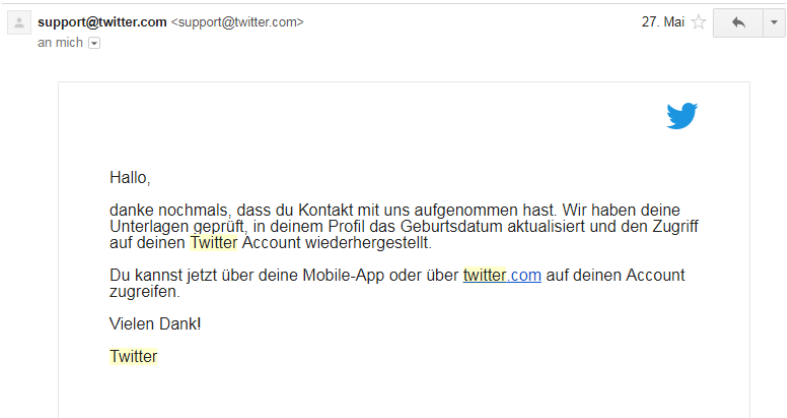
Absenden

Für diesen Vorgang müsste ich allerdings die Geburtsurkunde oder ein Ausweisdokument des Bots und auch von mir selbst hochladen, was sich in ersterem Fall natürlich schwierig gestaltet. Ich habe zwar Kinder und die zugehörigen Dokumente, aber irgendwie gefällt mir der Gedanke nicht, die Identität eines meiner Sprösslinge hierfür zu verwenden. Obwohl Twitter

vielleicht längst Geschichte ist, wenn meine Kinder in das Alter kommen, kritische Fragen zu stellen.

Mittlerweile entspinnt sich auch im Redaktionschat eine Diskussion, wie mit der Situation umzugehen sei. Durch einen Hinweis von Aleks erfahre ich, dass der @techniktagebot durchaus legitim im Sinne der Twitter-Nutzungsbedingungen ist. Ich hatte ihn bisher eher in einer Grauzone vermutet. Nach etwas weiterer Recherche entschließe ich mich dazu, mich einfach mit meinem Ausweis gegenüber Twitter als Verantwortlicher zu erkennen zu geben.

Zwei Tage später erfolgt dann die Entwarnung und der Account mit all seinen Tweets lässt sich wieder aufrufen. In seiner Post-Historie klafft nun eine Lücke von 3 Tagen, die sich auch nachträglich schlecht schließen lässt, aber die Skripte, welche die Posts generieren laufen wieder erfolgreich, ohne dass dazu weiteres Eingreifen erforderlich gewesen wäre.



support@twitter.com <support@twitter.com> 27. Mai

an mich

Hallo,

danke nochmals, dass du Kontakt mit uns aufgenommen hast. Wir haben deine Unterlagen geprüft, in deinem Profil das Geburtsdatum aktualisiert und den Zugriff auf deinen Twitter Account wiederhergestellt.

Du kannst jetzt über deine Mobile-App oder über twitter.com auf deinen Account zugreifen.

Vielen Dank!

Twitter

Aber, nächster Schock: Der Bot hat alle seine 230 Follower verloren. In den Statistikangaben des Accounts finde ich diese Zahl noch, zusammen mit roten Warnhinweisen ob des „Verlusts an Reichweite“. Weitere Infos von Twitter erhalte ich hierzu aber nicht.

Auch dieser Gang der Ereignisse wird natürlich im Redaktionschat des Techniktagbuchs eifrig diskutiert und umgehend werden auf Twitter Hilfeaufrufe ob der verlorenen Follower gepostet. Deren Zahl liegt bereits wieder über 30, als Twitter

den Status Quo Ante

offenbar doch noch wiederhergestellt bekommt.

Ob aus Mitleid oder neu entfachtem Interesse – der Bot hat nun 265 Follower. Rein PR-mäßig muss man dieses Intermezzo also als klaren Erfolg verbuchen.

Virtualista

Mai 2018

Die britische SIM steht mir in der Schweiz und Österreich und Deutschland bei

Ich fahre in die Schweiz, und obwohl ich dort mit meiner deutschen SIM-Karte schon mal problemlos Pokémon Go spielen konnte (die Messlatte für gute mobile Datenversorgung), geht diesmal gar nichts. Man hat mich offenbar wieder in eine untaugliche Version des Roaminginternets gesteckt, und das, obwohl ich dafür gerade 4,99 an AldiTalk bezahlt habe (weil die Schweiz nicht in Europa liegt). Aber auf meiner britischen SIM-Karte ist noch Guthaben und ich weiß vom letzten Jahr, dass sie in der Schweiz gut funktioniert. Ich gebe £ 3 aus und bekomme dank eines überraschenden Sonderangebots 5 Tage mit unbegrenzten mobilen Daten geschenkt.

Ich fahre von der Schweiz nach Österreich. Dort funktioniert das deutsche Roaminginternet. Aber schon nach einem Tag habe ich überhaupt keinen Empfang mehr, und alle Handyneustarts bleiben ergebnislos. Aus dem Techniktagebuch-Redaktionschat erfahre ich, dass AldiTalk auch in Deutschland flächendeckend ausgefallen ist. Ich schalte wieder auf die britische Karte um. Dank Dual-SIM-Handy geht das inzwischen ohne Nadelgefrickel.

Von Österreich fahre ich nach Bayern. Dort habe ich wieder keinen Handyempfang, weil meine Mutter auf dem Land wohnt und man auf dem Land mit O2/Eplus noch nie Empfang hatte. Auf der britischen Karte ist aber immer noch Guthaben. Ich schalte wieder um. Zum ersten Mal habe ich im Mutterhaus und seiner Umgebung Empfang, denn der britische Anbieter hat ein Roamingabkommen mit T-Mobile.

Von Bayern fahre ich nach Berlin. Wenn es nicht genug Handyempfang zum Pokémon-Go-Spielen gibt (was je nach Stadtteil alle ein bis zwei Tage vorkommt), schalte ich auf die britische SIM-Karte um. Ich bitte Aleks, mir im schottischen Supermarkt bei Gelegenheit einen neuen Aufladegutschein zu kaufen und mir den Aufladecode zukommen zu lassen. Ganz zu T-Mobile wechseln will ich nicht, weil das viel teurer ist und meine Wohnung in einem T-Mobile-Funkloch liegt.

Kathrin Passig

Ende Mai 2018

Der unendliche Kindlespaß taugt nur für den Urlaub mit Smartphone

Eher zufällig entdecke ich, dass diverse Reiseführer des Lonely Planet auch für Kindle Unlimited erhältlich sind. Da wir demnächst in Urlaub fahren und zwar in Gegenden, wo wir uns gar nicht so auskennen, nutze ich die Gelegenheit und aktiviere meinen Probemonat für Kindle Unlimited. Schnell landen etliche Reiseführer und zwei Kochbücher auf meiner Leihliste.

Es ist jetzt naheliegend, auch zu prüfen, ob nicht auch etwas Urlaubslektüre dabei sein könnte. In den von Amazon selbst empfohlene Highlights finde ich nichts Interessantes und von den Büchern auf meiner Wunschliste kann ich bei einem ersten Test nur eines finden, das ich tatsächlich auch über diesen Service ausleihen kann.

“Eventuell ist mein Geschmack für Kindle Unlimited doch zu eklektisch”, beklage ich mich im Chat der Techniktagebuch, worauf Kathrin mich darauf hinweist, dass wir exakt diese Diskussion schon einmal geführt haben, nämlich als Kathrin im Rahmen ihres Probemonats nach weiterer Lektüre suchte. Das Ganze ist natürlich im Techniktagebuch dokumentiert.

Also bleiben weiterhin nur Reiseführer, Kochbücher und der eine Roman für meine Leihliste. Interessanterweise ist das Layout der Reiseführer in der Browser-App von Amazon eine mittlere Katastrophe. Ich stelle mich innerlich schon mal auf mentale Schmerzen bei der Lektüre ein. Als ich aber später die gleichen Bücher in der Kindle-App auf dem iPhone betrachte, sieht es gleich weniger schlimm aus. Anscheinend sind e-Books für irgendeine Betrachtungsweise optimiert, eventuell für e-Reader oder Smartphone-Apps, sicher aber nicht für das entspannte Stöbern am Computer.

Anne Schüßler

April und Mai 2018

Update zum weiterhin geliebten E-Reader, inklusive der wenig überzeugenden Sondernutzungen “Comic” und “Geburtstagsgeschenk”

Die Nutzungsfrequenz des E-Readers des Sohnes hat nach der Begeisterung der ersten Monate ein wenig nachgelassen, aber der Sohn liest weiterhin viel und gerne darauf.

Zum bevorstehenden Geburtstag wünscht der Sohn sich einige Bücher, er thematisiert dabei nicht, ob als E-Books oder gedruckt – aber da E-Books sich so wenig schön einpacken und wenig gestenreich verschenken lassen, sie auf dem Geburtstagstisch so wenig hermachen und das Schenken von E-Books

eine große Bereitschaft des Schenkenden voraussetzt, sich durch umfangreiche Anmeldeprozesse zu quälen, werden es wohl mehrheitlich Papierbücher sein.

Der als E-Book ausgeliehene Asterix-Comic ist auf dem Tolino eine ziemliche Enttäuschung: Es sind nur die in S/W eingescannten Seiten als pdfs, zum Lesen müssen wir also jedes einzelne Comic-Kästchen auf eine passende Größe ziehen und die einzelnen Kästchen in die richtige Position schieben, das ist wenig überzeugend und offenbar sehr lieblos umgesetzt.

Dennoch wird der Tolino von dem Sohn weiterhin heiß geliebt, und der Umfang des Bücherregals im Kinderzimmer wächst nicht mehr mit der Geschwindigkeit weiter, die ich vor dem Einzug des Tolinos befürchtet hatte.

Molinarius

Mai 2018

Ich verliere einen Schlüssel, finde ihn aber im Internet wieder

Am zweiten Tag der re:publica passiert mir etwas, was mir sonst nie passiert, weil ich doch der Typ Mensch bin, der drei Mal guckt, ob der Herd aus ist und auf dem Weg zu einer Veranstaltung zehn Mal prüft, ob die Eintrittskarten tatsächlich immer noch in der Tasche sind.

Trotzdem verliere ich beim Einkaufen irgendwo zwischen Wohnungstür und Marktplatz den Schlüsselbund für die Berliner Ferienwohnung, laufe drei Mal den Weg ab, frage in jedem Geschäft, bis ich wirklich die komplette Infrastruktur Spandaus kennengelernt habe, aber der Schlüssel bleibt verloren. Auch beim Bürgeramt und bei der BVG wurde nichts abgegeben.

Ich muss also doch meine Mutter anrufen, die einem Nachbarn Bescheid sagt, der einen Ersatzschlüssel für Haus und Wohnung hat. Da der Wohnungsschlüssel kein Sicherheitsschlüssel ist, lasse ich diesen sofort einmal nachmachen, zur Sicherheit und damit – falls der Schlüssel verloren bleibt – meine Eltern wenigstens diesen nicht noch mal anfertigen lassen müssen.

Bis zu meiner Abreise taucht der Schlüssel nicht wieder auf. Ich habe mich bis dahin schon im Internet informiert und die Seite des Berliner Fundbüros aufgetan, wo alle eingehenden Gegenstände mit Fundort, Funddatum und Beschreibung gelistet werden, aber schon im Bürgeramt sagte man mir, dass es üblicherweise dauert, bis etwas im zentralen Fundbüro landet und so liefert die Suche erstmal nichts.

Zu Hause in Essen forsche ich dann einige Zeit später noch mal nach und werde aufmerksam. Funddatum passt, Fundort zwar nicht so ganz, aber eventuell kenne ich Spandau auch nicht so gut oder der Schlüssel wurde auf wundersame Weise ein paar hundert Meter weiter transportiert, bevor ihn der ehrliche Finder aufhob. Vor allem aber passt die Beschreibung (Anzahl, schwarzes Mäppchen und ein Schlüssel mit bunter Kappe) und es ist doch sehr unwahrscheinlich, dass am gleichen Tag am ungefähr gleichen Ort zwei so ähnliche Schlüssel verloren wurden.

Ich schicke meinem Vater per Mail einen Link zu der Fundsachenbeschreibung und wir sind uns einigermaßen einig, dass es sehr, sehr wahrscheinlich der gesuchte Schlüssel ist. Beim nächsten Berlinbesuch muss mein Vater also zum Fundbüro nach Tempelhof fahren und kann das arme verlorene Ding wieder abholen.

Interessanterweise wäre der grundsätzliche Ablauf dieser Geschichte auch ohne Technik gar nicht so viel anders verlaufen. Aber nach dem ganzen Stress und dem nachgelagerten schlechten Gewissen, etwas Anvertrautes verloren zu haben, freue ich mich sehr darüber, dass ich zumindest online die Fundsachen durchsuchen kann und meinen Eltern schon vorher hoffnungsvolle Botschaften übermitteln kann.

Anne Schüßler

Mai 2018

VGA wird nicht aussterben, weil es halt einfach funktioniert. Mit dem richtigen Adapter zumindest

Ich bin zu einem Seminar an der Uni Hamburg eingeladen und möchte mein Tablet an den Beamer anschließen. Lange Zeit (ich denke, mindestens ein Jahr lang) trug ich für solche Gelegenheiten diverse Adapterstücke mit mir herum, aber mittlerweile scheint mir DVI/HDMI, was mein Tablet beherrscht, überall angekommen zu sein, die Adapter benötige ich schon lange nicht mehr, und irgendwann haben diese meine Tasche verlassen.

Dies mal vermisse ich die Adapter schmerzlich: Der Beamer im Seminarraum der Uni Hamburg kann nur VGA, kein DVI oder HDMI. Zu meinem großen Erstaunen findet sich auch weit und breit kein Adapter, um meinem Tablet VGA beizubringen. Schließlich kann jemand die Präsentation mit einem USB Stick auf den im Seminarraum befindlichen Laptop kopieren. Das Seminar kann stattfinden.

Molinarius

Mai 2018

Unterwegs in den weißen Seiten

Ich will dem in New York lebenden A. eine Postkarte schreiben. Weil es eine Überraschung sein soll, kann ich ihn schlecht nach seiner Adresse fragen und befrage stattdessen die Suchmaschine des 20. Jahrhunderts, das Telefonbuch bzw. seine Online-Ausgabe whitepages.com.

Auf die Suche nach A.s Namen in der mir bekannten Schreibweise (mit é) hin wird behauptet, er sei in den White Pages Premium gefunden worden, der Bezahlversion. Ich probiere das Ganze noch einmal ohne Akzent, und schon stehen da – gratis – A.s Telefonnummer sowie eine Adresse, die

zu dem passt, was ich über seinen Wohnort weiß. Neben anderen, ähnlich lautenden Treffern steht sogar, wie alt die Betreffenden angeblich sind. Ich habe keine Ahnung, woher das Verzeichnis seine Daten bezieht und ob A. der Altersangabe aktiv widersprochen hat oder die anderen ihre irgendwo eingetragen haben. Ich habe überhaupt keine Vorstellung davon, wie Adressen heute in ein solches öffentliches Verzeichnis kommen. Erfasst es automatisch alle Besitzer einer irgendwo registrierten Telefonnummer? Speist es sich aus dem Einwohnermeldeamt bzw. seinem US-amerikanischen Äquivalent? Muss man Einträge darin aktiv beantragen? Wieso heißt es, wie es heißt? Mir fällt ein, dass ich mit meiner ersten und letzten eigenen Festnetznummer noch eine Weile im Kölner Telefonbuch verzeichnet war, nachdem ich sie (um Anschlussgebühren zu ersparen) 1991 an meine Nachmieterin weitergegeben hatte. Vielleicht stehe ich immer noch drin? Eine aktuelle Suche in dastelefonbuch.de ergibt »Keine Treffer«, verlinkt aber direkt und richtig zu meinem Facebook-Profil.

Dass A. in den White Pages zu finden ist, erstaunt mich ein bisschen. Ich kenne außer meinen Eltern nur noch wenige Leute, die das Telefonbuch[1] benutzen oder deren Nummer darin auftaucht, und nach A.s Äußerungen war ich eigentlich davon ausgegangen, dass Telefon und Postadresse schon lang keine Rolle mehr in seiner Kommunikation spielen. Die Postkarte wird geschrieben, mit 90 Cent frankiert und abgeschickt und kommt nach zirka zwei Wochen bei A. an. Ich weiß um sein leidenschaftsloses Verhältnis zu altmodischen papiernen Artefakten und ermutige ihn dazu, die Karte wie einen Snapchat-Schnipsel zu behandeln: Ansehen, lesen, verschwinden lassen.

Undine Löhfelm

1. (Im Jahr 2018 ist es auch noch als Papierausgabe erhältlich, bestehend aus zahlreichen regionalen Bänden, die in der jeweiligen Region kostenlos abgegeben werden.)

Ende Mai 2018

Der Fortschritt erzeugt Witwen und Waisen, erfreut mich aber trotzdem

Ich bin bei einem großen Verlag zu Gast. Nach dem Ende der eigentlichen Veranstaltung berichten Verlagsangestellte nebenbei davon, dass man jetzt das Layout automatisiert habe – zumindest für manche Titel. Es muss also niemand mehr von Hand (mit Adobe InDesign oder ähnlicher Satzsoftware) dafür sorgen, dass sich der Text gleichmäßig auf Zeilen und Seiten verteilt. Ähnlich wie bei der PDF-Version des Techniktagebuch-Buchs wird einfach der ganze Text in ein Tool hineingekippt, das diese Aufgabe übernimmt.

Das sei im Haus umstritten, wird berichtet, und zwar auf eine komplizierte und unvorhergesehene Weise, deren Details ich leider schon beim Zuhören nicht verstehe. Manche seien sehr unglücklich über die dabei entstehenden Witwen und Waisen, also einzelne Zeilen, die ganz allein oben oder unten auf einer Seite stehen. Beim herkömmlichen Verfahren behebt man solche Probleme, indem man den Buchverfassern die Druckfahnen zusendet und sie auffordert, an bestimmten Stellen den Text ein bisschen zu kürzen oder zu verlängern. Im Verlag mache man Unzufriedenen die neue Technik schmackhaft, indem man ihnen verspreche, das beim Satz eingesparte Geld für schönere Ausstattung des Buchs auszugeben.

Ich bekomme ein nach dem neuen Verfahren hergestelltes Buch gezeigt und finde die Witwen und Waisen ganz unproblematisch. Wenn man sie mir nicht gezeigt hätte, wären sie mir nicht aufgefallen. Was mir hingegen sofort auffällt, sind sehr viele hässliche Zeilen, in denen die Buchstaben entweder zu eng zusammen oder zu weit auseinander stehen. Ich äußere meine Freude über den Wegfall eines umständlichen Verfahrens und meinen Kummer darüber, dass man hier hinter den Standard automatisierter Satzschönheit

zurückfällt, den LaTeX schon seit vierzig Jahren etabliert hat. (In der PDF-Ausgabe des Techniktagebuch-Buchs ist das Layout zwar auch nicht schön, das liegt aber an den vielen Bildern und nicht an LaTeX.)

"Beim Lesen so eines automatisch gesetzten Papierbuchs würde mich wahrscheinlich trotzdem nichts stören", sage ich, "ich habe mich durch E-Books an scheußliches Layout und an Seitenzahlen mitten in Wörtern gewöhnt, ich sehe das gar nicht mehr."

Kathrin Passig

Mai 2018

Low-tech Morsesignale in der Kirche

Konfirmation in einer Kleinstadt. Ich sitze in der kleinen Kirche neben der Orgel auf der Empore. Die Glocken verstummen, das Licht auf der Empore geht aus – wieder an – aus – wieder an. Die Organistin beginnt zu spielen. Nachträglich erfahre ich: Das Licht auf der Empore wird vom Vorraum unten geschaltet, in dem sich auch die Pfarrerin und die Konfirmanden für den Einzug versammelt haben. Mit dem Aus- und Einschalten des Lichts wird der Organistin mitgeteilt, dass alle bereit stehen und sie für den Einzug anfangen soll zu spielen.

Molinarius

Mai 2018

High-tech Fotoapparate vor der Kirche

Nach dem Konfirmationsgottesdienst stehen die Konfirmanden und viele stolze Eltern und Angehörige vor der Kirche und es werden natürlich Fotos gemacht. Seit geschätzt etwa fünf Jahren habe ich meine Digitalkamera

nicht mehr angefasst, weil ich alle Fotos mit dem Smartphone mache, und auch in meinem Umfeld werden sonst nur noch selten eigenständige Geräte zum Fotografieren verwendet. Hier jedoch fällt mir auf, wie unerwartet viele relativ große moderne Fotoapparate benutzt werden. Also Geräte, mit denen man nicht gleichzeitig Emails abrufen und Bahntickets lösen kann, und die nicht automatisch – wie mein Smartphone – die Fotos in einen Cloud-Speicher laden. Sondern Geräte, die tatsächlich ausschließlich fürs Fotografieren hergestellt und gekauft werden, und die viele Knöpfe, Räder und Hebelchen dafür haben.

Ich vermute zwei recht wahrscheinliche Gründe hierfür: Erstens wird für so wichtige Ereignisse wie die Konfirmation des eigenen Kindes die Qualität von mit Smartphones aufgenommenen Fotos als nicht ausreichend empfunden, und daher kommt ein eigener Fotoapparat zum Einsatz. Ob dies begründet ist oder nicht, vermag ich nicht abschließend zu beurteilen. Und zweitens ist der Preis eigenständiger, qualitativ sehr hochwertiger digitaler Fototechnik so gesunken, dass viele sich so etwas – zumal für besondere Ereignisse – gerne leisten.

Molinarius

Mai 2018

Wir sind drei Wochen zu Besuch in der Zukunft

“May we have the bill please?” Wir sitzen im Restaurant „Ding Ding Xiang“ in der Innenstadt von Xi’An, einer der größten Städte im Nordwesten Chinas.

An den anderen Tischen im Restaurant sitzen nur junge Leute. Wir sind anscheinend die einzigen, die älter als 35 Jahre sind, wie praktisch überall in Xi’An, außer Sonntag früh im Park der Revolution bei Musik und Tanz und an den wenigen touristischen Plätzen.

Später bekommen wir erzählt, dass es vielen älteren Leuten zu schnell geht mit dem Wandel der Lebensumstände in den Großstädten, insbesondere auch mit der rasanten technologischen Entwicklung, und sie daher lieber zu Hause in der vertrauten Umgebung bleiben. Oft kann man nur noch mit dem Smartphone bezahlen, in Restaurants muss mit einem iPad bestellt werden, und viele Supermärkte mussten schließen, weil die Jüngeren auch Lebensmittel zunehmend im Internet bestellen. So bleiben die „Älteren“ eben in ihrer Wohnung oder sind nur noch in ihrer Wohnsiedlung unterwegs.

Schon vor der Abreise nach China hatten wir gehört, dass man vielerorts nur noch mit den mobilen Bezahl-Apps „Alipay“ vom Alibaba-Konzern und „WeChat Pay“ bezahlen kann. Sogar an Straßenständen soll es möglich sein, mit dem Smartphone zu zahlen. Beide Apps kommen für uns jedoch nicht in Frage, da ein chinesisches Bankkonto bzw. eine chinesische Kreditkarte Voraussetzung ist.

Bereits am ersten Tag in Xi’An scheitern wir in einem großen U-Bahnhof am geplanten Kauf einer Smartcard für Metro und Bus. Da wir die chinesische Anleitung am Automaten nicht lesen können, bitten wir das Personal um Unterstützung. Nach und nach werden immer neue Personen dazugeholt, die vielleicht verstehen könnten, was die beiden älteren Ausländer für ein Problem haben. Schließlich findet sich ein Fahrgast, der einige Brocken Englisch kann, und erklärt uns, dass man die Smartcard nur mit WeChat kaufen kann.

Auch im Bus von der Innenstadt in einen Außenbezirk zahlen die meisten Fahrgäste mit ihren Smartphones. Die Schaffnerin geht von Sitzreihe zu Sitzreihe und hält jedem neu eingestiegenen Fahrgast ihr Smartphone hin, auf dem ein QR-Code angezeigt wird. Der Fahrgast scannt dann den Code mit seinem eigenen Smartphone. Wir dürfen hier erfreulicherweise noch mit Bargeld zahlen.

Kreditkarten als Zahlungsmittel wurden in China auf dem Weg vom Bargeld zu Mobile-Payment gleich ganz übersprungen.

In einem riesigen Carrefour-Supermarkt im modernen Zentrum von Chengdu, einer 18-Millionen-Einwohner-Stadt in Sichuan, kaufen wir eine größere Menge Tee. An der Kasse fragen wir, ob wir mit Kreditkarte zahlen können. Die Kassiererin schaut verwirrt und holt erst einmal eine Kollegin vom anderen Ende des Marktes. Beide versuchen dann gemeinsam, über das Kassenterminal und das Lesegerät die Kartenzahlung abzuwickeln, während die Leute in der Schlange hinter uns geduldig warten. Es will einfach nicht klappen. Man schaut in einer Anleitung nach, und schließlich funktioniert es dann doch noch zur Erleichterung aller Anwesenden. Es ist offensichtlich, dass vor uns lange Zeit hier niemand mit Karte bezahlt hat.

Zuvor hatten wir in Beijing versucht, in einem Geschäft in den Hutongs, den traditionellen, verwinkelten Stadtvierteln, einen etwas teureren Kauf mit Kreditkarte zu bezahlen. Hier teilte uns die Verkäuferin mit, dass das zwar im Prinzip ginge, aber leider müssten wir mal eben gemeinsam in ein anderes Geschäft gehen; dort sei ein Kartenterminal. Sie schloss ihren Laden ab, und wir liefen einen Kilometer durch die kleinen Gassen des Hutongs, die Verkäuferin vorneweg und die beiden Ausländer im Schlepptau. Im befreundeten Laden war es dann tatsächlich möglich, mit Karte zu zahlen.

Die Bedienung im „Ding Ding Xiang“ hat gemerkt, dass wir zahlen wollen, und kommt an unseren Tisch. Wir deuten an, dass wir gerne bar bezahlen möchten. Sofort beginnt sie verunsichert zu kichern und sagt, sie müsse da erstmal jemanden holen, und wir sollen mal nach vorne mitkommen. Aus dem hinteren Teil des Restaurants wird eine zweite Frau geholt, und beide unterhalten sich erstmal lachend über das komische Anliegen der beiden komischen Ausländer. Alle schauen neugierig in unsere Richtung. Die Schubladen eines Schranks werden unter anhaltendem Kichern nach Bargeld durchsucht, das man uns als Wechselgeld herausgeben kann (Trinkgeld ist in China praktisch unbekannt). Schließlich klappt es dann noch mit der Barzahlung.

Nach drei Wochen kehren wir nach Deutschland zurück. Einige Zeit später sind wir in einem Restaurant; ein Schild an der Wand macht uns darauf aufmerksam, dass hier nur Barzahlung möglich ist. Wir fühlen uns wie Steinzeitmenschen.

Oliver Laumann

01.06.2018

Es ist nicht mein Tag, aber die Maschine rettet mich vor dem sicheren Austrocknungstod

Schon bevor ich zum Training komme, geht alles schief. Als ich endlich dort bin und anfange, meinen Rucksack auszupacken, fällt mir die riesige, volle Plastiktrinkflasche auf den Boden und schlägt leck. Zwei Liter Molkenproteingetränk, Geschmacksrichtung Orange, ergießen sich auf den Boden der Umkleidekabine. Das ist nicht das erste Mal, dass mir das passiert, deshalb weiß ich schon, was zu tun ist. Mit den schnell besorgten Papierhandtüchern wische ich das Elend weg. So weit so gut, nur: Jetzt habe ich fürs Training nichts mehr zu trinken. Draußen im Gym steht aber ein Automat mit Getränken drin. Vielleicht wird doch noch alles gut!

Ich spreche mit der Frau am Empfang und sie sagt mir, dass ich ein Guthaben auf meine Mitgliedskarte laden kann, und dann damit den Automaten bedienen. 5 Euro per Lastschrifteinzug auf die Karte und ab zum Automaten. Ich halte die Karte an das hierfür vorgesehene Rechteck und der Automat wacht auf und grüßt freundlich an einem kleinen Display. Ich soll, so meint er, die gewünschte Nummer auswählen. Das tu ich auch. Noch einmal bestätigen, dann fällt das Mineralwasser in eine Ausgabeschublade. Die muss man

herausziehen, wie an einer Wäschekommode, was mir seltsam altmodisch vorkommt, aber was soll's. Ich werde in den nächsten zwei Stunden nicht zu Staub zerfallen, da will ich nicht über die Automatentechnik meckern.

Mia Culpa

2018-06-02

Bücher zum Anfassen

Meine Tochter hat sich ihr erstes Hardcover-Buch bestellen lassen. Amazon, Lieferung am selben Tag. Sie hat es stolz und ans Herz drückend in Empfang genommen. Kurze Zeit später beschwerte sie sich, dass der Umschlag nicht am Buch festgemacht wäre, wie sie es von Bibliotheksbüchern kennt. Wir haben ihr erklärt, dass das eben so ist bei Hardcovern. Es erinnert verblüffend daran, welche Formen und Materialien bei Smartphones verwendet werden, obwohl sie so überhaupt nicht alltagstauglich sind und in eine schützende Hülle gesteckt werden müssen, die vom ursprünglichen Design kaum etwas übrig lässt.

Ich hab' es schon öfters aufgeschrieben: dass ich glaube, wenn man klein ist, braucht man Bücher mit Bildern. Später solche mit Buchstaben und Bildern. Dann nur noch Buchstaben. Und schließlich kann man auch ihre physische Erscheinungsform hinter sich lassen. Man muss die Bücher dann nicht mehr anfassen, um sich zwischen ihnen bewegen zu können. Ob die heiße und innige Liebe meiner Kinder zu ihren Büchern diesen Verlauf nehmen wird, kann ich nicht vorhersagen.

André Spiegel, aus dem fortlaufenden Blog

3. Juni 2018

Schlechte Flughafentechnik verzögert meine Rückkehr ins eigene Bett

Aus Lebensverlängerungsgründen bin ich grundsätzlich zwei Stunden vor Abflugzeit am Flughafen, heute sind es umständehalber sogar drei. Als die Abflugzeit näherrückt, entnehme ich einer Anzeigetafel das Gate, von dem mein Ryanairflug abfliegen soll. Das sieht ungefähr so aus:

Ich habe die Anzeigetafelkonstruktion schon bei der Ankunft vor ein paar Tagen fotografiert, weil ich es interessant fand, dass hier vier Flachdisplays von halbwegs zeitgemäßer Größe kombiniert wurden, von denen zwei Werbung zeigen, während oben eine traditionelle LED-Laufschrift scrollt. Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen!

Die Halle mit den Gates ist nicht auf gute Akustik optimiert, alle Durchsagen lauten: “Ladies and gentlemen, BORBEL GNABORBEL your flight SCHNORBORBEL FLORBEL BONGDIBONG”. Ich achte also nicht auf die Durchsagen und gehe stattdessen hin und wieder zur Anzeigetafel, um dort nachzusehen. Mein Flug wird zu einem anderen Gate in derselben Halle verlegt. Dann noch mal zu einem anderen. Dann zu einem ein paar Minuten Fußweg entfernten Gate in einem anderen Teil des Terminals.

Anderthalb Stunden später als geplant boarden wir schließlich. Die Passagiere vor mir schimpfen auf ungebührliche Weise mit der armen Frau am Gate, nur weil sich der Abflug ein bisschen verspätet hat. Ich strahle sie mit der Superkraft der Immerzufrühdaen und deshalb Ungestressten an, sage “¡Hola!” und lege mein Handy mit dem Bordkarten-QR-Code auf den Scanner. Der Scanner piepst und blinkt rot. Ich betrachte noch mal die Angaben zum Flug, die eindeutig die des Rückflugs und nicht etwa des Hinflugs sind. “This is a Ryanair ticket”, sagt die Kontrolleurin. “Yes it is”, sage ich verwirrt, was soll es denn auch sonst sein. “But this is a Eurowings flight”, sagt sie.

Es ist jetzt 17:30. Der Eurowings-Flug nach Berlin hätte eigentlich um 14:10 abfliegen sollen. Durch die Verspätung und die diversen Gate-Verlegungen muss ich irgendwann von der Ryanair-Schlange in die Eurowings-Schlange geraten sein. Verspätet hat sich hier heute einiges, was eventuell damit zu tun hat, dass am Flughafen Hamburg der Strom ausgefallen ist. In den Schlangen grummeln viele Passagiere, die nach Hamburg wollten oder auf ein Flugzeug warten, das von dort hätte kommen sollen.

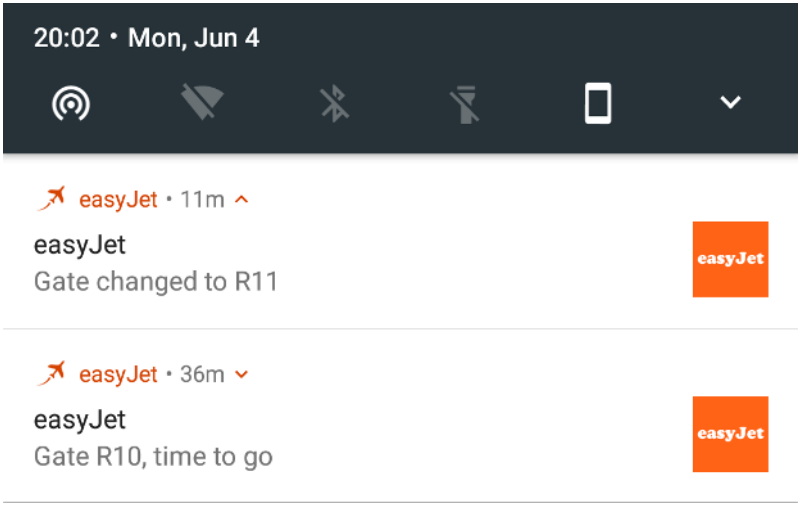
Die Fluggesellschaft wird am Gate eher klein angezeigt, nicht komplett unmöglich, sie zu übersehen:

Auf gut Glück gehe ich zurück zum allerersten Gate. Es ist zwar geschlossen, aber dort stehen um die 15 Passagiere und zetern auf das Gatepersonal ein. Es ist von Berlin die Rede, also nehme ich an, dass ihnen dasselbe passiert ist wie mir, stelle mich dazu und zetere solidarisch mit. Unser Ryanair-Flugzeug ist nämlich noch da, man kann es draußen sehen. Sie dürfen uns nur nicht mehr hineinlassen.

Allmählich stellt sich heraus, dass die anderen Passagiere ein ganz anderes Problem hatten als ich: Der Flug ist vom ersten Gate nur bis zum direkt danebenliegenden gewandert und um anderthalb Stunden verschoben worden. Das stand aber nirgends: Weder an dem Display über dem Gate noch auf den Anzeigetafeln. Dort war die ganze Zeit nur "gate changed" zu lesen." Einzige Quelle für die Information, dass der Flug hier zu finden sein könnte, waren die Durchsagen.

Natürlich bleibt unser vielstimmiges Gezeter ergebnislos, das Gepäck der anderen Zurückgelassenen wird wieder ausgeladen. Ryanair erklärt sich für unzuständig, weil die Anzeigetafeln Sache des Flughafens sind. Die zuständige Flughafenperson erklärt sich für unzuständig, weil sie die Details weder kennt noch erfahren will und überhaupt findet, dass Passagiere besser aufpassen sollten. (Sie tut das auf Spanisch, meine Inhaltsangabe ist aus ihrem Gesichtsausdruck übersetzt.)

Ich fliege 28 Stunden später als geplant zurück, diesmal mit Easyjet. Der Flug ist zwar auch wieder verspätet und wird an ein anderes Gate verlegt und die diesbezüglichen Durchsagen sind unverständlich. Das macht aber nichts, weil Easyjet eine vernünftige App hat:



Kathrin Passig

3. Juni 2018

Flugverpassenstechniken mit und ohne Smartphone

Ich habe also aus den hier geschilderten Gründen meinen Rückflug verpasst, zusammen mit einer Reihe anderer Leute. Während wir auf das Wiederausladen des Gepäcks warten und dann von einem Beschwerdeschalter zum nächsten ziehen, sind alle damit beschäftigt, ihren Angehörigen mitzuteilen, dass sie später nach Hause kommen werden. Leider bin ich selbst zu sehr mit meinen eigenen zerbröselten Plänen beschäftigt, um richtig darauf zu achten, wie die anderen die Krise bewältigen. Es scheint aber überwiegend so zu sein, dass sie – telefonisch oder per Messenger – jemandem Bescheid sagen, der dann zu Hause am Computer Ersatzflüge für sie recherchiert. Auf welche Art diese Flüge dann gebucht werden, bekomme ich nicht mit.

Meinen eigenen finde und buche ich am Handy, zuerst via flights.google.com und dann direkt auf der Easyjet-Website. Danach reserviere ich mir ein Hotelzimmer, denn ich bin zwar im Prinzip gern bereit, auf Flughäfen zu wohnen, aber nicht 24 Stunden lang und ohne Schlafsack. Die Reservierung via HRS scheint fehlzuschlagen, jedenfalls bekomme ich weder auf der Website noch per Mail eine Bestätigung. Eine zweite Reservierung via booking.com führt zum Erfolg.

Ich lade die Mitreisenden in mein Hotelzimmer ein, das man zum gleichen Preis mit bis zu drei Personen belegen kann. Das Hotel liegt sieben Kilometer entfernt, eine günstige Gelegenheit zum Flughafenwandern. Einer will das Angebot annehmen. Er hat kein Smartphone und möchte erst noch versuchen, an einem Schalter einen Ersatzflug zu buchen. Ich suche auf drei verschiedenen Plattformen (flights.google.com, skyscanner.net und kayak.com) nach freien Flügen für ihn, dann lässt er sich den komplizierten Weg zum Hotel bei Google Maps zeigen. “Das merkst du dir nie, mach lieber wenigstens ein Foto”, sage ich. “Ich hab ja kein Smartphone”, sagt er. “Aber Fotos gehen doch immer”, sage ich. Er probiert es aus, aber das Handy behauptet dafür eine Speicherkarte zu brauchen, die nicht vorhanden ist.

Romantisches Hobby Flughafenwandern

Bei meiner Ankunft im Hotel sagt der Rezeptionsmitarbeiter, dass zwei separate Reservierungen für mich vorliegen, eine via HRS und eine via booking.com, die er mir *normalerweise* beide berechnen müsste. Aus Nettigkeit sieht er davon ab. Das Hotel ist auch sonst hervorragend, es hat einen Gadgetautomaten!

Später taucht der smartphonelose Mitreisende auf. Er hat das Hotel nach Beratung durch Einheimische nicht zu Fuß, sondern mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreicht. Soweit ich den Sachverhalt verstehe, ist sein Vater jetzt gerade damit beschäftigt, zu Hause am Computer nach einem neuen Flug für ihn zu suchen. Telefonate werden geführt. Am nächsten Morgen kündigt der

Mitreisende seinen Plan an, an einem hoffentlich in der Hotellobby vorhandenen Computer weiterzurecherchieren. Ich biete meinen Laptop an, aber er lehnt ab: Er wolle ja Sachen ausdrucken. Als ich das Hotel verlasse, sehe ich ihn in einer Ecke am Empfang weitertelefonieren – ob mit oder ohne hoteleigenen Computer, kann ich nicht erkennen. Ich finde das Gestrandetsein schon mit einem Smartphone kompliziert genug, ohne kann ich es mir gar nicht vorstellen. Aber irgendwie scheint es zu gehen.

Kathrin Passig

3. Juni 2018

Smartphone auf Klassenfahrt

Der Sohn, 6. Klasse, fährt auf Klassenfahrt. Aus einem Info-Schreiben des Lehrers dazu:
„Handys werden eingesammelt und werden jeden Tag für ½ h Handyzeit an die Schüler ausgegeben."
Der Sohn sagt, er lässt das Smartphone zu Hause: „Wenn die ganze Klasse mitfährt, brauch ich ja keinem zu schreiben."

Molinarius

28. Mai bis 6. Juni 2018

Komplizierte Sparkassenkommunikation

Ich habe ein Anliegen mit unserem Geschäftskonto, das ich in mehreren Schritten mit der zuständigen Beraterin der Sparkasse KölnBonn schriftlich klären möchte. Über das im Online-Banking eingebaute Kontaktformular

schreibe ich sie jeweils an. Obwohl ich jedes Mal angebe, eine Antwort an meine (extra anzugebende) E-Mail-Adresse zu wollen, erhalte ich sie stets wieder in das interne Postfach.

Die Lieferung dorthin ist besonders kompliziert, weil ich mich extra einloggen muss, den Link zum Postfach finden und dort auf die Nachricht klicken muss, die dann folgendermaßen lautet:

> Sehr geehrter Herr Mirus,
>
> bitte öffnen Sie mein Schreiben, welches ich Ihnen als Anlage beigefügt habe.
>
> Zum Ansehen, Speichern und Ausdrucken benötigen Sie ein Programm, das PDF-Dateien öffnet. Zum Beispiel den Adobe Reader, den Sie kostenfrei bei Adobe herunterladen können.
>
> Freundliche Grüße
> [Name]
> Nachricht_der_Sparkasse.pdf

Das PDF-Dokument kann ich mir nicht im Browser ansehen, sondern werde zum Download gezwungen. Im Dokument selbst steht dann eine als PDF abgespeicherte E-Mail.

Johannes Mirus

7. 6. 2018

Wie uns doch nicht das Haus abbrannte

Es soll für eine Woche nach Berlin gehen und am Vorabend der Abreise ist die Familie mit Reisevorbereitungen beschäftigt. Wir sind im Mai erst umgezogen und durch eine erhebliche Vergrößerung unseres Wohnraumes seitdem eigentlich ständig auf der Suche nach Dingen, die wir irgendwo im Haus

verlegt haben. Heute ist es der TipToi-Stift, das sprechende Spielzeug meiner Tochter, das praktischerweise auch eine Kopfhörerbuchse hat und mit dem sie sich auf der langen Zugfahrt beschäftigen könnte.

Ich suche im Obergeschoss, mein Mann im erst kürzlich eingerichteten Spielekeller. Besorgt kommt er nach oben. Eine der Steckdosen im Keller würde komische Geräusche von sich geben. Ich erinnere mich, dass mir diese Geräusche schon beim letzten Aufenthalt im Spielkeller auffielen, ich sie aber dem Regler der Stehlampe in der Ecke zugeordnet hatte. Die Googleanfragen nach "Steckdose macht Geräusche" spucken besorgniserregend oft den Begriff "Hausbrand" aus. Also begibt sich der Mann an den Sicherungskasten und betätigt den Schalter "Keller Licht". Mein Arbeitszimmer verdunkelt sich, auch der Computerbildschirm, an dem ich gerade noch diverse Horrorszenarien von brennenden Häusern ergoogelt habe.

Die nächste halbe Stunde bin ich damit beschäftigt, das Kind ins Bett zu bringen und mein Mann damit, die Sicherungen korrekt zu beschriften. Als er die richtige Sicherung gefunden und herausgenommen hat, vermeldet er aber weiterhin komische Steckdosengeräusche. Ich steige hinunter in den, durch Sicherungsentnahme inzwischen unbeleuchteten, Spielekeller. Die Steckdose befindet sich unter einem Brett eines Regals, das Spielzeuge und Bücher des Kindes beherbergt. Tatsächlich hört man ein dumpfes, elektrisches Brummen. Auch der Mann hat gegoogelt, ist zu dem Ergebnis eines feststeckenden Kurzschlusses gekommen und hat daher den Vermieter sicherheitshalber per Anrufbeantworter informiert, damit wir in einer Woche nicht zu einem Haufen Asche zurückkehren.

Aber wie kann die Steckdose ohne Sicherung Kurzschlüsse produzieren? Vielleicht steht die Dose ja trotzdem noch unter Strom. Wir stecken die Stehlampe testweise um. Sie bleibt dunkel. Ich beuge mich zur Steckdose hinunter. Vielleicht ist das Geräusch ja auch eine Art übertragene Vibration in dr Wand auf ein Buch oder ein Spielzeug. Ich verrücke diverse Gegenstände. Als ich die Fisherprice-Schule für die "Little People" meiner Tochter bewege, bemerke ich, dass sich das Geräusch mitbewegt. Die Schule hatte ich vor einigen Jahren gerade deswegen in einer Facebook-Flohmarktgruppe ergat-

tert, weil laut Verkäuferin ihre Musik- und Sprachfunktion kaputt war. Beim Umziehen und Auspacken musste sich der zuvor nie genutzte Schalter für die Geräusche umgelegt haben und seitdem brummte und knarzte es unter der Steckdose. Das Gesicht unseres Vermieters beim Abhören der Folgenachricht auf seinem Anrufbeantworter würde ich jetzt zu gerne sehen.

Angela Heider-Willms

7. Juni 2018

Erste Begegnung mit dem aktuellen Stand der Pfandflaschenrückgabetechnik

Im September habe ich eine Party gefeiert und zu viel Leergut übrigbehalten, als dass ich es wie sonst auf die Straße stellen könnte. Das ist zumindest in meinem Berliner Stadtteil ein übliches Verfahren, es dauert keine halbe Stunde, bis die Pfandflaschen von jemandem mitgenommen werden. Ich sortiere die Flaschen ungefähr nach erinnertem Kaufort und trage die einen zu Edeka, die anderen zu Bio Company. In beiden Läden gibt es inzwischen Pfandrückgabeautomaten, deren Existenz mir bisher nur aus dem Techniktagebuch bekannt war.

Der Edeka-Automat dreht die Flasche auf zwei Rollen so lange, bis er sie identifiziert hat, und lässt sie dann entweder hinten im Automaten herunterfallen oder schiebt sie mir wieder entgegen. Der Bio-Company-Automat sieht eigentlich genauso aus und könnte die Flaschen bestimmt auch selbst drehen, besteht aber darauf, dass sie mit dem Barcode nach oben eingelegt werden. Wenn man fertig ist, drückt man einen Knopf und bekommt ein Zettelchen mit Pfandbetrag und Barcode, das an der Kasse eingescannt wird.

Erfreut beschreibe ich im Redaktionschat den Vorgang als “ganz komfortabel”, woraufhin mir Markus Winninghoff widerspricht: “Ich war kürzlich irgendwo, wo das Pfand von einem Menschen entgegen genommen wurde. Das ging zig mal schneller. Man musste nix sagen und nicht mal einen Knopf drücken.” Aber mit “komfortabelmeine ich natürlich auch nicht „schnell“, sondern ohne „watisditdenndienehmwaabanich“, gefolgt von einem Blick, in dem tiefe Fassungslosigkeit darüber liegt, dass mir der Überblick über das Gesamtflaschensortiment des jeweiligen Supermarkts fehlt. Außerdem möchte ich eigentlich niemandem die lebenstüchtigen Schimmelgebilde in meinen Flaschen zeigen. Der Automat schweigt und verdaut.

Einem Menschen gegenüber hätte ich allerdings ein paarmal “Wie, ‘nicht im Sortiment’, ich seh doch genau dieses Getränk in genau dieser Flasche da drüben im Regal” gesagt. Der Automat lässt nicht mit sich reden, und ich muss ein bisschen Leergut wieder mitnehmen. Das ist jetzt aber so wenig, dass es auf die Straße kann.

Update Juli 2018: “Du wirst lachen”, sagt meine Mutter, “aber du musst mir mal zeigen, wie das mit diesen Pfandautomaten geht. Ich hab das noch nie gemacht.”

Kathrin Passig

7. Juni 2018

Leihfahrrad-App oder WLAN: Ich muss mich entscheiden

In Berlin gibt es derzeit ungefähr acht Leihfahrrad-Anbieter:

1. LidlBike: seit März 2017 (das Techniktagebuch berichtete), war vorher Callabike (seit 2002, das Techniktagebuch berichtete)
2. Deezer nextbike: in Berlin seit Mai 2017 (das Techniktagebuch berichtete 2014 aus Essen und 2017 aus Köln)
3. Donkey Republic: seit April 2017
4. Mobike: seit November 2017
5. Obike: seit November 2017
6. Byke: seit Dezember 2017
7. ofo: seit April 2018
8. LimeBike: seit April 2018 (das Techniktagebuch berichtete)

Ich werde am Wochenende drei Personen zu Besuch haben und denke darüber nach, wie ich möglichst schnell und unkompliziert Fahrräder für alle drei ausleihen kann. Bei Lidl Bike darf man zwei gleichzeitig entleihen, bei nextbike vier, alle anderen scheinen nur ein Fahrrad herzugeben. nextbike ist ein stationsgebundenes System, so einen Unfug will ich nicht unterstützen. (Wie sich bei der Recherche für diesen Beitrag herausstellt, stimmt das gar nicht: Das Berliner nextbike-System ist nicht stationsgebunden. Es gibt zwar Stationen, ihre Nutzung ist aber freiwillig.)

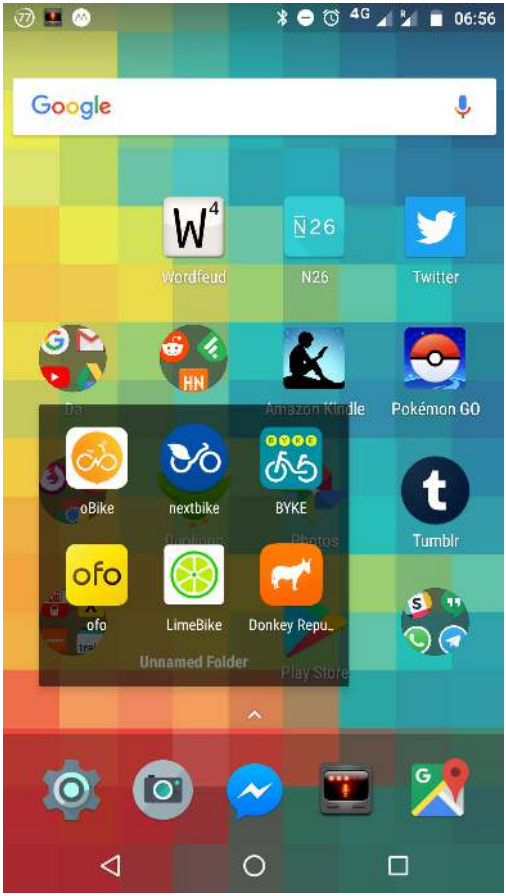
“Wenn ich mich bei allen anmelde”, denke ich mir schlau, “kann ich von jedem Anbieter eins ausleihen und dann auch noch Techniktagebuchbeiträge darüber schreiben.” Ich installiere sämtliche Apps.

Noch bevor ich dazu komme, überall meine Kreditkartendaten einzutragen, geht das Handy-Tethering nicht mehr. Der Hotspot bleibt immer nur eine Sekunde lang an. Zum Ausgleich lässt sich nicht mehr abschalten, dass das Handy selbst WLAN nutzen möchte.

Ich google den Sachverhalt: Oft ist daran eine bestimmte App schuld, sagen die anderen Besitzer von Moto-Handys. Ich deaktiviere alle neuen Fahrrad-Apps und das WLAN geht wieder.

Nacheinander starte ich die Fahrrad-Apps. Wie sich herausstellt, ist die Mobike-App schuld. Wundert mich nicht, sie hat sich schon bei der Installation am störrischsten von allen angestellt.

Die Motivation, eine Antwort auf die ursprüngliche Mobilitätsfrage zu finden, ist mir im Laufe dieser Überlegungen abhanden gekommen. Vielleicht gehe ich mit dem Besuch einfach zu Fuß.



Die Fahrradverleih-Apps haben eine eigene Sammlung auf dem Handy bekommen, nachdem sie bisher mit den Bahn-, Flug-, Ticketkauf- und Fahrplanauskunfts-Apps zusammenwohnen mussten. Abbildung nach der Deinstallation von mobike und (schon länger her) Lidl Bike.

Update: Tatsächlich sind wir meistens zu Fuß gegangen, einmal aber auch Fahrrad gefahren: 1 Privatrad (meines), 1 nextbike, 1 ofo und 1 LimeBike. Ungefähr 500 Meter nach dem Startpunkt hatten wir alle nötigen Fahrräder eingesammelt. Es wäre schneller gegangen, wenn die Mobike-App nicht defekt wäre, denn mindestens 50% der derzeit herumstehenden Leihfahrräder sind von Mobike.

Kathrin Passig

8.6.2018

Sharing Economy und intermodaler Verkehr: Buzzwords, aber wenn's drauf ankommt . . .

Nachdem ~~ich vor einigen Jahren vom TÜV enteignet wurde~~ auch das zweite unserer Autos überaltert aus dem Verkehr gezogen wurde, decken wir unsere Mobilitätsbedürfnisse in Berlin und anderswo recht gut mit Fahrrad, öffentlichem Nahverkehr, zwei BahnCards und dem CarSharing-Auto fürs Wochenende; bisweilen auch mit Taxis. Dazu gehört allerdings auch eine gewissen Planung: Schon im Frühjahr buche ich für alle Sommerwochenenden ein Auto bei einer CarSharing-Organisation, für die regelmäßigen sommerlichen Fluchten ins Brandenburger Umland.

An diesem Freitag stehe ich etwas ratlos am Standplatz der CarSharing-Wagen. Das Auto ist nicht da. Ein Anruf bei der Buchungszentrale ergibt die nüchterne Information: Ich habe für dieses Wochenende gar keinen Wagen gebucht. Dieses Wochenende ist mir bei meiner Reihenbuchung schlicht durchgerutscht.

Ein Blick auf die Buchungslage in der App macht es nicht besser: An diesem sonnigen Frühsommerwochenende ist kein Auto mehr verfügbar. Aber das gilt nicht nur fürs CarSharing, wie sich schnell herausstellt: Auch bei den großen Mietwagenunternehmen gibt es bis zum Sonntagabend nichts mehr zu buchen.

Lektion 1: Sharing funktioniert nur, wenn nicht alle gleichzeitig sharen wollen.

Also bleibt nur die Alternative, mit öffentlichen Verkehrsmitteln rauszufahren – in der stickig-heißen Stadt wollen wir bei Temperaturen von um die 30 Grad nicht bleiben. Ich suche eine Zugverbindung raus, zum nächsten Bahnhof wollen wir mit dem Bus fahren. (Die naheliegende Alternative, einen Teil der Strecke mit dem Fahrrad zurückzulegen, fällt aus bestimmten Gründen aus.)

Ich versuche, das Ticket für den Verkehrsverbund in der Bahn-App zu buchen . Aber genau die ausgesuchte Verbindung ist angeblich nicht verfügbar. Würden wir, mit einem ziemlichen Umweg und zusätzlicher Zeit, eine andere, längere Verbindung wählen, gäbe es das Ticket in der App.

Lektion 2: Die Deutsche Bahn ist nicht in der Lage, Tickets der Verkehrsverbünde zuverlässig über ihre App bereitzustellen (ähnliches hatte ich schon mehrfach beim Verkehrsverbund Rhein-Sieg feststellen müssen).

Als wir uns der Bushaltestelle nähern, rauscht der Bus an uns vorbei – drei bis vier Minuten vor der angegebenen Abfahrt. Dafür ist der nächste Bus, eigentlich gilt ein Zehn-Minuten-Takt, mit 16 Minuten Verspätung in der App des Verkehrsverbundes angezeigt – unterm Strich also fast eine halbe Stunde Verzögerung, durch die wir die Zugverbindung verpassen werden.

Lektion 3: Öffentlicher Nahverkehr funktioniert nur, wenn man auf den "intermodalen Verkehr", also die Verbindung verschiedener Verkehrsmittel, nicht wirklich angewiesen ist.

Wir halten dann ein Taxi an, mit dem wir in wenigen Minuten zum nächsten Bahnhalt kommen, erreichen den Zug, erreichen die Umsteigeverbindung und sind eineinhalb Stunden später noch nicht direkt am Ziel, aber nahe genug dran.

Am Zielbahnhof nehmen wir wieder ein Taxi – und stellen fest, dass in Brandenburg deutlich höhere Preise aufgerufen werden als in Berlin. Immerhin sind wir nach etwa zwei Stunden am Ziel. Eine Freundin, die fast die gleiche Strecke mit dem Auto zurücklegte, war keine Viertelstunde schneller.

Unterm Strich: Da ist noch enormer Verbesserungsbedarf. Vielleicht nicht bei der Sharing Economy, denn die wird Engpässe nie vermeiden können. Wer mir aber noch mal was von intermodalem Verkehr und dessen Erleichterung durch Internet-basierte Dienste erzählt, darf sich auf was gefasst machen.

Thomas Wiegold

2016–2018

Elektronisches Lesen

Selbstbeobachtung: Weil ich ein paar Sachen dringend schnell lesen wollte/musste, begann ich auf dem iPad auch Bücher zu lesen (Sakrileg noch vor 2 Jahren). Angestiftet von passionierten eBook-Leserinnen begann ich das auch, mit nicht dringend zu Lesendem zu tun. Dadurch tauchte die Welt der Science Fiction und Fantasy Literatur in ihrer ganzen epischen Größe vor mir auf, weil einem sowas sehr oft als eBooks empfohlen wird (bei Goodreads, Amazon, Kindle & hier). Jetzt lese ich öfter eBooks & beginne bei Buchdruck-Dogmatiken die Augenbrauen leicht genervt zu heben. Ich habe mich jetzt schon zweimal dabei ertappt, mit nem Buch ins Bett zu gehen, das Licht auszuschalten & dann dumm aus der Wäsche zu gucken, weil ich nicht lesen konnte. Ich bin verloren.

Christina Dongowski

9. Juni 2018

Comics auf dem Handy lesen, ein (von mir jedenfalls) unterschätztes Vergnügen

Ich betrete eine Comicbuchhandlung, da der Neffe Teil eines WhatsApp-basierten, kostenpflichtigen Manga-Verleihrings ist und hier Nachschub beschaffen möchte. Zwei Bücher wecken mein Interesse, ich denke darüber nach, sie zu kaufen. Sie kosten je um die 15 Euro und ich gehe davon aus, dass man sie als E-Book entweder gar nicht bekommt oder das Lesen keine Freude machen wird, speziell auf dem kleinen Handydisplay. Aber die Vorstellung, die beiden Bände heute mit mir herumtragen und dann jahrelang physisch besitzen zu müssen, gefällt mir noch weniger.

Später im Café suche ich in der Kindle-App nach dem Autor (ich bin ja kein Unmensch, ich mache das nicht *in* der Buchhandlung). Tatsächlich gibt es beide Bücher als E-Books, das eine kostet $2.99 und das andere $7.49. Ich teste anhand der Leseprobe, wie schmerzhaft das Lesen auf dem Handydisplay sein wird, und kaufe Sekunden später beide Bücher, als klar wird, dass die Antwort "gar nicht" lautet. Die Kindle-App erkennt, dass ich keine Ahnung vom Comiclesen auf dem Handy habe und zeigt mir eine Anleitung mit vier speziellen Wisch- und Navigationstechniken. Ich vergesse alles wieder, finde die wichtigste Funktion aber schnell durch Herumprobieren: Man muss nicht zoomen und -schieben, wie Molinarius es beschreibt, sondern bekommt die einzelnen Panels automatisch vergrößert.

DUDE WANTS MORE THAN ALL FOUR OF US COMBINED!
BIG BUCKS FOR RARELY WORKING! HOW IS THAT NOT INSPIRATIONAL?
GOOD POINT. NICE GUY. HE'S JUST USELESS.
DON'T THAT THE NORM IN THIS TOWN?
NOT THE NORM IF YOU SUCK AND YOU'RE A TOTAL DOUCHE!
YOU ALWAYS BITCH THAT PEOPLE HAVE TOO MUCH STUFF, BUT YOU COLLECT MORE USELESS CRAP THAN ANYONE!
WHATCHA GOT THERE?
CHECK IT OUT! SOMEONE TOSSED A WHOLE BOX OF OLD "STARLOG" MAGAZINES! QUITE A FIND!
OH YEH. "QUITE."
WHAT ABOUT WHEN COLLECTS PIANOS!
VALUELESS AND HEAVY? TOP THAT!
WHY FILL YOUR LIFE WITH STUFF? FILL IT WITH EXPERIENCES.
LATER.
MY EXPERIENCES INVOLVE ROADKILL AND CLOSET NAZIS!
OF COURSE HE'S NOT WRONG! BUT THE EXPERIENCES DIRK COLLECTS INVOLVE RUSTY WAITRESSES...
STARLOG

Wenn man diesen Panelvergrößerungsmodus aktiviert hat (durch Doppeltippen oder so), gelangt man durch Wischen von einem Panel zum nächsten. Es wirkt, als habe sich ein Mensch, eventuell sogar der Autor selbst, Gedanken über die richtige Reihenfolge gemacht, denn das Verfahren funktioniert auch auf Seiten, auf denen das erste Bild nicht links oben, sondern zum Bei-

spiel in der Mitte steht. Unpraktisch sind nur querformatige Panels, die die gesamte Seitenbreite einnehmen, denn sie werden im Einzelbildmodus kaum größer. Im zweiten Buch ist auch dieses Problem gelöst und breite Bilder werden in zwei Teilen angezeigt: zuerst die linke Hälfte, dann die rechte. Ich bin angenehm überrascht von so viel Lesekomfort und beschließe, künftig mehr Bücher mit Bildern drin zu lesen.

Kathrin Passig

10. Juni 2018

Neuigkeiten von der Klassenfahrt werden unter Missachtung von Nutzungsbedingungen übermittelt

Dem Sohn fiel dann doch noch ein, dass er von der Klassenfahrt ja auch den Eltern und dem Bruder schreiben könnte. Also hat er sein Smartphone doch mit auf die Klassenfahrt genommen. In der halben Stunde "Handyzeit" bekommen wir tatsächlich sehr zuverlässig fast jeden Tag ein kurzes Update per verbotenem WhatsApp von der Klassenfahrt. Das knapp bemessene mobile Datenvolumen wird in der Unterkunft durch WLAN entlastet.

Molinarius

Juni 2018

Nachlinken: Digitale Belege zu Gesprächen nachliefern

In interessanten Gesprächen kommen in letzter Zeit vermehrt Hinweise auf Inhalte vor, an die sich alle Beteiligten erinnern möchten. Man verspricht sich, später noch wie eine Fußnote Links zu verschicken – was dann oft vergessen geht. Ich mache das recht pflichtbewusst und suche nach einem Wort für diese Praxis.

Auf Twitter werden Digilog, Follow-Up, Linklater, nachlinken, Treppennotiz oder Show Notes vorgeschlagen. »nachlinken« trifft für mich den neutralen Charakter am besten.

Wir diskutieren auch, dass Nachlinken oft auch konfrontativ verwendet wird, wenn eine Gesprächspartei sich etwa im direkten Gespräch nicht durchsetzen kann und dann versucht, digital die Oberhand zu gewinnen.

So erfahre ich das Phänomen jedoch nicht, es geht mehr darum, dass sich alle Beteiligten noch an das erinnern möchten, worüber sie gesprochen haben – und sich halt nur im Netz intensiv damit auseinandersetzen können.

Philippe Wampfler

16. Juni 2018

Die komplizierte Vergangenheit ist nur einen Moment der Unaufmerksamkeit entfernt

Im Traum liegt mein Rucksack am einen Ende des Zuges, ich aber halte mich gerade am anderen Ende auf, als der Zug überraschend geteilt wird und mein sehr kurzer Zugteil auf einem Kleinstadtbahnhof stehenbleibt. Ich steige aus und bin verzweifelt: Ich habe nur mein allererstes Handy dabei, das Siemens C25! Man kann damit fast nichts machen, und der Akku hat nur noch 2 Prozent! (Die Akkuanzeige ist die des aktuellen Smartphones.) Das Ladegerät (im Traum mit Mikro-USB-Kabel), das Smartphone und der Laptop sind in meinem Gepäck, und das fährt jetzt ohne mich nach Bonn.

Am Bahnhof gibt es ein Münztelefon. Es ist umgeben von gelben, aber auch schon magentafarbenen Informationen. Ich werfe zwei Zehnpfennigstücke ein, hoffentlich reicht das heutzutage überhaupt noch, mehr habe ich nicht!

Eine gleichgültige Frauenstimme sagt etwas, und jetzt müsste ich die Nummer der Bahn wählen und … ich weiß auch nicht, sie werden mir ja kaum in Bonn meinen Rucksack aus dem Zug holen. Aber vor allem weiß ich die Nummer nicht, und wie soll ich sie jetzt herausfinden? Ich suche auf den Aushängen rund um das Telefon nach einer Nummer, die mir weiterhelfen könnte. 88 11 88, war das die Bahn? Aber jetzt ist mein Anrufversuch auch schon zu Ende, mehr Kleingeld habe ich nicht.

Mir fallen immer neue schreckliche Aspekte des Lebens ein, in das ich da hineingeraten bin. Selbst wenn ich hier wieder wegkomme – das Ticket ist auf dem Smartphone im Zug! und wie finde ich überhaupt heraus, welche Züge von hier nach Bonn fahren? –, wird es noch eine sehr lange und langweilige Fahrt werden: Auf dem C25 kann man gar keine Bücher lesen! Ich werde das DB-Magazin lesen müssen!

Ich stelle mich in die Schlange am Schalter. Vielleicht kann man mir dort irgendwie weiterhelfen.

Kathrin Passig

Juni 2018

Ich habe meine Ladeorientierung verloren

Mit dem neuen Pixel 2 XL beträgt meine Akkulaufzeit ungewohnte, großzügige 20 Stunden. Damit kann ich es mir sogar leisten, schonend nur bis 80% aufzuladen. Deswegen kommt das Telefon auch nicht mehr grundsätzlich die ganze Nacht ans Ladegerät. Die Folge ist, dass sich der Rhythmus jetzt täglich gegenüber der Erddrehung um einige Stunden verschiebt, und ich überhaupt keine regelmäßigen Ladegewohnheiten mehr habe. Distressing!

André Spiegel

Juni 2018

Die Bekassinenwende

Am Abend des 8. Juni stehe ich irgendwo im Sumpf. Am Rande von Rannoch Moor, umgeben von schottischen Bergen, umschwirrt von beissenden Insekten. Es ist drückend warm. Und dann höre ich ein Geräusch wie aus den spannenden Szenen eines modernen Horrorfilms, ein elektronisches Schwirren, ein Flattern von Transistoren, in einer Gegend, in der es weder Häuser noch Handyempfang gibt. Das war Freitag. Am Sonntag habe ich wieder brauchbares Internet, und dann dauert es nur Minuten, um das elektronische Tier zu finden, eine Bekassine, *Gallinago gallinago gallinago*, ein langschna-

beliger huhngroßer Watvogel, der das seltsame Geräusch mit Hilfe von zwei Schwanzfedern erzeugt, die im rechten Winkel zueinander stehen und im Sturzflug vibrieren.

Vögel sind zwar keine Technik, aber die Art, wie wir ihre Geräusche beschreiben, schon. In der gängigen Watvogelliteratur wird das Balzgeräusch als "Meckern" beschrieben, gleich daneben als "Wummern". Im Englischen wird daraus "drumming". Nun sind Meckern und Wummern durchaus sehr unterschiedliche Geräusche. Die Verwirrung ist greifbar. Historisch wurde der Ton mit dem Blöken oder Meckern von Ziegen verglichen. Verschiedene Kulturen gingen damit so weit, dass sie den Vogel eine "Ziege des Himmels" (Finnisch) oder "kleine Frostziege" (Gälisch) nannten. Ich habe lange versucht, mir vorzustellen, wie man dieses Geräusch als das einer Ziege interpretieren kann, und scheiterte. Wer weiß, so meine Annahme, vielleicht waren Ziegen früher anders, oder die Vorfahren alle gehörgeschädigt. Aber dann spiele ich das Wummern meinem Vater vor, und er sagt sofort: "Ziege".

Es ist ein klassisches Problem: Man entdeckt etwas Neues und fängt sofort an, es mit allen verfügbaren Mustern zu vergleichen. Wenn es kein richtig passendes Muster gibt, nimmt man irgendeines, das wenigstens ein bisschen passt, nur um damit klarzukommen, um das Neue irgendwie einzuordnen, denn Ordnung muss sein. Unsortierte Phänomene sind die Hölle. Die Anomalie muss ein Teil des Weltbildes werden. Dafür verbiegt man auch gern seine Vorstellungen ein wenig, zum Beispiel die von Ziegen.

Für mich klingt der Balzruf, der kein Ruf ist, sondern ein Schwanzflattern, sofort wie ein paar Takte von Emerson, Lake & Palmer, erzeugt durch einen Moog-Synthesizer vielleicht, jedenfalls ein Triller auf einem elektronischen Musikinstrument. Noch jüngere Zeitgenossen, zum Beispiel Kathrin Passig, denken sofort an einen originellen Handyklingelton. Unsere Geräusch-Mustererkennung hat mit blökenden Haustieren nichts mehr zu tun, und das, obwohl wir beide auf dem Land großgeworden sind und Ziegen auswendig können. Die Digitalisierung der Geräusche hat uns fest im Griff. Zum Glück

sind Phänomene wie EL&P und Klingeltöne nicht so langlebig wie Ziegen, sonst müssten nachfolgende Generationen mit Vogelnamen wie “fliegender Prog-Rock” oder “Klingelton der Lüfte” leben.

Aleks Scholz

Juni 2018

Ja, ich will diese Serie immer noch auf Englisch sehen, VERDAMMTNOCHMAL!

Ich habe beim zufälligen Rumzappen die eher mittelmäßige Teenieserie “VicTORious” auf Nickolodeon entdeckt, die ich mit großer Begeisterung sehe, weil ich bei mittelmäßigen popcorn-bunten amerikanischen Highschool-Serien mit zweifelhaftem Realitätsanspruch und Musikeinlagen leider sehr schnell sehr schwach werde.

Die Serie gibt es auch auf Netflix und natürlich gucke ich sie jetzt da noch mal ganz von vorne und in der richtigen Reihenfolge. Obwohl Netflix weiß, dass ich Serien und Filme am liebsten im Original mit Untertitel gucke und sich das auch üblicherweise merkt, so dass ich nicht mehr groß die Audioeinstellungen bemühen muss, scheinen für VicTORious andere Regeln zu gelten. Jede Folge startet hier auf Deutsch und ich muss explizit auf Englisch umstellen. Ich vermute, dass die Serie bei Netflix als Kinderserie gehandelt wird und für dieses Genre eventuell andere Regeln gelten. Es nervt trotzdem, zumal das Umschalten auf Englisch am großen Fernseher besonders umständlich ist und dafür jedes Mal die Folge neu startet. Auf dem iPhone ist es komfortabler, allerdings kann man nicht gleichzeitig auf dem iPhone Serien gucken und Candy Crush spielen. Es hilft auch nichts, sechs Folgen am Stück zu gucken, man muss trotzdem sechs Mal explizit umschalten.

Nachdem ich zwei Staffeln lang dieses Ungemach ertragen haben, gucke ich doch mal in den Einstellungen von Netflix nach, ob sich da nicht irgendwas machen lässt. Ich finde zwar keinen Ort, an dem ich sagen kann, dass ich

auch mittelmäßige amerikanische Highschool-Serien bitte in Originalsprache gucken möchte, aber ich kann einfach meinen kompletten Netflix-Account auf Englisch umstellen. Bei einem ersten Test auf dem Handy scheint diese Anpassung für den gewünschten Effekt zu sorgen, ob sich das auf allen anderen Geräten auch so tut, bleibt abzuwarten.

Jedenfalls muss ich mich so hoffentlich nicht mehr von Netflix subtil dissen lassen, weil ich SEHR WOHL WEISS, dass ich da vielleicht nicht die Crème de la Crème des amerikanischen Bewegtbilds konsumiere, es mir aber egal ist, solange Ariana Grande dabei Englisch spricht.

Anne Schüßler

20.6.2018

Reisebüros im Internetzeitalter

Auf dem Weg nach Hause fällt mir der Slogan eines Reisebüros auf: “Im Internet gesehen – im Reisebüro gebucht!”.

Ich habe keine Ahnung, wie sich die Reisebüromenschen dieses Kundenverhalten vorstellen, ob es irgendwelchen spannenden Dienstleistungen gibt, von denen ich nichts weiß, oder was sonst noch dahinterstecken könnte. Ich könnte auch nicht nachfragen, denn das Reisebüro hat ja geschlossen. Also halte ich es nur für die Nachwelt in Text- und Bildform fest.

Anne Schüßler

20.6.2018

Vom Handy zum Klavier

Vom Papier zum Klavier hatten wir schon letzten Dezember, nun stehe ich aber bei der Gesangslehrerin und sie braucht ein Dokument mit Text und Akkorden, das in meinem Google Drive in der Cloud liegt.

Zunächst rufe ich es einfach auf meinem iPhone auf und stelle es bei ihr aufs Klavier. Weil mein Handy aber nach drei Minuten Inaktivität den Bildschirm sperrt, muss man entweder immer mal wieder auf den Bildschirm patschen oder aber man stellt die automatische Sperre aus.

Als ich das gerade tun will, meint sie, ich könne ihr das Dokument ja auch einfach schicken. Ihr Laptop steht eh auf dem Klavier. Ich versuche also, das Google Doc als verschickbares Dokument abzuspeichern, um es dann zu verschicken. Alternativ könnte man das Dokument natürlich per E-Mail-Adresse freigeben, aber das dauert vermutlich genauso lange und meine Gesangslehrerin hat keine Gmail-Adresse und dementsprechend (ich vergesse zu fragen) auch kein Google-Konto.

Das Dokument ist jetzt aber bereits bei mir auf dem Handy gespeichert und kann von da aus geteilt werden. Am einfachsten ginge es per AirDrop, da wir von Applegerät auf Applegerät schieben wollen, während sie mich aber auf dem Laptop sieht, erscheint bei mir kein Gerät. Dann also doch per Mail. Ich verschicke das Dokument kommentarlos per Mail und schon hat sie die passenden Akkorde, um mich zu begleiten.

Anne Schüßler

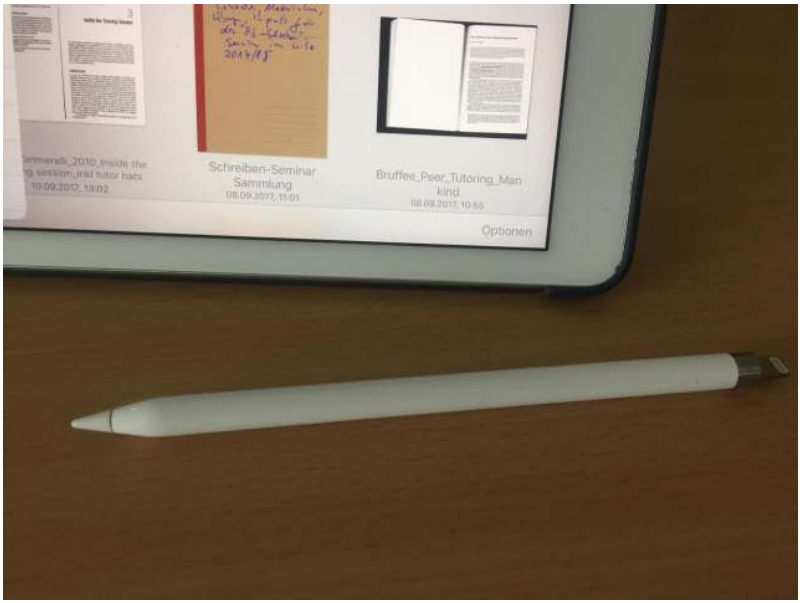
20. Juni 2018

Als wär es aus Papier

Wir haben heute um einen Tisch gesessen und darüber beraten, was wir anlässlich des 25jährigen Jubiläums des Bielefelder Schreiblabors machen wollen, und zwei von uns haben ihre Notizen auf dem iPad mit dem iPad-Stift gemacht, zwei andere hatten Laptops und einer einen echten Schreibblock, Papierkopien und echte Stifte. Und erst am Ende des Gesprächs ist klar geworden, dass Kathrin Passig die Stiftfunktionen des iPads und die damit verbundenen Notiermöglichkeiten noch nicht kannte. Sie meinte, das sei etwas fürs Techniktagebuch.

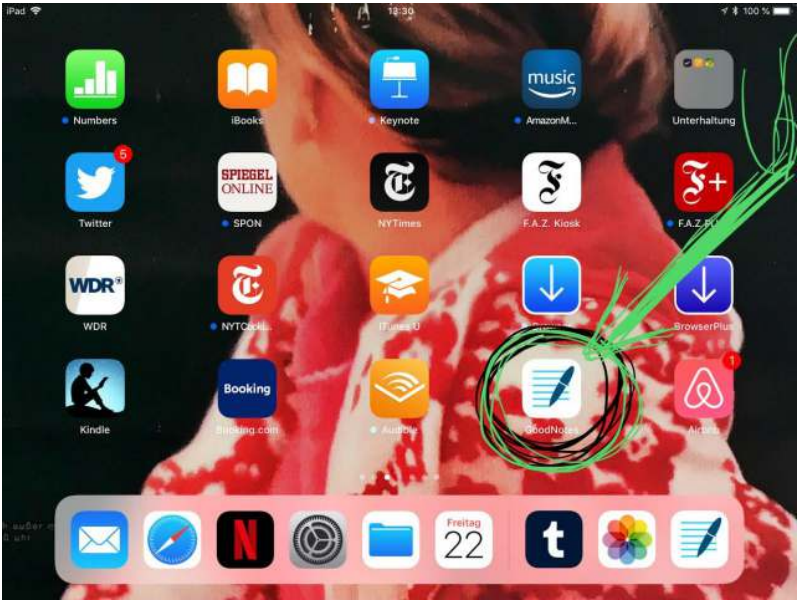
OK also: Im Kern stelle ich die App GoodNotes vor, mit der man das iPad wie ein Notizbuch nutzen kann, aber um das zu tun, muss ich auch das iPad insgesamt als Arbeitsinstrument ein bisschen beschreiben. Die Möglichkeit, darauf mit einem elektronischen Stift handschriftliche Notizen zu machen,

ist einer der Hauptgründe gewesen, mir das ganz schön teure Apple-Tablet zu kaufen (nach langem Überlegen). Kolleginnen hatten es vor mir, und sie saßen immer in Sitzungen mit diesem Stift und schrieben damit auf das Display des iPads, als wäre es aus Papier. Einmal habe ich von einer Kollegin dann sogar per Mail ein pdf geschickt bekommen mit handschriftlichen Anmerkungen, und mir wurde klar, dass sie diese Anmerkungen mit diesem Stift auf dem iPad-Display gemacht hatte.



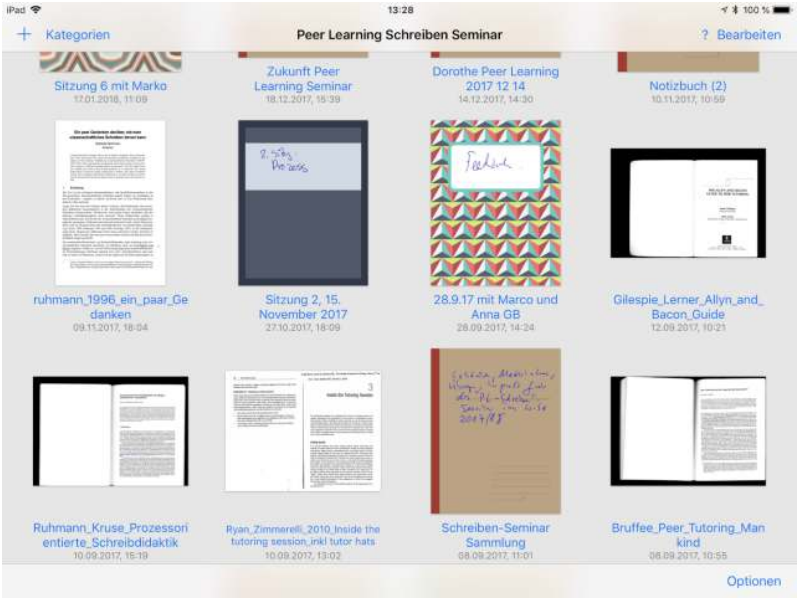
Weitere Erkundungen verstärkten den Eindruck, dass sich auf dem Gerät (und natürlich in den entsprechenden Clouds) sehr viele Dokumente speichern lassen, dass man auf dem Gerät auch Windows-kompatible Office-Programme laufen lassen und es entsprechend auch zur Textverarbeitung

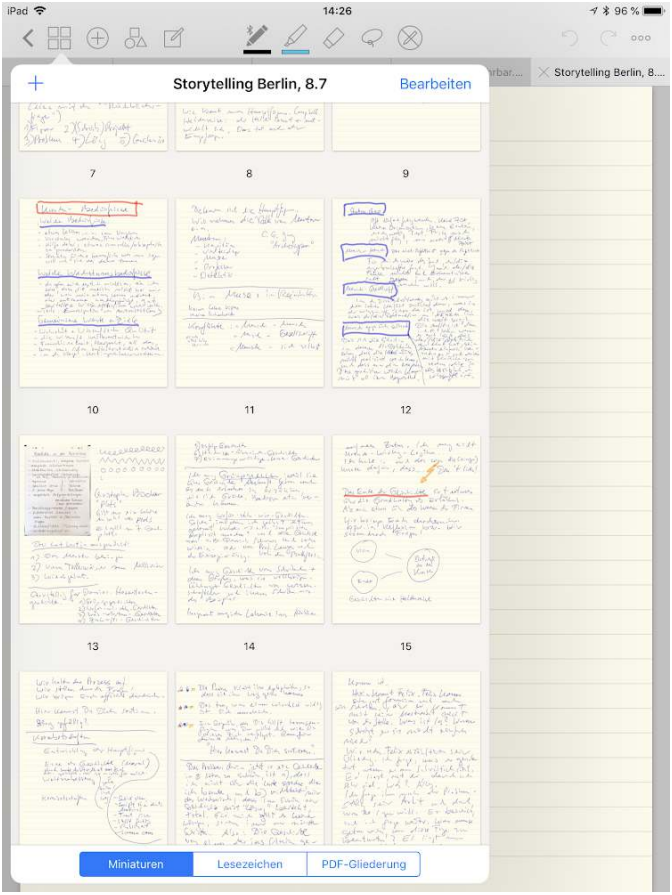
und für das Basteln und Vorführen von Powerpoint-Präsentationen etc. nutzen kann. Ganz zu schweigen von Onlinekalendern, Internetbrowser, Mailprogramm, Zeitungslese-Apps. etc. etc.



Am besten aber ist, dass man das iPad auf eine sich sehr natürlich anfühlende Weise wie ein Notizbuch nutzen kann, in dem man Dinge mit der Hand aufschreibt. Mit der App GoodNotes kann man so viele hübsch aussehende Notizhefte generieren, wie man will. Man kann sie benennen, man kann sie nach Kategorien ordnen, man kann sie vollschreiben (mit dem Stift, aber auch mit der Tastatur), sie haben unendlich viele Seiten ... Man kann reinmalen, man kann Fotos und ganze pdfs einbinden und auch diese wieder mit handschriftlichen Notizen und Verzierungen versehen, und hat so mit dem knapp 500 Gramm schweren Gerät und dem zwar teuren aber bislang

robusten Stift im Prinzip alles was man braucht, um Mitschriften von Vorträgen, Besprechungen, Diskussionen anzufertigen und darauf zurückzugreifen, wann immer man will.





Was hat das verändert für mich? Ich glaube es macht ein bisschen flexibler und irgendwie sicherer, in allen möglichen Situationen auf das zurückgreifen zu können, was ich notiert habe, aber die Tätigkeit des Notizenmachens hat sich – bis aufs Fotografieren und Fotos einbinden – eigentlich nicht grundlegend geändert. Auch in den 80ern, 90ern usw. habe ich genau auf dieselbe

Weise Notizen gemacht wie heute. Der Unterschied: die Zettel, Hefte, Notizbücher, Ausdrucke etc., in und auf die ich damals meine Notizen gemacht habe, habe ich in Leitz-Ordner abgeheftet oder ins Regal gestellt, und sie sind dann je nach Papierqualität langsam vergilbt. Eine große Veränderung ist also, dass ich ganz viel Material und Platz spare durch die neue, digitale Form der Erzeugung von Notizen. Und dass alles auf einem Gerät passiert: handschriftlich notieren, Texte markieren, Word-Dokumente bearbeiten, Powerpoints basteln, Fotos machen (auch solche von Folien und Dokumenten), Termine eintragen, Mails schreiben, Videokonferenzen abhalten usw. usw. Manchmal stelle ich mir vor, dass die elektronischen Grundlagen dieser Art des Arbeitens irgendwann wieder weg sein könnten, und dass dann alles verschwindet und sich in Nichts auflöst, was ich da notiert, gekritzelt, datiert, benannt, formuliert, aufgenommen und gesammelt habe. Aber ein Haus voller Leitz-Ordner kann auch abbrennen. Und überhaupt. Was ist schon für die Ewigkeit.

Noch ein Nachsatz: Es ist seltsam, so über Geräte und Apps zu schreiben. Ist das Werbung? Diesen etwas unangenehmen Eindruck, eine Art Werbeträger zu sein, hatte ich schon einige Male in Gruppensituationen, wenn ich mein iPad und meinen Stift benutzt habe und dann irgendwann jemand auf mich zugekommen ist und gesagt hat: Zeig mal. Ist das gut?

Stefanie Haacke

20. Juni 2018

Ich falle durch ein Wurmloch in der Zeit und komme in Bielefeld wieder heraus

Audiotranskription der Besprechung, die diesem Beitrag über handschriftliche Notizen auf dem iPad voranging. Ich kann in der Aufnahme nur meine eigene Stimme eindeutig zuordnen, deshalb sind alle anderen unmarkiert, es handelt sich aber um mehrere Personen.

Kathrin: Was ist das eigentlich für ein interessantes Riesending? Ist das ein iPad?

Ich deute auf ein Tablet im A4-Format.

– Ja, das ist ein iPad Pro.

Kathrin: Darf ich's mal in die Hand nehmen? Ich hab das noch nie in der Größe gesehen.

– Ja, klar. Ich find's halt super zum Lesen von Dokumenten . . .

Ich halte das Tablet kurz in der Hand. Es ist nicht schwerer als das nur halb so große, aber eben auch ein paar Jahre ältere iPad meiner Mutter.

Kathrin: Wenn's einem nachts im Bett aufs Gesicht fällt, ist das keine Verbesserung gegenüber dicken Büchern.

– Ich lese auch keine Romane damit, eher am Schreibtisch.

Kathrin: Aber man kann endlich PDFs vernünftig auf dem Tablet lesen.

– Genau. Das ist die gleiche Qualität wie in DIN A4.

– Und markieren und vollmalen, das find ich echt sehr gut.

Kathrin: Mit dem Stift? Ach, drum haben eure Stifte so einen Apple-Anschluss am Ende, das war mir gar nicht klar, das hab ich noch nie gesehen.

– Ach, echt nicht? Ich hätte gedacht, das ist . . .

Kathrin: Kann das bitte ins Techniktagebuch?

– Das ist total wundervoll! Hier, schau dir das an . . .

Kathrin: Ich hab mich schon gewundert, ich dachte vielleicht irgendwie ein Stift mit USB-Stick oder so was.

– Also hier zum Beispiel hab ich jetzt gerade einen Text einer Kollegin kommentiert. Handschriftlich, also wie ich das sonst auf einem Ausdruck mache. Man kann es natürlich am Computer auch machen, aber so ist es natürlich sehr komfortabel, da hast du immer alles dabei. Hast du am Computer auch, aber der ist halt noch dicker . . .

Kathrin: Ah, vielleicht gibt es doch ein Comeback der Handschrift.

– Schau, hier. Das find ich jetzt in dieser Sache gut, dass man sowohl PDFs als auch Folien und so weiter, Fotos, reinladen kann, während man in der Veranstaltung ist. Das ist ein PDF, und da sind meine Notizen, und da hab ich die Folien fotografiert und kommentiert, hier ist wieder ein Stück PDF, und das ist echt super, da kann man super Notizdokumente machen.

Kathrin: Könnt ihr das bitte alle ins Techniktagebuch . . . ? Ich glaube, das steht da noch nicht.

– Ich dachte, du müsstest das auf jeden Fall kennen.

Kathrin: Alle Uni-Veranstaltungen, bei denen ich bisher war, waren praktisch rein papiernotizenbasiert.

– Bei uns ist es so . . . für uns Leitungsfiguren sind das sogar dienstliche Dinger. Im Rektorat sitzen alle nur damit, es gibt kein Papier mehr.

Kathrin: Das ist aber wirklich ungewöhnlich. Die Veranstaltungen mit Leuten aus der Hochschulleitung, gerade die waren immer am papierfreudigsten von allen.

Erst beim Transkribieren merke ich, dass ich bei näherer Betrachtung gar nicht so viel über das Innenleben von Universitäten oder ihren Rektoraten weiß. So oft bin ich da auch wieder nicht, ich kann also kaum beurteilen, wie ungewöhnlich die Bielefelder Situation ist.

– Es gibt im Rektorat kein Papier mehr, das rumgeschickt wird.

Kathrin: Schreibt das alles auf! Das ist total ungewöhnlich!

– Da hast du die ganzen Informationen drin, also die Datenbanken und die ganze Literatur . . .

– Wir haben Zugriff auf unsere Ordner, die wir auf den Laufwerken an der Uni haben . . .

– Dann ist es für Präsentationen super . . .

– Das ist halt super, weil sonst war ich immer nur in meinem Büro und hab Unterlagen gesucht . . .

Kathrin: Ihr lebt in einem merkwürdigen Paralleluniversum!

– Wir dachten, das ist normal.

Kathrin: Nein, das ist überhaupt nicht normal! Also speziell an Unis nicht!

– Wenn du bei uns in eine Rektoratssitzung kommst – früher kamen die immer mit solchen Bergen von Papier an, jetzt haben sie alle nur so ein Teil dabei.

Kathrin: Ich bin durch ein Wurmloch in der Zeit gefallen und zehn Jahre in der Zukunft wieder rausgekommen.

Der jüngste Mitarbeiter am Tisch: Ich aber auch.

Schreiblabor Bielefeld, Kathrin Passig

15.-20. Juni 2018

Mobiles Bezahlen, Teil XXXVI

Die nicht gerade kurze Geschichte meiner Versuche, kontaktlos zu bezahlen, erweitert sich um mehrere Kapitel, in denen es darum geht, per Smartphone zu bezahlen. Zwar klappt das mittlerweile per Glase (früher Seqr, das Techniktagebuch berichtete), aber es wäre doch schön, wenn das im eigentlich genutzten Konto möglich wäre.

Mal schauen, wie Fidor sich da schlägt: Nach der Ankündigung vor ein paar Tagen, dass Fidor das mobile Bezahlen per Smartphone möglich machen wolle, gab es heute ein Update der Fidor App, und in dieser befindet nun ein Button: „Fidor Pay aktivieren“ (bezahlen per Smartphone).

Ich tippe auf “Aktivieren”, muss eine Sicherheitsfrage festlegen, meine PIN eingeben, eine neue PIN fürs mobile Bezahlen festlegen – und das soll es gewesen sein.

Das wäre sensationell einfach, verglichen mit der Postbank App (bei der ich die Hürde Einschreiben / EMail / Geheimzahl / . . . immer noch nicht genommen habe). Ah, jetzt eine Email von Fidor, dass mir 0 Euro von meiner Mastercard abgebucht wurden. . . wohl irgendeine Überprüfung der Gültigkeit meiner Mastercard. Das sieht doch alles gut aus!

Hm, zweifle ich, so richtig einfach scheint das Bezahlen mit dem Smartphone trotzdem nicht gelöst zu sein: ich muss (1) das Smartphone entsperren, (2) die App entsperren und dann (3) noch die Pay-Geheimzahl in der App eingeben. Bei Bezahlvorgängen über 25 Euro auch noch (4) die Geheimzahl am Bezahlterminal. Das sind vier Authentifizierungsschritte, wo es mit der Karte nur einen braucht.

Einen Tag später hat hat Fidor offenbar festgestellt, dass vier mal Authentifizieren für einen Bezahlvorgang etwas übertrieben ist: Jetzt taucht bereits auf dem Login-Screen für die App ein Direktlink zum Mobilen Bezahlen “Pay” auf. Es verspricht alles, sehr einfach zu werden!

Am Mittwoch, dem 20.6. komme ich das erste Mal dazu, dieses neue mobile Bezahlversprechen auch auszuprobieren, stehe an der Kasse, starte an der Kasse die Fidor App, logge mich ein, und lese: „Fidor Pay wird auf diesem Smartphone nicht unterstützt."

Der Start von Google Pay ist in wenigen Tagen angekündigt, *to be continued*.

Molinarius

20.6.2018

Der Spam bist du

Am heutigen Abend ist was los auf der Mailingliste meiner Gewerkschaft. Aus bislang unklaren Gründen hat jemand aus dem Landesverband Berlin/Brandenburg eine Mail mit Vorschlägen für interne Besprechungen an den externen Verteiler versandt, auf dem alle in dieser Gewerkschaft Selbständigen eingetragen sind – also einfach an die falsche Mailingliste.

Und ist danach offensichtlich in den Feierabend gegangen.

Nun ist es ja schon peinlich genug, dass Beiträge zur internen Beratung von Themen wie *Sexarbeit & Scheinselbständigkeit* an einen breiten, quasi öffentlichen Verteiler gestreut werden. Darüber könnte man sich als unbeabsichtigter Empfänger ärgern, die Mail löschen, und das war's.

Aber.

(Zu) viele wollen die Mail nicht einfach löschen, sondern ihrem Ärger Luft machen. *Streicht mich aus der Liste!* fordern sie ultimativ – und schicken diese Aufforderung an die ganze Liste. Die Mailflut wächst, immer mehr beklagen sich über den Spam oder verweisen bitterböse auf die europäische Datenschutz-Grundverordnung.

Natürlich werden es immer mehr Mails, die an alle gehen.

Einige nehmen es mit Humor, laden zum Bier auf die Admiralsbrücke, einem beliebten Treffpunkt in Berlin-Kreuzberg. Oder freuen sich, so von lange nicht mehr gesehenen Kollegen zu hören und deren Mailadresse zu erfahren.

Die Mailflut wächst weiter.

Ein pfiffiger Listenteilnehmer verbreitet den Tipp, wie man sich mit einem entsprechenden Kommando per E-Mail aus der Liste abmelden kann. Nützt wenig, die Beschwerden halten an.

Die Mailflut wächst weiter.

Am Abend steht der Zähler bei etwa 500 Mails. Nur für einen der beiden Beiträge, die über die Liste irrtümlich verbreitet wurden. Aber die Nacht ist noch lang.

Es ist so ähnlich wie beim Verkehrsstau, zu dem jeder selber beiträgt, der drinsteht: Der Spam bist du.

Thomas Wiegold

20. Juni 2018

Im Biotop der Sharingfahrzeuge

Ich bin dank eines Gratistickets zum ersten Mal auf dem “Tech Open Air”. Vor dem Eingang zum Gelände haben sich Leihfahrzeuge gesammelt wie Aale im Paarungsgebiet:

Rechts gehören so gut wie alle Fahrräder zu den Leihfahrradanbietern mobike und ofo und alle Roller zum Elektroroller-Verleihanbieter coup – bis auf einen, der vom Elektroroller-Verleihanbieter Emmy stammt.

Auf der linken Straßenseite: Alle Autos entweder von car2go oder von DriveNow.

Denkbar, dass die Gäste nicht alle damit erschienen sind, sondern geschäftstüchtige Anbieter das alles in der Hoffnung auf Kundschaft frühmorgens hier aufgestellt haben. Aber genutzt werden die Leihfahrzeuge jedenfalls. Als ich abends das Gelände (auf meinem eigenen Fahrrad) wieder verlasse, sind die meisten verschwunden.

Kathrin Passig

21.6.2018

Der Airbag für den Kopf: Schickes Gadget. Aber arg empfindlich (mit Update)

Die Meldungen über schwere Fahrradunfälle in Berlin gehören zum Alltag – und zu viele gehen für die Radfahrer übel aus. Deshalb – und weil es natürlich ein schickes Gadget ist – habe ich mir vor einer Woche einen Airbag für den Radler-Kopf geleistet. *8x sicherer als ein klassischer Fahrradhelm*, bewirbt das schwedische Unternehmen Hövding sein Produkt.

Das Prinzip klingt nicht schlecht: Beim Radfahren legt man einen – recht schweren – Kragen um, der den Airbag und eine Patrone zum Aufblasen enthält. Eingebaute Sensoren kontrollieren permanent die Beschleunigung und lösen bei einem Sturz diesen Airbag aus. Der schiebt sich dann in Sekundenbruchteilen über den Kopf.

Ausprobieren kann man das natürlich nicht – denn wenn der Hövding einmal gezündet hat, ist er verbraucht. Dann bleibt nur, den explodierten Airbag einzuschicken und – mit ein bisschen Nachlass, aber immer noch für mehrere hundert Euro – einen neuen zu bekommen.

In der Gebrauchsanweisung wird deshalb – scheinbar deutlich – drauf verwiesen, dass die Elektronik des Airbags erst zum Radfahren aktiviert werden soll. Nicht, dass man auf dem Weg in den Fahrradkeller auf der Treppe stolpert und sich der Lufthelm schlagartig aufbläst.

Allerdings ist die Gebrauchsanweisung nicht wirklich aussagekräftig: *Schalten Sie den Hövding nur ein, wenn Sie ihn tragen und unmittelbar, bevor Sie Rad fahren*, steht dort. Aber was bedeutet *unmittelbar, bevor Sie Rad fahren*? Bevor ich aufs Rad steige, oder erst, wenn ich drauf sitze?

Die Frage ist bedeutsam, wie ich heute erfahren musste. Ich hielt mit dem Rad ordnungsgemäß an und stieg vom stehenden Rad – wie in den vergangenen Tagen auch, ohne den Hövding zu deaktivieren. Aber diesmal stieg ich wohl schwungvoller ab als sonst. Mit einem Knall blies sich der Airbag auf.

Das ist nun ein teurer Spaß – und die Frage ist, ob ich mich mit dem Absteigen mit aktiviertem Airbag an die Gebrauchsanweisung gehalten habe. Sonst habe ich nur die Chance, für paar hundert Euro einen neuen Hövding zu erwerben.

Darüber muss ich noch mal nachdenken: Ist so ein arg empfindliches Gerät für den Berliner Straßenverkehr tauglich? Oder ist ein herkömmlicher Helm nicht nur billiger, sondern auch sinnvoller? Sicher bin ich mir da noch nicht.

Update 27.6.2018: Nach meinem Mißgeschick habe ich mich an den deutschen Importeur dieses Airbag gewandt. Der bat mich, das explodierte Utensil einzuschicken – was ich einen Tag nach der Auslösung tat. Heute, keine Woche später, bringt mir der Paketbote einen neuen Hövding-Airbag. Ohne dass ich einen Cent bezahlen muss. Der Service ist schon beeindruckend.

Das ganze Paket enthält alles, was auch schon im Paket bei meinem ersten Helm dabei war. Nur eines ist neu: Ein zusätzlicher Zettel zur Gebrauchsanweisung. Ich soll, lerne ich daraus, den Airbag de-aktivieren, bevor ich vom Rad steige…

Thomas Wiegold

2018

Der Rufbus in Friedrichshafen (4): Was vom Rufbus übrigblieb

Im Sommer 2017 habe ich im Techniktagebuch über den Rufbus-Probebetrieb in Friedrichshafen in den 70er und 80er Jahren berichtet. Der geplante vierte Teil mit Würdigung und Zukunftsaussichten erwies sich als schwieriger als gedacht und blieb deshalb zunächst ungeschrieben. Im Juni 2018 habe ich nun an der Fachtagung „Rufbus meets Mobility 4.0“ in Friedrichshafen teilgenommen, zwei ungemein spannende und lehrreiche Tage erlebt, und fühle mich nun fit für Teil 4 meiner Rufbusgeschichte.

Ein Aspekt des Friedrichshafener Rufbus-Niedergangs, den ich noch nicht ausreichend gewürdigt habe, ist die zunächst triviale Tatsache, dass ein öffentlicher Personenverkehr praktisch immer ein Zuschussbetrieb ist, der auf staatliches Geld angewiesen bleibt. Bietet nun ein Verkehrsunternehmen einen Linienbusverkehr an, kann es die Kosten recht genau voraussagen und über Fahrplanangebot, Fahrzeuggrösse etc. auch gut steuern. Wenn das verfügbare Geld nicht für eine weitere Fahrt ausreicht, wird sie eben nicht angeboten, und wenn dann ein potenzieller Fahrgast keine passende Verbindung findet, wird er zwar seufzen und das Auto nehmen (oder zuhause bleiben), aber nicht weiter ärgerlich werden. Anders bei einem Bedarfsverkehr. Den Fahrgast, der sich für einen bestimmten Zeitpunkt einen Rufbus bestellt, den hat man am Hals, man muss irgendwie dafür sorgen, dass er innert nützlicher Frist befördert wird, sonst wird die Unzufriedenheit sehr groß sein. Wenn sich nun immer mehr Fahrgäste anmelden, dann wird das System zwar möglicherweise immer effizienter (ein gutes Konzept und taugliche Soft- und Hardware vorausgesetzt), sein *relativer* Zuschussbedarf pro Fahrt geringer – da jedoch immer mehr Fahrten durchgeführt werden müs-

sen, wird der *absolute* Zuschussbedarf des Systems trotzdem steigen, mit anderen Worten: je erfolgreicher das System ist, desto rascher rauscht es in die Pleite.

Das bringt viele der heute bestehenden bedarfsgesteuerten Busverkehre in die paradoxe Situation, dass sie sich bemühen müssen, ihr Produkt nicht allzu bekannt werden zu lassen. Die Städte und Landkreise sind in der Pflicht, eine Versorgung anzubieten, halten ihr Angebot jedoch nach Möglichkeit geheim (Zitat eines Tagungsteilnehmers: „Das Sozialamt macht ja auch keine Reklame"). Kein Internetauftritt, keine App; ein vergilbter Aushang mit Telefonnummer an der Haltestelle ist gerade recht als Werbung. Bei meiner anfänglichen Recherche für diesen Artikel hatte ich den Eindruck, es gebe 2018 kaum noch bedarfsgesteuerte Busverkehre. Das ist überhaupt nicht wahr, im Gegenteil, es gibt in Deutschland kaum einen Landkreis, in dem kein derartiges Angebot existiert. Die verstecken sich bloß.

Unsichtbarkeit ist nicht der einzige Weg, einen Bedarfsbus nicht allzu attraktiv werden zu lassen. Man kann es über den Fahrpreis regeln, indem man das Angebot von vornherein als Premiumprodukt in der Nische zwischen Öffis und Taxi konzipiert, wie etwa der Berlkönig in Berlin oder ähnliche Services in anderen Großstädten. Man kann den Betrieb auch auf verkehrsarme Randzeiten beschränken und außerdem keine kurzen Wartezeiten versprechen, so machen es zum Beispiel der Belbus in Flandern und der Anrufsammelbus im Landkreis Rottweil.

Der Rufbus Friedrichshafen dagegen hatte andere Ambitionen. Er war (zu Beginn) ganztags unterwegs, zum normalen Busfahrpreis, und eine lange Voranmeldung von Fahrten war nicht notwendig. Unsichtbar war der Rufbus auch nicht. Für ihn wurde ein professionelles und im Rückblick erstaunlich modernes Werbekonzept gefahren, mit umfangreicher Pressearbeit, einem schönen Logo und einer einprägsamen, allgegenwärtigen Farbkombination grün-weiß-gelb. Er sollte sichtbar sein – man hoffte, eines Tages der Zuschussspirale davonzufahren. Anstatt die Fahrgastzahl niedrig zu halten, um das Defizit unter Kontrolle zu halten, versuchte man im Gegenteil, eine kriti-

sche Systemgröße zu erreichen, bei der die Sache so effizient würde, dass der Zuschussbedarf, wenn schon nicht verschwindet, so doch wieder im Rahmen liegt.

Diese Hoffnung hat sich zumindest damals nicht erfüllt. Computerhardware und Datenverkehr waren um 1980 noch obszön teuer, dabei aber so empfindlich, dass der wichtigsten Kundenforderung nach Verlässlichkeit des Systems nie entsprochen werden konnte. Und auch durch den paradoxen Effekt, dass die Auslastung der Busse bei Überschreitung einer gewissen Fahrgastzahl plötzlich wieder nach unten ging (eine Schwäche der Software oder ein grundsätzlicher Denkfehler im System? Ich weiß es nicht), war man vom notwendigen Effizienzgewinn weit, weit entfernt.

Wäre ein solches System heute lebensfähig? Mit moderner Hardware, mit Unmengen von Softwareentwicklerstunden die seither zum Thema investiert wurden, mit allen Möglichkeiten der heutigen Kommunikation? Ich kann es nicht sagen, und soweit ich sehen kann, hat sich seit damals niemand getraut, es zu versuchen.

Warum das schade ist, werde ich in Teil 5 argumentieren.

Tilman Otter

Juni 2018

Ladeerleichterungstechnik am Flughafen

Am traditionell karg eingerichteten Flughafen Tegel (provisorische Erweiterung Terminal C) gibt es zwar immer noch keine Steckdosen an den Sitzplätzen. Aber immerhin muss man seine Geräte zum Laden jetzt nicht mehr auf den Boden legen:

Kathrin Passig

23. Juni 2018

Ein Fußballabend anno Zwanzigachtzehn

Zur Zeit findet die Fußball-WM in Russland statt und heute abend tritt die deutsche Mannschaft in ihrem zweiten Spiel gegen Schweden an. Nach einer Auftaktniederlage gegen Mexiko droht dabei bereits das frühe Ausscheiden aus dem Turnier.

Wir sind zu einer Geburtstagsparty eingeladen, die vermutlich geplant wurde, noch bevor der WM-Spielplan feststand. Die Hinweise verdichten sich, dass der Gastgeber dort keinen Fernseher für die Übertragung des Spiels aufbauen will. Wir haben Kinderbetreuung arrangiert und das Partybuffet als Abendessen eingeplant und beschließen daher, trotzdem früh dorthin zu fahren.

Während übrigens die Babysitterin, zu der ich das eine Kind bringe, sich ausgiebig freut, dass ihr die Betreuung als Verhinderungsgrund für alle Fußballeinladungen dient, lässt sich die andere, die das ältere Kind bei uns zuhause betreut, schnell noch in das Setup aus Satellitenreceiver und Beamer einweisen, um das Spiel schauen zu können, sobald unsere Tochter schläft.

Auf der Party angekommen bestätigt sich der Verdacht. Man könnte immer noch in einen nahe gelegenen Biergarten ausweichen, wo das Spiel auf einer LED-Wand gezeigt wird. Aber aus Freundschaft zum Gastgeber bleiben wir und stärken uns erstmal am leckeren Buffet.

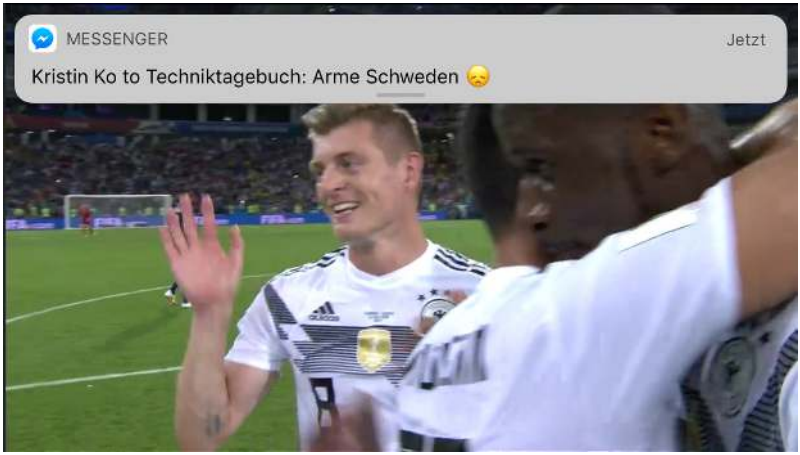
Offensichtlich ist bei ca. 50 anwesenden Erwachsenen eine ähnliche Anzahl Smartphones vorhanden und es werden genügend verstohlene Blicke auf Newsticker geworfen, sodass sich die Kunde von wichtigen Spielereignissen rasch verbreitet.

So erfahre ich vom Führungstor für Schweden, während der Gastgeber gerade eine kleine Begrüßungsansprache hält. Und auch von der verletzungsbedingten Auswechslung von Sebastian Rudy und dem Ausgleich durch Marco Reus zu Beginn der zweiten Halbzeit. Die Spannung steigt spürbar weiter und die Blicke auf die Telefone werden immer häufiger und unverhohlener.

In der 72. Spielminute dann der Dammbruch: Auf beiden Seiten des Tisches, an dem wir gerade sitzen, wird auf je einem Smartphone der Livestream der ARD gestartet. Dank LTE und Retina-Display können wir nun das Spiel in hoher Qualität verfolgen – aber eben nur in Spielkartengröße.

Lustigerweise ergibt sich auch hier ein Zeitversatz von mehreren Sekunden zwischen den den beiden Geräten. Meines ist früher dran, dafür bekommen die Mitseher bei mir die Notifications des Techniktagebuch-Redaktionschats zu sehen, die am oberen Bildrand eingeblendet werden. Auch dort wird das Spielgeschehen eifrig verfolgt und kommentiert und ich bräuchte vermutlich ein bis zwei kritische Minuten, um die Notifications abzuschalten.

Auf diese Weise erleben wir den Platzverweis von Jérôme Boateng, den Pfostenschuss von Julian Brandt und schließlich das erlösende Freistoßtor von Toni Kroos in der fünften Minute der Nachspielzeit.



Anschließend kann ich noch rasch diesen Screenshot anfertigen, muss dann aber umgehend mein Ladegerät herauskramen und mir eine freie Steckdose suchen, da mein Akku mittlerweile bei 3% angekommen ist.

Virtualista

23. 6. 2018

Das Smartphone guckt mir noch nicht in den Hals, hilft mir aber trotzdem

Es ist Samstag, am späten Abend. Das, was als leichtes Halskratzen am Vortag begann, hat sich im Laufe des Tages zu schlimmen Schmerzen entwickelt, die auch mit regelmäßiger Einnahme von Ibuprofen nicht besser werden. Leider wohne ich nicht, wie André Spiegel, in der Zukunft, sondern in Deutschland. Und so muss ich für eine Vordiagnose und ärztliche Behandlung selbst tätig werden.

Der erste Schritt ist ein Blick in meinen Hals. Mein Smartphone kann das noch nicht alleine, also schalte ich die Taschenlampenfunktion an und beleuchte die Misere vor dem Schminkspiegel. Es zeigen sich die laut Dr. Google recht eindeutigen Anzeichen einer schweren Mandelentzündung. Bei dem Gedanken, mich zur Notfallambulanz zu schleppen (mein Mann müsste zu Hause bleiben und auf unsere Tochter aufpassen) und dort mit diesen Schmerzen zu Recht lange zu warten, da ich zwar krank bin, aber nicht lebensbedrohlich, graut es mir. Doch durch meine Mitgliedschaft in diversen wissenschaftsorientierten Facebookgruppen, in denen sich auch viele Medizinerinnen und Mediziner umtreiben, weiß ich, dass es etwas namens "hausärztlicher Notdienst" gibt. Diesen soll man eigentlich für solche Fälle zur Hilfe ziehen, statt die Flure der Krankenhäuser zu verstopfen. Zuvor hatte ich von diesem Dienst nie gehört, weder von meinen Hausärzten, noch durch Flyer in Praxen oder Ähnliches.

Ich google also auf dem Smartphone "hausärztlicher Notdienst". Es erscheint die Seite www.116117.de, die nicht nur die Telefonnummer praktischerweise gleich in der URL hat, sondern mir durch eine Checkliste gleich jegliche Zweifel nimmt, ob ich wirklich krank genug bin, dort anzurufen. Unter *Beispiele für Erkrankungen, die vom ärztlichen Bereitschaftsdienst versorgt*

werden können werden nämlich *starke Hals- oder Ohrenschmerzen* aufgelistet. Ich schiebe dem Ehemann das Smartphone zu und verkrieche mich wieder unter der Bettdecke.

Mein Mann ruft bei der angegebenen Telefonnummer an und nach kurzem Verharren in einer Warteschleife bekommt er eine weitere Nummer. Unter dieser ist ein Arzt zu erreichen, der in unserer Region gerade Bereitschaftsdienst macht. Nach nicht einmal einer Stunde klingelt es bei uns und ich bekomme, nachdem jetzt auch ein Mensch in meinen Hals geblickt hat, die ärztliche Bestätigung, dass es richtig war, dort anzurufen. Meine Versorgung dauert etwa 5 Minuten, das darauffolgende Ausfüllen der diversen Formulare und Übertragen meiner Daten deutlich länger. Mit Aussicht auf Besserung bin ich sogar in der Lage, mich an meine Chronistinnenpflicht zu erinnern und frage den Arzt, ob das denn vielleicht irgendwann durch Digitalisierung schneller verlaufen könnte. Er überlegt kurz und hält es für zweifelhaft. “Dazu müssen wir noch zu viel selbst eintragen.”

Angela Heider-Willms

23. Juni 2018

Noch ein Fußballabend anno Zwanzigachtzehn

Aus Gründen verbringe ich den schicksalhaften 23. Juni nicht wie Virtualista am Buffet, sondern zu Hause.

Das Spiel läuft mit einiger Verspätung auch auf meinem Fernseher, aufgrund von allgemein mäßigem Interesse und der mäßigen Spielleistung der deutschen Mannschaft wird aber schon nach kurzer Zeit das Programm gewechselt und ich teile meiner (fußballbegeisterten) Freundin mit, dass ich mich jetzt wieder wichtigeren Dingen zuwende. Sie antwortet nach einer Weile, dass es jetzt 1:1 steht und das Spiel wieder sehenswert ist.

Ich schalte also zurück, schaue das Spiel, dann auf die Uhr und dann merke ich, dass ja Samstag ist und ich noch Einkäufe zu tätigen habe. Dummerweise macht der Laden ja bald zu und das Spiel ist wirklich sehenswert, sie hat recht.

Livestream aufs Handy (35% Akku sollten reichen, Datenvolumen auch), Kopfhörer an[1] und mit Bild und Livekommentar durch die gut besuchte Kleingartensiedlung in einen leeren Supermarkt.

Auf dem Weg zurück ist die reguläre Spielzeit vorbei. Ich fiebere mit. Schweden in Überzahl, Nachspielzeit, Freistoß Kroos. Auf 5 Zoll sehe ich das Tor. Als ich dann die Kopfhörer runterziehe, klingt es wie im Biergarten, denn von überall johlt es vor Freude.

Marian Ritter

24.6.2018

Der Videobeweis für den Kühlschrank wird eingeführt

Aus irgendeinem Grund kühlt der Kühlschrank im oberen Bereich nicht mehr so gut. Als ich testweise am Regler drehe, merke ich, dass der Bereich um die Kühlschranklampe sehr warm ist, so warm eigentlich, wie es nur sein könnte, wenn die Lampe dauerhaft an ist. Das würde zunächst auch erklären, warum der Kühlschrank nicht mehr ordentlich kühlt, vor allem aber ist das ja nicht richtig.

Man kann, so stelle ich fest, nur schlecht überprüfen, ob das Kühlschranklicht ausgeht, wenn man den Kühlschrank schließt. Ich versuche den Kühlschrank zu überlisten und mache die Tür sehr langsam und sehr schnell auf, in der Hoffnung, eine Sekunde Dunkelheit zu erhaschen, das Gerät ist aber zu schlau bzw. zu schnell für mich und ich bekomme immer nur einen erleuchteten Kühlschrank.

1. also angeschaltet, nicht nur angezogen, wir sind ja im Bluetoothzeitalter.

Dann stelle ich den Regler auf 0, wobei auch das Licht ausgeht und plane, die Lampe rauszudrehen, wenn sie wieder etwas abgekühlt hat.

Als es soweit ist, habe ich aber noch eine bessere Idee. Ich nehme mein Smartphone, starte ein Video, stelle das Smartphone in den Kühlschrank und mache die Tür zu und wieder auf. Das Video (oder vielmehr *die* Videos, denn ich mache mehrere davon) beweist: Die Lampe geht aus!

Eventuell stand einfach irgendetwas im Kühlschrank ungünstig und hat verhindert, dass die Tür richtig zuging. Als ich im Laufe des Abends probeweise noch mal an die Lampe fasse, ist sie auch wieder angemessen kühl. Und ich habe endlich den Videobeweis, dass es im Kühlschrank wirklich dunkel ist, wenn man die Tür schließt.

Anne Schüßler

25. Juni 2018

Parallelwelten aufschreiben, festhalten, organisieren

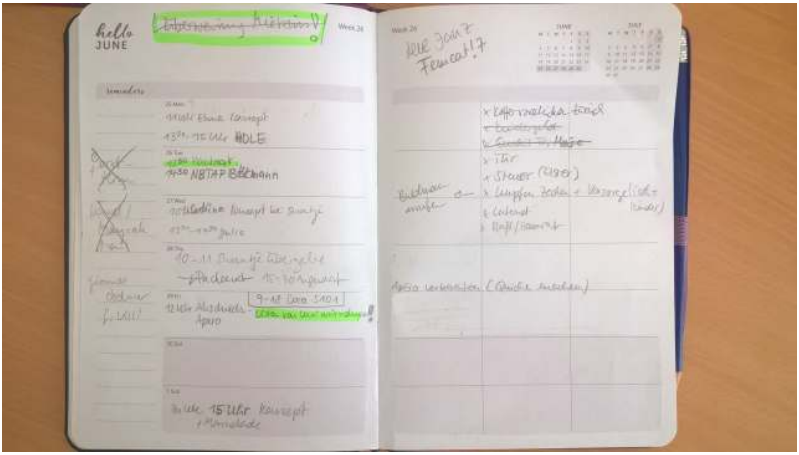
Das Leben an sich ist ja schon komplex. Manchmal ist es aber noch komplexer.

Heute ist Montag, der 25. Juni 2018 und ich organisiere die Auswanderung meiner Familie von Bielefeld in die Schweiz. Nach vielen Arbeitsjahren im Bielefelder Schreiblabor zieht uns ein fester Job dorthin. Eine Alltagstechnik, die mir gerade hilft, unser Leben in zwei Paralleluniversen unter einen Hut zu kriegen ist ein Kalender von BusyB (jetzt geht es mir wie meiner Kollegin und Freundin Stefanie Haacke aus dem Schreiblabor: ja, das fühlt sich an wie Werbung). Hier ist mal ein Foto:

Also, die Alltagstechnik besteht für mich v.a. aus zweierlei:

1. **Listen machen und Unerledigtes mitnehmen** – Pro Woche schreibe ich alles, was ich zu erledigen habe, rechts auf die Wochenkalenderseite (Tagestermine links zum jeweiligen Tag). Auch Sachen, die ich vielleicht diese Woche noch gar nicht schaffen kann. Alles, was am Ende der Woche noch nicht erledigt ist, schreibe ich am Montagmorgen, wenn ich die nächste Kalenderwochenseite aufschlage, wieder hin als Liste (wie Koffer verschicken, dass findet erst in 1 ½ Wochen statt, aber es ist mir letzte Woche eingefallen und jetzt schreibe ich es eben jede Woche hin, bis ich es erledigt habe). Meistens kommt dann noch was Neues dazu, im Laufe der Woche sowieso. Alles, was ich erledigt habe, streiche ich.

2. **Paralleluniversen abbilden** – Wenn ich in meinem Kalender vorblättere, zum Beispiel in den August, dann stehen auf der einen Seite (links) die zukünftigen aktuellen Termine in der Schweiz:



Rechts habe ich eine Spalte „Bielefeld“ benannt: dort notiere ich alles, was dann gerade im Bielefelder Paralleluniversum an wichtigen Terminen ansteht. Das bildet eigentlich ganz schön ab, dass ich in dieser Zeit in zwei Welten lebe und denke – in meiner eigenen präsenten Welt in der Schweiz und gedanklich viel in der Welt meiner Kinder, die sich dann gerade zwischen Bielefeld, Nordseeinseln, den Omas in Berlin und Mecklenburg befinden (Sommerferien, Schulkinder, Betreuungsproblem). Mein Mann wird das managen. Ich habe es auf dem Papier gegenwärtig.

Die Abbildung des (Un)Erledigten und des zukünftig Gleichzeitigen hilft mir in der Planung und gibt mir Sicherheit. Und Irgendwie fällt mir jetzt beim Schreiben auf, dass wir eigentlich oft irgendwie in Paralleluniversen unterwegs sind: gerade ist meine längste Freundin schwer erkrankt, sie wohnt nicht in Bielefeld, sondern in meinem Heimatort Berlin. Ich habe in den letzten Jahren nicht besonders viel an sie gedacht, aber gerade tue ich das jeden Tag. Dazu schreibe ich nichts in meinen Kalender. Da gibt es nichts zu organisieren. Ich kann nur versuchen, diese Präsenz, die meine Freundin in meinen Gedanken hat, immer wieder auch zu manifestieren. Indem ich sie anrufe,

ihr eine E-Mail schreibe, einen Brief schicke. Aus meinem Universum in Bielefeld oder bald in der Schweiz in ihr Universum in Berlin. Paralleluniversen sind eben manchmal auch Mist.

Svenja Kaduk

Ein Sonnabend im Juni 2018

Wie der Sohn einen großen Teil seines Vertrauens in die Cloud verliert

Mit tränenerstickter Stimme ruft der Sohn mich an: "Papa, ich glaube ich habe mein Passwort für den Tolino geändert und jetzt geht das nicht mehr und WO HAB ICH DAS NUR AUFGESCHRIEBEN?? Weißt du das????"

Mir wird wieder deutlich, wie sehr er Bücher im Allgemeinen und seinen Tolino im Besonderen mag und wie schlimm das also für ihn ist, wenn der nicht so funktioniert wie erwartet.

Vorsichtiges Nachfragen engt zumindest das Problem ein: Er meint nicht das Passwort, um den Tolino zu entsperren, er meint auch nicht das Passwort, um neue Bücher im Tolino zu kaufen, sondern er meint das Passwort für die Onleihe.

Eine Option, um das Passwort wiederherzustellen, scheint es online nicht zu geben, nur durch persönliches Vorsprechen. Also bleibt mir nur, zu beruhigen, dass er ja Dienstag in eine Bücherhalle gehen und sich ein neues Passwort geben lassen kann.

Doch plötzlich kommt noch ein Gedanke: er sprach neulich davon, dass seine Ausleih-Karte in der Bücherhalle nicht mehr richtig funktioniere, und er wollte sich eine neue geben lassen; ich hatte aber gar nicht mehr nachgefragt. Und in der Tat, das hat er – erfreulich, aber unerwartet selbständig – getan, hat also seit Kurzem eine neue Bücherei-Karte. Könnte das deshalb . . . ? Und – in der Tat! Die neue Karte hat eine neue Nummer, er hatte das Passwort gar nicht geändert, aber die alte Karte gilt nicht mehr, und die

neuen Nutzerdaten müssen erst im Tolino hinterlegt werden. Was eigentlich natürlich kein Problem ist, aber über elterlichen Telefonsupport etwas mühsam. Dennoch, ungefähr eine halbe Stunde später funktioniert der Login in die Onleihe wieder, und die Tränen trocknen.

Der Sohn hat gerade eine seiner ersten Erfahrungen mit größerem Datenverlust gemacht: Aus seiner Sicht sind aus Gründen, die im Nachhinein zwar klar sind, deren Tragweite ihm aber vorher nicht so richtig klar waren, gerade seine Lieblingsbücher verschwunden. Nun äußert er Sorgen, dass es noch weitere derartige unerwartete Gründe geben könnte, aus denen die Bücher vom Tolino verschwinden könnten.

Wie ich das Vertrauen des Sohnes in die Cloud wieder herstellen soll (wenn aus dieser die Bücher *einfach so* verschwinden können!), weiß ich jetzt auch nicht; ich gehe aber davon aus, dass dieser Vertrauensverlust nicht nachhaltig sein wird, und er dies als Lektion zum vorsichtigen Umgang mit Benutzerdaten mitgenommen hat.

Molinarius

Juni 2018 (aber wohl schon seit Februar)

Das Postamt ist nur noch gelegentlich im Dorf

Crail, Schottland (ca. 1.800 Einwohner) hatte um 2015 herum schon mal ein Jahr lang kein Postamt. Dann wurde die Aufgabe vom lokalen Sandschäufelchenladen übernommen, aber das scheint sich nicht bewährt zu haben: im Januar 2018 war das Dorf wieder ohne Postamt.

Derzeit wird es mobil mit Postdiensten versorgt:

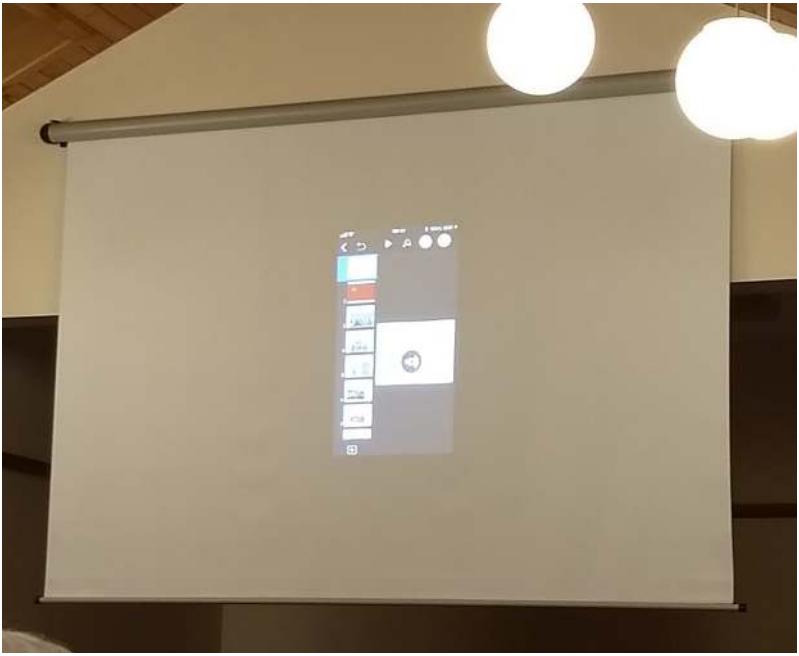
Hinten im Auto ist immer nur Platz für eine Person, deshalb steht man draußen Schlange und wird von der Postangestellten in den Wagen gebeten, wenn man dran ist. Das Postauto parkt montags, dienstags und mittwochs je zwei Stunden im Dorf.

Kathrin Passig

26. Juni 2018

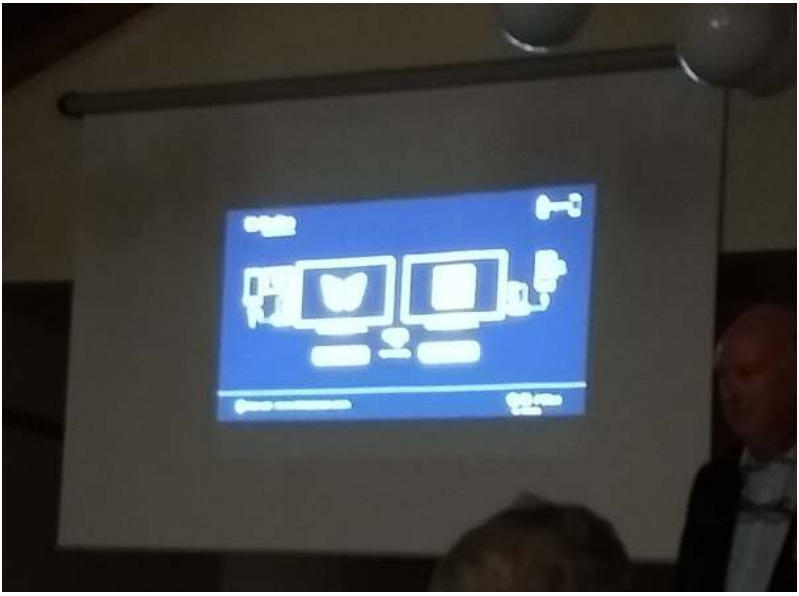
Erstaunliche neue Präsentationstechniken in der Kirk Hall

Während sich der schottische Kirchengemeindesaal füllt, ist auf der Leinwand eine Vorschau auf die kommenden Vortragsslides (”I was a Cold War Spy in Crail”) zu sehen. Der Redner hat sein Handy an den Beamer angeschlossen!



Das habe ich noch nie gesehen, Aleks auch nicht. Der Redner ist 80 Jahre alt.

Leider bekommen wir außer der ersten Slide nichts zu sehen. Danach zeigt der Beamer, oder vielleicht ist es auch die Handy-Präsentationssoftware, nur noch eine Einrichtungsanleitung an:



Man erkennt nichts, weil ich den sympathischen Redner nicht durch auffälliges Fotografieren seiner Technikprobleme kränken wollte. Auf einem besseren Bild könnte man lesen, dass unter den beiden abgebildeten Bildschirmen “Plug and Play” steht.

Der Redner ist äußerst souverän und geht mit keiner Silbe auf die Technik oder das Fehlen seiner Fotos ein. Ich nehme mir vor, das in Zukunft auch so zu machen.

Kathrin Passig

Juni/Juli 2018

Sammelbeitrag: Wie wir 2018 die Fussball-WM der Herren tippen

Mia Culpa:

Bei der Arbeit nutzen wir einen kostenlosen Online-Tippdienst. Man hat dort sein Konto und nimmt an den Sachen teil, auf die man Lust hat. Also z. B. Bundesliga, oder eben EM oder WM.

Früher hatten wir einen papiernen Plan, so eine Art Holz-Excel. Man trug seinen Tipp ein und ein armer Freiwilliger musste dann die Punkte von Hand auszählen. Lustig daran war, dass jeder die Tipps der anderen sehen konnte und man sich gegenseitig vorab mit großen Behauptungen verhöhnen konnte. Wenn es jemand zu ernst nahm, bezichtigte er die Kollegen, seinen Tipp "geklaut" zu haben. Man konnte seinen Tipp auch nicht mehr ändern, wenn man ihn einmal an die Wand geschrieben hatte, sonst wurde man sehr verhöhnt. Deshalb tippte man entweder sehr kurz vor dem Spiel oder eben uninformiert.

Mit der Online-Tipprunde ist alles anders. Man sieht die Tipps der anderen aus der Runde erst nach dem jeweiligen Spiel. Man kann also nur hinterher "haha, verloren" zu den Verlierern sagen, was nur halb so lustig ist wie das Geplänkel vorab.

Weil man die Tipps online noch bis zum Anstoß korrigieren kann, unternehme ich tatsächlich Anstrengungen, auf dem Laufenden zu bleiben: wie fit ist Mo Salah, hat Özil aufgehört zu schmollen etc. etc.. Ich tausche kurz vor dem Spiel noch WhatsApp-Nachrichten mit Kollegen aus "Ich ändere und setz auf Marokko, hatte eine Eingebung beim Duschen". Manche Kollegen ändern dauernd ihre Tipps, bis das Spiel losgeht. Andere tippen vor Beginn des Turniers alles durch, sogar die Finals, bei denen man nicht mal weiß, wer spielen wird. Bislang hat sich keine Methode als eindeutig besser erwiesen.

Markus Winninghoff:

Als erstes wird zwischen Küche und Serverraum in unserer Firma ein WM-Spielplan aufgehängt. Auf russisch. Mit kyrillischen Buchstaben. Da mein Interesse für Fußball etwa so groß ist wie das der meisten Menschen, sagen wir, an Modellfliegen, stört es mich nicht, dass ich allenfalls ein oder zwei Mannschaftsnamen entziffern kann.

Als nächstes gehen intensive Flurgespräche los, wie man tippen soll: Auf einem großen Zettel (der russische taugt dafür aus naheliegenden Gründen nicht), mit einem Online-Tool über einen, wie viele meinen, dubiosen Dienst, "der nur die E-Mailadresse haben will" oder anders. Es kommt anders: Es wird eine Google-Tabelle angelegt, zu der der Link herumgeschickt wird. Man soll seinen Tipp dort eintragen. Auf Vertrauensbasis! Ich nehme an, dass unsere organisierenden Studenten regelmäßig (alle fünf Minuten oder so) Screenshots machen.

Ich öffne die Tabelle. Tja. Wir sind schon ziemlich viele Mitarbeiter! Meinen Namen finde ich ziemlich weit rechts. Dann kann ich gleichzeitig nicht mehr sehen, wer gegen wen spielt, weil die Spielpaarungen ganz links stehen. Ich tippe ein bisschen vor mich hin, gebe aber schnell entnervt auf. Außerdem ahne ich schon, dass ich wieder wie bei der letzten WM meistens vergessen werde zu tippen. Deswegen schreibe ich in das oberste Tippfeld in Zeile 4 "=D4". In der Spalte D tippt der Kollege, der beim letzten Mal gewonnen hat. Dann ziehe ich mit der Maus das markierte Feld nach unten, so dass sich die Berechnung fortsetzt.

Der "Schwindel" fliegt auf, weil der Kollege vergisst, bei einem Spiel was einzutragen. Bei mir bleibt auffälligerweise das gleiche Feld leer. Ich trete schon jetzt meinen eventuellen Gewinnanteil an den nächstbesten Kollegen ab. Ein paar Tage drauf wird ein Zwischenstand herumgeschickt. Ich ändere meine Tabelleneinträge der noch ausstehenden Spiele auf den Kollegen, der mit seinem Tipp bislang am besten dasteht. Man belobigt mich, dass ich nunmehr nicht mehr das Gleiche tippe wie Kollege "D". Ich sage: "Schau mal genau hin . . . " Und trete erneut alle möglichen Gewinne ab.

Molinarius:

Für die Kolleginnen und Kollegen in der Kleinstadt hat jemand uns bei einem Online-Dienst angemeldet, ähnlich wie Mia es beschreibt. Es sind so viele Tipps abzugeben, oh weh! Mit meiner Fußball-Kompetenz verhält es sich folgendermaßen: Bei "Lewandowski" denke ich an den deutsch-jüdischen Komponisten und seine Psalmvertonungen, mittlerweile habe ich aber verstanden, dass es einen gleichnamigen Fußballer gibt, der wohl recht bekannt ist.

Ich tippe alle Spiele in einem Rutsch durch und orientiere mich dafür recht eng an den ebenfalls auf der Plattform angegebenen Wettquoten, dennoch liege ich nach den ersten Spielen auf Platz 23 von 25. Einsatz waren fünf Euro, drei davon sind vorgesehen für Getränke bei einem gemeinsamen Fußballgucken.

Mit den Kollegen aus UK tippe ich ganz anders, total untechnisch: 10 Pfund Einsatz, alle Länder werden auf Zettel geschrieben, jeder zieht verdeckt einen Zettel, auf meinem steht "Senegal".

Immerhin ist Senegal gerade auf dem Weg ins Achtelfinale, oder?

Virtualista:

Zu dieser Weltmeisterschaft bin ich leider nur zu einer einzigen Tipprunde eingeladen. Vor vier Jahren waren es noch derer drei. Die Tipprunde läuft über eine Webseite unter fifa.com, es scheint sich also um das hochoffizielle Tippspiel der FIFA zu handeln. Eingeladen wurde ich von einem aus den USA stammenden Bekannten mit italienischem Nachnamen, der an einer polnischen Uni lehrt. Man darf also einiges an internationalem Flair erwarten.

Umso enttäuschter bin ich, als ich mich am Tag des Turnierbeginns bei der Webseite registriere, um erste Ergebnisse einzutragen: Die Tippabgabe ist bereits geschlossen! Von anderen Online-Tippspielen bin ich es gewohnt, dass man zumindest bis zum Beginn des jeweiligen Spiels tippen kann und bei den kommerziellen Wettanbietern gegebenenfalls sogar, solange das Spiel noch läuft.

Um mich ein wenig über diesen Fehlschlag hinwegzutrösten, logge ich mich in mein Hörerkonto beim RBB-Radiosender Radio 1 ein. Dort nehme ich seit Jahren am Bundesligatippspiel teil und natürlich gibt es dort auch eines für die WM.

Der Vorteil ist, dass ich mit den Modalitäten dieser Webseite bestens vertraut bin und Tipps problemlos auch auf dem Smartphone abgeben kann. Der Nachteil ist, dass unter den rund 9000 Teilnehmern dieser Tipprunde sicher auch einige Freunde und Bekannte sind, ich aber in dieser Horde quasi für mich allein tippe.

Mia Culpa, Markus Winninghoff, Molinarius, Virtualista

27.06.2018

Teleskypen oder ein ‚altmodischer' Workaround

Ich möchte dringend mit jemandem skypen, doch es gibt mal wieder Probleme. Häufig sind es Verbindungsabbrüche, die einem den Videochat verleiden, selbst wenn mein Gegenüber und ich beide einen Internetzugang mit 60 Mbit/s oder mehr gebucht haben. Dieses Mal hapert es jedoch am Ton, offensichtlich sitzt also das Problem vor dem Computer. Ich werde gehört, höre aber selbst nichts und nach gut zehn Minuten vergeblichen Herumprobierens geben wir auf. „Lass uns eben telefonieren", schlage ich vor. Mein Gegenüber nickt (hören kann ich ihn ja nicht) und gerade, als wir die Hände ausstrecken, um Skype zu beenden, schauen wir uns an und ziehen sie wieder zurück. „Eigentlich", meint mein Gegenüber, „können wir auch einfach Skype stumm nebenher laufen lassen." Ich rufe ihn an und tatsächlich kommen Bild und Ton recht synchron bei dem jeweils anderen an. Selbst wenn das Bild kurz hängen bleibt, hören wir uns noch einwandfrei und ohne Abbrüche So lernt man das ‚altmodische' Telefonieren doch wieder zu schätzen.

Maya

2018-06-27

Ich springe in den Abgrund

Teambuilding in der Virtual-Reality-Kneipe. Ich habe noch nie so ein Headset aufgehabt. Wir werden über die Planke geschickt, dreißigster Stock zwischen Wolkenkratzern. Ich kann mich dazu zwingen, auf die Planke rauszugehen, indem ich mir deutlich und wiederholt sage, dass nicht real ist, was ich sehe. Aber als mein Betreuer mich auffordert, in den Abgrund zu springen, kann ich doch nicht. Unklar, wie ich den Schritt schaffe. Es ist ein einfacher Schritt, und dann falle ich, in der Luft stehend, mit zunehmender Geschwindigkeit, und als ich auf dem Boden aufschlage, wird alles weiß.

André Spiegel, aus dem fortlaufenden Blog

27. Juni 2018

WLAN, ein Tablet und die Tücken eines Transatlantikflugs

Ich bin vor ein paar Tagen das erste Mal in die USA geflogen. Zur Unterhaltung hatte ich mein Fire HD 8 Tablet mitgenommen, es läuft auf dem aktuellsten FireOS von Amazon. Für den Flug und falls Langeweile aufkommt habe ich vorher einige Serien heruntergeladen.

Während der Zeit in den USA habe ich nicht eine Serie geschaut. Auf den Flügen gab es genug On Board Unterhaltung mit guter Filmauswahl und die Abende habe ich oft lieber gelesen. Dennoch hatte das Tablet seinen Nutzen: Unterwegs gingen wir in eine Arcade und versenkten nicht wenige Dollar in Spiel- und Pinballautomaten. Das weckte die Lust am Flippern, also das Tablet schnell ins Motel-WLAN und ein Pinball-Spiel heruntergeladen. (Spielt Zen Pinball, es ist sehr gut).

Zurück in Berlin funktioniert das Tablet weiterhin wunderbar, behauptet aber nun, das heimische WLAN würde nicht existieren, bzw wäre “Not in Range”. Da sich alle anderen Geräte aber klaglos einwählen, liegt es eher am Fire HD als am WLAN. Relativ schnell kommt mir der Verdacht, dass das Heim-WLAN auf Kanal 13. Den gibt es in den USA nicht (in der Praxis, laut Wikipedia wäre er wohl inzwischen erlaubt). Das Tablet hat gemerkt, dass es in den USA war und weigert sich schlicht, das Netz zu sehen. Nur wie und wo stellt man das um? Es gibt keinen entsprechenden Menüpunkt. Woran macht das Tablet fest, wo es ist? Via GPS nicht, denn es hat kein GPS Modul.

Die schnelle Lösung war, mit dem Handy einen mobilen Hotspot zu erstellen, in den sich das Tablet einwählen kann. Nachdem es kurz online war, stellte es die Zeitzone korrekt für Berlin ein und konnte auf einmal auch das Heimnetz wieder sehen. Ob es an der Zeitzone hängt oder das Tablet sich via WLAN lokalisiert hat und intern etwas umgestellt hat weiß ich nicht. Dennoch ein etwas kurioser Fall dem man ohne etwas Technikwissen nicht so schnell auf die Spur kommt.

Stefan Jaekel

27.6.2018

Ich höre Astro-Alex

An Bord der Internationalen Raumstation (ISS) befindet sich nicht nur – derzeit – der deutsche Astronaut Alexander Gerst, sondern auch – schon lange – eine Amateurfunkstation. Neben dem regulären Funkverkehr für den Betrieb der ISS können die Astronauten der verschiedenen Nationen, von denen etliche Funkamateure sind, mit der Erde plaudern. Und umgekehrt.

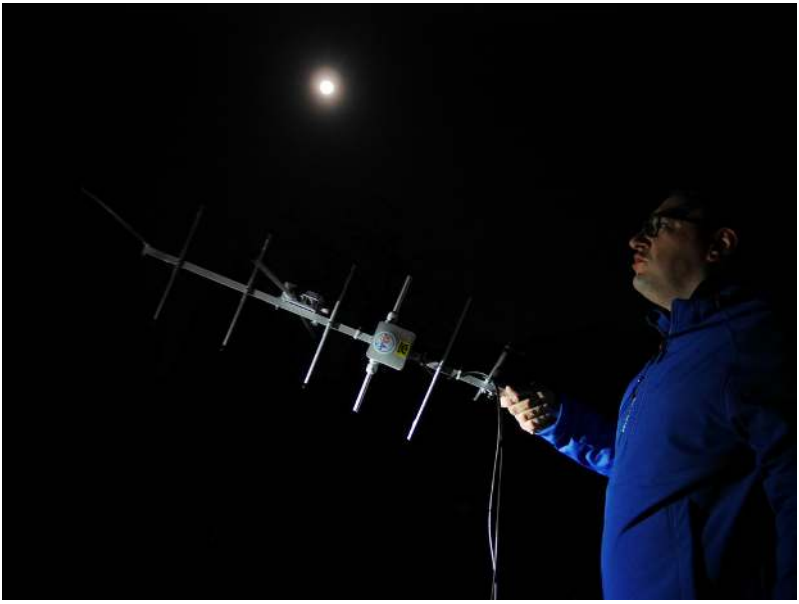
Das klingt erst mal spektakulärer, als es ist – denn die Entfernung ist gar nicht so groß: von der Erdoberfläche ist die Raumstation immer so um die 400 Kilometer entfernt, und es gibt dazwischen ja keine Hindernisse. Also sind auch im Zwei-Meter-Band diese Entfernungen problemlos per Funk zu überbrücken.

Der Funkkontakt mit der ISS ist dennoch nicht so ganz einfach – denn die Station befindet sich auf einer permanenten Umlaufbahn um die Erde und deshalb nur wenige Minuten über einer bestimmten Region der Erdoberfläche. Für den Funkverkehr muss deshalb ein Zeitfenster genutzt werden.

Heute nutzten zwei Schulen aus Leverkusen und Herrenberg das – zuvor verabredete – Zeitfenster, um mit Gerst (bekannt unter seinem Twitter-Nick @Astro_Alex zu sprechen. Neun Minuten Zeit hatten sie dafür.

Und ich konnte als Funkamateur zuhören. Zumindest die eine Hälfte: Mit meinem Handfunkgerät (Foto oben) konnte ich auf der Frequenz 145,800 Megahertz problemlos empfangen, was der deutsche Astronaut oben auf der ISS in sein Funkgerät sprach. Was die Schüler auf der Erde an ihn funkten, konnte ich natürlich nicht empfangen – die Entfernung von Berlin nach Leverkusen ist deutlich größer als die Entfernung zur ISS, und sowohl die Erdkrümmung als auch zahlreiche Hindernisse sind im Weg.

Hoch funken zur ISS konnte ich auch nicht: Dafür war nicht nur die Sendeleistung meines Handfunkgeräts mit etwa fünf Watt zu gering. Ich hätte auch eine Antenne gebraucht, die direkt auf die Raumstation abstrahlt (und nicht wie meine kleine Gummiantenne rundum):



Also hörte ich zu, was Gerst auf die Fragen der Schüler antwortete (meist erwartbar – aber es ging da eher um den Kontakt an sich). Der deutsche Astronaut redete bei der Gelegenheit den jungen Funkamateuren am Boden auch sehr deutlich die Idee aus, dass man doch auf der Erde unerwünschten Müll einfach in den Weltraum schießen könnte.

Da die Umlaufbahn der ISS heute mittag deutlich südlich von Berlin (und natürlich näher an Leverkusen) quer über Deutschland führte, konnte ich den Funkverkehr auch nicht die ganzen neun Minuten mithören. Deshalb habe ich auch nicht mitbekommen, mit welchem Rufzeichen sich der Funkamateur im All an- und abgemeldet hat – vermutlich mit dem der Raumstation und nicht mit seinem persönlichen Callsign.

DO7TWI alias

Thomas Wiegold

Juni 2018

Bilder von fremden Leuten

Im Urlaub fahren wir mit dem Tretboot durch die Gorges du Verdon in Frankreich. Dabei machen wir natürlich Bilder. Als eine große Gruppe mit jungen Leuten uns entgegenkommt, mache ich auch ein paar Bilder. Die Jugendlichen freuen sich, recken die Arme hoch, machen Daumen-hoch-Zeichen, aber für einen Austausch von E-Mail-Adressen reicht es leider hier auf dem Fluss nicht.

Weil die Bilder wirklich schön geworden sind (zumindest sieht es auf dem Display so aus), würde es mich freuen, wenn ich sie auch den abgebildeten Leuten als Erinnerung zukommen lassen könnte. Am Tretboot stand hinterlasse ich also der Tretbootverleiherin meine E-Mail-Adresse mit der Bitte, sie der Gruppe zu geben. Da ansonsten nur Einzel-Tretboote unterwegs sind, habe ich relativ wenig Sorge, dass es bei meiner Beschreibung der Gruppe zu Missverständnisse kommen könnte.

Zweifel habe ich aber an der Zuverlässigkeit der Tretbootverleiherin und rechne nicht damit, dass meine Kontaktdaten tatsächlich weitergegeben werden.

Einige Tage nach meiner Rückkehr habe ich dann aber doch eine Mail von jemandem aus den Niederlanden, der nach den Bildern fragt. Ich freue mich, schicke die Bilder zu und bekomme noch ein erfreutes Danke zurück. Es sind nämlich wirklich schöne Bilder.

Restoring faith in humanity one Tretbootverleiherin at a time.

Anne Schüßler

29. Juni 2018

Der Bauch spricht deutsch

Gestern Abend war ich auf einer Veranstaltung in einer Ecke der Stadt, in die ich nicht oft komme. Für die Fahrt mit dem Rad hatte ich einen Link für die Route mit Google Maps auf mein Telefon geschickt. Auf noch nie von mir befahrenen, schmalen und steinigen Radwagen durch Parks und über hohe Brücken, abseits jeglicher Straßen lotste mich mein Telefon mit lauten deutschen Kommandos aus meiner Bauchtasche. “Nach rechts abbiegen in den Van Rossempad”. Zum Glück war dabei niemand von den niederländischen Einheimischen in der Nähe, es war mir schon ein bisschen peinlich.

iris

Juni 2018

Vielleicht ist es kein Wurmloch, sondern unaufhaltsamer Fortschritt

Kathrin fragt in der Redaktion, ob die von ihr beschriebene Nutzung von Tablets an einer Uni, speziell in Besprechungen dort, und der dort damit verbundene Verzicht auf Papier für eine Uni wirklich so ungewöhnlich und überraschend sei, wie es ihr vorkommt, und ich fühle mich angesprochen und möchte kommentieren. Ich ziere mich etwas, denn mir fallen ja nie so schöne Formulierungen wie die mit dem “Wurmloch in der Zeit“ ein, aber Kathrin sagt, das sei trotzdem interessant und technikhistorisch sowieso wichtig und daher aufschreibenswert. Also:

- Ich halte seit, hm, etwas mehr als fünf Jahren Vorlesungen, in denen ich handschriftliche Notizen auf verschiedenen Touchscreens mache, z. T. ergänzt mit PowerPoint-Folien und PDFs in denen ich dann her-

ummale und schreibe usw. Ich benutze aber auch noch gerne gelegentlich die klassische Tafel mit Kreide: Wir haben schöne, große, Tafeln, und ich kann darauf auf länger zurückliegende Schritte einer Herleitung verweisen, weil diese noch sichtbar sind, ohne zum Beispiel auf einem Bildschirm herumscrollen zu müssen.

- Als ich damit anfing, auf einem Touchscreen während Vorlesungen in meinen PowerPoints rumzumalen, wie gesagt vor etwas mehr als fünf Jahren, da waren die Windows Tablets ja noch ziemlich groß und schwer. Ich wollte mir deshalb ein iPad genau dafür kaufen, und war dafür in dem großen Hamburger Apple Shop am Jungfernstieg. Nach ausführlichen Beratungen durch die dortigen Experten stellte sich heraus, dass das iPad das damals nicht konnte, Präsentationen zeigen und den Benutzer gleichzeitig über den Touchscreen drin rummalen lassen. Das gab dann den Ausschlag für die Anschaffung des damals ersten und furchtbaren Surface Pro Tablets und zementierte mich noch fester in die Windows Welt. (Ich will auf keinen Fall den Streit Apple gegen Microsoft befeuern, aber mir kommt das so vor, als sei es immer so: Apple kann immer manches viel viel viel besser als Microsoft/Windows, und dann denke ich: „toll, das will ich haben“, aber dafür kann es dann anderes, was ich unbedingt brauche, gar nicht.)

- Für die Aufzeichnung online abrufbarer Aufzeichnungen von Vorlesungen benutze ich ein auf meinem Schreibtisch stehendes, mittlerweile leider etwas in die Jahre gekommenes, Smart Podium mit einem Touchscreen mit (gerade nachgemessen) etwas mehr als 60 cm Bildschirmdiagonale (wahrscheinlich 24”).

- Für die Besprechungen in den hochschulischen Gremien (Rektorat, Senat, Fakultätsräte, Prüfungsausschüsse usw) liegen seit längerer Zeit nahezu alle Dokumente als PDFs vor, einige Kollegen drucken sich das aus, einige kommen mit Laptop, einige mit Tablet. Notizen machen ei-

nige handschriftlich auf Papier, andere am Laptop, einige (handschriftlich) am Tablet. Sehr gemischt, ich würde schätzen, etwa ½ Laptop, ¼ Tablet, ¼ Papier.

- Ich benutze derzeit einen Windows Laptop mit Touchscreen, den ich umklappen und auf dem Bildschirm (hand-)schreiben kann ("Convertible"). An die Benutzung des iPads kann *ich* mich *bisher* nicht gewöhnen, weil zwar das Schreiben auf dem Screen damit *viel* besser geht als auf allen anderen mir bekannten Tablets, dafür laufen aber bestimmte Programme darauf nicht, die ich brauche, und ich will nicht noch ein technisches Gerät mehr haben und den Akku laden müssen.

- Wenn also eine Uni "macfreudiger" ist oder jemand weniger spezifische Programme hat (bei mir läuft das ganze Labor unter Windows, das lässt sich wegen der Hardwarenähe der Programme nicht so ohne Weiteres auf Mac umstellen), so überrascht mich diese starke Nutzung der iPad Pros daher nicht so.

Molinarius

Juni 2018 – 2006 – 1992

Besser schreiben durch mehr Technik?

Im Juni 2018 bereite ich ein Schreibseminar für Wissenschaftler vor, in dem es um gutes Schreiben gehen soll. Weil ich nach einer guten Form suche, den Teilnehmenden zu ermöglichen, ihr eigenes, kontextangemessenes Verständnis von „gut" herauszuarbeiten, lese ich erstmal ziemlich viel darüber, wie „gut" in unterschiedlichen Kontexten definiert wird. Ich besorge eine Menge Bücher über gutes Schreiben, Stil, Rhetorik des Schreibens etc.

Eins davon ist ein Klassiker von William Zinsser: „On Writing Well". Ich habe die achte Auflage von 2006. Das Buch ist zuerst erschienen im Jahr 1976, und im Vorwort äußert sich Zinsser zu den Veränderungen, die sich

seitdem in Bezug auf das Schreiben vollzogen haben. „So wie sich Amerika in den letzten 30 Jahren beständig verändert hat, so auch mein Buch ...“ (meine Übersetzung). Zinsser, der sich als „arbeitender Schreiber“ (working writer) versteht, der seine Erfahrungen mit dem Handwerk mit anderen teilt, beschreibt einige der Veränderungen der letzten 30 Jahre: gesellschaftliche, demographische, technologische Entwicklungen, die die Themen und Formen des Schreibens beeinflusst haben. Vor allem das Memoiren-Schreiben habe zugenommen. Ihm komme es manchmal so vor, als schriebe mittlerweile die Hälfte der US-amerikanischen Bevölkerung an Memoiren. Als er die erste Version seines Buchs schrieb, so Zinsser, hatte er „keine Ahnung von den elektronischen Wundern, die den Akt des Schreibens bald revolutionieren würden“. In den 80ern die elektronische Textverarbeitung, in den 90ern das Internet, E-Mail ... eine Revolution. Heute schreibe praktisch jeder.

Das sei, so Zinsser, eine gute Sache, aber leider habe keiner „all den Computer-Schreibern gesagt, dass die Essenz guten Schreibens Umschreiben ist“, und so seien mit der Verfügbarkeit elektronischer Textverarbeitung zwei Dinge gleichzeitig passiert: „Gute Schreiber wurden besser, und schlechte Schreiber wurden schlechter“. Die guten Schreiber nutzten die elektronischen Erleichterungen für extensives Überarbeiten ihrer Texte, die schlechten ließen sich von der Leichtigkeit des Schreibens erster Entwürfe und vom schönen Schriftbild am Bildschirm blenden und richteten mit schlecht geschriebenen E-Mails und Websites mehr Schaden als Nutzen an. Zinsser schließt sein Vorwort mit dem Gedanken, dass gutes Schreiben auch in Zukunft gutes altes hartes Denken erfordern wird.

Vielleicht gibt es aber noch eine dritte Möglichkeit – jenseits von guten Schreibern, die mit Textverarbeitung noch besser, und schlechten Schreibern, die durch Textverarbeitung noch schlechter werden. Hier meine eigene erste Erfahrung: Als ich 1992 ein vernichtendes Feedback auf die erste Version meiner Magisterarbeit erhielt, an der ich schon lange und intensiv gearbeitet hatte, hat Word 5, das erste Textverarbeitungsprogramm meines Lebens, mich gerettet, weil es mir erlaubte, die Arbeit neu zu sortieren (neues Dokument, neue Textstruktur), ohne ganz neu mit dem Schreiben zu beginnen

(Sätze und Absätze aus dem alten ins neue Dokument kopieren, neu arrangieren und einbetten). Die Textverarbeitung hat neues Denken aus dem alten Material heraus und mit dem alten Material ermöglicht. Umstrukturierung statt Neuschreiben. Zumindest für mich ist die Erinnerung an Word 5 eng verbunden mit der Erfahrung, Texte und Gedanken weiterentwickeln zu können und nicht im Durcheinander stecken bleiben zu müssen. Ich kann mir gut vorstellen, wie viel höher die Schwelle vor der Zeit digitaler Textverarbeitung gewesen sein muss, umfangreiche Texte zu schreiben und nicht in der Masse des Materials und der Ideen unterzugehen. So hat, um zu Zinssers Überlegungen zurückzukehren, die digitale Technik vielleicht das gute alte harte Denken demokratisiert.

Stefanie Haacke

1. Juli 2018

Träume von elektrischen Ratten

Im Traum stehe ich gerade nachts in einem Gebüsch in München und erledige Pokémon-Dinge, als mich etwas in den Daumen beißt. Es handelt sich um eine elektrische Ratte. Sie ähnelt eher einem grünen, metallenen Klammerhefter als einer echten Ratte, und ihre vielen spitzen Zähne lassen sich nicht aus meinem Daumen lösen.

Wie sich herausstellt, handelt es sich um ein Pilotprojekt der Münchner Polizei, die in einem kleinen Team direkt neben dem Ratten-Einsatzort wartet und meinen Daumen wieder befreit. Zur Ratte gehört ein zentrales Gerät, das einer Radarfalle ähnelt. Die Polizisten wollen mir aber nicht erklären, worum es in dem Pilotprojekt geht, und als ich das Gerät fürs Techniktagebuch fotografieren will, haben sie es schon eingepackt und weggeschafft.

Kathrin Passig

1. Juli 2018

Die Handschrifterkennung im Traum ist immer noch unausgereift

Im Traum will ich twittern, was Aleks gerade gesagt hat, weil es mir äußerst lustig scheint. Der geplante Tweet geht ungefähr so:

> Herausgeber: "Aleks, wo bleibt eigentlich dein Text?"
>
> Aleks: "Alle Sätze stehen schon irgendwo! Ich muss sie nur noch finden!"

Aber wie so oft ist das Aufschreiben schwierig. Vielleicht hat es damit zu tun, dass ich mich wach seit Tagen in einer Gegend ohne Handyempfang aufhalte. Wieder und wieder schreibe ich den Tweet von Hand irgendwohin, er soll dann automatisch texterkannt und womöglich sogar gleich getwittert werden, aber das funktioniert natürlich überhaupt nicht. Erzürnt sage ich, dass ich da den Vorteil jetzt wirklich nicht erkennen kann und das Twittern auf dem ganz normalen Weg schneller gewesen wäre. Einfacher auch.

Kathrin Passig

2. Juli 2018

Bargeld lacht

Meine Freundin und ich verbringen unseren Urlaub im Digitalisierungsparadies Skandinavien. Ich erkläre meiner Freundin, dass sie kein einheimisches Geld abzuheben braucht, weil man wirklich überall und alles mit Kreditkarte bezahlen kann. An unserem ersten Abend in Aarhus gehen wir lecker vietnamesisch essen, doch an der Kasse werde ich darauf hingewiesen, dass

in diesem Restaurant nur dänische Kreditkarten akzeptiert werden. Freudestrahlend zieht meine Freundin ein Bündel frischer dänischer Banknoten aus der Tasche und bezahlt die Rechnung in bar.

Lukas Glimm

2. Juli 2018

Witze einsingen

Im Techniktagebuch-Anrainerchat zu Musik werden Witze gepostet, deren Kern darin besteht, dass Texte vom Rhythmus zufällig exakt auf Textzeilen in bekannten Liedern passen, zum Beispiel auf "Eleanor Rigby" oder "Wonderwall". Also "Buy now, Hummus and a Wow!!! Extra Large Falafel Meal for 2!!!" lässt sich perfekt auf die Zeile "By now, you should have somehow realized what you gotta do" aus dem Oasis-Song singen.

"Ich versteh beides nicht", schreibt Angela, "Ich erkenne die Lieder nicht und fühl mich dann immer so musikalisch ungebildet." Ich versuche, ähnlich wie im ersten Absatz dieses Posts zu erklären, wo sich der Witz versteckt hat, doch Anne schaltet schneller. Sie schickt eine Sprachnachricht in den Chat, in der sie die entsprechende Zeile auf die Melodie des Original-Lieds singt. „Ah!" schreibt Angela, verstehend. Ich darf anschließend den anderen Witz in den Chat singen.

Ergänzung von Anne Schüßler: Ich benutze zum ersten Mal die Sprachnachrichtsfunktion des Facebook Messengers und kapiere nicht, wie man die aufgenommene Nachricht auch abschickt. Einmal gelingt es mir aus Versehen irgendwie, trotzdem singe ich alles drei Mal ein, bis durch einen glücklichen Zufall auch der Versand an den Chat klappt oder eben ein anderer Chatteilnehmer (Alex) diese wichtige Aufgabe übernimmt.

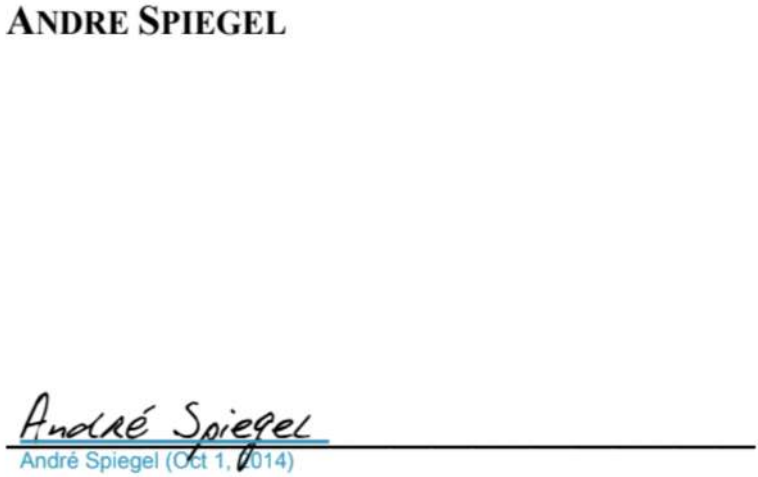
Alexander Matzkeit

2014 und 2018

Weniger alberne Unterschriften

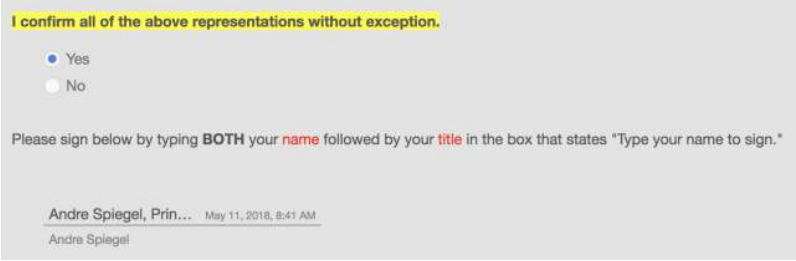
Wenn in unserer Firma etwas zu unterschreiben ist – und es ist oft was zu unterschreiben –, dann geschieht das elektronisch. Dafür wurden über die Jahre unterschiedliche Dienste verwendet. Sie alle haben gemeinsam, dass man per E-Mail zum Unterschreiben eines Dokuments aufgefordert wird, und wenn man den Link in der E-Mail anklickt, gelangt man zu dem Dokument, wo man in ein Textfeld seinen Namen schreibt. Dass man wirklich derjenige ist, der man zu sein vorgibt, ergibt sich daraus, dass man mit seinem Firmenaccount im Single-Sign-On-System eingeloggt ist. Der Unterschriftsdienst weiß also, mit wem er es zu tun hat.

Hier ein Beispiel aus dem Jahr 2014, eine mittels *EchoSign* getätigte Unterschrift:



Die Handschrift hat nichts mit meiner wirklichen Handschrift zu tun. Das System hat einfach irgendeinen Handschrift-Zeichensatz verwendet, um deutlich zu machen, dass es sich hier um eine Unterschrift handelt.

Im Jahr 2018 ist man schon weiter. Bei *Wdesk/Workiva* muss ich als Willensbekundung Yes oder No auswählen. Diese Aufforderung ist mit simuliertem grellgelbem Textmarker hinterlegt. Dann muss ich meinen Namen und meinen Jobtitel in das Textfeld schreiben. Auf dem Bildschirm ist für die vollständige Anzeige des Jobtitels (»Principal Consulting Engineer«) zwar kein Platz, aber es wird immerhin auch kein alberner Handschrift-Zeichensatz mehr verwendet.



André Spiegel

Mitte der 2000er – 2010 – 2018

E-Mail-Archivierung

Traditionell trifft sich eine variable Gruppe von Freunden einmal im Jahr bei mir zuhause zu einer ausgedehnten Mahlzeit. Beim letzten Treffen (2018) kam die Frage auf, wie lange diese Tradition schon besteht. Es muss irgendwann in den 2000ern gewesen sein, aber genau konnte sich niemand erinnern, zumal außer mir nur eine Person anwesend war, die sicher beim ersten

Treffen dabei war. Als Lösungsansatz wurde vorgeschlagen, nach E-Mails zu suchen, die ich damals als Einladung verschickt haben könnte (mittlerweile läuft die Einladung über Facebook-Events).

Leider gibt mein E-Mail-Postfach aber keine E-Mails her, die älter sind als aus dem Jahr 2010, obwohl ich schon immer dieses Postfach benutze ("schon immer" dürfte seit den späten Neunzigern sein). Ich bin nicht ganz sicher, warum, habe aber zwei wahrscheinlich zusammenhängende Erklärungsansätze:

1. Erst seit 2010 hat vielleicht das Postfach so viel Speicherplatz, dass es mir nichts mehr ausmacht, sämtlichen E-Mail-Verkehr auf dem Server zu belassen.

2. Womöglich bin ich 2010 vom POP3-Protokoll auf IMAP umgestiegen. Bei POP3 wurden neue Mails auf den E-Mail-Client übertragen und (wenn das so eingestellt war) auf dem Server gelöscht. Falls eine Archivierung gewünscht war, musste man sich darum also clientseitig kümmern. IMAP hingegen war dazu da, den Client mit dem Server zu synchronisieren. Änderungen auf dem Server wurden also auf dem Client widergespiegelt und umgekehrt.

Möglicherweise gibt es aber noch eine dritte Erklärung, auf die ich gerade nicht komme, da mir 2010 doch ein wenig spät für die oben genannten Punkte erscheint, sicher bin ich mir aber nicht.

Mehmet Aydın

4. Juli 2018

Wie die Verwaltung digitalisiert wird und ich deshalb mein Zelt unter einer Brücke aufschlagen muss

Die Wohnung, in der ich wohne, wurde verkauft. Zwei Wochen nach der Benachrichtigung über den Verkauf bekomme ich von einem Anwalt ein Schreiben über die Kündigung des Mietverhältnisses "wegen Eigenbedarfs". *Uffz.*

Eine kurze Internetsuche bestätigt mir, was ich schon zu wissen glaubte: Der neue Besitzer kann mir erst kündigen, wenn er ins Grundbuch eingetragen ist. Die Behauptung ist, das sei er. Da es immerhin darum geht, ob ich in wenigen Monaten unter einer Brücke schlafen muss, möchte ich gerne den Eintrag ins Grundbuch sehen.

Bei der Suche nach der zuständigen Stelle fürs Grundbuch finde ich verschiedene Internetseiten über eine Grundbuchreform in Baden-Württemberg, die wohl seit Juli 2008 läuft, die aber offensichtlich ihre volle Funktionalität in den seitdem vergangenen 10 Jahren noch nicht so richtig unter Beweis stellen konnte.

Es gibt verschiedene Hinweise immer auf andere zuständige Seiten: Das Grundbuchamt im Amtsgericht verweist mich unter anderem an die Bezirkskarte der grundbuchführenden Ämter und Notare, auf die Webseite notar.de und den dortigen Menuepunkt "Grundamtssuche" und die Seite notariatsreform.de für "weitere Informationen"; irgendwie gelange ich weiter auf die Grundbuchseite im Serviceportal des Landes BW, auf zuständige Notariatsreformstellen und dann irgendwie auf eine Seite des "Elektronischen Grundbuchs" (egb-bw.de), die mich freudig begrüßt mit der Überschrift:

"Herzlich willkommen auf der Internetseite der Grundbuchdatenzentrale!"

Dort aber, am Ende dieser Seite, bescheidet man mir in Fettdruck: "Die Grundbuchdatenzentrale selbst kann keine Grundbuchauskünfte erteilen."

Ich finde schließlich eine (Telefon-)Rufnummer des wohl auch irgendwie zuständigen Grundbuchamts, auf der Seite steht explizit:

> Verfahrensablauf
>
> Sie müssen eine Grundbuchabschrift oder einen Grundbuchausdruck beantragen. Dies können Sie persönlich oder schriftlich tun. Erkundigen Sie sich vorher telefonisch bei der zuständigen Stelle.

Ich rufe also dort an, an einem Mittwoch um 10:30 Uhr, um mich, wie gefordert, *vorher telefonisch bei der zuständigen Stelle zu erkundigen*. Bei der zuständigen Stelle, nämlich dem Grundbuchamt des Amtsgerichts. Und lande bei einer Mailboxansage: „Guten Tag, Sie erreichen uns telefonisch unter dieser Rufnummer zu unseren Servicezeiten*. Da im Moment alle Leitungen belegt sind, bitten wir Sie, zu einem anderen Zeitpunkt anzurufen. Sofern Sie lediglich eine Grundbuchauskunft wünschen, besuchen Sie uns doch einfach auf unseren Internetseiten**.“ Knacks. Telefonat zuende. (* Was die “offiziellen Servicezeiten” sind, ist nicht auffindbar. ** Was “unsere Internetseiten” sind, auch nicht.)

Und jetzt weiß ich auch nicht.

Vielleicht werde ich demnächst Bürger der Digital Nation Estonia: dort soll die Digitalisierung der Verwaltung funktionieren.

Bis dahin aber rechne ich mal damit, dass ich in wenigen Monaten unter einer Brücke schlafen muss. Vielleicht schlage ich auch mein Zelt im Türeingang des Amtsgerichts auf, mal schauen.

Molinarius

5. Juli 2018

Leben ist Schmieren

An den meisten Tagen laufe ich mit Jeans und Pullover durch die Gegend. Wenn es warm ist, trage ich T-Shirt statt Pullover; wenn ich Lust habe, trage ich auch mal ein Hemd. Einen Anzug trage ich eigentlich nur, wenn es sein ›muss‹. Heute war einer dieser Tage. Technikbezug: Fehlanzeige? Dachte ich auch.

Das erste Verlangen kommt aber schon bei der Hinfahrt im Zug auf. Es ist auch bereits nötig, aber ich merke relativ schnell, dass ich nichts tun kann. Es klappt einfach nicht. Im Laufe des Tages wird der Zustand nicht besser. Gegen Nachmittag wird die Not dann deutlich sichtbar, womöglich sogar für Außenstehende. Dessen ungeachtet: Mir sind die Hände gebunden. Ich habe ja diesen Anzug an. Ich habe, so wird mir bewusst, kein verdammtes Stück Stoff am Leib, an dem ich das fettige Display meines Smartphones vernünftig abwischen kann.

Fakt ist, dass auf Touchscreens Fingerabdrücke zurückbleiben. Fakt ist auch, dass die Fettschicht, die entsteht, nicht nur schmierig aussieht, sondern die Sicht auf die gezeigten Inhalte behindert, zumal bei suboptimalen Lichtverhältnissen. Reibt man das Handy an einer Jeans oder einem Pullover (oder gar an einem Brillentuch), bleibt das Fett am Stoff kleben. Problem gelöst. Am Stoff einer Anzughose oder eines Hemdes hingegen bleibt nichts kleben. Reibt man das Display daran, verwischen die Abdrücke bloß ein wenig und alles bleibt so schmierig, wie es war. Dadurch hatte sich bis zur Rückfahrt von meinem Anzugtermin eine substantielle Fettschicht auf dem Display meines Handys gebildet, die ich erst zu Hause beseitigen konnte: Anzug aus, T-Shirt an – und daran dann die Fingerabdrücke eines halben

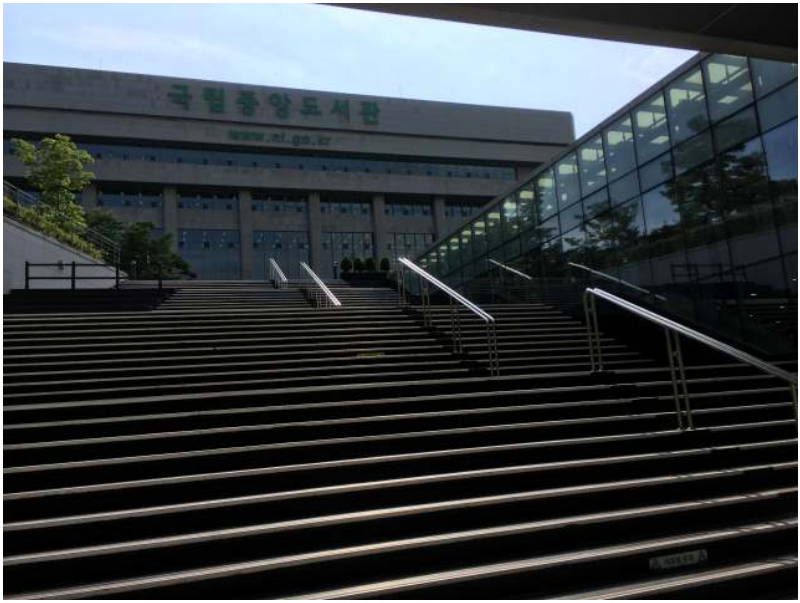
Tages abgewischt. Guten Appetit. Wie machen das eigentlich andere Anzugträger? Ist ihnen das Fett einfach egal? Ich vermute ja, sie gehen alle nie ohne Brillentuch vor die Tür.

Christopher Bergmann

4.–5. Juli 2018

National Library of Korea

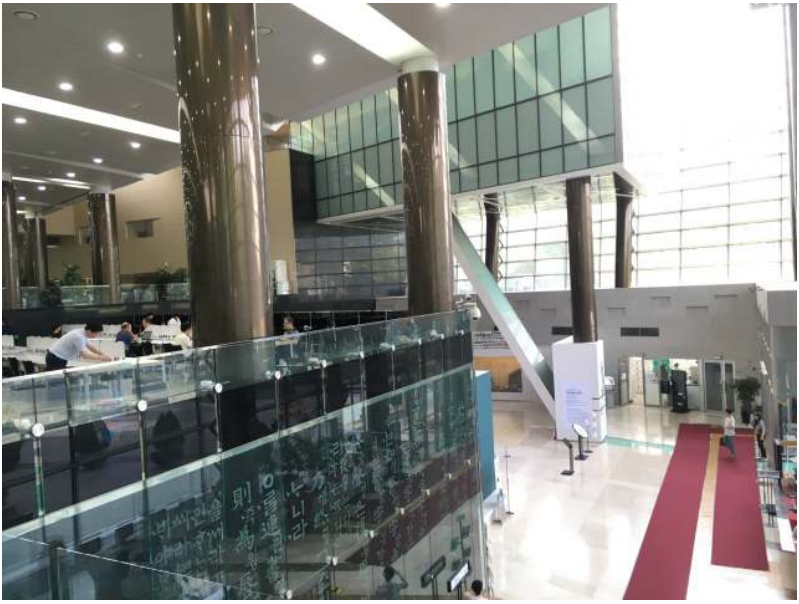
Die Autobiographie eines bekannten, nicht unumstrittenen koreanischen Theatermachers (Yu Chi-jin) ist nicht einfach aufzutreiben. Gebraucht kostet die ganze Werkausgabe (neun Bände, davon eine mit der Autobiographie) mehr als 100,000 Won (ca. 100 €). Unvollständige Sets sind etwas billiger, aber an seinen Dramen habe ich jetzt grade kein Interesse. Im ganzen Land steht sie nur in etwa einem halben Dutzend Universitätsbibliotheken. Aber auch in der Nationalbibliothek. Dort liegt sie sogar elektronisch (gescannt) vor, doch man kann sie nur vor Ort einsehen. Also auf zur anderen Seite des Flusses.



National Library of Korea

Im “Digital Library”, einem neuen Anbau, kann ich mich umsonst registrieren (Identitätsnachweis per SMS-Code) und erhalte eine Chipkarte, mit der ich einen Spind belege und später auch (nach bar-Aufladung) kopiere. Zuerst aber einen Platz reservieren, zum Glück gibt es kurz vor Feierabend ein paar freie.

An meinem Platz im Lesesaal kann ich dann das gescannte Buch am Bildschirm durchblättern. Es ist im PDF-Format, aber Speichern oder Ausdrucken ist nicht vorgesehen, Screenshots funktionieren auch nicht. Also mache ich ein paar Fotos mit dem iPad. Der “Klick” beim Fotografieren per Handy kann nach koreanischem Gesetz gegen unter-den-Rock-Fotos nicht abgeschaltet werden, was hier im digitalen Lesesaal sicher nicht gut ankommen würde.



Lesesaal des Digital Library

Da die Fotos wegen der Bildschirmfrequenz schlecht zu lesen sind (und ich auch lieber von Papier lesen würde, wegen Regenzeit), bestelle ich das eigentliche Buch aus dem Magazin der Nationalbibliothek, es wird am nächsten Tag bereitstehen. Tut es dann auch, allerdings nicht im eigentlichen Gebäude der Nationalbibliothek, denn dort wird renoviert (Heimatgefühle!), sondern wiederum im Digital Library, wo überraschenderweise auch Kopierer sind.

Kopierer im Digital Library

Zwei Stunden später bin ich mit einem Stapel Papier unterm Arm wieder auf dem Heimweg, noch bevor es anfängt zu regnen.

Jan Creutzenberg

05.07.2018

Eine öffentliche Fahrradreparaturstation

Während unseres Urlaubs auf Zypern entdecke ich am Strand von Limassol dieses grüne Objekt.

Neugierig betrachte ich die Konstruktion und die darauf schematisch abgebildete Bedienungsanleitung, die ganz ohne Worte auskommt (meine nicht vorhandenen Griechisch-Kenntnisse hätten mich dabei sowieso nicht weitergebracht). Es handelt sich also offensichtlich um eine Station zur Fahrradreparatur. Per Stahlkabel daran diebstahlsicher befestigt sind zwei Schlauchab-

zieher (die blauen Dinger oben), sowie mehrere der den meisten Radfahrern bekannten, taschenmesserähnlichen Mehrzweckwerkzeuge mit Inbus- und Kreuzschlitzschlüsseln.

So eine hilfreiche Einrichtung habe ich bis jetzt noch nie gesehen. Möglicherweise gibt es in den klischeehaft fahrradaffinen Städten wie Münster oder Freiburg solche Helferlein; bei uns zu Hause im Rhein-Main-Gebiet jedenfalls ist mir noch keine solche Installation begegnet, höchstens mal ein Schlauch-o-mat an der Außenwand eines Fahrradgeschäftes.

Ohne Ergebnis grübele ich nun für den Rest des Urlaubs über diese Fragen:

- Wie weiß man, wo so ein Ding steht, wenn man gerade mal zufällig eine Fahrradpanne hat?
- Betreibt der Zypriote gerne Freiluft-Fahrradreparatur am Strand, so wie kalifornische Bodybuilder am Venice Beach ihre Kraftübungen vor Publikum durchführen?
- Oder ist das nur ein Hilfsmittel für Touristen, die unvorsichtigerweise eines jener chronisch ungepflegten Leihfahrräder aus dem Hotel benutzen?

tribarworld

2007–2018

Gipfelidentifikationstechnik im Wandel der Zeiten

Im Februar 2007 steige ich mit Aleks zum ersten Mal auf einen schottischen Munro. So heißen alle Berge, die höher als 3000 Fuß, also 914 Meter sind. Klingt trivial, ist es aber selten. Auf dem Gipfel mache ich ein Foto:

Der Gipfel von Ben Dubhcraig. Wir leben zu diesem Zeitpunkt noch in dem Glauben, es sei Ben Oss.

Dazu drehe ich die Kamera um und hoffe, dass auf dem Bild nicht nur ein Ohr von uns zu sehen ist. Aleks hat noch keine Kamera, nicht mal ein Handy. Ich fotografiere auch auf allen folgenden schottischen Berggipfeln. Die Bilder lade ich bei Flickr hoch und schreibe dazu, um welche Berge es sich handelt.

Das Hochladen und Beschriften muss schnell geschehen, damit ich nicht vergesse, wie die Berge heißen. Die Bilder sehen alle gleich aus, und manchmal steigen wir am selben Tag auf mehrere Berge. Der Zeitstempel der Bilder hilft dabei ein bisschen, aber da ich die Zeitzone der Kamera manuell umstellen müsste und das selten tue, sind die Zeitangaben unzuverlässig.

Im Juni 2007 verlasse ich Flickr aus Protest gegen neu eingeführte Zensurregeln. Weitere Berggipfelfotos landen bei ipernity, bis meine Aktivität auch dort einschläft. Das hat vermutlich damit zu tun, dass Twitter und Facebook an Bedeutung gewinnen und ein separater Veröffentlichungsort nur für Fotos mir nicht mehr so nützlich erscheint. Noch später ziehe ich einen Teil der Bergbilder halbherzig zu Google Photos um. Dort sind sie aber nicht mehr öffentlich und deshalb erst recht unbeschriftet.

Seit 2012 ist die Zuordnung kein Problem mehr. Das Handy zeichnet die GPS-Koordinaten zum Bild auf. Wenn ich wissen wollte, auf welchem Berggipfel wir gerade nass in die Kamera schauen, könnte ich es ganz einfach herausfinden. Wollte ich aber bisher noch nicht.

Kathrin Passig

Seit 2013

Die papierlose Firma

Die Firma, für die ich hier in den USA arbeite, funktioniert fast völlig papierlos. Die Gelegenheiten, bei denen ich in den letzten fünf Jahren mit Papier in Berührung gekommen bin, kann ich an einer Hand abzählen.

Das erste Mal war, als ich bei der Einstellung den Vertrag unterschrieb. Dieser Vertrag bestand lustigerweise vor allem aus der Erklärung, dass es sich dabei nicht um einen Vertrag handle, und beide Parteien im wesentlichen machen könnten, was sie wollten. Außerdem musste ich ein Papierformular unterschreiben, durch das ich einem Background-Check durch das FBI zustimmte.

Das zweite Mal war, als der Dozent einer internen Schulung seine Präsentation für jeden Teilnehmer ausdruckte und die Papierstapel auf dem Konferenztisch verteilte. Es war ein älterer Dozent, und er war das so gewohnt. Von einer Kollegin wurde er dafür freundlich als *Tree Killer* verspottet.

Das dritte Mal war ebenfalls bei einer Schulung, die eine externe Firma in einem Konferenzhotel mit uns durchführte. Am Ende der Schulung bekam jeder Teilnehmer eine Mappe überreicht, in der die wichtigsten Erkenntnisse zusammengefasst waren und die als eine Art Handbuch für die tägliche Anwendung des Gelernten dienen sollte. »Wenn ich euch einen Rat geben darf,« sagte der Dozent zum Schluss, »lasst die Mappe nicht einfach offen rumliegen. Da stehen wichtige Sachen drin, für die viele Leute viel Geld bezahlen würden. Also achtet ein bisschen darauf, wen ihr das sehen lasst.«

Ebenfalls auf Papier verlief mein Schriftverkehr mit der Einwanderungsbehörde, der über eine Anwaltskanzlei vermittelt wurde. Zweimal, soweit ich mich erinnere, musste ich größere Papierstapel unterschreiben, um zunächst ein Visum und schließlich meine Green Card zu beantragen.

Ein Stück Papier war außerdem mein letzter Notanker, wenn ich geschäftlich nach Kanada flog. Auf ein Blatt mit Firmenkopf druckte unsere Personalabteilung einen Brief mit der Versicherung, dass ich für die Firma arbei-

ten würde und keinen Grund hätte, als Wirtschaftsflüchtling in Kanada zu bleiben. Falls dieser Brief bei den Grenzbeamten nicht funktionieren würde, sagte mein Chef, sollte ich mich einfach ins nächste Flugzeug setzen und zurückkommen.

An mehr Papier erinnere ich mich nicht. Alle Geschäftsprozesse der Firma sind nicht nur elektronisch, sondern zum größten Teil in der Cloud. Unsere E-Mails sind bei Google, wie auch unsere Dokumente und Spreadsheets. Die interne Kommunikation läuft über Slack. Für Reisekostenabrechnungen benutzen wir Expensify. Ausgaben unter $25 können direkt aus dem Kontoauszug der eigenen Bank importiert werden, Restaurantbelege werden fotografiert und dann weggeworfen, ansonsten reichen Screenshots der Buchungsbestätigungen.

Wenn etwas rechtsgültig unterschrieben werden muss, geschieht das ebenfalls elektronisch. Seit wir ein börsennotiertes Unternehmen sind, muss ich zum Beispiel einmal im Quartal versichern, dass ich keine Bestechungsgelder angenommen und keinem Kunden Geld versprochen habe, das nicht in der Bilanz steht. Wir müssten völlig neue Arbeitsabläufe einführen, vermutlich mit Postfächern und Umlaufmappen, wenn wir diese Dinge auf Papier erledigen wollten.

Gibt es also wirklich gar kein Papier in der Firma? Oh doch. Viele von uns benutzen Papier in der einen oder anderen Form für ihre persönliche Arbeit, und darüber wird in einem eigenen Beitrag zu berichten sein. Die Prozesse der Firma dagegen, einschließlich der Kommunikation zwischen den Mitarbeitern, funktionieren papierlos.

André Spiegel

Juli 2018

Wie ein Blitz in der Nacht

Unruhiger Schlaf. Hässliche, kurze Traumfetzen. Allen gemeinsam: ein schmerzhaft gleißendes Licht, das über mich hereinbricht, oder ein widerliches Todesweiß zwischen lauter gedeckten Farben. Ich erwache. Was ist los? – Das Smartphone steckt noch in der Halterung vor meinem Gesicht, in die ich es zum abendlichen Fernsehen gesteckt habe. (Die Halterung habe ich beschafft, weil ich es satt hatte, dass mir jedes Mal das Telefon aufs Gesicht fiel, wenn ich beim Fernsehen einschlief).

Man vergebe mir das verpixelte Gesicht. Eitelkeit gehört glaub ich nicht zu meinen schlimmsten Lastern, aber das Froschperspektivenselfie war zu arg.

Die Lade-LED blinkt direkt vor meinen Augen.

Ich ziehe das Telefon heraus und lege es beiseite. Jetzt kann ich ruhig schlafen.

Drago Starcevic

10.07.2018

Chadli empfängt ihn . . . fünfmal?

Wir schauen schon lange kaum noch klassisches lineares Fernsehen. Amazon Prime und Netflix, werbefrei, Serien nach Wunsch, wunderbar. Die letzten Ausnahmen sind Fastnacht in Franken und Fußball-EM und -WM.

Dementsprechend ist das technische Equipment unseres Fernsehers internetabhängig: ein Fire-Stick mit WLAN-Anbindung liefert die beiden genannten Streaming-Anbieter. Der Fernseher kann auch direkt Smart-TV, aber ohne Prime, deswegen wird diese Funktion nicht genutzt. Eine Satellitenschüssel auf dem Dach und eine uralte Hausantenne existieren zwar noch, haben aber keinen Empfang.

Für Fastnacht in Franken hatten wir eine Fernseh-App auf dem Fire-Stick installiert, die ihren Zweck erfüllt. Bei den ersten WM-Spielen fällt zwar ab und zu ein Hänger im Stream auf, der aber nicht weiter stört. Der befürchtete Nachbarn-jubeln-Minuten-vorher-Effekt bleibt dank des fehlenden Erfolgs der deutschen Mannschaft auch aus.

Als Frankreich-Fans richtet sich unsere Fanliebe dann auf Les Bleus und am Halbfinaldienstag starten wir erwartungsvoll die App.

Es ist grauenhaft. Der Stream hängt, der Stream geht minutenlang gar nicht, der Stream hat keinen Ton.

Panisch versuche ich es mit der sonst ungenutzten Smart-TV-Funktion des Fernsehers. Diese beschließt, nach so langer Zeit sei ein größeres Update nötig, was ich wütend verweigere.

Ich schließe den Laptop per LAN-Kabel ans Internet an und verbinde ihn per HDMI-Kabel mit dem Fernseher, ein für DVD-Schauen etabliertes Verfahren. Während dieser Arbeiten steht mein Smartphone auf dem Tisch und empfängt den Livestream per Mobilfunknetz – die 12 GB, die der magentafarbene Anbieter mir gewährt, können sich ja mal bezahlt machen.

Laptop und Fernseher liefern jetzt wieder Stream und wir entspannen uns. Minute 30, 31 ...

Irgendwann sagt mein Mann: "Das hängt doch, es wiederholt sich dauernd."

Ich wundere mich jetzt auch, dass der Kommentator zum 5. Mal feststellt: "Chadli empfängt ihn ... da ist der Ball ...". Auf dem Bildschirm läuft die Zeitanzeige aber weiter, Minute 34.

Offenbar hängt die Tonspur. Ich drehe dem Laptop-Fernseher-Gespann den Ton ab, starte wieder den Livestream auf dem Handy und stelle dieses laut. Das geht ein paar Minuten, dann hängen sich beide Streams auf. Es geht gar nichts mehr.

Ich schreie den Mann an, er solle auf den Dachboden gehen und schauen, die Uraltantenne und den Satellitenreceiver in Gang zu bringen. Der 14jährige sagt, er hole jetzt den alten Desktop, den wir verkaufen wollen, und hänge den an. Ich schreie, das bringe doch nichts, wenn der Laptop nicht streamen kann, dann doch der Desktop auch nicht. "Jetzt chill mal, Mama, und lass mich machen!"

Minute 43.

Der Mann kommt vom Dachboden und berichtet, er habe das Kabel von der Uralthausantenne eingesteckt. Ich schalte den Fernseher auf Antenne, mache Sendersuchlauf, nix.

Halbzeitpause.

Der 14jährige baut auf dem Boden Desktop, Tastatur, Maus auf, verbindet LAN-Kabel mit Desktop und Desktop und Fernseher mit HDMI. Tastatur geht erst nicht. Ich schreie, er habe noch 10 Minuten. Der Plan, die 11jährige in der Halbzeitpause ins Bett zu bringen, wird aufgegeben. Der Mann sitzt am Tisch und trinkt Rotwein. Französischen natürlich.

Tastatur geht endlich, Desktop erwacht zum Leben. Jetzt bloß kein Windows-Update. Tastatur erlaubt gnädig Anmeldung im Windows und Start des Firefox.

Pünktlich zum Anpfiff nach der Pause läuft der Stream auf dem Bildschirm. Er läuft. Er ruckelt nicht. Der 14jährige fühlt sich wie der König der Welt.

Ich falle total fertig aufs Sofa, bekomme auch ein Glas Wein, bin so fertig, dass das Tor von Umtiti (Minute 51) mir nur noch ein mattes Blöken entlockt. Aber der Stream läuft, und Chadli empfängt niemanden mehr.

Meine Frage, warum der Laptop den Stream nicht weiterleiten konnte, der Desktop aber schon, bleibt unbeantwortet. Aber Frankreich kommt ins Finale, und das Kabel-Arrangement auf dem Boden neben dem Fernseher bleibt in dieser Konfiguration bis Sonntag aufgebaut.

Dragonqueen2812

Juli 2018

Der Brillenkauf ist ein bisschen digitaler als früher, aber immer noch ziemlich kompliziert

Ich habe meine Brille zerbrochen, beziehungsweise ist sie wohl eher vor Materialermüdung zerfallen. Zwar war sie größtenteils erst vier Jahre alt, aber der defekte Bügel stammt von einer Vorgängerbrille, die ich vor zehn oder fünfzehn Jahren gekauft habe.

Vielleicht ist Schottland ja eine praktischere Gegend als Deutschland, denke ich, vielleicht kann man hier auch Brillen für Kurzsichtige im Drogeriemarkt kaufen, nicht nur “Lesebrillen”, also Brillen für Weitsichtige. Aber leider ist es genau wie in Deutschland:

Weitsichtige haben es leichter. Seltsamerweise dürfen Kurzsichtige in beiden Ländern Kontaktlinsen im Drogeriemarkt kaufen, nur eben keine Brillen.

Es ist sogar ein bisschen komplizierter, denn bei Specsavers – einer optisch und preislich ungefähr Fielmanns entsprechenden Kette – darf man mir ohne *prescription* überhaupt keine Brille verkaufen. Ich muss zuerst einen Sehtest machen, und der Sehtest kostet 30 Pfund.

Dafür ist er auch sehr ausführlich, viel ausführlicher als bei Fielmanns und selbst als der Sehtest, den ich vor langer Zeit einmal bei einer Augenärztin gemacht habe und der zu einer viel zu schwachen Brille führte, woraufhin ich nicht mehr zu Augenärztinnen gegangen bin.

Unter anderem wird mein Augenhintergrund fotografiert. “Beim nächsten Sehtest können wir dann vergleichen, ob sich was verändert hat”, sagt mein *optician* Emma. “Ich werde den vermutlich nicht hier machen”, sage ich,

“könntet ihr mir das Bild vielleicht mailen?” “Da müsste ich erst fragen, ich glaube nicht, aus Datenschutzgründen ist das schwierig. Am einfachsten ist es, du fotografierst es hier vom Bildschirm ab.”

Vor und nach dem Sehtest wird mein Gesicht mit einem Tablet eingescannt, ich muss in drei verschiedene Richtungen schauen und dann sagt die Software, dass ich bei meiner Gesichtsform eine Brille tragen sollte, die “oval” und “soft-framed” ist. Man führt mir vor, dass ich in dieser Software Brillengestelle digital anprobieren könnte, belässt es aber bei der Demonstration. Vermutlich ist es einfacher und weniger personalintensiv, mich die im Laden vorhandenen Brillengestelle analog anprobieren zu lassen.

Ich frage den Brillenverkäufer, der nach dem Sehtest noch ein paar Daten erhebt, was sich in den letzten zehn Jahren in seinem Beruf am meisten verändert habe. Er mache das erst seit drei Jahren, sagt er, aber schon da habe sich so einiges geändert. Zum Beispiel dieses Tablet! Er fotografiert damit ein drittes Mal mein Gesicht und zeigt mir dann, wie meine Pupillen

und die Größe des neuen Brillengestells automatisch erkannt werden. Die automatische Erkennung ist ungenau und er muss alles von Hand an die richtige Stelle auf dem Bild ziehen. Früher war das wohl noch komplizierter, ich erfahre aber nicht, wie.

Ich sage, dass ich gern Brillengläser aus Glas hatte, weil ich mal gehört habe, dass sie weniger leicht verkratzen als die aus Kunststoff. Brillengläser aus Glas? Man führe überhaupt nur welche aus Kunststoff, erklärt man mir. Es klingt, als sei es überholt und abwegig, Brillengläser aus Glas zu haben. Ist es vielleicht auch wirklich:

> "Wenn Augenoptiker von 'Gläsern' reden, ist immer seltener mineralisches 'Glas' gemeint! Die meisten Brillengläser bestehen heute nämlich aus Kunststoff. Nur zehn Prozent aller Brillengläser werden noch aus mineralischem Silikat – also dem klassischen Glas – hergestellt."
> (Quelle: Fielmann-Website)

Am Ende des Vorgangs, stelle ich mir vor, werde ich eine digitale, englischsprachige *prescription* besitzen, mit der ich überall auf der Welt eine Brille bestellen kann, solange sich an meinen Werten nichts ändert. (In meinem Alter zugegeben unwahrscheinlich.)

Die *prescription* stellt sich als analoger, handschriftlich ausgefüllter Zettel heraus. Aber immerhin: Englischsprachig!

Es dauert zehn Tage, bis meine neue Brille fertig ist. In der Wartezeit suche ich im Netz, ob das nicht doch irgendwie einfacher, schneller oder billiger gegangen wäre. Bei Amazon bekommt man für insgesamt unter 10 € fünf Kurzsichtigenbrillen in verschiedenen Farben, so dass man nie mehr lange nach der Brille suchen muss und sich unbesorgt auf vier davon draufsetzen kann. Sie kommen aus China, die Lieferzeit beträgt vier bis sechs Wochen und die Kundenzufriedenheit ist so lala. Aber vielleicht hält die neue Brille ja wieder zehn Jahre lang, und bis dahin ist alles noch mal ganz anders. Oder ich werde weitsichtig und kann im Drogeriemarkt einkaufen gehen.

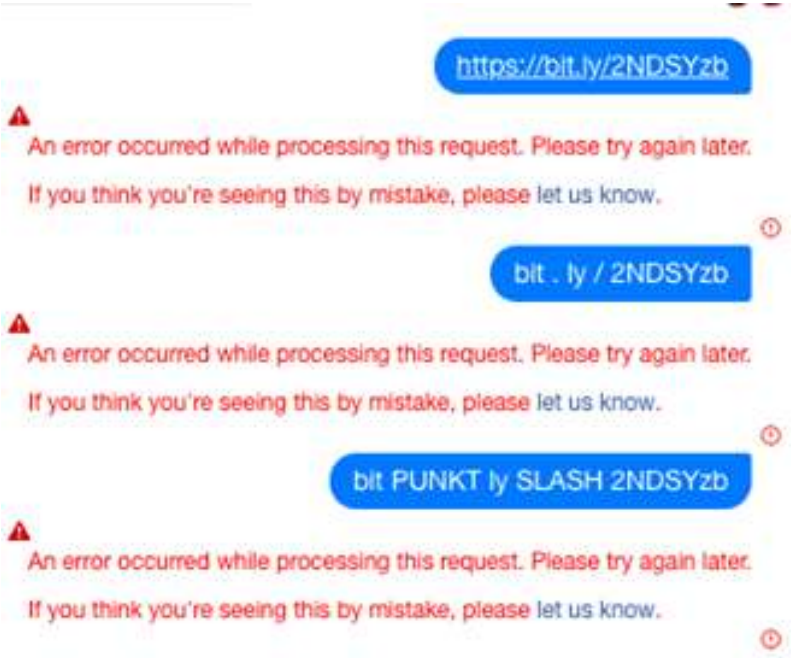
Kathrin Passig

11. Juli 2018

Messengergebrauch Mitte 2018, eine unrepräsentative Umfrage

In der Techniktagebuch-Redaktion wird immer wieder mal darüber geredet, dass man mit dem Chat vom Facebook Messenger wegziehen könnte. Diese Diskussionen bleiben naturgemäß fruchtlos, jeder hat zwar eine Meinung, wo es besser wäre, aber keine davon war bisher mehrheitsfähig.

In letzter Zeit nervt der Facebook Messenger noch ein bisschen mehr, man kann oft keine Links posten, und Workarounds für das Problem scheint es auch nicht zu geben.



2014 lautete der Grund für die Entscheidung “da sind eh schon alle”, aber ist das überhaupt noch so? Im Traum erscheint mir ein Doodle, in dem man abfragen könnte, ob vielleicht längst alle am Techniktagebuch Beteiligten täglich einen ganz anderen Messenger nutzen, und zwar alle denselben, so dass die Umzugsentscheidung leicht fiele.

Noch während ich der Redaktion vom Traum berichte, hat Markus Winninghoff die Umfrage schon gebaut. Von links nach rechts, in keiner besonderen Reihenfolge:

1. Facebook Messenger
2. Slack

3. Stride
4. WhatsApp
5. Telegram
6. Threema
7. Google Hangouts
8. iMessage
9. Signal
10. Skype
11. Mattermost
12. Discord

In der linken Spalte stehen die (hier anonymisierten) Abstimmenden. Kaum jemand hat weniger als drei Messenger im täglichen Gebrauch. Die gelben Häkchen haben bei unterschiedlichen Personen unterschiedliche Bedeutung, zum Beispiel “Nutze ich phasenweise täglich und dann wieder gar nicht” oder “Zwar täglich, aber ungern” oder “täglich, aber nur lesend”. Die eine Person, die angibt, überhaupt keinen Messenger zu nutzen, bestätigt diesen Sachverhalt im Facebook Messenger energisch, ihr Ankreuzverhalten bildet also wohl eher einen angestrebten Idealzustand ab.

	FB Messenger	Slack	Stride	WhatsApp	Telegram	Threema	Google Hangout	iMessage iOS	Signal	Skype	Mattermost	Discord
39 participants	✓36	✓15	✓1	✓13	✓14	✓10	✓9	✓12	✓6	✓10	✓3	✓7
[redacted]	(✓)				✓	✓				(✓)		
[redacted]	(✓)			✓				✓				
[redacted]	(✓)	(✓)		✓	✓							
[redacted]	(✓)			(✓)						✓		
[redacted]	✓			✓								
[redacted]	✓			✓			✓			✓		
[redacted]				(✓)		✓		✓	✓		✓	
[redacted]	✓				✓					✓		
[redacted]				✓								
[redacted]	✓	✓		(✓)								
[redacted]	✓	✓		✓	✓					✓		✓
[redacted]	✓	✓		✓				✓				
[redacted]	(✓)	✓		✓	(✓)	(✓)			✓			
[redacted]	✓			(✓)	✓							
[redacted]	✓			✓	✓							
[redacted]	✓			✓		✓		✓				
[redacted]	✓			✓				✓		✓		
[redacted]	(✓)			(✓)	✓							
[redacted]	✓			✓			✓	✓				
[redacted]	✓			✓	(✓)	(✓)	✓					
[redacted]	✓	✓		✓		✓	✓					
[redacted]	✓					✓			✓	(✓)		
[redacted]	✓			✓				✓				
[redacted]	✓								✓			
[redacted]	✓			✓	✓							
[redacted]	(✓)	✓		✓	✓		✓		✓		✓	
[redacted]												
[redacted]	✓			✓				(✓)				
[redacted]	✓											
[redacted]	✓			✓		✓		(✓)				(✓)
[redacted]	✓			✓								
[redacted]	✓	(✓)		✓				✓				
[redacted]	✓	✓		✓	✓							(✓)
[redacted]	✓	✓		✓			✓		✓		✓	(✓)
[redacted]	✓	(✓)		(✓)	✓							
[redacted]	✓	✓	✓	✓		✓	(✓)	(✓)				(✓)
[redacted]	(✓)	✓		✓	✓					(✓)		✓
[redacted]	✓	✓		✓			(✓)	✓		✓		
[redacted]	✓	✓		✓		(✓)	(✓)			✓		(✓)

Der Facebook Messenger liegt weiterhin vorn: 36 von 39 Redaktionsmitgliedern nutzen ihn täglich. Das könnte allerdings auch – methodische Schwäche der Umfrage – daran liegen, dass man ihn eben fürs Techniktagebuch braucht.

An zweiter Stelle steht WhatsApp mit 33 Nennungen. Zu WhatsApp umziehen will allerdings auch niemand wirklich dringend. Dort sei es nur auf andere Art schlecht, und die Nutzung am Nicht-Handy ein bisschen zu umständlich, das scheint einigermaßen Konsens zu sein.

15 Leute nutzen Slack täglich. Slack ist allerdings in der benutzbaren Version kostenpflichtig. Felix Lorenz wendet außerdem ein: “Mancher möchte z. B. auf der Arbeitsoberfläche Slack auch nicht unbedingt das TT.”

Telegram wird 14 Mal genannt – für mich ist das überraschend wenig. Ich hatte es weiter vorn vermutet, aber aus keinem bestimmten Grund, sondern nur, weil es in meinem Alltag eben eine wichtige Rolle spielt und mich bisher nicht genervt hat.

Inzwischen haben alle Übung im Nichtdiskutieren eines möglichen Umzugs, so dass das Thema schnell wieder vom Tisch ist. Mein Vorschlag, da die Umfrage zwölf Messenger enthält, einfach jeden Monat einen anderen zu verwenden, stößt auf höfliches Schweigen.

Kathrin Passig

Juli 2018

Ein Artikel, der mich interessieren könnte

In der Lokalzeitung der Heimat erscheint ein Artikel, von dem man, wenn man mich ein bisschen kennt, annehmen könnte, dass er mich interessiert. Wie sich herausstellt, kennen mich mindestens drei Personen ein bisschen:

Mein Vater hat ein digitales Abo der Zeitung. Den Artikel in der Samstagsausgabe entdeckt er noch am selben Tag und ›empfiehlt‹ ihn mir. Das hat zur Folge, dass ich eine Mail bekomme, in der, neben einem launigen Sätzchen, das mein Vater eingegeben hat, nicht viel mehr steht als das, was anscheinend der Volltext des Artikels ist. Der Text erscheint als kompakter Block – dies dadurch bedingt, dass Absätze durch das Unicode-Zeichen ›Line Separator‹ wiedergegeben werden, das mein Mailclient nicht interpretieren kann.

Auch ist nicht zu erkennen, ob der Artikel Abbildungen enthält. In der Mail befinden sich jedenfalls keine. Am Ende der Nachricht werde ich aufgefordert, das digitale Probeabo der Zeitung auszuprobieren. Warum sollte ich, wenn mein Vater mir alles schickt, was mich interessiert? Na ja, vielleicht wegen der Absätze.

Am Sonntag erreicht mich eine Mail von einer meiner Tanten. Sie hat die Samstagsausgabe der Zeitung gerade erst gelesen und ist auf einen Artikel gestoßen, der mich interessieren könnte. Da sie die gedruckte Ausgabe abonniert hat, erhalte ich von ihr keinen absatzlosen Textblock, sondern ein Foto des Artikels im Anhang. Das begleitende seitenbreite Bild, das ich bisher nicht zu Gesicht bekommen hatte, ist darauf gut zu sehen. Der Text ist dafür eher mühsam zu lesen, da das Foto nicht besonders groß ist. Wenn man nicht ganz schlechte Augen hat und sich etwas Mühe gibt, geht es aber ganz gut. Außerdem kenne ich den Text ja schon vom Vortag. Immerhin ist zweifelsfrei festzustellen, dass der Artikel über Absätze verfügt. Und man erkennt einen Infokasten, der in der Textwüste von meinem Vater komplett unterschlagen worden war.

Als ich am Dienstag nach Hause komme, ist Post im Briefkasten: ein brauner A5-Umschlag, abgeschickt von einer anderen Tante, die in der Samstagsausgabe der Zeitung auf einen Artikel gestoßen ist, der mich interessieren könnte. Daraufhin hat sie die Zeitungsseite mit dem mir inzwischen bereits bekannten Artikel ausgeschnitten und laut Stempel am Montag auf die Post gebracht. Das Wettrennen hat sie damit nicht gewonnen, aber auf diese Weise kann ich mir das Gesamtkunstwerk – großes Bild, gut lesbarer Text und Infokasten – noch einmal in Ruhe zu Gemüte führen. Außerdem hat meine Tante einen kleinen persönlichen Gruß auf eine unbedruckte Stelle geschrieben. Und noch einen Vorteil hat die physische Seite: Ich kann sie weitergeben. Ich kenne nämlich jemanden, der mit Computern nicht viel am Hut hat, aber den Artikel vermutlich auch gerne lesen würde. Und tatsächlich, er freut sich, als ich ihm den braunen Umschlag am nächsten Wochenende in die Hand drücke.

Ich freue mich auch, aber hoffe, dass in der neuen Samstagsausgabe der Lokalzeitung nicht wieder ein Artikel steht, von dem man, wenn man mich ein bisschen kennt, annehmen könnte, dass er mich interessiert.

Christopher Bergmann

Juli 2018, aber schon seit Jahren

Das Bücherlesen wäre eigentlich ganz einfach, wenn es nicht so schwierig wäre

Es ist immer dasselbe. Im Flugzeug lese ich die im Laufe der letzten Wochen angesammelten Kindle-Leseproben. Sie sind alle großartig! Gleich wenn es nach der Landung wieder Internet gibt, werde ich diese schönen Bücher eins nach dem anderen kaufen und auch den Rest lesen!

Dann landen wir und es gibt wieder Internet.

Kathrin Passig

12. Juli 2013

Verfluchter Technikfortschritt

L.: d'oh diese jahr beim fantasy filmfest S-VHS und danach kommt dann DVD?
Ich: urgh

Ich: laser disc

Ich: FLOPPY – THE MOVIE

Ich: eine gruselige txt datei die jemand vorliest

Ich: DAS DAUMENKINO DES GRAUENS

Ich: UNHEIMLICHE WANDBEMALUNGEN AUS DEM ALL

Hintergrund: L. und ich hatten 2012 beim Fantasy Filmfest (das passenderweise keine Fantasy-Filme zeigt, sondern größtenteils Horrorfilme und Thriller), den Film *V/H/S* gesehen, bei dem allerhöchstens die Kopfschmerzen gruselig waren, die man von der wackligen Kameraführung bekam.

Angela Heider-Willms

Juli 2018

Postkarte per MMS

Die Mutter war verreist und hat pflichtbewusst Karten erworben und geschrieben. Allein: Briefmarken waren nirgends aufzutreiben. Als sie mir sagt, dass sie nächste Woche zur Post gehe, um mir meine Karte zu schicken, sag ich: ach, mach doch Fotos und schick mir die, dann musst du nicht den weiten Weg zur Post laufen.

So wirds gemacht. Sie fotografiert beide Seiten ab und schickt sie mir. Ich freue mich, wie es sich gehört, und bedanke mich anschließend artig für die schöne Ansichtskarte. Alles wie immer. Nur ohne extra Weg zur Post.

Mia Culpa

14. Juli 2018

Digital ist besser – auch bei Spieluhren

Nachdem unser altes Babyfon-Set durch einen Sturz des Empfangsteils

leider

irreparable Schäden erlitten hatte, bestellte meine Frau ein neues. Erst heute entdeckt sie, dass dessen Sendestation auf Knopfdruck am Empfangsteil vier verschiedene Schlaflied-Melodien spielen kann.

Großer Vorteil gegenüber analogen Spieluhren, die wir selbstverständlich auch besitzen: Die Melodie läuft beliebig lange und man muss nicht alle paar Minuten zum Kind gehen und die Spieluhr wieder aufziehen, wodurch man Gefahr läuft, selbiges wieder aufzuwecken.

Foto: Voll analoge Spieluhr

Nachteil: Man hört das Geklimper des digitalen Schlaflieds natürlich auch durch den Empfänger.

Virtualista

14. Juli 2018

What's your mail, what's your number?

Aus Gründen besitze ich einen Tag vor dem Nick-Cave-Konzert in der Waldbühne ein überzähliges Ticket dafür. Nachdem ich es im Freundes- und Bekanntenkreis nicht loswerden konnte, erstelle ich ein Ebay-Angebot mit nur einem Tag Laufzeit.

Da das Auktionsende gut drei Stunden vor Konzertbeginn liegt, ist ein Versand der Karte nicht praktikabel. Ich biete also nur Barzahlung bei Abholung bei uns zuhause oder Übergabe direkt vor dem Eingang zur Waldbühne an.

Umgehend erreichen mich Fragen von Interessenten. Das Foto des Tickets, auf dem ich vorsichtigerweise alle Barcodes und Seriennummern übermalt hatte, zeige doch offensichtlich eine Karte zum Selbstausdrucken. Ob also nicht auch ein Versand des Tickets per Mail möglich wäre?

Daran hatte ich zugegebenermaßen gar nicht gedacht. Die Bezahlung müsste in diesem Fall natürlich auch online erfolgen, wofür im konkreten Fall bei mir nur PayPal infrage käme. Außerdem habe ich die zwei Tickets in einer zweiseitigen PDF-Datei erhalten. Ich müsste also eine Seite aus dieser Datei extrahieren, wofür ich aber über Software und Fertigkeiten verfüge.

Andernfalls könnte ja der Empfänger beide Tickets nutzen und ich stünde blöd da. Denn das Kartenkontrollpersonal würde sich mit Sicherheit nicht auf Diskussionen einlassen, wenn schon jemand anderes mit dem Barcode meines Tickets Einlass erhalten hätte.

Ausdrucken und einscannen eines Tickets ginge auch, bekäme aber vielleicht den Barcodes nicht so gut. Ich antworte den Fragenden entsprechend und aktualisiere das Angebot bei Ebay.

Am Samstag endet die Auktion halbwegs erfolgreich – der Preis liegt knapp unter dem von mir gezahlten. Ich sende der Käuferin eine Nachricht mit meiner Telefonnummer und bitte um Anruf. Parallel hat sie mir bereits eine Übergabe am Eingang vorgeschlagen, aber zu einer Zeit, zu der ich eigentlich schon einen Sitzplatz in der Waldbühne belegt haben wollte.

Die Käuferin ruft mich umgehend an und wir besprechen die Optionen. Abholung bei mir wäre ein ziemlicher Umweg für sie. Ich schlage ihr die Email-Variante vor, die sie auch noch gar nicht in Betracht gezogen hatte. Ein PayPal-Konto hat sie nicht, aber ihr Freund.

Da sie bei Ebay bereits Barzahlung angegeben hatte, kann ich ihr meine PayPal-Daten nicht auf diesem Weg übermitteln. Ich schicke ihr also eine SMS mit der Mailadresse, unter der mein PayPal-Konto läuft und sie schickt mir ihre, an die ich dann das PDF mit der Karte versenden soll.

Es ergibt sich noch eine Verzögerung, da ich gerade mit den Kindern im Innenhof unserer Wohnung bin, wo ich zwar mein Smartphone, nicht aber den Laptop zur Hand habe. So kann ich mir zwar rasch die PayPal-App herunterladen und den Zahlungseingang sehen, nicht aber das Ticket schicken.

Zurück in der Wohnung extrahiere und versende ich dann die eine PDF-Seite und erhalte noch eine SMS, dass die Datei gut angekommen ist und ausgedruckt werden konnte. Da ich weiter nichts von der Käuferin höre, nehme ich mal an, dass alles weitere reibungslos verlaufen ist. Ich jedenfalls hatte einen sehr angenehmen Konzertabend.

Virtualista

Anfang Juli 2018

Mein Arm ist ein Übersetzungswerkzeug für Google Maps

Die Frau ist schon die dritte Person, die mich heute nach dem Weg fragt. “Ich weiß es auch nicht”, sage ich, “aber ich schau es gern für Sie nach, Moment”. Das sage ich immer, aber heute bekomme ich zum ersten Mal die Antwort “Ach nein, danke, ist nicht nötig, ein Handy habe ich ja selber.”

Vor ein paar Jahren bin ich noch davon ausgegangen, dass die Fragenden kein Smartphone oder keinen Datentarif oder keinen Datentarif im Ausland haben. Inzwischen glaube ich eher, sie können keine Karten lesen und sind darauf angewiesen, dass jemand für sie in die richtige Richtung deutet. Das ist nicht ehrenrührig, in den letzten zehn Jahren hat sich herausgestellt, dass gar nicht mal so wenige Leute ohne Orientierungssinn leben (der erste beschriebene Fall, 2009, weitere fanden sich schnell).

Meine Präferenzen sind andere, ich spreche ungern fremde Leute an, und wenn ich gelegentlich bei bewölktem Himmel aus einem Bahnhof komme und durch Nachdenken zu keiner Meinung über Himmelsrichtungen gelange, laufe ich lieber in eine Richtung und warte ab, ob der Punkt auf der Google-Maps- oder Pokémon-Go-Karte das Richtige macht oder nicht. Leute, für die Navigation zeitlebens ein unangenehmes Thema war, vermeiden die Verwendung von Kartensoftware vielleicht lieber ganz, oder vielleicht ist ihnen die Übersetzung von der Karte auf die Umgebung nicht möglich, selbst wenn es nur um die Frage geht, ob sich ein Punkt vom Ziel weg oder auf das Ziel zu bewegt.

Als ich meinen Workaround in der Techniktagebuch-Redaktion erwähne, sagen andere, dass sie es auch “regelmäßig” (André) bzw. “fast immer” (Aoife) so machen: “In Manhattan ist es ziemlich schwierig, wenn man aus der Subway kommt, rauszufinden, wo die vier Himmelsrichtungen sind.”

Kathrin Passig

15. Juli 2018

Schrödingers Anschlusszug

Ich fahre mit dem Zug von Berlin nach Zürich. In Hannover ist eine Viertelstunde Umsteigezeit vorgesehen. Bei der Einfahrt nach Hannover hat der Zug eine Viertelstunde Verspätung.

Wenn ich daran gedacht hätte, einen Screenshot von der DB-Navigator-App zu machen, statt nur daran zu denken, dass ich jetzt wohl zwei Stunden später in Zürich ankommen werde, könnte man auf diesem Screenshot ungefähr Folgendes sehen: Der Zug von Berlin nach Hannover, in dem ich sitze, ist mit dem Hinweis „Anschluss wird nicht erreicht“ versehen. Eine Zeile darunter, beim Anschlusszug von Hannover nach Zürich, steht: „Wartet auf Fahrgäste aus einem anderen Zug“.

Ich stelle mich frühzeitig an die Ausstiegstür, renne eine Treppe hinunter, durch den halben Bahnhof und eine Treppe wieder hinauf und finde heraus, dass nur eine der beiden Aussagen stimmt.

Als wir pünktlich und unbegleitet von der eigentlich nie ausbleibenden Durchsage “Dieser Zug hat derzeit x Minuten Verspätung. Ursache dafür sind Verzögerungen IM AUSLAND” in die Schweiz einfahren, finde ich heraus, dass neuerdings das WLAN des deutschen ICE nicht mehr direkt hinter der Grenze endet. Es reicht bis nach Zürich!

Kathrin Passig

15.7.2018

Opa und die kleinen Bilder

Im Techniktagebuch-Chat diskutieren wir den Gebrauch verschiedener Apps – und dabei kommt auch die Vermutung auf, dass viele ältere Leute, die zuvor Smartphones nur zum Telefonieren unterwegs verwendet haben, sich zum Beispiel durch Enkelfoto-Verschickerei erstmals auf andere Smartphonefunktionen wie Messenger einlassen.

Nun ja. Ich als Opa bekomme natürlich auch die meisten Enkelfotos via Messenger. Leider.

"Guck mal, ein tolles Foto von deinen Enkeln!"

"Danke, das ist wirklich toll. Kannst du mir das auch noch mal per Mail in voller Auflösung schicken?"

"Äh, ja, mal gucken, mach ich, wenn ich dazu komme . . . "

Und Opa guckt auf das via Messenger gesendete Foto in der berauschenden Auflösung von 438x237 Pixeln oder so, weiß genau, dass das schon auf einem 13x18-Ausdruck Scheiße aussieht, und weint leise.

(Nein, ich bin kein Internetausdrucker und nur ein Bruchteil der Fotos wird auch zu einem Print. Aber ich hätte gerne die Möglichkeit und deshalb die Bilder in der jeweils aktuell verfügbaren besten technischen Qualität.)

Thomas Wiegold

2010-2018

Von einer, die auszog, nicht alles bei Amazon zu kaufen

2010 kaufe ich meinen ersten E-Reader. Er ist von Sony. Ich wollte ganz bewusst keinen Kindle, weil ich eben nicht alles bei Amazon kaufen will. Es dauert allerdings nicht lange, bis ich die Entscheidung bereue. Die Auswahl an englischen E-Books in deutschen Shops ist mehr als dürftig. Bestseller

sind leicht zu finden, aber weniger bekannte Autoren gibt es entweder überhaupt nicht, oder sie kosten mehr als das gedruckte Buch. Ausländische E-Book Stores wie z. B. WH Smith verkaufen nicht an jemanden mit deutscher Rechnungsadresse.

Dazu ist der Kundenservice von Sony auch wenig begeisternd. Als das WLAN am Reader nicht mehr geht, schicke ich ihn zur Reparatur ein und warte. Versuche herauszufinden, wie lange die Reparatur dauern wird, bleiben erfolglos. Auch die Service-Hotline weiß nur, dass sie den Reader erhalten haben und die Reparatur in Arbeit ist. Nach sechs Wochen kommt er wieder (und funktioniert auch wieder).

2012 funktioniert das WLAN dann nur ab und zu. Mir reicht's, und ich lege mir doch einen Kindle zu. Und stelle ich dann fest, dass ich doch nicht alles bei Amazon kaufen muss. Es gibt kleine Onlineshops, meistens auf ein einzelnes Genre spezialisiert, bei denen man auch von Deutschland aus einkaufen kann. Genauso verkaufen manche kleineren Verlage ihre Bücher direkt. Und zwar DRM-frei und wahlweise als mobi oder epub. Zusätzlich bieten sie ab und zu Angebote an, die es bei Amazon nicht gibt, wie eine komplette Serie zu einem Sonderpreis. Meine Bibliotheken bei den Onlineshops wachsen.

2016 kommt eine Mail von einem der Shops. Sie schließen demnächst und ich müsste meine Bücher von ihnen herunterladen und selbst sichern, wenn ich sie behalten möchte. Das ist kein zu großes Problem. In der Cloud und zusätzlich einer Festplatte gesichert ist es unwahrscheinlich, dass ich die Dateien komplett verliere. Ich habe trotzdem lieber die Möglichkeit, im Notfall eine Datei einfach neu herunterladen zu können, anstatt Zeit damit zu verbringen, sie auf meinem Laptop und externen Festplatten zu suchen.

Anfang 2017 kommt die nächste E-Mail von einem der Shops. Sie schließen auch, und ich soll doch bitte meine E-Books anderweitig sichern.

Anfang 2018 kündigt eine meiner Lieblingsautorinnen ein neues Buch an, das in einem Kleinverlag erscheinen wird. Der hat auch einen eigenen Webshop und dort kann man es schon vorbestellen; auf Amazon ist es noch nicht zu finden. Ich habe dort aber noch keinen Account und inzwischen nur wenig Lust mir noch einen zuzulegen, weswegen ich die Entscheidung vor mir

herschiebe. Das stellt sich als gut heraus. Der entsprechende Verlag gerät nämlich unter Feuer, als einer ihrer Autoren über seine sehr negativen Erlebnisse mit den Verlagsmitarbeitern erzählt.

Nach diesen Offenbarungen wollen viele andere Autoren auch nichts mehr mit dem Verlag zu tun haben und kaufen ihre Rechte zurück. Meine Lieblingsautorin mit dem noch nicht veröffentlichten Buch gehört dazu. Sie will es im Eigenverlag mit KDP veröffentlichen. Das heißt auch, dass es nur über Amazon erhältlich sein wird.

Aoife

16. Juli 2018

Neue grüne Elektrogeräte, aber erst mal nur in der Schweiz

Kürzlich habe ich davon gelesen oder gehört, dass die Fahrradverleihfirma LimeBike in Deutschland auch Elektro-Tretroller anbieten will. Der Plan gefällt mir schon wegen der schönen grünen Farbe, aber bisher habe ich in Deutschland noch keine E-Scooter gesehen, nur einmal in Dublin und heute zum ersten Mal auch in Zürich.

Die vorbeifahrende Frau auf dem grünen Roller ist zu schnell für ein Foto, aber bald finde ich einen, der stillhält:

Der Akku ist wohl das Ding vorne am Lenker. Hinten warnt ein Aufdruck, dass der Roller GPS hat und sich also vermutlich bei seinem Mutterschiff beschweren wird, wenn ich ihn mit nach Hause nehme.

Das ist nicht nur für mich neu, auch in der Techniktagebuch-Redaktion äußert man Verwunder- und Begeisterung. Allerdings vermutet man, in Deutschland stehe dem Einsatz die Straßenverkehrsordnung im Weg. Aber

ich habe das um 2014 herum mal im Zusammenhang mit einem in Zürich gesichteten Solowheel nachgelesen, und mir schienen die Verhältnisse in beiden Ländern ungefähr gleich unklar.

Wahrscheinlich ist der Roller in der Schweiz nur etwas früher dran. Erstens sind sie hier auch bei Elektromopeds, Elektroautos, elektrischen Postzustellfahrzeugen und Elektrofahrrädern weiter und zweitens ist Tretrollerfahren – anders als in Deutschland – eine normale Tätigkeit für erwachsene, seriös gekleidete Menschen.

Ausprobiert habe ich das grüne Gerät noch nicht. Ich muss mich erst mal vorsichtig an die Vorstellung gewöhnen.

Kathrin Passig

Ein Tag im Juli 2018

Unwetter halten sich nicht immer an die Wettervorhersage

Morgens gegen 9 Uhr schaue ich in die Wetter-App: Sie verspricht mir über den Tag etwa 22 bis 25 Grad Lufttemperatur, ab Mittags sind leichte Wolken zu sehen, 40 – 50 % Regenwahrscheinlichkeit mit einer erwarteten Niederschlagsmenge von 0,5 – 1 mm ab etwa 15 Uhr. Ab 17 Uhr wird eine Gewitterwahrscheinlichkeit von etwa 50 % angezeigt.

Die Jungs und ich fahren ins Freibad, gegen 10 Uhr sind es knapp 25 °C. Wir baden und picknicken im Freibad.

Gegen 12 Uhr zieht es sich zu, es sieht aus, als wäre ein Gewitter im Anzug. Dann rollt die dunkle Wand innerhalb weniger Minuten näher, und der Himmel explodiert. Regen kommt als Sturzbach herunter. Um uns herum blitzt und donnert es. Gewaltig. Wir finden einen Unterstand im Freibad. Ich versuche, den aktualisierten Wetterbericht auf dem Smartphone abzurufen, aber sowohl Vodafone als auch O2 Netz sind ausgefallen. Ein Smart Home, das es mir erlauben würde, zu prüfen, ob die Fenster zu Hause geschlossen

sind, habe ich noch nicht – wegen des ausgefallenen Mobilfunknetzes hätte das hier aber sowieso nicht funktioniert. Ich bleibe daher etwas unruhig, ob ich wirklich die Fenster geschlossen habe.

Innerhalb weniger Minuten sind nun die Wege überschwemmt mit Regenwasser, die Kanalisation läuft über.

Gegen 12:45 Uhr funktionieren die Mobilnetze wieder so leidlich, wir stehen immernoch unter dem Unterstand im Freibad, es schüttet weiterhin. Sichtweite weniger als 10 m wegen heftigen Regens. Die Temperatur ist von 25 °C auf 14 °C gefallen. Meine Wetter-App zeigt mir jetzt eine Unwetterwarnung für die Region, in der seit über einer halben Stunde ein Unwetter tobt. Auch zeigt die App nun eine Niederschlagsmenge von "mehr als 10 mm / Stunde" an. Ja, das kann ich bestätigen. Ich würde sagen, "*deutlich mehr*" würde es besser treffen. Laut App soll dieses Wetter noch etwa drei bis vier Stunden anhalten.

Gegen 13:30 Uhr nieselt es nur noch leicht, das schlimmste Unwetter scheint vorbeigezogen, und nun erscheint auch die offizielle Unwetterwarnung des DWD über die Katwarn-App auf meinem Smartphone.

Ich schreibe dies hier auf, weil ich es beeindruckend finde, wie schwer es offenbar ist, solche lokal begrenzten Unwetter vorherzusagen, und wie sich die Wetterdienste dabei offenbar täuschen können. Nach meinem subjektiven Eindruck bekomme ich wesentlich häufiger Unwetterwarnungen auf dem Smartphone angezeigt, als dann tatsächliche Unwetter stattfinden – nachvollziehbar, vermutlich sagt sich der Wetterdienst "lieber eine Warnung zu viel, als dass nachher Beschwerden kommen, man sei nicht gewarnt worden". Umso überraschter bin ich daher, dass hier keine frühere Warnung vorlag.

Die Jungs und ich kommen durchnässt und frierend nach Hause, aber wirklich passiert ist uns nichts – außer einem Schrecken und der Erleichterung, dass dieser Wetterwechsel nicht beim Kanufahren vor ein paar Tagen passiert ist. Auch die Fenster im Haus sind tatsächlich geschlossen.

Molinarius

12.–17.7.2018

Zwei Generationen, drei Lesepraktiken

Ich verbringe ein paar Ferientage mit den Eltern. Wenn wir nicht wandern, reden, essen oder schlafen, lesen wir. Die Mutter (*1944) im Kindle, der Vater (*1941) im iPad und ich (*1966) in einem Buch, Hardcover, fadengeheftet, mit Lesebändchen.

Franziska Nyffenegger

Juli 2018

T-Online erklärt mir das Streichen, also das Wischen, vielleicht ist es auch das Schieben

2015 ist mir in der Werbung zum ersten Mal das Wort “Fingerstreich” begegnet. Ein zweites Mal habe ich es bisher nicht gesehen. Heute, drei Jahre später, taucht das Streichen in einem Nachrichtentext bei t-online.de wieder auf. Ich mache einen Screenshot, weil ich die Verwendung ungewöhnlich finde, ”Wischen” oder meinetwegen “Schieben” käme mir normaler vor. Noch normaler fände ich es, überhaupt nicht erklärt zu bekommen, wie ich auf meinem Handy navigieren soll.

Ich bin durch einen Twitter-Link dorthin gelangt. Das erwähne ich, damit niemand denkt, ich konsumierte etwa Nachrichten durch Besuch eines Nachrichtenportals bei T-Online, so wie manche Leute es vor fünfzehn Jahren machten, wenn ihnen das sonstige Internet nicht ganz geheuer war.

Vielleicht gibt es dieses Nutzungsverhalten auch heute noch, und die Streichanleitung richtet sich spezifisch an Kundschaft mit erhöhtem Gegenwartserklärungsbedarf.

Kathrin Passig

Es müsste 2016 gewesen sein, mit einem kleinen Ausblick auf 2018

Selbstfindungsreise mit dem ICE

Ich sitze im ICE. Meine Fahrkarte habe ich – wie meist – als elektronisches Ticket in der DB-App auf dem Smartphone dabei. Ein „persönliches Identifikationsdokument“ ist beim elektronischen Ticketkauf anzugeben, ich habe meine Bahncard dafür ausgewählt. Diese muss ich deshalb als Plastikkarte dabei haben.

Der Bahnkontrolleur kommt, scannt das Ticket von meinem Smartphone ein und zieht meine Plastik-Bahncard durch sein Kontrollgerät.

Anschließend will er noch meinen Personalausweis sehen.

Ich reagiere leicht verdutzt: „Warum denn? Ich habe doch als Identifikationsdokument die Bahncard angegeben."

Die Antwort, sehr bestimmt: “Steht so in den Beförderungsbedingungen.„

Ich bin ernsthaft überrascht, dass er neben (elektronischem) Ticket und (materieller physischer Plastik-) Bahncard noch den Ausweis sehen will. Da mir dies noch nie passiert ist, frage ich interessiert nach: Muss ich meinen Ausweis denn jedem zeigen, der behauptet, von der Bahn zu sein? Weisen Sie auch mir gegenüber Ihre Berechtigung nach, meinen Ausweis sehen zu dürfen?

Haben Sie so was wie einen Dienstausweis?“ (Meine Nachfrage ist wirklich in erster Linie interessiert – es ist mir ein großes Anliegen, Dinge zu verstehen, und nicht vorschnell zu schimpfen.)

Die Antwort auf meine offenbar als unangemessene Provokation empfundene Frage lautet, in recht knapper Form und sehr nachdrücklich vorgebracht, dass er, der Kontrolleur, einen solchen Nachweis nicht nötig habe und wenn mir dies nicht passe, ich herzlich eingeladen sei, den Zug auf der Stelle zu verlassen, denn er übe hier das Hausrecht aus.

Um die Sache mit dem Hausrecht nicht weiter auf den Prüfstand zu stellen, zeige ich doch lieber meinen Ausweis vor (offensichtlich sehe ich so nach illegalem Schwarzfahrer aus).

Möglicherweise bin ich nicht der Einzige, den diese Form der Kontrollen irritiert, zumindest werden wenig später die Beförderungsbedingungen geändert, so dass auch die Bahncard elektronisch vorgezeigt und nun der Ausweis als einziges materielles/physisches Nachweisdokument ausreichend ist. Dies wird dann in der Realität äußerst selten kontrolliert: meist gibt sich der Schaffner damit zufrieden, das elektronisch am Smartphone vorgezeigte Ticket und die elektronisch am Smartphone vorgezeigte Bahncard einzuscannen.

Noch etwas später, 2018, wird dann sogar die elektronische Fahrkartenselbstentwertung *Self Check-In* eingeführt und die von den Mitarbeitern der DB noch bis vor Kurzem so vehement verteidigte dringende Notwendigkeit der Personalausweiskontrolle im Zug scheint sich mehr und mehr aufzuweichen. Vielleicht darf ich sogar hoffen, dass die Stelle des nur so mittelfreundlichen Kontrolleurs bald irgendwelchen Sparmaßnahmen zum Opfer fällt.

Molinarius

Juli 2018

So viel Spaß für 2000 Rubel

Keine WM mehr, das heißt: Endlich Zeit, das zu bloggen, was in den letzten Wochen liegengeblieben ist. Dazu gehört ein 2000-Rubel-Schein, der hier auf dem Schreibtisch lag, damit ich ihn nicht versehentlich ausgebe.

Der 2000er und der 200er sind beide noch recht neu im russischen Banknotensortiment. Ich wusste also, dass sie bunter sind als die anderen, mit leuchtenderen Farben, und dass sie irgendwelche tollen Sicherheitsmerkmale haben. Auf der einen Seite des 2000ers ist das Kosmodrom Wostotschny zu sehen, der Weltraumbahnhof, der mal Baikonur ablösen soll:

Die andere Seite zeigt die Russki-Brücke von Wladiwostok:

Das war mein Kenntnisstand, bis wir mit ein paar Leuten in einem Café saßen und P., meine frühere Sprachtandem-Partnerin, sagte: Jetzt passt mal auf, ich zeig euch was. Handy raus, App geöffnet, Ergebnis: Fünf Menschen machen große Augen. Denn zu den Geldscheinen gibt es eine Augmented-Reality-Version. Also hab ich nachgeschlagen, wie man das Bild auf seinem Handybildschirm mitschneidet, und dann auf der Fensterbank ein kleines Experiment gestartet.

www.youtube.com/BwJk_n_LUUY

Okay, das ruckelt ein bisschen, wenn ich zu nah dran gehe, aber ansonsten ist das schon sehr schick gemacht: Wie die Planeten da um die Sojus-2-Rakete kreisen, die auf dem Weltraumbahnhof auf ihren Start wartet. Habt ihr die Erde gesehen? Warte, da kommt sie wieder vorbeirotiert!

Dann die Rückseite, das mit den Autos auf der Brücke ist auch ziemlich klasse – auch wenn beim Rauszoomen irgendwann die Bereiche der Straße ins Blickfeld kommen, wo die animierten Autos plötzlich verschwinden. Unterm Strich aber eine feine Spielerei, und die Zutaten – Geld und Handy – hat man ja meistens dabei. Nächstes Mal bin also ich diejenige, die im Café sagt: Jetzt passt mal auf, ich zeig euch was.

(Mit Dank an Matt fürs Identifizieren der Rakete und an Iuliia für Hilfe beim Video.)

Katrin Scheib

21. Juli 2018

Pour Some Sugru On Me

Sugru ist eine knetgummiartige Silikonpaste, die innerhalb eines Tages an der Luft abbindet und danach eine gummiartige Konsistenz hat.

Zum ersten Mal komme ich mit diesem Material in Berührung, als ich im Rahmen der *retune*-Konferenz 2012 an einem Workshop teilnehme, der vom Marketing-Personal des Sugru-Startups gegeben wird. Davon inspiriert flicke ich damit mehrere Gegenstände, darunter ein Paar Schuhe, die Öse eines Fahrradschlüssels, die geborstenen Ecken der Plastikschubladen unseres Kühlschranks und den gebrochenen Steg meiner Reservebrille, den ich zuvor erfolglos zu kleben versucht hatte.

Die drei ersteren Reparaturen erweisen sich im Alltag als nicht als allzu haltbar – Sugru ist mechanischen und thermischen Wechselbelastungen offenbar nur bedingt gewachsen. Auch hält es nicht auf allen Untergründen gut – oder ich habe die Kontaktflächen nicht sorgfältig genug gereinigt. Die Reservebrille wird in all den Jahren nicht benötigt, daher überrascht es wenig, dass die Sugru-Verbindung dort keinen Schaden genommen hat.

Da auch originalverpacktes Sugru nur einige Wochen haltbar ist, entsorge ich bald die Reste und mehrere Jahre lang ist Sugru nur Stoff für Anekdoten. Jetzt aber habe ich mehrere Kabel, deren Gummiisolierung am Übergang zum Stecker bzw. Gerätegehäuse gebrochen ist, was als der klassische Anwendungsfall für den Werkstoff gilt.

Ich habe bereits auf Amazon nach kleinen Gebinden gesucht, als Thomas Wiegold erwähnt, er habe gerade einen Schalter seiner Kamera mit Sugru gepimpt und könne nun eine angebrochene Packung abgeben. Ich fahre bei ihm vorbei und wir müssen leider feststellen, dass das angebrochene graue Paket bereits ausgehärtet ist. Thomas schenkt mir großzügigerweise zwei seiner verbleibenden drei Päckchen, ein schwarzes und ein weißes. Ich erfahre zudem, dass das Berliner Bastlerparadies *Modulor*, in dessen Räumen damals der Workshop stattfand, weiterhin Sugru führt.

Gewarnt ob der kurzen Haltbarkeit nach dem Öffnen, mache ich mich zuhause erst einmal auf die Suche nach zu flickenden Gegenständen. Dabei fällt mein Blick auf meinen Autoschlüssel. (Über Bastelabenteuer mit dem kartenförmigen Schlüssel des vormaligen Fahrzeugs wurde bereits berichtet.)

Auch der aktuelle Autoschlüssel enthält einen kleinen batteriebetriebenen Sender und drei Druckknöpfe zum Ver- und Entriegeln der Türen und der Heckklappe. Die Gummiabdeckung dieser Knöpfe ist in beklagenswertem Zustand und ich habe den Schlüssel bereits mit Duct Tape umwickelt, um weiterem Fortschreiten des Verfalls entgegenzuwirken. Das aufreibende Dasein am Schlüsselbund in meiner Hosentasche lässt aber auch das Klebeband hässlich altern und ich muss es in regelmäßigen Abständen erneuern.

Nach dem Ummanteln zweier schwarzer Kabelansätze forme ich also einen Großteil des schwarzen Sugrus zu einem flachen Flicken von knapp 1 mm Dicke, den ich auf die Seite des Schlüssels mit den beschädigten Knöpfen lege. Zuvor habe ich den Schlüssel gründlich mit Brennspiritus gereinigt, um vor allem sämtliche Kleberreste zu entfernen. Ich drücke, kratze und schiebe solange an dem Sugru-Flicken herum, bis er sauber und bündig auf der Oberfläche des Schlüssels aufliegt.

Eine schlauchförmige Schicht um den ganzen Schlüssel wäre sicher noch haltbarer gewesen – ich hätte sie aber zerschneiden müssen, um die Knopfzelle des Senders zu wechseln. Und das eine Päckchen hätte dann auch nicht für Kabel und Schlüssel gereicht. Außerdem kann ich das noch nachrüsten, denn angeblich verbindet sich eine frische Portion Sugru nahtlos mit einer bereits ausgehärteten.

Für ein perfektes Finish drücke ich nach ein paar Stunden mit einer Kugelschreiberhülle noch Ringe um die Knöpfe in die abbindende Masse. Tags darauf bin ich mit dem Ergebnis sehr zufrieden. Die Knöpfe sind weiterhin gut zu ertasten und zu drücken und auch der Sender funktioniert noch. Die-

se Zufriedenheit hält auch drei Wochen später noch an. Das Sugru hat sich offenbar sehr gut mit der rauen Plastikoberfläche des Schlüssels verbunden und zeigt bislang keine Tendenz, sich an den Rändern abzulösen.

Virtualista

20.–22. Juli 2018

Drei Tage kein Handyempfang, das gibt es 2018 immer noch

Ich bin bei einem Familientreffen auf einem Zeltplatz im Bayrischen Wald. Auf dem Weg dorthin stellt sich heraus, dass schon die nächste Ortschaft in weiten Teilen nicht mit Handyempfang versorgt ist. Nicht über meine britische EE-SIM, die das T-Mobile-Netz nutzt und die ich jetzt in Bayern grundsätzlich verwende, und natürlich sowieso nicht über meine deutsche AldiTalk-SIM, die das O2/Eplus-Netz nutzt.

Der Zeltplatz ist zwar konzeptuell der urbanste Ort, an dem ich jemals in Niederbayern war, hat aber auch überwiegend gar kein Netz. Meistens zeigt das Dual-SIM-Handy null Balken bei beiden Anbietern. Manchmal hat die britische SIM etwas Edge. Nur an einer Stelle weht gelegentlich ein Hauch 4G vorbei, wenn man vorher Beschwörungstänze aufführt und den Flugmodus ein- und wieder ausschaltet. Zwischen Edge und 4G gibt es nichts, das scheint also jetzt üblich zu sein.

In meinem Gepäck sind drei Powerbanks, 20.000, 10.000 und 6.000 mAh. Da ich das Handy ja kaum benutzen kann, werden sie schon reichen, denke ich, merke aber bald, dass das Handy durch die angestrengte Suche nach Netz mehr Strom als sonst verbraucht, und wechsle in den Flugmodus.

Ich habe das Handy in den drei Tagen weiterhin fast immer dabei, aber vor allem, um Fotos zu machen. Ich halte es nicht, wie sonst, immer in der Hand, und manchmal weiß ich minutenlang gar nicht, wo es ist. Den Gedanken ans Pokémon-Go-Spielen habe ich schon bei der Ankunft aufgegeben.

Später findet jemand heraus, dass das Zeltplatzgelände mehrere Pokéstops und sogar zwei Arenen enthält. Aber ich bin inzwischen Level 40 und quasi im Pokéruhestand, das erzwungene Nichtstun stört mich kaum mehr.

Die Verwandtschaft sagt halb-scherzhaft „du sollst ja hier auch Urlaub machen und nicht deine Mails lesen“ sagt. Vor zehn Jahren hätte sie das wahrscheinlich ernsthafter gesagt, aber gesagt wird es immer noch. Ich hätte damals ernsthafter protestiert. Heute sage ich nur noch gleichmütig “ihr habt eine komische Vorstellung von Urlaub”, und dann wechseln wir das Thema.

Gelegentlich wird herumgefragt, ob nicht vielleicht doch irgendwer Empfang hat, damit wir mittels Wetterbericht / Regenradar herausfinden können, ob es beim Grillen regnen wird. Fragen wie „welcher Vogel ist das“ oder “irgendwas mit bayrischer Geschichte” müssen durch Diskussion geklärt werden statt durch Google. Das geht auch, es dauert nur länger. Überraschenderweise ist es jetzt manchmal meine Mutter, die „komisch, also ICH hab Internet” sagt.

Der Neffe und ich begehren beide das WLAN, das zum Hotel auf dem Gelände gehört. Aber wir wollen beide gleich ungern hingehen und nach den Zugangsdaten fragen, und erraten lassen sie sich nicht. Am Samstagnachmittag raffe ich mich doch noch auf und bekomme ohne die erwarteten Diskussionen, ob ich denn überhaupt Hotelgast sei, ein Zettelchen mit den Zugangsdaten ausgehändigt. Fünf Geräte kann man damit anmelden! Leider ist das WLAN so schwach und wechselhaft wie der Handyempfang. Aber als wir abreisen, sitze ich immerhin in einer der beiden Pokémon-Arenen.

Die Techniktagebuch-Redaktion fertigt im Laufe dieser Tage eine Karte von Edgeland an. Gelegentlich kommen Teile des Chats bei mir an und ich erahne, wie die Karte wohl aussehen mag. Nach dem Ende des Ausflugs kann ich sie dann auch sehen.

Kathrin Passig

Seit dem 21.12.2017

Edgingen in Edgeland

Immer dann, wenn eine_r der TechniktagebuchredakteurInnen in den mobilfunktechnischen Niederungen Deutschlands unterwegs ist, gibt es Momente, in denen er oder sie Trost in der ständigen Redaktionskonferenz sucht. Weil das zufälligerweise häufig im Südwesten des Landes der Fall ist, in der ja quasi alle Orte auf -ningen oder -lingen, jedenfalls auf -ingen enden, macht schnell die Runde, dass man sich mal wieder in "Edgingen" befinde, also in einem Ort, der gerade mal Edge als Mobilfunkstandard bietet. Es reicht gerade so, um im Messenger ab und zu einen Status zu posten.

Plötzlich war Edgingen aber überall. Jeder war auf einmal in Edgingen, wenn er oder sie keinen ordentlichen Empfang hatte. Molinarius wendet daher am 21.07.2018 ein, dass es nur ein echtes Edgingen gebe, nämlich dort, wo er sehr oft sei.

Also macht sich die ständige Redaktionskonferenz daran, in eine Karte von Edgeland, äh Deutschland die typischen regionalen Ortsnamen einzutragen, an denen man kein ordentliches Mobilfunknetz hat. Das ist das Ergebnis:

Von Orten, die es mehrmals gibt, ist nur der mit der schlechtesten Netzabdeckung eingetragen. In Zukunft wird es uns möglich sein, viel genauer anzugeben, wo wir gerade keinen Empfang haben.

Markus Winninghoff, Molinarius, Thomas Wiegold, Virtualista

2018-07-23

Man lernt nie aus

Ein bisschen verwundert, ein bisschen anerkennend bemerkt mein Vater (75) am Frühstückstisch, dass ich offenbar alles auf meinem Smartphone habe. Zum Beispiel den Zugfahrplan. Nein, muss ich ihm antworten, ich habe gar nichts auf meinem Smartphone. Das ist alles bei Google. Auf meinem Smartphone gucke ich das nur an.

André Spiegel

Juli 2018

Ausnahmesituationen erfordern Ausnahmebeschäftigungen

Irgendwas wird bei uns an einer Hauptstraße gemacht oder an den Straßenbahngleisen oder irgendworan, ich weiß es nicht, und bin zu faul zum Nachgucken. Jedenfalls fährt die U17 in Essen aktuell nicht mehr bis zur Margarethenhöhe, sondern nur noch bis zum Gemarkenplatz, von da aus darf man in den Bus umsteigen. Da ich sowieso nur zum Gemarkenplatz muss, ist mir das egal, es gibt sogar Vorteile, zum Beispiel steht die Bahn morgens meistens schon am Bahnsteig und man kann direkt einsteigen und dann drinnen auf die Abfahrt warten.

Weil die Haltestelle aber ja eigentlich keine Endhaltestelle ist, muss das Problem mit den Gleisen gelöst werden. Die Straßenbahn darf nämlich nicht auf dem selben Gleis wieder zurückfahren, wie sie gekommen ist. Deswegen steht an der Haltestelle jetzt tagein tagaus ein Mensch, der die Weiche für jede Bahn einmal hin- und wieder zurückstellt.

Zunächst vermute ich, dass das eventuell nur ein Knopf ist, der gedrückt werden muss, nur muss es halt jemand machen. Dann sehe ich aber, dass der Weichenumsteller tatsächlich mit einem großen Metallhebel ganz manuell und archaisch direkt an den Gleisen arbeitet. Bahn kündigt sich an, Weiche wird umgestellt, Bahn fährt an den Bahnsteig, Weiche wird wieder umgestellt, Bahn fährt wieder zurück. Nichts daran scheint digital, alles ist analog und ganz nah am zu manipulierenden Objekt.

Das klingt zwar theoretisch schon fast wie eine Zen-Aufgabe, praktisch vermute ich aber, dass die Weichenumstellmänner (denn ich habe bislang nur Männer beobachtet) sich auch freuen, wenn die Bauarbeiten zu Ende sind und die Bahn einfach wieder bis zur Endhaltestelle fahren kann.

Anne Schüßler

24. Juli 2018

Handyempfang und Zugverkehr auf dem Dorf, im Ausland funktioniert das schon wieder

Auch ich verbringe einige Urlaubstage im Zelt auf Campingplätzen fernab größerer Städte. Vorab vermute ich bereits, dass ich (im Gegensatz zu Kathrin)

mobile Internetversorgung haben würde - weil ich nicht in Edgingen in Edgeland, sondern in der schönen Schweiz unterwegs sein würde.

Der Verdacht wird bestätigt: Meist feinstes 4G+.

Während mein Vodafone Business-Tarif für das Roaming in der Schweiz 17 Ct für 50 KB mobile Daten berechnen möchte, ist mein privater O2 Tarif und auch derCongstar-Tarif der Jungs wesentlich großzügiger: Roaming in der Schweiz ist kostenlos enthalten. Eine große Herausforderung ist es, den Akku des Smartphones einigermaßen geladen zu haben. Die sehr sommer-

lichen Temperaturen setzen den Akkus ziemlich zu; die 20 000 mAh Anker Powerbank ist im Dauereinsatz und pendelt zwischen Waschraum (wo sie geladen wird) und Smartphone.

Was mich aber wirklich sehr beschäftigt: *Wie kann es eigentlich angehen, dass die Schweiz es hinbekommt, in Jakobsbad eine Infrastruktur aufzubauen mit stabil funktionierendem 4G Netz und zuverlässig verkehrenden elektrischen Eisenbahnen – während Deutschland zum Beispiel in Sigmaringen bei Dieselzügen und Edge stehen geblieben ist?*

(Kurz zum Vergleich: Gonten, der Bezirk in der Schweiz in dem Jakobsbad liegt, hat laut Wikipedia etwa 1 400 Einwohner. Das als Beispieledgingen gewählte Sigmaringen hat knapp 20 000 Einwohner und ist eine Kreisstadt mit einem Verwaltungsgericht, das immerhin für die Städte Ulm und Tübingen und weitere Landkreise mit insgesamt gut 1,8 Millionen Einwohnern zuständig ist.)

Molinarius

25. Juli 2018

Schummeradl

Die Seniorenwandergruppe wird von einem Elektro-Mountainbikefahrer eingeholt. “Gehts aufd Seitn, do kimmt a Schummeradl!”, ruft die hinterste Wandererin. “Schummeradl! Schummeradl!” ruft sie dem Radfahrer ins Gesicht. “Schummeradl! Schummeradl! Schummeradl!” ruft sie ihm hinterher. Meines Wissens besitzen ungefähr 100% der Wanderer selbst so ein Schummel-Rad. Aber die Zeit des Spotts und die Zeit der Normalisierung werden sich wahrscheinlich noch lange überschneiden, so wie beim öffentlichen Telefonieren mit dem Handy oder dem Gebrauch von Regenschirmen.

Kathrin Passig

Juli 2018

PokémonGo wird für mich *social*

Seit Ende Juni 2018, zwei Jahre nach dem Start, hat das Augmented-Reality-Spiel fürs Smartphone „PokémonGo“ ein neues Feature: Man kann sich als Freunde verbinden. Für die Freundschaftsanfrage muss man die zwölfstellige Trainernummer eines Kontos kennen – sehr schnell veröffentlichen Pokémonspieler und -spielerinnen ihre Nummern auf allen möglichen Plattformen und sammeln Freundesverbindungen. Den Befreundeten kann man virtuell Geschenkboxen schicken: Sie enthalten die Dinge, die man sich an Pokéstops holt, also an virtuellen Wegmarken in und an realen Sehenswürdigkeiten. Auch die Geschenke holt man sich an Pokéstops, beim Auspacken sehen die Beschenkten an einem beschrifteten Foto, von welchem das Geschenk stammt.

Mein Bruder, der in einer anderen Stadt wohnt, meldet sich bald bei mir und schickt mir seine Trainernummer; ich setze ihn in meine Freundschaftsliste. Von da an schicken wir einander virtuelle Geschenke. Wir sehen uns nicht oft, deshalb habe ich wenig Gelegenheit, ihm etwas Gutes zu tun: Ich merke, dass ich immer wieder Umwege gehe, um an besondere Pokéstops zu gelangen – damit ich ihm besonders schöne Geschenke schicken kann. Außerdem bekomme ich umgekehrt durch seine Geschenke mehr von seinem Leben mit als in vielen Jahren zuvor: Ah, für diesen Pokéstop muss er in der Nähe unseres Elternhauses gewesen sein. Oh, am Wochenende hat er offensichtlich einen Ausflug in eine Falknerei unternommen.

die Kaltmamsell

27.7.2018

I saw the blood moon rising

Wir gehen abends, als es schon etwas kühler ist, mit dem Hund und bemerken, dass man gleich den Blutmond sehen können soll. Ein kleiner Schlenker zum Dorfrand ist kein großer Umweg, spontan entschließen wir uns, dem Spektakel zwischen den Äckern Richtung Südosten zuzuschauen.

Wir sind nicht alleine, der Feldweg ist mit rund einem Dutzend Pkw und noch viel mehr FußgängerInnen und RadfahrerInnen besetzt.

Wir sehen: Nichts.

Der Tag war sehr heiß und durch die Abkühlung der Luft ist es etwas diesig, da die abkühlende Luft weniger Luftfeuchtigkeit tragen kann, als die Hitze des Tages.

Während wir warten erkennen die Töchter eines Amateurfotografen, die vor seinem Stativ auf dem Boden sitzen, ungefähr alle 2 Minuten etwas, das ihrer Hoffnung nach wahlweise der Blutmond oder der Mars sein könnte, damit sie endlich wieder nach Hause können. Die Punkte waren aber alle von Düsseldorf aus startende Flugzeuge.

Ich installiere mir spontan die App “Sky Map”. Die gibt einem im Augmented-Reality-Stil an, welche Himmelsobjekte man gerade sehen könnte, wenn die Bedingungen es zuließen. Dazu hält man das Handy so, als ob man den Himmel fotografieren will, und bekommt statt eines Fotos des Himmels die dort befindlichen Sterne, Sternzeichen und Planeten angezeigt.

Der Mond ist tatsächlich da, wo alle ihn vermuten und nur nicht sehen können. Ich schaue mich etwas um und entdecke im Westen Jupiter und im Südwesten Saturn.

Also ich entdecke ihre hellen Punkte am Himmel, die nicht nach zwei Minuten die Richtung wechseln oder rot blinken, weil sie tatsächlich Positionslampen von Flugzeugen sind, und kann sie anhand der App identifizieren.

Als wir uns gerade entschließen, zu gehen, wird der Blutmond sichtbar und ein paar Minuten später auch der Mars.

Am Feldweg fangen nun viele Menschen an, den Blutmond zu fotografieren. Wir auch, da wir spontan da waren nur mit dem Handy.

Am nächsten Tag sehe ich etliche verrauschte und verwackelte Bilder des Blutmondes in den sozialen Medien. Das einzige fotografisch akzeptable Bild erinnert mich allerdings sehr an eine Scheibe Salami.

Hier das Bild des Blutmondes mit einem Screenshot der Sky Map, auf der man erkennt, was alles nicht zu erkennen ist:

Zur Orientierung: Die quer verlaufende Linie unterhalb vom Mars ist der Horizont:

Hier noch ein Foto von Jupiter samt Lageplan in der Sky Map (wer das Bild groß zoomt kann etwas rechts oberhalb der Mitte einen hellen Fleck sehen)

Volker König

27. Juli 2018

Ich lasse mir doch von einer kaputten App nicht vorschreiben . . .

Mit Star Trek hat es angefangen, inzwischen ist kaum eine Serie vor uns sicher; erst recht nicht, seit wir nicht mehr am Computer schauen, sondern uns ein Smart TV und ein Sofa gekauft haben. Wir haben Netflix und Amazon Prime abonniert, und manchmal kaufen wir zusätzlich Staffeln oder Serien, die nicht in den Flatrates enthalten sind, bei Amazon Video oder iTunes.

Nur *eine* Serie haben wir bisher nie gesehen: Game of Thrones. Das soll sich ändern. Gemeinsam mit einer Freundin wollen wir die ersten paar Folgen bingewatchen.

Bei Amazon würde jede Staffel GoT knapp 30 Euro kosten; bei Netflix gibt es sie nicht. Bei Sky Ticket ist GoT in der Flatrate enthalten, und es gibt ein Sonderangebot: drei Monate Streaming für 4,99 Euro. Inklusive TV Box. Die brauchen wir eigentlich nicht, weil wir ja ein Smart TV mit Sky-Ticket-App haben, sie kommt aber trotzdem zwei Tage später per Post.

Ich installiere die Sky-Ticket-App auf dem Fernseher und teste alles. Freunde warnen mich, dass Sky Ticket die schlechteste User Experience von allen Streamingdiensten bietet. Ich erlebe das am eigenen Leib, als ich versuche, die Sprache von Deutsch auf Englisch umzustellen. Am Computer im Browser geht's, am Fernseher nicht. Die Plattform merkt sich auch meine Präferenzen nicht.Der Hilfebereich bei Sky und Google helfen nicht weiter. Befreundete Serien-Gucker weisen nochmals auf die schlechte Usability von Sky hin, können aber auch nicht helfen.

Ich bin schon fast so weit, die synchronisierte Fassung zu akzeptieren, als ich auf den kleinen gelben Kreis am unteren Bildrand im sogenannten "Bedienfeld" (das sich aber nicht ansteuern lässt) aufmerksam werde. Auf meiner Fernbedienung gibt es drei farbige Kreise. Ich wähle den gelben aus – zack! Sprache umgestellt.

Alles nochmal getestet: Läuft.

Frohen Mutes begrüßen wir am nächsten Tag die Freundin, und nach dem gemeinsamen Abendessen starten wir die App. Das Logo rotiert. Dann kommt eine Anzeige, dass “wegen Wartungsarbeiten” die App “vorübergehend” nicht verfügbar sei und man es später wieder versuchen solle.

Es ist aber schon später, und wir wollen nicht warten.

Zum Glück hat das Smart TV auch einen Browser. Wir öffnen dort Sky Ticket, geben wieder mühsam über die Fernbedienung alle Zugangsdaten ein, wählen GoT aus, wollen die erste Folge starten … aber dazu sollen wir erst den Player herunterladen. Das lässt aber der Fernseher nicht zu, der das Format nicht erkennt. Es läuft nicht.

Wir testen die App: immer noch “Wartungsarbeiten”. Offenbar sind wir nicht die einzigen, denen es so geht, wie wir mittlerweile ergoogelt haben.

Zu dritt auf einen kleinen Computer-Monitor zu schauen, ist auch keine Option.

Wir kaufen schließlich, ein bisschen verärgert, die erste Folge bei Amazon Video. Dann testen wir nochmals die App. Dann kaufen wir die zweite Folge. Dann testen wir nochmals die App. Dann kaufen wir die dritte Folge. Dann machen wir erstmal Feierabend.

Zwei Tage später sind wir wieder abends verabredet. Vorsichtshalber teste ich bereits am Nachmittag die Sky-Ticket-App auf dem Smart TV. – “Wartungsarbeiten … später versuchen”. Tja.

Es muss also anders gehen.

Ich fische das elegant hinter dem Fernseher verborgene Kästchen mit den Anschlüssen hervor und schließe mein MacBook per HDMI-Kabel an, nachdem ich darauf den Player installiert habe (was immerhin problemlos klappte, auch wenn man bei Sky Ticket immer ziemlich lange nach allem suchen muss). Nach einigen Erkennungs- und Einstellungsschwierigkeiten läuft die Serie tatsächlich über den Fernsehbildschirm.

Bloß der Ton kommt nicht aus dem großzügig bemessenen Soundsystem des Fernsehers, sondern (wegen des relativ großen Zimmers) etwas scheppernd aus dem MacBook. Das lässt sich auch nicht umstellen. Einen externen

Bluetooth-Lautsprecher erkennt das MacBook nicht. Vielleicht müsste ich ihn erst vom zuvor damit genutzten iPhone entkoppeln. Irgendwie wäre der aber akustisch auch nur so mitteltoll.

ICH LASSE MIR DOCH VON EINER KAPUTTEN APP NICHT VORSCHREIBEN, AUF WELCHEM GERÄT ICH MEINEN TON ABSPIELE!

Schließlich fällt mir die Sky-TV-Box ein. Ich packe sie aus, nehme die Fernbedienung und die Box in Betrieb, schließe sie per HDMI an das hässliche, immer noch freiliegende Kästchen an, tippe und stelle (über die Fernbedienung) ungefähr eine halbe Stunde lang alles ein, inklusive WLAN-Verbindung und meinen Nutzerdaten – und schon läuft die Serie. Also, nachdem ich hier auch nochmal meine PIN eingegeben habe, wegen Jugendschutzes (GoT ist erst ab 16), was man bei jeder Folge neu vornehmen muss. Tatsächlich: Sie läuft!

Es lässt sich sogar die Sprache umstellen.

Jetzt haben wir dann halt noch so ein weiteres hässliches Kästchen unter dem Fernseher liegen und jede Menge schwarzes Kabelzeugs, wo vorher nur ein fast unsichtbares, weißes Stromkabel elegant auf der Fußbodenleiste verlegt war. Auch müssen wir eine zusätzliche Verteilersteckdose für den Stromanschluss einstecken.

Aber es läuft.

Kerstin Hoffmann

28.7.2018

Einfachere Gruppenreisen dank EU-Roaming – natürlich mit einem Haken

Wir feiern einen großen Geburtstag an der Adriaküste – denn auch wenn es daheim mehr als sommerlich warm ist, wollen wir dafür gerne ans Meer. Etliche Freunde sind zum Feiern mitgekommen, und so sammeln sich rund 25 Leute in einem kleinen Badeort. Allerdings fast jeder in einer anderen Unterkunft.

So eine Gruppe zusammenzuhalten und zu organisieren, wäre noch vor 13 Monaten entweder eine unsinnige Idee oder einfach unverschämt teuer gewesen. Inzwischen ist es dank EU-Roaming eigentlich völlig problemlos: Natürlich hat jede(r) sein Handy dabei, natürlich ist jede(r) erreichbar, und Verabredungen und gemeinsame Aktivitäten lassen sich via Mobilfunk organisieren. Vor dem kostenlosen Roaming hätten die meisten von ihrem Handy nicht so locker Gebrauch gemacht, und nur die wenigsten hätten sich eine örtliche SIM-Karte besorgt (ich weiß das ziemlich genau, weil wir vor zehn Jahren eine ähnliche Feier an einem anderen Ort gemacht haben.)

Allerdings: Auch wenn jede(r) via Mobilfunk erreichbar ist, ist nicht jede(r) auf gleiche Weise erreichbar. Schon die Vielfalt der genutzten Messenger ist ein Problem: Etliche schauen nur auf WhatsApp, andere nur auf den Facebook-Messenger, ein paar auf Threma. (Signal hat außer mir merkwürdigerweise keiner.)

Wieder andere lesen nur ihre Mail, immerhin regelmäßig. Und einige wenige wollen eine SMS bekommen oder gar angerufen werden.

Ich habe ein wenig die Organisation übernommen und komme bisweilen da noch mehr ins Schwitzen als die ohnehin hohem Temperaturen nahelegen. Denn allein schon zu überlegen, ob man den Hinweis auf den abend-

lichen Treffpunkt nun wirklich allen kommuniziert hat, ist eine Herausforderung. Und natürlich bleibt nicht aus, dass jemand irgendwann beleidigt anruft und fragt, warum man sie oder ihn denn vergessen hätte. . .

Sollte es wieder eine solche gemeinsame Reise geben: Ich kümmere mich nur dann um irgendwas Organisatorisches, wenn vorher ein gemeinsamer Messenger für alle festgelegt wird. Das kann von mir aus auch ein E-Mail-Verteiler sein – aber wer dann mit Sonderwünschen kommt, ist raus. (Ehrlicherweise: ich habe keine Ahnung, ob das wirklich durchsetzbar ist.)

Aber die uneinheitliche Kommunikationsstruktur ist nicht das einzige Problem. An einem Tag besuchen wir Freunde im Hinterland, und die Fahrt beginnt mit einem großen Problem: Der auf dem Fahrplan angezeigte Regionalbus kommt einfach nicht. (Foto oben)

These timetables, they always lie, heißt es später in der Tourismusinformation. Kurzerhand werden alle anwesenden Autofahrer verpflichtet, nun doch mit dem Auto zu fahren (was sie in der Hoffnung auf guten Wein eigentlich gar nicht wollten). Das klappt noch ganz gut, und wir können los.

Vorsorglich habe ich unsere Freunde im Hinterland gebeten, ihren Standort auf einer Google Map zu markieren und mir den Link zu schicken – denn mit Straßennamen ist dort nicht zu rechnen. In jedem Auto sitzt mindestens einer, der von mir diesen Link via Messenger oder E-Mail bekommt. Es dürfte also nichts schieflaufen.

Dann meldet sich doch, ich stehe schon längst in der idyllischen Hügellandschaft und trinke das erste Glas, eine Autobesatzung telefonisch bei mir: Sie seien auf einem Schotterweg gestrandet, es gehe nicht weiter, und ihr Auto-Navigationssystem könne mit den sparsamen Hinweisen von Dorfname und Postleitzahl nichts anfangen. Das dürfte doch gar nicht passieren, erkläutere ich: Einfach auf dem Handy den Link zu Google Maps anklicken und dann die Navigation vom eigenen Standort starten. Ist doch kein Problem.

Ist es leider doch. Denn, so wird mir erklärt, sei ja unklar, wie die Standortbestimmung auf dem Smartphone zu aktivieren sei. Und ohne Standortbestimmung via GPS keine Navigation. Ich gebe zu: Daran habe ich nicht gedacht.

Irgendwann scheint es dann doch zu klappen, und der Wagen rollt auf den Hof. Wie ich später erfahre: das Auto-Navi wurde einfach immer weiter händisch mit Daten von der Google-Karte gefüttert. Geht doch.

Thomas Wiegold

2018-07-28

Keine CDs mehr. Und keine Bücher

Die CDs waren einfach. Bei der Stadtreinigung gibt es zwei Tonnen, eine für die Silberscheiben (mit kreisrundem Einwurfloch im Deckel), und eine für die Hüllen. Also jede CD in die Hand nehmen, aufmachen, Silberscheibe raus und in die linke Tonne, Hülle in die rechte. Das ging emotionslos, auch wenn es eine Viertelstunde dauerte. Bei jeder CD, die mir wichtig war, konnte ich mir sagen, dass sie immer nur ein paar Sekunden, ein paar Fingerdrücke, eine gesprochene Anweisung entfernt ist. Und bei denen, wo ich weiß, dass das nicht so ist, dachte ich achselzuckend: selber schuld.

Die Bücher waren schwieriger. Ich musste jeden Karton aufmachen, um zu sehen, ob es ein Bücherkarton war und wenn ja, ob mein eigener. Auf gar keinen Fall blättern, auf gar keinen Fall in die Frage verfallen, ob aufheben oder nicht. Wenn ich mich das nur bei einem einzigen Buch frage, ist alles zu spät. Also die Kartons, wieder zu Gewicht reduziert, in den Transporter laden. Das hat durchaus was davon, wie man Tote transportiert mit einer Decke darüber. Zum Büchertisch am Richardplatz in Neukölln. Der Mitarbeiter, der meine Kartons entgegennimmt, will mal reingucken, aber nach den ersten zwei Kartons (es sind insgesamt siebzehn) ist er schon überzeugt, dass das alles gute und wertvolle Bücher sind und er nimmt sie alle unbesehen auf seine Sackkarre. Ich darf einfach nicht drüber nachdenken. Nicht darüber, ob irgendwo noch Lesezeichen oder Briefe drin sind. Möglich ist es. Dann werden sie eben gefunden, so wie man manchmal in alten Büchern alte Sachen findet. Als der Mitarbeiter danke sagt und tschüss, kommt mir das zu früh, zu schnell, zu unwiderruflich vor. Aber so ist es. Er hat keine Adresse von mir.

André Spiegel, aus dem fortlaufenden Blog

29. 7. 2018

Ich kaufe ein Spiel und alles geht glatt

In vorherigen Techniktagebucheinträgen sowie auch bei einem Let's Not Play bei der re:publica 2016 habe ich mich laut und lange darüber beklagt, welche zahlreichen Hürden man heutzutage bis zum Spielen von Computer- und Konsolenspielen überwinden muss. Wie schön wäre es, wenn man sich einfach nach Kauf hinsetzt, die Konsole einschaltet und spielen könnte, wie früher! Dementsprechend mental rüste ich mich für diverse Hürden, als ich heute das Spiel "Octopath Traveler" für die Nintendo Switch, die derzeit aktuellste Konsole des Herstellers, erwerben möchte.

Die Kaufentscheidung fiel, nachdem ich die kostenlose Demo des Spiels beendet habe. Diese ist nicht, wie oft üblich, auf bestimmte Level oder Kapitel beschränkt, sondern auf Zeit. Drei Stunden darf man das Spiel, in dem acht verschiedene Startcharaktere zur Verfügung stehen, vollumfänglich testen. Jetzt möchte ich weitermachen. Da das Spiel noch sehr neu ist, ist es noch relativ teuer und ich google nach dem günstigsten Angebot. Ein von außen zunächst seriös wirkender Online-Shop, der das Spiel für etwa den halben Preis wie der Rest anbietet, lässt mich zögern – ein so gutes Angebot kurz nach Erscheinungsdatum ist verdächtig. Tatsächlich stellt sich nach weiterem Googeln heraus, dass es den Shop erst seit 5 Tagen gibt und er mit äußerst unseriösen AGBs und einem privaten PayPal-Konto arbeitet und bisher kein Käufer seine Ware gesehen hat.

Ich entscheide mich also für das zweitbeste Angebot in einem Shop für Download-Codes, immerhin 8% günstiger als Nintendos eigener E-Shop und 18 % bzw. 34% billiger als die physische Version bei Amazon oder Saturn. Switch-Spiele werden als Speicherkarten verkauft, allerdings verpackt in einer absurd großen Box, wohl um neben den Konkurrenten von Sony und Microsoft noch optisch im Regal mithalten zu können. Darauf kann ich leicht verzichten. Der Shop lässt mich auch als Gästin bestellen und über PayPal

bezahlen. Ich bekomme eine E-Mail mit der Kaufbestätigung. Bevor ich den Code erhalte, verlangt der Shop die Angabe einer gültigen Handynummer, an den mir sofort eine vierstellige Verifizierungs-PIN geschickt wird.

Nach nur wenigen Minuten habe ich nun den 16-stelligen Code, der im Nintendo E-Shop eingegeben werden kann. Nicht einmal dies ist besonders zeitaufwändig, denn die Switch kann sowohl an einem Bildschirm angeschlossen, als auch als Handheldkonsole mit Touchscreen verwendet werden. Dazu muss man sie nur aus ihrer Station herausnehmen. Code eintippen, bestätigen – in 30 Minuten ist mein Spiel heruntergeladen und ich kann dort weitermachen, wo ich bei der Demo aufgehört hatte. Die Zeit überbrücke ich mit dem Schreiben dieses Artikels. Er liest sich zwar längst nicht so dramatisch, wie meine steinigen Wege zu anderen Videospielen, aber manchmal funktionieren Dinge eben einfach ganz langweilig und ohne Ärger.

Angela Heider-Willms

Um den 30. Juli 2018

Tretboot mit Karies

Wer kennt es nicht? Du bist im Urlaub und brauchst plötzlich ein neues Zahnrad für das selbstgebaute Tretboot.

Für den Urlaub habe ich mir ein Tretboot gebaut. Beim Schraubenantrieb (keine Schaufelräder!) finden etliche Fahrradteile Verwendung, unter anderem auch ein großes vorderes Kettenrad. Kann man ahnen, dass das aus Aluminium ist und bei unsachgemäßer Verwendung schneller weggefräst wird, als man gucken kann?

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

Markus Winninghoff

Im Juli 2018

Kontaktaufnahme/n

In Zeiten in denen Nahrungsmittel-Intoleranzen zu einem hippen Lifestyle gehören und viele Menschen sich aber auch intolerant gegenüber Intoleranzen zeigen, fahre ich eine Bekannte zu einem Spezialisten für Unverträglichkeiten. Für sie steht ein dreistündiger Untersuchungsmarathon an. Als Vorbereitung auf diese Herausforderung durfte sie 16 Stunden lang nichts essen.

Es ist früh am Morgen. Sie fühlt sich elendig schwach, sitzt unruhig auf dem Beifahrersitz, unterzuckert und unglücklich. Wir sprechen über Toleranzen, Intoleranzen und die Bedeutung der Toleranz, der Intoleranz Einhalt zu gebieten.

Wir betreten die Praxis und gehen zum Empfang, wo die Empfangsdame ein Telefon am rechten Ohr hat, das sie mit der rechten Schulter fixiert, während sie mit der rechten Hand Notizen mit einem Bleistift auf einem Blatt Papier macht. Mit den Fingern der linken Hand tippt sie gleichzeitig etwas in ein Smartphone und blickt zugleich genervt auf ein zweites Telefon, das links von ihr in einer wild blinkenden Station klingelt. Mit ihrer Körpersprache erinnert sie mich an eine hinduistische Gottheit. Kali oder Durga.

Sie beendet das Telefonat, lässt den Stift galant fallen, legt den Hörer mit der rechten Hand auf, schiebt das Smartphone mit der linken Hand weg und greift mit selbiger nach dem zweiten Telefon, das sie zwischen ihrem linken Ohr und der Schulter einklemmt, und beginnt wieder zu sprechen. Mit der rechten Hand zieht sie ein Blatt Papier aus einem Fach, reicht es meiner Bekannten und sagt leise, immer noch telefonierend, „Bitte ausfüllen und dann wiederbringen.“

Wir drehen uns um, gehen die vier Schritte Richtung Wartezimmer und beobachten, wie sie mit der rechten Hand auf dem Touchpad eines Pads rumwischt, während sie nun mit links Notizen in einen Kalender macht. „Das ist eine Krake“, sage ich verdutzt. Meine Bekannte nickt, den Kopf genervt schüttelnd.

Wir setzen uns ins Wartezimmer und sie beginnt mit einem Kugelschreiber in Höchstgeschwindigkeit das Formular auszufüllen: Name, Vorname, Krankenversicherungsnummer, Geburtsdatum, Adresse, Telefonnummer, E-Mail-Adresse ...

Währenddessen beobachte ich einen älteren Herrn, der mir gegenüber sitzt und eine sedierende Ausstrahlung hat: er hat das rechte Bein über das linke geschlagen, während seine linke Hand auf dem rechten Knie liegt und er mit dem Zeigefinger der rechten Hand tippt. Seine Brille sitzt auf der Nasenspitze und er ist offensichtlich hochkonzentriert. Der rechte Zeigefinger tippt ca. alle 10 Sekunden auf das Smartphone, entfernt sich dann wieder knapp 30 cm davon, ehe er wieder gemächlich hinabgleitet. Tipp ... Tipp ... Tipp ... Es erscheint wie ein mechanisches Federsystem.

Mit dem ausgefüllten Formular geht meine Bekannte zum Empfang, reicht es der Empfangsdame, die verdutzt darauf schaut und sagt:

„Liebe Frau ..., wir hatten Ihnen doch mitgeteilt, dass wir die Tests heute nicht machen können, da der zuständige Herr Doktor außer Haus ist.“

„Mich hat aber niemand angerufen.“

„Nein, das nicht, aber wir haben Ihnen letzte Woche einen Brief geschickt.“

Wir fahren vom Parkplatz los und meine Bekannte ärgert sich über die unsinnige Zeit des Fastens. Man hätte doch einfach anrufen oder eine E-Mail schreiben können.

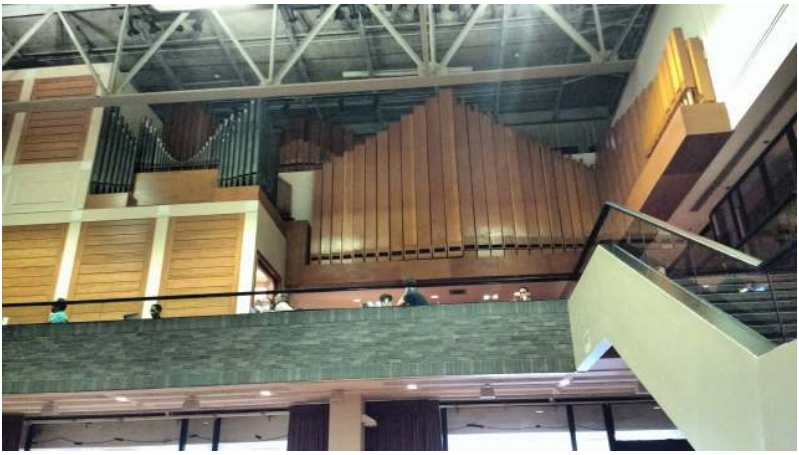
War denn auf Brieftauben je wirklich Verlass?

Oliver M. Pawlak

Juli 2018

Halbwissen über Riesenorgeln

Ich verbringe einen Woche in der Metcalf Hall an der Boston University, um Dinge über Sterne zu erfahren. Der Saal ist groß, so groß, dass die fünfhundert Tagungsteilnehmer locker reinpassen, ohne sich zu drängen. Die Orgel im Saal ist ebenfalls sehr groß, so groß, dass sie eine der Längsseiten komplett einnimmt. Vom Saal aus sieht man meterhohe Pfeifen aus Holz und Metall, in mehreren Etagen, und man kann zumindest ahnen, dass es dahinter noch länger so weitergeht.



Während eines mittelmäßigen Vortrags laufe ich auf die Empore und finde heraus, dass man durch die Orgel laufen kann, wobei sich rechts und links immer mehr Räume mit immer mehr Pfeifen auftun, Pfeifen, und Pauken und Becken und das ganze Gekloppe. Am Ende des Ganges finde ich noch einen Raum, in dem sich das schwarze Kontrollzentrum der Orgel befindet, mit

vier Manualen und hundert Registern. Ein alter Mann winkt mich hinein und fängt an mit mir zu reden. Es handelt sich um den Hüter der Symphonischen Orgel von Boston.

Als erstes zeigt er mir die riesigen Motoren, die über riesige Gebläse, durch die man durchkriechen könnte, die gesamte Orgel mit Luft versorgen. Die Pfeifen wiederum werden elektrisch betätigt, nicht mechanisch wie bei alten Kirchenorgeln. Später fällt es mir auf – an jeder Pfeife endet ein Kabel. Die Orgel steht hier, weil zwei reiche Leute ihre Privatorgeln der Uni hinterließen, woraufhin ein weiterer reicher Mann sie zu einer Monsterorgel verschmelzen ließ. Es handelt sich wohl weniger um ein Musikinstrument und mehr um einen Penisvergleich.

Wenig verwunderlich dann auch, dass die Orgel selten gespielt wird, und wenn, dann nicht von einem Organisten. Man zeigt mir Papierrollen mit kleinen Punkten, auf denen die Musik der Vergangenheit gespeichert ist. Und man zeigt mir einen Computer, von dem man heute die Orgel spielen lassen kann. Es ist eindeutig eine Windows-Maschine mit einem 5,25-Zoll-Diskettenlaufwerk und einer Oberfläche, die wie Windows 3.1 aussieht. Zur Erinnerung: Das war das Windows, bevor es Windows gab, ohne Icons, ohne Fenster und nur eine Haaresbreite von der Konsole entfernt.

Können wir die Orgel mal anhören, frage ich. Im Prinzip ja, aber ich muss den Verantwortlichen finden, und der muss das Orgelspiel genehmigen. Die Orgel ist zum einen sehr laut, und zum anderen sehr verstimmt, kein Wunder bei einem Gebäude, in dem zwischen oben und unten 25 Grad Temperaturunterschied herrschen. Eine Woche lang suchen wir nach der Orgelerlaubnis, aber vergebens. Auf Youtube finden sich nur zwei kurze Ausschnitte, die ein wenig vermitteln, wie fantastisch albern das riesige Gerät klingt – nicht wie eine seriöse Kirchenorgel, sondern eher wie der größte Jahrmarktsleierkasten der Welt.

www.youtube.com/Y6R5rR5Tqqs

Aleks Scholz

Juli 2018

Unerwünschter Geldsegen

Ich bin umgezogen und erkläre zum ersten Mal am neuen Wohnort Umsatzsteuer, wie immer in der Onlinemaske des Finanzamts, die rührenderweise "Elster" heißt. Dazu nehme ich das Formular vom Vorjahr und überschreibe die relevanten Stellen mit den neuen Zahlen – anders würde ich niemals wieder herausfinden, wo ich was warum eintragen muss. Nach der Übertragung erhalte ich direkt einen vorläufigen Bescheid mit der Aufforderung, das Geld zeitnah zu überweisen. Weil ich schon mal dabei bin, lästige Dinge zu erledigen, tue ich das sofort.

Das war ein Fehler, wie ich am nächsten Tag von der Buchhaltung des Finanzamts erfahre: Gegen Mittag erreicht mich eine E-Mail auf meiner Arbeitsadresse, in der ich gefragt werde, ob ich dem Finanzamt Geld überwiesen habe. Diese Adresse habe ich nirgendwo bei der Steuererklärung angegeben, sie muss also ergoogelt worden sein. Ich bestätige, dass das Geld von mir ist, prompt kommt zurück: "Leider kann die Zahlung nicht verbucht werden. Das Geld wird in Verwahrung aufgenommen da Sie keine Steuernummer bei uns haben. Bitte um Rückruf."

Eine Steuernummer habe ich am neuen Wohnort natürlich noch nicht, und das habe ich bei der Erklärung auch so angegeben, es gab extra ein Häkchen für die Anforderung einer neuen. Ohne Steuernummer kann meine Zahlung aber nicht mit mir in Verbindung gebracht werden, ein Zugriff auf meine Steuererklärung ist (noch) nicht möglich. Im Laufe des Telefonats fallen un-

ter anderem die Sätze „Das ist hier eine Verwaltung, da kann man nicht einfach so Geld überweisen!“ und „Möglicherweise müssen Sie hier in die Finanzverwaltung kommen und das in Ordnung bringen!“

Wir einigen uns dann aber doch noch gütlich: Sobald ich meine Steuernummer erhalte, maile ich sie dem Buchhalter, und so lange hebt er das Geld auf. Nachdem ich ihm diese Übereinkunft schriftlich bestätigt habe, ist er zufrieden.

Kristin Kopf

Mitte 2018

Mit der nächsten App wird alles besser

Ich habe sie gezählt. Es sind mindestens 17. Siebzehn Apps für mein tägliches Forschen und Schreiben: Literatur verwalten (1), Dateien verwalten (3), Ebooks verwalten und lesen (3), Transkribieren (1), Kodieren (1), Exzerpieren (1), Schreiben (2), Audiodateien anhören und bearbeiten (1), Zweiten Bildschirm nutzen (1), Diktieren (1) PDFs bearbeiten und annotieren (2). Dazu kommen die, die mir jetzt gerade nicht einfallen.

Natürlich verwende ich die Apps, weil sie mein Schreibleben superschnell, einfach und produktiv machen. Annotationen kann ich herauskopieren, Litereraturverzeichnisse importieren, Wortwolken erstellen, Texte über Geräte hinweg synchronisieren u. v. m. Großartig.

In letzter Zeit frage ich mich jedoch öfter, ob eventuell mit jeder weiteren App die Produktivität sinkt. Gibt es einen Grenznutzen? 17 Apps bedeuten 17 regelmässige Updates, Systemwechsel nicht mit eingerechnet. Oft sind sie inkompatibel, sie stürzen ab, sie wollen ständig Aufmerksamkeit. Die Hersteller schicken mir Emails mit aufregenden Neuerungen. Und wieviel mei-

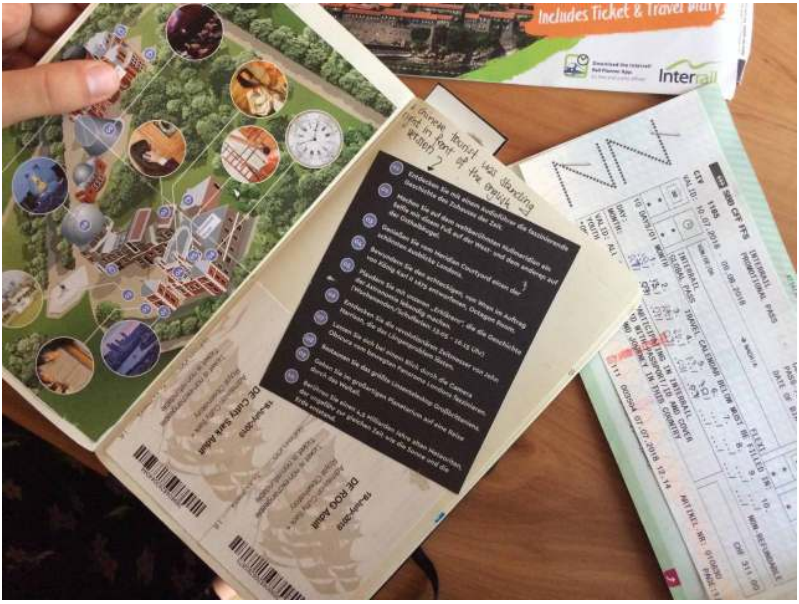
ner Gehirnkapazität geht eigentlich beim Auf- und Zuklicken, Suchen und Ärgern drauf? Hm. Vielleicht kriege ich das Problem mit einer App in den Griff? Das wäre toll.

Swantje Lahm

1. August 2018

Das Erinnerungspapier ist nicht zum Vorzeigen

L. und D. (beide *1999), sie aus Baden / Schweiz, er aus Whangarei / Neuseeland, waren mit Interrail in Europa unterwegs: Nizza, Marseille, Barcelona, London, Amsterdam, Hamburg, Berlin. Hin und wieder hat mir L. über Whatsapp Bilder geschickt und ich weiss, dass sie sich mit ihren Freund*innen v.a. über Snapchat austauscht. Jetzt sind die beiden zurück und erzählen direktmündlich, was sie erlebt haben. In einem Tagebuch haben sie ihre Erlebnisse schriftlich festgehalten, auch Eintrittskarten und allerlei Erinnerungspapier eingeklebt.



Ich frage sie, warum sie das nicht elektronisch gemacht haben, mit Facebook, Instagram oder Blog oder so. Weil es ihnen nicht ums Posen gehe, ums Angeben und Vorzeigen, sondern ums Dokumentieren, um etwas Persönliches, antworten beide unisono. Dann frage ich, bei wem das Tagebuch bleiben wird und ob sie es scannen oder kopieren, damit beide über eine Version davon verfügen. Gute Frage, meinen sie erstaunt, darüber hätten sie noch gar nicht nachgedacht.

Franziska Nyffenegger

1. August 2018

Missverständnis über die künstliche Intelligenz einer kultischen Elite in der keltischen Mythologie

Ich lese mit meinem Sohn Asterix. Er sagt, er mag den Roboter nicht.
„Den Roboter?“ – „Ja, den der die Zaubertränke macht.“
„Den Druiden!?!“
„Ja, den Droiden!“

Molinarius

2. August 2018

Wer brummt, fliegt!

In unserem Haushalt befinden sich zwei Philips Sonicare Zahnbürsten. Die bürsten ganz hervorragend, sind allerdings nicht sehr langlebig. Kauft man die im stationären Handel, tut man gut daran, die Kassenbons aus Gewährleistungsgründen aufzubewahren. Im Innenleben vibriert sich z. B. gern mal ein Verbindungsblech kaputt, auch Akkuschäden sind nicht selten.

Wir haben unsere Zahnbürsten so lieb, dass sie sogar mit in den Urlaub dürfen. Und genau dort fing eine an zu stressen. Mitten in der Nacht brummt es in einer aus dem Mundraum vertrauten Frequenz. Dann ein Krachen und wieder Brummen. Als nächstes Schritte einer Miturlauberin auf dem Flur im Ferienhaus. Messerscharf schließe ich: Irgendwas geht hier vor.

Ich stehe auf und trete hinaus auf den Flur, wo die Miturlauberin mit einer brummenden Zahnbürste in der Hand steht. Es ist meine Zahnbürste. “Sie lässt sich nicht abschalten!”, sagt sie. Zuvor war die Zahnbürste offensichtlich von der Ablage im Badezimmer brummender- und vibrierenderweise auf den

Boden geplumpst und hat dort weiter gebrummt. Nun liegt sie in der Hand der Miturlauberin, die auf den Knöpfen herumdrückt. Irgendwann gibt sie Ruhe. Also die Zahnbürste.

Ich nehme die Zahnbürste mit ins Zimmer und denke mir so, unterm Kissen wird man sie schon nicht hören, und schlafe ein. UND SCHRECKE AUF! als der borstige Freund wieder losbrummt.

Ich stehe auf, schnappe mir das Ding, öffne das Fenster und werfe es in hohem Bogen aus dem Fenster auf den Rasen. Dort vernehme ich noch ein zaghaftes Brummen, das aber bald von den Geräuschen der Nacht verschlungen wird. Vielleicht freundet sich schon bald ein kleiner brummender Waschbär mit dem Hygienegerät an.

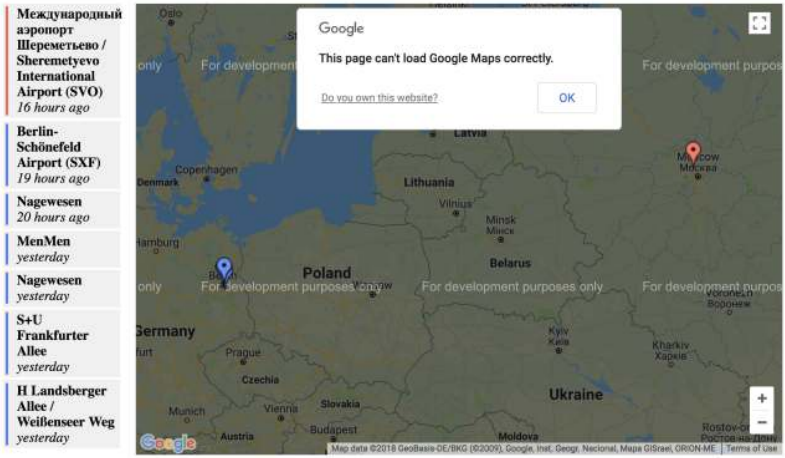
Am nächsten Morgen sammle ich die Zahnbürste ein. Der Akku ist leer, es brummt nicht mehr. Zu Hause werde ich den Kassenbon suchen und mir innerhalb der Gewährleistungszeit eine neue Zahnbürste gleichen Typs besorgen.

Markus Winninghoff

2018-08-03

Ein kleines Erdbeben auf der Landkarte

Die Landkarte, mit der ich auf meiner Webseite meinen gegenwärtigen Standort veröffentliche, funktioniert plötzlich nicht mehr. Wenn ich die Seite aufrufe, zeigt Google eine abgedunkelte Karte und eine Fehlermeldung. Mit dem API-Aufruf stimme was nicht. Falls ich der Betreiber der Webseite bin, soll ich einem Link folgen, wo mir erklärt wird, was zu tun ist.



Wie sich herausstellt, kostet die Landkarte jetzt Geld. Ich kann sie nicht mehr einfach so bei Google aufrufen und in meine Webseite einbetten, sondern ich muss einen API-Key generieren lassen (eine Art Passwort), und diesen API-Key bei jedem Aufruf der Landkarte an Google schicken. Google kann diese Aufrufe dann meinem Konto zuordnen und in Rechnung stellen.

Ich glaube, dass sich an diesem kleinen Detail eine große Veränderung abzeichnet: Google wird von einer Werbefirma zu einem Cloud-Dienstleister. Dienste wie Google Maps, woran tausende Menschen arbeiten, wurden bisher weitgehend verschenkt, weil Google das Geld zu ihrem Unterhalt anderswo, nämlich in der Suchmaschinen-Werbung verdiente.

Das ändert sich, und ich bin froh darüber. Dass das Internet bisher weitgehend dadurch funktionierte, Leuten Dinge zu zeigen, die sie eigentlich nicht sehen wollen, kam mir immer wie ein merkwürdiger Konstruktionsfehler vor.

Besonders teuer wird die Sache übrigens nicht. Ein Maps-Aufruf kostet zur Zeit 0,7 Cent. Ich habe eine Obergrenze von hundert Aufrufen pro Tag gesetzt (realistisch sind eher drei oder vier Aufrufe), und außerdem kriege ich für das erste Jahr 300 Dollar von Google gutgeschrieben.

André Spiegel

3. August 2018

Filmoptimierung dank Shazam

Der Kollege, der in mein Büro kommt, wirkt erschöpft: „Kennst du dich mit klassischer Musik aus?“ Das ist ein spannender Gesprächseinstieg, denn weder seine noch meine Jobbeschreibung haben irgendwas mit Musik zu tun. „Für André Rieu reicht’s“, scherze ich, doch dem Kollegen ist nicht nach Scherzen. Er erklärt mir den Anlass seiner Frage: Der Kollege arbeitet gerade am Mitschnitt einer Firmenveranstaltung, der als Film auf die Firmenwebsite gestellt werden soll. Das Video beginnt mit Bildern hochrangiger Gäste beim Empfang im Foyer, den ein Klavierspieler musikalisch umrahmt. Doch dieses Klavierspiel klingt scheußlich, der Kollege möchte es durch eine besser klingende Aufnahme ersetzen. Dazu muss er aber erst mal herausfinden, um welches Stück es sich handelt.

Eine weitere Kollegin und ich lassen uns im Büro des Kollegen die Filmaufnahme vorspielen. Das Klavierstück klingt nach einem fröhlichen Walzer aus dem mittleren 19. Jahrhundert, die Kollegin ruft „Chopin!“, ich versuche es mit: „Ein jüngerer Strauß!“ Schließlich nutzen wir dann doch das Werkzeug, mit dem man heutzutage üblicherweise Musik identifiziert: Die Smartphone-App Shazam, der wir das Stück vorspielen. Zunächst möchte uns die App einen aktuellen italienischen Liedermacher andrehen, doch nach dem drit-

ten Durchlauf besteht die Bestimmung die Gegenprobe: Der Walzer wurde von Beethoven komponiert – nicht mal meine zeitliche Einordnung hatte gestimmt.

Kaltmamsell

Ende Juli/Anfang August 2018

Das Ende der Twitterbots (vielleicht)

Twitterbots zu bauen ging bisher ungefähr so:

1. Twitteraccount erstellen
2. Telefonnummer mit dem Account verknüpfen
3. App zum Twitteraccount erstellen
4. API-Tokens generieren
5. Programmcode zur Tweetgenerierung schreiben
6. fertig.

In Zukunft geht Twitterbots bauen so:

1. Twitteraccount erstellen
2. Developer-Account beantragen
3. ärgern
4. Telefonnummer eintragen
5. erfahren, dass die Telefonnummer "bereits mit zu vielen Accounts verknüpft ist"

6. ärgern
7. suchen, welcher andere Twitteraccount mit der Telefonnummer verknüpft ist; Telefonnummer dort entfernen
8. ärgern
9. Telefonnummer noch einmal beim Developer-Account eingeben
10. immer noch erfahren, dass die Telefonnummer mit zu vielen Accounts verknüpft ist
11. ärgern
12. keine Lust mehr haben
13. keinen Bot bauen.

Bereits existierende Twitterbots laufen weiter, bis Twitter entscheidet, dass das nicht mehr geht. Die Entscheidung, mehr Hürden zum Bauen von Twitterbots einzurichten, ist vermutlich politisch motiviert: Um böse Bots zu verhindern, die das Ergebnis demokratischer Wahlen beeinflussen könnten, wird einfach der Zugriff auf die API eingeschränkt.

Die internationale #botAlly-Community ärgert sich. Twitter war zwischen ca. 2008 und 2018 eins der beliebteren Medien für #botAlly-Projekte: Kunstbots, die sich nahtlos in den Twitterfeed einbauen lassen, die mit beliebten Tweet-Formaten spielen, die in der Timeline eine erfrischende Abwechslung von den Empörungen des Tages bieten. Klar kann man den generierten Content woanders posten, aber dann guckt sich das eben niemand an. Oder?

Die Community diskutiert Alternativen zu Twitterbots: Mastodon; Webseiten (wie sprichwortrekombinator.de/); Tumblr; Slack; Fax; nachts in deine Wohnung kommen, wenn du schläfst, und dir Robotergedichte ins Ohr flü-

stern; Blogposts; Browser-Extensions; RSS; SMS. Ungefähr die Hälfte davon klingt total retro. Es wird sich im Laufe der Zeit herausstellen, wie geeignet jedes der aufgezählten Medien ist, um Twitterbots abzulösen.

Esther Seyffarth

August 2018

Autoausleihen in Amerika

Ich bin in Boston und will nach Connecticut fahren, um dort Frauenbasketball zu sehen, in der herrlichen Mohegan Sun Arena, die umgeben ist von drei Kasinos und mehreren künstlichen Wasserfällen. Das Mietauto zu reservieren ist problemlos, aber beim Ausleihen stapeln sich die Schwierigkeiten.

Zunächst verlangt man nach einer amerikanischen Telefonnummer. Wie machen das Touristen normalerweise, frage ich, und man erklärt mir, dass die Nummer des Hotels reichen würde. Leider wohne ich in gar keinem Hotel, sondern in einem Studentenwohnheim ohne googlebare Telefonnummer. Ich nehme die Nummer meiner amerikanischen Kollegin, die mir netterweise Gesellschaft leisten möchte. Dann kann ich mir das Auto immerhin schon ansehen. Es ist ein kleines Auto, das ist mir in Amerika noch nie passiert.

Frohgemut kommen wir zum eigentlichen Problemfall, dem Bezahlen. Meine britische Kreditkarte wird nicht akzeptiert, aus unklaren Gründen. Meine britische Debitkarte ginge, aber ich müsste einen Kontoauszug oder eine Gehaltsabrechnung oder eine Stromrechnung vorweisen. Ich fahnde nach elektronischen Belegen, aber auf die Schnelle mit mittelmäßigem Internet nur mit mittelmäßigem Erfolg. Wir nehmen dann die Kreditkarte der Kollegin, was aber nur funktioniert, nachdem wir sie auch als Fahrerin eingetragen haben, mit Zusatzkosten.

Dann können wir losfahren. Ich habe schon oft in Amerika Autos ausgeliehen, zuletzt vor so fünf Jahren, aber so kompliziert war es noch nie. In der Mohegan Sun kann ich mit allen Karten bezahlen, beziehungsweise wird mir alles einfach geschenkt. Bonustrack: Tanken geht mit meinen Karten natürlich auch nicht. Wie machen das die Touristen?

Aleks Scholz

2018 auf 1996 blickend

Reality check für Reality Check

Bei der Suche nach einem anderen Buch stolpere ich über einige alte Bücher aus der längst eingestellten "Hardwired"-Reihe des Wired Magazine, unter anderem eines mit dem Titel "Reality Check", in dem Experten vorhersagen, mit welchem Teil der Zukunft wann zu rechnen sei.

Kathrin ermahnt mich natürlich sofort, ich solle das aufschreiben. Nur was genau? Das Inhaltsverzeichnis scheint mir hilfreich. Leser*innen können den Realitätscheck ja dann eigenständig durchführen, sogar bis ins Jahr 2225. Hier nun also die bereits vergangene und noch kommende Zukunft, wie sie von Wired 1996 prognostiziert wurde, der "Contents"-Seite entsprechend, aber ohne Seitenzahlen.

> 1996: Genetically Engineered Weapons of War
>
> 1997: Affordable Home CD Recorders, Movies-on-Demand, Intelligent Agents
>
> 1998: E-Cash Gets Real, First Virtual High School Graduating Class, Flat-Rate Phone Service
>
> 1999: Male Birth Control Pill, Overnight Custom Clothing
>
> 2000: Gene Therapy for Cancer

2001: Solar-Powered Automobiles, Fortune 500 Virtual Corporation, Global Wireless Telephone Number

2002: AIDS Vaccine Available, Computer Handwriting Recognition, Fat-Destroying Pill, Remote-Controlled Surgery

2003: Universal Picture Phones, One-Fifth of U.S. Workers Telecommute

2004: Commercially Viable Nanotechnology, Solar Power to the People, Operational Space Station, Noninvasive Surgery, Holographic Medical Imaging, Most U.S. Produce Genetically Engineered

2005: Computer Defeats Human Chess Master, Universal Organ Donor Animal, Housecleaning Robot, Software Superdistribution

2006: Self-Cleaning Toilets Hit Home, Effective Hair-Loss Prevention, One-Fourth of U.S. Homes Get Smart

2007: "Fiber to the Home", Smart Fabrics Go Mainstream, Online Mass Retailer as Big as Sears

2008: Hemp-Based Auto Fuel, 20 Percent of U.S. Consumers Telegrocery Shop

2009: VR Sunglasses, Orgasmatron

2010: Smart Drugs, Robot Surgeon (in a Pill), The Audio CD Becomes a Format of Second Choice

2013: The Book Goes Digital

2014: Supersonic Flights for the Masses, Online Advertising Eclipses TV Commercials, Aquaculture Provides a Majority of U.S. Seafood

2015: Food Tablets Provide Complete Nutrition

2016: Holophone, First Large, Public Virtual Library
2017 Automated Highway Systems in U.S. Cities

2019: Decriminalization of Drugs in the United States, Self-Driving Vehicles, Interoperable Objects

2020: Humans on Mars, “Sober Up” Drug

2021: Commercially Viable Magnetic Levitation Trains in the United States

2022: Entirely Ex Utero Fetal Development

2023: Tricorder

2025: Contact with Extraterrestrial Intelligence

2029: Cell Repair Technology

2034: More than 50 Percent Drive Electric Cars

2036: Teledildonics

2043: First Cryonic Reanimation

2044: Self-Replicating Robot

2047: C3PO Becomes a Reality

2051: Most U.S. Produce Grown Hydroponically

2055: Virtual Sex Slave

2225:“Dial-A-Mood”

Unlikely: End of Two-Party System in the United States, Jetpacks for Personal Transportation, Orbiting Solar Power Plant

Never: An Interactive TV in Every Home, The Paperless Office, Human Clones, Virtual War

THE PAPERLESS OFFICE

NEVER

Only ten years ago, when laptops were cumbersome enough to be mistaken for luggage, futurists were already heralding the day when we would all go paperless: instead of faxes, email; instead of notes in the margin of yellow legal pads, Newtons or other digital personal assistants; instead of a Filofax, Franklin Quest planner, or Day-at-a-Glance, a programmable wristwatch complete with engagement calendar.

Well, all the technologies that were to replace paper have arrived – and paper remains. Bill Ziff, from computer trade-publishing giant Ziff-Davis, put it succinctly when he noted that if we had been living in a *CRT* (cathode ray tube) culture for the last two hundred years and someone had just invented paper, they would still be considered a hero. As those who've tried to go paperless know, it is next to impossible to be a paperless island in a sea of paper, and even though some people may approach a paperless existence, our panelists say it'll be 2005 before most of us can realize a 50 percent reduction in paper use. In his most optimistic projection, Don Norman predicts we'll be only 80 percent "papyrus-free" by 2009.

Nevertheless, John Markoff maintains that the paperless office is inevitable. Says Markoff: "Flat panel displays are on the same cost performance curve as other semiconductors. Resolution will surpass paper in the next five years."

DON NORMAN, VICE PRESIDENT, ADVANCED TECHNOLOGY, APPLE COMPUTER

BENIGS CARGO, DIGITAL COMMERCE COLUMNIST FOR THE NEW YORK TIMES, EXECUTIVE PRODUCER OF THE SPOTLIGHT CONFERENCE ON INTERACTIVE MEDIA

Zu jedem Thema bietet das Buch Details zu den Expertenmeinungen sowie eine Bottom Line (so hieß tl;dr früher). Dazu zahllose abgedruckte Webadressen, was auf der Rückseite des Buches natürlich als Feature ausgelobt wird ("with hundreds of topic-related Web sites", damals schrieb man the Web noch groß, weil es the Web war und nicht nur the web) . Ich probiere nur

wenige der Adressen durch, weil es sich oft um mühselig abzuschreibende 90er-Jahre-Webadressen handelte (www.netmarket.com/nm/pages/cuc/sid=je6f8lB6xv). Von den ausprobierten ist tatsächlich eine Webadresse bewohnt, allerdings lande ich auch dort nur auf einer 404-Seite. Der Rest führt ganz in die leer hallenden Zwischenräume des Web. So vergeht sie, die Zukunft, und findt sich nimmermehr.

Wer genauer wissen will, warum wir niemals das papierlose Büro, dafür aber schon bald eine Ausnüchterungsdroge haben werden, findet das Buch gebraucht auf Amazon für unter 1 Euro (Stand August 2018) – oder auch neu, zu einem Neupreis.

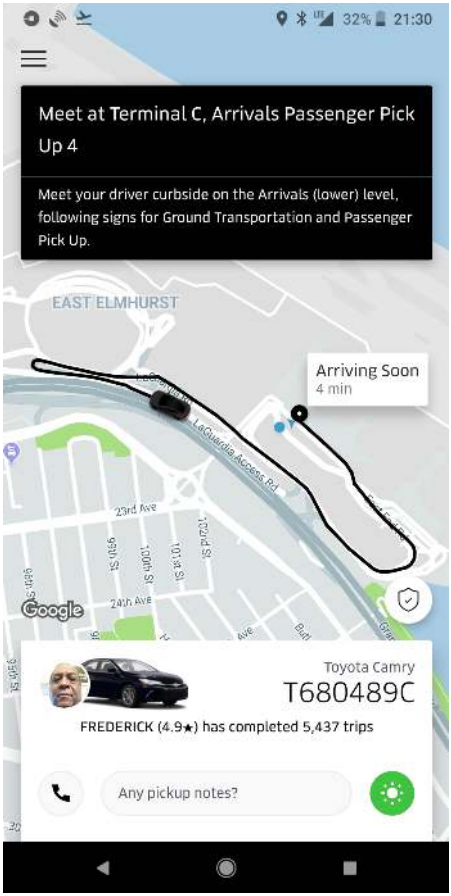
Brad Wieners, David Pescovitz
"Reality Check", 1996

Mia Culpa

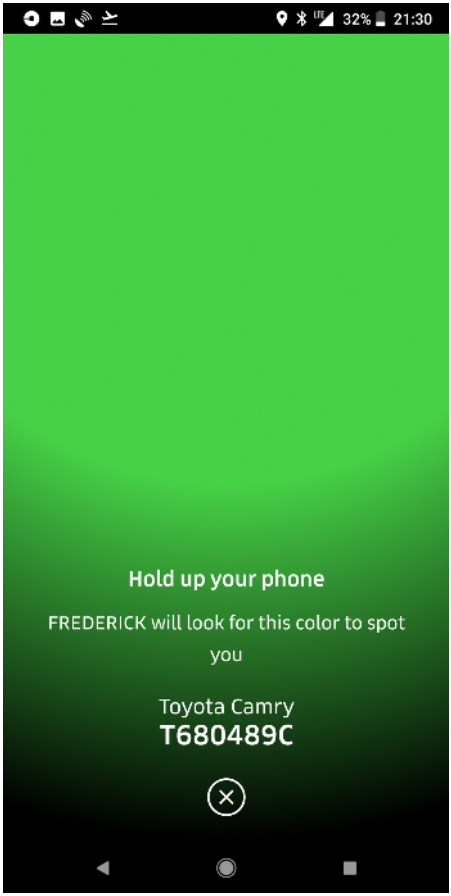
2018-08-10

Ich zeige die grüne Karte

Als ich am New Yorker Flughafen La Guardia wie üblich ein Uber bestelle, fällt mir zum ersten Mal ein kleiner grüner Knopf unten rechts auf dem Bildschirm auf.



Genau genommen ist mir der Knopf schon eine oder zwei Wochen früher aufgefallen, aber jetzt traue ich mich zum ersten Mal, draufzudrücken. Folgendes passiert:



Ich bin beeindruckt. Tatsächlich ist es im Gewühl vor einem Flughafenterminal gar nicht so einfach, das richtige unter den vorfahrenden Autos herauszufinden. Es warten schließlich noch dutzende andere Fahrgäste. Jetzt

kann ich das Smartphone als leuchtende, grüne Karte verwenden. Offenbar werden die Farben nach Bedarf unter den Wartenden verteilt, so dass jeder Fahrer leicht den passenden Kunden aus der Menge herausfischen kann.

Als ich später in der Redaktion davon erzähle, bezweifelt Mia, ob ausgerechnet Grün so eine sinnvolle Farbe ist. »Haben nicht acht bis neun Prozent aller Männer eine Rot-Grün-Schwäche?« – »Oh, bestimmt können solche Fahrer das bei der Anmeldung in der App angeben, und dann kriegen ihre Fahrgäste nie Rot oder Grün aufs Display, sondern andere Farben«, mutmaße ich.

Als FREDERICK ankommt, sehe ich ihn zuerst auf dem Stadtplan herannahen, dann erkenne ich seine Autonummer und gehe, mein jetzt wieder grün leuchtendes Smartphone schwenkend, beherzt auf ihn zu. Einsteigen. »Hi, I'm André. Tolle Sache mit den Farben, was?«

FREDERICK ist verwirrt. »Was für Farben?« Er hat noch nie von der Funktion gehört, und wenn seine App ihm gerade irgendwas farbiges angezeigt haben sollte, ist es ihm entgangen.

André Spiegel

12.08.2018

Mit dem Smartphone im Schwimmbad

Ich gehe in das größte Hallenbad meiner Stadt, das mit Rutschen, Wellenbad, Außenbereich und 5-Meter-Brett ein jüngeres Publikum (und überhaupt deutlich mehr Menschen) anzieht als das kleine und altmodische Hallenbad, in dem ich bisher immer war. Im Außenbecken steht jemand lässig am Beckenrand und macht Dinge auf seinem offensichtlich wasserfesten Smartphone. Im Innenbereich sehe ich noch eine andere Person, die das Smartpho-

ne im Wasser benutzt. Ich sehe das zum ersten Mal und bin ziemlich erstaunt, dabei zeichne ich meine Schwimm-Aktivität selbst mit meiner Apple Watch auf.

Franz Scherer

12.08.2018

Das Smartphone im Schwimmbad ist verpönt

Inspiriert durch den Beitrag von Franz Scherer, gilt es, diese Anekdote vom gleichen Tag wiederzugeben.

Ich begleite an diesem schönen Sommersonntag meine beiden Töchter ins Freibad. Die Größere, mitten im Teenageralter sich befindend, hat noch ihre Schulfreundin dabei. Im Schwimmbad angekommen, versuchen die beiden, einer weiteren Freundin, die hinzukommen möchte, telefonisch unseren Platz auf der großen, zugegeben etwas unübersichtlichen Liegewiese zu erklären. Ihre verbalen Schilderungen kommen gänzlich ohne konkrete Koordinaten wie “hinten”, “links”, “an der Westseite” o.ä. aus, sondern es wird versucht, mit Erklärungen wie “ja, da wo wir auch letztes Mal lagen, aber nicht genau da, sondern weiter an dem Baum, nein, an dem kleinen Baum .” die Freundin herbeizudirigieren. Mein väterlicher Ratschlag, doch die Funktion *Standort teilen* von Google Maps zu nutzen, wird von den Mädeln brüsk abgelehnt. Noch größeren Widerspruch ernte ich mit meinem zweiten Vorschlag, nämlich dem, ein Foto von den beiden und der unmittelbaren Umgebung zu schießen, welches sie dann der Freundin zur besseren Orientierung zusenden könnten. “Nein, das ist hier verboten!” weisen mich die beiden unisono zurecht.

Tatsächlich erinnere ich mich nun, daß am Kassenhäuschen ein Hinweiszettel hängt, der das Fotografieren im Schwimmbad untersagt. Die Freundinnen finden schließlich doch ganz ohne weitere Ratschläge meinerseits zuein-

ander, und kurze Zeit später beobachte ich tatsächlich, wie der Bademeister eine Mutter, die mit dem Smartphone ihren Sohn im Schwimmbecken fotografieren möchte, mit deutlichen Worten und Gesten davon abbringt.

Beruhigt verbringe ich den Rest des Sonntags, denn ich weiß nun: der Persönlichkeitsschutz in hessischen Freibädern wird durch die DLRG gewährleistet.

tribarworld

Anfang 2016 bis Sommer 2018

Werbung, jetzt auch in 360° 3D Virtual Reality

Anfang 2016 sehe ich das erste Mal einen in 360° abrufbaren YouTube-Video-Clip auf dem Smartphone: die Dorfdrift-Werbung von Edeka. Ich bin sehr beeindruckt, dass ich das Video aus verschiedenen Blickwinkeln sehen kann, je nachdem, wie ich das Smartphone halte.

Ebenfalls um 2016 habe ich die ersten Male eine Virtual Reality Brille auf: Einmal auf einer Info-Werbeveranstaltung für den neuen Stuttgart 21 Bahnhof; mit der VR Brille auf dem Kopf kann ich mich virtuell durch die Baustelle und den neu geplanten Bahnhof bewegen. Und, noch wesentlich beeindruckender: Auf der Technikausstellung einer Hochschule kann ich virtuell auf einem Balken zwischen zwei Türmen balancieren, am anderen Turm angekommen werfe ich virtuelle Fässer nach unten.

Im Sommer 2018 erhalte ich durch eine Werbeaktion eine erste eigene VR Brille. In diese wird das eigene Smartphone eingelegt. Die Jungs sind begeistert, aber ein Warnhinweis besagt, man solle die Brille erst ab 14 Jahren benutzen. Wir einigen uns, dass sie die Brille nur für kurze Clips ausprobieren.

Ich durchstöbere YouTube nach interessanten 3D/360°-VR Inhalten (man kann einen entsprechenden Filter bei YouTube einstellen), hauptsächlich finde ich Achterbahn- und Wasserbahnfahrten, zum nicht unerheblichen Teil in Kombination mit Immobilienwerbung: die Achterbahn fährt durch angepriesene und entsprechend ausgeschilderte moderne Architektur.

Kathrin kommentiert, sie sei skeptisch, was die Zukunftschancen einer Technik angeht, in der es gleich zu Anfang schon Immobilienwerbung gibt. Das sei ja so ähnlich wie eine Band, die bei Möbelhauseröffnungen ihre Karriere zu starten versucht. “Oder ein Käse, den man schon verschimmelt … oh Moment”

Der Vollständigkeit halber wird ergänzt, dass es neben Werbung natürlich auch jede Menge Pornografie in 360°/3D-VR zu gucken gibt. Vielleicht hilft das für die Zukunftschancen.

Molinarius

15. August 2018

Erster Schultag, kein Plan

Heute ist der letzte Tag der Sommerferien, morgen beginnt für alle Hamburger Schülerinnen und Schüler die Schule wieder. Die Lehrerinnen und Lehrer sind bereits eifrig am Planen und Vorbereiten. Gegen 10 Uhr bekomme ich eine Email der Klassenlehrerin des Sohnes, die an alle Eltern der Schüler ihrer Klasse gesandt ist; sie hoffe, dass wir alle schöne Ferien hatten und so weiter, und dann: “Morgen in der ersten Stunde Klassenlehrer-Unterricht. Anschließend Unterricht nach Plan (siehe Untis).”

Untis ist das vermutlich verbreitetste System, um Stundenpläne an Schulen zu erstellen und zu verwalten.

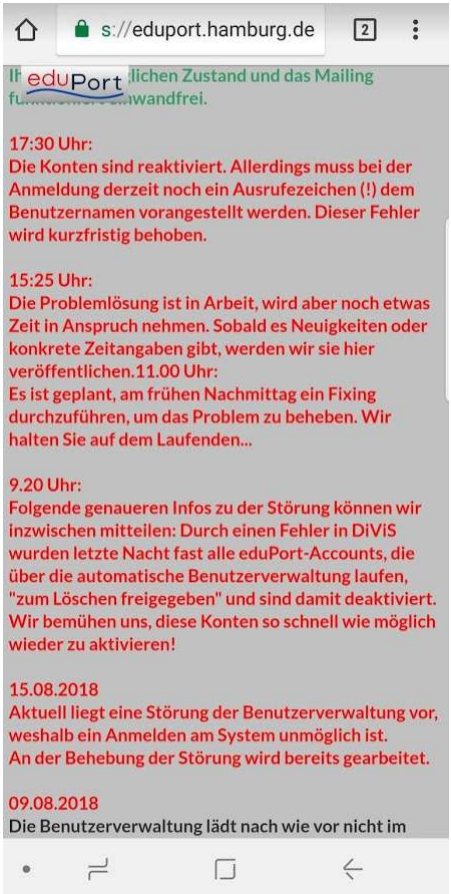
Ich rufe also im Browser das Bookmark auf, das ich mir im letzten Schuljahr abgelegt habe, um wenn nötig auf den Stundenplan des Sohnes zugreifen zu können. (Dies ist nützlich, da dort auch zum Beispiel Vertretungsstunden angezeigt werden.)

Das Bookmark funktioniert nicht mehr.

Auch in der zugehörigen Stundenplan-App lässt sich kein Stundenplan anzeigen, und die Fehlermeldung hilft nicht weiter, denn es lässt sich kein Stundenplan auswählen:

Inzwischen gibt es einige Emails anderer Eltern, die das gleiche Problem haben und nachfragen, ob jemand den Stundenplan aufrufen konnte. Jemand hat auch der Klassenlehrerin eine Email geschrieben, auf diese erhielt er aber die Fehlermeldung, die Emailadresse der Klassenlehrerin existiere nicht.

Ich suche im Netz und finde die Meldung, dass EduPort, das Internetportal der Hamburger Schulen, zur Zeit nicht richtig funktioniere:



Auf EduPort ist die Stadt Hamburg ziemlich stolz; 3,5 Mio Euro wurden ausgegeben, um dieses einzurichten und damit allen 17.000 Hamburger Lehrerinnen und Lehrern datenschutzkonform den Austausch von Unterrichts-

materialien zu ermöglichen und ihnen eine dienstliche Emailadresse zur Verfügung zu stellen. Es dürfen – bzw. müssen – dafür private Smartphones und PCs genutzt werden, was die Hamburger Schulbehörde als Vorteil darstellt, von anderen wird dies kritischer gesehen.

Aber, wie gesagt, nun ist da sowieso kein Login mehr möglich, die Hamburger Lehrerinnen und Lehrer haben gerade keinen dienstlichen Emailzugang mehr und können auch ihre Arbeitsmaterialien nicht abrufen. Am Tag vor Schulbeginn nach den Sommerferien, einem der für die meisten Schulleitungen wohl stressigsten Arbeitstage des Schuljahres.

Ich betrachte das Ganze mittlerweile einerseits amüsiert: dem Stundenplan für den ersten Schultag dürfte nun wirklich keine große Bedeutung beizumessen sein. Andererseits aber erfüllt mich dies mit tiefer Trauer: Digitalisierung in Deutschland, in der Bildung, *yeah*!

Irgendwann nachmittags ruft der Sohn im (verbotenen) WhatsApp den (inoffiziellen) Klassenchat auf, in den er in den Sommerferien praktisch nicht hineingesehen hat. Dort sind in den vergangenen Wochen über 500 ungelesene Nachrichten eingegangen. Er sieht diese kurz durch und teilt mir mit, dass auch die Klassenkameraden "kp" (jugendsprech und Netzjargon für "kein Plan") haben, welcher Unterricht morgen stattfindet. Man einigt sich pragmatisch auf "Federtasche und Collegeblock mitbringen".

Und wir sind gespannt auf den neuen Stundenplan, der dann vielleicht morgen, am ersten Schultag, so wie früher™ mit Kreide an die Tafel geschrieben wird.

Molinarius

15. August 2018

Der Wille zur Verirrung ist stärker als jede Technik

Ich mache mich auf den Weg zu einer semiberuflichen Verabredung. Sie soll in den Räumen eines großen Telekommunikationsunternehmens stattfinden. Im Facebook Messenger habe ich Name und Adresse bekommen. Ich gebe die Adresse, Beispielweg 71, in Google Maps ein und sehe, dass es so ist, wie ich vermutet habe: Ich war dort schon mal und weiß, wo ich hin muss.

Ich fahre hin, sehe kurz vor der Ankunft noch mal auf die Karte wegen des Feintunings, parke dann mein Fahrrad vor dem Gebäude des großen Telekommunikationsunternehmens und schreibe eine Nachricht:

> Ich: bin vor dem Haus, kommst du runter oder soll ich rauf?
>
> N: Komme runter

Einige Minuten später:

> N: Wo?
>
> Ich: ähm
>
> Ich: ich vergleiche noch mal mit Maps

Ich sehe auf der Karte den Punkt, der ich bin, am selben Ort wie die Markierung der vorhin gesuchten Adresse.

> Ich: also ich bin da, wo auch der Beispielweg 71 ist.

Weil es geht, teile ich im Messenger auch gleich meinen Standort.

Ich kontrolliere in der Messenger-Kartenansicht noch mal, ob dort wirklich der richtige Straßenname steht. Jetzt macht sich erstmals die Realität bemerkbar: Der Beispielweg ist nirgendwo in meiner Nähe zu sehen.

Während sich das alles zuträgt, stehe ich an einer Straßenecke, direkt unter den beiden Straßenschildern. Ich schaue jetzt doch mal nach oben. Auch auf den Straßenschildern ist keineswegs von einem Beispielweg die Rede.

Ich: oder hm

Ich: bin ich ja gar nicht

Ich soll gar nicht zu Telekommunikationsgesellschaft A, vor deren Gebäude ich stehe, sondern zu Telekommunikationsgesellschaft B, von deren Gebäude ich überhaupt nicht stehe.

N. hat mir inzwischen ihre eigene Location-Sharing-Ansicht geschickt und kommentiert sie mit “also hier wäre gut”. Zum Glück (aber wirklich nur zufällig) ist der richtige Ort vom falschen nur fünf Fahrradminuten entfernt und ich komme fast gar nicht zu spät.

Meine Erinnerung sagt zwar eindeutig, dass Google mir den falschen Ort zur Adresse angezeigt hat, aber zum einen ist es unwahrscheinlich, dass Google die beiden Telekommunikationsfirmensitze genau wie ich miteinander verwechselt, und zum anderen lässt sich der Fehler auch nicht reproduzieren. Wenn ich ohne vorgefasste Meinung nach dem Beispielweg 71 suche, zeigt Google Maps das korrekte Ergebnis an.

Ich habe ein Buch über Verirrensursachen geschrieben und bin sowohl mit meiner eigenen Blödheit vertraut als auch mit dem Konzept des “bending the map”, das besagt, dass die eigene defekte Meinung überzeugender sein kann als jede Kartenansicht. Aber dass ich es geschafft habe, bei mehrmaliger Betrachtung von Google Maps und auch noch bis zum Verschicken des Standorts die korrekte Anzeige durch meinen Irrglauben zu ersetzen, das beeindruckt mich jetzt trotzdem.

Kathrin Passig

2018

Die Mitarbeiter und das Papier

Obwohl für die Geschäftsprozesse meiner Firma, einem amerikanischen Softwareunternehmen mit tausend Mitarbeitern, so gut wie kein Papier erforderlich ist, heißt das nicht, dass es in der Firma kein Papier gäbe. Viele Mitarbeiter – ich würde sagen, deutlich mehr als die Hälfte – verwenden Papier für sich selbst.

Am offensichtlichsten ist der Typ Schreibheft oder Notizblock. Diese Mitarbeiter tragen einen festen Schreibgegenstand mit sich herum und erscheinen damit zum Beispiel in Meetings. In dem Heft oder auf dem Block machen sie sich Notizen über das, was besprochen wird. Insbesondere beim Heft entsteht so eine chronologische Abfolge. Wenn man wissen will, was in einem Meeting vor einigen Tagen besprochen wurde, braucht man nur ein paar Seiten zurück zu blättern.

Die Schreibgegenstände scheinen bei diesen Mitarbeitern nicht themenspezifisch zu sein, sie benutzen also nicht getrennte Blocks oder Hefte für unterschiedliche Arbeitsbereiche. Es scheint im Gegenteil wichtig zu sein, genau ein Heft oder einen Block zu haben, auf dem alles chronologisch fortgeschrieben wird. Es ist außerdem wesentlich, dass niemand außer diesen Mitarbeitern selbst ihre Notizen jemals zu Gesicht bekommt.

Vom Typ Schreibheft oder Notizblock ist der Typ Kritzelzettel zu unterscheiden. Dabei handelt es sich um Mitarbeiter, die sich wahllos irgendwohin Notizen machen, ohne dass eine Kontinuität des Mediums erkennbar ist. Oft haben sie Schreibblöcke in Griffweite, diese sind allerdings meist kleinformatiger und werden einzelseitig nach Benutzung abgerissen.

Vieles in der Firma geschieht auch handschriftlich, aber ohne Papier. Sämtliche Wände in allen Besprechungsräumen – sowie die Oberflächen aller Tische – sind mit Whiteboard-Markern beschreibbar und werden dafür auch ausgiebig genutzt. Whiteboards im eigentlichen Sinne gibt es dagegen keine. Viele Meetings, insbesondere solche mit Brainstorming-Charakter, grup-

pieren sich um solche an der Wand entworfenen Ideen. Da es sich hier um kollektive Mitschriften handelt, werden sie auch häufig von den Teilnehmern abfotografiert, um das Ergebnis eines Meetings festzuhalten und woanders hin transportieren zu können.

Was ich dagegen fast noch nie gesehen habe, sind Mitarbeiter, die irgendein elektronisches Handschrift-Medium benutzen. Dabei geht das mit heutigen Tablets ohne weiteres, auch speziell dafür optimierte Handschrift-Tablets gibt es. Besitzen oder benutzen tut das aber fast keiner. Ich würde sogar sagen, in meiner eigenen Firma benutzt niemand so etwas. Nur in anderen Firmen, bei denen ich zu Gast bin, habe ich ein oder zweimal so ein elektronisches Schreibgerät gesehen, auch da definitiv ein exotischer Sonderfall.

Übrigens ist bei keiner dieser Arbeitsweisen ein abteilungs-, alters- oder geschlechtsspezifischer Unterschied zu entdecken. Nach allem, was ich sehe, ist die Papier- oder Handschrift-Nutzung komplett unabhängig von diesen Parametern.

Und ich selber? Ja, ich benutze auch Papier. Aber darüber schreibe ich einen eigenen Beitrag.

André Spiegel

17. August 2018

Die digitale Bibel

Heute waren die Zeugen Jehovas vor meiner Tür. Es ist schon erstaunlich, dass sie sich in unseren Hinterhof verirrt haben. Noch erstaunlicher war, dass sie keine Bibel dabei hatten, sondern mir auf ihrem Tablet einen einminütigen Film zeigen wollten. Als ich dankend ablehnte, wurde mir ein Bibelzitat vorgetragen, das ich zum besseren Verständnis auf dem Tablet mitlesen durfte. So lasse ich mir die Beratung zur Rettung der Welt eingehen.

Annette Schaal

August 2018

Fotografierset aus dem Schrank

Weil ich einen neuen Personalausweis brauche, möchte ich neue Fotos dafür machen lassen. Der Automat, zu dem ich das letzte Mal ging, existiert nicht mehr, aber ich glaube mich zu erinnern, dass der örtliche Drogeriemarkt, der zu einer großen Kette gehört, das anbietet. Ich recherchiere im Web, das ist tatsächlich möglich. Ich kann mich aber nicht erinnern, je eine Fotokabine in diesem Drogeriemarkt gesehen zu haben.

Ich spreche eine Angestellte dort an. Ja, kein Problem; sie holt einen Schlüssel und sperrt einen Schrank auf, etwas über einen Meter hoch. Aus diesem holt sie ein Stativ mit einer digitalen Spiegelreflexkamera und einen Hocker, der Hocker wird am Schrank platziert, das Stativ einen Meter entfernt aufgebaut. Die Angestellte macht ein Probebild und dann das zweite, letztlich endgültige Bild. Bevor es ausgedruckt wird, wird noch überprüft, ob es den Kriterien für ein biometrisches Ausweisbild genügt. Dazu ist die Kamera bereits mit einem Tablet verbunden. Eine Software überprüft das Bild und stellt fest, dass alle 20 Kriterien erfüllt sind. Möglicherweise sind es nur so viele, um die Leistung des Produkts hervorzuheben – jedenfalls ist vor „Schatten im Gesicht“, „Rote Augen“, „Kopflänge“ und „Anzahl an Gesichtern“ ein grüner Haken.

Das weiß ich, weil ich zusammen mit den Ausdrucken des Bildes ein ausgedrucktes Prüfergebnis erhalte, mit 20 grünen Haken vor den Kriterien. Diesen könne ich bei der Behörde vorlegen, um die Erfüllung der Kriterien zu bestätigen. Außerdem dient er als Rechnung, um damit an der Kasse zu bezahlen. Zuvor wird mir ein Foto mit einem Stanzgerät ausgestanzt, die anderen bleiben so, um sie gegebenenfalls später zuschneiden zu können.

Der Kamera-Aufbau wird nicht weggeräumt, eine andere Kundin möchte auch gleich ein Passbild.

Thomas Rau

August 2018, seit einigen Wochen

Wir haben keinen Hund, und der heißt Lino

Der Sohn liebt seinen Tolino E-Reader (das Techniktagebuch berichtete mehrfach).

In letzter Zeit bezeichnet er den Tolino als “Lino” oder “Lienchen”.

Typische Aussagen: “Papa, hast du Lino gesehen?” oder “*Tintenblut* lese ich mit Lienchen”. Seit Kurzem auch: “Lino braucht etwas zu trinken” (= der Akku muss geladen werden) und “Lino hat Hunger / braucht Futter” (= alle Bücher gelesen, es muss etwas Neues aus der Onleihe ausgeliehen werden).

Molinarius

18. August 2018

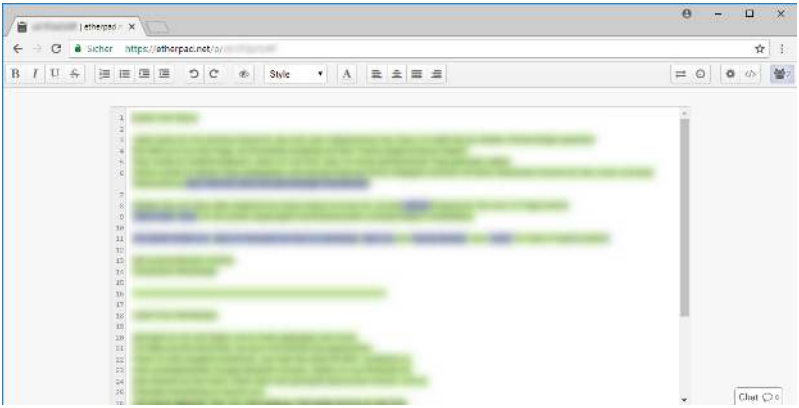
Generationen übergreifende Textgenerierung mit Etherpad

Meine Mutter (im Rentenalter) möchte mit mir gemeinsam eine wichtige E-Mail verfassen. Nachdem uns rund 200 Kilometer trennen ist klar, dass dies telefonisch geschieht. Zum Verfassen des gemeinsamen Entwurfs schlage ich Etherpad (Lite) vor – ein freier Web-basierter kollaborativer Texteditor. Sie stimmt zu und ich schicke ihr per E-Mail den (geheimen) Link zu einem Pad auf Etherpad.net, das immerhin SSL-Verbindungen nutzt. Zuerst kam mir das von der deutschen Piratenpartei betriebene Piratenpad in den Sinn, doch hatte ich meine Zweifel, ob etwas mit „Pirat“ im Namen für meine Mutter wirklich legal und sicher wirken mag . . .

Seltsamerweise erst beim zweiten Versuch kann sie den Link ohne Fehlermeldung öffnen und sie erhält (Schreib-)Zugriff auf den von mir eingefügten Rumpftext. Wir stellen unsere Telefone auf Lautsprecher, um die Hände freizuhaben. Vorab hatte ich in „unserem“ Etherpad bereits die Markierungs-

farben (Hellgrün für mich, Pink für meine Mutter) sowie unsere Vornamen hinterlegt. Ich demonstriere ihr kurz, dass sich bei Eingaben die Inhalte in Echtzeit in den jeweiligen Farben aktualisieren. Das begeistert mich offenbar mehr als sie, doch es funktioniert und das ist die Hauptsache.

Wir beginnen also unsere Schreibtätigkeit. Das heißt, überwiegend tippe ich ihre am Telefon geäußerten Ideen schnell (dank 10-Finger-Schreibkenntnissen) ein, und sie löscht, ändert und ergänzt kürzere Passagen. Tippfehler und fehlende Satzzeichen korrigiere ich diskret nebenbei. Nur beim Ergänzen von fehlenden Leerzeichen kommen wir uns in die Quere, sodass wir uns darüber kurz am Telefon abstimmen müssen.



Das Etherpad verfügt am unteren Bildschirmrand auch über eine Chat-Funktion, die aber heute mangels Bedarf und einfachheitshalber ungenutzt bleibt. Ebenso bin ich mir nicht sicher, ob die Spracheinstellungen des Etherpads von Englisch (Standard) auf Deutsch für alle Beteiligten gelten (vermutlich eher nicht).

Schon bald haben wir einen guten Konsens gefunden und es gilt, den fertigen Text in ihr Mailprogramm (Windows Live Mail) zu kopieren. Das gelingt meiner Mutter, allerdings werden die farbigen Hervorhebungen mitkopiert. Ihr Mailprogramm bietet offenbar keine Funktion „Ohne Formatierung ein-

fügen“ o.ä., deshalb soll sie den Windows-Editor öffnen und den Text dort zwischenspeichern. Warum dies nicht gelingen mag, und der Text nach dem abermaligen Einfügen ins Mailprogramm bunt bleibt, lässt sich nicht endgültig nachvollziehen.

Meine Mutter schlägt schon vor, den Text nochmal komplett in ihrem Mailprogramm (vermutlich nicht ganz verlustfrei) abzutippen, doch dann kommt mir die rettende Idee, dass ich ihr den unformatierten Text einfach per E-Mail zuschicke. So gelingt es auch und unser erstes Generationen übergreifendes kollaboratives Schreibabenteuer ist überstanden.

Martin Häberle

18. August 2018

Look Up For Power!

Ich stehe am Bahnhof Charlottenburg und will mit der S-Bahn zum Alexanderplatz fahren. Da mein iPhone nur noch 2% Akku-Ladung hat und ich ohne Powerbank unterwegs bin, löse ich lieber ein Papierticket als ein elektronisches per App.

Ein Ladekabel habe ich hingegen dabei und so schweift mein Blick ein wenig umher und sucht eine ungesicherte Steckdose. Welche natürlich auf einem Berliner S-Bahnsteig nicht in Sicht ist.

Dann aber fällt mir ein, dass ich für die Strecke ja auch den Regionalexpress nehmen kann, in dem es vermutlich Steckdosen gibt (das Techniktagebuch berichtete). Der nächste RE fährt sechs Minuten später, aber als ich dann suchend durch den Waggon streife, entdecke ich keine Steckdose.

Erst als mein gieriger Blick dem Ladekabel einer anderen Reisenden folgt, wird mir klar, dass in diesen Zügen die Steckdosen oberhalb der Fenster angebracht sind und nicht in Bodennähe – oder wie im ICE-Großraumabteil – zwischen den Sitzen.

Virtualista

August 2018

Problemlösung durch Neuinstallation

Als ich mein neues Handy eingerichtet habe, habe ich es versäumt die SD-Karte als internen Speicher, zu formatieren. Das heißt, dass momentan nur Fotos und Downloads auf der Karte gespeichert werden. Die Apps können nicht dort installiert werden, weswegen das Handy sich recht bald beschwert, dass der Speicher knapp wird. Ich werfe einen kurzen Blick auf die Daten auf der Karte, stelle fest, dass meine Fotos alle gesichert sind, und dass ich die Podcasts usw. ja einfach neu runterladen kann. Also formatiere ich die Karte, das Handy bietet gleich an ein paar der Apps nachträglich zu verschieben und mein Platzproblem ist gelöst.

Als ich das nächste Mal meine Podcastapp öffne, lässt sich nichts mehr abspielen. Ein Blick in die Einstellungen macht klar warum: die gespeicherten Episoden werden nach wie vor auf der externen SD-Karte gesucht und die gibt es ja nicht mehr. Warum deswegen jetzt nicht Mal mehr Episoden gestreamt werden können, weiß ich auch nicht aber ich kann ja einfach den Speicherort ändern. Denke ich zumindest. Aber wenn ich versuche den Speicherort zu wechseln, kann ich nicht aus der Phantom-SD-Karte herausnavigieren. Die oberste Ebene ist die oberste Ebene der Karte, zurück in den Handyspeicher komme ich nicht.

Aber ich kann ja einfach meine Podcastliste speichern, die App neu installieren und die Liste wieder importieren … nur, dass ich die Datei auch nur auf der nicht mehr vorhandenen SD-Karte speichern kann … bzw. eben nicht kann.

Nachdem das Problem trotz Handy-Neustart weiter besteht, beschließe ich in den sauren Apfel zu beißen, die App neu zu installieren und dann manuell jeden Podcast neu zu abonieren. Also App runter und wieder rauf, öffnen … und alle meine Podcasts sind noch abonniert. Ich versuche einen abzuspielen: Es läuft. Ich checke die Einstellungen: Der interne Speicher ist als Speicherort angegeben.

Aoife

19. August 2018

Die Druckersituation bleibt leider unbefriedigend

Der Klassenlehrer schickt eine Email mit einem Anhang, der kurzfristig ausgedruckt und unterschrieben dem Sohn wieder mitgegeben werden soll.

Vor einigen Jahren schwärmte ich von dem einfachen Drucker, den ich mir gekauft hatte. Wenige Monate lang stand er unauffällig in der Abstellkammer herum, und für die wenigen Ausdrucke, die ich benötige, konnte ich ihn anschalten und er tat seinen Dienst. Seit einiger Zeit funktioniert immer mindestens einer der folgenden Punkte nicht richtig: Entweder der Drucker findet das WLAN nicht. Oder die Tintenpatrone ist leer oder – wegen des seltenen Gebrauchs – eingetrocknet. Oder der Druckertreiber findet den Drucker nicht. Oder der Blatteinzug verursacht einen Papierstau und muss erst mal gereinigt werden. Irgendwas ist immer. Und der Copy-Shop, bei dem ich ausdrucken kann, hat leider recht eingeschränkte Öffnungszeiten. Einen einigermaßen bequem erreichbaren Copy-Shop mit 24/7 Service gibt es in erreichbarer Nähe für mich nicht.

Ich schreibe handschriftlich(!) das, was in der Email des Klassenlehrers steht, ab, unterschreibe es und gebe es dem Sohn mit. Dann nehme ich mir vor, einen neuen Drucker zu bestellen (diesmal einen Laserdrucker), für die vermutlich etwa 30 letzten Ausdrucke, die ich in meinem Leben noch machen muss, bevor ich hoffentlich bald endlich endgültig auf selbst ausgedrucktes Papier verzichten kann.

Nachtrag: wenige Tage später kommt der bestellte Drucker (ein einfacher netzwerkfähiger Laserdrucker) an. Das Verbinden des Druckers mit dem WLAN im Haus funktioniert auch diesmal über WPS problemlos. Auch mein Smartphone findet sofort den Drucker sofort. Auf meinem dienstlichen Laptop jedoch kann ich den Druckertreiber nicht installieren, da die Drucker von der IT verwaltet werden. Vom Dienstlaptop Auszudruckendes sende ich mir daher selber per Email zu und drucke es vom Smartphone. Mir erscheint dies ein zwar etwas nerviger, aber selbstverständlicher Workaround. Vor 10 Jahren wäre ich vermutlich vollkommen geflasht von der Möglichkeit gewesen, vom Smartphone so ohne Weiteres drucken zu können.

Molinarius

19. August 2018

Der Horror des Telefonierens

Im Traum hatte Thomas W. einen schweren Autounfall, in den ich auch verwickelt war, mir ist aber nichts passiert. Da sich gleich zwei Personen (das Supatopcheckerbunny und das Hilfscheckerbunny) um ihn kümmern, laufe ich zum Haus, um von dort den Notarzt anzurufen. Im Haus wird mir klar, was das für ein blödsinniger Reflex war, ich hätte vom Unfallort anrufen können und im Haus gibt es auch gar kein Festnetztelefon.

Das Telefonieren ist schwerer denn je: Ich habe verschiedene Telefonier-Apps, aber die Ziffern sind in allen absurd winzig, und wieder habe ich es versäumt, mir rechtzeitig zu merken, welche Nummer man denn jetzt eigentlich anrufen soll. Als Kind habe ich Notrufnummern gelernt, die nicht mehr stimmen. 112 war damals Feuerwehr, aber inzwischen ist die Feuerwehr auch dann zuständig, wenn es gar nicht brennt. Gab es nicht auch so eine europaweite Notrufnummer, die vielleicht noch mal anders ist? Und muss ich die Vorwahl mitwählen oder nicht? Unter der Nummer der Rettungsleitstelle, 19 222, gelange ich in eine Warteschleife mit alberner Werbung. Ich finde nicht heraus, welche Nummer die richtige wäre. Der kleine Button "Notruf", den ich am unteren Rand von Google Maps entdecke, führt zu einer Boulevardzeitung, deren Mitarbeiterin genau wissen will, was passiert ist, und sich weigert, wieder aufzulegen. Bei meinen nächsten drei Notrufversuchen ist immer noch die Zeitungsmitarbeiterin in der Leitung. Seit dem Unfall ist jetzt eine Dreiviertelstunde vergangen, kein Notarzt ist unterwegs und schuld bin ich mit meinen mangelnden Telefonkompetenzen.

Techniktagebuch-Informationsservice: Richtig wäre die 112 gewesen, europaweit, ohne Vorwahl. Die 19 222 ist keine Notrufnummer: "Sie gilt nur noch für Kliniken und Ärzte, die einen Krankentransport anfordern möchten. Experten dachten damals, man könne sie für Notfälle bald abschaffen. Doch in vielen Köpfen hat sich die 19 222 offenbar so hartnäckig festgesetzt, dass die Menschen sie im Ernstfall immer noch wählen. Das kann gefährlich sein, denn die Nummer ist nicht völlig abgesichert. (. . .) Die echte Notrufnummer 112 landet beim mehrköpfigen Notrufteam, die andere beim Disponenten für Krankentransporte. Zweitens ist die 112 für teures Geld (30 000 Euro im Jahr) doppelt und dreifach abgesichert, falls das Telefonnetz zusammenbricht oder ein Kabel kaputt ist. Anrufer kommen hier also auf jeden Fall durch – und ihre Nummer wird, egal ab

ob Handy oder Festnetz, angezeigt. All das trägt zur Sicherheit bei. Im anderen Fall können wertvolle Sekunden vergehen – oder eine Verbindung kommt gar nicht erst zustande." Quelle.

Kathrin Passig

August 2018

Kontaktlos, aber unergonomisch

Ich möchte an der Kasse eines Supermarktes in Edgeförde bargeldlos mit Karte bezahlen und halte die Karte, wie mittlerweile gewohnt, ans Kassenterminal, um kontaktlos zu bezahlen. Die Verkäuferin verwehrt mir die kontaktlose Zahlung mit den Worten: „Bitte nicht kontaktlos, das dauert immer viel länger, als wenn die Karte da rein gesteckt wird."

Ich bin leider zu perplex, um nachzufragen. Zu Hause lese ich nach, warum kontaktlose Zahlungen länger dauern könnten, als Zahlungen mit Einstecken der Karte, und finde Folgendes:

> Bei insgesamt 840 Transaktionen mit verschiedenen Bezahlmöglichkeiten war die kontaktlose Zahlung mit girocard ohne PIN-Eingabe mehr als doppelt so schnell wie die herkömmliche girocard Zahlung mit Stecken der Karte oder die Barzahlung.

Allerdings geht dieser Zeitvorteil wohl verloren, wenn die Zahlung über der Schwelle von etwa 25 Euro liegt und daher bei der Zahlung die PIN verlangt wird:

> Kontaktlose Zahlungen mit girocard und PIN waren aufgrund der Terminal-Ergonomie mit 26 Sekunden etwas langsamer als herkömmliche girocard Zahlungen.

Bemerkenswert erscheint mir, wie die "Terminal-Ergonomie" dazu beiträgt, dass kontaktlose Kartenzahlungen mit PIN-Eingabe laut dieser Studie langsamer sind:

> Das NFC-Modul befand sich jeweils im Display – die Kunden verdeckten dieses mit der Karte und sahen die Aufforderung zur PIN-Eingabe nicht. Wer den Ton nicht wahrnahm, ließ die Karte länger als nötig am Terminal.

(*Quelle*: Studie der EURO Kartensysteme GmbH, zitiert nach einer Meldung in presseportal.de vom Juni 2017)

Molinarius

August 2018

Kommunikation mit Pokémon Go

Neben meinem eigentlichen Beruf halte ich als Nebentätigkeit an einer Universität eine kleine Veranstaltung, immer im Sommersemester. Es gibt Probleme, weil ich kurzfristig eine andere Veranstaltung übernehmen soll, und zwar schon im Wintersemester, also sehr bald und ohne Zeit zur Vorbereitung. Der Zuständige hatte versäumt, mich zu fragen, ob ich das machen kann, oder mich überhaupt erst einmal zu informieren. Das verärgert mich ein wenig.

Der Zuständige ist gerade im Urlaub, aber zumindest über das Smartphone-Spiel Pokémon Go erreichbar. Dieses Spiel erlaubt zwar keine Kommunikation unter den Spielern und Spielerinnen, aber man kann als Spieler mit anderen Spielern befreundet sein. Dann sieht man nicht nur den aktuellen Punktestand der befreundeten Spielerinnen, sondern man sieht auch, welches Pokémon-Monster dieses gerade als Begleiter spazierenführen.

Ich nutze diese Möglichkeit, um dem Zuständigen eine Nachricht zu schicken. Dazu benenne ich mein Begleit-Pokémon um; der Name ist die Nachricht. Das sieht der Zuständige eine Weile später; er benennt seinerseits sein Begleit-Pokémon um; ich reagiere darauf mit einer weiteren Namensänderung.

Das unten und oben sind Screenshots meines Avatars („AtaraxisRovedus“), und ich führe als Buddy einen Kindwurm mit mir, das ist das kleine blaue Monster, eben mit wechselnden Namen.

Natürlich hätte ich auch eine E-Mail schreiben können. Aber das Thema ist doch so delikat, dass ich niemanden im Urlaub damit belästigen möchte.

(Überarbeitete Version eines Blogeintrags.)

Thomas Rau

25.08.2018

Persönliche Bestandsaufnahme 1980–2018

Vor ca. 38 Jahren habe ich eine elektronische Schreibmaschine überlassen bekommen, weil meine damals studierende Tochter einen ersten portablen Rechner erhielt. Diese elektronische Schreibmaschine hat mein Schreiben schon sehr deutlich verändert. Vorher habe ich alle Entwürfe mit Tinte (oder Bleistift) auf Papier gebracht. Natürlich mit Änderungen, Streichungen und Ergänzungen, um dann beim Tippen in die mechanische Schreibmaschine festzustellen, dass andere Formulierungen denn doch besser gewesen wären. Oder um in den letzten Zeilen Tippfehler zu produzieren und die ganze Seite neu schreiben zu müssen. Das wurde mit der elektronischen Schreibmaschine schon sehr viel besser.

Vor 22 Jahren bekam ich dann meinen ersten PC. Das Schreiben wurde dadurch für mich revolutioniert: Erst einmal reinhacken und speichern, dann überarbeiten und speichern und dann die kleinen Hilfen – wie Passagen aus anderen Schriftstücken einfügen, automatische Rechtschreibprüfung, Einstellung der Seitenränder, Verwendung alter Schriftstücke – durch die Möglichkeit einer aktuellen Bearbeitung. Aber: Es ist nicht mehr schwierig, ellenlange Schriftstücke anzufertigen. Das verleitet manche Menschen dazu, über Seiten hinweg nicht wirklich notwendige Erläuterungen oder Ansichten auf das Papier zu bringen.

Ach ja, und das Schleppen von dicken Ordnern entfällt, denn USB-Sticks sind klein und leicht. Leider schleichen sich viele “denglische” Wörter in die Texte, wenn man nicht aufpasst.

Barbara Schneider

2005 bis 2018 and counting

Rein und raus

Da wir keine Lust haben, unserer Katze zu jeder Tages- und Nachtzeit andauernd die Türe nach draußen zu öffnen, soll sie eine Katzenklappe bekommen.

Wir besorgen uns ein einfaches Modell. Das Weltwissen der 50jährigen besagt, dass man nun den Glaser holt, der einen passenden Ausschnitt in die Terrassentür schneidet. Da haben wir aber die Rechnung ohne das 21. Jahrhundert gemacht, in heutige Isolierfenster kann man natürlich keine Löcher mehr schneiden. Eventuell, meint der Glaser, könnte man in der Fensterfabrik eine Scheibe mit fertigem Lochausschnitt bestellen, aber als er anfängt, Preise abzuschätzen und zusammenzurechnen, winken wir rasch ab. Es endet damit, dass ich mit dem Bohrhammer ein passendes Loch in die Hausmauer haue, das ist zwar einerseits anstrengend, aber andererseits auch so ein archaisches Männlichkeitsdingens und macht insoweit sogar Spaß. Ans äußere Ende des entstehenden Tunnels montiere ich die Katzenklappe.

Bald zeigt sich das nächste Problem: nicht nur unsere Katze lernt den Umgang mit der Klappe rasch, sondern auch sonstiges Getier, so dass bisweilen nachts in unserem Treppenhaus lautstarke Kämpfe stattfinden – hinterher findet man Haarbüschel und blutige Fellfetzen auf der Treppe. Ich lasse mich in der Tierhandlung beraten und erwerbe eine Edelkatzenklappe, die den Zugang nur für Individuen freigibt, die einen passenden Magneten um den Hals tragen. Das funktioniert an sich nicht schlecht, allerdings gehen die entsprechenden Magnete leicht verloren und sind hübsch teuer. (Kann man denn nicht billigere markenfremde Magnete benutzen? Kann man schon, jedoch erweist sich, dass beileibe nicht jeder Magnet funktioniert, und Experimente sind für alle Beteiligten extrem stressig, da unsere Katze das Gefummel an ihrem Hals überhaupt nicht leiden kann, wenn man neue Halsbänder und/oder Magnete an ihr befestigt).

In der Zeitung lese ich über ein Katzenklappenprojekt, das berechtigte Katzen per Kamera an ihrem Gesicht erkennen soll. Das hat den zusätzlichen, riesigen Vorteil, dass dabei auch die eigene Katze abgewiesen wird, falls ihr ein totes oder lebendiges Beutetier aus dem Gesicht hängt. Denn unsere Katze bringt recht häufig mehr oder weniger vollständige tote oder (schlimmer) lebendige Mäuse ins Haus. Ich halte die Augen offen, in der Hoffnung, dass ein solches System auf den Markt kommt, aber offenkundig ist die Sache doch nicht so einfach; ich finde immer wieder Berichte und Ankündigungen darüber, aber nie eine Bestellmöglichkeit für das fertige Produkt.

Im Jahr 2016 haben wir dann die Faxen dicke. Wir lassen die Katze chippen und erwerben eine Katzenklappe, die per RFID den Chip unserer Katze erkennt. Das funktioniert sehr gut. Dieses System erkennt natürlich keine mitgeführten Mäuse, aber Mitzi ist inzwischen eine gesetzte Dame, die nur noch selten welche erwischt.

Drago Starcevic

26.8.2018

Legacy Bikesharing: Radeln ohne Smartphone

Ich habe den Überblick verloren, wie viele – funktionierende und nicht funktionierende – Leihradsysteme es in Berlin gibt, und ich habe mich auch nicht bei allen anmelden wollen. Aus den Zeiten, in denen es nur das CallABike-Angebot der Deutschen Bahn gab, habe ich meine Registrierung bei den inzwischen zu Lidl-Bikes mutierten ehemaligen Bahnfahrrädern behalten, das reicht eigentlich auch.

Heute habe ich dann zufällig auch entdeckt, was dieses Angebot von anderen unterscheidet: Die Abwärtskompatibilität. Um es verständlicher zu erläutern: Es geht auch ohne Smartphone.

Die Leihradsysteme setzen auf den Gebrauch der jeweiligen App, und da ist auch das Lidl-Bike keine Ausnahme. Aber es bietet eine weitere Möglichkeit, die ich noch aus alten CallABike-Zeiten kenne, als nur sehr wenige Menschen ein Smartphone mit sich herumtrugen: Ich kann einfach anrufen.

Auf jedem Rad steht die Frankfurter Telefonnummer, an die ich die jeweilige Identifizierungsnummer des Rades anfüge. Dann sagt mir beim Anruf eine Automatenstimme den Code, mit dem ich das Rad entsperren und losradeln kann.

Gar nicht so schlecht, so ein Legacy System – wenn man mal, wie ich, nur mit dem Dummphone als Minimalausstattung unterwegs ist (und vorher die Nummer dieses Telefons im Verleihsystem hinterlegt hat). Fast wie damals, mit dem Unterschied, dass ich nicht nach Fahrtende die Nummer noch mal wählen und den Abstellort angeben muss. Dass machen die Räder inzwischen selbständig.

Thomas Wiegold

Ende August 2018

Nein, 2018 ist wohl noch nicht das Jahr, in dem Bezahlen per Smartphone normal wird

Vor etwa einem Jahr schrieb ich im Techniktagebuch, ich hätte mir angewöhnt, mit der App Seqr (mittlerweile Glase) per Smartphone zu bezahlen. Das ist im Rückblick nicht ganz richtig, und ich möchte das hiermit korrigieren: die Häufigkeit meines fälschlicherweise für Gewohnheit gehaltenen Bezahlens per Smartphone ließ recht schnell nach, hauptsächlich, weil ich nicht ein weiteres Konto regelmäßig betanken möchte. Und bei meinen regelmäßig genutzten Konten, naja, da stoße ich weiterhin auf Hindernisse bei meinen Versuchen, mit diesen per Smartphone zu bezahlen:

Die *Fidor-Bank* bietet zwar seit einigen Wochen auch kontaktloses Bezahlen per App an und bewirbt das auch fleißig. Ich würde das auch sehr gerne nutzen, aber auf meinem Smartphone (Samsung Galaxy S9, eigentlich kein besonders exotisches Gerät) lässt sich dies weiterhin nicht aktivieren. Der Kundendienst von Fidor verweist darauf, das S9 würde "offiziell nicht unterstützt" werden.

Und mit meinem *Postbank-Konto* habe ich bis heute nicht den Hürdenlauf zum Freischalten der App für kontaktloses Zahlen genommen.

Vor einigen Wochen startete *Google Pay* in Deutschland, aber bisher arbeitet dieses nur mit sehr wenigen Banken zusammen. Der Start von *Apple Pay* in Deutschland ist angekündigt.

Kontaktloses Bezahlen per Karte hingegen, das ist für mich im Laufe des letzten Jahres tatsächlich zum Normalfall geworden, zumindest – von einigen Ausnahmen abgesehen – für Einkäufe im Supermarkt.

Während für mich das routinemäßige Bezahlen mit dem Smartphone also noch in einer wünschenswerten Zukunft zu liegen scheint, bietet der Edeka seit wenigen Wochen eine neue Zukunft an. Wirklich modernes Bezahlen scheint nicht mit dem Smartphone, sondern mit maschineller Hilfe für das Bezahlen mit Bargeld stattzufinden:

Direkt unter dem Warenband befinden sich die hier gezeigten Kästen, die mit blauem Blinken fröhlich um die Aufmerksamkeit des Kunden buhlen. Die Kassiererin nennt den zu zahlenden Betrag, und ich kann mein Münzgeld in

den Einwurfschacht links und Scheine in den Schlitz rechts einführen. Das Maschinchen zählt automatisch das eingeworfene Bargeld und spuckt das Wechselgeld aus. Die Kassiererin braucht kein Bargeld mehr anzufassen.

Molinarius

25. bis 28. August 2018

Ferien auf Otok Edgenjak

Die Internetsituation im kroatischen Ferienhaus ist nicht so hervorragend, wie ich sie aus den Vorjahren in Erinnerung habe. Statt der sehr guten kroatischen SIM-Karte verwende ich diesmal meine britische, die auch das T-Mobile-Netz nutzt. Aber oft gibt es nur Edge oder andere unbrauchbare Dinge. Und das WLAN im Haus ist zwar vermutlich nicht langsamer geworden, aber vielleicht sind alle anderen Gäste jetzt ganztags damit beschäftigt, Netflix zu streamen oder so, jedenfalls kommen die Daten nur widerwillig aus der Leitung gekrochen.

Am Samstag gewittert es, der Blitz schlägt in der Nähe ein und das WLAN fällt aus. Wie der Vermieter mitteilt, ist außerhalb des Hauses irgendwas kaputt, mit einer Reparatur ist nicht vor Montag zu rechnen.

Zum Glück habe ich kurz vor dem Debakel noch “7 Billion Humans” heruntergeladen, ein Spiel, das man ganz ohne Internet spielen kann. Damit und mit *Dungeons & Dragons* auf kariertem Papier verbringen wir in den nächsten Tagen viel Zeit. Wenn ich dringend etwas herausfinden muss, gibt es eine Ecke auf dem Balkon, auf der ich nach Aufführen von Beschwörungstänzen (Flugmodus ein, Flugmodus aus, Handy in alle Himmelsrichtungen halten) 4G bekomme.

Am Strand ist der Handyempfang überraschend gut, jedenfalls an manchen Stellen. Der Neffe (15) und ich verbringen die Tage damit, die ideale Position (Schatten, Sitzgelegenheit, guter Empfang) zu suchen. Den anderen scheint das Internet nicht so zu fehlen.

Am Dienstag wird das WLAN repariert und alles ist wieder gut.

Kathrin Passig

29.08.2018

25 Jahre Schreiblabor – Wie hat Technik mein Schreiben beeinflusst?

Die stärksten Veränderungen durch Technik liegen bei mir mehr als 25 Jahre zurück:

Ich habe 1960 mit dem Studium von Politikwissenschaft, Geschichte und Germanistik begonnen. Damals habe ich noch alles mit der Hand geschrieben und aus Büchern auf Karteikarten exzerpiert. Die Reinfassung der Arbeiten habe ich mit einer mechanischen Schreibmaschine getippt. Dafür habe ich mir das 10-Finger-System beigebracht. Tippfehler wurden mit Tipp-Ex korrigiert. Bis zu zehn Durchschläge waren möglich. (Ich habe noch einige Arbeiten aus dieser Zeit.)

Anfang der 70er Jahre bekam ich eine elektrische Schreibmaschine, mit der ich viel leichter und schneller tippen konnte. Weiterhin habe ich eine erste Fassung meiner Texte mit der Hand geschrieben und sie anschließend getippt. Wenn ich etwas am Text verändern wollte, habe ich die Seiten auseinandergeschnitten und Textpassagen eingeklebt. Die Rohfassung meiner Diss (1975) bestand aus langen Fahnen aneinander geklebter Passagen. Statt mit der Hand zu exzerpieren, konnte man nun aus Büchern Seiten kopieren. In Bibliotheken und Archiven bestand außerdem die Möglichkeit, Dokumente zu filmen, weshalb man ebenfalls weniger exzerpieren musste. Dies hatte Vor- und Nachteile: Man sparte enorm Zeit, machte sich das Kopierte aber längst nicht so intensiv zu eigen wie bei einem Exzerpt.

Die Belegexemplare meiner Diss habe ich mit Hilfe eines Kopierers produziert: die getippten Seiten verkleinert und so vervielfältigt, dass man sie zum Schluss in der Mitte durchschneiden und anschließend binden lassen konnte. Eine Denkaufgabe!

Wenn Texte vervielfältigt werden sollten, schrieb ich sie auf eine Wachsmatrize, von der Abzüge gemacht werden konnten.

Anfang der 80er Jahre ging ich dazu über, meine Texte zunächst in ein Diktiergerät zu sprechen und dann abzutippen. Das hat mir ganz wesentlich geholfen, meine Schreibhemmungen zu überwinden.

Mitte der 80er Jahre konnte ich einen Computer nutzen, um die Kursbescheinigungen für meine KollegiatInnen zu schreiben. Dafür schrieb mir mein Mann Werner Paarmann ein Computer-Programm auf eine Audio-Kassette. Die Texte schrieb ich auf einer Schreibmaschine, die an den Computer angeschlossen war. Der dazu gehörende Nadeldrucker konnte mehrere Durchschläge produzieren.

Bald hatte ich auch einen eigenen PC, der die Schreibmaschine ersetzte und ebenfalls an den Nadeldrucker angeschlossen werden konnte. Die Vorläufigkeit des Getippten, die Möglichkeit, jederzeit etwas zu verändern, zu verbessern, Textteile hin- und herzuschieben erleichterte mir die Textproduktion enorm. Während mir früher das Schreiben oft schwer fiel, macht es mir jetzt auch Spaß.

In den letzten 25 Jahren war für mich die E-Mail die wichtigste technische Neuerung. Sie ersetzt mir seither viele Briefe und Telefonate und beschleunigt viele Vorgänge. Allerdings wird mir die Erwartung, immer sogleich auf eingehende Nachrichten und Anfragen zu reagieren, oft auch zur Plage.

Helga Jung-Paarmann

29.8.2018

Die zwei Fragezeichen und der nervende Wecker

Wir sind in Südafrika und übernachten in einer Hütte nahe der Magaliesberge. Als wir morgens aufwachen, kommt von irgendwoher ein Alarmton, mehrere hohe Piepstöne, dann Pause, dann wieder die gleichen Piepstöne in regelmäßigen Abständen. Ich prüfe zuerst alle iPhones und iPads auf eventuell eingeschaltete Wecker mit mir unbekanntem Alarmton, allerdings ohne Erfolg.

Genervt laufe ich durch die Hütte und versuche, rauszufinden, was hier piepst, warum es piepst und wie man es abstellen kann. Ich finde nichts.

Dann endlich wird mir klar, was da piepst. Es ist ein Vogel, dessen Ruf wie ein Alarmsignal klingt. Im Laufe der nächsten zwei Tage werden wir diesen Ruf noch öfter hören, die Tonhöhe variiert ein bisschen, aber immer sind es mehrere Töne in der gleichen Tonhöhe in regelmäßigem Abstand und dann eine Pause. Wie dieser Vogel aussieht, finde ich aber nicht heraus.

Anne Schüßler

August 2018

Pièce Touchée

Schon lange hat unser Edeka-Markt Selbstscankassen. Trotz grundsätzlicher Vorbehalte nutze ich sie meistens, denn die Wartezeiten sind, da das Publikum sie offenbar zögerlich annimmt, fast immer viel kürzer als an den bedienten Kassen.

Die Selbstscankassen haben eine Kontrollwaage, das heißt, man muss jedes Teil, nachdem es gescannt ist, auf eine Ablagefläche legen und dort liegenlassen, und der Computer prüft, ob ihr Gewicht plausibel ist – anders als etwa in der Schweiz, wo man es meist mit einer Stichprobendrohung bewenden lässt und keine sonstigen Sicherheitsmaßnahmen ergreift.

Anfangs bedeutete der Wägezwang, dass man erst alle Einkäufe scannen musste, bevor man damit beginnen konnte, sie in Taschen zu packen. Seit einiger Zeit hat man jedoch die Möglichkeit, zu Beginn eine Tasche aufzulegen und die Waage anschließend zu nullen.

Leider nützt das nicht viel, da die Kontrollwaage unheimlich nervös ist, und augenblicklich zu zetern beginnt, wenn man die Packfläche noch so sanft berührt – und wie will man ein Teil berührungsfrei in eine Tasche praktizieren. Bei der zweiten Berührung wird man verwarnt, bei der Dritten wird der Vorgang unterbrochen, die Kasse ruft das Personal herbei, und man muss solange warten. Zwar hat das Personal offensichtlich eine Schulung in deeskalativem Selbstscankassenmanagement durchlaufen und ist ausnehmend verständnisvoll, aber es wäre illusorisch und würde ewig dauern, solcherart einen ganzen Einkauf scannen zu wollen.

Besser geht es, wenn man einen offenen Korb verwendet. Aber auch da passiert es dann, dass das Butterstück sich beim Ablegen zwischen den anderen Teilen leicht verkantet, die Waage wird kurz minimal entlastet – und blinkt schon warnend. In alten Zeiten besaß ich mal ein Computerspiel, bei dem man ein Kätzchen zwischen schlafenden Metzgerhunden steuern und ihre Näpfe leerfressen musste. Die blinkten ganz ähnlich, kurz bevor sie aufwachten, um einen alle zu machen. Das Einkaufen wird zum Kätzchen-Déjà Vu.

Wie ein Schachspieler möchte man „J'adoube“ sagen, bevor man ein Teil zurechtrückt. Aber die Waage kennt kein Erbarmen, bei ihr heißt es Pièce touchée, pièce jouée, ohne Ausnahmen.

Drago Starcevic

Zumindest bin ich alt genug

August 2018

Ich habe eine DVD bei Amazon bestellt, die ab 18 ist. Deswegen möchte der Hermesbote bei der Auslieferung meinen Ausweis sehen. Allerdings reicht es nicht, dass er sich versichert, dass ich laut Selbigem über 18 bin und der Ausweis auch mir gehört. Das Gerät, auf dem man normalerweise unterschreibt, um den Empfang zu bestätigen dient auch als Scanner mit dem mein Ausweis eingelesen

wird. Nachdem er das getan hat grinst der Hermesbote mich an und zeigt mir das Datum, das laut Gerät mein Geburtsdatum ist:

30.11.0002

Davon ist tatsächlich rein gar nichts richtig. Ich bin 1987 geboren und weder im November noch an einem 30.

Das Paket kriege ich dann (schließlich bin ich definitiv über 18). Leider denke ich nicht daran zu fragen, ob er das Datum irgendwie manuell korrigieren konnte/musste oder, ob das System sich mit *Geburtsdatum liegt vor 2000* zufriedengibt und ich jetzt irgendwo als 2000-jähriger Vampir geführt werde.

Aoife

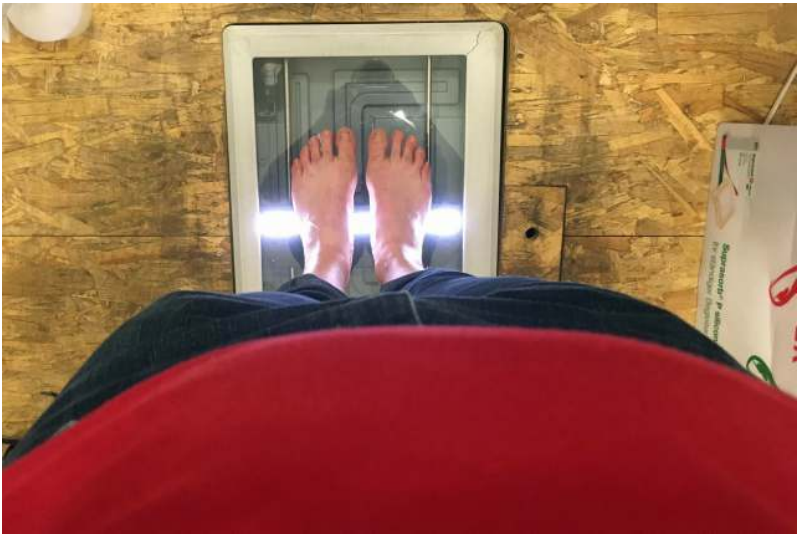
29. August 2018

Das Ende der Fußstapfen

Ich leide seit einigen Jahren an einem Fersensporn, der sich allerdings durch Einlagen ganz gut in den Griff kriegen lässt. Also gehe ich einmal im Jahr mit Rezept vom Orthopäden in ein Sanitätshaus und lasse mir neue Einlagen

anpassen. In der Vergangenheit bestand dieser Prozess darin, dass ich mit den Füßen in einen Kunststoffquader steigen musste, in dem sich dann mein Fußabdruck abzeichnete.

In diesem Jahr, in diesem Sanitätshaus aber, war alles anders. Statt meinen Fußabdruck in Kunststoff festzuhalten, muss ich mich in einer Kabine auf einen im Boden eingelassenen Scanner stellen. Wie bei einem Scanner üblich, fährt das helle Licht zweimal an meinen Füßen vorbei und damit die Prozedur beendet. Wie genau aus dem zweidimensionalen Helldunkel-Profil, das der Scanner aufnimmt, später eine dreidimensionale Einlage wird, kann mir die Mitarbeiterin leider nicht erklären.



Alexander Matzkeit

30. August 2018

Mit Google kann ich alles

Im Traum bekomme ich eine Mail mit der Anfrage, ob ich ein Buch aus dem Tschechischen übersetzen möchte. Ich kann ungefähr drei Worte Tschechisch und will schon absagen, als mir auffällt, dass es sich um meinen Lieblingsautor oder mein Lieblingsthema handelt. “Dann eben mit Google Translate, danach soll halt noch mal eine Muttersprachlerin drüberschauen”, denke ich, und sage zu. Als ich später den Vertrag lese, stellt sich heraus, dass ich zusätzlich zur Übersetzung auch noch einen sehr komplizierten Pullover abliefern soll, das Näh-, Strick- oder Sonstwasmuster hat mit dem Buch zu tun und liegt bei. “Ach, da gibt es bestimmt auch irgendwelche Tools oder Tutorials, wird schon gehen”, denke ich.

Kathrin Passig

August 2018

Ich werde ganz freiwillig zum gläsernen Supermarktkunden

Auf einer Infotafel im Eingangsbereich meines Stadtteilsupermarkts werde ich darauf hingewiesen, dass man tolle Rabatte bekommt und außerdem mobil bezahlen kann, wenn man die App der Supermarktkette runterlädt.

Weil ich erstens natürlich dringend tolle Rabatte bekommen möchte, aber mich auch das Bezahlen per Smartphone interessiert, bleibe ich relativ lange im Eingangsbereich[1] stehen, lade die App runter, registriere mich mit einem Kundenkonto, gebe meine IBAN ein und bin dann tatsächlich laut App in der Lage, mit meinem Smartphone zu bezahlen. Für das Registrieren bekomme

1. Ich bleibe deswegen im Eingangsbereich stehen, weil nur hier der Empfang noch verlässlich geht. Sobald man sich in die Tiefen des Supermarkts begibt, ist man sehr schnell in Edgeland.

ich schon Treuepunkte gutgeschrieben und könnte sofort meine Rabatte und das Gratisprodukt, eine Yum-Yum-Instant-Nudelsuppe, abstauben, gehe aber erstmal einfach ganz normal einkaufen.

Unglücklicherweise stellt sich während des Einkaufens heraus, dass die Gratisnudelsuppen entweder alle schon von anderen App-Benutzern abgestaubt wurden oder mein Edeka diese gar nicht führt. Dabei wäre das sogar ein schönes Gratisprodukt gewesen, ich bin bekennender Junk-Foodler und habe ohnehin regelmäßig japanische Instantnudeln in der Vorratsschublade. Bei den Rabatten ist auch kein Produkt dabei, das mich besonders interessiert, also bleibt nur das Bezahlen per App.

An der Kasse lege ich wie gewohnt alle Waren aufs Band, aber statt Bargeld oder meine EC-Karte zu zücken, aktiviere ich die Funktion “Zahlen” in der App. Nun wird mir ein vierstelliger Code angezeigt, der insgesamt fünf Minuten gültig ist. Diesen sage ich dem Kassierer, der ihn in die Kasse eintippt und nach kurzer Wartezeit kommt die Meldung, dass der Bezahlvorgang erfolgreich abgeschlossen wurde. Ich erhalte ein paar Treuepunkte und kann meinen Kassenbon online angucken.

Beim zweiten Versuch einige Tage später treffe ich auf eine Kassiererin, die dieses Verfahren überhaupt noch nicht kennt. Wir probieren es erstmal so, es scheitert aber leider, ohne dass wir genau wüssten, woran es liegt. Ein hinzugerufener Kollege kann helfen und dann klappt es auch. Ich habe ein bisschen ein schlechtes Gewissen, weil ich die Schlange mit meinem Insistieren auf Smartphone-Bezahlung aufgehalten habe, die anderen Kunden sind aber entspannt und – so sage ich mir – es ist ja auch sinnvoll, dass die Kassiererin jetzt auch weiß, was sie beim nächsten Smartphone-Bezahler zu tun hat. Bei diesem Einkauf ist das Gratisprodukt (eine Packung gekochter Schinken) für mich leider nicht interessant, ich hadere kurz mit mir, ob ich das 1 Euro günstigere Markenöl mitnehmen soll, muss mir aber eingestehen, dass ich das nicht wirklich brauche, auch nicht für 1 Euro weniger.

Aber erstens finde ich meine digitale Kassenbonsammlung unfassbar charmant, weil ich dann auch in fünf Jahren nachsehen kann, was ich 2018 gekauft habe, ohne zu einem seltsamen Kassenbonmessie werden zu müssen, und außerdem bin ich scharf auf Treuepunkte. Ich denke, die Supermarkt-App und ich werden noch sehr gute Freunde.

Anne Schüßler

Sommer 2018

Ein gescanntes Buch

Ich bin als studentische Hilfskraft für eine Gastdozentin zuständig. Meine wichtigste Aufgabe ist das Scannen der Literatur für den Kurs. Es sind einige Dinge schief gegangen, die ich nicht zu verantworten habe, und ein paar Dinge, die ich zu verantworten habe, und ein wichtiger Text ist eine Woche, bevor er im Seminar behandelt werden soll, noch nicht verfügbar. Das einzige Exemplar in der Bibliothek ist verliehen, die Dozentin hat es nur als E-Book, und ich finde das Buch auf keiner der mir bekannten illegalen Seiten. Ich weiß mir, wenn auch mit einem wirklich unguten Gefühl, zu helfen.

Auf Amazon kaufe ich die DRM-geschützte Kindle-Version des Buches. Ich öffne den versteckten Ordner, in dem die Datei liegt, und importiere sie in der Open-Source-E-Book-Software Calibre. Dort ist ein Plugin installiert, das den DRM-Schutz entfernt. Ich exportiere das Buch als PDF.

Bei Amazon gebe ich das E-Book zurück, was bei DRM-geschützten Büchern möglich ist. Das Buch verschwindet aus meiner Kindle-Bibliothek, die Rückerstattung ist noch vor der Abbuchung auf meinem Konto. Wie oft man das machen kann, ohne für Amazon verdächtig zu wirken, will ich gar nicht herausfinden.

Alan Smithee

Sommer 2018

Unterwegs mit kleinem Gepäck

Wenn es nicht so ganz warm ist, im Frühjahr, im Herbst und im Winter, habe ich meist irgendeine Jacke an, die hat Taschen, darin verschwinden Smartphone, Portemonnaie, Haustürschlüssel, Taschenmesser, und was sonst noch so an Kleinkram mitzunehmen ist. Und wenn es mehr Krams ist, als in die Jackentaschen passt, dann kommt halt eine etwas größere Tasche oder ein Rucksack mit.

In diesem Sommer ist es recht lange so warm, dass ich ohne Jacke und nur leicht bekleidet draußen bin. Ich wäge sorgfältig ab, was ich wirklich mitnehmen muss. Ich finde recht schnell heraus, in welchem Eisladen ich mit Karte bezahlen kann, und zum ersten Mal kann ich für viele Wochen tagsüber und Abends mein Portemonnaie im Haus lassen: Draußen unterwegs sind Smartphone (mit Kindle-App und daher mit Büchern und Hörbüchern), Haustürschlüssel mit Multitool und die ec Karte in der Hülle des Smartphones ausreichend.

Molinarius

August 2018

Ceci n'est pas une antenne satellite

Wir machen Urlaub in Portugal in einer Ferienwohnung am Atlantik. Das Appartementhaus hat einen Innenhof, an den einige Balkone angrenzen. Dort sehe ich einen kaputten Balkonstuhl. Die Lehne ist schief und unüblicherweise in der Mitte festgemacht, die Armlehnen zu niedrig und das Gestell überraschend massiv ausgeführt, dafür aber wieder grob zusammengesetzt und wenig kunstvoll überlackiert.

Wer hat sich mit einem kaputten Stuhl so viel Mühe gegeben? Und warum ist die Sitzfläche so dick, und warum ist er mit Ketten am Boden gesichert?

Genaueres Hinsehen ergibt die Lösung: da geht ein Kabel von der “Lehne” in einen Kabelkanal. Die “Lehne” ist eine Satellitenantenne!

Offensichtlich gibt es in diesem Appartmenthaus ein Verbot, sich eine Parabolantenne aufzustellen, aber keines, das Balkonstühle verbietet. *Ceci n’est pas une antenne satellite*, sozusagen.

Tobias

Ende August 2018

Maßeinheiten

Swantje erzählt mir von einem Roman, den sie gerade gelesen hat. Sie erzählt wie spannend es ist, sie erzählt ein bisschen über den Aufbau der Geschichte, „und dann“, sagt sie, „passiert bei 97% noch etwas ganz Furchtbares!“

Stefanie Haacke

Sommer 2018

Auf den Spuren meiner ersten Amazon-Bestellung

Eine meiner 19-jährigen Zwillings-Töchter und ich bleiben beim ziellosen Zappen am Linear-TV an einer Reportage über das Unternehmen Amazon hängen. Gezeigt werden vor allem eine Reihe von investigativ recherchierter Fakten zu internen logistischen Abläufen, bescheidenen Arbeitsbedingungen und noch bescheideneren Bezahlung der Angestellten.

Außerdem im Brennpunkt natürlich das Sammeln und Auswerten von Daten aller Art, um damit den Umsatz zu steigern, zwischendrin immer mal wieder Informationen zur Unternehmenshistorie.

Für uns in dem Moment besonders spannend:

1. Im eigenen Amazon Konto unter “Meine Bestellungen” lassen sich ALLE Bestellungen abrufen, die man jemals über das Konto getätigt hat

2. Die deutschsprachige Website ging am 15. Oktober 1998 online

“Papa, wann hast du das erste Mal was bei Amazon bestellt?”

Auf dem 2nd- (oder war’s der 3rd-?) Screen ins Amazon-Konto geschaut und tatsächlich, die Bestellhistorie geht bis 1998 zurück. Meine erste Bestellung war schon am 17. Oktober 1998:

Ein Lebenshilfe-Buch mit dem Titel “Zwillinge. Mit ihnen fertig werden, ohne selbst fertig zu sein”.

Die Zwillinge kamen ungefähr 2 Monate später zur Welt.

Was genau drin stand, weiß ich nicht mehr, muss uns aber sehr geholfen haben.

Frank Thomsen

2018

Schreiben. Mit Stift & Tastatur.

Ich gehöre zu einer Generation, die im Studium ihren ersten Computer hatte. Und damit war ich voll im Trend. Inzwischen bin ich paradoxerweise schon fast wieder modern, indem ich in Schreibworkshops die Teilnehmenden ausdrücklich ermutige und auffordere, das Schreiben mit der Hand als Strategie zum Ordnen der Gedanken, beim ersten Formulieren oder beim Überarbeiten zu nutzen. Außerdem verzichte ich selbst seit Jahren bewusst auf den Einsatz digitaler Medien während meiner Workshops.

Das bedeutet allerdings nicht, dass ich mich als technophob bezeichnen würde. Im Gegenteil. Möglich wird mein regelmäßiges Austoben mit Flipchart und Moderationsmaterial lediglich, weil ich Dienste wie wetransfer nutzen kann, über die ich den Teilnehmenden die Photodokumentation meiner und unserer gemeinsam erarbeiteten analogen „Tafelbilder“ zum Download verfügbar machen kann. Keineswegs alle Teilnehmenden nutzen das Angebot, innerhalb von einer Woche die Materialien herunterzuladen, aber dass die Möglichkeit dazu grundsätzlich besteht, ist ihnen wichtig.

Ein zweiter Bereich, in dem ich mich sehr gerne technisch unterstützen lasse, ist das Vereinbaren von Terminen. Mein Mittel der Wahl hier ist Doodle. Nicht nur für (Netzwerk-)Veranstaltungen mit vielen, über das ganze Land verteilten Kolleginnen und Kollegen, sondern auch für Einzelschreibcoachings. Ich kann Termine anbieten, Interessierte können sich eintragen, alles sehr einfach und unkompliziert.

So mag ich Technik am liebsten. Wenn sie so simpel anzuwenden ist und so leise, quasi im Hintergrund, einfach funktioniert, dass man sie gar nicht bemerkt. Denn dann kann ich mich umso besser auf das Eigentliche konzentrieren, das Schreiben (mit der Hand, oder am Rechner, wie bei diesem Text).

Vera Leberecht

August 2018

Ducttapedämmerung

In meinem Schlafzimmer gibt es ein nicht sehr elegantes, aber für mich sehr gut funktionierendes Fernseher-Setup zur Einschlafberieselung (Wir berichteten). Leider scheint die Zeitschaltuhr, zentraler Punkt des Setups, nicht länger kooperieren zu wollen. Wohl ein Wackelkontakt am Schalter, jedenfalls macht es beim Einschalten unangenehme Bratzelgeräusche, während sichtbar das Setup vielfach an und aus geht.

Dem Schlaf ist das nicht zuträglich und vermutlich auch nicht den im Setup befindlichen Geräten, also fahre ich mutig am Samstag in den Baumarkt, eine neue Zeitschaltuhr zu erwerben .Doof nur: die meisten dort vorhandenen Modelle scheinen darauf ausgelegt zu sein, Geräte zu bestimmten vorprogrammierten Uhrzeiten an und auszuschalten, ich aber brauche eine "Ab jetzt eine Stunde, dann ausschalten"-Funktion, da ich nicht immer zur gleichen Uhrzeit schlafen gehe. Die Beschriftung der Geräte lässt ebenfalls zu wünschen übrig, außer so in etwa "Sachen an- und aus! Super!" steht da kaum was drauf. Nachdem ich wirklich alle Verpackungen durchgelesen habe, finde ich eine, die neben einer "Dämmer-Automatik" auch eine "Countdown-Funktion" anpreist. Na bitte, geht doch, denke ich und kaufe das Teil für um die 14 Euro.

Zuhause will ich es natürlich gleich testen. Wer weiß, ob es überhaupt geht. Ich zerschneide also die schlimme Plastikverpackung, denn anders lässt sie sich nicht öffnen. Dann entnehme ich das Gerät und eine kleine Anleitung. Schnell wird klar: Die "Dämmer-Automatik" und die "Countdown-Funktion" sind, warum auch immer, gekoppelt. Das Gerät will nur Nachtarbeit verrichten. Wenn es hell ist, schaltet es alles aus. Sonst aber scheint es das zu tun, was ich will. Mit einem Stück Duct Tape sorge ich dafür, dass für das Gerät ab jetzt immer Nacht ist, damit wir das jetzt nicht jeden Abend neu ausdiskutieren müssen.Gleich wenn dieser Bericht fertig ist, gehe ich zu Forschungszwecken kurz schlafen. Jetzt!

Mia Culpa

1. September 2018

Ich möchte mein Geld möglichst bequem, aber ohne unnötige Kosten für den Händler und mich, ausgeben. Das ist leider gar nicht so einfach zu überblicken

Der Einkauf in der Apotheke kostet deutlich über 100 Euro. Einerseits zahle ich sowieso gerne mit Karte, weil ich es bequemer finde und weil mir das hilft, bei meinen Finanzen etwas besser den Überblick zu behalten, als wenn das Bargeld immer irgendwie auf magische Art aus meinem Portemonnaie verschwindet. Und zweitens, deutlich über 100 Euro! Damit habe ich nicht gerechnet. Wenn ich das bar bezahlen würde, würden fast die letzten Bargeldreserven meines Beutels aufgebraucht. Ich frage also, ob ich mit Karte zahlen kann. Die Verkäuferin bejaht.

Ich zücke meine Bankkarte, und nicht zum ersten Mal wird diese entsetzt von einer Verkäuferin angeschaut: “Wir akzeptieren nur EC-Karten, keine Kreditkarten! Bitte verstehen Sie, bei Kreditkarten sind die Gebühren so hoch, da würden wir nichts mehr verdienen.”. Bei meiner Bankkarte handelt es sich um eine kombinierte Kreditkarte und Maestro-Karte (Fidor SmartCard); ich biete an, gerne die Maestro-Funktion für die Zahlung zu benutzen. Die Verkäuferin ist wenig begeistert und fragt, ob ich nicht noch eine andere Karte hätte. Ich habe auch eine girocard der Postbank. Diese wird bereitwillig akzeptiert.

Wieder zu Hause versuche ich, herauszufinden, wie das mit den Gebühren für die Händler bei den verschiedenen Kartensystemen ist. Ich tue mich etwas schwer damit, verlässliche und aktuelle Daten zu finden, aber vermutlich scheint es so zu sein, dass girocard etwa 0,3 % des Kartenumsatzes als Gebühr dem Händler in Rechnung stellt, Maestro etwa 0,95 %, und Kreditkarten (also auch Mastercard) zwischen 2 und 4 % (lt. dieser Seite, ich bin nicht sicher, ob die Daten noch aktuell sind).

Die Kosten für Bargeldzahlungen betragen

(s. hier) etwa 10,8 Mrd Euro pro Jahr oder 130 Euro pro Jahr pro Person, und es sei (wiederum lt. dieser Seite, die sich auf eine Studie des "Research Center for Financial Studies der Steinbeis-Hochschule Berlin" bezieht)

„Bargeld [...] nicht immer das kostengünstigste Zahlungsmittel. [...] So liegen die volkswirtschaftlichen Gesamtkosten des kartenbasierten Zahlungsverkehrssystems bei etwa 800 Millionen Euro und damit deutlich unter denen des Bargeldsystem." (sic!)

Molinarius

3. September 2018

Versehentliches Sternchen-Selbstgespräch

Ich bekomme per Mail eine Einladung zu einer schönen Veranstaltung. Leider werde ich nicht hingehen können. Damit der Einladende merkt, dass ich mich trotzdem gefreut habe, mache ich ein Sternchen an die Mail. Dann fällt mir ein, dass dieses Sternchen in Gmail gar keine Sympathie- oder Zustimmungsbekundung ist und der Absender es außerdem nie zu sehen bekommen wird. Es muss sich um einen alten Reflex aus der Zeit handeln, als bei Twitter das Herz noch ein Stern war, oder um einen neuen, den ich mir bei Mastodon eingefangen habe, wo das Herz noch ein Stern ist.

Kathrin Passig

Ca. 2000 sowie 4. September 2018

Auf der Suche nach den Schokoladenbrüdern

Um die Jahrtausendwende bin ich auf einem Konzert von Freunden von Freunden, einer Band die zwar aus Hamburg stammt, aber frankophilen Elektropop spielt. Woran ich mich später deutlich erinnere, ist, dass wäh-

rend des Konzerts mehrfach neue Sounds von Disktetten ins Keyboard geladen werden müssen, was eine wahrnehmbare Zeitspanne dauert. Die Band versucht nicht, diesen schon damals etwas anachronistischen Vorgang zu verschleiern, sondern thematisiert ihn in den Plaudereien, mit denen sie die Zwangspausen überbrückt.

Nachdem ich diese Begebenheit im Techniktagebuch-Redaktionschat erwähnt habe, werde ich natürlich aufgefordert, sie hier aufzuschreiben. Um wenigstens eine etwas genauere Zeitangabe als „irgendwann damals™" machen zu können, begebe ich mich auf die Suche nach Spuren der Band. Soweit ich weiß, löste sie sich auf, noch bevor der Aufstieg von Google so richtig begann, veröffentlichte aber mindestens eine Platte bzw. CD. Ich erinnere mich an den Namen als Freres du Chocolat" und an den *Knaack Club* als Auftrittsort.

Damit beginne ich meine Internetrecherche und finde – nichts. Weder bei Google, noch bei Youtube oder Spotify. *MySpace* vielleicht? War das nicht damals das Portal für Bands? Wieder kein Treffer. Der Knaack Club ist auch schon seit Jahren geschlossen und eine Historie seiner Konzertdaten gibt es online nicht.

Es braucht also einen anderen Ansatz. Was ich noch weiß, ist der Name eines Bandmitglieds und der ist auch unüblich genug, um ihn zu googeln. Mit diesem Namen und dem Zusatz „Freres" stoße ich auf das, wonach ich suche: „Les Frères Checkolade" heißt die Combo. Mein Französisch ist nicht so gut, dass sich mir ein tieferer Sinn der Wortschöpfung erschlösse. Aber so finde ich alles, was man bei einer Band dieses Formats erwarten würde – jeweils eine Handvoll Tracks auf last.fm, Spotify, Amazon Music und ein paar YouTube-Videos.

Und sogar eine Facebook-Seite mit einigen Konzertfotos von 2014, die auf sympathische Weise im Unklaren lässt, ob die Band noch – oder wieder – existiert. Laut last.fm haben sie sich allerdings 2002 aufgelöst. Worüber ich auch nur spekulieren kann, ist, ob der Bandname einst bewusst gewählt

wurde, um für bessere Auffindbarkeit im Netz zu sorgen. Mit dem Terminus „Checkolade“ haben sie jedenfalls die erste Seite an Google-Treffern für sich allein – nicht schlecht für eine Indie-Kapelle von vor 20 Jahren.

Da ich einmal dabei bin, recherchiere ich auch noch, worum es sich bei dem diskettenbetriebenen Keyboard gehandelt haben könnte. Ich lerne, dass in den 80er Jahren das Einlesen von Diskette ein gängiges Verfahren

zum Füttern von Samplern, Sequencern und Synthesizern mit Sounddaten war. Mit fest eingebauten Diskettenlaufwerken kommen daher unter anderem die Modelle *Roland S-50*, *Korg DSS-1*, *Yamaha SY99* und *E-mu Emulator II* in Frage.

Virtualista

September 2018

Schreiben mit Textmarker

Schreiben auf und mit neuen Geräten bedeutet immer eine körperliche und mentale Umgewöhnung. Ich habe ein neues Notebook, dessen Tastaturwinkel ein anderer ist als der meines vorigen, so dass ich mich ständig vertippe und das Gefühl habe, meine Handgelenke verbiegen zu müssen. Damit sich der Schreibwinkel besser anfühlt, schiebe ich einen Textmarker als Keil unter das Notebook. Die Tasten sind etwas schwergängiger und das Geräusch beim Anschlagen der Buchstaben ist anders. Ich bin gespannt, wann ich mich an die neuen Bewegungen und Geräusche gewöhnt haben werde!

Nadja Sennewald

3. bis 6. September 2018

Mein Rettungsboot ankert in Friedersdorf

Eigentlich will ich den Link einer Bastelanleitung in meinem Blog suchen. Aber nach dem Aufrufen der Seite erhalte ich nur eine Fehlermeldung. Irgendwas mit “Database Error” in Times New Roman, schwarz auf weiß. Immer wieder. Schlicht und hässlich.

Ich hab’s ja nicht so mit dem Programmieren in diesem Internet. Aber Database dürfte was mit einer Datenbank zu tun haben. Habe ich da nicht vor ein paar Tagen was gemacht? Ich hatte in den Datenbanken etwas gesehen, das auf eine uralte Domain hinwies, die ich schon lange nicht mehr habe. Ich stöberte ein bisschen in dieser Datenbank. Mir fiel aber nichts auf, das auf aktuelle Verwendung hindeutet. “Wollen Sie die Datenbank wirklich löschen?” - “Ja!” Weg isse.

Es fällt mir wie Schuppen von den Augen, dass es da evtl. doch noch eine Verbindung mit der alten Datenbank gegeben haben könnte, nämlich mit meinem Blog, als ich die Fehlermeldung sehe. Was soll’s. Spiele ich halt ein Backup ein.

Ich stelle fest, dass das letzte Backup vom 3. Januar dieses Jahres ist. Da hat wohl was nicht funktioniert. Früher bekam ich Datenbank-Backups auch mal per Mail. Bekomme ich auch immer noch, aber nur zu anderen Webseiten, die ich so betreibe.

Ich jammere etwas in der ständigen Redaktionskonferenz, und Kathrin fischt auch schon die alten Beiträge aus dem web archive für mich heraus. Damit könnte ich im Grunde alles in mühsamer Handarbeit wieder herstellen. Ich wage noch einen verzweifelten Rettungsversuch und schreibe um 8:54 Uhr an meinen Provider all inkl in Friedersdorf:

> Hallo,

anscheinend hab ich vorgestern oder Montag eine Datenbank in meinem
Webspace gelöscht.
Ich kenne vermutlich die Antwort, will aber sichergehen: Bei Ihnen
gibt es nicht zufällig eine Datensicherung davon? Mein letztes Backup
ist nicht ganz aktuell.

Viele Grüße

M. Winnninghoff

Nach nur 10 Minuten erreicht mich die Antwort:

Sehr geehrter Herr Winninghoff,

vielen Dank für Ihre Anfrage.

Es wurde in den letzten Tagen nur eine Datenbank gelöscht, diese haben wir wiederhergestellt.

Bei weiteren Fragen stehen wir Ihnen gerne zur Verfügung.

Mit freundlichen Grüßen

Supportteam

In gerade mal 10 Minuten hat all-inkl mein Blog gerettet und mir geantwortet! Nicht nur ich, sondern die gesamte Redaktionskonferenz ist zu Tränen gerührt. Ich installiere dann schnell ein neues Backup-Tool.

Markus Winninghoff

September 2018

Benutzerführung für Profis

Ich steige in einen Schweizer Postomnibus und möchte beim Fahrer ein Ticket nach St. Antönien kaufen. Über seine Schulter sehe ich ein Ticketing-System mit Touchscreen, dessen Benutzerführung für mich nicht zu unterscheiden ist von derjenigen der Fahrkartenautomaten an Schweizer Bahnhöfen.

Der Busfahrer hat damit dieselben Probleme, die in solchen Systemen wohlbekannt sind: Gibt man “St.” mit Punkt, ohne Punkt, zusammengeschrieben mit dem Ortsnamen, oder gar ausgeschrieben als “Sankt” ein? Er probiert herum, zusätzlich irritiert dadurch, dass das System aus “St.” und “Ant. . . ” allerlei wenig hilfreiche Vorschläge bildet.

Nun hoffe ich ja, dass der junge Mann lernfähig ist und bald aus dem ff wissen wird, in welcher Form seine Ticketmaschine Ortsnamenspräfixe am besten versteht. Dennoch habe ich den Eindruck, dass zwischen Idiotensicherheit und Effizienz einer Benutzerführung auch heute noch ein Zielkonflikt besteht, der durch die Kunst der Programmierung zwar zu mildern, aber nicht ganz aufzulösen ist; und ich bin überrascht, dass ausgerechnet Schweizer Verkehrsbetriebe geizig genug sind, für Gelegenheitsnutzer und Profis auf anscheinend dieselbe Lösung zu setzen.

Ich treffe in den folgenden Tagen auch auf weniger tüddelige Busfahrer, und auch die müssen für mein Gefühl viel zu viele Klicks auf häufig renitenten Touchscreens ausführen, um einen Fahrschein zu erstellen.

Liebe Schweizer Post, kaufe oder entwickle doch ein schlankes System, auf dem deine Busfahrer rasch und leicht wie in alten Zeiten die wichtigsten Fahrscheine erstellen können. Ich wäre einige Tode weniger gestorben auf

der Fahrt nach St. Antönien, als der Busfahrer im bereits wieder fahrenden Bus, auf engen und kurvigen Schweizer Bergstraßen, auf der Suche nach der richtigen Schreibweise meines Zielorts war.

Drago Starcevic

07.09.2018

Tanken und abhauen, ohne zu zahlen . . .

. . . okay, nicht ganz, zahlen muss man schon, nur nicht mehr an der Kasse. Zusammen mit einem Zahlungsdienstleister bietet eine große Tankstellenkette einen Gutschein an, wenn man deren Zahlung per Smartphone nutzt. Da lässt man sich nicht lange bitten. Zum einen gibt es einen Nachlass und zum anderen gibt es etwas Neues zu probieren.

Die Nutzung ist recht einfach. App installieren und einen Account erstellen. Diesen dann noch mit dem Zahlungsdienstleister (bei dem man vorher den Gutschein aktivieren musste) verknüpfen und schon ist man berechtigt, smart zu zahlen.

An der Zapfsäule angekommen wird das Smartphone gezückt und nach einer weiteren kurzen Instruktion kann es losgehen. Nachdem der Standort ermittelt ist, bittet das kluge Telefon um die Nummer der Zapfsäule. Nach Eingabe benötigt die App etwas Bedenkzeit und erlaubt den Tankvorgang zu beginnen. Während der Treibstoff fließt, ermahnt das Telefon, es während des Tankvorgangs nicht zu benutzen (alles ein wenig widersprüchlich). Nachdem der Tank voll ist, hängt man die Zapfsäule zurück und blickt gespannt auf das Telefon, welches weiterhin mahnt, es nicht zu nutzen, während der Treibstoff fließt. Etwa 5-10 Sekunden nach dem Einhängen der Zapfpistole verändert sich der Bildschirm, es trudelt gleichzeitig ein Push ein, dass eine Zahlung stattgefunden hat und die App wechselt in die Zahlungsübersicht.

Vorgang beendet und die Zapfsäule springt auf 0. Anders als erwartet hat das kassenlose Zahlen sehr gut funktioniert. Gerade an stark frequentierten Tankstellen bietet eine solche Zahlart deutliche Vorteile. Die verwirrten Blicke des Tankstellenpersonals blieben diesmal aus. Glaubt man den einschlägigen Foren, haben sich besonders zu Beginn der Aktion zahllose Dramen abgespielt.

Weidekaiser

September 2018

Der Geldhalbautomat

Beim Bankbesuch mit einer Bekannten lerne ich den Geldhalbautomaten kennen: In der Bankfiliale gibt es am Schalter kein Geld mehr zu holen. Legt man Wert auf persönliche Bedienung, kann man wohl an den Schalter gehen. Man sagt dann, wie viel Geld man abheben möchte und auch, ob man zum Beispiel Zehner- oder Fünfziger-Scheine möchte. Die Person am Bankschalter tippt dann Dinge in den Computer und händigt der abhebenden Person eine Karte aus. Diese Karte steckt man dann im Ausgangsbereich in den ganz normalen Geldautomaten, an dem man auch mit seiner Bankkarte sein Geld holen könnte. Der Automat spuckt dann ohne weiteres Tippen und Tun den gewünschten Betrag in der gewünschten Zusammensetzung aus. So bekommen alle, was sie wollen: Die Kunden einen kleinen Plausch und das Gefühl persönlicher Betreuung, die Bank ihre Sicherheit.

Mia Culpa

08.09.2018

Hollywoodtechnologie beim Optiker

Ich brauche eine neue Brille. Das Gestell meiner Brille ist inzwischen 10 Jahre alt, das letzte Mal neue Gläser hat es 2011 gegeben, inzwischen löst sich von den Gläsern die Anti-Reflexschicht ab und ziemlich zerkratzt sind sie auch.

Meine Frau empfiehlt mir ihren Optiker, eine Filiale einer Kette deren nächste Niederlassung in der nachbarlichen Shopping Mall ist. Der Optiker sitzt in einem der typische Shop-Nischen in der Mall, die Auslage mit den Gestellen nimmt fast die gesamte Grundfläche ein. Im hintersten Eck ist ein kleiner Teil abgetrennt, dort wird die Sehstärke gemessen. Früher beim Augenarzt gab es immer diese schlauchartigen Behandlungszimmer, da die Projektionsapparatur eine Mindestraumlänge benötigte. Heute, beim Optiker, stehen moderne Messgeräte, die gar keine externe Projektion benötigen sondern die Messtafeln intern darstellen. Der Optiker erklärt mir, dass die Geräte einen Abstand von 6m über optische Mittel simulieren können.

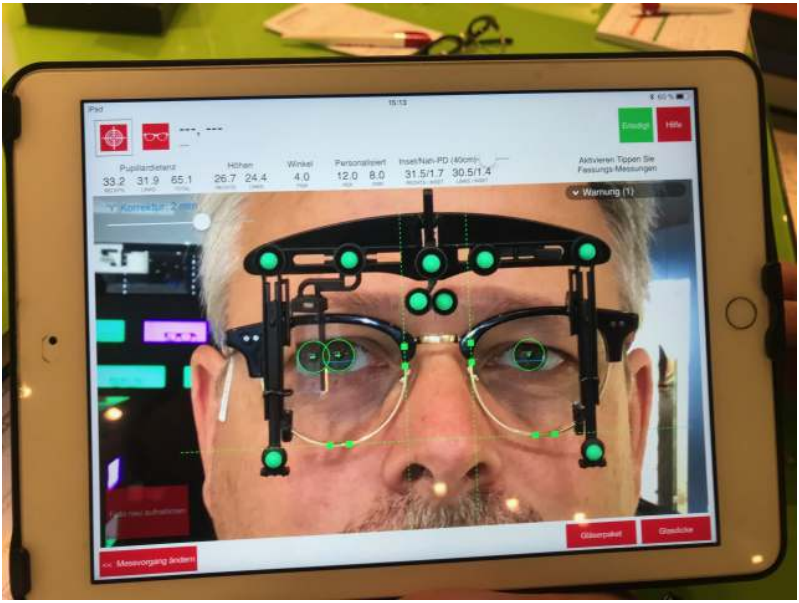
Meine Kurzsichtigkeit hat sich kaum verändert, nur auf dem rechten, dem etwas besseren Auge, ist etwa eine halbe Dioptrie hinzugekommen. Aber wie vermutet, ist es im Nahbereich deutlich schlechter und ich werde das erste Mal Gleitsichtgläser benötigen.

Wider Erwarten, ich bin bei Brillengestellen sehr schwierig, finde ich sogar zwei Gestelle, dir mir gefallen. Also bestelle ich gleich auch noch eine Sonnenbrille dazu.

Damit die Gläser auch richtig für die Brille angefertigt werden können, muss noch mein Pupillenabstand und der Sitz der Brille vor den Augen gemessen werden.

Früher wurde dazu vom Optiker mit einem Messtab vor den Augen herumgefuchtelt und das Brillengestell vermessen.

Heute wird dazu moderne Motion Capture Technik benutzt. Der Optiker setzt ein Messgestell auf die Brille. Das Messgestell hat an verschiedenen Punkten kleine helle Kugeln angebracht. Ich setze die Brille mit dem Messgestell auf und werde mit einem iPad fotografiert.



Das iPad stecke in einer speziellen Hülle, die vor allem einen deutlich helleren Blitz enthält.

Eine Software auf dem iPad kann aus den definierten Abständen der Messkugeln und den markierten Pupillen dann die Angaben errechnen, die für das schleifen der Brillengläser benötigt werden.

Eine Woche später bekomme ich eine SMS vom Optiker, dass die Brillen fertig seien und ich sie abholen könne. Seitdem versuche ich mich an Gleitsichtgläser zu gewöhnen, was mir aber bisher erstaunlich gut gelingt.

Henning Grote

Anfang September 2018

Im Internet, der großen Wolke

M: . . . ich habe mir einen Blueray Player für meinen Computer gekauft, aber der funktioniert nicht.

Ich: Lohnt sich das noch, einen eigenen Blueray Player zu kaufen? Es gibt doch hoffentlich bald alles in der Cloud?

M: . . . ja, wenn man sich ein Kinofilm anschauen möchte, der bei Amazon nur auf Blueray erhältlich ist. Der Player kostete £30 – zugegeben, das ist viel Geld für einen Player, der nicht funktioniert, aber das wusste ich ja nicht.

Ich: Hm, wie viele Filme gibts denn, die es auf Blueray, aber nicht im Streaming gibt?

M: Was kostet Streaming?

Ich: Hängt vom Film ab. . . Ich zahle für Amazon Prime so ungefähr 70 Euro im Jahr, glaube ich. Darin sind schon viele Filme enthalten. Und manche kosten dann noch ein paar Euro extra.

M: Du schaust sicherlich viel mehr Filme als ich. . . .

Ich: Nee, glaub ich eigentlich nicht. Hauptmotivation bei mir, ich will möglichst viel zusätzliche Hardware loswerden. Und mit Hardware meine ich auch physische DVDs usw.

M: Wieso, was ist das Problem bei solch einem kleinen Device?

Ich: . . . was dann in 3 Jahren veraltet ist? Und was ist mit den ganzen CDs und DVDs und BlueRay-Disks usw, die du dann gekauft hast und hortest?

M: .. ich digitalisiere die, wenn es geht.

Ich: Naja, das ist genau die Mühe, die ich mir sparen will: Erst einen Player kaufen, den dann zum Laufen kriegen, dann die CD oder DVD oder Blueray kaufen, dann die richtige Software zum Digitalisieren finden, dann den Inhalt auf die Festplatte kopieren, mich dann um Sicherheitskopien oder so was kümmern müssen und darum kümmern müssen, dass der Film gerade da ist, wo ich bin... – da streame ich lieber möglichst viel aus der Cloud.
Ich versuche, mich daran zu gewöhnen, dass Inhalte, die nicht vertraulich sind (also all sowas wie Bücher, Musik, Filme, ...) bitte dauerhaft in der Cloud irgendwo bei einem Anbieter verfügbar sein sollten und von mir jederzeit bitte gestreamt werden können sollen, so dass ich mich nicht darum kümmern möchte, die aufzubewahren. Und vertrauliche Sachen bitte auch, wobei dann natürlich das Thema Zugriffsschutz komplexer wird.

M: ... ich habe mir gerade DVDs von xyz [einem sehr spezialisierten Anbieter] gekauft, die es wahrscheinlich nicht in der Wolke gibt.

Ich: ja, das mag sein. Dann wäre es ja ein gutes Ziel, die auch in die Wolke zu kriegen!

Molinarius

Seit 2017

Leben mit der Apple Watch

Seit 2017 besitze ich eine Apple Watch Series 2 und trage sie seitdem fast immer. Die Watch verdrängt keine andere Uhr, ich hatte schon viele Jahre keine Armbanduhr mehr, ich kenne aber eine Person, die ihre schöne und teure Breitling seit Besitz einer Apple Watch kaum noch trägt.

Ohne iPhone ist die Apple Watch nutzlos, sie funktioniert nur in Kombination. Die Konfiguration erfolgt über das iPhone, die Geräte müssen aber nicht zu jeder Zeit verbunden sein. Die Kommunikation kann über Bluetooth und über WLan erfolgen.

Der Akku hält je nach Nutzung 15 Stunden, wenn ich sie während des Duschens nochmal auflade, bis zu 24 Stunden. Ich trage die Watch gerne nachts, weil die Schlafanalyse-App Autosleep dann die genausten Ergebnisse liefert. Außerdem kann man sie so als Wecker benutzen.

Ich habe die Watch so konfiguriert, dass alle Benachrichtigungen, die am iPhone erscheinen, auch auf der Watch erscheinen. Es gibt unterschiedliche Vibrationsmuster für Kalender-Erinnerunngen, iMessage-Nachrichten (und SMS) und andere Benachrichtigungen – ich kann also ohne auf die Uhr zu schauen schon fühlen, von welcher Art die Benachrichtigung ist. Ich dachte im Vorfeld, dass ich dadurch mehr selektiere und seltener aufs Handy schaue, das hat sich allerdings für mich kaum bewahrheitet.

Die Interaktion mit der Watch geschieht hauptsächlich durch Sprachsteuerung. Ich habe Siri vorher am iPhone nie benutzt, weil ich keinen Vorteil und den Nachteil der Albernheit des in das Handy Sprechens sah, bei der Apple Watch ist es allerdings sinnvoll. Es ist möglich, per Spracherkennung auf Nachrichten zu antworten, was ich allerdings nie mache. Hauptsächlich nutze ich Siri für «Timer 2 Minuten» für meinen Tee, außerdem die unwahrscheinlich praktische Erinnerungsfunktion für «Erinnere mich heute Abend um 19:30 an Wäsche aufhängen» oder dergleichen. Die Möglichkeit, Erinnerungen in mein Handgelenk zu sprechen und sie dort auch zu gezeigt zu bekommen, ist im Alltag für mich eine echte Bereicherung.

Beworben wurde die Watch von Anfang an als Fitness-Helfer und einige Funktionen sind auf einen Gedanken der Sportlichkeit ausgerichtet. Die Watch kann den Puls optisch (und wenn das Armband fest genug ist, auch ziemlich genau) messen, außerdem erkennt sie Bewegungen in alle Richtungen. Anhand des Pulses und der Bewegungen berechnet sie den Aktivitäts-Kalorien-Verbrauch, zählt die Minuten, in denen man trainiert (Phasen erhöhter Herzfrequenz) und die Stunden, in denen man mindestens 5 Minu-

ten gestanden hat (das Erkennen von Hinsetzen und Aufstehen funktioniert allerdings nicht immer genau). Kern der Fitness-Funktion der Watch sind die Aktivitätsringe – ein roter Ring für Aktivitäts-Kalorien, ein grüner Ring für Trainingsminuten und ein blauer Ring für Stunden, in denen man gestanden hat. Jeden Tag werde ich ermuntert, die Ringe zu schließen, bekomme Auszeichnungen für verschiedenste Leistungen und werde im Zweifel (oft sonntags) erinnert, dass ich mich normalerweise um diese Zeit schon mehr bewegt hätte. Es ist möglich, den Bewegungsfortschritt mit Freunden zu teilen, die ebenfalls die Watch haben, ich habe das mit meinem Freund aktiviert. Für jedes absolvierte Training von ihm bekomme ich eine Mitteilung auf die Uhr, außerdem sehe ich seine Ringe. Alle Daten sind über die «Aktivitäten»-App am iPhone einsehbar.

Oben: Bewegungsringe und detaillierte Aufzeichnungen der Aktivitäts-Kalorien. Unten links: Details zu einem «Schwimm-Training», Unten rechts: Schlafanalyse mit AutoSleep.

In der Trainingsfunktion trackt die Watch Fortschritt und Kalorienverbrauch verschiedener Sportarten – ich habe Joggen, Fahrradfahren und Schwimmen bereits benutzt. Beim Joggen und Fahrradfahren werden unter anderem Puls, Geschwindigkeit und die Strecke durch das eingebaute GPS aufgezeichnet, beim Schwimmen werden – nach voreingestellter Beckenlänge – sehr präzise der Schwimmstil (Rücken / Brust) und die Anzahl der Bahnen aufgezeichnet. Ich lasse die Watch auch kurze Strecken mit dem Fahrrad aufzeichnen, weil ich mich über quantifizierte Bewegung freue.

Ich habe noch nie mit der Watch telefoniert (was die Series 2 nur in Kombination mit dem Handy kann, die Series 3 allerdings auch ohne), aber ich telefoniere generell selten. Die Pokémon-Go-Watch-App war beim ersten Ausprobieren so schlecht, dass ich es seitdem nicht mehr versucht habe. Die Watch erkennt automatisch und sehr gut, wann ich den Arm so hebe, dass ich auf die Uhr schauen will, nur im Bett leuchtet sie mir manchmal ungefragt ins Gesicht, das kann man aber mit dem Theater-Modus unterbinden. Es gibt verschiedene «Zifferblätter» zur Auswahl, von einfachen Zeiger-Uhr-Imitationen bis zum von mir benutzten Siri-Watchface, auf dem kommende Termine, die Uhrzeit, Timer und Wecker und andere, von der künstlichen Intelligenz hinter Siri ausgewählte Dinge angezeigt werden.

Das Siri-«Watchface»

Dass ich alle Termine, Erinnerungen, Timer und Wecker auf einen Blick sehe, finde ich sehr praktisch. Ich würde nicht behaupten, dass ich die Apple Watch brauche, aber sie macht viele Dinge einfacher, und manche Dinge (hauptsächlich Sport) interessanter.

Franz Scherer

September 2018

Von Treue

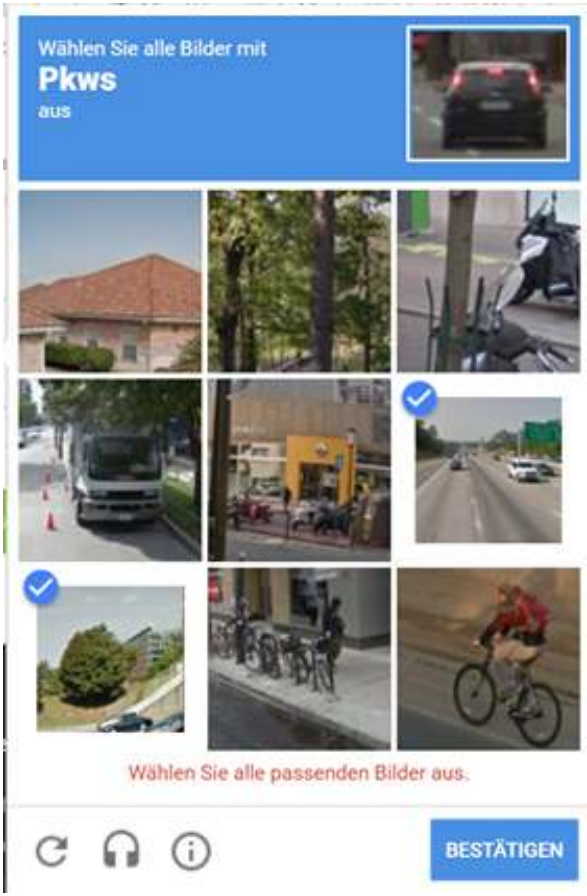
Im Restaurant, Businesslunch mit den Kollegen. Am Ende zücken zwei davon ihr Smartphone, öffnen die App des Restaurants, und scannen einen QR-Code, den die Bedienung ihnen hinhält. Auf meinen fragenden Blick: es handelt sich um ein Treue-Bonussystem, das elfte Essen ist gratis (oder so). Beim einen klappt es gut, da dauert es höchstens dreimal so lang wie beim Dönerladen im Erdgeschoss, wo zum selben Zweck noch wie in den alten Zeiten ein Stempel auf ein Pappendeckelkärtchen geknallt wird. Beim anderen hängt die App, er versucht es weiter und bleibt am Tisch zurück; er werde gleich nachkommen, sagt er verbissen. Meine Augen funkeln fröhlich. Schnick, schon hab ich meinen Ruf als Technikfeind wieder bestätigt.

Drago Starcevic

11. September 2018

Ich bin ein Bot

Ich möchte mich zu einer Veranstaltung anmelden. Ich gebe brav Namen, Email und Adresse in die vorgesehene Anmeldemaske auf der Webseite ein und lande bei einem Test, ob ich auch wirklich kein Bot bin:



Ich hake die PKW ab, aber das Fenster lässt sich nicht schließen; es bleibt die Fehlermeldung in mahnendem Rot: “Wählen Sie alle passenden Bilder aus.”
Es ist sehr frustrierend. Die Roboter werden immer schlauer und können die Captchas wohl besser als ich.

Schließlich, nach etwas Rumprobieren und nachdem ich den LKW links im Bild auch ausgewählt habe, wird mir bestätigt, dass ich kein Roboter bin.

Molinarius

Ostern und Sommer 2018

Von iPads, Platten und Airplay

Der alte PC meiner Eltern ist irgendwann in 2017 durch einen Windows Laptop ersetzt worden. Kurz vorher zog schon ein Windows Tablet in ihren Haushalt ein. Aber Windows 10 unterscheidet sich doch so deutlich vom gewohnten Windows 95 dass meine Eltern immer noch unter Umgewöhnungsschwierigkeiten leiden und die Geräte nur sehr selten nutzen.

Meine Mutter wünscht sich schon seit längerem ein unkompliziertes Gerät zum Lesen und Schreiben von Emails und mit der Möglichkeit, die Fotos sehen zu können, die meine Geschwister und ich über Family Sharing teilen. Die beiden neuen Geräte können diesen Zweck aber nicht erfüllen.

Zu Ostern dieses Jahres schenke ich deshalb meinen Eltern mein altes iPad. Vorher setze ich das iPad noch auf die Werkseinstellungen zurück. Dann lege ich für meine Eltern eine Apple ID an und füge diese meinem Family Account hinzu. Browser, Email und Photo App liegen im Dock und sind so immer direkt im Zugriff.

In der Tat nimmt die Anzahl der Emails meiner Eltern danach stark zu. Die meisten wie gewohnt ohne Subject und oft sind es nur ein-Satz-Nachrichten, aber immerhin.

Über Ostern erzählt mir mein Vater, dass er gerne alle seine LPs auf CD brennen würde und ob ich dafür eine Lösung wüsste. Er besitzt eine stattliche Anzahl an Klassik-Vinyl und möchte diese nicht als CD noch einmal kaufen müssen. Allerdings ist der letzte Plattenspieler schon vor über 20 Jahren aus dem Haushalt verschwunden – aber die Platten stehen immer noch im Wohnzimmerregal.

Mein Vater wünscht sich eine Lösung die LPs zu digitalisieren, die ohne Computer auskommt. Ein Digitalisierungsservice wiederum ist ihm zu teuer.

Ich führe ihm vor, dass er eigentlich alles, was er im Plattenschrank stehen hat auch auf iTunes findet. Und da ich meine Eltern in den Family Account mit aufgenommen habe, kann er das auch kostenlos hören – nur nicht über seine Stereo Anlage.

Als wir meine Eltern in den Sommerferien besuchen, habe ich deshalb mein altes Apple TV dabei. Das schließe ich an die Stereoanlage an und zeige meinen Eltern, wie sie Musik auf dem iPad auswählen und mittels Airplay über die Stereoanlage hören.

Um das Apple TV einzurichten und an der Stereoanlage anzuschließen, mussten nur ein paar kleinere Hürden genommen werden. Zum einen hat das Apple TV keinen analogen Ausgang für Ton und die Stereoanlage meines Vaters keinerlei Digitaleingänge. Also musste ein kleiner Digital-Analog-Wandler her. Zum anderen hatte ich das Apple TV zu Hause in Berlin bereits auf Werkseinstellungen zurückgesetzt und geplant, es dann bei meinen Eltern direkt neu einzurichten. Die Apple TV Fernbedienung hatte ich aber zuhause gelassen in der Überzeugung, das müsse auch mit der Remote App gehen.

Das ging aber nicht. Das Apple TV weigert sich im Netzwerk sichtbar zu sein und mit der Remote App Kontakt aufzunehmen, solange nicht die simple Frage nach der Spracheinstellung beantwortet ist. Zum Glück hat der Elektronikmarkt um die Ecke noch ein paar Restexemplare der Apple TV Fernbedienung, die er zudem für unter 30 € verkauft. Schmerzhaft, aber verkraftbar.

Mit der Fernbedienung klappte dann die Einrichtung problemlos. Das Apple TV steht versteckt im Regal und ich zeige meinen Eltern, wie sie Airplay am iPad aktivieren und welchen Eingang sie am Verstärker wählen müssen. Um meine Eltern nicht weiter zu verwirren schalte ich den Fernseher aus, denn an den eigentlichen TV Funktionen haben meine Eltern keinerlei Interesse.

Obwohl diese Installation eigentlich aus dem Wunsch meines Vaters nach Digitalisierung seiner analogen Musiksammlung hervorgegangen ist, weigert er sich erst einmal, sich dieses neumodische Zeug erklären oder nur zeigen zu lassen. Zum Glück ist meine Mutter aufgeschlossener und kann auch schnell selber die notwendigen Einstellungen aktivieren.

Inzwischen erzählt meine Mutter, hat sich auch mein Vater mit der Lösung angefreundet und hört regelmäßig Musik über iPad und die Anlage.

Henning Grote

14. September 2018

Pssst, Google, sei still!

Anlässlich unseres Hochzeitstags überrascht mich die Gattin mit einer Wochenendreise. Sie hat die Betreuung unserer Kinder organisiert und kidnappt mich direkt aus dem Büro.

Auf dem Weg zum Flughafen kann sie mir stolz alle Finten schildern, die für das Gelingen der Überraschung erforderlich waren. Und alle Momente, in denen der Plan zu scheitern drohte (ein Kind krank, anderes Kind krank, Pilotenstreik).

Die Flugtickets mussten natürlich von einer Freundin gekauft werden, damit ich die Abbuchung vom Konto nicht bemerke. Die Bestätigungsmail der Airline ging aber an die Gmail-Adresse meiner Frau, woraufhin Google gleich dienstbeflissen und stillschweigend Kalendereinträge für die Flüge anlegte.

Ihr Kalender ist allerdings mit mir geteilt und nur durch Zufall bemerkt die Gattin die Einträge vor mir und kann sie löschen. Als weitere Erinnerungs- und Werbemails eintreffen –

“darfs vielleicht ein Mietwagen dazu sein?” –, ist sie vorgewarnt und kann den Löschvorgang so noch dreimal erfolgreich wiederholen.

Virtualista

15. September 2018

Kassiererlos

Am 15. September 2018 sehe ich den ersten Supermarkt ohne Kassierer. Jedenfalls hängt ein Aushang beim Eingang, neben dem Bahnhof Leiden, dass hier nur bargeldlos an Selbstbedienungskassen gezahlt werden kann. Mein Freund kauft eine Cola, er zahlt gerne an Selbstbedienungskassen und ihm fällt gar nicht auf, dass keine Kassierer anwesend sind. Der einzige Mitarbeiter räumt Ware in ein Regal.

Iris

2018

Lieber Amazon Locker

Wenn ich, wie so oft, im Hotel bin, lasse ich mir meine Amazon-Bestellungen in den nächstgelegenen Locker schicken. Warum nicht ans Hotel? Ich finde vier Gründe. Nach Wichtigkeit sortiert:

1. Ans Hotel ist zu fehleranfällig. Bei dem Gedanken, abends an der Rezeption zu fragen, ob ein Päckchen für mich angekommen ist, schaudere ich. »Nein, da ist nichts angekommen.« – »Es müsste aber eigentlich ... « – »Nein ... oder, Moment, vielleicht hat der Kollege hier in der Schublade ... oder warten Sie, ich gucke mal hinten ... «

2. Selbst wenn es reibungslos funktionieren würde: Wenn ich die Wahl habe, habe ich es lieber ohne menschliche Interaktion.

3. Durch den Besuch beim Amazon Locker komme ich ein bisschen in der Stadt herum und sehe Orte, wo ich sonst nicht hingekommen wäre.

4. Weil ich es kann.

André Spiegel

16., 17. und 18. September 2018

Skip, skip, skip: Serienkonsum ohne das lästige Anschauen

Weil ich viel arbeiten muss, fällt mir ein, dass ich gar nicht weiß, wie es bei “Game of Thrones” nach der zweiten Staffel weitergeht. Ich habe 2012 zur Überbrückung der Lücke zwischen erster und zweiter Staffel alle fünf bis dahin veröffentlichten Bücher der Serie gelesen, und die Qualität lässt von Buch zu Buch so stark nach, dass ich danach nichts mehr davon wissen wollte. Man hat mir aber versichert, dass die Serie inzwischen das Terrain der Bücher verlassen hat und sowieso viel straffer erzählt ist.

Ich folge also allen Links in der Wikipedia-Liste en.wikipedia.org/wiki/List_of_Game_of_Th Zu jeder Folge gibt es einen eigenen ausführlichen Wikipedia-Eintrag. Einige Szenen, die mich interessieren, suche ich bei YouTube und schaue mir dann ein paar Minuten lang an, wie es Brienne und Jaime so ergeht, was Tyrion macht und wie besonders unsympathische Gestalten sterben. Als ich im Zug sitze und mich an einer Stelle nur der Dialog interessiert, lade ich eine Untertiteldatei herunter und lese die. Alle Szenen, in denen Ser Wynne of Grynne seinem Kammerdiener erklärt, welche Intrigen er plant, um schon dreißig Jahre später Ser Floryfer Boryfer aus dem Weg zu schaffen, können ohne mich stattfinden.

57 Folgen muss ich nachholen, und es dauert mindestens zehn Minuten pro Folge, insgesamt etwa zehn Stunden. Zehn Stunden vergeudete Lebenszeit, mögen manche sagen. Aber die traditionelle Version hätte pro Folge 50 bis 80 Minuten gedauert. Ich nenne es vierzig Stunden gesparte Lebenszeit.

Kathrin Passig

2018

Handyvertrag wechseln? (K)ein Problem

Ich möchte meinen Handyvertrag wechseln, weil das mobile Datenvolumen bei meinem jetzigen doch sehr zu wünschen übrig lässt. Einen mit besseren Konditionen habe ich schnell gefunden, aber ich möchte gerne meine Telefonnummer beim Umzug behalten. Der neue Anbieter erklärt mir im FAQ, dass ich diesen Wunsch dem alten Anbieter mitteilen müsste und dann wäre alles kein Problem. Auf der Website vom alten Anbieter steht, ich müsste gar nichts tun, wenn ich meine Telefonnummer von dort zu einem anderen mitnehmen möchte. Ich beschließe anzurufen, um ganz sicher zu gehen. Bei der Hotline versichert man mir, dass ich wirklich nichts weiter tun muss, also kündige ich meinen Vertrag und beantrage die Rufnummernmitnahme.

Hoch motiviert beschließe ich gleich die neue SIM-Karte einzusetzen. Das Handy hat sowieso zwei SIM-Slots und das erspart mir verzweifeltes „Wo habe ich die neue jetzt hingelegt?“-Suchen zu Vertragsende. Das führt dann gleich zum ersten Problem: Ich kriege das Handy nicht auf. Am Rand ist eine kleine Einkerbung, mit der man vermutlich etwas machen muss, aber ich weiß nicht was. Drücken, ziehen, Fingernagel rein und ziehen . . . das Handy bleibt zu.

Jetzt erinnere ich mich auch daran, dass ich daran schon bei der Inbetriebnahme des Handys verzweifelt bin, weil das Handy damals einfach nicht aufging. Aber irgendwie muss ich es ja geschafft haben. Ich weiß nur nicht mehr *wie*. Ich probiere es weiter und breche mir einen Fingernagel ab.

Mir kommt der Gedanke, dass ich wahrscheinlich nicht die Einzige mit dem Problem bin, und ich google. Das führt gleich zu einem Video-Tutorial „Wie öffne ich mein Wico Handy?“ Dummerweise ist es für ein anderes Modell. Die Einkerbung am Handy im Video sieht anders aus als meine. Ich versuche einfach trotzdem ungefähr das zu tun, was dort gemacht wird, aber es führt zu nichts. Es gibt noch ein zweites Tutorial für ein anderes Modell. Das ist aber auch nicht meines und der Versuch das nachzumachen, führt

zum nächsten abgebrochenen Fingernagel. Ich mache hartnäckig weiter – ohne nach weiteren Tutorials zu suchen – und irgendwann ist es offen. Wie, weiß ich auch nicht, aber jetzt kann ich die neue SIM-Karte einlegen.

In der Zwischenzeit kam eine E-Mail vom neuen Anbieter, dass keine Genehmigung für die Rufnummernmitnahme vorliegt und ich das klären und ihnen die Genehmigung zukommen lassen soll. Ein paar Tage hoffe ich, dass sich das Problem von alleine löst. Vielleicht hätte ich Kündigung und Antragstellen ja nicht so kurz hintereinander machen sollen. Aber nichts passiert. Also rufe ich wieder beim alten Anbieter an. Der erklärt mir, dass der neue Anbieter die Anfrage falsch gestellt hat. Es müsste eine VTEN-Anfrage sein. Wenn ich das dem neuen Anbieter mitteile, müsste alles funktionieren. Also rufe ich jetzt dort an und gebe die Information weiter.

Kurz nach dem Gespräch kommt die E-Mail, dass die Portierung erfolgreich war und bei Vertragende meine Nummer zum neuen Anbieter übergeht.

Dann muss ich ja nur noch die alte SIM-Karte aus dem Handy holen. Inzwischen muss ich die nötige Übung dafür haben, denn diesmal geht es mit ein paar Handgriffen auf.

Aoife

2008 bis 2018

Stricken und Technik

2008

Wenn ich stricke, kann ich eine Anleitung aus einem Buch oder einer Zeitschrift nehmen oder eine aus dem Internet. Die drucke ich dann aus und lege sie mir zurecht.

Weil es beim Stricken oft wichtig ist, wie viele Reihen man gestrickt hat, habe ich mehrere Reihenzähler.

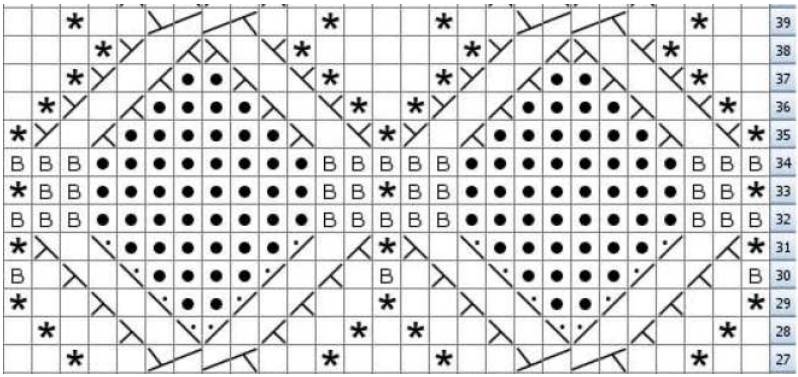
Man steckt sie auf die Stricknadel. Das geht aber nur, wenn das Loch groß genug ist, dass es über die Nadel passt, aber nicht so groß, dass der Reihenzähler dauernd von der Nadel rutscht. Passt er nicht, muss man ihn auf die Seite legen und darf ihn nicht vergessen. Hat man eine Reihe gestrickt, dreht man am rechten Rädchen und die Einerstelle wird verschoben. Ist man bei 9, muss man zusätzlich am linken Rädchen drehen, um die Zehnerstelle zu verschieben.

Es gibt größere Modelle, die nicht zum Auf-die-Nadel-Schieben gedacht sind. Die haben einen Knopf an der Seite und wenn man auf den drückt, geht die Zahl eins nach oben. Dann muss man nicht alle 10 Reihen daran denken, zwei Rädchen zu drehen.

Wer mehrere Projekte gleichzeitig strickt, braucht entweder viele Reihenzähler oder muss sich irgendwo notieren, wie viele Reihen an welchem Projekt schon gestrickt wurden.

Beim Stricken geht es auch häufig nicht nur darum, X Reihen zu stricken, sondern ein Muster, das über eine bestimmte Anzahl von Reihen geht, mehrmals zu wiederholen. Wenn ich z. B. ein Muster habe, das über 14 Reihen geht, muss ich meinen Reihenzähler regelmäßig händisch zurücksetzen. Und wenn ich diese 14 Reihen 8 Mal wiederholen muss, brauche ich entweder für ein Projekt zwei Stück, oder muss aufpassen und immer wieder kontrollieren, um zu sehen, wie weit ich bin.

Häufig werden auch in Anleitungen die Instruktionen gar nicht ausgeschrieben, sondern das Ganze in einem Chart dargestellt. In dem steht jedes Symbol für eine bestimmte Masche steht (rechte, linke, zusammenstricken, Zöpfe . . .):



(Ausschnitt Eisblume)

Die Symbole für einfache Stiche kann man sich auch relativ leicht merken. Aber niemand hat jedes einzelne Symbol im Kopf, weswegen es am Anfang oder am Ende der Anleitung einen Schlüssel gibt, der die Symbole erklärt. Ich muss also die Seite mit dem Schlüssel immer griffbereit halten.

In großen Projekten können diese Charts auch sehr lang sein. Lang genug, dass man die richtige Reihe schon mal verlieren kann. Muss das Chart sowieso nur einmal gestrickt werden, kann man einfach jede fertige Reihe durchstreichen. Wird es wiederholt, kann man die Reihe z. B. mit einem Lineal markieren, das man immer weiterschiebt.

Ab ca. 2012

Es gibt jetzt Reihenzähler-Apps. Wenn man die öffnet und auf den richtigen Knopf drückt, wird nach oben gezählt. Hat man sich verdrückt, ist es leicht, sich zu korrigieren. Und wenn man aus irgendeinem Grund nicht bei 0 anfangen möchte, lässt sich das auch leicht einstellen.

Bald kann die App wesentlich mehr als der manuelle Reihenzähler. Ich kann mehrere Projekte öffnen und weiß so immer, wie viele Reihen ich wo gestrickt habe. Ich kann auch einstellen, dass er sich automatisch zurücksetzt, wenn er eine bestimmte Zahl erreicht. Und irgendwann kommt dann auch die Möglichkeit, zwei Zähler zu verlinken, sodass einer regulär zählt und der andere nach einer bestimmten Anzahl von Reihen eins hochzählt. Wird ein Muster mehrmals wiederholt, muss ich jetzt also nicht mehr aufpassen, wie viel ich schon gestrickt habe.

Ab 2014

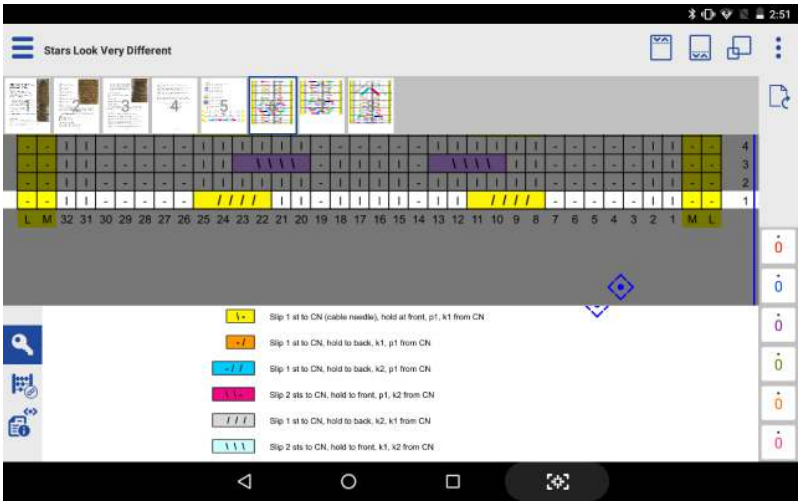
Ich habe jetzt ein Tablet. Anders als beim Smartphone ist da der Bildschirm groß genug für Strickanleitungen. Ich spiele also die PDFs aufs Tablet und muss nicht mehr alles ausdrucken. Aber wenn ich nicht nach jeder Reihe zwischen PDF-Viewer und Reihenzähler-App hin und herschalten will, brauche ich Tablet und Handy. Oder – was ich meistens tue – doch Tablet und mechanischen Reihenzähler.

Bei Charts habe ich jetzt das Problem, dass ich mir immer nur eine Seite anzeigen lassen kann. Habe ich ein Symbol vergessen, muss ich zurückblättern. Die richtige Reihe im Chart lässt sich auch nur sehr umständlich mar-

kieren. Man kann zum Beispiel die Seite so schieben, dass die Reihe genau am unteren oder oberen Bildschirmrand liegt, aber das jedes Mal zu machen ist sehr mühselig. Markierungen im PDF zu setzen ist auch zu viel Aufwand, um es nach jeder Reihe zu tun.

2017

In einem Podcast schwärmt einer der Hosts von der App KnitCompanion. Ich beschließe, sie auch einmal auszuprobieren, und bin schnell genauso hin und weg.



Ich kann in der App ein PDF öffnen und habe dann:

- Einen transparenten horizontalen Balken, mit dem ich markieren kann, in welcher Reihe des Charts ich bin. Bei größeren Charts ist das sehr praktisch, weil man da sonst schnell in die falsche Reihe rutscht

- Einen vertikalen Balken, mit dem ich markieren kann, wo genau in der Reihe ich mich befinde. Das ist hilfreich, wenn ich mitten in der Reihe eine Pause einlege
- Beide Balken bleiben genau da, wo sie sind, auch wenn ich die Seite verschiebe
- 6 Reihenzähler pro Projekt, die je nach Wunsch auf- oder abwärts zählen und sich zurücksetzen. Ich kann sie auch verlinken.
- Ich kann zwei Fenster öffnen. Oben das Muster und unten den Schlüssel für das Chart
- Es deaktiviert die automatische Bildschirmabschaltung des Tablets

Wenn ich jetzt doch nach einer Anleitung aus einem Buch oder Heft stricke, vermisse ich schnell die vielen Bequemlichkeiten der App. Weswegen ich trotz zwei Regalen voller Strickbücher und -zeitschriften schon lange nicht mehr nach Anleitungen gestrickt habe, die ich nicht als PDF habe.

Aoife

1996 – 2015(18)

Problem Newsletter Abonnements

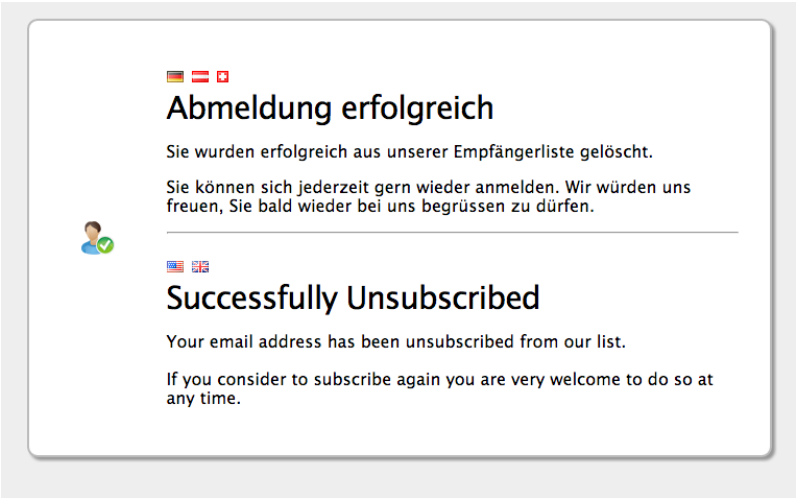
Seitdem ich eine Email-Adresse besitze (1996), begann auch das Abonnieren von Newslettern. Auf den meisten Sites gab es diesen Service. Es war wie eine Garantie darauf, dass spannende Entdeckungen einem wieder beglücken – zu einem überraschenden Zeitpunkt, in der eigenen Email-InBox – ohne dass man zwischendrin auch nur einmal daran denken muss. Also z. B. die Wiederholung der ultimativen Begeisterung, die mich einmal für die verschiedenen Enghalsflaschen von Semadeni packte.

Die Sammlung wurde grösser: ich mag mich noch erinnern, dass ich wegen zu vielen Emails in der Inbox doch begann, mir eine „Regel“ zu definieren, die einzige Form von Organisation, der ich mein Mac-Email Programm unterzog, die ca 55 Newsletter-Abonnements in einem Postfachordner „Newsletter“ sammelte (ca 2000). Diese Sammlung bewährte sich dann, als ich im Herbst 2003 in den Flieger stieg und auf dem 12 h Flug nach Los Angeles die 55 Newsletter-Abos mit der schon damals sehr nützlichen Suchfunktion nach spezifischen Inhalten durchstöberte: Los Angeles, Art, Exhibitions, City of Los Angeles, Upcoming News ... Meine ganz eigene Art des Offline-Googelns.

Als herausragend erwies sich schon damals der Newsletter e-flux, dessen Archive von 1999 – 2006 vom Kunstbuch Verlag Jrp Ringier gleich als KunstBuch herausgegeben wurde – im vertrauten HTML Layout. Einer der wenigen Newsletter, die es ohne Unterbrüche noch bis heute in meine Inbox schaffen.

Die Regel hatte irgendwann nicht mehr synchronisiert beim User-Migrieren, geschätzt im Jahr 2005, und da es damals auch noch keine Cloud gab, hätte ich die Regel noch auf meinen Agentur-Computer transferieren müssen, wo uns das Microsoft Email Programm Outlook aufgezwungen wurde. (Aber im Übrigen weigere ich mich, solche Dinge zweimal anzufassen, da ich der Überzeugung bin, dass die Software das eigentlich ohne meine Hilfe schaffen müsste.)

Nachdem ich bei meiner Freundin zügeln half, hat mich das erlösende Räumen so mitgerissen, dass ich immerhin meine Email-Inbox konsequenter aufzuräumen begann (2015): ich begann, bei den meisten Newslettern in meiner Inbox runterzuscrollen, um nach dem erlösenden Link zu suchen: Unsubscribe, No longer want to receive these Emails? Während der letzten 7 Tage habe ich also täglich mindestens 5-10 Newsletter Services gekündigt. Eine ganze Sammlung von persönlichen Historien und Momenten tut sich da auf: Emirates, THE AMERICAN DREAM, e-balance, elitepartner, Inpholio, Digitec, Jade Club, Weltwoche, Nico Trinkhaus, French Film & TV Office, ...

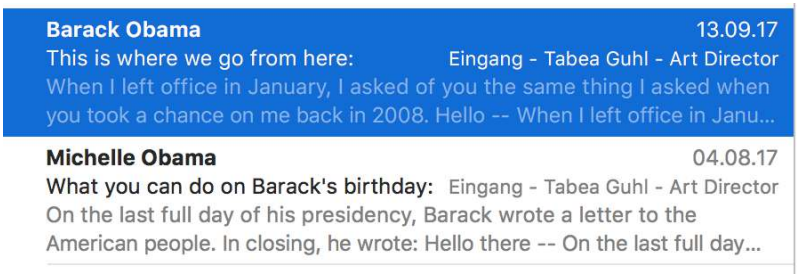


Eine Woche später: Ich verliere schon wieder die Geduld – noch immer sind von 20 sichtbaren Emails in meiner Inbox 11 Newsletter. Gewisse kommen ja nur im 14-tägigen Rhythmus: noreply@newsstadt-zuerich.ch (4/2015: Yves Netzhammer in der Stromfabrik. – Wie man ein Atelier findet. – Verjüngtes Wasserspiel) oder im 3-monatigen Rhythmus: p@news.websummit.net (Help us Change the Ratio at Web Summit 2016). Gewissen Newslettern hatte ich noch eine Chance gegeben – oder das schlechte Gewissen, ich sollte mich doch immer über aktuelle Geschehen informieren, hat mich getrieben: newsletter@swiss-miss.com (Posts from swissmiss for 11/24/2015). Ein ganz ärgerliches Phänomen: print24.ch@newsletter-unitedprint.com (Unkündbar, da der Service an meinen User-Account gebunden ist, mit dem ich meine Druckaufträge mache – und dieses Login/Passwort wiederzufinden, ist garantiert eine zu langwierige Angelegenheit.)

Nachtrag 2018: all die Unsubscribe-Aktionen haben ca 2-4 Wochen lang gefruchtet – und danach landeten die meisten Newsletter leider trotzdem wieder in meiner Inbox. (Emirates, Digitec, e-balance, THE AMERICAN DREAM, French Film & TV Office) Ausgeblieben sind seither weiterhin: e-balance, Weltwoche.

Jedenfalls: Ich werde mir die nächsten Klicks *Do you wish to receive our daily Newsletter?* besser überlegen – und in der Folge sicher den Aufwand des Unsubscribens nicht mehr auf mich nehmen.

Aber ansonsten: es macht doch irgendwie Spass, von President Obama eine Email in der Inbox zu haben.



Tabea Guhl

20. September 2018

Jetzt wird zurückarchiviert

Seit Januar 2016 ist das Techniktagebuch vom Deutschen Literaturarchiv Marbach archiviert worden. Heute bekommen wir eine Mail vom Archiv: “Wir möchten Sie über wichtige Entwicklungen in unserem Geschäftsbereich ‘Literatur-im-Netz’ informieren. Bitte beachten Sie dazu das im Anhang beigefügte Schreiben.”

Das im Anhang beigefügte Schreiben ist ein PDF mit Briefkopf:

deutsches literatur archiv marbach

Bibliothek

Deutsche Schillergesellschaft e.V.

Schiller-Nationalmuseum

Deutsches Literaturarchiv

Literaturmuseum der Moderne

Schillerstraße 8 – 10
71672 Marbach a.N.
Postfach 1162
71666 Marbach a.N.

Telefon 07144/848-300
Telefax 07144/848-390

info@dla-marbach.de

www.dla-marbach.de

19. September 2018

Literatur-im-Netz

(http://www.dla-marbach.de/bibliothek/literatur-im-netz/)

Sehr geehrte Autorinnen und Autoren,
sehr geehrte Bloggerinnen und Blogger,
sehr geehrte Netzliteraturschaffende,

seit 10 Jahren sammelt und archiviert das Deutsche Literaturarchiv Marbach mit Ihrer Unterstützung und Ihrem Einverständnis literarische Websquellen. Über 400 Weblogs und literarische Internetzeitschriften sind bislang laufend gespiegelt worden. Im Rahmen eines DFG-Projekts konnte außerdem ein repräsentatives Corpus mit genuin digitalen Quellen der Netzliteratur zusammengestellt werden. Unser Ziel war stets, auf der Basis hoher Qualitätsstandards die Authentizität und Integrität der Quellen im Archiv zu erhalten. Entstanden ist eine einzigartige Sammlung, die für die Forschung und eine literarisch interessierte Öffentlichkeit kostenfrei zur Verfügung steht. Doch nun müssen wir die laufende Webarchivierung zum 30. September 2018 vorerst einstellen.

Was ist passiert?
Für die Verzeichnung und Archivierung der literarischen Internetquellen haben wir uns auf die Dienstleistung und technische Infrastruktur des Bibliotheksservice-Zentrums Baden-Württemberg (BSZ) in Konstanz gestützt. Die vom BSZ entwickelte Lösung SWBcontent umfasste die Dienste Webcrawler, standardisierte Verfahren zur Metadatenerfassung, Rechteverwaltung, Präsentation, persistente Adressierung der Archivobjekte sowie die langfristige

1/2

“Doch nun müssen wir die laufende Webarchivierung zum 30. September 2018 vorerst einstellen”, heißt es darin. Man habe sich bisher auf die technische Infrastruktur des Bibliotheksservice-Zentrums Baden-Württemberg gestützt. Das dort entwickelte System “SWBcontent” sei nun eingestellt und der

Betrieb zum Jahresende gekündigt worden. “Die bereits archivierten Quellen befinden sich im Landesspeicher am Karlsruher Institute of Technology (KIT)”, wo das Techniktagebuch ja auch hingehört. “Für den Onlinezugriff auf die Quellen wird jedoch die Software SWBcontent benötigt. Mit dem Abschalten von SWBcontent werden die Quellen so lange nicht mehr erreichbar sein, bis wir eine neue Lösung gefunden haben.”

Das Techniktagebuch ist also bis auf Weiteres nur am gewohnten Ort auffindbar. Aber verantwortungsbewusste Leserinnen und Leser können bei der Archivierung helfen, indem sie die PDF- oder die EPUB-Komplettversion des Techniktagebuchs auch dann herunterladen, wenn sie die 7195 Seiten gar nicht zu lesen beabsichtigen. Die Zukunft dankt!

Kathrin Passig

20.9.2018

Die – beinah – nutzlose gewordene Kreditkarte

Meine Kreditkarte von der Hausbank läuft im Oktober ab und heute finde ich im Briefkasten die Nachfolgerin. Das Design hat sich etwas geändert, sie ist wieder vier Jahre gültig.

Vier Jahre sind eine ziemliche Zeit in meinem Portemonnaie, die alte Karte hat bereits eine Ecke ab und zwei Risse und wird daher in den ersten Bezahlterminals nicht mehr akzeptiert.

Ich unterschreibe die neue Karte und fahre in den Supermarkt, wo ich Getränke kaufe. Am Bezahlterminal der Kasse greife ich zu dem Stift, mit dem ich auf dem Display unterschreiben will – und werde nach einer PIN gefragt.

Hmm. Bislang konnte ich Zahlungen per Unterschrift autorisieren. Die PIN-Briefe der Kreditkarten habe ich immer vor Zeugen ungeöffnet verbrannt. Das hatte man mir in der Bank empfohlen, da es keine Möglichkeit

gab, eine Karte ohne PIN zu ordern, ich aber nur im EU-Raum verreise und dort wesentlich günstiger mit der EC-Karte an Bargeld komme als mit der Kreditkarte.

Ich rufe die Hotline der Bank an und erfahren, dass ich mir die PIN selbstverständlich “damals” hätte gemerkt haben müssen. Die Dame am anderen Ende benutzt tatsächlich die Art der Formulierung, die Konrad Beikircher einmal als “Rheinischen Irrealis” bezeichnet hat.

Einen neuen PIN-Brief könne ich nicht anfordern, nur eine neue Karte, die würde 40 € kosten.

Zu Hause angekommen schreibe ich zuerst eine Beschwerdemail an meine Bank. Den PIN-Brief soll man vernichten, die PIN nicht aufschreiben und – obwohl man sie nie benutzen konnte, weil die Bezahlterminals bisher nie danach gefragt haben – soll man die PIN nach etlichen Jahren noch auswendig wissen?

Ernsthaft?

Nachdem ich die Mail abgeschickt habe, fällt mir etwas ein. Die Karte wurde 2015 ersetzt, weil sie zu einem Bündel bei irgendeinem Internetportal geleakter Karten gehörte.

Damals bekam ich eine komplett neue Karte mit neuem PIN-Brief. Den hatte ich zwar vor Zeugen verbrannt, aber möglicherweise vorher geöffnet.

Wenn das so war, dann könnte in meiner Mailbox eine von mir an mich geschickte und mit PGP verschlüsselte Mail liegen, in der ich . . . nein, nicht die PIN, sondern eine Eselsbrücke notiert habe. Mit der wegen dieses Erlebnisses angeschafften kostenlosen “Notfallkarte” hatte ich das jedenfalls so gemacht.

Ich muss mir aus beruflichen Gründen so viele Passwörter und PINs merken, dass ich z. B. Zahlen oder Zeichengruppen zusammenfasse und paraphrasiere, um sie auswendig zu lernen. Und tatsächlich finde ich eine verschlüsselte Mail aus dem Zeitraum, in der sich neben einem Hinweis auf die Karte lediglich eine solche Eselsbrücke befindet.

Ich überlege, was sie bedeuten könne, und komme auf eine vierstellige Zahl.

Am nächsten Tag probiere ich sie an der Tankstelle aus: Sie stimmt.

Zu Hause lese ich dann die Antwort der Bank. Natürlich hätten die meisten Kunden sich die PIN nicht gemerkt oder inzwischen vergessen. Daher bekäme ich mit zeitlichem Abstand einen neuen Brief mit der alten PIN.

Den werde ich dann ungeöffnet verbrennen.

Volker König

21. September 2018

Tag der digitalen Selbstbeherrschung

Ich darf beim Pokémon-Go-Spielen einen Tag lang keine Pokéstops drehen, weil … aber das ist jetzt wirklich zu langweilig. Jedenfalls bedeutet es, dass ich den ganzen Tag einer Reflexhandlung widerstehen muss. Das hat die unerwartete Nebenwirkung, dass ich vor jedem Twitter-Like zögere. Offenbar bewahrt mein Gehirn beides in derselben Schublade auf.

Kathrin Passig

22. September 2018

Die siamesischen Zwillinge wurden durch eine eineinhalbstündige Operation erfolgreich voneinander getrennt

Es gibt ein Problem, aber wir haben einen Plan. Das Problem ist, dass meine Frau ihr iPhone zum wiederholten Mal mit Fotos gefüllt hat. Der Plan ist, ihr 50 GB kostenpflichtigen iCloud-Speicherplatz zu verschaffen, damit für den Moment Besserung eintritt.

Ein Hindernis auf dem Weg gibt es natürlich auch: Unserer beider iPhones sind seit jeher mit ein und demselben iTunes-Account verknüpft, der auf meinen Namen und mit meiner Kreditkarte läuft. Es ist nun wohl an der Zeit für

etwas Gütertrennung. Die meisten der besagten Fotos zeigen zwar Kinder, die auch von mir abstammen, aber mein eigenes iPhone ist ebenfalls meist gut gefüllt und ich möchte vermeiden, dass ihre Fotos auch noch dorthin überschwappen (obwohl ich gar nicht so genau weiß, wie begründet diese Sorge wirklich ist).

Meine Frau sagt „mach Du das bitte. Ich reg mich nur auf und ändere versehentlich irgendwas an Deinem iTunes-Account, was Dir nicht passt, und dann regst Du Dich auf.“ und ich will wohl einsehen, dass sie damit Recht hat.

Ich setze mich also mit einem Laptop und den beiden iPhones aufs Sofa. Zunächst richte ich meiner Frau am Laptop einen iTunes-Account mit ihrer Mailadresse ein. Apple verschickt eine Bestätigungsmail mit einem Bestätigungscode, die ich auf ihrem Telefon öffne. Dann gebe ich den Code am Laptop ein und damit ist der Account erst einmal angelegt.

Ich google, wie man die Apple-ID eines iPhones ändert, ohne gleich das ganze Ding zurückzusetzen. (Soweit ich es überblicke, sind iTunes-Account und Apple-ID dasselbe.) Naheliegenderweise nimmt man die Änderung auf dem Telefon unter ‘Einstellungen’ → ’Apple ID’ vor. Dort versuche ich, statt der bisherigen Mailadresse – meiner nämlich – ihre einzutragen, mit der ich auch gerade das iTunes-Konto angelegt habe. Ich erhalte eine Fehlermeldung, dass mit dieser Adresse bereits ein iTunes-Konto verknüpft ist. Ach ja.

Eigentlich sollte mich das stutzig machen, aber ich bin gerade gut in Fahrt und so gebe ich einfach eine andere Mailadresse meiner Frau ein, die nur ein Alias auf die Hauptadresse ist. Apple verschickt eine Bestätigungsmail mit einem Bestätigungscode, die ich auf ihrem Telefon öffne.

Das scheint aber noch nicht so richtig funktioniert zu haben. Die Mailadresse ist jetzt zwar geändert, aber der iTunes-Account läuft immer noch auf meinen Namen. Ich probiere und google noch ein Bisschen und sehe dann ein, dass ich nicht die Assoziation ihres iPhones zum iTunes-Account

geändert habe, sondern die vom iTunes-Account zu seiner Mailadresse. Ich ändere das also zurück und Apple verschickt eine Bestätigungsmail mit einem Bestätigungscode, die ich am Laptop öffne.

Zwischenzeitlich stelle ich fest, dass ich offenbar ein veraltetes Passwort für meinen iTunes-Account in meinem Passwort-Manager eingetragen habe. Ich klicke also am Laptop bei der iTunes-Webseite auf „Passwort vergessen“, muss dann die Nummer meines Telefons angeben und erhalte dorthin eine Message mit einem Bestätigungscode. Den tippe ich am Laptop ein, woraufhin ich ein neues Passwort vergeben darf.

Ich versuche bequemerweise das zu nehmen, welches schon im Passwort-Manager steht, aber so gehts natürlich nicht, weil man alte Passwörter auf keinen Fall wiederverwenden darf. Und überhaupt muss das neue Passwort mindestens einen Klein- und Großbuchstaben sowie eine Ziffer enthalten. Die tollen Sonderzeichen meines alten Passworts sind hingegen überhaupt nichts mehr wert.

Immerhin habe ich mittlerweile begriffen, dass ich am iPhone viel weiter unten auf dem Screen mit den Apple-ID-Einstellungen ’Abmelden’ wählen muss, um dessen Assoziation zum iTunes-Account zu aufzuheben. Das mache ich nun auf dem Gerät meiner Frau. Anschließend muss ich den Entsperrcode ihres Telefons eingeben und ein paar Entscheidungen treffen, welche Daten trotzdem lokal weiterleben dürfen, und dann ist es endlich vollbracht.

Also es bleibt natürlich noch das kostenpflichtige iCloud-Angebot zu buchen und dafür die Kreditkarte rauszukramen und deren Daten einzutragen. Sowie unsere Postadresse und ein Captcha.

Erwähnte ich bereits, dass mir das Abtippen von Ziffern ein Gräuel ist und mir entsprechend schlecht von der Hand geht? Doch, hier (quasi zum Einstand).

Virtualista

Herbst 2018

Schlaf-Äppchen zählen

Vor einer ganzen Weile habe ich auf Empfehlung des Techniktagebuchredakteurs André Spiegel die Schlaftracker-App Sleep as Android angeschafft. Ich benutzte sie einige Wochen, merkte aber dann, dass ich immer öfter, wenn ich meinen Schlaf besser fand, als die App ihn beurteilte, hinterher dachte „Naja, vielleicht war die Nacht ja doch gar nicht so gut!“ Das machte mir immer gleich 5-10% schlechtere Laune und das wiederum kam mir kontraproduktiv vor. So nahm ich vom Schlaftracking wieder Abstand.

Seit kurzem nun besitze ich ein Fitnesstracking-Armband. Dieses zählt Schritte, misst den Puls und zeigt nebenbei auch noch auf meinem Telefon eingehende Nachrichten an. Das Band betreibe ich mit der Original-App, aber auch mit einer üppiger mit Funktionen ausgestatteten Third-Party-App, Beide Apps bieten auch Schlaftracking-Funktionen, inklusive Einschlaferkennung. Letztere funktioniert ganz gut.

Beim Herumstöbern fiel mir zuletzt auf, dass Sleep as Android mit dem Fitnesstracker verbunden werden kann. Gut, warum nicht! Für die Wissenschaft und das Techniktagebuch wird mein Schlaf also nun von drei Apps getrackt. Angenehm dabei ist, dass sich die Tracking-Ergebnisse und Analysen so stark unterscheiden, dass der Schlechte-Laune-Effekt nicht mehr eintritt. Die angebliche Menge an Tiefschlaf variiert zwischen den Apps nämlich so stark, dass fast immer eine der Apps besorgt meldet, es sei zu wenig und eine andere, dass ich besser schlafe als 87% der Leute[1]. Nur bei der Messung der von mir direkt beeinflussbaren Parameter – Einschlafzeit und Aufstehzeit –

1. Leute, die etwas davon verstehen, sagen ohnehin, dass die Analysetools dieser Art von Schlaftrackern nutzlos sind, weil sich anhand der getrackten Daten die Schlafphasen nicht wirklich verlässlich identifizieren lassen.

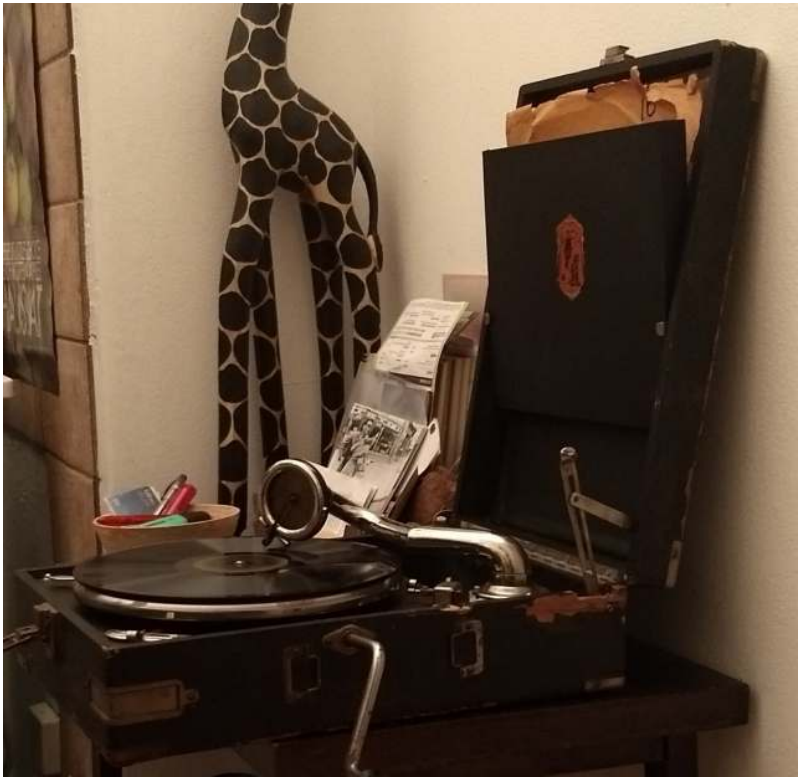
sind sich die Apps halbwegs einig. Deshalb werde ich Sleep as Android auch bald wieder aus dem Zu-Bett-Geh-Ritual verbannen. Es genügt völlig, wenn mir zwei Apps sagen, dass ich nicht so spät schlafen gehen soll.

Mia Culpa

22. September 2018

Halt so ein Gerät aus dem 20. Jahrhundert, das Platten abspielt

Der Gastgeber möchte uns seine Neuanschaffung vorführen. Er trägt einen Koffer aus dem Nebenzimmer herbei und klappt ihn auf. Es ist ein Koffergrammophon! Mit einer Kurbel zum Aufziehen!



Wir hören die Schellackplatte, die beim Kauf inbegriffen war, und Gast J. nimmt ein Foto oder ein Video davon auf. Das sehe er jetzt nicht ein, sagt Gast A., dass man das unbedingt dokumentieren müsse: er sei schließlich noch mit solchen Geräten aufgewachsen. Ich frage überrascht nach, denn A. sieht nicht aus, als sei er hundert Jahre alt, eher wie Mitte dreißig. Vielleicht stelle ich mich beim Nachfragen ungeschickt an, jedenfalls kann ich nicht viel aus ihm herausholen, es scheint mir aber, dass Plattenspieler der 1980er Jahre und dieses Gerät für ihn dasselbe sind.

Jetzt sagt auch J., er habe solche Geräte bisher nur bei YouTube gesehen und manchmal auch bei Leuten im Regal, aber noch nie in Betrieb. Sie seien oft kaputt oder würden jedenfalls nicht mehr benutzt. J. ist unter dreißig, Musiker, und ich bin mir ziemlich sicher, dass auch er einfach normale Plattenspieler meint. Es gelingt mir nicht, den beiden meine Überraschung zu übersetzen, ich versuche es mit „für mich ist das so, als sagte jemand beim Anblick einer Pferdekutsche ‘klar, Autos, die kenne ich’”, aber erfolglos.

Kathrin Passig

September 2009 – 2018

Weniger Bäume sterben, aber ich bleibe vergesslich

Seit 2009 besuche ich das Fantasy Filmfest in Köln, ein tourendes Filmfestival das, trotz Namens, keine Fantasy-Filme zeigt, sondern eher Horrorfilme und Thriller.

Kartenkaufen ging früher so: Durch rechtzeitigen Blick auf die Webseite Ende August erfahre ich das genaue Datum des diesjährigen Festivals und den Start des Vorverkaufes. Ich drucke mir den Festivalplan aus, markiere mir die Filme, die ich sehen will, mit einem Stift und sortiere nochmal anhand geschauter Trailer aus. Manchmal schaue ich die Trailer auch mit einem Freund parallel und wir kommentieren das Ganze im Skype-Messenger. Dann schreibe ich die Liste auf die Blogplattform Livejournal, wo ich mich mit meinen Freunden abstimme, welche Filme wir zusammen sehen wollen. Einer von uns geht zum Kino, die Karten kaufen. Erst ist das nur mit Bargeld möglich, da das Cinedom keine Kartenzahlung nimmt und für einen irgendwann eingeführten Onlineservice Gebühren verlangt. Das Ganze wird fotografisch festgehalten und ebenfalls gebloggt.

Nach und nach wandert der Freundeskreis von Livejournal zu Facebook, das Vorgehen bleibt fast dasselbe. Ich drucke mir den Plan nicht mehr aus und nehme ihn mit, sondern schaue bei Bedarf auf mein Smartphone auf Facebook, wo ich die Filmliste gepostet habe.

Dann wandert das Festival vom Cinedom zur Astor Filmlounge und es ändern sich einige Dinge mehr. Es gibt jetzt, neben einem schöneren Kinosaal, auch Platzkarten. Die Astor Filmlounge hat einen Onlinekartenservice, erst mit, aber recht bald ohne Gebühr. Man kann dort mit Kreditkarte, Sofortüberweisung oder Paypal bezahlen. Und durch Facebook bekomme ich jetzt immer pünktlich zum Kartenvorverkauf Bescheid – und alle anderen 18.700 Abonnenten der Seite auch.

Dadurch kommt es 2017 zu einem Serverabsturz, als ich am Morgen des Vorverkaufstags versuche, mir Tickets für die Eröffnungsnacht mit dem Horrorfilm “ES” zu sichern. Am Telefon kann man leider für das Festival keine

Reservierung entgegennehmen. Ich fühle mich an die Zeiten erinnert, wo ich in im überlaufenen Onlinesystem der Universität durch hektisches Drücken der Taste F5 meinen Platz für ein Seminar reservieren musste. Die dann doch irgendwie online bestellten Karten hole ich mit einem als PDF-Datei generierten und ausgedruckten QR-Code an der Kasse ab.

2018 ist das Ganze noch vereinfachter und wesentlich papierloser. Ich muss den QR-Code nicht mehr ausdrucken, ich muss auch die Karte nicht mehr ausdrucken lassen, sondern ein Schild weist mich bereits am Eingang darauf hin, dass ich den Code direkt beim Einlass am Smartphone vorzeigen kann. So hole ich statt ein Dutzend nur noch zwei Karten an der Kasse, eine "weil Sie eh grad schon hier stehen" und die andere, als ich von Freunden erfahre, dass sie einen bestimmten Film besuchen wollen und ich spontan vor Ort die Karte kaufe. Ich fotografiere sie in alter Gewohnheit und schicke das Foto meinen Freunden über den Facebook-Messenger.

Eine rettende Maßnahme, wie sich eine Woche später herausstellt, als ich eben jenen Film sehen will. Denn die Karte befindet sich nicht mehr in meinem Portemonnaie. Glücklicherweise kennt man mich nach häufigen Festivalbesuchen am Eingang bereits und es reicht das Foto der Kinokarte als Kaufbeweis. Ich darf eintreten und den Film sehen

Beim nächsten Film, so denke ich, kann das nicht passieren, denn den habe ich ja online gekauft. Beim Durchsuchen meiner Mails auf dem Smartphone fällt mir allerdings mit Schrecken ein, dass dies zwar der letzte Film des Festivals, aber der allererste Kartenkauf war, bei dem ich das Ticket aus Unachtsamkeit direkt auf dem Rechner gespeichert und nicht in meiner Gmail-Postfach habe senden lassen. Die ganze Woche habe ich gedacht "denk dran, die PDF auf's Smartphone zu ziehen" und es natürlich heute vergessen. Ich traue mich schon fast gar nicht, den Organisator noch einmal anzusprechen, aber er lässt mich nicht mal ausreden, sondern winkt mich einfach durch. Glücklicherweise habe ich auf Twitter mit meiner Mit-Kinogängerin abgesprochen, auf welchem Sitz sie zu finden ist, und kann daher meinen Platz auch ohne Karte in Anspruch nehmen. Die neue, praktische Ticketkauftechnik hat also denselben, großen Fehlerfaktor wie die alte – mich selbst.

Angela Heider-Willms

September 2018

Bilingual und Multimedial

Ich bin in Prag und besuche dort eine Ausstellung über Karl IV. Drinnen werde ich mit der Frage begrüßt, ob ich Tschechisch oder Englisch spreche. Ich sage Englisch und bekomme einen Kopfhörer mit einem flachen Stecker. Auf einer Seite des Steckers steht ENG, auf der anderen CZE. Zuerst brauche ich den aber nicht. Im ersten Raum läuft ein Film über Karl – auf Tschechisch mit englischen Untertiteln.

Im zweiten Raum befinden sich einige Monitore. Der freundliche Herr, der mir schon die Kopfhörer ausgehändigt hat, erklärt mir, was ich tun muss: Den Stecker mit der ENG-Seite nach oben einstecken, dann auf dem Monitor nochmal auf ‚English' drücken und dann kann ich mir kurze Filme über Prager Gebäude aus der Zeit Karls anschauen. Ich frage mich warum ich

zweimal festlegen muss welche Sprache ich spreche, und drehe den Stecker um. Es bleibt Englisch. Nur wenn ich am Bildschirm ‚Český' anwähle. ändert sich die Sprache.

Ein paar Räume weiter läuft wieder ein Film. Anders als im ersten Raum aber ohne Untertitel – und ohne Ton. Allerdings gibt es diesmal die Möglichkeit meine Kopfhörer einzustecken. Und diesmal ist es tatsächlich so, dass ich den englischen Ton höre, wenn die ENG-Seite nach oben zeigt und den tschechischen, wenn ich den Stecker umdrehe.

Im nächsten Raum gibt es ein Modell von Prag. Abwechselnd leuchten verschiedene Teile auf. Dazu erzählt eine Stimme etwas dazu – auf Tschechisch. Ich suche nach dem Kopfhörersteckplatz. Es gibt keinen. Allerdings gibt es ein Regal, das mit ‚English Version' beschriftet ist und in dem andere Kopfhörer liegen. Die Kopfhörer sind größer, als die, die ich am Eingang bekommen habe, und dämpfen die Umgebungsgeräusche besser. Wenn ich sie aufsetze, kann ich also die Geschichte Prags auf Englisch hören, ohne vom Tschechischen abgelenkt zu werden.

Kurz vor Ende der Ausstellung gibt es dann noch mal eine tschechische Stimme aus dem Off. Ich suche nach den Kopfhörern, finde sie aber nicht. Die Stimme hat die tschechische Erzählung beendet und fängt jetzt an auf Englisch zu reden.

Aoife

4.9.–24.9.2018

Kafka steckt im Postfach

Ich möchte euch eine leicht kafkaeske Geschichte erzählen. Die Geschichte, wie ich versuchte, ein Postfach bei der Deutschen Post einzurichten. Es wird ein eine längere Geschichte, deren Ende noch nicht ganz abzusehen ist.

Angesichts der Nazi-Auswüchse in diesem Land mag ich keine Hausadresse mehr angeben und habe das Bedürfnis, ein Postfach einzurichten. Gern auch an einem Ort, der weit entfernt innerhalb der Stadt ist. Nun denn: zur Tat!

Zunächst buche ich online ein Postfach und überweise den Jahresbetrag von 19,90 Euro vorab. Darauf hin bekomme ich keine E-Mail, keine Reaktion. 10 Tage lang. Eines Morgens klingelt es an der Tür. Mein Postbote drückt mir die gesammelte Post von 10 Tagen in die Hand. Es folgt die Erklärung, ich könne nicht einfach am anderen Ende der Stadt ein Postfach buchen, sondern es müsse zwingend "im selben Zustellbezirk" sein. Ihr kennt sicher alle eure Zustellbezirke. Nein? Gut – ich auch nicht.

Nun suche ich online die wirklich am nächsten gelegene Filiale, radele dort hin und will "vor Ort" ein Postfach besetzen. Am Schalter angekommen sagt man mir, dass das eine reine und ganz neue Postbankfiliale sei und man keine Postfächer habe. Das wäre am alten Standort gegeben. Dort sei aber alles belegt, versichert mir die Dame. Ich erhalte eine 0180er-Nummer, wo ich anrufen soll. Nun denn. Ab nach Hause.

Also wieder zurück ins Internet. Online versuche ich nun eine Filiale mit freien Postfächern in der Nähe zu finden. Ich finde, tippe und buche. So beauftrage ich Postfach Nummer 2, überweise das Geld und denke sogleich, dass das wohl keine so gute Idee war, einer realen Adresse zwei Postfächer zuzuordnen. Aber hey: die Einrichtung war ja gescheitert und ich rechne mit einer baldigen Benachrichtigung.

Am nächsten Tag kommt die Mitteilung zu Postfach Nummer 1. Ordnungsgemäß eingerichtet. Ich bin verdutzt, denn das sollte ja eigentlich nicht möglich sein.

Also rufe ich die 0180er-Nummer an. Dort bin ich natürlich verkehrt und erhalte eine Nummer für Weiden (Oberpfalz).

Endlich eine Computerstimme, die mir die Optionen "Postfach" und "Webshop" anbietet. Ich schildere dem Mitarbeiter bei "Postfach" mein Problem. Er nimmt alles auf und sagt, er könne nichts machen und müsse es an "Webshop" weiterleiten. Ich lege auf. Recht unbefriedigt, denn die Bestellung eines Postfachs brachte in den vergangenen 14 Tagen irgendwie keinen zufrieden-

stellenden Kundendialog. Also denke ich: “Naja. Die Sache ist im System – vielleicht kann ein Mitarbeiter im Webshop nun direkt etwas tun.” Ich rufe also erneut in Weiden an, wähle nun “Webshop” und eine Frau erklärt mir, ich sei falsch, aber sie könne mir eine Rufnummer geben. Sie nennt mir exakt die Nummer, die ich gerade angerufen habe und meint: “Da müssen Sie einfach nur “Postfach” auswählen.

Zwei Tage später klingelt mein Postbote bei mir. Er empfiehlt mir “Wenn Sie ein Postfach haben wollen und das mit der Einrichtung nicht klappt, dann richten Sie doch stattdessen einfach ein Postfach ein.” Dazu nennt er mir einen monatlichen Preis von 6 bis 8 Euro, den ich nirgends finde. Ein Postfach kostet 19,90 Euro jährlich. Ich habe nur zwei mögliche Interpretationen: Entweder war es ein ironisches Gespräch und ich habe die Ironie nicht verstanden oder der Postbote sprach während eines stattfindenden Schlaganfalls.

Ich habe zu diesem Zeitpunkt seit einer Woche keine Post bekommen (an sich gar nicht so schlecht). Um das festzustellen, bin ich zu Postfach 1 gefahren. Und wieder zurück. Die Bestätigung für Postfach 2 dürfte bald eintreffen. Ich habe Angst, erneut auf den Postboten zu treffen. Vermutlich bekomme ich nie wieder Post (das wäre jetzt auch nicht so übel) oder mein Postbote empfiehlt mir bald ein drittes Postfach. Ich habe gelernt: Nur weil der Webshop eine Filialadresse mit freien Postfächern angibt, müssen dort nicht zwingend Postfächer existieren. Falls irgendwelche “Dienste” mich überwachen und angesichts meiner Aktivitäten irgendeinen Postbetrug vermuten: NEIN! NEIN! NEIN! Ich mag nur keine Privatadresse mehr überall angeben.

Auf eine Anfrage vom 04.09.2018 kommt nach 20 Tagen diese Antwort:

> vielen Dank für Ihre Nachricht.
>
> Gerne bestätigen wir, dass Sie Inhaber des Postfaches XX XX XX in 10XXX Berlin sind.
> Grundsätzlich erhalten Sie auch Briefe mit Ihrer Hausanschrift über Ihr Postfach, wenn dies betrieblich möglich ist.

> Der Standort der Postfach-Anlage liegt jedoch in einer anderen Stadt als Ihre Hausanschrift.
> In solchen Fällen ist das Umleiten der Sendungen mit Hausanschrift nur sehr eingeschränkt und unter bestimmen betrieblichen Voraussetzungen möglich. Die zuständige Abteilung hat uns informiert, dass in Ihrem Fall diese Voraussetzungen leider nicht gegeben sind. Deshalb legen wir Briefsendungen, die an Ihre Hausanschrift adressiert sind, in Ihren Hausbriefkasten ein.
> Sendungen mit korrekter Postfach-Anschrift können wir direkt und schnell an Ihr Postfach weiterleiten. Deshalb unsere Bitte: Teilen Sie Ihren Korrespondenzpartnern für den Versand von Briefen Ihre Postfach-Anschrift mit. Eine Auslieferung von DHL-Paketen und DHL-Päckchen über Ihr Postfach ist nicht möglich, da für diese Sendungen immer eine Haus- oder Lieferanschrft erforderlich ist.
> Wir freuen uns, wenn wir mit diesen Informationen die Hintergründe für unsere Verfahrensweise deutlich machen konnten.
>
> Beste Grüße
> Ihr Kundenservice

Mir ist nun bewusst: für die Deutsche Post wohne ich also in Berlin und habe mein Postfach in Berlin. Das ist diese andere Stadt, von der die Rede ist. Übrigens habe ich vom zweiten Postfach, das ich in diesem Prozess beantragt habe, noch nichts gehört. Das liegt in einer ganz anderen Stadt, deren Name aber auch wieder Berlin ist. Ich versuche nun per Hotlineanruf, den Bearbeitungsstand von Postfach Nr. 2 herauszubekommen. Ich erkläre der verdutzt wirkenden Person am anderen Ende der langen Leitung, was das Problem in einer Stadt wie Berlin ist. Auch für sie schien das ziemlich irritierend.

Das Triggerwort “Umzug”, das im Gespräch fiel, bringt mich indes auf eine neue Idee! Ein Nachsendeauftrag direkt an meine eingerichtete Postfachadresse. Ich fürchte nur, dass ich damit versehentlich das Post-Universum zur Implosion bringen könnte. Stay tuned!

Daniel Lücking

25.9.2018

Ein ganzes Viertel Buch mit nur einer Seite

Ich lese gerade ein Buch über die letzte Generation von Ostpreußen von den letzten Kriegsjahren bis zur Gegenwart. Ich würde das Buch gerne zu Ende lesen, wir fliegen aber auch am Nachmittag sehr weit weg und ich möchte ungern ein Buch mit 460 Seiten mit ins Gepäck nehmen, das ich schon fast zu Ende gelesen habe.

Gott sei Dank gibt es eine einfache Lösung. Für das Buch wird der Service von papego angeboten. Man kann sich die App runterladen, fotografiert dann die aktuelle Seite des Buchs und darf dann von da aus 25 Prozent des Buches weiterlesen. Dieser Vorgang lässt sich – so verstehe ich das jedenfalls – beliebig oft von beliebigen Stellen im Buch wiederholen. Nun bin ich aber noch nicht ganz so weit, als dass 25 Prozent für den gesamten Rest des Buchs ausreichen würden.

Ich kopiere also eine Seite des Buchs, von der aus man tatsächlich bis zum Buchende kommt und packe sie ein. Dann lese ich noch so weit wie möglich im Papierbuch weiter und fotografiere dann da die letzte Seite, um schon mal den nächsten Teil auf dem Smartphone zu haben.

Als ich weiterlesen will, muss ich nur das eine DIN A4-Blatt herausholen, die App aufrufen und das kopierte Blatt abfotografieren und darf dann bis zum Ende lesen. Anders als erwartet vergisst die App leider gelegentlich die geladenen eBooks, und so muss ich die kopierte Seite mehr als einmal abfo-

tografieren. Ansonsten funktioniert aber alles problemlos und ich kann das Buch auf dem Smartphone zu Ende lesen, während das Papierbuch selber auf meinem Nachtisch in Deutschland liegt.

Anne Schüßler

2010 und 2018

Absprachen zur Kollisionsvermeidung beim Telefonieren

Eine der Geißeln des mobilen Telefonierens sind ja Verbindungsabbrüche, die bei mir leider häufiger vorzukommen scheinen als bei anderen. Die üblichen selbsternannten Experten führen das – mit unterschiedlicher Gewichtung – auf die Faktoren iPhone als Endgerät, O2 als Netzanbieter, Berlin als Wohnort sowie Sonnenflecken zurück.

Besonders nervig wird die Gesprächsunterbrechung dann, wenn beide Teilnehmer, im Wunsch das Gespräch rasch fortzusetzen, sofort versuchen einander zurückzurufen. Was natürlich fehlschlägt, da das andere Gerät ja auch mit dem Rufaufbau beschäftigt und folglich besetzt ist.

2010 hat meine Frau ein Gastspiel in Edgewig, wir müssen entsprechend viel telefonieren und haben dabei oft Verbindungsabbrüche. Unsere Absprache ist, dass derjenige, der gerade „mehr unterwegs“ ist, versucht, neu anzurufen.

Also falls sie im Zug sitzt und ich zuhause, dann ist es ihre Aufgabe. Falls umgekehrt sie in ihrer Wohnung am Gastspielort ist und ich auf einem Autobahnparkplatz stehe, dann bin ich dran. Unsere Wohnung und Berlin insgesamt gelten als „weniger unterwegs“ als Edgewig. Dahinter steht die Überlegung, dass die Person, die sich gerade fortbewegt, besser entscheiden kann, ob ein Rückruf Sinn macht. Oder eben nicht, weil man soeben in ein größeres Funkloch eingetaucht ist.

2018, als ich dies aufschreibe, gibt es zwar zahlreiche neue Dienste für mobiles Telefonieren – z. B. WhatsApp, Google Hangouts oder Facetime. Es ist aber beileibe noch kein Standard, dass zwei Teilnehmer, die sich gerade gegenseitig anzurufen versuchen, einfach automatisch miteinander verbunden werden.

Virtualista

25. 9. 2018

Gar nicht so neue Beruhigungstechnik bei der Sparkasse

Der Semesterbeitrag für die Mitgliedschaft in meinem Chor ist fällig, was mir erst einen Abend vor der Deadline wieder einfällt. Schnell tätige ich die Onlineüberweisung, da fällt mir ein Häkchen im System auf, das ich noch nicht kannte. Es nennt sich "Echtzeitüberweisung". Ein Textkästchen informiert mich, dass, sollte das empfangende Konto diese Technik unterstützen, meine Transaktion sofort durchgeführt werden kann. Gerade bei abends ausgeführten Überweisungen, vor Feiertagen oder zu anderen Banken kann dies ja durchaus etwas dauern (später erfahre ich auch den Grund: im Banksystem aufgelaufene Überweisungen werden stapelweise zu Geschäftszeiten abgearbeitet). Für die Wissenschaft setze ich den Haken, bestätige und bekomme meine TAN per SMS zugeschickt. Auch hier heißt es nicht wie sonst "Überweisung" sondern "Echtzeitüberweisung". Im nächsten Fenster kann ich jetzt den Status meiner Überweisung sehen, ähnlich wie die Sendeverfolgung bei einem Paket. Bei mir handelt es sich nur um eine Kleinigkeit, doch ich kann mir vorstellen, dass folgender Satz in anderen Situationen für große Beruhigung sorgen kann:

"Die Echtzeit-Überweisung wurde erfolgreich ausgeführt. Dem Empfänger steht der Betrag zur Verfügung."

Nach dem Geldübertrag bin ich neugierig und google. Was unterscheidet eine Echtzeit-Überweisung von einer normalen? Zunächst, so mahnt ein Artikel auf sueddeutsche.de, die Kosten. Ein kurzer Check auf der Homepage meiner Sparkasse ergibt: Mit meinem Kontomodell ist sie für mich kostenlos. Maximal sind 60 Cent fällig. Außerdem ist das System gar nicht so neu, sondern bereits seit November 2017 verfügbar, allerdings noch nicht bei allen Banken und Sparkassen. Auf der Webseite des Handelsblatts lese ich weiter, dass deutschlandweit die Sparkassen als erstes dran waren und seit Juli 2017 schrittweise diese Funktion anbieten. Mir war sie entweder nicht aufgefallen oder meine Sparkasse war bisher noch nicht dran gewesen. Weder die Süddeutsche, noch das Handelsblatt erklären mir allerdings den technischen Unterschied zwischen Überweisung und Echtzeit-Überweisung. Dafür muss Wikipedia ran:

> "Echtzeit (englisch real-time) bedeutet in der Informationstechnik, dass durch die Online-Verbindung verschiedener stets betriebsbereiter Rechnersysteme diese die betreffenden Daten nach Erfassung innerhalb einer vorgegebenen Zeitspanne für andere Rechner sofort durch Synchronisation verfügbar machen."

Und: Banktechnisch ist diese Art der Überweisung wohl gar nicht so neu:

> "Die für Bankkunden geschaffene Echtzeitüberweisung ist im Kreditwesen keine Finanzinnovation, weil bereits seit Januar 1999 Echtzeit-Bruttoabwicklungssysteme wie TARGET oder TARGET2 innerhalb des Bankensystems zum Einsatz kommen."

Dank des Internets kann ich also mit 37 etwas nutzen, das erfunden wurde, als ich 18 war.

Angela Heider-Willms

29. September 2018

Informatik an der TU Berlin, 1970ff., ein Alumnitreffen (aus Nicht-Alumna-Perspektive beobachtet)

Ob ich zu einem Treffen von ehemaligen Informatikstudierenden mitkommen wolle, die in den 70er Jahren als erste an der TU Berlin das Fach belegt hätten, wollte mein Patenonkel wissen, und schickte eine Liste der Titel der Vorträge, die bei diesem Treffen gehalten werden sollten. Ich will gern mitkommen, Disziplinengeschichte interessiert mich immer.

Das Treffen findet in einem Seminarraum an der TU statt, als wir ankommen, sind schon fast alle da, da man sich nur alle paar Jahre trifft, tragen alle Namensschilder, das Wiedererkennen scheitert also nicht am Aussehen. Mein Patenonkel erkennt sogleich seinen ersten Algo-Lehrer, ich kenne niemanden und setze mich nach hinten, das Durchschnittsalter liegt bei Mitte 60, die Geschlechterverteilung ist relativ paritätisch, hätte ich anders erwartet, aber ich habe ja auch keine Ahnung. Das Organisationskommitee stellt sich vor und bittet die ehemalige „Institutssekretärin“ nach vorn, die sich in die letzte Reihe gesetzt hat und nach Aufforderung doch dazukommt, „Ich war Programmiererin! Immer schon Programmiererin!“ rufend. Es geht eine Speisekarte des Lokals „Giraffe“ rum, in dem man später noch zusammensitzen will, eingetragen werden sollen die Speisewünsche: Der Verbleib dieser Speisekarte rhythmisiert den Verlauf des Treffens, zwischen den Vorträgen wird regelmäßig der Fortschritt der Abendbrotplanung abgefragt.

Der erste Vortrag („IBM 360/67. Unsere Rechenanlage“) handelt zunächst von der Verteilung verschiedener anderer Rechenanlagen an der TU Berlin, die von Konrad Zuse entwickelt worden waren, mitschreiben konnte ich das Folgende: 1956 besaß das Institut für Technische Optik eine Z11, 1957 war eine Z22 im Institut eines Prof. Haack vorhanden, die allerdings aus den Mitteln angeschafft werden musste, die Firmen der Forschung bereitgestellt hatten, die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) lehnte zu dieser Zeit die

Finanzierung ab. 1961 erhielten das Institut für Mechanik, das Institut für Kraftwerkstechnik und das Institut für Bauingenieuerwesen eine Z23. Diese Aufzählung ist unvollständig, die nächste meiner Aufzeichnungen betrifft schon die IBM 360. Wie in vielen anderen Beiträgen wird darauf verwiesen, dass man leider keine Originalaufnahmen der Rechner und Terminals habe, weshalb die Vortragenden auf Stockfotos bzw. irgendwelche symbolischen Bilder zurückgreifen, die das Vorgetragene zu illustrieren haben.

Dem Vortragenden ist es wichtig zu betonen, dass es zu dieser Zeit (frühe 1960er) keinen militärischen Auftrag zur Entwicklung der Rechner gegeben habe, später sei das anders gewesen, Vergleiche zum amerikanischen System werden gezogen. Informiert wird insbesondere über die horrenden Kosten, die der Betrieb der Rechner, und insbesondere des Speicherplatzes verursachte. IBM verlieh zuerst Speicherplatz nur und verkaufte keine Speichermedien an die Universitäten, die Miete für 250 KB Speicher betrug laut Vortrag 25.000 DM (die andere für die Nachgeborenen atemberaubende Zahl sind 1 Mio DM, die für „das zweite MB“ Speicher anfielen, deren Anschaffung offenbar Gegenstand von Kontroversen im Institut gewesen war, eine Teilnehmerin stellt sich dem Auditorium als „eine derjenigen, die damals dafür gestimmt haben“ vor). Informationen wie diese führten im Publikum, das rein aus Zeitzeug*innen besteht, zu großem Gemurmel, teils zustimmend, teils ungläubig, in allen Vorträgen unterbrechen immer wieder diejenigen, die ihre eigenen Erfahrungen als Korrektiv einbringen wollen. Der erste Vortrag schließt mit einer vermutlich auf Videokassette aufgenommenen und dann digitalisierten Aufnahme einer Fernsehsendung aus dem N6, die über die Freuden und Probleme der Elektronischen Datenverarbeitung berichtet. Zumindest nehme ich das an, da im Seminarraum der TU niemand dazu in der Lage ist, die Lautsprecher zu aktivieren, sodass die Präsentation allein durch das Referat des ersten Vortragenden untermalt werden muss. In dieser Sendung sieht man einen Studenten mit stattlichem schwarzen Schnubbel, der durch einen Büro- oder Institutsflur einen riesigen Stapel Lochkarten trägt, als ihm diese aus dem Arm fallen und nun seine ganze schöne Arbeit völlig durcheinandergerät, setzt er sich verzweifelt auf den Boden und zer-

fetzt so viele Lochkarten wie möglich. Referent: „Dieser Student ist Joseph Weizenbaum!“ Diese Mitteilung verfehlt ihre Wirkung nicht, großes Hallo. Nun folgt ein Vortrag über die Gemeinsamkeiten und Unterschiede des Informatikstudiums in Bremen und Berlin; worin genau die an beiden Instituten angeblich vorherrschende gesellschaftskritische Grundeinstellung lag, ist schwer herauszufinden. Als an vollkommene andere fachliche Habitus gewöhnte Zuhörerin bin ich auch immer wieder abgelenkt von der Präsentationsform der Vorträge; die meisten eint eine große Vorliebe für PPT-Folien mit einer größtmöglichen Anzahl von Bulletpoints, die gern auch spannungsvoll eingerückt werden, nicht immer bin ich bei der Suche nach einer Pointe erfolgreich.

Der folgenden Vortrag hält mich hingegen durch ein paar immer wieder strukturierend eingesetzte Hooklines bei der Stange, „Informatik – muss da nicht Knoblauch dran“ sei sie früher häufiger gefragt worden, so die Vortragende, und dass niemand etwas mit der Geschichte habe anfangen können, dass sie ihren Mann „am Terminal“ kennengelernt habe. „Wir Informatiker hatten es früher leichter“ so der Titel des Vortrages: diese These bezieht sich in erster Linie auf immer komplexer werdende digitale Infrastrukturen, und insbesondere auf die Idee der Software als Blackbox, die niemand mehr verstehen könne.

Ohnehin ist das gesamte Treffen auf für mich überraschende Weise durch ein kulturkritisches Klima geprägt, nicht nur die Software würde immer unverständlicher, sondern auch die Studierenden der Informatik immer unkritischer („Heute kann man ja alles an die Tafel schreiben, ohne dass sich jemand beschwert!“). Während Fragen dieser Art breit diskutiert oder eher ventiliert werden, fallen diejenigen über die Wissensansprüche der Informatik als Leitdisziplin zur Bereitstellung von Steuerungstechniken aller Art grundsätzlich flach (dafür erfährt man einiges über verschiedene Studienordnungen, die allererste sah beispielsweise keine festgelegte Studiendauer vor, man konnte bleiben, so lange man wollte). Dass sich das Fach aus der Mathematik und Elektrotechnik entwickelte, wird zwar erwähnt, aber daraus ergeben sich vor Ort keine Diskussionen dazu, was es denn nun bedeutet,

dass diese Verfachlichung in erster Linie dem Vorhandensein von bestimmten Rechenanlagen folgte, deren Verfahren zu theoretisieren (und bspw. auf gesellschaftliches Handeln zu beziehen) dann Gegenstand der Informatik und der Fächer, die sich für Informatik interessieren, werden konnte. Allerdings: Bei diesem Treffen handelt es sich um Freizeitveranstaltung, eine Art Klassentreffen von Informatikalumni, die sich auf das Abendessen in der „Giraffe“ freuen und darüber, ein Gruppenfoto zu machen und sich gemeinsam zu erinnern, meine eigenen universitäts- oder wissenshistorischen Interessen darauf zu projizieren, ist unpassend. Aber trotzdem. Hätte man nicht. Sollte man nicht doch. Egal.

Der folgende Vortrag betrifft die besondere Affinität, die Trans*menschen laut Vortragender zur Informatik hätten: Begründet wird diese These damit, dass eine der ganz grundlegenden Probleme, der sich die Informatik ja immer wieder stellen würde, die einer Software sei, die nicht nur zur Hardware passe – da dies eine sehr gute Metapher dafür sei, wie sich Trans*menschen in ihrem Körper fühlten, nehme sie, die Vortragende an, dass sich Trans*menschen eben besonders zu dem Fach hingezogen fühlen, in dem man diese Problematik eben in einem anderen Medium bearbeiten könne. Dieser Vortrag wird in großer Stille aufgenommen, spürbar überwindet sich die Vortragende, ihre eigene Biographie mit der Fachgeschichte zu überblenden. In noch größerer Stille nimmt das Publikum ein Blackout zur Kenntnis, währenddessen die Vortragende vor den Tischreihen des Seminarraums auf und ab geht, bis einer der Organisatoren fragt, ob sie nun eine Pause machen wolle, ja, Pause, alle raus, rauchen, reden, wieder rein, weiter im Text. Kein Problem.

Der letzte Vortrag ist der des Psychoanalytikers/Informatikers, der allerdings so lange über ein Modell des Unbewussten spricht, dass die Redezeit vorbei ist, als man dazu hätte kommen können, wie dieses nun mit der frühen Informatik zusammenhängt. Zu erahnen ist, dass er darauf hinauswill, dass man in beiden Fällen mit Graphen arbeitet. In der Diskussion, in der

zunächst wenig überraschende Einwände gegen die Psychoanalyse an sich vorgebracht werden („veraltet“, „alles neuronal“), sagt der Referent, dass insgesamt der Zusammenhang doch recht schwach ausgebildet sei.

Gute Nachrichten für die Wissenschafts- und Technikgeschichte, es gibt viel zu tun.

Hanna Engelmeier

29. September 2018

Irgendwie muss ich mir vielleicht doch angewöhnen, Allgemeine Geschäftsbedingungen zu lesen

Samstagmorgen. Das Wetter ist schön, es ist fast spätsommerlich warm, etwas Sonne ist für den Tag vorhergesagt. Für die Kinder ist Ferienbeginn, ich muss am Montag beruflich länger auf Reisen gehen. Das ist sehr unpassend, lässt sich aber leider nicht ändern. Wir beschließen spontan, an diesem vorletzten gemeinsamen Tag etwas Besonderes zu unternehmen und wollen in den Hansapark fahren. Ich schaue auf die Webseite und sehe, dass dort heute irgendein Herbst-Special ist, prima! Um gleich das Anstehen an Kassenschlangen zu vermeiden, will ich die Tickets noch schnell im Internet kaufen, ich bin ja sowieso gerade auf der Webseite. Ein paar Klicks später, Namen eingeben, Kreditkartennummer, alles problemlos. AGB ohne hingucken mit einem Klick akzeptieren, wie man halt online einkauft. Die Zahlung mit Kreditkarte ist erfolgreich, und dann erscheint auf dem Bildschirm der Hinweis:

> DIE NÄCHSTEN SCHRITTE
>
> 1. BESTELLBESTÄTIGUNG PER E-MAIL
>
> Sie erhalten innerhalb der nächsten 24 Stunden eine E-Mail an [. . .]

2. ZAHLUNGSBESTÄTIGUNG

Bei Kauf von Tagestickets: Ihre Zahlungsbestätigung enthält einen Link zu Ihren/m Tagesticket(s). Bitte den Link anklicken und Tagesticket(s) sichern.

Tagesticket(s) bereithalten und am Haupteingang vorzeigen. Wichtiger Hinweis: Der Barcode kann nur einmal gescannt werden und ist nicht wiederverwendbar.

ÜBRIGENS!

Unter „Meine Bestellungen“ können Sie Ihre Bestellung jederzeit noch einmal ansehen. Sollte ein Tagesticket oder ein Saisonkarten-Voucher in dieser Bestellung enthalten sein, so können Sie sich diese hier ebenfalls öffnen und ausdrucken.

VIELEN DANK FÜR IHREN EINKAUF UND VIEL SPASS IM HANSA-PARK

Ups? Innerhalb der nächsten 24 Stunden?? Wir wollen jetzt gleich losfahren! Unter “Meine Bestellungen” finde ich nur den Hinweis auf eine noch nicht abgeschlossene Bestellung.

Ich stelle mir vor, wie ich gleich am Eingang doch an einer Kassenschlange anstehen muss und dann der Person an der Kasse erklären muss, dass ich Eintrittskarten gerade gekauft habe, hier ist meine Bestellnummer, aber leider sind die Karten nicht rechtzeitig versandt worden, was kann man denn da tun. . . ? Bestimmt hätte das mit den 24 Stunden irgendwo in den AGB gestanden, urgs, hoffentlich kann ich die zu spät ankommenden Karten im Notfall stornieren. . . das würde ein teures Vergnügen, wenn ich alle Karten doppelt kaufen muss.

Wir fahren los. Eine gute Stunde später, am Eingang zum Hansapark, schaue ich auf dem Smartphone in meinen Emaileingang, und die Karten sind inzwischen angekommen. Die Sorgen waren umsonst, ich kann problemlos die Tickets auf dem Bildschirm des Smartphones am Eingang vorzeigen.

Wir verbringen einen sehr schönen Tag dort (auch wenn die Wasserrutschen im Sommer bestimmt noch mehr Spaß machen). Der Große will mit mir sogar unbedingt in den “Fluch von Novgorod”. Ich mache das einmal mit, einmal reicht mir wirklich. Ich kann bestätigen, dass das eine sehr beeindruckende Sache ist, so im Dunkeln ungefähr kopfüber zu hängen, in einem Winkel von 97° nach unten zu fallen, auf 25 Metern in 1,4 Sekunden auf 100 km/h beschleunigt zu werden und so mit Technik die Wahrnehmung an ihre Grenzen zu bringen.

Molinarius

September 2018 (aber schon seit 2014)

Burger per Tablet bestellen

Im Jahr 2014 eröffnet in Köln das Burger-Restaurant “Burgerlich”. Über das exponentielle Wachsturm von Hackfleischbratereien in den 2010er Jahren wäre an anderer Stelle zu berichten, ebenso wie man Witze darüber versuchen könnte, dass die Namen jener Lokalitäten bisweilen die Kreativität von Friseurnamen übertrumpfen. Hier soll hingegen soll berichtet werden, wie es funktioniert, bei “Burgerlich” einen Burger zu bestellen. Man bekommt am Empfangstresen eine Plastikkarte. Sucht sich dann selbst einen Platz. Jeder Sitzplatz des Lokals hat ein eingebautes iPad (= Tablet-Computer, nicht zu verwechseln mit einem Tablett). Es fährt senkrecht aus dem dicken Tisch in Holzoptik hoch, wenn man draufdrückt. Nun kann der Burger in dutzenden Optionen zusammengestellt werden. Man schließt den Vorgang ab, indem man die Plastikkarte gegen das Tablett hält. Einige Zeit später wird das Essen an den Platz gebracht. Am Ausgang wird die Plastikkarte eingelesen und man bezahlt. Besucht wurde die Filiale Dresden im September 2018.

McDonald’s hat um 2016 ein ähnliches System eingeführt. Warten in der Schlange, bestellen, warten bis der/die Angestellte herumgesprintet ist und alles zusammengesucht hat: Das alles gilt offenbar als mittlerweile unzu-

mutbar, unmodern. Stattdessen simuliert man eine Internetbestellung: Man wählt gegenüber dem Tresen an einem übergroßen Tablet, zahlt per Kredit oder EC-Karte, bekommt eine Nummer zugewiesen, steht im Pulk individuell herum und holt dann sein Tablett, wenn die Nummer erscheint. Besucht wurde die Filiale Graz-Hauptbahnhof im Juni 2018.

Oliver Elser

September 2018

Ein anderes Berlin

Ich schaffe mir die iPhone-App "Bike Citizens" an, um als Radfahrerin in Berlin nicht immer entlang der Hauptverkehrsstraßen zu fahren. Die App funktioniert großartig. Ich hätte keine der Streckenführungen selbst gewählt oder auch nur gefunden. Ich bin aber trotz einiger vermeintlicher Umwege regelmäßig ebenso schnell am Ziel wie zuvor. Oft geht es schneller. Gefährliche Situationen minimieren sich.

Mit der App entdecke ich nach 20 Jahren ein anderes Berlin. Die App führt mich durch struppige Parks. Leere Seitenstraßen. Ganz neue Straßen, an denen propere Apartmenthäuser stehen, ohne dass irgendjemand zu sehen wäre. Ich fahre zwischen Lagerhallen und durch Fahrradunterführungen. Oft weiß ich nicht mehr, wo ich bin. Für wenige hundert Meter tauchen ab und zu bekannte Strecken auf. Aha. Oranienstraße also. Oder: Haltestelle Yorckstraße. Dann gehe ich mir wieder in dieser neuen, ziemlich menschen- und verkehrsarmen Stadt Berlin verloren.

Auf einmal wird mir klar, dass ich ohne das iPhone mit der App oft nicht einmal mehr wüsste, in welchem Stadtteil ich mich befinde. Mein Telefon darf also nicht ausgehen. Ich suche zuhause nach meiner Powerbank und achte künftig darauf, sie ständig bei mir zu tragen.

Miriam Vollmer

September 2018

Mein Internet in Afrika

Wir sind eine Woche in Südafrika. Als wir am Flughafen abgeholt werden, überlegen wir noch kurz, ob wir Geld tauschen oder eine SIM-Karte kaufen wollen, entscheiden uns dann aber gegen beides. Geld bekommt man auch am Automaten und für die kurze Zeit lohnt sich eine SIM-Karte nicht.

Tatsächlich bedeutet das aber, dass wir unterwegs oft kein Internet haben. Das ist insbesondere deswegen schlecht, weil das Navi im Leihwagen sich als Fehlinvestition herausstellt, da es mehr als die Hälfte der Adressen nicht kennt oder vielmehr auf sehr konkrete Adressen besteht, wenn ich nur obskure Ortsbeschreibungen wie “Portion 26 of the Klipkop Farm” habe.

Da wir bei Privatleuten untergebracht sind, haben wir aber ausreichend oft Internet, um die wichtigsten Dinge zu erledigen, Apps zu installieren und Offline-Routen abzuspeichern. In der Lodge, in der wir zwei Nächte übernachten, gibt es Internet nur im Barbereich, das funktioniert aber immerhin bis auf die Wiese vor dem Hauptgebäude, reicht also auch aus, um alles Notwendige zu erledigen.

Zwei Mal kaufe ich mir einen Day Pass der Telekom für 3 Euro, der jeweils 24 Stunden bzw. 50 MB lang gültig ist. Die Datenbeschränkung finde ich lächerlich wenig, was soll man heutzutage mit 50 MB machen? Es reicht aber, um auf der Löwenfarm noch die Route nach Johannesburg berechnen zu lassen, und ist immerhin eine ganz okaye Notlösung und besser als gar kein Internet.

Ansonsten kann man sich hin und wieder mal in öffentliche WLANs einloggen, oftmals dauert es aber sehr lange oder man braucht doch irgendwelche Zugangsdaten eines südafrikanischen Mobilfunkanbieters, die ich natürlich nicht habe.

Insgesamt ist es nach den letzten Reisen im EU-Roaming-Ausland eine ganz interessante Erfahrung, wieder nicht dauernd Internet zu haben, aber ich leide schon ein wenig, schon allein, weil ich quasi nur am Flughafen Pokémons sammeln und an Pokéstops drehen kann. Nächstes Mal kaufe ich mir am Flughafen eine SIM-Karte.

Anne Schüßler

September 2018 (und vorher)

Flugzeugunterhaltung now and then

Ich fliege recht selten und noch seltener Langstrecke. Das letzte Mal Langstrecke flog ich 2009 nach San Francisco, dazwischen ein paar Mal in irgendwelche europäischen Städte.

Jetzt sitze ich aber wieder elf Stunden in einem Flugzeug, das mich von London nach Johannesburg bringen soll. Vieles ist wie immer, aber es hat sich tatsächlich etwas an der Passagierbespaßung getan.

Als ich 1993 zum ersten Mal überhaupt und dann auch gleich nach Kalifornien fliege, gibt es nur mehrere Bildschirme, auf denen zeitgleich ein Unterhaltungsprogramm abgespielt wird. Man muss also wie beim linearen Fernsehen oder im Kino rechtzeitig die Kopfhörer aufsetzen, um von Anfang an mitgucken zu können. Wie es bei meinen Flügen nach New York City 1999 und 2000 aussieht, habe ich erfolgreich vergessen.

Als ich 2009 erst nach Vietnam und ein paar Monate später nach San Francisco fliege, hat sich die Unterhaltungselektronik schon radikal verbessert. Nun hat man seinen eigenen Bildschirm und kann zeitsouverän aus einer Handvoll Filme auswählen. Allerdings ist die Soundqualität der Kopfhörer oft so schlecht, dass ich das Vorhaben, in Ruhe einen Film zu gucken, entnervt aufgebe und mir die Zeit mit Büchern und meinem iPod vertreibe.

2018 ist alles viel besser und schöner. Man kann an seinem Bildschirm aus irgendeiner zwei-, wenn nicht dreistelligen Auswahl von Filmen und Serien auswählen, sowohl Video- als auch Audioqualität sind völlig in Ordnung, außerdem kann man jederzeit Informationen über die Flugroute abrufen und Musik hören.

Angeblich gibt es auch ein Chatprogramm, mit dem man sich mit Menschen unterhalten kann, die nicht unmittelbar neben einem sitzen. Allerdings bin ich entweder zu dumm oder das Programm funktioniert nicht richtig, jedenfalls taucht keine meine Nachrichten auf dem Bildschirm meines Mannes auf. Statt dessen gucke ich sehr erfolgreich eine halbe zweite Staffel von “The Good Place”, “A Wrinkle in Time” und “Ocean’s 8”. Das iPhone brauche ich nur, um mich mit Drei-Fragezeichen-Hörspielen in einen Schlafmodus versetzen zu lassen.

Bei der Landung verfolge ich den Sinkflug gespannt, indem ich mir die Höhenmeter auf meinem Bildschirm anzeigen lasse. Ich bin etwas irritiert, als wir auf 1.600 Metern überraschend in Turbulenzen geraten. Als ich aus dem Fenster gucke, sind wir aber schon gelandet. Ich wusste nicht, dass Johannesburg auf einem Zentralplateau liegt.

Anne Schüßler

September 2018

Nie mehr ohne Datenvolumen, nie mehr

Ich hab mein Datenvolumen aufgebraucht auf dem Telefon, konnte nicht mehr WhatsApp schreiben deswegen, und meine Freundin hat so Angst gekriegt, weil ich nicht mehr online war, sie hätte fast die Polizei gerufen: „Wo seid ihr?!“ Erstaunlich, oder? Du kannst mich ja auch einfach anrufen. Aber nein, wenn ich nicht mehr auf WhatsApp bin, dann bin ich sozusagen gestorben! Obwohl du einfach ganz normal analog anrufen könntest.

Und wie ist es dann ausgegangen? Hat sie dich dann doch angerufen oder hattest du einfach wieder Datenvolumen?

Ihr Partner hat dann angerufen, weil der benutzt nie WhatsApp. Der hat mich dann auf der normalen Linie angerufen. Und ich hab gleich abgenommen! Aber das ist schon ein Challenge, ohne Datenpaket zu funktionieren. Ich war fünf Tage alleine mit den Kindern in Kopenhagen, ohne Datenvolumen.

Warum? Konntest du nichts nachkaufen?

Nein, das ist so abartig teuer, das tust du lieber nicht. Im Nachhinein kaufen ist sinnlos teuer.

Weil das ein Schweizer Paket wäre? Keine SIM-Karte aus dem Land?

Nein, ich müsste über die Schweiz einkaufen. Und da zahlst du pro GB 60 Franken oder so. Da gehst du zweimal auf Google Maps, dann bist du ruiniert! Also das machst du einfach nicht, da gibt es gar nichts zu diskutieren. Das heißt, ich war fünf Tage offline mit den beiden Kindern.

Fünf Tage, bis dann der Monat zu Ende war oder der Abrechnungszeitraum oder was?

Aha, nein. Bis ich wieder in der Schweiz war. Das heißt, du kannst nichts nachschlagen. Wenn du irgendwo bist, normalerweise guckst du ja immer nach: Was ist das für ein Museum, was ist das für ein Gebiet, was erwartet mich dort. Bevor du den Aufwand betreibst und die zwei Kilometer mit dem Fahrrad zurücklegst, informierst du dich schnell. Wenn du diese Möglichkeit nicht hast, machst du es nicht, und das wurde mir einmal ein bisschen zum Verhängnis. Da bei dieser Freien Stadt Christiania in Kopenhagen, da bin ich ahnungslos mit den Kindern hingegangen, das war dann ziemlich wild.

Inwiefern?

Weil da rechtsfreier Raum ist und entsprechend viel gedealt wird, richtig unangenehm. Mit zwei Kindern da reinzumarschieren … ich hab mir geschworen, ich verreise nie mehr ohne Datenpaket, nie mehr! Nie mehr!

Gab's in eurer Unterkunft kein WLAN?

Doch. Aber mit zwei Kindern sind die strengsten Momente, aus dem Haus zu gehen. Das heißt, bis du mal endlich aus dem Haus kommst, hast du gar keine Zeit, wirklich etwas nachzuschauen. Das hätte ich mir angewöhnen müssen, aber das bin ich ja so nicht gewöhnt. Weil du guckst dann nach, wenn du auf dem Fahrrad bist, die beiden sind hinten drin, und du hast Ruhe. Dann kannst du nachschlagen. Aber in der Zeit, wo Kind 1 schlecht gelaunt ist, Kind 2 dir gerade das und das ausräumt, kannst du gar nicht. Und dann wollen die natürlich die ganze Zeit spielen. Das ist auch dann wieder das Problem, du musst dein Telefon dauernd zeigen.

Da waren Engländer zu Besuch in der Schweiz, und da hab ich gehört, wie die beiden gestritten haben: You have been on Instagram! – No I wasn't! – But I've seen it! You've been checking in! Die haben sich gestritten, weil er Datenvolumen gebraucht hat, und sie hat eine hohe Rechnung gekriegt. Also genau das gleiche Spiel, aber umgekehrt. Und sie haben sich gestritten. Und er hat gesagt: Nein, ich war nicht online, I swear! Und sie hat gesagt: Doch, du warst, Instagram hat mir geschrieben! Die Algorithmen lügen nicht! – Nein, ich war nicht, ich schwör's!

Tabea Guhl, aufgezeichnet von Kathrin Passig

Ende September 2018

Papiertherapie

Nach einem Unfall bin ich im Stadtspital ambulant in physiotherapeutischer Behandlung. In den ersten vier Wochen nach der Operation kommt zudem jeden Tag eine Spitex-Schwester zu mir nach Hause. Während die Spitex-

Schwestern alle Vorgänge mit Hilfe von Tablet-Computern dokumentieren, arbeiten die Physiotherapeuten fast ausschliesslich mit Papier. Vor jedem Termin muss ich im Zentralsekretariat ein Sichtmäppchen holen, meine „Karte“. Darin befinden sich Kopien der Arztberichte und der ärztlichen Verordnungen, Formulare, auf denen der Verlauf der Therapie handschriftlich dokumentiert wird, Post-it-Zettel mit handschriftlichen Notizen sowie die Terminliste. Wenn sich an den Terminen etwas ändert, erfasst die Sekretärin die Änderung „im System“, druckt die Liste neu aus, legt sie auf den Kopierapparat, nimmt eines der beiden Blätter, schreibt mit Leuchtschrift darauf „Kopie“, legt das Blatt in das Mäppchen und gibt mir das andere Blatt, nachdem sie darauf mit Kugelschreiber notiert hat „neu“. Den Bericht zu Handen des Arztes schreibt der Physiotherapeut „im System“, was ich feststelle, weil der Arzt während einer Nachkontrolle kommentiert: „Ah! Jetzt schreibt Herr H. doch noch einen Bericht“ und dabei auf seinen Bildschirm schaut.

Franziska Nyffenegger

September 2018

El enrutador (span. „Der Router“)

Im Herbst 2018 ist es endlich soweit. Ich wage den großen Schritt und ziehe um mitten hinein in das Gewühl der Hauptstadt. Doch leider werden die anfängliche Begeisterung und die Vorfreude auf meinen neuen Lebensabschnitt in den ersten Tagen etwas gebremst.

Das Studium beginnt erst am 1. Oktober, so wie auch der Einzug meiner Mitbewohnerin. Kurzum, ich habe noch keinerlei soziale Kontakte und kenne mich in Berlin kaum aus. Und auf meinem Studentenzimmer gibt es kein WLAN, sondern zuerst einmal nur ein Modem der Marke *telecolumbus* mit Internetanschluss. Doch wenn man, wie vorgegeben, sein Handy oder seinen Laptop daran anschließt, hat man trotzdem keinen Zugriff darauf.

Darum fährt mein Onkel noch am ersten Tag mit mir zu Saturn, um mir für 48,99 € einen *FRITZ!Box4020-WLAN-Router* zu holen, da diese teurere Variante uns von dem netten und kompetent wirkenden Ladenmitarbeiter als bedienungsfreundlicher verkauft wird. („Geht ganz schnell. Jeder Schritt ist verständlich erklärt.“)

Leider können dann weder ich noch mein Onkel oder der Hausmeister meines Studentenwohnheimes diesen Router funktionsfähig an das Modem anschließen. Trotz mehrerer Versuche und akribischem Studieren der Gebrauchsanweisung (bei der es sich lediglich um ein vierseitiges Heftchen handelt), bekommen wir es alle drei nicht hin.

Als dann am 1. Oktober meine Mitbewohnerin einzieht und sie als Wirtschaftsinformatik-Studentin ebenfalls vor einem Rätsel steht, wenden wir uns als letzte Anlaufstelle an ihren Freund, der sein Informatikstudium schon erfolgreich absolviert hat. Übers Telefon erklärt er uns dann, dass wir über eine bestimmte Internetseite zuerst eine Sequenz einstellen müssen. Als wir dann allerdings den für uns entscheidenden Menüpunkt erreicht haben, stellt sich uns schon wieder ein Hindernis in den Weg. Genau dieser Punkt ist unverständlicherweise **auf Spanisch**, obwohl die restliche Website, also auch alles darüber und darunter, auf Deutsch eingestellt ist.

Somit müssen wir dann noch einmal ein paar Tage warten, bis ihr Freund uns besuchen kommt und er dann, nach einigem Ausprobieren, die notwendige Einstellung vornimmt. Und selbst er bekommt es nicht sofort hin, obwohl er ansonsten sehr technikbewandt ist – so viel also zu: „Geht ganz schnell.“

Was ich daraus mitgenommen habe: Teurer heißt nicht gleich bedienungsfreundlicher und manchmal spinnt die Technik einfach rum und es liegt nicht an einem selbst. Aber wenigstens weiß ich jetzt für die Zukunft, wie man einen Router an ein Modem anschließt – natürlich nur, wenn die Einstellung nicht auf Spanisch ist!

Lilli Herrmann

3. Oktober 2018

Wer braucht schon einen individuellen Klingelton auf dem iPhone

Ich fasse den irrwitzigen Plan, meinen “Captain-Future”-Klingelton auf dem iPhone durch R2D2-Geräusche zu ersetzen. Zwischen den Klingelton und der Freude am neuen Klingelton hat der Gott des iPhones die Software “iTunes” gesetzt. Bevor du himmelhoch jauchzend dem klingelnden Telefon lauschen kannst, musst du einmal durch die iTunes-Hölle und zurück.

Ich wusste ja schon, dass das nicht so einfach geht, wie man das von anderen Handys gewohnt ist: Rüberkopieren, Auswählen, zackfertigrrrrring. Erstmal will die Datei in das richtige Format verwandelt werden. Sie darf nicht länger als 40 sec sein und muss auf die Endung “m4r” hören. mp3 geht nicht. Mit Audacity kürze ich die Datei passend. Außerdem füge ich am Anfang noch ein 20-sekündiges Crescendo ein. Das hat sich bewährt. Ich habe aber immer noch eine mp3-Datei, weil Audacity sich mit so nem Unsinn wie Apple-Klingeltönen nicht abgibt (verständlich irgendwie). Als nächstes google ich also nach einem Tool, mit dem man die mp3-Datei in m4r umwandeln kann. Das geht online.

Jetzt iTunes. Mit spitzen Fingern wähle ich im “Dock” das “gewünschte” Programm aus. Ich merke, wie die Finger erkalten und starr werden. Dennoch öffnet sich das Programm dann doch – und will erst mal eine neue Version installieren. Das geht irgendwann auch an mir vorüber, und mein iPhone erstellt erst mal ein Backup.

Nun ziehe ich die m4r-Datei in den Bereich “Mediathek”. Nichts passiert. Nochmal und wieder und wieder. Nichts. Ich ziehe die mp3-Datei in die Mediathek. Sie erscheint als neues Album mit einem Titel, lässt sich aber nicht dazu überreden, Klingelton zu sein. Immerhin kann ich mir den tollen Sound jetzt auf dem Macbook anhören. Super!

Ich google nach dem Problem. Ich finde zahlreiche gutgemeinte Lösungswege. Keiner funktioniert. Oder ich habe keine Lust, auch noch “Garageband” auf dem iPhone zu installieren und so weiter. Ich google weiter. Und weiter. Und treffe irgendwann in Caschys Blog auf den entscheidenden Hinweis: Man muss die Datei mit “Kopieren und Einfügen” in das Feld “Töne” kopieren, das dann erscheint, wenn das iPhone am Macbook angedockt ist. Mit “Drag und Drop” geht es nicht. Entweder mit der Tastenkombination “CMD+C” und dann “CMD+V”, oder im Finder mit “Kopieren” und dann in iTunes mit “Einfügen”. Das ist ungefähr so logisch, wie man auf dem Macbook aus dem Internet heruntergeladene Software nicht mit Doppelklick öffnen kann, sondern nur mit einem Rechtsklick und dann “Öffnen”.

Als Letztes synchronisiere ich mein iPhone erneut und kann nun unter “Töne & Haptik” meinen neuen Klingelton auswählen. Allerdings habe ich mein Handy eigentlich immer lautlos geschaltet.

Markus Winninghoff

6. Oktober 2018

Digitale Auszeit aus sittlichen Gründen

In der Sauna steht ein neues Schild auf dem Tresen. Es zeigt eine Schiefertafel, auf der “Digitale Auszeit” steht, und darunter: “Bitte deponiert eure Handys im Garderobenkasten.” Ich wundere mich, aber da ich mein Handy bisher auch meistens im Schließfach gelassen habe, beeinträchtigt die neue Regelung mein Saunavergnügen nicht. Im Verlauf des Abends fällt mir auf, dass an der Wand neben dem Tresen ein Zettel mit den Zugangsdaten zum WLAN der Sauna hängt. Ich lache und sage zu Aleks, dass ich sowieso schon lange darauf wartet, dass mir ein Körperteil wächst, mit dem man WLAN direkt empfangen kann.

Ein Saunamitarbeiter, der gerade Pause macht, hat meinen Kommentar gehört und sagt, hier im Café der Sauna sei das kein Problem. Als ich mich zu ihm umdrehe, sehe ich, dass er beim Essen selbst ein Handy in der Hand hält. Es sei nur draußen oft so, sagt er, dass die Leute nackt aus dem See kämen, während andere mit dem Handy irgendwas machten, und man wisse ja dann nicht, ob die vielleicht fotografierten oder filmten. “Speziell wenn sie das Handy so haben”, er demonstriert eine Haltung, die sowohl Lesen als auch Filmen bedeuten könnte.

Ich hätte gern ein Foto des Schilds für meine Sammlung von Handynutzungsverbotsschildern, fürchte aber, dass es mir nicht gelingen wird, zu erklären, dass ich mich damit nicht über die Saunabetreiber lustig machen möchte. Ich finde aber auch keine unauffällige Gelegenheit zum Fotografieren, und bevor am Ende noch jemand denkt, ich wolle nackte Leute filmen, verlasse ich die Sauna lieber ohne eine Illustration dieses Beitrags.

Kathrin Passig

6. Oktober 2018

Klappschreibmaschinen aus China, das nächste große Ding (mit Pfannkuchenzubehör)

Im Traum verkauft die Nachbarin meiner Mutter, meine ehemalige Schulfreundin M., äußerst erfolgreich im Internet ein Zwischending aus Tablet und altmodischer Schreibmaschine. Ich mache ein Foto davon fürs Techniktagebuch, es ist aber nicht so einfach, die Eigenheiten des Geräts aufs Foto zu bekommen. Aus einigen Metern Entfernung sieht es wie eine Schreibmaschine aus dem frühen 20. Jahrhundert aus. Aus der Nähe erkennt man, dass eigentlich nur ein Vorbau aus Pappe vor dem Tablet ausgeklappt wird. Irgendwie enthält die Pappkonstruktion aber doch eine mechanische Tastatur mit Hebeln.

Die Tabletschreibmaschine verkauft sich ausgezeichnet, ich denke darüber nach, auch ins Geschäft einzusteigen und lasse mir alles zeigen: Im Lieferumfang enthalten sind neben Tablet und Ausklappschreibmaschine (ganz flach verpackt, kaum dicker als ein normales Tablet) noch viele Zusatzgeräte: handgefertigte Weingläser, eine Pfanne zum Backen von Pfannkuchen, Spezialbesteck für den Verzehr dieser Pfannkuchen und noch viel mehr. Das alles wird billig in China zugekauft und nicht mal umverpackt. Wenn ich auch ins Klappschreibmaschinenbusiness einsteige, denke ich, werde ich das alles neu und schöner verpacken und doppelt so viel Geld dafür verlangen.

Kathrin Passig

2018

Das Rückgrat des Textes

So, wie vor 25 Jahren zu schreiben, linear wie mit Methode Brief, also oben anfangen auf einem Blatt Papier und dann bis zum Ende fortlaufend einen dem Anspruch genügenden Text zu verfassen, das habe ich fast verlernt. Schreibend "für die Wissenschaft" am Laptop, Tablet, Smartphone findet man mich täglich, von Kurznachricht bis Übersichtsartikel, in englisch, deutsch, gelegentlich französisch. Diktierfunktionen, Rechtschreibkorrektur, online verfügbare Übersetzungshilfen, Synonymwörterbücher und Grammatiken nutze ich gern. Doch im Vergleich bin ich nicht schneller als vor 25 Jahren, ich beschäftige mich meist nur mehr damit, Abschnitte zu verschieben, zu löschen, Sätze neu zu formulieren, Passagen einzuschieben, Übergänge anzupassen und alles nochmal anders zu formatieren. Hätte ich im "Füllerzeitalter" nicht ein bisschen länger über Struktur und Argumentation nachgedacht und große Korrekturen lieber vermieden?

Auch und gerade Naturwissenschaftler*innen müssen präzise und verständlich schreiben können, um etwa die Reproduzierbarkeit von Experimenten sicherzustellen oder über das eigene Gebiet hinaus mit Fachleuten

und Öffentlichkeit zu kommunizieren. Wie kann die Lehre Wege dazu erschließen, gute wissenschaftliche Texte erstellen zu lernen? Am Anfang steht für mich das Herausarbeiten des Konzepts, der adäquaten Struktur. Das "Rückgrat" eines Textes möchte ich es nennen, das Gerüst, die Knochen also, die miteinander gut und beweglich verbunden sind, und an denen dann das "Fleisch" des Textes andockt. Dazu kann man hervorragend Methoden des Füllerzeitalters mit jetziger Technik und Online-Tools verbinden und gemeinsam zielführend einsetzen, so etwa wie in den dargestellten Beispielen, die in einer vom Schreiblabor unterstützten Veranstaltung entstanden sind.

Klassisches Handwerkszeug, kleiner Aufwand, gute Resultate:

Anleitungen für fachübergreifende Studierendenzeitschrift BiNaturE – danke, Schreiblabor!

- **Mit Papier und Stift:** ***Der beste Anfang***

Zu einem Stichwort 2-3 min schreiben ohne abzusetzen mit freiem Lauf der Assoziationen – nie wieder Frust mit gähnend leeren Seiten!

- **Mit Klebezetteln und Zeichenkarton:** ***Die schnellste Gliederung***

Wichtige Punkte für Einleitung, Methoden, Resultate, Diskussion, Ausblick auf Klebezetteln notieren und in vernünftiger Ordnung auf den Karton kleben – nach kurzem Umkleben steht das Publikationsgerüst!

- **Mit Papier und Schere:** ***Die zielführende Einleitung***

Kurzabstracts wie aus *Nature* satzweise ausdrucken und diese Sätze einzeln ausgeschnitten zum Sortieren anbieten – Analyse des Aufbaus hilft beim eigenen Schreiben!

- **Mit Computer:** ***Auf den Punkt kommen***

Eine 1-2seitige wissenschaftliche Pressemitteilung schrittweise verkürzen, über 100-Wort-Abschnitt bis zur Medien-Kurznachricht – mit Verständnis für das Wesentliche lässt sich präziser formulieren!

Katharina Kohse-Höinghaus

7. Oktober 2018

Übergangsphasen ohne Dämmerstimmung

F. weist stolz darauf hin, dass im Treppenhaus jetzt gleich von allein das Licht angehen wird. Der Bewegungsmelder ist in der Glühbirne eingebaut, “die ideale Lösung für unser altes Haus, alles andere, zum Beispiel Zeitschalter, wäre sehr viel teurer gewesen.”

Nachdem wir die neuen Zustände bewundert haben, sagt L., die ganzen Bewegungsmelder führten doch nur dazu, dass man gar keine schönen Dämmerstimmungen mehr genießen könne, weder drinnen noch draußen. “Muss man halt stillhalten beim Bewundern”, sage ich, aber L. wendet ein, dass inzwischen vermehrt Präsenzmelder zum Einsatz kommen, die mit Ultraschall arbeiten, so dass einem das Stillhalten auch nichts mehr nutzt.

Dann berichtet er davon, wie er sich bei Toiletten mittlerweile so auf das Vorhandensein von Bewegungssensoren verlässt, dass er drei Schritte hineingeht, bis die Tür hinter ihm zufällt und er im Dunkeln steht.

Ich erzähle von Thomas Jungbluth, der ein ähnliches Problem mit seiner Klodeckel-Absenkautomatik hat.

Inzwischen sind wir am Auto angekommen. L. parkt aus, und A. kommentiert die luxuriöse Ausparkhilfe mit echten Kameras vorn und hinten am Auto. L. sagt, bei fremden Autos verlasse er sich so darauf, dass es schon rechtzeitig piepsen werde, dass er bei fehlender Parkhilfe immer Gefahr laufe, das Auto an die Wand zu fahren.

“So ist das halt, wenn man in einer Übergangsphase lebt”, sagt er.

“Wir sind doch ständig in einer Übergangsphase”, sage ich.

Kathrin Passig

7. Oktober 2018

Es ist alles noch da

Weil die Gäste Interesse erkennen lassen, holt Franziska ihre DDR-Platten hervor: Eine “Rock aus Deutschland Ost”-Serie, vom Orchester des Ministeriums für Staatssicherheit “Wachregiment Berlin Felix Dzierzynski” gespielte Marschmusik und dergleichen mehr. Über “Disko in der U-Bahn” der mir unbekannten Band “Rockhaus” heißt es auf der Plattenhülle, es handle sich um den ersten Rap der DDR oder vielleicht auch Deutschlands. Darüber möchte ich mehr wissen.

“Du kannst sie auflegen”, sagt Franziska, “der Plattenspieler funktioniert und du weißt ja, wie das geht.”

Ich weiß es wirklich noch. Viele Jahre habe ich keine Platte mehr in der Hand gehabt, aber die Bewegungen sind alle noch da, und weil sie ihre Selbstverständlichkeit verloren haben, fallen sie mir jetzt auf: Wie man die Innenhülle aus der Außenhülle gleiten lässt. Dass die Außenhülle ihre Öffnung rechts, die Innenhülle sie aber oben hat. Wie jetzt die rechte Hand in die Innenhülle greift, so dass der Daumen auf dem Rand der Platte ruht und die übrigen Finger nur den Papieraufkleber der Platte berühren. Ob ich deshalb als Kind den Plattenspieler nicht benutzen durfte? Weil meine Hand noch nicht groß genug war und ich Fingerabdrücke hinterlassen hätte? Ob man mir diese Bewegungen explizit beigebracht hat, so wie wir im Kommunionunterricht lernten, welche Finger die Hostie berühren dürfen und welche auf keinen Fall? Die linke Hand legt die Innenhülle der Platte weg. Ich halte den äußersten Rand der Platte zwischen beiden Handflächen und werfe beim Ablegen auf dem Plattenteller einen Blick im flachen Winkel über die Oberfläche. “Du hast doch sicher so eine Bürste”, sage ich zu Franziska, und natürlich hat Franziska so eine Bürste.

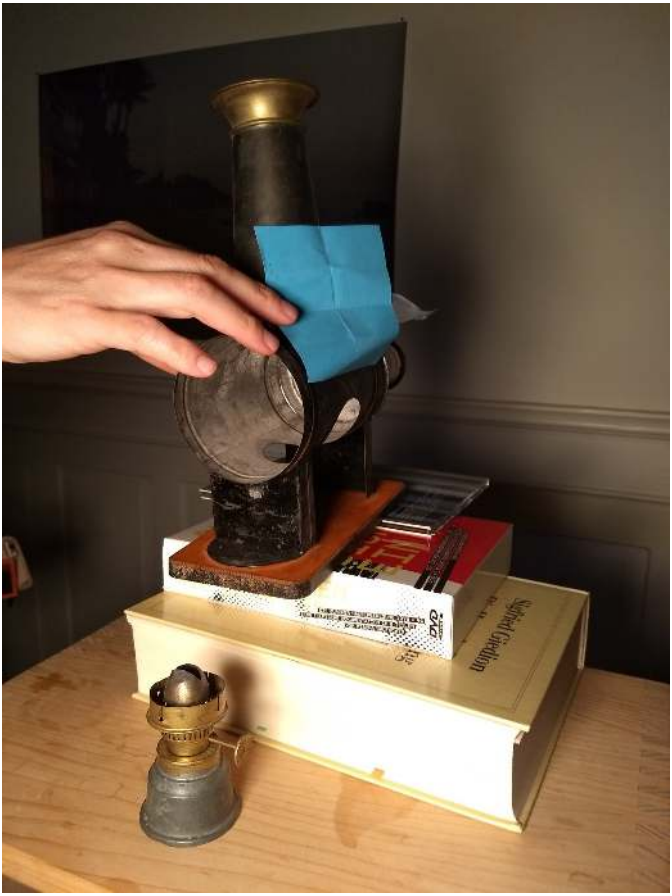
Jetzt erst kommen die Handgriffe, die man wahrscheinlich in der Gebrauchsanweisung des Plattenspielers nachlesen kann.

Kathrin Passig

7. Oktober 2018

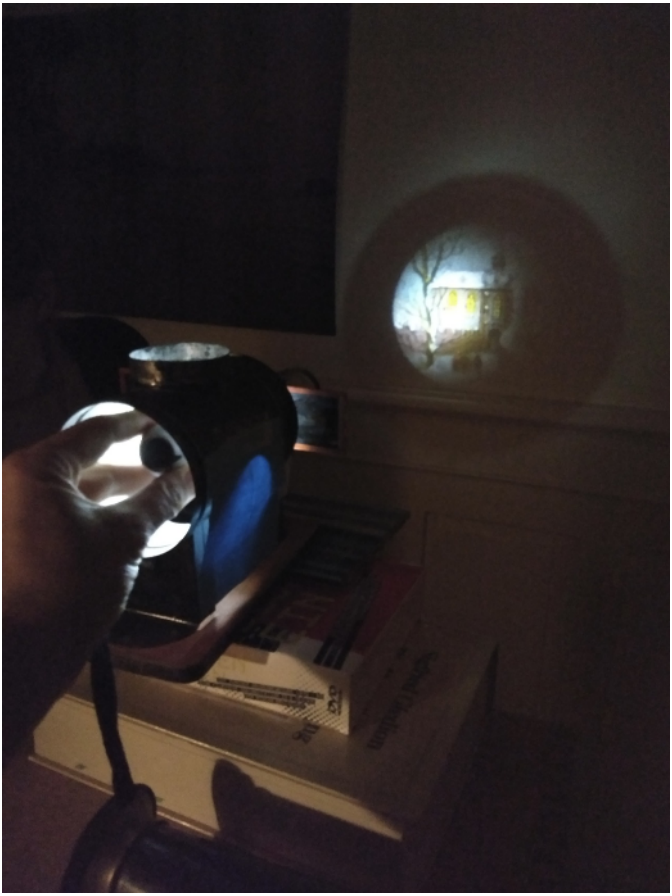
Vergnügungen zu Beginn des 21. Jahrhunderts

Nach dem Abendessen baut Tabea ihre Laterna Magica auf. Sie stammt ungefähr aus dem Jahr 1870 und wurde von der Firma Ernst Plank in Nürnberg hergestellt.



Unter der Laterna Magica sind zwecks Erreichung der richtigen Projektionshöhe mehrere Gegenstände von technikhistorischem Interesse gestapelt: Zuunterst ein Ulmer Hocker, dann Siegfried Giedions “Herrschaft der Mechanisierung”, von der hier bereits die Rede war, eine DVD und ein unklares, aber ebenfalls mit DVD beschriftetes Ding im Mittelteil.

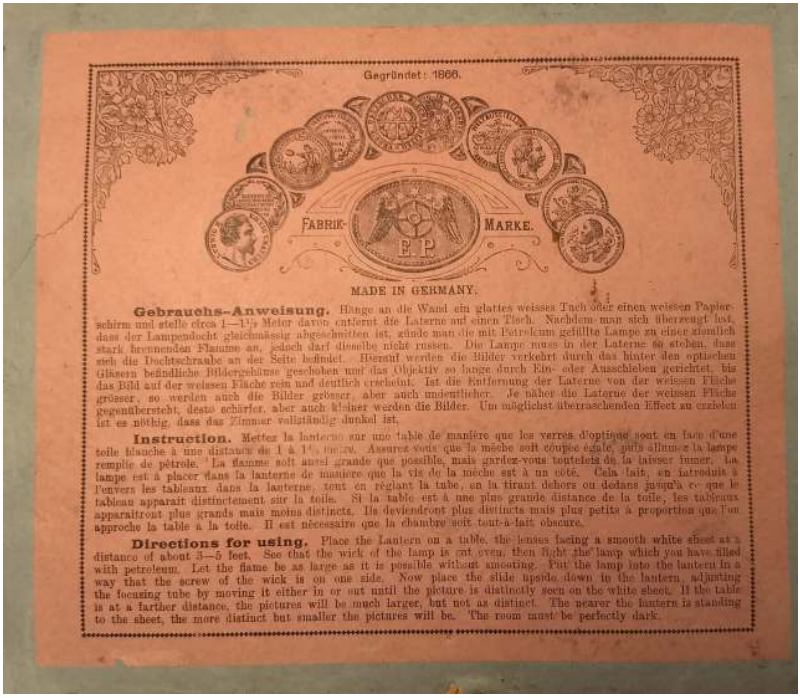
Der blaue Zettel verdeckt, wieder heruntergeklappt, das Loch, in das man die Petroleumlampe (vorne im Bild) schieben würde. Tabea hat extra ein Fläschchen mit Brennstoff mitgebracht, um uns zu demonstrieren, dass man auf diese Art überhaupt nichts sieht; wir überspringen diesen Schritt und verwenden gleich eine LED-Taschenlampe.



Leider ist die Taschenlampe ein bisschen zu klein, so dass man mit ihr nur nach und nach alle Teile des Bildes ausleuchten kann. Die Bilder liegen auf Glasstreifen vor und sind handgemalt.

Manche Streifen enthalten vier Einzelbilder, andere zieht man nach und nach vor der Lampe vorbei. Leider können wir die meisten Bilder nicht deuten – sollen die auf Tieren reitenden Menschen Angehörige bestimmter Nationen darstellen oder einfach nur die Kinder unterhalten? Stellt die hässliche Frau mit dem aufwändigen Hut eine bestimmte Spottfigur da, was bedeutet der Ohrring beim Mann, würden die Kleidungsstücke bei der Interpretation helfen? Immerhin gelingt es uns, alle Haushaltsgegenstände zu identifizieren, auf denen hier Musik gemacht wird (das vierte ist ein Wäschestampfer).

Der Deckel der Pappkiste enthält eine Gebrauchs-Anweisung für die Laterna Magica:



Gegründet: 1866.

FABRIK- MARKE.

MADE IN GERMANY.

Gebrauchs-Anweisung. Hänge an die Wand ein glattes weisses Tuch oder einen weissen Papierschirm und stelle circa 1—1½ Meter davon entfernt die Laterne auf einen Tisch. Nachdem man sich überzeugt hat, dass der Lampendocht gleichmässig abgeschnitten ist, zünde man die mit Petroleum gefüllte Lampe zu einer ziemlich stark brennenden Flamme an, jedoch darf dieselbe nicht russen. Die Lampe muss in der Laterne so stehen, dass sich die Dochtschraube an der Seite befindet. Hierauf werden die Bilder verkehrt durch das hinter den optischen Gläsern befindliche Bildergehäuse geschoben und das Objektiv so lange durch Ein- oder Ausschieben gerichtet, bis das Bild auf der weissen Fläche rein und deutlich erscheint. Ist die Entfernung der Laterne von der weissen Fläche grösser, so werden auch die Bilder grösser, aber auch undeutlicher. Je näher die Laterne der weissen Fläche gegenübersteht, desto schärfer, aber auch kleiner werden die Bilder. Um möglichst überraschenden Effect zu erzielen ist es nöthig, dass das Zimmer vollständig dunkel ist.

Instruction. Mettez la lanterne sur une table de manière que les verres d'optique sont en face d'une toile blanche à une distance de 1 à 1½ mètre. Assurez-vous que la mèche soit coupée égale, puis allumez la lampe remplie de pétrole. La flamme soit aussi grande que possible, mais gardez-vous toutefois de la laisser fumer. La lampe est à placer dans la lanterne de manière que la vis de la mèche est à un côté. Cela fait, en introduis à l'envers les tableaux dans la lanterne, tout en réglant la tube, en la tirant dehors ou dedans jusqu'à ce que le tableau apparait distinctement sur la toile. Si la table est à une plus grande distance de la toile, les tableaux apparaîtront plus grands mais moins distincts. Ils deviendront plus distincts mais plus petits à proportion que l'on approche la table à la toile. Il est nécessaire que la chambre soit tout-à-fait obscure.

Directions for using. Place the Lantern on a table, the lenses facing a smooth white sheet at a distance of about 3—5 feet. See that the wick of the lamp is cut even, then light the lamp which you have filled with petroleum. Let the flame be as large as it is possible without smoking. Put the lamp into the lantern in a way that the screw of the wick is on one side. Now place the slide upside down in the lantern, adjusting the focusing tube by moving it either in or out until the picture is distinctly seen on the white sheet. If the table is at a farther distance, the pictures will be much larger, but not as distinct. The nearer the lantern is standing to the sheet, the more distinct but smaller the pictures will be. The room must be perfectly dark.

"Hänge an die Wand ein glattes weisses Tuch oder einen weissen Papierschirm", man geht also nicht davon aus, dass die Leute zu Hause weiße Wände haben, "... und stelle etwa 1–1½ Meter davon entfernt die Laterne auf einen Tisch. Nachdem man sich davon überzeugt hat, dass der Lampendocht gleichmässig abgeschnitten ist, zünde man die mit Petroleum gefüllte Lampe zu einer ziemlich stark brennenden Flamme an, jedoch darf dieselbe nicht russen. Die Lampe muss in der Laterne so stehen, dass sich die Dochtschraube an der Seite befindet. Hierauf werden die Bilder verkehrt durch das hinter den optischen Gläsern befindliche Bildergehäuse geschoben und das Objektiv

so lange durch Ein- oder Ausschieben gerichtet, bis das Bild auf der weissen Fläche rein und deutlich erscheint. (...) Um möglichst überraschenden Effect zu erzielen ist es nöthig, dass das Zimmer vollständig dunkel ist."

Das Publikum ist dann auch sehr zufrieden mit den erzielten Effecten.

www.youtube.com/toN4uB5YBUc

Dieses Video funktioniert aus unklaren Gründen manchmal nicht in der eingebetteten Version. Die Version bei YouTube geht aber.

Kathrin Passig

Montag, 8. Oktober

Zwischen online und offline

7:12:

Vor mir liegt die Printausgabe meiner Tageszeitung. Ich lese einen Artikel über das Bild „Girl with a Balloon" des Künstlers Banksy. Es wurde letzte Woche für 1,2 Millionen Euro bei Sotheby's versteigert. Unmittelbar nach dem Zuschlag hat sich das Werk selbst zerstört – der Künstler hatte einen Schredder eingebaut. Im Artikel wird auf den Instagram-Account von Banksy hingewiesen, auf dem er ein Video der Versteigerung und der Selbstzerstörung des Bildes hochgeladen hat. Ich greife zum Mobiltelefon und schaue mir das Video auf Instagram an.

9:28:

Ich schreibe an einem Text über ein Thema, zu dem ich schon seit mehreren Jahren forsche. Ich habe meine Argumentation auf einem Blatt Papier als Sketchnote skizziert. Die Einleitungssätze habe ich mir schon gestern Abend überlegt; sie sind schnell in mein Schreibprogramm am Computer getippt. Ich möchte die Relevanz des Themas mit einem Zitat untermauern. Ich schaue in mein Bücherregal, greife zu einem Buch, indem ich ein passen-

des Zitat vermute. Ich blättere zuvor und zurück, bis ich die Stelle gefunden habe und tippe ab. Mir fällt auf, dass das Buch nicht mehr ganz taufrisch ist. Gibt es etwas Neues von der Autorin? Ich öffne Google Scholar, recherchiere sie. Nein, es gibt keine jüngeren Veröffentlichungen von ihr. Dafür stoße ich auf einen Text, in dem die Autorin zitiert wird. Im letzten Jahr erschienen. Gibt es den online? Nur hinter einer Paywall – für 39,95 Dollar. Also ResearchGate. Der Text wurde noch nicht hochgeladen; ich schreibe eine E-Mail an die schwedische Kollegin, die ihn geschrieben hat. Danach kehre ich zu meinem eigenen Manuskript zurück. Ich schaue auf meine Sketchnote. Nach dem Zitat sollte noch der Verweis auf ein anderes Buch kommen. Ich suche ihn in meinem Literaturverwaltungsprogramm, aber dort ist er noch nicht hinterlegt. Also muss ich ihn noch einpflegen, mpfh. Der Text stammt von 1993, ihn gibt es nur gedruckt, zum Glück habe ich ihn. Ich scanne den Text am Kopierer, schicke ihn mir von dort per E-Mail und speichere ihn auf meinem Rechner im Literaturverwaltungsprogramm. Jetzt noch den Zitationscode in mein Manuskript hinein und weiter geht es.

So fließen Analoges und Digitales ineinander. Ich empfinde das nicht einmal als eine Grenze, die ich überschreite, sondern beides ist Teil des ‚Workflows'. In meinem Alltag wechsle ich ständig zwischen Stift und Tastatur, zwischen Papier und Bildschirm, zwischen online und offline.

Helen Knauf

7. und 8. Oktober 2018

If Twitter then Facebook

Twitter ist ja ganz gut darin, nicht das zu tun, was die User sich so wünschen. Und so kam es Mitte August, dass Tweets über tolle, neue, interessante und bunte Techniktagebuchbeiträge nicht mehr einfach so wie früher von Geisterhand (wie das genau funktionierte, weiß ich nicht) auch auf der Facebook-Seite des Techniktagebuchs erschienen. Ich habe das erst gar nicht

gemerkt, doch so langsam denke ich, muss man das ändern, um die zahlreichen Facebook-Kontakte wieder mit wertvollen Texten aus der Technikwelt zu versorgen!

Schon ein paar Mal bin ich über den Dienst *if this then that* (ifttt) gestolpert und denke, damit muss das doch gehen. Der wird ja nicht umsonst so heißen. Also lege ich mir dort einen Account an, nur um das mal auszuprobieren. Interessant: Ich muss nicht mal eine Bestätigungsmail abwarten und einen Link anklicken, sondern kann gleich loslegen. Recht schnell finde ich auch ein Applet, mit dem das gehen müsste. Ich verbinde rasch den Twitter-Account und die Facebook-Seite des Techniktagebuchs mit ifttt, und schon kann es losgehen.

Aber was, wenn das in die Hose geht? Was, wenn ich plötzlich die Techniktagebuch-Seite auf Facebook mit irgendwelchem Mist flute und dadurch dort die vielen Qualitäts-Content gewöhnten Leser verschrecke? Also entschließe ich mich, erst mal mit meinem Twitter-Account und einer frisch angelegten Facebook-Seite einen Testbetrieb zu starten. Dafür müsste ich aber die Facebook-Seite vom Techniktagebuch auf meine neue Seite umbiegen und auch den Twitter-Account ändern. Beides gelingt mir einfach nicht.

Ich stöbere ein wenig in den diversen Suchtreffern zu diesem Thema und stelle erst mal fest, dass ein “edit”-Button bei ifttt bei mir schlicht nicht funktioniert. Damit müsste ich wenigstens den Twitter-Account umbiegen können. Geht aber nicht. Wie und ob das Ändern der verbundenen Facebook-Seite gehen soll, finde ich gar nicht heraus. Anscheinend ist mein ifttt-Account nun fest mit diesen zwei Accounts verheiratet. Bis dass der Tod uns scheidet. Und der Tod meines jungen ifttt-Accounts wird nicht lange auf sich warten lassen. Ich lösche ihn nach wenigen Minuten.

Das ist natürlich alles sehr unbefriedigend, und die ständige Techniktagebuchredaktion bekräftigt mich auch, es noch mal zu probieren und zwar gleich mit den Techniktagebuch-Accounts. Also lege ich den ifttt-Account noch mal neu an – diesmal muss ich einige Male beweisen, dass ich kein Roboter bin – richte alles wie vorher ein und warte. Warte darauf, dass jemand

den ersten neuen Beitrag schreibt und beim Veröffentlichen den dazugehörigen Tweet absetzt. Es funktioniert: Am nächsten Tag ploppt der erste frische Beitrag seit dem 18. August bei Facebook auf!

Wenn ich das richtig verstanden habe, muss man tatsächlich einen weiteren ifttt-Account anlegen, will man ifttt-Verbindungen mit verschiedenen Twitter- oder Facebook-Accounts anlegen. Eine derartige Einschränkung hätte ich nicht für möglich gehalten.

Markus Winninghoff

10. Oktober 2018

Geburtstagsgrüßeverteilung 2018

Für die Wissenschaft verzeichne ich auch dieses Jahr wieder, auf welchen Wegen mich Geburtstagsgrüße erreichen (2012, 2016, 2017). Immer noch bilde ich mir ein, zumindest ein bisschen Änderungen der Mediennutzung für soziale Kommunikation daraus ableiten zu können.

56% Facebook (öffentlich)
12% Facebook Messenger
9% WhatsApp
9% Xing-Nachricht
5% Twitter (öffentlich)
4% E-Mail
2% Insta-Story-Antwort[1]
2% LinkedIn-Nachricht
<1% Twitter-Direktnachricht
<1% Instagram-Direktnachricht
<1% Telefon
<1% Persönlich

1.) Ich habe zwei Instagram-Stories von meinem Geburtstags-Phantasialandbesuch gepostet, woraufhin sich Menschen gemeldet haben. Ich unterscheide dabei allerdings nicht zwischen Antworten auf Instagram und Antworten auf Facebook, wo die Story automatisch zweitveröffentlicht wurde.

Auffällig ist weiterhin der Trend zu persönlichen, nicht-öffentlichen Nachrichten. Wobei sich ein großer Teil der Facebook-Glückwünsche, die früher wohl auf der Pinnwand landeten, jetzt zum Facebook-Messenger bewegen. Bei WhatsApp melden sich dieses Jahr vor allem die engen Freunde und Verwandten, denen ich fast vollständig das Anrufen ausgetrieben habe.

Wie immer gilt, dass ich die Messung durch mein Verhalten beeinflusse. Dazu zählen die Instagram-Story (siehe auch Fußnote) oder die Tatsache, dass ich dieses Jahr wieder Geburtstagsurlaub habe und mich alleine mit meiner Frau im Phantasialand verstecke. (Die Glückwünsche der Phantasialandmitarbeiter zähle ich nicht mit.)

Johannes Mirus

10. Oktober 2018

Ein kurzer Ausflug in die Schreibmaschinenzeit

Ich habe schon lange keine Übersetzung mehr abgegeben, die in echten alten Normseiten berechnet werden soll. Die Normseite ist ein Relikt aus der Schreibmaschinenzeit – damals konnte man die Länge eines Texts am einfachsten berechnen, indem man die getippten Seiten zählte. Das habe ich schon nicht mehr persönlich erlebt. Etwas später stellte man dann eben sein Textverarbeitungssystem so ein, dass die Darstellung der Schreibmaschinen-Normseite entsprach. So eine Normseite hat 30 Zeilen à 60 Zeichen, aber das entspricht in der Realität so gut wie nie 1800 Zeichen – die Seite enthält ja Leerzeilen, die Zeilen werden nicht ganz voll, vor allem, wenn Dialog enthalten ist, und getrennt wird traditionell auf einer Normseite auch nicht.

Deshalb hatte ich schon lange nur mit Auftraggebern zu tun, die mit einer an die aktuellen technischen Gegebenheiten angepassten Normseitendefinition arbeiten: Zeichenzahl geteilt durch 1500, denn 1500 Zeichen passten eben auf eine durchschnittliche Normseite, und die Gesamtzeichenzahl kann man sich in fast allen mir bekannten Editoren leicht anzeigen lassen.

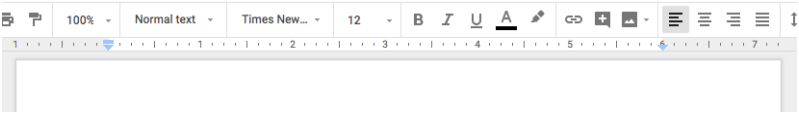
Heute steht aber in der Mail vom Auftraggeber ausdrücklich “Normseite (1800 Zeichen)”. Ich will nicht den ganzen Text umformatieren und finde die Fake-Schreibmaschinen-Formatierung außerdem hässlich und wenig lesefreundlich. Sicher gibt es doch inzwischen Normseiten-Berechnungstools im Netz, die mir das Ergebnis auch ohne Umformatierungsgetue mitteilen können?

Aber alle Tools, die ich finde, dividieren einfach nur die Zeichenzahl durch 1800. Das wäre ein Geschäft zu meinen Ungunsten. Umkopieren in ein Textverarbeitungstool mit eingebauter Normseitenformatierung (ich vermute jedenfalls, dass es die inzwischen eingebaut gibt) kommt leider nicht in Frage, weil ich auf dem aktuellen Laptop weder Word noch Open Office habe, eventuell nicht einmal Pages. Letzteres weiß ich gar nicht genau, die Frage hat sich in den anderthalb Jahren, die ich den Laptop besitze, noch nicht gestellt.

Ich suche also nach Angaben, wie die Seitenränder, bei so einer Normseite einzustellen sind und formatiere mein Googledoc entsprechend um. Dazu muss ich die gefundenen Seitenrandangaben zuerst mit einem weiteren Tool von cm in Inch umrechnen, weil Google Docs an dieser Stelle nur Inch-Angaben akzeptiert oder ich nicht herausfinde, wie man das ändern könnte. Wie viele Zeichen in der Monospace-Schriftart Courier New in eine Zeile passen, kann ich direkt sehen, da auch bei Google Docs noch die alte Buchstabenzählhilfe existiert, die früher an der Schreibmaschine eingraviert war.

Meine alte Schreibmaschine, kurz vor ihrer Verschrottung fotografiert:

Bei Google Docs:



Eine Zeilenzahlanzeige gibt es aber nicht, und die ergoogelten, umgerechneten Zeilenränder führen nicht zur angestrebten 30-zeiligen Seite. Nachdem ich zum vierten Mal mühsam nachgezählt habe, verliere ich die Geduld, lege eine Nachzählhilfsseite an, die nur aus Zeilennummern besteht und ändere die Zeilenränder so lange im Trial&Error-Verfahren, bis die Seite genau 30 Zeilen enthält.

Ich speichere diese Version des Dokuments in der Versionsgeschichte unter dem Titel “Normseiten-Formatierung”, lasse mir die Seitenzahl anzeigen, subtrahiere die Hilfsseite, die nur die Zeilenzahlen enthält und stelle die ursprüngliche, schönere Formatierung des Dokuments wieder her. Dann teile ich dem Auftraggeber die Seitenzahl mit, schicke ihm den Link zum Googledoc und biete ihm an, die Normseitenformatierung bei Bedarf wiederherzustellen. Aber vielleicht möchte er ja auch gar nicht so dringend zurück zur Schreibmaschinenseite.

Kathrin Passig

11.10.2018

YouTube-Videos gucken in 15 einfachen Schritten

Ich möchte Videos auf YouTube gucken. Allerdings komme ich auf die dumme Idee, YouTube-Videos über die PlayStation auf dem Fernseher gucken zu wollen. Wir benutzen die PS3 nur sehr selten. Eingeweihte wissen, was das bedeutet:

1. PS3 starten.

2. Controller aktivieren. Feststellen, dass der Akku vom Controller leer ist.
3. Ladekabel suchen.
4. Ladekabel einstecken, Controller laden, aktivieren und dann mit dem Nutzerkonto anmelden.
5. YouTube öffnen.
6. YouTube kann sich nicht verbinden. Man kann aber nur auf OK drücken, worauf YouTube wieder versucht, sich zu verbinden und so weiter.
7. Das Programm kalt beenden und die Netzwerkeinstellungen prüfen. Feststellen, dass keine Internetverbindung besteht.
8. Internetverbindung neu einrichten.
9. YouTube öffnen.
10. Die PS3 möchte, dass ich mich mit dem PS3-Netzwerk verbinde.
11. Mit dem PS3-Netzwerk verbinden.
12. Verbindung funktioniert nicht, weil erst ein Systemupdate installiert werden muss. Man kann nur auf OK drücken, worauf man wieder gebeten wird, sich mit dem PS3-Netzwerk zu verbinden und so weiter.
13. YouTube kalt beenden und das Update starten.
14. Warten.
15. Wieder einloggen, YouTube öffnen, Video raussuchen und starten.

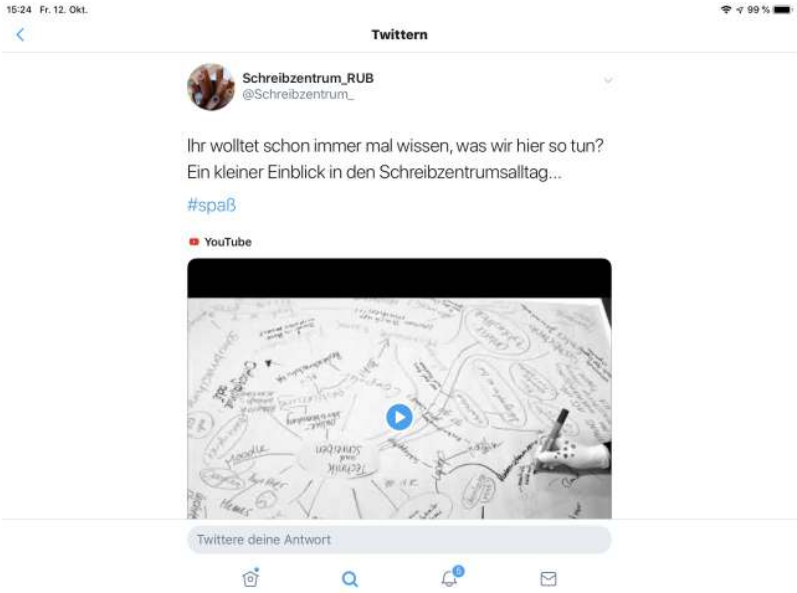
In der Zwischenzeit habe ich das Video schon auf dem Laptop gestartet und muss dann außerdem noch rausfinden, wie man YouTube-Videos auf der PS3 vorspult. Immerhin war es eine insgesamt lehrreiche Veranstaltung.

Anne Schüßler

11.10.2018

Technik mit Technik mit Technik mit Technik . . .

Ich bin eine schüchterne Twitter-Nutzerin, d. h. ich sage nie was, sondern folge nur vorsichtig anderen Twitter-Nutzenden, die Dinge schreiben oder Links zu Texten teilen, die ich interessant finden könnte. Ich finde auch vieles interessant, manches rätselhaft, etliches bewundernswert oder erfreulich. Vor diesem Hintergrund schaute ich gestern Nacht auf dem Weg ins Bett noch einmal nach neuen Twitter-Beiträgen und fand unter anderem einen Tweet der Kolleginnen im Schreibzentrum der Universität Bochum:



Man konnte darin ein Video anklicken, was ich dann auch tat. Was ich fand, kann man hier sehen:

www.youtube.com/eNHn4-2XVXI

Ein Video zum Geburtstag des Bielefelder Schreiblabors, das unsere jubiläumsbedingte Einladung, im Techniktagebuch etwas zum Thema Schreiben und Technik zu schreiben, an diesem Ort und in einer sehr schönen Verschachtelung aufgreift: Mit Videotechnik wird die Nutzung einer Brainstormingtechnik zur Exploration von Ideen zum Verhältnis von Schreiben und Technik aufgezeichnet. So ein schönes Geschenk! Wir danken! Und auf Twitter versteckt wie ein Osterei. Wir haben's gefunden und tragen es sogleich ins Techniktagebuch.

Stefanie Haacke

Oktober 2018

Immer offene Browsertabs, der späte Beginn einer Chronik (VII)

Das letzte Update war im Februar 2017.

Tabs, die ich immer offen habe (in Chrome):

- Google Drive (seit etwa 2006)
- Google Calendar (seit etwa 2006)
- Tumblr (seit Februar 2014)
- Tweetdeck (seit Anfang September 2014)
- Facebook Messenger (seit Mai 2015)
- Telegram (nutze ich seit Januar 2015, scheint sich aber als separates Tab erst später etabliert zu haben)
- Google Keep (seit Juli 2015)

- WhatsApp (ab April 2017)
- Reddit (immer wieder mal seit 2005, diesmal seit irgendwann 2017)
- Hacker News (immer wieder mal seit ca. 2008)
- Duolingo (wieder ab ca. Herbst 2017)
- Mastodon (ab ca. Frühjahr 2018)

Veränderungen: Duolingo war im Tagesablauf eine Weile durch Pokémon Go verdrängt, dann konnte es sich wieder als ausgiebig genutztes Tab etablieren. Auch Reddit und Hacker News sind wieder aufgetaucht, ich schaue aber nicht täglich rein. Neu hinzugekommen sind WhatsApp (sehr wenig genutzt, manchmal zeigt es wochenlang nur die Aufforderung, die Verbindung mit dem Handy neu herzustellen) und Mastodon. Mastodon interessiert mich, auch wenn ich aus verschiedenen Gründen nicht daran glaube, dass es ein besseres Twitter werden wird, aber es hat bisher keinen richtigen Platz im Tagesablauf gefunden und so zeigt auch dieses Tab gelegentlich wochenlang nur die Login-Aufforderung an. Da der aktuelle Laptop über mehr RAM verfügt als sein kurz nach dem letzten Beitragsupdate gestohlener Vorgänger, kann ich es mir leisten, auch Tabs dauerhaft offen zu halten, die ich gar nicht so dringend brauche.

Nicht wieder aufgetaucht sind das im Mai 2015 geschlossene Facebook-Tab (öffne ich alle paar Tage, um nach den Benachrichtigungen zu sehen), das im Sommer 2016 geschlossene Gmail-Tab (mehrmals täglich, aber nur bei konkretem Bedarf, meist nachdem ich die neue Mail auf dem Handy gesehen habe) und der wohl im Laufe des Jahres 2015 verschwundene Feedreader feedly, den ich immerhin am Handy noch alle paar Tage verwende.

Kathrin Passig

August bis Oktober 2018

Wahrscheinlich kompliziertestes Geldtransferverfahren der Gegenwart: der h&m-Geschenkgutschein

15. August

Ich bestelle entgegen meiner sonstigen Gewohnheiten bei h&m eine physische Geschenkkarte aus Plastik. Eine Freundin wünscht sich das so. Sie möchte die Karte einem Geschenkpaket für eine Person beilegen, die nur im Laden einkaufen kann, nicht auf der h&m Website und auch nicht mit einem Gutschein, den man erst selbst ausdrucken müsste. Dass ich Quasi-Geld in Form der Geschenkkarte auf dem Postweg verschicken lassen muss, fühlt sich ein bisschen unbehaglich an. Ich könnte der Freundin auch Geld überweisen, von dem sie eine h&m-Geschenkkarte an der Supermarktkasse kauft, ich habe solche Karten dort schon gesehen. Aber die Freundin wird sich was dabei gedacht haben, und h&m ist schließlich ein großes Unternehmen, wird schon gutgehen.

Ich bekomme eine Bestellbestätigung per Mail.

16. August

Wie sich herausstellt, wusste die Freundin einfach nur nicht, dass es h&m-Karten auch an der Supermarktkasse gibt. Damit konnte ich nicht rechnen, dass jemand noch weniger als ich über Geschenkkarten weiß.

Der Kundenservice schreibt mir, dass meine Bestellung unterwegs ist. Bei der Freundin kommt jedoch keine Geschenkkarte an, weshalb ich am

24. August

per Mail beim Kundenservice nachfrage. Schon am

7. September

antwortet der Kundenservice: “Ich würde dich bitten, uns einmal telefonisch zu kontaktieren, sofern der Gutschein noch nicht bei dir angekommen ist. Damit wir auf diesem Weg alles mit dir gemeinsam besprechen und klären können.”

Eine Telefonnummer steht nicht in der Mail. Ich suche sie auf der Website, lausche eine Viertelstunde schlimmer Warteschleifenmusik und werde schließlich mit einem sehr freundlichen Niederländer verbunden. Obwohl ich mühsam sehr viele Angaben buchstabiere (”Paula . . . , nein, nicht Paula! Kathrin war schon richtig! Also . . . Papa Alpha Sierra Sierra India Golf . . . Papa . . . Alpha . . . ”) ist meine Bestellung nirgendwo auffindbar. Es gebe heute Probleme mit dem Computer, ich solle morgen noch einmal anrufen. Außerdem versichert man mir, dass ich das Geld auf jeden Fall zurückkriege, nur halt nicht heute. Das hat der Verbraucherschutz zu meinen Gunsten so geregelt: Man muss nicht nachweisen, dass etwas im Versandhandel Bestelltes nie angekommen ist.

22. September

Ich raffe mich ein zweites Mal auf, rufe die Hotline an und höre mir zwanzig Minuten schlimme Musik an. Es ist schwer, sich in der Wartezeit nicht schon mal warmzuärgern. Diesmal gerate ich an eine unfreundliche Mitarbeiterin, die sich dieselben Daten wie beim letzten Mal buchstabieren lässt und darauf besteht, dass ich eine Kundennummer haben muss. Wenn ich keine Kundennummer habe, dann habe ich halt nie was bestellt. Meine Bestätigungsmails interessieren sie nicht. In Onlinebestellungen, sagt sie schließlich, habe der allgemeine Kundenservice überhaupt keinen Einblick, ich solle irgendwo anders anrufen. Nein, eine Nummer von diesem Irgendwo habe sie auch nicht, die könne ich per Mail beim Kundenservice erfragen.

Ich jammere im Techniktagebuch-Redaktionschat und kündige an, als Nächstes die offizielle Einschreiben-mit-Rückschein-Route zu nehmen, “der Support sind nur 1000 Schimpansen an Schreibmaschinen”.

“H&M auf Twitter schon versucht, nehme ich an?”, fragt Feathers McGraw. Ich sage, dass mir das auf Twitter zu peinlich ist. Die Leute denken noch, ich kaufe h&m-Geschenkkarten! “Man kann ja followen und dm-en”, sagt Feathers. Ich weiß auch nicht, warum ich da nicht selbst drauf gekommen bin, und probiere es gleich aus.

23. September

Der h&m-Twittersupport antwortet und bittet um Namen, Adresse, Geburtsdatum, E-Mail-Adresse. Ich bin froh, dass ich diesmal nichts buchstabieren muss, und schicke als Bonustrack noch einen Screenshot der Bestellbestätigung mit.

24. September

Der Twittersupport schreibt mir, dass „nach Rücksprache mit unserem Back Office” meine Geschenkkarte auf dem Postweg verloren gegangen ist, “weshalb diese leider nicht mehr eintreffen wird”. Man werde mir im Verlauf der Woche den Ersatz “als E-Geschenkkarte per E-Mail an die hinterlegte E-Mail-Adresse” übermitteln.

26. September

Mail vom Kundenservice: “Liebe Kathrin, in den letzten Wochen ist es leider einige Male vorgekommen, dass Geschenkkarten auf dem Versandweg entwendet wurden. Du warst leider eine der Betroffenen. Dies bedauern wir sehr und wir entschuldigen uns für die dadurch entstandenen Unannehmlichkeiten. Umso mehr ist es uns ein persönliches Anliegen, dir deinen Schaden zu erstatten und dir transparent mitzuteilen, dass wir diese Vorfälle strafrechtlich verfolgen werden.”

Noch am selben Tag trifft die “E-Geschenkkarte” per Mail bei mir ein. Twitter hat geholfen! Ich leite sie an die Freundin weiter.

Das Problem, dass die eigentliche Empfängerin mit dem digitalen Gutschein nichts anfangen können wird, ist weiterhin ungelöst. “Ich kann das ja nicht in einen physischen Gutschein umwandeln”, schreibt die Freundin, “und wie gesagt, sie kann nicht online.”

Ich weise darauf hin, dass in der Mail mit dem Gutscheincode zwei Optionen beschrieben sind, online und offline. Offline geht so:

1. Klicken Sie oben auf “E-Geschenkkarte einlösen“.
2. Drucken Sie den Gutschein aus oder speichern Sie ihn auf Ihrem Handy.
3. Zeigen Sie den Gutschein und Strichcode an der Kasse vor.

”Du müsstest es halt eventuell für sie ausdrucken”, sage ich.

9. Oktober

“Nachtrag zur Geschenkkarte”, schreibt die Freundin, “nachdem in der Mail steht, dass man sie online und offline verwenden kann, steht beim Einlösen der Karte (also dem, was man ausdrucken muss), dass man sie nur online verwenden kann derzeit. Wie kann ein Unternehmen so einen fuckeduppenen Prozess haben und überleben? Ich versuch den jetzt hier in der Firma zu verkaufen und kaufe dann eine Geschenkkarte im Supermarkt.”

Wenig später die Erfolgsmeldung:

“Ich bin dann in der Firma herumgelaufen und habe mit Leuten geredet WIE EIN TIER und dann fand sich eine Kollegin, die sagte ‘Ich mach das, ich muss eh zu h&m. Soll ich dir eine Geschenkkarte mitbringen oder willst du lieber Bargeld?’ Der Schluss-Schluss (Übergabe der Karte an zu Beschenkende) steht noch aus. Aber das kriegen wir hin. h&m online ist echt ein Endgegner.”

“Da wär ja Bitcoin einfacher gewesen”, sage ich, was als Witz nur so mittelgut funktioniert, weil Bitcoin tatsächlich einfacher gewesen wäre. Genau wie jedes andere Verfahren.

Kathrin Passig

12. Oktober 2018

Coworkingspace mit Matrix-Anschluss

Ich bin nach 10 Tagen wieder im Co-Working meiner Stadt. Ich nehme mir vor, nicht zu fremdeln und nehme am Mittag die Einladung von drei anderen Co-Workern an, gemeinsam essen zu gehen. Sie meinen, das Lokal wäre gleich da. Einen Stock tiefer. Das Co-Working ist in einem Ärztehaus, das Treppenhaus aus den Sechzigern hat schon bessere Zeiten gesehen, ich habe hier noch nie ein Schild für ein Restaurant gesehen. Ich gehe mit und lasse mich überraschen.

Wir gehen ein Stockwerk tiefer und durch eine dunkelgraue Feuerschutztür. Plötzlich stehen wir in einem nagelneuen Asia-Restaurant, sehr schön, sehr neu und ganz anders und ich bin in der Matrix, obwohl ich weder eine blaue noch eine rote Pille geschluckt habe.

Wir setzen uns hin und bekommen ein Tablet gebracht. Erklärt wird nichts. Meine Begleiter wissen aber schon Bescheid, sie waren schon mal da. Es ist ein All-You-Can-Eat-Restaurant (für 15 Euro pro Person) mit chinesischen und japanischen Gerichten, es gibt aber kein Buffet. Hier läuft es anders: Für bis zu 5 Personen wird ein Tablet ausgehändigt. Jede Person darf bis zu fünf Gerichte bestellen, und das in 15-minütigem Takt. Die Auswahl ist groß.

Die erste Bestellrunde ist recht umständlich, nacheinander darf jeder auf dem Tablett seine 5 Gerichte aussuchen, in einen Warenkorb legen und dann auf den Bestellknopf drücken (nicht vergessen, sonst bekommt man auch

nichts zu essen). Nachdem man den Bestellknopf gedrückt hat, läuft ein Timer auf dem Tablett rückwärts bis null, bis man wieder bestellen darf. In der Zeit wird das Essen frisch gekocht.

Neben uns sitzen jüngere Co-Worker. Sie empfehlen uns, gleich nach der ersten Bestellung die nächste Auswahl in den Warenkorb zu legen. So spart man Zeit, und gleich wenn die erste Viertelstunde abgelaufen ist, kann man den schon ausgesuchten Warenkorb bestellen. Das kommt uns sinnvoll vor, die Schüsseln sehen klein aus, eine zweite Runde schaffen wir ganz sicher.

Das Essen kommt. Keiner weiß mehr, was er bestellt hat. Alle Schüsseln werden in die Mitte gesetzt, jeder probiert was. Die zweite Bestellung haben wir auch in Auftrag gegeben, während wir uns durch Bestellung Nr.1 durchessen. Wir sind fast mit Nr 1 fertig, da kommt schon Bestellung Nr 2 mit 20 Gerichten. Der Hunger ist aber schon weitgehend gestillt – gut, dass die anderen Co-Worker da sind und uns aushelfen.

Sie erzählen, dass man hier NUR bis zu zweieinhalb Stunden sitzen, bestellen und essen kann. Sie hätten es letzte Woche ausgereizt und im Viertelstundentakt ihre bis zu 5 Gerichte zu viert zweieinhalb Stunden lang gegessen. Danach wurden sie hinauskomplimentiert.

Abgerechnet wird wieder mit dem Tablet, Pauschale und Getränke. Die Bedienung kassiert und wir gehen wieder durch die Metalltür zwischen den gestapelten Getränkekästen. Die Tür schließt sich und das Restaurant ist weg. Ich sehe nicht zweimal die gleiche schwarze Katze, mein Bauch ist voll, ich war doch nicht in der Matrix – hat sich aber doch so angefühlt.

Nathalie Passig

12.10.2018

Die Smart-Home-Enttäuschung

2016 haben wir ein Haus gekauft und sind zusammengezogen. Berufsbedingt habe ich ein Faible dafür, Dinge nicht mehr als zweimal manuell zu machen, wenn man sie intelligent automatisieren kann.

Das Haus hat im Erdgeschoss vier Rollos, die ich automatisch steuern will. Während der Renovierung habe ich schon überlegt, wie ich das mit einem Raspberry Pi als Steuerzentrale anstellen kann und kam auf eine Lösung mit fernsteuerbaren Rollowicklern, die ich über modifizierte Funkschalter des Herstellers steuere.

Während der Renovierung stellte sich heraus, dass ich von den verschiedenen per Funk steuerbaren Rollowicklern für drei Fenster das einfachste Modell nutzen kann. Das große Wohnzimmerfenster zur Terasse hin hat jedoch ein so großes – und damit schweres – Rollo, dass dort das stärkste Modell, das zugleich auch die intelligenteste Elektronik hat, eingebaut werden muss (siehe erstes Bild)

Dieses Modell verfügt über eine Zeitschaltprogramm, mit dem es ausreichend viele andere Rollowickler desselben Systems steuern kann.

Über eine Funkuhr weiß das System Datum und Uhrzeit, über die Postleitzahl den ungefähren Standort. Aus einer einprogrammierten Tabelle kann es die Zeiten für Sonnenauf- und -untergang ermitteln.

Über separate, ebenfalls drahtlose Lichtsensoren könnte es erkennen, dass die Sonne gerade in ein bestimmtes Fenster scheint, und das Rollo so weit runterfahren, dass das Zimmer nicht überhitzt etc.

Zugleich kann man sinnvolle Abhängigkeiten angeben. Die Rollos schließen jetzt bei Sonnenuntergang, spätestens jedoch um 21:30, öffnen sich bei Sonnenaufgang, frühestens jedoch um 6:45.

Ich kann außerdem für jeden angeschlossenen Wickler bestimmen, ob er den Befehlen zum Öffnen bzw. Schließen aus der "Zentrale" gehorcht oder eben nicht reagiert.

Der extrem kritische Rollowickler für die Terassentür schließt das Rollo tatsächlich nur auf manuellen Befehl am Wickler selber, damit wir uns nicht an einem lauen Sommerabend aussperren – siehe zweites Bild: Die LED unter der Mondsichel ist aus, das Rollo schließt sich nicht von selbst. Vor dem Urlaub drückt man dann für 2 Sekunden die Taste mit der Mondsichel und nachts ist auch diese Tür automatisch gesichert.

All das mit einem Raspi selber zu lösen würde Zeit kosten (wo bekomme ich eine Liste mit Sonnenenauf- und -untergängen her? Mit welchen Relais kann ich die Funkschalter steuern? usw.), hätte dabei aber nur den einen Vorteil, dass das Terrassenrollo abhängig davon, ob die Tür offen oder geschlossen ist (per Türsensor ermittelt) doch automatisch runterfahren könnte.

Was aber vollkommen egal ist, da der Hund abends nochmal zum Pinkeln in den Garten geht. Vorher darf das Rollo also eh nicht unten sein, und derjenige von uns Menschen, der ihn raus lässt, kann danach das Rollo manuell schließen.

Ähnlich (in aller Kürze) die Heizung: Die kann sich schon selber mit dem Internet verbinden und die App des Herstellers ermöglicht sogar eine komfortablere Programmierung der Heizkreise, als das an der Heizung selber möglich ist. Per Browser kann man sogar den Gasverbrauch des Gerätes auf Stunden heruntergebrochen protokollieren lassen Lediglich das Auslesen der Außentemperatur per cURL-Aufruf auf das Webinterface des Geräts habe ich letzte Woche ausprobiert, konnte aber für diesen Wert derzeit keinen sinnvollen Einsatz finden.

Ebenso der Staubsaugroboter. Auch der ist online, hat eine App und kann sogar nach mehreren Zeitplänen automatisch starten, was aber nur mittelnützlich ist, da die Stromkabel der Stehlampen vorher zur Seite gepackt werden müssen, damit er sich dort nicht verfängt. Eine Aufgabe, die ich derzeit noch nicht per Script lösen kann.

Volker König

August bis Oktober 2018

It's a long way to our Mailingliste

Nach rund 20 Jahren fange ich wieder mit kommunalpolitischer Arbeit bei unserer Grünen Ratsfraktion an. Nach einigen Monaten fällt mir auf, dass zwar inzwischen alle online sind, aber die Mails "an die Fraktion" über mehrere, sehr unterschiedliche "Verteiler" laufen.

Die Geschäftsführerin hat einen anderen Verteiler als der Fraktionsvorsitzende, der seine Mails wieder an andere Adressen schickt als der Kassenwart.

Das führt zu Verzögerungen während der Sitzungen, weil man regelmäßig per Mail an “alle” geschickte Infos nochmal mündlich vortragen muss, da “alle” eben nie “alle” sind.

Als Digitalnomade würde ich gerne per Handy aktuelle Zeitungsartikel auf den Verteiler schicken oder Berichte aus dem Ausschuss, in dem ich als sachkundiger Bürger mitwirke, müsste mir aber jedes Mal die letzte Mail der Geschäftsführerin raussuchen, die den vollständigsten und aktuellsten Verteiler hat, damit ich das größte vorhandene “alle” erreiche.

“Das muss doch nicht sein”, denke ich mir, und schlage vor, dass wir eine klassische Mailingliste über Yahoogroups oder Googlegroups einrichten. Erst eine für die mit der Ratsfraktion aktiven ParteifreundInnen, und wenn es sich eingespielt hat, zusätzlich auch themenbezogene.

Alle Anwesenden stimmen zu.

Bei Yahoogroups bin ich nach dem aktuellen Verkauf von Yahoo unsicher, ob dort Veränderungen bevorstehen, also richte ich am 23.8. eine Fraktionsmailingliste bei Googlegroups ein und schicke Einladungen an alle Adressen aus dem Verteiler der Geschäftsführerin.

Noch am selben Tag nehmen zwei ParteifreundInnen die Einladung an. Oh, Moment, ein Parteifreund, die andere Mailadresse ist meine eigene.

Am nächsten Tag meldet eine Parteifreundin Probleme – es stellt sich heraus, dass ein Annehmen von einer Adresse aus, die mit einem Android-Smartphone verknüpft ist, nur geht, wenn man im Browser vorher mit dieser ID bei Google eingeloggt ist

Bug oder Feature? Egal, ich lasse mir die Einladungsmails weiterleiten und klicke selber auf den Link, alles gut.

30.8. Fünf ParteifreundInnen sind in der Mailingliste.

31.8. Ein Parteifreund schreibt eine Mail an sein “alle”, dass Googlegroups ja die gesamten Usenet-Gruppen übernommen habe und daher alles in der Liste öffentlich sei. Ich korrigiere: Der erste Teil stimmt, alle Usenet-Gruppen sind automatisch Googlegroups, aber dennoch sind Googlegroups per Default nicht öffentlich. Unsere kann man nicht einmal sehen, wenn man nicht ihren Namen kennt oder Mitglied ist.

Im September melden sich auf jeder Fraktionssitzung ein oder zwei ParteifreundInnen und fragen, was mit der Mailingliste sei. Ich erneuere direkt vor Ort ihre Einladungen, lasse mir die Mails weiterleiten und bestätige sie.

Es ist fast Mitte Oktober und endlich sind mehr als 50% der ca. 25 Adressen auf dem Verteiler der Geschäftsführerin in der Mailingliste.

Mitglieder ohne Einladung und "opt-in" zur Liste hinzuzufügen traue ich mich nicht, weil Google bei einer Beschwerde Missbrauch annimmt und die Liste möglicherweise sperrt.

Derzeit haben wir zur Kommunikation innerhalb der FraktionsmitstreiterInnen also neben den diversen, abweichenden und nicht aktuellen Verteilern der einzelnen Personen zusätzlich noch eine unvollständige Mailingliste.

xkcd hätte es mal wieder vorhergesehen.

Alan Smithee

Oktober 2018

Und sie bewegt sich doch

Ich möchte von Mainz Hauptbahnhof zum Frankfurter Flughafen fahren. Wohl weil es sich um einen Regionalzug handelt, den ich nehmen will, ist es auf bahn.de nicht möglich, ein Ticket zu buchen. Im DB Navigator auf dem Smartphone hingegen geht es – wenn auch nur zum sofortigen Fahrtantritt. Ich warte also, buche, trete sofort an, werde kontrolliert und mache das, was ich immer mache, wenn meine Fahrkarte kontrolliert wird: Ich rufe das Handyticket in der App auf, tippe aufs Display, um die Helligkeit auf die höchste Stufe zu stellen, halte mein Handy der kontrollierenden Person hin und harre der Dinge.

Dieses Extremverhalten meinerseits verwirrt die Kontrolleurin so sehr, dass sie spontan anfängt, Englisch mit mir zu sprechen. Um sie bei Laune zu halten, scrolle ich ein bisschen in meinem Ticket auf und ab. So kann sie erkennen, dass ich tatsächlich eine Fahrkarte von Mainz nach Frankfurt gebucht

habe, erfahren, wie ich heiße, und das aktuelle Datum sowie eine sechsstellige Folge aus Zahlen und Buchstaben ablesen. Diese Angaben scheinen ihr allerdings nicht zu genügen. Dass sie ihren Fahrkartenscanner nicht nutzt, überrascht mich wenig, da das Ticket, anders als gängige DB-Tickets, nicht über einen scanbaren Code verfügt. Aber was will sie dann sehen? Aus dem inzwischen auf Deutsch fortgeführten Dialog ergibt sich schließlich die Lösung:

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

Ihr Interesse gilt dem kleinen, bei näherer Betrachtung zugförmigen Logo des Rhein-Main-Verkehrsverbunds (RMV), das oberhalb der genannten Daten durch die App fährt. Erst dadurch ist für die Kontrolleurin der Beweis erbracht, dass ich ihr nicht nur einen Screenshot zeige, sondern tatsächlich ein gültiges Ticket. Sie nickt zufrieden und geht weiter. Ich bleibe zurück, schreibe diesen Text und mache die oben gezeigte Bildschirmaufzeichnung – ein Video, das es nach Vorstellung des RMV wohl nicht geben kann und geben darf.

Christopher Bergmann

Ungefähr 2008-2018

Sein großer Einsatz kam nie

In der ständigen Redaktionskonferenz kommt das Gespräch auf Technik, die wir ungenutzt zuhause herumliegen haben. Wir sind bald bei der Steigerungsform – technische Geräte, die wir besitzen, aber überhaupt noch nie verwendet haben.

In meinem Fall gehört dazu ein Diktiergerät, das mit kleinen Magnetbandkassetten arbeitet, wie sie früher auch in Anrufbeantwortern verwendet wurden. Ich muss es irgendwann Mitte bis Ende der Nullerjahre bei Ebay gebraucht gekauft haben.

Ich hatte damals dieses Buch gelesen, welches die Geschichte der ersten US-amerikanischen Punkbands wiedergibt, und zwar in From von *Oral History*, also nur anhand von Erzählungen der Beteiligten ohne Interviewfragen, weiteren Erklärungstext oder Kommentar. Die Aussagen sind einander allerdings so pointiert gegenübergestellt, dass sich oft Rashomon-artig gegensätzliche Sichtweisen der Ereignisse ergeben.

Ich wollte daraufhin gern etwas Ähnliches für eine Szene machen, deren Teil ich in den 1990er und 2000er Jahren war. Leider habe ich diesen schönen Plan bis heute nicht in die Tat umgesetzt. Das heißt, ich habe einmal spontan ein passendes Gespräch in einem Restaurant aufgenommen – aber nicht mit dem Diktiergerät, sondern mit meinem iPhone 4. Und obwohl ich das Smartphone dazu einfach auf den Tisch zwischen die Beteiligten gelegt hatte, war überraschenderweise die Tonqualität derart gut, dass sofort klar war, dass ich das Diktiergerät wohl nie mehr verwenden würde.

Virtualista

Oktober 2018

Ich eröffne ein Konto bei einer Direktbank, um Münzen einzuzahlen

Da ich auf meinem Tablet mit Chrome “herumsurfe” und dort keinen Adblocker installiert habe, sehe ich ein Werbebanner der comdirect-Bank, die Kontoeröffnungen mit vergleichsweise üppigen Boni belohnt. Um selbige einzustreichen, fülle ich flugs das Online-Eröffnungs-Formular aus, aus dem ein PDF generiert wird, was ich ausdrucke und unterschreibe.

Am nächsten Tag gehe ich zur Post, um dort bei einem etwas zu indiskreten Schaltermitarbeiter ("Na, Zwischenstation in Leipzig gemacht, was?" – beim Blick auf meinen in Dunkeldeutschland ausgestellten und per Aufkleber auf meinen jetzigen westdeutschen Wohnort umgerubelten Perso; "Ach, gibt's von der comdirect wohl wieder 100 Euro?") beim Fertigmachen der Postsachensendung) per Postident-Verfahren die Kontoanmeldung zu finalisieren.

Innerhalb weniger Tage bekomme ich mehrere Briefe von der comdirect, mit allen möglichen PINs und Karten und Tralala. Insbesondere das Verfahren zur Freischaltung des Foto-TAN-Verfahrens ist interessant: Ein Brief enthält ein farbfrohes Pünktchenmuster, das mit einer von der comdirect bereitgestellten App einzulesen ist, und im Anschluss daran ist dann nach Anmeldung am Online-Banking ein weiteres farbfrohes Pünktchenmuster auf dem PC-Bildschirm einzulesen, was beides erstaunlich gut funktioniert – also trotz schräg gehaltenem Billig-Smartphone und mäßiger Beleuchtung.

Um nun endlich zum Thema der Überschrift zu kommen: Tatsächlich kann man als Kunde der comdirect bis zu 3x jährlich in den Filialen der Commerzbank (die Namensähnlichkeit ist nicht zufällig) an entsprechenden Automaten gebührenfrei Bargeldeinzahlungen vornehmen – das ist heutzutage nicht mehr selbstverständlich.

Als ich noch in Leipzig wohnte, bin ich immer zur Bundesbankfiliale um die Ecke gegangen, wenn ich mal wieder Klimpergeld in Raschelgeld umtauschen wollte; diese komfortable Möglichkeit besteht an meinem aktuellen Wohnort nicht mehr. Aber dafür kann ich tatsächlich 250 Münzen (die glatte Zahl ist Zufall) in den Schlund eines Geräts aus dem Hause Diebold-Nixdorf werfen, die unter erheblichem Getöse sortiert, gezählt und nach kurzer Zeit meinem Konto gutgeschrieben werden:

Einzahlungsquittung

Wir bestatigen den Erhalt Ihrer
Einzahlung:

23 x EUR	0,20	EUR	4,60
18 x EUR	0,10	EUR	1,80
62 x EUR	0,05	EUR	3,10
82 x EUR	0,02	EUR	1,64
65 x EUR	0,01	EUR	0,65

Summe: EUR 11,79

IBAN: [illegible]
Kartenfolge-Nr.: 0

Verw.zweck: EINZAHLUNG 16.10.2018 17:59
32801 Luebeck

Geräte-Nr.: 39691
Geschäftsvorfallnr.: 9823

16.10.2018 17:59 Uhr

Commerzbank AG
Luebeck

Darüber hinaus weist das Konto weitere spannende Features auf, die ich bislang noch nicht ausprobiert habe, d. h. Google Pay und kontaktloses Bezahlen (oder zumindest Bezahlen ohne PIN oder so etwas). Es bleibt also spannend; das werde ich testen, sobald mein Guthaben 11,79 € übersteigt.

schilderburger

Oktober 2018

Verifizieren eines Mobiltelefonanschlusses

Am heutigen Tag habe ich die Gelegenheit genutzt, mich in einem Ladengeschäft in der Innenstadt bei O2/Telefonica zu informieren, ob ich meinen inzwischen sauteuer gewordenen Vertrag für das Mobiltelefon ändern könne. Als ich den Vertrag vor über fünf Jahren abschloss, war er sehr günstig für die Leistung. Inzwischen sind die Preise gesunken und ich zahle relativ viel.

In den letzten Jahren musste man sich im Geschäft oder an der Telefonhotline immer mit der Telefonnummer und einem Passwort verifizieren. Dazu wurde dann noch Geburtsdatum und Adresse abgefragt.

Heute wurde das abgekürzt: Der nette Verkäufer fragte nach meiner Mobilnummer. Auf diese wurde eine SMS geschickt, die einen Zahlencode enthält, den ich dem Verkäufer dann zu sagen hatte. Damit konnte er den Zugriff auf meine Vertragsdaten freischalten. Diese Lösung habe ich als so viel eleganter empfunden, dass sie mir einen Eintrag im Techniktagebuch wert ist.

die christine

19. Oktober 2018

Eine erstaunliche Vielfalt an Audioguides gibt mir zu denken

Es gelingt mir, früh genug Feierabend zu machen und per S-Bahn nach Potsdam zu fahren. Dort endet in Kürze eine Gerhard-Richter-Ausstellung im noch relativ neuen Museum Barberini.

Als ich dort eintreffe, ist die Ausstellung erkennbar gut gefüllt, aber ich muss weder an der Kasse noch an der Gardeobe lange anstehen. Ich überlege kurz, ob ich mir an einem weiteren Schalter einen Audioguide ausleihe, entscheide mich dann aber dagegen. Es wird schon irgendwelche gedruckten Erklärtexte geben. Oder man stellt sich unauffällig in die Nähe einer Museumsführung. Allzuviel Zeit habe ich eh nicht.

Aber Fehleinschätzung. Die Texte in der Ausstellung beschränken sich auf Titel, Entstehungsjahr, Materialien und Leihgeber der Werke. Für den Audioguide findet sich neben je einem Bild pro Raum ein Kopfhörersymbol mit

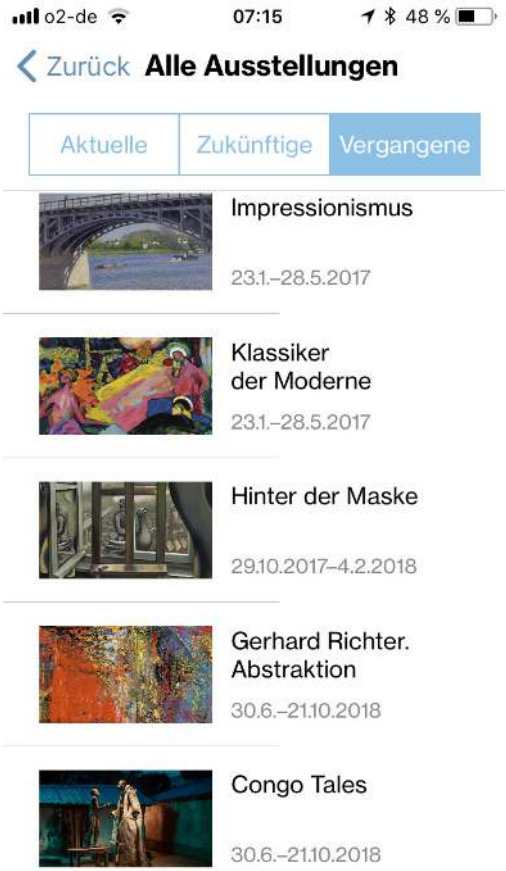
einer Nummer. Und auch für die Führungen benötigt man einen Audioguide. Die Vortragenden sprechen mit mäßiger Lautstärke in ein Headset und die Teilnehmer lauschen per Kopfhörer.

Ein entsprechend hoher Prozentsatz der Besucher läuft mit Audioguides herum. Auffällig ist, dass zwar viele der Kopfhörer gleich aussehen, die Geräte selbst aber sehr unterschiedlich.

Einige stecken sogar in bunten Handyhüllen.

Ich folgere messerscharf, dass es sich in vielen Fällen tatsächlich um die Smartphones der Besucher handelt und dass der Guide auch als App verfügbar sein muss. (Möglicherweise ist das ein total alter Hut und ich gehe nur zu selten in entsprechend ausgestattete Museen.)

Im hinteren Teil des Museums habe ich keinen Empfang und der Gedanke, es könne WLAN geben, kommt mir irgendwie nicht (laut Website hätte es wohl welches gegeben). Aber die vorderen Ausstellungsräume haben große Glasfenster und dort gelingt es mir, die kostenlose iPhone-App zu finden und herunterzuladen (was zugegebenermaßen nicht schneller geht, als sich einen Audioguide am Schalter auszuleihen). Ein Headset habe ich eigentlich immer dabei und so kann jetzt auch ich den Erklärtexten lauschen.



Angenehmer Nebeneffekt: Man kann die Audiotouren so auch als eine Art digitales Souvenir mit nach Hause nehmen. Einen Text höre ich mir noch auf der Rückfahrt in der Bahn an.

Virtualista

19. Oktober 2018

Jetzt noch einfacher: Lesen im Gehen

Ich bewege mich zu wenig. Pokémon Go motiviert mich nicht mehr so wie 2016 oder 2017, öffentliches Herumrennen ist mir zu peinlich, Radfahren in Berlin bringt nichts, weil es nie bergauf geht, und in die Kletterhalle kann ich auch nicht mehr, seit ich keine Muskeln mehr habe. Jetzt tut es mir leid, dass ich mich früher über Leute lustig gemacht habe, die ins Fitnessstudio gehen, denn irgendwie scheint das die einzige Lösung zu sein.

Die zur Straße hin verglasten Läden, die ich von außen kenne, kommen natürlich überhaupt nicht in Frage. Wenn ich so was Albernes tue, soll es nicht auch noch jeder sehen. Das Fitnessstudio, in das mit H. heute mitnimmt, sieht gleich beruhigend aus, es ist groß, ein bisschen düster, voll mit Zeugs, fast menschenleer, weit weg von der Öffentlichkeit, und man wird auch nicht von Leuten behelligt, die über individuelle Trainingspläne oder andere schreckliche Themen reden wollen. Ich habe mir vorgestellt, dass ich einfach eine Stunde auf so einem Dings herumlaufe und dabei auf ein Gerät schauen kann. Dass das prinzipiell geht, habe ich anderswo schon gesehen.

Das Dings heißt Crosstrainer und hat ein kleines Ablagesims für Telefon oder Tablet. An der Wand vor mir hängen vier nicht sehr große Displays, auf denen Fernsehartiges läuft. Es fängt verheißungsvoll mit Holzfäll-Dokumentation an, aber schon nach ein, zwei Minuten geht es um etwas ganz anderes, und Untertitel gibt es auch nicht. Also lese ich stattdessen ein Buch über die Geschichte der Chirurgie im 19. Jahrhundert, schwitze mein T-Shirt nass und freue mich darüber, wie viel unkomplizierter diese Tätigkeit ist als das Lesen im Gehen. Keine Probleme mit Hundehaufen und entgegenkommenden Fußgängern, die mir strenge Blicke zuwerfen! Ein Papierbuch würde nicht auf das Sims passen, man bräuchte einen dritten Arm, um es offenzuhalten, aber mit dem Handy geht es gut.

Auf dem Crosstrainer steht aufgedruckt, dass ich in meinem Alter eine Herzfrequenz von 120 oder so anstreben sollte, wenn ich das richtig deute. Tatsächlich komme ich nie über 59 hinaus, und je energischer ich es versuche, desto langsamer wird mein Puls. Entweder sterbe ich gerade, oder es hat damit zu tun, dass die Herzfrequenz über die Griffe des Geräts gemessen wird und ich alle paar Sekunden loslassen muss, um umzublättern.

Kathrin Passig

Oktober 2018

Zugbindung in der Zukunft aufheben

Eine Bahnreise mit vier Mal Umsteigen – eine Herausforderung, der sich nur noch wenige Tapfere stellen. Ich muss beruflich vom Norden der Republik in den äussersten Süden. Das tue ich mit der Bahn. Ich buche die Fahrt online, achte aber nicht so richtig auf Kleinigkeiten – zum Beispiel auf die Umsteigezeiten, die in Köln als erste Station nur neun Minuten beträgt. Klappt eigentlich nur noch selten.

Über die Web-Bahnhofstafeln verfolge ich einige Tage vor Reiseantritt den Zeitplan meines ersten Zuges, 8:44 ab Bremen. Der hat eigentlich immer mindestens zehn Minuten / Verspätung, passt also schon zu Anfang nicht. Der Zug genau eine Stunde vorher ist immer pünktlich, den würde ich gern nehmen, dann habe ich für die drei weiteren Anschlüsse eine zumindestens theoretische Chancen. Mein Ticket ist aber ein Supersparpreis mit Zugbindung, und zum Aufheben der Zugbindung muss der Zug mindestens zehn Minuten Verspätung haben. Allein der Verdacht oder die Vermutung, er würde sie dann später haben, zählt nicht.

Die Zugbindung kann im Reisezentrum oder auch direkt während der Fahrt aufgehoben werden. Diese Beweisführung gedenke ich mit modernster Technik inklusive Zeitreise zu führen. Ich besteige also den zu frühen, aber pünktlichen Zug in Bremen, der um 7:44 in Bremen abfährt. Zur glei-

chen Zeit soll mein regulärer Zug in Hamburg nach Bremen starten. Nach einigen Minuten Fahrt ist Fahrkartenkontrolle. Ich bin vorbereitet und habe auf dem iPad die Bahnhofstafel in Hamburg aufgerufen, und auf der steht mein regulär gebuchter Zug mit 30 Minuten Verspätung. Das zeige ich dem Zugbegleiter, der erst nachdenklich guckt und dann Mühe hat, eine Zugbindung in der Zukunft aufzuheben. Ob es für diesen Vorgang eine korrekte Zeitangabe gibt, weiß ich auch nicht. Futur drei mit Plusquamperfekt? Der weitere Verlauf der Reise ist unspektakulär, lediglich kurz vor dem Ziel bin ich eher über eine Streckensperrung informiert als der Zugbegleiter.

Wolfgang Kunckel

21. Oktober 2018

Ich lerne etwas über Veranstaltungstechnik und Professionalität

Ich soll einen Vortrag in einem Hochregallager halten. Auf meine Frage nach einem Beamer antwortet der Veranstalter, man habe “ein gewisses Einrichtungs- und Geräteproblem”. Die Beamer und Bildschirme seien schon alle in der parallel stattfindenden Ausstellung verbaut. Ob ich vielleicht stattdessen was ausdrucken könne?

Ich finde den Gedanken ganz attraktiv, mit papierenen Slides zu arbeiten. Weniger gut gefällt mir die Vorstellung, dass die Slides dann spätestens einen Tag vorher wirklich endgültig feststehen müssen. Nachdem ich die Preise für große farbige Ausdrucke recherchiert habe, schlage ich vor, stattdessen mit nearpod.com zu arbeiten, das wollte ich sowieso schon lange mal ausprobieren. Das Publikum kann sich die Slides dann auf den eigenen Geräten anzeigen lassen. Der Veranstalter ist einverstanden. Da die Arbeit an den Slides im nearpod-Tool umständlich ist, installiere ich mir eine Chrome-Extension

namens Nearpodize, mit der sich Google Slides in eine Nearpod-Präsentation umwandeln lassen, bereite die Abbildungen in Google Slides vor und exportiere sie am Morgen vor dem Vortrag.

Vor Ort stellt sich heraus, dass es keinen Strom gibt beziehungsweise doch, aber der Veranstaltungstechniker gibt deutlich zu erkennen, dass es ihm lieber ist, wenn ich kein Kabel von meinem Vortragsplatz (einer Palette mit Gitteraufsatzbox) zur nächsten Steckdose verlege. Es gibt auch kein WLAN, nur das firmeneigene, zu dem niemand das Passwort kennt. Und keinen Handyempfang. Keinen Handyempfang! Kurz verzweifle ich ein bisschen, vor allem über mich, denn ich müsste inzwischen wissen, dass man sich an Veranstaltungsorten auf nichts verlassen kann und froh sein muss, wenn der Boden nicht aus Lava besteht.

Ich sehe nach dem Guthaben meiner britischen SIM-Karte, mit der ich, weil sie Roaming über T-Mobile betreibt, oft noch Empfang habe, wenn Aldi-Talk versagt. Das Guthaben beträgt 2,40 £, das heißt, ich kann mir für 1,50 einmalig 100 MB kaufen und danach ist Schluss. Einerseits reicht das wahrscheinlich. Andererseits ist es peinlich, wenn sich mitten im Vortrag herausstellt, dass es doch nicht reicht.

In diesem Moment werde ich von einem weiteren Vortragenden gerettet, dessen Handy über immerhin ein bisschen Empfang verfügt und der dieses Internet nicht selbst zum Vortragen braucht. Im Gegenzug leihe ich ihm eine Powerbank für die vielen Gerätschaften, die er auf seiner Vortragsbox stehen hat: Laptop, Bluetoothlautsprecher, mobiler Miniaturbeamer. Ich bin beeindruckt von so viel Professionalität. Gleich nach dieser Veranstaltung will ich auch Vortragsprepper werden und mir das alles kaufen, vielleicht noch einen Taschen-Notstromgenerator dazu.

Ob das Publikum überhaupt Netz gehabt hätte, um meine Nearpod-Slides zu betrachten, finde ich nicht heraus, weil niemand es ausprobiert. Alle stehen nah genug am Vortragstisch und schauen lieber auf mein 11-Zoll-Laptopdisplay oder das 9-Zoll-Tablet.

Kathrin Passig

2018

Alte Techniktagebucheinträge sind Geld wert

Die VG Wort gibt mir Geld fürs Techniktagebuchschreiben. Für das letzte Jahr 13 Euro netto.

Möglich ist das, weil ich ein sogenannter Wahrnehmungsberechtigter bin, d. h. ich habe einen "Wahrnehmungsvertrag" mit der VG Wort geschlossen, vor Jahren schon. Allerdings habe ich erst vor Kurzem herausgefunden, dass die VG Wort auch für solche Onlinetexte Tantiemen ausschüttet, die nicht ganz hochoffiziell von einem Verlag gemeldet sind und eben keinen 27-stelligen, autorenbezogenen "Zählpixel" besitzen, sondern auf irgendwelchen Blogs oder Websites ihre Öffentlichkeit suchen.

Das Ganze nennt sich METIS-Sonderausschüttung, und als Wahrnehmungsberechtigter man kann alle jemals irgendwann ins Internet hineingeschriebene Texte melden, die unter einer deutschen Domain stehen (die VG Wort prüft das irgendwie automatisiert), und die mindestens 1.500 Zeichen mit Leerzeichen (ZML) haben.

Lustigerweise mögen sie keine englischen Texte auf einer deutschen Domain, eine entsprechende Meldung wurde als "nicht erstattungsfähig" zurückgewiesen.

Für die Meldung von Texten einer Domain gibt es Abstufungen, 1-20 Texte pro Domain, 21-60 Texte, 61-120 Texte und so weiter. Je mehr Texte man geschrieben hat, desto höher die Ausschüttung. Für die ersten 20 Texte gibts insgesamt (!) 13 Euro, für 21 dann insgesamt 39 Euro. Bei 480 Texten ist dann Ende, da winkt der Höchstsatz von insgesamt 624 Euro. Jeweils plus Umsatzsteuer obendrauf, die muss aber extra geltend gemacht werden.

Die Kappungsgrenze für Tantiemen liegt bei 1.248 Euro (2018). Kappungsgrenze heißt, stünde einem mehr zu, kriegt man trotzdem nicht mehr als 1.248 Euro.

Um die Kappungsgrenze zu erreichen, reichen 2 Domains mit je 480 Texten à 1.500 ZML. Mithin sind das 2 (Domains) * 480 (Texte) * 1.500 (ZML) = 1.440.000 ZML. Wer also etwas über 1,4 Mio. Zeichen ins Internet reinschreibt – umgerechnet 1.029 Word-Normseiten – kann sich über den Höchsatz von 1.248 Euro freuen.

Immerhin: Ein- und derselbe Text auf ein- und derselben Domain spielt jedes Jahr neue Tantiemen ein. Allerdings muss man seine Texte auch jedes Jahr erneut (!) melden, denn in der Ausschüttung werden immer nur solche Texte berücksichtigt, die zu einem bestimmten Stichtag (weiß ich gerade nicht aus dem Kopf) gemeldet waren. Nicht gemeldet, kein Geld.

Wer dann noch die klitzekleine Hürde nimmt, der VG Wort per Extra-Vordruck sein Techniktagebuch-Pseudonym zu melden (papierbasiert, aber Vordruck lässt sich scannen und dann per E-Mail einschicken und man kriegt nie eine Antwort oder so, sondern muss hoffen, aber es scheint zu funktionieren), ist fein raus und kann gelassen der Abrechnung entgegensehen (einmal jährlich, im Herbst).

Buntschuh

23.10.2018

Verteilung der Kanäle, über die mich Geburtstagsglückwünsche erreichen

44% Facebook-Pinnwand
27% Facebook-Chat
17% Whatsapp
5% SMS
2% Telegram *(neu)*
1% Telefon

1% E-Mail
1% Google-Hangouts
1% Twitter-Direktnachricht

In diesem Jahr wieder nicht dabei: Whatsapp-Sprachnachricht, Briefpost.

Verteilung 2017, 2016, 2015, 2014

Torsten Gaitzsch

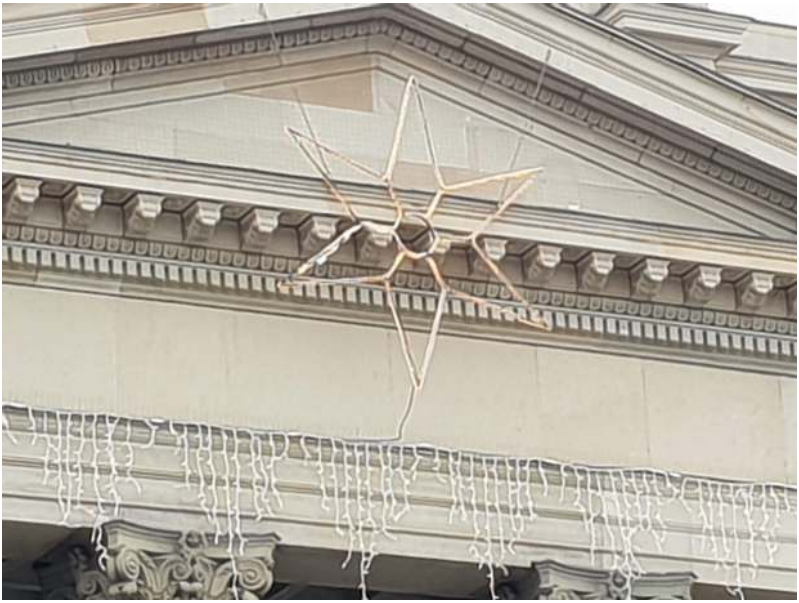
23. Oktober 2018

Weihnachten kommt immer früher, aber ich kann kein richtiges Beweisfoto machen. Anschließend fahre ich mit Papierticket nach Edgingen

Ich weile in Stuttgart und möchte mit dem Zug Richtung Süden, nach Edgingen, fahren. Das geht nicht so wie geplant, mein Zug fällt aus wegen "technischer Störungen" im Bahnbetrieb:

Ich beweine kurz den Verfall der Infrastruktur der Deutschen Bahn (während andere Länder Wert darauf legen, ihre Infrastruktur instandzuhalten). Dann entschließe ich mich, das Beste draus zu machen und noch einen Kaffee in Stuttgart zu trinken – bis hoffentlich der Bahnverkehr wieder etwas planmäßiger verkehrt.

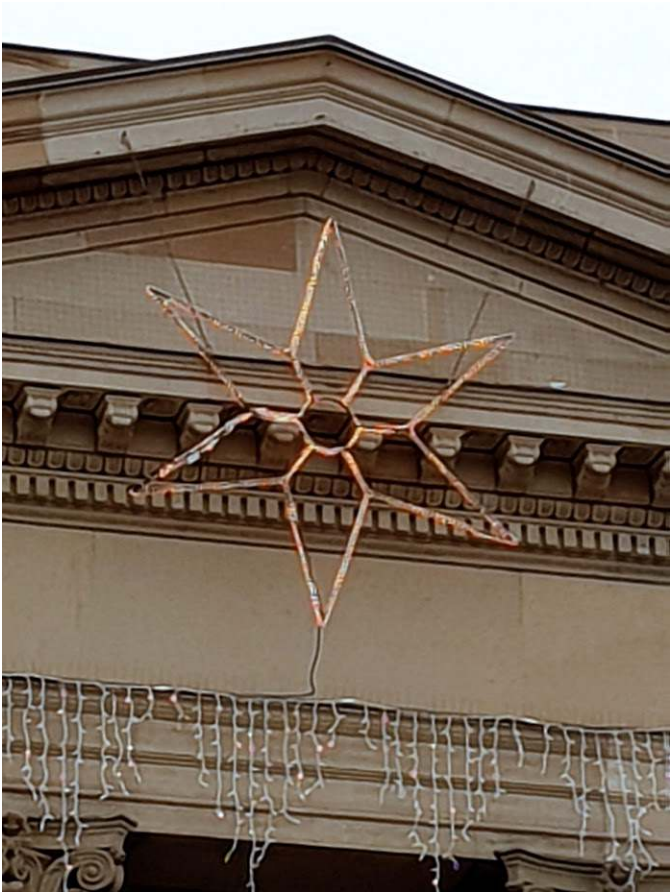
Beim Bummel durch die Innenstadt darf ich Zeuge werden, wie die Adventszeit tatsächlich jedes Jahr früher beginnt: die Königsbauten werden gerade mit Weihnachtsschmuck verziert. Ich möchte die Techniktagebuchredaktion hieran teilhaben lassen und mache ein Foto:



Erstaunt stelle ich fest, dass das Leuchten des Weihnachtsschmucks auf dem Foto gar nicht zu sehen ist.

Der Stern leuchtet! Ehrlich!

Ich versuche noch drei, vier weitere Bilder mit Anpassung der Einstellungen, aber so richtig überzeugend ist das nicht:



So gerne würde ich etwas adventliche Stimmung in die Techniktagebuch-Redaktion beamen, aber so wird das nichts. Vermutlich flackern die Leuchtdioden so schnell, dass die Smartphonekamera in ihrer kurzen Verschlusszeit das Leuchten nicht mitbekommt, unser träges Auge den Stern aber leuchten sieht.

Die Bahn-App auf meinem Smartphone zeigt mir als alternative Verbindung für die ausgefallenen Züge eine Fahrt um 17:00 Uhr an. Ich gehe zum Bahnhof und möchte das Ticket am Automaten kaufen, damit ich es in Papierform dabei habe. Mittlerweile ist der Akku des Smartphones nach dem länger-als-geplanten Tag etwas schwach, und ich möchte nicht gern riskieren, gleich im Zug – der keine Lademöglichkeit fürs Smartphone hat – nur mit einem digitalen Ticket auf dem Smartphone ohne Akku dazustehen.

Der Automat zeigt mir aber diese alternative Verbindung nicht an. Ich kann am Automaten kein Ticket für diese Verbindung lösen, da der Automat diese nicht kennt, und keine für die regulären Verbindungen, weil diese als "Zug entfällt" markiert sind. Am regulären Schalter kann ich das Ticket ebenfalls nicht lösen, da dort gestrandete Menschenmassen bedient werden möchten.

Ich gehe in die Bahn Lounge. Zwei Bahnmitarbeitende sitzen am Eingang und sortieren gewissenhaft Papierstapel. Jeder Gast der Lounge muss eine Bahncard oder sein Ticket durch oder über die elektronische Einlasskontrolle ziehen oder wedeln, die Bahnmitarbeiter gucken dann einmal kurz von ihren Papierstapeln auf, ob auch wirklich das grüne Licht an dem Kontrollgerät angeht. Das Einlasskontrollgerät ist bahntypisch so konstruiert, dass sich nicht sofort erschließt, wie rum man seine Karte dort durchziehen oder wie man sein Ticket dort ranhalten muss, daher bildet sich vor dem Gerät eine lange Schlange. Die Bahnmitarbeiter sortieren weiter Papierstapel.

Ich lade in der Lounge 10 Minuten lang den Akku des Smartphones an einer der wenigen freien Steckdosen und kaufe doch ein elektronisches Ticket in der App auf dem Smartphone. Ich erläutere dem die Papierstapel sortierenden Mitarbeiter mein Problem mit dem Akku und bitte ihn, das Ticket auszudrucken. Überraschenderweise ist er nach einem nur kurzen Wortgefecht, in dem ich fast gar nicht die Contenance verliere, dazu in der Lage, und ich kann mit Papierticket meine Reise in ein Land ohne Strom- und ohne Mobilfunkversorgung antreten.

Molinarius

Zwischen 1970 und 2008 (sowie 2018)

Vortragstechnik vor Powerpoint

Ich schreibe Roger Stapleton wegen der hier von Rainer Glaap beschriebenen Polaroid Palette. Er hat nicht zufällig noch eine herumstehen, damit wir den anderen Beitrag bebildern können? Leider gibt es keine Bilder des Geräts im Netz, die unter einer passenden CC-Lizenz stehen. Er antwortet:

Wir haben in St Andrews keins bekommen. Im Rechnernetzwerk der britischen Astronomie, Starlink, gab es welche, aber das war, bevor wir unseren Starlink-Rechner hatten. Aus den Standardprogrammen zur Datenreduktion von Starlink konnt man teilweise die Grafik an das Polaroidgerät ausgeben lassen, aber das war nicht besonders beliebt. Man hatte die Bilder dann als 36-Bilder-Film, das war teuer. Wenn man keine 36 Bilder zum "Drucken" hatte, musste man entweder auf jemand anderen warten, der den Rest brauchen konnte, oder der übrige Film war verschwendet.

Ich glaube, im Royal Observatory Edinburgh hatten sie eine Rückwand für Standardfilm. Damit konnten sie normalen Film verwenden (viel billiger) und den in ihrem eigenen Labor entwickeln lassen.

Weil das schon vorbei war, bevor wir unseren Starlink-Rechner bekommen haben, habe ich vermutlich nie Werbung mit Bildern von dem Gerät bekommen. Und falls doch, weiß ich nicht, wo die geblieben ist.

Das Standardverfahren zur Herstellung von Dias, wenn man keine Polaroid Palette hatte, sah so aus, dass man mit der eigenen Spiegelreflexkamera den Bildschirm abfotografierte.

Als sie in Edinburgh ihr Polaroidgerät ausgemustert haben, habe ich noch überlegt, ob ich es nehmen soll, aber es war mir dann doch den Platz nicht wert.

Ab hier geht das Gespräch mündlich weiter:

Wann war das? Als in Edinburgh das Polaroid-Gerät ausgemustert wurde?

Ich weiß nicht, ab wann sie es nicht mehr verwendet haben, aber ich glaube, so zwischen 2000 und 2005 wollten sie es loswerden.

So spät erst!

Naja, ich vermute, es hat zu dem Zeitpunkt schon länger unbenutzt in einer Ecke gestanden. Es hing an dem Rechner nach der VAX, glaube ich. Also haben sie es vermutlich so um 1990 angeschafft. Ich weiß nicht mehr, seit wann es die Dinger gab . . .

Ich glaube, so 1983 oder 1985.

Ja, kann sein. Wir haben keins bekommen, weil wir das ja in Edinburgh machen lassen konnten.

Und damit meinst du vermutlich, dass man hinfahren und sich dort vor das Gerät setzen musste?

Ja, genau. Damit du weißt, ob das Bild auf dem Bildschirm auch das richtige ist. Aber die waren nicht so einfach zu bedienen und hatten alle möglichen Probleme mit der Belichtungszeit und dem richtigen Kontrast und den richtigen Farben. Das gab es öfter, Geräte, die eine tolle Idee waren und nie so richtig für das zu gebrauchen waren, was die Astronomen damit wollten. Ich glaube, zum Teil war das Problem, dass man einen ganzen Film füllen musste, bevor man was entwickeln konnte, obwohl das Gerät von Polaroid war. Man konnte also nicht erst mal ein paar Dias machen und nachschauen, ob alles stimmt.

Ach so, auf die Idee bin ich gar nicht gekommen. Klar!

Man musste alle 36 voll machen. Und ich glaube, es waren 36, nicht 20. Für andere Geräte haben sie kürzeres Filmmaterial hergestellt. Aber ich glaube, dafür gab es nur lange.

Und wenn Leute damals an der Uni Vorträge gehalten haben, wie ging das dann genau? Ich stelle mir vor, dass man in der Astronomie ohne Bilder nicht sehr weit kommt.

Normalerweise hast du Diagramme und Grafiken von deinen Ergebnissen gezeigt, oder wenn du über Spektralanalyse oder Spektren geredet hast, dann einen Plot von deinem Spektrum. Bilder im Sinne von "schöne bunte Bilder" gab es ziemlich selten. Mit Schwarzweißbildern war man eigentlich ganz zufrieden. Das meiste waren sowieso Diagramme. Und bevor die Leute an Galaxien und anderen zweidimensionalen Objekten gearbeitet haben, brauchte man eigentlich nur Zeichnungen.

Aleks Scholz ergänzt später: "Das ist heute eigentlich immer noch so. In meiner Doktorarbeit war kein einziges Bild von einem Stern, und in meinen Vorträgen sind auch oft keine."

Du konntest entweder so was wie die Polaroid Palette verwenden und 35-mm-Dias herstellen und einen Diaprojektor nehmen. Oder viel häufiger hast du einfach alles auf eine Folie gemalt und einen Overheadprojektor genommen. Das war in vieler Hinsicht besser, du konntest einfach eine Folie drauflegen und dann mit deinem Stift beim Reden drauf rummalen. Und bevor es den Overheadprojektor gab, konnte man ein Episkop verwenden.

Das hab ich ein einziges Mal gesehen, in der Schule. Es gab eins an meiner Schule, aber das hat nie jemand verwendet, nur das eine Mal.

Das waren aufregende Geräte. Weil man sich die Finger verbrennen konnte, wenn man nicht aufgepasst hat. Wir hatten am Observatorium zwei. Eins mit einer 500-Watt-Birne und eins mit einer 1000-Watt-Birne. Und das kannst du dir vorstellen, eine 1000-Watt-Birne in einem Kasten, das wird ziemlich warm.

Ich bin überrascht, dass das Episkop vorher da war. Ich hatte mir das immer als das kompliziertere Gerät vorgestellt, das erst später erfunden wurde.

Nein, das ist ja bloß ein Licht und damit beleuchtest du ein Stück Papier. Und dann brauchst du nur noch eine Projektorlinse. Also ein Stück Papier, einen Spiegel im 45-Grad-Winkel und eine Linse. Manche hatten dieselbe Linse wie ein Diaprojektor. Standard war damals 70 mm.

Overheadprojektoren gibt es immer noch an vielen Orten, wo ich zum Vortragen hinkomme, Episkope nie. Deshalb dachte ich, die seien viel komplizierter, einfach nur, weil sie selten sind.

Sie sind teuer. Eigentlich sind sie einfach, nur halt groß. Sie waren oft unzuverlässig. 500-Watt-Birnen halten nicht sehr lang. Man hat sie nicht gern benutzt, weil sie so heiß geworden sind. Und dann war es immer unvermeidlich, dass die Person, die dafür zuständig war, die Plattform runtergeklappt hat, das Papier rausgenommen, das nächste reingelegt, Plattform rauf, Plattform runter, umdrehen, Plattform rauf ... Und dann sagt der Redner "nein, bitte quer einlegen", Plattform runter, Plattform rauf, "steht auf dem Kopf, andersrum!"

Und man braucht immer eine zweite Person.

Ja. Weil die Linse nicht weitwinklig genug war. Also hatte man die immer hinten im Vortragsraum stehen. Und Diaprojektoren mussten auch hinten im Raum stehen, weil sie so extrem lange Objektive hatten!

Aber an den Diaprojektor kann man wenigstens irgendeinen Laien setzen, der die Bilder nur auf Zuruf weiterschaltet ...

Ja, wenn der nur einen Knopf drücken muss, schon. Aber wenn es so ein Diaprojektor mit Wechselschieber ist, also du schiebst das Bild durch, du nimmst es raus, tust das nächste rein, das steht auf dem Kopf, dann ist es seitenverkehrt ...

Ah, Wechselschieber, das war vor meiner Zeit. Das kenn ich nur von Bildern.

Ich hab noch einen, glaube ich. Ich hab vor langer Zeit mal einen ganz billigen gekauft, so um 1970. Bevor wir Umsatzsteuer hatten! Die purchase tax, die es bis dahin gab, war eine ganz seltsame Einrichtung, weil der Betrag von der Warenkategorie abhing. Und Diaprojektoren waren aus irgendeinem Grund in einer günstigeren Kategorie als andere Geräte, also relativ billig, und als wir dann die Umsatzsteuer kriegten, wurden sie teurer. Ich glaube, es waren so 8 Prozent *purchase tax* auf Diaprojektoren damals, während man für andere Geräte, so was wie Kameras, 15 oder 20 Prozent zahlte. Das war wahrscheinlich das letzte größere Gerät, das ich noch mit *purchase tax* gekauft habe. Dias sind einigermaßen praktisch, wenn du sie in einem Magazin mitbringen kannst und dann einfach in den Projektor steckst und auf einen Knopf drückst.

Ich glaube, es gab sogar Fernbedienungen, also mit Kabel. Damit müsste es doch auch von vorn gegangen sein, ohne zweite Person?

Ja. Bei manchen war die Fernbedienung an einem Kabel, das hast du angeschlossen, und man konnte auch welche mit längerem Kabel kaufen. Ich hab so einen Diaprojektor zu Hause, und eine kleine Kabeltrommel, damit konnte ich den hinten in den Vortragssaal stellen und von vorne bedienen.

Das hast du also wirklich gemacht?

Ähm, diesen Projektor hab ich tatsächlich nie benutzt. Aber ich hab es in Vortragssälen gemacht, in denen das schon eingerichtet war. Als ich meinen gekauft habe, habe ich mir ein Objektiv zugelegt, das man in einem Vortragssaal verwenden kann. Ich habe einen ziemlich alten "Kodak Carousel"-Diaprojektor, so einen mit rundem Magazin obendrauf . . .

Das kenn ich, aber nur aus "Mad Men", also aus der Serie. Da machen sie Werbung dafür.

Und das Objektiv selber, das normalerweise vorne nur ein paar Zentimeter weit rausschaut, das ist so lang *(deutet ungefähr 20 cm an)*. Wenn ich den zu Hause verwende und ihn so weit wie möglich von der Leinwand entfernt aufstelle, dann ist das Bild ungefähr so groß *(deutet ungefähr A4 an)*.

Und wenn du jetzt Vorträge hältst?

Ich glaube, mein letzter Vortrag war vor zehn Jahren. Dafür hab ich alle meine Dias abfotografiert und sie digital gezeigt. Mit einem Beamer. Weil ich wusste, dass es am Vortragsort keinen Diaprojektor gibt.

Was heißt das, du hast sie abfotografiert?

Naja, ich hab sie auf eine Lightbox gelegt und meine Kamera geholt und klick gemacht. Mit einem Makroobjektiv auf der Kamera. Ich hab in meinen Notizen zu dem Vortrag überall die Dia-Nummern am Rand stehen, also bin ich meine Sammlung durchgegangen, hab die Dias rausgeholt und sie abfotografiert.

Und das hast du für deinen allerletzten Vortrag gemacht? Und vorher immer Dias verwendet?

Einmal hab ich vor der *Edinburgh Astronomical Society* geredet und gesagt, dass ich zwei Karussell-Magazine mitbringe. Weil ich wusste, dass sie dort zwei Diaprojektoren hatten, zwischen denen man überblenden konnte. Und als ich da ankam, sagten sie: Wir haben da ein kleines Problem. Wir hatten drei Projektoren, die haben wir alle zur Reparatur gebracht und am Ende *einen* funktionierenden zurückbekommen. Ab dem Moment war mir der Einsatz von Dias dann zu riskant.

Und warst du zufrieden mit den abfotografierten Dias?

Nein, einige waren unscharf.

Diaprojektor und Overheadprojektor, waren die parallel in Gebrauch? Und falls ja, wovon hing das ab, welchen man verwendete?

Kam auf den Vortrag an. Was sie vor Ort für Geräte hatten. Manchmal gab es Diaprojektoren, manchmal nicht. Ich habe immer eher Dias für längere Vorträge verwendet und einen Overheadprojektor für kurze Vorträge. Mit dem Overheadprojektor geht es viel schneller, wenn drei oder vier Leute nacheinander vortragen. Du kommst einfach mit deinem Stapel Folien nach vorn und legst die erste auf.

Ja, an dem Punkt sind wir mit Beamern noch lange nicht.

Roger Stapleton, befragt von Kathrin Passig

Mitte der 70er Jahre, Mitte der 80er Jahre, 1998 und 2018

Von Referenten und Schreibdamen

Als ich Mitte der 70er Jahre als sog. Hilfsreferent ins Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft kam, war ein Kernstück der ministeriellen Organisation ein Schreibbüro mit etwa dreißig im Schichtdienst tätigen Schreibdamen, eifersüchtig bewacht von deren Leiterin, über deren Schreibtisch sämtliche Schreibaufträge laufen mussten. Wenn man sich mit ihr gut stand, konnte man bei ihr um 18 Uhr noch Aufträge für den Spätdienst unterbringen und den fertigen Text – normalerweise handelte es sich um einen Vermerk für die Leitung oder für die Kommunikation mit anderen Referaten und Abteilungen im Haus – am nächsten Morgen abholen. Ein solcher Vermerk bestand aus dem auf Normalpapier geschriebenen Original für den im Kopf benannten Adressaten und bis zu vier Durchschlägen für das Ministerbüro, das Büro des parlamentarischen und des beamteten Staatssekretärs. Eine Ko-

pie erhielt der Verfasser, der damit auf sehr störanfälligen, stromfressenden und Hitze abstrahlenden Kopiergeräten weitere Kopien anfertigen (lassen) konnte.

Allerdings ging es nicht immer so glatt: Fehler mussten von der jeweils mit dem Text befassten Schreibdame korrigiert, mit Tipp-Ex oder einem zeilenlangen Korrekturband überklebt, manche Seiten oder ganze Vermerke komplett neu geschrieben werden. In die farblich markierten Kopien für die Leitungsbüros – grün für Minister, lila (!) für den Parlamentarischen Staatssekretär, rot für den beamteten Staatssekretär – mussten die Korrekturen ebenfalls übertragen werden. Es dauerte manchmal mehrere Tage, bis ein einmal diktierter Text fertig war und „auf die Leiter“ geschickt werden konnte. Und dann war man niemals sicher, ob der Vermerk von irgendeinem Beteiligten oder Vorgesetzten – mitzeichnenden Referaten, dem eigenen Referatsleiter, Unterabteilungsleiter, Abteilungsleiter, Staatssekretär – ohne weitere Korrekturwünsche abgezeichnet oder zurückgeschickt wurde. Bevor der Vermerk dann endgültig „nach oben“ gehen konnte, musste man gegebenenfalls zur Rücksprache bei einem am Text Anstoß nehmenden Hierarchen vorsprechen. Und dann musste, wenn man sich in der Rücksprache nicht durchsetzen konnte, das Schreibbüro erneut ran – ein Albtraum für jeden jungen Mitarbeiter, jede junge Mitarbeiterin. Erfahrene “Ministranten“ zeichneten sich dadurch aus, dass sie den „richtigen“ Aufbau eines Vermerks intus hatten: Ein Ministervermerk durfte in der Regel nicht länger als vier Seiten sein, notfalls mit einem Anhang versehen, zum Beispiel einem Redeentwurf. Schon auf Seite 1 musste der Verfahrens- oder Beschlussvorschlag – Kenntnisnahme, Billigung, Zeichnung eines Briefentwurfs oder „weitere Veranlassung“, was immer das sein mochte – stehen. Jeder Text musste natürlich analytisch und politisch „korrekt“ sowie sprachlich verständlich und rechtschreibsicher diktiert, korrigiert und fehlerfrei versandt werden.

All das gab es, als ich 1998 ins Ministerium zurückkam, nicht mehr: Die Leiterin des Schreibbüros war in Rente gegangen, nachdem sie über zwanzig Jahre lang ihre von uns despektierlich Hühnerhaufen genannten Mitarbeiterinnen ausgebildet, angeleitet und manchmal -getrieben sowie durchaus im

Wortsinne behütet hatte, sich deren und unser aller Sorgen angehört, auf Betteleien und „ ... muss sofort erledigt werden, der Minister sitzt schon im Dienstwagen und wartet ...“ stoisch reagiert und ihre Nerven ruiniert hatte. Und doch war es schön, das Schreibbüro zu haben, besonders Weiberfastnacht war jedes Jahr der Höhepunkt, dann schwärmten die jungen Damen mit Maske und im Kostüm und mit einem Glas Sekt in der Hand aus, feiernde Sachbearbeiter und Referaten mal in einer anderen Verfassung zu erleben. Jedenfalls eine Eheschließung ist, soweit mir bekannt, zwischen einer Schreibdame und einem Mitarbeiter des „höheren“ Dienstes zustande gekommen. Das hatte was.

Und was ist aus den anderen Schreibdamen geworden? Sie wurden auf die etwa vierzig Referate des Ministeriums verteilt, schrieben für diese weiter Vermerke nach Diktat oder handschriftlichem Entwurf, bekamen aber auch zusätzliche Büroaufgaben zugewiesen. Neue Tätigkeitsbeschreibungen ermöglichten ihnen die Chance auf eine kleine Beförderung.

Ganz ähnlich hatte ich dies bereits Mitte der 80er Jahre bei der OECD in Paris erlebt, wo PC-ähnliche Schreibautomaten schon früher als in der Bundesrepublik eingesetzt wurden. Mit diesen Umorganisationen wohl aller Ministerien war faktisch eine stärkere Autonomie und eine Aufwertung der Referate, der Herzkammern des Ministeriums, verbunden. Der Preis war eine geringere Flexibilität der Gesamtorganisation. Die Vorteile überwogen aber, was sicher wesentlich auf die enormen Möglichkeiten des PCs zurückzuführen ist.

Allmählich setzte jedoch auch eine neue Bewegung ein: Referenten schreiben ihre Texte immer häufiger selbst in den PC und sparen sich so den Umweg über das Diktieren. Damit ist auch ein völlig neuer Schreibstil entstanden, das unmittelbare, ja spontane Texten, Umstellen, Korrigieren, Löschen und neu Schreiben ... Schlecht ist das nicht, man arbeitet sozusagen ganzheitlich. Manchem – wie mir – gefällt es so viel besser als das früher umständliche, Zeit raubende und Nerven ruinierende System Schreibbüro. Das

lag übrigens in der zehnten Etage unseres Ministeriums, in dem unsere Büros vom siebten bis zum vierzehnten Stockwerk verteilt waren – also genau im Zentrum.

Klaus Luther

Seit 1967

Von Hand

Meine Geschichte des Schreibens, die Schulerfahrungen ausgeklammert, beginnt 1967. Meine Dissertation musste geschrieben werden. Und obwohl ich leidlich mit einer Schreibmaschine umgehen konnte, war es mir trotz Tipp-Ex unmöglich, meinen Text einigermaßen ordentlich zu Papier zu bringen, so dass ich professionelle Hilfe brauchte.

Zehn Jahre später begann ich literarische Texte zu schreiben. Erst waren es Gedichte und Kurzgeschichten, eine (inzwischen veröffentlichte) Novelle und schließlich auch ein Roman. Was hat sich seither für mich verändert? Eigentlich nicht viel. Ich schreibe immer noch von Hand und übertrage zeitnah das nur für mich lesbare Geschreibsel in eine für alle lesbare Schrift. Soweit, so gleich. Der Aufwand, der dann folgte, unterschied sich allerdings gewaltig von dem, der heute betrieben werden muss. Für einen Geschichtenschreiber, der keinen Verlag mit einem gut funktionierenden Lektorat im Hintergrund hat, war die Textüberarbeitung via Schreibmaschine mit gewaltigem Arbeitsaufwand verbunden. Tipp-Ex war da das geringste Übel. Ganze Passagen mussten immer wieder neu geschrieben werden. Das hieß schnibbeln und kleben, bis die einzelnen Blätter aus bis zu fünf Lagen bestanden. Was Wunder, dass so manche kleine Unschönheit auf Fortbestehen beharrte und sich durchsetzte, wenn der Eifer des Autors erlahmte. Dann kam der PC und mit ihm eine vorher kaum vorstellbare Arbeitserleichterung. Eure Frage, ob die Dateien auf die damals üblichen Disketten passten, kann ich mit ja

beantworten. Selbst der 500-Seiten-Roman passte drauf. Ob man auf Word überhaupt Texte fertigschreiben kann, war eine weitere Frage. Man kann. Das ist wie beim Naschen. Man muss auch mal “nein” sagen können.

Rudolf Schimke

Seit Mitte 2018

Wie ich mir den Amazon-Lieferdienst erziehe

Irgendwann im Laufe des Jahres 2018 hatten sie mich so weit: Ich werde Amazon-Prime-Kunde. Ich hatte schon mal einen Testmonat durchlebt, aber mit durchwachsenen Erfahrungen. Dass die dergestalt angepriesenen Prime-Artikel am folgenden Tag im südlichen Berlin-Prenzlauer Berg an der Firmenadresse ankommen, konnte ich nicht durchweg bestätigen. Das war mir aber auch gar nicht so wichtig. Mit der Prime-”Mitgliedschaft” will ich mich von dem inneren Zwang lösen, unnützes Zeug zu bestellen, um die 30 Euro zusammenzukriegen, ab derer der Versand kostenlos ist. Und ich habe auch schon mal ein bisschen Musik gehört und ein Video angeschaut, was ja die Prime-Dreingaben sind. Jedenfalls aus meiner Sicht.

Ich lasse mir grundsätzlich alles in die Firma schicken, weil da zu normalen Bürozeiten immer jemand da ist. Und damit fängt das Problem an. Während z. B. DHL, GLS, UPS und wie sie alle heißen bei einer Firmenadresse sinnvollerweise in der Regel gar nicht versuchen, am Wochenende oder nach Feierabend zuzustellen, sehe ich in der Sendungsverfolgung allerlei erfolglose Zustellversuche des Amazon Logistik Dienstes. Und zwar meistens zu Zeiten zwischen 19 und 21 Uhr. Dann ist natürlich keiner mehr da (bzw. derjenige, der dann noch da ist, hört das Klingeln nicht).

Ich ändere daraufhin die erste Adresszelle, in der der Firmenname steht, und füge “8 bis 17 Uhr” hinzu. Seitdem kommen die Pakete mit dem Amazon-Lieferdienst stets beim ersten Versuch an. Manchmal kommt Amazon aber

auch auf die irrwitzige Idee, Pakete mit Hermes zustellen zu wollen. Da kann man machen was man will. Ob die beim ersten Versuch ankommen, ist immer noch häufig Glückssache.

Markus Winninghoff

28. Oktober 2018

Es ist dann wohl wirklich 7:45

Wir wachen im Zelt in den Highlands auf und versuchen herauszufinden, wie spät es *wirklich* ist. Heute Nacht ist die Zeit umgestellt worden, und die Handys merken das ja eigentlich von allein, aber weil wir mehrere Tage draußen sind und Akku sparen wollen, sind beide Geräte im Flugmodus. “Oh, ich hab versehentlich den Flugmodus abgeschaltet, also ist es wohl wirklich 7:45”, sagt Aleks. “Aber wieso ist es dann bei mir auch 7:45”, sage ich, “ach so, ich habe nachts ein Buch gekauft und musste dazu den Flugmodus kurz abschalten, das war dann wohl nach der Zeitumstellung.”

Mehr gibt es dazu diesmal nicht zu sagen, aber natürlich muss trotzdem ausführlich diskutiert werden, ob wir jetzt mehr Zeit als gestern haben, im Tageslicht auf Berge zu steigen (empörende Theorie von Aleks) oder natürlich nicht (meine richtige Theorie).

Kathrin Passig

26.–28. Oktober 2018

Zur Akkusituation im Zelt

Wir haben diesmal insgesamt vier Powerbanks dabei (1x 20.000 mAh, 2x 10.000 mAh und einmal 4.000 mAh). Wir haben aber auch schon wieder neue Ideen zum Stromverbrauch, unter anderem habe ich bei Aliexpress

mehrere kleine USB-Lichterketten gekauft (bunt, warmweiß, kaltweiß, man muss ja ausprobieren, welche Lichtfarbe das Zelt am wohnlichsten macht). Die Lichterketten saugen die Powerbank allerdings schneller leer, als ich mir das so vorgestellt hatte. Man hört doch immer vom praktisch nichtvorhandenen Stromverbrauch von LEDs! Vielleicht liegt es weniger am Licht als daran, dass eine Stelle am Übergang zwischen USB-Stecker und eigentlicher Lichterkette ziemlich heiß wird, es handelt sich also nebenbei eine Zeltheizung. Wenn man sich im Dunkeln im Zelt aufsetzt, verheddert man sich in der Lichterkette wie in einem Spinnennetz.

Die Handys sind meistens im Flugmodus. Aleks navigiert draußen mit einer Papierkarte, ich abwechselnd mit OSMAnd (OpenStreetMap für Android) und Google Maps. OpenStreetMap stellt sich äußerst störrisch an, bis ich nach einer Weile merke, dass ich ihm noch mal explizit sagen muss, dass es die schon vor einiger Zeit heruntergeladene Offlinekarte von Schottland verwenden soll. Google Maps hat dafür wenig Ahnung von Wanderwegen. Beide zusammen ergänzen sich einigermaßen. Für die kostenpflichtigen OpenStreetMap-Höhenlinien wollte ich bisher kein Geld ausgeben, Google Maps hat welche, aber nur in einer einzigen Zoomstufe, und in dieser Zoomstufe sind die Beschriftungen der Höhenlinien auf dem Handydisplay ungefähr einen halben Millimeter hoch. Man muss also durch Nachzählen zu erraten versuchen, was da stehen könnte.

Durch die Kombination aus drei verschiedenen Kartensystemen verlaufen wir uns nur gelegentlich und ganz kurz. Es könnte aber auch an der Anwesenheit von ausgetretenen Wanderwegen und der Abwesenheit von Nebel (statt umgekehrt wie sonst oft) gelegen haben.

Aus Akkugründen verzichte ich darauf, unterwegs Pokémon-Go-Eier auszubrüten, obwohl der Handyempfang auf den Bergen (bei meinen Stichproben meistens 4G) dafür wohl ausgereicht hätte. Als wir am Sonntagnachmittag wieder ins Auto steigen, sind fast alle Powerbanks fast leer. Ich weiß nicht, warum. Die mobile Bauchheizung habe ich nicht ein einiges Mal in

Betrieb genommen. Vielleicht hat die Kälte die Akkus schnell geleert, vielleicht sind unsere Powerbanks inzwischen altersschwach, oder wir waren beim Aufbruch zu leichtfertig und haben nicht alles vollständig geladen.

Zu Hause im WLAN kaufe ich für insgesamt ungefähr 4 Euro im Halloween-Sonderangebot die Komplettversion von OSMAnd. Beim nächsten Mal werde ich Höhenlinien mit lesbarer Beschriftung haben.

Kathrin Passig

28. Oktober 2018

Wie spät ist es denn jetzt und weiß die Uhr das schon?

Ich stehe auf und schaue auf mein Fitbit-Armband. Es zeigt kurz nach sieben. Ich frage mich, ob es wirklich sieben Uhr ist oder ob sich die Uhr noch nicht automatisch auf Winterzeit umgestellt hat und es eigentlich erst sechs Uhr ist. Ich war vor einiger Zeit in Irland, und bis ich die Uhr dazu gebracht habe, die Ortszeit anzuzeigen, hat es gedauert. Der entsprechende Schalter war tief in den Einstellungen der Fitbit-Smartphone-App verborgen. Bei der Umstellung zur Sommerzeit hatte ich sie noch nicht, also weiß ich nicht, ob das genauso ist.

Da ich jetzt sowieso wach bin, gehe ich in die Küche und schaue auf die Uhr der Mikrowelle. Die muss händisch umgestellt werden und zeigt also definitiv noch Sommerzeit an. Sie sagt acht Uhr. Meine Fitbit hat sich also schon ganz ohne fremde Hilfe gestellt.

Später mache ich mich dann ans Uhrenstellen. Die schon erwähnte Mikrowellenuhr ist schnell erledigt, schließlich habe ich sie schon oft umgestellt. Aber der Herd ist neu, die Uhr musste ich noch nie umstellen. Der Knopf mit Ziffernblatt-Symbol ist nur dazu da, um die Backzeit einzustellen. Auch längeres Drücken oder Kombinationen mit anderen Knöpfen führen zu nichts. Nach einiger Zeit werde ich in den Einstellungen fündig und kann die Uhr stellen, ohne die Anleitung für den Herd suchen zu müssen.

Unsere Wohnzimmeruhr ist eine Funkuhr. Allerdings synchronisiert sie sich oft erst sehr verspätet. Als ich am späten Nachmittag sehe, dass sie immer noch die falsche Uhrzeit anzeigt, nehme ich die Batterie kurz raus und stecke sie wieder ein. Danach stellt sie sich im Allgemeinen. Ich achte nicht weiter auf die Uhr und stelle die Übrigen Nicht-Funkuhren im Haus.

Später merke ich dann aber, dass die Wohnzimmeruhr immer noch falsch geht. Ich nehme sie wieder von der Wand und suche. Ich erinnere mich dunkel, dass sie einen Reset-Knopf hat, der auch dazu führt, dass sie sich neu stellt. Den finde ich nicht. Dafür aber ein Rädchen, um die Uhr zu stellen. Mir fällt ein, dass nach der letztjährlichen Wohnzimmerrenovierung die Wanduhr für nicht mehr passend befunden und ausgetauscht wurde. Das Modell passt zur neuen Tapete, ist aber eben keine Funkuhr und muss doch händisch gestellt werden.

Aoife

1997 bis 2006 (sowie 2018)

Läuft und läuft und läuft

Ich ziehe gerade um, und bei jedem Umzug fällt mir mein Ericsson M218 (eigentlich ein Psion 5MX) in die Hände. Er wurde bis 2000 hergestellt, ich muss ihn noch bis mindestens 2006 verwendet haben, wahrscheinlich länger. Im Archiv fand ich einen alten Blogtext:

> "Meine tiefsitzende Angst, etwas zu verpassen, äußerte sich darin, dass ich schon in den 90ern jederzeit und überall E-Mails empfangen wollte, auch wenn es kaum Leute gab, die mir schon welche schicken konnten. Nach Versuchen mit einem Toshiba-Libretto, einem vollständigen aber nur videokassettengroßen Laptop, und einer irrwitzig teuren PCMCIA-Modemkarte (um 500 Mark?), erwarb ich etwa 1997 einen Psion Serie 5 und einen PCMCIA-Adapter, ein Jahr später das erste bezahlbare Handy mit Infrarotschnittstelle (Ericsson SH 888), dazu einen Psion Serie 5.
>
> Psion funktioniert etwa so: Aufklappen: AN, Zuklappen: AUS. Bedienung per Touchdisplay (Stift ist im Gerät verstaut). Batterien (2 Mignonzellen) halten mehrere Wochen, Jackentaschenformat. Vor allem aber diese tolle Tastatur, mit der ich unter anderem Zeitungstexte schrieb, die ich von unterwegs zur Lokalredaktion mailte. Während andere Menschen mit Stiften auf ihren Palm PDAs herumstocherten.
>
> Mein Psion (bzw. ein paar Jahre später als Nachfolger das entsprechende Ericsson-Gerät) ist seit Jahren im Dauereinsatz." (...)

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann ich aufhörte, das Gerät zu benutzen (und warum). Ich las darauf die ersten E-Books, hatte Gesetzestexte gespeichert, verwaltete Termine und Kontakte, mailte, schaute Sachen im Internet nach und schrieb Blogbeiträge hinein und erstellte Word-Dokumente. Ich musste ca. 2006 einmal das Flachkabel für den Bildschirm wechseln, nach einer Anleitung aus dem Symbian- oder Psion-Forum. Als der Bildschirm schwarz blieb, war das ein existenzieller Notfall, wegen der Zuverlässigkeit des Gerätes hatte ich schon seit Jahren nichts mehr synchronisiert.

2010 kaufte ich das erste iPhone, spätestens dann verwendete ich ihn nicht mehr.

Wie bei jedem Umzug tue ich auch dieses Mal zwei Batterien hinein und erschrecke freudig, als ich den Startton höre. Alles noch da. Da kein aktuelles Telefon mehr eine geeignete Infrarotschnittstelle hat, komme ich damit leider nicht mehr ins Internet.

Ich könnte es als ablenkungsfreies Schreibgerät benutzen. Mit einem CF-Adapter könnte ich das Geschriebene sogar auf andere Geräte übertragen. Oder das mit dem Internet nochmal mit dem SH888 probieren, das habe ich ja auch noch. Oder ich nehme die Batterien wieder raus bis zum nächsten Umzug.

Angela Leinen

Oktober 2018

Das Telefonwarnungsparadox

Ich möchte in mittelferner Zukunft eine Freundin besuchen und habe die Idee, dass die Details des Besuchs in einem Telefonat geklärt werden könnten. Natürlich will ich meine Freundin nicht ohne Vorwarnung anrufen, damit sie beim Handyklingeln nicht denkt, es wäre was ganz Schlimmes passiert (naheliegendster Grund für Anrufe in 2018). Zum Glück merke ich rechtzeitig, dass ein Anruf, in dem ich sie vorwarne, dass ich demnächst mit ihr telefoniere, das Problem nicht lösen wird.

Esther Seyffarth

Oktober 2018

Fiat Lux

Ich mag meinen Wecker nicht mehr, er weckt mich mit unbarmherzigem Piepsen, und ich hasse es. Ein Radiowecker wäre ein guter Ausweg (ja, ja, bisweilen lasse ich mich auch vom Smartphone wecken, aber es beschädigt durch seine Verlockungen beide Enden meines Schlafs und soll meinem Bett, so oft ich halt stark genug bin, fern bleiben).

Im Hause befindet sich aber auch noch ein Lichtwecker – eines jener elektronischen Geräte, die ein Hausbewohner vor längerer Zeit aus einem nachträglich schwer verständlichen Impuls im Internet bestellt und dann nie ausgepackt hat. Da dieser Apparat nun schon einmal da ist, erscheint mir die Vorstellung, von sanft anschwellendem Licht geweckt zu werden, nicht unattraktiv, und ich beschließe, ihn auszuprobieren.

Die Lektüre der Bedienungsanleitung ergibt: Stellt man die Weckzeit auf eine bestimmte Uhrzeit ein – nennen wir sie 0 – beginnt das Licht bei minus 30 Minuten ganz langsam aufzudimmen, um zum Zeitpunkt 0 die volle Stärke zu erreichen. Zusätzlich und optional gibt es ab minus 1 Minute

ein Geräusch (man kann wählen zwischen Vogelgezwitscher, Windrauschen, Bachgemurmel und ähnlichen erfreulichen Dingen), das ebenfalls bis zum Zeitpunkt 0 seine volle Lautstärke entfaltet.

Die Unschärfe des Weckmoments in einem Zeitraum von einer halben Stunde macht das Gerät für die meisten Arbeitnehmer beschränkt einsetzbar, aber ich möchte noch nicht aufgeben. Am ersten Morgen erwache ich beim Zeitpunkt minus 26 Minuten durchaus angenehm am fahlen Licht des aufgehenden Dimmers. Ich werde versuchen, ob ich mich an meine gewünschte Weckzeit werde anpirschen können.

Nachtrag, einige Wochen später. Inzwischen habe ich mich an das Morgenlicht gewöhnt und schlafe, falls ich nicht eh schon wach bin, wie ein Murmeltier weiter, wenn der Dimmer angeht. Das Experiment Lichtwecker kann für meine Person als gescheitert betrachtet werden.

Drago Starcevic

Mitte Oktober 2018

Ich muss mir Ihren Akt anschauen

Ich bin nach mehreren Jahren in Frankreich wieder zurück in Österreich und melde mich dort arbeitslos. Ich kann den Antrag auf Arbeitslosengeld online machen. Aber um den Antrag abschließen zu können muss ich einmal beim AMS (Arbeitsmarkt Service, das österreichische Arbeitsamt) persönlich vorstellig werden. Damit meine Arbeit im EU-Ausland angerechnet wird, brauche ich das Formular U1, das ich bei den französischen Behörden umständlich beantragen muss. Als das französische Formular endlich per Post ankommt, bringe ich es also beim AMS vorbei.

Bei dem Termin nimmt mein Betreuer das Formular entgegen, scannt es ein und legt es zurück auf den Schreibtisch. “Kann ich das wieder mitnehmen?”, frage ich, weil mir einfällt, dass ich schon wieder keine Kopie von

den Unterlagen gemacht habe, die ich dem AMS anvertraue. Er meint dass das Formular zwar eigentlich dem AMS gehört aber ich es ruhig mitnehmen kann, weil er es ohnehin eingescannt hat und es nur wegwerfen würde. Also packe ich es wieder ein.

Die Kommunikation nach dem Termin erfolgt über das eAMS. Das AMS bezeichnet es als "AMS-eServiceZone". Es ist im Prinzip ein Webseite über die ich Nachrichten empfangen, Stellenangebote suchen und meine Bewerbungen melden kann. Die Nachrichten vom AMS bestehen meistens aus dem Satz "bitte beachten Sie die im Anhang gesendete Unterlage." und einem beigefügten PDF. So erhalte ich auch Stellenangebote, bei denen ich mich bewerben muss um meinen Anspruch auf Arbeitslosengeld nicht zu verlieren.

Was sich seit meiner letzten Arbeitslosigkeit (2014) nicht geändert hat: Die Startseite zeigt die letzten 5 Nachrichten im Posteingang, aber die Nachrichten sind nicht anklickbar. Man muss zuerst auf "zum Posteingang" klicken, dann kann man erst einzelne Nachrichten anklicken und lesen. Die Weiterleitung der Nachrichten auf meine gmail Adresse funktionierte 2014 noch, mittlerweile nicht mehr. Aber ich kann nicht herausfinden ob es an gmail oder eAMS liegt.

Über das System bekomme ich meine Mitteilung über die Höhe meines Arbeitslosengeldes und es ist absurd wenig. Ich telefoniere mit der Arbeiterkammer (der Interessensvertretung der Angestellten und ArbeiterInnen Österreichs) und erfahre dass ich einen schriftlichen Antrag stellen muss, in dem ich einen Bescheid verlange. Den Bescheid kann die AK dann anschauen und mich beraten. Ich schicke eine Nachricht über das eAMS System, aber erhalte nicht, wie bei anderen Nachrichten, eine Lesebestätigung.

Ich muss also einen Brief schreiben. Ich suche eine Vorlage im Internet heraus, lade sie herunter, bearbeite sie ein bisschen und schicke sie dann per Email an einen Copyshop in der Nähe. Ich habe nämlich keinen Drucker mehr und will nicht bis zum Abend warten, bis mein Freund aus der Arbeit kommt und mir den Ausdruck mitbringt.

Ich gehe zum Copyshop und stelle dort fest dass ich vergessen habe, das Dokument als PDF zu speichern. Stattdessen ist es im .pages-Format, das Textverarbeitungsprogramm von Apple. Ich ärgere mich ein bisschen über mich selbst, aber der nette Mensch vom Copyshop meint, er kann da was machen. Er zippt die Datei, öffnet sie dann mit WinRar (?) und da gibt es dann 3 verschiedene Vorschaubilder meines Briefes als jpg Dateien.

Ich drucke das größte davon aus. Es ist leicht verschwommen und hat ein ganz anderes Layout als mein Brief hatte, aber ich beschließe dass es mir egal ist, was das AMS von meinen Brieflayouts denkt.

Auf dem Weg zur Post kaufe ich noch 20 Briefkuverts. Dann schicke ich den Brief per Einschreiben an meine zuständige AMS-Geschäftsstelle. Der Mensch in der Post druckt nicht eine Marke aus und klebt sie aufs Kuvert sondern stückelt den Betrag mit verschiedenen Briefmarken die in Kuverts aufbewahrt werden zusammen. Ich frage nach, warum er das macht. Weil Briefmarkenverkauf zum Umsatz der Poststelle zählt, ausgedruckte Portomarken aber nicht.

Nach einigen Tagen erhalte ich, wieder über das eAMS, eine Einladung meinen Antrag auf Bescheid persönlich zu besprechen.

Bei diesem Termin sieht die Sachbearbeiterin meine Daten am Computer durch und sagt dann dass die Berechnungsgrundlage für mein Arbeitslosengeld das Einkommen in Frankreich ist. “Das wundert mich, weil es ca 4% meines Einkommens ist.” Sie ist ratlos und meint “Dann muss ich mir ihren Akt anschauen.”

Ich erwarte mehr Geklicke am Computer, aber stattdessen nimmt sie ihren Schlüsselbund vom Tisch und steht auf. Ich muss mit ihr das Büro verlassen, während sie woanders “meinen Akt” holt. Ich verstehe, dass ich nicht im Büro warten kann – die gesamte verfügbare Wand ist mit Regalen vollgestellt auf denen Papierakten stehen, sortiert nach Geburtsdatum. Es sind jeweils ca eineinhalb Regalbretter pro Tag.

Nach einer Minute kommt die Sachbearbeiterin mit einem Packen Papier zurück, wir setzen uns wieder ins Büro und sie sieht meinen Antrag und mein Formular U1 durch. Es ist ein Ausdruck des vom Betreuer eingescannten Formulars.

Das Problem mit der Höhe meines Arbeitslosengeldes kann dann mit einem langen Telefonat mit einer anderen Sachbearbeiterin oder Vorgesetzten gelöst werden. Zwei Tage später erhalte ich meine neue Mitteilung über die Höhe meines Arbeitslosengeldes im eAMS.

verenka

Oktober 2018

Der Reißwolf, der beste Freund des Menschen

Stoßseufzer am Reißwolf: Wieso schicken mir die Leut allweil papierne Zeitschriften, ich scanne sie doch bloß und schmeiß sie fort!

Günstigenfalls.

Es ist nur so: Kämen dieselben Zeitschriften als pdf, würde ich die Frage "speichern oder nicht" vielleicht nach ähnlichen Gesichtspunkten entscheiden, vielleicht würde ich sogar eher für "speichern" entscheiden, die gespeicherte Datei jedoch anschließend um so sicherer vergessen. In den fünf Minuten, in denen ich der Zeitschrift die Bindung abguillotiniere, sie über den Stapeleinzug schiebe, das File benenne und die Leiche entsorge, findet ein gewisses Bonding statt, und die Zeitschrift hat eine Chance.

Drago Starcevic

Oktober 2018

Nur bar oder mit dem Smartphone

Wir sind in einem Restaurant und haben zu wenig Geld dabei. Das ist dem Koch aber schon bei der Bestellung bekannt und er versichert uns, dass das kein Problem ist, wir können den Restbetrag einfach am nächsten Tag vorbeibringen oder per PayPal zahlen.

Weil ich ungern unnötige Schulden habe und außerdem ausprobieren will, ob es wirklich alles so einfach ist, entscheiden wir uns für die PayPal-Variante. Ich logge mich auf meinem Smartphone ein, gebe die mir genannte Email-Adresse ein und tippe den mit Trinkgeld aufgerundeten Restbetrag ein. Dann warten wir eine Weile und nichts passiert.

"Wird schon stimmen", einigen wir uns und wollen schon aufbrechen, aber dann geht doch noch die Meldung ein, dass das Geld angekommen ist und wir können ohne Schulden nach Hause fahren.

Tatsächlich hätte ich diesen Stunt fast schon einmal vorgeschlagen, als wir vor Jahren in einem anderen Restaurant saßen, in dem just an diesem Abend das EC-Kartenlesegerät Probleme machte. Dann funktionierte das Lesegerät aber doch und ich konnte nicht rausfinden, ob auch andere gastronomische Betriebe flexibel bei der Art und Weise der Zechenbegleichung sind.

Anne Schüßler

August bis Oktober 2018

Der Supergau tritt ein

Weil in Berlin gerne mal unbewohnbare Wohnungen vermietet werden, muss ich wegen einer Trockenlegung zwei Monate in eine leerstehende Wohnung umziehen – natürlich ohne Wlan, was so ungefähr der Supergau ist. Ich über-

lege, welche Alternativen es gibt: neues Wlan durch einen Telefonanbieter schließe ich aus, da das viel zu lange dauert, das Gleiche gilt für Varianten durch Kabelanschluß.

Also durchforste ich das Internet nach Surfsticks, die das Wlan ersetzen können. Ich finde schnell heraus, dass solche Sticks keine Lösung sind, da das Volumen, das mitgeliefert wird, viel zu klein ist. Zudem sind die Surfsticks für meinen Gebrauch komplett überflüssig, weil ich über mein Smartphone einen mobile Hotspot einrichten könnte. Das Problem ist immer das knappe Datenvolumen, das in Deutschland bei den Mobilfunkverträgen üblich ist. Schließlich stoße ich aber auf den Gigacube von Vodafone, der zumindest 50 GB Daten beinhaltet und sehr flexibel einsetzbar ist.

Er wird in wenigen Tagen geliefert und ich muss lediglich die SIM-Karte einsetzen und das Gerät am Strom anschließen. Gut, das Einsetzen der SIM-Karte erweist sich als ein bisschen fummelig, aber mit ein bisschen Hin- und Herruckeln funktioniert auch das. Zunächst bin ich skeptisch, ob das Netz wirklich gut genug ist, um Filme und Serien zu streamen, aber sie laufen einwandfrei.

Um mit dem Datenvolumen über die Runden zu kommen, ändere ich bei Netflix und amazon prime die Qualität der Videos auf die geringste Auflösung (wobei ich in meinem Notebook keinen Unterschied sehe) und überlege bei anderen Videos, ob ich sie wirklich ansehen muss. So kann ich auch ohne Wlan die zwei Monate überstehen ohne in eine elementare Krise zu geraten.

Tanja Braun

19. Jahrhundert, 1970er, heute

Federhalter und Laptops

Als Erinnerung an unsere Arbeit an ihren Schreibschwierigkeiten sandte mir eine ehemalige Studentin einmal einen antiken Federhalter mit goldener Feder und schlankem Elfenbeingriff, glatt vom vielen Gebrauch. Es war ein

schönes, zartes Instrument, und als ich mir die elegante Schrift vorstellte, die es einmal hervorgebracht hatte, besorgte ich mir eine Flasche Tinte und versuchte damit zu schreiben. Ich produzierte ein hässliches Durcheinander aus Kratzern und Flecken, verlor meinen Gedankengang völlig, legte den Stift in meine Schreibtischschublade und nahm mit Erleichterung das Schreiben an meinem Desktop-Computer wieder auf. Die aktuelle, vertraut gewordene Schreibtechnologie wirkte unendlich schneller und einfacher, flexibler und produktiver.

Mein Scheitern war aber nicht die Schuld des Federhalters. Charles Dickens schrieb schnell und fließend mit der Schreibfeder. Und wenn ich ihn wieder zum Leben erwecken könnte, ihm meinen Laptop leihen und ihm sagen könnte, er solle seine Manuskripte als Microsoft-Word-Dokumente erstellen und einreichen, wäre er ebenso verwirrt. Die erste – aber nicht hinreichende – Voraussetzung für das erfolgreiche Schreiben mit einer beliebigen Technologie besteht darin, dass man lernen muss, sie produktiv zu nutzen.

Junge Autoren würden sich heute fast genauso eingeschränkt fühlen, wenn sie das Gerät benutzen müssten, mit dem ich in den 70er Jahren meine Dissertation geschrieben habe: eine klapprige mechanische Schreibmaschine, oft in meinem im Wald geparkten VW-Bus inmitten von unzähligen Büchern und Artikeln. Diese Art des Schreibens erscheint heute sogar mir primitiv und unbeholfen, aber damals kam es mir notwendig vor, dort mit meinen eigenen Ressourcen allein zu sein, abgeschieden vom Rest der Welt. Gegenwärtige Verfasser von Dissertationen, die daran gewöhnt sind, Text mit wenigen Tastendrücken zu verschieben und zu überarbeiten, wären schon vom Gerät selbst frustriert – all die klemmenden Tasten, Tippfehler und verpfuschten Seiten. Insgesamt würden sie einen enormen Verlust an Flexibilität, Vernetzung und Zugang zu Informationen verspüren. Wenn sie mit ihren Laptops in Internet-Cafés sitzen, sind sie mit ganzen Bibliotheken, riesigen Datenbanken und globalen Wissenschaftsnetzwerken ihres Fachs verbunden. Sie können Querverweise zwischen mehreren Dokumente erstellen und mit Softwaresystemen statistische Analysen, theoretische

Modelle der Reaktionen in explodierenden Sternen oder mehrfarbige dreidimensionale Darstellungen komplexer Moleküle gestalten. Die elektronischen Dokumente, die sie mir zeigen, oft auf Flash-Laufwerken, die an meinen Computer angeschlossen werden, enthalten viele Bilder, aufwändige Grafiken oder Partituren, die sie aus anderen Dokumenten importiert haben.

Das sind revolutionäre Änderungen in der Art, wie das Schreiben betrieben, konsumiert und gelehrt wird, und für mich jedenfalls sind sie wunderbar. Ich vermisse weder meine alte Schreibmaschine noch die Stapel aus Studentenarbeiten und Dissertationsentwürfen, die ich handschriftlich überarbeitet habe. Ich arbeite gerne mit Autoren vor dem Bildschirm, wir teilen uns eine Tastatur, spielen mit Sätzen herum oder vergleichen Entwürfe. In dieser Hinsicht wirkt das Schreiben, das Überarbeiten und das Lehren des Schreibens viel einfacher als früher.

Aber Federhalter, Schreibmaschinen und neue Informationstechnologien sind alle auf die gleiche Weise beschränkt: Sie können den Schreibenden nicht sagen, was sie ausdrücken sollen. Deshalb bleiben die grundlegendsten rhetorischen Herausforderungen, vor denen Schriftsteller stehen, unverändert. Unabhängig von ihren Werkzeugen und Systemen müssen Schreibende im gegenwärtigen Moment, in dem alles Schreiben stattfindet, Sprache und Gedanken eins werden lassen, um eine überzeugende Geschichte an imaginierte Leser zu vermitteln, die nicht anwesend sind. Wenn es sich um Studierende oder Wissenschaftler handelt, muss es bei dieser Geschichte um eine wichtige Frage gehen, auf die sie mit plausiblen Antworten oder einem interessanten, begründeten Argument mit überzeugenden Beweisen eingehen können. Zu diesem Zweck müssen sie eine aktuelle Schreibtechnologie halbwegs professionell einsetzen, aber in diesem entscheidenden Moment, in dem das Schreiben stattfindet (oder auch nicht), wird diese Schreibtechnologie ihnen keine Stimme liefern, keine erfundene Version ihrer selbst, durch die sie mit imaginierten Lesern – ob handschriftlich oder mit einer Tastatur – über Zeit und Raum in Verbindung treten können.

Deshalb haben technologische Entwicklungen das wissenschaftliche Schreiben im Grunde nicht einfacher gemacht. In den Jahrzehnten, seitdem ich die getippte Kopie meiner Dissertation eingereicht hatte, haben sich die durchschnittlichen Promotionszeiten verlängert, insbesondere in Bereichen, in denen traditionelle Dissertationsmonografien gefordert werden. Die Art des Schreibens hat sich ebenso verändert wie die akademischen Arbeitsmärkte, die Maßstäbe für Signifikanz und die möglichen Ablenkungen von der anstehenden Aufgabe. Die zentralen Probleme, vor denen junge Wissenschaftler bei der Bewältigung dieser Aufgabe stehen, sind im Wesentlichen die gleichen geblieben.

Keith Hjortshoj, aus dem Englischen übersetzt von Google Translate und DeepL mit Nachbesserungen durch Kathrin Passig

2. November 2018

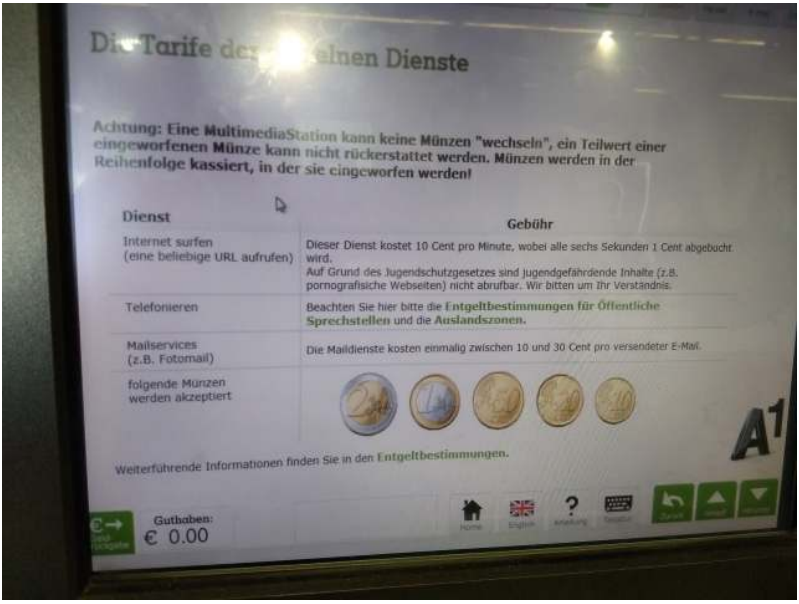
Das Münzeinwurfinternet wechselt nicht

Ich wäre an dem Gerät im Wiener Hauptbahnhof vorbeigelaufen, wenn es nicht gerade benutzt würde:

Was passiert da? Ich möchte nicht hingehen und fragen, aber kurze Zeit später finde ich eine identische, unbesetzte Telefon-Nische. Man kann hier also “telefonieren und im Internet surfen”:

Den österreichischen Wetterbericht gibt es kostenlos, auch die Stadt Wien und “Amtshelfer” erreicht man gratis. Google, YouTube, Facebook, Der Standard und sogar der Kontakt zum Wiener Tourismusverband kosten 10 Cent pro Minute.

Der Versand einer Mail kostet “zwischen 10 und 30 Cent”, “Pornografisiche Webseiten” sind nicht abrufbar, Wechselgeld gibt es keines. Der Begriff “Internet surfen” ist vorsichtshalber erklärt, er bedeutet “eine beliebige URL aufrufen”.



Erst später fällt mir ein, dass ich dem Techniktagebuch für 10 bis 30 Cent eine E-Mail hätte schreiben können. Vorausgesetzt jedenfalls, die Zeit, in der man auf dem Touchscreen die Mail tippt, ist nicht ebenfalls kostenpflichtig. “Liebes Techniktagebuch”, hätte ich hineinschreiben können, “eine so teure Mail habe ich zuletzt ca. 1998 geschrieben, aber dafür bleibt meine Privatsphäre unangetastet und ich muss mich nicht von einem Smartphone ausspionieren lassen. Wobei, was ist eigentlich in dieser runden Öffnung über dem Touchscreen? Etwa eine Kamera? Ich muss weg, schöne Grüße, deine Kathrin!”

Kathrin Passig

Herbst 2018

Strommangelsorgen verschwinden, neue Sorgen kommen

Auf den Zugreisen aus dem Süden in den Norden der Niederlande und wieder zurück wird mir ganz schummrig im Bauch. Der immerhin bereits zwei Jahre alte Akku meines Smartphones reicht gerade mal so bis zum Ende der ca. vierstündigen Zugreise (ohne Steckdose). Mittlerweile habe ich Kameras und Bücher jeglicher Form aus meinem Reisegepäck verbannt, auch den Lesestoff liefert mir der Reader auf dem Smartphone. Es stehen mir weitere lange Zugreisen bevor, daher entschließe ich mich zum Erwerb einer Powerbank, mit der ich mein Smartphone zwölf mal hintereinander aufladen kann.

Es erweist sich später, dass ich die Powerbank wegen Entzündungsgefahr nicht auf Flugreisen mitführen darf. Ferner, dass ich die mitgenommene Powerbank auf den Zugreisen nach Deutschland und Frankreich gar nicht gebraucht hätte, weil es Steckdosen im Zug gab. Bei den Streifzügen tagsüber reicht eine Tagesladung zum Navigieren, Fotografieren und für Instagram.

Jetzt dient mir die Powerbank vor allem auf dem Sofa als mobile Steckdose, wenn während des Bloglesens oder Streamens eines Films der Saft ausgeht. Wenn die Powerbank eine längere Zeit unbeaufsichtigt in der Wohnung bleibt, kommt sie in den Backofen, weil die Entzündungsgefahr durch mein Hirn geistert. Die Backofentür wird dann mit einem PostIt gekennzeichnet, damit ich das schwarze Ding in der schwarzen Röhre beim Anzünden des Ofens nicht übersehen kann.

iris

2. bis 4. November 2018

Was nützt das Hashtag in Gedanken

Unten auf der Slide steht das Hashtag der Tagung, wie es sich gehört. Wir könnten also alle von der Veranstaltung berichten, zum Beispiel bei Twitter, und andere könnten das Geschehen unter diesem Hashtag verfolgen. Wenn die Tagung nicht im zweiten Kellergeschoß eines Hauses aus dem 16. Jahrhundert stattfände, wo kein Handy auch nur einen halben Balken Empfang hat. Oder wenn wir das vorhandene WLAN nutzen dürften, dessen Zugangs-

daten aber niemand bekommt, weil es für den Livestream gebraucht wird. Ob diesen Livestream jemand anschaut und womöglich kommentiert, finde ich nicht heraus, so ohne Internet.

Kathrin Passig

5. November 2018

Ich bezahle mein Abo der ZEIT Online und befolge dabei strenge Sicherheitsvorgaben

Molinarius: Ich bin ja seit Kurzem wieder ZEIT-Abonnent, jetzt der ZEIT Online. Jahrzehntelang hatte ich die gedruckte ZEIT abonniert und meine Rechnung wurde per Bankeinzug beglichen. Nun frage ich dort an, ob die nicht einfach, jetzt für die digitale ZEIT, bitte weiter die Abogebühren per Bankeinzug einziehen können. Und wo ich den Punkt denn in meinem Kundenkonto finde, um meine Bankdaten einzugeben. Antwort:

> [...] Selbstverständlich können Sie Ihre Rechnungen auch per Bankeinzug zahlen.
>
> Senden Sie uns die entsprechenden Daten aus Sicherheitsgründen bitte als jpg,tif,gif,doc,pdf oder bmp-Anhang. [...]

Und jetzt bin ich etwas ratlos. „Aus Sicherheitsgründen“ als doc? 😳😔😂

André: Um welche Sicherheit mag es da genau gehen?

Kathrin: dass in der Mail keine erkennbaren Bankdatenstichwörter stehen?

André: Wie würdest du denn bezahlen, wenn nicht per Bankeinzug? Geldschein per berittenem Boten?

Molinarius: Sie haben mir eine Rechnung geschickt, die ich überweisen soll. Aber ich glaube, ich frag mal nach. Also, ich sende ihnen meine Bankdaten per Word doc und frage, welche Sicherheit damit jetzt erhöht wurde.

André: Waaaah

Markus: „Meine TAN-Liste finden Sie hier:“ <Link>

André: Es erhärtet sich der Verdacht, dass die ZEIT einfach gar keine Digitalausgabe von sich machen will. Es steht ja in der Digitalausgabe auch gar nicht dasselbe wie im Print, oder? Das ist doch immer nur so eine Schmalspur-ZEIT, wenn ich mich richtig erinnere?

Molinarius: Das habe ich noch nicht verglichen. Im Moment freue ich mich daran, dass ich online auf die Z+ Artikel zugreifen kann.

André: Man muss es ihnen wohl nachsehen. Sie kommen vor lauter Eintreiben von Abo-Gebühren vermutlich gar nicht dazu, eine vernünftige Digitalzeitung zu machen.
Das ist es zum Beispiel, wofür man als Händler bezahlt, wenn man Kreditkarten als Zahlungsmittel akzeptiert. Dass das Geld immer kommt, egal ob der Kunde gerade welches hat oder nicht.

Tilman: bist du sicher, dass du mit der echten Zeit verhandelst, und nicht irgendeinem durchgeknallten Internetgauner aufgesessen bist?

Molinarius: Die Frage nach den “Sicherheitsgründen” würde ich nun doch gerne, schon aus Recherchegründen fürs Techniktagebuch, beantwortet haben und hake per Email beim Verlag nach:

> Guten Tag,
>
> besten Dank für Ihre Antwort. Im Anhang finden Sie meine Bankdaten, mit der Bitte, meine Rechnungen für das digitale Zeit-Abo bitte von meinem Konto einzuziehen.

> Erlauben Sie mir noch eine Frage: Sie schreiben ja, „Senden Sie uns die entsprechenden Daten aus Sicherheitsgründen bitte als jpg,tif,gif,doc,pdf oder bmp-Anhang.“. Welche Sicherheit wird hierbei durch das Übersenden im Anhang, beispielsweise im Word .doc-Format, erhöht?

Und bekomme auch recht schnell eine Antwort:

> [...] Wunschgemäß haben wir Ihre Bankverbindung eingetragen.
>
> Zukünftig werden wir die fälligen Beträge von Ihrem Konto einziehen.
>
> Wir schreiben „Senden Sie uns die entsprechenden Daten aus Sicherheitsgründen bitte als jpg,tif,gif,doc,pdf oder bmp-Anhang“, damit die automatische Auslesbarkeit erschwert wird. [..]

In der Redaktion wird länger diskutiert, ob dieser Austausch so veröffentlicht werden kann, oder ob er noch weiterer Erklärungen bedarf: Einige Redaktionsmitglieder finden, es bedarf weiterer Erläuterung, wie effektiv dieser Schutzmechanismus tatsächlich ist, andere nicht.

André: Ich finde, die furchtbarsten Dinge lässt man am besten einfach so stehen. Aber das ist nur meine Meinung.

*Alan O:*Dass sich Textdaten z. B. aus einer Image-Datei nicht so einfach extrahieren lassen, wie aus einer einfachen (RFC822-)Mail, ist ja zunächst mal nicht von der Hand zu weisen. Wir wissen, dass das für .doc-Dateien und PDF-Dokumente nur eingeschränkt gilt; aber ist das auch den anderen Leser/innen klar? Aber die Grundidee der ZEIT-Empfehlung war doch anscheinend, dass man die Anhänge eben *nicht* so einfach durchsuchen kann wie den regulären Body einer Mail. Das mag ja für PDF- und .doc-Anhänge nicht uneingeschränkt gelten, aber für Images doch schon? Oder wie findet man in einem Image eine abfotografierte IBAN?

Virtua: OCR.

André: Wenn Molinarius in seiner Mail schreibt „Meine Bankdaten finden Sie im Anhang“ ist völlig egal, in welchem super-obskuren Format dieser Anhang verschickt wird, weil das Wort „Bankdaten“ im Rumpf der Mail steht. Aber allein, sich auf diese Fragestellung einzulassen, ist schon hanebüchen. E-Mail wird zwischen den Servern verschlüsselt übertragen, die kann nicht einfach irgendjemand abschnorcheln. Aber schon sich auf diese Argumentation einzulassen, ist hanebüchen. Der mögliche Schaden, wenn jemand die Kontonummer von Molinarius erfährt, ist null.

Alan O: SMTP ist nicht immer verschlüsselt. Im übrigen ist es für den Admin eines Mailserver nicht so schwer, in E-Mails nach bestimmten Schlüsselwörtern zu suchen. Das geht halt nicht ganz so einfach, wenn man wie von der ZEIT vorgeschlagen vorgeht. Natürlich könnte ich dann auch in alle Image- und .doc-Attachments reinschauen, aber das wäre ja viel mehr Aufwand. Schliesse ich nicht mein Auto ab, weil es für den Autodieb dann *mehr Aufwand* ist, damit wegzufahren?

Kathrin: Zum Thema möglicher Schaden durch Erfahren der Kontonummer: ich musste vor Jahren mal einige Zeit mit einer Zeitungs-Aboabteilung verhandeln, weil jemand ein Abo mit den Bankdaten der Riesenmaschine abgeschlossen hatte. Das ließ sich zwar rückgängig machen, war aber langwierig und nervend. Ich erwähne das aber nur der Vollständigkeit halber und will keineswegs darauf hinaus, dass man wegen so was seine Bankverbindung geheimhalten sollte.

André: Es handelt sich also um mein Lieblingsthema der unverhältnismässigen Risiko-Einschätzungen und des abstrusen Voodoos zur vermeintlichen Risiko-Verringerung. Aber wie wir ja schon hier drin sehen, gibt es große Unterschiede in der Auffassung, wie groß die Risiken und wie effektiv oder unsinnig die Möglichkeiten der Vermeidung sind. Darum fände ich es besser,

den Beitrag unkommentiert stehen zu lassen und die Mehrdeutigkeit nicht durch ein Fazit aufzulösen. Das Fazit würde sich ja notwendig auf eine der vielen möglichen verschiedenen Seiten schlagen, und das wäre schade.

Molinarius

5. November 2018

This code cannot be redeemed from your country

Ich kaufe im Zug von Deutschland nach Österreich eine große Packung M&Ms. Die Packung wirbt damit, dass damit ein Google Play Film um nur 99 Cent ausgeliehen werden kann.

Ich bin neugierig genug, um das auszuprobieren, und suche im Google Play Video Store nach Filmen, die mich vielleicht interessieren. Der Preis der Filme und Serienfolgen variiert von 2,99 € bis 14,99 €. In der Detailansicht sehe ich, dass die deutlich teureren Filme nicht auszuleihen, sondern nur zu kaufen sind.

Ich finde einen Film, den ich mir um 1 Euro anschauen würde. Der ist aber nicht auf Englisch verfügbar ist, obwohl das die Originalsprache ist. Ich kann auch nirgends die Sprache umstellen. Ich google das Problem und finde tatsächlich eine Frage von einem anderen User dazu. Die Antwort vom Google Support ist sinngemäß "Die Rechteinhaber entscheiden, in welcher Sprache sie ihre Inhalte zur Verfügung stellen. Entscheidend für die Sprache ist das Land, aus dem die im Play Store registrierte Kreditkarte stammt."

Ja, okay, aber warum entscheiden sie, WENIGER Inhalte zur Verfügung zu stellen als sie haben? Das beantwortet niemand. Unter der Antwort von 2014 sind einige negative Kommentare dazu, der aktuellste davon von vor drei Tagen. Die Situation ist also seit 2014 unverändert unbefriedigend.

Ich finde schließlich einen Film, den es auch auf Englisch gibt, und will den Gutscheincode einlösen. Das geht natürlich nicht. "This code cannot be redeemed from your country". Ich hab meine Süßigkeiten ja in Deutschland

gekauft (oder zumindest in einem deutschen Zug). Meine Kreditkarte und damit die Heimat meines Google Accounts ist aber aus Österreich. Wenn ich auf den “Learn More”-Link klicke, lande ich auf einer Supportseite, die mich auswählen lässt, welches von vier verschiedenen Probleme ich habe. Ich klicke “You can’t redeem your code” an und kann dann aus elf verschiedenen Fehlermeldungen wählen. Keine davon ist “This code cannot be redeemed from your country”.

Direkt darunter fragt Google mich “Was this article helpful?”. Ich nutze die Gelegenheit, nein zu sagen, auch wenn ich mir den Grund für das Nicht-einlösenkönnen mittlerweile zusammenreimen konnte. Eventuell hilft’s der nächsten Person, die europäische Grenzen überschreitet.

Ich hatte ein ähnliches Problem mit dem Google Play Store schon vor drei Jahren, aber die Details ganz schnell vergessen. Gut, dass es das Techniktagebuch gibt.

verenka

November 2018

Im CD-Booklet wie so ein Höhlenmensch

Ich spiele meinem Mann einen Song bei Spotify vor und möchte wissen, wie dieses eine Instrument wohl heißt. Es ist wahrscheinlich etwas Süd- oder Mittelamerikanisches und klingt ein bisschen wie eine unsubtile tiefe Flöte. Mein Mann schlägt etwas vor, das ist aber dieses Reibedings namens “Güiro”, das meine ich gar nicht.

Ich suche auf Spotify ein anderes Lied raus, nämlich Becks “Tropicalia”, in dem das Instrument etwas prominenter zu hören ist. Das hilft uns aber leider immer noch nicht weiter und auch eine Suche nach typischen brasilianischen Instrumenten liefert keine Lösung, oder jedenfalls keine erkennbare.

Ich überlege schon die nächsten Schritte, bei Twitter fragen vielleicht? Exzessiveres Googeln? Die Leute in unserem privaten Musikchat im Facebook Messenger befragen?

Da fällt mir ein, dass ich die CD von Beck ja physisch besitze, ich gehe ins Arbeitszimmer, suche die CD raus, falte das Booklet auseinander und gucke, welche Instrumente aufgeführt sind. Das einzige, das ich nicht kenne ist eine "cuica". Ich googele "cuica", öffne das erste YouTube-Video, das mir angezeigt wird und tatsächlich ist die Flöte offenbar eine Trommel.

www.youtube.com/NVOtE1qSymU

Im Nachhinein hätte man auch einfach das Lied googeln können, tatsächlich gibt es einen Wikipedia-Artikel für genau diesen Song, in dem alle beteiligten Musiker und Instrumente aufgelistet sind. Die wichtigste Frage ist jetzt sowieso, warum wir noch keine Cuica haben und wann wir uns eine kaufen.

Anne Schüßler

6. November 2018

Draußenhobbys, so was kommt mir nicht ins Haus

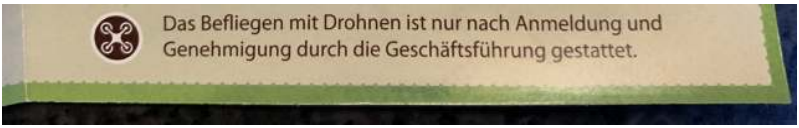
Wie meistens wache ich nachts mehrmals auf, und wie meistens denke ich im halbwachen Zustand vage "ah, da kann ich gleich weiter diese angenehme Sache machen". Normalerweise ist das Twitter, oder Duolingo, oder irgendein Projekt, oder unspezifisches Internet-Durchlesen. Heute Nacht allerdings geht es in meinem Kopf um das Spalten und Bündeln von Kleinholz, und das lässt sich, wie mir auch im Halbschlaf bald klar wird, nicht im Bett ausüben. "Was für ein schwieriges Leben diese Leute mit Draußenhobbys führen" denke ich, und schlafe wieder ein.

Kathrin Passig

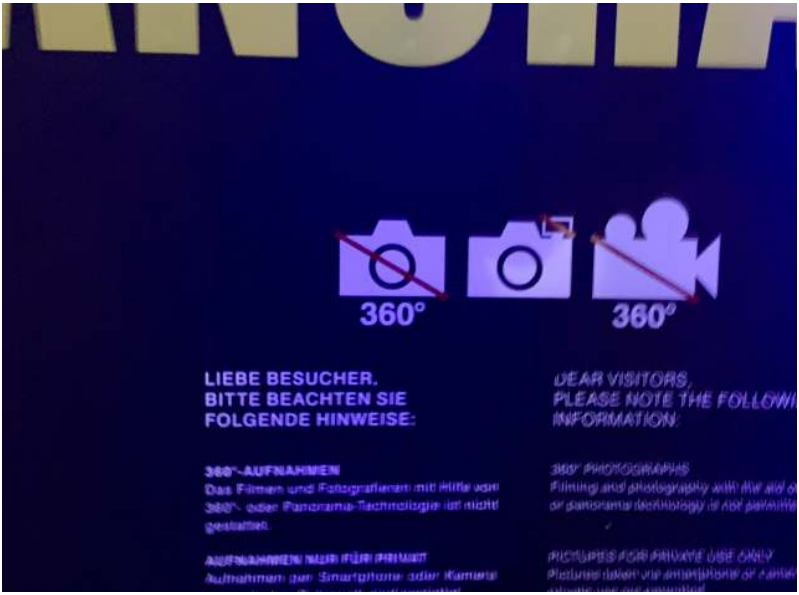
November 2018

Neue Technik gebiert neue Technikverbote

Im Flyer zum Baumkronenpfad in den Beelitz-Heilstätten ist unter einigen Ge- und Verboten mit zugehörigen Icons ein Hinweis eingefügt, den ich zuvor noch nirgendwo anders gesehen habe:



Für mich einige Tage später ebenso ein Erstling unter den Technikverboten: Im Panorama "Die Mauer" ist es verboten, Panorama- oder 360-Grad-Aufnahmen zu machen, vermutlich um das Geschäftsmodell nicht zu gefährden. Eine Frau tut es zufälligerweise genau während meines Besuchs trotzdem, ich befürchte aber, dass es im Raum ohnehin viel zu dunkel ist – auch mein Handyfoto ist etwas unscharf. Interessant am Icon: Die 360-Grad-Kamera scheint nach wie vor Filmrollen zu brauchen.



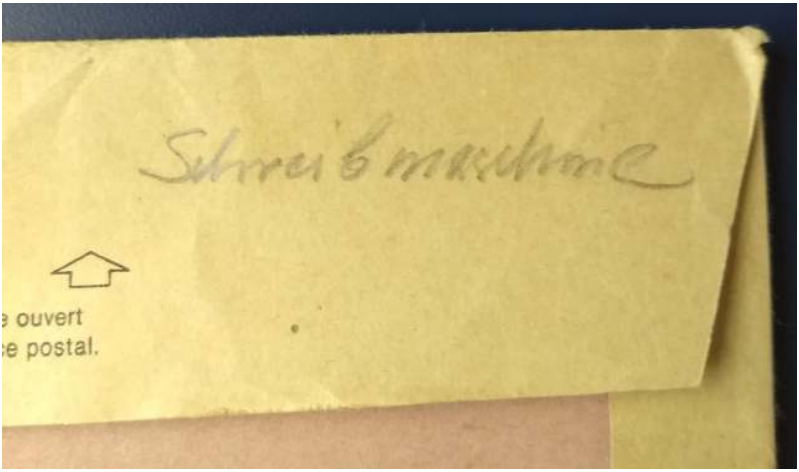
Alexander Matzkeit

7. November 2018

Schreibmaschinenpapier. Ein archäologischer Fund

Heute Abend will ich in Bielefeld anlässlich der “25 Jahre Schreiblabor”-Feier ein Quiz zum Thema Schreibtechnik der letzten 25 Jahre veranstalten. Da ich aus dem Haushalt der Mutter anreise, kann ich die Teilnahmebögen sogar selbst ausdrucken. Es ist ein bisschen mühsam, weil der Drucker sich beim Einziehen des Papiers häufig verschluckt, aber nach einer Stunde geduldiger Bastelei besitze ich 20 beidseitig bedruckte Blätter.

Ich suche nach einem verstärkten Umschlag, in dem ich sie unzerknittert nach Bielefeld transportieren kann, und finde auch gleich einen in der Kiste neben dem Schreibtisch, die Schmierpapier und andere Wiederverwendbarkeiten enthält. “Schreibmaschine” steht in der Handschrift meines Vaters darauf.



Im Umschlag ist etwas drin, und ich erhoffe mir schon eine Wiederbegegnung mit meinen Schreibmaschinen-Fingerübungen oder womöglich sogar denen des Vaters. Aber es ist dann nur leeres weißes Papier, etwas dünner als gewohnt, 70 Gramm pro Quadratmeter statt der üblichen 80. Mein Vater muss diesen Umschlag beschriftet haben, bevor man den Inhalt “Druckerpapier” nannte, wie ich es heute tun würde.

In den 1980er Jahren, vermute ich also, denn ich glaube, dass es schon in den 90ern einen Drucker im Elternhaushalt gab, einen von mir abgelegten wahrscheinlich. Aber der Poststempel ist von 1991:

Die 8000 auf dem Poststempel ist die Postleitzahl von München, die Zeit von Rolf und “Fünf ist Trümpf” war noch nicht gekommen. Das sieht man auch an der aufgedruckten Absenderadresse:

> Bayerischer Landesverein für Heimatpflege e. V.
> Ludwigstraße 23, Rückgebäude
> 8000 München 22

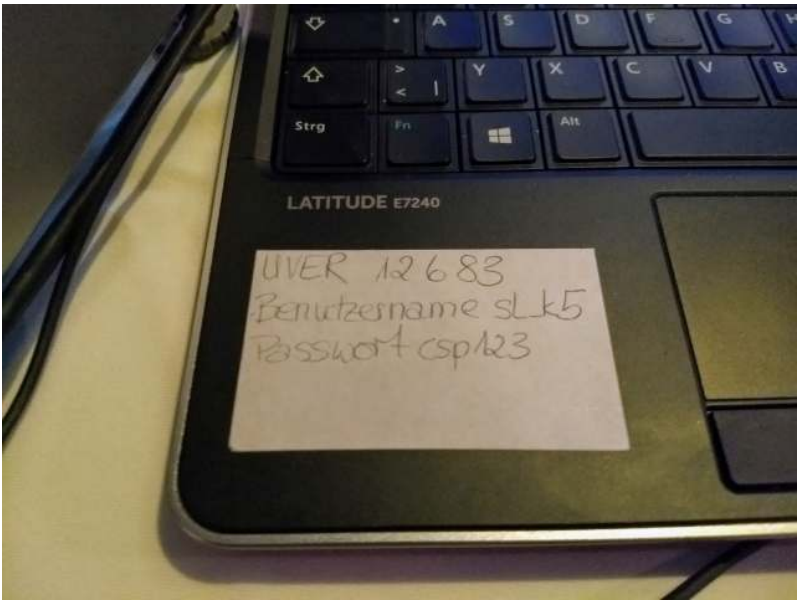
Ich suche bei Amazon nach “Schreibmaschinenpapier”, um herauszufinden, ob sich dieser Sprachgebrauch irgendwo erhalten hat. Es gibt tatsächlich noch drei Angebote von Schreibmaschinenpapier, ansonsten aber vor allem Kopierpapier, Druckerpapier, Laserpapier (so vermutlich die Abfolge des Sprachwandels) und schließlich das äußerst zukunftssicher benannte “Brunnen 1032219 Büropapier”.

Kathrin Passig

7. November 2018

Ja, ähm, dann machen wir das halt so

Im Veranstaltungsraum steht ein Uni-eigener Laptop, der den Abend über via Beamer eine Website zeigen soll. Leider schaltet er alle paar Minuten in einen Energiesparmodus, das Bild verschwindet, und jemand muss das Passwort neu eingeben. Ich stehe zufällig daneben, als der Techniker das zu beheben versucht. Gemeinsam suchen wir in den Windows-Menüs, finden aber nicht einmal die richtige Stelle, an der so eine Option sitzen könnte. Ich google ein paar Minuten am Handy, und noch bevor ich etwas finde, sagt der Techniker "Ach egal, dann muss man halt das Passwort neu eingeben, es steht sowieso da am Rechner."



Kathrin Passig

Seit 1848, im Prinzip bis heute

‘Folgt Großbrand zwei’ oder: Wo kommt der Live-Ticker her?

Bei großen Ereignissen von tatsächlichem (oder auch nur vermutetem) Nachrichtenwert gehören sie inzwischen auf den Nachrichten-Webseiten zum Standard: Die *Live-Ticker*. Ständig aktualisierte Informationen über die Entwicklung eines Ereignisses werden in kurzen Abständen auf die Seite gestellt, um immer den neuesten Stand mitzuteilen. Aber wo kommt diese Idee her – und warum heißen sie Live-Ticker?

(Das hat ein Leser gefragt, und auch wenn wir keine dieser Junge-Leute-mit-Medien-Seiten sind, erklären wir’s gerne:

> Ist die namensgebende Technik eigentlich schon lange genug weg, dass irgendeine von diesen Junge-Leute-mit-Medien-Seiten mal ein Erklärstück machen kann, warum Liveticker Liveticker heißen?)

Diese Art der Informationsvermittlung in Häppchen ist alt, und sie hatte zunächst technische Gründe, schon bei der weltältesten Nachrichtenagentur *Associated Press* (1848 gegründet). Als Nachrichten noch per Telegrafie, noch von Hand per Morsecode, oder später per Fernschreiber übertragen wurden, war die Übermittlung langer Texte zeitaufwändig. Gerade bei wichtigen Ereignissen – was Neudeutsch *Breaking News* heißt – und bei ständiger Weiterentwicklung des Geschehens war es wenig sinnvoll, eine lange Geschichte zu schreiben, die dann auch für die Verbreitung lange brauchte: Die Empfänger sollten die wichtigsten Informationen so schnell wie möglich bekommen.

Die Empfänger, das waren vor der Verbreitung des Internets professionelle Kunden: Die Redaktionen von Zeitungen und vor allem des Rundfunks. Denn verbreitet wurden die *Breaking News* von Nachrichtenagenturen, die die aktuellen Informationen lieferten.

In den Jahren 1981 bis 1999, in denen ich für die beiden Nachrichtenagenturen Deutsche Presse-Agentur (dpa) und Associated Press arbeitete, gehörte das Verfahren zum täglichen Geschäft: Passierte etwas (Welt)Bewegendes, setzten die Agenturen zunächst nur eine kurze Meldung ab – und die war um so kürzer, je bedeutender das Ereignis war. Musterbeispiel sind die so genannten Blitzmeldungen, die nur aus einem einzigen Satz bestehen, und bei dem verzichteten die Agenturen sogar auf die sonst unerlässliche Angabe von Ort, Zeit und Quelle:

> Blitz – Attentat auf den Papst

Erst in den nächsten Meldungen, nach einer Blitz- eine Eilmeldung, wurde die Nachricht dann mit weiteren Informationen angereichert. Der Kunde, also der Zeitungs- oder Rundfunkredakteur, konnte sich so schon mal auf eine neue Seite eins oder auf die Unterbrechung des laufenden Programms einstellen.

Das Häppchen-System, also der Vorrang von schnellen Einzelmeldungen mit einzelnen Teil-Informationen, zog sich komplett durch – auch wenn es kein Anschlag auf den Papst war. Bei bedeutsamen Nachrichten, zu denen anfangs auch noch nicht alle nötigen Informationen vorlagen, wurden die Meldungen je nach Informationseingang weitergeschrieben. Dafür gab es Formate, die dem professionellen Kunden vertraut waren, aber für den Leser merkwürdig gewesen wären:

> Großbrand eins
> Auf dem Geländer der Fettig-Chemie in Hintertupfingen ist ein Großfeuer ausgebrochen. Die Feuerwehr rief die Anwohner auf, die Türen geschlossen zu halten.
> Folgt Großbrand zwei

Großbrand zwei
Nach Angaben der Feuerwehr ist bislang nicht bekannt, ob gesundheitsgefährdende Chemikalien in Brand geraten sind. Bisher kamen keine Menschen zu Schaden.
Folgt Großbrand drei

und so weiter – bis zur letzten Meldung der Serie, die dann mit dem Vermerk *Großbrand sechs und Schluss* signalisierte, dass die laufende Berichterstattung jetzt beendet war und eine zusammenfassende Geschichte folgen würde, in der alle Informationen noch einmal zusammengefasst würden.

Der technische Grund für diese Meldungs-Serien ist inzwischen weggefallen: Die Übermittlungsgeschwindigkeit für Texte ist nicht mehr wirklich länger, wenn mehrere tausend Zeichen statt einer Kurzmeldung übermittelt werden. Der inhaltliche Grund ist geblieben: Gerade wenn sich ein Ereignis schnell entwickelt und/oder zunächst noch viele Informationen fehlen, ist es immer noch sinnvoll, zunächst nur die gesicherten Fakten weiterzugeben.

Die Nachrichten-Webseiten vor allem von Zeitungen und Rundfunkanstalten nutzen das gleiche Prinzip – jetzt allerdings für den Leser und nicht mehr für den Redakteur, der es in eine lesbare Fassung bringen muss. Die Informationen werden ständig aktualisiert und bestehen oft nur aus wenigen Sätzen mit der aktuellsten Information, sind aber in andere Informationen auf der Webseite eingebettet, die das Verständnis erleichtern.

Und warum heißt es *Live-Ticker*? Zum einen, weil – entsprechende Arbeit vorausgesetzt – die Information fast in Echtzeit, also live, auf der Seite stehen sollten. Und zum anderen, weil sich der Begriff *Ticker* über alle technischen Entwicklungen gehalten hat: Als die Fernschreiber noch elektrisch angetriebene Schreibmaschinen (oder später Nadeldrucker) waren, tickerten sie tatsächlich in erheblicher Lautstärke. Die Empfangsgeräte standen deshalb oft in den Redaktionen in einem separaten, schallgedämmten Raum. Inzwischen wird da nichts mehr ausgedruckt, und wenn, dann lautlos. Ticker heißt es trotzdem.

Thomas Wiegold

Mai 2018 bis heute

Buchwahl beim Walbuch

Meine ersten Begegnungen mit dem Inhalt von Herman Melvilles *Moby Dick* finden in sozialen Medien statt: Ich lese Tweets von Bots, die Highlights aus dem Text in zufälliger Reihenfolge posten. Der erste Bot befindet sich auf oulipo.social und postet Sequenzen aus dem Buch, in denen kein e vorkommt. Der zweite Bot, dem ich folge, nachdem @whit_whal mein Interesse geweckt hat, befindet sich auf Twitter und postet ganze Sätze, die vorher von einem oder mehreren Menschen ausgewählt wurden.

Dieses Buch gefällt mir immer besser, obwohl ich nur Fragmente daraus kenne. Ich beschließe, es einfach mal von vorne bis hinten zu lesen.

Ich lade mir das eBook von Projekt Gutenberg herunter und fange an, es auf meinem Kindle zu lesen.

Nach 20 Kapiteln erfahre ich von einem guten Freund, dass er im Anglistikstudium ein ganzes Seminar zu Moby Dick belegt hat und immer noch die ausführlich kommentierte Ausgabe des Buchs von damals besitzt. Er leiht mir das Buch, weil mich die Kommentare, Erklärungen, Fußnoten brennend interessieren.

Ab ca. Kapitel 30 bin ich es leid, ein physisches Papierbuch mit mir herumzuschleppen. Ich lese nur noch zuhause. Unterwegs ärgere ich mich, dass ich Wartezeiten nicht zum Lesen nutzen kann, weil ich weder das Papierbuch noch den Kindle dabei habe.

Ab ca. Kapitel 53 installiere ich mir eine Moby-Dick-App auf dem Handy. Die einzige Funktion der App ist es, mir das Buch kapitelweise anzuzeigen. Der Vorteil des Handys gegenüber dem Kindle ist, dass ich das Handy immer bei mir trage, während ich den Kindle nur einpacke, wenn ich erwarte, dass ich viel Leerlauf haben werde (z. B. auf Reisen).

Jedes Mal, wenn ich nennenswert lange Passagen auf dem Handy gelesen habe, lese ich zuhause die dazugehörigen Fußnoten nach. Außerdem muss ich im Papierbuch vorblättern und mein Lesezeichen verschieben. Um auf dem Handy an der richtigen Stelle weiterzulesen, genügt es, zu wissen, in welchem Kapitel ich gerade bin.

Das Buch hat 135 Kapitel und ich bin gespannt, welche Formen des Buchkonsums mir im Laufe der Zeit noch sinnvoll erscheinen werden. Ich warte außerdem auf eine technische Revolution, die das Synchronisieren des Lesefortschritts zwischen Papierbuch und elektronischen Formen erleichtert.

Esther Seyffarth

November 2018

Das vergessene Filesharing-Protokoll

Nach Jahren der Nichtnutzung entferne ich den Dienst μTorrent von meinem Rechner. Das Herunterladen von (seien wir ehrlich: ausschließlich illegalen) Inhalten über das Bit-Torrent-Protokoll ist aus der Mode gekommen. Doch nur wenige Tage später werde ich an den Grund erinnert, warum dieses Programm überhaupt noch auf meiner Festplatte schlummerte. Das Textverarbeitungsprogramm meiner Wahl, der LibreOffice Writer, weist mich darauf hin, dass ein Update verfügbar ist. Aber ein Klick auf das entsprechende Pop-up lässt mich wissen, dass ich dieses nicht einfach so installieren kann: „Das automatische Herunterladen des Updates ist momentan nicht verfügbar. Klicken Sie auf 'Herunterladen…', um LibreOffice 6.0.6 manuell herunterzuladen." Und in welcher Form finde ich sämtliche Updates und Installationspakete auf der LibreOffice-Seite vor? Genau: als Torrents. Dafür erneut μTorrent oder einen ähnlichen Client zu installieren, ist mir jedoch zu mühsam.

Torsten Gaitzsch

12. November 2018

Mein Briefkasten lernt schreiben, und meine Haustür ist ein sicherer Ort

Für einen durchschnittlichen Lieferfahrer ist es sicher ein großes Problem, all die Amazon-Bestellungen auszuliefern. Und dann das Problem, dass die Empfänger der Lieferungen so oft nicht zu Hause anzutreffen sind. Oft werden Lieferungen für mich bei den Nachbarn abgegeben, oft nehme ich Lieferungen für die Nachbarn an. Selten gehen Lieferungen unerklärlich verloren, manchmal bin ich angeblich nicht anzutreffen, obwohl ich zu Hause bin.

Einmal steht im Tracking des Pakets noch um 23:50 Uhr, dass die Lieferung "voraussichtlich heute" erfolgen würde, und ich überlege schon, ob ich nun so langsam ins Bett gehen darf, oder ob ich noch auf einen armen, Überstunden schiebenden Lieferanten warten muss. Ich entscheide mich fürs Bett, am nächsten Tag steht im Tracking, es seien "unerwartete Lieferverzögerungen" aufgetreten.

Neu sind mir nun zwei Lösungen von Amazon Logistics, meinem Briefkasten seit Kurzem offenbar *Internet-of-Things*-Kompetenzen zu vermitteln, was ich gar nicht wusste – und ihm heimlich Schreiben beizubringen:

Meine Haustür hat hingegen offenbar noch nicht schreiben gelernt. Deshalb nimmt der Lieferant in einem anderen Fall ein Foto des vor der Haustür abgelegten Pakets auf. Dieses Foto erhalte ich per Push-Nachricht auf dem Smartphone. Der Lieferant dokumentiert damit die Abstellung und erklärt die von der Straße gut einsehbare Haustür nebenbei zu einem “sicheren Ort”:

Na gut, solange es funktioniert. Obwohl ich mir natürlich ein bisschen Gedanken mache, wie sicher der Hauseingang noch ist, wenn der Briefkasten schon schreiben kann; wer weiß, was der sonst noch so lernt.

Molinarius

November 2018

It was always burning

Meine Frau bittet mich, für eine Freundin eine Audio-CD zu brennen. Geht denn kein anderes Medium? Ein USB-Stick vielleicht? Anscheinend nicht. Die Freundin möchte die Musik im Auto hören, da ist es zumindest nicht restlos unplausibel – bei Menschen, die bei Autos keinen besonderen Wert aufs neueste Modell legen, kommt der mobile Medienfortschritt bisweilen später. Auch ich bin bis 2013 oder 2014 noch mit CD-Spieler (und Cassettenschacht) spazierengefahren.

Also schön.

Rohlinge sind kein Problem, das vermeintliche Ende der CD-Ära hat mich mit einer fast vollen Spindel zurückgelassen. Mein Rechner hat sogar noch einen, allerdings defekten, CD-Brenner, in meiner Technikschublade findet sich jedoch noch ein portabler Brenner mit USB-Anschluss.

Auf der Suche nach einem Programm, das ihn fehlerfrei ansteuert, entfahren mir einige Kommentare, die sich zur schriftlichen Wiedergabe schlecht eignen, aber Banshee schafft es schließlich. Es gelingt mir, eine funktionierende CD zu brennen.

Um der Sache den letzten Schliff zu verpassen, suche ich in meiner Schublade für Merkwürdigkeiten. Dort finde ich bedruckbare Visitenkarten (in Bögen mit Mikroperforation), mit Tintenstrahldrucker bedruckbare Overheadfolien (nie benutzt, wegen der kurzen Überlappungszeit des Overhead- und des Tintenstrahlzeitalters ist es nie dazu gekommen), Endlosetiketten für Matrixdrucker, sowie – HA! – CD-Etiketten, kreisrund mit Loch in der Mitte. In meinem CD-Regal finde ich noch eine CD, die man nun wirklich mal wegschmeißen kann, und deren Hülle ich für mein Werk verwende.

Und er sah alles, was er gemacht hatte, und es war sehr gut.

Drago Starcevic

13. Nov 2018

Hasi arbeitet in der öffentlichen Verwaltung und erteilt Aufträge, und Zuvex hat nichts mit Herpes zu tun

Ich bekomme aus heiterem Himmel eine E-Mail von *Hasi*, die alle Kriterien einer Phishing-Mail erfüllt: Unklarer Absender mit merkwürdigem Namen; die Aufforderung, auf einen merkwürdigen Link zu klicken; die Aufforderung, auf einer durch einen E-Mail-Link aufgerufenen Internetseite ein Passwort einzugeben; keine brauchbare Absenderkennung; kein Hinweis, warum und von wem die E-Mail gesendet wurde; der Hinweis darauf, ich hätte einen Account irgendwo, obwohl ich nichts davon weiß, usw:

hasiauftraege@[redacted].de DETAILS

An Ich

Benutzer-Account angelegt

13. November 2018 20:07

Sehr geehrte(r) [redacted]

Ihr Benutzer-Account '[redacted]' wurde erfolgreich angelegt.

Bitte ändern Sie Ihr initiales Passwort unter folgendem Link: Passwort-Self-Service.

Der Absender, “hasiauftraege”, erinnert mich an typische Spam-Mails, “osteuropäische Bräute wollen dich heiraten”, oder so ähnlich.

Ich frage nach, und tatsächlich bestätigt mir die Firma, von der die Mail kommt: “Wir versenden Mails solchen Inhalts zur Information an neu angelegte Zuvex-Konten.” Die Firma ist laut eigener Internetseite “ein verlässlicher Partner der öffentlichen Verwaltung in der IT”, der “hochwertige IT-Services zu marktüblichen Preisen” anbietet.

Ich weiß nicht, was ein Zuvex-Konto ist, weiß nicht, dass ich ein solches habe und habe so etwas nicht angelegt.

Google hilft mir weiter und findet die Information, dass Hasi das „Hamburger Service-Informationssystem“ ist und die Grundlage für das Call-Center der Finanzbehörde. Und unter Zuvex findet Google für mich heraus, dass dieses “einem Fremdgerät außerhalb des Verwaltungsnetzes (FHHnet) den Zugriff auf das FHHportal” ermöglicht.

Tatsächlich wurde das Zuvex-Konto für mich angelegt, ohne dass ich darüber irgendwelche Informationen außer der obigen Email erhalten habe. Die Gründe dafür – also wofür ich das Konto brauche, warum es angelegt wurde, was ich damit soll – habe ich nicht verstanden, entgegen aller Phishing- und Spam-Merkmale soll das so sein und hat was mit irgendwas zu tun, was ich beruflich mit der Stadt Hamburg zu tun habe und sie mit mir. Ich freue mich immer wieder über die Zusammenarbeit mit der IT in der öffentlichen Verwaltung und spiele wieder mit dem Gedanken, nach Estland auszuwandern.

Molinarius

November 2018

Erhebung als Minijobber

Ich habe mich als Fahrgastbefrager im ÖPNV verdingt und dafür vom Arbeitgeber, einem IT-Dienstleister, ein Anleitungsheftchen, eine 2-stündige Schulung, einen Befragerausweis am Band und – leihweise – einen iPod touch erhalten. Nun fahre ich also zu Zeiten, zu denen ich im Online-Mitarbeiterportal meines Arbeitgebers meine Verfügbarkeit angegeben habe und (für Nerds: &&) zu denen Fahrgastzählungen und -befragungen benötigt werden, für einen Stunden- knapp über dem Mindestlohn im Bus, den iPod in der Hand, auf dem die vom Arbeitgeber entwickelte App läuft.

Die Daten für die Erhebung (der Einsatzplan) werden vom Arbeitgeber am Vorabend bereitgestellt und über eine Funktion der App über mein heimisches W-Lan heruntergeladen, das für das Beschäftigungsverhältnis eben-

so wie eine E-Mail-Adresse vorausgesetzt wird. Nach der Schicht muss dann auch zeitnah über denselben Weg die Übertragung der in der App erfassten Daten an den Arbeitgeber erfolgen.

Die App bzw. die Beschäftigung kennt zwei Zustände: Zählen und Befragen.

Im Zählmodus sehe ich eine fahrplangenaue Liste der Haltestellen der Linie, die ich erhebe, und muss bei jeder Haltstelle eingeben, wie viele Personen dort ein- und ausgestiegen sind. (Klingt einfach, ist es aber nicht, wenn man in einem Gelenkbus steht und vorne bei dem/der Fahrer/in Leute in den Bus strömen und an den anderen Türen andere Leute aus- und ggf. widerrechtlich einsteigen und man auch noch darauf achten muss, wie viele Rollatoren, Rollstühle, Kinderwagen und Kinder unter 10 Jahren dabei sind.)

Im Befragungsmodus baue ich mich, den iPod in der Hand, neben den Fahrgästen auf und feuere die Fragen ab, die die App mir vorgibt – zum Fahrweg, zum Ticket und zum Zweck der Fahrt, und muss noch schätzen, ob die befragte Person wohl männlichen oder weiblichen Geschlechts ist und ob deren Alter in gewissen Bereichen liegt (unter 18, 18-31, 31-65, über 65).

In der App erfasse ich dann die Antworten, was teilweise recht gut unterstützt wird, kennt die App doch tatsächlich alle Haltestellen im Tarifverbund und ist beim Suchen sehr intelligent (die Eingabe von “mü hb” würde innerhalb kürzester Zeit “München Hbf” vorschlagen), teilweise aber auch durchaus mühsam sein kann – im schaukelnden Bus auf den einen halben Quadratzentimeter großen Eingabefeldern für die Buchstaben und Zahlen die Tarifzonen einzutippen, erfordert schon ein gewisses Talent.

Die meisten Interviews sind innerhalb ein, zwei Minuten absolviert: zur Einstiegshaltestelle zu Fuß gegangen, keine Umstiege, bei der Ausstiegshaltestelle zu Fuß weiter, Monatskarte im Abo, dessen Preis ich inzwischen auswendig kann, Tarifzone + Preisstufe “1x alles”. Nervig wird es dann, wenn Fahrten vor oder nach der Busfahrt in anderen Verkehrsmitteln – Zug-Nah- oder Fernverkehr, Auto, Fahrrad – absolviert wurden: dann zwingt mich die App, auch diese Fahrten zu erfragen, stößt aber dabei an ihre Grenzen, wenn sich an der Fahrt mit dem Fernverkehrszug noch eine S-Bahn-Fahrt an-

schließt und die Haltestelle Berlin-Charlottenburg dann eben nicht mehr in der Vorgabe der AusstiegshaltestellBe erscheint (keine Freitextangabe möglich!) oder das Anschlussticket noch gar nicht gekauft wurde. Ich sage nur: Rollkoffer? Warnzeichen! ... lieber noch einen Rentner auf dem Weg zum Gottesdienst oder eine Schülerin unterwegs zur Bildungsstätte erfassen.

Aus Erfahrung haben die App-EntwicklerInnen dankenswerterweise auch eine Interview-Abbrechen-Option vorgesehen, denn viele Fahrgäste – insbesondere in den frühen, allzu frühen Morgenstunden (ich stehe ab 6 Uhr morgens im Bus) – haben verständlicherweise keine Lust, Rede und Antwort zu stehen. Das wird dann als "Möchte nicht" – in Kombination mit der Einstiegshaltestelle, sofern von mir beobachtet – erfasst. Ebenso können Interviews wegen "Sprachproblemen" (auch nicht zu unterschätzen), "Alkoholisiert" oder "Wurde schon befragt" abgebrochen werden.

Dass man die Befragungen und Zählungen tatsächlich durchgeführt hat und sich nicht aus den Fingern gesogen hat, muss fotografisch dokumentiert werden – mit einem Bild von der Busfrontansicht (von dem übrigens auch das Kennzeichen, also XY – ZZ 1234, zu erfassen ist), des Fahrtinformationssystems am Cockpit oder der Fahrgastmonitore. Unpraktisch dabei ist, dass der iPod nur eine Selfie-Frontkamera hat, sodass man dann zwangsläufig schiefe und verwackelte Fotos abliefert.

Es gibt schlimmere Jobs, sicherlich auch bessere (und vor allem: besser bezahlte); immerhin muss man nicht mit Klemmbrett, Papier und Stift herumjonglieren.

Alan Smithee

2018 und seit Jahren

Ach, mach du das, ich geb dir dann das Geld

Geld ausgeben im Internet, das ist der Mutter zu riskant. Wenn etwas bei einem Onlineversender bestellt werden soll, erledige ich das. Das Google- und das Apple-Konto braucht sie gelegentlich für kostenpflichtige Apps, von den Enkeln gewünschte Spiele sind das meistens. Beide Konten laufen auf meine Kreditkarte.

Ich gebe seit zwanzig Jahren Geld im Internet aus, und bisher ist noch nie etwas unberechtigt abgebucht worden, oder doch, einmal, das habe ich dann aber der Bank gemeldet und wieder zurückbekommen. Ich sehe auch dank meiner praktischen Bank sofort auf dem Handy, wenn Geld abgebucht wird. Die Mutter würde das bei ihrer Sparkasse erst beim Ausdrucken der Kontoauszüge merken, wenn überhaupt. Außerdem weiß ich, wie die Welt eingerichtet ist: Bei mir mag zwanzig Jahre nichts passiert sein. Aber sobald die Mutter ihr eigenes Konto angäbe, käme bestimmt gleich irgendwas Unschönes vor, das sich dann nur sehr mühsam wieder rückgängig machen ließe. Die technisch Desinteressierten ziehen das Unheil an, und wegen des grausigen Onlinebankings habe ich kein Vertrauen in die Fehleraufklärungsbereitschaft der Muttersparkasse.

Wenn wir uns sehen, bekomme ich deshalb Bargeld ausgehändigt. Beim vorletzten Mal geschah das in Anwesenheit anderer Verwandtschaft. “Weil du mir immer die Sachen im Internet bestellst”, sagte die Mutter extra laut und deutlich, wie mir schien. Ab einem gewissen Alter der eigenen Kinder möchte man wohl nicht mehr, dass die Verwandtschaft denkt, man steckt denen einfach so Geld zu.

Ich überlege, ob ich diesen Beitrag anonymisieren soll, aber aus der Techniktagebuchredaktion weiß ich, dass die anderen es genauso handhaben. Und was alle so machen, braucht niemandem peinlich zu sein.

Kathrin Passig

November 2018

Ich erahne einen Vorteil des stationären Handels

Seit zwanzig Jahren habe ich eine elektrische Zahnbürste, und noch nie habe ich Ersatzbürsten im stationären Handel gekauft. Vermutlich waren sie dort früher schreckenerregend teuer oder sind es heute noch. In der Anfangszeit habe ich die Ersatzbürsten bei Ebay gekauft, später dann bei Amazon.

Diesmal merke ich beim Betrachten der Kundenrezensionen, dass doch sehr viele Leute mit allen angebotenen Bürstenköpfen unzufrieden sind und überzeugende Argumente dafür vorbringen, dass es sich um Fälschungen handelt.

Produktfälschungen bei Amazon sind mir als Problem nicht neu und vermutlich auch der Grund dafür, dass man dort keine Apple-Produkte bekommt. Das soll sich demnächst ändern – um den Preis der Verbannung aller nicht autorisierten Reseller.

Beim nächsten Besuch im Drogeriemarkt kaufe ich Ersatzbürsten, die ebenfalls keine Originale sind. Es steht aber auch gar nicht erst "Teurer Markenname" drauf, sondern "Hausmarke des Drogeriemarkts", und ich fühle mich daher weniger übers Ohr gehauen. Außerdem stelle ich mir vor, dass der Drogeriemarkt seinen Ruf und den der Eigenmarken wahren möchte und deshalb mehr auf Qualität achten wird als irgendein Fakeverkäufer bei Amazon, dem sein Ruf egal sein kann.

Kathrin Passig

17. November 2018

Die Funkloch-App verweigert ihren Dienst in Nicht-mal-Edgingen

Ich bin in einem (landschaftlich sehr schönen) Gebiet mit nicht so toller Mobilfunkabdeckung wandern. Ich erinnere mich, dass ich kürzlich die Funkloch-App der Bundesnetzagentur heruntergeladen habe, und denke, "Klasse, so ein ausgedehntes Funkloch, das lohnt sich ja mal richtig, das zu melden!". Anders als der Spott, der über die Funkloch-App hereinbrach, vermuten lässt, soll diese natürlich die Position von Funklöchern speichern können und die Funklöcher dann später, wenn wieder Netzverbindung besteht, übertragen können.

Ich aktiviere die Funkloch-App und stelle fest, dass die Netzabdeckung von dieser an vielen Positionen noch als 2G (EDGE) registriert wird. Es ist natürlich einigermaßen euphemistisch, dies noch als Datenverbindung zu registrieren: Der Datendurchsatz ist so langsam, dass beispielsweise die Karte von Google Maps trotz angeblicher EDGE-Datenverbindung nicht mehr lädt.

Interessant wird es aber dort, wo im Display des Smartphones gar keine Mobilfunkverbindung mehr angezeigt wird: Zuverlässig wird immer dann, wenn gar kein Netz vorhanden ist, die Standortpeilung als zu ungenau angezeigt (angebliche Ungenauigkeit >50m), wodurch eine Funklochaufzeichnung nicht mehr funktioniert.

Fehlermeldung: *Eine ungenaue Geoposition (größer 50 Meter) wurde erkannt. Bitte wechseln Sie den Standort.*

In der vorher heruntergeladenen Offline-Karte von Google Maps wird mein Standort sehr genau dargestellt (wenige Meter Standortgenauigkeit), aber die Funkloch-App behauptet immer, der Standort sei zu ungenau.
Und das tut sie zuverlässig dann, wenn gar kein Mobilfunknetz da ist.

Im Screenshot der App sieht das dann später so aus: Nur 6 Punkte ohne Netz wurden mit Standort registriert, 104 Punkte mit 2G-Netz. Keine Punkte mit 3G oder 4G.

Aber auf der ganzen Strecke, wo die Linie unterbrochen ist, lief die App und es gab kein Netz – hier wurden jedoch keine Messwerte gespeichert, wegen der angeblich fehlenden Standortpeilung.

Das Techniktagebuch-Investigativ-Team enthüllt: Es deutet einiges darauf hin, dass die Funkloch-Melde-App eingebaut keine Funklöcher erkennen kann, weil sie angeblich im Funkloch keinen Standort findet, weil kein Netz vorhanden ist. Möglicherweise benötigt sie für die Standortpeilung das Funknetz, ich weiß es nicht. Nun ist das hier ja nur ein isolierter Erlebnisbericht, vielleicht beruht meine Beobachtung auch auf einem großen Zufall, oder es liegt an meinem Smartphone, oder ich-weiß-es-nicht. Auf jeden Fall bin ich über weitere Berichte der Funkloch-Melde-App in Nicht-mal-Edgingen gespannt.

Molinarius

17. November 2018

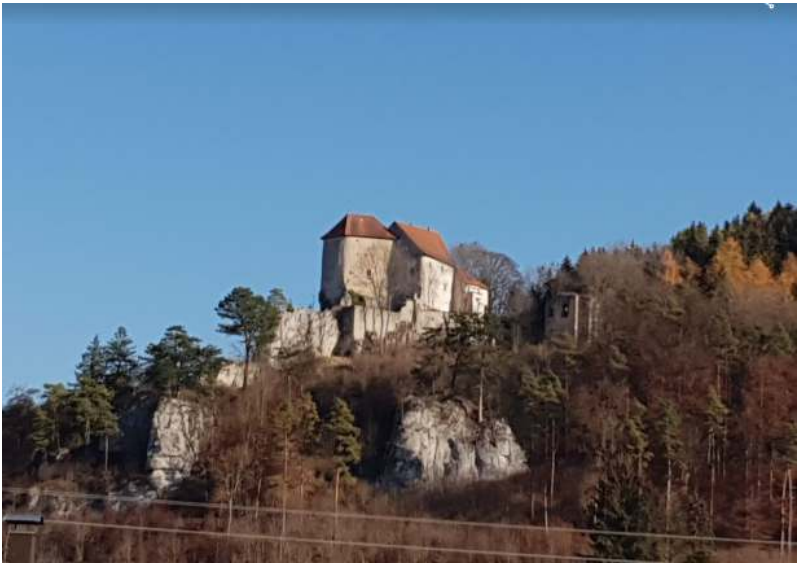
Wandern in Nicht-mal-Edgingen

Das Wetter ist großartig, es ist Wochenende, ich denke, klasse, ich geh 'ne Runde wandern. Damit ich nicht über die schlechte Infrastruktur in Edgingen jammern muss, lade ich mir vorher die Karten bei Google Maps für Offline-Nutzung herunter: dann kann ich sogar ohne Internet meinen Weg finden.

Am Bahnhof stelle ich fest, dass ein neuer Automat der Deutschen Bahn aufgestellt wurde, der nun sogar kontaktlose Zahlung können soll. Darauf verlassen sollte man sich aber natürlich nicht:

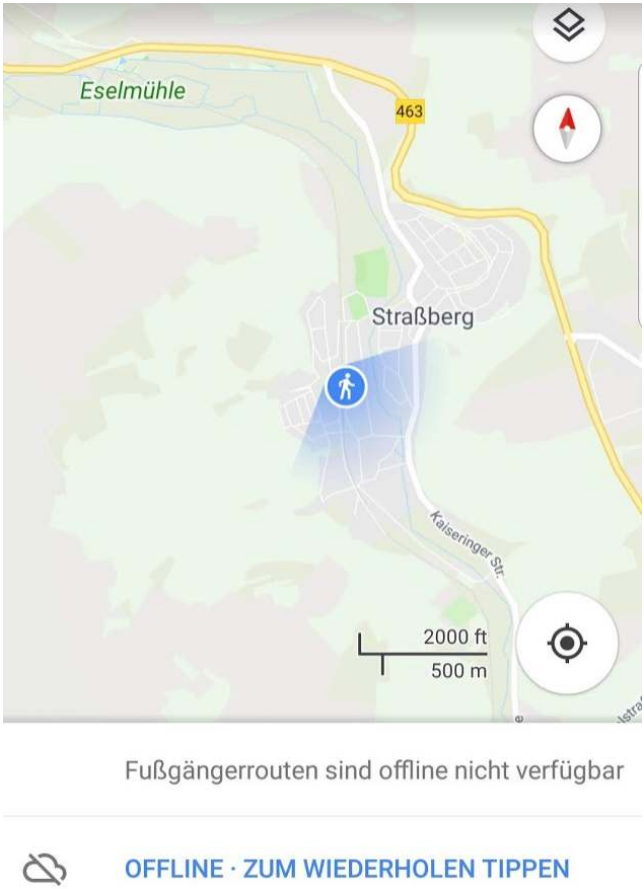
Ich mutmaße, dass der Automat Kartenzahlung können könnte, aber es ist vielleicht noch keine Internetverbindung an den Bahnhof gelegt worden, die der Automat halt bräuchte. Statt auch kontaktloser Zahlung, wie er eigentlich verspricht, akzeptiert er wegen “technischer Störung” derzeit gar keine Kartenzahlung. Online Tickets gibt’s hier im Regionalverbund nicht. Ich füttere den Automaten mit meinen letzten Münzen und bekomme eine Fahrkarte.

Die Gegend, in der ich dann wandere,



ist auch wirklich wunderschön

und das Wetter auch und alles könnte noch etwas schöner sein, wenn Google Maps die Fußwege auch offline kennen würde:



Merke: Google Offline Karten kann keine Fußgängerrouten!

Ich navigiere meinen Wanderweg schließlich nach Fotos der Wanderweg-Ausschilderung am Bahnhof:

und finde meinen Weg:

Molinarius

17. November 2018

Kinobesuch in Edgingen

Abends, zurück von meiner Wanderung in Nicht-mal-Edgingen, möchte ich noch ins Kino gehen und will mir Kinotickets kaufen: „Kann ich die mit Karte zahlen?“ – „Nein, Kartenzahlung können wir leider noch nicht. Wir sind da aber dran … auch am Kartenkauf im Internet …“

Im Kino wird dann eine Werbung gezeigt, in der es ungefähr ziemlich wörtlich heißt: „Im Internet müssen Sie Kleinanzeigen suchen – bei uns bekommen Sie die Anzeigen frei Haus geliefert! Ihre [Ich weiß es nicht mehr, eine regionale Papierzeitung]“

Ich komme aus dem Staunen kaum wieder heraus.

Molinarius

November 2018

Zuhause in Ruhe doppelt so schnell

Ich höre einen inhaltlich sehr spannenden Vortrag. Leider spricht die Vortragende sehr lange und sehr langsam, sodass ich nicht allem, was sie sagt, folgen kann. Zum Glück wird die Veranstaltung aufgezeichnet – ich kann also demnächst zuhause in Ruhe den Vortrag in doppelter Geschwindigkeit auf Youtube schauen.

Esther Seyffarth

November 2018

Wie mir eine App und ein Wiki beim Chana Dal helfen

Ich muss am Sonntag das Abendessen kochen und entscheide mich dafür, etwas Neues auszuprobieren: Chana Dal, ein indisches Gericht mit gelben Kichererbsen.

Am Nachmittag weiche ich zwei Tassen gelbe Kichererbsen eine Stunde ein und koche sie dann 90 Minuten mit Salz und Kurkuma. Anschließend zerdrücke ich die weichen Hülsenfrüchte etwas mit einem Löffel und stelle sie beiseite.

Schon einige Tage vorher habe ich mir viele Rezepte zum Gericht im Web angeschaut und mir YouTube-Videos zur Zubereitung angesehen. Auf der Basis dieser Informationen erstelle ich nach und nach eine Grobversion eines eigenen Rezeptes mit den wichtigsten Zutaten und Arbeitsschritten. Dazu verwende ich die minimalistische Note-Taking-App *Simplenote*.

Simplenote gibt es unter anderem als Web-Anwendung, als Programm für Linux und macOS sowie als App für iPhone und iPad. Somit kann ich immer auf meine Notes zugreifen, egal, ob ich im Institut (Linux), im Wohnzimmer (macOS), im Bett (iPad) oder unterwegs (iPhone) bin. Alle Notes werden in Realzeit über die Server des Anbieters zwischen allen Geräten synchronisiert.

In einem weiteren Simplenote-Eintrag habe ich eine Einkaufsliste mit den Zutaten erstellt, die ich am Samstag für das Chana Dal im Asia-Shop kaufe. Ich benutze Simplenote schon seit fünf Jahren, so auch zum Sammeln von Ideen zu Techniktagebuch-Beiträgen – auch zu diesem hier.

Einträge in Simplenote können mit Tags versehen werden, und neben einfachem Text wird auch Markdown unterstützt. Über eine Export-Funktion können alle gespeicherten Notes als ZIP-Datei heruntergeladen werden. Dies nutze ich zur regelmäßigen Datensicherung, damit nicht alle meine in den letzten Jahren erstellten Notes verloren gehen, wenn der Dienst eines Tages abgeschaltet werden sollte. Viel mehr Funktionen hat Simplenote nicht.

Am Sonntag nehme ich mein iPad mit in die Küche, damit ich die Grobfassung des Rezeptes in Reichweite habe. In einem Topf röste ich Kreuzkümmelsamen und Senfsamen in viel Öl an. Nach und nach gebe ich eine gehackte Zwiebel, Knoblauch, Ingwer und zwei gewürfelte Tomaten dazu. Sobald die Tomaten ganz zerkocht sind, würze ich mit einigen Curryblättern, einer zerhackten Chilischote, Kreuzkümmel, Korianderpulver, einer Messerspitze Asafötida, Garam Masala und Salz. Nach einiger Zeit gebe ich die Kichererbsen mit etwas Wasser hinzu und lasse alles noch einige Minuten kochen.

Das fertige Chana Dal wird mit Koriandergrün bestreut und serviert. Ich mache noch schnell ein Foto mit dem iPhone und lade es zu Google Drive hoch. Alle mögen das Gericht. Ich finde aber, dass es zu scharf geworden ist.

Nach dem Abwasch ist die Arbeit noch lange nicht erledigt.

Als nächstes erstelle ich einen Eintrag im „Home-Wiki“ mit der endgültigen Fassung des neuen Rezeptes inklusive den genauen Mengenangaben. Das Wiki ist eine webbasierte Software zum gemeinschaftlichen Erstellen von Inhalten, in erster Linie Texteinträgen, etwa vergleichbar mit der Plattform, auf der die Wikipedia basiert. Es läuft auf einem Server bei mir zuhause und ist, mit Einschränkungen, durch Verwendung von dynamischem DNS auch von außerhalb erreichbar.

Im „Home-Wiki“ gibt es Einträge zu allen Themen rund um „das Leben zuhause“. Neben Kochrezepten zum Beispiel To-Do-Listen zu Haus und Garten, Konfigurationsinformationen zur Heim-IT, Adressen und Telefonnummern, Kaufideen, Reiseideen, Geschenkideen, Packlisten, Angaben zur Steuererklärung, Spendenbescheinigungen, Infos zu Impfungen und zur Krankenversicherung, der Energieverbrauch aller Geräte, eine Bewertung aller Nespresso-Kapseln.

Im Wiki gibt es bereits ein Kochrezept-Template, so dass ich nur noch den Text eingeben muss. Den Eintrag aus Simplenote verwende ich dabei als Input. Wenn das Rezept fertiggestellt ist, setze ich einen Wiki-Link darauf in dem Abschnitt „Indische Gerichte“ und markiere es als „vegan“ und „vegetarisch“. Schließlich hänge ich noch das Foto als Attachment an. Dazu übertrage ich es von Google Drive auf mein MacBook, an dem ich den Wiki-Eintrag erstelle.

Nicht selten ändere oder ergänze ich die Rezepte im Wiki mehrmals, wenn ich die Gerichte später erneut zubereite. Beim Chana Dal werde ich bestimmt die Angabe „eine Chilischote“ irgendwann auf „eine halbe Chilischote“ reduzieren, damit es nicht mehr so scharf wird.

Oliver Laumann

19. November 2018

Eine kurze und unrepräsentative Erhebung zum Bargeldgebrauch im Supermarkt

In der Edeka-Kassenschlange geht es nicht voran. Das Kartenlesegerät funktioniert nicht, und der vorderste Kunde hat kein Bargeld dabei. Nach einer Weile steht fest, dass keine Karte an keiner Kasse angenommen werden kann, angeblich sogar in keinem Edeka der Welt. Der Schlangenerste kündigt an, gleich mit Bargeld wiederzukommen, und geht nach Hause.

Aus beiden Kassenschlangen ist erhebliches Murren zu hören. Das überrascht mich, weil man in diesem Edeka erst seit Mai 2017 kontaktlos bezahlen kann und bis dahin ziemlich sicher niemand ohne Bargeld zum Einkaufen erschienen wäre. „Ziemlich sicher niemand" heißt: Bei den anderen weiß ich es nicht, aber ich wäre nicht auf so eine Idee gekommen. Mit der Karte bezahlen kann man zwar schon lange, aber das dauerte, machte die anderen Wartenden ungeduldig und ging erst ab einem Mindestwert von ganz früher 20, dann 10 und zuletzt 5 Euro.

Ich räume meine Einkäufe wieder vom Band, deponiere den Korb in Kassennähe und verschwinde ebenfalls, denn zufällig habe ich Bargeld zu Hause.

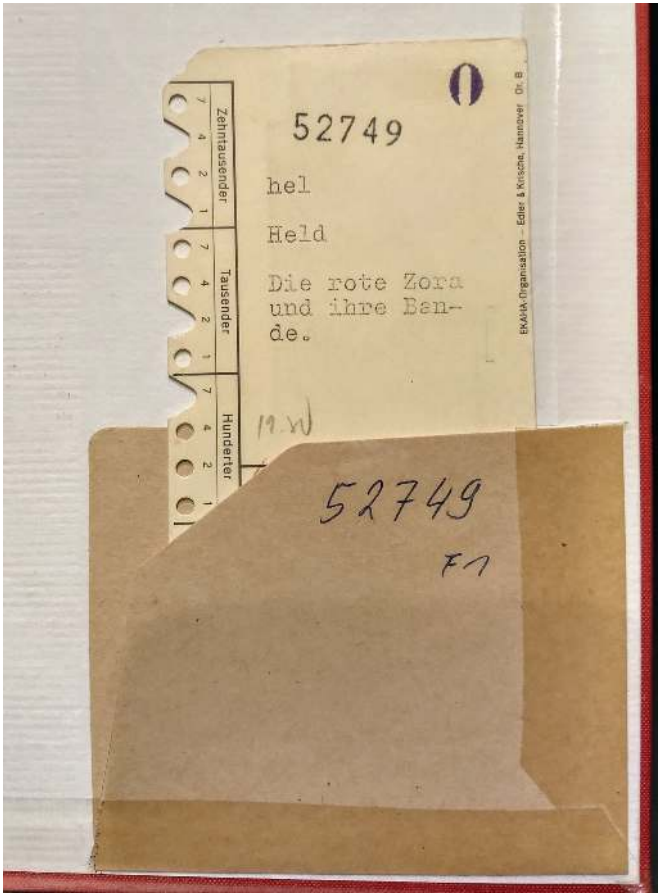
Als ich mit dem Geld zurückkomme, wird im Laden weiterhin gemurrt und ohne Einkäufe nach Hause gegangen. Ich frage den Kassierer, wie groß der Anteil seiner Kundschaft ist, der jetzt nicht zahlen kann, "nur ganz ungefähr, in Prozent?". Dreißig Prozent, sagt er.

Kathrin Passig

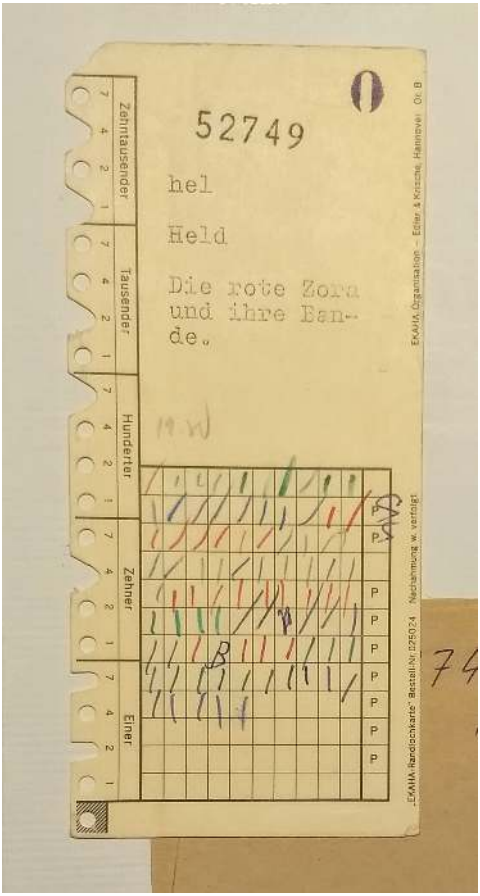
18. November 2018

Handverfahren mit Lochkarten und ein beinahe binäres System

Ich bin bei einer Freundin zu Besuch und finde ganz oben auf ihrem Regal mit Kinder- und Jugendliteratur ein Buch, das ich schon lange nicht mehr in der Hand hatte: "Die rote Zora und ihre Bande". Und genau in der Ausgabe, die die Deggendorfer Stadtbücherei auch hatte! Es handelt sich um ein ehemaliges Bibliotheksexemplar, noch komplett mit Lochkarte in der Einstecktasche:



Es ist eine andere Lochkarte als die, die ich aus meiner Kindheit kenne. Ich nehme sie aus ihrer Einstecktasche.



Die bunten Striche dokumentieren vielleicht Ausleihvorgänge. (Update: Ja, tun sie, und die Farben haben sogar eine Bedeutung.) Die Kerben links lassen sich leicht in die aufgestempelte Zahl 52749 umrechnen. Aber … warum ist da eine 7, wo man im binären System eine 8 erwarten würde?

Ist die Karte ein Relikt aus einer Zeit, in der das Binäre noch nicht ganz zu Ende erfunden war? In den 1960ern hatte ja auch das Byte manchmal noch 6 Bit, also wer weiß.

Mein Bruder und ich googeln um die Wette, und anhand des am Rand aufgedruckten Kartenherstellernamens findet er die Lösung schneller als ich. Jens Kirchhoff beschreibt sie in "Handverfahren mit Lochkarten: Vorgeschichte der Datenbank(abfrage)". Das Verfahren heißt "7-4-2-1"-Verfahren und hat laut Kirchhoff gegenüber Binärzahlen den Vorteil, dass man beim Sortieren mit der Nadel nicht so viele Karten mit herausfischt, die gar nicht gemeint waren.

> "Leider kommt das Binärverfahren aber praktisch nicht in Frage, weil das Auswahlverfahren mit den Kerben und Nadeln extrem mehrdeutig wird: Alle Kombinationen von gesteckten Binärstellen lassen auch Karten fallen, die zu diesen zusätzlich gekerbt wurden. Bei einem 4-Bit-Wort und gesteckter '8' würden also auch die 9, 10, 11, 12, 13, 14 und 15 fallen! Oder bei gesteckter '5' (4+1) würden auch die 7 (4+2+1), 13 (8+4+1) und 15 (8+4+2+1) false drops verursachen."

Ich verstehe leider trotzdem nicht, wie das 7-4-2-1-Verfahren funktionieren soll, weil eine gesteckte 1, so wie ich mir das vorstelle, ja auch die 3 (2+1), die 5 (4+1) und die 8 (7+1) herausfiltern würde. Eine gesteckte 2 erfasst auch die 3, die 6 und die 9. Auch die 4 und die 7 kommen in je zwei anderen Ziffern vor. Vielleicht musste man sowieso meistens mehrmals filtern, und es ging nur darum, ein paar dieser zusätzlichen Filtervorgänge einzusparen?

Immerhin weiß ich jetzt dank der Kirchhoff-Erklärung, dass es bei der Lochkartenarbeit mit der Nadel nicht – wie ich bisher dachte – darum ging, dass die gesuchten Karten an der Nadel hängenbleiben. Es ist natürlich umgekehrt und die gesuchten Karten fallen unten aus dem Stapel heraus.

Update: Ex-Bibliothekar Hans-Jürgen Schmidt erklärt, wozu die Karten in der Bibliothek eingesetzt wurden. Es ging nicht um komplizierte Filtervorgänge, wie Kirchhoff sie beschreibt, sondern nur ums Sortieren.

Update 2: Durch langes Nachdenken und Aufschreiben von Zahlenreihen weiß ich jetzt auch, was der Vorteil der 7 ist.

Kathrin Passig

20. November 2018

Notizen aus der Schreibwerkstatt

Ich leite eine Schreibwerkstatt und frage die zehn anwesenden Studierenden, alle Mitte der 1990er Jahre geboren, mit welchen Werkzeugen sie im Alltag schreiben. Sieben arbeiten hauptsächlich mit Stift und Papier. Sie tragen Notizbücher mit sich herum und finden die Haptik der Schreibwerkzeuge wichtig. Sie haben auch tatsächlich keine Computer dabei. Drei schreiben hauptsächlich mit Computer und Smartphone, „mit so Apps halt“. Auf Nachfrage stellt sich heraus, dass damit Messengerdienste gemeint sind für die Kommunikation in geschlossenen Gruppen und nicht zum Beispiel Twitter oder Tumblr oder andere (halb-)öffentliche Kanäle, die alle nur vom Hörensagen kennen.

Franziska Nyffenegger

20. November 2018

Geburtstagsgeschenk für Amazon

Im August habe ich das Geburtstagsgeschenk für den Neffen verschickt. Er hat im September Geburtstag und ist daran gewöhnt, seine Geschenke immer zu spät zu bekommen, manchmal erst im nächsten Jahr. Als er sein Taufgeschenk bekam, ging er schon zur Schule. Aber diesmal! Diesmal hatte ich

alles bereits Mitte August vorbereitet. Das würde den armen Neffen für die Jahre der Entbehrungen entschädigen. Allgemein beeindruckt würde man sein von meiner übermenschlichen Vorausplanungsfähigkeit.

Mein Geschenk enthielt drei Bücher zum Thema "Japanisch lernen anhand von Mangas", zwei englischsprachige und ein deutsches. Die englischsprachigen hatte ich selbst vor einigen Jahren bei amazon.jp bestellt, indem ich davon ausgegangen war, dass alle Optionen der Website an denselben Stellen sitzen wie beim deutschen Amazon. Das deutschsprachige hatte ich gerade frisch gekauft. Alle drei Bücher hatte ich gemeinsam in Geschenkpapier verpackt und auf das Geschenkpapier in Kanji "Alles Gute zum Geburtstag" geschrieben.

"Ginge gerade noch als Päckchen", sagte man mir auf der Post, "das ist ein bisschen billiger, dafür gibt es keine Sendungsverfolgung." "Ok, dann Päckchen, so wertvoll ist es nicht", sagte ich. Diesen Satz habe ich in den kommenden Monaten noch oft bereut. Denn natürlich ist das Päckchen nie angekommen, weder pünktlich zum Geburtstag noch danach.

Heute schließlich erreicht mich am Arbeitsplatz ein großes Amazon-Paket. Ich erinnere mich nicht, etwas bestellt zu haben, aber das ist normal. Das Paket enthält zwei der drei verlorenen Bücher und ein Schreiben aus dem "Amazon.de Rücksendezentrum Graben":

> Sehr geehrte Damen und Herren,
> wir bestätigen den Eingang Ihrer Rücksendung und haben folgende Informationen bezüglich Ihrer Retoure.
> Es war uns leider nicht möglich den von Ihnen retournierten Artikel Ihrem Kundenkonto zuzuordnen.
> (...)
> Aus diesem Grund senden wir Ihnen die Retoure wieder zurück.
> Wir bitten Sie bei zukünftigen Rücksendungen immer Ihre Bestellnummer und die bei der Bestellung verwendete Lieferadresse anzugeben.

Ich hatte für den Versand der drei Bücher die Verpackung recycelt, in der eins der drei unmittelbar vorher von Amazon geliefert worden war. Dabei habe ich einen Standard-Adressaufkleber der Post verwendet und alle nicht mehr aktuellen Adressen und Barcodes auf der Verpackung mit Edding durchgestrichen. Offenbar nicht gründlich genug. Bei Amazon hat man sich weder über das Geschenkpapier noch über die japanische Beschriftung oder das Fehlen eines Rücksendezettels gewundert, einen der drei Titel klaglos verbucht und über die anderen beiden noch ein paar Monate nachgedacht, bis ich sie heute schließlich zurückbekommen habe. Zurückbekommen nicht an die Privatadresse, die als Absender auf dem Aufkleber stand, sondern an meine übliche Amazon-Lieferadresse ins Büro.

"Sie müssen beeindruckend funktionierende Retoure-Prozesse haben", kommentiert man in der Techniktagebuchredaktion und rät mir dazu, alte Barcodes abzureißen oder zu überkleben. Einen Barcodescanner interessiere Durchstreichen vermutlich nicht wirklich.

Kathrin Passig

Vermutlich bis in die 1980er Jahre

Die Randlochbuchkarte der BZ-SH

Die Lochkarte diente den von der Büchereizentrale Schleswig-Holstein betreuten Bibliotheken zur Verbuchung und zum mechanischen Sortieren der Tagesausleihe bis zur Einführung elektronischer Datenverarbeitung. Zusätzlich zum gelochten Rand hat sie eine Einstecktasche für den Abreißzettel aus dem Lesescheinheft mit der eingestanzten Lesernummer und ein Zählfeld, in das mit jährlich wechselnder Farbe jede Entleihung „gestrichelt" wurde. Zusätzliche Vermerke waren „B" für das Neubinden des Buches und der Vermerk „Sicherungsschein" für besonders teure Bücher. Nach einer Anzahl von Entleihungen brauchte der Empfang dann nicht mehr quittiert zu werden.

Foto: Hans-Jürgen Schmidt

Die fünf Felder des Lochrandes von Zehntausendern zu Einern haben jeweils vier Löcher mit den Ziffern 7, 4, 2, 1. Die übrigen Ziffern ergeben sich durch Addition, z. B. 6 = 4+2. Die Zugangsnummer wird durch Ausstanzen der Lochung zum Rand hin dargestellt. Der Stapel der Tagesausleihe wird mit einem Gerät wie eine Stricknadel mit Griff von den Zehntausendern aus

„genadelt“, d. h. Loch für Loch durchgesteckt. Die ausgestanzten Karten fallen dabei heraus und werden dem Stapel wieder angehängt, bis am Ende keine Karte mehr herausfällt. Damit ist der Stapel fertig sortiert. Die Sichtkontrolle ergibt gestufte Mengen mit jeweils bündigen Ausstanzungen, beim Nadeln nicht erfasste Karten – verrutscht oder übersprungen – werden sofort sichtbar.

Ergänzung von Julia Bergmann: Die Buchnummer wurde nach Eingang der Bücher aufsteigend vergeben. Das Sortieren der Karten nach Buchnummern hat das Auffinden der richtigen Karte bei der Rückgabe der Bücher beschleunigt.

Hans-Jürgen Schmidt

20. und 21. November 2018

Wie ich mir einmal sehr ausführlich vorstellte, es gäbe noch Randlochkarten, die ich sortieren könnte

Ich habe lange und gründlich nach dem Geheimnis des vor einigen Tagen beschriebenen 7-4-2-1-Verfahrens zum Sortieren von Randlochkarten gesucht, aber erfolglos. Warum ist es der Kodierung mit ganz normalen Binärzahlen überlegen, die mir viel logischer erscheint? Die Ausbildungshandbücher für den Bibliotheksnachwuchs der 1960er Jahre sind leider bei Google Books nur in der “Snippet View” vorhanden. Die wenigen Zeilen, die man da sieht, helfen nicht bei der Klärung der Frage.

Kevin Kelly ist 2008 ebenfalls auf die Randlochkarte gestoßen. Sie ist eins der wenigen Ergebnisse seiner Suche nach wirklich ganz und gar ausgestorbenen Technologien (ausgestorbener als der römische *Corvus*, der Ferritkernspeicher und das radioaktive Zäpfchen). In den Kommentaren wird die 7-4-2-1-Frage diskutiert. Ein Kommentator nennt folgende Vorteile des Systems:

> “There are several advantages to this coding scheme: the sort procedure is straightforward and can be done with a single needle; coding requires no more than two notches in a field, and the coding pattern for the nine nonzero digits is easy to remember.”

Vielleicht würde ich es verstehen, wenn ich einen Satz Lochkarten im 8-4-2-1-System hätte und durch Ausprobieren mit dem 7-4-2-1-System vergleichen könnte. Aber sie sind ja ausgestorben.

Mein Plan, mir selbst Lochkarten zu basteln und die Frage experimentell zu klären, scheitert daran, dass ich seit 2011 keinen Locher mehr besitze.

Im Netz gibt es überraschend viele Lochkartensimulatoren, nur leider keinen für diese Art Karten. Ich könnte mir selber einen schreiben, aber dazu müsste ich erst mal mehr darüber herausfinden, wie Grafik geht, und das dauert mir zu lang.

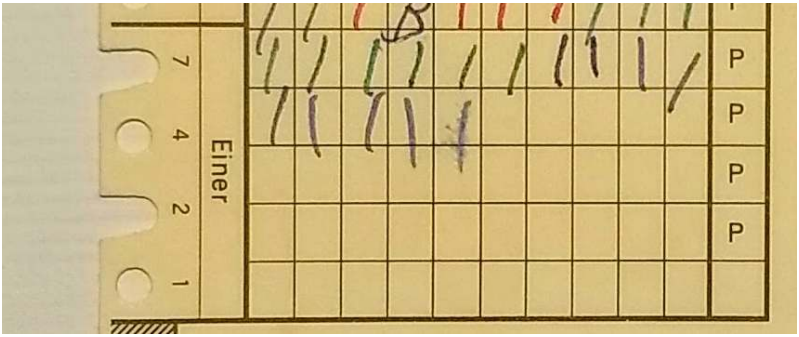
Bleibt also nur Zettel und Papier, beziehungsweise eine leere Textdatei. Ich schreibe hinein:

	8421	7421
1	000V	000V
2	00V0	00V0
3	00VV	00VV
4	0V00	0V00
5	0V0V	0V0V
6	0VV0	0VV0
7	**0VVV**	**V000**
8	**V000**	**V00V**
9	**V00V**	**V0V0**
0	VV00	VV00

Unterschiede gibt es nur bei drei Zahlen, der 7, der 8 und der 9. Die 0 wird laut Kirchhoff als 7+4 kodiert, also habe ich für das 8-4-2-1-Verfahren angenommen, dass sie dort 8+4 ist.

Ein Sortiervorgang im 7-4-2-1-Verfahren sieht so aus:

9485638704658317261399 2 soll eine Reihe von Karten sein, auf denen jeweils nur eine einzelne Zahl von 0 bis 9 kodiert ist.



(Die folgende Erklärung ist leider nur mit Mühe verständlich. Man würde es vermutlich sofort begreifen, wenn ich ein Video machen könnte, aber ich habe keine einzige Lochkarte.)

9485638704658317261399 2
Bei allen die 7 stecken (7 8 9 0 fallen raus)
Das Ergebnis 988708799 in die Hand nehmen, den Rest A für später beiseitelegen.
Bei dieser Auswahl die 4 stecken (0 fällt raus)
98878799 – 0 wird abgelegt (ich stelle mir vor: in ein Kästchen)
Die 2 stecken (9 fällt raus)
88787 in der Hand – 0999 abgelegt
Die 1 stecken (8 fällt raus)
77 in der Hand – 0999888 abgelegt
Den in der Hand verbliebenen Rest ebenfalls ablegen
099988877 abgelegt

Mit dem noch unsortierten Rest A von vorhin weitermachen:
45644653126132 in die Hand nehmen
Die 4 stecken (4 5 6 fallen raus)
Das Ergebnis 45644656 in die Hand nehmen, den Rest B für später beiseite-

legen.
Die 2 stecken (6 fällt raus)
45445 in der Hand – 099988877666 abgelegt
Die 1 stecken (5 fällt raus)
444 in der Hand – 09998887766655 abgelegt
Den in der Hand verbliebenen Rest ebenfalls ablegen
09998887766655444 abgelegt

Mit dem noch unsortierten Rest B von vorhin weitermachen:
312132 in die Hand nehmen
Die 2 stecken (2 3 fallen raus), den Rest C für später beiseitelegen
3232 in der Hand
Die 1 stecken (3 fällt raus)
22 in der Hand – 0999988776665544433 abgelegt
Den in der Hand verbliebenen Rest ablegen – 099998877666554443322 abgelegt
Den Rest C ablegen – 0999988776665544433221 1 abgelegt

= maximal 9 Steckvorgänge. Die echten Bibliothekskarten, die hier und hier abgebildet sind, kodieren fünfstellige Zahlen, deshalb braucht man insgesamt maximal 45 Steckvorgänge, um einen Stapel zu sortieren.

Das ist die Kurzfassung meiner Ergebnisse, die in Wirklichkeit viel mehr Ausflüge in Sackgassen und Anmerkungen wie "hä?" und "so geht es auch nicht" enthalten. Meine Irrtümer rührten vor allem daher, dass ich anfangs dachte, man könne die bereits sortierten Karten einfach ans hintere Ende des Stapels legen, mit dem man dann weiterarbeitet, und dass ich mir vorstellte, man arbeite einfach nacheinander von links nach rechts sämtliche Löcher der Karte durch.

Niemand will haarklein lesen, wie derselbe Vorgang im 8-4-2-1-Verfahren aussieht (obwohl ich es ausprobiert und aufgeschrieben habe). Deshalb sage ich nur, dass es dadurch komplizierter wird, es bleiben mehr unpraktische Zwischenreste, man braucht einen Karten-Aufbewahrungsort mehr und muss die Nadel öfter stecken.

Molinarius weist darauf hin, dass ein eng verwandtes Verfahren aus demselben Grund bei Barcodes bis heute im Einsatz ist, “Interleaved 2 of 5”. Diese 5 sind die Zahlen 1, 2, 4, 7, garniert mit einer zusätzlichen 0. “Vorteil: Man weiß, dass immer 2 von 5 Bits gesetzt sind, dadurch wird es weniger fehleranfällig. Der Vorteil, dass immer genau 2 von 5 Bits gesetzt sind, ist natürlich genau das, was zu den weniger Nadelfischvorgängen bei Karteikarten führt. Denn beim Karteikartenfischen sucht man ja immer die gesetzten Bits.”

Und deshalb sind die Randlochkarten von Bibliotheken nur beinahe binär kodiert, aber nicht ganz.

Kathrin Passig

November 2018

Keilschriftzeichen auf dem Plattenspieler

Wir hören Musik vom Plattenspieler. Mein vierzehnjähriger Sohn vermutet, dass der Hebel mit dem Pfeil dazu dient, ein Stück vorwärts zu springen.

Andreas Schulz-Dieterich

23.11.2018

Es ist furchtbar umständlich und total entspannt

Ich will ein Paket verschicken, stehe aber unter Zeitdruck, weil ich auch eine Bahn bekommen muss. Ich kaufe zu Hause am Rechner bei der Post eine Paketmarke, tippe Absender und Empfänger ein und bezahle mit PayPal. Allerdings hat der Drucker oft Probleme, sich mit dem Rechner zu verbinden (oder umgekehrt, was aber aufs gleiche hinausläuft) und ich habe keine Zeit, den Drucker noch mal richtig einzurichten.

Statt dessen gibt es eine Option, sich die Paketmarke bzw. einen eindeutigen QR-Code dafür in die iPhone-Wallet zu laden und sie so mobil dabei zu haben. Ich wähle also diese Lösung, was bedeutet, dass ich auf dem Rechner eine Datei mit der Endung .pkpass herunterladen. Bestimmt gibt es einen sehr cleveren Weg, diese aufs iPhone bekommen, weil ich aber keine Zeit habe, das herauszufinden, schicke ich mir die Datei einfach als Anhang per Mail, öffne die Mail auf dem Smartphone und kann so die Datei in die Wallet laden.

Jetzt stellt sich nur noch die Frage, was man mit diesem QR-Code machen kann. Meine erste Vermutung ist ja, dass ich an einer Packstation irgendwie damit das Paket verschicken kann, allerdings müsste die Packstation dafür eine Paketmarke drucken können, die ich dann auf das Paket kleben kann und ich bin mir nicht sicher, ob es tatsächlich eine solche Option gibt.

Ich nehme also erst mal das Paket mit, erwische tatsächlich noch den Zug und gehe mit dem Paket in Wanne-Eickel zur Post. Dort zeige ich der Frau am Schalter den QR-Code auf dem Handy, sie scannt ihn ein, druckt die Paketmarke aus und klebt sie auf mein Paket.

“Vor Ihnen waren schon drei Leute mit sowas da und zwei hatten den Code nicht dabei”, sagt der Kollege vom anderen Schalter.

Auf der einen Seite war das die möglicherweise maximal komplizierte Weise, ein Paket zu frankieren, auf der anderen Seiten war dieser Weg für alle Beteiligten aber auch unglaublich entspannt. Vielleicht liegt es daran, dass bis kurz vor Schluss alles digital ist, ich brauche nur mein Paket und mein Smartphone. Ich brauche kein Kleingeld und muss keine Paketmarken per Hand frankieren oder eine ausgedruckte Marke umständlich mit Tesa auf dem Paket festkleben, die Postfrau muss nichts kassieren und am Ende ist das Paket professionell frankiert und alle sind glücklich.

Jetzt muss das Paket nur noch ankommen.

Anne Schüßler

23. November 2018

Medien einer infas-Umfrage

Am Vortag habe ich einen Brief von der infas Institut für angewandte Sozialwissenschaft GmbH bekommen: Im Auftrag der Stadtwerke München bittet sie mich um die Teilnahme an der „Bevölkerungsbefragung zum Thema ‘Freizeitverhalten in München’“. An solchen offiziellen Befragungen nehme ich immer gerne teil – zum einen interessieren mich Form, Fragen und Technik, zum anderen fühlt es sich ein bisschen wie Wählengehen an.

Diese Befragung bietet mir verschiedene Möglichkeiten an, keine davon auf Papier wie der Brief: Ich kann eine kurze URL im Browser und einen persönlichen Zugangscode eingeben, wenn ich lieber angerufen werden möchte, diesen Zugangscode und meine Telefonnummer an eine E-Mail-Adresse schicken oder gleich selbst eine kostenfreie Telefonnummer anrufen. Am Rand des Briefs ist zudem ein QR-Code abgedruckt, der mich über Smartphone direkt auf die Befragungsseite bringt.

Auf der Rückseite des Briefs steht das Wichtigste samt URL und Zugangscode auch auf Englisch, Polnisch, Türkisch, Kroatisch und Arabisch.

Ein zweites Blatt enthält die „Erklärung zum Datenschutz, zur absoluten Vertraulichkeit Ihrer Angaben sowie zu Ihrer wettbewerbsrechtlichen Einwilligung“, wieder auf der Rückseite eine Zusammenfassung in den oben genannten Sprachen, hier mit Verweis auf die Langfassung online.

Ich entscheide mich für die Online-Version am Rechner und lasse mich vor allem zu meinen Vorlieben zwischen und in den Münchner Bädern befragen. Nicht berücksichtigt scheint zu sein, dass mein Lieblingsbad, nämlich die Olympia-Schwimmhalle, seit zwei Jahren umgebaut wird – ich hoffe, es kommt nicht ungerechterweise zu schlecht weg.

die Kaltmamsell

2018-11-24

Lesepensum

Jeden Abend soll meine Tochter (8) zwanzig Minuten lesen, sagt die Schule. Heute war sie auf einer Party mit Freundinnen in der Upper West Side und kommt mit ungewohnten Ansichten wieder. Sie sagt etwas wie »Auf dem Land liest man Bücher, in der Stadt hat man iPads.« – Ich übersetze das lose und frage: »Möchtest du dein Buch etwa auf meinem Reader lesen?« – Sie ist angetan von dem Gedanken und schaut mir neugierig über die Schulter, als ich das Buch, mit dem sie sich gerade auf dem Sofa eingerichtet hatte, bei Amazon suche. Ein-Click-Bestellung, Kindle einschalten, Buch laden, vorblättern auf Seite 76: Bitte sehr. Hier blättert man vorwärts, und hier rückwärts.

Ihr Gesicht leuchtet im Widerschein des Displays. Als nach zwanzig Minuten der Timer abläuft, will sie nicht aufhören und liest noch zehn Minuten weiter. Zähneputzen. Statt einer vorgelesenen Gutenachtgeschichte will sie lieber selber weiterlesen. *Hey Google, set a timer for ten minutes!* Danach aber wirklich ins Bett.

André Spiegel

Ende 2018

Das Telefon ist nicht mehr gut genug

Ein Update zu "Das Telefon ist gut genug".

Irgendwann hat es mir dann doch gereicht: Der MicroSD-Kartenleser[1] hat angefangen, Karten zu zerstören. Und so wurde der Displayschutz nach dem nächsten Bruch nicht ersetzt. Ziel wie früher: Wenn das Display kaputt geht, gibt's ein neues Telefon.

Doch das Display geht und geht nicht kaputt. Ich werde immer nachlässiger mit meinem Telefon, aber das blöde Ding könnte wahrscheinlich selbst Chuck Norris standhalten[2].

Egal, die 12 GB eingebauter Speicher reichen, auch wenn 9 GB davon vom System und seinen Updates genutzt werden und der Rest fast vollständig von Apps und dem Spotify-Cache.

Dann funktionierte der Blitz nicht mehr. Egal, ich mache eh nie Fotos und im Dunkeln waren die eh nie zu gebrauchen.

Doch jetzt kann ich meine Geräte nicht mehr per Bluetooth[3] koppeln. Headset 1 und 2, GPS-Gerät, die Box in der Küche mit dem schlechten Ton: Alle nicht mehr erreichbar.

1. MicroSD-Karten sind fingernagelgroße Dinger, mit denen man den Speicher des Telefons erweitern kann. 2015 waren Leser dafür in praktisch jedem Telefon verbaut, 2018 nicht mehr.
2. Das muss man nicht erklären, der Witz wird auch in 20 Jahren nicht alt.
3. Bluetooth ist eine von der Bekleidungsindustrie erfundene Funktechnologie, die dafür sorgt, dass Jacken jetzt nicht mehr Löcher zum Durchlassen von Kopfhörerkabeln haben müssen.

Das ist ein wirklicher Einschnitt in meine Lebensqualität und so nicht hinnehmbar.

Ein neues Telefon muss her. Es muss langlebig sein und … naja, vor allem langlebig. Und nicht von Apple, aus Glaubensgründen.

Benötigt jemand ein IP65-klassifiziertes Mittelklassehandy von 2015, dessen Akku bei nicht zu intensiver Nutzung immer noch locker einen Tag hält, dessen MicroSD-Kartenleser, Bluetooth und Blitz aber nicht mehr funktionieren? Günstig abzugeben.

Marian Ritter

25. November 2018

Einmal Haspa, niemals IBAN

Ein Freund in Hamburg soll ein paar Euro von mir bekommen und ich möchte ihm diese überweisen. Er schickt mir per WhatsApp seine Kontonummer und dahinter, in Klammern, „Haspa“ (Abkürzung für die “Hamburger Sparkasse”).

Ich google die Bankleitzahl der Haspa, stelle dann aber fest, dass in den Überweisungsmasken meiner Bank die Möglichkeit verschwunden ist, alternativ zur IBAN auch mit der alten Kontonummer und der BLZ zu überweisen. Ging es das nicht neulich noch? Wikipedia verrät, dass seit dem 1. Februar 2016 die IBAN für Überweisungen vorgeschrieben sei.

Ich überlege, einen IBAN-Rechner zu suchen und mir die IBAN ausrechnen zu lassen, frage dann aber den Freund doch lieber nach seiner IBAN.
Seine Antwort, sinngemäß: er versteht die Frage nicht. Er hat mir doch die Kontonummer gegeben, und er ist bei der Haspa.

Seine Antwort macht auf mich den Eindruck, als sei man als traditioneller Hamburger bei der Haspa und überweist nur von Haspa zu Haspa. Und da braucht man dann so neumodischen Schnickschnack wie die IBAN nicht.

Denkbar ist auch, dass eventuell sonst immer seine Frau sich um Überweisungen kümmert und er einfach seit zwei Jahren keine Überweisung mehr getätigt hat.

Ich weiß es nicht.

Das Geld bekommt er bei nächster Gelegenheit bar von mir.

Molinarius

28. November 2018

Ich habe meinen Laptop aus dem WLAN ausgeklinkt und tethere mit dem iPhone, wie so ein Tier

Grund für das Tethering ist, dass mir irgendwie das DNS durcheinander gerät, wenn ich mich von zuhause aus per WLAN und VPN in die Firma einwähle. (DNS ist das *Domain Name System*, das dafür zuständig ist, Namen wie 'techniktagebuch.tumblr.com' in numerische Internetadressen wie 66.6.33.149 zu übersetzen. VPN ist ein *Virtual Private Network*, in diesem Fall eine besonders gesicherter Verbindung, mit der ich auf Rechner in der Firma zugreifen kann, die sonst nicht von außerhalb des Firmennetzwerks erreichbar sind.)

Einwählen will ich mich, um zu später Stunde zu schauen, ob die Berliner und New Yorker Kollegen ihren Sourcecode in einem *Subversion*-Repository richtig zusammengemischt haben. Aber wenn ich das VPN einschalte, spielt sich irgendwie mein O2-WLAN-Router als DNS-Nameserver auf, kennt aber natürlich keine der Kisten im Intranet unserer Firma.

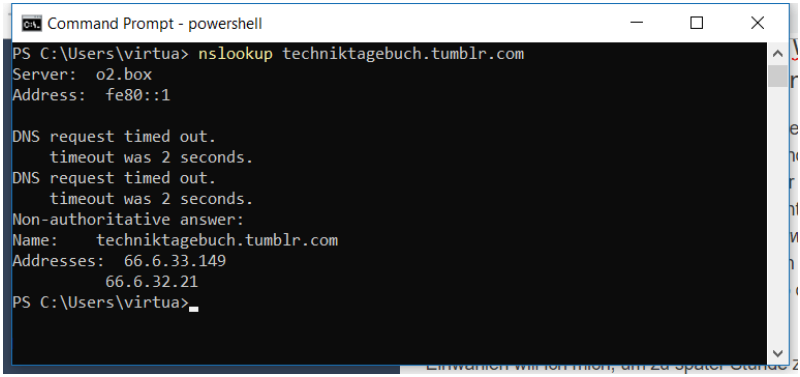


Abbildung: Explizite Nameserver-Anfrage per nslookup

Alle anderen Namen werden erfolgreich aufgelöst, aber das hilft mir gerade nicht. Normalerweise sollte es natürlich so laufen, dass ein Nameserver in der Firma zuständig ist, sobald man sich dort einwählt. Ich habe aber jetzt keine Lust, auch noch an der DNS-Konfiguration meines Laptops rumzuschrauben, und morgen im Büro geht dann irgendwas anderes wieder nicht.

Wenn ich hingegen an dem Router vorbei arbeite und den Laptop per WLAN mit dem iPhone und das per LTE nach draußen verbinde, funktioniert alles. Langsamer ist es auch nicht und da ich nicht das ganze Subversion-Repo runterladen will, gefährde ich wohl auch meine 20 GB Mobilfunkdaten pro Monat nicht.

Virtualista

November 2018

Bekenntnisse eines Brötchenessers (immer noch ohne Kleingeld, aber mit Karte)

Ich esse, wie aufmerksame Leser wissen, gerne Brötchen. Sie sind der einzige Grund für mich, überhaupt noch Bargeld mitzuführen – nein, falsch, sie waren. Seit Februar 2016 hat sich nicht alles, aber vieles geändert: Binnen weniger Wochen sah ich erst einmal, dann noch einmal ein betriebsbereites Terminal (Abb. 1) offen auf der Theke einer Bäckerei stehen.

Im einen Fall ist es das Nachholen des längst Überfälligen: Bei Kamps am Düsseldorfer Hauptbahnhof konnte man nämlich bis vor Kurzem nicht mit Karte bezahlen. Man sollte das auf Englisch oder Esperanto schreiben, damit Menschen aus anderen Teilen der Welt darüber schmunzeln können, dass man bei der umsatzstärksten Bäckereikette Deutschlands am Hauptbahnhof der siebtgrößten deutschen Stadt nur mit – einmal muss ich – klingender Münze zahlen konnte. (Knisternde Scheine sind, glaube ich, auch okay.) Wie

gesagt: konnte. Irgendwann war ein Kartenlesegerät da und las, auch kontaktlos, Karten – meine indes nur selten, denn die Brötchen sind mäßig und die Schlange meist lang.

Im anderen Fall war ich überrascht, spielt er sich doch an einem weniger geschäftigen Ort ab: Tönisvorst. Auch dort gibt es Bäckereiketten (mit merkwürdigem Logo). Sonntagsmorgens findet, am Rand eines sonst ausgestorbenen Ortes, ein reges An- und Abfahren der SUVs statt. Erst im letzten Moment fällt mir auf, dass auch hier ein betriebsbereites Terminal auf der Theke steht, gleich vor dem zum Kunden hin gewandten Display, das den Rechnungsbetrag anzeigt – auch das eine Neuerung für deutsche Bäckereien. Der erste Versuch via Google Pay scheitert; Kreditkarten gehen nicht, teilt die Verkäuferin mit. Girokarten gehen – meine jedenfalls. An einem Ort, wo man schon froh ist, wenn man mobiles Internet hat, fühlt sich die Kartenzahlung noch echter an als am Düsseldorfer Hauptbahnhof. Und die Schlange ist kürzer und die Brötchen sind gut.

Christopher Bergmann

November 2018

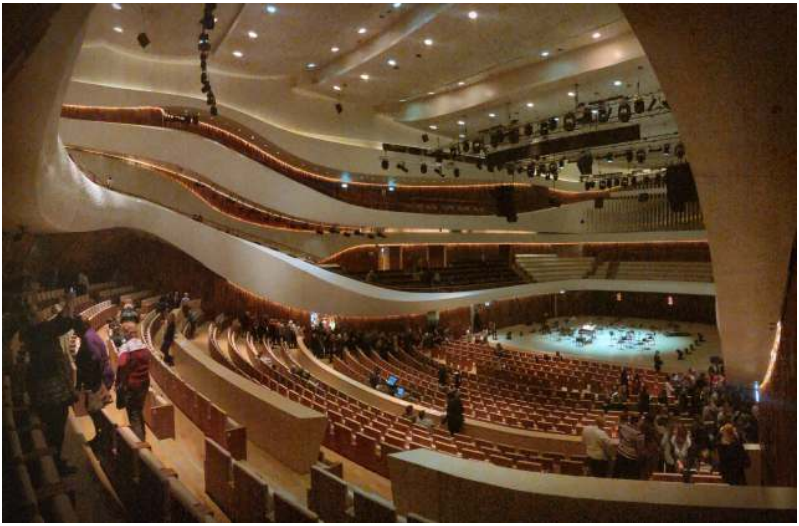
Krieg und Frieden und Laserpointer

Das stand noch auf der Liste, ehe wir Moskau verlassen: ein Konzert im neuen Sarjadje-Saal, im kleinen Park nahe der Basiliuskathedrale. Der Park ist vor allem bekannt für seine Brücke, die ein Stück über die Moskwa führt und dann wieder zurück. An ihr vorbei geht es zum Konzertsaal, und wer in Moskau bisher das gemütliche alte Konservatorium als Ort für klassische Konzerte gewohnt ist, erlebt hier den maximalen Kontrast, nicht nur bei der Architektur:

Reihenweise junge, freundliche Menschen, die Karten kontrollieren und Jacken entgegennehmen – normalerweise die Domäne älterer, gerne auch etwas maulfauler Damen. Die Besucher haben sich nicht einfach schick ge-

macht, sondern tragen Kleidung, der man ansieht, dass sie teuer war. Das passt zu den Eintrittspreisen: Während man im Konservatorium für 300 oder 500 Rubel große Musik erleben kann, haben die Tickets hier 4000 gekostet – und das ist für hinten, oben, wo es günstig ist.

Im Saal dann viel Holz, warmes Licht und die Sorte Sessel, an denen sich die ein oder andere Fluglinie mal was abgucken könnte: Wer nicht will, muss weder mit dem Ellenbogen des Nachbarn noch mit der Rückenlehne des Vordermanns Kontakt aufnehmen.



Ein Konzert für Business-Class-Kunden, es singt: Joyce DiDonato. „Krieg und Frieden“ steht auf Russisch auf den Tickets, im Original „In Times of War and Peace“. Eine Reihe von Barock-Arien (viel Händel und Purcell), erst über Krieg, Schmerz, Verlust, dann über Hoffnung, Zuversicht, Freude. Großartig gesungen, großartig musiziert – das hätte doch mehr als gereicht.

Aber die ganze Inszenierung drumherum: An die Wand projizierte Muster, erst Blut, dann Blütenblätter, schließlich Feuerwerk. Kunstnebel wabert über die Bühne, ein Mann (oben nackt, unten im Hosenrock) umtanzt DiDonato und die Musiker mit den immerselben Bewegungen. Plötzlich habe ich den älteren Herrn vor Augen, der bei Helge-Schneider-Konzerten tanzt. Was ist da jetzt hier, Kunst, Edelkitsch oder gar subversiver Humor?

Einmal abgelenkt von der Barockpracht auf der Bühne fällt noch ein Unterschied zu anderen Moskauer Konzertsälen auf: Wie tief dunkel das hier im Raum ist. Kein einziges Handy, auf dem gerade gefilmt wird oder Noten mitgelesen werden. Niemand, der per App das Hörgerät justiert oder schaut, ob sich der Babysitter gemeldet hat.

Warum, das sieht man, wenn doch kurz mal wo etwas aufleuchtet: Sofort erscheint ein roter Punkt, fährt dem Nutzer über die Hände und den Bildschirm, bis er das Gerät wieder abschaltet. Manchmal sind gleich mehrere solche Punkte im Saal unter uns zu sehen; die Aufpasser mit den Laserpointern müssen ziemlich weit oben sitzen, wo sie alles im Blick haben. Ein Alleinstellungsmerkmal hat Sarjadje damit auf jeden Fall – im Konservatorium, im Bolschoi, im Dom Musiki, die Methode habe ich in Moskau noch nirgends erlebt.

Nach dem Konzert, nach Standing Ovations für die Sängerin und das Orchester, ein wenig Recherche: Die Idee mit den Laserpointern scheint aus China zu kommen, 2016 war das „laser shaming“ bereits an einigen Konzerthäusern üblich, was Zuhörern und Musikern aus dem Ausland durchaus auffällt. Dass die Methode nun gerade in Russland aufgegriffen wird, passt ins Bild: Hey, ich kann hier jemand maßregeln und mit technischem Schnickschnack hantieren! Gut möglich, dass einem das in in Moskau demnächst nicht nur in Sarjadje begegnet. Auch im Staatszirkus, erzählt ein Freund, sind sie schon im Einsatz.

Katrin Scheib, erstveröffentlicht unter
kscheib.de/krieg-und-frieden-und-laserpointer/

November 2018

Jemand kauft mit meiner Kreditkarte ein, aber nicht lange

Kaum habe ich aufgeschrieben, dass beim Onlinebanking noch so gut wie nie was schiefgegangen ist, fängt jemand an, mit meinen Kreditkartendaten in den USA einzukaufen. Ich schaue ganztags aufs Handy und werde von meiner Bank sehr schnell über alle Buchungsvorgänge benachrichtigt. In diesem Fall war es aber reines Glück, denn eigentlich wollte ich gerade einschlafen. Nur aus irgendeinem "ach, ein letztes Mal noch"-Grund habe ich ein letztes Mal aufs Handy gesehen und gemerkt, dass jemand in der letzten halben Stunde zweimal hintereinander je 85 Euro bei einer US-Ladenkette ausgegeben hat, und dann noch mal 20 Euro.

Gleich bin ich wieder wach, logge mich bei meiner Bank ein und sperre die Karte. Das ist bei N26 komfortabel gelöst, es gibt einfach einen Schalter, mit dem man die Karte selbst sperren und wieder entsperren kann. Dann lese ich die Supportseiten durch und finde heraus, dass es für das Bestreiten der Rechtmäßigkeit von Abbuchungen leider keinen so praktischen Schalter gibt. Man muss PDF-Formulare ausfüllen und soll außerdem die Karte als gestohlen melden und eine neue beantragen.

Ich fülle erst mal nur die Formulare aus und maile sie der Bank. Die Karte ist ja jetzt gesperrt. In der Techniktagebuch-Redaktion wird schon beratschlagt, wie man meine Heimreise nach Berlin finanzieren kann, aber rechtzeitig fällt mir wieder ein, dass die Maestro-Karte wahrscheinlich nicht schuld war (weil man sie physisch vorlegen muss) und deshalb nicht gesperrt zu werden braucht. Außerdem bucht die Bahn-App sowieso den Ticketpreis einige Tage später auf dem ganz traditionellen Weg vom Konto ab, was mich schon mal gerettet hat.

Am nächsten Tag bekomme ich noch eine Benachrichtigung, dass jemand mit der gesperrten Karte erfolglos versucht hat, knapp 1000 Euro im Apple Store auszugeben. Das erfreut mich so, dass ich kurz darüber nachdenke, die

Kreditkarte für immer gesperrt zu lassen und nur für meine eigenen Zahlungsvorgänge jeweils kurz zu entsperren. Etwas später melde ich sie dann aber doch als gestohlen, was wiederum ganz einfach auf der Website geht.

Ersatz kostet sechs Euro und ist eine Woche später da. Gut, dass ich mir nie die Mühe gemacht habe, mir meine Kreditkartennummer zu merken. Diese Fähigkeit wäre jetzt unnütz geworden, die neue Karte hat natürlich eine neue Nummer. Jetzt muss ich nur noch diversen Diensten (Amazon US, Google, Patreon, Backblaze) die geänderten Kreditkartendaten mitteilen.

Update: Am 4. Dezember schreibt mir der Support "... dass es hier zu keinem Zeitpunkt zu Abbuchungen gekommen ist. Die Beträge wurden am 24.11.2018 lediglich reserviert bzw. auf deiner Karte geblockt. Diese Reservierung ist gestern, am 3.12.2018, automatisch abgelaufen. Der reservierte Gesamtbetrag wurde für dein Konto daraufhin wieder freigegeben." Eventuell hätte ich die Karte also gar nicht sperren müssen. Dass kundenseitig nicht sichtbar ist, ob ein Betrag "lediglich reserviert" oder tatsächlich abgebucht wird, ist ein bisschen unpraktisch.

Kathrin Passig

November 2018

Mein ganz kurzes illegales Netflix-Leben

Ich will gleichzeitig mit Aleks, aber nicht am selben Ort wie er "The Ballad of Buster Scruggs" sehen, einen Film, den es ausschließlich bei Netflix gibt. Die Vorgeschichte:

- Zwischen 2008 und 2010 haben wir gleichzeitig in verschiedenen Haushalten DVDs angesehen.
- 2010 habe ich mein schlechtes Gewissen wegen unbezahlter Filme auf Umwegen gelindert.

- 2011 war die Lage weiterhin kompliziert
- 2014 habe ich erfahren, dass es illegales Streaming gibt (aber in der Folge kaum davon Gebrauch gemacht).
- Im Mai 2017 habe ich in durchwachsener Qualität via Skype-Screensharing einen Netflix-Film gesehen, der auf Aleks' Laptop in Schottland lief.
- Im September 2017 gab es Probleme mit meinem komplizierten iTunes-Bezahlverfahren. Ich habe für eine Serienfolge bezahlt und sie dann trotzdem auf zweifelhaften Wegen gesehen.
- Seit Anfang 2017 decke ich meinen Bedarf überwiegend bei Amazon.

Aleks ist Netflix-Kunde, ich bin es nicht und möchte es auch nicht werden, weil mein Filmkonsum sehr unregelmäßig ist und sowieso zum größten Teil im Haushalt von Aleks stattfindet. In den meisten Monaten würde ich bei Netflix € 7,99 für nichts bezahlen. 7,99 sind nicht viel Geld, aber ich habe schon so viele Abos, die einzeln betrachtet wenig kosten, und möchte kein weiteres, wenn es sich vermeiden lässt. Vor allem müsste ich heute beschließen, knapp 100 Euro im Jahr auszugeben, nur für diesen einen Film, und das kommt mir übertrieben vor.

Wenn man bei Reddit nach *netflix streaming* sucht, findet man in unter einer Minute zu einem Thread mit einer sehr praktischen Liste zahlreicher illegaler Streamingangebote. Er ist zwar bei Reddit schon wieder gelöscht, aber hilfsbereite Menschen haben ihn zu removeddit.com gerettet und verlinken eben bei Bedarf dorthin. Ich erwarte mir nicht viel davon – solche Angebote sind meistens kurzlebig –, aber gleich der erste oder zweite Link, den ich ausprobiere, funktioniert einwandfrei und ich kann Netflix gucken, einfach so.

Nachdem ich den Film gesehen habe, tut mir mein Nichtbezahlen leid. Joel Coen sagt selbst, dass es den Film ohne Netflix nicht gäbe, und es ist ein sehr schöner Film. Als ich meiner Nachbarin vom Film und meinem Bezahldilemma berichte, bietet sie sofort an, ihren Netflixaccount mit mir zu teilen,

da sie ihn selbst selten nutzt und über Kündigung nachdenkt. Ich überweise ihr 50 Euro fürs nächste Jahr und bekomme die Zugangsdaten zu meinem eigenen Unterkonto. Das scheint so weit legal zu sein, wenn man im gleichen Haushalt lebt, und wir wohnen immerhin im selben Haus.

Wenn man nicht im selben Haus lebt, kümmert das offenbar auch keinen. Eventuell hätte ich dasselbe einfach mit Aleks machen können, Netflix stellt sich bei ländergrenzenüberschreitenden Haushalten vielleicht weniger an als Amazon.

Wie ich bei der Recherche für diesen Beitrag merke, wäre es sogar noch einfacher gegangen. Es gibt seit Jahren diverse Tools, die genau diesen Fernbeziehungs-Netflixwunsch erfüllen.

Kathrin Passig

November 2018

Die tragbare Selbstscankasse

Der New Yorker Supermarkt Fairway, im letzten Jahr pleite gegangen und inzwischen verkauft, bleibt dennoch innovativ. Für Selbstscankassen wäre in den engen Räumen am Broadway nun wirklich kein Platz mehr, und vielleicht war das der Grund, warum den Betreibern aufgefallen ist, dass die Kunden ja bereits ihre eigenen Selbstscankassen dabei haben. Ab sofort kann man seine Einkäufe gleich am Regal mit dem Smartphone scannen. Sobald alles eingekauft ist, geht man zu einem Winkel in der Nähe der Registrierkassen, wo ein Schild mit einem QR-Code und Eintütungsmöglichkeiten warten. Sobald man dem Smartphone diesen QR-Code vor die Linse hält, gilt der Einkauf als abgeschlossen.

Mitarbeiter werfen einen beiläufig-prüfenden Blick auf die Waren, die man gescannt zu haben behauptet, ohne dass sie die einzelnen Positionen wirklich kontrollieren würden. Stichprobenartig würden solche Kontrollen aber durchaus gemacht, sagt die App warnend.

Es ist gar nicht so einfach, sich beim Einkaufen anzugewöhnen, die Waren nicht nur in den Korb zu legen, sondern auch gleich zu scannen. Und wie, wenn man was dreimal kauft? Zwei in den Korb legen und die dritte Packung dann dreimal scannen? Auch, wenn es verschiedene Geschmacksrichtungen sind, die aber alle dasselbe kosten? Moment – kosten sie wirklich dasselbe?

Alles Fragen, um die sich früher die angelernte Kassiererin gekümmert hat. Ob man als Kunde das immer richtig macht? Ob die Fehlerquoten klein genug sind, dass sich das Selberscannen rechnet? Bisher ist die App noch im Beta.

André Spiegel

Herbst 2018

Kurzer persönlicher Zwischenbericht aus der Leihfahrradökonomie

Ich folge ja den Leitsätzen der TT-Redaktion eher halbherzig und habe daher nicht bei allen, sondern nur bei dreien der in Berlin vertretenen Leihfarradanbieter ein Benutzerkonto: *LIDL-Bike*, *Deezer Nextbike* und *Mobike*. *Obike* z. B. hat Berlin ja auch schon wieder aufgegeben, und die gelben Bikes, die sie als Zombies zurückgelassen haben, sind allmählich wieder aus dem Stadtbild verschwunden.

Dieses Obike hat offenbar ein neues Herrchen gefunden.

Ich nutze aktuell gelegentlich LIDL-Bike, Nextbike fast gar nicht mehr und dafür immer häufiger Mobike. Darüber nachdenkend, komme ich auf folgende Gründe:

LIDL-Bike und Nextbike verfügen über Stationssysteme. Man kann die Räder zwar überall im Servicegebiet – das bei fast allen Sharing-Anbietern ziemlich genau mit dem Innenraum des Berliner S-Bahn-Rings übereinstimmt – abstellen, zahlt aber abseits einer Station eine etwas höhere Leihgebühr. Die Räder dieser beiden Anbieter sind eher schwer, dafür mit breiten Reifen und Fünfgangschaltung halbwegs komfortabel.

LIDL-Bike war früher *Call-a-Bike* und seine Wurzeln reichen noch zurück bis in die Prä-Smartphone-Ära, fast sogar bis in die Prä-Mobiltelefon-Ära. Und noch heute kann man diese Räder entleihen, indem man die individuelle Telefonnummer des Rades anruft und dann einen vierstelligen Code angesagt bekommt, den man dann zum Entriegeln auf einem Touch-Display am Fahrradlenker eingeben muss.

Diesen Code muss man allerdings auch eintippen, wenn man das Rad per Smartphone-App gebucht hat. In der App werde die Fahrräder in der Nähe angezeigt und man kann sie damit direkt ausleihen. Insgesamt ist das Eingeben des Codes dabei überflüssig, aber nicht allzu schlimm, allerdings vertippt man sich auf dem Touch-Display gern mal (insbesondere, wenn es nass ist) und bei klirrender Kälte funktionieren die Displays auch gelegentlich gar nicht. Das ist übrigens auch anzumerken – früher wurde der Call-a-Bike-Betrieb in den Wintermonaten komplett eingestellt. Das war zumindest im letzten Winter nicht mehr der Fall.

Auch Nextbike verlangt die Eingabe eines solchen Codes. Noch dazu ist deren App mit einer PIN gesichert. Man kann aber direkt neben dem Eingabefeld auf „PIN vergessen“ tippen (was ich natürlich schon mehr als einmal gemacht habe) und bekommt dann umgehend per SMS eine neue PIN geschickt. Nachdem man die eingegeben hat, könnte man dann natürlich in der App wieder eine eigene PIN vergeben – und was wollte ich nochmal? Achso ja, Fahrrad ausleihen.

Zudem bin ich immer noch sauer auf Nextbike, weil ich im Sommer mal mit einem ihrer Räder aus dem Servicegebiet hinausgeradelt bin. Dort wollte ich es kurz parken – also abschließen, während die Ausleihe weiterläuft –, um anschließend wieder in die Legalität zurück zu radeln. Das ging aber irgendwie nicht. Die Anweisungen auf dem Display stimmten nicht mit den

verfügbaren Tasten überein und schon hatte ich das Rad außerhalb des Servicegebiets zurückgegeben und musste es dann für die Rückfahrt wenige Minuten später erneut ausleihen.

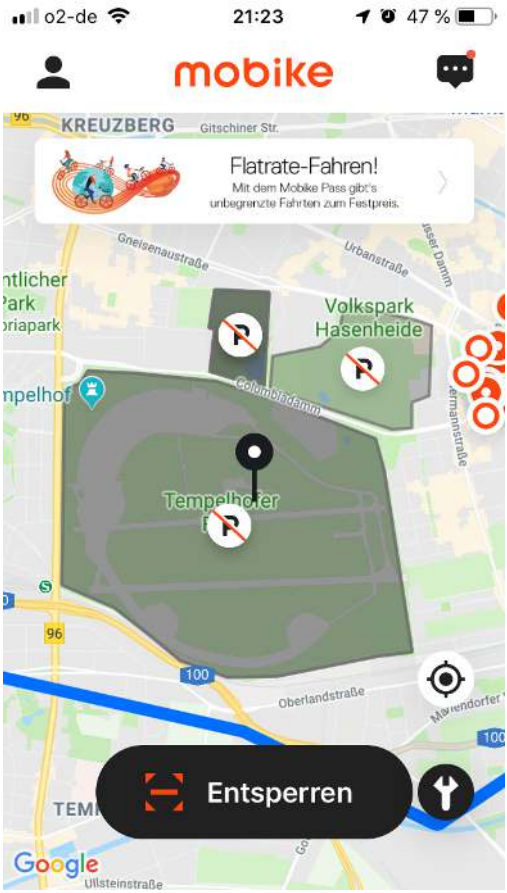
Es kann gut sein, dass das alles im Kleingedruckten genauso drinsteht, also „schon der Versuch, außerhalb des Servicegebiets zu parken, wird automatisch als Rückgabe gewertet!“ Jedenfalls haben sie mir für den kleinen Ausflug umgehend eine böse Mail geschickt und € 20 Strafgebühr abgebucht. Auf meine Mail an den Support, das Parken habe nicht wie beschrieben funktioniert und wie sie sehen könnten, hätte ich das Fahrrad doch umgehend wieder in seinen natürlichen Lebensraum zurückbefördert, erhielt ich nie eine Antwort.

Kämen wir zu Mobike als drittem Anbieter. Dieser verwendet keine Stationen und wusste zum Start einerseits dadurch zu beeindrucken, dass er die allermeisten Fahrräder in der Stadt verteilt hat, um sich andererseits durch deren Design eher der Lächerlichkeit preiszugeben. Die ersten Mobikes besaßen Räder von ca. 24 Zoll Durchmesser und darauf rennradschmale Vollgummireifen. Gangschaltung gab es keine und die Rahmengeometrie und maximale Sattelhöhe waren auch nur für Körpergrößen unter 1,70 m geeignet. Man kam sich auf den Dingern schlicht vor wie auf einem Kinderfahrrad.

Noch dazu bezahlte man nicht pro Fahrt, sondern im Monatsabo, das dann allerdings alle Fahrten von weniger als 30 Minuten abdeckte. Ich war nach einer ersten Testfahrt davon ausgegangen, dass das wohl hauptsächlich etwas für asiatische Touristen sei, die damit auf ihrem Europatrip in verschiedenen Städten mit denselben Rädern günstig herumgondeln können.

Einige Zeit später fiel mir jedoch jemand auf, der größer war als ich und dennoch einigermaßen entspannt auf einem Mobike zu fahren schien. Und tatsächlich – offenbar hatte die Firma eine zweite Generation ihrer Räder in Umlauf gebracht, deren Sattel sich einige entscheidende Zentimeter höher stellen ließ. Mittlerweile gibt es sogar eine dritte Generation mit Dreigangschaltung. Es findet quasi eine asymptotische Annäherung an die mitteleuropäische Fahrradnormalität statt.

Die etwas größeren Mobikes der 2. und 3. Generation erkennt man am orangen Körbchen.



Mobike – jetzt auch mit Parkverbot.

Bisher geblieben sind die brettharten Vollgummireifen. Verständlich insofern, dass man viele andere Mieträder mit Reifendefekten sieht. Vielleicht bringt es eine vierte Generation ja noch auf eine gefederte Sattelstütze. Was

hingegen bei Mobike von vornherein gut war, ist der Ausleihvorgang. App starten, ggf. Bluetooth einschalten, QR-Code des Fahrrads scannen und – klack! – springt das Schloss auf.

Konsequenz dieser Entwicklung ist jedenfalls, dass ich jetzt ab und zu einen Mobike-Monat ordere und die Räder dann vor allem für Mini-Entfernungen nutze. Wohnung – Kita, Wohnung – S-Bahnhof, Büro – S-Bahnhof, Büro – Supermarkt, jeweils weniger als 500 m, aber gerade soviel, dass man drei Minuten spart, wenn man ein Rad nimmt, anstatt zu Fuß zu gehen.

Virtualista

November 2018

Ich laufe da, wo es glüht

Ich laufe gerne, und ich bin viel auf Reisen. In einer fremden Stadt eine Laufstrecke zu finden, ist oft nicht so einfach. Vom Hotel aus einfach irgendwohin loszulaufen, führt meistens nicht besonders weit.

Erst vor kurzem bin ich auf die Idee gekommen, zur Laufplanung die Strava-Heatmap einzusetzen. Auf der Heatmap sind alle Läufe, die in den letzten zwei Jahren mit Strava aufgezeichnet wurden, zusammengefasst. Wo viele Leute laufen, glüht es intensiv auf der Karte, und wo wenige laufen, erscheint nur ein schwaches rötliches Glimmen.

Das Ergebnis ist unbestechlich. Wenn irgendwo viele Leute laufen, heißt das erstens, dass man da offenbar laufen *kann*, und zweitens ist es wahrscheinlich auch ganz schön da. Ich muss also nur die glühenden Adern auf der Karte finden, mir ein Hotel in der Nähe nehmen, und mit Google Maps eine Strecke von zehn oder fünfzehn Kilometern abstecken. Seit ich das mache, hat sich mein Laufpensum in fremden Städten vervielfacht und ist wesentlich interessanter geworden.

André Spiegel

30. November 2018

Wege durchs System

Als Gastdozentin unterrichte ich an einer mir neuen Hochschule zwei Tage in einem Modul mit rund hundert Teilnehmenden. Das Modul umfasst insgesamt zwölf solche Tagungen. Alle Informationen und Unterlagen werden über die e-Learning-Plattform Moodle zur Verfügung gestellt. Auch die nach jeder Tagung von den Studierenden einzureichenden Leistungsnachweise erfolgen über diese Plattform; ebenso deren Bewertung.

Nach vier Tagungen findet eine Prüfung statt. Rund 2/3 der Fragen sollen als Multiple-Choice-Fragen formuliert werden, damit der Korrekturaufwand einigermassen zu bewältigen ist. Ich schicke der zuständigen Kollegin eine Word-Datei mit meinen Fragen. Sie kommentiert und ergänzt; die Datei geht mehrmals hin und her. Dann gibt sie die Datei in ein Sekretariat, wo alles „im System“ erfasst wird.

Das „System“ generiert mit einem Pixelcode ausgestattete Prüfungsbogen. Diese werden ausgedruckt, am Prüfungstag verteilt – die Prüfung findet in der Aula der Hochschule statt –, von den Studierenden von Hand ausgefüllt, wieder eingesammelt und im Sekretariat gescannt. Offenbar kommt es nicht selten vor, dass das „System“ das Angekreuzte nicht richtig lesen kann, was im Sekretariat zu manueller Nacharbeit führt. Die Prüfungsbogen mit den offenen Fragen nehme ich mit, trage mit rotem Filzstift meine Bewertungen ein und übertrage sie in eine Excel-Tabelle. Die Kollegin kollationiert die vom „System“ vorgenommene Bewertung der MC-Fragen mit meinen Daten und schlägt verschiedene Notenfaktoren vor, die wir per e-Mail diskutieren. Dann geht alles zurück ins Sekretariat und wird im „System“ abgeschlossen.

Franziska Nyffenegger

2018 und vermutlich für immer

Handouttotem und Beamertabu

Ich halte einen Vortrag im Promovierendenseminar, wo Slides und Beamer verboten sind, weil angeblich so viel schiefgehen kann, oder weil alle dann immer nur mit der Wand reden, oder weil man so schwer im Nachhinein die Inhalte der ersten Hälfte des Vortrags im Plenum diskutieren kann. (Niemand weiß genau, warum Slides und Beamer verboten sind.) Stattdessen verwenden wir für unsere Vorträge ausgedruckte Handouts.

In meinem Vortrag möchte ich eine eigene Implementierung einer kleinen Spielzeuggrammatik zu einem bestimmten Phänomen zeigen. Ich schließe den Beamer an[1], öffne die richtigen Programme und Dateien und schließe alle unwichtigen Fenster. Ich stelle das Bildformat und die Auflösung des Beamers ein, setze die Schriftgröße meines Texteditors auf einen lesbaren Wert und lasse den Chair die Schärfe des Beamers einstellen. Die erste Hälfte meines Vortrags lese ich regelkonform von meinem Handout ab. Dann schalte ich den Beamer an und zeige meine Implementierung.

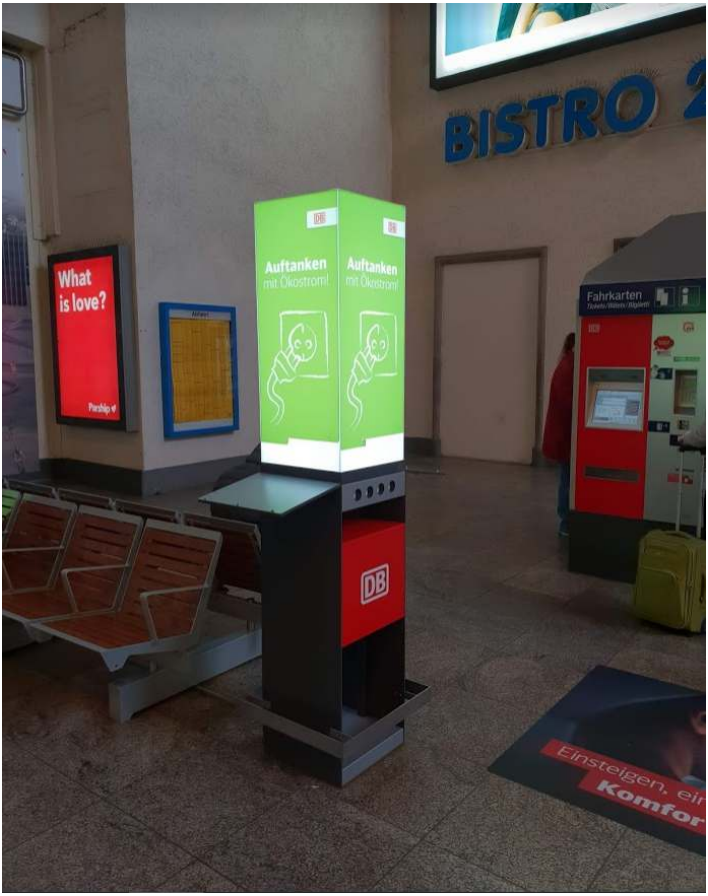
Nichts geht schief. Ich rede nicht mit der Wand, sondern mit den Zuhörenden. Die Diskussion ist angeregt und inspirierend. Slides und Beamer sind im Seminar weiterhin verboten.

Esther Seyffarth

1. Erst hat niemand den passenden Adapter, aber dann doch.

Anfang Dezember 2018

Ladetagebuch: Hauptbahnhof Stuttgart



Komfort: +

Sicherheit: +

Gesamturteil/Sonstiges: Ja, nun. Es gibt Strom! Und man kann sogar den Laptop ablegen, um Strom nachzutanken. Im Winter ist es eher kalt und zugig, generell eher ungemütlich, aber: Strom! Sogar: Ökostrom! Mit Sitzplätzen! In der DB Lounge daneben gibt's für BahnComfort-Karteninhaber einige (ganz wenige, oft belegte) Steckdosen neben Sitzplätzen im Warmen.

Molinarius

2018 immer noch

Das zweite Leben des Aschenbechers

Auf den meisten öffentlich zugänglichen Toiletten darf man nicht rauchen. Einige Berliner Bars umgehen oder ignorieren weiterhin das Rauchverbot, aber der Normalzustand einer Toilette im Jahr 2018 ist Rauchfreiheit.

Die Hersteller von Toilettenpapierspendern interessieren sich entweder nicht für diesen Wandel oder die Besitzer der Toiletten schaffen nur selten neue Toilettenpapierspender an. Zum Glück, denn wo sollte man sonst das Handy ablegen.

Handy nicht abgebildet, es wurde zum Fotografieren gebraucht. Dass es sich nicht um eine Handyablage handelt – ich erkläre das vorsichtshalber für Generationen, denen das Aschenbecherkonzept nicht mehr so vertraut sein mag – erkennt man an der Einkerbung am rechten Rand. Sie diente dem sicheren Ablegen der Zigarette.

Kathrin Passig

Dezember 2018

Ein Verkehrsmittel, das ein Bett enthält, ist ein Verkehrsmittel für mich!

Ich habe kein Auto, interessiere mich wenig für Fernreisen, beziehe Ökostrom und fahre gern mit der Bahn. Leider bin ich trotzdem schuld am Klimawandel, und das liegt an der Fernbeziehung. Nach Schottland fliegen kostet etwa 150 Euro für die einfache Strecke (es ginge noch billiger, aber dafür müsste man vorausschauender planen können als ich). Mit Zug und Schiff ist es bestimmt viel teurer, etwa 500 Euro, stelle ich mir vor, vermutlich wegen dieses Beitrags von Franziska Nyffenegger, in dem ein Bahnticket Zürich-London und zurück 500 Franken kostet. Und sicher dauert es auch ewig und ist noch viel unbequemer als Fliegen.

Ich unterhalte mich mit Undine Löhfelm über das Problem. “Wenn Geld keine Rolle spielen würde, würdest du es dann machen?”, fragt sie. “Klar”, sage ich ohne zu zögern, “Reisezeit ist ja egal geworden, seit es Internet von Haustür zu Haustür gibt.” Das habe ich vor allem auf meinen Bahnreisen von Berlin nach Zürich in den letzten Jahren gemerkt, bei denen ich gelegentlich in Basel „was, schon da, aber ich bin doch noch gar nicht fertig mit der Arbeit!” dachte.

Mein Flugreisenproblem lässt sich also in zwei Probleme zerlegen – Reisezeit und Preis –, und eins davon ist eigentlich gar keines. Ich fange an, Strecken und Preise zu recherchieren und finde eine Fährverbindung von Amsterdam nach Newcastle. Ich müsste zuerst sechs Stunden mit der Bahn nach Amsterdam fahren, das kostet ungefähr 75 Euro (Bahncard 50). Die Überfahrt ist viel billiger, als ich dachte, sie kostet (als Hälfte eines Rückfahrtickets) zwischen 45 und 60 Euro, inklusive Bett und Dusche, aber exklusive Internet, dafür werden noch einmal zwischen 5 und 22 Euro fällig.

Von Newcastle nach Crail sind es dann noch drei, vier Stunden mit der Bahn, das ist aber egal, denn vom Flughafen Edinburgh ist der Weg auch nicht gerade kurz.

Insgesamt kostet die Reise vermutlich um die 200 Euro, das finde ich konkurrenzfähig, umso mehr, als ein Bett inbegriffen ist und ich nicht früh aufstehen muss. Letzteres ist beim Fliegen anders, denn man kann den Flughafen Edinburgh von Crail aus zwar fast sehen, aber nur schwer erreichen, so dass Flüge am Morgen überhaupt nicht und Flüge am Mittag nur durch extrem frühes Aufstehen zu schaffen sind.

Aleks ist nicht überzeugt: "Ich halte das allerdings für Unfug, also, diese Klimabedenken. Das ist so, als würdest du in einer Schule voll mit Kaugummis unter den Tischen Wert darauf legen, dass du nur einen KLEINEN Kaugummi dazuklebst." Ich google Schiff vs. Flugzeug mit dem Ergebnis, dass es kompliziert ist, aber der neue Kaugummi scheint mir doch in allen Berechnungsvarianten erheblich kleiner als der alte. Außerdem hat Aleks leicht reden, ich komme ihn immer besuchen und er kann klimaschonend zu Hause bleiben.

Bei der nächsten Gelegenheit werde ich das ausprobieren und dann hoffentlich in Newcastle "was, schon da, aber ich bin doch noch gar nicht fertig mit Schlafen!" denken.

Kathrin Passig

4. Dezember 2018

Ich lese ein MacBuch

Zum ersten Mal lese ich einen Roman am Rechnerbildschirm, als PDF. Der Text ist doppelseitig darin angeordnet, wie in einem aufgeschlagenen Buch. Bevor ich den Laptop zur Nacht zuklappe, frage ich mich kurz, was von den

danebenliegenden Dingen ich am besten als Lesezeichen darin einzuklemmen soll: einen Zettel, eine Zeitschrift, meine Lesebrille? Ich will morgen ja gleich die Stelle wiederfinden, an der ich aufgehört habe.

Undine Löhfelm

4.12.2018

Geht doch, Berlin.

Seit ein paar Jahren habe ich einen Ausweis für die Berliner Leihbüchereien. Die heißen inzwischen Verbund der öffentlichen Bibliotheken Berlins, die örtliche Stadtteilbibilothek ist auch bei mir direkt um Ecke, aber für Bücher habe ich mir den Ausweis nicht geholt (und bislang auch noch kein einziges ausgeliehen). Das für mich interessante sind die so genannten *digitalen Angebote*: Diverse Tageszeitungen im Volltext und ein Archiv der *Spiegel*-Hefte, das schon am Erscheinungstag die neue Ausgabe bereithält.

Der Ausweis muss jährlich gegen eine moderate Gebühr verlängert werden. In diesem Jahr habe ich das einfach verschlafen, mein Ausweis ist schon Ende November abgelaufen. Das merke ich erst, als ich heute eine aktuelle Zeitungsgeschichte nachlesen will. Ich kann mich zwar ins Bibliothekssystem einloggen, nicht aber in die Mediendatenbank.

Immerhin zeigt mir der Teil des Systems, auf den ich Zugriff habe, dass die Gültigkeitsdauer meines Ausweises abgelaufen ist. Ich stelle mich schon drauf ein, am nächsten Tag zur Filiale zu gehen, die Gebühr zu bezahlen und dann erst wieder Zugriff zu haben – als mir der Hinweis auffällt, ich könne ja auch online verlängern.

Und in der Tat, völlig problemlos kann ich *verlängern* anklicken und dann auswählen, wie ich die Jahresgebühr zahlen will. Die Auswahl *Kreditkarte* wird bestätigt, ich gebe meine Kartennummer ein, werde auf die Verifizierungsseite meiner Bank geleitet, gebe den via SMS erhaltenen Transaktionscode ein – und mein Bibliotheksausweis gilt ein weiteres Jahr.

Bei einer öffentlichen Verwaltung in Berlin abends um neun mal eben online und mit Kreditkarte so was zu machen – wer als Hauptstadtbewohner den Frust mit teils monatelangen Wartezeiten auf den Termin für die Beantragung von Personalausweis oder Pass oder auf den Zulassungstermin für ein Kraftfahrzeug kennt, nimmt das mit Staunen zur Kenntnis. Geht doch, Berlin.

Thomas Wiegold

2012 bis Dezember 2018

Das Schubladennotebook

2012 kaufe ich in einem Computergeschäft aus für mich zum Zeitpunkt des Aufschreibens 2018 völlig im Dunklen liegenden Gründen ein bereits zu diesem Zeitpunkt etwa drei Jahre altes Notebook, ein Fujitsu-Siemens Lifebook E8310, für 220 Euro. Es wiegt ungefähr 3 kg, hat ein mit 1400x1050 Pixeln durchaus hoch auflösendes, nicht spiegelndes Display im 4:3-Format, eine 80-GB-Platte, 2 GB RAM und es ist Windows 7 darauf installiert.

Wie gesagt, ich habe keine Ahnung, was mich geritten hat, das Gerät zu erwerben, und es liegt dann wohl zwei, drei Jahre bei mir ungenutzt herum, bis ich es im Haushalt meiner Eltern deponiere. Dort wird es immerhin einmal mit in den Urlaub genommen und dort zum Abruf von E-Mails benutzt, mehr aber auch nicht.

Bei einem späteren Elternbesuch – während der Zeit, zu der Microsoft das Update auf Windows 10 verschenkt hat –, hole ich das Gerät aus seiner Versenkung und führe die Aktualisierung durch. Da das Notebook nie wirklich im Einsatz war, droht ja kein Verlust von persönlichen Daten; und zunächst scheint auch alles problemlos funktioniert zu haben. Es fährt hoch, man kann damit „surfen“ (Seiten im Internet besuchen), und für mehr ist es sowieso nicht gedacht.

Danach verschwindet das Notebook erneut in der Schublade und wird höchstens einmal im Quartal kurz hochgefahren, um nachzuschauen, ob es grundsätzlich noch funktioniert.

Am ersten Dezemberwochenende 2018 – es regnet in Strömen, inzwischen sind für mich statt 550 km nur noch 5,5 km zum Elternbesuch zu überbrücken, ich bin also wieder einmal vor Ort und beschäftige mich sowieso schon mit der elterlichen PC-Infrastruktur –, fällt mir dann auch das Schubladennotebook ein, und ich will ihm die zwischenzeitlich bereitgestellten Windows-Updates angedeihen lassen.

Das Update auf Windows 10 Release 1803 wird vorbereitet … heruntergeladen … und schlägt fehl.

Das Update auf Windows 10 Release 1803 wird vorbereitet … heruntergeladen … und schlägt fehl.

Ich deinstalliere den Freeware-Virenscanner, da ich vermute, dass dieser aufgrund irgendwelcher Firewall- oder Dateisystem-Schutz-Regeln das Durchlaufen des Updates verhindert und auch die Performance des Geräts inakzeptabel ist. Leider bringt diese Maßnahme nicht den erhofften Zugewinn an Schnelligkeit, und auch das Update scheitert wie zuvor. Und dass in der Taskleiste echte Lücken klaffen, wo eigentlich die Icons für Edge und den Windows-Store angezeigt werden müssten, und auch die Verknüpfung zu Firefox auf dem Desktop nur mit einem neutralen Leeres-Dokument-Icon anstatt des Firefox-Symbols angezeigt wird, beunruhigt mich dann auch zunehmend.

Inzwischen ist der Vormittag herum, alle anderen Wartungsaufgaben sind erledigt. Ich google den irgendwas-Hexadezimales-Fehlercode, der bei Windows Update angezeigt wird, lese in einem IT-Blog eine allgemeine Reparaturanleitung für Probleme bei Windows-Updates, etwas über das Zurücksetzen des Windows-Stores und starte mittels irgendeinem in besagtem Blog aufgeschnappten Kommandozeilenbefehl ein Fehleranalysetool, das allerdings so langsam ist, dass ich darüber (noch mehr) graue Haare bekomme – und das sowieso, wenn überhaupt, mögliche Probleme nur anzeigen würde, die dann erst im nächsten Schritt mühselig repariert werden müssten.

Entnervt breche ich das Procedere ab und nehme das Notebook mit zu mir nach Hause. Dort google ich zunächst „Linux für alte Rechner“, die Vorschläge lauten: Bodhi Linux, Puppy Linux und Linux Mint, die ich jeweils als ISO-Images herunterlade (mit meinem eigenen Rechner, nicht mit dem alten Notebook). Ich stelle fest, dass ich zwar noch einen Stapel CD- und DVD-Rohlinge, jedoch kein Brennprogramm mehr besitze, und installiere flugs CDBurnerXP (das irreführend benannt ist, denn erstens brennt es auch DVD und zweitens läuft es auch mit Windows 10).

Dann probiere ich nacheinander die Linuxe aus. Das eine spricht und tippt nur englisch, das andere gibt sich zwar einen kumpelhaften Anstrich, erfordert aber doch eine extreme Technikbegeisterung (z. B. um das W-Lan-Modul des Notebooks in Gang zu setzen), die mir extrem abgeht; letztlich läuft es somit auf Linux Mint heraus, und ich erlaube dem Installationsprogramm, die Notebook-Festplatte neu zu formatieren und alles, was bislang dort vorhanden war, zu vernichten.

Die Installation dauert etwa eine halbe Stunde, danach geht noch einmal etwa eine Stunde und gefühlt zehnmaliges Eingeben des Administratorkennworts für Paketaktualisierungen drauf, aber dann ist das Werk vollbracht und auf dem Notebook läuft Linux Mint – mit akzeptabler Performance. Die wichtigsten Programme (Klondike, Mahjongg) habe ich dank des Paketmanagers auch schon installiert. Alles funktioniert, die Verbindung zum W-Lan klappt, die Monitorauflösung stimmt, die Tastatur macht mir kein Y für ein Z vor und sogar die externe, schnurlose Logitech-Maus am USB-Port reagiert.

Zufrieden fahre ich das Notebook herunter – und lege es in die Schublade.

schilderburger

5. Dezember 2018

Scheingutschein

Ich möchte bei Conrad-Elektronik eine kleine, schnelle Bestellung aufgeben, um eine “useless box” als Weihnachtsbausatz zu schenken. Der Warenkorb umfasst etwa 70 € für 43 Artikel.

Mein Einkaufswagen

Artikel	43
Warenwert	70,89 €
Versandkosten	0,00 €
Gesamtpreis inkl. MwSt.	**70,89 €**

Ich erinnere mich an einen Conrad Gutschein über 10 €, der mir kürzlich zugeflogen ist, gebe den Gutscheincode GK13-BYFKT4 ein und erhalte eine Ermäßigung von 10 €. Jetzt habe ich nur noch 455,93 € zu bezahlen. Äh Moment . . .

Mein Einkaufswagen

Artikel	43
Rabatt	-10,00 €
Warenwert	331,42 €
Versandkosten	0,00 €
Gesamtpreis inkl. MwSt.	**331,42 €**

Ich entferne den Gutschein über 10 € und muss nur noch 70,77 € bezahlen. Ich schreibe eine Mail an den Support und erhalte keine Antwort. Weihnachten rückt aber näher, also nutze ich am nächsten Abend einen anderen Browser und klicke die Bestellung wieder zusammen: 70,89 €, 43 Artikel. Mit Gutscheincode über 10 € kostet es nun 331,42 €.

Ich durchsuche das Internet nach einem anderen Gutscheincode und finde Nikolaus18. Aber auch mit Nikolaus18 kostet die Bestellung 331,42 €.

Ich glaube, ich verzichte auf die 10 € Ermäßigung und klicke schnell “Bestellen”, bevor die 19% MwSt auch noch unversehens auf das Paketgewicht in Gallonen berechnet werden.

Georg Passig

August bis Oktober 2018

Warum kaufen, wenn man auch leihen kann

Wie kann ich weiterhin so viele Serien anschauen wie ich möchte? – Das ist die Frage, die ich mir beim temporären Umzug in eine leerstehende Wohnung ohne Wlan stelle. Ich erinnere mich daran, dass man Netflix-Serien auch offline ansehen kann, lese nach und erfahre, dass das nur mit der App geht, also mit einem Smartphone oder Tablet. Anscheinend habe ich die Hoffnung für Deutschland noch nicht ganz aufgegeben und gebe übermütig "Tablet mieten Berlin" bei Google ein und werde fündig! Ein Start-up bietet tatsächlich alle möglichen Geräte zur Miete an. Ich entscheide mich für ein Huawei Tablet mit dreimonatiger Mietfrist, das mir ein paar Tage später auch geliefert wird.

Bei einem befreundeten Wlan lade ich einige Serien auf das Tablet; es stellt sich allerdings bald heraus, dass die einzelnen Folgen ein Haltbarkeitsdatum haben, welches relativ schnell abläuft. Das macht mir aber plötzlich gar nicht mehr so viel aus, denn ich habe "Bejeweled" installiert, das ich letztens mal wieder im Flugzeug spielen konnte und kann nicht mehr damit aufhören. Für Serien habe ich jetzt nicht mehr so viel Zeit.

Nachdem ich wieder in meine Wohnung mit Wlan umziehen kann, drucke ich das Rücksendeetikett aus und bringe das Tablet zur Post, wodurch die Miete problemlos endet. Das Tablet ist zwar schön, aber wie ich vorher mir schon dachte, auch ein bisschen unnötig. Bejeweled kann man schließlich auch auf anderen Geräten spielen.

Tanja Braun

7. Dezember 2018

Das eine zeigt den Weg und das andere klingelt

Ich frage den Taxifahrer, warum innen an seiner Windschutzscheibe mit Saugnäpfen zwei verschiedene Navis befestigt sind. Können die verschiedene Dinge?

– Ja, das eine zeigt den Weg und das andere klingelt.

– Klingelt? Wenn was ist?

– Wenn was Besonderes ist.

– ?

– Sie wissen doch, dass man so einige Sachen nicht im Auto haben darf.

Ah, okay, sage ich auf gut Glück, in der Annahme, dass es sich um einen Blitzerwarner handelt. Der Taxifahrer fragt, ob ich eine Dienstmarke in der Tasche habe. Ich verneine, denn das Techniktagebuch hat keine Dienstmarken, aber gute Idee eigentlich.

Kurze Zeit später klingelt tatsächlich etwas. Es hört sich an wie ein dezentes Handyklingeln.

Sehnse, jetzt werd ich angerufen, sagt der Fahrer. Ich frage, wo die Daten herkommen, von Freiwilligen? Die Daten könne man bei Tomtom kaufen. Wenn mich die Details interessierten, solle ich mal bei blitzer.de nachsehen. Sie interessieren mich aber nicht so, dazu fahre ich zu selten Auto und zu langsam Fahrrad.

Ich frage, ob es nicht besser wäre, wenn das Gerät unauffällig blinken würde. Was ist, wenn mal wirklich jemand mit einer Dienstmarke mitfährt? “Dann werd ich ja nur angerufen. Ich darf ja nicht während der Fahrt ans Telefon gehen.”

Weitergebildet steige ich aus.

Alina Smithee

2018 und schon seit vielen Jahren

Analoges Hemdenwaschen

Da ich einem herrenhemdenpflichtigen Beruf nachgehe, ist mir das Hemdenbügeln irgendwann über den Kopf gewachsen, und ich habe es outgesourced an eine Wäscherei. Alle ein, zwei Wochen bringe ich also einen Schwung schmutzige Hemden in ein dörfliches Schreibwarengeschäft, das nebenbei als Wäschereiannahmestelle fungiert.

Ich würde an dieser Stelle gerne berichten, liebes Techniktagebuch, dass dort für jedes Hemd ein Barcodelabel ausgedruckt, oder noch besser ein RFID-Chip angeknöpft wird, der das Hemd identifiziert und mir ermöglicht, jederzeit online den Bearbeitungsstand zu ermitteln, und in Echtzeit zuzuschauen, ob der Rotweinfleck nun rausgeht oder nicht.

In Wahrheit läuft es jedoch folgendermaßen ab:

1. Frau D., die Schreibwarenfrau, zählt von einem Block grüne, laufend durchnummerierte Papierstreifen ab, für jedes Hemd einen. Die wird sie später, wenn ich fortgegangen bin, an die Hemden tackern.

2. Sie überträgt die Nummern der Papierstreifen mit Kugelschreiber auf einen Bon; kraft zweier Kohlepapierlagen werden sie gleichzeitig auf dem Auftragsschein und in ihrem Wäschebuch eingetragen.

Den Originalbon bekomme ich, die erste Durchschrift geht mit den Hemden in die Wäscherei, und die zweite im Wäschebuch verbleibt im Laden.

Auftrag
Rechnung
für
Herrn/Frau

Dat. 05.12.18

355 *

Stück	Gegenstand	Bem.	
	6 Hemde		
	6324-6329		

abzuholen: Mo Di Mi Do Fr Sa

Sonstiges: In obigem Betrag ist die gesetzliche MWSt. enthalten.

Gürt.	Gurtbd.	vbügelt	Schließen	defekt	Knöpfe	Polster	s.verschn	vfleckt	vschwitzt	Ris. Kunde

Wir danken für Ihren Auftrag!

Es gelten die Lieferbedingungen lt. Ladenaushang
Rückgabe der Garderobe nur gegen diesen Beleg!

Beim Bearbeiten meiner neuesten Hemdenlieferung benutzt Frau D. zwei ziemlich jämmerlich abgenutzte Kohlepapierstreifen und probiert ausdauernd und *sotto voce* vor sich hinschimpfend, ob sie noch eine Stelle findet, die lesbare Durchschriften erzeugt. Sie entschuldigt sich: Seit in Büros kein Kohlepapier mehr verwendet werde, sei es einfach abartig teuer geworden, und sie nutze es halt aus, so gut es gehe.

Damit es keine Missverständnisse gibt: Ich finde diesen Arbeitsablauf gut und angemessen, und hochsympathisch. Ich freue mich, dass meine Hemden sauber und glatt werden, ohne dass eine Kette von elektronischen Prozeduren ausgelöst wird, deren Komplexität diejenige der zu lösenden Aufgabe um viele Größenordnungen übersteigt – ohne dabei einen Mehrwert zu bieten. Und auch für die sparsame Verwendung der Ressource Kohlepapier finde ich in mir nichts als Sympathie.

Drago Starcevic

8. Dezember 2018

Vorweihnachtliche Bastelarbeit

R. ist verkatert und ein bisschen krank, also verbringt er den Tag im Bett. Gestern ist ein neues Spiel herausgekommen, auf das R. sich schon lange gefreut hat. Der Akku der Spielkonsole hält aber nicht den ganzen Tag durch, und der Anschluss für das Ladekabel befindet sich unten am Gerät. Da R. mit einem externen Controller spielt, ist es ärgerlich, dass die Konsole mit Ladekabel nicht hingestellt werden kann. Es funktioniert dann trotzdem.

Das Kabel wird von unten durch eine Klorolle gefädelt, damit die Konsole darauf stehen kann.

Esther Seyffarth

Dezember 2018

Tontafeltablet

Es wird ein Krippenspiel geprobt. Die Regieanweisung lautet, Zacharias sei mit Schreiben beschäftigt, und lasse, wenn ihn der Engel anspricht, das Tontäfelchen vor Schreck fallen. Als Requisit dient ein Holzbrett im Format von irgendwo zwischen DIN A6 und DIN A5. Die Viertklässlerin nimmt Brett wie Anweisung entgegen, setzt sich und beginnt, mit dem Finger auf das augenscheinlich als Mobiltelefon oder Tablet erkannte Brett zu tippen.

Das Schreiben mit der Hand auf Tontafeln scheint als Kulturtechnik ausgestorben zu sein.

Thomas Vogel

Dezember 2018

Soll ich, oder soll ich nicht?

Ich trage mich mit dem Gedanken, beim Chorgesang von papiernen Noten auf ein Tablet und pdf-Files umzusteigen.

Pro:

- Das Drucken, Sortieren und Managen papierner Noten nervt, das dauernde hektische Durchsuchen von Stapeln ebenfalls
- Es liegt ein schönes Tablet ungenutzt herum – ich habe es vor einiger Zeit bei Conrad bestellt, und es erwies sich für den gedachten Zweck als unbrauchbar; aber da ich zuletzt einige Produkte zurückgeschickt hatte, habe ich dieses Teil behalten, in der (sicherlich neurotischen)

Furcht, bei Conrad auf die Schwarze Liste zu geraten. Nun liegt es vorwurfsvoll da, der Karl Del'Haye meines Technikparks, und möchte beschäftigt werden

- Ich habe es ausprobiert, das Notizenmachen in den pdf-Noten mit einer geeigneten App und dem Zeigefinger funktioniert sehr schön. Dann würde mich auch die Hemdenfrau nicht mehr tadeln wegen vergessener Bleistifte in Brusttaschen

- Es wäre kein Zusatzaufwand, pdf-Noten zu finden oder zu scannen – die Chorzeiten, in denen Noten unter Drohungen (Nicht verknicken! Nicht verlieren! Nicht behalten! Alle Notizen am Ende gut ausradieren!) ausgeteilt und wieder eingesammelt wurden, sind lange vorbei, man bekommt immer pdfs

Contra:

- Es läuft meinen Bemühungen zuwider, die Zahl der Vorgänge in meinem Leben, für die ich auf ausreichenden Akkustand angewiesen bin, so gering wie möglich zu halten

- In meinem Chor tut es bislang niemand, es könnte nerdig und schnöselig wirken

- Falls es sich als doch nicht so praktisch erweist, und ich in der Chorprobe hektisch herumtippend und -wischend den ganzen Betrieb aufhalte, werde ich eine jämmerliche Figur abgeben.

- Das Display ist selbstredend kleiner als A4, und ich habe keine besonders guten Augen. Bei Trockenübungen im heimischen Wohnzimmer schien es mir trotzdem gut zu funktionieren, aber hier liegt sicher ein potenzieller Fallstrick für das Projekt

Conclusio:
Ich werde mal einen Probelauf machen.

Drago Starcevic

11.12.2018

Zahlen im Handumdrehen

Heute morgen war die Nachricht unterwegs, Apple Pay wäre ab heute in Deutschland freigeschaltet. Meine Bank (N26) ist von Anfang an dabei, ein Blick in die App bestätigt das: auf dem Startbildschirm werde ich aufgefordert, die N26 Kreditkarte in der Wallet zu hinterlegen. Das mache ich sofort, dauert wenige Sekunden. Der Bewährungstest kommt dann am Abend. In der Apotheke ist kontaktlose Zahlen möglich, und ich bin grad allein an der Kasse, es sind also keine bösen Blicke von hinten zu befürchten, wenn es nicht klappen sollte. Der Betrag wird eingegeben, ich tippe auf der Apple Watch zwei mal die Seitentaste, auf dem Bildschirm erscheint ein Abbild meiner Kreditkarte und das Wörtchen „Bereit . . . “. Ich halte die Uhr auf das Lesegerät, die Uhr piept und vibriert. Eine Sekunde später taucht auf der Uhr die Bestätigung auf – perfekt. Ab sofort wird die Brieftasche ausgemistet, weniger Karten ist gleich höherer Tragekomfort.

Wolfgang Kunckel

12. Dezember 2018

Bitte verlassen Sie die Gegenwart so, wie Sie sie vorzufinden wünschen

“Ich bräuchte mal eure Hilfe”, schreibe ich in der Techniktagebuch-Redaktion: „Eine Zeitungsredaktion schlägt mir als Kurzbio vor: ’Sie ist Mitbegründerin des Blogs Techniktagebuch“ und verlässt das Internet nur in Notfällen (geklaut vom Verbrecher Verlag, aber ich find’s schön).’ Mir klingt dieses ‘das Internet verlassen’ schon wieder so nach 90er Jahre, fällt euch vielleicht ein weniger staubiger Scherz ein?”

André: Es gibt doch überhaupt kein Internet! “Benutzt fließendes Wasser nur dann nicht, wenn sie gerade in der Wüste ist.” Ernsthaft: Ich finde es problematisch, wenn das Internet in deiner Bio als eine benennbare Sache auftaucht, die da sein kann oder nicht. Implizit also auch: wo man dafür oder dagegen sein kann, usw. Ich finde, das zementiert ein Denken, das der Wirklichkeit nicht gerecht wird. Aber das ist vermutlich wieder ein D/USA-Unterschied.

Ich: Nein, ich finde das auch richtig, also falsch.

André: So ähnlich wie der Mitarbeiter bei uns, der sich mit den Worten vorstellte, er hätte vorher für ein Online-Bildungsunternehmen gearbeitet, und sich dann ins Wort fiel und sagte: für ein Bildungsunternehmen, weil das Wort „Online“ nichts zur Sache beiträgt („everything is online, right?“) Das ist schon vier Jahre her . . .

Markus: Ich finde es eigentlich ganz passend, ins Internet zu gehen, oder etwas im Internet zu machen. Letztlich hat man nun mal diese Schnittstelle zwischen sich als Person und Daten, die einem zufliegen oder die man abrufen kann. In der Vergangenheit gibt es zum Glück noch Internet. *[Anmerkung zum besseren Verständnis: Aus Sicht weiter Teile der Techniktagebuchredaktion lebt André in der Zukunft.]*

André: Ich muss immer etwas schmunzeln, Markus, wenn du im Internet schreibst, du hättest was ins Internet geschrieben.

Markus: InternetZ sogar. André, ich steh’ wenigstens dazu. Nur zum Ausdruck zu bringen, ich habe etwas aufgeschrieben, reicht ja nicht, wenn keiner weiß wo. Auf einem Zettel, in Stein gemeißelt, in einen Baum geritzt, in eine Datei lokal auf meinem Rechner, oder eben im Internet und dann auch noch so, dass alle wissen dürfen, wo sie es lesen können. Internet als Metapher „von überall erreichbares Gemisch aus Text, Bild, Ton, Film“ finde ich eigentlich ganz gut. Gerüche sind übrigens offline.

Kathrin: Gute praktische Lösung: immer „die Gegenwart“ einsetzen statt „Internet“:
“Ich habe etwas in die Gegenwart hineingeschrieben”
“Niemand will Gegenwart im Zug”

“Vor dem Betreten der Gegenwart sind die Schuhe sorgfältig zu reinigen”
“Bitte verlassen Sie die Gegenwart so, wie Sie sie vorzufinden wünschen”
“Die frühe Gegenwart wurde von Mönchen handgeschrieben“
“Es gibt keine Gegenwart, und wenn es eine gäbe, wäre ich dagegen.”
“die Mäuse haben die Gegenwartskabel weggefressen”
”Man muss der Gegenwart immer mindestens 24 Stunden Zeit geben”
Also ich habe das jetzt empirisch überprüft, die beiden Begriffe sind austauschbar (alle Zitate ursprünglich mit “Internet” aus der Sammlung mit Techniktagebuch-T-Shirt-Aufschriften).

Markus: Schau doch mal ins Gegenwarts-Archiv. Die Gegenwartsseite unserer Firma ist 20 Jahre alt. Der Server des Landgerichts erst ab morgen wieder über die Gegenwart zu erreichen.

André: Sorry, ich hacke auf der Internet-Sache auch nur deshalb so lange rum, weil ich mir selber nicht ganz klar darüber bin.

Markus: Naja, Gegenwart. Was ist, wenn die INTERNET-Seite steinalt ist, die du ausgegraben hast? Mir als Karierthemdeningenieur ist das zu philosophisch mit dem „Es gibt kein Internet“.

André: Das sei dir unbenommen, Markus. Ich denk da nur an sowas rum und weiss es selber nicht genau.

Markus: Dafür tust du aber ziemlich überzeugt, dass es kein Internet gibt.

André: Markus, das ist der Grund, warum ich sage, dass ich es nicht so genau weiß, weil ich vermute, es klingt vielleicht relativ überzeugt, was ich sage.

Markus: Hm. Interessante Strategie. Wenn ich etwas nicht genau weiß, sage ich nicht „Das ist so!“.

André: Wenn ich in einem Satz von mir das Wort Internet entdecke, hört sich das etwa so an wie quietschende Kreide, das kann ich mit Bestimmtheit sagen. Also suche ich nach anderen Ausdrucksmöglichkeiten. Das heißt aber natürlich nicht, dass andere Leute nicht Internet sagen dürfen.

Kathrin: Ich bin da vorsichtiger geworden, seit ich mal aus dem Publikum heraus (bei einem Vortrag) beschuldigt worden bin, die Existenz von einem separaten „Online“ zu behaupten. Ich finde, dass ich in dem Fall in der Sache recht hatte, aber ich hatte mich wahrscheinlich wirklich unpräzise ausgedrückt.

Virtualista: Ich werde unseren Admin in Zukunft™ stets mit den Worten „die Gegenwart läuft gerade wieder nicht richtig!“ informieren.

André: Markus, meine überzeugte Art, mich auszudrücken, ist ein Fehler, der andere oft vor den Kopf stößt, das wird mir schon immer klarer, sorry.

Markus: Ist vielleicht so ein ähnliches Quietschen, das bei mir das Wort „Drohne“ auslöst. Aber ich schwimme da mit dem Strom. Sollen sie alle Drohne sagen. Ich sage ja jetzt auch Drohne. Da wissen alle, was gemeint ist.

Thomas J.: Im Tatort haben sie politisch korrekt Oktokopter gesagt.

Markus: Sie haben aber auch Spielzeugdrohne gesagt.

Virtualista: Ich schelte auch niemanden mehr, der z. B. Internet, Web, E-Mail und Facebook durcheinander wirft. Und war sehr nachsichtig mit einem Freund, der neulich beharrlich „App“ sagte, aber eigentlich eine zentrale Datenbank meinte.

Thomas J.: Ich hab häufig mit Menschen zu tun, die eine E-Mail-Nummer kontaktieren wollen.

Alina: Im Internet sag ich relativ selten Internet. Bei meinen sehr analog lebenden Freunden muss ich es aber oft dazu sagen, weil es für sie einen Unterschied macht. Ihre Gegenwart ist offenbar eine andere.

Thomas J.: Windows und Office wird von noch mehr Menschen verwechselt. Und die meisten gehen nicht mit dem Browser ins Web, sondern starten Google.

Molinarius: „… betrachtet das Internet als ihren /seinen Wohnort“ ist, glaube ich, auch so ein Dings,was seit ungefähr 10 Jahren in der Biographie ungefähr jedes zweiten „Digital Natives“ steht. Das stützt einerseits die These, dass es das Internet nicht gibt, zeigt aber auch, dass sich das möglicherweise noch nicht rumgesprochen hat.

Der Zeitung schicke ich mehrere Alternativvorschläge, angenommen wird schließlich "... glaubt nicht daran, dass es das Internet gibt, erinnert sich aber noch an die Zeit, als es keines gab." Ich hoffe, dass die Zeitung lesenden Menschen so tolerant wie Virtualista sind und darüber hinwegsehen, dass in dieser Aussage Internet und Web verwechselt werden. Oder mich halt einfach für sehr alt halten.

Kathrin Passig

Ende 2018

Schreiben in einem Zug

Wie viele Mitglieder der Europa-Universität Viadrina pendele auch ich fast täglich im Regionalexpress zu meinem Arbeitsplatz im Schreibzentrum. Besondere Attraktion der Strecke: ein ausgedehntes, brandenburgtypisches Funkloch zwischen Erkner und Frankfurt (Oder)-Rosengarten. Neulich hörte ich, wie sich zwei Schülerinnen unterhielten: „Bald soll es WLAN im Zug geben. Ich freu mich schon." Die andere: „Ich freu mich nicht, das wird doch alles total lahm sein."

Ich denke: Ich freu mich auch nicht. Ist doch immer schön, wenn da wieder jemand versucht, durch viel zu laute, immer irgendwie wichtigtuerische Gespräche am Handy meine heilige Zug-Schreibzeit zu stören und ich genau weiß, was kurz hinter Erkner passieren wird. Erst ein irritiertes „Hallo?" Dann ein verstörtes: „Haaaallo?" Dann noch ein bisschen wildes Rumgetippe und ein gemurmeltes oder wahlweise auch lautes „Scheiße!". Und dann ist Ruhe. Herrliche Ruhe zum ungestörten Schreiben und Lesen in einem Zug.

Katrin Girgensohn

13.12.2018

Die Packstation kann mehr und ist auch nicht unhöflicher

Ich muss schon wieder Päckchen verschicken. Da das mit dem QR-Code beim letzten Mal so gut geklappt hat, möchte ich das wieder so machen, nur noch besser.

Im Zug lege ich letzte Hand an die Päckchen und klebe sie ordentlich mit breitem Tesafilm zu, dann lade ich mir die E-POST-App aufs iPhone und kaufe über die App zwei Paketmarken. Ich kann – wie auch über die Webseite – per PayPal bezahlen, der Vorteil ist aber, dass ich mir die virtuelle Paketmarke bzw. den QR-Code, den ich zum Paketmarkendruck benötige, direkt in die Wallet laden kann.

Mit den Päckchen und dem Smartphone stehe ich also bei einer Bürobedarfskette mit offiziellem Postschalter. Die Frau am Schalter weiß aber nicht, was sie mit meinem QR-Code machen soll, ist maximal uninteressiert, es zu lernen und antwortet auf meine Bitte, es doch bitte noch mal mit dem Scanner zu probieren mit “Geht doch nicht, haben Sie doch gesehen”.

Ich gehe also unverrichteter Dinge und wilde Verwünschungen murmelnd aus dem Laden und fahre ins Büro. Dabei komme ich noch an einer Packstation vorbei und denke mir, dass ich dann auch einfach ausprobieren kann, ob es vielleicht auch ganz ohne Menschen geht.

Tatsächlich erklärt sich die Packstation bereit, meinen Code einzuscannen, druckt mir eine selbstklebende Paketmarke aus und lässt mich dann auch noch den Strichcode auf der Paketmarke einscannen, um das Päckchen zur Abholung in ein Packstationsfach zu legen. Damit kann die Packstation immerhin eine Sache mehr als die Frau am Bürobedarfsladenpostschalter und war dabei noch nicht mal unfreundlicher.

Anne Schüßler

13.12.2018

Hurra, Apple Pay ist da und es geht ganz einfach . . .

Am 13. Dezember wird das lange angekündigte Apple Pay in Deutschland freigeschaltet. Lesen der Nachricht und Aufrufen der N26 geschieht in einer einzigen fließenden Bewegung. Nach dem Einloggen per Facetime fragt die App nach, ob sie meine N26 Mastercard an Apple Pay auf dem iPhone weiterreichen darf. Darf sie, und nach ca. 10 Sekunden Arbeit ist die Karte sowohl auf dem iPhone als auch auf der Uhr freigeschaltet.

Bei den dann anstehenden Weihnachtseinkäufen ist in einem Laden an der Kasse wenig los. Auf Nachfrage bejaht der Verkäufer, dass das Terminal kontaktlose Zahlungen annehmen kann. Ich tippe zwei Mal die Seitentaste der Apple Watch, die Karte wird auf dem Display dargestellt, darunter der Satz: „Zum Bezahlen ans Lesegerät halten“, oben am Rand des Bildschirmes steht „Bereit . . . “. Die Uhr auf das Display des Terminals legen, es vibriert quasi sofort, ich nehme die Uhr wieder weg und eine Sekunde später kommt die Nachricht auf die Uhr, dass der Betrag von XX,XX € erfolgreich abgebucht wurde. Das Ganze ging schneller, als man sonst die Geldbörse aus der Tasche gezogen hat.

Die Dame in der Schlange hinter mit beobachtet das und ist völlig begeistert. So etwas will sie auch sofort haben. Der Verkäufer freut sich und vermeldet eine Premiere mit einer neuen Zahlungsart. In den nächsten Tagen zahle ich hemmungslos mit Apple Pay, sowohl mit Uhr als auch mit iPhone. Fast überall bin ich die Premiere, und ausnahmslos überall geht es schneller als Bargeld oder Karte. Von ca. 40 Zahlungen klappt es bei einem einzigen Terminal nicht, wobei unklar ist, ob es an Apple Pay oder der bekannten Zickigkeit dieses Terminals liegt. Weitere Erleichterung: Es funktioniert auch

an Terminals, die mir sonst die Zahlung mit der N26 Maestrocard verweigert haben. Ab sofort wandern die Plastikkarten aus der Geldbörse in die Schublade.

Wolfgang Kunckel

14. Dezember 2018

Hurra, Apple Pay ist da und in nur 23 einfachen Schritten ...

Seit Kurzem gibt es den Bezahldienst *Apple Pay* auch in Deutschland. Ich sitze zuhaus und erhole mich von einem Magen-Darm-Infekt. Das erscheint mir ein geeigneter Moment, mich für den Dienst zu registrieren. Ich habe mein iPhone zur Hand, eine Kreditkarte einer der teilnehmenden Banken und etwas mehr Zeit und Ruhe als gewöhnlich.

Vor Tagen hatte ich schon einmal geschaut, wie die Anmeldung funktioniert, und es sah recht einfach aus. Auf dem Telefon unter 'Einstellungen' den Menüpunkt 'Wallet & Apple Pay' auswählen und dann 'Karte hinzufügen'. Dann mit dem iPhone die Karte abfotografieren, einige weitere Daten eintippen und das wars schon.

So fange ich auch an und die Scanfunktion erkennt meine Karte und deren Nummer fehlerfrei. Den dreistelligen Sicherheitscode von der Kartenrückseite muss ich von Hand eingeben und dann folgt ein Schritt 'Karte überprüfen'. Dazu wird mir nur die Option 'Comdirect anrufen' angeboten sowie ein Button mit dem Icon der Comdirect-App.

Ich probiere das mit dem Anrufen – ein Tippen auf den Menüpunkt genügt, um die Verbindung herzustellen. Ich höre die Aufnahme einer freundlichen Frauenstimme und diese weiß auch gleich, dass es um Apple Pay geht und sagt etwas von „unter Einstellungen SMS-Benachrichtigungen aktivieren". Na gut, das hätten sie auch einfach hinschreiben können, denke ich und klicke als nächstes auf das App-Symbol.

Dadurch lande ich nicht in einer der beiden Comdirekt-Banking-Apps, die ich bereits auf dem Telefon habe, sondern im App-Store, wo ich mir offenbar eine weitere Comdirect-App herunterladen soll. Nachdem ich das gemacht habe, kann ich dort die Zugangsdaten meines Kontos eingeben und bekomme gleich auf dem Begrüßungs-Screen die Option „Apple Pay einrichten“ angezeigt. Daraufhin lande ich wieder bei der Scanfunktion für die Kreditkarte. Ich scanne die Karte erneut und bekomme die Fehlermeldung „Karte befindet sich bereits in Wallet!“

Hm. Ein weiteres Mal habe ich also einen Ablauf gefunden, der mir nicht abwegig erscheint, den Entwicklern und Qualitätssicherern der beteiligten Firmen aber offenbar wohl.

Mein nächster Versuch besteht darin, die Karte aus der Apple Wallet wieder zu löschen, um sie direkt per Comdirect-App hinzuzufügen. Das scheitert daran, dass mir die Option „Apple Pay einrichten“ anscheinend nur beim erstmaligen Start dieser App angeboten wird. Im normalen Menü kann ich sie nicht finden.

Ich deinstalliere also die App und probiere es noch einmal. Ich gelange so von der Banking-App wieder in den Wallet-Dialog, scanne die Karte nun zum dritten Mal und lande dann wieder auf dem ’überprüfen’-Screen, auf dem man Comdirect anrufen oder deren App starten kann. Ich wechsele also zur App, komme aber dort nicht mehr weiter. Irgendwas sollte doch auch per SMS-Benachrichtigung funktionieren, aber auch dafür finde ich in der App keine Funktion.

Ich rufe die Telefonnummer ein zweites Mal an, bestimmt habe ich nicht gründlich genug zugehört oder zu früh aufgelegt. Diesmal fällt mir auf, dass von App keine Rede ist. Möglicherweise muss man das mit den SMS-Nachrichten in der Web-Version des Comdirect-Onlinebankings einrichten?

Also zum Laptop gewechselt, Webseite aufgerufen, eingeloggt – und tatsächlich finde ich per Suche in den Hilfethemen unter ’Kartendaten’ ein Schalterchen für den ’SMS-Info-Service’, das ich eifrig aktiviere. Dazu muss ich zur Abwechslung meine Telefonnummer eingeben.

Nun also wird auf dem ’Karte überprüfen’-Screen zusätzlich eine SMS-Option angezeigt. Durch Auswahl dieser Option bekomme ich umgehend eine SMS mit einem Zahlencode geschickt, den ich in der Comdirect-App eingeben kann und nun erhalte ich die erlösende Nachricht, dass Apple Pay aktiviert ist. Ungefähr gleichzeitig bekomme ich noch einen Bestätigungscode per SMS, finde aber kein Feld, wo ich den noch eingeben könnte.

Schließlich sinke ich etwas erschöpft zurück in die Kissen. Aber immerhin hat das umständliche Bezahlen mit Bargeld bald ein Ende!

Virtualista

14. Dezember 2018

Ich möchte E-Books leihen, statt sie zu kaufen, aber eine Stunde später möchte ich das nicht mehr

Bisher funktioniert der neue Plan mit dem Bücherlesen auf Fitnessstudiogeräten sehr gut, zu gut. Ich habe nicht damit gerechnet, dass das teure Element daran nicht die Mitgliedsgebühren für das Fitnessstudio sein könnten, sondern das Bücherlesen. In den letzten Wochen habe ich alle zwei Tage ein Buch gekauft. Bei genauerer Betrachtung kommen drei Faktoren zusammen: Die neuen Lesegeräte, die Tatsache, dass ich in dieser Zeit keine anwesenheitspflichtigen Termine hatte, und dann habe ich vor kurzem mein Kindle-Konto wieder von den USA nach Deutschland umgemeldet. Das bedeutet, dass ich deutsche E-Books kaufen kann, die aus Gründen der Buchpreisbindung gern mal zwanzig Euro kosten.

Jetzt sitze ich im Zug und würde gern ein Buch von Wolf Haas lesen. Der Preis des Buchs stimmt mich nachdenklich. Mein Nachdenken ergibt, dass ich für dasselbe Geld mehr als einen Monat lang Skoobe oder fast zwei Jahre lang die Onleihe nutzen kann. Aus dem Techniktagebuch weiß ich, dass man bei Bibliotheken jetzt gar nicht mehr unbedingt persönlich vorbeigehen muss, deshalb probiere ich zuerst die Onleihe aus.

Der Berliner Bibliotheksverbund auf dem Handy fühlt sich ein bisschen wie 1995 an, wenn man davon absieht, dass es damals noch keinen Berliner Bibliotheksverbund auf dem Handy gab. Ich melde mich an und bekomme eine Mail in der es heißt:

> Bitte zahlen Sie Ihr offenes Nutzungsentgelt von EUR 10,- direkt online über Ihr Benutzerkonto. Melden Sie sich dafür mit Ihrer Benutzernummer 0000000xxxx und Ihrem Passwort an.
> Das voreingestellte Passwort entspricht Ihrem angegebenen Geburtsdatum in der Form ttmmjjjj, z. B. 28081956.

Ich melde mich an und gelange in eine Sackgasse:

Eine Bezahloption gibt es nicht. Vielleicht geht es nur am Handy nicht, denke ich und wechsle in die Desktopversion der Seite. In der Zwischenzeit bin ich automatisch wieder ausgeloggt worden, der Bibliotheksverbund ist sehr sicherheitsbewusst. Dann probiere ich es statt mit “Anmelden” mit “Mein Konto”, woraufhin ich mich anmelden muss und die Bezahlmöglich-

keit auftaucht. Kreditkartenzahlung! Ich muss die Rechtmäßigkeit der Abbuchung von 10 Euro noch einmal direkt bei meiner Bank bestätigen, der Bibliotheksverbund ist *sehr* sicherheitsbewusst.

Dann darf ich die E-Book-Verleihangebote Overdrive und Onleihe benutzen. Overdrive ist auf fremdsprachige Bücher spezialisiert, wird von André Spiegel und verenka gelobt und hat 0 Bücher von Wolf Haas. Die Onleihe hat 1 Buch von Wolf Haas.

Na gut, dann probiere ich eben den kostenlosen Skoobe-Testmonat. Dort klemmt die Einrichtung immerhin schöner und bunter: Ich kann meine Bankverbindung eingeben, aber „Betätigen und kaufen“ führt weder weiter noch zu einer Fehlermeldung. Es passiert einfach nichts.

Ich hole den Laptop heraus und probiere es damit noch mal von vorn. Wie sich herausstellt, können die Eingabefelder der Anmeldung keine Leerzeichen in der IBAN verdauen (die ich direkt von meiner Bank herüberkopiere, und da enthält sie Leerzeichen). Die Desktopversion zeigt dann eine Fehlermeldung an, die Handyversion nicht.

Das alles dauert viel länger, als dieser Bericht andeutet, weil der Zug währenddessen abwechselnd durch Tunnels und Funklöcher fährt und auch die Bahn aus dieser kargen Mobilfunklandschaft kein WLAN herauswringen kann. Aber schließlich habe ich meine Mailadresse bestätigt und bin Skoobe-Testmitglied.

Es gibt drei Bücher von Wolf Haas.

Auf Spanisch.

Ich kündige meine Mitgliedschaft sofort, damit ich es im Januar nicht vergesse. Was die teuren neuen Lesegewohnheiten angeht, vielleicht lassen die von alleine wieder nach. Und von Wolf Haas lese ich halt ein anderes Buch, gibt ja auch billigere von ihm und die sind deswegen noch lange nicht schlechter.

Kathrin Passig

Dezember 2018

Kometenenttäuschung

Ich möchte unbedingt den Kometen Wirtanen sehen, der zurzeit ganz in der Nähe der Erde ist. Ich habe gehört, man könne ihn mit dem freien Auge sehen! Es gibt eine Site www.timeanddate.com die mir am Abend auf meinem Handy entsprechend meiner geografischen Position sehr schön Sterne, den roten Mars und die untergehende Mondsichel anzeigt. Diese kann ich auf dem Bildschirm und draußen in der Wirklichkeit an den angezeigten Stellen sehen. Auf der Site ist außerdem die Bahn des Kometen eingezeichnet. Erst später entdecke ich, dass die Site auch die aktuelle Position des Kometen sehr schön mit Schweif anzeigt. Begeistert gehe ich hinunter in die Kälte und suche den Himmel an der angezeigten Stelle ab, aber der Komet möchte sich mir nicht zeigen. Etwas enttäuscht beschließe ich, dass es mehrere Kategorien für “mit dem freien Auge sichtbar” geben müsste, nämlich einmal “in der Großstadt mit dem freien Auge sichtbar” und “auf dem Land mit dem freien Auge sichtbar” und schaue mir bei Instagram Bilder des Kometen an.

iris

Dezember 2018

Die New York Public Library hat keine Bücher

Der Lesehunger meiner achtjährigen Tochter steigt dramatisch. Außerdem liest sie jetzt lieber auf dem Kindle (»da sind die Buchstaben irgendwie klarer«) als auf Papier. Ich beschließe, mich bei der New York Public Library anzumelden, damit ich sie schnell genug, aber kostenschonend mit Lesefutter versorgen kann.

Die Mitgliedschaft in der NYPL ist kostenlos, wenn man in New York wohnt. (Man zahlt schließlich auch dreieinhalb Prozent zusätzliche Einkommenssteuer.) Ich melde mich auf der Webseite an und bekomme eine vorläufige Mitgliedsnummer. Damit kann ich mich schon mal im Katalog umgucken, aber noch nichts ausleihen. Um den Zugang wirklich zu aktivieren, muss ich physisch in einer Filiale vorstellig werden und nachweisen, dass ich in New York wohne. Das geht zum Beispiel mit einem New Yorker Führerschein, oder mit einem Reisepass und einer aktuellen Stromrechnung.

Eine Mitarbeiterin prüft meine Papiere und schaltet meinen Zugang frei. Ich bekomme eine luxuriöse Mitgliedskarte, die ich in einen kreditkartengroßen und einen schlüsselanhängergroßen Bestandteil auseinanderbrechen könnte. Für beide habe ich keine Verwendung. Ich gebe meine Mitgliedsnummer, die auf der Rückseite unter einem Barcode steht, stattdessen in meinen Passwort-Manager ein, damit ich mich in der Online-Bibliothek anmelden kann.

Die Bibliothek wird, so wie siebenundzwanzigtausend andere Bibliotheken, von Overdrive realisiert. Overdrive ist eine Firma in Ohio, die über eine Liste von zwei Millionen elektronischen Titeln verfügt. Jede der siebenundzwanzigtausend Bibliotheken besteht im wesentlichen aus einer Liste, die angibt, welche von diesen zwei Millionen Titeln in dieser Bibliothek in wievielen Exemplaren verfügbar sind – also, wie oft der jeweilige Titel in dieser Bibliothek gleichzeitig ausgeliehen werden kann.

Dabei »hat« Overdrive keinen von diesen Titeln. Beim Ausleihen, zumindest für den Kindle, wird man schließlich zu Amazon weitergeleitet, wo der Titel für das eigene Lesegerät für eine begrenzte Zeit freigeschaltet wird. Übertragen wird das Buch, so wie jedes andere auch, über Whispernet, also drahtlos. Das ist angenehm im Vergleich zu anderen Angeboten, wo man irgendwann eine Datei bekommt mit dem Hinweis: Sehen Sie halt zu, wie Sie die auf Ihren Kindle kriegen.

Die New York Public Library ist gut sortiert. Ein kurzer Streifzug durch die Autorenlandschaft zeigt keine größeren Lücken. Standardwerke sind sofort ausleihbar, aber alles, was halbwegs populär ist, hat Wartelisten. Meine Tochter liest gerade die »Dork Diaries«. Vom neusten Band, Nummer dreizehn, sind sechsundzwanzig Exemplare vorhanden, und wir sind auf Platz fünf der Warteliste.

André Spiegel

17. Dezember 2018

Ein weiteres Kastl wird angeschafft

Die Mutter klagt seit Wochen darüber, dass sie weder fernsehen noch Radio hören kann. Irgendwas ist umgestellt worden, schon wieder! Man weiß nicht genau, was es sein könnte. Es hätten immer wieder welche angerufen wegen der Umstellung, sagt die Mutter, und ihr irgendwas Neues verkaufen wollen. Sie habe dann gesagt, man möge bitte mit diesen Anrufen aufhören. Wer da angerufen habe, weiß sie nicht mehr, die Telekom vielleicht oder Vodafone.

Ich schlage vor, dass sie mit Hilfe der iPad-Radio-Brücke Radio hört und die Tagesschau ebenfalls auf dem iPad anschaut. Sie kann beides, sträubt sich aber, denn schließlich besitzt sie ein Radio und einen Fernseher, "und beim Radio in der Küche geht es ja auch!" Das Radio in der Küche stammt aus dem Haushalt der Großeltern und hat eine traditionelle Antenne aus Draht, es scheint also noch nicht das ganze Radiosystem digitalisiert oder abgeschafft worden zu sein.

Ich lasse mich durch meinen Bruder beraten, der was mit Elektro studiert hat und zum Verstehen solcher Probleme verpflichtet ist. Er schreibt:

> "Ich habe einen DVB-C Receiver mit HDMI und SCART bei Amazon rausgesucht (SCART ist ein sehr breiter und großer Stecker, der sicher den Anschluss an den Fernseher ermöglicht, falls es mit HDMI Probleme gibt). Auf dem Kabelfernsehanschluss liegen auch analog übertragene Radiosignale. Wenn man hinten am Radio nachschaut, ist da ein weißes Antennenkabel, das hinter dem HiFi Regal unten in die Antennensteckdose geht. Das geht natürlich auch nicht mehr.
> Alternative 1 wäre: Ein langes Kabel beliebiger Art (nur ein Draht oder eine Litze) in den Antennenanschluss in die Mitte stecken und hinter dem Regal nach oben führen. Oben irgendwo festmachen. Wenn man Glück hat, reicht das Signal für guten

Empfang. Vermutlich gibt es irgendwo im Haus das mitgelieferte Originalantennenkabel. Das ist auch nur eine lange schwarze Litze.
Alternative 2: DVB-C Radioempfänger kaufen, Radio wegschmeißen.
Alternative 2b (3 wollte ich gerade schreiben, stimmt aber nicht): DAB Digitalradio kaufen. Hab gerade nachgelesen, ist die korrekte Bezeichnung dessen, was ich bei 2 gemeint habe.
Alternative 3: Internetradio?"

Ich bemühe mich nicht, die Hintergründe zu verstehen, und bestelle für den Fernseher das DVB-C-Zusatzdings, für das Radio ein Antennenkabel. (Ich habe vorher beim örtlichen Elektronikmarkt nachgesehen, weil die Mutter sich gern persönlich beschweren möchte, wenn etwas nicht funktioniert. Dort kostet das DVB-Dings aber das Doppelte.) Zwei Tage später kommt es an, und nachdem ich die Anleitung betrachtet, erfolglos Knöpfe gedrückt und schließlich bei YouTube gesucht habe, funktioniert es auch und man kann wieder fernsehen.

Ich führe der Mutter das Ergebnis vor. Der Fernseher kann jetzt ganz andere Sender als vorher empfangen, das Erste ist doppelt, dafür gibt es kein ZDF mehr. Ich halte mich damit nicht auf, vielleicht ist es ja abgeschafft worden und die Mutter guckt sowieso nur die Tagesschau. "Das gibt es jetzt halt nicht mehr, find dich damit ab", sage ich. Dann sortiere ich die Programme so, wie es die Mutter befiehlt.

"Hab ich jetzt zwei Fernbedienungen?"
"Nein, du hast jetzt vier. Die anderen drei hab ich da hinten versteckt. Du brauchst nur noch die da."
"Vier!"
"Eine vom Videorekorder, eine vom DVD-Player, eine vom Fernseher und eine vom neuen Kastl."
"Den Videorekorder hab ich noch nie benutzt."
"Ich weiß."

Sie wirkt unzufrieden damit, dass man eine vierstellige Zahl auf der Fernbedienung eingeben soll und nicht etwa die 1, um direkt zum Ersten zu gelangen. “Das ist halt jetzt so, find dich damit ab”, sage ich, “benutz einfach immer nur die Taste mit dem + und -!” Sie sollen nicht immer so unflexibel sein, die alten Menschen, bestimmt trainiert schlechte Usability das Gehirn besser als jedes Sudoku.

Das Radio kann nach dem Anschließen des neuen Antennenkabels nur noch Bayern 2 empfangen. Die Mutter ist enttäuscht, sie möchte weiter die gewohnten Knöpfe am Radio drücken und die gewohnten Sender bekommen. Aber dazu müsste ich für das Radio ein eigenes DVB-Kastl bestellen oder ein langes Kabel vom Fernseher zum Radio verlegen, und dann könnte man die Tür zum Nachbarzimmer nicht mehr schließen. “Das ist halt jetzt so, find dich damit ab”, sage ich. Bayern 2 ist immerhin mehr als gar kein Radio. Wie alte Menschen ohne Nachfahren mit solchen Veränderungen klarkommen, weiß ich nicht.

Kathrin Passig

17.12.2018

Ein weiterer Schritt zum papierlosen Hotel

Ich übernachte eine Nacht in einem Hotel am Münchener Hauptbahnhof. Auf dem Weg durch den Hotelflur allen mir kleine rote Lampen auf, die neben einigen Zimmertüren leuchten. Wenn man näher hinguckt, sieht man, dass auf den Leuchten “DO NOT DISTURB” steht.

Es handelt sich also um eine modernere Form des “Bitte nicht stören”-Schildchens, das ich bislang immer nur in Papierform kannte. Diese Schilder muss man dann außen an die Türklinke hängen, gelegentlich haben sie zwei Seiten, auf der einen die Bitte, nicht zu stören, auf der anderen die Bitte, reinzukommen und das Zimmer zu reinigen, so dass man auch immer achtgeben muss, das Schild nicht aus Versehen mit der falschen Seite nach vorne aufzuhängen.

Der Aktivierungsschalter für die Lampe befindet sich direkt innen unter dem Hauptlichtschalter fürs Zimmer. Bevor ich ins Bett gehe, aktiviere ich die Lampe. Es ist zwar unwahrscheinlich, dass mitten in der Nacht eine Zimmerfrau mein Zimmer aufräumen will, aber was man hat, das will auch zumindest einmal ausprobiert werden.

Anne Schüßler

Dezember 2018

Mit mittelgroßen Kinosälen kommt so mittelgroße Verantwortung

Fast hätte ich gewartet, bis ich ihn streamen kann, dann macht mich eine gute Seele aber darauf aufmerksam, dass der neue, animierte Spider-Man visuell ziemlich prima sei und ich beschließe, ihn doch auf der großen Leinwand zu sehen, anstatt auf meinem kleinen Rechner. Im hiesigen Provinzkino läuft er nur noch heute im großen Saal, also nutze ich den trüben Urlaubstag, um mir Nachmittagskino zu gönnen.

Weil ich davor noch ein paar Dinge besorgen muss, bin ich ganz plötzlich spät dran. Als ich ins Kino stürme, steht der Kinomann auch gleich von seinem Platz an der Theke auf und eilt zur Kasse. Ich sage, ich möchte gerne in den Spider-Man-Film, der seit 10 Minuten läuft. Der Kinomann teilt mir mit, dass der Film keineswegs laufe, weil keiner da gewesen sei, um ihn zu sehen. Ich befürchte schon, dass es nichts wird mit dem Film, weil ich aus anderen Kinos von Mindestbesucherzahlen weiß, aber der Kinomann meint es gut mit mir. “Ich kann ihn gleich für Sie starten” sagt er “ohne Werbung!”.

Ich gehe also in den großen Saal, der natürlich nur für ein Provinzkino groß ist, oder eben für eine Einzelperson. Ich setze mich und der Vorhang geht auf: Kurz skippt der Kinomann noch durch die ersten Momente der Werbung, wie daheim am Fernseher, dann geht auch schon der Vorspann los.

Am Ende des Films steht der Kinomann schon im Eingang des Saals. Der Film ging wohl doch etwas länger und ich traue mich deshalb nicht, auf die Post-Credit-Szene zu warten. Ich frage den Kinomann, ob es denn überhaupt eine Post-Credit-Szene gibt, weil ich vor lauter Verwirrung kurz denke, vielleicht ist das bei den Sonyfilmen gar nicht so. Der Kinomann weiß es nicht, sagt aber, er könne gerne vorspulen für mich, denn draußen würden schon viele Leute warten. Jetzt ist es mir doch ein bisschen peinlich und ich bedanke mich schnell für die Vorführung und verschwinde.

Schon bei der Heimfahrt weiß ich wieder fast sicher, dass es natürlich eine Post-Credit-Scene gegeben haben muss, aber dass ich sie verpasst habe, finde ich nur ein bisschen schlimm. Ich lasse sie mir zuhause einfach vom Internet nacherzählen und gleich noch in sieben Sprachen auslegen. Den ganzen Abend lang.

Mia Culpa

2018, über fast das ganze Jahr

Maschinen dienen

Eigentlich gibt es an meinem Arbeitsplatz ausschließlich Filterkaffee aus der Pumpkanne. Doch Anfang 2018 bekommen wir einen funktionierenden „Kaffeevollautomaten“ geschenkt, den sein Vorbesitzer nicht mehr braucht.

Da ich den Schenkenden kenne, fühlte ich mich verantwortlich und lese die Anleitung, die ich auf der Internetseite des Herstellers als PDF finde: Die Maschine braucht Wasser und Kaffeebohnen und macht daraus Kaffee. Ab und an muss sie entkalkt werden, dazu gibt es ein Entkalkungsprogramm und die Maschine, so steht es in der Anleitung, wird mich darauf hinweisen. Praktisch.

Über die nächsten Wochen lernen ich und meine Kollegen den Apparat besser kennen. Es ist schwierig, die richtige Tassengröße auszuwählen, weil Icons missverständlich sind. Ein Kollege löst das Problem mit einem zusätzlichen Zettel. Dieser ist aus Platzgründen aber nicht direkt an den entsprechenden Knöpfen angebracht, sondern über einer weiteren Knopfreihe und dem Display.

Der Kaffeevollautomat kann Kaffee nicht nur aus Bohnen machen, sondern auch aus Pulver, das in die Aufnahme unter einer Klappe gekippt werden soll (laut Anleitung). Bei einem akutem Kaffeebohnenmangel nutzen wir die Funktion. Leider gibt es kein Ergebnis oder vielleicht auch eine Sauerei, ich

erinnere mich nicht mehr. Zumindest klebt jemand die Klappe für das Pulver zu und schreibt „Nicht” darauf, um künftige Kaffeekocher vor der Frustration zu bewahren.

Nach diesen Anfangsproblemen, bei denen wir vor allem den Apparat dazu bewegen, zu tun, was wir wollen, lernen wir mit der Zeit die Probleme kennen, bei denen uns der Apparat dazu bewegt, Dinge zu tun, die der Apparat will.

Kaffeemaschine, die mir sagt, was ich machen muss, damit ich Kaffee bekomme. Auch im Bild: Usability-Verbesserungen mit Zetteln, sorgfältig mehrfach mit Tesa überklebt

Eines Morgens tut sich auf einen Knopfdruck nichts. Nach kurzem Überlegen fällt auf, dass das Display „Dregdrawer full“ anzeigt. Es gibt ein paar Schubladen, von denen die Kaffeeresteschublade am vielversprechendsten

ist. Ich leere die Schublade, sehe aber weiter die elbe Meldung auf der Anzeige; auf Knopfdruck gibt es weiterhin keinen Kaffee. Schublade noch mal raus, dann wieder rein, wieder dasselbe. Ich weiche vorsichtig von meinem Lösungsansatz ab und schaue tief in die Schubladenaufnahme. Anscheinend sammelt die Schublade nur einen Teil des alten Kaffeemehls, der Rest verteilt sich darum. Mit einen Küchenpapier wischte ich das Kaffeemehl aus und verteile es dabei auf dem Boden. Die Warnung von der Anzeige verschwindet und die Maschine kocht wieder Kaffee.

In ähnlicher Art und mit ähnlichen Folgen befiehlt die Maschine auch manchmal: „Ventilate“. Auch hier kocht sie, bis wir „Ventilate“ ausgeführt haben, keinen Kaffee für die Kollegen und mich. Leider ist das Studium der Bedienungsanleitung zu dem Zeitpunkt schon etwas länger her. Ich erinnere mich grob, dass es zwei Dinge gab, die hier helfen könnten: Der Drehknopf zum Milchaufschäumen, den nie jemand benutzt und den Heißwasser-Knopf. Ich drehe und drücke, es dampft und spritzt. Die Maschine fordert weiter: „Ventilate“. Mangels Alternativen mache ich weiter und tatsächlich ist die Maschine irgendwann *ventilated*.

Die Maschine dient mir mit Kaffee, ich diene ihr nach Hinweis durch das Display mit Reinigungen, Knopfdrücken und -drehen, bis die Maschine zufrieden ist.

Jan Dittrich

Dezember 2018

Die große britische Sortierung der Resteuropäer (Teil 1)

Ende März 2019 verlässt Großbritannien die EU. Glaube ich jedenfalls. Vor drei Jahren waren die meisten britischen Politiker für die EU, die Mehrheit der Leute aber dagegen. Heute ist es genau umgekehrt. Wie dem auch sei, wir treten aus. Und wenn ich “wir” sage, meine ich das seltsame Land, in dem ich da wohne.

Bisher hatten EU-Bürger in Großbritannien dieselben Rechte wie überall in der EU. Ab April 2019 ist der Status von drei Millionen EU-Ausländern in Grossbritannien auf einmal ungewiss. Technisch gesehen wird man uns einen neuen Status zuweisen, und dafür müssen wir einen Antrag auf "settled status" stellen. Früher hieß das "permanent residency" und der Antrag war 80 Seiten lang. Die wenigsten haben ihn gestellt, warum auch. Die Bearbeitung dauerte Monate und brachte keinerlei Vorteile. Jetzt müssen alle durch dieses Nadelöhr, alle drei Millionen, innerhalb von zwei Jahren.

Die Regierung, beziehungsweise das für Ausländer zuständige und bizarr benannte "Home Office", arbeitet an einer glatten, einfachen Version des Quasi-Einbürgerungsverfahrens. Akademiker und ein paar andere Berufsgruppen durften in den letzten zwei Monaten schon einmal ausprobieren, wie es gehen soll. Man braucht im allereinfachsten Fall nur einen biometrischen Ausweis als Identitätsnachweis und die Sozialversicherungsnummer, um nachzuweisen, dass man schon fünf Jahre im Land ist. Im nicht so einfachen Fall können noch endlose Listen von weiteren Dokumenten verlangt werden.

Der Antrag wird online ausgefüllt, und mit Hilfe der Sozialversicherungsnummer kann das System angeblich sofort alles über den Bewerber herausfinden. Den Pass muss man einscannen, mit Hilfe einer App, die man auf dem Smartphone installiert, und die mit dem Online-Antrag kommuniziert. Bisher existiert diese App nur in einer Version für Android, weil Apple sich irgendwie weigert. Fürs Scannen muss das Handy außerdem NFC beherrschen, sonst geht es nicht. Alternativ kann man das Scannen auch an einem offiziellen Scanner erledigen. Für ganz Schottland gibt es nur einen, und er steht in Edinburgh, das ist von einigen Orten in Schottland eine Tagesreise entfernt.

Mein Android-Handy kann kein NFC und ich habe auch nicht die Absicht, früher als unbedingt nötig in die Datenbank der Ausländerbehörde zu geraten. Bisher sind EU-Bürger den Behörden nicht als Ausländer bekannt, nach diesem Vorgang aber schon. Andere sind weniger paranoid. Wer nicht das

richtige Handy hat, besucht einen Kollegen mit Android und NFC. Was passiert, wenn ich hier das Falsche anklicke? Was weiß die Behörde, was nicht? Die Nervosität unter den brandneuen Ausländern ist spürbar.

Aleks Scholz

23. Dezember 2018

Tatort mit doppeltem Zeitsprung

Mitten im sonntäglichen Tatort friert das Bild ein. Ich gebe nicht viel auf Echtzeitfernsehen, aber bei Tatort ist das was anderes, weil es einen gemeinsamen Zuschauer-Rückkanal gibt, der meistens besser ist als der Tatort selbst – in Twitter unter #tatort.

Ich wechsel das Programm, aber es gibt aktuell kein Fernsehempfang auf diesem Gerät. Doof, weil ja die Weihnachtszeit ansteht, und es der Brauch verlangt, dass Weihnachtsklassiker wie Die Hard (I und II), Rambo (alle), Aschenbrödel und die Zaubernuss (Serviervorschlag) und so weiter wegguckt werden müssen.

Internet geht aber noch – bei uns kommt das TV-Signal aus dem gleichen Kabel wie das Internet. Ich beklage mich im Techniktagebuch-Redaktionschat, komme aber noch selbst drauf, zu probieren, den Tatort übers Internet weiter zu gucken.

Es gibt hier ein Amazon FireTV älterer Bauart, was auch nicht so oft benutzt wird. Ich finde nach *kurzem* Suchen die Fernbedienung, und nach dem Einschalten und *kurzen* Updaten der ARD-Mediathek-App auf dem FireTV entdecke ich nach *kurzem* Herumstochern in der App tatsächlich den aktuellen Tatort (andere Vorschläge wie Zattoo erscheinen mir dagegen zu zeitaufwendig).

Es ist mir neu, dass in der Mediathek auch Sendungen abrufbar sind, die noch laufen. Es ist sogar möglich, ungefähr an die Stelle ranzuskippen, bei der das TV-Signal abbrach und gucke von da ab mit 3 oder eher 7 Minuten Verspätung. Auf Twitter verzichte ich erstmal, weil alle anderen in Echtzeit gucken.

Es stellt sich heraus, dass dieser Tatort selbst auch noch einen Zeitsprung in der Handlung hat – das macht es noch mal komplizierter, der Handlung zu folgen und die Meinungen zu diesem Stilmittel sind (im Nachhinein) auch eher geteilt.

Alexander Stielau

Dezember 2018

Sensor Activated Parent

Der einjährige Sohn hat schon gut verstanden, dass diverse Bücher und Spielzeuge Geräusche oder Melodien von sich geben, wenn er auf neuralgische Punkte tippt. Bei Bilderbüchern, die das nicht tun, wird dennoch getippt und das zuständige Elternteil erwartungsvoll angeschaut, dass es passende Töne machen möge.

Virtualista

Weihnachten 2018

Nachts im Bett ein Buch lesen, das war doch mal ganz einfach

Eine Nichte und ich wollen gleichzeitig Band 2 von “Seeräuber-Moses” lesen. Kein Problem, dann lese ich halt nachts und sie tagsüber, denke ich.

Später stellt sich heraus, dass ich vergessen habe, wie schwer es ist, ein Papierbuch im Bett zu lesen. Beziehungsweise war es natürlich früher nicht schwer und das E-Book-Lesen ist nicht leichter. Aber meine Gewohnheiten haben sich geändert, und dadurch werden die Rahmenbedingungen des nächtlichen Papierbuchlesens zum ersten Mal in meinem Leben sichtbar. Erstens brauche ich ein Nachtlicht. Zweitens kann ich die Farbe und Helligkeit dieses Nachtlichts nicht verstellen wie beim Handydisplay. Drittens muss ich im Bett eine Position finden, in der das Licht ungehindert die Buchseite erreicht. Viertens muss ich die Brille aufsetzen und kann schon deshalb nicht auf der Seite liegen. Fünftens ist das Buch größer und schwerer als das Handy, ich brauche beide Hände und muss mich erst wieder an die in Frage kommenden Lesehaltungen erinnern.

Ich lese das Buch dann doch lieber tagsüber. So eine Nichte kann sich ja auch mal kurz mit was anderem beschäftigen.

Kathrin Passig

Dezember 2018

Ich habe verlernt CDs zu brennen. Und mein Computer auch.

Ein guter Freund kennt meine Lieblingsmusik nicht. Also überlege ich, ob ich nicht einfach ein paar Stücke zusammenstelle und ihm zuschicke. Er nutzt Spotify, google Play, itunes etc nicht. Lieblingsmusikquelle ist das Küchenradio, das im Rahmen einer Erneuerung um 2015 herum auch einen CD-Spieler hat. Okay, kein Problem, heutzutage hat ja Gott und die Welt einen CD-Brenner. Der Freund ist gerade nicht abkömmlich um zu sagen, ob der CD-Spieler nur Audio-CDs futtert oder auch Daten-CD-R mit MP3-Dateien. Also will ich auf Nummer sicher gehen und eine Audio-CD brennen. Im Prinzip könnte alles so einfach sein. Selbst rechtlich wirkt alles geklärt, dank §53 UrhG befinden wir uns noch nicht einmal im rechtlichen Graubereich. Ich

finde auf dem Dachboden noch eine Spindel mit CD-R-Rohlingen (gekauft in den Jahren, als man plötzlich 50er-Spindeln für 20 Euro (oder waren es noch Mark?) bekam und der Ausdruck “buffer underrun” seinen Schrecken verlor. Die Rohlinge sind unbenutzt, aber wirken an einigen Stellen so, als habe schon so etwas wie Oxidation eingesetzt. Nach etwas Googlei stellt sicher heraus, dass der offenkundig einfachste Weg, eine Audio-CD mit Windows 10 zu brennen, der hauseigene Windows Media Player ist. Man zieht die Titel in die Maske, klickt auf “Audio-CD brennen” und wartet. Der Media Player verkündet per popup und Fortschrittsbalken, dass das Brennen gerade läuft. Mich wundert, dass kein Geräusch vom Laufwerk kommt. Irgendwann erklärt Windows Media Player, dass der Brennvorgang mit einem Fehler abgeschlossen wurde. Nichts wurde gebrannt (technisch gesehen ist das genau einziger Fehler). Auch diverse andere Brennprogramme versagen.

Meine Rettung ist ein externer DVD-Brenner, der mit USB-Anschluss und einem externen Netzteil angeschlossen werden kann. Die erste Nutzung seit ca 10 Jahren, wie aus der noch eingelegten Ubuntu-CD (Version 8.10) erratbar ist. Der Brennvorgang wird ohne Fehler abgeschlossen, ein Test wirkt vorläufig zufriedenstellend.

Microsoft Word bietet Vorlagen für CD-Cover an. Der Vorlagendatei entsprechend hat diese Datei seit vielen Jahren niemand mehr angefasst.Die Vorlagen kommen alle 5mm zu klein aus dem Drucker. Google liefert auch hier eine Vielzahl an Programmen früherer Jahr(zehnt)e, deren Pflegezustand mehr als fraglich ist.

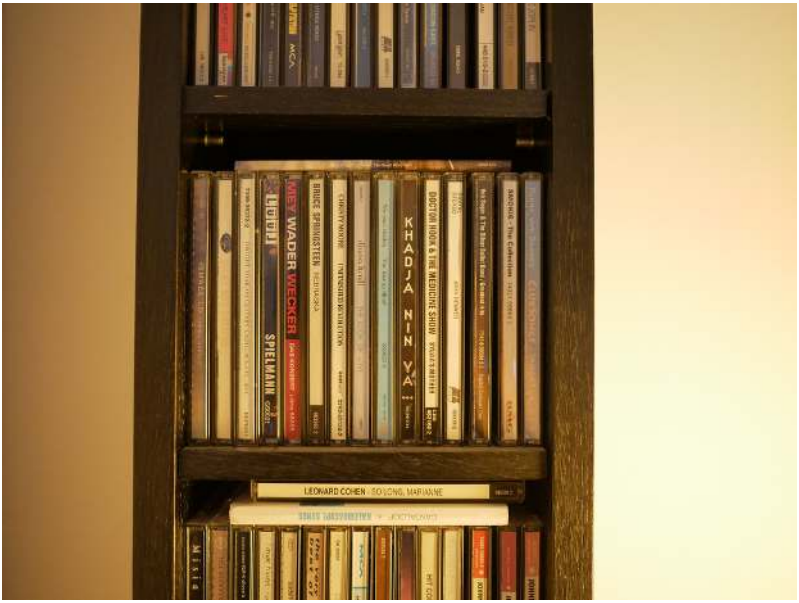
Am Abend wird der Beschluss gefasst, dass die eigene Zeit und die Freundschaft deutlich mehr wert sind als die 8 Euro für den Kauf des Albums als Audio-CD beim Versandhändler.

Mir fallen die Geschichten aus meiner Großelterngeneration ein, in denen betont wurde, wie damals die Gans und ihre Zubereitung mit dem Rupfen anfielen, die jüngere Generation das alles verlernt habe. Während die Musik aus irgendeiner Wolke kommend meinen Raum erreicht.

Mathias Schindler

Weihnachten 2018

Drei Generationen, (k)eine CD



Zu Weihnachten habe ich mir eine bestimmte, neu erschienene Audio-CD gewünscht. Meine Tochter, die sich freut, wenn ihr Vater mal einen konkreten Wunsch äußert, legt sie mir unter den Weihnachtsbaum. Dort finden sich auch noch mehr Audio-CDs: Ein Schuber mit drei Kinderhörspielen, die mein jüngster Enkel sich von Opa gewünscht hat.

Nun würde ich mein Weihnachtsgeschenk ja kurz mal anhören, reinhören würde schon reichen. Aber im Wohnbereich gibt es keinerlei CD-Spieler mehr, genau genommen noch nicht mal das, was früher eingängig mit dem

Begriff *Stereo-Anlage* beschrieben war. Musik wird übers Smartphone vom Streaming-Dienst Spotify bezogen und auf die im Raum verteilten Lautsprecher via Bluetooth weitergeleitet.

Kein Problem, Papa, sagt denn auch meine Tochter, sucht bei Spotify nach dem Album und lässt es abspielen.

Natürlich gibt es in ihrem Haushalt aber auch noch CD-Spieler – für die Kinder, die (noch) nicht im Spotify- und Smartphone-Alter sind. Die relativ simple und robuste Technik erlaubt ihnen auch ohne Hilfe von Erwachsenen, selbst ein Hörspiel aus ihrem CD-Stapel auszusuchen, aufzulegen und nach Belieben vor- und zurückzuspringen (beinahe hätte ich geschrieben *vorzuspulen*, aber das wäre eine noch ältere Technik).

Das Hauptproblem sei allerdings inzwischen, sagt mein Schwiegersohn, dass manche CDs nicht mehr den Standards entsprechen, um einen ursprünglich nicht vorgesehen Kopierschutz zu ermöglichen – und dann auf manchen einfachen Geräten schlicht nicht abgespielt werden können.

(Ich gebe zu: Meine CDs überspiele ich auch auf Festplatten und mp3-Player. Ich ziehe aber die Verfügbarkeit der physischen Datenträger Streamingdiensten vor – die Debatte darüber geht hart an den Rand eines Glaubenskrieges.)

Thomas Wiegold

29.12.2018

Im Energiesparmodus

„Komm schnell hoch, ja?“

Ich folge dem Ruf meiner Nachbarin und strande auf ihrem Flur, auf dem sie mir ausschweifend von einem Problem berichtet. Über mir brennt die Deckenlampe. Zwei Halogenlampen. GU10. 2x 40 Watt, vermute ich. Dann fällt mein Blick ins Wohnzimmer. Der Fernseher läuft tonlos. Was der wohl verbraucht? Das müsste ich mal durchmessen. Der läuft sehr viel. Und die

Tischlampen: Vier große angeschaltete Tischlampen. Von hier aus kann ich nicht sagen, was für Glühlampen darin sind. Ich will das wissen, unbedingt, kann meine Nachbarin aber schlecht deswegen unterbrechen. Beim nächsten Besuch muss ich direkt ins Wohnzimmer marschieren und versuchen, unauffällig einen Blick in die einzelnen Lampen zu werfen.

In diesem Jahr durfte ich mich in Sachen Energiesparen etwas schlauer machen. Außerdem konnte ich meine Wasserdurchflüsse messen und mit einem Messgerät den Verbrauch meiner technischen Geräte herausfinden.

Als erstes fand ich bei mir noch 2 alte Glühbirnen, 40 und 25 Watt, die zwar nicht stundenlang, aber doch genug genutzt wurden, um einen Austausch sinnvoll zu machen. 2 Energiesparlampen sind wegen ihres Quecksilbergehalts auf dem Wertstoffhof gelandet. Und ja, auch auf meinem Flur lachten mich 80 Watt Halogen an, als kurze Notlösung eingesetzt und vergessen.

- Mein Fernseher, letztes Jahr von meinen Eltern übernommen, ist 8 Jahre alt, er hat einen Standard-Energieverbrauch von 131 Watt, im Energiesparmodus immerhin noch 89. Außerdem kann er nicht digital, ich brauche ebenfalls bald so ein Kastl, das sind noch 15 Watt mehr. (Einen neuen, gleich großen Fernseher, der digital kann, gibt es mittlerweile mit einem Verbrauch von 31 Watt.)

- Eine volle Handyakkuladung: 0,016 kWh in 2,39 Std.

- 4 Minuten lang Haare föhnen, bei 2000 Watt: 0,133 kWh.

- Wäsche, 40°, pflegeleicht + eco perfekt: 1:40 Std. = 0,8 kWh

- Wäsche, 30°, Buntwäsche + eco perfekt: 4:19 Std. = 0,4 kWh

- Einmal toasten, auf Stufe 3/6 (2:16 Min.) = 0,035 kWh. Eine zweite Nutzung des noch warmen Toasters (1:42 Min.) = 0,026 kWh.

- Meine kleine Stereoanlage nutze ich nur noch zur Übertragung von Smartphonemusik. Im Standby verbraucht sie 2,5 Watt, aber wenn ich den Standbybetrieb aus- und wieder einschalte, erscheinen manchmal ungewollt tanzende bunte Bilder auf dem Display. Dieser Spaß frisst 25 Watt, lässt sich aber zum Glück per Knopfdruck wieder ausstellen.

- Hätte ich keine abschaltbare Steckerleiste, würden mir PC+ Zubehör einen Standbyverlust von 5 Watt bescheren. Erledige ich eine Schreibarbeit am PC, verbraucht er dabei 0,075 kWh/Stunde.

- 1 Liter kaltes Wasser im Wasserkocher aufkochen: 0,120 kWh. Nehme ich heißes Wasser aus dem Wasserhahn, sind es nur noch 0,072 kWh. Unklar, ob das Sinn macht. Falls ja, dann nur, wenn das Warmwasser mit Gas erhitzt wird und die Gaspreise nicht noch weiter steigen.

- Der kleine A++ Kühlschrank mit 3-Sterne-Fach ist 10 Jahre alt. Ein Alter, in dem sich ein neuer Kühlschrank schon rechnen könnte. Eine 7-Tage lange Dauermessung ergibt einen Wert von 4,3 kWh. Das ist noch in Ordnung.

Herd und Backofen lassen sich leider nicht durchmessen, dafür habe ich auch keine Berechnungsmöglichkeit, die mir wirklich zusagt.

Mein Warmwasser wird zwar mit Gas aufbereitet, trotzdem habe ich im Badezimmer den Durchfluss des Wasserhahns von 9l auf 5l reduziert. In der Küche lässt man den Austausch des Perlators eigentlich sein, denn das Abfüllen von exakten Mengenangaben beim Kochen dauert dadurch länger. Da der alte Perlator aber beim probeweisen Abschrauben in viele verkalkte Teile zerfallen ist, habe ich auch hier beim Neukauf auf eine Reduzierung von 11l auf 8l geachtet. Den neuen Sparduschkopf habe ich nach einigen Duschvorgängen wieder abmontiert, denn das Duschen mit weniger Wasser hat viel länger gedauert.

Wieviel Wasser ich spare, werde ich nie wissen, denn wir haben nur eine Sammeluhr für das ganze Haus.

Mein Jahresstromverbrauch ist von 864 kWh auf 805 kWh gesunken, aber der Check meiner Geräte fand erst im Sommer statt und der Kauf eines neuen Fernsehers steht noch bevor. Auch wenn die beiden Verbräuche für einen 1-Personen-Haushalt als sparsam gelten: Da geht noch was.

Sokoban-Spielerin

1985-2018

Aufzeichnungen aus der Erinnerungslücke

Ich habe ein hervorragendes Gedächtnis. Leider eher nicht so für Nützliches, also etwa für Dinge, die ich mir im Alltag merken sollte. Zu diesem Elend kommt noch eine angeborene, schwere Kalenderführschwäche hinzu. 5-7 Mal im Jahr verwende ich deshalb externe Erinnerungshilfen, zum Beispiel wenn ich Dinge kritisch oft vergessen habe, wenn ich schon vorhersehen kann, dass ich etwas sonst sowieso vergessen werde, weil ich mich ja inzwischen einigermaßen kenne, oder wenn ich einfach sehr, sehr sicher sein will, dass ich sie nicht vergesse.

Während der analogen Jugend und von der ebenfalls zerstreuten Mutter angelernt arbeite ich zunächst mit Zetteln. Dann im Studium lerne ich von einem Freund, mich von anderswo per Botschaft auf dem eigenen Anrufbeantworter an Dinge zu erinnern, die ich zuhause dann erledigen muss. Auf meinem Anrufbeantworter befinden sich zu dieser Zeit neben Anrufen der Mutter und der Freundinnen oft auch solche, die nur aus “Larousse einpacken” oder “Nele unbedingt heute anrufen wegen Referat” bestanden. Das funktioniert zunächst nur, wenn man irgendwo ist, wo Zugang zum Festnetz besteht (also z. B. bei Freunden), später auch mit meinem ersten Mobiltelefon. Dafür muss es dann aber schon sehr wichtig sein, weil das ist ja richtig teuer.

In der zweiten Hälfte des Studiums und danach habe ich dann Bürojobs. Es ist die Hochzeit der E-Mail und deshalb maile ich mir jetzt meine Erinnerungen an mich selbst. “Denk an den Webster!” “Morgen Erwachsenenkleidung, Präsentation!” Undenkbar, dass ich abends nach Hause komme und nicht erst mal die Mail checke. Also die sicherste Möglichkeit, mich an Dinge zu erinnern.

Lange bleibt es bei E-Mail. Irgendwann merke ich, dass ich immer seltener nach der Mail schaue. Einen Festnetzanrufbeantworter habe ich ohnehin längst nicht mehr, meine Mobiltelefonmailbox höre ich bestenfalls undisziplinniert ab. Unter anderem aus Techniktagebuchgründen beginne ich, den Facebookmessenger regelmäßig zu verwenden und schon bald wird das mein bevorzugter Note-to-self-Kanal. Zaghafte erste Versuche, eventuell doch noch eine Art Kalender zu führen, sind ebenfalls zu vermelden. In meinen Google Kalender schreibe ich jetzt schon mal das mit der Erwachsenenkleidung mit angemessenem Vorlauf vor dem Termin hinein. Terminierte Note-to-self, das ist doch ein Fortschritt. Es fühlt sich beinah organisiert an.

Zettel verwende ich natürlich auch immer noch, inzwischen aber Haftnotizen, die ich aufdringlich dorthin kleben kann, wo ich sie voraussichtlich nicht übersehen werde. Vor Weihnachten 2018 zum Beispiel ist es sehr hektisch hier und dann müssen wir auch noch aus Umräumgründen den Router ausstecken. Weil mir klar ist, dass ich nach meiner Rückkehr in die Wohnung als erstes den Rechner anmachen werde, kleben wir vorausschauend in den zugeklappten Rechner einen Zettel “Router ist ausgestellt!”

Tatsächlich denke ich nach meiner Rückkehr erst mal nicht daran und klappe als erstes den Rechner auf. Grinsend gehe ich dann ins andere Zimmer, um den Router wieder einzustecken. Wirklich nett von mir, mich daran zu erinnern.

Mia Culpa

Dezember 2018

Alexa zieht ein

Nachdem ich sie vorher bei einer Kollegin kennengelernt habe, zieht Alexa nun auch bei mir ein.

Als erstes bin ich begeistert, wie gut durchdacht und problemlos die Einrichtung des Geräts funktioniert, ohne dass es ein Display oder eine Tastatur hat: Mit der App verbindet sich mein Smartphone zunächst direkt mit dem Echo und teilt diesem den Namen des zu verwendenden WLAN-Routers und das dafür benötigte Passwort mit, und sofort danach hat der Echo Zugang in die große Welt und: Alexa ist da.

Praktisch alle Besucher fragen nun: „Und hast du gar keine Angst, dass das Ding dich ausspioniert? Wenn es dir IMMER zuhört!!“

Meine Antwort bisher: „Wir sind doch sowieso umgeben von Mikrofonen. Hast du Angst, dass dein Smartphone dich ausspioniert? Oder dein Laptop? Oder das Festnetztelefon? Solange du dir keine Sorgen wegen dieser Geräte machst, sehe ich nicht ein, warum ich mir Sorgen wegen Alexa machen sollte.“

Ich glaube, jetzt haben mindestens die Hälfte meiner Gesprächspartner neue Datenschutzbedenken und Privatsphäre-Sorgen. Weil denen gar nicht so klar war, dass Smartphone und Laptop Mikrofone haben.

(Was ich aber – muss ich zugeben – im Router nachgeguckt habe: tatsächlich funkt Alexa nur nach Hause, wenn das Aktivierungswort gesagt wird (und natürlich, wenn dann weitere Daten z. B. zum Musikhören ausgetauscht werden))

In der Zeit vor Weihnachten wird Alexa gelegentlich aufgefordert: “Alexa, spiele Weihnachtsmusik”. Die Tonqualität des Echo (2. Gen) ist tatsächlich ganz passabel – auch wenn HiFi-Puristen vermutlich protestieren, mich beeindruckt, dass man mit diesem Coladosen-großen Gerät (”63-mm-Woofer und 16-mm-Hochtonlautsprecher“) tatsächlich Musik hören kann. Auf die Aufforderung, Weihnachtsmusik zu spielen, gibt’s einen “passenden Radio-

sender, der dir vielleicht gefällt: *Pop-Weihnachten* von Amazon Music". Ausgerechnet am ersten Weihnachtstag abends, die Kinder sind längst im Bett, beantwortet Alexa die gleiche Frage des Besuchs jedoch mit einem "passenden Radiosender, der dir vielleicht gefällt: *Weihnachtsmusik für Kinder* von Amazon Music".

Was Alexa verleitete, diesen Wechsel in der Interpretation des Kommandos vorzunehmen, ist mir nicht klar; eventuell hatten wir nachmittags Kindermusik gehört – auf jeden Fall vertat sich hier die KI.

Molinarius

Bis Dezember 2018

Wie Musik zu mir kommt

Molinarius:
Die meiste Musik, die ich im Alltag höre, bekomme ich von Amazon Music. Das ist in Amazon Prime enthalten, wofür ich 70 Euro im Jahr bezahle. Von Amazon Music kann ich die Musik streamen oder, was besonders wichtig ist, wenn ich in Edgingen unterwegs bin, zum Offline-Abspielen auch herunterladen. Ich habe über Amazon Prime Zugriff auf eine recht erkleckliche Anzahl Alben, die in der Grundgebühr enthalten sind.

Nicht selten gebe ich Geld für einzelne, spezielle Alben aus (meist klassische oder Jazz-Musik), die ich als Download oder – selten – als CD kaufe, wenn es nicht anders möglich ist. Ich habe keinen CD-Spieler mehr. Wenn es also eine CD ist, habe ich anschließend jedes Mal wieder das Problem, die Musik von der CD auf meine Abspielmöglichkeiten zu bekomme. Das geht zum Beispiel mit dem CD-Spieler des Sohnes.

Früher habe ich mal recht viele CDs besessen, die ich irgendwann vor vielen Jahren größtenteils auf eine Festplatte gerippt habe. Dann kam die Zeit, in der zu vielen der bei Amazon gekauften CDs auch mp3s mit geliefert wurden, so dass ich viele gekaufte CDs gar nicht mehr geöffnet habe.

Außerdem gibt's Musik von YouTube. Gelegentlich gehe ich in Konzerte, und oft finde ich dann auf YouTube etwas, was ich vorher im Konzert gehört habe.

Andere Streamingdienste habe ich mal ausprobiert, aber der Mehrwert dort war für mich in der Vergangenheit – als ich das letzte Mal guckte – nie so groß, dass ich bereit war, die ca. 10 Euro pro Monat zusätzlich zu bezahlen. Spotify stellt zwar wohl deutlich mehr Musik zur Verfügung als Amazon Music, aber als ich das letzte Mal guckte, war es so, dass beide zwar einen guten Grundstock an Musik hatten, aber die Sachen, die mich dazu interessierten, waren bei beiden nicht verfügbar. Ich sehe also bisher nicht, dass sich die 10 Euro pro Monat für mich lohnen würden. In der Redaktion lerne ich, dass sich dies möglicherweise in letzter Zeit geändert hat, und es sich eventuell lohnt, den Katalog von Spotify noch einmal anzusehen.

Oh, und nicht vergessen möchte ich, dass ich regelmäßig noch Radio höre: nämlich auf NDR Kultur die Sendung "Kantate", Sonntags von 8:00 – 8:40 Uhr, die immer mit der Kantate schließt, die J.S. Bach für diesen Sonntag komponiert hat. Die Sendung haben meine Großeltern und meine Eltern schon regelmäßig gehört. Und ich kann das dank Streaming auch, wenn ich mich außerhalb des Sendebereichs von NDR Kultur befinde.

André Spiegel:

Ich höre Musik über Spotify und möchte über nichts anderes mehr Musik hören. Die Vorstellung, durch einen, wie ich finde, sehr kleinen Monatsbeitrag Zugriff auf alle Musik zu haben, die jemals produziert wurde, erscheint mir sehr attraktiv. Natürlich gibt es noch nicht alle Musik auf Spotify. Das kann aber nicht mehr lange dauern. Bis dahin bin ich bereit, auf die Musik, die noch nicht auf Spotify ist, zu verzichten. Das ist mir jedenfalls lieber,

als mein Musikhören auf mehrere Dienste aufzuteilen, allein schon, damit die Empfehlungsalgorithmen ein vollständiges Bild meiner Hörgewohnheiten bekommen.

Aoife:
Ich kaufe CDs/Musikdownloads. Dafür habe ich auch noch einen CD-Player (der auch MP3s abspielen kann). Einen Großteil der CDs, die ich schon lange besitze, habe ich auch schon vor längerer Zeit gerippt, also ist es kein Problem, sie z. B. im Auto zu hören (das gar keinen CD-Player mehr hat).

Was Streaming-Dienste angeht, bezweifle ich einfach, dass sie sich für mich wirklich lohnen. Übers Jahr verteilt kaufe ich mir nicht so viele neue Alben. Es gibt ein paar Bands, die ich wirklich so gerne mag, dass ich Neuerscheinungen von ihnen wirklich sofort hören möchte – und die bringen nicht alle jährlich etwas Neues raus. Viele andere Bands mag ich, kann aber problemlos warten, bis ich über ein Sonderangebot stolpere. Ansonsten kaufe ich auch ab und zu spontan CDs auf Konzerten und lasse sie mir signieren. Und wenn ich dann eine neue CD habe, wird sie auch eine ganze Weile rauf und runtergehört (und definitiv auch später mal wieder rausgeholt und wieder gehört,) also lohnt es sich für mich, dieses Album zu kaufen.

Ich schätze, ich gebe jährlich etwa so viel für CDs/Musikdownloads aus, wie mich ein Streamingaccount kosten würde. Natürlich habe ich damit nicht die gleiche Auswahl, aber bisher habe ich die auch nie vermisst. Ohne Empfehlungsalgorithmus finde ich neue interessante Bands durch Empfehlungen von Freunden oder weil ich sie als Vorband / auf einem Festival gesehen habe. Ist mein Interesse geweckt, schaue ich mir meistens noch ein paar Youtube-Videos von ihnen an und dann kaufe ich mir vielleicht ein Album von ihnen.

Alexander Stielau:
Ich nutze Spotify, nur nach sehr kurzer Zeit (eine Woche oder so) auch die Premium-Variante. Vorher hab ich externe Sicherheits- und Privatkopien (so

70 GB) genutzt, das ist aber nervig, weil dafür auch immer der Rechner, auf dem der Musikklumpen liegt, laufen und erreichbar sein muss. Also eigentlich nur zuhause, da war ich aber eher selten.

Außerdem ist mir nicht nur einmal *aus Versehen* iTunes durch mein Musikarchiv geschliddert und hat alles komplett verwüstet, oder wie Apple sagt: Sortiert.

Ich mochte es schon immer, ein Plugin von last.fm mitlaufen zu lassen (scrobblen hieß das), um mir Vorschläge für ähnliche, interessante, neue Musik geben zu lassen.

Mit Spotify kann ich mit allen Geräten von eigentlich überall, wo es Netz gibt, auf ein deutlich aktuelleres, qualitativ hochwertigeres, besser verschlagwortetes, größeres Angebot zugreifen und insbesondere Vorschläge von Spotify (Dein Mix der Woche, 'Radio', Release Radar) nutzen, um Neues kennenzulernen.

Ich nehme dafür in Kauf, dass mir die Musik nicht gehört, und auch, dass eventuell Titel oder Alben oder Künstler aus der Bibliothek verschwinden.

Daneben macht Spotify besonders Spaß, um gemeinsam mit anderen Playlisten zu entwickeln – die Techniktagebuchredaktion pflegt ein paar Playlisten, die ich sehr gerne höre.

Wahrscheinlich lässt sich Spotify in diesem Text ohne jegliche Rückstände durch Deezer, und mit ein paar kleinen Schweißrändern durch Amazon Prime|Google|Apple Music ersetzen – ich hab die anderen nur einfach nicht ausprobiert, weil ich mit Spotify ganz zufrieden bin.

Markus Winninghoff:
Am häufigsten kommt Musik durch das Radio oder live gespielt zu mir. Darum haben Konserven und Abrufdienste eine untergeordnete Bedeutung und kommen vor allem dann zum Einsatz, wenn die Musik eine bestimmte Richtung einhalten soll: Funk, Jazz, Pop, whatever. (Übrigens praktisch nie Klassik.) Da setze ich derzeit hauptsächlich auf Spotify. Allerdings gibt es immer wieder Bands, deren Musik aufgrund ihrer Unbekanntheit und/oder wegen

ihres Aussterbens vor der Online-Ära nur in meinem Platten- oder CD-Regal zu finden sind. Die meisten meiner CDs habe ich auch auf meinem Handy, so dass das händische Einlegen einer CD nur noch sehr selten vorkommt, oder die Musik aus der Kompaktanlage im Wohnzimmer oder via Bluetooth aus der 70er Jahre-Anlage in der Küche kommen soll.

Spotify bin ich auch dankbar für die kollaborativen Playlisten. Schließlich kennen viele Menschen viel mehr und viel bessere Musik als ich, und dadurch lasse ich mich dann gern beglücken. Wo wir schon bei Online-Quellen sind, darf YouTube nicht unerwähnt bleiben. Dort suche und finde ich sehr viele tolle Sachen. Hinsichtlich Musik spielt Facebook keine große Rolle, aber dort höre ich sehr oft Musik von Freunden und Bekannten, wenn sie es nicht bei YouTube hochgeladen haben. Ich habe zwar auch einen Amazon-Prime-Account, den nutze ich aber praktisch nur der Versandkosten wegen. Apple Music habe ich mal ausprobiert, hat sich aber als sinnlos für mich erwiesen. Bei Spotify bin ich Trittbrettfahrer für die geschätzt zwei Stunden, die ich es im Monat nutze.

Während ich bei der Arbeit praktisch nie Musik höre, dudelt in der Freizeit eigentlich immer irgendwo etwas, in der Regel das Radio, vor allem in meinem Bastelraum. Kommt da nur Mist, z. B. irgendwelche Fußballkonferenzen (”TOR IN DUISBURG!!!”), dreht sich entweder eine CD in der Schublade, oder auch oft eine LP auf dem Plattenteller, gern auch im Sommer nach draußen in die gemütliche “Sitzgruppe” übertragen. Eigentlich hätte ich auch gern einen Plattenspieler im Wohnzimmer, aber das hat sich noch nicht ergeben. Ich mag die Zeremonie des Plattenauflegens und -umdrehens. In seltenen Fällen eiert auch mal eine Kassette im Tapedeck, das allerdings in letzter Zeit auch mal streikt.

Was ich, der Vollständigkeit halber erwähnt, gar nicht nutze, sind Tonbandgerät, Minidisk- und DAT-Player. Immerhin fristet auch noch ein herkömmlicher mp3-Player sein Dasein, auf den ich z. B. Musik direkt nach

Bandproben überspielen und dann über das Autoradio auf der Rückfahrt hören konnte. Seitdem die Bandproben bei mir zu Hause stattfinden, spielt der mp3-Player allerdings keine Rolle mehr.

Thomas Wiegold:
Mein Musikbedarf ist überschaubar – und wird zum überwiegenden Teil von den Rundfunksendern gedeckt, die ich vor allem des Wortanteils wegen höre. Wenn ich aber gezielt bestimmte Musik suche oder wünsche, greife ich auf physische Tonträger zurück. Also im Regelfall auf eine CD. Auch wenn ich die dann gleich auf eine Festplatte überspiele (glücklicherweise haben zwei meiner älteren Rechner noch ein eingebautes Laufwerk).

Gegenüber Streamingdiensten bin ich aus zwei Gründen skeptisch. Der erste ist die ganz einfache technische Seite: Gerade in Deutschland kann ich mich nicht darauf verlassen, immer und überall ausreichende (mobile) Internetversorgung vorzufinden, und vor allem bei meinen Sommerwochenenden in Brandenburg bin ich auf einen mobilen Internetzugang angewiesen. Für diese Wochenenden würde ich mir also ohnehin Musik auf einen Datenträger speichern – dann kann ich das auch gleich immer machen.

Der zweite Punkt ist grundsätzlicher Natur: Wie auch bei (elektronischen) Büchern möchte ich die weitgehende Verfügungsgewalt über die bezahlten Inhalte behalten. Und nicht erleben, dass ein Musikstück (oder auch ein Buch) über einen Streamingdienst plötzlich nicht mehr verfügbar ist, aus welchen Gründen auch immer. Sei es, weil es Streit über die Urheberrechte gibt, sei es, weil das anbietende Unternehmen sein Angebot zurückzieht. Die Kontrolle über Inhalte so vollständig aus der Hand zu geben, scheint mir keine gute Idee. (Und ja, ich weiß, auch mit der lokalen Datenspeicherung ist meine Kontrolle nur begrenzt. Aber immer noch weitergehend als in der Hand eines Unternehmens.

Virtualista:
Im Vergleich zu früheren Jahrzehnten höre ich sehr wenig Musik, deren Auswahl zudem sehr zufällig erfolgt. In drei Räumen unserer Wohnung stehen Radios, von denen ich gelegentlich eines einschalte, z. B. morgens im Bad. Die Wohnung enthält zudem ca. 100 Schallplatten und 200 CDs samt funktionierender Abspielgeräte, die aber nur selten genutzt werden.

Wir besitzen auch noch einige Dutzend Musikcassetten, aber das Tape Deck ist defekt. So bleibt es uns erspart, uns vom jämmerlichen Zustand der 20 Jahre alten Magnetbänder zu überzeugen und wir überlassen sie stattdessen dem kleinen Kind zum Zerspielen.

Es gibt einen Bestand von ca. 70 GB an MP3-Dateien mit inhaltlich großer Überschneidung mit den CDs. Jeweils eine Auswahl davon befindet sich auf meinem Laptop und meinem Telefon, von wo sie gelegentlich abgespielt werden. Ein 2nd Generation iPod liegt ungenutzt herum. Sein Akku ist total hinüber und irgendwie funktioniert er dadurch nicht einmal mehr, wenn er am Ladekabel hängt.

Ich habe einen kostenlosen Spotify-Account und Zugriff auf Amazon Prime Music über das Konto meiner Frau. An manchen Abenden hangele ich mich durch Spotify-Playlisten, wie die der TT-Redaktionskollegen, oder an YouTube-Vorschlägen entlang und erfreue mich an obskuren Live-Aufnahmen und Coverversionen. Aktive Gestaltung des Musikgenusses – z. B. durch Erstellen eigener Playlisten – findet hingegen kaum noch statt.

Auf Konzerte gehe ich etwa sechs- bis achtmal pro Jahr.

André Spiegel, Aoife, Alexander Stielau, Markus Winninghoff, Thomas Wiegold, Virtualista, Molinarius

Dezember 2018

Bezahlen Sie wahrscheinlich nie wieder mit Ihrem guten Namen

Die neueste Variante meiner VISA-Kreditkarte konnte bisher schon berührungslos agieren, ab 25 Euro mit der PIN, die man davor nur für Bargeldabhebungen am Automaten brauchte.

Jetzt ist diese PIN immer Pflicht, auch wenn man die Plaste in den normalen Kartenleser steckt – die Unterschrift zur Bezahlung hat damit wohl endgültig ausgedient, außer man trifft noch auf ein Ritschratschgerät.

Thomas Jungbluth

Ende 2018

Umwege in die digitale Gesellschaft

Ein Freund macht mich auf die Existenz des Buchs "Wege in die digitale Gesellschaft: Computernutzung in der Bundesrepublik 1955-1990" aufmerksam. Das Thema interessiert mich, ich suche den Titel bei Amazon. Das Buch gibt es aber nur auf Papier, nicht als E-Book. Das ist bei diesem Verlag normal, sagt der Freund. Er hat es gerade auf Papier bestellt, seine wissenschaftliche Hilfskraft wird es scannen, er schickt mir dann die digitale Version.

Alan Smithee

Dezember 2018

Ein Wiedersehen mit dem Ritschratsch-Gerät

Flughafen Frankfurt am Main, ich bin gelandet und und suche mir ein Taxi. Das Gespräch beginnt so wie inzwischen immer bei mir: “Ich müsste mit Karte zahlen, geht das bei Ihnen?”

In den letzten Jahren ist es in Deutschland einfacher geworden, ein Taxi mit der EC- oder Kreditkarte zu bezahlen. 2014 in Seattle habe ich noch gestaunt, als ich in einem Taxi das erste Square-Gerät für Kartenzahlungen gesehen habe – ein kleiner Aufsatz fürs Handy, der mich auf dem Display unterschreiben ließ. Bis dahin kannte ich Kartenzahlung im Taxi nur über fest installierte, klobige Geräte. Inzwischen gibt es aber selbst in Deutschland in fast jedem Taxi ein Gerät, mit dem Karten akzeptiert werden – sehr oft die Terminals mit Keypad von ingenico und anderen Anbietern, gelegentlich aber auch eine Square-ähnliche Lösung fürs Handy. Unterschreiben ist fast passé, gezahlt wird mit PIN.

Auch dieser Fahrer bejaht meine Frage. Mit Minimum 20 km/h über jedem ausgeschilderten Tempolimit geht es nach Hause, und in unter 15 Minuten stehen wir vor meiner Wohnung. Ich bitte darum, mit Karte zu zahlen – da bittet er mich, ihm die Karte kurz zu reichen. Und vielleicht zum letzten Mal sehe ich ein Gerät, das ich schon vergessen hatte: Das Ritsch-Ratsch-Gerät, im Fachjargon “Flachbett-Kreditkarten-Imprinter”.

Der Taxifahrer nimmt meine Karte und legt sie auf das Flachbett des Geräts, das ein bisschen wie eine kleine Schneidemaschine aussieht. Er zieht eine Walze von links nach rechts und wieder zurück. Die Walze druckt die auf meiner Kreditkarte eingeprägten Daten physisch auf ein Stück Papier, das ich dann unterschreiben darf. Er reißt ein Stück gelbes Durchschlagpapier ab und gibt es mir als Beleg. Das Original wird er zur Abrechnung irgendwo einreichen – ein paar Tage später kann ich jedenfalls in meinem Online-Banking sehen, dass das Geld abgebucht wurde.

So haben Kreditkarten jahrzehntelang funktioniert. Inzwischen muss ich mich ärgern, das Gerät nicht fotografiert zu haben. Es ist vielleicht das letzte Mal, dass ich so etwas sehen werde.

Wer's nicht kennt findet hier eine schöne Beschreibung des Vorgangs aus einem Museum: www.museen-dachauer-land.de/empfehlung-bankmuseum-2/.

Bernd Wilms

November und Dezember 2018

Bezahlerlebnisse und Bargeldbastionen in Deutschland

Mein Versuch, im Kino die Tickets mit Karte zu bezahlen, scheitert wie bereits berichtet.

Etwas später, am Kiosk am Bahnhof in Edgingen:
- Einen großen Cappuccino, eine Butterbrezel und diese Zeitschrift hier, bitte.
- Macht 12,80 Euro.
- Kann ich mit Karte zahlen?
- Nein, das geht leider nicht. Die Telekom kann keine Internetkabel für unseren Kiosk zum Bahnhof legen. Die DB Station hat ein Netz, aber das ist DB-intern, da dürfen wir als Kiosk nicht ran. Und nur für unseren Kiosk wäre es zu teuer, extra Internet an den Bahnhof zu bringen.

André schlägt vor, nicht so eine bittstellende Haltung bei der Frage "Kann ich mit Karte zahlen?" einzunehmen, sondern selbstverständlich die Karte hinzuhalten. Schließlich sollte ein Händler gängige Zahlungsmittel akzeptieren, und ich möchte vermitteln, dass Karten für mich ein gängiges Zahlungsmittel sind – oder ich mir das zumindest sehr wünsche.

Ich übe eine selbstverständliche Kartenhinhaltegeste ein und kann diese bereits wenig später bei einem Bäcker in Stuttgart ausprobieren. Auf meine selbstverständliche Kartenhinhaltegeste, “Mit Karte, bitte”, wird die Karte brüsk zurückgewiesen, “Wir nehmen keine Karten!!”.

Es gibt kein Signal einer Entschuldigung, und ich werde wieder daran erinnert, dass ich noch nicht in der bargeldlosen Zukunft lebe.

Molinarius

Ende 2018

Mein „Life Recorder“ läuft schon seit 1985

Um das Jahr 2010 herum wurde berichtet, dass es möglicherweise bald sogenannte „Life Recorder“ oder „Life Logger“ geben würde, kleine Geräte, die jede Minute des Lebens als Video- und Audiodaten aufzeichnen. Speicherplatz würde bald so wenig kosten, dass man ein solches Aufzeichnungsgerät unauffällig wie ein Schmuckstück tragen und dauerhaft eingeschaltet lassen könne, so die Vision. Später sollte es dann möglich sein, in den aufgenommen Daten zu einem beliebigen Zeitpunkt im eigenen Leben “zurückzuspulen“ und so auf das Vergangene zurückzublicken.

In den darauffolgenden Jahren war nicht mehr viel von dieser Technologie zu hören. Ich jedoch besitze schon seit Jahrzehnten eine Art „Life Recorder“; er wurde etwa Anfang 1985 eingeschaltet und läuft seitdem ohne Unterbrechung.

Meine Aufzeichnung besteht allerdings nicht aus Videodaten, sondern aus der Gesamtheit aller E-Mails, die ich seit 1985 verschickt oder empfangen habe. Aufgrund glücklicher Umstände ist meine gesamte Mail-Vergangenheit seit diesem Zeitpunkt komplett und lückenlos vorhanden – es fehlt nicht eine einzige Mail. Die älteste ist vom 10.1.1985, die neueste ist wenige Minuten alt. Und da ich in all den Jahren das Medium E-Mail sehr intensiv genutzt

habe – sowohl in meinen Jobs, als auch im privaten Kontext – bieten die Mails einen fast tagesgenauen, detaillierten Einblick in fast alles, das ich in den letzten ca. 34 Jahren getan, erlebt und gedacht habe.

Mein Mail-Verzeichnis enthält in diesem Moment 132.641 Mails, aufgeteilt in 550 Mail-Folder; davon 52.251 von mir selbst geschriebene Mails. Der gesamte Text umfasst über 10 Millionen Zeilen (Header-Zeilen eingerechnet).

Möglich wurde all das, weil ich schon sehr früh im Bereich der Computervernetzung gearbeitet habe und unter anderem bei der Einführung von Mail als netzbasiertem Kommunikationsmedium in Deutschland mitwirken konnte. Die Nutzung von Mail für die tägliche – auch private – Kommunikation war daher für mich von Anfang an Normalität.

Um meine gesamten Mails bis heute zu erhalten, waren einige Vorbedingungen nötig, die aber weniger das Resultat von planerischer Weitsicht sind als einfach glückliche Zufälle.

Erstens habe ich nur selten den Arbeitgeber gewechselt und konnte jedes Mal meine Mail mitnehmen, tatsächlich sogar *alle* meine Daten. Ein Totalverlust mit anschließendem Neuanfang fand also nie statt. Zweitens habe ich meine Mails nie auf dem Mailserver gelagert, sondern immer heruntergeladen und in lokalen Textdateien gespeichert, die ich selber unter Kontrolle habe. Drittens schließlich habe ich mich von Anfang an auf das portable, client-agnostische, textbasierte Mailbox-Format MBOX festgelegt. Mail-Folder in diesem Format können mit beliebigen Mail-Clients oder Text-Werkzeugen gelesen, durchsucht oder analysiert werden, z. B. mit einem normalen Text-Editor.

Gelegentlich beame ich mich in die Anfänge meiner Mail-Timeline zurück, um zu sehen, was ich vor Jahren oder Jahrzehnten so unternommen habe. Dabei entdecke ich manches, das ich längst vergessen oder verdrängt habe, insbesondere auch längst untergegangene Technologien, mit denen ich damals Umgang hatte. Einige Beispiele:

5.9.1985: Ich habe Magen-Darm-Grippe.

22.11.1985: Mein derzeit höchster Score im Textgrafik-Spiel „Hack“ beträgt 73.000 Punkte.

19.12.1985: Immer mehr Leute im Institut möchten „Hack“ spielen; ich gebe Ihnen nützliche Hinweise. Die abgespeicherten Spielstände bringen unsere Instituts-Festplatte zum Überlaufen.

19.3.1986: Ich veröffentliche im Usenet meine erste Software, eine C-Library-Funktion zum Konvertieren von Datum und Uhrzeit in eine Anzahl von Sekunden seit dem 1.1.1970.

14.7.1986: Ich habe erfolglos versucht, im Postamt Bergmannstraße (Berlin 61) neue Telefonbücher zu bekommen.

24.7.1986: Ich kaufe mir für zuhause einen PC. Er hat 640 Kilobytes RAM, eine Festplatte mit 86 Megabytes, und einen 14-Zoll-Monitor mit bernsteinfarbener Schrift. Der PC kostet 19.950 Mark.

21.12.1986: Ein Bekannter berichtet aufgeregt, dass er aus einer Privatwohnung eine E-Mail über ein Telefonmodem versenden kann.

4.2.1987: Ich kaufe eine Speichererweiterung mit 3 Megabytes für meinen PC. Sie kostet 1.400 Mark. Ich schreibe dazu: „Das finde ich relativ preisgünstig.“

3.6.1987: Ich lasse mir den Eintrag für Jugoslawien in der europäischen UUCP-Map zusenden. [*Anmerkung 2018: ich habe keine Ahnung, was das heißen soll.*]

20.7.1987: Die Übertragung einer einzelnen, etwas längeren Mail an unseren Mail-Austausch-Peer-Knoten in den USA über den Datex-P-Anschluss der Post in unserem Institut hat 30 Mark an Gebühren erzeugt.

22.7.1987: Ich versuche, meinen (mittlerweile aufgerüsteten) PC wieder zu verkaufen und lege noch 250 Disketten und einen Akustikkoppler bei. Meine Preisvorstellung ist 16.000 Mark. Als Pluspunkt erwähne ich, dass „Hack“ installiert ist.

27.8.1987: Jemand aus dem Institut fliegt für eine Gastvorlesung nach Shanghai. Er fragt, wie es dort mit E-Mail aussieht. Ich frage zurück, ob die Frage ein Witz sein soll und schlage vor, einen Akkustikkoppler oder ein „Taschenmodem“ mitzunehmen und über Telefon eine Dial-Up-Verbindung nach Taiwan aufzubauen.

31.8.1987: Jemand möchte meinen PC für 200 Mark im Monat mieten. Ich lehne ab und reduziere meine Preisvorstellung auf 10.000 Mark.

3.12.1987: Ich lade Fritz und Monika anlässlich meines Geburtstags zu einem Käsefondue ein.

13.12.1987: In der Kreuzberger Wohngemeinschaft findet am 3. Advent ein „Stollenanschnitt“ statt.

29.4.1988: Ich ziehe um in eine 80qm große 3-Zimmer-Wohnung in Berlin 61. Die monatliche Miete beträgt 670 Mark.

2.5.1988: Ich berichte einem Bekannten, dass ich mir ein Telefonmodem mit 9.600 Baud vom Typ „US Robotics Courier“ für 1.600 Mark gekauft habe.

29.6.1988: In meiner Westberliner Zeitung steht, dass Hausbesetzer damit drohen, über die Mauer zu klettern und nach Ostberlin zu fliehen, wenn die Polizei die besetzten Häuser stürmen sollte. Der „Sender Freies Berlin“ berichtet ebenfalls.

11.8.1988: Ich mache mir Sorgen über das Robbensterben.

19.8.1988: Es regnet.

15.1.1989: Meine Freundin und ich fliegen mit der Fluggesellschaft „Pan Am“ nach Miami. Sie bekommt dort eine Magen-Darm-Grippe, muss sich im Krankenhaus kurz untersuchen lassen und dafür an Ort und Stelle umgerechnet 1.000 Mark bezahlen. Der Mietwagen hat $99 pro Woche gekostet.

16.5.1989: Ich überweise einem Bekannten 2.000 Mark und erwähne, dass eine Überweisung vier Werktage dauert.

1.6.1989: Ich möchte nach einem Rezept aus dem Usenet einen „Florida Key Lime Pie“ backen, weiss aber nicht, was eine „Graham Cracker Pie Crust“ ist und wie ich das herausfinden soll.

Aus heutiger Sicht absurd wirken die Mail-Adressen, die wir in den 1980er Jahren zum Teil verwendet haben. Wer sich mit der Computervernetzung in der Zeit vor dem globalen, TCP/IP/DNS-basierten Internet beschäftigt hat, wird die damals verwendeten Adressformate eventuell wiedererkennen. Aus Gründen, die sich nicht mehr ganz nachvollziehen lassen, habe ich um 1980 herum „net“ als meinen Nutzernamen gewählt und im Grunde (mit wenigen Ausnahmen) bis heute beibehalten; demzufolge ist „net“ seit damals entsprechender Bestandteil meiner Mail-Adressen. Hier eine Auswahl meiner Adressen aus den Mail-Anfangsjahren:

- `mcvax!unido!tub!net@SEISMO.ARPA`
- `unido!tub!net@uunet.UU.NET`
- `ihnp4!seismo!mcvax!unido!tub!net`
- `...!pyramid!tub!net`
- `net@DB0TUI6.BITNET`
- `net@tub.UUCP`
- `tub!net@GERMANY.ARPA`

- `net%tub.UUCP@Germany.CSNET`

Oliver Laumann

Dezember 2018

“Schatz, mach mal dein Bluetooth aus!”

Das alte Küchenradio gibt langsam aber sicher seinen Geist auf oder die analoge Sendeleistung wird immer mehr reduziert, jedenfalls rauscht es, mit der Programmvielfalt ist es auch so eine Sache, also stattdessen jetzt Radio hören per Handy-App und einer via Bluetooth gekoppelten Box.

Das jedoch gestaltet sich komplizierter als gedacht. Aus 1-2 Schritten zum Radiogenuss:

1. Radio einschalten
2. Optional: Lautstärke regulieren

sind 6-8 geworden:

1. Box einschalten
2. Handy entsperren
3. Optional: Wenn die Partnerin die Box zuletzt mit ihrem Handy benutzt hat, die Partnerin bitten, bei ihr das Bluetooth abzustellen, damit man sich überhaupt mit der Box verbinden kann, denn die Box verbindet sich erst mal automatisch mit dem zuletzt genutztem Handy, also ihrem.
4. Optional: Bluetooth im Handy anschalten, denn es ist ja aus, weil die Partnerin vorher die Box nutzen wollte und vor dem selben Problem wie ich unter 2. stand.

5. Warten, dass sich die Geräte verbinden. Da das Phone zwar der Box bekannt ist, aber nicht das aktuell genutzte Gerät war, muss man das u. U. manuell antriggern in den Bluetooth-Einstellungen.

6. Streaming App starten

7. Radio-Stream starten

8. Box lauter drehen: Die Box startet immer in einer (recht leisen) Standardlautstärke.

Eine Lösung wäre, zum Radiohören ein dezidiert dazu abgestelltes separates (Alt-)Handy zu benutzen, aber die Partnerin nutzt die Box auch zum Seriengucken beim Abwaschen oder Kochen.

Fazit: Bluetooth-Boxen sind personengebundene Geräte und stationär genutzt nur was für Single-Haushalte.

Meta-Fazit: Technischer Fortschritt bringt neben Convenience-Gewinn auch immer Convenience-Verlust.

aber

Dezember 2018

Der ICE hält, öffnet seine Türen und heraus purzeln Magazine

Eines Abends stehe ich nach einem langen Arbeitstag am Bahnsteig und warte auf meinen Regionalexpress. Um mir die Zeit zu vertreiben, greife ich die Pokémon-Go-Arena des Bahnhofs an.

Plötzlich erscheint eine Meldung auf meinem Smartphone, ich sei herzlich willkommen im ICE und ob ich nicht das Bord-WLAN “WIFIonICEnutzen wolle? Ich will.

Kaum bin ich kostenlos angemeldet, öffnet sich mir ein bunter Strauß an Unterhaltungsangeboten. Da der Zug voraussichtlich nicht lange halten wird, verschmähe ich die Bord-Videothek “maxdome onboard” und halte mich stattdessen an das zeitversetzt nutzbare textuelle Angebot. Bei den kostenlosen Angeboten gibt es einige Illustrierte zu den Themen Reise, Familie und Wirtschaft; ich entscheide mich für Familie und lade eine “Nido” herunter.

Nur kurz allerdings kann mich das Printprodukt von meinem Casual Game ablenken; nach einem kurzen Ausflug in die Pokémon-App will sich die Zeitschrift neu laden, das WIFIonICE ist aber schon weggefahren und das Lesevergnügen damit wieder beendet.

Tobias

Dezember 2018

Und ganz plötzlich hatte ich ein Amazon Paperwhite E-Book

Ich liebe es einfach: In Buchhandlungen zu gehen, um dort herumzuschlendern, Bücher in die Hand zu nehmen, sie durchzublättern, um mir einen groben Überblick über den Schreibstil oder die Thematik zu verschaffen. Hier kann ich eine, zwei oder gerne auch mal mehrere Stunden verbringen. Hier ticken die Uhren langsamer. Der Alltag tritt für mich etwas in den Hintergrund, man fängt an „runterzukommen”. Dafür nehme ich mir konsequent Zeit. Die Atmosphäre, einfach das Gefühl mag ich sehr und das möchte ich auch nicht missen.

Meine Eltern und mein Bruder haben nun schon seit zwei Jahren einen Amazon Paperwhite. Ein E-Book. Einerseits fand ich es immer eine praktische Innovation, andererseits wollte ich nie eines haben, da es einfach nicht dasselbe ist, wie ein Buch in der Hand zu halten.

Jetzt an Weihnachten habe ich schließlich ein Amazon Paperwhite E-Book geschenkt bekommen und meine Meinung hat sich daraufhin verändert. Es ist praktisch. Äußerst praktisch. Ich kann einfach im Kindle-Store herumsuchen, Proben lesen und dann auf „Jetzt kaufen“ klicken – es gibt sogar kostenlose Bücher, die gar nicht so schlecht sind, wie ich anfangs angenommen hatte. Im Gegenteil, manche sind sogar richtig gut. Oftmals sind diese von unbekannten Autoren und das ist ein weiterer Punkt, der mir sehr gefällt. Denn so liest man zumindest auch mal unbekanntere Werke und wird darauf aufmerksam gemacht.

Ja, man kann nicht blättern wie in einem gebundenen Buch und ja, generell fühlt es sich für mich ganz anders an, ein E-Book in der Hand zu halten als ein Buch. Aber gleichzeitig ist es auch sehr komfortabel. Mit meinem 32 GB Speicher kann ich jede Menge Bücher mit mir „herumtragen“. Alle Bücher sind in einem kleinen E-Book verpackt. Wenn man unterwegs oder zum Beispiel auf Reisen ist, kann es super angenehm sein. Ich kann weiterlesen, wenn die Umgebung zu dunkel ist. Mein E-Book merkt sich sogar, bis wohin ich gelesen habe. Wenn ich ein Wort nicht verstehe, kann ich sofort danach suchen lassen und bekomme direkt eine Definition dafür.

Das E-Book ist äußerlich schwarz. Ein wenig langweilig. Aber ich kann mein Amazon Paperwhite individuell an mich anpassen. Es gibt genug Cases, in diversen Farben und aus verschiedenen Materialien. Das finde ich großartig.

Aber ein E-Book oder ein Online-E-Book-Kauf ersetzt nicht den Gang in die Buchhandlung und erst recht nicht das Gefühl. Es ist von nun an quasi eine Hassliebe. Deshalb habe ich mich so entschieden: Viele Bücher werde ich ab jetzt über mein E-Book lesen. Die, die mir besonders gut gefallen, kaufe ich mir dann aber trotzdem noch einmal in der Buchhandlung. Denn ich liebe es einfach in die Buchhandlung zu gehen, um in Büchern zu blättern und den Alltag zu vergessen.

Carsten Jan Weichelt

Anmerkung der Redaktion: In diesem Beitrag wird der Begriff "E-Book" anders verwendet als im übrigen Techniktagebuch, wo das beschriebene Gerät "E-Reader" heißt. Aus Gründen der Sprachgebrauchsdokumentation ändern wir daran nichts – vielleicht sagen ja in fünf Jahren alle "E-Book" zum Gerät und der digitale Lesestoff heißt einfach wieder Buch. Hier habt ihr es zuerst gelesen!

Siebziger Jahre, schon lange vorher, und Ende 2018

Ständelibohnen

Beim Elternwohnungausräumen, der traurigen Arbeit, die auf die meisten von uns früher oder später wartet, findet mein Freund U. die Ständelibohnenmaschine.

Ein “Ständeli” ist ein Fass. Die Bohnen werden zuerst von ihren Fädchen befreit (hierbei hilft eine sinnreich, jedoch nicht ungefährlich an der Tischkante eingespannte Rasierklinge, nicht im Bild) und dann unter Kurbeln oben in den Trichter gesteckt. Die Walzen schneiden sie längs ein, damit, wenn man sie einlegt, die Flüssigkeit eindringen kann.

Wie das funktioniert hat, ist mir nicht restlos klar; jahreszeitbedingt kann ich es nicht mit einer Bohne ausprobieren, aber ein ersatzweise durchgedrehter Paprikaschnitz wird jedenfalls nicht ein-, sondern in feine Streifen geschnitten. Die Bohnen damals, berichtet U., seien jedoch ganz geblieben. (Ob da mal der Ständelibohnenmaschinenstimmer kommen müsste? - *Nachtrag: U.'s Bruder glaubt sich auf Nachfrage zu erinnern, dass die Bohnen doch in, typischerweise drei, Streifen geschnitten wurden, die manchmal noch zusammenhingen, oft aber auch nicht*) Sie wurden dann in einem Fass mit einer Lake bedeckt, deren Rezept die Hausfrau mit ins Grab genommen hat, und für den Winter durch Gärung haltbar gemacht. U. erzählt, die Ständelibohnen hätten gestunken wie in der Sporttasche vergessene alte Wäsche, man habe sie dann gewässert, dadurch sei der Gestank weggegangen, und es seien fast ganz normale Bohnen geworden wie im Sommer auch, nur ein bisschen bitterer, ein bisschen... anders, wie Konserven halt so sind.

Mein erster Kontakt mit Ständelibohnen hat übrigens weder hier in Südbaden stattgefunden, noch im heimischen Schwaben; sondern im Mumintal. In dem Buch "Sturm im Mumintal" besucht der Schnupferich gemeinsam

mit einer Kinderschar (die er durch widrige Umstände den Sommer über beaufsichtigen muss) eine Theateraufführung. Wegen einer katastrophalen Überschwemmung ist man zum Naturalienhandel übergegangen, und als Eintrittsgeld gibt er ein Bohnenfässchen ab. Er ist besorgt, ob das zu wenig sei, wird jedoch beruhigt: er bekomme sogar noch ein wenig heraus. Und er erhält eine Schöpfkelle voll Bohnen als Wechselgeld. Schon als Kind dachte ich, o je, der Arme, jetzt hockt er die ganze Aufführung lang mit losen Bohnen in den Händen da! Nun, da ich mehr zum Thema gelernt habe, muss ich hinzufügen: hoffentlich riechen finnische Fassbohnen wenigstens besser als südbadische.

Drago Starcevic

2014 bis 2018

Worüber wir geschrieben haben

Vor kurzem habe ich das Techniktagebuch in eine Datenbank gefüttert. Jetzt können wir statistische Fragen stellen, von denen wir früher nicht zu träumen wagten. Zum Beispiel, wie sich die Themen, über die wir schreiben, über die Jahre verändert oder auch nicht verändert haben.

Ich habe dazu für jedes Jahr die Liste der 50 häufigsten Tags berechnet, wobei ich Autorennamen und funktionale Tags wie #submission oder #best of herausgefiltert habe. Ein Techniktagebuch-Jahr beginnt jeweils am 17. Februar, dem Geburtstag des Techniktagebuchs und Erscheinungsdatum des jährlichen E-Books. (Vollständige Ergebnisse hier)

	2014	2015	2016	2017	2018
1	Telefon	Smartphone	Smartphone	Smartphone	Smartphone
2	Smartphone	Papier	Papier	Papier	Workaround
3	Papier	Telefon	Workaround	Telefon	Papier
4	erstes Mal	Handy	E Mail	Workaround	Bezahlverfahren
5	Handy	E Mail	Fotografie	Bezahlverfahren	Buch
6	WLAN	Bezahlverfahren	WLAN	WLAN	App
7	E Mail	Musik	App	Handy	E Mail
8	Bahn	erstes Mal	erstes Mal	Buch	handschriftlich
9	Fotografie	Fotografie	Internet	Musik	E Book
10	Musik	Auto	Handy	Bahn	Musik
11	Post	WLAN	Universität	App	Bargeld
12	mobiles Internet	Facebook	Musik	Auto	Fotografie
13	analoge Technik	Traum	Traum	Fotografie	Bahn
14	SIM Karte	Bahn	Bezahlverfahren	E Book	erstes Mal
15	Auto	Workaround	Facebook	WhatsApp	Universität
16	Sicherheit	Reflex und Ritual	SMS	erstes Mal	Kreditkarte
17	Bezahlverfahren	Buch	Bahn	Bräuche und Brüche	Telefon
18	Facebook	Bank	Fernsehen	Kommunikation	Amazon
19	Film	Universität	Telefon	Bargeld	Post
20	App	mobiles Internet	Auto	Fernsehen	Twitter
21	stationärer Handel	iPhone	Bargeld	Post	Handy
22	Twitter	Post	Buch	Internet	WLAN
23	SMS	App	Google Maps	Amazon	Internet
24	CD	Internet	WhatsApp	Reflex und Ritual	Kindle
25	Internet	Kreditkarte	Flughafen	Facebook	Bibliothek
26	Universität	Kommunikation	iPhone	Film	schreiben
27	Strom	CD	Kommunikation	CD	iPhone
28	offline	Fernsehen	Onlinehandel	SMS	CD
29	Fax	Bargeld	Pokémon Go	mobiles Internet	Ticket
30	Fernsehen	Film	Amazon	Strom	Streaming
31	Windows	Google	Post	iPhone	PDF
32	Bank	E Book	iPad	Ticket	mobiles Internet
33	Amazon	Kinder	E Book	Supermarkt	Gastronomie
34	Abspielgerät	Ticket	Radio	Frankreich	Reflex und Ritual
35	Traum	Google Maps	Strom	Usability	SMS
36	Passwort	SMS	defekt	Identität	Tablet
37	Computer	Akku	Akku	Traum	offline
38	Kindle	Navigation	Navigation	Hotline	Facebook
39	Usability	Abspielgerät	Roaming	Abspielgerät	Kinder
40	E Book	Spiel	YouTube	E Mail	Schreibmaschine
41	Buch	Amazon	CD	Kreditkarte	Navigation
42	Drucker	Onlinebanking	Schule	Automat	Google Maps
43	iPhone	QR Code	handschriftlich	QR Code	Traum
44	Schreiben	Twitter	SIM Karte	drucken	Akku
45	Support	Strom	Identität	Sicherheit	Google
46	Kassette	Supermarkt	Ticket	Elektromobilität	Werbung
47	Skype	defekt	Twitter	Pokémon Go	stationärer Handel
48	Techniktagebuch	Mobiltelefon	Automat	Roaming	Fernsehen
49	Google	SIM Karte	Onlinebanking	Kryptowährung	WhatsApp
50	Onlinehandel	Kabel	Passwort	Cryptocurrency	Kommunikation

Auf die Belegung der vorderen Plätze sind wir in der Redaktion ein bisschen stolz. Ohne dass wir es darauf angelegt hätten, haben wir über nichts häufiger geschrieben als über #Smartphones und über #Papier – über die höchste Hochtechnik also und über die störrischste Tieftechnik.

Wenn man über die Jahre Trends herauslesen will, muss man ein bisschen vorsichtig sein. Unauffällige Begriffe wie #Musik oder #Fotografie springen ziemlich weit hin und her in der Liste, ohne dass dafür ein Grund auf der Hand läge. Ein Trend muss also schon ziemlich stark und eindeutig sein, um als solcher gelten zu können.

Sehr deutlich ist zum Beispiel der zuerst hohe Stellenwert von #Facebook, gefolgt von einem steilen Absturz über die letzten zwei Jahre. Stetig im Steigen begriffen sind die #Bezahlverfahren, die es im letzten Jahr sogar bis auf Platz 4 gebracht haben. Das klingt plausibel angesichts der vielen Umwälzungen in diesem Bereich: Bargeld ja oder nein, kontaktloses Bezahlen, Einführung von Apple Pay in Deutschland. Wir vermuten, dass die #Bezahlverfahren in Kürze ihren Peak erreichen werden, bevor das Interesse wieder absinkt, weil dann endlich auch in Hinteredgingen jeder so bezahlen kann, wie er gern möchte.

Nicht von der Hand zu weisen ist auch der klare Aufstieg des #Buchs, der im letzten Jahr bis auf Platz 5 führte, ohne dass so recht klar ist, was das bedeuten mag. Ein Neuzugang unter den Top 50 im letzten Jahr ist das #Streaming.

Wirklich erleichtert sind wir hingegen, dass die #SIM Karte schon seit zwei Jahren nicht mehr in den Top 50 auftaucht, obwohl Kathrin regelmäßig damit droht, und die Drohung mitunter auch wahr macht, einen neuen, noch langweiligeren Beitrag über #SIM Karten zu schreiben.

Die Technik geht weiter. Wir bleiben dran.

André Spiegel

2019-01-01

Google hört alles

Es ist mir klar, dass da keine Familie mitmachen würde, aber ich hätte nichts dagegen, wenn Google nicht nur die »Hey Google«-Sätze, sondern alles, was im Haushalt gesprochen wird, aufzeichnen, in der Cloud speichern und auswerten würde. Was könnte man damit alles machen. Zum Beispiel herausfinden, wie es zu einem Streit gekommen ist, oder wie sich das Kommunikationsverhalten in einer Familie über die Jahre verändert hat. Wie die Kinder sprechen gelernt haben.

Es ist so ähnlich wie der Chip in der Spielzeugkamera meiner Tochter, mit der sie jahrelang wild durch die Gegend fotografiert hat. Wir haben das nie besonders beachtet, und auf dem Chip dann unser echtes Familienleben gefunden, ohne jede Inszenierung.

Vor ein paar Tagen war ich gerade eingeschlafen und wurde nochmal geweckt. Das Auto wäre nicht abgeschlossen. *Sleep As Android* lief schon und zeichnete die Geräusche auf. Als ich mir später meine unwirsche Reaktion anhören konnte, nahm ich mir sofort Besserung vor.

André Spiegel, aus dem fortlaufenden Blog

1.1.2019

Dem Automaten sind die Karten egal. Er ist aus Stahl!

Der Neujahrsspaziergang führt uns an den Rand der Stadt. Irgendwo zwischen Flughafen, Autobahn, Einkaufszentrum und Neubaugebiet befindet sich ein Stück Grün mit Kühen drauf, daneben ein Stall, ein Hof und ein Hofladen. Im Gegensatz zu allen Hofläden, die ich kenne, steht hier nicht eine Kasse, in die man das Geld für die frei zugängliche Ware legt, sondern ein grosser Automat (das Bild zeigt nur einen kleinen Ausschnitt davon).

Auch Frischmilch gibt es aus dem Automaten, allerdings muss man das Gebinde selbst mitbringen.

Der grosse Automat akzeptiert Noten und Kleingeld, der Milchautomat nur Kleingeld. Bezahlung mit Karte oder Smartphone ist nicht vorgesehen. Ich werde noch einmal hingehen müssen, um zu schauen, ob es sich auch

um einen Automaten der Firma Regiomat handelt oder ob in der Schweiz andere Hersteller tätig sind, und um zu prüfen, ob es hier auch Wechselgeld gibt wie in Frankreich.

Franziska Nyffenegger

1. Januar 2019

Familienplanung im Großformat

Bisher haben wir in unserer Familie für Termine einen Riesen-Familienplaner von Heye verwendet, den größten, den man kaufen kann – doch ich war mit der letzten Ausgabe unzufrieden. Der war im Gegensatz zu den Jahren zuvor drucklackiert, wodurch man Termine nicht so gut mit Bleistift schreiben oder ausradieren konnte. Zudem habe ich jeden Monat regelmäßige Termine, die einzutragen ich sehr lästig fand.

Aus verschiedenen Gründen kommt eine rein papierlose Planung per Smartphone (noch) nicht in Frage: nicht jeder in der Familie ist so begeistert von der Handynutzung, und es fehlt doch der große Überblick, den der Familienplaner bisher lieferte.

Ich habe zurzeit Zugriff auf einen A3-Drucker, und so baute ich mir ein Excelblatt im Großformat, in das ich alle Termine eintragen kann.

Das Design hat einige Besonderheiten:

- Die Breite von Seitenrand und Spalten ist auf maximale Ausnutzung des zu bedruckenden Bereichs optimiert.

- Jeder Tag hat zwei Zeilen – Nachmittags-/Abendtermine werden in die untere Hälfte eingetragen.
- Die Tage am Rand sind Datumsangaben und werden über ein benutzerdefiniertes Format so angezeigt.
- Eine bedingte Formatierung sorgt automatisch für farbige Kennzeichnung der Wochenenden.
- Es gibt zusätzliche Felder für Todo-Listen, Termine in späteren Monaten oder weitere Notizen.
- Sind einmal alle Blätter da, lässt sich nur mit Suchen und Ersetzen der Jahreszahl die Version für die nächsten Jahre erzeugen.

Termine, die bekannt sind, kann ich vorher in die Excelfelder eintragen. Die Blätter werden durch ein A3-Klemmbrett festgehalten. Zurzeit ist nur der Januar vorhanden, der Kalender ist Work in Progress.

Thomas Jungbluth

3. Januar 2019

Über den Wunsch, eBooks (die ich lesen möchte) zu entleihen.

Ich lese Bücher viel lieber digital als auf Papier. Digitale Bücher kann man mittlerweile auch in Bibliotheken ausleihen und das fände ich schön, weil ich dann (so gut wie) nichts dafür bezahlen müsste. EBooks entleiht man über die Onleihe (quasi das deutsche Bibliotheks-eBook-System), allerdings hat ein kurzer Check ergeben, dass die Onleihe so gut wie keins der Bücher anbietet, die ich im letzten Jahr gelesen habe, nämlich im Wesentlichen englischsprachige Fantasy/Science Fiction. Nun könnte ich mir natürlich sagen, okay, fortan lese ich das, was es in der Onleihe gibt – aber dazu habe ich keine Lust.

Ich hörte, dass in Deutschland mittlerweile auch ein US-eBook-Verleihsystem verfügbar ist, nämlich Overdrive. Diesem System sind allerdings bisher nur wenige deutsche Bibliotheken angeschlossen und keine davon ist an meinem Wohn- oder Arbeitsort. Gleichzeitig verlangen Stadtbibliotheken generell, dass angemeldete Nutzer über einen Wohnsitz im Stadtgebiet verfügen (vermutlich ein Finanzierungsding, öffentliche Gelder etc.). Berlin hat z. B. Overdrive im Bibliothekssystem, also denke ich kurz darüber nach, ob mich eine meiner Berliner Bekanntschaften zwecks Erschleichung von Lektüre ihre Meldeadresse für eine Büchereianmeldung nutzen lassen würde, ich habe sogar schon jemanden im Auge. Dann fällt mir aber ein, dass mein Kindle in Deutschland mit Overdrive gar nicht funktioniert, also müsste ich mir noch rasch ein anderes Lesegerät kaufen mit der daraus wieder resultierenden Qual der Wahl. Oder ich würde mir noch ein bestimmtes Programm auf dem Laptop installieren, die Bücher dort entleihen und dann per USB auf das Lesegerät … an dieser Stelle bin ich schon so angestrengt von den ganzen Überlegungen, dass ich sie alle zu Gunsten eines ganz anderen Plans verwerfe:

Ich schaffe ja eh nur rund 40 Bücher im Jahr, 40 Bücher zu sagen wir 10 Euro kann ich mir leisten, jedenfalls besser als den Zeit-/Nervenaufwand, der offenbar mit Leihen einhergeht. Und außerdem habe ich sowieso noch vier riesige Stapel und zig MB ungelesener Bücher. Ich mache einfach gar nichts und warte entspannt ab, bis das eBook-Leihsystem einfacher (und internationaler) geworden ist.

Novemberregen, leicht verändert aus dem Blog übernommen

Januar 2019

Die Hochprägung gehörtE zur Kreditkarte

Ich bin Testbenutzer und/oder Early Adopter einer neuen Bank. Grade kam meine Kreditkarte, und sie sieht ziemlich überraschend anders aus:

Foto und Farbstich vom Verfasser

Auf der Vorderseite sind keinerlei persönliche Informationen vorhanden, die es bisher auf Kreditkarten gab: Name, Nummer der Karte, Gültigkeitszeitraum. Dafür ein eher schlechter Wortwitz.

Die Daten waren bisher erhaben, um auch in Edgeland Kreditkarten nutzen zu können. Dafür gibt es ein spezielles Gerät, einen Imprinter (in der Fintec-Fachsprache auch: Ritschratsch-Dinger).

Anscheinend geht die ausgebende Bank davon aus, dass selbst an der Tanke Crossing Bumfuck, Arkansas (oder einfach irgendwo ausserhalb von Städten in Deutschland) genug Netz oder Offline-Terminals vorhanden ist (bzw. sind). Zumindest das Techniktagebuch ging vor gar nicht so langer Zeit noch davon aus, dass die Hochprägung noch eine Weile erhalten bleibt.

Ich bin gespannt auf den ersten Einsatz, bei dem ich die Karte aus der Hand geben muss. Solange ich selbst kontaktlos oder durch Einschieben in ein Terminal bezahlen kann, wird die fehlende Beschriftung ja nicht weiter auffallen.

Auf der Rückseite sind die genannten Daten allerdings (klein) aufgedruckt. Wahrscheinlich für Käufe, bei denen man die Kreditkartendaten noch selbst in ein Formular eintragen muss.

Update / Korrektur – 2019-01-10

Meine Kollegen sagen: Aus technischer Sicht ist diese Karte mitnichten eine Kreditkarte, auch wenn Mastercard drauf steht.
Diese Karte ist eine Debitkarte (das Logo ist auf der Rückseite). Der Unterschied besteht darin, dass eine Kreditkarte ein eigenes Konto (und Vertrag mit fester Kreditlinie) hat, mit dem Zahlungen ausgeführt werden, dieses Konto kann sich dadurch auch im Minus (bis zur Kreditlinie) befinden und wird regelmäßig durch Zahlungen über ein anderes Konto (per Lastschrift) ausgeglichen.

Eine Debitkarte hängt dagegen direkt an einem Giro/(Kontokorrent)-Konto, es gibt kein separates Kartenkonto.

Also ist das mit dem nicht erhabenen Text überhaupt nichts besonderes, sondern eher, dass die Inhaberdaten nur auf der Rückseite stehen.

Eine Übersicht über verschiedene Kreditkartentypen gibts bei Wikipedia. (danke für die Hilfe und Klarstellung an Felix Hirner)

Alexander Stielau

4. Januar 2019

Bring deinen eigenen Code

Das niederbayerische Wellness-Hotel hat sich technisch auf die Hauptzielgruppe, Paare so um die 30, eingerichtet. Kostenfreies WLAN gibt es im ganzen Haus, auch am Rand des Pools und im Sauna-Ruheraum. Auf den Zim-

mern gibt es nicht nur mehrere USB-Anschlüsse an den Steckdosen, sondern auch ein Tablet für Hotelinformationen und – das ist eher selten – in keiner Form begrenztem Internetzugang.

Und auf der TV-Fernbedienung auf dem Zimmer prangt prominent – und farblich abgehoben – eine Taste mit der Beschriftung *Netflix* für den gleichnamigen Video-Streamingdienst.

Allerdings bedeutet das keineswegs, dass das Hotel dem Gast einen kostenfreien *Netflix*-Zugang zur Verfügung stellen würde. Eigentlich stellt das Hotel nur zur Verfügung, dass *Netflix* auf dem großen TV-Schirm im Zimmer läuft. Denn einloggen für den Zugang zu Netflix muss man sich schon mit seinem privaten Account – oder kann gleich hier einen Netflix-Vertrag abschließen, der immerhin in den ersten 30 Tagen kündbar ist.

Ganz offensichtlich: Bring dein eigenes Gerät, also Tablet oder Laptop, war gestern. Heute ist's bring deinen eigenen (Zugangs)Code.

Thomas Wiegold

05.01.2019 und 29.09.2003

Die Karstadt-Geschenkkarte

Oktober 2003. Zu meinem 16. Geburtstag meint es jemand gut mit mir und schenkt mir einen 30€-Gutschein bei Karstadt, einlösbar in allen Filialen von Karstadt und Hertie. Es handelt sich um eine simple Pappkarte. Innen ist der Name der ausgebenden Filiale gedruckt (Schadowstraße 93, 40212 Düsseldorf), darüber hat jemand von der Filiale unterschrieben – das dient als Echtheitsmerkmal. Der Betrag ist ebenfalls handschriftlich eingetragen worden, ebenso das Datum: 29.09.2003. Die ausfüllende Person hat offensichtlich einen Füller verwendet, einen Stempel aber nicht.

Dezember 2018. Über die Feiertage bin ich mal wieder in meinem Elternhaus und durchstöbere die Schubladen meines Kinderzimmers. Wie schon oft zuvor finde ich diesen alten Geschenkgutschein und nehme mir vor, ihn nun endlich einzulösen.

Januar 2019. Meine Freundin und ich sind wieder zuhause in Frankfurt. Sie braucht etwas Make-up und kann das bei Karstadt kaufen. Wir finden es irgendwie traurig, einen so alten Gutschein so profan zu verballern, auch wenn ich nicht mehr weiß, wer ihn mir damals geschenkt hat. Andererseits: Irgendwann muss er ja weg. Wir einigen uns darauf, dass sie 30 € in unsere gemeinsame Ausgehkasse packt und wir beide davon schön essen gehen, damit wenigstens die Intention des Schenkenden in Ehren gehalten wird.

Wir zwei gehen also zu Karstadt an der Zeil und sie sucht sich ihr Make-up aus. Versuch Nummer 1 schlägt fehl: Die Verkäuferin im Erdgeschoss verweist uns an die "Hauptkasse", sie selbst sei nicht bei Karstadt angestellt und könnte den Gutschein deshalb nicht einlösen. Versuch Nummer 2 ist ebenfalls nichts: Der Verkäufer an der Hauptkasse verweist uns an den Service-Punkt im 4. OG.

In einer hinteren Ecke des 4. OG finden wir dann einen Tresen, hinter dem zwei männliche Mitarbeiter stehen. Als ich dem einen den Gutschein in die Hand drücke runzelt er die Stirn und sagt so etwas wie: "Oh, da kommen Sie aber zu spät." Der zweite Kollege kommt dazu, die beiden beraten sich kurz, es ist von "2009" die Rede. Mir schwant schon Böses.

Doch dann: Entwarnung. Die beiden Herren lösen das Problem pragmatisch. "Wir können jetzt den Kunden verärgern, oder wir können den Gutschein annehmen. Also nehmen wir den jetzt an und buchen das als Kulanz." Meine Freundin bezahlt ihr Make-up und begleicht die Differenz in bar. 15 Jahre später ist mein Gutschein endlich Geschichte.

Eine Karstadt-Warenhaus-Geschenkkarte gibt es bis heute. Es gibt auch immer noch die Pappkarte, in die ein Betrag eingetragen wird. Das macht aber inzwischen der Schenkende, denn sie hat nur noch dekorativen Charakter. Das eigentliche Guthaben wird inzwischen auf einer Plastikkarte "im

praktischen EC-Kartenformat” eingespeichert, so wie bei fast allen anderen Gutscheinen von Handelsketten. Und rückblickend frage ich mich, wie weit verbreitet wohl früher der Missbrauch mit Geschenkkarten war.

Bernd Wilms

Januar 2019 und auch so die 20 Jahre davor

Haarige Icons

Ein Boden-Staubsauger hat an seinem Saugding („Bodendüse“?) fast immer einen Schalter, um zwischen Saugen auf glatten Böden und Saugen auf Teppichen zu wählen. Bei der Einstellung für glatten Böden sind kleine Bürsten und/oder Gummilippe ausgefahren. Dann kratzt das Plastik oder Metall der Düse nicht über den Boden und Krümel werden besser eingesammelt. Bei der Einstellung für Teppiche sind Bürsten und Gummilippe eingefahren, dann lässt sich die Düse leichter auf dem Teppich schieben. Die Einstellung hat also direkte Auswirkungen darauf, wie nervig das Saugen ist.

Seit meinen frühesten Staubsaugererfahrungen habe ich ein Problem: Welches Icon auf dem Schalter bedeutet was?

Das eine Icon mit den vielen Strichen könnte heißen:

- Der Untergrund hat Fasern (also: ist ein Teppich)
- Oder aber: An der Düse ist die Bürste aktiviert.

Das Icon mit der einzelnen Linie könnte heißen:

- Der Untergrund ist glatt (z. B. Fliesen oder Laminat).
- Oder aber: An der Düse ist die Bürste deaktiviert.

Kurz: Bezieht sich das Icon auf den Zustand der Düse oder den des Bodens? Die Frage beantworte ich, indem ich das kurz ausprobiere (Wenn die Bürste aktiv ist, ist das Schieben auf dem Teppich schwerer) oder indem ich kurz unter die Düse schaue. Bei meinem aktuellen Staubsauger bezieht sich das Icon übrigens auf die Düse, nicht auf den zu saugenden Boden.

Ich hatte auch mal einen Staubsauger, auf dem ein Fliesen-Icon und ein Teppich-Icon zu sehen war (Ein alter Vorwerk, glaube ich). Das war wesentlich verständlicher.

Jan Dittrich

Anfang 2019

Radio für die befreundete Zahnärztin

Die sehr gescheite und kommunikative Freundin DDr. Silvia L. erzählt beim sonntäglichen Mittagessen (danke!), sie möchte in Ihrer Zahnarztpraxis Radio hören. Nichts weiter. Nur für sich, wenn gerade keine Patienten da sind, und sie andere Dinge zu tun hat, als selbst grauenhafte Geräusche herzustellen.

Der Empfang von konventionellem Radio (UKW) ist in ihrer Praxis nicht möglich (es geht um einen Standort in Wien, in der Verlängerung einer ortsübergreifend bekannten Prachtstraße, also keine speziell exponierte Wald-, Senken- oder Randlage; skurril genug).

Herkömmliche Ansätze werden nicht akzeptiert, etwa:

1. Ein Gerät, das Internet-Radio wiedergeben kann (verwende dafür eines von Bose, das hat sechs Senderkurzwahltasten, das ist sehr praktisch) → Abgelehnt: Internet haben wir nur für das Abrechnungskastl mit der Sozialversicherung, sonst brauchen wir es nicht

2. Bluetooth Lautsprecher zur Übertragung von Internet-Radio vom Smartphone, da kann man dann auch schön Podcasts etc hören → Abgelehnt: Geh bitte, zu kompliziert, ich will auf einen Knopf drücken

3. Professionelle Beschallung → Abgelehnt: Das kostet dann AKM, GEMA etc; Mag nicht umbauen, Kabel verlegen usw.

Ich bin "IT-Mensch, Du kennst Dich mit Computern aus" und biete zuletzt ein Geringwissen an über das "digitale Radio, das jetzt irgendwie, irgendwo, in irgendeiner Abdeckung mit irgendwelchen Geräten empfangbar ist". Diese Marginalkenntnis habe ich aus "Digital Leben", der "Online-Kolumne" des Kultursenders Ö1 – die ja nicht die Primärquelle für Experten ist, üblicherweise, aber stets praktisch als Digital-Ergänzungsnahrung.

Wir dilettieren gemeinsam unser Halbwissen durch. Der ebenfalls anwesende Ehemann Zahnarzt ist auch ein Professional und hat auch keine Ahnung. Es wird gegooglt, ja, DAB+ gibt es tatsächlich und behauptet auch, dort verfügbar zu sein. Die Freundin hat und mag auch Amazon Prime und bestellt schnell ein Gerät dort ("Mal ausprobieren, können wir ja zurückschicken"). Am Dienstag SMS (meine Schuld, hab kein WhatsApp), "OK super passt danke".

Fazit: Kaum einer kennt DAB+ aktiv, nur Experten oder Nerds und eben Menschen mit exotischen Anforderungen. In Österreich wurde diese Neuheit im April 2018 neu eingeführt. Undankbarkeit: Trotz des erfolgreichen Einsatzes in diesem Fall hat DAB+ den stark ranzigen Geruch einer unnötigen Technologie, weil zum Zeitpunkt der Abschaltung von UKW (2020+?) vermutlich dann wirklich keine alternative digitale Radiotechnik parallel zum Internet notwendig sein wird. Wozu benötigt Radio ein eigenes Netz?

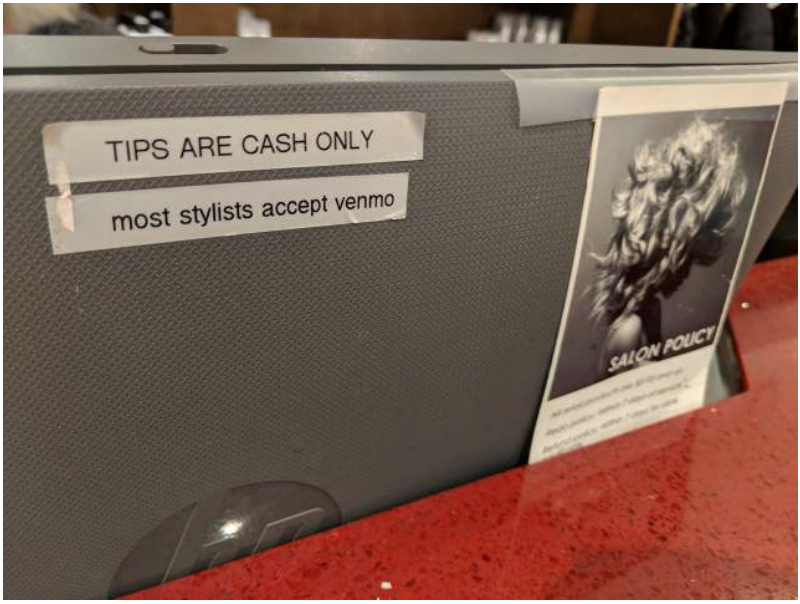
Tim Tulpenberg

2019-01-08

Eine weitere Bargeld-Bastion fällt

Das Trinkgeld beim Friseur ist in den USA, wie so viele Trinkgelder, keine nette Geste, sondern wird als ein unverzichtbarer Bestandteil der Dienstleistung erwartet. Es war auch bislang eine der ganz wenigen übriggebliebenen Gelegenheiten, bei denen ich Bargeld brauchte. Fünfzig Dollar für den Haarschnitt von der Kreditkarte, das geht an den Laden, in dem die Stylisten als Subunternehmer arbeiten, und dann noch fünf als Trinkgeld auf die Hand.

Da mein Friseur äußerst schnell arbeitet, verlängerte sich jeder Friseurbesuch durch den vorherigen Weg zum Geldautomaten fast auf das doppelte. Wenn der Geldautomat keine Fünf-Dollar-Noten hatte, und ich darum vorher noch irgendwo eine Kleinigkeit kaufen musste, um Wechselgeld zu bekommen, kam ich nicht selten verspätet zu meinem Termin.



Bis heute. Seit heute kann ich das Trinkgeld auch per Venmo zahlen, und da ich mit meinem Stylisten auf Facebook befreundet bin, ist der Vorgang einfach und dauert nur Sekunden. Wir beugen uns über mein Smartphone, ich tippe den Betrag und zeige ihn ihm auf dem Bildschirm. *Thanks. Take care. See you soon.*

André Spiegel

Anfang Januar 2019

Warum es nicht geht

Der Vater meines Freundes klagt, dass er seine Tonbänder nicht auf CD überspielen kann, das gebe es einfach nicht, den Anschluss dafür. Ich frage, ob ich mir die Rückseite des Tonbandgeräts mal ansehen darf, weil ich mir das nicht vorstellen kann. Das Tonsignal muss ja irgendwie aus dem Gerät rauskommen, warum soll man es also nicht in ein digitales Aufnahmegerät hineinbringen können?

Nein nein, sagt der Vater, nicht nötig, das gibt es einfach nicht, er hat schon gesucht. Wie sich herausstellt, meint er damit, dass man kein Gerät kaufen kann, das Tonbänder liest und CDs brennt. Die Beauftragung eines darauf spezialisierten Anbieters ist auch keine Option, weil prohibitiv teuer, 50 Cents pro Tonbandminute.

Wir schildern die Möglichkeit, ein Adapterkabel zu kaufen und Gratissoftware zu verwenden, und rechnen aus, wie wenig Geld der Festplattenplatz für 80 sechsstündige Tonbänder und 200 Kassetten kosten würde, Das geht aber auch nicht: “Dann müsste ich ja im Computerzimmer alles umbauen!” Das Computerzimmer ist weder sehr klein noch das Tonbandgerät sehr groß. Die Begründung endet damit, dass bei dieser undenkbaren Umbauaktion ja auch die Gardinen abgenommen werden müssten, wozu die Mutter aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr in der Lage sei.

Wir machen dann noch ein bisschen stumm den Mund auf und zu, aber aufgrund von Altersweisheit nicht lange. Später sind wir uns unter vier Augen einig, dass eine Technikdiskussion, die bei extrem entlegenen Argumenten angekommen ist, eigentlich ganz günstig verläuft. Man kann dann das Thema wechseln und den weiteren Nachdenkprozess abwarten.

Trotzdem lehnen wir in den nächsten Tagen gelegentlich, wenn die Eltern nicht zuhören, Vorschläge mit der Begründung ab, dazu müssten ja die Gardinen abgenommen werden. Denn es ist ein sehr gutes Argument, das überall passt.

Alina Smithee

Januar 2019

Bis ans Ende der Welt und noch viel . . . näher

Ich miste aus. Dabei fallen mir ein paar Dinge aus meiner Schulzeit in die Hände, die ich wohl aus Nostalgiegründen aufgehoben habe. Dabei sind einige Zettel aus dem Lateinunterricht wie ein schreibmaschinengeschriebenes Angabenblatt für die Schulaufgabe und ein Handout in Frakturschrift (der Lateinunterricht, aus dem die Zettel stammen, fand ca. 2005 statt). Ich denke kurz nach, fotografiere dann ein paar der Zettel, twittere die Bilder und werfe sie in den Papierkorb.

Etwas später sitze ich mit meiner Mutter am Küchentisch und erzähle ihr von den Dingen, die ich gefunden habe. Als ich erzähle, dass ich nun den letzten Rest meiner Schulsachen weggeworfen habe kommentiert sie das mit einem langgezogenen “Ohhhhh”. Ich erzähle ihr dann aber gleich, dass ich darüber getwittert habe. Erfreut stürzt sie an den Laptop und öffnet Twitter, um sich dort die Bilder anzuschauen.

Soziale Netzwerke verbinden – mit Menschen auf der ganzen Welt. Aber manchmal auch nur mit denen im eigenen Haus.

Aoife

10. Januar 2019

Die U-Bahn weiß, wo es lang geht

Die neuen Anzeigen in der Berliner U-Bahn mag es schon ein paar Wochen länger geben, aber heute sind sie mir zum ersten Mal aufgefallen. Anstatt leicht bekömmlicher Nachrichten oder dem stummen Anpreisen neuer Musik im “Berliner Fenster”, einem Informationssystem, das in Kästen mit zwei nebeneinander angeordneten Bildschirmen in der U-Bahn unter der Decke hängt, wird mir etwas ganz Neues präsentiert: Nicht nur, wohin ich fahre, sondern in wechselnder Anzeige auch noch, welche Anschlüsse ich an der nächsten Station erreichen kann. Doch die “Dynamische Fahrgastinformation” befindet sich noch im Testbetrieb.

Foto: Thomas Wiegold

Die Spannung ist kaum zu ertragen, ob der rechte Bildschirm im Regelbetrieb auch für weitere Informationen genutzt, oder ein anderes Standbild ohne Hinweis auf den Testbetrieb angezeigt wird.

Markus Winninghoff

12. Januar 2019

Neues von der Hüpfmusik

Nach langer Pause habe ich mal wieder Gelegenheit zu Gruppensport in Form von Aerobic (das jetzt und hier „Move & Dance“ heißt).

Mittlerweile bin ich vom Fitnessstudio in einen Sportverein gewechselt, auch hier kommt die Hüpfmusik aus einer Sportstudioanlage. Doch die Musikquellen haben sich seit meinem letzten Stand 2015 weiterentwickelt. Immer noch hat die Vorturnerin Probleme mit der Musikanlage, doch es sind neue Probleme: Sie holt sich die Hüpfmusik vom Streamingdienst Spotify und hadert erst mit schlechtem WLAN-Zugang, dann mit unzureichender Mobilfunkverbindung: „Ich hab hier nur Edge!“ Nach einigen Minuten vergeblicher Versuche findet sie eine Offline-Version der gewünschten Musik auf ihrem Smartphone; auf die wird geturnt und gehüpft.

die Kaltmamsell

Januar 2019

Serack Scholtfletsch: wie ich die Kindle-App zwingen will, mir doch was vorzulesen, aber Kindle gewinnt

Seit einer Weile bin ich dem Audiobuch verfallen. Beim Sport und auch anderswo schätze ich es, nicht aufs Telefon schauen zu müssen, um zu lesen. Ich lasse lesen, während ich sonst langweilige Dinge erledige. Allerdings verkleinert das Sortiment an Hörbüchern die Auswahl an Lesematerial empfindlich. Weil mich das ärgert, probiere ich immer wieder herum und google halbherzig, ob es nicht doch endlich möglich ist, mit der Kindle-App auf meinem Android-Telefon Text-to-Speech zu nutzen.

Dieses Mal mit so einer Art Erfolg: Ich finde heraus, dass man Kindlebücher mit Hilfe von TalkBack, der Integrierten Text-to-Speech-Bedienhilfe von Google vorlesen lassen kann. TalkBack überführt allerdings auch die Bedienung des Telefons in den gesprochenen Modus, was die Bedienung sehr ungewohnt macht. Man muss z. B. Schaltflächen erst auswählen und dann mit einem Doppeltipp aktivieren. Das verlangsamt mich sehr, weil ich motorisch nicht so schnell umstellen kann.

Nachdem ich es trotzdem bis in die Kindle-App schaffe und die App beginnt, vorzulesen, klingt das Ganze wie bei Hogan's Heroes: Die Default-Einstellung von Talkback ist Deutsch, weil mein Telefon deutschsprachig eingestellt ist. Und das Buch, das ich vorgelesen haben möchte, ist auf Englisch.

Zurück in die Talkback-Einstellungen also und Englisch ausgewählt. Jetzt ist die Navigation ein Heidenspaß. Bei jeder Berührung werden deutschsprachig getaufte Bedienelemente englisch ausgesprochen. So wird die "Zurück-Schaltfläche" zur "Serack Scholtfletsh". Gut, dass ich auch gucken kann, so finde ich dennoch wieder zur Kindle App und lasse mir nun den Text vorlesen. Leider bricht das Vorlesen jetzt nach jeder Seite ab. Das war beim ersten Versuch nicht der Fall, ich weiß aber nicht, was, außer der Sprache, ich jetzt anders gemacht haben könnte.

Ich stolpere mühselig mit der Talkbacknavigation wieder zurück zu den "Aynstelling" des Telefons. Eventuell werde ich doch einfach warten müssen, bis Kindle mich endlich erlöst. Oder an einem anderen Tag, mit etwas mehr Geduld und insgesamt weniger halbherzig, die Feinheiten der Talkback-Navigation studieren. So lange höre ich halt altmodische, eigens produzierte Hörbücher. Auch Okay Scholtfletsh.

Mia Culpa

13. Januar 2019

Lange Nächte mit Vinyl

Audiophil Veranlagte hören jetzt besser auf zu lesen (oder sind ganz tapfer): Im vergangenen Herbst habe ich zugegriffen, als im Ausverkauf einer Supermarktkette ein *USB-Plattenspieler* der Hausmarke eines namhaften deutschen Discounters für 40 Euro im Angebot war. Ich besitze zwar seit gut 30 Jahren – genau weiß ich es wirklich nicht – keinen Plattenspieler mehr. Aber einen Stapel Platten habe ich von Umzug zu Umzug mitgeschleppt und ins Regal gestellt. Das meiste dürfte für Kenner nicht die Umzüge wert ge-

wesen sein, aber ein paar Schätzchen sind ja vielleicht doch dabei. (Und sicherlich auch Dinge, die aktuelle Streamingdienste vermutlich gar nicht im Sortiment haben. . .)

Ob's das Aufheben wert war oder nicht: Von Schallplatten möchte ich meine Musikversorgung nicht mehr haben (auch wenn ich nicht gar so anspruchsvoll bin). Meine Überlegung beim Erwerb des Schnäppchens: Damit kann ich meine vorhanden Vinyl-Platten digitalisieren, die Musik auf Wunsch von der Festplatte anhören und überlegen, was ich mit den Platten mache (Aufheben? Verkaufen? Verschrotten? Je nachdem.)

Technisch ist die Digitalisierung mit dem kleinen Phono-Koffer (so hieß das doch früher. . .) durchaus möglich. Ein Steckplatz für einen USB-Stick ist vorhanden, auf Knopfdruck wird die abgespielte Platte als mp3-Datei auf dem Stick gespeichert.

So weit Werbeversprechen und Theorie. Praktisch ist das Überspielen einer Vinyl-Platte auf einen USB-Stick dann nicht ganz so einfach.

Das fängt damit an, dass die Software in dem Billig-Plattenspieler die Pausen zwischen den einzelnen Stücken auf einer Langspielplatte nicht erkennt. Die ganze Seite, die natürlich in Echtzeit abge- und überspielt wird, wird deshalb als eine Datei gespeichert. Abhilfe ist nur möglich, wenn ich daneben sitze und bei jeder Pause zwischen den Tracks die Aufzeichnung oder besser Digitalisierung unterbreche und sofort danach neu starte.

Leider ist die Taste, mit der das Digitalisieren gestartet und beendet und wieder gestartet wird, entweder zu sensibel oder nicht sensibel genug für mich. Jedenfalls schaffe ich es wiederholt nicht, die Aufzeichnung zu stoppen. Und ebenso gelingt es mir nicht immer, rechtzeitig zu Beginn des nächsten Songs die Aufzeichnung wieder zu starten.

Das Ergebnis hört sich entsprechend an – eine Datei ist nur eine Sekunde lang, die Pausen zwischen anderen Stücken stimmen nicht. Zudem muss ich beim Einlesen in ein Musikverwaltungsprogramm auf dem Computer – in diesem Fall *Rhythmbox* unter Ubuntu – natürlich manuell den Titel des Albums und jedes einzelnen Tracks eingeben. Meta-Daten wie bei CDs gibt's

ja nicht, und auch die automatische Erkennung, wie sie bei CDs funktioniert, scheint für diese Art von Aufnahmen nicht vorgesehen oder einfach nicht zu funktionieren.

Nach dem gescheiterten ersten Aufzeichnungs-/Digitalisierungsversuch erprobe ich ein anderes Vorgehen: Ich zeichne die ganze Schallplattenseite als eine Datei auf. Dann öffne ich die mp3-Datei in einem Audioschnittprogramm (in diesem Fall *Audacity*) und kopiere jeden einzelnen Track in eine eigene Datei. Bei der Gelegenheit kann ich auch gleich Titel, Interpret und Albumnamen eingeben. Jedesmal aufs neue.

Das wird dann zwar sauber in die Musikverwaltung kopiert. Aber der Aufwand ist schon ... erheblich, zumal die technische Qualität der Digitalisierung (mp3 mit max 128 kbps) nicht so arg berauschend ist, eher rauschend.

Dieser Schritt von der analogen Vinyl-Schallplatte zur Datei ist so ähnlich wie das Projekt, Dias zu digitalisieren: Etwas für lange Nächte mit Vinyl. Irgendwann.

Thomas Wiegold

13. Januar 2019

Phantomschreck am Handgelenk

Seit Mitte der 90er Jahre trage ich keine Armbanduhr mehr. Dennoch durchzuckt mich immer noch manchmal ein Phantomschreck, wenn ich das linke Handgelenk ins Wasser tauche.

Also der kurze schreckhafte Gedanke “ohgott, ich habe gar nicht daran gedacht, die Armbanduhr abzulegen!” Wobei vermutlich schon einige der Digitaluhren, die ich als Teenager besaß, wasserdicht genug gewesen wären, um ein Wannenbad zu überstehen.

Die letzte Armbanduhr, die ich regelmäßig trug, war ein elektromechanisches Exemplar mit relativ schlichtem weißen Zifferblatt, das ich auf dem *Krempelmarkt am Reichpietschufer* günstig erstanden hatte. Dass sie nicht

wasserdicht war, wurde mir unmissverständlich vor Augen geführt, als ich sie in der Tasche einer Jeans verstaute, welche meine Mutter unbesehen in die Waschmaschine steckte. Ich brachte die Uhr danach sogar noch zu einem Uhrmacher, aber auch der erklärte den Fall für hoffnungslos.

Virtualista

14. Januar 2019

Das Internet bei den Eltern ist schlechter als gedacht

Im Traum muss ich dringend etwas googeln, und zwar, was mit dem Ei geschehen soll, das ich in meiner anderen Hand halte und auszubrüten versuche, es hat bereits einen Riss und gar keine richtige Schale, ich kann es nicht hinlegen, sonst geht es ganz kaputt. Mit einer Hand gebe ich ein: E G G ... aber das Internet im düsteren Arbeitszimmer dieses fremden Elternhauses scheint nicht so gut zu sein, es kommen nur nutzlose Anfahrtspläne für irgendwas in der ländlichen Region heraus.

Dann merke ich, dass es sich gar nicht um ein richtiges Internet handelt, sondern nur um einen Klarsichtordner mit ein paar kopierten Seiten darin. So kann es ja auch nicht gehen! Ich werde noch wütender.

Kathrin Passig

15. Januar 2019

Das kurze, nutzlose Leben des Stromklaus

In der Techniktagebuch-Redaktion sagt gelegentlich jemand “Shirt!”, um zu vermerken, dass eine bestimmte Wendung auf den Techniktagebuch-T-Shirts erscheinen sollte. Aus diesem Fundus speisen sich auch die Titel für die jährlichen E-Book-Versionen.

Der Weg aus dem Chat aufs T-Shirt oder Buch beginnt damit, dass ich bei Facebook ein Archiv meiner gesamten Chatnachrichten aus zehn Jahren anfordere. Dieses Archiv ist im Moment 5 GB groß, ich kann es also nicht zu Hause am Handyinternet und auch nicht via Freifunk am Fußende herunterladen, sondern muss damit warten, bis ich an einem Ort mit halbwegs schnellem WLAN bin.

Dann folgen allerlei Umbaumaßnahmen des Chatlogs, das ist aber eine Sache von einer Viertelstunde, seit Facebook irgendwann im Laufe des letzten Jahres ein vernünftigeres Archivformat als "alle Chats in Brocken in eine gemeinsame Datei erbrochen" eingeführt hat.

Ich filtere mit grep aus diesem Chatlog alle Zeilen heraus, in denen das Wort "Shirt" vorkommt und übernehme die Vorschläge mit etwas Suchen und Ersetzen und Handarbeit in die Materialdateien der Shirtmaschine.

"Das muss doch auch einfacher gehen", denke ich heute, und "am besten baue ich sofort einen Chatbot für den Facebook Messenger, bevor jemand anderer in der Redaktion auf die gleiche Idee kommt und ich dann nie herausfinde, wie das geht".

Facebook hält eine Anleitung für den Chatbotbau bereit, die auch wirklich ziemlich geschmeidig und einfach funktioniert, wenn man bereit ist, Node.js zu verwenden. Node.js scheint mir in diesem Konstrukt nur dazu zu dienen, einen Webserver auf dem häuslichen Rechner zu betreiben. Aber warum? Wer will einen Chatbot, der nur funktioniert, wenn der Privatlaptop gerade zufällig an ist? Ich google, ob ich Node.js auf meinem Server installieren kann, aber auch die Anleitung beim Hostinganbieter erklärt nur die lokale Installation. Das sehe ich ein, es wäre ja auch Unsinn, einen Server auf dem Server zu haben, außer man hat gern Server auf seinen Servern, damit man naja.

Egal, ich folge der Anleitung, ersetze am Ende das Node.js-Zeug durch ein paar anderswo herbeigegoogelte PHP-Zeilen und finde durch Versuch und Irrtum heraus, an welchen anderen als von der Anleitung behaupteten Stellen man welche Zugangsdaten einsetzen muss, die anders benannt sind, als die Anleitung behauptet.

Damit Facebook meinen Bot namens *Stromklaus* zu genehmigen bereit ist, brauche ich jetzt noch eine Privacy Policy. Damit bin ich überfordert, aber zum Glück lässt sie sich in einem bequemen Gespräch mit einem weiteren Facebook-Messenger-Bot erzeugen.

Und dann funktioniert mein erster Messengerbot! Noch kann er nicht viel, er wiederholt nur alles, was man zu ihm sagt. Aber gleich werde ich ihn in die einfache Arbeit des Shirtaufschrift-Archivierens einweisen. “Hurra! Meet Stromklaus!”, kündige ich im Chat an und versuche den Bot einzuladen.

Jetzt stellt sich heraus, dass man im Facebook Messenger überhaupt keine Bots in Gruppenchats einladen kann. Ich habe alles ganz umsonst herausgefunden. In Telegram, Discord und Slack darf man Bots in Gruppenchats haben, aber wir sind nun mal nicht bei Telegram, Discord oder Slack, sondern im Facebook Messenger. “Im IRC war alles besser, ich will zurück in die 90er!” empöre ich mich.

“Shirt ‘Im IRC war alles besser, ich will zurück in die 90er’”, sagt Angela.

Kathrin Passig

Januar 2019

Barzahlungsdinosaurier

Alltägliche Ausgaben zahle ich am liebsten mit Bargeld. Es reicht, dass meine Bank weiß, woher mein Geld herkommt, sie muss nicht auch noch erfahren, wie ich es ausgebe. Es wird jedoch immer schwieriger, Kartenzahlungen zu vermeiden. In den letzten Wochen brachte ich Kellnerinnen mehrfach in Verlegenheit, als ich sie fragte, ob ich auch bar bezahlen dürfte, obwohl sie mir das Kartenzahlterminal schon vor die Nase gestellt hatten. Wenn sich dann herausstellte, dass sie nicht genug Wechselgeld hatten, zahlte ich halt mit Karte.

Gestern war ich erst in einem Museum, in dem kein Bargeld mehr angenommen wird, danach in einem Kino, wo ich die Kinokarte und mein Getränk mit Karte zahlen musste (beides in Rotterdam).

iris

15. Januar 2019

Dial M for Maler(arbeiten)

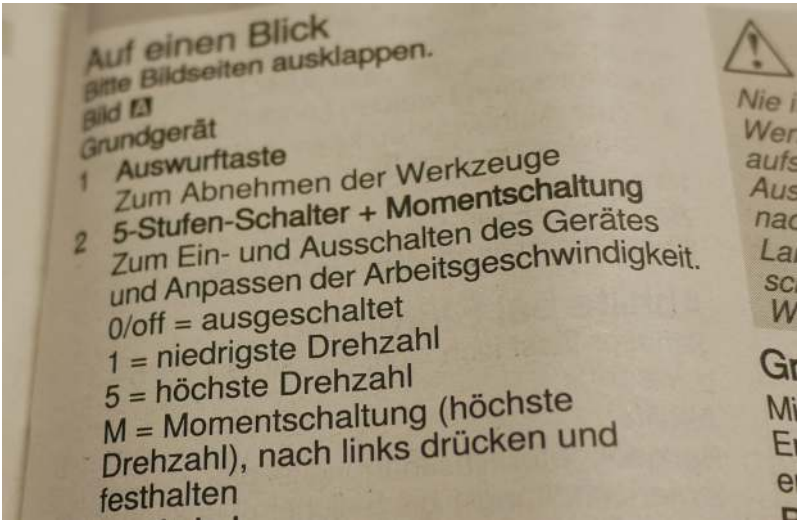
Nach etwa einem Vierteljahrhundert hat der Handmixer aus der Technik-Kollektion eines bekannten Kaffeerösters seinen Dienst eingestellt. Das heißt, noch tut er, aber es knarzt und kracht verdächtig, und beim leichten Schütteln machen klappernde Geräusche klar, dass da Einzelteile im Gehäuse unterwegs sind. Ein neues Handrührgerät wird gebraucht.

Das erstehe ich zwischendurch in einem Kaufhaus, wähle das zweitbilligste Modell (es muss ja besser sein als das billigste, außerdem ist es in Europa gefertigt und trägt den Namen einer traditionsreichen deutschen Elektromarke) und nehme es noch am gleichen Abend in Betrieb. Natürlich ohne die Gebrauchsanleitung durchzulesen – hey, es ist ein Mixer, keine Mondrakete.

Als ich eine ziemlich flüssige Mischung aus Ei und Sahne schlage, komme ich dann nur knapp an einer mittleren Katastrophe vorbei. Der Mixer hat, wie es sich gehört, verschiedene Drehzahlen für die Rührquirle, die auch intuitiv erfassbar mit 1 bis 5 am Schalter markiert sind (Foto oben). Und die Stellung 0, in der das Gerät stillsteht.

Wenn man von größter Schlagkraft auf Stufe 5, ganz rechts, den Schalter Richtung Stufe 0, also aus, nach links schiebt – gelangt man, so man nicht fürchterlich aufpasst, über die 0 hinaus auf die mit M markierten Einstellung. Und die ist, ganz gegen alle Intuition, nicht etwa weniger als 0. Sondern im Gegenteil der Turbo für die Rührquirle.

Nun ja, es steht auch in der Gebrauchsanweisung:



Auf einen Blick
Bitte Bildseiten ausklappen.
Bild
Grundgerät
1 Auswurftaste
Zum Abnehmen der Werkzeuge
2 5-Stufen-Schalter + Momentschaltung
Zum Ein- und Ausschalten des Gerätes
und Anpassen der Arbeitsgeschwindigkeit.
0/off = ausgeschaltet
1 = niedrigste Drehzahl
5 = höchste Drehzahl
M = Momentschaltung (höchste
Drehzahl), nach links drücken und
festhalten

Momentschaltung! Höchste Drehzahl! Und auf der landet man nicht etwa nach der Stellung für die dauerhaft höchste Drehzahl. Sondern gerne beim Ausschalten.

Ich hatte schlicht Glück. Sonst hätte ich, flüssiges Ei klebt gut, nach Nutzung auf Stufe M schon mal die Malerarbeiten für die Küche in Auftrag geben können. Das Design des *User Interface* scheint bei so kleinen Küchengeräten noch verbesserungswürdig.

Thomas Wiegold

Januar 2019

Auf der Suche nach einer Telefonzelle am Meer

Ich habe einen Diascanner gekauft und scanne seit einigen Wochen die Dias, die mein Vater hinterlassen hat. Die Bilder des Schottlandurlaubs von 1989 sind unbeschriftet. Ich habe diesen letzten Familienurlaub in missglückter Erinnerung: viel Fahrerei, halb erwachsene Kinder, die sich den bisherigen Urlaubsregeln nicht mehr so richtig fügen wollen, Regen. Der Vater war ansonsten ein penibler Beschrifter, aber vielleicht ging ihm das auch so und er hatte keine Lust, sich später noch einmal mit diesen drei Wochen zu beschäftigen.

Nur weil es geht, versuche ich den eingescannten Dateien bessere Titel zu geben als “Haus am Meer” oder “Landschaft”. Bei vielen Bildern dauert die Suche nur ein paar Minuten. Entweder zeigen sie bekannte Landmarks oder das Bild enthält googlebare Elemente. Manchmal sind die Aufschriften auf Läden, Autos oder Fischerbooten zu erkennen und erleichtern die Zuordnung. Die Techniktagebuch-Schottlandkorrespondenten Aleks Scholz und Roger Stapleton helfen mit.

Bilder ohne solche Details erfordern andere Strategien. Da auf die chronologische Abfolge der Dias nur teilweise Verlass ist und wir in diesem Urlaub viel in Schottland herumgefahren sind, lege ich nachts weite Strecken mit Google Street View zurück.

Foto: Dieter Passig

Da mir beim Autofahren oft schlecht wird, gefällt es mir gut, die schottischen Küstenstraßen ohne Risiken und Nebenwirkungen betrachten zu können. Immer wieder ertappe ich mich beim der Fahrt auf kurvigen, schadhaften Straßen, die an einem Leuchtturm oder einem einsamen Haus enden, bei dem Gedanken “das muss ich ja auch alles wieder zurück”. Aber dann fällt mir ein, dass das nicht stimmt, und ich bedaure, dass das Autofahren mit einem Auto weniger praktisch ist.

Update: Zur Auflösung des Bilderrätsels bitte hier entlang.

Kathrin Passig

16. Januar 2019

Jetzt haben wir nur noch die Internetprobleme

Ich bekomme eine Mail und, weil ich nicht antworte, einen Anruf zur Vereinbarung eines Termin für ein Interview zum Thema Prokrastination. Der Interviewer schlägt als Interviewkanal Skype vor und fragt, ob ich mir etwas anderes wünsche. Ich denke an André Spiegels Friseurin und sage "mir egal, ich richte mich nach Ihnen". Also bleibt es bei Skype.

Das ist wegen einer Skypekonferenz im Frühjahr 2018 auf dem aktuellen Rechner sogar schon installiert,. Ich muss mich nur an mein Passwort erinnern und erfahre dann, dass Skype jetzt endlich Chatlogs exportieren kann, hurra! Sofort exportiere ich alles Vorhandene. Leider sind das nur ungefähr 17 Zeilen, denn meine umfangreiche Skypegeschichte aus den Jahren um 2005 befindet sich in anderen Versionen auf anderen Festplatten.

Im Interview sage ich unter anderem, Saschas und mein Prokrastinationsbuch sei ja nun zehn Jahre alt und inzwischen vieles einfacher, weil papierloser geworden: Die Vorbereitung der Steuererklärung! Fahrtkostenabrechnungen (zuerst so, dann so)! Die Finanzen! Man muss sich nicht mehr merken, wo man irgendein wichtiges Stück Papier hingelegt hat und kann fast alles per Volltextsuche finden.

Der Interviewer fragt, ob nicht gleichzeitig alles schwieriger geworden sei wegen der ständigen Ablenkung durch tausend Neuigkeiten im Netz. "Nein", sage ich, "das war ja vor zehn Jahren auch schon so. Und da hatte man zusätzlich noch die ganzen Papierprobleme. Jetzt haben wir nur noch die Internetprobleme."

Kathrin Passig

18. Januar 2019

Eine Rohrpost! Sie haben eine Rohrpost und keiner sagt mir was davon!

Ich warte bei Karstadt Hermannplatz an der Kasse, um eine nachtleuchtende Glibberschnecke zu bezahlen. Nach der Abfertigung der vorigen Kundin geht die Kassiererin ein paar Schritte zur Seite, greift unter den Tresen und kommt mit einem Gegenstand zurück, der wie eine Rohrpostbüchse aussieht. Zurück an ihrem Arbeitsplatz lässt sie den Gegenstand wieder unter dem Tresen verschwinden. Es geht so schnell und unauffällig, dass ich es beinahe übersehen hätte, und ich muss solche Vorgänge schon oft übersehen haben, denn ich gehe hier seit 25 Jahren ein und aus.

"Haben Sie hier eine Rohrpostanlage, die noch in Betrieb ist?", frage ich. Die Kassiererin guckt misstrauisch und bejaht. Ich freue mich noch etwas ausdrücklicher als sowieso schon, um ihr Misstrauen zu zerstreuen, falls Rohrpostanlagen inzwischen illegal sind oder so. "Wozu denn?" – "Na für unsere Nachrichten ... und für Geld." Ich würde gern mehr herausfinden, aber es soll nicht so aussehen, als plante ich die Rohrpostanlage auszurauben, und der Kassiervorgang bei einer einzigen Glibberschnecke dauert nur wenige Sekunden. Deshalb bleibt es dabei.

Kathrin Passig

19.1.2019

Karaoke mit Hindernissen

Spontan laden sich Freunde bei uns zum Karaokesingen ein. Wie wir unsere Anlage höchst professionell aufbauen, haben wir ja schon vor anderthalb Jahren gelernt. Wir haben jetzt einen neuen Verstärker, ansonsten hat sich am Setup nichts geändert und die Rolle des Verstärkers bleibt ja auch gleich, insofern erwarten wir keine Überraschungen.

Wir werden dann doch überrascht. Erst knarzt die Box ohne erkennbaren Grund vor sich hin, als wir das ein bisschen näher untersuchen, hören wir auf einmal ein weinendes Kind und schlussfolgern, dass sich die Funkmikrofone ungünstig die Frequenz mit dem Babyfon der Nachbarn teilen. Beim letzten Karaokesingen gab es noch kein Baby und dementsprechend auch kein Babyfon und eben auch kein Problem mit geteilten Frequenzen.

Wir denken ein bisschen an Lösungen rum, als wir dann aber zur Tat schreiten gibt es den ganzen Abend keine Problem. Ob wir das Kind mit sehr enthusiastischem Gesang zu “Like a Virgin” in den Schlaf singen, bleibt ein Geheimnis.

Anne Schüßler

20. Januar 2019

Alben durchhören und Spülmaschine auf Repeat

Wir reden über Musikstreaming. Hanna ist ganz zufrieden mit ihren Spotify-Empfehlungen und fühlt sich nur “ein bisschen ertappt”. Anna und ich sind unzufrieden, wobei Anna bestimmte Spotify-Empfehlungsmethoden gut und andere schlecht findet, während mir alles nicht passt.

“Ich will die Musik doch bei der Arbeit hören”, sage ich, “da kann ich nicht alle dreißig Sekunden wieder was wegklicken”. Ja, zum Arbeiten müsse man Alben durchhören, sagt Anna. Alben durchhören! Stimmt, das konnte man ja auch mal! “Das mach ich gar nicht mehr”, sagt Hanna. “Ich glaub, das hab ich zuletzt Mitte der 90er gemacht”, sage ich. So eine einleuchtende Idee, Alben. Ich beschließe, das gleich morgen auszuprobieren.

Dann berichtet Hanna von ihrer Entdeckung einer Playlist “Baby Noise”. “Nur Haushaltsgeräte! Ich hab Spülmaschine auf Repeat laufen gehört, und es war so schön!”

Kathrin Passig

Januar 2019

Formatieren in Word: Ich erreiche von den Stages of Grief nun die Stufe “Acceptance”

Gemeinsam mit einem Freund gebe ich eine Anthologie mit Texten eines Autors heraus, von dem wir Fans sind. Die ältesten Texte, die in die Anthologie aufgenommen werden, sind Mitte der 1990er Jahre in verschiedenen Sammelbänden oder Zeitschriften erschienen, enthalten etliche Bilder, viele Fuß- oder Endnoten und sind teilweise einspaltig, in seltenen Fällen zweispaltig gedruckt. Sie liegen uns als Scans in PDFs vor.

Der Autor selbst hat keine Worddateien oder ähnliche Formate, in denen die Version, die zuerst veröffentlicht ist, und die ins Buch soll, vorhanden ist. Um nun ein Manuskript zu erstellen, müssen deshalb die Scans, die wir haben, wieder in Dateien verwandelt werden, mit denen der Verlag weiterarbeiten kann, soll heißen, mit denen er in den Satz und dann ins Korrektorat einsteigen kann.

Die Scans, die wir haben, sind teils recht gut, dennoch kann der Text auf keinen Fall direkt in ein Worddokument oder eine andere Textverarbeitung kopiert werden. Ich erhalte den Tipp, den ABBYY Finereader auszuprobieren, der aus PDFs und anderen Dateitypen bearbeitbare Dokumente machen kann.

Ich schicke also die PDFs durch den ABBYY Finereader, der sie dann in Word-Dateien konvertiert. In diesen sind zwar Fuß- und Endnoten korrekt erkannt, diese sind aber anders als in Worddokumenten, in denen man die Fuß- oder Endnoten selbst setzt, nicht mit dem jeweiligen Text darin verknüpft. Ist das PDF, das vorliegt, schlechter Qualität (geringe s/w Kontraste o.ä.), werden Buchstaben schlechter erkannt, Seiten- und Abschnittsumbrüche tauchen an unerwarteten Stellen auf, Fettdruck ist ebenfalls äußerst erratisch hier und da entstanden. Einrückungen einzelner Absätze haben wenig mit dem zu tun, was in der Vorlage zu sehen ist.

Der Verlag schickt uns ein Style Sheet zum Formatieren in Word. Es ist nicht auf vieles zu achten, es soll so wenig wie möglich formatiert sein.

Bis diese Arbeit überhaupt losgehen kann, ist es nötig, erst einmal die gröbsten Fehler zu entfernen, die Fußnoten neu zu setzen und mit dem jeweiligen Text zu verbinden (pro Text sind ca. 60 Fußnoten vorhanden) und so weiter. Mein Mitherausgeber berichtet, dass er für 9 Seiten Dokumentkorrektur (ohne Neuformatierung) ca. eineinhalb Stunden braucht. Das Buch hat ca. 350 Seiten, und ich rechne nachts schlaflos hoch, wie lange wir wohl brauchen werden.

Kathrin behauptet zunächst, dass die Probleme nicht in der Natur der Sache liegen, sondern mit dem Beharren der Verlage auf der Arbeit mit Word zu tun haben. Nachdem sie das Scan-Ergebnis betrachtet hat, fallen ihr aber auch keine Automatisierungsmöglichkeiten ein. Vielleicht wenigstens die Fußnoten, meint sie, findet aber nur einen Link zu einer Empfehlung von 2010, mit Word-Makros zu arbeiten, die bei den User*innen, die ihr gefolgt sind, laut Kommentaren nicht recht funktioniert hat. “Also wenn ich das Buch machen müsste, würde ich lieber alles neu abtippen”, sagt sie abschließend.

Ich überlege, auf welcher Stufe der “Five Stages of Grief” ich mich befinde und stelle fest, langsam “Acceptance” zu erreichen. Wir werden nun händisch mit Verlagsstylesheet in Word dieses Buch formatieren.

Hanna Engelmeier

21. Januar 2019

Die Eroberung Trojas scheitert im Teutoburger Wald, weil mein Vater schlau ist

Im Büro klingelt das Telefon. Ich sehe die Nummer meiner Eltern auf dem Display. Weil meine Eltern glauben, dass ich stets ganz fleißig arbeite, rufen sie mich in der Firma praktisch nur in Ausnahmefällen an. Es muss also wichtig sein.

Ich gehe ran, und mein Vater meldet sich. Er ist hörbar aufgeregt, es gibt ein Computerproblem. Er hat eine Email bekommen, wonach ganz viele Amazon-Bestellungen unterwegs seien und es heißt, er könne das nicht mehr rückgängig machen. Zur Übersicht der Bestellungen soll er auf einen Link klicken. Er hat auf den Link geklickt. Dann habe da etwas gestanden, dass alles verschlüsselt werde. Und dann sei ihm das unheimlich geworden, so dass er zum Telefonhörer gegriffen habe. Guter Vater!

Ich beruhige ihn erst mal, dass nichts Schlimmes passieren kann. Selbst wenn Geld abgebucht würde, könne man das wieder rückgängig machen, im Gegensatz dazu, wenn man selbst etwas überweist.

Als erstes versuche ich, mich in sein Amazon-Konto einzuloggen, um nachzuschauen, ob evtl. tatsächlich Bestellungen ausgelöst wurden. Mein Vater weiß das Passwort nicht mehr (beruhigend an dieser Stelle, dass er nicht überall das gleiche Passwort verwendet). Er habe schon seit vielen Jahren dort nichts mehr bestellt. Da die Mailadresse meines Vaters über eine meiner Domains läuft, lenke ich die Mails erst mal zusätzlich an mich um und warte auf die Bestätigungsmail für ein neues Passwort. Mein Vater erhält

die allerdings schneller als ich. Er liest mir am Telefon einen Code vor, den ich eintippe und Zugang zu seinem Konto erhalte. Seit Jahren keine Bestellungen. Alles ist gut, das Passwort ändern wir stante pede auf etwas sehr Kompliziertes.

Als nächstes muss ich mich um die Verschlüsselungsproblematik kümmern. Mein Vater, der nun auch bald auf die 80 zugeht, hat Schwierigkeiten, den Explorer zu finden. Es liege immer das Fenster mit der Verschlüsselungswarnung darüber. “Du konntest dich doch früher mal auf meinen Rechner schalten. Mach das doch mal!”, meint er.

Da mein Bürorechner gerade neu aufgesetzt wurde, ist Teamviewer nicht vorhanden. Ich installiere es schnell. Nach wenigen Sekunden läuft Version 14. Ich kann meinem Vater am Telefon erklären, wie er in Windows 7 in den Programmen Teamviewer startet. Bei ihm ist Version 5 installiert. Er nennt mir den passenden Code, den ich bei mir eintippe. Prompt meldet sich Teamviewer sinngemäß, dass die Version, mit der ich mich verbinden will, aber eigentlich zu alt sei. Irgendwie geht es aber trotzdem. Ich sehe den Desktop meines Vaters.

Eine Word-Datei ist geöffnet. Ich klicke sie von Berlin aus 450 km entfernt im Teutoburger Wald in der Taskleiste an und sehe nun auch die Verschlüsselungswarnung. Oha!

Aber es ist auch noch ein anderes kleines Fenster aktiv, in dem gesagt wird, dass die Makros doch ausgeschaltet seien und gefragt wird, ob die Inhalte nun aktiviert werden sollen. Ich klicke auf “Nein, bloß nicht!!!”, also “Abbrechen”, schließe die Datei und lösche sie. Über den .ru-Link, den mein Vater angeklickt hat, wurde offensichtlich eine xml-Datei geladen und in word geöffnet. Da Makros standardmäßig abgeschaltet sind, wurde der Verschlüsselungstrojaner nicht aktiviert. Noch mal Glück gehabt! Das Troja bei meinen Eltern muss an einem anderem Tag erobert werden.

Ich ermutige meinen Vater noch, mich jederzeit anzurufen, wenn ihm am Computer was komisch vorkommt. Er verspricht, das zu tun.

Markus Winninghoff

Mitte der Siebziger bis 2019

Einmal Drehwurm 50 Pfennig

Meine Eltern glauben sehr ans Wandern, aber auch ans Einkehren. In einer Waldgaststätte oberhalb meines Heimatortes zum Beispiel kann man das sehr gut. Man geht mit einem Haufen Freunden und deren Kinder zu Fuß hinauf und belohnt sich dort mit einem kühlen Getränk oder einer deftigen Mahlzeit. Es gibt einen unterhaltsamen Esel, der auch mal runter ins Dorf läuft und den wir Kinder ausdauernd bestaunen. Außerdem kann man uns um den Gasthof unter sehr loser Aufsicht toben und herumrennen lassen, weil er nicht an einer Straße liegt. Das absolute Highlight für uns Kinder aber ist das Karussell: Es ist elektrisch und man kann es mit einer Münze in Gang setzen. 50 Pfennig kostet der Spaß.

Das Karussell ist eine Art Mini-Kettenkarussell, ohne Dekoration oder sonstigen Schnickschnack. Auf einem Rummelplatz fände man so etwas nicht, für einen Spielplatz hätte es die richtige Größe, ist es aber schon wieder zu toll, mit seinem Maschinenantrieb. Es bewegt sich auch nicht sehr schnell, aber wir sind Kinder vom Land und es reicht, um uns einen Anflug von Drehwurm zu bescheren, nach dem wir schnell süchtig werden. Den ganzen Nachmittag betteln wir abwechselnd unsere Eltern um Münzen an und schon auf dem Weg zurück ins Tal verkünden wir, welch große Karussellfahrten wir das nächste Mal mit bis dahin angesparten Münzen unternehmen werden.

2019 bin ich wegen einer Familienangelegenheit in der Waldgaststätte eingeladen. Überrascht stelle ich bei der Ankunft fest: Das Karussell ist immer noch da. Rostig ist es geworden, und ich frage mich kurz, wer wohl schlechter gealtert ist, das Karussell oder ich. Man versichert mir glaubhaft, dass es immer noch funktioniere (was wundert's mich, ich ja auch). Ich vergesse allerdings, nachzufragen, ob man inzwischen mit Centmünzen bezahlen kann. Testen kann ich es nicht, denn neben dem Karussell ist ein großer Haufen Schnee aufgetürmt. Außerdem habe ich keine Kinder zur Hand, denen ich

eine Runde spendieren könnte. So bleibt die Begegnung mit der Vergangenheit ein stummes, drehwurmfreies Nicken, eh ich mich verabschiede und wir beide wieder getrennt weiter rosten.

Mia Culpa

Dezember 2010 bis Februar 2011

Die Milch steckt im Schnee

Wir ziehen Mitte Dezember von Düsseldorf nach Essen und weil das Kaufen einer Küche die Hölle ist, haben wir das noch nicht gemacht. Die alte Küche können wir aus diversen Gründen nicht mitnehmen, wir haben also beim Einzug keine Küche.

Glücklicherweise ist es sehr kalt. Es ist so kalt, dass es sogar im Ruhrgebiet anhaltend schneit und der Schnee liegenbleibt. Wir bauen uns aus Umzugskisten und Holzbrettern eine Art Theke in der Küche, darauf steht ein Wasserkocher und diverse Fünf-Minuten-Terrinen. Alles, was kalt gehalten werden muss, packen wir aufs Fensterbrett in den Schnee. Nie kam ich vom Sofa schneller an die Milch als in diesen paar Wochen.

Zugegebenermaßen arbeite ich in dieser Zeit in Hanau und habe da eine Zweitwohnung mit Küche, mich betrifft dieses Problem also eher am Wochenende. In Essen behelfen wir uns mit Dingen, die man kalt essen kann oder für die man nur Heißwasser braucht oder eben mit den Restaurants und Lieferdiensten in der Umgebung.

Silvester fahren wir zu einem Möbelhaus und lassen uns eine Küche zusammenstellen. Diese wird dann irgendwann im Februar geliefert und aufgebaut und pünktlich zum Frühling haben wir dann auch wieder eine andere Möglichkeit, Dinge zu kühlen.

Anne Schüßler

21. Januar 2019

Bitte Ausdruck mitbringen!

Die Deutsche Bahn schätzt mich offensichtlich als Kunden, vermutlich habe ich in den vergangenen Monaten genügend Geld für Fahrkarten ausgegeben. Deshalb bekomme ich per E-Mail einen Gutschein für ein Stück Kuchen im ICE-Bordbistro. Allerdings sollte ich nicht glauben, dass ich den Gutschein so ohne weiteres nutzen könnte:

> Nur in ausgedruckter Form gültig. Der Barcode muss auf dem Ausdruck abgebildet sein, damit dieser eingelöst werden kann.

Das mit dem Barcode verstehe ich ja. Aber wenn ich die Fahrkarte auf dem Handy-Bildschirm vorzeigen kann, warum dann nicht auch den Kuchengutschein?

Am gleichen Tag melde ich mich für eine Veranstaltung an, über ein online-Buchungssystem. Das klappt problemlos, ich bekomme eine Bestätigungsmail, und da steht drin (auf Englisch, ist ja ein internationaler Veranstalter):

> We kindly ask you to bring a print-out of this email to the event, as it serves as validation at the venue entrance.

Die Digitalisierung scheitert, wenn sie scheitert, beim letzten Schritt.

Thomas Wiegold

21. Januar 2019

Unterschätze nie das Teleobjektiv deines Vaters

Das Foto mit der Telefonzelle, von dem in diesem Beitrag über Sightseeing mit Google Street View schon die Rede war, hat mich so viele Stunden beschäftigt, dass ich es nicht mal im Techniktagebuch gern zugebe. Immer

wieder habe ich Google Maps geschlossen und mir vorgenommen, jetzt aber zu schlafen (nachts) oder zu arbeiten (tagsüber), um es dann sofort wieder aufzumachen und *nur diesem einen Verdacht noch* nachzugehen.

Schließlich ist es mir doch gelungen, mich von der ungesunden Telefonzellenobsession loszureißen. Aber Roger Stapleton hat im Hintergrund weiter recherchiert, und heute erreicht mich via Aleks Scholz sein Ergebnis.

Foto: Dieter Passig

Das Bild wurde an einem weitgehend unbewohnten Aussichtspunkt namens Red Point aufgenommen und zeigt die Berge auf der Isle of Skye. Bei Google Street View sieht man auf der Westseite der Straße die charakteristischen Steine. Obwohl ich die Strecke schon mit Google Street View gefahren bin, habe ich die Steine übersehen und die Skye-Skyline in der Ferne gar nicht wahrgenommen, weil das Googleauto nicht das Teleobjektiv ("Zuaweziaga") meines Vaters verwendet.

Die Telefonzelle existiert nicht mehr, aber auf dieser Karte von 1967–69 ist ein paar Meter weiter nördlich eine *Telephone Call Box* mit "TCB" markiert. Entweder wurde die Telefonzelle im Laufe der Zeit verlegt, oder die Nähe von Telefonzelle und Steinen ist eine durchs Teleobjektiv erzeugte Illusion.

Roger Stapletons hinzugezogener Freund Colin schreibt:

> "The telephone box suggests Red Point. In 1954 we rented a cottage in Gair Loch, and we had friends who had a caravan at Red Point. We sometimes used to arrange joint expeditions etc by phone, and it was about 40 years before cell phones were invented. But the phone calls had to be one way. They had to ring us."

Und bei Google Book Search berichtet ein einsamer Schnipsel aus dem *Scotsman Magazine* von 1947:

> "At Red Point stands a solitary-looking telephone-box, 'Red Point 1,' which is of the greatest service to hostellers on windy days, when they go inside to open out their maps in peace and see exactly where they are. They have even been known to seek its shelter in rain to make tea on a Primus stove, but that is perhaps carrying the Postmaster-General's hospitality rather far."

Jetzt kann ich wieder ruhig schlafen. Oder über ein anderes Foto nachdenken.

Kathrin Passig

2019 immer noch

Ich würde gern, aber ich kann nicht ohne

Wie bereits berichtet, arbeitet meine Firma, ein US-Softwareunternehmen mit über tausend Mitarbeitern, praktisch ohne Papier. Um genau zu sein: Für die eigentlichen Geschäftsprozesse ist kein Papier erforderlich. Für ihre persönliche Arbeit nutzen viele Kollegen durchaus Papier.

Ich selber hänge wirklich nicht am Papier. Alles was ich mache, findet nicht nur auf meinem Laptop, sondern meistens gleich in der Cloud statt. Texte, Termine, Software. Es gibt nur eine Gelegenheit, bei der ich nicht ohne Papier auskomme, und das ist paradoxerweise der schönste Aspekt meines Berufs: Wenn ich ein wirklich schwieriges Problem zu lösen habe.

Ich klaue mir dann immer ein paar Blätter aus einem Drucker. Ein Stift liegt hoffentlich irgendwo rum. Dann schreibe ich Wörter auf das Blatt. Male Pfeile dazwischen. Kringel. Kästchen. Eine Tabelle. Doppelter Strich zwischen diesen Zeilen. Nein, nochmal neu. Erste Tabelle daneben legen, andere Tabelle malen. Wort schreiben. In Großbuchstaben. Dieses Wort unterstreichen. Dieses auch. Wort nochmal mit dem Stift nachfahren. Nochmal. Während dem Nachfahren weiterdenken. Schnell eine neue Notation erfinden. Maßeinheit an die Zahl dranquetschen. Wort einrahmen.

Wenn ich gezwungen bin, diese Denkarbeit an Tastatur und Bildschirm zu machen – weil kein Drucker zum Beklauen da ist oder ich keinen Stift finde –, fühle ich mich eingeschränkt, komme nicht in die Gänge, die Ideen fließen nicht. Würde mir eins dieser neuartigen Handschrifttablets helfen? Möglich wäre es, aber der Aufwand, ein zusätzliches Gerät nur für diesen Zweck mit mir herumzuschleppen, ist mir zu hoch. Es steht ja meistens in irgendeinem Winkel noch irgendwo ein Drucker, aus dem ich Papier klauen kann.

Die so vollgekritzelten Seiten stopfe ich am Ende des Arbeitstags mit dem Laptop zusammen in meinen Rucksack und trage sie dort einige Tage bis Wochen mit mir herum. Angucken tu' ich sie nie mehr. Wenn die Idee erst

mal in meinem Kopf ist, kann ich sie von da aus ohne weitere Umwege in einen geordneten Text oder ein Programm umsetzen. Das Papier schmeiße ich irgendwann weg.

André Spiegel

Seit 2017

Collaborative Scientific Writing

Im Zuge meines Doktoratsstudiums und danach habe ich drei verschiedene Modi des gemeinschaftlichen Verfassenes von wissenschaftlichen Artikeln ausprobiert – alles unter Verwendung von LaTeX, no na net, Mathematik und Informatik halt. Die Verwendung von LaTeX für Fachartikel aus technisch-naturwissenschaftlichen Bereichen ist wohl eine der wenigen Gelegenheiten, zu denen der Begriff „alternativlos“ wirklich angebracht ist, aus vielerlei Gründen: Formelsatz und mathematische Formatierung, Layoutprozesse wissenschaftlicher Journale und Konferenzen, ...

Von den drei Modi würde ich eher nur ein bis zwei zur Nachahmung empfehlen.

- Einer der Teile meiner Dissertation ist mehr oder weniger ausschließlich von mir geschrieben, mit unregelmäßigem externen Lektorat und Feedback durch meinen Betreuer und Koautor. (Im Zuge der Finalisierungsphase hat er, wenn ich mich recht entsinne, dann noch Teile der Einleitung und des Schlusses in längeren Textblock-Vorschlägen beigetragen.) Urteil: 7/10, geht ganz gut, aber der Fortschritt war auch durch den Modus halt doch etwas schleppend.

- Der überwiegende Teil meiner wissenschaftlichen Kollaborationen findet mittlerweile via Overleaf (vormals: Overleaf und ShareLaTeX, aber Erstere schluckten unlängst Letztere) statt. Im Vollausbau der Funktionalitäten (nicht alles gibt's gratis, manches aber auch für erfolgreiches

~~Ködern~~ Einladen ausreichend vieler anderer Benutzerinnen) ist insbesondere die Änderungshistorie Gold wert, um keine Anpassungen der Koautorinnen zu übersehen und Detailfragen diskutieren zu können (das dann entweder direkt im Text mittels passender Kommentarfunktionen oder fernmündlich mittels VoIP). Der Ordnung und Archivierung halber lade ich dann trotzdem gelegentlich Milestone-Versionen herunter (z. B. wenn der Artikel bei einem Journal eingereicht oder aufs arXiv geladen wird), aber die tatsächliche Arbeit findet ausschließlich in der Cloud statt. Urteil: 11/10, möchte nie wieder anders mit Menschen zusammenarbeiten. Jedoch ...

- ... habe ich einen Artikel gemeinsam mit einer etwas ... sagen wir, übersteigert datenschutzbedachten Person verfasst, die am liebsten bei gar keiner Onlineplattform einen Account haben möchte, ergo auch nicht bei Overleaf. Prozedere hierbei war dann ein zigfaches Hin- und Herschicken des Artikels in unterschiedlich nummerierten Fassungen, wobei ich die Änderungen händisch mittels diff (bzw. Diffchecker) nachvollzogen habe, um ja nix zu übersehen. Urteil: 2/10, hat mehr Nerven gekostet, als vertretbar ist, mach ich definitiv nimmer.

TL;DR: Ohne Overleaf könnte ich mir kollaboratives Verfassen von mathematischen oder informatischen Artikeln nicht mehr vorstellen.

Lukas Daniel Klausner

Januar 2019

Vom Fremdautogebrauch

Ich habe mein eigenes Auto abgeschafft. Ich nutze es zu selten und die Kosten selbst bei Nichtnutzung sind hoch (2.000 Euro für Versicherung, Steuer, Stellplatz), dazu kamen in 2018 noch mal 2.000 Euro für knapp 9.000 km, davon habe ich deutlich mehr als die Hälfte in Urlauben zusammengefahren) – Sprit, Wartungs- und Werkstattkosten, Parktickets, Ersatzteile.

Meine täglichen Wege in Hamburg erledige ich meistens mit dem Rad, meine Freundin nutzt das gut ausgebaute Bus- und Bahnnetz.

Ein eigenes Auto hatten wir vor allem aus Bequemlichkeit (sofortiger, wahlfreier Zugriff – mal eben ungeplant irgendwo hinfahren), zum Transport von Dingen, die mit dem Fahrrad oder zu Fuß nervig und/oder sperrig sind, z. B. große Pflanzen, Werkzeug(kisten), zwei Bleche Kuchen ... und wenn wir (auch gerne mit Gepäck) in Gegenden fahren, die mit der Bahn in nur lumpigen 7 Stunden Regionalbahngegurke erreichbar sind, obwohl man mit dem Auto 2,5 Stunden braucht.

Für diese drei Fälle brauchen wir nun Alternativen.

In Hamburg gibt es ein ziemlich unübersichtliches Angebot von verschiedenen Fremdautogebrauchsmöglichkeiten, die unter Carsharing und Mietwagen zusammengefasst werden.

Mir ist klar, dass wir damit in Hamburg privilegiert sind im Vergleich zu mittelgroßen Kleinstädten – ich glaube, auf dem Land wäre das Leben, das ich aktuell führe, ohne eigenes Auto ziemlich kompliziert.

Das Angebot teilt sich grob in drei Bereiche:

Freefloating Carsharing: Im Hamburger Stadtgebiet stehen Autos herum, die man über eine Handyapp des jeweiligen Betreibers spontan nutzen kann. Das Auto kann beliebig im vom Betreiber festgelegten Geschäftsbereich abgestellt werden. Es stehen generell verschiedene PKW-Typen mit verschiedenen Features (Cabrio, Smart, 4-Sitzer, E-Auto) und verschiedenen Preisen

zur Verfügung, oft hat man in der Praxis aber nicht die Auswahl, sondern nimmt eher das, das am nächsten ist. Es wird die Nutzungszeit abgerechnet, die Autos dürfen in Parkzonen ohne Parkschein abgestellt werden.

Die Sache mit dem Geschäftsbereich ist allerdings problematisch, wenn das Fahrtziel nicht in der Innenstadt ist – der Geschäftsbereich und damit auch der Abstellbereich ist leider nur dort, wo sich das für den Betreiber auch lohnt. Die beiden größten Betreiber von Freefloating Carsharing in Hamburg haben z. B. südlich der Norderelbe (Hafen, Wilhelmsburg, Harburg, Finkenwerder) nur noch sehr kleine oder keine Geschäftsbereiche (mehr).

Stationsgebundenes Carsharing: Die Autos dieser Betreiber stehen an festen Abholstationen bereit und müssen nach der Nutzung auch dort wieder abgestellt werden, ebenso muss man bereits beim Reservieren der Miete angeben, wie lange man das Auto nutzen möchte. Die Autos werden auch über eine Handyapp gebucht. Bei den größeren Stationen scheint eine spontane Buchung gut zu funktionieren, bei den kleineren mit nur einem oder zwei Fahrzeugen bin ich mir da noch nicht drüber im Klaren. Es gibt unterschiedliche Fahrzeugtypen vom Elefantenrollschuh bis zum Transporter, damit kann man also auch mal Möbel kaufen oder ähnliches.

Die Abrechnung erfolgt auf Zeit- und km-Basis, es gibt Tages- und Nachttarife.

Mietwagen: Klassische Mietwagen sind (für mich überraschend) schnell günstiger als Carsharing-Autos. Mietwagen gibt es in allen denkbaren Kategorien, sind typischerweise stationsgebunden und enthalten in der Regel eine km-Pauschale pro Zeiteinheit.

Da das Herumklicken in den in Hamburg verfügbaren Anbieterwebseiten sehr schnell unübersichtlich wurde, habe ich angefangen, diese in einer Tabelle zu listen. In der Tabelle werden konkrete Anbieter sichtbar – das müs-

sen nicht die besten oder einzigen sein, es sind die, die mir aus verschiedenen Gründen aufgefallen sind und sie sind bundesweit zumindest in großen Städten und bei mir verfügbar.

In der Tabelle sind einmalige Setupkosten nicht berücksichtigt, bei DriveNow und Car2go wechseln diese permanent durch Werbeaktionen (max. 20 Euro), Flinkster kostet für Bahncardinhaber nix, Greenwheels kostet grundsätzlich nix, Cambio kostet aktuell 30 Euro.

Ebenso wird in der Tabelle nicht berücksichtigt, dass es bei allen Anbietern Paketpreise oder günstigere Tarife für Vielnutzer gibt, die dann aber monatliche Grundgebühren verursachen – ich habe absichtlich die Tarife verglichen, die wenn man sie nicht nutzt, auch nichts kosten. Car2go experimentiert mit einem Angebots/Nachfrage-Preisschwankungsmodell herum, deswegen ist das dort ein gemittelter Wert angegeben.

			car2go	drivenow	cambio	greenwheels	flinkster	starcar
			https://www.car2go	https://www.dri	http://www.cam	https://www.gre	https://anmeldu	https://www.sta
Nutzung	Minuten	km	A-Klasse, mittlerer F	default	Preisklasse S	klein	klein	Gruppe B
Minutenpreis			0,32 €	0,33 €	0,05 €	0,04 €	0,08 €	
nachts					0,01 €	0,02 €	0,03 €	
Tagespreis			79,00 €	109,00 €	30,00 €	39,00 €	50,00 €	36,00 €
Woche					210,00 €			215,00 €
km					0,25 €	0,30 €	0,18 €	-
30 Minuten tags, 20km	30	20	9,60 €	9,90 €	6,50 €	7,25 €	6,10 €	
1 Stunde tags, 10km	60	10	19,20 €	19,80 €	5,50 €	5,49 €	6,80 €	36,00 €
1 Stunde tags, 20km	60	20	19,20 €	19,80 €	8,00 €	8,49 €	8,60 €	36,00 €
2 Stunden tags, 30km	120	30	38,40 €	39,60 €	13,50 €	13,98 €	15,40 €	36,00 €
5 Stunden tags, 30km	300	30	96,00 €	99,00 €	22,50 €	21,45 €	30,40 €	36,00 €
5 Stunden tags, 60km	300	60	96,00 €	99,00 €	30,00 €	30,45 €	35,80 €	36,00 €
5 Stunden tags, 100km	300	100	96,00 €	99,00 €	40,00 €	42,45 €	43,00 €	36,00 €
10 Stunden tags, 60km	600	60	192,00 €	198,00 €	45,00 €	42,90 €	60,80 €	36,00 €
1 Tag 100km	1	100			55,00 €	69,00 €	68,00 €	36,00 €
1 Tag 300km	1	300			105,00 €	129,00 €	104,00 €	48,00 €
1 Woche 500km	7	500			335,00 €	423,00 €	440,00 €	215,00 €

Link auf die Originaltabelle

Freefloating ist am teuersten, man spart aber oft einen Weg, weil das Auto nicht zurückgebracht werden muss.

Stationsbasiertes Carsharing ist in der Zeitabrechnung günstig, die Kilometer sind aber teuer – gut, um das Auto mal 5 Stunden bei IKEA rumstehen lassen zu können oder früh morgens in der Knüste fotografieren zu gehen.

Schon ab ungefähr 6 Stunden Nutzung ist bei meinem Vergleich ein Mietwagen das günstigste Modell, obwohl hier noch der verbrauchte Sprit / Strom dazu kommt, der bei Carsharing-Fahrzeugen bereits in der Miete enthalten ist. Tanken muss man manchmal trotzdem.

Mietwagen werden in der Regel persönlich durch einen Mitarbeiter übergeben, das kostet real auch noch mal Zeit – Carsharing-Autos öffnen sich per App/Karte und sind 24/7 verfügbar, Mietwagen müssen tendenziell zu den üblichen Geschäftszeiten abgeholt werden.

Von meiner Wohnung aus sind Greenwheels, Cambio und Flinkster alle zusammen am Bahnhof Harburg (etwa 15 lockere Minuten mit dem Rad oder zwei Stationen mit der S-Bahn) stationiert, ein DriveNow-Auto kann ich in 5 Fußminuten Entfernung abstellen, Car2Go sind 15 Minuten Fußweg, Starcar etwa 10 Minuten Fußweg.

Das praktische Kundewerden war bei allen Anbietern langweilig unspektakulär. Antrag im Netz ausfüllen, dann entweder mit Führerschein und Personalausweis in einen Laden eines Vertragspartners gehen oder Videoident über sich ergehen lassen – fertig. Vielleicht wird das erste Nutzen von stationsgebundenem Carsharing noch mal interessant, aber ich vermute, das geht genauso simpel wie bei Car2Go und DriveNow.

Das ganze Miet- und Sharing-Gesummse hat allerdings noch einen Nachteil: Die Selbstbeteiligungskosten bei verschuldeten Unfällen sind sehr hoch (bis 1.000 Euro), bei einem Diebstahl des Fahrzeugs haftet man zum Teil sogar voll. Jeder Anbieter bietet dafür (natürlich zu Extrakosten) noch mal Selbstbeteiligungsminderungs-Pakete an, das läppert sich dann aber schnell zu erheblichen Summen.

Wenn man ein kleines bißchen sucht, findet man Selbstbeteiligungsausschluss-Versicherungen für genau diesen Einsatzzweck. Stichwort ist LDW – Loss Damage Waiver (das entspricht einer Vollkaskoversicherung mit Haf-

tungsbefreiung) oder Leihwagenversicherung. Das ist unglaublich viel günstiger als das, was die Anbieter selbst anbieten – und dazu noch keine Reduzierung, sondern eine Abschaffung der Selbstbeteiligungskosten auf null.

Neben den kommerziellen Anbietern gibt es auch immer mehr Leute, die ihr wenig genutzes Privatauto über entsprechende Anbieter sharen. Damit werde ich vom Kopf her nicht warm. Ich möchte im Falle des Falles lieber ein unpersönliches Firmenauto vom Zeitwert in den Schrottwert verwandeln und nicht jemandes eventuell schwerst vom Mund abgespartes, geliebtes und gebrauchtes Gefährt.

Um z. B. mit Besuchern gemeinsam auf dem Rad die Stadt zu erkunden, bietet sich noch das technisch ähnlich gestaltete Kurzzeit-Leihen von Fahrrädern an, aber darüber wurde ja schon an anderen Stellen im Techniktagebuch berichtet.

Alexander Stielau

25. Januar 2019

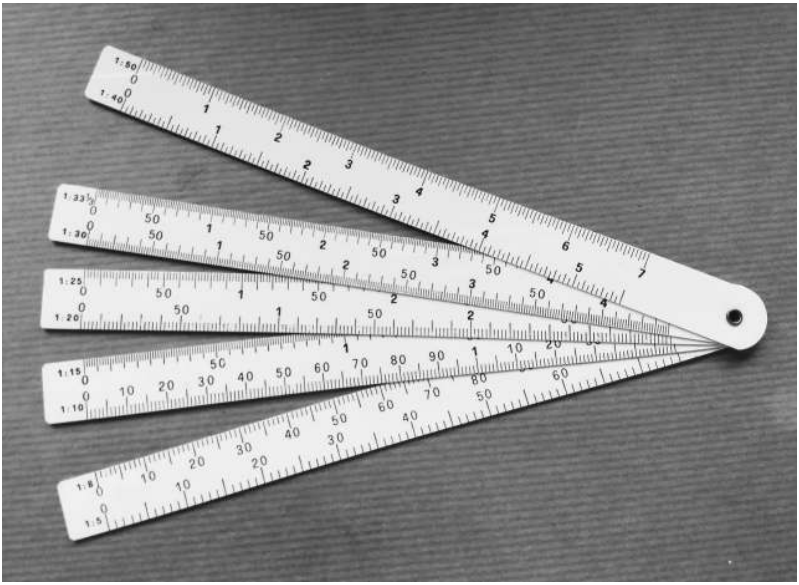
Der Waldwegbau und seine Vorarbeiten

Weil im Februar das Techniktagebuch fünf Jahre alt wird, stelle ich schon mal Vorabversionen der E-Book-Fassung her. Beim eigentlichen E-Book gibt es gestalterisch wenig zu besprechen, weil die Schriftgröße leserseitig festgelegt wird. Aber für die PDF-Version sind Layoutentscheidungen zu treffen. Ich lasse mich von Undine Löhfelm beraten, die weiß, wie man richtige Bücher macht. Sie wünscht sich unter anderem kürzere Zeilen.

Damit ich nicht durch Versuch und Irrtum zur neuen Zeilenlänge finden muss, suche ich ein Lineal, um am Bildschirm in der PDF-Zoomstufe “Actual Size” herauszufinden, wie lang die Zeilen bisher waren. Obwohl ich mich im Mutterhaushalt befinde, in dem es eine Vielzahl von Linealen geben muss,

finde ich keines. Ich öffne dreimal die linke und dreimal die rechte Schreibtischschublade, aber es sind nur Zeichendreiecke aus einer Zeit darin, als man noch nicht überall eine Skala eingravierte, nur weil es geht.

In einem kleinen flachen Lederetui vermute ich einen Rechenschieber, der vielleicht zusätzlich eine Zentimeterskala haben könnte; meine Erinnerung an die Standardfeatures von Rechenschiebern ist etwas vage. Aber das Etui enthält etwas anderes:



“Ich habe einen kleinen Fächer mit offenbar Kartenmaßstäben gefunden”, teile ich der Redaktion mit, “mit dem geht es sicher auch. Ich nehm einfach den mit Kartenmaßstab 1:10.”

Ich messe die Buchzeile auf dem Bildschirm aus. Später finde ich heraus, dass es sich um ein Reduktionslineal handelt, jedoch nicht, wozu und wie man es eigentlich verwendet. Die normale Googlesuche bringt nur Kaufangebote ans Licht, und die Suche in Google Books führt zwar zu vielverspre-

chenden Titeln wie “Der Waldwegbau und seine Vorarbeiten”, “Katechismus der Feldmesskunst” und “Lehrbuch der niederen Geodäsie vorzüglich für die praktischen Bedürfnisse der Forstmänner und Landwirte, Kameralisten und Geometer, sowie zum Gebrauche an militärischen und technischen Bildungsanstalten”. Eine verständliche Erklärung ist aber im Rahmen meiner Suchgeduld darin nicht zu finden.

Molinarius ergänzt später: “Nur noch kurz, der Vollständigkeit und Technikbezogenheit halber, nachgetragen zum Thema ‘Zollstocksuche’: Ich hab ne App dafür. Also als Zollstock, nicht um den zu suchen. Musste einmal kalibriert werden und weiß jetzt immer, wie lang cm und dm und so sind.”

Profis würden vielleicht sogar noch eine ganz andere Möglichkeit finden, bei der weder Lineal noch App an den Bildschirm gehalten werden müssen. Aber die Waldwege des Techniktagebuchs sind jetzt hinreichend vermessen, und darauf kommt es an.

Kathrin Passig

26. Januar 2019

Durchgepaust und abgehakt

Ich belege eine Fortbildung. Die Seminarräume sind ganz solide auf dem Stand der Technik ausgerüstet: Beamer an der Wand, WLAN für Teilnehmende in okayisher Qualität kostenlos, Stellwände, Whiteboard, Flipcharts – und in jedem Raum auch noch ein Tageslichtprojektor. Ich enthalte mich naheligenden öffentlichen Spotts (auch, weil Dejan Mihajlović dieser Tage schon den Goldstandard in Sachen Tageslichtprojektor getwittert hatte) – zum Glück, wie sich schließlich zeigt.

Die Fortbildung schließt mit einem Multiple-Choice-Test ab, die Antworten sind auf einem einzigen DIN-A4-Blatt mit einem Formular anzukreuzen, das neben den persönlichen Daten des Prüflings nur aus Antwortkästchen besteht. Der Test wird sofort nach Abgabe vom Dozenten ausgewertet:

Sichtschutz aus einer Stellwand gebaut, Projektor an, Musterlösung aufgelegt, Test-Blatt darauf, so daß die Antworten durchscheinen, und dann stupide richtig und falsch abhaken.

(Ergänzung, 28. Januar: Aufmerksame Beobachter bemerken, daß die Klappe oben, die aus dem Leuchttisch erst einen Projektor macht, hier zugeklappt ist. Das könnte wohl gefährlich werden inklusive Rauch und Feuer, wenn man es zu lange so läßt – mir war das neu, das ist wohl heute nicht mehr standardmäßig gelehrtes Arbeitssicherheitswissen.)

(Eine weitere Beobachtung des Seminars: Auch 2019 ist Ton noch Glücksspiel. Mit HDMI sollte das zwar genauso reibungslos wie Bild übertragen werden, aber ach. Noch bis vor kurzem war der Workaround, alle zur absoluten Stille zu verpflichten und schlechte Laptoplautsprecher scheppern zu

lassen. Hier sind mittlerweile alle Dozenten dazu übergegangen, eigene Bluetooth-Lautsprecher mitzubringen, die es auch tatsächlich schaffen, in guter Qualität einen ganzen Raum zu beschallen.)

Felix Neumann

27. Januar 2019

Es soll telefoniert werden. Das erfordert Vorbereitungen

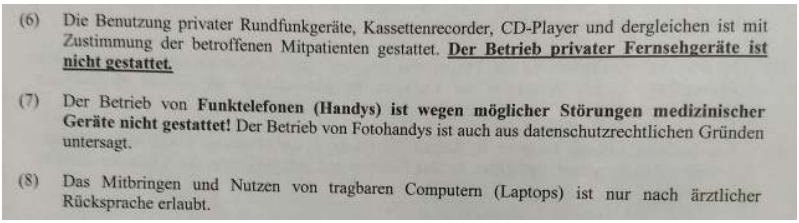
Die Mutter bittet um Hilfe bei der Einrichtung eines extralauten Klingeltons, damit sie ab morgen im Krankenhaus keine Anrufe überhört. Der bisherige Zustand ist der, dass sie am Handy eingegangene Anrufe und Nachrichten einige Wochen später entdeckt, wenn überhaupt. Sie weiß selten, wo sich das Handy überhaupt befindet, geschweige denn, welcher Klingelton zu diesem Gerät gehört. (Um nicht etwa Zweifel an der technischen Kompetenz meiner Mutter aufkommen zu lassen, sei an dieser Stelle erwähnt, dass sie am iPad alles kann und das Smartphone nur bisher keinen Platz in ihrem Leben gefunden hat, schon gar nicht in seiner Funktion als Telefoniergerät.)

Ihr Krankenhauszimmer ist allerdings ein Doppelzimmer und ich versuche sie deshalb zu “nur Vibration” zu überreden. Wir testen das, indem wir das Handy in krankenzimmertypische Entfernung legen und vom Festnetz aus die Nummer anrufen, die handschriftlich hinten auf dem Handy notiert ist. Sie probiert dann aber doch wieder alle Klingeltöne durch. Das habe ich gerade erst im Dezember mit ihr gemacht, ich habe allmählich den Verdacht, sie liebt Klingeltöne.

“Stell dir vor, du liegst mit jemandem zusammen, der den ganzen Tag solche Geräusche macht!”, hebe ich flehentlich die Kategorischen Imperativspfoten. Schließlich einigen wir uns auf 50% Klingeltonlautstärke und das klassische „Drring Drring”-Geräusch, das ihr zwar nicht gefällt, aber meine Begründung "dann weißt du wenigstens, dass diese Geräusche von einem Telefon kommen“ leuchtet ihr ein.

Ich biete an, die Handynummer in ihre Festnetz-Mailboxansage aufzunehmen, damit alle erfahren, wie man sie im Krankenhaus erreichen kann. “Aber die Stöhnanrufer haben die dann auch”, sage ich, denn meine Mutter bekommt immer noch Stöhn- bzw. Keuchanrufe, ein Phänomen, das ich für längst ausgestorben hielt. Das will sie dann doch nicht. Ich verspreche, während ihrer Abwesenheit ans Telefon zu gehen und allen Nichtstöhnern persönlich die Handynummer mitzuteilen.

In der Gebrauchsanweisung für das Krankenhauszimmer steht zwar, dass man dort gar keine „Funktelefone (Handys)” verwenden darf:



(6) Die Benutzung privater Rundfunkgeräte, Kassettenrecorder, CD-Player und dergleichen ist mit Zustimmung der betroffenen Mitpatienten gestattet. **Der Betrieb privater Fernsehgeräte ist nicht gestattet.**

(7) Der Betrieb von **Funktelefonen (Handys) ist wegen möglicher Störungen medizinischer Geräte nicht gestattet!** Der Betrieb von Fotohandys ist auch aus datenschutzrechtlichen Gründen untersagt.

(8) Das Mitbringen und Nutzen von tragbaren Computern (Laptops) ist nur nach ärztlicher Rücksprache erlaubt.

Illegal mit einem Fotohandy im Krankenhaus angefertigtes Foto

Aber wir sind uns beide einig, dass das nicht ernst gemeint sein kann.

Am Abend des ersten Krankenhaustages ruft die erste Freundin der Mutter an und wünscht die Handynummer zu erfahren. Jetzt stellt sich heraus, dass ich die Handynummer meiner Mutter gar nicht habe. In meinem eigenen Telefon sind zwar sechs verschiedene Mutternummern gespeichert, die sind es aber alle nicht. Das weiß ich, weil ich mich vom gestrigen Testanruf her noch an die Vorwahl erinnere. Bisher habe ich immer auf der Rückseite vom Mutterhandy nachgesehen, wenn ich dessen Nummer brauchte!

Ich suche im Anrufverlauf des Festnetztelefons. Ich suche im Ringbuch mit den handschriftlich notierten Telefonnummern anderer Leute. Ich erwäge, der Mutter im Messenger Telegram zu schreiben und sie zu bitten, auf der Rückseite ihres Handys für mich nachzusehen. Schließlich finde ich die Nummer aber doch noch: in einem Chatlog aus dem Vorjahr.

Update: “Mein Smartphone hab ich bis jetzt noch keinmal benutzt, da ich ja allein nicht aufstehen darf und es weit vorne beim Tisch aufgeladen wird”, berichtet die Mutter via Messenger aus dem Krankenhaus.

Kathrin Passig

Januar 2019

Tricks and Treats

Ich fahre mit dem Taxi von einem Bamberger Hotel zum Bahnhof. Da meine Barschaft sich auf 51 Cent beläuft, frage ich gleich an der Hotelrezeption, ob man mir ein Taxi mit Möglichkeit zur Kartenzahlung rufen kann. Kein Problem, antwortet man mir, und wirklich fährt wenige Minuten später ein Taxi vor, dessen Fahrerin ein wenig ängstlich ruft „Bahnhof mit Kartenzahlung?“ – Ja, das bin ich.

Ich steige ein. Die Fahrerin hängt vorsorglich das Kartenkästchen ans Ladegerät, damit es während der Fahrt schon einmal aufladen kann. Sie hat, erzählt sie mir unterwegs, das mit der Kreditkarte schon einmal gemacht, da hat es aber mehrere Telefonate mit ihrer versierteren Kollegin gebraucht, und am Ende hat der Fahrgast dann doch bar bezahlt, weil es ihm zu lange dauerte. Ich biete ihr an, dass sie mich, falls es zu arg ist, auch unterwegs kurz an einer Sparkasse rauslassen kann, dann hole ich mir Geld. Nein, meint sie, es wird schon gehen, sie weiß jetzt, dass man die Karte erst reinschieben darf, wenn die Verbindung steht, und dass man die Taste mit dem Kreis drauf drücken muss.

Als wir am Bahnhof ankommen, beginnt sie, mit zwei Smartphones und dem Kartenkasterl zu fuhrwerken. Nach einer Weile – es kommt mir lang vor, aber viel mehr als zwei Minuten sind es vermutlich nicht – scheint tatsächlich eine Verbindung aufgebaut zu sein, aber just in dem Moment hupt einer, dem wir den Weg versperren, und als wir weggefahren sind, wird eine Zeitüberschreitung angezeigt. Sie beginnt von vorn, auf fränkisch vor sich

hinmurmelnd, mal verzweifelt, mal ärgerlich, ich weiß nie so recht, ob sie Antworten von mir erwartet. Nach wenigen weiteren Minuten erhalte ich tatsächlich die Gelegenheit, meine Karte einzuschieben und den PIN einzugeben. Auf dem Handydisplay erscheint die Frage, ob eine Quittung per E-Mail an mich gesandt werden soll. Da meine Fahrerin schon ziemlich mit den Nerven runter ist und ich ihr keine weiteren Komplikationen zumuten möchte, verzichte ich auf einen Beleg, und als sie auf „nein“ tippt, fallen alle Geräte in ihren Ausgangszustand zurück. Ja, fragt sie unsicher, ist es denn jetzt gegangen oder nicht? Und nun habe sie ja gar nix, was sie ihrem Chef zur Abrechnung geben könne! Nun ja. Ich bin ziemlich sicher, einen grünen Haken gesehen zu haben, ich GLAUBE daher, dass es gegangen ist. Ich biete ihr an, ihr eine Visitenkarte dazulassen, damit sie mich kontaktieren kann, wenn es je nicht gegangen wäre (ich bin als Student selbst ein bisschen Taxi gefahren und kann ihre Nöte bestens verstehen). Dieses Angebot nimmt sie sehr dankbar an, und schenkt mir zum Abschied eine Tafel Schokolade.

Ich halte mich in der Glaubensfrage „Karte oder bar“ für relativ wenig dogmatisch, nutze beides je nach Laune und Convenience, bin jedoch dagegen, das Bargeld de jure oder de facto abzuschaffen. Schon deshalb hätte ich diesen Bagatellbetrag normalerweise ganz sicher bar bezahlt, bin aber in Fällen wie diesem froh, dass die Kartenzahlung auch möglich ist. Und glücklicherweise habe ich heute genug Zeit bis zur Zugabfahrt, um das Surreale dieses Zahlungsvorgangs ganz und gar mit Humor nehmen zu können.

Drago Starcevic

28. Januar 2019 und seit ungefähr 20 Jahren

220 Speak friend, and enter

Seit 1999 zahle ich für ein kleines Strato-Webserver-Paket. Die darauf laufende Website hat nur noch musealen Character, aber an dem Paket hängen ein paar Domains und Mailadressen und – die LeserInnen ahnen es schon – ich war einfach immer zu faul, das mal anders zu organisieren und den Vertrag mit Strato zu kündigen.

Einen großen Vorteil hat die Sache allerdings: Auf besagten Server kann ich auch per FTP zugreifen und deswegen verwende ich ihn regelmäßig, wenn ich mal ein paar Daten von einem Rechner auf einen anderen verschieben will.

So auch heute, wo ich auf einer Ubuntu-VM zu Testzwecken eine PDF-Datei generiert habe, welche ich mir dann auf meinem Arbeitsplatzrechner genauer ansehen wollte. Eigentlich sollte die VM sauber in die Domain integriert sein. Aber irgendwie behauptet sie, nicht auf den zentralen Fileserver zugreifen zu können und auch sonst keine Netzwerkverzeichnisse zu kennen.

Bevor ich also jetzt loslege und dieses Problem auch noch analysiere oder ein Ticket für den Administrator anlege, öffne ich lieber rasch ein Terminalfenster für Kommandozeilenbefehle, tippe die vertrauten Zugangsdaten meines Servers ein und lade die Datei hoch. Auf dem Zielrechner unter Windows 10 genügt der *File Explorer*, um sie wieder herunterzuladen und vom Server zu löschen.

Virtualista

Seit Oktober 2016

Vokabel»heft«, digital und selbstgemacht

Ich besuche gemeinsam mit meiner Frau seit einigen Semester Sprachkurse in Österreichischer Gebärdensprache (ÖGS). Da sich das Mitschreiben und Führen von Vokabellisten naturgemäß im reinen Schriftmodus etwas schwierig gestaltet, kommen wir relativ rasch auf die Idee, gemeinsam mit einem Kurskollegen die gelernten GS-Vokabeln als Videos aufzuzeichnen und uns so unsere individuelle ÖGS-Vokabelplattform zu basteln.

(Angemerkt sei an dieser Stelle, dass es natürlich bereits die eine oder andere Online-Plattform gibt, um GS-Vokabeln verschiedener Gebärdensprachen nachzuschlagen, etwa SpreadTheSign. Diese sind aber alle alles andere als vollständig, und nicht zuletzt durch die starke dialektale und soziolektale Variation von Gebärdensprachen ist die reine Nutzung bestehender Services keine valide Option.)

Die Vorgangsweise ist recht simpel, allerdings in der Nachbereitung etwas zeitintensiv: Wir nehmen die Vokabeln in etwa in der Lernreihenfolge, gruppiert nach Kurstag, geblockt mit der DSLR meiner Frau auf, unser Kurskollege opfert danach einige Stunden Arbeitszeit für Videoschnitt und Nachbearbeitung, sodass uns die Vokabeln sowohl geblockt als auch als Einzelfiles zum bequemeren Nachschauen einzelner Lemmata vorliegen.

Lukas Daniel Klausner

Seit November 2018

Vokabellernen leicht gemacht

(Dies ist die Fortsetzung eines anderen Techniktagebucheintrags, in dem es um die Videoaufzeichnung von Vokabeln aus einem Sprachkurs in Österreichischer Gebärdensprache (ÖGS) ging.)

Der andernbeitrags bereits erwähnte Kollege im Sprachkurs wiederholt gemeinsam mit mir regelmäßig die zuletzt gelernten, aber noch nicht als Video verewigten Vokabeln, auf dass wir sie nicht bis zum nächsten Aufzeichnungstermin (wir haben uns mittlerweile auf etwa zweimal pro Semester eingependelt) vergessen mögen.

Da er kurz nach Beginn des gemeinsamen ÖGS-Kursbesuches eine Dissertantenstelle an derselben Universität wie ich antritt, ergeben sich die Wiederholungsmöglichkeiten problemlos nebenbei; als ich einige Semester später dann doch irgendwann endlich mein Doktorat abschließe, befürchten wir schon eine deutliche Verkomplizierung unserer Vokabelwiederholungen. Wir stellen dann aber erfreut fest, dass sich die Videotelephonie-Optionen von WhatsApp auch für Hörende zum Austausch von gebärdensprachlicher Information bestens eignen (vgl. hierzu auch einen etwas älteren Techniktagebucheintrag).

Lukas Daniel Klausner

29. Januar 2019

Die Akkuflex ersetzt den Fahrradschlüssel

Zu Weihnachten hat mir mein Freund B. einen kleinen Winkelschleifer mit Akkubetrieb ("Akkuflex") geschenkt. Ich brauche sowas nicht täglich, aber wenn man es in Reichweite hat, ist so ein Gerät sehr praktisch.

Gestern meldete sich M. über Messenger, sie habe ihren Fahrradschlüssel verloren, und ihr Rad stehe in Kreuzberg an der Bergmannstraße angekettet vor einem Café. Ob ich da was machen könne. Ich schreibe ihr, dass ich eine Akkuflex habe, wir würden das Schloss schon aufbekommen. Zugegebenermaßen war die Flex vorher noch nicht im Einsatz. Wir verabreden uns für den frühen Abend.

Morgens packe ich einiges an Werkzeug ins Auto: Eine Bügelsäge, eine große Flex, eine Kabeltrommel, einige Zangen, Schutzbrillen, Handschuhe, einen Hammer und so weiter. Und eben die Akkuflex. Diese habe ich über Nacht noch sicherheitshalber aufgeladen.

Tagsüber male ich mir aus, wie ich auf die Wannen mit Hundertschaften der Polizei reagiere, die uns dreiste Fahrraddiebe mit Sicherheit gleich zur Gefangenensammelstelle bringen werden. Oder was man so den Leuten erklärt, die uns von unserem Vorhaben abbringen werden.

Beim Eintreffen an der verabredeten Adresse werkelt M. schon an dem Schloss herum. “WAS MACHEN SIE DENN DA AN DEM FAHRRAD???” grüße ich M. mit möglichst sonorer Stimme. Sie dreht sich leicht verstört um, erkennt mich, und wir begrüßen uns. Dann sehe ich mir das Dilemma an: Das Fahrrad ist mit einem stabilen Ketten- und zusätzlich einem Speichenschloss gesichert. Mein Blick fällt auf die klitzekleine Trennscheibe der Akkuflex. Wird schon gehen.

Ich setze die Schutzbrille auf, verteile Handschuhe an alle und lege los. Nach kurzer Zeit gibt das Schloss schon mal soweit nach, dass wir das Fahrrad vom Fahrradanschließbügel lösen und für besseres Licht vor ein Schaufenster tragen können.

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

Dann geht es weiter. Das Speichenschloss leistet heftigen Widerstand, weil man sehr schlecht drankommt. Die Flexscheibe wird kleiner und kleiner. Nach rund einer Viertelstunde Werkeln knacken wir den Rest mit der Zange weg. Das Fahrrad ist frei und M. ist glücklich.

NIEMAND hat uns angesprochen, von unserem Tun abzulassen. Keine Wannen mit Hundertschaften kamen vorbei. Einige Leute machten eher belustigte Bemerkungen. Vielleicht filmten sie uns sogar dabei, so dass wir bald Stars auf Instagram oder so werden. Wir flachsen noch lautstark herum, welches Rad wir als nächstes klarmachen. So ungeschickt und auffällig

wie wir würde sich sicher niemals ein professioneller Fahrraddieb anstellen! Oder vielleicht doch ..? Zum nächsten Geburtstag wünsche ich mir einen Bolzenschneider.

Markus Winninghoff

Februar 2019

Schrödinger on Rails

Ich bin spät, aber der Zug ist noch später. 20 Minuten später als geplant soll er fahren, sehe ich auf dem Weg zum Bahnhof. Den Zug bekomme ich also noch – aber bekomme ich auch eine Fahrkarte? Die hatte ich noch nicht gekauft, da ich nicht sicher war, welchen Zug ich nehmen würde (was preislich einen Unterschied macht). Im DB Navigator, der App für Reiseplanung und Fahrkartenkauf, sehe ich für die Verbindung, die ich nun doch nehmen will, an der Stelle, an der sonst ›Zur Angebotsauswahl‹ steht, jetzt aber nur ›Auf Google-Karte anzeigen‹. Anders gesagt: Ich kann keine Fahrkarte kaufen. Grund dafür ist (wie die Bahn später bestätigt), dass der Zeitpunkt, zu dem ich die Fahrkarte kaufen möchte, nach dem Zeitpunkt liegt, zu dem der Zug planmäßig abgefahren wäre. Und für abgefahrene Züge kann man keine Fahrkarten kaufen – auch nicht, wenn die Züge, da verspätet, noch gar nicht abgefahren sind.

Die einfache Lösung, die auch in der Redaktion als Erstes vorgeschlagen wird, besteht darin, eine Fahrkarte für einen anderen, späteren Zug auf derselben Strecke zu kaufen. Anders als die Sparpreis-Fahrkarten beziehen sich die normalpreisigen Tickets nämlich nicht auf einen bestimmten Zug, sondern auf eine Zugklasse (zum Beispiel ICE oder Regionalzug) und eine Strecke. Und, leider, auf ein Datum. Die Verbindung, die ich nehmen möchte, wird an dem Tag, an dem ich sie nehmen möchte, gar nicht mehr angeboten. Die einfache Lösung entfällt also. Die komplizierte Lösung ist nicht so viel komplizierter, aber braucht mehr Zeit. Man geht nämlich an einen Auto-

maten am Bahnhof und kauft eine gedruckte Fahrkarte. Dort ist es möglich, den planmäßig bereits abgefahrenen, aber de facto noch nicht abgefahrenen Zug zu buchen. Die Zeit, die man zu sparen glaubt, indem man die Option ›Bezahlung mit BahnCard-Lastschrift‹ auswählt, verliert man übrigens wieder damit, dass man dann sein Geburtsdatum im Format TT.MM.JJJJ ein- und eine Automaten-PIN vergeben muss (erst vergeben, dann zur Sicherheit noch mal bestätigen).

Am Ende rettet mich eine Oberleitungsstörung, deretwegen der Zug keine 20, sondern 35 Minuten Verspätung hat. Ich bekomme ihn und genieße den einen Vorteil, den die Fahrkarte aus dem Automaten hat: Die Fahrkartenkontrolle geht noch schneller als sonst – ein Blick, schon gestempelt, gute Fahrt noch.

Christopher Bergmann

Oktober 2018 und bis heute

Neues Display, alte Bekanntschaften

Meine Geschichte nimmt ihren Lauf im Oktober des mittlerweile vergangenen Jahres. Ich war unterwegs gewesen und wie so oft, ist mir mein Handy wieder einmal runtergefallen. Nichts ahnend habe ich es aufgehoben und musste feststellen, dass der Bildschirm von oben bis unten gesprungen war. Ärgerlich, aber kein Problem, das dachte ich mir.

Also hin zu einem billigen Handy-Shop, wenn man am Tempelhofer Damm lebt, dann kann man diesbezüglich aus dem Vollen schöpfen.Versprochen wurde mir von zwei äußerst charmanten Verkäufern, dass ich mein Handy in kurzer Zeit wieder einwandfrei nutzen könnte, ganz ohne Probleme.

Ich hatte natürlich schon von diversen Geschichten gehört, ein gesprungenes Handy bedeutete oftmals einen sich selbstständig machenden Bildschirm, sofern man nicht bereit war, es in die Hände von Apple zu legen und eine Unsumme an Geld zu zahlen. Da mein Kontostand das zu diesem Zeit-

punkt eindeutig nicht war, vertraute ich es den charmanten Verkäufern des Handy-Shops an die sichtlich mehr an mir als an meinem Handy interessiert waren. Alles lief gut, das Handy kam wie neu zurück und nach einer Woche hatte ich bereits vergessen, dass es je kaputt gewesen war. Bis es zu meinem ersten längeren Telefonat kam.

Ich war inmitten einer komplizierten Geschichte, die ich meinem Freund am anderen Ende der Leitung dramatisch lange und kompliziert wie sie war offenbarte, bis vom anderen Ende der Leitung ein „Hallo, bist du noch dran?“ zu hören war. „Ja natürlich bin ich noch dran, also ich habe ja gerade gesagt, dass ich dann eigentlich mitgehen wollte, aber –“

„Hallooo?“

Genervt blickte ich auf mein Handy und musste feststellen, dass ich scheinbar unabsichtlich die Stumm-Taste gedrückt hatte – er mich also nicht hören konnte, ich ihn aber schon. Zu diesem Zeitpunkt fand ich es noch lustig und dachte mir nichts weiter dabei.

Leider musste ich feststellen, dass die zufällige Tasten-Drückerei während meiner Telefonate ein ständiger Begleiter wurde. Kein Telefonat geschah mehr, ohne dass ich mittendrin auflegte, Freunde auf Lautsprecher stellte (am liebsten in der U-Bahn) oder weitere Kontakte in Telefongespräche einlud, oftmals sehr unangenehm, denn ihr wisst sicher, dass man nicht nur gute Freunde unter seinen gespeicherten Kontakten vorfindet. Neben längst vergessenen, flüchtigen Bekanntschaften, die dank meines Handys wieder ausgegraben wurden, bescherte es mir ebenfalls viele peinliche kurze Gespräche mit gespeicherten Kontakten, von denen man gar nicht wusste, dass sie existieren.

Was ich jedoch sagen kann: Ich habe gelernt, mich bei Telefonaten auf alles gefasst zu machen. Die goldene Regel beim Telefonieren lautet ab jetzt: Handy ca. 20 cm entfernt von meinem Kopf halten, es also in keinster Weise berühren. Ein Paranoia hat es mir ebenfalls verschafft: wenn auch nur ein kurzer Moment der Stille anstatt eines ständigen Ahas, Mhms meines Gesprächspartners erklingt, bin ich sofort am Bildschirm, um die vermeintliche Stummstellung zu beheben.

Würde ich beim nächsten Mal eine unverschämte, nicht gerechtfertigte Summe an Geld für eine einfache Display-Reparatur zahlen? Wahrscheinlich schon.

Leah Winzely

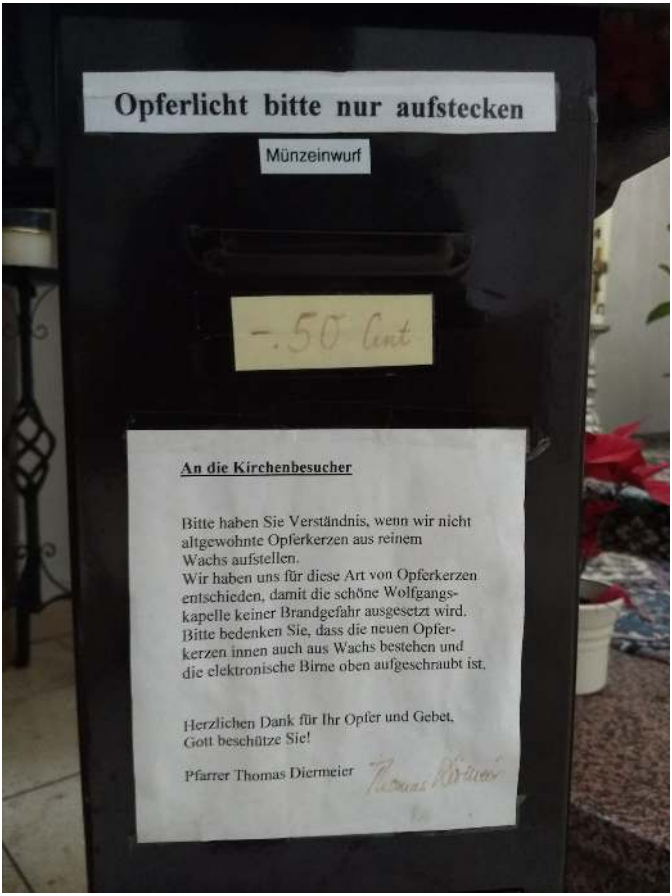
5. Februar 2019

Wir bedenken den Wachsgehalt des Opfers

In der Krankenhauskapelle kann man Kerzen anzünden. Das ist eher metaphorisch oder metaphysisch gemeint, denn es sind keine Kerzen, und das Anzünden ist *strengstens verboten!*

Stattdessen steckt man die Kerzen auf einen Anschluss in der Halterung:

Ein Schild erläutert die Details: “Bitte haben Sie Verständnis, wenn wir nicht altgewohnte Opferkerzen aus reinem Wachs aufstellen. Wir haben uns für diese Art von Opferkerzen entschieden, damit die schöne Wolfgangskapelle keiner Brandgefahr ausgesetzt wird. Bitte bedenken Sie, dass die neuen Opferkerzen innen auch aus Wachs bestehen und die elektronische Birne oben aufgeschraubt ist.”



Warum wir den Wachsgehalt *bedenken* sollen, bleibt unklar, aber es hat vermutlich damit zu tun, dass man Wachskerzen traditionell opferte, weil Wachs eine wertvolle Substanz war. Und da der ganze Opfervorgang sowieso schon

sehr abstrakt ist, spricht wohl nichts dagegen, die darin verwendeten symbolischen Gegenstände durch andere symbolische Gegenstände zu ersetzen. Der Herrgott wird schon verstehen, wie es gemeint ist.

Kathrin Passig

Februar 2019

Eine Bargeldbastion weniger

Auf dem Weg zu einem Kunden hole ich mir an einer Autobahnraststätte neuen Kaffee und bringe den alten weg. Dafür braucht man Kleingeld, was ich heute nicht habe. Allerdings lacht mich an den automatischen Drehkreuzen ein Kartenzahlungsterminal an, mit dem Symbol für kontaktlose Zahlung. Eine gute Gelegenheit, Apple Pay zu testen. Zwei Mal kurz die Seitentaste an der Uhr drücken, und dann in einer fast fließenden Bewegung an der Kontaktstelle vorbeiziehen – die dafür auch ideal hängt, zumindestens für Leute, die die Uhr links tragen.

Es vibriert, Sekunden danach kommt die Bestätigung der Bank, und ich habe mit 0,7ct zum steigenden Reichtum von Apple beigetragen.

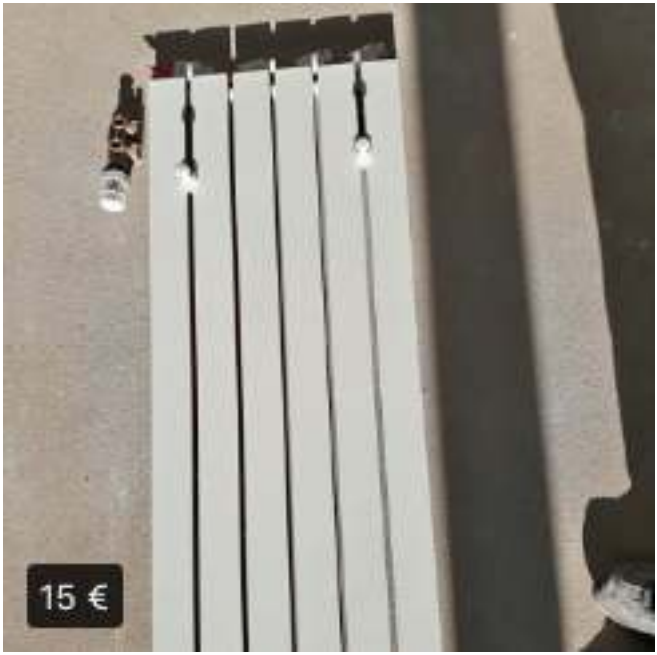
Wolfgang Kunckel

7.2.2019

Ein Xylophon, ein Xylophon!

Ich bin zufällig bei Facebook Marketplace gelandet, und weil ich mir letztens eines wünschte, suche ich probehalber nach einem Xylophon. Außer ein paar professionell aussehenden Instrumenten wird viel Buntes aus der Spielwarenabteilung angezeigt – und ein weißer „Flachheizkörper“. Falsch einsortiert? Beim Weiterscrollen wird klar, dass die Suchmaschine zu dem Auftrag nicht nur apportiert, was „Xylophon“ in der Produktbeschreibung stehen hat, sondern alles, was einem Xylophon zumindest ein bisschen ähnlich sieht.

Im nicht nach Kategorien gefilterten, rund 70 Treffer umfassenden Ergebnis sind das heute: besagter Heizkörper, eine Umhängetasche mit weißem PUMA-Schriftzug auf schwarzem Grund, ein Regal mit Ordnern, eine aus Aststücken selbstgebastelte kleine Brücke, eine „Schnapslatte“, ein Lattenrost. Dass außerdem eine nicht im geringsten an ein Xylophon erinnernde Handtasche namens Marimba mit in das Suchergebnis aufgenommen wurde, spricht dafür, dass parallel zur Bilderkennung ein relativ weit gefassten Schlagwortsystem verwendet wird. Wie das Taschenbuch „Der Lavendel Garten“ auf die Trefferliste kommt, bleibt schleierhaft.


15 €

14 €

1 €

Nachricht senden
Speichern
Teilen
8 €

Ein schön großes Xylophon!

Ok, vielleicht wegen der Xylophon-Treppe . . .

Undine Löhfelm

8.2.2019

Ohne Autofoto keine Fähre

Ich will für einen anstehenden Urlaub eine Autofähre buchen, trage also alle Daten brav ein und lande irgendwann bei dem Feld, in das ich das Autokennzeichen eintragen soll. Eigentlich kenne ich das Kennzeichen auswendig, ich möchte aber nicht doch irgendwie einen Dreher drin haben und bin lieber

übervorsichtig. Ich bin noch nie eine längere Strecke mit der Autofähre gefahren und möchte lieber von Anfang an alles möglichst richtig machen, weil ich nicht weiß, wie empfindlich die Leute da bei der Abfertigung sind.

Gott sei Dank gibt es eine Lösung. Ich habe im letzten Campingurlaub auch Fotos von unserem Auto gemacht und weil alle diese Bilder automatisch in die Google-Cloud geladen werden, muss ich bei Google Photos nur bis zum Juni 2018 zurückscrollen und kann das Kennzeichen einfach von einem Foto ablesen.

Jetzt wird nur noch einmal meine Kreditkarte abgelehnt, mit der nächsten kann ich aber die Buchung abschließen und mich weiter auf den Urlaub freuen.

Anne Schüßler

8.2.2019

Was soll denn Youtube von mir denken?

Die Sängerin besucht mich, um neue Stücke für die Band zu finden. Sie schlägt vor, auch Karnevalslieder ins Programm zu nehmen, und nennt einige, die wir bei Youtube anhören.

Nach dem 2. Stück zögere ich, weil ich mich um meine Youtube-Vorschlagsliste sorge. Ich befürchte, demnächst Karnevalslieder (und weiß der Himmel was sonst noch) vorgeschlagen zu bekommen.

Mein guter Ruf bei Youtube wäre dann dahin ...

Rüdiger

Februar 2019

Das alte Radio ist nicht fortschrittlich genug, das neue zu fortschrittlich für Österreich

Die Mutter wünscht sich weiterhin, dass man nach der Umstellung auf DAB im Wohnzimmer Radio hören kann, und zwar durch Drücken der Knöpfe an der Stereoanlage, so wie bisher. Ich habe zu diesem Zweck im Dezember für wenige Euro eine Wurfantenne gekauft und verlegt, aber jetzt kann man nur noch ungefähr zwei Radiosender hören, und auch das erst, nachdem man zehn Minuten lautes Rauschen erduldet hat. Die Mutter hat sich damit abgefunden, aber diesmal bin ich der Meinung, dass so der Fortschritt ja nicht aussehen kann.

Ich bestelle ein weiteres DVB-C-Kastl und schließe es ans Radio an. Leider habe ich nicht genau genug über die Funktionsweise so eines Kastls nachgedacht. Es stellt keineswegs den alten, von der Mutter gewünschten Zustand wieder her, bei dem man weiterhin die Knöpfe des alten Radios drücken kann. Man kann das Radio jetzt nur noch über eine Fernbedienung steuern. Damit ist erstens der ganze Sinn der Aktion dahin, zweitens will ich der Mutter nicht schon wieder erklären müssen ”drück einfach nie eine von diesen 803 Tasten, sondern immer nur die eine da!”, und drittens müsste man dann ständig die Fernbedienung suchen.

Ich schicke das DVB-C-Kastl wieder zurück und lasse mich von der Techniktagebuch-Redaktion beraten. Ob Alexa oder Google Home nicht doch die zukunftsträchtigste Lösung für diesen Haushalt wäre? Ich male mir schon aus, wie ich dem “Sprechgoogle” (Mia Culpas Nachbarenkel) eigene Funktionen beibringe, so dass die Mutter “Hallo Google, wo hab ich denn meine Brille?” zu ihm sagen kann und es dann antwortet “Fliagts wieda ned in da Luft vorbei?” Die unschlüssige Mutter befragt ihre Zimmernachbarin im Krankenhaus, die so was aber nicht haben wollen würde. Mein Bruder gibt zu bedenken, dass die Mutter als Erstbesitzerin so eines Geräts in ihrem Be-

kanntenkreis voraussichtlich ständig gefragt werden wird, ob sie die Überwachungsmöglichkeiten denn nicht stören, ohne dass sie sich diese Diskussion freiwillig ausgesucht hat.

Ich gebe den Plan wieder auf und lese mich lange durch die Kundenbewertungen von Digitalradios, bis ich schließlich eines finde, bei dem man drei Sender auf physische Knöpfe legen kann, das sich an den Verstärker der Stereoanlage anschließen lässt und nur 100 Euro kostet. (Die DAB-Radios, die wie richtige Stereoanlagenelemente aussehen, also groß und flach und schwarz, kosten gleich 200 bis 300 Euro.)

Das neue Radio hat quasi einen eingebauten Fernseher. Der Fortschritt!

Das arme alte Radio ist noch keine vierzig Jahre alt und funktioniert einwandfrei, muss jetzt aber trotzdem in der Garage auf den Abtransport zum Wertstoffhof warten.

Die drei Knöpfe belege ich nach den Wünschen der Mutter mit BR Klassik, Bayern 2 und BR Heimat. Weitere Sender kann man relativ einfach durch Drehen am großen Drehknopf erreichen. Die Mutter ist zufrieden, vermisst aber die österreichischen Sender, "die hab ich doch bisher auch gehabt".

Ich lese nach, warum es keine österreichischen Sender mehr gibt. "Das liegt nicht an deinem Radio", sage ich der Mutter, "in Österreich gibt es Digitalradio bisher nur in Wien. Dein Radio ist zu fortschrittlich für Österreich." Zwar kann man mit dem Radio auch analoge Sender empfangen, aber nicht gleichzeitig mit den digitalen. Man muss es dazu in einen anderen Modus umschalten, in dem es alles vergisst, was es über vorhandene und gespeicherte Sender weiß. Nächstes Jahr, kündige ich an, wird Österreich das Radio vielleicht wieder einholen und der österreichische Rundfunk in den Mutterhaushalt zurückkehren.

"Gut, jetzt schalt ich aber doch wieder auf das iPad um", sagt die Mutter, "da muss ich nicht immer aufstehen zum Senderwechseln."

Kathrin Passig

Im Februar 2019

Der neue Drucker ist angekommen.

Der Drucker (es ist ein Drucker, der mit Plastik druckt) beziehungsweise seine Einzelteile kommen in vielen kleinen Schachteln, in denen Tütchen und kleinere Tütchen mit noch kleineren Tütchen mit Teilen und sehr viel Befestigungsmaterial ist, denn die Lieferung ist eigentlich kein Drucker, sondern ein Druckerbausatz.

Nach etwa 2 Wochen Herumnerden im Netz habe ich mich für das Original in einem schwer zu überblickenden Markt von Nachbauten in allen denkbaren Preis- und Qualitätsstufen entschieden, denn die Konstruktion ist opensourced, so wie viele Software gibt es auch Opensource-Hardware.

Dafür braucht man aber entsprechende Werkzeugmaschinen zur Metallbearbeitung und einen Drucker – beides hab ich nicht, also hab ich den Bausatz mit passend zusammengestellten und getesteten Teilen bestellt.

Das Handbuch zum Zusammenbau liegt tatsächlich in einer Papierversion mit in der Schachtel, obwohl es auch als PDF im Netz zur Verfügung steht.

Die Kartons mit Plastikbeuteln mit Plastikbeuteln mit Plastikbeuteln mit Plastikbeutelchen macht Sinn: Die Anleitung ist extrem kleinteilig, jeder Arbeitsschritt hat ein Tütchen, jedes einzelne Detail, eigentlich jede Schraube ist sehr genau beschrieben und fotografiert. So genau, dass spätestens beim zweiten Mal Lesen keine Zweifel mehr bestehen, wie man den Nippel durch die Lasche zieht.

Also los: Alle großen Kartons mit dem Bauschritt suchen, alle Beutel mit dem Unterbauschritt finden, alle kleinen Tütchen in den bereit stehenden Blumentopfuntersetzer kippen und zusammenfummeln.

Es liegt sogar brauchbares Werkzeug mit im Karton, nicht nur ausgestanztes Blech wie bei vielen Möbeln.

Fürs Bauen brauche ich etwa 8 Stunden. Es sind ne Menge Teile, und die Präzision muss sehr hoch sein, damit man hinterher auch gute Ergebnisse bekommt.

Das verwendete Erklärungsmodell mit unterschiedlich farbigen Pfeilen, die im ganzen Aufbauschritt für dieses Bauteil gleich bleiben, hab ich vorher so noch nicht bewusst wahrgenommen, es ist toll und weitgehend idiotensicher und spart daher bestimmt eine Menge Supportaufwand.

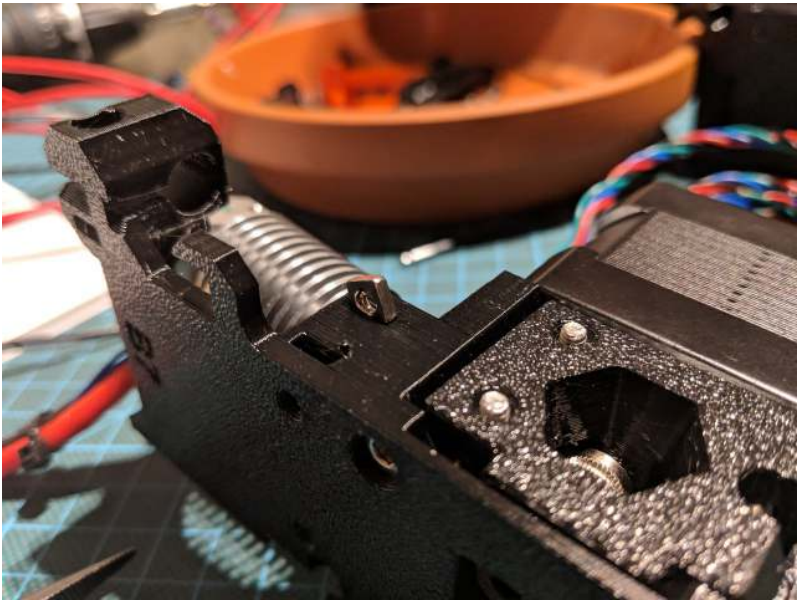
buntige Pfeile, M3nS nut bleibt ~~M3nS~~gelb im ganzen Bauabschnitt

Alle Teile der Konstruktion, die nicht aus Metall sind, sind gedruckte Teile. Das überrascht mich ein bißchen, weil in Serienproduktion ein Spritzgussverfahren sehr viel billiger ist. Andererseits ermöglicht das fortwährendes Prototyping und sofortige Veränderungen in der Serienproduktion, die bei Spritzgussteilen sehr teure, neue Formen benötigen.

In der Anleitung gibt es immer wieder Weichen bei kleineren Designänderungen: Wenn du Teil A in Ausführung B hast, gehe zu Schritt 5, ansonsten zu Schritt 4. Die Anleitung (insbesondere die Fotos) evolviert sich langsamer als die reale Entwicklung der Teile.

Alle Teile stehen als Konstruktionszeichnungen und 3D-Modelle frei zur Verfügung, ich könnte mir also alle Teile in einer anderen Farbe oder in der neuesten Version selbst drucken, wenn ich erst mal einen funktionierenden Drucker habe.

Plastik ist stabil genug, um in so einer Konstruktion zu halten. Ein für mich interessantes Detail ist, wie belastbare Gewinde in Kunststoff hergestellt werden können. Dazu wird ein schmaler Schlitz im Bauteil freigelassen, in den senkrecht zur Zugrichtung der Schraube, die das Teil halten soll, eine Mutter aus Metall eingesetzt wird, an der dann die Schraube zieht.



Gewinde-in-Plastik-Howto

Ist das Bauteil nicht besonders dick, tut es auch eine Ausbuchtung für eine passende Mutter. Wichtig ist nur, dass man so druckt, dass es gleich eine Verdrehsicherung für die Mutter gibt.

Die Druck-Community hält eine große Menge an Tuningteilen(-Plänen) bereit, die nach dem Selbstdrucken den Drucker besser, schöner, handhabbarer und überhaupt alles machen.

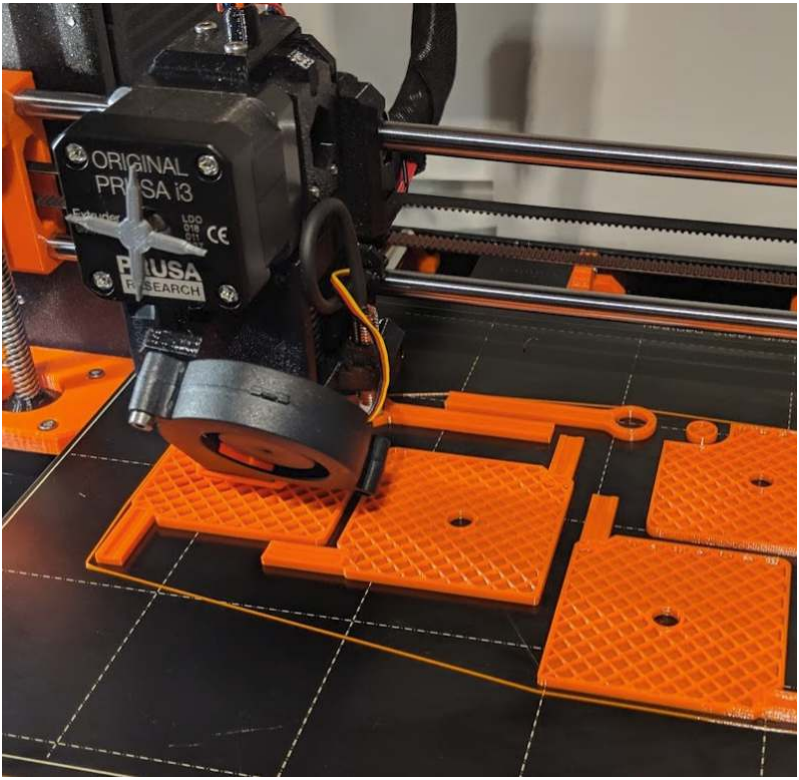
Da hier ein Kater wohnt, der magisch von einem erratisch herumzuckenden, aber auch 250° heissen Plastik-Extruder angezogen wird, möchte ich den Drucker gerne in ein Gehäuse bauen. Ausserdem ist das gut für gleichbleibende Temperaturen (das ist wichtig für ein gutes Druckbild, gleichzeitig lassen sich die Temperaturen im Druckergehäuse dann auch einfach überwachen) und es schützt auch ein bißchen gegen die Druckgeräusche.

Auch dafür hat die Community eine Lösung, die einen sehr günstigen, weltweit erhältlichen Couchtisch durch ein paar selbst gedruckte Teile und Plexiglasplatten zu einem Gehäuse für diesen Drucker machen. Das erste, was der neue Drucker druckt, ist also für den Eigenbedarf :-D

Ich ergänze das Gehäuse noch mit etwas Sicherheit: Ein Temperatur/Feinstaubmodul (das eigentlich die Feinstaubbelastung draussen messen soll, aber über ist), eine Webcam, einen an den Drucker angeflanschten Webserver namens Octoprint und eine eigene Überwachung, die bei ungewöhnlich hohen Temperaturen im Gehäuse den Drucker erst über Octoprint abschaltet und mich informiert. Wenn dann die Temperatur nicht deutlich sinkt, kann sie auch den ganzen Drucker vom Strom trennen.

Wie so ein Drucker insgesamt funktioniert, hat Markus schon fürs Techniktagebuch beschrieben. In den zwei Jahren hat sich nichts Grundlegendes geändert – mein Drucker kann sich allerdings durch entsprechende Sensoren sehr gut selbst ausleveln, also den Abstand zwischen Druckbett und Extruderdüse sehr präzise messen. Frustrierende Starterlebnisse bleiben mir deshalb und dank der penibel beschriebenen Erstinbetriebsnahme-Anleitung erspart.

Es gibt inzwischen eine ziemlich unübersichtliche Auswahl an Filamenten, das ist das Plastik, mit dem gedruckt wird. Ich halte mich da erst mal an die Empfehlungen des Herstellers und drucke mit PLA (aus Maisstärke, angeblich recyclingfähig) und am liebsten mit PETG (so wie in PET-Flaschen, mit etwas G-lykol).



Teile des Gehäuses entstehen

Auch für das Slicing – also das Übersetzen von Konstruktionsdateien aus thingiverse & Co, versetzt mit Informationen über das Druckmaterial, Druckerinfos (Temperatur von Düse und Druckbett, Füllung und noch ein paar noch nicht verstandene Details) in ein schichtweisen G-code (den sonst auch alle anderen schrittmotorgetriebenen CAD-Maschinen verwenden), verwende ich erstmal die OSS-Software, die der Hersteller mitliefert.

Warum überhaupt ein Drucker?

Ich hatte schon mal die wirre Vorstellung, einen Drucker haben zu wollen – wir hatten in der letzten Firma einen, die Erfahrungen damit waren aber eher schlecht (das ist aber auch schon einige Jahre her, da hat sich dann doch schon einiges getan). Ich hab den Wunsch erst mal auf die lange Bank geschoben, weil ich gar nicht so genau wusste, was ich damit anfangen soll.

Leider hab ich vor kurzem vom Cocktailbot HECTOR gelesen – und da ich vor einigen Jahren schon mal Cocktailmaschinen gebaut habe und daher weiß, dass das auf jeden Fall besser geht, ist das genau mein Projekt.

Jetzt, da die Entscheidung klar ist, gibt es sofort ein paar kleinere andere Dinge, die ich drucken möchte. Z. B. Halterungen für Leselampen am Bett, das ein um 10° geneigtes Kopfende hat, und damit dafür sorgt, das sich die daran befestigten Lampen von selbst wegdrehen. Bisher hab ich da einen passenden Holzklotz angespaxt, aber das geht jetzt vielleicht auch schöner.

Der Hauptmieter der Wohnung hat nun auch was zu gucken:

Alexander Stielau

Februar 2019

Alexa, ratlos vor Alexander dem Großen

Der Sohn, 6. Klasse, soll eine PowerPoint-Präsentation über die Verschiebungen der Machtverhältnisse im Griechisch-Persischen Krieg im 5. Jahrhundert vor Christus vorbereiten. Das Thema erscheint mir einigermaßen unübersichtlich für, naja, außenstehende Menschen wie mich. Ich stelle fest, dass meine Allgemeinbildung seit dem Abitur deutlich geschrumpft ist.

Zum Glück sind schnell hilfreiche Seiten herbeigegoogelt, die die Zusammenhänge in Videos und Texten auf Schülerniveau erklären. Während wir diese durchsehen, schwanke ich zwischen: „Es ist schon gut, etwas darüber zu lernen, wie sich politische Gleichgewichte verschieben und wie Demokratien entstanden sind und wie sich unsere Kultur entwickelt hat usw“ auf der einen Seite – und auf der anderen Seite „Aber er kann doch noch nicht mal ein homogenes Differentialgleichungssysten lösen… oder im untypisierten Lambda-Kalkül ne vernünftige Definition aufstellen, das sollte er nun wirklich lieber lernen, als sich mit den Luxus-Fragen der Griechen vor 2500 Jahren zu beschäftigen.“

Der Sohn teilt natürlich meine Skepsis an der Prioritätensetzung des Lehrplans, jedoch aus anderen Gründen: Er ist mit Feuereifer dabei, Schriftarten für Überschriften in PowerPoint auszuprobieren und die Übergänge der PowerPoint-Folien mit Animationen einzustellen. Die inhaltliche Recherchearbeit hingegen wird sehr oberflächlich abgehandelt.

Während wir die Quellen über Alexander den Großen durchsehen und uns eifrig darüber unterhalten, sabbelt gelegentlich Alexa dazwischen. “Alexander der Große” scheint hinreichend dicht an dem Aktivierungswort “Alexa” zu sein: „Es tut mir leid, ich konnte *Der Große hat dann die Perser überrannt* nicht in ihrer Musikbibliothek finden!“

Molinarius

Freitag, 15. Februar 2019

Das Marketplace-Experiment

Seit Herbst besteht meine Einschlafroutine darin, bei Facebook Marketplace die neusten Angebote durchzuklicken. Nicht zum Kaufen natürlich, sondern zum Einschlafen. Manchmal sind die angebotenen Dinge interessant, manchmal das Bild, das die Dinge zeigt, manchmal der Preis, manchmal der dazugehörige Text. Seit November sammle ich die schönsten Beispiele. Für Leute, die das nicht kennen: Facebook-Marketplace ist das, was eBay ganz am Anfang einmal war, ein wildes Sammelsurium aus Dingen, die von Privatpersonen an ebensolche verkauft werden. In Städten beschränkt es sich offenbar auf das übliche langweilige Zeug, IKEA-Regale, Fahrräder usw. Auf dem schottischem Land sieht es ein wenig anders aus.

Jetzt habe ich selber eingegriffen. Als erstes mache ich ein amateurhaftes Foto eines zu verkaufenden Dings, schlecht beleuchtet und mit Absicht so, dass im Hintergrund noch mysteriöse andere Dinge zu sehen sind.

Dann biete ich es an. Es geht deutlich unkomplizierter als damals bei eBay, mit dem Handy in einer Minute, fertig. Innerhalb von wenigen Stunden kommen die Standard-Anfragen “Still available?”, die man als Kaufwilliger nicht einmal tippen muss, ein Klick genügt. Die meisten dieser Anfragen verlaufen im Sande. Am Ende der Woche finden sich zwei Interessenten, die mehr zu sagen haben, und einer davon ist am schnellsten. Das Ding ist jetzt woanders.

Aleks Scholz

Februar 2019

Ich halte den Betrieb auf

Kontaktlos bezahlen mit der Karte geht schnell, wenn man keinen PIN eingeben muss. Muss man es aber doch, dauert der Zahlungsvorgang etwas länger, als wenn man die Karte ins Terminal eingeschoben hätte – das ist bereits techniktagebuchnotorisch. Mein bisheriger Erkenntnisstand war, dass dies rein ergonomische Gründe hat – der Mensch legt seine Karte aufs Display, begreift nicht gleich, dass der PIN vonnöten ist, und bringt so sich, das Kassenpersonal und die hinter ihm wartenden Menschen um wertvolle Sekundenbruchteile.

Das darf natürlich nicht sein! Daher bezahle ich den Samstagseinkauf zwar kontaktlos mit der Karte, bin dabei aber konzentriert und ziehe blitzschnell die Karte wieder zurück, um meinen PIN einzugeben.

Das Terminal denkt nach. Und denkt nach. Es dauert. Fingertrommeln. Die Kassiererin und ich blicken einander an, tauschen ein flüchtiges Lächeln, schauen wieder weg. Mehr Fingertrommeln. Endlich das erlösende Summen und Papiergeraschel, der Beleg wird gedruckt. Dauer vom PIN-Eingeben bis zum Abschluss der Transaktion: schwer zu schätzen, aber ganz bestimmt zwanzig Sekunden.

Nein, sagt die Kassiererin, das sei nicht einfach Pech – wenn man kontaktlos mit PIN zahle, gebe es immer diese unangenehme Gedenkminute, nicht aber, wenn man die Karte ins Terminal schiebe und auch nicht bei kontaktlosen Zahlungen ohne PIN.

Ecce: Es ist nicht nur die Ergonomie. Zumindest mit dieser Karte und in diesem Geschäft muss es einen, dem Alltagsverstand schwer zugänglichen, profunden Unterschied zwischen den Zahlungsvorgängen geben.

Drago Starcevic

Index

@ Zeichen, 7646
@Astro_Alex, 9223
π, 353
μUSB, 5119
0x0a, 8737
110 Volt, 234, 1318, 4177, 4394
12 Volt, 7661
1980er, 4858
1Password, 1611, 1663, 2022, 2160, 2204, 2990, 3354, 3847, 5977, 6013, 6048, 7614
1&1, 4434, 6812
1dir+, 598
2-Faktor-Authentifizierung, 1929, 2236, 2467, 3003, 3401, 4873, 4914, 5692, 6591, 7626, 8394
25 Jahre Schreiblabor, 597, 678, 863, 6972, 8252, 8606, 9183, 9189, 9209, 9229, 9310, 9316, 9356, 9364, 9376, 9455, 9464, 9473, 9516, 9519, 9535, 9652
2D, 9309
2FA, 3003
2G, 8330, 9573
35 mm, 1667, 2124
360-Grad-Foto, 8126, 9552
360°, 6173, 6563, 8126, 9335
3D, 318, 1678, 2552, 2805, 3350, 3708, 5139, 5374, 6143, 8616, 9309, 9335
3D Studio Max, 849
3D-Animation, 6108
3D-Druck, 5241, 5642, 7045, 7156, 7222, 7667, 9798
3D-Drucker, 2776, 6936, 7222, 7667, 8024, 8669, 9798
3D-Fräse, 2047, 2068
3D-Kino, 8616
3D-Scan, 2047, 6559
3D-Video, 6731

3G, 2710, 8644, 9573
3d, 8207
4010 Store, 1414
4G, 2710, 3461, 3846, 6863, 8330, 9521
4K, 3133, 8240
5¼-Zoll-Diskette, 1569
7 4 2 1 Verfahren, 9588, 9596
7 Segment Anzeige, 8292
7zip, 7457
8-Zoll-Diskette, 349, 399, 7791
8bit, 438
9/11, 1016–1018, 6577

386, 1269, 3863
486, 1029
1010, 3954
1988, 611

A3-Drucker, 9713
A5120, 533
AA, 5487
AAA, 5487
Aachen, 1687
abaumg, 5942, 6575
abbestellen, 7698
Abbiegelicht, 7628
ABBYY Finereader, 9748
Abebooks, 8774
aber, 9700
Abfahrtstafel, 7343, 7507, 7728, 8723
Abfahrtszeit, 7500
Abfangjäger, 7845
abfotografieren, 5359, 8650
Abgasnorm, 5025
Abgeschiedenheit, 1657
Abholautomat, 3897
abholen, 5586
Abholstation, 7625
Ablage, 3626
Ablagesystem, 3855, 4927
Ablenkung, 7310
Abmahnanwälte, 9128
Abmahnung, 5877, 9128
abnehmen, 6711
aboalarm.de, 5681
Abobox, 8078
Abonnement, 1988, 4527, 7124, 9411
ABS, 1019
Absaugschlauch, 3546
abschleppen, 6759
Abschleppwagen, 6759
abschließen, 7004
Abschlussarbeit, 4427
Absenkautomatik, 2417
Abspielfehler, 2212
Abspielgerät, 311, 333, 377, 389, 433, 440, 442, 467, 535, 652, 675, 692, 701, 749, 883, 889, 946, 1061, 1077, 1131, 1211, 1267, 1279, 1299,

1313, 1347, 1355, 1409, 1476, 1619, 1744, 1763, 1912, 1913, 2088, 2135, 2181, 2229, 2390, 2520, 2534, 2840, 2844, 3088, 3122, 3191, 3213, 3334, 3436, 3483, 3487, 3805, 3825, 3874, 3906, 4158, 4271, 4305, 4590, 4618, 4705, 4998, 5005, 5096, 5149, 5298, 5441, 5468, 5679, 5680, 5883, 6025, 6220, 6512, 6525, 6794, 6827, 7005, 7238, 7323, 7741, 7985, 8104, 8210, 8215, 8231, 8425, 8568, 8608, 8644, 8697, 8761, 8774, 8954
Abstandhalter, 1370
Abstandsregelung, 4886
Abstandsregler, 3934, 4886
Abstandssensor, 7775, 9779
Absturz, 1987, 2007, 3220, 4567, 8432
abtippen, 7024
Access, 403, 2064, 6601, 9391, 9685
Access Point, 6572
Accessibility, 5321
Account, 1873, 2785, 4807, 5644, 6575, 9465
AccuWeather, 4905
Ace of Aces, 468
Acer, 793, 3161, 6846
Acer Aspire, 3226, 3416
Acer Travelmate, 2863
AcerNote, 793
Achsdrehzähler, 1482
ADAC, 1687
Adapter, 362, 620, 1209, 1230, 1242, 1249, 1474, 1491, 1494, 1704, 1826, 1870, 1891, 2441, 2860, 2910, 3078, 3161, 3226, 3275, 3982, 3990, 4268, 4407, 4699, 5038, 5060, 5537, 6196, 6591, 6801, 7473, 7597, 7772, 8004, 8123, 8564, 8997, 9096, 9143, 9629
Adapterkassette, 692, 6525
ADAT, 413
Adblocker, 4975, 6815, 7285
Adenauerhut, 7488
Administrator, 6665
Administratorrechte, 6665
Adminrechte, 3035
ADo4, 355
Adobe, 3281
Adobe Acrobat, 8375
Adobe Digital Editions, 9100
Adobe DRM, 1651, 2416
Adobe Fill & Sign, 8375
Adobe ID, 8724

Adobe InDesign, 9145
Adobe Premiere, 4206
Adressbuch, 4060, 4682, 4927, 5431, 6902
Adresse, 390, 841, 4060, 5035, 5442, 7789, 8513, 9143, 9429, 9592
Adressverwaltung, 2239, 6902
ADSL2+, 6821
Adventure, 611
Ägypten, 7171
äppärät, 2765
Aer Lingus, 5482
Aero, 1315
Aerobic, 4705, 9731
Aeroflot, 6130
AeroPress, 3413
Ästhetik, 1351
Afghanistan, 1307
afk, 7102
Afrika, 1610
AfterRecorder, 8162, 8563
AGB, 2850
Age of Empires II, 989
Agentur, 3477
Agfa, 4357
Ahnenforschung, 567, 1456, 3963, 4202, 5245, 5349, 8629
AI, 5192, 5288, 9805
Aileen Wessely, 4162
AIM, 1101, 1148
Aimée Kowalski, 2775, 2783, 2789
Air France, 8758
Airbag, 4448, 9196
Airbnb, 1574, 1756, 3696, 4619, 5442, 6742, 7750, 8075, 8976
Airbus A300, 3752
Airdrop, 7198, 8650, 9182
AirPlay, 1913, 9400
AirPods, 7037, 7092, 7710
Airstar, 2115
Airwheel, 3914
Airwick, 2345
Airwolf, 468, 2115
aka-aki, 1368, 1370, 1374, 1378, 1383, 5502
Akkord, 3125
Akku, 826, 946, 1020, 1061, 1230, 1365, 1429, 1445, 1447, 1491, 1504, 1625, 1648, 1769, 1837, 1898, 1939, 1982, 2006, 2035, 2088, 2145, 2233, 2446, 2452, 2454, 2477, 2553, 2563, 2598, 2722, 2767, 2893, 2979, 3226, 3319, 3435, 3596, 3670, 3679, 3937, 3945, 3960, 3986, 3992, 4059, 4086, 4141, 4251, 4515, 4921, 4950, 4972, 5235, 5244, 5487,

5787, 5867, 5969, 6051, 6103, 6192, 6270, 6343, 6425, 6479, 6486, 6707, 6779, 6820, 6867, 6982, 7037, 7415, 7442, 7517, 7557, 7592, 7747, 7979, 8013, 8143, 8198, 8303, 8305, 8342, 8373, 8399, 8813, 8909, 9178, 9346, 9348, 9505, 9521, 9543, 9630, 9645
Akkuanzeige, 7592, 9110
Akkuerkennung, 5487
Aktenzeichen XY, 4976
Aktien, 2160
Aktivierung, 3355, 5053
Aktivität, 9392
Akustikkoppler, 399, 423, 474, 491, 513, 623
Alan Smithee, 616, 619, 838, 919, 973, 999, 1435, 1450, 1477, 1482, 1809, 1848, 2587, 2620, 2767, 2770, 2819, 3035, 3126, 3148, 3224, 3248, 3397, 4343, 4649, 4876, 4987, 5287, 5347, 5439, 5953, 6054, 6055, 6063, 6218, 6230, 6617, 6751, 6789, 7778, 7830, 7853, 7883, 8251, 8282, 8302, 8348, 8651, 8657, 9131, 9372, 9486, 9545, 9568, 9692
Alan Smithees Onkel, 244
Alarm, 1070, 1091, 2272, 3181, 3284, 3586, 3789, 4218, 4341, 5046, 5765, 6163, 9366
Alarmanlage, 540, 3093, 3284, 3396, 8249, 8423
Albert Heijn, 4999
Album, 2212, 9747
Alcatel One Touch Easy, 6593
AldiTalk, 2161, 2185, 2232, 2360, 3246, 3273, 3461, 3846, 3854, 3865, 3882, 6252, 6662, 8099, 9112, 9138, 9289
Aleks Scholz, 467, 550, 587, 677, 888, 1169, 1177, 1323, 1325, 1332, 1341, 1356, 1358, 1366, 1369, 1378, 1382, 1498, 1502, 1522, 1629, 1633, 1702, 1801, 1826, 1992, 2122, 2131, 2132, 2199, 2246, 2334, 2444, 2454, 2493, 2494, 2647, 2665, 2793, 2871, 2880, 2897, 2942, 3055, 3259, 3307, 3416, 3427, 3438, 3452, 3557, 3867, 3878, 3883, 3891, 4020,

4188, 4347, 4371, 4548, 4586, 4605, 4718, 4733, 4752, 4860, 5047, 5377, 5484, 5520, 5583, 5585, 5604, 5657, 5705, 5813, 5830, 5832, 5884, 5916, 5938, 5996, 6006, 6202, 6268, 6404, 6454, 6547, 6590, 6619, 6794, 6820, 6823, 6850, 7304, 7721, 8391, 8559, 8770, 8943, 8976, 8978, 9178, 9312, 9325, 9672, 9755, 9806
Alert, 1585
alert.io, 1585
Alex Gerster, 9223
Alexa, 383, 4840, 7111, 7112, 7137, 7245, 8490, 8628, 8686, 9684, 9805
Alexander Görsdorf, 2446
Alexander Matzkeit, 836, 864, 966, 1264, 1409, 1556, 1678, 2047, 2957, 3005, 3051, 3089, 3138, 3178, 3201, 3255, 3258, 3300, 3343, 3344, 3354, 3383, 3388, 3463, 3475, 3508, 3580, 3593, 3755, 3892, 3972, 3991, 3992, 4096, 4187, 4220, 4257, 4363, 4402, 4432, 4515, 4619, 4686, 4698, 4743, 4745, 4809, 4814, 4872, 4949, 4972, 5049, 5086, 5121, 5139, 5248, 5250, 5251, 5341, 5359, 5374, 5389, 5584, 5714, 5723, 5840, 5869, 5981, 6062, 6120, 6125, 6128, 6177, 6270, 6447, 6498, 6499, 6501, 6541, 6588, 6720, 6755, 6819, 6867, 6868, 6896, 6962, 7196, 7539, 7717, 7896, 8074, 8104, 8329, 8367, 8536, 8720, 8940, 8963, 9098, 9233, 9368, 9552
Alexander Stielau, 698, 1577, 4078, 4614, 4627, 5209, 5409, 5425, 5448, 5500, 5507, 5595, 5742, 5906, 6067, 6145, 6430, 6477, 6720, 6749, 6769, 7281, 7689, 7877, 7897, 7923, 8490, 8572, 8993, 8997, 9674, 9685, 9716, 9761, 9798
Alexander Svensson, 3285
Alexander Thiel, 2605
algopop, 2642
Algorithmus, 1686, 2672, 2815, 3201, 3291, 3465, 4107, 4119, 4174, 5229, 8454
Alias, 906

Alibaba, 3206
Alice, 4612
Aliexpress, 9521
Alina Smithee, 866, 965, 2156, 2335, 3116, 3281, 3479, 3712, 4002, 4290, 4850, 4877, 5008, 5245, 5404, 5743, 5812, 5947, 6100, 6503, 7139, 7640, 7800, 7961, 8167, 8298, 8693, 8772, 8791, 9642, 9648, 9728
Alina Smithees Großvater, 232
Alina Smithees Onkel, 237
Alipay, 5933, 9147
Alkohol, 7346
Alkoholkontrolle, 452
all-inkl, 9383
allofmp3.com, 2775
Alltagslogistik, 4360
Alltagstechnik, 7127
allwissender Erzähler, 6958
AltaVista, 850
Alter, 5902
Altersnachweis, 1567, 4018, 5999, 6981, 7678, 9368
Alterssehschwäche, 4756, 5321
Aluhut, 2465
Aluminium, 5346
Amateurfunk, 399, 5603, 7009, 9223
Amazon, 683, 819, 845, 1047, 1251, 1327, 1342, 1359, 1390, 1397, 1432, 1556, 1567, 1626, 1677, 1711, 1783, 1828, 1873, 1914, 1973, 1976, 1995, 1996, 2066, 2073, 2259, 2270, 2416, 2441, 2609, 2715, 2789, 2886, 2987, 3015, 3087, 3103, 3309, 3427, 3438, 3558, 3694, 3772, 3908, 3966, 4018, 4033, 4060, 4063, 4079, 4174, 4355, 4458, 4465, 4568, 4578, 4616, 4669, 4764, 4861, 4991, 5154, 5251, 5554, 5644, 5704, 5893, 5947, 5953, 5969, 5981, 6015, 6250, 6277, 6285, 6286, 6614, 6643, 6707, 7076, 7110, 7137, 7207, 7245, 7271, 7281, 7421, 7574, 7625, 8019, 8059, 8061, 8090, 8145, 8213, 8299, 8412, 8544, 8617, 8628, 8767, 8789, 8795, 9139, 9273, 9368, 9372, 9375, 9520, 9562, 9572, 9592, 9604, 9662, 9684, 9685, 9702
Amazon AWS, 5627
Amazon Drive, 7381

Amazon Echo, 7112, 7137, 8490
Amazon Fire Stick, 8617, 9253
Amazon Instant Video, 2811, 3334, 6981, 7037
Amazon Locker, 7271, 7625, 9403
Amazon Logistics, 9562
Amazon Marketplace, 1828, 2110, 3632
Amazon Music, 7381
Amazon Prime, 1973, 3174, 5740, 7037, 7386, 7574, 9685, 9724
Amazon Prime Video, 8037, 9253
Amazon Rekognition, 7418
Amazon Wunschliste, 1844, 4539, 5251, 5339, 5723
Ambient Devices, 1059
Ambient Orb, 1059
American Letter, 756
Amiga, 842
Amiga 1200, 587
Amiga 500, 474, 587, 632, 5020
Amp, 3861
Ampel, 414, 1590, 2607, 2670, 3328, 3920, 6231, 6248
Amstrad PPC512, 8559
Amtrak, 3080, 4657
Amtsgericht, 8020
Anaïs Clerc, 4129
Anachronismus, 663, 7005
analog, 718, 4467, 4541, 4760, 5920, 5930, 6630, 6832, 7516, 7819, 7882, 8228, 9376
analoge Technik, 232, 249, 372, 454, 511, 622, 629, 727, 747, 794, 821, 849, 890, 914, 929, 1030, 1104, 1180, 1209, 1303, 1307, 1345, 1376, 1443, 1650, 1677, 1705, 1756, 1833, 1886, 2059, 2082, 2086, 2174, 2225, 2232, 2378, 2382, 2387, 2456, 2458, 2509, 2514, 2527, 2548, 2549, 2551, 2577, 2635, 2668, 2808, 2840, 2845, 2908, 2944, 2964, 3006, 3048, 3076, 3106, 3230, 3236, 3253, 3263, 3468, 3483, 3986, 4177, 4302, 4778, 4980, 6539, 7819, 9643
Analoguhr, 3591, 5185, 5639, 6871, 7270, 8872
Anatol Stefanowitsch, 7297
Ancestry, 5349
Andrea Frank, 678, 8252
Andrea Sturm, 1221
Andreas, 2872

Andreas Schulz-Dieterich, 2801, 3122, 4345, 4509, 4607, 4759, 9601
Andreas Stahl, 850
André Spiegel, 351, 353, 375, 522, 669, 714, 936, 958, 1064, 1439, 1456, 1647, 1657, 1701, 1755, 1986, 2075, 2603, 2609, 2637, 2691, 2706, 2715, 2758, 2765, 2787, 2815, 2832, 2838, 2855, 2866, 2894, 2896, 2967, 2970, 2992, 3003, 3072, 3080, 3095, 3116, 3120, 3134, 3158, 3175, 3238, 3331, 3387, 3454, 3475, 3491, 3561, 3591, 3708, 3816, 3843, 3847, 3935, 3963, 3966, 3970, 3979, 3996, 4027, 4154, 4174, 4177, 4219, 4247, 4262, 4295, 4302, 4356, 4375, 4398, 4445, 4458, 4473, 4478, 4498, 4500, 4503, 4542, 4592, 4603, 4657, 4681, 4715, 4724, 4756, 4776, 4786, 4798, 4831, 4889, 4894, 4964, 4972, 4975, 4990, 5027, 5072, 5093, 5101, 5126, 5157, 5190, 5229, 5321, 5348, 5349, 5373, 5422, 5457, 5475, 5495, 5502, 5512, 5523, 5525, 5529, 5549, 5563, 5639, 5656, 5693, 5740, 5817, 5861, 5948, 5956, 5958, 5987, 6002, 6039, 6062, 6072, 6130, 6240, 6252, 6279, 6339, 6363, 6426, 6447, 6458, 6495, 6527, 6600, 6655, 6668, 6700, 6790, 6867, 6896, 6925, 7059, 7076, 7078, 7098, 7134, 7209, 7243, 7248, 7270, 7284, 7346, 7382, 7576, 7651, 7704, 7764, 7785, 7808, 8186, 8229, 8297, 8383, 8389, 8392, 8433, 8500, 8594, 8595, 8610, 8617, 8642, 8652, 8684, 8685, 8720, 8789, 8795, 8858, 8878, 8980, 9017, 9040, 9080, 9151, 9178, 9221, 9234, 9249, 9293, 9307, 9320, 9330, 9343, 9403, 9545, 9604, 9617, 9626, 9648, 9662, 9685, 9707, 9710, 9726, 9758
André Wendt, 7749
Android, 1406, 1414, 1509, 1542, 1609, 1784, 2257, 2266, 2319, 2684, 2693, 2755,

2834, 2884, 2886, 2962, 2970, 3000, 3003, 3019, 3031, 3098, 3203, 3249, 3294, 3406, 3607, 3780, 3847, 4086, 4123, 4317, 4505, 4587, 4647, 4748, 4764, 4788, 4873, 5088, 5137, 5222, 5616, 5731, 5948, 5993, 6024, 6281, 6599, 6600, 6797, 6801, 6833, 6872, 6952, 7772, 7787, 7965, 8037, 8187, 8276, 8762, 8882, 9022, 9165, 9672, 9732
Android 7, 6993
Android Auto, 6700, 7772, 8610, 8748, 9040
Android Beam, 2259, 4317
Android Device Manager, 3847, 6348, 6769
Android Pay, 5027, 5093, 7576
Android WebView, 6993
Angela Heider-Willms, 886, 1120, 1147, 1163, 1207, 1567, 1627, 1681, 1835, 3549, 3567, 3586, 3779, 3805, 3822, 3839, 3881, 3945, 4031, 4059, 4086, 4112, 4166, 4174, 4214, 4469, 4507, 4568, 4636, 4682, 4956, 4972, 5078, 5098, 5262, 5305, 5337, 5431, 5712, 5764, 5896, 6062, 6077, 6219, 6392, 6614, 6902, 6906, 6931, 6966, 6976, 7025, 7128, 7146, 7148, 7326, 7443, 7450, 7616, 7640, 7751, 7772, 8038, 8108, 8134, 8280, 8384, 8430, 8748, 8830, 8960, 9161, 9206, 9265, 9308, 9424, 9435
Angela Leinen, 5500, 5920, 5930, 7331, 8247, 9525
Anglizismus, 4293
Anhang, 4375, 6022, 9545
Animation, 4086
Anke Gröner, 5808
Anker, 2233, 2598, 2722, 4972, 5032, 6103, 6425, 6441, 6707, 8013, 8399
Anki, 4191
anklappen, 7004
anklicken, 5087
Anlasser, 6604
Anleitung, 542, 1549, 1825, 2060, 2071, 2203, 3100, 3285, 3554, 4481, 5580, 5949, 6118, 7499, 8180, 8572, 8870
Anmeldung, 5419
Anne Doppelbauer, 6036

Anne Schüßler, 371, 425, 508, 514, 516, 560, 562, 582, 632, 635, 673, 675, 685, 710, 718, 780, 795, 820, 821, 823, 841, 860, 861, 865, 868, 871, 872, 889, 898, 910, 916, 917, 921, 949, 951, 958, 961, 976, 977, 1020, 1036, 1057, 1077, 1085, 1108, 1133, 1160, 1164, 1172, 1188, 1203, 1303, 1334, 1397, 1401, 1427, 1430, 1435, 1453, 1454, 1476, 1485, 1488, 1503, 1509, 1531, 1534, 1549, 1560, 1562, 1565, 1573, 1580, 1581, 1599, 1656, 1658, 1670, 1677, 1696, 1705, 1706, 1726, 1734, 1749, 1766, 1788, 1792, 1818, 1819, 1834, 1844, 1845, 1881, 1882, 1885, 1904, 1905, 1915, 1927, 1931–1933, 1945, 1947, 1949, 1950, 1954–1956, 1959, 1966, 1970–1974, 1977, 1988, 1993, 1995, 2003, 2005, 2010, 2012, 2013, 2017, 2021, 2039, 2044, 2049, 2065, 2083, 2092, 2135, 2144, 2148, 2164, 2178, 2184, 2195, 2203, 2235, 2243, 2250, 2252, 2263, 2264, 2271, 2318, 2329, 2337, 2406, 2456, 2458, 2484, 2499, 2503, 2504, 2508, 2509, 2520, 2530, 2541, 2548, 2553, 2582, 2597, 2634, 2658, 2698, 2736, 2747, 2750, 2791, 2794, 2819, 2823, 2867, 2915, 2940, 2956, 2971, 3012, 3021, 3026, 3030, 3054, 3135, 3136, 3184, 3223, 3265, 3293, 3465, 3466, 3473, 3490, 3668, 3669, 3746, 3912, 3994, 4063, 4077, 4091, 4095, 4097, 4120, 4127, 4132, 4138, 4153, 4157–4159, 4175, 4176, 4184, 4202, 4205, 4215, 4234, 4241, 4249, 4265, 4289, 4293, 4300, 4301, 4316, 4355, 4360, 4363, 4377, 4397, 4409, 4431, 4432, 4454, 4469, 4492, 4510, 4520, 4533, 4541, 4556, 4570, 4597, 4636, 4642, 4666, 4719, 4760, 4785, 4962, 5012, 5123, 5135, 5137, 5142,

5257, 5298, 5301, 5304, 5320, 5560, 5611, 5666, 5707, 5715, 5754, 5877, 5906, 5954, 6062, 6105, 6117, 6285, 6307, 6354, 6356, 6375, 6384, 6400, 6404, 6512, 6557, 6572, 6642, 6653, 6678, 6733, 6745, 6811, 6841, 6947, 6970, 6991, 7027, 7035, 7043, 7104, 7121, 7122, 7124, 7126, 7128, 7164, 7179, 7180, 7182, 7186, 7199, 7200, 7214, 7232, 7240, 7242, 7263, 7269, 7290, 7300, 7307, 7322, 7323, 7330, 7336, 7354, 7360, 7365, 7394, 7401, 7407, 7426, 7433, 7453, 7456, 7487, 7490, 7500, 7514, 7519, 7525, 7552, 7562, 7566, 7589, 7592, 7593, 7600, 7609, 7618, 7630, 7634, 7640, 7644, 7659, 7672, 7701, 7769, 7781, 7801, 7807, 7880, 7882, 7897, 7959, 7972, 7979, 8010, 8019, 8020, 8038, 8039, 8059, 8078, 8090, 8110, 8148, 8150, 8152, 8157, 8189, 8207, 8226, 8228, 8249, 8268, 8324, 8402, 8410, 8422, 8434, 8446, 8451, 8452, 8518, 8543, 8558, 8564, 8599, 8669, 8714, 8717, 8722, 8798, 8834, 8890, 8981, 8992, 9024, 9139, 9141, 9180–9182, 9208, 9226, 9293, 9366, 9370, 9433, 9445, 9446, 9471, 9534, 9550, 9602, 9653, 9667, 9747, 9754, 9793

annematique, 1131, 4486, 7319

Annette Schaal, 9344

Anonymisierung, 8389

Anonymität, 5932, 8540

Anruf, 4891, 7786, 8352

Anrufbeantworter, 383, 421, 522, 703, 706, 753, 841, 854, 860, 972, 976, 2360, 2602, 2713, 5175, 5535, 6483, 6523, 7653, 8175, 8441, 8458, 9682

Anrufpegel, 7653

anschalten, 2927

Anschlussdose, 355, 421

Anschlussgebühren, 9143

Anschnallgurt, 5812

Ansgar Oberholz, 458

Ansichtskarte, 9266

anspringen, 1823

Antennapod, 6982

Antenne, 247, 253, 256, 1343, 1388, 3673, 9665
Anti-Ghosting, 3872
Antikythera-Mechanismus, 2378
antippen, 5087
Antiskeuomorphismus, 982, 4070, 8314, 8498
Antonella Natta, 8978
Antrieb, 7679
Anwaltskanzlei, 6373
Anycubic i3 Ultrabase, 8669
AnyList, 4577
Anzeige, 6730, 9730
Anzeigetafel, 2051, 2164, 3228, 4234, 5203, 7634, 8163, 9152
Anzug, 9239
Anzughose, 3494
Aoife, 336, 8767, 8813, 8882, 8997, 9105, 9273, 9349, 9368, 9405, 9406, 9428, 9523, 9685, 9729
AOL, 817, 872, 882, 2200, 7542, 8860, 8911
APA, 4437, 7282
APGAR Timer, 5360
aphon, 3556
API, 4709, 7107, 9323
API Key, 9320
APN, 1919
Apokalypse, 5598
Apotheke, 6970, 7717
App, 1463, 1556, 1600, 1624, 1709, 1742, 1756, 1781, 1888, 1895, 1900, 1908, 1910, 1915, 1930, 1939, 1946, 1959, 1966, 1982, 1987, 1991, 2017, 2104, 2146, 2184, 2232, 2241, 2269, 2283, 2365, 2404, 2424, 2429, 2476, 2485, 2584, 2612, 2684, 2755, 2827, 2902, 2915, 3003, 3006, 3016, 3317, 3544, 3593, 3615, 3759, 3859, 3909, 3945, 3948, 3954, 3969, 3994, 4000, 4097, 4108, 4169, 4172, 4182, 4226, 4412, 4505, 4541, 4577, 4657, 4725, 4905, 4921, 4950, 4999, 5043, 5154, 5263, 5270, 5308, 5353, 5412, 5482, 5521, 5582, 5591, 5678, 5687, 5695, 5818, 5871, 5902, 5942, 5994, 6013, 6088, 6108, 6183, 6211, 6224, 6242, 6281, 6339, 6377, 6382, 6392, 6406, 6425, 6426, 6451, 6492, 6597, 6606, 6622, 6626, 6695, 6711, 6716, 6786, 6833, 6912, 6931, 6944, 6979, 7147, 7154, 7181, 7187,

7275, 7295, 7320, 7363, 7450, 7473, 7483, 7485, 7494, 7502, 7542, 7588, 7599, 7602, 7610, 7616, 7617, 7627, 7630, 7672, 7756, 7760, 7775, 7782, 7889, 7945, 7983, 8095, 8132, 8162, 8169, 8188, 8196, 8294, 8303, 8413, 8431, 8558, 8764, 8832, 8835, 8899, 8900, 8986, 9024, 9086, 9152, 9165, 9168, 9280, 9282, 9297, 9316, 9349, 9370, 9386, 9406, 9421, 9444, 9482, 9494, 9560, 9568, 9573, 9585, 9592, 9619, 9641, 9655
App Store, 3103, 5449, 5902, 9655
App-Based Ride Services, 7764
Apple, 465, 901, 1224, 1229, 1233, 1249, 1280, 1281, 1316, 1340, 1360, 1397, 1512, 1548, 1928, 1937, 1954, 1972, 2007, 2165, 2180, 2390, 2441, 2705, 2755, 2850, 2891, 3131, 3213, 3334, 3345, 3607, 5140, 5142, 5235, 5539, 5616, 5902, 5947, 6159, 6713, 7005, 7457, 7460, 8192, 8342, 8810, 9400, 9779
Apple CarPlay, 8215
Apple Continuity, 5499
Apple iBook, 1360
Apple ID, 2803, 3847, 5692, 6013, 7645, 8122, 9418
Apple II, 4050
Apple Macintosh, 2776
Apple Macintosh SE, 513, 586, 620, 623
Apple Mail, 1255, 1356, 4600
Apple Maps, 5502
Apple Music, 6674, 6868, 9685
Apple Newton, 774
Apple Pay, 4917, 7576, 8135, 9648, 9654, 9655, 9784
Apple Pencil, 6433
Apple PowerBook 520c, 7297
Apple Store, 1820, 1933, 4440, 7092, 8122
Apple StyleWriter, 623
Apple TV, 9400
Apple Watch, 4248, 4453, 4604, 5043, 6139, 6265, 7037, 7314, 8205, 8238, 8512, 8718, 9333, 9392, 9648, 9784
Apps, 5708
Apptivität, 4608
AquaMail, 4587

Arabisch, 5104, 5786
Arbeit, 5347
Arbeitsmarkt, 5334
Arbeitsplatz, 909, 3454
Arbeitsspeicher, 586, 4233
Arbeitstag, 8287
Arbeitswelt, 246, 310, 373, 484, 513, 641, 908, 932, 1052, 1424, 1579, 1589, 1663, 1921, 2208, 2258, 3718, 4017, 4037, 4123, 4927, 5420, 5475, 5484, 5556, 5728, 5992, 6013, 6100, 6218, 6222, 6282, 6305, 6634, 6689, 6728, 6751, 6789, 6973, 7316, 8427, 8708, 9110, 9343, 9516, 9568, 9670
Arbortext, 7279
Arcade, 643, 3692, 8217
Architektur, 849, 3350, 7123
Archiv, 631, 3357, 3963, 4262, 4597, 4941, 5020, 7190, 7205, 7567
Archivierung, 5464, 8348, 9414
Archos Jukebox, 3088
Arcor, 7074
ARD, 6366, 9204, 9674
Arduino, 4840
Arespark AS200 Bluetooth Box, 7473
Ark, 6511
ARM board, 2345
Armaturenbrett, 4798
Armbanduhr, 274, 318, 346, 888, 914, 985, 1013, 1585, 1846, 3116, 4108, 4110, 4131, 4453, 4466, 4471, 4850, 5262, 5400, 6871, 7378, 8170, 9736
Arnold, 274, 779, 807
arte mediathek, 6007
Artificial Intelligence, 5288
Arzt, 5889, 6853, 8536, 9078, 9206
Arztbesuch, 9078
Arztbrief, 9078
Arztpraxis, 5889
Arzttermin, 6784, 6853, 8175, 8452, 9310
Asahi, 4690
Aschenbecher, 7661, 9631
ASCII, 3323
ASCII art, 474, 684, 3323
Asien, 1732, 2136, 6480, 6786
Assembler, 283, 291, 408, 587, 677, 805, 8559
Asterix, 9319
Astrid Lindgren, 6250
Astronomie, 457, 461, 1439, 2378, 2493, 3307, 3510, 3557, 3825, 3867, 3878, 3883,

4221, 4371, 5047, 5185, 7721, 9024, 9297, 9510, 9662
Asus, 1399, 6353
Asus Eee PC 900, 1399
Asus Smart Gesture, 6353
Asylbewerberheim, 4754
Asynchronizität, 5756, 7704
Atari, 523, 842
Atari 2600, 651
Atari ST, 442, 448
Atlanta, 894, 898
Atlantic, 5229
Atlas, 5049
Audacity, 5675
Audi TT, 1687
Audible, 1912, 2908, 4956, 5644, 6923, 7124, 7354, 7772, 7784, 8011
Audimax, 1346
Audio, 371, 2076, 2597, 2755, 2908, 2958, 3442, 5096, 5943, 6153, 6212, 6469, 7821, 8519, 8563, 8686, 9428, 9734
Audio-CD, 8000, 9565, 9676, 9678
Audioaufnahme, 7392, 7821, 8171
Audioaufzeichnung, 8162, 8270
Audiobook, 7784
Audiobuch, 9732
Audiodatei, 6106, 8519
Audiogalaxy, 850
Audioguide, 824, 2202, 2437, 3362, 4071, 4686, 9428, 9494
Audiokassette, 1171, 6095, 8774, 9364
Audioplayer, 3874
Audioscrobbler, 1225
Audiotranskription, 8792
Audition, 5675
Aufhänger, 3494
Aufkleber, 6931, 8840
Aufknuspertaste, 874
Aufladeautomat, 5897
aufladen, 3138, 3945, 3992, 4251, 5064, 5244, 6051, 6343, 7037, 7527, 8130, 8305, 8345, 8564, 9110, 9178
Auflage, 2212
auflegen, 8568
Auflösung, 2019, 2997, 3133, 7343, 7507
Aufmerksamkeits-Assistent, 7454
Aufnahme, 371, 464, 1200, 6892, 9489
Aufnahmegerät, 479, 3580
Aufnahmetechnik, 4100, 7569, 7821
aufräumen, 1766
aufschließen, 7004
aufschreiben, 4063, 5260

Aufschreibeservice, 362, 638, 777, 986, 1823, 3036, 3131, 3905, 4662, 4699
Aufschreibesystem, 1575, 8637, 8819
Aufzeichnung, 1171, 5578, 8563, 9096, 9584
Aufzug, 298, 343, 396, 496, 1372, 1620, 1724, 1732, 1741, 1782, 3074, 3955
Augen, 6605
Augmented Reality, 2949, 4801, 6382, 6392, 6400, 6505, 7058, 7347, 9282
Auktion, 2502, 9268
Ausbildung, 570
Ausdruck, 6302, 9755
ausdrucken, 676, 1291, 5729, 6027, 6106, 6196, 6571, 6879, 6966, 7728, 8485, 8629, 9449, 9530, 9553, 9629
Ausflugsschiff, 7500
Auskunft, 991, 2401, 7983
Auskunftei, 310
Ausland, 2823, 3590, 3913, 5715, 5741, 6666, 6949, 7171, 7984, 8324
Auslandsgespräch, 618, 4927
Auslandstarif, 4078, 5973
Auslandsüberweisung, 921, 4445, 4563, 5117, 5656, 6048
Auslandszahlung, 3545
Ausleihe, 7320
Auslöseverzögerung, 7889
Ausreißer, 7307
ausschalten, 1921, 2927
Außenspiegel, 7004
Außerbetriebsetzung, 4663
Aussprache, 4380
Ausstellung, 7376, 7511
Ausstellungstechnik, 9013
Ausstellungsvitrine, 7451
Austausch, 7825
Austauschtauschprogramm, 5539
Australien, 7585
Ausweis, 472, 1608, 1982, 2143, 2228, 2331, 2488, 2516, 2570, 2732, 3593, 5106, 5493, 5597, 5714, 6048, 6443, 8692, 9132, 9280
Ausweiskopiertaste, 5493
Authentifizierung, 3178, 5222, 6647
Auto, 351, 414, 417, 427, 452, 529, 566, 595, 610, 663, 702, 768, 918, 936, 946, 985, 1008, 1019, 1023, 1140, 1141, 1156, 1227, 1237, 1247, 1343, 1354, 1426, 1448, 1486, 1549, 1581, 1695, 1705, 1742, 1757, 1781, 1790, 1823, 1831, 1837,

1900, 1910, 1927, 1943, 1949, 1987, 1989, 2126, 2150, 2179, 2181, 2206, 2269, 2272, 2294, 2312, 2339, 2536, 2594, 2801, 2823, 2840, 2872, 2935, 2942, 3071, 3074, 3088, 3093, 3129, 3133, 3165, 3178, 3256, 3327, 3335, 3404, 3436, 3463, 3475, 3577, 3626, 3628, 3707, 3824, 3825, 3930, 3934, 3960, 3979, 4001, 4102, 4124, 4125, 4230, 4239, 4259, 4268, 4411, 4448, 4503, 4607, 4618, 4648, 4663, 4749, 4754, 4766, 4774, 4791, 4798, 4815, 4836, 4843, 4886, 4899, 5002, 5025, 5030, 5031, 5137, 5331, 5534, 5537, 5609, 5763, 5807, 5812, 5910, 5981, 6103, 6232, 6289, 6323, 6404, 6477, 6525, 6553, 6604, 6680, 6727, 6738, 6759, 6788, 6794, 6847, 6943, 7004, 7177, 7199, 7410, 7414, 7454, 7628, 7661, 7760, 7761, 7772, 7833, 7922, 7984, 8158, 8214, 8215, 8223, 8237, 8249, 8330, 8336, 8367, 8375, 8402, 8432, 8434, 8572, 8581, 8606, 8610, 8634, 8748, 8832, 8873, 8878, 8961, 9040, 9325, 9793

Autobahn, 1427, 4411, 4886, 8207, 8223

AutoCAD, 849

Autofähre, 9793

Autogramme, 1658

Autokennzeichen, 2594, 4503

Autokorrektur, 1609, 2008, 3385, 3475, 4226

Automat, 351, 562, 973, 1607, 1706, 1715, 1932, 1939, 1940, 1955, 1968, 1982, 1993, 2025, 2089, 2116, 2130, 2146, 2179, 2241, 2362, 2410, 2752, 2766, 2924, 2981, 2983, 3146, 3151, 3391, 3655, 3714, 3730, 3732, 3784, 3805, 3897, 3921, 3969, 4012, 4115, 4560, 4922, 4945, 5296, 5475, 5547, 5599, 5648, 5818, 5897, 5916, 5926, 6018, 6119, 6207, 6556, 6597, 6632, 6695, 6755, 6763, 6850, 6994, 7002, 7263, 7290, 7329, 7351, 7517, 7576, 7940, 8083, 8150, 8183, 8259,

8339, 8342, 8392, 8564, 8603, 8703, 8851, 8891, 8950, 9035, 9150, 9156, 9490, 9710
Automatik, 6518
Automatikschaltung, 1486, 7833
Automatikuhr, 3381
Automation, 7232, 7472, 9482
automatische Ansage, 4898, 8280
Automatische Tags, 5449
automatischer Türöffner, 4105, 4898
automatisches Lager, 309
Automatisierung, 494, 1426, 3205, 3232, 3669, 4694, 6328, 6979, 7539, 8178
Automatismus, 1846, 4493
automotive, 309
autonomes Fahren, 1836, 3404, 3934, 4243, 4607, 4886, 5517, 6727, 6749, 8878
Autopilot, 6323, 6727
Autoplay, 7104
Autoradio, 692, 2181, 3436, 4467, 6404, 6525, 6738, 8215
Autoreply, 5147, 5452
AutoRip, 1711, 3908, 8954
Autoschlüssel, 6232, 7199, 8375, 8696, 9285
Autotelefon, 4899
Autovermietung, 1459, 6618, 8613, 9325, 9761
Autoversicherung, 3185, 9761
Autovervollständigung, 2620, 6468, 9022
Autowaschanlage, 7411
Autowerkstatt, 3071
Avast Antivirus, 3195
Avatar, 5647
AWS, 8145
axaneco, 7668, 8381, 8825
Azimuth, 7386
azw3, 5947

B2A, 8470
B2B, 932
Babbel, 7162
Babyfon, 1821, 3084, 3945, 9266, 9747
Babyfotos, 5449
Babygrill, 5360
Bachmannpreis, 2530
Backblaze, 1461, 1820, 1872, 1969, 6252, 7039, 7142, 7280
backen, 6058, 8410
Backofen, 309, 1670, 3001, 3688, 5036
Backspace, 1686, 3804
Backup, 726, 752, 1046, 1180, 1287, 1290, 1356, 1461, 1621, 1820, 1961, 1969, 1972, 2007, 2016, 2512, 2666, 3195, 3203, 3529,

3615, 4162, 4390, 5418, 5708, 5977, 5993, 5997, 6041, 6202, 6300, 7039, 7076, 7280, 7751, 7788, 8512, 8810, 9383, 9414
baden, 8016
Badewanne, 244, 1291, 3287, 4507, 5280, 6058, 6984
Badge, 5769, 6279
Bäckerei, 5580, 9609
Baguette, 8183
Bahn, 386, 463, 515, 623, 629, 687, 717, 756, 790, 807, 858, 874, 920, 930, 991, 1065, 1139, 1293, 1337, 1360, 1409, 1482, 1555, 1607, 1613, 1645, 1673, 1709, 1720, 1742, 1746, 1747, 1865, 1882, 1886, 1898, 1929, 1937, 1950, 1962, 1974, 1982, 2017, 2035, 2051, 2062, 2065, 2084, 2088, 2089, 2097, 2105, 2106, 2135, 2173, 2185, 2216, 2241, 2271, 2351, 2352, 2362, 2401, 2429, 2432, 2531, 2612, 2716, 2763, 2907, 2915, 2956, 3005, 3020, 3080, 3184, 3208, 3233, 3266, 3273, 3275, 3282, 3286, 3288, 3308, 3319, 3439, 3460, 3503, 3581, 3610, 3612, 3791, 3841, 3969, 4005, 4147, 4169, 4278, 4295, 4300, 4317, 4381, 4431, 4533, 4564, 4576, 4673, 4743, 4745, 4881, 4892, 4898, 4914, 4932, 5041, 5090, 5227, 5241, 5251, 5296, 5372, 5388, 5511, 5599, 5618, 5648, 5652, 5667, 5803, 5824, 5899, 5965, 5994, 6009, 6098, 6105, 6138, 6168, 6246, 6384, 6500, 6540, 6550, 6622, 6734, 6993, 7132, 7147, 7158, 7164, 7182, 7200, 7290, 7302, 7314, 7329, 7336, 7343, 7379, 7507, 7581, 7588, 7610, 7634, 7636, 7711, 7728, 7836, 7947, 7983, 8026, 8050, 8104, 8119, 8180, 8295, 8317, 8394, 8397–8399, 8431, 8446, 8531, 8556, 8586, 8605, 8714, 8835, 9089, 9177, 9272, 9280, 9294, 9348, 9434, 9499, 9505, 9543, 9633, 9652, 9659, 9701, 9755, 9778
Bahn-App, 8050

Bahncard, 1747, 2065, 2084, 2956, 4381, 5241, 5965, 7290, 8295
Bahnfahren, 6384, 8050, 8166
Bahngleise, 9293
Bahnhof, 463, 3508, 5123, 5244, 5248, 6047, 6695, 7447, 8026, 8301, 8564, 9033
Bahnhofsmission, 280
Bahnübergang, 8180
Bakelit, 541, 2850
Balise, 1482
Balkon, 8722
Bambuser, 1792, 3902
Bananenstecker, 618
Band, 437, 9380
Bandansage, 745
Bandarbeit, 529
Bandbreite, 6164, 6224, 8694
Bandbreitenbegrenzung, 8191
Bandcamp, 7741
Bank, 391, 420, 497, 515, 599, 614, 697, 726, 927, 1124, 1130, 1140, 1174, 1277, 1407, 1459, 1480, 1644, 1652, 1769, 1871, 1917, 2031, 2057, 2063, 2065, 2079, 2081, 2102, 2110, 2130, 2135, 2153, 2160, 2237, 2250, 2278, 2329, 2337, 2406, 2526, 2759, 2763, 2781, 2970, 2996, 3116, 3169, 3324, 3355, 3365, 3403, 3433, 3457, 3458, 3579, 3610, 3784, 4038, 4139, 4184, 4363, 4445, 4493, 4505, 4649, 4681, 4912, 4920, 5061, 5111, 5246, 5261, 5355, 5357, 5422, 5512, 5529, 5543, 5563, 5604, 5656, 5847, 5964, 6119, 6128, 6352, 6605, 6742, 7078, 7121, 7394, 7719, 7936, 7940, 8111, 8132, 8287, 8489, 8517, 8697, 8798, 8980, 9379, 9387, 9416, 9490, 9606
Bank 24, 782
Bank of China, 3750
Bankeinzahlung, 952, 8517
Bankeinzug, 9545
Bankkarte, 3428, 3881, 5470
Bankleitzahl, 6716
Bankraub, 6100
Bar Games, 632
Barbara Schneider, 9356
Barcamp, 1446, 5727
Barcode, 975, 4113, 4796, 4866, 5277, 5896, 6484, 6788, 6873, 7320, 7326, 9048, 9059, 9067, 9268, 9592, 9596
Barcodescanner, 4796, 4866

Bargeld, 280, 319, 515, 562, 575, 614, 874, 936, 952, 1011, 1065, 1607, 1671, 1706, 1854, 1940, 1965, 1993, 2052, 2054, 2070, 2116, 2179, 2184, 2278, 2375, 2410, 2462, 2521, 2526, 2590, 2889, 2919, 2936, 3026, 3146, 3412, 3424, 3545, 3610, 3747, 3750, 3784, 3954, 4064, 4074, 4192, 4223, 4455, 4463, 4478, 4503, 4920, 5051, 5126, 5157, 5246, 5261, 5296, 5424, 5428, 5453, 5472, 5580, 5599, 5648, 5693, 6047, 6119, 6160, 6376, 6404, 6463, 6539, 6597, 6605, 6632, 6675, 6733, 6762, 6994, 7062, 7576, 7753, 7778, 7884, 7939, 7940, 8119, 8168, 8183, 8207, 8230, 8259, 8278, 8301, 8339, 8392, 8402, 8442, 8489, 8504, 8517, 8594, 8669, 8932, 9017, 9044, 9147, 9232, 9282, 9361, 9379, 9387, 9490, 9571, 9587, 9606, 9609, 9694, 9710, 9726, 9739, 9752, 9772
bargeldlos, 4611, 6994
bargeldloses Zahlen, 5051, 5410, 6716, 8196, 8413, 9772
Barka, 638
Barkeeper, 6328
Barrierefreiheit, 4175, 5583, 6060, 9732
Barscheck, 6742
Barytpapier, 786
Barzahlung, 8736, 9534
BASE, 1749
Base, 2425
Baseball, 2222
Basecamp, 7316
BASIC, 335, 351, 365, 384, 395, 416, 442, 805, 3451, 8559
Basiskonto, 7369
Basketball, 5377, 5832, 5996, 6823, 7140
Bass, 8470, 8596
basteln, 560, 8582
Batman, 6958
Batterie, 361, 377, 389, 491, 651, 886, 914, 946, 1061, 1093, 1583, 2006, 2186, 2292, 2446, 2452, 2458, 2483, 3256, 3263, 3435, 3451, 3937, 3945, 4141, 4567, 4605, 4850, 5487,

6738, 6779, 7772, 8041, 8130, 8137, 8303, 8558, 8873, 8875, 8997, 9525
Batterielampe, 6779, 7201
Bauarbeiten, 4641, 9293
Baumarkt, 3563, 3870, 5280
Baumaschine, 4641
Bausatz, 6936
Baustelle, 4641
Bautechnik, 5393
Bayonne, 2794
Bayrischer Wald, 9289
BBC, 5904
BBCBasic, 8559
BBS, 520
BCC, 4840
Beafon, 7884
Beamer, 931, 987, 994, 1242, 1348, 1491, 1513, 2281, 2415, 2860, 2867, 3078, 3849, 4820, 5038, 5172, 5554, 5578, 6044, 6062, 6196, 6202, 6250, 6268, 6307, 6553, 6601, 6830, 7123, 7221, 7292, 7463, 7473, 8233, 8252, 8296, 8860, 8934, 9096, 9109, 9143, 9629, 9767
Bearbeitung, 5675, 8029
Bed and Breakfast, 3942, 8976
Bedienelement, 4423
Bedienfeld, 4721
Bedienoberfläche, 8103
Begründungszwang, 7110
beheizbare Kleidung, 8337, 8463, 8503, 9050, 9521
Behörde, 494, 1652, 1720, 1791, 2143, 2480, 2488, 2514, 2516, 2732, 3391, 3539, 3748, 3954, 4027, 4663, 5079, 5080, 5106, 6443, 6873, 7032, 7363, 7491, 7918, 8020, 8606, 9530, 9672
Beichtstuhl, 8854
Beijing, 5933
Beil, 5974
beinahe erstes Mal, 4968
Beistellherd, 725, 7907
Beiträge teilen, 7395
Beitrag, 7230, 9465
Bejeweled, 9641
Bekassine, 9178
Bekennerschreiben, 7446
Beleg, 5043, 7363, 7485
Beleuchtung, 230, 234, 1059, 2344, 3097, 3144, 4469, 6759, 8778
Belgien, 1706, 1882, 3730, 3732, 4865, 7114
Belichtung, 9505
bemannte Raumfahrt, 4532

Benachrichtigung, 1059, 1089, 1648, 2011, 2023, 2400, 2501, 2620, 2641, 2902, 3031, 3294, 3406, 3822, 4123, 4248, 4617, 5308, 5511, 5619, 6201, 6422, 6473, 6953, 7092, 7214, 7417, 7519
Benjamin Blümchen, 6095
Benjamin von Stuckrad Barre, 5833
Benutzerkonto, 6575, 7285, 7326, 9418
Benutzername, 4150, 5152
Benutzeroberfläche, 8810, 9385
Beratung, 2253, 7713
Berlin, 515, 674, 900, 1435, 2241, 3336, 3461, 3510, 3846, 5838, 6367, 6563, 6670, 6816, 6896, 7042, 7296, 7609, 8024, 8428, 9141, 9635, 9730, 9776
Berlin Tegel, 8936
Berliner Fenster, 7639, 9730
Bernd Wilms, 1071, 9693, 9720
Bert Homburg, 4748
Beruf, 3571
Berufsbezeichnung, 3571
Berufsleben, 3035
beschneiden, 5176
Beschwörungsformel, 1823
Besitz, 5724, 6501, 6601
best of, 229, 232–234, 238, 243, 252, 257, 267, 270, 271, 273, 281, 296, 299, 300, 304, 312, 320, 321, 327, 329, 331, 332, 344, 346, 349, 351, 353, 359, 375, 383, 387, 390, 403, 420, 425, 426, 429, 432, 433, 436, 446, 448, 454, 456, 463, 465, 468, 474, 483, 490, 494, 518, 522, 527, 529, 533, 535, 548, 556, 559, 563, 577, 579, 587, 597, 599, 611, 614, 620, 623, 635, 638, 642, 652, 677, 684, 685, 698, 701, 707, 718, 727, 731, 740, 753, 774, 779, 780, 786, 795, 802, 804, 820, 824, 844, 847, 849, 852, 854, 857, 864, 873, 874, 878, 895, 900, 904, 905, 907, 908, 912, 920, 932, 934, 935, 964–966, 968, 974, 982, 988, 996, 1004, 1019, 1036, 1047, 1049, 1058,

1064, 1069, 1077, 1078,
1083, 1095, 1102, 1108,
1124, 1125, 1130, 1147,
1180, 1200, 1207, 1209,
1228, 1269, 1278, 1291,
1313, 1318, 1325, 1347,
1350–1352, 1358, 1382,
1407, 1408, 1417, 1423,
1424, 1427, 1441, 1443,
1452, 1466, 1468, 1482,
1485, 1491, 1497, 1511,
1524, 1526, 1528, 1558,
1559, 1608, 1615, 1624,
1657, 1668, 1678, 1681,
1686, 1701, 1709, 1715,
1719, 1729, 1742, 1752,
1755, 1756, 1763, 1777,
1786, 1789, 1800, 1802,
1813, 1831, 1846, 1848,
1854, 1855, 1877, 1878,
1887, 1896, 1898, 1915,
1917, 1921, 1946, 1967,
2006, 2009, 2037, 2040,
2042, 2059, 2061, 2070,
2075, 2080–2082, 2105,
2113, 2122, 2126, 2142,
2212, 2222, 2228, 2230,
2232, 2236, 2238, 2241,
2258, 2259, 2261, 2275,
2276, 2281, 2286, 2292,
2295, 2298, 2301, 2306,
2311, 2324, 2345, 2350,
2351, 2354, 2356, 2378,
2382, 2387, 2414, 2418,
2423, 2444, 2450, 2454,
2456, 2464, 2474, 2502,
2509, 2511, 2518, 2519,
2521, 2526, 2527, 2534,
2536, 2557, 2578, 2594,
2606, 2620, 2621, 2627,
2634, 2640, 2646, 2647,
2651, 2655, 2666, 2670,
2676, 2688, 2691, 2693,
2701, 2710, 2734, 2750,
2759, 2765, 2783, 2788,
2793, 2805, 2808, 2811,
2819, 2820, 2838, 2845,
2850, 2872, 2874, 2878,
2880, 2894, 2897, 2900,
2903, 2915, 2924, 2926,
2930, 2935, 2942, 2944,
2949, 2964, 2985, 2992,
2997, 3001, 3005, 3010,
3013, 3021, 3046, 3048,
3051, 3059, 3061, 3063,
3084, 3097, 3102, 3106,
3116, 3130, 3134, 3162,
3197, 3213, 3238, 3242,
3245, 3250, 3253, 3263,
3336, 3354, 3369, 3379,
3381, 3387, 3390, 3403,
3404, 3407, 3409, 3428,
3432, 3449, 3464, 3468,
3491, 3497, 3526, 3565,

3575, 3630, 3651, 3661, 3668, 3670, 3671, 3681, 3684, 3686, 3702, 3704, 3708, 3714, 3734, 3735, 3743, 3745, 3747, 3752, 3755, 3766, 3784, 3805, 3822, 3825, 3838, 3841, 3849, 3860, 3878, 3883, 3891, 3948, 3957, 3963, 3976, 3996, 3999, 4001, 4002, 4005, 4017, 4027, 4036, 4041, 4044, 4056, 4067, 4086, 4090, 4095, 4111, 4113, 4124, 4129, 4177, 4195, 4248, 4251, 4296, 4305, 4317, 4328, 4381, 4387, 4389, 4397, 4398, 4434, 4445, 4505, 4529, 4550, 4580, 4612, 4619, 4655, 4684, 4701, 4709, 4718, 4733, 4743, 4760, 4782, 4787, 4790, 4798, 4843, 4848, 4850, 4860, 4885, 4891, 4934, 4939, 4943, 4948, 5020, 5034, 5047, 5052, 5058, 5070, 5075, 5101, 5105, 5139, 5170, 5176, 5193, 5205, 5217, 5230, 5237, 5239, 5241, 5245, 5255, 5257, 5262, 5280, 5289, 5329, 5330, 5347, 5385, 5402, 5404, 5422, 5424, 5441, 5464, 5511, 5570, 5575, 5582, 5585, 5607, 5612, 5627, 5639, 5657, 5659, 5664, 5667, 5716, 5724, 5725, 5727, 5765, 5779, 5789, 5801, 5803, 5807, 5812, 5815, 5820, 5849, 5861, 5883, 5889, 5926, 5938, 5958, 5961, 5965, 5983, 5997, 6007, 6009, 6027, 6054, 6058, 6100, 6126, 6145, 6161, 6164, 6183, 6192, 6206, 6224, 6230, 6247, 6258, 6294, 6302, 6363, 6392, 6404, 6410, 6426, 6436, 6439, 6440, 6443, 6447, 6450, 6451, 6454, 6463, 6473, 6495, 6503, 6505, 6507, 6520, 6531, 6532, 6550, 6552, 6571, 6579, 6581, 6590, 6615, 6617, 6619, 6626, 6630, 6653, 6665, 6691, 6700, 6706, 6707, 6716, 6727, 6733, 6734, 6742, 6749, 6752, 6776, 6786, 6789, 6790, 6798, 6801, 6806, 6816, 6817, 6820, 6840, 6848, 6867, 6872, 6873, 6880, 6885, 6892, 6899, 6902,

6912, 6918, 6930, 6936,
6952, 6953, 6972, 6981,
6987, 6988, 6999, 7001,
7005, 7009, 7016, 7028,
7042, 7043, 7045, 7048,
7053, 7062, 7064, 7077,
7097, 7110, 7111, 7127,
7132, 7135, 7139, 7144,
7157, 7158, 7167, 7177,
7187, 7190, 7199, 7209,
7217, 7237, 7267, 7273,
7274, 7288, 7297, 7304,
7320, 7326, 7330, 7340,
7347, 7351, 7367, 7376,
7378, 7411, 7454, 7462,
7476, 7510, 7522, 7544,
7549, 7550, 7557, 7565,
7567, 7569, 7575, 7585,
7631, 7640, 7646, 7653,
7667, 7669, 7689, 7704,
7714, 7715, 7717, 7721,
7728, 7736, 7750, 7752,
7761, 7769, 7775, 7799,
7825, 7830, 7831, 7845,
7893, 7968, 7985, 8002,
8022, 8026, 8031, 8042,
8054, 8064, 8070, 8071,
8077, 8097, 8115, 8125,
8126, 8132, 8155, 8159,
8167, 8183, 8186, 8211,
8215, 8217, 8219, 8237,
8240, 8251, 8256, 8289,
8302, 8324, 8338, 8339,
8348, 8351, 8373, 8377,
8388, 8391, 8392, 8398,
8410, 8412, 8430, 8442,
8450, 8518, 8526, 8550,
8556, 8559, 8578, 8580,
8583, 8586, 8608, 8612,
8630, 8642, 8664, 8666,
8686, 8693, 8714, 8743,
8748, 8750, 8758, 8769,
8770, 8776, 8780, 8800,
8830, 8835, 8840, 8857,
8860, 8898, 8899, 8911,
8940, 8947, 8960, 9017,
9022, 9027, 9035, 9039,
9044, 9055, 9065, 9080,
9086, 9089, 9109, 9110,
9112, 9115, 9125, 9128,
9129, 9131, 9147, 9152,
9160, 9178, 9193, 9200,
9220, 9223, 9226, 9237,
9263, 9265, 9285, 9291,
9307, 9309, 9312, 9316,
9319, 9346, 9368, 9372,
9373, 9406, 9414, 9422,
9424, 9429, 9433, 9444,
9453, 9458, 9464, 9488,
9525, 9530, 9535, 9538,
9543, 9556, 9557, 9560,
9566, 9592, 9601, 9611,
9634, 9643, 9646, 9648,
9652, 9653, 9659, 9662,

9665, 9670, 9675, 9679, 9695, 9707, 9713, 9716, 9719, 9722, 9728, 9736, 9737, 9740, 9743, 9747, 9750, 9752, 9758, 9759, 9761, 9775, 9776
Bestätigungscode, 9418
bestellen, 9443, 9480
Bestellformular, 4113
Bestellhistorie, 9375
Bestellung, 4290, 6766, 6776, 9562
Bestellverfahren, 2938, 3504
Bestellvorgang, 3136
Besuch, 854
Besucherinformation, 9494
Betäubungsmittelgesetz, 1707
Betamax, 372
Betatest, 5582
Betrachtungswinkel, 7627
Betriebsspionage, 6027
Betriebssystem, 1224, 5270, 8815
Bett, 3438, 6206, 6982
Better Call Saul, 5740
Bewässerung, 4554
Bewegungsmelder, 1455, 5404, 6206, 8249, 9457
Bewegungssensor, 1732, 2238, 2450, 6173, 8702
Bewegungstracker, 8010, 8702
Beweismittel, 4188
Bewerbung, 3454, 6973
Bewerbungsgespräch, 4542
Bewertung, 3072
bezahlen, 1580, 7130, 7539, 7546, 7778, 7984
Bezahlfernsehen, 7473
Bezahlmauer, 6399
Bezahlsystem, 7701
Bezahlterminal, 7984
Bezahlung, 8274
Bezahlverfahren, 319, 369, 420, 566, 575, 619, 764, 770, 952, 973, 975, 1065, 1120, 1124, 1469, 1550, 1671, 1706, 1719, 1728, 1772, 1854, 1931–1933, 1965, 1968, 1993, 2031, 2045, 2052, 2056, 2070, 2075, 2110, 2116, 2176, 2232, 2258, 2514, 2582, 2616, 2727, 2736, 2746, 2798, 2827, 2832, 2838, 2889, 2894, 2919, 2923, 2924, 2936, 3006, 3026, 3029, 3055, 3106, 3150, 3151, 3172, 3288, 3290, 3331, 3335, 3360, 3365, 3391, 3397, 3401, 3412, 3424, 3428, 3709, 3747, 3816, 3853, 3881, 3935, 3954, 4012, 4086, 4097, 4135, 4139, 4174, 4188, 4223, 4246, 4353,

4415, 4445, 4463, 4473, 4478, 4498, 4503, 4611, 4642, 4681, 4731, 4838, 4856, 4917, 4950, 5027, 5029, 5051, 5072, 5078, 5093, 5101, 5126, 5157, 5242, 5296, 5357, 5410, 5414, 5424, 5428, 5470, 5521, 5563, 5580, 5599, 5623, 5659, 5752, 5757, 5760, 5905, 5933, 6047, 6048, 6052, 6072, 6130, 6160, 6178, 6201, 6376, 6404, 6510, 6528, 6539, 6597, 6675, 6716, 6762, 6826, 6994, 7062, 7130, 7411, 7447, 7488, 7576, 7588, 7744, 7753, 7761, 7778, 7800, 7843, 7939, 7940, 7984, 8093, 8104, 8108, 8109, 8111, 8119, 8132, 8135, 8168, 8176, 8226, 8229, 8230, 8256, 8259, 8265, 8294, 8301, 8328, 8331, 8346, 8392, 8413, 8430, 8442, 8488, 8504, 8546, 8606, 8682, 8692, 8718, 8805, 8818, 9005, 9016, 9044, 9059, 9147, 9150, 9191, 9232, 9325, 9353, 9361, 9370, 9373, 9386, 9424, 9443, 9534, 9545, 9571, 9587, 9609, 9617, 9635, 9648, 9654, 9655, 9693, 9694, 9710, 9716, 9720, 9726, 9739, 9772, 9784, 9807

Bezahlvorgang, 8147

Bialetti, 5346

Bibel, 7642

Bibis Beautypalace, 6058

Bibliothek, 250, 367, 403, 441, 516, 622, 808, 948, 981, 1036, 1365, 1403, 1465, 1477, 1572, 1759, 1918, 2196, 2212, 2575, 2658, 2694, 2730, 3633, 3746, 3897, 4005, 4105, 4294, 4365, 4437, 4443, 4870, 5221, 5676, 5692, 5731, 5896, 7221, 7320, 7326, 7751, 7753, 8447, 8625, 8724, 8973, 9131, 9240, 9372, 9414, 9588, 9594, 9596, 9635, 9659, 9662, 9715

BIC, 6716

Biergarten, 6441

Big Data, 2767, 5316

Bike Citizens, 9444

Bikesharing, 7525, 7552

Bild, 5586

Bildanalyse, 7418, 7466

Bildbearbeitung, 568, 1186, 3654, 5209, 5272, 6067, 8029, 8834
Bildcode, 7319
Bilderbuch, 7221
Bilderkennung, 1528, 4119, 4801, 5209, 5579, 7395, 7418, 7929, 9105, 9786
Bildersuche, 3265, 5301, 5579, 5831, 9047
Bildgebende Verfahren, 5134
Bildnutzung, 5877
Bildrechte, 4071, 4224, 5287, 7145, 8834
Bildschirm, 291, 292, 738, 2997, 3133, 5621, 6250, 6553, 7095, 7644, 7791
Bildschirmfoto, 4134, 5007
Bildschirmhintergrund, 2012
Bildschirmtastatur, 6071, 6972
Bildsprache, 7516
Bildtelegraph, 378
Bildung, 523, 1291, 5067, 9336
Bildverarbeitung, 5170
Bildverwaltung, 7822
Bildwerfer, 3605
Billet, 5643
BillGuard, 4174
Billigtinte, 5310
Binärzahlen, 8079, 9588, 9596
Bindfaden, 233
Bing, 2139, 5786
binge watching, 3641, 4174
Biographie, 4262
Biokiste, 2264
Biometrie, 5101, 5948
biometrische Daten, 2143
biometrisches Passfoto, 4772, 9345
Bioprodukte, 6556
BIOS, 7048, 8813
Birdly, 2788
Bitcoin, 1527, 1672, 1848, 1870, 2056, 3003, 4139, 5246, 7848, 8083, 8167, 8259, 8278, 8339, 8392, 8435, 8522, 8641
Bitcoin Cash, 8435
Bitcoin Mining, 1527, 1672, 8435
Bitcoin Wallet, 2056, 8435
Bitte nicht stören, 9667
Bitte wenden, 6043
Bittorrent, 5439, 9561
Björn Schad, 7275
Blackberry, 1418, 2014, 2285, 2558, 2563, 2589, 2803, 3200, 4203, 5556, 6647
Blackbox, 9437
Blätterpedal, 7374
Blankoscheck, 4290
Blaupapier, 4927
Blauregen, 1712
Blech, 4766, 9309
Bleigießen, 8666
Bleistift, 8523

Blendle, 6399
Blickschutzfolie, 3610
Blindenschreibmaschine, 635
Blindenschrift, 635
Blindgänger, 6422
blinken, 7417
Blinkenlights, 1025
Blitzeinschlag, 1077
Blitzerwarner, 9642
Blitzlicht, 6867, 9605
Blitzschlag, 9363
Bloatware, 7787
Blockbuster, 1314, 1327
Blockchain, 8282, 8435
Blog, 1636, 1801, 2015, 2642, 2971, 4840, 5125, 5139, 5156, 5353, 5418, 5464, 6266, 6294, 6790, 6988, 7052, 7567, 8410, 9383, 9503
blogfaerie, 1753
Blu-ray, 1476, 1509, 1945, 1960, 1977, 2013, 2195, 3010, 4205, 4666, 4872, 5374, 5504, 8061, 9391
BlueBorne, 8346, 8762
Bluescreen, 7056
Bluetooth, 1173, 1285, 1374, 1416, 1469, 1494, 1781, 1913, 2088, 2150, 2259, 2271, 2536, 2589, 2801, 3334, 3379, 3390, 3436, 3544, 3735, 3859, 3893, 4219, 4486, 4825, 4899, 5149, 5207, 5214, 5230, 5280, 5499, 5502, 5537, 5562, 5580, 5680, 5757, 5804, 5892, 5940, 6025, 6062, 6088, 6128, 6426, 6588, 6847, 6867, 6893, 7177, 7473, 7962, 8037, 8303, 8346, 8596, 8608, 8642, 8762, 9207, 9605, 9700
Bluetooth Box, 9700
Bluetoothlautsprecher, 8596, 8608, 9767
Blumenkohltaste, 5653
Blut, 8007
Blutmond, 9297
Blutspende, 5304
Blutzucker, 7891, 8007
Blutzuckermessgerät, 4279
Blutzuckermessung, 3550
BLZ, 9606
BMW, 4150, 4648, 4843
Bodensee, 4005
Bodyscan, 3046
Bodyscanner, 1946, 3046
Boeing 737, 5871
Boeing 787, 3996, 6853
Boeing B777 300, 3752
Bogenoffset, 786
Bogenschießen, 393

Bohnenkaffee, 233
Boiler, 2199
bol.com, 8681
Bollerwagen, 971
bolz, 891, 7950
Bombe, 6422
Bombenentschärfung, 6422
Bombenräumung, 6422
Bon, 8226
Bonn, 6056, 7918
Bonuspunkte, 1902, 2084, 3460, 5592, 9398
book2net Kiosk, 7411
Bookcrossing, 1138
BookEye, 3788
booking.com, 9156
Booklet, 9550
Bordcomputer, 6036
Bordkarte, 2075, 4353, 5372, 5445, 5482, 5849, 6139, 6377, 7785, 9152
Boris Crismancich, 1266, 1350
BOS Funk, 4341
Bose SoundLink, 5580
Bosnien und Herzegowina, 2081
Bostitch, 3855
Bot, 3347, 3381, 3486, 7070, 7107, 8796, 9323, 9398, 9560, 9737
Botnetz, 7669
Bottichwaschmaschine, 3825
Box, 3434
Boxen, 5507
Bräuche und Brüche, 1452, 1755, 2246, 3390, 3475, 4104, 4220, 4806, 4885, 4941, 5018, 5472, 5607, 5635, 5965, 6276, 6409, 6440, 6450, 6454, 6501, 6794, 6827, 6867, 6888, 6902, 6930, 6976, 6988, 7139, 7146, 7346, 7541, 7549, 7575, 7590, 7599, 7643, 7651, 7704, 7751, 7772, 8036, 8108, 8126, 8159, 8170, 8203, 8211, 8237, 8238, 8407, 8434, 8526, 8713, 8770, 8847, 9170, 9422, 9434, 9444, 9457, 9646
Braille, 635, 4863
Brandgefahr, 4066, 7667, 9798
Brandmelderzentrale, 6223
Brasilien, 618, 1826, 1828, 1833, 1835, 8944
braune Flecken, 1712
Breaking Bad, 3381
Breitwandfernseher, 3712
Breivik, 6450
bremsen, 1019
brennen, 1159, 5886, 6202, 9565, 9676
Brennholz, 898
Brennwerttechnik, 6529

Bretterbox, 520
Brettspiel, 3760
Brexit, 9672
Brezeltaste, 5653
Brief, 232, 307, 353, 611, 676, 678, 697, 854, 871, 910, 1871, 3445, 5606, 5815, 5953, 6030, 6266, 6617, 6985, 7373, 7581, 7825, 8134, 8148, 9078, 9310
Briefbögen, 7172
Brieffreundschaft, 910
Briefkasten, 6417, 7234, 9035
Briefmarke, 470, 874, 1078, 1187, 2032, 2038, 2362, 2410, 5414, 5888, 8930, 9143, 9266
Briefmarken, 6160, 7593, 8148, 8150
Brieföffner, 982
Briefpost, 5217, 7446
Briefumschlag, 494, 2514, 7085
Briefwahl, 5650, 7540
Briefwechsel, 877
Brighton, 3692
Briketts, 8550
Brikettzange, 8550
Brille, 2266, 2659, 2688, 4112, 8024, 8421, 8713, 9255, 9388
Brillengestell, 8024
bring, 6819
Bringmeister, 9023, 9025
British Library, 8447
Brockhaus, 2474, 6358
Brötchen, 9609
Brokerage, 4912
Brot, 4253, 8183
Brotbackautomat, 7831
Brother, 456
Browser, 844, 1001, 1820, 2104, 2165, 2269, 2482, 2581, 2587, 2597, 2755, 2787, 2844, 2857, 3016, 3179, 3221, 3223, 3566, 3899, 3989, 4182, 4193, 4277, 4343, 4387, 4505, 5146, 5193, 5270, 5305, 5652, 5817, 6238, 6281, 6354, 6399, 6550, 6824, 6923, 6981, 7181, 7285, 7473, 7602, 8810
Browser-Tabs, 7602
Browserchronik, 979
Browserspiel, 1892
Brückentechnologie, 3418
Brummen, 7004, 8330, 9319
Brummschleife, 7473
Brunsviga, 2382, 2387
Brute Force, 4543
Brute Force Hacking, 821, 4562
BTX, 545, 642, 728, 746, 765
Bubbles and Arrows, 8383

Buch, 250, 317, 490, 622, 683, 718, 734, 778, 791, 819, 845, 858, 948, 981, 1075, 1209, 1251, 1254, 1314, 1573, 1631, 1636, 1686, 1720, 1734, 1781, 1802, 1828, 1939, 2058, 2169, 2174, 2226, 2228, 2266, 2411, 2486, 3048, 3124, 3149, 3221, 3236, 3315, 3478, 3535, 3610, 3636, 3642, 3686, 3784, 3805, 3815, 3821, 3825, 3878, 3893, 3897, 3941, 3942, 4216, 4347, 4355, 4532, 4539, 4603, 4616, 4792, 4870, 4889, 5017, 5098, 5106, 5221, 5245, 5332, 5392, 5395, 5575, 5581, 5731, 5833, 5896, 5974, 6125, 6224, 6294, 6752, 6817, 6828, 6874, 6918, 6931, 6988, 7077, 7093, 7097, 7124, 7128, 7135, 7144, 7212, 7235–7237, 7246, 7273, 7320, 7326, 7354, 7411, 7421, 7433, 7549, 7575, 7644, 7781, 7834, 7975, 8059, 8062, 8090, 8125, 8166, 8252, 8299, 8324, 8371, 8377, 8468, 8544, 8583, 8651, 8681, 8690, 8699, 8713, 8720, 8737, 8769, 8774, 8795, 8800, 8819, 9100, 9104, 9140, 9143, 9145, 9151, 9171, 9212, 9229, 9240, 9265, 9279, 9307, 9326, 9375, 9433, 9459, 9464, 9560, 9604, 9634, 9659, 9675, 9692, 9702, 9732, 9748, 9765
Buchbinden, 3187
Buchbinderei, 3702
buchen, 6691
Buchhaltung, 335, 611, 1345, 3526, 7314
Buchhandel, 845, 1810, 8681
Buchhandlung, 619, 4483, 4527, 9702
Buchmesse, 1362, 2053, 2058
Buchsatz, 9145
Buchscanner, 1371, 2478, 7411
Buchstabiertafel, 6742
Buchung, 5592, 7939
Buchungsnummer, 8758
Budapest, 6187
Budgetkontrolle, 3759
Bücher, 9715
Bücherbus, 516, 948
Bücherregal, 8377
Büchersendung, 3087
Büchertausch, 1873

Bügeleisen, 234
Bühne, 3902
Bühnentechnik, 6925
Bürgeramt, 7032
Bürgerkarte, 8910
Büro, 494, 1180, 1485, 1565, 1904, 2133, 2327, 2486, 3043, 3204, 3345, 3434, 3855, 4394, 4450, 4469, 4725, 5012, 5137, 6821
Büroklammer, 3855, 8528
Bürokratie, 3013, 4548
Büromaterial, 2486, 3187, 3230, 4450, 7167
Bueronymus, 4927
Büropapier, 9553
Buffy, 1133
Bug, 1787, 3449
Buildnummer, 8187
Bull, 310
Bundesliga, 8817
Bundesnetzagentur, 7009, 9573
Bundespost, 611
Bundestagswahl, 8219, 8223
Bundeswehr, 452, 519, 990
Buntschuh, 484, 511, 1466, 3364, 7260, 7491, 9503
Buntstifte, 8498
Burger, 2056
Burger King, 2648
Burgfried, 3673
Bus, 332, 334, 1161, 1370, 1490, 1550, 1632, 1678, 1854, 1898, 2215, 2695, 2716, 2745, 2794, 3228, 3978, 4142, 4353, 4622, 4767, 4799, 4843, 4848, 4860, 4968, 5388, 5542, 5884, 5994, 6150, 6314, 6415, 6901, 7728, 7940, 8503, 8736, 8826, 9385, 9568
Busbahnhof, 4234, 6901
Bushaltestelle, 6415, 8826
Businessnetzwerk, 3538
Buslinie, 6415
Bußgeld, 1707, 4312
Buttons, 1030, 7120
BVG, 2146, 3228, 3237, 3461, 3846, 5678, 6072, 8576, 8805, 8891, 8900, 9730
BVG Fahrinfo Plus, 8900
BVG Tickets, 8900
BVG-App, 6796
Byteball, 7848

c't, 882, 1991, 8860
C-Netz, 525, 715
C64, 388, 416, 429, 438, 446, 468, 632, 1730
C64 II, 468
Cable Box, 2285
CAD, 849, 6009, 7453, 9309
Cadillac, 8878

Café, 5806, 6810, 8160
Cafetera, 5346
Calibre, 8583, 9100, 9372
Call Shop, 6548
Call-by-Call, 611, 968, 1005, 6240
Callabike, 969, 1613, 7483, 9359, 9619
Callblocker, 8008
Callcenter, 1098, 1130, 1998, 2063, 4381, 6640, 8104, 8303
Calling Card, 821, 1105
Calsow, 3636
Camcorder, 702, 944, 1578, 2499
Camouflage, 7265, 9373
Camping, 4086, 7715, 9294
Campusinformationssystem, 6365
Campuskarte, 5757
Canon EOS, 3226
Captain Future, 9452
Captcha, 1108, 2236, 3158, 5452, 5501, 6647, 8091, 8456, 8541, 8632, 8693, 9398, 9418
Captive Portal, 8938
Car2Go, 9761
car2go, 1987, 1989, 4608, 6523, 7494, 7922, 9194
CarPlay, 5963
Carracho, 1076
Carsharing, 518, 1140, 1141, 1227, 1343, 1987, 1989, 3178, 4102, 4419, 4608, 6289, 7182, 7494, 7525, 7833, 9168, 9194, 9761
Carsten Jan Weichelt, 9702
Carsten Senf, 3157, 3335
Cartoon, 7516
CashBee, 6178
Casio, 4453, 8875
Casio CFX 9850G, 1131
Casio fx 100, 498
Casio fx 180p, 498
Casio fx 451M, 486
Casio fx 5, 486
Casio fx 8000, 486
Casio FX-7400G, 818
Casio fx3400p, 498
Caspar Clemens Mierau, 809, 4197, 4210
Cassette, 8215
Cassiopeia, 1169
Cat Content, 884, 916, 1531, 2464, 2902, 3567
Catch-22, 1652, 3258, 3283, 3295, 3847, 7614, 8122, 9265
Catweazle, 8423
CB-Funk, 285, 299, 399, 417, 1064, 2949, 3084, 4690, 6532
CBASIC, 349
CBM 8000, 397

CC, 5877
CCC, 4840
CD, 433, 440, 467, 649, 652, 662, 675, 689, 717, 746, 749, 779, 780, 791, 803, 804, 865, 882, 889, 921, 946, 997, 1046, 1057, 1061, 1073, 1077, 1131, 1133, 1159, 1161, 1188, 1204, 1214, 1249, 1296, 1313, 1327, 1559, 1711, 1744, 1763, 1788, 1905, 1967, 2031, 2082, 2140, 2181, 2212, 2351, 2390, 2438, 2481, 2486, 2520, 2534, 2574, 2627, 2784, 2882, 2941, 3034, 3191, 3343, 3432, 3436, 3498, 3529, 3549, 3905, 3908, 4210, 4247, 4323, 4427, 4618, 4632, 4692, 4705, 4750, 4792, 5005, 5298, 5335, 5441, 5675, 5981, 6025, 6202, 6285, 6454, 6525, 6630, 6764, 6794, 6827, 6868, 7093, 7323, 7542, 7616, 7741, 7772, 7784, 7974, 8215, 8296, 8309, 8311, 8316, 8498, 8568, 8757, 8761, 8847, 8954, 8985, 9131, 9307, 9391, 9550, 9565, 9678, 9685
CD Jukebox, 7558
CD-Brenner, 997, 7323, 7974, 9565, 9676
CD-Player, 433, 675, 4590, 6794, 7985, 8761
CD-Regal, 8296
CD-Rohling, 1133, 9565
CD-ROM, 631, 733, 835, 882, 888, 907, 3306, 3309, 4166, 4319, 4961, 5086, 8860, 8911
CD-Schlitz, 3979, 6700
CD-Spieler, 692
CD-Wechsler, 8215
CeBIT, 448, 450, 523, 1144, 1145, 3477, 5814, 5820, 7403
Cell Phone Parking Lot, 5373
Ceranfeld, 8957
Cerankochfeld, 2292
CEREC, 2047, 2068
Certo SL110, 342
CGI, 5309, 5341
CGM, 8034
Chana Dal, 9585
Channel 4, 5904
Character Codes, 8271
Chat, 465, 802, 864, 866, 1101, 1147, 1169, 1212, 1216, 1567, 1629, 1636, 1892,

1896, 1910, 1976, 2200, 2316, 2337, 2418, 2484, 2523, 2530, 2552, 2606, 2646, 2972, 3163, 3232, 3342, 3357, 3444, 3475, 3975, 4166, 4204, 4325, 4597, 4603, 4669, 4989, 5049, 5289, 5371, 5607, 5620, 5652, 5778, 5840, 5844, 6310, 6392, 6440, 6664, 6665, 7032, 7102, 7128, 7148, 7284, 7318, 7825, 7897, 8291, 8963, 9132, 9204, 9233, 9265, 9468
Chatbot, 5507, 7070, 7848, 9737
Chatlog, 1627, 3234, 3357, 5371, 5778, 6100, 9737
Cheat, 989, 3702
Check-in, 5592
Check-in-Automat, 472
Chemieproduktion, 1921
Chengdu, 9147
Chevrolet, 9040
Chile, 1787, 3867, 3878, 3891, 5542
China, 1242, 1358, 1600, 1710, 2778, 3065, 3194, 3206, 3266, 3747, 3750, 3752, 3791, 4041, 4695, 5933, 6746, 7222, 8778, 9147
Chinesisch, 4041
CHIP, 4398
Chip, 5765, 5820, 7177, 8135
Chipkarte, 1023, 2187, 3178, 3626, 4071, 4364, 5051, 5214, 5305, 8196, 8718, 9240
Chirp, 4031
Chor, 3217
Chris Kurbjuhn, 4540, 5692
Christentum, 7567
Christian Fischer, 320, 346, 413, 634, 860, 872, 885, 927, 975, 1008, 1268, 1345, 1427, 1695, 1781, 2113, 2140, 2159, 2337, 2568, 2990, 3099, 3125, 4129, 4370, 4641, 5579, 6925, 6931, 7755, 8207, 8215, 8791
Christian Schmidt, 7305, 7320, 7411
Christina Dongowski, 9170
Christine, 5343
Christoph Kappes, 2569, 3782, 6164, 6168, 6171, 8985
Christopher Bergmann, 3428, 3626, 4003, 4121, 4437, 4587, 4783, 4784, 4976, 4999, 5075, 5111, 5168, 5239, 5249, 5299, 5300, 5353, 5470, 5580, 5620, 5675, 6071, 6160, 6201,

6260, 6261, 6281, 6399, 6599, 6716, 6797, 6832, 6833, 6997, 7042, 7051, 7052, 7132, 7162, 7279, 7282, 7442, 7581, 7751, 8126, 8168, 8180, 8183, 8211, 8274, 8381, 8413, 8432, 8541, 8754, 9022, 9055, 9239, 9263, 9488, 9609, 9778
Chroma Chime, 5018
Chrome, 1820, 2165, 2269, 2482, 2581, 2597, 2755, 3016, 3160, 4505, 5652, 6824, 6993, 7181, 7473, 8127
Chromecast, 1675, 2080, 3536, 4764, 5193, 8617
ChronoTrack, 1497
ciao.de, 1089
Cinch, 878, 1941, 6928, 7473
CIP-Pool, 630
Citrix, 3043, 3053
Citroën BX, 3129, 6604
Clash of Clans, 4655
Claudia S, 6973
Clemens Möller, 9125
Clemens Setz, 1686
Click & Collect, 8274, 8460
Clickable Map, 1253
Clickwheel, 4423
Clipper, 538
clippings.io, 3015
Cloud, 1969, 2099, 2113, 2609, 3003, 3027, 3434, 3549, 4249, 4458, 4956, 5006, 5370, 5573, 5993, 6041, 7076, 7381, 7747, 7818, 8212, 8251, 8882, 9182, 9212, 9320, 9391, 9759, 9793
Cloud Computing, 6674
Cloud-Speicher, 9418
cloudconvert, 9309
Cloudera, 5316
Club, 9380
cmd, 3051, 5653
CMD-Taste, 5653
CMS, 1785, 1867
CO2, 7340
COBOL, 291
Cochlea, 3063
coconutandvanilla, 4741
Code, 1767, 3932, 4319, 6404, 7107
Code Switching, 7318
Colani, 3905
comdirect, 9490
Comic, 6958, 7516, 9140, 9171, 9319
Comic Sans, 2751
Coming-Home-Funktion, 3993
Comlock, 4224
Commodore, 388, 416, 429, 468, 587, 1730

Commodore C128, 458
Commodore C64, 346, 381, 397, 423, 438
Commodore PET, 321
Commodore PET 2001, 335, 346
Commodore VC 20, 374, 408
Compact Disc, 5335
CompactFlash, 9053
Competition Pro, 397
Complimentary Smartphone, 6673
Compose Key, 6952
Composer, 786
compound index, 5190
Compuserve, 813, 979
Computer, 292, 317, 346, 349, 362, 366, 384, 388, 407, 408, 420, 429, 448, 454, 468, 490, 501, 505, 508, 514, 524, 567, 587, 598, 630, 646, 672, 683, 684, 690, 708, 711, 731, 849, 858, 909, 960, 1029, 1057, 1077, 1269, 1307, 1560, 1720, 1730, 1777, 1963, 2767, 3005, 3279, 3468, 3890, 3985, 4166, 4293, 5221, 5347, 5573, 5716, 6164, 6373, 6637, 6640, 6850, 7048, 7059, 7262, 7453, 7791, 8045, 8079, 8694, 8815, 9750
Computerkurs, 659
Computerlinguistik, 662
Computermaus, 3838, 4671
Computermüll, 3500
Computerproramm, 384
Computerraum, 271, 742, 2751, 6164
Computerspiel, 598, 643, 907, 989, 1567, 1572, 3465, 4031, 4050, 4166, 7025, 7356, 7617, 8207
Computerspiele, 951, 6400, 9308
Computerspielemuseum, 8217
Computertomographie, 375, 5134
Confluence, 7726
Congstar, 1979, 2045, 2062, 2123, 2161, 2185, 6107, 7455, 8787, 9039, 9294
Conrad, 3668, 9639
Consorsbank, 7719
Consultant, 1086
Container, 3332
Contentfilter, 5159
Controller, 651
Convertible, 6063
Cookiehinweis, 9128
Cookies, 3318, 6399, 9128
CoolPhotos, 5299

Copy and Paste, 656, 847, 1511, 2647, 3971, 5833, 7024, 7246, 7284, 7295, 7348, 8371, 8450, 8452, 8779, 8785, 8810, 9346, 9452
Copyright, 7478
Copyshop, 381, 656, 849, 1033, 1982, 2228, 2258, 2529, 3788, 4415, 5249, 5626, 5728, 7156, 8640, 9350
Coreldraw, 660, 2343
Corporate Design, 6282
Corvus, 9596
Countdown, 3993
Coup, 7357, 7756
Coupon, 2176
covern, 4002
Coworkingspace, 1663, 1826, 6810, 6930, 8701
CP/M, 448, 458, 539, 7791
CPC 6128, 501
Cracker, 429
Craig M100, 3597
Creative Commons, 5877
Credit Karma, 5529
Credit Rating, 5529
Credit Score, 5529, 5549
Cross Belt Sorter, 8706
Crossposting, 9465
Crosstrainer, 2569
Crowdfunding, 2329, 6088
CRT, 8217
Cryptocurrency, 1527, 1672, 1848, 1870, 2056, 3003, 4139, 7660, 7848, 8075, 8083, 8167, 8259, 8278, 8282, 8339, 8392, 8435, 8522, 8641, 8657
Crysis, 3684
CSS, 1867
CTG, 5282, 5360, 9098
Cumarin, 716, 7542
Cura, 7222
CurrencyFair, 4445
Cursor, 3801, 8419
Customization, 2319
CVS, 1855
Cyanogen, 1542
CyanogenMod, 3249, 4873
Cyber, 990
CyberGhost, 4861
Cybermobbing, 4296
Cyberspace, 809
Cyborg, 3418, 3822, 7891
Cz, 4502

D-Info, 733
D-Netz, 1888
DAB, 3256, 4466, 7750, 9795
DAB+, 3256, 5940, 6082, 9724
Dachboden, 7567
Dänemark, 1537, 4078, 5719, 5722, 5737, 9232, 9447
Dagonet, 2553

dampfen, 7557
Dampflokomotive, 6382
Dampfmaschine, 1496, 1624
Dan Richter, 298, 357, 396, 442, 496, 778, 5083, 8829
Daniel, 8384
Daniel Bayer, 3943
Daniel Boos, 7070
Daniel Leitschuh, 5514
Daniel Lücking, 9429
Daniel Sigge, 5730, 6528
Daniela Schmitt, 4514, 4671
Darknet, 1848
Darmwind, 6206
Dash, 6643
Dashcam, 5057
dasnuf, 3766
DAT Player, 9685
Data Becker, 611
DataMatrix Code, 8132
dataphon s21d, 474
Datasette, 408, 429, 3529, 9364
Datei, 960, 6055, 7457, 7460, 9309
Dateiablage, 3224
Dateisuche, 3224, 3279
Dateisystem, 5804
Dateitransfer, 838, 1152, 4036, 4091, 4121, 4254, 4317, 5086, 5217, 5542, 5562, 5815, 5997, 6728, 7297, 7457, 7974, 8019, 8251, 8791, 9774
Dateiversand, 386, 470, 1204, 1358, 1667, 1937, 2044, 2303, 2627, 3314, 3367, 3440, 3549, 3788, 5217, 6728, 6806
Daten, 5051, 7818
Datenanalyse, 7307
Datenautobahn, 8075
Datenbank, 804, 825, 1295, 1572, 1621, 5152, 8410, 9383
Datenerfassung, 5592
Datenfernübertragung, 344, 425, 474, 556
Datenflatrate, 1290
Datenhandschuh, 809
Datenkabel, 6999
Datenkarte, 1318
Datenlöschung, 4323, 5299, 6348, 6769, 9053
Datenmigration, 4852
Datenrettung, 2778, 3203
Datenroaming, 1733, 3590, 4078, 6666, 7402, 7736, 7940, 8236, 8250, 8324, 9447
Datenschutz, 2536, 2579, 3390, 3531, 3535, 3746, 3991, 4323, 4441, 4740, 5162,

5227, 5245, 6527, 7150, 7302, 8389, 8392, 8591, 8839, 9115, 9128, 9336
Datenschutzgrundverordnung, 9128
Datensicherheit, 8045
Datensicherung, 3071, 3721, 8432, 9383
Datensilo, 5349
Datensnack, 4522
Datensparsamkeit, 4740
Datenspeicherung, 362
Datentarif, 1288, 1431, 1469, 1534, 1608, 1612, 1949, 1975, 1982, 2123, 2161, 2185, 2263, 2432, 2531, 2590, 2603, 2847, 2906, 2976, 3157, 3246, 3273, 3295, 3473, 3660, 3687, 3854, 4571, 5201, 5424, 5525, 6005, 6390, 6406, 6473, 6662, 6673, 6822, 6864, 6918, 7350, 7476, 9445
Datenträger, 2438, 3694, 5134, 8985
Datentransfer, 554, 4247, 5217, 6999, 7818
Datenübertragung, 362, 465, 7402, 7751, 8019
Datenverbindung, 6899, 8099
Datenverlust, 439, 454, 597, 752, 1046, 1621, 1787, 1855, 2207, 3195, 3220, 5299, 5418, 5993, 7426, 7822, 8392, 8432
Datenvolumen, 1221, 1290, 3687, 4241, 4510, 4522, 4672, 4956, 5342, 6105, 6252, 6310, 6356, 6375, 6382, 6486, 6883, 7035, 7402, 7818, 7839, 7884, 8037, 8187, 8644, 8787, 9447, 9534
Datex P, 803, 9695
Datierung, 3486
Dating, 1416, 3364, 4696, 4742, 4752, 5932, 7542, 7599, 8776
Datingplattform, 7599, 8776
Datum, 2767, 3449, 3486, 6055, 7307, 7392
Datumsanzeige, 8872
Datumsformat, 1151, 1999, 7307
Dauerauftrag, 952, 1652
dauerelastisch, 5983
Daumen, 5191, 8081
Daumenhoch, 6054
Daumenrunter, 6054
David Prochnow, 8460
DAW, 413
DB, 790, 4533, 6105, 8399, 9280, 9505

DB Carsharing, 1141, 1989
DB Navigator, 6622, 6993, 7147, 7314, 7588, 7983, 8169, 8295, 8394, 8576, 8835, 9272, 9488, 9778
DB Zugradar, 8531
dBASE, 538, 539
DC Comics, 6958
DCF77, 759
DCP, 2124
DDOS, 6524
DDR, 298, 317, 342, 351, 357, 395, 396, 410, 442, 443, 468, 484, 486, 490, 496, 511, 547, 548, 550, 553, 577, 615, 638, 1370, 1432, 1665, 5716, 8697
DDS3 Band, 4221
Dead Kennedys, 1130
Deathmatch Modus, 5627
Debian, 903
Debitkarte, 3055, 9716
Debugger, 677
DEC 10, 461
DECnet, 461
DECT, 1231
Deep Learning, 8145
Deep Space Nine, 8774
DeepL, 9535
defekt, 335, 427, 526, 828, 865, 1080, 1266, 1443, 1544, 1551, 1709, 1800, 1820, 1987, 2051, 2180, 2207, 2705, 2767, 2783, 2881, 2926, 3010, 3041, 3161, 3195, 3213, 3269, 3307, 3325, 3338, 3409, 3418, 3500, 3679, 3955, 4223, 4256, 4645, 4832, 5031, 5034, 5135, 5137, 5140, 5142, 5207, 5235, 5313, 5544, 5612, 5616, 5667, 5684, 5755, 5974, 5977, 5997, 6142, 6232, 6245, 6277, 6348, 6591, 6707, 6755, 6968, 7028, 7056, 7127, 7399, 7483, 7574, 7927, 8099, 8122, 8155, 8288, 8379, 8428, 8595, 8714, 8758, 8785, 8818, 9319, 9363, 9587, 9779
Deformation, 8924
Dekoration, 1303
Delay, 7789
Delete, 3804
Deliveroo, 4557
Dell, 6637
Delphi, 805
Demonstration, 1048
DENIC, 1253, 1514, 2968
dental, 3021

Depot, 4306
Der Gerät, 1830
Der Spiegel, 631, 882
Design, 469, 9353
Desktop, 3993, 5305, 7602, 7616, 7882
Desktopversion, 6281
Deus Ex, 3684, 5273
Deutsche Bahn, 5824, 6009, 6734, 7636, 8317, 9488, 9755, 9778
Deutsche Bank, 782, 1871, 2102
Deutsche Bundespost, 421, 680
Deutsche Post, 9653
Deutsche Telekom, 5659
Deutsches Literaturarchiv Marbach, 5464, 9414
Deutsches Museum, 3760
Deutschland, 4695, 9291
Deutschunterricht, 5271
DHL, 3497, 4317, 4419, 4934, 5714, 6484, 6628, 6694, 7271, 7487, 7519, 7581, 8703, 8884, 9048, 9520
DHL Freight, 6628
DHL Hub Leipzig, 8703, 8706, 8708
Dia, 439, 649, 934, 995, 1036, 1813, 2878, 6420, 7221, 8764, 9743
Diaabend, 6848, 8992
Diabetes, 4279, 7891, 8007, 8034, 8947
Diagnosesoftware, 8873
Dialup, 753, 754, 817, 869, 875, 893, 934
Diaprojektor, 329, 900, 1346, 1813, 7221, 8764, 9510
Diasammlung, 1036, 6420
die christine, 307, 773, 5921, 8606, 8672, 8950, 9493
Die Redaktion, 4662
Die Siedler, 2390
Diebstahl, 1487, 6730
Diebstahlschutz, 5765, 7177
Diebstahlsicherung, 6404
Diesel, 790, 1008
Dieselmotor, 427
Dieter Passig, 234, 1624, 2387, 9743, 9755
Dietz Computer Systeme, 349
digital, 3633, 4467, 4950, 6630, 6832, 8324, 8431, 9665
Digital Assistant, 4203
Digital Equipment, 6880
digital history, 3244
Digital Key, 6426
Digital Natives, 6657
Digital-Analog-Wandler, 9400
Digitalabo, 1946
Digitalbox, 1084
Digitaldruck, 1307
digitale Bahncard, 5241

Digitale Bildverarbeitung, 5341
Digitale Fotografie, 5840, 5844, 5852, 6120, 6678
digitale Gesundheitskarte, 5889
digitale Projektion, 1667
Digitale Signatur, 7848
Digitale Speicherung, 5096
digitale Unterschrift, 7936
digitaler Bilderrahmen, 7008
digitaler Zimmerschlüssel, 6426
Digitales Abonnement, 7124
digitales schwarzes Brett, 4897
Digitalfotografie, 5808, 6302, 6518, 7457, 7460, 8240, 8415, 8851, 9273
digitalisieren, 9728
Digitalisierung, 2196, 2478, 4883, 5334, 6420, 7513, 7642, 9237, 9734
Digitalkamera, 1042, 1177, 1565, 2765, 3681, 5608, 6430, 8365, 9510
Digitalprojektor, 8257
Digitalradio, 6082
Digitaluhr, 346, 3591, 6738, 6871, 7378, 9075, 9736
Diktaphon, 1200
Diktat, 3148, 3476
diktieren, 1200, 3148, 6373, 9110, 9316, 9516
Diktiergerät, 1200, 1360, 3476, 4927, 5487, 6373, 9364, 9489
Diktiersoftware, 6373
Dimmschalter, 1074
DIN A4, 756, 6063
dingedieichfand, 5706
Dings, 2765, 5230, 5287, 6928
Diplomarbeit, 1269
Direktvertrieb, 5507
Dirk Hagedorn, 1015, 4836, 5091, 5149, 5370, 6571, 7048, 8879
Dirty Dancing, 5981
Disassembler, 4398
Discman, 440, 652, 889, 946, 1061, 1161, 1347, 1763, 6025, 6794, 8210
Discover Weekly, 5348
Diskette, 365, 366, 429, 439, 442, 458, 467, 468, 470, 474, 505, 507, 539, 556, 597, 598, 646, 677, 685, 687, 690, 717, 779, 791, 807, 830, 835, 844, 858, 974, 1051, 1104, 1257, 1526, 1569, 1747, 2240, 2574, 2691, 2774, 2837, 3529, 3724, 3841, 4558,

4671, 5627, 6755, 7297, 7310, 7453, 7558, 7791, 8559, 9312, 9380
Diskettenkasten, 429
Diskettenlaufwerk, 365, 1257, 3821, 4671
Display, 1221, 1978, 3161, 3269, 3345, 3440, 3581, 3606, 3702, 3924, 4099, 4787, 5034, 5514, 5770, 5974, 7123, 7217, 7218, 7507, 7627, 7787, 7791, 8155, 8288, 8292, 8708, 9239
DisplayPort, 9096
Displayschutzfolie, 6619, 7492, 7787
Dispositiv, 8074
Dispute Eintrag, 1514
DIY, 556, 1802, 7222, 8470
DJ, 2408, 3735, 8000, 8568
Django, 7544
DJI Spark, 7972
DKB, 6720
DLNA, 1619
DLR, 5412
DM, 5711, 6463
DNA-Sequenzierung, 3671
DNS, 9607
Docbook, 1855
Docking Station, 5404, 6514
Dockingstation, 5404
Doctor on Demand, 6495, 8297
Documents, 8754
docx, 5653
DOI, 7282
Doku, 3532
Dokument, 7747
Dokumentation, 3532
dokumentation, 8207
Dokumentenerstellung, 5012
Dokumentenlieferdienst, 1365
Dolby Atmos, 7896
Dolmetscher, 3989
Domain, 979, 1253, 1514, 2457, 2637, 2968, 4239, 9102
Domainhandel, 1514
Domains, 1149
Domforum, 841
Dominik Schneider, 7421
Domoticz, 6953
Don Dahlmann, 366, 572, 746, 1600, 1796, 1902, 1919, 2076, 2194, 2200
Dongle, 1204, 4328, 6268, 7048
Donkey Kong, 3702
Doodle, 6013, 9259, 9376
Doom, 740, 3684, 5273
Doorman, 8594
dooyoo, 1089
Dope Wars, 984
Doppelbestellung, 4465
Doppelkassettendeck, 692, 2447
Doppelkauf, 4465
Doro Horedt, 8947

DOS, 539, 567, 7262
DOSBox, 5627
Dosen, 4086
Dosenöffner, 5737
Dotcom-Blase, 909
Double Rainbow, 3526
Download, 746, 885, 888, 921, 931, 968, 1263, 1517, 2464, 2908, 4454, 4563, 4672, 4991, 5974, 6204, 6794, 6816, 6923, 7187, 7236, 7280, 8192, 9641
Downloadrate, 8825
DPD, 4449, 4595
Drag & Drop, 3648
Drag and Drop, 9452
Drago Starcevic, 253, 256, 281, 289, 304, 380, 415, 454, 483, 494, 692, 856, 1257, 1403, 2594, 2908, 4791, 5214, 6971, 7981, 8041, 8237, 8432, 8449, 8694, 8734, 8824, 8930, 9016, 9053, 9109, 9110, 9251, 9357, 9366, 9385, 9398, 9528, 9533, 9565, 9643, 9646, 9704, 9772, 9807
Dragon Age, 3567
Dragon Dictate, 3476, 9110
Dragonet, 4717
Dragonqueen2812, 9253
Dreamliner, 3996, 6853
Drehkreuz, 9784
Drehregler, 6832
Drehstrom, 2496
Drehzahl, 4394
Drei Fragezeichen, 7104, 7566
Dreirad, 4092
Dremel, 3735
Dreschen, 267
Dreschwerkzeug, 267
Drive Through, 9017
DriveNow, 4608, 4774, 6289, 9194, 9761
DRM, 1160, 1465, 1651, 2073, 2124, 2416, 2609, 3815, 7295, 7745, 7751, 7897, 9273
Drogen, 1707
Drogerie, 8274
Drohne, 2142, 3422, 5154, 5853, 6927, 7007, 7437, 7972, 8755, 9552
Droide, 9319
Dropbox, 1296, 1517, 1855, 1864, 1915, 1937, 1938, 2113, 2138, 2303, 2359, 2394, 2478, 2625, 2627, 3224, 3669, 3671, 3847, 3859, 4037, 4091, 4120, 4121, 4233, 4247, 4249, 4390, 4750, 5125, 5298, 5652, 5815, 5886, 5993, 6041,

6106, 6252, 6728, 7039, 7076, 7132, 7142, 7232, 7316, 7788, 7818, 8000, 8985, 9067
Dropbox Paper, 8809
Dropsync, 7039
Druck, 454, 4099, 5824, 7326
Druckauftrag, 742
Druckeinstellungen, 7172
drucken, 291, 320, 336, 429, 504, 620, 660, 670, 690, 731, 742, 752, 756, 913, 924, 1164, 1243, 1249, 1402, 1424, 1477, 1497, 1835, 1915, 1963, 2031, 2040, 2063, 2107, 2258, 2763, 2817, 2871, 2874, 2880, 2881, 2890, 2926, 2931, 2933, 2981, 3212, 3283, 3285, 3633, 3721, 4056, 4266, 4278, 4363, 4415, 4432, 4527, 4630, 4642, 4643, 4848, 4932, 5078, 5150, 5420, 5445, 5493, 5536, 5676, 5728, 5749, 5789, 5830, 6122, 6202, 6265, 6273, 6377, 6824, 6836, 6873, 6911, 7172, 7363, 7370, 7491, 7558, 7571, 7610, 7627, 8057, 8276, 8394, 8648, 8734, 8840, 9156, 9350, 9424, 9476
Drucker, 388, 526, 559, 630, 650, 742, 749, 949, 1164, 1726, 1769, 1794, 1875, 1883, 1897, 1982, 2107, 2146, 2192, 2210, 2214, 2228, 2285, 2309, 2466, 2469, 2481, 2634, 2698, 2701, 2881, 2926, 2927, 3041, 3054, 3212, 3493, 3500, 3633, 3864, 3894, 4027, 4081, 4278, 4403, 4437, 5156, 5224, 5310, 5420, 5626, 6004, 6138, 6223, 6282, 6450, 6571, 6678, 6911, 7172, 7281, 7769, 8228, 8342, 8640, 8840, 9048, 9067, 9268, 9350, 9553, 9755, 9758
Druckerpapier, 9553
Druckerpresse, 1307
Druckertinte, 5310
Druckfehler, 872
Druckformat, 756
Druckkopf, 5310
Druckschrift, 3969
Drucksensor, 1091
Drucksonde, 7775
Druckverfahren, 3623
DSGVO, 9115, 9128, 9132

DSL, 909, 1052, 1260, 1290, 1796, 2940, 3575, 4036, 6816, 6821, 7074, 8002, 8022, 8031, 8054, 8070, 8097, 8115, 8387, 8458
DSLR, 8038
DTMF, 6626
Dual Boot, 803
Dualband, 6577
Duck Tales, 632
Duct Tape, 9377
Dudelsack, 2584, 4667
Duden, 2225
Düsseldorf, 1488
Duft, 4507
Duftspender, 1837
Duke Nukem 3D, 5627
Dummy, 4826
Dunkelkammer, 4357
Dunst, 9087
Dunstabzugshaube, 2292, 3001
Dunstmaschine, 9087
Duolingo, 3221, 4191, 4226, 4315, 4987, 5262, 6071, 6260, 7162, 7181, 8077, 9474
Durchlauferhitzer, 7953
durchrubbeln, 1083
Durchsage, 357, 3563, 5248, 8446, 9152
Durchschlagpapier, 317, 504, 609, 747, 4927, 5977, 8697, 9516, 9643, 9693
Durchsteckschlüssel, 655, 3637, 7331
Dusche, 1662, 4602
duschen, 4086
Dussmann, 5105
DVB T2, 7179, 7407
DVB-C, 9665
DVB-T, 860, 1060, 1232, 1343, 1355, 3127, 5425, 5886, 6366, 7179, 7386
DVD, 996, 1133, 1299, 1314, 1327, 1342, 1355, 1358–1360, 1390, 1476, 1505, 1509, 1559, 1808, 1905, 1945, 1961, 2135, 2195, 2270, 2438, 3259, 3478, 3549, 3694, 4158, 4206, 4210, 4221, 4563, 4792, 4814, 4961, 5339, 5374, 5581, 5755, 5883, 5886, 6046, 6827, 7093, 7238, 7376, 7401, 7450, 8061, 8104, 9368, 9391, 9459
DVD-Laufwerk, 5086, 5883
DVD-Player, 930, 1032, 1131, 4158, 4618, 7238
DVI, 3030, 9143
DXF, 9309
Dynamische Fahrgastinformation, 9730
Dynamo, 1417
Dyson Airblade, 2115, 3383

Dyson Airblade Tap, 6032

E Ink, 7284
e mail, 7651
e up!, 1831
E-Bass, 8470, 8596
E-Bike, 7679, 9295
E-Book, 467, 1251, 1465, 1494, 1556, 1573, 1599, 1636, 1651, 1658, 1668, 1677, 1734, 1844, 1873, 1914, 1962, 1995, 1996, 2058, 2066, 2172, 2266, 2416, 2562, 2566, 2575, 2585, 2598, 2599, 2626, 2730, 2764, 3099, 3103, 3104, 3287, 3315, 3323, 3427, 3449, 3536, 3636, 3649, 3772, 3784, 3815, 3893, 3942, 4034, 4063, 4079, 4355, 4483, 4532, 4578, 5017, 5083, 5106, 5270, 5395, 5552, 5575, 5670, 5673, 5686, 5704, 5725, 5760, 5947, 5953, 6204, 6224, 6250, 6286, 6828, 6874, 6918, 6944, 7077, 7097, 7098, 7135, 7139, 7207, 7212, 7236, 7237, 7242, 7246, 7273, 7284, 7295, 7304, 7549, 7575, 7644, 7975, 8062, 8125, 8157, 8299, 8371, 8377, 8468, 8544, 8583, 8652, 8681, 8690, 8720, 8724, 8769, 8795, 8800, 8830, 9100, 9139, 9140, 9151, 9170, 9171, 9212, 9273, 9279, 9316, 9346, 9372, 9375, 9433, 9498, 9560, 9604, 9662, 9692, 9702, 9715
E-Commerce, 932
E-Drums, 4806
E-Gitarre, 7789
E-Government, 7032, 7812, 8910
E-Mail, 423, 457, 461, 513, 641, 709, 712, 713, 716, 729, 752–755, 761, 765, 812, 856, 868, 876, 906, 932, 934, 965, 973, 1015, 1020, 1029, 1066, 1097, 1104, 1138, 1157, 1172, 1221, 1250, 1252, 1255, 1292, 1352, 1365, 1748, 1766, 1794, 1835, 1883, 1900, 1910, 1933, 1935, 2024, 2039, 2044, 2065, 2091, 2092, 2157, 2159, 2175, 2188, 2192, 2194, 2214, 2219, 2229, 2245, 2269, 2299, 2305, 2309, 2318, 2333, 2337, 2359, 2399,

2514, 2519, 2561, 2579, 2659, 2673, 2691, 2713, 2772, 2785, 2831, 2890, 2956, 3040, 3049, 3051, 3130, 3145, 3148, 3212, 3221, 3440, 3445, 3497, 3531, 3537, 3539, 3609, 3651, 3659, 3722, 3726, 3788, 3948, 3972, 3973, 4025, 4037, 4044, 4095, 4143, 4166, 4290, 4301, 4308, 4363, 4375, 4386, 4427, 4484, 4527, 4587, 4600, 4657, 4715, 4807, 4823, 4856, 4882, 4889, 4985, 4993, 5066, 5091, 5139, 5147, 5152, 5175, 5203, 5207, 5227, 5271, 5299, 5305, 5343, 5408, 5452, 5484, 5520, 5606, 5712, 5769, 5830, 5891, 5932, 5947, 5953, 5956, 5961, 5992, 6013, 6022, 6043, 6117, 6122, 6163, 6164, 6221, 6266, 6351, 6417, 6438, 6539, 6575, 6617, 6685, 6689, 6728, 6788, 6796, 6888, 6918, 6972, 6973, 6976, 7025, 7042, 7092, 7112, 7126, 7198, 7209, 7275, 7316, 7373, 7442, 7521, 7541, 7581, 7627, 7698, 7726, 7786, 7961, 7976, 8019, 8049, 8091, 8247, 8270, 8375, 8392, 8427, 8513, 8540, 8640, 8685, 8715, 8779, 8848, 9104, 9125, 9130, 9132, 9182, 9193, 9226, 9235, 9263, 9268, 9336, 9346, 9350, 9364, 9411, 9418, 9429, 9464, 9545, 9566, 9628, 9682, 9695, 9755

E-Plus, 824, 2185, 2199, 2275, 2360, 3461, 3846, 4576

E-Reader, 2351, 2575, 3104, 3236, 3536, 3610, 3686, 3784, 4718, 5106, 5336, 7237, 7593, 7644, 8690, 8724, 8769, 9139, 9140, 9170, 9212, 9346, 9702

E-Scooter, 9275

E-Zigarette, 2586, 3142, 6975, 7557

EA, 7025

EAN, 4113

Early Adopter, 5400

East Side Gallery, 7042

EasyInternetCafe, 1101

easyJet, 1939, 1946, 2404, 3593, 3895, 6377, 9152

EasyPASS, 4968

eBay, 815, 1080, 1130, 1343, 1407, 1846, 2499, 2605, 3381, 3467, 4463, 4619, 5497, 5684, 6480, 7267, 7271, 7395, 8697, 9048, 9268, 9489, 9572
eBibo, 1465
EC 1834, 539
EC-Karte, 497, 697, 998, 1124, 1706, 1735, 1939, 1965, 3006, 3029, 3424, 3433, 3579, 3784, 4192, 4223, 4346, 4463, 4496, 5029, 5126, 5580, 5604, 6047, 6201, 6404, 6510, 7269, 8109, 8111, 8422, 8442, 8669, 9373, 9379, 9609
Echo, 7111, 9684
EchoSign, 9234
Echtzeitüberweisung, 9435
EDC, 1491, 4407, 6581, 6801, 8041, 9373
Edeka, 6716, 8413, 9370, 9587
EDGE, 1962, 2062, 2178, 2710, 3007, 7455, 7957, 8013, 8075, 8644, 9112, 9289, 9291, 9500, 9573
Edgingen, 9294, 9505, 9573, 9577
Editor, 704, 1767, 6266, 8807
eDonkey, 1061
eDrawings, 9309
Eduroam, 4482, 4501, 6590
EDV, 990
EE, 7678, 9138, 9289, 9363
Écriture automatique, 5070
Effektgerät, 3861, 7789, 8596
Effektpedal, 8658
eFiliale, 2032
EGA Grafikkarte, 513
Eichung, 5480
Eichzeitraum, 5480
Eiderstedt, 4434
Eier, 7263
Eieruhr, 7795
Eigentum, 1597
Einband, 7593
Einbrecher, 1021, 2344, 2462
Eingabe, 4721
Eingabegerät, 6972
Eingabetaste, 291
Eingabetechnik, 5390
einkaufen, 2253, 3453, 3668, 4064, 4097, 4541, 4698, 4999, 5013, 6376, 6819, 6931, 7130, 7263, 7459, 7546, 7550, 7713, 8139, 8147, 8149, 8152, 8256, 8421, 8521, 9023, 9025, 9074, 9366
Einkaufsliste, 4541
Einkaufszentrum, 6798
Einkaufszettel, 3059, 4577, 5013
Einkaufverhalten, 8606
Einklemmgefahr, 4436

Einladung, 8247, 8502, 8513
Einlasskontrolle, 5265
Einparkautomatik, 7410
einparken, 7410
Einparkhilfe, 8214, 8237, 8748, 9457
Einperler, 7775
Einpersonenchat, 8029
einrichten, 3554
Einrichtung, 5347
einschalten, 1921
Einschlafberieselung, 7714
Einschreiben, 7054
Einschulung, 7393
einstellen, 6680
Einstellungen, 6872, 7104
Eintrittskarte, 4746, 5591, 9268
Einwahlknoten, 513, 620, 754, 817, 869, 893
Einwegpfand, 8924
Einzahlung, 2056, 5246, 6119
Einzahlungsschein, 1671
Einzelhandel, 243, 5105, 5392, 6480, 7370, 7969, 8103, 8123
einzigartig, 8650
Einzugsermächtigung, 1652, 2334, 2494
Eisbär, 6007
Eisenbahn, 4657, 8446
Electrum, 8435
Elefand, 7939
Elefantenscheiße, 5983
elektrifiziert, 5700
Elektrik, 541, 1180, 2496
elektrisch, 5700, 7679
elektrische Schreibmaschine, 366, 519, 879, 9364
elektrische Zahnbürste, 3008, 4086, 9319, 9572
elektrischer Türöffner, 1823
Elektrizität, 2344
Elektrizitätsgesellschaft, 898
Elektroauto, 1831, 1927, 1990, 2553, 3074, 3327, 3399, 3930, 4102, 5331, 6289, 6323, 6523, 7525, 8373, 8434, 8634, 8823, 8909
Elektroboiler, 7907
Elektrobus, 4962
Elektrofahrrad, 1786, 2661, 3670, 4636, 5409, 6036, 6479, 7502, 7689, 8258, 8305, 8658, 9121, 9295
Elektroherd, 1163, 3999, 7907
Elektrolok, 790
Elektromobilität, 518, 1786, 1831, 1837, 1927, 1990, 2645, 2661, 2787, 2794, 3327, 3355, 3399, 3463, 3670, 3825, 3914, 3930, 3960, 4102, 4125, 4268, 4636, 4974, 5331, 5409, 6021, 6036, 6289, 6323, 6479,

7357, 7679, 7689, 7756, 8198, 8256, 8258, 8303, 8305, 8373, 8434, 8634, 8823, 8832, 8909, 9121, 9194, 9275, 9295
Elektromofa, 3399
Elektronen-Synchrotron, 5195
Elektronika BK-0010, 503
Elektronikschrott, 483
elektronische Schreibmaschine, 570, 9356
elektronische Unterschrift, 5236
Elektroratte, 9231
Elektroroller, 7357, 7756, 8198, 8256, 8303, 9194
Elektroschock, 643
Elektroschrott, 1021, 1328, 1512, 1731, 3320, 3724, 3937, 4023, 4197, 4832, 5402
Elektroskateboard, 3355
Elektrosmog, 7530, 8075
elektrostatische Entladung, 439
Elektrotechnik, 373
Elektrowellen, 3886
Elexicon, 560
Ella, 3402, 7833
ellebil, 978, 1189, 1416, 1438, 1735, 1747, 1968, 2196, 2269, 2296, 2464, 2582, 2635, 2847, 3087, 3440, 3531, 3641, 3788, 3969, 4439, 4772, 5763
Elmer the Elephant, 5523
Elster, 1760, 2985, 7169, 8640
ElsterOnline, 7169
Eltern, 1203, 4095, 4247, 4486, 4885, 5237, 5329, 5336, 5347, 6229, 7407, 9750
Elternabend, 1568, 2751, 6503
ELV, 1124
EM, 6366
Emacs, 704
Email, 9750
Emissionsmessung, 5182
Emma Passig, 5801, 6473
Emoji, 871, 1147, 4788, 5105, 5705, 5712, 5732, 5761
Emoticon, 1216, 4788, 7542
Empfang, 1343, 3012, 3753, 6289, 8719
Empfehlung, 7291
Empfehlungsalgorithmus, 683, 1976, 2715, 2811, 3172, 3532, 4776, 4964, 5168, 5305, 5348, 5501, 6962, 7566, 9747, 9794
Empfehlungsplattform, 6512
Emrah, 7968
Emulator, 5627, 8217
Endgerät, 3572
Endlospapier, 270, 349, 538, 559, 670, 863, 1033, 5789, 6223, 6857, 7017, 7723
Endmoräne, 6009

Energie sparen, 3019, 9679
Energiesparlampe, 1603, 1800, 2166, 2306, 2460, 2483, 8073
Energiesparverordnung, 6536
Energieverbrauch, 6529, 6832
Energieversorgung, 826, 5520
Englisch, 292
englischsprachige Bücher, 845
Enkelfotos, 9273
Enno Park, 450, 1910, 2117, 2323, 2400, 2614, 2625, 2673, 2693, 2854, 2938, 2985, 3063, 3172, 3413, 3678, 7781, 7844, 8641
Enter, 4204
Entertainment, 4158
Entertainmentsystem, 6680
Entfernungsmesser, 929
Entführung, 5101
Entschlüsselung, 924
Entschuldigung, 4484
entsorgen, 8826
Entsorgung, 483, 3937, 6287
entsperren, 8957
Entwarnung, 4862
entwickeln, 7571
Entwickleroptionen, 5997, 8187
Entwicklung, 4357
Entwicklungsländer, 1951
Entwurf, 438
Enzyklopädie, 8860
ePass, 8178
Epilepsie, 375, 2896, 3120
Epiliergerät, 1981, 5969, 6409
Episkop, 7123, 9510
ePost, 8020
ePostbrief, 2175
Epressung, 5692
EPROM, 768
Epson, 3212
Epsonconnect, 3212
EPUB, 1465, 3323, 5670, 5673, 7236, 7975, 8583, 9273
Erdbeben, 1385
Erdgas, 4791
Ergonomie, 9382
Erich Kästner, 6250
Ericsson, 9525
Ericsson M218, 9525
Erinnerung, 4131, 4157, 6999, 8770
Erinnerungssms, 6784
Erklärvideo, 7147
Ermel, 663, 842, 1576, 3129, 3908, 3934, 4161, 4859, 5080, 5609, 6216, 6604, 6827
ERNA, 344
Ernst Soldan, 463
Eroski Movil, 5053
ERP, 3281
Erreichbarkeit, 1921, 5527, 8155
Ersatzbus, 8723

Ersatzgerät, 4873
Ersatzhaltestelle, 8723
Ersatzteil, 663, 8950
Ersatzteile, 4290
Ersatzverkehr, 4608
Ersteinrichtung, 1560
erstes Mal, 237, 342, 343, 349, 351, 395, 407, 415, 423, 425, 522, 567, 598, 652, 715, 716, 728, 729, 731, 752, 753, 755, 765, 789, 791, 802, 812, 820, 856, 857, 859, 862, 870, 873, 899, 918, 920, 966, 978, 1020, 1049, 1071, 1075, 1082, 1093, 1095, 1108, 1122, 1142, 1143, 1145, 1150, 1172, 1233, 1258, 1260, 1303, 1304, 1325, 1326, 1331, 1341, 1369, 1376, 1408, 1413, 1414, 1427, 1439, 1441, 1443, 1444, 1446, 1448, 1487, 1503, 1506, 1509, 1528, 1558, 1608, 1644, 1665, 1719, 1724, 1785, 1786, 1835, 1913, 1943, 1946, 1989, 2056, 2066, 2070, 2075, 2105, 2113, 2175, 2259, 2260, 2297, 2298, 2354, 2423, 2483, 2511, 2640, 2645, 2666, 2752, 2776, 2805, 2890, 2897, 2903, 2907, 2924, 2943, 2944, 2957, 3018, 3074, 3083, 3104, 3169, 3186, 3191, 3317, 3327, 3332, 3360, 3383, 3388, 3399, 3404, 3422, 3463, 3526, 3541, 3593, 3651, 3670, 3687, 3714, 3764, 3816, 3847, 3853, 3856, 3924, 3930, 3979, 4017, 4214, 4248, 4257, 4423, 4478, 4606, 4660, 4724, 4899, 5409, 5501, 5514, 5521, 5525, 5536, 5563, 5575, 5578, 5594, 5609, 5623, 5712, 5853, 5884, 5953, 5966, 6129, 6173, 6175, 6207, 6231, 6261, 6268, 6294, 6366, 6424, 6432, 6436, 6454, 6528, 6590, 6636, 6655, 6658, 6716, 6720, 6733, 6749, 6766, 6810, 6833, 6853, 6863, 6874, 6918, 6944, 6981, 7021, 7070, 7156, 7158, 7284, 7576, 7598, 7599, 7756, 7760, 7800, 7843, 7937, 8068, 8135, 8149, 8200, 8229, 8430, 8628, 8697,

8718, 8755, 8789, 8795, 9121, 9164, 9221, 9271, 9275, 9279, 9309, 9373, 9403, 9435, 9459, 9648, 9654, 9675
Erwartungsenttäuschung, 4063, 6571
Erzählperspektive, 6958
Erziehung, 6488, 8857
ESC, 1792, 7598
eSIM, 8512
ESP8266, 6953
ESP8285, 6953
Espresso, 5346
Essen, 4132, 8870, 9293
Esther Debor Gregor, 4699
Esther Seyffarth, 9323, 9527, 9560, 9584, 9629, 9645
Estland, 6947
Ethereum, 7800
Ethernet, 461, 1449, 1474, 1527, 1704, 1826, 2298, 2415, 3275, 3309, 3918, 4081, 6438, 6647
Etherpad, 1855, 4037, 6609, 6830, 9346
Ethikbank, 6568
Etikett, 9565
Etiketten, 949
Etikettendruck, 5150
Etikettendrucker, 4832
EU, 7402, 7498, 7673, 7736, 9115
EU Tarif, 5053
Eurail Pass, 7588
Euro, 5711
EuroCity, 7711
Eurofighter, 7889
Europa, 2910, 3730, 3732, 6524
Europäische Union, 7673
Eurosignal, 522, 680, 7249
Eurostar, 6540
Eurostecker, 4407
Eurovision Song Contest, 6095
Evening Express, 7574
Eventim, 1788
Evernote, 2545, 2566, 3015, 3314, 3503, 3948, 4437, 6263, 8806
Everything Everywhere, 6406
Ewigkeit, 5480
ex-sicher, 1921
Ex-Zone, 1921
Excel, 1296, 1748, 2064, 2701, 3051, 3265, 3759, 4316, 5051, 5743, 6222, 6624, 8427, 8513, 8824, 9628, 9713
Exchange, 3000, 4123
exif, 8997
Expedia, 4807
Expediamaps, 915
Experiment, 3486

Expertentum, 3651
Explosionsgefahr, 6982
Exposition, 6958
Extensions, 3160
Externe Festplatte, 4162
Externer Akku, 7979
externes Gedächtnis, 3244, 3532
Extramittel, 1670, 4483, 5158, 6054, 6269, 6812, 6928, 6982, 7095
Eyetracking, 3058
EZPass, 4503

F Stecker, 6602
f.lux, 3120, 4809
Fabian Leinen, 7374
Fabrik, 309
Facebook, 1303, 1325, 1326, 1332, 1378, 1413, 1420, 1428, 1454, 1462, 1506, 1507, 1534, 1589, 1593, 1629, 1633, 1636, 1668, 1681, 1738, 1739, 1801, 1827, 1892, 1896, 1908, 1937, 1956, 1957, 1970, 2015, 2067, 2074, 2134, 2139, 2141, 2200, 2251, 2260, 2315, 2337, 2462, 2557, 2605, 2606, 2641, 2650, 2653, 2672, 2673, 2866, 2964, 3179, 3239, 3248, 3262, 3291, 3380, 3390, 3401, 3402, 3463, 3526, 3627, 3678, 3696, 3850, 3948, 4104, 4107, 4169, 4174, 4216, 4257, 4277, 4288, 4296, 4325, 4603, 4697, 4847, 4857, 4888, 4891, 4955, 5006, 5018, 5115, 5167, 5226, 5229, 5257, 5287, 5289, 5305, 5313, 5353, 5371, 5496, 5582, 5584, 5597, 5606, 5635, 5666, 5705, 5712, 5732, 5753, 5756, 5778, 5786, 5861, 5926, 5974, 6054, 6100, 6122, 6164, 6171, 6310, 6314, 6417, 6424, 6473, 6550, 6768, 6847, 6906, 6966, 7154, 7318, 7395, 7427, 7672, 7726, 7786, 7884, 7981, 8029, 8064, 8127, 8134, 8177, 8247, 8326, 8351, 8368, 8384, 8502, 8513, 8533, 8867, 9104, 9129, 9161, 9206, 9424, 9465, 9468
Facebook Marketplace, 9786, 9806
Facebook Messenger, 2418, 3134, 3229, 3357, 3463, 4005, 4325, 4469, 4568, 5158, 5635, 5778, 6013, 6230, 6561, 6617, 6976, 7148,

7284, 7786, 7897, 8081, 8177, 8407, 8800, 9028, 9129, 9259, 9341, 9424, 9474, 9737
Facebook Reactions, 5712
Facebook Safety Check, 6424, 6432, 6896
FaceTime, 1881, 5707, 6013, 7427, 8722
Fachhochschule, 2931, 5089, 6265
Factory Reset, 6348, 6769, 7645
Fähre, 9633
Fahnenkorrektur, 7367
Fahrassistenzsystem, 6323
Fahrerassistenzsystem, 7454
fahrerloses Auto, 1836
fahrerloses Verkehrsmittel, 1150
Fahrgastbefragung, 9568
Fahrgastzählung, 9568
Fahrkarte, 3308, 5643, 6072, 7290, 7500, 8050, 8718, 9280, 9385, 9488, 9778
Fahrkartenautomat, 5643, 6755, 7939, 8050, 9385, 9778
Fahrkartenkontrolle, 1746, 1865, 2106, 2429, 2907, 3080, 3288, 3319, 3460, 4295, 4743, 4932, 5090, 9488
Fahrkartenschalter, 6734
Fahrplan, 334, 687, 717, 858, 1490, 1632, 1939, 2017, 2401, 2695, 3969, 5357, 5388, 5824, 7728, 8714, 9293
Fahrplanauskunft, 807, 5357, 5388, 6150, 6367, 7588
Fahrprüfung, 414
Fahrrad, 969, 1163, 1263, 1365, 1370, 1423, 1613, 1769, 1846, 1962, 2049, 2661, 3859, 4509, 4572, 4636, 4945, 4948, 4980, 5041, 5244, 5899, 6479, 6779, 7552, 7679, 7689, 8397, 9244, 9444, 9776
Fahrradbeleuchtung, 6779
Fahrradfahren, 7552, 7689, 9196
Fahrradhelm, 9196
Fahrradkurier, 2500
Fahrradmitnahme, 8397
Fahrradschlauch, 4945
Fahrradschloss, 1423, 6372, 9776
Fahrradverleih, 6523
Fahrschein, 5599, 9385
Fahrstuhl, 4721
Fahrtreppe, 8428
Fairway, 9617
Fake, 355
Fake News, 5377
Faktencheck, 4520
Falschgeld, 3750

falschparken, 4188
Faltanleitung, 6273
Faltrad, 7679
Familie, 3036, 3197, 4636, 5337
Family Sharing, 9400
Fan Art, 3265
Fantasy, 3265
Far Cry, 3684
Faraj Remmo, 6972
Farbband, 539, 6358
Farbdisplay, 1089
Farbdrucker, 1164
Farbe, 4788, 5500
Farbfernseher, 284, 407
Farbfotografie, 8064
Farbmonitor, 667, 690, 695
Farbwähler, 6358
Farmville, 1506
Fast Ethernet, 8825
Fast Food, 2938
FAT32, 6041
Faulheit, 7667
Fauna, 7801, 9366
Faustkeil, 1313
Favicon, 3445, 4784
Favoriten, 3049, 4486, 7291
Fax, 378, 381, 620, 660, 665, 676, 685, 690, 697, 706, 713, 728, 753–755, 757, 759, 845, 852, 863, 912, 932, 934, 972, 978, 1009, 1078, 1087, 1365, 1639, 1681, 1696, 1764, 1794, 1810, 2192, 2194, 2214, 2245, 2335, 2460, 2519, 2579, 2817, 2858, 2992, 3041, 3265, 3973, 4011, 4138, 4290, 4403, 4856, 5091, 5315, 5681, 5889, 6282, 6579, 6689, 6985, 7054, 7373, 7819, 8020, 8375, 8848, 8911
Faxabruf, 307
Faxgerät, 623, 5315, 6579, 7819
Faxkarte, 690
Feathers McGraw, 2889, 9005
Featurephone, 9156
Februar, 8872
Federhalter, 6790, 9535
Feedback, 2295, 4560
Feedly, 5418, 6238
Feedreader, 2642, 2971, 5167, 5418, 9474
Fehler, 3148, 6062
Fehlercode, 3256
Fehlerkorrektur, 7162
Fehlermeldung, 3166, 4527, 5152, 6183, 8200, 8780, 8810, 8818, 9100
Fehlersuche, 6529
Fehlinformation, 989
Fehlleistung, 3722
Fehltransfer, 333, 458, 960, 4879

Feierabend, 9520
Felix Lorenz, 294, 847, 907, 979, 989, 1061, 1130, 1291, 1343, 1789, 1846, 2212, 3213, 3228, 3269, 3385, 3458, 3486, 3532, 3571, 3614, 3648, 3687, 3937, 4063, 4294, 4375, 4397, 4427, 4539, 4586, 4617, 4618, 4788, 4920, 4921, 4972, 5051, 5105, 5285, 5402, 5408, 5418, 6046, 6287, 6300, 6343, 6353, 6366, 6481, 6605, 6705, 6706, 6733, 6976, 6984, 7005, 7082, 7110, 7640, 7650
Felix Müller, 6825
Felix Neumann, 559, 684, 708, 804, 805, 817, 876, 888, 913, 944, 971, 997, 1032, 1075, 1139, 1318, 1351, 1418, 1572, 1575, 1623, 2031, 2042, 2059, 2120, 2127, 2142, 2191, 2224, 2226, 2502, 2516, 2527, 2710, 2716, 2727, 2734, 2745, 2764, 2774, 3013, 3039, 3067, 3070, 3091, 3272, 3324, 3443, 3572, 3655, 3713, 3726, 3822, 3856, 3876, 3918, 4051, 4061, 4067, 4071, 4546, 4562, 4638, 4890, 4920, 5260, 5357, 5727, 6122, 6174, 6250, 6524, 6545, 6553, 7331, 7540, 7572, 7626, 7812, 7821, 7843, 7918, 9767
felix schwenzel, 2542, 3172
Fenster, 1904, 3280, 7789
Ferien, 7705
Ferienjob, 310
Ferienwohnung, 1574, 4434, 4515, 5941, 6572, 7618, 8976
Fernabfrage, 854
Fernbedienung, 446, 836, 1873, 1906, 2013, 2224, 2272, 2354, 3010, 3464, 4412, 4567, 4840, 4872, 5910, 6202, 6919, 7179, 7407, 7893, 8137, 8558, 9400, 9510
Fernbus, 4142
Ferndiagnose, 5791, 7718
Ferngespräch, 296, 6034
Fernglas, 2668
Fernleihe, 1759
Fernmelderechnung, 548
Fernreisen, 9446
Fernschach, 6752
Fernschreiber, 344, 346, 349, 584, 642, 4580

Fernseh- und Rundfunkgenehmigung, 247
Fernsehantenne, 247, 253
fernsehen, 237, 256, 257, 307, 311, 321, 392, 407, 441, 450, 532, 615, 697, 714, 749, 757, 791, 836, 860, 878, 924, 964, 996, 1018, 1060, 1071, 1133, 1163, 1232, 1299, 1343, 1386, 1388, 1459, 1562, 1792, 1834, 1909, 1917, 1958, 1966, 2071, 2080, 2104, 2195, 2222, 2354, 2356, 2365, 2373, 2447, 2510, 2530, 2538, 2539, 2844, 3127, 3133, 3491, 3712, 3717, 3779, 3900, 4096, 4290, 4403, 4412, 4466, 4489, 4532, 4976, 5030, 5063, 5193, 5220, 5259, 5305, 5425, 5542, 5547, 5598, 5627, 5722, 5806, 5832, 5886, 5897, 5904, 5921, 5941, 6077, 6171, 6192, 6310, 6366, 6392, 6440, 6458, 6544, 6552, 6823, 6849, 6930, 6958, 7146, 7360, 7386, 7401, 7407, 7431, 7441, 7473, 7562, 7598, 7616, 7714, 7824, 7893, 8137, 8207, 8558, 8562, 8699, 8764, 8817, 8840, 9204, 9251, 9253, 9377, 9404, 9674
Fernseher, 247, 252, 253, 408, 446, 535, 550, 573, 1074, 1355, 1512, 1524, 1681, 1941, 2013, 2339, 3010, 3309, 3536, 3554, 3642, 3825, 4051, 4184, 4197, 4370, 4840, 4872, 5402, 5443, 6095, 6192, 6211, 6469, 6617, 7051, 7179, 7376, 7431, 7450, 7907, 8536, 8682, 8826, 8992, 9013, 9253, 9301, 9665
Fernsehprogramm, 615
Fernsehsender, 7179
Fernsehverhalten, 252, 8562, 9207
Fernsehzeitschrift, 616, 2195, 7146, 7562
Fernsehzeitung, 616, 2195, 7146, 7562
Fernsprecher, 7288
Fernsprechtischapparat, 548
Fernsprechzone, 474
Fernsteuerung, 1758, 2797, 3867, 4161, 5664, 6927
Fernverkehr, 270, 3978, 4142, 4622, 4968, 5542, 5884, 6150, 7610

Fernwartung, 5007, 8419, 8791
Ferritkernspeicher, 9596
Festival, 814
Festnetz, 245, 294, 304, 380, 396, 617, 639, 661, 744, 958, 976, 1020, 1022, 1098, 1106, 1216, 1279, 1626, 1836, 1998, 2002, 2198, 2444, 2454, 2455, 2567, 2594, 2713, 2952, 3116, 3912, 4033, 4232, 4682, 4807, 4986, 5175, 5320, 5495, 6025, 6440, 6523, 6705, 6706, 6797, 7027, 7171, 7442, 7824, 7907, 8280, 8522, 8564, 8595
Festnetztelefon, 304, 894, 4891, 4935, 4939, 6034, 6229, 6417, 6438, 6589, 6906, 7027, 7322, 7614, 7643, 7923, 8270, 8296, 8366, 8719, 9129
Festplatte, 524, 586, 587, 708, 1046, 1057, 1168, 1180, 1267, 1287, 1340, 1356, 1667, 1823, 2124, 2207, 2230, 2710, 2941, 3195, 3213, 3529, 4221, 6027, 6041, 6850, 6880, 7460, 7751, 7788, 8045
Festplatte parken, 5627
Festplattenrekorder, 2013, 2195, 2819, 4409, 7360
FeTaP, 431
Fett, 9239
Feuchtigkeit, 4550, 6589
Feuchtigkeitssensor, 1070
Feuer, 3248, 6820, 7218
Feueralarm, 4862, 6820
Feuerhaken, 8550
Feuerlöschball, 7222
Feuermelder, 5326
Feuerstellenschau, 7340
Feuerwehr, 474, 698, 759, 923, 1091, 1231, 1908, 4341
Feuerzeug, 643, 5942, 8203
FeWAp, 432
FGM, 8034
Fi, 6252
FI-Schalter, 1328
Fidget Spinner, 7844
FidoNet, 520, 575, 580
Fieberthermometer, 3263, 3616, 6970
FIFA 98, 907
Filament, 7222
FileMaker Pro, 7297
Filesharing, 429, 441, 442, 468, 632, 838, 850, 888, 931, 1061, 1076, 1131, 1152, 1291, 1327, 1368, 1450, 1517, 1637, 1736, 1990, 2340, 2351, 2465,

2583, 2606, 2775, 2865, 2903, 2922, 2941, 4079, 5439, 6868, 8795
Filiale, 8274
Film, 284, 386, 454, 535, 623, 668, 714, 860, 861, 888, 900, 949, 964, 968, 1108, 1120, 1204, 1327, 1358, 1359, 1368, 1390, 1443, 1450, 1505, 1509, 1517, 1522, 1602, 1736, 1937, 1960, 1973, 1990, 2118, 2122, 2124, 2135, 2224, 2270, 2315, 2340, 2350, 2373, 2403, 2548, 2583, 2715, 2811, 2844, 2856, 2865, 2922, 2941, 2944, 3058, 3126, 3174, 3197, 3208, 3334, 3447, 3478, 3536, 3694, 3844, 3966, 4018, 4158, 4205, 4305, 4562, 4563, 4640, 4764, 4861, 5139, 5272, 5302, 5309, 5330, 5341, 5374, 5468, 5754, 5863, 5920, 5930, 6015, 6161, 6599, 6601, 6642, 6699, 6733, 6827, 6981, 6984, 7037, 7158, 7187, 7197, 7513, 7537, 7548, 7557, 7581, 7621, 7715, 7744, 7751, 7781, 8074, 8104, 8213, 8257, 8280, 8617, 8672, 8755, 8789, 8993, 8997, 9180, 9265, 9391, 9453, 9615
Filmdose, 7631, 7715
Filmentwicklung, 459, 5920, 5930
Filmfestival, 9424
Filmkamera, 3825
Filmprojektor, 299, 6599, 8257
Filmrollen, 2548
Filmsammlung, 949
Filmschnitt, 3197, 9322
Filmspuleffekt, 4448
Filmverbot, 6901
Filmverleih, 386, 1314, 1327, 1342, 1359, 1390, 1402, 1505, 1509, 1945
Filter, 742, 2606, 2656, 2672, 6984, 7064, 7769
Fin Fin, 3306
Finanzamt, 1652, 5987, 7169, 9315
Finanzen, 3759, 3994, 4363
Finanztagebuch, 5355
Finanzverwaltung, 718
Fing, 1809
Finger, 6353
Fingerabdruck, 2542, 4027, 5304, 5948, 6039, 6058, 6443, 9239
Fingerabdrucksensor, 5989, 6058, 7184, 7650

Fingerabdrücke, 6547
Fingerintelligenz, 3722, 8450, 8810
Finnland, 3969
Fiona Krakenbürger, 2019, 2020
FiOS, 7001
Fire and Ice, 632
Fire HD 8, 9221
Fire TV, 5554
Firechat, 2259
Firefox, 1001, 1820, 2165, 2269, 2587, 2755, 3566, 3687, 3899, 3989, 4134, 4343, 4784, 6824, 8342
FireOS, 9221
FireTV, 9674
Firewall, 1855, 7669
FireWire, 944
Firmenkarte, 1932
Firmware, 944, 2884, 6430
FitBit, 8010
Fitbit, 1933, 2049, 2144, 2508, 3789, 4108, 4471, 9523
Fitbit Blaze, 6506
Fitness Watch, 6506
Fitnesstracker, 4471, 5695, 6655, 9421
Fitocracy, 7521, 8702
Fjonka, 286, 333, 744, 1138, 5955
FLAC, 1912
Flachbett Kreditkarten Imprinter, 9693
Flachbettscanner, 2478
Flachbildschirm, 3506, 4197, 6553, 8826
Flachdisplay, 1443, 7343, 7507
flackern, 6759
Flaschenöffner, 1166, 1443, 2523, 5035
Flaschenrückgabe, 8924
Flash, 1792, 2258, 3281, 7285
Flatrate, 368, 1052, 1556, 3854, 3992, 8860
Flatscreen, 1443
Flatulenz, 6206
Flecken, 1712
Fledermausdetektor, 1818
Flex, 3839, 9776
Flickr, 329, 1186, 1281, 4119, 5846, 6997, 7301, 7478, 8834, 9246
fliegen, 229, 472, 707, 764, 770, 892, 1025, 1028, 1230, 1324, 1444, 1677, 1756, 1897, 1902, 1939, 1946, 1955, 1982, 2078, 2113, 2123, 2132, 2232, 2297, 2298, 2404, 2423, 2568, 2570, 2577, 2621, 2626, 2628, 2683, 2815, 2903, 2957, 2979, 2983, 2984, 2994, 3046, 3156, 3401,

3593, 3606, 3752, 3844, 3895, 3996, 4025, 4309, 4439, 4546, 4843, 5372, 5445, 5482, 5592, 5704, 5813, 5871, 5916, 6853, 6975, 7284, 7382, 7436, 7557, 7668, 8389, 8758, 9152
Flightradar, 5871
Flightradar24, 8708
Flinkster, 3178, 6523, 7182
Flip, 1578
Flipchart, 2867, 4820, 6221, 8812, 9376
Flipper, 1928
Flirt, 3239
Flo, 4606
Flötensolo, 460
Flohmarkt, 3760
Floppy Disk, 597, 1033
Florian Hauck, 6836
Florian Meerwinck, 3161, 3195, 3320, 7927, 8292, 8456
florianjb, 5679
Flug, 5560, 8163, 9402
Flugbuchung, 9156, 9402
Flughafen, 1230, 1395, 1590, 1597, 1701, 1786, 1787, 1835, 1939, 1955, 2075, 2368, 2771, 2913, 2942, 2981, 3046, 3714, 3921, 3924, 4546, 4756, 4772, 4782, 4968, 4974, 5232, 5262, 5311, 5372, 5373, 5457, 5472, 5849, 5877, 5938, 6032, 6130, 6139, 6187, 6377, 6527, 6540, 6547, 6658, 6788, 6857, 6864, 7017, 7114, 7517, 7764, 7785, 7969, 8775, 8936, 8938, 9034, 9035, 9152, 9156, 9202
Flughafen München, 8938
Flugkrank, 1488
Fluglinie, 7132
Flugmodus, 3753, 4546, 5560, 5704, 6486, 7132, 7417, 9521
Flugreise, 8936
Flugzeug, 1688, 3753, 3791, 3844, 3895, 3996, 4636, 5380, 5560, 5871, 5916, 6021, 6130, 6853, 6864, 6975, 7132, 7284, 7382, 7557, 7668, 8166, 8936, 9446, 9633
Flugzeugfriedhof, 1688
Fluid, 4182
Flusensieb, 3325
Flyby, 6655
Fön, 4306
Förderband, 8706
Folien, 469, 4820, 6202, 8812, 9510

followen, 1382
Follower, 1378, 1382, 3552, 3612, 4477, 5730, 9132
Followerparty, 1443
Following, 3552
FON, 5690
Foodfotografie, 7490
Foodora, 7880
Footnoterphone, 6262
Forensik, 7446
Forerunner 305, 3943
Formatierung, 1202, 1570, 8271, 8807
Formular, 852, 910, 3185, 3314, 3414, 3633, 4069, 5080, 5452, 6587, 6691, 7234, 7491, 7627, 7812, 8488
Forschung, 3255
forScore, 3217, 7374
Fortran, 672, 2378
Fortschritt, 7053
Fortschrittsbalken, 4909, 6246
Forum, 804, 1049, 1099, 1306, 3263, 3490, 3571, 4910
Forvo, 4380
Fotoalbum, 6678, 8764
Fotoapparat, 5808, 9146
Fotoautomat, 4115, 6539, 7918, 9345
Fotoblog, 7567
Fotobuch, 6022, 6159
Fotodruck, 928, 4257
Fotodrucker, 8228
Fotofoto, 5859
Fotogeschäft, 7631
Fotografie, 249, 329, 342, 378, 439, 450, 459, 490, 568, 649, 694, 904, 928, 929, 997, 1042, 1048, 1089, 1093, 1104, 1125, 1152, 1166, 1177, 1188, 1238, 1244, 1281, 1282, 1285, 1435, 1452, 1469, 1480, 1504, 1508, 1565, 1576, 1585, 1597, 1625, 1678, 1740, 1827, 1835, 1915, 2009, 2019, 2021, 2037, 2082, 2091, 2271, 2303, 2339, 2359, 2462, 2464–2467, 2469, 2475, 2480, 2509, 2511, 2598, 2627, 2643, 2653, 2666, 2675, 2709, 2759, 2805, 2820, 2897, 2964, 2994, 3037, 3078, 3098, 3193, 3220, 3225, 3226, 3285, 3367, 3369, 3398, 3415, 3422, 3439, 3440, 3654, 3667, 3669, 3721, 3805, 3894, 3906, 3948, 3969, 3975, 4071, 4096, 4115, 4119, 4166, 4187, 4188, 4214, 4221, 4254, 4357, 4519, 4540, 4640,

4685, 4798, 4809, 4835, 4850, 4856, 4883, 4919, 4994, 5047, 5086, 5091, 5098, 5146, 5170, 5203, 5209, 5255, 5289, 5319, 5329, 5408, 5434, 5449, 5586, 5595, 5608, 5611, 5621, 5676, 5756, 5798, 5808, 5815, 5841, 5844, 5846, 5850, 5852, 5859, 5877, 5920, 5930, 5938, 5954, 5974, 6013, 6022, 6161, 6171, 6180, 6221, 6302, 6430, 6438, 6518, 6539, 6610, 6733, 6848, 6867, 6888, 6911, 6979, 6988, 6997, 7008, 7064, 7086, 7148, 7198, 7217, 7255, 7347, 7356, 7414, 7457, 7460, 7478, 7490, 7548, 7558, 7571, 7627, 7631, 7648, 7649, 7751, 7769, 7822, 7882, 7889, 7931, 8029, 8038, 8064, 8081, 8126, 8132, 8141, 8228, 8240, 8276, 8365, 8397, 8407, 8415, 8522, 8643, 8648, 8650, 8703, 8755, 8764, 8770, 8791, 8800, 8806, 8834, 8851, 8882, 8955, 8992, 9049, 9086, 9132, 9146, 9156, 9226, 9240, 9246, 9263, 9273, 9453, 9505, 9510, 9562, 9568, 9729, 9743, 9755

fotografieren, 8228

Fotografierverbot, 5798, 8359, 9334

Fotografierverhalten, 4685, 7217

Fotokopie, 250, 1033, 6548, 8978

Fotos einfügen, 7230

Fotosatz, 786

Fotosharing, 7301

Fotostudio, 8955

Fotoverbot, 6901, 9552

Foursquare, 2866, 2896, 3244, 4473, 5457, 5591, 6363

Fracht, 6628

Fraktur, 9729

Framerate, 3058

Frank Lachmann, 1752, 1928, 1976, 2123, 2136, 2153, 2175, 2176, 2207, 2229, 2844, 3006, 3071, 8694, 8775

Frank Schiersner, 3639, 3748, 3895, 3899, 3993, 4138, 4239

Frank Thomsen, 5237, 9375

Frankfurt, 5972

frankieren, 9602

Frankreich, 390, 1104, 1401, 1786, 2057, 2414, 2747, 2750, 2752, 2794, 3142, 4706, 4861, 4881, 4962, 4969, 5075, 5626, 5847, 5916, 6557, 6572, 6642, 6695, 6784, 6863, 6947, 7177, 7240, 7300, 7618, 8090, 8110, 8148, 8150, 8152, 8168, 8180, 8183, 8207, 8359, 8374
Franz Scherer, 1915, 1917, 1937, 1946, 1957, 1963, 1964, 1968, 1987, 2390, 2394, 2964, 3246, 3262, 4357, 4390, 4597, 5235, 5316, 7310, 7544, 8217, 8342, 9333, 9392
Franziska Nyffenegger, 396, 414, 706, 1242, 1452, 1615, 1755, 1813, 2850, 3076, 3197, 3236, 3338, 3420, 3535, 3691, 3855, 3906, 3942, 4169, 4212, 4306, 4319, 4455, 4519, 4571, 4660, 4696, 4697, 4746, 4750, 4757, 4820, 4868, 4888, 4891, 4896, 4942, 4958, 4966, 5006, 5014, 5038, 5082, 5094, 5106, 5125, 5201, 5221, 5251, 5295, 5336, 5434, 5501, 5542, 5580, 5676, 5692, 5752, 5757, 5789, 5798, 5815, 5850, 5932, 5974, 6009, 6025, 6221, 6265, 6270, 6283, 6438, 6540, 6559, 6593, 6599, 6657, 6810, 6869, 6879, 6888, 6976, 7245, 7275, 7367, 7427, 7451, 7511, 7700, 7824, 7953, 7983, 8095, 8265, 8296, 8305, 8407, 8425, 8522, 8523, 8643, 8806, 8812, 9059, 9066, 9086, 9279, 9317, 9449, 9592, 9628, 9710
Frau B. aus N., 745
Frau Brüllen, 1921, 7216, 7478, 8373
Frau Frohmann, 984
Frau Indica, 4364, 4602
Fred Fish Disk, 474
Free TV, 4489
Free your stuff, 4590
Freemail, 8810
Freenet, 1104, 7042
Freestyle Libre, 3550
Freeze, 3220
Freibad, 9334
freies WLAN, 2771, 3401, 4747, 5098, 5715, 5877, 6553, 6864, 7957
Freifunk, 3865, 4077, 6310

Freigabe, 7050
Freigang, 6840
Freisprechanlage, 2150, 4203, 5214, 5534
Freisprecheinrichtung, 8581
Freizeichen, 327, 474, 527, 768, 1537
Freizeichenmusik, 1537
Fremdsprache, 898, 944, 1191, 2889, 4315, 6260, 6553, 6642, 7162
Fremdwährung, 6130, 6160
Frequenzumrichter, 1758
Freundebücher, 6991
Friederike Neumann, 597
Friedersdorf, 9383
Friendster, 1152, 1153, 1226
FriFri, 4321, 4417, 8331
Friseur, 3018, 5071, 8326, 8533, 9726
Frist, 6689
Frisur, 450
Fritz!Box, 2464, 2940, 3091, 5627, 6746, 8002, 8054, 8115, 9450
Fritz!Fernzugang, 6746
Frontantrieb, 7679
Frontkamera, 5151, 7180, 9568
Frostbox, 1969, 1972, 2016
Frühstück, 5237
FSK 18, 1390, 1402, 3174, 4018
fthomsen, 4832, 4853, 5466, 5534, 7839
FTP, 672, 695, 850, 1204, 1233, 4036, 6575, 6728, 7457, 9774
FU Berlin, 3911
Führerschein, 2488, 6443, 7918
Führung, 8706
Füller, 5083, 6790
Füllfederhalter, 6790, 6836
fuelrod, 7517
für den Internetzugang braucht man Internet, 3273, 3295, 3309, 4413, 4461, 4848, 4969, 5787, 6390, 6746, 6863, 7983, 8236
Fuji Finepix 2400, 1048
Fujifilm, 1827
Fundamt, 3544
Fundbüro, 6499, 9129, 9141
Funk, 2867, 4466, 4832, 6759, 7009
Funkamateur, 7009
Funkdisziplin, 4484
Funkentstörung, 3407
Funkgerät, 285, 399, 2837
Funkklingel, 1485
Funkkopfhörer, 2281, 8706
Funkloch, 1657, 3681, 4536, 8119, 9434, 9573, 9652, 9731
Funkmast, 7265
Funkmeldeempfänger, 759, 4341

Funkmikrofon, 3989, 4003, 5578, 8268, 9747
Funkruf, 680, 7249
Funkschlüssel, 7004
Funktelefon, 527
Funkuhr, 3587, 3589, 7331, 8366, 8926, 9523
Funkwecker, 759, 3575, 7811, 8926
Furby, 1583
Furz, 2345, 6206
Fußabtreter, 8428
Fußball, 289, 1060, 1071, 1232, 1515, 1991, 2104, 2354, 2475, 2504, 2510, 2538, 2539, 2545, 5154, 5193, 6266, 6310, 6366, 7140, 8562, 8817, 9204, 9207, 9217, 9253
Fußgängerampel, 3920
Fußnote, 5667, 6874
Fußnoten, 9560, 9748
Fußpflege, 3546
Futurama, 931

G. Raten, 5049, 7453
G1, 1406, 1414, 1416, 1429, 1445, 1446, 1504, 1542, 1550, 1551, 1702, 7889
Gabriel Yoran, 1221, 5502, 5532, 6547, 7001
Gabriele, 1033
Gadget, 3369
Gästepager, 4660, 6441
Galicien, 8100
Galileo, 1482
Gameboy, 646, 6392
Gamecontroller, 6470
Gamepad, 6470
Gamification, 4191, 4825, 4987, 6260, 7782
Gaming, 3872, 8284, 8302, 8857
Gangschaltung, 1486
Garage, 2807, 3074
Garagentor, 3464
Garantie, 2442, 2760, 6971
Gardena, 4554
Garmin Dezl 560, 4859
Garten, 4054
Garzweiler, 1488
Gas, 1004, 1729, 1992, 2042, 2107, 2131, 2199, 2246, 2334, 2494, 2724
Gasdruck, 663
Gaskocher, 7324, 7907
Gastherme, 7340, 7907, 7985
Gastlichkeit, 8642
Gastronomie, 252, 1755, 2414, 2697, 2938, 3136, 3504, 3709, 4557, 4660, 4856, 5413, 5428, 5441, 5449, 5521, 5570, 5707, 5711, 6092, 6220, 6296, 6328, 6339, 6420, 6512, 6536,

6766, 6776, 6807, 7003, 7103, 7152, 7229, 7431, 7490, 7646, 7880, 7951, 8004, 8160, 8442, 8562, 8944, 8986, 8997, 9044, 9064, 9398, 9443, 9453, 9480, 9534, 9752
Gaszähler, 8209
Gatwick, 6171
Gcode, 9798
gcode, 7222
Gear VR, 5863, 5867
Gebärdensprache, 4881, 9775
Gebäudetechnik, 4896
Gebrauchsanweisung, 7499
Gebrauchtwagen, 663
Gebrauchtwagenhändler, 4011
Gebühr, 6031
Gebührenimpuls, 548
Gebührenzähler, 744
Geburt, 6347
Geburtstag, 1738, 2942, 3130, 3390, 3772, 4202, 4597, 4740, 5018, 5065, 5116, 5224, 5635, 5714, 5815, 5981, 6269, 6710, 7786, 8247, 8337, 8502, 8513, 9468, 9504
Geburtstagsgrüße, 5065, 5224, 5635, 6664, 8291, 9468
Geburtstagskarte, 5224
GEC, 461
Gedächtnisstütze, 5859
gedankliche Disziplin, 4104
GedBas, 1456
GEDCOM, 5349
Gedicht, 1189
Gedichtgenerator, 6195
gedrosselte Geschwindigkeit, 5342, 7983, 8246
Gefällt mir, 5257
Gefängnis, 6840
Gefrierschrank, 5326
Geführter Zugriff, 4876
Gegensprechanlage, 5397
Gehalt, 319
Gehirn, 375
Gehirnwellen, 933
gehörlos, 6953, 9775
Geisterbild, 6610
Gelbe Seiten, 2326, 6258, 7725
Geld, 497, 1130, 3262, 3308, 3458, 3994, 4038, 4809, 4920, 5109, 6119, 6260, 8196, 8230, 8278, 8287, 8402, 8517, 8798
Geldauszahlung, 6742
Geldautomat, 391, 515, 614, 697, 998, 2052, 2056, 2081, 2278, 2480, 2521, 2526, 2889, 2919, 3579, 4184, 4192, 4397, 5242, 5246,

5580, 5623, 6048, 6605, 6733, 7940, 8083, 8517, 8669, 9017, 9387
Geldkarte, 1580, 2052, 2075, 2480, 2507, 2727, 5424, 7843, 8108, 8196
Geldschein, 9282
Geldtankstelle, 9017
Geldtransfer, 4139, 4877, 5604
Geldverkehr, 3324, 4920, 5719
Geldzählen, 4038
Geldzählmaschine, 8489
gelöscht, 5347
GEMA, 944, 1665, 3744, 4002
Gemälde, 2688
Gemeinschaft, 7565
Gemüse, 8103, 9704
Gemüseautomat, 5916
gendern, 8271
Genealogie, 1456, 5349
Generationen, 907, 5974, 6790, 6918, 7154, 7659, 7718, 8609, 8787
Generationendifferenzen, 3054
Generationenkonflikt, 609, 4481
Genion, 958
Genrationen, 9319
Geoblocking, 4861, 5722, 5832, 5904, 7037, 7744, 9073
Geocaching, 3068, 4014, 4086, 5736, 6492
Geographie, 523, 4520
Geoinformation, 4014
Geokoordinaten, 1501, 4154, 6997, 7466
Geometry Dash, 3468
Georeferenzierung, 6997
Georg Passig, 2345, 2746, 3084, 3088, 3191, 3355, 3378, 3390, 3414, 3468, 3849, 3996, 4001, 4081, 4135, 4612, 4630, 5109, 5150, 5170, 5182, 5252, 5779, 6511, 6936, 6953, 8608, 8658, 9639
Georges Perec, 7157
Geotagging, 6997
Gepäck, 6801, 8936, 9373
Gepäckaufbewahrung, 8317
Geräteabgabe, 5221
Gerätekauf, 1409
Geräusch, 988, 1037, 2023, 2172, 2641, 3001, 3020, 3031, 3093, 3463, 3930, 5326, 5331, 5397, 5536, 5542, 5812, 6024, 6069, 6391, 6473, 6479, 6599, 6850, 7017, 7304, 7630, 7789, 7795, 7831, 7965, 8256, 8289, 8355, 8360, 8423, 8612, 8706, 9161, 9178, 9382
Gerald, 7974
gergo, 5117

Gerhard Schröder, 7786
Gero Nagel, 2612
Geruch, 2345
Gesa Füßle, 3435
Gesang, 8000, 9646
Geschäftspapier, 7172
Geschenk, 5981, 8166, 8518, 9140
Geschenkgutschein, 9476
Geschenkkarte, 9720
Geschichte, 4170
Geschirrspüler, 3162
Geschwindigkeit, 4300, 6816, 7818
Geschwindigkeitsbegrenzung, 1064
Gesichtsblindheit, 1374
Gesichtserkennung, 1778, 4154, 4772, 5209, 5938, 6658, 8026, 9034
Gespenst, 3435, 6030
gesperrt, 3947
Gesprächspause, 3475, 5607, 5620
Gesprächsunterbrechung, 355
Gestank, 2345
Geste, 4604
Gestengebrauch, 1511, 2040, 5052, 5191, 5390, 5639, 7882
Gestensteuerung, 7972
Gesundheit, 6495, 8702
Getränk, 6328
Getränke, 3939
Getränkeautomat, 7177, 7576, 7940
Gewalt gegen Sachen, 3920
Gewinnspiel, 8189
Gewitter, 898, 1077, 2819
GEZ, 1214, 8817
GFA BASIC, 448
Ghettoblaster, 3906, 4750
Giardino, 1005
GIF, 3648, 5154, 8298
Gigacube, 9534
GIPHY, 8298
Girls Day, 1295
Girocard, 2919, 8442, 9353, 9379
girogo, 6762
Girokarte, 5580, 6201, 8168, 8449, 9609
Girokonto, 319, 515, 7369
Giropay, 4838
Git, 1855
Gitarre, 634, 685
Gitarrenverstärker, 3861
Github, 1855, 8077
Glacier, 4390
Glasfaser, 6816, 7001
Gleichrichter, 6610
Gleichstrom, 234
Glitch, 2212
Global Entry, 6527, 6547
Glonass, 4014
GLS, 9520
Glucose, 7891

Glückwünsche, 5389
Glühbirnchen, 3661
Glühbirne, 230, 234, 1074, 5425, 6536, 7218, 7288, 8073
Glühlampe, 230, 1354, 2061, 6536
Glympse, 2949, 5118, 7438, 7897, 9108
Glyzine, 1712
Gmail, 1172, 1675, 1845, 1864, 2318, 2399, 3040, 3145, 3440, 3445, 3532, 3547, 3659, 3726, 3935, 4375, 4543, 4600, 4823, 6351, 7126, 7181, 7436, 7698, 7976, 9078, 9130, 9380, 9402
GMX, 1764, 6812, 7042
GnuPG, 2333
Go Plus, 7962, 8762, 9065
Go Tcha, 7962
God Mode, 3702
gold1812, 7177, 7417
GoldWave, 5675
Golf VI, 5025
Gomobu68, 255, 270, 280, 287, 291, 292, 335, 469, 614, 638, 963, 1086, 1610, 5326, 5573, 5796, 6052
GoodNotes, 9183
GoodReader, 4437
Goodreads, 1686, 1995, 2169, 4616, 5245, 5308, 7128, 7207, 7291, 7354, 8795
googeln, 1189, 5082, 8572
Google Alerts, 1585
Google Analytics, 6363
Google Apps, 7050
Google Authorship, 1778
Google Books, 835, 2625, 9596
Google Buzz, 1501, 1801, 1973
Google Cache, 1456
Google Calendar, 920, 1142, 1283, 1555, 1648, 2078, 5071, 5194, 5431, 5743, 7436, 8675, 9474
Google Cardboard, 6175, 6731
Google Chromecast, 8672
Google Cloud Vision, 7418
Google Contributor, 4975
Google Customer Match, 4993
Google Docs, 1254, 1260, 1283, 1649, 1783, 1785, 1855, 2088, 2091, 2113, 2372, 2408, 2415, 3224, 3890, 4037, 4899, 5271, 5434, 5484, 5606, 5647, 5667, 5743, 6013, 6246, 6263, 6561, 6609, 6624, 6674, 6790, 7230, 7367, 8432, 8583, 8618, 8806, 9080, 9469

Google Drive, 1864, 1973, 2088, 2372, 2817, 3314, 4343, 5227, 5249, 5484, 6041, 6062, 6561, 7132, 7426, 7744, 8394, 8754, 8882, 9474
Google Earth, 1818, 4524, 6175, 6853
Google Einstellungen, 5222
Google Fi, 6252, 6668, 7808
Google Fit, 4108
Google Goggles, 2834
Google Hangouts, 1627, 1637, 2495, 2523, 3743, 3948, 4989, 4994, 5254, 6013, 7284, 7726, 7897
Google Home, 8186, 8490, 8595, 9604, 9710
Google Images, 1624, 1935, 3996, 5038, 9047
Google Inbox, 4657, 4715, 5523
Google Keep, 2088, 4539, 5431, 6180, 6238, 6263, 7024, 7132, 7284, 9474
Google Latitude, 1445, 1501, 1545, 2935, 6363
Google Maps, 390, 1244, 1281, 1366, 1383, 1407, 1448, 1600, 1789, 1833, 1935, 1943, 1989, 2171, 2561, 2577, 2898, 3180, 3249, 3441, 3611, 3822, 3870, 3969, 4068, 4134, 4411, 4486, 4495, 4520, 4622, 4627, 4644, 4652, 4859, 4989, 5001, 5019, 5035, 5192, 5222, 5262, 5288, 5313, 5321, 5326, 5357, 5388, 5442, 5657, 5742, 5763, 5906, 6008, 6024, 6129, 6150, 6281, 6477, 6492, 6523, 6553, 6632, 6635, 6668, 6700, 6943, 6985, 6997, 7134, 7229, 7433, 7514, 7749, 7772, 7805, 7935, 7937, 7939, 7951, 8143, 8223, 8326, 8374, 8652, 8748, 8960, 9110, 9156, 9227, 9271, 9320, 9341, 9521
Google Now, 1790, 2011, 2206, 2459, 2621, 2815, 2886, 3156, 3948, 4025, 4309, 4361, 4564, 4657, 4843, 5616, 5742, 5906, 6599
Google Opinion Rewards, 4773, 7441
Google Phone, 7037
Google Photos, 2271, 2653, 2666, 4154, 5449, 7039, 7064, 7822, 7929, 8276, 8882, 9105, 9246, 9793
Google Play, 3529, 4873, 5904, 9549

Google Play Books, 7207, 7246, 7295, 8371, 8795, 9100
Google Plus, 498, 1054, 1189, 1203, 1239, 1378, 1455, 1627, 1629, 1633, 1637, 1654, 1675, 1681, 1698, 1745, 1778, 1801, 1929, 1968, 1980, 2074, 2091, 2174, 2243, 2257, 2303, 2462, 2529, 2653, 2711, 2715, 2755, 2760, 2770, 2778, 2884, 2886, 2889, 2967, 2992, 3006, 3027, 3162, 3301, 3441, 3468, 3490, 3532, 3561, 3947, 3963, 4079, 4174, 4262, 4375, 4630, 4648, 4681, 4740, 4850, 4873, 4877, 4890, 5067, 5082, 5125, 5222, 5270, 5301, 5359, 5579, 5580, 5836, 5926, 6108, 6270, 6599, 6605, 6830, 6853, 7019, 7042, 7050, 7052, 7076, 7307, 7459, 7514, 7698, 7721, 7877, 7897, 8097, 8352, 8452, 8456, 8541, 8617, 8960, 9105, 9206, 9308, 9380, 9402, 9435, 9550, 9710
Google Scholar, 1365, 9464
Google Sheets, 8960
Google Slides, 2281, 6196, 6202, 6590, 8500, 8772
Google Speech, 2076
Google Spreadsheets, 498, 1748, 5743, 6561, 7307, 7316, 8427, 9217
Google Street View, 1702, 1789, 1918, 2930, 4473, 5005, 5442, 6363, 6548, 7150, 7657, 7805, 9743, 9755
Google Takeout, 7039
Google Talk, 1567, 1627, 2200, 3444
Google Traffic, 4495
Google Translate, 3043, 4606, 4801, 5100, 5104, 5121, 5743, 5955, 7021, 7207, 9370, 9535
Google Vision API, 7466
Google Wallet, 2832, 3935, 5027
Google+, 3948
Gopher, 695
GoPro, 3126, 6161, 8993, 8997
Gothic, 3684
Gothic3, 3684
GoToMeeting, 7726
Gottesdienst, 5909
GPG, 2333
GPRS, 1962, 2710, 8644, 8860
GPS, 936, 1166, 1237, 1343, 1448, 1482, 1545, 1566, 1600, 1818, 1898, 1987,

2171, 2233, 2467, 2577, 2949, 3068, 3072, 3193, 3681, 3859, 3943, 3970, 4014, 4067, 4949, 5011, 5118, 5123, 5502, 5871, 5884, 6230, 6385, 6653, 6680, 6997, 7438, 7947, 8100, 8531, 8605, 8961, 9028, 9050, 9056, 9108, 9110, 9246, 9304
GPS Laufuhr, 5011
Grabgestaltung, 5241
Graffiti, 4760
Grafik, 469, 504, 1591, 2343, 3350
Grafikkarte, 6637
Grammatikprüfung, 6261
Grammophon, 886, 3805, 9422
Granit, 9102
Graphic Novel, 9171
Gratisnummer, 620
Gratulation, 5635
Gravatar, 8839
Gravur, 9102
Greetings from your machine overlords, 4740
Gregor Leusch, 7939
Gregor Weichbrodt, 6507
Grenzkontrolle, 1151, 1590, 1939, 2957, 3891, 6527, 6547, 6658, 8178
grep, 9737
greptweet.com, 2337
Greyhound, 5884
Griechenland, 4649
Grim Fandango, 989
Grindr, 7542
Grönland, 4560
Größe, 4826
Größenvergleich, 393, 774, 2631, 3309, 3416, 4492
Gronkh, 5273
groß, 8826
Großbritannien, 697, 930, 1314, 1370, 1372, 1383, 1497, 1640, 1650, 1940, 1948, 1992, 2131, 2199, 2246, 2403, 2454, 2494, 2571, 2584, 2590, 2617, 2619, 2695, 2880, 2910, 2919, 2921, 2942, 3055, 3193, 3259, 3307, 3526, 3692, 3720, 3721, 3745, 4020, 4461, 4473, 4487, 4512, 4529, 4548, 4792, 4917, 4950, 4968, 5060, 5159, 5222, 5296, 5325, 5326, 5328, 5333, 5338, 5520, 5599, 5604, 5657, 5904, 5905, 5973, 5999, 6006, 6032, 6138, 6377, 6385, 6390, 6406, 6417, 6425, 6432, 6436, 6658, 6662, 6675, 6699, 6713, 6823,

6826, 6850, 6888, 6901, 6949, 7037, 7062, 7080, 7093, 7329, 7522, 7678, 7723, 7969, 7985, 8004, 8008, 8083, 8093, 8095, 8123, 8130, 8141, 8143, 8178, 8230, 8431, 8447, 8463, 8503, 8559, 8898, 8943, 9034, 9044, 9213, 9215, 9255, 9672, 9806
großes ß, 6952
Großhandel, 243
Großraumstörung, 1628
Großrechenautomat, 5716
Großrechner, 2807
Groupwise, 709, 712
Grover, 9641
Grüne, 9486
Grünkauf, 9016
Grünmonitor, 501
Grundausbildung, 519
Grundbuch, 9237
Grundbuchauszug, 8020
Grundig Stenorette, 9110
Grundig Telespiel 1, 309
Gruppenchat, 5162, 6665
Gruppenreise, 9304
Gruppenzwang, 3036, 7318
Grußkarte, 886, 5299
GSM, 760, 2590, 3753, 7103, 7334, 7957, 8289
GSM Code, 2136
Gtalk, 3444
Gucki, 8764
Günter Grass, 1075
Guesthouse, 4699
Guinea, 8352
Gumminippel, 5083
Gumminuppsi, 5083
Gummipöppel, 5083
Gummispitze, 5083
Gunnar Liebich, 1140, 3493, 3615
Guru Meditation, 587
Guthabenkarte, 7744
Gutschein, 619, 3772, 9549, 9720, 9755
Gutscheincode, 9639
Gutschrift, 5719
Gymnasium, 6665
Gyroskop, 6907

h&m, 9476
Hack, 9695
Hacker, 805, 1458, 4296, 7669
Hacker News, 9474
Hackerparagraf, 3479
Hadoop, 5316
Händetrockner, 2115, 2276, 3383, 6032
Hängeregister, 3855
HAFAS, 687, 717, 807, 858
Hagenuk MA 01, 7653
HAL, 7137
Halbleitertechnik, 5716

Hallenbad, 5591
Halleyscher Komet, 461
Halogen Glühlampe, 8073
Halogenlampe, 1352, 2483, 4734
Haltbarkeit, 9704
Halterabfrage, 8615
Handarbeit, 6979, 9370
Handaufzug, 1846
Handbuch, 257, 395
Handel, 5109, 9074
Handgelenk, 4604
Handmixer, 961, 9740
Handout, 9629
Handpuste, 4690
Handrührgerät, 9740
Hands Free, 4203
Handscanner, 648, 676, 2343, 8703
Handschrift, 1268, 2075, 4086, 6266, 6902, 8134, 9227
Handschrifterkennung, 2014, 8637
handschriftlich, 251, 295, 438, 599, 619, 665, 670, 678, 718, 858, 1064, 1345, 1376, 1429, 1502, 1550, 1631, 1686, 1900, 1915, 1948, 2024, 2053, 2509, 2549, 2634, 2713, 2864, 2884, 2900, 3191, 3345, 3463, 3860, 3976, 3990, 4195, 4321, 4557, 4856, 4885, 5070, 5089, 5104, 5245, 5505, 5695, 5744, 6013, 6063, 6180, 6269, 6433, 6657, 6691, 6752, 6790, 6810, 6836, 7190, 7205, 7363, 7367, 7392, 7521, 7627, 8348, 8523, 8594, 8637, 8812, 8819, 8878, 9066, 9080, 9110, 9183, 9189, 9232, 9234, 9310, 9343, 9350, 9356, 9364, 9376, 9449, 9473, 9516, 9519, 9535, 9553, 9592, 9628, 9670, 9758
Handschuh, 7184
Handschuhe, 1436
Handtasche, 4360, 6690
Handtuch, 4717, 6072
Handvenenscanner, 8703
Handwerker, 5791
Handy, 777, 789, 806, 824, 826, 856, 870, 873, 905, 918, 920, 923, 925, 930, 936, 1009, 1012, 1020, 1025, 1037, 1054, 1058, 1063, 1071, 1080–1082, 1087, 1089, 1102, 1134, 1144, 1151, 1166, 1173, 1176, 1235, 1276, 1278, 1282, 1285, 1332, 1351, 1374, 1383, 1391, 1395, 1412, 1417, 1438,

1451, 1469, 1537, 1550, 1588, 1606, 1625, 1670, 1678, 1753, 1777, 1809, 1827, 1846, 1853, 1898, 1950, 1951, 2023, 2061, 2089, 2102, 2118, 2150, 2153, 2198, 2235, 2238, 2240, 2269, 2297, 2298, 2514, 2536, 2545, 2567, 2590, 2594, 2635, 2700, 2703, 2713, 2726, 2731, 2765, 2801, 2886, 2891, 2902, 2924, 2933, 2952, 3006, 3020, 3031, 3161, 3200, 3239, 3242, 3246, 3338, 3415, 3443, 3459, 3464, 3508, 3614, 3654, 3689, 3700, 3720, 3753, 3780, 3819, 3845, 3893, 3939, 3957, 3977, 3985, 3992, 4080, 4092, 4251, 4349, 4445, 4502, 4515, 4518, 4521, 4586, 4635, 4636, 4710, 4718, 4733, 4736, 4746, 4790, 4885, 4899, 4945, 4950, 4976, 4998, 5004, 5034–5036, 5052, 5057, 5064, 5088, 5137, 5144, 5161, 5214, 5262, 5300, 5305, 5319, 5373, 5505, 5576, 5586, 5609, 5611, 5846, 5859, 5933, 5972–5974, 6005, 6024, 6105, 6161, 6281, 6300, 6343, 6473, 6481, 6483, 6503, 6589, 6659, 6690, 6705, 6797, 6825, 6893, 6923, 6982, 6997, 7035, 7042, 7086, 7095, 7132, 7154, 7222, 7255, 7318, 7379, 7403, 7414, 7442, 7476, 7519, 7521, 7575, 7592, 7650, 7667, 7721, 7752, 7825, 7884, 7965, 8001, 8029, 8132, 8203, 8270, 8283, 8288, 8330, 8353, 8359, 8463, 8484, 8564, 8581, 8608, 8609, 8612, 8770, 8965, 9215, 9349, 9405, 9453, 9521, 9560, 9605, 9631, 9700, 9779

Handyablage, 9631

Handyempfang, 1039, 6420, 6685, 7027, 8143, 8169, 9050

Handyfinder, 8205

Handyfoto, 5359, 7083, 7414

Handygebrauch, 8036

Handygeräusch, 7103

Handyguthaben, 4945, 6675, 6883

Handyhalterung, 5537, 9251

Handyhülle, 4826, 6283

Handykamera, 1565, 3263, 4527, 5449, 5616, 8993

Handyman, 8594
Handynetz, 6532
Handynummer, 4570, 4807, 9405
Handynutzung, 8857
Handyporto, 2817, 6720
Handyring, 7255, 7443
Handysignatur, 8910
Handysocke, 4586
Handytarif, 3913, 6005, 6356, 6705, 6812
Handyticket, 2105, 2106, 2359, 2429, 3237, 3275, 3319, 4317, 4564, 4743, 4914, 4932, 5090, 5227, 5372, 5818, 5965, 6993, 7610, 8280, 9348, 9488
Handyverbot, 5161, 6659, 6901, 7003, 7951, 8123, 8283, 9453
Handyverhalten, 9065
Handyvertrag, 2847, 3318
Hangout, 5207
Hangouts, 1633
Hanna Engelmeier, 6830, 9437, 9748
hannamydear, 4505, 5100
Hanne Nüte, 6842, 7541
Hannes Nonhebel, 3978, 4232, 5994
Hannes Schrader, 5678
Hans-Jürgen Schmidt, 9594
Hans-Peter Merz, 5355, 8778
Happy Computer, 474
Haptik, 7172
Hardcover, 9151
Hardware, 986, 2698, 2960, 7053
Hardwired, 9326
Harry Luck, 901
Harry Potter, 6095, 6699
Hashtag, 4031, 4760, 8359, 8944, 9544
Hauppauge, 924
hausärztlicher Notdienst, 9206
Hausantenne, 9253
Hausaufgaben, 6659, 6912
Haushalt, 3453, 5326, 7082, 7083, 7853, 7923, 7959, 8518, 8899, 9740
Haushaltsbuch, 3759
Haushaltsgerät, 7472, 9740, 9747
Haushaltstechnik, 7324, 7853, 7907, 7923, 7953, 7985, 8265
Hausnummer, 5442, 5657
Haustechnik, 655, 725, 728, 749, 1199, 1205, 1352, 1358, 1661, 1663, 1698, 1737, 2107, 2496, 2556, 2676, 2680, 2724, 2850, 2928, 2929, 3026, 3240, 3320, 3447, 3637, 4081, 5664, 5966, 6145, 6173, 6207, 6223, 7008, 7085, 7196, 7340, 7953, 8423

Haustelefon, 579
Haustier, 740, 5764, 9357
Hayes-Kompatibilität, 581
Hazer, 9087
HBCI, 5603
HD, 1960, 5063, 6601
HD-ROM, 6224
HDCP, 6601
HDMI, 1941, 3030, 3133, 3536, 4305, 4764, 5554, 7450, 7473, 8617, 8992, 9096, 9143, 9253, 9767
Head Mounted Display, 5863
Headless, 8470
Headset, 2933, 4260, 5392, 5616, 6514, 6798, 8188, 8706, 9096, 9494
Health, 3420
Health App, 7950
Heathrow, 6171
Heatmap, 9626
Heckklappe, 663
Heckklappenhochhalter, 663
Heftroman, 8355
heibie, 5627, 7473
Heidelberg, 1307
Heiko Fischer, 1887, 3920
Heimautomatisierung, 3876, 8993
Heimcomputer, 355
Heimstation, 4690
Heimtrainer, 7883
Heinrich Lauert, 8075
Heinz, 9049
Heinz Jürgen Oertel, 5060
Heißkleber, 4725
Heißmangel, 773
Heizdecke, 6869
Heizung, 244, 728, 749, 1475, 1493, 2061, 2345, 3076, 3320, 3607, 3904, 4194, 5182, 5379, 5495, 6529, 6832, 6869, 6953, 7907, 7953, 7985, 8463, 8503, 8550, 8764, 9482
Hektografie, 539
Helen Knauf, 9464
Helen M, 3040
Helga Jung-Paarmann, 9364
Hello World, 8785
Hellraumprojektor, 4820, 7123, 8812
Helm, 7756
Helpdesk, 7882
Henning Grote, 397, 427, 638, 808, 932, 986, 2767, 4943, 5504, 6647, 8568, 9388, 9400
Hercules Karte, 545
Herd, 244, 725, 1163, 1328, 3001, 3999, 7324, 7907, 7985, 8957
Hermes, 9368, 9520
Herrenhandtasche, 1491

Herrschaft der Mechanisierung, 5974, 8800, 9459
Herstellerangaben, 5119
Hertz, 8610
herzbruch, 1741
herzen, 7291
Herzfrequenz, 9012
Hewlett Packard, 384
Hewlett Packard HP 45, 6885
Hex Editor, 677
HFR, 3058, 5374
hgdrn, 8091
Hierarchie, 469
Hilfsmotor, 2661
Hilmar Schmundt, 6817
Hilton, 6426
Hintergrundbeleuchtung, 7284
Hinztriller, 3764
HipChat, 2523
Hitachi Magic Wand, 1318
Hitler, 918, 3263
Hitsmobile, 5053
HitsNL, 5239
Hitzemelder, 4605
Hitzewelle, 4394
Hoax, 7154
Hobbyfilmer, 3197
Hobbythek, 307
Hochgeschwindigkeitszug, 3791
hochkant, 3646
Hochprägung, 369, 9716
Hochsee, 6596
Hochspannungsmast, 4644
Hochwasserschutz, 3362
Hochzeit, 1152
Hochzeitsfotografie, 8755
Hörbuch, 1912, 2536, 2908, 3549, 3819, 4300, 4956, 5644, 5943, 6923, 7124, 7354, 7381, 7443, 7782, 7784, 8011, 8166, 8713, 9732
Hörfunk, 4778, 6082, 7569
Hörgerät, 4486, 7799, 8039
Hörrohr, 5282, 6034
Hörspiel, 284, 3612, 4454, 7104, 7242, 7566
Hörspiele, 7616
Hörverhalten, 4750, 6794, 9064
Hofladen, 7263
Hohner, 8470
Holger, 641
Holiday Tipping, 8594
Hollerith, 584
Holm Friebe, 6601
holmer, 1070, 1455, 1758, 3132, 3133
Hologramm, 2732, 5422
Holzfäller, 898
Holzofen, 7953
Home Automation, 1698, 6953
Home Entertainment, 2844, 2845, 6647
Home Media Server, 8672

Home Office, 623, 1190, 2455, 2868, 3378, 6100
Homepage, 2904
Homescreen, 2319, 3615
Homezone, 958, 6705, 6706
Honda, 7698
Hongkong, 1728, 4857, 6673, 6764, 6798, 8331
horax, 8515, 8632
Hornhautfeile, 4070
Hornhautschleifgerät, 2420
Horrorfilm, 1108
Horst Lenes, 251
Hose, 3565
Hosenkauf, 6987
Hosentasche, 8081
Hoster, 2968, 5418
Hosting, 2457, 6524
Hotel, 618, 620, 1246, 1322, 1337, 1372, 1430, 1452, 1516, 1527, 1620, 1630, 1661, 1685, 1704, 1726, 1787, 1794, 1890, 2035, 2153, 2156, 2245, 2273, 2356, 2404, 2499, 2561, 2663, 2758, 2766, 3291, 3387, 3918, 3987, 4051, 4428, 4562, 4717, 4875, 4904, 5064, 5101, 5333, 5461, 5472, 5892, 5966, 6031, 6051, 6174, 6207, 6426, 6673, 6756, 6801, 6850, 7002, 7037, 7051, 7171, 7218, 7748, 7939, 8191, 8338, 8456, 8485, 8694, 8718, 8743, 9156, 9403, 9667, 9719
Hotelsafe, 3932
Hoteltechnik, 4051, 6031, 6756, 8384
Hotelzimmer, 3494
Hotline, 1076, 1087, 1256, 1315, 1334, 1395, 1449, 1486, 1534, 1626, 1749, 1764, 1796, 1884, 1888, 1902, 2010, 2065, 2097, 2102, 2107, 2110, 2136, 2425, 2444, 2494, 2517, 3556, 3909, 4020, 4449, 4853, 5556, 5613, 5648, 5719, 6002, 6438, 6550, 6628, 6950, 7025, 7054, 7825, 7927, 7976, 8002, 8022, 8031, 8054, 8064, 8070, 8097, 8099, 8512, 8758, 8818, 9429, 9476
Hotmail, 7042
Hotmelt, 4725
Hotspot, 2916, 3473, 4719, 5690, 5715, 6056, 6105, 6142, 6375, 6491, 6557, 6670, 6673, 7037, 7609, 8387, 9165, 9500
Hovertrax, 3914

HP 11C, 4253
HP Laserjet, 749
HP MobileConnect, 8644
HP OfficeJet G85, 2701
HPGL, 742
HRS, 9156
HSDPA, 2062, 2432, 2710, 3461
HTC, 1542
HTC Dream, 7889
HTC One M8, 4108
HTC Vive, 5869, 6143
HTML, 966, 1015, 1253, 1867, 2476, 3911, 8271, 8807
HTML 5, 2188
http, 2663, 4150
HU, 3957
Huawei, 3019, 6971, 9641
Hubschrauber, 1488, 6021
Huddle, 1633
Hühnerstall, 3132
Hülle, 1802, 4499, 7593
Hulu, 1502
Human Error, 333, 439, 526, 711, 874, 918, 960, 1078, 1367, 1881, 2025, 2783, 3409, 3606, 3824, 4832, 5144, 7002, 7142, 7304, 7976, 8081, 8126, 8419, 8423, 8434, 8780, 8840, 9053, 9161, 9341
Husten, 3886
Hydraulik, 427, 3129, 5393
Hygiene, 3732
Hypertext, 844
HypoVereinsbank, 1130

IATA, 1324
IBAN, 1871, 2135, 2250, 2991, 3318, 4681, 5126, 6716, 9606
IBM, 366, 705, 711, 1033, 2015, 2261
IBM 3270, 641
IBM 360, 271
IBM 360/67, 9437
IBM 8100, 609
IBM Selectric II, 513
IC, 8398
ICE, 1482, 2915, 3184, 3286, 5248, 5618, 5652, 6246, 6491, 7164, 7336, 7581, 7634, 7636, 7947, 8397, 8399
Ich-Erzähler, 6958
iChat, 1229
iCloud, 3728, 3847, 5706, 6591, 7426, 7751, 9418
ICO, 8282
Icon, 2319, 3445, 4558, 6298, 6606, 7367, 7379, 7602, 8159, 9722
ICQ, 1014, 1101, 1108, 1141, 1159, 1957, 2200, 3225, 6991, 7884

Identifikation, 599, 1597, 5209, 9550
Identität, 472, 774, 862, 906, 978, 1402, 1497, 1526, 1585, 1589, 1608, 1654, 1778, 1982, 2134, 2290, 2331, 2454, 2732, 2763, 2789, 2798, 2803, 2942, 2957, 2976, 2996, 3174, 3178, 3191, 3450, 3457, 3458, 3579, 3593, 3696, 3916, 4018, 4027, 4139, 4195, 4301, 4356, 5106, 5241, 5339, 5422, 5493, 5543, 5556, 5597, 5714, 5723, 5891, 5932, 5938, 5944, 5987, 5999, 6048, 6443, 6550, 6605, 6720, 7078, 7319, 7785, 7830, 7918, 7976, 8091, 8104, 8178, 8213, 8346, 8349, 8389, 8540, 8641, 8692, 8767, 8839, 9280, 9325, 9493, 9672
Identitätsbetrug, 4025
iFixit, 7415
IFTTT, 1453, 2557, 3381, 3486, 3669, 7112, 7232, 9465
IKEA, 1143, 1487, 3010, 4345, 5504, 6211, 7539, 8068, 8950
Ilka Schneider, 3878, 4041
illegale Medikamente, 1707
Illustration, 3498, 8207
Iltschi, 948
iMac, 901, 2863
IMAP, 1250, 2663, 3195, 4600
IMDb, 868, 3174
IMEI, 1919, 6730
iMessage, 1957, 2200, 4597, 7284, 7786
Immissionsschutzmessung, 7340
Immobilien, 4515
imode, 3728
Imperial System, 2493
Implantat, 5820, 6521
Import, 921, 1133
Imprinter, 369, 9693, 9716
Improvisation, 6062
Impulswahl, 380, 474, 581, 703, 6626
In App Purchases, 6923
In Ear Kopfhörer, 4003
Inbetriebnahme, 6038
Inbusschlüssel, 8313
Index, 4597, 5190, 8720
Indica, 4657, 6690, 7373
Indiegogo, 2329
Indien, 7248
Indonesien, 3208
Indoor Maps, 7937
Induktion, 2706, 2778, 3856, 3893, 4345, 4529, 5346, 8039, 8330

induktives Laden, 8330
Industrial Light & Magic, 5309
Industrie, 309, 932
Industriebürsten, 511
Informatik, 738, 1295, 9437
Information, 1108
Informationsbeschaffung, 4481, 5009, 5218
Informationsfluss, 5511, 5884
Informationsströme, 5218
Informationssystem, 4787, 4881, 5824
Informationsübermittlung, 9557
Infoscreen, 1974
Infosystem, 7423
Infozettel, 6422
Infrarot, 1157, 2353, 2421, 6206
Infrarotschnittstelle, 9525
Infrastruktur, 790, 5205, 8832, 9294
Infusion, 8360
Infusionspumpe, 8360
Inge Koch, 4412
Ingress, 2091, 2233, 2949, 2962, 3948, 6491, 7897
Inkasso, 310
Inmarsat, 6542
Innenantenne, 247
Inoreader, 2971
Insekten, 4568, 4811
Insektenschutz, 4811
Inserat, 852
Instagram, 1919, 1949, 2039, 2759, 2964, 3194, 3225, 3669, 3678, 3975, 4296, 4353, 4760, 5730, 5840, 5844, 5846, 5956, 6473, 6528, 7154, 7291, 7786, 8100, 8351, 9059, 9464, 9662
Installation, 1560, 1745, 1875, 4909, 7453, 9561
installieren, 5902
Instant Messaging, 6991
Instant Messenger, 3134, 7704
Instax 210, 1827
Instrument, 9550
Insulin Pen, 4279
Insulinpumpe, 6931, 8947
integrierte Kamera, 4321
Intel, 1145
Intensivstation, 5114
Interaktion, 4870
Interaktivität, 5121
Intercity, 463
Interface, 8103
Interferenz, 6071, 7103, 8289, 8330
Interleaved 2 of 5, 9596
Intermodaler Verkehr, 9168
International Space Station, 9223
Internationale Raumstation, 9223

Internet, 403, 423, 437, 669, 728, 765, 766, 791, 795, 802, 808, 820, 847, 857, 864, 866, 868, 877, 893, 894, 899, 909, 951, 965, 978, 989, 1018, 1075, 1085, 1101, 1147, 1290, 1311, 1323, 1334, 1395, 1479, 1514, 1632, 1681, 1707, 2253, 2444, 2474, 2518, 2541, 2597, 2654, 2658, 2736, 2746, 2884, 2913, 2940, 3012, 3102, 3184, 3246, 3265, 3291, 3409, 3465, 3466, 3473, 3490, 3573, 3642, 3918, 4077, 4081, 4090, 4097, 4156, 4174, 4176, 4202, 4241, 4487, 4719, 4754, 4941, 4992, 5006, 5049, 5058, 5075, 5217, 5218, 5270, 5289, 5380, 5690, 5715, 5744, 5798, 5877, 5884, 5949, 6031, 6058, 6105, 6106, 6196, 6207, 6354, 6356, 6450, 6500, 6557, 6572, 6607, 6670, 6790, 6811, 6816, 6840, 6892, 6918, 6947, 6949, 7001, 7028, 7074, 7142, 7307, 7600, 7609, 7618, 7711, 7713, 7789, 7825, 8013, 8099, 8120, 8387, 8720, 8734, 8787, 8817, 8890, 9064, 9089, 9141, 9181, 9336, 9391, 9398, 9441, 9445, 9648, 9695, 9737
Internet der Dinge, 7112, 8490
Internet Explorer, 1143, 5079
Internet of Things, 1059, 1338, 8490, 9562
Internetanbindung, 8932
Internetanschluss, 5285, 6356, 6602, 7923, 8825
Internetbetrachter, 4193
Internetcafé, 864, 974, 1101, 1138, 1401, 1733, 2933, 4143, 6438, 6548, 7370, 7944, 8815
Internetmarke, 1187
Internetradio, 1619, 1777, 1787, 6928, 7196, 8210, 9064
Internetstörung, 7230
Internettarif, 1079
Internettelefonie, 7585
Internetterminal, 1869
Internetübertragung, 8219
Internetverbindung, 3641
Internetzugang, 620, 706, 746, 748, 765, 812, 814, 817, 830, 869, 875, 882, 891, 904, 916, 917, 934, 968, 974,

1052, 1260, 1275, 1395, 1574, 1726, 1768, 1826, 2040, 2156, 2161, 2298, 3067, 3091, 3157, 3575, 3865, 4081, 4266, 4403, 5132, 5380, 5461, 5472, 5618, 6009, 6142, 6314, 6821, 6918, 7636, 7824, 7927, 7944, 8120, 8191, 9538
Interrail, 390
Interview, 4120, 7821, 8270
Interviews, 8451
Intranet, 2247, 4460, 4470
Inuit, 6007
iomega zip, 830, 6222, 7297
iOS, 2319, 3103, 3203, 4587, 4788, 6071, 6281, 7426, 8192
iOS 7, 1972
IP Adresse, 5627
IP Telefonie, 5949
iPad, 1494, 1511, 1624, 1783, 1818, 1895, 1913, 1921, 1946, 1950, 1966, 2145, 2225, 2394, 2414, 2710, 2900, 3054, 3093, 3097, 3103, 3217, 3334, 3414, 3439, 3466, 3667, 3686, 3990, 4412, 4437, 4600, 4783, 4856, 4876, 4883, 4885, 4942, 5230, 5326, 5449, 5539, 5669, 5692, 5706, 5755, 5798, 5902, 5909, 5940, 5947, 6063, 6071, 6159, 6281, 6433, 6563, 6657, 6752, 6893, 7457, 7460, 7751, 7818, 8192, 8302, 8693, 8722, 8735, 8754, 8780, 9170, 9183, 9227, 9240, 9279, 9400, 9499, 9795
iPad Mini, 9500
iPad mini, 8192
iPad Pro, 7037, 9189
ipernity, 9246
iPhone, 413, 1281, 1391, 1395, 1406, 1503, 1749, 1763, 1781, 1809, 1881, 1915, 1949, 1971, 2021, 2144, 2248, 2296, 2337, 2508, 2589, 2783, 2802, 2803, 2847, 2849, 2891, 2893, 2915, 2923, 2990, 2997, 3059, 3088, 3203, 3338, 3420, 3436, 3440, 3596, 3629, 3669, 3847, 3859, 4085, 4091, 4099, 4316, 4454, 4647, 4788, 4826, 4972, 5012, 5033, 5035, 5036, 5135, 5137, 5142, 5176, 5203, 5221, 5235, 5280, 5298, 5304, 5484, 5537, 5539, 5560, 5610,

5616, 5684, 5708, 5814, 5886, 5983, 6034, 6048, 6058, 6164, 6171, 6563, 6591, 6699, 6713, 6786, 6923, 6943, 7037, 7043, 7086, 7198, 7214, 7314, 7320, 7490, 7645, 7672, 7747, 7751, 7784, 7818, 7950, 8122, 8159, 8215, 8512, 8568, 8644, 8650, 8757, 8875, 9024, 9086, 9110, 9132, 9392, 9418, 9452, 9489, 9607, 9655
iPhone 4s, 5761
iPhone 6, 4296, 5808
iPhone 6+, 5033
iPhone 6s, 5033, 7086
iPhone 6s+, 5033
iPhone 8, 8434
iPod, 1216, 1238, 1281, 1548, 1734, 1763, 2231, 2421, 3088, 3213, 3226, 3874, 3943, 4423, 4750, 5137, 5265, 6713, 6794, 7005, 7037, 8210
iPod classic, 3213, 7005
iPod mini, 3874
iPod Nano, 5468, 6794
iPod Shuffle, 2120
iPod shuffle, 3874
iPod Touch, 1653
iPod touch, 4514, 5142, 9568
IPX, 5627
IQ Tel 2, 623
IRC, 761, 850, 862, 924, 1000, 1108, 1148, 1212, 1216, 1224, 1316, 1957, 2418, 2484, 2523, 3357, 3908, 5439, 8540, 9737
Irfanview, 7457
Iridium Flare, 1439
iris, 518, 6605, 6668, 8681, 8840, 9047, 9059, 9073, 9227, 9403, 9543, 9662, 9739
iRiver, 1216
Irland, 1490, 1498, 1512, 1632, 1648, 1649, 1665, 1719, 1768, 1808, 1815, 1890, 1891, 1909, 2199, 2232, 3146, 3150, 3151, 4260, 4309, 4339, 5442, 5453, 5461, 5604, 6129, 6150, 6899, 6949, 8176, 8973, 8976, 8986
Ironie, 3049
Ironiekennung, 871
Irrtum, 8564
IRS, 5987
Isabella Donnerhall, 1296, 1449
isabellio_, 8034
ISDN, 830, 850, 877, 916, 1137, 1190, 1260, 1527, 3918, 6821, 7755, 8458
ISDN Anlage, 1222

Iskra Delta Partner, 448
Island, 1383, 1385, 4611, 6693, 7736
iSmoothrun, 3629
Isofix, 7772
Isolierung, 8860
Israel, 821, 1898, 7939
ISS, 5412, 9024, 9223
Istanbul, 4677
Italien, 854, 858, 1395, 1607, 1608, 1733, 1964, 1968, 4848, 5201, 8796, 8890, 8978
iTAN, 2102, 2996
ITT Schaub-Lorenz, 284
iTunes, 1238, 1279, 1502, 1505, 1517, 1522, 1637, 1954, 2007, 2270, 2315, 2390, 2396, 2541, 2665, 2844, 2850, 3122, 3201, 3874, 3943, 4750, 5298, 5302, 5443, 5708, 5902, 6015, 6025, 6794, 7537, 7744, 7745, 7897, 8213, 8215, 8568, 8757, 9418, 9452
iTunes Match, 2390
iTunes Store, 2315, 2464, 2811, 6601, 7537, 7744
iv, 1033
Ixus, 1134
IYS, 910
Jabber, 1448, 2200
Jacke, 1436
Jackentasche, 1436
Jacquard, 5575
Jagd, 5250
Jagged Alliance 2, 1477
Jahr 2000 Problem, 963
Jahreszeiten, 6571
Jalousie, 1205, 1904
Jalousienantrieb, 3132
Jamba, 2023
Jamie Oliver, 1670
Jan, 6693
Jan Bölsche, 381, 474
Jan Creutzenberg, 1782, 6166, 6178, 9240
Jan Dittrich, 9670, 9722
Jan Eden, 5241
Jan Kalbitzer, 5011, 8170, 8715
Jan Martin, 5039, 6506, 6847
Jan Minnesänger, 513, 586, 620, 4308, 5613, 5910, 6016, 6018, 6043
Jan-Martin Klinge, 3144, 3577, 4108, 7145
Jane, 4823, 4905
jane_isklar, 4825
Janne Klöpper, 456, 3426
Japan, 1710, 1854, 2889, 3033, 3230, 3747, 4606, 4767, 6786, 9005
Japanisch, 3043

Java, 1025, 1435, 2285, 6873, 7285
JavaScript, 8452
Javascript, 7285, 8785
Jazzkantine, 6630
jed, 704
Jelly, 8578
Jens Arne Männig, 623, 1091
Jens Gosch, 6636, 6673, 6727
Jim Avignon, 7741
Jitter, 1412
Joachim Göb, 257, 338, 6358, 7112, 7137, 8686
Job Control Language, 584
Jochen Schmidt, 250, 282, 317, 342, 351, 377, 443, 446, 490, 547, 916, 929, 974, 1084, 1188, 1211, 1355, 1769, 1777, 1828, 1961, 1978, 2038, 2061, 2071, 2076, 2228, 2356, 3506, 4684
Joel Seiller, 7778
Jöran Muuß-Merholz, 3133, 4669, 4955, 5030, 5057, 5194, 6742
Joggen, 8188
Jogging, 6655
Johannes Mirus, 426, 432, 567, 579, 620, 667, 692, 701, 770, 802, 877, 923, 1019, 1042, 1122, 1231, 1276, 1347, 1448, 1466, 1491, 1558, 1585, 1738, 1745, 1867, 1869, 1875, 2022, 2064, 2074, 2080, 2086, 2104, 2108, 2133, 2139, 2183, 2188, 2206, 2218, 2237, 2272, 2299, 2401, 2447, 2455, 2477, 2499, 2514, 2521, 2627, 2656, 2672, 2684, 2868, 2891, 2893, 2923, 2997, 3000, 3007, 3098, 3185, 3186, 3205, 3232, 3291, 3299, 3355, 3507, 3575, 3590, 3642, 3764, 3913, 3939, 4239, 4442, 4522, 4538, 4648, 4843, 4899, 5013, 5065, 5080, 5339, 5425, 5484, 5610, 5664, 6027, 6056, 6164, 6433, 6552, 6664, 6666, 6776, 6848, 6850, 7111, 7320, 7335, 7811, 7936, 8291, 8324, 8613, 8761, 8867, 9160, 9468
Jonet, 1137
Journalismus, 3538, 4975, 5229, 5377, 8451
Joypad, 651
Joystick, 397, 587
JP Morgan Chase, 6039
JPG, 5091, 7627

jQuery, 8452
Juan Gris, 2688
Jubiläum, 3321
Jürgen Ziegler, 6610
Jugend, 5262
Jugendmedienschutz, 2373
Jugendschutz, 3491, 6849, 8381
Jugendsprache, 5594
Jules, 2930
Julia Bergmann, 7221, 8840, 9594
Julian, 6930
Julian Ausserhofer, 3056
Julian Finn, 2903, 8776
Julian Schollmeyer, 6289
Junkmail, 1766, 5066
Jutta Pilgram, 642

Kabel, 251, 265, 359, 442, 465, 526, 556, 617, 618, 620, 748, 878, 886, 916, 965, 1106, 1233, 1348, 1430, 1480, 1491, 1527, 1681, 1763, 1826, 1898, 1913, 2224, 2705, 2706, 2740, 3226, 3309, 3418, 3536, 3714, 3839, 3945, 3982, 4051, 4184, 4370, 4407, 4529, 4614, 4636, 4901, 5537, 5554, 5626, 5958, 5997, 6480, 6759, 6801, 6867, 6999, 7062, 7074, 7305, 7386, 7399, 7450, 7473, 7597, 7818, 8041, 8071, 8115, 8123, 8276, 8564, 8694, 9285
Kabel Deutschland, 7074
Kabelanschluss, 1163, 1232, 4370, 6602
Kabelbruch, 3418
Kabelfernsehen, 392, 757, 860, 1163, 1232, 1334, 1515, 1958, 3127, 3180, 4370, 6602, 6958, 7714
kabellos, 7450
kabelloses Laden, 2706, 4345
Kabelmodem, 7927
Kabelreceiver, 7714
Kabeltrommel, 958
Kachelofen, 6953, 7907
Käse, 4706
Käuferpostfach, 5893
Kaffee, 3895, 6118, 7127
Kaffeemaschine, 1563, 1825, 2148, 2177, 2676, 3409, 3413, 6098, 6118, 6815, 7127, 8412, 8454, 9670
Kaffeepad, 4875
Kaffeevollautomat, 8454
Kafka, 3365

Kai Biermann, 273, 332, 468, 553, 912, 1224, 2051, 2063, 2107, 2110, 2134, 2353, 2844, 3628, 6699, 6713
Kai Krause, 8860
Kai Schreiber, 7893
KakaoTalk, 2222, 5326
Kalender, 794, 1593, 2078, 2117, 2324, 2621, 3728, 3948, 3985, 3991, 4157, 4515, 4597, 5158, 5312, 5431, 5466, 5584, 6796, 6853, 9209, 9402, 9713
Kalk, 8454
Kaltmamsell, 267, 296, 309, 359, 391, 454, 459, 479, 535, 552, 595, 934, 1180, 1186, 1300, 1589, 1640, 1732, 1769, 1867, 1877, 1878, 1898, 2171, 2189, 2208, 2238, 2245, 2306, 2437, 2440, 2496, 2543, 2561, 2682, 2697, 2758, 2766, 3001, 3021, 3092, 3162, 3187, 3220, 3301, 3434, 3465, 3477, 3500, 3546, 3597, 3692, 3760, 3909, 4011, 4038, 4115, 4175, 4194, 4450, 4460, 4470, 4518, 4705, 4774, 5259, 5320, 5346, 5420, 5695, 5719, 5807, 5897, 6138, 6247, 6424, 6521, 6919, 6975, 8100, 8138, 8219, 8452, 8456, 8468, 8556, 8580, 8591, 8854, 8868, 8955, 9296, 9322, 9603, 9731
Kaltwassersatz, 5573
Kambodscha, 1771
Kamera, 249, 702, 1134, 2964, 3021, 3126, 3197, 3447, 3679, 4339, 5341, 5578, 5595, 5611, 5616, 5808, 5954, 5972, 6100, 6907, 6945, 7086, 7180, 7490, 7807, 7889, 8233, 8252, 8415, 8623, 8834, 8955, 8993, 8997
Kameralicht, 5422
Kameratechnik, 8240
Kamin, 7218
Kaminfeuer, 7051, 7218
Kampfhundverleih, 2474
Kanada, 1150, 1151, 1242, 1246, 2590, 5604, 6668, 6823
Kantine, 1580
Kapu Forest, 1913
kaputt, 7825, 8640, 9319
Karaoke, 743, 3465, 8268, 9747
Kardanantrieb, 7679
kariert, 438
kariertes Papier, 438

Karoline Fritz, 1583
Karoline Sager, 2590
Karsten Doms, 852, 3801
Karte, 1025, 1407, 4361, 5224, 5674, 6492, 6553, 7812, 7984, 8109, 8111, 8147, 8149, 9271
Karteikarten, 4191, 4365, 9364
Karten, 6966
Kartenlesegerät, 8818
Kartenleser, 518, 1508, 1898, 2303, 5752, 8041
Kartensperrung, 3784, 4566
Kartenspiel, 5328
Kartentelefon, 3908, 7706
Kartenterminal, 5029
Kartenzahlung, 5580, 5897, 6160, 6201, 6716, 8093, 8149, 8256, 8294, 8413, 8932, 9353, 9379, 9587, 9609, 9694, 9807
Karussell, 9752
Kasachstan, 368, 387, 503
Kascha Beyer, 381, 784
Kasse, 886, 1487, 1719, 1726, 1906, 1940, 2070, 2093, 2663, 2670, 2936, 5303, 7062, 7539, 7597, 8211, 9076
Kassenautomat, 3391
Kassenbon, 1487, 7326
Kassenkarte, 3391
Kassette, 251, 299, 311, 321, 333, 335, 367, 371, 377, 413, 433, 440, 442, 446, 464, 479, 535, 652, 692, 824, 878, 883, 946, 996, 1046, 1050, 1061, 1131, 1161, 1279, 1299, 1744, 1763, 2181, 2205, 2447, 2755, 2840, 2872, 2878, 2941, 3034, 3125, 3825, 4100, 4302, 4705, 4750, 5005, 5675, 6095, 6247, 6525, 6794, 6892, 7323, 8215, 8774, 9076, 9110, 9364, 9489, 9685
Kassettenadapter, 692, 946, 5537
Kassettendeck, 311, 2845, 6095
Kassettenlaufwerk, 365
Kassettenrekorder, 251, 284, 299, 321, 333, 362, 371, 413, 692, 824, 878, 883, 1024, 2307, 3125, 4590, 4935, 7323
Katalog, 4365
Katalysator, 8336
Katastrophe, 6813, 7852
Katastrophenalarm, 4862
Katharin Tai, 1710, 1728, 1732, 2057, 2222, 2251, 2276, 2518, 2594, 2607, 2643, 2655, 2740, 2760, 2778,

3033, 3065, 3206, 3225, 4677, 4695, 4731, 5933, 5973
Katharina Gabelmeier, 7120
Katharina Kohse-Höinghaus, 9455
Katharina Schell, 361, 1076, 3629, 3859, 4305, 4709, 6273
Kathrin Passig, 234, 252, 271, 294, 295, 309, 334–336, 354, 358, 367, 381, 386, 389, 405, 407, 408, 425, 431, 436, 441, 448, 450, 457, 461, 472, 498, 501, 504, 505, 507, 510, 523, 524, 537, 538, 547, 548, 566, 567, 573, 599, 617, 622, 623, 629–631, 645, 646, 648, 652, 655, 656, 659–662, 665, 670, 676, 683, 687, 689, 690, 697, 703, 705, 714, 717, 725, 726, 728, 729, 733, 734, 747–749, 752–757, 759, 761, 764, 765, 769, 770, 774, 779, 782, 786, 791, 793–795, 813, 815, 819, 830, 835, 845, 852, 858, 859, 862, 869, 873–875, 886, 892, 893, 900, 903, 904, 908, 914, 915, 918, 920, 925, 931, 960, 964, 969, 971, 981, 1000, 1009, 1011, 1012, 1014, 1018, 1020–1022, 1024–1026, 1028, 1029, 1051, 1052, 1054, 1059, 1063–1066, 1069, 1078–1082, 1087–1089, 1093, 1098, 1104, 1106, 1108, 1124, 1132, 1140–1145, 1148, 1150–1153, 1166–1168, 1171, 1173, 1174, 1199, 1208, 1209, 1212, 1214, 1216, 1224, 1226–1230, 1233, 1235, 1237, 1239, 1242, 1244, 1246–1258, 1260, 1263, 1277–1283, 1285, 1287, 1288, 1290, 1292, 1293, 1311, 1314, 1316–1318, 1322–1328, 1330–1333, 1337, 1338, 1340–1343, 1356, 1358–1360, 1362, 1365–1370, 1372, 1374, 1376, 1378, 1382, 1383, 1385, 1386, 1388, 1390, 1391, 1395, 1397, 1402, 1406, 1407, 1409, 1412, 1414, 1416, 1417,

1426, 1428, 1429, 1431, 1432, 1441, 1443–1448, 1451, 1452, 1455, 1461–1463, 1469, 1473, 1474, 1480, 1490, 1494, 1496, 1497, 1501, 1502, 1504–1508, 1512, 1517, 1522, 1525–1527, 1531, 1534, 1536, 1537, 1542, 1544–1546, 1550, 1551, 1553, 1555–1558, 1562, 1566, 1574, 1585, 1588, 1591, 1595, 1602, 1604, 1607–1609, 1611–1613, 1620, 1624–1626, 1629–1633, 1636, 1637, 1639, 1640, 1645, 1648–1653, 1662, 1663, 1665, 1672, 1677, 1680, 1681, 1685, 1686, 1698, 1702–1704, 1719, 1720, 1729, 1731, 1736, 1740, 1744–1746, 1748, 1764, 1767, 1768, 1781, 1783, 1785–1787, 1790, 1791, 1794, 1798, 1800, 1801, 1808, 1815, 1816, 1818, 1820, 1823–1828, 1833, 1835, 1836, 1853, 1855, 1870, 1872, 1873, 1877, 1886, 1890, 1895–1897, 1899, 1900, 1908–1910, 1913, 1914, 1918, 1919, 1921, 1929, 1935–1941, 1943, 1944, 1946, 1948–1950, 1958, 1961, 1962, 1965–1967, 1969, 1972, 1973, 1975, 1976, 1979–1981, 1987, 1989, 1990, 1993, 1996, 1998, 1999, 2001, 2002, 2004, 2006, 2007, 2009, 2015, 2016, 2023, 2024, 2035, 2040, 2045, 2052, 2054, 2058, 2061, 2066, 2067, 2073, 2075, 2078, 2082, 2084, 2088, 2089, 2093, 2097, 2102, 2105, 2106, 2115, 2116, 2118, 2122, 2124, 2130, 2138, 2146, 2160, 2161, 2165, 2169, 2174, 2180, 2184, 2185, 2198, 2199, 2204, 2216, 2219, 2225, 2232, 2236, 2240, 2246, 2255, 2257, 2259, 2260, 2270, 2272, 2275, 2280, 2281, 2286, 2303, 2315, 2340, 2343, 2345, 2351, 2352, 2354, 2359, 2360, 2362, 2368, 2372, 2378, 2382, 2387, 2393, 2399, 2403, 2404, 2408, 2411, 2415, 2416, 2429, 2432, 2441, 2454, 2462–2465, 2467, 2469,

2480, 2482, 2483, 2485, 2495, 2500, 2501, 2510, 2511, 2514, 2523, 2527, 2529, 2531, 2538, 2541, 2545, 2551, 2552, 2557, 2560, 2562, 2566, 2571, 2572, 2577, 2581, 2583, 2584, 2586, 2590, 2598–2600, 2617, 2619, 2640, 2642, 2650, 2652, 2654, 2659, 2666, 2695, 2700, 2703, 2705, 2710, 2711, 2713, 2724, 2726, 2732, 2736, 2755, 2762, 2763, 2770, 2776, 2788, 2798, 2805, 2808, 2811, 2826, 2827, 2829, 2840, 2856–2858, 2860, 2864, 2865, 2874, 2884, 2900, 2902, 2906, 2907, 2922, 2924, 2926, 2933, 2935, 2941, 2943, 2944, 2948, 2952, 2958, 2960, 2972, 2973, 2976, 2979, 2981, 2983, 2984, 2987, 3006, 3015, 3016, 3018, 3020, 3031, 3040, 3048, 3058, 3068, 3074, 3076, 3083, 3093, 3097, 3100, 3103, 3104, 3118, 3145, 3146, 3149–3151, 3163, 3165, 3169, 3180, 3191, 3193, 3204, 3221, 3229, 3233, 3234, 3237, 3240, 3242, 3245, 3253, 3256, 3262, 3263, 3273, 3275, 3283, 3284, 3287, 3288, 3291, 3294, 3295, 3302, 3305, 3309, 3314, 3315, 3317, 3323, 3327, 3328, 3332, 3345, 3357, 3360, 3362, 3367, 3373, 3377, 3380, 3381, 3390, 3396, 3397, 3399, 3423, 3424, 3439, 3441, 3449, 3459–3461, 3463, 3475, 3481, 3487, 3497, 3498, 3501, 3526, 3536, 3541, 3547, 3558, 3565, 3574, 3575, 3581, 3593, 3606, 3607, 3609, 3619, 3623, 3670, 3671, 3686, 3696, 3702, 3714, 3718, 3720, 3721, 3743, 3745, 3780, 3784, 3804, 3815, 3821, 3825, 3846, 3850, 3854, 3865, 3882, 3914, 3921, 3924, 3957, 3982, 3987, 3989, 3990, 4005, 4023, 4034, 4036, 4068, 4070, 4090, 4092, 4096, 4150, 4156, 4206, 4208, 4223, 4224, 4243, 4248, 4251, 4277, 4317, 4328, 4331, 4332, 4349, 4376,

4381, 4389, 4403, 4407,
4409, 4413, 4423, 4428,
4437, 4440, 4445, 4459,
4461, 4473, 4475, 4487,
4492, 4495, 4511, 4521,
4529, 4532, 4539, 4546,
4550, 4557, 4564, 4576,
4578, 4600, 4616, 4618,
4620, 4644, 4645, 4655,
4673, 4692, 4694, 4708,
4730, 4736, 4749, 4754,
4773, 4782, 4790, 4796,
4799, 4801, 4848, 4856,
4857, 4863, 4870, 4879,
4883, 4901, 4914, 4917,
4919, 4924, 4950, 4968,
4972, 4974, 4979, 4989,
4993, 4998, 5004, 5008,
5015, 5019, 5029, 5046,
5069, 5070, 5079, 5087,
5088, 5093, 5114, 5118,
5132, 5140, 5144, 5172,
5185, 5191, 5203, 5205,
5220, 5221, 5223, 5226,
5227, 5230, 5241, 5258,
5264, 5265, 5272, 5276,
5296, 5302, 5309, 5325,
5326, 5328, 5330, 5332,
5333, 5338, 5342, 5352,
5390, 5392, 5395, 5404,
5413, 5428, 5439, 5442,
5445, 5453, 5461, 5464,
5468, 5472, 5482, 5493,
5497, 5502, 5505, 5511,
5521, 5543, 5552, 5563,
5570, 5575, 5599, 5603,
5619, 5623, 5665, 5670,
5673, 5674, 5681, 5686,
5695, 5716, 5731, 5744,
5747, 5755, 5778, 5801,
5803, 5818, 5820, 5841,
5863, 5867, 5887, 5940,
5944, 5949, 5964, 5965,
5969, 5977, 5989, 5993,
5997, 5999, 6013, 6015,
6023, 6024, 6027, 6032,
6038, 6047, 6051, 6060,
6062, 6069, 6088, 6092,
6100, 6129, 6150, 6152,
6161, 6173, 6175, 6180,
6182, 6192, 6195, 6196,
6204, 6207, 6220, 6223,
6224, 6231, 6238, 6262,
6286, 6294, 6296, 6298,
6305, 6310, 6348, 6351,
6352, 6377, 6385, 6390,
6406, 6409, 6417, 6420,
6425, 6432, 6435, 6436,
6439, 6441, 6463, 6468,
6470, 6473, 6489, 6505,
6510, 6512, 6535, 6536,
6548, 6561, 6568, 6578,
6597, 6609, 6622, 6626,
6632, 6658, 6659, 6662,

6675, 6685, 6706, 6707, 6731, 6752, 6762, 6763, 6766, 6789, 6801, 6806, 6807, 6828, 6843, 6857, 6871, 6874, 6880, 6888, 6901, 6912, 6918, 6935, 6936, 6976, 6979, 6981, 6985, 6988, 6993, 6994, 7002, 7003, 7008, 7017, 7021, 7024, 7031, 7032, 7039, 7058, 7059, 7062, 7064, 7080, 7097, 7102, 7103, 7114, 7128, 7135, 7142, 7144, 7150, 7152, 7156–7158, 7181, 7190, 7197, 7207, 7212, 7218, 7221, 7235, 7236, 7246, 7267, 7273, 7276, 7280, 7288, 7292, 7295, 7296, 7302, 7324, 7330, 7331, 7340, 7343, 7347, 7350, 7357, 7367, 7370, 7392, 7399, 7403, 7415, 7418, 7431, 7433, 7436, 7444, 7447, 7454, 7455, 7463, 7466, 7476, 7483, 7507, 7510, 7513, 7517, 7522, 7537, 7548, 7557, 7558, 7571, 7573, 7575, 7588, 7597–7599, 7621, 7627, 7639, 7640, 7646, 7649, 7657, 7660, 7678, 7706, 7715, 7719, 7723, 7728, 7739, 7741, 7744, 7745, 7752, 7760, 7775, 7791, 7799, 7816, 7822, 7852, 7889, 7891, 7897, 7931, 7951, 7965, 7969, 7985, 8001, 8008, 8011, 8026, 8036, 8057, 8064, 8068, 8071, 8073, 8077, 8079, 8081, 8083, 8093, 8123, 8125, 8130, 8141, 8145, 8158, 8160, 8162, 8169, 8171, 8175, 8177, 8192, 8198, 8209, 8213, 8231, 8233, 8236, 8246, 8256, 8258, 8259, 8270, 8278, 8284, 8288, 8289, 8299, 8301, 8309, 8314, 8326, 8336, 8338, 8339, 8342, 8346, 8349, 8351, 8355, 8386, 8392, 8406, 8407, 8412, 8441, 8442, 8463, 8488, 8498, 8503, 8504, 8540, 8544, 8550, 8562, 8564, 8576, 8578, 8583, 8605, 8618, 8620, 8628–8630, 8652, 8664, 8666, 8682, 8692, 8696, 8697, 8699, 8706, 8737, 8740, 8743, 8750, 8755, 8762, 8780, 8785, 8800, 8809, 8819, 8835, 8840, 8847,

8860, 8878, 8891, 8900, 8911, 8926, 8932, 8940, 8944, 8965, 8973, 8976, 8978, 8986, 9013, 9027, 9028, 9033, 9034, 9039, 9044, 9050, 9064, 9065, 9076, 9102, 9104, 9108, 9112, 9121, 9129, 9130, 9138, 9145, 9152, 9156, 9164, 9165, 9171, 9177, 9189, 9194, 9202, 9213, 9215, 9231, 9232, 9246, 9255, 9259, 9265, 9271, 9272, 9275, 9279, 9289, 9295, 9341, 9351, 9363, 9370, 9380, 9404, 9414, 9418, 9422, 9447, 9453, 9454, 9457–9459, 9469, 9474, 9476, 9498, 9500, 9510, 9521, 9538, 9544, 9545, 9551, 9553, 9556, 9571, 9572, 9587, 9588, 9592, 9596, 9614, 9615, 9631, 9633, 9648, 9659, 9665, 9675, 9737, 9743, 9745–9747, 9755, 9765, 9770, 9781, 9795
Kathrin Passigs Großvater, 229
Katja Berlin, 1468, 1756, 2031, 2060, 2070
Katja Heimann-Kiefer, 3707
Katrin Girgensohn, 9652
Katrin Scheib, 1066, 3217, 4296, 8447, 8546, 9282, 9611
Katwarn, 4218, 6163, 9031, 9277
Katze, 9357, 9798
Katzenfuttermaschine, 1531, 7351
Katzenklappe, 4943, 9357
katzesagtmiau, 4994
Kaufhaus, 643
Kaukomieli, 598
Kazaa, 2390
KDP, 9273
kein Touchscreen, 1531, 3228, 4332, 4979, 5258, 5409, 7411
kein Traum, 4463
Keith Hjortshoj, 9535
Kemper, 3861
Kennzeichen, 9793
Kernenergie, 2433
Kerstin Hoffmann, 440, 554, 568, 906, 935, 1399, 3407, 3436, 3439, 3453, 3554, 3556, 3571, 3643, 3686, 3696, 3932, 4012, 4104, 4110, 4632, 4701, 5280, 5311, 5496, 5539, 6031, 6310, 6847, 7237, 8159, 9301
Kerze, 5700, 8537, 9781
Kettenbrief, 7154
Kettenbriefe, 4296
Kettendrucker, 650

Kettenrad, 9309
Kevin Reidegeld, 4818
Keyboard, 9380
Keyboardsound, 3872
Keycard, 2153
Keyless, 3626
Keyless Entry, 4230, 4259
Keyless Go, 4230, 4259, 5002
Keylogger, 3479
Keynote, 2960, 6196, 6202, 6590
KFZ, 5812, 5981
KFZ Zulassung, 3391, 3748
Kfz Zulassung, 8606
KI, 5192
Kidnapping, 5101
Kiki, 6048, 7922
Kiki Thaerigen, 4419
Kilian Evang, 5105, 5578
Kinder, 847, 978, 1835, 1913, 1950, 2191, 3084, 3124, 3468, 3691, 3779, 3805, 3823, 3825, 3969, 3977, 3996, 4254, 4296, 4302, 4349, 4568, 4618, 4850, 4876, 4877, 4879, 4939, 5005, 5098, 5109, 5159, 5237, 5279, 5287, 5347, 5643, 5896, 5981, 6219, 6817, 7216, 7450, 7616, 7705, 8108, 8134, 8155, 8283, 8302, 8595, 8606, 8664, 8684, 8857, 8960, 9128, 9140, 9151, 9160, 9174, 9319, 9346
Kindergarten, 425
Kindergeld, 7491
kindernetz.de, 978
Kinderprogramm, 6469
Kinderschutzsoftware, 8608
Kindersicherheit, 4876
Kindertechnik, 2191, 3095, 3124, 3468, 4092, 4349, 4618, 5127, 7276, 7403
Kinderzimmer, 3823
Kindheit, 6615
Kindle, 1465, 1531, 1556, 1573, 1599, 1653, 1658, 1668, 1677, 1711, 1729, 1734, 1781, 1802, 1873, 1914, 1962, 1995, 1996, 2073, 2172, 2266, 2404, 2416, 2562, 2566, 2585, 2599, 2626, 2789, 2791, 2886, 2987, 3015, 3048, 3103, 3149, 3226, 3427, 3558, 3636, 4063, 4079, 4355, 4492, 4507, 4718, 5098, 5552, 5686, 5833, 5947, 5953, 6250, 6286, 6425, 6435, 6454, 6874, 7024, 7059, 7098, 7207, 7242, 7284, 7593, 7781, 8011, 8019, 8062, 8157, 8468,

8544, 8652, 8693, 8795, 9139, 9171, 9265, 9273, 9279, 9372, 9373, 9560, 9604, 9662, 9715, 9732
Kindle Direct Publishing, 9273
Kindle Fire, 3174, 3368, 4643
Kindle Oasis, 7098
Kindle Paperwhite, 1873, 9702
Kindle Touch, 1653, 1729
Kindle Unlimited, 6286, 9139
Kino, 535, 727, 745, 795, 860, 872, 975, 1120, 1327, 1443, 1602, 1646, 1667, 2115, 2116, 2122, 2124, 2548, 2552, 3058, 3533, 3577, 3605, 4012, 5121, 5265, 5277, 5374, 5731, 6044, 6510, 7016, 7274, 7296, 7896, 8257, 8280, 8484, 8789, 8940, 9265, 9424, 9459, 9584, 9669
Kinoprogramm, 872, 3605
Kinoserver, 3577
Kiosk, 1497
Kippschalensorter, 8706
Kirche, 565, 2878, 3409, 4220, 5203, 5226, 5700, 6867, 6945, 7463, 7700, 8039, 8854, 9146, 9781
Kirchentechnik, 5700, 9781
Kirchturmuhr, 3593
Kirsten Schelper, 5687
Kiste, 3937
Kitt, 5983
Kixka Nebraska, 756, 1654, 1778, 1823, 3036
Kladde, 6790
Klammeraffe, 982, 7646
Klangwahrnehmung, 4806
Klapprad, 7679
Klappzifferuhr, 6216
Klarname, 1654, 5666
Klarsichtfolie, 1291
Klassenarbeit, 795
Klassenfahrt, 9160
Klaus Luther, 863, 9516
Klausur, 6265, 7891
Klavier, 5779, 8042, 8324, 8543, 9182
Klavierunterricht, 5801, 7043
Klebebindung, 4725
Kleber, 6232
Kleiderbügel, 3494
Kleidung, 1026, 1436, 1490, 1525, 1588, 1666, 1712, 1853, 1988, 3623, 3766, 4153, 4441, 4511, 4998, 6528, 6985, 7184, 7838, 8381, 8406, 8463, 9239
Kleinanzeige, 852, 5932, 9806
Kleinelektro, 9740
Kleingarten, 7747
Kleingedrucktes, 5595
Kleingeld, 8517

Kleinkindabteil, 6384
Klempner, 1493
klicken, 6353
Klickmaster, 6972
Klimaanlage, 271, 1685, 1695, 3033, 4567, 4754
Klingel, 1485, 1546, 1550, 5018, 5289, 5397
klingeln, 5289
Klingelton, 286, 744, 918, 925, 1037, 1173, 1337, 2023, 2933, 2992, 3020, 3063, 3819, 4500, 5300, 6473, 6797, 7403, 7572, 8612, 9178, 9452, 9642, 9770
Klinkenstecker, 618, 2908, 7473
Klobrille, 2417
Kloschüssel, 8778
knacken, 9776
Kneipe, 1755, 1789
Knetmasse, 9285
Knie, 6521
Knigge, 4105
Knispel, 3838
Knödelautomat, 5926
Knöllchen, 7761
Knopf, 3920, 7172, 8353, 9795
Knopfzelle, 8558, 8696
Knoten, 6999
Knuddels, 1295
Kobo, 2625, 3649
Kochbuch, 3338
kochen, 1670, 3999, 6058, 7110, 7127, 7648, 9585
Kochrezept, 307, 8672
Kodak, 3197
Kodak Brownie, 7931
Köln, 987, 7552
Körperflüssigkeit, 714
Körperpflege, 2420
Körperschall, 9319
Körperschallanalyse, 373
Körpertechnik, 9458
Koffer, 821
Kofferfernseher, 573
Koffergrammophon, 9422
Kohle, 725, 728, 2061, 8550
Kohlefadenlampe, 6536
Kohleofen, 7907
Kollaboration, 1208, 1209, 1254, 1260, 1534, 1785, 1855, 1938, 2552, 3453, 3976, 4037, 5484, 5496, 6009, 6609, 7316, 7367, 8772, 9346
Kollektiv, 6058
Kombisteckdose, 5064
Komet, 9662
Komfort, 4147
Kommandozeile, 1855
Kommentar, 4204
kommerziell, 5877

Kommunikation, 420, 463, 556, 665, 697, 814, 890, 1039, 1049, 1120, 1159, 1169, 1233, 1627, 1650, 1910, 2092, 2590, 2831, 2889, 2942, 3134, 3163, 3194, 3225, 3380, 3403, 3443, 3467, 3678, 3697, 3718, 3743, 4061, 4095, 4138, 4159, 4212, 4260, 4325, 4519, 4570, 4580, 4597, 4778, 4785, 5116, 5154, 5257, 5606, 5607, 5627, 5665, 5714, 6013, 6034, 6054, 6242, 6453, 6535, 6579, 6664, 6710, 6813, 6847, 6876, 6899, 6915, 6976, 6991, 7122, 7216, 7305, 7316, 7373, 7394, 7427, 7565, 7673, 7726, 7786, 7819, 7853, 7897, 7923, 8001, 8134, 8291, 8337, 8348, 8375, 8441, 8533, 8719, 8878, 9039, 9146, 9152, 9174, 9304, 9354, 9468, 9504
Kommunikationsberaterin, 3571
Kommunikationsmittel, 9160
Kommunikationsverhalten, 1212, 2418, 4603, 5620, 7626
Kommunismus, 250
Kompaktkamera, 7086
Kompaktkassette, 4100
Kompass, 553, 5412, 7386
Kondensator, 3407, 8217
Konferenz, 3507, 3850, 6279, 7292, 7589, 8500, 8790, 9096
Konferenzsystem, 8383
Konfiguration, 5627, 9221
Konkordanz, 538
Konsole, 9308, 9471
Konstantin Passig, 6659, 6912, 7476
konstruieren, 7222
Konsulat, 4027, 5972
Konsum, 5301
Kontaktdaten, 765, 1441, 1606, 1781, 2054, 2235, 2783, 2793, 3426, 3459, 3850, 4427, 4695, 4785, 5162, 5370, 5616, 5744, 6279, 6417, 6742, 6745, 7367, 8441, 8513, 9226
Kontakte, 6300, 8127, 8502
Kontaktlinsen, 6632
kontaktloses Zahlen, 3055, 4246, 4473, 5357, 5410, 5470, 5623, 6048, 6160, 6201, 6597, 7447, 8093, 8109, 8135, 8139, 8147, 8149, 8150, 8152, 8168, 8176, 8256, 8294, 8402, 8413, 8422, 8430, 8449, 8504,

8576, 8692, 8736, 8805, 9016, 9353, 9361, 9609, 9784, 9807
Kontaktvermittlung, 910
Konten, 1397
Kontextmenü, 6281
Konto, 497, 4139, 5246, 5512, 5543, 6675, 7054, 7078, 7369, 8278, 9191, 9606
Kontoauszug, 697, 1130, 1769, 2507, 2759
Kontoeröffnung, 9490
Kontonummer, 3318, 6716, 8798, 9606
Kontowechsel, 5603
konvertieren, 8298
Konvertierungsfehler, 766
Konzentration, 1657
Konzert, 4640, 4746, 4750, 6892, 8203, 8612, 9125, 9380, 9611
Konzertanruf, 1438
Konzertkarte, 9268
Koordinatenpapier, 4371
Koordinatensystem, 4014
Kopfhörer, 836, 1763, 2281, 2351, 2498, 2700, 3418, 3819, 3989, 4003, 4219, 5547, 5585, 5612, 5921, 6277, 6588, 6867, 7092, 7443, 7453, 7616, 7710, 8123, 8210, 8434, 8564, 8854, 9207, 9428
Kopfkissenlautsprecher, 282
Kopie, 317, 490, 825, 1291, 1791, 3667, 4437, 5221, 5493, 5500, 9449, 9516
kopieren, 336, 638, 1477, 1849, 2529, 4215, 4415, 4490, 5051, 5493, 6624, 7295, 7457, 7460, 8324, 8978, 9240, 9364, 9433, 9516
Kopierer, 331, 402, 468, 747, 1243, 1849, 2228, 2475, 2698, 2881, 2927, 2931, 3397, 8978, 9240, 9464
Kopierkarte, 1477
Kopierpapier, 9553
Kopierschutz, 1160, 3815, 5020, 7236
Korea, 839, 2222, 2740, 5796, 6178, 8173, 9240
Korrektorat, 7279
Korrektur, 7307
Korrekturband, 572, 9516
Korrelation, 7307
Korrespondenz, 6902
Korrosion, 4766
Kossel 2020, 6936
Kosten, 766, 1243, 7369
Koyaanisqatsi, 964
Krach, 6815

Kraftfahrzeug, 4787, 6700
Kraftwerk, 1640, 6563
Krankenhaus, 375, 1004, 1017, 2248, 3630, 3916, 4184, 5161, 5282, 5360, 5517, 5547, 5838, 5897, 5921, 6347, 6521, 8123, 8360, 8644, 9075, 9098, 9449, 9770
Krankenkasse, 3013, 5043, 6587, 7485
Krankenversicherung, 8297
Kredit, 5549
Kreditkarte, 280, 369, 674, 688, 764, 1011, 1367, 1459, 1652, 1706, 1906, 1982, 2057, 2081, 2110, 2258, 2331, 2337, 2521, 2590, 2996, 3116, 3290, 3331, 3365, 3424, 3545, 3632, 3747, 3816, 3853, 4012, 4192, 4463, 4478, 4493, 4498, 4503, 4566, 4649, 4731, 4838, 4920, 5027, 5072, 5083, 5101, 5126, 5157, 5246, 5303, 5357, 5410, 5470, 5529, 5532, 5580, 5599, 5604, 5623, 5678, 5760, 6002, 6047, 6201, 6339, 6691, 6826, 6985, 7062, 7753, 7756, 7939, 7940, 8108, 8111, 8119, 8132, 8135, 8152, 8207, 8328, 8402, 8422, 8504, 8758, 9016, 9147, 9232, 9325, 9353, 9361, 9379, 9416, 9418, 9441, 9609, 9614, 9655, 9692, 9693, 9716, 9772
Kreditkartenbetrug, 7940
Kreditkartentelefon, 674
Krefeld liebt, 1668
Kreide, 336, 4371, 5069, 6221
kreimlink, 4386
Kreißsaal, 5360, 6347
Kreszenz Passig, 7548
Kreuzberg, 8024
Krieg, 230, 4529
Kriminalität, 7812
Kristin Kopf, 243, 245, 254, 928, 1759, 1849, 2882, 3415, 3621, 3654, 3894, 3969, 3975, 3985, 3986, 3992, 4005, 4033, 4044, 4191, 4231, 4325, 4365, 4558, 4590, 4710, 5017, 5032, 5115, 5121, 5167, 5295, 5312, 5319, 5371, 5392, 5480, 5725, 5786, 5844, 6274, 6289, 6607, 6635, 6872, 6950, 7274, 7378, 7640, 8377, 9315

Kroatien, 2746, 4782, 4796, 4799, 4848, 7706, 7723, 7728, 9363
Krümelrolle, 8257
Krups 3 Mix 3000, 961
Krups TeaTime, 411
Kryptographie, 1423
Kryptowährung, 1527, 1672, 1848, 1870, 2056, 3003, 4139, 7660, 7800, 7848, 8083, 8167, 8259, 8278, 8282, 8339, 8392, 8435, 8522, 8641, 8657
Krzysztof Jeziorny, 4000, 5591
Küche, 725, 852, 1328, 1468, 1563, 1624, 1676, 1825, 1927, 2001, 2127, 2148, 2169, 2177, 2183, 2203, 2243, 2292, 2458, 2676, 3001, 3688, 3999, 4106, 5346, 7127, 8957, 9704, 9754
Küchengerät, 244, 852, 961, 1670, 2001, 2042, 2071, 2766, 3001, 3162, 3409, 4106, 4757, 7110, 7324, 7853, 9704
Küchenmaschine, 411, 3407
Kühler, 6846
Kühlschrank, 740, 852, 1666, 3939, 4066, 4346, 5032, 7907, 7985, 8537, 9208, 9754
Kühlung, 271, 7059
Kündigung, 1106, 1749, 1764, 1979, 2131, 2246, 2334, 2494, 5239, 5495, 5532, 5681, 7054, 8078
Künstliche Intelligenz, 3306, 4025, 5192, 8145
Kugelkopfschreibmaschine, 363, 786
Kugelschreiber, 5083, 5091, 5224
Kuhfüße, 3323
kultureller Wandel, 1049, 3976
Kulturtechnik, 905, 3941, 3942
Kundenberatung, 292, 9429
Kundenbewertung, 5693
Kundenbindung, 4924
Kundendienst, 2760, 2884, 8454
Kundenkonto, 6006
Kundenservice, 2956, 3078
Kundensupport, 8002, 8022, 8031, 8064, 8070, 8097, 8115, 9025
Kundenzufriedenheit, 2295, 4560
Kunst, 2319, 2688, 7064, 7418
Kunstgeschichte, 1036, 6420
Kunsthochschule, 766
Kupferkabel, 7001
kuratieren, 7291, 7395

Kurrentschrift, 3963
Kursbuch, 463, 687, 835
Kursbuch CD, 2701
Kurtaxe, 8718
Kurtaxenzahlautomat, 8718
Kurvenlicht, 7628
Kurzbefehl, 1033, 3722
Kurzbefehle, 8810
Kurzgeschichten, 6695
Kurzschlussstecker, 436
Kurzwelle, 685, 6876, 6915
Kyocera, 3493
kyrillische Schrift, 6130

l'espion, 1093, 1177
L. A. Jo Döling, 1830
la23ng, 5769
Labor, 4106
Lackieren, 484
Lackiererei, 309
Ladeanzeige, 1330, 9251
Ladebuchse, 8379
Ladegerät, 946, 1061, 1080, 1173, 1417, 1447, 1480, 2145, 2553, 2706, 3138, 3226, 3256, 3369, 3937, 3945, 5235, 5487, 5833, 5867, 5958, 6103, 6479, 7114, 7661, 8123, 8198, 8253
Ladekabel, 1491, 2248, 2791, 3596, 3856, 3893, 3992, 4141, 4184, 4377, 4502, 5814, 5833, 5974, 6999, 7322, 7336, 7417, 7592, 7597, 8609, 9645
Laden, 5487
laden, 6289, 8634, 8832
Ladesäule, 6289, 8832
Ladestation, 6270, 6343, 8412, 8609, 8680, 8823, 8832, 8936, 9630
Ladetagebuch, 8398, 8680, 9630
Ladezyklus, 2893
Lager, 6987
Lagerraum, 4556
LambdaMOO, 761, 769
Lampe, 230, 2344, 4734, 5700, 7201, 8537
Lampion, 5212
LAN, 965, 971, 3918, 4636, 5404
Landebahn, 5457
Landkarte, 5035, 6377, 7246, 7444, 8100, 8143, 8623
Landleben, 1657
Landsberger Poesieautomat, 6195
Landwirtschaft, 254, 267, 1624
Langeoog Card, 8718
langes s, 6952
langsam, 9220
Laptop, 793, 1269, 1399, 1597, 1826, 1978, 2317, 3030, 3092, 3226, 3345, 3526, 3610, 3986, 3990, 4328, 4709, 4818, 5086, 5409,

5570, 5806, 6100, 6105, 6192, 6353, 6470, 6514, 6637, 6674, 6790, 6846, 6850, 6879, 6984, 7209, 7297, 7463, 7627, 7644, 7747, 7784, 8019, 8104, 8450, 8644, 8757, 8813, 8815, 9096, 9143, 9382, 9630, 9634, 9636
Laptopautomat, 8973
Laptopverbot, 5428, 5570, 6092, 6807, 7646, 8160
Lara Croft, 989
Larissa Nekobento, 4426
Lars Hubrich, 7265
Lars Immisch, 4253
Lars Karmann, 8774
Laser, 1341, 1572, 9309
laser shaming, 9611
Laserdrucker, 694, 749, 1897, 2481, 3493, 6027
Laserpointer, 2960, 9611
Laserschneiden, 9309
Lasersintern, 5241
Lasertag, 1572
LaserWriter, 3724
LaSolMiFaRe, 1671, 6963, 7631, 8736
last.fm, 652, 1079, 1225, 1248, 1283, 1941, 2408, 2811, 4776, 4852, 4972, 6794, 7291, 9027
LastPass, 2869, 4543, 4873, 4912, 5061, 6039
Lastschrift, 7719
Late Adopter, 4718, 4733, 6126, 6454
Latein, 944
Latenz, 1232
Latenzzeit, 6366
Laterna Magica, 9459
Laterne, 5212
LaTeX, 1228, 1963, 2375, 2926, 3037, 3323, 3849, 3911, 5653, 5670, 6790, 7132, 8790, 8807, 9145, 9759
LaTex, 5484
laufen, 5081, 6655, 9626
Laufkartendrucker, 6223
Laufwerk, 830, 1257, 1559, 4961, 6850
Laufwerksbuchstabe, 1257
Laufzeit, 1232
Laufzettel, 1424
Launcher, 3615
Lausbub, 847
lautlos, 5289, 8612
Lautsprecher, 282, 2013, 3332, 3904, 3939, 5038, 5149, 6025, 6069, 6893, 7103, 7453, 7473, 8257, 8289, 8355
Lautsprecherbox, 5680
Lautstärke, 517, 4271, 7304, 8470

Layout, 554, 9145
LCD, 274, 354, 5514
LCD Display, 7343, 7507
League of Legends, 6488
League Pass, 5832
Leah Winzely, 9779
Leapfrogging, 4979
Leatherman, 6581
Lebara, 2976, 3275, 3295, 3373, 5787, 7152
Lebensmittel, 582, 1830, 4706, 4856, 5232, 6129, 6470, 6539, 6556, 6850, 6871, 7880, 8183, 9704, 9710
Lebkuchen, 8410
LED, 1059, 1122, 1135, 1145, 1352, 1354, 1455, 1662, 2166, 2311, 2344, 2902, 2927, 3061, 3070, 3097, 3165, 3661, 4219, 4290, 4602, 4605, 4734, 4840, 5212, 5425, 5733, 6216, 6298, 6481, 6536, 6575, 6610, 6759, 6885, 6888, 6919, 7201, 7417, 7923, 8073, 8203, 9132, 9251, 9459, 9521
LED Display, 7140, 7507
LED Lampe, 8073
LED Laserdrucker, 749
LED Laufschrift, 9152
LED Wand, 6044
LED-Leuchte, 9075
Leder, 7098
Leerzeichen, 1686
LeFloid, 6058
legacy system, 9359
Legal Tech, 8539
Legend of Zelda, 651, 3567
Lego, 3823
Lehrbuch, 6108
Lehrer, 2751
Lehrpfad, 7423
Lehrplan, 2751
leihen, 948, 2474, 5953, 7357, 7756
Leihfahrrad, 969, 1613, 2049, 4509, 4608, 7483, 7502, 7552, 7756, 7939, 8095, 8129, 9121, 9165, 9194, 9359, 9619
Leihrad, 7552, 7979
Leihwagen, 4774
Leinentuch, 233
Leinwand, 7221, 7769
Leitz Ordner, 3986
Lektüre, 3686
Lemmings, 632
Lending Club, 5549
Leonhard Dobusch, 5760, 7246, 8371, 9100
lernen, 4191, 4315, 6007, 6058, 6108, 6260, 6806, 7162, 8077

Lernsystem, 3124
Lesebändchen, 5203
Lesebrille, 5595
Lesebuch, 7059
Leselampe, 7059
Lesemarkierung, 5620
lesen, 1291, 2411, 3572, 3686, 4063, 5017, 5098, 5106, 6240, 6828, 6944, 6988, 7059, 7098, 7128, 7575, 8062, 8713, 9212, 9346, 9498, 9634, 9662
Leseprobe, 2058, 4079, 8544, 9265
Lesestoff, 6240
Lesetechnik, 3941, 6425, 6524, 7975, 9732
Leseumgebung, 3989, 5098
Leseverhalten, 5575, 6828, 7212, 7975, 8062, 9265, 9279, 9375, 9560, 9634, 9675
Lesezeichen, 2225, 3863, 5017, 5744, 7237, 7602, 9560, 9634
Lessons Learned, 6985
Lesung, 8699
Let's Play, 5273, 6511
Letraset, 381, 784, 786, 1083, 1579, 7376
letztes Mal, 522, 547, 1019, 1082, 1161, 1174, 1276, 1316, 1324, 1327, 1345, 1359, 1441, 1443, 1454, 1509, 1526, 1528, 1644, 1740, 2082, 2787, 3225, 3591, 3702, 3704, 3764, 3816, 3847, 4603, 6366, 7102, 7760, 8620, 9459
Leuchtdioden, 7201, 7791
Leuchtmittel, 1135, 3661, 5212, 8073
Level, 3823
LevelUp, 5072
Lexikon, 510, 563, 1085
LG KM900 Arena, 1448
LG Secret, 1391
Li Ion, 826
Library Genesis, 8800, 9100
LibreOffice, 2625, 6062, 9561
Licht, 654, 1059, 1074, 1122, 1145, 1263, 1352, 1354, 1358, 1365, 1455, 1473, 1553, 1603, 1662, 1732, 1737, 1769, 1800, 2061, 2166, 2238, 2272, 2306, 2311, 2460, 3144, 3149, 4290, 4469, 4512, 4602, 4734, 4741, 4799, 4904, 5404, 5733, 5942, 6536, 6575, 6610, 6759, 6779, 6888, 6953, 7082, 7417, 7772, 8203, 8314, 8463, 8484, 9146, 9208, 9457, 9528, 9675, 9781

Lichterkette, 9521
Lichtkunst, 3061
Lichtschalter, 1199, 1737, 2166, 2272, 3501, 4428, 4469, 6173
Lichtschranke, 4741, 4954
Lichtsensor, 1904
Lichttechnik, 6925
Lichtwecker, 1930, 7180, 7330
Lidl, 4260
Lidl Bike, 7483, 7756, 9165, 9359, 9619
Liebe, 611
Lieblingstweets, 7232
Liedanzeiger, 5203, 7463, 7700
Lieferdienst, 582, 859, 1020, 1931, 2264, 4113, 4557, 4638, 4856, 5707, 9023, 9025, 9520
Lieferservice, 6653, 7880
Liefertermin, 2253
Lieferung, 9562
Life Hacks, 6058
Lifehack, 380, 5397, 7968, 8432
Lifelogger, 9695
Liferecorder, 9695
Lift, 4721
Liftkarte, 7216
Lightning, 7457
Lightroom 6, 5209
Like, 5229, 5257, 7285, 7307
liken, 7291
Lilian Kura, 2578, 3566
Lilli Herrmann, 9450
LimeBike, 9121, 9275
Limewire, 2390, 2775
Limiter, 8470
lineares Fernsehen, 5754, 6896, 7562, 7589
Line, 1910, 2074
Line Separator, 9263
Lineal, 4532, 5069, 6968, 9765
lineares Fernsehen, 7401, 9075
Linienbus, 6314
Link, 1785, 3858, 4288, 5167, 6327, 7145, 7642, 9174
LinkedIn, 3538, 3850, 6550, 7786
LinkNYC, 7243
Linux, 704, 803, 805, 903, 1051, 1449, 1627, 2157, 2162, 2210, 2522, 3770, 3993, 9636
Linux Mint, 9636
Linuxmint, 2157
Liquid Feedback, 2614
Lissabon, 9035
Liste, 4539
Listen, 7567
Listing, 408
Litauen, 4266
Literatur, 1075, 1572, 3265, 4492, 5308, 6125
Literaturverwaltung, 2073, 2086, 2255, 3941, 6263, 9464

Literaturverzeichnis, 7282, 9316
Lithium Ionen, 826
Little Snitch, 6252
live, 6563, 7360, 7431
Live Escape Game, 4244
Live Photos, 6848
Live TV, 6958
Livecam, 4547
Livejournal, 2331, 7042, 9424
Livemusik, 8329, 8470, 9685
Livestream, 1060, 4096, 4182, 5583, 5764, 6266, 6310, 6366, 6563, 6822, 6823, 7032, 7222, 7581, 7667, 8722, 9204, 9207, 9544
Liveticker, 5154, 6823, 9557
Lizenz, 5749, 5877
Lizenzschlüssel, 5749
Lizenzwahnsinn, 1032, 3183
LKW, 1064, 5080
Load Controller, 8708
Lob, 3049
Lobtadelgerät, 2132, 2295, 2368, 4546, 4560, 4620
Location History, 1501, 3561, 4262, 4473
Location Sharing, 1501, 2866, 2896, 4005, 5123, 5753, 5861, 5884, 6363, 6655, 7510, 7514, 9028, 9056, 9108, 9320, 9334, 9341
Location Tagging, 4154, 6088
Location Tracking, 3116, 3272
Loch, 4766
Locher, 3855
Lochkarte, 270, 291, 320, 393, 403, 446, 584, 622, 2378, 2486, 5575, 9588, 9594, 9596
Lochkarten, 271, 9437
Lochplatte, 3483, 3487
Lochstreifen, 363, 446
Lockscreen, 3249
Löschen, 9383
löschen, 1200, 4490, 5194, 8829
Löschen statt Sperren, 1048
Löschmagnet, 1200
Lösung, 5500
Lösungshilfe, 611
Lösungsproblem, 3381
löten, 3464
Lötkolben, 5612
Lötzinn, 5612, 8666
Logfile, 1976, 3357, 5371, 5778
Logik, 4721
LogiLink Quickport, 1823
Login, 1873, 4033, 4897, 6212, 6694, 7164, 7614, 7669, 8274, 9212
Logistik, 3694, 4243, 5517, 6987, 8106, 8884, 9520
Logo, 3160
Logout, 1873
Logsitik, 9562

Lohntüte, 319
Lokalisation, 3611
Lokalisierung, 8890
Lokalpresse, 6422
LOL, 5594
London, 2916
Longlist, 7291
Longplay, 823
Loop Pedal, 8329
loopd, 6279
Lorenz Heinzer, 1039
Lost and Found, 1701, 3847, 9129
Lotto, 8603
Lotus Notes, 2324, 2803
Lotus Organizer, 1418
Lounge, 9505
Lovefilm, 1390, 1509, 1945, 4814, 8061
Lowtech, 2509
LP, 1130, 6794, 9685
LPT, 7048
LSD, 6230
LTE, 1919, 2275, 2279, 2502, 2710, 2976, 3461, 6673, 6693, 6821, 6822, 7605, 7747, 7818, 8330, 8463, 8644, 9112, 9607
Luan J. Kreutschmann, 3681, 4193
Luca Hammer, 3131
LUCI, 3388
Luciafest, 6867
Lüftung, 6846, 8257
Luftbefeuchter, 7196
Luftbild, 4989
Luftentfeuchter, 8460
Luftfalle, 3325
Luftfracht, 8703
Luftpost, 6480, 7427
Luftpostumschlag, 7427
Luftwaffe, 7845
Lukas Daniel Klausner, 6952, 6953, 7053, 7363, 7617, 8770, 8790, 9759, 9775
Lukas Glimm, 1267, 5035, 6173, 9232
Lukas Imhof, 789, 847, 1314, 1982, 2297, 2298, 2651, 2676, 5803, 8258, 9086
lulu.com, 8651
Lunix, 3022
Lutz Büch, 8276
Luxemburg, 4940, 5736
Lycamobile, 3295
Lydia, 4927
Lyft, 7764
Lyrics, 3125
LyX, 3849, 6790

M-Bahn, 515
m3connect, 2362, 2404
m4r, 9452

Mac, 2863, 3035, 4490, 4597, 4909, 9227
Mac OS X, 4233
MacBook, 1229, 1249, 1257, 1280, 1340, 1429, 1446, 1508, 1531, 1544, 1550, 1553, 1704, 1820, 1826, 2004, 2007, 2035, 2864, 3131, 4305, 4407, 4436, 4718, 5539, 6820, 6879, 7037, 7267, 7460, 7667
MacBook Air, 1340, 1820, 2394, 5536, 5883, 7267, 7818
MacBook Pro, 3131
Machine Learning, 6195, 7418, 8145
Macintosh Classic, 3906
macplanet, 668, 3577
Madrid, 8138
Maestro, 1011, 1706, 1917, 2052, 2075, 2081, 2480, 2919, 3747, 6510, 8442
Magazin, 8603
Magenta Mobil, 9112
Magic Jinn, 4374
Magisches Auge, 4177
Maglite, 3661
Magnet, 3760, 5036, 6500, 9076
Magnetbahn, 515
Magnetband, 283, 287, 726, 1168, 4390, 6827
Magnetismus, 3442
Magnetkarte, 518
Magnetstreifen, 3987, 4865, 6016, 8135
Magsafe, 2180, 2705, 5140, 5475, 7267
Maik Novotny, 329, 707, 727, 849, 1083, 1313, 1358, 1408, 1763, 1854, 1917, 2113, 2414, 2423, 2878, 3102, 3142, 3409, 3667, 3999, 4415, 4640, 4706, 4904, 5761, 5849, 6009, 6119, 6192, 6764, 6786, 6798
Mailadresse, 1221, 4807, 4823, 4993, 6575, 6742, 6902, 7646, 9418, 9695
Mailbox, 423, 474, 513, 520, 768, 1231, 2360, 4682, 5004, 7365, 7726
Mailboxformat, 9695
Mailclient, 9695
Mailfolder, 9695
Mailingliste, 966, 1137, 1171, 1918, 5743, 9193
Mailkonto, 7961
Maillingliste, 7565, 9486
Mailroute, 709
Mailverhalten, 7961
Mailverteiler, 9193, 9486
Mainframe, 310
Makro, 2064, 9750

Makros, 9750
Malerei, 7769
Mallorca, 2648, 2661, 6192
Mallorcapolice, 688
Malte, 1424, 1527, 7056, 8191, 8200, 8203, 8412
Mambo, 1149
MAME, 8217
Manhattan, 5495
Maniac Mansion, 468
Manufactum, 2635
Map and Guide, 885
Marcel Sude, 4934
Marco Hitschler, 4271, 5556, 5963, 6142, 7590, 7761, 7882, 8137, 8353, 8375, 8443
Marco Schmidt, 6544, 7610
Marcus, 6277
Marcus Albrecht, 2536, 4374, 4832, 4972, 5005, 5159, 5242, 5279, 5667, 5992, 6248
Marcus Karl Gärtner, 743, 5385, 7376
Marcus Schwarze, 5106
Marek Hahn, 5379
Marian Ritter, 3265, 3536, 6821, 7171, 7787, 7788, 8250, 8295, 8387, 8648, 8764, 9056, 9207, 9605
Marian Sigler, 1239
marinetraffic.com, 1649
Markdown, 1855
Marketplace, 5893
Markierung, 5621, 8029, 8371
Markierungskarte, 321
Marktforschung, 743, 4773, 7441
Markus Winninghoff, 233, 267, 355, 429, 433, 438, 460, 556, 667, 987, 1200, 1205, 1269, 1493, 1666, 1712, 1757, 1802, 1873, 2820, 3034, 3440, 3444, 3451, 3494, 3539, 3630, 3633, 3636, 3646, 3750, 3752, 3753, 3791, 3838, 3886, 3900, 4100, 4150, 4204, 4290, 4394, 4436, 4448, 4465, 4490, 4663, 4672, 4721, 4766, 4807, 4826, 4886, 4909, 4922, 4940, 5063, 5064, 5083, 5162, 5175, 5176, 5224, 5289, 5380, 5404, 5419, 5480, 5487, 5500, 5586, 5621, 5653, 5700, 5770, 5838, 5859, 5877, 5893, 5902, 5983, 6058, 6206, 6302, 6422, 6532, 6563, 6630, 6680, 6759, 6815, 6816, 6893, 6923, 6976, 6999, 7004, 7028, 7086, 7107, 7172, 7198, 7222, 7230, 7369, 7457,

7460, 7667, 7679, 7698, 7789, 7818, 7825, 8024, 8029, 8368, 8428, 8470, 8596, 8650, 8652, 8735, 8826, 8924, 8957, 8961, 9035, 9079, 9087, 9128, 9217, 9291, 9309, 9319, 9383, 9452, 9465, 9520, 9545, 9648, 9685, 9730, 9750, 9776
Marokko, 7265
Mars, 4532
Martin Häberle, 879, 9346
Martin Heilgenberg, 618
Martin Lindner, 319
Martin Oetting, 6323
Martin Riemer, 1077, 6968
Martin Z. Schröder, 991
Martinique und Guadeloupe, 6863
Marvel Comic, 7516
marylein, 1159, 9104
Maschinenbau, 373
Maschinenkommunikation, 7172
Maschinensprache, 375, 4398
Maschinenübersetzung, 1029
Maßband, 8623
Maßeinheiten, 5652, 9375
Mastercard, 2919, 7054, 7062
Mastnägel, 5205
Mastodon, 9323
Matchbook, 1711
Mate, 3993
Mathematik, 416, 498, 6912
Mathias Block, 395, 486, 533, 715, 1187, 1646, 3156, 3467, 4099, 4134, 4260, 4309, 4312, 4339
Mathias Schindler, 990, 4484, 5207, 5648, 6128, 6480, 6822, 9676
Matratze, 5507
Matrize, 1568
Matthias, 5277
Matthias Damm, 1667, 2124
Mau Mau, 5328
Maus, 645, 1348, 1967, 2105, 2196, 2317, 3540, 3801, 3838, 4070, 4332, 4475, 4671, 4962, 5997, 6353, 6470, 6514, 6763, 7644, 8383
Maus Türöffner Tag, 8257
Mausgesten, 1001
Mausklick, 1597
Mauslolly, 3838
Mauspad, 1967
Mauspfeil, 4979
Maustaste, 6150, 6353
mauszfabrick, 5276, 5313, 5562, 6824
Maut, 4503, 4649, 8207
Max Payne, 5273
Max von Webel, 1737, 2241, 3093, 4085, 5329

maxdome, 7158
Maya, 3036, 3379, 3422, 3908, 3947, 3975, 4143, 4361, 4427, 4471, 4501, 4536, 4891, 5400, 5741, 6004, 6484, 6694, 8037, 8582, 9220
Mazedonien, 4649
Mbit/s, 9220
MBO Pocket Computer, 5385
MBOX, 9695
MC, 4750, 6794, 8215
McDonald's, 7605, 9443
MD, 5891
Mechanik, 425
mechanische Schreibmaschine, 570, 9356
Mechanisches Spielzeug, 7196
Mecklenburg Vorpommern, 6532, 7605
Media Titler, 587
Mediamarkt, 1084, 1745, 3275, 3309, 4256, 7597
MediaPro, 5815
Mediathek, 5193, 5886, 6930, 8817, 9674
MediathekView, 5886
Medien, 5218, 7167, 8625
Medienkompetenz, 4254, 4296
Medienkonsum, 4402, 7639
Mediennutzung, 6469
Medienwandel, 6958
Medion S10346, 8379
Meditation, 4104
Medizin, 1004, 1341, 1466, 1878, 1915, 1948, 2037, 2047, 2068, 2440, 2446, 3021, 3550, 4279, 4364, 4568, 5039, 5114, 5134, 5282, 5360, 5889, 6120, 6495, 6559, 6806, 6970, 7373, 8297, 8360, 8606, 9368
Medizintechnik, 5134, 6521, 7649, 8034, 8536, 8702, 8947, 9098, 9449
Meeting, 246, 3718, 6013, 7605, 7726, 8443, 9343
Mega, 6106
Megapixel, 8860
Megawatt, 6529
Mehmet Aydın, 5199, 6525, 9235
Mehrfachsteckdose, 7037
Meilen, 5592
Meinungsforschung, 9603
Meizu MX4 Pro, 3226
Mela Eckenfels, 4567, 4856, 4861, 4865, 4875
Melanie Stilz, 1073, 1307, 1883
Melatonin, 3120
Meltdown, 8684
Memory Effekt, 826
Memrise, 4191
Mendeley, 4437
Mensa, 5051

MensaCard, 5051
Mensacard, 4443
Mensakarte, 4294
Mensch, 9398
Mensch-Maschine-Interaktion, 5807, 7717
Menü, 6680
Mercedes, 3628
merken, 3532
Mesh, 7877
Messaging, 7718
Messaging Pass, 7284
Messe, 899, 2438, 5909
messen, 2493, 4524
Messenger, 1014, 1108, 1141, 1147, 1148, 1159, 1212, 1216, 1739, 1896, 1910, 1957, 2074, 2200, 2260, 2418, 2641, 2673, 3134, 3163, 3194, 3225, 3242, 3463, 3966, 4519, 4695, 4832, 4985, 5154, 5162, 5305, 5496, 5620, 5727, 6664, 6768, 6806, 6847, 7284, 7316, 7672, 7718, 7786, 7897, 8029, 8291, 8488, 8533, 8540, 8911, 9259, 9273, 9304, 9468, 9592
Messenger App, 7718
Messer, 6581
Messgerät, 8007, 9679
Messrad, 5480
Messtechnik, 4194
Messwertansager, 7653
Metadaten, 4154
Metager, 1239
Metallbearbeitung, 5241
Metapher, 5049, 5353
Meteor, 5461
METIS, 7260
Metonymie, 5353
metrisches System, 2493
Metro, 3752, 4865
Metropolitan, 930
Metropolitan Museum, 7937
metropolradruhr, 2049
Mexiko, 1590, 3747, 4894, 4990, 5101, 5525, 5740, 7134
MEZ, 6740, 7334, 8675
Mi Ri, 4847, 5071, 5147, 5424, 6728, 8049, 8839
Mia Culpa, 336, 399, 570, 844, 924, 1029, 1095, 1134, 1141, 1143, 1304, 1579, 1597, 1678, 2420, 4882, 5582, 5650, 6406, 6589, 6987, 7120, 7410, 7411, 7437, 7499, 7521, 7714, 7891, 8016, 8214, 8374, 8388, 8484, 8489, 8595, 8623, 8652, 8710, 8713, 8723, 8871, 9012, 9031,

9150, 9217, 9266, 9326, 9377, 9387, 9421, 9669, 9682, 9732, 9752
MicFlip, 4901
Michael, 6746
Michael Brake, 246, 731, 890, 1180, 1966, 1999, 2298, 2589, 3208, 4566, 4622, 4892, 5806, 5899, 6021, 6579, 7032, 7292
Michael Hau, 3446
Michael Kennedy, 6009
Michael Lorer, 5741
Michael Rosenthal, 4449
Michael Rutschky, 252, 7190, 7205, 7931, 8064
Michael Schulte, 6637, 8379
Micro SD, 1508, 7457, 7808, 9349, 9605
Micro SIM, 5176, 5616
Micro USB, 3226, 4376, 4901, 4910, 7457, 7597, 8041, 8740
Microfiche, 981
MicroKassette, 9489
Micropayment, 4975
Microsoft, 2064, 2200, 4037, 6640, 7070, 8960
microsoft, 9073
Microsoft Cinemania, 689
Microsoft Office, 3265, 5749, 7882, 9073
Microsoft OneDrive, 8251
Microsoft Onenote, 3849
Microsoft Paint, 2647
Microsoft Security Essentials, 3195
Microsoft Silverlight, 7473
Microsoft Surface, 6063
Microsoft Word, 1202, 6261, 8432, 9229
Midi, 886, 6925
Midori, 4193
Miete, 9641
Mietrecht, 3609
Mietwagen, 688, 1244, 1246, 1343, 1448, 1486, 2269, 4503, 4774, 4798, 6618, 8613, 9110, 9325, 9761
MiFi, 3660, 7748
MiFi Router, 8718
Mika Menken, 3905
Mike Sperber, 5499, 5941
Mikroblogging, 7052
Mikrocomputer, 349
Mikrofilm, 2196
Mikrofon, 479, 2415, 6153, 6599, 8268, 8451, 9747
Mikrowelle, 1624, 1670, 2183, 4323, 4550, 5185, 7499, 7795, 7907, 7985
Miktionsstörungen, 4684
Milchautomat, 8703
Milchglaswurm, 3269
Milena Verlag, 2079

Miles Davis, 6892
Milestone, 5142
Militär, 553, 990
Millimeterpapier, 4371
mind.de, 869
Minderjährigkeit, 9132
Minecraft, 3468, 3651, 3684, 3772, 3872, 4328, 5273, 6007, 6480
Mini DV, 944
Mini Maglite, 3661
Mini SIM, 5176
Mini-USB, 3369, 8041
Miniaturisierung, 7053
Minibar, 3387
MiniDisc, 1160, 1171, 1264, 2229, 4328, 4750, 5096, 5441, 7297
Minidisk, 9685
Minidrucker, 8818
Minimore, 2066, 2416
miniSD, 1508
Ministerium, 9516
MiniVax, 2378
Miriam Vollmer, 9110, 9444
Mischpult, 479, 6925
Mitarbeiterprofile, 4460
Mitfahrgelegenheit, 1000
Mitfahrzentrale, 566
Mitgliedskarte, 4356
Mitschrift, 8790
Mitteilung, 7214
Mittelfinger, 4788
Mixtape, 464, 1131, 4750, 7566
MMOG, 3697
MMORPG, 1401
MMS, 5408, 5576, 5586, 6863, 9266
Mnemotechnik, 4319, 4539
MNO payment, 6762
mobi, 4079, 5673, 5947, 9273
Mobike, 9165, 9194, 9619
mobil, 1269, 5586
Mobilbox, 2083, 3200
Mobilcom Debitel, 4612
mobile Daten, 4510, 4522, 6375, 6947, 7498, 7609, 7659
mobile Kommunikation, 8155
Mobile only, 6950
Mobile Paketmarke, 9048
Mobile Payment, 3290, 3709, 9361
Mobile Ticket, 4746
mobiler Prüfkoffer, 3957
mobiles Arbeiten, 1574, 2797, 3508
mobiles Bezahlen, 9191
mobiles Fernsehen, 9207
mobiles Internet, 685, 1054, 1071, 1082, 1157, 1221, 1247, 1285, 1288, 1290, 1314, 1317, 1318, 1322, 1333, 1337, 1341, 1362, 1409, 1412, 1444, 1446, 1451,

1469, 1474, 1526, 1536, 1574, 1604, 1630, 1648, 1650, 1702, 1733, 1787, 1828, 1865, 1919, 1943, 1979, 2040, 2062, 2088, 2118, 2123, 2178, 2185, 2232, 2235, 2263, 2275, 2408, 2432, 2465, 2502, 2531, 2545, 2695, 2758, 2797, 2976, 3007, 3157, 3158, 3208, 3233, 3273, 3282, 3295, 3373, 3461, 3590, 3660, 3687, 3720, 3779, 3846, 3854, 3882, 3888, 3982, 4036, 4078, 4156, 4239, 4266, 4309, 4353, 4403, 4459, 4461, 4495, 4501, 4536, 4571, 4576, 4592, 4673, 4733, 4736, 4782, 4848, 4968, 4969, 5032, 5046, 5352, 5419, 5424, 5461, 5525, 5652, 5704, 5706, 5719, 5725, 5741, 5803, 6105, 6168, 6246, 6498, 6666, 6819, 6863, 6883, 6918, 7035, 7197, 7304, 7455, 7476, 7498, 7736, 7802, 7824, 7839, 7927, 8037, 8236, 8246, 8250, 8282, 8324, 8652, 8815, 8826, 8860, 8973, 9289, 9363, 9445, 9447, 9633, 9659

Mobilfunk, 821, 1102, 1556, 2710, 2867, 3282, 3673, 4432, 4459, 4592, 4945, 5159, 5161, 5176, 5576, 5618, 6107, 6500, 6532, 6596, 6822, 6899, 7103, 7132, 7249, 7334, 7402, 7532, 7673, 7802, 7818, 7825, 7852, 8099, 8119, 8120, 8169, 8512, 9031, 9112, 9291, 9304, 9534

Mobilfunkabdeckung, 8719

Mobilfunkanbieter, 2906, 8701

Mobilfunkempfang, 7269

Mobilfunkmast, 1815, 7269

Mobilfunknetz, 6289, 6532, 9050, 9291

Mobilfunkrouter, 3660

Mobilfunkstandard, 2590

Mobilfunktarif, 1221, 8246, 8787

Mobilfunkvertrag, 5532, 6252

Mobilität, 3443, 3930, 4102, 4622, 4790, 4945, 4948, 5041, 6523, 7494, 7636, 9359

Mobilnummer, 4570

Mobiltelefon, 525, 582, 715, 760, 826, 854, 856, 898, 905, 958, 1276, 1418, 1951, 3138, 3200, 3216,

3239, 3258, 3593, 3991, 3992, 4203, 4246, 4570, 4682, 4785, 4835, 4858, 4939, 5135, 5137, 5313, 5389, 6005, 6128, 6577, 6593, 6935, 7414, 7572, 8159, 8522, 8958, 9434, 9493
Modell, 1789
Modellbau, 1576
Modellfliegen, 5162
Modem, 423, 577, 581, 620, 685, 706, 729, 746, 748, 753, 754, 768, 791, 817, 830, 894, 901, 909, 968, 972, 1021, 1033, 1104, 1628, 1777, 2486, 5015, 7001, 7542, 8825, 9450, 9695
Möbel, 1313, 3204, 8313, 8682
Mogadischu, 685
Molinarius, 336, 403, 437, 497, 639, 672, 790, 952, 994, 995, 1479, 1760, 2253, 2881, 2890, 3127, 3626, 3694, 3837, 3841, 3845, 3893, 3930, 4037, 4246, 5006, 5203, 5372, 5500, 5594, 5961, 5972, 6005, 6044, 6105, 6282, 6640, 6689, 6768, 6790, 6892, 6918, 6945, 7016, 7074, 7127, 7128, 7154, 7532, 7546, 7550, 7713, 7836, 7891, 7984, 8013, 8062, 8106, 8109, 8111, 8139, 8147, 8149, 8153, 8256, 8287, 8294, 8311, 8316, 8330, 8398, 8399, 8421, 8521, 8581, 8586, 8609, 8612, 8640, 8652, 8680, 8724, 8769, 8787, 8795, 8817, 8832, 8845, 8848, 9074, 9089, 9128, 9140, 9143, 9146, 9160, 9174, 9191, 9212, 9217, 9227, 9237, 9277, 9280, 9291, 9294, 9319, 9335, 9336, 9346, 9350, 9353, 9361, 9373, 9379, 9391, 9398, 9441, 9505, 9545, 9562, 9566, 9573, 9577, 9584, 9606, 9630, 9648, 9684, 9685, 9694, 9805
MoMa, 3905
Momox, 7784
Mondegreen, 3490
Mondlandung, 1730
MoneyBeam, 5563, 8278
Moneygram, 6675
Mongolei, 3753

Monitor, 667, 1376, 3030, 3280, 3643, 3646, 4058, 5621, 6287, 6514, 7292, 7453, 7644, 8536
Monitoring, 1585
Monkey Island, 632, 951, 989, 5020
Monument Valley, 3977
MOOC, 8145
Moodle, 1883, 1963, 9628
Moog, 9178
Moore'sches Gesetz, 292
Moorhuhn, 971
Moped, 4790
Mopped, 5983
Moritz Geisel, 465, 470
Moritz Metz, 6752
Morsezeichen, 387
Mosaic, 695, 7285
moschlar, 5597
Moskau, 4296, 6130
Motel One, 7051
Motion Capture, 9388
Motivprogramm, 6518
Motor, 6604
Motorcontroller, 8658
Motorik, 905, 1668
Motorola, 1009, 1012, 1089, 1173, 1435, 6577, 8346, 8762
Motorola Milestone, 1503, 1600, 1749
Motorola Moto 360, 4108
Motorola Moto E, 4256, 5616
Motorola Moto E4, 9112
Motorola Moto G5, 7965
Motorola Moto G5 Plus, 7574, 8762
Motorola Razr, 1435
Motorola StarTAC, 8958
Motorola Timeport, 1054
Motorrad, 5983
Motronic, 768
Mouseover, 3989
Move, 4169
Moves, 2485, 2560, 2935, 3420, 4868, 4921
Mozilla, 1143
MP3, 850, 1061, 1171, 1214, 1264, 1267, 1409, 1681, 1711, 1912, 2076, 2120, 2181, 2212, 2231, 2390, 2396, 2882, 2908, 2941, 3027, 3034, 3088, 3122, 3191, 3201, 3213, 3226, 3343, 3908, 4120, 4618, 4705, 4750, 4991, 5015, 5675, 5679, 6868, 7005, 7381, 7772, 8000, 8215, 8270, 8316, 8519, 8954, 9452, 9676, 9678, 9685, 9734
MP3-Player, 1347, 2908, 3549, 3874, 3947, 9685
MP4, 8754

MPEG, 931
Mr Dialer, 703, 6626
MRT, 2440, 3442
MS-DOS, 508, 513, 514, 524, 575, 630, 684, 731, 2837, 3051, 5667, 8559
MSN, 875, 1108, 1148, 1216, 1957, 4328, 6991
mstemmle, 4184
mTAN, 1277, 1884, 1971, 2102, 2467, 2763, 4492, 4912, 5747, 6568, 7519
MTV, 697, 757, 964, 2240
MUD, 761, 769
Müdigkeitserkennung, 7454
Müll, 1426, 2826, 3118, 3360, 3937, 7418, 9016, 9053
Müllabfuhr, 5466
Mülleimer, 4490
Müller, 8274
München, 1102
Münzautomat, 3138
Münzeinwurf, 4498, 5700, 9538, 9752
Münzen, 8517
Münzfernsprecher, 3412, 4061, 4111, 6463, 7468, 9538
Münzgeld, 4455, 5599, 6018, 8230, 8301, 8489, 8750, 9177, 9490, 9538
Münzrubbelblech, 6018
Münztelefon, 5527, 9177
MultiBit, 8435
Multicity, 6289
Multifon, 4690
Multifunktionsdrucker, 6122
Multimedia, 689, 3791
Multimedia Dose, 6602
Multimediakiosk, 4332
Multimessenger, 2200, 3225, 3966
Multiplayer, 989
Multitasking, 842, 4328
Multitool, 5737
Multitools, 6581
Mundharmonika, 5404
Mundmaus, 6972
Mundstück, 7631
Museum, 2202, 2433, 2437, 2709, 3362, 3375, 4071, 4319, 4686, 4870, 5046, 5798, 6250, 6713, 7791, 7937, 8173, 8359, 9013, 9428, 9494
Music Match, 2390
Music Match Jukebox, 2390
Musical.ly, 7154
Musik, 251, 282, 311, 333, 358, 359, 367, 377, 413, 436, 437, 440, 442, 460, 464, 538, 646, 652, 685, 692, 743, 746, 780, 850, 865, 878, 886, 889, 921, 946, 1049, 1057, 1073,

1076, 1077, 1079, 1131, 1160, 1171, 1225, 1248, 1267, 1279, 1287, 1313, 1327, 1438, 1450, 1557, 1595, 1619, 1640, 1665, 1681, 1711, 1744, 1763, 1788, 1895, 1905, 1912, 1913, 1941, 1946, 2031, 2088, 2181, 2212, 2229, 2231, 2351, 2390, 2396, 2408, 2498, 2499, 2520, 2534, 2536, 2609, 2665, 2775, 2784, 2811, 2840, 2844, 2882, 2890, 3027, 3034, 3076, 3088, 3089, 3122, 3125, 3191, 3213, 3217, 3253, 3343, 3390, 3401, 3432, 3442, 3483, 3487, 3490, 3612, 3744, 3861, 3908, 3943, 4002, 4271, 4432, 4458, 4632, 4640, 4667, 4697, 4705, 4750, 4776, 4806, 4964, 4972, 4991, 5005, 5015, 5096, 5168, 5230, 5239, 5279, 5298, 5337, 5348, 5439, 5441, 5461, 5501, 5585, 5675, 5679, 5680, 5724, 5779, 5801, 5940, 6025, 6128, 6174, 6220, 6247, 6285, 6454, 6501, 6506, 6512, 6525, 6630, 6647, 6706, 6794, 6868, 6892, 6893, 6945, 6962, 7005, 7043, 7323, 7374, 7453, 7522, 7630, 7713, 7741, 7789, 7897, 8000, 8042, 8141, 8203, 8210, 8215, 8231, 8268, 8309, 8311, 8316, 8324, 8329, 8425, 8432, 8526, 8568, 8599, 8608, 8612, 8642, 8644, 8672, 8686, 8697, 8757, 8761, 8934, 8954, 8960, 9027, 9074, 9104, 9125, 9131, 9182, 9233, 9312, 9322, 9391, 9550, 9611, 9646, 9684, 9685, 9731, 9747, 9794

Musikhandy, 8608

Musikinstrument, 5585

Musikkassette, 251, 4750, 8644

Musikproduktion, 1049

Musikstreamingdienste, 4852, 5239, 5251, 9678

Musikunterricht, 7043

Musikvideo, 964, 1665, 1681

Musikvisualisierung, 2665

Musikwiedergabe, 8526

Musikwunsch, 4175

Muskelgedächtnis, 5847, 6358

Mutter, 3036, 8595

MVG, 5687

MVV, 5687

My Little Pony, 7209
MyFitnessPal, 6711
MyHammer, 1742
MySchoolAnywhere, 5956
Myspace, 1306, 2200, 2775, 7042
Myst, 5612
mytaxi, 1910, 3574, 7760

N26, 3545, 5355, 5422, 5512, 5543, 5563, 5599, 5603, 5623, 6039, 6047, 6048, 6201, 6352, 6510, 6568, 6985, 7062, 7078, 7719, 8057, 8278, 8339, 8392, 8442, 8697, 8980, 9614, 9648, 9654
Nabaztag, 1338
Nabendynamo, 1365, 1769, 6779
nach außen öffnend, 5838
nach innen öffnend, 5838
nachbarschaft.net, 1668
Nachbarschaftsnetzwerk, 6422
Nachkriegszeit, 233
nachlinken, 9174
Nachnahme, 4290
Nachricht, 3614, 4231, 4417, 5162
Nachrichten, 289, 450, 642, 1017, 1071, 3948, 4586, 5220, 5377, 6122, 6406, 7639
Nachrichtenagentur, 9557
Nachrichtenfernsehen, 6958
Nachrichtensendung, 6958
Nachrichtenverbreitung, 6896, 9557
nachschlagen, 510, 1085, 5836
Nachschlagewerk, 446, 662, 689, 794, 1918, 2174, 2321, 5581, 5716, 8699, 8860
Nachtlicht, 6206
Nachtschicht, 287
Nachtstrom, 3240
Nachtvogel, 3858, 3870, 4524, 4608, 4667, 4954, 5195, 5357, 5711
Nacktheit, 989
Nadeldrucker, 335, 349, 388, 399, 504, 513, 539, 611, 656, 779, 1033, 1324, 1769, 3208, 4069, 5789, 6223, 6857, 7017, 7135, 7723, 7791, 8606, 9364
Nadja Edler, 8394
Nadja Sennewald, 9382
nähen, 233
Nähmaschine, 1447
Nagra, 638
Nagravision, 924
nahoernsiemal, 4279
Nahverkehr, 332, 334, 351, 357, 900, 969, 1490, 1613, 1632, 1673, 1678, 1706, 1728, 1771, 1854, 2049,

2052, 2146, 2164, 2187, 2429, 2695, 2787, 3237, 3424, 4135, 4142, 4172, 4509, 5057, 7749, 7760, 7833, 8120, 8169, 8200, 8331, 8546, 8576, 8826, 9568
Name, 273, 5891, 8641, 8767
Namengoogeln, 1585
Namensänderung, 2331
Namensdoppelgänger, 4301
Nameserver, 2457, 2637
Nano-SIM, 5176, 5616, 5977, 8512
Napster, 850, 1076, 1171, 2941
NAS, 3022, 3529, 5886
Nassfilmfotografie, 4448
Natalia Kauz, 368, 387, 503, 2653, 2709, 2731, 3008
Natel, 5295
Nathalie Passig, 4018, 4054, 6382, 7838, 8758, 9480
National Express, 7200
Natur, 9366
Natural Scrolling, 3801, 4138
Naturkatastrophe, 8368
Navigation, 553, 698, 779, 835, 885, 915, 918, 924, 936, 1025, 1156, 1237, 1244, 1343, 1366, 1383, 1395, 1407, 1448, 1545, 1566, 1577, 1581, 1600, 1705, 1833, 1898, 1943, 1989, 2011, 2171, 2459, 2467, 2823, 2898, 3068, 3072, 3180, 3619, 3668, 3707, 3822, 4067, 4068, 4125, 4236, 4353, 4375, 4411, 4546, 4627, 4648, 4652, 4698, 4815, 4859, 4949, 4980, 5001, 5035, 5326, 5332, 5388, 5442, 5742, 5983, 6008, 6024, 6377, 6492, 6505, 6668, 6700, 6798, 6985, 7134, 7444, 7935, 7937, 7939, 8036, 8100, 8143, 8223, 8374, 8652, 8748, 9050, 9227, 9271, 9304, 9341, 9444, 9521, 9577, 9732
Navigationssoftware, 4652, 4980, 7935
Navigationssystem, 582, 698, 936, 1156, 1237, 1343, 1566, 1577, 1581, 1705, 1989, 2459, 2467, 2801, 2823, 2898, 3611, 3707, 3764, 3970, 3979, 4236, 4442, 4648, 4652, 4701, 4774, 4787, 4980, 5763, 5807, 5983, 6470, 6477, 7772, 8610, 8961, 9642
Navigator, 5871
NBA, 5377

NDA, 5236
Near Letter Quality, 388, 429, 501
nearby, 8212
Nearby Friends, 2866, 5753, 5861
Nearpod, 5252, 9500
Nearpodize, 9500
Nebel, 9087
Nebelmaschine, 9087
Nebelscheinwerfer, 7628
nebenan.de, 6422
NEBIS, 5082
Nekobento, 5239
Neo Office, 1855
Neonröhre, 8073
Neptungras, 5067
nerdytherapist, 3860
NES, 651
Nespresso, 1825, 2148, 4097, 6118
Netbook, 1399, 1494, 1681, 2797, 3416
Netflix, 1505, 1517, 1890, 1943, 2270, 3172, 3183, 3641, 4305, 4566, 4666, 4858, 4861, 5302, 5443, 5525, 5598, 5740, 5754, 5981, 6015, 6048, 6642, 6674, 7037, 7146, 7386, 7450, 7537, 7562, 7621, 7745, 7784, 8061, 8074, 8463, 8644, 9180, 9253, 9615, 9641, 9719
Netgear PR2000, 7748
Netscape, 695, 849, 6824
Netscape Navigator, 746, 979
Netzabdeckung, 1039, 4434, 4459, 4576, 6289, 6385, 6420, 6425, 6693, 7532, 7605, 8013, 8075, 8169, 9031, 9112
Netzausbau, 4434
Netzbetreiber, 5176
Netzeitung, 1018
Netzfrequenz, 8898, 9075
Netzjargon, 5594
Netzqualität, 4592
Netzschalter, 522, 634
Netzstecker, 1318, 4066, 4256
Netzteil, 986, 2180, 2705, 3131, 3226, 4699, 5140, 5475, 5539, 5969, 6936, 8115, 8694
Netzteilautomat, 5475
Netzüberlastung, 6976
Netzwerk, 465, 1752, 2656, 2820, 4614, 5627, 6647, 8734
Netzwerkdrucker, 5420
Netzwerkkabel, 804
Netzwerkkarte, 917
neu, 8212
neue Medien, 3948
Neuinstallation, 1560
Neujahr, 5389
Neural Network, 6195

Neuseeland, 1105, 8643
Neustart, 1875, 2007, 3005
New Jersey Transit, 4295
New York, 7940
New York Public Library, 9662
New York Times, 5229, 6399
Newcomen Engine, 1496
News Alerts, 6958
Newsfeed, 5229
Newsletter, 814, 1680, 1766, 2188, 7646, 7698, 9411
Nexon, 839
nextbike, 2049, 7552, 9165, 9619
Nexus, 1290, 1542, 1745, 2099, 2217, 2259, 2531, 2625, 2626, 2886, 2902, 3225, 4345, 8155
Nexus 4, 2948, 2958, 3203, 3226, 3943, 9112
Nexus 5, 2958, 4256, 4645, 5088, 5977, 5997, 6126, 6348
Nexus 5X, 5207, 5948, 5977, 6024, 6039, 7255, 7399, 7415, 7574, 8212
Nexus 7, 2625, 3406
Nexus One, 1536
Nexus S, 1609, 1709
Nexus5x, 8187
nf, 446, 667
nf*rm, 7753
NFC, 1441, 1463, 1746, 2037, 2259, 2354, 2734, 3375, 3550, 4246, 4317, 4943, 5355, 5623, 5674, 5820, 5989, 6201, 7255, 7488, 7843, 8034, 8109, 8168, 8176, 8294, 8682, 9353, 9361, 9672
NFC Ring, 5989
Nickolodeon, 9180
Nicolas Bourbaki, 4742
Niederlande, 518, 849, 1705, 1882, 2716, 2745, 2936, 3180, 3273, 3275, 3284, 3288, 3291, 3295, 3305, 3309, 3328, 3345, 3360, 3362, 3428, 3924, 3982, 4142, 4999, 5111, 5239, 5353, 7750, 8230, 8681, 9739
Niedersachsen, 4102
Nikon Coolpix 990, 1576
Nina Jäger, 1688
Ninia LaGrande, 4319
Ninite, 1560
Nintendo, 354, 651, 7450, 9308
Nintendo 3DS, 5859, 6929
Nintendo DS, 6905, 7884
Nintendo N64, 3567
Nintendo Switch, 7450
Nintendo World Cup, 651
Ninu, 4195, 8129, 8792

Node.js, 9737
Nokia, 1081, 1173, 1469, 1509, 1898, 2269, 3338, 3426, 3689, 4718, 5034, 6164, 6168, 6171
Nokia 150, 7884
Nokia 1661, 7884
Nokia 2700, 6982
Nokia 5110, 2731
Nokia 6110, 1443
Nokia 6210, 1015, 6063
Nokia 6310, 6063
Nokia 6800, 8958
Nokia Lumia, 5556
Nokia Lumia 830, 8353
Nokia N9, 1941
Nokia N95, 1399
Nonkonformismus, 1061
Nora Leinen, 5859
Nordirland, 5741
Nordkorea, 4592
Nordmende Tannhäuser, 8210
Normseite, 9469
Norton Utilities, 439
Norwegen, 1161, 1163, 4627, 8423
Notar, 9237
Notbremsassistent, 3934
Notdienst, 2807, 3955
note to self, 9682
Notebook, 1399, 2863, 4321, 5305, 6100, 6637, 6846, 9382, 9634, 9636
Noten, 437, 2890, 3217, 4432, 7374, 7713, 8324, 8543, 9646
Notfall, 6813
Notification, 1337, 4123, 7214
Notizbuch, 794, 1900, 2232, 2545, 2549, 2577, 2709, 2864, 2884, 4539, 7521, 8523, 9592
Notizen, 1615, 3059, 4389, 4539, 4863, 4885, 5020, 5125, 5262, 5276, 5595, 5846, 6180, 6433, 7190, 7392, 7521, 8523, 9183, 9209, 9585, 9682, 9758
Notizheft, 7392, 8523
Notizzettel, 4891, 5770, 6283
Notruf, 919, 1872, 1908, 3955, 6289, 8622, 9351
Notrufhebel, 620
Notstrom, 4922, 6813
Notstromtest, 4922
Nougat, 6600
Novemberregen, 1661, 2179, 2187, 2202, 2219, 2230, 2258, 2309, 2317, 2329, 2359, 2362, 2466, 2509, 2519, 2575, 2759, 3403, 4017, 4056, 4113, 4141, 4380,

4572, 5052, 6520, 7077, 7187, 7217, 7462, 7549, 7648, 8283, 9715
NSA, 4323, 4493
NSFW, 2019, 2656, 2693
NTFS, 1937
NTP, 3577
Nürburgring Power Slide, 8217
Nürnberg, 5311
Nullmodem, 442
Nummernschilderkennung, 2942
Nupfi, 7877
nur ein Balken, 9291
Nutzerkonto, 7182
Nutzungsbedingungen, 2985
NVA, 553
NVIDIA, 6637
Nyon, 6036
NYPL, 9662

o aus h, 517
O2, 1088, 1395, 1409, 1431, 1451, 1469, 1534, 1542, 1650, 1824, 1865, 1872, 1962, 1975, 1979, 2045, 2062, 2161, 2185, 2199, 2275, 3216, 3246, 3461, 3590, 4576, 4612, 5347, 6356, 6864, 7605, 8002, 8022, 8031, 8054, 8064, 8070, 8097, 8099, 8115, 8644, 9294, 9493
O2-Shop, 8054
OBD II, 3256, 5031, 6103
oBike, 8095, 9619
Oboe, 7631
Observatorium, 2378, 5583, 8559
Obskurität, 5666
OCR, 472, 1097, 1915, 2073, 3593, 5359, 6055, 6979, 7157, 7395
Octopus Card, 8331
Oculus Rift, 2286, 2788, 3255, 4208, 6143
ODF, 1855
ÖBB, 807, 6009, 8835
öffentlich-rechtliches Fernsehen, 5886
Öffentliche Fernsprecher, 5659
öffentliche Verkehrsmittel, 2915, 3581, 3978, 5214, 5388, 6762
Öffentlicher Dienst, 1741
öffentlicher Münzfernsprecher, 1276
öffentlicher Nahverkehr, 300, 312, 327, 1650, 4132, 4172, 4266, 4608, 4767, 4860, 4865, 4885, 4962, 5214, 5357, 5424, 5678, 5687, 5818, 5994, 6160, 6187, 6314, 6317, 6319, 6367, 6415, 6622, 6670, 6762,

7940, 8050, 8129, 8169, 8723, 8805, 8900, 9168, 9200
öffentliches Telefon, 4127, 9538
öffentliches WLAN, 1242, 1525, 2215, 2648, 2716, 4077, 4266, 4309, 4440, 6130, 6553, 7164, 7243, 8858
Öffentlichkeit, 7318
Öffi, 2612
Öffnungszeiten, 1407, 6632
ÖGS, 9775
ÖPNV, 1678, 2747, 2794, 4172, 4234, 4962, 5357, 6367, 6415, 8331, 8546, 8723, 8736, 9168, 9568, 9730
Österreich, 779, 807, 948, 1324, 1358, 1451, 1630, 2432, 2529, 2531, 3409, 3481, 4403, 5441, 5715, 5760, 6098, 7363, 8910, 9102, 9138, 9530, 9724
Ofen, 7953
Ofenheizung, 8550
Ofenrüttelschlüssel, 8550
Offene Bühne, 8470
offenes WLAN, 1475, 2771, 2916, 2921, 5075, 6947
Office, 1296, 2064, 2168, 2239
Office 365, 7747
offline, 403, 707, 804, 934, 1022, 1063, 1104, 1139, 1151, 1156, 1244, 1247, 1249, 1250, 1333, 1337, 1341, 1360, 1516, 1604, 1648, 1657, 1704, 1726, 1777, 1809, 1900, 1962, 1964, 1966, 2045, 2088, 2118, 2146, 2235, 2372, 2444, 2654, 2801, 3416, 3720, 4736, 5125, 5326, 5330, 5434, 5803, 6258, 6347, 6425, 6432, 6540, 7369, 7392, 7725, 7880, 8037, 8143, 8388, 8973, 9031, 9050, 9265, 9289, 9363, 9464, 9500, 9544, 9577, 9685
Offlinegoogeln, 9411
Offlinehandel, 7459
Offsetdruck, 694, 786
ofo, 9194
OggVorbis, 8519
OHP, 1568
Ohrhörer, 8041
Okay Google, 5906, 6599, 6600
OkCupid, 3364, 4696, 4742, 4752, 7599
Olat, 1963
Oldtimer, 4290, 5902
Ole Bahlmann, 2831
Oliver Elser, 9443

Oliver Laumann, 695, 1528, 6885, 9147, 9585, 9695
Oliver M. Pawlak, 9310
Olivetti, 321
Olivetti M24, 513
Olympia, 8817
Olympia RAE, 2387
om schreibt, 6550
Oma, 355, 2930
OmniPlayer, 3334
On Demand, 6552
Onanie, 7180
Onedrive, 5961
OneNote, 5418
OnePlus One, 3226, 4256, 4317, 4376, 4645
Onewheelskateboard, 3914
Onkel Jodok, 7816
Onleihe, 1465, 2694, 2730, 7753, 8724, 8769, 9140, 9212, 9346, 9659, 9715
online, 1493, 2253, 3746, 4097, 4290, 4312, 4427, 6422, 6730, 6841, 7240, 7329, 7713, 8351, 8857, 9464
Online Terminvereinbarung, 8122, 8452
Online-Check-in, 1939, 3573
Online-Kommunikation, 7936
Onlineanprobe, 2688
Onlinebank, 5246
Onlinebanking, 545, 688, 746, 782, 808, 927, 1257, 1277, 1407, 1480, 1671, 1971, 1987, 2057, 2063, 2079, 2098, 2102, 2186, 2237, 2250, 2329, 2406, 2746, 2781, 2838, 2991, 3036, 3116, 3169, 3355, 3457, 3458, 3643, 3784, 4346, 4363, 4492, 4496, 4694, 4912, 4914, 4920, 4938, 5061, 5111, 5117, 5532, 5543, 5603, 5604, 5747, 5847, 5964, 6039, 6048, 6052, 6128, 6166, 6183, 6352, 6568, 6720, 6950, 7078, 7121, 7394, 7719, 8057, 8278, 8294, 8328, 8630, 8697, 8780, 8911, 8980, 9160
Onlinebestellung, 2502, 5449, 5707, 6339, 8280
Onlinebuchung, 5041
Onlinecommunity, 966, 1049, 1892
Onlinedienst, 813
Onlinediskussionen, 5257
Onlineformular, 2561, 2659, 3971, 5080, 7083, 7120, 7540, 7812, 8955
Onlinefunktion, 4663

Onlinehandel, 819, 859, 914, 1026, 1047, 1143, 1343, 1407, 1490, 1567, 1947, 1968, 1988, 2039, 2138, 2188, 2230, 2252, 2253, 2264, 2315, 2375, 2463, 2502, 2605, 2688, 2759, 2808, 3034, 3076, 3078, 3103, 3191, 3206, 3318, 3324, 3401, 3632, 4054, 4097, 4153, 4290, 4432, 4483, 4511, 4538, 4539, 4568, 4638, 4838, 4877, 4882, 5507, 5725, 5730, 5760, 5888, 5893, 6204, 6273, 6277, 6480, 6484, 6528, 6539, 6918, 6985, 7092, 7421, 7459, 7550, 7838, 8132, 8274, 8381, 8406, 8421, 8460, 8606, 8710, 8735, 8767, 8954, 9023, 9025, 9074, 9454, 9476, 9520, 9572
Onlinejournalismus, 6354
Onlinekauf, 4465
Onlinekosten, 513, 620
Onlinekurs, 8145
Onlineporto, 5414
Onlinerecherche, 5082
Onlinereservierung, 8997
Onlineshop, 5078, 6987, 8274, 9308
Onlineshopping, 9308
Onlineticket, 1602, 1865, 1937, 2359, 2429, 2763, 3460, 3533, 4278, 4381, 4932, 5041, 5090, 5965, 6734, 7610, 7728, 8280, 9067, 9441
Onlineverzeichnis, 9143
Onlinewerbung, 8735
Onlinezugang, 4807
onshape, 6009
OPAC, 981, 1759
Open Air, 6044
Open Mic, 8470
Open Source, 669, 3770, 8947, 9798
Open Stage, 841, 8470
OpenOffice, 1202, 1216, 1855, 1938, 2168, 2372, 3849, 5156, 6790
openSCAD, 7045
OpenStreetMap, 390, 2898, 4236, 5326, 5871, 6415, 6492, 7229, 8143, 9050, 9521
OpenWeatherMap, 4709
Oper, 7300
Opera, 1001, 1143, 1221, 2482, 2587
Opfer, 5700
Opferkerze, 5700, 9781
Opferstock, 5700
OPSEC, 4919

Optik, 2668, 2688, 3510, 5770, 8415
Optiker, 8421, 9255, 9388
Optikrechner, 5716
Oral History, 9489
orange.ch, 2432
Ordnance Survey, 6377
Ordner, 3855
Ordnung, 949, 6624
Ordnungsamt, 1306
Oreo, 8187
Organisation, 3626, 8427, 8599
Organiser, 9525
Organizer, 9525
Orgel, 9312
Orientierung, 553, 3619, 4067, 4387, 5123, 5807, 6635, 7935, 8605, 9271
Orientierungssinn, 5983, 9271
Origin, 7025
Original, 7363
Originalfassung, 1945
Originalton, 9180
Orkut, 1152, 1153
Ormig Verfahren, 539
Ormigverfahren, 1568
Orthopädie, 9368
Ortsdaten, 1482, 1501, 4657, 4773, 5118, 5502, 6129, 6230, 6439, 7438, 7510, 8129, 9246, 9334
Ortsgespräch, 368
Ortskunde, 698, 5742
Ortsname, 5152
Ortsnamen, 4236
Ortung, 415, 1445, 1482, 1809, 4005, 4636, 4989, 5502, 6072, 6279, 7947, 8100
ORWO, 8697
Oscar, 8789
OSM, 2898
OSMAnd, 9521
OSS, 4150
Ost Timor, 8776
Ostberlin, 674
Ostkreuz, 8428
Otto Versand, 2845
Outdoor, 4811, 5544
Outlook, 1138, 2044, 2299, 2318, 3040, 3043, 3195, 3728, 4157, 6796
OV-chipkaart, 2745, 3288, 4142
Overdrive, 9659, 9662, 9715
Overheadfolie, 2481, 9565
Overheadprojektor, 469, 714, 1513, 1568, 1849, 2481, 2867, 4820, 5089, 5172, 6164, 6202, 6307, 7123, 9510, 9767
Overleaf, 9759
Ovi, 1509
OwnCloud, 2113, 3334
Ownership, 403, 2908, 9391, 9685

Oyster Card, 5820
Ozon, 8336

P2P, 1061, 1291
P2P Lending, 5549
P2P Überweisung, 5656
P8000, 533
Paarung, 8980
Packstation, 1256, 1884, 3087, 3497, 4419, 4882, 6694, 6841, 7056, 7271, 7487, 7519, 8381, 8884, 9653
Pacman, 443
Paddel, 8470
Padlet, 8583
padlet.com, 8806
Päckchen, 6841
Pageflip Firefly, 7374
Pager, 1004, 1921, 4660, 6463
Pages, 1855, 6159, 7310
paij, 2110
Paket, 233, 3250, 4595, 6245, 6484, 6614, 6749, 6841, 7271, 7487, 7581, 8078, 8884, 9048, 9602
Paketbox, 6484, 6614
Paketdienst, 1667, 3450, 6749, 7271
Paketkasten, 2772, 3250, 6245
Paketkontrolle, 8703
Paketmarke, 9602
Paketshop, 5320, 7271, 9048
Paketversand, 4419, 4934, 7395, 7519, 8090
Pakistan, 7588
Palm, 1268, 1418
Palm III, 1015
Palm Pilot, 6063
Palm Pilot I, 984
Palm Pre, 2014
Palm Treo, 1733
Palm V, 1268
Palma, 2645
Palmen, 7265
Pampa, 5049
Pannenspray, 4572
Panorama, 8648
Pantomime, 3686
Papego, 6944, 9433
Papier, 291, 307, 317, 363, 381, 386, 395, 402, 446, 456, 504, 514, 538, 554, 559, 599, 619, 620, 631, 641, 642, 656, 660, 665, 670, 676, 678, 694, 718, 726, 727, 734, 738, 752, 784, 786, 791, 794, 825, 852, 858, 863, 910, 912, 913, 924, 934, 960, 968, 982, 999, 1025, 1087, 1097, 1156, 1164, 1209, 1314, 1323, 1324, 1345,

1366, 1402, 1407, 1429, 1480, 1497, 1573, 1615, 1631, 1636, 1639, 1656, 1680, 1696, 1705, 1720, 1764, 1791, 1794, 1802, 1819, 1835, 1854, 1883, 1897, 1900, 1918, 1939, 1946, 1963, 1967, 1981, 1982, 1991, 2009, 2024, 2038, 2053, 2059, 2063, 2076, 2097, 2138, 2142, 2160, 2174, 2175, 2232, 2239, 2258, 2266, 2298, 2309, 2321, 2411, 2466, 2582, 2736, 2763, 2864, 2871, 2874, 2881, 2884, 2926, 2981, 3040, 3048, 3102, 3124, 3191, 3221, 3230, 3236, 3237, 3283, 3285, 3287, 3345, 3460, 3468, 3526, 3626, 3633, 3642, 3702, 3704, 3782, 3788, 3805, 3821, 3825, 3855, 3860, 3863, 3878, 3893, 3894, 3897, 3906, 3941, 3977, 3985, 3986, 3990, 4005, 4012, 4056, 4069, 4191, 4195, 4210, 4308, 4317, 4321, 4347, 4353, 4355, 4364, 4371, 4386, 4389, 4437, 4492, 4539, 4546, 4557, 4630, 4792, 4853, 4856, 4870, 4883, 4885, 4932, 4966, 4992, 5014, 5070, 5091, 5125, 5203, 5221, 5224, 5258, 5264, 5277, 5296, 5332, 5372, 5392, 5395, 5420, 5431, 5434, 5448, 5484, 5493, 5536, 5570, 5581, 5603, 5613, 5621, 5626, 5642, 5650, 5669, 5676, 5695, 5716, 5732, 5744, 5798, 5818, 5824, 5830, 5949, 5965, 5972, 5974, 6004, 6013, 6027, 6030, 6122, 6180, 6202, 6221, 6224, 6240, 6258, 6269, 6273, 6283, 6294, 6305, 6358, 6373, 6377, 6404, 6409, 6450, 6539, 6571, 6657, 6752, 6790, 6810, 6817, 6824, 6828, 6836, 6873, 6902, 6918, 6979, 7077, 7144, 7167, 7172, 7190, 7205, 7209, 7234, 7235, 7314, 7320, 7329, 7363, 7367, 7374, 7376, 7392, 7427, 7444, 7485, 7491, 7521, 7549, 7558, 7571, 7581, 7588, 7610, 7627, 7644, 7651, 7728, 7975, 8057, 8062, 8125, 8143, 8247, 8251,

8252, 8259, 8314, 8348, 8377, 8485, 8523, 8625, 8629, 8637, 8640, 8651, 8699, 8708, 8713, 8714, 8737, 8800, 8809, 8812, 8819, 8848, 8860, 9066, 9086, 9145, 9209, 9217, 9240, 9263, 9279, 9317, 9326, 9343, 9350, 9356, 9433, 9449, 9455, 9464, 9473, 9505, 9530, 9533, 9545, 9553, 9592, 9594, 9629, 9692, 9702, 9713, 9729, 9758, 9778
Papierbuch, 858, 5017, 5032, 5106, 5725, 6944, 7549, 7644, 8377, 8737, 9307, 9560, 9675
Papierentsorgung, 5642
Papierformat, 4056
Papierkorb, 4490, 5194
papierlos, 3136, 3894, 4853, 5448, 5536, 6004, 6183, 6221, 6561, 6587, 9227, 9745
Papierloses Büro, 3857, 4316, 9249, 9326
Papierlosigkeit, 6409, 6453, 9189, 9424, 9667
Papiermangel, 5420
Papierticket, 1324, 6622, 8576
Papst, 3440, 4818
Parallelport, 5404
Paralleluniversen, 9209
Paranoia, 4439, 6230
Paranoid Android, 3019, 3249
Pareidolie, 1703
Paris, 5568
Parkautomat, 3290, 4836
parken, 1023, 1772, 2179, 2272, 2312, 2727, 2736, 4188, 4642, 6788, 7275, 7761, 8402, 8748
Parkgarage, 4721
Parkgebühren, 4836
Parkhaus, 1023, 2807, 4721, 4741, 5262, 6016, 6018, 8305, 8402
Parkplatz, 2942, 5373, 7414, 7525, 8823
Parkplatzsharing, 7525
Parkschein, 1772, 2736, 3335, 4642, 8402
Parkscheinautomat, 3619
Parkticket, 6016
Parkuhr, 4498
Parlament, 3732, 4484
Parlograph, 9110
Partnersuche, 7599
Party, 8513, 8642, 9087
Partytechnik, 8231, 8568
Pascal, 507, 2701
Pass, 5159
Passbild, 5804
Passbildautomat, 2469

Passbook, 1982, 3172, 3709
Passkontrolle, 2570, 4772, 4968, 6540, 6547, 6658, 9034
Passwort, 533, 729, 821, 1087, 1296, 1352, 1397, 1430, 1611, 1656, 1824, 1855, 1864, 1888, 2022, 2133, 2160, 2204, 2210, 2243, 2247, 2258, 2329, 2335, 2362, 2406, 2425, 2450, 2510, 2779, 2785, 2793, 2803, 2869, 2990, 3223, 3258, 3354, 3452, 3565, 3659, 3847, 4121, 4150, 4166, 4176, 4543, 4889, 5007, 5125, 5692, 5728, 5744, 5847, 5944, 5977, 6039, 6212, 6300, 6302, 6591, 6694, 7025, 7285, 7473, 7600, 7614, 7645, 8091, 8191, 8757, 9212, 9556
Passwortänderung, 8867
Passwortmanager, 9418
patchen, 944
Patenonkel, 5224
Patent, 581
Paternoster, 343, 1724, 1741
Pathé Baby, 6599
Patient, 5838
Patrick, 4685
Patrick Paas, 6591, 7627
Patrick Präg, 3037, 4792, 4961, 5441, 8095, 8230
Paul Monderkamp, 3697
Paul Simon, 460
Pausieren, 6827
Pay TV, 924, 2104
Payback, 8682
Payback Pay, 8682
PayPal, 1888, 2032, 2329, 2331, 2337, 2616, 3365, 3401, 3446, 3533, 3537, 4139, 4445, 4463, 4856, 4950, 5347, 5428, 5521, 5707, 5730, 5760, 5830, 6048, 6480, 6811, 7614, 7744, 7761, 7800, 7976, 8167, 8278, 8488, 8758, 9268, 9308, 9534, 9602
Paywall, 2253, 2855, 6354, 6399, 6507, 7279
PC, 346, 483, 704, 708, 709, 711, 874, 1207, 1249, 1316, 3839, 5167, 7048, 7262, 7616, 7751, 7882, 8037, 8810, 9356, 9516, 9519
PC 1715, 539
PC 5150, 366
PC Action, 804
PC Tuneup, 8985
PC1715, 533
PCI, 2872
PCI Card, 924

PCMCIA, 793, 9044, 9525
PDA, 774, 984, 1097, 1157, 1268, 1418, 2421, 3724, 6125, 9525
PDF, 1097, 1228, 1631, 1794, 1865, 1937, 1973, 1982, 2016, 2176, 2196, 2214, 2269, 2625, 2890, 3036, 3191, 3212, 3314, 3633, 3788, 3857, 3894, 4427, 4437, 4694, 5089, 5091, 5125, 5418, 5484, 5520, 5652, 5670, 5673, 5893, 6004, 6043, 6055, 6159, 6202, 6265, 6273, 6302, 6879, 7097, 7132, 7157, 7234, 7275, 7279, 7491, 7751, 8019, 8375, 8651, 8754, 8806, 9067, 9078, 9160, 9268, 9406, 9533, 9545, 9634, 9646, 9748, 9765
PDF OCR X Community Edition, 7157
Pebble, 2400, 3503, 3629, 3859
Pebble Time, 3629, 4709
Pedelec, 7679
Peer Review, 8790
Peer to Peer Lending, 5549
Peer to Peer Überweisung, 5656
Pegasus, 3726
Pegel, 7653, 7775
Pegelansage, 7653
Peggy Luck, 1810
Pencam, 1042
Penis, 1304, 2115
Penny, 9055
Pentax, 2675
Pentium I, 7310
performativ, 3486
Peripheriegerät, 8045
Periscope, 4331
Perkins-Brailler, 635
Perl, 5670
Perlentaucher, 2038
Permalink, 6790
Perpetuum mobile, 1498, 3670, 3960
Persönlicher Hotspot, 7818
Personal Digital Assistant, 3724
Personalausweis, 4018, 4663, 5241, 7830, 7918, 8375
Personalisierung, 2600, 4054, 6550
Personenbeförderung, 300, 312, 327, 343, 1724, 9200
PET, 8924
Peter Breuer, 2688
Peter Glaser, 386
Peter Hogenkamp, 4125, 4268
Petersen Buchimport, 845
Petroleumlampe, 9459
Pfandautomat, 2025, 8924, 9055, 9164

Pfandflasche, 8924, 9055
Pfandmünze, 4306
Pfarrer, 5909
Pfarrfest, 8226
Pfeifton, 460, 5542
Pferd, 1624
Pferdezucht, 3538
Pflaster, 4701
PGP, 2333, 3547, 4889, 9416
Phantasie, 8824
Phantomblinken, 6481
Phantomgeräusche, 7180
Phantomleuchten, 6481
Phantomphone, 905, 3822, 3985, 5319
Phantomvibration, 1337, 3700, 4453, 4617, 6481
Pharma, 5972
Pharmaproduktion, 1921
PhaseOne, 5815
Philip Glass, 4964
Philipp Greifenstein, 2247, 2784, 5547
Philippe Wampfler, 9174
Philips Hue, 3144, 4512, 6953
Philips Porty, 525
Phishing, 1458, 9566
Phoneword, 6626
Photomath, 6912
Photoshop, 7051
Photostat, 8978
photoTAN, 3169, 3186, 4492, 4809, 4914, 5111, 9490
PHP, 498
phpBB, 4910
Pia Ziefle, 383, 611, 985, 1568, 2042, 2098, 2126, 2150, 2166, 2186, 2344, 3409, 3433, 3579, 3684, 3702, 3823, 3916, 4346, 4387, 4496, 4604, 4897, 4938, 4939, 5058, 5273, 5443, 5527, 5598, 5612, 5643, 5981, 6007, 6058, 6095, 6126, 6257, 6415, 6488, 6531, 6615, 6806, 7393, 7565, 7705, 7831, 7968, 8155, 8187, 8212, 8682, 8857, 8899
Picasa, 2091
Picasso, 2688
Pidgin, 2200, 3444
Piepser, 1921, 7795
Piepston, 318, 335, 346, 351, 361, 388, 522, 532, 556, 706, 754, 886, 1089, 1432, 1436, 1906, 2203, 2357, 2454, 2498, 2501, 2641, 3001, 3284, 3586, 4092, 4106, 4138, 4142, 4605, 5046, 5088, 5114, 5326, 5765, 5812,

6024, 7442, 7795, 7801, 7831, 8214, 8360, 8595, 8696, 8748, 9457
Piepstondiktatur, 5812, 7795, 7801, 8214
Piet Haverstorm, 1275, 8257, 8539, 8616
Piezo Zünder, 643
piezoelektrischer Sensor, 7775
Piezosummer, 7795
PIN, 391, 545, 1459, 1548, 1735, 1917, 2021, 2406, 2521, 2542, 3178, 3258, 3355, 3428, 3458, 3579, 3747, 4356, 4912, 5061, 5111, 5470, 5599, 5623, 5692, 5728, 5847, 6668, 6716, 6849, 7614, 7825, 7833, 8328, 8364, 8443, 8669, 9353, 9416, 9692, 9807
PIN Code, 5586
Pinbelegung, 4701
Pine, 716, 1250
Ping, 7795
ping, 8187
Ping!, 3381
Pinnwand, 5635, 5732
Pinterest, 2600, 6310
Pioneer, 743
Pippi Langstrumpf, 6250
Piratenpad, 1855, 6830
Piratron, 274
Pivot, 3646
Pixel 2 XL, 9178
Pixelfehler, 3440
Pixelpark, 813
PKPASS, 9067
PKW, 663, 6759
PLA, 7222, 9798
Plague, 3063
Plague Inc., 1503, 1749
Plakat, 6541
Planetarium, 2378
Plastikkarte, 3837, 3987, 4924
Platine, 2486
Plattenspieler, 377, 433, 458, 632, 701, 1211, 1313, 2390, 3825, 3905, 4750, 5105, 5337, 6512, 8289, 8425, 9422, 9458, 9601, 9734
Plattform, 5349
plattformübergreifend, 3203
Playlist, 1787, 3201, 6794, 7005, 8188, 9104, 9685
Playlists, 8599
Playmobil, 3691
PlayStation, 2004, 5754, 9471
Playstation 3, 7473
Playstore, 2962
Plazes, 1283
Plotter, 429, 469, 742
plündern, 233
Plugin, 7473, 8127

Plume, 4725
PLZ, 841
PNG, 6911
Pocket, 4402
Podcast, 464, 1238, 2020, 2120, 2181, 2484, 2536, 2560, 3772, 3943, 4120, 4402, 4949, 5149, 6962, 6982, 7782, 9064, 9349
Point & Click, 951
Pointing Device, 3454
Pokémon, 6400, 7222
Pokémon Go, 6375, 6382, 6385, 6392, 6400, 6410, 6420, 6436, 6439, 6441, 6486, 6489, 6491, 6505, 6520, 6530, 6707, 6751, 6929, 7102, 7181, 7246, 7296, 7347, 7399, 7443, 7542, 7640, 7739, 7897, 7962, 8001, 8036, 8081, 8664, 8762, 8973, 9065, 9121, 9138, 9231, 9296, 9354, 9418, 9701
Pokemon Go, 6447
Poken, 1441, 1443, 6279
polarisierend, 5770
Polaroid, 439, 904, 1827, 3906, 5434, 8141, 8650, 8840
Polaroid Palette, 439, 9510
Polen, 6160, 6947, 7265
Politik, 473, 2614, 2772, 3056, 3259, 9486
Polizei, 452, 2184, 4312, 6422, 6527, 6730, 7974, 8615, 9231
Polly Oliver, 4106
Polnisch, 6260
Polylux, 1513
Polyplay, 443
Polyurethan, 5544
Pong, 309, 321, 3702
Poolreinigungsroboter, 8110
POP3, 1015, 3659
Porno, 838, 866, 908, 974, 979, 1052, 2373, 2582, 2587, 2620, 2656, 3126, 3708, 3712, 5159
Port, 1628
Portable Software, 3035
portabler Lautsprecher, 3735, 5580
Porter, 8594
Portforward, 5627
Porto, 611, 1078, 2038, 2362, 2410, 3446, 5414, 9048
Portokasse, 3446
Portugal, 2040, 6372, 6949, 7498, 7502, 9373
Portugiesisch, 7162
Position, 8961
Positionsfehler, 8961

Post, 307, 386, 470, 494, 515, 567, 575, 697, 713, 727, 757, 774, 825, 841, 847, 934, 982, 1020, 1078, 1097, 1187, 1204, 1256, 1314, 1343, 1358, 1365, 1402, 1567, 1624, 1764, 1777, 1791, 1808, 1819, 1835, 1883, 1884, 1988, 1992, 2010, 2024, 2032, 2038, 2057, 2076, 2110, 2131, 2135, 2175, 2192, 2239, 2246, 2335, 2362, 2406, 2410, 2425, 2454, 2462, 2488, 2500, 2505, 2512, 2514, 2517, 2522, 2525, 2531, 2546, 2579, 2634, 2659, 2772, 2789, 2817, 2856, 2886, 3078, 3150, 3236, 3250, 3418, 3446, 3450, 3497, 3535, 3626, 3671, 3954, 4060, 4134, 4288, 4308, 4312, 4317, 4417, 4419, 4538, 4595, 4814, 4883, 4927, 5078, 5086, 5091, 5156, 5203, 5217, 5414, 5493, 5603, 5613, 5642, 5650, 5714, 5747, 5752, 5888, 5949, 5961, 6240, 6245, 6484, 6675, 6720, 6841, 6902, 6985, 7054, 7056, 7236, 7421, 7427, 7485, 7487, 7491, 7519, 7581, 7588, 7625, 7825, 8078, 8091, 8150, 8228, 8381, 8488, 8512, 8715, 8767, 8848, 8884, 8930, 9048, 9086, 9213, 9263, 9310, 9368, 9403, 9429, 9476, 9592, 9602
Post it, 1376, 5621, 5732
Post Office mobile branch, 9213
Postanweisung, 470
Postbank, 515, 599, 8294, 8697
Postbote, 9429
Postbox TV, 6417
Postcard, 2032
Posteo, 8715
Postfach, 6973, 8715, 9429
Postident, 1402, 2996, 3457, 3458, 6048, 8106, 9490
Posting, 8450
Postkarte, 665, 841, 1556, 4212, 5158, 5495, 5613, 5741, 6720, 6752, 7786, 8134, 8148, 8150, 8407, 9086, 9143, 9266
Postkorb, 1066
postlagernd, 6728, 8090
Postleitzahl, 841, 3441, 3450, 5442, 9553
Postomat, 5752
PostPay, 3446

Postprivacy, 908, 1049, 1790, 1966, 1972, 2169, 2206, 3193, 3262, 4649, 4773, 7180
Postsparbuch, 599
Power Macintosh G3, 1512
Powerbank, 3226, 4059, 4086, 5787, 6103, 6707, 6867, 7037, 7399, 7517, 7728, 7852, 7979, 8013, 8093, 8123, 8143, 8198, 8337, 8342, 8463, 8503, 8537, 8564, 8909, 9033, 9050, 9289, 9444, 9521, 9543
PowerBook, 1233, 1330, 1928, 2394, 4233, 4390, 8342
PowerBook G4, 2394, 8342
PowerHit, 8130
Powerline, 4081
PowerMac G4, 2394
PowerPC, 8342
PowerPoint, 1849, 7310
Powerpoint, 987, 994, 995, 1513, 2960, 3849, 5089, 5094, 5729, 6202, 8500, 8960, 9109, 9805
POZ, 1124
PPP, 755
Practica, 929
Prägeetiketten, 5150
Präsentation, 469, 987, 995, 1242, 1513, 1548, 2059, 2281, 2960, 4896, 5252, 6007, 6062, 6268, 6307, 8138, 8500, 9096, 9215, 9629
Präsentationstechnik, 994, 1849, 3037, 4371, 5172, 6202, 9629
Präsenzmelder, 9457
Praktikum, 373, 857
Preisauskunft, 5728
Preisschild, 1726, 7130
Premiere, 924, 1071, 2104
Prepaid, 1105, 1670, 2906, 4945, 5352, 6390, 6949, 7350, 7455
Prepaid Kreditkarte, 5532
Prepaidguthaben, 8522
Prepaidhandy, 8701
Presenter, 2960, 6196, 6202, 6801
Pressefach, 3477
Presseinfo, 3477
Pressemappe, 2438, 3477
Pressemitteilung, 2772
Preview, 3314
Prime, 9520
Print, 3704, 4992, 5334, 6404
Print on demand, 3221, 8651, 8737
Prisma, 7064, 7769
Prison Break, 5598

Privacy, 646, 1781, 2465, 6106, 7180, 7255, 7510
Privacy Policy, 9737
Private Browsing, 7285
Privatkopie, 9100
Privatmodus, 2587
Privatsphäre, 4193, 4296, 5006, 5245, 5728, 6279, 6768, 7567, 8209
Privileg, 3597
Privileg 270T, 6358
Probealarm, 4862
Produktfälschung, 9572
Profil, 978, 1778, 8127
Profilbild, 1416, 1778, 8502
Profiler, 3861
programmierbar, 556
programmieren, 351, 384, 503, 507, 672, 738, 802, 1131, 1767, 3326, 3554, 7544, 8452, 8785
Programmkino, 872
Programmzeitschrift, 616, 2195, 7146, 7562
Project Fi, 6252
Projekt Gutenberg, 9560
Projektion, 6044
Projektor, 6250, 6553
Prokischreiber, 4820
Prokrastination, 5728, 6351, 6796, 7844, 9745
Prolog, 533
Propellertaste, 5653
Prophezeiung, 5642
Proportionalschrift, 381
Prosper, 5549
Prothesengott, 3822
Protokoll, 3973
Provider, 979, 1458, 2904, 2968, 9383
Provinz, 362
Provisorium, 5983
Proximity Sensor, 7492
ProxTube, 3744
Prüfplakette, 3957
Prüfung, 4427, 8875, 9628, 9767
PS/2, 5404
PS3, 9471
Pseudonym, 862, 1654, 8540
Psion, 9525
Psion 5MX, 9525
PU, 5544
Pubertät, 6488, 6503
Public Relations, 3538
Public Shaming, 7567
Publikationsmedium, 4684, 6258
Püntenell, 7750
PUK, 3258, 7825
Pulsoximeter, 9075
Pumpspeicherkraftwerk, 1640
Pups, 6206
Push Nachricht, 6260, 6266
Push-TAN, 3355
Pushbullet, 3317, 7024

Python, 5670

Q AMR, 3320
QBASIC, 805
QBasic, 567
QIC 80, 1046, 3529
Qik, 1443
Qixxit, 2401
Qleek, 2329
QoS, 8825
QR-Code, 1745, 1865, 1982, 2031, 2056, 2058, 2290, 2734, 2829, 2834, 2886, 2907, 3080, 3169, 3305, 3362, 3375, 3377, 3450, 3766, 3858, 4012, 4067, 4184, 4295, 4363, 4536, 4673, 4695, 4843, 4924, 4940, 5043, 5072, 5205, 5241, 5265, 5613, 5650, 5741, 5933, 6273, 6417, 6541, 6966, 7409, 7485, 7540, 7634, 7660, 7728, 7761, 7785, 7945, 8083, 8148, 8209, 8431, 8433, 8512, 8682, 9048, 9398, 9602, 9603, 9617, 9653
QRX, 4690
QSL-Karte, 4690
QSS, 2210
Quadcopter, 6927
Quadrocopter, 2142, 3422, 4989, 5853, 8755
Qualitätssicherung, 595
Quantenmechanik, 4595
Quantified Self, 2144, 2150, 2219, 2400, 2485, 2508, 2560, 2578, 2598, 2759, 2935, 3120, 3420, 3629, 3789, 3859, 3948, 4000, 4108, 4279, 4397, 4454, 4868, 4921, 5011, 5039, 5051, 5343, 6711, 6833, 7950, 8010, 8170, 8702, 9012, 9370, 9392
Quarzuhr, 318, 433, 9075
Quattro Pro, 949, 1203
Quellenangabe, 6294, 6327, 7282
Quelltext, 6354
Querbandsortierer, 8706
QuickTime, 5819, 6196
Quittung, 8718
Quiz, 560, 5252
Quizduell, 646
QWERTY, 6071
QWERTZ, 6071

R, 6222
R-Gespräch, 8750
R2D2, 9452
R4, 452
Rabatt, 9639
Rabo Scanner, 5111

Rabobank, 5111
Race Condition, 2807
Radar, 1482, 3404, 4339, 4886, 7775
Radarfalle, 1064, 9642
Radfahren, 4652
Radiergummi, 1268, 2509
Radio, 234, 251, 289, 335, 351, 367, 479, 510, 517, 532, 550, 638, 692, 780, 814, 946, 1017, 1060, 1221, 1408, 1454, 1619, 1744, 1777, 1787, 1913, 1966, 1998, 2071, 2396, 2631, 2640, 2872, 3076, 3253, 3256, 3259, 3388, 3436, 3580, 3764, 4120, 4175, 4177, 4347, 4403, 4466, 4467, 4778, 4958, 5230, 5239, 5305, 5536, 5616, 5940, 5966, 6082, 6298, 6305, 6469, 6525, 6794, 6813, 6815, 6876, 6915, 6928, 7569, 7750, 7778, 8091, 8189, 8231, 8270, 8355, 9044, 9064, 9665, 9685, 9700, 9724, 9795
Radio Beromünster, 8355
radioaktive Zäpfchen, 9596
Radiomitschnitt, 5239
Radiowecker, 335, 517, 1454, 3589, 6738, 6963, 7778, 8366
Radnabenmotor, 8658
rätselhaftes Gerät, 4730
Räuspertaste, 7569
RAF Leuchars, 7889
Railjet, 6098
Rainer Glaap, 363, 365, 399, 439, 565
Raketa, 273, 1846
RAM, 1730, 1820, 2165, 2581
Randlochkarte, 622, 9588, 9594, 9596
randlos, 7172
Random Reader, 5111
rantlos, 7172
Rasenmäher, 4161
Rasierapparat, 2722
Raspberry Pi, 2394, 3022, 3529, 4390, 5119, 5733, 6480, 6953, 7544
Rasterfolie, 402, 694
Raststätte, 7605
Rasur, 4783
Rauch, 9087
rauchen, 7557, 9087
Rauchmelder, 4605
Raumfahrt, 1730, 5412, 9223, 9282
Raumklang, 2845
Raumschiff, 3452

Rauschen, 1074
Ravelry, 8882
RDS, 1221, 2872, 4467, 5966
re:publica, 362, 638, 777, 986, 1441, 1604, 1608, 1823, 2275, 2276, 2278–2281, 2286, 2294, 2296, 2298, 2301, 3036, 3131, 3902, 3905, 4110, 4662, 4699, 5877, 6060, 6062, 6077, 6105, 6706, 7572, 7581, 7589, 7590, 9067, 9087
Readbox, 3815
Readwise, 8800
RealAudio, 5015
Realies, 6224
Realität, 7393
rebloggen, 7291
Reboot, 2927
reCAPTCHA, 8541, 8632
Receiver, 7386
Rechenmaschine, 2382, 2387
Rechenschieber, 7252
Rechenwolf, 5716
Rechenzentrum, 353
Recherche, 563, 944, 1572, 2174, 3726, 3996, 4005, 4380, 5082, 5581, 7122
Rechner, 1269, 4293
Rechnung, 893, 999, 1534, 1652, 2042, 2063, 2097, 2153, 2214, 2246, 2334, 2494, 2991, 3150, 3537, 3667, 3863, 4020, 4097, 4681, 4853, 5043, 5227, 5520, 5711, 5893, 6296, 6675, 6985, 7275, 7830, 8091, 8697
Rechnungsanforderung, 5893
Recht, 3992
Recht auf Vergessen, 2527, 5981
Rechte, 4547
Rechteverwaltung, 2012, 2020
Rechtschreibprüfung, 6261
Rechtsklick, 5639
Recovery, 5418
Recycling, 2826, 4792, 6764, 6893, 7093, 9164
Red Hot Chili Peppers, 6563
Red Pulse, 8282
Redaktion, 4603
Redaktionssystem, 670, 1266
Reddit, 7639, 9129, 9474
Reddit Live, 5220, 6406
Redhat, 903, 1051
Reduktionslineal, 9765
Reflex und Ritual, 740, 839, 905, 1199, 1337, 1360, 1407, 1455, 1572, 1668, 1709, 1846, 1900, 2040, 2061, 2099, 2227, 2232, 3452, 3526, 3552, 3686, 3782, 3784, 3801, 3849, 3860, 3878, 3893, 4058, 4063,

4096, 4107, 4110, 4129, 4208, 4248, 4294, 4397, 4643, 4647, 4818, 4865, 4979, 4992, 5052, 5144, 5149, 5191, 5258, 5287, 5324, 5390, 5431, 5562, 5619, 5896, 6246, 6468, 6505, 6571, 6706, 6755, 6827, 6872, 6902, 7077, 7237, 7274, 7376, 7411, 7443, 7450, 7462, 7627, 7644, 7717, 7751, 7752, 7772, 7844, 7882, 8108, 8134, 8170, 8388, 8430, 8450, 8603, 8810, 8890, 9170, 9380, 9418, 9434, 9435, 9551, 9634, 9675, 9736, 9743
Regalwand, 8682
Regen, 4709
Regenradar, 2189
Region Code, 1476, 1808
Region Free, 1476
Regionalbahn, 4431, 6317, 8050, 8981, 9348
Regionalcode, 1032
Regionalzug, 7200
Registrierkasse, 5711
Registrierung, 7182, 8091, 8346
Reichsflugscheibe, 1730
Reichweite, 7004
Reim, 446, 667
Reiner Knudsen, 275
reinerw, 247
reinigen, 3838
Reinigung, 3688, 7472
Reinraummatte, 1981
Reise, 620, 854, 3791, 4759, 6187, 6512, 7171, 7940, 9402
Reiseauskunft, 991
Reisebeamer, 5815
Reisebuchung, 4715, 7171, 9181
Reisebüro, 363, 365, 764, 892, 6691, 9181
Reisedokument, 8178
Reiseführer, 9139
Reisegepäck, 8317
Reisekostenabrechnung, 7363
reisen, 390, 835, 3065, 3225, 3369, 3791, 4147, 4636, 6635, 6674, 6756, 6864, 6966, 7605, 8013, 8166, 8253, 8595, 8720, 8938
Reisepass, 1151, 1939, 2488, 2516, 4027, 6443, 7032
Reiseplanung, 835, 991
Reisescheck, 764, 1011
Reisezentrum, 5090
Reiskocher, 7110
Reißwolf, 9533
Reizstromgerät, 1235
Reklamation, 4153, 6277
Reklamevitrine, 7451

Rekorder, 986
Relais, 6604
Religion, 5700, 6122, 7642
Remind, 5956
Remote Support, 3443
Renault ZOE, 1837
Rendering, 3350, 3708
Reparatur, 886, 1386, 1493, 1742, 2071, 2169, 2207, 2212, 2230, 2442, 2505, 2512, 2517, 2522, 2525, 2531, 2546, 2556, 2563, 3041, 3195, 3213, 3269, 3307, 3325, 3409, 3579, 3679, 3713, 5031, 5235, 5310, 5612, 6232, 6591, 6907, 7028, 7048, 7415, 8818, 9132, 9244, 9285, 9779
Repeater, 1752, 1824, 3012, 3466, 6557, 6601, 6647, 7532, 7600
Reproduktion, 8650
Requisiten, 6931
ResearchGate, 9464
Reservierung, 7240, 8997
Reset, 1784, 2217, 3615, 7645, 8528
Reset Knopf, 8528
Resonatorgitarre, 433
Responsive Design, 7095
Restaurant, 2056, 3136, 4473, 4500, 6512, 7240, 8345, 9398
Restaurants, 7490, 9480
Reto Biederborst, 2781, 4124
Retoure, 6484
Retro, 2750, 3175, 3912
Rettung, 5838
Rettungsdiskette, 598
Rettungsklappe, 5838
Retweet, 7395
Reverb, 7789
Revisionsklappe, 3494
revolt, 1417
Revox, 4958
Rezensionen, 8059
Rezept, 1670, 7427, 8410, 9585
Rezepte, 4215
RFID, 884, 1436, 1497, 2327, 3250, 3853, 4649, 4717, 5343, 5674, 5765, 5820, 5906, 5910, 5989, 6245, 6618, 6789, 7147, 7351, 8338, 8546, 9357
RFID (vermutlich), 1066, 7177
RGB, 3030
RHCP, 6563
Rhododendron, 4375
Richtfunk, 3673, 4487
Richtfunkstrecke, 8694
Ricoh, 2927
Ridesharing, 7764

riechen, 2345
Rieplsches Gesetz, 3067
Rin Räuber, 2585, 4885, 6801, 6905, 7238
rippen, 2212, 2882, 2908, 7381, 7784, 8757, 9131
Ritschratschgerät, 9693, 9716
Rituale, 7616
Ritzel, 9309
RJ 11, 620
RK03, 6880
RK05, 6880
RMB, 3750
RMV, 6762, 9488
RMVsmart, 5994
RNS 300, 1237
Roaming, 760, 930, 1317, 1341, 1383, 1451, 1574, 1610, 1647, 1650, 1733, 1982, 2123, 2269, 2603, 2710, 3158, 3200, 3273, 3590, 3982, 4078, 4571, 4848, 5053, 5201, 5525, 5715, 5719, 5736, 5741, 5973, 6177, 6252, 6498, 6542, 6553, 6662, 6666, 6673, 6674, 6693, 6864, 6949, 7402, 7498, 7673, 7728, 7736, 7802, 7808, 7939, 7940, 7983, 8013, 8236, 8250, 8324, 8770, 9304, 9445
Roaminggebühren, 4078, 8250
Robert Koall, 1238
Robot Journalism, 2642
Roboter, 3668, 6009, 6328, 6749, 7717, 7918, 8110, 8632
Robotik, 3760, 7717
Robotron, 533, 539, 638
Rochus Wolff, 1676
Rodinal, 5930
Rodrigo Witzel, 3442
Röhren, 256, 257, 8217
Röhrenfernseher, 253, 256, 309, 407, 443, 573, 616, 1299, 2447, 3567, 4514, 6823, 8826
Röhrenmonitor, 291, 513, 524, 690, 749, 971, 1167, 1376, 1512, 1948, 2261, 3506, 3867, 4129, 4197, 4206, 4328, 5798, 5921, 7376
Röhrenprojektor, 668
Röhrenradio, 4177
Röhrenverstärker, 634
Röntgen, 4289, 7649, 8703
Röntgenbild, 7649
Röntgenspeicherfolie, 7649
Roger Stapleton, 271, 461, 830, 6880, 7059, 8559, 8898, 9510, 9755
Rohling, 4692, 6046

Rohrpost, 1004, 1180, 5195, 5295, 8461, 9017, 9746
Roku, 6458
Roland Krause, 1324, 3747, 3752, 6222
Rolf, 611
Rollenoffset, 786
Rolling Stones, 5280
Rollläden, 1798
Rollowickler, 9482
Rolltor, 4922
Rolltreppe, 8428
ROM, 1730
Roman Jurt, 6009
Ronnie Grob, 5542
Roomba, 1095, 7007
root, 1149
Root Server, 2904
RootsWeb, 1456
Rost, 4766
Rostloch, 4766
Rot-Grün-Blindheit, 3864
Rotlicht, 7721
Routenführung, 1099, 4652
Routenplaner, 885, 915, 1156, 7514
Routenplanung, 779, 4815
Router, 766, 1449, 1628, 1752, 1809, 1875, 2162, 2210, 2311, 2455, 2940, 3309, 4081, 4176, 4409, 5627, 5806, 6229, 6849, 6906, 8002, 8022, 8031, 8054, 8097, 8115, 8296, 8595, 8857, 9450, 9682
Routing, 698, 1577, 4627, 5742
RS 232, 423
RSS, 1453, 2042, 2120, 2642, 2854, 6524, 9323
RSS Reader, 6238
rsync, 1356, 3529
RTF, 1855, 8807
RTFM, 6118
RTL, 6552
RTL II, 5063
Rubbellos, 4663
Rubik's Cube, 5500
Rucksack, 858, 4507, 6240, 8735
Rudolf Schimke, 9519
Rückblick, 7005
Rückruf, 9434
Rücksendung, 4882, 7281, 7421
Rückumschlag, 2514
Rüdiger, 9794
Rüdiger Meschkat, 2991, 3954, 4910
Rührmaschine, 3407
Rufbus, 300, 312, 327, 9200
Rufnummer, 9079
Rufnummernanzeige, 935, 1132, 3440, 4935, 5034, 5093
Rufnummernmitnahme, 1670, 9405

Rufnummernportierung, 1749, 9405
Rufnummernübermittlung, 1132, 6002
Rufnummernunterdrückung, 1222, 2003, 6034
Rufumleitung, 2713
Rufus Beck, 6095
Rufweiterleitung, 856
Ruhemodus, 5484, 5610
Ruhrbube, 7092, 7147, 7316, 7710, 7750
Rumänien, 6635
Rundfunk, 3388, 4778, 6876, 6915, 7569
Rundfunkbeitrag, 8091
Runkeeper, 6492, 6796, 7782, 8188, 8702
Runtastic, 2578, 5081, 5582
Runway, 5457
Rupert Murdoch, 1306
Rush Hour, 3561
Russland, 974, 3217, 6130, 8546, 9282, 9611
Ruth Herzberg, 410, 2817, 2863, 3078
rwd, 7095
RWTH, 1346
Ryanair, 1444, 1897, 5445, 9152

S ID, 8132
S-Bahn, 5994, 6864, 8891, 9348
S-VHS, 413, 9265
S.kang, 839
S0 Bus, 1190
Saab, 1823
Saal, 9087
saathchr, 5154, 7976, 8485
SABA Villingen, 4177
Sabine Werthmann, 6373
Sabotage, 256
Sägewerk, 234
Safari, 2225, 2337, 2755, 3179, 7473, 8192
SAFE, 8368
Safe, 3932
safe mode, 6907
Safety Check, 8368
Sag's Wien, 7363
Sagem, 1176
saltysheepninja, 349
Salzstreuer, 7715
Samael Falkner, 8127
Samba, 3022
Same day Lieferung, 4538
Sammelalbum, 6931
sammeln, 6931
Sampler, 9380
Samsung, 1089, 1173, 3689, 7650, 7747
Samsung E1150i, 8958
Samsung E1205, 3242
Samsung Galaxy, 1837, 2425, 2783

Samsung Galaxy Gear VR, 3344
Samsung Galaxy Note 7, 6975
Samsung Galaxy S3, 2625
Samsung Galaxy S3 mini, 4748
Samsung Galaxy S5, 6907
Samsung Galaxy S6, 5039, 6143
Samsung S4, 5706
Samsung S4 mini, 6300
Samsung Smart TV, 6756
Samsung VR Gear, 5869, 6143
San Francisco, 5899
Sand, 8062
SanDisk Sansa Clip Zip, 1912
Sanduhr, 7701
Sandzwerg, 5714
SAP, 6789
Sarah Häuser, 5001
Sascha Bors, 6634
Sascha Brittner, 6911
Sascha Foerster, 2478
Sascha Lobo, 1428, 1960, 7037
Satellit, 685, 996, 1232, 1439, 7386, 8137
Satellitenbilder, 6997
Satellitenfernsehen, 860, 1232, 1515, 3180, 7386
Satellitenreceiver, 9253
Satellitenschüssel, 3619, 7386, 9253, 9373
Satellitentelefon, 685, 6542
Satellitentelefonie, 6596
Saturn, 1084, 1905, 1977, 2396, 3714, 7597
Satzsoftware, 9145
Satzspiegel, 554
Satztechnik, 784
Sauna, 7701, 9453
SBB, 2429, 8835
Scam, 6640
Scan, 2923, 5889, 6302, 7627, 7945
Scanbot, 2478
scannen, 1099, 1424, 1497, 2991, 3626, 3788, 3857, 4056, 4308, 4883, 5392, 5815, 6122, 6183, 6265, 6587, 6836, 6979, 7411, 7485, 7558, 8375, 8629, 9078, 9372, 9464, 9530, 9628, 9672, 9692, 9743, 9748
Scanner, 648, 676, 694, 886, 975, 1371, 1591, 1883, 1915, 1937, 2009, 2196, 2309, 2331, 2343, 2466, 2478, 2594, 2698, 2817, 2881, 2927, 3500, 4027, 4316, 4743, 5626, 5849, 5896, 6139, 6302, 6788, 7649, 8342, 9059, 9368, 9464, 9533
SCART, 1355, 3567
Schach, 6752
Schallfolie, 701

Schallplatte, 358, 367, 377, 433, 473, 701, 907, 1211, 2026, 2390, 2534, 2845, 3343, 3401, 3432, 3905, 4697, 5337, 5675, 5724, 6512, 6630, 7522, 7741, 7834, 8847, 9685, 9734
Schalter, 634, 1798, 2162, 9740
Schaltnetzteil, 5969
Schaltschrankschlüssel, 8556
Schalttermin, 5285
Scham, 7567
Schattenbibliothek, 8651, 9100
Schaufenster, 5105
Schausteller, 3970
Scheck, 1174, 1644, 2031, 2110, 2135, 2838, 2894, 3816, 4290, 5719, 6376, 6553, 6742, 8168, 8594
Scheibenwischer, 4001
Scheinwerfer, 958, 1757, 4774
Scheinwerferreinigungsanlage, 1757
Schellackplatte, 9422
schenken, 9140
Scheremetjewo, 6130
Scherzanrufe, 620
Schiebefenster, 5495
Schienenersatzverkehr, 7728
Schienenfahrzeuge, 6319
Schiff, 858, 1550, 6596, 7500
Schiffahrt, 6876
Schifffahrt, 6915
Schild, 1120
schilderburger, 8622, 8644, 8684, 8873, 8958, 9490, 9636
Schildkröte, 740
Schlaf, 2684, 3120, 3447, 3755, 3819, 6391, 6982
Schlafbär, 6391
Schlafen, 8010
schlafen, 6130
Schlafforschung, 9421
Schlaflied, 9266
Schlafzimmer, 3905
schlechter Empfang, 9291
schlefaz, 6077
Schleifenquadrat, 5653
Schleifgerät, 3546
Schlepptop, 1269
Schlesien, 2930
Schleuder, 1432
schließen, 7789
Schließfach, 4294, 4306, 4319, 4443, 7939, 8173, 8305, 9059
Schließsystem, 8016
Schließtechnik, 5393
Schloss, 821, 1423, 4294, 4319, 4443, 4745, 6229
Schlüssel, 610, 655, 1140, 1199, 3544, 3626, 3637, 3837, 4294, 4306, 4319, 4428,

4443, 5002, 5137, 5910, 5981, 6229, 6232, 7004, 8384, 9141, 9776
Schlüsselanhänger, 1177
Schlüsselbundfinder, 460
Schlüsseldienst, 4745
Schlüsselfinder, 361, 8696
Schlüsselkarte, 6051, 6207, 6232, 8456
Schlummertaste, 1930
Schmierpapier, 3054
Schmitt Computersysteme, 513
Schnackelgeräusche, 2387
Schnee, 9754
Schneidemaschine, 479
Schneider, 501
Schneider CPC 464, 365, 4050
Schneider CPC 6128, 505
Schneider PC 1512 DD, 465
schnurloses Telefon, 415, 7516
Schokolade, 6470
Scholtfletsh, 9732
Schottland, 3193, 3259, 6425, 6947, 7080, 8736, 9521
Schranke, 4922, 8180
Schrauben, 8313
Schreibautomat, 9516
Schreibbüro, 9516
Schreibdienst, 609
schreiben, 295, 366, 388, 405, 597, 656, 684, 690, 1064, 1069, 1208, 1209, 1228, 1254, 1278, 1502, 1550, 1609, 1686, 1855, 2008, 2014, 2040, 2476, 2646, 2691, 2693, 2880, 2884, 3059, 3463, 3860, 3976, 3990, 4321, 4684, 4751, 4899, 4966, 5070, 5089, 5191, 5224, 5260, 5390, 6192, 6266, 6828, 6972, 7230, 8618, 8637, 8819, 9066, 9189, 9227, 9229, 9316, 9346, 9376, 9455, 9535, 9592
Schreibgeräte, 6790
Schreiblabor Bielefeld, 9189
Schreibmaschine, 232, 238, 251, 317, 336, 366, 372, 375, 405, 454, 456, 513, 570, 572, 573, 641, 705, 747, 879, 1033, 1097, 1664, 1759, 1816, 2040, 2098, 2394, 2691, 3804, 3805, 3985, 4041, 4069, 4389, 4398, 4403, 4863, 4927, 5159, 5497, 5815, 6358, 6373, 6790, 7646, 8697, 9356, 9364, 9454, 9469, 9519, 9535, 9729
Schreibmaschinenkurs, 519
Schreibmaschinenpapier, 9553
Schreibschrift, 3969

Schreibschutz, 1073
Schreibtafel, 295
Schreibtechnik, 8819, 9066, 9189, 9310, 9646
Schreibtisch, 8708
Schreibverhalten, 6828
Schrift, 1083, 3463, 8134
Schrittzähler, 4108, 4921, 8170
Schrödingers Katze, 4595
Schrott, 1688, 6893
Schrumpelfinger, 6058
Schüler, 6665, 7154, 8113
SchülerVZ, 2251
Schülerzeitung, 694
Schürhaken, 5974
Schufa, 1652, 5493, 5529
Schuh, 5544
Schuhputzmaschine, 7472
Schuhsohle, 5544
Schule, 281, 295, 336, 346, 407, 416, 425, 484, 486, 498, 503, 507, 556, 738, 795, 802, 818, 847, 857, 866, 868, 879, 895, 944, 1030, 1033, 1037, 1239, 1295, 1348, 1568, 2113, 2159, 2251, 2751, 2831, 3969, 4296, 4305, 4343, 4897, 5008, 5262, 5956, 5961, 6005, 6007, 6164, 6180, 6447, 6453, 6473, 6503, 6659, 6806, 6912, 6935, 6968, 7123, 7154, 7476, 7548, 7565, 8079, 8283, 8685, 8734, 8772, 8848, 9160, 9174, 9336, 9350, 9729, 9805
Schulheft, 438
Schulrechner SR1, 486
Schulung, 7248, 8383
Schusswaffe, 255
Schusswaffen, 5250
Schutz, 4586
Schutzfolie, 1978, 8288
Schutzhülle, 9151
Schutzkontakt, 5060
Schutzumschlag, 9151
Schwäbisch, 5849
Schwangerschaftsdiabetes, 8007
schwarzes Loch, 8826
Schwarzfahren, 5424
Schwarzweiß, 8064
schwarzweiß, 676, 695, 1452, 4357, 5500, 6302
Schwarzweißfernseher, 247, 252
Schwebebahn, 6319
Schweden, 1550, 2202, 4353, 6867, 6925, 7984, 8111, 8119, 8229
schweigen, 5214
Schweiz, 847, 952, 1039, 1052, 1209, 1242, 1671, 1681, 1870, 1950, 2089, 2097,

2432, 2441, 2808, 2826, 2827, 2850, 2865, 2886, 2922, 2924, 2976, 3029, 3076, 3377, 3397, 3989, 3990, 4129, 4223, 4455, 4848, 4870, 5046, 5069, 5094, 5251, 5295, 5434, 5752, 5757, 5787, 5798, 5803, 6161, 6597, 6810, 7031, 7123, 7142, 7150, 7152, 7156, 7451, 7507, 7700, 7802, 7816, 7824, 8095, 8158, 8236, 8246, 8258, 8259, 8265, 8301, 8305, 8314, 8338, 8342, 8346, 8349, 8355, 8392, 8412, 8461, 8930, 9138, 9275, 9294, 9385, 9447, 9449, 9453, 9710
Schweizer Taschenmesser, 4701
schwer, 8826
Schwerkraft, 7322
Schwimmbad, 2682, 4306, 4426, 8016, 9333
schwimmen, 4416
Schwimmkran, 1537
schwindelig, 8616
Science Fiction, 3265
Scottish Hydro, 1992, 2131, 2199, 2246, 2494
Scottish Power, 2131, 2199, 2246, 2494
Scrabble, 1824, 1959, 2219, 2972, 4090, 5844
Screen, 7123
Screen OCR, 7348
Screencast, 9096
Screenpresso, 7348
Screensaver, 1553
Screensharing, 7621, 7745, 8383
Screenshot, 731, 1504, 1982, 2019, 2647, 2973, 3220, 3654, 3899, 4091, 4134, 4527, 4994, 5125, 5146, 5270, 5844, 5859, 6265, 6273, 7395, 7749, 7751, 8407, 8432, 8791, 8868, 9047
scrobbles, 4852
Scrollrad, 3540, 3801
Scrum, 1453
SCSI, 2390
SD-Karte, 1244, 1267, 1503, 1898, 3212, 3334, 3639, 6027, 7005, 7457, 7460, 7784, 8000, 8041, 8215, 8564, 8992, 9049
SDR, 6915
SDRAM, 1093
Sebastian Hagedorn, 7234, 8061, 9044
Sebastian K, 1037, 7884
Sebastian Koopmann, 265
Sebastian Langer, 946

Sebastian Posth, 2988, 5193
Sebastian Riehm, 812, 1306, 1346, 1687, 2319, 2927, 3203, 3401, 3418, 3432
Sebastian Standke, 6410
Second Life, 1216, 1304, 8710
Second Screen, 1376, 1742, 1792, 1898, 2222, 3220, 3283, 4328, 4643, 7144
SecureCode, 6826
Security by obscurity, 243, 5061
Security vs. Safety, 4203
Seebälle, 5067
Seefahrt, 1237, 6596
Seelenverwaltung, 565
Seewolf, 539
Sega Saturn, 815
Segway, 2645, 3670, 3914
Sehgewohnheiten, 964
Sehtest, 1915, 9255
seifestattgel, 8303
Seilzug, 425
Seitenzahlen, 7273, 7975
Sekretärin, 4927
Sekunde, 4909
Selbstbedienung, 1403, 1715
Selbstbedienungskasse, 9403
Selbstbedienungswaage, 1528
selbstfahrender Wagen, 3630
selbstfahrendes Auto, 8878
Selbstheilung, 5310
Selbstkontrolle, 6399
Selbstscankasse, 1403, 1487, 1719, 1906, 1940, 2070, 2093, 2184, 2880, 3029, 3360, 3745, 3763, 4064, 4129, 4223, 4999, 5303, 5325, 5338, 6545, 7546, 8068, 8153, 9366, 9403, 9617
Selbstscanner, 1403, 1939, 2423, 2943, 4999
Selbsttest, 6907
Selbstvermessung, 5081, 6506, 6711, 6833, 7950, 8010, 8170, 8702, 9012, 9392
self service, 5804
Selfie, 1827, 2021, 2511, 2643, 2653, 2805, 4214, 4685, 4835, 5449, 5611, 7217, 7502, 7548, 9246
Selfiestick, 4214, 4708
Selftracking, 7950
Semantik, 4361, 4643
Semesterapparat, 5676
semi reg, 8119
Seminar, 2867, 3326
Seminartechnik, 4156
Sendebereich, 9064
Sender, 4489
Sendersuchlauf, 7407
Sendungsverfolgung, 9592
Seniorenhandy, 5144, 8612
Seniorentelefon, 6706
Senseo, 4875

Sensor, 768, 1070, 1091, 1205, 1455, 1663, 1769, 1904, 2001, 2166, 2173, 2344, 2345, 2353, 2393, 3360, 3387, 3550, 4512, 5039, 5404, 6953, 7775, 8034, 8367, 8764, 9012, 9457, 9498
Sensormatic, 9076
seoulstages, 6539
Serbien, 4649
Sergio Maldini, 3350, 7144, 7510, 8309, 8427, 8461
Serie, 791, 931, 1133, 1327, 1359, 1368, 1450, 1502, 1517, 1550, 1637, 1736, 1909, 1943, 1954, 1973, 2270, 2315, 2340, 2350, 2465, 2583, 3174, 3641, 5302, 5554, 5581, 5598, 6981, 7146, 7621, 7893, 8037, 8074, 8213, 9404
Serieller Port, 5404
Serien, 7744, 9301
Serienaufnahme, 8240
Serienbrief, 2239
Serienjunkies, 4489
Server, 825, 828, 1149, 1589, 6524, 7669
Service, 3746, 6618, 6798, 6971, 7636, 7944
Servicewüste, 7825
Set-top box, 6224
Sex, 255, 538, 769, 1024, 1052, 1318, 1648, 3262, 3452, 3708, 4600, 4742, 7599
Shakespeare, 7242
Shanghai, 1710, 5933
Share, 7395
ShareLaTeX, 5484
ShareLaTex, 9759
Shareware, 556, 1559
Sharing Economy, 4619, 9168, 9761
Sharp EL 512, 8879
Sharp PC 1402, 556
Sharp PC 1403, 556, 3451
Shazam, 780, 3253, 8433, 8940, 9322
Shell Shock, 2904
Shipspotting, 1649
Shop, 7825
Shortcut, 2971
Shortcuts, 508, 8810
ShowView, 616, 823
Shurgard, 1573
Shutterfly, 5956
Sicherheit, 533, 540, 545, 729, 813, 927, 1023, 1087, 1315, 1352, 1430, 1459, 1480, 1526, 1589, 1611, 1656, 1663, 1735, 1826, 1864, 1883, 1888, 1906, 1917, 1929, 1964, 1971,

2012, 2021, 2022, 2065, 2102, 2134, 2160, 2204, 2210, 2243, 2247, 2258, 2329, 2425, 2656, 2778, 2779, 2793, 2803, 2869, 2990, 2994, 3046, 3129, 3135, 3169, 3178, 3223, 3258, 3284, 3354, 3397, 3450, 3458, 3847, 3865, 3909, 4290, 4543, 4950, 5080, 5222, 5428, 5556, 5604, 5692, 5744, 5747, 5847, 5938, 5972, 5977, 5989, 6183, 6540, 6568, 6591, 6668, 6826, 6950, 7319, 7473, 7614, 7650, 8091, 8104, 8132, 8294, 8328, 8348, 8423, 8443, 8512, 8692, 9416, 9493, 9556
Sicherheitsbestimmungen, 5560
Sicherheitsfrage, 2134, 2990
Sicherheitsgurt, 4448
Sicherheitskontrolle, 1597, 2075, 3046, 4546, 4990, 8703, 9035
Sicherheitskopie, 6836, 8810
Sicherheitslücke, 1023, 4647, 8762
Sicherheitsupdate, 8762
Sicherung, 436, 541, 1163, 1205, 1328, 2496, 3022, 4390, 6300, 7907, 8537, 9161
sie wollen unser Geld nicht, 3158, 3865, 4461, 5449
Sieben-Segment-Anzeige, 6216
Siebte Klasse, 6007
Siegfried Brunner, 7775
Siemens, 826, 1025, 1037, 1173, 2454, 3999, 7884
Siemens C25, 918, 925, 4080, 4096, 4521, 4635, 9177
Siemens C55, 1089
Siemens M50, 1080, 1089
Siemens S45, 1071
Siemens S55, 1089, 1134
Sigfried Giedion, 8800
Sigil, 8583
Signal, 8770
Signalanforderung, 3920
Signalton, 7831
Signiermaschine, 4195
Silk Road, 1848
Silverlight, 2104, 7473
Silvester, 958, 5389, 6976, 8642, 8666
SIM, 5159, 5176, 7825, 8106
SIM Lock, 1469
SIM-Karte, 1469, 1574, 1600, 1608, 1648, 1733, 1787, 1828, 1833, 1870, 1872, 1888, 1890, 1919, 1929, 1939, 1975, 2040, 2045, 2062, 2089, 2097, 2136, 2161, 2185, 2199, 2204,

2232, 2236, 2263, 2432, 2504, 2518, 2531, 2567, 2571, 2572, 2590, 2603, 2617, 2619, 2703, 2713, 2763, 2783, 2801, 2803, 2891, 2906, 2970, 2976, 3156, 3157, 3161, 3169, 3273, 3275, 3295, 3373, 3882, 3908, 3913, 4309, 4413, 4461, 4495, 4612, 4636, 4782, 4848, 4914, 4969, 5053, 5135, 5137, 5159, 5176, 5207, 5347, 5352, 5616, 5741, 5796, 5973, 5977, 5999, 6052, 6168, 6390, 6406, 6454, 6577, 6591, 6662, 6666, 6673, 6949, 6966, 7078, 7171, 7350, 7455, 7483, 7498, 7645, 7808, 7825, 7939, 7969, 8236, 8324, 8512, 8980, 9039, 9112, 9138, 9445, 9500, 9534
SIMM, 586
Simon, 8434
Simon the Sorcerer, 5273
Simplenote, 9585
Simpsons, 4788
Simquadrat, 2713
Sims 4, 7705
SIMS4, 7393
Simulation, 4031
Simulator, 2788
Sinclair ZX Spectrum, 395
singen, 3465, 3641
Single, 8847
Singleplattform, 7599
Singweisengriffer, 542
Sinus, 6610
Sinusitis, 6495, 8297
SIP, 5254
Sipgate, 2713
Sirene, 1070
Siri, 383, 7112, 7137, 8630, 9392
Sitzball, 6027
Skateboard, 3355
Sketchnote, 9464
Sketchy Weather, 4709
Skeuomorphismus, 1546, 2832, 3445, 5642, 8292
Skifahren, 7216
Skikurs, 7216
Skimmer, 998
Skimming, 1459
Skipass, 1436
Skitch, 6180
Skript, 7107
Sky, 996, 2104, 7893
Sky Go, 2104, 5722, 7473
Sky Map, 9297
Sky Store, 7893
Sky Ticket, 7473, 7893

Skype, 1212, 1216, 1224, 1229, 1233, 1258, 1283, 1288, 1317, 1332, 1399, 1448, 1595, 1629, 1633, 1703, 1783, 1818, 1896, 1928, 1957, 1966, 2198, 2200, 2418, 2495, 2640, 2652, 2900, 2933, 3204, 3225, 3357, 3367, 3556, 3580, 3641, 3718, 3734, 3992, 4321, 5151, 5254, 5347, 5484, 5583, 5606, 5627, 5905, 6009, 6013, 6034, 6063, 6488, 6817, 6991, 7171, 7304, 7427, 7621, 7726, 7744, 7745, 8001, 8684, 9220, 9745
Skyper, 6463
Skyrim, 5273
SkyTrain, 1150
Slack, 2552, 5992, 7316, 7320, 7704, 9259, 9323
Sleep, 6833
Sleep as Android, 1930, 3120, 6833, 7270, 7346, 9710
Sleep Better App, 3589, 3700, 3755
sleeplessdarkhorse, 331, 702, 905, 1049, 1420, 1515, 1524, 1668, 1673, 1707, 1715, 1892, 3391, 3483, 3533, 3537, 3552, 3589, 3637, 3651, 3700, 3735, 3759, 3772, 3784, 3847, 3872, 3893, 3954, 3957, 3976, 4060, 4107, 4111, 4131, 4172, 4244, 4416, 4441, 4754, 4806, 4858, 4862, 4941, 4972, 4985, 4992, 5036, 5038, 5104, 5139, 5156, 5261, 5271, 5287, 5305, 5724, 5729, 5753, 5756, 5888, 5974, 6106, 6108, 6258, 6276, 6440, 6450, 6643, 6734, 7492, 7574, 7614, 7625, 7643, 7929, 8366
Slide, 995
Slides, 9215
Slideshow, 587
SLIP, 755
SlivkiShow, 7968
Slowakei, 4649
Slowenien, 4413, 4848
Smart, 1486, 1989
Smart Glass, 3996
Smart Home, 1661, 1698, 1737, 2676, 2680, 3876, 5379, 5664, 5733, 6145, 6953, 7923, 8595, 9482
Smart Lock, 5948
Smart Metering, 2724, 2929, 5328
Smart Reply, 5523
Smart Speaker, 9710

Smart TV, 2884, 4051, 5941, 9253, 9301
Smart Wearables, 4441, 4686
Smartboard, 2867, 6968, 7123
SmartCard, 4450, 4470
Smartcard, 5556
Smartphone, 1085, 1281, 1395, 1406, 1414, 1429, 1431, 1436, 1446, 1448, 1455, 1503, 1504, 1509, 1536, 1542, 1548, 1562, 1565, 1566, 1600, 1606, 1609, 1612, 1678, 1681, 1702, 1709, 1730, 1735, 1736, 1740, 1745, 1746, 1756, 1781, 1790, 1809, 1826, 1835, 1837, 1846, 1877, 1908, 1941, 1943, 1962, 2007, 2011, 2014, 2031, 2035, 2037, 2061, 2118, 2171, 2184, 2191, 2202, 2233, 2236, 2246, 2259, 2269, 2323, 2339, 2400, 2425, 2465, 2467, 2475, 2477, 2478, 2498, 2499, 2501, 2503, 2509–2511, 2529, 2541, 2578, 2584, 2598, 2641, 2646, 2703, 2709, 2710, 2765, 2778, 2783, 2787, 2802, 2805, 2827, 2832, 2834, 2849, 2907, 2948, 2958, 2962, 2970, 3003, 3019, 3036, 3095, 3116, 3161, 3212, 3225, 3226, 3238, 3245, 3249, 3263, 3269, 3287, 3317, 3319, 3338, 3375, 3415, 3426, 3439, 3473, 3544, 3549, 3577, 3596, 3615, 3621, 3629, 3687, 3700, 3707, 3755, 3822, 3839, 3843, 3847, 3894, 3909, 3945, 3948, 3969, 3977, 3992, 4017, 4059, 4086, 4095, 4108, 4123, 4166, 4169, 4174, 4184, 4187, 4214–4216, 4220, 4231, 4251, 4256, 4257, 4295, 4345, 4349, 4353, 4363, 4375, 4397, 4426, 4482, 4486, 4499, 4515, 4540, 4541, 4546, 4558, 4586, 4617, 4643, 4652, 4657, 4705, 4708, 4710, 4718, 4724, 4725, 4733, 4736, 4746, 4751, 4785, 4786, 4798, 4831, 4832, 4847, 4850, 4856, 4896, 4905, 4921, 4949, 4956, 4972, 4976, 5017, 5027, 5032, 5033, 5035, 5038, 5064, 5072, 5081, 5087, 5098, 5127, 5135, 5149, 5154, 5162, 5167, 5176,

5191, 5221, 5222, 5255, 5287, 5305, 5308, 5313, 5321, 5329, 5336, 5372, 5412, 5419, 5422, 5480, 5527, 5576, 5583, 5586, 5595, 5608, 5695, 5725, 5728, 5764, 5840, 5841, 5844, 5846, 5850, 5852, 5859, 5863, 5867, 5942, 5949, 5955, 5972, 5983, 5989, 5997, 6005, 6039, 6051, 6067, 6069, 6077, 6105, 6122, 6126, 6153, 6161, 6164, 6168, 6171, 6177, 6219, 6242, 6257, 6283, 6296, 6300, 6339, 6343, 6377, 6392, 6425, 6426, 6435, 6447, 6454, 6470, 6481, 6483, 6495, 6503, 6506, 6563, 6606, 6614, 6617, 6619, 6657, 6674, 6690, 6711, 6730, 6768, 6788, 6797, 6825, 6833, 6840, 6847, 6872, 6888, 6918, 6923, 6925, 6943, 6950, 6966, 6971, 6975, 7016, 7035, 7086, 7132, 7139, 7140, 7144, 7154, 7177, 7184, 7186, 7197, 7214, 7255, 7320, 7330, 7356, 7367, 7379, 7381, 7415, 7417, 7443, 7476, 7485, 7492, 7527, 7532, 7550, 7557, 7574–7576, 7592, 7616, 7617, 7630, 7643, 7672, 7718, 7747, 7752, 7787, 7799, 7825, 7836, 7853, 7937, 7979, 8001, 8013, 8029, 8038, 8074, 8108, 8122, 8134, 8139, 8149, 8155, 8159, 8166, 8188, 8189, 8211, 8212, 8256, 8280, 8288, 8294, 8330, 8352, 8377, 8388, 8394, 8398, 8399, 8415, 8434, 8451, 8522, 8537, 8543, 8558, 8578, 8580–8582, 8586, 8608–8610, 8652, 8664, 8680, 8717, 8722, 8770, 8776, 8787, 8823, 8851, 8899, 8965, 9022, 9024, 9040, 9075, 9098, 9110, 9128, 9146, 9151, 9156, 9160, 9174, 9178, 9182, 9204, 9206, 9208, 9239, 9251, 9277, 9280, 9293, 9294, 9330, 9333, 9335, 9336, 9348, 9350, 9361, 9370, 9373, 9386, 9424, 9433, 9494, 9505, 9562, 9573, 9617, 9619, 9630, 9641, 9653

Smartphonehalterung, 3979

Smartphoneverhalten, 8238
Smartphonevermeidungsgerät, 5468
Smartwatch, 2400, 3503, 3629, 3845, 3876, 4248, 5260, 5400, 6139, 6265, 7590, 9392
Smiley, 1147, 1188, 2295, 4560
Smileytaste, 6150
Smilla Dankert, 1413
SMS, 789, 856, 1014, 1028, 1039, 1058, 1144, 1157, 1188, 1221, 1278, 1281, 1290, 1385, 1469, 1503, 1881, 1884, 1888, 1917, 1945, 1957, 1977, 1993, 2049, 2097, 2134, 2136, 2200, 2235, 2263, 2337, 2432, 2467, 2695, 2703, 2731, 2736, 2762, 2763, 2886, 2924, 2970, 3039, 3068, 3091, 3134, 3181, 3335, 3385, 3614, 3743, 3854, 3881, 4017, 4095, 4218, 4248, 4341, 4356, 4461, 4570, 4636, 4807, 4836, 4969, 4986, 5004, 5008, 5250, 5379, 5389, 5422, 5499, 5512, 5576, 5586, 5606, 5650, 5665, 5736, 5752, 5761, 5973, 6107, 6192, 6201, 6300, 6424, 6454, 6463, 6483, 6535, 6593, 6597, 6617, 6662, 6716, 6768, 6784, 6812, 6879, 6953, 6976, 7019, 7056, 7078, 7316, 7573, 7626, 7736, 7775, 7786, 7802, 7852, 8115, 8155, 8247, 8348, 8402, 8407, 8513, 8522, 8719, 8878, 8980, 9240, 9268, 9323, 9493, 9655, 9724
SMS Flatrate, 5008
Snake, 7884
Snapchat, 4994, 5727, 5992, 6164, 6182, 6257, 6276, 6310, 6528, 6541, 7154, 7347, 9143
Snapseed, 6067
SNCF, 8180
Snippefy, 2566
Snipping Tool, 7348
Sobooks, 3315
Social Fixer, 8127
Social Media, 3248, 3423, 3571, 3696, 4031, 4077, 4104, 5257, 6177, 6310, 7291, 7672, 8113, 8127, 9296
Social Network, 1226, 1668
SocialSafe, 1969, 3357
Socken, 4153
Sofa, 5507
Sofortaufladung, 2232

Sofortbild, 8650
Sofortbildkamera, 904, 8650
Softeismaschine, 3867
Software, 470, 765, 1224, 1559, 1560, 2960, 3486, 3713, 3994, 7222, 8298, 9096
Software Defined Radio, 6915
Softwareaktualisierung, 3071, 3175
Softwareentwicklung, 1266, 1350
Softwarehölle, 9452
Softwarelizenz, 825, 1963, 2015, 2985
Softwareupdate, 287, 8443
Sokoban, 7356
Sokoban-Spielerin, 1628, 1787, 3612, 3627, 3649, 3689, 3717, 3744, 3819, 3985, 4058, 4066, 4105, 4144, 4216, 4288, 4477, 4632, 4850, 4962, 5207, 5227, 5245, 5255, 5308, 5608, 6742, 6944, 7085, 7262, 7356, 9679
Solarenergie, 498, 1013, 3118, 3619, 6021, 6270, 7527
Solarflugzeug, 6021
Solartechnik, 4170
SolidWorks, 6009
Solowheel, 2645, 3914
Sommer, 4394
Sommerzeit, 3587, 3589, 3593, 5185, 5906, 6738, 6740, 7270, 7330, 7334, 7335
Sonderzeichen, 729, 761, 871, 892, 1191, 1216, 1228, 1255, 1575, 1855, 1947, 2008, 2014, 2237, 2691, 3040, 3621, 5653, 6952, 7473, 7646, 7807, 8271, 8779, 8807, 9080
Songidentifikation, 780
Songkick, 6868
Songtext, 898
Sonja Krause-Harder, 3550
Sonnenbrille, 5770
Sonnenenergie, 1013
Sonnenfinsternis, 3510
Sonos, 4271, 8686
Sony, 986, 2229, 3099, 3197, 3975, 6997, 7417, 9273
Sony Alpha 5000, 2037
Sony Clié, 1418
Sony Digicube, 6963
Sony Ericsson, 1173, 1282
Sony Ericsson K700i, 1285, 5502, 5665
Sony NEX 5R, 3226
Sony Vaio, 2863
Sony Xperia, 6797
Sony Xperia Tipo, 4123
soomz.io, 7255
sortieren, 9594, 9596

Sortierung, 6055
Soulseek, 1061
Sound, 7453
Soundbearbeitung, 933
Soundblaster, 708
Soundcloud, 1079, 1941, 2408, 3612, 6212
Soundkarte, 803
Soundtrack, 791
Sowjetunion, 368, 387
Soziales Netzwerk, 4296, 5006, 5502, 5753, 5756, 5861, 8064, 9729
Sozialverhalten, 5806
Sozialversicherungsausweis, 7593
Space Invaders, 321, 643, 3692
Spätkauf, 6548, 7271, 7370
Spam, 876, 1029, 1157, 1222, 1292, 2157, 2194, 2375, 2399, 2785, 3145, 3380, 3531, 3612, 4011, 4027, 4484, 4600, 4993, 5066, 5315, 6973, 7126, 7148, 8008, 9130, 9193, 9566, 9750
Spamfilter, 7126, 9130
Spanien, 267, 1610, 2645, 2661, 2663, 2752, 3157, 5053, 6052
Spannung, 692, 6610, 6936
Spannungsumschalter, 634
Spannungswandler, 1318, 4394
Sparbuch, 497, 599, 7054
Spargelschälmaschine, 7456
Sparkasse, 515, 599, 891, 1407, 5747, 7054, 8057, 8132, 8449, 8630, 8780, 9160, 9435
Sparkonto, 7121
Sparks, 1633
Sparschwein, 4455
Sparuhr, 4074
Special Effects, 5272
Special Features, 4205
Spedition, 3272, 6628
Speech to Text, 8618, 8792
Speedphone, 6038, 6483
Speedport, 1449, 1777, 5949
Speedtest, 8825
Speicher, 374, 717, 1057, 1061, 1157, 1730, 2359, 2710, 3451, 4063
Speichererweiterung, 6027
Speicherkarte, 1188, 1238, 2303, 4956, 9053, 9156, 9349
Speichermedium, 283, 295, 363, 408, 442, 446, 505, 717, 726, 830, 1073, 1168, 1188, 1244, 1287, 1503, 1526, 1960, 2113, 2181, 2196, 2240, 3034, 3213, 3529, 3639, 3724,

4221, 5006, 5441, 6222, 6634, 6880, 7005, 8815, 9049, 9053
Speicherplatz, 283, 335, 586, 4123, 4221, 4249, 6041, 6575, 6634, 7513, 9437
Speicherschreibmaschine, 363, 6373
Spende, 7834
spenden, 6811
Sperrcode, 5304, 7650
Sperrholz, 4826
Sperrkreis, 6422
Sperrnotruf, 3784
Sperrung, 7650, 9132
Spidercam, 7140
Spiegel, 4783, 6945
Spiegelreflex, 3669, 6733, 7490, 8038
Spiegelreflexkamera, 9510
Spiel, 309, 354, 429, 443, 468, 514, 523, 560, 598, 611, 632, 646, 677, 684, 740, 815, 839, 971, 984, 1401, 1420, 1503, 1567, 1572, 1892, 1913, 2219, 3465, 3468, 3567, 3692, 3702, 3954, 3977, 4031, 4050, 4129, 4166, 4244, 4374, 4499, 4655, 4850, 4879, 4942, 4972, 5020, 5109, 5159, 5273, 5328, 5627, 5669, 5859, 6143, 6382, 6385, 6392, 6400, 6410, 6488, 6511, 6905, 7058, 7617, 7897, 7962, 8108, 8217, 8284, 8302, 8735, 8857, 9641, 9645
Spielautomat, 443, 643
Spieldose, 3483, 3609
Spielhalle, 809
Spielkonsole, 651, 815, 1809, 2004, 3567, 7450, 9645
Spielplatz, 4831
Spieluhr, 9266
Spielzeug, 255, 1583, 2191, 3095, 3691, 4092, 4141, 4349, 4618, 5127, 5328, 6046, 6931, 7276, 7403, 8582, 8965, 9161, 9675
Spielzeugkamera, 9710
Spike, 7167
Spind, 8016
SPIO, 5277
Spionage, 638, 5972
Spiralheft, 6790
split mode, 1224
Splitter, 4081
SPOF, 6062
Spokeo, 1369
Spontanheilung, 6637

Sport, 289, 393, 1060, 1071, 1497, 1572, 3368, 3943, 4000, 4364, 4454, 4705, 4964, 5011, 5154, 5259, 5343, 5591, 5830, 5832, 5996, 6266, 6366, 6451, 6506, 6823, 7140, 7431, 7521, 8016, 8702, 9012, 9150, 9204, 9207, 9392, 9498, 9626, 9731
Sportgerät, 1300, 2150, 2569, 3379, 9498
Sportjournalismus, 5377
Sportstudio, 1300
Sportwetten, 9217
Spotify, 1946, 2390, 2394, 2408, 2775, 2811, 3076, 3122, 3191, 3213, 3343, 3432, 3436, 3490, 3943, 4271, 4458, 4566, 4776, 4964, 4972, 5005, 5168, 5239, 5279, 5280, 5348, 5461, 5501, 5534, 5679, 5680, 5724, 6247, 6285, 6375, 6700, 7005, 7043, 7104, 7112, 7242, 7243, 7291, 7354, 7566, 7772, 8186, 8342, 8526, 8599, 8686, 8960, 9027, 9098, 9104, 9678, 9685, 9731, 9747
Spotlight, 4597
Sprachansage, 289, 3612, 9227
Sprachassistent, 8628
Sprachaufzeichnung, 1624, 1900
Sprachausgabe, 1678, 5192, 5580, 5906, 5943
Sprachbarriere, 4987, 4990, 5121, 8173
Sprachdialogsystem, 991, 4449
Sprache, 3696, 5199, 5262, 6125
Spracheingabe, 1558, 2972, 3476, 5260, 5906, 7162
Spracheinstellung, 1675, 3696
Sprachenlernen, 9775
Spracherkennung, 355, 1012, 1702, 2076, 2693, 2713, 3148, 3475, 4850, 5009, 5263, 5535, 5906, 6060, 6599, 6600, 8186, 8490, 9805
Sprachgebrauch, 743, 1189, 1755, 2765, 3016, 3083, 3574, 4070, 4293, 4475, 4603, 4942, 5087, 5221, 5295, 5300, 5319, 5353, 5542, 5594, 5639, 6192, 6483, 6919, 6923, 7102, 7360, 7431, 7441, 7598, 7750, 8001, 8004, 8351, 8446, 8847, 9279, 9375, 9553, 9648
Sprachnachricht, 4174, 4570, 6438, 8582, 8770, 9233

Sprachsteuerung, 1054, 4397, 6847, 7111, 8490
Sprachsynthesizer, 3611, 5192
Sprachunterricht, 5743
Sprachwahl, 4203
Sprachwandel, 6923, 6988, 7102
Spreadsheet, 8824
Sprinkleranlage, 1091
Sprite, 438
Spritzguss, 8556
Spülmaschine, 1468, 1676, 2169, 2203, 3001, 3100, 7028, 9132, 9747
Spulenbandmaschine, 4958
Spurhalteassistent, 6727
SQL, 5152, 8410
sr6346, 8210
Sri Lanka, 4920
SSD, 2207, 5536, 6850, 7751
SSH, 7669
St. Martin, 5212
Staatsanwaltschaft, 1707
STABO, 4690
Stabsdienst, 519
Stack Overflow, 8452, 8785
Stadion, 4592, 8196
Stadtbücherei, 8625, 9662
Stadtführung, 4003
Stadtgrenze, 6281
Stadtmagazin, 3605
Stadtplan, 1833, 5568, 6985, 7444
StadtRAD, 4608
Stadtverschönerung, 3061
ständige Redaktionskonferenz, 5404
Stalin, 1961
Stammbaum, 1456, 5349
Stampit, 1187
stand development, 5930
Standby, 634
Standinternet, 4239
Standleitung, 904, 934
Standort, 5123
Standortbestimmung, 9304
Standortdaten, 9056, 9108, 9334
Star Trek, 7795
Starbucks, 3172, 3709, 6339
Starkstrom, 1328, 2496
Starlink, 9510
StarOffice, 8860
Start Stopp System, 4749
start.bat, 5667
Startbahn, 5457
Starthilfe, 1823, 3256
Startmenü, 7602, 7882
Startup, 2819
stationärer Handel, 320, 358, 556, 819, 859, 914, 1084, 1124, 1249, 1409, 1625, 1726, 1745, 1788, 1820, 1828, 1831, 1905, 1906, 1933, 1960, 1965, 1977, 2004, 2031, 2070,

2093, 2138, 2140, 2176, 2178, 2184, 2230, 2253, 2263, 2463, 2474, 2503, 2659, 2663, 2670, 2759, 2827, 2880, 2943, 3006, 3010, 3029, 3034, 3055, 3078, 3146, 3191, 3275, 3360, 3428, 3655, 3668, 3714, 3745, 3763, 3870, 4256, 4473, 4511, 4577, 4620, 4838, 5392, 5470, 5888, 6048, 6404, 6528, 6545, 6632, 6985, 7062, 7092, 7130, 7156, 7229, 7238, 7539, 7550, 7597, 7717, 7723, 8139, 8147, 8314, 8412, 8460, 8521, 8682, 8926, 9005, 9074, 9076, 9476, 9493, 9572, 9617, 9746
stationärer Onlinehandel, 8710
stationäres Internet, 1869
Statistik, 9707
Stativ, 4331
Status Update, 6171
Stau, 8223
Staubsauger, 1095, 2680, 3133, 4059, 6145, 7288, 7907, 8257, 8518, 9722
Staubsaugroboter, 1095, 6145, 8518, 9482
Stay, 3280
Steam, 5627, 6976
Stechmückenvergrämung, 2357
Stechuhr, 6789
Steckdose, 234, 304, 579, 620, 956, 1004, 1209, 1230, 1491, 1550, 1752, 1786, 1824, 1891, 1939, 1950, 2035, 2045, 2216, 2271, 2273, 2357, 2404, 2441, 2676, 2910, 2979, 2984, 3208, 3226, 3266, 3850, 3986, 4431, 4502, 4698, 4968, 5060, 5064, 5409, 5434, 5472, 5684, 5916, 6098, 6130, 6187, 6289, 6384, 6486, 7037, 7085, 7114, 7200, 7985, 8004, 8013, 8345, 8386, 8456, 8503, 8515, 8743, 8812, 8936, 8973, 8981, 9033, 9044, 9161, 9202, 9348, 9543
Stecker, 620, 1330, 2910, 4376, 4407, 6187, 7305, 7336
Steckerleiste, 8345
Steckernetzteil, 5119
Stefan Baur, 738
Stefan Beermann, 5517, 7348
Stefan Großmann, 791, 2713, 2797

Stefan Jaekel, 654, 1407, 3194, 3226, 3266, 3966, 4123, 4486, 4649, 5159, 5804, 6107, 8615, 9221
Stefan Mesch, 899, 2759, 2811, 3478, 3734, 3824, 4709, 4896, 5409, 5635, 6846, 6958, 7291, 7318, 7395, 7516, 7567
Stefan Möller, 615, 4192
Stefan N., 5009
Stefan Niggemeier, 7736
Stefan Ossowskis Schatztruhe, 587
Stefan Rüdinger, 4266
Stefanie Haacke, 9183, 9229, 9375, 9473
Stefanie Otersen, 2281, 2324, 2331, 2507, 2558, 2570, 2694, 2730, 2771, 2787, 2928, 3183, 3200, 3244, 3250, 3290, 3304, 3616, 3709, 4203, 4643, 4740, 6245, 6347, 6587
Steffen L., 1865, 3043
Steffen Voß, 1202
Stein, 3886
Steinberger, 8470
Steinchen, 8428
Stempel, 619, 3308, 6547, 6873, 7326, 9398
Stenografie, 405, 4927
Stephan Bartholmei, 529
Stereoanlage, 701, 1221, 3191, 3390, 4750, 5230, 6893, 7923, 8296
Stereoanlange, 9795
Stereografie, 3344
Stereolithografie, 8024
Sternbilder, 5412, 9024
Sternchen, 9380
Steuer, 1760, 3151, 7169, 8640
Steuererklärung, 1387, 1760, 1794, 2410, 3770, 3992, 5227, 5987, 6122, 6561, 7169, 8167, 9315
Steuerhinterziehung, 5157
Stichheiler, 4568
Stichwortverzeichnis, 8720, 8785
sticken, 438
Stiefel, 5544
Stift, 3894, 3911, 3977, 3986, 4231, 4321, 6810, 8041
Stifteingabe, 2014
Stimme, 6599
Stimmenerkennung, 7137
Stimmgabel, 685
Stimmgerät, 423, 685, 1895, 2584, 4667, 8432
stimmlos, 3556
Stirnlampe, 7201
stl, 7222
Stock, 1229
Störung, 6107

Storage, 1573
Strafvollzug, 6840
Strafzettel, 7761
Strahlung, 7530
Strandmuschel, 4481
Straßenbahn, 2747, 5994, 7443, 9293
Straßenbeleuchtung, 6888
Straßenkarte, 1581
Straßenlaterne, 654
Straßennavigation, 698, 1577
Straßenverkehr, 1846, 2607, 3328, 3526, 4815, 5118, 6231, 6248, 9196
Strategiespiel, 4050
STRATO, 1149
Strato, 8829, 9774
Strava, 6655, 6796, 7782, 9626
Streak, 6260
Stream, 3532, 3902, 4409, 5193
Streamer, 1046
Streaming, 1018, 1531, 1890, 1943, 1960, 1966, 1990, 2465, 2510, 2538, 2539, 2789, 3174, 3183, 3409, 3491, 3532, 3694, 3900, 3966, 3978, 4096, 4182, 4331, 4489, 4547, 4632, 4764, 4861, 5193, 5239, 5251, 5259, 5443, 5461, 5740, 5754, 5813, 5832, 5886, 6015, 6192, 6366, 6458, 6501, 6511, 6552, 6822, 6823, 6868, 6893, 6962, 7187, 7274, 7360, 7537, 7562, 7581, 8037, 8213, 8298, 8377, 8526, 8642, 8686, 8789, 8817, 9204, 9253, 9301, 9391, 9549, 9615, 9678, 9684, 9685, 9719, 9731, 9747
Streber, 3049
StreetPass, 5859
Streichelzoo, 1913
streichen, 9279
Streifenhörnchen, 839
Streifenkarte, 4135
Streik, 8943
Strg, 4204
stricken, 7045, 9406
Strickgabel, 7045
Strickliesel, 7045
Strickrahmen, 7045
Strickring, 7045
Strip Poker, 677
Strom, 234, 267, 436, 526, 541, 620, 756, 790, 1235, 1417, 1445, 1447, 1498, 1623, 1640, 1666, 1672, 1992, 2042, 2107, 2131, 2145, 2180, 2199, 2246, 2271, 2334, 2344, 2404, 2433, 2441, 2460, 2494, 2553, 2570, 2651, 2740,

2787, 2819, 2850, 2910, 2928, 2929, 2984, 3005, 3026, 3074, 3138, 3240, 3266, 3307, 3856, 3893, 4020, 4051, 4086, 4251, 4268, 4502, 4512, 4548, 4636, 4734, 4968, 5060, 5409, 5472, 5520, 5613, 5787, 5867, 5916, 6006, 6051, 6103, 6270, 6384, 6425, 6441, 6486, 6489, 6607, 6867, 7080, 7082, 7083, 7085, 7336, 7517, 7557, 8004, 8071, 8130, 8342, 8345, 8373, 8386, 8412, 8456, 8463, 8503, 8537, 8634, 8680, 8823, 8898, 8936, 9161, 9521, 9679
Stromadapter, 956
Stromanbieter, 7083
Stromanschluss, 6317, 7085
Stromausfall, 898, 1886, 2589, 3642, 5032, 6192, 6376, 6607, 8537
Stromerzeugung, 1640
Stromklaus, 9737
Stromkosten, 8198
Stromkreis, 560
Stromleitung, 2740
Strommessung, 9679
Stromverbrauch, 7082, 7083, 9679
Stromversorgung, 898, 4699, 5119, 5262, 5514, 6813, 7200, 7711, 8253
Stromzähler, 2496, 2929, 4540, 5328, 5613, 5741, 7083, 7907, 8209
Stubenofen, 7953
Studie, 8702
Studienerfolgsbestätigung, 6365
Studio, 7569
Studiouhr, 6298
Studium, 1346, 3972, 5089
StudiVZ, 1416
Stuhl, 5514
Stummfilm, 6599
stummschalten, 7630
Stummschaltung, 5300, 6797
Stundenplan, 336
Sturm, 8368
Stuttgart, 5849
Stypi, 1855
subito, 1365, 6294
Submission, 230, 251, 300, 312, 327, 639, 778, 842, 4483, 4832, 5106, 8016
Subversion, 6796
Subway, 3561, 3843, 4219, 4724, 7197, 7243
Suchbegriff, 5301
Suche, 361, 981, 1054, 1199, 1207, 1239, 1709, 1918, 1927, 1980, 2016, 2031,

2042, 2527, 2711, 2770, 2884, 3490, 3544, 5552, 5706, 5778, 5836, 5941, 6023, 6539, 7052
suchen, 780, 5301, 6731, 7330, 7602
Suchergebnisse, 9380
Suchmaschine, 250, 563, 778, 1033, 1239, 2139, 2255, 2257, 2321, 2527, 2529, 2711, 2967, 3398, 3963, 4890, 5190, 5926, 5941, 6270, 6600, 7031, 8541, 9206, 9786
Sudden Death, 6300
Südafrika, 9366, 9445
Sugru, 9285
Summer Games, 397
SumUp, 3006
Super 8, 299, 3197
Super Mario Bros., 651
Supercharger, 4125, 8373, 8823
Superheldencomics, 6958
Superintendent, 8594
Supermarkt, 859, 1077, 1124, 1528, 1906, 1965, 2093, 2176, 2295, 2663, 2670, 2827, 2880, 2943, 3029, 3055, 3146, 3360, 3428, 3721, 3745, 3763, 4064, 4129, 4260, 4473, 4541, 4560, 4577, 4692, 4706, 4796, 4866, 4917, 4954, 4999, 5246, 5261, 5303, 5325, 5357, 5470, 5752, 5757, 6048, 6417, 6545, 6632, 6716, 7050, 7130, 7238, 7456, 7522, 7546, 7723, 8068, 8103, 8130, 8135, 8153, 8211, 8256, 8413, 8422, 8603, 8682, 8692, 9005, 9055, 9370, 9403, 9587, 9617
Supermarktkasse, 4129, 9005
Support, 1087, 1256, 1266, 1315, 1334, 1350, 1387, 1449, 1534, 1626, 1749, 1764, 1796, 1884, 1888, 1902, 2010, 2065, 2093, 2097, 2102, 2107, 2110, 2123, 2146, 2425, 2442, 2444, 2505, 2525, 2659, 3010, 3091, 3449, 3659, 3864, 3909, 3975, 4166, 4527, 4548, 4853, 4912, 5007, 5151, 5152, 5512, 5692, 5719, 6006, 6212, 6640, 6707, 6993, 7025, 7305, 7483, 7610, 7839, 7882, 7927, 8099, 8394, 8512, 8758, 9476
surfen, 9538
Surfpad, 6063
Surfstation, 891

Surfstick, 9534
Surftab, 7457, 7460
Susanne Flach, 5791
Susanne Klingner, 5034
SUSE, 803, 805, 1051
Suunto Ambit, 3629
Sven, 2837
Svenja Kaduk, 9209
SVG, 1591, 9309
SVN, 1855
Swantje Lahm, 8606, 9316
Swarm, 2462, 2866, 3244, 3561, 5591
Swatch Twinphone, 976
SWBcontent, 9414
SwiftKey, 3238, 3541, 5038, 6468, 7162, 8578, 9022
Swimming Pool, 8110
Swish, 8229
Swisscom, 4571, 6593
Switch, 8825
SWR, 3388
SWR Funkhaus, 5514
SWR1, 4175
Swype, 1609, 2646, 3229, 3238, 3245, 3385, 3476, 3541, 4226
Sylvester, 6976
Symbian, 1509
Symbol, 8176
Symmetrie, 6229
sympathischeufos, 4986
Symphonion, 3483, 3487
synchron, 3752
synchrone Gesprächsführung, 8770
Synchronisation, 1268, 1418, 2508, 3263, 3434, 3847, 4091, 4205, 5013, 5298, 6252, 6999, 7426, 7617, 7961, 9180
Synchronizität, 5756, 7704
Synthesia, 964
Synthesizer, 9380
Systemfortführung, 4162
Systemkamera, 6997
Systemzeit, 8675

T-Concept XI281, 1190
T-Entertain, 5063, 6229, 7360, 8558
T-Mobile, 1395, 1542, 1647, 1975, 1979, 2045, 2062, 2083, 2185, 2199, 2275, 2603, 2847, 5525, 5532, 9112, 9138, 9289, 9363
T-Money, 6178
T-Online, 1066, 2243, 7042
T1, 6224
T9, 1025, 1058, 1071, 1977, 2467, 3459
TA Silent Writer, 399
Tab, 6981
Tab Snooze, 6238

Tabea Guhl, 2248, 5006, 9411, 9447, 9459
Tabelle, 384
Tabellenkalkulation, 8824, 9628
Tablet, 437, 1494, 1745, 1784, 1888, 1898, 2099, 2188, 2238, 2266, 2283, 2351, 2368, 2531, 2545, 2625, 2626, 2764, 2890, 3037, 3089, 3098, 3136, 3174, 3379, 3791, 3839, 3849, 3881, 3986, 4143, 4899, 4924, 5009, 5046, 5058, 5127, 5270, 5336, 5770, 5897, 6004, 6063, 6470, 6550, 6694, 6766, 6769, 6801, 6928, 7008, 7132, 7162, 7304, 7374, 7642, 7659, 8037, 8100, 8138, 8302, 8314, 8379, 8450, 8562, 8672, 8795, 8960, 8965, 9227, 9344, 9406, 9443, 9449, 9454, 9480, 9641, 9646
Tablethülle, 7304
Tabs, 2482, 2581, 2857, 3221, 3566, 4182, 4277, 4387, 5817, 6238, 6281, 6353, 7181, 9474
Tabs horten, 6353
TAE, 620, 1106, 4614
TAE-Dose, 5949
TAE-Steckdose, 472, 661
Tafel, 336, 3849, 4371, 5069, 5089, 5170, 5172, 7275
Tafelschwamm, 7275
Tag, 1980, 9707
Tage der deutschsprachigen Literatur, 1228, 1324, 1816, 2523, 2529, 2530, 4403, 4407, 4409, 6310
Tagebuch, 899, 4262, 9317
Tagesgeld, 3458
Tageslicht, 3643
Tageslichtentwicklungsdose, 1125
Tageslichtprojektor, 4820, 8812, 9767
Tagesschau, 6930
Tageszeitung, 459, 6404
Tagging, 4119
Tags, 4119, 6262
Tagung, 4156, 4437, 5132, 8391, 9312
Taipan, 4050
Taiwan, 2607, 2643, 2655
Taktfrequenz, 375, 4542
Talkback, 9732
Talking Heads, 6958
TAN, 545, 1277, 1480, 2079, 2098, 2102, 2763, 2970, 3116, 3169, 3186, 3355, 3643, 5061, 5604, 6052, 6166, 8630

TAN-Generator, 2079, 2098, 2186, 3643, 4346, 4938, 5111, 5604, 6166, 8780
Tanja Braun, 1101, 1360, 2026, 2040, 2457, 2880, 3160, 3179, 3375, 3679, 3861, 3874, 3897, 3911, 4050, 4170, 4315, 4443, 4482, 4563, 4725, 4736, 4910, 5154, 5222, 5728, 5904, 5905, 6143, 6171, 6372, 6420, 6530, 6539, 6577, 6730, 6826, 6828, 6849, 6929, 6949, 7054, 7329, 7498, 7502, 7527, 7642, 8163, 8431, 9534, 9641
tanken, 1549, 6553, 7984
Tankstelle, 4950, 6614, 7411, 8292, 9386
TANSTAAFL, 2916
tanzen, 3442
Tanzverbot, 1306
Taobao, 3206
Tap Titans, 5058
Tape-a-Talk, 1624
Tapedeck, 8644, 9685
Tapetenwechselroboter, 1168
tar, 1356
Targeting, 3465
Targobank, 5357
Tarif, 3246, 8787
Tarnung, 7265
Tasche, 1436, 6690, 9373
Taschengeld, 5109
Taschenlampe, 958, 1135, 1562, 3661, 5032, 7721, 8205, 8463, 8537, 9459
Taschenmesser, 3446, 5060, 6581, 9035
Taschenrechner, 281, 486, 498, 556, 818, 1131, 1239, 1729, 3175, 3451, 3597, 3845, 4253, 6222, 6376, 6885, 7252, 8875, 8879
Taschentuch, 6999
Tassimo, 1825
Tastatur, 317, 726, 769, 1157, 1401, 1503, 1550, 1609, 2014, 2196, 2227, 2261, 2317, 2762, 2972, 3053, 3229, 3238, 3245, 3500, 3621, 3722, 3804, 3839, 3872, 3890, 4085, 4389, 4751, 4847, 5038, 5199, 5499, 5847, 6071, 6150, 6514, 7162, 7267, 7602, 8618, 8878, 9022, 9382
Tastaturbelegung, 6071, 8810
Tastaturklack, 1597
Tastaturtreiber, 399
Tastenkombination, 4204, 5653
Tastensperre, 8957
Tastentelefon, 474, 548, 3912
Tatort, 3491, 4265, 9674

Tattoo, 331
Tauchgondel, 5139
Taufe, 4220
Tausch, 429
Taxi, 698, 1836, 1910, 2110, 2238, 3039, 3137, 3443, 3481, 3574, 3752, 4787, 4832, 5057, 5126, 5157, 5242, 5742, 6168, 6634, 7134, 7760, 7764, 8120, 8200, 9642, 9693, 9772
Taxi App, 3137
Taxifunk, 4832
Taylorix System 4, 7791
taz, 1991
Teamspeak, 3697, 5627
Teamviewer, 2797, 3788, 8791, 9750
Tech Open Air, 9194
Tech Support, 2819, 8963
Technicolor, 8498
Technics, 1221
Technik im Film, 1736, 2118, 4265, 4736
Technikabhängigkeit, 3281
Technikabsenz, 582
Techniker, 7305, 8097, 9132
Technikgeschichte, 4339
Technikliebe, 7110
Technikprobleme, 9220
Technikskepsis, 1581
Techniktagebot, 7019, 7050, 7107, 7307, 9132
Techniktagebuch, 1936, 1944, 1961, 1969, 1970, 1976, 1980, 1986, 1999, 2016, 2042, 2258, 2527, 2557, 3221, 3248, 3293, 3298–3302, 3304, 3306, 3313, 3315, 3321, 3323, 3342, 3343, 3402, 3449, 3475, 3486, 3561, 3649, 3700, 4034, 4063, 4402, 4603, 4662, 4709, 5049, 5276, 5464, 5653, 5667, 5670, 5673, 5674, 5695, 5778, 5833, 6152, 6824, 7032, 7107, 7135, 7145, 7157, 7235, 7307, 7660, 8271, 8397, 8452, 8456, 8563, 8632, 8785, 8807, 8830, 9259, 9414, 9465, 9707, 9765
Technikverbot, 9552
Technologiekritik, 9398
Technologische Singularität, 9398
TECS, 474
Teemaschine, 411
Teenager, 673
Teilchenbeschleuniger, 5195
teilen, 3976, 4416, 7395
TELDAT, 1777
Tele Manuskriptdienst, 8764

Telearbeit, 3378, 5248, 8720
telebuch.de, 819
Telecafé, 6548, 7370
Telecolumbus, 9450
Telefon, 244, 245, 267, 275, 286, 289, 294, 296, 304, 327, 355, 368, 380, 383, 396, 399, 410, 415, 421, 426, 432, 463, 472, 474, 510, 518, 527, 542, 547, 548, 577, 579, 587, 617, 618, 620, 639, 644, 661, 673, 678, 685, 690, 703, 706, 708, 710, 727, 733, 744, 745, 748, 765, 770, 777, 841, 852, 854, 873, 874, 884, 885, 894, 895, 919, 935, 968, 972, 976, 977, 988, 991, 1004, 1005, 1009, 1020, 1069, 1081, 1106, 1120, 1130, 1216, 1222, 1231, 1256, 1279, 1293, 1315, 1347, 1386, 1516, 1556, 1606, 1626, 1729, 1738, 1749, 1810, 1818, 1872, 1873, 1877, 1881, 1883, 1887, 1908, 1910, 1935, 1948, 1950, 1992, 1998, 2002, 2003, 2010, 2051, 2054, 2065, 2102, 2131, 2198, 2214, 2218, 2238, 2240, 2251, 2260, 2307, 2324, 2326, 2360, 2378, 2406, 2444, 2454, 2455, 2488, 2501, 2558, 2567, 2594, 2602, 2635, 2651, 2652, 2659, 2731, 2750, 2765, 2793, 2819, 2831, 2867, 2868, 2884, 2891, 2900, 2948, 2952, 2992, 3091, 3095, 3116, 3216, 3239, 3331, 3396, 3412, 3426, 3440, 3443, 3481, 3501, 3580, 3612, 3700, 3825, 3886, 3909, 3912, 3916, 4020, 4033, 4044, 4061, 4095, 4112, 4127, 4138, 4159, 4232, 4319, 4450, 4500, 4548, 4557, 4614, 4618, 4677, 4786, 4807, 4856, 4899, 4927, 4935, 4939, 4986, 5065, 5078, 5175, 5207, 5287, 5311, 5319, 5320, 5333, 5408, 5484, 5495, 5505, 5527, 5535, 5606, 5610, 5921, 6034, 6038, 6229, 6298, 6424, 6438, 6440, 6483, 6535, 6550, 6578, 6607, 6626, 6640, 6668, 6976,

6985, 7003, 7019, 7074, 7240, 7320, 7322, 7365, 7373, 7442, 7468, 7492, 7516, 7585, 7614, 7643, 7653, 7705, 7706, 7726, 7755, 7789, 7880, 8008, 8070, 8097, 8122, 8159, 8175, 8180, 8189, 8352, 8366, 8388, 8441, 8443, 8446, 8458, 8513, 8533, 8564, 8581, 8622, 8708, 8758, 8770, 8997, 9079, 9129, 9161, 9206, 9310, 9351, 9359, 9450, 9538, 9605, 9750
Telefonanlage, 935, 1347, 3916, 8280
Telefonanschluss, 548, 674
Telefonapparat, 294, 304, 6034
Telefonauskunft, 552, 7884, 8591
Telefonbanking, 1130, 8364
Telefonbuch, 390, 552, 567, 733, 1735, 1943, 2321, 2326, 2651, 4319, 4455, 4792, 5190, 5195, 6258, 7725, 8591, 9143
Telefonchat, 673
Telefoncluster, 1137
Telefondose, 304, 355, 894
Telefongabel, 7816
Telefongebühr, 611, 6240
Telefongebühren, 680
Telefonhäuschen, 7468
Telefonhörer, 4127, 7367
Telefonica, 4612, 9493
Telefonie, 3508, 3939, 3992, 6606, 7320, 7927, 8280
telefonieren, 426, 1085, 4138, 5065, 5144, 5276, 5428, 5796, 5905, 6192, 6636, 6825, 6842, 6953, 7152, 7483, 7755, 7816, 8434, 9220, 9351, 9434, 9447, 9527, 9775, 9779
Telefonierverhalten, 9770
Telefonist, 618
Telefonkabel, 265, 472
Telefonkabine, 6438, 7451
Telefonkarte, 620, 770, 854, 874, 936, 1037, 1105, 3908, 5659, 6438, 7706, 7884, 8750
Telefonkette, 644, 895, 1137, 2251, 2831
Telefonklingeln, 988
Telefonkonferenz, 1216, 3508, 4518, 5254, 7605
Telefonkosten, 930, 3700
Telefonleitung, 426
Telefonmast, 5205
Telefonmithörverstärker, 2307
Telefonnummer, 294, 396, 665, 1670, 2240, 2726, 3459, 4033, 4150, 5313, 5370,

5505, 6568, 6742, 6842, 6872, 7229, 7365, 7414, 7437, 7614, 8001, 8274, 8303, 8502, 8615, 8701, 8958, 9143, 9325, 9770
Telefonrechnung, 548, 894
Telefonstecker, 355
Telefonsupport, 6002, 8054, 8064, 8303
Telefontarif, 6356, 6706, 7035
Telefonverhalten, 275, 286, 355, 368, 431, 432, 639, 673, 806, 988, 1037, 1063, 1132, 1556, 1606, 1853, 2083, 2198, 2218, 2652, 2700, 2726, 2902, 2933, 2948, 2952, 3076, 3204, 3734, 3957, 4232, 4500, 4682, 4939, 5034, 5093, 5472, 5527, 5609, 6034, 6069, 6435, 6473, 6481, 6593, 6606, 6619, 6706, 6784, 6872, 6883, 6953, 7186, 7572, 7799, 7816, 8280, 8522, 8581, 9527, 9755
Telefonzelle, 294, 296, 380, 491, 522, 537, 547, 620, 674, 702, 770, 814, 854, 873, 898, 920, 936, 969, 1037, 1677, 2054, 2444, 2715, 3412, 3443, 4044, 4061, 4111, 4159, 4719, 5905, 6178, 6438, 6463, 6685, 7288, 7331, 7433, 7451, 7468, 7884, 8095, 8620, 8750, 8858, 9755
Telefunken, 257
Telefunken Digital 200, 7778
Telefunken TR440, 270
Telegram, 2074, 2200, 3163, 3242, 3367, 4873, 4883, 5313, 6238, 6768, 6976, 7319, 7822, 7897, 9259, 9474, 9770
Telegramm, 547, 4417, 8911
Telegraphenamt, 244
Telekarte, 715
Telekom, 611, 665, 746, 766, 803, 977, 1414, 1449, 1628, 1704, 1749, 1882, 2847, 2988, 3216, 3473, 4241, 4510, 4719, 5063, 5135, 5142, 5285, 5690, 5944, 5949, 6056, 6229, 6356, 6563, 6589, 6822, 6849, 7164, 7269, 7605, 7825, 8558, 8591, 8644
Telekom Hotspot, 2108, 2271, 3184
Telekom_ICE, 6491
Telekommunikation, 5311, 5659, 6034

Telekommunikationsanbieter, 5285
Telemetrie, 3320
Teleobjektiv, 9755
Telephon, 6034
Telepräsenz, 1317
Teleskop, 2493, 3307, 3825, 3867, 3878, 3883, 4221, 5047, 7721
Teleteaching, 916
Teletext, 1562, 2582, 7146
Teletwitter, 450, 6077
Telex, 363, 457, 461, 618, 642, 2226, 4580
telnet, 6224
Tempelhofer Feld, 4170
Temperatur, 4709, 6832, 7056, 8764
Tempolimit, 5542
Tempomat, 4886, 6727
TenFourFox, 8342
Terabyte, 2767
Termin, 3728, 4663, 6063, 6853
Terminal, 310, 344, 349, 454, 533, 609, 711, 1224, 2261
Terminkalender, 4927, 9713
Terminplaner, 3728, 3985, 5431
Terminplanung, 5584
Terminvereinbarung, 1341, 1791, 1948, 2488, 2516, 2992, 5071, 6784, 6853, 7032, 7373, 8070, 8097, 8175, 8326, 8452, 8533, 8606
Terminvergabe, 8997
Terms of Service, 7070
Terrorismus, 5218, 6896, 7446
Tesco, 2232, 5999
Tesla, 3399, 4124, 4125, 4268, 4974, 6323, 8373, 8823
Test, 3486
Testbild, 6489
Testgeräusch, 3641
Teststreifen, 8007
Tethering, 1285, 1445, 1451, 1469, 1542, 1645, 2276, 2296, 2499, 2503, 2603, 2758, 2763, 2797, 3158, 3633, 4672, 5251, 5706, 5796, 5892, 5949, 6052, 6252, 6310, 6489, 6673, 6746, 7678, 7747, 7818, 8644, 9165, 9500
tethern, 9607
Tetris, 646, 651, 3954
TeX, 1855
Texas Instruments, 384, 3326, 5018
Texas Instruments SR 52, 3597
Text to Speech, 8011, 8699, 9732
Textauszeichnung, 2476

Textbeitrag, 7395
Texteingabe, 1025, 1191, 1278
Texteingabetechnik, 405, 1064, 1069, 1502, 1503, 1550, 1575, 1609, 1686, 1709, 1977, 2014, 2620, 2646, 2693, 3229, 3234, 3238, 3245, 3385, 3414, 3541, 3621, 3892, 4085, 4546, 4847, 4899, 5038, 5191, 5260, 5413, 5499, 5653, 6266, 6269, 6373, 6433, 6468, 7473, 9022, 9110
Texterfassung, 454
Texterkennung, 7157, 9232
Textformatierung, 3892
Textgenerator, 6195
Textmarker, 9234, 9382
Textmate, 1855
Textrettung, 7230
Textsatz, 454, 1228, 1639
Textur, 3350
Textverarbeitung, 366, 388, 570, 609, 656, 684, 847, 1202, 1208, 1209, 1224, 1228, 1570, 1575, 2008, 2880, 5104, 5359, 6261, 6266, 9229, 9356, 9364, 9464, 9519
Textverlust, 8810
TFT-Display, 1167
Thailand, 1497, 3591, 8694, 8775
The O, 6088
The Walking Dead, 5598
The Witcher 3, 5273
Theater, 6925, 6931, 7242
Therapeutisches Bloggen, 4063
Thermobindung, 4725
Thermodrucker, 321, 399, 972
Thermokopierer, 331
Thermokopierpapier, 331
Thermometer, 1877, 2220, 2353, 3616, 6953, 6970
Thermomix, 2127, 4757, 8870
Thermopapier, 8259
Thermopapierdrucker, 8259
Thermostat, 3607, 5379
they can even update a machine that is on mars, 2694, 6587
Thingiverse, 7045, 7222
thingiverse, 9798
Thinkpad, 2394, 3226
this video is not available in your country, 1665, 3183
Thomas, 814, 1675
Thomas Jungbluth, 284, 285, 299, 310, 318, 346, 373, 392, 442, 519, 563, 611, 813, 830, 930, 956, 996, 1016, 1137, 1243, 1537, 1548, 1563, 1569, 1570, 1733, 1742, 1772, 2168, 2231,

2238, 2240, 2243, 2292, 2295, 2311, 2365, 2396, 2417, 2424, 2450, 2526, 2534, 2539, 2670, 2701, 2802, 2845, 2849, 2931, 3046, 3059, 3061, 3299, 3326, 3610, 3688, 3728, 3853, 3857, 3939, 4064, 4453, 4570, 4751, 4822, 4866, 5008, 5089, 5814, 5909, 6159, 6250, 6265, 6391, 7205, 7805, 8205, 8364, 9648, 9692, 9713
Thomas Krebs, 321
Thomas Rau, 318, 393, 402, 1030, 1348, 3124, 5018, 6098, 6451, 6453, 8851, 8934, 9345, 9354
Thomas Reintjes, 4577, 8135
Thomas Renger, 327, 1232, 1871, 2107, 2327, 2375, 2663, 2722, 2807, 3259, 3298, 3404, 3789
Thomas Vogel, 1821, 9646
Thomas Wiegold, 238, 249, 343, 344, 369, 411, 420, 421, 473, 491, 522, 525, 577, 680, 685, 760, 821, 824, 826, 1013, 1102, 1135, 1514, 1578, 1593, 1664, 1951, 2279, 2301, 2321, 2326, 2438, 2460, 2616, 2631, 2668, 2680, 2772, 2782, 3181, 3230, 3282, 3286, 3313, 3336, 3369, 3412, 3457, 3504, 3510, 3538, 3573, 3587, 3605, 3661, 3704, 3724, 3888, 3941, 3973, 4014, 4102, 4119, 4147, 4218, 4236, 4466, 4580, 4652, 4778, 4787, 4811, 4945, 4948, 4980, 5035, 5041, 5096, 5134, 5161, 5212, 5217, 5218, 5315, 5328, 5334, 5335, 5388, 5393, 5410, 5414, 5428, 5535, 5544, 5576, 5618, 5659, 5690, 5824, 5846, 5853, 5889, 5943, 6082, 6153, 6163, 6212, 6314, 6317, 6319, 6328, 6367, 6469, 6479, 6500, 6518, 6542, 6556, 6581, 6670, 6740, 6813, 6876, 6899, 6915, 6976, 7009, 7132, 7167, 7201, 7249, 7301, 7334, 7402, 7446, 7459, 7468, 7472, 7494, 7569, 7585, 7636, 7673, 7711, 7725, 7819, 7845, 7935, 7944, 7945, 8045, 8050, 8099, 8103, 8120, 8176, 8178, 8240, 8253,

8317, 8328, 8365, 8368, 8415, 8519, 8526, 8528, 8625, 8652, 8675, 8690, 8805, 8872, 8884, 9064, 9115, 9168, 9193, 9196, 9223, 9273, 9291, 9304, 9359, 9557, 9635, 9678, 9685, 9719, 9734, 9740, 9755
Threadless, 2500
Threema, 1835, 1910, 1956, 2007, 2074, 2200, 2290, 2316, 2673, 2886, 3858, 3947, 3948, 4519, 4873, 4891, 6054, 6300, 6348, 7718
Thunderbird, 1252, 1255, 3726, 4587
Ticker, 9557
Ticket, 1065, 1324, 1602, 1728, 1854, 1865, 1937, 1982, 2105, 2106, 2116, 2146, 2187, 2359, 2429, 2763, 2923, 3080, 3208, 3237, 3288, 3319, 3424, 3460, 3533, 3969, 4012, 4135, 4142, 4254, 4266, 4278, 4295, 4317, 4353, 4746, 4843, 4848, 4865, 4892, 4932, 5041, 5090, 5265, 5277, 5296, 5372, 5424, 5591, 5643, 5648, 5678, 5687, 5818, 5830, 5965, 5994, 6072, 6138, 6273, 6377, 6510, 6622, 6762, 7314, 7329, 7500, 7588, 7610, 7728, 7836, 7940, 8132, 8169, 8280, 8331, 8394, 8399, 8447, 8576, 8586, 8736, 8758, 8805, 8857, 8891, 8900, 9067, 9089, 9125, 9268, 9280, 9424, 9441, 9505, 9584
tiefentladen, 5235
Tiefgarage, 2807, 4721, 4922, 6927, 8823
Tiefkühlfach, 254, 3939
Tierfilm, 3391
Till Westermayer, 2099, 3212, 3406, 4764, 8669
Tilman Otter, 230, 300, 312, 327, 8652, 9200, 9545
Tim Tepaße, 1040, 3280, 3540, 4182, 5537
Tim Tulpenberg, 9724
Time system, 623
Timehop, 1678
Timelapse, 8993, 8997
Timeline, 5229
Timer, 7959, 8595
Tina Wirth, 8533
Tinder, 4519, 7599
Tine Hunecke, 4527, 5152
Tinkercad, 9309
Tinte, 6836

Tintenstrahldrucker, 2481, 3623, 5224
TinyURL, 5249
Tipp-Ex, 238, 456, 572, 1816, 3804, 4475, 4927, 6902, 9364, 9516, 9519
tippen, 3621, 4847, 5008, 5038, 5127, 6358, 7602, 9675
Tippspiel, 9217
TipToi, 9161
tiptoi, 5005
Tischfußball, 6695
Tischrechner, 7511
Tischreservierung, 4500
To Do App, 3221, 3223
to google, 1189
Toaster, 874, 4066
tobblog, 8719
Tobias, 243, 556, 694, 740, 988, 4734, 5501, 5831, 6008, 9373, 9701
Todesanzeige, 4202
Tönisvorst, 6171
Töpferscheibe, 8658
Toilette, 806, 1427, 1558, 2115, 2144, 2219, 2238, 2306, 2323, 2368, 2417, 2450, 2503, 2655, 3360, 3383, 4898, 5324, 5404, 5838, 6016, 6047, 6575, 7447, 7836, 7937, 8301, 8485, 8845, 9631, 9784
Toilettentür, 5838
Tokio, 3033
Tolino, 8724, 8769, 9140, 9212, 9346
Tom Klein, 777
Tomb Raider, 989
TomTom Carkit, 5537
Ton, 7789
Tonaufnahme, 3580, 6153, 6161, 6812, 7821
Tonband, 479, 743, 3825, 4302, 4958, 5542, 8697, 9728
Tonbandgerät, 9728
Toner, 6764
Tonfolie, 7653
Tonmischung, 3089
Tonsignal, 5326
Tonstudio, 413
Tontafel, 9646
Tontechnik, 3089, 6925
Tonträger, 865, 2026, 3259, 3432, 4750, 5335, 5724, 6247, 6630, 8526, 8644, 8697
Tonwahl, 522, 548, 703, 6626
Tools, 5496
Top-Level-Domain, 3573, 4239
TOR, 1848, 6746
TOR Browser, 6746
Torrent, 1061, 9561
Torsten Gaitzsch, 651, 818, 857, 878, 883, 895, 904, 924, 933, 968, 1001,

1004, 1017, 1047, 1050, 1099, 1105, 1161, 1163, 1176, 1191, 1225, 1253, 1315, 1352, 1371, 1443, 1465, 1513, 1559, 1572, 1590, 1606, 1624, 1644, 1711, 1724, 1729, 1771, 1837, 1864, 1891, 1912, 2037, 2081, 2157, 2172, 2215, 2258, 2271, 2285, 2350, 2357, 2373, 2425, 2467, 2474, 2480, 2549, 2570, 2606, 2641, 2936, 2942, 2996, 3106, 3174, 3225, 3263, 3279, 3306, 3368, 3447, 3683, 3730, 3732, 3971, 4499, 4560, 4643, 4989, 4991, 5020, 5066, 5116, 5232, 5263, 5324, 5495, 5581, 5648, 5852, 5953, 6240, 6242, 6327, 6710, 7184, 7381, 7947, 8113, 8173, 8337, 8603, 8609, 8870, 9504, 9561
Torsten Kleinz, 7581
Toshiba Libretto, 2394
tote Metapher, 5049
Touch ID, 6058
Touch Pen, 7968
Touch&Travel, 1463, 1673, 1745, 1746, 1929, 1937, 2062, 2089, 2093, 2097, 2105, 2146, 2241, 2359, 2572, 2745, 3237, 4135, 4914, 5227, 5424, 5933
Touchpad, 1257, 1360, 2014, 2317, 2442, 3540, 3801, 4138, 4979, 5087, 5236, 5639, 6353, 8383
Touchpen, 3881
Touchscreen, 1391, 1436, 1524, 1551, 1653, 1709, 1729, 1899, 1913, 2752, 3571, 3801, 3844, 3881, 4332, 4682, 4698, 4757, 4815, 4899, 5029, 5033, 5038, 5058, 5083, 5087, 5236, 5409, 5413, 5480, 5578, 5966, 6063, 6776, 6850, 6853, 7031, 7137, 7184, 7442, 7884, 8183, 8379, 9227
Tour de France, 4412
Tourguidesystem, 4003
Tourismus, 4699, 8138
Toyota, 8610
track me baby, 3244
Trackball, 2014, 4332, 6150
TrackID, 3908

Tracking, 2512, 2517, 2522, 2546, 4454, 6628, 7354, 7581, 7782, 8188, 9643
Trackpad, 3526, 3540, 5236
Tradis, 845
Tradition, 7567
Traffic Pilot, 3764
tragbar, 1269
tragbarer Computer, 8559
Trailer, 6733
Training, 6599
Trainingsplan, 7521
Trainline, 8431
Trainline EU, 8835
Traktor, 273, 533, 3735, 8568
Transaktionsgebühren, 8435
TransferWise, 4445, 5656
Transformator, 932
Transistor, 257
Transistorradio, 251, 3805
transkribieren, 3969, 9316
Transkription, 1191, 2076, 6106, 8171, 8792
Transmit, 1233
Transparenz, 2169
Transponder, 3626, 4503, 6245, 8207
Transport, 343, 828, 971, 1724, 1771, 3420, 3630, 5517, 6550
transportabel, 7679
Transportband, 1758
Trashmail, 2785
Traum, 1064, 1069, 1303, 1407, 1502, 1550, 1681, 1686, 1698, 1729, 1767, 1872, 1877, 1908, 1919, 2258, 2306, 2456, 2464, 2474, 2541, 2650, 2654, 2713, 2755, 2759, 2762, 2770, 3162, 3221, 3262, 3263, 3294, 3342, 3396, 3398, 3402, 3423, 3452, 3454, 3478, 3536, 3565, 3571, 3572, 3609, 3696, 3700, 3702, 3821, 3890, 4068, 4080, 4096, 4288, 4445, 4469, 4514, 4521, 4546, 4586, 4635, 4644, 4709, 4790, 4896, 5006, 5019, 5079, 5083, 5105, 5276, 5332, 5342, 5582, 5648, 5665–5667, 5674, 5679, 5695, 5731, 5732, 5755, 5798, 5887, 5954, 6013, 6023, 6027, 6100, 6117, 6152, 6262, 6391, 6512, 6578, 6605, 6647, 6763, 6806, 6824, 6906, 6935, 6984, 7007, 7031, 7058, 7085, 7148, 7235, 7246, 7323, 7392, 7426, 7433, 7567, 7630, 7807, 7852, 7897, 8397, 8563, 8717,

8824, 8878, 9104, 9177, 9231, 9232, 9251, 9351, 9370, 9454, 9737
Trauma, 987
Traumtagebuch, 7426
Treiber, 513, 803, 1387, 1875, 2534, 2881, 3283, 3390, 3493, 4671, 6353, 6514, 8342
Trekstor, 7457, 7460
Trello, 3453, 5125, 7182
Treppe, 8428
Tretboot, 9309
Tretroller, 9275
Triband, 1009, 1081, 1151, 1173, 6577
tribarworld, 8954, 9244, 9334
Trick, 1477
tricOtronic, 354, 361
Trillian, 1108, 1216, 2200
Trinkgeld, 4478, 5101, 5693, 8517, 8594, 9726
TripAdvisor, 6512
TripMode, 6252, 7039
Trockenmittel, 4550, 6589
Trockner, 8845
Troja, 9750
Trojaner, 9750
Troubleshooting, 8829
TRS 80, 491
Trumpet Winsock, 803
Trusted Traveler, 6527
TSA, 2075, 7785
Tschechien, 4649, 7711
TU Berlin, 6575
Tür, 332, 655, 1233, 1546, 1550, 1663, 1732, 3637, 3824, 3837, 3916, 4105, 4230, 4259, 4428, 4556, 4745, 4898, 5018, 5289, 5347, 5757, 5838, 6229, 6372, 6575, 7275, 7331, 7951, 8701, 8981, 9059
Türkei, 3138, 3747, 4649, 4677, 4731, 6406
Türklingel, 1485, 5289, 5397, 7331, 7462, 7907, 7951
Türklopfer, 1546
Türöffner, 5397
Türöffnung, 8981
Türschloss, 6372
TÜV, 417, 3957
Tumblr, 1944, 1945, 1961, 1969, 1980, 1999, 2008, 2016, 2042, 2139, 2236, 2476, 2527, 2557, 2642, 2854, 3049, 3248, 3449, 3486, 3744, 4063, 4505, 4896, 5276, 6790, 7107, 7132, 7198, 7230, 7285, 7291, 7567, 8271, 8785, 8807, 9323, 9474
TuneIn, 2396
Tunnelbau, 1435

Turbo Pascal, 539, 575, 738, 805
Turbotaste, 567, 874
Turing-Test, 2642, 3347, 4669, 5507
Turrican 2, 632
TV, 3010, 5193, 5425, 5443, 5754, 6211, 6615, 7401, 7407, 7562, 8298
TV Grabber, 1792
TV-B-Gone, 4840
TV-Karte, 450, 924, 1018
TV-Serie, 4489
Tweet, 5877, 9465
Tweetdeck, 1755, 2857, 5167, 9474
Tweeter, 1412
Tweets, 7232
Twint, 5752, 5757, 8339, 8346, 8349
Twitch, 6511
Twitter, 1332, 1341, 1369, 1376, 1378, 1382, 1385, 1408, 1412, 1427, 1435, 1453, 1454, 1526, 1534, 1633, 1636, 1681, 1755, 1792, 1801, 1919, 1970, 2017, 2031, 2042, 2074, 2122, 2184, 2200, 2227, 2301, 2306, 2316, 2323, 2462, 2467, 2538, 2552, 2557, 2567, 2650, 2697, 2787, 3056, 3205, 3248, 3259, 3262, 3347, 3381, 3486, 3526, 3552, 3557, 3683, 3850, 3948, 4031, 4104, 4175, 4477, 4586, 4597, 4725, 4760, 5049, 5167, 5218, 5220, 5377, 5389, 5412, 5512, 5877, 5956, 6006, 6077, 6310, 6406, 6424, 6473, 6499, 6993, 7019, 7052, 7107, 7232, 7318, 7395, 7598, 7639, 7852, 8049, 8407, 8540, 8795, 8867, 8868, 8943, 9129, 9132, 9232, 9323, 9418, 9424, 9465, 9473, 9476, 9560, 9729
Twitter API, 7050
Twitterarchiv, 4597
Twitterbot, 7019, 7050, 9323
Twitterliste, 8868
Twitterwall, 2301, 3850
Typenraddrucker, 384, 533
Typenradschreibmaschine, 381, 641
TYPO3, 2298
Typografie, 5395

U-Bahn, 357, 900, 1435, 1826, 1974, 2146, 2164, 3033, 3461, 3752, 3846, 4132, 5994, 6670, 7197, 7639, 8169, 8331, 8680, 9730

U-Boot, 4529
u_blues, 2752
UAV, 5853
Uber, 3072, 4756, 4786, 5101, 5321, 5373, 5693, 6864, 7134, 7764, 8158, 8200, 9330
Uber Pop, 8158
Ubuntu, 1449, 2522
Udo Vetter, 4932
Überhitzung, 6604
Überholweg, 384
Überlastung, 1276
Überlieferung, 4941
Überraschung, 9402
Überschall, 7845
Überschallknall, 7845
Überschrift, 4063
übersetzen, 5955
Übersetzung, 542, 898, 1029, 1189, 1600, 1918, 1938, 2174, 3397, 3696, 4355, 4606, 4801, 4990, 5100, 5121, 5263, 5385, 5786, 7021, 7300, 8890, 9047, 9370, 9469
Übersetzungsapp, 5271
Übersetzungscomputer, 3597
Übersetzungsmaschine, 5716
Übertitel, 7300
Übertragungswagen, 638
Überwachung, 646, 866, 1701, 1845, 2246, 2651, 2826, 3320, 3447, 4124, 4193, 4439, 5764, 6653, 6958, 7667, 8026
Überweisung, 726, 952, 1130, 1140, 1174, 1644, 1652, 1671, 2098, 2746, 3186, 3324, 3403, 3954, 4445, 4492, 4681, 5563, 5604, 5656, 6048, 6128, 6183, 7394, 7719, 8196, 8278, 8287, 8364, 8392, 8630, 8697, 8798, 9435, 9606
Überweisungslaufzeit, 8278
Überwinterung, 740
Uhr, 335, 346, 433, 914, 1013, 1466, 1585, 1846, 1919, 3381, 3589, 3593, 3686, 4058, 4074, 4110, 4466, 5185, 5262, 5639, 5906, 6216, 6298, 6680, 6738, 6843, 6871, 6963, 7330, 7331, 7476, 7590, 7701, 8366, 8872, 8898, 8926, 9392, 9523
Uhrenbeweger, 3381
Uhrumstellung, 7335

Uhrzeit, 532, 985, 1482, 1846, 3571, 3577, 3591, 3628, 3686, 5262, 6738, 6740, 7590, 7811, 8365, 8366, 8898, 8926, 9075, 9523
Ukulele, 8934
UKW, 5616
Uli Eder, 610, 1831, 1927, 1990, 3960, 5146, 5282, 5319, 5331, 5360, 5669, 6443, 7252, 7423, 7530
Ullstein, 8468
Ulrich Heister, 374, 3464
Ulrich Maasmeier, 7802, 8419
Ultima VI, 598
Ultra HD, 3133
Ultraedit, 704
Ultralight, 1135
Ultraschall, 8536
Ulysses, 1224
umar2003, 3166
umblättern, 3636, 7059, 9498
Umfrage, 5964, 9603
Umgekehrt polnische Notation, 4253
Umgewöhnung, 6051
Umlaut, 761, 872, 4847, 8767
Umluftofen, 7196
Umnutzung, 4868, 4896, 5333, 6046, 7288, 7631, 9631, 9767
Umrechnung, 5711
Umschlag, 9553
Umschriftsystem, 4041
Umsicht der Maschine, 4375
Umtausch, 3010, 5504
UMTS, 1288, 1311, 1409, 1796, 2710
UMTS-Karte, 1324
UMTS-Stick, 1469, 1733, 1796, 5652, 6246, 6830
umwandeln, 9309
Umwidmung, 6046, 6968, 7417
Umzug, 977, 2502, 5212, 5449
unauffällig, 5400
unbefristet, 5480
Uncut Version, 4666
Undine Löhfelm, 766, 1058, 1303, 1475, 1928, 2053, 2305, 2306, 3248, 3308, 3342, 3398, 3526, 3610, 3612, 3641, 3722, 3890, 3904, 3989, 4233, 4278, 4321, 4547, 4852, 4885, 4898, 4899, 5270, 5606, 5607, 5642, 5647, 5652, 5667, 5732, 6022, 6062, 6246, 6617, 6624, 6984, 7130, 8450, 8779, 8796, 8810, 8815, 8926, 9143, 9634, 9786
Unfall, 515, 702, 1423, 8615, 8623, 9025
Unfallaufnahmeset, 8623

Unfallrekonstruktion, 987
Ungarn, 1065, 1066, 4649, 6187
ungefähr, 4909
ungültig, 7825
Unicode, 7279, 8807, 9080
Unified Messaging, 1764, 2713
Unison, 4390
Universität, 271, 442, 467, 533, 570, 573, 630, 644, 659, 662, 672, 683, 690, 694, 716, 729, 742, 747, 755, 756, 808, 838, 844, 847, 849, 909, 916, 981, 1033, 1036, 1050, 1242, 1275, 1296, 1323, 1346, 1352, 1429, 1477, 1572, 1741, 1849, 1883, 1915, 1963, 2196, 2411, 2415, 2798, 2829, 2860, 2864, 2865, 2871, 2880, 2884, 2926, 2933, 3037, 3040, 3058, 3224, 3397, 3486, 3498, 3507, 3531, 3633, 3697, 3845, 3849, 3897, 3911, 3986, 4005, 4206, 4294, 4427, 4437, 4443, 4482, 4501, 4820, 4966, 5014, 5038, 5051, 5069, 5070, 5082, 5087, 5089, 5125, 5170, 5252, 5316, 5578, 5676, 5757, 6004, 6009, 6054, 6171, 6202, 6221, 6222, 6307, 6310, 6365, 6420, 6575, 6590, 6599, 6657, 6820, 6828, 6830, 6879, 6885, 6994, 7059, 7234, 7275, 7310, 7411, 7513, 7544, 7891, 8251, 8252, 8330, 8391, 8583, 8806, 8812, 9044, 9143, 9183, 9189, 9227, 9229, 9372, 9376, 9437, 9464, 9535, 9556, 9592, 9628, 9629
Universum, 8826
Unix, 454, 704, 762, 804
unkommerziell, 5877
Unkrautvernichter, 4144
UNO, 5328
Unschärferelation, 4595
unsubscribe, 7698
Unterhaltung, 8280
Unterhaltungselektronik, 4360, 7450, 9446
Unterputzdose, 5966
Unterricht, 1568, 8580
Unterschrift, 3191, 3414, 3428, 3458, 3579, 3857, 4027, 4195, 4856, 5236, 5303, 5470, 5681, 5987, 6689, 7627, 8594, 8692, 9110, 9234
Unterschriftenautomat, 4195

Untertitel, 1204, 1945, 2340, 2350, 6060, 9180, 9404
Unwetter, 8368, 9277
Unwetterwarnung, 4218, 6163
Update, 2505, 2541, 2962, 3406, 3426, 3615, 3713, 4471, 4672, 4822, 6430, 6542, 6993, 7426, 7453, 8192, 8684, 8757, 8762, 9561, 9636
Upgrade, 6542
Upload, 1681, 4036, 6246, 6816, 7301, 7581, 8932
UPS, 2010, 2789, 9520
Upstream, 5404
Urbanears, 3418
Urheberrecht, 1365, 4002, 4079, 4215, 4224, 5170, 5221, 5500, 7145, 7187, 7221, 7784
Urkunde, 4027
URL, 979, 2053, 2967, 6294, 6327, 7282, 7602, 8450, 9102
URL shortener, 2281
Urlaub, 1497, 1733, 2645, 4434, 4481, 4493, 4861, 5053, 5067, 5091, 5201, 5941, 6498, 6531, 6553, 6557, 6947, 7240, 7460, 7618, 7736, 7739, 7748, 7957, 7984, 8013, 8062, 8078, 8111, 8694, 9139, 9226, 9309, 9793
Urlaubsfoto, 5859
Ursula Willem, 244
USA, 575, 765, 894, 1064, 1144, 1151, 1188, 1238, 1246, 1475, 1647, 1701, 1914, 1919, 1955, 1988, 2010, 2075, 2500, 2590, 2838, 2894, 2896, 2970, 2992, 3072, 3080, 3116, 3133, 3183, 3200, 3331, 3383, 3387, 3422, 3491, 3561, 3591, 3747, 3816, 3843, 3847, 3935, 3966, 4219, 4295, 4356, 4439, 4445, 4478, 4498, 4500, 4503, 4592, 4657, 4681, 4715, 4724, 4756, 5027, 5072, 5093, 5373, 5377, 5495, 5525, 5529, 5549, 5639, 5665, 5693, 5740, 5769, 5806, 5813, 5830, 5832, 5884, 5899, 5916, 5956, 5987, 6002, 6021, 6252, 6279, 6339, 6426, 6495, 6527, 6547, 6577, 6647, 6655, 6867, 6947, 7001, 7197, 7243, 7248, 7270, 7576, 7651, 7704, 7764, 7785, 7852, 7937, 7940,

8135, 8229, 8297, 8389, 8500, 8515, 8594, 8685, 8789, 8858, 8878, 8980, 9017, 9234, 9249, 9312, 9325, 9330, 9343, 9403, 9604, 9617, 9662, 9726, 9758
Usability, 726, 1025, 1054, 1066, 1088, 1089, 1256, 1372, 1391, 1620, 1621, 1685, 1719, 1760, 1798, 1906, 1945, 1947, 1955, 1972, 1989, 2022, 2032, 2070, 2084, 2093, 2108, 2126, 2177, 2188, 2203, 2225, 2231, 2247, 2454, 2569, 2658, 2676, 3284, 3763, 3864, 4001, 4068, 4754, 4838, 4853, 5004, 5144, 5324, 5338, 5342, 5371, 5413, 5532, 5592, 5613, 5644, 5650, 5678, 5687, 5749, 5755, 5760, 5778, 5944, 5949, 6126, 7002, 7411, 7499, 7800, 7822, 7893, 8057, 8137, 8153, 8177, 8276, 8294, 8353, 8630, 8693, 8780, 8818, 8891, 9659, 9670, 9722, 9732, 9740
USB, 901, 1093, 1480, 1494, 1704, 1898, 2145, 2442, 3041, 3283, 3369, 3714, 3730, 4051, 4059, 4184, 4256, 4376, 4377, 4701, 4910, 5064, 5119, 5337, 5404, 5487, 5626, 6480, 6867, 7048, 7460, 7527, 7661, 7751, 8253, 8337, 8379, 8463, 8503, 8652, 9040, 9521
USB OTG, 4562, 5997
USB Superdrive, 5883
USB WLAN Döngel, 7927
USB-A, 5958
USB-C, 5958, 5977, 7062, 7267, 7399, 7597
USB-Drive, 3022
USB-Kabel, 2791, 3714, 3982, 4376, 4901, 4910
USB-Netzteil, 8041
USB-Platte, 3529
USB-Stick, 1073, 1296, 1640, 1937, 1982, 2044, 2113, 2181, 2196, 2231, 2438, 2478, 2701, 2829, 2926, 3633, 3735, 4386, 4562, 5006, 5249, 5542, 5804, 5947, 6041, 6196, 6202, 6247, 6469, 6728, 6911,

7457, 7741, 7818, 8000, 8041, 8251, 8500, 8564, 8640, 8992, 9356
Usenet, 695, 838, 875, 9695
User Interface, 6212, 7120, 9353, 9740
USSD, 4017
Ustream, 1531
UUCP, 457, 9695
UUencode, 838
uunet, 906
Uwe, 6873
Uwe Heldt, 705
Uwe Mäurer, 5719, 5722, 5737
Uwe Scholz, 1941
UX Design, 8137

V Pay, 2081, 3747
V40, 6680, 8961
Vanek, 4815
Vasektomie, 1466
VAX, 461, 522, 9510
VBB, 3237, 4172, 5818, 6622
VC1571, 3529
VDA, 1548
VDSL, 1796
VDU, 461
Velostation, 8305
Vending Machine, 7940
Venmo, 8229, 9726
Ventil, 1493, 5495
Ventilator, 728, 4394, 6571
Vera Leberecht, 9376
Verabredung, 9056
veraltet, 2964, 5902
Veranstaltung, 4409, 6054
Veranstaltungskalender, 3605
Veranstaltungstechnik, 3989, 5942, 6196, 6609, 6830, 9312, 9500, 9510, 9544
Verbindungsabbruch, 9434
Verbindungsprobleme, 8002, 8022, 8770
Verbraucherrecht, 8539
Verbrechen, 380, 501, 619, 985, 1021, 1580, 1602, 1607, 1908, 1962, 2462, 3763, 4113, 4188, 4290, 4920, 5424, 5692, 5886, 6027, 6100, 6164, 6404, 6640, 7267, 7761, 8338, 9372, 9476, 9614, 9642
Verbrennung, 6846
Verdacht, 1487
verdrehsicher, 4376
Verdunklung, 230, 5770
Vereinigte Arabische Emirate, 2123, 4904
verenka, 740, 1511, 3334, 3863, 3864, 4611, 4881, 4969, 5007, 5081, 5127, 5151, 5214, 5236, 5244, 5342, 5397, 5449, 5452, 5568, 5626, 5639, 5765, 5847,

5926, 6365, 6376, 6606, 6691, 6695, 6784, 6863, 6872, 6883, 6907, 6919, 7177, 8910, 9530, 9549
Vergangenheit, 8162
Vergesslichkeit, 6999
Verhaltensregulation, 598
Verifax, 8978
Verified by Visa, 6826
Verifikation, 7830
Verifizierung, 7318, 7614
Verirrung, 8961, 9341
Verizon, 7001
Verkabelung, 6647
Verkehr, 3336, 4495, 4962, 6477
Verkehrsdaten, 2011, 2206, 2396, 2459, 3336, 9642
Verkehrsfunk, 3764, 4622
Verkehrsinformationssäule, 4815
Verkehrsmittel, 1163, 2401, 9633
Verkehrsschild, 3526, 6532
Verkehrssicherheit, 9196
Verkehrsüberwachung, 3336
Verkehrsunfall, 384
Verkehrszeichen, 6532
verkleinern, 5176
Verlängerungsschnur, 965
Verlag, 513, 1631, 1639, 6204, 7236, 7279, 7367, 8468, 9145
Verlagsbranche, 1810
Verlustanzeigezettel, 7437
verminderte Geschwindigkeit, 4672
Vermittlung, 618
veröffentlichen, 6988
Veröffentlichung, 8834
Verpackung, 4507, 5642, 8498
Verrechnungsscheck, 1174, 1644, 4290
Versand, 1567, 4538, 6480, 9653
Versandhandel, 470, 734, 2845, 3272, 3324, 7271, 9476, 9592, 9639
Versandkosten, 6480
Versandoptionen, 7271
Versandtaschen, 9035
verschicken, 233
verschieben, 4490
Verschlagwortung, 9786
Verschlüsselung, 2333, 3547, 4889, 6354, 6507, 8392
Verschlüsselungstrojaner, 9750
Verschwörungstheorie, 6450
Versicherung, 999, 1791, 2031, 2063, 2153, 2770, 4856, 5207, 6043, 6348
Version, 5902
Verspätung, 5090, 8163, 9499, 9778
Verstärker, 257, 634, 2844, 2845
Verteilerdose, 7305
vertical video syndrome, 8572
Vertigo, 8616

Vertrag, 977, 1009, 1087, 1749, 2153, 2199, 2246, 2263, 2334, 2425, 2494, 2849, 2874, 3191, 3216, 3414, 5236, 8104
verwählt, 8564
Verwaltung, 949, 2333, 7540, 7761, 7812, 7918, 9237, 9566, 9628, 9635, 9672
Verwechslung, 6071
Verwirrung, 5877
verzerrt, 5586
Verzögerung, 1232
VG Wort, 1174, 1644, 5170, 7260, 9503
VGA, 667, 1249, 1494, 1513, 2224, 3536, 4305, 9143
VHS, 441, 616, 823, 860, 949, 996, 1792, 2941, 3021, 4305, 5402, 5886, 6617, 6885, 7093, 7834, 9265
vi, 704
VIAG Interkom, 918, 930, 958, 1088
Viber, 1957
Vibram Five Fingers, 4511
Vibration, 1054, 1337, 1753, 2023, 2501, 3700, 3789, 5300, 6008, 7214
Vibrator, 1318, 3387, 3464, 3996, 8740
Video, 299, 372, 441, 535, 587, 668, 860, 861, 944, 1024, 1493, 1578, 1792, 1885, 2280, 2499, 2628, 2653, 2819, 2902, 3063, 3248, 3368, 3422, 3532, 4002, 4265, 4409, 4416, 4481, 4708, 4850, 5575, 5578, 5819, 5954, 5996, 6095, 6117, 6153, 6173, 6469, 6563, 6984, 7028, 7093, 7209, 7274, 7376, 7548, 7974, 8061, 8145, 8213, 8616, 8754, 9053, 9143, 9208, 9464, 9473, 9488, 9719
Video 8, 5886
Video Großbildwand, 7376
Video on Demand, 1509, 1945, 1973, 3174, 4096, 4764, 5374, 7562
Video Review, 5996
Video-Ident-Verfahren, 6720, 8104, 9112, 9761
Videoband, 6095
Videobuster, 1390, 1402, 1505
Videochat, 1258, 6013, 8722
Videoidentifikation, 8104
Videokamera, 372, 2280, 2826, 9053
Videokasse, 2130

Videokassette, 413, 616, 697, 749, 949, 1074, 1133, 1204, 1299, 3021, 4305, 4692, 4792, 6095, 6617, 6885, 7093, 7834
Videokonferenz, 4139, 5254, 5422, 6218, 7078, 7248, 8684
Videokonverter, 2447
Videoprojektor, 668
Videorekorder, 441, 587, 616, 749, 823, 861, 1204, 1299, 1355, 2447, 3554, 5402, 5886, 6095
Videoschnitt, 944, 6153
Videosharing, 1578
Videospiel, 643, 7450, 8217
Videospiele, 9308
Videotelefon, 1818
Videotelefonie, 246, 3718, 4724, 5151, 6693, 6953, 7756, 9775
Videotext, 450, 1562, 2356, 2373, 2568
Videothek, 441, 616, 714, 1327, 1342, 1358, 1359, 4632, 7657, 8061
Videoüberwachung, 6901, 8026
Videowürfel, 7140
Vierspurrekorder, 4100
Viersternefach, 3939
Viewmaster, 318
Vine, 2902, 3160
Vine Client, 3160
VingCard, 8384
Vinyl, 1061, 2026, 4750, 6794, 7741, 7834, 8847, 9400, 9458, 9734
Virchow-Klinikum, 5838
Virtual Box, 3770
Virtual Desktop, 3043
Virtual Machine, 5316
Virtual Reality, 3255, 3344, 5731, 5863, 5867, 5869, 6143, 6173, 6175, 6375, 6563, 9221, 9335
Virtualisierung, 7310
Virtualista, 336, 384, 390, 464, 515, 643, 742, 854, 882, 894, 898, 909, 1060, 1423, 1436, 1486, 1487, 1497, 2056, 4840, 5554, 5592, 5616, 5644, 5684, 5708, 5749, 5836, 5886, 6122, 6183, 6187, 6229, 6232, 6266, 6492, 6514, 6575, 6596, 6647, 6665, 6738, 6756, 6779, 6796, 6840, 6853, 6864, 6923, 6927, 6976, 7019, 7050, 7083, 7140, 7169, 7271, 7285, 7307, 7386, 7414, 7485, 7602, 7605, 7645, 7661, 7726, 7747, 7756, 7782, 7784, 7795,

7848, 7937, 7940, 8000, 8002, 8007, 8022, 8031, 8054, 8064, 8070, 8097, 8115, 8122, 8166, 8188, 8196, 8223, 8271, 8313, 8345, 8352, 8360, 8397, 8435, 8502, 8513, 8517, 8522, 8537, 8603, 8644, 8702, 8757, 8807, 8823, 8875, 8909, 8936, 8938, 9023, 9025, 9048, 9067, 9075, 9078, 9096, 9132, 9204, 9217, 9266, 9268, 9285, 9291, 9348, 9380, 9402, 9418, 9434, 9489, 9494, 9545, 9607, 9619, 9655, 9675, 9685, 9736, 9774
Virtualität, 5139
virtuelle Tastatur, 5847, 6952, 7473
virtuelle Welt, 4244
Virus, 1589, 6023, 6183, 6640, 9750
VISA, 9692
Visa, 3853, 4920
Visitenkarte, 3850, 6282, 6745, 6979, 7651, 8373, 8441, 9565
Visualizer, 8252
visuelles Erzählen, 7516
Visum, 7032
Vitrine, 8714
Vivobase, 7530
VLC, 2340, 3334
Vlog, 6125
VNC, 3858
VOC, 2345
VoD, 5754
Vodafone, 1176, 1395, 1463, 1537, 1872, 2199, 2275, 4078, 5347, 6171, 6822, 7074, 7609, 9294, 9534
Vögel, 7801, 9366
Voice Mail, 5535
Voice over IP, 2713, 2782, 5175, 5535, 6229, 7585, 7755, 7927, 8458, 8770
Voicemailbox, 717
Voicemailsystem, 8002, 8022, 8031, 8070, 8097
Voiceover, 3874
Volker König, 311, 355, 372, 378, 388, 416, 417, 423, 452, 520, 526, 527, 540–542, 545, 575, 580, 581, 584, 609, 644, 649, 650, 688, 704, 709, 711–713, 762, 768, 803, 804, 806, 825, 828, 870, 884, 944, 972, 979, 998, 1023, 1046, 1048, 1097, 1125, 1149, 1156,

1157, 1190, 1222, 1295, 1352, 1354, 1387, 1458, 1459, 1516, 1589, 1603, 1619, 1621, 1668, 1698, 1726, 1730, 1739, 1784, 1792, 1794, 1809, 1884, 1888, 1906, 1930, 1991, 2008, 2011, 2014, 2015, 2025, 2032, 2063, 2068, 2091, 2110, 2135, 2141, 2143, 2145, 2150, 2153, 2157, 2162, 2169, 2173, 2177, 2181, 2192, 2205, 2210, 2214, 2217, 2220, 2227, 2229, 2233, 2239, 2261, 2266, 2273, 2276, 2278, 2283, 2290, 2294, 2307, 2312, 2316, 2333, 2339, 2410, 2421, 2433, 2442, 2452, 2459, 2475, 2476, 2481, 2486, 2505, 2512, 2517, 2522, 2525, 2531, 2545, 2546, 2556, 2563, 2574, 2602, 2621, 2626, 2628, 2645, 2648, 2661, 2663, 2675, 2683, 2715, 2751, 2779, 2785, 2793, 2803, 2834, 2867, 2869, 2884, 2898, 2904, 2910, 2913, 2916, 2919, 2921, 2929, 2949, 2962, 2968, 3019, 3022, 3027, 3041, 3049, 3053, 3239, 3249, 3256, 3318, 3325, 3365, 3381, 3445, 3450, 3475, 3476, 3486, 3529, 3545, 3611, 3632, 3673, 3770, 3894, 3902, 3948, 3955, 4025, 4079, 4139, 4226, 4323, 4411, 4434, 4463, 4467, 4481, 4489, 4493, 4505, 4543, 4595, 4690, 4747, 4873, 4912, 4972, 5009, 5031, 5053, 5061, 5067, 5119, 5192, 5246, 5254, 5262, 5288, 5303, 5310, 5871, 5877, 5892, 6062, 6103, 6118, 6491, 6529, 6602, 6618, 6628, 7007, 7628, 7669, 7957, 8454, 8458, 9297, 9416, 9482

Volksbank, 7369

Volksbegehren, 8910

Volkswagen, 529, 5025

Vollautomat, 6815

Vollbildmodus, 8192

Volltextsuche, 6055

Volvo, 6680, 8961

Vorablesen, 8059

Vorbeicon, 3445, 4558, 6298, 7367, 7379, 9601

Vorbis, 8519

Vordatierung, 3486

Vordruck, 609
Vorführeffekt, 5963
vorgedruckt, 7172
Vorhersage, 4905
vorlesen, 4220, 6817, 9732
Vorlesung, 1346, 3037, 5252, 5578
Vornachzwischenwort, 1986, 3293, 3298–3302, 3304, 3306, 3313, 5667
Vorname, 273, 5831, 7122
Vorratshaltung, 9704
Vorruhestand, 1086
Vorschaubild, 7411
Vorschaubildvorschaubild, 7411
vorspulen, 5063
Vortrag, 994, 7292, 9096
Vortragstechnik, 995, 1703, 1849, 2281, 2625, 3902, 4371, 5079, 5815, 5819, 6060, 6062, 6196, 6202, 6268, 6590, 6822, 7123, 7292, 8233, 8391, 8500, 8812, 8960, 9109, 9215, 9437, 9500, 9510, 9584, 9629
Vorwahl, 5320, 7706, 8352, 9079
Vorzeichen, 4721
Vosonic VP3320, 1267
Voting, 1235, 2365
Vox, 6552
VPN, 1710, 2778, 3043, 5556, 5722, 5806, 6746, 9607
VPS, 823
VR, 6143, 6173, 6175, 6563, 6731, 9335
VR Brille, 6143, 6441
VServer, 1149, 1458, 2904
VW, 663, 1831, 5025, 8249
VW Käfer, 255

Waage, 1528, 2663, 4175, 5360, 5969, 6711, 9366
Wachs, 9781
Wachsmatrize, 539, 9364
Wackelkontakt, 2791
Wacom, 8637
Wählscheibe, 294, 296, 380, 410, 432, 518, 548, 710, 1069, 1279, 1887, 2635, 2651, 2750, 3825, 4445, 5195, 6578, 6626, 9079
Wählscheibenschloss, 275, 6503
Währung, 6931, 8226
Wärmepumpe, 3240
Wärmesensor, 6206
Wäsche, 1712, 4717, 9643
Wäschemangel, 773, 3106
Waffe, 3342
Wagenreihung, 7147
Wahl, 1040, 2614, 5650, 8223
wahlatlas.net, 7379
Wahlbenachrichtigung, 5650
Wahlcomputer, 1040
Wahlwiederholung, 548, 9079

Wahrnehmung, 5347, 6481
WalkJogRun, 4520
Walkman, 351, 389, 440, 1061, 1763, 2205, 3874, 8210
Walkthrough, 951
Wallet, 2056, 7848, 8435, 8522, 9067
Walter Benjamin, 1986
Wanadoo, 7042
Wanderkarte, 6377, 6409
Wandern, 8100, 9577
wandern, 4536
Wanderweg, 4940
Wandtafel, 4820, 5172, 6221, 7123
Wandtelefon, 8622
WannaCry, 7610
Wannenbad, 6058
WAP, 1015, 1071, 1080, 1082, 5999, 8860
Warensicherung, 1403
Warentrenner, 4954
Warenwirtschaftssystem, 320
Warmwasser, 3240, 7953
Warnsystem, 4218, 6163
Warschau, 7265
Wartemusik, 6218
warten, 244, 5223, 5670, 7092, 8211
Wartenummer, 2488, 2612, 3391, 3748, 7610
Warteschleife, 1347, 3955, 8758, 8963, 9206, 9476
Wartezimmer, 5425
warum geht das nicht online, 2694
was fehlt, 1166, 1283, 1732, 1877, 1936, 6624
Waschbär, 4943
Waschbecken, 6032, 8845
Waschbrett, 5598
waschen, 2026, 3732
Waschmaschine, 243, 550, 1432, 1623, 1712, 2060, 2502, 2543, 3001, 3026, 3325, 3825, 3876, 7199, 7801, 7831, 7907, 7959, 7985, 8265, 8818, 8871, 9736
Waschsalon, 1432, 1993
Washington Post, 5229
Washlet, 1558
Wasser, 2042, 5324
Wasserbett, 8860
wasserdicht, 6984, 9333, 9736
wasserfest, 6984
wasserfeste Kamera, 4416
Wasserfilter, 8454
Wasserkocher, 2001, 2071, 2243, 7907, 7985, 9754
Wasserkraft, 1640, 2651, 4512
Wasserkühlung, 271, 5573, 7059
Wassersauger, 3018

Wasserschaden, 1544, 4645, 5036, 6879, 9736
Wasserspender, 2005
Wasserstand, 7775
Wasserstandsansage, 7653, 7775
Wasserverschwendung, 1757
Wasservorhang, 7896
Wasserwaage, 3839
Wasserzähler, 4194
Wasserzeichen, 3815, 7236
Watchever, 1945, 1973, 3183
Watchface, 4709
WatchOS, 8205
WAV, 1171
Wayback Machine, 1253, 4840
wayward boy, 5002
Waze, 2935
WC, 8778
WD 40, 2556
Wdesk, 9234
WDR Computerclub, 321
Web, 3223
Web App, 7544
Web.de, 7042
web.de, 2359
Webcam, 1531, 1681, 1792, 2189, 2933, 3673, 3734, 3902, 4860, 5434, 5764, 6531
Webdesign, 7095
Webdienste, 1766, 3397
WebEx, 8443
Webfilter, 4343
WebID, 6720, 8104
Weblog, 1016
Webmail, 856, 1138, 1221, 3040, 8810
Webradio, 2396, 5230, 6928
Webring, 966
WebSDR, 6915
Webseite, 6550, 7602, 8163, 9128
Webseiten, 8890
Webserver, 9774
Webshop, 4649, 9273
WebSign, 2763
Website, 1088, 1867, 2697, 5146, 7095
Webspace, 9383
Webstuhl, 5575
WebUntis, 6659
WeChat, 4695, 5933
WeChat Pay, 9147
Wechselkurs, 5711
Wechselobjektiv, 5808, 6430
Wecker, 517, 759, 1081, 1089, 1430, 1454, 1877, 1930, 2117, 2514, 2594, 3031, 3294, 3571, 3586, 3780, 3789, 3819, 3948, 4502, 4710, 5088, 5887, 6024, 6619, 6963, 7180, 7330, 7331, 7778, 7811, 9366, 9528
Wecksignal, 9528
Wedding, 5838

Weebo, 5154
WEGA, 533
Wegweiser, 4940
wegwerfen, 3041
Wehenschreiber, 5282, 8360, 9098
Wehrlager, 553
Weiche, 9293
Weidekaiser, 4142, 4230, 4259, 5090, 5728, 5736, 9386
Weihnachten, 667, 3097, 5334, 6876, 6915, 6918, 6919, 6925, 6929, 8594, 8609, 9505, 9684
Wein, 1947, 2252, 2484
Weinberaterin, 3571
Weißware, 1712, 9208
Weiterbildung, 8812
Weiterleitung, 4823, 5147
Weltkarte, 6997
Weltron 2000, 3905
Werbeanruf, 894
Werbegeschenk, 281, 5083
Werbeplakat, 3924
Werbesendung, 5315
Werbeträger, 473
Werbung, 515, 795, 1386, 2373, 2734, 2755, 2967, 3065, 3104, 3133, 3465, 3574, 3612, 3683, 3752, 3924, 4852, 4975, 5030, 5063, 5115, 5121, 5258, 5305, 6013, 6173, 6343, 6417, 6541, 6733, 6815, 6973, 7285, 7485, 7507, 7750, 8008, 8057, 8284, 8292, 8735, 8878, 8940, 8944, 9059, 9102, 9181, 9320, 9584, 9669
Werksgelände, 3135
Werkzeug, 1878, 3839, 6581, 8313, 8528, 9244
Werner Krauß, 6030, 6034
Wert, 6287
Wertmarke, 8226
Wertsachen, 3932
Wertstoffhof, 3500
Wespen, 4811
Western Union, 5604, 8278, 8339, 8392
wetransfer, 6728, 9376
Wetter, 1077, 1628, 2189, 2393, 3056, 4709, 4905, 6786, 6927, 7947, 8764, 9277, 9754
Wetterfax, 6596
Wettervorhersage, 8764, 9277
Wetterwarnung, 8764
WhatsApp, 1147, 1835, 1885, 1917, 1956, 1957, 2074, 2200, 2509, 3003, 3134, 3822, 3947, 3948, 4113, 4169, 4174, 4187, 4212, 4296, 4321, 4353, 4426, 4427, 4570, 4636, 4695,

4788, 4809, 4832, 4990, 5007, 5091, 5105, 5151, 5162, 5237, 5255, 5271, 5287, 5313, 5329, 5353, 5370, 5389, 5562, 5616, 5620, 5714, 5722, 5743, 5791, 5961, 5981, 6054, 6069, 6177, 6180, 6282, 6283, 6473, 6503, 6535, 6665, 6768, 6796, 6806, 6842, 6888, 6976, 7154, 7284, 7302, 7316, 7318, 7365, 7409, 7414, 7427, 7442, 7565, 7726, 7839, 7884, 7897, 7962, 8081, 8108, 8134, 8155, 8247, 8276, 8348, 8375, 8407, 8502, 8513, 8533, 8719, 8770, 8787, 8806, 9056, 9078, 9098, 9128, 9160, 9174, 9259, 9447, 9474, 9606
WhatsApp Web, 7409
WhatsBroadcast, 7302
Whirlpool, 3546
Whispernet, 1677
Whiteboard, 2867, 4966, 5038, 6202, 9343
Wi-Fi, 4747, 5053, 5419, 6192, 6314, 6491, 6553, 6670, 7284, 7382, 7581, 7600, 7618, 7748, 7957, 8120, 8775, 9221
Widmung, 3893
Wiederherstellung, 7280
Wien, 5591
Wieslauftalbahn, 8605
WIFIonICE, 6491, 7158, 7581, 7636, 7947, 7983, 9272, 9659, 9701
Wii, 1331, 2339
Wiki, 1208, 1209, 1254, 1260, 4187, 7544, 7726, 9585
Wikimedia, 2294
Wikipedia, 1108, 2896, 3948, 5005, 5067, 5082, 5836, 6811, 8540, 8796, 9104, 9404, 9435
Wiko, 6971
Wilhelm Fucks, 1346
Winamp, 2390, 2396, 3201, 3549, 6982
Windenergie, 7080
Windgeschwindigkeitssensor, 1205
Windows, 672, 708, 711, 731, 765, 803, 903, 1051, 1229, 1249, 1296, 1315, 1387, 1397, 1898, 1963, 2007, 2014, 2140, 2157, 2162, 2168, 2207, 2210,

2394, 2522, 2574, 2647, 2774, 2863, 3035, 3051, 3053, 3122, 3166, 3195, 3212, 3279, 3390, 3493, 3713, 3849, 4138, 4490, 4587, 4672, 5806, 6071, 6514, 6542, 6873, 7348, 7460, 7602, 8684, 9227, 9636
windows, 9750
Windows 10, 4822, 7198, 8684, 9636
Windows 3.1, 793, 1029, 3724, 9312
Windows 7, 1627, 6542, 7048, 8037, 9556
Windows 8.1, 8684
Windows 95, 7310
Windows 98, 2701
Windows Bildbetrachter, 9109
Windows Media Player, 1465
Windows Mobile, 1548, 2802
Windows Phone, 7787, 8882
Windows XP, 1207
Wine, 3770
Winfax, 660
Winkelschleifer, 9776
Winter Games, 3702
Winterzeit, 3589, 7330, 8366
WIRED, 6224
Wired, 9326
wireless, 6759
Wireless Light Control, 6953
Wirtschaftssimulation, 5109
wischen, 3238, 3791, 3801, 5038, 9279
Wischgeste, 8603
Wischwaschflüssigkeit, 452
Wissen, 4941
Wissenschaft, 4437, 5484, 7282, 9759
wissenschaftliches Arbeiten, 1202, 6327
Wissensspiel, 560
Wissensvorsprung, 847
Withings, 6711, 8170
Witkar, 518
wjanw, 8826
WLAN, 909, 965, 1139, 1230, 1233, 1242, 1246, 1311, 1322, 1324, 1337, 1370, 1372, 1430, 1444, 1452, 1474, 1516, 1525, 1526, 1542, 1550, 1600, 1604, 1619, 1628, 1630, 1645, 1656, 1704, 1710, 1726, 1752, 1777, 1792, 1794, 1824, 1882, 1888, 1890, 1928, 1964, 2040, 2045, 2088, 2108, 2156, 2162, 2202, 2210, 2235, 2271, 2273, 2275, 2276, 2279, 2296, 2298, 2311, 2362, 2404, 2408, 2415, 2421,

2499, 2503, 2585, 2648, 2663, 2716, 2746, 2758, 2763, 2771, 2782, 2881, 2903, 2913, 2916, 2921, 2940, 2988, 3007, 3012, 3184, 3212, 3273, 3286, 3309, 3362, 3390, 3454, 3466, 3507, 3575, 3660, 3687, 3752, 3839, 3841, 3865, 3881, 3882, 3894, 3947, 3978, 3987, 4051, 4077, 4081, 4176, 4241, 4266, 4403, 4409, 4434, 4440, 4482, 4501, 4510, 4614, 4622, 4636, 4719, 4747, 4782, 4860, 4881, 4896, 4999, 5030, 5032, 5046, 5075, 5098, 5132, 5251, 5380, 5419, 5428, 5570, 5618, 5626, 5627, 5664, 5690, 5715, 5736, 5804, 5806, 5813, 5877, 5892, 5916, 5949, 6005, 6009, 6031, 6100, 6105, 6130, 6142, 6187, 6192, 6219, 6252, 6257, 6274, 6314, 6420, 6557, 6572, 6590, 6607, 6615, 6647, 6670, 6756, 6830, 6842, 6864, 6905, 6945, 6947, 6949, 6966, 7050, 7103, 7132, 7158, 7164, 7196, 7243, 7307, 7502, 7527, 7600, 7605, 7609, 7618, 7645, 7668, 7705, 7711, 7748, 7818, 7839, 7877, 7923, 7927, 7940, 7985, 8002, 8031, 8037, 8054, 8120, 8123, 8187, 8191, 8640, 8644, 8694, 8718, 8770, 8775, 8812, 8815, 8826, 8857, 8938, 8944, 8973, 9044, 9104, 9165, 9174, 9221, 9350, 9534, 9607, 9641, 9652, 9731

WLAN Call, 6636

WLAN-Drucker, 6678

WLAN-Router, 7748

WM, 6366, 9204, 9253

Wochenende, 8287, 9520

Wörterbuch, 3878

wohnen, 244, 540, 1737, 1798, 1928, 1992, 2071, 2131, 2199, 2219, 2246, 2272, 2334, 2460, 2462, 2494, 2570, 7082, 7083, 7852, 7907, 8682

Wohnmobil, 8402

Wohnung, 6738, 7877, 9237

Wohnungsmiete, 952, 1671, 3816

Wohnungsreinigung, 1981

Wohnungssuche, 852, 1479, 4515

wok4, 3319

Wolfgang Kunckel, 2772, 3137, 3503, 3544, 3563, 3596, 3660, 4554, 4647, 5033, 5043, 6139, 6711, 6788, 6943, 7351, 7438, 7748, 7834, 8238, 8512, 8531, 8634, 8637, 8718, 9499, 9648, 9654, 9784
Wolfgang Rügner, 786
Womanizer, 8740
Word, 508, 676, 731, 756, 847, 999, 1097, 1191, 1208, 1228, 1570, 1855, 2063, 2088, 2113, 2731, 3043, 3486, 4037, 5125, 5156, 5653, 5815, 6202, 6302, 7310, 7747, 9519, 9545, 9628, 9748
word, 9750
Word 2000, 2701
Word 2010, 3043
Word 4.0, 1033
Word 5, 9229
Wordfeud, 6300
WordLens, 4606
WordPerfect, 709, 803
Wordpress, 2457, 2476, 2854, 4505, 5125, 8806, 8839, 9383
Wordstar, 505, 539, 704
Workaround, 381, 427, 436, 465, 517, 586, 620, 641, 768, 791, 836, 946, 1074, 1077, 1205, 1244, 1255, 1266, 1290, 1352, 1482, 1485, 1504, 1544, 1685, 1794, 1849, 1865, 1867, 2044, 2089, 2224, 2543, 2625, 2691, 2767, 2860, 2900, 2972, 2973, 2991, 3015, 3037, 3053, 3149, 3161, 3166, 3220, 3287, 3294, 3381, 3397, 3464, 3641, 3648, 3654, 3722, 3892, 3904, 3955, 3971, 4018, 4223, 4257, 4321, 4343, 4363, 4398, 4470, 4527, 4550, 4748, 4859, 4899, 4948, 4954, 4955, 5060, 5313, 5347, 5371, 5397, 5442, 5499, 5556, 5583, 5597, 5621, 5648, 5653, 5676, 5747, 5778, 5819, 5831, 5953, 5972, 5997, 6022, 6142, 6168, 6173, 6180, 6211, 6221, 6265, 6273, 6294, 6302, 6348, 6409, 6544, 6550, 6557, 6568, 6591, 6727, 6731, 6742, 6789, 6925, 6945, 6963, 6968, 7024, 7032, 7062, 7127,

7234, 7275, 7284, 7319, 7331, 7348, 7367, 7411, 7521, 7532, 7544, 7581, 7610, 7621, 7721, 7744, 7745, 7748, 7749, 7945, 8029, 8132, 8170, 8251, 8270, 8276, 8379, 8387, 8392, 8394, 8410, 8412, 8484, 8488, 8531, 8544, 8558, 8581, 8622, 8629, 8644, 8650, 8651, 8666, 8699, 8767, 8779, 8791, 8800, 8807, 8829, 8973, 8997, 9047, 9104, 9156, 9220, 9240, 9253, 9255, 9266, 9271, 9301, 9315, 9325, 9334, 9346, 9350, 9372, 9373, 9377, 9404, 9414, 9429, 9433, 9459, 9464, 9469, 9476, 9499, 9500, 9510, 9556, 9571, 9584, 9636, 9645, 9692, 9700, 9722, 9732, 9765, 9767, 9774, 9779
Workflow, 2971, 3669, 5012, 9464
Workiva, 9234
World of Warcraft, 1401
World Trade Center, 4592
World Wide Web, 695
Wortende, 667
Wortwolke, 9316
WPA2, 6905
WPS, 2210, 2881, 9350
Writely, 1208, 1260
Writer2ePub, 2625
Wunderblock, 7276
Wunderlist, 7781, 8899
Wunschliste, 7110
Wuppertal, 6319
WWW, 695, 857, 2637, 4150

X Window, 762
X Window System, 669
X.25, 5769
X2 Orgasmatron, 1318
Xbox, 1809, 2004
Xbox 360, 651, 3567, 7450
xe.com, 4445
Xenon, 1757
Xerox, 1033
Xi'An, 9147
XING, 3239
Xing, 3850, 6550, 8373
xkcd, 9486
xs4all, 2523

Y2K, 958
Y2K Problem, 963
Yahoo, 868, 1147, 2200, 5305, 7042, 7478
Yahoo Pipes, 1453
YahooWeather, 4709
Yandex, 7042
Yelp, 2759

ynab, 3994
Yo, 3056
You can call me AL, 460
YouTube, 1180, 1493, 1665, 1681, 1825, 1845, 1885, 2212, 2403, 2408, 2653, 2751, 2784, 3076, 3390, 3465, 3532, 3744, 3779, 4002, 4481, 4547, 4640, 4697, 4818, 4850, 5005, 5009, 5058, 5082, 5121, 5259, 5273, 5679, 5755, 5801, 6007, 6015, 6058, 6108, 6117, 6173, 6196, 6220, 6541, 6563, 6706, 6794, 6892, 7028, 7037, 7043, 7407, 7537, 7581, 7883, 7968, 8000, 8042, 8141, 8302, 8311, 8572, 8699, 9335, 9404, 9471, 9473, 9584, 9685, 9794
Yuan, 3750

Z-Netz, 520
Z80, 4398
zählen, 3467
Zählerablesung, 5741, 8209
Zählpixel, 7260
Zähne, 6733
Zahlencode, 6372
Zahlenkombination, 821
Zahlungserinnerung, 3537
Zahlungsmittel, 7940, 9147
Zahlungsverkehr, 1871, 3433, 4611, 6553
Zahnarzt, 1789, 1878, 2047, 2068, 3021, 4289, 6120, 6559, 6733, 7649
Zahnbürste, 3008, 3893, 4825, 9319
Zahnpasta, 2212
Zahnrad, 9309
Zahnspange, 5009
Zalando, 8381
ZAMG, 4709
Zange, 7001
Zanzarah, 6400
Zapfsäule, 8292
Zauberwürfel, 338, 5500
ZBoard, 3914
ZDF, 5193, 5806, 6366
Zehnfingerschreiben, 570, 879, 4389, 8618
Zeichen, 3614
Zeichensatz, 872
Zeilenschaltung, 4204
Zeilenumbruch, 1570
Zeit, 433, 1466, 2078, 2126, 2324, 2514, 4036, 4058, 4131, 5262, 7701
Zeitanzeige, 5906
Zeitautonomes Sehen, 4409
Zeiterfassung, 1932, 2208, 2327, 5012, 5556, 6789, 6796

Zeitkapsel, 6885
Zeitlupe, 5996
Zeitplan, 7589
Zeitraffer, 8993, 8997
Zeitreise, 7805, 9499
Zeitschaltuhr, 517, 2676, 2808, 3132, 3240, 4554, 8993, 9377
Zeitschrift, 338, 381, 616, 670, 786, 804, 882, 1572, 1819, 1927, 1967, 2138, 3782, 4262, 4398, 5020, 5570, 5972, 6548, 7279, 7282, 7639, 8603, 8795, 9533, 9701
Zeitschriftenbeilage, 701
Zeitsignal, 8926
Zeitstempel, 9246
Zeittakt, 753
Zeitumstellung, 1466, 1867, 1919, 2117, 2122, 2126, 3575, 3577, 3587, 3589, 3593, 3607, 3628, 5185, 5906, 6738, 6740, 6843, 7270, 7330, 7331, 7334, 7335, 8365, 8366, 8926, 9521, 9523
Zeitung, 344, 378, 454, 514, 537, 554, 568, 577, 642, 707, 784, 852, 860, 872, 912, 1104, 1479, 1497, 1785, 1835, 1946, 1981, 1991, 2038, 2196, 2283, 2321, 2424, 2502, 2855, 3104, 3116, 3253, 3704, 3805, 3941, 4243, 4505, 4927, 5083, 5258, 5264, 5334, 5570, 5642, 5932, 6240, 6399, 6404, 6507, 6548, 7190, 7205, 7376, 7751, 8625, 9263, 9464, 9545
Zeitwahrnehmung, 6270
Zeitzeichen, 4466, 8355
Zeitzone, 759, 2078, 2324, 3491, 3587, 3591, 3607, 5185, 5639, 6843, 7248, 7334, 7335, 7436, 8675
Zello, 2949, 7897
Zelt, 6425, 8463
zelten, 9294
Zentralverriegelung, 1900, 6232, 7199, 9285
Zertifikat, 7169
Zettel, 3136, 7326
Zettelkasten, 981, 1615, 4365, 7190, 7205, 7326
Zettelsystem, 7320
Zeugen, 7318
Zeugen Jehovas, 9344
Zeugnis, 5956
Zigarette, 562
Zigarettenanzünder, 6103, 6927, 7661

Zigarettenautomat, 562, 4945
ZigBee, 5733
Zimmerantenne, 860, 1388
Zimmerofen, 7953
ZIP, 2044, 4991, 6041
Zirkus, 3970
Zitation, 4437, 7282
Zitationscode, 9464
zitieren, 7395
Zivildienst, 7884
Zo, 7070
Zoho, 1855
Zoll, 944, 1590, 1707, 2010, 2500, 4894, 6873, 8488
Zollstock, 8412
Zombie, 3684
Zombies, 5598
Zombies, Run!, 6451, 6506, 8188
Zoom, 5808, 7376, 7805
zoom.us, 8391
ZTE Grand X, 5313
Zündkerze, 5031
Zündschloss, 5981
Zündung, 6232
Zufall, 3135, 3201
Zufallsgenerator, 675, 5080
Zug, 790, 4431, 5090, 6105, 7307, 8397, 8398, 8446, 8981, 9089, 9280
Zugabteil, 4147
Zugangsberechtigung, 4556
Zugangsdaten, 4409, 5944
Zugangskontrolle, 610, 655, 813, 884, 1023, 1066, 1663, 1932, 2594, 2798, 3275, 3464, 3637, 3696, 3824, 3837, 3987, 4230, 4259, 4294, 4306, 4319, 4443, 4865, 4993, 5002, 5343, 5347, 5757, 5769, 5830, 5910, 5981, 5999, 6016, 6047, 6232, 6372, 6377, 7275, 7331, 7351, 7447, 8016, 8173, 8301, 8384, 8701, 9059, 9067, 9357, 9784
Zugangssysteme, 2594
Zugbindung, 9499
zugenäht, 233
Zugfahren, 8104
Zuginternet, 7164
Zugradar, 2017, 2915, 4533, 8531
Zugzielanzeiger, 7147
Zukunft, 3486, 4231, 9326
Zurück aus der Zukunft, 8297, 8610, 8685, 8692
Zuse Z11, 9437
Zuse Z22, 9437
Zuse Z23, 9437
Zustellungsbenachrichtigung, 8488
Zustellversuch, 9520
Zweikanalton, 823
zweiter Zustellversuch, 8488
zweites Mal, 8229

Zwinkersmiley, 871
Zwischenablage, 1511, 3317, 7024, 8450, 8810
ZX81, 351, 355, 375, 4262, 4398
Zypern, 9244
Zyxel, 746, 768